3

Wie
fünf Mädchen
im Branntwein jämmerlich umkommen.

Eine merkwürdige Geſchichte,

von

Jeremias Gotthelf.

Bern, 1838.
Wagner'ſche Buchhandlung.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Der Verfaſſer hatte über das Branntweintrinken ein Luſtſpiel geleſen, welches mit einer Heirath und einem frohen Mahle ſchließt. Er verſuchte nun über denſelben Gegenſtand ein Trauerſpiel, und zwar erfand er daſſelbe nicht, er ordnete nur zum Druck die Erzählung wirklicher Begebenheiten, die er einem Freunde verdankt.

Jeremias Gotthelf.

Es iſt ſchon einige Jahre her, daß ich an eines Samſtags heißem Nachmittage über einen ziemlich öden Berg wanderte. Ich kam von einem Orte her, wo viel Reichthum iſt, aber noch mehr Armuth; wo die Reichen das Saufen vornahmen, die Armen es nachmachten. Die Erſtern, ſo lange ſie es vermögen, treibend mit Wein, die Andern, aus Mangel an Geld, mit Branntwein. Von den Reichen kamen die einen dabei um's Leben, andere um's Vermögen, die Armen in tiefes Elend hinein.

Ich ſtieg ſchweren Gemüthes den Berg auf und überdachte mir das Unglück und die unbeſchreiblichen Folgen, die es hat, wenn an einem Orte von oben herab ein ſchlechtes Beiſpiel gegeben wird, wie ſchlechte, liederliche Vorgeſetzte ganze Dorfſchaften anſtecken, und wie in einen Wirvel hinein mit ſich in Sünde und Elend ziehen können. Ich zählte in Gedanken mir die Dörfer und Gemeinden auf, die ich durch die Erſten des Orts und die Vorgeſetzten verunglückt wußte, und es waren deren mehr als man glaubt.

Ich dachte mir, wie nothwendig es wäre, daß man allen Statthaltern ſowohl, als auch allen Regierungsſtatthaltern nicht nur Geſetze und Dekrete, ſondern auch „Lienhard und Gertrud“ in die Hände gebe. Zu meinen Gedanken nickten mir wehmüthig verſerbete Haferſtengel, und magere Gräschen ſahen mich betrübt an, als ob ſie mir wollten klagen helfen, aber, von ihren verſoffenen Beſitzern verwahrlost, nicht mehr Kraft hätten dazu. So kam ich den Berg auf in finſteres Tannengehölz in eine wilde Gegend, wo mir unheimlich zu Muthe war, wenn ich mir die verwilderten Menſchen, dachte, die hier ringsum wohnen, und wie einſam es hier oben ſei. Darum ſtieg ich ſo raſch den ſteilen Weg nieder, daß mich die Kniee ſchmerzten, als ich unten im engen Thälchen war, welchem die Sonne nur dann einen kurzen Blick ſchenkt, wenn ſie in der beſten Laune iſt.

Einem Wäſſerchen nach, in dem wenig Waſſer, aber viele Steine waren, wanderte ich der Mündung des Thälchens zu, ſo ſchnell Hitze und Müde mir es erlaubten. Mich dürſtete, und das laue Waſſer im Bächlein, das aber zu Zeiten Tannen trägt und Brücken zerſtört, wollte mir nicht munden. Es war lang das kleine Thal, wollte kein Ende nehmen; der Ort, wohin ich zielte, wollte nicht kommen.

Hie und da lag zur Seite ein ſchöner Hof, mit dunkelgrünen Bäumen umkränzt, behaglich im Schatten, den ich ihm mißgünſtig vergönnte. Endlich, nach einer unendlichen Stunde tauchte vor mir auf der lange, ſchmale Ort und ſeine enge Gaſſe mit ſchlechten, ſchindelnbedeckten Häuſern, wo einſt das Feuer eine ſchreckliche Nacht oder einen furchtbaren Tag den Menſchen bereiten wird. So nahe bei der Herberge, vermochte ich noch einige Geſchäfte abzuthun, konnte meinen Basler Herren einige Säcke Kaffee abſetzen, und erſt bei einbrechendem Abend ſetzte ich mich in das wenig anſchauliche Wirthshaus.

Noch durſtiger geworden durch das Aufſchwatzen meiner Waare, beſtellte ich mir mein Lieblingsgetränk, das am beſten abkühlt, ſüßen Thee mit Wein, und muſterte dann, in einer Ecke der Gaſtſtube ſitzend, meine Umgebungen. Die Stube war düſter und voll unerträglicher Fliegen, welche die gelben Vorhänge ſchön ſchwarz punktirt hatten; die Tiſche ringsum mit Eiſen beſchlagen, damit die Gäſte ſich nicht im Schnitzerhandwerk üben möchten, wie Buben in der Schule. Dem Boden ſah man an, daß man die Beſen ſchonte, obgleich man im Beſenreiſerland war; und Wände und Ofen mochten ſeit Jahren nicht abgerieben oder abgewaſchen ſein. Gäſte ſaßen, circa ein halbes Dutzend, vereinzelt an den Tiſchen, jeder mit einem halben Schoppen vor ſich; durch den ſtinkenden Tabaksrauch hindurch drang der Geruch der in den halben Schoppen enthaltenen Flüſſigkeit — es war Branntwein.

Dieß fiel mir eben nicht beſonders auf, ich hatte es ſchon an mehreren Orten geſehen; mehr wunderte mich das ſaure, ſtockiſche Weſen der Menſchen. Auf mehrere Fragen erhielt ich keine Antwort; man gab gar kein Zeichen, daß man mich vernommen, und wenn ich endlich eine Antwort erzwang, ſo war ſie kurz und puckt; und wenn ein oder zwei aus der Antwort ein Geſpräch machten, ſo ward es gleich ſo gehäſſig und ſtreifte an das Beleidigende, daß ich froh war, mit meinem Thee und meiner Cigarre mich abzugeben und die Andern in Ruhe zu laſſen.

Ich notirte allerlei in meinen Kalender; Gäſte kamen, forderten einen halben Schoppen, ohne zu ſagen was, — der Wirth wußte es; endlich kam Gelächter und Geſchnatter auf das Haus zu, die Treppe herauf, ſtockte vor der Thüre, immer lauter werdend, ſo daß ich gar gwunderig aufſah, was da kommen wolle. Nach einer Weile wurde die Thüre aufgeriſſen und herein ſtießen ſich fünf Mädchen. Froh wurden ſie empfangen von den Anweſenden; es gilt dir, Liſeli! es gilt dir, Bäbeli! ſcholl es aus dieſer und jener Ecke. Bis umme rühvig, antworteten die Mädchen, thaten aber doch ungenirt Beſcheid in Branntwein, und wenn ſie auch mit dem erſten Schluck nur nippten, ſo tranken ſie doch auf die Mahnung: nimm umme, mach' us! ohne Weigern das Glas halb oder ganz leer.

Sie ſetzten ſich ganz in meine Nähe, und die Wirthinn trat zu ihnen mit der Frage: womit kann ich aufwarten? Bring grad e Maß! rief lachend das munterſte der Mädchen. Nun, das iſt doch vernünftig, dachte ich, daß die jetzt Wein trinken; aber ſie wären noch witziger geweſen, wenn ſie nicht in Branntwein Beſcheid gethan hätten. Die Wirthinn brachte die Maß, die Mädchen ſchenkten ein; aber es ſah aus wie Branntwein, es roch wie Branntwein, ſie tranken es, wie man den Branntwein trinkt; ja wahrhaftig, es war Branntwein! Fünf Mädchen ſaßen da wohlgemuth hinter einer Maß Branntwein, und kein Menſch machte ein erſtauntes Geſicht als ich; es ſchien ihnen etwas ganz Ordinäres zu ſein.

Es graute mir ordentlich vor dieſen Nachbarinnen, wenn ich mir dachte, was Alles vorhergegangen ſein müßte, bis ſie dahin kamen, ungenirt zuſammen in's Wirthshaus zu gehen und eine Maß Branntwein zu fordern; und was dann Alles hintennach ſich begeben werde, wenn ſie dieſe Maß im Leibe hätten. Ich wiſchte meine Brille ab, ſetzte ſie auf und rückte noch ein wenig vorwärts, um dieſe Mädchen genau zu betrachten, denn ſolche Heldinnen im Branntwein kriegt man nicht alle

Tage zu ſehen. Wie ich ſie fand, will ich erzählen, will ſie gleich mit dem Namen bezeichnen, womit ſie mir ſpäter genannt wurden.

Das nächſte mir im Auge wurde Marie genannt, und hatte ein unverſchämtes Geſicht. Die ſämmtlichen Züge drückten nichts als Frechheit aus; der Mund und die Naſe machten ſich beſonders trotzig, und nur wenn eine Schweinerei erzählt wurde, flog etwas über das läſterliche Geſicht, das akurat ausſah, wie ein Sonnenblick, der in einen Schweinſtall ſcheint. Die Figur war unreif und glich einem im Lalg abgefallenen Apfel, eingeſchrumpft und ſaftlos.

Das zweite Mädchen hieß Eliſabeth und war eine dicke, eingeſteckte Geſtalt, die man zu einem Sauerkabisſtämpfer füglich hätte brauchen können, unbeholfen und ſchwammig. Die Arme waren wie Mäßb'ſtryche im Leibe eingeſteckt und ſahen verblüfft von den Schultern in die Luft hinaus. Das Geſicht war rothbrächt, glich aber einer Pflaume, welche eine Grämplerinn zum Fingerle zurecht gelegt, damit ihre Kunden ihr an den andern Pflaumen den Thau nicht abwiſchen. Die gemeinſte Sinnlichkeit guckte ſogar aus den Naſenlöchern, und die Augen ſahen ſo klebrig an jeden Burſchen auf, als wenn ſie wie Harz ſich ihm anſchmieren wollten.

Stüdeli wurde das dritte genannt; es hatte urſprünglich ſchöne Züge, von der Seite ſogar etwas Nobles. Aber erdfarb war ſeine Haut, blaß die Lippen, zahnlos und krankhaft groß der Mund und glanzlos die großen tiefblauen Augen. Es war lang und hager, reinlich angezogen und that zimperlich. Man ſah ihm von weitem an, daß es eine Näherinn war. Manchmal dünkte es einem, als flackere etwas Beſſeres in ihm auf und als gieße es den Branntwein nur herunter, um das Beſſere zu dämpfen, ſich zu betäuben. Das gab ihm etwas Träumeriſches, das aber immer mehr in etwas Stierendes ausartete, je länger es trank.

Neben ihm ſaß ein jugendliches Weſen, ſchwarzäugig, lederfarbig, ſchweigſam. Es hatte immer am längſten an ſeinem Glaſe; es war oft, als ſchüttle es ſich ob dem Trinken, und auf die Letzt machte es immer Komplimente, ſich einſchenken zu laſſen, und wollte am Ende gar nicht mehr trinken. Man nannte es Bäbi; es war das Lehrmeitſchi der Näherinn.

Die Hauptperſon war aber Liſi, ein ſchlank und üppig gewachſenes Mädchen, ſtrotzend von Geſundheit, mit ſchön rothen Backen und kräftigen Armen, weißen Zähnen und heitern Augen, aus denen Luſtigkeit ſtreifte, Sinnlichkeit glänzte. Es war ein wahres Modell eines natürlich fröhlichen, geſunden Landmädchens, ſo lange es nüchtern war; ſpäter aber brannte eine Sinnlichkeit, die unbändig, aber doch nicht wüſt ward. Es trat einem ordentlich das Waſſer in die Augen, wenn man dieſes hübſche, fröhliche, hablich ſcheinende Mädchen hinter der Maß Branntwein ſah.

Liſi handthierte mit der Flaſche, ſchenkte ein und ließ muthwillige Spöttereien flädern in der Stube herum, die ſich unterdeſſen angefüllt hatte; denn wo das Aas iſt, da ſammeln ſich die Adler. Es waren jüngere und ältere Männer, aber alle von der Race, die ich nicht leiden mag. Unbegrenzte Gier und Frechheit lag auf den gelblichen, ungewaſchenen Geſichtern; kein einziges war ein offenes oder geiſtreiches. Liſi war unter ihnen wie eine Göttinn, wie Proſerpina in der Unterwelt. Und der Unterwelt, den Webkellern, den finſtern Schuhmacher-, Schneider-, Korb- und Beſenmacherhöhlen ſchienen die ſchmutzigen Geſichter entſtiegen zu ſein. Ihre klebrigen Kappen hatten ſie ſchief auf den Kopf oder in die Augen gedrückt, die Hände ſtachen gewöhnlich in den Hoſen und wurden nur herausgezogen, um nach dem Glaſe oder nach Karten zu greifen. Die alten Männer hatten zu ſpielen angefangen, und fluchten und ſchimpften mörderlich. Neben den Mädchen hatten ſich einige Burſche aufgepflanzt; auch die begannen zu ramſen, und die dicke Eliſabeth ruhte nicht, bis auch ſie Karten hatte und mitſpielen konnte. Da lag das Menſch nun über den Tiſch herein, dick und geil, und man wußte nicht, woran es größeres Wohlgefallen hatte, an den ſchmutzigen Reden, den ſchmutzigen Burſchen, den ſchmutzigen Karten oder dem ſtinkenden Branntwein. Mitſpielen wollte doch kein anderes der Mädchen, nur Liſi ſagte: anfange ſei ihm gleich, aber auf die Karten verſtehe es ſich nicht. An den neben ihm ſitzenden, ſtämmigen, verſchmitzt ausſehenden Kerl hing es ſich an, lehnte ſich ganz unbefangen auf ſeine Achſel und ſchlug den Arm um ſeinen Hals, um ihm eine Karte zu zeigen, ſtrich ihm das Haar vom Ohr, um ihm etwas in daſſelbe zu flüſtern.

Die andern drei Mädchen tranken und neckten ſich mit handgreiflichen Witzen; über Marei's Geſicht legte ſich ein bitterer, hämiſcher Zug, und in ſeinen Augen brannte es unheimlich, wenn es auf das ſpielende Eliſabeth ſah und das anhangende Liſi. Ein Glück war's, daß die Leute ſpielten, mit etwas beſchäftigt waren und Karten in den Händen hatten; wenn ſie die Hände frei gehabt hätten, ich weiß wahrhaftig nicht, was ſie damit angefangen hätten. Ihren Reden nach zu ſchließen, müßte es auf alle Fälle etwas ſehr Wüſtes geweſen ſein. Aber was die ſpielende Eliſabeth angefangen hätte, wenn ſie nicht geſpielt, weiß ich. Wenn ſie einen

Augenblick die Hände frei hatte, ſo hatte ſie etwas zu zickeln an den Burſchen, bis ſie von ihnen einige tüchtige Griffe weg hatte, und eben die wollte ſie.

So ging es einige Stunden fort; wüſt und zum Uebelwerden war es in der Stube, dazu eine gewiſſe Eintönigkeit, bei der man in einigen Minuten Alles wahrnahm, was ganze Stunden darboten. Trübe ſchimmerten die Lichter durch den Tabaksnebel, dumpf tönten die Flüche, heiſer klangen die Gelächter durch die Wolken, gläſern quollen den Trinkenden die Augen aus dem Kopfe.

Mich ſchläferte; ich wäre gerne zu Bette geweſen, allein ich wollte das Ende ſehen, und hoffte alle Augenblicke, die Polizei führe es herbei, denn die geſetzte Stunde hatte längſt geſchlagen. Allein es ſcheint keine Polizei zu ſein im Kanton Bern.

Es ward von Minute zu Minute eintöniger, die Menſchen verſanken immer mehr in einen geiſtigen Dumpfſinn, nur einzelne Schimpf- oder Sauworte arbeiteten ſich aus den verquellenden Kehlen; es war keine Spur von der wilden, luſtigen Aufgeregtheit der Geſprächigkeit, die der Wein erzeugt. Ich glaube, ſie wären alle nach und nach verſteinert oder verſtummt unter den Tiſch geſunken, wenn nicht Hunde Streit angefangen, Stühle umgeleert und die Beine der Gäſte in Gefahr gebracht hätten, ſo daß dieſe aufſtehen und ihre Knochen in Sicherheit bringen mußten. Da fühlten ſie, als ſie auf den Beinen ſtunden, daß es Zeit ſei heimzugehen, wenn es noch auf den eigenen Beinen geſchehen ſollte. Eliſabeth packte ganz ungenirt einen Burſchen, ihren Beinen nicht mehr trauend, und hieß ihn mitkommen, es ſei nicht weit und ſie habe ein warmes Huli.

Marei ließ auch nicht nach, bis es einer um den

Hals genommen und mit ihm zur Thüre hinausging. Stüdeli und ſeine Lehrtochter trieben es nicht ſo weit, aber weder es noch Liſi gingen ohne männliche Begleitung heim, und das Begleit lief nicht ohne Streit ab; denn während ich noch wach war, wurde ein mit einem Meſſer Verwundeter in's Haus gebracht und der Arzt geholt. Ein Branntweinzapf hat zu keinem ordentlichen Klapf mehr Kraft, ſondern nur zu Meſſerſtichen.

Wie's nun ging in der dunkeln Nacht auf dem Wege und im einſamen Bette zwiſchen den Leuten, von denen jedes wenigſtens einen Schoppen Branntwein im Leibe hatte, kann man ſich leicht denken. Mir graute davor. Mir graute davor, daß die Mädchen nicht toll und voll wurden, ſondern noch leidlich aufrecht davon kamen. Aber welch' unheimlich Feuer in ihnen brennen mußte, und wie ſie dabei und bei der muthwilligen Verſuchung ihrer angeſchwollenen Sinnlichkeit werden widerſtehen können, konnte man ſich denken; konnte ſich denken, was da Alles mußte getrieben werden. Und grauen that es mir vor Eltern und Meiſterleuten, die ihre von Gott ihnen Anvertrauten fort wußten bis Mitternacht, ihr Treiben ahnen konnten, ſie heimkehren hörten in männlicher Begleitung, ſie rühyig zuſammenſchlüpfen ließen in's Bett und ihr Sündenwerk treiben kaltblütig — wahrhaftig, vor dieſer rühyigen Kaltblütigkeit graute mir, und mit dieſem Grauen ſuchte ich mein Bett; aber ſchlafen ließ es mich nicht.

Immer deutlicher ſtellte ſich rieſengroß die Angſt mir vor's Bett; was doch aus einem Lande, aus dem künftigen Geſchlechte werden ſolle, wenn nun auch Mädchen, künftige Weiber dem Branntweinlaſter und ſomit allen andern Laſtern ſich ergeben, das Laſter in's Heiligthum der Familien verpflanzen, wo es die Kinder mit der Muttermilch an der Mutterbruſt einſaugen müſſen.

Es mag wüſt gehen in einem Lande; die Männer mögen ſaufen, ſpielen, prozediren, es macht noch nicht Alles; es iſt noch Hoffnung da, daß mit dieſen Säufern und Spielern das Laſter ausſterbe, ſo lange in frommer Zucht und Sitte die Weiber zu Hauſe walten und den Kindern mit Beiſpiel und Wort einen frommen Sinn einflößen. Man glaubt nicht, was ein klug und fromm Weib vermag. Salomon ſagt nicht umſonſt: Ein wackeres Weib übertrifft an Werth weit den Karfunkelſtein. Ein Mann iſt faſt nicht im Stande, einen Hof zu verpraſſen, wenn ein anſchlägig Weib im Hauſe waltet. Man ſagt: Ein Hagelwetter zwänge nicht viel, aber wenn das Hagelwetter in die Küche ſchlage, ſo ſei Alles verloren. Allerdings, wo eine ſchlechte verdorbene Hausfrau handthiert, da hilft alle Arbeit nichts, da iſt alles Sorgen umſonſt, und den Kindern ſieht man auf viele Schritte die Mutter an. Wo an einer Mutter ein Laſter klebt, da wird es allen Hausgenoſſen offenbar; des Mannes Laſter kann eine kluge Frau oft verbergen. Wo eine unfromme Mutter regiert, da iſt ſie gegen jede Frömmigkeit unduldſam, ſie will einen beſſern Sinn an Niemand leiden, während mancher gottloſe Mann an den Seinigen einen frommen Glauben nicht ungerne ſieht.

Schlechte Mütter erziehen ihre Töchter förmlich zum Laſter und geben ihnen Statt und Platz im Hauſe, während die meiſten Männer in ihrem Hauſe nicht dulden würden, was ſie auswärts treiben. Die Weiber ſind der Sauerteig des Hauſes, und von ihnen nimmt das ganze Haus Geſchmack und Geruch an. Und das Haus iſt die Pflanzſchule künftiger Geſchlechter. Es iſt alſo die Mutter nicht nur die Gebärerinn des Leibes ihrer Kinder, ſondern ſie iſt auch die Leiterinn ihrer Seelen; ſie prägt die erſten Eindrücke auf dieſelben ein. Das weibliche Geſchlecht iſt darum von ſo hoher, gewaltiger Bedeutung durch ſein Walten im Hauſe für Sitte, Zucht und Frömmigkeit, und die Wohlfahrt eines Landes hängt mehr vom Walten des Weibes ab, als Männer und Regenten ſich einbilden, und vielleicht mehr als vom Rathen, Klügeln, Regentlen der Männer.

Wenn nun die Peſt des Unglaubens, der Zuchtloſigkeit und Frechheit dieſes Geſchlecht ergreift, wenn die künftige Generation an der Mutterbruſt vergiftet wird; wenn die Mutter nicht mehr des Kindes Auge auf Gott lenkt, ſondern auf's ſündige Böſe; wenn ſie des Kindes erwachenden Durſt nach dem Unſichtbaren nicht zu befriedigen weiß, ſondern ſeinen leiblichen Durſt erregt und ihn mit Branntwein löſcht; wenn des Kindes Auge in der Mutter nicht mehr das Vorbild ſieht zu jeder Tugend, ſondern das Muſter zu jedem Laſter, dann iſt aller Tage Abend da, dann möchte ich nicht mehr leben, dann würde ich ſagen: Ihr Berge fallet über mich zuſammen, ihr Berge decket mich!

Wohl wußte ich, daß in der hohen Welt man die Weiber nicht für's Haus erzieht, ſondern für alle Welt, und daß ſie in aller Welt zu Hauſe ſind, aber nicht wiſſen, wo in ihrem Hauſe die Küche iſt. Ich wußte, daß in Mittelklaſſen die Mädchen verſchulmeiſtert werden, daß ſie genau wiſſen, wo die Kokusnüſſe, aber nicht, auf was für Bäumen die Erdäpfel wachſen; daß ſie Alles arbeiten können, nur nichts für's gemeine Leben; daß man in der Schule an den Geliebten ſchreiben lehrt oder Bücher recenſiren, aber kein vernünftiges Wort; daß ſie an Soiréen und Societäten gewöhnt werden, nur nicht an's häusliche Leben. Ich wußte allerdings, daß in den ärmern Klaſſen das weibliche Geſchlecht verwahrloſt wird, weil man ihm keine Bedeutung beimißt; daß viele Weiber in die Sorgen des Lebens verſinken und viele in eine Gemeinheit, aus der ſie gar nicht mehr aufſehen können zu Gott.

Aber daß es ſo arg ſei, daß Mädchen ſo ungeſchämt dem Trunk ſich ergeben; daß die öffentliche Meinung ſich gar nicht darüber aufhalte, weil es etwas Gewohntes war; daß Spiel und Unzucht ſo öffentlich ſich dazu geſelle, das hatte ich mir doch nicht gedacht. Und was müſſen das bereits für Eltern ſein, welche dieſes zugeben können? und was muß das erſt für Kinder geben von dieſen ſo verwahrloſten Mädchen? Das waren die Gedanken, die wie Geſpenſter mein Lager umgaukelten. Sie erhielten mich wach. Ich mochte mich drehen, auf welche Seite ich wollte, ſo verfolgten mich die fünf Mädchen, die Maß Branntwein, ihre Buhlen und ihre Kinder. Und wenn ich am Einſchlafen war, ſo hörte ich Jammer und Wehgeſchrei liederlicher Eltern, denen verwahrloſte Kinder das Herz brachen. Und wenn dieſes Geſchrei verhallt war, ſo rollte ſich mir das ganze Land vor mir auf, eine unendliche Wüſte von Jammer und Elend, voll Branntwein, voll darin zappelnder ertrinkender Menſchen. Es war anzuſehen wie die Tage der Sündfluth.

Es dämmerte der Morgen, und im Bette mochte ich nicht mehr ſein. Da ſtund ich auf und trat hinaus an die kühle Morgenluft. Eine Pfeife ſollte mir die Grillen vertreiben. Während ich ſo herumſtund, die rauchigten Hütten betrachtete und bei mir dachte: wer doch wohl alles darin ſchlafen möge und wie? kam hinter mir her ein alter Bauersmann, mit einem Waſſerſchäffeli auf der Achſel, einem Pfeifchen im Munde und mit beiden Händen in den Taſchen grübelnd. Bei mir ſtille ſtehend, ſprach er: Verzeiht, Herr! Ich glaube, ich habe den Schwamm vergeſſen, gehe nicht gerne heim und nicht gerne mit kalter Pfeife auf die Matte; wolltet ihr nicht ſo gut ſein, mir aus meiner Noth zu helfen? Ich that gar bereitwillig, und während ich ihm das Feuer rüſtete, fragte er: Woher ich ſo früh komme? Man ſehe ſonſt die Herren nicht ſo früh aus den Federn. Ich geſtand, daß es mir ſonſt auch nicht begegne, daß ich aber, hier im Wirthshauſe übernachtend, nicht hätte ſchlafen können. Das gehe Einem manchmal ſo in den Wirthshäuſern, meinte er.

Mir ſonſt nicht, antwortete ich; allein hier ſei es darnach gegangen. Ordnung ſei allerdings nicht die beſte, entgegnete er; aber da werde heut zu Tage nirgends ein großer Unterſchied ſein. Das, was ich geſtern hier geſehen, hätte ich doch noch nirgends wahrgenommen, ſagte ich ihm; und wenn er mich mitnehmen wolle, auf ſeine Matte, ſo wolle ich es ihm erzählen.

Ich berichtete ihm nun die ganze Geſchichte. Er that gar nicht verwundert, zog meine Worte nicht in Zweifel. Das ſei leider ſo, gehe alle Tage ſo; es ſei noch viel, daß nicht noch mehr Mädchen und Weiber mit ihren Männern da geweſen ſeien. Er begreife aber nicht, wo das hinaus ſolle. Wenn es ſo fortgehe, ſo müßten die Menſchen mit Leib und Seele, mit Haus und Hof zu Grunde gehen. Eins ſtecke immer das Andere an; ſo wandere das Elend von Haus zu Haus, wie eine anſteckende Krankheit. Doch hoffe er, der Vater da droben werde dieſer Krankheit auch Ziel und Schranken zu ſetzen wiſſen zu ſeiner Zeit, wie jeder andern Krankheit.

Mich wundere nur, wie das ſo auf einmal habe einreißen können, ſagte ich, und wie Mädchen auf einen ſolchen Grad könnten gebracht werden.

Guter Freund, ihr fragt viel auf einmal, antwortete der alte Mann; man ſieht wohl, daß ihr von den Herrenleuten ſeid, die immer einen Mund voll Sachen nehmen, und daher keine recht koſten, keine recht verdauen.

Das Branntweinelend iſt nicht auf einmal eingeriſſen, ſondern nach und nach. Seit dem Sechszehner-Jahre, wo der Wein ſo theuer war, nahm es immer zu. Seit der Zeit beſonders benutzt man die Bätzeni ſo wohl. Seit der Zeit vervollkommneten ſich die Brennereien, lernte man beſonders die Erdäpfel benützen; und ſeitdem man weiß, daß man aus dem Abgange derſelben das beſte Maſtfutter für Kühe zieht, entſtehen die Brennereien zur Verbeſſerung magerer Höfe allenthalben wie Pilze; denn wenn man eine doppelte Beſatzung und zwölf Kühe ſtatt ſechs halten kann, ſo iſt es möglich, einen Hof in ganz andern Stand zu ſtellen. Je mehr Brennereien es giebt, deſto wohlfeiler wird das Brönz, der Konkurrenz wegen; das von außen eingeführte macht nicht Alles aus. Je wohlfeiler aber das Brönz iſt, deſto mehr wird es getrunken von der ärmern und an manchen Orten auch von der beſſern Klaſſe; denn die ſpart das Geld auch gerne. Hoffentlich werden aber die weiſen Leute bald etwas Beſſeres aus den Erdäpfeln zu machen erſinnen, als Brönz, oder werden erſinnen, das Brönz zu etwas Beſſerem zu gebrauchen, als zum Trinken.

Wie die fünf Mädchen zum Trinken gekommen, berichtete er mir, nachdem ich ihm ihre Namen genannt und ihre Perſonen beſchrieben, folgendermaßen: Die Mädchen kenne ich gar wohl, ſagte er, und ihren ganzen Lebenslauf. Ich bin ein altes Mannli, und brauche für die G'ſchrift den Spiegel; aber was rund um mich vorgeht, das ſehe ich gar klar und deutlich. Auch mein Gedächtniß ſchwachet mir; was ich heute in einer Zeitung leſe, habe ich morgen vergeſſen; aber was ich ſelbſten höre und ſehe, das entſchlüpft mir ſelten' mehr. So hat ſich gar mancher Lebenslauf vor mir angeſponnen und abgeſponnen, und ich könnte ihnen manchen merkwürdigen und lehrreichen erzählen, ohne viel daran zu fehlen.

In der Sünde Elend führen gar viele Thore; aber nur einen Ausgang hat dieſes zeitliche Sündenelend. So führt auch mancher Weg zum Laſter der Trunkenheit; verſchiedenen Anfang nimmt das Branntweintrinken; aber, in verſchiedener Geſtalt freilich, wartet allen Säufern das gleiche Elend. Wie ſo ein Laſter beginnt, den Keim dazu, erkennen die Menſchen gar ſelten; ja, ſie ſtreuen mit eigener, unkundiger Hand den Samen aus, und ſchreien dann Zettermordio, wenn der eigenen Ausſaat Frucht aufwächst. Ja, auch noch bei ſeiner Geburt und dem erſten Aufwachſen erkennen die Menſchen das Ung'hür nicht, das werden wird, ſondern tätſcheln und liebkoſen es, wie ein Schooßkind. Es iſt gerade, wie manche Mutter einen Ausbund von Schönheit an ihrer Tochter erwartet, und am Ende hat ſie ein tiefäugig, krummbeinig Speckgeſicht.

So waren auch dieſe fünf Mädchen in verſchiedener Lage, und verſchieden packte ſie die Sünde an.

Marei und Liſabeth ſcheint ihr beſonders auf der Mugge zu haben, Herr, und doch verdienen ſie ganz beſonders euer Erbarmen; ja, ſie verdienen es eigentlich alle fünfe. Andere Leute haben das aus ihnen gemacht, was ſie jetzt ſind. Wenn die Alten wüßten, wie viel Kinder ſie verpfuſchten, es würde ihnen ſchwarz werden vor den Augen. Aber ſie wiſſen es nicht; und wenn ſie ſelbſt ein Kind verhunzt haben, ſo ſoll die Regierig daran ſchuld ſein, oder der Schulmeiſter, oder die ganze Welt.

Marei iſt armer, ſchlechter Leute Kind. Der Vater iſt faul; die Mutter iſt faul; der Vater ſtellt ſich lieber krank, als daß er arbeitet. Die Mutter läßt lieber aus dem Spreuſack, auf dem ſie liegt, alles Spreu herauslaufen, und liegt auf dem harten Boden, als daß ſie ein Loch zunäht. Beide ſchimpfen über die ganze Welt, ſind mit gar nichts zufrieden; denn wer mit ſich ſelbſt nicht zufrieden ſein kann, der kehrt gerne dieſe Unzufriedenheit gegen alle anderen Leute, ſtatt gegen ſich ſelbſt. Sie haben mit ihrem böſen Maul in der Gemeinde es ſo weit gebracht, daß Alle ſie fürchten, daß ſie beſteuert werden müſſen, und daß ſie doch machen dürfen, was ſie wollen, ohne daß Jemand ihnen Vorwürfe zu machen wagt.

Von Jugend auf wurde nun dieſes Kind zum Betteln gehalten, und es verſtand dieſes Handwerk aus dem Fundament. Es war bei keinem Hauſe abzutreiben; ja, wenn ein Haus mehrere Thüren hatte, ſo bettelte es vor jeder Thüre, in der Hoffnung, daß nicht die gleiche Perſon bei jeder Thüre erſcheine. Es gelang ihm bei einem großen, jedoch nur von einer Familie bewohnten Hauſe, welches drei verſchiedene Thüren hatte, vor jeder Thüre einen Kreuzer zu erhalten, und das wahrſcheinlich mehr als einmal, weil immer eine andere Perſon zum Vorſchein kam. Aber dieſe Kreuzer brachte es nicht alle heim. Nach Art der Bettlerkinder brauchte es den beſſern Theil für ſich für Lebkuchen, Haſelnüſſe, Kaſtanien ꝛc., und muthmaßlich auch für Branntwein; denn ſolchen beginnen auch die Bettlerkinder zu trinken; und Weiber, die auf Brücken feil halten, und Leute, welche brennen, ſind heillos genug, dieſen Kindern Branntwein zu geben, ja, ſie dazu noch anzutreiben. Auch geſchah, daß in den längſten Tagen, wenn es ſchön warm war und man es gut erleiden mochte draußen, und die Zimmermeiſter nicht Geſellen genug wußten für ihre viele Arbeit, großen Lohn geben und doch nachſichtig ſein mußten, der Alte ſeine Axt ergriff und einige Zeit mit einem Meiſter ging, um einiges Geld zum Gutleben zu erzimmern. Nun geſchah oft, daß das Mädchen dem Vater das Eſſen tragen mußte, wenn ſie im Verding oder im großen Taglohn arbeiteten. Nun ſind Arbeiter, die meinen, ſie könnten es nicht aushalten, wenn ſie des Tages nicht zwei bis drei Mal Branntwein haben, und zu dieſen gehört Marei's Vater auch. Wenn nun ſo ein Vater Branntwein trinkt, ſo wird er ſicher es nicht über's Herz bringen, ſeinem Kinde, das ihm das Eſſen bringt, nicht zu ſagen: Sä nimm e Schluck, du maſt ſauft; ſe nimm umme, er macht d'r wohl. Der Vater meint, weil er ihn gut dünke, ſo müſſe er auch das Kind gut dünken; und ſelten iſt ein Vater ſo hochherzig, daß er dem Kinde nicht zu dieſem Gutdünken verhilft; ja, er ſchimpft es aus, wenn es ſich zuerſt weigert, von ſeinem Anerbieten Gebrauch zu machen. So lehrte wahrſcheinlich der Vater ſelbſt das Mädchen trinken, und aus erbettelten Kreuzern verſchaffte es ſich ſpäter das Vergnügen ſelbſt.

Nun geſchah, daß man einmal in der Gemeinde das Herz in beide Hände nahm, und den Eltern dieſes Kind wegnahm, weil es nie in die Schule, ſondern nur dem Bettel nachging, damit doch etwas aus ihm werde und es arbeiten lerne. Das war ganz recht und ſchön; aber die Eltern thaten gar gewaltig wüſt darüber; denn mit ihm verloren ſie ihren halben Brodkorb. Nun aber kam das Mädchen zu den ruchloſeſten Menſchen von der

Welt, weil gerade an ihnen die Reihe war, ein Kind von der Gemeinde zu nehmen; denn die Kinder wurden zum Theil noch vertheilt auf die verſchiedenen Güter. Und die Gemeinde hatte noch nie das Herz in beide Hände genommen, zu erkennen, daß Leuten, die ruchlos, übel beläumdet, und die bereits Kinder ſchmählich verwahrlost hatten, keine Kinder mehr ſollten anvertraut werden. Dieſe Leute waren nicht viel beſſer, als die Thiere; ein Laſter von einer Tugend zu unterſcheiden, waren ſie durchaus nicht im Stande; frohlockend rühmten ſie ſich der ſchändlichſten Dinge. Saufen war ihre tägliche Freude, und ein Kind füllen, ihnen eine wahre Burgerluſt. Sie reizten die Kinder zum Stehlen; Fluchen war ihr Beten; und wahrſcheinlich legten ſie das Mädchen noch mit Knaben in's gleiche Gaden, wenn nicht in's gleiche Bett. Kurz, das ſind Leute, von denen man ſich wahrhaftig kaum eine Vorſtellung zu machen im Stande iſt, und dazu noch Leute von Vermögen; denn ſie hätten ſonſt nicht ein Gut. Und zu dieſen kam das Mädchen, damit es beſſer erzogen werde. Nun kann man ſich denken, wie es dort beſſer wurde und was es lernte. Verwahrlost kam es hin, und verdorben in Grund und Boden kam es nach zwei Jahren von dort wieder, hatte die Gemeinde gekoſtet, und gab den Eltern ein Recht, über die Gemeinde zu lärmidiren, daß es ein Graus iſt. Will man eine gute Sache machen, ſo muß man den Muth haben, ſie ganz gut zu machen; ſonſt wäre viel beſſer, man ließe ſie ganz ſein; denn macht man ſie halb, ſo macht man ſie nur ſchlimmer.

Obgleich Marei nicht leſen konnte, wurde es doch unterwieſen und kam ab der Gemeinde wieder zu ſeinen Eltern. Dort trieb es das Betteln fort, und ich glaube, es pfuſchte den Länder- (Entlebucher-) Mädchen auf den

Straßen und in Wäldern in's Handwerk. Doch erleidete ihm das Daheimſein beſonders im Winter; es konnte in keinem Bette ſchlafen, weil ſie keins hatten, mußte die Nächte, mit Hudeln bedeckt, auf dem Ofen zubringen, um die es ſich noch mit ſeinen Geſchwiſtern ſtreiten mußte. Es war hoffärtig, oder nach Hoffart ſtand'wenigſtens ſein Sinn, und zu Kleidern konnte es nicht kommen zu Hauſe. Brachte es Geld heim, ſo mußte es daſſelbe hergeben; brachte es Kleider heim, ſo konnte es ſie nirgends einſchließen; wer derſelben zuerſt habhaft wurde, trug ſie. Das erleidete ihm; es ſuchte Platz als Magd; aber nirgends konnte es lange ſein. Wenn man Marei hörte, ſo war es bei lauter ſchlechten Meiſtern, wahre Kannibalen gegen Dienſtboten. Arbeiten hätte es ſollen, wie ein Roß, freſſen, was eine Sau, ſich behandeln laſſen, wie ein Hund; kurz, wenn man Marei hörte, ſo hätte man plären mögen vor lauter Mitleid. Wenn man aber die Meiſterleute hörte, ſo vernahm man andere Dinge. Von Schnauſen, nichts ſicher ſein, faul ſein, unverſchämt ſein, anläſſig ſein, kurz, dieſer Sein ward kein Ende. So kam Marei nie zu Kleidern, und es ſchimpfte fürchterlich: es ſei gar nichts mehr zu dienen; albez ſei es viel beſſer geweſen; da hätte man noch Lohn bekommen, und nicht nur können Kleider machen laſſen, ſondern auch noch vorgeſpart. Es bedenkt aber nicht, daß albez die Mädchen nichts anders wußten, als von Arbeiten, und nichts von Branntweintrinken. Jetzt ſcheint es ihm gut zu gehen. Es iſt bei Leuten, wo der Mann ein Geizhals iſt, und meint, es ſolle gar nichts gebraucht, Alles verkauft und das Geld hübſch bei Seite gethan werden. Die Frau iſt anderer Meinung; ſie frägt dem Schinden nichts nach, ißt und trinkt gerne gut, und arbeitet ſo wenig als möglich.

Man kann ſich denken, wie dieſer Mann und ſeine Frau zuſammenpaſſen. Jedes folgt ſeinem Kopf und will leben rückſichtslos auf das Andere. Der Mann ficht mit Gewalt, die Frau mit Liſt. Der Mann ſchließt alles Geld ein, flucht und thut wie ein angeſchoſſener Bär, wenn er Geld geben ſoll, oder etwas auf den Tiſch kömmt, das hätte verkauft werden ſollen. Die Frau half ſich ſo gut als möglich, und ſtahl dem Manne, was ſie konnte; ja, ſie ſoll ſogar für 7 Krz. zu Allem gut genug geweſen ſein. Bei dieſen Leuten iſt nun dieſe Magd und ſcheint da herrenwohl; ſogar der Alte rühmt, er hätte nie eine ſolche gehabt. Sie weiß ihm zu flattiren und ißt vor ſeinen Augen faſt nichts; das hat ihr ſein Herz gewonnen, und er traut ihr mehr, als ſeiner Frau, und dieſe Frau macht der Magd vor ihrem Manne lauter ſaure Augen. Und doch ſoll ihre Freundſchaft gar innig ſein, wenn der Mann es nicht ſieht. Beide ſpielen einander in die Hände; was eine nicht ſtehlen kann, ſtiehlt die andere; was eine nicht verſtöken kann, verſtökt die andere. Und wenn der Mann ſehen müßte, wie gut Frau und Magd im Obergaden eſſen, und wie viel Eier, Fleiſch, Knöpfli, Käs, Brönz, Wein da oben verſpieſen werden, würde er ſich die Haare ausraufen. Da hat nun Marei recht gute Händel, iſt beider Augapfel, hat Geld zu allen möglichen Dingen, und wird daher wohl für ſich zu ſorgen wiſſen, und nicht nur den Mann, ſondern auch die Frau betrügen.

So ward Marei, was ſie iſt.

Mit Liſabeth hat es eine ähnliche Bewandtniß. Sie iſt die Tochter eines Schuhmachers und einer Wäſcherin, hat einen ganzen Rudel Geſchwiſter und wohnt in einem Schachen. Das iſt ſchon viel geſagt; denn in einem Schachen wohnen gar allerlei Leute, weil alle dahin ſich

Univ. Bibl.

ziehen, die wenig Hauszins zahlen mögen oder können. In einem Schachen wohnen daher die Leute in einander gepökelt, wie Häringe in einer Tonne. In dieſem Schachen waren noch dazu mancherlei Gewerbe, Flößer ſogar und Gießer, Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, Schleifer und Beſenbinder, Strählmacher und Strumpfweber, Fiſcher und Geiger, Schafhändler und Galanderiere, Keßler und Glätterinnen, Schweinmetzger und Lumpenſammler, Korber und Sägefeiler, Hühnerträger und Weiberhändler, Schröpferinnen und Kübelibinder, ꝛc. ꝛc., und dieſe Gewerbe zogen viele Handwerksburſchen dahin. Nicht weit davon war ſogar eine Fabrik; und wer derſelben nicht näher wohnen konnte, ſuchte ſich wenigſtens da feſtzuſetzen. So wohnte eine Unzahl von Leuten da, mit unzählbaren Kindern. Unter ihnen waren recht brave Leute, aber auch viele grundſchlechte, und die grundſchlechteſten von allen zogen da ein und aus, knipsten, wo und was ſie konnten, und verpraßten denn da den Raub. Wer an einem ehrlichen Orte ein unehrliches Gelüſten nicht befriedigen konnte, ſuchte da ſeiner los zu werden. Kurz, es war ein Ort, vor dem es Einem ſchüzelet, wenn man dabei vorbeigeht, und man weiß, was da Alles getrieben wird, und wie frech und ungeſtraft. Es giebt Menſchen, deren Anblick Einen abſtößt, denen man gerne zehn Schritte vom Leibe bleibt; es giebt aber auch Orte, wo es Einem erſt wieder recht wohl wird, wenn man ſie eine halbe Stunde im Rücken hat.

An dieſem Orte wurde Liſabeth geboren und auferzogen. Vater und Mutter waren überkindet, und hatten für gar nichts Augen, Ohren und Naſe, als für ſich durchzubringen und alle Tage einen Kreuzer zu verdienen, damit alle ſich halb ſatt eſſen, und es alle Wochen noch einen Märitgang erleiden möge. Sie nahmen gar keine Zeit, mit den Kindern ſich abzugeben; wenn ſie ihnen nur vor den Füßen wegkamen, ſo waren ſie zufrieden; ſie etwas zu lehren, zur Arbeit anzuhalten, hätte ihnen zu viel Zeit weggenommen, und ſie in die Schule zu ſenden, das hätten ſie dem Dolders Pfaff nicht zu Gefallen gethan. Das jüngſte mußte von den älteren gehütet werden; aber je weiter dieſe mit ihm vom Hauſe wegkamen, ſo daß die Eltern es nicht ſchreien hörten, deſto lieber war es ihnen. So brachten die Kinder ihre meiſte Zeit auf der Gaſſe zu, und da, wo etwas ging, das ihnen wohlgefiel; und was das eine aufſchnappte, das b'richtete es den andern. Sie konnten halbe Tage bei der Pinte ſitzen, und ſich an den Worten und dem Thun ergötzen, das da wahrnehmbar war.

Das Liſabethli war ein luſtig, friſch Mädchen, aber, von Niemand zurecht gewieſen, ein frech Mädchen; es drängte ſich allenthalben hinzu, wo es etwas zu erhaſchen gab; und wenn es Jemand eſſen oder trinken ſah, ſo ruhte es nicht, bis es auch etwas davon erkriegte. Es wurde der Liebling der Handwerksburſchen, die dort im Schachen hausten. Es giebt eine Klaſſe von ſehr honorigen Handwerksburſchen; aber die war in jenem Schachen nicht zu finden. Jeder Sauniggel zog ſich dort zu, und ein je ärgerer er war, deſto länger blieb er dort. Um die herum ſammelten ſich noch andere Kerls ähnlichen Schlags, und manchmal noch ſolche, die über Unfug wachen ſollten, und da ging, was konnte und mochte; und man ſollte meinen, das ſei in Rußland geſchehen, wo man ſich damit tröſtet, daß der Kaiſer weit ſei. Nun waren viele dieſer Burſchen ruchlos genug, mit dieſem Mädchen ſchauerlich umzugehen; Niemand achtete ſich darauf. Die Mutter war Wäſcherinn dieſer Burſchen;

das Mädchen mußte Wäſche austragen; was bei der Uebergabe Alles ging und was für Trinkgelder es erhielt, will ich nicht erzählen. Der Vater hatte hie und da auch einen Geſellen oder einen Lehrbuben, und mit dem Lehrbuben trieb das Liſabethli dann, was es von den Geſellen gelernt hatte. Da aber in dieſem Schächen nichts ohne Branntwein zugehen konnte, ſo lernte das Meitſchi dieſen auch trinken nach Noten, und lernte bei den Abendſitzen, denen es beiwohnte, zu dem Trinken auch ſpielen. Ja, es geht die Rede, daß in dieſem Schachen der Branntwein die Milch erſetze; daß man zum Frühſtück, zum Mittag-, zum Nachteſſen Branntwein in Kacheln auf dem Tiſche habe, Brot darein brocke, oder ihn zu der Erdäpfelröſti mit Löffeln eſſe, wie an ordentlichen Baurenörtern die Milch. Möglich, daß es in des Meitſchi's Vaterhaus ebenſo zuging. Als es älter wurde, groß kann man nicht ſagen, denn es blieb ein kleiner Stung, die Krone war abgebrochen worden, ſollte es etwas verdienen; aber es konnte nichts, es kam mit keiner Sache irgend wohin; weil es in keiner Uebung hatte, als im Maul gebrauchen und mit Buben händeln. Da begehrte der Vater auf einmal über das Meitſchi auf, es hätte nun plötzlich Alles können ſollen. Liſabethli hatte aber einen böſen Kopf, ließ ſich nicht viel ſagen und begehrte auf wie ein Rohrſpatz. Endlich vermittelte die pfiffige Mutter. Liſabethli ſollte in die Fabrike gehen. Das war dem Vater recht, gab es doch da etwas zu verdienen; war dem Meitſchi recht, der vielen Gelegenheiten wegen, die es da hatte auf dem Hin- und Herwege und um die Fabrike herum, und weil es ſeine Arbeit am Schatten machen konnte. Es klagte immer, an der Sonne kriege es geſchwollene Beine.

Es trieb nun das Fabrikgehen und wurde um nichts beſſer; es alterte (wuchs kann man nicht ſagen) heran zu einer lüſternen, unterwieſenen Dirne, mußte aber die Fabrike verlaſſen; warum? ſagte man nicht. Daheim wollte man es nicht dulden ſeines böſen Maules, ſeiner Meiſterloſigkeit wegen; dienen bei Bauern wollte es auch nicht, der Sonne wegen, an die es ſich doch hätte wagen müſſen. Es wollte nun eine Herrenjungfer werden und ſuchte Dienſtplätze in einem Herrenhauſe; am liebſten wäre es nach Bern gegangen, weil es dort am erſten auf eine reiche Heirath hoffte, trotz ſeines abgegriffenen Geſichtes. Es hatte gehört, daß dort gar reiche Herren ſeien. In einem Herrenhauſe, ſtellte es ſich vor, hätten es alle Bewohner wie Herren, und es wie eine Herrenfrau, könne am Kaffeetiſche ſitzen, und wenn es nicht mehr Kaffee möge, in den Keller über's Brönz, und die Arbeit mache weiß Gott wer, vielleicht Gott ſelbſt, auf alle Fälle nicht es an ſeinem Kaffeetiſche oder hinter ſeiner Flaſche.

Da nun aber ſeine Hirngeſpinnſte nirgends in Erfüllung gingen, da man ſeine unverſchämte Zunge, ſein Lügen nirgends lange ertrug, ſo konnte es nirgends lange ſein, konnte am Ende, wie es ſagte, die Sklaverei nicht mehr ertragen, in welcher es nicht alle Abende ſeinen Schätzen nachlaufen, nicht alle Sonntage irgend einer Hudelten zuſteuern und halbe Nächte fortbleiben konnte. Es ſegelte wieder nach Hauſe, giebt ſich vorgeblich mit Wollenrüſten ab, denkt aber gar nicht an ſeine Arbeit, ſondern an ſeine Buben, und ſtellt, wo es nur kann, ſich mit ſeinen ſchliefrigen Augen jedem Schlingel unter die Naſe, hoffend, er werde erſt ſein Schatz, dann ſein Mann. Denn heirathen, heirathen will es für's Teufelsgewalt durch jedes Mittel; im Heirathen hofft es ſeine Seligkeit und Branntwein genug in alle Ewigkeit. So ward das dicke Liſabeth, was es jetzt iſt.

Der Alte leitete unterdeſſen emſig Waſſer auf und ab, flatſchte mit ſeinen drei Zoll hohen Holzbödenſchuhen keck im Waſſer herum, wohin ich ihm mit meinen Stiefelchen nicht folgen konnte. Nachdem er ein halb Dutzend kleine Bretter mit der Schaufel herausgewogen und anderwärts mit der ſchmalen Seite der Schaufel wieder eingeſchlagen, Erdſchollen ſäuberlich bei Seite geſetzt und ſie wieder bei den friſch eingeſteckten Brettern zurecht gedrückt hatte, ſtützte er ſich auf ſein Schäufelchen und ſah ernſtlich zu, wie das Waſſer ab- und auffloß, nahm hier eine Scholle weg, legte dort eine andere zu, hob hier ein Brett einen Zoll höher, gab jenem dort einen oder zwei abgemeſſene Schläge, Alles mit einer Miene, daß man ſah, er ſei ganz mit Leib und Seele bei ſeinem Werke; daß er wohl wiſſe, was er mache; daß er wie ein getreuer Vater mit aller Sorgfalt jedem Gräschen das Maß Waſſer zukommen laſſe, welches dem Gräschen heilſam ſei. O, ſie iſt gar rührend zu ſchauen, dieſe Sorgfalt im Kleinen wie im Großen, und dankbar ſchienen die Gräschen ſie anzuerkennen. Alle ſahen ſo freundlich zu ihrem Pfleger auf und jedem ſchimmerten ein oder zwei Thränchen in ſeinen grünen Aeugelein. Freundlich ſah der Alte ſie an, eins nach dem andern, ob jedem auch wohl ſein Theil werde; und als er ſah, wie allen ſo wohlbehaglich ward, und wie munter ſie ſich aufreckten im kühlen Waſſer, da ſagte er traurig: Ja, Gräschen kann ich erquicken und grünen laſſen zu Tauſenden, und ſie verkünden ihres Schöpfers Lob und Ehre; aber Menſchen muß ich ſchaurig verderben ſehen, kann von ihnen nicht ableiten das giftige Waſſer, ſie nicht erquicken mit dem geſunden Waſſer, das Gott ſo reichlich und ohne Mühe uns ſprudeln läßt; ſie, die zu Ebenbildern Gottes geſchaffen ſind, leben zu Schmach und Aergerniß, und liegen in Sünden zu Hauſe, während jede Blume in den Matten, jedes Vögelein in den Zweigen den Schöpfer preiſt! Heute, am Tage des Herrn, wer iſt's, der ihn heiliget? das grüne Gräschen im kühlen Waſſer oder das verſoffene Menſch in ſeinem ſtinkenden Bette? Ja, und Stüdi und Liſi hätten auch ſchöne Blumen werden können in Gottes Garten, wenn die Welt nicht geweſen wäre; das thut einem ſo weh, und der kurzſichtige Menſch möchte Gott fragen: Herr, warum haſt du das an ihnen geſchehen laſſen? Und ſchwer kömmt es ihn an, dieſe Frage mit der Antwort zu ſtellen: Des Herrn Wege ſind wunderbar und ſeine Gerichte unerforſchlich! Doch werde auch ich ungerecht, ſagte der Alte nach einigem Sinnen. Hätten doch Marei und Liſabeth nicht eben ſo ſchöne Blumen werden können in Gottes Garten, wenn das Verderben ſie nicht ſo frühe erfaßt, den Körper zerſtört, den Geiſt niedergetreten und der ganzen Erſcheinung den Stempel unausſprechlicher Gemeinheit aufgedrückt hätte? In Stüdi und Liſi erkennt der Menſch noch das Höhere, Beſſere, die äußere Hülle iſt noch nicht ganz zerſtört; ſie erzeugt unwillkürlich ein trauriges Gefühl durch den Anblick des Gegenſatzes zwiſchen ihren Anlagen und ihrer gegenwärtigen Erſcheinung; das Auge wird beſtochen und das Mitleid für das ſichtbar Beſſere in ihnen redet laut. Bei den beiden andern wird das Auge nicht beſtochen, man fühlt kein Mitleid mit ihnen, weil man ſie zu nichts Beſſerem beſtimmt glaubt, weil man keine Spur mehr ſieht von dem, was ſie hätten werden können. Iſt das aber nicht ungerecht, verdienen ſie eben nicht deßwegen das meiſte Mitleid, weil der Mehlthau des Laſters ſich ſo früh bei ihnen angeſetzt und die ganze Pflanze bis zur Unkenntlichkeit zerſtört hat?

So ſchwatzte der Alte, auf ſein Wäſſerſchüfeli gelehnt, und mit großen Augen ſah ich den philoſophirenden Bauer an, und ſah dann um ihn herum, ob nicht etwa ein Profeſſor hinter ihm ſtehe und für ihn rede; aber ich ſah Niemand als den alten Bauersmann und ſein Wäſſerſchüfeli.

Das kam mir ganz wunderlich vor, daß im Kanton Bern ein Bauersmann ſo rede, und daß ſo nahe bei ſo viehiſchem Sinn ſo tiefer Sinn wohnen ſollte. Der Alte ſah meine Augen wohl, aber er verwunderte ſich nicht darüber, brachte ſie auch nicht in Rede, ſondern erzählte mir dann auf meine Bitte noch das Folgende. Jetzt würde ich mich über den Alten nicht mehr verwundern, denn fand ich doch ſeither im Kanton Bern noch mehrere Männer in Zwilch und Halblein, deren Einer an tiefem Sinn und geſundem Denken mehr wog, als zehn ordentliche oder außerordentliche Profeſſoren ſammt ihren Brillen, ihrer Compendien-Gelehrſamkeit, ihren verrückten Theorien und fabelhafter Arroganz.

Stüdi, ſagte der Alte, war ein gar liebliches Mädchen von Jugend auf, ſinnig und gar nicht ſo wild und ungeſtüm, wie die andern Kinder. Es war immer, als ob es etwas Appartes denke, und doch wußte es zu thun, was es einem an den Augen abſah, und ſah immer gar reinlich aus; es war recht, als ob der D... ſich nicht an das Mädchen wage. Sein Vater war Fuhrmann, führte ein etwas liederliches Leben, wozu Fuhrleute ſich gerne verführen laſſen, und ſtarb früh. Seine Mutter hatte anders geheirathet, bekam Kinder, und das Mädchen hatte es gar bös; es hätte nirgends ſein und doch Alles machen ſollen. Seine Stiefgeſchwiſter waren häßliche, böſe Dinger und quälten das Schweſterchen gar ſehr, und der Vater mochte je länger je weniger leiden, daß Stüdi ſo hübſch, ſeine Kinder ſo häßlich ſeien. Und Stüdi, als ob es zum Trotz wäre, wurde alle Tage lieblicher und hatte gar etwas Appartes an ſich; es war faſt, als ob es ein Herrenkind wäre, und das wurde ihm auch oft vorgehalten, wie vornehm es ſich geberde.

Ich wohnte nicht weit von ihnen, hatte das Mädchen immer im Auge und ein abſonderlich Wohlgefallen an ihm gehabt. So oft es an meinem Hauſe vorbeiging, hatte ich ein Wort für das Mädchen und erhielt dafür eine freundliche Antwort. Mein Sohn hatte ein Weib genommen und nach Landesgebrauch Kinder erhalten, und ich dachte oft bei mir, Stüdi möchte ich einſt zum Kindermeitſchi haben. Ein freundlich, reinlich, ſittſam Meitſchi iſt ein wahrer Fund und Goldes werth; leider aber iſt es Mode, daß, ſobald eines fünf zählen lernt, wird es alſobald zu hochmüthig, um Kindermeitſchi zu ſein. Als ich hörte, wie bös es Stüdi habe, und wie ungern geſehen es zu Hauſe ſei, ließ ich ein Wort davon Stüdi fallen, und als es gar nicht unabgeneigt ſchien, redete ich darüber mit deſſen Mutter. Die ſagte mir, ihr wäre es recht; je eher Stüdi fortkäme, deſto lieber wäre es ihr; es ſei ganz verſtockt, ſie könne gar nichts mit ihm anfangen. Aber es habe eine gar grauſam vornehme Gotte in Bern, die ſei Köchinn bei einem alten Junker Landvogt, und die habe neulich geſchrieben, ſie wolle nächſtens hinauskommen und dann ſehen, was mit Stüdi anzufangen ſei. So müſſe ſie nun warten, bis dieſe käme, um mir den Beſcheid zu geben. Sie möchte die Gotte nicht böſe machen, Stüdi könne vielleicht von ihr erben; ſie ſei fett wie der Amme, habe alle Tage vornehm zu eſſen, Weißbrei und Birenſchnitze und Fleiſch, ſie wiſſe nicht, wie oft in der Woche; wenn daher nicht bald ein Schlagfluß, Gott behüt's davor, ſie treffe, ſo wiſſe ſie nicht, wer an Schlagflüſſen mehr ſterben ſolle.

Die Gotte kam bald, und ich erhielt einen abſchlägigen Beſcheid. Dreißig Jahre hatte die in Bern gedient und einen Stolz eingeſogen, ärger als ihr alter Landvogt einen haben mochte. Sie betrachtete die Bauern wie Hottentotten oder Neufoundländer, und das Leben auf dem Lande ſo, als ob das Fegfeuer ein Tanzſaal dagegen wäre. Sie ſchimpfte gar läſterlich über das Bauernvolk, als ob ſie von einem ſpaniſchen Herzog abgeſtammt wäre und nicht von einer armen Schaubhüttlerinn; bei jeder Gelegenheit warf ſie mit Baurenpack, Baurenpflegeln und Lümmeln um ſich. Bei ſolchen wollte ſie nun ihr Gotteli, das ihr gar wohl gefiel, nicht laſſen. Sie könnte es vor Gott nicht verantworten, ſagte ſie, wenn ſie es in den Händen dieſer Lümmels ließe, daß ſie es hielten wie ein Hausthierchen, alle Jahre für ein Paar Stumphoſen und ein Paar Holzſchuhe, ihm zu freſſen gäben, was die Säue nicht möchten, und an der Faſtnacht Küchli, die kein Hund verdauen könnte, durch die man mit keiner Waldſäge käme. Bei denen es würde ſo ſchwarz wie eines Schwarzwälders Hoſen und ſo dumm bliebe, daß es nicht wüßte, wo in Bern der Weibermärit ſei und der guldige Adler. Nein, vor Gott könnte ſie das nicht verantworten, man ſolle es dem Baurenlümmel nur ſagen. Sie wolle etwas an das Meitſchi wenden und es zu einer Näherinn thun; wenn es nähen könne, ſo ſchickte es ſich perfekt für eine Kammerjungfer. Sie kenne eine Näherinn, die auch eine Zeit lang in Bern gedient und jetzt Wittfrau ſei.

Die wiſſe doch, was Manier ſei, und daß ein Unterſchied ſei zwiſchen einem Hund und einem Menſchen. Die werde ihr ſchon den Gefallen thun und Stüdi nehmen; da ſei es doch anders verſorgt, als ſo bei einem halbleinigen Kalb.

Dieſe Näherinn war ein ſauberes Weibsſtück, frug aber dem die Gotte wenig nach; war ſie doch in Bern geweſen, und das wog bei der alten Köchinn Alles auf. Sie war eine von den ſaubern Wittwen, welche ihre Kinder der Gemeinde oder Gevatterleuten aufbürden, und nun ein freies Leben führen, den Krug ſo lange in's Waſſer tragen zu können, bis er bricht.

Sie war eine gute Arbeiterinn, aber ſie arbeitete, um beſſer zu leben; um ihre Kinder bekümmerte ſie ſich nicht; ſie arbeitete, um Mannsvolk damit anzuziehen; ob ihre Kinder Schuhe hatten oder blaugefrorne Füße, focht ſie nicht an.

Dieſes Weib führte ſich nun recht auf, wie eine ausgelaſſene zaum- und zügelloſe Wittwe. Sie war allenthalben, wo es luſtig ging, in Bädern, auf Märkten; hatte allenthalben gute Bekanntſchaft und brachte von dort immer Kilter zum Uebernachten heim, Männer und ledige Burſche. Sie hatte aber nur ein Bett, und bei ihr mußte Stüdeli, das liebliche Mädchen, ſchlafen und Zeuginn ſein von all' ihrem Treiben, mußte alle Nächte tiefer und tiefer ſich einweihen laſſen in das Leben einer geilen Wittwe. Dieſe Wittwe war nun nicht nur eine Liebhaberinn vom Mannenvolk, ſondern auch vom Trinken; beides iſt gerne bei einander. Sie hatte immer eine Flaſche von Etwas im Schäftchen, bald dieſes, bald jenes. Wenn ſie nun des Morgens im Winter bei ſtrubem oder kaltem Wetter auf die Stör mußten, nahm ſie ein Gläschen zur Herzſtärkung, und weil ſie gerne das Stillſchweigen Stüdeli's erkaufen wollte, drang ſie ihm auch eins auf. Es nahm daſſelbe anfangs gar ungerne, aber das gute Mädchen wollte die Meiſterfrau nicht böſe machen, meinte, es ſei wirklich etwas Gutes und es ſchicke ſich, daß es ſolches Waſſer auch trinken lerne, überwand ſich und lernte es trinken.

Oft erhielten ſie noch an den Orten, wo ſie waren, Brönz, um 9 oder um 3 Uhr, hier und da alſo drei Mal des Tages, — ein Mädchen, das noch nicht unterwieſen war. So gewöhnte Stüdeli ſich an das Brönz und es ward ihm Bedürfniß.

Ehe die Lehrzeit zu Ende war, ſtarb die Gotte, und richtig an einem Schlagfluß, wie vorausgeſagt worden war. Sie hatte am Neujahr ihrem Herrn Landvogt eine Gans gebraten und ſie mit Kaſtanien gefüllt. Der Herr Landvogt aß die beiden Flügel, einen Schinken und auch etwas von den ſchönen weißen Bruſtſtücken nebſt einem Theil der Kaſtanien; die Köchinn verſorgte den Reſt und mit beſonderm Wohlgefallen das Bürzi. Aber es war das letzte Mal, daß ſie Gans gegeſſen hatten; ehe eine Woche um war, lagen beide im Grabe, ſie und ihr alter Landvogt. Nun war es aus mit dem Kammerjungferdienſt, und Stüdeli blieb bei ſeiner Meiſterinn. Es blieb lange noch ein ſcheinbar ſtill und ſittſam Mädchen, dem man den im Innern hauſenden giftigen Wurm nicht anſah. Es wuchs ſchön auf und hatte Backen wie Milch und Blut, und etwas Geſchlecketes, daß Alles auf es ſah, wenn es in eine Tanzſtube kam. Die Wittfrau legte es darauf an, Stüdeli ganz zu ihrer Kumpaninn zu machen, munterte es zum Kilterhalten auf, duldete dieſe in ihrem Bette, kurz, ich mag nicht davon reden. Ein luſtiger Bauernſohn fand Gefallen an dem Meitſchi und das Meitſchi an ihm und es ſchien auf einmal ganz eingezogen leben zu wollen, ganz wie ein anderer Menſch. Aber der Vater des Burſchen that wüſt, die Meiſterinn wußte auch ihre Hände trennend dazwiſchen zu haben, und aus der Heirath ward nichts.

Es ſchien Stüdeli faſt das Herz abzudrücken anfangs, dann aber ſtürzte es ſich köpflings in die Ausſchweifungen hinein. Es ſchien, als ob es der ganzen Welt damit etwas zu Leide thun wollte; wie leider junge oder unkluge Leute oft thun, daß ſie ſich ſelbſt zu Grunde richten oder zu Schanden machen, in der Meinung, jemand Anderm weh zu thun damit.

Es verließ endlich, wegen eines Buhlen entzweit, ſeine Meiſterinn und arbeitete für ſich ſelbſt. Es iſt eine gute Arbeiterinn, hat darum viel zu thun; iſt treu, aber nimmt den Branntwein immer lieber und jedes Mannsbild iſt ihm recht; deßwegen hat es ſchon manche Stör verloren. Man glaubt oft, es trinke, nur um zu vergeſſen, was in den Hintergrund ſeiner Seele zurückgedrängt, ſich noch immer regt. Es heißt, es habe keinen Schlaf mehr, daher arbeitet es oft Nächte durch, und trinkt beſonders in dieſen Nächten. Im Welſchland giebt man in kalten Winternächten ſpät kiltenden Näherinnen kalte Aepfel, Eins wohl ſo gut als das Andere. Schon aber zeigen ſich die Folgen dieſes Treibens immer deutlicher. Der Beruf der Näherinnen auf dem Lande iſt ohnehin gefährlich. Die ſitzende Lebensart, dazu die ſchweren Speiſen der Landleute, welche ſie, obgleich nicht ſchwer arbeitend, doch mitgenießen müſſen; die kalten Füße, welche ſie Tage lang haben, oder die naſſen, wenn ſie am Morgen bei ſchlechtem Wege auf die Stör mußten, haben ſchon gar manche Näherinn in's Grab gebracht. Es ſtockt das Blut, ſein Umlauf ꝛc. wird gehemmt, und böſes Blut iſt wohl die böſeſte Krankheit, führt bald zu langen Martern, bald zu ſchnellem Tode.

Wenn dann zu dieſem noch der Branntwein kommt bei einer Näherinn, der das Blut ſo ſchwer und ſchwarz macht; wenn man ihn nicht herausſchwitzen kann, ſo mag man ſich denken, wo das hinaus muß.

Ich glaube nicht, daß alle Gläschen Branntwein ſchaden; ja, ich bekenne, daß ich zu Zeiten ſelbſt eins nehme, wenn es harter oder kalter Arbeit gilt, oder an einem neblichten Morgen ein langes Wäſſern, und daß er mir da übel mache oder mich ſchwäche, habe ich nie empfunden. Aber wer eine Gewohnheit daraus macht, iſt verloren, ich glaube es; wer die Gewohnheit bereits hat, muß ganz aufhören, halb kann er nicht, ich glaube es; und wer ein Stubenhocker iſt, eine ſitzende Lebensart führt, ein auf einen Fleck bindendes Handwerk, der ſoll den Branntwein, überhaupt ſtarke Getränke bleiben laſſen, ſonſt iſt er verloren; ich glaube es. Ein Schmid z. B. kann ertragen, was einen Weber tödtet.

So ſcheint es mir mit dem armen Stüdeli zu gehen; es ſcheint mir bereits das Leben aus ſeinen äußern Theilen zu weichen, die Hände ſehen ſo kalt und ſteif aus, daß es einen ſchaudert bei dem Anblick. Es ſchüttelt mich bei dem Gedanken, daß es mich anrühre, ſo eiskalt kommen ſie mir vor.

Das Traurigſte von Allem aber iſt, daß das ſein Verderben fühlende Stüdi das ihm anvertraute Lehrmädchen auf die gleiche Weiſe in's Verderben zieht, wie es ſelbſt hineingezogen worden iſt.

Bäbeli iſt eine Tochter rechtſchaffener Leute und wußte von dem Allen nichts, was es jetzt mitmacht. Die Leute wollten dieſe Tochter das Nähen lernen laſſen;

es käme ihr immer komod, meinten ſie. Sie hatten gehört, daß Stüdi eine gute Näherinn ſei, dem Weitern frugen ſie nichts nach. Sie hatten gar keinen Begriff davon, wie Kinder angeſteckt und verdorben werden.

Ja, Gott iſt groß, wie der Türke ſagt, und es muß etwas Herrliches in der menſchlichen Natur liegen, und Gott muß, wie der ſchöne Glaube ſagt, mit einem jeden Kinde einen Engel auf Erden ſenden, daß bei der fürchterlichen Sorgloſigkeit ſo vieler Eltern noch ſo viel Gutes am Menſchen geblieben iſt. Treibt einer ein Handwerk gut, oder führt er ein gut Mundwerk, man vertraut ihm ein Kind an und frägt nie: ob er das große, allen Menſchen aufgegebene Handwerk verſtehe, aufzuerbauen das Ebenbild Gottes in ſeiner eigenen Erſcheinung; Tauſenden würde man keine hundert Franken ohne Unterpfand und Bürgſchaft anvertrauen, aber ein Kind übergiebt man ihnen mit Leib und Seele ohne Bedenken.

Ja, ſchlechten Meiſtern, denen alle Partikularen in einer Gemeinde keinen eigenen Schuh anvertrauen würden, vertrauen ganze Gemeinden mit Leib und Seele ihre Kinder an. Man ſinnet nicht, was es dem Menſchen hälfe, wenn er die ganze Welt gewänne und litte Schaden an ſeiner Seele. Man ſinnet nicht, wie ſchwer das Beiſpiel einwirkt, und wie zart eine Kinderſeele für fremde Eindrücke iſt. Man ſinnet nicht, daß der eine verlorene Seele bleibt, der vollkommen nähen oder ſchmieden kann, aber an den neuen Menſchen, der in Chriſto uns vorgebildet iſt, keine Hand zu legen weiß.

Darum auch wendet man viel größere Sorgfalt auf die Anlegung der Kapitalien, als auf die Unterbringung der Kinder. Auf himmelſchreiende Weiſe ſchickt man Kinder in's Welſchland, und himmelſchreiend bringt man ſie im eigenen Kanton unter, und zwar nicht aus Bosheit, ſondern weil man wohl Acker kennt und Wieſen, Pferde und Kühe, aber nicht der Seele Natur und Weſen; und weil man thöricht wähnt, weil man Acker kenne und Wieſen, Pferde und Kühe, kenne man auch der Seele Natur und Weſen. Aber doppelt thöricht iſt die Obrigkeit zu nennen, welche dieſen Wahn nicht nur beſtärkt, ſondern in demſelben vorangeht. Da muß wohl, was oben ſein ſoll, unten kommen, die Seele in den Staub, während die Füße gen Himmel gabeln.

So hatten auch Bäbeli's Eltern nicht darauf geachtet, was Stüdi neben ſeinem Nähen treibe, hatten ihm das Kind übergeben und die Hälfte des Lehrgeldes vorausbezahlt, und wahrſcheinlich nun die andere Hälfte auch. Und wenn ſie jetzt ſchon allerlei bemerken ſollten, Bäbeli müßte doch bis an's Ende der Lehrzeit bleiben, damit man am Gelde keinen Schaden leide und an nichts Schaden leide, was man ſich ausbedungen hat. So nun muß Bäbeli mitmachen, was ſeine Meiſterinn macht. Es muß Branntwein trinken, muß bei Stüdi's Kiltern ſchlafen, kann daneben auch ſeine eigenen haben im gleichen Bett, kann mit ihnen treiben, was es will, oder muß mit ſich treiben laſſen, was ſie wollen, wenn es nicht will ausgelacht ſein. So geht das arme Kind einen traurigen Weg, wahrſcheinlich ſeinen Todesweg, und es weiß es nicht. Es hat nichts in ſich, das es aufhält; es findet außer ſich keine Hand, die es zurückreißt, es wird vorwärts getrieben wider Willen. Es ſchüttelt ſich, wenn es Branntwein trinkt, es weint ſicher an manchem Morgen über die vergangene Nacht, und doch trinkt es Branntwein und meidet die beweinten Nächte nicht, das arme, arme Kind.

Es müſſe doch ſchauderhaft ſchlecht im Kanton Bern ausſehen, ſagte ich; eine ſolche Verdorbenheit finde man nirgends. Nun begreife ich, warum es ſo kunterbunt hergehe daſelbſt, und man allenthalben anfange, ihn zu verachten und für den ſchlechteſten zu halten. An andern Orten ſehe man doch zu den Kindern und wo man ſie hinthue.

He, das glaube er nicht, ſagte mein ſeinem Waſſer noch immer zuſehendes Bäuerlein; er glaube z'Gunteräri, man ſei an vielen andern Orten noch viel ſchlechter, aber weniger aufrichtig. Er habe mir unverblümt ſein volles Herz geleert. Ich hätte ihm vernünftig und theilnehmend geſchienen, und da hätte er mir nicht an den Hoſen geſchmökt, ob ich ein Zürcher oder ein Genfer oder ein Baſeler ſei, ſondern nur aufrichtig ſeine Meinung geſagt. Er wiſſe wohl, daß wir Berner hierin dumm ſeien; Zürcher und Aargauer thäten ganz anders, die wüßten das Ding beſſer anzukehren und jeden Fremden zu überreden. Teufelsdreck rieche bei ihnen gerade ſo, wie an andern Orten Küchli und Eiertätſch. Was die Berner in Mißkredit bringe, ſei nicht das Volk, ſondern das G'hüder, das immer obenauf ſchwimme, wenn man die Maſſe aufrühre; in ordinäri Zeiten bilde es den Bodenſatz; ſolches G'hüder ſetze ſich aber bald wieder zu Boden, man brauche nur ein wenig ruhig zu ſein und aufzuhören zu guſeln und umzurühren. Das wüßten die Teufelsbuben aber wohl, darum guſelten ſie immer und rührten beſtändig von Neuem auf.

Nein, das ſei es nicht, ſagte ich; ich wüßte das Volk wohl von einigen Trinkern zu unterſcheiden, aber nirgends hätte ich noch von ſolchen Dingen gehört und geleſen, noch fünf Mädchen hinter einer Maß Branntwein geſehen.

Daß ihr gerade dieſe fünf Mädchen geſehen, iſt ein Zufall. Herr, und daß ihr mich angetroffen, der ich kein Blatt vor dem Maule habe, iſt ein noch größerer. Daß ihr an andern Orten nichts ſolches geſehen oder geleſen, wundert mich nicht, denn ihr Herren Reiſende und ihr in ſchwarzen oder guttuchenen Kutten wiſſet nicht, was vorgeht im eigentlichen Volke. Dem Volke verſtehen gar wenige in die Augen zu guggen, ſo recht auf's Leder hinein. Ich nehme kein Blatt vor's Maul. Herr, das habt ihr gehört! aber ich kenne auch Welſche und Freiburger, Aargauer und Zürcher, Kantönler und Landſchäftler, kenne b'ſunderlich die Länder; aber ich tauſchte wahrhaftig nicht mit ihnen, und unſere Mädchen nicht an die g'wadeten Ländermädchen und noch an manche andere nicht. Aber wir Berner ſind halt zu aufrichtig und ſagen es laut, wie wir ſind; da ſchießen dann die andern herzu und ſchreien: Loſit, loſit, ſäyt er's nit ſelber! und verbrüllen uns dann in der ganzen Welt.

Ja, aber auch nichts habe ich geleſen, das dem gleichet, was von euch zu leſen ſteht, ſagte ich. Die, welche ſchreiben können, ſagte er, kennen gewöhnlich das Volk nicht, und wenn ſie's auch kennen, ſo ſind ſie eben nicht aufrichtig; was können wir dafür, daß wir ſolche unter uns haben, die uns kennen von oben bis unten und hinten und vorne, und ſchreiben können und dazu aufrichtig ſind, und was ſie kennen, gerade herausſagen; iſt das eigentlich nicht eine Sache, deren wir uns rühmen ſollen, die uns vor andern bevorzuget? Herr, und daß wir ſolche aufrichtige Menſchen nicht todtſchlagen, ſondern uns gerne von ihnen den Spiegel vorhalten laſſen, iſt das nicht ein Zeichen, daß wir zur Beſſerung reif ſind?

Das Bäuerlein war warm geworden, und ich fand für gut, abzubrechen, und bat ihn, daß er mir auf dem Heimweg noch Liſi's Geſchichte zum Beſten geben möchte. Eigentlich ſollte ich nicht, ſagte er, wenn es ſo gemeint iſt, daß ihr nur fraget, um uns Bernern es aufzurupfen. Und doch will ich es thun; aber mit der Vorrede, die ihr zu Hauſe prüfen möget: daß Selbſtkenntniß der erſte Schritt zur Beſſerung iſt; prüfen: ob ihr dieſen auch ſchon gethan habt.

Liſi war ein Prachtmeitſchi von Jugend auf und eines Vorgeſetzten Tochter. Unſere verſtorbene Frau Pfarrerinn, ein ehemaliges vornehmes Granggelbei, welche vier gelbgrüne Grieglen von Mädchen hatte, ſchlank wie Haſelſtecken, meinte oft, Liſi ſehe gar ſo gemein aus, es ſei Schade um daſſelbe, ſonſt wäre es ein gutes Mädchen.

Es leuchtete wie die Geſundheit ſelbſt, und war immer drei Zoll größer als die größten Kinder ſeines Alters. Es war auch ein herzgut Kind, und wo es Jemand einen Gefallen thun konnte, ſcheute es keine Mühe; wo es einem Armen eine Wohlthat erweiſen konnte, da mußte ſie erzwungen ſein; wo es Jemand bei Vater oder Mutter z'beſt reden konnte, ſparte es weder Worte noch Flattiren. So ward es billig der Stolz der Eltern und der Liebling aller Leute. Wenn man das luſtige Liſi von weitem ſah, ſo lachte einem das Herz im Leibe, und ich glaube nicht, daß ein einziger Menſch ihm dieſe allgemeine Liebe vergönnt hat.

Einzig dem Schulmeiſter war Liſi nicht ganz recht. Es trieb in der Schule alles Mögliche, nur mit dem Lernen mochte es nichts zu thun haben, und der Schulmeiſter wollte behaupten, es mache ſich immer näher zu den Buben, als nöthig ſei; aber es achtete Niemand ſeiner viel.

Als es vierzehn Jahre alt war, ſtarb in ſchneller Krankheit ſeine Mutter. Sie war eine brave Frau geweſen, hatte das Hausweſen meiſtens geführt, da ihr Mann viel abweſend war, und die Kinder zum Arbeiten gehalten; freilich das Beſſere im Menſchen zu hegen und zu pflegen, hatte ſie nicht Sinn, nicht Zeit.

Liſi war das älteſte Mädchen und war groß und ſtark wie ein achtzehnjähriges. Der Tod der Mutter ging ihm zu Herzen, und es fühlte, was ihm jetzt für eine Verpflichtung geworden ſei. Es übernahm ſie auch kräftig und munter, war früh und ſpät, und ſchaltete recht verſtändig, war den kleinen Geſchwiſtern eine rechte Mutter. Der Vater, dem der Tod ſeiner Frau ſchwer zu Herzen gegangen war, weil dadurch eine Bürde an ihn zurückfiel, die er auf die Frau überladen hatte, mußte nun in der erſten Zeit daheim bleiben, was ihm ungewohnt vorkam. Als er ſah, wie ſein Meitſchi in den Fußſtapfen ſeiner Frau ging, wie Alles ſeinen Fortgang nahm, als wenn ſeine Alte noch da wäre, freute er ſich gar ſehr darüber und ging alſobald wieder ſeiner Wege. Der thörichte Vater dachte nicht, welch' Unterſchied ſei zwiſchen einer 40—50jährigen Frau, welche durch 40jährige Reibungen der Welt in ihr Geleiſe gedrückt worden, und einem 14jährigen Mädchen, das die Welt erſt zu berühren beginnt, in ein Geleiſe zu bringen ſucht. Der thörichte Vater ging ſeiner Wege, und ſtatt daheim zu ſeinem hübſchen, guten Mädchen zu ſehen, rühmte er es in den Wirthshäuſern, an Steigerungen, Freundlichkeiten; im Gemeindrath ſchlug er auf den Tiſch und ſchwur: Es Meitſchi, wie er heyg, heyg bim D… Kene; er chön 8 Tag furt ſy, das gang bim D… glych; ſye er daheim oder nit, ſys Meitſchi mach alls un es ſyg bim D… erſt 14jährig, das gäb einiſt e

Büri, er well us biete im ganze Lang! So rühmte der Vater das Meitſchi auch zu Hauſe, aber das verdarb es nicht. Aber andere Leute kamen auch und rühmten es. Liſeli war gar gutherzig, und wo an einem Ort eine gutherzige Perſon in einer Küche waltet und Spycher- und Kellerſchlüſſel hat, da riechen es hungerige Leute ſtundenweit und machen ſich herbei mit Rühmen und Flattiren. Da ging nicht manche Stunde vorbei, daß nicht ein runzlicht Geſicht vor der Küchenthüre ſtund und dem an der Feuerplatte ſchwitzenden Liſeli zurief: Nei, bim Schieß. ſo wie du eis biſch, iſch kens auf d'r ganze Welt, un wenn ſie minethalb hundert Stung läng wär. Nei, wie biſch doch aber ſo hübſch, es duechts mi, es ſötte all Buebe a d'r b'hange, wie d'Wespeni ime ne Hunghafe. So ging es manchmal eine ganze Viertelſtunde lang, und wer will es dem gutherzigen Meitſchi verübeln, wenn es gerne hörte, wie lieb es die Leute hätten; wenn es gerne hörte, wie alle es gut mit ihm meinten; wenn es bei dieſem Lob weich ward, es auch gut mit der Schmeichlerinn meinte und ſeine milde Hand weit aufthat. Was wußte das gutherzige Meitſchi von Falſchheit und der Tücke der Leute, und wer öffnete ihm die Augen darüber?

Neben dieſen Leuten thaten auch das Mögliche die Dienſten und Tauner, um das gute Liſeli zu mißbrauchen.

Die Mädchen flattirten ihm, eine wollte werther ſein als die andere, um mehr zu erhaſchen; ſie erzählten ihm von Buben, Kiltgang, Schätzele, erregten die Neugierde des kräftigen Mädchens, und was es dann mit halblauter Stimme im Kabisplätz oder beim Jäten oder beim Krautrüſten frug über die dunklen Gadengeheimniſſe, das löſte ihm bald die eine, bald die andere Magd gründlich und willig auf. Die Knechte hatten ihre Händel mit Liſeli, gugten ihm freundlich in die Augen, machten ihm den Hof mit ihren ſaftigſten Redensarten und kamen ihm manchmal mit ihren kuhdreckigen Fingern wohl nahe, und zu einem Müntſchi nahmen ſie ſich auch die Freiheit. Wer will es dem Meitſchi verübeln, wenn es ſich deſſen nicht zu erwehren wußte, wenn es ihm nach und nach gefiel, ein Müntſchi ihm wohlthat und eine Rede ein eigenes Feuer ihm in ſein raſches Blut goß? Wer warnte es, wer gab ihm ein Gegengewicht gegen Alles, was auf ſein Fleiſch eindrang? Doch das hätte vielleicht noch nicht Alles gemacht, findet man ja das Gleiche in gar vielen Häuſern; aber es war noch eine andere Perſon in dieſem Hauſe, und derſelben muß man Liſeli's ganzes Verderben zuſchreiben. In ihrem Hauſe war ein Tiſchgänger, der ein Handwerk trieb; ich ſage nicht, war's ein Weber oder ein Schneider, ein Häftlimacher oder ein Druckenmacher; es war auf jeden Fall ein wüſter, aber ſchlauer Burſche, der alle Vörtel zu gebrauchen wußte, um wohl und doch wohlfeil zu leben. Der ging ſchon lange bei ihnen aus und ein und war oft Wochen lang daheim, beſonders im Sommer. Liſeli, das kochte und die Haushaltung machte, war nun auch oft daheim, wenn Alle auf dem Felde waren, oder es war draußen im Hauſe, während die Andern in der Stube ſpannen. Nun ſchlich ſich dieſer verfluchte Tiſchgänger an das Mädchen, wie ein giftiger Wurm in einen ſchönen Apfel.

Es iſt eine ganz eigene Sache, wenn zwei Leutchen zurückbleiben allein in einem großen Hauſe, und gar willkommen iſt das eine dem andern gegen die Längizyti, und gar heimelig wird es ihnen bei einander, und aus dem Heimelig entſtehen oft unheimliche Dinge.

So wußte der Tiſchgänger dem Liſeli ſich werth zu machen und lieb, wußte ihm Vieles zu b'richten, und war ihm gar hülfreich bei ſchweren Geſchäften, wo das Meitſchi nicht z'ſchlag kommen, niemand anderes rufen konnte. Wenn dann etwas Appartes gethan war, oder wenn er etwas Appartes im Kuchigänterli wußte, ſo verſtund er Liſeli's Herz zu erweichen, daß es mit einem Stückli Fleiſch oder Küchlen heranrückte. Damit lockte er das Mädchen in ſeine Kammer unter dem Vorwande, er wolle etwas Naſſes dazu thun, ſo trocken gehe das Eſſen gar nicht gut. Dort brachte er bald rothen Wein oder Zimmetwaſſer oder bloßes Brönz hervor, und nöthigte dem wilden Mädchen auch ein Schlückchen oder zwei auf, und das Mädchen trank ihm dieſe zu Gefallen, und ihm zu Gefallen drei und vier. Zu dem Trinken geht auch ein Schächern gut, beſonders im leeren Haus in einſamer Kammer. Das Meitſchi ahnete nichts Arges, wehrte ſich, ſo weit das Wehren es luſtig dünkte, und ließ zu, was ihm gefiel, alle Tage ein Stücklein mehr. Man weiß gar nicht, wie unvermerkt und ſchnell eine Gewohnheit entſteht, ſo merkte Liſi gar nicht, wie nach und nach ihm dieſes Eſſen und Schächern mit dem Tiſchgänger Bedürfniß wurde, und wie es ihn mahnte, wenn er es vergaß, und wie es für ſich etwas nahm, wenn der Tiſchgänger nicht zu Hauſe war, und dann von des Vaters Brönz oder Wein.

Und gar nicht merkt man, wie ſo eine Gewohnheit wächſt, wie aus einem Maulvoll zwei und vier, aus zwei Schlücken ein halb Dutzend, aus einem Müntſchi ein wüſtes Treiben wird. Gar keine Ahnung hat der Harmloſe, Unſchuldige, wie ſchnell ein Spitzbube, der verführen will, ſeine Abſicht erreicht, wenn er den Andern am gewünſchten Ort hat. So wurde Liſi verdorben, nicht nur, ehe es einmal recht wußte, ſondern die verbotenen Genüſſe wurden ihm auch Bedürfniß, ehe Jemand daran dachte und dem Meitſchi es anſah.

Aber, mein Gott, ſagte ich, iſt's denn ſo gefährlich in einem Bauernhauſe? Ich dachte immer, die Verführungen fände man nur in der großen Welt.

Ja, die Welt iſt allenthalben, und wo die Welt iſt, iſt auch Verführung, ſagte mein Mannli; und nirgends ſind Menſchen derſelben mehr ausgeſetzt, als da, wo kein Wächter in ihrer eigenen Bruſt erweckt wird und kein wachſames Auge die erſten Schritte bemerkt, kein ſtrenger Sinn ſie hemmt. Man meint auf dem Lande, in den Städten ſei die Verführung und das ſchlechte Leben zu Hauſe; ach, wenn man doch die Augen offen hätte für das, was rund um einen in der nächſten Umgebung vorgeht! Und wenn man dann den Dingen allen den rechten Namen geben würde, ſo würde man ſicher nicht mehr den Splitter ſuchen in des Nächſten Auge und den Balken im eigenen nicht ſehen.

Nun tritt aber die wachſende Verdorbenheit immer deutlicher in Thaten hervor, wird immer ungeſcheuter; je mehr man des Laſters Freund wird, deſto weniger ſchämt man ſich deſſelben vor den Leuten.

So kochte Liſeli appartigs für ſich und den Tiſchgänger, leerte dem Vater im Keller ſeine Guttern, trieb das Narrenwerk mit Tiſchgänger und Andern immer zügelloſer, das gewaltige, mächtige Mädchen, und ſeine Freigebigkeit, beſonders wenn es angetrunken war, ging in's Aſchgraue.

Dieſes Treiben konnte nicht ganz unbemerkt bleiben; aber es wurde doch nicht ruchbar, und Liſi wußte nicht, was es trieb, und noch viel weniger, daß man auf es merke. Es wurde alle Tage luſtiger, ſorgenloſer, unbändiger; es ſah nicht, welches Gewitter über ihm ſich zu wölben begann.

Aber die Mägde paßten ihm immer ſchärfer auf, aus Eiferſucht und G'wunder, die Knechte begannen allerlei zu düderlen, der Vater konnte den ſchnellen Verbrauch aller Sachen nicht mehr recht begreifen und wollte nicht faſſen, wo Liſi mit Anken- und Eiergeld hinkomme; die Nachbarsweiber begannen zu lächeln und zu zäpfeln mit einander, und ihre Fühlhörner hinauszuſtrecken faſt bis an des Tiſchgängers Kammer.

Da brach eines Morgens das Wetter über das arme Mädchen los. Eine der Mägde hatte, ſtatt Kabis zu beſchütten, einen ganzen Abend mit einem Knecht verdahlt und war von Liſi abgekanzelt worden, wie recht war.

Die Magd war aber eine Schlange, die ſtach, wenn man ſie trat.

Sie ſuchte und fand eine geheime Audienz bei dem Vater, dem ſie ſchon lange z'weg geſtanden war, wo ſie nur konnte.

Als am Morgen Liſi ſich allein und ſicher glaubte, trieb es, wie gewohnt, ſein Weſen mit dem Tiſchgänger, und als ſie am beſten dran waren, brach der Vater herein und ſeine Magd.

Nun gab's eine wüſte Geſchichte. Liſi wurde geprügelt, der Tiſchgänger fortgejagt, und ſomit glaubte der Vater den Schaden radikal kurirt zu haben, während er nun mit der Magd ſich mehr abgab, als recht war. Der Thor hatte nichts gemacht, als ſeine Tochter in aller Leute Mäuler gebracht; denn natürlich breiteten die Dienſten die Geſchichte aus, ſo weit ſie konnten, während er ſelbſt in die Gewalt der Magd kam. Liſi's Ruf war auf immer zerſtört, und jeder rechte Burſche wandte ſich von ihm ab, während jeder Schlechtes im Sinn tragende ſich herzuließ. Der Friede im Hauſe war auf immer dahin. Nun wollte die Magd auch regieren und das Beſſere für ſich behalten, Liſi der Magd nicht nachgeben, das Gewohnte nicht meiden, der Magd zum Trotz. So gab's Streit alle Tage, und Liſi wurde in dieſen Händeln alle Tage ſchlauer und pfiffiger, wußte ſein Treiben beſſer zu vermänteln und meiſterhaft Sachen zu verſtöken, um Geld zu bekommen. Es brach ſogar in den Spycher, nahm aber Spreuer in der Haſt ſtatt Korn, für die ihm der Bäcker nichts gab als den Uebernahmen d'Spreuer Liſe.

Die Magd, die den Alten zu heirathen gedachte, trieb es aber zu arg und ließ ihre Hörnlein zu weit heraus, ſo daß ſie dem Alten erleidete und er auf eine Wittfrau mit Geld losſteuerte, weil er glaubte, Liſi eine Meiſterinn geben zu müſſen. Die Magd kam ihm aber über ſeine Schliche, kam der Wittfrau über den Hals, ſagte ihr alle Schande und deckte zu gleicher Zeit ihr Leben mit dem Alten auf, in der zornigen Hoffnung, dadurch die Wittwe von der Heirath abzuſchrecken. Das gelang ihr auch. Aber der Alte, dadurch erbittert, jagte auch die Magd aus dem Hauſe; das war ihr Lohn für ihre Falſchheit. Nun war's wieder beim Alten im Hauſe, nur mit dem Unterſchied, daß der Name des Hauſes zerſtört und Vater und Tochter in tiefer Schande waren und bleiben, daß im Hauſe nun alle Tage Streit iſt, den die aufgewachſenen Geſchwiſter Liſi's vermehren helfen.

Der Vater kann nicht durchgreifen, nur aufbegehren, wenn er einmal zu Hauſe iſt, und zu Hauſe bleiben kann er nicht lange; ſo wird es gehen, ſo lange es kann und mag. Unterdeſſen ſchimpft alle Welt über

Liſi, Vater und Brüder, Nachbaren und Nachbarinnen, und kein Menſch hat Erbarmen mit ihm, kein Menſch denkt an ſeine Verwahrloſung. Es iſt gut, daß die Menſchen nicht Gott und Richter ſind; wenn ſie auf heilloſe Weiſe Kinder verwahrloſt, verführt haben, und die angerichtete Verdorbenheit an den Tag kommt, ſo ſoll das arme Kind gehängt, geſchunden werden; an die, die am Verderben Schuld geweſen, denkt Niemand.

Aber könnte man Liſi nicht zuſprechen, die Augen aufthun? fragte ich. Ach du, mein Gott, ſagte der Alte; der Herr wird wohl nur ein Gumi ſein, daß er ſo etwas fragt. Dreiundzwanzig Stunden im Tag würde es mir nicht zuhören, ſondern mich auslachen, mir vielleicht einen tüchtigen Schmatz geben oder ein Glas Brönz anbieten. Würde ich einmal endlich die glückliche Stunde treffen, ſo könnte ich es vielleicht weinend machen ganze Melchtern voll; allein das Mädchen hat ſein Lebtag nie von Selbſtüberwindung gehört, wo ſoll es den Widerſtand hernehmen gegen ſein heiß ſiedend Blut? die Scham iſt dahin, das feinere Gefühl todt, und ſeine Religion war nie lebendig; ſo hat es nichts, gar nichts, an dem es heraufgezogen werden oder ſich herausziehen könnte aus dem immer enger und ſchroffer werdenden Abgrund, in den es hinuntergleitet, das arme Liſi!

Wir waren unter dieſen Geſprächen in's Dorf zurückgekommen; hie und da ſchaute aus dunkeln Fenſtern ein ungewaſchenes Geſicht, und vor dem Wirthshaus handthierte mit dem Beſen die ſchläfrige Magd, halb angezogen und ihre ſeit acht Tagen nicht gewaſchenen Füße aus verlöcherten Pantoffeln ſtreckend.

Meinen Alten lud ich ein zum Frühſtück; allein er ſchlug es aus, wie ſehr ich auch anhielt. Er trinke erſtlich keinen Kaffee, das ſchwarze G'ſchlüder verderbe nur den Magen, und zweitens wolle er an einem Sonntag Morgen und noch dazu vor der Predigt nicht in's Wirthshaus, es wäre das erſte Mal in ſeinem Leben.

Das wäre mir doch leid, ſagte ich, wenn ich ihn jetzt zum letzten Mal ſehen ſollte; ich hätte einen gar lehrreichen Morgen mit ihm zugebracht. — Das ſtehe an mir, ſagte er; wenn ich wieder herkomme und dem alten Häftlimacher nachfragen wolle, ſo könne jedes Kind mich zu ihm weiſen. Somit gab er mir die Hand, rückte die weiße Kappe ein wenig und ließ mich verdutzt ſtehen.

Ich hatte hinter dem Mann einen Statthalter geſucht, oder einen alten, reich gewordenen Schulmeiſter oder ſonſt ein Haupt der Gemeinde, und nun ſollte es ein Häftlimacher ſein! Einen Bären glaubte ich mir aufgebunden; allein der Wirth beſtätigte mir des Alten Rede und erzählte mir von demſelben gar ſeltſam apparte Dinge, die zu weitläufig zu erzählen ſind. Ich merkte wohl, daß der Wirth des Alten beſonderer Freund nicht ſei, wahrſcheinlich gab er ihm wenig zu verdienen, und doch konnte er ſich eines gewiſſen Reſpekts gegen denſelben nicht erwehren, und ſich ſelbſt darüber ärgernd, gab er ſo hintenum zu verſtehen, vor dem müſſe man ſich in Acht nehmen, er könne mehr als Brod eſſen, weit weg von ihm ſei man am ſicherſten.

Ich merkte wohl, daß hier die Zeit noch nicht vorbei ſei, wo man Jeden, der an Verſtand und Einſicht über die Menge ſich erhob, als Hexenmeiſter fürchtete und verdächtigte. Der gleiche Wirth aber, der vor Hexen großen Reſpekt und ſicher dem Viehdoktor ſchon manchen Batzen gegeben hatte für Mittel gegen das Verhexen, äußerte ſich gar leichtfertig über religiöſe Dinge und unſern Herrgott, als es zu läuten begann und andächtige Kirchgänger an unſern Fenſtern vorüberzogen. So iſt es leider an manchem Ort; man läugnet Gott und fürchtet den Teufel; man ſpottet über Wunder Gottes und glaubt feſt an Hexen und ihre Künſte; man kauft für ſchwer Geld Planetenbücher und würde unbedenklich die Bibel abſchaffen, wenn man ſie nicht auch noch für das Hexen gut glaubte.

Ueber die Mädchen dagegen war der Wirth viel beſſer zu ſprechen als der Alte, und meinte: nach einer harten Woche ſei ihnen doch auch etwas zu gönnen, und voll's hätte er noch keins von ihnen geſehen. Wenn der Menſch jung ſei, ſo müſſe halt öppis gah. Als ich mein Bedenken äußerte, wie das aber endlich einen Ausgang nehmen würde, wenn man als jung ſolche Dinge und ſo arg treibe, gab er zur Antwort: das well gar nichts ſagen, er wüßte hundert Beiſpiele, daß die luſtigſten Meitſcheni, die es mit Wein, Branntwein und Buben nicht eigelich genommen, die tollſten und brävſten Hausfrauen geworden ſeien.

Da ich dieſes nicht glauben wollte und mich an das Sprüchwort hielt: „Jung gewohnt, alt gethan,“ ſo wurde mein Wirth anzüglich und begann zu ſticheln, daß mit luſtigen Leuten doch beſſer fortzukommen ſei, als mit geiſtlichen; die erſtern gönnten doch Andern noch etwas, die letztern aber Niemand als ſich ſelbſt, und was ſie Andern als Sünde vorhielten, das trieben ſie doppelt ſo arg heimlich. Ich merkte, daß der Wirth mich für einen neumodiſchen Heiligen nahm, und brach ab, zahlte meine Zeche und wanderte mit meinen Müſterlenen weiter.

Es war mir endlich auf meinen Reiſen, die ſonſt ein ewiges tödtendes Einerlei ſind, alle Tage das gleiche

Kär mit den Kunden, alle Abende ein langweiliges Politiſiren, oder wenn mehrere Kollegen ſich treffen, ein noch langweiligeres Witzereißen, und alle Morgen Kaffee und Butter und der Aufwärterinn unausgeſchlafenes Geſicht, etwas Merkwürdiges, Außergewöhnliches begegnet, das meine Gedanken beſchäftigte, ſo daß ich ſie nicht tödten mußte mit dem Nachrechnen, wie viel meine geſtrige Tagreiſe über die Koſten hinaus wohl meinen Herren eintragen werde, Fracht und Geldzins abgerechnet, oder mit dem Grübeln, was meine Herren Kollegen heimlich am verlaſſenen Ort getrieben haben möchten.

Es waren freilich keine fröhlich gaukelnden Gedanken, die mich begleiteten; es waren ſchwarze, ſchwere Gedanken, die man einem Gumi nicht zugetraut hätte; Gedanken über den Jammer, den die unglücklichen Menſchen ſich ſchaffen durch den Mißbrauch der Gaben Gottes; über den Jammer, den ſie ſich bereiten, weil ſie ihr göttliches Weſen vergeſſen und ſich zum Thiere machen; über den Jammer, der in einem Orte, wo dieſer gemeine Sinn der übliche wird, einreißen müſſe bei Alt und Jung; über den Jammer, der einziehen müſſe in die Häuſer, in alle Haushaltungen, wo das gleiche Laſter Alle umſtrickt, Jung und Alt.

Es faßte mich eine eigene Angſt über das Schickſal unglücklicher Dorfſchaften, in denen beſtialiſche Laſter einwurzeln und anwachſen von Generation zu Generation; mußte da nicht das Reich der Hölle auf Erden kommen, das Verderben anwachſen auf unglaubliche Weiſe, ja, die Menſchheit wieder hinunterſinken zum Thiere?

Iſt wohl der Gedanke wahr, daß die Menſchheit ſich alle Tage verſchlechtere und die Welt böſer werde von Stunde zu Stunde? Wo ſoll das hinaus? Die Tage der Sündfluth dürfen nicht wiederkehren? Kommt aber dann das Feuer, ein Ende zu machen, und leitet das Feuerwaſſer der Wilden das Ende ein, verbindet der Branntwein die beiden Elemente, das Waſſer, das die Sündfluth ſchuf, das Feuer, das in den letzten Tagen die Welt verzehren ſoll?

Das waren Gedanken, deren ich nicht Meiſter werden, d. h. die ich in's Klare nicht auflöſen konnte; aber ſie brachten mich zum Vorſatz, die Sache im Auge zu behalten. Wie es mit den Mädchen gehe, wollte ich wiſſen, ob der Wirth recht hätte, daß liederliche Weibsbilder gute Hausmütter abgeben, oder ich, der an eine ſolche Umwandlung und ganz beſonders beim weiblichen Geſchlecht nicht glauben wollte. Wollte auch das Dorf im Auge behalten oder die Gegend, wollte ſchauen, wie das Laſter anſchwelle und die armen Sterblichen überfluthe, oder ob eine Arche komme, die ſie durch die wilden Waſſerwogen trage an einen ſichern Port.

So wanderte ich ſinnend, wie ein Pfarrer am Samſtag Abends, meinen Weg fort, bis ich — plumps im Waſſer lag.

Wie eine gebadete Maus kroch ich auf und war zufrieden, daß wenigſtens jetzt ſich ein ſicherer Port fand. Dort ſtand ich nun pudelnaß, ſah nach meinen Muſtern und vergaß dieſe wieder, als ich ganze Rudel Kilcherleute auf mich zukommen ſah. Links war Korn, rechts war Flachs, weder links noch rechts konnte ich mich retten, wenn ich nicht einen ganzen Rudel Buben hinter mir drein haben wollte. Unter das Brückli über den Bach, der mich ſo naß gemacht, zu ſchlüpfen, gruſete mich auch. Ich mußte Stand halten und mitten durch die Leute hindurch, die mir eben nicht chriſtliche Geſinnungen zu hegen ſchienen. Spöttiſche Blicke ſchoſſen ſie mir ſchon von weitem zu; es iſch e Gumi, e Gumi, e Müſterler oder e Schnyder, hörte ich ſchon von weitem. Es wird e Viviſer Wyhengſt ſy, ſagten die Einen; nei, es iſch dä bim Schag, nei, es iſch dä, wo d'H..wyler letzlich ſo voll g'macht hey u wo em ganze Städtli het müſſe Wy zahle, e St. Galler, die Andern; er wird volle ſy u de Weg nit breycht ha; denn daß man nüchtern neben dem Weg in den Bach laufen könnte, das kam ihnen unmöglich vor. Ich machte ein dunkel Geſicht wie einer, der Spießruthe laufen will, und hielt Alles mannlich aus und that keinen einzigen Blick zurück, wenn ich auch ganze Haufen hinter mir ſtille ſtehen hörte.

So erreichte ich endlich das Dorf, wohin ich mein Pferd vorausgeſchickt hatte. Und wie die Leute in dem mir wohlbekannten Wirthshauſe, wo ich ſonſt als eine Ausnahme, d. h. als ein ſolider Mann, der mit dem Wirth manch' vernünftig Wort über das Armenweſen u. a. m. ſchon geredet hatte, bekannt war, mich anſahen, will ich auch nicht malen. Enfin, ich kam wieder in trockene Kleider, und was ein guter Name macht, erfuhr ich; ſie glaubten mir auf's Wort die Art, wie ich in's Unglück gerieth; unter Hunderten wäre dieſes nicht Einem widerfahren.

Nun hätte ich eine herrliche Gelegenheit, Kreuz- und Querzüge eines Gumi abzukonterfeien, und beſonders die eines Baſeler Gumi. Der Baſeler Gumi hat nicht das auffallend Liederliche, Frivole, wie andere ſeiner Sorte, manchmal etwas Einfaches, das in's Einfaltige überſpielt; aber in allen Schlichen und Ränken des Handels, in der Weiſe des Aufdringens, den Vörteln beim Spediren, der Benutzung aller Umſtände, beſonders beim Einfordern des Geldes für aufgedrungene Waare iſt er allen Meiſter. Ja, Leute, nehmt euch nur in Acht vor mir; ich bin der ſchlimmſten einer, wenn ich euch ſchon wie ein halber Lädi vorkomme. Ja, Krämer, hütet euch am meiſten vor denen, die ihr als ganze Narren oder halbe Batli anſeht; das ſind die, welche es erproben, wie man am beſten Andere zum Narren halten kann, wenn man ſelbſt für einen Narren angeſehen wird.

Doch ich will dieſes nicht thun, will verzichten auf die Ehre, eine neue Art von Reiſebeſchreibungen in die Welt zu bringen, die Reiſebeſchreibung eines Müſtelers. Eine ſolche exiſtirt, ſo viel mir bekannt iſt, noch nicht, und doch würde in einer ſolchen gewiß ein ganz eigenes Leben an's Licht treten, vielleicht ein Leben, das beleuchtet zu werden verdiente, zum Wohl der Menſchheit. Ich will nicht einmal, was ich ferners von den fünf Mädchen vernommen, einkleiden in alle die Umſtände, unter denen ich es vernommen. Ich will kein Buch ſchreiben, ſondern nur noch einige Seiten, und daher ohne allen Schmuck in dringlicher Kürze geben, was ich zum Heil und Frommen zu dieſer Sache noch zu ſagen habe.

Ich ſäumte nie, wenn ich durch den Ort reiste, wo ich die fünf Mädchen geſehen, bei meinem Häftlimacher einige Zeit zuzubringen. Es war ein hablicher Mann, der in einem niedlichen Hauſe wohnte und ein abträglich Heimeth beſaß. Sein Handwerk hatte ihm dazu verholfen. Das war auch die einzige Schwachheit, die ich an ihm bemerkte, daß er gar gerne über die Handwerker mitleidig die Achſel zuckte und ſich bitter ärgerte, wenn ſie klagten, es ſei nüt meh z'mache, es ſei allbetz viel beſſer geweſen; daß er dann ſagte: er ſei nur ein verachteter Häftlimacher, aber wenn er heute wieder von vorne anfangen könnte, ſo wollte er noch einmal ſo viel machen, als er gemacht hätte. Aber wenn man zu etwas kommen wolle, ſo müſſe man nicht mit Prächtle anfangen, nicht ganze Wochen blauen Montag machen, nicht in einem Chaisli herumfahren Kegelplätzen und Bettwinkeln nach, ſtatt die nöthigen Gänge zu Fuß zu machen.

Jedes Mal, wenn ich ihn beſuchte, erzählte er mir Bruchſtücke aus dem Leben der Mädchen, und die von Zeit zu Zeit vernommenen Bruchſtücke ſind es, welche ich jetzt zuſammengehängt ohne weitere Einkleidung geben will, zum Nachſinnen für Alle, zur Warnungstafel thörichter Eltern und leichtſinniger Mädchen.

Am ſchnellſten entwickelte ſich des armen Stüdeli's klagvolles Schickſal.

Seine Glieder erſtarrten ihm immer mehr, ſein Blut wurde immer ſchwärzer, immer träger, ſeine Augen wurden immer glanzloſer, unbeweglicher, aber im Inwendigen begann eine ſchauerliche Gewalt ſich zu regen. Im Leibe fing es an zu zucken und zu ziehen. Es war Stüdeli, als ob man ſeine Eingeweide mit einem Garbenknebel andrehe und umdrehe, als ob Jemand mit einem ſcharfen Hobel an den Wänden des Magens herumfahre; jedes Stücklein Brod ſchien ihm zum Bohrer zu werden, das ſich durch den Leib mit ſchonungsloſer Spitze den Weg bahnen müſſe. Es hieß, Stüdi hätte Magenkrämpfe; ein weiſes Haupt ſagte, es hätte einen Magenbruch. Dann kamen mitleidig die Weiber mit goldigem Mutterwaſſer, mit Hoffmannstropfen löffelweiſe, mit Enzenen- und Rekholterwaſſer, mit dem furchtbaren Karmeliterwaſſer. Und Stüdi zog gierig ein, was man ihm bot, und ſchaffte die Waſſer und Tropfen an, daß es ſie bei der Hand hätte Tag und Nacht. Sie ſtillten ihm den Schmerz, behauptete es; aber wie ſein Magen das Eſſen immer weniger vertrug, wie eine düſtere Glut ihm im Kopf zu brennen anfing, mit einer furchtbaren

Innigkeit immer länger anhielt, daß es ſich ihm manchmal wie eine ſchwarze Nacht über die Augen legte und es ſich legen mußte, achtete es weniger. Es nahm dann einen Löffel Karmeliterwaſſer mehr, um ſchlafen zu können. Freilich kam dann Betäubung und das Arme vergaß ſeine Leiden. Aber ſchwach, betäubt ſtand es am Morgen dann auf, und ſein Kopf glühte ihm und war ſo ſchwer, daß keine ſeiner Hände ihn ſtützen zu können ſchien; jedes ſeiner Augen ſchien zentnerig ihm aus den Höhlen über den Tiſch hinrollen und es wieder hinein in den Boden ziehen zu wollen. So ſchleppte es ſich lange noch von Stör zu Stör; aber die Klagen wurden immer lauter, man könne es nicht mehr brauchen, läng Stück wiſſe man nicht, was mit ihm ſei, es ſcheine nicht mehr zu hören, nicht mehr zu ſehen, und mache entweder Alles verkehrt oder gar nichts, und ſehe vor ſich hin, daß es einem angſt und bange werde dabei.

Aber eines Morgens ſtand es nicht mehr auf. Eines Morgens hatte es ſeine Krämpfe furchtbar gehabt, eine Bäuerinn ſie mit bitterem Rekholterwaſſer gehemmt. Aber nun lag Stüdi in allen Gliedern eine ſchreckbare Mattigkeit mit namenloſem Schmerz, und im Kopfe zuckte und glühte es ihm gar wunderlich; ein ſchauerlich Lachen kam ihm manchmal an, es war, als ob es laut aufbrüllen müſſe, es wußte nicht, ob vor Luſt oder Wuth, vor Schmerz oder Angſt. So viel Beſinnung hatte es noch, daß es mitten im halben Tag von der Stör abnahm und heimging, ſein Mädchen wollte es dort laſſen zum Ausmachen. Aber den Leuten kam ſein Zuſtand ſo unheimelig vor, daß ſie es ſeiner Meiſterinn nachſandten.

Zu Hauſe nahm es erſt Hoffmannstropfen, dann noch, als es ihm immer ſchauerlicher wurde, als der

Froſt ihm die Glieder zuſammenſchlug und ein Glühbrand ihm zum Kopf auszuſchlagen ſchien, eine tüchtige Doſis Karmeliterwaſſer. In der Nacht war's, daß das Lehrmädchen Hülfe rief im Nachbarshauſe. Es ſchlage Stüdi im Bett herum und Stüdi ſchreie: der Teufel wolle es nehmen, man ſolle doch der Tuſis Gottswillen zu Hülfe kommen. Die Leute beſannen ſich, endlich wagten ſich ihrer drei hin und fanden Stüdi im grauſenhafteſten Zuſtande. Es war allerdings, als ob eine fremde Macht es packen wolle, als ob es gegen dieſelbe ringen müſſe mit allen ſeinen Kräften, und dieſes Ringen war ſo krampfhaft, gewaltig, daß es die drei kaum zu halten vermochten. Dazu ſchrie es Töne aus, ſo gellend, daß ſie durch Mark und Bein gingen, und aus den Tönen errieth man bald, daß es ein Kind, das man ihm entreißen wolle, zu vertheidigen wähne, bald ſich ſelbſt gegen Nothzucht.

Man ſandte nach dem Arzt, dann noch nach einem; ſie redeten von Gehirnentzündung, von Nervenfieber, gaben Mittel, machten Ueberſchläge, aber ihnen zum Trotz ſtellte ſich bald unzweifelhaft ein furchtbarer Wahnſinn heraus, in welchem es völlig zum Thiere ward, Alles unbeachtet von ſich gehen ließ, Alles zerriß, was ihm in die Hände kam, Betten, Kleider ꝛc., gegen alle Leute wüthete, gegen jeden Nahenden Alles ſchmiß, was es neben und unter ſich fand.

Man mußte Stüdi anbinden, einſperren, und that es auch. Man that es, wie man es auf dem Lande zu thun pflegt, auf eine ſchonungsloſe, unmenſchliche Weiſe. Man verdingete es. Es wurde in eine Kammer eingeſchloſſen ſplitternackt, die Fenſter wurden herausgenommen, die Löcher mit Laden zugenagelt, weder ein Sonnenblick, noch ein Mondesſtrahl fiel mehr in die dunkle Höhle; dorthin wurde ihm ſein Eſſen geſtellt, es konnte daſſelbe eſſen oder verwahren, es konnte ſeinen Unrath eſſen oder das Eſſen, was es wollte; und ob man es nicht Tage lang vergaß, wer hat das aufgezeichnet?

Solche vernagelte Höhlen findet man noch mehrere im Kanton Bern. In welchem Zuſtande die armen Eingeſchloſſenen leben, kümmert Niemand; ob man ſie erfrieren oder verhungern läßt, ganz oder halb, unterſucht Niemand. Man ſchlägt ſich um Stellen und Meinungen, aber getreue Beruferfüllung, ja, die Erfüllung wahrer Menſchenpflicht macht Wenigen graue Haare. Man hat ſo viel mit ſeiner Perſon, ihrem Kredit und Vortheil zu thun, daß man ſich nicht mit armen, elenden Kreaturen befaſſen mag. Ja, wenn es vielleicht hieße: Einer von einer andern politiſchen Partei mißhandle einen armen Wahnſinnigen, ſo würde dem Armen vielleicht geholfen, geklagt werden von Weiß oder Schwarz.

Stüdi's Raſerei dauerte einige Zeit, dann wurde es ſtiller und weicher, die glückliche Zeit ſeiner Liebe dämmerte in ihm auf, es koste mit ſeinem Schatz und ſchwatzte mit ihm, dann vergaß es ihn und träumte ſich ein Kind; mit dem tändelte es auf die rührendſte Weiſe, ſäugte es, ſang ihm Wiegenlieder, wehrte ihm die Fliegen, zeigte es den Leuten, wie ſüß es ſchlafe, wie ein lieblich Mineli es mache. Stroh hatte es ſich zuſammengewickelt, ſpäter beizte man ihm ein Kuderbüzi, und mit dieſem war es Tage lang glücklich, glücklicher als vielleicht in ſeinem Leben nie. Dieſe Tage waren erbarmende Liebesblicke des himmliſchen Vaters, die er auf ſein armes verwahrlostes Kind warf.

Dann tauchten aber in ſeinem Glück wieder auf die finſtern, trüben Geſtalten ſeines Unglücks, Geſtalten, die es trennen wollten von Geliebten oder Kind; verführeriſche, räuberiſche Geſtalten; und der Wahnſinn ſchwoll auf zur Wuth, und die Nacht der Raſerei deckte wieder das arme Kind.

Die Leute, bei welchen Stüdi war, waren nicht die ſchlimmſten Leute, aber nicht die verſtändigſten. Sie vergaſſen es mit dem Eſſen ſelten, aber wenn Stüdi raſend wurde, ſo prügelte es der Mann gottvergeſſen ab, weil man ihm geſagt hatte, das ſei gut dafür, alſo aus lauter Barmherzigkeit. War es wieder ſtill und glücklich, ſo bat es ſie wohl, daß ſie es mit ſeinem Kinde an die Sonne ließen, und ſie ließen es hinaus, anfangs behutſam und bewacht, dann aber immer ſorgloſer. Sie glaubten zu wiſſen im Voraus, wenn die Umkehr eintrete. Sie ließen es halbe Tage ohne Aufſicht tändelnd unter einem Baume mit ſeinem Kinde. Dann kamen aber auch Kinder zu ihm, die ſeines Spiels ſpotteten, das kudrige Kind verhöhnten und es ihm nehmen wollten. Gewöhnlich bat es erſt gar demüthig, daß ſie ihm aus der Sonne ſtehen, daß ſie doch ſtille ſein, es nicht wecken möchten. Aber ein wüſter Sinn, der ſo gerne Hunde neckt und Unglückliche quält, ein wüſter Sinn, gegen den in den Schulen und von den Eltern nicht genug gearbeitet, ja, der von Schulmeiſtern und Eltern nicht einmal erkannt wird, beſonders bei den eigenen Kindern; der Sinn, der Thiere treibt, die unter ihnen verwundeten zu tödten und zu freſſen, trieb auch dieſe Kinder, ihre Neckereien fortzuſetzen, bis Stüdi in den umſtehenden Kindern die verhaßten Geſtalten zu erblicken glaubte, in Wuth gerieth und dann nur unter furchtbaren Mißhandlungen gebändigt, nur nackt oder halbnackt in Gewahrſam gebracht werden konnte, und dem ſahen die Kinder zu.

Doch endlich erbarmten ſich auch die Kinder des armen Stüdeli's, und wenn ein wüſter Bube es quälen wollte, ſo hielten die andern ihn ab. Es wandelte nach und nach weiter um's Haus herum und butelete ſein Kind, ging ſcheu und ſtill ſeiner Wege und ſtellte ſich nur hie und da bei einer Frau, ihr ſein Kind zu zeigen und zu preiſen. Es achtete ſich Tag oder Nacht nicht, daher es zuweilen ſpät oder gar nicht heimkam; bloß wenn ihm einfiel, das Kind ſei durſtig oder habe kalt, ſo ſuchte es ſein Obdach.

So wanderte es auch einmal an einem hellen Wintertage, ſchlecht bekleidet, mit ſeinem Kinde in's Freie, und ſang demſelben immer vom Aetti vor, den wollten ſie zuſammen ſuchen gehen, der ſei gar lieb und gut, und groß und ſchön, und ſicher nicht weit da dänne.

So wandelte es bis ſpät herum und ſuchte dem Kinde ſeinen Aetti, ſtand vor manchem Mannsbild ſtill, ſah forſchend es an, ſchüttelte traurig dann den Kopf und ging weiter. Endlich gegen Abend kehrte es in ein Haus ein, um ſein Kind auf dem Ofen etwas zu erwärmen. Dort nahmen ſie z'Imiß und boten Stüdeli auch an, nämlich Branntwein, und die wohlbeleibte Hausfrau brachte in aller Wohlmeinendheit ihm ſelbſt das Glas und ein gewaltig Stück Brod. Es ſchüttelte Stüdi, als es die erſten Tropfen trank; dann zog es gierig das ganze Glas in ſich und dann noch eins, und in ihm fing ein neu Leben an aufzugehen, es fing an zu jauchzen und zu ſingen; heute noch werde es bei ſeinem Schatz ſein, es und ſein Kind. Und die Leute lachten des Armen und wollten es erzählend machen von ſeinem Schatz, aber Stüdi ließ ſich nicht halten; ſein Schatz komme ihm entgegengefahren mit zwei braunen Hengſten, ſagte es; ſäumen dürfe es nicht, warten könne er nicht.

Es tanzte hinaus mit ſeinem Kinde in die kalte Nacht — und Niemand ſah Stüdi lebendig wieder. Ein Bräutigam hatte ſeiner ſich erbarmet und es heimgenommen.

Als der Frühling kam und die Buben Kauzenneſter ſuchten in wildem Krachen, da fanden ſie einen Leichnam, grauſam ſchon entſtellt; aber es war Stüdeli, ſein kudrig Kind am Herzen. So fand es ſein jammervolles Ende, das arme Mädchen; Gott wird ihm wohl barmherziger geweſen ſein als die Menſchen, die es zu Grunde gerichtet und ſich ſeiner erſt erbarmten, nachdem ſie es getödtet hatten. Denn nun erſt jammerten die Menſchen, wie Schade es eigentlich um daſſelbe geweſen; Andere balgeten, daß man nicht etwas an Stüdi gewagt, es wäre ihm vielleicht noch zu helfen geweſen, und der Pfarrer redete allenthalben von dem gottvergeſſenen Leichtſinn, in welchem man es hatte herumlaufen laſſen. Aber Stüdi war todt und alle dieſe Reden halfen ihm nichts mehr.

Ob aber wohl alle dieſe Menſchen, die ſo redeten, ein anderes Mal zu rechter Zeit reden werden, ehe ein Menſch zu Grunde gegangen iſt?

Seiner Meiſterinn folgte Bäbi, das Lehrmädchen, bald nach.

Es war bei Stüdi in's wüſte Leben eingeweiht worden und von irgend einem Strolchen ſchwanger, als es heimging nach vollbrachter Lehrzeit. Es wußte ſelbſt nicht recht, was mit ihm war, und ſeine Eltern durfte es nicht fragen; es wußte, wie ſtreng die waren. Es waren ſogenannte brave Leute und thaten ſich gar viel zu gut auf ihr braves Haus, ihre ehrbare Familie. Da hätte noch Niemere nüt Schlechts gemacht, und Niemere ſyg no vorem Richter g'ſi von ne, als einiſt d'r Großätti, will er em Pfarrer ſiner Pflume heyg helfe ſchütte, d'r Landvogt heyg aber numme g'lachet u g'fragt: ob ſi de ryf g'ſi ſyge. Dieſe Leute ließen ihre Kinder Kilter halten und zu Kilt gehen, ſo viel ſie wollten, bekümmerten ſich wenig darum, wo ſie hingingen und was ſie eigentlich machten. Aber es ſött is eys z'Herrgets ſy mit em ene unehliche Kind dohar z'cho, m'r ſchriſſe ihm de Gring ab, ſagten ſie. Alſo kein unehlich Kind wollten ſie, aber wenn ihre Töchter ſchwanger waren, ehe ſie Hochzeit hielten, ſagten ſie nichts, wenn's nur kein unehlich Kind gab. Es war Alles erlaubt bis an das bei ihnen; aber daran hielten ſie feſt und begehrten hoch auf, wie es ehrbar zuginge in ihrer Familie, und ſie meinten es wirklich auch.

Die Leute hatten eine ganz eigene Religion und Sittlichkeit. Sie fragten nicht, was in der Bibel ſtehe, ſondern was der Großätti gemacht und was öppe o de Bruch ſyg; ſie fragten nicht, was die Bibel z. B. unter keuſch verſtehe, ſondern was der Großätti u z'Großmütti gemacht, das iſt keuſch! Und von dem gehen ſie nicht ab; und man mag ihnen mit der Bibel kommen ſo oft und ſo deutlich man will, ſo ſagen ſie, ſie mögen des G'ſtürms afe nüt, d'r Großätti und di Großmütti ſyge from Lüt g'ſi u heyge d'Bibel o v'rſtange u „wes nit ſo i de Bibel g'ſi wär, ſo hätte ſi's nit g'macht.“ Si möge de ne neue Mode nüt, warums de albez viel beſſer gange ſyg.

Die Leute achteten ſich Bäbi's nicht, ſondern achteten nur auf die Fürfüße, die es plätzen mußte, und ob es dieſelben ſo gut mache, wie der Schneider. Aber Bäbi wurde immer dicker; es träumte ihm nichts Gutes, es g'ſchmuchtete ihm faſt, wenn es daran dachte, was ſein könnte. Es wußte nicht, was anfangen, wußte kaum, wie der Burſche einen Taufnamen hatte, geſchweige denn den Geſchlechtsnamen und wo er wohnte. Es konnte nichts machen, als Tag um Tag verſtreichen laſſen in immer ſteigender Angſt, wie es ihm ergehen werde, wenn ſie einmal darüber kämen.

Wenn es dazu kommen konnte, ſo nahm es einen guten Schluck Brönz, um ſein Elend zu vergeſſen; und wenn es einen Kilter haben konnte, ſo ließ es mit ſich machen, was er wollte, in der Hoffnung, er führe es z'Kilche. Aber den Kiltern ward die Sache verdächtig, ſie blieben aus. Die Nachbarsweiber fingen an zu muckeln, redeten mit einander über die Gartenzäune hinein: es ſei mit Käsjaggis Bäbi beim Schieß nicht richtig, es nähm ſe numme Wunger, ob die Alte drum wüſſe u wen es angeben werde. Es duechs ſe doch, es wär Zyt d'r zue z'thue, u die Alte ſötte afe öppis ſchmöke. Endlich konnte eine ſich nicht enthalten, Bäbi's Mutter zu fragen: ob Bäbi nicht bald wolle ſich verkünden laſſen, ſie hätte neue afe öppis d'r vo g'hört, u nes duech ſe, es ſött z'weg ſy d'r für. Die nahm die Sache aber nicht für G'ſpaß auf. Wenn es Zeit ſei zu verkünden, ſo werde es ſchon geſchehen, ſie hätten noch nie zu lange gewartet, es gehe weiter Niemere nüt ah u de ſöll me ſe rühyig lah, ſie würden ſich ſchämen, wenn ſie wären wie die und die. Die Leute ſollten nur zu ſich ſelbſten luegen; ſo was thäte ihnen nöther als ſich mit ihnen abzugeben.

Aber als die Mutter heimkam, kam Bäbi ihr juſt entgegen mit einem Körbchen auf dem Kopf, und da duechte es ſie in der That, der Kittel vorne kurze gar ſehr und das Fürtuch ſei auch nicht wie ſonſt. Da wurde ihr faſt g'ſchmucht, und ſie nahm Bäbi alſobald in's Gebet in's Hinterſtübli und fragte es, was denn mit ihm ſei, und ſagte ihm, was die Leute ſagen. Bäbi fiel faſt durch den Boden ab, als die ſo gefürchtete Stunde ſo unvermuthet es übereilte; es erhielt alle Farben, ſtotterte: es wiſſe nichts davon, es müßte es doch ſelbſt am beſten wiſſen. Aber es ſchlotterte ſo verdächtig, daß die Mutter immer mehr Verdacht faßte und immer heftiger auf Bäbi eindrang.

Zu dieſem Examen kam noch der Vater, wußte ſich gar nicht zu faſſen vor Zorn, nahm die Tochter bei den Züpfen und ſchüttelte ſie, bis ſie d'r Tuſiggottswillen bat, er ſolle doch aufhören, ſie wolle ja Alles bekennen. Sie bekannte, daß ſie ſchwanger ſei, durfte aber nicht ſagen, daß ſie nicht einmal wiſſe, wie der Kerl heiße, ſondern gab in ihrer Herzensangſt, unter der Eltern Drängen und Fäuſten, einen Andern an, einen Bauernſohn aus der Nähe, der freilich auch bei ihr geweſen war, aber erſt, ſeitdem ſie die Näherinn verlaſſen hatte.

Die Eltern ſetzten ein bischen lugg und wollten wiſſen, was er dazu ſage, und warum er noch nicht gekommen ſei, es ihnen anzuſagen. Da mußte Bäbi bekennen, daß es ihm noch nichts geſagt, weil er ſeit einiger Zeit, es wiſſe nicht warum, nicht gekommen ſei. Nun ging's wieder über Bäbi los, daß es ſo lange gewartet, bis ſie in aller Leute Mäuler ſeien, und wenn die Alte nicht geweſen wäre, die wußte, daß es Stücki gäben könnte, wenn man zu unerchant mache, ſo hätte es der Alte faſt todt geſchlagen. Nun mußte Bäbi auf der Stelle fort, dem Burſchen das Kind anzukünden. Es hielt den Vater faſt auf den Knieen an, daß er es doch übernehmen und zuerſt mit des Burſchen Vater reden ſolle; aber der Alte wollte nicht: ſelber tha, ſelber ha, ſagte er; das ſei ihr Lebenlang in ihrer Familie nicht der Brauch geweſen, daß der Alte King ſyg gäb aklünte. Wenn es nicht mit dem Burſchen zurückkomme, ſo laſſe er es nicht lebendig aus den Fingern, gab er ihm als väterliche Herzſtärkung mit auf den Weg.

Man kann denken, wie es Bäbi zu Muth war, und viel gemacht war es von ihm, daß es wirklich hinging und mit dem Burſchen zu reden ſuchte.

Aber es ging den Weg wie den Todesweg, und er war es auch. Es lauerte dem Burſchen auf, als er vom Eſſen herauskam, den Roſſen über Nacht zu geben. Es ſagte ihm: es ſei öppis angers mit ihm und er werde es wohl z'Kilche führen wollen.

Der Burſche war noch nicht von den Ausgeſpitzten, von den Altburſchen einer, ſondern von denen, welche oft Suppen auszueſſen haben, welche Andere eingebrockt. Er erſchrack gewaltig, ſuchte Ausreden und fand keine, meinte: Bäbi werde ſich wohl irren, werde nicht ſchwanger ſein, es ſolle ſich beſinnen, ob es nicht einen Andern wüßte. Er könnte kaum glauben, daß es von ihm ſei, es hätte noch Andere mehr gehabt. Je zaghafter der Burſch redete, deſto mehr Muth faßte Bäbi, und wer weiß, ob es denſelben nicht zuletzt noch überredet hätte, mit ihm zu den Eltern zu gehen, wenn nicht deſſen Vater, der dem Geſpräche hinten im Hausgange ſchon lange zugehört hatte, um die Ecke herumgekommen wäre und ſich darein gemiſcht hätte. Der war ein Abgefeimter; er redete nur leiſ'li, aber er zog die Mundwinkel gar bedenklich ein und zwitzerte mit den Augen, wie ein Kauz am Tage.

Was heyt er guts mit enangere, fragte der Fuchs; es werd öppe nüt appartigs ſy, und Bäbi brauche da nit am Bysluft ſtah, es ſoll it Stube yche cho, ſie werde öppe nüt heimlichs mit enangere ha? Der Junge merkte, daß er am Alten eine Stütze hatte, und klagte, wie Bäbi ihm da unſchuldig etwas anmuthe.

Heſt g'meint, Bäbeli, ſagte er ſanft, du welliſt üs fah wie d'Müs i re Falle; loh du is umme rühyig. Lue, du biſch ſchwanger g'ſi, eh du hei cho biſch; me weiß, was dir für nes Lebe g'führt heyt u wie dir da ume g'heyt ſyt, u wie eigelig dir g'ſi ſyt u wie dir erſt deſt gut gnu g'ſi iſch. Nei, Bäbeli, wenn nüt angers witt, ſo chaſt ume hey u i leu dyne Alte gute Abe wünſche u ſi ſölle dä e ſchöne Troſtel z'weg mache u e neue Wagle, es duecht mi, du werdiſch ſe bal bruche.

So ließ er das Mädchen ſtehen, und wie lange das daſtund in der Finſterniß und weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, ſah Niemand. Es war rathlos, es durfte nicht heim, und ſchauerliche Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Aber es war ſo matt und müde, ſo zerſchlagen, daß es keinen Muth fand zu irgend etwas in ſeinem kranken Herzen. Es dünkten ihm die Eltern ſo hart; es dachte, ſo könnte es doch mit einem Kinde nie umgehen; aber es fiel ihm nicht ein, zu klagen, daß ſie an Allem Schuld ſeien, daß ſie es zu der Näherinn gethan, daß ſie ihm nichts verboten, als ein unehelich Kind, und das hätte es ja auch nicht gewollt. Aber endlich kam ihm eine Ausrede in Sinn, die ihm Muth machte zum Heimgehen: der Burſche hätte nichts dagegen gehabt und wäre mitgekommen, aber da ſei ſein Alter dazu gekommen und hätte ihn aufgereiſet und wüſt gethan über ſie Alle und ihns fortgejagt, ſo daß dann der Burſche auch hätte wüſt thun müſſen, aus Furcht vor dem Alten.

Das war ein glücklicher Blitzableiter, eine Lüge, die gar glücklich ſchien, Bäbi Schlägen entzog, aber ſchauerliche Folgen hatte, wie es oft geſchieht, wenn der Menſch ſeine Rettung nicht im Anſchließen an Gott ſucht, ſondern im Gegentheil, im Verläugnen, Verlaſſen deſſelben.

Seine Alten waren noch auf und empfingen das allein heimkommende Kind unſauber. Als ſie aber die Ausrede hörten, wie dort der Vater ſich hineingemiſcht, die Sache hintertrieben, allerlei Schmüzworte habe fallen laſſen, da wandte ſich der elterliche Zorn gegen dieſen. Der bäuriſche Stolz erwachte gegen den Nachbar; allerlei Vorſäze und Reden: was der für einer ſei, und wie man es ihm weiſen wolle und ſollte es 1000 Pfd. koſten, rollten über einander, und Bäbi blieb verſchont. Und als es den glücklichen Erfolg ſah, wurde es immer kecker, that immer mehr an die Sache, log immer mehr Reden des Alten, log immer feſter, wie es ſelbſt getroſt den Ausgang erwarte, und wie es ſieben Eide auf einander thun wollte, daß es den rechten angegeben. Das arme Bäbi hoffte, die gewaltigen Reden ſeines Vaters, mit denen er am nächſten Morgen den Nachbar begrüßen wollte, werden eine Heirath erzwingen, und da ſtellte es ſich ſo keck, damit der Vater um ſo kecker Morgens ſei. Aber der Nachbar ließ ſich nicht erſchrecken, und ſeinen Sohn hatte er tüchtig eingeſchult, was er zu antworten hätte, daß Käsjoggi unverrichteter Sache abziehen mußte; aber erſt, nachdem ſie ſich gegenſeitig perſönlich alle Schande geſagt hatten.

Nun war der Handel ein perſönlicher geworden zwiſchen den Alten; jeder wollte gewinnen, um dem Dolder zu zeigen, daß man nicht der Leider ſei. Bäbi und der Beklagte waren nur zwei Schwinger, die einen Handel ausmachen ſollten, auf welchen Andere gewettet. Die Alten fragten nicht mehr nach Recht oder Unrecht, ſondern Käsjoggi, der brave, ehrliche Mann, ſagte zu ſeiner Tochter: Es ſolle bim Dolder luege, daß es chech ſyg, ſuſt drähe er ihm den Hals umme. Die Alte ſagte dann freilich: falſch fluchen ſolle es nicht; aber wenn es nicht den rechten angegeben, ſo ſolle es ſehen, wie es ihm gehe. Es ſei ſchon eine grauſame Schande, ein unehlich Kind zu haben; aber wenn der Burſch ane kneue müſſe, ſo mache es doch noch weniger, und ſie könnten es ihm eher verzeihen. Dann ärgerte ſich wohl eine Schweſter noch an ihm, daß es den angegeben; es hätte wohl denken können, er thue wüſt; es werd doch nit öppe ſo nes Leyds ſy, daß es nit meh als eine hät a z' gäb gha. So eilte Bäbi ſeiner Niederkunft zu, die nicht ſo ganz überort eintraf, daß ſie dem Handel ein Ende gemacht hätte. Es fehlte nicht ſechs Wochen, und bei den erſten Kindern könne ſich man deſſen nicht viel achten, ſagt man; die kämen, wann ſie wollten, und nicht, wann ſie ſollten.

Bäbi hoffte zu ſterben in derſelben, hoffte, daß das Kind ſterben möchte; denn wie es ſonſt ein Ende nehmen ſolle, begriff es nicht; es fühlte immer mehr, wie gewaltig fürchterlich die Laſt wurde, welche es mit der Lüge ſich aufgeladen. Und fürchterlicher kann wohl keine Laſt drücken und ziehen, als die, welche man weder Kraft hat zu tragen noch abzuwerfen.

Aber Bäbi ſtarb nicht; das Kind ſtarb nicht. Das arme Kind wurde Johannes getauft; weil Niemand es lieb hatte, ſollte es doch Gott lieb haben. Bäbi ging auch zur Kirche; was es da gedacht hatte, hat es Niemand geſagt. Lange ſoll es auf dem Kirchhofe geſtanden ſein.

Nun wurde der Handel fortgeſetzt, und kam, da die eigentlich Streitenden, die beiden Alten, Geld hatten, in die Hände der Agenten und Advokaten, und wurde ein fettes Freſſen für ſie. Zwei Jahre wurde gefochten mit dilatoriſchen Einreden, mit Pliken, Repliken und Dupliken, ehe man in dem ſo einfachen Handel zur Eiderkennung kam. In dieſen zwei Jahren gingen mehrere hundert Franken auf, und machten auch ein Theilchen von den 100,000 Franken aus, welche das Land ſeit der neuen Weiſe, die Paternitätsgeſchäfte zu führen, den Rechtsgelehrten mehr bezahlt, als früher. 100,000 Franken iſt noch ſehr wenig geſagt.

Als Bäbi in den Eid erkannt wurde, war's ihm, als ob eine kalte Hand das Herz ihm zuſammendrücke; aber es machte zu dem Schmerz ein ſteinern Geſicht.

Los, was d'r Pfarrer ſeyt, ſagte ihm ſein Vater, als es zum erſten Mal in die Unterweiſung ging; falſch fluche ſotſch m'r nit; aber wed nit chechs biſch, ſu ſchlah nid dr Bei abe nangere. Bäbi war chechs in der Unterweiſung; der Pfarrer mochte noch ſo lieblich, noch ſo ernſt ihm zuſprechen, es blieb chechs; — es trank allemal, ehe es hinging, einen halben oder einen ganzen Schoppen Brönz. Der Pfarrer ſagte nachher, er habe noch ſelten eins ſo chechs geſehen; nur hätten ſeine hohen Roßhaarſpitzen ihm zuweilen gezittert.

Der Pfarrer nahm ſie noch einmal beide mit einander; da ſchien ihm Bäbi checher, als der Burſche. Warum? Bäbi wußte beſtimmt, daß der Burſche log, wenn er ſagte, er hätte nie mit ihm zu thun gehabt; der Burſche aber wußte nicht beſtimmt, ob Bäbi recht oder lätz hatte. Bäbi's Mutter gruſete es doch ab dem Eide. Noch Niemand in der Familie hätte einen gethan, ſagte ſie. Sie verſuchte daher vor demſelben noch einen Handſtreich. Johannesli ſei dem Beklagten wie aus den Augen geſchnitten, behauptete die ganze Familie, obgleich der eine dunkle, der andere heitere Augen, der eine eine hohe, der andere eine flache Naſe, der eine einen weiten, aufgeworfenen, der andere einen zuſammengekniffenen Mund hatte. Sie beſinne ſich noch gar wohl, wie vor 18 Jahren der Kerli ausgeſehen habe; er ſei uf und ähnlich d'r Johannesli geweſen; dä ſig de bim Dolder akurat wie us im uſe g'ſchnitte. Sie nahm ihn daher einmal auf den Arm und wanderte dem andern Hauſe zu. Dort traf ſie die Bäurinn am Kabisb'ſchütte, und ſagte: ſie habe doch einmal ihrem Großking zeigen wollen, wo ſein Aetti daheim ſei. Die Bäurinn ſagte: da könnte ſie ihn noch weit tragen, ehe ſie ihm das Heimeth ſeines Aetti's zeigen könne: Die Alte meinte aber: ſie glaube, ſie ſei nicht weit dr vo; ſi ſöll doch ume d'Naſe uf ha, we ſi dörf, und das King a luege; ſie wüſt de ſcho, wo es dabeime ſyg. Die Andere ſah auf und ſagte: mi müſt doch bling ſy, we me well glaube, e ſettigi Kräge chöm us ihrer Familie. Nun ſagten ſich die beiden Weiber wüſt, daß zentum Alles ſtill ſtund, und zuletzt die Bäurinn die Alte und ihr Kind zu b'ſchütten anfing ſtatt des Kabis.

Die Alte mußte b'ſchüttet heim; und als ſie heimkam, ſagte ſie Bäbi: wes de nit ſchweri; ſu ſchryſti ſi ihm Züpfe us; dene müſſe es gezeigt ſein, was ſie für Leute ſeien, und ſollte es Hab und Gut koſten.

Was in Bäbi vorging, ehe der Tag der Eidesleiſtung anbrach, weiß man nicht.

Aber als der Tag anbrach, da ſtund es blaß und zitternd auf. Die Mutter ſagte ihm: ſie hätte nicht geglaubt, daß es ſo ein Leids ſei; es ſolle ſich nur nicht fürchten; ſie werden es im Schloß ja nicht freſſen. Es ſöll das näh, es werd ihm ſchon beſſern. Es war ein Glas Vorſchuß. Der Vater gab ihm fünf Batzen, es ſolle einen Schoppen Rothen trinken; es werde ihm weniger g'ſchmucht und checher ſchweren, wenn es recht hätte. Aber es ſoll im nit z'Herrgets ſi und jetzt no abſta'h; es hätt's de früher ſölle ſäge.

Bäbi ging den Weg alleine; mit welchem Herzen, mit welchen Gedanken, weiß man nicht. Bei einer Krämerinn trank es noch einen halben Schoppen Bäziwaſſer, oder vielleicht mehr, und ging dann in's Schloß. Der Beklagte war von ſeinem Vater begleitet; der redete für ihn. Ob die auch getrunken hatten, weiß man nicht; ſie kamen wenigſtens aus dem Wirthshauſe. Man mußte Bäbi das Brönz anriechen; aber deſſen achtete ſich Niemand. Es war heute der Tag angeſetzt für dieſes Geſchäft, und dieſes Geſchäft mußte alſo abgethan ſein. Wer hätte es verſchieben wollen, um koſtenfällig zu werden?

Der Burſche zitterte, als er niederkniete; aber Bäbi nicht. Mit ſtierem Blick hatte es der ganzen Verhandlung zugehört, faſt als ob ſie ihn's nichts anginge. Es plätſchte mehr auf die Kniee, als daß es niederfiel, und ſagte mit wunderlich klingender Stimme das Vorgeſprochene nach. Auch nicht mit einem Blick ſah es auf den Burſchen, der vielleicht dem Eid Einhalt gethan hätte, wenn ſein Vater nicht da geweſen wäre.

Als es fertig war und aufſtand, konnte es faſt nicht, ſchwankte, als es die Treppe hinunterging. Es kam lange nicht heim. Leute wollten es an einem Bache haben ſtehen ſehen, die Hände ringend; wollen es jammern gehört haben. Aber es kam doch heim, wo ſchon Alles voll Frohlockens war, weil ſie bereits vernommen, wie chechs Bäbi geweſen ſei; es hätte ſieben Fingere nangere tha, wes nöthig gſi wär. Sie hatten ihm ein Kaffee z'weg und Anken zum Brot geſtellt, und riethen ab, wie ſie es jetzt denen weiſen wollten, und Bäbi ſollte erzählen, was ſie für Geſichter gemacht hätten.

Aber Bäbi mochte nicht erzählen, mochte nicht eſſen, hatte ſeinen Johannesli auf den Knieen, küßte und drückte ihn, und dann fuhr es wieder von ihm weg, wie wenn es ſich an etwas geſtochen hätte. So viel erzählte noch der Schuhmacher, der eben auf der Stör war. Dann ſah Bäbi kein Fremder mehr. Aber nach drei Tagen ging der Alte ganz verſtört mit ſchwarzem Halstuch zum Pfarrer, zu fragen: Wann man Bäbi beerdigen könne; es ſei geſtorben.

Der Pfarrer frug nach ſeiner Krankheit. Es gruſams Fieber ſei es plötzlich angekommen, und dann habe es einen Blutſturz bekommen. Das erfuhr der Pfarrer.

Die Leute aber munkelten allerlei, und einige wollten, daß der Pfarrer es unterſuchen laſſe, wie es geſtorben ſei, ehe er es auf den Kirchhof begraben laſſe.

Der aber wollte nicht. Er ſagte, man ſolle doch Bäbi jetzt ruhig laſſen; es ſei ja lange geplagt genug geweſen.

Die Eltern Bäbi's waren eine Zeit lang, wie verſcheut, und nicht gerne ließen ſie ſich am Tage auf einer Straße blicken. Aber lange ging es nicht, bis die Alte ſich wieder aufließ.

Sie ſeien ihr Leben lang g'fellig g'ſi, ſagte ſie, und ſie hätten zu allem dem Segen gehabt. Nur an dem Bäbi hätten ſie gruſamen Verdruß gehabt; ſie wüßte gar nicht, womit ſie das verdienet hätten; aber es müß halt o ne jeder Mönſch öppis ha. Es ſei aber doch no gut gange, daß es z'erſt heyg chönne ſchwere, ehe es geſtorben ſei; da hätten ſie es dene Doldere du no chönne weiſe!

Länger trieb Marei ſein Spiel, und ſein Meiſter ward immer verblendeter an ihm. Wenn Marei vor Tage aufſtund und abſichtlich im Hauſe Lärm machte, ſo ſagte der Meiſter zu ſeiner Frau: Wir haben doch die brävſte Magd; unter hunderten iſt nicht eine ſo.

Los, wie ſie g'wirbet, und es iſt noch nicht Tag. Wenn du ſo geweſen wäreſt, wir hätten es weiter gebracht. Die Meiſterinn begehrte dann auf, ſchalt Marei eine Augendienerinn und lachte dazu unterm Deckbett. Sie wußte wohl, daß Marei Sachen lagerte, Eier bei Seite that, und Milch und was ſie erwiſchen konnte; daß ſie heimliche Audienzen gab, und daß am Morgen ein Eiertätſch und ein Brönz im Gaden z'weg war. Es war auch recht rührend, anzuhören, wie Marei mit einem Ankelbälli unter der Scheube dem begegnenden Alten erzählte: wie ihres Nachbars Jungfere doch eine ſei; es wolle ſich lebendig laſſen zerſchreißen, wenn die nicht flöke und ſtehle. Einmal, es vermöchte nicht mit einem ſolchen Löhnli ſo daher zu kommen, wie ſie. Aber wenn es von Oſtern bis Martistag blutt laufen müßte, es wollte lieber, als für einen Kreuzer veruntreuen. Der Alte ſchmunzelte dann wieder über ſeine getreue Magd, und branzte mit ſeiner Alten-: wenn die furt gehe, ſo ſei ſie alleine Schuld; ſie gebe ihr ja kein gut Wort, und es ſei nichts recht, was ſie mache. Und die Alte trieb den Alten mit böſen Worten zum Hauſe hinaus, und winkte dann der getreuen Magd, und beide führten ſich luſtig zu Gemüthe, was die getreue Magd gemauſet hatte. Aber die Alte führte ſich die Sachen nur zu tapfer zu Gemüthe; denn ehe man es ſich verſah, ſchlug ſie ein Schlagfluß, und todt war ſie.

Der Alte that nicht nöthlich; Marei that nicht nöthlich. Der Alte brachte zum Ankleiden ſeiner Frau ein Hemde hervor, an welchem kein Stück war, mit welchem man an einem Daumen einen Umlauf hätte verbinden können. Das thue es ſauft, meinte er; hoffärtig ſein, trage jetzt nichts mehr ab. Eine Nachbäurinn wollte das aber nicht leiden. Das arme Eiſeli müßte ſich ja ſchämen, am jüngſten Tage aufzuerſtehen in einem ſolchen Hudel, vor Gott dem Vater und allen den Leuten, Mannenvolk und Weibervolk. Aber ſie hätte umſonſt gejammert, wenn ſie nicht hinzugeſetzt: in dieſem Hudel habe Eiſeli ſicher keine Ruhe im Grabe, ſondern werde in demſelben ſo oft erſcheinen, bis man ihm ein beſſeres Hemd in's Grab gegeben. Das überzeugte endlich, und der Alte brachte ein beſſeres her. Doch nahm er kaum eins von einem ganzen halben Dutzend; und hätte er es im Verſehen gethan und ſpäter bemerkt, ſo hätte er vielleicht Eiſeli nicht Ruhe im Grabe gelaſſen. Und wer will dieſes dem alten, ländlichen Geizgräper verübeln? Lief doch jüngſt ein alter, hoher Magiſtrat Gefahr, ausgegraben und mit einem ungeraden, ſchlechten Hemde angethan zu werden, weil der Abwart ihm unglücklicherweiſe ein ſchönes von einem halben Dutzend in's Grab gegeben hatte, und der lachende Erbe meinte: das ſei eine ſchändliche Verſchwendung, daß der Verſtorbene im Grabe ein beſſeres Hemd trage, als er, der Lebendige unter den Lebendigen.

Nun erſt glaubte ſich Marei oben auf, und guggete dem Alten untere ſo zärtlich, als ſein Geſicht vermochte. Es wollte des Alten Frau und Bäurinn werden, und hatte gute Ausſicht dazu. Dem Alten that die Zärtlichkeit gar wohl; und Alles, was er umſonſt haben konnte, hielt er für erlaubt; und wurde Marei ſeine Frau, ſo erſparte er den Lohn. Aber ſchützig war er nicht, und preſſirte nicht mit dem Verkünden.

Aber närr'ſch that er mit Marei, wie es alte Wittwer nur zu oft ankömmt, wenn ſie einer alten Frau losgeworden ſind. O, wenn ſo ein alter Wittwer wüßte, was für ein Loos ihm wartet bei einer jungen, gluſtigen Magd oder einer muntern Wittwe; er würde ſeine Augen richten auf ein kühles Plätzchen an der Seite ſeiner Alten, ſtatt geile Augen jedem geilen Geſchöpfe zuzuwenden.

Marei war eine ſchlaue Dirne, und ſorgte für Figge und Mühle. Sie nahm unterdeſſen, ſo viel ſie konnte, damit ſie ihr Schäfchen im Trocknen hätte, wenn den Alten eine andere Laune anwandeln ſollte. Sie nahm aus Schränken und Gaden, aus Keller und aus den Hoſenſäcken des Alten. Sie verſorgte die meiſten der geſtohlenen Sachen außer dem Hauſe bei guten Freunden. Solche gute Freunde findet man allenthalben, wo es ein altes, kinderloſes Ehepaar, einen alten Wittwer oder einen halbblinden Pfarrer zu rupfen giebt. Da iſt's, als ob man es ordentlich für eine Sünde hielte, wenn man nichts von dieſer Rupfete bekäme, nicht zu ihr wenigſtens die Hand böte. Marei ſtahl z. B. dem Alten Mehl und Erdäpfel; in einem andern Hauſe machte man daraus Erdäpfelkuchen, und ſandte aus nachbürlicher Freundſchaft dem Alten auch einige. Der lebte nun gar herrlich daran, lobte die Gutmeineheit der Leute; er ahnete nicht, daß er ſeine Erdäpfel, ſein Mehl eſſe, und die Anderen lachten ſich Kröpfe an den Hals ob der Freude des Alten an ſeinen Erdäpfelkuchen.

In Winkeln ließ Marei manchen Fünfunddreißiger fliegen für Brönz und Lebkuchen, womit es eine ganze Geſellſchaft bewirthete; und wenn das Brönz zündete in ſeinem Gehirn, ſo erzählte es Dinge von ſeinem Treiben mit dem Alten, Züge aus ihrem Stillleben, daß jedem züchtigen Menſchen blau vor den Augen wurde. Von dem Allem merkte der Alte nichts; es wäre unbegreiflich geweſen, wie verblendet der ſchlaue Fuchs auf einmal war, wenn man nicht wüßte, daß eben dieſe Verblendung die Krankheit iſt, welcher alte Wittwer unterworfen ſind. Aber der Alte hatte Verwandte, welche erben wollten, welche nicht wollten, daß er heirathe und daß der Kukuk ihm Eier lege in ſein warmes Neſt zum Ausbrüten.

Sie wollten ſich einſchleichen mit Schmeicheln und Geſchenken. Aber Marei wußte ſich gar ſchlau zwiſchen ſie und ihren Alten zu ſtellen, und wußte den natürlichen Widerwillen, den jeder Geizhals gegen lachende Erben hat, gar klug zu mächtiger Flamme anzublaſen, daß ſie ſicher ſchien vor ihnen. Aber wenn ein Bauernhof auf dem Spiele ſteht, ſo giebt man nicht ſo ſchnell lugg. Sie ſpürten Marei nach, und Marei war ſo aufrichtig, beſonders wenn es Brönz getrunken hatte, daß ſie bald Alles wußten, was ſie wollten, und ihre Fallen ſtellen konnten. Marei verließ ſich darauf, daß es gehe, wie gewöhnlich, daß Alle mit ihm im Bunde gegen den Alten ſeien, daß, wenn Alle um ihr Treiben wüßten, es denn doch der Alte nicht vernehme. Denn deſſen hat man tauſend Beiſpiele, daß ganze Dorfſchaften um das Treiben von Weibern und Töchtern, Knechten und Mägden ꝛc. wiſſen, aber keine Silbe vernimmt der Betheiligte. Erſt wenn die Sache an den Tag gekommen, das Unglück geſchehen iſt, gehen den Leuten die Mäuler auf; dann laufen Alle herbei und wollen Alles gewußt und Alles gedacht haben.

Marei hatte dabei die Verwandten vergeſſen, die erben wollten, die einen Vortheil hatten beim Reden zu rechter Zeit.

Die nun, wohl wiſſend, daß der Alte ihnen nichts glaube, beſtachen eine Nachbarsfrau, daß ſie demſelben unter dem Schein zärtlicher Theilnahme einen Floh hinter's Ohr ſetze, ihn aufmerkſam mache nach und nach auf Marei's Schliche und ihm Rath gebe, wie er darüber kommen könne. Sie machte ihre Sache meiſterlich und hatte den Alten bald im Garne, hatte ihn bald überredet, daß er einmal, von einem Märit heimkommend, ſein Geld wohl zähle, ſich betrunken ſtelle, zärtlich thue und dann das Weitere gut beobachte. Er that alſo und fand, daß ihm drei Brabänter geſtohlen wurden. Nun fing er einen hölliſchen Lärm an; es war, als ob ihm Jemand ein Aſchentuch vom Kopf genommen. Sein Geld war ihm doch lieber als das Marei. Er lief zuerſt zur Nachbürinn, ihr zu danken, und dann zum Landjäger, die Sache anzuzeigen. Er war nicht zufrieden, der Diebinn die Gelegenheit zum Stehlen zu rauben und ſie aus dem Hauſe zu ſchaffen, er wollte noch alles Geſtohlene wieder erhalten. Ein guter Freund rieth ihm davon ab und winkte ihm, was bei einer nähern Unterſuchung vielleicht zur Sprache kommen könnte. Allein was läßt ein Geizhals Alles über ſich ergehen für einen Kreuzer, geſchweige denn um der Hoffnung willen, hundertfachen Kreuzerwerth wieder zu erhalten?

Marei wurde eingezogen, ſeine Sachen ihm unterſucht, und da fanden ſich in einem Troge unzählbare geſtohlene Sachen aller Art; aber Marei erzählte bei der Unterſuchung auch Dinge, bei denen der Richter und ſein Schreiber blinzen mußten. Und ſie ſparten das Fragen nicht, um an dem Vernehmen nicht verkürzt zu werden, um am Abend im Leiſt recht viel Luſtiges auftiſchen zu können.

Doch das machte dem Alten nichts, und gerne wäre er noch den Hehlern zu Leibe gegangen, die Marei angab; allein die Gerechtigkeit wollte ihre kurzen Arme nicht bis zu dieſen ausſtrecken.

Marei kam in's Zuchthaus, und mit den ſchönſten Zeugniſſen über ſeine Buße, Zerknirſchung, Beſſerung wieder heraus. Doch kurios war's, daß der Fuhrmann, der es heimführte, ihm unterwegs zwei Mal Brönz zahlte; man wußte nicht für was.

Es mußte bei ſeinen Eltern ſein und taunen gehen, um 6 Krz. oder 2 Bz. Sein Weſen war etwas zimperliger geworden; aber ſeine Gelüſte nach Brönz und Buben vermochte es je länger je weniger zu verbergen. Wenn das Neuni kam, ſo war es meiſt das Erſte bei der Flaſche, und wenn es dunkelte, ſo war es das Letzte, das um Stall und Futtergang, wo das Mannenvolk handthierte, herumſtrich. Dieß Letztere gefällt aber ſelten einer Meiſterfrau, darum brauchten es die Leute auch nur in der höchſten Noth; es kam daher gar armſelig daher und that dann immer wüſter, wenn es zur Seltenheit zu einem Genuſſe kam.

Endlich gelang es ihm wieder, bei einem Wittwer in Dienſt zu kommen, bei einem Menſchen, der jedem Roman wohl anſtehen würde. Dieſer war ein durch und durch verhärteter Böſewicht und fähig zu jeder That; und mit einem wunderbaren Gemiſch von Frechheit und Schlauheit bewahrte er ſich vor dem kurzen Arm der Gerechtigkeit unberührt. Ein Weib war ihm geſtorben, vom zweiten lebte er getrennt; was er mit ihnen trieb, was er mit ſeiner Nachbaren Weibern trieb, trieb mit den Weibern, denen er Statt und Platz in ſeinem Hauſe gab, will ich nicht erzählen. Aber er war auch einer von denen, welche faſt jede andere Nacht auf das Marodiren ausgehen und Felder, Baumgärten und die Umgebungen der Häuſer plündern, und meiſt wohlbeladen kehrte er heim. Wohl oft iſt er geſehen, aber nie ergriffen worden, was auch gefährlich wäre; denn wie der Mann ſich bewehrt, weiß Niemand. In das Gemach, worin er ſeinen Raub aufbewahrt, hat noch kein anderes Auge geſehen, als das ſeine. Sein Thun kennen alle Leute, und doch macht demſelben Niemand ein Ende.

Dieſer nahm Marei zu ſich, er ſcheute das Zuchthaus nicht, und Marei ſcheute, trotz ſeiner Beſſerung, des Mannes Ruf nicht. Sie paßten, wie es ſchien, für einander, denn ſie rühmten einander gegenſeitig, und Marei fing an, ſich mehr aufzulaſſen mit Kleidern und hoffährtigem Weſen, fing an zu thun, als ob es da daheim und Alles ſein wäre, was des Meiſters war. Viele wollten bemerken, daß es des Abends nicht mehr recht wiſſe, was es mache, und wie ſtumm es in der Küche und um's Haus herumhürſche. Doch wußte Niemand, was es treibe des Tages über im Hauſe, denn dieſes Haus ſtand an eines Waldes Rand, wie ein ſchmutziges Geheimniß; ſelten betrat es Jemand. Bei großen Anläſſen, bei Brecheten, Waſchen, wo Weiber zuſammen geboten wurden, wollten dieſe immer bemerken, daß Marei oft läng Stück nicht wiſſe, was es mache oder rede. Bei ſolchen Anläſſen konnte ihm ſein Wittwer das Brönz am wenigſten nachrechnen oder zumödelen, und da borgete es demſelben auch nicht.

Einſt, in einer finſtern Sturmnacht, hörten die Nachbaren einen gräßlichen Schrei dringen durch Thüren und Wände; ſie horchten auf, und noch einer, noch viel ſchauerlicher, drang ihnen durch Mark und Bein. Die Männer öffneten die Läufterli und die Weiber ſtunden ſchaudernd mitten in der Stube, und durften, bebend vor einem neuen Schrei, nicht mehr den Athem ziehen. Aber kein Schrei ertönte mehr, ſtille blieb es draußen, nur der Wind brauste durch das Thal. Je ſtiller es aber ward, deſto mehr nahm die Angſt zu vor der gehörten Stimme und das Bangen, was ſie geweſen, was ſie bedeuten möchte. Aber ein Mann zündete ſeine Laterne an und ſagte: das ſei nichts Uebernatürliches, bedeute kein kommendes, ſondern ein geſchehenes Unglück. Er hätte heute das Marei für das Wöſchen z'weg machen geſehen, und Niemand wiſſe, was da geſchehen ſei; dorther ſei der Ton gekommen. Man müſſe gehen und zuſehen, wahrſcheinlich ſei der Alte wieder auf ſeiner Marode. Er ging und noch zwei mit ihm; aber die Weiber zitterten, als dieſe gingen, daß die Fenſter klirrten. Drüben fanden ſie die Thüre offen, fanden Niemand in der Küche; ſtille war's darin, nur brodelte im Hintergrunde das Waſſer in dem in den Boden eingegrabenen Keſſel, und düſter glühte das Feuer durch den Dampf.

Sie zündeten behutſam durch die Küche hin, ſie zündeten bis zum Keſſel, und aus dem Keſſel ragte ihnen ein Kopf entgegen — es war Marei's Kopf, das geſotten im Keſſel ſchwamm, in den es betrunken geſtürzt, ohne Kraft und Beſonnenheit, ſich wieder hinauszuhelfen. Mit ſeinem Wehgeſchrei, das ihm keine Hülfe brachte, hatte das unglückliche Mädchen ſein unglücklich Leben geendet.

Das Liſabeth führte in ſeinem Schachen zu ſeinem Wollenrüſten ein wüſtes Leben und erhielt dafür einen wüſten Lohn.

Jedem Preis, um mit dieſem Preis zu einem Manne zu gelangen, nichts ſehnlicher wünſchend, als ſchwanger zu werden, weil es glaubte, das ſei der einzige unfehlbare Weg zum Mannen, ward es nicht, was es wollte, ſondern krank und zwar wüſt krank. Es dokterte hie und da, es trank in die Tränker hinein Branntwein;

während es den Leib ſalbete, verſalbete es ſich mit Branntwein, bis ſein Hals zu einer Hölle ward, die mit teufliſchem Feuer es peinigte. Es mußte in's äußere Krankenhaus gebracht werden, und litt dort ſchwer und lang. In ſeinem aufgedunſenen Körper ſaß gar mancher alter, böſer Reſt, und gar tiefe Wurzeln hatte das neue Uebel geſchlagen, der guten Säfte waren gar wenige mehr, und der an Branntwein gewöhnte Körper fiel durch Entbehrung deſſelben zuſammen, ward unendlich matt und wollte gar nicht arbeiten helfen dem Arzt. Wenn dieſer meinte, er hätte an einem Orte gewehrt, ſo brach das Feuer an einem andern Orte wieder aus. Endlich wurde Liſabeth geheilt entlaſſen, aber nicht gebeſſert. Und die Heilung war eine ſolche, wie ſie bei dieſer Krankheit möglich iſt in dieſem Körper. Man ſieht nichts mehr einige Zeit davon, aber deren Folgen wird man früher oder ſpäter ſcharf fühlen müſſen.

Liſabeth kam heim und redete mit ſo ſeltſamer Stimme und ſah ſo jämmerlich aus, daß ſeine Bekannten faſt nicht glauben konnten, daß daſſelbe das alte Liſabeth ſei. Aber es war das alte Liſabeth und ſein alter Wandel, es, ein gebranntes Kind, fürchtete das Feuer nicht; auf alte Kinder paßt dieſes Sprüchwort nicht immer, junge Kinder ſind viel klüger. Und kurioſer Weiſe gelang ihm jetzt, was es früher umſonſt geſucht hatte; es fand einen Mann, und zwar einen halbbatzigen Gürtler, oder, vornehm geſagt, einen Silberarbeiter, einen ländlichen Goldſchmid. Derſelbe fabrizirte Uhrſchlüſſel, Fingerringe, Häfte, Schnallen, kreuz- oder herzförmig, nahm dazu Silber, ſo viel er hatte, und füllte den Mangel mit etwas Anderm aus. Er putzte auch Göllerketteli aus, und hätte gerne welche gemacht, wenn er genugſam Kredit gehabt hätte. Er war ein kleiner, ſchmächtiger, ſchmutziger Kerl, mit einem Geſicht, das mit dem Leder aus einer hundertjährigen Poſtkutſche überzogen ſchien. In einer mäßigen Drucke hatte alle ſeine Waare Platz, und an den Märkten konnte er ſie auf einem zweiſchuhigen Tiſchchen ſo ſchön auslegen, daß kein Stück das andere ſehen konnte, geſchweige denn berührte. Auf allen Märkten zog er herum, ſtund majeſtätiſch an ſeinem Tiſchchen, verborgen hinter einer mächtigen, mit Silber beſchlagenen Pfeife, und trotzig hing an der Seite des Kopfes, Sommer und Winter, ſeine klebrige Pelzkappe. Und wenn er drei Batzen gelöst hatte, ſo pflanzte er ſich hinter einen Teller, worin für einen halben Batzen Suppe war, hinter ein batziges Wein und ein batziges Baggeli, und ſtreckte ſeine kurzen Beine ſo trotzig und kühn um ſich her, als ob er des türkiſchen Kaiſers Tochtermann ſei. Dieſe quaſi Mannsperſon wollte ein Weib, das ihm die Drucke trage, zwiſchen durch damit hauſire, und ihm zuweilen eins von ſeinen zweien Hemdern waſche. Liſabeth hatte ſchon lange ein Auge auf dieſe Mannsperſon gehabt, der eine ſchöne Rolle ſpielte im Schachen. Man denke ſich das Glück, auf alle Märkte zu können, zwiſchen durch zu hauſiren, und über Alles noch die Hoffnung, es bis zu einem Charabänkli und bis an's Ordinäri zu bringen! Es wollte lange nicht gelingen, den Schachen-Schmetterling zu fangen; und was für Künſte, für beſondere Schickungen nöthig waren, bis der kühne Gürtler in Liſabeth's Falle war, und noch dazu ohne Schwangerſchaft, will ich nicht erzählen. Das war nun Anfangs ein Leben voller Glück, ein fortwährend Wandern durch Dick und Dünn, ein fortwährend Genießen von Dick und Dünn. Liſabeth ließ ſich ordentlich z'weg an Fleiſch und Kleidern.

Niemand konnte begreifen, wie die Gürtlerei das abtragen möge; aber Liſabeth trieb neben der Gürtlerei nun auf den Märkten, während der Gürtler hinter ſeinem Tiſchchen ſtund und hinter ſeinem batzigen Wein ſaß, noch einen andern Handel, um den der Gürtler wohl wußte, den er ſich aber wohl gefallen ließ, weil dann Liſabeth ſpäter auch zu ihm ſaß, und Geld brachte zu allerlei, bis ſie ſturm heim konnten. Es war manchmal merkwürdig, zu ſehen, wie ſie zuſammen heim taumelten, und bald die Druke, bald das Eine von ihnen im Kothe lag.

Doch gingen ſie nicht immer zuſammen. Zuweilen hatte Liſabeth noch Beſtellungen hier und dort auf einem Tauſch. Friedlich ſchieden ſie ſich da, wo die Wege ſich trennten; und manchmal wartete der Gürtler geduldig ſeinem Weibe da, wo die Wege wieder zuſammenliefen. Mitten in dieſes Schlaraffenleben hinein trat ihnen etwas Unerwartetes, Verwünſchtes. Liſabeth wurde ſchwanger. Was früher die Liſabeth am höchſten gewünſcht hatte, das war ihr jetzt am meiſten zuwider; jetzt waren ihr Kinder gräßliche Schleiftröge für ihr Herumlaufen. Aber ſo geht es oft im Menſchenleben: was heute der Menſch wünſcht, kömmt heute nicht, wohl aber morgen, wenn es der Menſch über alle Berge wünſcht. Gott wird wohl wiſſen, warum es alſo geht.

Liſabeth bündelte ſo lange herum als möglich, und trank, um die Beſchwerden dieſes Lebens zu vergeſſen, etwas mehr als ſonſt. Endlich gebar ſie einen Sohn, und meinte, es müſſe geſtorben ſein. Aber ſchon nach acht Tagen ſaß ſie am Kindbettiſchmaus, wo es hoch herging, und dem Gürtler ein Hut hoch oben auf dem Kopfe ſaß, ſtatt der Pelzkappe. Da war ein Rühmen und ein Rufen nach friſchem Wein! Aber ob die Kindbetti bezahlt iſt, weiß ich nicht. Nach drei Wochen war die Mutter an einem Märit von früh bis ſpät, und das Kind konnte zu Hauſe liegen im Koth und ſchreien zum Erſticken; das ſchor Niemand. Eine Nachbarsfrau hatte den Auftrag, Mittags, wenn ſie von einem Brecheten heim kam, nach ihm zu ſehen und ihm zu trinken zu geben. Das werde nicht Alles zwänge; es hätte auch manchmal allein ſein müſſen; ſeine Mutter hätte es auch ſo gemacht. Es wolle dann etwas früher heim komme, als ſonſt, um es zu ſäugen. Aber Liſabeth kam nicht früher; und was half dann dem Kind die mit Branntwein geſchwängerte Milch. Und das Kind lag nicht nur einmal ſo, ſondern oft. Zuweilen nahm es wohl die Mutter, putzte es heraus mit Allem, was ſie hatte; aber es zu waſchen, kam ihr ſelten in Sinn. Mit demſelben ſtund ſie vor alle Häuſer, und lief mit ihm herum, ſo weit ſie kommen konnte, und alle Leute ſollten rühmen, wie das ein Kind ſei, voll Schönheit und Klugheit, wie wenigſtens ſeit dem Uebergang keins mehr erſchienen ſei vor ihren Augen. Das Kind war aber plump, gelb, hatte böſe Ausſchläge; und ehe es reden oder laufen konnte, war ein zweites da. Mit dieſem machte Liſabeth es, wie mit dem erſten, ließ es liegen, wenn ſie laufen wollte, aß und trank, was ihr gut dünkte, und nicht, was dem Kind gut war. Ja, ſie erſinneten ein neues Mittel, um des Nachts ruhig ſchlafen zu können, ungeweckt von Kindsgeſchrei; ſie gaben den Kindern Abends einen Löffel Branntwein; das ſei b'ſunderbar gut für's Schlafen, meinten ſie. Aber je weniger man ſich mit den Kindern abgeben mag, je mehr man ſie vernachläſſigt, deſto weniger kommen ſie Einem aus den Händen, deſto weniger Troſt und Freude hat man von ihnen. Es zahlt ſich das Meiſte auf Erden; wer ſeiner Bäume am fleißigſten wartet, der erntet auch reichlich von ihnen; aber nichts zahlt ſich reichlicher, als fleißiges Warten, als treues Mühen um die Kinder; nichts rächt ſich gräßlicher, als ihre Vernachläſſigung; nichts ſchlägt furchtbarer, als die Selbſtſucht einer Mutter, welche die aufopfernde Liebe verläugnet. Aber daß die Kinder das Thun gottloſer Eltern mit verkrüppelter Seele, mit verkrüppeltem Leibe zahlen müſſen, iſt eins von den Räthſeln Gottes, deſſen Löſung über des Menſchen Sinnen geht. Aber nicht wahr, lieber Vater, für dieſe Kinder haſt du einen eigenen Himmel, in welchem es noch einmal ſo ſchön iſt, als in irgend einem andern, und für ſolche Eltern eine Hölle, wo es noch einmal ſo heiß iſt, als in irgend einer andern?

Das zweite Kind war offenbar ein taubſtummes; und ehe ſie ſich's verſahen, kam dazu ein drittes, und eins nach dem andern, bis auf ſechs, und eines immer elender, als das andere: ſtumm, mit beſtändigem Ausſchlag, böſen Köpfen, Krätze u. ſ. w. behaftet, unreinlich Tag und Nacht, kraftlos und ſtumpf. Und zu allem dieſem ordinäri Unglück noch außerordentliche. Eliſabeth trug einmal ein Kind im Schachen herum, und nahm wahrſcheinlich zu viel Brönz zu ſich, fiel auf dem Heimwege um, litt ſelbſt keinen Schaden, aber das Kind brach das Bein zweimal. Das Kind, auf das die trunkene Mutter gefallen war, litt fürchterlich, litt lange und wird an ſeinem verkrüppelten Bein ſein Leben lang leiden müſſen. Andere Kinder verbrannten ſich, aber ſterben konnte keins; alle blieben am Leben, blieben lebendige Zeugen der Ruchloſigkeit der Eltern. Allemal, wenn Kinder begraben wurden, klagte die Liſabeth: wenn es recht zuginge, ſo müßten ihr auch welche ſterben; aber ihr verrecke nie eins. Es werde ſie eine

Dolders M . . . verhexet haben, daß keins ſterben könne.

Man kann ſich das Elend dieſer Leute gar nicht vorſtellen. Der Verdienſt nahm immer mehr ab; denn Liſabeth mußte immer mehr zu Hauſe ſein, fand immer weniger Liebhaber. Der Gürtler vermochte immer weniger, etwas in ſein Handwerk zu ſetzen. Die Drucke wurde immer kleiner. Auf dem Tiſchli wurden die Lücken immer größer, der Verkauf alſo immer geringer. Denn doch wurden die Märkte nach wie vor beſucht, wollte man ſich da an Eſſen und Trinken nichts abbrechen; es mußte hauſirt ſein, und keinen Tag wollte man den Branntwein miſſen; die Guttere mußte fort und fort auf dem Arbeitstiſche ſtehen. Je weniger man verdiente, deſto größer wurden die Bedürfniſſe. Der liebe Gott vermehrte von Tag zu Tag den Druck; er wollte die Eiterbeule ihnen ausdrücken; allein ſie ließen Alles, nur ihre Laſter nicht. Sie ſchliefen auf einem verhudelten Laubſack; die Kinder unter Hudeln auf dem Ofen. Sie hatten in der ganzen Haushaltung nicht ein gutes Hemde mehr, keine guten Strümpfe mehr, keinen ordentlichen Hausrath keiner Art; aber ſie ließen das Laufen und Trinken nicht, und jeder aufgebrachte Kreuzer wurde daran verwendet, und nicht zur Milderung des häuslichen Elendes. Die unglücklichen Kinder erhielten immer weniger zu eſſen; an ihrem Munde wollten die Eltern für ihr Gelüſten erſparen. Wenn das ſaubere Paar an einem Markte breit im Wirthshauſe ſaß und da auftragen ließ, ſaßen die armen ſechs Kinder zu Hauſe bei kalten Erdäpfeln oder einer Waſſerſuppe, oder bei gar nichts; denn die Mutter hatte oft das Herz, den Kindern zu ſagen: ſie könnten es ſauft machen, bis ſie heim käme; ſie wollte ihnen dann etwas mitbringen. Und mehrere von den unglücklichen Kindern konnten nicht einmal betteln; ſie waren ja ſtumm, konnten ihre von der Mutter zerdrückten Beine nicht brauchen.

Man ſtelle ſich an kalten Wintertagen die ſechs hungrigen, halb gekleideten, von ihren Eltern verlaſſenen Kinder vor; Kinder, mit allen Gebrechen behaftet; welch Jammer unter ihnen ſein mußte, welch Jammergeſchrei aus der Hütte ertönen mußte! So hart die Leute auch im Schachen waren, es hatte doch manche Frau Mitleid mit den verlaſſenen Würmern und brachte ihnen zu eſſen, und Thränen kamen ihr in die Augen, wenn die Armen an die gebrachte Kachel ſchoſſen, wie Schweine an den Trog, in den man ihnen das Freſſen ſchüttelt. Manche Frau wollte Liſabeth Vorſtellungen machen; aber Liſabeth ſagte ihr wüſt: das gehe ſie nichts an; es ſeien ihre King, und ſie könnte mit ihnen machen, was ſie wolle; es gehe Niemere nüt a'h. (Man ſieht, die Frau hatte die neueſten liberalen oder vielmehr radikalen Grundſätze gut los.) Man wußte nicht, welche Kinder elender waren, die ſtummen und Krüppel, oder die, welche reden und gehen konnten. Die letzten konnten freilich betteln gehen; aber dafür ſollten ſie auch Alles machen, ſollten Holz ſchaffen und Eſſen herzutragen, ſollten mit ihren ausgemergelten Leibchen der ſchwerſten Arbeit ſich unterziehen, für welche die Eltern zu faul waren, und kamen nie eine Nacht in ein Bett, nur unter Hudeln auf den harten Ofen.

Was viele Menſchen leiden müſſen, kennen viele Menſchen nicht, können noch viel weniger in einen ſolchen Zuſtand ſich hineindenken. O, wer hineinblicken könnte in eines ſolchen armen Kindes arme Seele, er würde blutige Thränen weinen über den Jammer, der da aufgeſchichtet liegt; ſein Herz würde ihm ſagen, ob man das Recht hätte, ſo arme Kinder aus unmenſchlichen Händen zu erlöſen.

Gott drückte immer ſchwerer auf ſie; er wollte, daß ſie unter dem Drucke ſich beugten vor ihm, daß ſie aufſchauten zu ihm. Aber ihre Augen waren verquollen; ſie konnten nicht mehr zu Gott aufſehen; ſie konnten nur ſehen in ihr Elend hinein, in ihre Flaſche. Sie fühlten den Druck, ſie ſchimpften über die ganze Welt; aber daß Gott den Druck zu ihrer Bekehrung geordnet, kam ihnen nicht in Sinn. Sie gehörten zu den Leuten, die ſo in den Schmutz des Lebens verſunken ſind, daß Gott aus ihrem Leben durchaus verſchwunden iſt; die ihn weder fühlen, noch an ihn denken; die durchaus nichts mehr auf ihn beziehen. Sie ſind aber auch nicht eigentliche Ungläubige, wie man von einer Sau ſagen wird, daß ſie ein Atheiſt, ein Gottesläugner ſei.

Sie gingen nur zur Kirche, wenn ſie taufen ließen, und hatten bei der Taufe keine anderen Gefühle, als diejenigen, welche Einer hat, der hungrig iſt und bald an einen wohlbeſetzten Tiſch ſich ſetzen will. Sie freuten ſich auf Geſchenke und Einbünde der Gevatterleute; denn die Einbünde dienten ihnen einige Wochen lang zu reichlichen Branntweingenüſſen. Wie Gott auch drücken mochte, ſie ſahen nicht zu ihm auf, ſie ſchrieen nur lauter auf und glaubten ſich mehr erlaubt. Der Druck laſtete beſonders auf der dicken Liſabeth. Ihr laſtervoller Körper begann mehr und mehr ein eigentliches Siechenhaus zu werden. Ihre Breſten alle will ich nicht nennen; ſie ſind zu ekelhaft; nur von einem muß ich reden. Ihre Beine ſchwollen ihr auf, und wurden ihr ſo ſchwer, wie Mühlſteine, daß ihr jedes Laufen die größte Pein verurſachte, und doch mußte gelaufen ſein.

Ihre Bruſt quoll zuſammen, und der Athem mußte faſt nicht mehr, wo aus. Wenn ſie eine ſchnelle Bewegung machte, wenn ſie einige hundert Schritte ging, ſo mußte ſie den Athem ſchnaufen, wie einen Gufenknopf, mußte ſtille ſtehen und ſchnupen, daß man es faſt eine Viertelſtunde weit hörte; und doch mußte gelaufen ſein.

Wenn ſie Branntwein trank, ſo war es ihr bald, als ob man den Zapfen, ſtatt in die Flaſche, in den Hals ihr ſtoße, bald, als ob ſie hundert Nadelſpitzen mitgeſchluckt hätte; dann kam der Huſten haſtig aus der Bruſt herauf, ſchüttelte das dicke Menſch zuſammen, wie der Wind eine Bohnenſtaude, und trieb ihm die Augen aus dem Kopfe, daß jedes Lüftchen ſie ihm wegwehen zu können ſchien; und doch mußte getrunken ſein.

Auf ſeinem Laubſacke hatte es keinen Athem mehr des Nachts, und mußte aufſitzen, mußte unter's Fenſter gehen, mußte jammern und wimmern ganze Nächte durch. Es behauptete, das komme von den Erdäpfeln her, die es nicht erleiden möge, aß keine Erdäpfel mehr; etwas Anderes mußte erbettelt, geſtohlen oder gekauft ſein; aber die fürchterlichen Spangen über der Bruſt wollten nicht weichen. Es wollte nicht weiter werden drinnen in der geheimnißvollen Höhle, wo das geheimnißvolle Uhrwerk in gemeſſenen Schlägen pocht. Sie hatte fürchterliche Leiden, und zu den Leiden immer die gleichen Gelüſten, welche die Leiden auf unnennbare Weiſe ſteigerten. Es war, als ob alle Leiden, welche die armen Kinder ob ihrer mütterlichen Untreue gelitten, nun vervielfacht in ihrem Körper ſich abgelagert hätten, und da Rache übten an der gottloſen Mutter.

Kein Gelüſten nahm ab; aber jede Befriedigung brachte immer unerträglichere Leiden, Leiden, daß Sterben dagegen wie Hochzeitsfreuden geweſen wäre. Und doch wollte Liſabeth nicht ſterben, und ſagte allen Leuten wüſt, die ihm davon redeten. Und doch lernte Liſabeth nicht beten und fluchte mit den Leuten, ſo weit es ſein Huſten erlaubte, als ſie es mahnten, den Pfarrer holen zu laſſen. Es könne es machen ohne den ſchwarzen D., der könne ihm doch nichts machen mit ſeinem G'ſtürm, von dem man nicht wiſſe, was Gyx oder Gax ſei.

Und ſo lebt die Eliſabeth heut noch in jenem Schachen, kann nicht leben kann nicht ſterben. Sie kann nicht mehr gehen vom Hauſe weg. Aber wenn ihr bei einer Hütte ein aufgedunſen huſtend Weib ſeht, das alle Viertelſtunde einen Schritt macht, wenn ihr um daſſelbe ſechs Kinder kriechen ſeht, die eher Würmern als Menſchen gleichen, wenn ihr hinter den glasloſen Fenſtern eine ſchwarzgelbe Mumie ſeht, die mit Hammer und Zange etwas fichtet, und es euch ſcheint als kriechen die ſechs Würmer heran witternd Todtenfleiſch, als Verkündiger des nahenden Todes für das dicke Weib und den gelben Mann, da ſteht ſtill und ſchaut euch den Jammer an, denn da ſeht ihr die dicke geile Liſabeth, ihren üppigen Gürtler und ihre ſechs armen, armen Würmchen; betet für ſie, betet für die armen Würmchen, daß Gott ſie bald erlöſe und hinaufnehme in ſeinen ſchönen Himmel.

Während ich dieſe ſämmtlichen Nachrichten ſammelte, hatte der Kaffe manchmal auf- und abgeſchlagen und manchen Stock franzöſiſchen Runkelrübenzucker hatte ich für extra ſüßen holländiſchen verkauft. Manchmal hatte ich meinen alten Häftlimacher beſucht und immer größere Erbauung an ihm gefunden. Ich lernte Land und Leute ganz anders kennen, als es mir ſonſt vorkam. Wie ganz anders kömmt einem wohl ein junger glatter

Leib vor, wenn man ihn von außen im Vorbeigehen anſieht, als wenn man die Haut aufſchneidet und das Innere des Leibes bloß legt, ja wie ganz anders würde einem mancher Menſch erſcheinen, wenn man ihm nur einen Strumpf abziehen würde, geſchweige denn etwas mehreres. So ungefähr geht es auch mit Land und Leuten. Hinter der Oberfläche, die man im Vorbeireiſen anſieht, kömmt meiſt etwas ganz Unerwartetes zum Vorſchein, wenn man hinter dieſelbe zu ſchauen vermag.

Aber wenn ich zu dem Häftlimacher kam, ſo war immer meine erſte Frage nach Liſeli; das Mädchen hatte ich, beſtochen durch ſein hübſches munteres Weſen, ordentlich lieb gewonnen. Ja wahrhaftig, ich hätte mich in das Mädchen verlieben können aus reinem Mitleid trotz ſeinen Schwächen, wenn ich demſelben näher gekommen wäre.

Einige Zeit durch vernahm ich eben nichts merkwürdiges von ihr, es ging in ihrem Hauſe immer gleich zu. Streit am Morgen, Streit am Abend, jedes nahm was es konnte, jedes that was es wollte. Lange war es mit ihrem Knecht im Geſchrei, mit eben dem Burſchen, mit welchem es an jenem Abend gemeinſam geſpielt hatte. Der hatte aber geglaubt, er habe das Recht zu nehmen, ſo gut als die Andern; die Brüder waren ihm darüber gekommen und bewieſen ihm mit tüchtigen Schlägen ſein Unrecht und jagten ihn fort, und Lieſi ließ ihn auch fahren. Später redete man ihr allerlei nach, man wollte es an Tanzſonntagen auf verdächtige Weiſe angetroffen haben, an Markttagen ſollte es in offener Gaſtſtube dieſem oder jenem auf den Knien geſeſſen, ihn ungeſcheut gemünſchelt haben, auf dem Heimweg an einem Hag liegen geblieben ſein.

Reiche Bauern und bedeutender Verkehr lockten einen ſogenannten Geſchäftsmann, in dieſer Gegend ſich zu ſetzen. Es wiſſen vielleicht nicht alle Leute, was man unter Geſchäftsmann verſteht. Ein Geſchäftsmann iſt ein Kummerz'hülf für alle Leute die ſich nicht ſelbſt zu helfen wiſſen. Sie ſchreiben den Leuten, ſie ſuchen ihnen Geld, ſie treiben ihnen Geld ein, ſie vertreten ſie vor dem Richter, wenn der ihnen wohl will und ſie annimmt, was er laut Geſetz eigentlich nicht müßte oder nicht ſollte, ich weiß nicht welches von beiden. Sie machen ferner die Leute aufmerkſam, wenn ihnen das kleinſte Unrecht geſchieht, oder wenn vor 77 Jahren ihrem Großvater eins geſchehen iſt und blaſen den glimmenden Funken zu hellen Flammen an, bis ein luſtiger Prozeß in vollem Gange iſt. Dieſe Leute haben aber keine Patente keiner Art. Wenn daher Unterſchriften nöthig ſind, zu Einlegung von Schriften ꝛc. oder eigentliche Erſcheinungen vor Gerichten, ſo tritt ein Fürſprech für ſie ein. Dieſe Geſchäftsmänner ſind eigentlich für die Fürſpreche, was die ſogenannten Treibauf für die Stadtmetzger oder Tannhuſer Lari für die Roßweltſche. Und wie die Treibauf von den Landmetzgern gehaßt werden, ſo werden die Geſchäftsmänner von den Agenten gehaßt, und nicht mit Ungrund. Denn ſie brauchen keine Patente, alſo keine Examen; keine Geſetze ſchränken ſie ein oder beſtimmen ihre Sporteln, ſie leben daher wie die Vögel im Hirſe. Und wenn ſie das Kegeln gut verſtehen, das Razzären zu 10 Btz. den Einſatz nicht ſcheuen, nebenbei mit den Karten gut umzugehen wiſſen, andere dabei tüchtig trunken machen, ſelbſt nüchtern bleiben dabei und einen oder zwei gute hinterſetzte Schlufene an der Hand haben, die das Geld nicht genau nachzuzählen, ſo ſteht ein ſolcher Geſchäftsmann ſich herrlich und wird bald zu vornehm, eine Stunde weit zu Fuß zu gehen.

Der Geſchäftsmann, der in Liſeli's Nähe ſich ſetzte, war ein in irgend einer Stadt mißrathenes Subjekt, das dort nicht mehr fortkommen konnte, eine Portion Verſchmitztheit beſaß, und vom Land nicht mehr wußte, als daß auf demſelben reiche Bauern und hübſche Meitſcheni ſeien. Er zweifelte keinen Augenblick, wenn er auf dem Lande ſich zeige, ſo würden die reichen Bauern ihm zuſtrömen wie Krebſe einer Rinderleber, und Meitſcheni würden ſich ihm anhängen ganze Steinkräten voll; denn er bildete ſich nicht wenig ein auf ſein Reden und ſein Geſicht und ſeinen etwas abgebürſteten grünen Rock. Doch ward er nie mit ſich einig, ob die mäuſegraue Anglaiſe ihm nicht noch beſſer ſtehe.

Aber das Ding wollte nicht gehen, wie er ſich gedacht. Er wußte nicht, wie mit den Bauern anknüpfen, ſein Pralatzgen in den Wirthshäuſern zog Niemand ihm zu. Mit den Meitſchene ging es ihm eben ſo. Neben jedem hübſchen Meitſchi ſtund ein handfeſter Baurenburſche, und da mein Geſchäftsmann eben nicht handfeſt und kein Liebhaber von Schlägen war, ſo mußte er g'luſtig in einer Ecke ſtehen, und zuſehen, wie die andern ſich luſtig machten. Des Nachts durfte er noch viel weniger den hübſchen Mädchen nach, und wenn er es auch verſuchte, ſo kam er nie bis zu einem Gaden, er lief ſchreckensvoll vor jedem Zaunſtecken, der nur den kleinſten Katzenbuckel machte.

In ſeinen Nöthen ſah er Liſeli verlaſſen ſtehen. Das kernhafte Mädchen gefiel ihm, das floh ihn nicht, Niemand machte es ihm ſtreitig. Im Gegentheil, alle hatten Freude daran, die beiden an einander zu wagen, denn darin beſteht gar oft die Rache der Landleute gegen Geſchäftsmänner ꝛc. die ſich unter ſie ſetzen, daß ſie ihnen etwas wurmſtichiges anhängen. Das Geſchäftsmännchen war gränzenloſer Freude voll mit einer ſo hübſchen Baurentochter zuſammen gerathen zu ſein. Liſeli gefiel er auch, denn er ſparte den Wein nicht. Sie zottelten zuſammen heim, und als am Morgen das Männchen das große Baurenweſen ſah, da dachte er, wie Liſeli eine gute Parthie ſei, wie er da im Stöckli vielleicht umſonſt z'Hus ſein könne; und als er hörte, daß der Vater Vorgeſetzter ſei, ſo dachte er, der könne ihm am beſten Arbeit und Kunden verſchaffen. Er hielt daher nicht lange hinter dem Berge, ſondern rückte alſobald mit ſeinem Antrage hervor. Das war dem Meitſchi mehr als recht. Einen Mann hätte es ſchon lange gerne gehabt; zudem ward ihm das Arbeiten mehr und mehr zuwider, ſo gerne es daſſelbe früher getrieben hatte. Aber ſtarke Getränke erſchlaffen nach und nach den Leib, eine gewiſſe Trägheit durchrieſelt denſelben, man mag, man kann faſt nicht mehr arbeiten, und je mehr man trinkt, je länger man es treibt, um ſo weniger. Nicht umſonſt giebt Gott dem Landmann ſo reichlich Erdäpfel und Milch zu ſeiner harten Arbeit.

Es hätte einen Bauer zwar auch genommen, aber ſo ein Geſchäftsmann war ihm zehnmal anſtändiger. Bei dem konnte es die Herrenfrau machen, hatte höchſtens das Bett zu machen und den Kaffe, und höchſtens an einem Strumpf mit den Nadeln herum zu bohren. Es ſagte daher mit allen Freuden — Ja, und der Vater ſagte nicht — Nein. Er war Liſeli nicht ungern los, er hatte auch nicht ungern einen Geſchäftsmann zum Tochtermann, mußte der ihm doch umſonſt machen, was er anderwärts bezahlen mußte.

Das Männchen war wie im Himmel. Eine ſchöne, eine reiche Frau, Kunden voll auf — mußte aber auch ſo etwas ein Menſchenkind, das bis dahin nichts gehabt hatte als leere Hoffnungen und eine Hutte voll Hochmuth, nicht faſt verrückt machen? Er marſchierte auch am dritten Tag heim wie ein Güggel, grüßte nur den zehnten Menſchen und wußte vor lauter Stolz nicht, ſollte er danken, wenn ihn Jemand grüßte.

Liſeli nahm ſich in Acht, ſeine Schwachheit zu früh merken zu laſſen. Wenn ſie mit einander ausgiengen, das Hochzeit anzugeben oder Verwandte zu beſuchen ꝛc. und einkehrten, ſo trank es mäßig vor ſeines Bräutigams Augen, begnügte ſich mit einem Schoppen oder einer Halbe, aber daß es ſich nebenbei einen Schoppen oder Halbe extra kommen ließ hinter ſeinem Rücken, und die Halbe im dunklen Gang den Hals hinuntergoß, das ſagte es nicht: oder daß es einen halben Schoppen Branntwein noch geſchwind zu ſich nahm, wenn er bereits aus dem Wirthshauſe war, das merkte er auch nicht.

An der Hochzeit ging es luſtig zu, und, wie man ſagt, waren beide ſo zugerichtet, daß keins den Zuſtand des andern merkte, eine merkwürdige Vorbedeutung an einem Hochzeitstage.

Luſtig ging es zu in der erſten Zeit. Sie hatten immer etwas Gutes in des Vaters Stöckli, wo ſie wohnten, um daſſelbe ſich durch den Morgen oder Abends zu Gemüthe zu führen. Und wenn der Mann fort war, ſo hieß er ſein Weib ihm bis zum nächſten Wirthshaus entgegen kommen, und dieſes ließ es ſich nicht zwei Mal ſagen, und machte daß es noch vor dem Manne dort war, um zuerſt einen guten Grund zu legen mit Branntwein oder Rothem, beide davon ihm gleich gut.

Aber allmälig erleidete das dem Geſchäftsmanne. Er dachte ſich immer deutlicher, daß er das Geld verdiene und es nicht billig ſei, daß das Weib von allem habe, was er genieße, daß es ihm noch einmal ſo viel b'ſchießen möge, wenn er allein eſſe und trinke ohne Weib. Er begehrte nichts mehr zu Hauſe zu haben, aber er ging durch den Morgen in die benachbarte Pinte. Er hieß ſeine Frau nicht mehr ihm entgegen kommen, er ſelbſt aber kam immer ſpäter heim, denn das Spielen gefiel ihm immer beſſer. Er führte ſeine Frau immer ſeltener mit ſich an Märkte oder an Sonntagen hie und dort aus in ein Bad oder eine Tanzete. Aber Liſi ließ das ſich nicht anfechten. Es ſchaffte daheim ſich etwas an und gab dem Manne auch nichts davon. Und wenn der Mann fortblieb, ſo nahm es zu Hauſe einen Schluck deſto mehr, und gar wohl war es ihm, wenn es etwas g'ſtürm in's Bett konnte. Man ſchlafe noch einmal ſo wohl, meinte es, da wecke einen nicht e niederi Fleuge, und wenn es ſchon ein wenig donnere und blitze, ſo werde man davon nichts g'wahr und brauche ſich nicht zu fürchten.

Und wenn der Mann es nicht mehr mitnahm, ſo ging es auf eigene Fauſt, ging hie und dort z'Abeſitz oder hatte etwas im Dorfe zu verrichten, und nahm im Vorbeigang einen halbmäßigen Schluck zu ſich. Ja es ging auch weiter fort auf irgend einen Märit oder ſonſt auf irgend etwas. Und wenn es irgend einen gefälligen Gumi (Muſterreuter) antraf, der es führen wollte in ſeinem eleganten Chaischen, ſo machte es dieſem zu lieb anderhalb Tage aus anderhalb Stunden, und blieb eine Nacht außer dem Hauſe. Wahrſcheinlich hütete ſie dem Gumi aus Dankbarkeit das Chaischen, während derſelbe Geſchäfte machte.

Liſeli focht ganz ungeniert mit ihres Mannes Geld, was ſein ſei, ſei auch ihre, meinte ſie, und von aufſchreiben oder Rechnung geben hätte ſie nie gehört. Es nahm ſo viel als es ankam, und brauchte nicht alles für ſich. Es war noch immer das gutherzige Liſeli, das Jedermann helfen wollte. Jetzt konnte es nicht mehr von des Vaters Naturprodukten austheilen, darum theilte es von des Mannes Geld aus.

Dem Mann war das nicht recht, er mukelte manchmal: Es fehle ihm wieder Geld, er könne gar nicht begreifen, wo alles hinkomme; wie viel er auch verdiene, es ſei immer nichts da. Einmal hatte er eine wohlgezählte Summe für Jemand anders eingenommen, und als er ſie abliefern wollte, fehlte wieder. Da wurde das Männchen gewaltig zornig, es wußte wohl daß Niemand anders als ſeine Frau ſich daran vergriffen. Auf dem Heimweg entſchloß er ſich, ein Exempel zu ſtatuiren. Er kam heim wie auf Stelzen und ſtrengte ſich zu tiefer Baßſtimme an, und gurgelte auf wunderliche Weiſe die Frage hervor: Haſt du mir von dem Geld in dem und dem Sack geſtohlen? Seine Frau verſtund die wunderliche Stimme gar nicht und mußte ihn mehrmals fragen. Da fing der Menſch an dreinzuſchlagen. Anfangs meinte Liſeli das Männchen ſei beſonders guter Laune, und wolle es etwas kräftiger tätſcheln als er's ſonſt im Brauche habe. Als das Männchen aber ſtatt mit der Hand, mit welcher es nichts ausrichtete, mit der Fauſt drein ſchlug, ſo merkte Liſeli daß es Ernſt ſei, flammte nun auch auf, hob ihn mit beiden Händen hoch auf, ſchlug ihn auf's Bett und walkte ihn dort durch bis er mit den zärtlichſten Namen um Vergebung flehte. Liſeli war nicht unerbittlich: Gell du Dolders Schnuderbubli dir ha'h nis zeigt, wer

Meiſter iſt; ſo ſagte es, und nachdem es das geſagt hatte, war es wieder die zärtlichſte der Gattinnen. Das Männchen verſuchte dieſe Kur niemals mehr. Aber er ſteckte, wenn er fortging, den Schlüſſel zu ſich, und wenn Liſeli deßwegen mit ihm aufbegehrte, ſo ſagte er, es ſei im Vergeß geſchehen. Nun Liſeli machte kurzen Prozeß, es ließ einen eigenen machen; es ließe ſich nicht b'vogten, ſagte es, und b'ſunderbar von einem nicht, der nie ſo viel von ſeinen Eltern erben werde, daß man einer Laus das Fü . . e damit ſalben könnte.

Das Weibchen war auch Mutter geworden und hatte ſeine Kinder gar grauſam lieb. Anfangs war es ihm immer unglücklich mit ihnen gegangen; es konnte, ſo lieb es ſie hatte, ſo gerne es Kinder bekam, doch nie gehörig Sorge zu ihnen tragen. Was man ihm auch ſagen mochte, es that alles was ihm einfiel, es war durchaus nicht Meiſter irgend einer Luſt. Kam ihm dann eins zu früh oder ſtarb ihm ſonſt, ſo hinterſinnete es ſich faſt, ſchlug ſich den Kopf an die Wände, jammerte ſich faſt die Seele aus dem Leib, ſchrie, wenn es der Leiche des Kindes folgte, daß das ganze Dorf zuſammen lief, fiel am Grabe faſt zuſammen, mußte mit Gewalt davon und in die Kirche geriſſen werden. Und dabei war kein abſichtlicher Spektakel, ſondern alles kam von Herzen, aber daß es dann deßwegen ein andermal vorſichtiger geweſen wäre, ſelb nicht. Endlich brachte es Kinder mit dem Leben davon und hatte eine gar unausſprechliche Freude an ihnen. Es war faſt als ob es ſich ändern und wirklich eine treue Mutter werden wollte. Es lief nicht mehr ſo oft vom Hauſe weg und ließ die Kinder alleine. Ehedem konnte nichts im Dorfe vorgehen, keine Hochzeit, kein Leichenbegängniß, wenn es nicht ſeine Naſe über die Kirchhofmauer geſtreckt hätte.

Jetzt konnten hundert Hochzeiten gefeiert werden, und die Hochzeitleute in einem Dutzend Kutſchen angefahren kommen, es verſetzte keinen Schritt dafür, geſchweige denn, daß es eine Stunde weit durch Dick und Dünn geloffen wäre; die Luſt zu ſolchen Dingen war ihm über der Liebe zu ſeinen Kindern rein vergangen.

Aber es narrte mit ihnen wie man es mit jungen Katzen treibt, ſie waren ſein Spielzeug, ſeine Kurzweil, ſie anzuziehen, ſie zu füttern war ſeine Herzensluſt. Sie hätten den ganzen Tag eſſen ſollen, und wenn ſie nicht eſſen mochten, ſo putzte es ſie auf, konnte zehnmal probieren, was ihnen am beſten ſtehe, und wenn es dann glaubte, es gar gut gemacht zu haben, ſo ging es zu einer Nachbarin, die ihm die Kinder rühmen mußte, und wer ihm ſie rühmte, dem hätte es das Herz aus dem Leibe gegeben. Aber das Brönz konnte es ſich nicht abgewöhnen, kamen doch daſſelbe und die Liebe zu ſeinen Kindern in keinen Widerſtreit. Es konnte ein halbes Dutzend Gläschen trinken und dabei gar herzig die Kinder hätſcheln und putzen. Und wenn es ſie im Bette hatte, wie Langeweile hätte es nicht haben müſſen, wenn es dieſelbe nicht mit einem Gläschen nach dem andern vertrieben hätte. Sein Mann war ſelten zu Hauſe, war meiſt auf Geſchäftsreiſen, kam ſelten vor Mitternacht heim, der hatte alſo keine Muße, Liſeli die Langezeit zu vertreiben oder es der üblen Gewohnheit zu entwöhnen. Zudem hatte er weder Kraft noch Verſtand dazu. Und wenn einer auch Alles gehabt hätte: Muße, Kraft und Verſtand, wo ſoll einer die Frechheit und das Geſicht hernehmen, ſeiner Frau, die daheim ſitzt, das Brönz abzuſtellen, während er ſelbſt in allen Wirthshäuſern herumläuft, ſich halb voll Wein ſäuft, wenn er ihn bezahlen muß, und ganz voll, wenn er ſchmarozen kann. Ich meine nicht, daß Geſchäftsmänner nicht freche Geſichter machen können; doch ſo ein freches glaube ich wahrhaftig nicht. So nahm Liſeli eins des Abends und trug den ſturmen Kopf zu Bette. Die Leute, unter denen es den ſturmen Kopf nicht herumtrug, meinten, es hätte ſich gebeſſert; meinten, ſie hätten nicht geglaubt, daß es noch ſo gut ausſchlagen würde.

So viel erfuhr ich nach und nach von meinem Häftlimacher, der tiefer ſah und mehr wußte als die andern Leute. Ich muß bekennen, ich hätte Liſeli ſeine Sünde nicht angeſehen; etwas ſtark roth war es wohl, dabei aber noch gar wetters appetitlich und ſah recht ſtattlich aus.

Einmal war wieder ein heißer Nachmittag geweſen und aus demſelben war ein ſchwüler Abend geworden, Gewitterwolken, ſchwarz und ſchaurig, bäumten ſich am Himmel auf und drohten übers Land herein. Sie ſtockten immer gewaltiger auf, ſie hoben ſich von den Gipfeln unſerer Berge empor in den Himmel hinauf, neue Berge, die Gottes Hauch unter den Augen der Menſchen bildete. Kein Lüftchen kühlte des Menſchen Wange, kein grünes Blatt bewegte ſich am grünen Baume. Ich hatte viele Geſchäfte gemacht am gleichen Orte, wo ich vor manchem Jahre hergekommen war, als ich die 5 Mädchen traf, wohin ich jetzt wieder wollte. Ich preſſirte nicht mit der Abreiſe. Ich wollte die Brämen vermeiden, die Hitze vorbei laſſen und wo möglich das Gewitter, das alle Augenblicke losbrechen zu wollen ſchien.

Aber die Hitze wollte nicht vorbei, das Gewitter nicht losbrechen, es war, als wenn es Jemand erwarte da oben an den Flühnen. Gar ängſtlich iſt ein ſolch lautlos Drohen, und je länger es dauert, um ſo banger klopft des Menſchen Herz. Endlich mußte es ſein; ich konnte nicht länger warten; ich nahm das Herz in beide Hände, und fuhr bei ſchon dunkelnder Nacht dem ſchwarzen Wolkenberge entgegen.

Da war es, als ob der wilde Geiſt im ſchwarzen Berge nur auf mich gewartet hätte, um des Windes Gewalt, der Blitze feurige Kraft, des Donners gewaltige Bruſt zu entfeſſeln.

Kaum einige Scheibenſchüſſe weit war ich gefahren mit bereits triefendem Pferde, als Windesſeufzer in den Bäumen rauſchten, als ein dumpfes, fernes Grollen hörbar wurde, und einzelne Blitze über die ſchwarze Wolkenwand zuckten, wie Adjutanten ſauſend reiten vor des Heeres Fronte, wenn die Schlacht beginnen ſoll. Und langſam hob der gewaltige Berg ſein dunkel gezacktes Haupt immer höher über die Fluhwand, und ſchien es tiefer und tiefer mir entgegen zu neigen. Immer ängſtlicher rauſchte der Wind; immer näher grollte der Donner; immer graſſer zuckten die Blitze durch die Finſterniß der werdenden Nacht. Und ich war allein auf einſamem Berge in ſchaurigem Tannenwalde, und konnte nicht eilen auf dem ſteinigen, ſteilen Wege, durfte nicht ſchärmen unter den gefährlichen Bäumen. Das bebende Herz mußte ich zuſammenfaſſen, und geduldig warten, was der Herr über mich verhänge. Aber ſchaurig iſt's einſam auf ödem, ſteinigem Berge, wenn über dem ſündigen Haupte, wie glühende Schwerter, des Herrn Blitze ſich kreuzen.

Ich mußte ausſteigen, mußte das zitternde Pferd am Zügel führen, mußte gegen den Sturm hinan, den Berg hinauf. Der ſchwarze Wolkenberg ſenkte immer tiefer ſich, kam immer näher; der gewaltige Aufruhr in ſeinem Schooße brach immer fürchterlicher los. Nun ſchien derſelbe über mir einzubrechen, ſchien mit tauſend Armen mich zu umfaſſen, mich vernichten zu wollen in ſeiner ſchrecklichen Umarmung. Das Feuer rollte über mir, vor und hinter mir am Boden. Tannen ſplitterten; Tannen loderten auf am Wege. Waſſerbäche ſtürzen über mir zuſammen und den Berg ab auf mich zu. Ununterbrochen brüllte der Donner, wie in wilder Schlachten wilder Mitte der hundertfache Kanonendonner nie verhallte. Ich wurde betäubt, die gränzenloſen Schrecken übermannten mich, und halb bewußtlos und reſignirt mein Ende erwartend, ließ ich vom Pferde mich ziehen. Den Berg kam ich hinauf; aber aus dem Schooße des wetternden Berges war ich nicht; der war gar tief und groß. Schon war ich bald den Berg hinab, als es lichter um mich zu werden ſchien, die Blitze weniger blendend wurden, einzelne Donnerſchläge wieder unterſchieden werden konnten. Es war mir, als ſteige ich, wunderbar behütet, aus dem Krater eines feuerſpeienden Berges heraus und begrüße das Leben wieder. Ich war ſtille geſtanden und ſchöpfte tief auf Athem. Da blendete mich ein gelber Blitz gar fürchterlich, und ein Donner ſchmetterte durch das Thal, wie ich keinen noch gehört. Mein Pferd riß mich faſt in den Abgrund.

Als ich wieder aufſchauen konnte, flammte vor mir im Thale ein Haus auf; ein rother Gluthſtrom ſtieg auf durch die ſchwarze Nacht, blutig den Himmel färbend. Nun ward's auf einmal wie lebendig um mich her. Feuerhörner wimmerten ängſtlich von den Bergen; gewaltige Stimmen riefen von Hof zu Hof die Helfenden zuſammen; eilende Geſtalten tauchten auf und verſchwanden eben ſo ſchnell wieder. Bald zeigten auf fernen Berghöhen ſchnell eilende Lichter ſich, die leuchtenden

Rundellen, und das ſchaurige Raſſeln der Feuerſpritzen war vernehmbar, und manch Zorneswort vernahm ich, weil ich mit meinem langſam ſich bewegenden Fuhrwerke die Eile der Eilenden hemmte. Es ward immer heller um mich; ich vernahm ſchon das Praſſeln des Holzes, das Krachen einſtürzender Balken, das Geräuſch der Löſchenden, die Stimmen der Gebietenden, ſah vom Brande Eilende mit geretteten Dingen. Auf der Straße war das Drängen groß. Niemand wollte Platz mir machen; ich war Allen im Wege. Da erkannte mich eines Krämers Sohn, und bat mich, in eine Matte ſeitwärts zu fahren; dort wolle er mir ſchon zu meinem Pferde ſehen. Ich gehorchte. Ich ging hinauf zur Brandſtätte, und ſah nun, daß nicht das eigentliche Haus, ſondern nur das Stöcklein brannte, daß man das Haus werde retten können. Ich ſah aber dort, daß man immer noch mit dem Löſchen des nicht zu rettenden Stöckleins beſchäftigt war, während man alle Hände für das Haus hätte brauchen ſollen.

Ich wunderte mich darüber, aber nicht lange. Ich ſah einen alten Mann die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen, hörte ihn bitten und weinen, daß man doch d'r Tuſiggottswille ſys Liſeli und ihre Kinder ſuchen ſolle; vielleicht lebten ſie noch. Es war Liſeli's Vater, der an die Unmöglichkeit, daß ſie noch leben könnten, nicht glauben wollte.

Liſeli war wieder allein geweſen dieſen Abend, und hatte ſich wahrſcheinlich früh und ſturm in's Bett gelegt. Das Gewitter weckte es nicht; was es weckte, wußte man nicht. In der erſten Angſt waren die Hausbewohner in die Ställe geſtürzt, dort das Vieh zu retten; denn ſie glaubten das Feuer im Hauſe. Dem Erſten, der ſich dem ganz in Flammen ſtehenden, hölzernen Stöcklein zuwandte, begegnete Liſeli, wie es ängſtlich nach ſeinen Kindern rief, ihn fragte: wo man ſie hingetragen habe? Als er ihm ſagte: das wiſſe er nicht, es habe ſeine Kinder Niemand geſehen, — da habe Liſeli einen gräßlichen Schrei ausgeſtoßen und ſei in's Feuer zurückgeſprungen — und nicht mehr herausgekommen. Niemand konnte ihm nach, ſo oft man es nachher, aber vielleicht zu ſpät, verſuchte.

Liſeli war ſturm erwacht, konnte nicht denken, nicht ſich faſſen, folgte dem erſten Trieb, und rettete, als es das Stöcklein brennen ſah, ſich aus dem Feuer. Draußen dachte es an ſeine Kinder; aber ſturm erkannte es erſt zu ſpät, daß es ſie im Feuer vergeſſen in ſeiner Stürmi. Da brannte die Mutterliebe den Heldenmuth an, der freudig geht in den Tod, und Liſeli ſtürzte ſich in die Flammen zu ſeinen Kindern; aber retten konnte es ſie nicht, konnte nur mit ihnen ſterben. Gott nahm es aus ſeinem Jammer, und erſparte ihm den Jammer um ſeine verbrannten Kinder, die eine nüchterne Mutter gerettet hätte.

Als man endlich dem Feuer Meiſter geworden, das Häuschen zugänglich gemacht hatte, fand man drei Leichen, fand mitten im Stübchen Liſeli, die Kinder beide an ſeine verbrannte Bruſt drückend.

Lautlos, tief ergriffen, betrachteten die Menſchen die drei Leichen. Was manche Mutter, die vielleicht auch ſturm zu Bette geht, was mancher Mann, der nicht heim geht, wenn der Herr am Himmel donnert, dachte, weiß ich nicht. Kein hartes Wort fiel über Liſeli; ſein Tod hatte die Menſchen geſühnt; und manches Herz betete für ihns, daß Gott ſeiner armen Seele gnädig ſein möge.

Endlich kam der Mann und Vater heim. Er hatte den Herrn am Himmel donnern hören, hatte deſſen laute Stimme gehört, wie er pflichtvergeſſene Hausväter heim rief zu Weib und Kind; aber er hatte bei den Karten im Gewinn geſeſſen, da fragte er wenig nach dem Herrn im Himmel, nach Weib und Kind. Er ſpielte noch fort, als die Feuerhörner ängſtlich blieſen um Hülfe.

Er brachte vier gewonnene Fünfunddreißiger heim, und fand daheim Weib und Kinder verbrannt, die keinen Vater gehabt hatten, der ſie aus dem Feuer trug.

Von ihm ab wendete voll Abſcheu ſich jedes Auge; und wenn der Herr dieſen in's Feuer würfe, ich trüge ihn nicht heraus, dachten die geſchwärzten Männer, die an die langen Feuerhaken gelehnt, Liſeli und ihre Kinder betrachteten, die Augen voll Waſſer. Und daß ſein Weib und ſein Kind nicht ſo verlaſſen ſterben ſollen jämmerlich, das gelobte ſeinem Gott manch verirrter Mann.

Ergriffen ſtund ich an der Leiche; da nahm mich Jemand bei der Hand. Es war mein alter Häftlimacher.

Wir opferten Liſeli eine ſtumme Thräne, ſpäter ſeinem Andenken noch manches Wort, und daß ſein Andenken Müttern und Vätern zum rettenden Engel werden möchte, ward unſer Wunſch.

Im Verlage der Wagner'ſchen Buchhandlung in Bern erſchien ferner:

Leiden und Freuden
eines
Schulmeiſters.

Zwei Theile.

Preis des erſten Bandes: 24 Batzen.

In dem kurzen Vorworte ſagt der Verfaſſer:

> „Weil dieſes Buch von einem Schulmeiſter handelt,
> „ſo werden es Viele nicht anrühren mögen. Und doch
> „iſt ein Schulmeiſter akurat ein Menſch, wie ein anderer.
> „Vielleicht trägt er einen kurioſen Rock, halb
> „herſchelig, halb bäuriſch; vielleicht ſchlengget er ihn
> „auch auf appartige Weiſe; aber unter dem Rock, im
> „Herzen, ſitzt genau der gleiche Menſch, wie unter des
> „Ammanns, wie unter des Schultheißen Rock. In
> „dieſem Buche ſteht nun freilich beſchrieben, wie der
> „Schulmeiſter ſeinen Rock appartig ſchlengge; aber noch
> „beſſer iſt der Menſch beſchrieben, der auch Euch im
> „eignen Herzen ſitzt. Schauet Euch dieſen Menſchen recht
> „an; vielleicht macht Euch deſſen Anblick milder gegen
> „Andere, ſtrenger aber gegen Euch ſelbſt; und dann hat
> „dieſes Buch reichlich Frucht getragen.“

Es dürfte dem Publikum mit dieſem Buche gerade umgekehrt gehen, wie mit vielen anderen, bei denen man hinter hochklingenden Titeln eine gähnende Leere findet. Die ſchwierige Aufgabe, ein echtes Volksbuch zu ſchreiben, hat der Verfaſſer, der ſich den Bauernſpiegel von Jeremias Gotthelf zum Vorbilde nahm, auf's Glücklichſte gelöſt. In dem Leben des Schulmeiſters iſt das Leben des ſchweizeriſchen, insbeſondere aber des berniſchen Landvolkes nach allen ſeinen Richtungen und Verhältniſſen beſchrieben; und während dem Guten und

Lobenswerthen alle Gerechtigkeit widerfährt, wird theils mit ſtrafendem Ernſte das Laſter gerügt, theils mit beißendem Witze die Thorheit gegeißelt. Aber nicht nur für's Landvolk iſt das Buch ein Spiegel; mit Leuten aus allen Ständen, mit Hohen und Niedern, Beamten und Nichtbeamten, mit Armen und Reichen, Bürgern und Landleuten, Pietiſten und Freigeiſtern, kommt der Schulmeiſter Peter Käſer in Berührung; und indem die gegenſeitigen Verhältniſſe dargeſtellt werden, entgeht Keiner dem gerechten Lobe oder Tadel.

Den Inhalt des Buches anzugeben, iſt bei ſolchem Reichthume unmöglich. Genug! In einer höchſt intereſſanten und anziehend geſchriebenen Geſchichte enthält es einen unerſchöpflichen Schatz von Lebensweisheit für Jeden, und Keiner wird es unbefriedigt aus der Hand legen. — Man leſe und urtheile, ob wir zu viel geſagt.

Der zweite Band erſcheint bis Mitte Januars 1839.

Leiden und Freuden
eines
Schulmeisters.

Erſter Theil.

Bern, 1838.
Wagner'ſche Buchhandlung.

[illegible]
[illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Zueignung.

Hochverehrter Herr Direktor
des bernerischen Schullehrer-Seminar!

Ein dankbarer Schulmeiſter möchte Ihnen eine Gabe bieten; ſie iſt groß, denn ſie iſt Alles, was er zu geben vermag.

Sie ſind der Bildner der werdenden Lehrer im Canton Bern. Sie ſind nicht nur die Quelle ihres Wiſſens, ſondern auch der Lenker ihrer gemüthlichen und ſittlichen Kräfte.

Ihre Hand führt ſie freilich nicht durchs Leben; Ihre Lehre aber bereitet ſie auf das Leben.

Dieſe Vorbereitung vermag nie vor jedem Fehltritt zu wahren, aber doch vor vielen, wenn ſie die rechte iſt.

Keines Lehrers Leben iſt ein gleichgültiges; Segen oder Fluch ſäet er aus, je nach der Ausſaat erntet er.

Zu dieſer Vorbereitung bedarf der Führer nicht nur des Wiſſens Schätze, ſondern auch des Lebens Erfahrungen.

Doch keinem Sterblichen iſt gegeben zu erſchöpfen das Meer der Erfahrungen — jeder Tag bringt neue, jeder Menſch macht andere.

Hier kann auch der Arme dem Reichen geben, was der Reiche in ſeiner Fülle vielleicht vergebens ſucht.

In des Reichen Willen ſteht es, die dargebotene Gabe zu benutzen — je nach dem er glaubt an fremde Erfahrungen, thut er es. Ich fordere den Glauben an meine Erfahrungen nicht — aber ich weiß, daß Sie deren Prüfung nicht verſchmähen werden. Hält auch nur Eine dieſe Prüfung aus, bewährt ſich auch nur Eine rettend für Einen Lehrer, ſo weiß ich, Sie werden mir um dieſer Einen willen die Uebrigen unbewährt gefundenen vergeben. Dieſes Vertrauen gab mir Ihr hoher reiner Sinn, der nicht das Seine, ſondern das des Meiſters, dem auch ich in allen Treuen dienen möchte, ſucht; darum wage ich, Ihnen zu Ihren Schätzen mein Scherflein anzubieten.

Herr Seminar-Direktor Rikli,

Dero gehorſamſter

Peter Käſer,
Schulmeiſter zu Gytiwyl,
im Canton Bern.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorwort für Laien.

Keine Vorrede iſt dies, auf neue Mode ſteht dieſelbe hinten im Buche. Nur wer das Buch durchleſen hat, wird ſie finden und begreifen. Aber weil dieſes Buch von einem Schulmeiſter handelt, ſo werden Viele es nicht anrühren mögen. Es iſt eine alte Mode, daß man die Naſe rümpft, wenn man einen Schulmeiſter von weitem ſieht, daß zu gähnen anfängt, wer nur von einem Schulmeiſter hört. Und doch iſt ein Schulmeiſter akurat ein Menſch wie ein Anderer. Vielleicht trägt er einen kurioſen Rock, halb herrſchelig, halb bäuriſch, vielleicht ſchlengget er ihn auch auf appartige Weiſe; aber unter dem Rock im Herzen ſitzt genau der gleiche Menſch wie unter des Ammanns, wie unter des Schultheißen Rock. In dieſem Buche ſteht nun freilich beſchrieben, wie der Schulmeiſter ſeinen Rock apparti ſchlengge, aber noch beſſer iſt der Menſch beſchrieben, der auch Euch im eigenen Herzen ſitzt. Schauet Euch dieſen Menſchen recht an, vielleicht macht Euch deſſen Anblick milder gegen Andere, namentlich gegen Schulmeiſter, ſtrenger aber gegen Euch ſelbſt, dann hat dieſes Buch auch für Euch, Ihr Laien, reichlich Frucht getragen.

Erstes Kapitel.

Von großer Betrübnuß und Elend.

Peter Käſer heiße ich, ein Schulmeiſter bin ich, und im Bette lag ich trübſelig, nemlich den 31. Juli 1836.

Deſſelben Tages, als wir gefrühſtückt hatten, trug meine Frau Kaffekanne und Chacheli hinaus, kam aber nicht wieder herein. Da ging ich nach und wollte fragen: warum ſie den Milchhafen nicht auch hole? Ich halte auf Ordnung, aber ihn ſelbſt hinaus zu tragen kam mir nicht in Sinn. Aber ich fragte das nicht, denn ich fand ſie übel, mit dem Kopf angelehnt an den Kachelbank, die eine Hand auf dem Herz. Mir wurde Angſt, wie es einem rechten Manne ziemt, und beſorglich wollte ich wiſſen, wo es ihr fehle? Als ſie wieder athmen und reden konnte, meinte ſie weinerlich: was wird mir fehlen?

Und weinerlich wurde auch ich, fragte nicht weiter, ſondern ſagte blos: „Es wird öppe nüt ſy“ — und ſtolperte betroffen zur Küche hinaus vor das Haus. Dort trat mich der Polizeidiener an und brachte mir einen Brief von dem Schulcommiſſär, in welchem der Befehl ſtund, Punkt zwei Uhr Nachmittags bei ihm zu ſein, indem er mir etwas zu eröffnen hätte. Potz tauſend! dachte ich, der wird mir ſagen wollen, wie hoch ich taxirt worden ſei, und wie viel mehr Einkommen ich künftig erhalten werde; und wohl ward mir wieder ums

Herz; ich hätte Luftſprünge thun mögen und gerne dem Polizeidiener einen Batzen gegeben für ſeine Mühe, wenn ich nur einen im Sack gehabt hätte.

Es war nämlich von der hohen Obrigkeit auf Antrag des wohlweiſen Erziehungs-Departementes einmal 10000 L. und wieder einmal 50000 ſtipulirt worden zu Gunſten der Schulmeiſter und ihrer Löhne. Und darauf war eine Commiſſion im Lande herumgefahren, um alle Schulmeiſter zu inquiriren, wie gelehrt ein jeder ſei. Es waren gar ſchöne und gelehrte Herren und ſie machten ihre Sachen im Ganzen recht manierlich. Ich war recht gut beſtanden und hatte ihnen oft ſo geantwortet, daß ſie gar nichts darauf zu ſagen wußten. Ein anweſender Bauer meinte: die hätte ich recht beſchlagen, und der Frau ſagte ich daheim: ich hätte manchen Zweckſchuß gethan.

Wir hofften nun alle Tage auf einen Bündel Geld, aber alle Tage umſonſt. Wir hätten es ſo nöthig gehabt, und ich hatte darauf hin ſchon der Frau Mulletung zu einem warmen Gloſchli gekramet, war es aber dem Krämer noch ſchuldig geblieben, der das Geld gerne haben wollte. Da hiengen die goldenen und ſilbernen Aepfel dicht vor unſerm Munde, wir thaten ihn weit weit auf, aber ſie fielen nicht hinein, ſie legten ſich ſachte nieder in die Staatsbank und unſer G'luſt war doch ſo groß gemacht und unſere Säck waren doch ſo leer! Meine Kinder pflegten zuweilen unſerer Katze ein Stück Brot vorzuhalten und es wieder wegzuziehen, wenn ſie darnach ſchnappte; dann ward die Katze böſe, knurrte und krebelte; dann ſchrieen auch die Kinder und wollten die Katze ſchlagen oder verklagen. Aber ich ſchalt dann die Kinder und nicht die Katze, und that ihnen gar bündig dar, wie es unbarmherzig ſei, muthwillig eine Luſt zu erregen, und dann ihre Befriedigung muthwillig hinzuhalten. Ich ſtellte ihnen vor, wie auch ihnen wäre, wenn man am Morgen das Eſſen vor ſie hinſtellte und ſie erſt am Abend es genießen ließe; ob das nicht ein ſchlechter Troſt für ſie wäre, wenn ich ihnen ſagen würde: ſchweiget doch und ſeid geduldig, ihr erhaltet es ja, und es kömmt nicht darauf an, ob früher oder ſpäter?

Das begriſſen meine Kinder nach und nach und trieben das Spiel nicht wieder.

Leider müſſen die Herren, die uns ſo g'luſtig gemacht, weder Kinder noch Katze oder wenigſtens nicht Mitleiden mit der Katze gehabt haben, ſie würden uns ſonſt nicht ſo lange haben warten laſſen und dann gar noch, wenn unſer leere Magen murrte und knurrte, über fleiſchliche Gelüſten geklagt haben.

Man kann ſich daher denken, wie ich freudenvoll ward, und blangete, wie ein Kind am Neujahrmorgen, bis ich vernahm, wie viel ich nun einſeckeln konnte. Ich lief in die Küche, der Frau unſer Glück anzukünden (ich konnte es aber nur in unbekannten Zahlen nennen) und ihr anzuhalten, heute das letzte Stück Fleiſch, das wir im Hauſe hatten und das ſie ſo lange geſpart, zum Kraut zu legen; es werde ihr wohl thun, meinte ich. Dann nahm ich mein Häfeli heißes Waſſer zum barten, ſchüttete mir aber ein Theil über die Finger, und mit den verbrannten Fingern ſchnitt ich mir manchen tüchtigen Hieb ins Kinn, denn ich ſchlotterte ordentlich vor Freude, darum that mir alles nicht weh. Mit dem halben Geſicht voll Schwammpfläſterchen ging ich zum Herrn, den Pſalmen zu holen. Weſſen das Herz voll iſt, deſſen läuft der Mund über; ich verkündete ihm mein ungenanntes Glück. Er ſchien auch Freude daran zu haben, was mich Wunder nahm, denn wir glaubten von den Pfarrern, ſie mißgönnten uns größern Lohn und ſeien Schuld daran, daß wir nicht ſchon lange mehr hätten. Warum wir das glaubten, weiß ich eigentlich nicht, denn auf der andern Seite hörte ich oft von den Bauern mukeln, man könne den Pfarrern nicht genug für die Schule thun und die Schullöhne nicht groß genug machen, man ſehe wohl, daß ſie nichts daran geben.

Unglücklichweiſe gab der Pfarrer einen moll Pſalmen und ich war doch ſo fröhlich geſtimmt, und dazu ſpielte unſer Organiſt ſo gar verzweifelt langſam. So geſchah es, daß ich den moll Pſalm und den Organiſt vergaß in meiner Freude und dem Herrn ein Loblied ſang nach der Stimmung meines Herzens und nach dem Takte meines munter hüpfenden Blutes, hoch und raſch. Da entſtund ein wunderlicher Geſang, der viel Redens gab, wer eigentlich recht gehabt hätte. In munterer Weiſe ſang ich fort, und merkte in meinem Jubel nicht, daß der Organiſt unter und hinter mir blieb; und daß er immer zorniger über die Achſel blickte, ſah ich gar nicht; daß der Theil der Gemeinde, der fröhlichen Herzens war, mir nachſang, der ſchwerfälligere dem Organiſt; daß der Pfarrer, der eben kein Held in der Muſik iſt, bald mit mir Schritt halten wollte, bald mit den Andern, und gar nicht wußte, woran er war, das alles merkte ich nicht, bis ich mit meinem Liede zu Ende war und mit meinen Mitſängern ſchwieg, der Organiſt aber mit ſeinen Treuen noch fort orgelte und ſang. Da ſah auch ich erſtaunt über die Achſel, erwacht aus meiner Herzens-Andacht, und gab ihm mit ſpöttiſchen Blicken meine Verwunderung kund über ſeine Böcke. Aber er ſah mich nun auch nicht an. Was der Pfarrer predigte kann ich euch wahrlich nicht ſagen. Liebe Leute! verzeiht es einem Schulmeiſter, der 80 L. baaren Lohn und 5 lebendige Kinder auf der Welt hat, der nun zu einer Theilung von 90000 L. ſich berufen glaubt, wenn er nicht Platz in ſeinem Kopfe hat für eine Predigt, ſie mag noch ſo ſchön ſein. O könntet ihr ſehen in ſo einen Kopf hinein, wie da die Gedanken wimmeln, ſich drängen, verſchlingen, wenn ſie kaum geboren ſind! Bringt ein Glas Eſſig neumodiſch unter ein Vergrößerungsglas, und ſeht da die Welt voll Thierchen, ſeht das Gewühl, das nie ruhende Gebähren und Vernichten, ſo könnt ihr euch eine Vorſtellung davon machen. Da tauchen zuerſt die Schulden auf, die zu bezahlen ſind, die werden von den Bedürfniſſen verſchlungen, die ſich darſtellen in bunter Mannigfaltigkeit von den mangelnden Kinderſtrümpfchen weg bis zu einer neuen Faßi an das Dalbett, aber auch die geben ſchnell in einer Wolke von Wünſchen unter, die dicht und ſchwarz herauf ſich wälzt und bald den ganzen Horizont der Gedanken bedeckt. Ach was hat ein Schulmeiſter mit 80 L. Lohn und 5 Kindern nicht alles zu wünſchen, wie unendlich viel hat er entbehrt, von der verſtümmelten Tabakpfeife weg bis zu einem Buche, worin alles ſteht, was er zu wiſſen noch nöthig hätte! Ich war ganz erſchrocken, als die Andern um mich aufſtunden, denn nun erſt fiel mir wieder ein, daß ich in der Predigt ſei, und mir wurde bange, ich hätte geſchlafen, ein böſes Beiſpiel gegeben. Da nahm ich mich zuſammen, betete andächtig mit und hielt diesmal mit dem Organiſten beſſer Schritt.

Noch nie ſchien mir meine Frau mit dem Eſſen ſo lange zu machen, aber auch nie ſchmeckte es mir beſſer als heute. Die Frau ſah ihrem letzten Stück Fleiſch wehmüthig nach, ich aber war ganz holdſelig und trieb das Narrenwerk mit den Kindern, ſo daß ſie endlich ſagte: Peter, ich wollte den Pelz nicht verkaufen, bis ich den Bären hätte. Ich aber lachte ſie aus, wiſchte mit dem Aermel den Mund ab, ließ mir das beßte Halstuch im Hauſe umbinden und machte mich auf den Weg. Das ging wie durch die Lüfte und lange vor zwei Uhr war ich an Ort und Stelle. Zum Schulcommiſſär konnte ich noch nicht, der war noch in der Kinderlehre. Das ungewohnte Fleiſch und der raſche Lauf hatten mich durſtig gemacht; es kam mich daher das Gelüſten nach einem Schoppen an, dem ich ſonſt ſehr ſelten nachgab, denn es dünkt mich unrecht für einen Mann, einen Schoppen zu trinken, während das Weib zu Hauſe einem Kinde, das gerne Brot möchte, ſagen muß: Wart nur, wir eſſen bald, dann bekommſt du Erdäpfelbirli. Ich hatte bis an 6 kr., die ich der Frau zu Hauſe ließ, all unſer baar Vermögen bei mir, welches ſich auf 4½ bz. belief. Es war nicht viel, aber ich meinte: einen Schoppen möge es immer erleiden, wenn man 90000 L. zu theilen habe. Wie ich in die Gaſtſtube kam, merkte ich, daß es gar luſtig herging in der Nebenſtube, und ehe ich noch meinen Schoppen befehlen konnte, rief es aus derſelben: Seh Käſer, es gilt d'r, chum u thue eis B'ſcheid!

Ein Schulmeiſter, und beſonders einer, der nur 1½ bz. im Sack hat, ſagt wohl: Blyb numme rühwig, aber er geht doch hinzu und ſieht, wer es ihm bringen will. So machte ich es auch, und ſah da den Unterlehrer von ſelbigem Orte, wie er freudeſtrahlend am Tiſche oben an ſaß, und da regierte und handthierte, als ob er allein Meiſter wäre. Er befahl mir einen Stuhl, hieß mich ſitzen, nehmen, eſſen und trinken, daß ich gar nicht zu Worte kommen und nicht begreifen konnte, wie ein Unterlehrer dazu komme, ſo Oberarm vne z'thue.

Endlich merkte ich den Leuten am Tiſche an, daß da eine Kindbetti ſein müſſe, und es fiel mir ein, daß der Unterlehrer vor gar nicht langem geheirathet und alſo wahrſcheinlich der Kindbettimann ſein werde. Der Gauch, dachte ich, meint auch, er habe einen Prinz erzeugt, und ſo einen habe die Welt nie geſehen, und macht ſich Pläne, wie er ihn wenigſtens bis zum Schulcommiſſär bringen könne; der Gauch weiß nicht, daß ſolche Mukken die meiſten Väter beim erſten Kinde ſtechen, daß dann beim fünften und ſechsten man ein ganz anders Geſicht macht, de- und wehmüthig unten an den Tiſch ſich ſetzt, und beim achten und neunten gar unter den Tiſch ſchlüpfen möchte. Aber ich ſollte nicht lange im Irrthum bleiben über deſſen Freude und den Grund, warum vom Mehbeſſern auf dem Tiſche ſtund.

Nicht wahr, du willſt auch zum Commiſſär? ſagte mein Gaſtgeber. Nun ich wünſche dir, daß er dir ſo Gutes verkündet wie mir; ich bin ganz z'gäggels. Heute, als wir aus der Kirche kamen, ſagte er mir, daß ich auf 300 L. jährlich geſchatziget worden ſei, und da iſt es wohl der werth, Eine z'näh. Das begriff ich, und es wurde mir nicht ſchwarz, aber roth, blau und grün vor den Augen, wenn ich dachte, was erſt ich bekommen müſſe, ein mehr als 40jähriger Mann, der über 20 Jahre Schule gehalten und recht gute Zeugniſſe habe und das beſte an einer belobten Schule, wenn ſo ein junger Menſch, der noch nicht trocken ſei hinter den Ohren und ſich nirgends bewährt habe als im Seminar, 300 L. erhalten hätte.

Es gramſelte mir in allen Gliedern, und ich konnte die Beine gar nicht mehr ſtille halten unter dem Tiſche, aber ich durfte doch nicht alſobald fort. Eins gab das andere, und die Kinderlehre war längſtens aus, als ich endlich aufbrach, recht ordentlich angeſtochen von gutem Wein und guter Hoffnung. Ich mußte noch verſprechen, wieder vorbei zu kommen und zu berichten meine Schatzung. Ich machte recht lange Beine hin zu meinem Herrn, um bald ſeine Botſchaft zu vernehmen und wieder berichten zu können.

Der Schulcommiſſär ſpazierte vor dem Hauſe auf und nieder und rauchte ſein Pfeifchen. Er grüßte mich freundlich und ſagte: Es wird euch nicht preſſirt haben, ihr werdet gedacht haben, ihr vernehmet die Sache immer früh genug. Ein kurioſer Eingang iſt das, dachte ich bei mir ſelbſt. Ja, fuhr er fort, es thut mir leid für euch und noch ein paar Andere, daß es ſo gegangen iſt, ich begreiſe gar nicht was ſie auch denken in Bern oben; aber ſo geht es, wenn man allein witzig ſein will. Der gute Herr ſei ein wenig g'ſtürmte, ſieng ich an zu glauben, denn wenn die z'Bern oben dem Unterlehrer für den Anfang 300 L. geben und mir nach Verhältniß, ſo ſei das mir einmal witzig genug, und es wäre unverſchämt noch mehr zu erwarten, meinte ich. He, Wohlehrwürdiger Herr Schulcommiſſär, antwortete ich daher, was ſie gemacht haben, wird wohl gut ſein, unſer einer iſt bald zufrieden, wenn man nur einmal ſieht aus der Noth und dem Elend herauszukommen. Das iſts aber eben, erwiederte der

Herr, was noch nicht bald geſchehen wird, wenn es dem nach geht, was ich in Händen habe. So iſts mir eben leid euch ſagen zu müſſen, daß ſie euch gar nichts mehr geſprochen und unter die Claſſe verſetzt haben, welcher man noch nicht 150 L. zuſprechen könne, ſondern ſie bei ihrem einſtweiligen Einkommen laſſen müſſe: doch könnt ihr bei beſſerer Fortbildung neue Anſprüche machen, und von Glück noch reden, denn wäret ihr, als ihr das Examen gemacht, einen halben Monat älter geweſen, ſo würdet ihr vielleicht für bildungsunfähig erklärt worden ſein.

Da ſtund ich mit offenem Munde, konnte lange ihn nicht zubringen, nicht bewegen; endlich ſtotterte ich heute zum zweiten Mal: Es wird öppe nit ſo. Aber der Schulcommiſſär ſagte: Leider ſei es ſo, er könne es mir ſchwarz auf weiß zeigen, wenn ich wolle. Ich wäre gerne noch da geblieben, hätte gerne mich ausgejammert und gefragt: ob denn da gar nichts zu ändern wäre; allein dem guten Mann machte die ganze Sache ſichtlich Mühe, und ſo hatte er es wie jener Guggisberger, der bei einer unbeliebigen Frage an einem unbeliebigen Orte erwiederte: Na, liebe Herren, das iſt eine wüſte Sache, wir wollen lieber nicht davon reden. Mit ſchwerem vollem Herzen drückte ich mich ab, machte es aber wie die Weiſen aus dem Morgenlande und hielt mein Verſprechen, wieder zu kommen, nicht. Wer will es mir verargen, wenn ich meine Schmach nicht vor einem Unterlehrer und einer luſtigen Kindbettigeſellſchaft zur Schau tragen mochte? Ein theilnehmend Herz, um das Meinige abzuladen, hätte ich ſo gerne gehabt; aber ein ſolches fand ſich nicht. So drückte es ſchwer mich nieder, es war mir, als ob ich Knie tief in der Erde gehe und Blei in allen meinen Gliedern liege. Vor jedem Menſchen, der mir begegnete, erſchrack ich, fürchtend er möchte es mir anſehen, daß ich ein Schulmeiſter ſei, den man nicht 150 L. werth geachtet. Um einem Trupp Knalenwerfer zu entgehen, flüchtete ich mich in das

Dickicht eines Tannwaldes; dort war es düſter, wie in meinem Gemüthe. Meine große Bedrängniß ſtieg wie ein Geſpenſt vor mir auf, endlos ſich ausdehnend, immer ſchreckbarer werdend; in feuchtes Moos barg ich mein Antlitz und weinte bitterlich, und die Thränen wollten kein Ende nehmen, weil vor den Augen es immer gleich finſter blieb. Menſch! willſt du, daß die Thränen dir verſiegen und es heiter werde in deinem Gemüthe, ſo mußt du deine Augen nicht an den Schoos der Erde drücken, daß es dunkel bleibt vor denſelben; du mußt ſie aufwärts kehren, dahin, wo die Sonne glüht, die Sterne flimmern, die hellen Zeugen des ewigen Lichtes, mit welchem Gott Herz und Seele erleuchten und jegliche Trübſal in ewigen Frieden und gläubige Hoffnung verklären will. Dieſe ſichtbaren Zeugen am Himmel wirken, du weißt nicht wie, auf dein Gemüthe, tröſten, erheitern es, laſſen es nicht untergehen in die Hölle der Hoffnungsloſigkeit. Sicher hat Gottes Gnade ſie auch deswegen am Himmel aufgerichtet, und nicht blos deswegen, daß ſie heiter machen Stege und Wege zu irdiſchem Treiben. Darum, o Menſch, verſchmähe ſie nicht. Wenn es dunkel wird in dir, ſieh zu ihnen auf, laß durch dein Auge hinein ſie ſcheinen auf des Herzens Grund, ſo wirſt du die Wege Gottes erkennen, die er dich führen will zu deinem ewigen Heile, und wirſt mit neuem Muthe ſie wandeln, wie rauh und dornenvoll ſie auch ſein mögen.

So that ich leider nicht in meiner Betrübniß. Da ging die Sonne unter, die Sterne verſteckten hinter Wolken ſich, finſter ward es um mich, finſter blieb es in mir, ſchwer und mühſelig war mein Heimgang. An einem hell erleuchteten Hauſe führte er vorbei, wo die Fenſter offen ſtunden, eine Menge Menſchen die Stube füllten, um die Fenſter viele ſtanden, und eine heiſere angeſtrengte Stimme vernehmbar ward. Wunder nahm es mich, was es da gebe, und überzeugt war ich, nicht erkannt zu werden: darum ſtellte ich mich auf der Straße und horchte. Ich vernahm nur einzelne Worte, deren Zuſammenhang ich nicht finden konnte; daß es eine Verſammlung ſei, merkte ich wohl, aber ob eine geiſtliche oder weltliche ward mir aus dem Benehmen der Menſchen nicht klar. Da entſpann ſich folgendes Geſpräch leiſe in meiner Nähe und gab mir Aufſchluß. Ja Trini, ſagte eine weibliche Stimme, du glaubſt nicht, wie es uns gut geht, ſeit mein Mann geiſtlich geworden iſt, das iſt ein viel beſſer Handwerk als das Schuſtern. Jetzt haben wir, wie wir es nur wollen, und beſſer zu eſſen als viele Bauern, und wenn er mich auch noch immer ſchlägt und wüſt gegen mich iſt, ſo läßt ſich das doch gar viel beſſer ertragen, wenn man den Magen voll Küchli und Hammenſchnitten hat, als nur halb voll Waſſerſuppe und geſchwellten Erdäpfeln. Ein andermal hätte ich darüber gelacht, nun aber betrübte es mich noch mehr, daß alle Leute und namentlich ſolche es beſſer und mehr Glück in der Welt hätten als wir.

Je näher ich der Heimath kam, deſto mehr ängſtigte mich der Gedanke: was meine Frau zu dieſem ſagen werde, ob ich ihr alles bekennen oder verbergen ſolle? Ich konnte lange nicht mit mir einig werden, ſie dauerte mich ganz beſonders, beſonders wenn ſie in dem Zuſtand ſein ſollte, von dem ſie mir dieſen Morgen geſagt. Ich konnte aber doch die Hoffnung nicht fahren laſſen, daß ſie ſich getäuſcht; ich konnte nicht begreifen, wie es möglich wäre, daß ein armer Schulmeiſter an einem Tage ſo bitter ſollte getäuſcht werden in dem Guten, das ihm ſo lange vorgeſpiegelt worden, und aber nicht in dem, was eine neue Bürde ihm aufzulegen drohte. Ach ſcheltet mich nicht lieblos, ihr, die ihr dieſes leſet. Wohl weiß ich auch, daß David die Kinder einen Segen Gottes nennt, aber er war ein König und nicht ein Schulmeiſter mit 80 L. Lohn. Wohl weiß ich, daß auch bei dem armen Schulmeiſter der Kinderſegen ein wahrer Gottesſegen werden kann, wenn er auszuharren und getreu zu bleiben weiß bis an das Ende.

Aber eben dieſes Ausharren und Getreubleiben bis ans Ende in allen Bedrängniſſen, in jeglicher Noth iſt gar zu ſchwer: und wenn ſchon die gegenwärtige Noth ſo ſchwer iſt, daß man beinahe einſinkt, wer will den Stein auf einen werfen, wenn das arme Herz verzagen will bei der Ausſicht auf die noch ſchwerer werdende Bürde? Wer will richten, wenn dieſes Vermehren der Bürde als ein Leidenskelch angeſehen wird von der ſchwachen Menſchennatur und aus dem zagenden Herzen der Wunſch empor ſich ringt: Vater laß ihn vorübergehen; wenn man dann nur nach langem Kampf und nach vielem Beten hinzuzuſetzen vermag: doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe? Doch das darf ich ſagen, daß ſo wie ein Kind zur Welt geboren war, ich mit der herzlichſten Liebe an ihm hieng und gerne alles ertrug um ſeinetwillen, und willig alles geopfert hätte um es zu erhalten.

Ich war noch nicht mit mir einig geworden, als ich zum Hauſe kam, was ich meinem Weibchen zu ſagen hatte: da guggete ich zum Fenſter hinein, und ſah die Kinder um den Tiſch gereiht ein Schullied ſingen, das Mutterli aber im Ofenecken ſitzen, den Kopf hatte es aufgelegt, ſo daß ich nicht ſehen konnte, weinte oder ſchlief es. Dieſer Anblick gab mir den Muth nicht mit der Wahrheit herauszurücken; ich beſchloß ſie zu verbergen, mich luſtig zu ſtellen, zweideutigen Beſcheid zu geben, faßte das Herz in beide Hände und trat mit einem herzhaften: Gute-n-Abe geb ech Gott, in die Stube. Die Kinder fuhren fröhlich auf und riefen freundlich: Gute-n-Abe Aetti. Das Mutterli kam auch, wiſchte ſich aber geſchwind die Augen ab, und ſagte: Biſch ſpäte, ſitz zueche, ih ha d'r dänne deckt, wirſch froh ſy über öppis Warms? Sie trug auf, frug mich nichts, aber ſcharf ſah ſie mich an, wie ich mich abmühte mit den Kindern zu ſpaſſen. Und übers Herz konnte ich es nicht bringen, ſo oft ich auch anſetzte, zu ſagen: Mutterli es iſt gut gange. Als endlich die Kinder zu Bette waren, ſetzte ſie ſich zu mir und ſagte weinerlich: Gell es het d'r g'fehlt und d'Fleiſch bei m'r vergebe g'eſſe? — Ich wollte nicht bekennen, aber ſie ließ ſich nicht täuſchen, behauptete: ſie kenne mich zu gut, als daß ich mich vor ihr verſtellen könne, ſie ſehe es mir auf den erſten Blick an, ob mir wohl oder übel zu Muthe ſei. Ich mußte mit der Sprache heraus und dem guten Weibchen meinen Jammer mittheilen. Es weinte und ich weinte, eins wollte das andere tröſten, aber unſere Troſtgründe waren ſo wenig heblich, und jedes traute den ſeinigen ſelbſt ſo wenig, daß ſie unſere Thränen nicht ſtillten. Wir wollten Vorſätze faſſen, früher aufſtehen, ſpäter uns niederlegen; aber als wir rechneten, fanden wir, daß das uns nicht weit bringe, beſonders da ich jetzt ſo viel mehr Schule halten mußte als früher, und faſt um den alten Lohn. Wir gedachten daran, unſere Kinder bei guten Leuten unterzubringen; aber der Gedanke that uns ſo weh, daß keins ihn mehr berühren mochte. Wir ſahen keinen Ausweg, fanden keinen Troſt. Da ſagte endlich meine Frau: Es iſt Nacht, wir ſind beide müde und matt; da kann der muthloſe Menſch ſich nicht aufrichten. Wenn der Morgen friſch am Himmel ſteht, und der erwachte Menſch geſund die Sonne wieder ſieht, faßt er ſich eher wieder und findet irgend einen Ausweg. Wir wollen ſchlafen gehen, der gütige Gott hat den Schlaf gegeben den Betrubten, damit ſie ihre Laſt vergeſſen und mit jedem neuen Tage ſtärker werden, ſie zu tragen.

So ſprach meine fromme Frau. Wir empfahlen uns dem Herrn und thaten, wie ſie angegeben hatte. Aber ſchlafen konnte ich nicht, meine Gedanken verfolgten und hetzten mich wie Geſpenſter, eine heftige Bitterkeit ſtieg in mir auf gegen die, die mich ſo tief gewürdigt hatten, und ich ſann darüber, ob ſie nicht zu verklagen wären und gezwungen werden könnten, ihre Befehle zu ändern. So wollte der Schlaf lange nicht kommen, bis er mich endlich doch ergriff.

Da trat folgendes Traumgeſicht vor meine Seele: Es öffnete ſich die Thüre und herein trat ein mir wohlbekannter

Schulmeiſter, ein klein aber anſechtig Bürſchchen, den weißen Hut hinten im Nacken, eine große Porzellanpfeiſe mit kurzem Rohr faſt gerade ausgeſtreckt. Keck und trotzig ſtellte er ſich mitten in die Stube mit einer langen Schrift in der Hand, die Naſe aufwärts gerichtet, und ſprach: Käſer, es wird dir wie mir gegangen ſein? Ich galt für einen Gelehrten, ich habe mich von jeher dafür ausgegeben, und die Leute glaubten mir. Nun kommen die da und ſetzten mich in eine untere Claſſe. Es iſt vor Gott und Menſchen nicht recht, ſo das Vaterland zu verrathen. Ich hoffte, die ganze Einwohnerſchaft werde rebelliren und den Gehorſam aufkünden wegen mir, daß man mich ſo behandelt; aber das ſind lauter Strohköpfe und Eiszapfen, und fürchten ſich vor den Burgern, die es mir wohl gönnen mögen, denn ich bin ihnen halt zu geſcheut und ſie müſſen mich fürchten ärger wie ein Schwert. Keiner hat meinetwegen den Fuß verſetzt, ich glaube gar noch ſie gönnen es mir. Nun habe ich da eine Schrift aufgeſetzt an den Großen Rath, da ſind doch noch Männer, die Vaterlandsfreunde ſind. Ich will ſie dir vorleſen, du mußt mir ſie unterſchreiben, es wirds noch Mancher gerne thun und mir danken, daß ich immer für Alle ſinne und mich allenthalben z'vordriſt ſtelle. Er las mir nun vor, wie das Erziehungs-Departement das Volk verſumpfe, entſittliche, ſeine Lehrer verhungern laſſe, alles z'wängen wolle und nichts verſtehe, die ausgeſetzten Gelder verſchleudere; wie der Regierungsrath verrätheriſch ſtill ſchweige und nichts weniger verſtehe als das Regieren — dann noch allerlei von den Pfarrern, wie die allein begünſtigt ſeien, und wie man beſſer thäte, die Lehrer, da ſie doch wichtiger ſeien als die Pfarrer, zu beſolden wie die Pfarrer, und dann ſeinethalben die Pfarrer wie bisher die Lehrer; auch vom Obergericht und den Reaktionsprozeduren und dem 2. Juli, und noch allerlei, das ich nicht verſtand, bis an den Schluß, wo gefordert wurde, daß der Große Rath eine Commiſſion niederſetze, die beklagten Behörden zu unterſuchen, einſtweilen aber, bis dieſe Commiſſion Bericht erſtattet habe, das Obergericht, den Regierungsrath, das Erziehungs-Departement in allen ihren Funktionen einſtelle, damit der Schaden nicht alle Tage noch größer werde. Als er fertig war, ſuchte er Federn und Dinte, um mich unterſchreiben zu laſſen. Da ſchlich aus einer Ecke der Stube her eine andere Figur. Wie ſie hereingekommen, wußte ich nicht; ihre Schritte hörte ich ſo wenig, als eine Maus den Schritt eines Fuchſes. Es war eine magere Geſtalt, aber mit rothem Geſicht und einer merkwürdigen Naſe, in der einen Hand hielt ſie ein Küchli, in der andern eine Hammeſchnitte; aus der Buſentaſche ſah der Zapfen einer Flaſche. Sie ſchlich ſich hinter dem Rucken des ſuchenden Schulmeiſters in die Mitte der Stube, ſchüttelte mit dem Kopfe gar eifrig und machte mit der Küchelſchnitte verächtliche Bewegungen gegen jenen, die Hammenſchnitte zeigte ſie mir (ſie war groß und ſo ſchön weiß und roth), ſteckte ſie dann in den Mund und ſchmatzete nach Herzensluſt. Als ſie eine Weile gegeſſen hatte, ſprach ſie, aber ſo wunderbar, daß der Andere es nicht hörte, zu mir folgendes:

Käſer! der Geiſt hat mich zu dir getrieben; er hat dein Elend erkannt und erbarmet ſich deiner; er will dich aufnehmen unter ſeine Auserwählten und dich beſtellen das Evangelium zu predigen den verblendeten Gliedern der Kirche, die zum großen Säuſtall geworden iſt. Er ſucht vor allem aus Schulmeiſter; denn die können reden und am beſten unvermerkt bei Jung und Alt das große Werk beginnen, und ſie dem Heiland fangen, ohne daß ſie es merken, wie Fiſche in einem Garne. Es ſteht ja geſchrieben: ich will dich zu einem Menſchenfiſcher machen. Entſage, o Käſer, der Welt und ihren Lüſten und folge dem Heiland nach. Siehe du wirſt es gut haben, brauchſt nicht mehr in feuchtem Webkeller dich abzuzehren, du kannſt be[illegible]aufen und je mehr je lieber. Siehe dieſe Hamme und die Küchli. Solcher Dinge wirſt du genug haben alle Tage.

Und hier dieſe Flaſche wird dich laben und nie leer werden. Es iſt altes Bäziwaſſer von 1831. Deren hat eine alte Frau noch mehr als einen Saum, und das Alles iſt unſer. Geſchenke wird es dir ins Haus regnen, wie Manna den Kindern Iſrael in der Wüſte, und wenn du heim kommſt, ſo wird dein Wartſäckli beſtändig voll ſein, daß du die Kinder ſpeiſen kannſt, wie die jungen Raben am Bache. Und dann wirſt du noch gar manche Freude haben, von denen ich dir jetzt noch nichts ſage. Die Schweſtern werden ſie dir ſchon begreiflich machen, wenn es Zeit iſt. Aber rühmen wird man dich über Berg und Thal, und zulaufen wird man dir aus allen Dörfern und Höfen, und überall wird es heißen: der Käſer iſt doch der beſt, es dünkt einem, er kommt gerade vom Himmel. Und Leitern wird man dann anſtellen ins Kämi und aufs neue Hamme und Würſte abehaue, ganze Scheube voll. So wird all dein Elend in Zeit und Ewigkeit ein Ende nehmen. Drum ſei mein Jeſusbruder, beiß ab von dieſer Hamme und ziehe eins aus dieſer Flaſche auf heilige Brüderſchaft in dieſer böſen Welt.

Unterdeſſen hatte der Schulmeiſter Federn und Tinte gefunden, Feuer geſchlagen in ſeine ausgegangene Pfeife, und ſtreckte mir die Schrift zum Unterſchreiben dar, und auf der andern Seite ſtreckte mir der Bruder die Hammeſchnitte zum Abbeißen dar. Und da war ich und wußte nicht, ſollte ich abbeißen oder unterſchreiben. Gar ſchwach ſtellte ich mich im Traume dar, wie ein Rohr ſchwankte ich zwiſchen beiden Drängern. Dem kleinen Schulmeiſter durfte ich das Unterſchreiben nicht wohl abſchlagen; ſo klein er war, fürchtete ich ihn doch wie ein Schwert, er konnte gleich thun wie eine wilde Katze am Hälſig. Denn doch fürchtete ich mich vor dem Unterſchreiben; die Herren könnten uns am Ende noch hängen laſſen, wenn ſie Meiſter blieben. Dann wieder roch die Hamme ſo lieblich, die Küchleni dufteten ſo zärtlich, daß Fleiſch und Blut die Luſt empfiengen, und dem Mund gar ernſtlich zuſprachen zuzubeißen. Dabei bangte mir doch gar ſehr vor dem Pfarrer, vor meiner Frau und noch vor andern Leuten; ſagen durfte ich denen ja nie, daß ich das Handgeld empfangen um geiſtlich zu ſein. Während es in mir alſo kämpfte, waren die beiden Verſucher näher und näher gerückt. Der Eine, in der einen Hand die Schrift darſtreckend, mit der zweiten Hand die Pfeife haltend; der Andere, mir weit entgegenbietend die Hammeſchnitte, und mit der zweiten Hand innig aus Herz drückend ſeine liebe Flaſche mit dem alten Bäzwaſſer. Meine Hand ſtreckte ich nur wenig und zagend und zögernd aus nach der Schrift, und ungefähr gleich weit hin ſchob ich den Mund vor nach der Hamme; ſo wie jene beiden nun mir ihre Lockvögel raſch in Hand und Mund ſchieben wollten, ſtießen ſie an einander, fuhren wie vom Blitz getroffen aus einander und ſtarrten ſich eine Weile an wie verſteinert. Dann faßten ſie Muth und rückten wieder gegen das Bette vor. Der Kleine ſchob ſeinem Feinde als Schild ſeine Pfeife entgegen, der Fromme deckte ſich vorſichtig mit der Flaſche.

Sie kamen zu gleicher Zeit am Bette an, wo ich mich gar leidend verhielt: ich wollte es mit keinem verderben. Sie merkten, daß ich den Kampf nicht entſcheiden werde, ſondern ihre eigene Kühnheit. Da zog der Kleine mit weit aufgethanen Naſenlöchern kühne Züge aus ſeiner Pfeife, der Fromme that tiefe Züge aus ſeiner Flaſche, und nun begannen ſie ein Drängen und Stoßen an meinem Bette, um meiner Hand oder meines Mundes ſich zu bemächtigen. Ach ich bin zu ſchwach nun des Kampfes kühnes Walten und der Helden Heldenthaten würdig zu beſingen, auch erlebte ich des Kampfes Ende nicht. Es krachten und brachen ihre kühn geſchwungenen Schilde. Der Pfeife Feuer ſprühte mir funkelnd übers Geſicht, der Flaſche brennend Naß ſtürzte dem Feuer nach, und im Geſichte und im Halſe ſchien mir der Hölle Feuer zu brennen. Und wie im kühnen Männerkampfe, wenn die Schilde brechen, die kühnen Kämpfer zu ringen beginnen, ſo faßten ſich nun auch der Verſucher Hände. Nämlich Jeder faßte den Andern mit einer Hand, während die andere mir aufzudringen ſuchte Schrift oder Hamme. Ach Gott, wie wüthete der Kampf und wie nahe auf den Leib rückten ſie mir! Der Fromme hatte den Vortheil der längern Arme, des längern Leibes. Ihm gelang es ſich auf mich zu werfen, wie eine ſchwere Alp, und die Hamme mir in den Mund zu ſchieben bis hinten an. Da ſprühte der Kleine auf wie ein Feuerteufel, warf ſich auf uns beide hin und ſchob in verblendeter Kampfeswuth der Hamme nach ſeine Schrift. In grauſenhafter Angſt glaubte ich erſtickt zu ſein, und mir vergiengen die Sinne oder vielmehr des Traumes Bewußtſein.

Es war Morgen, als ich von Mädeli ſanft gerüttelt erwachte, noch immer in Angſtſchweiß gebadet. Mein tiefes ängſtlich Stöhnen hatte meine Frau erweckt, und ſie dann endlich auch mich aus Mitleid.

Ich war wie zerſchlagen am ganzen Leibe und noch muthloſer in der Seele als am Abend vorher, und that nichts als ſeufzen und kummern. Da hatte mein Frauchen wieder Erbarmen mit mir und einen guten Gedanken. Sie ſandte mich zu einem guten Freunde, bei ihm Troſt zu ſuchen und Erheiterung. Dieſen Gang werden meine Leſer am Ende beſchrieben finden. Nur ſo viel kann ich ihnen ſagen, daß dieſem Gang dieſes Buch ſein Daſein verdankt.

◆

Zweites Kapitel.

Von Vater und Mutter.

Mein Vater war ein magerer blaſſer Mann, von Profeſſion ein Weber. Alle Winter hatte er den Huſten; und wenn der Winter 8 Monate dauerte, wie im Jahr 1836, in welchem es nur während 4 Monaten nicht geſchneit hat, ſo huſtete er auch 8 Monate lang. Meine Mutter war eine Frau, wie man ſie auf dem Lande zu Tauſenden ſieht, nicht groß nicht klein, ohne beſondere Merkmale, aber mit vor der Zeit verwitterten Zügen; am Sonntag oder wenn ſie das Haus verließ und gewaſchen und gekleidet war, nicht eben häßlich, in der Woche aber und zu Hauſe oft einem Haagbuuri ähnlicher als einem Menſchen. Sie beſaßen ein kleines Heimweſen, auf welchem man in guten Jahren eine Kuh und einige Schafe mühſelig durchbringen konnte, wenn man alle Aepfel- und Erdäpfel-Schindti ſorgſam zu Rathe zog. Korn konnte man wenig pflanzen, aber gar viel hielten ſie auf G'ſpünſt, weil der Vater ein Weber und die Mutter eine Frau war, d. h. weil ſie ſich gerne rühmte ſo und ſo viel Flachs und Ryſte gemacht zu haben. Das war dem Lande kein Nutzen, es blieb um ſo magerer. Und daß man um ſo mehr Brod kaufen mußte, rechnete man nicht; ſparte es aber gar ängſtlich. Es war zudem ein Gütchen, auf welchem die guten Jahre ſelten waren, beſonders wenn man es nicht recht düngen konnte, ſondern der natürlichen Fruchtbarkeit das Gedeihen überlaſſen mußte. Jener Länder meinte, auf die Frage, ob ſie viel Heu gemacht? wo man brav gemiſtet, hätte es viel Heu gegeben; wo man es aber nur dem lieben Gott überlaſſen, wäre nichts geweſen. Dieſe Antwort ſcheint gottlos zu ſein, ſie enthält aber den tiefen Sinn, daß Gott nichts thut, wozu er dem Menſchen Mittel und Kräfte gegeben, es ſelbſt zu machen. Es lag an eines Waldes Saum, hatte ſteinigten Boden, viel Schatten, war uneben und waſſerlos, bis an das Abwaſſer vom Hausbrünnchen, das aber in trocknen Jahren einen Waſſerſtrahl hatte, kaum wie eine Lismernadel. Es giengen einmal fremde Reiſende, während man im Dorfe ihre Pferde fütterte, ſpazierend bei uns vorbei. Als ſie in den Baumgarten kamen, wo die Bäume ſo ſchön grau und grün unter ihrem Mooſe und zwiſchen den Miſtelen hindurch guggten, und zum Häuschen, das halb blind hinter ſeinen papierenen Fenſtern ſich ſchämte und ſein ſtrohloſes Dach mit allerlei Pflanzen und Trümmern bedeckt hielt, halb verſteckt in den Bäumen und im Schatten des Waldes — meinten ſie: das ſei hier doch gar zu romantiſch. Ich verſtund den Ausdruck nicht, hielt es aber für ein Spott- und Hohn-Wort, und hetzte hinter dem Tennsthor hervor unſern Spitzi auf ſie. Daß es nicht beſſer ausſah, hatte ſeine zwei guten Gründe. Mein Vater hatte das Gütlein nicht ſchuldenfrei, ſondern er mußte alle Jahre 50 Kr. Zins haben auf demſelben. Sein Vater war ſchon ſchuldig geweſen. Und er wurde noch mehr ſchuldig, weil er ſeinen Schweſtern herausgeben mußte. So häufte ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht die Schuldenlaſt an. Gewiß iſt aber auch Niemand gedrückter, als der Beſitzer eines kleinen verſchuldeten Heimweſens, er mag ein Handwerk haben oder keins; der hängt ſein Lebenlang zwiſchen Tod und Leben, kann nicht leben, kann nicht ſterben, wenn er auch noch ſo fleißig iſt. Die gemeinen Laſten ſind im Verhältniß größer als bei größern Gütern, Verbeſſerungen laſſen ſich weniger anbringen, auch hat man nicht die Mittel dazu; was gepflanzt wird muß ins Haus gebraucht werden: man bleibt hungrig dabei, und muß noch dazu kaufen. Hat man kein Handwerk, ſo giebt es keinen Nebenverdienſt und der Zins kann nicht aufgebracht werden; hat man ein Handwerk und iſt nicht ſehr geſcheut, ſo pfuſchet man auf dem Gut und im Handwerk, treibt keines recht und kommt auch nirgends hin. So mußte auch bei uns allem aufgeboten werden, um den jährlichen Zins aufzubringen; auf Verbeſſerungen oder gar Verſchönerungen hatte man nichts zu verwenden, nicht einmal auf die nöthigen Reparaturen. Und weil man kleinen Schaden nicht ausbeſſerte zur rechten Zeit, ſo wurde er groß, und um ihn zu heilen mußte man neue Schulden machen. Wer für ſein Dach z. B. zur rechten Zeit 10 kr. ſcheut, der kann ſpäter 10 L. rüſten. Aber das bedenken Wenige: ſie fühlen nur den Geldklamm, in dem ſie ſind. Mein Vater hielt ſein Handwerk für die Hauptſache, und es war ihm in der Seele zuwider, wenn er auſſer ſeinem Webkeller etwas thun ſollte; dann konnte ihm Niemand etwas recht machen. Die Frau und ſpäter die Kinder ſollten Alles beſorgen; und das iſt der zweite Grund warum es nicht beſſer ausſah. Man kann ſich denken wie es zugeht, wenn eine Frau, die entweder Kindbetterin oder ſchwanger iſt, Alles in Allem thun muß: Kinder ſäugen oder hüten, Schweine mäſten, Kühe füttern, für Menſchen kochen, pflanzen, begießen, jäten, nähen, dreſchen, ſpinnen ſoll; und wie es ihr ſein muß, wenn ſie nirgends kommen mag, weder mit der Arbeit noch mit dem Gelde; wenn ſie manchmal in die Erde ſinken möchte vor Mattigkeit und Müdigkeit mit ihren geſchwollenen Beinen, und dazu ein Kind hier ſchreit, das andere dort, und der Mann mit ſauern Augen ſie fragt: warum das noch nicht gemacht ſei und jenes nicht, und wann man doch einmal eſſen könne, und warum ſie die Kinder brüllen laſſe?

Und wenn ſie zu dieſem Allem nichts brauchen ſoll, nichts anſchaffen darf, und über jeden Kreuzer ein endloſes Gefrägel iſt, und der Mann keinen Verſtand hat über einen Hausbedarf, ſondern nur den jährlichen Zins von 50 Kr. im Sinn und Kopfe hat, ſo kann man denken: wie bös eine ſolche Frau hat. Das iſt wahr: er ſelbſt arbeitete auch brav. Allein entweder war er nicht beſonders geſchickt oder unglücklicher Art — er kam nicht weit. Früher hatte er Garn gekauft und auf eigene Rechnung gewoben für die Händler, allein das wollte nicht geben. Und wenn er auf dieſes Kapitel kam, ſo konnte er nicht aufhören zu ſchimpfen über die Ungerechtigkeit in der Welt. Je ärmer man ſei, meinte er, deſto mehr hätte man nöthig zu löſen. Aber das ſei gerade umgekehrt, die Reichſten löſen aus ihren Sachen am meiſten. So ein Händler oder Handelsherr ſehe es einem auf 100 Schritte an, ob man Geld nöthig hätte, und am ſchlimmſten darin ſei der lange Chriſt, und gebe einem ſicher ½ oder einen ganzen Vierer weniger für die Elle, als wenn man kein Geld nöthig hätte. Da werde man gedreht, daß einem die Augen übergehen, und man nur noch ſehen könne, wie ſie einem, der es nicht ſo nöthig hätte, mehr geben für ſein Tuch, das doch nicht ſo gut ſei. Doch das ſei noch nicht alles. Wenn man glaube fertig zu ſein und ſein geringes Profitchen am Schermen zu haben, ſo müßte es gar nicht zu machen ſein, wenn ſie einem nicht noch einen Abzug zu machen wüßten, entweder für die Fehler im Weben oder für Bleifäden oder für irgend etwas, an das das arme Weberchen nicht gedacht, das er ſich aber mit blutendem Herzen müſſe gefallen laſſen, weil er halt nichts anders zu machen wüßte und mit ſolchen Großgrinde nicht prozediren könne.

Wenn dieſe wüßten, wie manchmal das arme Weberlein in ſeinem feuchten Keller bei ſeiner mühſeligen Arbeit bei Kreuzer und Pfennig ausrechnet, was es löſen ſollte, und wie es eben ſo oft ſeinen Gewinn gegen ſeine Schulden hält oder ſeine Bedürfniſſe, und das Schifflein emſiger fliegt, weil ihm Angſt wird, es möge es nicht geben; und wie das ein wichtiger Tag iſt, wenn der Vater ein Wubb abmacht und damit auf Burgdorf oder Langenthal zu wandert, und wie auf einen halben Vierer unendlich viel ankommt, und wie Weib und Kind bang auf die Heimkunft harren, und was der lange Chriſt geſagt und gegeben, und wie die ganze Haushaltung entweder ſeufzt, wohl oder übel ſchläft, je nachdem der Chriſt bei guter oder böſer Laune geweſen — wenn ſie das alles wüßten, ſie würden ſicher zuweilen einen Schoppen weniger zum Ueberfluß trinken und einen Vierer mehr zur Nothdurft geben, oder ſie müßten dann kleinern ſein durch und durch und um und um. So mußte endlich mein Vater ſeine Selbſtſtändigkeit auf- und ſich einem der Herren als Weber zu eigen geben. Nur was man ſelbſten pflanzte, verwob er auf ſeine Rechnung und wenn er einmal ein eigenes Wubb wegtragen konnte, ſo hatte er einen ganz andern Schritt und auch den Kopf ganz anders; und wenn er dann dieſes Wubb keinem Händler zu geben brauchte, ſondern irgend einer Frau in der Stadt anhängen konnte, dann kam er wohl auch mit dem Hütchen auf der Seite und einem kleinen Stecher heim. Einmal hatte er einen großen; da hatten wir Kinder Spaß und Freude. Er hatte einer Frau Tuch verkauft, und die hatte ihm, weil eben ihr alter Weber geſtorben, zu weben gegeben. Der Vater hatte ſich Anfangs geweigert es zu nehmen, weil ſein Herr verdammt puckt war und keinen Tag auf die Arbeit warten wollte, und ſeine Arbeiter beim geringſten Verzug auspudelte, ärger als ein Paſcha mit 3 Roßſchweifen. Endlich nahm er doch eine Parthie Garn, weil er mehr Verdienſt dabei ſah, und durch früheres und ſpäteres Arbeiten den Andern nicht aufzuhalten hoffte. Als er der Stadtfrau das Tuch brachte und vermeſſen wollte nach Weberſitte, machte die gar ein ſchlaues Geſicht und ſagte: Ja Weber, ich bin auch nicht dumm. Wenn d'Weber ſchon ſchlimme Vögel ſind, ſo können ſie mich doch nicht mehr überlüpfe. Ich will darum abſolut nicht, daß du mir den Daumen miſſeſt zu der Elle und mich ſo an Ellen verkürzeſt. Ja, Frau, das mache ich euch wie ihr befehlet, hatte mein Vater geſagt ohne zu lachen. Beide ſchieden zufrieden mit einander, die Batzen aber, die der ausgelaſſene Daumen an vermehrtem Weberlohn ihm eingetragen, hatte mein Vater vertrunken und darum den tüchtigen Säbel heimgebracht.

Mein Vater bildete ſich ein, ſein Verdienſt ſolle den Zins machen und der Reſt verwendet werden zu Abbezahlung der

Schulden; der ganze Hausbrauch und alle Ausgaben ſollten vom Ertrag des Gütchens beſtritten werden. Er behauptete, Andere ſeien keine Weber, hätten überhaupt keinen Nebenverdienſt aber Schulden wie er und nicht mehr oder beſſeres Land; — die müßten alſo auch gelebt und Zins haben. Und woher müßten dieſe beides nehmen als aus dem Lande? Er rechnete daher alle Jahre mit der Kreide und im Kopf, wie es nun anders gehen müſſe; welches Pöſtchen er ablöſen wolle, und wie er dann das andere Jahr ein noch größeres abzahlen werde. Aber er rechnete alle Jahre falſch, und mußte froh ſein, wenn er ſchlüpfen konnte ohne neue Schulden. Der gute Weber hatte nur das Einnehmen im Kopf, aber nicht die Ausgaben: — die ſchneite es ihm unerwartet zu unbeliebigem Nachtrag. Es mußte z. B. der Zimmermann ein neues B'ſchütte Loch machen, weil das alte einfiel. Das koſtete Geld und deswegen gab er der Frau manchen Tag kein gutes Wort. Die Kuh wollte nicht mehr trächtig werden, ſie mußte vertauſcht, Geld zugeſchoſſen werden. Er ſagte: Frau! jetzt kannſt ſehen, daß es mit dieſer nicht eben ſo geht, wie mit der alten — ſonſt geht es dir nicht gut. Es kamen Krankheiten über die Kinder, die machten Auslagen, Krankheiten in den Flachs, die verminderten die Einnahmen, und die Frau mußte alle Tage ihre Brummelſuppe ſchlucken. Und wenn dann noch eine Kindbetti dazu kam, dann mußte ſie alle Tage hören: Sie könne nichts anders als jung ha, und wenn ſie, wie es auf dem Lande der Brauch iſt, zu Ader laſſen wollte, ſo mußte ſie alle ihre Schliche anwenden, um zu den 4 oder 5 Batzen zu kommen, welche zu der üblichen Cur nöthig ſind. Die Weiber bilden ſich nämlich ein, wenn man Blut auslaſſe ſo ſei oben darauf wenigſtens ein Schoppen rother Wein nöthig und ein Bitzli Fleiſch; und der Doktor, welcher dieſe Cur am Beßten zu verordnen weiß, bei dem laſſen die Weiber am liebſten zu Ader. So ſah man vor einiger Zeit an beſtimmten Tagen eine Menge ſtattlicher Weiber an einem gewiſſen Orte ſtattlich einherſchreiten, und keine gieng ohne ein gefülltes Säcklein heim, und eine Menge minder ſtattliche Weiber trank wenigſtens den genannten Scheppen Rothen. Es war nicht Sonntag, nicht Märit, aber es war Aderlaßtag, und der Doktor an ſelbem Orte verſtund das Aderlaſſen beſſer als alle. Er verordnete nämlich den Vermöglicheren nicht blos einen Scheppen, ſondern eine förmliche Cur, die mehrere Tage dauern ſollte und darin beſtand, daß die Weiber während dieſer Zeit grünes Fleiſch und ein Glas guten Wein brauchen ſollten. Das war den Weibern das Rechte, und ſogar die Kinder, denen ein gutes Müetti immer einen Theil von dem, was es ißt und trinkt, zukommen läßt, freuten ſich auf dieſe Tage und fragten oft: Müetti wotſch nit bald ga Bluet uſe lah? Der Doktor, der Schall, vergaß ſich aber auch nicht, zum Aderlaß gab er mit bedeutſamer Miene ein klein Tränklein, welches nothwendig mit den andern Sachen zu gebrauchen ſei, und ſo zog er über den gewohnten Aderlaßbatzen noch 3 Batzen für unſchuldige Kräuter, und verſchaffte ſich ſo nicht nur ſtattliche Weiber zum Aderlaſſen, ſondern auch eine ſtattliche Einnahme, daß er auch für ſich die Cur brauchen und grünes Fleiſch eſſen und guten Wein trinken konnte, ſo viel er wollte.

Die Behandlung des Vaters nahm die Mutter ſo hin, ohne daß es oft Streit gegeben hätte. Sie ſtichelte zuweilen wieder, ſagte z. B.: es ſei kommod am Schatten zu ſitzen und zu befehlen; klagte bei einer Nachbarin: ihr Mann ſei der unerchantiſch wüſtiſch Hung, den es geben könne, und nie wüſter, als wenn ſie mit em Kind gehe. Später mußten dann die Kinder hören, was ſie gegen den Vater auf dem Herzen hatte.

So war unſere Haushaltung nicht bekannt als eine ſtörrige, zweiſpältige, ſie war nur was tauſend andere auch waren. Dieſe täglichen Reibungen, dieſes freudloſe Ringen mit des Lebens Mühen und Nöthen hatte die Gemüther verſäuert durch und durch, ſo daß alles im ſchlimmſten Lichte angeſehen, bitter aufgenommen wurde, am bitterſten das Glück des Nächſten. Wenn einer ein Erbe gemacht oder einen guten Schick, ſo ergoß ſich die Galle der Eltern auf alle erdenkliche Weiſe, und der Vater huſtete noch einmal ſo viel als ſonſt. Unglück mochten ſie aber jedem gönnen, und es nahm ſie immer Wunder, daß es nicht ſchon früher eingetroffen oder nicht ärger gekommen ſei. Die größte Freude hatte meine Mutter, wenn irgend ein Mädchen ſchwanger wurde, und Keiner es wollte; dann wußte ſie über Mädchen, Eltern und über die jetzige Welt zu ſchimpfen wie ein Buch. Aus dieſem allem kann man ſchließen, daß Beide nicht beſonders viel eigentliche Religion hatten. Sie ſchimpften zwar oft über die Welt, und wenn ſie Jemand recht herunter machen wollten, ſo ſagten ſie: Er glaube an keinen Gott und an keinen Teufel. Sie ließen uns Kinder beten, und mitten drin ſagte die Mutter: dort geht der D... Schelm, der uns unſere Aepfel geſtohlen hat! Der Vater gieng öfters in die Kirche, weil er im Dorfe etwas zu verrichten hatte und gerne etwas Neues vernahm; beſonders im Winter, wenn man Schweine zu verkaufen hatte, zu hören was ſie gelten. Die Mutter hingegen gieng höchſtens alle zwei Jahre einmal zum Nachtmahl. Wir fürchteten es allemal, denn am Morgen ehe ſie gieng, war ſie von einer Häßigi ohne Gleichen; ſie turnirte in der Küche herum wie wild, und das Kind, das ihr vor die Füße lief, erhielt Schläge. Wenn ſie heim kam, hatte ſie gewöhnlich auf den Pfarrer zu ſchimpfen: der ſei auch einer auf die neue Mode, man verſtehe ſich gar nicht auf ihn. Ehemals hätte man das Abendmahl ausgelegt, wie es einem ſo wohl mache, und wie man ſelig werden könne, wenn man es genieße, wie ja darum Chriſtus für alle geſtorben ſei, wo das glaubten, und wie die Seligkeit ſo ſchön ſei und im Himmel alles glitzeri und es luſtig ſei dort. Der wiſſe von dem Allem nichts zu ſagen, ſondern ſage nur immer, man ſolle das thun, und jenes nicht thun, und eine Frau hätte ihr heute geſagt: der Pfarrer habe letzthin geſagt, er wiſſe nicht wie es im Himmel ſei. Ob man denn einen ſolchen Lappi zum Pfarrer machen ſolle, frage ſie? Ehedem wäre er nicht gut geweſen für einen Schulmeiſter, jetzt mache man ſelligi Pfarrer. Da wundere es einem nicht, wenn der Unglauben ſo überhand nehme, wenn der Pfarrer nicht mehr wiſſe wie es im Himmel ſei. Das werde doch wohl in der G'ſchrift ſtehen. Die Mutter und der Vater hatten keinen Begriff davon, daß die Religion etwas ſei für alle Tage und für das Haus, daß ſie im Grunde nichts anders ſein ſolle, als der Urquell all unſeres Denkens, Redens, Handelns, der Urquell unſeres ganzen Seins; ſie hielten ſie für ein Fürwahrhalten, daß Gott alle Worte in der G'ſchrift geſprochen, und daß man durch Chriſtus ſelig werden könne, verbunden mit einem Dienſt, den man durch Herſagen von Gebetsformeln und in der Kirche zu verrichten habe. Darum gedachten ſie auch nicht von ferne daran, daß die Religion ihr Benehmen gegen die Nächſten und beſonders ihr gegenſeitiges zu beſtimmen habe; gedachten gar nicht daran, daß durch die Religion jedes menſchliche Weſen veredelt werden ſolle, und daß dieſe Veredlung gerade die Beſtimmung des Menſchen ſei. Das Nichtgedenken an dieſe Wahrheit hat die traurigſten Folgen allenthalben und vorzüglich in der Erziehung. So dachte keines, daß es ſich zu beſſern, Fehler zu überwinden, die Kinder vor böſen Neigungen zu bewahren hätte. Dabei waren meine Leute aber doch nicht ſchlechte Leute, was man ſo nennt; ſie galten für brave, von denen man nichts appartiges wiſſe, als daß ſie g'nug thun müßten. Sie hatten ſo die allgemeine Rechtlichkeit, die vor Allem ſich wahret, was auskommen könnte. Wenn wir etwas fanden, das Nachbarsleuten gehörte, ſo mußten wir es alſobald zurückgeben. Was dänchſt o? we ſis chennti was ſiege ſie o? Gehörte das Gefundene aber einem Unbekannten, ſo gab man ſich keine Mühe, ihn aufzufinden, ie er müßte guten Beweisthum gehabt haben, wenn man es ihm zurückgegeben hätte. Sie betrogen auch keinen Nachbar und überhaupt Niemand ihresgleichen, aber wenn meine

Mutter des Pfarrers oder Doktors Weibern einige ſchlechte Eier unter den guten anhängen konnte, ſo lachte ihr das Herz im Leibe; und wenn ſie ihnen G'ſpünſt verkaufte, ſo that ſie kurze Ryſte unter die lange, Kuder in den Flachs. Dann lachten beide, die Mutter und der Vater und meinten: Das macht ſellige Lüte nüt, ſi merkes nit u ſi hei Geld gnue u mir heys nöthig u was nützte d'Vörtel, we me ſe nit bruchti. Wenn dann einmal eine der Frauen Unrath merkte, ſich beklagte und drohte nichts mehr von uns nehmen zu wollen, ſo begehrte meine Mutter nicht übel auf und räſonirte über die geizige Herrehüng, die einem nichts gönnten, die einem nichts für eine Sache geben und doch von allem das Beſte haben wollten.

Drittes Kapitel.

Wie es Vater und Mutter mit den Kindern hatten.

Das Ehepaar, das ich bis dahin ſchilderte, beſaß acht Kinder, von denen ich das dritte war. Man nehme mir es doch nicht übel, daß ich ſo offenherzig von meinen Eltern rede. Ich thue es wahrhaftig nicht um ſie herabzuwürdigen. Weil ich weiß, daß unzählige Ehepaare dem elterlichen gleich ſind, ſo hoffe ich, es könnte vielleicht eine ſolche Schilderung ſie zur Erkenntniß ihrer ſelbſt bringen, und ſo ihnen und manchem Kinde Heil geſchehen. Ich hoffe, daß je ehrlicher und aufrichtiger ich mich dargebe, um ſo größeres Erbarmen werde das Publikum mit mir haben und deſto eifriger mein Buch leſen. Wir Kinder wurden von den Eltern eigentlich als eine Laſt betrachtet, die man dadurch zu verringern ſuchen müſſe, daß man alle Kräfte des Kindes in

Anſpruch nehme. Wir hörten ſehr oft, die und die ſeien doch glückliche Menſchen und könnten es ſo gut haben, weil ſie keine Kinder hätten oder nur eins. Doch hatte alle Selbſtſucht und die angeſetzte Säure in den Gemüthern die von Gott ſo gütig in die Herzen der meiſten Erzeuger gepflanzte natürliche Liebe zu ihrer Nachkommenſchaft nicht ganz wegätzen können; ſie liebten auch, aber auf eigene Weiſe und Keines, was das Andere. Der Vater hielt viel darauf, daß er ein Heimeth hatte, und wenn er doch Kinder haben mußte, ſo wollte er einen Buben, um daſſelbe auf ihn vererben zu können. Unglücklicherweiſe gebar aber die Mutter zuerſt zwei Mädchen nacheinander; die konnte nun mein Vater nicht leiden. Alles an ihnen war ihm zuwider, und über jeden Kreuzer, der um ihrentwillen ausgegeben werden mußte, ärgerte er ſich. Natürlich nahm ſich die Mutter ihrer an, vertheidigte ſie vor dem Vater. Schalt er, ſo liebkoſ'te ſie die Kinder und belferte gegen den Ehemann.

Hatten die Mädchen etwas gethan, das den Vater ärgern mußte; ſo half ſie es ihnen vertuſchen, den Vater belügen. Für ihre Kleidung, wußte ſie immer heimlich einige Batzen auf die Seite zu bringen, entweder aus dem Ankengelde (denn von der einzigen Kuh wurde neben der großen Haushaltung noch Anken verkauft), oder aus einigen verſteckten Klöblene Ryſte oder Flachs, oder aus gemausten dürren Schnitzen. Ein Weib, das Geld machen will, findet auf dem Lande hundert Mittel dazu, kein Mann iſt ſchlau genau, es zu verhindern; und doch ſind hunderte von Männern, die ihre Weiber durch übertriebene Kargheit zu ſolchen Kniffen zwingen, und dummerweiſe ſich einbilden, ſie könnten nicht beluxt werden. Je älter die Mädchen wurden, deſto mehr bedurften ſie, deſto mehr mußte der Vater betrogen werden und dabei war das das größte Unglück, daß die Mädchen mit betrügen, mit ſtehlen halfen. Sie gewöhnten ſich, ihre Wünſche nicht zu unterdrücken, ſondern die Mittel zu ihrer

Befriedigung auf unrechtem Wege zu erlangen. So ſtahlen ſie ſpäter nicht bloß dem Vater, ſondern auch ihren Meiſterleuten. Sie kamen in Schande und wir in gar großen Verdruß. Es iſt merkwürdig, daß gar viele Leute glauben, den Aeltern ſtehlen, ſei keine Sünde. Und doch iſt ſicher die Sünde weit größer, wen ich Jemandem ſtehle, dem ich Dankbarkeit ſchuldig bin und der mir zu eſſen giebt, mich kleidet, als einem Fremden, der weiter mich nichts angeht. Aber eben ſo merkwürdig iſt es, daß dem Vater ſelten auffiel, daß die Kleidungen, die ſie trugen, nicht aus dem von ihm bewilligten Gelde angeſchafft ſein konnten, daß er wenigſtens ſelten darnach fragte. Zufrieden im Glauben, es ſei nicht aus ſeiner Sache gekauft und unbekümmert darum, woher es genommen ſein könnte. Und wenn er zur Seltenheit einmal fragte, woher dieß oder jenes? ſo hieß es ſchnell: der Götti oder die Gotte hätten es gegeben und dieſes wurde ohne irgend eine Nachfrage gläubig angenommen.

Als ich ihm endlich geboren wurde, hatte er gar große Freude, daß ihm nun ſein Kronprinz für ſein Kühlibeimeth und ſeine 1000 Pf. Schulden geboren ſei, und auf dieſen Thronfolger baute er fortan alle ſeine Pläne und Hoffnungen. Er ſei nüt, ſagte er oft, aber der da müſſe etwas ganz anderes werden, der müſſe alles lernen, was auf der Welt einer nur lernen könne. Und würde es 100 Kronen koſten, es ſollte ihn nicht reuen. Er wiſſe auch Leute, die nicht einmal Weber geweſen; die jetzt Geld hätten wie Heu und Häuſer wie Palläſte; die auf allen Märiten Haus oben im Dorfe ſeien und ſo ein Weberlein gar nicht anſehen, wie tief er auch die Kappe lüpfe. So ein Händler müßte ich auch werden; hätten es die gekonnt, ſo wüßte er nicht, warum ich es nicht auch könnte. Und dann müßte ich eine reiche Frau nehmen, ſie hätten auch alle reiche Weiber; ein ſchönes Haus bauen, ſie hätten auch alle ſchöne Häuſer; ein Schärbank kaufen, ſie hätten auch ſolche. In dieſem wollten wir dann zuſammen z'Märit ryten, und allemal ans Ordinäri gehen und nach dem Eſſen um das Kaffee ramſe. Dem Kaffee frage er zwar nichts nach, ein Glas Branntenwein ſei ihm lieber. Aber wenn man vornehm ſei, ſo müſſe man auch vornehm thun; ſonſt werde man verachtet. Dann ergötzte er ſich an den Gedanken, wie er dieſem und jenem es eintreiben wolle, daß er ihn ſchnöde angeſehen und wie er dann auch den Hut aufhaben und andere die Kappe wolle lüpfen laſſen. Hatte er ſo recht ſich ergangen in allen Hoffnungen, die er auf mich baute, ſo betrachtete er mich ordentlich mit Reſpekt und behandelte mich darnach. Er wollte nicht, daß ich ſchrie und nie glauben, daß ich auch ſchreie aus unbekannten Urſachen wie andere Kinder, ſondern nur wenn man mich mit Fleiß zu ſchreien mache. Hörte er mich in ſeinem Webkeller, ſo kam er hervor und prügelte die Schweſter, die mich gaumen ſollte, oder begehrte mit der Frau auf, warum ſie mir nicht zu ſaugen gebe, ihm z'Trotz laſſe ſie mich verſchmachten. Es war keine Rede davon, daß man mir etwas abſchlagen durfte. Geſchah es einmal in ſeiner Gegenwart und verzog ich nur eine Miene, ſo brüllte er: wotſch ihms gäh oder lah, oder ſoll ih cho?

Er gieng auf keinen Märit, daß er mir nicht etwas kramte, einen Lebkuchen, einen Weggen oder ein Pfeiſſenbäggeli, keinem andern Kind aber je um einen Kreuzer. Und wehe dem, das meine Sache auch nur mit einem Finger anrührte! Ich war kaum zwei Jahre alt, ſo nahm er mich allemal mit, wenn er des Sonntags zur Seltenheit einmal ins Wirthshaus gieng, gab mir zu eſſen, was ich wollte, ſchüttete mir Wein ein, mehr als ich mochte, und rühmte dann: der möge ihn aſe erlyde, aber der müße ihn lernen trinken, der müſſe einmal Wein genug haben. Meine Mutter nahm er dagegen nie mit, ſo oft ſie ſtichlen mochte: E Tropf Wy thät ere nöther als dem Schnuderbueb da.

Man kann ſich denken, wie lieb ich auf ſolche Weiſe der Mutter und den Schweſtern wurde. Sie hatten meinetwegen alle Tage Verdruß, konnten mich nie gut genug halten und mußten zuſehen, was ich alles erhielt, ohne Theil daran nehmen zu können.

Es ſcheint, mein Vater hatte die Geſchichte von Joſeph und ſeinen Brüdern nie geleſen, oder ſie nur ſo geleſen, wie die meiſten Leute leſen können. Er hatte nur die Worte gemürmt mit den Lippen ohne ihren Sinn zu verſtehen und noch viel weniger die Anwendung auf das gewöhnliche Leben und auf ſeine eigenen Verhältniſſe machen zu können. Er hatte nicht begriffen, was der Neid ſei, wie leicht er geweckt werde, wie unglücklich er mache! Das habe ich ſeither nur zu oft bemerkt, daß die Menſchen die Namen von Tugenden und Laſtern wohl kennen, aber ſie nicht erkennen, wenn ſie im Leben in ihnen ſelbſt ſich äußern oder äußern ſollten. Sie merken nicht, wie ſie hervorgerufen werden, gewahren die Zeichen nicht, die ihr Keimen, ihren Wachsthum ankünden, und wiſſen noch viel weniger, wie der Wachsthum des Böſen könne gehemmt werden. Wenn der Fehler eines Nächſten ſie reizt, ſo machen ſie es wie ein einfältiger Menſch, dem ein Nagel in der Wand die Hand verwundet. Statt mit Vorſicht ihn herauszuziehen und ihn zu entfernen, ſchlägt er ihn zornig an und in die Wand; hat damit die Wand verdorben, ſich die Hand verwundet und wird früher oder ſpäter den Nagel noch empfindlicher fühlen müſſen. So denken die wenigſten Eltern daran, daß das ganze Thun und Laſſen ihrer Kinder aus ihren Herzen entſpringt und ganz nach deſſen Beſchaffenheit ſich regelt; ſie achten bloß auf das Thun und Laſſen derſelben. Und ein Thun und Laſſen, das die Eltern ſelbſt durch das Verderben der Kinderherzen erzeugt, meinen ſie dann durch Schläge und Schimpfen züchtigen zu müſſen und vertreiben zu können. Sie ſchlagen die Verdorbenheit nur in die Herzen hinein, Tücke und Verſchlagenheit wölben ſich als Rinde darüber, aber es kömmt die Zeit, wo die Eltern ihre Thorheit büßen müſſen. So hatte mein Vater von Neid gehört und geleſen, aber daß er ſelbſt an ihm litt, wußte er nicht; daß er ihn in Weib und Kind pflanze, dachte er nicht, daß er durch Schlagen und Schimpfen den Neid mehre, in Haß verwandle, merkte er nicht; daß er durch eigene Schuld täglich größern Aerger habe, fiel ihm nicht ein. Und doch war das ſo natürlich, daß man glauben ſollte, ein Blinder hätte es ſehen müſſen. So wie die Mutter die Mädchen liebte, weil der Vater ſie verfolgte, ſo war ich ihr zuwider, weil der Vater mich liebte. So wie er nur für mich Sinn und Sorgen hatte, ſo überwältigte ſie der Neid, weil ſie glaubte, ſie verdiene doch eher ein weißes Brödchen oder einen Schluck Wein, als ich. Und wenn ſie meinetwegen noch mehr Verdruß haben ſollte, als ſonſt, ſo wollte ſie, üſe Herrgott nähme mich wieder, es gienge mir wohl und ihr noch beſſer. Die Schweſtern, die an der Mutter hiengen, theilten natürlich ihre Meinung; und weil ich immer Sachen hatte, die ſie entbehren mußten, ſo mußte der Neid in ihren Herzen groß werden, und dann noch alle Tage Schläge wegen mir, mußte den Neid in Haß verwandeln, mußte die Folge haben, daß der Vater oft mit Recht ſie abſtrafen mußte, weil ſie wirklich ſich gegen mich vergangen. Die Mutter ſchoß mich herum wie ein Kuderbüßi, wenn der Vater es nicht ſah. Die Schweſtern ſtahlen mir, was ſie konnten, oder die Mutter gab ihnen, was mir gehörte. Sie ſtießen mich; und war ich gefallen, ſo riſſen ſie mich mit einer Sanftheit empor, die viel weher that als der Fall. Da mein Geſchrei in beiden Fällen ungefähr das Gleiche war, ſo mochten ſie denken, weil ſie allweg Schläge kriegten, ſo ſei es nichts als billig, daß ich doch auch wüßte warum. War mein Vater den ganzen Tag fort, ſo war das ein Herrentag für ſie und ein Leidenstag für mich. Konnte ich doch ſo viel ſchreien als ich wollte, er hörte es nicht; mochten ſie mir nur halb genug zu eſſen geben, er ſah es nicht.

Natürlich hieng ich mich, getrieben durch angebornen Inſtinkt, an den Vater, und wollte nur bei ihm ſein, und wenn ich im Webkeller bei ihm ſein konnte, ſo war das meine größte Freude. Natürlich klagte ich dem Vater, ſo bald ich reden konnte alle erlittenen Mißhandlungen, lief zu ihm, wenn eines mich nur ſauer anſah. Natürlich hörte dieß der Vater gerne und verleitete mich all ihr Thun und Laſſen zu verrätſchen. Darum wollten ſie mich auch nicht bei ſich leiden, ſondern jagten mich von all ihren Arbeiten weg; und ich lief zum Vater. Daher wollte auch Niemand mit mir lernen in den Namenbüchern, welche der Vater mir ſchon im dritten Jahre kramte und immer eines ſchöner als das andere. Die Mutter wollte nicht Zeit finden, mit den Schweſtern gab es Krieg, und da die Lehrenden immer den Kürzern zogen, ſo kam der Lernende nicht weit und ſtrengte ſich nicht beſonders an, er wollte lieber die goldenen Elephanten und Affen außer dem Buche als die Buchſtaben im Buche betrachten. Da aber dieſes nicht Lernen hieß, ſo kamen die Schweſtern und ich hintereinander und die Schule endigte mit beiderſeitigem Heulen. Der Vater mußte Lehrmeiſter werden, weil er abſolut mich geſchickt haben und zu einem großen Manne machen wollte. Er war ein wunderlicher Lehrmeiſter, der, wie ſich von ſelbſt verſteht, keine Ahnung mehr davon hatte, wie lange das A-B-C-Lernen bei einem Kinde geht, wenn es nicht an beſtimmte Anſchauungen mit Bewußtſein gewohnt iſt, ſondern zum erſten Male an den Buchſtaben, die zudem nicht beſonders auffallende Merkmale haben, ſie nicht nur üben, ſondern alſobald die Folgen des gebildeten Anſchauungsvermögens, eine ſchnelle Auffaſſungskraft bewähren ſoll. Er war, außer bei ſeinem Webſtuhle, wo er mit dem ſchlechteſten Garn die größte Geduld haben konnte, äußerſt ungeduldig und reizbar, und konnte daher gar nicht begreifen warum ich, da ich den erſten Buchſtaben doch alſobald gekannt, die andern immer wieder vergaß und verwechſelte. Er ſchrie mit mir, kratzte in den Haaren, lief fort, aber ſchlagen that er mich doch nicht. Und weil ich gerne bei ihm war, und um bei ihm ſein zu können, den Vorwand brauchte, lernen zu wollen, und damit er nicht fortlief oder mich fortſchickte, mit aller Anſtrengung Achtung gab: ſo kam ich bald glücklich durch das A-B-C in die Büſcheli, und auch ſchnell durch dieſe. Da ich aber nicht immer lernen konnte, ſo nahm ich faſt von ſelbſt das Spuhlen vor, und machte es bald ſo ordentlich, daß der Vater mich für ein Weltwunder hielt, und allen Menſchen rühmte: Er hätte einen Bueben daheim, e ſettigi gäbs unter tuſige nicht. Dieſen Ruhm ſpendete er mir auch in meiner Gegenwart bei jeder Gelegenheit, ſo daß ich ſelbſt nicht wenig auf mir hielt und wirklich glaubte, ich ſei ein Ausbund.

Sobald ich größer wurde, plagte mich der G'wunder, wohin der Vater Dienſtags oder Donnſtags gehe und woher er mir den ſchönen Kram bringe? Lange hielt ich ihm an, mich mitzunehmen. Er hätte es längſt gethan, denn er freute ſich ſelbſt darauf wie ein Kind, und mochte nicht warten, zu vernehmen, was man z. B. in Burgdorf von mir ſagen und wie man allgemein über mich ſtaunen werde, indem er überzeugt war, daß man dort noch nie einen ſolchen Knaben geſehen. Allein er fürchtete, ich möchte nicht laufen und ſparte daher mir und ihm die Freude auf, bis ich das ſechſte Jahr zurückgelegt hatte. Endlich verſprach er mir einmal zur Herbſtzeit, mich an den Markt nach Burgdorf zu nehmen, wenn ich das Namenbuch noch einmal auslerne und ihm fleißig ſpuhle. Wie ich des Tages lernte und und ſpuhlte, und dann des Nachts träumte von dem Märit und der Stadt und allem dem, was mir der Vater ſagte, das man da ſehen könne, wie ich in einem beſtändigen Fieber war und an den Fingern Tag und Stunden abzählte und des Tages hundertmal ſagte: Vater, wenn wir noch 4mal oder 3 geſchlafen haben, dann iſt der Märit, nicht wahr? kann man ſich denken. Endlich brach der erſehnte Tag an. Er traf mich ſchon erwacht und ungeduldig, weil die Mutter expreß mit dem z'Morgeneſſen zu zaudern ſchien, und die Schweſtern mir meine Schuhe auch nicht ſalbten, ſo geſchwind ich wünſchte. Da verklagte ich ſie beim Vater; dafür haareten ſie mich als ſie mir das Halstuch umbanden. Daß ich z'Märit konnte und das ganze Jahr ſonſt Niemand, das wollte Mutter und Schweſtern faſt das Herz abdrücken.

Endlich wanderten wir fort, der Vater mit einem Tuch zum Abliefern auf der Achſel, einem Korbe mit einem Bälli Anken am Arm und ich mit einem Stecken in der Hand, der wenigſtens eben ſo groß war als ich. Wie bei einem tüchtigen Landregen aus allen Winkeln Bächlein fließen, zuſammenſtrömen, zu Bächen werden und endlich in den Fluß ſich mündend, dieſen anſchwellen zum gewaltigen Strom; ſo ſendet in weiter Umgegend faſt jedes Haus ſeine Stellvertreter aus an einen ſchönen Burgdorfer Märittag zu Luſt und Kauf. Jeder trägt zu Markte, was er hat, viele nur den eigenen Leib. Auf allen Fußwegen ſieht man Eilende. Sie ſammeln ſich ſchon zu Truppen in den Sträßchen und werden zu einer unabſehbaren Menge, wenn die Hauptſtraße ſie aufnimmt. Da wogt es dann wild durcheinander von Menſchen und Vieh, und raſſelnd ſchnurren die Bernerwägeli mitten durch, daß die Schafe nicht wiſſen wohin und die plaudernden Fußgänger auseinander fahren, als ob eine Bombe unter ſie gefallen wäre, und aus einzelnen Chaiſen und Charabanken ſchauen breite Geſichter wohlbehaglich auf die Menge nieder und fahren raſch durch ſie hin, als ob ſie das Ordinäri ſchon in der Naſe hätten. Was war da für einen Buben, der noch nie auf der großen Straße und an einem Märit geweſen war, nicht alles zu ſehen? Das Vieh zog mich mehr an als die Menſchen; und bei den kleinen lieben Lämmchen mußte ich alle Augenblicke ſtille ſtehen. Je näher wir der Stadt kamen, deſto ſchwerer hieng ich an des Vaters Kuttentäſche; denn immer mehr hatte ich zu ſehen. Als erſt das Städtchen und das ſchöne Schloß ſo ſtolz ſich mir darſtellten, da wäre ich faſt am Boden feſtgewurzelt, ſo große und ſo viele und ſo ſchöne Häuſer bei einander zu ſehen. So bald ich mich von dem erſten Eindruck erholt, machte ich, um bald dort zu ſein, ſo geſchwinde Beine, daß der Vater kaum nach konnte. Als wir in die Stadt kamen, gab es wieder Halt, und zwar bei jedem Kramladen: Nei luech doch Aetti, kum doch da zuch, ſchrie ich bei jedem Schritt und zerrte an der Kuttentäſche, daß ſie krachte. Aber der Vater hatte nicht Zeit, er mußte das Tuch abliefern. Der Herr war gar ein exakter und ſchnauzte die Weber, die ihm nicht zu der Zeit kamen, welche er im Kopfe hatte, gar rauh ab. Wir waren ohnehin ſchon ziemlich ſpät; darum gab der Herr auch gar kurze Worte, würdigte mich keines Blickes und gab mir weder einen Batzen noch ein gutes Wort. Darauf hatte der Vater gezählt und nahm es ſehr übel. Wenn er einen Andern wüßte, der ihm beſtändig zu weben hätte, er gienge auf der Stelle zu ihm und ließe den fahren — verfluchte er ſich. Nachdem er das erhaltene Garn verſorgt hatte, ſtellte er ſich mit ſeinem Ankenbälli z'weg zum Verkaufen und legte das Zwecheli mit den rothen Streifen ſchön zurück. Mir brannte der Boden unter den Füßen, ich zappelte um den Vater herum, und hielt ihm an, daß er doch mitkomme aus der finſtern Laube weg, zu den Krämern ga luege und ga krame. Endlich gab er mir einen Batzen mit dem Bedeuten: Ich ſolle mir daraus etwas kaufen, mich ein wenig umſehen, aber nicht weit gehen und ja bald wieder kommen. Er ließ mich ungern von ſich; nicht daß er fürchtete es könne mir etwas geſchehen, ſonder weil er dadurch um das Lob kam, das er von den Anken laufenden Frauen über mich einzuſammeln hoffte. Bis dahin hatte mich noch kein Menſch ordentlich angeſehen, geſchweige denn gerühmt; und das machte ihn faſt ſchalus.

Glücklicher als ein König ſtürmte ich fort mit meinem Schatz unter die Herrlichkeiten alle. Wo der Vater ſtand und welchen Weg ich nahm, achtete ich nicht; und daß ich ihn nicht wiederfinden könnte, dachte ich nicht. Ich ſtund von Stand zu Stand und verſank in immer tiefere Bewunderung. Hier ſah ich ſo ſchöne Manne auf den Roſſen, oben roth und unten blau, und Säbel und Gewehre daneben und ſchöne Wagen aller Art; dort Pelzkappen und Gold darum, das ganz prächtig glitzerte, gerade wie des Statthalters Bub eine hatte, um welche ich ihn immer beneidet; an einem dritten Orte ganze Haufen von Büchern und Helgen dabei, ach ſo ſchön, ſo ſchön, wie ich mein Lebtag nicht geſehen; und neben dabei Lebkuchen ganze Bygete und groß wie Ofenbretter. Vor allem ſtund ich ſtill; wie lange, weiß ich nicht. Ich hatte Vater und Zeit und Alles vergeſſen. Den Batzen hielt ich in der Hand, dachte vor dem Sehen lange nicht an das Kaufen, und als endlich Wünſche nach dem Beſitzen von etwas in mir aufſtiegen, wußte ich lange nicht, was ich nehmen ſollte. Mich hungerte und die Lebkuchen lockten mich gar ſehr. Aber die Pelzkappen waren ſo ſchön, die Manne auf den Roſſen ſo ſtattlich und die Helgen, ach! die gefielen mir gar zu wohl. Endlich ſiegte die Luſt nach dieſen, ich drängte mich durch, ſtreckte den Batzen dar und begehrte die, welche mir am beſten gefiel. Aber es lachte der Krämer und ſagte: Die koſte manchen Batzen. Kleinere wollte er mir zeigen, aber mein Sinn war einmal auf dieſe geſtellt. Da gedachte ich auf einmal des Vaters, daß der viele Batzen hätte, kehrte um, ihn zu ſuchen und Batzen zu holen. Ich lief und lief, aber fand den Vater nicht, fand den Ort nicht, wo ich ihn gelaſſen. Aus dem Gedränge der Leute konnte ich nicht kommen, konnte nicht wiſſen wo ich war. Da wurde mir entſetzlich bange auf einmal um's Herz, eine Angſt, von welcher man ſich keinen Begriff macht, befiel mich, der Schweiß bedeckte mich, das Weinen übernahm mich und ich fieng an zu ſchreien: Aetti, o Aetti, wo biſt. Aber kein Aetti gab Beſcheid. Es wurden Leute auf mich aufmerkſam und fragten: wo es mir fehle? Ich fragte nach dem Aetti, ſie nach ſeinem Namen und wie er einer ſei? Hans heiße er, ſagte ich, und habe eine elbe Kutte an. Es geb gar manchen Hans und viele elbe Kutten hier, entgegneten ſie, der Aetti werde wohl noch anders heißen und wie man ihm noch ſonſt ſage? D'Mutter, ſchluchzte ich heraus ſag' ihm allbeneiniſch enige Branzi und Gugag. Da lachten die Leute und ließen mich ſtehen und weinen und Aetti ſchreien!

Alleine war ich in der großen Stadt, die mir endlos ſchien, allein unter den Tauſenden: unter ihnen kein bekanntes Geſicht, keine theilnehmende Seele. Ein jeder ſtürchelte Geſchäften nach oder gaffte nach einem guten Schick herum. Nirgends einen Aetti, nicht einmal das Thor fand ich, zu welchem wir herein gekommen. Ich wußte nur, daß ein großes Haus mit einer kleinen Thür dabei ſtund. In unendlichem Jammer drückte ich mich endlich an eine Mauer, hielt die Hände vor das Geſicht und weinte bitterlich, bitter wie in meinem Leben vielleicht nie. O, man kann ſich das Furchtbare der Angſt in einer Kinderſeele, die ſich verloren glaubt, nicht mehr vorſtellen in den Jahren, wo man vergeſſen hat in eitlem Uebermuthe, daß man verloren gehen könne. Wenn einmal das Eisfeld der Selbſtſucht ſich über das Herz gelegt und es kalt geworden iſt in demſelben wie in Lapplands unermeßlichem Schnee, da weiß man nicht mehr, was ein Kind fühlt, wenn es keinen Aetti, keine Mutter weiß, kein bekanntes Geſicht ſieht, und es ſich verlaſſen glaubt, alleine fühlt. Es iſt wahre Höllenangſt, und in dieſer ſieht man nichts und fühlt man nichts als ſie. Die Mannen auf den Roſſen, Pelzkappen, Helgen, Lebkuchen — Alles war noch und auch mein Batzen noch. Aber für alles dieſes hatte ich keine Augen mehr, für mich gab es keinen Troſt, da der eine mir fehlte, der mir alles war, der Aetti. Und mein Aetti, den ich verloren, war nur ein armer Weber mit einer elben Kutte. Da oben iſt ein anderer Aetti, ſtrahlend in ewigem Lichte der allmächtigen Liebe, es iſt der reiche Gott und die Sterne ſind ſein glänzend Kleid. Und den haben viele verloren aus den Augen und ſie wiſſen nicht, wo er iſt; und doch haben ſie keine Angſt und behaglich wandern ſie auf dem Lebensmarkte auf und ab, ergötzen ſich mit Helgen und Lebkuchen, mit Puppen und Pelzkappen. Es wird Morgen, es wird Abend — ſie kümmern ſich um den Aetti nicht; ja, gemahnt an ihn, erſchrecken ſie, und möchten die Reden von ihm für Träume ausgeben, für Träume ſchwindſüchtiger und mondſüchtiger Thoren.

Ihre Herzen ſind gefroren, ſind Eisberge und Schneefelder geworden. Aber bedenk! dieſe Herzen werden aufthauen, auffrieren. Dann wird das Bewußtſein ſie erfaſſen, den großen Aetti verloren zu haben; dann wird ein unendlich Weh ſich feſtſetzen in ihren Herzen, ein Weh über den verlornen Aetti, das keine Zunge ausſpricht. Kennt ihr den Schmerz, wenn man gefrorne Finger unvorſichtig an heißen Ofen bringt? wie man die Hände zuſammendrückt und von einem Bein auf das andere ſich ſtellt, wie Störche auf den Matten? Was meint ihr? Wie wird es dann thun, wenn einſt die gefrornen Herzen am heißen Feuer der Seelenangſt aufthauen müſſen?

Ich weinte bitterlich; wie lange weiß ich nicht. Da nahm mir Jemand die Hände von den Augen und eine bekannte Stimme fragte: Eh, Peterli! biſch du's? Was heſch, daß d'ſo thueſch? Mit verdunkelten Augen ſah ich durch Thränen auf und erkannte unſern Schulmeiſter. Unſer Schulmeiſter hatte eine Schnupfnaſe und rothe Augen, und die Augen und die Naſe wäſſerten beide fort und fort das Geſicht, das ſonſt kein Waſſer ſah; die Bächlein lieſen durch die Furchen in alle Ecken hin, oft zuſammen und mahlten die luſtigſten Striemen in das aufgelaufene Geſicht, beſonders wenn er zuweilen mit dem Aermel unter dem Munde überflüſſiges wegwiſchte und es unwillkürlich auf die Backen ſtrich. Aber ein Engel, und wäre es der Gabriel geweſen, hätte mir nicht ſchöner erſcheinen können als der alte Mann. O, was ſo ein bekanntes Geſicht einem wohlthun kann, wenn man ſich verloren glaubt. Das glaubt Niemand als wer es erfahren. Thun nun bekannte Geſichter Einem ſchon ſo wohl, was meint ihr, wie müßten dem Verlaſſenen erſt bekannte Herzen thun? Aber leider bleiben auf der Welt die meiſten Herzen ſich fremde; ſind doch die meiſten Menſchen fremde in dem eigenen Herzen. Meinem Schulmeiſter konnte ich nichts anders ſagen als: Ich ha d'r Aetti verloren; konnte ihm meine Freude über ihn nicht ausdrücken. Aber meine Thränen verſiegten, ſo bald er mich bei der Hand nahm, die Angſt ſchwand und es war mir, als ob ich den Aetti ſchon hätte. Je größer ein Elend iſt, deſto dankbarer iſt man für jede Hülfe, und der erſte helfende Menſch, wenn er ſchon nicht der erſehnte iſt, wird zum Engel, zum eigentlichen Gottesboten.

Dem Manne vergaß ich die Hülfe mein Lebtag nicht. Wie er auch ſein mochte, ich behielt ihn lieb; und dieſe Liebe trug das Meiſte dazu bei, mich zum Schulmeiſter zu machen. Er nahm mich bei der Hand und verſicherte mich, daß wir den Aetti ſchon finden wollten. Ich wußte ihm aber gar nichts zu ſagen, wo ich ihn gelaſſen, bloß daß er Anken feil gehalten. Dort ſei er längſt nicht mehr, ſagte der Schulherr, es ſei ſchon 1 Uhr. Drei Stunden waren mir entſchwunden in Wonne und Entſetzen. So nahe beiſammen iſt oft das Entgegengeſetzte. Ein Glück, wenn ſolche Zuſtände nur drei Stunden dauern. Im Stübli, wo er ſein Garn hatte und das der Schulmeiſter wohl kannte, ſuchten wir ihn, fanden ihn aber nicht, ſondern nur den Beſcheid, daß er außer Athem da geweſen, nach mir gefragt und wieder fortgelaufen wäre. Wir giengen durch mehrere Straßen — wir fanden ihn nicht. Da erklärte mein Begleiter: Es ſei doch dumm, ſo einander nachzulaufen, ſo finde man ſich nicht. Zudem ſei es durſtig Wetter, darum wollten wir ins Stübli gehen; dorthin käme der Vater allweg und man könne doch dabei ruhig warten. Als wir dorthin kamen, ſtunden wir vor der Thüre ſtill und ſahen nach allen Ecken hin. Da ſah ich aus einer hervorſchimmern die ausgewäſſerte weißlichelbe Kutte des Vaters, und wie er haſtig und die Hände verwerfend daher ſchoß. Wie ich da aufjauchzte und ihm entgegen ſchoß! Und wie der Aetti mich empfieng und Donnersbueb ſagte und bei den Haaren nehmen wollte. Und wie ich von neuem zitterte und weinte und der Schreck mir in allen Glieder ſchoß, daß ſie bleiern wurden und faſt ſteif! So hatte der Aetti mich nie angeredet, war mir nie begegnet, das werde ich nie vergeſſen. So war das Wiederfinden. Begreift ihr es Leute? Ein erwachſener Menſch will nichts Unangenehmes empfinden, und wenn er es empfindet, nie Schuld daran ſein, ſondern das Kind ſoll zu dem bereits Erlittenen noch Strafe tragen für fremde Schuld. So geſchieht es zu tauſend Malen, ſo geſchah es auch jetzt.

Mein Vater hatte gewiß Schrecken und Angſt empfunden ſo gut, als ich, hatte Stunden lang mich in Angſtſchweiß geſucht. Die Angſt wurde unbewußt zum Zorn gegen den Buben, der ihm die Noth verurſachte, und Zornesausbrüche bewillkommten mich ſtatt Zeichen der Freude. Wer war aber eigentlich an allem Schuld, als der Vater, der nicht daran dachte, daß ich noch nicht ſiebenjährig, nie hier, nie auf einem Märit geweſen; der nicht mehr der Eindrücke ſich bewußt war, die ein Kinderherz empfangen mußte, der nicht merkte, daß es nothwendig ohne ein Wunder ſo gehen mußte. So gedachte mein Vater auch durchaus nicht an den Eindruck, den ſein Benehmen auf mich machen mußte, nicht wie er mit roher Hand die ganze Märitfreude mir zerdrückte und noch manches andere mit. Freilich kam mein Vater bald wieder zu ſich. Als er meine Thränen ſah, ward er ſogar weichherzig. Im Stübli ließ er aufſtellen und nöthigte mich zu eſſen und zu trinken. Bratwürſte ließ er kommen und befahl vom Beſten. Allein mir ward nicht mehr wohl, ich ſchnupfte fort und fort. Um mich zu tröſten und ſeinen Fehler gut zu machen, ſchenkte er mir um ſo fleißiger ein, verſprach mir noch Kram und ſagte alle Augenblicke: Plär nicht, Bueb, m'r wey de no uſe Märit ga krame! Allein ich begehrte nicht mehr hin, der Kopf that mir weh von Wein und Weinen, daß ich nicht mehr aufſehen konnte. Ich wollte fort, gieng aber ſo mühſelig und klagte ſo nöthlich, ich möge nicht mehr laufen, daß der Vater froh war, als er mich unſerm Müller aufladen konnte. Auf deſſen Wagen ſchlief ich bald ein, und erwachte erſt wieder, als man mich vom Wagen nahm. So endigte dieſer langerſehnte Freudentag mit Noth und Leiden und ich begehrte nachher nicht wieder z'Märit und noch lange träumte es mir, ich ſei verloren und der Vater nehme mich beim Haar und dann ſchrie ich ſo wehlich auf, daß der Vater aufſtehen und mich tröſten mußte.

Viertes Kapitel.

Wie ich um mein Kronprinzenthum komme.

Nach mir hatte die Mutter noch zwei Mädchen geboren, die ganz munter aufwuchſen. Wenn andern Leuten Kinder ſtarben, ſo jammerten die Eltern oft: ſie ſeien die ug'fälligſte Hüng, ihnen ſterbe nie kees. Meine Mutter gebar zum ſechstenmale, und das Kind war ein Sohn, und es ſtarb wieder nicht. Eine Kindbetti im Hauſe war eine ſo gewöhnliche

Sache, daß man ſich derſelben wenig achtete; nur die Schweſtern fiengen an zu mukeln: Die Mutter könnte das aſe bleiben laſſen, das trag nüt ab, ſo kleine Kröten ſeien einem nur zur Plag und zu erben werde es am Ende wenig geben. Zwei Tage blieb die Mutter im Bette, dann fieng der Vater zu fragen an, wo es ihr fehle, daß ſie noch nicht auf möge. Dann zwängte ſie ſich auf und fieng wieder an die Haushaltung zu machen. Sie mußte zwar alle Augenblicke abſitzen, und klagte ſich bald hie bald da. Dann meinte der Vater, es werd ſchon beſſern, und gab 6 kr. um ein weißes Brötlein zu holen; das ſolle ſie einſtweilen brauchen und etwa auch ein Süppli kochen. So bald möglich gieng daher die Mutter in die Kirche, weil ſie dabei einen Schoppen warmen Wein trinken durfte im Wirthshauſe, ohne daß der Vater balgete. Auch mit der Kindstaufe preſſirte ſie gar ſehr und das aus folgenden Gründen. Das weiße Brötchen hielt natürlich nicht lange an, die Mutter b'langete auf die Gaben guter Leute, die man nach Landesſitte einer Kindbetterin bringt, aber erſt nach der Taufe. Es heißt, wenn man ſie vorher bringe, ſo ſei das ein Zeichen, daß man zu Gevatter wünſche gebeten zu werden. So aufdringlich will man alſo nicht ſein. Es iſt aber im Grunde mehr die Angſt, zu Gevatter gebeten zu werden, welche abhält, ſich zu zeigen; denn eine ſolche Gevatterſchaft zieht gar bedeutende Koſten nach ſich. Einbund, Kinderkleidchen, Geſchenke an die Wöchnerin, an manchen Orten das ſogenannte große Gutjahr, die erſten Hoſen, der erſte Kittel und alle Jahre etwas, an manchen Orten bis man verheirathet iſt; dann die Anſprüche armer Eltern, das ganze Jahr durch, die das Recht zu haben glauben, bei den Gevatterleuten zuerſt anzuklopfen in jeder Bedrängniß; und manchmal, wenn die Eltern ſterben, die ganze Erziehung eines Kindes, das man zu den Seinigen ins Haus nimmt, das ſind die Folgen einer Gevatterſchaft auf dem Lande. Das iſt ſchon bedeutend, aber die Menge bringt erſt die Strenge. Man macht ſich in der Stadt gar keine

Vorſtellung davon, wie oft die ſogenannten guten Häuſer von den wildfremdeſten Leuten in Anſpruch genommen werden. Es giebt Häuſer, und nicht wenige, wo ordentlich über die Gevatterkinder Buch geführt werden muß und wo ihre Zahl über 100 anſteigt. Ja, ich kannte eine Perſon, welcher dieſe einzige Ausgabe jährlich den ganzen Zins einer verpachteten Schmiede wegnahm, und der, wenn ich nicht irre, 200 Kronen betrug. Das iſt eine indirekte Steuer, die auf den Reichen des Landes laſtet, die man nicht beachtet. Zuweilen geſchieht es allerdings, daß irgend ein heirathsluſtiges Töchterlein an dunklem Abend mit einer Zupfe unter der Schauben vor der Taufe anrückt und zu verſtehen giebt: ſie wäre gern Gotte, aber mit dem und dem; oder daß eine kuppleriſche Mutter eine Maas Wein bringt und dabei verdeutet: ihr Sohn wolle Götti ſein, aber jenes reiche Mädchen müßten ſie zur Gotte nehmen; oder daß man eine Mittelsperſon dazu braucht, um armen Leuten den Verſtand zu machen, wen ſie zuſammen bitten ſollten. Zuweilen kömmt dieſes armen Leuten ſelbſt in Sinn, und ſie benutzen die Taufe, um junge Leute zuſammen zu bringen, in der Hoffnung, man ſchlage ihr Geſuch um ſo weniger ab, wenn man höre wer auch noch da ſein werde. Das hat mich als Schulmeiſter tauſendmal geärgert, wenn ich die heilige Taufe zu ſolchen Kupplereien mißbraucht ſah; wenn ich ſah wie die jungen Leute gar nicht daran dachten, wo ſie ſtunden, und wie wichtig das ſei, welches ſie hier vor dem Herrn verſprechen mußten, ſondern wie ſie nur dachten, wie ſie des Nachts bei einander liegen könnten, oder wie ein ſchnippiſches Mädchen Pläne machte, wie es den gegenüberſtehenden Götti am beſten zum Narren halten könnte. Meine Mutter preſſirte alſo mit der Taufe, um die Geſchenke der guten Leute und die der Gevatterſchaft, ſo wie die Maas Wein und das Stücklein Fleiſch, welches der Vater vom Kindstaufſchmaus heimbrachte, bald zu erhalten und ſie zu ihrer Stärkung zu benutzen. Das wirkte aber wenig, weil ihr die gehörige Ruhe fehlte und ſie zu früh wieder Alles machen mußte. Ich bin überzeugt, eine Menge Weiber verwittern und verfallen vor der Zeit an dieſem Mangel an Schonung und Ruhe in den Kindbetten. Mein Vater hielt den Kindstaufſchmaus im Wirthshauſe: er ſagte, man ſei zu Hauſe nicht dafür eingerichtet; der eigentliche Grund war aber, daß er glaubte wohlfeiler davon zu kommen. Zu Hauſe hätten die Frau und die Kinder auch miteſſen müſſen, im Wirthshauſe waren die nicht, und manchmal zahlten die Gevattersleute noch die Uerti ganz oder zum Theil. Der Frau ſchickte er das Kind aus der Kirche alſobald heim, ſo daß nicht begegnen konnte, was zu N. einmal ſich zutrug. Dort ſaßen Mann und Weib mit den Gäſten luſtig am Tiſch, auf dem Ofen eingepackt lag das Kind und war endlich nach langem Schreien eingeſchlafen. Als es bald Mitternacht ſchlug, die Flaſchen leer, die Köpfe ſchwer waren, brach man auf und das Ehepaar wanderte wohlgemuth und ſingend von dannen und vergaß ſein Kind.

Als die Wirthin abräumte, fieng es an zu wimmern auf dem Ofen in dunkler Ecke. Sie erſchrack und glaubte es ſei ungbürig. Sie lief aus der Stube und ſchrie das ganze Haus zuſammen, und vor der Thüre hörten alle das Wimmern, aber keines durfte hinein. Endlich kam der Wirth aus dem Keller und wagte von Ferne zu zünden. Da entdeckte er auf dem Ofen den zurückgelaſſenen Kram, das webernde Kind. Sie wollten ihn aber nicht behalten. Der dem ſaubern Elternpaar mit dem Kinde nachgeſandte Knecht hatte die größte Mühe es ihnen aufzudringen. Sie behaupteten, es ſei nicht das ihrige, das hätten ſie längſtens heimgeſchickt.

Bei der Taufe meiner beiden jüngern Schweſtern war ich mit dabei geweſen, der Vater hatte mich das erſtemal ſogar hin und heim getragen; diesmal mußte ich trotz meines Anhaltens und Weinens zu Hauſe bleiben; ich konnte nicht begreifen warum? Als der Vater fort war, löſten mir die ältern

Schweſtern das Räthſel. Gell Peterli! jetzt chaſts o ha wie wir, gell mit em Heimeth iſch es us, jetz prediget e-n-angere! Den ganzen Tag ſangen ſie mir:

Peterli git e große Herr,
D'r Vater wott ne thue i d'Lehr;
Aber jetz iſch eine nache cho,
Dä het 'sPeterli dür tho.

Ich merkte nun wohl, daß ich nicht mehr der Jüngſte ſei, daß ich das Heimeth nicht mehr erhalten werde; aber das plagte mich doch nicht beſonders. Ich hatte die Mutter zu oft ſagen hören: wenn ſie nur den verfluchten Bettel nicht hätte, ſie könnte es viel beſſer haben. Und vom Vater hatte ich wieder gehört: ich müßte recht e G'ſchickte werde, dann bekomme ich Geld wie Heu und könnte Häuſer bauen und Land kaufen, ſo viel ich wollte. Das Heimath dachte ich dem Brüderli gerne zu laſſen, lieber wollte ich mich unten im Dorfe ſetzen, da ſei es viel luſtiger, ſchöne Matten ſeien da und ſchöne Krämerläden, und alle Augenblicke fuhren Kutſchen durch mit ſchönen Herren und Frauen; und wenn ich dann einen Schärbank hätte, ſo wäre da ein viel komöder Fahren als bei uns, wo Steine, wie Kindsköpfe die kleinſten, im Wege ſeien. So machte ich meine Rechnung, aber ohne Wirth.

Aber der Vater wurde nun auch ein anderer und betrachtete mich mit andern Augen. Wie geſagt, ſein Heimeth war ſein größter Stolz, und von jedem der keines hatte, ſagte er mitleidig und verächtlich: Er iſch ume e G'husme, er iſch ume z'Hus. In mir hatte er den künftigen Beſitzer deſſelben geſehen, als ſolcher war ich ſein Stolz und ihm beſonders werth. Nun war mein Brüderlein künftiger Beſitzer geworden. Der Vater trug daher alles, was er für mich gefühlt hatte, auf jenes über. Es nahm meinen Platz ein nicht nur im Erbrecht, ſondern auch in des Vaters Herzen. Das gieng freilich nicht auf einmal zu, und der Vater war ſich ſeiner Umänderung vielleicht kaum bewußt: aber ich fühlte ſie immer ſchmerzlicher. Allgemach erhielt ich keinen Kram mehr; Lebkuchen und Weggen wanderten zum Erbprinzen. Der Vater rühmte mich nach und nach ſeltener, und daß ich ein großer Herr werden ſollte, ſagte er gar nicht mehr. Was ich früher gerne und ſpielend that, um bei ihm ſein zu können, das Spuhlen, das wurde mir zur ſtrengen Pflicht gemacht, und wenn ich nicht die gehörige Portion machte, ſo erhielt ich erſt Vorwürfe, dann Schläge. Zum Lernen hielt man mich auch nicht mehr, im Gegentheil, wenn ich nach dem Buche griff, ſo hieß es: ſpuhl du, du biſt lang geſchickt genug, du kannſt noch viele Jahre lernen, und für einen armen Weber kannſt du bald genug. Dann erzählte wohl der Vater, wie er auch nicht habe viel lernen können, er wüßte nicht, warum ich mehr lernen ſollte als er, er ſei doch auch durch die Welt gekommen. Und wenn das alles nicht fruchtete, ſo erhielt ich das Buch um den Kopf. So redete der Vater kalt und warm aus einem Munde, bei dem einen Kind ſo, bei dem andern anders. Die Mutter hatte gar große Freude daran, daß noch ein zweites Söhnchen nach kam um mich aus dem Sattel zu lüpfen, was ſie mir von ganzem Herzen gönnte. Sie liebte daher den Neſtbutzen auch ſo gut wie der Vater, er ward ſo doppelt verzogen und meiſterlos. Wie ich aber nun im Hauſe z'weg war, kann man ſich denken. Der Vater, der die Schuld trug, daß die Andern mich beneidet hatten und haßten, ließ mich im Stich, wandte ſich von mir. Die Geſinnungen der Andern gegen mich blieben. Sogar unſer Spitz, dem ich öfters von meinen Weggen gegeben hatte, ließ von mir und hielt ſich nun zu dem Bruder, der jetzt die Weggen hatte: Allen war ich Preis gegeben und Niemand war zu meinem Schutze da. Die Schweſtern vergalten mir nun doppelt ihre frühere Zurückſetzung und was ich ihnen beim Vater angerichtet hatte. Es war mir auf dieſe Weiſe recht weh ums Herz; Hund und Vater hatten mich verlaſſen, und es giebt für das menſchliche Herz ſicher keinen größern Schmerz, als Niemand zu haben, den man lieben kann, oder Niemand der uns unſere Liebe abnehmen will. Im mittlern Alter, wenn die Lebensſonne hoch am Himmel ſteht und unſer Dichten und Trachten auf Gewinn und Gewerb gerechnet iſt, mag der Menſch dieſes weniger fühlen, als in der Jugend und im Alter, denn in der Jugend iſt man liebevoll, im Alter liebedurſtig. Darum bewerben Großeltern ſich ſo ängſtlich um die Liebe der Großkinder, und thun das Thorrechteſte um ſie zu gewinnen. Darum ſchließen die Kinder ſo gerne an die Alten ſich an, die ihnen ihre Liebe ſo gierig und dankbar abnehmen. Wie manches Herz wohl, das ſeiner innwohnenden Liebe kein ander Herz fand, in das es ſie ergießen konnte, iſt allmählig verſteinert und hart geworden, wie Geißbergerſtein. Und wie manches andere wohl iſt zum Verbrecher geworden an den Menſchen aus Rache; weil ſie die Liebe nicht wollten, hat es ſie mit Haß bezahlt in That und Wort.

Glücklich wars für mich, daß es mir nicht ſo gieng, und daß die gütige Vorſehung mir einen Retter vor dieſem Zuſtande in den Weg führte, für mich ein Engel, d. h. ein Bote Gottes. Und was für einen — ſollt ihr im folgenden Kapitel hören.

Fünftes Kapitel.

Wie ich aus einem Erbprinzen ein Schulprinz werde.

Mein Engel, den ich fand, hatte auch keine Fekken, ſondern eine Schnupfnaſe und Augen, die tropften wie ein Schleiferkübel. Es war unſer alte Schulmeiſter, der mich in Burgdorf gefunden, ſich meiner liebreich angenommen und mir beim Vater z'Beſt geredet hatte, als er mich in der erſten Hitze ſchlagen wollte. Das hatte ihm mein ganzes Herz gewonnen, ich hieng an ihm mit wahrer Ehrfurcht und Zärtlichkeit, er mochte ſein wie er wollte. Jeder Menſch macht auf den andern einen Eindruck, der gewöhnlich erzeugt wird durch die äuſſere Geſtalt und die Geſichtszüge. Dieſer Eindruck iſt oft ein ſehr wichtiger, denn der Seele Spiegel iſt das Geſicht, und Mancher hat es bereut, daß er den erſten Eindruck über den Worten eines Menſchen vergeſſen, weil er ſich dadurch bittere Täuſchungen erſpart hätte. Zuweilen aber wird dieſer Eindruck auch erzeugt durch die Lage oder die Handlung, in welcher wir einen Menſchen zum erſtenmal erblicken, und dieſer Eindruck iſt noch bleibender als der erſte. Ein Kind, das zum erſten Male in die Schule kömmt und es ſieht den Schulmeiſter im Zorn, ſieht ihn rauh und auffahrend, wird Jahre lang die Furcht vor ihm feſthalten und ſelten es bis zur Liebe bringen. Ja man wird es mit Schlägen in die Schule treiben müſſen, was das Uebel nur ärger macht.

So hatte ich es mit meinem Schulmeiſter; was Andere an ihm ſahen, ſah ich nicht, und wenn Andere ihn neckten, ſo that ich ihm, was ich ihm an den Augen abſehen konnte. Er war häßlich und durch Unreinlichkeit faſt eckelhaft; er liebte neben dem Schnupf auch den Schnaps, und den trank er manchmal vor, manchmal während der Schule. Sein Lohn war gering, und um ſich mehr Geld zu verſchaffen, trieb er das Küferhandwerk und hatte im Winter den Zügſtuhl in der Schulſtube. Er galt für einen b'ſunderbare G'ſchickte, denn er konnte den Bauern das Heu meſſen und ſogar Brieflein und Zeugniſſe ſchreiben für ſie. Sein Schulhalten war aber nicht weit her. Des Morgens mußte man zuerſt lernen, was man aufſagen wollte, ſowohl auswendig, als die Leſer ihre paar Zeilen im Fragenbuch, und die Buchſtabirer ihre Buchſtaben. Dann fieng das Aufſagen an, und wenn dieſes nicht bis Mittags dauerte, ſo las man noch ein wenig. Des Nachmittags fieng man mit Leſen an, ſpäter konnten Einige manchmal etwas ſchreiben oder rechnen; die Meiſten und beſonders die Leſer und Buchſtabirer, kamen nicht von ihren Büchern weg. Aber auch dieſes Schulhalten war ihm beſchwerlich und er that es ſelbſt ſo wenig als möglich. Entweder war er duſelig in ſeinem Kopf von Branntwein, oder er hatte Kübeli zu binden und Reiſſen zu ſchnefeln. Er hatte daher immer einen oder zwei Adjutanten, denen er ſein Scepter, die Ruthe, anvertraute. Gewöhnlich waren es die Reichſten, denen er damit die Gelegenheit gab ſich einzuüben, künftig die Untergebenen tyranniſiren und quälen zu können nach Noten. Ordnung war keine in der Schule, aber Prügel vollauf von dem Alten und von den Jungen. Die Achtung fehlte, und wer dem Schulmeiſter am meiſten Streiche ſpielen, ihn am beſten ausſpotten konnte, der hielt ſich für den Größten und wurde auch von den Andern dafür gehalten. Man that ihm alles Wüſte, z. B. gefrornen Roßmiſt in ſeine weiten Kuttentäſchen, leerte ihm ſeine Schnupfdrucke aus und füllte ſie mit Staub aus Weidenbäumen, ſchlug ihm Nägel in die Aeſte, die er aushauen wollte. Doch der Jubel gieng erſt recht an, wenn er des Nachmittags einſchlief, was nicht ſelten geſchah.

Sobald man ſah, daß der Schlaf über ihn komme, verſtummte der gewöhnliche Lärm, und mäuschenſtill wards ringsum. Glaubte man ihn ordentlich eingeſchlafen, ſo ließ einer zur Probe ein Buch fallen oder ſchlug mit dem Lineal auf den Tiſch. Selten erwachte er. Dann wurde Kriegsrath gehalten, was anzufangen ſei, und nie war man über etwas Luſtiges verlegen. Man band ihn mit Stricken an die Ofenbeine an, ſtrich ihm Tinte ins Geſicht, machte ihm einen Schnauz, verſtopfte ihm die Naſenlöcher mit Papier, klebte ihn an den Haaren mit Pech am Ofen an u. ſ. w. War die Sache ausgeführt, ſo machte man ſich in aller Stille aus dem Staube bis an Eines, das an irgend einem Fenſter den Austrag der Sache anſehen mußte; denn das Luſtigſte war dann doch, zu wiſſen, wie es abgelaufen. Wenn die Frau (eigne Kinder hatten ſie keine) die Kinder fortgehen hörte und der Mann nicht kam, ſuchte ſie ihn endlich und weckte ihn unſanft auf, betitelte ihn auf allerlei Weiſe und befreite ihn nicht auf die gelindeſte Art. Das alles dann erzählen zu hören, war die größte Burgerluſt für die Schüler. Der Schulmeiſter fragte nie nach den Miſſethätern, aber am folgenden Morgen handhabte er die Ruthe mit beſonderem Nachdruck, und die, denen er den Streich zutraute, erhielten ihre Heiligen mit oder ohne Anlaß. Aber man war derſelben ſo gewohnt, daß man ſich aus ihnen nichts machte, obſchon er bis zu ſechs Dutzend ſogenannte Tözeni aufzählte.

Ich war ſchon früher zu ihm in die Schule gegangen, ohne daß ich mich über ihn beſonders zu beklagen gehabt hätte. Durch mein vieles Lernen zu Hauſe war ich meinen Altersgenoſſen zuvorgekommen, konnte immer ohne Fehler aufſagen, und an den Streichen, welche die Aeltern verübten, war ich zu jung um Theil zu nehmen. Seit er mich aber erlöst hatte aus meinem Jammer und ſeit ich keine Triſtig mehr hatte zu Hauſe, war die Schule mein liebſter Aufenthalt und der Schulmeiſter mir der liebſte Menſch unter der Sonne. Ich that alles Mögliche um ihm zu gefallen, und dadurch gewann ich ſeine Zuneigung, vielleicht auch dadurch, daß er mir eine Wohlthat hatte erzeigen können. Der Menſch thut ſo ſelten etwas Gutes, daß er ſich ordentlich zu dem hingezogen fühlt, der ihm Gelegenheit dazu gegeben hat, etwas Löbliches zu vollbringen, und ſeinem Gewiſſen Stoff, ihn auch einmal zu rühmen. Freilich waren die Mittel, welche ich ergriff um mich ihm wohlgefällig zu machen, nicht die ſauberſten. Ich ſah, daß andere Kinder ihm zuweilen Geſchenke brachten, Milch, Brot, Speck, Mezgeten u. ſ. w. Daß die es einige Tage beſonders gut bei ihm hatten, kam bei mir nicht ſowohl in Betracht, als daß ich ſah, wie ſehr es ihn freute und wie ſeine Frau nicht aufhören konnte zu danken und dem Müetti und dem Aetti alles Gute zu wünſchen. Ich forderte daher einmal, als wir backten, ganz unbefangen ein Brot, um es dem Schulmeiſter zu bringen. Wohl da kam ich ſchön an!

Der Vater meinte: Ihr freſſet no nit g'nue Brot, daß m'r no angere gä ſett. Ih mah verdiene, wi' ni will, es b'ſchüßt nüt. We d'no einiſch öppis ſeyſt, ſu ſchlah-n-i d'r d'r Gring ab. Die Mutter aber belferte : Ja dem weit ih o öppis bringe. Suf er weniger Brönz. U ſy Frau iſch ſo ſchmäderfräßig, ſi ſchätzte üſes Brot nüt; es wär ihr z'weni wyßes, ſie gäbs umme d'r Geiß. — So war ich abgefertigt, aber nicht zufrieden. Nun konnte ich freilich nicht thun, was jener Güterknabe, der gerne unterwieſen ſein wollte, und, um den Pfarrer dazu zu bewegen, ihm ein Geſchenk zu bringen trachtete, und es recht gut machen wollte, damit es ja b'ſchüßi; der daher ſeinem Meiſter zwei Hammen auf einmal ſtahl, aber auch die Sache ſo ausbrachte. Denn hätte er dem Pfarrer nur eine Hamme auf einmal gebracht, ſo wäre es dieſem nicht aufgefallen, allein zwei auf einmal das war er nicht gewohnt und fragte nach, und die Sünde kam aus. Nein, 2 Hammen konnte ich aus unſerm Kämi nicht nehmen, die Mutter ſah zu ſcharf alle Tage hinauf, die 4 zu zählen, die im Winter oben hiengen. Aber ich ſtahl Eier, und da es dieſe ſelten gab im Winter, ſo ſtahl ich ſie im Sommer in Vorrath und verbarg ſie ins Heu, ſtahl Aepfel, dürres Zeug, und wollte einmal ſogar der Kuh eine Halbe Milch ausziehen. Die aber verſtund kein Spaß, ſondern ſchlug den ungewohnten Melker gar tüchtig in den Miſt, daß er Mund und Naſe voll bekam. — Das Zweite, was ich verſuchte um die Gunſt des Schulmeiſters zu erlangen war, daß ich ihm nach und nach zu verrätſchen anfieng, was die Andern thaten. Es war nicht bloße eigennützige Abſicht dabei, ſondern wahrhaftig großentheils Liebe zu dem Manne, und Aerger, daß man ihm ſo mit ſpielte. Weil der Mann mich liebte, um meiner Anhänglichkeit willen mich allenthalben vorzog und rühmte, ſo ſuchte ich auch ſo viel möglich bei ihm zu ſein.

Fleißiger Schulbeſuch gehörte ſonſt nicht zu den Tugenden unſeres Hauſes. Erſtlich hatten die Eltern kein Schulgewiſſen, es fiel ihnen Wochen lang nicht ein, daß es Schule ſei und die Kinder geſchickt werden ſollten. Sie hatten ferner keine andere Vorſtellung von dem Nutzen einer Schule für gewöhnliche Leute, die nicht etwas appartigs werden ſollten, als daß man darin leſen lerne um unterwieſen zu werden und weil es einem überhaupt kummlich ſei, leſen zu können. Und da die Aeltern von uns leſen konnten, ſo hielten ſie dafür die Schule trage für dieſe alſo wenig mehr ab. Endlich hatten ſie auch den gewöhnlichen republikaniſchen Trotz: es heig ihnen niemer nüt z'befehlen, me chönn 'ne i d'Schue blaſe, ſie heige d'Wehli d'King i d'Schul z'ſchicke oder nit. Sie gebitne z'eſſe u a d'Schue zahl 'ne o niemer nüt. Meine Schweſtern hatten endlich noch erlanget, daß ſie auf einem appartigen Plätzli Flachs pflanzen und denſelben ſpinnen durften für ſich, wenn ſie im Tage für die Eltern anderhalb Tauſend geſponnen hatten. Sie fragten daher der Schule wenig nach und zogen ſich davon ſo viel ſie konnten.

Die Eltern hätten daher auch mich nicht fleißig geſandt, wenn ich nicht gerne gegangen wäre: ſie hätten mich viele viele Tage um das Haus können ſchlingeln ſehen im Nichtsthun ohne mich in die Schule zu ſchicken. Ich bin überzeugt, an wenigſtens einem guten Drittel von Schulverſäumniſſen iſt, beſonders bei den Knaben, nicht die Arbeit ſondern die Gleichgültigkeit der Eltern ſchuld, die gar nicht an die Schule denken, oder wenn ſie das Geringſte zu machen, nur ein Körbchen mit Erdäpfeln zu waſchen haben, alſobald ſagen: Du kannſt heute nicht in die Schule, es müſſen Erdäpfel gewaſchen ſein, — nicht denken, daß dieſes bei gutem Willen füglich vor oder nach der Schule gemacht werden könnte, oder füglich von Jemand der zu Hauſe bleibt und nichts dabei verſäumen würde. Alle Morgen und alle Mittag war ich bereit zum Gehen. Da glaubten die Eltern Einhalt thun zu müſſen, theils weil ſie glaubten, ich könnte das Spuhlen verſäumen, theils ſagten ſie: Was würden die Leute dazu ſagen, wenn ſie einen ſo großen Buben alle Tage zur Schule ſendeten?

Sie konnten ja denken, ſie wüßten ihn zu nichts zu brauchen oder hätten ihm nichts zu arbeiten. Und die Schweſtern, ſo wenig ſie zu geben begehrten, redeten auch darein und ſagten: Wenn ich immer geben könnte, ſo wollten ſie auch geben, ſie hätten ſo viel Recht als ich. Das half aber alles nichts; ich zwängte es die meiſten Male durch. Denn ein Kind, das hartnäckig iſt, kann auf dem Lande ungeheuer viel z'wängen, ſobald es ſich auf das Z'wängen legt, weil man wohl Schläge aber den nachhaltenden Ernſt nicht kennt. Freilich mußte ich zwiſchen durch ſpuhlen über Hals und Kopf, früh und ſpät; freilich bürdete man mir noch immer mehr zu machen auf zwiſchen durch, Futter rüſten, holzen u. ſ. w. Aber ich gab nicht lugg, machte ſo viel ich immer mochte; und wenn das nicht genug war, ſo brauchte ich am Ende auch das Maul; drohte mit Fortlaufen, ſagte der Götti wolle mich u. ſ. w. Da ſetzte es wohl Ohrfeigen, aber es half doch etwas; denn entbehrt hätte man mich ungerne. Es wäre dadurch eine Lücke in dem Hausweſen und in der Arbeit entſtanden, die Niemand gerne ausfüllen mochte. Ich lernte in und auſſer der Schule gar gewaltig, und hatte eine Vorrichtung erſonnen, um dem Spuhlen unbeſchadet es thun zu können. Es iſt merkwürdig, daß auf dem Lande ſo wenige Haushaltungen auf den natürlichen Einfall kommen, daß die Kinder und namentlich die Mädchen lernen und arbeiten können mit einander. Freilich bedarf es dabei geſpannte Aufmerkſamkeit, aber eben die Aufmerkſamkeit ſpannen zu lernen, wäre auch eine gar nöthige Sache, welche ſo wenige verſtehen. Beſonders für eine Sache wäre es recht gut. Der Menſch denkt faſt immer etwas und ganz unwillkührlich kommen und gehen die Gedanken, und bei keiner Arbeit kann man kommoder ſinnen als bei den Mädchenarbeiten, ſpinnen, lismen, nähen und bei vielen andern mehr. Da kommen dann den erwachſenden Mädchen die Gedanken von ſelbſt angezogen und ſetzen ſich wie Mehlthau in ihren Seelen feſt und vergiften Keuſchheit und

Schamhaftigkeit. Sicher iſt ſo manches Mädchen, ohne daß Jemand bei ihm war, durch ſeine eigenen Gedanken, die ſich während der Arbeit entſpannen und dann ſich fortſetzen wenn das Licht ausgelöſcht war, verführt worden. Darum wäre es von großer Wichtigkeit, wenn man während der Arbeit die Gedanken mit etwas Gutem beſchäftigen könnte, ſo daß die böſen keinen Platz fänden. Das wäre ſo gar nicht ſchwer, wenn man nur wollte. Aber man legt ſo gar wenig Gewicht auf ſeine Gedanken, und bedenkt nicht, daß Jeſus ſagt: Aus dem Herzen heraus, von den Gedanken her, kommt alles Arge. Man iſt gewöhnlich auch ſo wenig Meiſter ſeiner Gedanken, daß man den einen nicht befehlen kann zu kommen, den andern nicht zu gehen. Man hat es mit ihnen wie mit den Einquartirungen: ſie kommen und gehen nach Belieben; und ſie gehen heißen fällt Niemand ein, weil man wähnt, es hülfe nichts, ſie blieben doch.

So lange aber einer nicht Herr ſeiner Gedanken wird, daß er ſie kann auf- und abmarſchiren laſſen nach Gefallen, ſo lange iſt er nicht Herr in ſeinem Hauſe. Er iſt ein Sclave und weiß weder für heute noch morgen, was ſeine Gedanken aus ihm machen werden.

So kam ich ganz gewaltig vorwärts. Die Fragen waren im Hui auswendig gelernt, Pſalmen eine Menge ebenfalls. Davon verſtund ich freilich nichts, aber aufſagen konnte ich, daß man mit keinem Hämmerlein dazwiſchen ſchlagen konnte. So weit hatte ich es in der Kunſt aufzuſagen gebracht, daß ich bei vielen Fragen nie Athem ſchöpfte, und ſelten mehr als einmal. Freilich mußte ich dann gar tief aufathmen, wenn ich fertig war. Aber das gefiel den Leuten gar wohl, und wer am wenigſten zu athmen brauchte, den hielten ſie für den Geſchickteſten. Am Ende des Winters gehörte ich unter die Geſchicktern, und der Schulmeiſter, dem ich gar lieb war, hätte mich gerne auf eine vordere Bank gethan. Er durfte es nicht, weil gerade ob mir des Weibels Bueb ſaß. Hätte er mich über den ſpringen laſſen, ſo würde es einen Lärm abgeſetzt haben furchtbarlich, daß des Webers Bueb über s'Weibels Bueb hinauf geſetzt worden ſei im Examenrodel und einen halben Batzen mehr Examengeld bekommen ſolle. Aber meine Fortſchritte waren erſt bei Anfang der Schulen im folgenden Winter recht auffallend. Vor allem gieng es an ein Repetiren, und bis repetirt war, war von Schreiben und Rechnen keine Rede. Dieſes Repetiren dauerte wenigſtens bis zum Neujahr; bei Vielen, die erſt nach dem Dreſchen kamen, bis nach Faſtnacht. Und Andere brachten es nicht mehr ſo weit, als ſie im vergangenen Winter geweſen waren. Den ganzen Sommer hatten nämlich die meiſten Kinder gar kein Buch angeſehen; mit den Strümpfen im Frühjahr hatten ſie es weggelegt, und erſt mit den Strümpfen oder oft noch nach denſelben nahmen ſie es wieder vor. So war bei vielen Alles rein vergeſſen. Buchſtabirer mußten Buchſtaben wieder kennen lernen. Wer die Fragen im letzten Winter zum erſten Mal auswendig gelernt, hatte alle vergeſſen. 'Das Leſen gieng durchaus ſchlecht, und Viele die es gekannt, mußten wieder zu buchſtabiren anfangen. Daher wurden in der Schule ſo geringe oder gar keine Fortſchritte gemacht. Weil ich nun den ganzen Sommer durch gelernt hatte beim Spuhlen und für mich immer aufſagte, wo ich gieng und ſtund, ſo war ich im Herbſt Allen vor, mit dem Repetiren im Nu zu Ende, und konnte bald mehr auswendig als alle Andere.

Das gefiel dem Schulmeiſter gar wohl. Peterli, ſagte er, du gisch e rechte Bikel ab. Es iſch ſchad, daß du nume e s'Webers Bueb biſch, u das d'r alles, du maſch lere was d'witt, nit nutzt und d'r nit viel abtreit. Ich hielt bei ihm um zwei Dinge an. Vor Allem wünſchte ich, die Andern b'hören zu können, oder mit andern Worten ſein Stellvertreter zu werden. Peterli, ſagte er, es iſch m'r leid; du chaiſch wohl b'höre, aber eis chaiſch no nit: du chaiſch no nit z'hingerfür leſe, u bis das chaiſch, cha di nit bruche d'rzu; d'r anger Winter chas de ſcho gä. Wer nämlich ſein Stellvertreter ſein wollte, der mußte mehr auswendig können als die Andern, ſo daß er zum Abhören derſelben kein Buch brauchte. So that es der Schulmeiſter, ſo, meinte man, müſſe es auch deſſen Stellvertreter können. Zweitens mußte er die Buchſtaben verkehrt kennen und ſo leſen können. Der Schulmeiſter ſtund vor den Büchern der Lernenden, ſah in der Kinder verkehrte Bücher und mußte ſie ſo verſtehen. So that der Schulmeiſter, und daß es ſein Stellvertreter auch könne, war ſeine zweite nothwendige Eigenſchaft. — Drittens mußte er, wie ſchon geſagt, vornehm ſein, und es gehörte zu den denkwürdigen Seltenheiten, wenn einer der Untergebenen die Ruthe, d. h. als Scepter erhielt. Und dieſes Letztere war wahrſcheinlich eigentlich der Grund, warum der gute Mann mir das Amt nicht anvertrauen konnte. Im andern Winter gieng dann des Statthalters Bueb in die Unterweiſung, und kein vornehmes Söhnchen war vorhanden, das alt genug dazu war.

Das andere, warum ich ihn bat, war, daß ich auch ſchreiben und rechnen lernen dürfte. Peterli, ſagte er, das treit d'r glatt nüt ab, du wirſch nie Gulti z'rechne ha, u-n-e Gemeinsvater wirſch o nie. Die müße öppis G'ſchribnigs könne, aber je minger je beßer. U we o die Manne g'ſächte, daß ih di das lehrti, ſu würdi ſi mi balge u ſäge, das bruchti ſi nüt. Wer Tüfel wet Vorgeſetzte ſy, wenn e jedere Hudel öppis lerti und ſchribe u rechne chönti; u we eine nüt heig und z'viel chöni, ſu gäb das d'r Waſtricht und ſo eine heig geng ume z'raſonire. Drum Peterli gib lugg, es treit d'r nüt ab. Aber Peterli het nit lugg gäh, ſondern chärete fort und fort, bis er endlich das Verſprechen erhielt, daß im andern Winter, wenn er ſich gut ſtelle und das z'Hingerfürleſe gut lerne, er auch ſolle in die Geheimniſſe der Schreib- und Rechenkunſt eingeweiht werden.

Auf das hin ſtudirte ich mit unermüdlichem Eifer in umgekehrten Büchern, bis ich es zu ordentlicher Fertigkeit im

Leſen brachte. Mein Vater ſah dem Ding mit Verwunderung zu. Da ſo ein Weberlein ſich gerne rühmt und eben nicht viel Stoff zum rühmen hat, ſo rühmte er ſich meiner nicht wenig, obgleich er mir deswegen nicht holder ward. Er habe einen Buben, pflegte er zu ſagen, der könne leſen bed Weg in allen Büchern, man möge ihm vorlegen welche man wolle; eine Halbe vom Beſſern wolle er wetten, er mög d'r Pfarrer weit. Gewöhnlich pflegte er dann noch hinzuzuſetzen: ob er aber ein Narr wird oder öppis angers, das weiß ich ſelbſt noch nicht.

Im nächſten Winter übergab mir der Alte, mit einigem Widerſtreben freilich, die Ruthe; es machte aber auch nicht geringes Aufſehen, daß 's Webers Bub in der Schule z'bifehle habe. Es chömm afe luſtig, hieß es im Dorfe, wenn me ſellige Lüte d'Gringe gar ga groß mache, u ſo am e-ne Schuldebürlis Bueb meh äſtimire, als d'Bureſöhn, ſo ſygs afe nimme d'r by z'ſi. Eine Mutter, deren Mädchen ich getroffen mit der Ruthe, kam geradezu in die Schule, ſagte dem Schulmeiſter wüſt, und wollte an mir Gegenrecht üben. Glücklicherweiſe war es nur eine Taunersfrau, die halt nicht wollte ihre Kinder von ihres Gleichen züchtigen laſſen. Von den Vornehmern hätte ſie es geſchehen laſſen. Weil alſo die Frau auch nicht viel zu bedeuten hatte, ſo wurde ſie bündig zur Thür ausgewieſen. Der Schulmeiſter war aber doch in Verlegenheit, und würde mich wohl abgeſetzt haben, wenn er ſich bei meinem Regiment nicht ſo wohl befunden hätte. Früher hatten alle Kinder gegen ihn Parthei gemacht, ja die Lehrmeiſter waren als die Aelteſten oder Vornehmſten gewöhnlich die Rädelsführer gegen ihn geweſen. Jetzt ſtund ich auf ſeiner Seite, und konnte Kraft meines Amtes Vieles abwenden. Darum konnte er ſich nicht entſchließen, mich zu entlaſſen; aber er ſchärfte mir die größte Vorſicht ein, und bezeichnete mir die, welche ich ſchlagen dürfe, ohne daß es etwas mache. Die Andern ſollte ich ihm überlaſſen. Unter denen, die am meiſten kriegten, waren meine Schweſtern. O wie that das mir ſo wohl, wenn ich ihnen in der Schule eintreiben konnte, was ich zu Hauſe von ihnen abthun mußte; o wie wohl that mir überhaupt das Regieren! Wenn ich ſo mit der Ruthe in der Hand die Stube auf- und abſpazierte; wenn ich mit angeſtrengter Stimme rufen konnte: lehrit; oder einem das Buch in der Hand zurückſtoßen und ſagen konnte: du chaſcht aber nüt, lehrs beſſer — o da glaubte ich nicht, daß irgend auf der Erde Jemand mehr zu bedeuten hätte als ich.

Freilich gieng dieſes Alles mir nicht ungeſtraft hin. Sobald die Schule aus war und die Heerde auf der Gaſſe, ſo war ich wie vogelfrei, und jedes ſuchte ſich an mir zu rächen, und zu Hauſe vergaßen meine Schweſtern auch nicht, was ſie von mir in der Schule erhalten hatten. Ich war keiner der Stärkſten und verſtund Anfangs gar nicht, mich zu wehren. Ich glaubte, ſie ſollten auch auſſer der Schule vor mir Reſpekt haben und drohte mit Verklagen ſtatt wieder zu ſchlagen. Allein da der Reſpekt nicht kommen wollte, ſo lehrte die Noth mich beſſer zu vertheidigen und die andern Kinder ſo viel möglich zu meiden. Das machte mir die Schule und den Schulmeiſter immer lieber, weil ich in derſelben und bei demſelben am ſicherſten und wöhlſten war.

Die Erfüllung des zweiten Verſprechens hielt aber noch viel härter als die des Erſten. Schreiben und Rechnen wollte ich jetzt auch lernen, aber mein Schulmeiſter wollte lange nicht daran. Er dürfe es uf ſy Seel nicht verantworten bei den Vorgeſetzten, ſagte er. So lang das Schulhaus ſtehe, ſei es nicht erhört geweſen, daß e Selligi, wie ich, Schreiben oder gar Rechnen gelernt. Die Bauern würden ſagen, wenn er ſelligi Kinder alles lernen wolle, wo ihre Kinder, ſo ſollen die ihm auch die Würſte und die Küchli bringen, wo ihre Kinder ihm ſonſt gebracht hätten. Wenn ſie nicht mehr lernten als die andern, ſo wüßten ſie gar nicht, warum ſie ihm noch apparti bringen ſollten; ſie müßten ohnehin den Schullohn faſt allein zahlen. Einen ſo großen Schaden vermöge er bei ſeinem kleinen Lohn nicht zu ertragen und ſeine Frau würde auch ein Wörtlein dazu ſagen wollen. Aber ich ließ nicht nach, und unter andern Gründen brachte ich ihm vor, daß ich doch den Andern auch das müſſe zeigen können, wenn er ſchlafe oder küfere; und daß, wenn ich ihnen es nicht zeigen könne, ſie nur wüſt thäten und etwas uwadligs anfiengen. Er meinte, je weniger ſie ſchrieben und rechneten, um ſo lieber ſei es ihm. Daß ſie während demſelben am uwadlichſten ſeien, wiſſe er wohl und habe es ſchon manchmal erfahren. Darum auch wolle er mir etwas davon zeigen, aber ich müſſe ihm verſprechen keinen Examenzettel machen zu wollen, es mache dann minder. Vorgeſetzte kämen keine in die Schule, und auf Kinderg'ſchwätz achte man ſich doch nicht ſo viel. Und wenn der Pfarrer komme, ſo könne ich die Schrift geſchwind unter die Bank thun. Es verſteht ſich, daß ich dieſe Bedingungen eingieng. Voll Jubel kam ich heim, kündete an, daß ich künftig rechnen und ſchreiben könne in der Schule, daß ich dafür Federn, Tinte, Papier, Tafel und Griffel nöthig hätte, alſo 1 Kreuzer für Federn, 1 Kreuzer für Tinte, 1 Bz. für das Tintenhaus, ½ Bz. für Papier, 2 Bz. für die Tafel; den Griffel hoffe ich dazu einmärten zu können. Summa Summarum alſo 4 Bz. Ein Jude hätte Wai Wai geſchrieen über das Zorngeſchrei, das mich bei dieſem Antrage aus allen Ecken empfieng. Es ergoß ſich aus des Vaters, der Mutter, der Schweſtern Mäuler, es ergoß ſich über den Schulmeiſter: was der für ein Kolder ſei, was für einen Narrengring er habe, daß er mich etwas lernen wolle, das ich mein Lebtag nicht brauchen werde (denn ich habe ja weder Heimeth noch Gülti); daß er dem Vater zumuthe, ſo viel Geld auszugeben. Man finde das Geld nicht auf der Gaſſe, und wenn man Geld hätte, ſo hätte man es für ganz andere Sachen zu gebrauchen als für ſelligs Narrenwerk. Lehre er das Alles doch die, wo es begehrten, die Bauernſöhne. Wenn die dem Tüfel zu wollten, ſo hätten ſie nichts dagegen. Rechnen und ſchreiben mache nur ſchlechte Leute und mache daß kein Glauben mehr ſei in der Welt. Aber auch ich erhielt meinen Theil. Sie ſchlaye mir bald die verfluchte Bücher ume Gring bis kein ganzer Fetzen mehr daran ſei. Der Schulmeiſter ſolle mir z'Freſſe gäh, wenn er mich doch das Kafel lehren wolle. Aber man wolle mit dem Pfarrer reden. Er ſei zwar auch nicht einer von den Rechten, aber e ſelligs Donnerwerk werde er doch nicht zugeben können, wie könnte er es vor der Obrigkeit verantworten? Und wenn ich noch einiſt die Goſche aufthue für ſellig Sachen, ſo ſchlage man mir den Holzſchlegel hinein. — So lautete der langen Predigt erbaulich kurzer Schluß.

So hatte ich meine Abfertigung ungefähr gleich, als wo ich dem Schulmeiſter Geſchenke bringen wollte; aber wie ich mich damals nicht abſchrecken ließ, ſo auch jetzt nicht. Die 4 Bz. mußte ich haben, und wie ich zu Geſchenken kam, dachte ich auch zu Gelde zu kommen. Schon lange hatte ich gemerkt, daß Mutter und Schweſter mauſeten; ich kannte auch die Krämerin, welcher ſie die Sachen brachten und bei ihr eintauſchten, was ſie nöthig hatten. So faßte ich heimlich auch ein Klöbli Ryſte und hoffte damit mehr als das Nöthigſte zu erhalten. Allein die Frau verſtand ihren Pfiff gar zu wohl und gab für geſtohlene Sachen Erwachſenen kaum die Hälfte, Kindern nicht einen Drittel des Werthes. O ſo eine Krämerin iſt eine wahre Peſt, und mich nimmt Wunder, daß Männer ihr das Handwerk nicht legen und ſie auf irgend eine Weiſe recht zu Schanden machen. So eine Krämerin tauſcht von den Weibern Korn ein gegen Wein oder Sammetſchnüre, von Kindern Pſalmenbücher gegen Lebkuchen, von Dienſtboten Kuder, Garn ꝛc. gegen Zimmetwaſſer und Gorſeblätze. Und von allen Bettlerkindern weiß ſie ſich den Zuzug zu verſchaffen und läſchlet ihnen die erbettelten Kreuzer ab. O ſo eine Krämerin, die den Hausdiebſtahl nährt und die Schleckerei und die Hoffahrt mit ihrem Händeli, die müßte mir einſt auch handeln müſſen und zwar in alle Ewigkeit, und zwar müßte ſie nur um Schwefel handeln und Feuer dagegen eintauſchen, und immer mehr Schwefel und immer mehr Feuer müßte vor ihr und hinter ihr ſein, bis ſie keines mehr unterſcheiden konnte, Feuer und Schwefel, bis ein jedes ihrer Haare eine brennende Schwefelzüpfe und jedes ihrer Worte zu einem feurigen Lebkuchen würde. Und ſo müßte es an jedem ewigen Morgen neu anfangen und am Abend müßte ſie mir ſein wie ein ausgebrannter Kohlhaufen, und das ſo lange bis auch ihrer die ewige Liebe ſich erbarmen müßte ob ihrem Wehgeſchrei.

Dieſe Krämerin, welche aus langer Uebung Geſtohlenes gar gut von etwas anderm unterſcheiden konnte, kannte meinen Kieben Roſten auch und wußte wohl, daß ich ihn nirgends anderswohin bringen durfte. Darum ließ ſie ſich kaum erbitten eine Tafel, Griffel und eine ſchlechte Feder dafür zu geben. Und ich gab ihn hin darum, alſobald an neues Stehlen ſinnend, um noch zu dem Reſt zu kommen. Als ich des Abends in der Dunkelheit heim kam, hatte mir der Teufel bereits etwas geheizt. An der Stange vor dem Hauſe hieng das Naſtuch des Vaters, das man ihm ausgewaſchen und drauſſen vergeſſen hatte; das wanderte alſobald in meine Taſche. Am Morgen fand man es nicht, und es erhob ſich ein Höllenlärm. Der Vater prügelte die Schweſter, die es gewaſchen und vergeſſen hatte; die Mutter ſchimpfte auf die Schelmen und warf den Verdacht auf eine Nachbarsfrau, und wenn ſie übrige 6 kr. gehabt hätte, ſo wäre ſie ſicher zu einer Wahrſagerin gelaufen um ſich dieſen Verdacht beſtätigen zu laſſen. Das geſchah zwar nicht, aber die Mutter ſtichelte doch ſo lange, bis es Feindſchaft gab und man ſich von da an alles Leids anthat, was man konnte. Unterdeſſen hatte ich das Naſtuch ganz gelaſſen in der Taſche, wanderte zur Krämerin und erhielt endlich den noch fehlenden Schreibbedarf.

Obgleich ich nun auf und mit geſtohlenen Sachen ſchrieb und rechnete, ſo glückte es mir doch beſſer, als ich es verdiente. Ich machte recht muntere wohlbeleibte Buchſtaben, recht kenntlich für den Kenner, und konnte ſagen wie ſie hießen, was nicht jeder konnte. Denn Mancher machte Jahrelang Buchſtaben, er kannte ihre Namen nicht, und der Schulmeiſter fand nicht nöthig ſie ihm zu ſagen. Ja ich konnte nach und nach auch alte G'ſchriften buchſtabiren und leſen. O mit welcher Luſt ich ſo hinter altem gelben Pergament ſaß und im halben Tag ein halbes Wort lernte!

Aber im Rechnen, da gieng es noch viel beſſer, und der Schulmeiſter ſagte oft: du biſch z'Tüfels Bueb, du chaſch m'r bal alles nachemache, was ih dir vormache. Er pflegte denen, die rechnen wollten, zuerſt eine Addition vorzuſchreiben und dann ſie mit ihnen zuſammen zu zählen. Gab es über 10, ſo ſagte er: Da behaltet man eins; ſtieg ſie auf 20, ſo ſagte er: Hier behaltet man 2, und ſo fort. Weiter ließ er ſich nicht ein, nur daß man dann zuletzt nichts behalten dürfe, ſondern alles hinſetzen müſſe, ſagte er noch. So gieng es lange bis man addiren konnte, aber noch länger bis man durch das Abziehen war. Denn hier vernahm man nur, daß man, wenn man von einer Zahl nicht abziehen kann, bei der folgenden 10 entlehnen könne. Beim Multipliziren happerte es. Freilich kam auch das Behalten vor, allein weil man das Einmal Eins nicht konnte (das wurde vorausgeſetzt, obgleich es keiner kannte) und daſſelbe erſt durch hundertfältige Uebung mangelhaft auffaßte, ſo war es eine Seltenheit, wenn eine Rechnung richtig war. Noch ſchlimmer gieng es beim Dividiren. Man wußte zwar wohl, daß man da vornen anfangen müſſe, und beim Multipliziren hinten; aber ſelten kam einer vor dem Schulaustritt dahin, daß er ſagen konnte: 4 in 2 geht nicht, 4 in 24 — 6 Mal. Und das alles gieng darum ſo mühſelig und langſam zu, weil auch nicht für das Geringſte ein Grund angegeben war, weil man nie wußte, warum man es ſo machen müſſe und nicht anders. Und eben deswegen vergaß man alles alſobald wieder. Nicht nur mußte man alle Winter mit gleicher Mühe von vornen anfangen, nicht nur wußte man von Rechnen gar nichts mehr, ſobald man aus der Schule war, ſondern ob einer Species vergaß man die andern, und wenn man beim Multiplizirsen war, ſo hatte man das Subtrahiren vergeſſen. Als einſt der Herr Pfarrer an einem Schulexamen uns eine Addition aufgeben wollte, ſagte der Schulmeiſter: Verzeiht, Wohlehrwürger Herr Pfarrer, ſelligs hei m'r gar lang nüt g'rechnet, ſi cheus kum meh, m'r ſy jetz bim Dividiren. Darüber verwunderte ſich kein Vorgeſetzter, man fand das ganz natürlich, denn der Statthalter ſagte: grad ſo iſchs m'r o geng gange, u we's m'r lang nüt z'Hange chunt, ſo vergiß is no jetz.

Weil ich beharrlich immer aufpaßte und ein gutes Gedächtniß hatte, ſo konnte ich zum Erſtaunen meines Alten ihm mit einer Fertigkeit folgen, die ihm noch nicht vorgekommen war. Daher ſagte er mir einmal an einem Samſtag Nachmittag (nachdem ich eine Diviſion nachgemacht hatte, wo vorher der Alte geſagt hatte: er well ſy Seel morn bis zur Chile auf dem Kopf gehen, we's eine chöna): Peterli blyb morn nah der Kingelehr da, ih will d'r neuis ſäge. Das ließ ich mir nicht zweimal ſagen. Es war um Faſtnachtzeit; ich hatte mehrere Kinder geſehen, die etwas in den Naſtüchern Eingebundenes in des Schulmeiſters Stube trugen; ich hoffte daher auf einen tüchtigen Küchliſchmaus zum Lohn meiner Stellvertreterei, und freute mich gar ſehr. Aber als ich in ſeine Stube kam, ſah ich keine Küchli auf dem Tiſch, ſondern eine Tafel, und der Schulmeiſter ſprach alſo zu mir: Peterli du biſch e b'ſungerbar e gute Bueb u heſch e Gring wie 'ne Heuſchür, ih wett du wäriſch myne, du müßtiſch e Schulmeiſter gäh. Aber notti will d'r neuis zeige, ih has no kem zeigt, die Großgringe bruche nit alles z'wüße, ſi meine ſuſt ſcho di Welt ſyg alli ihri, es iſch geng gut, we ſi d'r Schulmeiſter o noh nöthig hey.

Nun fieng er an mir zu erläutern, daß er noch keinem gezeigt, wie man die Zahlen ſetzen müſſe, und noch keinem ſei es in Sinn gekommen darnach zu fragen. Sie betrachteten das als etwas das ſich gar nicht lernen laſſe. Darum kommen ſie auch in keinen Rechnungen fort und müßten immer zu ihm kommen damit, indem ſie immer das hinterſt zu vorderſt ſetzen. Mir nun, ſagte der Alte, wolle er es zeigen. Es gebe doch vielleicht eine Zeit, wo ich es brauchen könne. Nun paß auf, Peterli, ſagte er. Wenn du Zahlen ſetzen willſt, ſo mußt du immer z'vorderiſcht anfangen, gerad ſo wie man ſchreibt und wie man redet. Man ſagt hundert und fünfzig, darum ſetze zuerſt 1, das bedeutet hundert, und dann 50 nach, das bedeutet dann hundert und fünfzig. So ſagt man auch tauſend, zehn hunderttauſend zuerſt und dann erſt was nachkömmt. Aber paß geng gut auf und vergiß keine zu ſchreiben, die man ſagt. Es iſt beſſer du ſetzeſt eine zu viel als eine zu wenig. Und wenn dir Jemand Zahlen aufmacht, daß du ſie ausſprechen ſollſt, ſo vergiß nicht, daß wenn 3 Zahlen ſind, ſo bedeutet es daß ſie hundert machen, 4 machen tauſend, 5 zehn-, 6 hunderttauſend. Mehr zu wiſſen braucht kein Chriſt. Man ſagt, es gäb noch Millionen, aber vo dene ha ni no keni g'ſeh. Und noch eins, Peterli, vergiß nicht. Wenn dir einer mit hunderttauſend anfangt, ſo mußt allweg 6 Zahlen ſchreiben, wenn er auch nicht 6 ausſpricht. Du mußt dann Nullen zwiſchen ein thun bis 6 haſt, eine, zwei oder drei, je nach dem es ſie mangelt; und du wirſt bald merke, wo-n-es ſi am beſte ſchickt.

Das war das große Geheimniß, an dem ich gar unbändig große Freude hatte und Zahlen ſchrieb und ausſprach, bis ich faſt ſturm wurde. Auch brachte ich es zu einer gewiſſen Fertigkeit und Sicherheit die Nullen anzubringen.

Es möchte irgend Jemand glauben, ich ſchreibe da etwas Erſinnetes ins Blaue hinein, um entweder die alte Zeit oder die alten Schulmeiſter zu verläumden; ich ſchreibe da Etwas, das nie ſo geweſen. Nein, werthgeſchätzte und allerliebſte

Leſer (zu den Hochgeachteten rede ich nicht, die ſind nicht zu b'richten), ich lüge wahrhaftig nicht: ſo iſt es vor 30—40 Jahren nicht nur in einer, ſondern in vielen Landſchulen des Cantons Bern geweſen. Waren doch vor noch nicht acht Jahren Schulen in der Stadt Bern, in denen nur 2 Stunden Schreib- und Rechenunterricht in der Woche waren, und für 150 Mädchen in einer Stube, wo nicht 70 Platz hatten; wo ſchreiben und rechnen konnte, wer gerne wollte. Ich berufe mich z. B. auf einen grauſam vornehmen Mann, der jetzt ſeine Kinder beſſer ſchulen laſſen will, ob es nicht ſo geweſen. Der kanns erzählen, wie es ihm ergangen, als er die Fragen konnte, die Noten kannte, eine Menge Pſalmen und Hiſtorenen auswendig wußte, und nun dem Schulmeiſter ſagte, er möchte noch mehr lernen, er hätte wohl Zeit noch für Rechnen und Schreiben. Der kanns erzählen, wie er nicht zur Erfüllung ſeines Wunſches kam, ſondern wie der Schulmeiſter, der rechnen und ſchreiben für die damalige Zeit recht ordentlich kennte, ihm ſagte: Los Chriſti, was witt das lehre, du bruchſt das nüt; wed de öppis z'ſchribe u z'rechne heſt, ſu chum numme zu mir, ih will d'rs ſcho mache. We 'ne niedere alles lehre wett, es wär grad kei Religion meh, d'Lüt glaube ſcho jetz je länger je minger.

So hinterhielten nicht nur die Reichern den Aermern das Lernen, ſondern auch die Reichern konnten oft trotz dem beſten Willen nicht dazu kommen, wenn der Schulmeiſter ein Pfiffikus und ein Politikus war. So wäſcht eine Hand die andere. Die Bauern gaben dem Lehrer einen Hundelohn, bei dem er nicht leben, nicht ſterben konnte; und die Lehrer halfen ſich dadurch, daß ſie die Bauern in der Unwiſſenheit ließen und dadurch zinsbar behielten in allen ihren Geſchäften. So ſtraft ſich der Geiz und die unverſtändige Kargheit gewöhnlich. Die Bauern blieben unwiſſend und mußten dieſe Unwiſſenheit ſehr oft mit ſchwerem Gelde büßen, aus welchem ſie viele Schullöhne hätten bezahlen können. Aber merkwürdig bleibt es doch, daß dieſes alles ſo geſchehen konnte, und daß die Schulmeiſter lehren konnten, was und wie viel einer wollte; daß Niemand da war, der dieſer Willkühr ein Ende machte. Dieſe Zeit iſt bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz vorüber, und das iſt das Merkwürdigſte an der ganzen Geſchichte.

Sechstes Kapitel.

Wie ich auch um dieſes Prinzenthum komme.

Durch mehrere Jahre hatte ich mein Regiment ſtandhaft und am Ende unangefochten geführt. Da war ich herangewachſen zur Unterweiſung und mit derſelben gieng meine Herrlichkeit zu Ende. Es war nämlich in unſerer Gemeinde, wie in vielen andern, die Sitte, daß kein Unterweiſungskind die Schule mehr beſuchte. Und als einſt ein naſeweiſer junger Vicar es anders wollte, ſprach die verſammelte ehrbare Gemeinde: Seit Menſchengedenken habe kein Unterweiſungskind die Schule beſucht, ſolche Neuerungen ſeien gegen alle Religion. Wie ihre frommen Vorväter es gehalten, ſo ſolle es bleiben ihr lebenlang. Wer etwas andres wolle, ſolle es nur probiren, ſie wollen b. D. ſehen. Und dabei blieb es. Noch während der Kinderjahre, — denn ſo lange man noch nicht unterwieſen iſt, iſt man ein Kind, und viele bleiben Kinder bis und über das Schwabenalter hinaus, ja bis zum Tode, — während dieſer Zeit noch vergaßen Viele bereits einen Theil des Gelernten; ſie repetirten nicht mehr und in wenig Jahren war das Meiſte in Wind gegangen. So hatten die Menſchen im Grunde auch nicht Unrecht, wenn ſie behaupteten, die Schule trage eigentlich nichts ab und die Geſchickteſten würden ſpäter die Schlimmſten; wenn die Kinder einmal aus der Schule ſeien.

ſo rührten ſie kein Buch mehr an. Da in einer Schule faſt nichts getrieben wurde, als unverſtandene Dinge auswendig lernen: ſo war mit ihrem Vergeſſen die ganze langjährige Arbeit verflogen; die Schule war wie eine Mühle, in welcher nur Mehlſtaub gemahlen wurde, um denſelben dem Winde vorzuſchütten.

Wenn ich an das ſo recht lebhaft denke, ſo werde ich immer g'wundrig, was der liebe Gott gedacht haben und einſt ſagen werde, zu ſolchen Schulen, zu der verſchleuderten Zeit, zu den Schweißtropfen der Kinder, zu den Schulmeiſtern, die wie Eichhörnchen in einer Trülle rundum liefen aber nirgends hin. Ganz ſicher wird er manches ſagen, aber über die ſchwitzenden Kinder und die trüllenden Schulmeiſter wird er ſich erbarmen: denn ſie wußten es nicht beſſer, und die andern wollten es nicht beſſer.

Sobald ich in die Unterweiſung eingeſchrieben war, hörte alſo das Schulgehen auf, was mir ſehr weh that und ich mußte zum Handwerk, ein Weber ſollte ich werden. Wahrſcheinlich dachte das mein Vater nicht einmal, ſondern er dachte nur daran, wenn zwei weben, ſo ſei der Verdienſt größer und er könne es beſſer haben.

Aber Lehrbub ſein bei ihm, das war eine gar ſtrube ſchlimme Sache. Er hatte keine Geduld mit mir und doch mußte ich das ſchlechteſte Garn, das alle Augenblicke riß, verarbeiten. Schläge bekam ich, wenn ich nicht fort mehr konnte, wenn ich nicht auf der Stelle alles begriff, wie der Vater es mir befahl; am meiſten aber, wenn das Tuch nicht ſo ſchön gewoben war, als der Vater, ein 40jähriger Weber, es gemacht hätte. Luſt bekam ich auf dieſe Weiſe gar keine zur Arbeit, Furcht vor den Schlägen ließ mich aufpaſſen und arbeiten, ſo gut ich konnte.

Meine einzige Freude war das Beſuchen der Unterweiſung, über die aber der Vater, wenn ſie ihm zu oft wiederkam, läſterlich ſchimpfte. Ehemals ſei die Welt viel beſſer geweſen und die Leute ganz anders und doch hätte man nicht halb ſo viel in die Unterweiſung müſſen, pflegte er zu ſagen. Aber ehemals hätten ſie unterweiſen können, es heig fry g'ſurret a de Wänge, u da ſig der Schulmeiſter mit der Ruthe da g'ſy, dä heyg eim uſglewt bis me's chönne heyg. Er ſehe gar nicht ein, was das Lauſen abtrage. Je beſſer es einer könne, deſto kürzer mache er es. Ich gieng gar gerne in die Unterweiſung, weil ich dadurch vom Webſtuhl weg an die freie Luft kam und gewöhnlich noch einige Zeit in der Schule mich aufhalten konnte, wo es mich an die alten ſchönen Zeiten nicht wenig heimelte, ſo daß ich noch oft die Ruthe zur Hand nahm und mein altes Amt übte, bis der Pfarrer kam.

Der Pfarrer war ein alter freundlicher Herr, den wir alle lieb hatten. Er hatte mich auch lieb, denn ich war der Geſchickteſte, und mit mir konnte er am beſten fortkommen. Wenn einige eine Frage nicht beantworten konnten, ſo ſagte er am Ende: Ich weiß Einen, der es kann, Käſer, ſag du es ihnen. Ich war aber auch aufmerkſam und ſtrengte mich aus allen Kräften an, immer antworten zu können. Aber dieſes Antworten können, war mir auch die Hauptſache und war allen die Hauptſache. Wer es konnte, freute ſich. Die Schwachen zitterten und bebten, nicht ſowohl vor dem Pfarrer, als vor dem Spott und dem Auslachen der Andern. Uns unvermerkt bildete ſich freilich ein Glaube, ein Fürwahrhalten, zuſammengeſetzt aus dem wunderlichen abergläubiſchen Zeug, das wir bei Abendſitzen, und aus dem, was wir in der Unterweiſung hörten. Aber unſer religiöſes Gefühl wurde nicht erwärmt, unſer Wille nicht angeregt, unſere Seele zu frommem Thun nicht begeiſtert. Und das alles ſicher um deßwegen, weil wir all unſer Sinnen dahin richteten, antworten zu können und nur auf die Frage paßten; und weil das beſtändige Fragen und Antworten keine erwärmende Rede recht aufkommen ließ, und bei ungeſchickten Kindern entweder grauſam ermüdete oder zum Lachen reizte. Es fiel mir erſt ſpäter ein, daß das Katechiſiren für den eigentlichen Religionsunterricht doch nicht recht paßt. Das Katechiſiren iſt ein mühſelig Herausklauben von Begriffen und Sätzen, recht dienlich um den Verſtand zu üben und den Scharfſinn und läßt bei Kindern in vielen Fächern ſich anwenden. Aber daß man daſſelbe beim Religionsunterricht faſt allein gebraucht und es die Form zur Hauptſache gemacht, und den Stoff und den Zweck dabei aus den Augen verloren, ſcheint mir ein Mißgriff zu ſein. Namentlich in der Unterweiſung, im letzten Religionsunterricht, ſollten die Seelen der Kinder erhoben und geſtärkt werden zu dem vor ihnen ſich öffnenden Leben, und nicht bloß ihr Verſtand angeregt und ihr Gedächtniß beſchwert mit einzelnen Sätzen.

Darum ſollte da eine freie Rede ſein aber auch beim Kinde; und es ſollte fragen und nicht nur antworten. Aber, du lieber Gott, dafür müßten wir in den Schulen auch andere Kinder ſchaffen, müßten da einen ordentlichen Religionsunterricht zu geben verſtehen. Denn das Kind, das einen rechten Religionsunterricht empfangen und fühlen ſoll, muß einen geöffneten Sinn bringen; dann laſſen auch die höheren Seelenkräfte leicht ſich anregen. Auch treibt man das Katechiſiren darum auf die ſchlimmſte Art, ſagt alles heraus bis auf die letzte Sylbe oder fragt, daß man abwechſelnd Ja oder Nein ſagen muß. Ein ſolches Katechiſiren iſt eine wahre Seelenmörderei, und iſt mit die Urſache, daß den Kindern die Unterweiſung faſt fruchtlos bleibt.

So verflog mir nur zu ſchnell der Winter, in dem jeder Unterweiſungstag mir ein Lichtpunkt war, der mich einige Stunden erlöſ'te aus dem Dienſthauſe. Oſtern war da, ehe ich es dachte. Sie war ſo grün und ſchön, und die Matten blühten ſo lieblich, die Bäume knoſpeten ſo kräftig, die Vöglein ſangen ſo heiter und munter, und auf dem Miſte krähte der Hahn ſein kräftiges Lied, und auch der Vater war luſtig und ſagte: er ſei froh, daß die verfluchte Unterwyſig zu Ende ſei. Und halb traurig halb ſtolz ſchritt ich hinter ihm drein zur Kirche und nahm mit bangem Herzen das Pfand des Herrn, daß auch ich erlöſ't werden könne. Ach, ich fürchtete mehr der Menſchen Augen die auf mich ſahen, als des Herrn Auge, das in mich ſah.

Wie ein Stein war es mir ab dem Herzen, als ich wieder aus der Kirche war und des Nachmittags ſchien ich mir einen halben Schuh länger geworden. Kecker antwortete ich in der Kirche und als es vor dem Wirthshauſe ans Düpfen gieng, da ſchien mir, als guckten alle Mädchen nach mir; aber düpfen wollte ich mit keinem, ich fürchtete harzige Eier. Sorgſam wie eine Gluggere hielt ich meine vier Eier ſchön warm in der Taſche (zwei gelbe und zwei braune waren es); ſah dem Düpfen zu und freute mich allemal, wenn ein fremdes Ei zerbrach und ich die meinen noch ganz fühlte. Allein das Gewinnen der zerbrochenen Eier gefiel doch auch wohl und immer wöhler. So ein Sack voll gewonnener Eier, welch Schleck für einen Weberbub, der im Sommer nicht einmal Tſchägge, ſondern nur altrothe Erdäpfel kriegt! Mit klopfendem Herzen gieng ich bei Seite, unterſuchte lange mit Zähnen und Zunge, welchem meiner Eier am beſten zu trauen ſei und wagte es endlich mit einem gelben. Einen kleinen Buben ſuchte ich aus um an ihm mein Glück zu probiren; er aber traute mir lange nicht. Endlich ließ er ſich bereden, und nachdem wir lange darum gemärtet hatten, wer ſchlagen ſolle, that ich mit bebender Hand den Schlag und, o Glück! gewann ein Ei, gewann ſpäter noch eins, zwei, drei, eine ganze Taſche voll. In Wonne ſchwimmend, hatte ich die Zeit vergeſſen, hatte die Sonne nicht untergehen ſehen; da wurde es dunkel auf dem Platze, die Leute verliefen ſich, und einſam war ich mit meiner Taſche voll Eier, Niemand mehr da, der mit mir düpfen wollte. Traurig wanderte ich heim, Ei um Ei eſſend, aber meines Glückes mich nicht freuend, weil mit dem Glücke meine Wünſche ſich gemehrt und die fliehende Zeit ihre Erfüllung unterbrochen hatte. Es iſt eine eigene Sache mit den Wünſchen, wie ſie mit ihrer Erfüllung ſich vervielfachen, wie ein erfüllter Wunſch ein Dutzend andere gebiert. Wem Ruhe und Frieden lieb ſind, der hüte ſich vor den Wünſchen, ſie ſind nimmer ſatt und quälen ärger als Hunger und Durſt. Und wie die Zeiten eilen, wenn ſie unſere Wünſche krönen, und glücklich machen, und wie ſie langſam unerträglich ſchleichen, wenn ſie Wünſche verſagen, Hoffnungen tödten, Schmerz ſpenden. Aber die Zeiten ſind menſchenfreundlich, mit ſchnellem Flügelſchlag eilen ſie ſammt dem Glück vorüber, damit das ſchwache Herz ſich nicht ſelbſt verliere; und langſamen Schrittes treten ſie mit Unglück und Unerwünſchtem ihn an, um den irdiſchen Sinn zu bekämpfen, die Seele zu läutern: langſam ziehen ſie da an ihm vorüber, denn der Seele Reinigung iſt ein langſam Werk.

Wenn ſo ein glücklicher Augenblick oder Tag entſchwunden iſt, wer hat es nicht erfahren, wie da eine Leere, eine Oede im Herzen bleibt, wenn nicht im Hintergrunde der Zeit ein neuer Tag auftaucht, der neue Freude verſpricht, an den das Auge feſt ſich heftet über die trübe unluſtige Gegenwart hinweg. So hatte ich auch einen Tag, der mich die geſchwundene Oſtern und ihre Eier vergeſſen ließ, der mir neue Freuden, etwas noch unerlebtes verſprach. Es war der Sonntag nach Oſtern, an welchem alle Jünglinge, welche die Erlaubniß erhalten hatten, nach der Kirche des Amtsſitzes mußten, um da den Huldigungseid zu ſchwören. Was Huldigung ſei und was ſie zu bedeuten habe, darum kümmerten wir uns wenig. Was ſollten auch Buben von 15—16 Jahren wiſſen, was Huldigung ſei, denen man nie etwas geſagt hatte, was ein Staat ſei, was eine Obrigkeit zu bedeuten habe, welche Pflichten jedem Bürger obliegen; Buben, die nur von dem Landvogt gehört, entweder er ſei ein freiner Schlufi oder ein böſer Tüfel, oder e grusam e ſtolze; Buben, die von keinen Geſetzen einen Begriff hatten und nun einen Eid des Gehorſams ſchwören ſollen: iſt das nicht Unſinn? Von uns kannte wohl kaum ein Einziger den Namen des Landes, in dem er wohnte, geſchweige denn ſeine Begründung, ſeine Einrichtung. Von einem Vaterlande hatten wir nie gehört, wußten daher nicht, was ein ſolches Ding ſei, und doch ſollten wir Vaterlandsvertheidiger werden. Heißt das nicht, dem Lande, das nur der Vaterlandsliebe ſeine Begründung dankt, den Boden unter den Füßen wegnehmen? Und doch iſt es merkwürdig, daß von Ur-Ureltern her in jedem Schweizer Vaterlandsliebe ſchlummert, wie in jedem reinen Mädchen Mutterliebe, wie im Feuerſtein der zündende Funke; daß des Schweizers Auge weint um ſein Land, wenn es ihm entriſſen wird, wie die Frau um ihr Kind; daß das Schweizerherz Funken ſprüht des freudigſten Todesmuthes, wenn ein gieriger Franzoſe oder ein wandſchiger g'füdleter Oeſtreicher den Talpen nach dem Vaterlande ausſtreckt; — über Schwaben oder Savoyer lacht man und würde nur Haſelſtöcke nehmen ſtatt des Stutzers oder der Senſe. Wie gut man wußte, was man ſchwor, bezeugte gewöhnlich das Benehmen der ſchwörenden Buben am Tage ſelbſt nach abgelegtem Eide.

Das war nämlich der erſte Tag, an welchem man der Welt zu zeigen gewohnt war, daß man nun Erlaubniß: d. h. mit dem Nachtmahl die Berechtigung empfangen habe, wie ein Erwachſener zu thun, zu Kilt und in die Wirthshäuſer, die früher vom Pfarrer einem verboten geweſen, zu laufen, auf den Straßen wüſt zu thun und ſich zu prügeln nach Herzensluſt; ſo nämlich legt man die Erlaubniß aus. Man übertrat alſo an dieſem Tage, an welchem man der Obrigkeit den erſten Eid abgelegt hatte, ihnen und ihren Geſetzen unterthan zu ſein, auch zum erſten Mal mit Bewußtſein ihre Geſetze, beging brühwarm einen Meineid. Dieſe Uebertretung der beſchwornen Geſetze wurde aber gewöhnlich nicht viel mehr als belacht, während ganz anders verfahren worden wäre, wenn einer nur den Schein des Zweifels an der Rechtmäßigkeit der Obrigkeit hätte blicken laſſen. Eine ſolche Scheidung, wo mehr Reſpekt für die Perſonen als für die Geſetze gefordert wird, iſt ſchlimm. Sie begründet den noch immer unſelig wirkenden Glauben, daß die Obrigkeit um ihretwillen da ſei, um ihres Nutzens, ihrer Ehre willen, und nicht zum Beſten des Landes, zur weiſen Handhabung weiſer Geſetze. Für dieſen Tag ſorgte jeder Bube lange voraus, daß er einen Kreuzer Geld im Sacke habe. Er ſparte zuſammen, bettelte den Eltern, flökte, entlehnte — kurz, Geld mußte ſein. Den neu erhaltenen Sonntagsſtaat zog man an und zog dann in Begleit des Statthalters nach dem Amtsſitze. Nach angehörter Predigt und abgenommenem Eide ſchlug ſich der Statthalter zum Landvogte, der ein ſchönes Eſſen geben mußte; die Knaben ſollten nach Hauſe. Das thaten ſie aber nicht, ſie dachten ſo gut das Recht zu haben zu eſſen und zu trinken als der Statthalter und der Landvogt. Zahlten ſie doch, wie ſie meinten, ihre Uerti aus dem eigenen Sack und nicht von anderer Leuten Gelde.

Sie machten ſich aber von den ſchmauſenden Honoratioren weg, ſo weit, daß dieſe ſie nicht mehr hören konnten, in irgend ein Wirthshaus, wo noch Knaben aus mehreren Gemeinden beiſammen waren. Wie die Burſchen da ſo ſtolz eintraten, ſich in die Bruſt warfen, kommandirten, anſtießen, daß die Gläſer ſpalteten und der Wein überfloß; es war eine Freude für alle Anweſenden. Jeder wollte der Größte ſein und meinte er müßte es dadurch zeigen, daß er am wüſteſten thäte.

Aber noch auf etwas anderes paßten die Leute. Es war nämlich die Zeit noch, wo jede Gemeinde die andere haßte, jede ihren Uebernamen hatte, keine Gemeinde mit der andern gemeinſame Sache machte, außer etwa im Streit, gegen eine Dritte; die Zeit, wo faſt allemal, wenn Leute aus verſchiedenen Dörfern in einem Wirthshauſe tranken, blutige Händel entſtunden und nicht nur zwiſchen jungen Burſchen, ſondern wo auch erwachſene Männer ja ſelbſt Greiſe daran Theil nahmen. Es war die gute alte liebe Zeit, welche die Unverſtändigkeit der heutigen Zeit immer wieder als Muſter der Religioſität und guten Sitte vorhält, vorhält als eine Zeit, in welcher Ordnung und Einigkeit geherrſcht hätten. Die Buben, ſchon lange eingeweiht in dieſen Haß, mußten nun zeigen, daß ſie ihrer Väter würdig ſeien, treue Söhne der Obrigkeit d. h. unfähig unter ſich gemeinſchaftliche Sache zu machen. Bald ſieng der ungewohnte Wein in den jungen Schläuchen an zu gähren, Stichworte folgten, Begegnende müpften ſich wie zufällig, Aeltere ſchürten das Feuer; Gläſer folgten den Worten nach und bald war ein Handgemenge zu Stande gebracht, das heftiger und blutiger wurde. je nachdem die Anweſenden, welche am Ende die Streitenden auseinander brachten, vernünftiger oder unvernünftiger waren. Geprügelt zog man heim mit zerzaustem Sonntagsſtaat und blutigen Schläg- und Weinſturm-Köpfen. Und um ja alles zu thun, was die Großen, rauchten viele zum erſtenmale aus kreuzerigen Pfeifchen dreikreutzigern Taback in vollen Zügen. Der ſetzte nun das Düpfli auf den J und übel zugeputzt kam man nach Hauſe und am folgenden Morgen dachte man an alles andere nur nicht an den Eid, den man abgelegt.

Dieſer Tag und ſeine Erwartungen waren es, welche mich die entſchwundene Oſtern vergeſſen ließen. Einige Batzen Examengeld hatte ich mir erſpart, hatte meinem Götti einen Beſuch gemacht, mein Tintenhaus und Federnrohr, die ich doch vor meinem Vater nicht zeigen durfte, verkauft, einige Kreuzer im Stöckeln gewonnen, ſo daß ich den für mich unerhörten Reichthum von 12½ Batzen zuſammengeſparet hatte. Dieſe zählte ich doch manchmal während der langen Woche ſo heimlich als möglich, denn um meinen Schatz durfte im Hauſe Niemand wiſſen. Am Sonntag aber, nachdem ich das Haar tüchtig genetzt, eine halbe Stunde lang ſchön glatt über die Augen hinunter geſtrählt hatte, that ich das Geld in den rechten Hoſenſack und, kaum vom Hauſe weg, klimperte ich mit der Hand den ganzen Tag darin bis keins mehr war darin. Andere klimperten freilich mit Brabäntern.

Wir zogen hin, den Statthalter voran, der gewiß nicht recht z'Morgen geeſſen hatte, damit ihm am Mittag der Appetit ja nicht fehle. Der Pfarrer hielt eine lange Predigt, auf die ich aber nicht viel hörte; denn ich hatte meine rechte Hand im Hoſenſack und mit der linken ſtrich ich meine Haare glatt. Darauf trat der Landvogt vor, ein ſchöner großer Herr trotz dem töllſten Kuber, der hatte einen langen Sabel an der Seite und einen Dreiſpitz in der Hand, und der that eine kurze Rede dar, er ſagte nämlich: Hent d'r g'hört was d'r Hr. Pfarrer ſo ſchön euch g'ſeit het? Jetz loſet was d'r Amtſchreiber euch wird ableſen: u de hebt drei Finger vo d'r rechte Hand uf u ſäget m'r de nache, was ih nech vor ſäge. Herr Amtſchreiber leſet ab. Derſelbe war ein ſpitzes mageres Männchen, das der Landvogt faſt in die Kuttentäſche hätte ſtoßen können, wenn die Naſe nicht geweſen wäre, denn die war gar lang und ſpitz und recht gemacht für ſie in Alles zu ſtecken.

Mit krähender Stimme las derſelbe etwas ab von Obrigkeit und Gehorſam, von Treue und Wahrheit, und darauf ſprach der Landvogt etwas vor, das man mit erhobenen Fingern nachſprechen mußte; aber wir hinten Sitzenden verſtanden blutwenig davon, machten und brummten den Vordern nach und konnten nicht warten bis wir aus der Kirche waren. Der Boden brannte uns ordentlich unter den Füßen und das Geld war wie lebendig in den Säcken. Endlich giengen die Thüren auf, wir wurden losgelaſſen, doch erhielten wir auf dem Kirchhof vom Statthalter noch die Mahnung, alſobald nach Hauſe zu gehen, und nicht wüſt zu thun. Er hätte ſie ſparen können, er wußte wohl, daß wir nicht darum thaten; aber das dachte er nicht, daß wir zu einander ſagten: Dä het gut kräye, dä geyt jetz ga freſſe u ga ſuſe u m'r ſeu nüt ha. Dä cha üs i d'Schuh blaſe u mir gö wo mir wey.

Und wir giengen und tranken und polcteten unſerer Väter würdig. Jeder von uns dünkte ſich ein Held, auf den Straßen wurde Niemand reſpektirt und ſchon auf dem Wege, ehe man noch ins Wirthshaus gelangt war, gab es einige Raufeten, Vorſpiele der Kommenden. Der Wein zündete erſt recht an, und was gieng, will ich nicht weiter beſchreiben. Nur will ich kurz ſagen, daß ich um all mein Geld kam, ein ſchönes Halstuch mir zerriſſen wurde, daß ich Schläge erhielt recht tüchtige, zuerſt von andern Buben, dann von Erwachſenen, die ſich in den Streit miſchten; daß ich betrunken heim taumelte mit einer Pfeife im Munde und mit Andern einen Kiltgang abgeredet hatte; daß ich aber an einem Zaune liegen bleiben und dem Ulli rufen mußte und ſterben zu müſſen glaubte. Da wurde ich nüchtern, der Geiſt des Großmachens lag am Hag im D...k, und marode, matt, krank, elend ſchlich ich nach Hauſe, und war ſeelenfroh, daß der Vater mich nicht noch in die Finger nahm und ich ruhig ins Bett konnte den ſturmen Kopf zur Ruhe zu legen. Das war ein ſogenannter Huldigungstag!

……

Siebentes Kapitel.

Wie das Vaterhaus mir zum Dienſthauſe gemacht wird.

Schon früher hatte ich alſo das Weben lernen müſſen. Seit aber die verfluchte Unterweiſung, wie der Vater geſagt hatte, zu Ende war, wurd ich nun förmlich eingeſpannt und an dem Webſtuhl angekettet. Vom Morgen früh bis Abends ſpät ſollte ich daran ſein, und doch wieder der Mutter auf dem Heimeth helfen. War ich nun durch ſchlechtes Garn oder durch von der Mutter erzwungene Arbeit auf dem Lande abgehalten worden das Stück in der Zeit fertig zu haben, in welcher deſſen Vollendung der Vater ſich in den Kopf geſetzt, ſo ſchnauzte er mich ab ärger als einen Hund; das ſchlechte Garn, die andere Arbeit brachte er nicht in Anſchlag. Einige Mal wob ich ganze Sonntags Morgen um ſolche Verſäumniſſe einzubringen. Flugs machte er das zu einem Recht und verkürzte mir die Zeit, in welcher ein Wubb fertig ſein ſollte. Was aber hatte ich von dieſer angeſtrengten Arbeit? Nichts. Kleider hatte ich nur die nothdürftigſten und auch die nur mit Mühe und Noth und manchem bittern Wort. Bat ich z. B. wenn der Schuhmacher auf der Stör war, um ein paar Schuhe, ſo hieß es: Für den Webkeller ſeien meine noch lang gut genug, und wenn ich ſchon keine hätte für da ume z'gheve, ſo ſei es nur um ſo beſſer. Erſt wenn alle hatten und noch ein Reſt des ſchlechteſten Leders blieb, ward es mir zu Theil. Wenn dann meine Schuhe, wie natürlich, zuerſt gebrochen waren, ſo war ich der unerchanteſt Hung, der nichts könne als düre mache.

Erhielt ich kaum Kleider, ſo bekam ich noch viel weniger Geld: 12½ Batzen brachte ich nicht mehr zuſammen, kaum 6 Kreuzer. Es iſt nicht gut, wenn junge Leute zu viel Geld in Händen haben. Sie verſchwenden daſſelbe nicht nur leicht, ſondern gewöhnen ſich an Verſchwendung, und glauben gar zu gerne, die Quelle, welche ihnen jetzt ihre Taſchen füllt, vertrockne nie und gebe immer das Hinreichende. So ſieht man Bauernſöhne, Handwerksburſche, Knechte in die Wette Geld verthun in ihrer ledigen Zeit, auf die liederlichſte Weiſe es verbrauchen; Mancher auf eine Weiſe, bei der er nicht einmal Freude hat, ſondern nur den Genuß, daß man von ihm redet als von einem Generalslümmel. Dieſen allen kömmt die Zeit, wo das Geld rar wird bei ihnen, wo ſie ſich für jeden unnützen Kreuzer, den ſie verthan, die Haare ausraufen möchten, und ganze Nächte ſchlaflos zubringen mit dem troſtloſen Rechnen, was ſie jetzt mit dem vergeudeten Gelde anfangen könnten. Es kommt die Zeit, wo ſie für ſich ſelbſt ſein möchten oder eine Haushaltung anfangen müſſen, dann fehlt das Geld hinten und vornen, und Tauſende verlieren den Muth, gehen zu Grunde, fallen den Gemeinden zur Laſt, die Männer gegeben hätten, wenn ſie 50 Kronen zum Anfang gehabt hätten.

Aber wenn ein junger Menſch gar kein Geld in Händen hat, ſo iſt es ebenfalls ſchlimm. Auf jeden Fall lernt er nicht mit demſelben umgehen. Wenn er ſpäter welches in die Hände kriegt, ſo kommt er gar zu gerne um daſſelbe. Mancher wird zu allerlei Böſem verführt um zu ſolchem zu kommen. Selbſt Bauernſöhne werden Diebe, durch die Kargheit ihrer Väter dazu getrieben. Man ſtelle ſich doch nur einen jungen Menſchen vor, der kein Geld hat, wie er ausgeſchloſſen wird von der Geſellſchaft. Nun es giebt welche (und ich tadle die gar nicht), die keine Kameradſchaft begehren, die Jahr aus Jahr ein zu Hauſe bleiben; aber die haben gewöhnlich ein Intereſſe dabei, ſie wollen kein Geld verthun, wollen ſich etwas erſparen und an den erſparten 10 Kreuzer laben ſie ſich die ganze Woche durch, weil ſie näher zu ihrem Ziele, der erwünſchten Summe gekommen. Allein wenn man gar kein Intereſſe hat, ſich nichts erſparen kann bei aller Arbeit, weil man gar nichts erhält und doch ſich ausſchließen ſoll von Allem — das macht elend. Und ausſchließen muß man ſich ohne Geld. Gieng ich zu Kameraden ſo wollten die etwas g'werben; beim Kugelwerfen hatten die Verlierenden Wein zu bezahlen; wanderte man an einen Ort hin, ſo mußte man einkehren; — und zu dem Allem hatte ich kein Geld.

Und doch verdiente ich auſſer dem Koſtgelde bald in der Woche wenigſtens 30 bis 40 Batzen, faſt ſo viel als der Vater. Gleichwohl hatten wir es in der Haushaltung nicht beſſer, obſchon der Verdienſt ſich vermehrt hatte. Es war immer das gleiche Klagen, Schinden und Brummen, und Erdäpfel z'Morge z'Mittag und z'Nacht, dünner Kaffe, meiſt Chigore. Der Vater ließ es ſich behaglicher ſein, arbeitete weniger früh und weniger ſpät, ließ ſich leichter verſäumen. Wenn er auf Burgdorf oder Langenthal gieng und die Hälfte mehr einſtrich, trank er einen Schoppen mehr und aß eine Bratwurſt mehr, kramte ſeinem Kronprinzen zwei Lebkuchen ſtatt einem und kehrte auf dem Heimwege wohl noch ein oder zwei Mal ein. Die Mutter wurde auch begehrlicher, branzte mehr Geld zu Kleidern ab, kaufte breitere Sammetſchnüre für ihre Meitſcheni, ung'hürigere Spitzli, und wenn ſie zu Ader ließ trank ſie eine Halbe ſtatt einem Schoppen. So lebten alle aus meinem Verdienſt beſſer, nur ich nicht, und erhielt dafür nicht einmal gute Worte.

O wie das mir Stiche gab ins Herz durch und durch, ſo ein Sclave zu ſein ohne Lohn und ohne Liebe! Und wenn ich an einem ſchönen Sonntag vom Waldrain weg Mädchen und Burſche fröhlich ziehen ſah dem Dorfe zu kummerlos, und wenn der Jubel von dort her zu mir ſcholl und Paar um Paar Arm in Arm zurück kamen, und ich da oben allein war verlaſſen und freudelos — o wie oft drückte ich da die brennenden Augen ins grüne feuchte Gras!

Wer will wohl den Stein auf mich werfen: wenn in dem weinenden Herzen böſe Gedanken entſtunden und dort die ſich ſammelnden Thränen in Tropfen bitterer Galle verwandelten:

wenn die Selbſtſucht der Andern auch die Meinige erzeugte; wenn ich das vergaß, was die Eltern an mir gethan und nur das ihnen nachrechnete, was ſie von mir genoſſen; wenn der Widerwillen immer größer wurde etwas für ſie zu thun und der Entſchluß emperdämmerte ſie zu verlaſſen und für mich ſelbſt zu ſorgen?

Man ſieht und ſah immer eine Menge Kinder, die ſich um ihre Eltern nicht bekümmern, ſie gefühllos dem Elend überlaſſen, als ob dieſelben ſie nichts angiengen, ſie ihnen gar nichts ſchuldig wären, und es wurden und werden immer Kinder verdammt, die wie des Waldes wildes Thier ihren Erzeugern vor dem Munde weg das Eſſen ſtehlen, wenn ſie die ſtärkern geworden ſind.

Und es iſt allerdings kein häßlicheres Geſchöpf als ſo ein aufgeputztes Ding, das all ſein Hab und Gut an ein paar ſilberne Häfte, ein Fürtuch oder an einige Mänteli gewandt und Händſchli an hat; deſſen Mutter barfuß läuft urd an der Thüre bettelt, innert welcher ihr Meitſchi prächtlet und Buben Wein zahlt. Wenn ſo ein Meitſchi, das eine ganze Samſtagnacht nicht ſchlafen kann aus freudiger Erwartung, was wohl die ganze Welt zu dem Tſchöpli und zu den breiten Haarſchnüren ſagen werde, mit welchen es am Sonntag aufzuziehen gedenkt und nicht zweifelt an gutem Schick und hoffet für eine Bauerntochter ſich ausgeben zu können; — wenn ſo ein Meitſchi, ſage ich, wüßte wie die Welt mit Fingern auf ihns zeigt und ſagt: die ma wohl, m'r hei ihrer Mutter erſt geſter z'Almuſe gä! — es würde ſich wohl ſchämen und weniger an die Sache thun. Und ſo ein Bürſchli, dem am Sonntag kein Weg breit genug iſt, das eine Sackuhr ſpinzlet und ganze Wolken Rauch aus ſeiner Tabakspfeife bläst, Mädchen ſchryßt und Wein zahlt und Weggen frißt wie ein Wolf und nur meint, er allein ſei groß und mache ſich g'eſtimirt; — wenn dieſes Bürſchchen wüßte, wie man ihns verachtet und wie man wohl weiß, daß ſein Vater läng Zyt kein Brot hat, auf Hudlen ſchläft, Schwefelholz verkauft und d'r Gottswille z'Eſſe heuſcht, — es würde zu Hauſe bleiben und ſeine Kreuzer ſparen, um ſeinem Vater die Kutte blätzen zu laſſen.

So laufen allerdings eine Menge Kinder von ihren Eltern weg, ſobald ſie vom Herrn ſind; bekümmern ſich um die Eltern nicht nur nichts, z'Guntrári ſie nehmen noch von ihnen was ſie können. Sie verthun ihre Löhnli mit Hoffahrt und Hudlen und ſchamlos laſſen ſie der Gemeinde die Eltern zur Laſt fallen. Fremde müſſen an dieſe Eltern wenden, was ſie mit ſauerm Schweiß aufbringen mögen, während die Kinder ſich den Buckel voll lachen und ſagen: es thut n-e-s ſauft dene D.....' Und wenn ſo ein hungriger Vater oder eine frierende Mutter Stunden weit die matten Beine ſchleppt, in der Hoffnung von Sohn oder Tochter, denen man keinen Mangel anſieht, etwas zu einem guten Tag zu erhaſchen, ſo verſchämen ſich die Kinder, verläugnen die Eltern oder fertigen ſie mit ſchnödem Beſcheid ab, daß ſie merken, wie unwerth ſie gekommen und das Wiederkommen ſie nicht wieder gelüſtet. Schon manche Meiſterfrau hat ſich einer alten Mutter erbarmet, welche die eigene Tochter puckt fortgewieſen hätte. Was meint man wohl, wenn ein ſo abgefertigter Alter mit ſeinen ſchlotternden Gliedern kaum heimzukommen vermag, was für Gebete für ſein Kind wird ſein Herz auf ſeine Zunge legen, welcher Segen kömmt über die brummenden Lippen? Andere Kinder bleiben bei ihren Eltern, aber nur um ſie auszuſaugen und ſie auf die Gemeinde zu bringen; und gar mancher Vater kann huſen, ſo lange die Kinder klein ſind; ſobald dieſe aufgewachſen ſind, kömmt er in die Armuth. Was ſie verdienen, brauchen ſie für ſich, was er verdient, ſoll er mit Allen theilen, ſoll dafür Alles anſchaffen, und reicht das nicht hin, behält er nichts für ſich, ſo bekümmert ſich keins der Kinder darum. Da kann der Alte zuſehen, und mag er nicht mehr g'fahren, ſo laſſen ſie ihn im Stich und die Gemeinde kann zuſetzen und zuſchießen.

Alſo ſelbſtſüchtige unkindliche Kinder giebt es in großer

Menge, die ihren Eltern nicht zur Stütze, ſondern zum Schaden herangewachſen ſind, Kinder die ihnen nicht Troſt geben, ſondern Schmerz bereiten. Aber bleiben wir nicht blos bei dieſer Erſcheinung ſtehen, ſondern denken wir tiefer nach und forſchen wir nach den Gründen dieſer Erſcheinung, nach den Gründen, warum ſo viele Eltern von ihren Kindern hintangeſetzt und ſchnöde behandelt werden, — dann werden wir finden, daß nicht alle Schuld bei den Kindern zu finden iſt, ſondern daß viele Eltern den größten Theil derſelben tragen.

Betrachten wir das Betragen der Kinder, ſo iſt es dasjenige, welches allen Thieren gemein iſt. Ein alt ſchön Lied ſagt: Der Menſch ſei halb Thier halb Engel, d. h. als Thier wird er geboren, ein Engel ſoll er werden. Dazu beſitzt er die Anlagen, dazu hilft ihm Gott, dazu beruft ihn das Chriſtenthum. Aus dem Thier muß ſich der Engel herauskämpfen, wie aus der Puppe der Schmetterling ſich entfaltet. Das Beginnen dieſes Ringens oder das Trachten nach dem was droben iſt, das, ſo lange der Menſch im Leibe lebt, kein Ende nimmt, blos rüſtiger und freudiger wird, nennt Chriſtus die Wiedergeburt, Paulus: Abſterben des alten, Auferſtändniß des neuen Menſchen. Zu dieſem Ringen, zu einem werdenden Engel das thieriſch (in der Erbſünde) geborne Kindlein zu erziehen, verpflichtet ſich der chriſtliche Vater in der Taufe; und unchriſtlicher Unverſtand, kirchlicher Unſinn iſts, wenn in einem chriſtlichen Staate dieſe Verpflichtung thieriſch gebliebenen oder aberwitzig gewordenen Vätern erlaſſen wird. Aus der Selbſtſucht geht des Thiers Leben hervor, im Engel lebt die Liebe, ſie tritt aus ihm heraus und wird die Mutter ſeines Thuns.

Nun lebt leider in einer Menge von Eltern nur noch das Thier, der Engel in ihnen weint ohnmächtig, die Selbſtſucht drückt ihrem ganzen Betragen ihr Siegel auf, auch dem Betragen gegen ihre Kinder. Von einer höhern Beſtimmung der Menſchen haben ſie gar keinen Begriff und noch weniger davon, daß man dieſe Beſtimmung theilweiſe ſchon auf Erden erfüllen müſſe. Ihr Dichten und Trachten geht darauf aus, es gut zu haben auf der Welt. Zu dieſem Guthaben ſollen alle andern Menſchen ihnen helfen, und wer ſie daran ſtört, betrachten ſie als eine Laſt oder als einen Feind. Kinder ſtören alſo vor allem aus ihre Behaglichkeit, ihr Guthaben, durch unruhige Nächte und geſchreivolle Tage; aber Kinder koſten auch. Und wenn es auch nur täglich für einen Kreuzer Milch wäre, ſo muß beſonders bei Armen, wo das Einkommen und Ausgeben gewöhnlich grad auf geht, dieſer Kreuzer an einem Orte erſpart werden, entweder am Kaffe der Frau oder an den Schoppen des Mannes. Kinder ſind oft eine Laſt und je mehr Kinder, deſto größer und fühlbarer wird ſie.

Nun herrſcht aber unter dieſer Klaſſe von Menſchen eine ganz eigne Offenheit. Da weiß man noch wenig davon unter ſich die Gefühle zu verſtecken und mit erkünſtelter Miene Gefühle der Zärtlichkeit und Liebe zu heucheln, wenn ſie nicht da ſind. Da ſagt z. B. eine Tochter ganz offenherzig vor ihrem kranken Vater: Wir beten alle Tage, daß er bald ſterben könne, es gienge ihm und uns wohl. Und der alte Mann nimmt das gar nicht übel, er findet es ganz natürlich; denn er iſt eine Laſt und einer ſolchen wünſcht man los zu ſein — das weiß er aus eigener Erfahrung. So ſagt ein Mann am Krankenbett ſeines Weibes ohne Hehl: In Gottes Namen, wenn es muß geſtorben ſein, ſo wollte ich, es geſchehe bald, es gienge ihr wohl und uns nicht übel. Unſereiner hat, weiß Gott, nicht der Zeit, immer da in der Stube zu ſein, es iſt gar viel zu werchen da drauſſen, und öpper appartigs anſtellen mag man auch nicht. Das Weib macht dabei nicht mux, denkt vielleicht an den Kabisplätz, der gejätet werden ſollte, und nun wegen ſeiner Krankheit ungejätet bleibt, ſo daß es eine Schande ſei für das ganze Haus, und es ſich noch im Tode ſchämen müſſe deretwegen. Mit der gleichen Offenheit drücken ſich die Eltern gegen ihre Kinder über die Laſt aus, die ſie an ihnen zu haben glauben, wie ich ſchon vorhin von meinen Eltern bemerkt habe.

Me iſch doch e plagte Mönſch, we me King het; o me weiß nit wie wohl es eim iſch, we me keni King het — das ſind Redensarten, die man tagtäglich in einer Menge Häuſer hören kann. Dieſe Redensarten bleiben nicht wirkungslos beim Kinde, wenn es ſich der Wirkung ſchon nicht bewußt iſt; auf alle Fälle enbehrt es der wahrhaften Liebe, welche Liebe wecket. Doch dieſes iſt noch nicht die ſchlimmſte Seite dieſer elterlichen Selbſtſucht, ſondern das Beſtreben der Eltern iſt es durch die Kinder ſelbſt ſich dieſe Laſt erleichtern zu helfen, ja es bis zum Guthaben zu bringen. Dieſes ſelbſtſüchtige Beſtreben iſt aber meiſtens eitel, und wird vereitelt durch die im Kinde erzeugte Selbſtſucht. Selbſtſucht aber trennt, nur Liebe iſt das Band, das unauflöslich iſt und Kinder zu Troſt und Freude an die Eltern bindet.

Das Beſtreben der Eltern geht alſo ſichtbarlich darauf aus, ſich durch die Kinder die Laſt erleichtern, abnehmen zu laſſen, derſelben Kräfte ſobald möglich zu ihrem, der Eltern Nutzen auszubeuten. Die gar beſchränkten Eltern bekümmern ſich gar nicht um die Ausbildung der Kräfte ihrer Kinder, überlaſſen dieſelben durchaus ſich ſelbſt und geben ſich nicht die geringſte Mühe, die Kinder zu befähigen, ſich mit Ehren in der Welt fortzuhelfen. Dieſe verſchiedene Handlungsweiſe entſpringt aus der gleichen Quelle, aus der Selbſtſucht, nur gattet ſie ſich entweder mit der Schlauheit oder mit beſtialiſcher Trägheit. Bei den erſten Eltern müſſen die Kinder arbeiten, arbeiten oft über Vermögen, aber es iſt die Arbeit eines Ochſen, eines Eſels unter der Peitſche des Meiſters. Die Fauſt oder Flüche ſind Lehrmeiſter und zwingen zu mechaniſcher Verrichtung des Aufgegebenen. Vom Erwecken des Verſtandes, des eigenen Denkens, überhaupt der geiſtigen Kräfte, iſt keine Rede. Will man einen ſolchen Vater anhalten, ſein Kind ſchulen, geiſtig wecken zu laſſen, ſo antwortet er wohl: Er vermöge nicht ſein Kind alle Tage in die Schule zu ſchicken, es müßte ihm arbeiten; er könne keinen Reichthum hinterlaſſen, es müßte einſt ſeinen Unterhalt verdienen. Und da fragt der Bauer nicht: chaſt beten; ſondern chaſt arbeite? Gerade alſo wie man bei einer Kuh frägt: Ob ſie ziehen könne und auf welcher Seite? Die künftige Befähigung zur Arbeit iſt aber gar nicht der Zweck dieſer Eltern, ſondern nur die gegenwärtige Benutzung iſt ihr Augenmerk. Sie thun alſo eigentlich gar nichts für das Kind, ſondern ſie ſorgen nur für ſich. Und gar mancher Vater oder Mutter verthun in wüſtem Leben, was die Kinder mit ſauerm Schweiß erworben, und laſſen es ſich recht wohl ſein auf Koſten der Kinder. Und auf gemachte Vorwürfe antworten ſie wohl: Es müſſe es nieders zu n'im ſelber luege; ſie heige Kingsthalb lang bös g'ha, ſie welle-n-e jetz o la das ſy. Die Andern, welche ihre Kinder nicht einmal zur Arbeit halten, ſchicken ſie doch gewöhnlich dem Bettel nach. Ob das Kind ſtehle oder nicht, das bekümmert ſie gar nicht, wenn es ihnen nur etwas heimbringt. Das Beſte leſen ſie dann aus für ſich, mit dem Uebrigen kann das Kind ſich begnügen.

So wird das Kind von Jugend auf am Buſen der Selbſtſucht auferzogen, das Thier wird genährt in ihm, um den Engel bekümmert man ſich nicht. Es fehlt alſo die rechte kindliche Liebe und auch die Dankbarkeit ſtellt ſich nicht ein. Denn die kommt da niemals, wo man einem alle Tage Wohlthaten vorhält. Sie iſt eine gar wunderliche Pflanze; ſobald man ihren Wachsthum erzwingen will, verdorret ſie. Auf die natürlichſte Weiſe von der Welt wächſt im Kinde ebenfalls die Selbſtſucht. So wie es größer wird, fängt es an zu denken: Es müſſe auch zu ſich ſelbſten ſehen, bei dem Eltern komme es nicht zu Gelde, ſo manches erregte Gelüſten zu befriedigen, nicht einmal zu ordentlichen Kleidern. Es ſei nicht billig, daß es alles dargeben ſolle für die Andern, ohne daß ihm „Danke Gott“ dafür geſagt werde. Dieſe Gedanken regen ſich weit früher als man glaubt. Schon das Bettlerkind ißt die beſten Biſſen, verthut die meiſten Kreuzer, ehe es heim kömmt, giebt den Eltern je länger je weniger ab. Dieſe Gedanken werden aber immer mächtiger, legen ſich immer feindſeliger zwiſchen Eltern und Kinder, bis die Erſtern von den Letztern entweder ausgeſogen oder verlaſſen ſind. So wie früher die Kinder den Eltern Plage und Laſt waren, ſo werden die Eltern den Kindern Plage und Laſt, die ſie ſo ungern als möglich tragen, ſo ſchnell als möglich von ſich ab auf die Gemeinde wälzen, um zu ſich ſelbſten zu ſehen.

Wie Liebe die Liebe zahlt, ſo zahlt auch Selbſtſucht die Selbſtſucht mit gleicher Münze. Wirklich iſt es oft recht ſchauerlich, die Hartherzigkeit der Kinder zu ſehen, zu ſehen wie ſie unbewegt und ungerührt der Eltern Noth und Elend zuſehen können, ohne ſich im Geringſten etwas abzubrechen. Aber eben ſo ſchauerlich wäre es geweſen, wenn man früher zugeſehen und der Erziehung oder vielmehr Verwahrloſung dieſer Kinder mit aufmerkſamem Auge gefolgt wäre. Ueber ſolche hartherzige gefühlloſe Kinder erhebt nun die Welt ein Geſchrei, die Eltern ſchimpfen, die Gemeinde oder wenigſtens die welche tellen müſſen, begehren auf, und alle klagen über die gottloſe Zeit, und daß es allbez nicht ſo geweſen, daß Welt und Leute immer ſchlechter würden. Aber eines bedenken alle dieſe Schreier nicht: daß jede Wirkung eine Urſache, jeder Baum ſeine Wurzeln, jede Erſcheinung ihre vorbereitenden Vorgänge habe. So iſt dieſe Zeit, in welcher wir leben, von einer frühern geboren, und die in ihr hervortretenden Erſcheinungen ſind Kinder der Vergangenheit. Aber auch dieſe Zeit zeuget fort und fort an dem Kommenden und die Zukunft wird Zeugniß ablegen: ob das was unſere Zeit geboren und der Zukunft überliefert nicht edlerer Art ſei, als was die letzte Vergangenheit uns als Erbtheil übermacht hat und was jetzt in der Maſſe hervortritt.

Die frühere Zeit, für uns Schweizer die Helvetik, iſt die Mutter der Irreligioſität, der Lauheit in allen höhern Intereſſen, der eigennützigen ſinnlichen Gemeinheit, welche heute ſo häufig im Familienleben und in den Rathsſäälen hervortrittet; die Helvetik iſt die natürliche Tochter der verweſenden Ariſtokratie, von dieſer aber natürlicherweiſe nicht anerkannt, nicht legitim erklärt. Schon ſieht man viele in ſtummem Zorne bleich oder in edler Scham roth gewordene Geſichter vor der zu Tage getretenen Gemeinheit ſich abwenden, und dieſe blaßrothen Geſichter ſind die Morgenröthe neuer Tage, die Erzeuger reinerer Erſcheinungen.

Aus dieſer etwas weitläufig gerathenen Durchführung wird hoffentlich männiglich klar geworden ſein, daß an dem ganz natürlichen aber nicht chriſtlichen Betragen vieler Kinder die Eltern eine große Schuld tragen. Für arme Eltern iſt es allerdings viel ſchwerer als für reiche von dieſer Selbſtſucht ſich ferne zu halten, die durch die Kinder verurſachten Opfer freudig zu bringen, die Entbehrungen geduldig zu tragen, den Kindern nichts anders zu zeigen als treue Liebe und aus dem ganzen Betragen hervorleuchten zu laſſen den innigſten Wunſch: zu ſorgen für ihr künftiges zeitliches und ewiges Wohl. Aber das Leben hienieden iſt ein Kampf, und es wird Niemand gekrönet, er kämpfe denn recht. Und wie dem Reichen Kämpfe anderer Art bereitet ſind, ſo findet ſie der Arme auſſer ſich, beſonders in ſeinen nächſten Umgebungen, im heiligen Familienkreiſe und in ſich mit der einfachen und alſo kenntlicher hervortretenden Selbſtſucht. Das iſt ſein Saatfeld, und was einer ſäet, wird er auch erndten; wer erndten will ehe er treulich ausgeſäet, iſt eben ein Thor, und wird zur Erndtezeit heulend und zähneklappend am verödeten Acker ſtehen. Nichts anders alſo als innigere Religioſität, eine klarere lebendigere Auffaſſung der Beſtimmung des Menſchen und ihrer Verhältniſſe unter einander wird auch dieſe Quelle der ſich vermehrenden Armenlaſten verſiegen laſſen. Denn das Chriſtenthum iſt auf der einen Seite die einzig wahre Lehrerin der Ausbildung der menſchlichen Kräfte, und daſſelbe allein vermag ſie hinwiederum in Liebe zu verbinden zu mächtiger Anſtrengung und gegenſeitiger Hülfsleiſtung. Man mag daher in Wirthshäuſern und Rathsſäälen lange kannengießern über Armenweſen und Armengeſetze, man dreſcht nur leeres Stroh ſo lange, bis die Schoppentrinker und Rathsherren zur Einſicht kommen, daß ächt chriſtlicher Sinn im Hauſe, in der Gemeinde, im Staate das erſte Heilmittel alles überall hervortretenden Uebel iſt; und bis ſie mit ihrem Beiſpiele vorangehen, ſind alle ihre Reden umgekehrte Windbüchſen, d. h. ſie knallen tüchtig, treffen aber nichts.

Bin ich nun wohl nicht entſchuldigt, wenn die kindliche Liebe erloſch, wenn ich die Pflicht vergaß, Stütze der Eltern zu ſein und nur an mich ſelbſt zu denken anfieng, weil Niemand anders an mich dachte. Das an mich denken beſtund aber nicht ſowohl darin, daß ich mir Pläne machte, etwas für mich ſelbſt zu beginnen; dazu fehlte mir die Spannkraft der Seele, die Energie, die ich früher, als ich mit dem Götti drohte, in höherem Grade beſeſſen. Und wenn ich ſchon wünſchte aus dieſem Elend wegzukommen, ſo wußte ich weder wie noch was beginnen? Die Weberei war mir grenzenlos erleidet, wie jede Arbeit erleiden muß, bei der man nur ausgeſcholten wird und nichts davon hat.

Nun konnte ich aber wenig anders als weben, und zum Herdknecht fehlte mir Geſchick und beſondere Luſt. Es giebt Stimmungen im Menſchenleben, wo man zu gar nichts mehr Luſt hat, und das ſind wohl die trübſeligſten. Des Morgens erwachte ich mit Eckel an der Arbeit, zu der ich mußte; bei jeder Elle die ich wob, dachte ich an den Lohn dafür, was der Vater damit anfangen, wie die Mutter ihn brauchen werde, und was ich wohl daraus kaufen, genießen könnte. Aber am traurigſten war ich, wie geſagt, des Sonntags, wenn ich ſo einſam blieb mit dem verlangenden Herzen, mit meinen trüben Gedanken allein. O das iſt wohl das Traurigſte, wenn es trübe wird auſſer uns und in uns, wenn Mißgeſchick, Unglück, eine harte Lage auf uns drücken und dieſe das Gemüth verfinſtern, den lieben Sonnenſchein des Frohſinns uns nehmen, wenn das Herz der Spiegel wird des äuſſern Schickſals. Da iſt dann Trübſeligkeit ringsum, kein Troſt, keine Hoffnung mehr. Es giebt Menſchen, die in der glückſeligſten Lage finſter werden in ſich, es iſt eine Krankheit des Gemüthes, zuweilen gerade Folgen allzu großer Sättigung, allzu reichlichen Genuſſes ihrer Glücksgüter. Sie ſind zu bedauern, daß ihnen die Kraft der Seele fehlt, die Finſterniß zu verjagen; aber ihr Unglück iſt doch nicht ſo groß als jenes, wo mit der innern Noth noch die äuſſere ſich gattet. Aber wie glücklich der Menſch wohl wäre, wenn er ſein Inwendiges unabhängig bewahren könnte von dem wechſelnden Geſchick, wenn er in jeder Lage froh und freudig bleiben könnte im Bewußtſein, daß jede aus des lieben Gottes lieber Hand kömmt!

Wäre dieſes nicht die wahre Unabhängigkeit, köſtlicher als Silber und Gold? Würden an ihr nicht die Worte Unglück und Mißgeſchick ihre Bedeutung verlieren? Wäre das wohl nicht der glücklichſte Menſch, der ſie beſitzt? Iſt ſie aber möglich? Dem Chriſten iſt ſie verheiſſen, es iſt der Friede Gottes, der über allen Verſtand geht. Aber ich armes Weberknechtlein beſaß ſie nicht, ich kannte ſie nicht, und doch konnte ich alle Fragen und das halbe Teſtament auswendig. Jetzt kenne ich ſie und ringe darnach. Aber dieſe Siegeskrone des Kampfes, die Gott ſchon im zeitlichen Leben bietet, hängt gar hoch oben, und an die Füße hängt ſich mit Bleigewicht der irdiſche Sinn und die irdiſche Noth. Aber ich verzweifle nicht.

Achtes Kapitel.

Wie ein alter Freund dem armen Weberknechtlein einen Ausweg zeigt.

So waren zwei Jahre vorbeigeſchlichen, ſeit ich am Huldigungstage meine 12½ Bz. verthan, einen beſudelten Kopf, verſudelte Kleider und ein ödes Herz heimgebracht hatte. Der Sommer war heraufgezogen und brannte heiß auf die Erde. Ein Sonntag ſtund im Kalender. Der Vater war am Morgen früh um eine Kuh ausgegangen, da die unſrige übergänt geworden war. In den Webkeller hätte ich eigentlich gehen ſollen, aber es widerte mir davor. Der Mutter gehorchte ich nicht, und der Vater konnte mich nicht hineinjagen, weil er fort war. Da wandelte mich auf einmal das Gelüſten an, wieder zur Kirche zu gehen, was lange lange nicht geſchehen war. Denn weben gieng dem Vater vor beten, beſonders wenn ein anderer weben mußte.

Ich ſuchte alſo meinen Sonntagsſtaat zuſammen, ſtreckte die lang gewordenen Glieder durch die gleichgebliebenen Kleider, weit hinaus in die freie Luft, und wanderte getroſt troz dem Schelten der Mutter und ihren Drohungen : ſie werde es dem Vater ſagen — der Kirche zu. Es that mir ſo wohl zu Leuten zu können auch ohne Geld.

Auch das Sein in der Kirche erquickte mich. Die Orgel klang mir ſo voll und ſchön ins Herz hinein, das Gebet that mir ſo wohl, und während der Predigt vergaß ich mich ſelbſt und erbaute mich gar inniglich an kräftigen Worten von Gottes Macht und Herrlichkeit; ich glaubte mich in einer andern Welt. Aber als die Orgel zum leztenmal erklang und ihre Töne majeſtätiſch verrauſchten, als die Thüren aufgiengen und ich wieder aus der Kirche ſollte, wo mir ſo wohl geweſen, heim in die Welt wo mir ſo übel war, da ward mir weh ums Herz. Und weinen hätte ich mögen als ich über die Schwelle ſchritt und denken mußte: wie manche lange Woche, wie manchen langen Monat geht es wohl, bis ich wieder hin kann aus dem Sündenhaus in das Gotteshaus? Wie ich ſo trübſelig über den Kirchhof ſchritt, da griff mich mein alter Schulmeiſter auf, den ich lange nicht geſehen und jetzt in meiner Traurigkeit überſehen hätte. Er klagte daß ich ihn ganz vergeſſe, aber er könne mich nicht vergeſſen, einen ſolchen kriege er nicht mehr in die Schule. Er fragte, warum ich nie zu ihm komme und was mir fehle, daß ich ein Geſicht mache als ob ich eine Eſſigguttere verſchluckt hätte. Da ich unter den Leuten nicht recht zu Worten kommen konnte, ſo zog er mich beim Aermel ſeinem Hauſe zu und ſagte: Er hätte noch neuis daheim, einen Schluck davon werde mir nicht ſchaden, und da könne ich ihm dann ſagen wie es mir gehe, er ſehe wohl, es ſei nicht alles wie es ſein ſollte, und Andern könne er beſſer rathen als ihm ſelbſten, das hätten Andere und er ſchon oft erfahren, vielleicht erfahre ich es jetzt auch.

Bei einem Gläschen Branntwein floß es mir nun beſſer vom Munde.

Ich erzählte meine Noth. Wie hart mich die Eltern hielten, ohne Geld ließen, kaum Kleider mir gönnten. Da fluchte mein Schulmeiſter und wußte von meinen Eltern allerlei Unrepetierliches zu erzählen. Ich ſolle machen, daß ich von ihnen fortkomme und zu mir ſelbſten ſehen: zu weben finde ich an allen Orten, und zu einem Bauern gehen könne ich ja auch im Nothfalle. Nun beichtete ich, daß das Weben mir gar grauſam erleidet ſei und daß ich zu einem Bauern auch nicht möge, indem ich faſt keinen Lohn erhalten würde, da ich nicht ſäen, nicht melken, nicht füttern könne, und mein Lebtag kein Roß in den Händen gehabt habe. Da ſchaute mein Schulmeiſter bedenklich drein und ſchenkte ſich ein friſches Gläschen ein. Auf einmal ſchlug er auf den Tiſch und rief: Peterli, du muſch Schumeiſter werde! Und ſtille wards wieder. Er ſchwieg, ich war verſtummet, und mit großen Augen ſahen wir über den Tiſch einander ins Geſicht, er vor Bewunderung, i vor Verwunderung. Gell Peterli, ih ha d'rs g'ſeit, ih ha ſc Mengem g'rathe, u es iſch gut cho, u me hets nit hinger m g'ſucht. Aber er konnte noch lange reden, bis er mich am zum Reden brachte, ſo verblüfft war ich. Als ich zu mir ſelb kam vor dem unerwarteten Gedanken, wandte ich Manches ei gegen den Vorſchlag. Meine Ungeſchicklichkeit, daß ich ſcho Vieles vergeſſen, daß der Vater mich nicht fortließe u. ſ. w Aber wie alle Einwendungen, bei denen es einem nur halber Ernſt iſt, waren auch dieſe bald widerlegt. Er ſei nicht von den Ungeſchickteſten einer, ſagte er, und ich ſei faſt ſo geſchickt wie er. Den Vater frage man nicht lange. Wolle er mich nicht gehen laſſen, ſo laufe ich fort. Aber wo ich wohl einen Platz finden könnte, fragte ich endlich? Da lah mi numme mache, ih weiß d'r ſcho halb u halb eine, ſagte er mir, trank ſein Gläschen aus und gieng. Denn ſeine Alte hatte ihm ſchon zweimal gerufen zum Eſſen, und mit dieſer durfte er nicht ſpaſſen.

Neuntes Kapitel.

Wie es mir im Kopfe rundum und endlich mit mir ins Schulmeiſteramt geht.

So machen es die Leute, ſie ſetzen einem eine Floh hinters Ohr und, ſtatt ſie jagen zu helfen, jagen ſie einen fort, und man mag zuſehen, wie man mit derſelben zurecht kömmt. Es iſt recht ſeltſam, wie ein in beſonderer Stunde angeworfener Gedanke haften bleibt, ſich einbohrt in unſern Kopf hinein, alles Vorhandene auf die Seite wirft, unſere geſammte Einbildungskraft überſchwemmt und als ausgebrochener Strom ſich nun ergießt in das weite Feld unſerer Zukunft hinaus. Es giebt nun Leute oder vielmehr Köpfe, die dieſen Ueberſchwemmungen gar häufig ausgeſetzt ſind. Alle

Augenblicke ergießt ſich in ihnen die Fluth von Anſchlägen und Vorſchlägen : aber dieſe Ueberſchwemmungen haben meiſt die Art wie die der Emme : ihr Niederſchlag beſteht aus Sand und Steinen, und das Feld, über welches ſie ſich ergoſſen, bleibt unfruchtbar auf lange, und für immer, wenn ſie ſich zu häufig wiederholen.

Es giebt aber auch Ueberſchwemmungen anderer Art. Dieſe wiederholen ſich ſeltener, ſie ergießen ſich auch über das leere Feld der Zukunft, aber ſie hinterlaſſen einen fruchtbaren Niederſchlag wie der Nil im Egypterland; in dieſem wächst luſtig eine luſtige Erndte, und nicht wieder kommen ſie, bis dieſe Erndte eingeſammelt und des Feldes Schooß zu neuer Empfängniß offen liegt. Der Kopf, in dem gar keine ſolchen Ueberſchwemmungen Statt finden, der iſt ein trockner Kopf, der wird ſich in Schlafrock und Pantoffeln wohl ſein laſſen, wenn er es vermag. Er wird in aller Behaglichkeit den Batzen zu dem Batzen legen oder den Schoppen zu dem Schoppen ſchütten; und wenn er es nicht vermag, ſo wird er entweder arbeiten, was man ihn heißt und was er muß, oder er wird mit Bequemlichkeit den Bettelſack tragen von Haus zu Haus. Die Welt wird ihm weder eine That noch einen Gedanken zu verdanken haben. Auf ſein Grab wird man ſchreiben müſſen : In dieſem Grabe liegt ein Leib begraben, in dem Leib war eine Seele begraben; des Leibes Leben kannten wir, was die Seele that, wiſſen wir nicht.

Unter den überſchwemmenden Köpfen giebt es welche, wo in der unſichtbaren Seele geheimnißvollem Schooß eine göttliche Kraft hauſt und ſchafft. Dieſe zeuget in dem nie erblickten tiefſten Grunde der Seele den lebendigen Gedanken, dieſe nährt ihn bis er mächtig die Seele füllt; ſie ſprengt ihm Schloß und Riegel, ſtrömt ihn befruchtend aus in die Welt, ſchafft und beſorgt die Erndte. Das ſind die ſelbſtſtändigen Geiſter. In ihnen allein wohnt ungeſchwächt und ungetheilt die Urkraft, die zeuget und gebiert ohne fremde Hülfe; ſie ſind ſelten dieſe Geiſter auf der erkaltenden Erde.

Aber andere Köpfe giebt es in größerer Menge, die Väter mangeln zu ihren Gedanken, zu ihren Anſchlägen und Vorſchlägen, und dieſe Väter finden ſich wohl auch vielfältig und in vielerlei Geſtalten. Alte Schulmeiſter und junge Mädchen vermögen beide den Dienſt zu thun. Wenn dann der Gedanke in der Seele ſchwillt, ſo pocht er an allen Wänden dieſer Köpfe an. Doch umſonſt, da iſt keine Kraft in ihnen den Durchbruch zu vollbringen. Wie dieſe Köpfe fremde Väter bedurften, ſo bedürfen ſie auch zur Entbindung Hebammen, die den Gedanken ans Tageslicht fördern, ihn einwickeln in die nöthigen Windeln, ihn hegen und pflegen an That oder Wort. Da finden ſich dann oft Vater und Hebamme in einer Perſon.

Gerade einen Kopf auf die letzte Manier hatte ich. Der Schulmeiſter hatte in mir einen Gedanken gezeuget, der wurde nun nach und nach lebendig in mir. Anfangs konnte ich ihn nicht erkennen, es war etwas Neues in mir, aber ich wußte eigentlich nicht was. Ich war ſturm, rundum gieng es mit mir, bald hätte ich den mir ſo wohl bekannten Heimweg verfehlt. Das Branzen der Mutter über mein ſpätes Heimkommen hörte ich nicht; daß ſie geſchwind Teller heraustrugen, und alſo Fleiſch gehabt (denn wenn man kein Fleiſch hat, braucht man keine Teller), ſah ich nicht; daß ich kein Fleiſch erhielt und nur kalte dürre Bohnen, ſo breit und dick wie ein Schmidsdaumen und mit Fäden ſo grob wie Zwick, merkte ich nicht: ſondern kaute tapfer darauf los, und ſchluckte aus Leibeskräften hinunter, was ſich nicht kauen ließ. Bald darauf kam der Vater heim. Dem wurde ich verklagt. Der hunzte mich tüchtig aus und jagte mich in den Webkeller. Ich gieng ohne Murren und wob, ich weiß nicht was, nicht wie.

Endlich geſtalteten ſich aus dieſem Sauſen und Brauſen, dieſem Wogen formloſer Nebel beſtimmte Gedanken, beſtimmte Gefühle, denen ich mir bewußt ward.

Der Gedanke ein Schulmeiſter zu werden verurſachte mir Herzklopfen, wunderbar erzeugt aus Stolz und Bangigkeit. Man wird nicht begreifen, warum auch der Stolz den Klopfer im Herzen bewegt, nicht begreifen wie man Urſache haben könne zum Stolz, wenn man Schulmeiſter werden will oder wird. Wohl, Leute, das iſt ſehr begreiflich und ſehr natürlich und ſehr ſchwer iſt es, ſich dieſes Stolzes zu erwehren. Das vermögen darum auch nicht alle Schulmeiſter, und Manchem ſieht man ihn auf hundert Schritte am Rücken an, Andern am Munde, ſie mögen ihn öffnen zum Reden oder zum Singen. Wohl, Leute, daß ſich Mancher des ihn beſchleichenden Stolzes nicht erwehren kann, iſt begreiflich. Viel Jahre kränkelte ich daran und noch jetzt fieberlet er zuweilen an mir. Darum habe ich es mir als Buße auferlegt: dieſe Sünde zu bekennen vor allen meinen Amtsbrüdern, die mich ſicher darüber ſchimpfen werden, daß ich ſo ungeſchämt vor den Leuten bekenne, daß ein Schulmeiſter einen Fehler haben könne und noch dazu einen Solchen. Aber bedenkt nur, was waren die Meiſten von uns, ehe wir in dieſes Amt traten? Wären wir nicht arme Teufel geweſen, ſo wären wir gar nichts geweſen und wären kaum Schulmeiſter geworden. So ein armer Teufel, ein Waſchlumpen der ganzen Welt, den Alles hudelte, pudelte, der ſieht ſich auf einmal im eigenen Hauſe, ſieht unter ſeine Fauſt und Ruthe 100 Kinder geſtellt, ſieht ſich zum Geſchickteſten nach dem Pfarrer gemacht in der Gemeinde von Rechtswegen, kann Kinderlehren halten im Winter und hie und da einen Nachbar oder vielmehr ſeine Frau trümpfen in derſelben. Dann hat er noch obendrein umſonſt eine Maſſe von Hoffnungen aller Art, die ihn umſurren und ſich an ihn hängen, wie an die Pferde im Sommer die Brämen. Ach wer will es ihm verargen, wenn er dieſen Stolz behält, ſind auch alle ſeine Hoffnungen geſchwunden? Dieſer Stolz allein iſt ihm geblieben aus der ſchönen Zeit der Träume; denn auch ein Schulmeiſter hat eine Zeit der Ideale. Die Einen bilden ſie ſich reilich oft etwas fleiſchig und rothbäckig aus, aber auch geiſti- er Andere? Soll er ihn wegwerfen dieſen Stolz, das einzige Andenken an eine beſſere Zeit? Ach wer will ihn nicht bemitleiden den armen Schulmeiſter, wenn er zu Zeiten auch dieſen Stolz ängſtlich verbergen muß unter ſeine zerriſſene Kutte, wenn ihm das Geld ausgegangen und er den Nachbar um ein Anleihen von 10 Kreuzer zu bitten geht, wenn er zu der Nachbüri geht kummervoll, daß ſie ihm eine Woche noch die Milch ings gebe? Und wer will es ihm übel nehmen, wenn der rme Mann, ſobald er von dieſen ſauern Gängen heimkehrt, u ſeinem Troſte den Stolz wieder hervorkehrt gegen ſein noch rmeres Weib? Und wer will es ihm nicht gönnen, wenn er n ſtiller Freude bei düſterm Lampenſchein ſeine Handſchrift mit der des Pfarrers vergleicht, und wenn er dann an die Bruſt ſchlägt und wonniglich ausruft: Ib bi doch e nangere Kerli als dä da. Da wird er aber von ſeiner Frau, die in dunkler Ecke ein Kind wiegelt und ein anderes ſäugt, einen ſchweren Seufzer vernehmen und hinten drein die Worte: Ach ja, es gaht ungrecht zu i d'r Welt!

Ich muß aber doch ſagen, nicht blos Stolz regte ſich in mir Schulmonarch oder Schulmeiſter (Schullehrer wollen ſie heutzutage heißen! aus Stolz oder aus Demuth? Was iſt mehr Lehrer oder Meiſter; was ſagt Luther darüber?) zu werden, es war damals noch eine gute Portion Bangigkeit dabei, Bangigkeit nicht blos, wie ich vom Vater loskommen könne, ſondern Bangigkeit: ob ich wohl eine Stelle erhalten und an der erhaltenen Stelle mich werde behaupten können?

Mehr als ein Jahr lang hatte ich von meinen Schulkünſten nichts wiederholt als ſelten genug das Leſen. Wie lange ſolches Zeug, das man lernt, im Kopfe bleibt, wußte ich nicht aus Erfahrung. Nun nahm mich gewaltig Wunder, was mir noch geblieben ſei, aber ich armer Teufel konnte den Gwunder nicht ſo ſchnell ſtillen als ich wünſchte; meine Wiederholungskurſe mußte ich im Verborgenen vornehmen.

wenn ich nicht geprügelt ſein wollte. Ich fand, daß ich in den gewohnten Büchern ſchön laut und fix noch leſen könne z'hinterfür und recht; nur in einer alten Zeitung, welche der Vater um einen Lebkuchen für den Erbprinzen gewickelt heimbrachte, kam ich nicht recht fort. Aber das machte mir keine grauen Haare, liest man doch Gottlob in der Schule nicht in den Zeitungen, nicht einmal im Verfaſſungsfreund. Schreiben und rechnen konnte ich faſt gar nicht repetiren, denn im Hauſe war weder Tinte noch Papier, nicht einmal ein Bleiſtift. Endlich fand ich ein Stück Kreide und fand am Tennsthor und an der Stallthür, daß ich noch alle Buchſtaben machen könne, bis an einige große, die ich vergeſſen hatte. Aber ich dachte, die könne ich dann kleine machen, die ſeien eben ſo gut. Im Rechnen beſtund ich auch gar nicht übel. Nur beſann ich mich nicht recht: ob man beim Dividiren die eine Zahl unter die andere ſetze und beim Multipliziren beide Zahlen neben einander oder umgekehrt. Aber ich tröſtete mich mit dem alten Schulmeiſter, der mir dieſe Zweifel ſicher tröſtlich löſen werde. Mit der Prüfung war ich alſo im Ganzen recht zufrieden und die Bangigkeit ſchwand nach und nach. Und wie ſie ſchwand, ſo gaukelte gar allerlei mir vor den Augen und in den Gedanken herum, lieblich und lockend. Ich ſah mich des Morgens um 7 noch im Bette und des Abends auf dem Ofentritt ſtatt im feuchten Webkeller; ſah mich ſchön dunkelroth bis hinter die Ohren vorſingen in der Kirche; ſah Kinder Säckli und Guttere und Körbli in meine Stube bringen und abſtellen, hörte ſie ſagen: Gute Tag, Schulmeiſter! Vater u Mutter löhnd d'r o ne gute Tage ſäge u da heigiſch neuis.

Dann ſah ich mich wieder des Morgens ein gut Kaffe machen, ſah mich des Mittags bröſelen in der Küche, ſah wie die Blutwürſte ziſchten, die Bratwürſte braſſelten, und den Säubrägel roch ich! O es gieng mir bereits durch Mark und Bein, und das Waſſer quoll mir im Munde empor und zu beiden Ecken heraus.

Ich hätte es gehabt, wenn ich in dieſen Augenblicken zum Reden gekommen wäre, wie jener barfüßige Junge. Der erzählte mit ganz wunderſamer Beredſamkeit, wie herrlich Bratis ſei. Die andern Barfüßler, die den kleinen Prediger umringten, vergaßen Mund und Naſen offen, und endlich ermannte ſich einer aus tiefem Erſtaunen empor und fragte: heſch afe g'ha? Ne, antwortete der kleine Redner, aber myner Großmutter Brudersſohn bi me ne Haar — er hets afe g'ſchmöckt! So roch ich und dachte mich dann eſſend ohne daß Jemand das Beſte mir vorwegnahm, ſah wie ich die Reſte verſorgte im Küchegänterli, wie ich des Nachmittags herausgieng und mit einem Zöpfli Brägelwurſt mir den Mund ſalbte, und des Abends die Blutwürſte mir zu Gemüthe führte. Das Alles ſah ich und noch Anderes mehr, das ich nicht einmal ſagen will, ich würde ſonſt roth und meine Frau hätte es ungern.

Und wenn ich dann ſo recht ins Denken, Sehen und Riechen kam und es mir ward, als hätte ich es ſchon zwiſchen den Zähnen und die Hände unwillkührlich rudten oder nach dem Munde fuhren, da fuhr ich unſanft aus den ſchönen Träumen empor, erweckt durch Stimme oder Fauſt des Vaters, die beide ſo unſanft als möglich waren und mit Fluchen und Püffen nicht ſparſam. Dann fuhr ich empor und ließ das Schifflein fliegen, aber wenn der Vater dann Weberneſter ſah und Faden zerriſſen an der Zetti, dann gieng Donner und Prügelwetter erſt an, und er wollte wiſſen, warum ich nicht mehr ſehen und ſchmöcken könne. Ach! er wußte nicht, daß ich beides konnte nur zu gut, aber auf andere Weiſe als er wollte. Er wurde immer böſer über mich und mißhandelte mich immer mehr, und je wüſter er that, deſto ſehnſüchtiger und handgreiflicher wurden meine Träume, deſto ſchlimmer machte ich meine Arbeit.

So ſaß ich auf meinem Webſtuhle brütend über meinen Gedankeneiern. Alle Tage legte ich neue zu den alten, der Kopf war zum Zerſprengen angefüllt damit, allein ausbrüten konnte ich ſie nicht. Ich glaube ich ſäße noch heute auf dem Webſtuhle und brütete, wenn nicht der Schulmeiſter darab mich erlöst und der Brut Luft gemacht hätte.

An einem Samſtag Abends — die ermattenden Bäume ſtreuten ſchon ihre ergelbten Blätter über die ergraute kahl gewordene Erde aus — wohl die alterthümlichſte Perücken Art — ſah ich den treuen Alten am Hauſe vorbeigehen dem Wäldchen zu. Ich ſah ihm wohl nach durch die in allen Regenbogen-Farben ſchimmernden Fenſter, aber ihm nachzugehen fiel mir nicht ein. Nach einiger Zeit hörte ich ihn reden mit meiner Schweſter am Brunnen, die ein Nastuch wuſch für den morndrigen Tanzſonntag. Denn an einem ſolchen ſchickt es ſich doch nicht wohl in die Scheube zu ſchneuzen. Ich gieng aber wieder nicht heraus; dachte freilich bei mir ſelbſten: Ach wenn er umme öppe n'öppis wüßt. Sie redeten lange mit einander — aber ich gieng nicht heraus. Endlich wurde er ungeduldig, fragte nach mir, kam zu mir in den Keller, und das Erſte, was er mir ſagte, war: Peter, biſch doch e Donnigs Lümmel, ſchmöckſt u merkſt de gar nüt meh? Heſch nit dacht, i heig d'r neuis z'ſäge u heſch m'r nit chönne nach cho? Jez, wed furt chunſt, ſo merke ſi, daß ih d'r g'hulfe ha u de cha ni luege was ih abzthu heig. Chumm morn nam Z'immißeſſen zu m'r, m'r wei d'r neuehi.... Mehr konnte er nicht ſagen, denn die Mutter kam ſchon nach, um zu hören, was wir mit einander zu verhandeln hatten.

Was ich nun da für eine g'wundrige Nacht verbrachte, und wie die frühern Träume ſich kreuzten und drängten und dann mit mancherlei Vermuthungen über den Ort und die Beſoldung ſich miſchten — wer kann ſich das wohl recht vorſtellen?

Endlich brach der Morgen an, aber langſam ſchlich er vorüber, und die Mutter lyrete mit dem Mittageſſen, daß es ein Grus war. Ich ſchlich einige Male aus dem Keller, wenn ich hörte, daß die Mutter in der Stube war, und legte einige Scheitter ins Feuer, damit ſchneller gekocht ſei; allein umſonſt, man mußte dem Vater warten, der z'Chile war. Der Pfarrer hielt die Schulpredigt und die dauerte gewöhnlich länger als andere.

Mit verwunderten Blicken ſah man mich an, als ich mit dem Sonntagsrock am Leibe fortgehen wollte. Ich war ſonſt ſo treulich zu Hauſe, beſonders des Sonntags. Die Mutter wollte zu branzen anfangen, allein der Vater ſagte: Lah ne doch lauſe, v'r ſuffe wird er allweg nit z'Tüfels vieli. Der Schulmeiſter war bereits z'weg, und unterwegs erzählte er mir: er führe mich zu dem Schulmeiſter nach Y, der eine gar große Schule habe und nicht mehr der chechſt ſei. Daher habe die Gemeinde ihm 10 Kronen verſprochen, wenn er einen Gehülfen anſtelle durch den Winter, und ihm dann zu eſſen gebe und z'Gliger. Der Schulmeiſter hätte ſich dazu verſtanden, weil er müßte, und wolle es heute mit mir machen. Das Ding war mir doch nicht ganz recht ſo. Ich hatte mich ſelbſtſtändig gedacht, allein in einer Schulſtube; der dienſtbaren Verhältniſſe hatte ich ſatt. Ich muckelte meine Gedanken meinem Begleiter: Ich hätte lieber eine Schule allein für mich. Allein er ließ mir nichts daraus gehen, meinte für den Anfang ſei das lange gut genug, ja ein wahres Glück für mich. Die erſte drei Jahre hätte er Schule gehalten um die Koſt und ein paar Schuhe, u es ſyg ihm nie bas g'ſi als z'ſelbiſch. Dawider konnte ich nichts ſagen, und wenn ich ſchon etwas geſagt hätte, ſo hätte es wenig geholfen; denn wenn der Schulmeiſter einmal etwas angefangen, ſo ſetzte er nicht ſobald ab, weder ein Glas noch ein Unternehmen.

Vor dem Schulhauſe ſitzend fanden wir das ſchulmeiſterliche Ehepaar, beide noch in beſtem Alter, ihn ſchwindſüchtig auf der Bruſt und kybig im Geſichte. Unſer Handel wurde nicht alſobald richtig. Er glaubte wahrſcheinlich, wir wüßten nichts von den 10 Kronen und bot zuerſt nur die Koſt, dann Krone um Krone nach, bis er endlich mit allen heraus mußte. Da jammerte er gar ſehr, wie übel es ihm gehe, und er hätte lieber einen Kleinern gehabt — ſo ne große, wie ich ſei, möge gar viel eſſen. Dafür begann er einzumärten, daß ich ihm auch zwiſchen den Schulzeiten im Hauſe und im Stall helfe, was es ergeben möge. Mein Alter fragte mich nicht lange: ob das mir anſtändig ſei? ſondern ſagte zu, und beſtimmte den Sonntag nach Martini zu meinem Antrittstage. Und nach eingenommenem Kaffe wanderten wir heim — er ſehr redſelig, ich ſehr ſchweigſam.

Zehntes Kapitel.

Der Abſchied.

Mir war bange. Die Leute, zu denen ich kommen ſollte, gefielen mir nicht recht, und daß ich nebenbei noch arbeiten ſollte, behagte mir auch nicht. Nicht daß ich die Zeit für etwas anderes, etwa für meine Fortbildung, zu gebrauchen gewußt hätte: wie ſollte damals einer der beidweg leſen und ſchreiben und rechnen konnte (mit Ausnahme einiger großer Buchſtaben und einigen Bedenklichen beim Multipliziren und Dividiren) an Fortbildung gedacht haben! Fortbildung iſt ein ganz neu entdecktes Wort, und darum noch nicht von Allen begriffen, und von denen vielleicht am wenigſten, die es am meiſten gebrauchen. Aber am meiſten lag mir auf dem Herzen die Angſt: wie wegkommen von meinen Leuten, wie es ihnen ſagen, daß ich nicht mehr ihr Narr und Sclave ſein wolle? Was wird die Mutter ſagen, wie wird der Vater thun, wenn ſie es vernehmen? wer ſoll es ihnen ſagen?

Während ich ſo ſann und faſt reuig ward, redete der Alte immer fort, aber was, weiß ich nicht. Endlich merkte er, daß ich nicht auf ihn achte und ein betrübt verblüfft Geſicht mache. Ich geſtund ihm meine Sorge. Er lachte dazu und meinte: freſſen werden ſie dich nicht, u s'balgen biſt du gewohnt, und wenn's Prügel giebt, ſo wird es auch nicht das erſte Mal ſein — und dann haſt du um ſo mehr Recht fortzugehen. Noch heute mußt du es ihnen ſagen. Es macht ſich am beßten, es würde dir alle Tage ſchwerer werden. Wenn du heim kommſt, werden ſie mit dir aufbegehren — da wirf ihnen gleich den Bündel vor die Thüre. Aber Guraſchi mußt du haben dazu, darum komm, m'r wei no ne Halbi ha — und aus einer wurden zwei. Als ich ſie getrunken hatte, zitterte ich nicht mehr, mir bangte nicht mehr, gar aufrecht ſtund ich da, ſchief ſaß mir die Kappe auf einem Ohr, trutziglich ſchauten die Augen drein, und ſchalkhaft lachte der Alte und ſagte: ſo g'fallſt m'r, ganz jetz ume.

Es iſt kurios wie der Menſch, in dem der Geiſt nicht eine beſondere Macht übt, ſich geſtaltet und gebehrdet bald ſo bald anders, je nachdem er etwas im Leibe hat oder auf demſelben. Das bedenken die Menſchen ſelten; ſind deswegen ſelten behutſam gegen ſich und billig gegen Andere. Luſtig iſts, wenn der Weingeiſt im Leibe ſpuckt und ein ganz anderes Leben glüht auf. Aber eben weil man weder behutſam noch billig iſt, ſo beginnt er nur zu gerne Streiche, über denen, wenn der Geiſt ausgefahren iſt, der Leib blutet oder die Seele weint. Nun ſo arg gieng es mir diesmal nicht, nur männlicher als ſonſt trat ich auf und zur Stube herein, wo alle eben noch Aepfel rüſteten. Es war Windſtille vor einem Sturm. Niemand dankte auf meinen Gruß, Niemand bot mit etwas an oder rührte ſich um mir etwas Eſſen zu holen. Wahrſcheinlich hatte man von mir geredet, war böſe geworden über mein ungewohnt ſpätes Heimkommen, und wahrſcheinlich die am meiſten, die etwas hatten thun müſſen, was ſonſt mir oblag.

Das machte mich böſe, war es doch erſt 8 Uhr, war es doch das erſte Mal, und kamen doch mein Vater, meine Schweſtern oft ſpäter heim, und Niemand hielt es ihnen vor und fanden Eſſen. Da mir Niemand das Eſſen anbot, Niemand etwas zu mir ſagte, protzte ich auf und wollte in meine Kammer gehen. Da platzte meine Mutter los: Das wäre luſtig, jetzt ins Neſt zu gehen, nachdem ich den ganzen Nachmittag verhudelt und ſie noch Alle rüſten müßten, damit ich z'Freſſe hätte! Kaum hatte die Mutter ihr Solo fertig, fiel der ganze Chor ein, ſogar der kleine Erbprinz ſchrie einen tüchtigen Diskant in den Baß des Vaters hinein. Nun blieb ich auch nicht ſtumm und begehrte auf, was ich konnte, und es hallte wieder an den Wänden der Stube das Schelten. In einer Pauſe kam der in mir wohnende Geiſt noch gewaltiger über mich und ſchrie laut aus meinen Entſchluß fort zu gehen und nicht mehr Aller Hund ſein zu wollen. Die Mutter belferte: Ich ſolle nur gehen, es wäre ihr ſchon lange recht geweſen. Der Vater meinte: Ihm ſei es auch recht, nur Schade ſei es, daß ſo ne Lümmel Niemand werde nehmen wollen, ich ſolle nur gehen und probieren, ich werde bald froh ſein wieder zu kommen, aber dann wolle er es mir auch zeigen. Ich aber ward ſtille, nachdem ich meinen Entſchluß einmal heraus hatte. Das Höchſte, was meine Kraft vermochte, war gethan, und mit dem Heldenwort war auch der Heldengeiſt fort, und der da bleibende Ueberreſt war ordentlich erſchrocken über die vollbrachte Wagniß. Mich ärgerte nur, daß ihnen mein Weggehen ſo wenig mache, und daß der Vater ſo gar wenig Glauben an mich hätte, daß er meine, ich fände nirgends Platz. Am folgenden Morgen war ich gar fleißig am Webſtuhle, um das Wubb noch fertig zu machen, welches aufgeſpannt war, und das nahm männiglich für ein Zeichen der Reue über mein Aufbegehren und behandelte mich gar höhniſch und puckt. Nun fieng ich an meine Kleider zu erleſen, fand zerriſſene und beſchmutzte Wäſche, überhaupt meine ganze Garderobe in elendem Zuſtande.

Da ich von Wäſche redete, ſo könnte eine Herrenfrau vielleicht meinen, ich rede da von 5—6 Dutzend Hemden, dito Strümpfen, dito Nas- und Halstücher. Nein, meine liebe Herrenfrau: Ich rede von 5 Hemden, 1 Paar wollenen Strümpfen ohne Ferſeren (der Vater kaufte jedem ein Paar Strümpfe am kalten B. Markt, und der war noch nicht vorbei), 1 Halstuch und 2 Nastüchern. Das war alles, was ich hatte, und das Meiſte war noch ſehr ſchlecht. Die übrige Kleidung paßte dazu. Mich dünkte nun in meiner Einfalt, die Mutter könnte mir gar wohl plätzen und waſchen, und der Vater wenigſtens Schuhe und wohl auch Strümpfe mir anſchaffen. So aufzuziehen ins neue Amt und zu fremden Leuten ſchämte ich mich.

Als die erſte Woche vorbei war und der Vater an einem Dienſtag nach Langenthal wandelte, brachte ich mein Anliegen vor. Potz Gueg, was vernahm ich wieder von allen Seiten und hatte dazu keinen Wein im Leibe. Von allen Seiten hieß man mich nur gehen, aber es ſei mir nicht Ernſt, ich wolle nur drohen und neue Schuhe und neue Strümpfe erhalten um chönne uf d'r Gaſſe umme z'ghene. Kleinmüthig nahm ich Alles hin und tröſtete mich damit, daß ich die beſchmutzten Hemder verkehrt anziehen und wohl noch vierzehn Tage tragen, Nastücher ſelbſt waſchen, und als Schulmeiſter mit meinen alten Holzſchuhen den Winter wohl durchmachen könne. So ergab ich mich in mein Schickſal, ungewaſchen und ungeplätzet aufziehen zu müſſen und packte am abgeredeten Sonntag Morgens meine Sachen zuſammen, niſtete in allen Ecken herum: ob ſich nicht noch etwas finde, das ich mit Recht als mein Eigenthum könne mitlaufen laſſen, und ſetzte mich geſunntiget an den Tiſch. Die Mutter hatte dem Treiben verwundert zugeſehen, aber nichts geſagt; der Vater war nicht zu Hauſe und kam erſt, als wir am Eſſen waren. Nachdem ich meinen Löffel am Tiſchtuch und den Mund am Aermel abgewiſcht hatte, gieng ich hinauf in die Kammer.

holte den Bündel herunter, ſtellte ihn glücklicherweiſe vor die Thüre und gieng hinein Abſchied zu nehmen. Man hatte mich in den letzten Tagen ſo oft gehen heißen und ſich über mein Fortgehen ſo luſtig gemacht, daß ich wohl Erneuerung des Spottes erwartete, aber nichts anders. Den wollte ich ertragen, und feſt hatte ich mir vorgenommen, ihnen nicht zu ſagen, wo ich hingehe, und daß ich ſchon einen Platz hätte. Sie ſollten mich alle Tage umſonſt zurück erwarten, ſollten von Tag zu Tag meinen Verdienſt mehr miſſen, von Tag zu Tag g'wundriger werden nach meinem Aufenthalt, und wenn er ihnen endlich bekannt würde, merken, daß ich es machen könne ohne ſie. So hatte ich es mir ausgedacht, das ſollte meine Rache ſein.

Ich gieng alſo hinein und ſagte: ih will jetz gah, b'hütech Gott u zürnet nüt.

Da drehten ſich alle Geſichter nach mir um, in ihren Augen fieng es an zu ſprühen wie in Katzenaugen, und als ich die Mutter, die zu unterſt am Tiſch ſaß, die Hand geben wollte, ſchlug ſie mir ſie weg und ſagte: ich könne g'heye, wo ich wolle, aber z'Herrgotts ſolle ich nicht ſein, etwas von meinem Zeug mitzunehmen, das ſei Ihres. Ich ſagte nichts darauf und dachte: Gut daß d'r Büntel vor d'r Thür iſch. Niemand wollte mir die Hand geben, und als ich zum Vater oben am Tiſch kam, donnerte mich der ganz unerwartet an: Das wär ihm afe luſtig, wed Ding, dene me z'Freſſe gä heig u ſe b'kleidet, wo ſie nüt heyge chönne v'rdiene u bös g'ha d'rby, z'Mul wüſche wetti u gah, we ſi afe neuis mache chönnti! Packti i Keller u mach es neus Wubb uf oder i nimme di bim Grind! Verduzt ſtund ich da, wußte nicht recht, wie das gemeint ſei, und ſagte endlich: Es ſei mir Ernſt, ich wolle fort, ich könne ihnen doch nichts recht machen. Da gieng grob und klein Geſchütz los. Der Vater ſprang auf und rief: Er wolle mich lehren für mich zu luegen! Die Mutter ſchrie: Gib ihm nume, gib ihm bis er gnue het, dem Sch...bub. Aber ich wartete den Vater nicht ab, ſondern ſtürzte zur Thüre hinaus, überrannte den kleinen Bruder, der mir ſie zuhalten wollte, ergriff meinen Bündel, und machte daß ich den Vorſprung bekam. Der Vater lief mir nach bis in den Baumgarten, mir die gräßlichſten Flüche nachſchickend, mir keine geſunde Stunde anwünſchend, und ſich hoch und theuer verfluchend, er erwürge mich, ſobald er mich in die Hände kriege; er wolle zum Landvogt und ſehen, ob Kinder ſo fortlaufen könnten, das ſei der Dank den man von ihnen habe, und es wäre einem nützer, ſie verreckten alle, ehe man ihnen das F . . . gewiſcht. So tobte der Vater und aus allen Läufterlene der Fenſter guckten Köpfe und gaben als Echo die Laute des Vaters wieder, und wenn dem der Athem ausgieng, ſo war, was die Mutter zuſetzte, noch gräßlicher als was der Vater ſagte.

Das war der Segen, den ich von Vater und Mutter erhielt, als ich ihr Haus verließ. Er brannte mich heiß auf dem Herzen, dieſer Segen; es lähmte meine Füße mir, dieſer Segen, ſie erſtarrten, wollten mich kaum weiter tragen. Ein einzig freundlich Wort und ich wäre ſtille geſtanden, wäre umgekehrt, hätte an den Webſtuhl ruhig mich hingeſetzt und ſäße ruhig wahrſcheinlich heute noch dort. Aber es wollte nicht kommen dieſes freundliche Wort, und die immer noch ſchallenden Flüche ſchreckten die Füße weiter und weiter, während ſie das Blut im Herzen ſtocken ließen. Es ſchauderte mich durch und durch, und Adam und Eva kamen mir in Sinn, als ſie liefen vor des Engels flammendem Schwerte, und faſt wie Kain kam ich mir vor, den das Wort Mörder, das Gottes Hauch ohne Unterlaß durch ſeine Seele dringen ließ, unſtät über die Erde trieb. Aber endlich erſtarben die Flüche, ehe ſie mein Ohr erreichten, ſpurlos verrannen ſie in die Luft, das Blut löſte ſich wieder im Herzen, der blinde Schrecken wich, dem Geiſte kam die Beſinnung wieder. Ich fühlte tief die Schreckniß mit ſolchen elterlichen Verwünſchungen belaſtet in die Welt zu geben. Aber gegen das Gefühl erhob ſich der Verſtand und wollte mir begreiflich machen, daß ich recht gehabt. Er rechnete mir vor, daß ich den Eltern wohl ſo viel verdient, als ich ſie gekoſtet, daß ſie mich ſchnöde behandelt und eigennützig, daß ich auf dieſe Weiſe zu Grunde gegangen wäre und dieſe Behandlung mich aller Dankbarkeit enthoben hätte. Er zeigte mir, daß ich die Eltern früher geliebt und durch ſie ſelbſt um dieſe Liebe gebracht worden ſei. Er zeigte mir, daß je dankbarer, je unterwürfiger ich mich gezeigt hätte, deſto mehr ich mißbraucht worden wäre. Es zeigte mir dieſes Alles der Verſtand; er bewies mir, daß er und ich recht, die Eltern unrecht hätten. Aber ein gewiſſes Brennen im Herzen konnte er nicht löſchen, ein tiefes Bangen nicht aus der Seele tilgen, ein Bangen vor den Wirkungen dieſes gräulichen Segens, vor den Wirkungen dieſes ſchauerlichen Begleiters, den Eltern an die Ferſen des Kindes geheftet. In Mark und Bein blieb mir dieſes Bangen, und als ich bei meinem neuen Meiſter über die Schwelle ſtrauchelte, und wo ich ſonſt noch ſtrauchelte im Leben, und wo ſonſt das Leben hart mich anſtieß, da hörte ich der Eltern Flüche wieder, und ihnen ſchrieb ich zu das Straucheln und die Stöße, und bangte vor noch tieferem Fallen, zermalmenderen Stößen, und nur Eines, das man ſpäter leſen wird, aber nicht der Verſtand, konnte mir reinigen von dieſem Eiter das Herz.

Iſt es aber doch nicht traurig, wenn man mit ſolch eiterndem Herzen die Eltern verlaſſen oder mit zerdrücktem Herzen bei ihnen untergehen muß?

……

Eilftes Kapitel.

Wie es mir als Schulmeiſter-Adjutanten ergieng.

Wie geſagt, ich ſtolperte über die Schwelle und blötſchte an die Thüre. Deswegen empfieng mich der Schulmeiſter nicht ſehr freundlich. Ein ander Mal ſolle ich etwas ſüferliger thun, ſagte er, ſonſt ſchieße ich ihm die Thüre ein. Während man mir eine Kachle mit Suppe auszueſſen gab, betrachtete die Schulmeiſterin mein Bündelchen und fragte: Ob das meine Kleidleni alle ſeien? Da wurde ich roth bis über die Ohren und ſchämte mich und ſtotterte etwas. Mein Lebtag konnte ich nie lügen, daß es eine Gattig hatte. Sie merkte die Wahrheit und fragte wieder: Es werde doch Alles gewaſchen ſein? Wieder Röthe und Stottern. Da zog ſie ein gar ſaures Geſicht und ſagte: Fremden Dreck mangelten ſie nicht, ſie hätten deren ſelber genug, und alle Wochen zu waſchen, dazu habe ſie auch nicht Luſt; ich könne ſehen, wie ich es mache.

Ja das war eine Frau wie eine Rübräſſle oder wie ein Käsſchaber; es lag aber auch eine bedeutende Bürde auf ihr. Der Mann war kränklich und bildete ſich aber noch mehr Uebel ein als er hatte, und machte die, welche er hatte, größer als ſie waren; verdökterlete bei allen Zungen- und Waſſer-G'ſchauern, was er auf und an bringen mochte, und ſelten vergieng ein Tag, wo er nicht im Offenguggeli einen Hafen mit Trank zu ſtehen hatte. Die Frau mußte dafür ſorgen, wenn man etwas anders als Trank im Hauſe haben wollte. Sie ſchien durchaus unbarmherzig. Der Mann mochte huſten und berzen, ſo nöthlich er wollte, ſie zeigte ihm kein Mitleiden; wenn es gut gieng, ſo ſagte ſie: Es düech ſe, er ſöt aſe möge höre. War ſie aber üblerer Laune, ſo ſagte ſie ihm kurz und bündig: We ner neuis möchti thue u er nit e ſo ne Fule wär, ſo hät er o nit ſövli z'gruchſe.

Damals ſchien mir das gar hart zu ſein, es war noch härter als mein Vater gegen die Mutter war. Spätere Erfahrungen aber haben mich belehrt, daß Noth reſolutere Weiber ſo bilden muß, und daß ein Mann, der nur immer an ſich denkt und jedem Winde ablost, eine Frau faſt die Wände auftreiben, ihr endlich jedes Mitleiden nehmen und den Glauben beibringen muß, ſeine vorgegebenen Uebel ſeien entweder gar keine oder zehnmal kleiner als er ſie mache. Wo Geld genug iſt, wird nur die Geduld auf die Probe geſetzt; wo das aber mangelt und der ganzen Haushaltung den Untergang droht, da wird wohl während das Eine Trank trinkt, dem Andern das ganze Gemüth verſäuret.

So war mein Empfang kein freundlicher und unfreundlich blieb der ganze Abend. Abgebrochenes fragte man mich, und in der Betonung jeglichen Wortes lag der Vorwurf: Ich ſei ein unwillkommener aufgedrungener Gaſt. Endlich wurde ich in die Kammer zum Schlafen gewieſen, die ich mit der fünfzehnjährigen Tochter theilen mußte; ein Mädchen, deſſen Zunge ſpitzig, deſſen Augen lüſtern waren. Ach zum erſten Mal in meinem Leben ſchlief ich unter fremdem Dach neben fremden Menſchen. Da zog ſich mir die Bruſt gar enge zuſammen, und gerne wäre ich wieder daheim geweſen. Ach es iſt doch noch viel leichter bei unfreundlichen Eltern zu wohnen in der heimiſchen Umgebung, als bei unfreundlichen unbekannten Menſchen in einem fremden Hauſe in unbekanntem Dorfe!

Am andern Morgen war noch keine Schule. Die Schulmeiſterin hatte erklärt, ehe ſie die Schule anfangen laſſe, müſſen erſt die Ruben heimgemacht und ihre wenigen Garben gedroſchen ſein, ſie wolle nicht Alles alleine machen, ſie freſſe auch nicht Alles alleine, und wer ihr bei dem Einen helfe, müſſe es auch beim Andern. Dann mußte noch die Schulſtube aufgeräumt werden. Das war ein ſchweres Werk. Sie hatte den Sommer über zur Vorraths- und Grümpelkammer gedient. In ihr war Obſt aufgeſchüttet worden und die Säuerdäpfel aufbewahrt, die Spinnräder ſtunden darin, und von der Brechete der Flachs und Ryſte. Die Stube war nicht viel größer als eine gewöhnliche Bauernſtube und nicht höher. Beim Unterzug mußte ich mich immer bücken, und über 200 Kinder ſollte ſie faſſen. In der Stube waren vier Tiſche. Der größte gieng quer durch die Stube, zwei andere den Wänden nach, der vierte ſtund beim Ofen. Drei Tiſche waren breit näher bei 3 als bei 2 Schuhen, der vierte ein Tiſchlein, wo an jeder Seite ein Kind ſitzen konnte.

Die Fenſter waren rund, glitzerten in allen Farben, waren ſeit Jahren nicht gewaſchen, ich glaube nicht, daß man eines herausnehmen konnte. Fenſter und Vorfenſter blieben Sommer und Winter ſtehen, unveränderlich, ſchmutzig und dunkel. Das ganze Haus entſprach den Fenſtern, war klein und ſchmutzig, ein Bild unaufgehaltener aber unmerklich fortſchreitender Vergänglichkeit. Nur daran merkte man ſie, daß Jahr für Jahr die Dachbänder ſichtbarer wurden, und ein Fetzen Stroh mehr aus dem Rande des Daches heraushieng. Und wie ein unantaſtbares Heiligthum hielten die Bauern dieſes Haus. Da war keiner, der Hand angelegt hätte oder geſorget, daß einige Schauben das Dach erneuerten, die Schulmeiſterin mochte aufbegehren wie ſie wollte. Ja als ihr einmal eine Geiß erfror in dem durchſichtigen Ställchen und ſie die ganze Gemeinde verantwortlich machen wollte für dieſen Schaden, gab man ihr kaltblütig die Antwort: Sie ſolle nur machen, was ſie könne. Aber ſie ſelbſt ſei Schuld daran, warum ſie es zwängen wolle, im Winter Geißen zu halten, der frühere Schulmeiſter hätte im Winter auch keine gehabt. Darum blieb auch der Ofen ſtehen, halb ſo groß wie die Stube aus Steinen aufgeführt die faſt 10 Zoll dick, aber geſpalten waren über und über, ſo daß manchmal das Feuer g'wunderig in die Stube hinein guckte und allemal der Rauch luſtig wirbend durch die Riſſe drang, ſo daß man füglich Hamme und

Magenwürſte hätte räuchern können in derſelben. Darum hatte der Stubenboden auch Löcher, daß es eine Kunſt brauchte, die Tiſche zu ſtellen, und mancher Holzſchuh blieb ſtecken, daß der Schulmeiſter das Kind löſen mußte aus dieſer Falle. Darum gieng es auch lange, bis die Schulſtube ausgeputzt und die Aepfel und Erdäpfel aus allen dieſen Löchern zur Zufriedenheit der Schulmeiſterin heraus geleſen waren.

Endlich war die Stube rein, und es ſchneite der Himmel ein gar herrliches Schulwetter. Da ſandte man mich durch das Dorf, um zu ſagen, daß morgen Schule ſei und zugleich dem Seckelmeiſter anzuhalten, daß er doch Wedelen zur Heizung des Schulofens herbeiſchaffen laſſe, indem gar keine mehr da ſeien. Es weiß nämlich jeder Bauer ſehr wohl, daß man mit dürren Wedelen beſſer heizen kann, minder braucht, die Ofen weniger verderbt als mit grünen; derowegen hat auch jeder halbwitzige Bauer dürre Wedelen beim Hauſe und das ſeit Urvaters Zeit. Aber eben ſo lange iſt es Sitte an vielen Orten, daß man dem Schulmeiſter nicht nur grüne Wedelen liefert zu plötzlichem Gebrauch, ſondern daß man ſie erſt mitten im Winter macht und ſie ihm liefert voll Eis und Schnee. Und weil man das lange vor dem Großätti ſo gehalten, ſo brächte man ſie mit aller Gewalt nicht von dieſem Gebrauch ab. Der Schulmeiſter muß ſeine Wedelen halb Holz halb Eis haben, und wenn er dagegen aufbegehrt, ſo heißt es: Man könne nicht begreifen, was er immer zu räſoniren habe, die Andern hätten heizen können, warum er es nicht auch könne und warum er etwas appartiges wolle? O wie das dann herrlich iſt, wenn man um fünf Uhr auf muß, und anfeuern bis um 6, und zwei Wedelen brauchen um drei andere zu verbrennen, und wie das dann rauchnet ſo ſchön dick und ſchwarz, wie wenn man eine Rütti brennt, und man alſobald einſtützen muß für den morndrigen Tag. Und wie dann das Waſſer in dem Ofen herum läuft, daß die Wedelen halb ſchwimmen und im Hausgang herum, daß die Kinder Fußwaſſer kriegen, und wie es dann ſo feucht heiß riecht und dampft in der Stube, daß man zweimal ziehen muß, um einmal Athem zu bekommen!

Ich mußte meinen Auftrag ausführen, ſo ungern ich es that, denn ich war ſehr ſchüchtern. Der Seckelmeiſter ſagte mir: Er könne mir wahrhaftig nicht ſobald Wedelen verſprechen, aber wenn er ausgedroſchen habe, wolle er ſeine Knechte in den Wald ſchicken. Unterdeſſen könne ich ſeinen Haag, der nicht weit hinter dem Schulhaus ſei, ſtumpen und Wedelen machen. Zwiſchen der Schule möge es ſchon viel ergeben, und wenn ich nicht kommen möge, ſo könne der Alte hie und da einen halben Tag alleine Schule halten. Er wolle es ſchon verſprechen und die gemachten Wedelen mit der Gemeinde verrechnen. An den andern Orten ſah man mich g'wundrig an, wie ein fremdes Thier. An einem einzigen hieß man mich in die Stube kommen um Bekanntſchaft zu machen mit einem kleinen Knaben, der den Schulmeiſter gar fürchte und nicht mehr zu ihm wolle. Ich gebehrdete mich ſo freundlich als möglich und gewann glücklich des Kindes Wohlgewogenheit. Zu Hauſe ſollte ich Auskunft geben über jede mir begegnete Mine, und man war gar glücklich, daß ich nur an einem Ort in die Stube gerufen wurde, doch über die, welche es gethan, fiel manche ſpitzige Rede. Aber über den Seckelmeiſter gieng es tüchtig her, und wie er rechne und verrechne, wurde weitläufig und an Beiſpielen ausgelegt.

Der morndrige Tag brachte nicht viel Kinder in die Schule, kaum ein Dutzend Kleinere. Mit dieſen ließ mich der Schulmeiſter fechten Vormittag und Nachmittag und machte den Schulrodel z'weg. Mir gefiel das Schulhalten beſſer als das Wedelen machen und ich hatte gar kurze Zyti dabei. Ein halber Tag gieng mir vorbei wie ein Augenblick. Ich lehrte ohne Unterlaß mit den Kindern, und was wir lehrten, war mir wieder neu und heimelete mich doch. Faſt bei jedem Wort kam mir eine Geſchichte oder ein Spaß in Sinn, der ſich in

Bezug auf dieſes Wort oder als ich es gerade lernte, zugetragen. Das lächerete mich zuweilen, und da fanden die Kinder, daß ich gar ein Lächerliche ſei und faßten Zutrauen zu mir. Neues trieben wir natürlich nichts mit einander. Da wurde buchſtabirt und geleſen, auswendig gelernt und aufgeſagt, und das an einem Tag wie am andern.

Die Kinder mehrten ſich von Tag zu Tag, doch füllten ſie die Stube noch lange nicht, und Schulmeiſters wunderten ſich doch, daß ſchon ſo viele kämen; das müſſe der G'wunder machen, meinten ſie. Ich aber meinte es nicht ſo. Ich meinte das geſchehe, weil die Kinder mich liebten und gar viel bei mir lernten, denn ich war gar fleißig immer auf den Beinen, und beim Auswendigſagen wartete ich recht geduldig, wenn ſie ſtecken blieben, bis ſie das Vergeſſene von Andern gehört oder im Buche nachgeſehen hatten.

Den Stock hatte ich freilich immer in der Hand, aber ich drohte nur damit, führte die Drohung aber nie aus. Es war ein gar gewaltiges Sehnen in mir recht geliebt und gerühmt zu werden: war ich doch ſchon ſo viel gehaßt und geſcholten werden! Und bei den kleinern Kindern — die größern mußten noch dreſchen — kam ich mit der Liebe recht ordentlich durch. Freilich lärmte es tüchtig an allen Tiſchen, auſſer an dem, an welchem ich eben war; aber deſſen war ich gewohnt und meinte, es müſſe ſo ſein. Da hörte ich eines Morgens früh, während ich heizte, und vor dem erſtickenden Qualm in die Küche geflüchtet war, die an des Schulmeiſters Stube ſtieß, die Frau mit dem Manne aufbegehren, daß er gar nicht in die Schule gehe, und mich darin ſchalten und walten laſſe. Des Metzgers Frau habe geſtern gefragt: Was ſie doch für ein freines Knechtli hätten, die Kinder kämen gar gerne in die Schule und rühmten ihn gar ſehr daheim, und es dünke ſie, ſie hätten keinen Winter ſo viel gelernt. Das dürfe er bei Dieſem und Jenem nicht ſo gehen laſſen, ſonſt beiße ich ihn ganz aus und dann könne er den Stecken am dreckigen Ort nehmen. Nach dieſem beſondern Eingang folgte dann die allgemeine Predigt über ſeine Faulheit, und daß kein Leidere auf dem ganzen Erdboden ſei als er; denn ſonſt brauchte er keinen Schnauderbueb, den alle Leute rühmten. Er begehrte auch auf und meinte: das werde ſich bald zeigen, wer der Leider ſei, er oder ich. Er fürchte keinen im ganzen Canton. Schon vor 20 Jahren hätte ihm einmal der Landvogt geſagt, ſo einen Bornirten, wie er ſei, gebe es in der ganzen Welt nicht. Und das well doch, ſo Gott well, no öppis ſäge, was ſo ne Landvogt ſäg.

Man glaubt nicht, wie wohl mir dieſes Geſpräch der beiden Eheleute that. Ich war ſeit meinem erſten Ausgang noch zu keinem Menſchen gekommen, es war das erſte Lob, das ich vernahm, darum erquickte es mich ſo. Ich war überzeugt, daß wenn mich der Landvogt kennte, er mich für den noch Bornirteren halten würde. Ach, wenn er mich doch kennte! ſeufzte ich oft. Von dieſem Tage her fieng ich an zu glauben, ich ſei doch etwas, und gewöhnte mir im Gehen das Ranggen und Walſen mit dem Rücken an, das mein Fraueli mir gar gerne abgewöhnen möchte, weil ſie ſagt, ſie hätte ſchon Kinder geſehen, die mich verſpotteten, und ich gefiele ihr noch einmal ſo wohl, wenn ich ſchön ſittſam grad auf gienge.

Kubig kam der Schulmeiſter in die Schule und betete ſelbſt, d. h. er ſchnauzte den lieben Gott gar gewaltig an. Dann ſprach er, er werde ſelbſt b'hören müſſen, wenn's neuis nuz gab ſöll. Ich ſtund ganz kaput da und wußte nicht was anfangen, da fuhr er mich an: Ob er mir den Lohn gebe und mich futtere, daß ich da ſtehe und ölgöze? Ob ich mich für einen Schulmeiſter ausgeben wolle, und nicht wüßte, was ich in einer Schule zu thun hätte? Ob ich nicht ſehe, daß Buchſtabirer genug da ſeien, um mit ihnen zu lehren? Würde ich das eheliche Geſpräch nicht gehört haben, ſo hätte dieſes Betragen mich allerdings geſchmerzt, aber ich armes Bürſchchen war es ſo gewohnt:

ich würde es verſchmerzt und mich darein geſchickt haben. Allein nun war der Satan in mich gefahren, ein Feuerfunken war gefallen in das in mir liegende Pulverfaß der Eitelkeit, und die flatterte nach allen Seiten empor. Freilich durfte ich nicht aufbegehren, es lag nicht in meiner Natur, und damals war es noch nicht Mode, daß man gegen ſeine Obern gleich den Güggel machte. Aber ich lächelte ſpöttiſch, wenn irgend ein Kind und der Schulmeiſter nicht mich anſah. Und wenn ein Kind ausgeſchimpft worden war aus lauter Kyb, und dann hinter des Alten Rücken mich ſchnippiſch anſah, ſo machte ich ihm auch ein ſchnippiſches Zeichen. Zwiſchendurch war ich recht fleißig auf dem mir angewieſenen Poſten, und war noch einmal ſo freundlich als ſonſt. Wollte der Schulmeiſter mich durchthun mit ſeiner Oberherrlichkeit, ſo verſuchte ich das Gleiche gegen ihn in meiner Untergebenheit. Sobald einer der die Gewalt hat, den Weg meines Schulmeiſters einſchlägt um ſein Anſehen zu bewahren, und einem, der unter ihm ſteht, ſein Anſehen zu nehmen, ſo hat der Letztere, wenn er mit Lieblichkeit und Nachſicht fichtet, gewonnenes Spiel. Man ſieht Manchen, der in Nachläßigkeit und Unordnung alt geworden, ſich dem jungen Mann entgegen ſetzen, der des Alten Fehler verbeſſern, gut machen will; ſieht den alten Mann mit Schmeicheln und Wädelen die Leute zu bethören ſuchen, und das mit großem Glück. Aber das iſt wohl das größte Unglück für die Menge, wenn zwei, die über ihr ſtehen in Amt und Pflicht, mit den gleichen Waffen gegen einander kämpfen und einer den Andern ausſtechen will, durch Lieblichkeit und Gelindigkeit, ſich gegenſeitig überbietend mit dem Haſchen nach der Unverſtändigen Gunſt. Dann iſt der Teufel los, alle thun, was ſie wollen, nur die nicht, welche zu befehlen haben, die ſind der Andern niederträchtige Knechte. Dann gute Nacht Ordnung und Sitte. Es iſt beides böſe, aber für die Menſchheit das letztere noch in weit höherem Grade. Dieſe wahren Wahrnehmungen möchte ich Regenten, Lehrern, Eltern ſchreiben mit glühendem Griffel ins Herz hinein.

So plagte mich der Schulmeiſter in der Schule, und plagte mich immer mehr. Ich konnte ihm weder recht buchſtabiren noch recht leſen, am wenigſten ſingen. Beim Leſen und Buchſtabiren konnte ich ihm die Selbſtlauter und Endſylben nie lang genug ausſprechen, er wollte ſie haben mit Stielen ſo lange wie Rattenſchwänze. Beim Singen warf er mir vor, ich verſtöre ihn ganz. Jeder von uns wollte es ſchöner machen, d. h. jeder ſuchte den andern zu überſchreien Das thaten wir auch tapfer, bis wir kühroth wurden im Geſicht. Dann befiel ihn der Huſten und er mußte aufhören. So verſtörte ich ihn allerdings. Er behauptete alle Tage er machte z'halb ringer alleini. Am meiſten begehrte er auf, wenn ich zu dem kleinen Tiſchchen mich nahte, zunächſt beim Ofen, wo nach dem Neujahr drei oder vier zu ſchreiben anfiengen. Rechnen that man gar nicht. Ich konnte mich ſelten enthalten zu zeigen, daß ich auch ſchreiben könne, und deutete mit dem Finger, wie dieſer oder jener Buchſtabe einen Krump haben ſollte. Da begehrte dann der Alte läſterlich auf. So eine, der z'druckte nicht chönn, ſöll de nit d'r glyche thu, er chön s'Gſchribene; ſelb ſyg doch de afe z'wyt tribe. So gieng es in der Schule, aber nebenbei wohl noch ſchlimmer. Freilich hatte der Schulmeiſter gewöhnlich genug und huſtete und trank Trank auf dem Ofentritt und machte während des Eſſens ſtillſchweigend die Mauggere hinter dem Tiſch. Aber ſeine Frau löste ihn ritterlich ab, und wußte ſo ſcharf und derb zu ſticheln, daß ſie mir das Eſſen richtig verpfefferte. Ihr war nichts zu gering mir aufzurupfen. Sie fragte mich alle Tage: welchen Weg ich heute das Hemd an habe, und wie viel noch an meinen Strümpfen ſei? Sie ſchimpfte über mein Heizen, noch nie ſei es ſo wenig warm geweſen, noch nie ſo viel Holz gebraucht worden. Sie hielt dem Manne vor: Er könne zuſehen, was er mache, die Leute klagten gar bitterlich, es ſei noch nie ſo ſchlecht in der Schule gegangen, die Kinder lernten in Gottes Namen nichts, beſonders die Kleinen; die und die hättens rund weg erklärt, ſie wollten ſie gar nicht mehr ſchicken.

Zudem war das Eſſen noch grundlich ſchlecht, und von allen den Dingen, welche ins Haus flogen, erhielt ich nichts, die wurden im halben Tag gegeſſen. Ich roch ſie wohl, aber damit mußte ich mich begnügen.

Die Kinder merkten auf der Stelle dieſes Verhältniß, und ich dauerte ſie, denn ſie ſahen wohl, daß ich es gut mit ihnen meinte. Sie erzählten ſolche Dinge bei Hauſe, erweckten Mitleiden mit mir, und erhielten den Auftrag, mich zu ihnen einzuladen zum Abendſitz. Und wenn ich Wedelen machte oder miſtete, ſo ſtellte ſich wohl ein Hausvater bei mir, ſobald er Niemand von Schulmeiſters ſah, rühmte mich und lud mich ein. Natürlich nahm ich Alles für baar Geld, und merkte nicht, daß mit dem Mitleiden auch die Hoffnung ſich paarte, mir bequemlich die Würmer aus der Naſe ziehen und über Schulmeiſters vernehmen zu können, was man wollte. Wer will es mir verübeln, wenn es mich bei allen Haaren hinzog zu den Leuten? Es war mir aber nicht nur wegen deſſen, was ſie mir aufſtellen mochten, ſondern es war ein wahrer Hunger und Durſt, mich ungeſtört rühmen und preiſen zu hören nach allem dem Schelten, das ich ausſtehen mußte. Es war vielleicht auch im Hintergrunde der Trieb, mich über Schulmeiſters auszuſprechen, über ſie klagen zu können, der mich nach Leuten hungrig ſein ließ. O man klagt gar gerne über ſeine Nächſten, man klagt Fremden auf der Straße über ſie, wenn man niemand Bekanntes findet. Und doch wird jeder böſe, wenn er hört, daß ein Anderer auch gethan, was er alle Tage thut, daß er über ihn geklagt habe. Dieſe Klagen zeigen uns, daß unſer Herz ſich fort und fort mit den kleinen Beleidigungen und Hintanſetzungen beſchäftigt, welche wir von Andern erlitten zu haben wähnen. Darum wird es voll davon unſer kleines enges Herz, und darum läuft auch der Mund über.

Dieſen Einladungen zu entſprechen ward mir aber gar ſchwer gemacht. Man hatte mir beſtändig etwas zu thun. Ich mußte haspeln und gewöhnlich ganz allein rüſten, indem der Alte nichts that, und Mutter ſammt Tochter ſpannen. Selbſt des Sonntags wußte man mich anzubinden durch allerlei Stempeneien. Allein der Trieb war doch zu ſtark in mir und überwand die Unterthänigkeit und die Angſt ausgehunzt zu werden.

Eines Abends, als ich die Geißen abgefüttert hatte, machte ich mich fort, dem Hauſe zu, wo man mich am meiſten eingeladen hatte, wo der Knabe war, der Anfangs nicht in die Schule wollte und jetzt nicht daheim zu behalten war. Gar freundlich wurde ich aufgenommen und alſobald ſtellte man mir auf im Stübli, und rühmte mich nun, während ich aß, gar meiſterlich. Ach, beides that mir ſo wohl! Als dieſer Stoff zu verſiegen begann, ſprang man über auf den Lärm, den mir z'Schulmeiſters machen und erzählte mir, was ſie Alles über mich geſagt hätten; aber Niemand glaube es ihnen. Die Frau ſei bekannt als die ärgſte Tätſche und alles haſſe ſie. Aber man habe ſie zu fürchten: denn wem ſie nicht wohl wolle, dem Gnade Gott. Ja, das ſei die Böſeſte unter der Sonne, fuhr man fort, und erzählte nun alles, was man von ihr gelitten und von ihr wußte. Ach, das machte mir wieder wohl und mir gieng der Mund auch auf, und ich erzählte nun auch alles, was ich als Hausgenoſſe wahrgenommen, und wie es mir der Schulmeiſter in der Schule mache, und wie ich die Kinder ganz anders lehren wollte, wenn ich es machen könnte, wie ich wollte, und rühmte mich ſelbſt nicht wenig. So vergieng uns der Abend gar kurzwylig, ich hatte all mein Leid vergeſſen. Aber wie erſchrack ich, als es zehne ſchlug. Nun gedachte ich ans Ende des Liedes, an den Empfang daheim, es wollte mich faſt ſchlottern. Da drückten mir die guten Leute noch einen Fünfbätzler in die Hand für meine Mühe. Das ermuthigte mich wieder, konnte ich doch meine Hemder waſchen laſſen. Ueberhaupt iſt ein Mann, der fünf Batzen im Sack hat, ſchon ein ganz anderer Mann als der, der höchſtens Brotſamen darin hat. Die fünf Batzen erhielten mich mannlich, auch gieng es mir ſo übel nicht, als ich mir vorgeſtellt hatte vom väterlichen Hauſe her. Ich wurde weder mit allen Schimpfnamen belegt noch geſtoßen; war ich am Ende nicht ihr Bueb, ſondern ein halber Schulmeiſter. Man brummte und ſtichelte freilich, und beſonders am Morgen, als mir die Erdäpfelſuppe nicht beſonders rutſchen wollte. Ich werde von geſtern noch genug haben, meinte man, z'Ammes hätten immer Vorrath zum Aufwarten, aber deſtoweniger für die Dienſten; die müßten ſchwarzen Hunger leiden. Es wäre beſſer ſie wurden denen recht z'freſſen geben, die es verdienten, als fremden Strolchen, die ſie nichts angiengen. Aber das ſeien auch die falſcheſten Leute von der Welt, vorwärts konnten ſie einem döſele und flattiren, wie wenn ſie lauter Seide und Sammet wären, um dann hinterrücks deſto wüſter über einen zu thun. Das ſeien eben die, welche am meiſten über mich balgeten, und erſt vorgeſtern habe die Frau geſagt: Es ſei eine Schande für das ganze Dorf, daß ſie einen Schulmeiſter hätten, dem der Hemdeſchild zu den Hoſen heraus guckte.

Das ſtach mich verzweifelt in die Naſe, daß man mir den Ruhm, den ich, wie ſie ſich wohl denken konnten, erhalten hatte, ſo zu Waſſer machen wollte. Ich wollte zeigen, daß man mich nicht ſo leicht überreden könne, und daß ich es gut wiſſe, wie die Leute es eigentlich meinten. Ich begieng daher die Unbeſonnenheit und zog meine fünf

Batzen, die ich ohnehin den ganzen Morgen im Hoſenſack getätſchelt hatte, hervor und ſagte: He d'Ammene mög das g'ſeit ha oder nit, ſo ſygs geng brav vonere, daß ſie mir das gä hei für ſe z'plätze. Potz Wetter! was gab das für ſechs Augen um die Erdärfelſuppe herum, wie funkelten ſie ſo graulich, grün und gelb. Das gieng ihnen ins Lebige hinein.

Was ſie mir ſagten, will ich nicht wiederholen, allein von da an war nichts Schlechtes auf der Erde, welches die Schulmeiſterin nicht z'Ammes nachgeredet hätte, und am Ende ſetzte ſie allemal hinzu: Ich werde es wohl ga kläfele, aber das ſei ihr gleich, es ſei doch wahr, und ſie wollte es ihnen ins Geſicht hinein ſagen, wenn ſie da wären.

Von da an behagte mir das Abendſitzen gar ſehr und trug mir manchmal etwas ein. Wie die Alte es machte, daß ſie allemal vernahm, wo ich geweſen, weiß ich nicht, aber allemal nahm ſie dann die aufs Korn und zerſetzte ſie mit der Zunge durch und durch, mit der Ermahnung, daß ich es doch wieder ſagen ſollte. Was doch ſo eine Frau für einen Kopf haben muß, ſo alles Läſterliche und Böſe, das in zwei, drei Gemeinden ſich zugetragen hat, im Kopf behalten und bei jeder Gelegenheit an den Fingern herzählen zu können, ohne daß ein Tüpflein daran fehlt. Was doch ſo eine Frau für einen Kopf haben muß, daß ſie im Stande iſt, zu dem was ſie weiß und was geſchehen iſt, noch zehnmal ſo viel zu erſinnen, und aus jeder geſehenen Mucke einen Elephanten zu machen, und das alles ſo in einander zu kneten, daß keine Seele unterſcheiden kann, was wahr, was falſch iſt, und ſie ſelbſt am allerwenigſten! Ja, das müſſen Köpfe ſein! Und kurios iſts, daß gar viele Mädchen, denen man in der Schule keine beſondere Gaben anmerkte, als Weiber ſolche Köpfe kriegen.

Von den erhaltenen Ermahnungen, das Gehörte wieder zu ſagen, machte ich nicht ſelten Gebrauch. Es geſchah nicht aus Bosheit; aber wenn mir die Leute ſagten, wie die Schulmeiſterin mich allenthalben verbrülle, ſo gehörte wahrlich mehr Verſtand dazu, als ich beſaß, zu ſchweigen und nicht zu ſagen: Sie macht es mir nur ſo wie euch; das und das hat ſie gerade heute über euch geſagt. So geſcheut war ich nicht, ſondern ich platzte dann los, und die Leute konnten dann von mir vernehmen nicht nur alles was ſie ſelbſt betraf, ſondern auch was über die andern geſagt wurde, überhaupt unſere ſämmtlichen Tiſchgeſpräche.

Ich wurde, ohne daß ich es ſelbſt wußte, eine förmliche Dorfbaſe, eine harmloſe freilich, aber doch eine ſchädliche. Klatſchereien ohne Zahl entſtunden und giftige Streitigkeiten. Was ich in einem Hauſe erzählte, wurde in ein anderes getragen, verkehrt, und ſo von Haus zu Haus und immer verkehrter, und die Worte bald dieſem, bald jenem in den Mund gelegt, je nachdem es dem Erzähler kommod war. Es verging kein Tag, daß die Schulmeiſterin nicht Streit hatte, aber andere Weiber ebenfalls, und die Männer wurden ganz ſturm von den Klagen ihrer Weiber, was ſie alles leiden mußten, und von den Vorwürfen die ſie hören mußten: Wenn neuis mit ne wär, ſo wurde ſi das nit ſo annäh. Aber auch ich kriegte meine Strafe.

Nicht nur wurde ich zu Hauſe täglich ausgeſchimpft, und ſogar in der Schule ſelbſt vor den Kindern mußte ich von Verläumdern und Streitmachern hören, ſondern auch in vielen Häuſern wurde ich unwerth, und die Männer brummten oft, wenn die Weiber mich in Zug brachten: Sie hätten des Dampfs bald genug und wollten lieber etwas anders hören. Am Ende mußte ich gar noch zum Pfarrer, dem der Schulmeiſter mich verklagt hatte. Der las mir nun ein Kapitel, daß mir faſt g'ſchmucht wurde, ohne weiter nach meiner Vertheidigung zu fragen. Das hätte freilich nicht viel genützt, denn ich war kein Redner im ordinäri Zuſtand, geſchweige dann wenn ich vor Jemand zitterte. Und was hätte ich eigentlich ſagen ſollen, als des Schulmeiſters auch verklagen und daß ich es nicht böſe gemeint. Endlich ſchlich der Winter vorüber. Am Examen wurde mir noch ein tüchtiger Zuſpruch zu Theil, und nachdem ich meine 10 Kronen mit Mühe erhalten und von der Schulmeiſterin wieder ein paar kräftige Segensworte auf den Weg, ſchüttelte ich den Staub von den Füßen und verließ den Ort, wo ich Vieles erlebt aber nichts erfahren hatte. Denn um Erfahrungen zu machen, bedarf es der Weisheit, und von der hatte ich noch keinen Anfang.

……

Zwölftes Kapitel.

Wie ich nach Brot und endlich auf die Stör gehe.

Fertig war ich geworden alſo und eigentlich froh bei Schulmeiſters weg zu kommen; aber es ärgerte mich doch, daß die Leute nicht nöthlicher thaten, daß ich fortgehe, daß ſie mir nicht dringender anhielten wieder zu kommen im Herbſt, ja, daß mir kein Bauer das Anerbieten machte, mich bei ihm zu behalten bis die Schule wieder angehe. Es hätte mich gar ſehr gefreut, den Spröden und Wichtigen ſpielen zu können. Ich fand, daß die Welt eine gar undankbare ſei, und beſonders die Bauern in dieſem Dorfe. So viel glaubte ich an ihnen gethan zu haben, und ſo kalt ließen ſie mich ziehen. Aber, dachte ich mir zum Troſte, ſie werden es noch erfahren, wen ſie an dir gehabt haben, ſo einen wie du bekommen ſie keinen mehr, dann werden ſie die Finger ſchlecken nach dir bis an den Ellbogen, aber dann können ſie dir blaſen oder pfeiffen, was ſie lieber wollen. Es nahm mich nur Wunder nach allem dem Ruhme, den ich erhalten hatte, wie ſie es werden machen können ohne mich, und wie es auch gehen werde, wenn ich fort ſei? So parlierte ich bei mir ſelbſten, als ich mein Bündelchen zum

Dorfe hinaus trug. Es war nicht größer geworden und die Hemder noch böſer, als ſie geweſen, aber doch waren ſie gewaſchen und ein Halstuch und ein Paar Schuhe hatte ich mir angeſchafft aus den Trinkgeldern. Ein alter Bauer, dem ich außer dem Dorfe begegnete, meinte, nachdem er mich von oben bis unten ſcharf angeſehen, und wahrſcheinlich die Neuigkeiten an mir bemerkt hatte: Es werde mir doch leid thun von ihnen weg zu kommen, denn ich hätte mich bei ihnen ſchon viel brycheret. Es iſt wahrhaft lächerlich, wie ſie faſt allemal, wenn ein Beamteter oder ſonſt ein bei ihnen Angeſeſſener fortzieht, alle Stücklein zählen, die er mit fort nimmt, ſich dann brüſten und ſagen: Dä het numme das und das g'ha wo-n-er cho iſch, ih b'ſin mi gut dra, und jetzt het er ſövel und ſövel. Dä het ſi afe brycheret by üs! Den Alten ließ ich fortziehen ohne ihm viel zu antworten. Aber ärgern that es mich verdammt, daß er meinte, wie viel ich ihnen zu verdanken hätte.

Ich trabte meinen Weg fort und vergaß meinen doppelten Aerger über dem Geklimper der 10 Kronen im Hoſenſack. So viel Geld beiſammen hatte ich wohl ſchon von weitem geſehen, aber noch nie ganz nahe, geſchweige denn im Hoſenſack gehabt. So viel im Sack, ſo wenig im Bündel am Rücken, ſo Schlechtes am Leibe, man denke, was einer da denkt. Eine ganz neue Kleidig ſchwebte mir gar lockend vor Augen, nur wußte ich noch nicht recht, ob von Rübelituch, von Halblein oder von Guttuch, es gefiel mir Alles wohl, beſonders das Rübelituch, und beſonders wenn man denn noch ein rothes Gilet dazu hat, das ſah ich an manchem Metzger und an andern berühmten Leuten. Aber Guttuch war für einen Schulmeiſter doch anſtändiger und Halblein das Beſte und Kommodſte, es ſüferet ſich immer von ſelbſt. Doch das ließ ich für einſtweilen in hangenden Rechten und nahm mir den Kauf von einem Dutzend Hemden vor und von zwei Paar Strümpfen, leinene oder wenigſtens halbleinene. Ohne Strümpfe auch am Sonntage zu ſein, ſchien mir nicht mehr anſtändig für mich, und ich fürchtete die wollenen, die ich den ganzen Winter durch ununterbrochen getragen hatte, möchten im Sommer mich anfangen zu beißen. O wie freute ich mich über dieſe Herrlichkeiten alle und über die Möglichkeit, künftig die Hemder immer den rechten Weg tragen zu können. Ich war ein Weberbueb und ein Schulmeiſter, aber meine 10 Kronen mit meinen Projekten verglichen und überſchlagen, was ein jedes koſte und wie viel alles zuſammen — das vermochte ich nicht. Ich wußte nicht, was die Elle irgend eines Tuches koſte, ſo viele ich auch gewoben hatte, und wußte noch viel weniger, wie viel Ellen irgend ein Stück brauche. Das wird mancher Landesvater, der alles kennt, nur das Land nicht, in dem er wohnt, nicht glauben, daß dieſes möglich geweſen ſei.

So wanderte ich ſinnend und wohlgemuth wieder dem alten Schulmeiſter zu, damit er mir zu etwas verhelfe oder rathe, was ich vorzunehmen hätte. Ich ſelbſt hatte gar nicht darüber nachgedacht, ſondern es als ausgemacht betrachtet, daß ich mich nicht darum zu bekümmern habe, ſondern daß das des Alten Sache ſei.

Dieſer ſaß gerade auf ſeinem Zügſtuhl im Schopf und plätzte einen alten Züber als ich zu ihm kam. Er freute ſich mich zu ſehen, fragte Allerlei, und endlich auch: Ich werde abgenommen haben dert äne und wieder zu meinem Alten wollen, daß ich die Kleider bei mir habe. Wie aber der Alte erſchrack, als er hörte, daß ich daran nur nicht von Ferne gedacht und um kein Geld in der Welt mehr zu ihnen dürfe, nachdem ſie mich auf dieſe Weiſe b'hütet hätten, ſondern daß ich akurat zu ihm käme, damit er mir an einem andern Ort z'weg helfe und unterdeſſen bei ihm zu bleiben. Daraus könne per forſcht nichts werden, ſagte er. Er hätte ſich ſchon manchmal vorgenommen, ſich um niemand zu bekümmern als um ihn ſelber, man habe immer Verdruß davon, wenn man einem helfen wolle. Gerade von mir hätte er z'Tüfels Verdruß gehabt. Meine Alten hätten es natürlich bemerkt, daß wir etwas mit einander hätten, da ich ſo dumm gethan, daß er in den Webkeller habe kommen müſſen. Auf weitere Nachfragen hätten ſie vernommen, daß er mit mir fort geweſen ſei, und wahrſcheinlich den Platz geſucht hätte. Nun ſeie meine Mutter zu ihm gekommen und hätte gethan, wie ein Unthier, ihm alle Schande geſagt: Seelenverkäufer, Kinderſchelm, kurz Alles, was ſich erdenken läßt, und zuletzt ſich z'Tüfels verflucht, ſie wollen es ihm reiſen, ſie ſchickten ihm ihren Buben keine Stunde mehr in die Schule, er müß erfahren, was er gemacht habe. Und in der That ſei er den ganzen Winter nicht mehr gekommen, worüber er aber froh ſei, denn er ſei der Ungereimteſt in der ganzen Gemeinde. Das hätte er ausgeſtanden meinethalb und genug daran. Es wüßte kein Menſch, wie es ihm gienge, wenn er mich bei ſich hätte. Ich bat ihn der tuſig Gotteswille, mich nicht zu verſtoßen, zu dem Alten gehe ich um kein Geld der Welt. Nachdem ſie mich bald todt geſchlagen, müßte ich mein Geldlein dargeben und hätte dann hinten und vornen gleich viel. Ich ließ nicht nach mit Bitten und Betteln, bis er mir eine Nacht zugeſtund, und unterdeſſen könnten wir Kriegsrath halten. Er mußte gar lachen über die Schulmeiſterin, und drohte ſeiner Alten, wie er ſie übers Knie nehmen wollte, wenn ſie es ihm ſo machte. Der gute Alte merkte nicht, daß auch er gepantoffelt wurde, nur auf andere Weiſe. Wir wurden räthig, ich ſolle den Sommer über um Arbeit aus, Schule ſei doch nirgend. Bis im Herbſt zeige ſich dann ſchon etwas, meinte der Alte, ſötig Vögel wie ich, ſeien rar und die fänden immer ein Kräzli.

Ach! es behagte mir die Arbeit nicht recht und der Sommer ſchlich gar unglaublich langſam. Wann ich entrinnen konnte, ſo lief ich zu meinem geiſtigen, ſelbſtgewählten Vogt, um zu erfahren, ob er noch nichts aufgetrieben habe, und wo ich ein Wochenblatt erhaſchen konnte, da ſtudierte ich gar eifrig die Ausſchreibungen, und wo ich einen alten Schulmeiſter wußte, da fragte ich gar emſig nach: ob er nicht etwa kränkle, und ob man glaube, er werde es noch lange machen? O was hatte ich endlich für eine Freude, als ich in einem verſalbeten Wochenblatt in einem Wirthshauſe eine Schule ausgeſchrieben fand, die meine Wünſche mehr als übertraf. Ich konnte die Beine nicht mehr ſtille halten, bis ich dem Alten mein Glück verkündet. Ich dachte gar nicht von weitem daran, daß ſie mir fehlen könne. Ganz athemlos langte ich bei demſelben an und rief ſchon vor der Thür: Ih ha eini, ih ha eini! Was heſch du Sturm? ſagte der Schulmeiſter, indem er ſchnell eine Flaſche in die Ecke des Schaftes ſtellte und ſich den Mund wiſchte. E Schul han ih, e Schul! Wo heſch ſi de? Da i der Täſche han ſe! Das muß e klini ſy, we ſie dert Platz het, meinte er trocken, nahm die Brille und ſetzte ſie ſchrittlings über die braun und rothe Naſe, nahm das Wochenblatt und hielt es mit langausgeſtreckten Armen ſo weit weg vom Leibe als er konnte. Er las lange, nahm dann die Brille, wiſchte ſie ab, las wieder, ſagte endlich, darauf könne er ſich gar nicht verſtehen, ob denn der ſchon wieder geſtorben ſei, das ſei doch ſo 'ne tolle Mann geweſen. Wie er das Wochenblatt ſo herumtrüllete in den Fingern, um es wieder zuſammenzulegen, fiel ihm die Jahrzahl in die Brille, und die ſagte ihm, daß daſſelbe ein zweijähriges ſei. Da ſchlug er eine tüchtige Lache auf, daß es ihn und die ganze Stube erſchütterte. Lange konnte er mir auf meine verblüffte Frage nicht Antwort geben, und erſt nach langem vernahm ich ganz kaput, daß ich ein dolders Lappi ſei und ein junger Löhl. Aber ſo hätten es die Jungen alle; wenn ſie ſchon geſchickt ſeien, ſo ſeien ſie doch gewöhnlich dümmer als d'Hopeni, und wenn die Alten nicht wären, ſo wüßte Niemand wie es gieng.

Doch nun gieng es nicht lange mehr bis ich Beſcheid erhielt, mich eines Morgens früh bei ihm einzufinden — g'ſuntiget. Da der Bericht nicht mehr enthielt, ſo mochte ich den Tag kaum erwarten, um das Weitere zu vernehmen. Ich puzte die halbe Nacht meinen Leib und lange vor der beſtimmten Zeit klopfte ich das träumende Ehepaar auf. Es ſollte an ein Examen und auf eine Schule losgehen. Es ſei zwar nicht die beſte, erzählte mir der Alte; allein für einen Jungen, der keine Frau habe, lange gut genug. So einer brauche nicht viel, werde viel eingeladen, um ihm das Kochen zu erſparen, und er erhalte ſonſt noch viel, ſo bald er nur nicht ſich einfallen laſſe, z'Koſt zu geben. Es ſei ihm z'Tüfels Sache, daß die Weiber gegen einen Ledigen viel barmherziger ſeien, als gegen einen Verheiratheten, der doch die Barmherzigkeit viel nöthiger hätte. Das ſei aber nun einmal die Hauptſache, daß ich einen Platz erhielte, hätte ich einmal einen, ſo könnte ich weit leichter einen beſſern erhalten. Das ſei gerade ſo wie bei den Dienſten, die den erſten Platz zu erhalten immer die meiſte Mühe hätten und doch mit einem ſchlechten vorlieb nehmen müßten, von dieſem weg aber leicht und gut weiter kommen: und ſo ſei es auch bei der Regierig. Wenn man nur einmal das Naſenzöpfli hinein drücken könne in das Regiment, ſo habe man gewonnen Spiel, z'wänge bald den ganzen Leib hinein, und könne bis z'obriſt kommen. Ja, bringe es einer nur auch dahin, bei einer Hengſtenzeichnung die Hengſte aufzuſchreiben, ſo könne er faſt ſicher ſein, ſpäter Landvogt zu werden, auch wenn er der dummſte Kerli ſei. Unter dieſen Reden hatte er ſich angezogen, von der Frau das beſte Halstuch ſich umbinden laſſen. Die Frau wußte nicht, wo wehren. Sie ſollte z'Morge machen und des Mannes Kammerdienerin ſein, ſollte Kaffe mahlen und dem Manne Hoſen und Strümpfe hervorgeben, denn er wußte nicht, wo ſie waren. Sie war aber kein Lämmlein, auch kein Täubchen, es ſammelten ſich Wetterwolken in den Runzeln ihrer Stirne, und einzelne Windſtöße, welche Thüren zuſchmetterten, und ein andauerndes Knurren fernen Donnerwolken ähnlich, kündeten das aufſteigende Gewitter an. Ich kannte das und that alles Mögliche, um durch jegliche Hülfsleiſtung ſie zu verſöhnen, während der Mann, was mir wunderlich genug vorkam, es gar nicht zu bemerken ſchien, was ſonſt der Fall nicht war.

Mit einem langen, langen Stecken, den er einen halben Schuh unter dem obern Ende gefaßt hielt und ihn hoch aufhob und weithin ſetzte, marſchirte der Alte immer einen oder zwei Schritte voran, ſtattlich und ſtolz. Er war faſt wie eine thorrechte Mutter, die einer aufgeputzten Tochter voranbeinelet einem Märit oder einer Kilbi zu, und deren Augen jeden fragen: ob ihr Meitſchi nicht das töllſte ſei weit und breit? und deren Herz in feuriger Erwartung ſchlägt über den Schryß, den das Meitſchi haben werde, und in neugieriger Angſt, welcher Bauernſohn ſich am Ende das Glück erprügeln werde mit ihm heimzugehen. Er wolle ihnen heute zeigen, ſagte er, daß er nicht der Leidiſcht ſei, wenn ihn ſchon da die Neuen und Jungen ſo verachteten. Wenn ich ſchon keine appartige Schule beſucht hätte, wie man ſie, ſeit die Franzoſen gekommen ſeien, eingeführt, und in welchen man nichts lerne als Hochmuth und Weltliches, ſo wolle er doch wetten, ich thue ſie alle durch, und das hätte ich ihm allein zu verdanken und nicht ſo einer ſolchen Nomadenſchule oder wie man die Dinger heiße. Und wenn ich etwas nicht recht wiſſe, ſo ſolle ich nur ihn anſehen, er wolle mir winken, oder, wenn er könne ſich hinter mich ſetzen, da er es mir einfliſtern. Ueberhaupt ſolle ich gar nicht Angſt haben und mich auf ihn verlaſſen. Der Pfarrer ſei ſein beſter Freund, ſie ſeien wie zwei Finger an einer Hand; er ſei einmal neben ihm geſtanden, als derſelbe Taback gekauft habe in der kleinen Apotheke. Auch der Schulcommiſſär kenne ihn beſonders, derſelbe hatte zu Langenthal beim Kreuz einmal abſpannen laſſen, während er juſt vor dem Hauſe geſtanden, und habe ihm gar freundlich einen guten Abend gewünſcht. Es ſei zwar erſt Morgen geweſen, aber ſo ein Herr wiſſe ſelten, welche Zeit es ſei. Wenn er ihnen etwas ſage, ſo ſei es ſo gut, als wäre es gedruckt. Die kennten ihre Leute und wüßten wem ſie glauben ſollten. Das Examen ſei nur eine neue dumme Mode, es komme doch am meiſten auf die Empfelig an, und daß man den Herren gefalle. Im Gehen unterwies er mich ferner in den Manieren, wie man gefallen müſſe, und machte mir die Bücklinge vor. Unglücklicherweiſe ſtund ich das erſte Mal gerade hinter ihm und erhielt den gewaltig beſchlagenen Schuhabſatz, der hintenausſchlug, ſo weit das Bein reichen mochte, tüchtig an das Schienbein. Da machte ich mich ein paar Schritte vor, um die Lektionen ungeſchlagen von der Seite anſehen zu können.

Auch die Titulaturen ſagte er mir vor und ließ ſie mich wiederholen, bis ſie mir geläufig waren. Es iſt mir noch als ob es geſtern geweſen wäre, wie ſchwer es mir ward, Wohlehrwürdiger Herr Schulcommiſſär zu ſagen, und wie der Alte lachte, als ich immer wieder ſagte: Wohlehrwürdiger Herr Schulmilitär. Der Name Commiſſär war mir bis dahin immer ganz fremder, und ſo was Unbekanntes ſpricht eine Bauernzunge nie mit Wiederſtreben aus, wahrſcheinlich aus Inſtinkt, weil ſie fühlt, daß ihr das Fremde nicht heilſam ſei.

Unter ſolchem Unterrichte kamen wir ungſinnet an Ort und Stelle. Etwas ſpät waren wir, darum trafen wir die Herren nicht mehr im Pfarrhauſe an. In der Schulſtube befanden ſich dieſelben nebſt mehreren Bewerbern. Mir ward beklommen zu Muthe, nicht ſo meinem Begleiter. Der ſchritt an ſeinem langen Stocke vorwärts, begrüßte mit Bücklingen und Titulaturen gar ſchön die Herren und reichte ihnen die Hand wie alten Bekannten. Dann winkte er auch mir vorwärts und mit gewichtiger Gönnermiene ſagte er: Da heyg er 'ne eine, a dem werde ſie Freud ha, er heyg ne ſo g'ſchickt macht faſt wie-n-er ſelber ſyg. Und mir winkte er zu, daß ich mich auch bücken und grüßen ſolle, und dringender und immer dringender. Aber wohl brachte ich es endlich zu Bücklingen, doch nicht zu den Titulaturen, ich wußte durchaus nicht mehr, ſollte ich Wohlehrwürdiger Herr Schulmilitär oder Herr Schulcommiſſär ſagen.

Nach den üblichen Einſchreibungen der ſieben Bewerber begann das Examen. Leſen that ich gar laut und ſchön; die Vokale und Endſylben beſonders ſprach ich aus ungefähr wie wenn eine ganze Note darüber geweſen wäre. Es gefiel ihnen auch ganz beſonders wohl, es lächerte ſie die ganze Zeit. Das Chatechiſiren aus dem Fragebuch gieng recht gut. Nun wurde die Kinderbibel genommen und jeder ſollte eine Geſchichte erklären. Der Alte hatte mir geſagt, ich ſolle machen, daß ich der Oeberſt zu ſitzen komme, das ſei immer eine gute Vorbedeutung; faſt immer erhalte derſelbe die Schule und die Herren luegten auch darauf. Ich hatte es erzwängt und mußte es büßen. Ich war alſo der Erſte und ſollte die vierzigſte Geſchichte im alten Teſtament erklären. Ich begann mit der Frage: Wer ſind Adam und Eva geweſen? Mein Schulmeiſter hatte mich gelehrt: die ſeien bei allen Dingen das Hauptfundament, und wenn man da anfange, ſo komme man am weiteſten und am beſten fort. Aber der Schulcommiſſär fiel mir bald in die Rede, was ich, beiläufig geſagt, ſehr unanſtändig finde; dann an einem Examen ſoll es ja eben einer machen, wie er kann. Er fiel mir alſo in die Rede und ſagte: Ich ſolle bei der Sache bleiben. Wenn wir allemal bei Adam und Eva anfangen wollten (ich hatte beim Chatechiſiren auch da angefangen), ſo müßten wir den lieben Gott um einen Joſua bitten, der die Sonne ſtille ſtehen heiße. Da über den ſein ſollenden Witz Alle lachten und mir ſo der Faden abgeſchnitten war, ſo ſaß ich verblüfft da und wußte gar nichts mehr zu ſagen. Nun, ſagte der Schulcommiſſär, conſtruire doch, das iſt bei der Erklärung immer die Hauptſache, und wenn man einen Satz recht conſtruirt hat, ſo hat man ihn auch begriffen. Da ſaß ich und ſah mit offenem Munde den Schulcommiſſär an wie ein Schaf, denn ich wußte gar nicht, was conſtruiren ſei. Das Wort hatte ich noch nie gehört. Na, ſo conſtruir doch und lueg is Buch, a my'r Naſe ſind keine Buchſtaben, erhielt ich die ungeduldige Mahnung. Da fiel mir ein, conſtruiren werde welſch ſein, und die Herren, wo recht herrſchelig reden wollten, werden dem Buchſtabiren conſtruiren ſagen, und munter fieng ich zu buchſtabiren an. Verſtehſt de nit dütſch! Wohl, Wohlehrwürdiger Herr Schullumpan. Nu de ſo conſtruir! Ich buchſtabirte. Ih ha g'fragt ob dütſch verſtandiſch? Ja, Wohlehrwürdiger Herr Schulmilitär, aber nit welſch, ſagte ich mit weinerlicher Stimme. Da tönte rings um mich ein ſchallend Lachen auf meine Koſten, und Alle betrachteten mich fortwährend als den Narren des Tages. Nun hatte ich eine verzweifelte Sache, und Alles verband ſich, mich lächerlich zu machen.

Beim Aufſatz wußte ich gar nicht was anfangen, denn mein Lebtag hatt mir Niemand geſagt, daß man das Schreiben zum Aufſetzen brauche und daß das die Sache eines Schulmeiſters ſei; daß Einer Worte aus dem Kopfe aufſetzen ſollte, war mir noch in keiner Schule vorgekommen, geſchweige daß es mir zugemuthet worden. Ich blickte daher rechts, ich blickte links, aber der Linke blickte auch links und blickte rechts und der Rechte that eben ſo, und leer blieben die Tafeln links und rechts. Ein Einziger war, der geſchickter ſein wollte als die Anderen; allein keiner hielt ihm viel darauf. Glücklicher Weiſe giengen nun die Herren weg und aßen zu Mittag und wir ſollten unterdeſſen arbeiten. Sie glaubten wahrſcheinlich mit leerem Magen würden wir emſiger in der Arbeit ſein und derſelbe in umgekehrtem Verhältniß zum Kopfe ſtehen. Die Thoren! Ein Schulmeiſter iſt denn doch kein Jagdhund, der am hungrigſten am beſten jagt, ſondern ſein Kopf ſteht bis auf einen gewiſſen Punkt in akurat geradem Verhältniß zu dem Magen.

Sobald die Herren fort waren, traten die Zuſchauer vor und halfen ein, ſo gut ſie konnten, brummten dazwiſchen aber gar mächtig, daß man einem Schulmeiſter ſo etwas zumuthe — das ſei doch allbez nicht ſo geweſen. Als einige Zeilen fertig waren, kamen die Herren wieder, überlaſen flüchtig unſere Arbeit, aber man ſah wohl, daß ſie eben keinen großen Werth darauf ſetzten. Das Rechnen wurde mit einem Heuſtock abgethan und zu dem Singen geſchritten. Wir mußten jeder das ut re mi ſingen, und ſo laut wir es thun mochten, trat doch der Schulcommiſſär mit der Hand hinter dem rechten Ohr zu jedem heran, und hielt ſein Ohr an deſſen Mund und erhielt manchen tüchtigen Brüll in dasſelbe. Warum er dieſes Manövre vornahm weiß ich nicht. Wahrſcheinlich hatte er gar kein Muſikgehör, oder ein ſchlechtes, und bildete ſich nun ein, es gehe mit dieſem Gehör wie mit dem allgemeinen Gehör, je näher man das Ohr zu dem Urſprung des Tones bringe, deſto beſſer könne man den Ton faſſen und unterſcheiden. Ach mein guter Schulcommiſſär, und wenn ihr ein Ohr vor die Stimmritze und das andere mitten in die Lunge hättet poſtiren können und hinter jedes Ohr eine eurer großen mächtigen Hände: über den Werth der Richtigkeit und Unrichtigkeit der Töne würdet ihr nicht klüger geworden ſein. Und dennoch machte er bei dieſem Allem eine ſehr wichtige Mine und faſt Augen, wie die Hühner, wenn ſie das Pfiffi haben. Und mit einer noch wichtigern Miene fragte er mich nach gehaltenem Umgang: Ob ich ihm ſagen könne, war für ein Unterſchied ſei zwiſchen

Choral- und Figuralgeſang? Ja da ſtund ich wieder am Berge, hatte ich davon doch mein Lebtag nichts gehört. Das war wieder Welſch, mit dem ich nichts machen konnte. Aber ich war nun ſchon etwas klüger geworden und beſann mich auf eine in den Unterweiſungen oft gebrauchte Ausflucht: Ich wiſſe es wohl, aber ich könnte es nicht ſagen. Das half, und der Herr fragte mich nun ſo, daß ich nur Ja und Nein zu ſagen brauchte, ſo daß ich recht gut beſtund, obgleich ich weder Gyx noch Gax davon verſtund.

Aber die Schule erhielt ich doch nicht, ſondern den guten Rath und zwar wohlfeil, nämlich umſonſt: Kein Schulmeiſterexamen mehr zu machen, ehe ich wüßte: welcher Unterſchied zwiſchen conſtruiren und buchſtabiren ſei.

Zerknirſcht ſaß ich im Wirthshauſe an dem Imbiß, den uns die Gemeinde als Entſchädniß für die ausgeſtandenen Drangſale geben ließ, aufbegehriſch ſaß neben mir mein Lehrmeiſter. So ein Examen, räſonirte er, hätte er ſein Lebtag nicht gehört, es müſſe Alles auf die neue Mode ſein, und wenn es die verflucht dümmſte Sache wäre. Er frage doch, was das mit dem Conſtruire für eine Dummheit ſei, und was es abtrage, mit dem könne man doch weder ſelig werden, noch gebe es einem z'Freſſe, und beides ſeien doch die Hauptſachen!

Er hätte aber geglaubt, ſolche Herren würden doch witziger ſein als ſo; aber ſo gebe es, wenn man den Menſchen fremde Namen anhänge, ſie würden gerne z'Narren darob. Ehedem habe man nichts von Commiſſärs gewußt, aber auch nichts von Conſtruiren. Da ſeien die Franzoſen ins Land gekommen und mit ihnen die Commiſſärs; die hätten Dreizingge aufgehabt und lange Säbel nachgeſchleppt und hätten alle Leute coujonirt, aber von conſtruiren hätten ſie doch nichts geſagt. Er könne gar nicht begreifen, warum die Regierung, jetzt, wo die Franzoſen fort ſeien, nachdem ſie, und beſonders die Commiſſärs uns ſo viel geſtohlen, auch Commiſſärs erzwängen wolle, und noch ſogar in den Schulen, um die Leute nicht nur zu coujonire, ſondern ſogar noch zu conſtruiren. Er glaube aber nicht, daß das der Regierung Wille ſei, und wenn ſie wüßte, was die Commiſſärs einführen, ſie würde ihnen das Handwerk wohl legen. Es ſeien doch noch brave Herren in Bern, die nicht wollten, daß man die Leute (das Wort Volk war noch nicht in Sprachgebrauch gekommen) ſo verführe und auf die neue Mode dreſſire. Er hülf eine Vorſtellung eingeben, wenn einer ſie aufſetze, ſo wolle er ſie unterſchreiben. Allein dazu hatte Niemand Luſt, obgleich alle die, welche nicht zur Stelle vorgeſchlagen waren, einſtimmten. Ich ſagte nichts dazu, ſondern war ganz muthlos. Ich war im Glauben an meine Geſchicklichkeit geſtört worden gröblich, und glaubte es unmöglich, ſo neue unbekannte Sachen in Kopf zu bringen. Ich erklärte auf dem Heimwege kleinlaut: Es würde wohl das Beſte ſein, wenn ich das Schulmeiſterwerden aufgebe, ich werde doch keiner ſo wie die Herren jetzt ſeien. Aber davon wollte mein erbitterter und illuminirter Begleiter nichts hören. Er wolle mich zum Schulmeiſter machen, ſchwur er, und wenn alle Commiſſärs dagegen wären, er fürchte ſie alle nicht, und wenn ſie auch alle Dreizingge auf hätten wie der Zytglocke und Säbel am Neſt wie der Goliath.

Er hielt auch richtig Wort. Kaum 14 Tage waren vergangen, ſo kam er wieder daher mit ſeinem langen Stecken, ſeinem wichtigen Geſicht, ſeiner Schnupfnaſe mitten drin und über derſelben, wie zwei Sterne über einer ſchwarzen Wetterwolke, ſeine ehrlichen Augen. Er brachte mir die Nachricht, daß er für mich Platz als Schulmeiſter gefunden habe, freilich ohne Schule. Aber das habe gar nichts zu bedeuten, ich ſei noch bas ſo, und z'Eſſe heig ih beſſer als mancher Landvogt, der eine geizige Frau habe, die einem halb Dutzend heirathsluſtiger Töchtern die Eheſteuer z'weg machen wolle auf dem Amte.

Mein Plan ſei in der Gemeinde Hinterhäg, wo man ſeit Jahren wegen den Schulen bald branze, bald prezedire, bald tuble. In der Gemeinde ſei nur ein Schulhaus, welches nicht die halben Kinder faſſe und wohin einige mehr als eine Stunde weit hätten. Daß neue Schulhäuſer gebaut werden müſſen, ſehe man gar wohl ein, allein jeder Bauer wolle das Schulhaus vor ſeine Hausthüre, und wenn des Nachbars Kinder an einen auserwählten Platz 10 Schritte näher hätten, ſo hintertreibe er auf jegliche Weiſe den Bau. Dann wolle wieder jeder Theil der Gemeinde zuerſt ihr Schulhaus haben, daher würden ſie nie einig, wo anfangen, und wenn dieſes auch einmal beſtimmt worden, ſo wüßten die Uebergangenen eine andere Erkanntniß an der nächſten Gemeinde durchzudrücken. Mit dieſer Gemeinde käre die Regierung wie eine alte Großmutter, bitte bald, befehle bald und laſſe ſie am Ende doch machen, was ſie wolle. Man ſehe wohl, daß da kein rechter Ernſt dahinter ſei, und daß 'ne graglych ſei, ob Schulen wären oder nicht, wenn ſie nur regieren könnten. Und hinter der Gemeinde ſei noch Einer, er wolle ihn nicht nennen, der nicht genug Bücklinge vor den Landvögten machen könne und ſo tief, daß ſein H..... höher ſtehe als der Kopf, der zäpfle die Landvögte nur aus, wenn ſie an der Sache trieben, und reiſe mit ſpöttiſchen Mienen und Worten ſeine Bauern auf, wie ein recht abgefeimter alter Schlaukopf. Aber wenn es z'Militär anſehen würde, da würden ſie ſchon befehlen können. In dieſer Gemeinde wohne ein reicher Bauer, der auch gar weit zur Schule hätte. Der nehme nun alle Winter Einen auf die Stör, für ſechs oder acht Wochen, weil er ſich verredt habe, ſeine Kinder nicht mehr ins alte Schulhaus zu ſchicken. Manches Jahr durch habe er einen alten abgedankten Schulmeiſter gehabt; — der ſei nun geſtorben. In der Verlegenheit um einen Andern hätte er Schulmeiſter ihn zufällig einmal an einem Donſtag angetroffen und ihm verſprochen für einen zu ſorgen, und das für einen Guten.

Als Lohn habe er mir alle Tage 2 Batzen ausbedungen. Als Schulmeiſter brauche man mich erſt nach Weihnacht, wenn das Dreſchen vorbei ſei. Doch könne ich um den gleichen Lohn alſo bald anſtehen, man habe mir allweg zu thun, entweder zu weben oder zu dreſchen. Das Ding war mir nicht ganz recht, ich hätte weit lieber eine Schule gehabt, allein das verdammte Conſtruire nahm mir allen Muth ein Examen zu machen.

Der Alte erklärte mir aber noch, daß er von nun an nichts mehr mit mir zu thun haben wolle. Meine Eltern paßten immer darauf, daß ich zurückkäme, wie der verlorne Sohn im Evangelium. Aufnehmen würden ſie mich gar gerne, doch nicht mit Singen und Reigen, ſondern mit Fluchen und Prügeln, in der Hoffnung daß ich, weil mich Niemand mehr wolle, froh ſein werde auf jegliche Art und Weiſe bei ihnen zu bleiben. Leider hätten ſie wieder vernommen, daß er mit mir an einem Examen geweſen und mir Platz ſuche, da hätte ihm geſtern mein Vater alle Schande geſagt, und er glaube geprügelt, wenn nicht noch ein anderer Mann dabei geweſen wäre. Nun eſſe er keine Suppe gerne, aber Prügelſuppe am allerwenigſten.

Es gieng nicht lange, ſo wanderte ich zum zweiten Mal mit meinem Bündelchen, das etwas ſchwerer geworden war, meinem Poſten zu, noch lange vorher, ehe die Schulzeit beginnen ſollte. Dort nahm man mich freundlich auf, erklärte mir aber gleich, daß ſie denn gar nicht begehrten, daß ihre Kinder zu geſchickt würden, ſie ſollten keine Agenten oder Wirthe werden, ſie hätten ihnen ſonſt z'werchen und z'eſſen. Wenn ſie beten lernten und gut leſen und die Fragen ſammt Pſalmen und Hiſtorinen, was es geben möge, ſo ſeien ſie zufrieden. Mit Schreiben und Rechnen ſolle ich die Kinder nicht plagen, ſie hielten apparti nicht viel darauf, die Kinder vergäßen es nur. Wenn man es einſt brauchen müſſe, ſo hätte man bald das Nöthigſte gelernt, und wenn auch das nicht, ſo mache es immer Jemand für einen, wenn man Geld habe. Das ganze

Jahr zu lernen trage nichts ab, das Nützeſt ſei, man mache eine rechte Stör hinter einander, etwa 6 Wochen oder was, und dann von Morgen früh bis Abend ſpät, und die übrige Zeit werche man dann auch recht. So komme man beid Weg weiter, als wenn man immer an Allem baggle.

So lautete meine Inſtruktion. Damit ich am Morgen deſto früher bei der Hand ſei, wenn einmal der Tanz angehe, ſo wurde mir mein Nachtquartier beim Melker angewieſen, der des lieben Viehs wegen der Erſte auf den Beinen ſein mußte im Hauſe. Unterdeſſen mußte ich mitarbeiten, was eben bei der Hand lag. Ich war ein guter Mutz und eben kein übler Burſche, aber nicht abgerieben, nicht ſchlau, ſondern unbehülflich, ſchüchtern, faſt verſchämt, kurz ich war juſt ſo, wie man einen am liebſten für einen Gauch hält, beſonders die Mädchen. Für die ſind ſo verſchämte, unbehülfliche und dabei rothbäckige Burſche ein wahrer Schleck, und ein jedes reibt ſich an ihnen um ſie abzureiben. So hatten ſie ihr Spiel mit mir in der Stube und im Tenn, und die Meiſterleute hielten ſich manchmal faſt den Bauch vor Lachen. Es war dort Sitte, daß auch die Jungfrauen dreſchen mußten, wenn nicht alle Männer bei der Hand waren; und wenn das Mannevolk alles zu Hauſe war, ſo ſtrichen ſie doch, ſo viel es ſich thun läßt, ums Tenn herum. Nach dem Mittageſſen wurde gewöhnlich z'Narrenwerk getrieben, ungefähr wie in der Ernte und im Heuet auf dem Felde, d. h. man trohlte einander im Stroh herum, und da fiel Manches vor, was ich jetzt nicht weitläufig beſchreiben will. Da nun gieng der Hangtſeuck mit mir an. Man reiſete mich hinter die Mädchen, und wenn ich nicht durfte, ſo kamen ſie hinter mich, und mehr als einmal war ich dem Erſticken nahe, weil ſie mich auf dem Boden unter ſich hielten und kitzelten. Wenn ich Meiſter wurde, ſo machte ich auch was ich konnte, oder was mir die Knechte angaben, und was dann geſchah blieb gewöhnlich das Geſpräch den ganzen Nachmittag über. Bald rühmten ſie mich, bald führten ſie mich aus, und da ſie ſchnell merkten, daß das Rühmen gar wohl bei mir b'ſchoß, ſo wußten ſie es ſo anzuwenden, daß ich bei meiner natürlichen Gutmüthigkeit und Willfährigkeit Aller Handlanger wurde. Des Abends trug ich ihnen Holz und Waſſer hinein; bei dieſer Arbeit begegnete mir einmal ein Spaß. Es war am Tage vor der Fleglete, daß ich viel Holz hineintragen mußte und eine neue Byge angriff. In derſelben fand ich zwei Schuhſohlen, welche der Schuhmacher, den wir eben auf der Stör hatten, von des Meiſters Leder abgeſchnitten und dort verſteckt hatte, um ſie am Samſtag mit nach Hauſe zu nehmen. Ich brachte ſie ſammt den Scheitern in die Küche. Nun wurde lange Rath gehalten, was man damit anfangen, wie man den Schuhmacher am beſten beſchämt machen könnte. Endlich hatte die ſchlauſte der Mägde, ein kleines rundes Ding mit ſchlauen ſchwarzen Augen, den Einfall: man ſolle ihm dieſelben den Tag darauf kücheln und ſie ihm geben zum heimtragen. Geſagt gethan. Als man fertig war, küchelte man die Stücke Sohlleder gar ſchön, band ſie ihm ein und gab ſie ihm mit. Faſt konnte man es nicht vor Lachen, als er ſo ſchön dankte. Aber wie wurde erſt gelacht, als man vernahm, derſelbe ſei mit ſeinen geküchelten Schuhſohlen zu einem Meitſchi gegangen, hätte ſie ihm gekramet, und beide hätten faſt die Zähne ausgekaut, ehe ſie den Spaß gemerkt.

Nach der Fleglete gieng das Lehren an und wurde allerdings unerchannt getrieben, daß es mir zuweilen faſt g'ſchmuchtete. Das gieng mit dem Lehren wie mit einem Trank, von dem man, wenn man ihn einmal hat, keinen Tropfen zu Schanden gehen laſſen will und ſollte man darob ſelbſt zu Schande gehen. Sobald der Meiſter aufſtund, mußte ich auch, und zuerſt mit dem Güterbub lehren, der nicht den ganzen Tag über dabei ſein konnte. Und des Nachts nach dem Rüſten mußte ich noch oft hören: Eh, Schulmeiſter, du chönntiſch d'r Bueb no ne klei b'höre. O wie kurzweilig der Bueb und ich manchmal des Morgens um 5 Uhr einander gegenüber ſaßen und gähnten, daß die Mundwinkel faſt zerriſſen, und wie ich dann dem Bueben ſagte: Dankeygiſch, daß de mi nit g'ſchlückt heſch, und wie er mir antwortete: Dankeygiſch, daß d'nit yche g'ſchloffe biſch. O wie das lange gieng, bis die Meiſter-Jumpfere auf wollte und das Feuer in der Küche zu ſprezeln anfieng. Nein, das waren nicht kurzweilige Morgen, und die erleideten mir mein Amt gar ſehr, ſo wohl es mir ſonſt geweſen wäre.

* * *

Dreizehntes Kapitel.

Wie ich Schulmeiſter lerne auf die alte Mode.

Das gieng mir im Kopf herum, und einſt an einem Sonntag nach der Predigt klagte ich mein Leid dem Schulmeiſter zu Hinterhäg, der damals für ein gar grauſam G'ſchickte galt. Ich ſagte ihm, wie ich gerne Schulmeiſter würde, aber wie da neue Moden aufkämen, von denen ich nichts wüßte, Niemand wüßte, der mir ſie zeigen könne, und zweifle, ob es mir möglich ſei, ſie zu begreifen. Da ſagte er mir, ich komme ihm eben recht, es hätten ihn ſchon zwei gefragt, ob er ſie nicht Schulmeiſter lehren wolle, er hätte Luſt und Zeit dazu, und wollte es ſo gut oder beſſer machen als die, welche Schulmeiſter-Schulen hätten, und ſollten es ſeinethalben Pfarrer ſein, die doch nie wüßten, was ein Schulmeiſter alles wiſſen müſſe. Aber er ſei nicht bekannt in Bern, und die Andern werden es ihm nicht gönnen und ihm z'böſt reden. Er hätte daher Luſt nur etwa mit vieren anzufangen und nicht zu ſagen, daß er eine eigentliche Schule halten, ſondern nur, daß er etwelche vorbereiten wolle, damit ſie mit deſto größerm Nutzen die Normalſchulen beſuchen könnten. Dafür möchte er aber die Erlaubniß vom Kirchenrath haben. Es ſei ihm erſtlich wegen der Gratifikation, denn wir würden ihn doch nicht gehörig bezahlen können, indem wir wahrſcheinlich bösdings die Koſt aufzubringen vermöchten. Zweitens zweifle er nicht, wenn er uns den Herren vorſtellen könnte zum Examen, ſo müßten ſie finden, er ſei ſo geſchickt als Einer, und würden ihm dann anhalten, eine eigentliche Schule zu halten. Das gefiel mir, aber ich fragte ihn doch: Ob er denn wirklich das Conſtruiren und das Figurat auch kennte? Häd nit Kummer, Käſer, ſagte er, da förchte ib kene im ganzen Canton, u wes e Profeſſer wär. Das war mir nun angeholfen, und ich mochte gar nicht erwarten, bis ich die Lehrzeit antreten konnte, um das Hexenwerk zu erlernen. Ich lief in der Woche wenigſtens einmal ins Dorf hinunter, zu vernehmen, welche Antwort er erhalten und wie bald er die Lehr anfangen wolle?

Endlich traf ich ihn mit erſchrecklich ertaubendem Geſicht und die Thüren ſchmetternd, daß man es im halben Dorfe hörte. Ich glaubte, ſeine Frau hätte ihn etwa ertäubet und wollte gehen. Allein er hielt mich auf und ſagte: Heute habe er eine luſtige Antwort erhalten, und nicht geglaubt, daß man eine ſellige Regierig habe; ſein Lebtag werde er nichts mehr auf ihr halten. Er habe durch Jemand, der einen guten Freund im Kirchenrath habe, ſchreiben laſſen an dieſen Freund, um zu vernehmen, wie man ſein ſchönes Anerbieten aufnehmen würde.

Dieſer ſei nun ſo eben bei ihm geweſen und hätte ihm einen Brief abgeleſen, in welchem gar wüthend aufbegehrt werden über ſeinen Antrag. Was man ſich doch auf dem Lande nicht alles einbilde, heiße es darin! Kaum habe man dem Lande die Wohlthat angedeihen laſſen und Normalſchulen erlaubt, welche der Regierung jährlich wenigſtens 1000 bis 1500 L. koſteten — die Geſchenke an die Zöglinge nicht einmal gerechnet — ſo ſei man ſchon damit nicht zufrieden. Es ſcheine dieſe Normalſchulen, die doch 3 Monate, manchmal auch 5 dauern, und vollkommen hinlänglich ſeien zur Bildung eines Schulmeiſters, wie ihn das wahre Wohl des Landes erfordere, wolle man zu Univerſitäten machen und jetzt noch Gymnaſien einrichten. Mit ſolchen Flauſen ſolle man nicht mehr kommen, es mache nur böſes Blut.

Ein Mitglied, das freilich gar dumm ausſehe, aber doch gar ein kluger und vorſichtiger Herr ſei und das Land aus dem Fundament kenne, habe bündig dargethan: die einreißende Aufklärung ſei der größte Schade für das Land, ſie verzehre allen Glauben, allen Gehorſam und allen Reſpekt. Den Eltern wollen die Kinder nicht mehr gehorchen, und kein Landvogt ſei mehr ſicher, daß ihm nicht einer maule in der Audienzſtube oder gar ſeinen Ausſpruch an den Juſtizrath ziehe, der auch nicht immer wiſſe was er mache. Die Regierung hätte ſchon zu viel gethan, und wenn er dabei geweſen wäre, ſo hätte er nicht einmal zu den Normalſchulen geſtimmt. Das Land ſei lange glücklich geweſen ohne ſie, und man werde ſehen, wie ſie die Schulmeiſter hochmüthig und dieſe dann die Unterthanen übermüthig machen würden. So ungefähr lautete der Brief und die Rede des dumm ſcheinenden, aber klug ſein ſollenden Herrn.

Nun war ich wieder am Berge und wußte nicht was anfangen. Da ſagte mir der abgefertigte Schulmeiſter noch in ſeinem Zorn: Ich hätte es gehört, er könne mir nichts helfen, er wolle mit der Sache nichts mehr zu thun haben. Seinethalben könne ich jetzt zu einem Normallehrer gehen und ſehen was ich da lerne. Was er mir im Aerger geſagt, ſchlug im Ernſt bei mir ein. Etwas mußte geſchehen, wenn ich Schulmeiſter werden wollte, und auf meinen Alten konnte ich mich nicht verlaſſen.

O das iſt eine ſtrenge Sache, wenn Einer es gewohnt iſt, daß Andere für ihn denken, für ihn laufen, für ihn handeln, und die Noth es nun an ihn bringt, daß er ſelbſt denken, ſelbſt laufen, ſelbſt handeln muß! Schüchternheit und Trägheit liegen wie Blei in den Gliedern, und eine große Menge bringt ſich nicht vom Platze, weil ſie verblüfft kein Bein zu machen weiß und Niemand für ſie ſich auf die Beine macht. Von dem Beinemachen hängt doch heutzutag noch Alles ab, faſt wie ehedem. Sagt man doch von einem Menſchen, der von Pöſtlein zu Pöſtlein ſich ſchwingt und den Kopf immer höher ſtreckt, er macht eine ſchöne Carriere, d. h. er und ſeine Leute brauchten ihre Beine im Galopp; denn Carriere bedeutet galoppiren, oder, wie wir ſagen, in den Längen reiten.

O es giebt der glücklichen Leute, für die ſchon von der Wiege an die Beine in den Längen gehen, vielleicht um eine reiche Heirath aus oder um ein ſchönes Amt. Und wenn ſie aufwachſen, dieſe Leute — wie dann der Tanten, Schweſtern, Baſen, Vettern Beine gehen und ihre Zungen dazu! Und wie ſie ein Weſen machen von dem Glücklichen, und wie ſie reden von ihm und ſeinen Talenten, ſeinem Fleiß, und wie er ſich wiedme für dieſes Amt und für jenes Fach. Und wie dann allgemein das Gerücht ſich verbreitet, welche wichtige beſtimmte Vorbereitungen der Fleißige treffe, und wie dann allgemein der Glaube ſich feſtſetzt, das Vaterland oder das Mädchen könne keine glücklichere Acquiſition machen. Und wie das Vaterland und das Mädchen leider nicht warten mögen um das Verdienſt zu belohnen! Und wie oft es beiden geht, wie dem armen Teufel, der von den Juden ein Roß gekauft, bethört durch ihr Geſchwätz! Einen Staatsgaul meint er zu haben, frei und frank zu allen Sprüngen fertig. Nun findet der Gaul ſich, nachdem der Juden Geſchnatter aufgehört, bläſtig und unterſätzig, mähnig und ſtettig, ſchwach auf allen vier Beinen, faul am ganzen Leibe, und im Stalle endlich zeigt er ſich bald als ſtiller Kolder, bald als Krüpfendrücker, und wenn man ihn unterſuchte, ſo wäre er vielleicht gar hauptmürdig.

Auf dieſe Weiſe iſt man ſchon Schultheiß geworden, nicht nur Profeſſer. So hat nicht nur manches ſchöne und reiche Mädchen einen ſchönen und reichen Mann erhalten, ſondern ſchon manches arme und häßliche iſt unter eine ſtattliche Haube gekommen als Ausbund in der Tugend oder im Kochen und Waſchen, und hatte doch noch Niemanden einen Fehler vergeben oder verſchwiegen, wußte nicht ob man zu einer Mehlſuppe Anken oder Schmutz nehme, und welche Seife beſſer ſei, blaue oder weiße.

Heutzutage hat man es auch hierin viel kommoder als ehedem. So wie man durch Dampf- und andere Maſchinen viele Arbeit leichter, ſchneller machen, weiter verbreiten, viele Arbeiter erſparen kann, ſo hat man auch bei dem Beinemacher die Sache vereinfacht. Tanten, Schweſtern, Vettern braucht man nicht mehr ſo nothwendig; hat man ſie, ſo läßt man ſie laufen, aber man kann es machen ohne ſie.

Man hat nämlich eine General-Baſe erfunden, die gar lange Beine und einen weiten Mund hat, und wer die auf ſeine Seite bringt, daß ſie ſich für ihn auf die Beine macht von Haus zu Haus, der macht in Carriere ſeine Carriere. Dieſe Hauptbaſe iſt nämlich die Preſſe und ihre vielen Töchtern ſind die Zeitungen. O was ſind alle alten und jungen Baſen, nenne man ſie Klatſch- oder Schnapsbaſen, in der ganzen Welt gegen dieſe Hauptbaſe und ihre Töchterlein!

Die wiſſen zu ſagen, was Niemand ſonſt weiß; die wiſſen zu rühmen, wo Niemand es ſonſt thäte; die können ſchelten und ſpotten, wo ſonſt jeder ehrliche Menſch ſich ſchämen würde. O wer dieſe Baſe und einige kleine Bäschen beſtochen hat durch Frechheit oder Kariſiren, der kann ſicher ſein, daß er es weit bringt und wenn auch kein guter Faden an ihm wäre, und er eine noch weit elendere Creatur wäre als jener lotdrige krüpfendrückende Gaul! Doch ich will nichts weiter ſagen, ich könnte ſonſt in einen Aſt ſägen, und mancher edle, hochherzige Vaterlandsfreund, der auf einem Zeitungsbeſen (die Hexen brauchten ehedem nur gewöhnliche Beſen, aber ſie konnten eben hexen) hoch in die Lüfte zu den Sternen empor und dann in ein ſchönes Amt geritten iſt, wo er jetzt ſteht und wie!

könnte ſonſt meinen, ich rede Anzügliches, und mich bei der Baſe oder gar bei dem Richter verklagen. Und die Baſe will ich nicht böſe machen, eben weil ſie die Hauptbaſe iſt und nicht nur erhöhen, ſondern auch erniedrigen kann. O das hat mancher brave Mann erfahren, der von ihr im Kothe herumgezogen worden iſt, bis er ausſah wie ein Sauniggel und bis die Leute ſagten: dä iſch doch e wüſte, dä chen mr nümme bruche. Ja die Baſe iſt eine gar wichtige Staatsperſon geworden und übt große Macht. Sie leiſtete Anfangs große Dienſte und that gar fromm und züchtig, man glaubte ihr daher aufs Wort. Das machte ſie aber übermüthig, ſie ließ die Hörnlein hervor und wurde halt eben eine Frau Baſe, und ſeitdem ſinkt ihr Credit, und ſie wird nach und nach durch ihre Töchterlein, wenn ſie ſie nicht beſſer dreſſirt, nicht mehr ausrichten als andere Baſen.

Ich wußte nicht an wen mich wenden, um Nachricht einzuziehen wo Normalſchulen abgehalten wurden und welche die beſte ſei. Ich ſaß bei meinem Bauer, wie auf Dornen, half Haberäcker hacken, bis ich Blattern bekam wie Haſelnüſſe. Endlich half mir das liebe Wochenblatt aus der Noth, und diesmal ein diesjähriges. Dort war eine ſolche Schule angekündigt und der Termin zum Einſchreiben beſtimmt. Ich verſäumte ihn nicht. Der Lehrer, bereits ein ältlicher Mann, empfieng mich etwas vornehm, und machte mich bekannt mit Büchern die ich mitbringen müſſe und mit der Nothwendigkeit ein Koſtort zu ſuchen, was ich um 18 oder 20 Batzen per Woche wohl finden werde.

Beim Heimgehen ward mir das Herz ſchwer, indem ich mein Vermögen und die bevorſtehenden Ausgaben überſchlug. Die letztern ſchienen mir wenigſtens auf 12—15 Kronen ſich zu belaufen, während ich den ganzen Winter durch kaum ſo viel verdient. Und ach wie ſahen meine Hemdchen aus! Ich durfte ſie kaum mehr zu waſchen geben. Wie übel war ich mit Werktagskleidern beſtellt! Des Morgens mußte ich alle

Künſte anwenden, um mit den Füßen nicht bei den Knien in den Hoſen herauszufahren ſtatt am gehörigen Ort. Nun ſah ich keine Möglichkeit etwas anzuſchaffen, wenn ich das Conſtruiren lernen wollte, und ſchämte mich doch, ſo verhudelt in die Lehre zu gehen. Doch eben weil ich einmal dieſen Weg zu gehen angefangen hatte, gieng ich ihn fort. Es wäre mir zu viel zugemuthet geweſen, einen andern Entſchluß zu faſſen und mich für etwas anderes auf die Beine zu machen, wie groß auch mein Kummer war und wie wenig ich mir etwas auszudenken vermochte, um meine Verlegenheit zu erleichtern. Es giebt wie unter den Zeitwörtern ſo auch unter den Menſchen zweierlei Formen, eine thätige und eine leidende, eine ſich ſelbſt beſtimmende und eine ſich beſtimmen laſſende. Die leidende war mein Theil geworden.

Mein Bauer ſah mich ungern gehen. Ich glaube, ich war ihnen lieb geworden, obgleich ſie viel über mich lachten. Er hieß mich wieder kommen, aber von dem neuen Damp ſolle ich ihm nichts an ſeine Kinder bringen, ich wär g'ſchickte gnug g'ſy, u het nit brucht mys Löhnli ſo liederli ga z'v'rthue. Er gab mir ein Trinkgeld und, was mich am meiſten freute, ſeine Frau brachte mir ein neues Hemde, wie für die Ewigkeit gemacht, halb knöpfig halb ryſtig. Sie hatte es über und über geſtärkt, daß es ſtund am Boden und ich Mühe hatte es in die Hoſen zu bringen. Und hoch war der Kragen und geſtärket, daß er mir das erſte Mal Blätzen abmachte an den Ohren. Wie meinte ich mich da!

Wir waren bei zwanzig in der Lehre, angeſtellte Schulmeiſter und ſolche die es werden wollten. Mehrere giengen des Abends heim; wir Andere waren hie und dort verkoſtgeldet. In den erſten Tagen hatte ich einem Kameraden meine Noth geklagt, und dieſer mir den Rath gegeben, ich ſolle meinem Koſtmeiſter anbieten, für ihn zu weben in der Zwiſchenzeit und, wenn es nöthig ſei, noch nach Beendigung der Lehrzeit. Dieſer war es ſehr wohl zufrieden, und ſomit war ich meiner ökonomiſchen Sorgen enthoben.

Unſere Penſen waren: Leſen, Schönſchreiben, ſogenannte Sprachlehre verbunden mit Conſtruiren, Themaſchreiben, Rechnen, Catechiſiren und Singen.

Von Schönleſen wußte man nichts, blos wurde aufmerkſam gemacht, daß man bei Sprachzeichen den Ton mehr oder weniger müſſe fallen laſſen. Das Richtigleſen war die Hauptſache, denn Mancher konnte es nicht und brachte es bis zum Examen nicht dahin. Die Sprachlehre wurde diktirt, und wer nicht nach kam, ſchrieb aus dem Buche nach oder aus den Heften Anderer, wenn er Geſchriebenes leſen konnte. Ich weiß nicht mehr recht, was ſie enthielt, denn die Hefte las ich nie mehr nach, und ich kann jetzt auch ſie nicht mehr nachſehen, denn ich habe ſie verloren. So viel ich mich erinnere, kam darin von den Sprachzeichen, wie ſie heißen, vor, und die Namen aller Wörter wurden angegeben; wenn ich nicht irre, waren ſie eingetheilt in 24 Klaſſen. Dann von den Redefällen und den verſchiedenen Zeiten. Weiter weiß ich nichts mehr, und ich glaube nicht, daß ſie mehr enthielt.

Das Conſtruiren war die Hauptſache, man übte es in der Kinderbibel. Der Lehrer machte aufmerkſam, daß von einem Punkt zum andern wenigſtens ein Zeitwort ſei, d. h. ein Wort, welches angebe in welcher Zeit etwas geſchehen ſei. Manchmal ſeien auch mehrere, aber man ſehe es dem immer an, welches das Hauptzeitwort ſei. Dieſes Wort nun müſſe man vor allem Andern ſuchen. Er ließ einen Satz leſen, oder, wie er ſagte, bis zu einem Punkt. Dann fragte er nach dem Zeitworte. Oft errieth die ganze Reihe Schüler alle Wortklaſſen durch ehe ſie das Rechte trafen. Hatte man dieſes einmal, ſo wurde weiter gefragt, wer? weſſen? wem? wen? was? von wem? wann? wie? wo? und wie die W alle heißen. Wenn man alle Wörter abgefragt hatte, ſo war man mit dem Satz fertig. Gewöhnlich wurde noch auf die Hauptwörter aufmerkſam gemacht, die man an den großen Anfangsbuchſtaben kennen lernte; um die andern Wörterklaſſen bekümmerte man ſich weniger. Der Sinn der Worte, der Inhalt des Geleſenen ꝛc. wurde nie erklärt. So geſchah es z. B. daß bei dem Vorexamen der Schulcommiſſär naſeweis fragte: Was das Wort Paläſtina bedeute? Schnell flüſterte unſer Lehrer dem Gefragten zu: Eine Stadt im jüdiſchen Lande. Er wußte alſo wohl, warum er ſich nicht tiefer ins Erklären einließ.

Beim Themaſchreiben gieng es wieder recht langſam zu; denn im Auffaſſen der Worte waren wir ungeübt und noch viel mehr im Auswendigbuchſtabiren derſelben, und ſo ſehr im Aufſinden der nöthigen Buchſtaben, ſo daß wir ſelten Zeit hatten, an die Wörterklaſſen noch obendrein zu denken. Das Denken an die Satzzeichen erſparte man uns, indem ſie angegeben wurden. War man endlich fertig, ſo gab der Lehrer Einem ſein Buch, dieſer buchſtabirte vor, und wir ſollten korrigiren, wobei ſelten einer nach kam, und gewöhnlich die Hälfte der Fehler ſtehen blieb. Auch wechſelte man dabei unter einander die Tafeln, in dem ſchönen Glauben, daß man die Fehler des Nächſten beſſer ſehen werde als die eigenen; aber das half nicht viel, weil der Buchſtabirende manches Wort buchſtabirte, während der Korrigirende in ſeiner Unbehülflichkeit einen einzigen Buchſtaben machte. Und einen Buchſtaben machen und zugleich auf den Andern hören, das gehörte mir damals unter das Hexenwerk, das einem ehrlichen Chriſtenmenſchen nicht zuzumuthen ſei.

Bei dem Rechnen aber wurde wirklich Hexenwerk getrieben. Denn wir machten faſt alle möglichen Rechnungsarten durch: die 4 Species in ganzen und gebrochenen Zahlen, [illegible], Regula de tri, Geſellſchaftsrechnung, Zinsrechnung; ſogar die Quadratwurzel zogen wir aus, und faſt wären wir ſogar bis zur Kettenregel gekommen. Das gieng wunderſchnell zu. Es hieß: Paſſet auf, das macht man ſo und ſo, und an der Tafel wurde es vorgemacht. Dann mußten ein oder mehrere Beiſpiele an der Tafel von Schülern durchgerechnet werden, und wer ein gutes Gedächtniß hatte, der machte Strich für Strich nach, wie er es vor einigen Minuten geſehen hatte. Dann hieß es: Es geht, ſchreibt jezt das oder dieſe Beiſpiele in eure Schrift ab, damit ihr es nicht wieder vergeſſet. Und es geſchah alſo. Wahrſcheinlich kannte der Lehrer das Lied: „Mit ſeinen Heften ausſtaffiret, heißt er ein grundgelehrter Mann.“ An das Zahlenſyſtem dachte Niemand, das ſezte man voraus, man nahm an, es ſei uns des Nachts über in die Köpfe gefallen, wie den Kindern Iſrael in der Wüſte das Manna.

Auf das Catechiſiren wurde beſonders viel verwandt. Hieng es doch mit den Kinderlehren zuſammen, der Herzensangſt der angehenden Schulmeiſter, der Seelenluſt der ältern. Natürlich lag hier einzig und allein das Fragenbuch zu Grunde, über deſſen Abfaſſung, Form, Veranlaſſung uns gar nichts geſagt wurde. Wir wußten nicht, wer da fraget und wer antwortet. Von den chriſtlichen Lehrſäzen, auf welchen die Antworten ruhen, ſagte man uns gar nichts, ſagte uns nichts von der Trennung und dem Unterſchied der katholiſchen und reformirten Kirche, wodurch einzig eine Menge Fragen begreiflich werden. Alſo eigentlichen Stoff gab man uns nicht zur Hand, eine eigentliche Grundlage legte man nicht. Die Hauptſache war die, daß der Lehrer fragen konnte, was er zu fragen wußte, mit dem Fragen nie ſtockte. Ob auf die Frage eine vernünftige Antwort natürlich folgen könne; ob auf die die lezte Antwort die nächſte Frage paſſe, und ob jede zum Ziele führe, darauf kam es wieder nicht an. Man fragte ſo, daß man Ja oder Nein beſtimmt erwarten konnte; man half ſich mit Müslins Erklärungen zum Heidelberger durch, der das Fragen und auf das Fragen das Antworten auch recht bequem machte. So wußte Mancher nicht, ob die erhaltene Antwort die rechte ſei. Die Erklärung der Worte und Begriffe beſtund nur darin, daß man die Hauptwörter mit dem Zeitwort umſchrieb.

und wo kein Zeitwort aus dem Hauptwort zu machen war, da nahm man einen Gump über das Wort, z. B. Natur, Reich ꝛc. Z. B. was iſt Troſt? Wenn man einen tröſtet. Ja wenn er betrübt iſt und man ihn dann tröſtet. Was iſt Leben? Wenn einer lebt, wenn einer hier auf der Welt iſt und lebt. Dann mußten wir auch Anwendungen machen, zu welchen Bücher uns halfen, und machten gar oft ſolche, die wir ſelbſt nicht begriffen. Begriffen wir doch auch die Fragen nicht.

Ganz beſonderes Gewicht wurde darauf gelegt, daß man eine Sache durch Gleichniſſe erörtere. Wo mein Lehrer dieſen Grundſatz aufgefiſcht, weiß ich nicht. Aber auf Beiſpielen hielt er viel; mochten ſie übrigens paſſen wie eine Fauſt auf das Auge, das war gleichgültig, wenn es nur ein Gleichniß war.

Das war an ſich ganz recht, daß man die todten Begriffe übertragen ſollte auf die lebendigen Verhältniſſe und das Dunkle klar machen durch Anſchauungen. Allein das wurde eigentlich gar nicht begriffen, und ſo dem Kind Anſchauungen und Verhältniſſe vorgeführt, von denen es noch viel weniger begreifen konnte und ſollte, als von den Begriffen ſelbſt, z. B. über das 7te Gebot. Ueberhaupt ward hauptſächlich darauf geſehen, daß einer an einer Frage ſeine gehörige Zeit zu verbrauchen wußte, ohne eben merklich zu ſtocken. Das iſt allerdings eine große Kunſt, die in der großen Welt beſonders geübt und geſchätzt wird, eine halbe Stunde über eine Sache zu ſchwatzen, ohne etwas davon zu verſtehen. Dieſe Kunſt hat ſchon viel Geld, viel Ehre erworben und viel Sand in die Augen geſtreut. Und dieſe Kunſt uns Lehrlingen, die wir ein ſo ſteifes ſchweizeriſches Mundwerk hatten, und ſo gar keinen Schwung in der Einbildungskraft, und ſo gar keinen Wortvorrath, beizubringen, war eine noch viel größere Kunſt. Ich glaube, man hätte uns faſt ringer die Sache ſelbſt beigebracht, unſere Seelen mit dem Stoff bereichert, als ohne Stoff uns darüber ſchwatzen gelehrt. Aber ſo haben es die Menſchen, ſie zäumen lieber das Roß beim Schwanz als beim Kopf, und treiben lieber das Verkehrteſte mit großer Anſtrengung und ohne Nutzen, als das Natürliche verſtändig. Es nimmt mich nur Wunder, wie viele Menſchen einſt zur Strafe ihres hieſigen Treibens in der Unterwelt Waſſer in ein durchlöchertes Faß ſchöpfen und den Mühlſtein den Berg keuchend hinaufwälzen müſſen, um denſelben droben entgleiten und ins Thal rollen zu ſehen, und ſo Tag um Tag, für und für in der langen langen Ewigkeit.

Es iſt doch gewiß ein gräßlich Ding, ein ſolch Abrichten, gerade wie man Gügger abrichtet, zu pfeifen, was ſie auch nicht begreifen. Und was iſt das Schauervollſte, daß man im 19ten Jahrhundert ſolches treiben konnte und nicht wußte, was man that, wie man ſich damit an der Menſchheit und ſomit auch an Gott verſündigte. Vielleicht wußten die wohl, was ſie thaten, welche mit ſolchen Normalſchulen nur den Schein retten wollten, die Sache ſelbſt aber nicht wollten. Nun dann möge der liebe Gott ihren armen Seelen gnädig ſein! Am ſchauervollſten aber iſt die Schamloſigkeit oder die bodenloſe Dummheit, mit welcher ſich dieſe Menſchen dieſes Treibens rühmen, behauptend, bei der künſtlich erhaltenen Dummheit ſei das Land glücklich und fromm geweſen, und durch Aufklärung, durch Weckung und Bildung der Geiſteskräfte werde es unglücklich und gottlos. Glauben denn eigentlich ſolche Menſchen auch an Gott, glauben die auch an Jeſum Chriſtum, der ein Licht der Welt war und kam die Menſchen zu erleuchten. Glauben ſolche Menſchen an beide?— die öffentlich ſich ausſprechen, nur mit andern Worten: Die Beſtimmung des Menſchen ſei die der Sau, daß es ihm wohl ſei und behaglich im D...k; die nach obrigkeitlichem Maas und Gewicht dieſer Sau nur ſo viel Verſtand zukommen laſſen wollen, daß ſie einſehe, ſie müßte ſich mäſten, um von Zeit zu Zeit das überflüſſige Fett ſich abzapfen zu laſſen? Glauben denn die auch an Gott, welche die Geiſter der Menſchen binden mit den Feſſeln des Aberglaubens, der Finſterniß, der Vorurtheile, um der Leiber ungeſtörter ſich bemächtigen zu können?

Hatten wir uns ſturm catechiſirt, ſo gieng es ans Singen, vom Pſalmenſingen bis zum Figuralgeſang, in welchem zu üben wir den Gellert hatten.

Da lernten wir die verſchiedenen Kreuze kennen und die Noten theilen in halbe, Viertel- und Achtelnoten, lernten die Taktſchläge, den Seitenſchlag, den Bruſtſchlag und wie die Schläge alle heißen: lernten ſingen, daß die Fenſter klirrten und die Muheime auf dem alten Ofen herumſprangen wie wild. Damit beſchloſſen wir gewöhnlich unſere Lehrſtunden.

Faſſen wir nun das Ganze ins Auge, ſo ſieht man zuerſt, wie Weniges uns beigebracht wurde, und betrachtet man dann das Wenige, wie man es uns beibrachte, ſo ſteht einem der Verſtand ſtille. Daß wir es in dieſem zu einiger Fertigkeit brächten, war die Hauptſache; ob es beim Kinde von Nutzen ſei, und wie und in welcher Stufenfolge man es ihm beibrächte, darum bekümmerte ſich Niemand. Ueberhaupt von der Natur des Kindes war nie die Rede, alſo eben ſo wenig von der Entwicklung ſeiner Geiſteskräfte. Daß die Schule ein Doppeltes ſolle, vor Allem aus die inwohnenden Kräfte entbinden durch den den Kindern vorgeführten Stoff, dann freilich auch dieſen Stoff ihnen zu eigen geben und Fertigkeit in ſeiner Anwendung, davon war keine Rede.

Da in dem Stoff, den wir zu uns nahmen, hundert Dinge waren, die wir ſelbſt nicht begriffen, an deren Erklärung man gar nicht dachte, entweder weil der Lehrer ſie nicht erklären konnte, oder weil er vorausſetzte, wir wüßten es ſchon, ſo lernten wir auch die große Kunſt nicht, bei den Kindern nichts vorauszuſetzen, ſondern alles Gegebene und Vorkommende klar zu machen. Und dieſes leidige Vorausſetzen von unbekannten Dingern als bekannt in den Kinderköpfchen und Herzen hemmt jeden geregelten Unterricht, jede ordentliche Erziehung, und pflanzt ein gedankenloſes Hinnehmen und ein gedankenloſes Ausſprechen von Worten, an deren Sinn man nie denkt. Dieſes Vorausſetzen iſt ein Krebsſchaden in unſern Schulen. Es iſt freilich eine ſchwere Sache, ſich ſelbſt zu vergeſſen und ſo in ein Kindsköpfchen hinein ſich zu denken, da ſich umzuſchauen, was alles darin und nicht darin ſei. Aber wer es verſteht das Kinderherz ſich offen zu erhalten, ſieht auch in den Kopf hinein und erkennt, was der bedarf, und zu ſeiner Ausfüllung arbeitet er dann ſtätig vorſichtig, wie die Biene in ihrem Korbe, die mit bewunderungswürdiger Kunſt erſt die Waben anzuheften, dann die Zellen aufzubauen und dann endlich mit Honig ſie anzufüllen verſteht.

Wenn ich beim Zurückdenken an dieſe Sachen wild werde, verzeiht es mir, liebe Leute. Ich will euch jetzt auf die andere Seite des Bildes blicken laſſen, vielleicht werde ich dann wieder weich, oder auch wieder wild, denn ich habe eine gar wunderſame Natur, ich weiß nie, ob ich über eine Sache wild oder weich werde.

Rührſam war ſicher der Anblick der Lehrlinge und ihr Treiben. Alle hatten tief gefühlt, daß ihr Wiſſen Stückwerk ſei, ſo viel ſie ſich auch auf dieſes Stückwerk einbildeten; hatten gefühlt, daß es ihrer Beſtimmung nicht genüge. Alle waren wahrhaft hungrig und durſtig, lechzeten ordentlich nach Vervollſtändigung dieſes Stückwerkes. Aber alle waren durchaus ohne Bildung, ohne Hülfsmittel; ſie wußten, was ſie wußten, aber von dem, was ſie nicht wußten, was es ſei und wie viel es ſei, hatten ſie keinen Begriff, alſo eben ſo wenig von dem, was ſie eigentlich bedurften außer einigen Namen, wie z. B. Conſtruiren. Vor allem Wiſſen lag für ſie ein undurchdringlicher Vorhang, wie für alle Menſchen vor der Zukunft. Alle hatten mit tauſend Schwierigkeiten zu kämpfen, um dieſe Normalſchulen zu beſuchen. Einige mußten ihren Familien den nothwendigen Sommerverdienſt entziehen, mußten ihre Sonntagskleider, die für einen Schulmeiſter manches

Jahr halten müſſen, abnutzen; ſahen einem Winter entgegen, wo geſchmalbartet werden mußte; ſahen allemal, wenn ſie heim kamen, der Frau ſaures Geſicht, und hörten ſaure Klagen über Kinder und Nachbarsleute; ſahen voraus dieſes ſaure Geſicht den ganzen Winter über ſehen zu müſſen, wenn der Schmutz in der Kuche fehlte und faſt das Salz auf dem Tiſch. Aber ſie kamen doch. Andere hatten ähnlichen Stand mit Vätern und Müttern, die das Geld für ſo etwas Neumodiſches zu lernen nicht hergeben wollten; mußten von allen Geſchwiſtern ſich angrännen laſſen, wenn ſie das wochentliche Koſtgeld, mühſelig erbettelt, endlich forttrugen. Andere brachten den ſauren Verdienſt von Jahren dar, alle aufgeſparten Kreuzer ſeit ihrer Geburt, verſagten ſich das Nothwendigſte, um nur auszukommen, oder mußten, wie auch ich, jede Zwiſchenſtunde, die zu ermüßigen war, zur Arbeit benutzen, mußten, an Leib und Seele ermüdet, ein Werkholz in die Finger nehmen, wenn auch die ermatteten Augen alle Augenblicke zufallen wollten.

Alle dieſe ſammelten ſich des Morgens, wie die Spatzen auf einem Waizenfelde, auf den harten hölzernen Bänken und horchten mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit auf die vorgetragene Weisheit. Sie ſchrieben mit Aengſtlichkeit, als wenn ſie Evangelien zu ſchreiben hätten, und auch das vergeſſene Komma ließ ſie nicht ruhen, bis ſie es ergänzt. Alles wollte man behalten, und es konnte einen recht unglücklich machen, wenn man am Abend nicht alle Worte des Lehrers wieder herſagen konnte, wie die Fragen im Heidelberger. Denn das Auswendigbehalten hielt man natürlich für die Hauptſache, war es doch auch die Hauptſache in den Schulen. Man begnügte ſich aber nicht nur mit den Lehrſtunden, ſondern auch in den Mittags- und Abendſtunden ſchrieb man und trieb man, was zur Sache gehörte, kaum ließ man ſich Zeit zum Eſſen. So wollte mir z. B. das Conſtruiren nicht recht in Kopf. Wo ich ſtund, gieng und arbeitete, hatte ich das Conſtruiren im Kopf, und repetirte das am Tage Vorgekommene. Ich konnte die meiſten Geſchichten auswendig, daher konnte ich mich allenthalben beſchäftigen.

So heißt es z. B. in der 2ten Geſchichte des N. T. Um jene Zeit befahl der Kaiſer Auguſtus, daß alle Einwohner Paläſtinas aufgeſchrieben würden. Nun ſuchte ich das Zeitwort, fand es aber gewöhnlich lange nicht. Ich verſuchte mit: würden, mit: jener, mit: aufgeſchrieben, aber alles gieng nicht. Endlich probirte ich mit: befahl. Es befahl! wer befahl? der befahl! wer der befahl? der Kaiſer Auguſtus befahl; was befahl er? um jene Zeit. Ja das war nicht recht; ich ſann lange und fand endlich, daß ich fragen müſſe, um alle Worte ordentlich zu bekommen: wann befahl der Kaiſer Auguſtus? Um jene Zeit befahl der Kaiſer Auguſtus. Und was befahl der Kaiſer Auguſtus um jene Zeit? Daß, befahl der Kaiſer Auguſtus um jene Zeit. Was: daß, befahl der Kaiſer Auguſtus um jene Zeit? Daß (nun langes Beſinnen und Irriges): würden. Was daß würden, befahl der Kaiſer Auguſtus um jene Zeit? Daß aufgeſchrieben würden, befahl der Kaiſer Auguſtus um jene Zeit. Daß wer (das: was, ſetzte mich lange in Verwirrung) aufgeſchrieben wurden, befahl um jene Zeit der Kaiſer Auguſtus? Daß alle Einwohner Paläſtinas aufgeſchrieben wurden, befahl der Kaiſer Auguſtus um jene Zeit. O wenn ich einen ſolchen Satz glücklich zu Ende gebracht hatte, wie glücklich war ich dann! und wohl 10 Mal repetirte ich ihn, um ihn ja nicht wieder zu vergeſſen.

Doch ſelten kam ich ſo glücklich und leicht durch. Dann mußte mich ein Anderer b'hören, mir einhelfen, dem ich der gleichen Dienſt bei Gelegenheit wieder that. Ebenſo repetirte ich Anderes, namentlich die verſchiedenen Taktarten, die Schläge aller Arten, und verwarf für mich die Hände ärger als der Pfarrer auf der Kanzel. Auch die Zauberformeln des Rechnens, das Multipliciren der Zähler mit den Nennern, der Zähler mit einander und wieder der Nenner das Teufelswerk konnte ich nie recht behalten. Ich glich einer wandelnden Brummelſuppe, man hörte mich von weitem ſurren, und meine Koſtleute beklagten ſich, das gehe auch im Traume fort, ſo daß des Nachts ſie meinten das Spuhlrad zu hören.

Nebenbei ſorgte man noch vorſichtig für die Zukunft, für Kinderlehren und Leichenpredigten, auf die man hinſah mit ſchauerlicher Wonne, wie die Weiber auf eine Kindbetti. Es beſuchte uns oft einer, der gab ſich aus für gar einen Gelehrten, und im Reden fürchte er Niemand und keinen Pfarrer, und es hätte ihn ſchon manchmal dünkt, es ſeien viel ſchlechtere Sachen gedruckt, als was er aufſetze. Er ſetze zwar nie für ſich auf, ſagte er, ſondern für gute Freunde, die ihn darum bitten. Wir betrachteten den Mann mit gar großem Reſpekt, der es faſt bis zum Drucken gebracht, und baten auch von ihm Aufgeſetztes, um es abzuſchreiben. Er brachte uns gar willig, und erzählte uns bei jeder Rede gar ſchön ihre Empfängniß, ihre Geburt und ihre Wirkung. Einmal verlor er ein ganzes Säckli voll; wie er das machte, weiß ich nicht, man wurde nie recht klug daraus. Das hätte jeder von uns ſo gerne gefunden, aber, ich glaube, keiner den papiernen Schatz zurückgegeben. Glücklicherweiſe fand ihn keiner von uns, ſondern ein Anderer, der nichts damit zu machen wußte. Unſer Gelehrte hatte das aber ſehr ungerne.

Obgleich ſchon Anfangs wir die Sache ſo ernſt betrieben, ſo war doch das noch gar nichts gegen unſern Eifer, als es gegen das Ende der Schule und gegen das Examen gieng; da wußten wir wirklich nicht mehr recht, giengen wir auf den Köpfen oder auf den Füßen. Man glaube aber gar nicht, daß dieſer Eifer nur erzeugt wurde durch das Examenfieber. Allerdings klopfte uns das Herz, wenn wir daran dachten, daß wir nach Bern vor die Herren des Kirchenrathes müßten, die wir uns vorſtellten wie kleine Herrgötter oder wenigſtens wie Erzengel. Damals wußte man noch nicht, daß Erzväter eigentlich Erziehungsväter bedeuteten, wie Erz-Departement Erziehungs-Departement, ſonſt hätten wir ſie uns wie Erzväter vorgeſtellt, wie Abraham, Jſaak und Jakob. Nein, ſondern es war die Angſt, wir möchten um einige Biſſen Wiſſen verkürzt werden oder einige erhaltene Biſſen wieder vergeſſen. Die Felder des Wiſſens blieben wie zuvor hinter dem dicken Umhang, und aus dem hervor reichte uns der Lehrer Brocken um Brocken. Wie viel noch dahinter ſei, wußten wir nicht. O wie wir uns über jeden erhaltenen freuten, weil er uns ein ganz neuer und eben ein Brocken war, und wie wir uns meinten, wenn wir ihn zu uns geſteckt hatten. Und um ſo mehr meinten wir uns, weil wir glaubten, wir hätten bald alles im Leibe, was Brauchbares hinter dem Umhang ſei. Das war es, was uns den Trieb und die Ausdauer gab, welche die meiſten von uns beſeelten. Freilich waren auch einige darunter, die träger Seele und faulen Leibes waren, die bald ſchliefen, bald ſchrieben, wenn ſie hören ſollten, und gafften, wenn ſie ſchreiben ſollten. Wir ſchämten uns ordentlich ihrer und beſonders der Erzväter oder Erzengeln wegen, weil wir fürchteten, wenn ſie zufällig hinter einen ſolchen geriethen anfänglich beim Examen, ſo möchten ſie ein böſes Vorurtheil gegen Alle kriegen. Denn wenn ſolchen Herren einmal eine Mucke hinter die Ohren geflogen iſt, ſo bringt man ſie höchſtens mit vielem Wadeln wieder weg.

Wenn Jemand mit klugem Kopf und warmem Herzen uns zugeſehen hätte, ſo hätte ſein Mund ſich halb todt gelacht während ſein Herz geblutet in bitterm Schmerz: und aus ſeinen Augen wäre es ſtromsweiſe gefloſſen, aus dem einen Auge die Thränen des Lachens, aus dem andern die des Schmerzens, beide Thränenarten aber einander ſo ähnlich eben wie ein Tropf Waſſer dem andern, beide wäſſericht, ſalzicht und bald verdunſtet.

Was war wohl lächerlicher als das Wichtigthun unſeres Lehrers und unſer Wichtigthun, unſer Eifer und unſer Brüſten mit leeren Nüſſen und weggeworfenen Schaalen? Was lächerlicher, als wenn 20 Männer mit der höchſten Anſtrengung einen Satz conſtruiren Stundenlang und nicht die halben Worte darin begreifen, und mit dem höchſten Ernſt vor ſich hinſagen: Nennfall, Beſitzfall ꝛc. wer? weſſen? ꝛc. bis ſie in der gehörigen Reihenfolge es ſich eingeprägt, ſo aber daß ſie in der Anwendung nie zurecht kommen können? Und bei allem dem doch das Glück auf allen Geſichtern und ein bedeutendes Selbſtgefühl in allen Gebehrden. War es nicht faſt, wie wenn junge Affen mit geſtohlenen Glasperlen oder einer alten Matroſenjacke auf einem grünen Aſte wichtig und poſſierlich thun, und ſich lieber das Leben nehmen laſſen, als die Jacke mit ihren Löchern, die ſie dazu noch verkehrt angezogen. Das waren aber Männer, mit denen man Spaß trieb, wie mit jungen Affen, welche die Jugend des Staates, Chriſtenkinder unterrichten, erziehen ſollten. Es waren Männer, welchen ehedem der Religionsunterricht faſt allein anvertraut war, und die jetzt noch das Fundament zu legen haben; Männer, von denen die Bildung der Vorgeſetzten abhieng und das Wecken aller Klaſſen zum Denken und ihre Befähigung zum Gewerb. Es waren Männer, die einem der ehrwürdigſten und einflußreichſten Stände im Staatsverband angehörten, mit denen man auf dieſe Weiſe bewußt und unbewußt das Narrenwerk trieb. War das nun nicht zum Weinen? War es nicht zum Weinen, daß ſo viel Eifer, ſo viel Hingebung und ſicher auch ſo manches ſchöne Talent auf ſo läppiſche Art und an ſo läppiſchen Dingen vergeudet, verzehrt wurde?

Auf dieſe Weiſe wurden Schullehrer gebildet. Ich will nicht ſagen alle. Es mag Normalſchulen gegeben haben, in denen auf geiſtreichere Weiſe handthiert wurde, obgleich in den Examen, welche ich mit Schülern derſelben hier oder dort machte, faſt kein Unterſchied zu merken war. Sicher iſt auch mancher Normallehrer geweſen, der wußte, was Paläſtina ſei, aber ob er es auch erklärt, ob er es nicht als bereits bekannt vorausgeſetzt hat? das iſt eine andere Frage. Mancher dieſer Lehrer hat ſich ſicher aus aufrichtigem Herzen die größte Mühe gegeben, aber hatte er denn auch wirklich den wahren Beruf zu dieſem Unternehmen, die Kenntniſſe und den pädagogiſchen Sinn und Takt? Auf alle Fälle verrieth er darin nicht die gehörige Einſicht, daß er glaubte, in einigen Monaten einen Schulmeiſter bilden zu können. Braucht doch die allmächtige Natur neun Monate zur Bildung eines Kindes, und ein mittelmäßig guter Schneidermeiſter drei Jahre zur Bildung eines mittelmäßig guten Schneidergeſellen; und ein Kind und ein Schneidergeſelle, und wenn es auch ein Altgeſelle wäre, ſind doch noch lange keine Schulmeiſter. Aber daraus ſieht man, wie hoch der Lehrerſtand bei Hoch und Niedrig galt, und wie groß der Schulverſtand allenthalben war.

So gieng es damals mit der Bildung des Lehrerſtandes zu.

Wahrlich die menſchliche Natur muß noch viel Gutes an ſich haben, daß ſie durch die Sorgloſigkeit und den Unverſtand der Menſchen nicht in Grund und Boden hinein verteufelt iſt! Das kömmt uns aber wohl. Denn wenn wir jetzt ſchon freilich beſſere Schulmeiſter-Bildung und beſſere Schulmeiſter haben, ſo ſind Andere da, die den Souverain, das Volk, verhunzen aus Leibeskräften mit unzeitiger Nachſicht und unzeitigen Schmeicheleien und böſen liederlichen Beiſpielen; — gerade wie ſchlechte Kammerdiener bei vornehmen Prinzen es machen, um ihnen lieb zu werden, viel bei ihnen zu gelten und ihnen die Augen zuzudrücken für ſchlechte Streiche oder behagliches Nichtsthun.

Vierzehntes Kapitel.

Alleluja! Endlich.

Unſer Examen lief glücklich ab für mich, nur die wurden zurückgeſtellt, welche nicht leſen konnten. Ich erhielt einen ſchönen Brief, ein ſogenanntes Schulmeiſterpatent.

Wie glücklich und ſtolz ich es in der Buſentaſche trug, wie manchmal des Tags es betrachtete! Ich mochte gar nicht warten, bis ich meinem alten Lehrmeiſter gezeigt, wie geſchickt ich nun geworden, und wie ich jetzt Alles könnte, was nur vorkäme. Er hatte Freude an mir und auch an meinem Patent, doch ſagte er: Allbez hätte man kein ſolches Papier nöthig gehabt, es wäre nur darauf angekommen, daß der Mann gut ſei, und das wüßten die Bauern ſelber viel beſſer als ſo ein Herr, der nur in der Stube hocke, und alle Fleugen kenne darin, aber keinen Menſchen auſſer derſelben; der wiſſe, wie lange Ohren die Lappländer hätten, aber nichts von einer Bauern-Natur. Die würden deswegen auch am meiſten zum Narren gehalten, beſonders wenn ſie Brillen an hätten und deswegen die Naſe gar hoch trügen. Während ſie den Bauern überſehen, durchſehe derſelbe ſie ganz und gar und ſchlage ihnen den Haken, ſo oft er wolle. Als ich ihm nun aber auskramen wollte mein neues Wiſſen von den Redefällen und den verſchiedenen Zeiten, und denn wer? weſſen? wem? wen? von wem? — da wurde er bitterböſe und ſagte: Selligs neus Zeug trage gar nichts ab, als daß man die Religion vergeſſe und hochmüthig werde. Wenn die Herren Verſtand hätten, ſo würden ſie es verbieten ſtatt einführen; aber ſeitdem die Franzoſen ins Land gekommen, ſei Alles verherrget, und die Berner Herren wüßten gar nicht mehr woran ſie ſeien und was ſie ſeien, ob dütſch oder welſch. Ich hatte Zeit einzulenken, meine neue Gelehrſamkeit in Sack zu ſtoßen, und ihm vom Rechnen, Schreiben und Catechiſiren zu b'richten. Daß ich die Brüche konnte und die Heuſtöcke auf zwei Wege rechnen — auch die Neuner Probe — das ſtößte ihm doch eine Art Reſpekt ein, und er meinte: Wenn ich das Lariſari fahren laſſe, ſo könnte ich noch von den Beſten einen geben.

Man kann denken, mit welcher Begierde ich auf ausgeſchriebene Schulen wartete, und mit welchem Aerger ich wieder in meinen Webkeller zurückgieng, wo ich noch an der Koſt abzuverdienen hatte, wenn ich keine fand, auſſer vielleicht eine aus dem Oberlande, für welche ohne Wohnung Summa Summarum 20 L. verſprochen war.

Endlich kamen ledige Schulen, ich machte Examen, allein ich war nicht glücklich, und doch war ich überzeugt, daß ich der Geſchickteſte geweſen, daß mir die Schule gehört hätte. Freilich geſtund ich, daß die Glücklichen in einigen Fächern es beſſer gemacht; allein im Ganzen, meinte ich, hätte doch keiner ſo durchgeſchlagen wie ich. Endlich brachte ich es zum zweiten im Vorſchlag. Das war etwas, aber ich war doch ärgerlich, beſonders da ich ein Patent hatte und jener keins. Im Wirthshauſe trank ich auf der Gemeinde Koſten ein Glas geſchwefelten Wein zu viel, und traf im Heimgehen auf den Schulcommiſſär, der den gleichen Weg pfoſelte. In meinem geſchwefelten Muthe beſchwerte ich mich über meine Zurückſetzung, und fragte recht preußiſch: Was denn Meiner Gnädig Herren G'ſchrift nütze, wenn man nicht darauf achte? Der Schulcommiſſär, ein runder guter Mann (es iſt, beiläufig geſagt, merkwürdig, daß die Runden gewöhnlich feiner ſind als die Langen), ſagte mir, er wolle es mir erklären, wenn ich es nicht übel nehmen wolle. Allerdings ſei ich der Beſte geweſen im Examen, aber die Bauern, auf die man auch hören müſſe, hätten mich nicht gewollt. Sie hätten geſagt, ich ſei ein gar Hochmüthiger. Geſtern, als ich durch ihr Dorf gegangen, hätte ich Niemand bei den Häuſern gegrüßt, und wenn mir Jemand die Zeit gewünſcht, nur ganz puckt gedankt, und wenn ſie geſagt: „Guten Abend geb ech Gott,“ nur geſagt:

„Große Dank,“ ſtatt: „große Dank geb ech Gott,“ und bei Niemand mich geſtellt. Dann ſei ich ihnen viel zu herrſchelig und hätte eine ſchwarze Kutte an. Die ſtände dem Pfarrer wohl an, aber ſie begehrten keinen Schulmeiſter, der hoffährtiger und vornehmer daher komme, als ſie ſelbſt. Mein Gott! ſagte ich, das ſind doch dumme Bauern, daß ſie nicht geſehen haben, daß ich mich ſcheute durch das Dorf zu gehen und faſt nicht neben aus zu ſehen wagte aus Schüchternheit. Ich hätte gerne mit einem geredet, aber es wollte mich keiner anreden. Die Kutte kaufte ich in Bern bei einem Stand, ſie gefiel mir gar wohl, war halb ſo wohlfeil als eine halbleinene, und ich dachte, es ſei für einen Schulmeiſter doch anſtändig, wenn er auch etwas geiſtlich daher komme und nicht nur ſo weltlich. Der Schulcommiſſär antwortete mir: Schüchternheit und Hochmuth könnten noch geſcheutere Leute, als jene Bauern ſeien, nicht unterſcheiden. Der Bauer komme Niemand entgegen, am wenigſten einem Fremden. Für Freundlichkeit oder Holdſeligkeit ſei er aber um ſo empfänglicher, je mehr ſie ihm abgehen. Freundlichkeit ſei ein gar holdes Wort, und eine viel wichtigere Tugend, als man es gewöhnlich glaube, und auch in dieſer voranzugehen, ſei des Schulmeiſters Pflicht. Die Kutte mache eben die Geiſtlichkeit nicht aus, und in einer geiſtlichen Kutte könne ein gar weltlicher Sinn ſtecken. Daß ein Pfarrer eine ſolche tragen müſſe, fordere ein altes Vorurtheil, es wäre auch beſſer anders. Den Schulmeiſter aber wollten die Bauern in ähnlicher Kutte haben, wie ſie tragen, damit ſie die Ueberzeugung gewinnen könnten, daß auch in ſolchen Kutten ein ächt geiſtlicher Sinn wohnen könne. Ich wollte wieder das Maul aufthun um zu räſoniren, da ſtund der Herr ſtille, gab mir die Hand und ſagte: B'hüt ech Gott, Käſer, ih muß da ab, d'r bigryffet mi no nit, aber denket über myni Wort nah, ſu werdet 'r finde, daß ih recht ha; oder fahret ſo furt, ſo werdet 'r us Schade klug werde. Machet jezt was d'r weit. B'hüt ech Gott!

Er pfoſelte links, ich rechts. Aber in meinem Herzen pülverte ich gewaltig über den rathenden Schulcommiſſär. Ich behauptete: Das hätten die Bauern nicht geſagt, nicht gedacht, ſondern der Herr habe das ſelbſt erſonnen. Der möge viel von Hochmuth ſprechen, während er nicht leiden möge, daß ein Schulmeiſter eine Kutte von gleicher Farbe trage; denn das habe ihn und nur ihn geärgert, daß ich eine ſchwarze Kutte angehabt, auf ſo was hätte kein Bauer Acht gegeben. Das ſei mir aber auch wieder ein luſtiger Herr und der Rath ein luſtig Pfaffenſtücklein, mich nehme nur Wunder, wie der über den Text predigen wolle: Daß man nicht nach dem Splitter ſuchen ſolle in des Nächſten Auge, während man den Balken noch im eigenen habe.

Ihn gehe es aber gar nichts an, welche Kutte ich trage, ich hätte ſie aus meinem Gelde bezahlt; und ihm zum Troz werde ich ſie an alle Examen anziehen. So dachte ich damals. Den guten Rath verachtete ich nicht nur, ſondern ſchrieb ihn ſogar leider Abſicht zu, und doch war ich kein Mitglied des großen Rathes, ſaß noch viel weniger in einem Departemente, ſondern war eben nichts als ein angehendes Schulmeiſterlein. Aber man ſieht hoffentlich doch daraus, welche bedeutende Anlagen zu hohen Poſten ich eigentlich gehabt hätte.

Würde ich jezt den guten runden Herrn, der, wenn er nach dem Anſaz fortgefahren hat, ein artiges Fäßlein geworden iſt, irgendwo antreffen, ſo würde ich ihm recht herzlich für ſeinen Rath danken. Denn jezt ſehe ich durch lange Erfahrung belehrt ein, daß er recht hatte, und das Land weit beſſer kannte als ich, der doch darauf auferzogen wurde. Aber wenn man mitten in einem Walde ſteht, ſo weiß man ſelten wo man darin daheim iſt. Man muß ihn überſehen können, wenn man ſich zurecht finden will.

Wie es kam, weiß ich nicht, allein als ich an das nächſte Examen gehen wollte, zog ich meinen ſchwarzen Rock nicht an, ſondern den alten elben. Als ich das Haus verließ, begegnete mir kaum 50 Schritte davon ein alt ſtruppig Weib mit einem Tabaklätſch unter der Naſe, und grüßte mich gar fründlich und wollte mir die Hand langen. Ich aber wurde feuerroth im Geſicht, daß ein altes Weib auf meinem Weg nach gutem Geſchick mir zuerſt begegne, und noch dazu ein ſo wüſtes und noch dazu mir die Hand geben wolle; ſie kannte mich, und kam aus meiner Gemeinde. Ich brummte ärgerlich ein paar Worte und ſchnurrte an ihr vorüber wie ein Pfeil, und hatte bereits alle Hoffnung im Examen glücklich zu ſein aufgegeben. Denn wenn ſo ein altes Weib einen bei einem Ausgang zuerſt anläuft, dann gute Nacht Glück! Die ſtund über mein Benehmen ganz verdutzt ſtill, und rief mir erbittert nach: E Peterli! ume nit ſo hochmüthig! So am e-ne ſelige fors notti nit d'r werth ſy hochmüthig z'ſy! Burehof heſch notti kene z'verchengle, und wed d'Naſe ſchnütze wotſch, ſu wirſch d'r Lumpe wohl z'erſch müſſe etlehne!

Ich lief was ich konnte, dachte aber bei mir ſelbſt, das ſei doch verdammt ungerecht, daß jedes alte Weib und ein jeder Pfaffe mich als hochmüthig verſchreien wollten. Aber denen wolle ich es zeigen, daß ich es nicht ſei. Ich nahm mir feſt vor, mit jedem anweſenden Vorgeſetzten recht manierlich und repetierlich zu reden. Dieſen Entſchluß führte ich auch aus, ſo ſchwer es mir ward, und ſiehe ich erhielt die Schule, d. h. ich war der Erſte auf dem Vorſchlag, und beim Abendeſſen rühmten mich die Vorgeſetzten gar und ſagten, das hätte ihnen gefallen, daß ich gar ſo ein Gemeiner ſei und niederträchtig mit Jedermann. So einen Herrſcheligen und Hochmüthigen begehrten ſie nicht. Da gieng mir der erſte Stich durchs Herz wegen angethanem Unrecht, und ſeither noch mancher.

Gegen 100 Kinder gehörten zu dieſer Schule. Etwas
and nebſt dem nöthigen Holz und Wohnung und 75 L. Geld
achten ſie zu einer der angenehmſten im Canton zu dama-
ger Zeit. Lage und Haus hatte ich noch nicht geſehen,
ußte aber verſprechen bald zu kommen und mich umzu-
hauen.

O wie gieng ich ſelben Abends heim, ſo träumeriſch
ücklich, daß ich nicht wußte wo ich war und wie die Füße
ſen; bald ſchnell, bald langſam wahrſcheinlich, je nachdem
in mir quoll und ſchwoll. Was alles an meiner Seele vor-
errann, weiß ich nicht; war es doch eben ein Traum in
achendem Zuſtande. Aus dieſem Traum erwachte ich erſt,
mich etwas heftig in die Finger ſtach. Es war ein Dorn-
eig, der in die Straße hieng, und den ich in meine Hand
drückt hatte, träumend es ſei die Hand des Ammanns, der
ch bewillkomme vor ſeinem Hauſe.

O ſo ein Zuſtand iſt rührend und ſchön und begreiflich
ch bei einem armen Kerli, der in bitterer Noth mit ſchwe-
n Hinderniſſen Jahre lang gekämpft und nun auf einmal
genlos am ſchönen Ziele zu ſtehen meint. Aber leider iſt
ſolcher Zuſtand nur ein Traum, der uns bei Erreichung
es Zieles, auf das wir unverwandt das Auge geheftet, be-
ückt, und dieſer Traum währt nur ſo lange, bis wir wieder
Augen aufſchlagen und am Ziele rund um uns ſchauen.
nn ziehen neue Sorgen, neue Kümmerniſſe ein.

Es keucht der Wanderer in ſchwerer Sonnenhitze den
len Hügel hinan, ängſtlich den Gipfel im Auge, und zu-
chſt am Ziele träumt er von Ruhe und ebenen Wegen, als
das der einzige Hügel, der einzige ſteile Gipfel ſei, und
lt ſich glücklich in dieſem Traume, aber wenn er oben ſteht
d die Augen aufſchlägt, ſo erwacht er aus dieſer glücklichen
uſchung; denn er ſieht rings um ſich andere Hügel, noch
lere Gipfel; die Ruhe wird ihm nicht. Nach kurzer Raſt
uß er weiters, keuchend und ſchwitzend. Und dennoch giebt

er ſich in der Nähe jedes Gipfels den gleichen wonnereichen Täuſchungen wieder hin. Ach ſolche Täuſchungen wären köſtliches Labſal auf der weiten Reiſe, wenn alle Herzen ſie ertragen möchten, und nicht gar manches nach jedem Erwachen matter und muthloſer ſich fände und zuletzt troſtlos niederſänke, und auf dieſer Stelle nach vielen Kämpfen verendete, wie der Fiſch, den eine hohe Meereswelle in den Uferſand geworfen, zappelt, nicht fort kann und verſchmachtend ſtirbt in vergeblichen Mühen.

~~~~~~

Fünfzehntes Kapitel.

Wie mir die Augen aufgethan werden.

Des andern Morgens weckte mich früh die Freude und das Verlangen, meinem alten Schulmeiſter mein Glück zu verkünden. Es war ein heller Tag, Sonne und Mond ſtunden am Himmel, und nur zögernd legten ſich die Sternlein in ih aus ewigem Licht geflochtenes Bettlein. Auf der Erde wimmelte es wie in einem Bienenkorbe, der ſtoßen will. Au Haus- und Stallthüren kam heraus, was drinnen war, zum Schaffen und zum Luſtigſein. Fröhlich blöckten die Schafe umgaukelt von ihren Lämmlein, der Weide entgegen und ſprangen munter den Kühen voran, die in ſteifem Ernſte nach ſchritten, höchſtens einen ſchwerfälligen Trott verſuchten, nachdenkliche Geſichter ſchneidend. Andere bogen ungern ihren Hals unter das Joch und muhten wild, wenn man ſi mit Schlägen auf die Naſe trieb an die Deichſeln der ſchwe beladenen Miſtwagen. Sie wären auch lieber auf der Weid geweſen, als am Wagen, und machten Geſichter dazu, wi ordentliche Profeſſoren, wenn ſie aus der Kneipe ins Colle müſſen, oder Gemeindräthe an einem gewiſſen Orte, wenn ſi der Schreiber aus dem Wirthshauſe in die Gemeindſtube mu
~~~~~~

holen laſſen, oder wie die B. L. Räthe, wenn der Weibel aus den Pinten ſie zuſammentreiben muß, damit Beſchlüſſe gefaßt werden könnten. Müden Schrittes zogen Pferde den Pflug und ſtreckten lang ſich aus durch die lange Furche. Als rüſtige Landwehr zog Mann und Mädchen aus mit Kärſten und Haken hinter die Erdäpfel her und hinter die Furchen, ſchäkernd und mit Aepfeln die Säcke füllend. Um das Haus herum firmte noch die geſchäftige Hausfrau, und erſt lange hinter den Andern zog ſie die reine Schürze an, die Thüre zu, und ſchritt ſtattlicher aber raſcher als die Andern dem Felde zu. Von weitem ſah man ihr an, daß ſie wußte, man ſehe auf ſie, und das Auge des Dorfes ſei offen über ſie, wann und wie ſie ausgehe aufs Feld! O ſo ein Dorf-Auge iſt eine gute Sache und hält Manche in der Egi! Es wirkt auf die Weiber viel mehr als auf die Männer. Es nähme mich z'Tüfels Wunder, was Manche anfienge ungattlichs und narrochtigs, wenn ſie eben dieſes Dorf-Auge nicht fürchtete.

Und auf den Feldern war ein luſtig Leben. Kleine und große Kuppeln Leute rührten ſich rüſtig; hell jauchzte der Weidbube bei ſeinem Feuerlein; einförmig, aber ans Herz dringend, läuteten die Kühe ihre Glocken. Alles hatte mit ſich ſelbſt zu thun, ſchaffte für ſich, ſchien um die Andern ſich nicht zu kümmern. Aber wenn ein Haaſe aufſprang, aufgejagt aus einem Erdäpfelplätz mit mächtigen Sprüngen durchs Feld ſetzte, und der Ruf erſcholl: E Haas! e Haas! — Da, wie durch einen elektriſchen Schlag getroffen, ſtund Menſch und Vieh ſtill, hoben alle Köpfe ſich auf, ruhten alle Arme. E Haas! e Haas! do! do! ſchrie es durchs ganze Feld. Ein Auge und Ein Sinn war die zerſtreute Menge geworden, bis der Haaſe des Waldes Dunkel, von ſchwerer Angſt gejagt, erreicht hatte. Dann verſchwand die Einheit wieder und jedes Auge ſenkte ſich wieder auf ſeine Sache nieder, jeder Fuß gieng ſeinen Weg und jeder Arm rührte ſich für ſich. Ein merkwürdig Bild unſeres Lebens, das man aber nicht auf dem

Rumedingerfeld ſehen kann, denn da ſieht Keiner auf und einem Haaſen nach — wenn er Erdäpfel vor ſich hat.

Wohlgemuth lief ich in ſchönem Sonnenſchein durch die wimmelnde Menge, und ſah ganz glücklich auf jeden Bauer, der ſeine vier ſchwarzen Erlenbacher ins Feld führte, und dachte bei mir ſelbſt: du arme Tüfel muſch doch gune thue, wed wüßtiſch wie gut e Schulmeiſter 'shet! Und dann ſang ich vor mich hin folgendes Liedchen, das ich in der Normalſchule gelernt hatte, das wahrſcheinlich mit einigen Variationen ein Soldatenliedchen geweſen war:

We di Bure früh aufſtah,
Thut is d'Frau im Bett ebhab!
We di Bure Garbe ſchnyde,
Chen m'r ſchön am Schatte blybe!
We di Bure z'Acher fahre,
Chen m'r ſchön das Chnyepe ſpare!
We di Bure Garbe dröſche,
Lah mir nit die Pfyfe löſche!
U we di Bure metzge,
Gu eſſe mir das Beſte! Juhe! Da capo

So wanderte ich in wohlgemuthem Uebermuth durch Feld und Wald meinem Schulmeiſter zu, und dachte, was er ſagen werde, daß mir das Conſtruiren eine ſo ſchöne Stelle eingebracht. Ich dachte an den ſchönen Lohn und an die ſchönen Sachen alle, die ich daraus wollte machen laſſen, und wie ich einer ſein wollte, daß weit und breit kein Solcher wäre, und daß die Leute ſagen müßten, ſie hätten noch nie vo-me-ne ſellige g'hört, v'ſchwyge e ſellige g'ſeh oder gar g'ha. Ach wie leicht man bei ſo luſtigen Träumen läuft! Es iſt wirklich faſt, als ob man durch die Luft führe; hingegen wenn man irdiſche ſchwere Sorgen hat, iſt es da nicht, als ob man knietief in der Erde gienge?

Mein Alter hatte auch Freude daran, er that mir aber die trunkenen Augen auf und ſchüttelte kaltes Waſſer über meine Träume. Und jetzt, Peter, fragte er mich, haſt du Geld? Wie willſt du den nöthigen Hausrath, ein Bett ꝛc. anſchaffen? — Ja an das hatte ich nicht gedacht und wußte keinen Beſcheid, als daß ich werde z'Koſt geben müſſen.

Das thue ja nicht, Peter, ſagte er. Erſtlich nimmt dir das Koſtgeld mehr als den halben Lohn weg; zweitens mußt du an deinem Koſtort gar vieles machen helfen (man giebt dir nichts dafür, aber nimmt es übel, wenn du es einmal verſäumſt); und drittens ſchadet es dir gar ſehr an Präſenten; wenn du keine Haushaltung haſt, ſo bringt man dir nichts. Das leuchtete mir ein, aber wo Geld nehmen zu Allem, da war ich am Haag. Der Alte erbot ſich mit ein paar Franken mir zu Küchengeſchirr, d. h. zu einer Pfanne, einigen Tellern, Kacheln und Kellen zu helfen; allein das Bett, den Schaft oder das Trögli anlangend, war guter Rath theuer. Endlich meinte der Schulmeiſter: Ich ſollte zu meinen Alten gehen, die würden doch nicht geng welle taub ſy und würden vielleicht Freud haben, daß ich jetzt Schulmeiſter ſei. Einige übrige Bettſtücke hätten ſie allweg, und die könnten ſie mir gar wohl leihen. Ich wehrte mich wie eine Wiggle hinzugehen, aber es half alles nichts, ich mußte in den ſauren Apfel beißen. Mich zog es nicht zum Vater, nicht zur Mutter, nicht zu den Geſchwiſtern; mir klopfte das Herz, wenn ich nur an den erſten Anblick dachte, aber mich zog es doch auf meinem Wege fort; es war das Heimelige, das ſich mir immer mehr aufdrang. Es war das Bächlein, in dem ich Groppen und Krebſe fieng; es war der mooſige Baum, in dem die Rinderſtaren niſteten; es war der bekannte Rain, wo wir ſchlitteten; es war der Heubirenbaum, den ich ſo oft geplündert; es war das grüne Dach, unter dem ich ſo oft geſchlafen und geweint. Das Alles füllte mein Herz mit Sehnſucht und zog mich hin zum Vaterhauſe, das ich über zwei Jahre nicht geſehen hatte. Je näher ich kam, deſto heimeliger ward es mir; ich vergaß, daß die Eltern böſe ſein könnten, und trat ganz fröhlich in die Küche. Aber als die kochende Mutter mit ſauerm Blick mich empfieng, auf mein: „Gottwilche Mutter,“ ein trocknes: „Danke Gott“ antwortete, die Hände nicht aus der Waſchgepſe nahm, ſie nicht an der Schürze abtrocknete, um meine dargebotene zu ergreifen; auf meine Frage: „wie gehts ech?“ antwortete: „Es het di lang nüt Wunger gno“ — da merkte ich, daß ihr Herz ſauer geblieben, keine Liebe, keine Vergebung da ſei. Ich fragte nach dem Vater, ſie wies mich nach dem Webkeller. Der Alte ſah nicht einmal nach mir um, hörte keinen Augenblick auf zu arbeiten, ſo daß ich nach und nach in die größte Verlegenheit gerieth, und gar nicht wußte, wie mein Anliegen vorbringen.

Ich wußte nicht ſollte ich von ihnen reden oder von mir, mit beiden fürchtete ich zu fehlen. Ich ſagte von ſchönem Wetter. Es ſei luſtig genug für die, welche nichts zu thun hätten als herum zu laufen — war die Antwort. Ich ſprach vom guten Säyet und wie man die Erdäpfel gut einbringen könne. Ja der Säyet ſei gar luſtig, we me zuluege u de 'sBrod freſſe könne. Aehnliche Antworten auf ähnliche Eingänge erhielt ich eine Menge. Endlich ſagte ich, ſie werden gehört haben, daß ich Schulmeiſter geworden ſei? Das heyg ſe gar nüt Wunger gno, was us m'r werd, öppis nüt guts heyge ſi vorus g'wüßt. Es ſei doch eine ſchöne und gute Schule, ſagte ich. Das gang ſe nüt ab, ſi heyge doch nüt d'rvo — lautete die Antwort. Nach dieſen und ähnlichen Präludien mußte ich endlich mit meiner Bitte herausrücken, obgleich ich daran faſt erworgete. Das gang ſeye nüt ab, wen i für z'Tüfels G'walt well Schulmeiſter ſy, ſu chönn ih luege, wo-n-ih es Bett überchömm, ſi müſſe zu ihne ſelber luege, es frag ke Hung d'r nah wie ſis mache chönne. Ih ſöll zu dene gah, di m'r d'r Gring groß g'macht heyge. Wahrſcheinlich hatte die Mutter nach löblicher Art an der Thüre gehorcht, trat ein und fragte, was es dann eigentlich gegeben hätte, daß ich noch a ſeye g'ſinnet heyg? Ho, antwortete der Vater, m'r hätte ſynethalben chönne blybe, wo m'r welli, er hätt is nüt naha'fraget, aber ab üſi Bett het er däycht u möcht ens. Mit funkelnden Augen betrachtete mich die Mutter, ſagte aber kalt: Si heyg kes Bett, das hoffährtig gnue wär für mi. für mi werds jetz afe müße es Herrebett ſy (unglücklicherweiſe hatte ich wieder meinen ſchwarzen Rock an). Ich wollte anhalten, allein alſobald hieß es: Jh heygs ſcho g'hört, für mi heyge ſie kes Bett u heyge nit d'r Wyl e ganze Tag mit m'r z'läre, ſie müße für ſeye luege. Wenn d'Kind chönnti, ſi miechi ſe blutt hüt ſcho, aber ſettig Narre welle ſi nit ſy. Es ſei eine böſe Welt, und werd je länger je ſchlimmer, und Religion ſei auch gar keine mehr. So mußte ich abziehen unverrichteter Dinge, auch nicht ein Stücklein Brod hatten ſie mir anerboten, geſchweige denn ein freundlich Wort mir gegeben. Natürlich gieng ich wieder ins Schulhaus; denn Rath bei mir ſelbſten nehmen konnte ich nicht, und endlich wurden wir dort räthig: Ich ſollte oben bei dem Bauer, wo ich auf der Stör geweſen, den Verſuch machen ein Bett zu leihen, es ſei eine gute Frau oben, die ſage es mir kaum ab.

Kaum war das abgethan und hatte mir gewohlet, als der Alte fragte: Ob ich die erſte Kinderlehre z'weg heyg und öppe 'ne Lychenpredi, me wüß nie, we me dra müß. O Herr Jeſes. Eine ſelbſt zu machen, daran dachte ich nicht, eine erſte Kinderlehre hatte ich nicht abgeſchrieben, ſie mußte alſo erſt abgeſchrieben, mußte gelernt und gehalten, ach! gehalten werden. Alles andere machte nichts, wenn ſie nur nicht hätte müſſen gehalten werden. Gerne würde ich zwei geliehen und ſie zweimal gelernt haben, ſtatt einmal ſie zu halten. Da ward mir ſchwer ums Herz. Allein der Alte machte mir mit einem Gläschen Guraſchi, und verſprach, daß ſeine Frau die kleinern Einkäufe beſorgen ſolle; denn ich hätte doch keinen Verſtand davon, meinte er. Dieſe ſagte den Dienſt nicht ab, ſetzte aber doch hinzu: Vom Geld würden ſie kaum etwas wieder ſehen; ſo einem jungen Schulmeiſter komme gar Manches in Kopf, nur nicht Geliehenes wieder zu geben.

In meinen Gängen war ich glücklich. Von der Bäuerin erhielt ich nicht nur das Bett, ſondern auch ein altes Trögli, mit dem Beſcheid, daß das Wiedergeben nicht preſſire, nur möchte ſie nicht, daß Wäntelen hinein kämen. Die haſſe ſie ganz verflümiret, und in den Schulhäuſern ſeien die nur zu gerne daheim.

Es blieb mir nichts mehr übrig, als in meiner Gemeinde mich zu zeigen, den Augenſchein zu nehmen und mich in Augenſchein nehmen zu laſſen. Das Dörfchen ohne Kirche lag recht hübſch zwiſchen Feldern und Wäldern. Ehrwürdig ſtreckten die ernſthaften Strohdächer ihre bemooſten Firſten zwiſchen den grünen Bäumen empor, und vor den Häuſern waren trotzig hingepflanzt die zierlichen reinlichen Miſthaufen, an denen manch Bauernherz inniger hängt und zärtlicher ſie tätſchelt als manch Herrenherz an ſeiner Frau. An der Seite hin zog ſich ein ſchön bewäſſertes ſchmales Thal, und im Hintergrunde lag der liebe blaue Berg lang hingeſtreckt, beſetzt auf ſeiner ganzen Länge mit einem ſorgloſen Völklein von Kühern und Kühen. Die Sorgen, die es eigentlich auch ihm ziehen würde, liegen alle doch aufgeſchüttet zu ſeinen Füßen in wüſten Magazinen, in den Herzen der Genfer und Baſler Juden nämlich.

Recht freundlich zu ſein hatte ich mir vorgenommen, bei allen Leuten wollte ich mich ſtellen, und ſo holdſelig thun als möglich. Die Leute machten mir die Sache nicht ſchwer. Sie ſtunden z'weg vor den Häuſern, fragten: das werde der neue Schulmeiſter ſein, und hießen mich Gottwilche. Allenthalben hieß man mich in die Stube kommen und ſetzte mir währſchaftes Brot vor und Brönz, und die Weiber machten mir Warms. Mein Lebtag trank ich in einem Tage nie ſo viel Kaffe als damals. Ich mochte mich wehren wie ich wollte, ich konnte nicht anders. Ich werde ſie doch nicht ſchüchen, hieß es, ſie geben es wie ſie es hätten, aber es ſei doch Alles ſufer. Nun das Trinken gieng noch an, da ich mit dem Kaffe immer das Brönz löſchen konnte, aber das Eſſen war eine ſuerigi Sache. Doch in noch viel größerer Verlegenheit als das Eſſen und Trinken brachte mich das Anerbieten, mir zügeln zu wollen, und die Frage: Wie manchen Zug ich brauche, und ob ich ſie zwei- oder vierſpännig haben wolle? Du mein Gott, was ſollte ich ſagen? Anfangs wollte ich es ablehnen, allein davon wollte man nichts hören.

Daß ein kleines Wägeli mit einem kleinen Rößli vollkommen hinreiche, ſchämte ich mich zu ſagen, und ſtotterte endlich etwas von einem zweiſpännigen Wagen hervor.

Der wurde mir zugeſagt, der Tag abgeredet, und Jedem ſollte ich verſprechen, die erſten Tage bei ihm zuzubringen, und alle ſagten, ſie hätten es ungern, wenn ich es ihnen abſchlüge und Andern es zuſagte. Spät wars als ich fort gieng. Man wollte mich da behalten, allein mir grauste es vor Eſſen und Trinken, und mich verlangte ſo ſehr nach Ruhe für Mund und Magen, daß ich um kein Geld in der Welt geblieben wäre. Ich war nicht daran gewohnt und konnte mich nie daran gewöhnen auf den Geiz hin zu eſſen, und einzupacken, als ob ich Tage lang nichts gegeſſen und Tage lang nichts mehr eſſen wolle. Ich ſah wohl viele Leute die dieſes Manöver machten, und einen ganzen Tag hinter einander eſſen konnten, aber mich ſchütteltete es immer ab ihnen. Weiß doch auch das Thier, wenn es genug hat, und läßt ſogar die Kuh Barreten voll ſtehen, wenn ſie ſatt iſt.

* * *

Sechszehntes Kapitel.

Des Amtes Antritt.

Der Fuhrmann zäpfelte, als man ihm das Bett aufgeladen hatte, ſammt dem Trögli (worin Kacheli und Kelle und Kleider ſämmtlich eingepackt waren) und eine Pfanne und eine Kaffekanne und gar nichts mehr kommen wollte. Er hatte dem Landfrieden nicht getraut, geglaubt: ich wolle nur zwei Roſſe um mir Koſten zu erſparen, und daher drei vorgeſpannt. Mit einem Roß, meinte er, hätte man das ſauft geführt, es zöge es einer ja vo Hand. Ich ſchämte mich, aber er ſchämte ſich auch, wenn die Begegnenden ihn fragten: Maiſch g'fahre? Er gab ihnen trutzigen Beſcheid, wurde aber auch zuſehends kühler gegen mich, und als wir endlich bei eingebrochener Nacht anlangten, da lud er mich nur kühl ein, zu ihnen zu kommen und mit ihnen zu eſſen. Ein anderer Bauer, der abpacken half, that es dringlicher, ſo daß ich ihm Hoffnung ließ, vielleicht am Morgen zu kommen, dieſen Abend wolle ich einhauſen und mich früh ſchlafen legen.

Als ſie mit ihrer Laterne fort und mir noch mein Licht anzünden wollten, fand ſich unter meinem Hausrath gar nichts vor, das man als Licht hätte brauchen können. Die Schulmeiſterin hatte entweder nicht daran gedacht, oder, was wahrſcheinlicher iſt, nicht mehr Geld aufwenden wollen. Es ließ mir daher Einer ſeine Laterne da und mich in meinem Hauſe.

In meinem Hauſe — die Worte haben einen ganz eigenen Klang, beſonders für den, der lange in fremden gewohnt und nicht gewohnt war, etwas für das Seine anzuſehen.

Ich kann mein Gefühl nicht beſchreiben, mit welchem ich, die Laterne in der Hand, im ganzen Hauſe herum ſchlug, und bei allen Ecken dachte: in dem und mit dem kannſt du machen, was du willſt. Es kam mir vor, als gebiete ich über eine halbe

Welt, und viel feſter als ſonſt trat ich auf und freute mich gar ſehr, wenn es im ganzen Hauſe tönte, ohne daß Jemand mich ſchalt: Peter, was thuſch ſo wüſch!

Das Haus war nicht alt und ſeine neuen Gebrechen: Wände, die nicht mehr in den Fugen waren, Fenſter, die nicht mehr ſchließen, einfache Dielen ſah ich nicht; nur den Platz ſah ich. Die zwei Stuben, die mein waren, — mein, der ich bisher nur im Gaden geſchlafen — und die Küche, auch zwei Ställchen und einen Eſtrich groß zum Tanzen — das ſah ich und legte mich mit dem ſtolzen Gefühl zu Bette, in meinem Hauſe und in einer Stube zu ſchlafen.

Am Morgen erwachte ich, geweckt durch die Sonne, die mir durch die Augen funkelte. Denn es verſteht ſich: Umhänge hatte ich weder am Bett noch an den Fenſtern. Munter ſprang ich auf, und ſtand bald angezogen mitten in meinem Hauſe. Aber da ſtand ich eben, und wußte nicht was anfangen. Der Sonne ſah ich an, daß es ſpät ſei, und ehrliche Leute wahrſcheinlich ſchon z'Morge geeſſen haben. Auch wollte mein Gedächtniß mir durchaus nicht ſagen, in welchem Hauſe der Bauer, der mich eingeladen hatte, wohne; und um ihm nachzufragen, hätte ich ſeinen Namen kennen ſollen, den ich aber eben ſo wenig wußte, wie ſein Haus. Er hatte, weil ich einmal mit ihm geſprochen, einmal bei ihm geweſen, vorausgeſetzt, ihn und ſein Haus müſſe ich nun kennen ewiglich. Er wußte nicht, daß gar mancher Bauer und gar manches Bauernhaus einander gleichen wie ein Ei dem andern.

Ich wußte nicht was machen. Je hungriger ich wurde, deſto verlegener wurde ich auch. Vor dem Hauſe mochte ich mich nicht zeigen, aus Furcht, es möchte mir Jemand meinen Hunger und meine Verlegenheit anſehen. Ich trat in die Küche, in der Hoffnung, da vielleicht einen unerwarteten Fund zu thun, aber da war es ſo leer wie in einer Kirche, auch nicht ein Spänchen Holz war zu ſehen, auch ums Haus herum nicht, zu welchem Fenſter ich auch ſo verblümt als möglich, damit mich ja Niemand ſehe, hinausguggen mochte. Ich viſitirte alle meine Habe, ob ſich vielleicht da unverhofft etwas fände; alle meine Kacheli, zwei an der Zahl, meine Häfeli, d. h. eins, wurden oben und unten beſehen, meine Pfanne ringsum, aber da war nirgends eine verſchloſſene Caffebohne oder ein vergeſſener Tropfen Milch. Was will aber einer eſſen, wenn auf der lieben Himmelswelt nichts da iſt, ich frage?

Nun, ich verlor den Muth nicht, ich dachte, die Leute meinten du ſchliefeſt lange, und werden dir ſchon bringen, was du nöthig haſt, und die Kinder und die Weiber werden eins nach dem andern kommen mit Milch und Anken und Brot, kurz mit Allem was ſie haben. Ich machte die Pfanne zu recht und wiſchte die Kacheli mit meiner Kuttenfecke aus, ſtellte Alles ſchön zurecht und hätte Feuer angemacht, wenn ich Holz gehabt hätte und Feuerzeug. Da ich dieſes nun nicht konnte, ſo ſtellte ich mich zwei Schritte hinter das Fenſter und ſah nach den Leuten, die Milch, Anken, Brot ꝛc. bringen ſollten ſchaarenweiſe. Es kamen Leute die Straße nieder, aber ſie riefen nicht: Schumeiſter! ſie klopften nicht an der Thüre — ſie giengen vorbei.

In den Häuſern ringsum dreſchten ſie, und wenn ein Menſch an die Straße, vor des Hauſes Dach trat, ſo dachte ich, der wird kommen, allein auch der kam nicht. Niemand kam, kein Menſchenkind kümmerte ſich um den Schulmeiſter, und hatte ich doch gedacht, das ganze Dorf werde heute die Arbeit ſein laſſen und mit mir ſich beſchäftigen; hatte großen Kummer gehabt, wie all das Eſſen und Trinken verſorgen, war darum lieber daheim geblieben und wollte mir die Liebeszeichen bringen laſſen, um das Ueberflüſſige ſparen zu können auf den morndrigen Tag. Aber Niemand kam, auch kein Menſch! Es verrann Stunde um Stunde. Die Sonne ſtund oben am Himmelsbogen, das Dreſchen hörte auf, gewiß aß man in allen Häuſern, — und der Schulmeiſter ſtund zwei Schritte hinter dem Fenſter, war hungrig, durſtig, müde vom

Stehen, müde vom Luegen, aber das war als ob es Niemand etwas angienge. Endlich ſetzte ich mich auf den kalten Ofentritt und dachte, was da zu machen ſei. Brachte mir Niemand etwas, ſo mußte eingekauft werden, und was Alles? Ach, als ich anfieng nachzudenken, ſo hörte es gar nicht auf, was mir noch mangelte. Lebensmittel aller Art, Brot, Kaffe, Milch, Erdäpfel (die hatte ich gehofft überſpringen zu können), Salz, Mehl, etwas Schmutziges ꝛc.; dann hatte ich keinen Lichtſtock, keine Stabelle, keinen Tiſch (das, hatte ich geglaubt, werde im Schulhaus ſein), keine Kaffemühle, doch hoffte ich das Pulver geröſtet und gemahlen kaufen zu können, wie auch reichere Leute thun. Kurz ich ſah, daß ich noch gar Vieles nicht hatte, nicht einmal einen Waſſerzüber, und in der Pfanne konnte ich das Waſſer doch nicht wohl beim Brunnen holen. Endlich brach ich mit dem Denken ab, und griff in meinen Hoſenſack und zog mein Beutelchen hervor, das mein Vermögen barg. Ich zählte dreimal, aber ich brachte nicht mehr heraus als drei und zwanzig Batzen. Ich dividirte nicht in die einzelnen Bedürfniſſe, ſondern war zufrieden, wenigſtens genug für den erſten Hunger und Durſt zu finden. Ich ſtellte mich etwas näher zum Fenſter, um das Krämerhaus zu entdecken, aber da ſahen mir alle Häuſer akurat gleich aus, und nach dieſem Hauſe fragen durfte ich nicht; ich fürchtete, die Leute möchten glauben, ich wolle ſie beſchämt und ihnen den Verſtand machen, daß ſie mir etwas geben ſollten. So gerieth ich aber immer tiefer ins Elend, und je länger ich wartete, deſto weniger durfte ich mich zeigen, durfte nicht einmal an ein gewiſſes Ort gehen, das außerhalb der Hausthüre war, und Stunde um Stunde war wieder verronnen und die Sonne ſchlich dem blauen Umhang zu. Ich hatte mich aufs Bett geworfen und war rathlos. Da — horch, da kömmt man, da klopft man, da mit beiden Füßen vor die Thüre, und drauſſen ſtand der Bauer, der mich eingeladen hatte, und Berge fielen mir vom Herzen. Er ſagte, ſie hätten Feierabend gemacht und wollten z'Nacht nehmen, und da habe er noch ſehen wollen, ob ich noch lebe, daß man mich den ganzen Tag nicht geſehen, und ob ich kommen wolle und mit ha, da ich ſie am Morgen nichts geſchätzt.

Man kann denken, daß ich zuſagte und zugriff. Ich wurde ausgefrägelt, was ich den ganzen Tag gemacht hätte und bei wem ich geweſen wäre. Bei Niemand, ſagte ich, und über die erſtere Frage mürmte ich etwas. Da die Frau aber ſah, daß ich noch blutjung und nicht der Schlauſte ſei, ſo wußte ſie es heraus zu kriegen, daß ich den ganzen Tag nichts gegeſſen und mich nicht vor das Haus gewagt habe. So eine Frau fragt verdammt gerne, weiß aber trefflich zu unterſcheiden, wen ſie fragen darf und fragen kann oder nicht, und weiß allfällig ihre Fragen ſo einzukleiden, daß man ſie gar nicht merkt. Gar Manche würde einen zehnmal beſſern Diplomat abgeben, als zehn von eilfen unſerer Diplomaten. Man bemitleidete mich, aber man lachte doch nicht wenig, und ich will wetten, von dieſem Tage an ſtund das Urtheil über mich feſt im Dorfe. Man wird in jedem Hauſe geſagt haben, ich könne ein guter Schulmeiſter ſein, man heig nüt d'rwider, aber a gruſam e'n arme u 'ne ſchwache u für e Husbruch e'n eifalte.

Am folgenden Tag, auf die erſchollene Nachricht hin, wie der Schulmeiſter e'n arme ſig, aus G'wunder das zu ſehen, und weil die Einen Andern nicht zurückbleiben wollten, erhielt ich gar viel Präſente, äſigs Zug und Husrath, ſogar Beſen und einen Kübel. Nun war ich wieder in großer Verlegenheit. Ich konnte die Leute nicht ſitzen heißen, wenigſtens nicht alle, wenn mehrere waren. Dann ſahen die Leute mit gar großen Augen in der Stube herum und blickten einander, und weil ſie gehört hatten, ich ſei e'n eifalte, ſo glaubten ſie, ich merke es nicht. Aber ich war mir meiner Armuth bewußt, der Mangel drang ſich mir auf, darum merkte ich das Blicken wohl, und ward um ſo verlegener. Man iſt dann erſt merkig, wenn man die Sache wohl kennt, welche mit Blick oder Wort angedeutet wird. Darum ſind oft die ſtolzeſten und vornehmſten Leute am wenigſten merklig, weil ſie ſich gar nicht träumen laſſen, daß ſie Fehler hätten und daß Untergebene dieſe Fehler merkten. Es muß aber ein Kluger ſein, der das Blicken anwendet, er muß wiſſen vor wem und wem er blickt; denn wird ein ſolcher Blick ertappt und verſtanden, ſo hat man ſeine Karten, d. h. ſich ſelbſt verrathen. Ich muß geſtehen, daß ich ſpäter, als ich mich beſſer kannte und darum auch beſſer die Menſchen, aus ſolchen Blicken, die Andere meinetwegen wechſelten, ſehr oft ihre wahre Geſinnung gegen mich errieth, und vorhergen und nachher vor ihnen mich in Acht nehmen konnte. O es iſt viel werth, einem recht ſcharf in die Augen ſehen zu können, wie es auch beim Fechten die Hauptſache iſt; und was iſt das Leben am Ende als ein allſeitig Fechten?

Ich hatte auf den Sonntag die Kinderlehre zu ſtudieren, und erfuhr zum erſten Mal wie es einem zu Muthe iſt, wenn man auf eine beſtimmte Stunde, die nicht zurückgeſchoben werden kann, fertig ſein zu ſoll mit dem Studium, von Anfang in der Angſt, man möge nicht fertig werden und dann beſtändig unterbrochen, an der Zeit verkürzt zu werden. O wie kömmt es einem da warm den Rücken auf und kraus vor die Stirne und im Munde ſchwellen die Worte auf, daß ſie gar nicht mehr hinaus mögen. Und wenn der Beſuch auch fort iſt, ſo kann man doch noch lange nichts machen, die Gedanken nicht ſammeln, und je ängſtlicher man wird, ob man wohl fertig werden möge, deſto weniger kömmt man fort. Wer am meiſten preſſirt, jaſtet, der macht gewöhnlich am langſamſten. Beſonders wenn Einer zum erſten Mal auftreten ſoll vor den Menſchen als Redner, ſo durchkreuzen ſeinen Kopf die verſchiedenartigſten Gedanken und Vorſtellungen. Bangigkeit und Hoffnung kämpfen in der Seele, bald ſieht man ſich ausgelacht, bald hört man ſich gerühmt, und mit großer Mühe muß man dieſen ungebetenen Gäſten Ruhe gebieten.

Eingang und Anwendung hatte ich ordentlich auswendig gelernt, und ich fürchtete nicht, daß das mir fehle, beſonders da ich das Papier mit mir nehmen wollte. Aber ich fürchtete das Catechiſiren, und repetirte immer wieder den Müsli, und prägte mir es tief ein, was mir mein Alter geſagt hatte, man müſſe auf dromügs Antworten gar nicht achten, ſondern darüber wegfahren, ſonſt komme man neben den Weg, in den Haag. Und dann hatte ich wieder Angſt alles ſiuf nach einander zu machen, wie es ſich gehört, den Hut zuerſt vor das Geſicht zu halten, dann zu ſingen, beten, Eingang, catechiſiren, Anwendung; dann wieder Beten, Singen und wieder Beten. Am meiſten Angſt machte mir das Hineintreten in die Stube und die wenigen Schritte bis zum Känzeli. O, dachte ich hundert Mal des Tages, wenn du nur einmal da oben biſt, ſo wird es ſchon gehen.

Am Sonntag verſchlief ich mich nicht. Früh am Morgen und während der Predigt probirte ich manch liebes Mal das Hineingehen, das auf dem Känzeli Stehen, und verſuchte die Hände zu verwerfen. Je näher die Stunde kam, deſto mehr klopfte mir das Herz, ſo daß ich kaum ſchnupen konnte, deſto mehr hatte ich noch zu thun, und mußte doch immer am Fenſter ſtehen, um zu ſehen wie zahlreich die Leute kämen. Sehr viel Mühe machte mir mein Halstuch, ein ſehr ſchönes, ſchwarzes, mit roth und blauem Rande. Ich hatte keinen Spiegel, vor dem ich es binden konnte, ich mußte es nur vor den Fenſterſcheiben thun, aber jede Fenſterſcheibe zeigte es mir anders: und wenn ich meinte einen recht ſchönen Letſch gemacht zu haben, bei dem man das Bord ganz ſah, ſo ſagte mir eine andere Scheibe das Gegentheil. Ich ſchwitzte ob dieſer Arbeit, und wäre vielleicht heute noch an der Arbeit, wenn nicht Einer heraufgekommen wäre mit dem Bericht: Ich ſolle doch kommen und anfangen, ich könnte ſonſt nicht mehr hinein, die Leute hätten ſchon Bänke und Stühle hineingetragen. Bum Bom, wie pochte es auf der linken Seite, wie roth ward ich bis an die Ohren, als ich die Stube ſo voll ſah! Es flimmerte mir vor den Augen und ich ſtürchelte mehr als ich gieng zu meinem Platz. Als ich den Pſalmen verleſen wollte, war es mir als ob eine eiſerne Fauſt den Hals mir zuſammen ſchnüre; wie tief unten ich den Athem auch ſuchen mochte, ich fand immer nur einen Fingerhut voll. Kaum konnte ich das G'ſatz verleſen, mit langen Pauſen, als ich aber präludiren ſollte und la mi re ut ſingen wollte, da quakte ich bald wie ein Fröſch, pipte bald wie ein Spatz, und mußte den Waidlig ins Waſſer ſtoßen, ehe ich das Ruder ergriffen hatte. Aber der Pſalm gieng gut, es waren Leute da, die ihn meiſtern konnten. Ich fand den Athem wieder und konnte mit meiner ſtarken volltönenden Stimme die Zügel ergreifen und wurde Meiſter des Geſangs; das hob mich in Sattel und gab mir den Muth wieder. Man glaubt überhaupt gar nicht, was der Geſang für eine beſänftigende kräftigende Macht übt auf das Menſchenherz, beſonders wenn man ſich ihm mit der eigenen Stimme hinzugeben vermag. Schon manches Leid, ſchon manchen Groll habe ich verſenkt ins Meer der Töne.

Von da an gieng es gut, ich brauchte das Papier nicht, und beim Catechiſiren hielt ich auf Rücken, mußte aber das alles allein machen, bekam zwar keine dromſige Antworten, ſondern gar keine. Die Kinder ſahen mir ſteif ins Geſicht und lächelten einander zu und ſtießen einander an mit den Ellbogen. So machte ich, daß ich fort kam, und wenn ich gefragt hatte, ſo ſagte ich auch die Antwort mit der angehängten Frage, nicht wahr?

Kurz die Kinderlehre lief recht gut ab, ich blieb nicht ſtecken und machte nichts verkehrt, und wie ich im Anfang zu wenig Athem hatte, ſo hatte ich jetzt beide Backen voll und konnte mich aufblaſen, ſo dick ich wollte. Es blieben einige Männer da und rühmten mich. Sie hätten nicht geglaubt, daß ich ſo kinderlehren könnte. Für ſo 'ne Junge ſei das viel gemacht, es könne es mancher Alte nicht ſo. Ihr früherer Schulmeiſter hätte es auch noch könne, nur im Catechiſiren ſei er nicht fort gekommen, er ſei in Gottes Namen geng am gleichen Orte geweſen, und hätte ſich bei einem Worte können verweilen, daß man faſt ſch . . . . g hätte werden mögen darob.

O wie mir dieſes Lob ſo wohl that nach der ausgeſtandenen Angſt! Merkwürdig iſt, daß der Satan nie beſſer Gelegenheit findet in uns zu fahren, ſeine Thüren nie weiter offen findet, als wenn wir gerühmt werden. Ich warf mich in die Bruſt, erzählte wie ich nicht Zeit gehabt hätte zum Lernen, wie ich nur dieſen Morgen etwas hätte nachſinnen können, wie es ein andermal beſſer geben ſollte und wie ich im Kinderlehren keinen fürchte, und dergleich Zeug mehr. Ein gewiſſer Inſtinkt, über den ſelten Jemand ſich ausſprechen kann, verurtheilt beim Redner alle lange mühſelige Vorbereitung und noch viel mehr die Schwäche, wenn der Redner dieſe Vorbereitung ſo wenig ſich zu eigen machen kann, daß er ſie vor dem Publikum zeigen und ableſen muß, was ja jeder andere auch könnte. Die Rede ſoll nach dem dunkeln Gefühl eines Jeden ein unmittelbares Produkt des Geiſtes ſein, ein Zeugniß innern Lebens und Kraft, ein Zeugniß innern Reichthums und Fülle, an die man jeden Augenblick ſich wenden kann um Nahrung; eine Offenbarung Gottes, die nie verſiegt; ſoll ein lebendiger Quell ſein und nicht ein Sood, wo man mühſelig ziehen muß ehe es Waſſer giebt, oder gar ein trockner Behälter, in den man aus allen Brunnen und Bächen das Waſſer keuchend zuſammenſchleppen muß. Dieſes Gefühl iſt allenthalben, aber am ſtärkſten bei dem Ungebildeten, der den Inhalt der Rede nicht zu prüfen vermag, ſondern ſie glauben ſoll. Zu dieſem Glauben will er aber ein Zeugniß, und dieſes Zeugniß iſt ihm, daß ſie aus dem Geiſte lebendig gefloſſen ſei. Darum auch machen bei ihm die Reden der herumziehenden Sektirer ſo vielen Eindruck, weil er ihre Reden nicht prüft, ſondern bei ihnen das Unmittelbare derſelben erkennt und bewundert.

Darum auch geben viele Redner ſich die größte Mühe, alle Vorbereitung ſorgfältig zu verhehlen, und daran thun ſie recht. Aber unrecht thun ſie, wenn ſie windbeuteln mit Dingen, die nicht ſind, und ſich rühmen, da wo ſie keinen Ruhm verdienen. Noch größerer Frevel aber treiben die, die wirklich aller Vorbereitung ſich entheben, weil ſie glauben, eine halbe Stunde hinter einander Worte machen zu können ohne zu ſtocken. Worte machen heißt nicht Reden halten, es iſt nur ein Spiel des Blaſebalges, wo kein Feuer dabei iſt. Wo einer frei reden will, da muß ein reicher Schatz im Inwendigen ſein, von dem man nehmen kann. Und auch wo dieſer Schatz vorhanden iſt, muß der Verſtand ſich Zeit nehmen zu prüfen, was und wie viel von dieſem Schatze jeder Stunde gehöre. Und je reicher der Schatz, deſto nöthiger dieſe Prüfung, ſonſt kömmt ein Krauſi Mauſi heraus, aus dem kein Verſtändiger klug wird, das vielleicht den nicht Prüfenden hinreißt, ſo lange er es hört, ihm aber weder eine klare Ueberzeugung noch ein wohlverſtandenes Gefühl erzeugt.

Nachdem der Ruhm erſchöpft war, ſtach es mich doch zu vernehmen, warum die Kinder gelacht hätten, ob ich etwa etwas Lächerliches an mir habe? Nein, ſagten ſie, das nicht, aber ich hätte ſo fremd geredet, und das hätte die Kinder gelächert, aber ich werde ſchon reden lernen, wie es der Brauch ſei. Das konnte ich nicht begreifen, ſprach ich doch die rechte Sprache. Ich fragte daher nach Beiſpielen. Ich hätte ni geſagt, ſtatt wie ſie nei; ja, ſtatt jo; Kriſi, ſtatt Kierſi; Bümeli, ſtatt Bäumeli u. ſ. w.

Das ſollte ich mir abgewöhnen, meinten ſie, kein Menſch rede hier ſo, und es düchte ſie es ſyg gar wüſt u trag nüt ab, ſo apparti und wunderlig z'rede.

Dieſe Leute meinten, gerade ſo wie ſie redeten ſei es recht, und ihre Sprache ſei die, welche der liebe Gott verſtehe und welche man im Himmel rede. Meinte doch einmal Einer, der in einer welſchen Predigt geweſen war, und den Eifer und die heiligen Gebehrden des Predigers geſehen hatte: dä mög ſi g'mutzne, ſo lang er well, d'r lieb Gott verſtang 'ne doch nüt; emel är möcht ke Welſch ſi, da helf kes Bete nüt ire ſelige Sprach, wo e'm niemer verſtang.

So haben es die Leute, welche ſelten aus ihrem Dörfchen kommen, ja ſelten aus ihrer Haushaltung, und ſelten hören, wie es anderwärts zugeht. Es bildet ſich bei ihnen eine Selbſtgefälligkeit und eine Verachtung gegen Alle, die nicht gerade ſo ſind und Alles ſo machen wie ſie, die jede Belehrung, jeden Fortſchritt hemmt. Es bildet ſich das Lächeln auf den Stockzähnen gegen Jeden, der, ein Anderer als ſie, ſie über etwas belehren will. Das Lächeln will nichts anders ſagen, als: Was witt doch du! biſch ja ume 'ne Löhl. Eine Hausfrau dieſes Schlages ließe ſich eher hängen, als daß ſie glauben würde: Es könne Jemand anders eine vernünftige Mehlſuppe machen oder eine vernünftige Sau mäſten als gerade ſie.

Obſchon ich in dieſer Nacht nicht viel ſchlief, ſo war mir doch recht wohl in meinem Bette. Ich träumte bei wachendem Leibe, und ſolche Träume halten wach, ſo gut als das Umgekehrte davon, der Kummer. Beide, ſo entgegengeſetzt ſie ſcheinen mögen, ſind doch meiſt eins in ihrer Wirkung. Sie erſchlaffen die Seele und nehmen ihr die Kraft, der Gegenwart mit Luſt und Beſonnenheit zu begegnen. Der Kummerhafte mag nicht, er denkt: Was hilft es mir, daß ich das habe oder das thue, wenn es ſo und ſo kömmt? Wie gut er es haben mag — die Angſt vor dem Kommenden trübt ihm den Genuß und gießt ihm Wermuth in Alles. Der in der Zukunft großes Glück, große Ehre Träumende macht einen dreifachen Fehler. Die Gegenwart ſchätzt er nicht, denn ſie giebt ihm nicht, was er von der Zukunft hofft. Er vergißt, daß die Zukunft das Fundament in der Gegenwart haben muß, und nimmt, eben weil er die Gegenwart zu gering achtet, nicht die Mühe, es zu legen. Er hofft auf die gebratenen Tauben, die ins Maul fliegen. Und wenn endlich die

Zukunft eine andere iſt als die geträumte, ſo findet ſie an ihm nicht einen Mann, der ſie zu bemeiſtern, zu ertragen vermag, ſondern ein Kind, das ſtampft und heult, wenn ihm ein Spielzeug verſagt iſt. Wenn an die Stelle des Kummers die Nüchternheit treten würde, die ſich auf Alles gefaßt macht, und an die Stelle der hohlen Träume der Glaube an eine hohe göttliche Beſtimmung jedes Menſchen — die aber nicht in einem äuſſern Zuſtande, einem Genießen beſteht, ſondern über dieſem in dem hergeſtellten Werthe der Seelen — und wenn mit dieſer Nüchternheit und dieſem Glauben das Vertrauen und eine nie ruhende Thätigkeit, eine nie erſchütterte Kraft ſich gatten: dann träume man ſo viel und ſo luſtig man will, dann ſind allerdings ſolche Träume wie kühler Schatten dem, der in verſengender Mittagshitze Stöcke geſpalten hat.

Ueber das Schulhalten hatte ich appartig nicht nachgedacht. Aus dem Vorhergehenden ſieht man, daß ich z'ſinne genug hatte, und dann hätte ich eigentlich nicht recht gewußt, was ſinnen. Ich kannte das Schulhalten von Jugend auf gar wohl, und daß man auf menger Gattig Schule halten könne, wußte ich auch, d. h. ich wußte, ein Schulmeiſter könne fleißig oder faul, zornig oder gut ſein, exakt oder nachläßig: aber daß man andere Dinge treiben oder die gewohnten Dinge nach einer andern Methode treiben könne, das wußte ich nicht. Ich hatte freilich conſtruiren gelernt und Figuralmuſik: aber Niemand hatte mir geſagt, daß das in die Schule eingeführt werden müſſe. Ich hatte geglaubt, das müſſe einer wiſſen, wenn er Schulmeiſter ſein wolle, ſo gut wie der Pfarrer hebräiſch können ſollte, ohne es jedoch die Andern auch lehren zu müſſen.

Ich fieng alſo an mit der Schule, wie es üblich war. Des Morgens, ſo wie die Kinder kamen, überhörte ich die Größern; dann las ich mit den Fragenbüchleren und buchſtabirte mit den Namenbüchleren, und zum Schluß las ich auch mit den

Größern in der Kinderbibel. So gieng es auch Nachmittags wenigſtens die erſten Wochen der Schulzeit. Aber wahr iſts: b'ſunderbar fleißig war ich. Schon zeitlich war ich in der Schule und wartete nicht erſt bis die Kinder Stühle und Bänke z'unterobſi hatten. So wie ſie ankamen, fieng ich an zu b'hören, und das war keine kleine Mühe. Denn die Kinder lernten ganze Fuder auswendig: die Fragen, Gellert, Pſalmen, Hiſtorien und ſogar ganze Kapitel aus dem N. Teſtament. Ganze Bänke wetteiferten mit einander, welcher mehr aufſagen könne. So mußte ich ganze Fuder überhören und durfte keinen Augenblick müßig ſein, wenn ich des Tags zwei oder gar vier Mal zu den Namenbüchleren wollte. Manchmal blieb ein Kind eine ganze Woche zu Hauſe und lernte auswendig und wollte dann auf einmal überhört ſein, was faſt halbe Tage wegnahm. Darum ſagten aber dann die Leute: Gell Schulmeiſter! m'r bruche üſes Ding nit geng z'ſchicke; es lert daheim ſo viel as i d'r Schul!

Die Leute rühmten mich, wie ich ein Fleißiger ſei und die Sach chömm gut, ſie hätte's nit glaubt, weder wohl freune ſei ich. Das hatte ich mir allerdings in den zwei letzten Wintern angewöhnt, um mich werth zu machen, und fuhr ſo fort in der Meinung, ich könne es mit der Liebe machen zuerſt. Wenn dann die Kinder an mich gewöhnt ſeien, ſo könne ich immer noch mit dem Ernſt anfangen, wenn es dann noch nöthig ſei. Die Kinder hatten mich nicht ungern, aber kein Kind, und beſonders ein roh erzogenes Kind, wird aus purer lauterer Liebe gehorſam; wird nicht auf einmal ſeinen Willen unterordnen, den es ſonſt frei walten läßt. Die Liebe wirkt nur da Gehorſam, wo ſie mit der Achtung begleitet iſt, und dieſe Achtung muß errungen werden dadurch, daß das Kind fühlt, ein höherer, kräftigerer, ſtärkerer Wille ſtehe dem ſeinen entgegen, dieſer Wille laſſe ſich nicht blenden, nicht umgehen, nicht einſchläfern, ſondern er ſei gleich feſt und beſtimmt am Morgen wie am Abend. Da wird das Kind ſich beugen, und kann man Liebe erzeugen zur Achtung, ſo wird erſt der Gehorſam ein freiwilliger, freudiger. Als ich ſpäter Ordnung ſchaffen wollte, weil nicht mehr dabei zu ſein war, und Ruthe und Stecken brauchte, da würkte ich nichts mehr, als daß ich bei den Kindern das Gefühl erzeugte, es geſchehe ihnen Unrecht, und ich hätte gar nicht das Recht, ihnen etwas zu thun, d. h. ſo wie in ihrem Gemüth, in ihrer Vorſtellung meine Natur ſich abgebildet hatte, ſo konnte ich nicht ſchlagen, nicht ſetzen, ſie aber konnten machen was ſie wollten. Schlug ich aber oder ſetzte, ſo ſchien ihnen das unnatürlich von mir und ungerecht; denn ich hätte es ja ſchon hundert Mal thun können, wenn es in meiner Natur gelegen oder recht geweſen wäre.

Es ſchien ihnen nur eine böſe Laune zu ſein oder ein beſonderer Groll gegen das Geſchlagene oder ſeine Leute. Denn das nahm man als bekannt an, daß der Schulmeiſter an den Kindern auslaſſe, was er gegen die Eltern habe. Und die Eltern kamen wohl und fragten mich, was ich gegen ſie habe und was ſie mir zuwider dienet hätten, daß ich heute ihr Kind geſchlagen oder nebenaus geſtellt. Wenn ich dann ſagte, gar nichts, aber es habe gar nicht gehorchen wollen, ſo ſagten ſie: Sie hätten geglaubt es müßte etwas appartigs ſein, weil andere vielmals das Gleiche gethan, ohne daß ſie geſtraft worden wären. So machte jede Strafe einen böſen Eindruck.

Darum vergeſſe man nicht die Wichtigkeit des erſten Eindruckes. Man zeige ſich den Kindern ja nicht als ein Schaf, aber eben ſo wenig als ein Tiger, ſondern eben als ein Mann, der über den Kindern ſteht, ſie liebt, aber geachtet ſein will und Gehorſam fordert. Dieſe Lehre iſt für Schulmeiſter gewiß ſehr wichtig, allein ſie wäre es noch für viel mehr Leute, und wer weiß ob nicht auch für die Regierung!

Siebenzehntes Kapitel.

Wie mir der Verſtand gemacht wird.

Da die Leute mir immer mehr in die Kinderlehre liefen und ſogar Meitſcheni aus andern Gemeinden kamen, zwei, drei und vier mit einander, ſchön in einer Zylete, Hand in Hand, ſo dachte ich bei mir ſelbſt, die ganze Kirchgemeinde werde g'wunderig ſein, den b'rühmten Schulmeiſter zu ſehen, und es ſei nichts als billig, daß ich mich einmal zeige. Wenn ſie einmal wüßten wie ich wäre, glaubte ich, es kämen noch viel mehr Leute in die Kinderlehre.

An einem ſchönen Sonntag machte ich mich daher ſchön z'weg um z'Chile z'gah. Früh hatte ich angefangen zu waſchen und zu ſtrählen und wurde doch ſpät fertig, die Haare wollten nie recht ſchön vorume cho, wie ich ſie netzen und drücken mochte. Es iſt kurios, wie ſo viele Leute nie zur rechten Zeit fertig werden können zum Chile gah, ſondern ſich außer Athem und in Schweiß laufen müſſen, daß man ſie in der ganzen Kirche ſchnupfen hört. Das thun ſie ſicher nicht aus dem Grunde, wie jener Herr, der immer auf ſich warten läßt, immer zu ſpät und allein kömmt, damit man deſto beſſer ſeinen ſtattlichen majeſtätiſchen Gang, ſeine erlauchten Mienen und ſeine ſchönen Handſchuhe an den groben kurzen Fingern bemerken möchte. Nein die Leute ſtehen viel zu gerne um die Kirche herum und erzählen ſich, was ſie wiſſen, und vernehmen Nahrung für den G'wunder auf eine ganze Woche hin. Aber es hängt ein eigenes Geſchick über das z'Predig-gah und das zu ſpät Kommen. Es ſind viele Leute, die in den Träumen oft und viel damit gequält werden. Sie träumen, es ſei Sonntag und ſie wollten z'Chile, aber ſie können ſich nicht anlegen, ſie finden die Schuhe nicht, ſie kommen nicht fort, wie ſie auch ſpringen möchten. Unterdeſſen verläutet es und immer neue Saumſteine legen ſich in den Weg, ſo daß ſie meiſt gar nicht zur Kirche kommen. Eine alte Frau deutete dieſe Träume ächt chriſtlich alſo: Uſe Herrgott wott is mahne, daß es is mit em Himmel gah chönnt wie mit d'r Predi, daß m'r nit möchti ko u z'ſchpät wäre, we mer is nit früh z'weg u uſe Weg mache.

Ich hatte mich beſonders gefreut vor der Predigt auf die Kirchmauer zu ſitzen oder unter der Vorlaube zu ſtehen und die Leute fragen zu hören: iſch ne äys! lue! g'ſeſch dä dert, das hübſch Bürſchli? das iſch d'r neu Schulmeiſter, wo ſo 'ne G'ſchichte iſch u ſo ſchön kingelehre cha. So hatte ich die Sache mir ausſpekulirt, und im Voraus ſchon herrlich wohl daran gelebt, und durch mein Dräue brachte ich mich nun ſelbſt um dieſes Herre- oder Schulmeiſterfreſſe. Aber ich gab die Hoffnung nicht auf, ich machte lange Beine, holte noch den Zug der Wandelnden ein und wollte vorüber, aber ſie ſagten: Schumeiſter, ume nit ſo preſſirt, m'r meu no geng lo, es lütet no lang nit. In meinem Kopfe war es vor lauter B'langen viel ſpäter, und wäre ich fertig geworden zu der Zeit, wie ich gewollt, ich wäre wahrſcheinlich eine halbe Stunde allein auf dem Kirchhof geſtanden. Nun mußte ich Schritt halten mit dicken Weibern, die ſich damit unterhielten, welches das beſte Zeichen ſei den Kabis z'bſchütten und wer in der vergangenen Nacht bei dieſem oder jenem Meitſchi gelegen ſei. Mußte Schritt halten mit g'ſatzlichen Männern, von denen die Einen prozedirten, die Andern handelten, die Dritten rühmten wie viel ſie melken, die Vierten klagten wie wenig ſie dreſchen. Mußte das alles anhören und durfte nicht voraus. Jetzt wußte ich, wie es einem Roß zu Muthe ſein muß, das man zum erſten Male ins Leitſeil nimmt.

Endlich war der Kirchhof erreicht, es läutete noch nicht, aber ſchon viele Leute ſtunden auf demſelben herum. Drei Männer ſtunden nicht weit vom Eingang, die Pſalmenbücher unterm' Arm (meines hatte ich vergeſſen). Einer derſelben wandte ſich nach mir um, bot mir die Hand und ſagte, es duch ne, ih ſyg d'r neu Schumeiſter in der Schnabelweid? Auf die Bejahung vernahm ich, daß die drei andern Schulmeiſter der Gemeinde vor mir ſtünden. Meine Herren Collegen würde man heutigen Tages ſagen. Dieſe fragten mich die üblichen Fragen, wie es gehe, wie es mir gefalle? Ich, ehrlich oder dumm, war Rühmens voll in jeglicher Beziehung über mich und Andere. Darauf meinte Einer: Es gehe allen jungen Schulmeiſtern ſo, aber es werde ſchon anders kommen! Der Andere meinte ſpöttiſch: Neu Beſe wüſche wohl! Der Dritte ſagte: Je mehr man zuerſt rühme, deſto mehr habe man zuletzt zu klagen. Der Eine fragte mich: Ob ich nicht ſingen könne, daß ich kein Buch bei mir habe, oder ob es mir zu viel Mühe mache eins zu tragen? Der Andere wollte wiſſen: Ob ich dem Pfarrer meine Aufwartung gemacht, wie es üblich und ſchicklich ſei? Er werde mich ſauer anſehen, wenn es noch nicht geſchehen ſei. Der Dritte fragte: Ich werde wohl Schule halten auf die neue Mode? Auf meine Antwort: Ich halte Schule wie allenthalben der Brauch ſei, ſagte er: Ich werde doch auch conſtruiren. Da ich antworten mußte, daran hätte ich noch nicht gedacht, ſo erwiederte er ſpöttiſch, ſo ſehe er nicht, was da appartig zu rühmen ſei, ſeine Kinder könnten conſtruiren wie auf der Geisl. klepft.

Ach Gott! wie brühheiß ward mir da ob all den verfänglichen Fragen und ſpitzigen Redensarten. Ach wie andere Dinge waren das, als ich erwartet hatte. Ich ſuchte mich loszumachen, um zu ehrlichen Leuten zu kommen und etwas Schöneres zu hören, aber ſie ließen mich nicht los: wie ich den Fuß zum Gehen lüpfte, war einer mit einem Trumpf da und ſtellte mich. Aber das geſchah alles mit lächelndem Munde: aber dem Einen unter ihnen blitzte es beſtändig in den Mundecken und ſeine Knie waren keinen Augenblick ſtill. Ich merkte eigentlich ihr Spiel nicht und begriff manchen Stich nicht. Es ärgerte mich nur, daß ich da mit denen wortwechſeln mußte ſtatt anderwärts ſchöne Redensarten zu hören. In der

Kirche aber während des Betens und Singens fieng es mir an aufzurühren, daß ſie mich eigentlich durchgehechelt hätten. Erſt jetzt glaubte ich manches Wort zu verſtehen, das ſie hatten fallen laſſen, und wurde roth und mochte mir faſt die Finger abbeißen, daß ich ſie nicht wieder getrümpft, ſo und ſo ihnen geantwortet. Das ſchien mir nicht ſchön von ihnen, einen jungen Collegen ſo zu empfangen mit Stich und Hieb. Im Sack machte ich die Fauſt und ſah ſie ſeitwärts an, was ſie eigentlich für Kunden wären, fand aber in ihren Geſichtern nicht den Muth mit ihnen anzubinden. Allen dreien zuckten Spuren von Feuerteufelchen auf der Stirne herum, die nur eines Funkens bedurften, um zu knallen und zu ziſchen.

Unterdeſſen predigte der Herr troſtlich zu, und obgleich ich kein Wort verſtund, weil ich Anderes dachte, wuchs mir doch ein Troſt im Herzen wie ein Schwamm aus einem faulenden Baumſtrunk. Das ſei der Neid geweſen, dachte ich bei mir ſelbſten, der ſie ſo hätte reden laſſen. Sie müßten gehört haben, was für Einer ich ſei, und das möchten ſie mir nun nicht gönnen und ſeien ſchalus. Das ſei doch wüſt von ihnen, dachte ich, und noch dazu von Schulmeiſtern; aber ihnen zum Trotz wolle ich erſt jetzt recht zeigen, was ich eigentlich ſei. Das freute mich doch, daß ſie von mir reden gehört in ihren Dörfern, und es nahm mich Wunder, wer es ihnen geſagt und was man ihnen eigentlich geſagt, und ich mochte es ihnen gönnen, daß ſie durchgethan wurden durch mich. Was ſie mir geſagt, beachtete ich nicht, am wenigſten den Spruch: Je mehr einer Anfangs rühme, deſto mehr klage er zuletzt.

Mit recht hämiſchem Lächeln warf ich Blicke auf ſie, und nahm mir vor, ihnen einzutreiben ihre Bosheit. So war in der erſten Stunde der Teufel zwiſchen unſere Herzen gefahren, hatte die Zwietracht uns in die Haare geſetzt und den unglücklichen verkehrten Sinn in uns ausgegoſſen: Einer ſei des Andern Widerſacher, des Einen Erhebung ſei des Andern Erniedrigung.

und dieſes: die eigene Erhebung, des Andern Erniedrigung, ſei unſere Aufgabe. Wie mag aber wohl ein Reich beſtehen, wen es uneins in ſich ſelbſten iſt?

Es iſt ein Elend in der Welt, daß die Herzen ſo leicht ſich feindlich gegen einander auslegen, beſonders junge und alte Herzen; ſollte es doch zwiſchen ihnen ſein, wie zwiſchen altem und jungem Wein, wo der junge durch den alten gereift und gemildert wird, der junge den alten vor dem Flauwerden, dem Abſtehen ſchützt. Aber die alten Herzen, bitter gemacht durch die Erfahrung und doch ſtolz darauf, blicken verachtend auf die jugendliche Kraft und fordern zürnend von ihr des Greiſen zitternd, zagend Weſen. Die jungen Herzen blähen ſich auf zu raſchen Sprüngen, und im Bewußtſein der Kraft ihres Willens vergeſſen ſie die Unkenntniß des Bodens, auf dem ſie ſpringen wollen, brüſten ſich gegenüber dem Alter mit ihrem jugendlichen Weſen und Wiſſen, leichtfertig verſchmähend deſſen Erfahrungen. Und mitten zwiſchen beide lagert ſich die böſe Welt, das Neue liebend und doch jede Verbeſſerung haſſend. Sie bethört erſt das junge Herz durch reiches Lob zur Eitelkeit, empört es gegen das Alte und ſchlägt es, wenn es verbeſſern will, nieder mit Hohn und Spott, bis auch es alt geworden iſt an Bitterkeit und die Eitelkeit verwittert iſt zu Verachtung jugendlichen Treibens, in den Wahn verſunken iſt, daſſelbe allein hindere, daß mit der Krone der Weisheit die Welt das weiße Haupt bedecke. Ach wenn die Herzen, beide jung und alt, doch nur Eins bedächten: Daß Gott beide gemacht, jedes in ſeiner Eigenthümlichkeit, Eines zu Hülfe und Schutz des Andern; daß beide arbeiten ſollten für Den da oben, keines ſeine Ehre ſuchend, ſeinen Nutzen, ſondern die Ehre Des da oben; daß der der Höchſte iſt, der des Andern Diener wird; daß ein Werk aller Werk iſt und ein Meiſter alle lohnet, einen jeden nach ſeiner Treue, die das Ihre gethan und kein gutes Streben gehemmt. Dann würden die Herzen ſich zuſammenlegen, die alten in ſüßer milder Kraft, die zungen in feurig ſprudelndem Muthe. Was, wer vermöchte dieſem Bunde zu widerſtehen? Ihr Meiſter wäre Gott, ſie aber würden Meiſter der Welt, der Welt in ihnen, der Welt auſſer ihnen.

Nach der Predigt machte ich mich alſobald fort, ohne nur ein einziges Sprüchlein gehört zu haben, wie ich ſie zu Dutzenden auf mich herabregnend gedacht hatte. Statt deſſen war ich vernütiget und ausgelächelt worden. So gieng es mir doch viel in meinem Leben, daß ich Schmach und Spott einerndete, wenn ich Lob und Preis erwartet hatte. Ich brauchte nur zu mir zu ſagen: Ja Peter! das iſt wieder ein brav Stückli von dir, das macht nicht ein jeder; und wie werden doch die Leute Augen machen, wenn ſie es vernehmen, und dich rühmen: ſo konnte ich faſt ſicher darauf zählen, daß ich Verdruß, Schaden und Spott davon hatte. Und doch waren viele dieſer Sachen wirklich gut und verdienſtlich und meine Erwartungen ſchienen mir ganz billig zu ſein. Warum dann ſo bittere Früchte aus guter Saat? Dieſes Räthſel konnte ich lange nicht löſen, und ich ſieng an in der Leut. Meinung einzuſtimmen, daß einer ein Narr ſei, etwas beſonders Gutes thun zu wollen, und daß die wahre Klugheit darin beſtehe, daß jeder zu ſeinem Vortheil ſehe und um alles andere ſich nicht kümmere. Da ſollte ich einmal an einem Sonntage die Worte erklären „alle unſere guten Werke ſeien mit Sünden beſteckt.“ Lange konnte ich das nicht begreifen, endlich fiel es mir ein, daß dieſe Sünden der Stolz und die Eitelkeit ſeien, die ſich erheben, ſobald wir ein gut Werk thun wollen oder gethan haben; daß die Sünde in der das Werk begleitenden Geſinnung beſtehe. Wie nun Gottes Güte auf jede Sünde eine Mahnung oder Strafe innerlich oder äuſſerlich folgen läßt, damit der Sünder ſich belehre, ſo züchtigt er Stolz und Eitelkeit dadurch, daß er ſie nicht befriedigen, ſondern verletzen, kränken läßt. Das verſtehen aber die Leute nicht, ſondern ſtatt Stolz und Eitelkeit zu bändigen, unterlaſſen ſie das Gute. O könnten wir es dahin bringen, unſere guten Werke in bewußtloſer Beſcheidenheit zu vollbringen, wie das Kind, das Jeſus in die Mitte der Jünger ſtellte, ſo würden für uns die Hälfte aller Kränkungen wegfallen und unſere beſten Werke wären nicht mehr durch ſündhaften Sinn vergiftet.

So weit dachte ich damals aber nicht, ſondern wie ein junger Schulmeiſter nur der Naſe lang, nämlich daß ich hinter den Andern nicht zurückbleiben wolle und meine Kinder das Conſtruiren auch lernen müßten, wie auf der Geisle klepft. Und da man an meiner Singkunſt zu zweifeln ſchien, ſo nahm ich mir vor, die Kinder im Figuralgeſang zu üben, wozu ſich glücklicher Weiſe einige Exemplare von Gellerts Liedern in der Schule vorfanden. Endlich wollte ich nicht, daß die Andern dem Pfarrer werther ſeien als ich, und nahm mir vor, ihm in der nächſten Woche meine Aufwartung zu machen.

Achtzehntes Kapitel.

Wie ich einen Pfarrer beſuche.

An dieſem Beſuch käute ich bis ans Ende der Woche. Zum Herrn zu gehen iſt ein Ereigniß für Jeden in der Gemeinde, beſonders für einen ſchüchternen jungen Schulmeiſter damaliger Zeit. Es ſieht gar ſo fremdartig aus das ſteinerne Haus, der Klopfer an der Thür und die ſchwarze Kleidung. Der Herr ſelbſt iſt ſo eine Majeſtätsperſon, eingehüllt in dichten Dunſtkreis vom Amt und Würde, und man weiß nie wann es aus dieſer Wolke blitzen und donnern wird, ob man gelegen oder ungelegen kömmt. Aber eine verfluchte Schadenfreude hat man, wenn aus dieſer Wolke heraus etwas Menſchliches durchzwitzeret. Dennoch will man dieſe Wolke, man lebt wohl an dem geheimen Schauer vor derſelben, faſt wie an

Geſpenſtergeſchichten. Wo ein Pfarrer derſelben ſich entkleiden will und aus derſelben heraustreten möchte, da ſchreit man zetter Mordio! als ob man die Kirche abbrechen, Hand an das Chriſtenthum legen wollte. Man glaubt, eine ſolche geheimniß- und grauenvolle Wolke müſſe neben der Kirche ſich lagern und über das Chriſtenthum, und mitten drin ſolle der Herr ſtehen, eben um zu Zeiten zu donnern und zu blitzen. Für das Einfache, rein und ſchön Menſchliche, hat man noch ſo wenig Sinn als für die Liebe Gottes. Man will die Furcht und das Grauen, man will lieber zittern wie ein Kind als lieben wie ein Kind.

Langſam machte ich mich eines Abends auf, kürzer wurden meine Schritte je näher ich dem Hauſe kam, und mit klopfendem Herzen klopfte ich an der Thür. Lange ſtund ich drauſſen, es regte ſich Niemand drinnen. Endlich wagte ich noch einmal zu klopfen. Da kam eine Magd aus dem vollen kauenden Mund mich anſchnurrend, was ich ſo preſſierlichs habe, daß ſie nicht einmal z'Abe nehmen könne ruhig? Ich wolle zum Pfarrer, ſagte ich. Der Herr Pfarrer trinke z'Abe, erwiederte die brämte Köchin; ich könne warte, bis er fertig ſei. Die Leute hätten keinen Verſtand, daß ſie immer zur Eſſenszeit kämen, ſie ſöttes doch aſe wüſſe.

Ich ſtund lange wartend, da ſtürmten zwei Kinder heraus, ſagten mir weder „guten Abend“ noch „Gott grüß ech!“ ſondern beguckten mich von allen Seiten, fragten, wer ich ſei, was ich welle, ob ich die Schuhe abgewiſcht, und ſagten, d'Mamma heig g'ſeit, es ſyg doch uverſchant, daß me d'r Papa nit emal rüehig lah z'Abetrinken. Das alles hörte ich verblüfft an und antwortete ſo gut ich konnte, bis man mich endlich zum Herrn rief und in ein kleines düſteres Stübchen führte. Der Herr, ein ſtattlicher Mann mit einem ſchwarzen Küherkäppli auf dem Kopf, ſtopfte eben ſeine Pfeife und ſah ſich nicht nach mir um, bis er fertig war und Feuer zu ſchlagen begann. Das ſtille Warten ſchnürte mir den Hals faſt zuſammen wie die Kinderlehre. Endlich begann er: Es ſei Zeit, daß ich mich endlich zeige. Er könne gar nicht begreifen, was ſo ein junger Schulmeiſter heutzutage ſinne, daß er vier Wochen Schule halte, ehe er zum Pfarrer komme. Aber ſie wollten heutzutage alle oben aus. Er könne gar nicht begreifen, wie auch ein Schulmeiſter ſo in eine Schule plötſchen könne, wie vom Himmel herab, ohne mit ſeinem Vorgänger und mit dem Pfarrer geredet zu haben über den Standpunkt der Schule und die allerlei ſonſtigen Verhältniſſe, die man kennen müſſe, wenn man gut fahren wolle. Aber wir meinten halt, wir ſeien Propheten, und eine Schule ſei ſo eine Bettlerkutte, wo es graglych ſei, ob man oben oder unten, hinten oder vornen zu flicken anfange. So kapitelte er mir ſtehend ab, mächtige Tabakswolken um ſein Haupt wirbelnd. Nachdem ich mich ſo gut möglich verſprochen hatte mit Mangel an Zeit, beſonders wegen den Kinderlehren (da rühmte ich mich nicht, wie glentig ich ſie mache), ſtellte er mir eine Stabelle dar und ſetzte ſich in einen großen Seſſel mit langem langem Rücken und Leder überzogen, wie ich noch keinen geſehen hatte. Was mich aber beſonders arig düchte, war ein Feuer in der Wand in der Stube, ein Feuer das nicht rauchnete und nichts anzündete und auf dem man nicht kochete, ſondern nur dabei hockte und Tubak anzündete und darein ſpeute. Was doch die Herrenlüt nicht alles erſinnen, um ihrem Geld und ihrem Holz abzukommen!

Nun nachdem er austurnirt hatte und wir ſaßen, wurde er manierlicher und fragte mich, was ich bis dahin in der Schule gemacht und wie ich fortzufahren gedächte?

Ich berichtete ordentlich meinen gewohnten Gang, wie die Kinder vernachläßigt geweſen, wie ich mich befleiße und die Kinder ſchon merklich vorwärts gekommen ſeien. Wann ich denn zu ſchreiben und zu rechnen anfangen wolle? fragte er weiter. He! es hätten ſchon zwei oder drei Buben geſagt, ſie wollten nach dem Neujahr zu ſchreiben anfangen und wollten Heuſtöcke rechnen lernen. Der Pfarrer ſagte mir aber: Das gehe nicht ſo, wie jeder wolle; was in der Schule gehen ſolle, habe eben er zu befehlen. Er wolle nun nicht, daß ein Kind zu rechnen und zu ſchreiben anfange, ehe es das Siegfriedli und das Fragenbuch auswendig gelernt, und allemal bei Anfang der Schule müſſe vor allem aus alles Auswendiggelernte repetirt werden, und wenn ſie die ganze Bibel auswendig könnten. Darauf müſſe man ſtreng halten, Religion ſei die Hauptſache in der Schule, und wenn Eins nichts auswendig wiſſe, ſo wiſſe man nichts anzufangen mit ihm in der Unterweiſung. Aber wenn dann dieſes gemacht ſei, ſo ſolle man nicht lange fragen: Wer will rechnen? wer will ſchreiben? ſondern da müßten Alle es lernen, ſo viel ſie davon noch lernen könnten. Vor allem aus die Buben, die hätten es am nothwendigſten, ſie mögen reich oder arm ſein, ja die Armen brauchten es noch mehr als die Reichen. Aber auch die Mädchen ſollten es lernen, ſie wüßten nicht wozu es ihnen käme und wie ſie es brauchen könnten. Alle Tage ſollte ich mit denen, welche das Ihre auswendig gelernt, des Vormittags eine Stunde rechnen, des Nachmittags eine Stunde ſchreiben; vielleicht gebe es noch mehr Zeit dazu. Dem vorigen Schulmeiſter habe er es auch befohlen gehabt, allein es nie dahin bringen können. Ein einziges Mädchen habe es angefangen, allein am Ende, weil es nicht das Einzige bleiben wollte, auch unterlaſſen.

Nachdem der Herr damit fertig war, ſprang er zu einem andern Thema über.

Er ſagte mir, daß ich mich dann als ein Schulmeiſter aufführen und nicht mit den jungen Burſt abgeben ſolle und dem Weibervolk. Sie hätten die Freude daran, ſo ein junges Bürſchchen, das Schulmeiſter ſei, zu löken, in alles hineinzuſprengen, was wüſt ſei, erſtlich um über ihn zu lachen, im Glauben ſie ſeien viel geſcheuter als ſo ein Schulmeiſter, und zweitens, ihr eigen Thun und Laſſen mit dem Sprüchlein zu beſchönigen: D'r Schumeiſter hets o g'macht, er iſch geng vorab g'ſi, u was e Schumeiſter macht, dörfe m'r doch o mache; ſo eine wird wohl wüſſe, was ageyt. Ich ſolle mich hüten. Gerade in der Schnabelweid ſeien Menſchen, welche die größte Freude an ſolchem hätten; und der frühere Schulmeiſter habe es erfahren. Am Abend ſolle ich zu Hauſe bleiben und mich in Allerlei üben und des Nachts in meinem Bette ſein, das ſtehe einem Schulmeiſter wohl an.

Nachdem er dieſe Predigt, mit zweien ſo ungleichartigen Theilen, gehalten hatte, während ich, wie es in einer Predigt bräuchlich iſt, ſtille geſchwiegen aber meinen Theil gedacht hatte, ward er zuſehens einſylbiger und mir ward auch, wenn ich nur da dänne wäre, ehe vielleicht noch ein dritter Theil nachkäme. Aber ich wußte nicht recht, wie gehen, wie aufſtehen. Ich ribſete auf dem Stuhle herum, brachte es aber nicht ab demſelben, bis endlich der Herr ſelbſt aufſtund und ſagte: He nun Käſer! ihr habt gehört, wie ich es haben will, ich will hoffen, ihr richtet euch darnach, ſonſt kömmt es nicht gut. Ich werde thun, was mir möglich ſei, antwortete ich; wünſchte dem Herrn eine gute Nacht, drehte mich von ihm weg der Thüre zu, und unter der geöffneten machte ich, mit dem Kopf gegen den Gang hinaus, den Rücken dem Herrn zukehrend, einen gar ſchönen und tiefen Reverenz, ſo daß ich ab der Schwelle mit dem Kopf etwas unſanft an die Mauer ſtolperte und unendlich froh war, als ich nicht nur den Herrn, ſondern auch das Haus hinter mir hatte.

Himmel! wie wirbelte mir die gehörte Predigt im Kopfe herum, noch keine ſo. Da ſollte alſo in der Schule ein Jedes rechnen und ſchreiben können, Arme und Reiche, Knaben und Mädchen! Was doch ſo ein Pfarrer nicht alles erſinnet und was er Einem nicht alles zumuthet!

Unvernünftig kam es mir vor, daß Alle dieſes lernen ſollten. Es wiſſe doch Jeder wohl, ob er Schreiben und Rechnen brauchen könne, dachte ich; das ſei nur erſonnen um die

Bauern zu plagen und ihnen unnöthige Koſten zu machen und um dem Schulmeiſter zu cujoniren. Wie ſollte man dieſem zumuthen, daß er bei dem vielen B'hören noch mit ſo Vielen rechne und ſchreibe? Wenn ja nur drei ſchreiben, ſo habe man immer mit ihnen zu thun, wie dann, wenn dreißig bis vierzig ſchreiben? Herrgott! welche Unvernunft und noch dazu von einem Pfarrer! Wer ſoll dann mit den Andern buchſtabiren und leſen? Wohl! das würde lange gehen bis Eins leſen lernte. So was könne aber nur einem in Sinn kommen, der nie ſelbſt Schule gehalten und in ſeiner Studierſtube ſo allerlei ausſpintiſire aus langer Weile, dachte ich mir, und ich wünſchte nur, der Herr möchte ſelbſt Schule halten, um zu erfahren, wie wenig er davon verſtehe und wie kommod es ſei, ſo von ſeinem langen Seſſel aus zu befehlen, was man ſelbſt nicht machen könne.

Ebenſo ereiferte ich mich über den zweiten Theil der Predigt. Da nahm ich von vornen herein an, der Pfarrer ſei ſchalus über mich, daß ich es ſo gut mit den Leuten könne, daß ſie mich ſo lieb hätten, mir ſo in die Kinderlehre liefen, und wolle mich auf dieſe Weiſe ihnen entfremden und das gute Verhältniß ſtören. Es lächerte mich, daß er glauben konnte, die Leute wollten mich zum Beſten haben und zum Sündenbock brauchen. Da wiſſe er doch wenig, wie lieb die Leute mich hätten, wie treuherzig ſie es mit mir meinten und wie geſcheut ich ſei. Uebrigens gienge ihn die Sache nichts an, meinte ich: ich ſei kein Herr, ſondern ein Schulmeiſter, der ſo gut das Recht habe, ſich luſtig zu machen als ein Anderer. Was das doch anders ſei, zu Kilt zu gehen? Das ſei ja von jeher ſo geweſen, und wenn Einer eine Frau wolle, ſo müſſe er auch thun wie ein Anderer. Wie es wohl kommen würde, wenn ich ſo appartig mich aufführen wollte, wie der Herr meine? Da würden ja die Leute ſagen, ich ſei hochmüthig und wolle vornehm thun, und da würden ſie mich auslachen und nichts auf mir halten. Aber ſo ein Herr wiſſe gar nicht, was der Brauch ſei und wie es eigentlich zugehe. Der habe ſeine Naſe nur in den Büchern. Und der habe gar gut, den Leuten dies und das zu verbieten — er laſſe es ſich doch auch wohl ſein in ſeinem Hauſe, habe Wein im Keller und ein Feuer in der Wand, bei dem er rühig ſitzen könne Sommer und Winter und tubaken.

So mit dem Pfarrer in Gedanken prozedirend und räſonirend kam ich in mein Dörfchen zurück und gieng nicht heim. Ein junger Menſch, der den Kopf voll hat, beſonders wenn es Aerger iſt über einen Andern, vermag es ſelten über ſich, die Sache in ſich ſelbſten zu verwerchen, es drängt ihn die ganze Paſtete unverdaut auszukramen ſeinen Freunden, und für ſeine Freunde hält er gar zu gerne die Erſten, Beſten, welche ihm zuhören wollen. Ich trat alſo in ein Haus ab, wo man mir beſonders wohl zu wollen ſchien, und ſetzte mich dort auf den Ofentritt. Ich machte ein ſaures Geſicht, gab manches Zeichen des Mißvergnügens von mir, bis man mich endlich fragte: Was mir über den Weg gelaufen ſei, daß ich ſo Scheßti mache.

Natürlich antwortete ich nicht auf die erſte, ſondern erſt auf die dritte Frage, daß ich bei dem Pfarrer geweſen ſei, und daß der mich taub gemacht habe. Ich erzählte die Anmuthungen, die er an mich geſtellt. Das war den Leuten angeholfen. Por Wetter, wie pülverte die Frau, daß ihre Meitſchene rechnen und ſchreiben ſollten. Das wäre aſe ſchön, wenn die Kinder g'ſcheuter und geſchickter werden ſollten, als die Alten. Da mochte der Tufel dabei ſein. Schon jetzt wäre kein Gehorſam mehr. Was ſelligs abtrage? Werche ſei die Hauptſache. Sie könne auch nicht ſchreiben und rechnen, aber ſie ſei doch eine Bäuerin, und es nehme ſie Wunder, wo eine her kommen wolle und ſagen: Sie ſei die töllere und huſtigere. Der Mann begehrte nicht minder auf, daß ein jeder Hudelbub lernen ſollte, was ein Bauernſohn. Das mache nur ſchlechte Leute und die würden dann die Naſe in alles ſtecken und befehlen wollen; da möchte er auch dabei ſein. Aber der Pfarrer hocke den Bauern auf, wo er nur immer könne. Er möge es ihnen nicht gönnen, daß ſie mehr hätten als er. Er halte es mit allen ſchlechten Leuten, er höre einem Jeden und verrätſche dann die Bauern bei dem Landvogt, wie der Schreiber ſage, aber der Landvogt meine es beſſer mit ihnen als der Pfarrer. Sie zahlen den Schulmeiſter, und ich ſolle nur ſo fortfahren, wie ich angefangen habe, gerade ſo ſei es ihnen recht.

Ebenſo machten ſie ſeine Ermahnungen wegen der Aufführung herunter, die ich ihnen natürlich auch klagte. Es ſei ſchlecht vom Pfarrer, den Schulmeiſter ſo aufzuweiſen und ſie zu verdächtigen. Es ärgere den Pfarrer nur, daß er nicht mitmachen dürfe; er ſei nicht beſſer als ein Anderer, aber darum gönne er auch Niemanden eine Freude. Sie hätten einem Schulmeiſter wenig darauf, wenn er thun wollte wie ein Herr. Ich ſei ihrer Gattig und ſolle auch thun wie ſie. Auf ſolches Gedamp ſolle ich gar nicht hören, und den Pfarrer Pfarrer ſein laſſen, ſie machten es auch ſo. Ich fand, daß die Leute durchaus recht hätten, und wir wurden einig, daß es beim Alten bleiben ſolle.

Neunzehntes Kapitel.

Etwas vom Weſen und Treiben der Liebe, und wie es ſich bei mir geſtaltet.

Die Liebe iſt das eigentliche Götterwort auf Erden, ſie iſts die beſänftigend zum Kinde trittet, wenn es ſchreiend die Erde begrüßt, die ſeine Schmerzen ſühnt, ſeinen Geiſt belebend anhaucht. Die Liebe wächst im kindlichen Herzen auf, ſie fließt in Blick und Worten aus dem befreundeten Geiſte entgegen, ſie offenbart auf jede Weiſe das Sehnen, Zeichen der Liebe von ihm zu empfangen. Es zieht die Liebe zum Menſchen hin, aber eben ſo ſehr möchte ſie auch den Menſchen anziehen an ſich; es iſt die Liebe ein Angezogenwerden, aber auch ein Streben anzuziehen, an ſich zu feſſeln. Ein Doppeltes iſt ſie alſo, ein Gefeſſeltwerden, ein Hingeben, ein Feſſeln Anderer, ein Gefangennehmen der Geliebten in der Liebe reiche Bande. Des Kindes Herz iſt der Liebe voll; ſie fließt nicht blos den Eltern entgegen, ſondern auch den ſie umgebenden Kindern, und da bereits wird der Knabe zum Mädchen gezogen und das Mädchen ſucht den Knaben an ſich zu ziehen mit allen Zeichen ſeiner Liebe. Freilich ſind dieſe Zeichen verſchieden je nach Alter und Stand, und anders bei Knaben, anders bei Mädchen; aber der Beobachter ſieht ſie beim Bettlermädchen, das barfuß läuft, und beim Grafenkind, das vierſpännig fährt. Aber wie beim Mädchen das Sehnen wächſt, die innere heißere Liebesglut, deſto unſichtbarer werden in der reinen Mädchennatur, die weder durch Spekulationen ſpekulativ gemacht, noch durch Begehrlichkeiten vergiftet werden, dieſe Zeichen; deſto mehr hüllt das, was man ächte Weiblichkeit nennt, der Duft der Jungfrau, zart wie der Staub auf Schmetterlingsflügeln, die Liebe, die anziehen will und angezogen wird, das Sehnen ſein Herz zu geben, ein anderes zu gewinnen, in zarten Schleier ein. Dieſer iſt gar reich und rein gewoben aus holder Schüchternheit und ſüßem Blangen, und einmal zerriſſen, flickt keine Kunſt ihn wieder. Da ſieht man nur am Leuchten des klaren Auges, hört nur am weichen Ton der reinen Stimme die Bewegung des Herzens, und ſieht auf deſſen Grund funkeln den Demant der Liebe. So umhüllt wirkt aber der Liebe Kraft am meiſten und bindet am gewaltigſten. O wer kennt nicht das Blümchen Wunderhold, das ſo ſelten ſich findet, und wie das Veilchen nicht in der Felder Mitte, nicht auf den Kronen der Hügel. Im Herzen dieſes Blümchens iſt ein wunderbarer Einklang zwiſchen anziehen und angezogen werden, zwiſchen Nehmen und Geben, zwiſchen Kraft und Schwäche, beide entfalten ſich Hand in Hand. Während des Mädchens Lieblichkeit den Jungen näher und näher zieht, entfaltet ſich weiter und weiter in des Mädchens Herzen der Liebe reich duftender Kelch, und wie es den Jungen feſter und feſter kettet, fühlt es ſich immer unauflöslicher an ihn gebunden mit demantenen Feſſeln. So werden die Herzen eins in treuer Liebe, und dieſe treue Liebe wird nicht zertrümmert durch des Schickſals Schläge, verwittert nicht in des Lebens Sorgen, vergiftet ſich nicht gegenſeitig, blüht roſig fort unter weißen Haaren, und nur die Körper vermag der Tod zu ſcheiden und dann vereinigen zu ewiger Liebe die Seelen ſich.

Es giebt aber auch Herzen, wo die Liebe ſich nicht umhüllt, wo man die Kraft, die anziehen möchte, ungeſcheut ſpielen läßt. Die Dame, die mit Augen und Händen ſpielt, mit Fächer und Schnupftuch, mit feinen Redensarten und beſonderm Augenaufſchlag, nennt man eine Kokette. Die Magd aber, welche an einem Markte ſagt: Jetzt will ich no einiſch uſe u no einiſch abe, u wes nüt git, ſu wott ih hey, und die am Ende im Drang ihres Herzens Einen beim Kuttenſecken nimmt und ihm d'r Tuſig Gottswille anhält, mit ihr heim zu kommen — die nennt man ein anläßig Menſch.

Man ſieht Mädchen, aus denen, ihnen unbewußt, eine gewaltige Kraft des Anziehens ſprüht, die viele Herzen faſt unwiderſtehlich an ſich reißen, die aber gegen das Angezogenwerden ſich auf das Mächtigſte ſtemmen, und wenn ſie dem innern Trieb nicht widerſtehen können, ihn umhüllen mit ſiebenfachem Schleier, und den Gegenſtand, der ſie anzieht, den Geliebten, unbarmherzig mißhandeln. Spröde nennt man dieſe. Man mißkennt dieſe Mädchen, die faſt den wilden Füllen gleichen, die bald luſtig ſich nähern, bald wild mit allen Vieren ausſchlagen. Es ſind die kräftigſten Naturen, die hochbegabteſten, aber ſelten die glücklichſten. Der ſchüchtern liebende, vielleicht geliebte Jäger, wird an ſich ſelbſt verzweifelnd abgeſchreckt, der kühle erfahrne Jäger fängt ſie ein, um ſie zum Ziehen und Schleppen zu dreſſiren, zum Karren im Ehejoch, oder aber der wildeſte der Jäger und in deſſen wilder Hand gehen ſie Grunde. Manche entrinnen der wilden Jagd ohne gefangen zu werden, dann ſehen ſie ſich einſam in einſamer Gegend — wohl ihnen, wenn nicht die Reue, die Mattigkeit, das Sehnen nach verſchmähter Liebe ſie in den Boden drückt, wenn der Hochſinn, der ſie früher gegen die Jäger ſchützte, in der Einſamkeit ihr Begleiter bleibt und ein höheres Leben beginnt, aber nicht eines das mit einem geiſtlichen Bräutigam tändelt aus Mangel eines leiblichen.

Manchen Bedaurungswürdigen brennt die Liebe heiß im Herzen, aber ihnen fehlt die Kraft des Anziehens. Sie gäben ihre Herzen ſo gerne hin, aber Niemand will ſie ihnen abnehmen und das ſeinige geben dafür. Da brennt ein tiefer Schmerz im Herzen. Kinder ſpielten einſt in dunkler Stube, da brach auf einmal ein dunkles kleines Mädchen, vergeſſen auf einem Bette ſitzend, während Buben mit andern Mädchen in der Stube ſich herumtrieben, jammernd in die Worte aus: Ach es het mi Niemer lieb! Das war ein Schrei des tiefſten Leids aus einem Herzen, das ſo gerne lieben möchte und Niemand findet, der ſeine Liebe abnehmen will. Wo ein ſolches Leid in thorrechtem Herzen ſich findet, thut es ſich in Thorheit kund. Wo man ein wunderlich geſchmücktes Haupt ſieht, bunte Farben um den verblichenen Leib, ein alternd Geſicht, ein jugendlich Thun; wo du feines und grobes Selbſtlob hörſt, und über Andere bitter grollende Urtheile; ein verächtlich Lächeln ſiehſt über jede wohlthuende Mädchengeſtalt; ein ſeltſam Schönreden hörſt, wo man nicht unterſcheiden kann, was hinten und vornen iſt; — da lache nicht, da iſt ein tiefes Weh im Herzen, das Herzen gewinnen möchte auf unnatürliche Weiſe, da ihm abgeht die natürliche Kraft dazu.

Aber wenn du ein träumend, ſinnend Mädchen ſiehſt, das ſchweigt, wenn Andere reden; dem in allgemeiner Freude um den Mund ein trüber Zug ſpielt; das tief die Augen niederſchlägt, wenn der Liebe holde Zeichen zwiſchen Andern gewechſelt werden; das vergeſſen da ſitzt, mit wenig Worten aber freundlichen Blicken ein freundliches Entgegenkommen lohnet: da fühle Mitleid, da iſt ein Mädchen mit tiefem Leid im Herzen. Es ſchreit nicht mehr laut in die Geſpielen hinein: Ach Niemer het mi lieb! Aber es weint oft in ſtiller Nacht, daß es einen Stein erbarmen möchte, und klagt ſeinem Gott ſein Leid. Es weiß wohl, die Welt würde ſpotten über ſeine Thränen, aber es weiß, daß ſein Gott, der ſein Herz geſchaffen hat, ſolche Thränen nicht verlacht, darum verbirgt es ſie auch nicht dem Vater, der die einſamen Herzen kennt. Und der Vater wird dieſe Thränen vergelten, wenn dieſes Herz milde bleibt und unerſchütterlich in ſeinem ſtillen Vertrauen zu ſeinem Gott.

So wie im Mädchen die Liebe ſich verſchleiert, ſo tritt ſie im Knaben immer mehr hervor, er muß die Seine zeigen als der Stärkere, damit das Mädchen Vertrauen faſſe, und ſpäter ſeine Schwäche nie ſich vorwerfen höre. Aber auch in manchem wilden Knaben ringt die Unbändigkeit gegen ſeine Schwäche, und daß er der Liebe Unterthan ſei, will er lange nicht geſtehen, will ſpröde thun gegen ſie, bis ſie ihn ihre Allgewalt lehrt. Meiſt regt im Knaben erſt eine allgemeine Liebe ſich, das Herz iſt voll derſelben, und jedes Mädchen das in die Nähe deſſelben kömmt, entlockt Zeichen demſelben, wie jeder Finger Funken aus der Elektriſirmaſchine. Nun kömmt es auf das Mädchen an: ob es feſter feſſelt.

Wie verſchieden iſt nicht die Fähigkeit im Knabenherzen, Zeichen der Liebe zu geben, wie die damoiseaux oder Weibervögel aller Art ſo verſchieden flattern um die Kelche der Liebe! Wie verſchieden iſt wohl jener der, in Roſenduft ſchwebend, in den flüſſigſten Schwüren ſeine Liebe zehntauſendfach auszudrücken vermag jedem weiblichen Rock, von demjenigen, der ſeine Schuhe, an denen der Miſt nur oberflächlich abgewiſcht iſt, unter ſeines Mädchen Bett ſtellt, eine ganze Nacht bei ihm ſtillſchweigend im Bette liegt und erſt bei aufſteigendem Morgen endlich die Worte hervorkämpft: Soll di byße, ſoll di klemme? wenn ſa-n-i ume che?

Gewöhnlich ziehen die Mädchen den luſtigen Schein der gutmüthigen Plumpheit vor.

Man könnte die Welt mit all ihren Knaben- und Mädchenherzen faſt denken wie eine Matte voll Paradiesblümchen, knoſpend und aufgehend in aller Holdſeligkeit, über ihnen munter zwitſchernd und pickend die Paradiesvöglein, alle in ihrer bunten Mannigfaltigkeit, und über ſie Alle ausgegoſſen ein Meer von Leben und Luſt, blühend und duftend, girrend und ſchnäbelnd.

Aber leider iſt die Welt kein Paradies, und in der Welt ſind nicht nur Herzen, ſondern noch viel anderer Grümpel; und in den Herzen iſt nicht nur der Drang nach Herzen, ſondern auch viel Herzensgelüſten eben nach dem andern Grümpel, der wieder ſeine beſondere Anziehungskraft beſitzt für das wunderliche Menſchengeſchlecht. Drum ziehen nicht nur die Herzen das Geſchlecht zum Geſchlecht, ſondern da ziehen auch Geld und Sinne, Trägheit und Leichtſinn; es ziehen Hochmuth und Hoffahrt, Eitelkeit und Begehrlichkeit, Behaglichkeit und der Drang es zu machen wie die Andern; es ziehen Mütter und Tanten, Nachbarsweiber und Kaffeweiber — ja eine Unzahl von Kräfte ziehen zum Menſchen den Menſchen.

Und wo lebt der Hexenmeiſter, der jedesmal aus dieſem Gewirre von Kräften die Kraft ausfindig zu machen wüßte, welche den Menſchen zum Menſchen gezogen, ob die Herzen oder etwas Anderes. Ja weiß es doch manchmal der Menſch ſelbſt nicht, was ihn eigentlich zu ſeiner Hälfte geführt und an ſie gebunden hat. Mancher weiß es, aber er ſagt es nicht, denn während öffentlich und ungeſcheut die Welt die Sache treibt, will ſie das Wort nicht, duldet das Geſtändniß nicht, daß nicht das Herz ſondern etwas Anderes den Bund gemacht.

Wehe aber, wo zwei Herzen ſich fügen, das Eine vom Herzen ſelbſt gezogen, warm und liebend, das Andere von irgend einer Zugabe, kalt und klug! Da wird am Hochzeittage wohl gelacht und ein künſtlicher Himmel voll Freuden wölbt ſich über die Leutchen. Aber dieſer Himmel iſt eben nur ein künſtlicher; kein Frühling der Liebe ewig jung, ewig neu blüht in dieſem Himmel, wohl aber legt ſich allmählig ſtarrer, kalter Winter über das unglückliche Herz. Vergebens verſucht das arme Herz mit heißen Thränen ihn zu ſchmelzen, wieder zu Eis werden die Thränen, wie heiß ſie auch ſein mögen, und dieſe zu Eis gewordenen Thränen legen ſich fort und fort über das arme Herz, bis es kalt wird wie des Todes Hand.

Luſtig faſt iſts, wenn der Menſch ſelbſt zweiſpältig iſt, das Herz ihn rechts zieht und irgend ein Gelüſten links, und man ihn dann willwankig zwiſchen beiden ſtehen ſieht, wie ein Eſel zwiſchen zwei Heuhaufen. Traurig iſts, wenn die Herzen gar nicht mehr ziehen und doch die Menſchen ſich zuſammenthun, z. B. wie jener alte Mann, der auf die Frage: warum er noch heirathe? antwortete: es ſei ihm wegen dem Miſt; oder jene im Lande herumziehende Krämerin, die bei der Heirath im Vertrauen bekannte: ſie hätte Jemand haben müſſen, der ihr den Karren ziehe.

Nun iſt die Welt voll Klagen über Treuloſigkeit, Verrätherei, Flüchtigkeit u. ſ. w. Mädchen, haſt du aber unterſucht: ob die Zeichen der Liebe eigentlich dir galten oder dem ganzen Geſchlecht? ob du ſie abſichtlich hervorgelockt oder ob ſie dir unwillkührlich entgegen ſprühten? Wo der Batzen zieht, die Leibesluſt oder die Eitelkeit, da iſt ebenfalls treue Liebe nicht. Drei Batzen mehr brechen einen Bund, geſättigte Sinnenluſt ſcheidet, und Eitelkeit läßt ſich locken mit ſchönen Worten nach allen Winkeln hin, wie Speck die Mäuſe lockt in alle Fallen. Wo nicht die Herzen ſich einen, da erwarte man nichts, als höchſtens ein kühles Halten des gegebenen Worts; und wo man nicht das Herz begehrte, ſondern eigentlich nur die Hand und etwas anderes damit, da klage man nicht, wenn man dieſe Hand auch noch am Altar wieder an ſich zieht. Mädchen, die ihr vor Gericht ſolche verfolgt, die euch ſitzen ließen mit eures Leibes Frucht, tragt ihr etwas anderes als die Strafe, daß ihr durch dieſe Frucht einen Mann erzwingen wolltet: die Strafe, daß ihr locktet, reiztet, daß euch an dem Herzen nichts, an allem Andern Alles gelegen war? Ja, in wunderbarer Verblendung fordern Menſchen Liebe, ſie ſelbſt haben keine; fordern Treue, leiſten keine. Liebe und Treue beſtehen aber nur zwiſchen Herzen und Herzen, nicht zwiſchen Geld und Geld, nicht zwiſchen Wohlluſt und Wohlluſt, nicht zwiſchen Hochmuth und Hochmuth, am allerwenigſten zwiſchen Eitelkeit und Eitelkeit.

Dieſem Zug der Geſchlechter zu einander wird auf alle mögliche Weiſe Vorſchub geleiſtet, auch weiß ſich das gezogene Völklein ſelbſt recht gut Gelegenheiten zur Annäherung zu verſchaffen, ordentliche und auſſerordentliche.

In höhern Ständen ſind die Gelegenheiten feierlicher ab- und zugemeſſen, und die Sitte und der Mütter Augen wachen, daß die Gelegenheit nicht Diebe mache und das Luſtſpiel ſittſam mit einer Heirath ſich ende; daß das Geld zum Gelde paſſe, zur Familie die Familie: aber Wachen und Sitte hindern Seitenſprünge nicht, glückliche oder unglückliche.

In andern Klaſſen iſt größere Freiheit, mehr Gelegenheit, Gelegenheit, daß es einem dunkel werden möchte vor den Augen. Und beſonders in unſerm Ländchen iſt herrlich dafür geſorgt, daß ja keine Kluft ſei zwiſchen Knab und Mädchen, daß jede hemmende Zwiſchenwand eingeriſſen ſei, daß Sitte und Mütter nicht zuſehen können, daß ſie ſich zuſammen thun mögen nach Herzensluſt. Wenn die dunkle Nacht herauf dämmert und es ſtille wird im Hauſe, dann macht ſich der Knabe auf und pocht an ſeines Mädchens Fenſterlein. Unten im Hauſe ſchlafen Mutter und Vater, ſchlafen Meiſter und Meiſterfrau; aber das Mädchen wacht und öffnet, wenn es nicht ſchon Jemand drinnen hat, und in der dunkeln Kammer ſtört die Beiden Niemand mehr, nicht Vater, nicht Mutter, nicht die Welt, ſelten Gott, öfters die Vorſicht und die Rückſicht.

Nicht umſonſt heißen wir ein freies Land, wo ſo frei es zugeht, aber lieber auch gäbe man die Freiheit des Landes hin, als der Mädchen und Knaben Freiheit. Darum ſtören dieſe Freiheit ſelten Vater und Mutter, lieber weinen ſie ſich die Augen aus dem Kopf über die Schande des Hauſes; darum ſtören ſie auch die Gemeinden nicht, lieber geben ſie den letzten Kreuzer weg zur Erhaltung unehelicher Kinder, welche ihnen die Mütter auf dem Hals laſſen; darum ſtört ſie auch der Staat nicht, er will lieber alle Jahre zwei Mal langweilig ſich berathen und klagen über einreißende Armuth, und Geſetze erſinnen, die Niemand etwas abtragen als dem Buchdrucker, und die Niemand hält, weil ſie Niemand handhabt.

Aus dem Kiltgang hat ſich eine Claſſe herausgearbeitet, hoffentlich reicht ſie auch Andern dazu die Hände. Bei Andern iſt der Kiltgang wirklich ehrbar und ſittſam, ſo unglaublich es lauten mag, und es waltet eine Enthaltſamkeit, von der ſich Stadtherrchen keinen Begriff machen können.

Je weniger aber Jemand zu verlieren hat, um ſo wüſter und zügelloſer wird er, und geſtaltet ſich unter den ärmern Claſſen zu einer Hauptquelle der Armuth, zu einem wahren Krebsſchaden für das Land.

Neben dieſen täglichen gewöhnlichen Gelegenheiten den Weibervogel zu ſpielen, giebt es noch eine Menge beſonderer, wo es luſtig zugeht bei Spiel und Tanz, und mit Geigen und Pauken, mit Wein und Brönz das junge Volk angelockt wird ſich würdig vorzubereiten und zuzuputzen öffentlich zum nächtlichen einſamen Beſuch. Da ſind öffentliche Anſtalten zum allgemeinen Gebrauch, vor Allem die Märkte, die alle Fingerslang bald hie bald dort abgehalten werden, und die Muſterungen. Dann hat die gnädige Regierung, damit das Volk recht luſtig ſein könne, noch ſechs Sonntage zu Tanzſonntagen gemacht, an denen das ganze Land tanzen ſollte zum Zeichen ſeines Glückes unter ſolch gnädiger Obhut. Und mit dieſen Sonntagen wurde es nicht einmal ſo genau genommen. Ferner waren an dieſe Beſchränkung auf ſechs Sonntage die Badwirthſchaften nicht gebunden, wurden die Schnitterſonntage nicht daran gerechnet, die Alt- und Neujahrsnächte nicht und von dem Aufhören um 8 Uhr, wo war da die Rede? Nun macht man es noch gnädiger, man vermehrt die Wirthshäuſer ums Doppelte, man ſendet den Wirthen die Tanzbewilligungen umſonſt ins Haus, und wie genau man ſich dabei an das Geſetz bindet, und ob man die Anſuſeten zu den gewöhnlichen oder auſſergewöhnlichen Sonntagen rechnet, das weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß unſere Beamtete liebe Leute ſind, die dem Volk die Freude gönnen.

Neben dieſen ordentlichen und öffentlichen Gelegenheiten zum Hoſſeren giebt es aber noch eine Menge auſſerordenliche Privat-Anläſſe, gleichſam mehr geſchloſſene Geſellſchaften, wo etwas Appartiges getrieben wird.

Zuerſt kommen die Niederſinget, die nach und nach abgehen, ſo wie die groſſen Hochzeitfahrten und — Mähler. Die Leute hatten ſo lange vorher bei all den Gelegenheiten hohe Zeit genoſſen, daß ihnen für den Schluß derſelben die eigentliche Hochzeit, das Geld fehlt. Dann die eigentlichen Kiltet auf hohen Eggen, in abgelegenen Weiden, verfallenen Scheuerlein, wo es zugeht faſt wie auf dem Blocksberge, wüſt und hexenmäßig. Freilich den Teufel begehren ſie dazu nicht, wie ſehr man es ihm zur Freude treibt, und doch kömmt er. Einſt loderte in dunklem Tannenwalde auf hoher Egg ein praſſelnd Feuer, feierlich rauſchte der Wind durch die Gipfel der Tannen, tobend tanzte und wälzte ſich eine Menge um das Feuer her in abſcheulichen Gebehrden; ſtill flimmerten die Sterne am dunkeln Himmel, wild brüllten die wilden Geſtalten unzüchtige Reden und Lieder. Es ſchlug aus tiefem Bergesthale hell und klar die Glocke im kleinen Kirchlein Mitternacht, um das Feuer lagerte ſich das wüſte Volk Arm in Arm, um Eſſen und Trinken her, den ermatteten Leib zu ſtärken. Da rief einer mit dem Liebchen auf dem Schoos, nachdem der zwölfte Schlag feierlich verklungen war: Jetzt Tüfel chumm, wed d's Herz heſch! Da fieng es auf der großen Schermtanne über ihnen an ſich zu regen und zu ſchnauben. Eine fürchterliche Stimme ſcholl herunter: Ja ich chumme! Es rauſchte durch die Tannäſte nieder, Feuer und Funken ſprühten ringsum, ein ſchrecklich Gelächter, wie aus tauſend Kehlen, drang markerſchütternd in die Nacht. Da erfaßte Todesangſt die wilden Geſtalten, die Frechheit ward zur Feigheit, die Liebchen flogen aus den Armen, von den Knien, und die ganze Bande, wie vor dem wilden Jäger das Wild, ſtürzte durch Gebüſch und Tannen den Berg hinunter in Weh- und Angſtgeſchrei und verſtob wie ein wüſter Spuck in den Abgrund der Finſterniß. Da rutſchte ein ſchwarzer Mann luſtig und wohlgemuth über die langen Aeſte herunter, ſchön neben das Feuer hin, mit einer großen Pfanne in der Hand, aus welcher er glühende Kohlen geſäet hatte. Dort ſchaute er ſich behaglich um unter dem reichen hinterlaſſenen Vorrath, ſetzte ſich mitten unter ihn hin und führte ſich nun ganz behaglich zu Gemüthe den Wein und die Hammen und den Braten, und trug am Ende noch eine ſchwere Bürde nach Hauſe. Während der arme Tannenſchneider ſich wohl ſein ließ und ins Fäuſtchen lachte, ward eine gräßliche Geſchichte erzählt vom erſchienenen Teufel, und die Erſchreckten konnten lange ihren Beinen das Zittern nicht abgewöhnen, und Mancher wurde anders als er geweſen war und gieng an keinen Kilt mehr; denn viele Menſchen laſſen ſich weit lieber vom Teufel bekehren als von Gott.

An die Kilt reihen ſich die Springet an, an denen des Abends auf öffentlichen Plätzen geſprungen, getanzt und getrunken wird, wenn man etwas hat. Sie ſind ehrbarer als die erſtern. Das ſind Freuden der beſſern Jahrszeit, das z'Berggehen nicht mitgerechnet. Die Verfaſſungsfeier fängt allgemach auch an hieher zu gehören, und, wenn es ſo fort geht, ſo wird ſie an manchen Orten einem Kilt mehr als ähnlich ſehen. Dann kommen im Winter die Abendſitze, ganz ſimple, und andere denen man Schnitzet, Spinnet ſagt, alle dem jungen Volk zu Lieb und Ehre. Nun frage ich: lebt daſſelbe auf dem Lande nicht wie die Vögel im Hirſe und verdient wahrhaftig nicht das Mitleiden der dummen Städter, die in gutmüthiger Einfalt glauben, demſelben von Staat aus alle möglichen Gelegenheiten geben zu müſſen, um zuſammenzukommen und ſich luſtig zu machen, weil es den armen Leuten nicht in Sinn käme ſich ſelbſt zu helfen, oder weil ſie nicht Zeit dazu fänden? Ich meinerſeits hätte nichts dagegen, wenn die gleichen einfalten Stadtleute dann per Kopf und für jede Gelegenheit 5 L. auszahlen ließen; dann bliebe doch wenigſtens manches Bäuerlein bei Hofe und mancher Andere käme nicht auf die Gemeinde. Die Familienfeſte, wie Taufen, Faſtnacht, Flegleten, Sichleten, Mezgeten, Neujahreten u. ſ. w., wo es wahrhaftig auch luſtig hergeht, übergehe ich.

Ja, meine Leute in der Stadt, man weiß auf dem Lande auch zu leben, hat auch ſeine Soirées und Societäten, Diner und Souper, ſo gut als ihr. Aber von dieſen kehrt man dann nicht verlächnet vor Hunger und Durſt heim, wird, wenn man das Geleit nach Hauſe giebt, nicht mit einem kalten bonsoir Monsieur verabſchiedet. Nein, gewöhnlich hat man in Magen und Kopf, was beide ertragen mögen, und findet noch obendrein freundliche Herberge und warme in der kalten Winternacht.

Das iſt alſo der geſellſchaftliche Boden auf dem Lande; er iſt gar luſtig.

Dieſer Boden lag vor mir, auf ihn zog es mich; denn auch in meiner Bruſt war der Trieb, den man wohl verbergen, verläugnen mag, der aber doch in Allen wohnt, die aus Fleiſch und Bein geſchaffen ſind.

Er hatte ſich ſchon früh bei mir geregt, freilich mir unbewußt, Andern unbemerkt. Ich fühlte ſchon als Schulbube ein eigenes Gramſeln, ein Warmwerden unter dem Gilet, wenn ich mit Mädchen lief. Es geſchieht wohl, daß ſchon in der Kindheit beſondere Zuneigungen ſich machen bei früh reifen Gemüthern, oder bei denen, denen man die Naſe darauf ſtößt. Ich wurde aber nicht an milder Sonne auferzogen, ſondern Schattſeite, wurde daher ſpät reif, und um meine Naſe bekümmerte ſich Niemand, bis man ſie groß genug fand, mich daran herumzuführen. Wenn ſchon eines Tags ein Mädchen mir recht warm machte, ſo hatte des andern Tages ein ander Mädchen die gleiche Kraft über mich. Aber mir wohnte auch eine tüchtige Portion Plumpheit an, ſo daß ich meine Aufmerkſamkeit ihm nicht anders zeigen konnte, als durch einige ungelenke Sprünge oder eben ſo ungelenke Neckereien.

Nun war ich Schulmeiſter, bewohnte ein ganzes Haus, und öde wars mir in demſelben und daher auch öde im Herzen, ſo öde, daß ganze Dutzend Mädchen darin Platz hatten, gerade wie in der Kinderlehrſtube.

Man merkte mir bald an, daß ich gerne von Mädchen hörte, gerne Mädchen ſah, daß ich mich ihnen bemerklich zu machen ſuche und nach der Kinderlehre auch nicht davon laufe, wenn die Mädchen drehten die Stube zu verlaſſen; daß ich gar gerne noch ein Lied drüberein ſang, um ihnen einen Vorwand zum Bleiben zu geben. Die Leute ſagten bald: Ueſe Schulmeiſter g'ſeht d'Meitſcheni o gern. In dieſen wenigen Worten liegt ein dreifacher tiefer Sinn. Sprach man ſie gegen mich aus, ſo klangen ſie wie ein Lob, daß ich auch ihrer Gattig ſein wolle und nichts apartes; wie eine Aufmunterung, dem innewohnenden Trieb zu folgen. Wurden ſie aber zu andern und von jüngern Leuten ausgeſprochen, ſo war Schadenfreude darin, daß ich um nichts beſſer ſei als ſie, daß der Schulmeiſter in keinen Theilen berechtigt ſei ihnen Vorwürfe zu machen.

So unſchuldig die Worte „d'Meitſcheni gern g'ſeh" klingen, ſo verbindet man damit ſo viele Handlungen und nimmt als Quelle des „gern g'ſeh" die gemeine Sinnlichkeit an, und hält dieſen Trieb für ſtärker als die Selbſtüberwindung bei dem, welcher es zeigt, daß er die Meitſcheni gerne ſehe, daß dieſe Schadenfreude verzeihlich war. Redeten ältere Leute unter ſich davon, ſo war es ein ſtrenger Tadel. Aeltere Leute vergeſſen ohnehin was ſie geweſen und gethan und ſind unduldſam gegen die jüngern, beſonders aber gegen einen Schulmeiſter, und beſonders wenn dann die jüngern Leute auf Vorwürfe der Alten über Ausſchweifungen ꝛc. antworten: ſie ſeien nicht allein geweſen, der Schulmeiſter ſei auch d'rby g'ſi, und der werde wohl wiſſen, was ins Mäß möge. Den alten Leuten ſoll der Schulmeiſter kein Alter haben, d. h. er ſoll nicht alt, nicht matt in der Schule ſein, nicht jung nicht luſtig außer der Schule. Ein dunkles Gefühl ſagt ihnen, daß ſie am Schulmeiſter ein Vorbild haben ſollten für ihre Söhne, eine Hülfe gegen deren Leichtſinn, deren Unbändigkeit. Darum wenn ſie ſagten: „Uſe Schulmeiſter g'ſeht d'Meitſcheni o gern," ſo lag eine Maſſe ſchweren Tadels in dieſen Worten.

Wer die Sitten auf dem Lande nicht ganz genau kennt, nicht die Zurückhaltung und das kalte und ſteife Weſen, die Einſilbigkeit vor den Leuten; wer mit dieſer Unkenntniß noch natürliche Lebhaftigkeit verbindet, der wird ſich dieſes Urtheil ſchuldlos zuziehen und ein ſchwer Gericht. Und wenn er in einer Stellung darnach iſt, ſo kann er ſicher ſein, daß an das harte ungerechte Urtheil eine Menge Lügen ſich knüpfen werden, welche die Bosheit erſinnet und Alle gerne glauben;

die Einen in der Meinung, wenn Einer ſchlechter werde, ſo würden ſie um ſo beſſer, die Andern urtheilend nach den eigenen Gelüſten in ihrer eigenen Bruſt. Aber von dem Allem merkte ich damals gar nichts; Jung und Alt waren einig vor mir im Lobe, wie ſie Freude an mir hätten, weil ich mich ihrer nicht verſchäme. Und als einſt ein alter Mann, der noch einen langen weißen Bart trug, mir ſagte: „Es würde mir bas aſtah, wen i mech daheim wäri und minger narrochtig thäte, brave Leute hätten mir nichts darauf,“ und ich dieſen Vorwurf klagend mittheilte und jammerte, man könne es den Leuten nie breiche, den Einen ſei man zu geiſtlich, den Andern zu weltlich, da ſagten mir Alle: Ich ſolle mich ſeiner gar nicht achten, er ſei ſein Lebtag ein Wunderlicher geweſen und hätte nie gewollt was andere Leute; wenn ich es ihm breiche wet, ſo würde ich es verſchütte bei den Andern. Es war als ob das ganze Dorf im Bündniß ſtünde mich zum Beſten zu halten und mich in eine Art Rauſch, in eine Betäubung zu bringen, in welcher durchaus keine geſunde Beurtheilung mehr möglich iſt. Es iſt aber auch eine infame Sache, daß man faſt Alle, welche ein Amt antreten, und namentlich Schulmeiſter und Pfarrer, in dieſe Betäubung zu bringen ſucht. Daher bei den Pfarrern und Schulmeiſtern verkehrte Beurtheilung der Leute, ein verkehrtes Betragen, der dumme Glaube: jezt habe man die rechten Leute gefunden, mit denen etwas zu machen ſei. Daher die überſpannten Erwartungen vom Erfolg ſeines Wirkens; daher dann, wenn der Rauſch verflogen iſt, der gegenſeitige Eckel und die gegenſeitige Anfeindung und das erboste Wandern von einem Ort zum andern; daher am Ende das unmuthige Leben, das an manchen Pflug die Hand gelegt, aber nach den erſten mißlungenen Verſuchen auf einen andern Acker geflohen iſt.

Es möchte vielleicht manch junges Büſchbi über mich lachen und ſich nicht von weitem beifallen laſſen, daß es ihm gehen könnte wie mir. Gerade ſolche Burſche aber ſind für dieſen Rauſch wie gemacht, und derſelbe macht gerade die Geſcheuteſten den Dümmſten gleich. Dabei iſt das Fremdſein dieſes Angeſtellten in dem ihn umgebenden Kreis das gefährlichſte: denn ſelten hat er Verwandte, alte Bekannte da. Wie gegen ein fremdes Huhn in einem Hühnerhof alle andern Hühner, ſo verbündet ſich gegen ihn ſtillſchweigend die ganze Einwohnerſchaft, paßt ihm auf und ſucht ihn zu täuſchen und zu verrücken.

So nahm man mich, wie durch eine Art Inſtinkt getrieben, in die Kluppe, und weil man mich von Anfang an für einen etwas Einfalten hielt, ſo gewährte es ihnen eine wahrhafte Burgerluſt, ihr Spiel mit mir zu treiben.

Die Alten luden mich ein, zogen mich mit dieſem, mit jenem Mädchen auf, ſagten: E ſellige wi ih chönn yche wo-n-er well, ſit z'Schulhus ſtang, ſyge nie ſo viel Meitſcheni z'Kingelehr cho. Sie machten mir den Mund wäſſern nach einer Frau, wie ich Platz für ſie hätte, und eine Reiche und eine Hübſche mir nicht fehlen könne, und wie ein paar tauſend Pfund einem Schulmeiſter gar wohl kämen. Sie würden dann Land empfangen, zwei Kühe halten und die Milch verkaufen, das trag gar viel ab; ſo redeten ſie, und ich brachte dann manche müßige Stunde mit Rechnungen hin, wie viel ich jährlich aus der Milch löſen, wie viel an den Kühen gewinnen und aus den Kälbern erziehen könne, und fand dann immer: das möge viel erlyde.

Die jungen Burſche machten ſich noch mehr an mich. Sie verſammelten ſich manchen Abend bei mir, oder einer holte mich ab zu ihren Zuſammenkünften, erzählten mir ihre Heldenthaten und machten mir den Mund wäſſern nach dieſem oder jenem Meitſchi. Sie nahmen mich mit auf ihre nächtlichen Fahrten; eine Menge Kiltſprüche mußte ich auswendig lernen und ſie unter den Fenſtern halten. Sie behaupteten, ihr Halten ſtehe mir viel beſſer an als das Kinderlehren. Dann waren auch Birnbäume ꝛc. zu plündern oder ſonſt Streiche zu verüben. Nicht ſelten mußte ich hinauf den Baum zu ſchütteln, und fand dann, wenn ich herab kam, alles aufgeleſen, oder, wenn ich am beſten daran war, ſo ſchrien ſie unten: „Der Bauer kömmt,“ und liefen davon, daß ich dann in meiner Seelenangſt nicht wußte, ſollte ich oben bleiben oder herabſpringen. Aehnliches trieben ſie mit mir auf den Lauben und den Scheiterbygen, machten falſchen Lärm, oder ſtellten ſich, wenn ich im Gaden bereits war, als Feinde, die mich ausnehmen wollten u. ſ. w. Eine Galgenfreude hatten ſie an meiner Seelenangſt, denn ein Schulmeiſter auf einem Birnbaum oder in einem Gadenfenſter iſt eben nicht in der angenehmſten Lage, wenn er fürchtet ergriffen zu werden. Noch größere Freude aber hatten ſie an meiner Einfalt, die ihnen richtig erzählte, ſobald ich wieder bei ihnen war, wie es mir ergangen und welche Gefahren ich ausgeſtanden, an meiner Einfalt, die den getriebenen Spuck nicht merkte. Sie rühmten mich dann, und verſprachen: „Ein ander Mal müſſe es anders gehen,“ und ſtellten einen neuen Streifzug an, auf welchem es mir ſelten beſſer ergieng.

Die Mädchen machten es nicht beſſer, ſie waren mit den Burſchen im Bunde. Sie ſtellten ſich gar freundlich, ſahen zurück, wenn ich ſie antraf, ſahen beſonders unter der Thüre zurück, wenn ſie aus der Schulſtube giengen, und ein ſolches Zurückſehen hat für den, der darauf merkt, eine ganz beſondere Bedeutung. Sogar Reichere ließen ſich herab mit mir anzubinden, ließen mich ein, um einige Stunden mit mir Spaß zu treiben, wohlwiſſend, daß ich am Ende verjagt werden werde. Eine aber unter dieſen ſchien es aufrichtiger zu meinen, nahm mich ſogar in der Woche auf, ließ ſich von mir zu Gaſt halten, gieng mit mir heim, und ich zweifelte gar nicht daran, daß ich mit ihr eine richtige Sache habe. Ich war ganz oben auf, und berechnete fleißiger noch den Abtrag von zwei Kühen, nur war ich zweifelhaft, ob es nicht beſſer wäre Land zu kaufen als nur zu pachten.

Die Neigung zum Geſchlecht verwandelte ſich nun in eine Neigung zu einer beſondern Perſon. Wahrſcheinlich waren es die Kuhe und einige andere kleine Zufälligkeiten, die mich zu Hofbure Stüdin zogen, aber das merkte ich nicht, ich war ſo verliebt als irgend Einer, und that ſo dumm als Einer. Ich lief des Tages, es weiß kein Menſch wie oft, beim Haus vorbei, und wenn auch nur der Hund im Schopf war, ſo redete ich mit ihm, in der Hoffnung, Stüdi komme heraus, oder ſtrecke etwa die Naſe durchs Läufterli. Wenn ich es beim Brunnen ſah, oder bei der Schyterbyge, ſo ward es mir heiß überall. Dann wußte es mir mit ſeinen ſaftigen blauen Augen ſo anzüglich untere zu guggen, daß es mir den ganzen Tag wohl that und mir den Schlaf nahm. Ganze Stunden konnte ich am Fenſter ſtehen, wenn ich glaubte, es könne vorbei kommen. Und wenn ich einen Andern mit ihm reden ſah, ſo ſtach es mich am ganzen Leibe wie mit Nadeln, und prügeln, wenigſtens düpfen von Weitem, hätt' ich jeden mögen, der es that.

An öffentlichen Orten hatte ich daher meine liebe Noth, denn ich mußte gar oft Andere mit ihm tanzen, mit ihm heimgehen ſehen. Die Leute hatten ihr Spiel mit mir. Bald rühmten ſie mir Stüdin und erzählten: wie es auch mich rühme, und wie deſſen Mutter geſagt habe: Ich ſei gar e Freyne u 'ne Manierliche. Handkehrum erzählten ſie, wie der und der bei Stüdin gelegen und erſt Tags fortgegangen ſei; das werd wohl eine gemachte Sache ſein, und Stüdi führe mich aus und ſage: „Es welle keinen, der nur vier plätzete Hemder habe und kein Paar gute Strümpf.“ Stüdis Eltern zogen mich auch oft mit Mädchen auf, ſagten: Ich müſſe bald eine Frau nehmen und eine reiche, und hießen mich, wenn ich dort war, dringlich wieder kommen: ſo daß ich glaubte, die Sache ſei ihnen recht und mich manchmal faſt verſchnäpfte, dem Bauer Schwiegerätti zu ſagen. Auf Stüdin konnte ich mich nicht recht verſtehen. Bald that es, als ſchätze es mich gar nichts, ließ mich vor ſeinem Fenſter ſtehen, ohne nur zu machen, ſo daß ich z'leerem heim mußte, oder wies mich yuckt ab, wenn ich von einem Orte her mit ihm heim wollte, oder ſchickte mich noch vor dem Hauſe fort, wenn ich es begleitet hatte, und wollte mir gar nichts ſagen, wo es den nächſten Sonntag aus wolle. Andere Male konnte es ſich nicht genug zueche lah, nahm mir ab, wenn ich ihm eine Halbe kramte, gab mir ſelbſt Anlaß, daß ich ein B'ſtellts bei ihm machen konnte, und redete auf alle Weiſe ſo, daß ich nicht daran dachte, das Meitſchi und die Kühe könnten mir fehlen. Von Heirathen hatte ich nicht mit ihm geſprochen. Man fällt auch auf dem Lande nicht ſo mit der Thür ins Haus, ſondern macht in der Regel erſt ordentlich den Hof, zieht die Laufgräben, ſchießt Breſche, ehe man ſtürmt.

Endlich fieng ich doch an, ſo darum herum zu reden, und ſagte Stüdin einmal, als es ſo recht gutmeinig ſchien: Es werde auch eine Bäuerin geben wollen? Da wollte es doch ein dolderſchießige Narr ſein, antwortete es, wenn es es machen könne, daß es es rühyger habe. So eine Bäurin ſei für nichts gut, als für zuerſt aufzuſtehen, für Kinder z'hab und Säu z'mäſten. Wenn ſie einen Schoppen trinken wolle, ſo müſſe ſie das Geld erſt ſtehlen; und wenn ſie einen halben Tag von Haus weg wolle, ſo müſſe ſie ſich eine ganze Woche dafür wüſt ſagen laſſen. Solche Reden machten mir Muth. Ich zweifelte keinen Augenblick an ihrer Aufrichtigkeit und glaubte, ſie ſeien recht abſichtlich geſprochen, um mir den Verſtand zu machen. Ich wußte nicht, daß es Mädchen-Art iſt, das am meiſten zu verläugnen, wornach das Herz am meiſten ſtrebt; das am meiſten zu verſchmähen, was man am meiſten liebt. Ich habe ſeither Mädchen jede Gelegenheit vom Zaune reißen ſehen, um nicht nur ihre Liebhaber, ſondern ihre Geliebten, bald darauf ihre Männer, herunterzumachen, daß kein guter Fetzen an ihnen blieb.

Es iſt den Leuten ſchon manchmal faſt g'ſchmucht worden, wenn ſie hörten: Eiſin hat mit Joggin verkünden laſſen, Eiſin hatte Joggeli noch vor wenig Tagen vor ihnen ausgeführt und ſich verſchworen, es wolle lieber gar keinen als nehmen, und ſie hatten Eiſin geholfen und recht gegeben. Das iſt ein wunderlich Ding in der weiblichen Natur, ein ſolches Schimpfen über das, was man liebt. Ganz leicht zu erklären iſt es nicht. Es mag die Luſt ſein, von dem Gegenſtand ſeiner Liebe zu reden; ſich zu verrathen ſchämt man ſich aber, darum ſchimpft man über ihn, das iſt auch geredet. Es mag das Teufelchen des Mißtrauens ſein, das Böſes vernehmen möchte, ſo wehe es dem Herzen thut, ſo wenig es nützt, denn es hindert doch ſelten die Heirath, ſondern es pflanzt nur Mißtrauen in die Ehe. Es mag vielleicht auch der letzte verzweifelte Kampf eines ſtarken Mädchenherzens gegen ſeine Schwäche ſein, in welchem Augenblick der Sieger, dem man bald darauf in die Arme fällt, wie ein Feind erſcheint.

So iſt es ſicher ſelten einer Bauerntochter Ernſt, wenn ſie ſagt, ſie wolle keine Bäuerin werden, es ſei denn ihre Mutter habe es gar böſe, oder ſie ſei etwas fauler oder zarter Art. Freilich Wirthinnen oder Müllerinnen werden ſie eben ſo lieb. Sie haben das gleiche bedeutende Regiment zu führen, und dazu an dem einen Ort ungeſorgt weißes Brod und Wyßbry, an dem andern gelben Wein und gelben Braten. So nahm ich für baar Geld, was vielleicht nur Spaß oder ich weiß nicht was war. Denn aus Stüdis Betragen werde ich noch heutzutage nicht klug und kann faſt gar nicht glauben, daß es mich blos zum Narren gehalten und nicht auch etwas für mich gefühlt habe. Manchmal mußte ich doch beſtimmt glauben, ich ſei wirklich lieb geweſen. Allein wahrſcheinlich war ſein Herz zwiſchen zwei Heubündeln, zwiſchen mir und einem Bauernhof, wie eigentlich das meine auch zwiſchen ihm und zwei Kühen. Weil aber Stüdi und die Kühe zuſammen gehörten, und der Bauernhof leider nicht, ſo blieb ich Stüdin treu, nicht aber dem Bauernhof. So ward es falſch an mir;

ber was konnte es dafür, daß ich und der Bauernhof nicht ſammen gehörten?

Ich rückte in meiner guten Hoffnung immer weiter mit r Sprache heraus. Ich erzählte, wie eine Frau es gut haben ürde bei mir, wie ſie weder ſo früh aufſtehen noch ſo hart rbeiten müſſe, was ich ihr alles anſchaffen, mit ihr hie aus nd dort aus geben wolle ꝛc., und fragte dann Stüdin: Ob hm das nicht gefiele? Kurz ich brachte es ſo weit, daß ich m Verkünden ſprach, und je mehr Stüdi es auf die lange ank ſchob, ſagend, das preſſiere ihm nicht, es habe noch einen digen Leib und wolle ihn noch einſtweilen behalten u. ſ. w., ſto mehr hielt ich an und that nöthlich. Während ich einſt it Anhalten am beſten daran war, hörte ich etwas hinten im aden, wo aus der Wohnſtube oder dem Stübli ein viereckicht och über dem Ofen einem Menſchen das Hinaufkommen leicht acht, und ehe ich mich verſah, ſtund der Bauer mit einer aterne vor dem Bette und ſagte: „Er müß doch einiſch e cho uege, wer de Stüdin ſo plagt?“

Da machte er den Umhang auseinander und zündete mit er Laterne übers Bett und ſagte endlich: „Biſch ume du's, Schulmeiſter? ih hätt nit glaubt, daß d'ſövli e Narr wäriſch, u ra dänchtiſch Stüdin z'überche. Jetz ſtang uf u mach daß furt chunnſch, u chumm m'r nimme ume, ſuſch will ih de öpper ngers hinger di reiſe, daß d's de ungerwäge laſch.“

Wie ein begoſſener Hund ſtund ich auf, ſprach kein Wort nd Stüdi auch nicht, und ſchlich zur Thüre hinaus. Der auer war ſo höflich mir zu zünden, was ich ihm aber gerne eſchenkt hätte. Als ich unten an der Treppe war, ſagte er ir noch: „G'hörſch, daß z'letſch Mal da g'ſi biſch, ſuſch gits e Lärme u du chunnſch [illegible] d'r Brunnetrog iſch nit rt u d'Miſchgülle no näher.“ Ohne mich umzuſehen ſtrich ch mich nach Hauſe. Erſt dort kam ich zu mir ſelbſt, und es kam mir in den Sinn, was ich dem Bauer eigentlich hätte agen ſollen, ihn verſichern ſollen, ich komme in ehrlichen Abſichten und ich ſei doch ein Schulmeiſter, und eine Frau müſſe es gut bei mir haben. Bald wäre ich wieder umgekehrt, um ihm dieſes noch zu ſagen, dann dachte ich wieder, Stüdi werde es ihm ſchon ſagen, und vielleicht werde er ſchon am Morgen zu mir kommen, um mir zu ſagen, es ſei denn nicht ſo böſe gemeint geweſen, wenn ich es aufrichtig meine, ſo könne ich Stüdin haben.

So ſchlief ich recht getröſtet ein, nur noch fürchtend das Kommen des Bauern zu verſchlafen. Das weckte mich früh, aber er kam nicht. Ich ſtund wieder zwei Schritte hinter dem Fenſter, und ſah die Gaſſe auf, aber da war Niemand, der kam. Am Mittag war Niemand da, am Abend Niemand. Da hielt ich es endlich nicht länger aus, und ſchlich am Hauſe vorbei, ohne Jemand zu ſehen. Ich wiederholte es bei zunehmender Dämmerung, immer entſchloſſener ins Haus zu treten und meine gute Abſicht zu erklären. Endlich als ich darauf und dran war, den Entſchluß auszuführen, kam der Bauer aus dem Futtergang, wo er mich wahrſcheinlich beobachtet hatte, und ſagte mir: Ich ſolle nicht G'ſpäß machen und nicht z'Herrgets ſein, ihm mehr übers Dachtrauf zu kommen; er heig mi lang gnue lah d'r Narr mache, ih chönn ſauft z'fride ſy. Ich wollte meine Rede anfangen, obgleich ſie auf dieſen Eingang nicht recht paßte, allein er ließ mich nicht machen, ſondern ſagte: Er mög des G'ſturms nüt, u we-n-i nit ga well, ſo reis er d'r Schnauz hinger mi. Unglücklicherweiſe ſagte ich noch: „Ich möchte mit Stüdin no neuis rede;“ da fuhr der Schnauz unterm Dach hervor und ich dem Schulhauſe zu, und hinter mir her ſcholl das Bellen des Schnauzes, das Gelächter des Bauern. Nicht lange darauf ließ Stüdi verkünden und ward eine Bäuerin.

Zwanzigſtes Kapitel.

Wie ich alſo ſitzen blieb und zwar in der Klemme.

Während meines Rauſches, während die Mädchen mich wirbelſinnig machten, während ich von Reichthum träumte, von Land und Kühen, war ich in Schulden gekommen bis über die Ohren. Ich bin aber nicht der Einzige, der ſich auf einmal arm findet, während er träumt von reich ſein. Ja ich bin auch nicht der Einzige, der arm wird, eben weil er von reich werden träumt, arm wird durch dieſe Träume. Amerika, Lotterien, Spiel, Heirath, Erbe, Handel ſind es, die den Menſchen in die glücklichſten Träume wiegen, um ihn im Schlaf um das zu bringen, was er bereits hat.

Man wird ſich erinnern, daß ich arm aufzog mit entlehnten Sachen und entlehntem Gelde, und was mir alles fehlte, wußte ich ſelbſt nicht. Alle Tage merkte ich, daß ich noch dieſes oder jenes nicht nur haben ſollte, ſondern müſſe, wenn ich Haushaltung machen wollte. Ich hatte gleich nach den erſten Tagen angefangen für mich zu leben, nachdem ich für alles Nothwendige geſorgt zu haben glaubte: 2 Loth Kaffepulver, für 1 Kreuzer Schwefelholz, etwas Mehl waren da, und ich glaubte nun vollkommen gerüſtet zu ſein auf alle möglichen Vorfälle mit meinen zwei Kachelene, der Kaffekanne, der Pfanne, zwei Kellen und einem Züber. Ich beſaß viel mehr als jenes Volkslied ſingt: „Ein Kachel, ein Häferl iſt all mein Küchengʼſchirr.“ Aber als ich das erſte Mal meinen Kaffe gemacht, die Milch gewellt und getrunken hatte, gerieth ich in die allerſchrecklichſte Verlegenheit. Könnt ihr Weiber errathen warum und was mir fehlte? Ich will wetten, es kömmt nicht der Hundertſten in Sinn.

Als ich nach eingenommenem Mahle das Geſchirr hinaustrug und die von der Milch weiß gewordene Pfanne ſah, da dachte ich ans Abwaſchen, dachte daran, daß die Mutter einen

Hudel in der Gepſe gehabt, mit dem ſie im und um das Geſchirr herumgefahren ſei. Ich wollte es auch machen, allein ich hatte keinen — Hudel, keinen Wäſchlumpen, hatte gar nichts um abzuwaſchen. Meine Hemder, meine Nastücher hätten ſich nicht übel dazu geſchickt, aber wo ſollte ich denn andere Hemder nehmen? Ich ſtand mitten in der Küche mit der Pfanne in der Hand, wie der Butter an der Sonne; ich fuhr mit allen fünf Fingern darin herum, aber das half nichts, die Pfanne wurde nicht ſchwarz; ich ſchwenkte mit Waſſer hin und her, aber die Pfanne blieb weiß. Endlich fielen mir einige Hobelſpäne in die Augen und halfen mir glücklich aus meiner Verzweiflung und putzten die angeſeſſene Milch rein weg. Da beſchloß ich mit Hobelſpänen mich nie auskommen zu laſſen. Freilich fehlte mir nun auch eine Handzwechelen, allein da wußte ich mir ſchon viel beſſer zu helfen. Einige gewaſchene Sachen ließ ich trocknen. Das kömmt ja nicht darauf an, ob man eine Sache abtrocknet oder trocknen läßt; daß ſie trocken werde, iſt ja doch die Hauptſache. Andere Sachen, z. B. die Kaffeekacheli, wiſchte ich an den Kutteſecken ab, und ſo lange man Hoſen an hat, iſt es nur Hochmuth, wenn man ſeine Hände anderwo abwiſcht als an den Schenkeln.

Eine ähnliche Verlegenheit bekam ich, als ich zum erſten Male ſtatt der bis dahin getragenen Holzſchuhe die Lederſchuhe anziehen wollte und keinen Schuhlöffel beim Ofen fand. Mein Lebtag hatte ich die Schuhe nie ohne Schuhlöffel angezogen, in allen Häuſern ſolche gefunden, ſo daß ich gar nicht daran gedacht, einen anzuſchaffen, nicht daran gedacht, daß er in einem Hauſe nicht vorhanden ſein könne ſo nothwendig wie der Ofen, wo auch Niemand daran denkt einen mitzubringen, wenn er in ein Haus zieht. Ich lief in die Schulſtube hinab, hoffend dort einen ſolchen Löffel zu finden; allein da war auch keiner, und ich mußte in den Fürfüßen ins Nachbarhaus laufen, um dort mir zu helfen. Hier nur zwei

Müſterli von Verlegenheiten, deren ich zu Dutzenden anführen könnte.

Meine Spekulation für mich ſelbſt zu ſein und nicht z'Koſt zu gehen, war ſo übel nicht, denn in letzterm Falle wären alle Geſchenke zurückgeblieben, und ich hätte faſt den ganzen Lohn als Koſtgeld zahlen müſſen. Nun waren die Leute ganz herrlich gut im Anfang, es bregelte von Geſchenken auf mich ein, daß ich zu Zeiten im Ueberfluß faſt erſtickte. Ich hatte, nach Rath meines Alten, einige Dutzend Buchzeichen gekauft, um ſie dann als Trinkgeld den Kindern, die etwas brachten, zu geben. Sie hatten den doppelten Vortheil, daß ſie faſt nichts koſteten und dennoch die Kinder gar ſehr lockten, ſo daß ſie die Eltern immerfort plagten, dem Schulmeiſter etwas bringen zu können, um ein Buchzeichen zu bekommen. Und wer am meiſten dergleichen in ſeinen Büchern aufzuweiſen hatte, der meinte ſich nicht wenig. Am Morgen vor der Schule hatte ich alle Hände voll zu thun mit Abnehmen von Brot, Milch, Aepfeln in ordinäri Zeiten, Ringen und Züpfen ums Neujahr, Küchle zur Fasnachtzeit, und Fleiſch bei den Metzgeten. Es machte mir manchmal den größten Kummer: wie die Milch alle verſorgen, wenn ſie in meinem einzigen Hafen nicht Platz hatte; das Brot erhielt oft einen langen Bart, die Ringe wurden ſo hart, daß ſie klepften, wenn ich ſie brach, und Würſte hatte ich ſo viel zu eſſen, daß man mir auf zwanzig Schritte die Wurſtzeit anroch.

Es brachten nicht nur Reiche, ſondern auch Aermere, oft mit der Entſchuldigung: Müete löib mi grüße u hät m'r ſcho lang neuis g'ſchickt, we ſi's ſelber nit ſo übel g'mangelt hätten. Es waren nur zwei Familien im Dorfe, die mir nichts geſchickt hatten, obgleich ſie zu den Vermöglichern gehörten. Ich ſetzte voraus, ſie hätten etwas gegen mich, und doch wußte ich nicht, was ich ihnen z'wider dienet hätte. Allein ſie machten mir alle Male, wenn ich ſie ſah, einen übeln Eindruck, und die Kinder ſchienen mir am ungezogenſten, machten mich am meiſten böſe und wurden auch am öfterſten beſtraft. Aber nicht nur viele Geſchenke erhielt ich, ſondern noch manches, das ich kaufen wollte, umſonſt. Ich wollte Erdäpfel kaufen, ſolche brachte man mir keine; da hieß es, als ich einen Korb voll bezahlen wollte: ſie hätten deren genug, ich ſollte nur holen, wenn ich keine mehr hätte. Der Müller machte es mir mit dem Mehl eben ſo; der Krämer mit Kaffe, oder er ließ mir wenigſtens ein Bedeutendes nach, weil ich es ſei, wie er ſagte.

So gieng es meinen Finanzen herrlich, indem ich faſt keine Auslagen hatte die erſten Monate durch. Ich ſah, wie viel Dinge aller Art ich nöthig hatte, wollte meine Schulden bezahlen, wollte mich beſſer kleiden, damit ich die Hemder nur den rechten Weg zu tragen brauche, auch nicht immer eines an der Stange haben müſſe. Das Alles machte mir bang und Angſt, darum gab ich nicht nur ſo wenig als möglich aus, ſondern ſuchte noch zu verdienen ſo viel als möglich. Sobald des Abends die Schule aus war, ſetzte ich mich an den Webſtuhl, auch des Morgens war ich fleißig, ſo daß ich den Winter durch manchen Batzen verdiente, mehr als ich ausgegeben hatte. Wer beſchreibt aber meine Freude, als ich nach dem Examen meinen Lohn erhielt, faſt 20 Neuthaler auf einmal! Da brachte ich die Hand nicht aus dem Sack und das Geld nicht. Selbſt des Nachts ſtund ich auf um es zu zählen.

Ich zahlte nun dem alten Schulmeiſter meine Schuld, verſprach das Bett bald möglichſt zurückzugeben und konnte mir in Kleidern aller Art etwas zurecht helfen. Ich borgete dem Gelde nicht. Ich dachte, bei ſo großem Verdienſt und ſo wenig Verbrauch für Koſt möge es etwas erleiden. Ich kaufte mir einen Spiegel, und das noch einen recht ſchönen, denn in den Fenſterſcheiben konnte ich mich nie nach Herzensluſt betrachten. Das Tubaken gefiel mir auch gar wohl, oder vielmehr nicht das Tubaken ſelbſt, denn es koſtete mich Anfangs eine rechte Ueberwindung, eine Pfeife in den Mund zu ſtecken und manche herzliche Ergießung, ſondern die Pfeife und die

Poſtur, die man macht, wenn man eine Pfeife im Geſicht hat, gefielen mir. Es ſchien mir Einer viel größer zu ſein, wenn er an einer ſaftigen verſtockten Pfeife ſich die Lunge aus dem Leibe ziehen und die Backen aufblaſen konnte wie Dampfkeſſel. Und wenn Einer auch nicht zieht am Lulli, wenn er es nur aus dem Buſen oder dem Lyblistäſchli kann herausblampen laſſen um Bruſt und Hals und Kinn, ſo hilft es ihm viel nach. Das gab nun ein Händele und Prächtle mit Tubakpfeifen, beſchlagenen und unbeſchlagenen, das mir gar viel Geld aus dem Sack nahm. Eine Uhr war ſchon lange mein größtes Gelüſten geweſen. O wie hatte ich die beneidet, welche ſich mit den Beinen weit auseinander verſtellen, eine Uhr aus der Taſche ziehen und ſagen konnten, welche Zeit es ſei! Ich hatte es bis dahin zu keiner gebracht. Jetzt ſchien es mir eine Nothwendigkeit, eine anzuſchaffen; denn ein Schulmeiſter ſoll doch wiſſen, was es an der Zeit iſt, und wo kein Kilchenzyt iſt, da ſoll er das Kilchenzyt ſein, ſo wie er auch das Kilchenlicht vorſtellen ſoll, wo kein anderes brennt und leuchtet. Da ich jetzt Geld hatte, ſo ſäumte ich nicht länger, ſondern ſtillte meines Herzens Wunſch und kaufte einen ſilbernen Bräter. Der hatte es aber wie ein koldrig Roß, wenn man am beſten daran war, ſo ſtund er ſtille wie ein Bock, und war mit keinem Lieb weiter zu bringen. Ich mußte doktern laſſen, und da das wenig half, ſo fieng ich an zu händelen mit der Uhr, bekam eine ſchlechtere um die andere, und das Nachgeld, das ich allemal legen mußte, hätte faſt zu einer goldenen hingereicht.

Wenn man in die Welt trittet, ſo koſtet es allenthalben Geld und Lehrgeld. Es koſtet Geld hier für einen Schoppen, dort für eine Halbe. Man zieht des Sonntags aus. Wie die Mädchen, unter dem Vorwand ein Rad zum Drechsler (Dräyer) oder Tuch auf die Bleiche zu tragen, Stunden weit laufen, um einen halben oder ganzen Schoppen trinken zu können, ſo laufen die Burſche zu einem Uhrenmacher ꝛc., laufen manchmal z'Berg und z'Alp, alle jene vorgenannten Gelegenheiten nicht gerechnet. Oft, wenn ſie nicht laufen mögen, oder das Wetter ſchlecht iſt, läßt man Herzſtärkung holen. Das alles koſtet Geld und auch Lehrgeld. Wenn man Romane lieſt, ſo findet man darin Leute, welche auf anderer Leute Koſten zu leben wiſſen; man giebt ihnen einen gar vornehmen Namen, und nennt ſie Glücksritter. Das ſind Menſchen, welche glücklich oder falſch ſpielen, unter jedem Vorwand Geld leihen, ohne es wieder zu geben; ſchmarotzen, wo ſie können und mögen; ſich als Freunde aufdrängen mit Rühmen und Schmeicheln, um einem unbemerkt das Hung (Honig) nehmen zu können. Solche Glücksritter giebt es aber auch in Zwilchkitteln. Man lieſt von Spielern, die in die Bäder reiſen und zur Zeit der ſogenannten Saiſon in die Hauptſtädte, aber mein Gott, von denen der gleichen Art, die alle Donnſtage auf Burgdorf, alle Dienſtage auf Langenthal gehen, lieſt man gar nichts. Noch viel weniger lieſt man von den Knechtleins und den Bauernſöhnchen, die das Gleiche treiben; die immer etwas g'werben wollen, um immer zu gewinnen; die einen antreiben unter dem Vorwand, nur zu kurzwylen, und die dann, wenn man einmal angedreht iſt, den Satz immer höher treiben und ihrer erlaubten und unerlaubten Künſte ſich immer ungeſcheuter bedienen, je hitziger und alſo auch je blinder der Gegner wird. Auch von denen lieſt man nicht, die nie Geld im Sack haben und bei jedem Anlaß ſagen: Zahl doch für mi, i ha 's Geld i de angere Hoſe vergeſſe, i will d'rs morn ume bringe, und die dann nie mehr daran denken. Auch von ſolchen nicht, die alle Augenblicke einen guten Schick zu machen wiſſen, aber gerade das Geld nicht vorräthig haben, und es entlehnen wollen und vielleicht noch guten Zins verſprechen, und die, wenn ſie es einmal haben, den Buckel voll lachen und Einen am Ende höhnen, wenn man ſie mahnt.

Natürlich müſſen dieſe ihre Künſte bei Neulingen, Anfängern treiben, und je ſchüchterner und eitler Einer iſt, deſto mehr wird er gezehntet. So geſchah es mir auch tüchtig, und geſchah mir nicht nur von Glücksrittern der gemeinſten Art, ſondern noch von Leuten, bei denen man es wahrhaftig nicht vermuthet, denen man mehr Ehrgefühl zugetraut hätte. Es iſt aber um das Ehrgefühl eine ganz kurioſe Sache. Das Ehrgefühl iſt ſelten gegründet auf den wahren Grund. Der wahre Grund iſt die rein chriſtliche Sittlichkeit, ihre Ausübung bringt wahre Ehre, ihre Vernachläſſigung erzeuget Flecken an der Ehre. Es iſt ſelten Einer ohne Ehrgefühl, aber er baut es auf einen eigenen Grund, auf die Thorheit ſeines Herzens oder die Mode ſeines Standes. Es ſchämte ſich Mancher für einen Kreuzer zu ſtehlen; allein in Handel und Wandel um Kronen zu betrügen ſchämt er ſich nicht nur nicht, ſondern rühmt ſich noch deſſen. Es würde Mancher wüſte Händel anfangen, wenn man ihm Schelm ſagen thäte, aber öffentlich im Spiel zu betrügen ſchämt er ſich nicht. So würde ein gewiſſer reicher Bauernſohn ſich ſchämen ein Almoſen anzunehmen von einem Reichen, aber von einem armen Teufel bei Gelegenheit ſich eine Halbe zahlen zu laſſen iſt ein Herrenfreſſen für ihn.

Kurz das Ehrgefühl der Menſchen iſt eine gar wunderliche Sache, und es würde nicht ſchaden, wenn Viele das ihrige unterſuchten. Ich wette, noch Mancher würde kaput. Dieſe Dinge alle kannte ich einfältiger Gali nicht, aber ich erfuhr ſie. Ich hielt es Anfangs für eine gar große Ehre, wenn ich mit Geld Andern aushelfen und gar noch einem reichen Bauernſohn unter die Arme greifen konnte. Und wenn es in einem Wirthshauſe hieß: „Schumeiſter zahl du, m'r we d'rs de ume gäh,“ ſo hatte ich eine große Meinung und war nicht nur immer parat dazu, ſondern bot mich noch an. Eben ſo viel darauf hielt ich, wenn ſie an verlornen Abenden zu mir kamen, etwas zu g'werbe und kurzwyle. „Schumeiſter“ ſagte mir dann gewöhnlich einer am Morgen, „lah doch de e Halbi oder e Maaß reyche, m'r chömme hinecht, m'r wey d'rs de ume gäh.“ Ich poſtete ein Schulkind mit dem Auftrage, lieferte das Brot dazu, und merkten ſie, daß noch irgendwo eine Wurſt war, ſo wußten ſie die mir auch noch abzulocken. So lieferte ich das Brot, und von dem ausgelegten Geld erhielt ich ſelten etwas zurück.

Als der Winter kam und das Kinderlehre wieder angieng, kam einſt Einer mit einer alten Klarinete zu mir und demonſtrierte mir Folgendes vor: Es wäre gar kurzwylig, wenn ich auch öppis machen könnte am Sonntag nach der Kinderlehr oder an einem Abendſitze, das hülf m'r allweg viel und b'ſunderbar beim Singen. Ich könne grad e chly druf, er well m'r zeige wie me's mach u de chönn i's noch beſſer lehre. Er malte mir das Ding gar ſchön aus, pries dann das Inſtrument an, das einem vornehmen Herrn gehört haben ſollte, und blies mir ein Stück auf demſelben vor, ſo daß eine Maus, die ſich ſchreckensvoll flüchtete, mir das Tintengütterli umwarf. Ich aber horchte mit großem Wohlgefallen, und je mehr die Töne durch Mark und Bein giengen, deſto beſſer gefielen ſie mir. Ich dachte an die Ohren, die ich bezaubern, an die Herzen, die ich erweichen, an das Erſtaunen, das ich erregen werde. Mit Herzklopfen nahm ich das wunderſame Ding zur Hand, ließ mir die Finger auslegen und blies nun und blies, und wie? Mein Lehrmeiſter erklärte: Ich könne das grad, er g'höre das ſchon, es ſei ihm noch keiner vorgekommen, der ſo watlich tha heyg und ſo ſtyf blaſe. Man kann ſich denken, daß ich den Blasbengel nicht mehr aus dem Hauſe ließ und mich glücklich ſchätzte, ihn um zwei Kronen einzuhandeln. Nun war ich ein glücklicher Menſch! Das Weben und faſt auch die Schule vergaß ich über dem Klarineten. Höllentöne durchſchauerten halbe Nächte das Haus, und doch gab es Leute, die mir andächtig mit wahrer Wolluſt zuhörten. Giebt es Leute mit Büffelleder um die Herzen, warum ſollte es nicht auch Leute geben mit Büffelleder in den Ohren? Ich ruhte nicht, bis ich einen Tanz konnte und dann ein Gellertlied. O wie glücklich war ich, als ich das erſte Mal in der Schule mit geheimnißvoller Miene ſagte: m'r wey neuis probiere! dann ein

Kind das Inſtrument holte und ich nun Töne angab damit, und doch mit dem Munde auch noch, dann zuerſt anſtimmte und ſchnell wieder blies mit vorgebeugtem Kopf und Leib, mit Leib und Fuß den Takt ſchlug; manchmal ſchnell und halb auſſer Athem ein paar Töne ſang, und dann wieder blies und rundum mich drehte und das Inſtrument bald dem einen bald dem andern gegen die Ohren richtete, um ihm Verſtand zu machen. Ja da war ich glücklich und die Kinder auch. Sie glühten vor Freuden und ſtrengten ihre Stimmlein an, daß man die Augen mit einem Zwilchhändſche hätte nehmen können, um ſo laut zu ſingen als ich klarinetete; aber ich gab nicht lugg, und als wir zu Ende waren, wars als ob die Wände zitterten, und wir wußten einige Augenblicke nicht, ſtunden wir auf dem Kopf oder auf den Füßen, ſo agryſlich hatten wir es gemacht. Ein alter Bauer, der vorbei gieng, ſagte: So ſchön hätte er noch nie ſingen hören, es ſei fry dür ihn düre gange u heyg ihm fry d'Auge übertriebe.

Nicht lange gieng es, ſo kam Einer mit einer alten Geige zu mir und machte mir begreiflich, dieſes Inſtrument ſei weit kommoder für einen Schulmeiſter, er könne geigen und ſingen zu gleicher Zeit, auch ſei es gar leicht zu lernen, man müſſe nur die Finger immer am rechten Orte haben. Lange gieng es nicht, ſo hatte er die Geige mir um drei Kronen angehängt, und ich geigete und klarinetete nun abwechſelnd nach Herzensluſt und zu großer Freude Vieler. Doch kam einmal der Nachbar zu mir mit der Bitte, Nachts nicht ſo lange zu fechten, ſein Güggel möge es nicht erleiden, ſondern erwache, und krähe dann das ganze Haus aus dem Schlafe auf. Um Fried und Ruhe willen richtete ich mich nach dieſer Bitte, aber es dünkte mich doch eine ſtrenge Sache, daß ein Schulmeiſter ſich nach einem Güggel richten mußte.

Nun fieng auch das Händelen mit dieſen Dingen an. Es war als ob im ganzen Canton austrompetet worden wäre: Der Schulmeiſter auf der Schnabelweid ſei ein Gygenarr.

und z'handle mit ihm ſei nicht bös. Wo irgend Einer eine verroſtete Geige oder eine verlechnete Klarinete hatte oder wußte, ſtieg er mir auf den Leib, und wollte mich glücklich machen mit einem Inſtrument, wie es auf der ganzen Welt nicht mehr gebe. Mit gewichtigen Mienen probierte man meine Geige und ſagte dann, ſie ſei auch gut, man hätte es nicht geglaubt, aber ich ſolle jetzt die ihre auch probieren, wie die ganz anders töne, ich werde es ſelbſt ſagen müſſen. Dann fieng man ein Langes und Breites an zu erzählen, wie hier und dort die Leute verwundert geweſen ſeien darüber und geſagt, ſie wüßten doch auch was Geigen ſeien, aber ſo eine wäre ihnen noch nie vorgekommen, und wie viel man mehrmals hätte löſen können, aber damals ſei ſie nicht feil geweſen und wäre es jetzt eigentlich nicht, aber entweder war Mangel an Platz oder Geld, oder man hatte eine noch beſſere und brauche nicht zwei, oder der Bub wolle es nicht lernen. Wenn die Leute ſo redeten und meine Sachen auch noch rühmten, und beſonders wenn ſie ſagten: me g'hör grad, daß ich ein Meiſter ſei, und es wäre ewig ſchade, wenn ich ihr Inſtrument nicht bekäme, ume ſo einem grad anne möchte ſi's nume nit gäh, da kam mir nicht von ferne in Sinn, daß ich ihnen nicht ſollte glauben können. Es fiel mir nicht ein, daß Leute ganze Geſchichten, an denen kein wahr Wort iſt, erſinnen, lügen können wie gedruckt. Mit Schweinhändlern und Kuhhändlern hatte ich damals noch nie zu thun gehabt. Ich meinte noch ordentlich, daß die Leute es ſo gut mit mir meinten und ſo herrliche Dinger mir brachten. Es that mir gar wohl, wenn ſie ſo weit her kamen, und je weiter, um ſo wohler; denn da müſſe ich doch weit und breit bekannt ſein, hatte ich das Recht zu glauben. Daß man auf verſchiedene Weiſe bekannt ſein könne, fiel mir nicht ein.

Ich gebehrdete mich wie ein Kunſtkenner und ſchüttelte mit dem Kopf den Takt und trappete ihn mit dem Fuß und verſtund doch nichts davon, ſondern glaubte den Leuten alles;

aber je beſſer ſie ſich ſtellten, als verehrten ſie meine Kennerſchaft, deſto beſſer konnten ſie mit mir handeln. Und daß ich nichts verſtund, wußte ich nicht; daß es aber die Leute wußten und mich zum Beſten hielten, merkte ich nicht. Es iſt jetzt mein einziger Troſt, daß ich mit ſolcher Kennerſchaft nicht der einzige Narr war, ſondern daß ich gar viele Leidensbrüder habe und noch dazu gar vornehme. Ja es iſt vielleicht kein Menſch auf Erden, der nicht meint, er verſtehe etwas grundgut, und verſteht doch ſo wenig davon als ein Hopi von dem Klarineten. Und je dümmer ein Menſch iſt, deſto mehr begegnet ihm das, deſto mehr ſpricht er ab, fällt Urtheil über Dinge und Menſchen. Ich will hier nicht von der eigentlichen Kunſtkennerſchaft reden, ſondern von den Kennerſchaften überhaupt. Wie Bäbi räſonirt über den Schulmeiſter, er könne nicht ſchulen, und Vreni über den Pfarrer, er könne nicht predigen, und beide ſtyf und feſt behaupten, ſie wollten es beſſer machen, ſo meint ein Anderer: Er ſei die wahre Poſaune der Geſittung. Zu dieſem Ende erfindet er ſiebenſylbige Schimpfwörter, und als Mittel braucht er Küherknechte, Reitpeitſchen, Lügen und Verläumdungen.

Unterdeſſen kam ich um mein Geld und zu mehrern Geigen und Klarineten. Man wollte nicht immer tauſchen und ſpiegelte mir prächtige Schicke beim Kauf vor, und ich glaubte. Aber die Schicke wollten nicht kommen. Man rühmte mir meinen Grümpel als Meiſterwerke, rühmte, daß im ganzen Land gewiß kein ſo geſchickter Schulmeiſter ſei, der vier Geigen und fünf Klarinete beſäße, aber abkaufen wollte mir Niemand. Da kam einmal Einer und ſagte: Es düech 'ne doch kurios, daß ich nicht das Orgele vornehme. So 'ne G'ſchichte wie ich ſei, hätte das in ein paar Tagen gelernt, und das ſei doch kommöder und ſchöner in den Kinderlehren, als eine Geige, und trage gar viel ab. So ein Organiſt habe bis 10 Kronen und noch mehr, und dafür brauche er nichts zu machen, als alle Sonntage in die Kirche zu gehen.

Potz tauſend, wie ſchlug das bei mir ein! Im Geiſte ſah ich mich ſchon auf der Portlaube der Kirche an der Orgel ſitzen und alle Leute zu mir aufſehen und ſich zuflüſtern: Dä chas aſe, es wird dä auf d'r Schnabelweid ſy, me het ſcho lang vo-n-em g'ſeit, es ſyg gar e gruſam e g'ſchichte. Wie durch Hexenwerk waren mir auf einmal Geigen und Klarinete erleidet, und es dünkte mich, wenn ich nur ſchon eine Orgel hätte und kein Klarinet und keine Geige mehr ſehen müßte. Der Schalk mochte auf meinem Geſichte gar deutlich merken, was vorgieng. Was er im Schilde führte, das merkte ich nicht. Wer handeln will, muß aber auf ſolche Geſichter und Abſichten merken und die ſeinigen zu verhüllen ſuchen. Das iſt eine Regel, die vom Höchſten bis zum Niedrigſten giltet, vom Handel um ein Land bis zum Handel um ein Dünkel-Taunli, vom Louis Philipp weg bis zum Maurer-Vreni, das mit Kaffe und Seife hauſierte. Wer ſich ſelbſt verdecken, die Andern errathen kann, der hat gewonnen Spiel. Ach darum auch muß die theure Eidgenoſſenſchaft eine ſo traurige Figur in der Diplomatik ſpielen. Da meint jeder Garnhändler und jeder Uhrenmachergeſelle, jede Baſe und ganz beſonders jeder Tagſatzungsheld, er vereinige alle Weisheit in ſich, und die ganze Eidgenoſſenſchaft könne nur dann gerettet werden, wenn ſie ſeine Rathſchläge befolge.

Wenn daher einmal die arme eidgenöſſiſche Weisheit in Anſpruch genommen wird, da geht es los, daß man toll werden möchte. Die ganze Eidgenoſſenſchaft ſcheint in einen Fröſchweiher verwandelt zu ſein, und die Fröſchen darin alle in der Paarungszeit dem Geſchrei und dem Gequake nach, das herz- und ohrzerreißend aus allen Schlünden und Thälern kömmt, denn jeder Froſch meint, wenn er nicht am lauteſten, unverſchämteſten quake, ſo werde ſeine Stimme nicht geachtet. Und wenn dann endlich alle Welt weiß, was die Eidgenoſſenſchaft will und weiß, und ſich ſäuberlich darnach gerichtet hat, und die Repräſentanten der Eidgenoſſenſchaft ſprechen eine Anſicht oder eine Maßregel aus — hintendrein, wie die Mühle von Plemp, ſo geht der Höllenlärm von Neuem los.

Jedes Vaterlandsfreundlein oder Fröſchlein, deſſen Meinung nicht befolgt worden, meint gegen die unſeligen Folgen des Geſchehenen ſich verwahren zu müſſen, damit nicht nach hunderten von Jahren ihn noch der Vorwurf und die Schande treffen. In dieſem Froſchweiher ſpielen eine laute aber traurige Figur einige Erziehungshelden, wenn ſie ihre beſtäubten pädagogiſchen Weisheitsbüchſen öffnen, und mit pädagogiſcher Heftigkeit und Anmaßung in die Diplomatik hineinquaken als muntere erregte Fröſche, aber als nichts weiter. Wahrlich ſie dauern mich, die armen Männchen, daß ſie dem Gelüſten, Volksmännchen zu ſpielen, nicht widerſtehen mögen; wahrlich ſie dauern mich, daß die Hoheit ihres Berufes ihnen nicht eine größere Tiefe giebt; ſie dauern mich, daß ſie nicht Felſen zu ſein vermögen, welche in unerſchütterter Ruhe die Brandung ertragen, ſondern eben nur Fröſche; ja ſie dauern mich, daß ſie Sturmvögel geworden, bei deren Erſcheinung jeder Erfahrne ſpricht: „Gebt Acht, es giebt ſtrub Wetter, e Bloſt." Darum nun, weil die Eidgenoſſenſchaft zuſammengeſetzt ſcheint aus zwei Millionen lauter Peter Käſer, damaliger Schulmeiſter auf der Schnabelweid, ſo geht es ihr gewöhnlich wie mir mit meinem Orgelhandel — man lockt ſie wohin man will, und giebt ihr dann den Tärſch.

Ich fieng freilich verblümte Reden an und ſagte: Ich könne afe genug, und begehre nichts mehr zu lernen, und wenn ich ſchon wollte, ſo hätte ich Niemand der es mir zeige, und wenn man nicht immer ſpielen könne, ſo komme man nicht fort.

Er widerlegte mir eins ums andere, vergaß den nöthigen Ruhm nicht und deutete mir von Weitem an, das Geſcheuteſte wäre, eine Orgel zu kaufen, ſie ſtehe der Schulſtube wohl an und trage mir viel mehr ein als ſie mich koſte. Ich wehrte mich gerade wie ein Meitſchi, das für ſein Leben gerne zu einem Antrage Ja ſagt. Ich meinte, ſo eine Orgel wäre ſchwer zu bekommen, und dann könne ich nicht all mein Geld (es war nicht mehr z'Tüfels viele) in ſolche Dinge ſtecken, ich hätte ſchon gar viel ausgegeben. Er drehte lange, bis er ſich zu beſinnen ſchien eine zu wiſſen, wo ich vielleicht von meinen Geigen und Klarineten dagegen geben könne. So war eine ſicher gut abgekartete Sache angeſponnen, und da die Sucht nach einer Orgel ſtündlich wuchs, mich gar nicht mehr ſchlafen ließ, ſo kam ich zu einer faſt ohne zu wiſſen wie. Sie koſtete mich 70 Kronen baar, die Klarineten und Geigen, die ich dazu gab, nicht gerechnet. Man hatte dieſe (eine Geige ausgenommen, die ich behalten wollte) für 30 Kronen angeſchlagen und die Orgel zu 100 Kronen. Ich meinte mich noch ordentlich, daß ich an meinen Inſtrumenten noch faſt gewonnen hätte; ich bedachte nicht, daß die Orgel vielleicht nicht mehr als 50, höchſtens 60 Kronen werth war. Zwar ſagten mir alle Leute, ſie dünke ſie b'ſunderbar wohlfeil, aber ſo ſagten ſie mir nur, weil ich ſie fragte: Ob ſie nicht wohlfeil ſei! Wenn man die Meinung der Leute vernehmen will, ſo muß man es ganz anders anfangen. Die gleichen Leute, welche mir ihre Wohlfeilheit prieſen, lachten ſich ſicher kaum zwanzig Schritte von mir halb todt und ſagten: „Ueſe Schumeiſter iſch aber ag'ſchmiert worde, es nimmt mi Wunger, we dä o witzig wird; aber er wirds o ha, wies im Lied heißt: Damaße, Damaße, wenn wey m'r witzig werde! Jo hoſſoſo, du liebi Gret, wenn alle Narre ſterbe!"

An der Orgel konnte ich ſehr wenig bezahlen, obſchon ich alles hingab, was ich hatte; den Reſt verſprach ich zu verzinſen, und dieſer Reſt betrug noch 65 Kronen! Dieſe Schuld betrug mehr als ein doppeltes Jahreinkommen, und doch lud ich ſie mir ganz wohlgemuth auf, ich dachte, ich hätte doch etwas dafür, was immer noch mehr werth ſei als die Schuld, beſäße alſo immer noch reines Vermögen. O Schulden machen iſt gar eine leichte Sache, ſie werden erſt mit der Zeit ſchwer und immer ſchwerer. Das erfährt Mancher, der ein Haus mit Schulden baut, um dem Hauszins zu entrinnen; Mancher, der mit Schulden Land kauft, um keins mehr zu empfangen. Das Kaufen und Bauen gieng leicht, aber das Behalten iſt nun ſchwer, und ſein ganzer Lebenslauf beſteht oft darin, daß er von Aſt zu Aſt ſpringt, bis endlich einer der äuſſern Aeſte unter ihm bricht.

Ich orgelte nun darauf los, um bald Organiſt werden zu können; und weil das Orgelen dem Gäggel nichts machte, ſo trieb ich es halbe Nächte durch, und hängte das Weben immer mehr an den Nagel. Es verminderten ſich nach und nach auch immer mehr die Geſchenke. Ich führte zwar kein Buch darüber, und wog auch nicht das Wägbare vor den Kindern, wie es geſchieht, aber ich mußte immer mehr Sachen kaufen, auch Milch und Brot; und wenn ich etwas zu kaufen kam, ſo gab es mir Niemand mehr umſonſt; das war gut geweſen für einmal. Im Gegentheil forderte man mir manchmal mehr als andern Leuten, aus dem Grunde, ich könne meinen Lohn gar ring verdienen an Schatten und Schermen.

Die Leute gaben mir weniger, wahrſcheinlich aus manchen Gründen. Im Anfang wollte jedes ein Zeichen thun, eine gute Meinung von ſich erwecken, hinter den Andern nicht zurückbleiben, die Gunſt des Schulmeiſters gleichſam erkaufen. Auch der G'wunder, das armmüthige Weſen zu ſehen, meine zwei Kacheli zu zählen und den mangelnden Spiegel zu ſuchen, trieb manches Weib an, mir etwas ſelbſt zu bringen, was es nicht durch die Kinder geſchickt hätte; und was die Mutter erzählte, trieb auch die Tochter her, die das Gleiche ſehen und auch den Schulmeiſter in der Nähe betrachten wollte. Dieſe Gründe fielen nun von ſelbſt weg. Man wird ſich alt und gleichgültig. Es entſtehen aber auch bald allerlei Mißverhältniſſe, erzeugt durch allerlei Gründe, von denen ich nur den anführen will, daß es noch eine Menge Leute giebt, die meinen, durch Geſchenke kaufe ſich ein Kind nicht nur von

Strafen los, ſondern es erkaufe ſich damit das Vorrecht, daß der Schulmeiſter ihm mehr zeige als andern, es fleißiger b'höre, es weiter oben auf den Rodel ſetze. Man kann ſich den Zorn dieſer Leute gar nicht vorſtellen, wenn die Geſchenke nicht in allen Beziehungen dieſe Wirkung haben, und namentlich wenn ihr Liſabethli oder ihr Joggeli am Examen nicht oben an ſitzen. Da vernimmt dann der Schulmeiſter Herzensergießungen, die ihm die Augen übertreiben, und fühlt es in der Tiſchdrucke. Nun war ich kein alter Praktikus, ſondern ein junger ehrlicher Tſchalpi. Man denke, wie viel ich in meiner Einfalt auf dieſe Weiſe geſündigt habe. Doch muß ich zu Entſchuldigung meiner Bauern ſagen, daß ſie nicht die einzigen von dieſer Race ſind, ſondern daß Leute, die auf große Bildung Anſpruch machen, eben ſo gemein denken, oder nicht leiden mögen, wenn ihre Kinder weit unten ſitzen, indem ſie erſtlich nie glauben, daß die Schuld ihrer Ungeſchicklichkeit am Fabrikanten ſelbſt liege, ſondern ſie der Methode des Lehrers zuſchreiben, und zweitlich durchaus nicht dulden wollen, daß das weit unten Sitzen der Kinder an den Examen durch vernünftige Eintheilung bemerkbar werde.

Eine der wichtigſten Urſachen aber, warum man mir die Spendmütſchen und Spendwürſte entzog, war ſicher meine Gaſtfreiheit gegen die Nachtbuben. Wenn am Morgen beim Eſſen ein Knecht oder ein Sohn die Bemerkung machte, geſtern Abend habe er auch von dieſem Brot gegeſſen, und es dann herauskam, daß es beim Schulmeiſter geweſen, ſo kann man ſich denken, was die Alten ſagten. Natürlich iſts freilich, daß man dem Schulmeiſter nicht Geſchenke bringt, damit er die Kiltbuben anlocke und abfüttere. Wenn das ſo gemeint ſei, war gewöhnlich der Schluß der Rede, ſo wollten ſie es ſelber freſſen, und wenn ſie es nicht ſelbſt möchten, ſo gebe es noch andere Leute, die es nähmten, als die Nachtbuben.

So wurde geredet im einfachſten Falle, aber es gab noch ein zuſammengeſetzter, dann gieng es ganz anders los.

enn von den Buben noch Bemerkungen gefallen waren über rot oder Würſte, z. B. Hanſe Durs habe den Roggen nicht ſpart; d'Grichtſäßi hätte früher auf ſollen um zu kneten, liege, ſcheine es, gerne lang; z'Kreuz-Trini habe den Speck reut, ſeine Würſte ſeien trocken wie ein Käſerf . . . .; es heine z'Bannwartsfrau habe aber kein Geld gehabt, um uchipulver zu kaufen, man ſpüre in den Würſten nichts als noblauch; und wenn dann dieſes beim z'Morgeneſſen in llen Häuſern verhandelt wurde, ſo kann man ſich denken, n welche Wuth die Betreffenden gerathen mußten.

Denn ſo verhandelt zu werden wegen Würſten und Brot, ie man noch dazu zum Geſchenk gegeben, das iſt mehr als ine erleiden mag. Gutes Brot backen gehört zur Reputaion einer Frau, und iſt einer der chutzlichſten Punkte, darum uß ihr auch gewöhnlich der Mann dabei helfen. Wenn dann ine noch mäſten kann und kücheln, und allfällig noch ſtrehlen nd züpfen ohne fremde Hülfe, dann iſt ſie eine ausgeſpitzte oder in alle Spitzli geſtochne), wie man zu ſagen pflegt, nd ſie trägt ihr Haupt ſo ſtolz, als wenn ein Basler oder Zürcher oder Berner Doktorhut darauf ſäße. Dann aber erhandelt zu werden und noch dazu von den Nachtbuben, vo einer nichtsnutziger iſt als der andere, wenn es giltet ie Leute auszuführen, und von dieſen in allen Häuſern herumetragen zu werden, das war eine Sache, welche die empfindichſte Seite traf, und welche natürlich der Schulmeiſter entelten mußte. Nicht nur Die wurden erbittert, über welche ie Kritik ergangen war, ſondern auch die andern Bäuerinnen agten: Nein beim Dolder, wenn das ſo gehen muß, ſo kann er ehen, wer ihm etwas bringt, in der Nachtbuben Mäuler will ich nicht, ich weiß was die können, wenn ſie bei einander ind, da iſt einer ſchlimmer als der andere. Sie hatten Recht, ſie kannten die Nachtbuben, die aber auch ehedem viel mehr Witz hatten als jetzt, wie die übrige Welt auch, denn der Witz iſt ein Kind der Natur und nicht der Kunſt. Sie wußten was die Nachtbuben alles anſtellten, um hinter die innerſten Geheimniſſe einer Haushaltung zu kommen, um zu wiſſen, wie in jeder gekocht und handthiert werde, und was dem gemäß von den Töchtern als künftigen Hausfrauen zu erwarten ſtehe. Es mochte eine halb aus Mißtrauen in ihre Kunſt, halb aus Mißgunſt, daß ſie ihr Niemand ablerne, noch ſo heimlich alles thun, keine Magd über ihre Kochkunſt guggen laſſen, mochte um Mitternacht kücheln, die Nachtbuben kamen ehedem doch darüber, und erdachten ſich dazu die luſtigſten Streiche und ſcheuten keine Mühe.

Nachdem ich mich ſelbſt ſo auf das Trockene geſetzt und doch faſt täglich Ausgaben hatte, kam eines Tages ein Wägeli vor das Haus, und der Fuhrmann erklärte mir: er ſei Knecht bei dem Bauern, der mir das Bett geliehen hätte, und er komme daſſelbe abzuholen. Die Meiſterfrau laſſe mir ſagen, ſie mangle das Bette nun gar übel, ſie ließen bauen und müßten viele Handwerksleute über Nacht behalten, ſo daß ſie faſt nicht G'liger genug hätte.

Ich mußte das Bett verabfolgen laſſen, ohne daß ich wußte, wo ich in der Nacht liegen ſolle. Mir hätten nun die Augen aufgehen ſollen, wie es einem gehe, wenn man gängele ſtatt das Nöthige ſich anzuſchaffen; wie man in Verlegenheit kommen könne, wenn man jedes aufſteigende Gelüſten befriedigen wolle und ſich ſelbſt einzuwiegeln ſuche in Sorgloſigkeit durch thorrechte Rechnungen in die blaue Luft hinaus. Ich hätte böſe über mich werden ſollen, daß ich es darauf ankommen laſſe, mir geliehene Sachen wegnehmen zu ſehen und auf dem Boden ſchlafen zu müſſen, während ich gar füglich ein ſchönes Bett hätte anſchaffen können, wenn das Händeln mit Tabakpfeifen, Uhren, Geigen, Klarineten, Orgel und alles andere nicht geweſen wäre. Statt deſſen wurde ich böſe über die guten Leute, die mir über zwei Jahre ein Bett geliehen hatten und ſich endlich unterſtunden ihr Eigenthum zurückzufordern. Ich lief in ein Haus und klagte dort, wie unverſchant man es mir gemacht habe, und erſuchte um ein anderes Bett.

Die Leute waren nicht dumm. Sie halfen mir ſchimpfen, ſagten, das müßten doch wüſte Leute ſein. Aber ein Bett zu geben ſchicke ſich ihr wäger gar nicht dieſen Augenblick, ſagte die Bäuerin, ſie habe die Faſſene aufgethan, um ſie waſchen zu laſſen, und die Federn ſeien in einem Bocki im Spycher. Aber an meinem Platz wollte ſie ſich nicht lange beſinnen, ſondern ein Eigenes machen laſſen. Ich werde wohl bald wybe wollen und ein eigenes Bett ſollte ich notti haben. Ich ſolle nur die Koſten nicht ſcheuen, eine reiche Frau und eine ſchöne Eheſteuer werden mir ja nicht fehlen. Unterdeſſen, bis das Bett fertig ſei, könne ich bei ihrem Hans ſchlafen, er lieg allein und hätte ein Bett wie die Huttwyler Allment.

Das leuchtete mir ein. Ich lief über Hals und Kopf zum Krämer und wollte ein Bett kaufen, im Wahn er habe deren vorräthig ſo gut als geröſtetes Kaffepulver. Ich mochte eben nicht lange bei Hanſen ſein, er brauchte nicht zu wiſſen, wie oft ich des Nachts fort gieng und wann ich wieder kam. Aber zu meinem großen Leidweſen wollte die Krämerin keine aufgerüſteten Bette haben; ſie ſagte : Ein jeder Menſch habe ſeinen Gring, und wenn man eine Sache dä Weg habe, ſo wollen ſie die Leute d'r anger Weg; aber die Sachen dazu hätte ſie, Federn und was man ſonſt brauche, ich ſolle nur ſagen, was für Gattig ich wolle und wie viel von einer jeden. Du lieber Himmel, was man doch einem Schulmeiſter alles zumuthet : Nun ſollte ich wiſſen, was und wie viel man zu einem Bett brauche; ich hatte mein Lebtag nichts anders von einem Bett gewußt, als daß ein Bett ein Bett ſei, daß man darin ſchlafe und daß es weicher oder härter ſein könne. Da fieng die gewandte und in den Leuten wohlbewanderte Krämerin (darum iſt auch meiſt eine Krämerin beſſer als ein Mann, weil ſie ihre Leute beſſer kennt und jeden nach ſeiner Art zu behandeln weiß, während der Krämer ſeine Waare beſſer kennt, aber die Menſchen ſchlechter) an mir verzulegen und in die Weite und Breite zu erzählen, die einen Leute nehmen von dem, darum, und andere von jenem, und wieder darum; die einen brauchten ſo viel und andere nur ſo viel. Sie flößte mir ſo viel Zutrauen ein in ihre Einſicht und Gutmeinenheit, daß ich auf ihren Rath alles ankommen ließ. Am Ende war ich aber wieder in großer Verlegenheit, wer mir das Bett nun machen könne? Auch da erbarmte ſie ſich und ſagte: Sie kenne eine geſchickte Näherin, wenn ich es begehre, ſo wolle ſie mit dieſer reden, und mir alles beſorgen, wie wenn es für ſeie wäre. Einen rechten Stein wälzte ſie mir mit dieſem Anerbieten vom Herzen, und ich konnte ihr nicht genug für ihre Bereitwilligkeit danken. Daß ſo ein junger Kerli, der weder Gix noch Gax von einem Bette verſteht, als darin zu liegen, ein wahrer Schleck für eine ſchlaue Krämerin ſei, wenn ſie ihm eins kann machen laſſen, daran dachte ich nicht, als ich ſo inbrünſtig dankte.

Endlich kam mir doch in Sinn zu fragen: Was das alles dann koſte? Du liebe theure Zeit, wie fieng es mir an zu gruſen und zu gramſeln, als ſie bei dem Strohſack anfieng, vom Unterbett zum Dachbett, von den Faſenen zu den Federn kam immer eines theurer als das andere, ſo daß das Bett faſt halb ſo theuer kam als die Orgel. Troß allem meinem Hochmuth und Leichtſinn konnte ich es doch nicht über mich erhalten, nicht ein Geſicht zu machen wie ein Schaf und mit beklemmter Stimme zu klagen: Das ſei doch gar theuer, und ob man es denn nicht wohlfeiler machen könne? Die Krämerin ſagte, man könnte wohl ſchlechtere Sachen nehmen, aber ſie rathe es mir nicht, das Wohlfeilſte ſei am Ende doch immer das Theuerſte. Ich mußte mich ergeben. Nun mußte ich aber mit ſchwerem Herzen bekennen, daß ich jetzt nicht Geld bei mir hätte, aber ſobald mir eingehe, wolle ich bezahlen. Die

Frau machte mir das Schuldigſein gar leicht, machte mir weiß, es preſſiere ihr mit dem Gelde gar nicht, ich ſolle nur machen, wie es mir kommod ſei, und wie die Redensarten alle heißen. So treiben es die Leute. Fängt man an Schulden zu machen, ſo hält ſich ſelten ein Menſch dafür, daß er nicht dings gebe, daß er nicht warten könne, da iſt lauter guter Beſcheid, und kein Menſch mangelt Geld. Merkt man aber, daß der Schuldner in der Klemme ſitzt, dann mangelt auf einmal Jeder Geld, und Jeder beſtürmt ihn mit Vorſtellungen, wie er in Verlegenheit ſei, hier und dort zu zahlen habe, und es nicht machen könne, wenn er nicht bezahlt werde.

So machen es aber nicht nur Krämer oder gemeine Leute. Es rennen und fahren eine Menge Menſchen in der Welt herum, und wenn man ſie reden hört, allein zum Nutzen der Welt. Sie dringen ihre Waaren auf, als ob es keine ſolchen mehr gebe, um einen Spottpreis, wie ſie ſagen, blos um des Artikels los zu werden, oder weil ſie es viel wohlfeiler geben könnten als andere Leute; und ums Bezahlen brauche man ſich nicht zu kümmern, ſie ſeien gar nicht ſo Geldhungrig wie Andere. Wenn dann das arme Krämerlein ſich bethören läßt, ſo kömmt Waare mehr als er verlange, anders als er geglaubt und ein Wechſel, ehe er daran denkt, und er kehrt die Beine gen Himmel, ehe er ſichs verſieht.

Mit Noth und Angſt konnte ich den Macherlohn zahlen. Die Bettſtatt blieb ich ſchuldig und nach und nach manches kleine Bedürfniß. Aber das muß ich ſagen, wohl ſchlief es ſich im eigenen Bette. Ich probierte es hinten und vornen, und immer da, wo ich war, lag ich am wöhlſten. Am Morgen konnte ich gar nicht daraus, und den ganzen Tag dünkte es mich, wenn es nur Abend wäre, daß ich wieder hinein könnte, und träumen könnte, wie Stüdin das Bett gefiele und die Orgel, und was ich aus den Kühen ziehen wolle?

Wie es mir aber mit Stüdin gieng, wißt ihr; daß ich in der Klemme ſitze, ſeht ihr; aber ich fühlte es damals noch nicht; fühlte es nicht, daß ich mir ſelbſt den Boden unter den Füßen abgrub, nicht nur ökonomiſch, ſondern auch ſittlich.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Wie ich mich in die zweite Klemme dringe.

Es wird Manchen vielleicht verwundern, daß ich zwei Kapitel durch von Sachen geſprochen habe, welche mein Amt gar nichts angehen, und kein Wort von der Schule ſelbſt. Die Einen werden glauben, ich ſchreibe das um der Kurzweil willen nieder, die Leute lachen zu machen, wie man ehemals die Brattigen machte; Andere werden böſe werden und glauben, ich wolle apparti die Schulmeiſter ausführen und lächerlich machen, und ſchreibe aus Bosheit; und zum Beleg dieſer Meinung werden ſie eben die vorhergehenden und vielleicht auch die beiden folgenden Kapitel anführen. Urtheilt nicht vorſchützig, Leute, ich ſchreibe, wenn ihr wollt, eine Brattig, d. h. ein Buch, welches Thorheiten enthält. Aber ich ſchildere dieſe Thorheiten nicht aus Bosheit, ſondern um davon abzuſchrecken. Darum ſchildere ich auch genau und vielleicht nur zu ausführlich die Folgen der Thorheiten. Zu dem bin ich ja auch ein Schulmeiſter, warum ſollte ich alſo meinen Stand erniedrigen, ausführen! Aber während ich ſchreibe und mir oft ſelbſt der Gedanke kam, etwas zu verhüllen und zu verſchönern, ſchwebt mir immer deutlicher die Wahrheit vor, daß ich tauſendmal mehr zur Erhebung meines Standes beitrage, wenn ich meine eigene Erniedrigung treu und offen mittheile. Es ſind nicht Alle geweſen wie ich, und werden es nicht Alle ſein, aber Allen warten die gleichen Fallen, die mich zu Falle gebracht. Alle ſind einmal jung, und am Ende nicht Alle geſcheuter als ich war. Allen dieſen nun, wenn ſie nämlich nicht vom Dünkel beſeſſen ſind, alle Weisheit mit ſich auf die Welt gebracht zu haben, kann meine Offenheit manche Reue erſparen.

Darum auch bin ich in meiner Erzählung ganz dem Gange gefolgt, in den ich geriſſen wurde. Ich habe das zuerſt erwähnt, was mir die Hauptſache war, was meine Gedanken füllte, womit ich mich auszeichnen wollte, und das in Hintergrund treten laſſen, was damals auch bei mir zurücktrat als Nebenſache. Ich möchte hier gerne ein Kapitel ſchreiben von den Strömungen der Seele oder vielmehr von den Strömungen, in welche die Seele auf ihre Fahrt durchs Leben geräth. Ein ſtattlich ſchön Schiff fährt aus dem Hafen ins offene Meer, eine ferne Inſel iſt ſein Ziel mit ihrem Gelde, ihren Früchten. Ruhig in unergründlicher Tiefe iſt das Meer, heller der Himmel, und laue Lüfte ſpielen in den Segeln, tiefe Furchen zieht das mächtige Schiff in den großen Waſſeracker, in deſſen Schoos kein anderer Saame fällt als die Leichen der Schiffenden. Seine Richtung hat es erhalten und die Winde wehen ſeinem Ziele zu. So meint der Unkundige. Raſcher geht es auf einmal, es verdoppelt ſich der Wellenſchlag bei gleichem Winde, bei noch heitererem Himmel, wie durch Zaubergewalt iſt der Lauf zum Fluge geworden. Es jubelt der Unkundige, ſieht in Gedanken die Inſel vor ſich in ihrer Herrlichkeit, träumt ſich ihre Genüſſe. Da kracht das Schiff und dröhnt, es beben und ſtürzen die Maſten, wundgeriſſen hat ſich der Kiel an einem Korallenriff, den Niemand geſehen, Niemand auf dieſer Bahn erwartet hat. Es ergreift die Brandung das entmaſtete Wrak und wirft es an unwirthlichen, öden Strand. Es war eine Strömung, die unſichtbar das Schiff erfaßt, ſeiner Bahn es entriſſen, es zertrümmert hatte, und mit ihm die Träume der Schiffenden.

Die Schiffer ſind klug geworden, ſie kennen des Meeres Strömungen jetzt, und immer mehr ſeine Riffe. Wenn ſie dieſelben auch nicht immer vermeiden können, ſo hilft ihnen der Compaß hindurch zum Ziele, denn ſie verlieren nie das Bewußtſein, ſie wiſſen immer, wo ſie ſind.

Jeder Menſch ſteuert ſein Schifflein einem Ziele zu in beſtimmter Richtung auf dem Ocean des Lebens. Hier ſind auch Strömungen, die jeden erfaſſen, den meiſten fehlen aber Karten und Compaß, die Retter auf dem Meere. Unkundige ſind ſie, die von dieſen Strömungen nichts wiſſen, in ihnen ſich nicht zu wahren wiſſen, die vielleicht jubeln, daß es luſtig gehe, und Augenblicke ſpäter mit zerſchelltem Haupte am Strande liegen. Vor ſolchen Strömungen iſt kein Alter ſicher und kein Stand: ſie reißen mit ſich die Jungfrau und die Wittfrau, den Kaiſer und den Knecht; ſie führen weit weit weg von dem Ziele, nach dem man ſtrebt, und man merkt es nicht; ſie machen einen, der ein berühmter, hablicher Schulmeiſter werden will, zum Narren der Welt, zum Spott der Kinder, zur Beute der Schuldenbote, und er merkt es nicht, bis er alles wirklich geworden iſt. Wie mit mir ſpielen ſie mit Millionen, und ſie merken es auch nicht. Ihnen entrinnen könnt ihr nicht, aber wollt ihr in ihnen euer Meiſter bleiben, ſo lernt dieſe Strömungen kennen, ſie gehen alle von euch ſelbſten aus, bald als Eitelkeit, als Sinnenluſt, Geld oder Ehrgeiz, Liebe und Haß, Glaube und Unglaube. Dann behaltet das Ziel feſt im Auge, den Kopf beiſammen und Gott als Compaß; dann könnt ihr leicht erkennen, ob die Richtung, in welcher die Strömung euch treibt, zum Ziele führe oder nicht. Wer einmal die falſche Richtung erkannt, ergreife das Ruder mit feſter Hand und den Lüften des Himmels biete er die Segel auf neue Weiſe dar; und durch ſeine Kraft und des Himmels Hülfe durchſchneidet er den gefährlichen Strom, meidet die Klippen, findet das Ziel.

Ich aber ward hingeriſſen im Strudel und wußte es nicht. Ich kannte die zehn Gebote. Aber was helfen die zehn Gebote, wenn man die Seele nicht kennt in ihren Kräften, ihren Schwächen, das Leben nicht kennt in ſeiner Schalkheit und Bosheit? Was helfen Himmel und Hölle gegen thorrecht und ſündiges Treiben, wenn man die Seele in der Thorheit läßt, in ihr unbeſorgt die Nacht der Sünde läßt?

Gar viele Menſchen kennen die Namen von Tugenden und Laſtern, aber ſie erkennen ſie im Leben nicht, noch viel weniger in der eigenen Seele. Mich dünkt, eine Geographie der Herzen thäte eben ſo Noth als eine von Spitzbergen, und die Lehre und Geſchichte der Seele wäre eben ſo wichtig als die Lehren von Flötz- und Urgebirg und die Geſchichte der drei Söhne Noahs. Alles Sicht- und Taſtbare ſoll das Kind kennen lernen, Mädchen ſogar die Anatomie des menſchlichen Körpers ſehr genau, aber zum Reiche der Geiſter giebt man ihm den Schlüſſel nicht, die Kenntniß der eigenen Seele. Aber was man nicht hat, kann man nicht geben.

Ich hatte alſo meinen Wunſch und mein Ziel nicht verändert mir wiſſentlich. Ich wollte ein berühmter Schulmeiſter ſein; aber auſſer dieſem Ziele, in täuſchender Nähe, ſtellten ſich mir andere Punkte auf, nach denen meine Luſt ſteuerte, mir auch unbemerkt. Ich wollte e Junge Luſtige ſein, ein Hübſcher und Kurzwyliger, wollte eine reiche Frau, wollte daß mich die Leute hoch hielten über alle andern aus. Dieſe Wünſche lagen alſo zum Theil neben dem eigentlich aufgeſteckten Ziel, zum Theil nicht, aber den einzigen Weg auf dem ein ehrlicher Mann ein ehrlich Ziel erreicht, den Weg der Berufs- und Pflichttreue, den gieng ich nicht; ich folgte eben den Strömungen, und meinte aus gleiche Ziel zu kommen und noch viel ringer. Der Weg der Treue iſt ſchnurgerade, macht keine Biegung weder zur Rechten noch zur Linken, wie auf einer franzöſiſchen Chaussée ſcheint man trotz aller Mühe nicht vorwärts zu kommen. Dem jungen Blut iſt ein ſolches Wandern gar langweilig, darum rennet es auf Seitenwege und verirrt ſich.

Den erſten Winter durch gieng es recht recht gut. Ich war fleißig, und obgleich ich wob, immer der Erſte in der Schulſtube. Obgleich ich mir viel einbildete, bildete ich mir doch nie ein — wie es Burſche giebt — daß ich in einer Stunde die Kinder mehr lehren könne als andere in zwei; bildete mir nie ein, daß wenn ich die Schule erſt um dreiviertel auf zehn anfienge, es noch lange ſo viel abtrage als wenn es Andere um halb neun thäten. Der Pfarrer war auch zufrieden am Examen, nur tadelte er, daß die Kinder nicht ſtille genug und ſo wenige Examenſchriften da ſeien. Da die Vorgeſetzten aber gar rühmten und ſagten, d'King ſyge King und man könne nicht alles erwehren, ſo ließ ich mir wegen des Pfarrers Mahnung nicht graue Haare wachſen.

Auch das ärgerte mich nicht mehr ſo, wenn die andern Schulmeiſter des Sonntags mich gemeinſam aufs Korn nahmen und durchhechelten, als ob ſie förmlich im Bunde ſtünden gegen mich. Es war der natürliche Bund, in dem gewöhnlich alle in einem beſtimmten Kreiſe Angeſtellten oder Arbeitenden gegen den zuletzt unter ſie Tretenden ſind, wenn er nicht die beſondere Klugheit hat gar demüthiglich zu thun und an einen der Aeltern ganz eigends ſich anzuſchließen, als des Rathes und der Führung bedürftig. Es iſt der Bund der pomadigen Gewohnheit, die durch den Neuling fürchtet beunruhigt und der ängſtlichen Eitelkeit, die fürchtet durch ein neues Licht verdunkelt zu werden. Und wenn die Männer an einen ſolchen Bund nicht dächten, ſo müſſen ſie unwillkührlich daran, aufgequiſelt von den Weibern. Wenn ein Weib dem Manne im Hauſe des Tages ſchon hundertmal Lobt ſagt, ſo will ſie doch außer dem Hauſe eitel auf ihn ſein und keiner ſoll ihm ins Licht ſtehen. Die Weiber fühlen es, daß ſie eigentlich nur die Planeten ſind, die das Licht von der Sonne haben, d. h.

vom Mann, daß ihre Stellung und Ehre in der Welt durch die des Mannes bedingt iſt; ſie fühlen es, aber ſie denken es ſelten und bekennen es nie.

Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als daß ich ihnen erzählte, wie manche Brägelwurſt ich in dieſer Woche bereits gegeſſen, und wie manche ich noch im Gänterli hätte, wie viel ich eingeladen worden und was ich alles zum Heimtragen bekommen. Daß ſolche Erzählungen ſie nicht zuckerſüß ſtimmten gegen mich, und daß ihre Weiber, wenn ſie dachten was noch alles in ihren Gänterlenen Platz hätte, das Niemand bringen wollte, ſie nicht beſänftigten, und daß ſie mit Luchsaugen mein Thun bewachten und manche bittere Bemerkung mir auf nicht unfruchtbaren Boden fallen ließen, das kann man ſich leicht denken. Das war mir aber ganz gleichgültig, ich dachte: Die chen lang rede, die werde di nit ungere thu, es müſſe de angeri Kerleni ſo, du witt 'ne zeige, daß du ſeie nüt förchteſt.

Daran dachte ich aber nicht, daß ich mich ſelbſt ungere thu könnte, daß ſie dann nichts zu machen brauchten, als mit den Fingern auf mich zu zeigen und zu ſchreien: luegit, luegit. Und ſo gieng es.

So wie ich nach und nach von einer Sache nach der andern, welche die Schule nichts angieng, angedreht wurde, ſo gieng auch ein Stück meiner Seele nach dem andern aus der Schule fort, bis endlich nur noch der Leib in derſelben war.

Pfeifen und Uhren waren es zuerſt, die meine Gedanken oft gefangen nahmen. Ich ſann an einen guten Handel, während ich mit einem Kind buchſtabirte, und überhörte ſeine Fehler, und wenn ich conſtruirte, ſo fiel mir ein: ob meine Uhr wohl noch gehe, oder ob die Tubakpfeife Luft habe. Mein Muſiziren ſteckte mir ſpäter noch tiefer im Kopf, und ich klarinetete oft in Gedanken einen Tanz, während die Kinder leſen ſollten. Aber als ſpäter das geſellſchaftliche Leben mich ſo recht gefangen nahm, als mein Sinn nur nach Mädchen, nach einer reichen Frau ſich richtete, da verlor ich alle Aufmerkſamkeit für die Fortſchritte der Kinder, alle Luſt bei ihnen zu ſein. Unerträglich langſam ſchlichen mir die Schulſtunden vorüber, ich mochte nicht warten, bis ich meinen Gedanken nach konnte, die vor irgend einem Gadenfenſter oder an einem Abendſitze ſaßen. Nun iſt aber ein himmelweiter Unterſchied, ob man mit Leib und Seele bei einer Sache iſt, oder nur mit dem Leibe. Nehmt den gemeinſten Handwerker, nehmt den Rechenmacher, und laßt ihn mit innerer Luſt und Freude an einem Rechen arbeiten; dieſer kömmt gewiß viel niedlicher und zierlicher heraus, als ein Rechen, den einer gemacht hat, um eben einen Rechen zu machen und vier Batzen zu verdienen. Seht einer Magd zu, die mit Luſt einen Garten bearbeitet, und einer andern, die ihr Tagwerk ableiert und nicht warten mag bis es Feierabend läutet; ſo werdet ihr ſehen, wie Pflänzchen und Blümchen die Luſt der Fleißigen zu empfinden, zu vergelten ſcheinen in fröhlichem Grünen und Blühen, während der Garten der andern und jegliche Pflanze derſelben eigene Maasleidigkeit abzuſpiegeln ſcheint. Wollt ihr das noch deutlicher ſehen, ſo betrachtet ein Gemälde, welches hervorgetreten iſt aus dem Geiſte eines geiſtig Schaffenden, und ein anderes, das nur der Pinſel gemacht hat. Bei dem erſten trittet euch aus der todten Leinwand etwas Unnennbares entgegen, es ſpricht zu euch, es regt euch auf; es iſt Geiſt des Künſtlers, den er hineingezaubert hat in das Bild; es iſt ein geiſtig Leben da, welches unwillkührlich auf euer geiſtig Leben anregend einwirkt, es beherrſcht und hinreißt. Während bei dem gepinſelten Gemälde alles regelrecht gezeichnet und gefärbt da ſteht und liegt, aber man ſieht, es iſt eben nur gefärbt und gezeichnet; man ſieht, daß es die Hand und nicht der Geiſt gemacht. Ledern und hölzern hängt das Ding da; mag es auch dem Auge gefallen, man geht doch kalt vorüber und fühlt nachher keinen Wiederklang deſſelben in der Bruſt. Leſet ihr Bücher? Nun wohl, habt ihr da keinen Unterſchied empfunden? Sind euch die einen nicht kreuzlangweilig vorgekommen, wie gelehrt und nützlich ſie auch ſein mochten. Stund da wohl ein ſchöner Spruch ſchön am andern, aber einer nach dem andern vergaßt ihr wieder. Und andere Bücher laſet ihr mit Wohlbehagen durch, es war euch behaglich dabei, vielleicht ſchaurig, aber ſie giengen durch euch durch wie Haberkernenbrühe und hinterließen nichts als etwas Schleim. Gab es aber nicht auch Bücher, die euch ergriffen mit ganz eigener Gewalt, die euch feſt bannten an ſie, daß ihr ſie kaum aus den Händen bringen konntet und noch viel weniger aus dem Kopf; die euer ganzes Weſen aufwühlen, wie der Sturm das Meer; die ein eigen Feuer in euch anzündeten, daß ihr nach den Köpfen griffet, ob nicht auch feurige Zungen denſelben entſprühten; die eine ſüße Wonne in eure Herzen goßen, eine Labung, für die ihr keine Namen ſandet? Die Erſtern ſind Bücher, welche man mühſelig aus der Feder drückt, wie ein Huhn das Ei, oder welche man von ſich gehen läßt, damit eben etwas gebe. Die Einen ſchreiben, bärzend und ſchwitzend, träumend von Unſterblichkeit, und haben das Schickſal der Fröſche vergeſſen, die fliegen wollten in den Mond. Andere ſchreiben ums Futter, Futter für die kurze oder lange Weile. Sie wecken beide nicht Geiſt, wecken nicht Leben, ſie ſelbſt haben darum auch nur ein kurzes Leben. Jener zweiten Bücher Geburt iſt wunderbar. Wie Minerva aus dem Kopfe ihres Vaters ſprang, geharniſcht und bewehrt; wie aus dem Schooß der Erde die Quelle ſtrömt, ſüß und ſtark; wie aus der ſchwarzen Wolke der Blitz zuckt, feurig und zündend, begleitet von des mächtigen Donners mächtiger Stimme, die die Welt aus dem Schlafe ruft; ſo werden dieſe Bücher geboren. Des Geiſtes Brauſen erfüllt ihre Väter, des Geiſtes Blitz erleuchtet ſie, des Geiſtes Strom ergreift ſie, und geboren iſt, was Geiſter erwecken, Leben erzeugen und ſelbſt nicht ſterben wird, als des Geiſtes geiſtig Kind. Wo aber kein Geiſt iſt, ſondern nur ein Leib, da wird kein Geiſt, ſondern nur ein Leib geboren, und meiſt noch ein ſchlechter. Dieſer Wahrheit letzte aber auch traurigſte Zeugen ſind blödſinnige Kinder trunkner Väter.

Was iſt eigentlich nun ein Lehrer anders als ein geiſtiger Vater ſeiner Kinder, der ein inneres geiſtiges Leben zeugen ſoll in ihnen? Anbrennen und aufflammen laſſen ſoll er in ihnen den göttlichen Funken, daß jede Kraft Flammen ſprüht, heiß und weich gezogen werden kann von des Meiſters Hand auf rechte Weiſe. Ein eigenes Licht ſoll er anzünden in eines jeden Kindes Bruſt, damit es dort nicht dunkel bleibe, öde und leer, oder wie in einem Magazine, wo viele Waaren liegen und keine gebraucht wird, wo es nur von Zeit zu Zeit heller wird, in trügeriſchem Scheine einer Laterne, die man hineinträgt zuweilen, aber immer wieder hinaus. Das iſt der Schule höchſte Aufgabe. Aber aus Nichts wird Nichts, und wo nichts iſt, hat der Kaiſer das Recht verloren: wo kein Geiſt iſt, da wird auch keiner gezeuget. Wo aber in einem Lehrer Leben wohnt und Geiſt, wo er ſeine ganze Seele hineinlegt in ſein Wirken, da ſeht doch nur hin, wie es aufgeht auf den Geſichtern der Kinder, wie Nordſchein und Morgenröthe. Alle Züge werden lebendiger, über die Augen verbreitet ſich ein eigener Glanz und jegliche Bewegung zeuget von neu erregtem geiſtigem Hunger und Durſt. Was dieſer Lehrer auch treiben mag, und ſei es nur das trockene Buchſtabenſchreiben, ſo wird doch auch hier es rege und rührig ſein, und die Kinder werden gedankenvoll und nicht gedankenlos die Linien ziehen.

In einer ſolchen Schule blüht für den, der eben Menſchen ſucht und nicht Magazine, eine wahre Seelenfreude, während ſie für die Schulpedanten ein wahres Aergerniß ſein kann. Es geſchieht manchmal, daß ſo recht innig belebte Lehrer des Stoffes nicht mehr Meiſter ſind oder ihn auf eine wunderliche Weiſe vorbringen: es geſchieht, daß die Schüler beim Abfragen nicht Sylben um Sylben wiedergeben können unverdaut und darum eben ohne Abgang. Da muß man dann den Sylbenſtecher und den Terminologienheld betrachten, der freilich nicht Geiſt hat, aber in ſeinem Gedächtniß lange Worte an einen langen Faden gezogen, die, ſobald man an ihm rupft, von ihm gehen, wie von einer Gans Speckbrocken, die man an langen Faden gezogen. Wie der ſeine Oberlippe höhniſch zieht, wie er von einem Bein auf das andere ſteht, mit dem Kopfe wackelt, einen Finger um den andern zwiſchen die Zähne ſtößt, ſich räuſpert, kurz dem Publikum alle möglichen Zeichen macht, damit es ja inne werde, daß er keine Schuld habe, ſeine Hände waſche über ſolche Seichtigkeit und Verkehrtheit! Und daß er ein ganz anderer Köbi ſei, und das Ding verſtehe, giebt er zu verſtehen in unverblümten Zeichen und etwas verblümtern Worten. Damit meine ich aber nicht, daß der Lehrer des Stoffes nicht Meiſter ſein ſolle; meine nicht, daß er nicht auch den Stoff auf beſtimmte Weiſe den Schülern beizubringen habe; meine nicht, daß er blos ſchwabeln und ſchwadroniren ſolle, bewahre mich! aber ich behaupte nur, daß der Geiſt die Hauptſache auch in der Schule ſei, und um ſo viel mehr werth als das Uebrige, akurat als die Seele mehr werth als der Leib iſt. Es iſt auch ganz eigenthümlich, wie in ſolche Schulen die Kinder hineingezogen werden, wie ſie zum Feſt für ſie werden und die Eltern mit Schlägen und Fluchen ſie nicht vom Beſuch abhalten können, und wie ihnen die Zeit vergeht wie ein Augenblick und allemal die Stunden ihnen zu ſchnell zu Ende ſind. Da zeigt es ſich, wornach die menſchliche Natur ſich eigentlich ſehnt, hungrig und durſtig iſt.

Hat der Lehrer nicht Geiſt oder iſt er ſonſt mit ſeinem Geiſte nicht dabei, nicht dabei mit ganzer Seele, ſo verbreitet ſich eine gewiſſe Schläfrigkeit über die ganze Schule, in jeder Bewegung, jedem Blick liegt eine bleierne Mattigkeit, und bleiern ſchleichen die Stunden vorbei. Die natürliche kindliche Lebhaftigkeit ſträubt ſich gegen dieſes unbehagliche ſchläfrige Weſen, und ſucht durch allerlei Poſſen und Streiche ſich wach zu erhalten, denn ein bedeutender Theil der Schulunzucht iſt gar nichts anders als dieſes Sträuben gegen den Schlaf und ein Zeugniß gegen den Geiſt des Lehrers. Die einen Lehrer wiſſen mit Stock und Strafe eine gewiſſe Ordnung und Zucht zu erzwingen, und der jugendliche Geiſt wird in ſpaniſche Stiefel gethan und in finſtern Kerker geſetzt, um traurig zu verkümmern. Wahrlich da will ich den Lehrer zehnmal lieber, der mit dieſer Schulunzucht gar nichts mehr anzufangen weiß, ſondern halt muß Kohli walten laſſen, daß es ein Graus iſt. Es iſt aber merkwürdig, wie man alſobald angeſteckt wird, ſobald man nur einen Augenblick einen Fuß in eine ſolche Schule ſetzt. Man wird ſchläfrig, wird zerſtreut, müde, ſieht an die Uhr, und wenn man ſchon wieder lange in freier Luft iſt, kann man doch den beſtändig gähnenden Mund nicht zubringen.

Eine ſolche Schule erhielt ich nach und nach. Die Gefangennehmung meines Gemüthes durch andere Dinge war die Urſache. Meine Amtsbruder glauben mir vielleicht nicht, wie unendlich wichtig es iſt, ſich ein frei und froh Gemüth zu bewahren. Das giebt ſich aber ſelten von ſelbſt, eben wegen den Strömungen der Seele und den Winden des Lebens; es braucht Selbſtbewußtſein, Kraft und Glauben. Aber auch die übrigen Menſchen erkennen die Wichtigkeit dieſes Satzes nicht, ſie würden ſonſt nicht Elend, Noth, Mangel auf den Lehrer hetzen, die ſeine Seele mit Sorgen bewölken, in Kummer erſticken und ſeinen Geiſt zwiſchen Erdäpfelſchindt zappeln laſſen.

Doch nicht nur meine Seele fieng an meiner Schule zu fehlen, ſondern auch der Leib. Meine Stunden hielt ich nicht mehr fleißig. Ich verklapperte mich beſtändig. Vor dieſem Hauſe hatte ich noch das zu b'richten, vor einem andern jenes; hatte mich zu necken mit dieſem oder jenem Meitſchi. Sah ich während der Schule irgend einen Kameraden beim Hauſe vorbei gehen, ſo konnte ich mich ſelten enthalten hinaus zu ſchießen, mit ihm eine Abrede zu treffen, ihn zu fragen: Wie es ihm geſtern bei Liſi oder Bäbi gegangen, ob er einen Andern angetroffen oder es allein gefunden? Wenn ich, wie es oft geſchah, Angſt ausgeſtanden, wenn mit vorgeſtreckten Ellbogen mich Einer einige Male überſchoſſen hatte, ein Anderer mich gejagt, wie ein Hund den Haſen, Einige mich zu einem Brunnen geſchleppt, ſo brannte es mich, bis ich dieſe Abentheuer meinen Kameraden erzählt hatte. Verſtändlich machte ich mich groß, verſchwieg meine Seelenangſt, und machte Bülletins ſo gut wie Napoleon auf ſeinem Rückzuge von Moskau. Nun waren es gewöhnlich meine eigenen ſogenannten guten Freunde, die mir die Streiche ſpielten, und die dann ihre Herzensfreude daran hatten, mich eine Geſchichte machen zu hören über etwas, das ſie ſo gut wußten wie ich. Man kann ſich denken, wie viele Zeit ſich alſo verklappern läßt. Und wenn ich auch in der Schule war mit meinem Leibe, ſo taugte er doch ſelten etwas. Der Menſch bedarf des Schlafes. Derſelbe iſt eine der größten Wohlthaten Gottes. Es bringt Frieden dem Leidenden, Vergeſſen dem Betrübten, Ruhe und friſche Kraft dem Müden. Wahrlich ohne Schlaf würde jedem Menſchen das Leben, über deſſen Kürze wir klagen, viel viel zu lang ſein. Ruhe und Schlaf für Leib und Seele bedarf beſonders der, welcher ſtillerer Beſchäftigung ſich hingeben muß. Der Knecht, der Bauer, die nicht geſchlafen haben, können füglich holzen und mähen, dreſchen und hacken. Aber laßt ſie eintreten aus der Tenne, dem Acker, in die warme Stube, laßt ſie von bedeutender Anſtrengung übergehen zur ſtillen Beſchäftigung, ſo wird der Schlaf in wenigen Augenblicken ſie übermannen. Welche traurige Figur ſpielt nun ein Schulmeiſter, der um Mitternacht oder gegen Morgen nach Hauſe gekommen iſt und wenige Stunden geſchlafen hat? Gewöhnlich verſchläft er ſich, oder erhebt ſich nur mit der größten Anſtrengung, hat manchmal nicht Zeit ſich etwas zu kochen, zu eſſen, nicht Zeit ſich zu kämmen, zu waſchen (und ungewaſchene und ungekämmte Schulmeiſter ſind häßliche Dinger), und kömmt mit verblendeten Augen auf eine Weiſe, daß die Kinder einander anſtoßen und zuflüſtern: Ueſe Schumeiſter iſch hüt wieder alle ſtrube. Nun iſt es ihm wie wenn er nicht nur Blei in den Augsdeckeln, ſondern auch in allen Gliedern hätte; er dehnt ſich, er gähnt, er macht was er kann und kann ſich doch des Schlafes faſt nicht erwehren. Man denke ſich nun wie das eine liebliche Sache iſt und eine kurzweilige, wenn ein Kind buchſtabiren ſoll und ungeſchickt thut, und ein Schulmeiſter ſchläfrig und darum auch unleidig iſt, wie da die Beiden ſich auf ſtrenge Weiſe plagen müſſen! Man denke ſich das Fragen überhören, das Leſen, ſo wie es viel getrieben wird, an ſich ſchon einſchläfernd, und nun noch während der Schulmeiſter mit dem Schlafe kämpft, wie erweckend das ſein muß.

Man denke ſich überhaupt, wie es in einer Schule zugehen muß, wo der Schulmeiſter mit dem Geiſte nicht da iſt und mit dem Leibe nichts taugt! Man achtet viel zu wenig darauf, ſich den Leib munter zu erhalten. Man denkt nicht daran, daß vielleicht hundert Kinder dadurch einen Tag verlieren, der ihnen zu ihrem Heil von ihrem Schöpfer geſchenkt iſt. Hundert Kinder einen Tag verlieren um einer von Einem durchſchwärmten Nacht willen, wahrlich dieſes Wort ſollte gewichtig klingen Allen, an deren Gewiſſen überhaupt etwas anklingt. Ach und es giebt ſpäter der Nächte genug, wo dem Schulmeiſter ohne ſeine Schuld der Schlaf fehlt, die Glieder matt, die Augen ſchwer werden; wo er nicht ſein kann, wie er gerne ſein möchte am Tage; wo wieder vielleicht hundert Kinder einen Tag verlieren, weil der Schulmeiſter eine Nacht verloren. Die werden ihm ſicher nicht angerechnet werden, aber ſollte er doch um ihretwillen nicht um ſo geiziger ſein mit den Nächten, deren Verwendung in ſeinem freien Willen liegt, um ſo vorſichtiger dafür ſorgen, daß die Kinder keinen Grund haben einander zu ſtoßen und zu ſagen: Ueſe Schumeiſter iſch hät afe e Strabe?

So war ich bei und in meiner Schule, darum gieng es nicht gut; aber noch eine andere Urſache kam dazu, daß es immer ſchlechter und ſchlechter gieng.

Die Kinder hatten nämlich immer weniger Achtung, oder wie die Leute ſagen, Furcht vor mir, und daher auch kein Zutrauen, keinen Gehorſam, keine Liebe. Die Kinder haben einen eigenen Inſtinkt, der ihnen ſagt, ob dem Schulmeiſter etwas an ihnen gelegen ſei, ob er begehre ſie weiter zu bringen. Wo ſie dieſen Willen, dieſen Eifer nicht bemerken, da bemächtigt ſich eine Art Widerwillen der Kinder, ſie fühlen, ohne daß ſie ſich deſſen bewußt werden, wie ihr Wohl verſäumt wird, und dieſes Gefühl erzeugt eine feindſelige Stimmung. Ferner muß dem aufſtrebenden, alle Augenblicke aufblitzenden Eigenwillen der Kinder ein Gewicht entgegen treten, das alle Augenblicke und nach allen Richtungen gleich ſchwer drückt gegen der Kinder Eigenwillen und Ungehorſam. Eine ruhige Feſtigkeit muß den Kindern gegenüber ſtehen, welche ſich nicht durch die Liſtigkeit der Kinder bethören, nicht durch Liebkoſungen einſchläfern, nicht durch Trotz ermüden oder erſchrecken läßt.

Des Lehrers ganzes Benehmen muß nie erſcheinen als Folge beſonderer Aufregung, ſondern als Nothwendigkeit. Es muß den Kindern einleuchtend werden: der Lehrer könne gar nicht anders ſein in dieſem und jenem Falle, als er eben iſt. Gerade dieſes Feſte, Unerſchütterliche, Ruhige wird dem flüchtigen, erregbaren Kinde die meiſte Achtung, den meiſten Gehorſam einflößen, es wird ſich mit einem wahren gläubigen frommen Vertrauen vor dieſem Lehrer beugen. So war ich aber nicht, ſondern eher das Gegentheil. Tage lang ließ ich alles ſchlitten; ward dann wieder einen halben ſtreng, ſtrafte den Fall heute, aber morgen nicht; befahl hundertmal, ohne Gehorſam zu erzwingen, manchmal ohne nur darauf zu achten, ob er geleiſtet werde. Ward der Lärm zu groß, ſo ließ ich, wie an vielen Orten gebräuchlich iſt, ein: „Still! weit d'r ſtill ſy oder nicht!“ erſchallen, und fuhr dann in meiner Sache fort, ohne mich zu achten wer Lärm gemacht und wer ihn noch forttreibe. Ich drohte viel, führte aber ſelten eine Drohung aus, ſondern ſagte: Für das Mal mag's no agah; aber lue de, weds no meh machſt! ih will d'r de! Und das Kind machte es wieder und ich drohte wieder. So waren im Grunde die Kinder Meiſter und nicht ich, und ſie hatten mich deshalb nicht einmal lieb. Ich galt, und mußte es ſpäter oft hören, für einen gar guſam Ungrechte und Parteiiſche. Im Anfang ganz ſicher aus keinem andern Grunde, als weil ich Allen drohte und nur Einige ſtrafte. Ich ſtrafte dieſe nicht deswegen, weil ich ſie beſonders auf der Mugge hatte oder ihre Eltern, ſondern nur weil ich entweder in einer beſondern Stimmung war, oder es endlich wieder einmal nöthig fand, ein Exempel zu ſtatuiren. Natürlich aber fand das Kind, das um einer Sache willen geſtraft wurde, welche zwanzig andere ungeſtraft begangen hatten, es müſſe ungerecht leiden, das Gleiche hätte den andern auch gebührt. Und wie die Leute dann ſind, ſie ſpintiſirten nach den Urſachen, warum ich gerade ihr Kind geſtraft. Bald glaubten ſie, es ſei wegen ihrer Armuth, oder weil ſie mir nicht Geſchenke gebracht, oder weil ihre Tochter mich nicht hineingelaſſen. Und waren ſie reich, und hatten mir Geſchenke gebracht, und ihre Tochter hatte mir aufgethan, ſo ſagten ſie: Es ſcheine, es b'ſchüſſe bim Dolder alles nüt bei mir, ſi welle jetz de afa höre, u we-n-i no meh uf d'Laube vor d'Fäiſter chömm, ſu ſoll m'r z'Grit z'Sache ume ſäge, warum me nüt meh ſchicki und warum es m'r nümme ufthüy.

Später kam ich in eine immer gereiztere ungleichere Stimmung, kam in eine Menge Mißhelligkeiten, und während dieſer Zeit glaube ich allerdings manchmal ein Kind haben entgelten zu laſſen, was ich gegen ſeine Eltern oder Geſchwiſter hatte. Ich glaube es, denn ich konnte mich nicht enthalten, manchmal gegen ihre Angehörigen den Kindern in der Schule Stichwörter aller Art fallen zu laſſen, was immer ein Zeichen zu ſein ſcheint, daß die Kinder zu Sündenböcken gemacht wurden. Ich ſage, ich glaube es, denn mir bewußt war ich damals deſſen nicht, und wenn mich Einer der Partheilichkeit beſchuldigte, ſo begehrte ich gar tüchtig auf, und behauptete, ich halte alle Kinder gleich und ich glaubte es auch; aber Eins merkte ich nicht.

Ich merkte nämlich nicht, daß es eine Menge Brillen giebt verſchiedener Art, gefärbt durch Liebe oder Haß, ſchön roth und gelb und veieliblau, ſchön ſchwefelgelb und dunkelgrau, und daß durch ſolche Brillen die meiſten Menſchen ſehen, und nicht durch die eigenen Augen. Man nennt das in der gewöhnlichen Sprache: eine Sache mit verſchiedenen Augen anſehen. So ſieht man eine Sache heute veieliblau und morgen dunkelgrau, und die gleiche Sache an der einen Perſon ſchön roth, an einer andern Perſon aber kommt ſie einem ſchmutzig gelb vor, eben je nach der Brille, durch die das Auge ſieht. Wer ſich ſelbſt klar und vor den Menſchen achtenswerth werden will, muß das Daſein ſolcher Brillen kennen, und wachen und beten, daß ſie ihren Sitz nicht auf ſeiner Naſe nehmen. Beſonders dem Lehrer ſind ſie zum größten Verderben. Sie machen ihn ungerecht, partheiiſch, und er weiß es nicht. Sie empören kindliche Herzen gegen ihn, und erzeugen in ihnen bittern Groll gegen erlittene Ungerechtigkeiten. Darum muß der Lehrer alle Tage ſorgfältig ſeine Naſe unterſuchen, ob er alle ſeine Kinder mit dem ruhigen klaren Auge des Verſtandes an- und durchſchaue und nichts Drittes zwiſchen ihn und das Kind getreten ſei, weder eine Wurſt noch keine Wurſt?

Nun that ich dieſes nicht; ich wußte nichts von dieſen Brillen und handelte alſo ganz ſicher ungerecht. Einem Lehrer, den die Kinder achten, verzeihen ſie noch Manches, verzeihen ihm einzelne Aufwallungen und Uebereilungen; und gut geartete Kinder werden es ſorgfältig verſchweigen, ſollte dieſer Lehrer ſie auf einmal hart behandelt haben ungerecht. Dieſer Zug im Kinde iſt wirklich recht rührend, weil er von ſelbſt ſich entwickelt und gewöhnlich unbeachtet, unbemerkt bleibt. Wenn aber ein Lehrer der Kinder Achtung verſcherzt hat, dann dulden ſie nichts mehr von ihm, wollen nichts von ihm annehmen, haben weder Vertrauen zu ihm noch Glauben an ihn. Es bemächtigt ſich ihrer eine unglückliche Tadelſucht, ein Geiſt des Kritiſirens, indem ihnen durchaus nichts recht iſt, was der Lehrer ſagt oder macht. Sie ſetzen alles in Zweifel, wollen alles beſſer wiſſen, machen über ihn ſich luſtig, und verlachen ihn zu Hauſe oder verklagen ihn.

Die Achtung vor mir hatten ſie aber nicht nur durch mein ungleiches Betragen in der Schule verloren, ſondern auch durch mein Benehmen auſſer der Schule. Die Kinder ſahen mich an den Abendſitzen, hörten, wenn ich ſagte: Vom Schulmeiſter mag ich jetzt nichts hören, den habe ich zu Hauſe eingeſchloſſen, den habt ihr jetzt nicht zu ſcheuen. Sie ſahen mich den Narren machen, und hörten dann wie man mich zum Narren hielt. Sie hörten von den Alten, daß man von dieſem Treiben gar nichts halte, während man mich doch darin beſtärkte; daß man ſagte: Fur einen Schulmeiſter macht er es doch afe z'gut. Sie wurden gefragt, wie ich ein Geſicht in der Schule gemacht und ob ich ſchläfrig geweſen ſei! Und wenn dann das eine oder das andere Mädchen erzählen konnte, ich ſei dieſe Nacht bei ſeiner Schweſter gelegen oder hätte zu ihr gewollt, und das und das hätten wir zuſammen geſchwatzt, wie es wohl gehört, obgleich es ſich ſchlafend geſtellt, ſo war den ganzen Tag ein Zäpfeln und Lächeln zum Tollwerden; und was ſollte ich dazu ſagen?

Am nächſten Examen tadelte mich der Pfarrer ſcharf, und ließ einige verblümte Sticheleien über meine Aufführung laſſen. Ein alter Vorgeſetzter düderlete etwas von Partheilichkeit, die Andern ſchwiegen ſtill. Das machte mich nun fuchswild, ich war durchaus blind über den Zuſtand in dem ich war, blind über meine Fehler, und glaubte Ruhm und Ehre von Jedermann fordern zu können. Ich klagte von Haus zu Haus über die mir widerfahrne Unbill; klagte über die Bosheit der Kinder, klagte über manche Eltern, und ſchloß gewöhnlich meine Rede mit dem Wunſch : ich möchte den ſehen, der es beſſer machen könnte, einmal der Pfarrer würde es nicht ſein, der wiſſe nicht was Schulhalten ſei. Jedermann gab mir noch recht, und machte mir den Kopf noch größer und ſchimpfte vielleicht noch ſelbſt über die eigenen Kinder : es ſei nichts mit ihnen anzufangen; — während man dieſe Kinder gegen mich aufwies, mich vor ihnen ausmachte, oder wenigſtens in den Reden über mich kein Blatt vor den Mund nahm.

Zu dieſer bereits gereizten aufbegehriſchen Stimmung kam nun noch die Geſchichte mit Stüdin. Die ſchlug mich gar nicht nieder, wie ſie es zwei Jahre früher gethan hätte, ſondern ſie brachte mich furchtbar auf — ſo wunderbar kann ſich ein Gemüth in kurzer Zeit verändern und beſonders ein ſchwaches. Ich ſchämte mich nicht, ſondern ich ergriff jede Gelegenheit, um zu erzählen, wie wüſt Studi es mir gemacht, wie hochmüthig und brutal Stüdis Vater ſich betragen und wie ſie ſich noch einſt reuig ſein werden. Die Leute hatten ihre Galgenfreude an dieſer Erzählung, und allenthalben brachte man mich darauf, und Anfangs ließ mich manches Mädchen ins Gaden, nur um den ganzen Hergang pünktlich zu vernehmen und den Buckel voll über mich lachen zu können. Wäre ich nicht eine Art Dorfnarr geweſen, die Leute hätten mich ſchon geſetzt, d. h. mir zu verſtehen gegeben, was ſie von mir hielten; ſo aber wollten ſie ſich den Spaß nicht ſelbſt verderben. Freilich ließ ſich kein reiches Mädchen mehr mit mir an, wie Stüdi, während ich immer heirathsſüchtiger wurde. Ich wollte Stüdin zeigen, daß es nicht die Einzige in der Welt ſei: und wenn man ſich einmal das Heirathen in den Kopf geſetzt hat, und nicht ein Herz ins Herz, ſo machen einen Abſchläge nur hitziger. Zudem fiengen die Schulden mich an zu drücken, und die zu bezahlen hatte ich eben auf eine Frau gerechnet und nicht auf Arbeitſamkeit und Sparſamkeit.

* * *

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Wie man hungrigen Vogeln Lätſchen ſtellt.

Dieſen Zeitpunkt benutzte ein ſchlaues Weib gar ſchlau. Es war eine Wittfrau in ihren beſten Jahren, wie man zu ſagen pflegt, d. h. zwiſchen 40 und 50, rüſtig und appetitlich noch. Ein Mundſtück hatte ſie wie eine Schlange, und eine Tochter, die ihr gar wohl glich. Was für Augen dieſe hatte, weiß ich nicht, aber mit Armen und Beinen und andern Zuthaten war ſie verſehen, wie man es gerne hat, und ſchüch war ſie auch nicht. Sie hatten ein Häuschen im Dorfe gemiethet, welches ein wenig bei Seite lag, pflanzten da ein wenig und handelten mit Garn und Faden und, wie die Leute ſagen wollten, auch mit Strichlizeug. Sie liefen an mehrere Märkte und hatten bei allen Händlern recht gute Bekanntſchaft. Mit den Leuten im Dorfe hatten ſie ſcheinbar wenig Gemeinſchaft; ſie wurden verachtet, und wenn die Buben dem Mädchen etwas zu leid thun konnten, ſo ſparten ſie es nicht. Man hatte nie gehört, daß je Einer aus dem Dorfe bei ihm zu Kilt geweſen; ſie wollten Niemand ſeine Suppe ausfreſſen, hieß es. Wenn zufällig ein Mann mit dem Garnliſe redete, auf dem Märitweg ein Stück mit ihm gieng, und ſeine Frau vernahm es, ſo hatte *der* acht Tage Leidens genug in ordinärer Stimmung. Wurde aber ſeine Frau böſe, ſo hielt ſie es ihm Jahre lang vor, denn die Weiber halten viel auf dem Wärmen (kein Wunder, daß die Männer dem gewärmten Kraut nichts nachfragen). Allgemein hieß es, ſie verfreſſen und verſchlecken ihren Verdienſt, und man könne einſt ſehen, wie das herauskommen werde. Ich hatte, da ſie keine Kinder zur Schule ſchickten, mich ihrer wenig geachtet, und vielleicht kein Dutzend Worte mit Beiden geredet. Dieſe Frau wußte aber doch recht gut, wie die Sachen im Dorfe ſtunden, wußte aus denſelben gar oft ihren Nutzen zu ziehen, wußte insgeheim Männern und Weibern zu dienen, oft Mann und Weib zugleich, und verrieth keins dem andern; wo ſie Nutzen ſah, da konnte ſie verſchwiegen ſein wie keine. Die wußte nun wie es mir mit Stüdin gegangen war, wußte daß ich nirgends z'Platz kommen konnte und doch immer heirathſüchtiger wurde, kannte meine Schulden; denn was weiß eine ſolche Frau nicht alles? Sie ſieng an freundlicher zu werden, wenn ſie bei meinem Hauſe vorbeigieng, mir irgend einen Scherz anzuwerfen, oder meine Meyen zu rühmen. Wie zufällig blieb ſie einmal ſtehen und ſagte: Es käme ihr juſt z'Sinn, ſie könnte mich das auch fragen. Sie möchte ein Stück Ziehen machen laſſen, dazu habe ſie Kuder und Baumwollengarn: ob das ſich nun gut zuſammen ſchicke und welches beſſer ſei für Zetti oder für Eintrag? Die einen Leute ſagen ihr dies, die andern das. Weil ich aber ſo ein geſchickter Weber ſei, ſo werde ich ihr am beſten aus der Verlegenheit helfen können. Sobald mich Jemand rühmte, ſo roch und ſchmeckte ich nichts mehr, darum vergaß ich, daß die Garnliſe das ſo gut oder beſſer wiſſen mußte als ich. Ganz ehrlich gab ich ihr Beſcheid. Und wie ein Wort das-andere gab, fragte ſie mich endlich: Ob ich es ihr nicht etwa weben wollte? Die Weber ſeien heutzutage ſchlimme Leute, wenigen ſei zu trauen, zu mir hätte ſie aber den Glauben. Ich hatte bald ein Wubb ab und kein neues beſtellt, fühlte wohl, daß ich etwas verdienen ſollte, und die Liſe that ſo manierlich und glatt, daß ich ihr nicht abſagen konnte, ſondern verſprach ihr Garn anzunehmen, ſobald ich mit dem aufgeſpannten Stück fertig ſei.

Liſe ließ von ihrer Tochter auch nicht das Geringſte merken. Sie fragte mehrmals ſelbſt nach, wann ſie das Garn bringen ſolle? Sie brachte das Garn ſelbſt und hatte mich bis dahin noch nie zu ihnen kommen heißen.

Nachdem ich einige Zeit an ihrem Stück gearbeitet hatte, kam Liſi einmal zu mir in den Webkeller unter dem Vorwand: ſie müſſe doch ſehen, wie das Ding herauskomme. Sie verwunderte ſich, wie viel ich ſchon gemacht und wie ſchön. Sie ſetzte ſich zu mir und plauderte ohne alle ſcheinbare Abſichtlichkeit mir vor, wie es ſie Wunder nehme, daß ich nicht für mich webe, ſtatt um den Lohn und das Tuch verkaufe; gerade mit ſolchem Zeug wäre viel zu machen. Sie hätte ſchon lange daran gedacht, aber es ſei gar bös ſo für ein Weibervolk, dem Niemand an die Hand gehe. Sie verſtünde die Sache wohl, um den Abſatz wäre ſie nicht bange und auch nicht ums Geld, deren hätte ſie mehr als in manchem Bauernhaus ſei, man ſehe es ihr nicht an, aber die meiſten Bäuerinnen lache ſie nur aus. Nur mit den Webern hätte ſie nicht gerne zu thun, wenn man ſie nicht könne zu fürchten machen, ſo machten ſie mit Einem was ſie wollten. Wenn ſie einen Gemeiner fände, der ihr dieſes abnehmen würde, ſo wollten ſie Geld verdienen wie Miſt, und er brauchte keinen Kreuzer zu ſetzen. Sie ſei dann nicht die, für welche man ſie anſehe, fuhr ſie fort, ſie würde ſich ſchämen, wenn ſie nicht beſſer wäre als die andern Weiber. Sie wolle nicht ſagen, daß ſie die Beſte ſei und keine Fehler habe, aber mit den Dorfweibern vergleiche ſie ſich nadiſch nicht. Aber ſie wiſſe es wohl, warum die Leute ſo über ſie zu räſoniren hätten. Sie möge mit dem Klapperzeug nichts zu thun haben. Sie habe im Anfang auch gemeint mit den Leuten Gemeinſchaft zu machen, allein ſie ſei bald froh geweſen für ſeie ſelber z'ſy. Das hätte die Leute böſe gemacht. Dann möchten ſie es ihnen auch nicht gönnen, daß ſie ſo gut könnten verdienen, nicht immer an Wind und Wetter ſein müßten und es doch beſſer hätten als in den meiſten Bauernhäuſern; daß ſie zum z'Morgeneſſen Kaffe vermöchten und nicht ſo langes, zähes, ungeſchmalzet Kraut freſſen müßten, an dem eine Länderſau erworgen müßte, geſchweige denn ein Chriſtenmenſch. Wenn ſie aber ſehe, wie die Leute es mir machten, ſo nehme es ſie nur Wunder, daß ſie es ihr nicht noch ärger gemacht hätten. Das hätte doch nadiſch kei Gattig, wie es mir Stüdi gemacht hätte, und der Vater hätte ſich aufgeführt, er ſollte ſich ſein Lebtag ſchämen. So ein Bauer, und wenn er auch kaum fünfe zählen könne, habe einen Hochmuth wie ein Kothhahne oder wie ein Affe, dem man ein rothes Kütteli angezogen und eine Laus hinter das Ohr geſetzt. Er verachte alle, welche weniger Land hätten als er, ja er würde unſern Hergott verachten, wenn er nicht glauben müßte, der Himmel deſſelben ſei größer als ſein geſch . . . Höflein, das nicht einmal bezahlt ſei.

Ihr Schulmeiſter werdet es noch ſpäter erfahren, ihr trauet den Leuten viel zu wohl, ihr meinet ſie ſeien alle wie ihr ſeid, aber im ganzen Dorf meint es kein Menſch mit dem andern gut und wäre es der leibliche Bruder, geſchweige denn mit einem Fremden. Und Garnliſe brach hier ab mit einer Entſchuldigung, daß ſie mich ſturm geſchwatzt habe, aber es habe ſie ſchon lange gedünkt, ſie möchte es mir einmal zeigen, wie ſie es eigentlich meine und mir einige Winke geben. Ich ſollte es nicht für ungut halten. Weiter ſagte ſie mir nichts und ließ nun alles, was ſie mir an den Kopf geworfen, ordentlich mutten in demſelben.

Die Liſe war nicht dumm, ſie wußte, daß man die einen Köpfe überrumpeln, die andern unterholzen muß. Weiber und Diplomaten verſtehen ſich am beſten darauf, welche Methode jedesmal mit Erfolg anzuwenden ſei.

Nach acht Tagen kam die Tochter in den Webkeller, brachte mir Grüße von der Mutter, die mir blaues Garn ſchicke, da ich es brauchen werde, und ſie nicht ſelbſt habe kommen können. Das Mädchen ſchoß mir ein paar freundliche Blicke in die Augen, warf mir ein paar chutzliche Worte an den Kopf, und blieb gerade ſo lange, daß ich es verdammt ungern gehen ſah, und es nachher nicht mehr aus dem

Kopf bringen konnte, und der Handel und das Mädchen auf eine wunderliche Weiſe ſich in einander verliefen. Das iſt aber auch eine verzweifelt ſchwere Kunſt an jedem Orte, ebenrecht lange (d. h. ſo lange) zu bleiben, daß man Einen ungerne gehen ſieht, daß man den Leuten im Kopf bleibt, einen angenehmen Eindruck und doch eine gewiſſe Leere hinterläßt; aber auch lange genug zu bleiben, daß unſere Erſcheinung nicht blos eine läſtige Störung an der unterbrochenen Beſchäftigung iſt. Das iſt aber eine ſo verdammt ſchwere Kunſt, daß ich ſie ſelbſt nicht verſtehe.

Die Hexen ließen mich nun wieder im Stich, und als die Mutter einmal vorbei gieng und ich ſie anredete, hatte ſie nicht Zeit ſich aufzuhalten, ſondern lud mich ein, einmal ſelbſt zu ihnen zu kommen, und, wenn allfällig das Stück fertig ſei, es an einem Abend herauszubringen.

Ich will mich nicht aufhalten zu erzählen, wie ich nach und nach immer mehr angedreht wurde und wie die Weiber ſich lange Zeit ſehr vorſichtig und behutſam betrugen.

Es war etwas in mir, das eine große Uebereilung hinderte. Ich ſchämte mich doch mehr oder weniger der Leute und ihres Umganges, weil das ganze Dorf ſie mied und verachtete. Ich hatte ſchon hie und da ein ſpöttiſch Geſicht bemerkt, ein ſpöttiſch Wort gehört, ſeit ich mit ihnen verkehrt. Das ärgerte mich doch, denn ich war ungern ausgelacht. Der Gedanke, wie die Leute ſpotten und lachen würden, wenn ich Bäbeli zur Frau nehmen würde, ſchreckte mich ab, ſo oft ich daran dachte, und ich brachte es nicht einmal über mich einmal bei Bäbin über Nacht zu bleiben. Ich fürchtete die Buben möchten mir auflauren und mir dann einen Lärmen machen im ganzen Lande. So wurde ich angezogen und abgeſtoßen und flatterte doch immer näher ums Licht herum wie ein Müller, eine Fliege, welche am Ende die Flügel ſich verbrennen.

Eines Sonntags hatte ich verſprechen müſſen, am Abend zu ihnen zu kommen, die Mutter wollte mir Garn zeigen und etwas mit mir abrathen. Er war ein rauher, ſtürmiſcher Oktobertag. Am Himmel fiengen Schneewolken an ſich zu bilden, über die Erde wehte es gelbe Blätter, und froſtig ſtrich der Wind über die friſch geackerten Felder. Ich hatte die Dunkelheit abgewartet, war auf einen Umweg hingegangen, und ſchauderte ordentlich, als ich über die Schwelle trat, vor Froſt meinte ich.

Im Stübchen war es ſchön warm und gar freundlich wurde ich empfangen. Die Mutter hatte in einem Buche geleſen und Bäbeli an ſeinem Göller die Häftli verſetzt, weil es ihm zu enge geworden. Der bloße ſchlanke Hals ſtund ihm wohl an und mir auch. Gar traulich berieth mich nun die Mutter und ſagte mir vielmals, ſie habe zu Niemand ſo Vertrauen als zu mir und auch Niemand ſo lieb wie mich, auſſer Bäbin, ſie könnte mir das Herz aus dem Leibe geben. Unterdeſſen ſandte ſie die Tochter in die Küche, mir Kaffe zu machen und neuis dazu, ſie hätte Hunger. Während die Tochter drauſſen handthierte, rühmte die Mutter ſie gar ſehr, wie Bäbi ganz es angers ſyg als ſo ne Buretotſch, welcher das einte halbe Jahr die Ferſeren vor den Schuhen habe, und das andere die Stumphoſen voll Flöhe, daß man ſie beim Pfund verkaufen könnte. So ein Totſch ſehe nichts, wiſſe nichts, ſchmöcke nichts, nicht einmal wie es ſtinke in den Hundstagen. Nein da ſei Bäbeli ganz ein anderes, ſüferlig und arbeitſam und geſchickt, und könne nähen trotz einer Herrenfrau und lismen und verſtehe alles gar wohl, und mit dem verdiene man am Ende mehr als ſo mit dem grad aue Fuhren hacken und Kuder ſpinnen.

Und dann ſei es nicht, daß Bäbi nichts habe und nichts bekomme, eine ſchöne Summe habe es ſchon verdient, und ſie ſelbſt hätte dann auch noch etwas, was nicht eine Jede ſinne und was man bei manchem vornehmen Bauer vergebens ſuchen würde. Töchterchen war ab- und zugegangen, trug Kaffe auf und einen tüchtigen Eiertätſch, wie ich in der That lange keinen ſo guten geeſſen hatte. Ich mußte eſſen und immer eſſen, als ich ſchon lange mehr als ſatt war. Wollte ich abſetzen, ſo ſagte Bäbeli, wenn ichs neuis ſchätze, ſo nehme ich noch ein Bitzli, und dazu ſaß es ſo nahe bei mir und hatte ſeine Füße ganz neben die meinen geſtellt, die Knöchel berührten ſich, daß ich Bäbelin nichts, gar nichts abſagen konnte. Als ich endlich von Erſticken zu reden anfieng und von Verſprengen, indem ich aufgetrieben ſei wie eine Krot, ließen ſie mich zufrieden mit eſſen, kamen aber nun mit trinken, das werde mir wieder wohl machen. Die Alte brachte eine Maas Rothen aus ihrem Schäftli, die Tochter Gläſer, ſchenkte ein und machte Geſundheit.

Der Wein war rother Wein vom ſtärkern, und was der kann, weiß ein Jeder, der einmal zwei Schoppen dergleichen getrunken. Die erſten Gläſer machten mir ſchon ganz warm, löſten mir die Zunge und gramſelten mir bis in die Fingerbeeren. Die Alte war eine Kennerin, kannte die verſchiedenen Tempo des Weines und ihre Zeichen beim Menſchen auf das genaueſte, und verließ uns daher jetzt unter dem Vorwande: Es ſei billig, daß ſie auch etwas mache, habe s'Meitſchi gekocht, ſo wolle ſie jetzt abwaſchen; wir ſollten nur nicht lange Weile haben, ſie komme bald wieder. Wir hatten nicht lange Zeit. 'sMeitſchi fieng an mit einer Bauerntochter mich aufzuziehen, rückte mir aber immer näher, ich floh auch nicht, ließ nichts daraus geben, nahm Bäbin endlich obenine und wollte es küſſen. Es meinte: Wenn es die und die ſehen würde, was würde ſie ſagen? Miera was ſie will, antwortete ich, dere frage ich afe nichts nach und ich küſſe wen ich will. Und ich ſetzte wieder an, und Bäbeli ſagte: Lah mi doch, we's d'Mutter g'ſächt! Und doch ſaß Bäbeli bald darauf auf meinem Schooſe, trank aus meinem Glaſe, hielt mich über den Hals feſt umſchlungen, und eben waren wir am beſten am Müntſchlen, als richtig das Mueti zur Thüre einkam und uns zurief: So! ſo! das geit luſtig cheut ihr das o, Schumeiſter? Bäbeli wollte aufſchießen und fort und ich hätte es geben laſſen, denn trotz dem Wein war ich doch verblüfft, aber die Mutter ſagte: Syt ume rühig, ih gange grad wieder, ih bi o jungi g'ſi, u weiß wie's geyt, u das freut mi, daß d'r Schumeiſter o thut wie ne angere Mönſch u ſi üſere nüt verſchämt. Da blieb Bäbi und ſagte: Mutter, er cha Müntſchi gä, wie wenn ers apparti g'lehrt hätt. Und die Mutter ſagte, das nähme ſie nicht Wunder, ſo einem Schumeiſter komme gar allerlei zu Handen, aber g'ſeh möchte ſie es doch auch, und trinke müſſe man dazu, ſonſt werde man gar durſtig, denn es mache nichts ſo durſtig als das Müntſchle.

Man trank mir zu, Bäbeli lag mir um den Hals, und hatte mir ſchon verſprochen, daß ich bei ihm liegen könne. Ob ich es gefragt, weiß ich nicht, aber ich war ganz aufgelöſt in Zärtlichkeit und that und ſchwatzte, ich weiß nicht mehr was; war ganz verzuckt und gerade in dem eben rechten Zuſtande, und die Mutter hatte eben geſagt, ſie ſei ſchläferig und wolle zu Bette, und es dünke ſie, wir würden dort auch bas ſein. Da ſchlug es drauſſen an die Fenſter wie ein Donnerſchlag, klirrend ſtürzte ein ganzes Fenſterkreuz in die Stube, hinten nach polterte ein ſchwerer Stock und dieſem nach noch ſprangen ein paar Buben. Bäbeli war längſt aufgeſprungen, aber wie vom Donner gelähmt ſaß ich da und hörte zu, wie ſie mich verhöhnten und ſagten: Das ſyg e luſtige Schumeiſter, der da gang ga Kylbi ha mit ſellige Hure, u ſo ugſchämt da hingerem Tiſch ſchätzeli, me chönn de denke, was de nache gang; ſie heyge nit glaubt, daß ich ſo ne wüſte ſei, aber das ſei dem ganzen Dorf eine Schande und der Pfarrer müſſe das nadiſch auch wiſſen. Angſt und Zorn brachen mir endlich den Mund auch auf, ich fieng auch an aufzubegehren, warf ihnen vor, ſie ſeien wie Mörder in die Stube gekommen. Wo ich ſei und was ich mache gebe keinen Teufel und keinen Pfarrer, am wenigſten aber ſie an; und dann hätte ich übrigens nichts Schlechtes gemacht. Das Weibervolk ſetzte ſein Zungenwerk auch in Bewegung, beſonders die Alte. Aber Junge und Alte wurden überſchüttet mit Ehrentiteln, es wurden beiden alle Gräben und alle Zäune einige Stunden in der Runde vorgehalten, auch ein gewiſſes Haus in B., und an dieſem allem hätten ſie noch nicht genug, ſondern machten noch ihr Haus zu einem Hurenhaus. Die Mutter wollte behaupten: Es gebe in keinem einzigen Bauernhauſe im Dorfe bräver zu als in ihrem, und wenn das H.... tönte wie das Sägefeilen, ſo würde man im Dorfe Tag und Nacht ſein eigen Wort nicht hören. Und jetzt, ſagte ſie, ſollten ſie ſich packen oder ſollten dann ſehen wie es ihnen gehe. Aber ſechs Nachtbuben der damaligen wegen Ordnung ſo berühmten Zeit ließen ſich durch zwei Weiber in einem fremden Hauſe nicht ſo leicht erſchrecken. Sie ſtellten ſich erſt, als wollten ſie da bleiben, tranken den Reſt des Weines und ſagten endlich: Jetzt du D. Schumeiſterli chumm, m'r wei gah. Nun gieng der Lärm von vornen an, ich hatte nicht Luſt zum Gehen, die Weiber erklärten mich nicht gehen zu laſſen, ſie wüßten nicht, was ſellige Ung'hür mit mir anfiengen, und der Schulmeiſter hätte das Recht ſo gut da zu bleiben als an einem andern Ort, und Bäbi hätte das Recht Einen über Nacht zu halten ſo gut als ein ander Meitſchi.

Das ſei ein ſchönes Meitſchi, das beim Licht Einem, und noch dazu einem Schumeiſter auf dem Schooße ſitze, wir würden noch lange genug bei einander liegen können, man wiſſe jetzt warum ich ſo krumme und ſchläfrige in der Schule herum ſchlirge. So räſonirten die Buben, riſſen mich auf und ſtießen mich der Thüre zu. Ich wollte mich wehren. Bäbi hieng mir an den Hals, die Alte ſchlug mit dem Kunkelſtecken drein, aber das half alles nichts. Bäbi wurde in eine Ecke geſchleudert mehrere Male; denn mit einer Beharrlichkeit, die mich gar ſehr rührte, hängte es ſich immer wieder an mich, die Alte erhielt Einige mit ihrem eigenen Stecken, und ich wurde wie ein Strohbündel über die Schwelle geſtoßen. Drauſſen nahmen mich zwei unter die Arme und führten mich dem Dorfe zu, weit tönte uns das Geſchrei der Weiber nach. Meine Begleiter hielten mir ſchöne Galgenpredigten, frugen mich: ob ich erſt Kindbetti oder erſt Hochzeit halten wolle? ob ich ſelbſt der Vater oder ob ich ein Gekaufter ſei? Kein Menſch hätte geglaubt, daß ich ſo ein Nütwerthiger ſei. Man habe aber doch gemerkt, wie ich mich mit den Leuten anlaſſe, den Huren nachſtreiche, da hätten ſie mir abgegugget und nun geſehen was ich treibe. Sie wollen es aber jetzt dem ganzen Dorfe zeigen, wie ſie einen ſchönen Schulmeiſter hätten. Von dieſem verſtund ich nicht alles. Ich wußte nicht, was ſie mit dem Kindbettihalten meinten oder dem Gekauften. Sie lachten aber und ſagten: Bäbi werde es mir ſchon geſagt haben, was mit ihr ſei, aber daß ſie eine ſellige Schumeiſter wollen, ſelb ſei denn nicht wahr. Kurz ich vernahm in Bildern und handgreiflich, daß Bäbi ſchwanger ſei, daß man mich für den rechten oder den gekauften Vater hielt, daß zwiſchen uns vollſtändiges Verſtändniß Statt gefunden, und daß man mich jetzt mit Geſang und Klang durchs Dorf führen wolle. Herrgott wie ſchlug das mir in alle Glieder. Alſo in eine Falle war ich getrappet, oder vielmehr bis an den äuſſerſten Rand nach allen Regeln der Kunſt hineingeſprengt, und wurde nun behandelt als wäre ich mit dem ganzen Fuß hineingetreten, und kein Menſch wollte mir glauben, daß dem alſo nicht ſei. Der Wein, die frühere Aufregung, die Angſt vor der Schande, der ich entgegen gieng, vor den möglichen Folgen, der auf mich einſtürmende Hohn brachten mich in einen Zuſtand, den ich ſeither das trunkene Elend habe nennen hören.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Wie ein Schulmeiſter den Katzenjammer hat.

Ich fieng an zu jammern und zu heulen, warf mich auf die Erde, biß und ſchlug um mich, klagte mich wieder aller möglichen Sünden an, wollte mich hängen oder ins Waſſer ſtürzen, kurz ich gebehrdete mich auf die traurigſte Weiſe, wie ein Menſch nur kann. In dieſem Zuſtand ſchleppte man mich ins Dorf. Die Burſche hatten nicht nöthig die Leute herbeizurufen. Wer noch wach war, der kam hervor zu ſehen, was mein Geſchrei bedeute. Mancher zog die Hoſen und Mancher nur die Schuhe an, um von dem Grund des Spektakels ſich zu unterrichten; ſelbſt Kinder trieb es auf die Gaſſe. Da zog nun ein Schwarm hinter mir her, wie hinter einem Kameel, das ſeltener Weiſe in ein Dorf kömmt. Und wie man ein Kameel niederknien und aufſtehen heißt, ſo ließ man mich niederliegen und jagte mich wieder auf. Und ein jeder meiner Begleiter erzählte den Fragenden meine Geſchichte, und jeder auf ſeine Weiſe: und jeder der Fragenden wollte mir auch etwas Spöttiſches ſagen in meinen Jammer hinein, wollte wieder Holz zum Feuer legen, als wenn da des Jammers nicht genug wäre. So zog man mit mir wie mit einem Galgenkandidaten durchs Dorf, und keine einzige mitleidige Seele nahm ſich meiner an. Beim Schulhauſe angelangt wollte man mich anfänglich liegen laſſen, allein einige Vorſichtige bemerkten: das ſei doch nicht ganz richtig, ich könnte mir ein Leid anthun, das zöge eine Unterſuchung nach ſich, und bei ſolchen wiſſe man nicht was herauskomme, auf alle Fälle zöge es dem Dorfe üble Nachreden zu, und wenn ich nach dem Tode etwa wiederkommen ſollte, ſo wäre man erſt geplagt. Man ſuchte daher in meinen Taſchen nach dem Schlüſſel zum Hauſe und wollte mich hineinſchieben, allein ich legte mich nieder oder wollte fortlaufen. Man mußte mich endlich hineintragen.

warf mich auf mein Bett, hielt mich dort einige Zeit feſt, da ich zum Fenſter hinausſpringen wollte. Endlich verlor ich das Bewußtſein (Einſchlafen darf ich nicht wohl ſagen), und nun überließ mich der ganze Rudel meinem Schickſal, gieng triumphirend, als ob Heldenthaten verrichtet worden wären, heim. Jeder Joggi erzählte ſeinem erwachenden Bäbi, was er geſehen: wie ich mich gebehrdet, wo mich die Buben gefunden, und der Joggi und das Bäbi lachten zuſammen, daß es das Dackbett ſchüttelte, und ſchnarchten bald darauf wieder, daß die Fenſter klirrten.

Meinen Zuſtand am folgenden Morgen zu beſchreiben iſt ſchwer. Schon der körperliche war traurig genug, der ſich einſtellende geiſtige konnte nicht elender ſein. Der ſogenannte Katzenjammer, in dem ich mich beim Erwachen befand, ließ mich nachſinnen, wie ich in denſelben gekommen.

Nun dämmerten nach und nach einzelne Bruchſtücke von der geſtrigen Geſchichte in mir auf. Ich erinnerte mich, daß ich zu Garnliſi hinausgegangen am Abend, der Eiertätſch, das Schätzele fielen mir wieder ein und wie Liſe eine Maas Rothen auf den Tiſch geſtellt. Das Fernere war mir wie mit Nebel bedeckt, die Hauptſachen traten wohl vor aus dem Hintergrunde, aber dunkel und verſchwommen. Die Einzelheiten ließen ſich nicht erkennen, an ihre Stelle traten düſtere grauliche Bilder, ängſtigende Vermuthungen. Ich hörte das Fenſter klirren, ſah Buben in die Stube ſpringen, mich überraſchen mit Bäbi auf dem Schooße. Ich wußte, daß ſie mich fortriſſen, daß ſie mir von Heirathen, Schwangerſein ſagten, und wie ein finſterer Traum tauchte mir auf der ganze Spektakel durchs Dorf.

Es brauchte lange, Stunden, bis ich ſo weit gekommen war, dann aber ſank auch ein unendliches Entſetzen auf mich nieder. Alſo dort in jenem verrufenen Hauſe hatte man mich gefunden, ausgenommen in ſolchem Zuſtande, und das ganze Dorf war gleichſam zum Zeugen deſſelben gemacht worden!

Was werden nun die Leute ſagen von mir, wie werden die andern Schulmeiſter pfupfen über mich, wie werden Stüdi und ihr Vater lachen und was wird ferner werden aus mir? Werde ich vor Chorgericht müſſen, vor den Pfarrer; iſt Bäbi ſchwanger, wird es mich angeben, werden die Leute an meine Unſchuld glauben? Von der ganzen Höhe, auf die ich mich künſtlich hinaufgeſchraubt und die ich ſelbſt mir unmerklich untergraben hatte, war ich nun hinuntergeſtürzt in bodenloſe Tiefe, und je mehr ich daran dachte, deſto tiefer ſank ich fort und fort. Meine Stube ward mir eine wahre Hölle und doch durfte ich nicht aus derſelben, durfte nicht einmal von Weitem ans Fenſter, aus Furcht, es möchte mich Jemand ſehen. Da wußte ich, wie man ſagen kann: Ihr Berge fallet über mich zuſammen, ihr Hügel decket mich. Ich wußte mir keinen Rath und wußte keinen Menſchen, bei dem ich hätte Rath ſuchen können, dem ich mich hätte zeigen mögen. Alle, Alle im Dorfe glaubte ich gegen mich, meine beſten ſogenannten Freunde glaubte ich unter den mich Ausnehmenden geſehen zu haben. Ach ſolches thut weh! Einen Augenblick fiel mir ein, zu Garnliſe zu gehen, denn dem peinlichen Zuſtande von Wiſſen und Nichtwiſſen des Geſchehenen, der in mir wohnenden Rathloſigkeit hätte ich gar zu gerne ein Ende gemacht. Aber dafür hätte ich aus dem Hauſe müſſen, und mit welchem Geſicht ſollte ich vor ſie treten? Die Ahnung geſtaltete ſich mir immer deutlicher, daß auch ſie es nicht gut mit mir gemeint, daß ihre anſcheinende Abſichtloſigkeit und Gutmeinenheit gerade die ſchlauſte Abſicht verborgen, daß ſie mich abſichtlich an ſich gelockt, daß der letzte Abend künſtlich vorbereitet geweſen und ohne die Buben den erwünſchten Schluß gehabt hätte, daß ich der Deckmantel für Andere geworden? Aber war es ihnen doch nicht vielleicht vor der Welt gelungen, Anſprüche auf mich zu gründen? wenn ſie ſie geltend machen wollen, werde ich entrinnen können? das wars, was mir das Blut im Herzen kochte und brühheiß ins Geſicht trieb, in Zorn und

Scham und Angſt. Und die Angſt, was es wohl geben werde, und der Durſt nach Troſt oder auch nur nach Gewißheit gab mir den Gedanken ein, zum Pfarrer zu gehen, ihm haarklein Alles zu bekennen, was ich wußte, ihm aber zugleich meine Unſchuld zu betheuern und die Art und Weiſe zu zeigen, wie ich angelockt, meine Unbefangenheit mißbraucht worden ſei. Es ſchwebte mir der Gedanke vor, ein ſolch reumüthig Bekenntniß, ehe eine Anklage käme, könnte den Pfarrer für mich gewinnen, ihm ein ſicher Zeichen meiner Unſchuld ſein, auf alle Fälle ein Zeichen meines Zutrauens. Ich dachte mir, er könne mir guten Rath geben, mich von allfälligen Anſprüchen los machen, und am Ende gar gegen meine Dorfleute in Schutz nehmen. Ich hatte an andern Orten die Klage der Bauern gar zu oft gehört: ihr Schulmeiſter ſei ihnen erleidet, ſie hätten gerne einen andern, aber ſie könnten nichts gegen ihn machen, der Pfarrer helfe ihm immer. Und doch durfte ich nicht gehen. Ich ſchämte mich vor einem offenen Bekenntniß deſſen, was ich wirklich gethan, ſchämte mich dem Pfarrer zu ſagen, wo ich geweſen und wen ich auf dem Schooße gehabt, obgleich ich wohl dachte, es wäre beſſer, ich ſagte es ihm ſelbſt, damit er nicht durch einen andern die Sache verdreifacht vernehme. Da dachte ich an die Warnung, welche er mir Anfangs gegeben, und was ich mit derſelben angefangen, und wie die Gleichen, welche mir damals über den Pfarrer brummen halfen und ſeinen Rath mir lächerlich gemacht, mich eigentlich hineingeritten in dieſen Schlamm, vor dem ich gewarnet worden. Ich dachte an die Predigt, welche ich Anfangs abthun müßte über den Text: Gellet Schulmeiſter, ich habe es euch geſagt, aber ihr jungen Schnufer meint ſelbſt geſcheut zu ſein, und ſo geht es, wenn man Niemand glauben will; wer meint, er ſtehe, der ſehe zu, daß er nicht falle!

Es trat vor mich des Pfarrers Geſtalt ſchreckbaren Angedenkens, die mir ſchon mehrere Verweiſe ausgetheilt, von deren keinem ich geglaubt, daß er gerecht und wohlverdient.

wohl aber daß der Pfarrer ein Zwänggring ſei, der Unſereinen nur verachte, und keinen leiden möge, der ihm nicht ſchmeichle, zutrage, und die Hände unter die Füße lege, wie die andern Schulmeiſter es thäten. Darum durfte ich nicht geben, und ſtarb doch faſt vor Angſt. Als ich vom Ofen weg einen Vorgeſetzten das Dorf hinunter kommen ſah, ſtürzte ich über Hals und Kopf an die Hausthüre, um den Riegel zu ſtoßen, fürchtend er möchte mir einen tüchtigen Putzer oder oder eine noch unangenehmere Nachricht geben wollen. In Kopf- und Herzweh verſtrich der Tag, keinen Biſſen rührte ich an. In der Dämmerung hörte ich Jemand ums Haus ſchleichen, endlich an die Thüre klopfen. Aus einer verborgenen Ecke unter dem Dache hervor erkannte ich die Garnliſe. Da ergriff mich eine Angſt, daß ich an allen Gliedern zitterte. Ich glaubte, ſie wolle mir das Heirathen ankünden, und mit Liebe oder Drohungen mich dazu zwingen. Barfuß ſchlich ich in die Stube zurück, warf mich ins Bett und zog die Decke über den Kopf, hoffend, wenn ich weder ſehe noch höre, ſo nehme auch Niemand fernere Notiz von mir. Liſe durfte nicht Lärm machen und gieng wieder fort.

* * *

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Wie ein Schulmeiſter einer ganzen Gemeinde Stand hält.

Endlich ſchwand der längſte Tag meines Lebens, und verſammelte ſich zu ſeinen Brüdern, aber je lieber ich ihn gehen ſah, deſto länger ſchien er zu zögern. Ja es giebt auch lange Tage im Leben, nicht nur lange Jahre, Tage die mit dem Pariſerſtab gemeſſen zu ſein ſcheinen. Sie ſind nicht fröhlich dieſe Tage, bringen nicht Freuden; nachdem ſie den Herzen Betrübniß, den Seelen Aengſtigungen gebracht, iſt es, als ob ſie in Schadenfreude und Bosheit ſich weideten an ihrem Angerichteten und ſich nicht losreißen könnten von dem traurigen Anblick. Und der Menſch mag nicht warten, bis ſie fliehen, er weiß eigentlich nicht warum. Es iſt der Inſtinkt, der das Thier leitet, der ihm ſagt, daß nicht alle Tage gleich feindſelig ſeien, wie nicht alle regneriſch, und daß daher im raſchen Schwinden der gegenwärtigen Tage, der Balſam für ſein Herz, die Wendung ſeines Schickſals liege.

Am folgenden Morgen erwachte ich um etwas weniger elend, etwas muthiger. Der Körper hatte ſich von ſeinem Katzenjammer erholt, und von deſſen Beſchaffenheit hängt auch nicht wenig der Zuſtand der Seele, Muth und Kleinmuth ab. Noch war allerdings die Angſt und die Rathloſigkeit nicht weg aber ich konnte doch wieder denken: deswegen werde man mich weder freſſen noch hängen können. Ich fühlte mich hungrig und fand glücklicherweiſe noch Brot und etwas Milch vor und ſtärkte mich daran. Ich fand nun, daß ich gegen Garnliſe und ihre Tochter wohl werde wehren können; aber der Lärm, der daraus entſtund, der war mir ein arg Geſpenſt. Ueberhaupt der Lärm wars, der mir vor allem graulich vorkam, und gerne hätte ich Jahre von meinem Leben gegeben, wenn ich aus dieſem allem fort hätte kommen können an einen Ort, wo man von mir und von allem Vorgefallenen nichts wußte, wo ich ganz von vornen hätte anfangen können. Das kömmt die meiſten Menſchen an. Wenn ſie ſich in ihre Thorheiten und Sünden verſtrickt und allerlei böſe Folgen zur Strafe, zur Läuterung und Prüfung über ſie kommen, ſo wollen ſie das nicht ertragen, wollen fort aus dem aufgehenden Dornenfelde, verzweifeln aus den Schlingen des Netzes ſich loswinden zu können; ſie ſuchen es zu zerreißen, meinend an andern Orten ſeien weder Schlingen noch Netze mehr.

Die Thoren! Die ganze Welt iſt ein Netz: es kömmt auf die Füße und das Laufen an, ob man in den Letſchen und Löchern ſich fängt; wohin der Menſch alſo die gleichen Füße trägt und wo er auf gleiche Weiſe läuft, da wird er auf gleiche Weiſe ſich fangen. Die Thoren! Sie meinen in fremden Umgebungen die gemachten Erfahrungen viel ſicherer geltend machen zu können, als ob es nicht weit leichter wäre vor den Dornen ſich zu hüten, von denen man bereits geſtochen worden, als vor denen, deren Daſein man noch gar nicht kennt. Man will eigentlich damit nichts anders, als der Buße ſich entziehen, eine ſolche trägt der Menſch verdammt ungern, und wie ein Kind ſich ſchämt, das der Lehrer in die Ecke ſtellt oder knien läßt, wie es den Rücken gegen die Wand kehrt und die Hände an die Augen hält, damit Niemand es ſähe, ſo hat es der Menſch, den Gott an Pranger ſtellt; er will ſich nicht ſehen laſſen, will ſich verbergen. Es läßt ſich die Frage aufwerfen, ob es wirklich nicht gut wäre, wenn ein Lehrer am gleichen Orte Buße thäte, wo er den Fehler begangen. In Bezug auf den Lehrer iſt ſie mir bald entſchieden. Der Wechſel des Orts verleitet ihn gar zu leicht zum Wahn; er habe keinen Wechſel in der Bruſt nöthig, und vor unbekannten Menſchen hütet er ſich weit weniger vor Rückfällen, weil er, wie eigentlich alle Sünder bei allen Sünden, ſich die Klugheit zutraut, ſie beſſer verbergen zu können. In Bezug auf die Kinder, die Wirkſamkeit des Amtes will ich die Sache hier nicht entſcheiden; nur die Bemerkung will ich mir erlauben, daß eine Buße, wie z. B. Petrus ſie übte, einen unnennbaren Einfluß hat auf das menſchliche Gemüth.

In mir wankte der Entſchluß, meine Kleider zuſammen zu packen und des Nachts davon zu laufen. Aber wohin? was anfangen? wie den Nachforſchungen mich entziehen? So mit dem Schelmen davon zu laufen ohne auf irgend eine Weiſe meinen Gläubigern Beſcheid zu geben, das war mir doch auch zuwider. So willwankte ich den ganzen Tag, ohne mit mir einig zu werden, was ich vorzunehmen hätte, um kein Menſchengeſicht mehr ſehen zu müſſen. Aber ich ſollte ihnen nicht entrinnen. Nachdem ſchon Mancher mit gwundrigem Geſicht beim Hauſe vorbeigegangen war, bei dem man den Schulmeiſter zwei Tage nicht ſah, keine Thüre aufgieng, kein Rauch aus dem Kamin ſtieg, ſammelten ſich gegen Abend mehrere Menſchen um das Haus. Sie guckten in alle Fenſter, ſuchten an irgend einem Orte einzuſteigen. Da ſie mich aber nicht ſahen (ich hatte mich in eine Ecke verkrochen, wo ich ſie ſehen und hören konnte), ſo ſagten ſie zuſammen: da wäre ſicher von dreien eins, entweder hätte ich mich gehängt, oder ſei ſonſt geſtorben oder davon gelaufen. Das könne man doch nicht ſo gehen laſſen, da müſſe zugeſehen und das Haus durchſucht werden; aber wer Hand anlegen und die Thüre aufſprengen ſolle, darüber branzten ſie. Keiner wollte, jeder fürchtete, ich möchte gleich innerhalb derſelben hangen und dem Vorſchützigen mit den blampenden Füßen ums Geſicht fahren. Sie verſuchten ein Fenſter zu öffnen, aber (nach löblicher alter Gewohnheit nichts mehr fahren zu laſſen, was man einmal hat, auch den D...k nicht und die verpeſtete Luft und die erſtickende Hitze nicht) konnte man im ganzen Hauſe kein Fenſter aufthun, nur hier und da ein Läufterli. So konnten ſie nicht zurecht kommen. Endlich nahmen ſie in der Schulſtube einen Fenſterflügel heraus, nachdem ſie ſich überzeugt hatten, daß ich an keinem Fenſter hange wie ungefähr ein Federnrohr. In der Stube gieng das Märten von neuem an, denn nun wollte Niemand in die Küche hinaus, aus Furcht ich möchte als eine neumodiſche Hamme in der Helle hängen. Endlich ſagte ein frecher Burſche: der lebendige Schulmeiſter ſei nicht zu fürchten geweſen, er wüßte nicht, warum man den todten ſo zu fürchten hätte, und der Teufel werde doch nicht ſchon in ihn gefahren ſein. Er riß die Thüre auf, ehe ich mich wieder verſtecken konnte, und ſah mich auf einmal bleich und erſchrocken vor ſich ſtehen im herbſtlichen Zwielichte. Der ließ einen Brüll aus, als ob ein Dutzend Ochſen in ihm verſteckt geweſen waren, ſchlug die Thüre wieder zu, ſchrie wie beſeſſen: Herr Jeſes, Herr Jeſes, d'r Schumeiſter, d'r Schumeiſter, Tüfel nimm mi nit! und ſprang zum Fenſter hinaus, die anderen hinter ihm drein und bald war der ganze Haufe verſtoben, als ob das wüthende Heer hinter ihm geweſen wäre.

Doch der Ammann hielt in einer Entfernung von 20 Schritten Stand und eine ſchöne Rede: Das möge jezt ſein wie es wolle; hinein müſſe man, man ſolle eine Laterne bringen und ein Betbuch, und wenn ſie zuſammen ein kräftig Gebet verrichtet hätten, ſo wollten ſie in den drei heiligen Namen die Sache wieder verſuchen. Ob dieſen Dingen ward mir aber ſelbſt angſt und bange. Dem Suchen mit der Laterne durfte ich nicht abwarten, ich fürchtete, wenn mich die wilden Buben erwiſchen würden, ſo würden ſie mich zur Schadloshaltung der gehabten Angſt aufs neue mißhandeln, ſobald ſie ſich überzeugt, daß ich noch natürlich lebendig Fleiſch hätte. Die Geſpenſterrolle fortzuſpielen, dazu fehlte mir die Schalkheit und der Muth. Sonſt hätte ich ſicher das ganze Dorf in die Flucht treiben und in die Brattig bringen, mich tüchtig und auf die luſtigſte Art an ihnen rächen können. Aber ich zitterte auch am ganzen Leibe und als ich meine Stimme ſuchte, Ammann rufen wollte, fand ich ſie nicht, auch ſie hatte ſich verſchloſſen in die Tiefen der Bruſthöhle. Endlich brachte ich das Wort Ammann heraus, aber es klang ſo dünn und fein, ſo wunderlich, daß ich ſelbſt darob erſchrack. Draußen hörten ſie mich nicht, ſie hatten ſchon zu beten angefangen. Zum Zweitenmal gieng es mir eben ſo. Doch war die Stimme ſchon deutlicher. Endlich hörte draußen das Gemurmel auf, und auf meinen dritten Ruf: Ammann! erſcholl das Geſtuder: Amme los, Amme los, er rüft d'r. Der Ammann ſoll bleich geworden ſein, wenigſtens hatte er lange ſich zu ſammeln, und die Leute um ihn her murmelten: das bedeute dem Ammann nichts Gutes, er werde bald nache müſſen. Endlich ſagte der Ammann: Mit dem Teufel habe ich nichts zu thun und mit einem Geſpenſt auch nicht, wenn du aber der Schulmeiſter biſt, ſo thue auf und halte nicht die ganze Gemeinde zum Narren, ſonſt wollen wir dann ſehen ob das angehe. Mit zitternden Händen ſchob ich den Riegel am obern Theil der Thüre zurück und that ſie auf, durfte mich aber nicht zeigen und Niemand durfte hineinſchauen. Da ſprach endlich der Ammann wieder (er hätte dießmal ſein Amt verdammt wohlfeil gegeben, ſo viel er ſonſt darauf hielt): Komm hervor, wenn du darfſt und nicht der Teufel biſt. Ach! da mußte ich mich zeigen, freilich einige Schritte hinter der Thüre; ſie hielten die Laterne empor und ein Knecht mußte ſich langſam der Thüre nähern und vorſichtig einige Schritte hinten drein ſchritt der Ammann heran. Als der ſich endlich überzeugt hatte, daß es der leibhaftige Schulmeiſter ſei, und nicht der leibhaftige Teufel, brüllte er mich furchtbarlich an: Du dolders Lümmel, ſprach er, iſt das eine Manier von einem Schulmeiſter, eine ganze Gemeinde zum Narren zu halten? Du dolders Lümmel, was du biſt! es wäre dir beſſer, du hätteſt dich gehängt, als ſolche Flauſen zu machen. Eins über das Andere machſt du, für die Gemeinde ins Gebrüll zu bringen. Aber wart du nur, wir wollen es dir zeigen. Morgen um 9 Uhr ſollſt du beim Pfarrer ſein, da wirſt du vernehmen, was dir gehört, der wird dir ſagen, was du werth biſt. So ſprach der Ammann. Hinter ihm drein wollte jeder andere auch noch ſeinen Theil ſagen, und als es jeder gethan, zogen ſie wieder von dannen, ſammt und ſonders. So hatte ich wieder Menſchen geſehen, ſie hatten wüſt mit mir gethan, aber mich doch nicht gefreſſen, das machte mich ſchon etwas muthiger.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Wie ein Pfarrer abputzen kann, und was es nützt.

Ich durfte doch wieder ein Feuer anmachen und mir ein Kaffe kochen; das erſte Warme, das ich ſeit dem verhängnißvollen Eiertätſch zu mir nahm. Er ſtärkte mich, brachte aber auch meine Einbildungskraft wieder in Bewegung, die mir in der düſtern Einſamkeit die Zukunft gar ſchwarz, meine Lage im troſtloſeſten Lichte mir zeigte. Und zu den ſchwarzen Bildern ſang draußen ein kalter Schneewind ein ſchaurig Lied. O es iſt etwas unendlich Trauriges für ein in ſich ſelbſt nicht zum Bewußtſein gekommenes Gemüth, dem die Quelle des nie verſiegenden Troſtes nicht im eigenen Herzen aufgegangen, ſo einſam zu ſein einzig mit ſeiner beſchwerten niedergebeugten Seele, hinter ſich eine Vergangenheit, von der man mit Beben die Augen abwendet, vor ſich eine Zukunft, die dem ängſtlichen Auge, das ſie entwirren möchte, die gehegten Hoffnungen in grinſende Todtenköpfe verwandelt zeigt, Geſpenſter über Geſpenſter, eins graulicher als das andere, auf den Spiegel der Seele fallen läßt. Man möchte das beſchauende Auge ſchließen, möchte alles vergeſſen, an nichts gedenken, aber Vergangenheit und Zukunft dulden es nicht, ſie drängen ſich in die Seele hinein, wie der Stahl des Mörders in ſeines Opfers Herz. Ein einziger Menſch, der Einen hört, der ein freundlich Wort zu Einem ſpricht, der eine andere Saite in uns anſchlägt, eine andere Gedankenreihe in uns heraufruft, oder nur andere Farben aufträgt, ſtatt der ſchwarzen, welche wir allein noch in Beſitz haben, ſo ein Menſch wird uns zum Engel in der Wüſte. Und wenn kein Menſch zugegen iſt, nur etwas Lebendiges, eine Katze, die um unſere Füße ſtreicht, ein Hund, der ſeinen Kopf auf unſere Kniee legt, ein Vogel, der uns in die Hand pickt, nur ein Weſen, das uns das Bewußtſein zurückruſt nicht ganz verlaſſen, verſtoßen zu ſein, doch noch einen kleinen Theil der unerſchöpflichen Liebe, der eigentlichen Weltſeele, zu beſitzen, und ſei es auch nur Katzen- oder Vogelliebe, auch ein ſolches Weſen vermag uns wieder aufzurichten. Ein tiefes Bedürfniß nach Liebe iſt in jedes Herz gelegt, die Zeichen der Liebe, welche wir erhalten, ſind die eigentliche Nahrung der Seele; die Zeichen der Liebe, welche uns von Sterblichen werden, ſind die Zeugen der göttlichen Liebe. Nur um des Guten willen wird ein Menſch geliebt, nur das Hervortreten des Göttlichen in ihm erweckt eigentliche Liebe, nur Milde und Kraft feſſelt den Hund an ihn. Ein Menſch, der durchaus nur böſe wäre, würde von allen Lebendigen geflohen, kein Hund leckte ihm die Hand, kein Vogel horchte auf ſein Pfeifen, bei ihm hielte nichts aus als Flöhe und Läuſe. Darum, wenn das Unglück über uns einbricht, wenn der Herr uns die Ruthe giebt, ſehnt ſich das Herz nach einem Zeichen der Liebe, der Theilnahme der Geſchöpfe, als einem Zeugniß, daß es die ewige Liebe nicht verloren, kein vom Vater ausgeſtoßenes Kind ſei, ſondern nur ein zu ſeiner Heiligung gezüchtigtes. Sowie nun die Menſchen ſelten wiſſen, warum ſie eine Sache thun, ſo wiſſen ſie auch nicht, warum Bekannte und Freunde zu trauernden Unglücklichen laufen, ſie würden ſonſt nicht mühſelig ganze Steinkrätten Troſtes und Redensarten aus dem Grümpelgemache aufladen und dem klagenden Freunde zur beliebigen Verdauung vorwerfen. Bei wahrem Leid ſchlägt kein ſolcher Wort-Troſt an, aber das Kommen, das Nicht-Verlaſſenſein erhebt und ein einziger Blick, aus dem Liebe ſpricht, giebt der Seele Kraft und die Gewißheit, daß man nicht aus den Gränzen der Liebe geſtoßen worden. Mir ward kein ſolcher Troſt. Ich blieb alleine. Trübe wars ringsum, doch konnte ich wieder etwas denken, nicht nur empfinden und phantaſiren. So dachte ich mir: der Pfarrer werde mich am Ende ſo wenig freſſen, als die

Bauern vorhin es gethan hätten. Er werde mir ſagen können, wie es mit Bäbin ſtehe, ob ſie ihre Schwangerſchaft angezeigt, und mich als Vater angegeben hätte oder nicht. Und aus dem G'wunder kommen, heißt immer etwas gewonnen. Am meiſten zuwider war es mir, am Morgen ſo circa um die 8 durchs Dorf zu gehen, wo ſicher die Meiſten bei den Brunnen oder im Tenn auf mich lauerten, um mich mit Worten und Blicken Spießruthen zu jagen. Daher beſchloß ich vor Tag weg und dann in dem Walde, der zwiſchen der Schnabelweide und dem Pfarrdorfe war, ſpazieren zu gehen bis zur beſtimmten Stunde. Lockend war es freilich nicht draußen, die Gegend weder romantiſch noch pittoresk und meine Stimmung eben nicht fürs Spazierengehen gemacht: allein ich dachte mir die Zeit zu vertreiben mit dem Denken an meine Bauern, wie die lange Hälſe machen würden, um mich zu ſehen, die Bäuerinnen den Schweinen eine halbe Stunde ſpäter das Freſſen brächten, die Mädchen die Erdäpfel ſtunggen würden im Brunnentrog aus Leibeskräften, alle große Augen machend nach dem Schulmeiſter. Und wie ſie dann ungeduldig würden, Einer hier ſage: dert chunt er! alles z'weg ſchieße und dann ganz kaput einen Andern erkennten. Wie endlich die Frau Ammene dem Mann ſage: gang luch wo blybt er, ſäg ihm: d'r Predikant verſtang nit Spaß. Und wie der Ammann zotteln müßte, die Thüre verſchloſſen fände zu ſeiner großen Verwunderung, dopple und rufe aus Leibeskräften, und kein Schulmeiſter Beſcheid gebe. Und wie die ganze Gemeinde auf die Gaſſe herausſtünde um zu ſehen, wie mich der Ammann daher bringe und wie endlich die ganze Gemeinde rathſchlage: ob die Thüre einzuſchlagen ſei oder ein Fenſter, endlich den Entſchluß faſſe wieder bis zum Abend zu warten und ganz kaput männiglich an die Arbeit gehe. An dieſen Gedanken hoffte ich mich wohl 2 oder 3 Stunden erlaben und ſtärken zu können. So wecket Bosheit Bosheit auch in harmloſen Gemüthern, erſt eine unſchuldige dann eine bösartige. Hat einmal ein Menſch einen Entſchluß gefaßt, ſo iſts ein Zeichen daß die Wellen ſeines Gemüthes nicht mehr ſo hoch gehen, daß er nicht mehr überfluthet iſt von Empfindungen, daß der Verſtand des Sturmes beginnt Meiſter zu werden. Von meinem Entſchluß Errettung gewärtigend, ſchlief ich, freilich nach einem unendlich langen und bangen Abend, ordentlich ein und ungeſtört fort bis um 5 Uhr. Da ſprang ich mit beiden Beinen zugleich aus dem Bette und machte mich ſo ſchnell als möglich auf den Weg, damit nicht irgend ein Trappi, der nicht warten mag bis er ſeine Kühe wieder ſieht, ſeinen Miſthaufen wieder riecht, mich erblicken und dem Dorfe das Beiten und Warten durch die Nachricht erſparen werde: der Schulmeiſter ſei ſchon am Morgen um fenfi durch das Dorf gelaufen, wie wenn er geſtohlen hätte. Glücklich entrann ich und erreichte ungeſehen den Wald. Es war ein naßkalter Morgen. Der Nebel hieng ſchwer und naß in die Bäume hinein, und die Buchen und die Tannen ſchüttelten zuweilen ihre tropfenden Häupter zur Erleichterung; langes naßes Gras ſtreifte ſeine Bürde an Schuhen und Hoſen des Wanderers ab auf dem Nebenwege, den er ſuchen mußte, um nicht etwa einem Kiltbuben zu begegnen, der auch in den ungeraden Nächten ſich nicht ſtille halten konnte. Ich ſpazirte nun gravitätiſch wie ein Herr von Bern den etwa 20 Minuten langen Wald auf und ergötzte mich an den langen Geſichtern und g'wundrigen Augen, die meine lieben Bauern machen würden. Und, o liebe theure Zeit! als ich mein Nastuch ſuchte, fand ich meine liebe werthe Tabakspfeife noch ganz geladen, fand ein klein Stück Schwamm in der Taſche, Kieſel am Boden, und konnte tubaken. O wie mir das gut ſchmeckte, denn die Tage über hatte ich nicht daran gedacht! O wie gut einem etwas ſchmeckt, wenn man es einige Zeit entbehrt! Düſter graute der Morgen. Schnepfen ſchoßen in ſchnellem Fluge am Waldesſaume dahin und ſchwenkten raſch ins Dickicht. Zierlich galoppirten Haſe und Häschen von der grünen Weide des Weges entlang dem mooſigen Lager zu zwiſchen den Tannenwurzeln oder dem laubigen Lager am Fuße der ſtattlichen Buche. Altklug krähte eine alte Krähe den Jungen ein Bonjour zu und unwillig gähnten dieſe eine ſchläfrige Antwort. Munter ſetzte ſich das Eichhörnchen in Sprünge nach Buchnüſſen und Eicheln lüſtern; es weckte die in Rudeln ſchlafenden wilden Tauben, die mit ſchwerem Flügelſchlag von Aſt zu Aſt flatterten, ſchlafſturm und mühſelig zur Beſinnung kommend. Endlich rührte auch der Fäulſte von allen, der gierige Herrenvogel (Herrenjäger) ſich, krächzte unverſchämt in alles hinein, er der Letzte als ob er der Erſte geweſen wäre. Das vertrieb mir die Zeit ein wenig. Aber immer kälter ward mir dabei und fröſtelnd lief es mir über den Leib. Immer mehr blangete es dieſen, an des Pfarrers Feuer zu ſitzen oder doch wenigſtens in der Nähe desſelben zu ſtehen. Aber jemehr die Zeit verrann, deſto mehr bangte es der Seele zu erſcheinen vor des Pfarrers Majeſtät. Deſto ängſtlicher betrachtete ſie das Eilen des Zeigers, welches der Leib ein Schleichen nannte. O er iſt ein gar wunderlicher Zuſtand, dieſes Blangen und Bangen, dieſer Zwieſpalt von Leib und Seele, dieſes Eilen der Einen und Zurückhalten des Andern. Wären ſie nicht ſo gut ineinander verwachſen, ſie riſſen auseinander.

Die Zeit half meinem Leibe und trieb die zögernde Seele aus dem Walde heraus und dem Dorfe zu. Dafür ließ, je näher wir kamen, dieſe Seele das Herz lauter klopfen, ja ſie trieb die Bosheit ſo weit in die Knie zu fahren und dieſe ſchlotternd an einander zu ſchlagen.

Dießmal brauchte ich nicht lange zu warten. Die Magd führte mich alſobald zum Pfarrer, der richtig an ſeinem Feuer tubakete und ein Buch in der Hand hatte.

Sobald ich eintrat, legte er Buch und Pfeiſe weg, und ſah mich ſo kannibaliſch an, daß, wenn er einen Schnauz gehabt hätte, ich fortgelaufen wäre. Dann ſtund er lange auf, ſteckte die Hände in die Weſtentaſchen und trat mit ſchweren Schritten auf mich zu. Es überlief mich ein Gefühl, als ob ein Mühlſtein oder eine Schneelavine auf mich heranrolle, ohne daß ich ausweichen könne weder zur Rechten noch zur Linken. Und aus dem kochenden Geſichte fuhr endlich eine Stimme heraus, gewaltig wie Krieg und Kriegsgeſchrei, und Worte regneten auf mich ein wie Hagelſteine und Donnerſchläge. Ein ſauberer Kamerad, ein luſtig Bürſchli, ein Schandfleck für die Gemeinde und alle andern Schulmeiſter — das waren die Begrüßungsformeln. Dann führte er jenen Text gründlich und umfaſſend aus, den ich eben angegeben. Er rief alles in Erinnerung, was er mir anfangs geſagt, wovor er mich gewarnet, wie er mir namentlich beſonders eingeſchärft, mich des Mitmachens mit der jungen Burſcht zu enthalten und welches Luderleben ich nun geführt hätte. Jch ſei nicht zufrieden geweſen faſt alle Nächte auf den Gaſſen umez'leye und in den Gaden umz'trohle, ſondern ſei noch Huren nachgeſtrichen und habe mit ihnen ein Schandleben geführt in Huren und Saufen, daß die ganze Gemeinde eine ſouveraine Verachtung gegen mich gefaßt. Einen böſen Kopf hätte ich dazu, der keinen Rath annehme weder für das gewöhnliche Leben noch für die Schule, denn dieſe hätte ich auf eine himmelſchreiende Weiſe vernachläßigt mit all meinem Hochmuth. So gehe es aber immer, wo ein Schulmeiſter nur an die Meitſcheni ſinne und vom Herumſchwärmen faul und träge in die Schule komme. Wenn Einer ein rechter Schulmeiſter ſein wolle, ſo müße er das Umenanderefahre ſein laſſen, nicht der Erſte und Letzte an Abendſitzen ſein, und der Handlichiſt, wenn es an ein Jenken der Mädchen gehe. Es geſchehe einem jeden Schulmeiſter recht, der z'Kilt laufe, wenn es ihm ſo gehe wie mir, man ſollte es ihnen ſcharf verbieten. Er hätte gute Luſt die ganze Sache dem Kirchenrath anzuzeigen, und mich ihm gehörig zu rekommandiren. Der würde mich dann ſchon in die Finger nehmen, wie ich es verdiene, und wahrſcheinlich mir das Schulhalten abſtellen ein für alle Male. Und er würde es thun, wenn die Gemeinde nicht ſelbſt es begehre, daß ich noch dieſen Winter Schule halte, damit meine Gläubiger ſich an meinem Lohn bezahlt machen könnten.

So weit hatte der Herr geſprochen, ohne daß man mit einem Hämmerlein dazwiſchen hätte kommen können, auch verſuchte ich es nicht. Als aber der Herr von dableiben redete, während ich fortwollte, und zufällig die Naſe wiſchen mußte, ſtotterte ich verlegen mein Vorhaben hervor, wegzugeben. Da wolle ich nicht bleiben, ſagte ich, die Leute hätten es mir gar ſchlecht gemacht, ich hätte keinen Muth mehr zu ihnen, ſie hätten mich ins Unglück gebracht, und ich möge wohl gefehlt haben, aber Schlechtes hätte ich nichts gemacht. Poz Hagel und Kanonen, wie brannte da der Herr wieder auf. Nichts Schlechtes gemacht, Schulmeiſter? das iſt mir eine ſchöne Rede für einen Schulmeiſter. Wenn eine Dirne kommt mit großem Bauch und mir ſagt: ſie könne nichts dafür, wenn einem ein Dreck auf die Naſe fallen ſolle, ſo falle er einem nicht auf die Füße: und ſie habe nichts Schlechtes gemacht, ſie ſei keine Hure, ſie wiſſe doch einen Vater zu ihrem Kinde; ſo iſt das eine Dirne, die ſo ſpricht. Wenn aber ein Schulmeiſter, der mit einer Hure angetroffen worden iſt, ſo ſpricht, ſo ſollte man ihm die Hoſen hinunterlaſſen, wie einem Schulbuben. Meinet ihr dann, wenn ihr es mit dem Bäbi abgekartet habt, daß es einen Andern angebe, der das Bad ausfreſſen müſſe, ſo daß das uneheliche Kind nicht auf euch komme, ſo hättet ihr nichts Schlechtes gemacht? Ihr müßt eine ſaubere Religion haben, wohl! Nichts Schlechtes gemacht! und wollt jezt die Leute an eurem Unglück Schuld geben, ſie ſollen euch verächtlich gemacht und in Schulden gebracht haben? Das wäre mir eine kommode Lehre! Aber ſo habt ihr es Alle, nicht nur ſeht ihr den Splitter in des Nächſten Auge und den Balken im eigenen nicht, ſondern wenn ihr den Balken am Ende nicht mehr abläugnen könnet, ſo ſoll ihn der Nächſte hineingeſtoßen haben. Nichts Schlechtes gemacht! Und wollt nun mit dem Schelmen darauf, und alle Eure Schulden mit dem naßen Finger auswiſchen, wie der Kaiſer von Oeſtreich ſeine Wienerfonds? Schlecht von euch iſts, daß ihr nur an ſo etwas ſinnet, und die Leute, welche euch ſo viel Gutes erwieſen, nun zum Dank noch betrügen wollt. Nun wollte ich wieder Einwendungen machen, Erläuterungen geben, aber der Herr hatte nicht lange Geduld, er ſchloß ſeine Audienz mit folgendem bündigen Schluß: Schulmeiſter! ich bin nicht da, um mit euch zu diſputiren, aber das will ich euch ſagen, entweder ihr haltet noch die Schule auf der Schnabelweid, oder ich ſchreibe noch heute dem Kirchenrath; und zweitens führet euch beſſer auf, und ſeid fleißiger dieſen Winter, ſonſt ſchreibe ich im Frühjahr dem Kirchenrath: ich laſſe euch aufpaſſen und wenn ich das Geringſte vernehme, dann gute Nacht Schulmeiſter ſein. Habt ihr mich verſtanden? Bhütech Gott und lebet wohl! Und er that die Thüre auf, und ich kam hinaus und vors Haus und auf die Straße, ich wußte nicht recht wie? Der Herr Pfarrer glaubte die Sache bündig abgemacht, mich in der Ordnung abgefertigt und den Kopf ſauber gewaſchen zu haben. Aber der Herr Pfarrer irrte ſich gröblich. Mein Nichterſcheinen bei ihm anfangs, mein holzböckiſch Weſen hatte einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht. Er dachte: ein junger Schulmeiſter, dem es Ernſt um ſeine Schule ſei, ſollte begierig ſein, guten Rath zu ſchöpfen, und willig, ihm zu gehorchen, und ſollte denken, der Pfarrer werde ihm dabei am beſten helfen können. Der Pfarrer wußte, daß wenige oder keine Gemeindsbewohner mit dem Stand der

Schule bekannt waren, wußte auch, daß ſie, in Oppoſition mit ihm, das Fortſchreiten der Schule auf alle Weiſe zu hindern ſuchten. Darum, als der junge Schnufer nicht zu ihm kam, hielt er mich für deren einen, die glaubten alle Weisheit gefreſſen zu haben, die in ihrer Ueberſchwänglichkeit dafür halten, es würde ſelbſt dem lieben Gott nicht ſchaden, wenn er einen Winter durch in ihre Schule käme. Er glaubte, ich hätte mich den Bauern in die Arme geworfen und ſtünde nun in Oppoſition mit ihm; denn dieſer Pfarrer wollte wirklich einen Fortſchritt und die Bauern wollten keinen. Er legte alſo vielmehr Abſicht und Willen meinem Thun und Laſſen unter, als darin war; er wußte nicht, daß ich ein Laub war, das den Wind abwartete, um ſich zu bewegen; merkte nicht, daß bei einigem Eingehen in mein Weſen er mich beſtimmen könnte wie es ſpäter die Bauern thaten, daß er mich viel beſſer leiten könnte als alle ſeine übrigen Schulmeiſter. Das waren ſchlaue Kauze und wußten zwiſchen dem Pfarrer und den Bauern durchzuſegeln, und es mit Niemanden zu verderben, daß es eine Freude war. Dem Pfarrer machten ſie die gehörige Aufwart, ſchimpften über Unfleiß, Hartnäckigkeit, Verfolgung, erwähnten aller ihrer Verſuche, die geſcheitert ſeien am böſen Willen, kurz ſie wußten ſich ſo zu ſtellen, daß der Pfarrer meinte, er hätte an ihnen ſeine beſten Stützen in der Gemeinde. Die gleichen aber ſagten bei den Bauern: der Pfarrer wolle nach der neuen Mode fahren, das komme nicht gut, albez ſei das weit beſſer gegangen, und es ſei böſe, daß ſo ein Herr alles verſtehen und zwängen wolle; aber ſie hätten ihm gar bös zu thun, höhn dürften ſie ihn auch nicht machen, und daher müßten ſie ihm albeiniſch etwas zu Gefallen thun, man ſollte es aber doch recht nicht zürnen an ihnen. Wenn ſie nicht immer hingere hätten, es gienge noch ganz anders. Er nahm mich alſo für viel böſer, abſichtlicher, vorſätzlicher als ich war. Indem er meine Erſcheinung betrachtete, die ihn ärgerte, dachte er ſich das unſichtbare Innere viel verdorbener als es war; legte allenthalben Bewußtſein zu Grunde, wo doch eben gerade das größte Unbewußtſein, die größte Unbekanntſchaft mit mir ſelbſt und mit der Welt, die vorwaltende Urſache von allem war.

Der gute Pfarrer iſt aber nicht der einzige, der aus ſichtbaren Vorderſätzen falſche Schlüſſe zieht zur Bildung des unſichtbaren Hintergrundes, der von Irrthum und Thorheit im Wandel auf innwohnende Bosheit und Verdorbenheit ſchließt, eine hervortretende Unbeholfenheit einer verkehrten Seele zuſchreibt. Das iſt eben die große Nächſtenſünde, daß faſt alle Menſchen lieb Gottlis ſpielen, und nicht nur das Sichtbare beurtheilen, ſondern die Seele richten wollen; und o Herrgott! kennen doch die eigene Seele nicht, wiſſen nie recht: ob ſie eigentlich vier Beine oder zwei Fekken hat. Sie machen aus einer Laus einen Elephanten, aus einem kleinen Irrthum, einer Unachtſamkeit ein Majeſtätsvergehen, aus einer Charakterſchwäche einen im Böſen verhärteten Sinn, aus einem einfältigen Menſchenkinde einen eingefleiſchten Teufel. O Himmel! wer will die Sünden zählen, welche auf dieſe Weiſe namentlich von Pfarrern und Lehrern, von Meiſterleuten und Eltern, von Ehemännern und Eheweibern begangen werden? Und wenn Einer das auch könnte, ſo könnte er doch ein Anderes nicht: er könnte die übeln Folgen dieſer Sünde nicht-verfolgen in den verdeckten Gängen der Herzen, könnte nicht zählen, wie manches Herz verhärtete, weil man es für verhärtet hielt, wie manches boshaft wurde, weil man ihm tagtäglich Bosheit vorhielt, wie manches an böſe Geſellſchaft ſich anſchloß, weil man ihm immer Neigung dazu zuſchrieb, ränkeſüchtig, weil man beſtändig Ränke bei ihm ſuchte; könnte aber auch die Herzen nicht zählen, welche über dieſen Mißkennungen verbluteten, welche, je mehr man ſie verkannte, um ſo weniger im Stande waren, den Irrthum zu löſen und auf Erden die Verdammung trugen: verwechſelt und für ganz Andere angeſehen zu werden, als ihr Herz ſie werthete, „bis Gott ſie erlöſte.“

Liebe Gekreuzigte, ihr leidet große Pein, aber leidet nur geduldig, ihr habt euern Lohn nicht auf Erden empfangen, wer weiß, welchen ihr droben empfangen werdet! Auf alle Fälle danket Gott inbrünſtig, daß es euch nicht umgekehrt gegangen. Es giebt Viele, ſie ſind kaum einen faulen Rappen oder einen Neuenburger Kreuzer werth (beide ſtehen al pari) und gelten viel auf der Welt, wegen ihrer guten Geſinnung oder ihrem frommen Herzen oder Gott weiß wegen was; und deswegen werden ſie hochgeprieſen, hochgeſtellt, hochbelohnt und tragen ſich hoch durch die Welt und gebehrden ſich üppiglich in Thaten und Worten, und wenn ſie bä rufen, ſo ruft ihnen manchmal ein ganzer Rathsſaal, manchmal eine Kneipe und manchmal eine geiſtliche Verſammlung in ſteigendem Erſtaunen — bä nach. Wahrhaftig, den langen Lohn, den ſie für ihr kurzes Dickthun empfangen werden, möchte ich nicht mit ihnen theilen, und wenn er auch nur darin beſtehen ſollte, daß ſie als Wölfe in Bocksfellen oder als Schafe in Wolfshäuten (dem Werth nach kömmt es auf eins heraus) in Ewigkeit bä bä ſchreien müßten. Nach applicirtem Putzer hat ſicher ſich der Pfarrer an ſeinem Feuer behaglich ausgeſtreckt, die Beine weit vom Leibe weg, und hat bei ſich ſelbſten ſelbſtgefällig gedacht: dem hab' ich es ſchön geſagt, dem habe ich abgeputzt, daß es ſich gewaſchen hat. Nun giebt es nicht viele Leute, die nicht auf einen tüchtig applizirten Putzer ſich etwas zu gute thäten, und gar viele giebt es, die nicht für viel Geld ſich eine Gelegenheit zu einem ſolchen Putzer entwiſchen ließen, ja ſie machen ſich welche expreß, wenn ſie nicht von ſelbſt kommen. Sie ſind ihnen eine Art geiſtigen Stuhlganges, der ſie ordentlich erleichtert und ihnen wieder Appetit macht nach etwas von Mehl oder etwas von Fleiſch. Freilich koſtet es ihnen allemal etwas Mühe, bis ſie die gefaltete Stirne wieder glatt gezogen, und die Wellen des mühſam erregten Zörnleins im

Gehirn beſchwichtigt, aber der Unterleib fühlt ſich ſogleich erleichtert, und um den Mund legt ſich das Lächeln, das einem die Freude verkündet: heute habe ich einen Putzer geboren, und zwar einen der ſich gewaſchen hat.

Ich rede damit nicht gegen alle Putzer, meine nicht, man ſolle ſie verbieten, wie ein Mitglied des großen Rathes im Canton Bern meinte, man ſolle verbieten, daß man Mitglieder des großen Rathes um Verbrechen willen gerichtlich verfolge. Bewahre mich der Himmel, ein ſolcher Lümmel bin ich nicht (wohlverſtanden, der Lümmel geht auf mich und nicht auf das s. v. Mitglied; ich möchte nicht in die Krot kommen, die Herren verſtehen keinen Spaß). Und auch wegen dem s. v. belangt mich nicht etwa. So wird nämlich in mancher Amtſchreiberei salva venia verkürzt, und dieſe Buchſtaben überſetzte in neuerer Zeit ein gelehrter Verleſer in der Kirche in einem Steigerungszettel, wo es ſich um Lebwaare handelte und alſo ſtund: „2 s. v. Kühe“ in „zwei ſouveraine Kühe.“ Und an dieſe Ueberſetzung halte ich mich, denn der Ueberſetzer giebt ſich für eine große Autorität aus. Alſo die Putzer möchte ich nicht verbieten, ſie machen, ſelten gebraucht und am rechten Orte, bedeutenden Eindruck, beſonders bei Menſchen, die in dem Wahn erzogen ſind, es ſei dem lieben Gott nie recht Ernſt, als wenn er blitze und donnere und gar noch hagle. Aber in den meiſten Fällen thut ein freundlich zutraulich Wort mehr Wirkung und dringt tiefer ein als ein ſtrenges, hartes. So geht der Regen tiefer in den Boden hinein als der Hagel, darum läßt der liebe Gott auch mehr regnen als hageln. Doch iſt es ſerios (ſo ſagt ebenfalls ein Gelehrter ſtatt kurios), daß die Weiber, bei welchen ein anvertraulich Wort ſo wohl anſchlägt, während ſich gegen ein hartes alle ihre Haare bolzgrad aufſtellen, ſo viel auf dem Abputzen haben. Nicht daß ſie es immer ſelbſt thun, aber die Männer thun es ihnen (gegen Andere verſteht ſich) ſelten recht zum Dank. Dem wollte ich es ſagen, wenn ich dich wäre: ich ſollte die Hoſen an haben, der müßte etwas vernehmen: mit dir iſt aber doch gar nichts, du biſt der Lendiſch wo es geben kann. So lauten ihre Sprüchlein, welche den Männern ſo oft in den Ohren ſurren, welche bewirken, daß mancher Mann ans Abputzen glauben muß, wie ein Kind ans Laxiren, d. h. um nicht die Ruthe zu bekommen. Ich will damit erſtlich nicht behaupten, daß ich anders mich aufgeführt, dem Pfarrer ſchon Anfangs geglaubt, wenn er mich freundlich empfangen hätte; will auch nicht ſagen, daß ich zur Einſicht der begangenen Fehler wäre gebracht worden, denn Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit ſperren die Thüre den beſten und freundlichſten Räthen nur zu oft: aber ganz ſicher wäre es doch weit eher möglich geweſen, als auf dieſe Weiſe. Nun aber, weil der Pfarrer in ſeinem Putzer mich ſchlechter gemacht hatte, als ich wirklich war, ſo empörte ſich in mir das jedem Menſchen angeborne Gerechtigkeitsgefühl. Ich fühlte, daß mir Unrecht gethan worden, hatte aber nicht Verſtand genug einzuſehen, wie eigentlich die Sache ſtehe, und meinte mein Thun und Laſſen hätte der Pfarrer viel zu ſtrenge gerichtet, während er hierin ganz recht hatte, dagegen nur meinen innern ſittlichen Unwerth viel zu hoch anſchlug.

Daß ich mit dem Kilt- und an Abendſitzgehen gefehlt, das wollte mir nicht in Kopf; daß man mich mit Bäbin auf dem Schooße angetroffen, war freilich ſchlimm, aber konnte ich etwas dafür? Hatte man mich nicht dazu verführt? Und dann, was hatte ich eigentlich Schlechtes gemacht? So ein Pfarrer habe gut balgen, dachte ich; aber was ein Schulmeiſter neben der Schule mache, gehe ihn nichts an; und wenn ein Schulmeiſter nicht zu Kilt gehen ſollte, was ſollte er denn machen? Er ſei doch ein Menſch wie ein anderer, und wenn einer jung ſei, ſo habe er das Recht ſich luſtig zu machen. Ein Schulmeiſter ſei kein Herr, und kein Menſch nehme ein Aergerniß, wenn er thue was die Andern, als ſo ein Herr, der Niemand eine Freude gönne. Im Gegentheil, man würde es einem Schulmeiſter übel nehmen, wenn er es nicht thäte. Man würde ſagen: dä well doch afe herrſchelig oder fromm thu. Und wenn nur die verdammte Geſchichte mit Bäbin nicht geweſen wäre, ſo wollte ich es darauf ankommen laſſen, daß der Pfarrer auf Bern ſchreibe. Dort, glaubte ich, ſeien die Herren witziger als ſo Einer auf dem Lande; wollte es darauf ankommen laſſen und nach einer andern Schule mich umſehen; denn daß ich da bleiben ſollte, das war mir ganz beſonders ärgerlich, obgleich ich mir auch halb und halb wieder dachte, man brauche die Schulden nur zum Vorwand und laſſe mich überhaupt nicht gerne fort.

Wie doch ſo ein junger Menſch und noch dazu ein junger Schulmeiſter nie gefehlt haben will; wie er ſo verblendet ſein kann, ſein ganzes Thun und Laſſen, ſeine ganze Lage zu mißkennen! Ja freilich iſt es allen ältern Leuten auf dem Lande ein Aergerniß, wenn der Schulmeiſter ſich mit der jungen Burſcht abgiebt. Ja freilich halten ſie ihm gar nichts darauf, wenn er thut wie ein Anderer, wenn er Meitſcheni jeulen hilft. Ja freilich ärgern ſich die Leute, wenn man vernimmt, daß er zu Kilt geht; und wenn man ihm Streiche ſpielen kann, ſo thut man es. So war es ſchon zu meinen Zeiten, aber ich merkte es nicht, die rechte Meinung der Leute vernahm ich nicht, ja man lockte mich zu dem, was man verdammte. Die gleichen Leute rühmten mich wegen meiner Luſtigkeit, die hinterwärts darüber ſchimpften. Noch viel ſtrenger iſt man gegenwärtig und ganz mit Recht. Denn je mehr Anſprüche der Stand macht, deſto mehr Anſprüche hat man an ihn zu machen, und wenn man ſagt, daß in ſeiner Hand das ganze Glück des Volkes ruhe, ſo kann man wohl von ihm fordern, daß er vom Volke entfernen helfe, was deſſen ſittlich und ökonomiſch Wohl untergräbt, und ein ſolches Uebel iſt eben der Kiltgang. Eine Sitte, die ſich überlebt hat und unendlich viel Unheil ſtiftet, die ſich nicht durch Geſetze abſchaffen läßt, ſondern blos durch Erweckung des ſittlichen Gefühls, durch Erheben des Menſchen vom Thiere zum vernünftigen Weſen.

Und wer dieſes thun will, muß denn doch wohl nicht ſelbſt in gleichem Kothe ſich wälzen, oder wenigſtens nicht den Schein ſich geben, daß er es thue. Aber traurig iſts, wenn Leute, auf deren Bildung viel verwendet wird, von denen man eine beſſere Zeit erwartet, die Sache gar nicht ſo auffaſſen, ſondern nach erlangter Freiheit thun, als wenn ſie zu Allem losgelaſſen, frei in allem Möglichen wären, und auf gemachte freundſchaftliche Warnungen ganz puckt und trotzig antworten: Es werde doch wohl erlaubt ſein ein Meitſchi anzuſehen? kurz ſich ganz gleich gebehrden, wie ich vor bald 20 Jahren, wie ich, der ich eben nicht zum Beſſern erzogen war, und noch nichts davon gehört hatte, daß unſer Stand der Angel ſei, um den die ganze Welt ſich drehe. Traurig iſts, wenn ſie ihre erlangten Kenntniſſe nicht zu benutzen wiſſen, um in der Geſellſchaft eine nützliche Stellung einzunehmen, andere zu ſich heraufzuziehen und mit vernünftiger Rede die Zeit zu verkürzen, mit heiterm aber reinem Scherz zu zeigen, daß man auch ohne Zoten ſcherzen könne; ſondern ſich entweder hineinziehen laſſen in das wüſte Treiben, wo ſie dann ſicher ſein können, daß von allen Seiten her auf den beſudelten Schulmeiſter mit Fingern gewieſen wird, oder daß ſie ſich zurückziehen müſſen von den Menſchen, um die Duckenmäuſer zu ſpielen. Es iſt nicht gut, wenn der Schulmeiſter nicht mit den Leuten lebt, aber er ſoll eben Meiſter dieſes Lebens ſein, er ſoll dieſes Leben zu bilden ſuchen, ſo gut als ſeine Kinder; denn dieſes Leben iſt eben das Element, in welchem ſeine gebildeten Kinder ſich bewegen ſollen, und was hilft alle Schulbildung, wenn das Leben unrein, wüſt bleibt? Aber das ſah ich damals nicht ein, ſo wenig als es heute eingeſehen wird von ganz andern Bürſchchen. — So wirbelte mir Unwillen im Kopf herum, und ich war lange nicht mehr der betäubte erſchrockene Sünder, hatte doch auch Bäbi mich nicht angeklagt, ſondern einen Andern, und ſchienen die Bauern doch noch viel auf mir zu halten, daß ſie mich nicht wollten fahren laſſen. Ich marſchirte trotziger drein, ſtellte mit den Abſätzen nicht für Spaß zu Boden und ſchlug manchen Diſtelkopf mit meinem Stecken ab. Ich ſcheute mich nicht vor dem hellen Tag und vor dem durchs Dorf gehen, konnte ich doch ſagen, daß ich nicht angeklagt ſei, und was der Pfarrer mir Dummes verboten und vom Kiltgang und von Abendſitzen geſprochen, wie wenn das eine ſchlechte verbotene Sache wäre, konnte auf Bäbi ſchimpfen, wie man mich da habe hineinſprengen wollen u. ſ. w.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Wie mich die Bauern und Buben kuriren.

So hob ich meinen Kopf höher und immer höher, und als ihn endlich aufgerichtet hatte trotz einem kleinen Herrn mit ſpitziger Naſe, der eine ½ Fuß hohe Cravatte unters Kinn ſtellt, damit der Kopf hoch bleibe, erblicke ich die Garnliſe zehn Schritte vor mir. Die kam ganz demüthig und liebevoll auf mich zu, reichte mir die Hand und frug zärtlich : Wie geht es Schulmeiſter? Wir haben rechtes Erbarmen gehabt mit euch und die ganze Nacht pläret euretwegen. Dieſe Zärtlichkeit und dieſes ſich Schmiegen hatte bei meiner Gemüthsſtimmung die gleiche Wirkung wie bei noch manch Anderm, je tiefer Einer vor ihm kniet, deſto höher bäumelet er. So polterte ich auch los und ſagte : Ja ich glaube es, ihr habet pläret und meinethalb, daß ihr mich nicht habt hineinſprengen können, einem Andern die Suppe auszufreſſen, ihr ſeid zwei ſchöne Luenzen ꝛc. Da fiengen aber der Garnliſe Augen an zu funkeln, wie die einer Katze, wenn man ſie beim Schwanz zehrt. Sie begann leiſe zu knurren an und ſagte mit noch manierlicher Stimme : Das hätte ſie nicht von mir erwartet, es ſei nicht recht von mir ſo zu reden, da ich ſie jetzt ins Unglück bringe. Bäbi ſei mir nicht nachgelaufen, ſondern ich ihm; ſei mir nicht auf den Schooß geſeſſen, ſondern ich hätte es darauf gezogen, hätte da meine Manöver gemacht, gäb wie es mir abgewehrt. Auf den Lärm hin, den man nun gemacht, weil man mich ſo angetroffen, wolle nun der Beklagte, der Bäbin gar gruſam lieb gehabt, von allem nichts wiſſen, und ſage immer: ſie ſolle zu ihrem Fragenbuchhengſt gehen, der werde am beſten wiſſen, wer der Vater ſei. So müſſe Bäbi meinetwegen eine Hure geben, und wäre doch das brävſt Meitli geweſen weit und breit, und ich mache es ihm jetzt auch noch ſo! Ich ward dadurch noch nicht zum Schweigen gebracht, und gab ihr einige kleine Schüſſe in die Flanke über löſen und anläßig ſein ꝛc. Da öffnete Liſi ihre bisher maskirte ſchwere Batterie und gab mir volle Lagen, und nicht in die Flanken, ſondern in die Fronte. Wenn man denn einen ſolchen Donnerslümmel hätte löſen wollen, ſo wäre er langiſt am Ort, aber ſo ein verhudeltes Schulmeiſterli ſolle ſich nicht einbilden, daß ein Meitſchi wie Bäbi ihn nur mit dem H . . . . . . anſehe, und wenn es ſieben uneheliche Kinder haben müßte. Wenn es einen ſolchen Schullümmel haben wollte, ſo wollte es denn doch einen, der ein zahltes Bett hätte und einen ganzen Milchhafen. Ich vernahm noch, daß ich der Narr des ganzes Dorfes ſei, das Geſpött der Kinder, verachtet von den Alten, und daß im ganzen Land kein ſchlechterer Schulmeiſter und kein ärgerer Hudelbub ſei als ich.

Mein Geſchütz war zum Schweigen gebracht, ich ſtund ſtumm und eingewurzelt, wie Loths Weib. Da machte ſich Liſi ſatt los, rückte, immer feuernd, mir vom Leibe weg, gieng endlich fort, aber alle drei Schritte noch mit verkehrtem Kopf mir eine Ladung zuſendend, ſo lange ich es hören konnte. Erſt, als Liſe weit weg war, ermannte ich mich und konnte wieder ab Platz kommen, und zu rechtem Aerger über die Frechheit dieſes Weibes, das ſo himmelſchreiend mich nun hineinſtoßen wollte, mich noch viel ſchlechter machend als der Pfarrer. Voll gewaltigen Zornes brach ich aus dem Walde heraus auf die Aecker, unter denen das Dörfchen lag.

An der Spitze deſſelben ſtund das Haus eines b'ſunderbaren Freundes von mir, der mich viel einlud und mir viel Recht gab. Dieſen hatte ich ſeit der Geſchichte nicht geſehen. Er hatte mich weder ausnehmen helfen, noch war er dabei geweſen, als man mich für den Teufel oder einen ſeiner Geiſter angeſehen. Im Tenn droſch man und hatte eben eine Tenneten fertig gedroſchen und war am Strohaufſchütteln, am Abrechen ꝛc. Vor dem Tenn wannete der Freund. Als man mich kommen ſah, guckte eins ums andere hinter der Ecke hervor, ob ich noch ganz ſei, welche Miene ich ziehe, und arbeitete ſchnell wieder fort, als ob man mich nicht bemerke. Ich grüßte und mahnte, ſie ſollten bald Mittag machen; man dankte mir trocken. Ich trat zu dem Wannenden und ſagte ihm: Du wirſt wiſſen, von wem ich komme? Er hätte neuis davon gehört, war der kurze Beſcheid.

Nun klagte ich, was mir der Pfarrer alles geſagt, und wie er geſagt habe, ein Schulmeiſter ſollte nicht zu Kilt laufen und ſich nicht ſo gemein machen u. ſ. w. Der Pfarrer werde wohl wiſſen was er ſage, hieß es, ſo ein Herr wiſſe am beſten was recht ſei und was ins Mäß möge. Aber das alles ſei doch nichts Böſes, ſagte ich, und es habe Niemand etwas dawider gehabt als der Pfarrer, der nichts davon verſtehe und nicht wiſſe, was auf dem Lande der Brauch ſei. Es habe mir aber auch Niemand viel darauf gehalten; wenn ich gewollt hätte, ich hätte es können merken, war die Antwort. Da ich ſo mit ihm nicht zurecht kam, fieng ich von der Liſe an, und erzählte ihm, was ſie mir alles geſagt und wie ich nun an allem Schuld ſein ſolle. Da antwortete er mir, alles in gleichem Tone, ſie werde wohl in Etwas Recht haben, wenn es mir nicht um öppis angers zu thun geweſen, ſo würde ich mich mit ſo ſchlechten Leuten nicht eingelaſſen haben. Da wurde ich endlich doch böſe, und frug: Wenn ich ein ſo Schlechter ſein ſolle und Niemand etwas auf mir halte, warum man mich dann behalten wolle? Wenn du Niemand ſchuldig wäreſt, ſo könnteſt du gehen wohin du wollteſt, lieber heute als morgen; aber wir vermögen es nicht, dem Schulmeiſter den Lohn zwei- oder dreimal zu geben; damit ſchüttete er ſeine Wanne auf den Kornwalm aus, ergriff ſeinen Flegel wieder und ließ mich ſtehen, wo und wie ich ſtund.

Und da ſtund ich richtig, wie vom Himmel herabgefallen, denn das waren die gleichen Leute, die vor einigen Jahren gegen den Pfarrer mich aufwieſen, ihn auszäpfelten, mich mitmachen hießen, und alles, was ich vornahm, luſtig zu finden ſchienen. Jezt als die Folgen dieſes Thuns über mich hereinbrachen, ließ man mich ſtehen, gab dem Pfarrer Recht, mir Unrecht, und behandelte mich, als wenn ich all mein Thun und Laſſen ſelbſt erſinnet hätte, vergaß, daß man mich dazu gelockt, aufgemuntert hatte. Die, deren Rath ich befolgt, ſtießen mich von ſich, thaten als ob ſie nicht die geringſte Schuld hätten, ſprachen laut die Mißbilligung deſſen aus, was ſie früher angeprieſen. Jezt war alles einig, der Pfarrer, die Garnliſe, die Bauern; der Pfarrer, weil er Recht hatte; die Andern, weil es ſie eben ankam, einen Sündenbock aus mir zu machen, und ich, armer Teufel, mußte ſehen, wie männiglich mit dem Finger auf mich wies und ſagte: pſi Tüfel. Und von Tenn zu Tenn mußte ich die verblümten Worte hören: das iſch es luſtigs Bürſchli, e ſufere Schumeiſter, wes ihm d'r Herr ume recht g'ſeit het. Wahrhaftig der Zorn verſchwand mir und das Bäumele, ein unendlicher Jammer übernahm mich. Alſo der Stab war über mich gebrochen, die Welt hatte ihr Urtheil gefällt, Alle es beſtätigt, und keine einzige Seele war, die ſich meiner annahm; keine, die an dieſes Urtheils Richtigkeit zweifelte; keine, die unterſuchte, in welchem Zuſammenhang mein Weſen mit meinem Thun ſtund, welche Schuld auf mich und welche auf meine Umgebung fiel. Alle, Alle ſtunden zuſammen auf einen Haufen, ſtießen mich aus und ſchrien das Schuldig über den Bloßgeſtellten, und jeder Schreiende reckte ſtolz den Kopf empor und meinte, wenn er einen Andern verurtheile, ſo ſei er damit ſelbſt ohne Schuld. Und ich, der Miſſethäter, konnte mich nicht vertheidigen, Niemand hörte mich, Niemand glaubte mir, und jeder ſprach: da ſiehe du zu, ſelber tha, ſelber ha! Wahrhaftig, da war mein Herz des Jammers voll, und ich hätte in den Boden kriechen mögen vor Elend. Jahrelang hatte ich gelebt in gräßlicher Verblendung. Ich wähnte meine Umgebung finde alles ſchön, was ich mache, billige alles; und ſie hatten es häßlich gefunden, mißbilligt! Alſo ein ganz Anderer war ich immer in dieſer Menſchen Augen geweſen, als ich gewähnt hatte, und das Jahrelang ohne es zu merken, ohne daß mir ein Laut vernehmbar ward!

Und wie einmal darüber mir die Augen aufgiengen, daß nicht nur jener Abend, über den ich mich entſchuldigen zu können glaubte, ſondern mein ganzes übriges Betragen anſtößig geweſen, wer beſchreibt mir da die Wolken von Gedanken, die aus dieſer einen Erkenntniß emporſtiegen, an einander ſich reihten, über mir ſich wölbten und eine Zerknirſchung über mich ergoßen, gegen welche die Sündfluth nur eine Süderete war? Vor den Menſchen hatte ich groß ſein wollen, das war mein Zweck; nun hatten ſie mich recht klein gemacht, das war mein Lohn. Mitten in dieſer Zerknirſchung kam der erſte Schultag heran. Ich dachte nicht, welche neue Pein er mir bringen werde, obgleich ich mich nicht auf ihn freute. Am Morgen vor der Schulſtunde zog mich ein bedeutender Lärm ans Fenſter. Ich ſah die liebe Schuljugend in größerer Zahl als ſonſt am erſten Schultage bräuchlich war, an welchem gewöhnlich auf ſieben Bänke nur ein Kind kömmt, herbeilaufen unter ungewöhnlichem Lärm und Gelächter. Mehrere größere Buben kamen voran und hielten einen andern, der ſich gar ungeſtüm gebehrdete, an Boden ſich warf, in die Haare griff und um ſich ſchlug. Je ärger er es trieb, deſto lauter lachte der nachfolgende Schweif, unter den ſich auch einige ältere gemiſcht hatten, und vor den Häuſern ſtunden riegeldick ſich halbtodtlachende Zuſchauer. Ich begriff an der ganzen Sache nichts, bis der Zug zum Hauſe gekommen, der Schreiende nicht hinein wollte, von Ertränken ſprach, dann: Bäbi, o mys Bäbi! rief, und man ihn frug: ob er noch mehr Eiertätſch wolle? Da merkte ich, daß die gottloſe Jugend mich aufführe, aus jenem unglückſeligen Abend ein ordentliches Spektakelſtück mache, daſſelbe als paſſenden Eingang der Schule darſtelle, belacht, und vielleicht angeſpornt von den Alten. Und dieſes Stück wurde nicht nur einmal aufgeführt, ſondern Anfangs regelmäßig vor jeder Schule. Um die Rolle des Schreienden ſchlug man ſich, jeder wollte es beſſer machen als der andere, ſo daß oft ihrer zwei ſie übernahmen oder das Stück zweimal hintereinander gegeben wurde. Die Mädchen waren nie ärgerlicher darüber, daß ſie nur Mädchen und nicht Buben waren, als jetzt, da ſie dieſe Rolle nicht übernehmen konnten; und mich nimmt nur Wunder, daß keinem in den Sinn kam, das Bäbi auch einzuführen, damit die Mädchen doch auch auftreten könnten.

Hätte ich die nöthige Energie beſeſſen, ſo wäre das Spektakel wohl abzuſtellen geweſen, allein die beſaß ich eben nicht. Den Eltern klagen? gerade die hatten ihre Freude daran und an ihren ſaubern Früchtlein, die das Ding ſo natürlich darzuſtellen wußten. Dem Pfarrer hätte ich wohl klagen können, und der hätte ſicher Holla gemacht, aber mir graute vor der Nutzanwendung, die er mir gratis mitzugeben nicht ermangelt hätte. Hatte ich nun meine Verhöhnung mit angeſehen, ſo konnte ich in die Schulſtube gehen und den Kindern in eigener Perſon mich darſtellen. Das war nun wenig anders, als wenn ich mich an den Pranger ſtellen und ein Halseiſen hätte müſſen umthun laſſen. Man kann ſich denken, wie das junge Volk mir Augen machte, ſpitzbübiſche und trotzige, und welch Schafsgeſicht ich dagegen aufſtiſchen mußte. Man kann ſich denken, welch Elend in der Schule entſtund, in welcher die Kinder den Lehrer ungeſtraft verhöhnten, und der Lehrer das gar wohl fühlte, aber von einem unglücklichen Bewußtſein niedergedrückt, von einer gränzenloſen Muthloſigkeit umfangen, nichts dagegen anzukehren wußte, nicht ſcharf und entſcheidend durchgreifen durfte. Man kann ſich denken, wie viel die Kinder lernten. Aber was ſchor das meine Bauern, daß ihren Kindern ein Winter verloren gieng, wenn ſie nur ihre Batzen nicht verloren. Von dem nachtheiligen moraliſchen Einfluß auf die Kinder, den ein ſolches Verhältniß haben mußte, will ich gar nicht reden, denn was wußte man auf der Schnabelweid, was moraliſch ſei? Cha nit welſch, hätten ſie geſagt, wenn man ihnen mit moraliſch gekommen wäre. Den Zuſtand aber, in dem ich gewöhnlich an einem Abend war, kann man ſich kaum denken. Es war eine tägliche Kreuzigung, zu der ich alle Morgen erwachte. Und wenn der Tag vorbei war, kam der Abend finſter und lang und einſam, denn kein Menſch beſuchte mich und zu Niemanden mochte ich, mochte die Geſichter nicht ſehen, ehedem ſo freundlich und lächerig, jetzt hämiſch und finſter; mochte Anzüglichkeiten und Sticheleien von denen nicht hören, die früher ganz anders geredet, die auch ganz andere Dinge getrieben hatten, nur mit dem Unterſchiede, daß es dann bei gelöſchtem Lichte geſchah, während es an jenem unglücklichen Abend noch gebrannt hatte. Ja einen gar großen Unterſchied machen die Menſchen zwiſchen Licht und Finſterniß, erlauben ſich und Andern in der letztern wüſte, böſe Dinge ohne Scheu; geſchehen ſie aber bei Licht (oder Tag), ſo heißen ſie dieſelbe Sünde und verdammen ſie heftiglich.

Ich ſaß alſo daheim am Webſtuhle, um mein Leben zu friſten und mein Leid zu vertreiben. Das Erſtere konnte ich. Ich konnte noch einige ungeſtüme Mahner, die mir alle Augenblicke vor der Thüre waren, befriedigen. Das Letztere aber konnte ich nicht. Wob ich, ſo hatte ich Zeit zu denken:

was ich alles gehofft, in welchen ſüßen Träumen ich gelebt, wie wohl es mir geweſen und wie nun alles ſo ganz anders geworden, in welch Elend ich gerathen. Eigen iſt, daß der Glückliche ſich meiſt mit der Zukunft beſchäftigt, froher Erwartungen voll; der Unglückliche mit der Vergangenheit, dem Grabe ſeines Glücks, doppelt leidend in der Rückerinnerung, ſo daß beide die Gegenwart vernachläßigen. Wäre es vielleicht nicht beſſer, wenn alles umgekehrt wäre?

Wenn ich dann ſo recht ins Elend hineinkam und dachte an die vergnügte Zeit und an meine jetzige Traurigkeit, dann wollte das Weberſchifflein nicht mehr fliegen durch die aufgeſpannten Faden, dann konnte ich nichts mehr als die Tage zählen, welche ich noch in dieſem Fegfeuer auszuhalten hatte; konnte nichts mehr als verzagen an mir und an der Welt. Und wenn ich endlich müde von dem nie endenden Gebären und Verſchlingen der Bitterkeit gegen mich und die Welt das Lämplein löſchte, konnte ich nichts anders wünſchen, als: daß in der Nacht auch das Lämplein meines Lebens verglimme. Es ward mir ein Troſt zu denken, es würde vielleicht der Eine oder der Andere an meiner Leiche erkennen, daß er mir zu viel gethan.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Wie ein Schulmeiſter merkwürdige Betrachtungen anſtellt.

Die Krone der Schöpfung heißt der Menſch, er heißt der Erde König, ein Halbgott träumt er ſich, wie ein Selbſtbeherrſcher gebehrdet er ſich, trotzig und dünkelvoll. Als ob er mit der Hand den Himmel aus den Angeln heben, mit dem Fuß die Erde in Splittern ſchlagen könnte, macht er ein Geſicht.

Ein ſolch gottloſes Geſicht zieht nicht etwa ein Kaiſerlein allein oder Königskinder, ſondern Millionen federkauende, ahnenſtaubige, ſchulſtaubige, mehlſtaubige, ſtraßenſtaubige (was für ein Unterſchied iſt wohl zwiſchen Staub und Staub?) Menſchlein ziehen noch ärgere — Geſichter nämlich. Der Staub an allen Haaren iſt ihnen kein Zeugniß, daß ſie keine Halbgötter ſeien, ſondern halt ſchwache Geſchöpflein, Staub und Aſche. Ihr Haar, das ihnen zu oberſt auf dem Haupte im Winde flattert und losgeriſſen ein Spielzeug deſſelben wird, iſt ein Wadel, von Gott ihnen geſetzt zum warnenden Zeichen, daß ſie nicht ſolche Haare ſeien im Weltenwinde, der vom Aufgang bis zum Niedergang bläſt fort und fort, oder gar losgeriſſene Haare, die herumgetrieben werden, bis ſie in Koth oder Dornen ſtecken bleiben; aber ſie verſtehen das Zeichen nicht. Der gute Gott ſprach am dritten Tage ſeiner Schöpfung: Es bringe die Erde Gras herfür, Kräuter welche Samen tragen, fruchtbare Bäume, welche Frucht bringen nach ihren Geſchlechtern, in denen ihr Same ſei auf Erden. Und es geſchah alſo.

Und unter dieſen Kräutern und Bäumen, aber nicht Kraut nicht Baum, ſchuf der gute Gott den Epheu zum Sinnbilde dem Menſchen. Wie alle Bäume und Kräuter ſtrebt der Epheu nach oben, dem blauen Himmel, dem Lichte zu, aber allein vermag er es nicht, an einem Stamme muß er empor ſich winden und ſchlingen, nur an demſelben ſteigt er höher und immer höher bis zur Spitze hinauf; und je ſtärker und höher ſeine Stütze aus dem Boden gen Himmel ſteigt, deſto ſtärker wird auch er, deſto näher kömmt auch er dem Himmel, und grünt ſo blendend und ſaftig dann in Sommerhitze und im Winterſchnee, als ob ewiges Leben in ſeinen Adern flöße. Stürzt den Baum, entreißt ſeine Trümmer den umſchlingenden Armen, und laßt das Epheu keinen Stamm mehr finden, ſo ſucht es an jedem Zweige oder Steine ſich zu erheben, kriecht elend, traurig, unbeachtet am Boden fort, kein Vieh frißt es, es zertritt es blos.

Wie wunderbar ähnlich iſt nicht der Menſch, nicht Thier, nicht Engel, dieſer Pflanze, nicht Kraut, nicht Baum!

Der Menſch iſt für den Himmel geboren, zu ihm ſieht ſein Auge empor, nach ihm hin zieht ihn ſein Geiſt; aber ſein Auge hebt ſich nicht, ſein Geiſt zieht ihn nicht, wenn ſie weder Stütze noch Stamm finden, ſich aufzurichten nach oben. Setzt des Menſchen Kind im Walde aus, laßt Bär oder Wolf ſeine Ammen werden, ſo wird der Leib ſich nicht heben, auf Vieren wird es gehen, wird heulen wie der Wolf, brummen wie der Bär; ſein Geiſt hebt ſich nur um auszugehen auf Raub, den Fraß ſich zu ſuchen, zieht ihn nur zur Quelle, den Durſt zu löſchen. Ein Thier wird des Menſchen Kind werden und bleiben.

Gebt dem Kinde aber eine Mutterhand, in die ſein taſtend Händchen ſich lege; einer Mutter Arm, der es vom Boden hebt; einer Mutter Auge, das es vom Boden zieht zu ihr hinauf, und ſeht nun wie das Kind ſich aufrichtet auf ſeine Füßchen, an der Mutter empor ſich ſchlingt; ſeht, wie ſein Auge ſich aufſchlägt, das Mutterauge ſucht, den Himmel findet, und wie unter goldnen Locken hervor das Engelchen zu lächeln beginnt.

So rankt am Menſch der Menſch empor zur Menſchengeſtalt, aber auch ſeine Seele ſchlingt ſich an Seelen auf und ſaugt aus ihren Säften Nahrung zum Wachsthum und hält an ihnen ſich feſt. O es iſt eigen, wie die kleinen Seelen kleiner Kinder ihre Fühlfaden taſtend ausſtrecken nach größern, feſtern Seelen, ſich da anklammern und einſaugen, und an ihnen ſich aufrichten. Es iſt aber auch ein eigener Gedanke für den Erwachſenen oder Erwachſenden, daß, ohne es deutlich wahrzunehmen, junge Seelen an ihm empor klimmen; daß er da ſei, um ihnen Nahrung und Richtung zu geben; daß wie er ſich aufrichte oder niederbeuge, im Schlamme krieche oder Himmelslüfte ſuche, ſie mit ihm ſich aufrichten oder beugen, mit ihm im Schlamm kriechen oder des Himmels Lüfte trinken. O es iſt herrlich zu ſehen, wenn in einem Hauſe ein oder, wie es ſein ſollte, zwei Zwillingsſtämme mächtig und feſt aufſchießen himmelwärts, wie da keine Seele am Boden kriecht, ſondern alle an den Stämmen, tauſendfach verſchlungen, die Höhe ſuchen. O es iſt herrlich zu ſehen, wie da zwei Kräfte walten unwiderſtehlich, wie der angeborne Trieb nach der Höhe die jungen Seelen hintreibt zu den Stämmen, und wie dieſe mit dem Athem und Duft der Liebe, der rings um ſie weht, die von eigner Kraft Getriebenen mit unwiderſtehlicher Gewalt noch anziehen und feſthalten. Auch hier iſt die Liebe, die bindet; an eine Eisſäule hinauf würde kein Epheu ſich winden. In einem ſolchen Hauſe ruht und arbeitet es ſich herrlich; dieſes Haus ſteht im Schatten des immer grünen Lebensbaumes.

Wie ſchauerlich und wüſte ſieht es aber da aus, wo kein Stamm ſich findet, ſondern nur niederes Geſtrüpp, wo die alten Seelen durch Moder, Koth und Trümmer kriechen, mühſelig und ſchmutzig; wo die jungen Seelen ihnen nachkriechen und lange noch ihre Fühlfäden ausſtrecken nach einer aufrecht ſtrebenden Seele; aber wenn ſie keine finden, dann ſich eigene Wege ſuchen durch Moder und Koth? Da iſt ein häßlich Wohnen unter häßlichem Gezüchte; da ſind die Höhlen, wo verlorne Seelen ihr graulich Weſen treiben.

Bange muß es denn doch in der Bruſt werden, in welcher das Bewußtſein aufgeht, daß junge Seelen an ihre Füße ſich klammern, in ihr ihre Himmelsleiter ſuchen; bange muß es werden in jedes ältern Menſchen Bruſt; „wie hoch hebe ich mich, und wie feſt ſtehe ich?“ muß der ſich fragen, der das Feſtklammern Anderer an ſich fühlt — muß ſich fragen: „Woran ſtehe ich dann eigentlich? welches iſt der Stamm, der mir Stütze, Halt und Richtung giebt?“ Denn welch ſtarker Stamm Einer auch für Andere ſei, er vermag doch nicht für ſich allein zu ſtehen, er bedarf wieder eines Stammes um ſich aufrecht zu erhalten. Keiner in Menſchengeſtalt hat je die Erde betreten, der durch ſelbſteigene Kraft das Haupt emporgehoben und ungebeugt und ungeknickt geblieben wäre. Wie bebte wohl Chriſtus, vom Sturme erfaßt, im Garten Gethſemane, und was erhielt ihn feſt und ungebeugt? Es muß das Jeglicher unterſuchen. Denn was er umſchlingt, woran er ſich aufwindet, an dem kriecht auch die junge Seele auf, die wohl zuerſt an der alten ſich hebt, aber dann auch an dem, was die alte ſtützt; und wenn die alte weiter geht, ſo wird der Stamm der alten auch zum Stamm der jungen. Solcher Stämme ſind nun vielerlei, denn die ſuchende Seele erfaßt nicht nur Seelen, ſondern auch Sachen, auch Gegenſtände, ſelbſt bloße Einbildungen, und erwählet ſie zu Trägern ihres Daſeins, ihres Heils.

Je feſter die Säule ſteht, deſto ſicherer das Heil; je höher die Säule geht, je näher kommt der Menſch dem Himmel: je niederer dieſelbe bleibt, deſto ähnlicher bleibt der Menſch dem Thiere. Nun, Menſch! thue die Augen auf und ſchaue, woran du kriechſt, was deines Lebens Haltpunkt bildet, was der Magnet deiner Seele iſt; dann erkennſt du auch dein Schickſal, deiner Seele Werth. Sind Sinnengenüße die Glanzpunkte deines Lebens, kriecht nach ihnen deine Seele, dann kriecht ſie durch Koth über niedre Steine, und wird im Koth erſticken.

Das Geld zieht Viele an, macht ihnen den Rücken gerade, ſtellt hoch ihnen die Naſe und zieht die Seelen an und auf. O ja, etwas hilft das ſchon, über das rein Thieriſche kömmt man weg, aber hoch kömmt man deßwegen doch nicht, einen Engel ſtellt man nicht dar, ſondern nichts anders als ein Additions-Exempel. Viele haben freilich großen Reſpekt vor ſolchen Exempeln und ſie ſelbſt fordern großen; aber das kömmt nur daher, daß ſie und die Andern eben noch nichts Höheres kennen als ſolche hörnerne Exempel. Aber in ſolchen Exempeln verrechnet man ſich oft wüſt, und das Geld gehört auch der Erde an, iſt flüchtig und vergänglich: darum kömmt die Seele nicht hoch und ſteht nicht feſt, die aus dem Gelde empor will. Und Mancher will an einem ſchönen oder reichen Weibsbilde empor — du mein Gott!

„Was iſt brüchiger als das grüne Glas?
„Was gebrechlicher als ein Weibsbild! Was?“

Andere klimmen an geſtorbenen Menſchen auf und gebehrden ſich gar merkwürdig. Die Geſammtheit dieſer Abgeſtorbenen nennen ſie Familie, Ahnen, als ob ſie immer wüßten, wer ihre Ahnen wären, als ob ſie nicht wüßten, daß manchmal gute Freunde einander aushelfen! Da an gelbem Papier, an todten Namen klimmen ſie empor, wie der Affe am Kamel, und gebehrden ſich oben auch gerade wie Affen auf dem Kamel, und mit jedem Geſtorbenen triegt das Kamel einen Höcker mehr, und ein neuer Affe ſetzt ſich oben hin und gebehrdet ſich wunderlich; und manchmal hat der Affe noch eine Frau und die gebehrdet ſich noch wunderlicher; und oft haben Beide noch junge Affen, und die gebehrden ſich am wunderlichſten. Denn die ſtehen wieder höher, nämlich auf dem zu einem neuen Höcker gewordenen alten. Ja wenn die Leutchen an den Tugenden ihrer Vorfahren emporklimmen wollten ſtatt an den Namen — Reſpekt da! Aber, du mein Gott! da iſt bei manchem Namen keine Tugend. Mancher Name hob ſich an der Elle oder am Metzgermeßer; und mancher war eben nichts anders als ein gutes Additions-Exempel. Und wo auch Tugend war, da kennt ſie oft der Enkel nicht oder bekümmert ſich nicht darum.

Andere, ja ganze Familien ſtrecken ſich aus nach allen Poſten und Pöſtlein, und meinen an dieſen zu ſteigen von Höhe zu Höhe. Du lieber Himmel! ſie haben da ein gefährlich Ding erwählt. Mancher Wurm kriecht auf einen Baum, wo nur der Vogel ſitzen ſollte, aber deßwegen bleibt der Wurm doch Wurm, wird nicht Vogel, und immer kommt die Zeit, wo man ihn hinunterſchüttelt, weil er Blüthen und Blättern Verderben bringt.

Viele verſuchen an allen begegnenden Menſchen emporzuklimmen, und von dieſen aus ihre Aeſte und Arme auszuſtrecken nach allen Dingen. Dieſe werden von den immer auseinander gehenden Menſchen hin und her geriſſen, zerriſſen und fallen endlich zerriſſen Allen unter die Füße.

In eitlem Wahne bilden ſich Welche ein, ſelbſtſtändig und frei dazuſtehen, durch ſelbſteigne Kraft ſich zu erhalten und höher zu ſchwingen. Die guten Kinder! Die Rebe ohne Stock wird von jedem Lüftchen zu Boden geworfen; nur etwas Unbedeutendes, nur ein tüchtig Zahnweh acht Tage lang, ſollte dieſe Majeſtäten zur Beſinnung bringen, wenn ſie nämlich noch zur Beſinnung kommen können, was aber bekanntlich Majeſtäten ſelten können.

Alle dieſe Stützen der Menſchen vermögen wohl vom Thier den Menſchen zu erheben, dem Leibe Behaglichkeit, der Seele Stolz oder eine Art von Selbſtgefühl zu geben; allein je ſinnlicher ſie ſind, deſto gebrechlicher ſind ſie, und der Erde entſproſſen erheben ſie ſich nicht über die Erde, und darum auch Andere nicht.

Auf der Erde haben wir aber nicht nur ſinnliche Dinge, ſondern auch Kinder des Geiſtes ſchweben unter uns; unſichtbar ſind ſie, und doch vermögen wir ſie zu erkennen; ſie haben nicht Arme, nicht Beine, und doch erfaſſen ſie Seelen und reißen ſie mit überirdiſcher Gewalt an ſich hinauf. Ich meine die Ideen, und das Erfaßtwerden von ihnen heißt Begeiſterung.

Sie füllen die Seele mit himmliſcher Kraft, ſie führen ſie zu einer Höhe hinauf, die gewöhnliche Menſchen nicht mehr zu ermeſſen vermögen.

Und dennoch wehe dem Menſchen, der von einem dieſer Himmelskinder alleine ſich ergreifen läßt, und an demſelben, als einem für ſich allein beſtehenden, abgeſonderten Stamme, der in ſich ſelbſt Anfang und Ende findet, ſich emporſchwingt.

Hat eine ſolche Idee den Menſchen erfaßt, begeiſtert, ſo fühlt er ſich unwiderſtehlich berufen, dieſelbe zu bezeugen mit That und Wort, dieſelbe durch ſich ins Leben treten zu laſſen, dieſelbe zu verwirklichen auf Erden. Das aber vermag kein Sterblicher.

Die eigene Gebrechlichkeit und Beſchränktheit auf der einen Seite, das Widerſtreben der Welt auf der andern Seite erzeugen eine unausfüllbare Kluft zwiſchen dem Mögen und dem Vermögen, zwiſchen der Auffaſſung der Idee und ihrer Darſtellung. Und je reiner die Idee ſich abſpiegelt im menſchlichen Gemüthe, um ſo greller wird demſelben der Abſtand in ihrer Verwirklichung erſcheinen, um ſo unglücklicher muß das Gemüth werden. Je höher der Gedanke es erhoben hatte, deſto tiefer ſtürzt es die Wirklichkeit; wenn nämlich die Idee abgeriſſen allein herrſchend da ſtand in ſeinem Gemüthe, wenn die Idee ſein Gott war.

Je größer die Begeiſterung war in der Auffaſſung, deſto tiefer wird das Elend, deſto größer die Muthloſigkeit, wenn im Leben die Idee ſich nur verkrüppelt oder gar nicht geſtalten will; wenn fruchtloſe Mühen nur Zeugniß reden von der eigenen Ohnmacht, oder von der beſchränkten Kraft der Idee ſelbſt, die Millionen nicht zu berühren vermag, geſchweige dann über ſie zu herrſchen. Und was kann wohl den Menſchen tiefer ſchlagen, als wenn er zur Erkenntniß kommt, daß er ein ohnmächtiger Diener ſeines Gottes iſt, oder gar daß ſein Gott ſelbſt ohnmächtig iſt, daß er keinen Himmel hat für ſeine Gläubigen?

Da kömmt gerne, daß man den eigenen Kopf an der Mauer einſchlägt, oder daß man ſeinen Gott mit Füßen trittet in den Koth.

Denket an die Ideen der Freiheit, der Schönheit, der Liebe — wie Viele wurden wahnſinnig durch ſie; und wie

Viele haben, da ſie ſelbſt die Idee nicht zu verwirklichen vermochten, ihr Daſein geläugnet und in blinder Wuth ſie bekämpft, treuloſe Abgefallene? So wurden Freiheitsapoſtel Tyrannen, und die innigſte Menſchenliebe verwandelte ſich in Menſchenhaß. Die Stämme, an denen ſie ſich emporgeſchwungen, verließen ſie erbittert, getäuſcht, und warfen ſich auf den Boden hin verzweiflungsvoll: oder erhoben frevelnd die Hände gegen das, was ſie früher angebetet, was ihres Lebens Richtung beſtimmt hatte.

Sie wollten den Himmel auf Erden niederziehen, und die Thoren hatten ihre Leitern nicht am Himmel feſt gemacht: darum thaten ſie auch den großen Fall.

O dieſe Ideen ſind wohl Himmelskinder, ſind Leitern zum Himmel, aber eben nur Kinder, nur Leitern: für ſich allein ſind ſie ein eitler Wahn, bringen nur bittere Täuſchung.

Menſch! willſt du den Himmel finden, willſt du zum Engel werden, mußt du an dieſen Leitern aufſteigen allerdings, aber einem Ziele zu, und wohin wohl anders als zu ihrem Vater ſelbſt, zu dem Urquell alles Geiſtigen, zu Gott. Von dieſem kommen ſie, zu ihm führen ſie; hier iſt das Steigen, das Streben an ihnen auch: dort erſt das Erreichen, die Vollendung, das Ziel. In dieſem Gedanken, in dieſer ewigen Wahrheit liegt die Vermittelung; ſie erhält den Muth und giebt die nie ermüdende Kraft, aufzufahren mit Fittigen wie die Adler. Die Ideen ſind Kinder des Lichtes, die Feuerſäulen, die uns leuchten auf der dunkeln Erdenbahn, ſie können aber nie völlig übergetragen werden auf die Zuſtände der Erde, da wachſen ſie immer verkrüppelt auf, wie die Pflanzen des Südens im kalten Norden. Sie ſollen aber eben nicht die Erde zum Himmel machen, wo bliebe da die Sehnſucht nach dem Himmel, nach der eigentlichen Heimath? Sie ſollen die Ahnung des Himmels wecken in der Menſchenbruſt, ſie ſollen nach dem Himmel ziehen.

Dieſes Ziehen und Bilden der Menſchen iſt die Hauptſache, nicht das Umſchaffen der Zuſtände der Erde zu einem Himmel. Allerdings wird Jeder ſein inneres Leben als Siegel auch dem äußern, den ihn umgebenden Zuſtänden aufdrücken wollen; aber das wird nie vollkommen gelingen wegen eigener und Anderer Gebrechlichkeit. Daher eine unſelige Doppelthorheit unſerer Zeit. Erſtlich das Heil der Menſchheit ſuchen zu wollen in einem äußern Zuſtande, einer Form, einer Verfaſſung allein, ohne Rückſicht auf das Innere des Menſchen; zweitens die Menſchen beglücken zu wollen nur mit einer Idee und ihrer Ausführung, in unſinnigem Uebermuthe Gott und den Himmel überflüſſig glaubend. Gerade die werden ſich bald die Haare ausraufen, bald die Menſchen mit der Knute nach ihrem Willen zwingen wollen, und am Ende troſtlos verzweifeln an allem Guten, an allem menſchlichen Streben. Gerade dieſe Thoren ſind es, welche durch ihr traurig Treiben und traurig Ende den Glauben bei Halbblinden erzeugen, alles höhere Streben ſei eitel, und Sorge für ſich allein und ſeinen thieriſchen Theil einzig wahre Weisheit. Darin liegt die Vermittelung, daß wir alſo hier das Vollkommene nicht erwarten, dem Irdiſchen nichts Ueberirdiſches zutrauen, daß wir nicht die Ernte wollen für jede Ausſaat und doch überzeugt bleiben, daß kein höheres Streben eitel ſei, kein Verſuch, das Geiſtige darzuſtellen, thorrecht, daß das Unvollkommene gegründet ſei im Willen Gottes, das Mißlingen dienen ſolle zur Erhöhung unſerer Kraft, zur Prüfung unſeres Glaubens, zur Prüfung unſerer Stützen an denen wir aufklimmen; daß jegliches Streben darin ſeinen Werth habe, daß es den Menſchen dem Himmel näher bringe und ihn tüchtiger mache, ein Leiter für Andere zu ſein und dann im Himmel in Vollendung zu erſchauen, was er hier nur geahnet.

Wer ſo in den Himmel hineinbaut und zu Gott ſelbſt aufſteigt und an ihn ſein Daſein knüpft, den will ich vergleichen einem klugen Mann, der ſein Haus auf einen Felſen gebaut hat. Da nun ein Platzregen herabfiel und Waſſergüſſe herabkamen und die Winde bließen und an daſſelbe Haus ſtießen, da fiel es nicht, denn es war auf einen Felſen gegründet.

Die Annahme dieſer Vermittelung, das getroſte Arbeiten und Dulden hienieden in freudigem Vertrauen auf eine künftige Erfüllung, auf ein Schauen von Angeſicht zu Angeſicht, was einem hier nur dunkel erſchien, heißt mit einem fremden Worte Reſignation, mit einem heimiſchen Ergebung.

Ideen ſind aber gar dünne Weſen, und die meiſten Augen ſehen nicht, was nicht dick verkörpert iſt; darum iſt uns darin die heilſame Gnade Gottes erſchienen, daß er dieſe Ideen in ſeinem Sohne verkörperte. In ihm erſcheint uns die wahre Freiheit, die geiſtige Schönheit (Heiligkeit), die Liebe männiglich ſichtbar, ſichtbar auch den Einfältigen, Unmündigen, den Armen im Geiſte. In ihm wurde uns klar die Wahrheit, daß Jeder vom Sturme der Erde, von ihren Unvollkommenheiten und des Fleiſches Beſchränktheit erfaßt wird, deſſen Füße den Erdboden berühren; daß Jeder in Menſchengeſtalt bebt und ſchwankt und nur die Kraft von Oben ihn aufrecht erhält, daß nur der ſtehen bleibt, der ſein Haupt in des Vaters Schooß gelegt hat. In ihm wurde uns die Kraft der Ergebung klar, die alles thut und doch nichts fordert, die in ſich das Göttliche trägt und doch nicht in gebrechliche vergängliche Formen es niederlegt, ſondern in des Menſchen Bruſt, wo aber der Same Tauſende von Jahren braucht, bis er aufgeht in ſeiner Fülle. In ihm wurde klar die Ergebung, die im Glauben an den Willen des Vaters nie ſeinen Kindern, den Ideen, untreu wird, nie an der Freiheit verzweifelt, wenn auch die Zeitgenoſſen Sklaven bleiben wollen; die Heiligkeit nicht verwünſcht, wenn auch das Laſter triumphirt; die Liebe nicht in Haß verwandelt, wenn auch Tod ihr Dank iſt. Das iſt das Getreuſein bis ans Ende, und deſſen Lohn iſt Seligkeit bei dem Vater, iſt das Finden des Vaters. Wie dem Volke Iſrael die Schlange, iſt uns daher Chriſtus aufgerichtet als die Säule, die bis in den Himmel geht; als die wahre Himmelsleiter, an welcher die ſchwache Menſchheit aufſteigen und vom Thier zum Engel werden ſoll. Er iſt der Rebſtock, wir ſollen die Reben ſein; keine bringt Frucht, die nicht an ihm bleibet; durch ihn und ſeine Vermittelung kömmt der Menſch zum Vater. Alſo nur der kömmt ſicher ans Ziel und ſtehet feſt, der an Chriſtus ſich aufſchwingt; aber auch nur der Menſch iſt ein feſter und ſicherer Leiter für Andere, der zu Chriſtus führt, von dem aus ſie Chriſtus finden, von dem aus ſie treten können mit eigenen Füßen auf die wahre Himmelsleiter.

Drum, Menſchen! ehe ihr einen großen Fall thut und Andere mit euch reißt, prüfet euch, woran ihr denn eigentlich ſteht. Denn entweder ſteht ihr an etwas oder liegt im Kothe, eins von beiden; durch ſich ſelbſt alleine ſteht Niemand, höchſtens nur auf Augenblicke. Glaubt es mir, ihr ſeid unter den Geſchöpfen, was das Epheu unter den Pflanzen iſt, eine Stütze muß euch aufrichten und aufrecht erhalten. —

Ach, eine feſte Stütze hatte ich eben nicht, darum ſank ich auch ſo tief. Ich hatte mich wohl aufgerichtet, allein meine Stützen täuſchten mich; darum fiel ich ohne Halt darnieder. An meiner Eltern Hand war ich dem Thiere entwachſen, der Vater warf frühe in mich den Zunder, den Ehrgeiz etwas mehr zu werden. Höher richtete er mich nicht auf; ja er ſuchte ihn wieder zu erſticken und hatte mich zum leidenden Hausthiere beſtimmt. Da blies ihn der alte Schulmeiſter wieder an, da blieſen noch eine Menge andere Leute und an dieſen Leuten allen, die mit freundlicher Miene blieſen (denn wie geſagt, man kriecht nicht leicht da hinauf, wo man nicht

Liebe wähnt) kroch ich auf und kroch allen den Dingen nach, an denen ihre Seelen hiengen und die ſie deßhalb anprieſen. Dieſe Leute alle hatten aber gar niedere Intereſſen, und Niemand mich eigentlich lieb. Sie zogen mich nicht an, wie ein Vater ſeine Kinder zieht, daß ſie auch das erreichen möchten, wonach er ſich ausſtreckt. Keinem kam in Sinn, mir zu einer reichen Frau oder zu zweien Kühen zu verhelfen. Sie ſpielten nur mit mir, ergötzten ſich an meinem ungeſchickten hölzigen Tappen; und als ſie ſich ſatt gelacht hatten, als mein Tappen ihnen Beſchwerde verurſachte und Aerger, ſo ſchüttelten ſie mich erbarmungslos ab und traten mich mit Füßen, um über meine ſchmerzhaften Geberden wieder lachen zu können. Da lag ich nun zertreten und hatte rings um mich nichts, um mich wieder aufrichten zu können, alſo in wahrer Troſtloſigkeit. Kein Menſch war rings um mich, an dem ich mich nur in etwas hätte erheben können. Kein einzig Kind war in meiner Schule, deſſen freundliche Blicke mich angezogen, deſſen freundliche Worte mich wieder zu dem Bewußtſein erweckt hätten, daß mich doch noch Jemand liebe, daß ein Gemüth mir nicht verſchloſſen ſei. Das iſt ein furchtbar Verhältniß für einen Lehrer, beſonders wenn er eben Niemand hat als gerade ſeine Kinder.

Aber auch in mir ſelbſt fand ich nichts, an dem ich mich erheben konnte. Ich hatte mein Amt zuerſt fleißig und mit Eifer geführt; aber warum? Ich wollte von den Leuten gerühmt ſein, wollte der Beſte ſein, wollte zeigen daß es Keiner könne wie ich, wollte damit auch reich und angeſehen werden; kurz, ich arbeitete um irdiſchen Lohn. Ich bildete mir ein, das könne mir gar nicht fehlen; in wenig Zeit werde meine Schule die beſte ſein weit und breit; den Erfolg meiner Arbeit glaubte ich alſobald ſehen, den Lohn alſobald einſtreichen zu können. Das alſo wars, worauf mein Fleiß, mein Eifer ruhte. Nun geſchah von allem gerade das Gegentheil. Ich erntete Dornen und Diſteln und unterlag einer ſchauerlichen Mißkennung; und darum verſank ich auch in die gränzenloſe Muthloſigkeit, und hatte keinen erhebenden Troſt.

Da liegt aber auch die Urſache, warum Tauſende und manchmal recht tüchtige Naturen untüchtig werden, und Anfangs der beſten Vorſätze voll, ſpäter dem ſchmählichſten Schlendrian ſich hingeben und nichts mehr können als erſtlich über die ganze Welt ſchimpfen, und zweitens alle die verhöhnen, welche Höheres und Beſſeres ausreden. Sie hatten ihre Kräfte überſchätzt, darum die Arbeit zu leicht geglaubt, ſich glänzenden Erfolg ganz nahe gedacht, hatten geglaubt, die Menſchen ſeien darum noch nicht umgewandelt, weil die rechten Arbeiter gefehlt. Dieſe meinten ſie zu ſein und ſahen auf alle Vorgänger mit verächtlichem Mitleid nieder. Sie träumten von einer Anerkennung ihrer eitlen Anſprüche, träumten von Lob und Preis, Geld und Ehre. Nun Anfangs gieng die Sache herrlich und ihre ganze Umgebung beſtärkte ſie in dieſem Wahn.

Wenn dann die Sonne höher ſtieg, die Arbeit nicht vom Fleck wollte, oder wenigſtens nicht, wie es Anfangs ſchien; wenn die Leute des Rühmens ſatt wurden, auch der Tadel ſich einfand, gegründeter und unverdienter; wenn der geträumte Lohn nicht kommen wollte, man wirklichen Undank erfahren mußte: dann löſten die Träume ſich auf: mit ihrem Schwinden ſchwinden aber auch die Kräfte, welche nur aus den Träumen ihre Nahrung geſogen, an ihnen ſich aufrecht erhalten; und die Helden, welche die Welt erobern wollten mit ihrem Ruhm, ſchrumpfen zuſammen zu keifenden Männleins, die mürriſch ums tägliche Brod ſich mühen und mit Unluſt es eſſen. —

Mir fehlte alſo das Bewußtſein des Willens, der das Höhere ſucht; der Kraft, die kein Mißlingen lähmt; mir fehlte, zu meiner Schande muß ich es ſagen, der Glaube.

Erſchrecket nicht, Leute, vor mir, ſaget nicht: das ſei doch eine gräßliche Sache, wenn es ſogar Schulmeiſter gebe, die keinen Glauben hätten; da ſehe man doch deutlich, daß die Welt immer ſchlechter werde, und jener Oberrichter habe Recht, der behaupte: er wüßte nicht, warum man jetzt den Schulmeiſtern mehr Lohn geben ſolle; ehedem ſeien doch viel mehr Leute ſelig geworden. Ich hatte allerdings einen Glauben, und der wird akurat ſo gut geweſen ſein, als der Glaube der Meiſten unter euch. Ich glaubte an den Teufel und an die Hölle, an Gott und an den Himmel ſo gut als ihr, ja ich glaubte ſogar auch an Geſpenſter und an Hexen. Ich half bedenklich den Kopf ſchütteln, wenn Einer behaupten wollte, es laufen keine Ungeheuer mit dem Kopf unter dem Arme herum, ꝛc. Ich wollte ſelig werden und nicht verdammt ſein, und ich glaubte ſo gut als ihr: wenn ich mich nur auf Chriſtus verlaſſe, ſo werde der mich ſchon ſelig machen.

Aber dieſer Glaube half mir gerade ſoviel, als Einem eine Brille hilft in ſtockfinſterer Nacht. Er machte mich im Glück nicht demüthig, im Unglück nicht geduldig, er zeigte mir meine Fehler nicht, er zeigte mir Gott nicht, er gab mir nicht Liebe, löſchte nicht Haß, brachte nicht Frieden, brachte nicht Muth. Mein Glaube war mir nichts anders als ein Hausſchlüſſel, den man, wenn man des Morgens früh ausgeht, in die Taſche ſteckt, damit man des Abends wieder ins Haus hineinkömmt und nicht draußen zähneklappern müſſe. Den ganzen Tag bekümmert man ſich um ihn nicht, er nützt nichts, ja er iſt läſtig, man ſteckt ihn von einer Taſche in die andere, nur verlieren darf man ihn ja nicht — wie ſollte man ſonſt ins Haus hinein? Dieſer Glaube knüpfte mein Leben nicht an Gott, mein Arbeiten war nicht ein Schaffen mit Gott; er machte mich nicht zu einem Gliede des großen Bundes, der in ſich und außer ſich den Willen Gottes auszuführen hat, der hier beginnt und dort das hier Begonnene wieder aufnimmt und weiter ausführt. Nicht zu

einem erleuchteten Gliede dieſes Bundes machte er mich, de
dieſe Aufgabe als das wahre Leben betrachtet, und al
Schickungen und Zuſtände dieſer Erde bald als Gelegenhe
ten zur Arbeit, bald als Prüfungen der Kraft des Arbe
tenden, bald als Warnungszeichen daß man auf falſchem Weg
ſich befinde. Ich ſah nicht ein, daß der wahre Lohn de
Arbeit nur in der Erhöhung der Kraft, in dem kräftiger
Mitwirken, in dem engern Anſchließen an Gott beſtehe; da
das, was die Erde giebt, was die Menſchen als Lohn be
trachten, wieder nichts ſei als bald Aufmunterungsmitte
für unſere Schwäche, bald wieder Prüfung unſeres Sinnes
ob er auf Gott oder auf ſich ſelbſten geſtellt ſei. Chriſtu
war mir nicht das Haupt dieſes Bundes, nicht der Stam
der Glieder, nicht die eigentliche Himmelsleiter, an der wi
hinan ſteigen ſollen zu ſittlicher Freiheit, zu geiſtiger Schö
heit, zu himmliſcher Liebe — zu Gott; er war mir nur da
geſchlachtete Opferlamm, deſſen Blut mich rein waſcht vo
allen Sünden, ſobald ich für wahr annehme, daß er wirk
lich geſtorben und ſein Blut auch für mich vergoſſen ſei.

Und wenn man mich mit dem Glauben hätte tröſte
wollen, wie jene alte Wirthin zu H., als ſie eine ſiemäßig
Flaſche mit Kirſchenwaſſer fallen ließ, und ſich die Haare
ausraufte und Himmel und Hölle anklagte, und man ihr vo
irdiſchen Grümpel ſagte und vom Glauben, ſo hätte i
vielleicht auch geantwortet wie ſie: ich ſch... d'r uf di d...
Glaube!

Ich war zu vergleichen einer Eintagsfliege, die im Zeit
raume ihres Tageslebens flattern, genießen will Alles, wa
ſie genießen kann; denn nach dieſem Tage iſt keiner mehr fü
ſie, und nach einer luſtigen Stunde erhebt ſich ein Sturm
wind, ein Platzregen ſtürzt herab. Von ihren Blumen fäll
die arme Fliege hinab ins naſſe Gras mit gelähmten Flü
geln, in unerreichbare Ferne ſind die Blumen entrückt, un
mit Weh und Angſt zappelt ſie in naſſem Graſe ihrem End

entgegen; aufſchwingen kann ſie ſich nicht mehr, und Niemand iſt da, der ſie aufhebt und wieder auf eine Blume ſetzt.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Wie mir wieder Troſt kömmt ins ermattete Herz, fernere Prüfungen zu ertragen.

Wenn ich dann ſo recht elend und zerknickt mein Tagewerk durchgemacht hatte, nicht mehr weben, nicht leſen mochte — ſo ſaß ich auf dem Ofentritt mutterſeel alleine, und kaute trübſelig an trübſeligen Gedanken. Da war es mir eines Abends beſonders unheimelig. Der Wind ſchüttelte das Haus, daß alle Wände krachten, an die Fenſter ſchlugen Schnee und Kieſel und auf dem Tiſche flackerte unruhig die Lampe. Denn der Wind, durch die Fenſter zwar gebrochen und aufgehalten, drang doch durch die lockern morſchen Fenſter und ein kaltes Wehen ſtrich durch die Stube. Es war wie kalter Geiſterhauch, der mir fröſtelnd den Rücken durchlief, und das Girren und Klopfen der Wände tönte wie Seufzer unſeliger wiedererſtandener Todten, die durch ihre Sünden an die Erde gebannt nicht Ruhe finden können im Grabe. Es wurde mir immer bänger in der öden Stube. In der Schulſtube, die auf die Straße gieng, von wo aus man in andern Häuſern die Lichter ſehen konnte, hoffte ich des Schauers los zu werden, und mit innerm Beben durch die dunkle Küche ſchreitend flüchtete ich mich dorthin. Aber vom Regen war ich in die Traufe gekommen. Mein Lämpchen erhellte nur den kleinſten Theil des Raumes, und im dunkeln Hintergrunde ſchien es ſich nun zu regen, und bald in dieſer Ecke bald in jener Geſtalten aufzutauchen, zu ſchlirpen und zu ſtöhnen. Ich war bei der Thüre eingetreten, wo meine Orgel ſtand, und dort ſtehen geblieben, weil ich nicht weiter durfte. Die Orgelthüre ſtand zufällig offen und zufällig, wenn nämlich etwas zufällig iſt, legte ich meine Hand auf die Taſten.

Ein Ton voll und tief rauſchte auf aus der Orgel Bruſt, welcher der Menſch Leben und Athem giebt. Wohl ſchrack ich im erſten Augenblicke zuſammen und glaubte, die Orgel vergeſſend, ein Geiſt erhebe ſeine Stimme; aber der gleiche Ton löſte alſobald den Schrecken wieder und klang wie Freundes-Stimme in meine Seele hinein. Unwillkührlich ſetzte ich mich zu dieſem Freunde hin und lockte ſeine Stimme ins Leben. Da ſchwand das Beben aus meinen Gliedern, die Geſtalten ſchwanden, das Pfeifen und Girren verlor den geheimnißvollen Schauer, und allmählich kam über meine Seele eine wunderbare Beruhigung. Ich konnte nicht phantaſiren. Es kam mir ſo wenig in den Sinn, daß man aus der Seele etwas ſpielen könne, als es Andern einfällt, daß man aus dem Herzen beten könne. Hat man kein Buch bei der Hand, ſo hält man ſich wenigſtens an die auswendig gelernten Worte oder Töne. Aber das Herz läßt ſich ſeine Rechte nicht nehmen, und ohne daß es der Betende oder Spielende weiß, legt er es hinein in die Worte und Töne, und ſaugt aus ihnen Troſt, Frieden, Kraft. Der feierliche 104. Pſalm war es, der in meine Seele drang, der auch den Bann des Herzens löſte, das dumpfe Brüten über meinem Elend verwandelte in ſtille Ergebung und in mir die Keime des Glaubens weckte: daß denn doch nicht alles verloren, daß ich nicht ganz verworfen ſei; — der eine Ahnung mir dämmern ließ, daß ich von meinem Falle mich erheben und ein Anderer werden könne, daß Vieles eitel ſei aber doch nicht Alles. Nichts von dieſem kam mir zum Bewußtſein, und trat deutlich hervor. Es wogte in mir bunt durcheinander, wie im Anfang es geweſen ſein muß, als der Geiſt über dem finſtern Chaos ſchwebte, als Gott ſprach: Es Werde, als das Schaffen begann, aber noch nichts geſchaffen, vollendet, vom Lichte der Sonne erleuchtet, da ſtand.

Ich fühlte nur, daß mir unendlich wohl ward, daß mein Herz erleichtert, meine Seele freier geworden. Und als ich zu ſpielen aufhörte, empfand ich eine gewiſſe Ruhe, eine Kraft, dem folgenden Tage entgegen zu gehen, die ich bisher nicht gekannt hatte. Ohne Seufzen konnte ich mich niederlegen, konnte mich am folgenden Tag der Sonne wieder freuen, die nach wilder Sturmesnacht in goldenem Glanze ihr herrlich Antlitz erhob und freundliche Blicke in mein Stübchen ſandte.

Von da an blieb die Orgel mein tröſtender Freund.

In meinen äußern Umgebungen änderte ſich nichts. Die Leute blieben ſich gleich, meine Stellung zu den Kindern, mein Wirken in der Schule beſſerte ſich nicht. Aber ich ward davon nicht mehr erdrückt, ſondern ich trug es als eine Buße. Ich weiß nicht, ob Alle dieſen Unterſchied verſtehen. Aber denkt euch nur den Unterſchied in der Lage eines Menſchen, wenn er unter einer Bürde ſtöhnend am Boden liegt, oder wenn er die gleiche Bürde auf der Achſel trägt.

Es warteten mir noch heiße Tage, ſtrenge Prüfungen für den ſich ermannenden Menſchen.

Der heißeſte war der Examentag. Er machte mir ſchon lange angſt und bang. Freilich beſchleicht dieſes Gefühl auch den beſten Lehrer im Gefühl des Gegenſatzes zwiſchen ſeinem Wollen und Vollbringen. Dieſem iſt dann um ſo größere Freude bereitet, wenn er dankbare Anerkennung ſeines Vollbringens findet, wenn ihm deutlich wird, daß ſeine Bangigkeit nur die ſchöne Quelle in der Beſcheidenheit und dem Streben nach einem hohen Ziele habe; wenn er dadurch das beſte Zeugniß erhält, daß er kein Augendiener ſondern ein Diener des Herrn ſei, deſſen Dienſt auf Erden freilich Keiner vollkommen erfüllt.

Freilich giebt es auch Bürſchchen, die dieſe Bangigkeit nicht empfinden, die glauben mit ihren Leiſtungen die ganze Welt in Erſtaunen zu ſetzen, indem ſo was noch nie erhört worden; Bürſchchen, die zu dem Ende ganze Wochen vorher die Kinder zu einem ſchändlichen Augendienſt vorbereiten, Antworten auswendig lernen laſſen ꝛc., und keine Ahnung haben, wie verächtlich der iſt, der nur ſeinen Ruhm ſucht und nicht den Nutzen der Kinder; keine Ahnung haben von der Schlechtigkeit des Lehrers, der ſeine Kinder zu Lug und Trug förmlich abrichtet. Solche Bürſchchen aber giebt es in Städten, auf dem Lande und ſogar auf den Höfen.

Nun hatte ich aber alle Urſache bange zu ſein. Es konnte mir nicht verborgen ſein, daß meine Kinder dieſen Winter eher zurückgekommen waren, als vorwärts; daß eine Zuchtloſigkeit in der Schule herrſche, die ſich am Examen nicht verbergen laſſe. Ich wußte, daß der Pfarrer und die Vorgeſetzten in feindſeliger Stimmung kommen und daher auch Alles mit böswilligen Augen betrachten würden. Wo man von vornen herein eingenommen iſt, ſcheint auch das Beſte ſchlecht und das Schlechte noch einmal ſo ſchlecht. Dieſen Kunſtgriff wußte auch eine gewiſſe Celebrität unſerer Tage vortrefflich anzuwenden, um alle die, welche nicht in ihre Poſaune ſtießen, niederzutreten dadurch, daß ſie in ihrer angemaßten Autorität mündlich und ſchriftlich alles verläumdete, was ihrer Oberherrlichkeit ſich nicht unterwerfen wollte, daß ſie Vorurtheile allenthalben zu erwecken wußte, ehe nur etwas ſich entfalten konnte. Und das alles that ſie im Namen der Bildung und Sittlichkeit, deren Verfechter ſie ſich nannte. Welche merkwürdige Begriffe von Sittlichkeit und Bildung dieſer Menſch nicht haben muß!

Wie ich gefürchtet hatte, ſo geſchah es auch.

Unwillige Geſichter und des Pfarrers Stimme, der alle Augenblicke, und zwar mit Recht, rief: Heyt ech doch ſtill, me verſtevt ja nüt, das iſch m'r e-n-Ornig — brachten mich außer Faſſung, ſo daß es noch ſchlechter gieng, als es hätte gehen können. Endlich war die Marter zu Ende, wenigſtens von den Kindern; denn als ſie entlaſſen waren, kam ich an den Tanz. Ich mußte bittere Vorwürfe hören über die Ungeſchicklichkeit der Kinder und ihren Ungehorſam. Beides legte man mir allein zur Laſt und ſagte mir: So gets, we d'r Schumeiſter ſi ſo ufführt.

Was mich am bitterſten berührte war, daß die, welche mich ſonſt gegen die Vorwürfe des Pfarrers aufwieſen, nun vollkommen einſtimmten; daß die, welche ihre Kinder gegen mich aufwieſen, ihnen ihre Komödie nicht nur duldeten, ſondern wahrſcheinlich auch eingaben, nun alle Schuld des mangelnden Reſpektes auf mich ſchoben. Das war die Strafe, daß ich den Aufweiſenden Gehör gab, und nicht den Zurechtweiſenden.

Nachdem ich wiederholte Salven von Vorwürfe ausgehalten hatte, brachte ich kaum die Bitte um ein Zeugniß hervor, um mich nach einer andern Schule umſehen zu können. Nun gieng das Elend wieder von vornen an.

Es wurden drei Meinungen vorgebracht, wie ich drauſſen an der Thüre hörte, nachdem ich nach manchem Stichwort hatte abtreten müſſen.

Die erſte Meinung gab der Eigennutz. Ein Bauer, dem ich noch ſchuldig war, wollte mir gar kein Zeugniß geben, bis ich den letzten Kreuzer bezahlt. Wäre ich einmal fort, ſo kriegte man nichts mehr. Ich mache es dann wie ein Anderer, der bei ſeinem Weggehen einen Gläubiger damit tröſtete: Häb nume Geduld, ih bi angere noh meh ſchuldi.

Eine zweite Meinung wollte mir ein recht gutes Zeugniß geben, damit ich nur fortkomme, ſonſt bleibe ich ihnen auf dem Halſe, und wenn ſie einen ſolchen Schulmeiſter länger behalten müßten, ſo würden ſie verbrüllet im ganzen Lande; man halte ihnen denſelben ja ſchon in allen Wirthshäuſern und an allen Märkten vor.

Nota bene. An dem Lärm waren ſie ſelbſt ſchuld; ſie hatten mir noch ein Lied gemacht und es allenthalben geſungen, das ſo anfieng:

Ueſe Schumeiſter hät ruch möge wybe,
Hät o Küh uf d'Weid möge trybe;
Jetz cha-n-er ken lad ſchrybe,
Er müß no ledig blybe.

Die beiden letzten Zeilen wurden bei jedem Verſe wiederholt, wie ich es oft genug hören mußte.

Eine dritte Meinung hielt es für ſehr gefährlich, mir ein gutes Zeugniß zu geben. Man hätte ſchon viele Beiſpiele, brachte ſie vor, daß Schulmeiſter Zeugniſſe gefordert hätten unter dem Vorwande wegzugehen, dann aber nicht weggegangen ſeien, ſondern dieſelben gegen die Gemeinde benutzt, wenn dieſe klagend aufgetreten wäre. Gegen ein ſolches Zeugniß könne man nichts mehr machen, ſondern ſei gefangen. Auch glaube man gar nicht, daß ich fortbegehre, einen ſolchen Pfoſten, wie der ſei, erhalte ich doch nicht mehr. Am beſten wäre es, mir ein Zeugniß zu geben präzis wie ich es verdient hätte, und das Garn-Bäbi ſollte auch darein; aber dann komme ich nicht fort. Darum ſolle man mir eins geben, das mir nicht ſchade und ihnen auch nicht, ſo eins, aus dem man machen könne was man wolle. Sehe man dann, daß ich nicht fort wolle oder keinen Platz erhalte, ſo könne man noch immer klagen, wenn man wolle.

Dieſe Meinung behielt als die klügſte die Oberhand, und ich erhielt folgendes Zeugniß: Daß Peter Käſer vier Jahre auf der Schnabelweide Schulmeiſter geweſen ſei, daher man ihn allenthalben beſtens empfiehlt, und ihm zu ſeinem weitern Fortkommen Gottes Gnad und Segen wünſcht, bezeugen ꝛc.

Das Empfehlen erregte zuerſt einigen Anſtoß, allein derſelbe wurde durch die Erklärung gehoben: Es ſtehe ja nicht da, warum man mich empfehle, man empfehle ja viele Sachen, nur um ihnen loszukommen. Andere könnten damit machen und dabei denken was ſie wollten, und ich könnte daraus auch keinen Griff bekommen. Die Erklärung befriedigte, und ich erhielt unter zärtlichen Vorſtellungen, wie viel unverdiente Huld und Gnade man mir erweiſe, gedachtes Zeugniß.

Die Leute hätten nach dem ſtrengen Recht noch viel ärger mit mir umgehen, ich nichts dagegen haben können, aber daß ſie das, was ſie aus Selbſtſucht nur ihretwillen thaten, mir anrechneten als Gnade und Güte — das ärgerte mich. Ich dachte nicht daran, daß die Menſchen überhaupt gewohnt ſind all ihrem Thun ſolche Mäntelchen umzuhängen und das verächtlichſte Treiben aufzuputzen, daß es von weitem wie ein ſchönes ausſieht.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Wie nach dem Troß ich auch zu einer Schule komme.

Friſch athmete ich auch, als ſie endlich aus dem Hauſe waren; hatte ich doch den Paß in der Taſche.

Ich las nun wieder fleißig das Wochenblatt, zu ſehen, ob nicht etwa eine Schule in der gehörigen Entfernung ausgeſchrieben ſei. So weit meine Geſchichte bekannt war und ſo weit man mein Lied ſang, wollte ich mich nicht an einem Examen blicken laſſen; ich wollte nicht den alten Ruf mitbringen, ſondern mir einen neuen machen. Glücklicherweiſe war es damals im Canton Bern, als noch kein Volksfreund und keine Allgemeine alles ausplauderten, ſehr kommod. Da wußte man drei Stunden von einander nichts, als höchſtens dunkle Gerüchte, wie wenn ſie aus dem Schnaraffenland kämen. Sechs Stunden Entfernung bildeten eine den Meiſten unüberſteigbare Kluft. Der Emmenthaler ſprach vom Aargau (der Gegend von Kirchberg bis ins Morgenthal) wie von böhmiſchen Dörfern; der Aargauer ſchüttelte ſich, wenn man ihm vom Guggisberg ſprach; dem Seeländer war Lappland nicht fremder als das Oberland. Wo die guten Leute zu Laupen ſeien, wußte man im halben Lande nicht. Und als die Bisthümer zu uns kamen, meinten ſie der ganze alte Canton liege um Burdlef ume. Wenn ein Oberländer ins Emmenthal kam, ſo ſah ihm Alles mit g'wundrigen Augen nach, ob er nicht einen Gletſcher auf dem Rücken habe; und die guten Emmenthaler redeten noch einmal weniger, aus Furcht, ſie möchten ſich vor dem pfiffigen Kunden verſchnepfen. Und wenn ein Emmenthaler ins Oberland kam, ſo war es eine wichtige Geſchichte; weit und breit machte man ſich Bericht, es ſei vielleicht ein guter Schick zu machen, es ſei ein Emmenthaler da. Dem Guggisberger liefen im Seeland die Kinder nach; fragten: Aetti, ſy Guggisberger o Mönſche? Und wenn der Aetti ihnen ſagte: Ja! ſo konnten ſie das faſt nicht glauben, ſondern entgegneten: aber ſi hey ja keine Hemliskräge!

In Ländern, wo die Gränzen ausgedehnter ſind, macht man ſich keinen Begriff davon, was bei uns 6 Stunden bedeuten; ich glaube aber auch nicht, daß in andern Cantonen die gleiche Entfernung alſo trennte.

Ob das zufällig ſich gab, ob abſichtlich, will ich nicht entſcheiden. Auf alle Fälle hatte es ſein Gutes, nicht für die welche man die Leute nennt, ſondern für die welche ſich nicht zu den Leuten zählen; für die, von denen der Vater dem Kinde, wenn es gefragt hätte: Vater, ſy das o Mönſche? den Beſcheid würde gegeben haben: B'hüt is Gott, King, häb Reſpekt, nei das ſy nit Mönſche, das ſy luter Landvögt, Rathsherre oder gar Junker.

In große Verlegenheit brachte mich faſt jede ausgeſchriebene Schule einer entfernten Ortſchaft, weil ich nicht wußte wo ſie lag, nicht wußte, ſollte ich das Land auf oder ab, um zu ihr zu kommen? Fragen that ich ungern, und wenn ich ſchon fragte, ſo wußte man es auf der Schnabelweide auch nicht und zum Pfarrer durfte ich nicht. So mußte ich manches Examen vorbeiſtreichen laſſen, das ich ſonſt beſucht hätte. Endlich fand ich die Schule von Gnziwol oder Gutiwol (man ſprach es beid

Weg aus, ausgeſchrieben. Da wußte ich wohin ich mußte, denn von dorther hatte ich, als ich bei dem Bauer Stör-Schulmeiſter war, eine große ſchöne Kuh, welche dort beſonders wohl gerathen, holen müſſen. Ich machte mich alſo auf, und traf daſelbſt zeitlich genug ein, um die Gelegenheit in Augenſchein nehmen zu können.

Das Dorf lag im Herz des ackerbautreibenden Cantonstheils. Mächtige Felder umkränzt von Buch- und Eichwäldern umgaben daſſelbe. Der Klee ſchien da zu Hauſe zu ſein, und die Kartoffeläcker waren wie Allmenden. Die Häuſer, groß und gewaltig, waren mit Stroh gedeckt, und vor denſelben ſtunden mächtig und prächtig Miſthaufen, fein gezüpft und glatt getätſchelt, wie man ſie in keinem andern Lande findet. Die einen waren bereits angeſtochen und die ſchwarzen Seiten glänzten ſchwarz und ſaftig, faſt appetitlich. Das Schulhaus war das ſchlechteſte Haus im ganzen Dorfe. Allenthalben ſahen am Dache die Bänder hervor und ganze Züpfen Stroh hiengen herunter. Der mit Lehm gepflaſterte Schopf war voll Löcher, der Gartenzaun eingefallen und die Fenſter rund, blind und mit Papier geflickt.

Das Land, welches zur Schule gehörte, beſtund in zwei Stücken, von denen das eine auf dem moraſtigen Theil der Allmend lag, das andere die ſchattigſte Rütti war.

Es fanden ſich vier Bewerber nach und nach ein, und endlich auch der Pfarrer und der Schulcommiſſär. Von den Vorgeſetzten ließ ſich keiner blicken.

Die Herren unterſuchten unſere Zeugniſſe, frägelten uns aus, warum wir weiter giengen. Da hätte ich mich beinahe verdächtig gemacht, indem ich als Grund angab: die Leute ſeien mir neue nicht anſtändig. Der Pfarrer antwortete trocken: Das höre er nicht gerne; es frage ſich, ob es nicht vielleicht umkehrt richtiger ſei, daß ich den Leute neue nicht anſtändig wäre: wer am meiſten über Andere zu klagen habe, über den ſei gewöhnlich am meiſten zu klagen.

Als immer noch Niemand ſich blicken ließ, wurden die Herren ungeduldig und ſchickten Boten aus, den ſäumigen Ammann, Gerichtſäß und Chorrichter zuſammen zu treiben; zuſammen brachten ſie dieſelben aber nicht. Es gieng faſt wie im Evangelium. Der Ammann war in die Schmiede gefahren; er hätte das Examen ganz vergeſſen und müßte kommen, ſobald er beim ſei — ließ die Frau Ammannin ſagen. Der Gerichtſäß ließ melden, er könne wäger nicht kommen durch den Morgen, er müſſe Miſt führen; wenn es Nachmittag noch Zeit ſei, ſo werde er es zwänge z'cho. Der Chorrichter ließ freundlich guten Tag wünſchen und vermelden: er wolle es den Herren vertrauen, er müſſe am Vormittag Pflug halten und Nachmittag ſäen.

Der Schulcommiſſär begann recht erbaulich mit einem Gebet und einem merkwürdigen Geſicht. Seine Haare waren ſtrub, dick aber bereits weiß, ſein Geſicht fieng an überzugehen ins braunrothe. Er that den Mund auf und zeigte dem lieben Gott die Zähne auf eine Weiſe, daß man hätte glauben ſollen, er wolle mit ihm Streit anfangen; zugleich ſchnellte er ihm Worte in einem gebrochenen Norddeutſch zu, daß es knatterte wie Rottenfeuer, knarrte wie Steine in einer Kaffemühle, knallte wie Steineſprengen. Das alles aber milderte er durch einen ſanften, zärtlichen Augenſchlag, der zu dem übrigen Geſicht und den Worten gar wunderlich ſtand. Ich muß bekennen, wenn er während dem Examen den Mund aufriß und Gebehrden machte, wie ein Wolf der in Menſchenfleiſch beißen will, ſo wußte ich nicht recht ſollte ich lachen oder mich fürchten. Zuweilen auch ſpitzte er ſüß und hold den Mund und zog ihn dann wie einen Tabakſeckel zum freundlichſten Lächeln wieder von einander. Uebrigens war er gar nicht böſe und ſein Examen auch nicht.

Einen andern Bewerber nahm er ſchärfer aufs Korn und verſchaffte uns dadurch mehrere Gelegenheiten zum Lachen. Es war ein ältlicher Mann mit kupfernem Geſicht, der, glaube ich, noch nie Schule gehalten hatte, aber auf den Einfall gerathen war, er könne ſich mit Schulhalten einen artigen Nebenverdienſt machen. Derſelbe war im höchſten Grade unwiſſend, ja er konnte nicht einmal leſen. Das merkte der Schulcommiſſär bald und ſtellte ihn zur Rede, wie er doch daran denken könne Schulmeiſter zu werden, da er ja nicht leſen könne! Ho! das macht m'r kei Chummer, antwortete der unerſchrockene Mann, das will ih de vo de Kinge bal g'lehrt ha. Ob er es lernte, weiß ich nicht, aber Schulmeiſter wurde er ſpäter. Im Verlauf des Examens kam der Ammann, eine mächtige Perſon mit einem doppelten Kinn und ſtattlichem Bauche. Endlich erſchien auch der Gerichtsſäß, etwas ſchmächtiger als der andere, aber immer noch ſeine zwei Zentner ſchwer.

Als man uns nichts mehr zu fragen wußte, ließ man uns ſingen und dann abtreten, um ungehört den Vorſchlag an den Kirchenrath machen zu können. Glücklicherweiſe blieb das Fenſter offen, die Verhandlungen uns alſo kein Geheimniß.

Der Herr Schulcommiſſär berichtete über den Lauf des Examens, ſagte, er habe eigentlich das Recht, den doppelten Vorſchlag zu machen; allein er habe es im Brauch, die betreffenden Vorgeſetzten der Schule auch um ihre Meinung zu fragen. Es gebe manchmal Verhältniſſe, die ihm nicht bekannt ſeien, oder unter den Bewerbern ſei ein Burger, den man, wie auch billig, berückſichtigt wünſche.

Der Herr Pfarrer, zuerſt befragt, bedauerte, daß die Auswahl nicht größer ſei, aber das Auskommen locke nicht viele an, und das Haus ſehe ſo übel aus, daß ſchon deswegen viele nicht kämen. Ihm gefalle der Käſer nicht übel, er ſinge ſchön, aber man wiſſe wohl wenig über ihn, es könnte da nicht alles lauter ſein, doch wolle er dem Herrn Schulcommiſſär nicht vorgreifen.

Der Ammann äußerte ſich faſt wie jener Landvogt, der gefragt: ob ſein neuer Pfarrer ihm jetzt anſtändiger ſei als der geſtorbene, antwortete: Es iſt ei D . . . wie der andere. Er ſagte: Es ſei ihm Einer wie der Andere, er wolle die Herren machen laſſen. Es werde da kein großer Unterſchied ſein, ein Schulmeiſter ſei halt ein Schulmeiſter. Burger hätten ſie nie einen gehabt, der Schulmeiſter geworden wäre, ſie hätten alle noch etwas Beſſeres anzufangen gewußt, als Schulmeiſter zu werden.

Ja ſie hätten nicht einmal Burger, die Polizeier und Nauſer werden wollten; ſie müßten Hinterſäßen dazu nehmen, und das ſeien doch gute Pöſten.

Der Gerichtſäß ſtichelte: Sie hätten noch Niemand gezwungen bei ihnen Schulmeiſter zu werden; wem Lohn und Haus nicht recht ſeien, der könne wegbleiben, aber es hätten ſich noch immer welche gefunden, die froh geweſen ſeien darüber. Sie hätten noch andere Sachen zu machen, als das Haus decken zu laſſen, und erſoffen ſei noch Niemand darin; und wenn ſie Jedem geben wollten, was er gerne hätte, ſo könnten ſie bald ihre Sache mit dem Rücken anſehen. Ihm ſei auch Einer wie der Andere, nur begehre er keinen mit einer Trupp Kinder, die das ganze Jahr hungrig einem immer vor der Thüre und ſonſt in allem inne ſeien. Uebrigens wolle er nichts geſagt haben, ſondern die Herren machen laſſen.

Der Schulcommiſſär meinte: Es nehme ihn Wunder, daß noch ſo viele das Examen gemacht hätten. 25 Kronen Lohn ſei nicht viel, das Land da, wo Haſen und Füchſe einander gut Nacht ſagen, und beſonders das Haus gar abſchreckend, und der Stall ſo ſchlecht, daß dem letzten Schulmeiſter in den kalten Wintern ſeine Geißen immer erfroren ſeien, ſo daß derſelbe ſie endlich in ſeine Stube habe nehmen müſſen. Er wolle ſie daher ermahnt haben, Verbeſſerungen vorzunehmen. Der Gerichtsſäß aber entgegnete: Das gang Niemere nüt ah, ſi lavene nit biſchle, wer nüt dara gäb heig o nüt d'rzu z'ſäge. Ihr Schumeiſter heig lang gnue Lohn, er chönne ring a Scherm u Schatte verdiene u chönn i d'r Stube ſy, we ſi müſſe am Wetter blybe. D'r Schumeiſter chönn imme alte Hus d'King ſo gut lehre als imme neue; er heig no nie g'hört, daß d'King imme Herrehus g'ſchichter worden ſyge. Es chömm de nadiſch uſe Schumeiſter ah und de 'sMeiſte, daß me o daheim mit 'ne lehri. We ſi dert nüt lehrti, ſu treyti z'Schul o nit viel ab.

Der Herr Schulcommiſſär ließ das Thema fallen und machte den Wahlvorſchlag, auf welchem ich der Erſte war. Mit dieſen Vorſchlägen wurde ein bedeutend Geheimniß getrieben, aber dennoch wurde es Einem meiſt auf eine feine Art, daß man darüber ſtolpern mußte, zu merken gegeben, wenn man der Erſte in der Wahl war.

An manchen Orten waren es die Vorgeſetzten, die ſich zutäppiſch machten, einen allerhand fragten, allfälliges Zügeln anerboten und auf gute Bekanntſchaft Geſundheit mit Einem machten. Hier würdigten die Vorgeſetzten Einen kaum eines Blickes. Die ſpeckigen, markigen Hände in den Gilettaſchen, ſahen ſie gar trotziglich drein, und maßen Einen, wenn man vor ihnen ſtand, von oben bis unten mit Blicken, die Landvögten Ehre gemacht hätten. Blicke von oben herab ſuchen und ſagen gar viel. Sie ſuchen die gehörige De- und Wehmuth, ſie ſuchen Stoff zum Aergerniß, Stoff zum Urtheil, ob ſie dem armen Wicht gnädiglich den H . . . . zu küſſen oder den Schuh in den H . . . . zu geben hätten. Sie ſagen: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie dieſe Creatur, und Kerl habe Reſpekt, ſonſt gnade dir Gott!

Der Pfarrer wars, der mir freundliche Winke gab, daß ich mich an die Vorgeſetzten machen und bei ihnen anboſchen ſolle, daß ſie mich abholten, es ſpare mir immer ſo viel.

In der Freude meines Herzens wagte ich mich zu ihnen heran mit der Frage: Ob ſie mich wohl abholen würden, wenn ich ihr Schulmeiſter werden ſollte? Der Ammann gab mir die Antwort, welche in den heutigen Tagen ein heutiger Maulheld ebenfalls einem Schulmeiſter gab. Dieſer Schulmeiſter fand nämlich im Schulhauſe den Mauſer eingeniſtet; dieſer wollte nicht Platz machen. Da gieng er zum Faktotum der Gemeinde, der im großen Rath gegen Ariſtokraten und Pfarrer und für Volksaufklärung thut und brüllt akurat wie ein Wütherich, und klagte ſeine Noth, und dieſer Volksfreund und Faktotum gab ihm zur Antwort: Das gehe ihn nichts an, er ſchicke keine Kinder in die Schule! So antwortete mir der Ammann und wies mich an den Gerichtsäß. Dieſer ſagte: Er könne mir nichts verheißen, zuerſt müſſe der Miſt geführt und z'Ackerg'fahren ſein, dann werde man g'meinwerken müſſen; man ſei immer nur plaget. Aber das preſſirt eigentlich nicht. Ich ſolle warten bis ich gewählt ſei; dann ſolle ich wiederkommen, man könne dann noch immer luegen, wie es einem ſich ſchicke.

Mit dieſem trocknen Beſcheid trabte ich noch ſelben Abend heim, denn Niemand bot mir ein Nachtlager an, und Geld verthun wollte ich nicht. Ich hatte nun eine Schule und entrann dem feurigen Ofen, in dem ich die letzte Zeit durch geröſtet und gebraten wurde. Aber doch war mir ſeltſam im Gemüthe, ſo recht freuen konnte ich mich nicht. Der Gedanke wegzugehen that mir wohl, aber um mich recht zu freuen, hätte mir meine neue Stelle neue Hoffnung in die Seele gießen, mir vorſpiegeln müſſen, was ich dort ſein, was ich gewinnen würde ꝛc. Das fehlte. Ich fühlte wohl, daß ich dort gar klein ſein und von allen, die einen Kreuzer mehr beſaßen als ich, würde verachtet werden. Daß man dort den Schulmeiſter betrachte ärger als einen Bettler, da man dem Bettler doch geben könne was man wolle, dem Schulmeiſter aber ein Beſtimmtes geben müſſe.

So richteten mich keine frohen Ausſichten zu fröhlichen Hoffnungen auf; daher wollte die Freude nicht kommen und immer trübere Schatten warfen ſich auf meinen Lebensweg. Der Abend war in Nacht übergegangen. Am lautern Himmel glühten die Sterne in ihrem ſtillen Licht; ſie ſprühten nicht Funken, ſie flackerten nicht hoch auf, aber dafür erloſchen ſie auch nicht. Mochte die Erde auch ganze Wolkenmeere gegen ſie aufſenden, nur verhüllen konnten ſie dieſelben auf Augenblicke, aber die Wolkenmeere zerſtoben wieder, die Sterne glühten fort. Gar klein und beſcheiden glühen ſie am klaren Himmel; jeder Kabiskopf auf der dunkeln Erde ſcheint größer als ſie; aber groß ſind ſie vor dem Allmächtigen, und wenn einſt der Menſch ihre Pracht erkennen wird, ſo wird er ſtaunend rufen: O Herr, wie ſind deine Werke ſo groß, wie herrlich haſt du ſie alle geordnet! Sie haben zwar keine Worte, und doch dringet ihre Stimme in die Herzen der Menſchen, ihnen oft unbewußt. So kam allmählig, wie die Nacht dunkler wurde und die Sterne immer heiterer ſtrahlten, ſtatt der Freude eine unausſprechbare Ruhe oder Ergebung über mich. Ich verzichtete auf Ehre und Gewinn ohne Schmerz; ich wollte in der Stille meine Pflicht thun, wollte mich begnügen damit, den Unverſtand und den Hochmuth nicht übel nehmen; ich verzichtete auf Dankbarkeit und vergab im voraus Kränkungen, wollte neben meiner Schule für mich ſein und in ſtiller Arbeit mein Leben zubringen.

Höher hoben ſich meine Gedanken nicht, und wehmüthige Blicke auf die geſchwundenen Träume flogen noch immer wie leichte Wölklein über den ſich aufklärenden Himmel meiner Seele. Aber mit dem beſtimmten Wollen, mit der erhaltenen Faſſung kehrte auch der Muth wieder. Der Kopf hob ſich, die Beine traten feſter auf, ich ließ mich nicht mehr vom Schickſal ſchleppen, ſondern ich trat ihm entgegen, nicht mit ſtreitfertigem Gemüthe zwar, ſondern mit ergebenem. Dieſer Zuſtand kam zwar plötzlich über mich, aber er war ſchon lange vorbereitet in mir, und trat jezt durch die beſtimmte Lage, in die ich kam, beſtimmt hervor. Wäre ich an eine andere Schule gekommen, hätte man wieder viel aus mir gemacht, mich auf den Händen getragen, mit ſchmeichelnder Rede mich begrüßt, über den Vorfahr geſchimpft und mich dagegen erhoben — da wäre wohl der alte Adam wieder hervorgebrochen. Erwartungen hätten meine Seele umtanzt, meine Schwäche hätte ich vergeſſen, die Schuld nur auf die Andern geſchoben, hätte Alles für baar Geld genommen und die neuen Leute für unendlich beſſer gehalten als die alten. Und das Ende vom Liede wäre ein neues Elend geweſen, dem alten gleich.

Ein am Leibe kranker Menſch muß allerdings durch Mittel ſich heilen. Eine innere Krankheit durch innere Mittel, eine äuſſere durch innere und äuſſere. Aber habe man auch eine Krankheit und entferne ſie, ſo hinterläßt ſie doch eine Schwäche, eine große Empfänglichkeit die Krankheit wieder aufzunehmen. Mit der größten Sorgfalt hütet man daher den Geneſenden vor den die Krankheit erzeugenden Urſachen, damit er nicht Rückfälle erleide, die weit gefährlicher ſind als die Anfälle.

Das verſtehen nun die Menſchen geiſtig nicht oder ſelten, darum iſt ſo Vieler Leben ein immer tieferes Fallen bei ohnmächtigen Verſuchen ſich zu erheben. Das verſteht Gott, aber die Menſchen verſtehen ihn nicht. Er iſt der beſte Krankenwärter, er kennt die Schwächen, und hütet und bewahrt vor der Krankheit erzeugenden Urſachen, ſchaffet Lagen, in welchen die Schwäche erſtarken kann, bis ſie die Rückfälle abzuweiſen vermag. Gar Mancher jammert und ſchreit über ſeine Lage, richtet ſeine verlangenden Blicke nach einer andern, ſchimpft mörderlich, daß ſie ihm unzugänglich ſei, aber Gott hält ihn feſt; in der gewünſchten Lage würde er untergehen, in der ſo ſchwer auf ihm liegenden erſtarket er. Am Ende ſeines Lebens, wenn die Wege Gottes ihm deutlicher werden, danket er Gott inbrünſtig, daß Gott nicht nach des Verblendeten Willen gethan.

So war auch Gott mein treuer Krankenwärter, ohne daß ich die Hand, die mich wartete, recht erkannte.

Er rieb mir, durch Noth und Schande, den wüſten Auſſatz weg; er reinigte das unſaubere Blut durch Zerknirſchung und Erkenntniß; er ſtärkte die ermattete Seele durch Ergebung, aber er hütete auch den Geneſenden vor Lockungen und Verſuchungen — dadurch, daß er ihn wohl aus dem Fegfeuer nahm, aber in keinen ſcheinbaren Himmel ihn verſetzte.

……

Dreissigstes Kapitel.

Was ein Brief für Wirkung thut.

Nun hatte ich meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.

Durch großen Fleiß und Sparſamkeit ward ich in Stand geſetzt, meine laufenden Schulden alle zu bezahlen, ſogar das Bett faſt ganz. Aber die Orgel, mein Freund und Tröſter, konnte ich nicht bezahlen und doch nicht von ihr laſſen. Ich mußte nun mit den Leuten mich abzufinden ſuchen, daß ſie mich ziehen ließen, ohne Beſchlag auf meine Sachen zu legen. Die Krämerin war nun eine ganz andere als damals, wo ſie mir das Bett aufgeſchwatzt hatte. Grob war ſie auch jetzt nicht, ſie bedauerte nur die böſen Zeiten und die vielen Verlüſte, die ſie machen müßten, ſo daß ſie nicht vermöchten auf das Geld zu warten, und nicht Urſache hätten, den Leuten viel zu trauen. Wenn man einmal aus einander ſei, ſo wiſſe man nicht was es geben könne. Es ſei daher beſſer, man mache früher mit einander fertig. Nach vielen Umſtänden und vielen Bedenklichkeiten ließ ſie ſich dazu verſtehen, daß ich es mit

Weben abverdienen könnte. Sie ſah, daß ich nicht der Menſch dazu ſei mit einem Bündel Garn mich davon zu machen. Ich lieferte auch das Tuch zur gehörigen Zeit und am gehörigen Orte ab, allein den Weberlohn, der mir noch herausgehörte, ſah ich nie.

Mit der Orgel gieng es mir ſchlimmer. Der Schuldner begehrte die Orgel nicht zurück, denn das Orgelfieber war vorüber und Niemand hätte ſie ihm abgekauft. Er wußte auch, daß man mit einer Orgel Einem im Canton Bern nicht wohl entrinnen kann, aber er ſah wie gerne ich ſie behielt. Darum ſtellte er ſich gar geldnöthig, gar mißtreu, hatte Käufer dafür die Menge, ſie ſelbſt zu behalten Luſt ꝛc., und brachte mich ſo richtig dahin, wo er wollte, daß ich ihm nämlich Stündigungsgeld zahlen mußte. Das Stündigungsgeld iſt nicht Allen bekannt, obgleich Mancher dadurch reich, Mancher arm geworden. Es iſt ein Opfer, das man bringt neben Capital und Zins, damit man Einem eben mit Capital oder Zins noch länger warte. Manche wiſſen ihr Geld ſo zu vertheilen und die Termine ſo zu ſtellen, daß ſie ihre Opfer zwei- bis dreimal im Jahr ſchräpfen können. Auch wird unendlich viel Geld ſo gezogen, ohne daß der Gläubiger es weiß. Der ſeckelt es ein, der dem Gläubiger zu ſeinem Gelde verhelfen ſoll; der hält den Gläubiger mit allerlei Reden hin, während er dem Schuldner tüchtig zu Ader läßt. Man kann ſich leicht denken, wie wohl ſolche Aderläſſe dem thun, der ohnehin zu wenig Geld hat ſeine Schuldigkeiten abzutragen und ob ſie die Zahlung befördern. Allein ſie ſind ein kommodes Mittel, um zu zwei- und dreifachem Zins zu kommen, ohne als Wucherer angeklagt werden zu können; ein kommodes Mittel Sporteln zu vermehren und zu Geld zum Hudeln zu kommen. So ließ mir mein Käufer die Orgel auch, nachdem ich Hab und Gut verſchrieben, Zins ausgeſetzt und Stündigungsgeld bezahlt hatte. Wer mir aber noch ſchuldig war, der hatte alle mögliche Ausflüchte, und wenn ich meine Gläubiger an Schuldner weiſen wollte, ſo hatten auch die Gläubiger Ausflüchte und wollten nicht an die Schuldner kommen.

Als ich glaubte die Zeit rücke heran, wo in Gytiwyl der Miſt geführt ſein werde, dachte ich in meiner Einfalt: es ſei doch dumm, 6 Stunden weit zu laufen, um ein Fuhrwerk zu beſtellen und dann 6 Stunden wieder zurück; das werde am beſten mit einem Brief abzumachen ſein. Ich ſchrieb einen, beſtellte drei Roſſe, beſtimmte den Tag, und glaubte alles vortrefflich gemacht zu haben; ja ich hatte eine ordentliche Freude an mir ſelbſt über den unerwarteten Einfall, daß man 6 Stunden weit etwas mit einem Brief ſo gut verrichten könne, als mit eigener Perſon. Der Tag kam, aber keine Gytiwyler, und die ganze Woche zeigte ſich Niemand. Ich lief hinauf nach Gytiwyl, und ſah dort am frühen Morgen bei einem der erſten Häuſer den Gerichtſäß mit einem Pferd an der Hand am Brunnen ſtehen und tränken. So in der Haſt und ohne es böſe zu meinen, frug ich ihn: Ob ſie den Brief nicht erhalten und warum Niemand daraufhin gekommen ſei? Der Gerichtſäß antwortete: Sie ließen ſich nicht ſo mit einem Briefe befehlen: das wäre eine kommode Sache, wenn da ein Jeder nur zu befehlen brauche. Wenn ich etwas von ihnen wolle, ſo thue es mirs ſauft ſie dafür z'ha und ſelbſten zu kommen, das ſei anſtändig. Ein Schulmeiſter müſſe nicht meinen, daß er Meiſter ſein wolle im Dorfe, ſie ſeien auch noch da daheim. Damit führte er ſein Pferd, das die naſſe Naſe ſchon lange an ſeinem Ermel abgerieben hatte, in den Stall und ließ mich drauſſen ſtehen.

Ganz bedächtlich füllte er ſeinen Futterkübel aus dem Futterkaſten, netzte das Futter und ſchüttete es dann wohl gerührt in die Krippe, legte den Miſt zurecht und trat aus der Thüre. Dort redete ich ihn wieder ganz demüthiglich an: Ich ſei eben jetzt dafür da nur für ein Fuhrwerk zu bitten, und wegen des Briefes ſollte er nicht zürnen, ich hätte ſchier nicht Zeit gehabt und gedacht, ein Brief verſäume nichts, hingegen ich einen oder faſt zwei Tage. Er lüpfte die Hoſen und ſagte: er wolle ein Roß geben, ich ſolle nun zu denen und denen gehen, deren Häuſer er mir zeigte, wenn die auch fahren wollten, ſo ſei es ihm recht. Damit gieng er ins Haus hinein, ohne mich mitgehen zu heißen. Im zweiten Hauſe gieng es mir ähnlich. Als ich doppelte an der Hausthüre, ſah Jemand aus dem Läufterli, zog aber den Kopf ſchnell zurück. Wahrſcheinlich kannte mich der Kopf und drinnen hob eine Berathung an, was ich wohl wolle und ob man mich ſolle hineinkommen heißen oder nicht. Da wird die Frau geſagt haben: Ganz du uſe, Hans, z'Stube iſch no nüt g'wüſcht u m'r hei nume g'wärmts Krut u böſi Milch, u mi weiß no gar nit, was er für eine iſch, u drum bigehri i nüt, daß er d'Naſe i alles iche heig. Und d'r Ma wird geſagt haben: er wird wohl warte, i will emal zerſt näh bis i gnue ha. Und da that die Frau das Läufterli wieder auf, um erſtlich mich auch zu ſehen und zweitens mir zu ſagen: es chunt grad neuer. Und während Hans langſam mit der Gabel das Kraut und mit dem Löffel die Milch nahm und zuletzt noch ein Stücklein Brod als Deſſert, mußte er der neugierigen Frau Beſcheid geben, was das wohl ſei, daß ich da zu ihnen komme.

Endlich kam er heraus, gab mir den gleichen Beſcheid, wie der Frühere, und wies mich zu einem Dritten. Dort kam eine große mächtige Frau eben mit zwei Säumelchtern von den Ställen zurück, wo ſie ihre Morgensfreude genoſſen hatte an den luſtigen Faſel- und den g'ſchlachten Maſtſchweinen, die, wie die weiße Melchter bezeugte, ebenſoviel Nidle erhielten als Milch, auf alle Fälle beſſere Milch als die Leute ſelbſt auf dem Tiſche hatten. Ich will wetten, die reichen Basler Herren haben nicht ſo gutes Weißes in ihrem Kaffe, als circa 1000 Bernerſchweine von Martistag bis Faſtnacht in ihrem Troge haben. Die Frau war aufgeweckt, wahrſcheinlich hatte ſie mit ihren zuſammengeknüpften Strumpfhändern ihre Lieblinge gemeſſen und gefunden, daß ſie im letzten Monat wieder faſt um ein Viertel zugenommen.

Sie fragte reſolut: Was heſch welle? Nachdem ich mein Begehr vorgebracht, ſagte ſie: So biſch du d'r neu Schulmeiſter? Mone iſt nicht daheim, aber er hat geſagt, er werd wohl fahren müſſen. Nun begann ſie, immer ihre beiden Melchtern in beiden Händen, ein Examen über das Wie und Wann, wie keiner der Männer es ſich früher die Mühe genommen hatte, und wie ſie es auch kaum gethan hätte, wenn man noch am ſäen und nicht ſchon am Rüben heimmachen geweſen wäre, wo eine Bäuerin ſchon ruhig eine halbe Stunde ſchwatzen kann. Nach einem langen Examen ſtändligen, und nachdem ſie ausgemacht, daß ich einen zweiſpännigen Leiterwagen und ein einſpännig G'ſtellwägeli nöthig haben werde, fingen mir die Beine an ſperrig zu werden und mein Magen brummte ein ungeduldig Morgenlied. Ich frug endlich, wo wohl das Wirthshaus ſei? Ich komme weit her und habe heute noch nichts Warmes gehabt. He, dafür brauchſt du nicht ins Wirthshaus, ſagte ſie, wed nit ſchmäderfräßig biſch u wed eine z'Mul gönne maſch, ſo hen m'r de nett o Neuis. Du chaſch yche cho! Damit überſchritt ſie die hohe Schwelle und gieng durch den Seitengang in die Küche, wies mich in die Stube und ſagte, ſie werde bald nachkommen, ſie wolle mir nur Neuis wärme. Doch kam ſie auf der Stelle nach und zog das Brod aus der Tiſchdrucke und ſagte: Wed hungrig biſch, ſu nimm afe, es iſch nimme früſches, aber me hei nit d'r Zyt alli Tag z'bache. Bald brachte ſie mir warme Milch und gewärmte Erdäpfelbitzli, breitete das Tiſchtuch aus über den harthölzernen Tiſch, in deſſen Mitte eine Schiefertafel eingelaſſen war, welche das Hausbuch oder den Kalender vorſtellte, legte Löffel und Gabel zurecht und ſagte: Chum nimm, du muſch's nä, wi m'rs hei, du wirſch aber o nit geng öppis beſſers ha. Während ich aß, mußte ich eine Unzahl von Fragen beantworten, denn die Bäuerin wollte alles wiſſen. Wo ich daheim ſei und wie es dort gehe, wie es auf der Schnabelweide zugehe, wie die Leute es dort hätten und wie ſie ſeien, und warum ich nicht g'wybet hätte, oder ob ich nicht wyben wolle? Man ſehe doch neue keinen Schulmeiſter ohne Frau!

Wenn ſo eine Frau mit Fragen abkömmt, ſo wird ſie nicht bald fertig. Sie lieſt weder Zeitung noch Bücher und iſt doch g'wunderig. Und doch hält ſie ſich nicht dafür Jedermann gerade auszufragen und ihre Neugierde zu verrathen. Gegen wen ſie mißtreu iſt, und ſie iſt es in der Regel gegen alle, die mit ihr auf der gleichen Stufe oder über ihr ſtehen, den wird ſie ſelten um etwas geradezu fragen, ſondern hintenum es abzuläſchlen ſuchen. So recht von Herzen fragen wird ſie nur Untergebene, die es für eine Ehre halten, gefragt zu werden, und denen man kein weiter Urtheil über die Fragen zutraut, eben weil es Untergebene ſind, oder ſolche, denen man Wohlthaten erwieſen hat, und die durch Antworten eine Art von Bezahlung leiſten müſſen. Es iſt hier faſt wie in der Diplomatie und in der großen Welt überhaupt. Man hütet ſich vor Seinesgleichen, während man ſich vor Untern auf die lächerlichſte Weiſe bloß giebt, verräth. Daher kömmt es, daß manche Frau für charmant gilt, während ſie das Geſpött bei allen Brunnen iſt; daß über einen Landvogt ein ganzes Amt lachte und ſpottete, während er in ſeinen Kreiſen für paſſabel geſcheut galt. Daher kömmt es, daß man heutzutage über Manche faſt krank ſich lachen muß, wenn ſie mit majeſtätiſcher Naivität in vertraulichen Stunden denen, die zu ihren Füßen ſitzen, ihre Blößen bewußtlos enthüllen.

Die gute Frau brachte mich aber in bedeutende Verlegenheiten, weil ich die Wahrheit nicht ſagen wollte und lügen nicht recht konnte. Doch ſie hatte ſo viel mit den Fragen zu thun und den erhaltenen Antworten nachzuſinnen, daß ſie meine Verlegenheiten nicht merkte, zudem hatte ſie aus allem

Gehörten auch einen Schluß zu ziehen und zwar den: Man habe es doch nirgend ſo wie hier. Aber die Leute ſeien auch darnach, wenn ſie wären wie hier und arbeiteten wie hier ſo würde es auch beſſer gehen, aber im Luft komme die Sache nicht daher, und das ſei dann wahr, ſo wie hier werche man nirgends und verſtehe es nirgends. Nachdem dieſer Schluß ihrem Herzen wohl gethan, nahm ſie ſich auch meiner an, hieß mich wacker eſſen und übernahm die Beſorgung meiner Angelegenheit bei ihrem Mann, und daß ſie den und den Tag fahren müßten. Ich hätte noch weit heim und das umenandere ſprenge trage nichts ab, meinte ſie. Nachdem ich noch ein Gläsli Kirſchenwaſſer zu mir genommen, entließ mich die Frau, die nun z'Imiß kochen mußte.

Ein und dreissigstes Kapitel.

Wie ich meinen Nachfolger bewillkomme und auf der Schnabelweid Abſchied nehme

An einem der nächſten Tage wußte ich nicht, warum ſo viele Leute vor die Häuſer ſtunden, nach etwas ſahen und dann wieder hineingiengen. Als ich genauer hinſah, bemerkte ich einen ſchlanken Mann in dunkelm Kleide, der ein geputztes Weibsbild am Arm führte. Der ſtellte ſich bei den Häuſern und die Leute nöthigten ihn hinein, und nach langem kam er dann wieder heraus bis zu einem andern Hauſe, wo der Auftritt ſich wiederholte. Da fiel mir ein, wie es mir akurat ſo gegangen, als ich die Schule zu beſichtigen gekommen, daß ich damals vor lauter Eſſen und Trinken faſt zu Grunde gegangen, gerade umgekehrt wie zu Gytiwyl; daß das wahrſcheinlich der neue Schulmeiſter ſein werde, den man nun mit der gleichen Liebe und Ehre empfange wie früher mich. Ich muß bekennen, es gieng mir ein Stich durchs erz. Es that mir weh, meinen Nachfolger ſehen zu müſſen, nd doppelt weh, daß die Leute ſo närriſch mit ihm thaten, ährend ich noch da war. Jch dachte, was ſie ihm alles ber mich ſagen, und wie ſie ihn dagegen rühmen würden. Jm erſten Augenblick wollte ich mich fortmachen, um ihn nicht ſehen zu müſſen, denn ich vermuthete, er werde ſicher auch as Schulhaus ſehen wollen. Doch ermannte ich mich und ließ. Jch fühlte, die Leute würden das Geſpött mit mei- em Fortlaufen haben, und es regte ſich eine Art Mitleiden n mir. Jch dachte: du guter Tropf, wenn du wüßteſt was ch! Eine gewiſſe Ehrlichkeit rang mit der Schadenfreude. Die Ehrlichkeit wollte ihm Winke geben, die Schadenfreude hn ungewarnt in den gleichen Fallen ſich fangen laſſen, die mir gelegt wurden. Dieſer Streit währte noch, als ſie kamen und ihn ſelbſt entſchieden. Jch wollte auch gaſtfreundlich ſein, ſie ſitzen heißen und ihnen etwas aufſtellen. Allein ſie hatten nicht Zeit dazu, hatten ſchon mehr als genug gegeſſen und noch verſprochen, bei der Rückkehr da und dort einzuſprechen. Das ſeien gute Leute, bei denen ſei es noch zu ſein, meinte die Frau oder Braut, die mit ſchnippiſchen Blicken alles muſterte und ein zimpferliches Weſen ins Feld führte. Er ſtimmte ein und meinte, ſolche Leute hätte er ſich ſchon lange gewünſcht, um etwas auszurichten. Jch wollte einige Winke fallen laſſen, allein ſie blickte mich ſo höhniſch an und er ſo übermüthig, daß ich ſchwieg. Jhr und ihm war wenig recht. Sie wollte das und jenes geändert haben und er konnte nicht begreifen, wie man in einer ſolchen Schulſtube Schule halten könne, die müſſe ihm auf der Stelle anders eingerichtet ſein. Einige zurückgebliebene Schriften gaben ihm Anlaß zu erzählen, wie prächtig die Kinder in ſeiner Schule geſchrieben. Er hätte es dort noch nicht ſagen dürfen, daß er fortgehe, er wiſſe nicht, wie es gehe, wenn ſie es vernehmen, das werde ein Weſen geben! Er dürfe gar nicht daran denken. Ueber den Stand der Schule ꝛc. fragte er nichts. So einer hat gar nichts nöthig zu fragen, er weiß alles zum voraus und auf einmal, und auf das Allerdeutlichſte. Aus ſeinem ganzen Weſen ſprach er zu mir: Ja g'ſchau mi nume, ich bi 'ne andere Kerli als du, und aus der Schnabelweid will ich ein Schnaraffenland machen. Und als ſie fortgiengen, hatte er kaum Zeit, mir Adie zu ſagen, und ſie ſagte gar nichts. Beim nächſten Hauſe ſtellte man ſich wieder und da ſah ich ein Lächeln und Zäpfeln, daß ich wohl wußte, man hudle mich durch. Nun ſiegte die Schadenfreude und ich mochte die Zeit nicht erwarten, bis Erfahrungen dieſen Uebermuth gebrochen, bis er mich gut gemacht und die Leute ſagen würden: Dä Hoffertsnarr wette m'r wieder a Käſer tuſche u no ſchön nah gä. Und dieſe Gefühle wurden noch verſtärkt als ich ſticheln hörte: der habe geſagt, wie es gehen müſſe, das müſſe jetzt ganz anders gehen, und ſie ſeien doch glücklich geweſen, daß ſie einen Solchen bekommen hätten. Wartet nur, dachte ich, ihr werdet es ſchon erfahren. So ſtunden der Vorfahr und der Nachfahr zu einander. Der Nachfahr verkleinerte den Leuten mich und meine Arbeit, ſtellte ſich recht hoch, erzeugte große Erwartungen, und ſein Dichten und Trachten gieng dahin, zu zeigen, daß er ein ganz anderer ſei als ich, und daß ich alles verkehrt und unrecht vorgenommen. Er wollte der Liebe werden. Und der Vorfahr ſah mit Neid auf den Nachkommenden, der ſo werth aufgenommen wurde, fühlte tief die darin liegende Demüthigung, hoffte aber mit Schadenfreude, die Herrlichkeit werde von kurzer Dauer, des Nachfahr Mühe eitel ſein, er werde die Schule nicht beſſer, die Kinder nicht geſchickter machen, den Leuten nicht größere Liebe, größere Achtung einflößen, ſondern von allem eher das Gegentheil. So giengen chriſtliche Schulmeiſter an chriſtlichen Schulen auseinander, ſo gehen noch viele Vorfahrer und Nachfahrer auseinander, ſo ſtehen aber auch viele Arbeiter nebeneinander. Ich frage aber, kann es gut kommen, ſo lange es ſo in den Herzen der Menſchen ſteht, ſo lange es ſo ſteht in den Herzen derer, die Unkraut aus den Herzen rotten und guten Samen hineinſäen ſollen? Wenn die Arbeiter in einem Weinberge in ſich zerriſſen ſind, einer die Arbeit des andern verachtet, zertritt oder wenigſtens unbekümmert um ſie wieder jätet und ſäet, wie es ihm einfällt, wie muß es da mit dem Weinberg ausſehen? Wenn Jeder nur ſich im Auge hat und das Seine, ſeine Ehre, ſeinen Gewinn, und nicht die Ehre deſſen, von dem er ſich geſandt glaubt, wie muß es da um die Arbeit ausſehen, um das Näherſchreiten dem Ziele von Gott geſetzt, das doch aller Arbeit Zweck iſt?

Liebe Brüder! So lange nicht der Vorfahr im Nachfahr den Bruder ſieht und mit aufrichtigem Herzen ſeine Arbeit in deſſen Hände niederlegt und froh hoffet, daß derſelbe es noch beſſer machen, die Arbeit noch weiter fördern werde: ſo lange der Nachfahr nicht mit demüthigem Sinn die Arbeit übernimmt und zur Ehre des ſcheidenden Bruders fortarbeiten, ſein Andenken in Ehren erhalten will: ſo lange alle Brüder nicht Hand in Hand ſchlagen und am gleichen Werk mit gleichem Sinn, keiner zu eigener Ehre, ſondern alle zur Ehre des Herrn des Weinberges arbeiten wollen: ſo lange kömmt es nicht gut, und wenn wir auch weiſe würden wie Salomo und reich wie er, und wenn wir auch alle Stiefelchen hätten, ſchön glänzend ſchwarz, und Anglaiſen dazu von allen Farben, knapp und fein, und wenn man uns auch Herr Schullehrer ſagen und den Hut abziehen würde hinten und vornen. Wahrlich das alles hilft nichts, und haben wir die Liebe nicht, ſo ſind wir eitel tönend Erz und klingende Schellen.

O! ich kann nichts tiefer haſſen als den Neid, mag er nun aus Eigennutz oder Eitelkeit entſpringen. Wüſt iſt er ſchon zwiſchen Schneider und Schneider, zwiſchen Schuhmacher und Schuhmacher; aber unendlich wüſter iſt er noch an denen, die nicht bloß an Schuhen und Hoſen arbeiten, ſondern an Menſchen, an Menſchenglück und Wohlfahrt. Wohlverſtanden, ich meine hier aber nicht nur Schulmeiſter und Pfarrer, ſondern ich meine auch Regenten. Aus dem tiefſten Grund meines Herzens verachte ich alle Regenten alter und neuer Zeit, deren gehäſſigem und erbärmlichem Treiben Neid zum Grunde liegt, die von ihm getrieben verläumden, verdächtigen, unterdrücken. Sie ſpielen mit der Wohlfahrt eines ganzen Landes, um Gewinn für ſich zu ziehen, für ſich, die verachtungswürdigſten aller Creaturen. Wahrlich ſolchen Creaturen, die mit ihren breiten Buckeln ganze Länder in Schatten bringen, ſollte man allen mit den gleichen Stecken meſſen und zwar auf ihre H.., bis ſie lernen zu Gott ſchreien, den ſie, ehe ihr Fleiſch mürbe war, nur verſchrien hatten in ihrem theils beſtialiſchen, theils afterweiſen Uebermuthe.

Eine andere erwartete Prüfung war folgende. Ich fürchtete nämlich, wenn die Gytiwyler mit den Schnabelweidern zuſammen kämen, ſo möchten die letzteren die erſteren einweihen in meine Vergangenheit, oder die Kinder möchten gar während dem Aufpacken ihr ſo oft eingeübtes Schauſpiel wieder aufführen. Ich hatte daher alle mögliche Sorgfalt getroffen, ihr Zuſammenkommen zu verhindern; hatte Futter zuſammengebracht für Mann und Roß, und alles beſtmöglichſt vorbereitet, damit ich mit meinen Fuhrleuten wegkäme, ſo ſchnell als möglich. Das gelang mir auch. Um 7 Uhr waren ſie ſchon da, denn zu Gytiwyl ſtand man frühe auf, und wenn die Bauern ſchon nicht in einem Bienenkorb ſchliefen, um zu erwachen, ſobald er guepſe, wie man es den R. nachredet, ſo verſchliefen ſie doch nie die Stunde, in welcher Pferde gefüttert werden ſollten. Ich hatte früher einmal von einem Schulmeiſter gehört, der beim Zügeln gar unbärdig ſich angeſtellt und auf alle Weiſe ſeinen Zorn gegen die zu verlaſſende Gemeinde an den Tag gelegt, ſo weit, daß er die Fuder mitten am Regen packen ließ, und ein Tenn, das man ihm dazu anbot, nicht annehmen wollte zu eigenem Schaden. Dadurch gewann er nichts, als daß die ihn Abholenden allerlei Schlüſſe zogen über ſein Naturell und ſein altes Verhältniß, und üble Muthmaßungen in ihre Gemeinde brachten. Ich gedachte dieſer Warnung. Als meine Schnabelweider mich ruhig ließen, that ich zu guter Letzt noch ſo freundlich als möglich mit ihnen. Rief die aus dem nächſten Hauſe herbei, um den Reſt meiner Flaſche mit ihnen zu theilen, gieng durch das Dorf zu Fuß, und nahm noch hie und da mit aller Manierlichkeit Abſchied und wünſchte ihnen viel Gutes. Und meine Schnabelweider, das muß ich ihnen nachreden, zeigten ſich in dieſem Augenblick recht brav, beſſer als ich ſie mir gedacht hatte. Sie ſtichelten nicht nur nicht, ſondern gaben mir noch manches gute Wort auf den Weg. Wenn Einer dieſe Leute zu nehmen und nicht durch ſie ſich verleiten zu laſſen gewußt hätte! Als ich dem alten Mann, der mich zuerſt gewarnt, noch die Hand gab, ſagte er mir: Peter, hätteſt du Glauben gehabt an die, welche es gut mit dir meinten, ſo hätteſt du dir viel Leid erſpart; es iſt mir leid für dich und uns, denn in der letzten Zeit haſt du gezeigt, daß du ein braver Kerli ſein könnteſt. Fahr ſo fort, ſo kömmt noch alles gut.

So geht es Manchem mit dem Glauben, er kömmt ihm erſt nach der Erfahrung, und Viele machen gar keine Erfahrung, d. h. aus dem Erlebten lernen ſie nie etwas, und darum kömmt ihnen auch der Glaube nie.

* * *

Zwei und dreissigstes Kapitel.

Wie ein Schulmeiſter wohlfeil zügelt.

Ich hoffte, recht frühe an Ort und Stelle zu kommen, und noch bei Tagheitere einhauſen zu können. So hatten meine Begleiter aber nicht gerechnet. Sie waren einmal vom Hauſe weg und begehrten nicht nach Hauſe, bis ſie direkt ins Bett konnten. Sie führten einen Schulmeiſter, der für den Zug nichts zu bezahlen brauchte, von dem ſie alſo billig erwarten zu können meinten, daß er an ihnen zu vergelten ſuche, was man großmüthig für ihn thue.

Der Knecht konnte mit ſeinen 20 Cronen ſich nicht oft den Durſt ſo recht mit Wein löſchen, und mancher Bauernſohn, deſſen Vater geizig oder ſchuldig iſt, der zu Sackgeld etwa ein Schaf halten kann und mit der größten Noth dem Alten zuweilen 5 oder 10 Bz. abbettelt für einen Märit, der verſchmäht einen Schluck nicht, der nichts koſtet, und ſollten es auch zwei ſein, verſchmäht auch ein Trinkgeld nicht, und je größer es iſt, deſto lieber nimmt er es. Und auch der verſchmäht es nicht, der wohl ganze Handvoll Neuthaler im Sack hat, damit munter klingelt und mit Mühe einige verlorne Stücke Münz daraus hervorſucht. Man ſollte glauben, der nun habe Geld zum Freſſen. O ha! Sein Vater, und bei manchem Ehemann die Frau, finden es anſtändig, daß Sohn oder Mann Geld im Sack habe, es iſt ihnen um des Hauſes Ehre. Sie zählen ihm daher ein Dutzend Brabänter oder Fünfunddreißgler vor, und die kann er in Sack nehmen und ſchütteln darin; aber am Abend muß er die ordentlich wieder einliefern, und wehe ihm, wenn er einen hätte wechſeln laſſen. Die wenigen Batzen Münze, die er faſt nicht finden kann, die darf er brauchen, die ſind eigentlich ſein und mehr nicht.

Als ſie ankamen, hatte ich ihnen Kaffe und Käs gegeben, durch den Morgen einen Schnaps, beim Abfahren Wein und wieder Brod und Käſe, und glaubte nun mit einer kleinen Einkehr es machen zu können. Aber wir waren noch nicht zwei Stunden gefahren, ſo ſagte der Sohn: er hätte Muth zu einem Teller Suppe, wenn er des Mittags nicht etwas Warmes habe, ſo werde es ihm allerdings lözerig. Ich wäre gerne noch eine Stunde weiter gefahren in die Mitte, aber auf einen ſolchen Grund hin durfte ich das Einkehren nicht länger aufſchieben als bis zum nächſten Wirthshauſe.

Dort wurde den Pferden der Reſt Heu vorgeworfen, und wir giengen und beſtellten Suppe und eine Halbe. Ich rechnete auf circa 8 Bz. Koſten, denn ſo ein Schulmeiſter, der gerne aus den Schulden möchte, rechnet ſeine Uerti nach, ehe er ſie verzehrt hat; macht es mancher Bauer auch ſo, fragen reiche Engländer ja, ehe ſie etwas anrühren, was es koſte? Als die Wirthin die Suppe brachte, ſagte ſie: wir werden noch etwas anderes auch wollen, ſie hätte ein ſchönes Bitzli Fleiſch und noch einen Schlemperlig von einer Sau. Da antwortete ihr Niemand etwas. Ich mochte nicht und dachte nicht daran, daß die andern hungrig ſein ſollten, aber abſagen durfte ich doch auch nicht. Die Wirthin hatte ſolche Fälle aber ſchon erlebt und ſagte: ſie wolle einmal bringen, wir könnten dann immer nehmen oder es ſein laſſen, wie wir wollten. Als die Dinge einmal da waren, konnte ich nicht anders als ſagen: Nät doch, we d'r meut. Der Knecht ſagte: ſolches Fleiſch ſehe man nicht alle Tage, er wolle einmal ein Stücklein probiren, es werde nicht alles machen. Dem guten Beiſpiel folgte der Andere nach, und als ich ſah, daß doch geeſſen ſein müſſe, und es gleichviel koſte, nehme ich oder nehme ich nicht, ſo fand ich auch noch ein Plätzchen im Magen. Das Eſſen machte durſtig. Die erſte Halbe verſchwand im Umſehen, die Wirthin füllte ſie, ohne zu fragen, wieder zu. Und wie dieſe bei der erſten war, nahm ſie die Flaſche wieder, ſagend: I gibe-n-ech no eini. Und als wir Fleiſch ꝛc. geeſſen hatten, fragte ſie: ob wir noch etwas Deſſert wollten? da ſagte doch der Knecht: ne, der Gattig begehr er nüt. Statt der 8 Bz. hatte ich nun für das Eſſen 15 Bz., für den Wein 12 zu bezahlen, und als wir fortfahren wollten, ſagte der Stallknecht: er hätte auch gerne noch etwas. In Verlegenheit, was man gebe, da ich mein Lebtag keinem Stallknecht noch ein Trinkgeld gegeben, fragte ich ihn ſelbſt. Da ſagte er mir, vom Roß einen Batzen ſei das Wenigſte, viele geben mehr. Natürlich hörte ich nur den erſten Theil ſeiner Antwort und hatte alſo dreißig Batzen ausgegeben. Nun wurden ſie recht geſpräch und erzählten mir viel von ihrem verſtorbenen Schulmeiſter, was das für ein b'ſunderbar G'ſchickte geweſen wäre. Schreiben habe der gekonnt e-n-angere na furt, man hätte ihm vorgeben mögen, was man gewollt; es ſei ihm alles geweſen wie ein Vater unſer. Und Leichenreden hätte der halten können, weit und breit keiner ſo. Er habe gebetet ſo eifrig, daß man fry habe ſchwitzen müſſen, und Amen hätte er immer zweimal geſagt. Aber er ſei daneben gar ein Ufbegehriſche geweſen, er habe ſich gar nichts wolle ſagen laſſen und habe dazu doch das Maul in alles gehängt und über die Gemeindsmanne räſonirt und geſagt: ſie b'ſchiße d'G'meind, was ihn doch nichts angegangen wäre. Auch gar ein Uverſchamte ſei er geweſen, alle Buchſtabe, ſo er einem geſchrieben, hätte man ihm zahlen ſollen, und doch ſei es ihm ſo ring gange und heig ihm nüt z'thue gäh, und dennoch ſeien ſeine Kinder einem immer vor der Thüre geweſen, und hätten bald dieſes gewollt, bald jenes. Es ſei für die ganze Gemeinde ein Glück geweſen, daß er die Auszehrung bekommen und geſtorben ſei. Da habe man geſehen, wie ſchlecht er g'huſet hei, es hätte es Niemand geglaubt, daß er ſo arm ſei und hätte doch ſo viel zu verdienen gehabt, und hätte noch viel mehr zu thun gehabt, wenn er nicht ſo unverſchamt mit dem Heuſchen geweſen wäre. Da habe man aber wieder geſehen, daß ſo ein Pfarrer und dann b'ſunderbar ihre keinen Verſtand habe. Habe der nicht lange ſich gewehrt, in des Schulmeiſters Gemeinde zu ſchreiben, und gemeint, die Gemeinde ſolle etwas für die Familie thun, einige Bauern ſollten Kinder zu ſich nehmen, die Frau könnte ſich und das Jüngſte mit Nähen ſchon durchbringen. Da habe d'r Sturm geglaubt, ſie ſollten Kindere z'freſſe geben und ſie bekleiden, die nicht einmal da daheim ſeien, ſondern in einer andern Gemeinde! Wohl, dem hätten ſie die Meinig geſagt, daß er froh geweſen ſei, zu ſchweigen und zu ſchreiben.

Unter dieſen Geſprächen waren wir über 2 Stunden vorwärts gekommen, als der Knecht zu klagen anfieng, wie das Fleiſch doch ſo räß müſſe geweſen ſein, er habe einen Durſt, daß er es kaum erleiden möge, er könne kaum mehr ſpeuen. Auch den Roſſen wollten ſie es anſehen, daß ſie durſtig ſeien: ſie hätten am früheren Ort nicht recht ſaufen wollen. Nachdem man mich ſo mit den Holzſchuhen getrappet und mit dem Holzſchlägel mir gewinkt hatte, ſah ich wohl, daß die zweite Einkehr nicht zu vermeiden ſei, und machte gute Miene zum böſen Spiel, während ich mit großer innerer Betrübniß mein Geldſäckeli in der Hand wog, das gar leicht und dünn war. Beim nächſten Wirthshauſe angelangt, zeigten die Roſſe Menſchenverſtand und ſchienen von ſelbſt ſtille zu ſtehen. Meine Begleiter fanden daher, ſie ſollten doch billig auch etwas haben, während wir hineingiengen, man könne ſie doch nicht wohl ſo z'leerem da ſtehen laſſen. Ein paar Batzen für Brod würden mich nicht reuen, man könne dann um ſo ſtrenger fahren.

Zu dem Durſt kam nun auch der Hunger unerwartet, und man fand, ein Stücklein Käſe gienge gut zum Brod und mache es äſiger. Es war noch nicht ſpät, die muntern Roſſe hatten meine leichte Habe, vertheilt auf die zwei Fuhrwerke, raſch fortgezogen. Natürlich hatten die Leute mir die ſchönſten Roſſe geſandt mit dem ſchönſten Geſchirr, damit man dort im Lande wiſſe, daß in Gutiwyl auch noch Bauern ſeien und nicht bloß Tauner. Man fand alſo, es ſei nicht zu preſſiren, man komme immer noch heim, man wolle noch ein wenig ſy. Es kam noch dem Einen in Sinn, er könne ſeinen Tabak ſparen, und ſagte: Schumeiſter, gimme vo dym, er ſchmöckt gar wohl! Und der Andere ſagte: Su will i e grad ſtopfe. Und ſo ſaß ich, wie auf Dornen, und dachte endlich: Wenn es doch alles verſoffe ſein müſſe, ſo wolle ich auch noch helfen. Und that alſo. Endlich erlöſte mich der Stallknecht. Er that die Thüre auf und rief: er wiſſe mit den Roſſen nichts mehr anzufangen, ſie wollten nicht mehr ſtille ſein. Nun konnte ich wieder 20 Batzen Uerti bezahlen, ohne Trinkgeld. Der Wein hatte meine Leute recht natürlich gemacht, und ſie erzählten mir: die Schwotikofer hätten auch einen beſonders braven Schulmeiſter. Als dieſe ihm vorigen Jahrs gezügelt, hätte er allen genug z'Saufen gezahlt und noch jedem Fuhrmann ein ſchönes Trinkgeld gegeben. Ich wußte nun was ich zu thun hatte. Als ich nachrechnete, was mich das Zügeln gekoſtet hatte, ſo hätte ich faſt Poſtroſſe nehmen können dafür, und mußte am Ende mich noch ſchönſtens bedanken. Es gieng mir faſt wie denen, die Fuhrig hatten, d. h. wie denen, die bei Bauten von Waldbeſitzern das Holz von Haus zu Haus ſich erbitten. Dieſe bringen es, jedes Naſetannli mit drei Mann und dreien Roſſen, und eſſen und trinken, daß man es mit einer Mäsd'ſtrüche oben ab machen könnte, wenn es nicht von ſelbſt oben ab lieſe. Und wenn der Bauende rechnet, ſo hat er grauſam anhalten, grauſam danken, grauſam z'Eſſen und z'Trinken geben müſſen, und ſo lange ſein Haus ſteht, werden die, welche ihm Holz gebracht, ſagen, wenn ſie beim Hauſe vorbeigehen: zu dem Haus habe ich auch eine Tanne brunge. Und wenn die geſtorben ſind, ſo werden Kinder und Großkinder ſagen: A dem Hus iſch o vo üſem Holz, d'r Aetti oder d'r Großätti het is mängiſch vo der Fuhrig zellt, u wie d'Küchleni ſo zäch u d'r Wy ſo ſure gſi ſyg.

Nein, liebe Leute, wollt ihr einem Schulmeiſter eine Wohlthat erweiſen, die er anzunehmen nie zu ſtolz ſein wird, denn ſein Einkommen wird bei unſern Lebzeiten nie ſo groß werden, daß er Ueberflüſſiges hätte, ſo zügelt ihn; aber zügelt ihn ſo, daß es eine Erſparniß für ihn iſt und nicht eine Schröpfete.

Spät genug kamen wir an, und bei Laternenſchein mußte abgeladen werden. Große Mühe gab es, die Orgel in der Schulſtube aufzuſtellen und ſie zur Hausthüre hineinzubringen. Die Schulſtube war kaum 7 Fuß hoch, und man mußte

Anfangs nicht, müſſe man die Orgel abnehmen oder die Diele aufbrechen. Am Ende gab es ſich. Nachdem man das Uebrige hoggis boggis über einander verſorget hatte, lud der Bauernſohn, der im Weine aufgeweicht war, mich für die erſte Nacht zu ihnen ein. Ich machte mich zuerſt etwas eigelich. Da ich aber erfahren hatte, daß man hier mit Anerbieten nicht ſchnitzig ſei, wenn es einem nicht Ernſt war, ſo gieng ich endlich mit.

Am folgenden Morgen ſuchte ich mich einzuhauſen, konnte es aber nur mit Mühe. Wie geſagt, das Haus war klein und ſchlecht. Die Schulſtube bot für 150 Kinder, die hinein ſollten, kaum 3 Quadratfuß für ein Kind, die Hälfte Scheiben waren blind; der Ofen, ein ungeheures Thier, geſpalten und mit Griffeln faſt durchgewetzt. Als Behauſung hatte ich nur eine Stube, und die war noch klein genug. Da kein Webkeller war, ſo mußte ich meinen Webſtuhl darin aufſchlagen, welcher neben dem Bett den Raum ſo ausfüllte, daß ich kaum wußte, wo mein übriges Mobiliar, welches in einem Schaft, einem Trögli, einem Tiſch und dreien Stabellen beſtund, aufſtellen ſollte. Der Stubenboden hatte Löcher, in welchen man einen Fuß verrenken konnte, und in der mit Lehm gepflaſterten Küche waren ſie ſo zahlreich und tief, daß man da ordentliche Ciſternen hätte anlegen können. Es wollte mir dieſes alles ſchier übers Herz kommen. Ich hatte es früher nicht recht bemerkt, denn ſo ein lediger Menſch hat nur halben Verſtand, und merkt ſolche Dinge erſt, wenn man ihn mit der Naſe darauf ſtößt. Doch der Gedanke: lieber hier als dort! ließ darein mich ſchicken.

Drei und dreißigſtes Kapitel.

Wie ich abermals einen Pfarrer beſuche.

Dießmal erinnerte ich mich daran, was mir mein früherer Pfarrer geſagt hatte, daß eine Schule keine Bettlerkutte ſei, an der es gleichgültig, wo Einer zu ziehen anfange, hinten oder vornen. Der vorige Schulmeiſter war geſtorben, und wenn er auch da geweſen wäre, ſo hätte er doch kaum mich ſo unbefangen berichten können über die Schule und die übrigen Verhältniſſe, wie ein unpartheiiſcher Drittmann. Von den Leuten im Dorfe ſah ich Niemand dafür an, mich ins Klare ſetzen zu können. Sie bekümmerten ſich ſo durchaus nicht um mich und die Schule, daß es mich faſt müden wollte trotz aller meiner Ergebung. Ich wußte daher nichts Beſſeres als zum Pfarrer zu gehen, der mir am Examen ein freundlicher Mann geſchienen hatte, der ſich der Schulen annahm.

An einem Abend machte ich mich auf zu ihm. Es war ungefähr eine halbe Stunde weit. Auf dem Mooſe erhob ſich weißlich der Nebel, in den Bäumen ſpielte ein leiſer Wind und löſte die ſterbenden Blätter; ſie flatterten trübſelig nieder von ihrem luftigen Baume in ihr düſteres Grab.

Auf einzelnen Birnbäumen ſpielte luſtig das Eichhörnchen, und dachte kaum an die kümmerlichen kommenden Tage, wo es erbärmlich frieren und mühſelig an harzichten Tannzapfen nagen müſſe. Darum freute es ſich während der Tage der Freude; war es doch genug, wenn es trauerte während der traurigen Tage. Es kannte den Kummer nicht, die Plage des Menſchen, der ſo viel wiſſen will als Gott, der Gott nicht traut. Und aus dem Holze trat der Ammann mit noch Einem, die Axt im Arm; ſie hatten Holz verzeigt. Als der Ammann hörte, daß ich zum Pfarrer wolle, ſagte er: Du kannſt gehen, wenn du willſt, aber wenn du ſo ein D . . Predikante-Chucht gebſt, ſo einer, der alles kläfelet, wie der Vorige war, ſo ſieh zu, wie es dir geht, du wirſt es erfahren. Wir gehen den leben und der Pfarrer hat uns nicht e D . . . l zu beichten. Natürlich verſprach ich mich, und ſagte wie Wilhelm Tell dem Geßler, das ſei Schulmeiſterbrauch, und er ſolle es nicht zürnen, ich werde nichts klätſchen und nichts mir angehen laſſen, was ihnen nicht anſtändig ſei. Ganz wohl, ſagte er, aber luch was d'machſt. Er gieng ſeiner Wege, ich ſah ihm verdutzt nach und ein Eichhörnchen ſprang vor ihm über den Weg. Was doch für ein Unterſchied iſt zwiſchen einem Ammann und einem Eichhörnchen!

In freundlichen Bäumen lag das freundliche Pfarrhaus, und freundlich grüßte mich der Pfarrer über die Gartenwand, wo er eben graue Ankenbirren abnahm, alle Säcke voll hatte und auf ſeinen Bübel wartete, der mit einem vollen Körbchen hineingegangen war und mit dem leeren nicht wiederkommen wollte, ſo daß der Papa einmal über das andere ſagte: Wo bleibt doch mein Bub? Aber der Papa konnte lange warten; denn als man den Schaden umſah, ſaß der Bübel auf einem Zwetſchenbaum und hatte den Herrn Papa rein vergeſſen.

Nachdem der Pfarrer ſeine Säcke geleert hatte, führte er mich in ſeine Stube, wo es etwas unordentlich ausſah, und erſt einige Stühle abgeräumt werden mußten, wenn wir uns ſetzen wollten. Er war ein Mann in ſeinen beſten Jahren, noch nicht vierzig, mit ſprechenden Zügen, lebhaft in allen ſeinen Bewegungen, und immer ungeduldig bis er zum Worte kam; und wenn er es einmal ergriffen hatte, ſo konnte ein Anderer zuſehen, wie er auch zu einem kommen wolle. Er konnte alſo viel beſſer reden als anhören. Das iſt ein Fehler, den gar viele Leute haben, aber es iſt ein einflußreicher Fehler. Er macht, daß man nichts vernimmt, was die Andern wollen und denken, die Andern aber kundig werden all unſerer Vorhaben und Gedanken gewöhnlich zur Unzeit.

Der Pfarrer ſagte: Es ſei brav von mir, daß ich zu ihm komme, und nicht meine, keinen Rath nöthig zu haben, wie es heutzutage ſo viele gebe. Schulmeiſter, ſagte er, ich habe im

Brauch, einem jeden Schulmeiſter, der neu in die Gemeinde kommt, mit den Leuten und ihrem Charakter bekannt zu machen ſo gut ich kann; das erſpart viel Zeit und viel Verdruß. Freilich hat mir das ſchon manchen Verdruß zugezogen.

Es giebt zwei Schlüſſel zum Menſchenherzen, die es vor allen andern aufthun, Liebe und Zorn. Wenn einem Schulmeiſter Liebe erwieſen wird und Ehre, man ihm aufſtellt, ihn rühmt, daß ihm der Kopf ſchwindelt, daß er lauter gute Leute um ſich ſieht, — wer will es ihm übel nehmen, wenn ihm das Herz voll wird und aufſpringt und er ſagt: Ich hätte nicht geglaubt, daß es ſolche Leute hier gebe; der Pfarrer hat mir etwas ganz anderes geſagt, ich kann nicht ſagen, wie es mir Kummer gemacht hat ꝛc. Und wenn man einem Andern böſe macht und verletzt, ſo bricht der Zorn ihm den Mund auch auf und er ſchreit: Ich habe es ſchon lange gewußt, daß es ſo kommen werde, der Pfarrer hat es mir von Anfang an geſagt, wie es mir gehen werde, und was ihr für Leute ſeiet, man kennt euch weit und breit.

Von dieſen Herzensergießungen hat dann natürlich der Pfarrer den Schmutz auf dem Ermel.

Und doch thue ich es immer wieder und hoffe, Schulmeiſter, ihr werdet von meiner Rede keinen Mißbrauch machen. Nachdem die üblichen Verſicherungen gegeben worden, machte er mir folgende Mittheilungen.

Mit den Gottiwylern bin ich am Hag und weiß gar nichts mehr mit ihnen anzufangen. Als ich ſie zuerſt ſah, freute ich mich der Hoffnung, da den rechten Boden für alle möglichen Verbeſſerungen zu finden. Der Boden vortrefflich, die Eigenthümer reich, wenig Laſten, und dazu ſahen ſie ſo ſtattlich und verſtändig aus, daß ich lauter Kleinjoggs in ihnen erblickte. Ich kam mit einer Hutte voll Verbeſſerungen im Kopf, und dachte am klügſten ſei es, mit dem anzufangen, was dem Landmann am nächſten liege. Ich machte mich traulich an meine

Hausväter, beklagte ſie wegen ihrer zerſtreuten Aecker, wegen ihres Mooſes, ſprach ihnen von Mergel, Teichen, neuem Pflügen ꝛc. Ich bot ihnen meine Dienſte an zu Vermeſſungen ihrer Aecker, damit ſie zuſammen tauſchen, jeder ſein ſämmtlich Land in ein Stück bringen könne. Das würde ſo kommode Höfe geben, darauf könnten ſie dann ihre Häuſer bauen, auf alle Fälle viel leichter arbeiten. Sie hörten mir mit weiten Augen zu, ich meinte gar andächtiglich, aber ſagten nichts. Als ſie immer nicht anfangen wollten, trotz dem, daß ich immer b'richtete, und ich immer ungeduldiger in ſie drang, ſagte mir endlich Einer: Loſet, Herr Pfarrer, mit dem iſt es ründig, darus gits nüt, u die Lüt, wo ſelligs i d'Bücher ſchrybe, ſy nit geng halb ſo witzig, as me glaubt, u wüſſe öpper menggiſch nüt vo dem, wo ſi ſchrybe.

Es ſeien die Felder verſchieden, wollte er mir erklären, das eine trage dies lieber, ein anderes etwas anderes; auf dem einen ſei Waſſer, auf dem andern keins. Was für Koſten das Tauſchen bringen würde und vollends das Bauen. Und wenn man nicht bauen wolle, wer wollte dann alle ſeine nähern Stücke Land weggeben und an den Enden eines Feldes all ſein Land zuſammenbringen. Da würde man ja weit mehr Zeit verlaufen, als jetzt. Das müßt ihm ein luſtig Graſen und Bohneng'winnen und Kabis'ſchütte geben. Und wenn einer auch bauen wollte, was ſollte er machen, wenn er kein Waſſer habe, kein Ackerland, keine Bäume! Da iſt nüt z'mache, Herr Pfarrer! ſagte er. Aber das ärgerte mich, daß ſie nicht glauben wollten, was doch ſo deutlich geſchrieben ſtand; daß ſie nicht verſuchen wollten, was doch ſo leicht ſchien. Ich fieng nun ſelbſt an zu bauern, ließ fahren, düngen, Teiche graben, Mergel ſuchen ꝛc. und demonſtrirte den Menſchen des langen und breiten vor, wie großen Gewinn das gebe. Sie ſahen mir zu, rührten ſich nicht, lächelten auf den Stockzähnen, und am Ende mußte ich das Bauern aufgeben, wenn ich nicht einen Lump abgeben wollte. Ein einziges andres ſie mir ab. Sie ließen nach und nach größere B'ſchüttlöcher machen und leerten ſie immer fleißiger.

Ich dachte man müſſe die Leute aufklären, um ſie weiſer und beſſer zu machen und alle ihre Zuſtände vernünftiger einzurichten. Ich brachte viel Gemeinnütziges in meinen Predigten an, ich bot allerlei Bücher aus, aber damit kam ich ungelegen. Die Einen nahmen ſie ab, aber gaben ſie ungeleſen zurück, und Andere ſagten: Herr Pfarrer, üſerein het nit Zyt z'leſe, we me d'r ganz Tag am Wetter iſch, ſu ſchläferets eine am Abe, u für ame 'ne Sundi hei m'r d'Bible u wenigiſch no z'Wucheblatt, wo me luege cha, was am letzte Zyſtig d'r Kerne u d'r Roage gulte hei.

Da war auch nicht der leiſeſte Trieb zu erwecken, daß Einer mehr zu wiſſen begehrte als er wußte oder als der Andere. Sie hielten auf einander mit unbändigem Eifer, wer am meiſten Land, am meiſten Waar, am meiſten Garten, den ſchönſten Zug und den größten Miſthaufen hätte; aber für alles Andere hatten ſie keinen Sinn und lachten mich natürlich aus; ließen mich aber machen, da mein Treiben ſie mehr lächerte als beläſtigte. In die Predigt kommen ſie fleißig am Sonntag und ſitzen ſtattlich da; allein ich habe noch nie gemerkt, daß eine Predigt ſie angerührt hätte, außer wenn ſie glauben, ich ſtichle auf ſie. Wie ſie pünktlich den Zehnten zahlen, ſo machen ſie dem lieben Gott des Sonntags auch fleißig ihre Beſuche, damit er den Regen nicht ſpare und die Sonne nicht; jedes zu ſeiner Zeit.

Da ich mit den Alten nichts mehr anzufangen wußte, ſo beſchloß ich, mich mit aller Zeit und Kraft auf die Bildung der Jugend zu werfen, um von da aus zu helfen. Zum Glück war der verſtorbene Schulmeiſter gerade gekommen, ein feuriger, thätiger Mann, lernbegierig und ohne Blatt vor dem Munde. Der gieng in meine Pläne nicht nur ein, ſondern ihnen voran. Zum Unglück fanden wir aber zu ihrer Ausführung manches nöthig. Das Schulhaus war ſo elend und klein, daß es durchaus neu gebaut werden ſollte. Uns fehlten Leſebücher, Wandtafeln, und an den Kindern wars auch, noch dieſes oder jenes Lehrmittel anzuſchaffen. Auch fand ich den Lohn des Lehrers zu gering bei der großen Arbeit, die er hatte, die ſich immer noch vermehrte. Für dieſes alles mußte man die Gemeinde anſprechen, aber ich hatte keinen Zweifel daran, daß es nicht gehe. War doch die Gemeinde reich, hatte lange keine Extra-Auslagen gehabt, war alles ſo nöthig und geſchah alles für ihre Kinder, daß ja kein vernünftiger Menſch etwas dawider haben konnte. Aber potz tauſend, wie guſelten wir da in ein Weſpenneſt. Im Anfang lachten uns die Leute nur aus und glaubten es ſei nicht Ernſt; als wir aber nicht nachließen, da ſchlug das Feuer auf. Da mußte man Reden hören, die ich nicht wieder ſagen mag, und jeder Kreuzer wurde abgeſchlagen. Sie hätten zu eſſen und zu werchen, hieß es, ihre Kinder ſollten keine Herren werden. Was trüge das den Kindern ab, wenn die Alten verlumpen, um die Kinder etwas lernen zu laſſen? Das ſagten die gleichen Leute, die im Stande waren 60 bis 100 Kronen an eine einzige Kleidung einer Tochter zu wenden, wenn es galt ſich zu zeigen. Man habe noch nie geſehen, daß einer apparti gut g'huſet habe und deswegen mehr vorgeſtellt, wenn er ſchon geſchickt geworden ſei; man ſolle nur die Schulmeiſter anſehen, was das für Hungerleider ſeien.

Sie werden auch gerne Etwas, ſtellen gerne Großes vor, halten es für eine Ehre im Chor zu ſitzen und den Mantel zu tragen; aber zu dieſer Ehre kommt man nicht durch Geſchicklichkeit, ſondern durch den Reichthum. Wer das meiſte Land und den größten Miſthaufen hat, dem wird die größte Ehre angethan, er mag nun daneben können, was er will, ja er kann Amtsrichter werden ohne Geſchriebenes leſen zu können.

Da ſie alſo alles möglich werden konnten und reich obendrein, da ihre Söhne reiche Weiber erhielten, ihre Töchter reiche Männer, und nie gefragt wurde: kannſt du leſen oder ſchreiben, ſondern wie viel 1000 Pfund vermagſt, wie viel Land haſt, wie viel biſt ſchuldig oder wie viel haſt Uſg'leves? wie groß mußte ihnen alſo die Unvernunft vorkommen, Auslagen von ihnen zu verlangen, die nichts abtrugen?

Bei dieſer Gelegenheit wurde über die Gemeindsverwaltung ſo manches geſprochen, und die Verhältniſſe der Mächtigern zu den ſogenannten Untergebenen ſchienen ſo ſeltſamer Art zu ſein, daß weder der Schulmeiſter noch ich uns enthalten konnten, Worte darüber fallen, merken zu laſſen: wenn man beſſer verwalten würde, ſo wüßte man ſchon Geld zu finden, ohne daß es den Einzelnen beſchwerlich fiele.

Nun gieng erſt das Feuer recht auf. Die Kleinern rührten ſich, aber ſie brachten nichts ab, als daß der ganze Haß auf den Schulmeiſter fiel und auf mich. Der Schulmeiſter litt am meiſten darunter. Schweigen konnte er nicht, nicht ruhig annehmen, was ihm geſagt und gethan wurde. Der Groll wurde alle Tage neu, verzehrte ſeine beſten Säfte, machte ihn auch reizbar in der Schule, und je reizbarer er wurde, deſto mehr wurde er von den Eltern der Kinder verfolgt, bis endlich eine Auszehrung ſich bildete, die ſeinem Leiden ein Ende machte.

Mich traf freilich die Verfolgung weniger, allein ich mag nun vorbringen was ich will, ſo richte ich nichts aus, ſondern ich erhalte immer die gleiche Antwort: M'r thüs nit. Ich gebe zwar nicht ab, bei jeder Gelegenheit ſuche ich ſie zur Gemeinnützigkeit zu gewöhnen, und wenn ſie doch nichts für ihre Schule thun wollen, ſo ſammle ich bei auſſerordentlichen Gelegenheiten Steuern; aber mir ſcheint, ſie werden allemal unwilliger und geben allemal weniger.

So, Schulmeiſter, bin ich am Hag mit dieſen trocknen, kalten, unbeweglichen Menſchen, und weiß gar nicht mehr, wo ſie packen. Es thut mir leid, daß es ſo iſt, daß ich euch nicht beſſer unterſtützen kann; aber ſobald ich ein Wort für euch reden würde, ſo wäre die ganze Gemeinde gegen euch. Ich wollte euch das ganze Verhältniß vor Augen legen, damit ihr euch nicht mißdeutet und in gutem Eifer die alte Geſchichte wieder aufwärmet. Ich weiß euch keinen beſſern Rath, als in aller Stille eure Pflicht zu thun, euch ſo wenig bemerklich zu machen als möglich, mit eurem geringen Lohn auszukommen zu ſuchen und Niemand läſtig zu fallen. Kann irgend etwas ſie euch gewinnen, ſo iſt es, wenn ihr huſet und arbeitet; vor einem guten Husmann haben ſie hundertmal mehr Reſpekt als vor einem guten Schulmeiſter. Die Schule iſt wie die meiſten andern Schulen beſchaffen. Auswendiglernen iſt die Hauptſache, doch hat es der vorige Schulmeiſter durchgeſetzt, daß nicht nur die Reichſten rechnen und ſchreiben dürfen, ſondern wer will. Den letzten Examenrodel habt ihr hier, der wird das Nähere ausweiſen.

In der Schule wurde eine ſcharfe Zucht gehalten. In der letzten Zeit war ſie nur zu ſcharf, durch den beſtändig gereizten Zuſtand des Lehrers. Wenn ihr nun mehr Liebe der Strenge beimiſcht, und mit Freundlichkeit zu wirken verſucht, ehe ihr die Ruthe braucht, ſo werdet ihr mit den Kindern ſchon zurecht kommen. Nur hütet euch ja, den Kindern etwas über die Eltern zu ſagen oder Pflegeltern. Bringen die Kinder auch Schläge heim, ſo werden die wenigſten ſich beklagen, ſie ſind ihnen nicht ungewohnt. Aber wenn ſie ein Wort aufleſen können, das auf die Alten geſtochen iſt, ſo werden ſie es hinterbringen ſammt den Schlägen, weil ſie gleich glauben, der Schulmeiſter habe ſie eigentlich der Alten und nicht ihretwillen gezüchtigt. Dann iſt das Wetter los.

Seht, Schulmeiſter, ſchloß der Pfarrer, daß ich es wahrhaft gut mit euch meine, ſonſt hätte ich euch das Alles nicht geſagt. Meinet ihr es auch gut, ſo wollen wir zuſammenhalten, denn wir arbeiten an einem Werke. Es freut mich allemal, wenn ein Schulmeiſter kommt aus Ernſt zu der Sache. Aber freilich Manchen fertige ich kurz ab, wenn er bei mir nur allerlei vernehmen will, um es weiter zu ſagen; oder mir vorwärts den Hof macht, um dann mit ſeinen Bauern über mich zu lachen; oder nur allerlei klagen, aber keinen Rath hören will; oder zu mir kömmt, um dann ſeine eigenen Dummheiten damit entſchuldigen zu können: er ſei beim Pfarrer geweſen und der wolle es ſo, er habe es ihm angegeben.

Ich dankte dem Pfarrer, ward auch offen gegen ihn, und wir ſchieden als gute Freunde. Das mir enthüllte Verhältniß füllte meinen Kopf.

Ich weiß nicht, ob es allen Menſchen geht wie mir. Wenn meine Einbildungskraft einmal Funken gefaßt hat, ſo lodert ſie auf und ſpiegelt nun, ich kann nicht ſagen Gedanken, ſondern nur Bilder mir vor, über deren Anſchauen ich weder ſehe noch höre. So zeigte ſie jetzt mir die Gytiwyler, ihre Kinder, die Schule, meine Bedrängniſſe, aber auch mein feſtes, ſtilles Betragen. Und wie die jüdiſchen Propheten von der Schilderung des moraliſchen und dem darauf folgenden körperlichen Elendes ſich am Ende aufſchwangen zu den meſſianiſchen Zeiten voll Glück und Herrlichkeit, ſo träumte auch ich von gebeſſerten Menſchen, einem neuen Schulhauſe, Wandtafeln in allen Ecken und einem ſtattlichen Schulmeiſter, der neben dem Ammann auf der Bank vor dem Hauſe Tabak rauchte, von dem das Päcklein nicht blos 3 ſondern 6 kr. koſte. Solche Träume ſind aber einem Wandelnden nicht günſtig, wenn er im Herbſtnebel einen nur einmal gemachten Weg geht. Ein Brücklein, auf deſſen unebenen Brettern ich ſtolperte, brachte mich zur Beſinnung. Ich erinnerte mich, über keine ſolche Brücke gegangen zu ſein. Es dünkte mich, ich müſſe ſchon lange gegangen ſein, und doch ſah ich keine Anzeichen eines Dorfes; die Gegend, ſo weit der Nebel ſie ſehen ließ, war mir unbekannt. Sterne waren keine am Himmel, wie man zu ſagen pflegt nach der Uebung des Menſchen, das Daſein deſſen, was er nicht ſieht, in Abrede zu ſtellen. Da iſts aber böſe ſich zurechtzufinden, wenn man nicht weiß wo man iſt und nicht um ſich ſieht: das erfahren viele Menſchen, und namentlich Politiker unſerer Zeit. Die mahnen mich, beiläufig geſagt, gar oft an ſolche, die Blindekuh ſpielen und denen man Weſpern beizt ringsum. Die doopen nun mit ihren ungeſchickten Händen hier in eine Weſpern, dort in eine, und wenn ſie geſtochen werden, ſchlagen ſie mit der Fauſt darein und doopen in eine andere, bis ſie alle aufgeſtöbert haben, und die Weſpen von allen Weſpern wüthend über den ungeſchickten Doopi herfahren. Der fährt nun auch wüthend herum; aber was hilft ihm Wuth und Größe gegen aufgeſtöberte Weſpen!

Ich wußte auf meinem Brückli gerade ſo viel, wo Gutiwol lag, als jener Schulmeiſter auf einer Karte von Europa, wo die Schweiz ſei, der daher ſagte: der Canton Bern ſei gerade hinger dra. Es iſt eine bedeutende Verlegenheit für einen Menſchen, wenn er nicht nur zwei Wege vor ſich hat, ſondern vier Weltgegenden, und in jeder Gegend der geſuchte Ort ſein kann und nicht ſein kann.

Da ich kein Weib zu Hauſe hatte, ſo ertrug ich mein Verirren viel gemüthlicher als mancher Mann, den ſeine Frau beißt oder kratzt, wenn er eine Viertelſtunde länger ausbleibt, als ſie in ihrem Kopfe hat. Aber etwas graulich war mir doch in dem dunkeln Nebel, in dem die Erde lag wie in einem Sack und ich mitten zwiſchen beiden.

Kein Menſch war zu ſehen und zu hören; die ſchälten zu Hauſe behaglich Rüben oder Aepfel, oder ſchnarchten auf dem Ofen.

Da hörte ich auf einmal einen Ton durch die Nacht und erſchrack, daß ich zitterte. Es klang mir wie pfeifen, anhaltend und verſtohlen. Räuber, hatte ich gehört, pfeifen ſich, wenn ſie Reiſende überfallen wollen, in eine ſolche Bande glaubte ich gerathen zu ſein, die nun Anſtalten treffe, mich zu überfallen, in ihre Höhle zu ſchleppen, auszuplündern oder gar zu tödten. Ich ſtund wie Loths Weib, doch nicht unbeweglich, ſondern bebend, und lauſchte der Töne durch den Nebel. Die waren nun eigenlich gar nicht, wie ich mir gedacht hatte, daß Räuber pfeifen, daß einem die Ohren gellen, ſondern gar lieblich und weich ſtahlen ſie ſich bis zu mir hin durch die Nacht. Nach und nach kam ich zur Beſinnung, dachte mir, ich hätte von Räubern in der Gegend doch gar nichts gehört, und wenn welche wären, ſo würden ſie wenig bei mir finden, als allfällig die Tubakpfeife und die Kleider. Aber ich hatte auch gehört, daß rechte Räuber ſo mit armen Teufeln ſich nicht abgeben, die ohnehin genug geplagt ſeien, ſondern nur mit reichen und vornehmen Herren. Sie ſind alſo eigentlich die Vorläufer des Teufels, der es auch gerade ſo machen ſoll. Und wenn es auch ſchlechte Räuber wären, ſo niederträchtig arme Leute zu plagen, ſo glaubte ich ihnen bis dahin unbemerkt geblieben zu ſein, weil ſie ſonſt nicht auf dieſe Weiſe pfeifen würden; denn weil ich mich nie mit Vogelfang abgab, ſo wußte ich nicht, daß man auch Lockvögel habe, und zwar mit und ohne Locken. Ich dachte mir ohne Gefahr näher ſchleichen, ſeien es Räuber, weglaufen, ſeien es aber ehrliche Leute, den Weg vernehmen zu können.

Langſam und leiſe tappte ich vorwärts, und kam zu meinem großen Schrecken in ein Gebüſch, wie Räuber ſich wählen ſollen zum Aufenthalt. Aber die Töne wurden immer ſchöner und zarter, und mir ſchien, das ſei wohl eine rechte Flöte, von denen ich viel gehört, aber doch nie eine gehört hatte. Noch vorſichtiger ſchlich ich vorwärts, kam wieder aus dem ſchmalen Walde heraus, und hörte nun ganz nahe vor mir die luſtige Melodie des Liedes: Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd, ſah aber gar nichts, kein Feuer, keine Menſchen, nichts, gar nichts. Bald ſchien das Lied aus dem Boden, bald aus den Lüften zu kommen, oder die Stimme des Nebels zu ſein, der wie eine ſchwarze Heeresmaſſe über Nacht auf der Erde lagerte, um bei hellem Tagesſchein als luftige Wolken über Land und Meer zu reiten. Schon fieng es wieder an mir zu gramſeln am Rücken und der geheimnißvolle Schauer wehte mich an, der aus einer andern Welt herüber bläſt, als ich anſtieß, und erſchrocken einen niedlichen Gartenzaun vor mir ſah. Wo ein Garten iſt, da iſt auch ein Haus. Das entdeckte ich endlich nach langem Hineinſtarren in den Nebel dicht vor mir, denn es war nicht ein ſchwarzer großer Holz- und Strohhaufen, ſondern ein weißes Rieghäuschen, das in Nacht und Nebel ausſah wie der Geiſt eines Hauſes.

Nun verſchwanden Angſt und Schrecken, und mir ward wieder wohl zu Muthe. Da ich immer luſtige Leute da geſehen hatte, wo man ſang oder etwas aufmachte, ſo wollte ich mich auch luſtig ankündigen und einmal wieder einen Witz machen. Ich ſtellte mich vor die Fenſterladen und ſtimmte mit heller Stimme das Lied ein: Es ſchwieg die Flöte und ich auch; ſie fieng wieder an und ich auch. Sie ſchwieg wieder, ein Fenſterlade wurde aufgeſtoßen, ein wilder ſchwarzer Kopf fuhr wild heraus und fragte zornig mit fremdem Anklang in der Stimme: Was für ein Eſel da Dummheiten treibe? Packſt du dich nicht auf der Stelle fort, ſo will ich dir deine Flauſen vertreiben. Man kann ſich vorſtellen wie mir ward, als ich ein wirklich Räuberhaupt einen Schuh weit vor mir ſah und ſeinen zornigen Ausbruch hörte. Erſt als er noch einmal mit ſeiner gewaltigen, feſten Stimme ſagte: Packſt di oder i chumme! fand ich die Sprache und vermochte zu ſtammeln: Er ſolle mir verzeihen, ich ſei verirret, fremd in der Gegend und habe nach dem Wege fragen wollen. Ich mußte ihm berichten, wer ich ſei, wohin ich wolle, und ſo ließ er ſich endlich, nachdem er manches Wort in fremden Sprachen ausgeſtoßen hatte, begütigen, ſchloß den Laden mit dem Verſprechen, mir den Weg zeigen zu wollen. Bald trat er zur Thüre hinaus. Ich fieng mich von neuem an vor ihm zu fürchten, und dachte, er wolle mich nur von dem Hauſe wegführen, um mich im Walde zu ermorden. Es war eine hohe Geſtalt, aber mager, nur Muskeln und Knochen bildeten ſeinen Leib. Sein Geſicht war dunkel, faſt wie ſein Haar, mager und knochicht wie ſein Leib. Unter der großen Naſe ſträubte ſich ein fürchterlicher Schnauz, die weißen Zähne konnte ich troz der Finſterniß erkennen. Auf ſeinem Kopf ſaß etwas Wunderliches, ich wußte nicht was, eine kurze Jacke und weite Hoſen bedeckten ſeinen Leib, und in der Hand trug er einen Stock, mit dem man einen Ochſen hätte fällen können. Als er mein Zaudern und Zagen ſah, lachte er und ſagte: Ja fürchte dich nur, es hat ſich noch mancher ganz andere Kerl vor mir gefürchtet! Aber gell, Schulmeiſterli, ein andermal läßeſt du dein dummes Singen vor fremden Häuſern ſein? Ich folgte ihm gar wehmüthig nach und verſprach mich eben ſo demüthig. Ich hätte geglaubt, es ſeien kurzweilige Leute da drinnen, und da hätte ich geglaubt, es würde ſie erſt verwundern und dann lächern, wenn ſie draußen auf einmal ſingen hörten, und dann würden ſie mir um ſo eher zurecht helfen. Er ſchnauzte mich an, daß das dumme Späſſe ſeien, aber wir Schulmeiſter und die Schneider hätten es gleich; wir meinten, wir ſeien witziger als andere Leute, wir müßten allenthalben den Narren treiben und die Hanswurſte machen, und hätten dazu einen Hochmuth, der ärger ſtinke als eben Böcke. Das ſei ihm das widerlichſte Volk, mit dem er ſein Lebtag zu thun gehabt, die Flöhe ausgenommen; Läuſe habe er nie gehabt. Ich verſprach mich ſo gut ich konnte, immer fürchtend, er ſuche mit ſolchen Worten Streit und Vorwand, nach Art unſerer händelſüchtigen Burſche mich halb oder ganz todt zu ſchlagen. Ich machte mich ganz klein, gab zu, daß es wohl auch hochmüthige Schulmeiſter gebe, aber doch ſeien ſicher nicht alle ſo. Ich ſei ein arm Bürſchchen, das ſchon viel erlebt und ausgeſtanden habe, und ich wüßte wohl, daß ich mich damit zufrieden geben müſſe, als Schulmeiſter meine Sache ſo gut zu machen als ich könne. Da lachte er laut auf und ſagte: Das werde aber wol nicht viel ſagen!

Das wärmte mich doch und ich antwortete: Für einen b'ſunderbar G'ſchichten wolle ich mich nicht ausgeben, aber ſo gut wie ein Anderer wolle ich meine Sache doch machen. Ja das glaube er, entgegnete der Schnauzbärtige, dem lieben Gott das Licht, den Bauern das Brot, den Kindern den Verſtand werde ich ſtehlen können, ſo gut als die Andern auch. Wenn es keine Schulmeiſter gäbe, ſo wären weniger hochmüthige Hungerleider, und wenn keine Schulen wären, ſo würde es weniger verpfuſchte Menſchen geben. Er könne nicht begreifen, wie ein Menſch, der einen geſunden Blutstropfen im Leibe habe, Schulmeiſter werden möge. Aber wer ſich auf nichts viel einbilden möchte und zum Arbeiten zu faul ſei, der werde Schulmeiſter. Nicht wahr, Schulmeiſterli? Ich wollte mich verſprechen. Da ſieng er ein Verhör mit mir an, beſſer als mancher Unterſuchungsrichter kann, ſcharf und ſtreng, daß ich antworten mußte, und das die Wahrheit, ich mochte wollen oder nicht. Auch überſpringen durfte ich nichts; er hielt zu Boden, wie ein guter Ackersmann ſeinen Pflug. Als ich nun ſagen mußte, was mich eigentlich zum Schulmeiſter gemacht, wie bös ich es daheim gehabt, wie man mich endlich verflucht und im Stich gelaſſen, wie ich nicht mehr das Herz habe heimzugehen, und Niemand habe auf der Welt; da ſchwieg er auf einmal ſtille und ſchritt ſo wild fort mit ſeinen langen Beinen, daß ich ihm kaum nach konnte. Nach einer langen Weile, wo ich nicht wußte was das geben ſollte, ſagte er: Schulmeiſter, ſiehe dort iſt Gytiwyl. Wenn du noch mehr verirreſt, ſo komme wieder, ich will dir wieder zurecht helfen, du biſt ein armer Teufel wie ich. Gut Nacht! Und verſchwunden war er im Nebel.

Ende des erſten Theiles.

Inhaltsanzeige des erſten Theiles.

Seite.
Erſtes Kapitel. Von groſſer Betrübnuß und Elend . 7
Zweites Kapitel. Von Vater und Mutter . . . 24
Drittes Kapitel. Wie es Vater und Mutter mit den Kindern hatten 38
Viertes Kapitel. Wie ich um mein Kronprinzenthum komme 48
Fünftes Kapitel. Wie ich aus einem Erbprinzen ein Schulprinz werde 54
Sechstes Kapitel. Wie ich auch aus dieſem Prinzenthum komme 73
Siebentes Kapitel. Wie das Vaterhaus mir zum Dienſthauſe gemacht wird 84
Achtes Kapitel. Wie ein alter Freund dem armen Weberknechtlein einen Ausweg zeigt 97
Neuntes Kapitel. Wie es mir im Kopfe rundum und endlich mit mir ins Schulmeiſteramt geht . . . 99
Zehntes Kapitel. Der Abſchied 108
Eilftes Kapitel. Wie es mir als Schulmeiſter-Adjutanten ergieng 115
Zwölftes Kapitel. Wie ich nach Brot und endlich auf die Stör gehe 129
Dreizehntes Kapitel. Wie ich Schulmeiſter lerne auf die alte Mode 146
Vierzehntes Kapitel. Alleluja! Endlich. . . . 166
Fünfzehntes Kapitel. Wie mir die Augen aufgethan werden 172
Sechszehntes Kapitel. Des Amtes Antritt . . 180
Siebenzehntes Kapitel. Wie mir der Verſtand gemacht wird 194

Seite

Achtzehntes Kapitel. Wie ich einen Pfarrer beſuche 200

Neunzehntes Kapitel. Etwas vom Weſen und Treiben der Liebe, und wie es ſich bei mir geſtaltet . . . 207

Zwanzigſtes Kapitel. Wie ich alſo ſitzen blieb und zwar in der Klemme 224

Ein und zwanzigſtes Kapitel. Wie ich mich in die zweite Klemme bringe 250

Zwei und zwanzigſtes Kapitel. Wie man hungrigen Vögeln Kätzchen ſtellt 268

Drei und zwanzigſtes Kapitel. Wie ein Schulmeiſter den Katzenjammer hat 278

Vier und zwanzigſtes Kapitel. Wie ein Schulmeiſter einer ganzen Gemeinde Stand hält . . . 282

Fünf und zwanzigſtes Kapitel. Wie [illegible] Pfarrer abputzen kann, und was es nützt 288

Sechs und zwanzigſtes Kapitel. Wie mich die Bauern und Buben kuriren 303

Sieben und zwanzigſtes Kapitel. Wie ein Schulmeiſter merkwürdige Betrachtungen anſtellt . . . 310

Acht und zwanzigſtes Kapitel. Wie mir wieder Troſt kommt ins ermattete Herz, fernere Leiden zu ertragen 326

Neun und zwanzigſtes Kapitel. Wie nach dem Troſt ich auch zu einer Schule komme 332

Dreißigſtes Kapitel. Was ein Brief für Wirkung thut 342

Ein und dreißigſtes Kapitel. Wie ich meinen Nachfolger bewillkomme und auf der Schnabelweid Abſchied nehme 348

Zwei und dreißigſtes Kapitel. Wie ein Schulmeiſter wohlfeil zügelt 353

Drei und dreißigſtes Kapitel. Wie ich abermals einen Pfarrer beſuche 360

* * *

Leiden und Freuden
eines
Schulmeisters.

Zweiter Theil.

Bern, 1839.
Wagner'ſche Buchhandlung.

Erſtes Kapitel.

Der erſte Winter im neuen Amte.

Diesmal klopfte mir das Herz, als meine Schule begann. Ich wußte nun, daß es einem fehlen könne in einer Schule, auch wenn man ſich noch ſo geſchickt glaubt; daß alſo das Gelingen in einer Schule nicht von der Geſchicklichkeit des Lehrers allein, ſondern von ſeinem Betragen, von der Art und Weiſe, wie er ſich in und außer der Schule giebt, abhänge.

Daß meine Gelehrſamkeit nicht weit her ſei und mein Unterricht ſelbſt eine Stümperei, das ſah ich noch nicht ein. Ich begriff noch immer nicht, wie man von einem Schulmeiſter verlangen könne, daß alle Kinder ſollten rechnen und ſchreiben lernen, und noch viel weniger fiel mir ein, daß die Kinder lernen ſollten, ſelbſt zu ſetzen, daß ſonſt das Schreiben ihnen nichts nütze. Ich begriff noch gar nicht, wie man eine Schule in Claſſen abtheilen und ſo gar vieles möglich machen könne, was bei der alten Unordnung unmöglich ſchien. Als man anfieng, eine ganze Claſſe zuſammen im Takt leſen zu laſſen, zu furchtbarem Ohrenzwang für alle, welche nicht kalbslederne Trommelfelle hatten, da glaubte man, eine Entdeckung gemacht zu haben, über welche aus man nicht mehr könne, auf die das tauſendjährige Reich bald folgen müſſe. Hatte ein Kind der Bevorrechteten aufgeſagt, ſo ſagte man ihm: Du kannſt jetzt ſchreiben; und zu den andern: Leſet.

Von einer eigentlichen Stundenabtheilung war keine Rede; darum wurde und wird ſie noch an vielen Orten für unmöglich gehalten.

Wenn man beſonders gut im Strumpf war, ſo wurde confirmirt und zweimal in der Woche catechiſirt aus dem Fragenbuch. Das waren die ſtabilſten Stunden. Die Hauptſache für den Lehrer war, daß er Fleiß habe, d. h. daß er unermüdlich von einem Kind zum andern renne und alle ſo oft als möglich aufſagen laſſe, und daß er ſich Mühe gebe ihnen zu zeigen: d. h. vorzumachen und zu corrigiren.

Dieſe Aufgabe zu erfüllen bangte mir nicht, und über die Forderung, daß alle ſchreiben und rechnen lernen, dachte ich nur das, daß ihre Unhaltbarkeit von ſelbſt ſich dargeben werde. Aber die traurigen Erfahrungen hatten in meine Selbſtgenugſamkeit doch das Loch gemacht, daß mir bange ward 150 Kinder zu meiſtern, mich bei ihnen in Reſpekt zu ſetzen und in Reſpekt zu erhalten, und in der Schule die nothwendige Ordnung feſtzuſtellen.

Ich hatte es erfahren, daß es in einer Schule zugeht wie in einer Ehe. Beide haben ihre Flitterwochen oder Honigmonde, und während derſelben lauſcht der ſchlauere Theil dem andern ſeine ſchwachen Seiten ab und ſetzt ſich in die Stellung, in der er bleiben will. Dünkt es nun dem ehrlichen überliſteten Theil, es ſei genug geflitterwöchelt, es ſei nun einmal Zeit zu ſagen, was auch er eigentlich wolle und wie es künftig gehen ſolle; ſo vernimmt er zu ſeinem großen Erſtaunen, daß es juſt ſo gehen ſolle, wie es juſt gehe, daß da nichts mehr zu ändern ſei. Und verſucht er es dennoch und möchte ſich auf einen andern Fuß ſetzen: ja dann zerreißen die Himmel. Regengüſſe ſtrömen, dumpfer Donner grollt, ſpäte Reife fallen nieder, drückende Schwüle wechſelt mit froſtigem Winde, und bei allem chupet die Sonne, ſendet nicht Licht, ſpendet die rechte Wärme nicht, und trübe wird es am Ehehimmel. O, wer kennt das Chupen, das

Grollen, das Sticheln, das Aufbegehren, das Verwunderthun nicht, wer kennt die Schlußworte nicht: wenn ich das gewußt hätte, wenn ich das gedacht hätte! Wer weiß nicht, daß dann hier ſelten wahre Einigkeit ſtatt findet, ſondern entweder eine ſtumme Unterwerfung von der einen, unbedingte Oberherrſchaft von der andern Seite, oder aber ein dreißig- bis vierzigjähriger Krieg, je nachdem die Theile ein zähes Leder haben? Je mehr nun ein Menſch in ſeliger Ueberſchwenglichkeit meint, das verſtehe ſich von ſelbſt, daß es gehe, wie er wolle, deſto eher kömmt er unter den Pantoffel oder ſieht ſich zu einem ewigen Keifen, das nichts abträgt, verdammt. Nun herrſcht bei den Schulmeiſtern gar zu gerne dieſe Ueberſchwenglichkeit, und arglos blampen ſie in ihr Amt hinein. Bei den Kindern aber herrſcht Schlauheit, ſie fühlen ſich die Schwächern, darum lauſchen ſie auf die ſchwachen Seiten des Stärkern, um durch ſie Meiſter zu werden.

Zu dieſem Auffaſſen der ſchwachen Seiten treibt die Kinder eine Art Inſtinkt, und ſelten wird ein Kind ein Jahr alt, ohne der Eltern ſchwache Seiten zu kennen und benutzen zu können. Mit dem gleichen Inſtinkt faſſen ſie jede neue Erſcheinung auf, die in ihr Kinderleben trittet, und faſſen ihre Eigenthümlichkeit meiſt weit ſchärfer auf als ältere Leute, denen das eigene Ich, vorgefaßte Meinungen, gehegte Abſichten und hundert Gegenſtände die Augen blenden. Nun trittet nicht bald etwas wichtigeres in der Kinder Leben hinein als ein Lehrer, bei dem ſie einen bedeutenden Theil ihrer Zeit zubringen ſollen, der als Oberer Wohl und Weh zufügen kann. Wie ſie nun dem Lehrer ſeine Macht nehmen, ihn entwaffnen, lähmen, täuſchen, ihm trotzen können, das iſt der Kinder Augenmerk. Sie beobachten die erſten Tage gar manierlich, allmählig ſtrecken ſie ihre Fühlhörner aus, immer weiter und weiter; ſtoßen ſie an, ſo verſuchen ſie es auf andere Weiſe, bis ſie wiſſen, woran ſie ſind, und das Alles ſehr ſelten mit Bewußtſein, ſondern inſtinktmäßig. Wehe nun dem

Lehrer, wenn er bewußtlos iſt, wenn er, wie Obere es ſo gerne pflegen, vor lauter Oberherrlichkeit nichts anders ſieht als eben dieſe, wenn er dieſes Taſten der Kinder nicht fühlt und ihm nicht zu begegnen weiß mit Liebe und Ernſt; denn weiß er das nicht, ſo wird er auch bei den trefflichſten Lehrtalenten nimmer gewinnen der Kinder Liebe und Achtung. Eine vernünftige Schulzucht gelingt nimmer, die Schule wird entweder zuchtlos oder ein Zuchthaus. Nun fühlte ich dunkel etwas von dieſem; fühlte das Gewicht des Anfanges, des erſten Eindruckes; ich wußte, daß ich in meiner frühern Schule durch zu große Milde zum Spott geworden war, und ward zuerſt verſucht ins Gegentheil zu fallen. Nun kann es nichts unglücklicheres geben, wenn ein an ſich ſanftmüthiger und faſt ſchwacher Menſch den Bramarbas und Eiſenfreſſer ſpielen will. Alle Augenblicke fällt er aus ſeiner Rolle, männiglich ſieht des Eſels Ohr hervorgucken aus der Löwenhaut. Er hat verloren Spiel; denn trotz der Löwenhaut macht er Eſelsſtreiche, und als Eſel wird er behandelt von Jung und Alt. Auch das fühlte ich.

So erwachte ich am erſten Schulmorgen mit ordentlichem Herzklopfen, und es nahm nicht ab, als ich die erſten Schulkinder kommen ſah und hinüber zu ihnen mußte. Es waren ihrer nicht viele und ſo gieng es recht gut. Ich war ernſt aber weich geſtimmt, fühlte mich nicht veranlaßt durch meine Stimmung, mit den Kindern den Narren zu treiben, oder ſie lachen machen zu wollen und das kam mir wohl. Einen Berg hinunterfahren ohne zu ſpannen, in hellem Trab, kann nur ein guter Kutſcher und wird es ſelten noch thun, ein ungeſchickter bricht Hals und Beine. So kann nur ein ſehr gewandter ſattelfeſter Lehrer Spaß in der Schule treiben, und dazu noch ſelten; und doch verſuchen das Tölpel am meiſten und führen dabei Etwas, das Witz ſein ſoll, ins Feld, das aber dem Witz gerade gleicht wie eine Kuh dem König Salomo. So catechiſiren Schulmeiſter: was iſt das Himmelreich nicht? Nicht Eſſen und Trinken. Jo, Kinder, nicht Eſſen und Trinken, nicht einmal Bärendreck erhalten wir dort. Ich polterte aber auch nicht, erſchreckte die Kinder nicht, ſpielte nicht den Bölima, glaubte nicht, daß erſt alle Kinder ins Bockshorn müßten, bevor ich recht anfangen könne.

Ernſt und weich begann ich meine Schule, und es gieng recht gut. Die Kinder betrachteten mich ſcharf, aber bei dem Betrachten blieb es. Als ich bei meinen geſchwellten Erdäpfeln und einem Reſtchen Milch zu Mittag ſaß, hätte ich gerne ein Mäuschen und bei allen Tiſchen im Dorfe ſein mögen um zu hören, was die Kinder zu erzählen wüßten und wie ich ihnen gefallen hätte. Ach und am Abend wäre ich gar zu gerne zu Jemanden hingegangen um zu vernehmen, was geſagt worden, um mich rühmen zu hören oder doch wenigſtens Anerkennung zu finden. Aber mit dem Denken, was die Leute ſagen möchten, mußte ich mich begnügen. Niemand hatte mich apparti kommen heißen und frühere Erfahrung ſchreckte mich ab.

Meine Kinder waren die einzigen Menſchen, mit denen ich umgieng, bei denen ich ordentlich ſein und mit ihnen reden konnte. Die Schulſtunden wurden mir daher eigentliche Erholungsſtunden, auf die ich mich freute, jedes Schulkind war mir eine liebe Erſcheinung, die mich aufheiterte. Weil ich Freude an den Kindern hatte, ſo empfanden ſie auch welche an mir: weil mir die Schulſtunden wie Augenblicke entſchwanden, ſo wurden ſie ihnen auch kürzer und ſie kamen gerne in die Schule. Dieſes merkte ich ſchon nach einigen Tagen, daß die, welche Anfangs gekommen waren, ſelten fehlten; und fehlten ſie, ſo klagten ſie mir das nächſte Mal, der Vater oder die Mutter hätten ſie nicht gehen laſſen. Aber troß dem taſteten doch die Schüler nach meinen ſchwachen Seiten und ſuchten ihren Willen von meinem Willen frei zu machen, mein Wort unbeachtet zu laſſen. Ich merkte es, und das iſt ſchon viel; ich ließ es nicht unbemerkt hingehen, und das iſt noch mehr. Eine Bemerkung fruchtete anfänglich, aber bald ſchon nicht mehr, es mußte ein Verweis folgen, dem Verweis eine Strafrede, eine Appellation an die Kinderliebe ꝛc. Hier blieb ich eine Zeitlang, und vielleicht zu lange, ſtehen und predigte zu lange.

Es iſt nichts thorrechter, als wenn ein Lehrer allzuoft und allzulang ins Predigen fällt, er richtet wahrhaftig nichts aus als daß er ſich ſelbſten unglücklich und bitter, den Kindern Langeweile macht. Daß den Kindern das Predigen Langeweile macht, weiß Jeder, der der Kinder Flüchtigkeit kennt. Ein Kommandowort, ein kurzer ernſter Zuſpruch dringen durch, während eine Predigt abläuft wie Regen vom Dach. Das Predigen bringt aber den Lehrer in ein ordentlich Elend hinein. Das Predigen bringt ihm ein Vergrößerungsglas vor Augen, darin ſieht er ſeine Treue, der Kinder Flüchtigkeit; ſeinen Willen, der Kinder Ungehorſam; ſeine Liebe, der Kinder Undank. Das alles kommt ihm, je länger er predigt, deſto greller, furchtbarer vor, und je nach ſeiner Eigenthümlichkeit wird er immer zorniger oder immer gerührter, auf alle Fälle immer elender, und ſagt den Kindern Dinge, vor denen er bei nüchternem Zuſtande erſchrecken, ehrliche andere Leute blinzen müßten. Er entwürdigt ſich vielleicht gar ſo weit, daß er Eltern, Verhältniſſe ꝛc. in ſeine Predigt bringt, oder gar ſagt: ſie verachteten ihn nur deßwegen, weil er ſo arm ſei, wenn er reicher wäre, ſo würden ſie ſchon mehr Reſpekt vor ihm haben. Pfui! wenn ein Lehrer ſo was Kindern vorwirft, es mag auch noch ſo viel Wahres daran ſein. Aus lauter Gutherzigkeit fiel ich in dieſen Fehler, und einige kleine Strafen abgerechnet, wäre ich vielleicht hier ſtehen geblieben, wenn nicht einige tüchtige Burſche mit breiten Rücken und trotzigen Köpfen mich da auf beſſere Mittel gebracht hätten.

Es war ein Anlaß, ich weiß nicht mehr: ob ein Märit, oder ein Gemeinwerk, oder ein Knechtentag, kurz es war ein

Tag, an welchem nicht gedroſchen werden konnte. Da redeten die Burſche mit einander ab, zur Schule zu kommen und zu ſehen, wie der Schulmeiſter einer ſei, und ihn zu ſecken, wie weit ſie es wohl treiben könnten mit ihm. Wenn nun ein halb Dutzend Burſche, von denen jeder ſeinen Mütt Korn trägt, in eine Schule zuſammen einrücken, ſo laſſen die nicht lange, ſondern fallen gleich mit der Thüre ins Haus. Prozig traten ſie ein, prozig ſezten ſie ſich, wo ſie wollten; thaten, als ob ſie der Schulmeiſter gar nichts angebe. Ich war ganz verduzt von dem Betragen dieſer Burſche, das akurat ausſah wie das Betragen von einem halben Dutzend Jünkerleins unter dem ſogenannten Plebs, d. h. unverſchämt und grob. Ich huſtete, ich machte: bſcht, ich ſagte: Still! ſie merkten von dem allem nichts. Sie riſſen ſich Bücher aus den Händen, drehten ſich um, redeten nach allen Seiten. Ich begann Vorwürfe zu machen, ſie achteten ſie nicht; ich ſieng an zu predigen von böſen Buben, welche die Schule ſtörten; wieviel ſie mir zu leid thäten damit ꝛc. Sie lachten dazu. Das nun machte mich böſe und ich drohte; und die Burſche, die wahrſcheinlich dachten: ihre ältern Brüder ſeien am Märit und thäten wüſt, und wenn ſie nun nicht das Recht hätten z'Märit zu gehen, ſo hätten ſie doch das Recht, ebenfalls wüſt zu thun und zwar in der Schule — lachten nur lauter und flüſterten ſich in die Ohren. Da wurde ich böſe, griff nach dem Lineal und wollte einem auf die Hand geben, und da er ſich dagegen ſträubte, gab ich ihm auf den Rücken, und walkte noch zwei oder drei tüchtig durch, die mir den Lineal nehmen wollten; ſo tüchtig, daß mir der Arm ordentlich weh that. Aber Ruhe war nun geſchaffen und kein Menſch machte mir darüber Vorwürfe.

Hätten die Buben die Oberhand gewonnen, ſo würde man tüchtig gelacht und die Alten ſchmunzelnd gerühmt haben: ſie hätten ganze Kerliße, die hätten es dem Schulmeiſter g'reiſet, wo er ihnen hätte befehlen wollen, wie den andern.

Nun da ich den Handel gewonnen und die Burſche mit blauen Rücken heimgekehrt waren, fand man mich vollkommen im Recht und wunderte ſich nur, daß ich ein ſo Schecher ſei; man hätte mir das gar nicht angeſehen. Freilich wird auch mancher Pädagoge neueſter Zeit ſchreien: Bewahre Gott, welche Rohheit, welch ſchlechter Lehrer, der noch zu Schlägen ſeine Zuflucht nimmt! Ja, du gutes Männlein, ſchreie nur, ich weiß wohl, was Mode iſt, aber die Mode wechſelt eben, weil keine Mode das abſolut Rechte oder Wahre umfaßt. Ich habe auch nicht alles auf dem Prügeln; aber auf einen harten Kloz gehört ein ſcharfer Keil; was man nicht bürſten kann, muß man ausklopfen. Ich möchte da kein Syſtem aufſtellen, z. B. daß man anſtändig erzogene Kinder nicht ſchlagen ſolle, oder daß bei roh erzogenen Kindern Schläge nothwendig ſeien. Man findet unter den vornehmſten Kindern welche, denen die Ruthe oder eine Ohrfeige mit Verſtand ſehr heilſam wäre, wenn ſie nicht etwa den Troſt haben, es dem Papa klagen zu dürfen und wenn dieſer Papa nicht etwa gar der Kanzler iſt, der den frechen Schläger in den Carcer ſchickt dafür. Dagegen findet man Kinder, welche mit Schlegel und Weggen erzogen ſind und durch und durch erhärtet ſcheinen: aber ſie ſind nur gegen Schlegel und Weggen gehärtet, und das erſte Wort der Liebe geht in die Seele hinein, und mit ſolchen ungewohnten Worten richtet man fürder alles aus. So ſind Schläge äußere Heilmittel für Krankheiten der Seele, die ſichtbar werden, ſind chirurgiſche Operationen; im rechten Augenblick angewendet, wirken ſie manchmal ohne alle innere Hülfe, ja da wo alle innere Hülfe nichts gefruchtet hätte — ſo bei Kindern und Erwachſenen. So jagte einmal eine Mutter ihr Kind in vollem Zorn ums Haus, in voller Angſt ſchrie das Kind erbärmlich: ach, Großmutter, hilf! ach, Großmutter, hilf! Auf der Straße ereilte die Mutter das Kind, warf es zu Boden, kniete auf daſſelbe und ſchlug es auf unmütterliche Weiſe, in ihrem Zorn nichts hörend nichts ſehend, was um ſie vergieng. Das ſah ein handfeſter Bauer auf ſeinem Wägelein, wohlgemuth vom Berner Märit kommend. Das Feuer kam ihm ins Dach. Hinter der Frau hielt er ſein Pferd, ſtieg ab und ſteckte der Frau ſo einen recht tüchtigen Klapf, daß ſie über ihr Kind wegfiel. Er aber ſtieg, ohne ein Wort zu ſagen, gelaſſen auf ſein Wägelein und fuhr davon. Als er zurück blickte, ſah er die Frau mit offenem Munde mitten in der Straße ſtehen, wie ein Oelgötze, und ihm nachſehen. Aber ſeither hat man bei jenem Hauſe niemals mehr ein ſolches Geſchrei des Kindes gehört. Hätten da wohl Zuſprüche geholfen und wenn ſie vom Pfarrer gekommen wären? Das unerwartete, unmittelbare, im rechten Augenblick angewandte äußere Mittel wirket beſſer zuweilen als die längſten Kuren; aber, um es recht zu gebrauchen, mangelt es eben nicht Gelehrſamkeit, ſondern einen ſichern Takt oder Inſtinkt, wenn ihr wollt, oder Menſchenkenntniß meinetwegen.

Aber, wie geſagt, ſchnell und raſch muß die Anwendung ſolcher Mittel ſein, lange Vorbereitungen dazu im Angeſicht des Patienten, oder gar damit verbundene Ceremonien oder förmliche Feierlichkeiten, Spektakelſtücke zeugen eben von dem Unſinn, der ſo lange in den Schulen herrſchte. Darum aber auch läßt ſich kein Syſtem darüber abfaſſen. Da kann der Lehrer nicht in ſein Heft ſchreiben: Hier pflege ich Schläge anzubringen, wie ehedem die Göttinger Profeſſoren an die Ränder ihrer Hefte ſollen geſchrieben haben: Hier pflege ich einen Witz zu reißen.

Eine Schule, wo das Prügeln ſyſtematiſch würde, mahnte mich an jenes Waiſenhaus, wo alle 60 Buben, große und kleine, geſunde und kranke, wenn ich nicht irre, alle Jahre zweimal ſämmtlich laxiren mußten, ich weiß nicht, ob zwei oder drei Tage lang alle miteinander. So wurde aber ehedem in den Schulen geprügelt auf dem Lande und in den Städten. Und wenn man erzählen hört, wie z. B. die Berner Buben Schläge erhielten Vormittag und Nachmittag, mit Ruthen, Stöcken, Fäuſten, wie ſie bluteten und ächzten; ſo begreift man wohl, wie ein Abſcheu gegen das Prügeln bei denen einreißen mußte, die ſo geprügelt wurden, begreift, daß ſo geprügelte Väter keinem Lehrer zutrauen, mit Verſtand prügeln zu können, weil kein Lehrer ſolchen an ihnen zeigte, und daß man daher allen Lehrern das Prügeln radikal abſtellen oder verordnen wollte, daß ſie in jedem gegebenen Fall die Erlaubniß ihrer Obern dazu einholen ſollten was das Thorrechteſte von allem wäre. Aber mit dem Bade ſoll man das Kind nicht ausſchütten. Soll man in jedem Waiſenhauſe nun gar keinen Knaben mehr laxiren, weil früher ſo auf einmal mußten?

Freilich iſt das die beſte Schule und zeuget von der beſten Geſundheit der Kinder, in welcher ſolche Strafen am ſeltenſten vorkommen, wo der Lehrer, die Herzen zu heilen, den Ausbrüchen der Krankheit zuvorzukommen weiß. Denn allerdings muß ſo Mancher nur deßwegen prügeln, weil er nicht ſieht, was im Anzuge iſt, oder weil ſein Anſehen bei den Kindern oder ihre Liebe zu ihm nicht ſo groß ſind, daß ſie zu natürlichen fort und fort wirkenden Heilmitteln werden. Bringt ein Lehrer es noch ſo weit, daß er in Anwendung ſolcher Strafen wirklich gerecht ſein kann, ohne den Kindern ungerecht zu erſcheinen, ſo will ich den Hut vor ihm abziehen. Ich meine nämlich, wenn er es dahin bringt, daß er auf die gleichen Fälle nicht immer die gleichen Strafen müſſe folgen laſſen und doch die Kinder überzeugt bleiben daß er vollkommen gerecht und gleichmäßig geſtraft habe, ſo hat er es weit gebracht. Jede Strafe iſt nämlich von Seite des Lehrers nie eine Züchtigung, ſondern ein Heilmittel. Kann ein Arzt nun mit einem Löffel voll Trank heilen, ſoll er dann einen ganzen Hafen voll einſchütten oder gar Arme und Beine abnehmen? Das würde man doch unvernünftig finden. Darum ſtudirt der Arzt die Natur ſeines Kranken, nach dieſer richtet er ſeine Heilmittel ein, und je beſſer er die Natur kennt, deſto kräftiger werden ſeine Mittel anſchlagen. Nun ſollte von Rechtswegen der Lehrer auch nie ſtrenger ſtrafen als es gerade zur Heilung nöthig ſcheint. Nun wiſſen wir, daß die einen Naturen härter und zäher ſind als die andern, alſo der Krankheitsſtoff viel feſter bei ihnen ſitzt und viel gewaltſamere Mittel zur Austreibung mangelt als andere. Bringt es nun ein Lehrer dahin, daß die Kinder dieſes begreifen, und es dulden ohne Aerger, daß der Lehrer bei gleichen Fehlern oder Vergehen auf andere Weiſe und härter oder gelinder ſtraft, je nach der Natur des Fehlenden, ſo habe ich Reſpekt vor ihm. Freilich muß der Lehrer, um dieſes zu können, vier Dinge verſtehen. Er muß dieſes ſelbſt begreifen, muß Menſchen begreifen, ihre verſchiedenen Naturen auffaſſen und nachdenken können über ihre zweckmäßigſte Behandlungsweiſe. Aber ſo lange Lehrer nicht einmal über einen Unterrichtsplan nachdenken wollen, kann man ihnen nicht zutrauen, daß ſie über die Naturen der Kinder nachdenken mögen.

Er muß zweitens jede Brille ab ſeiner Naſe thun können und namentlich die Brillen, wodurch er Küechli, Brod, Rüpſtückli oder gar Hamme ſieht ſtatt Kinder, und auch die, durch welche ihm die eigenen Kinder ganz anders vorkommen als andere.

Er muß des Zornes, jeder Aufwallung Meiſter ſein können, denn der Zorn macht blind und unvernünftig. Was würde man zu dem Arzte ſagen, der in der Täubi einem armen Teufel ein halbes Pfund Opium verſchreiben würde ſtatt höchſtens ein halbes Quintli?

Und wenn der Lehrer ein Kind eines Muthwillens wegen züchtigt in vollem ſichtbaren Zorn, muß das Kind ſich nicht ſelbſt fragen: Wer züchtigt dann den Lehrer um ſeines Zornes willen? Mich iſt Muthwillen angekommen, ihn der Zorn, welches iſt nun ärger?

Und viertens endlich muß er das Schmuggeln laſſen können. Er muß nämlich keine Branntweinflaſche unter dem Kuttenſecken in die Schulſtube und ins Gänterli ſchmuggeln, um dort ihr ſeine häufigen Beſuche abzuſtatten oder ſie auch nicht in der Nebenſtube beſuchen, die liebe Freundin. Wenn dann der Branntweingeiſt klafterlang dem Lehrer aus den Augen ſieht und aus dem Munde Feuer ſpeit, und dieſer Geiſt im Lehrer dann die Kinder braun und blau prügelt, ihnen alle ſieben Regenbogenfarben auf den Rücken prägt — was müſſen wohl die Kinder von einem ſolchen Lehrer denken? Muß ihnen nicht beifallen die Geſchichte der zwei vom Teufel beſeſſenen Gergeſener, die unter die Schweine fuhren? Müſſen ſie nicht bei ſich ſelbſt wünſchen, ihr beſeſſener Lehrer möchte auch unter die Schweine fahren ſtatt unter Kinder?

Meine Prügelten hatte alſo gute Wirkung gethan und gieng nirgends übel an; und doch war, je mehr die Kinder ſich mehrten, deſto weniger Stille und Ruhe in der Schule. Ich kann nicht ſagen, daß die Kinder nicht gehorchten, ſobald ich ihnen befahl, aber es war Augenblicks wieder im Alten. Ich klagte einmal meine Noth dem Pfarrer. Dieſer gab mir einen guten Rath, der viel half, aber doch nicht radikal; das Hauptmittel kam mir erſt ſpäter zu. Nachdem er meine Schule betrachtet hatte, ſagte er mir: Die meiſten Lehrer haben den gleichen Fehler wie die meiſten Leute. Wenn dieſe ſehen ſo hören ſie nicht, wenn ſie hören ſo ſehen ſie nicht, und wenn ſie ſelbſt reden ſo können ſie weder ſehen noch hören. Sie können nur einer Thätigkeit mit Bewußtſein ſich hingeben, während ſie das eine Organ, z. B. das Auge mit Bewußtſein beſchäftigen, vernimmt das Ohr wohl allerlei, allein was das Ohr vernimmt, vernimmt der Menſch nicht, ſeine Seele iſt im Auge nicht im Ohr, und ein Organ, in dem die Seele nicht iſt, bringt dem Menſchen nichts zu. Nun iſt es allerdings das Bequeme, Gewöhnliche, ſeine Seele nur an einem Orte zu haben, und die Leute, die nicht geweckt und, begreifen gar nicht, daß die Seele an verſchiedenen Orten ſein oder vielmehr die Thätigkeiten verſchiedener Organe auffaſſen oder leiten könne zu gleicher Zeit. Ihr ſeht viele Mägde z. B. Rübli jäten oder Flachs. Sie denken bei dieſer einförmigen Arbeit an ihren Kilter, warum er geſtern nicht gekommen, ob er etwa bei Durſe Joggis Bäbi geweſen ſei ꝛc. Ruft ihnen nun ein-, zwei-, dreimal, ſie hören euch nicht, ihre Seele kann nicht vom Kilter und von Durſe Joggis Bäbi weg ins Ohr. Beobachtet Kindermägde, wie wenig ſie hören, wenn ſie ihren Schatz ſehen, wie wenig ſie ſehen, wenn ſie ihn ſprechen hören. Laßt Knechte heimkommen zum Eſſen, ihre Seele iſt beſchäftigt mit dem Gedanken: ob Kraut oder Schnitz auf dem Tiſche ſeien, oder ob der Sauerkabis auch Schmutz bekommen habe oder nur die Kelle, legt ihnen Werkzeug aller Art neben und vor die Füße, ſie werden es nicht aufheben, nicht einmal ſehen, ihre Seele iſt nicht im Auge, ſondern beim Sauerkabis und zwar ungetheilt. So wird es begreiflich, daß in einer Stube voller Leute eine Menge Dinge geredet werden, die Einen ſie nicht hören, und die, welche ſie hören, nicht ſehen, was dabei getrieben wird.

Vollends wenn ein Menſch redet und mit Eifer redet, ſo ſcheint er meiſt taub und blind zu ſein, weil er gerade nur bei ſeiner Rede iſt, und weder die Geſichter ſieht, die andere ſchneiden, noch das Gähnen hört, das hinter ihren Händen hervor quakt. Nun ſollte von früh an der Menſch gewöhnt werden, aller Thätigkeiten ſeiner Organe ſich zu bemeiſtern, zu gleicher Zeit mit ſeiner Seele allgegenwärtig zu ſein im ganzen Körper. Zu dem Ende iſt ſie eben geiſtig und nicht ein Erdäpfel oder eine Rübe.

Der Menſch muß zu gleicher Zeit ſprechen, ſehen, hören, lernen; ja, was noch ſchwerer iſt, er muß lernen: an zwei Orten zu gleicher Zeit ſehen, zwei Reden zu gleicher Zeit hören. Wer einmal ſich daran gewöhnt hat, der weiß nichts mehr anders, es geht ihm das von ſelbſt zu, es iſt ſein natürlicher Zuſtand; ja, er muß ſich zuſammennehmen, wenn er ſeine Seele ungetheilt einem Gegenſtande widmen und durch nichts anders ſich davon will abziehen, unterbrechen laſſen. Nun wird aber keiner ein guter Knecht und kein Stüdi eine gute Magd, wenn ſie nicht offene Augen und Ohren haben, wenn ſie nicht gwahrig ſind, d. h. wenn ſie das, was ihre Sinne ihnen zuführen, nicht ſchnell und auf einmal aufzufaſſen vermögen, ſondern nur immer langſam eins nach dem andern.

Aber in noch viel höherm Grade bedarf ein Lehrer dieſer Eigenſchaften, wenn er einer Schule und beſonders einer großen Schule recht vorſtehen will. Er muß in der ganzen Stube gegenwärtig ſein, die Kinder müſſen zum Bewußtſein kommen, daß der Lehrer alles in derſelben wahrzunehmen im Stande ſei, daß er gar keinen Rücken habe, hinter dem ſie Ungeziemliches treiben können. Und dieſes Bewußtſein entſteht bei den Kindern gar bald, wenn ſie merken, daß der Lehrer alle ſieht, während er einem zuhört, daß er auf alle hört, während er einem zuſieht, und daß er beides hört und ſieht, während er ſelbſt ſpricht. Dieſes alles muß ſich aber geben nicht auf eine gezierte Weiſe, nicht äußern durch ein Hin- und Herſchießen, ſondern als ob es ſich von ſelbſt verſtünde, ſo ſein müßte. Es iſt kaum eine Eigenſchaft des Lehrers, welche die Kinder ſo ſchnell auffaſſen als dieſe, ſoviel Reſpekt davor haben, und durch ſie kömmt man hundert Unarten zuvor, erſpart ſich alſo auch hundert Strafen, eben ſo viele Unterbrechungen und die Schule erhält erſt dann ein ordentlich Ausſehen.

Und es iſt wohl nichts ſchöners, als wenn bei aller Thätigkeit der Lehrer in unerſchütterlicher Ruhe über ſeiner Schule ſteht; wenn er zur Seele der Schule wird, die allenthalben iſt und doch nirgends ſich aufdrängt. Nun, ſagte der Pfarrer, iſt aber das ein gar ſeltenes Ding und eine Menge Lehrer haben gar keinen Begriff von dieſer Allgegenwärtigkeit, keinen Begriff von der Möglichkeit, zu ſehen und zu hören zugleich, und keinen Begriff von der Nothwendigkeit dieſer Eigenſchaft. Wenn die Kinder ſich leicht etwas in Acht nehmen, ſo können ſie machen, was ſie wollen. Es iſt, als ob wenigſtens drei Viertel einer Schulſtunde hinter des Lehrers Rücken liegen würden, in denen Jedes machen kann, was es will. Und wenn es einmal zu wüſt geht und der Lehrer befiehlt Stille, ſo iſt wohl einen Augenblick Stille, bis und ſo lange die Kinder glauben, der Lehrer höre jetzt nicht mehr, ſondern er ſehe wieder oder er ſehe nicht mehr, ſondern er höre oder er rede, und ſehe und höre nicht mehr, merke durchaus nicht, was um ihn weiter vorgehe, achte nicht darauf, ob ſeinen Befehlen Folge geleiſtet werde. Ihr werdet es in hundert Schulen bemerken, daß Befehle nur ungefähr ſo lange fruchten als die Worte tönen an den Wänden.

Da machte mich jüngſt ein Freund lachen — ſo redete noch immer der Pfarrer. Dieſer, der Freund nämlich, iſt ein gar majeſtätiſcher Mann. Mit ſeinen ehedem ſchwarzen jetzt geſprenkelten Augenbraunen glaubt er wenigſtens eben ſo viel ausrichten zu können, als weiland Jupiter. Er klagte mir gar ſchrecklich über die Unordnung in ſeiner Schule. Ja, ſagte er und ſtemmte die Hände in die Seiten, wenn ich ſchon rufe: Stille! ſo b'ſchüßts nüt, nicht länger als eine Minute oder zwei. Und dieſes „Stille" rief er ſo laut, daß es mich allerdings Wunder nahm, daß Niemand aus einem Fenſter fiel, und mich wunderte, daß die Kinder in der Schule nicht ſtille wurden. Denn dieſes donnernde Stille erſchreckte einen Trupp Hühner, die eben ihr Morgenbrod zu ſich nahmen ſo, daß ſie auseinander liefen und flogen, der Hahn über ein Dach weg, und den ganzen Tag ſich nicht mehr zu zeigen wagten. Aber die Kinder werden es halt eben gewohnt geweſen ſein, und da kann man tauſendmal Stille rufen und noch die Augenbraunen runzeln dazu, und wenn ſie ſo ſchwarz gefärbt wären wie dem Satan ſeine, das hülf' alles nichts, das Kind weiß wohl, was es macht und machen darf.

Und in dieſem Fehler, Schulmeiſter, ſeid auch ihr! ſchloß der Pfarrer, ihr könnt nur in einer Ecke Stille behalten und nicht in der ganzen Stube, eben weil ihr nicht in der ganzen Stube gegenwärtig ſeid. Verſucht meinen Rath, er wird ſicher helfen, aber freilich, es wird euch ſchwer ankommen Anfangs.

Das dünkte mich eine ſtrenge Zumuthung und wenn ſie zehn Jahre ſpäter geſchehen wäre, ſo würde ich gedacht haben, der d.... Pfaffe wolle mich kujoniren. Indeſſen fieng ich das Ding doch an zu verſuchen und es leuchtete mir bald ein, daß ich mehr Ordnung in die Schule erhielte, wenn es mir möglich wäre achtſamer zu ſein. Aber es ward mir ſchwer, beſonders wenn ich ſprach. Da war es mir, als ob ich mit den Augen die Worte ſuchen müßte im Kopf, wie beim Leſen im Buche, und als ob die Ohren aufpaſſen und entſcheiden müßten, ob ich die rechten gefunden und hervorgebracht. Aber wenn man ſo etwas will und ſich Mühe giebt, ſo bringt man es doch irgendwohin, auch wenn man ſchon erwachſen iſt. Ein wahr Unglück iſt, daß Lehrer nicht mehr ſolche Neuerungen verſuchen wollen. Ich meine nicht neue Methoden, neue Terminologien u. ſ. w., ſondern ſich ſelbſt zu beherrſchen, Unarten abzulegen, auf neue und beſſere Weiſe ſich darzuſtellen. Aber, aber, die unglückliche Selbſtgenügſamkeit, Selbſtgefälligkeit oder Suffisance, wie der Welſch ſagt!

Ich hatte auf dieſe Weiſe viel weniger Urſache aufzubegehren, die Kinder wurden mir daher lieber, beſonders die Mädchen. Ja, lacht nur Leute, es iſt doch ſo. Gewiß werdet ihr heutzutage keinen Lehrer finden, der es macht wie jener alte Pfarrer. Der haßte die Weiber furchtbarlich und kehrte ſich in den Unterweiſungen immer den Buben zu, den Mädchen aber wendete er den Rücken. Dieſe, darüber theils geärgert, theils zum Muthwillen gereizt, trieben allen mögichen Spuck. Der alte Pfarrer ſah nie hinter ſich, wie wüſt es auch gehen mochte, und wenn Schimpfwörter nicht halfen, ſo ſchlug er mit ſeinem Meerrohr hinter ſich, aber wieder ohne zu ſehen, wohin. Man kann ſich den Jux denken, den die Knaben dabei hatten und auch die Mädchen, da ſie ſelten getroffen wurden.

Die Buben ſind von Natur roher, wilder und beſonders unbedachtſamer, rückſichtsloſer, die Mädchen weniger roh und beſonders bedachtſamer, mehr berechnend und feiner fühlend. (Doch will ich wetten, bei Lehrerinnen würde das Verhältniß ſich anders herausſtellen.) Das Mädchen weiß ſchon frühe, daß ſein Lehrer ein Mann iſt, und dieſe zu berückſichtigen, von früher Jugend an, lehrt es ein Inſtinkt. Es will ihm gefallen und es findet, wenn der Lehrer nur einigermaßen die Naſe mitten im Geſicht hat, Gefallen an ihm. Wie manches Mädchen hat daheim ſchon geſagt: üſe Schumeiſter iſch doch e hübſche! Hat das je ein Bube gethan? Das Mädchen hütet ſich, dem Lehrer zu mißfallen, fühlt tief ein Wort von ihm und weiß, weiß ſich ſelbſt unbewußt, in die Stimme, in die Augen, in ſein ganzes Thun und Laſſen ſo Manches zu legen, was den Lehrer anziehen muß. Wenn dem Lehrer etwas zu bringen iſt, wer erzwingt es, daſſelbe zu tragen, Knaben oder Mädchen? wer läuft der Mutter mehr nach, um ſie zu mahnen, daß man dem Schulmeiſter lange nichts gebracht und daß, wenn man friſch backe, man ihm doch ein Brod bringen wolle — Knaben oder Mädchen?

Abgeſehen davon, daß ein Lehrer Mädchen weniger zu ſtrafen braucht, macht ſchon ihr Weſen an ſich mehr oder weniger Eindruck auf ihn, er fühlt ſich zu ihnen hingezogen, und die Aufmerkſamkeit, die ſie ihm widmen, vergiltet er wieder. Man achte nur einmal auf den Ton der Stimme, ob nicht eine ganz andere Modulation darin liegt, wenn er frägt: Hans, chaſch m'rs ſäge? Oder: Bäbeli, weiſch du's ſäge? Da es nun immer ſo geweſen iſt, ſo fällt dieſer Unterſchied, den der Lehrer zwiſchen Knaben und Mädchen macht, nicht auf, ja der Lehrer ſagt ganz ungenirt: die Meitſchene ſeien ihm viel lieber, ſie ſeien viel ordlicher, er habe nicht halb ſo viel mit ihnen zu thun, als wie mit den Buben. Niemand wird den geringſten Anſtoß daran nehmen. Nur muß der Lehrer ſich doch in Acht nehmen vor zwei Dingen: er muß ſich hüten, daß ſeine allgemeine Liebe nicht eine ſpezielle werde, daß er nicht ein Mädchen vor den andern auszeichne, ihm den Hof mache, ſonſt hat er es mit allen verſpielt. Er muß ſich zweitens hüten, daß er nicht gegen die Mädchen ekelhaft wird und zudringlich, daß er die Schule mit einem Abendſitz verwechsle und irgend fühlbare Zeichen ſeiner Liebe gebe, ſo ſehr es ihn auch jucken mag, Backen zu tätſcheln oder ſonſt etwas, ſei es nun in Primarſchulen oder Arbeitsſchulen.

Er meint vielleicht, das habe gar nichts zu bedeuten. Wohl, das bedeutet etwas, er fühle ſich nur ſelbſt den Puls, ſo weiß er, was es bedeutet. Aber alle ſeine Schüler wiſſen es, ohne ihm an den Puls zu greifen. Die Buben verhöhnen ihn, und die Mädchen werden erbittert und ſchämen ſich, und wenn es den Alten zu Ohren kömmt, ſo giebt es Lärm. Ueberhaupt (ſ. das frühere Kapitel über das Verhältniß von Mann und Weib) darf der Lehrer nie die Schwäche darſtellen, ſonſt kömmt er unter ihren Pantoffel, und wenn er ſpäter eine Schülerin von ihnen heirathen ſollte, ſo kömmt er unter einen noch tüchtigern Pantoffel und wird kaum anders vor ſeiner Frau reden dürfen als mit weinerlicher Stimme und höchſt verlegenen Geberden. Es wären hier Exempel zu erzählen. Er muß die Kraft darſtellen, die anzieht, die anzieht nicht mit Abſicht, nicht mit einem angenommenen Weſen irgend eine Rolle ſpielend, einen Eſel darſtellend; ſondern die anzieht ohne Abſicht in wahrer Liebenswürdigkeit durch ein wahrhaft männlich Weſen, deſſen Grund Ernſt und Liebe iſt, das ſich darſtellt fern von jeder Künſtlichkeit in Mitte und Kraft. Ein ſolches Weſen bringt ſelbſt die Buben zu Liebe und Anhänglichkeit, geſchweige dann die Mädchen. Die Mädchen haben, ſo ſinnlich ſie ſein mögen, doch einen eigenen Zug zu höhern beſſern Naturen, nur müſſen dieſe doch nicht in gar zu wüſter Hülle ſein. Daher ſieht man ſo unendlich oft die Schülerin an den Lehrer ſich hängen gegen den Willen der Eltern, ſo ſagen es wenigſtens die Romane. Aber auch ohne die hat man ſehr viele Beiſpiele von Lehrern, die ihren Schülerinnen immer warm im Herzen blieben, denen bei des Lehrers Anblick die Augen ganz eigen glänzten, denen in den Tiefen wieder auftauchte die entſchwundene Jugend, der Frühling des Lebens, die knospende Liebe mit all ihrem Wogen, ihrem Regen. Und wie manches Mädchen fühlte nicht eine Langeweile, eine Oede im Herzen, wenn der Unterricht aufhörte, die es ſich nicht zu erklären wußte?

Je mehr der Lehrer die Kraft darſtellt, je weniger er ſich reißen läßt zu Tändeleien und Spielereien, deſto unſchädlicher bleibt, ja deſto nützlicher wird dieſe Liebe oder Anhänglichkeit. Zum Bewußtſein durch Erklärungen kommt ſie nicht, die Blume geht nicht auf, nur die Knoſpe bildet ſich verſchämt zwiſchen Blättern, genährt und hervorgelockt durch milde kräftige Luft. Das Mädchen, gewöhnt an dieſe reine beſſere Luft, empfindet Eckel gegen die unreine; vor ſeine Seele hat ſich das Bild einer edlen Seele geſtellt, die hat ſein Herz erwärmt. Wieder eine edle Seele verlangt es, um daſſelbe in Gluth und Flammen aufgehen zu laſſen. Wohl zieht viel und oft durch das Verlangen der Seele die Schwäche des Fleiſches einen Strich oder ein Geldſack legt ſich ſchwer auf daſſelbe. Allein untergehen wird in dieſer Seele doch ſelten ganz die Sehnſucht nach edlern Weſen, und ſchwere Seufzer ringen denſelben ſich entgegen, durch ſchwere Leiden oft; und oft endet das Ringen nicht, bis die Augen ſich wieder öffnen in einer andern Welt. Es wird mancher bedächtliche Lehrer bedenklich den Kopf ſchütteln über meine

Rede und unverblümt ſagen, ich rede Verkehrtes. Ich glaube es nicht. Ich meine nur zur Sprache zu bringen das Beſtehende, damit daſſelbe begriffen und vernünftig benutzt werde.

Zum Beweis, daß ich es auf alle Fälle redlich meine, will ich aufrichtig bekennen, wie es mir ergangen. Damals freilich wußte ich nicht, daß es mir ſo ergieng, und wenn Jemand es mir geſagt hätte, ſo wäre ich böſe geworden oder hätte ihn ausgelacht. Aber doch that es mir allemal wohl, wenn ich zu den Mädchen kommen konnte, um ſie zu überhören. Ich ſparte ſie manchmal auf bis zuletzt, wie man auch den Deſſert zuletzt ißt, und nach dem Sprüchwort, den Bauer nicht gerne auf den Herrn ſetzt. Es lachte mir allemal das Herz im Leibe, wenn ich eins der ältern Mädchen in die Schule kommen ſah, und es war mir recht öde in der Stube, wenn keins derſelben da war. Manche Viertelſtunde gieng ich früher in die Schulſtube, um, wie ich mir ſagte, Federn zu ſchneiden. Das Federnſchneiden kam mir aber gewöhnlich erſt in Sinn, wenn ich von jenen Mädchen eins oder einige bereits in der Schule wußte. O, es iſt recht wunderlich, was dem Menſchen alles einfällt, um etwas thun zu können, das er weder ſich noch andern bekennen will, dem er keinen Namen geben möchte. So iſt mancher Mann ein wahrer Salomo in der Erfindung von Vorwänden, etwas zu jaſſen. Es iſt ihm nicht um das Jaſſen, ſondern um den Schoppen oder die Halbe, die er beim Jaſſen trinken kann, denn ſeiner Frau darf ſelten einer rund aus ſagen: Frau, i will ga 'ne Halbi ha. Aber narrochtig that ich mit den Mädchen nicht, es that mir nur wohl bei ihnen zu ſein, und dummes Zeug ſchwatzte ich nicht mit ihnen. Sie begannen gewöhnlich in ihrer geſchwätzigen Natur das Geſpräch, und ich brauchte nur hie und da ein freundlich Wort zu erwiedern, ſo ward ihnen angeholfen und ich vernahm gar allerlei, das mir nützlich war. Und wenn ich zufällig nicht gleich hinüber kam, ſo hatten auch ſie Einfälle in meine Stube zu kommen oder mich hinüber zu rufen. Da ich mir alſo nicht vergab, ſo verlor das ſchulmeiſterliche Anſehen durchaus nichts; im Gegentheil hüteten ſie ſich recht mädchenhaft, mir einen Verdruß zu machen, und ein einzig ſtrenges Wort fand allezeit weichen Boden. Möglich auch, daß mein weichmüthig-wehmüthig Weſen (in den Städten würde man ſagen, es ſei ein intereſſanter Anflug von Melancholie geweſen) ihr Mitleid erregte, denn man will wiſſen, daß ſolche Stimmung bei einem Mann auf Mädchen ganz beſondere Wirkung thue, da eine Art Inſtinkt ſie zu dem Amte des Tröſtens treibe.

Sie ſuchten mir auch gefällig zu ſein, wie ſie nur konnten. Sie ſahen, daß mir das Kehren der Schulſtube (das ich zweimal in der Woche vornahm und nicht bloß einmal, wie es hie und da noch geſchieht, wo man es bitzli D . . . mehr oder minder nicht ſcheut) ſehr beſchwerlich war. Von nun an hatte ich gar nichts mehr damit zu thun, die Mädchen ſchlugen ſich faſt darum und putzten mir meine Stube, daß es eine Freude war. Und weil ich zuſah, verrichteten ſie die Arbeit mit einer Rührigkeit, einer Schnelligkeit, welche ſie zu Hauſe kaum an den Tag legten.

Noch ſehe ich, wie einmal ein armes Mädchen vor der Schule um mich herumſtrich, immer eine Hand im Sack. Endlich zog es einen Apfel daraus hervor, von den ſchönſten einen, gelblicht mit rothen Backen zum Malen. Er war ſicher der ſchönſte, den das Mädchen ſeit Jahren gehabt. Mit einem ganz eigenen Zagen bot es mir ihn an und ſagte: Schumeißer, wenn d'r nit äppe 'ne Oepfel? Ich antwortete vielleicht etwas kurz: Ich wott dir dini Oepfel nit eſſe, b'halt du ſe numme. Da wurde das Mädchen ganz roth, ſchlug ſeine ſchwarzen Augen mit einem ganz eigenen bittenden Ausdruck zu mir auf und ſagte: Schumeißer, nät me ne ab, es iſch g'wüß e gute. Ich konnte natürlich nicht widerſtehen, und das Mädchen hatte nun keinen Apfel zu eſſen denſelben Nachmittag, und doch war es von einer Fröhlichkeit wie ſonſt nie.

ein ſinnig Lächeln ſaß beſtändig auf ſeiner Stirne. Wer ſagt mir, was in des Menſchen Herzen vorgegangen vor dem Geben, bei dem Geben und nach demſelben? Um dieſes Apfels willen wurde dieſes Mädchen aber auch meine Eva.

Es rückte das Examen heran, für Kinder und jüngere und ältere Schulmeiſter, die ihres Amtes leben, ein wichtiger Tag. Es wohnt in den Kindern ein Trieb, das zu zeigen, zu bewähren, was ſie gelernt haben, zugleich mit einer Bangigkeit über den Erfolg, einem Zagen: ob es ihnen wohl gelingen möchte, zu beſtehen? Ach, daß dieſer Trieb im Kinde und dieſe Bangigkeit nicht gepflegt werden, daß ſie nicht geführt werden aus der Schulſtube ins Leben, daß das Kind nicht gelehrt wird, daß jeder Lebenstag ein Examentag vor Gott ſei, und daß alles Lernen nichts abtrage, wenn es einem nicht dazu helfe um in dem Examen vor Gott zu beſtehen! Aber nein, zwiſchen Schule und Leben, zwiſchen Kirche und Haus hat die Zeit Klüfte ausgefreſſen und tolle Menſchen haben ſie noch tiefer gegraben, und Brücken darüber ſind nicht gebaut, und hinüberſpringen ſollen die Menſchen von einem Uferrand zum andern; da brechen aber viele den Hals, andere die Beine, und die Meiſten können nicht begreifen, warum man ſie bei dieſer Gefährlichkeit von dem einen zum andern hinüberjage, ſtatt Jemand da ruhig ſitzen zu laſſen, wo er einmal ſitze. Die Kinder freuen ſich aber auch auf den Lohn ihrer Arbeit, auf die ſchönen blanken Batzen, welche ihnen leider jetzt durch die eidgenöſſiſchen Münzlümmeleien verkümmert werden. Die Mädchen freuen ſich, ohne Tſchöpli in den weißen Hemdeärmeln wieder als luſtige Sommervögel zu erſcheinen, und nur hie und da ſieht man an ſchönen hauſtäglichen Examentagen traurig ein blaſſes Kind in einem traurigen Tſchöpeli. Ach, das arme blaſſe Kind hatte kein gebleichtes weißes Hemde oder keine ganzen Aermel an ſeinen zwei Hemdchen, es darf ſie nicht ſehen laſſen; muß ſeine Aermchen traurig verſtecken in die abgetragene Hülle, muß die andern rauſchen und funkeln ſehen in den ſteif geſtärkten, weißen bauſchichten Aermeln. Ach! da iſt wohl keine Frühlingsfreude in dem kleinen Herzchen, in den Augen ſitzt die Scham und zieht ſie nieder, und nur der blanke Batzen wirft einen Schimmer der Freude über die blaſſen leidenden Züge.

Ach, ich habe ſchon manchmal mein Ohr gelegt an ſolche kleine arme Herzchen, die ſo vieles ſehen müſſen und nichts beſitzen, die in Noth und Kümmerniſſen geſpieſen und getränket werden, die, ſo bald ſie zum Bewußtſein gelangen, von den Eltern ihre Armuth vernehmen und täglich Zeugen ſind von dem Jammer, den die Eltern verhandeln. Da habe ich vernommen, was die Menſchen nicht ahnen, ſinnige Gedanken und tiefe Gefühle, habe ſie weinen hören im Herzen. Aber was mich weinen machte war, wenn dieſe kleinen Herzchen ſich einmal freuten, freuten über Dinge, die andere Menſchen nicht ſehen, reiche Kinder achtlos zertreten, und dieſe Freude war ſo rein, ſo kindlich und umwob ſo ſchnell den eingegrabenen Kummer, wie reiche Kinder ſich nimmer freuen können. Aber ſelten Jemand denkt an die Freude armer Kinder, als unſer liebe Herrgott, der bunte Steinchen für ſie geſchaffen, ſchöne Blümchen und Stecken krumme und gerade. Ach, die erwachſenen Menſchen wiſſen ſelten mehr, was rechte Freude iſt!

Aber wenn ich mein Ohr lange an einem Rathsherrenherzen gehabt oder ſonſt an einem Magnatenherzen, oder an den Herzen reicher Herren- oder Bauernweiber oder ſonſt an den Herzen von allerlei Grümpel, und da ganz trübſelig und wirbelſinnig geworden bin, ſo ſuche ich mir wieder ein armes blaſſes Kind und lege mein Ohr an ſein Herzchen, um wieder zu mir ſelbſt zu kommen, d. h. zu verharren in der Liebe. Ich habe aber ſchon manchmal gedacht, wenn ich mein Ohr ſo an ein ſchwammiges üppiges Herz gelegt, und da Dinge vernahm, daß mir faſt Hören und Sehen vergieng, welch Lärm es wohl abſetzen würde, wenn der Beſitzer des Herzens den Lauſcher wahrnehmen würde? Wäre es ein Mann, ſo würde er nach Ohrfeigen greifen; wäre es ein Rathsherr, ſo würde er dem Großen Rath ein Dekret vorlegen, um dieſes bei Halsſtrafe zu verbieten, unterdeſſen mich hinter Schloß und Riegel thun laſſen. Und die Weiber, o Himmel! die Weiber würden ihre Halstücher mit Gufen verſtecken, ihre Herzen mit Mänteleuen verpolſtern, und wenn alles nichts helfen würde, Zetermordio ſchreien; und würden mich verſchreien weit ärger noch als Potiphars Weib den armen Joſeph. So würden die Weiber ſchreien mit ſchwammigen üppigen Herzen, aber ſolche Herzen haben Gottlob nicht alle Weiber oder Mädchen. Es giebt deren viele, die ich kenne, die würden wohl auch roth werden und etwas vorziehen wollen, wenn ſie mein Ohrenläppchen ſo nahe an ihnen bemerken würden; aber es iſt die holde Scham, die die reichſten Reize am ſchüchternſten oder ſtolzeſten zu verhüllen ſtrebt, nicht der Schrecken der Kokette, der man hinter falſche Haare oder einen hölzernen Buſen kömmt.

Doch von ſolchen ſchönen reichen Herzen iſt jetzt nicht Zeit zu reden, nicht Zeit auszuplaudern, was ich da erlauſcht, ſondern zu alten und jungen Schulmeiſterherzen muß ich zurückkehren, die mit freudigem Bangen oder banger Freude den Examentag erwarten. Ach, ſo Schulmeiſterherzen mahnen mich eigentlich auch an arme Kinderherzen, die an gar kleinen Dingen ſich Freude machen müſſen, denn größere ſind ihnen nicht beſchert. Den in der Schule vergoſſenen Schweiß merkt Niemand mehr, von der ausgeſtandenen Noth und Mühe nimmt man nicht Notiz und wenn der Schulmeiſter ſo recht zeigen will, was er gemacht hat, was freilich blutwenig iſt gewöhnlich und Niemand wichtig ſcheint als ihm, ſo ſtrecken die Mannen die Beine lang von ſich, der Ammann gähnt verſtohlen, aber der Stiel entrinnt ihm noch und tönt gewaltig durch die Stube, und er rutſcht zum Pfarrer und ſagt: Es dücht mi, er ſöt afe anne ha u nimme möge, i wett ihms ſäge, er ſoll fertig mache. Vielleicht fällt hie und da ein Lob über eine ſchöne Schrift: aber wenn der Vater des Skribenten da iſt, ſo denkt Niemand, daß der Schulmeiſter das Schreiben ihn gelehrt, ſondern rühmt dem Alten den hoffnungsvollen Sprößling. Der nimmt behaglich das Lob ein, ſpreizt die Beine auseinander, nimmt den Spiegel gravitätiſch aus der Weſtentaſche und ſagt endlich: ja es tüch ordlich gnue un er het g'ſeit dahem, er häts no viel brever welle mache, aber d'Federe ſig ihm nit gut g'ſi u di angere heige geng am Tiſch g'ſtoße. Das ſind des Lehrers Freuden. Und wenn man ihm nachrühmt, ſie hätten brav aufgeſagt, aber das Leſen hätte etwas beſſer gehen können, und wenn man ihm dann ein klein Trinkgeld für das Wüſchen und Heitzen erkennt mit dem ausdrücklichen Beiſatz: man ſei es eigentlich nicht ſchuldig, aber man habe es den Andern auch gegeben und man wolle jetzt nichts anderes mehr anfangen, ſo hat er für ihn einen reichen Freudentag gehabt. (Freilich an manchem Orte wird es heutzutage beſſer.) An meinem Examen zu Gytiwyl hatte ich nicht einmal ſolche Freuden; der Pfarrer, der es nicht böſe meinte, aber doch in ſeiner Haſtigkeit gerne in alles redete, verpfuſchte mir den ganzen Tag. Beim Auswendigaufſagen gebot er auf einmal und unerwartet, daß alle Kinder die Bücher aus den Händen unter die Tiſche thun ſollten. Er haſſe das beſtändige Gucken ins Buch, wo man einige Worte mit den Augen aufaſſe, die Ladung ausſpucke und ſchnell wieder eine neue hole. Das mahne ihn gerade an einen Pfarrer, der ſeine Predigt ableſe und immer drein und draus ſehe, wie ein Huhn, wenn es Waſſer trinkt. Uebrigens ſei das gar nicht auswendig geſagt, und mit allem Lernen wüßten und behielten die Kinder nichts, wenn ſie ſich immer auf das Buch verlaſſen könnten. Das war ganz richtig. Aber meinen Kindern, die ſich einmal an das Buch gewöhnt hatten, gieng es wie Kindern, die an ein Lülli gewohnt ſind und ohne daſſelbe gar nicht ſchlafen können oder wollen, ſie mögen noch ſo ſchläfrig ſein. Sie konnten nicht recht aufſagen, wußten mit ihren Händen nichts anzufangen, kamen von vorn herein ſchon aus dem Concept, und das Aufſagen, auf das ich bedeutende Mühe verwendet hatte, gieng grundſchlecht.

Beim Conſtruiren hoffte ich nachzubeſſern und es gieng recht gut. Die Wer, Weſſen ꝛc. wußten die Kinder richtig aufzufinden und der Chorrichter ſagte: was es doch immer für neue Moden gebe, albez habe man von dem nichts gewußt und einmal er wüßte nichts damit zu machen. Albez habe man ſchön leren bete, daß es ſey kutet heiz, und damit ſei man auch durch die Welt gekommen und habe beſſer huſen können, als Mancher, der alles wiſſe, was in den Büchern ſei. Da fiel mein fürwitziger Pfarrer wieder ein, als ich am ſchönſten im Zuge war, und fragte: Kinder, ihr habt da von Cedern geredet, was iſt das für ein Ding? Große Stille. Iſts ein Menſch oder ein Thier? Ein Thier, ſagte endlich eins. Iſt es ein vierfüßig oder ein kriechend Thier? Ein vierfüßiges, war die Antwort. Ein Ochs oder ein Eſel? Ein Eſel. — Nein, ſagte der Pfarrer, die Cedern ſind Bäume. Aber ſagt mir nun, was bedeutet das Wort Libanon, iſt das auch ein Baum oder iſts ein Vogel? Es iſt auch ein Baum, ſagten mehrere. Iſts eine Tanne oder ein Pflaumenbaum? Es iſt ein Pflaumenbaum, war das Reſultat langen Nachſinnens. Der Pfarrer ſchmälte die Kinder, daß ſie das nicht wußten. Du mein Gott, was vermochten ſich die Kinder deſſen, ich hatte es ihnen ja nie geſagt! Und wer hätte es ihnen ſonſt ſagen ſollen? Der Ammann ſagte auch dem Pfarrer: einmal er hätte es auch nicht gewußt, und es habe ihn nie Wunder genommen. Er finde, das trage gar nichts ab, wenn man den Kindern alles erklären wolle, das mache ſie nur g'wunderig und dann wiſſe man zu Hauſe nichts mit ihnen anzufangen. Er finde immer, der Glaube ſei die Hauptſache, es heiße ja, daß der Glaube allein ſelig mache.

Wenn ſo einem Schulmeiſter, der alles am Fädeli zu haben glaubt, am Examen nur eine Floh über den Weg ſpringt, ſo nimmt er es ſchon aufs Puntenöri, geſchweige dann ſolche Dinge. Freilich ſagte mir am Ende der Pfarrer: er ſei gar wohl mit mir zufrieden geweſen, ich habe mir Mühe gegeben und habe Rath angenommen, und wenn ich mir wolle geſagt ſein laſſen, daß man auch erklären müſſe und nicht nur conſtruiren, ſo werde alles gut kommen. Aber wie kann man etwas erklären, das man ſelbſt nicht weiß, das einem Niemand geſagt hatte? Mein Normallehrer, der nicht wußte, was Paläſtina war, der hatte mir auch nichts von Cedern und Libanon geſagt, und was er mir noch alles anderes nicht geſagt hatte, das würden alle Bücher der Welt kaum faſſen. Der Gerichtſäß gab mir auch ein gar gut Lob und ſagte: ich ſei ihnen gar anſtändig, ich ſei für mich geweſen und hätte Niemand apparti plaget, und wenn ich etwas gewollt, ſo hätte ich es ordentlich bezahlt entweder auf der Stelle oder doch auf die Zeit, wo ich es verſprochen. Und das ſei z'Bräoſt ame 'ne Schumeiſter. Und wenn er dann ſchon nicht alle neue Moden nachmache, ſo ſei das graglych, ſie hätten ihm doch nichts darauf.

Das war wieder etwas Balſam auf die Wunden, aber wieder zwei Feuer eröffnet gegen den armen Schulmeiſter. Was den Einen recht war, ſchien den Andern unrecht. Wer will es verargen, wenn man aus Inſtinkt ins Laviren geräth, bei allem Schein von Bewegung es doch nicht von der Stelle bringt. Doch ſo weit dachte ich damals nicht. Etwas getröſtet folgte ich der Einladung, mit dem Manne eine Halbe zu trinken, ich hoffte noch dieß und jenes Erfreuliche für mich zu hören. Allein ich täuſchte mich. Nachdem abgehandelt war, was am letzten Bern-Märit die Kühe gegolten und das Korn, kam man ins Prezediren und da wurde man mit einer Halbe nach der andern fertig, aber nicht mit dem Prezediren.

Zweites Kapitel.

Ach Gott! Wenn die Liebe nicht wär, wie vernünftig man wär.

Iſt das Examen und die Winterſchule zu Ende, ſo iſt Manchem, als ob ihm ein Zentner ab dem Herzen falle. Dem Einen fällt das läſtige Schulhalten weg, das ihm ungefähr iſt wie Fabrikkindern das Fabrikgehen; dem Andern die ſchauderhafte Geldloſigkeit, in welcher er ſeit Monaten geſchmachtet. Er erhält ſeine paar Batzen Lohn fürs ganze Jahr und kann ſeine Sonntagsſchuhe plätzen laſſen für baar Geld. Auf das Geld hatte ich mich gefreut, hatte gedacht, beſſer meinem Verdienſt nachhängen zu können. Aber als die Schulkinder fortgiengen, konnte ich nicht aufhören ihnen nachzuſehen, bis ſie mir aus den Augen waren, eine ordentliche Wehmuth kam mich an; und als am andern Morgen keines kam, die Schule leer blieb, da fühlte ich es auch unerträglich leer in mir. Ums Haus herum ſtund ich, ſtund in alle vier Ecken deſſelben und ſah nach allen vier Weltgegenden, ob denn nicht etwa ein Bein von einem Schulkinde zu erblicken ſei. Endlich kam ein kleiner Junge mit zwei Schafen und einer Schnudernaſe daher und weidete die Erſtern an einem Gartenzaune.

Nun mit dem redete ich einige Worte und gieng dann an meine Arbeit. Aber es hatte mir doch nicht recht gewohlet, und ich konnte nicht begreifen, warum gerade dieſer ſchmutzige Junge mir erſchienen ſei und nicht jemand anders. Als es eilf Uhr läutete und ich vom Webſtuhl in die Küche gieng, um für mein Mittagsbrot zu ſorgen, ſah ich von Weitem beim Brunnen einige weiße Hemdeärmel und erkannte bald zwei der älteſten Schulmädchen. Nun weiß ich nicht, wie es kam, aber ich hatte auf einmal auch beim Brunnen zu thun, und wie ein Wirbelwind fuhr ich unter ſie. Das Geſpräch war freilich nicht halb ſo lang als mein Kommen, aber einige freundliche

Worte wurden doch gewechſelt, und eines derſelben ſagte: Es hätte es heute immer gedünkt, es ſollte in die Schule gehen. Das that mir gar zu wohl! Nur wurmte mich die Bemerkung des andern Mädchens: wenn es dann auch nicht mehr in die Unterweiſung gehen könne und der Herr ihm erlaube, ſo wiſſe es vor Langerweile nicht was anfangen. Ich konnte nicht recht faſſen, daß ſo ein Mädchen auch nach der Unterweiſung ſich ſehnen könne und nicht blos nach der Schule. Von nun an war der Brunnen mein Luſtplatz, mein Caſino, meine Promenade, mein Palais-royal. Ich wuſch alles viel fleißiger, bedurfte viel mehr Waſſer als ſonſt; am Samſtag Nachmittags gieng ich ſogar mit meiner Kaffekanne und meinem Züber zum Brunnen, um ſie zu fegen, mußte mich aber dabei nicht wenig auslachen laſſen. Die Mädchen behaupteten immer, ich mache ſo lange an der Kanne, daß ich Löcher hinein reibe und alle Samstage fragen ſie mich: ob ſie den Kaffe noch halte?

Es koſtete mich manchmal Mühe, dumme Witze zu unterdrücken, bei Gelegenheiten das handgreifliche Schäckern zu laſſen, allein ich war ein ſo tüchtig gebranntes Kind, daß ich noch nicht vergeſſen hatte, wie das Feuer brenne. Die Wunde war nicht ſchnell zugeheilt worden, ſie hatte auseitern müſſen, und was ich dabei gefühlt, das wollte ich nicht zum zweiten Mal empfinden. Nur Quackſalber ſtreichen auf jegliche Wunde gleich einen heilenden Balſam oder gar ein Heftpflaſter; es giebt Wunden, die ausbluten, auseitern müſſen, wenn ſie gut heilen ſollen. So iſt es auch mit den Seelenwunden und Eiterbeulen. Ich bin feſt überzeugt, Tauſende von Büchern und Millionen von Predigten wirken darum nicht, weil man auf jeden bittern Trank nicht geſchwinde genug Zuckerbrot bringen kann, auf ausgetheilte Schläge alſobald ruft: ach brieg nit, ach brieg nit, du biſt ja ſo lieb und gut! weil man auf die gezeigte Hölle alſobald die Seligkeit ſetzt, wie den Deckel auf den Hafen, weil man ſich vor nichts mehr fürchtet, als einen tiefgreifenden Eindruck zu hinterlaſſen. Alle dieſe Predigten und Bücher mahnen mich an folgende Geſchichten: In einem Lande, wo man viel Flauſen treibt und viel auf Fatzen hält, admittirte ein ſchöner Herr in dem ſchönen Salon ſeines Hauſes einige Mädchen in Gegenwart ſchöner Mütter. In feierlichem Ornate mit dem möglichſten Pathos verrichtete er die feierliche Handlung ſtehend an dem runden Tiſche ſeines Salons, der zu einem feierlichen Altar eingerichtet war. Die Mädchen und die Mütter waren tief ergriffen. Das gerührte Angeſicht verbargen die Einen tief ins weiße Naſtuch und die Andern vergalten dem ſchönen Redner ihre gerührten thränenden Herzen durch ſtummen Dank, den ſie ihm aus ihren in weiblichem Regenbogen ſchimmernden Augen entgegenſtrahlten. Ja ſie fühlten es tief, daß die Welt böſe ſei und ſchwach das weibliche Herz.

Da verſchwand vor ihren Blicken der ergreifende Redner in ſeiner feierlichen ernſten Tracht; da eilten geſchäftige Mägde herbei und wandelten den Altar wieder um in einen runden Tiſch bedeckt mit gelbem Teppich; da pflanzten ſie auf dieſen zwei Teller mit ſüßen Bonbons und zwei Flaſchen, die eine gefüllt mit Malaga, die andere mit Xeres, und rings um ſie klirrten auf dem eleganten Servierteller die in Kriſtall geſchliffenen Gläſer. Und als das alles gethan war, da erſchien der ſchön gelockte Herr wieder im zierlichem Frack mit einer graziöſen Verbeugung und regalirte die ſchönen Damen nun mit ſchönen Worten und ſüßen Bonbons und ſtärkendem Weine. Und die Damen waren Anfangs etwas verblüfft über den ſchnellen Uebergang von dem Ergriffenſein über die Schwäche der menſchlichen Natur in den Troſt der alles verhüllenden Höflichkeit und in das ſüße einwiegende Getändel der ſogenannt gebildeten Welt; aber bald trockneten die Thränen und in die Wunden des Herzens floß der ſüße Malaga und die ſüßen Worte legten ſich als Herzpflaſter über die Wunden und den Damen ward wieder wohl zu Muth. Sie fühlten ſich wunderbar geſtärkt durch den ſüßen Wein und die ſüßen

Worte und voll Zuverſicht giengen ſie wieder in die Welt hinaus. Und als der ſchöne Herr und die ſchönen Damen nach manchem zierlichen Neigen aus einander giengen, ſprach zu einer Dame die andere: O ciel comment ça était charmant! Und die andere antwortete: Oui, mais ce cher pasteur est si délicieux, n'est-ce pas? Ob aber wohl alle Leute das Weſen, den Kern dieſer Geſchichte in Predigten und Büchern wieder erkennen? Ich weiß es nicht, aber ich zweifle; ja ich glaube, wenn einer ſo vermeſſen wäre den Hafen, in welchem in ſchauerliche Knäuel geballt die menſchlichen Gebrechen ſich winden und wenden, abzudecken und einige Zeit den Deckel bei Seite zu ſetzen, ſo würde die Menge nach dieſem Deckel ſchreien, wie die Römer ehedem nach Brot und ein baſellandſchäftlicher Rathsherr nach einem Schoppen. Es zog mich alſo noch immer zu dem Mädchen hin, und mein Herz ſehnte ſich fort und fort nach Liebe, aber dieſe Neigung äußerte ſich nicht mehr auf thieriſche Weiſe, nicht mehr durch Ausbrüche wüſter Sinnlichkeit; ſie brannte wie ein ſtilles Licht in meinem Herzen, und weil dieſes ſtille Licht ein ganz anderes war, als jene ungeregelte gierige Flamme, die vorher jedem Mädchen entgegengezüngelte, ſo kannte ich die Bedeutung deſſelben nicht einmal. Ich glaubte, das ſei halt gar nichts anders als Freude an meinen Schulkindern.

Meine Liebe war noch gar keine beſondere, ſondern nur eine allgemeine, und ans Heirathen dachte ich gar nicht; ich dachte ans Fürſparen. Ich hatte die Freude an den wenigen Neuthalern, die ich im Gänterli hatte, und an den zwei neuen Hemdern, welche ich hatte machen laſſen. Ich zerlegte oft in Gedanken meine Bedürfniſſe, die erforderliche Anſchaffung und daneben mein Einkommen und meinen Verdienſt, und ich fand allemal, daß ich ein Schönes bei Seite legen und in wenig Zeit meine Orgel werde zahlen können. Dann rechnete ich weiter und ſparte in Gedanken immer mehr für und wurde am Ende ein recht wohlhabender Mann. In dieſe

Rechnungen brachte ich nie eine Frau und noch weniger Kinder.

So verfloß der Sommer, und auf den Winter und die Schule, die er mitbrachte, freute ich mich. Aber ſo ganz füllte ſie doch mein Herz nicht aus. Denn beim Brunnen traf ich noch oft mit den Mädchen zuſammen, denen der Herr zu Oſtern erlaubt hatte, und am meiſten eben mit jenem, das mir den ſchönen Apfel gegeben hatte. Es wohnte nicht weit vom Brunnen, hieß Mädeli und war eines armen Schuhmachers Tochter. Eines Schuhmachers, wie es viele giebt, die ihr Lebenlang nie das Handwerk recht erlernt hatten, nie Leder kaufen konnten; die ſechs erſten Wochen, nachdem ſie als Meiſter ſich geſezt, die Modeſchuhmacher des Ortes waren und ſpäter höchſtens gut genug Pechſchuhe zu machen, Knechten und Mägden Schuhe zu pläzen und hie und da auf einer Stör 3 Bazen per Tag zu verdienen. Mädeli war des Vaters jüngſtes Kind und ſeine Haushälterin, da ſeine Frau geſtorben war und ſeine anderen Kinder ihn verlaſſen hatten. Mädeli war ſchlank und hoch, hatte aber nicht ſo herzſchöne Backen wie Milch und Blut, bei denen es einem dünkt, wenn man ſie nur etwas kumsle oder rümtſchle, ſo müßten aus der einen Backe einige Nacheln Milch ſprizen kühwarm und aus der andern einige Duzend Kartoffel treten ſchön mehlicht und aufgeſprungen.

Mädeli's Haut hatte etwas von der Schuhmacherwerkſtatt angenommen. Freilich war ſie nicht ſo ſchmuzig pechgelb wie die Haut eines Altgeſellen oder einer fünfzigjährigen meiſterlichen Pechſeele; ſie hatte nur das Gelblichte, das mit dem Bräunlichen vermiſcht und mit einem rothen Anhauch, gleichſam dem himmliſchen Thau, übergoſſen, die wunderſame Haut bildet, welche in ihrem ſammetnen Schmelz unendlich anzüglicher iſt als das ſchönſte Roth und Weiß, auch wenn beides auf das Kunſtgerechteſte gemiſcht wäre. Mädelis Haar war ſchwarz und ſeine Augen dunkel und tief, wie gemacht um darin zu ertrinken. Es iſt recht eigen, wie es Augen giebt von unergründlicher Tiefe. Die Seen bewohnt von Nixen oder Seefräuleins, die, wenn man nur einen Finger ins Waſſer ſteckt oder nur einen Blick hineinwirft, einen ergreifen bei Finger oder Blick und hinunterziehen auf den Grund, wo es dem Fiſchlein ſo wohlig wird, ſind das wohl nicht ſchöner bräunlicher Mädchen tief dunkle Augen?

Es iſt doch wunderlich, wie es Augen ſo verſchiedener Art giebt und ſo wunderliche Arten. Es giebt Augen, ſie mahnen mich an weiß angeſtrichene Mauern. Wenn die Sonne darauf ſcheint, glänzen ſie blendend; hat man ſich an den Glanz gewöhnt, ſo ſieht man, daß es nur Kalch iſt, was glänzt, und hinter dem Kalch iſt eben nur eine Mauer kalt und hart, und wie bekannt haben Mauern weder Herz noch Seele. Andere giebt es wieder, die mich mahnen an Teiche. Teiche haben bekanntlich auch kein Herz, keine Seele, keine Tiefe, und aus ihrem Grunde quillt nichts heraus als höchſtens bei trübem Wetter ein bischen Schlamm, aber auf ihrer Oberfläche ſpiegeln ſie alles ab, Sonne, Mond und Sterne, und jedes Mannsgeſicht das in ſie guckt. Dann giebt es auch wieder Augen gerade wie ein Hundegeſicht, dem man ein Stück Fleiſch vorhält. Dieſem Hundegeſicht läuft es feucht in den Augen und im Munde zuſammen vor lauter Gluſt und Gierigkeit. Auch ſind wieder Augen wie Spinngewebe mit der Spinne in einer Ecke. Die Spinne ſieht man nicht, das Spinngewebe achtet man nicht, aber wenn eine Fliege dem Gewebe ſich nähert, dann fängt es an in der Ecke zu blitzen, und kömmt die Fliege ins Gewebe, dann ſpringt die giftige Spinne mit ihren giftigen Aeuglein heraus und man weiß wer da iſt. Auch ſind Augen wie Wetterleuchten oder wie der ſogenannte Brenner. Wenn die Hitze groß iſt, ſo leuchten ſie ſchalkhaft und munter, aber ſie regnen nicht, ſie donnern nicht, und wenn die Hitze vorüber iſt, ſo ſieht man auch gar nichts mehr von ihnen und an ihnen.

Es giebt noch gar viele Augenarten, von denen ich aber jetzt nicht reden will, da ich noch zu ſagen habe, daß über Mädelis Augen geſchweifte ſchwarze Bogen ſich wölbten, rund wie Wölbung über Kirchenfenſter, durch welche gute Augen hineinſchauen können ins dunkle geheimnißvolle Heiligthum. Auf einem in lieblichen und zarten Anſchwellungen ſich endenden Halſe ſtund das kurze feſte Kinn und trug den nicht kleinen, nicht großen Mund, der reine weiße Zähne barg und ohne Worte redete, ohne Unterlaß theilnehmend und ſchalkhaft. So ſprachen bald die Augen, bald der Mund, bald beide zuſammen, und doch ſtörte keins das andere, und mitten inne ſtund verwundert die Naſe, horchte g'wunderig auf die Wechſelrede und verſtund doch ſo wenig davon wie ein Welſch, wenn Einer vernünftig redet, nämlich deutſch. Und dieſes Geſicht war alle Tage gewaſchen, was viel heißt. Die ſchlanken Finger (o wie ich die eingedrückten oder abgeſtumpften Finger nicht leiden mag, die ausſehen wie Beißzangen oder Mandelweckli!) waren gewöhnlich gewaſchen und die ſchwarzen Haare ſelten hoggis voggis unter die Kappe gewurſtet, ſondern glatt und geſcheitelt geſtrählt. Die Stirne war heiter und glänzend, ohne eben mit Speckſchwarte gerieben zu ſein, wie manche Mädchen zu thun pflegen, wenn ſie glänzen wollen. Doch würde mancher Mann dem lieben Gott danken, wenn ſeine Frau, die den Glanzteufel im Leibe hat, kein theureres Mittel ihren Teufel zu befriedigen brauchte, als eben nur Speckſchwarte.

Allen ſo geplagten Männern würde ich rathen, ihren reſpektiven Gemahlinnen zum Neujahr ſtatt allem Andern einige tüchtige Pfund Speck und Schwarten zu verehren. Möglich, daß das Mittel hülfe, beſonders wenn die geſchenkten Pfunde theils in die jährlichen Büdjets, theils in unbezahlte Conto's eingewickelt wären.

Die ganze Geſtalt, die nicht üppig, aber ſpringfedrig und ebenmäßig war, war ſäuberlich übergoſſen und hatte etwas

Nettes, auch wenn keine Strümpfe an ihren Beinen und manchmal die Schuhe die beſten nicht waren. A propos, werden naſenweiſe Fräulein und Herrlein ſagen: von welcher Sorte waren dann Mädelis Füße? Ihr guten Tröpflein! Auf dem Lande ſieht man gar nicht auf die Füße, ſondern auf die Beine, und Füße ſo breit, daß ſie barfuß auf dem Meere wandeln könnten, würde man hundertfältig den kleinſten Füßchen vorziehen, an denen aber Beinchen wären, die man durch ein Nadelöhr fädmen könnte.

So war das Meitſchi beſchaffen, das ich mehr als andere am Brunnen antraf, das ich am Brunnen am meiſten vermißte, das mir beſonders wohl gefiel in ſeinem rührigen, raſchen Thun, ſeinen ernſten Augen und freundlichen Mund, ohne daß ich nur ahnete verliebt zu ſein. Aber es ward mir immer läſtiger mein Alleinſein, und ich fieng an Beſchwerden zu fühlen, von denen ich keine Ahnung gehabt hatte. Bei jedem Knopf, der mir abſprang, ſeufzte ich über die Qualen dieſes Lebens und dachte, wie kommod es wäre, wenn Jemand mir ihn annähen thäte. Hatte ich die Schule zu Ende gebracht, ſo drückte es mich ſchrecklich, daß ich noch kochen müſſe, und als Glückliche beneidete ich Alle, die aus der Schule ohne weitere Präliminarien an den bereits gedeckten Tiſch ſich ſetzen konnten. Und hatte ich abgegeſſen, ſo kam mich das Seufzen ganz beſonders an, denn nun mußte ich noch abwaſchen; und hatte ich abgewaſchen Teller und Pfannen, ſo hatte ich gewöhnlich einen tüchtigen Bräm an Kleidern oder Geſicht und mußte an mir zu riblen anfangen. Unter ſolchen Seufzern ſang ich oft aus Herzensgrund: Ach wie iſt das Leben ſchwer, hier auf dieſer Erde! Hatte ich dieſe Laſt ſo recht gruſamlich gefühlt, ſo fieng ich in meinen einſamen Abendſtunden an nachzudenken: ob ſolchem Elend nicht abzukommen ſei? In die Koſt zu geben fiel mir ein, aber nähte man mir dort dann die Knöpfe an, plätzete man mir meine Strümpfe und wuſch man mir nach Nothdurſt! O du liebe Zeit, was trägt doch mancher Menſch für Zeug, nur weil er von Tag zu Tag vergißt, daſſelbe waſchen zu laſſen.

Und wie fatal iſt's, wenn man am Sonntag ſich verſchlafen hat und in die Predigt ſollte, und ſchlaftrunken zum Schaft ſpringt, um ein ſauber Hemde anzuziehen, und man keines darin ſieht?

Und wie noch fataler iſt's, wenn man ein ſauber Hemd findet, aber an dem Kragen deſſelben keine Knöpfe oder Häftli mehr, um ihn einzuthun, oder den Kragen halb durchgeriſſen, oder ſonſt einen Schaden, den die derbe Fauſt der Wäſcherin in das verwaſchene Zeug geriſſen und wohlweislich verſchwiegen hatte? Was ſoll dann ſo ein armer Teufel von Menſch, dem es nicht einfällt, die Hemder zu unterſuchen, wenn er ſie abzieht, und noch viel weniger, wenn die Wäſcherin ſie zurückbringt, anfangen mit ſeinem zerriſſenen Hemde? Noth bringt Erfahrung. Er zieht es in Gottes Namen an, aber er nimmt dann das größte Halstuch, das Gilet, an welchem die Knöpfe am weiteſten hinaufgehen, und verbirgt ſo die Schäden, die er nicht heilen kann, vor der Menſchen Augen. Wenn man im Sommer ſo einen behalstuchten, eingeknöpften Menſchen ſieht, ſo denke man nur zuverſichtlich: oha, dem happerets am Hemde.

Ich kam immer mehr darauf, daß eine Frau das radikalſte Mittel ſei gegen alle dieſe Uebel. Eine Frau würde mir kochen und abwaſchen, und ungeſorget könnte ich zu Tiſche ſitzen. Eine Frau würde dafür ſorgen, daß ich nicht nur am Sonntag ein friſch gewaſchenes tragbares Hemde hätte, ſondern ſie würde es mir zum Bett geben und mir ſogar den Kragen einthun. Eine ſolche Frau würde mir Wäſcher- und Näherlohn erſparen, würde mir pflanzen und ſpinnen und noch ſpuhlen obendrein. Es wurde mir immer einleuchtender, daß eine Frau, auch wenn ſie keinen Batzen hätte, einen ordentlichen Fund, eine eigentliche Spekulation für mich wäre. Ich war immer deutlicher überzeugt, daß ich es mit einer Frau weit beſſer werde machen, weit mehr fürſparen können als ohne Frau. So eine Frau eſſe nicht ſo viel, dachte ich, und wo eines genug hätte, da ſei ſicher auch für zwei.

Es iſt recht luſtig, wie die Menſchen verſchieden rechnen, und einer an der Rechnung des andern nichts begreift, und wie der Menſch in verſchiedenen Altern verſchieden rechnet, und in einem Alter die Rechnung des frühern Alters nicht mehr verſtehen kann. Man ſagt oft von dieſem oder jenem Menſchen: der weiß zu rechnen! Thorheit! Es rechnen alle Menſchen, und der meiſten Menſchen ſtilles Denken iſt gar nichts anders als beſtändig Rechnen. Die Menſchen aber werthen die Dinge anders. Was die Einen als ein Plus anſehen, ſehen die Andern als ein Minus an und umgekehrt. Was die Einen mit keinem Auge anſehen, bringen die Andern als Hauptfaktoren in Anſchlag. Und endlich iſts, als ob die Einen viel mehr oder ganz andere Augen hätten als die Andern; denn wie die Einen immer viel ſehen, viel mehr Zahlen als da ſind, ſehen die Andern immer zu wenig, viel weniger als vorhanden. Deswegen begreifen die Menſchen ihre gegenſeitigen Rechnungen ſo wenig, lachen oder ſchelten einander aus und ſeufzen zu Zeiten: i weiß 'nit, was i o gſinnet ha!

Und woher kömmt dieſes verſchiedene Rechnen wohl? Das Ding läßt ſich verſchieden ausdrücken: Es kömmt daher, weil in den Menſchen verſchiedene Rechenmeiſter ſind. Bei den Einen rechnet das Herz, bei den Andern die Sinne, bei den Dritten der Verſtand, bei den Vierten die Selbſtſucht oder irgend eine andere Leidenſchaft. Jeder dieſer Rechenmeiſter rechnet anders, und jeder für ſich allein falſch. Das fühlt der Menſch am beſten, bei dem dieſe Rechenmeiſter abwechſeln, und bald einer bald der andere an der Tafel ſitzt.

und immer einer den andern ausſchimpft, daß es dem Menſchen ſauübel wird dabei.

Vermag der Menſch nun nicht jeder Leidenſchaft das Rechnen zu verbieten, der Begeiſterung ausgenommen (die man uneigentlich auch zuweilen als Leidenſchaft anſieht), freilich darauf gefaßt, daß die den Abſchluß der Rechnung in die Ewigkeit hinausſtellt; vermag er nicht die Vernunft zum Rechenmeiſter zu erheben, der die Aufgaben ſtellt, und Herz und Verſtand zu vereinen, daß ſie zuſammen rechnen, und vermag er dieſe nicht duldſam zu ſtimmen, daß ſie den Sinnen auch zuweilen ein Wörtchen, freilich nur ein untergeordnetes, vergönnen, ſo bleibt er ſein Lebenlang ein armer Teufel im Rechnen, verrechnet ſich immer und, was das Peinlichſte iſt, vermag doch ſelten den Fehler zu finden, bis es zu ſpät iſt. Und wenn zuweilen Einer den Fehler findet, und nun einen andern Rechenmeiſter an das Rechnen ſetzt, ſo rechnet ihm dieſer wieder falſch und der letzte Fehler iſt ärger als der erſte. Darum, ihr Menſchen, verwundert euch nicht, wenn ihr in der Schule ſchon die vier Spezies durchgemacht habt ſammt den Bruchen und vielleicht ſogar die Algebra, und ihr doch keine Lebensrechnung anzuſetzen und durchzurechnen vermögt. Könnt ihr aber das nicht, ſo pfeife ich euch auf all euer Rechnen, es hilft wohl zu Batzen, aber nicht zum Glück. Traurig aber iſts, daß man ſo wenige Lehrmeiſter fürs rechte Rechnen findet, und ſo viele Lehrer aller Art in eilf Fächern Hexenmeiſter ſind und doch dieſes Hauptfach nicht kennen.

In meiner Rechnung alſo ſtund eine Frau als Plus, nicht als ein zehrender ſondern als ein einbringender Poſten, und nicht weil ich auf Vermögen rechnete, ſondern auf ihr Kochen, Pflanzen, Waſchen und Plätzen. Obgleich dieſes Rechnen in mir immer lebendiger wurde und immer häufiger wiederkehrte und erzeugt ward durch eine geheime Neigung, die mir ſelbſt noch geheim war, ſo bewegte es mich denn doch noch nicht zum eigentlichen Suchen einer Frau. Durch eine beſondere Güte Gottes wird das, was wir thun, in den meiſten Fällen gar langſam in uns vorbereitet, damit wir demſelben zuvorkommen oder es regeln könnten, wenn wir nämlich Augen hätten zu ſehen, Ohren zu hören und einen Verſtand zu begreifen.

Einſt holte ich Waſſer beim Brunnen. Mädeli ſtund mit ſeinem Keſſel eben an der Röhre, eine alte Frau wartete und ein anderes Mädchen wuſch Erdäpfel im Südeltrögli. Ich war preſſirt, denn wenn ein Schulmeiſter von 11 bis 1 Uhr kochen und abwaſchen ſoll, ſo hat er keine Zeit zu verlieren. Mädeli wußte das wohl, und wie es ſehr oft that, ſo auch diesmal. Schumeiſter, ſagte es, gät m'r eue Cheſſel, i will ne fülle, i cha ſauft e weni warte. Damit nahm es mir denſelben aus den Hand, ſtellte den ſeinigen bei Seite und den meinigen unter die Röhre. Stillſchweigend ſtunden wir neben einander und ſahen dem Waſſer zu, wie es nach und nach den Keſſel füllte. Drüben hatte die alte Frau mit giftigen Blicken uns betrachtet, böſe darüber, daß Mädeli lieber einem jungen Schulmeiſter ſeinen Keſſel abgenommen als einer alten Frau. Endlich ſagte ſie: Meitſchi, meinſt öppe du ſygiſt d'Rebekka, u d'r Schumeiſter nit ume d'r Elieſer, ſondern d'r Iſaak ſelber. Es dücht mi, du ſöttiſch daheim z'viel z'thüe ha, as daß de da chönntiſch d'r Narre trybe u em Mannevolk ga ufz'warte. Der erſte Theil der Rede machte mich lachen, darum achtete ich den zweiten wenig, und gieng mit meinem Waſſer lachend nach Hauſe, ohne etwas weiteres zu denken oder irgend Gewicht auf die Worte zu ſetzen.

Es vergiengen ein bis zwei Tage, es vergieng eine Woche, ich traf Mädeli nicht mehr beim Brunnen. Da ward mir alle Tage bänger und jeder Tag länger, und als ich es einmal von weitem ſah, mir entgegen kommen und in ein Gäßchen ausbiegen, ſobald es mich erblickte, da konnte ich es nicht länger aushalten. Ich konnte gar nicht begreifen, was das Meitſchi ankam, welche Klapperei wohl Statt gefunden haben möge? Unter meinen zwei paar Schuhen ſtöberte ich ſo lange herum, bis ich etwas fand, das ich dem alten Schuhmacher zum Ausbeſſern bringen durfte. Es war Nacht und kalt, der Schnee girrte unter den Füßen und in den gefrornen Fenſterſcheiben glitzerten funkelnd die ſonſt düſtern Oellampen. Vor ihrem Häuschen wußte ich erſt nicht, ſollte ich am gefrornen Fenſterchen oder an der verſchloſſenen doppelten Küchenthüre anklopfen. Da hörte ich in der Küche das Reiben des Harniſchplätzes in der Pfanne, wußte alſo Mädeli in derſelben und klopfte bei ihr an. Der obere Theil der Thüre gieng auf und Mädeli frug: Wer het doppelet? E, Herr Jeſes, ſetzte es alſobald hinzu, ſeid ihr es, Schumeiſter! Das ſchien mir ein recht freudiges Verwundern zu ſein. Ein paar Schuhe hätte ich da, an welchen mir der Vater was machen ſollte, antwortete ich und trat in die Küche, und wollte da nach einigen Vorreden Mädeli fragen: was es dann eigentlich habe? Aber halte doch Niemand jungen Mädchen lange Vorreden! Mädeli trat in ihr Stübchen mit einem raſchen Schritt und hieß mich nachkommen, der Aetti ſei da. Ich mußte nun hinein, und fort war das Meitſchi wieder.

Mit dem Schuhmacher konnte ich nun plaudern und ſeine Geſchichte anhören, wie er auf ſeiner Wanderſchaft in der Fremde geweſen, weit weit hinter Murten bis gerade da, wo der große See aufhöre, und wie da ganz andere Menſchen ſeien als hier. Sie ſagten dort drü Manne und drü Frauen, und redeten überhaupt eine ganz andere Sprache, die hier der Hundertiſte nicht verſtünde. Dem hörte ich mit einem Ohr gar andächtig zu und mit dem andern auf Mädeli in der Küche, immer hoffend, es werde bald hereinkommen. Und als es endlich hereinkam, wollte es ein ander Fürtuch umbinden, um ins Dorf herunter zu gehen, unter dem Vorwand, Oel zu holen. Das wollte nun der Alte nicht geſchehen laſſen und balgete mit ihm: es hielte ſich ſeit einiger Zeit gar nicht mehr zum Spinnen, und in der Haushaltung thue es, wie wenn es noch nie etwas angerührt hätte; er wiſſe gar nicht, was mit ihm auch ſei. Es ſolle jetzt ans Spinnrad ſitzen, ſonſt ſehe es der Schulmeiſter, was es für eins ſei und wie nütnutz. Ich meinte: das werd öppe nit ſo bös ſy, die Meitſcheni hätte mengiſch öppis, me wüß nit was, es werde ſchon beſſere. Mädeli warf mir einen langen Blick zu und ſetzte ſich ſchweigend ans Rad. Da ich von ihm nichts als einſilbige Antworten erhielt und der Alte mir auch nicht kurze Zeit machte, ſo gieng ich endlich wieder. Als das Meitſchi mir heraus zündete, frug ich es, dießmal ohne Vorrede: ob ich ihm etwas zu Leide gethan oder ſonſt öppis gefehlt hätte, es dünke mich nicht wie ſonſt? Nit daß ich wüßt, ſagte es, gut Nacht, Schumeiſter, d'r Aetti het les Liecht u balget, we-n-i lang mache. Somit ſtund ich wieder alleine und wußte nun nur ſo viel, daß das Mädchen wunderlich oder böſe über mich ſei. Ich wurde nun auch böſe und fand, es ſei nicht der Mühe werth, um ein ſolches Meitſchi ſich weiter zu bekümmern, es thue ſo vornehm und ſtolz wie eine Herrentochter und habe doch hinten und vornen nichts. Aber je böſer ich mich ſtellte, deſto mehr gieng das Ding mir am Kopf herum, und ſobald man nicht mehr gleichgültig werden kann, ſo hat es gefehlt.

Endlich brachte mir der alte Schuhmacher meine Schuhe wieder mit der Entſchuldigung: daß ich ſie ſchon früher erhalten hätte, wenn er ſein Meitſchi hätte zwingen können ſie zu bringen, aber wenn er ihm den Gring abdräit hätt, ſo hät's es nit tha. Er glaub aſe, es ſyg d'r Hochmuth, der ihm d'r Gring verdräyt heyg. Es ſei gar e tolle Küherbub aſe es paar Mal vor ſym Fenſter g'ſi, und da werde es meinen, es hätte ihn ſchon, und Schuhe vertragen wäre ſeinen Ehren ein Abbruch.

Wahrſcheinlich war ich feuerroth geworden, als ich das vernahm, und wo ich gieng und ſtund, wurde ich des Sinnens nicht los, wie Mädeli ſich ſchon mit Buben abgeben möge, ſo ſchlecht hätte ich es nicht geglaubt und noch dazu mit Küherbuben, die ja immer thäten wie ungeleckte Bären? Zum Pfarrer hatte ich gewollt, ihn aber nicht angetroffen und gieng in der Dämmerung wieder nach Hauſe. Vor mir ſah ich ein Mädchen und holte, mit längern Schritten behaſtet, daſſelbe bald ein. Es war Mädeli, das Salz geholt hatte. Wir erſchracken beide und beiden ward bange ums Herz. Ein Mädchen iſt an ſich ein banges Weſen, und aus Mädelis Selbſtgeſtändniſſen habe ich nachher erfahren, daß, was man für Stolz, Kälte oder gar Abneigung nimmt, gar oft nichts anders als Bangigkeit iſt. Bangigkeit im Bewußtſein der Schwäche, Bangigkeit, die einen Sturm erwartet, den abzuſchlagen man nicht Kräfte genug fühlt. Darum macht Suffiſance ſo viel Glück bei Mädchen und die widerwärtigſten aber zuverſichtlichen Menſchen nehmen die Preiſe vor weg, während ſo manche blöde Seele leer ausläuft, weil ſie ſich durch die mädchenhafte Bangigkeit, die ausſah wie entſchloſſene, verhaltene Feindſeligkeit, vom Sturme abſchrecken ließ, wie die Krähwinkler vor gemalten Kanonen davon liefen und die bekannten ſieben Schwaben ſich nicht an einen Haſen wagten. Wir liefen neben einander her, ich frug bald dieß und das; aber Mädeli wurde immer tröckner und kürzer. Da wurde auch ich wieder bitterer und böſer und frug endlich: wann es wolle verkünden laſſen? Das Meitſchi ſah mich groß an und ſagte: es müſſe erſt Einen haben, ehe es verkünden laſſen könne. Nach langem Hin- und Herſpäßlen ſagte ich endlich: z'Kühers Bub würde es ungern haben, wenn er hörte, wie es ihn verläugnete. Da blieb Mädeli ſtehen und eine zornige Röthe ſtieg ihm durch die Backen auf bis zu den Augen und raſch frug es: Was meinet e'r damit, wer het ech öppis vo z'Kühers Bub g'ſeit? Ich wollte zu ſpäßlen fortfahren, aber Mädeli ſagte: Schumeiſter, we m'r no öpper öppis vo des Kühers Bub ſeyt, ſo ſchilt-i druf, u jez wott i wüſſe, wer ech neuis d'rvo g'ſeyt het, ſuſt ha ni nüt meh uf ech. Da mußte ich endlich mit der Sprache hervor. Laut auf ſieng nun das Meitſchi zu jammern an, daß die Leute ſo was von ihm ſagen könnten, der Vater es beſtätige, und daß ich es glaube, das daure es am meiſten, das ſei nicht bravs von mir.

Ob dem Jammer ſchmolz mein Herz. Bei Mädchenthränen ſind Männerherzen gerne wie Wachs im Ofen, nicht die gleiche Wirkung mehr machen Weiberthränen. Ich bin aber auch überzeugt, ſie ſind ſich chemiſch nicht gleich. Ich ſieng an mich zu entſchuldigen und zu tröſten. Es ſei gar nicht böſe gemeint, ſagte ich, aber es ſei gegen mich ſo wunderlich geweſen und gar nicht mehr wie ſonſt, daß es mich auch böſe gemacht, auch der Vater habe es ja anders gefunden, und da hätte ich glauben müſſen, was er geſagt. Ich hätte es fragen wollen, was es gegen mich habe, aber es habe mir ja nie gewartet. Es ſolle es mir doch jetzt auch ſagen, was es gegen mich hätte, ſonſt müſſe ich doch glauben, was die Leute ſagen. Nach manchem Zögern, manchen Ausflüchten vernahm ich endlich in von Huſten viel unterbrochenen Worten, daß ich ja beim Brunnen es auch ausgelacht, als es in guter Meinung mir Waſſer gegeben und die alte Frau es ſo ausgeführt. Mein Gott, daran hatte ich nicht gedacht! So geht es Einem, der nicht Ironie und Witz verſteht, der nicht weiß, wie tief ſolche Anſpielungen bei Mädchen einſchlagen und ſie gewöhnlich zum Bewußtſein bringen, und dieſes Bewußtſein nun ſich verpaliſadirt, die Offenheit in Verſchloſſenheit verkehrt, wodurch gar oft Herzen, die nicht mehr zum Verſtändniß kommen können, getrennt werden. Ich hatte jene Worte, hatte mein Lachen vergeſſen, aber im Mädeli war beides tief gedrungen; es errieth ſich und glaubte ſich errathen, und daß ich bei dieſem Errathen gelacht, das that ihm wehe.

Nun war wieder die Reihe an mir, mich zu verſprechen. Das that ich dann auch ganz ehrlich und redlich, ſo daß

Mädeli mir anfieng zu glauben, wieder traulich zu mir aufſah und ohne Huſten erzählte, wie unwohl es dabei geweſen und wie weh ihm der Gedanke gethan habe, daß auch ich es nicht gut mit ihm meine. So gab ſich eine recht gründliche Verſöhnung, eine innige Vertraulichkeit, und wir waren mit einander im Dorfe, ehe wir es uns verſahen. Und kaum hatte ich noch Zeit, ſchnell und leiſe die Hoffnung auszuſprechen, daß es wieder zur gewohnten Zeit beim Brunnen ſein wolle, und ein Nicken zur Antwort erhalten, als begegnende Leute uns trennten und jedes ſeinem Häuschen zu mußte.

Ein heimlich Wort mit einem Mädchen ſprechen, will ſchon was ſagen, aber was eine Verſöhnung iſts doch nicht. Es giebt nichts Gefährlicheres aber auch nichts Schöneres zwiſchen Mädchen und Knaben, als eine Verſöhnung. Wie die einem den Kopf ſo heiter und luſtig, das Herz ſo leicht und doch ſo voll macht! Aber, Mädchen, hütet euch davor, ſie ſind gefährlich. Wie Liebeszank in untern Ständen viel häufiger iſt als in obern, ſo ſind da die Verſöhnungen auch viel häufiger, viel inniger, viel gefährlicher. Gut wenn die Wege zur rechten Zeit auseinander gehen, dann giebts wohl auch Hochzeiten aber nicht Kindbetten vor denſelben oder ohne dieſelben. Kurios auch, daß die Mädchen ſo vieles herbeiziehen, das Verſöhnungen nöthig macht. Geſchieht das abſichtlich?

Ganz eigen war es mir ſelben Abend zu Muthe, und Nachts in den Träumen ſah ich Mädeli mir Knöpfe annähen, hörte ich rufen: Mannli, chum, i ha kochet; u ſä, da heſch es ſufers Hemli u-n-es glätters. Und aus den Träumen der Nacht gieng der Gedanke, Mädeli zu heirathen, in die Träume des Tages über. Immer nothwendiger ſchien es mir, eine Frau zu nehmen, immer unerträglicher ward mir meine häusliche Bürde, immer glücklicher ward ich, wenn ich das Meitſchi ſah, und immer klarer zeigten mir meine Rechnungen, daß ich es nirgends beſſer machen könne als gerade mit Mädeli.

* * *

Drittes Kapitel.

Wie eine Wäſcherin zum praktiſchen Profeſſor wird.

Da brachte mir eines Samſtags Abends die Wäſcherin meine paar Hemdchen gewaſchen wieder. Ich nahm ſie ab und legte ſie hin ohne weiter nachzuſehen, da ich gerade daran war, mir die Schuhe für den Sonntag zu putzen. Als ich die Hemde in den Schaft thun und eins für Morgen zweg legen wollte, fehlte mir mein beſtes, das gar kenntlich war an ſchön geſtichelten Löchlein um den Kragen und vornen herunter. Ich wußte gar wohl, daß ich es auch zu waſchen gegeben, und lief daher über Kopf und Hals zu der Wäſcherin und forderte daſſelbe zurück. Dieſe ſtellte ſich ganz verwundert, wollte nichts darum wiſſen, fragte: warum ich nicht gleich es geſagt hätte, daß mir etwas fehle? Hintendrein könnte ein Jeder kommen und ſagen: mir fehlt dieß oder das. Sie hätte da viel zu thun, wenn ſie einem Jeden Beſcheid und Antwort geben wollte oder müßte. So könnte einer kommod und wohlfeil zu vielen Hemdern kommen. Kurz, die Frau brauchte ihre Zunge wie ein Waſcherweib, wälzte die Vorwürfe abſichtlichen Betruges auf mich zurück, verdächtigte mich auf die ſchamloſeſte Weiſe. Sie ſagte mir ins Geſicht, man habe ſie ſchon lange vor mir gewarnt, ſie werde noch Verdruß von mir bekommen, ſie ſolle ſich in Acht nehmen. Jetzt erfahre ſie es und ſie begehre gar kein Stückchen mehr von mir zu waſchen, ſie werde es aber allen Leuten ſagen, was ich für einer ſei und wie ich es ihr gemacht hätte. Ich wußte auf ihren Wortſtrom nichts zu erwiedern als: Du biſch e wüſti Frau, ſchäm di, i hät nit glaubt, daß es ſellige Wyber gäbt.

Das waren aber alles nur blinde Schüſſe gegen ihre Kartätſchen, ſo daß ich nichts beſſeres anzufangen wußte, als davon zu laufen, froh, daß das Weib mir nicht nachlief. Als ich aus dem Bereich des Feuers war, fieng mein Kopf an immer mehr aufzuſchwellen und zu brennen. Neben aller Noth nun noch den Verluſt und neben dem Verluſt die Verdächtigung und das Verbrüllen — das hatte ich von meinem ledigen Leben. So wollte ich es nicht länger ertragen, einmal mußte die Sache ab Ort und am beſten doch, während ich noch einige Hemden hatte. Und hatte ich einmal eine Frau, ſo hoffte ich, werde ſie den Reden der Wäſcherin wohl die Spitze zu bieten wiſſen. Ohne nun weiters mich zu beſinnen, ſtürmte ich auf das Schuhmacherhäuschen zu. Ob ich klopfte, weiß ich nicht, wenigſtens auf den Beſcheid wartete ich nicht, und fand Mädeli im düſtern Stübchen alleine, kämmend ſein langes ſchwarzes Haar, vor ſich ein alt Buch, Arndt Schätzkäſtlein wahrſcheinlich. Als ich hineinplötſchte ſo ungeſtüm ins ſtille Stübchen, ſprang Mädeli erſchrocken auf, faßte mit der einen Hand das Licht und zündete nach der Thüre hin, während die andere die langen alle auf einer Seite herabrollenden Haare zurückhielt. Und als ob das Lämpchen ſelbſt Freude hätte an dem lieblichen in Schrecken erglühten Mädchen, warf es ſeinen hellſten Schein auf deſſen Geſicht und über deſſen Geſtalt.

Vor mir ſtand lautlos das erleuchtete Mädchen, eher einer ſtaunenden Fee als einem kämmenden Schuhmachermeitſchi gleich, und ich brüllte daſſelbe, ohne nur recht die Augen aufzuthun, an: Mädeli, ich muß e Frau ha, wotſch mi näh, wetſch mi hürathe? Da erſchrack Mädeli noch mehr, die Hand, welche die Lampe hielt, erzitterte und Oel trat in den Docht. Finſter, faſt erlöſchend, brannte das Lämpchen, als ob es eiferſüchtig geworden wäre und mir Mädeli verhüllen wolle, und Mädeli ſprach: E, Herr Jeſes, Schumeiſter! was hets gä, was ſinnet er o, was chunt ech a ſo ungereimiſch! Da ſtürmte ich allerlei untereinander in meinem Zorn, von Nichtmehraushalten, von Hemden, Wäſcherinnen, Heirathen und Kochen, daß der Tauſend klug werden konnte daraus. Da mußte Mädeli noch einmal ſagen, es wiſſe gar nicht, was ich eigentlich meine.

Endlich vermochte ich die Geſchichte mit meinem Wäſcherweib verſtändlich zu geben, aus welcher dann Mädeli ſoviel begriff, daß ich zornig geworden über meinen Verluſt, über die Unverſchämtheit des Weibes in Verzweiflung gerathen ſei und nun, Statt mich in dieſer Verzweiflung zu hängen an einen Nagel, an ein Weib mich hängen wolle. Darum antwortete Mädeli auch auf meine erneuerten Anträge: Schulmeiſter, es iſch ech nit Aerſt, we d'Täubi us ech iſch, ſu heit er mi o vergeſſe, m'r wey lieber nüt me d'rvo rede, eh d'r e g'rauni Sach g'macht heit.

Da wurde ich dringlicher und ſprach von Liebe und Zuneigung, aber noch immer fand ich keinen Glauben ſondern immer die Antwort: ich wüßte im Zorn nicht, was ich mache. Da wurde ich noch dringlicher und inniger, ſetzte mich zu Mädeli auf die Bank und ſagte ihm, wie ich nicht erſt jetzt ans Heirathen mit ihm gedacht, wie es ſchon lange mir im Sinne gelegen, von allen Meitſchene mir am beſten gefallen; wie mein Herz mich zu ihm gezogen und mir immer am wöhlſten in ſeiner Nähe geweſen. Wie ich aber nie recht gewußt, woran ich mit ihm wäre, bald ſei es freundlich geweſen, bald habe es mich geflohen. Jetzt aber hätte mich der Zorn nur geſtärkt, einmal zu vernehmen, woran ich ſei und ob ich meinem Knabenelend nicht ein Ende machen könne. Es ſolle mir doch recht nicht zürnen, daß ich ſo gekommen ſei, und mir glauben, daß ich es ſchon lange lieb gehabt und ohne ihns nicht mehr ſein könne. Es ſolle mich doch ja recht nicht verſtoßen. Ich hatte es bei der Hand gefaßt und ſah ängſtlich ihm ins Auge. Und ſein Auge trübte ſich und füllte ſich mit ſtillen Thränen, und während es ſeine Hand mir ließ, und dieſe Hand die meine feſter umfaßte, ſchüttelte es wehmüthig ſeinen Kopf und die loſen Haare und ſagte: i chas nit glaube, Schumeiſter, daß d'r mi lieb heiget, u daß d'r mi ſcho lang begehrt heiget! ach, i bi numme es arm's Meitſchi, u wer wett mi begehre. Und in ein lautes Weinen brach das arme Mädchen aus, legte Kopf und Arme auf den Tiſch und ließ in vollen Fluthen rinnen Ströme der tiefſten Wehmuth. Ich tröſtete ſo gut ich konnte, aber es brach immer wieder in Jammer aus und rief: ach d'r tuſig Gotteswille, Schumeiſter, lot mi ſy u heit mi nit für e Narr. Da fieng es denn doch an mir wieder warm im Kopf zu werden und ich frug: ob es denn Urſache hätte zu glauben, daß ich ein ſo ſchlechter Kerli ſei, der Meitſcheni ſo für einen Narren hielte? ob es je etwas ſo Schlechtes von mir geſehen oder gehört habe? Mädeli hängte ihr Köpfchen, hielt mir an, ich ſollte doch recht nicht zürnen, aber ſie hätte ihren beſtimmten Grund dazu, aber ſagen könne ſie mir den nicht. Ich aber wollte ihn wiſſen, begehrte mehr und mehr auf; während Mädeli ſich immer feſter an mich ſchmiegte und mir anhielt, doch ja das nicht zu begehren. Aber je mehr Eins nachgiebt, deſto hartnäckiger wird das Andere. Ich behauptete: wenn ich Mädelin lieb wäre, ſo hätte es mir von Anfang geglaubt und würde jezt den Grund auch ſagen dürfen. Das erſchütterte das Meitſchi: es kapitulirte endlich mit mir dahin, daß es die Sache mir leiſe ins Ohr ſagen wolle, laut dürfte es wahrhaftig nicht. Ich hielt mein Ohr hin, aber es kitzelte ſein Athem mich ſo wunderlich, bald ſprach es ſo leiſe, daß es gar oft wiederholen mußte: d'r heit nie bigehrt by m'r z'ligge. Da fiel ich wie aus den Wolken und wollte nicht begreifen, wie es daraus etwas hätte ſchließen können. Aber als Mädeli ſagte: es hätte gedacht, wenn ich es lieb hätte, ſo würde ich auch machen wie andere Burſche, die Mädchen liebten: die giengen alle zu ihnen oder verſuchten wenigſtens zu ihnen zu kommen; ich aber ſei kein einzig Mal vor ſein Fenſter gekommen und habe nie gefragt, ob ich bei ihm liegen dürfe. Da hätte es doch ſicher glauben müſſen, ich wolle es für einen Narren halten, und wenn es mir Ernſt wäre, ſo thäte ich auch wie die andern Buben. Da begriff ich Mädeli.

Nun war es wieder an mir zu erklären, wie das gekommen. Ich erzählte, wie es mir früher ergangen, Stüdi mich zum Beſten gehalten, Liſi mich angelockt und mißbraucht, wie mir das ganze Dorf aufgepaßt und mich zum Geſpött gemacht habe. Wie ich da mir vorgenommen, mich ſolchem Elend nicht mehr auszuſetzen, weil ein Schulmeiſter an einem fremden Orte immer ein verkaufter Menſch ſei, und weil es mich denn doch dünke, es ſchicke ſich nicht recht für einen Schulmeiſter, wenn er zu Kilt laufe oder gar mit den Buben herumbürſche. Ich hätte den Pfarrer ſo manchmal gegen den Kiltgang predigen hören und hätte ſelbſt beim 7. Gebote dagegen reden müſſen, da es in Müslis Analyſen ſo ſtehe, daß ich gefunden hätte es ſei viel nützer für mich, wenn ich mir dieſer Sachen enthalte, und hätte deßwegen ein feſtes Gelübde abgelegt, das ich auch gehalten bis dato. Deßwegen ſolle es mir doch recht nicht zürnen und deßwegen mich etwa nicht wollen.

Alles dieſes begleitete Mädeli mit den gehörigen Geberden und Ausrufungen. Ueber die Weibsbilder ließ es manchen Ton hören und meinte, alle Weibervölker müßten ſich deſſen ſchämen, daß es ſellige gebe und man könne ſich nicht wundern, wenn die Mannsbilder nicht beſſer wären und viele meinten, ſie könnten mit jedem Meitſchi machen, was ſie wollten. Wenn es aber das nur gewußt hätte und wie leid es ihm nun ſei, daß es mich mißkannt und wie es ſich ſchämen müſſe, daß es an ſellig Sachen nur geſinnet! Ich tröſtete wieder und fragte es nun auch: ob es mich denn eigentlich lieb habe und begehre, meine Frau zu werden. Da hob Mädeli ſeine ſchönen Augen auf und ſchlang den Arm um mich und ſagte: O, Schumeiſter, mor Lebetang iſt m'r nie ke Mönſch ſo lieb g'ſi wie dir, i ha geng glaubt, i v'rſinn mi, daß m'r nit e mal d'r Vater ſo lieb g'ſi iſch wi dir. Aber dä het mi geng balget u het mi nie g'rühmt, u die angere Meitſchi hei mi v'rachtet, wil i nit ſo ſchöni Kleider g'ha ha wi ſi, u d'Buebe hei m'r geng neuis fürg'ha, u dir ſyt d'r erſt Mönſch g'ſi wo mi nie balget het und geng fründli mit m'r g'ſi iſch. Da hets mi grad vo Afang a dunkt, i möcht für ech durs Für laufe, u wen-i nume ech öppis chönnt z'G'falle thu. Un i ha mengiſch plärer daheim, daß i denkt ha, die Angere müßten ech lieber ſy as i, will ſi hübſcher ſyge u fürnehmer u ſchöneri Kleider heige. U als es us d'r Schul cho ſyg, heig es e Längizyti nah m'r g'ha, es heigs dunkt, es wells tödte, u wen-es mi numme vo wytem g'ſeh heig, ſo heig es ihm ſcho g'wohlet. Und wo es g'wüßt heig, daß i o zum Brunnen chöm, ſo heigs dunkt mi heig ihm verehret, weiß kei Mönſch wie viel. Un-es heig mengiſch g'ſinnet u g'ſinnet, es wüß nicht was, u we me n-ihm g'rüft heig, ſo heig es nüt g'hört, bis men-ihm i d'Ohre brüllet heig. U wo du di alti Frau z'G'ſpött mit ihm g'ha heig, da heig es du g'merkt, was es ſini, un-es heig ſi mengiſch faſt z'todt pläret, wenn es dächt heig, es ſyg nume es arms Meitſchi u niemer acht ſi ſinere u-n-i frag ihm o nüt na u werd nit ſo-n-es arms Meitſchi näh. U de heig es denkt, es well nie manne ſondere für Lebtig ledig blibe; aber es müſſe es niemer meh uslache u niemer meh amerke, daß es mi lieber heig als die angere Mönſche. U de we-n-i mit ihm fründlich g'ſi ſyg und es g'meint heig, es ſyg m'r lieb u-n-i doch de nüt heig welle ſäge vo di-n-im ligge, da heig es es faſt welle zerſprenge. Un es chönns no jetzt nit glaube, daß m'r Ernſt ſyg u daß i ſo 'nes arms Meitſchi öppis ſchätzi. I chönt ja usleſe unter den ſchönſten und reichſten Meitſchene, es dünks, es ſött m'rs keis chönne abſäge. Da war dann wieder die Reihe an mir, zu betheuern, wie es mir lieber ſei als andere Meitſcheni; und wie ich an ſeiner Liebe gezagt, der Knaberbub mich eiferſüchtig gemacht, und wie Mädeli ein Meitſchi ſei, das für einen Landvogtbub zu gut wäre.

Selbe Wechſelrede iſt gar ſüß und doch gar wunderlich. Man wird nicht ſatt zu hören und muß dann doch auch darein reden; und wenn man zu reden begonnen hat, ſo kann man wieder nicht aufhören, bis das Andere aus vollem Herzen mit ſüßen Worten überſprudelt. Wir ſaßen ſo wonnereich aneinander, hatten die Hände zuſammengelegt, ſahen einander tief in die Seele hinein; in die Seele, die nun unſer war und an deren Gewinn wir nicht ſatt uns freuen konnten. O, es iſt ſo herrlich eine Seele ſein nennen zu können, und doch können ſo viele Menſchen ſich nur über neue Kleider freuen, und ſo manche Braut nur über den Hochzeitrock. Die armen Leute mit ihren armen Freuden!

„So, ſo, das geht luſtig zu, wenn die Katze aus dem Hauſe iſt, ſo tanzen die Mäuſe!“ erſcholl es auf einmal dicht vor uns. Wir fuhren auseinander und ſahen den Papa Schuhmacher vor uns ſtehen, der von einem luſtigen Schulmeiſter zu reden anfangen wollte, während Mädeli verſchämt ſich in eine Ecke drückte. Ich aber ermannte mich, trat dem redenden Schwiegerpapa mitten in ſeine Rede und erklärte: daß ich nichts Unehrliches begehrt, ſondern Mädeli gefragt hätte, ob es meine Frau werden wolle, und Mädeli habe nicht Nein geſagt und da hätten wir uns zuſammen gefreut, daß wir zuſammenkämen, wenn er nichts dawider hätte.

Da warf ſich mein Schuhmachermeiſter in die Bruſt und meinte: das laſſe ſich noch luegen. Sein Mädeli ſei ein Meitſchi, wie es weit und breit keines gebe, das wäre für einen Bauern gut genug und nicht ſo für den Erſten Beſten. Und wer ihm dann die Sache machen ſolle, wenn Mädeli heirathe? eine Jungfrau vermöge er nicht! Man ſei nur angeführt mit Meitſchene, habe man ſie groß gefüttert und ihnen alles angehängt, was man auf- und anbringen könne, ſo fliegen ſie aus, dem erſten Hudel zu, der ſie wolle, und laſſen die Alten im Stich. Wenn ſie auch noch an die Alten dächten und ein Eckli zu erheirathen ſuchten, wohin ſie die Alten mitnehmen könnten, ſo wäre das ein Anderlei. Es frage ſich, ob er mir das

Meitſchi gebe, wenn das noch ein wenig warte und ſöpe e thue wie die andern Meitſchi, ſo chönn das einen guten Schick machen, wenigſtens ein Kühheimath fehle dem ſi Seel nicht. So polterte der Alte und wollte lange nicht auf gute Worte hören. Als ich endlich ſagte, meine Eltern hätten auch zwei Kühe zuweilen, und im Schulhaus werde wohl auch Platz ſein für ihn, und Mädeli bittend ihn ſtreichelte und ihm verſprach, ihn nie zu verlaſſen: da ließ er allmählig die Milch herunter und nach einigem Brummen „ſo ein Meitſchi ſei doch d'r lümmel Hung von der Welt,“ gab er ſich zufrieden und erklärte: wenn es nicht anders ſein könne, ſo wolle er das Wüſchel nicht machen, aber ſägen müſſe er, daß er nicht geglaubt nummen e Schumeiſter zum Tochtermann zu bekommen, ſo einer ſei gerade zu äſtimiren wie gar Niemer, und verlaſſen auf ſie könne man ſich auch nicht, unter Hunderten ſei kaum Einer, der ſelber g'ſchlufe mög, fürſchwyge de angere helfe chönn. Kurz, es that dem Mann wohl, ſich einmal breit zu machen und etwas von ſich erbitten zu laſſen, und als das geſchehen war und er alle ſeine Höflichkeiten an Mann gebracht hatte, ſo wurde er zufrieden, ergötzte ſich an dem Gedanken: was wohl die Leute ſagen werden, daß ſein Meitſchi ſchon einen Mann bekäme, während manche reiche Tochter keinen kriegen könne, und ſchoß nebenbei allerlei Witze auf und ab.

Es war ſpät geworden, der Alte ſchläfrig. Er ſprach vom zu Bette gehen und ich rüſtete mich zum Weggehen. Da fragte er: was das bedeuten ſolle, ſeit wann es der Brauch ſei, daß ein Hochzeiter um dieſe Zeit von ſeinem Mädchen weglaufe, ob das neue Moden ſeien, oder ob ich zu vornehm ſei bei ſeinem Meitſchi z'liege? Ich ſtotterte etwas, daß ich nicht gewußt, ob es ihm recht ſei, und daß ich gar gerne da bleiben wolle, wenn er nichts dawider habe und Mädeli nichts. Mein Gelübde war vergeſſen, dem Alten konnte ich doch nichts davon ſagen, und dann ſchiens mir ſo traut, bei Mädeli länger zu ſein in ſeinem geheimnißvollen Kämmerlein zu verſchwiegener Nacht. Aber Mädeli ſchüttelte den Kopf, bat mich heimzugehen ihm zu Lieb und Gefallen, es glaube ſonſt, ich hielte nichts auf ihm. Der Alte polterte nun auf das Mädchen los: „was das für leiders Flauſen ſeien, es werde nicht beſſer ſein wollen als ſeine Alte auch geweſen, und es ſolle nicht glauben, wenn es einen Schulmeiſter kriege, ſo werde es eine Herrenfrau, das ſei noch eine ganz andere Art von Krebſen. Wir ſollten machen, daß wir ins Neſt kämen und nicht ſo zimpferlich thun wie zwo Welſchlandtöchtere. Ich ſtimmte dem Alten immer mehr bei. Aber Mädeli kehrte ſich nicht an ihn, bat ſo treuherzig und ſah mir ſo liebherzig ins Auge, bat nur um dieſen Gefallen, ſonſt müſſe es ſich ſein Lebtag vor mir ſchämen, daß es mir ſeine Gedanken bekannt, führte mich ſo ſanft zur Stube aus, verabſchiedete mich draußen mit einem ſo brünſtigen aber kurzen Kuß; daß ich auf der Gaſſe ſtand, ehe ich mich verſah, nichts mehr ſah als einige Augenblicke noch düſtern Lampenſchein, und nichts mehr hörte als noch einige Spott- und Schimpfreden des Alten. Da ſtund ich nun, um ein Hemde ärmer und um eine Braut reicher; und von einem Hemde und zu einer Braut hatte mich ein wirklich eigentlich Wäſcherweib gebracht, das mir Courage gemacht.

Es iſt doch wirklich dumm vom Staat, wenn er Profeſſoren beſoldet und das noch ordentlich, um den Jünglingen, bei den Gymnaſiaſten anfangend, Muth zum Heirathen zu machen. Es mag ein Profeſſor auch das Mögliche thun, ſo viel zu leiden als ein Wäſcherweib, er mag hundertmal ausrufen: nicht heirathen ſei nur Feigheit, drum friſch gewagt! Er mag akurat thun wie ein Wäſcherweib; ſo nachdrücklich und wirkſam wie eines wird er nimmer.

Viertes Kapitel.

Von den Verdrießlichkeiten eines Bräutigams.

Erinnert ſich noch Jemand, wie er es trieb, als ihm ſein Götti oder die Gotte den erſten neuen Batzen gab? Wie er den nicht aus der Hand brachte, höchſtens auf Zureden der Mutter in den Hoſenſack auf Augenblicke, aber ſchnell ihn wieder hervorzog, und wie er jedem Menſchen ſagte: Lue, was mir d'r Götti gä het! und wie der Batzen mit ins Bett mußte am Abend. Ungefähr ſo macht es Einer, wenn er zum erſtenmal eine Braut hat, eine Braut nämlich, die er einigermaßen liebt und mit der er ſich einigermaßen meint. Und ich ſtund alleine auf der Gaſſe und mußte mich einzig ſpazieren führen in mein einſames Häuschen, wo ich keinem Menſchen es ſagen konnte, daß ich eine Braut hätte und wie eine. Das war eine lange Nacht, es ſchien mir gar nicht Tag werden zu wollen, und ich glaube nicht, daß ich mein Lebtag an einem Winterſonntag meinen Kaffe ſo früh zweg hatte und ſo früh zweg war, um in die Predigt zu gehen. Ich hatte mich geputzt nach Vermögen und wenigſtens drei Mal das Halstuch anders umgelegt und ſah mehr als dreißig Mal nach der Uhr, ob es nicht wohl Zeit ſei zu gehen?

Endlich machte ich mich auf die Beine, aber Niemand war noch auf dem Wege; kein Menſchi ſah ich hinter mir, keines vor mir. Mädeli hatte einen Sinn mit mir und wahrſcheinlich war ihm die Nacht nicht kürzer vorgekommen als mir, und vielleicht war ihm wohl mehr als ein Seufzer entronnen, daß es an ihrer Länge Schuld ſei. Es war auch frühe parat, aber ſo ein alter Schuhmachermeiſter läßt ſich durch eine Braut nicht aus ſeinem Tramp bringen, höchſtens zu einem Fluch: was das für es donders Preſſier ſei hüt, und es werde noch lange frühe genug kommen, um an die Füße zu frieren und Langeweile zu haben. Ja, wenn der Pfarrer es könnte wie der hinter Marren, ſo wollte er nichts ſagen, der habe gepreligt, daß der Kalch von den Wänden gefahren ſei, und auf das Kanzelbrett habe er geſchlagen, daß es einen hoch aufgeſprengt und es einem Wunder genommen habe, daß er es habe mögen erleiden. Ja, da ſei es noch der werth geweſen, z'Kilche z'gah, aber hier könne Keiner nichts, und im Winter ſollte man es ihnen ganz abſtellen. So machte er eher langſamer als geſchwinder, daß ich ganz die Hoffnung aufgab, Mädeli zu ſehen in der Kirche. Endlich, als man ſchon zu ſingen angefangen, kam es herein. O, wie wohl that mir das und wie ein ganz anderes Geſicht machte ich, wahrſcheinlich eines wie die Erde, wenn die Sonne ſie anſcheint. Was weiter Kirchliches vorgieng, weiß ich nicht. Meine ganze Seele, alle meine Wahrnehmungskraft lag in meinen Augen und dieſe Augen ſahen ein Stücklein von Mädelis Haaren, und da blieben ſie vor Anker unverwandt. Das Sämmitſchi hätte mir wohl etwas beſſer z'weg ſitzen können, wie andere Meitſcheni auch thun; allein es hatte ſich hinter eine Bäuerin gepflanzt, die einen Kopf hatte wie einen Bendenkeſſel, und dort blieb es feſt und unbeweglich. Nur beim Aufſtehn und Niederſitzen wußte es mir ein Aeuglein zuzukehren, um ſich zu überzeugen, ob ich noch immer aus gleiche Ort ſehe. Nach der Predigt wollten mich einige Schulmeiſter aufhalten und mir brichten von einer neuen Mode Schul zu halten, wo die Kinder wie die Soldaten auf der Schützenmatt auf und ab marſchierten; man nenne ſie die gegenſeitige, weil die Kinder immer gegen einander ſehen müßten. Mir brannte aber der Boden unter den Füßen, ihren gelehrten Erörterungen entwand ich mich gewaltſam. Leider fand ich Mädeli nicht alleine, ſondern der lange Chorrichter gieng mit ihr und noch einige Meitſchi. Und der Chorrichter erzählte den Meitſcheni lange Geſchichten vom Chorgericht, und wie das Einer ergehe, wenn ſie vor Chorgericht müſſe, und wie ſie dann den Chorrichter müſſe helen laſſen, wie ſie da ane kome müſſe, wenn ſie hochzeiten wolle, und wie der ſie, wenn ſie am nöthigſten thue fragen müſſe: ob ſie den Rechten als Vater angegeben? Da erzählte es ſie und er ſei ſchon manchmal dabei geweſen, daß eine gar nicht habe kindbetten können, bis ſie mit der Wahrheit fürecho ſig. Wenn man Einem das anwünſche, ſo könne kein Dokter nichts machen, bis ſie den Rechten füre gä heig. Dann machte er einige praktiſche Anwendungen auf die Mädchen, die bang und andächtig zugehört hatten, und ermahnte ſie: ſie ſollen ſich in Acht nehmen und wenn ſie das Ung'fell hätten, ſo ſollten ſie gleich mit dem Rechte füre. So konnte ich mit Mädeli gar nichts reden; aber anſehen konnte ich es doch vom Kopf bis zu den Füßen, wenn nicht etwa der lange Oberrichter wie ein dicker Schatten zwiſchen uns trat.

Ich hoffte nun, es komme in die Kinderlehre, doch umſonſt; Mädeli ließ ſich nicht ſehen, wohlweislich. Ein rechtes Meitſchi hat hundertmal mehr Verſtand als ein Schulmeiſter. Was hätte das für eine Kinderlehre geben müſſen, wenn Mädeli da geſeſſen und meine Gedanken und Augen immer bei ihm geweſen wären! Was das für einen langweiligen Nachmittag gab: und wie ich immer bei mir verwerweiſete, ob ich nicht auch am hellen Tag zu's Schuhmachers könne, das gehe ja Niemand etwas an und die Leute würden es doch bald vernehmen. Aber ich hatte nicht mit Mädeli darüber geſprochen, wußte nicht, ob es daſſelbe etwa ungern hätte, und wartete ſo, bis es dunkel ward. Da ſteckte ich meine Tabakpfeife an und füllte meinen Tabakſeckel zu, um meinen Schwiegeräti mit Dreikreuzerigem traktiren zu können, und wollte eben das Licht abblaſen, da klopfte noch Jemand. Ich meinte ſchon, es ſei etwa Mädeli, aber da trat herein des Ammanns Knecht und ſagte: Schulmeiſter, du muſt m'r Neuis ſchribe. Damit zündete er ſeine Pfeife auch an, pflanzte ſich auf den Ofen ſo lange er war, und b'richtete erſt lange von einer Kuh, welche wieder ſtierig geworden ſei. Als ich ihn mit Mühe von dieſem Kapitel abbrachte und wiſſen wollte, was ich ſchreiben ſolle, da blies er dicke Wolken aus ſeiner verſchlammten Pfeife und etwas verlegen ſagte er: He, Schulmeiſter, üſi Magd, wo z'Wiehnacht furt iſch, het m'r g'ſchriebe u het m'r befohle, daß i ere antworte ſöll, u jetz, Schulmeiſter, muß du ſe 'ne Antwort ere ſchicke. O Herrgott! wie mir da die Ungeduld im Blute krabbelte! Aber wenn einmal ſo ein Hans oder Benz auf dem Ofen liegt, mit einer Pfeife im Geſicht, ſo bringt da keine Ungeduld mehr etwas ab.

Ich wußte alſo nichts Beſſeres als ſo ſchnell möglich mich hinzuſetzen, nahm Papier vor mich und fragte: Nun, Hans, was ſoll ich ſchreiben? Wenn was d'witt, mach du nume ſo 'ne Brief, daß me cha z'rmache u n uf Poſt trage. Aber du muſch m'r doch ſäge, was i dem mache ſöll i Brief. He, i weiß das uf my S..l nit, du ſottſch das wüſſe, Schulmeiſter, was me ſo i 'ne Brief macht. Ich ſagte, es werde im Brief, wo er bekommen habe, wohl etwas geweſen ſein, darauf hätte geantwortet werden ſollen. Ja, das wiſſe er nicht, ſagte Hans, er hätte ſich auf das Kribel nit chönne v'rlah. Ich fragte nach dem Briefe. Ja, den habe er behalten wollen und ihn im Tubäkſeckli gehabt, allein heute beim Melken habe das Bläſchi gar ein dreckig Uter gehabt und kein ſauber Strob hätte er im Stalle gehabt, da hätte er den Brief genommen und dem Bläſchi das Uter damit abgewiſcht und ihn dann weggeworfen, weil er ganz voll Dreck geweſen. Aber das mache nichts ſa, i ſöll nume Neuis i Brief mache, was ich wolle, das ſei doch ja gleich. Ich fragte allerlei und brachte endlich heraus, daß ich ſchreiben ſolle: der [illegible] habe zwei Kälber gehabt, beides Stierenkälber, und gebe einen ganzen Keſſel voll Milch, und die neue Magd ſei ihm nicht anſtändig, ſie brauche ihm gar viel Strob für die Schweine und verlege ihm den Sämmis nie. Darneben wär ſi e brave gnue, aber apparti hätte er noch nichts mit ihr gehabt. U we ſe wieder z'ſämme käme, ſo ſöll es ihm de e Halbi zahle. D'r Brief heig ne 6 kr. koſtet u de ſen ers no grüeße. So viel brachte ich endlich heraus und ſchickte das, ſo gut ich in meiner Ungeduld konnte

Endlich war ich fertig, aber Hans begehrte nicht fort, er war gewillet mir den Abend durch kurze Zyti zu machen. Er nahm den Brief, ſagte: dankeigiſch Schumeiſter, oder leſt er neui? und blieb liegen. Ich durfte nicht ſagen, daß ich zu Schuhmachers wolle, ſonſt hätte er geſagt, er komme mit. Nach langem Sinnen wußte ich nichts anders zu machen, als nothwendiges Reden mit dem Wirthe vorzuſchützen. Kam Hans mit, ſo konnte ich ihn dort ſitzen laſſen, kam er nicht, deſto beſſer, ſo brauchte ich auch nicht hin. Hans ſagte: Er habe die Holzſchuhe an un es ſchicke ihm ſi nüt i dene is Wirthshus z'gå. Aber i ſöll nume gå, er mög ſauft erwarte bis ich wiederkomme, es ſchicke ihm ſie gar wohl da uf em Ofe. Ohne weitere Complimente ließ ich ihn nun liegen und eilte über Hals und Kopf zu meinem Meitſchi. Es iſt kurios, wie der Brautſtand eine Zeit der Sympathie iſt, oder, wie Gelehrte ſagen würden, wie zwei Brautleute in eine Art magnetiſchem Rapport zuſammen ſtehen, was das Eine fühlt, fühlt auch das Andere, die gleichen Gedanken ſteigen zu gleicher Zeit auf, die gleichen Bedürfniſſe wandeln ſie zu gleicher Zeit an.

Mädeli hatte nach mir Blangen, ſo gut wie ich nach ihm, und zu ſeinem Blangen war noch die Angſt gekommen: was das Ausbleiben zu bedeuten hätte, ob ich reuig geworden oder ſonſt etwas? Da hatte es ſein Näschen zwiſchen der Küchenthüre hinaus ins Freie geſtreckt, bis es roth angelaufen war und es endlich mich daher ſchnaufen hörte. Da fuhr es erſt zurück und ward bange ums Herz und dann wieder fröhlich und öffnete die Thüre, und hatte nun keine ſo große Eile mehr mich in die Stube zum Alten zu ſtoßen, und keine Angſt als mein Geſicht etwas nahe zu dem ſeinen kam. In der Stube ſaßen wir gar fröhlich beiſammen, und Mädeli zog aus dem Ofenguggeli ein ſorgſam zugedecktes Kacheli mit Kaffe und legte mir Brot vor, und hatte eine gar herzliche Freude mich zum erſten Mal ſpeiſen und tränken zu können, und noch dazu mit ſo gutem Kaffe, denn zu dieſer Kanne hatte es drei Bohnen mehr genommen als gewöhnlich, nach der Tradition von ſeiner Mutter her, zu nehmen waren. Nun kam gar manches zur Sprache, was geſtern im Sturm der Gefühle nicht berührt wurde.

Fünftes Kapitel.

Von den Verhandlungen über Hochzeittag und Eheſteuer.

Wir hatten gar nichts davon geredet, wann Hochzeit gehalten werden ſolle? Schon am nächſten Sonntag wollte ich verkünden laſſen. Mit beiden Beinen hätte ich gerne auch dieſe Zwiſchenzeit überſprungen. Mir und Mädeli gab ich ganz ehrlich als Grund an, daß ich in vier oder fünf Wochen längſtens wieder müſſe waſchen laſſen, und wer mir dann waſchen ſolle, wenn ich noch keine Frau hätte? Zu jenem Wäſcherweib werde ich doch nicht mehr ſollen? Aber der Alte und Mädeli waren nicht dieſer Meinung. Ueber Mädelis ganzes Weſen zuckte freilich ein Strahl glühender Freude, als es ſah wie Ernſt es mir ſei, denn vor lauter Freude hatte es noch immer gezagt und gezweifelt wie Thomas; aber es überlief es doch ganz heiß, ſich in vier Wochen als Frau zu denken. Gar viel hätte es noch z'weg zu machen, meinte es, ſo daß es bis zu jener Zeit unmöglich fertig ſein könne. Und der Alte ſchüttelte noch mehr den Kopf ob ſolchem Preſſieren. Er vermöge zwar ſeinem Meitſchi nichts mitzugeben, und apparti neue Kleider könne er ihm auch nicht machen laſſen, die welche er ihm habe machen laſſen, wo es vom Herrn gekommen ſei, ſeien aber noch wie neu und thäten es ſauft. Aber öppe ein oder zwei Hemder, ein Paar Schuhe und ein Paar Strümpfe, das wolle er doch ſehen zu machen; aber dazu brauche es mehr Zeit als vier Wochen.

Wenn er zu uns komme, ſo bringe er allweg noch etwas Hausrath mit, und das werde mir auch kommod kommen. Daß ich keine Eheſteuer erhielt, und Mädeli zum Troſſel nicht mehr als ein neues Hemd oder zwei, erſchreckte mich gar nicht, hätte ich es doch eben ſo lieb auch ohne das genommen. O ich hatte jetzt in dieſer Beziehung gar hundsgemeine Gedanken und wirklich die Hoffnung von der Liebe leben zu können, die ich jetzt eigentlich zum erſten Mal zu einer beſtimmten Perſönlichkeit recht fühlte, obgleich ich von Jugend auf die Meitſcheni gerne geſehen und bereits zwei Liebesgeſchichten gehabt hatte. Hätte ich vornehmere Geſinnungen gehabt, ſo hätte ich da mit meinem Schwiegerpapa zu märten angefangen, denn einen Bruder oder Vater hatte ich nicht, dem ich des Anſtands wegen den Handel auftragen konnte, wie man es da thut, wo man ein beſonders feines Gefühl für Anſtand beſitzt. Da märtet man dann zuſammen bis aufs Blut ſchriftlich und mündlich, und giebt ſich auf die feinſte Weiſe die unverſchämteſten Dinge zu verſtehen, und bricht den Handel doch nicht ab. Und wenn man recht vornehm iſt, ſo handelt man nicht um einige Dublonen, ſondern um 100000 Pfund oder Franken. Bringt man mit tauſend Mühen und Betteleien bei allen Großmama's und Tantes etwas mehr zuſammen, etwa 10000 L., ſo hält man ſich für geborgen, kann leben comme il faut und ſtellt wenigſtens ein Schooshündchen, einen Pipo an, wenn auch kein Pferd. Hat man aber weniger zuſammen gebracht, ſo zückt die Welt die Achſel, redet verblümt von Erdäpfel Ménage. Die Leutchen fühlen ſich ſelbſt gedrückt, eine Art Verſchämtheit ſieht man ihnen von weitem an, und man glaubt alle Augenblicke aus ihrem wehmüthig verzogenen Munde zu hören, was einſt ein ehrlicher Hans Ulli ſagte: Rych ſy m'r nümme, aber doch no geng fürnehm. Und mit bedenklichem Mitleiden wird von den armen Leutchen (ces pauvres gens) geſprochen und den großen Entbehrungen, denen ſie ſich unterziehen müßten. Imaginez-vous, ma chère, ſagt

Tante Marianne, pas seulement es dritts Plättli mags 'ne zieh, nit e mal geng ame-n-e Sunntig; c'est donc bien fâcheux. Freilich beſtunden der guten Tante Marianne ihre dritten Plättli oder das ſogenannte Entremet gewöhnlich entweder aus Aepfelſchnitzen oder Haberbrei oder einem Erdäpfelſtock, die man aber mit gar ſchönen Namen getauft hatte. Solche Armuth iſt oder wahr aber verdammt kommod um zu Pöſtleins zu kommen. Denn dieſem Elend, in dem man freilich ein Salon hatte, aber kein drittes Plättli, und im Salon nur alle Winter einmal die Societät und höchſtens drei Soirées, mußte doch abgeholfen werden.

Es geſchieht aber doch auch, daß ein ſolcher Handel ſich zerſchlägt, rumpirt, weil man bei genauerem Nachfragen fand, daß das Ding ſich dennoch nicht ſtandesgemäß gebe. Da iſts nun wirklich bewunderungswürdig, mit welcher Naivität die Leute das ſich geſtehen und mit welcher chriſtlichen Reſignation ſie aus einander gehen, ſich gegenſeitig ſagen kaltblütig: Adieu ma chère! Adieu mon cher! Da ſieht man den wahren bon-ton, da zeigt ſich, was feine Lebensart heißt, da ſieht man die wahre Abgeſchliffenheit. O ſo eine Abgeſchliffenheit iſt ein gar köſtlich Ding, und nicht zu verwundern iſts, wie viele Menſchen ſich viel darauf einbilden, ihr Alles darein ſetzen, alle Leute mit einer tiefen honte anſeh'n, die nicht abgeſchliffen ſind. So ein Abgeſchliffener (verkürzt Schliffel) zu ſein, iſt ein kommod Ding, denn dieſe Abgeſchliffenheit iſt das Vorrecht und zu gleicher Zeit das erſte Kennzeichen des Vornehmſeins. Es koſtet euch ungefähr ungefähr das, was es einen reichen Cadeten koſtet bis er Offizier iſt. Der muß ſich auslachen laſſen, der muß zu eſſen und zu trinken geben, muß im Spiel ſich ausziehen, durch Anlichen ausbeuteln und zu dem allem Spaß mit ſich treiben laſſen; der muß ſein, was ehedem der Fuchs unter den Studenten war, wo es hieß: Fuchs ſtopf mir die Pfeife, Fuchs bezahl, Fuchs binde mir die Schuhe; nur mit dem Unterſchied, daß das Studenten Fuchſenthum nur ein halb Jahr oder höchſtens eines dauerte, jenes aber anderhalb bis drittehalb Generationen. [illegible] wer ſeine Haut dick genug dazu glaubt und auch ſeinem Geldſeckel traut, daß ſie beide das Schleiſen ertragen mögen, der verſuche es.

Freilich hätte der Handel nur um noch ein Hemd, ein Gloſchli und höchſtens um einen Kittel gehen können und nicht um 30 oder 60 tauſend Pfund, aber am Ende iſt Handel doch Handel. Dieſer Handel wird allerwärts getrieben, aber doch je vornehmer man ſich glaubt, um ſo offener und naiver treibt man ihn. Wahrſcheinlich aus dem Grunde, weil ein Vornehmer glaubt, alles was er thue ſei auch vornehm, und Niemand habe da von Ferne (das Recht wollte ich ſagen; o nein, das Recht zu kritiſiren ſpricht einem nur ein Großrath ab) den Verſtand ihn zu kritiſiren. Iſt noch Niemand aufgefallen, welch bedeutender Unterſchied man macht zwiſchen vornehm und nobel? Nobleſſe hat dann ſchon wieder die höhere Bedeutung von nobel verloren und iſt blos das Hauptwort von vornehm.

Wenn alſo nicht vornehm, ſo hoffe ich doch nobel gehandelt zu haben, als wir ohne Märten zuſammen traten, und Jedes nur in der Liebe des Andern ſeine Rechnung fand. Dieſe Rechnung legte uns freilich viel Entbehrungen auf, brachte uns in manche Noth, aber wir verſanken doch nicht in der Noth, die Noth erzog uns, rief Kräfte in uns auf; die Noth gab Erfahrungen, die Erfahrungen brachten Läuterungen, von denen ich ſonſt keinen Begriff erhalten hätte.

Solche Erfahrungen und Läuterungen machen das wahre Fuchſenthum dieſer Welt aus, das eine obere Hand geordnet hat und leitet und das die darin Beſtehenden nobel macht. Darum, Leute, ſucht es nicht muthwillig, aber ſcheut es auch nicht feige. Macht es euch auch nicht vornehm, ſo macht es euch doch nobel. Und ſeid ihr ſchon vornehm, ſo thut einmal eure Augen auf und ſeht wie herrlich und imponirend Einer ausſieht, wenn er vornehm und nobel auf einmal ausſieht, und wie lächerlich manchmal und andermal traurig Einer ausſieht, wenn er imponiren will und nicht nobel drein ſieht, weil er nicht nobel iſt. Am traurigſten und am lächerlichſten ſind denn doch die, welche weder vornehm noch nobel ausſehen und es nicht ſind und doch imponiren wollen. Das ſind wirklich wahre Spektakelleute, und mich wundert, daß ihnen nicht die Gaſſenjungen nachlaufen. Man ſieht ſolche zu Stadt und Land.

Doch wo gerathe ich hin! Von meinem alten Schwiegerätti, der ehrlichen Pechhaut, weg, mit der ich nicht märtete um ſein Meitſchi, auf alte und neue Junker, die imponiren wollen und nicht können, die um Alles handeln und märten, um ihre Meitſcheni und um andere, um ihre eigenen Sachen und um andere Sachen. Nehmt es nicht für ungut, alt und neue Herren, aber eben das Pech, an dem ſo viel kleben bleibt, und wo man, was einmal klebt, nicht mehr losbringen kann, brachte mich von meinem Schwiegerätti weg in eine ſo vermeſſene Gedankenreihe.

Bei meinem Schwiegerpapa war aber leider nichts kleben geblieben als gerade das Pech ſelbſt und einige Erinnerungen aus ſeinen Wanderungen hinter Murten, daher preßten ihm auch ſeine geringen Verſprechen ſchwere Seufzer aus. Ich wollte mich dadurch nicht abſchrecken laſſen, wollte verſprechen alles Nöthige ſelbſt anzuſchaffen, er ſolle gar keine Koſten haben. Aber er fragte mich: ob ich dann ſo viel Geld hätte, und ob ich nicht daran gedacht hätte, daß noch viel andere Dinge anzuſchaffen ſeien, und ob es nicht für einen Schulmeiſter geſcheuter ſei, mit dem Heirathen zu warten bis die Schule zu Ende ſei, wo man dann Zeit habe dem Züg nachz'ſinne u nachz'laufe, und wo noch ſein Lohn fällig ſei! Nach langem Hin- und Herreden mußte ich endlich einwilligen zu warten bis nach dem Examen; mußte Abends wieder heim in mein Bett, ungeachtet der Alte ſchalt während ich ſchmollte, brummte, anhielt.

Sechstes Kapitel.

Wie die Leute uns in die Mäuler nehmen.

Daß ich zerſtreut in der Schule war, wird man begreiflich finden, und eben ſo begreiflich, daß mein abendliches Viſitenmachen bei Schuhmachers den Leuten auffiel. Wäre ich alle Nächte bis zu Kilt gegangen, ſo hätten die Leute ganz einfach geſagt: D'r Schumeiſter geit zu Schuhmachers Mädeli, und wären vielleicht nur darüber uneinig geweſen: ob ich es nehmen werde oder nicht. Daß ich aber um 6 Uhr Abends hin gieng und um 10 Uhr heim kam, das fiel gewaltig auf. Obgleich nun die Leute gar nichts Böſes ſahen, höchſtens daß ich gerne ſo nahe als möglich bei Mädeli ſaß und in ſeine Augen ſah, ſo fanden ſie denn doch Urſache genug uns recht unehrliche Dinge nachzureden, behauptend, wenn ich etwas Ehrliches mit dem Meitſchi wollte, ſo würde ich zu ihm gehen, wenn andere Buben auch zu ihren Meitſchene, d. h. zu ihnen die Nacht durch in ihr Kämmerlein und Bett, und würde nicht ſo da bei ihm hocken in der ungeraden Zeit, wo es kein ehrlicher Menſch thue, d. h. beim Licht und in der Gegenwart des Vaters. So viel vermag Sitte und Vorurtheil. Daß ſie aber Mädeli eben deswegen zu meinem Menſch machen wollten erfuhren wir lange nicht.

Der Pfarrer ſagte mir einmal, als ich mich bei ihm verabſcheidete: Es ſei ihm leid, daß er allerlei Gerede von mir vernehmen müſſe. Er glaube zwar nicht daran, aber ich ſolle mich doch in Acht nehmen. Nach einigem Verwundern und Erörtern vernahm ich, daß die Leute mir nachſagten, ich wolle oder hätte Mädeli zu meiner Hure gemacht. Ich bekannte dem Pfarrer, daß wir Brautleute ſeien, nach Oſtern verkünden laſſen wollen, und daß wir gemeint hätten, es ſei für einen Schulmeiſter anſtändiger, wenn wir ſo zuſammen kämen ſtatt wie die Andern, ich ſehe es aber wohl, es ſei doch beſſer und anſtändiger es zu machen wie andere Leute. Der Pfarrer aber brannte auf, daß mir ſo was jetzt nur in Sinn ſtiege, nachdem ich mich ſo brav benommen bis dahin. Im Gegentheil werde er am Sonntag eine Predigt darüber halten und den Leuten ſagen: was ſie ſeien und wie ſie nicht einmal wollten, daß Andere beſſer würden. Ich hielt ihm gar hart an, daß er das doch nicht thun ſolle, aber erſt auf das Verſprechen, daß ich nicht zu Kilt gehen wollte, entſprach er auch mir. Wir beide giengen aber brummend aus einander. Jeder glaubte dem Andern allzuviel nachgegeben zu haben. Er glaubte eine wichtige Gelegenheit verſäumt, einen krebsartigen Mißbrauch abzuſtellen, und um ein in die Hände gekriegtes Muſterbild Andere zu verſammeln. Ich meinte um des Eigenſinns des Pfarrers willen noch länger dem Tadel mich preisgeben zu müſſen; ich meinte, das Klügſte wäre, zu thun wie andere Leute; das ſei doch das Anſtändigſte, und alle früher gemachten Erfahrungen waren ordentlich wieder vergeſſen. O es iſt gar ſchwer Erfahrungen nicht nur zu machen, ſondern ſie auch zu behalten, nicht irre zu werden an ihnen.

Es iſt auch gar ſchwer nicht nur für einen Schulmeiſter, ſondern für Wiſſende und Gebietende dieſer Erde, in jedem gegebenen Falle zu entſcheiden, wo bei dem rechten Mann oder Chriſt die Akkommodation anfangen und aufhören, der Widerſtand beginnen und unterlaſſen werden ſoll: Akkommodation und Widerſtand gegen öffentliche Meinung und übliche Sitte. Offenbar liegt hier der Entſcheidungsgrund nicht in Nutzen oder Schaden, überhaupt nicht in den Folgen; ſondern er liegt in dem was Recht iſt. Nun aber iſt denn doch Vervollkommnung, vernünftiger Fortſchritt im Zwecke des Menſchengeſchlechts. Es iſt aber klar, daß unbeſonnenes, übereiltes Entgegentreten das Böſe fördert, Gutes zerſtört. Daher iſt's ſchwer zu entſcheiden, wann man das Unkraut aus dem Waizen nehmen, wann man es laſſen ſoll bis zur Ernte. Aber traurig iſt's, wenn man die Feigheit der Menſchen ſieht in dieſer Beziehung. In aufgeregten Zeiten, wo die Meinung Alles, die Sitte wenig gilt, da ſieht man Menſchen mit der niederträchtigſten Niederträchtigkeit Sklaven der öffentlichen Meinung werden und keine andere Meinung haben, als die, welche gerade Trumpf iſt, und welche Leib und Leben ſchützen, ein Pöſtlein bringen kann, während die gleichen Feiglinge die chriſtliche Sitte auf die frechſte Weiſe höhnen im einfältigen Glauben, nun ſei einmal die Zeit gekommen, wo man nicht mehr achte auf Sitte und Zucht, wo im Gegentheil der der Größte auch unter den Menſchen ſei, welcher die größte Sau unter den Säuen wäre. Die Dummköpfe wiſſen nicht, daß es Zeiten giebt, wo man an Orten, z. B. in N. d. u., nichts hört als Fröſche, Fröſche und wieder Fröſche. Wird daraus ein vernünftiger Menſch ſchließen, es ſeien nun keine Menſchen mehr, ſondern lauter Fröſche, und für ihn die höchſte Zeit auch ein Froſch zu werden, um nicht einzig ein vernünftiger Menſch zu bleiben?

Können nun das die Höchſten nicht, ſo iſt es Schulmeiſtern auch nicht zu verargen, wenn ſie es nicht können, wenn ſie z. B. in jedes dreckige Horn blaſen, das man ihnen vor das Maul hält, und dann wieder Dinge ſich erlauben, die weder im alten noch im neuen Teſtament erlaubt ſind.

Mädeli meinte, als ich ihr ſagte, was die Leute uns angedichtet hätten, und wir beſchloſſen nun uns förmlich als Brautleute zu erklären, und nicht die Gemeinde erſt mit dem Geheimniß von der Kanzel aus zu überraſchen, wie es ſonſt auf dem Lande der Brauch iſt. Da verhüllt man die Geſchichte ſo lange ſie zu verhüllen iſt, ſagt nichts vor den Leuten, bis man verkündet iſt, und läßt unter zehn Malen wenigſtens ſechſe nicht verkünden, bis man muß.

Was nun die Leute für Augen machten, als ſie das hörten, als ſie ſahen, daß ich einſt ungeſcheut für Mädeli beim Krämer ein Halstuch und einen Fingerring kaufte, und ein andermal ſie zwang, ſelbſt mit mir zum Krämer zu gehen.

um ſich Tſchöplituch auszuleſen; denn das ältere Tſchöpli ſchien mir doch nicht gut genug zum Hochzeittſchöpli.

Ich hätte dem Meitſchi alles anhängen können, was ich gehabt, und alle Tage mußte es mir abwehren, nicht ſo narrochtig zu thun, wir würden das Geld ſonſt noch brauchen. Dann ſang es mir gewöhnlich das bekannte Lied:

My Schatz, we du de z'Märit thueſch gah,
Su krämerle nit geng ſo viel.
We du de dys Gütli verkrämerlet heſch,
Was ſoll ih de mache mit dir?

Was nun aber das den Leuten zu reden gab, und wie ſie an unſern Brautſtand nicht glauben wollten und immer meinten, ich meine: ich ſei ein Herr und müſſe es machen wie ein Herr, d. h. ein Maitreßli haben und dieſes mit Geſchenken überhängen!

Die Weiber wieſen Mädeli auf. Sie litten das, der Tütſchel ſoll ſie hudeln, nicht, daß ich, wenn ich ſie heirathen wolle, nicht bei ihr läge, und wäre ich der Schultheiß z'Bern; da ſolls eine mache wie d'r anger: das wurd z'letzt ſüſch luſtig gah, we me en Jedere mache ließ, wie är wett. Da chönnt ja eine, wen er z'Nacht nit bi ſi'r Brut wär, bi n'ere ledere Hur ſi, we's ihm g'ſchmöckt. U de 'nes Schulmeiſterli ſoll de notti nüt z'fürnehm, für z'Kilt z'gah. Und die Meitſcheni führten mich aus, hießen mich zu ihnen zu Kilt kommen; ich könne ihrethalben Tags kommen, wenn ich mich des Nachts fürchte, ſie wollten dann die Felladen zuthun. Aber ſo einen Mann im Sack kaufen, ſo einen nehmen, der nie bei ihnen gelegen hätte, möchten ſie nadiſch doch nit, u we ſie z'letſch gar kene überchäme.

Wir mochten nicht erwarten, bis wir durch das Verkünden unſern Ernſt zeigen und die Leute etwas g'ſchweigen konnten.

Siebentes Kapitel.

Wie ich mit Mädeli auf Reiſen gehe.

Endlich wurden die Tage länger. Der Schnee verließ die Felder, Lerchen ſah man auf den Aeckern wieder und in den Baumgärten die Merzenglöcklein, der Kinder Luſt. Die Schuljugend wurde wilder und ungezähmter, neue Lebensluſt fuhr in ſie, ihr Blut ſchien heißer zu werden; eine Regſamkeit durchſtrömte ſie, mit der der Schulmeiſter gewöhnlich ſeine liebe Noth hat. Er bringt ſie nicht vom Stöcklen weg, nicht mehr in die Stube herein, wenn ſie einmal drauſſen ſind.

In den Gärten ſah man wieder Weiber, in den Baumgärten wurde b'ſchüttet und ſchöne weiße Wäſchen hiengen in einfacher Reihe aufgeſpannt, damit ſie deſto größer ſchienen, allenthalben zum Trocknen an der lieben Sonne; Merzenſtaub wirbelte auf den Straßen, und luſtig wälzten in demſelben ſich die Hunde.

Mit Mädeli hatte ich je länger je mehr abzureden und konnte doch nie recht mit ihm ausreden. Wir mußten ans Pflanzen denken, und wußten nicht recht, was und wie viel von dieſem und jenem, und wußten nicht recht, durfte Mädeli mir dabei helfen. Es ſchämte ſich faſt deſſen, ehe wir verheirathet waren. Und zwiſchen ein redete es mir immer mehr von meinen Eltern, meiner Heimath: fragte: ob ich ihnen meine Heirath geſchrieben, ob ſie nicht kämen, ob ich nicht hin wolle? daß ich am Ende einmal fragte: ob es etwa mit mir kommen wolle, um auch zu ſehen, wo ich daheim ſei? Mädeli meinte, das ſei ihm gar das Rechte; es hätte ſchon lange gedacht, es wäre doch nicht recht, wenn es ſich meinen Eltern nicht anrekommandiren würde; es ſeien doch immer die Eltern, und ſie meinten es vielleicht jetzt beſſer mit mir als früher. Ueberdies nahm es Mädeli doch auch Wunder wie unſer Heimeth ausſehe und ob wir auf demſelben wirklich Kühe und nicht etwa nur Geißen halten könnten. Ueberhaupt hat es für ein Mädchen immer einen ganz beſondern Reiz, und beſonders im Frühjahr, einen Tag frei in die Welt hinaus zu können. Reiche Mädchen fahren ein- und zweiſpännig, aber mit noch größerer Luſt gehen arme Mädchen zu Fuß. Und wenn ſie auch in den ungewohnten Lederſchuhen Blattern bekommen, erſt die Strümpfe, dann die Schuhe ausziehen und barfuß gehen; ja wenn ſie noch eine Bürde dazu tragen müſſen: ſo iſt ihr Herz doch wonnevoll, und noch ganz beſonders, wenn ein Bräutigam ihnen vorausgeht und alle hundert Schritte einmal zurückſieht, ob ſein Schätzli noch nachhinke, oder etwa ſchon am Haag liege.

Mir war das Ding auch ganz recht, und nur Schüchternheit wars, was mich ſo lange abgehalten hinzugehen. Wenn ſchon nicht feurige Liebe, eine gewiſſe Anhänglichkeit fühlte ich immer gegen meine Eltern. Auch ſpienzelte ich gerne mein Meitſchi in meiner Heimath, und manchen Abend vor dem Einſchlafen ſah ich, wie die Weiber meiner Mitburger unter die Küchenthüre ſchoſſen bei unſerm Durchgehen, und hörte, wie dann eine Nachbäuerin zu der andern ſagte: z'Webers Peterli het no 'nes bravs Möntſch da, i häts nit glaubt, daß er es ſelligs überchäm. Und mich nahm Wunder, was meine Mutter dann von ihr erzählte, und ob ſie nicht rühme: es ſei nicht nur eine hübſche, ſondern auch eine reiche, und ihr Vater hätte ſieben Geſellen und das Leder für viele Jahre voraus. Ob ſie es machte, weiß ich nicht, aber gelacht habe ich oft, wenn ſo ein Schwiegermüetti, welcher ihr Sohn eine Braut aus einem andern Dorfe vorſtellte, dann von Haus zu Haus lief, und ausſtrich, wie ihr Sohn eine Reiche erhalte und was er alles erwybe, und wie ſpärlich und ärmlich dann die Braut aufzog, und dann die Mutter mit einem reichen Vetter ſich aushalf, der gar geizig ſei und jetzt nichts geben wolle, ſondern immer ſage: man könne einſt dann alles zuſammen nehmen, es gebe dann nur deſto beſſer aus.

Trotz dem Liedli kramete ich Mädelin doch noch eine Kappe und ein Fürtuch, um recht ſtattlich mit ihm aufziehen zu können, wurde dafür auch tüchtig ausgeſcholten und dann doch noch zärtlicher geküßt als ſonſt. Es iſt ein eigenes Weſen mit Bräuten und Weibern; ſie laſſen ſich alle gerne kramen, ja viele machen den Kram zum Maßſtab der Liebe; und viele, denen am Kram viel, an der Liebe wenig liegt, geben vor, nach dem Kram müßten ſie die Liebe meſſen. Da unterſcheide nun ein Mann, woran er eigentlich iſt!

Das war ein wichtiger Tag für Mädeli, ſo weit war es ſein Lebtag nicht gekommen, daher des Abredens gar viel war, und ſicher manche faſt ſchlafloſe Nacht.

Mädeli wäre um Mitternacht aufgebrochen, nur mit Mühe konnte ich es dahin bringen, daß es erſt um 3 Uhr das Kaffe bereit hielt. Als ich ziemlich exakt hinkam, hatte es meiner ſchon lange gewartet und war z'weg, ſo z'weg wie die Kinder Iſrael beim Auszug aus Egypten, und hatte auch gar nichts vergeſſen. Z'weg ſein zur abgeredeten Stunde und nichts vergeſſen, das iſt eine gar ſchöne Tugend, die allen Weibern gar ſchön ſtehen würde, zwar den Männern auch. Aber es giebt halt Menſchen, die nie z'weg ſind, im Leben nie und auch im Tode nicht.

Am Morgen zwitſchern am luſtigſten die Vögel, den Tag über verſtummen ſie, vor dem Schlafengehen öffnen ſie dann wieder ihre Schnäbelchen und ſchlagen bald weichmüthige, bald zärtliche und bald ſchläfrige Triller.

Kühl war der Morgen, aber heiter der Himmel, an deſſen weſtlichem Rande der erblaſſende Mond der Erde die letzten Küſſe gab.

Es ward uns weit ums Herz und traulich in demſelben; behaglich und vertraulich wanderten wir mit einander. Ein gewiſſes freudiges, unnennbares Erwarten des kommenden

Tages lagerte auf unſern Geſichtern. Etwas ähnliches fühlt jeder Reiſende an ſchönen Morgen. Aber ſo ganz das Gleiche fühlt nur die Braut und der Bräutigam, wenn ſie zum erſten Mal allein zuſammen auf den Weg ſich machen, ſei's zu Fuß oder zu Wagen. Sie ſind nun Reiſegefährten, vor ihnen liegt ein langer Weg und ein unbekannter Tag. Vereint zu Schuz und Truz gehen ſie dem Weg und dem Tag entgegen und fühlen vereint den heiterſten Muth, das wonnige Bewußtſein Lebensgefährten zu ſein. Dieſer Tag iſt ihnen ein Vorbild ihres Lebens, der Weg, die Reiſe durchs Leben. Möchte man denn doch die Fröhlichkeit und die Traulichkeit beim Ausmarſch den ganzen Tag bewahren, und am Abend ohne traurige Täuſchungen noch inniger vereint Einkehr halten wieder in der Herberge.

O wie roſig ſah es an dieſem erſten Reiſetage in manchem Mädchenherzen aus, und aus ſo manchem roſigen Mädchenherz iſt ein Weiberherz geworden, inwendig gallenvoll, auswendig ſtachlicht, wie eines Igels wohlbekannte Haut! Weiber, wer hat euch alſo verhexet!

Munter gieng die Wechſelrede und jedes redete von ſich und bekannte ſeine Fehler, die welche es kannte nämlich, und ſeine Vorſäze und ſeine Hoffnungen. Mädeli bekannte manche Unkunde, beſonders im Pflanzen; kochen hingegen könne es wie wir es etwa haben werden und ich brauche es nicht zu tröſten wie jene Braut, die gar bitterlich weinte, als ſie mit dem neuen Mann aus der Kirche gieng. Der fragte ſie endlich: Was pläreſt? Ach, Gott, wen i nme choche könnt, aber i cha nüt, i cha nüt! (aus dieſem Grunde könnte noch Manche plären.) Da antwortete der Mann kaltblütig: Du Göhl, deßwegen plär doch nit, i ha ja nüt z'choche! Da ſoll die Braut erſt recht angefangen haben zu weinen. Hingegen, ſagte Mädeli, könne es nähen für den Hausbrauch und das ſei ihm ſchon manchmal kommod geweſen. Aber ich ſolle nicht zürnen, es ſei empfindlich und möge böſe Blicke und böſe

Worte nicht ertragen, die thäten ihm gar zu weh und die dauern es dann lange, und dann halte man ihm vor, es chupe und doch ſei es gewiß nicht das Chupen, ſondern das Duuren, daß man es nicht lieber habe. Ich bekannte auch; bekannte Unſchlüſſigkeit und ein mißtreu Weſen, das mich aber erſt angekommen. Aber eine Frau ſolle es gut haben bei mir, meinte ich, faſt wie eine Herrenfrau und viel beſſer als viel Bäuerinnen. Zu pflanzen hätten wir nicht ſo viel und dann könne ſie an Schatten und Scherm bleiben, und über das Geld wollten wir nur einen Schlüſſel haben; was meins ſei, das ſei auch ſeins und da könne es nehmen, ſoviel es wolle. Wir wollten es nicht ſo machen, wie es mancher Herrenfrau (d. h. doch nicht bloß Pfarrersfrauen, ſondern auch andern Herrenfrauen) und auch noch andern Bauernweibern gehe, die jeden Kreuzer mit Angſt und Noth betteln müßten. Ich vergaß nur zu verſprechen, daß Mädeli immer Geld genug vorfinden ſolle; aber an dem zweifelten wir nicht. Wir rechneten zuſammen meinen Lohn, meinen Verdienſt, wollten noch aus unſern Pflanzungen etwas löſen und Mädeli meinte: ſo es Tuſig wolle es doch wohl noch ein Tag in den andern ſpinnen und das mache immer einen Batzen. Wir überſchlugen auch die Ausgaben und hätten faſt Freudenſprünge gethan, als ſich jährlich wenigſtens 25 Kr. Vorſchlag zeigte, und doch hatte ich nur 300 Arbeitstage gerechnet, während nicht 65 Sonntage ſind.

So ſchwand die Dämmerung, der Weg, wir wußten nicht wie, und im Umſehen waren wir in einem ſtattlichen Dorfe nur eine Stunde von meiner Heimath. Dort ſah Mädeli ſich immer nach etwas um, ich wußte nicht wornach und vernahm endlich, daß es einen Krämer ſuche, um meinen Eltern etwas zu kramen nach üblichem Gebrauche. Nachdem es ½ Pfund Zucker und ¼ Pfund Kaffe eingekauft und beim Bezahlen ſich recht ſchämig und üblich bei Seite gedreht hatte, damit Niemand ſehe, wie wenige Bätzlein und wie mühſelig es aus ſeinem Kittelſack hervorknüble, ſo fand ich denn doch auch billig, ihm eine Halbe zu zahlen. Und wie es auch ſich eigelich machte und vorgab, es mög es wohl erlyde und es heig nüt nöthig; ſo kam es mir doch nach, als ich voranging. Es iſt nichts Luſtigers als ſo ein Paar zu ſehen, das ins Wirthshaus kömmt und wo die weibliche Hälfte ſich gewöhnlich erſt wehrte, meiſt aus Höflichkeit, aus Ernſt ſelten. Der männliche Theil geht voraus und ſtößt noch manchmal im Vergeß die Thüre halb oder ganz zu, und oft, wenn er ſchon an einem Platze ſitzt, drückt ſich erſt das Meitſchi verlegen durch die zugehende Thüre hinein, weiß nicht recht ob es vorwärts will oder nicht, ſagt verſchämt: Gott grüß ech! und hat nicht ungern einen Finger im oder am Maul, weil es nicht weiß, wo es ihn ſonſt haben ſollte.

Von da an begann es mich zu heimelen und ich hatte Mädeli Tauſendfältiges zu erzählen von allen Umgebungen und wer auf dieſem und auf jenem Hofe wohne, und wieviel Kühe ſie hätten und was das für Leute ſeien. Und während dem Erzählen ſah ich mich immer nach bekannten Leuten um, ward immer ungeduldiger nach bekannten Geſichtern und einem bekannten Gruß. Wenn Einer wieder in die Heimath kömmt, ſo heimelet ihn erſt die Gegend, dann will er heimelige Geſichter und am Ende auch Herzen, bei denen es ihm heimelig wird. Findet er die beiden letztern nicht, dann kömmt das Heimweh auch in der Heimath. Solches Heimweh drückt ſchwer manches alte Herz, das nie aus der Heimath gekommen. Die mit ihm jung waren, ſind heimgegangen, die, welche mit ihm die Hitze des Tages ertragen, hat der Tod in ſeinen Schatten gebeetet, die, welche es zu ſeiner Hülfe, ſeinem Troſt erzogen, ſind ihm abberufen worden zu anderer Arbeit oder in der immer neu werdenden Welt ihm fremde geworden; ſo findet ſein Auge kein heimelig Geſicht, ein Zeugniß früherer Tage mehr, findet kein heimelig Herz mehr, bei dem ihm früher bei Leid und Freude wohl geweſen.

Fremd iſts um ihn geworden. Da kömmt ihm dann das rechte Heimweh nach der rechten Heimath, unheimelig wird ihm im bekannten Lande, und er ſehnt ſich nach dem Lande, das kein ſterblich Auge noch geſehen hat. Er weiß, dort wird ihm heimelig ſein, denn dort findet er, was hier in ſeinem Herzen wohnte. Glücklich, wem beim Gedanken an den Himmel ein heimelig Gefühl in ſeinem Herzen aufdämmert! Wem aber hier nie heimelig im Herzen wohnte, was im Himmel iſt, dem würde nicht heimelig im Himmel werden, auch wenn er hineinkäme. Endlich kamen die heimeligen Geſichter und ſie kannten mich recht ordentlich wieder. E, Peter, biſch du's, i hät di bal nimme kennt, du heſch drünt, ſit i di nüt g'ſeh ha. Jſch das dy Frau? Siſch e Bravi, du heſch geng uf di Hübſchi g'luegt; das war der gewöhnliche Gruß, neben dem Hand langen, welches zu unterlaſſen nach einigem Nichtſehen eine Beleidigung wäre, während es in der Stadt eine Beleidigung iſt, d. h. bei den Herren, die ſich vor dem Gemeinmachen fürchten und nichts mehr haſſen als einen Schein von Cordialität und Zutraulichkeit.

Die freundlichen Begrüßungen allenthalben thaten mir wohl. Als gar auch noch der Statthalter mir die Hand längte und ſagte: ich hätte ſollen mich für die Schule melden, ſie hätten mich gerne gehabt und hätten mein Ausbleiben faſt gezürnt; da ward ich ordentlich ſtolz und Mädeli blickte mich mit Reſpekt an und meinte: da müſſe ich gar wohl ab ſein. Ich wuchs wenigſtens drei Zoll und machte mich ſo breit als möglich. Es gieng mir aber nicht anders als verſchiedenen andern Honorationen mit verſchiedenen Namen. Ich mußte oft lachen, wenn ſolche Standesperſonen mit Viſiten im Dorfe ſpazierten. Da traten ſie viel ſtattlicher einher, weil ſie ſich mit ihren Viſiten, wenn dieſe nämlich etwas zu bedeuten hatten, meinten und gleichſam mit ihnen ſagten: Ihr Leute ſeht, ſolche Leute kommen zu mir, ich muß alſo auch anderwärts etwas gelten und bekannt ſein. Und hinwiederum, wenn die

Dorfleute ſie grüßten und gar den Hut zogen, ſo thaten ſie viel freundlicher und zugleich gravitätiſcher, und ſahen die Viſiten an, fragend: ob ſie denn bemerkten, wie geachtet man ſei und wie gut man es mit den Leuten könne. Freilich gab es auch Honoratioren, die vor Viſiten darin eine Ehre ſuchten, gar Niemand zu kennen, gegen Niemand freundlich zu ſein und recht augenſcheinlich zu zeigen, daß man ſich um die Canaille nicht ſutire und meiſt nur durch den Landjäger mit ihr rede. Die Popularität iſt nämlich eine Münze, die nicht immer und nicht bei allen den gleichen Werth hat.

Je näher wir unſerm Häuschen kamen, um ſo banger ward mir dennoch, trotz aller begegnenden Freundlichkeit. Ich hatte Mädelis Vater nicht eigentlich gelogen, hatte nicht aus unſerm Heimweſen einen Bauernhof gemacht. Ich hatte es nicht gemacht wie jener Schelm, der ſeiner Braut geſagt hatte: die Sonne in B. ſei ſein. Als daraufhin die gute Braut in die Sonne zu B. auf die G'ſchaui gekommen, die Meiſterſchaft ergreifen, ſich Kiſten und Kaſten öffnen laſſen, dem ganzen Perſonal befehlen wollte, ſo glaubten die Wirthsleute, die Perſon ſei verrückt. Nach einigen nicht verblümten Reden mußte endlich der Schalk bekennen, daß er unſeres Herrgotts und unſer Aller Sonne gemeint, die zu B. auch ſeine ſei, wie jedes andern Burgers, und nicht das Wirthshaus zur Sonne. So hatte ich es nicht gemacht, aber im Scheine der Jugenderinnerung, in welchem alles einen größern Maßſtab hat, und im Wunſche, mich recht angenehm zu machen und im allgemeinen Drang das Eigene auszuſchmücken, mochte doch manches ſchöner und größer geworden ſein in meiner Erzählung, als es in der Wirklichkeit war. Ich gieng daher immer langſamer, während Mädeli immer mehr preſſirte. Es trug ein klein wenig g'wundriges Herz mit ſich, dachte vielleicht an eine kleine zu hoffende Eheſteuer. Wer mag ſich ſolcher Hoffnung wohl erwehren? Es trug aber auch ein Herz voll Liebe und Freude den neuen Eltern entgegen.

und ſolch ein Herz macht auch geſchwinde Beine. So in ungleichem Schritt erreichten wir endlich unſere Umzäunung. Ach, wieviel hatte das alles ſich noch verſchlechtert! Die Bäume ſahen aus ſo ſtrub und vermieſchet als möglich; das Land war noch gelb und grau, während an andern Orten alles grünte; und das Haus, Dach, Scheiben, kurz alles ſah aus, wie wenn Niemand da daheim wäre. Wir trafen die Mutter im Garten, der keinen Zaun mehr hatte. Auf unſern Gruß ſah ſie auf, ſah uns lange an und ſagte endlich: Nimmt es di de e einiſch Wunger, ob m'r no lebe? Sie reckte uns endlich die nothdürftig abgewiſchte Hand, hieß uns in die Stube kommen, aber frug nicht, wer bei mir ſei? Im Schopf ſchneifelte mein Bruder, ein großer derber Burſche; der ſah uns ſpöttiſch an und war noch einſilbiger als die Mutter. In der Stube ſtellte ich ihr meine Braut vor, die mit einfachen Worten bat: ſie möchte ſie für die Tochter halten, ſie wolle ſie für die rechte Mutter halten. Die Mutter meinte: er hätte mir nicht brauchen ſo zu preſſiren, und Mädeli ſagte ſie: Du heſch ſchints o nit möge g'warte bis e Ma g'ha heſch, du wirſch erfahre, was z'Hürathe cha, me weiß nit, was e ledige Lyb werth iſch, bis me ne nimme het. So het mes, we me alles a d'Ring g'hänkt het, ſu laufe ſi vo eim u lö eim im Stich, we me ſe am mehrſte mangleti. Mädeli bat, ſie ſolle doch nicht zürnen, u da heig es er e neuis kramer. Es hät das nume chönne la blybe, es häts nit brucht. Es ſyg nit d'r werth, meinte Mädeli, es ſyg nume 'nes Zeiche. Je nu, ſo dankeigiſch eineweg, meinte die Mutter. Endlich kam aus dem Webkeller auch der Vater bleich, hager und huſtend. Er ſah gar grämlich aus und klagte: wie er in ſeinen alten Tagen es viel böſer hätte als in den jungen, wie immer Leute da ſeien, wenn man zu freſſen habe, aber Niemand um zu werchen. Ueber das ganze Haus und alle Geſtalten war etwas unbeſchreiblich Aermliches und Verdrießliches verbreitet, und man mochte anpochen, wo man wollte, ſo ſprang eine neue Quelle von Verdrießlichkeit auf.

Die Mutter machte ein Kaffe, und während dem Eſſen jammerte der Vater: er müſſe nun ſeit dem Neujahr das Brod kaufen und die Kuh gebe ſchon lange guſt, da b'ſchüße kein Geld. Das war nicht um Appetit zu machen. Die Mutter, welche glauben mochte, des Vaters Klagen ſeien eine Art Vorwurf für ſie über ſchlechte Haushaltung, warf ihm vor, daß er eine ſo ſchlechte Kuh gekauft. Das erzeugte häßliche Sticheleien, und die machen auch nicht Appetit. Der Bruder miſchte ſich auf unverſchämte Weiſe ein und trümpfte beide Eltern ab; und — ſie ließen es geſchehen. Nach dem Eſſen ſagte ihm der Vater: er ſolle doch ein wenig für ihn an den Webſtuhl und der Junge antwortete: da wett er e Narr ſy, er heig anger Sache z'thüe, als da im Webkeller z'hocke. Draußen ſchlich der Schlingel mit einem Büchsli den Krähen nach. Und weil man dem Schlingel nichts ſagen, nicht einmal etwas zumuthen durfte, ſo gieng es deſto mehr über andere los rückſichtslos, und ich mußte ziemlich deutlich hören, daß es bräver von mir geweſen wäre, daran zu ſinnen ihnen zu helfen ſtatt zu weben. Das machen Eltern aber oft, daß, je mehr ein Kind ſie plagt und ausſaugt, je weniger ſie ihm ſagen dürfen, ſie deſto mehr über die andern Kinder herfahren, deſto mehr von ihnen fordern. Sie denken nicht daran, daß ſie gerade dadurch die Liebe, welche geben, helfen ſollte, tödten. Es wurde mir eng und heiß im engen Stübchen und Mädeli war das Weinen immer zuvorderſt.

Mir thaten meine Eltern ſo leid und doch ſo weh. Ich ſah, wo der Schuh ſie drückte und konnte doch nicht helfen, konnte die Säure nicht mehr entfernen aus ihren Gemüthern, konnte das Verhältniß zu ihrem Kronprinzen nicht mehr herſtellen, konnte das Mangelnde ihnen nicht verſchaffen. Was ich konnte, gab ich dem Vater im Webkeller. Er ſeufzte, ſagte, das werde nicht viel helfen, es ſei einmal ſo wie es ſei. Er hoffe aber, daß er bald draus könne. Doch ſchien ein weicheres Gefühl gegen mich ihn zu ergreifen. Er hieß mich wiederkommen, ſagte zu, uns einmal zu beſuchen, wenn ſein Huſten ihm beſſere und wünſchte Mädeli, daß es ihm gut gehen möge. Auch die Mutter war beim Abſchied etwas freundlicher und entſchuldigte ſich, daß ſie Mädeli nichts zu geben hätte. Aber wenn es Kinder bekommen ſollte, ſo wolle ſie zuſehen, daß ſie ihm neuis machen könne. Es iſt merkwürdig, wie Leute oft erſt beim Abſchied auftauen, und manchmal erſt beim Abſchied aus dem Leben.

Stumm giengen wir lange neben einander, grüßten und dankten den Leuten, die uns noch yche z'cho hießen. Als wir vom Dorfe weg waren, fieng mein Meitſchi laut zu weinen an. Ich erſchrack gar bitter, im Glauben, es weine getäuſchter Hoffnungen wegen, es habe geglaubt, ich hätte etwas zu erben und nun geſehen, daß weniger als nichts da wäre. In dieſem Sinne fieng ich an zu tröſten und zu entſchuldigen. Aber Mädeli ließ mich nicht ausreden, ſondern ſagte: ach, Peter, glaub doch umme nit, daß i pläre, wil d'nit meh heſch as i, du biſch m'r lieber as ke Ruche. Aber wen-i denke, daß es üs o ſo gah ſött, daß m'r enangere o ſo nüt chönnti verſtah, u geng uf enangere ſtichlete, u geng es nieders ſötti z'Schuld ſy, ſu wetts m'r ſchier z'Herz z'erſchryße. Lieber wett i hüt no ſterbe. Es chunt m'r nüt ſchröcklicher vor, as we zwey nüt anenangere lyde meu u eis dem angere geng ſeit, was ihm i z'Mul chunnt. Es dücht mi, i hätt ke fröhligi Stung meh, we du m'r ſellig Sache ſeitiſch u mi ſo trümpfitiſch. Gell Peter, du verſprichſt m'r, du welliſch m'r geng alles i der Liebi ſäge u nit vor angere Lüte. Lue i cha alles vo d'r annäh, wed m'rs i d'r Liebi ſeiſt, u i will d'r d'Häng unter d'Füß thue, aber ſtichle ume nit u führ mi nit us. Gell Peter, du wotſch m'r das verſpreche? Natürlich verſprach ich es. Mädeli tröſtete ſich nach und nach und wir ſprachen recht erbaulich über den Ehefrieden und das Eheglück, und meinten, es ſei unmöglich, daß wir über einander böſe werden könnten jemals. Ach Gott, das ſind ſchöne Träume: aber wenn man nur immer wieder zufrieden wird, und die Sonne nicht untergehen läßt über dem Unfrieden! Von dem Frieden, der in der Nacht geſchloſſen wird, halte ich nicht viel, er iſt ſelten haltbar, ſo wenig wie Waſſerfarbe.

Aber unſer Geſpräch gieng langſamer allmählig wie die Beine. Müdigkeit ſetzte ſich in die Glieder und mit den ſchweren Gliedern wurde auch die Zunge ſchwerer, die Seele matt. Mädeli mußte Strumpf und Schuh ausziehen, ſeufzte ſchwer über ſpitzige Steinchen und wollte ſogar einmal faſt böſe über mich werden, daß ich in Gedanken fortgegangen war, als es ſtille ſtehen mußte. Das gute Meitſchi merkte es aber, wie ſchnell es faſt ſelbſt gegen unſern Vertrag geſündigt hätte. Und wir beide nahmen uns die Lehre daraus, wie nahe Leib und Seele einander angehen, und wie wunde Füße auch eine reizbare Stimmung erzeugen und wie ein matter Körper über jede Kleinigkeit die Seele unwillig machen kann. Es iſt gut, wenn man das weiß, dann kann man Andere ſchonen zur rechten Zeit und auf ſich ſelbſten Acht haben. Weil man aber das nicht weiß, ſo haben Reiſe- und Lebensgefährten ſoviel Streit unter einander, beſonders wenn es mühſelig geht und zu Fuße, und am meiſten Streit gerade wenn es am mühſeligſten geht und die Tagesreiſe am beſchwerlichſten iſt. Wir erquickten uns, ruhten aus und doch ſehnten wir uns ſehr nach der Heimath, und erſt als ihre Lichter durch die Büſche ſchimmerten, wachten wir wieder auf und ſchritten munterer und rüſtiger der Herberge zu und wechſelten wieder raſcher die Worte. Froh waren wir beide, daß der Tag vorbei war, als wir uns küßten zum Abſchied. Und doch war es nachher einer der Tage unſeres Lebens, von denen wir am meiſten redeten und deſſen Andenken noch heute mich erfreut.

Achtes Kapitel.

Wie ich am Vorabend wichtiger Ereigniſſe ſtand.

Der Hochzeittag rückte immer näher. Das Gefühl, mit welchem ich ihn herannahen ſah, mit welchem ich alle Abende die Tage zählte, iſt ein eigenes. Ich möchte es eine freudige und ungeduldige Beklommenheit nennen, denn es iſt gar ſeltſam gemiſcht. Mädeli muß es auch ſo geweſen ſein, denn es ward allemal roth, wenn davon die Rede war. Es wäre ſicher geſchmäht worden wie jene Meitſcheni, welche der Schulmeiſter in der Kinderlehre fragte: Was iſt Unkeuſchheit? Bäbeli wußte es nicht, Eiſi ſchwieg, Aenni ſchüttelte den Kopf. Da ward der Lehrer ungeduldig und ſchmähte: Was, das wüſſet ihr nicht? Schämet euch, ihr ſeid ſechszehnjährige Meitſcheni u wüſſet no nit, was Unkeuſchheit iſt!

Mädeli wehrte ſich und das machte mich böſe, gleich in der erſten Woche nach dem Ausverkünden Hochzeit zu halten. Gründe gab es vor, aber keinen rechten; Mädeli hatte einen guten Grund, aber den hielt es heimlich. Das gute Meitſchi wollte mir doch auch etwas geben zum Hochzeitgeſchenk und zwar aus dankbarer Anerkennung, weil ein verlornes Hemde uns zuſammengebracht, ein Hochzeithemde und zwar ein ſchönes. Sage ein Hemde, denn unſerein rechnet ſolche Dinge nicht nach halb oder ganzen Dutzenden wie hoffährtige Hausfrauen, die, wenn aus einem halben Dutzend eines fehlt, im Stande ſind auch die andern fünf Stück bei Seite zu werfen, um nur nicht ungerad zu haben. Nun wollte Mädeli den Aufſchub nicht etwa aus Saumſeligkeit, weil es zu ſpät daran gedacht, oder aus Nifferei, weil die Näherin es ihm nicht gut genug machen konnte und alle Säume auf beſondere Weiſe gemacht ſein mußten, an welcher Nifferei Hochzeite ſcheitern können; ſondern das arme Kind mußte das Geld dazu erſt erſpinnen und mußte von dem Spinnerlohn noch in die Haushaltung abgeben, und mußte noch dieſes und jenes für ſich anſchaffen oder zurecht machen. Da kann man ſich denken, daß Mädeli fleißig ſein mußte. Auch ſah das liebe Kind auffallend bläſſer aus; aber um ſo heller leuchteten die Augen mich an. Es mußte mir endlich doch den Grund des Aufſchubes erklären, da ich gar zu ungeſtüm wurde, und daß es mir darum nicht weniger lieb ward, kann man ſich denken. Hie und da geſchah es, daß Mädeli des Abends auch zu mir ins Haus kam, um zu ſehen, was da ſei, was ich gepflanzt hätte ꝛc.

Das waren ſchöne Abende. Es iſt ein ganz eigenes Gefühl, wenn unſer Meitſchi zum erſtenmal über unſere Schwelle tritt, wenn es ſeine Augen ſchweifen läßt über unſer Eigenthum und wenn wir dann neben ihm ſitzen auf unſern Stühlen. Es iſt aber noch viel eigner das Gefühl, wenn eine Braut an unſerer Seite ſitzet, wenn unſere Augen zuſammengehen über Schränke, Stühle, Tiſch und Bett, und wenn wir zuſammen gehen durch Küche und Keller, Stube und Kammer. In ſüßem Ahnen ſchwebt vor uns in zauberiſchem Dämmerlichte die Zukunft, es wird uns ſo eng ums Herz und doch ſo wohl, der Mund wird gewöhnlich ſo ſchweigſam, der Blick ſo beredt! Der Blick redet aus den Tiefen der Seele herauf, das Innerſte giebt er kund, Geheimes drückt er aus was nicht einmal zum eigenen Bewußtſein gekommen; denn in ganz eigenem unmittelbarem Zuſammenhang ſteht das Auge mit der Seele. Was in ihr ſich regt, kann ſie, ohne den Verſtand zu berühren, ohne erſt es in Nachdenken zu läutern, durch das Auge ſchicken in die Welt hinein. Der Mund giebt nur obenab, was auf der Oberfläche ſchwimmt, was ſeiner Leichtigkeit wegen oben aufgetragen oder was mühſelig oben aufgebracht und durch den Verſtand gebürſtet und geglättet worden. Da ſaßen wir dann Hand in Hand und Auge ſenkte in Auge ſich, und aus den Augen ſahen wir hinauf ins blaue tiefe Gewölbe, in dem der Mond ſo ſilbern leuchtet, ſo ehrlich drein luegt, hinter dem ehrlichen Geſichte den Schalk verbergend; denn er weiß wohl, warum er des Nachts ſo leiſe und mit ſo ehrlichem Geſichte über die Erde geht. Was der wohl Alles zu erzählen hat! und wem erzählt er wohl Alles? Ins tiefe Gewölbe verloren ſich unſere Blicke, in deſſen unermeßlichen Schooße unzählige Welten kreiſen, geboren werden und untergehen. Und wie der Blick ſich verliert im unermeßlichen Schooße, ſo geht durch den Blick auch die Seele hinein in jene Unendlichkeit und verliert ſich in unendlichen Gedanken. So ſaßen wir oft zuſammen in ſtillem Frieden, ahnungsvoll die Bruſt geſchwellt; und dann küßten wir uns leiſe und jedes gieng ſeiner Ruhe zu. Wir wußten nicht, daß man das ſentimental oder empfindſam nannte. Aber wem in dieſer Zeit, wo dem Menſchen ſeine Zukunft geboren wird, wo ſie noch ruht in des Schöpfers Hand, in dieſer Zeit, wo eine Seele noch eine andere will, Einer nichts empfindet als irdiſche Luſt oder irdiſches Berechnen, dann ſieht es ſeicht oder ſteinern aus in ſeiner Seele. Dann verwundere ſich Keiner, wenn ſo einer nicht bewegt wird von unausſprechlichen Ahnungen, von einem wirklich und eigentlich göttlichen Gefühl. Beim Thiere gattet nur der Leib mit dem Leibe ſich, der Menſch nimmt eine Seele in ſich auf und Seelen gehen von ihm aus; das iſt göttlich, ein Zeugniß ſeiner göttlichen Natur. Zum Gott wird jeder Menſch, wenn er in die Ehe trittet: die Ehe iſt ſein Reich, das er bevölkert, regiert, erhaltet, in dem er im Kleinen walten will, wie Gott im Großen in ſeinem großen Reiche. Darum iſt, wer nur von ferne ſeine Würde ahnet, in dieſem Zeitpunkt ſo hoch geſtimmt; traurig iſts, daß dieſe Stimmung nicht anhält, ſie ſollte durchs ganze Leben klingen. Wir konnten freilich darüber nicht reden, wir wußten nicht, was in uns ſich regte ſo ahnungsvoll. Und ſo geht es ſicher manchem Chriſteli und manchem Liſeli, denen man ſolche Gefühle nicht zutraute.

Ein Wichtiges, was wir auszumachen hatten mit einander, war der Ort, wo wir Hochzeit halten wollten, und die Art, dahin zu gelangen. Mädeli war noch nie in Bern geweſen, aber Bern war etwas weit um zu Fuß dorthin zu gehen. Mädeli wäre nun gerne geritten (gefahren); ſein Lebtag ſei es noch nie geritten und es dächte doch, das müſſe gar luſtig ſein, meinte es. Aber ich war noch nie gefahren (hatte noch kein Roß geleitet), fürchtete mich davor und ſprach nicht gerne einen Bauer um Roß und Wägeli an. Mädeli ſtund ab von ſeinem Wunſche und zwar ohne bedeutendes Gewicht darauf zu legen. Es wurde ein etwa zwei Stunden weit entfernter Ort auserleſen, wo ein Wirth war, den man als gar billig rühmte.

……

Neuntes Kapitel.

Der Hochzeittag.

Frühmorgens brachen wir auf und fanden uns außer dem Dorfe zuſammen, damit man uns nicht etwa aufhalte mit Seilen oder Stangen, um Lösgeld zu erhaſchen. Am öſtlichen Himmel ſchickte die Sonne den Tag herauf, dem ſchiäferigen Tage ſandte ſie Strahlen nach, welche roſenroth thronten auf den ſchneeigſten Firnen und den Thälern das Kommen der Königin des Tages verkündeten. Majeſtätiſch und feierlich ſtieg ſie über der Erde Rand empor. Da ſchien ſie mir ſtille zu ſtehen und verwundert mein Bräutchen anzuſchauen, mit beſonderer Huld und beſonderm Glanz daſſelbe anzuſtrahlen, und nur daſſelbe in ihrem Lichte verklärend, zu vergeſſen die übrige Erde. Aber deſſen wunderte ich mich nicht. Was konnte wohl die Sonne an dieſem Morgen Lieblicheres ſehen als eben mein Bräutchen? Und die Sonne weiß wohl, was ſchön und lieblich iſt, und vielleicht hatte ihr auch der Mond geſagt, ſie ſolle dieſen Morgen aufpaſſen. Mein Bräutchen glänzte ſo blank und weiß, ſo niedlich und nett, wurde ſo freundlich roth, wenn es mich anſah, und ſeine

Augen funkelten ſo träumeriſch und bodenlos in die ſtrahlende Sonne hinein, daß mich nicht gewundert hätte, wenn die Sonne den ganzen Tag ſtille geblieben wäre um meines Meitſchis willen. Aber die Sonne darf nicht lange ſäumen, es iſt noch Einer ob ihr, der ſie nicht ſtille läßt.

Wir ſprachen nicht viel mit einander, aber daß unſere Herzen voll waren, gaben unſere gegenſeitigen Fragen kund. Mädeli, beſcht mi de eigetli o recht lieb u nimmſch mi gern? So frug ich. Peter, biſch di nüt reuig u hättiſch nit lieber e Rycheri un e Hübſcheri? So frug Mädeli. Und dann gaben wir uns tröſtende und liebende Verſicherungen mit Mund und Hand, bald wieder ſchweigend, ſinnend und ernſt. Denn es iſt ein ernſter Morgen der Hochzeitmorgen, und ein ernſter Gang, dem Kirchlein entgegen, wo aus Zweien Eins gemacht wird, die dann auf immer vereint des Lebens Laſt und Hitze tragen, Lieb und Leid theilen, gleichen Schrittes den Weg durchs Leben dem Ziele zugehen ſollen. Wie die Hälfte zur Hälfte paſſe, mag eine fühlende Bruſt immer banger bewegen, je näher die verhängnißvolle Stunde kömmt.

Glockentöne klangen von Ferne zu uns her. Wir hörten ſie nicht nur, wir fühlten ſie bis ins tiefſte Mark hinein und gaben uns ſchweigend die Hände. Es war das erſte Zeichen zum Gottesdienſt. Die Glockentöne vermehrten ſich, ſchienen rings uns zu umweben; ein Kirchlein antwortete dem andern und verkündete den Menſchenkindern, daß es ſich öffne, die Gelübde für den Vater zu empfangen, und den Troſt des Vaters zu ſpenden den leidenden Herzen.

Zuſammen giengen wir zum Pfarrer, uns zur Copulation zu melden. Es war ein würdiger alter Mann, der das Band ſchon manchmal geknüpft haben mochte, dem aber die Handlung denn doch nicht gemein geworden war, ſo daß ſie ihn gleichgültig ließ und er ſie handwerkmäßig verrichtete. Er richtete ernſte, bedeutungsvolle Worte an uns, an mich als Schulmeiſter, der wiſſen ſolle, was ein guter Ehemann ſei und welchen Segen eine Ehe bedürfe, und dann auch an Mädeli: wie ſchwer es ſei, eine gute Hausmutter und eine würdige Schulmeiſtersfrau zu ſein, nicht andern zum Aergerniß und zur Laſt, ſondern zum Muſter und zum Segen.

So jung biſt du noch, Meitſchi, ſagte er, haſt du auch alles recht überdacht? überdacht, was es heißt, einen Schulmeiſter zu heirathen, was du da zu ertragen übernimmſt; böſe Leute, manchmal einen übellaunigen Mann und meiſt Noth und Mangel; und was du doch ſchuldig bleibſt: deinen Mann zu beglücken, die Leute zu verſöhnen, aus deinem Milchkrüglein der Wittwe Oelkrüglein zu machen, ein fromm und froh Geſicht in allen Tagen und vor Gott und Menſchen und vor dem Manne insbeſondere?

Mädeli antworte nicht, aber zwei große ſchwere Tropfen rollten ihm über die Backen und fielen hörbar auf ſein calanderirtes Fürtuch. Ich wurde ärgerlich über ſein Schweigen, fürchtend der Pfarrer möchte glauben, es ſei ein Stock und wollte ihm ſpäter Vorwürfe darüber machen, aber es ſagte: daß ihm geweſen wäre als ob eine eiſerne Hand den Hals ihm zuſchnüre. Für all Geld in der Welt hätte es nicht Athem zu einem Worte gefunden. Der Pfarrer muß es beſſer begriffen haben als ich, denn er ſagte: Nu, nu Meitſchi, ich will dir nicht Angſt machen, aber ſagen wollte ich, dir, was deiner wartet in Bürde und Pflicht. Wohl dir, wenn du es fühlſt, und Gott gebe dir Kraft zu beſtehen. Darauf ſagte uns der Pfarrer, es werde bald läuten; ob wir z'weg ſeien? Da packte Mädeli ein Wartſäckli aus und fieng in einer Ecke an, ſeine Strumpfbänder aufzulöſen, und als es einen Strumpf am ſchönen Beinchen heruntergeſtrichen hatte, um ihn dann mit einem weißeren zu vertauſchen, wies uns der Pfarrer in eine andere Stube, wo die Köchin Herr ſchien an den Kuchifürtechen an, die herumlagen auf dem Bett und am Boden, ſchwarz und klebrig. Dort machte ich zum Erſtenmal in meinem Leben den Kammerdiener, zog die Kappenſchnüre aus dem Tſchöppli hervor und half auf die Kappe das Kränzlein feſtmachen. Das ſtand Mädeli ganz beſonders wohl; es gab ihm etwas Vornehmes oder vielmehr Nobles und das Köpflein ſchien ſich noch einmal ſo ſtolz unter dem Kränzlein zu heben. Das Köpflein wußte wohl, daß das Kränzlein ein wohlverdientes ſei und daß das Kränzchen ſich ſelbſten meine und brüſte, einmal auf eines wirklichen Mädchens Kappe zu thronen als zierlicher Jungfernkranz, darum hob das Köpfchen das Kränzchen ſo hoch und ſtolz. Ich habe manchmal gedacht, was doch auch ſo ein Ding, nicht Frau nicht Mädchen, das die Hände nicht mehr über dem Kopfe zuſammenbringen kann ohne Leibſchneiden und ſeine Schuhe nicht mehr ſehen kann vor dem in der Mitte ſich anthürmenden Vorgebirge, was doch ſo ein Ding denke, habe ich gedacht, wenn es ſich ein Kränzchen aufſteckt oder bei bereits eingetretenem Unvermögen aufſtecken läßt; wenn es ſo in der Angſt, die Hebamme nöthig zu haben ehe der Pfarrer kömmt, in die Kirche pfoſelt mit ſeinen geſchwollenen Füßen und wunderlichen Empfindungen aller Art tief unter ſeinem Kränzchen? Was ſo Eins gedacht habe, habe ich nie vernommen, ich aber habe gedacht, daß ſo Eins wahrhaftig ein ſchamlos Menſch ſein müſſe, daß es verdienete, man würde vor ihm her bis zur Kirche Spreuer ſäen und Spreuerſäcke ſchwenken hinter ihm und vor ihm.

Vergiß nicht, ſagte Mädeli, ehe wir das Stübchen verließen, daß wir während der Copulation uns feſt einander drücken müſſen, damit der Teufel nicht zwiſchen uns kommen könne. Der Vater hat es mir noch aus dem Bette nachgerufen, als ich ſchon unter der Thüre war. Ich kannte dieſen Glauben wohl und glaubte daran, daß ſobald der Teufel während der Trauung zwiſchen den zu Trauenden eine Lücke ſehe, er zwiſchen einfahre und ſie trenne auf immer. Aber daß in dieſem Glauben für junge Eheleute bildlich und einfältig aber kräftig die Wahrheit ausgeſprochen ſei: Haltet feſt und unzertrennlich zuſammen, laßt nicht zwiſchen euch hineinkommen weder einen Freund noch einen Feind, weder ein Glück noch ein Unglück, weder Leidenſchaft noch Gleichgültigkeit, ſondern bleibet Eins für und für, das begriff ich nicht. Das begreifen noch viele nicht, die trotz allem Zuſammendrängen während der Trauung immer etwas zwiſchen ſich und den Gatten zu ziehen haben, Leute zum aufweiſen, Leute um klagen zu können, Leute um zu lieben oder zu haſſen, unerfüllbare Wünſche, unerträgliche Eigenheiten, giftiges Mißtrauen oder gar alles vergiftende Eiferſucht. In gar mancher ländlichen Sitte, manchem ſogenannten Aberglauben iſt ein tiefer inniger Sinn, aber man verſteht den Sinn nicht mehr, während man noch lange am Gebrauche hängt.

Das Kirchlein war klein, düſter das Licht in demſelben, trübe die Fenſter, in denen einige gemalte Scheiben glühten. In den Bänken waren noch drei hochzeitliche Paare, die des Pfarrers harrten. Die Bräute mit frohen Geſichtern, daß ſie es endlich ſo weit gebracht, und andächtigen Händen, die ſie auf ihren hochaufgetriebenen Fürtüchern bequemlich und zuſammengelegt ruhen ließen.

Endlich kam des Pfarrers ehrwürdige Erſcheinung — und in klarem tiefdringenden Baſſe würdig und langſam las er die ſchöne Liturgie uns vor, welche durch die meiſten Traureden nur verwäſſert wird. Ein feierliches Beben ergriff uns Beide, als wir Hand in Hand an den heißen Stein traten, und als die kräftigen Mahnungsworte an uns ergiengen: In Freud und Leid, in geſunden und kranken Tagen einander zu helfen und zu rathen, in liebreicher Geduld je Eines des Andern Mängel und Schwachheiten zu ertragen. Es rannen Thränenſtröme über Mädelis Wangen nieder und mich fieng es an zu ſtechen und zu brennen in den Augen. Unſere Hände legten wir ſo feſt in einander, als ob es die Herzen ſelbſt wären, die ewig nicht mehr auseinander gehen ſollten. Aber das Ja, ſo freudig es das Herz heraufſandte, fand doch den Weg zum

Munde nicht, ſondern quoll im Halſe und ließ ſich erſetzen durch einen weit ausgreifenden Scharrfuß. Und als wir beten mußten zu unſerm Herrgott um Segen zu unſerm Bunde, um Segen im Leben, um Segen im Tode, Eines betend für das Andere, da verſanken wir in die Andacht, die die Worte nicht mehr hört, die mit unausſprechlichen Seufzern uns bei Gott vertrittet.

Das nach einer Pauſe ausgeſprochene Amen weckte uns wieder; wir ſprachen es mit von ganzem Gemüthe, aus voller Seele, und Amen, Amen klang es in uns fort und fort bis wir, den andern Paaren nachwandelnd, ins Wirthshaus kamen. Dort nahm zur augenblicklichen Stärkung bis zum Mittageſſen jedes was es wollte, wir nach alter Sitte ein gutes Weinwarm. Die jungen Weiber fiengen nun an zu reden und zu rühmen, und zu hecheln und zu fragen: was jeder ihren Brautſtaat gekoſtet. Die drei Bräutigams frugen nach Karten, um mit einem Rams die Zeit bis zum Eſſen ſich zu verkürzen. Mir ward die Zeit lang ob dem Hören und Sehen, und das beſtändige Sticheln, da ich nicht mitſpielen wollte, trieb mich endlich hinaus. Wie ein Schmied von weitem in einem Dorfe die Schmiede wittert und ein Bäcker die Backſtube, und denſelben zuſteuert, ſo giengs auch mir. Ich fand das Schulhaus bald und nicht weit davon den Schulmeiſter. Ein Wort gab das andere und da wir die Tugend haben, daß es gerne Einer beſſer macht als der Andere, ſo mußte immer der Andere, wenn Einer erzählt hatte, wie er etwas mache, ſagen: un-i mache's ſo, un-es chunnt m'r dä Weg gar gut, un-i weiß nit, wi's m'r d'r anger Weg chäm. Ueber dieſem vergieng eine lange Zeit, ich verklapperte mich ordentlich und als ich wieder gegen das Wirthshaus kam, ſah ich mein Weibchen ängſtlich um daſſelbe trippeln und in alle Ecken gucken. Das arme Kind hatte faſt geweint, als die Andern zu Tiſche ſaßen und ich nicht da war. Alleine ſich hinſetzen durfte es nicht. Es ſuchte mich daher, fand mich nicht und war in der peinlichſten Angſt, nicht begreifend, ob ich verunglückt, geſtohlen worden oder davon gelaufen ſei. So einem ſündigen Weibchen muß es ſeelenangſt werden, wenn es auf einmal den Mann nicht mehr finden kann! Man denke ſich, wie es ſich freute, als es mich wohlbehalten die Straße aufkommen ſah! Wie es doch ſo freundlich mir an den Arm ſich hieng und gar nicht mit mir branzte! Manch ander Weibchen hätte trotz der Freude Wetterwolken übers Geſicht gezogen und aufbegehrt nach Noten über mein Fortlaufen, oder hätte vielleicht den ganzen Tag mit mir g'chupet, ſo daß es ausgeſehen hätte als wäre es gerade deßwegen böſe, daß ich wohlbehalten wieder gekommen. Es giebt Gemüther, die allen Dingen die böſe Seite abgewinnen, es giebt Gemüther, die allen Dingen die gute Seite abgewinnen. Die erſtern finden Stoff zu Klagen in jeder Freude, die andern Stoff zur Freude in jedem Jammer; die einen ſchütten Galle in jeden Hunghafen, die andern Balſam in jede Wunde; die einen nehmen jeden Zufall übel, die andern verzeihen jedes Wehthun; die einen ſind gar unglückliche Gemüther, ernſtern Jahren vergleichbar, wo nichts wachſen will, während es noch um ſo lieber hagelt; die andern ſind Gemüther wie Maiennächte, wo alles auferſtehen möchte, alles grünt und duftet. Mädeli hatte der letztern Gemüther eins und mit keinem ſauern Blick verſalzte es mir die Suppe, mit keinem böſen Worte verpfefferte es mir den Tag.

Nach Wirthshausart trug man etwas langſam auf, damit wir nach Landesſitte Zeit hätten das Eſſen ſo recht z'weg zu legen, daß es ſich ſetzen konnte und Platz für immer Neues wurde. Das dauerte aber den drei Kompanen zu lange, ſie ſchoben das Tiſchtuch zurück und fiengen wieder an zu ſpielen, obgleich ihre Weiber dagegen redeten und meinten, ſie ſollten doch zuerſt genug eſſen. Sie hörten nicht darauf, ſie ſahen ihre Weiber nicht an, ſchenkten ihnen nicht ein. Sie ſpielten noch fort als Mädeli und ich fortgiengen. Sie ſpielten den ganzen Nachmittag fort. Sie achteten nicht darauf, wie einer nach dem andern von ſeinem Weibe gezupft und ans Heimgehen gemahnt wurde. Sie ſpielten den ganzen Abend fort, ſahen die Schatten nicht länger werden, die Sonne nicht zu Bette gehen, achteten das Schelten ihrer Weiber nicht. Sie ſpielten in die Nacht hinein mit immer wüthenderm Eifer, ſahen den Zeiger der Uhr nicht der Mitternacht zueilen, hörten das Heulen ihrer Weiber nicht, die nun zum erſten Mal am heutigen Tag ſo recht ergriffen waren, aber nicht von Ernſt und Andacht, ſondern von Wuth und Elend.

Sie hörten nicht Mitternacht ſchlagen, aber nach Mitternacht ſchlugen ſie einander ſelbſt wüthend durch Wein und Verluſt, und ſchlugen ſich fürchterlich; und die Weiber heulten gräßlich dazwiſchen und wollten ihre Männer aus einander reißen und erhielten ſelbſt Schläge, und eins flog hier aus, das andere dort aus. Und endlich that der Wirth ſeine Schuldigkeit und jagte das Geſindel zur Stube aus. Und als ſie ſich drauſſen noch ſatt geprügelt und geſchimpft hatten, zog ein Paar hier aus, das andere dort aus, zerriſſen, zerſchlagen, fluchend und heulend. So zogen ſie hinein in die Ehe. Wie mag die Ehe geworden, welche Ahnungen mögen in den Herzen der unglückſeligen Weiber ſich heraufgewälzt haben in jener Nacht? Aber dieſe Nacht war nichts als eine Vergelterin mancher frühern. Statt golden und freudevoll, war ſie blutig und jammervoll, war die Vorhölle zur kommenden Hölle.

Wir aber, Mädeli und ich, zogen ſchon früh Nachmittags von der wüſten Geſellſchaft weg. Wir hatten den Vater beſtellt in ein Wirthshaus auf dem Wege, um ihm auch einen fröhlichen halben Tag zu machen. Wir wanderten gar fröhlichen Schrittes mit einander, mein neu Weibchen und ich. Das Gefühl einander zu beſitzen that uns gar unbeſchreiblich wohl, und machte ſo reizend mein Weibchen, ſo ſinnig und wieder ſo ſchalkhaft und wieder ſo weich, daß ich es die ganze Zeit am Herzen hätte tragen mögen. Wir fanden den Vater ſchon vor und gar glücklich. Einigen Anweſenden erzählte er von ſeinen Wanderjahren hinter Murten und all den Wundern an Land und Leuten, die dort zu ſchauen ſeien. Und ſie hörten ihm andächtig zu, was ihm ſelten mehr begegnete.

Von da brachen wir erſt in der Dämmerung auf, um nicht Tags heim zu kommen. Redſelig war der Vater, und merkte nicht, daß wir ſtumm neben ihm hergiengen. Wir hatten Hand in Hand gelegt und zu denken genug, und je nachdem die Gedanken flogen, drückten die Hände feſter ſich.

So kamen wir heim, und mit einer Art von Ehrfurcht führte ich mein Weibchen über meine Schwelle, und mit bebender Hand ſchob ich den Riegel an der Thüre, und vor dieſer Thüre bleibſt du nun, mein lieber Leſer.

Zehntes Kapitel.

Der Maienmorgen des Lebens.

Mancher hätte dieſes Kapitel vielleicht die Flitterwochen geheißen, aber ich haſſe das Wort, ſo paſſend es bei mancher Ehe ſein mag. Wo man ſich mit allerlei Flitter geſchmückt hat, theils um zu gefallen, theils um Mängel zu verbergen; wo man ſich künſtlich übertüncht hat aus Inſtinkt oder Berechnung; wo man alles Gute an ſich prunkend ausgehängt, das Böſe nicht bekämpft, ſondern nur verborgen hat, da paßt das Wort. All dieſen künſtlichen unhaltbaren Flitter nimmt man noch mit in die Ehe hinein, wie den Hochzeitmeien; aber wie der verwelket, eine Blume nach der andern ſich entblättert, ſo zerſtiebt dieſer Flitter, einer nach dem andern flattert in alle Winde, die Tünche fällt ab, die nackte Wahrheit trittet alle Tage greller ans Licht. Man merkt es nur nach und nach, daß es anders wird, bis endlich ein verſagter Wunſch, ein hartes Wort, eine hervortretende Gemeinheit oder Bösartigkeit die Enttäuſchung aufdringt. Dieſer Wochen ſind ſelten viele. Ein ſtarker Reif beendet ſie, dann folgt gewöhnlich Regenwetter oder ſtarker Wind, beides oft ſehr anhaltend, ja manchmal durch die ganze Ehe.

Beſonders geſchieht dieſes, wo Keines mit dem Wunſche das Andere zu beglücken in die Ehe tritt, ſondern mit dem Wunſche durch das Andere glücklich zu werden, Jedes ſein Glück und nicht das des Andern im Auge hat, und zu dieſem Ende die Meiſterſchaft ſucht, um alles Waſſer auf ſeine Mühle zu leiten; wo Beide dieſe Wünſche und dieſes Streben verborgen haben klüglich und nun nach und nach es hervortreten laſſen. Der Stoff zu ſolch unſeligem Kampfe wird nur zu gerne durch ältere Leute in jugendliche Herzen gelegt. Wenn z. B. die Mutter die Tochter mahnt: nie nachzugeben, auch wenn ſie Unrecht hätte; und der Vater den Sohn oder Schwiegerſohn ebenfalls mahnt: von frühe an Meiſter ſein zu wollen und der Frau den Daumen aufs Auge zu halten; oder wenn zur Ehe ein Theil beredet wird durch Vorſpieglung eines ſinnlich behaglichen Lebens: da iſt etwas Fluchwürdiges geſchehen, es iſt eine Ehe vergiftet worden. Da findet man Flitterwochen, und von ihrem Flitter bald keine Spur mehr.

Den Maienmorgen des Lebens nenne ich in einer rechten Ehe ihr erſtes Jahr. Da knoſpet und blüht auf, was ſpäter ſeine Früchte bringen ſoll. Wie jeder Maienmorgen neu erfreut und Neues bringt, ſo trittet beim ächten Manne und dem ächten Weibe alle Tage neue Liebeswürdigkeit hervor und es entfalten ſich Keime ſüßer Früchte in ihnen, die ſie früher ſelbſt nicht geahnet; denn die Echtheit des Mannes und des Weibes, der wahre bleibende Werth, bewährt ſich im Hauſe und nicht auſſer demſelben, alle Tage und nicht nur des Sonntags. Der Maien iſt der Hauptmonat des Jahres; nicht nur kann er der Schönſte ſein, ſondern von ſeinem Verlauf hängt der Reichthum des Jahres, die Ernte des Sommers, die Fülle des Herbſtes ab. Kühle Tage ſchaden nichts, aber Reife zerſtören Blüthen und Pflanzen. Auch in der beſten Ehe giebt es kühle Tage, wo Verdrießliches das Gemüth erkältet. Wo man dieſe Kälte im Herzen nährt und mehrt und ſie dem warm und liebend entgegenkommenden Herzen des Andern ſchneidend entgegentreten läßt, da wird auch ihm die Wärme der Liebe entzogen; es entſteht der Reif, und Pflanzen und Blüthen der Liebe ſterben, wie wenn die erkältete Luft der Erde Wärme entzieht, daß an ihrem erkälteten Buſen ihre Frühlingskinder erfrieren. Darum iſt ſo thorrecht das ſogenannte Zanken der Liebe, das man nothwendig meint. Es ſind Gewitter im Frühjahr, ſie ſchaden vielleicht nicht ſogleich, allein ſie ſinds die die Wärme verzehren und ſo den Reif erzeugen. Im Sommer, wo die Wärme feſten Fuß gefaßt, da vermögen ſie das nicht mehr.

Darum nenne, wer ſich wahren Werthes und wahrer Liebe bewußt iſt, wer im Andern nicht blos das erſte Hausthier ſieht, der Ehe Anfang ihren Maienmorgen und nicht Flitterwochen. Namen thun mehr zur Sache als man glaubt.

Bang und verlegen mag für manches Weib, das keine Hausfrau iſt, am erſten Morgen das Erwachen und Aufſtehen in ihrem Hauſe ſein. Was ſoll ſie da anfangen? Sie weiß es nicht; ſie weiß nicht was anrühren und wie, und nicht wornach fragen, und in gar bittere Verlegenheit käme Manche, wenn ſie der Magd befehlen ſollte, was ſie für den Mittag zu bereiten hätte. Und in welche wohl, wenn ſie es erſt ſelbſt machen ſollte, ſie die nicht einmal weiß wie das Rindfleiſch ausſieht, und ob man zu einem Kalbsbratis Schaffleiſch nimmt und für eine Erdäpfelröſte Birenſchnitz? Um einem Weibe dieſe Verlegenheit zu erſparen oder ſie doch wenigſtens zu verlängern (die Leute ſchieben ſelbſt das Unvermeidliche gerne auf die lange Bank), führt man dieſe Weiber auf Reiſen. Und da ein Bräutigam nicht immer weiß, von welcher Sorte ſein Weib iſt, ob eine Hausfrau oder keine, ſo fängt man an alle Weiber auf Reiſen zu führen, vierſpännig, auf Bernerwägelein und nun bereits auch auf ihren zehn Zehen.

Abgeſehen davon, daß auf ſolchen Reiſen meiſt ſchlecht Wetter iſt, daß auf Reiſen gar manche Laune unnöthig ans Tageslicht kömmt, gar manche Ermüdung langweilig macht, gar ſelten inneres Gehalt genug da iſt um Tage oder Wochen lang ohne gewohnte Beſchäftigung kurzweilig zu bleiben; abgeſehen davon, daß bei der Rückkehr eine Abſpannung herrſcht, welche das eigene Haus und das Zuſammenwohnen unendlich öde und leer erſcheinen und gerne eine äuſſerſt unglückliche Stimmung gegen das eigen Haus und das Wohnen darin zurückläßt; abgeſehen von dieſem Allem, entbehrt man unendlich viel, wenn man das Walten einer ſinnigen und liebenden Hausfrau am erſten Morgen und an den erſten Tagen in ſeinem Hauſe nicht ſieht, nicht mit ihr die Hausſorgen theilt, mit ihr an ſeinem Tiſche und von ihren Speiſen ißt.

Wie fröhlich waltete Mädeli, und ſuchte ſeine beſten Künſte hervor, um mich zu befriedigen? Feuerte mit dem wenigſt möglichen Holz, ordnete in der Küche und kehrte mit ſchalkhaftem Blicke aus mancher vergeſſenen Ecke hervor. Dann muſterte es mein Eigenthum, unterſuchte die Hemder und das übrige Zeug, wollte wiſſen wo ich die Plätzen hätte; denn meine Sachen mangelten das Plätzen gar ſehr, und es wolle das aber fortan ſelbſt machen. Geld ſollten wir keines mehr brauchen für ſolche Dinge. Zwiſchendrein bekam ich ein Müntſchi, und als wir alles durchgekramt, die geſtrigen Kleider ausgebürſtet und weggehängt hatten, trugen wir unſere Baarſchaft zuſammen. Mädeli war ganz erſtaunt, als es bei mir 7 Kronen baares Geld vorfand, aller der Ausgaben ungeachtet. Verſchämt ſuchte es ſeinen Schatz hervor, den es mir einkehrte. Er beſtund aus ſechs ganzen und einem halben Batzen. Die Thränen, die ihm dabei in die Augen traten, küßte ich weg, und mein ſüßes Mädeli war mir mit 6½ Batzen viel lieber als ein Galläpfel hunderttauſend Pfund ſchwer. Es läutete Mittag, wir wußten nicht wohin die Zeit war. Mädeli hatte viel gethan, ich nur getändelt und mich erlabet am Zuſehen.

Nachmittags zügelte Mädeli, und wir ſuchten dem Vater Platz zu machen zum Schlafen im Gaden, zum Arbeiten in der Stube, wo bereits mein Webſtuhl, mein Bett und unſer Tiſch war; aber wir fanden für alles Platz.

So verfloß der erſte Tag, und einen glücklichern hatte ich nicht gehabt. So verfloßen noch viele Tage, wahre Maientage voll neuer Freuden und neuer Luſt. Mädeli pflanzte nun auch drauſſen gar emſig, und wollte Alles allein machen, damit ich am Webſtuhl verdienen könne und es vorwärts gehe mit uns. Mädeli glaubte in der Woche nicht mehr zu brauchen zu Haushaltungskoſten für uns drei, als zwei Franken, da wir ja Holz und Kartoffeln beſaßen, alle Tage für einen Batzen Milch, einen Batzen Brot, für 2 Batzen Kaffe in der Woche, und das Uebrige für Mehl, Anken und Salz; alſo für Mehl, Anken und Salz nur 4 Batzen in der Woche, und doch brachte das ſchon 104 L. im Jahr. Freilich meinte mein Weibchen, es müſſe noch Manches angeſchafft werden, nicht zur Hoffahrt, ſondern zur Nothdurſt; meine Hemder beſonders, die ſehen aus wie ein Hühnergatter, aber wenn es brav ſpinne und brav pflanze, ſo möge das auch viel bringen. Aber daß mein Weibchen ſo allein pflanze, wollte mir nicht behagen. Daß es am Morgen gegen ſieben Uhr fortgehen und Mittags von halb ein bis ſechs Uhr fortbleiben ſollte, kam mir gar zu lang vor. Mein Weberſchifflein wollte nicht laufen; ich mußte alle Augenblicke nach der Uhr ſehen, ob der Halbetag nicht vorbei ſei? Mein Weibchen mußte mit mir kapituliren und mich mitnehmen auf die Pflanzplätze, denn ich bewies klar und bündig, daß zwei zuſammen mehr als doppelt ſo viel arbeiteten als eins allein. Mädeli mußte mich gewähren laſſen, und ſo verſchwanden die Tage wie Minuten. Ueber unſerm Arbeiten wurden wir recht reich. Wir rechneten alle

Tage Ausgaben gegen Einnahmen ab und fanden der Erſtern immer weniger, der Letztern immer mehr. Wir hatten unerwartet manches Geſchenk bekommen, und manche Hand hatte ſich für uns aufgethan, die wir verſchloſſen wähnten.

Unſere Pflanzungen ſtunden ganz prächtig, ſo daß wir aus Flachs und Hanf für das aus, was Mädeli zu ſpinnen glaubte, noch ein Ordentliches zu verkaufen hofften. Jungen Eheleuten, und beſonders einer jungen, ſaubern, emſigen Frau ſcheint unter ihren Händen alles doppelt zu gedeihen. Es iſt als wenn die freundlichen verſchollenen Erdmännchen eine beſondere Luſt an ihrem Treiben hätten, ihre Arbeiten pflegten und hüteten, Nachts den Thau ihnen zutrügen, Tags die Sonnenſtrahlen ihnen milderten. Es iſt übrigens merkwürdig, daß jungen Leuten das Pflanzen beſſer gedeiht als alten, daß namentlich Zweier behaupten wollen, mit zunehmendem Alter verderben ihnen immer mehr Schoße an den gezweiten Bäumen, bis ihnen zuletzt gar keines mehr wachſe. Hat das wohl nicht der Schöpfer beſonders geordnet, um die in der Natur lebenden Menſchen durch eine handgreifliche Lehre aufmerkſam zu machen auf den Werth der jungen vollkräftigen Jahre, die ſo gerne verſchwendet oder verträumt oder ganz verſchlafen werden?

Eines Sonntags waren wir nach der Predigt bei unſerm Flachs vorbeigegangen und fanden ihn ſo ſchön, daß wir noch einige Pfund in unſere Rechnung bringen zu dürfen glaubten. Ganz fröhlich giengen wir heim und ich überſchlug insgeheim, ob ich nicht dieſen Abend mein Weibchen einmal ins Wirthshaus führen oder wenigſtens eine Halbe Wein holen laſſen dürfe. Da ſaß vor dem Hauſe neben dem Vater, der heute die Köchin machte, ein Mann, der mir ſehr bekannt vorkam. O Himmel! Es fiel mir wie Berge aufs Herz. Es war der Mann, dem ich meine Orgel ſchuldete. Von dieſer Schuld hatte ich meinem Weibchen nichts geſagt, in meinem Glück ſie ſo viel als vergeſſen, und wenn ſie mir ſchon einfiel, ſchnell wieder aus dem Sinn geſchlagen, nie den Augenblick gefunden ſie zu bekennen. Nun kam die Eröffnung unerwartet, unvorbereitet, und durch alle ſchönen Träume meines lieben Weibes ein fünfzig Kronen breiter Strich.

Ich konnte Mädeli nicht antworten auf ſeine Frage: Wer der Mann ſei? Der Hals war mir zugeſchnürt wie mit einem Wellenſeil.

Der Mann war gar nicht verſteckt, meinem Schwiegervater hatte er bereits die ganze Geſchichte erzählt, und fieng ſogleich damit an, zu ſagen: Er habe nun wieder lange gewartet und hoffe, daß ich ihn einmal werde bezahlen können. Mädeli erblaßte, ſah mich mit bebenden Augen an, in der Hoffnung, daß dieſe Rede an die unrechte Perſon gerichtet ſei, vielleicht dem vorigen Schulmeiſter gelte. Als ich aber nicht verneinte, als ich mich entſchuldigte mit ängſtlichem Geſichte und ſchlotternder Zunge, da gieng Mädeli hinein ins Haus, und drinnen hörte ich es weinen. Ich hatte keine Ruhe mehr bei dem Manne, ich mußte hinein, den Riß ins Herz zu heilen, zu verbinden. Ich umfaßte das weinende Weibchen, das ſich an die Stubenthüre gelehnt hatte und den Kopf in die Arme verborgen. Als ich auf mein: Plär doch nit, plär doch nit, keine Antwort bekam, zog ich den Kopf ihm zurück, küßte die Augen und bat gar dringend und innig: es ſolle doch nicht ſo thun, die Sache ſei nicht halb ſo bös, ich ſei das Geld für keine ſchlechte Sache ſchuldig, ſondern für die Orgel, und hätte ſonſt gar keine andere Schulden mehr als dieſe.

Wenn Weiber über geheime Schulden ihrer Männer kommen, ſo klemmt gleich eine doppelte Angſt ihr Herz ein und preßt ihm Jammer aus. Sie fürchten erſtlich, die geheimen Schulden kommen von geheimen Sünden, und zweitens, daß, was ſie vernommen, noch bei weitem nicht alles ſei, ſondern immer mehr zum Vorſchein kommen werde. Mädeli hatte ein gläubig Herz von Natur und den Glauben an mich nicht verloren. Als die doppelte Angſt ihm genommen war, erhielt es die Sprache wieder, that die Augen auf und jammerte mir zu: Aber um Gotteswillen, warum ſeyſt m'r das o nit, warum taſcht mi ſo Freud ha am Fürhuſe u am Rechne, wie viel m'r z'ſämme bringe? Das iſch nit recht vo dir, das duuret mi ſo ſchröcklich, daß m'r ſelligs verheimſcht. Ich entſchuldigte mich, daß ich es immer hätte ſagen wollen, aber es doch nicht über die Zunge gebracht und geglaubt, es vernehme das noch immer früh genug. Aber heſch de o nit meh Zutraue zu m'r? I ſäge d'r doch alles u du ſeyſt m'r nüt, und das pumpte neue Thränenſtröme ihm übers Geſicht. Ich bat ab, verſprach es nicht mehr zu thun, bat nur, daß es ſich zufrieden geben möge, ich wolle mir das Nöthigſte am Munde abbrechen und arbeiten Tag und Nacht bis alles bezahlt ſei, oder die Orgel wieder verkaufen, wenn es wolle. Da faßte ſich mein Weibchen. Es hatte ſo viel Freude gehabt an derſelben, wenn wir manchmal des Abends vor dem Schlafengehen noch ein Lied dazu geſungen hatten, daß ich ſie verkaufen wollte ihm zu lieb, das freute es. Nei Peter, ſagte es, gang jetz zu dem Ma uſe, was wird er denke! Mach mit ihm ſo gut du kannſt, m'r wei luege wie m'rs mache. Beide Männer drauſſen machten ebenfalls flämmſche Geſichter. Mein Schwiegervater über meine Schulden, mein Gläubiger über mein Unvermögen zu bezahlen. Er drohte gar ſehr mit Uebergeben und Betreiben, warf mit anzüglichen Worten um ſich, daß von Schulmeiſtern nichts zu erhalten ſei, daß man alle publiziren ſollte. Endlich ließ er mit ſich reden, fieng an zu hören auf Vorſchläge, abſchlagsweiſe etwas zu nehmen, ſo wie ich ihm ja ſchon mehrere Male gegeben hätte, ſagte ich.

Er beſinne ſich an nichts als an die Zinſe, ſagte er.

Da rief uns Mädeli zum Eſſen herein. Wir hatten kein Fleiſch auf dem Tiſche. Ich ein Schulmeiſter lebte ſechsmal ſchlechter als Diebe, Mörder, Betrüger im Schellenhauſe, die in der Woche zweimal Fleiſch haben, während wir nur den dritten Sonntag höchſtens welches vermochten, und dann

2 Pfund höchſtens für uns drei, und zu den 2 Pfund gab der Metzger uns noch Ungentes, Beine oder Leber, und doch waren wir geſund und klagten eben nicht beſonders. Auch hatten wir weder Wein noch Schnaps, welche, wie böſe Leute ſagen wollen, ebenfalls dort ausgetheilt werden. Ach Gott, hätte doch die Regierung einmal durch genialiſche Aerzte, die ſich an Hähneli und Hammen ſo gewohnt, daß ſie meinten, ſie gehörten zum Leben, oder durch einen Regierungsrath, der ſich alle Tage ſeinen Lafitte oder Château-Margaux oder Rheinwein zu Gemüthe führt, unſern Zuſtand unterſuchen laſſen, die würden ſicher ein Zettermordiogeſchrei erhoben haben über unſer Elend, daß die Berge erzittert und ſogar ſteinerne Herzen erſchüttert und uns von Staat aus eine Koſt verordnet worden wäre, die keine Schulmeiſterin hätte zu kochen wiſſen und apparti Köche im Lande hätten herumreiſen müſſen, um das Kochen zu lehren. Eigene Schulköche, womit man dann füglich auch Dorfkochſchulen hätte verbinden können, die von ungeheurem Nutzen für das ganze Land geweſen wären, beſonders wenn der Staat den Stoff dazu geliefert hätte, was ſich natürlich von ſelbſt verſtünde.

Wir hatten auf dem Tiſche nach einer Suppe Aepfelſchnitze und Erdäpfelbitzli, und hätten ſicher ſehr wohl daran gelebt, wäre nicht der fatale Mann da geweſen, der uns das Eſſen verſalzte und mich in beſtändiger Angſt erhielt, er möchte aus Dummheit oder Bosheit noch allerlei erzählen von der Schnabelweid her, das wohl Mädeli aber der Alte nicht wußte, oder er möchte ſo ſchlau ſein ſollende Andeutungen machen, daß mein Weibchen auf den Verdacht kommen müßte, es ſei noch viel mehr geſchehen als ich bekannt hatte. Dies Wetter gieng aber glücklich vorüber, denn der Mann hatte genug zu b'richten vom neuen Schulmeiſter, der gar ein Hochmüthiger ſei und deſſen Frau eine Hoffahrtsnärrin, die zu aller Arbeit zu vornehm und zu faul ſei. Sie möge nicht einmal ſelbſten eine Wäſche halten. Sie habe mir nichts dir nichts ihr Zeug den Bäuerinnen zu waſchen geſandt, und als keine mehr ihre Baucherin ſein wollen, es eingepackt, um daſſelbe nach Bern zu ſchicken und dort waſchen zu laſſen. Das habe aber doch der Mann nicht gewollt, ſondern ſelbſt eine Wäſche angeſtellt und ſelbſt bauchen müſſen, während ſeine Frau im Neſt gelegen. Ja die Leute ſagten viel und dick, wenn ſie nur den Alten wieder haben könnten, dem hätten ſie es doch ſchier zu ruch gemacht, er wär daneben doch ſo 'ne ſüfe u 'ne freyne g'ſi. Solche Reden ſind Ohrenbalſam für Vorfahrer, und wenn ein Vorfahrer Leute aus ſeinem frühern Aufenthalt ſieht, und er ſpricht ſie an, ſo poppelt ihm das Herz, in der Hoffnung zu hören, es gehe unter ſeinem Nachfahr nicht gut, und was der Frühere gemacht, laſſe der wieder zerfallen; wenn er aber unverhofft des Nachfahrs Lob hört, ſo führt er mit dem Lobenden nicht lange Geſpräche. Adie, ſagt er, i muß gah, und lange geht es, bis er den Kyb verworgen kann. So iſt die menſchliche Natur.

Da wir keinen Deſſert hatten, als ſchwarzes Brot, von dem jedes zuletzt ein Stückchen abſchnitt, und auch keinen ſchwarzen Kaffe, ſo war bald abgegeſſen, und nachdem Löffel und Gabeln am Tiſchtuch abgewiſcht waren, ſtatt des Waſchens, nahm die Unterhandlung wieder ihren Gang. Ich ſagte 50 Kronen ſei ich noch ſchuldig, das bringe 2 Kronen Zins, und was wir am Kapital zuſammenbringen könnten, wollten wir ſehen. Er aber behauptete, ſeine Forderung belaufe ſich noch auf 60 Kronen, und dieſe werde ich ihm doch nicht abläugnen wollen. Ich bat ihn doch nachzudenken, daß ich ihm dort und dort Geld gegeben ſo und ſo viel, und daß nun das alles ſo und ſo viel bringe. Er aber wollte von dem Einen nichts wiſſen, von dem Andern behauptete er, ich hätte es ihm als Schadloshaltung (Stündigungsgeld) gegeben, weil er anderwärts Geld ſuchen müſſen, da ich ihm keines hätte geben konnen. Der Vater ſagte, ich ſolle doch die Quittanzen hervorſuchen, da werde es ſich ſchon finden. Der Andere rief: ja revch ſe nume, da wird es ſi ſinde. Allein ich hatte gar keine Quittungen und mußte es bekennen. Gell, da g'ſeht me nu was du für eine biſch, ſo m'r mi's Geld ga abz'laugne, ſagte er. Ich machte ihm bemerklich, daß ich ihm doch bereits auch einige Zinſe bezahlt hätte und ja auch für dieſe keine Quittung gefordert, weil ich geglaubt mit einem rechtlichen Manne zu thun zu haben. Er meinte Zinſe und Abſchlagszahlungen ſeien verſchiedene Dinge, und ſo gab ein Wort das andere, daß wir uns bei den Köpfen genommen hätten, wenn nicht die beiden Andern dazwiſchen getreten wären. Endlich nach langem Märten und nachdem er mir die anzüglichſten Dinge geſagt hatte über meine Ehrlichkeit, ſtellten wir die Schuld auf 56 Kronen feſt, und der Vater gieng um Stempel zu holen. Wer am meiſten Unrecht hat, begehrt am meiſten auf, mit der Unverſchämtheit imponirt er, bringt die Andern zum Schweigen, und der große Haufe ſagt: dä muß bim Dolder Recht ha, er dörft ſüſch nit ſo ufbegehre.

Unterdeſſen ſuchten Mädeli und ich unſere Baarſchaft zuſammen und fanden 8 Kronen 5 Batzen; 2 Kronen 6 Batzen gaben wir als Zins, und um die andern 6 Kronen auszumachen, um gerade Rechnung zu haben, fehlte uns noch 1 Batzen, den legte der Vater noch zu, und nun hatten wir keinen Kreuzer mehr im Hauſe. Und als der Schlingel alles hatte, forderte er noch ein Billiges für ſeinen Gang, mußte aber mit des Kaiſers Recht vorlieb nehmen, denn wo nichts mehr iſt, kriegt dieſer auch nichts mehr. Endlich war der böſe Geiſt aus dem Hauſe, aber ein ſolcher läßt immer etwas zurück, entweder Geſtank oder wenigſtens ſeinen Schatten. Dieſer Schatten lag trübe und ſchwer auf meines Weibchens Geſicht und hieng wie Blei ſich an ſeine Füße, und ſteckte ihm im Halſe, daß die Stimme ganz verdrückt und weinerlich klang. Mir lag es in allen Gliedern und beſonders auf den Augen, ich konnte beide faſt nicht aufheben. Ich war in der Stube und hatte den Kopf auf den Tiſch gelegt. Mädeli ſaß betrübt draußen auf einem

Bänklein, mochte alle die vergeblichen Rechnungen noch einmal durch rechnen und vielleicht an einer neuen machen. Es war ein kühler Nachmittag, aber einer von denen, wo bei einigen Sonnenblicken es heiß wird, es ein Gewitter giebt, weil es geregnet hatte vorher und dann unfehlbar einen Reif. Endlich hielt ich es nicht mehr aus, und ſuchte Mädeli auf, ſetzte mich neben ihns, nahm ſeine Hand und fragte: Fraueli zürnſt mir? Zu weinen fieng es wieder an, aber nicht zu zürnen, ſondern nur zu klagen. Daß es ſich ſo umſonſt gefreut hätte, daß ich ihm nicht die Sache zur rechten Zeit geſagt, daß ich ihm ſo viel gekramet und ſo gut geweſen, ſtatt das Geld für die Schuld zu brauchen; daß wir nun keinen Kreuzer hätten und noch 50 Kronen zu zahlen, darüber verlor es kein Wort. Meine Bitten wies es nicht kalt, nicht ſchroff zurück, ließ keine ſelbſtſüchtige Klage hören und ward bald wieder mein liebes, gutes, vertrauend Mädeli, dem wohl noch das Auge feucht ſchimmerte, wie der Boden nach einem Regen, über deſſen Stirne ſich aber wieder wölbte der Regenbogen der Liebe, glatt und ſchön. Es hatte kein Gewitter gegeben, darum gab es auch keine Kälte, darum keinen Reif.

Dieſe Verſöhnlichkeit iſts, was die Liebe bewahrt und alle ihre zarten Blüthen.

Dieſe Verſöhnlichkeit entſteht aber nicht aus der zudringlichen, ſondern aus der innigen wahren Liebe, die ſiebenzig ſiebenmal vergilt und nie die Sonne untergehen läßt über ihrem Zürnen, und die am Ende gar nicht mehr zürnen kann. Dieſe Liebe iſt aber auch die, die alles überwindet und hundertfältige Früchte trägt.

Es ſaßen einmal drei Saufbrüder beiſammen in tiefer Nacht und hudelten auf gewohnte Weiſe. Da ſprachen zwei von ihnen: Was werden unſere Weiber ſagen, wann wir heim kommen? das wird etwas abſetzen, und bis wir ſie abſchlagen, werden ſie nicht ſchweigen; und der Dritte ſagte: Und Meine wird gar nichts ſagen und wird mir dienen und aufwarten wie ich will. Das wollten die Andern nicht glauben, und er ſprach: Kommt und ſeht. Und ſie giengen hin, und der Mann ſchlug mit der Fauſt ein Fenſter ein, um bequemer der Frau rufen zu können, daß ſie aufthue. Sie that auf mit freundlichem Gruß und erhielt den barſchen Befehl, auf der Stelle zu kücheln. Mit freundlichem Bejahen gieng ſie ans Werk und ſtellte bald eine Platte Küchli vor die drei Männer. Der Mann nahm zum Dank die Frau, führte ſie auf den Abtritt und ſchloß ſie dort ein, und das Weib gab kein böſes Wort. Da ſtunden die beiden andern Männer ergriffen auf und ſagten: Das ſei kein Weib, ſondern ein Engel, ſie aber ſeien Teufel, dieſe himmliſche Geduld alſo zu verſuchen; ſchämen, tief in den Boden hinein müßten ſie ſich. Ob ſolchem Thun ſollten weder Sterne noch Sonne ſie mehr erblicken. Und ergriffen wurde auch der erhärtete Mann ob dieſer Anerkennung ſeines getreuen Weibes, er bat ihm ab ſeine Unthat, erklärte durch dieſe Liebe ſich überwältigt, ſie auch verdienen zu wollen, und er hielt Wort. Die beiden Andern wurden mit dem Dritten ein Kleeblatt braver Männer. Sie wurden es nicht durch keifende Weiber, ſondern durch eine verſöhnliche Frau inniger Liebe voll. Solche Liebe aber wird ſelten gefunden in Iſrael, darum verſuche einer nicht muthwillig, ob die Liebe, die er gefunden, eine ſolche ſei. Junge Liebe beſonders iſt gar gerne empfindlich und reizbar; ſie iſt noch nicht im Wetterſturm und Sonnenhitze feſt und compakt geworden. Darum mache ja kein Mann in ſeiner ledigen Zeit auf ſolche Liebe hin Schulden, ſolche Schulden werden ſchwer vergeben. Die Entbehrung, welche ihre Bezahlung fordert, muß nun das Weib theilen, während es von dem, was die Schulden erzeugte, nichts hatte; ja dieſe Entbehrungen fallen ihm oft alleine auf, in der Haushaltung muß das Nöthigſte entbehrt werden. Hat man bei ledigem Leibe Schulden gemacht, wie ſchwer wird es dann ihnen los zu werden, wenn die Ausgaben durch eine vergrößerte Haushaltung alle Tage ſich mehren. Und ſeien die Schulden noch ſo gering, ſie ſind immer ein Berg, den man vor ſich hat, der einem den Athem benimmt, und des Weibes Herz wird nicht leicht, oder es ſei dann ein gar leichtſinniges, bis ſie abgetragen ſind. Dieſes Abtragen bringt einen aber furchtbarlich in Hinderlig und nimmt der Frau faſt die Freude am Haushalten. Man kann das Nöthige nicht anſchaffen, man hat keinen Sparpfennig für Unvorhergeſehenes, keinen Kreuzer um zu rechter Zeit etwas zu kaufen: man iſt beſtändig auf dem Trocknen, geräth am Ende in immer größere Entblößung, das Gemüth wird immer ſaurer, und wenn am Ende auch die anfänglichen Schulden bezahlt ſein ſollten, ſo hat man vielleicht neue gemacht, oder muß neue machen um zu dem Nothwendigſten zu kommen. Da hält es ſelten ein Weib liebend, froh, geduldig, vergebend aus.

Vor ſolchen Schulden hüte ſich alſo Jeder, und beſonders ein Schulmeiſter. Wenn einer ledig iſt, ſo kann er es ſehr füglich machen, wenn er nicht Erziehungskoſten hat. Läßt er nur das Händelen ſein, ſtreckt ſich nach der Decke, giebt nicht jedem Gelüſten nach, ſo kann er mehr verdienen, als er braucht. Und hat Einer nothwendige oder muthwillige Schulden gemacht, ſo nehme er ſie nicht in die Ehe hinein. An ſolchen Schulden tragen zwei viermal ſchwerer als eins allein, und ſie ſind zehnmal ſchwerer zu tilgen. Und kann er es nicht anders machen, muß er ſie in die Ehe nehmen, ſo ſage er es vorher, wie die Sachen ſtehen, und ſehe was ſeine Braut dazu für ein Geſicht macht. Macht eine Braut ein mißvergnügt Geſicht, nun ſo läßt ſich das Ding ändern; trägt aber einmal eine Frau ein ſolches im Hauſe herum zu Tiſch und zu Bett, dann muß man es halt haben. Und ſolch mißvergnügte Weibsgeſichter, auf welchen alle möglichen Leiden, Elender und Jammereien ausgedrückt ſind, ſind ein gräßlich Elend. Sie mahnen mich an Meerrettig, den man ſchabt. Man darf ihm die Augen gar nicht zukehren, ſonſt laufen ſie einem ganz miſerabel über. Solche Geſichter machen freilich einige Weiber, auch wenn die

Männer keine Schulden haben. Aber wenn ſie wüßten, wie ſolche mißvergnügte Geſichter (oft nur darüber gemacht, nicht weil eine Floh ſie gebiſſen, ſondern daß es vornen und nicht hinten geſchehen) ihnen übel ſtehen, wie ſie die Hebi (oder wie Andere ſagen der Hebel) ſind, die alles verſäuert, das Haus und das Herz, die Liebe und das Glück, wie ein ſolch Geſicht für die Wohlfahrt iſt was ein ungewaſchen Geſchirr für die Milch im Sommer, wo alles verſauret im Umſehen — wahrhaftig die Weiber würden mehr auf ihre Geſichter achten, d. h. ob ſie vergnügt oder mißvergnügt ſeien.

Es verlaſſe ſich ja Keiner darauf, er kriege auch ein Mädeli oder es laſſe ſich jedes Weib zu einem Mädeli dreſſiren oder traktiren; das Erſtere wird ſelten geſchehen, denn die Mädeli ſind ſelten; daß Letztere noch ſeltener. Und wenn Einer auch ein Mädeli gewinnt in der Lebens-Lotterie, ſo wird es gerade am tiefſten ſchmerzen, wenn eure Unbeſonnenheiten ſein Leben verkümmern, wenn es an ſich erſparen muß, an ſich, was ihr verthan für euch; je weniger es euch ſeine Entbehrungen fühlen läßt, je geduldiger, je liebevoller es trägt, deſto ſchwerer ſoll es euch beugen, wenn ihr nämlich nicht Klötze ſeid, in Selbſtſucht verſteinert.

Ich war kein Klotz, darum gieng es mir gar tief zu Herzen, daß jetzt mein Weibchen um meinetwillen ſchmalbarten ſolle. Es war wieder freundlich und wo möglich noch inniger als ſonſt, aber eben das that mir um ſo mehr weh. Ich fieng an weniger zu eſſen, aß kein Brot mehr nach dem Eſſen und arbeitete viel emſiger als ſonſt.

Am erſten Tage achtete mein Weibchen nicht darauf; am zweiten frug es mich: Warum ich doch nicht Brot nehme? Ich ſchützte vor, viel gegeſſen zu haben, nicht mehr zu mögen. Gar ängſtlich ward es, es ſei mir nicht wohl, trat zu mir heran, ſtreichelte mich mit ſeinen braunen Händchen, bat mich: Ich ſollte ga ligge, dieſen Nachmittag nicht arbeiten, es wolle wir Thee anrichten — Meliſenthee, der mache einem gar apparti wohl. Den Thee mußte ich trinken, ich mochte proteſtiren wie ich wollte, und es ward mir gar wohl, aber nicht vom Thee, ſondern von Mädelis Angſt und Liebe. Man glaubt gar nicht, wie wohlig es einem wird bei den Kümmerniſſen und zärtlichen Sorgen, die ein junges Weibchen an den Tag legt, wenn es ſeinem Männchen zum erſten Mal nicht ganz wohl wird. Man möchte ſein Lebtag krank ſein, ſolch liebevoller Pflege wegen, an die ein lediger Menſch, um deſſen Uebelkeiten ſich Niemand bekümmert hatte, nicht gewohnt iſt. Man iſt ganz ſelig dabei zu ſehen, wie lieb man ſeinem Weibchen iſt, aus allen deſſen Zügen das Herz in allen Tönen jammert: ach ſtirb m'r nit, ſtirb m'r nit. Denn ſo ein junges Weib meint, es gebe gleich ans Sterben, eine Alte nimmts kaltblütiger. Gar mancher Mann iſt ſo glücklich dabei, daß er nicht geſund werden möchte, und wenn er geſund werden muß, ſo wird er doch ſo bald als möglich wieder krank, und gewöhnt ſich ſo ans Krankwerden, um gepflegt und geliebt zu werden, daß er am Ende wirklich meint krank zu ſein, die Pflege und die Liebe (die aber gerne auch abnehmen, je häufiger ſie auf die Probe geſetzt werden) nicht mehr fühlt, ſondern nur die vermeinte Krankheit und ihr Elend. Es giebt aber auch Weiber, die auf Beſchwerden des Mannes antworten: Schwyg doch, du machſt m'r längi Zyti, oder: Du muſch di lyde, es wird ſcho beſſere, während ſie ihr Hündchen auf dem Schooße ſtreicheln und küſſen und an ihr Herz drücken, wenn es eine Katze ſauer angeſehen hat oder ein Kind über daſſelbe gefallen iſt. Und während beide ſchreien, Hund und Kind, mörderlich, nimmt das Weib den Hund und ſieht nach deſſen Schaden und tröſtet ihn mit zärtlichen Namen, zärtlich über ſeinen Schrecken.

Als ich am dritten Tag gar munter und wohl ausſah ob all der Liebe und der Ueberzeugung, daß Mädeli mir ganz verziehen habe und denn doch kein Brot eſſen wollte, da ſah mich mein Weibchen einige Augenblicke ſtill und ſcharf an, es füllten ſich ihm die Augen mit Thränen und leiſe frug es mich: du wottſch doch nit öppe kes Brot eſſe, will i ſo wüſt tha ha am Sundi? Da ich nicht gleich Antwort gab und etwas verblüfft über die Naſe ſah, denn ich hatte gar nicht daran gedacht, daß Mädeli das merken würde, alſo keine Ausrede vorbereitet, und nur ſo hinter dem Ohr hervor konnte ich keine nehmen, ſo ſieng Mädeli an zu weinen: Es hätte es doch g'wüß nicht bös gemeint, es ſei wahr, es heig wüſt tha, aber es heigs doch o gar duuret, daß ig ihm nüt g'ſeit heig, u wen-i deswege kei Brot meh eſſe well, ſu heig äs o ke Freud meh, u well gar nüt meh eſſe. Natürlich proteſtirte ich, daß der Fehler auf ſeiner Seite ſei, ſondern nahm ihn auf die meine, und behauptete, daß es nichts als billig ſei, daß ich etwas leide, da ich allein gefehlt, und es mache mir im Grunde ja wenig, kein Brot zu eſſen, und werde mir nicht ſchaden. So ſtritten wir eine Weile hin und her, wer im Fehler ſei und wer dem Andern zu verzeihen habe, und wurden doch nicht einig darüber, verſöhnten uns aber doch mit einem Kuß. Dieſes Zanken iſt ein Zanken der Liebe, das ich wohl leiden mag. Wenn ein Jedes ſeine Fehler ſieht und bekennt, Jedes die Schuld auf ſeine Schultern nimmt, dann ſind Eheglück und Ehefrieden geſichert. Warum iſt es aber meiſt umgekehrt?

Eilftes Kapitel.

Wie eine junge Frau die Auszehrung hat.

Bald darauf wurde Mädeli bläſſer, ſein Gang matter, es fehlte ihm bald hie bald da. In allen Gliedern liege es ihm, klagte es oft, und es dünke ihns kein Eſſen gut; wenn es einen unreifen Apfel kätſchen könne, ſo dünke das ihns noch am beſten.

Das machte mir gar bange, aber ein Mann iſt in ſolchen Dingen gar unbehülflich. Ich wußte nicht anders, als ihm immer anzurathen, es ſolle doch ja Meliſenthee anrichten; aber ein Weib iſt in ſolchen Dingen gar eigenſinnig, wie gerne ſie einem Mann etwas eingüderen, ſie ſelbſt wollen kein Tropfen davon auf die Zunge nehmen. Unterdeſſen ward das Uebel immer ſchlimmer, beim Eſſen rührte es ſelten einen Biſſen mehr an, und ſein Geſicht ſchien immer länger zu werden und fiel immer mehr ein um die Augen herum. Endlich fieng ich an vom Doktor zu reden, aber mein Weib ſagte: Wart es wird ſcho beſſere. Und wenn es am andern Tag nicht beſſer war, ſo ſagte es wieder: Wart es wird ſcho beſſere, und doch traf ich es oft weinend an.

Ich fieng an eine Auszehrung zu fürchten. Das klagte ich einmal einer Nachbarsfrau. Die ſagte mir: Du Göhl, es wird öppis angers ſy. Mit dieſem Beſcheid lief ich ganz erſtaunt und erfreut zu meinem Weibchen, aber es ſah mich gar böſe an und meinte: ich hätte nicht brauchen der Nachbarsfrau ga z'dampe wie es ihm ſei, es müßte es doch am beſten wüſſen, wenn es etwas wäre. Aber es ſei ihm ganz anders als die Weiber ſagen, daß es ihnen ſei. Ich war alſo wieder in Angſt und drückte es endlich durch, daß ich zu einem Doktor gehen durfte, der gar ein geſchickter war und weit und breit berühmt mit dem Waſſerg'ſchauen. Aus demſelben könne er eine Krankheit Punktum ſagen, ſagten die Leute, und manchmal noch, wie manchen Tag man zu leben habe. Ein altes Arzneiglas wurde aufgetrieben, das Waſſer hineingefaßt und ſtund, während Mädeli und ich in der Küche noch zärtlichen Abſcheid nahmen, auf dem Tiſch, wo mein Schwiegerpapa noch an ſeinem Frühſtück war.

Endlich ward ich entlaſſen und wanderte rüſtig dem berühmten Doktor zu, der freilich nicht paſſirt war, aber um deſto größeres Zutrauen beſaß. Auf dem Wege geſellten ſich einer nach dem andern zu mir, denn an manchem Tage wahlfahrtete es ordentlich hin zu dem Hexenmeiſter. Einer erzählte dem andern ſeinen Fall, und beim Hauſe angelangt, wurde in der Menge ringsherum wieder erzählt, was jeden bringe und was er wiſſen möchte, und des Doktors geſchwätzige, ſchlaue Magd wand ſich wie ein Aal unter den Leuten herum, auch ſeine Frau däderete ſoviel mit ihnen als möglich. Einer nach dem andern wurde mit ſeinem Gütterli vorgelaſſen, und brachte Sentenzen und Mittel fröhlich oder traurig aus der geheimnißvollen Kammer. Endlich kam auch an mich die Reihe, und bebend ſchritt ich unter die Augen des Wundermannes.

Ich blieb ihm einige Schritte vom Leibe ſtehen und ſtreckte mit langem Arm meine Gutter dar. Derſelbe ſetzte ſeine Brille auf, that wenige Fragen: wer ich ſei, woher ich komme? und ſagte endlich, das iſt das Waſſer einer ſchwangern Frau, der fehlt ſonſt nichts. Da war ich ganz verdutzt und erfreut, daß der Doktor das ſo bald errathen, ohne viel Fragen und daß meinem Mädeli nichts weiter fehle. Ich will dir no öppis mitgäh, ſagte er, es wird ſich dann bald zeigen, daß es ſo iſt. Damit leerte er mein Gütterli, ſchwenkte es in einen Keſſel, wo dieſen Morgen ſchon viele geſchwenkt worden waren, aus, und ſchüttete mir eine Art von Elixier hinein, das mich 7½ Batzen koſtete. Freudevoll lief ich damit heim, daß mir die Haare flogen, die Leute mich verwundert anſahen, und als ich gegen unſer Dorf kam, meine Dorfleute ſich bei mir ſtellten, und fragten: E Schumeiſter, was gits? Da hielt ich nicht hinter dem Berge, ſondern kündete Allen mit lachendem Augen an: My Frau iſch ſchwanger, d'r Dokter het m'rs g'ſeit. Dann lief ich ungeſäumt weiter und verkündete einem Andern dieſe fröhliche Botſchaft. Doch muß ich ſagen, ich verkündete ſie nur denen, die mir begegneten, und lief deswegen nicht aparti in die Häuſer, wie es z. B. einſt Einer that, der ſich Korporalspoſſen einbildete, und Korporalspoſſen beſtehen darin, daß ſich Einer, der eben nicht viel mehr als ein Gemeiner iſt, einbildete, er ſei noch etwas mehr als ein General. Einer alſo mit ſolchen Poſſen aufgeblaſen, zog, als ſeine Frau ihm ſagte: es ſyg öppis angers, ſchwarze Kleider an, die ganz ungewohnt um ihn hiengen, bürſtete ſeinen alten Hut und ließ ſich in einer Geſellſchaft der Honoratioren des Städtchens melden. Die wußten gar nicht, was ſeine feierliche Erſcheinung bedeute, ſo ſchwarz und gebürſtet, und ſahen ganz verduzt in ſein Korporalsgeſicht. Da that ſich aber alſobald der Mund in demſelben auf und verkündete ſich weit auseinanderziehend, ſo weit, daß die Ohren darüber erſchrocken: Er wolle nur die Ehre haben, ihnen ſämmtlich anzukünden, daß ſeine Frau ſchwanger ſei. Nach dieſer wichtigen Eröffnung nahm er ſich nicht Zeit, die Lachluſt zu achten, die auf allen Geſichtern blizte, ſondern nach einigen angehörten mühſam hervorgebrachten Gratulationen ſchob er ſich wieder von dannen im ſtolzen Gefühl den Leuten etwas geſagt zu haben, das ſie nicht alle Tage hörten und auf eine Weiſe, die comme il faut ſei. So nahm ich mir auch nicht Zeit darauf zu achten, wie die Leute die Köpfe zuſammen ſteckten und hinter mir drein lachten.

Ich lief ſo ſchnell ich konnte unſerm Hauſe zu, und Mädeli im Gärtlein erblickend rief ich halb athemlos von Weitem: Mädeli du biſch ſchwanger, d'r Dokter het's g'ſeit. Mädeli ſah ganz roth auf und ſagte: Schrei doch nit ſo, Peter, d'shalb Dorf g'hörts ja, ſchämt di doch. Gang aſe i d'Stube i chumme o nache. Beſchämt zottelte ich hin und beſchwerlich kam es mir nach. Dort erzählte ich, wie der Doktor e b'ſunderbar e g'wahrige ſei, wie er kaum in das Glas geſehen, ohne daß ich ein Wörtlein geſagt, als er gleich ausgerufen habe: Die iſch ſchwanger.

Mädeli wollte ſich ſtellen, als ob es dieſes nicht höre und machte ſich etwas zu thun; ich aber drehte es um, und freute mich gar herzlich darüber, ſo daß Mädeli ſein Geſicht an meinem Halſe verbarg und ſeine feuchte Freude dort vermenkte.

Da hörten wir ein ſchallend Gelächter neben uns, es war der Schwiegerpapa. Wir beide, ärgerlich darüber, daß er unſere angehenden Elternfreuden alſo geſtört, ſahen uns um, fragend was er dann zu lachen habe. Er aber antwortete lange nicht, und als er endlich etwas ſtammeln konnte, hörten wir nur: eb ib ſchwanger, ib ſchwanger!

Wir glaubten, er ſei wirbelſinnig geworden, bis er deutlicher redete und ſagte: der Doktor habe ihn ſchwanger erklärt, denn er habe Mädeli's Waſſer aus dem Gütterli und ſeines hinein gelaſſen; der Doktor habe alſo im Waſſer ſeine Schwangerſchaft geſehen, und das ſei doch eine grüsliche Sache, da er bald 70 Jahre alt ſei, und Lachen und Huſten wollten ihn faſt erſticken. Wir ſtunden da wie Weiber, denen die Katze des Sonntags das Fleiſch gefreſſen, und am Ende fieng mein Weibchen an zu weinen, daß ſeine angehenden Mutterfreuden eitel, ſeine Furcht vor der Auszehrung gegründet ſein ſollte. Der Alte aber ſagte alſobald: Seyd doch nit Göhle, was der Doktor errathen hat, das habe ich längſt gewußt, ohne Waſſerg'ſchau, und all Lüt z'entum hei d'rvo g'redt. Weil wir aber ſo geheimnißvoll damit gethan und alles vor ihm verheimt, ſo hätte er auch nichts ſagen wollen, ſondern ſich erluſtirt an unſern Aengſten. Als er von dem Waſſerg'ſchauer gehört und das Gütterli bereit geſehen, habe er dem Gelüſten, einen Streich zu ſpielen, nicht widerſtehen können, ſondern das Waſſer verwechſelt. Er kenne die Waſſerdoktoren. Er habe lange an ſie geglaubt. Als aber hinter Murten einmal einer voll geweſen, ſo habe er ihm gebeichtet und bekannt, daß er mit dem Waſſerg'ſchauen meiſt lauter Narrenthei ſei. Allerdings ſehe man Gallengeſchichten, heftige Fieber und manchmal ihre Grade, ſehe Krämpfe krampfhafter Frauen zuweilen in denſelben, weiter nichts; ſehe nicht einmal den Unterſchied von männlichem und weiblichem Waſſer.

Aber die Leute wollten es einmal ſo, darum thue man es. Man kenne erſtlich viele Leute ringsum und wiſſe was vorgebe; man kenne in allen Jahreszeiten ungefähr den Charakter der Krankheiten und die jahrzeitlichen Uebel: man habe allenthalben Leute, die einem Nachricht geben von Leuten, die kommen würden; man habe aparte Leute, welche die Leute ausfrägelten, welche kämen; man habe auch eigene Vorrichtungen, um die Leute zu behorchen, und wenn alles das nichts hülfe, ſo ſchieße man ſeinen Schuß von ungefähr in die Scheibe hinein, oder helfe ſich mit einem Witz. So habe z. B. einſt in der Wartſtube des berühmten Micheli von Langnau Einer geſagt: er habe da das Waſſer von ſeinem Bruder, der ſei von einem Kirſchbaum hinuntergefallen, und nun nehme es ihn Wunder, ob der Schärer das errathen könne; wenn er das könne, dann wolle er glauben, er könne mehr als ein Andrer. Der Doktor, der das natürlich gehört oder vernommen habe, als jener ſeiner Reihe nach vorgekommen, das Waſſer lange beſchaut mit bedeutender Miene und kurz geſchnauzt: Dy Bruder iſch abe g'heit. Reſpektvoll habe der Burſche den Spruch vernommen und geſagt: Ja Schärer, du heſch recht, aber ſchlauerweiſe nach Emmenthalerart einen Incident machend, fragte er aus dem Stegreif: Aber chaſch m'r ſäge, vo was er ahe g'heit iſch? He vo 're Letere. Aber chaſch m'r ſäge, wie mänge Seegel? He he öppe acht. Jä Dokter, du chaſch nüt, er iſch viel höher abe g'heit. Säg Bürſchli, ſagte Micheli kaltblütig, heſch m'r alles Waſſer brunge? He ni, ſagte Bürſchli. He nu, ſagte Micheli, die angere Seegel ſy im angere Waſſer. Da vergaß das Bürſchli Maul und Naſe offen. Micheli's Witz war über ſeinem geweſen, darum ſagte er auch: Wie dä iſch bim Donner kene, dä cha meh as Brot eſſe. So erzählte uns der Alte um uns zu beſänftigen, denn wir waren recht böſe über ihn. Es gelang ihm lange nicht. Wir begriffen nicht recht, warum wir ihm glauben ſollten und nicht dem Doktor; meinten, wenn der Doktor uns angeſchmiert, ſo könne Mädeli nicht ſchwanger ſein, der Alte möge ſagen was er wolle. Endlich mußten wir doch ans Glauben, was wir eigentlich ſo gerne thaten. Mit ganz eigenen Augen ſah ich Mädeli, die werdende Mutter, an, und keiner Königin konnte man aufwärtiger ſein, als ich meinem Weibchen. Ganz eigen ſchwellte ſich mir das Herz, wenn ich dachte, daß ich Vater werden, und ich konnte mir das Kind gar nicht vorſtellen, das von mir kommen ſollte. Und Mädeli ward ſo zärtlich und ſo bange, es ſchien mich noch einmal ſo ſehr zu lieben, und doch ſchlich es ſich öfters bei Seite und mit verweinten Augen fand ich es wieder. Wenn ich es dann in die Arme nahm und nach ſeinem Kummer fragte, oder ob es böſe über mich ſei, dann ſchlang es ſich feſter an mich und jammerte, es müſſe gewißlich ſterben, es ſtehe das nicht aus. Früher wäre es ſo gerne geſtorben, jetzt aber ſo ungern. Es könne nicht von mir weg, es könne mich nicht laſſen, und ſo gerne hätte es auch das Kind geſehen; aber das könne nicht ſein, das mache es ſo traurig, denn ſterben müſſe es.

Dieſe Hirngeſpinnſte wollte ich ausreden, verjagen, wurde aber am Ende ſelbſt davon angeſteckt. Bald hatte es geträumt, unter ſeinem Zeug das Todtenhemd gefunden zu haben, bald hatte eine Krähe drei Morgen hintereinander bei Tagesanbruch auf unſerm Hauſe gekräht, bald der Todtenwurm gepickt zunächſt neben unſerm Bette; bald hatte es einen Klapf gegeben in der Stube, wie ein Schuß, und man konnte nicht entdecken, was eigentlich geklepft. Dieſe Wahrnehmungen alle machten auch Eindruck auf mich und entkräfteten daher meinen Troſt. Und wenn wir uns auch einigermaßen beruhigt hätten, und Mädeli in meiner Nähe zuweilen die Todesgedanken vergaß und wieder lachte, ſo kam, faſt wie vom Teufel hergeblaſen, irgend ein Weib um die Angſt von Neuem anzublaſen. Die erzählte dann ſchauerliche Geſchichten, bald von erfüllten Ahnungen, und wie ſich die Kindbetterin ſelbſt geſehen hätte im Todtenbaume, bald von den Schmerzen und Gefahren des Kindbettens, wie es zum erſten Mal immer am härteſten zugehe, wie hie und dort eine geſtorben ſei oder für ihr Lebtag ein Näggis davon getragen; von hübſchen jungen Weibern, die ſeit der erſten Kindbetti herumſchlichen wie ein Schatten an der Wand, wie wenn ſie aus dem Grabe kämen und keine geſunde Stunde mehr hätten. So erzählte ein Weib ums andere und eins ſchauerlicher als das Andere. Hintendrein ſagten ſie dann wohl: E i wett nit e Göhl ſy u ſo Angſt ha, es geit nit all'ne ſo, un-im Krieg chömme o nit all Soldaten um, es wird d'r öppe wohl gut gah, du muſch di ume nit förchte.

Daß dann aber dieſer Troſt nicht beſonders anſchlug, kann man ſich denken. Es fehlte Mädeli allerdings gar viel etwas, und da gab wieder eine Frau dieſes an, eine andere etwas Anderes, und riethen beſſeres Eſſen an und ermahnten Fleiſch und Wein zu brauchen. Da fühlte ich am bitterſten meine Schulden und meine Entblößung. Das Geld vom Schullohn, das uns im Frühjahr bezahlt wird, war längſtens fort, wir mußten vom Verdienſt leben, und der war nicht groß. Wir hatten einen langen Winter vor uns, in welchem ich faſt nichts verdienen konnte, und eine Kindbette die viel koſtet, und für die ein guter Hausvater allweg etwas Geld z'weg macht, und endlich ſollten wir noch erübrigen, um an unſern Schulden etwas zu zahlen. Da ward es mir ſchwer und bang, und dennoch trägte ich Mädeli zu, was ich konnte; aber die wollte es dann nicht brauchen, und jammerte über die Koſten, die es verurſache, ſchmähte mich über meinen Leichtſinn, das Geld jetzt wegzuwerfen, das ſpäter viel beſſer zu gebrauchen ſei. Das war auch wieder ein Zanken der Liebe, das angehen mag. So hatten wir zu jammern, zu zanken und dann wieder abzurathen, was wir für die Kindbetti und das Kind zurecht zu machen hätten. Wir ſcheuten uns, Jemand zu fragen, und trugen aus unſern Jugend-Erinnerungen und aus dem was wir hier oder da ſahen, zuſammen, was wir konnten, und rathſchlagten gründlich und bedächtlich, mit wie vielem wir es wohl machen konnten. Aber wir mochten rechnen, wie wir ollten, Geld brauchte es immer, denn wir hatten nicht alte ücher und Hemder zum Verſchneiden, oder wenn wir ſie verchnitten hätten, ſo hätten wir gar keine Betttücher und Hemer mehr gehabt. Glücklicherweiſe gab es ein gutes Flachsahr, gab Hanf, und aus dieſem löſten wir ſo viel, daß wir ein Säßlein für die Kindbetti zu haben hofften. Auch der Vater atte Verdienſt und konnte uns in der Haushaltung nachelfen.

Der Winter kam wieder und mit ihm die Schule.

Diesmal freute ich mich nicht beſonders darauf, ich hatte igentlich Anderes zu ſinnen und zu thun. So ein Morgen ünkte mich oft gar lange, und ich hätte es kaum erlitten, enn ich nicht des Morgens wenigſtens einmal hinüber zu meiem Weibchen gegangen wäre. Es ſandte mich aber bald fort, agend: Los, Manuli, wie ſi wüſt thu, gang doch übere. Oft ollte ich es überreden, mit mir in die Schulſtube zu kommen, s könne da auch ſpinnen oder lismen, meinte ich. Es hätte uch ſo gut das Recht dazu, als andere Schulmeiſterweiber, ie ganze halbe Tage in der Schulſtube auf dem Ofen hocken, anchmal mit einem Kind auf dem Arm und an der Bruſt und anchmal mit keinem. Aber Mädeli wollte nicht und meinte, as ſei doch nicht anſtändig und trage nichts ab; im Gegenheil man verſäume einander nur gegenſeitig. Es ſei nicht von enen eins, die meinen, die Mannen ſeien nur für ſie da und llten immer bei ihnen hocken, und alles lah g'heye u liege, e de Wybere öppis dure Gring ſchießt, oder ſi öppis z'klage der z'branze heige.

Als aber die Kindbetti, wie wir glaubten, immer näher ickte, da hatte ich denn doch faſt keine Triſtig mehr, und alle ſtunden wenigſtens einmal lief ich zu ihm hinüber und fragte: ſpürſch no nüt, chunnts d'r afe? Aber da wurde nichts geürt und kam nichts, denn wir hatten gar keine Rechnung nd wußten gar nicht woran wir waren. Und weil immer ichts kommen wollte, ſo fiengen wir wieder an zu glauben, es ſei gar nichts und das Ganze eine Krankheit, ein G'ſchwulſt oder eine Waſſerſucht. Zum Glück wurden unſere Bekümmerniſſe unſerm Vater kund, ehe wir zum Doktor liefen oder andere Leute beriethen, und der lachte uns ſo tüchtig aus, daß wir doch wieder zu hoffen anfiengen: es ſei öppis angers. Endlich weckte mich des Nachts ein Gewimmer, es war Mädeli, das über Stechen, Reißen, Stüpfen, Drängen klagte, und es nirgends mehr zu erleiden wußte. Mir ahnete, das könne nun die erwartete Stunde ſein und mir ward wie einem Rekruten, der zum erſten Mal ins Feuer ſoll, wie einem auf Tod und Leben Angeklagten vor dem Geſchwornengericht, ehe Schuldig oder Nichtſchuldig über ihn geſprochen wird. Ich fragte alle Augenblicke: wie geits, chunnt no nüt? Aber das Jammern und Wimmern wurde immer ſtärker, mir lief der Schweiß bachweis um den Leib; ich wußte nichts anzufangen, als am Ende den Vater zu rufen. Der putzte mir ab, daß ich es nicht ſchon lange gethan, oder daß ich nicht Weiber gerufen, die müßten zueche, er wiſſe dem nicht zu thun. Er lief um Hülfe aus und bald waren welche da, denn für ſolche Dinge ſind die Weiber aufwärtig und hülfreich. So eine Geburt iſt manchem Weibe, was manchem Mann eine Feuersbrunſt, und je ärger es an beiden zugeht, deſto wöhler iſts ihnen. Ich war in gar fürchterlichen Aengſten, ich glaubte alle Augenblicke, es müßte geſtorben ſein, und hatte gar ein unendlich Bedauern und fragte immer, wie es gehe, und wenn ich keine Antwort erhielt, ſo meinte ich ſchon, es ſei aus mit Mädeli. Aber ganz gelaſſen bewegten ſich die Weiber herum, erzählten eine Kindbetti nach der andern, und eine fürchterlicher als die andere; und wenn Eine fertig war, ſo ſagte die Andere: das iſch no nüt, aber dert iſch recht gange! Eine machte Kaffe, eine Andere betete in einem Buche, bis es ihr in den Sinn kam, daß ich der Schulmeiſter ſei und eigentlich am beſten ſollte beten können, und ſie ſetzte mich an den Tiſch und ſchob das Buch mir vor. Weder meine Frau, noch die Weiber, die zwiſchen durch immer ſchwatzten, hörten darauf, und ich wußte gar nicht, was ich ſagte, ſondern hörte nur immer auf das Gewimmer im Bette; aber das Beten iſt Beten, und es ſei b'ſungerbar gut, wes hert gang, ſagte eine. We Eine recht herzhaft bete, ſo geits de 'ne Weg, entweder d'r eint oder d'r anger. Aber trotz dem Zuſpruch hielt ich es doch nicht am Buche aus, ſondern mußte näher zu meinem Weibchen, und doch wäre ich wieder für mein Leben gerne davon gelaufen.

Es gieng lange. Es ſchlug Mitternacht, es ſchlugen Morgenſtunden, und noch immer war die Sache nicht ab Ort. Ich hatte kein Bleiben mehr, war auſſer mir. Das Seufzen Mädeli's ſchien mir ſchwächer und immer ſchwächer, reden konnte es kaum mehr, der Schweiß ſtund ihm auf der Stirne; da ſagte endlich eins der Weiber mitten aus einer ſchauerlichen Geſchichte heraus: E me chönnti d'Hebamme lah cho, ſi iſch ume e halb Stung vo hie, es mag de ga wie's will, ſu het me doch tha, was me chönne het, u chunnt de nit öppe i d'r Lüte Müler. We's bös geit, ſu müſſe de geng die ume ha, wo d'rbi g'ſi ſy. Mein Schwäher wurde abgeſandt. Unterdeſſen kam eine dicke Kühersfrau, welche beim Erwachen vernommen, ihre Hausbäuerin ſei zu einer Gebährenden gerufen worden, und die nun dieſen Schleck nicht verſäumen wollte, denn auf den Bergen kam ſie dann nicht dazu, ſondern nur dazu, ihren Kühen die Zwiebelſuppen kochen zu können oder ein Milchtrank. Die war eine gar muntere und berühmte Frau, ſie hatte Arme wie ein Rafentannli und Hände wie ein Dackbett und einen Lempen unter dem Kinn trotz ihrem beſten Hopi. Sie konnte käſen trotz dem beſten Knecht und war die durchriebenſte aber auch rohſte Frau, die jemals zu Berg gefahren; die wußte, wie man im Einverſtändniß mit dem Manne die Knechte um den Lohn bringen kann; die kannte Ränke und Schwänke, die kein Menſch einer dicken Küherin zutrauen würde. Dieſe Frau ſtund breit vors Bett und ſah dem Ding ein wenig zu, und ſchüttelte immer mehr den Kopf und machte ein immer finſterer Geſicht, und endlich brach ſie aus und warf den Weibern vor, ſie ſeien dolders Stöck und wüßten alle nichts, ſo geb das üſer Lebtag nicht, ſie müßten die Frau aus dem Bett nehmen und auf den Gring ſtellen, de gehts de mi armi thüri Seel. J ha zwölf King g'ha u die mehrſte uf em Berg übercho, un-es iſch albe hert zugange, de het mi albez d'r Ma u öppe e Knecht oder zwe g'no u he mi uſe Gring g'ſtellt, u de iſchs bim Dolder gange wie g'ſch . ſe.

Das Weib, nicht an lange parlamentariſche Verhandlungen gewöhnt, ſchritt ſogleich zur Ausführung ſeines Vorſchlages, ſtieß die andern Weiber, welche dieſe Entbindungs-Manier nicht kannten, und über dieſelbe, wie über alles Neue, etwas ungläubig die Köpfe ſchüttelten, bei Seite, faßte meine Frau an, die nicht wußte, was geſchehen ſollte, und rief mir, der ich wieder hinter das Gebetbuch geſtoßen war, zu: Seh du Stürmi, hör du jetz uf mit dim z'Schäder u chumm hilf hie, das thut jetz nöther, ſüſch erworget d'r z'King, u d'Frau gaht ſüſch druff. Ich in meiner Seelenangſt gehorchte alſobald, griff gewaltig zu und war eben im Begriff mit der Küherin die Frau aus dem Bett zu heben, die gar kläglich jammerte und bat, ſie doch ſein zu laſſen, während ich ſie immer tröſtete: ſchwyg du ume, es wird de ſcho beſſere, als durch die Thüre die Hebamme eintrat. Grüß Gott, ſagte ſie, und helf Gott, und trat raſch zum Bette vor, als ſie unſer Bühren ſah. Was weyt d'r, was ſolls gä? fragte ſie. He du Narr, was ſolls gä, uſe Gring ſtelle wey m'r ſe, chumm heb da, wed nit z'fürnehm biſch! ſagte die Küherin. D'r löht die ume ſy, ſagte die Hebamme, u thut m'r die enangere na wieder ins Bett, un-i hätt nit glaubt, daß d'r ſövli uwitzig wäret, Schumeiſter. Ich, ganz verdutzt, hätte Mädeli faſt fallen laſſen, die Küherin ſchien nicht willens ſich meiſtern zu laſſen, da griff die Hebamme eben ſo entſchloſſen wie jene zu, und ſo kam endlich Mädeli ins Bett zurück. Die Küherin war taubi, wie ihr Muni es wird, und nachdem ſie eine Verwahrung eingelegt hatte, we's de nit gut gangi, ſu will ſi de bim Dolder nit Schuld ſy, ſchob ſie ſich von dannen. Die Hebamme gab bald tröſtlichen Beſcheid, das werde ſich recht wohl machen, es ſei Alles in der beſten Ordnung, man ſolle nur Geduld haben, das gehe nicht ſo auf einmal. Aber eben dieſe Geduld zu haben ward je länger je ſchwerer, und ſelbſt meinem Schwäher fieng es an Angſt werden. Er murmelte immer lauter, man könne das doch nicht ſo gehen laſſen, und ob es nicht am beſten wäre, wenn man den Doktor holen ließe. Ein Doktor ſei doch immer ein Doktor, und eine Hebamme eine Hebamme; hinter Murten hätte man nicht halb ſo lange gewartet, ehe man ihn herbeigerufen.

Das war mir ganz recht, Hab und Gut hätte ich gegeben, wenn nur geholfen worden wäre. Die Hebamme aber ſagte, man könne machen, was man wolle, ſie habe nicht zu befehlen, aber es komme darauf an, zu welchem Doktor man wolle. Man hatte zu zweien ungefähr gleich weit. Hole man den Einen, ſo werde der nichts machen, ſondern ſagen, man ſolle nur Geduld haben, die Natur werde ſich ſchon helfen. Der Andere aber werde auf der Stelle ſeine Manöver anfangen, dem ſei's nur um die Duble zu thun, und da frage er nicht länge, wie u wo, ſondern fange an zu zänglen. Sie habe mehrere Exempel, daß er nicht einmal den Kopf vom Hintern zu unterſcheiden wiſſe, den Letztern mit der Zange anfaſſen wolle, den Erſtern zurückſtoße u. ſ. w. Man könne aber machen, was man wolle, aber ſie ſage es zum voraus, ſie wolle nicht Schuld ſein. Hingegen glaube ſie, es werde, Unvorhergeſehenes ausgenommen, gut gehen. Man ſolle doch nicht den Muth verlieren, das gehe ja nicht aparti bös und nicht aparti lang, und wenn es bis zu Mittagszeit vorüber ſei, ſo könne man noch immer ſagen, es ſei gut gegangen. Es gebe nicht viel Weiber, die ihre Kinder ſo ung'wahret im Bohnenplätz bekämen und wohlgemuth in der Scheube ſie heimtrügen.

Und wie ſie ſagte gieng es auch. Noch Vormittag hörte ich auf einmal ein gewaltig Bäggen, und die Hebamme ſagte: Gellet i ha's g'ſeit! Es iſch aber ke Wunger, daß es hert g'ha het, das iſch e Bueb, wie ſi die größte Bure nit völler überchömme. Gottlob, ſagte Mädeli, und legte ſich ſtill, ſelig ins Bett zurück. Und ich wußte vor Freuden nicht was anfangen, wollte mich bald mit dem Buben abgeben, der aber ungebührlicher Weiſe von mir keine Notiz nahm, ſondern auf ſeine eigene Fauſt mörderlich ſchrie; wollte mit Mädeli reden, das drückte mir aber nur mit freundlichem Lächeln die Hand; wollte mit der Hebamme reden, aber die hatte ſo viel zu regieren und ſo viel Mangelndes, z. B. eine Nabelbinde ꝛc. von den anweſenden Weibern ſich zu erbitten, daß ſie gar nicht auf mich hörte und am Ende mir ſagte: Schumeiſter göht doch e wenig uf d'Syte, d'r ſyt do nume im Weg. Aber ich ward nicht empfindlich, ich gieng hinaus und freute mich meines Buben und meines Gottes, der mir mein Weib erhalten.

* * *

Zwölftes Kapitel.

Von Vaterfreuden und Vaterſorgen.

Das Vaterſein erzeugt ganz eigene Empfindungen. Man kömmt ſich viel bedeutender vor, macht unwillkührlich eine gewichtigere Miene und fühlt ſich, entbunden von der frühern Angſt, leicht und froh wie ein Fiſch im Bach, wie ein Vogel in der Luft: es dünkt einen faſt, man ſollte fliegen können. Man weiß aber vor lauter Freude nicht recht, wo einem der Kopf ſteht, und hat troz der Vaterwürde etwas von einer ſturmen Gans an ſich. Mit der Wöchnerin kann man nicht reden, kann nur ſehen wie ſie ſo wonnereich ihr Kindlein in den Arm nimmt, wie die dankerfüllte Seele ſo freudig aus den Augen glänzt, und bei aller Schwäche das Gefühl behaglicher Ruhe in allen Gliedern ſich ausdrückt. Mit welcher Ahnung hält der Vater ſein erſtes Kind, und beſonders einen Buben, zum erſtenmal auf dem Arme und ſchaut in ſein ſchreiend Geſicht! Was wird wohl aus dem Bürſchlein alles werden, wie wartet auf ihn die Welt, was wird ſie ihm bieten, wie wird er ſie bezwingen? Daß noch kein ſolches Ding in die Welt gekommen, deſſen iſt der Vater überzeugt, und ſieht im Geiſte den Sohn mit Ruhm und Ehren gekrönt und mit gaffendem Munde ab ſolchem Wunderding rings um ihn die Welt. Und je nachdem der Vater etwas iſt, je nachdem legt er dem Kinde Titel und Würden bei im Geiſte. Der Patrizier ſah in ſeinem Jungen einen Schultheiß mit dem Baretli auf dem Kopf, oder wenigſtens einen Oberſten unter einem Nebelſtecher. Der ehrliche Burger ſah den ſeinigen zu Burgern, und Arm in Arm mit einem verarmten Junker in den Lauben ſpazieren. Der Bauer ſieht in ſeinem einen Ammann, der breit mit den Händen in den Weſtentaſchen vor ſeinem Hauſe ſteht und zuſieht wie man vier ſchwarz glänzende Roſſe an den Miſtwagen legt.

Der Pfarrer ſieht ſeinen Sohn als Profeſſor, der griechiſch und lateiniſch, das ihm ſo viel vergeblichen Schweiß auspreßte, kann wie Schnupf, oder ſieht ihn wenigſtens an der Herrengaſſe, und in heiligem tiefem Reſpekt bückt er ſich tief vor dem kleinen Ding, als ob es ſchon wirklich ein Großes an der Herrengaſſe wäre. Der Schulmeiſter träumt ſich ſeinen Buben auf der Kanzel als ſtattlichen Pfarrer, und wie Alle ſagen: Ja dä chas, wie keue, und wie er Vater mitten unter den Leuten ſteht und ſagt: Ja dä chas, vom Land verſteit mi Bueb nüt, aber uſem Kanzel iſch er e Utüfel. So gehen Träume durch der Väter Seelen und ähnliche durch der Mütter Seelen, aber nur ähnliche und nicht gleiche. Die Mütter träumen von ſchöner Leibesgeſtalt, rothen Backen, lockichtem Haar, witzigem Munde, und im Hintergrunde ſchimmert ihnen immer eine Hochzeit entgegen. Und dann hat der Vater und die Mutter bereits Langeweile nach der Träume Erfüllung. Sie gehen alle Augenblicke zum Kinde, zu ſehen, wie ſchnell es den Träumen entgegenreife, und wenn es ſchläft, ſo kommen ſie beſtändig in Verſuchung es zu wecken, erſtlich damit es die Zeit nicht verſchlafe, und zweitens, um zu ſehen wie bedeutend es ſich in der letzten halben Stunde entwickelt habe. Und wenn man ſchon vom Kinde weg iſt, ſo verfolgen einen ſolche Träume und legen ſich quer durch den Kopf, ſo daß ſie andern Gedanken den Weg verlegen, daß man, wie man zu ſagen pflegt, den Kopf nicht mehr beiſammen halten kann. Daß man in der Schule confus wird, gar nicht mehr aufpaſſen kann beim Leſen und beim Aufſagen die Fragen verwechſelt, und immer falſche Antworten fordert auf die vorgeſagten Fragen, ſo was iſt fatal. Ein Schulmeiſter ſoll nie Unrecht haben: aber wenn dann die Kinder mit dem Fragenbuch kommen, was ſoll er anfangen?

Ueberhaupt möchte ich jedem Schulmeiſter den Rath geben, die Kindbettene auf den Sommer zu reiſen, im Winter läßt es ſich faſt nicht machen, beſonders in den alten Schulhäuſern nicht, wo Schulſtube und Wohnſtube aneinander ſtoßen oder doch auf dem gleichen Boden ſind. Wie ſoll der arme Teufel Schul halten mit ſeinem Kopf voll andern Dingen? Wo ſoll er Zeit dazu finden? Er muß die Haushaltung machen, er muß doch der Frau abwarten, er muß geſchwind nachſehen, wenn das Kind ſchreit, was es Neues gebe, er muß es trocken machen und ſäubern. Freilich iſt zuweilen eine gute Nachbarsfrau da, welche ihn etwas ablöſt, oder es kömmt die Hebamme. Und wenn er ſchon Zeit hat, ſo iſt er doch matt und müde, von dem Abwart, dem Nicht-Schlafen in der Nacht. Dann nehme man, wie wohl der Schullärm der Wöchnerin thut und wie Langeweile ſie hat, wenn der Mann nie bei ihr ſein kann! Und wenn man einen Schwaher hat, der ſchuſtern muß, und nirgend anders ſchuſtern kann als in der einzigen Stube, welche man brauchbar hat, ſo iſt es auch kommoder im Sommer Kindbette zu halten, da kann er doch ſchuſtern vor dem Hauſe oder in der Schulſtube. Denn man nehme wie lieblich die Hammerſchläge tönen im Kopf einer Kindbetterin: aber man bedenke, daß geſchuſtert werden muß, wenn die Kindbetterin ihre Ankenſuppe gehörig haben ſoll. Wahrhaftig mit der Schule wußte ich nie ſo wenig anzufangen, ſie war mir nie ſo zur Laſt als damals. Auch waren meine Morgen und Nachmittage nicht ſehr lang, ich vörtelete gerne mit dem Zeit, oder war das nicht zu machen, ſo wandte ich Geſchäfte vor, und ſandte die Kinder eine halbe Stunde früher fort.

Die Leute nahmen mir das damals nicht übel: da gab es keine Schulcommiſſion, welche hinter den unfleißigen Hausvätern her war, ſonſt hätten die auch was geſagt. Die paſſen den Schulmeiſtern, ſeitdem man ihnen aufpaßt, gar verdammt auf, vor denen kann er ſich in Acht nehmen, viel mehr als vor dem Schulcommiſſär, der gewöhnlich ein guter Mann iſt.

Wir hatten gar Manches zu reden zuſammen, was bei dem erſten Kinde ebenfalls mit ganz beſonderer Wichtigkeit verhandelt wird. Wir mußten dem Kinde einen Namen ausleſen, der ihm wohl anſtund. Heutzutag ſieht man bei den Namen nur auf den Klang und ſagt: dä g'fallt m'r. Ehedem ſah man auf die Bedeutung deſſelben; da konnte man ſicher eher einig werden, als jetzt über den Klang. Wir haben unſere Namen aus Sprachen her, die wir im Allgemeinen nicht mehr kennen, daher bleibt uns die Bedeutung der meiſten Namen unbekannt. Das iſt nun recht übel, denn ſein Name war Manchem ein Mahnungswort, das ihm beſtändig in die Ohren klang. Man iſt ſo gewohnt, bei den Namen nichts mehr zu denken, nicht zu denken, daß ſie eigentlich Eigenſchaften oder das ganze Weſen eines Menſchen bezeichnen ſollen, daß man auch bei denen nichts mehr denkt, auf den bloßen Klang achtet, bei welchen man doch ſehr gut weiß, was ſie ſagen ſollen. Z. B. Friedrich, Gottlieb, Gotthelf, Gottfried, Siegmund u. ſ. w. Wie mancher Vater hat z. B. den Namen Gottlieb zur Erziehung benutzt?

Wir waren uneinig, ich und meine Frau. Sie wollte einen Peterli, dä, düech ſe, ſchick ſich gar wohl und gang gar ring. Ich war für einen Johannes geſtimmt, Johannes ſei gar ſchön, meinte ich, und Johannesli, mi's Johannesli, komme gar ſo lieblich heraus. Mein Schwäher fühlte wohl, daß ihm da nicht eine erſte Stimme gebühre, aber er muckelte von einem Daniel, der habe ihm etwas Majeſtätiſches, und hinter Murten hießen die fürnehmſten Leute ſo. Wir ſtritten zuſammen, bis Mädeli mich auf ſeine Weiſe anſah und ſagte: Es könne nicht genug Peters haben, ſo lieb ſei ihm der, wo es bereits habe. Da war das Streiten über dieſen Punkt aus, aber nicht über den zweiten. Was ſollten wir für Gevaterleute nehmen? Da wollte lange Keins recht mit der Sprache heraus. Ich war der Meinung, die Leute würden es mehr oder minder für eine Ehre halten, beim erſten Kinde des Schulmeiſters zu Gevatter zu ſtehen, oder es könnten es wenigſtens die Einen zürnen, wenn man Andere nehme ſtatt ihrer. Man lache nicht darüber, und glaube, das ſei noch eine meiner alten Mücken, die übrig geblieben. Es gieng mir dabei nicht anders, als es gar vielen Vätern beim erſten Kinde geht. Wie viele meinen nicht, die Geburt dieſes Kindes ſei für die ganze Welt ein bedeutungsvolles Ereigniß. Weil dieſe Geburt für ſie ſo wichtig iſt, ſo meinen ſie für Alle habe ſie den gleichen Werth. Du mein Gott, wie vergehen dieſe Faxen! Wenn dann die Kinder kommen eins nach dem andern, daß man nicht weiß wo wehren, ſo fängt man an ſich faſt eben ſo ſehr zu ſchämen als man ſich Anfangs gemeint hat. Während man beim erſten Kinde eine Ehre empfieng und Andern eine Ehre anzuthun meinte, wenn man ſie zu dieſem Kinde erbat, ſo empfindet man ſpäter bei jeder neuen Geburt eine ſich vermehrende Laſt, und fürchtet nun auch beim Gevaterbitten eine Laſt anzuthun. Meiner Meinung nach ſollten alſo die Honoratioren des Dorfes zu Gevatter gebeten werden, womit ich aber doch hinter dem Berge hielt, hoffend Mädeli werde und müſſe gleich denken wie ich, und ſollte ſich darüber zuerſt ausſprechen. Endlich äuſſerte es ſich, es dünke es, man könne an die Verwandten kommen; die würden es ſchon thun. Nun mußte ich denn doch widerſprechen und bemerken, daß wir doch ja wenig Verwandte hätten, daß ſie fern ſeien, entweder ihm oder mir unbekannt, und daß man es hier zürnen würde, und daß man doch weniger Läuf und Gäng hätte, wenn man die Leute von hier nehme.

Gar ungläubig lächelte Mädeli, als ich vom Zürnen, von ungern haben ſprach. Es hätte das noch nie gehört, hingegen gar oft: man wiſſe nicht, warum der einen doch plage, man gehe ihn ja weiter nichts an, und er hätte doch noch Leute, die das beſſer thun könnten. Die Vornehmern betrachteten eigentlich das zu Gevaterbitten als eine Bettelei, das Annehmen der Bitte als eine Gnade, denn es würde ja niemals Einem derſelben in Sinn kommen, einen Untergebenen, Mindern wieder zum Götti zu nehmen; man hätte ja nie gehört, daß ein Bauer einen Tauner zu Gevater gebeten habe. Bitte man aber Seinesgleichen, ſo thäten dieſe es darum lieber, weil ſie das Gegenrecht anſprechen könnten und um ſo leichter mit der gleichen Bitte anwachſen dürften.

So diſputirten wir zuerſt grundſätzlich und dann angewandt auf die Perſonen. Mädeli ſchlug Verwandte vor und ich Honoratioren. Wir hatten gegenſeitig an allen Vorgeſchlagenen zu kritiſiren. Ich muß bekennen, ich traute Mädeli in dieſen Dingen gar kein Urtheil zu, es war ja ſo jung und hatte ſo viel mit Leuten ſich nicht abgegeben. Dagegen glaubte ich mir Erfahrung erworben zu haben. Ich wußte wohl, daß ich meine Bauern nicht plagen durfte, aber zu Gevaterbitten hielt ich nicht für eine Plage, ſondern eben für eine Ehre oder für eine Anerkennung der Untergebenheit.

Nahmen doch Dienſtboten ihre Meiſterleute zu Gevater, Hausleute den Hausbauer und ſeine Frau, und war an einem Orte ein Oberherr, ſo war der vor dem Pfarrer nicht ſicher. Ich war daher hier hartnäckiger als beim Namen, und ſetzte es auch durch, daß zwei Stellen nach meinem Sinn vergeben werden ſollen, und die dritte konnte mein Weibchen beſetzen und that es mit einem Bruder, der einige Stunden von uns in Arbeit ſtand. Ich aber erwählte den Statthalter und des Ammanns Frau, die bei der Geburt zugegen geweſen und mit Rath und That uns viel geholfen hatte.

Nun mußten die Erwählten auch erbeten werden. Die Weiber machen ſich oft breit, daß ihnen bei den Kindern alle Beſchwerden und Schmerzen auffielen, daß ſie es den Männern gönnen möchten, wenn einmal das Kindbetten auch an ſie käme. Sie denken nicht ans Gevaterbitten, denken nicht daran, daß man bei jedem Kinde doch nur einmal kindbetten, hingegen dreimal zu Gevater bitten muß. Ehe man es erfahren hat, weiß man gar nicht was das iſt, ja man weiß es nicht, bis man auf dem Wege iſt. Und was bei dieſer Sache das Merkwürdigſte iſt, iſt das, daß während durchs Wiederholen jede Sache leichter wird, auch das Kindbetten, das Gevaterbitten Einem jedesmal ſchwerer ankömmt. Der Kindbettimann, der den Sonntagsrock am Leibe, ein Tuch um den Hals und den Wollhut auf dem Kopfe hat, weiß wohl, daß man ihm aus jedem Hauſe nachſieht, wenn er am Werktag ſo angethan durchs Dorf geht, daß man neugierig ſich frägt: wo geht er hin, wo kehrt er ein? Er weiß, daß wenn er gegen ein Haus einlenkt, in demſelben ein Geſchrei ertönt: Mutter, es chunnt aber Eine, er iſch g'ſuntiget u het e Hut a, dä chunnt cho tſchämele, wen wott er ächt, der Aetti oder di? Wer iſchs? frägt dann die Mutter. Und je nach dem Beſcheid, ſagt ſie: he nu, oder dä häts chönne lah blibe. Darum wählt man zu ſolchen Beſuchen gerne die Dämmerung oder gar die Dunkelheit, und klopft, während die Familie am Nachteſſen ſitzt, ganz beſcheiden an der Küchen- oder Hausthüre. Wenn dann die Magd oder die Tochter vom Beſcheidgeben wieder hereinkömmt und ſagt: Mutter, du ſölliſch uſe, es wott eine zu d'r, und die Mutter ſagt: er ſöll ihe cho, und die Tochter antwortet: i han ihms g'ſeit, aber er wott nit, er dräyt d'r Gring geng dert ume, i glaub dä well öppis angers; ſo weiß die ganze Familie wohl, daß das ein ſchüchterner Kindbettima iſt. Die Ammannin empfieng mich gar freundlich: ja freilich, ſagte ſie, das wolle ſie mir ſchon verrichten, wenn ich das Zutrauen zu ihr habe. Es freue ſie noch, und meine Frau gefalle ihr wohl, und warum hätte man die Sachen, wenn man nicht auch andern Leuten etwas davon thun ſollte.

Bei des Statthalters gieng es mir anders. Dort empfieng mich auch die Frau, und hieß mich endlich hineinkommen, nachdem ſie mich lange ſtehen gelaſſen und unfreundlich hin und her geſchoſſen war. Der Mann werde bald kommen, hieß es. Wahrſcheinlich führte er in der Hinterſtube ſich etwas zu Gemüthe, was Niemand zu wiſſen brauchte. Die Frau machte ſich unterdeſſen allerlei Anlaß zu ſchimpfen, wie man doch von den Leuten geplagt werde, es düech ſe aſe d'Lüt meine, ſi ſyge allei auf der Welt, und es ſei Niemand anders gut als ſie. Kurz ſie wußte während der halben Stunde Wartens mir das Herz ſo in die Hoſen hinunter zu ſticheln, daß ich dem endlich eintretenden Statthalter mein Anliegen kaum vorbringen konnte. Los, Schumeiſter, wil du's biſch, ſu will d'rs wohl verrichte, ame angere ſieg i's ab, es chunnt m'r neue aſe z'uber, un i muß z'letſt o zu mir luege, es luegt niemer angers zu mir. Nachdem ich noch geſagt hatte, ſie ſollten ſich doch ja keine Koſten machen, es ſei mir nicht wegen dem, und nachdem ich gehörig gedankt und vielmals alle z'Kindbetti eingeladen hatte, dachte ich beim Heimgehen: Mädeli, du heſch doch öppis recht, aber ich ſagte es ihm nicht.

Auch dem Bruder nachzulaufen ward mir nicht geſchenkt, und das iſt wahrhaftig eine ſtrenge Sache, wegen einer einfachen Frage im Winter ein halb Dutzend Stunden machen zu müſſen; aber ſo ſind einmal die Leute und die Gebräuche. Nun der Bruder führte ſich recht manierlich auf, zahlte mir noch eine Halbe, und da er erſt eine neue Kleidung ſich hatte machen laſſen, ſo glaube ich, er that ſich etwas zu gut auf das Göttiſein, und dachte ſich das aus, wie ſie luegen werden in Gytiwyl, wenn er daher komme in ſeiner neuen Rübeli-b'kleidig. Freilich ſchiens ihm nicht ganz recht zu ſein eine beſtandene Ammannin zur Gotte zu haben, ein hübſches Meitſchi wäre ihm lieber geweſen. Da ich nach Hauſe preſſirte, um nicht zu ernachten, wies er mich auf einen Fußſteg, der eine halbe Stunde näher ſein ſollte.

Kalt blies die Byſe über die Fläche und nahm mir unſanft den Tabakrauch vom Munde weg. Leicht war es mir ums Herz, die letzte Viſite war gemacht beim letzten Götti; in wenig Stunden war ich wieder bei meinem Sprößling, und mich nahm gar ſehr Wunder um wie viel er in dieſem ganzen Tage an Größe und Weisheit zugenommen habe. Freilich flogen auch allerlei ſchwerere Wolken mir durch den Kopf. Ich erfuhr täglich, daß Mädeli mit ſeinem häuslichen Büdjet ſich doch verrechnet habe, und daß wir mehr als 2 L. brauchten in der Woche. Nur für Schmutziges mußte 5—6 Batzen ausgegeben werden. Doch dieſe Wolken flogen raſch vorüber, verjagt durch die immer wieder hervorbrechende Sonne der Vaterfreuden, denen ich mich mit ganzer Seele hingab und die mich auch warm hielten im Bysluft. Da tönte es dicht vor mir in dumpfem Zorneslaut: Zum D.... chaſt nit warte! Ich ſah am Waldesſaum einen Jäger im Anſchlag und hörte nicht weit oben im Gebüſch einen klaffenden Hund, und ſah einen Haſen in den Waldweg ſpringen, einen Augenblick ſtille ſtehen und dann in raſchen zierlichen Sätzen auf uns zukommen. Lue, Lue, do, do! ſchrie ich. Aber der Jäger ſah ſich ſo wild nach mir um, daß das Schreien mir im Munde ſtockte, und als ich in ihm meinen nächtlichen Begleiter und Wegweiſer mit dem fürchterlichen Schnauz erkannte, ließ ich vor Angſt die Pfeife fallen. Da ſtutzte der Haſe, machte eine halbe Wendung und wollte abſpringen, als es knallte aus des Jägers Doppelbüchſe und das Thierchen im Wege ſich wälzte zum Tode getroffen. Raſch ſprang der Jäger hin, hob den Langbein an den Hinterbeinen auf, gab ihm einen Schlag mit der ſcharfen Hand ins Genick und warf ihn wieder auf den Boden hin, wo alſobald der Hund, der auf der Fährte klaffend kam, ihn beſchnoberte und mit dem Mund ihn packte, und gerne eingebiſſen hätte, wenn nicht des Jägers drohendes Auge über ihm geweſen wäre.

Ich gieng auch den Haſen zu beſchauen. Der Jäger, der mit ſeinem ſcharfen Blick mich erkannt hatte, ſchnurrte mich an: man müſſe ein Schulmeiſter ſein, um einen ſo in den Schuß zu laufen; ob ich dann ſein Winken, ſtille zu ſtehen, nicht bemerkt, oder ob ich etwa die nächſte Kinderlehre ſtudirt hätte? Und dann noch ſo zu brüllen wie ein Eſel, ob ich dann glaube, er hätte keine Augen und die Haſen keine Ohren? Es komme mir wohl, daß er eine ſo gute Flinte habe, welcher er auf fünfzig Schritte einen Haſen, auch wenn er ſpitz gegen ihn käme, anvertrauen dürfe, ſonſt wollte er mir noch eins zählen. Ich verſprach mich ſo gut als möglich, aber ärgerlich war es mir, von ihm allemal mit einem Putzer empfangen zu werden. Während er die Flinte ſäuberte und lud, fand ich den Muth ihm zu ſagen, daß er die Schulmeiſter doch apparti auf der Mucke haben müſſe. Das letzte Mal habe er über ſie ſchimpfend mich verlaſſen, diesmal mit gleichem Schimpfen mich begrüßt. Was die ihm zu Leid gethan hätten? Schulmeiſter, das iſt eine lange Geſchichte, ſagte er. Ich habe geglaubt, du ſeieſt etwa g'wundrig geworden und kämeſt einmal wieder, zu vernehmen, was ich damals meinte. Aber ſo ſeid ihr, wenn man euch nicht rühmt, ſo begehret ihr nichts zu hören; darum bleibt ihr auch, was ihr ſeid. Ich verſprach mich damit, daß mir Niemand hätte Auskunft geben können über ihn, obgleich ich mehrere Male nach ihm gefragt. Und dann hätte ich viel zu thun, hätte geheirathet und nicht Zeit unnütz einige Stunden zu verlaufen. Aber wiſſen möchte ich doch, was er denn eigentlich gegen uns habe? Da iſt der Wind zu kalt, ſagte er, und die Sache zu lang, aber wenn du mit mir heimkommen willſt, ſo will ich es dir ſchon ſagen. So lange durfte ich mich aber nicht aufhalten, ohne Mädeli Kummer zu machen, und ſagte von einem andern Mal, daß ich wieder kommen werde. Er lächelte und meinte, es werde mir nicht gar Angſt darum ſein, ob man eine Stunde früher oder ſpäter heimkomme, achte man ſich ſonſt ſo-n-ere Frau d'wege nicht viel. Aber Schulmeiſter, ſagte er, und ſchob den Haſen den Kopf voran in ſeine Jagdtaſche, wenn du ſchon nicht g'wundrig biſt, ſo könnte es mich einmal ankommen, dir nachzulaufen, denn es wäre doch wirklich ſchade, wenn kein Schulmeiſter vernehmen würde, was ich eigentlich gegen ſie habe; es würde vielleicht Mancher weniger handlich ſeine Kuttenfecken ſchwenken, wenn er einmal bündig hören würde, was ſo ein Schulmeiſter abträgt. Da erhob der Hund, der uns wieder verlaſſen hatte, ganz nahe bei uns auf einem langen Fuhrenacker, ein gar wehlich Geheul, und vor ihm her ſetzte ein Haſe in langen Sprüngen dem Walde zu, und von mir weg ſetzte der Jäger, in der einen Hand die Flinte, mit der andern die Jagdtaſche haltend, wie raſend in den Wald hinein, und kaput ſtund ich auf einmal allein und hätte ihm gerne noch etwas geſagt.

Aber verſchwunden war plötzlich die ganze Jagd wie ein wilder Spuck, nur das Anſchlagen des Hundes tönte von ferne her mir zu, aber immer ſchwächer, bis es endlich verhallte, wenigſtens für eines Laien Ohr. Faſt ſo räthſelhaft wie das vorige Mal, faſt wie der wilde Jäger erſchien mir wieder der wilde Mann. Was ich von ihm vernommen hatte, gab ſeiner Erſcheinung auch noch etwas Schauerliches. [illegible] hatte ich ihm nachgefragt, und Alle die ich fragte, ſchüttelten bedenklich die Köpfe. Die Einen gaben ihn aus für einen fremden Räuberhauptmann, der ſich hieher geflüchtet; Andere für ein Landeskind, das nach den Einen ſeinen Vater umgebracht, nach den Zweiten ſeinen Herrn, einen reichen Offizier, erſchlagen. Die Meiſten hielten ihn aber für Einen, der ſich dem Teufel ergeben hätte und hier mit allerlei Teufelskünſten ſich abgebe. Zur Beſtätigung dieſer Meinung wußten ſie eine Menge Belege anzuführen, ſo daß ich mich faſt auf ihre Seite ſchlug, und eben deswegen nicht ſchnitzig geweſen war, ihm einen Beſuch abzuſtatten.

Wenn man ſo darüber nachdenkt, ſo kömmt Einem ſicher nichts ſchöner und feierlicher vor als eine Kindstaufe. Das Kind, das der Herr gegeben, weiht man dem Herrn wieder. Da liegt es vor uns, eine Aufgabe, die all unſere Kräfte in Anſpruch nimmt, von deren Löſung unſer Lohn und unſer Glück abhängt; ein Räthſel, das die Zeit enthüllen wird; eine Gabe, die Gift oder Gold in unſern Händen werden kann; ein klein unbewußt Weſen, für das wir ſorgen ſollen, daß alle Dinge zu ſeiner Seligkeit gereichen, wie der Herr allen denen, die ihn lieben, alles zur Seligkeit gedeihen läßt; ein anvertrautes Gut, das wir regieren ſollen, wie wir wünſchen von Gott regiert zu werden, alſo ein Prüfſtein, an welchem wir erproben, in wie fern wir Gott ähnlich zu werden vermögen. Eine Kindstaufe iſt alſo einer der erhebendſten Tage im Menſchenleben, und nur wer ſie nicht begreift, kann ſich an ihr ärgern, und nur der Vater, der ſeinen göttlichen Beruf nicht vernimmt, kann ſich ihr entziehen. Und wehe denen, welche aus Rechthaberei und Buchſtabenſucht den Vätern dieſe Taufen verdächtigen, und den Kindern rauben die Früchte dieſes Taufens, die Früchte im Vaterherz und im Mutterherz. Unterdeſſen iſts merkwürdig, wie auch die Welt dafür ſorget, die tiefern Eindrücke zu verwiſchen, ja einen Vater gar nicht zur ordentlichen Beſinnung und noch viel weniger zur rechten Empfindung kommen zu laſſen.

Er muß am Morgen dafür ſorgen, daß die Gevatterleute etwas finden zur Stärkung. Er muß Angſt haben, daß ſie ſich vielleicht verſpäten möchten. Er muß daran denken, daß ſeine Frau auch gehörig beſorgt werde und auch etwas zu Hauſe habe. Während der ganzen Taufe muß er daran ſinnen, ob er nichts vergeſſen, und wie er es machen müſſe, daß er nicht gegen irgend Jemand fehle; ob er der Gotte geſagt wie das Kind heißen ſolle, und ob die Gevatterleute (wenn es nämlich Fremde ſind) alle üblichen Gebräuche recht machen und am Ende die rechten Plätze finden werden. Kaum iſt die Taufe aus, ſo muß er die Gevatterleute hüten, zuſammenhalten, wie eine Heerde Flöh, damit ihm Niemand davon laufe; ſeh, kömit, kömit doch! muß er rufen, bis er im Hauſe oder im Wirthshauſe iſt, und ſollte er darüber ſo heiſer werden wie eine alte Aue. Und hat er ſie endlich auch beiſammen, ſo entrinnt ihm doch das Eine oder das Andere, unter irgend einem Vorwande, wieder. Dann muß er den Wirth preſſiren, daß er bald auftragen laſſe, denn die Zeit vor dem Eſſen iſt furchtbar langweilig, man weiß gar nicht was anfangen; denn da viel Reden den Appetit nimmt, ſo will Niemand dieſer Gefahr ſich ausſetzen. Und hat endlich der Wirth die Suppe auf dem Tiſch, ſo ſind die Leute nicht mehr da. Die welche da ſind, muß man zerren und ſtoßen, es iſt als ob ſie keine Beine machen können, und doch mögen ſie kaum warten, bis ſie am Tiſche ſitzen; aber ſich ſchreißen, preſſiren laſſen zu dem, nach dem man lechzet, wie ein Hirſch nach einer Waſſerquelle, das iſt halt der Welt Sitte. Nach den Andern muß man ausſchicken, und vernimmt endlich den Beſcheid: ſie werde öppe cho, me ſoll nume afe näh. Der Kindbettimann weiß nicht, ſoll man warten oder zufahren, und iſt in peinlicher Klemme, der oder die könnten es zürnen. Aber nun preſſirt der Wirth. Es kalte alles, ſagte er, man könne ihnen dänne ſtellen, ſie werden ſchon kommen. Endlich ißt man, und der Kindbettimann muß einſchenken, und ſagen: näht doch, und wenn eins nach dem andern nachkömmt, ſo muß er befehlen, daß man wieder auftrage von der Suppe an, bis dahin, wo die Andern endlich geblieben ſind, und ſollten ſie erſt um vier oder fünfe nachkommen, wie es z. B. des Statthalters Frau und Sohn machten. Und in jedem Wirthshauſe ſind immer Leute am Sonntage, welche vom Schmarotzen leben, die ſtrecken in jede Stube, wo das Kindbettimahl gehalten wird, ihre Naſen. Denen muß er nun ſelbſten es bringen, oder ſich nicht ärgern, wenn Andere es ihnen bringen von ſeinem Weine; muß ſich nicht ärgern, wenn irgend Einer, ohne ſich um die übrige Tiſchgeſellſchaft zu bekümmern, hineinkömmt und mit dem Statthalter ein Geſchäft zu bereden anfängt. Dieſer muß ihm einſchenken, und alles was der Trinkende der Höflichkeit wegen zu thun hat, iſt, daß er mit den Anweſenden Geſundheit macht. Dann wiſcht er mit der obern Hand das Maul und geht wieder, ohne ſich nach dem Gaſtgeber nur umgeſehen zu haben. Und wenn Gäſte und Gevaterleute recht ungenirt ſind und einmal recht gute Leute ſein möchten auf anderer Leute Koſten, ſo warten ſie nicht einmal bis Jemand von ſelbſt hereinkömmt, ſondern ſie wandern in der Gaſtſtube und den Gängen umher, wie die Knechte im Evangelium auf den Kreuzwegen, und wo ſie Einen anſichtig werden, der ihnen anſtändig iſt ſo heißt es: Chumm, thue eis B'ſcheid, nimm eis. Und wehrt ſich der, ſo heißt es: chumm ume, da ſeit Niemer nüt, chumm ume, es thut dem's ſanft.

Wenn nun der Kindbettimann das alles ausgehalten und dazu noch im Kopfe ungefähr in Rechnung behalten, wie manche Maaß der Wirth aufgeſtellt, wie Manchem er friſch aufgetragen, und wenn er noch allgemach immer zu addiren vermag, wie hoch die Rechnung ſich belaufen und ob er es aushalten möge, und das müſſen die meiſten Kindbettimannli thun, ſo möchte ich den ſehen, der im Kopf noch ernſte Gedanken haben kann. Und wenn die Rechnung anfängt überzulaufen und um Franken die Summe überſteigt, welche er dafür angeſetzt, und ſeine Beine ihm unter dem Tiſch zu gramſen und zu brennen anfangen, und noch Niemand zum Heimgehen einen Wank thut, ſo möchte ich den ſehen, welcher ein fröhlich Herz bewahren kann. Und wenn die Gevatterleute zu prügeln anfangen und Teller und Flaſchen in der Stube herumfliegen, und das Mannli weiß, daß er das alles zu bezahlen haben wird, ſo möchte ich den ſehen, der ein fröhlich Geſicht noch machen kann. Und hat er das alles ausgeſtanden, ſo muß er ſich noch ſchönſtens bedanken, und nicht vergeſſen einen Korb packen zu laſſen, um doch auch ſeinem Weibe etwas mitzubringen.

Und zuletzt hat er vielleicht noch über langes Ausbleiben von ſeiner Frau die bitterſten Vorwürfe anzuhören, die auf keine Entſchuldigung, daß es ſich ihm doch nicht geſchickt hätte vor ſeinen Gevatterleuten wegzugehen, hören will. Und wenn zu allerletzt die Frau die Uerti vernimmt und ſie nicht im Verhältniß findet mit dem, was ſie erhalten, ſo kann der arme Teufel von Vater verſichert ſein, daß er auf lange bös Wetter ins Land kriegt. Ich will gerne bekennen, daß es mir nicht ganz ſo gieng, aber doch nicht ganz anders. Die Uerti vernahm ich nicht. Der Wirth meinte, das preſſire nicht, er müſſe noch mit ſeiner Frau reden, es thue mirs ſanft, einmal einen Schoppen bei ihm zu haben. Zu Hauſe empfieng mich Mädeli auch gar nicht ſauer, ſondern ſehr fröhlich, machte mir Vorwürfe, daß ich mich doch ſo mit ihm verköſtige, es hätte ja gute Sachen auf lange. Die Ammannin habe es gar ſchön bedacht, und mehrere Geſpielinnen ſeien bei ihm geweſen und haben gekramet, daß es ſich hätte ſchämen müſſen. Aber vom Brunnen, und wie ich die Kaſſekannen geſegt und es mir geholfen, hätte es auch Manches hören müſſen. Ich ſollte doch auch nicht Kummer haben, daß das Kind, das während der Taufe gar erbärmlich geſchrien, viel Kreuz und Leiden haben werde, welches ſolches Schreien ſonſt bedeute, es hätte ihm alles abgenommen. Ich wußte nicht, was es damit meine, und Mädeli, im Bewußtſein ſeines mütterlichen Werkes, erzählte mir gar freudig: Die Hebamme ſei mit dem Kinde voller Angſt ſchwitzend angekommen aus der Kirche, und hätte ſchon vor der Thüre gerufen: G'ſchwind, Frau, chumm, ſüſch chunnts nit gut. Da hätte ſie ihr erzählt, wie das Kind geweint, und was das bedeute; aber es mache noch nichts, man könne ihm das alles abnehmen.

Geſchwind ſolle ſie Wein geben, und während ſie, die Hebamme, Wein trinke, ſolle ſie, die Mutter, eifrig beten und das Kind b'ſegnen. Da hätte die Hebamme drei Gläſer Wein getrunken in den drei heiligen Namen, und Mädeli dreimal das Unſer Vater gebeten und das Kind b'ſegnet recht andächtig. Ich ſolle ume nur keinen Kummer mehr haben und ſehen, wie das Kind ruhig ſchlafe, wie ſeit langem nie.

Es hätte nicht geglaubt, ſagte Mädeli, daß die Hebamme eine ſo verſtändige Frau ſei, ich ſolle ihr doch das ſchönſte Geld ausleſen, wenn ich ſie bezahle. Wie doch oft die verſtändigſten Weiber in Bezug auf ſich, beſonders auf ihre Kinder, überhaupt in Bezug auf alles, was ſie lieben, abergläubiſch ſind! Sie leben mehr in der Gefühls- als der Verſtandes-Welt, auch die Verſtändigſten. Schade nur, daß dieſe Gefühle ſich oft mehr dem Teufel zu kehren und daher etwas teufelmäßiges annehmen und geſpenſterartig ins Leben treten, als daß ſie ſich Gott und ſeiner Lichtwelt zu wenden, und gläubig aber lichtvoll das Leben verklären.

Am folgenden Morgen wars, als Mädeli mich zum erſten Mal aus der Schule rief. Ich erſchrack, wußte nicht was Ungewöhnliches begegnet ſei, und trat eiligſt in die Stube.

Da hatte Mädeli unſere drei Gläſer aufgeſtellt und eine große Züpfe dazu, und ſagte: es heigs düecht, es mög öppis näh, aber es düechs nit gut, we m'r nit o nähmte, ſo alleine mög es nit. Das rührte mich wieder an meinem Weibchen, und deswegen kam es nicht zu kurz. Wenn nur die Leute glauben wollten, daß die Liebe durch die Liebe bezahlt wird, und Selbſtſucht durch Selbſtſucht.

Als die Schule aus war, mahnte mich Mädeli daran, daß ich doch alſobald unſere Schulden, bei Hebamme und Wirth, bezahlen ſolle, es könne ſonſt nicht ruhig ſchlafen, und erſt dann wüßten wir woran wir wären und was wir noch hätten.

Ich ſuchte alſo unſer vorräthig Geld hervor aus dem Gänterli und aus dem Hoſenſack, und fand zuſammen doch noch 8 Kronen und 20 Batzen, ohne die Einbünde unſeres Kindes, denn dieſe an das Mahl zu verwenden, ſchien uns nicht recht. Dieſe Summe nahm ich mit mir voll Angſt und Bangen nichts mehr heim zu bringen, um Kind und Weib zu erhalten.

Der Wirth nahm mich in die Nebenſtube und rechnete mir auf dem Tiſche mit der Kreide vor, wie viel Wein wir gebraucht und wie viel Thee, und erzählte, daß es viel gebraucht hätte, aber z'Statthalters Bueb ſei geng d'r Wüſtiſch und borg Niemere nüt. Oepper Angerem könnte er es, wie ich da ſehe, nicht unter einer Duble machen; es hätte ja 10 Maß Wein gebraucht: aber weil ich es ſei, ſo wolle er es mit 5 Kronen und 10 Batzen machen. Er hätte mir noch nie etwas gegeben, und ich ihn nie um etwas geplaget; ich hätte es nicht wie Andere, die Einem immer vor der Thür ſeien. Ich hatte mehr gerechnet, und wehrte mich daher noch von dem Weine zu trinken, welchen er mir aufſtellte, ich wolle ihm nicht alle Tage in den Koſten ſein, ſagte ich. Ich ſolle nur nehmen, er wolle es einem Andern denn ſchon machen, ſagte er. Der taxirte ſeine Leute! Nun mochte ich das wohl leiden, wenn er denen, die es vermochten, zu viel anrechnete, und dann den Aermern um ſo viel nachließ. Aber eine ſolche billige ausgleichende Taxation iſt ſchwer für einen Wirth, wenigſtens eben ſo ſchwer als dem Erz. Departement. Ich habe z. B. nie gehört, daß der Wirth, der bei der Gräbt eines reichen Junggeſellen achtzig Maß ſüßen Thee verrechnete, den Ueberſchuß ärmern Hausmannlene habe zu gut kommen laſſen.

Auch die Hebamme machte es billig und forderte nur 4 L., ſo daß mir noch 45 Batzen im Sack blieben. Mit dieſen ſollten wir nun haushalten drei Monate lang, und mein Nebenverdienſt war, auch bei allem Fleiß, ſo viel als nichts; der Schwäher hatte im Winter auch nicht gar viel zu thun, ſo daß wir kümmerlich abbrechen mußten.

Es hätte für das Kind noch ſo Manches angeſchafft werden ſollen, aber wir hatten es nicht. Mädeli tröſtete ſich damit, daß es dem Kinde deswegen doch nicht böſer gehe. Seine Mutter habe immer geſagt, bei einem Kinde ſei Reinlichkeit die Hauptſache, das mache es geſund und munter; dann hielt es mir das Kindlein vor und ſagte, ich ſolle nur ſchmöcken, ob das Kind einen böſen Geruch hätte? während das Kind mancher reichen Bäuerin rieche, wie vierzehntägige Ankenmilch; und ich ſolle nur ſehen, wie ſauber es ſei; es habe ſchon viele Kinder geſehen, die köſtliche Sachen angehabt, aber ſo ſchmutzig, daß es ſie nicht hätte anrühren mögen, und dann hätten die Weiber geſagt: man könne die Kinder nicht immer ſüfer halten, man möge es machen wie man wolle. Aber die Mutter habe albez geſagt, die Weiber probirten es nur nicht. Es war eine Freude meinem Weibchen zuzuſehen, wie es dem Kindlein Rath ſchaffte und wie ſanft und zärtlich es mit ihm umgieng, und doch noch arbeitete dazu, und das Kind nicht zum Vorwand brauchte, um nichts zu thun, oder daſſelbe auf den Arm zu nehmen, um in den Häuſern herumzulaufen.

Eines ärgerte mich an meinem Weibchen, ohne daß ich lange etwas ſagen durfte. Es verlor gar viel Zeit mit plätzen und flicken. Schon Anfangs Winters hatte es faſt einen ganzen Tag damit zugebracht, die Kutte, in welcher ich gewöhnlich Schule hielt, von ihren unzähligen Löchern zu befreien. Damals ſagte ich ihm oft, es ſolle doch nicht ſo Mühe haben, es gebe doch gleich wieder andere Löcher. Da hatte es mir geantwortet, es mache das gar gerne, und wenn es wieder neue Löcher geben ſolle, ſo werde es ſie ſchon wieder vermachen, und dann eins nach dem andern, das brauche dann faſt keine Zeit mehr. Ich dachte bei mir ſelbſt, das ſei vielleicht eine der Schwachheiten, von denen ich gehört, daß ſchwangere Frauen damit behaftet würden. Nach der Kindbette, dachte ich, werde das ſich ſchon geben. Allein ich hatte mich verrechnet. Kaum war irgend ein Loch an mir zu ſehen, oder ein Häftli am Hemdekragen abgeſprungen, ſo legte Mädeli alles andere aus der Hand und fiſelte mit der Nadel an mir herum, oder nahm mir das Kleidungsſtück ab, ja manchmal, wenn es am Abend nicht mehr Zeit hatte, ſo ſtund es am Morgen früher auf und ruhte nicht, bis ich wieder ganz in der Schule erſcheinen konnte. So mußte ich oft herhalten, wenn es mir nicht recht kommod war, und ich fieng an nachzurechnen, wie viel Zeit doch auf ſo dumme Weiſe verſäumt würde.

Einſt war ich eben am Brüten über einer Leichenrede, als Mädeli mit der Nadel herbei trippelte und mir das Häftli am Hemdekragen annähen wollte, da aus dem klaffenden mein Hals etwas kropfartig herausguckte. Da ſchnauzte ich es an, zum erſten Mal, glaube ich: es ſolle mich doch mit ſolchen Narrheiten in Ruhe laſſen, und es wäre beſſer, es würde etwas arbeiten, es ſehe wie kaum wir thun müßten und jedes Stücklein Brot abzirkeln. Mädeli ſah mich ganz erſchrocken an und Thränen traten ihm in die Augen, und wehmüthig ſagte es: Peter, bis doch nit böhn, i cha ja warte bis fertig biſch; aber wie heſt o z'Herz m'r z'Nüttbue für z'ha, ich mache ja von früh bis ſpät u bi nie müßig, und thue, weiß Gott, was m'r mügli iſch. Und natürlich waren die Thränen ins Rinnen gerathen.

Frauen verſtehen gar zu leicht etwas falſch, oder nehmen einen Vorwurf allgemein, der nur auf etwas beſonderes geht. Ich mußte daher erklären, daß ich ihm nicht das Müßigſein vorhalte, ſondern das Machen von Sachen, die nichts abtrügen; denn ob ich ein Loch hätte am Rock oder keins, oder plätzte Hoſen oder blutte Knie, darauf komme doch nichts an, und hoffährtig zu werden ſtehe einem übel an, wenn man längs Stück kein Geld im Hauſe habe. Aber mein Weibchen ward nicht böſe, chupete nicht, ſondern gar milde hielt es mir an, es doch darin machen zu laſſen; es wolle nichts mehr darob verſäumen, ſondern dieſe Arbeit in der Nacht machen. Aber es könne es nicht übers Herz bringen, mich verhudelt in die Schule zu laſſen; es wiſſe was das könne. Sie hätten früher auch einen Schulmeiſter gehabt, der immer wie ein Fötzel ausgeſehen, vor dem hätten ſie gar keinen Reſpekt gehabt, ſondern gar manchmal ſich damit erluſtiget, alle Löcher zu zählen, die er am Leibe gehabt, oder zu meſſen, wie groß Ganzes er an ſeiner Kleidung habe, und ab ſeinem Hals voll Kröpfe habe es ihm manchmal gruſet. Es hätte es immer gedunkt, ein Schulmeiſter ſollte doch nicht ſo verhudelt daher kommen, das ſei nicht anſtändig für ihn, wenn er eine Schulkutte habe wie Küher Stallkutten. Kinder und Kühe, Ställe und Schulſtuben ſollten ſich doch unterſcheiden. Und Hoffahrt ſei das ja keine; im Gegentheil, man brauche viel weniger, wenn man immer flicke; und wenn man immer ganz ſei, ſo brauche man auch nichts Köſtliches, und doch ſehe man darin anſtändig aus. Wenn es mir meine Werktigkutte nicht ſo fleißig zurecht gemacht hätte, ſo wäre ſie ſchon lange in Fetzen und ich müßte meine Sonntagskutte tragen. So redete die Mutter, da lächelte das eben erwachende Kind ihr ganz holdſelig zu, als ob es ſagen wollte: Ja, Mutterli, du heſch recht, und du biſt ein gutes Mutterli.

Da nahmen wir beide das Kind und küßten es beide und wurden einig über demſelben, daß das Mutterli wirklich recht habe. So ward das Kindlein unſer Friedensrichter, und lächelte nun uns beiden doppelt ſo holdſelig.

Dreizehntes Kapitel.

Wenn Noth auch kömmt,
Wenn nur nicht die Liebe von dannen rennt!

Kein Kind konnte ſich auf das Examen mehr freuen als wir, und zwar freuten wir uns wie die Kinder, wegen den Batzen. Als wir am Abend vorher dieſe zählten, hatten wir noch 9 Kreuzer, doch aber keine laufenden Schulden.

Diesmal lief das Examen recht gut ab. Der Herr Pfarrer hatte nichts zu frägeln, und nur einen kleinen Tadel ließ er laufen, den ich aber nicht ſchwer nahm. Er tadelte nämlich, daß die Kinder zum Schönſchreiben aus Büchern abſchrieben, und zwar ehe ſie einen feſten Buchſtaben hätten; das trage ja gar nichts ab und verderbe jede Hand; denn die Kinder ſchrieben da, wie es ihnen in den Kopf käme, und nicht wie es ſein ſollte. Ich entſchuldigte mich gar ſehr, daß es ſchon lange ſo der Brauch ſei, daß ich bereits deswegen Verdruß gehabt. Ich hätte nämlich einige kleinere Kinder noch nicht aus dem Buche wollen abſchreiben laſſen, und da hätten die Eltern gar ſehr mit mir aufbegehrt, ſie wollten nicht, daß ihre Kinder zurückblieben, und ſie wären ſo fürnehm als die andern, welche aus dem Buche abſchrieben. Da hielt der Pfarrer den Vorgeſetzten eine lange Vorleſung über die Grundſätze des Schönſchreibens und die Nothwendigkeit einer ſichern Uebung. Und die Vorgeſetzten ſchauten gerade vor ſich hin und dachten bei ſich ſelbſten: red du nume, bis chyſtig biſch. Als der Pfarrer aber gar lange nicht chyſtig werden wollte, ſagte endlich der

Chorrichter: es ſei immer ſo geweſen, und albez ſeien mehr Leute ſelig geworden, und aus der Kinderbibel ſchreibe man ja ab, das ſei noch Religion, ſo auf ein Blatt könne ein jeder Stürmi kafeln was er wolle; aber er merk wohl, es ſei an der Religion ſehr wenig mehr gelegen. Da wollte der Pfarrer eine andere Vorleſung anfangen über den Zuſammenhang des Schreibens und der Religion, allein der Chorrichter ſagte: Und er ſei der Meinung, daß bei den Kindern alles auf die Religion gezogen werde. Die Kinder hätten Zeit dazu; wenn man einmal erwachſen ſei und werchen müſſe, da könne man ſich damit nicht mehr abgeben. Aber es ſei geng gut, wenn man einmal die Religion gelernt habe, man wiſſe doch nicht, wann man ſterbe; und wenn man alt werde und nicht mehr werchen möge, ſo könne man ſie wieder fürenäh u heig no mengiſch kurzi Zyti dabei. Es iſch geng um d'Ewigkeit! ſetzte er hinzu, und ſchloß da. Den eigentlichen Schluß überließ er jedem ſelbſt zu machen, nämlich: daß man, wenn die fatale Ewigkeit nicht wäre, die Religion für dieſe Zeit eben nicht viel brauchte.

Nachdem endlich jedes Kind ſeine Batzen hatte, bröſmete der Kirchmeier auch mir meinen Lohn aus. Ich zitterte faſt mit den Händen, als ich meine 62 L. 5 bz. einſtrich, und gar gräßlich langſam kamen mir der Pfarrer und die Vorgeſetzten beim Abſcheidnehmen vor. Ich mochte gar nicht warten, bis ich den Haufen Geld vor Mädeli ausſchütten konnte. Aber im Hausgang hielt mich noch die Weckenfrau, die ſich da angeſiedelt hatte, um den Kindern das Geld abzuläſchlen, auf, und fragte mich: ob ich meinem Bübel nicht auch einen Wecken kramen wolle? Ich kaufte nicht nur einen, ſondern vier auf einmal. Ich dachte, das Geld hätte ich ſauer verdient, und es möge ſich doch wohl erleiden auch ein kleines Freudeli zu haben. Andere Schulmeiſter giengen mit Weib und Kindern ins Wirthshaus, das ſei auch nicht bös, aber es koſte doch mehr als vier Wecken, und ſo könne uns doch Niemand vorhalten, daß wir verthünlich wären. O wir lebten nun ganz herrlich an unſern Wecken, und unſer Kind ſchmatzete ſo behaglich an ſeinem ungewohnten Bröckeli, daß wir unſere Herzensfreude daran hatten, und jedes von uns wollte etwas von ſeinem Wecken erübrigen, um dem Kleinen noch einmal dieſe Freude zu machen. Man glaubt nicht, wie unendlich wohl dem Armen die Genüſſe thun, die ihm ſelten werden. Ein Reicher, ein König hat gar keine Vorſtellung davon, wie wohl zuweilen ein Armer nur an einem weißen Brötchen lebt, und wenn er zu einem guten Stücklein Fleiſch gekommen, das ſaftig und fett war, ſo erquickt ihn noch Jahre lang der Gedanke, wie gut ihm daſſelbe geſchmeckt, und ſeine Augen glänzen ihm dabei, als ob er es eben erſt genieße. Solche innige Genüſſe hat kein König, denn nichts iſt ihm ſelten und ungewohnt, und darin liegt wohl die Ausgleichung der ſcheinbaren Ungerechtigkeit in der Austheilung der Genüſſe.

Was mein Weibchen ſtaunte, als ich 62 L. 3 Batzen in einen Haufen vor ihns ausſchüttete! So viel Geld hatte es nie bei einander geſehen, darum ſah es daſſelbe mit ſo freudig glänzenden Augen an, und wagte es faſt nicht den Haufen mit der Hand zu berühren. Jetz, Peterli, ſagte es, jetz cheu m'rs mache, jetz bruche m'r ke Kummer meh z'ha. Jetz hei m'r Geld g'nu. Jetz cheu m'r aſchaffe, was m'r öppe nöthig hei, u thu grad 10 Kronen dännen für d'Orgele. Ich that alſo, aber Mädeli erſchrack ordentlich, als es ſah wie der Haufe ſich verkleinert hatte durch das Wegnehmen der 10 Kronen, und als wir noch einiges Geld davon nahmen, um nothwendige Bedürfniſſe vom Krämer zu holen, da hätte es faſt geweint über den kleinen Reſt. Doch war es nun Sommer, die laufenden Bedürfniſſe ſollten aus dem Verdienſt angeſchafft und das vorräthige Geld geſpart werden können. Dann rechneten wir wieder auf Flachs- und Hanf-Ertrag, rechneten auf etwas Korn u. ſ. w. Aber Mädeli konnte nun nicht ganz mehr ſo viel draußen ſein, das Kind verſäumte doch, obgleich daſſelbe oft mitgenommen wurde auf den Acker und dort auf unſern ausgezogenen Kleidern ſchlafen ſollte. Aber wenn es erwachte, ſo mußte man die Arbeit laſſen und ſich mit ihm verſäumen. Dem Schwäher konnten wir es nicht wohl überlaſſen, er fragte nichts darnach mit Kindern umzugehen, zudem wurde er immer unachtſamer und unbehülflicher. In Zeit einem Jahr hatte es ihm gar faſt böſet. Ich mußte alſo deſto mehr beim Pflanzen helfen und konnte um ſo weniger beim Webſtuhl ſein. Und wenn man nur ſo dazu und davon kann, ſo verrichtet man gar wenig. Und war ich daran, ſo kam hie einer und da einer und ſagte : Schumeiſter, du muſch m'r neuis ſchrybe.

Dabei mußte ich mich viel länger verſäumen gewöhnlich als nöthig war, weil man mir entweder gar nicht zu ſagen wußte, was man eigentlich wollte, oder weil man es ſo breit und verbürſchet that, daß ich nicht daraus kommen konnte. Und während ich die Sache mühſelig ins Klare zu ſetzen ſuchte, ſtopfte der Petent gelaſſen eine Pfeife von meinem Tabak, mit der Entſchuldigung, er hätte vergeſſen zu kaufen, oder ich werde beſſern haben als er. War ich endlich fertig, ſo machten die Einen es wie jener Knecht und ſagten : dankeigiſch! oder koſt's neuis? Andere ſagten : Schumeiſter, we m'r einiſch z'ſäme chöme, ſu zahl i d'r de 'ne Schoppe. Die Dritten fragten wohl : was iſch di Sach, Schumeiſter, und wenn ich antwortete, es ſei nicht d'r werth, öppis z'heuſche, ſo drangen ſie freilich in mich. Es iſt aber merkwürdig, hier die verſchiedenen Töne der beiden Streitenden zu beobachten. Unter ſo Fällen nähme der Eine gerne und der Andere gäbe lieber nichts. Nun wollen beide höflich ſein, der Eine ſich anſtändig weigern, der Andere anſtändig nöthigen. Der Eine will ſo lange weigern, bis hohe Zeit iſt zu nehmen, ehe der Andere mit Nöthigen abſteht; der Andere will ſo lange nöthigen, bis der Genöthigte darauf und daran iſt anzunehmen. Nun paſſen ſie einander auf die Stimmen, um zu unterſcheiden auf welchem Punkte ein Jeder ſei, und wenn Einer glaubt, der Andere ſei darauf und daran ſich zwängen zu laſſen, ſo ſagt er geſchwinde: he nu, weds z'wänge wotſch, ſu z'wängs; es iſch uverſchant, aber du ſolliſch Dank ha z'hundert tuſig Male, und nun nimmt er das Dargebotene, oder er zieht es zurück, je nach dem der Bietende oder der Weigernde den Vorſprung gewonnen, und der Andere iſt kaput und macht ein lang Geſicht und eine weinerliche Stimme. Zu dem Allem ſind ſich dieſer Manövers die meiſten Menſchen nicht einmal bewußt, ſondern ſie üben ſie inſtinktmäßig. Wenn ich viel verſäumt hatte, oder in Nöthen war, ſo ſagte ich wohl auch: he du chaſch m'r gäh, was d'öppe witt, dann kriegte ich manchmal einen halben oder einen ganzen Batzen, und manchmal kramte Einer lange im Sacke, zog verſchiedene Stücke Geld hervor und ſagte endlich: Schulmeiſter, i ha ke Münz, i wills d'r de es angers Mal gäh, vergiß nit u mahn mi dra. Aber der Schulmeiſter durfte nicht mahnen, und wer will es dem Andern, der ſich auf das Gemahntwerden verließ, verargen, wenn er es vergaß?

Nur hie und da gab es auch Einen, der ohne Frage oder ohne Complimente in den Sack längte und mich ordentlich bezahlte, aber leider hatten gar Wenige dieſen Verſtand.

War ich recht lange in der Schulſtube geweſen, wo gewöhnlich ſolche Geſchäfte verrichtet wurden, ſo ſah mich dann Mädeli erwartungsvoll an und fragte wohl auch: ob ich etwas verdienet hätte? Und wenn ich Nein antwortete, ſo ſagte es lange nichts darauf, aber wenn es wieder aufblickte, ſo hatte es trübe Augen. Mädelis trübe Augen, wenn ich immer wieder mit leeren Händen kam, gaben mir endlich den Muth ein Billiges zu fordern denen, die zahlen konnten.

Und daß Mädelis Augen trüber wurden, hatte ſeine gegründete Urſachen. Mädeli ward wieder ſchwerfällig und bläſſer und hatte es in allen Gliedern. Dießmal liefen wir zu keinem Dokter, wir wußten wohl, daß es etwas anders ſei. Allein wie das nun gehen ſollte, konnten wir nicht begreifen. Noch war es nicht Winter und hatten wir doch bereits unſern Schullohn angreifen müſſen, hatten nicht einmal alle 10 Kronen an die Orgel geben können. Mußten nicht nur eine Kindbetti beſtehen, ſondern auch für das ältere Kind ein Bettlein anſchaffen. So hatten wir billig Angſt und Mädeli jammerte: ob es wohl die Haushaltung nicht recht verſtünde? Es möchte gerne wiſſen, wo es fehle? Wenn es an den Haufen Geld denke, den wir gehabt, und an das, was wir noch verdient, ſo könne es gar nicht begreifen, wo all das Geld hingekommen. Wenn es aber dann wieder nachſinne, was unnütz gebraucht oder überflüſſig angeſchafft worden wäre, ſo könne es wieder gar nichts erdenken; wir hätten ja noch ſo viel nöthig, und ſo ſchmal gelebt und im Wirthshaus keinen Kreuzer verthan. Und wenn es dann wieder ſinne, wie andere Leute es machen, denen man gar keinen Mangel anſehe und von denen man nicht wüßte, daß ſie ſo einen Haufen Geld auf einmal erhielten, die noch mehr Kinder hätten und trotz dem immer Geld zu einer Luſtbarkeit, ſo verliere es allen Muth, müſſe ſich im Fehler glauben, müſſe denken, es wäre ein Glück für mich, wenn es ſtürbe, eine andere Frau könnte mir wohl beſſer haushalten; und dann thue ihm dieſer Gedanken, daß es von mir weg müſſe, daß ich eine Andere nehmen würde, ſo weh, daß es ganz wimſelſinnig werde. Dann tröſtete ich und verſuchte nachzurechnen, was wir eigentlich brauchen, und fand von jeder Sache ſo wenig gebraucht, aber daß das Wenige alles zuſammen gethan das Viele ausmache, daß ich es wohl von aller Schuld entheben konnte, aber eben wieder deßwegen nicht allen Kummers für die Zukunft. Wir hatten weniger verdienen können, als wir gedacht. Unerwartete Ausgaben giebt es auch in der unbedeutendſten Haushaltung, und wäre es auch nur ein zerbrochenes Kaffekacheli. Das Jahr war auch keins der beſten geweſen: wir hatten wenig zu verkaufen gehabt, das Brot war um einen Rappen theurer geworden. Wenn man nun alles dieſes zuſammennimmt und bedenkt, wie ſchwer ſolche ſcheinbaren Kleinigkeiten bei einem Einkommen von 62 L. 5 bz. drücken, der wird uns ſicher nicht Liederlichkeit vorwerfen, wie man es ſo gerne bei einem Schulmeiſter zu thun pflegt; wird uns nicht gutes Leben mit Recht vorhalten können — denn wenn man alles kaufen muß, ſo rechne man doch, wohin nur Milch und Brot führen. Gebe man für jedes täglich nur einen Batzen aus, ſo macht dieſer Batzen im Jahr bereits 73 L. Mein liebes Weibchen und ich brachen uns faſt die Köpfe mit Rechnen, wie wir erſparen wollten, und wie erwerben? Und dieſes beſtändige Rechnen im Kopf, das Batzenzählen allenthalben, nicht aus Geiz ſondern aus Noth, verleidete uns wahrhaftig manchmal den Biſſen Brot, und wenn der Mund noch ſo hungerig darnach geſchnappt hatte, ſo quoll es uns doch im Halſe. Denn hätten wir dieſen Biſſen nicht gegeſſen, ſo wäre immer ſo und ſo viel erſpart geweſen. Aber es ſparte jedes an ſich ſelbſten, und den Biſſen, den das Andere aß, gönnte es ihm von ganzem Herzen, ja wir branzten oft mit einander, daß Jedes dem Andern mehr aufdringen wollte: ich dem Mädeli, weil ſein Zuſtand es erfordere, Mädeli mir, weil die meiſte Arbeit mir obliege. So läßt ſich denn doch die Noth noch mit einer gewiſſen Freudigkeit ertragen, weil man gemeinſam und einig trägt, und ein Jedes den größten Theil der Bürde für ſich will. Wenn aber in einer Ehe Keins ſich ſelbſt etwas abbrechen will, ſondern vom Andern alle Entbehrungen fordert, wenn Eins für ſich ſelbſt nicht Koſten ſcheut, dem Andern aber jeden Kreuzer nachrechnet; wenn Eins alle Entbehrungen, denen es nicht entkommen kann, dem Andern zur Laſt legt, ihm allein die Schuld ihres Zuſtandes beimißt und vorwirft — wenn Eins dieß gegen das Andere thut, ſo leiden beide, das Vorwerfende die Hölle, das, welches die Laſt tragen ſoll, das Fegfeuer, denn der unſchuldig Gequälte leidet weniger als der Mißvergnügte. Wenn aber beide einander mit ſcheelen Augen anſehen, Jedes für ſich ſorgen, das Andere ſchmalbarten laſſen möchte, ſo leiden beide, was beide verdienen, die Hölle nämlich. Wie viele ſolche ſelbſtgemachten Höllen giebt es wohl?

Vierzehntes Kapitel.

Je gewaltiger die Noth an uns geht,
Deſto näher der Herr uns zur Seite ſteht.

Gar oft, wenn mein Weibchen ſchweren Muthes wurde und ich nichts anders als mit zu ſeufzen wußte, oder höchſtens zu ſagen: Wart nur, es wird ſcho beſſere, es wird o öppe angers cho! ward unſer Kleine der Mutter Tröſter. Wenn er mit ſeinem Händchen ihre Backen ſtrich, ſein Köpfchen an ihrem Buſen barg und dann mit der Liebe Schalkheit zu ihr aufſah, dann vergaß ſie den Kummer und gedachte nur des Schatzes, den ſie in den Armen hielt, konnte mit ihm wieder tändeln und heiter werden in mütterlicher Luſt, konnte mit ihm wieder zum Kinde werden, theilend ſeine Harmloſigkeit. Es war dieß eine Wohlthat für die Mutter. In aller Bedrängniß hatte ſie ihre glücklichen Stunden: dieſe waren ein Lohn ihres kindlichen Sinnes, der des Kindes kindlichen Sinn nährte und nicht vergiftete. Eltern haben immer trübe Stunden, Stunden des Ernſtes, des Wehs oder des Kummers, trübe wird ihr Himmel und unluſtig wird es unter demſelben. Wohl ihnen, wenn die Kinder die Lüftchen ſind, welche die düſtern Wolken zu verjagen vermögen, wenn an der Kinder Himmel der ihrige ſich aufklärt, wenn der Kinder Himmel auch der ihrige noch werden kann. Dann haben ſie eine große Wohlthat empfangen, ihr Alter wird ein heiteres ſein und ihrer Kinder Jugend eine frohe; dann genießen ſie ein hohes Glück, denn was helfen alle Güter der Erde, wenn die Seele ein finſterer Sinn umnachtet, durch den keine Sonne mehr dringt, nicht einmal eines Kindes Lächeln! Und was vermag dagegen ein heiteres Gemüth nicht zu ertragen und zu entbehren?

Und wo dem frohen Kindesſinn mürriſches Weſen, ſaure Mienen entgegentreten oder ein maßleidiges ermattetes Geſicht, wo ſeine Fröhlichkeit nicht wiederſcheint auf der Eltern Geſicht, wo es immer nur heißt: Häb di ſtill, gang dänne, wotſch ſchwyge, lue was d' aber gemacht heſch, g'ſehſt wie d'b'ſchiſſe biſch, ſchäm di, thu doch nit ſo wüſt; und wenn es, wenn das Kind flattiren will, heißt: gang dänne, loh mi doch rüehig, mach o öppis! wo das Kind beſtändig nur Gewitterwolken ſieht auf der Eltern Geſicht oder verdrießlich Regenwetter, wo es nichts hört als einzelne Donnerſchläge oder langweilige Plätſchern des Regens; da trübt ſich auch ſein Himmel, ſein froher Sinn tritt zurück, ſeine Jugend wird verkümmert, das luſtige fröhliche Kind wird ein trauriger Menſch in vielfachem Sinn. Und wie viele ſolcher traurigen Menſchen ſchleppen ihre Gebeine durch die Welt, tragen in ſich ein mißvergnügt Gemüth, machen Gott und Menſchen ein mißvergnügt Geſicht und ſterben mißvergnügt, wie ſie mißvergnügt gelebt!

Dieſer Sünde nun haben wir uns nicht anzuklagen, wir wurden gar zu gerne wie die Kinder und nicht zu oft. Freilich wurde ich manchmal eiferſüchtig, wenn mein klein Bubli eine Gewalt über die Mutter hatte, die ich nicht kannte, wenn er mit einem Blick viel mehr vermochte, als ich mit meinem ſo gut gemeinten: Wart ume, es wird ſcho beſſere. Aber wenn der kleine Schalk ſeine Kraft an mir erprobte und auch mich unterjochte, dann vergaß ich die Eiferſucht, und gab mich der gleichen Macht fröhlich hin. Kömmt aber dieſe Macht der Kinder über die Gemüther der Eltern nicht von Gott, damit die alten Gemüther friſch und geſund bleiben möchten? Aber Eltern! verwechſelt dieſe Gewalt über eure Stimmung nicht mit der Gewalt über euern Verſtand, welche den Kindern, obgleich ſie auch darnach ſtreben, nie zugelaſſen werden darf. Da ſollt ihr Meiſter bleiben und an euerm Verſtande ſoll des Kindes Verſtand ſich aufrichten und läutern bis er ſtark geworden, gerade wie ſein kindlicher Sinn euer Gemüth erfriſchen, kindlich erhalten ſoll. Beides verwechſelt niemals mit einander, ſonſt giebt es Unglück.

Aber das Kind lächelte nicht immer, g'fetterlete oft für ſich, ſchlief oft, dann fehlte der Mutter dieſer Tröſter. Da nahm ſie, je näher ihr ſchwer Stündlein rückte, um ſo mehr ein Buch zur Hand. Betbücher erſt, dann immer mehr das Teſtament. Es rühre ſie vielmehr an, als die Betbücher, ſagte ſie. Es ſei doch kurios, ſagte Mädeli, und es wiſſe nicht, wie das komme, es habe das alles ſchon manchmal geleſen, aber es habe ihns nichts Wunder genommen, obſchon es nicht gewußt, was das alles bedeute, es habe gemeint, die Hauptſache ſei, daß man das Vorliegende leſen könne. Jetzt aber ſei ihm gar wunderlich, gerade wie wenn etwas in ihm aufgegangen wäre. Es fühle ſo ein G'luſt in ihm, das was es leſe und beſonders im Teſtament zu verſtehen, was es eigentlich auch bedeute, und es könne manchmal von einem Vers gar nicht fort, weil es gerne wiſſen möchte, was damit geſagt werden ſolle. Es komme ihm nun kommod, meinte es, daß es einen Schulmeiſter hätte, der könne ihm nun das alles erklären. Ja, du mein Gott, da war ich am Zaun, denn Bibel- und Worterklärung war gar nicht meine ſtarke Seite. Ich ſollte von Jeruſalem erzählen, von den dortigen Feſten, von den Phariſäern, Zöllnern und Sadducäern, was ſie geweſen und warum man ſie ſo geheißen. Mädeli hätte gar gerne das gelobte Land und den Tempel ſich recht deutlich vorgeſtellt und verſuchte es immer in der Einbildungskraft ſie ſich zu vergegenwärtigen, aber ich vermochte nicht, den rechten Stoff dazu zu geben, um ein Bild daraus zuſammen zu ſetzen. Wenn ich dann ſo verſtummete und weniger wußte als Bileams Eſelin, ſo ſagte mir mein Weibchen: Zürn doch recht nüt, aber i ha g'meint, e Schulmeiſter wüß das alles.

Ich wußte gar nicht, was für ein Geiſt auf einmal in mein Weib gefahren, und wenn es nicht nach dem Leſen immer aufgeheiterter geweſen wäre, ſo hätte ich dieſen Geiſt verkannt. Freilich gieng es ſchonend mit mir um, und fragte mich immer weniger Dinge, von denen es glauben konnte, daß ich ſie nicht wiſſe. Aber es redete doch noch gerne mit mir über das Geleſene und den Sinn deſſelben, über den ich zu meiner Schande noch nicht gedacht hatte und von meinem Weibchen in deſſen tiefer Auffaſſung bedeutend beſchämt wurde. Einſt ſagte es mir nach tiefem Sinnen: Warum glaubſt du, daß die h. Schrift da ſei? He, daß man daran glaube und folge! Su los doch Peterli: Darum ſage ich euch: ſorget nicht für euer Leben, was ihr eſſen und trinken werdet; auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet; iſt nicht das Leben mehr denn die Speiſe, und der Leib mehr denn die Kleidung? Sehet die Vögel des Himmels an. Denn ſie ſäen nicht, ſie erndten nicht, ſie ſammeln nicht in die Scheunen, und euer himmliſche Vater nähret ſie doch, ſeid ihr denn nicht beſſer als ſie? Wer iſt unter euch, der mit Sorgen ſeiner Länge eine Elle zuſetzen möge? Und warum ſorget ihr für die Kleidung? betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie ſie wachſen, ſie arbeiten nicht und ſpinnen nicht. Doch ſage ich euch, daß auch Salomo in aller ſeiner Herrlichkeit nicht bekleidet geweſen iſt, als derſelben eine. So denn Gott das Gras auf dem Felde alſo kleidet, das doch heute ſteht und morgen in den Ofen geworfen wird, ſollte er nicht vielmehr auch euch kleiden? O ihr Kleingläubigen! Darum ſollt ihr nicht ſorgen und ſagen: was werden wir eſſen und was werden wir trinken, oder: wie werden wir uns kleiden? Denn nach ſolchem allem trachten die Heiden. Denn euer himmliſche Vater weiß, daß ihr das alles bedürfet. Trachtet aber am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch dieſes alles zugegeben werden. Darum ſorget nicht auf den morndrigen Tag, denn der morndrige Tag wird

für das Seine ſorgen. Es iſt genug, daß ein jeglicher Tag
ſeine eigene Plage habe. — Peterli, heſch die Verſe kennt?
fragte mein Weib mich. Ich mußte es bekennen. Da fragte
ſie wieder: Aber warum heſch mi nit d'ra gemahnt und heſch o
ſo mit m'r kummeret? Ich hätte nicht daran gedacht, mußte
ich wieder antworten, und dann könne man nicht alles halten,
man habe ja genug zu thun nur mit den Geboten. Aber, Ma,
iſch de das nit o gebote u ſoll me nit na alle Gebote Gottes
afa z'lebe, u hei m'r de numme probiert, das z'halte u nit ſo
z'kummere u o em liebe Gott öppis z'traue? Emel i nit, u
das düecht mi je länger je 'ne größere Sünd, ſo em liebe Gott
nüt z'v'rtraue u nüt z'glaube; u es heißt ja, d'r Glaube macht
ſelig, u g'hört das nit o zum Glaube, daß d'r lieb Gott denen,
ie er lieb het, alli Ding zur Seligkeit leiten werdi, u daß m'r
it kummere ſölli für das, was erſch chunt?

U na dem Gebot Gottes bei m'r gar nüt probiert z'lebe.
Man könne doch nicht immer an alles denken, war meine ver-
gene Antwort. Los, my liebe Ma, i bi ke Schumeiſter u no
luetjung, aber es düecht my, das ſyg gar e große Fehler, daß
ne G'ſchrift ume ſo uſem Papier het u we me ſe lieſt, ſo lat
ne ſe uſem Papier; es düecht mi geng, me ſötts ſo da yche näh
s Herz, da würd me ſcho dra däiche, wes Zyt wär. Aber me
t G'ſchrift G'ſchrift ſy u d'r Mönſch blybt e Mönſch. I cha
länger je minger ſo ganze Capitel leſe ſo drüber e weg, i
uß mi geng b'ſinne by allem u möchts nie meh vergeſſe, u je
ch i ſinne cha, deſt bas wirds m'r, es düecht mi de fry, es
ig ſcho öppis b'ſchoſſe by m'r. G'rad jetz han i ſo nache
ſinnet über die Verſe u ha g'funge, m'r wüße doch eigetlich
t, warum m'r ſo kummere, m'r heige doch no nie hungerig
m Tiſch müſſe, ſyge alli g'ſund u d'r lieb Gott heigis Friede
h u-ne liebe Bueb, u mit üſem Kummer chönne m'r is
uſam verſünge, daß er is zeigt, wie's no ganz angers cho
önne.

Vor meines Weibchens einfachem, verſtändigem Sinn ſtand ich wie ein Schulknabe, und ich gedachte an die Worte des Herrn: daß den Unmündigen geoffenbaret ſei, was den Weiſen verborgen geblieben; daß: was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht, das athmet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Was daſſelbe hier ausgeſprochen, war nicht bloß ein frommer Anflug, die Aeußerung einer guten Stunde, ſo gleichſam ein Riß in den täglich waltenden Nebel um ein gereiztes oder ſchwaches oder ſinnliches Gemüth, ſondern es war und blieb tiefer Ernſt, der im Ringen gegen den Kummer ſich zeigte.

Meine Frau hatte auch geleſen, daß Niemand werde gekrönt werden, es ſei denn, er kämpfe recht, und ſo kämpfte ſie auch. Sie kämpfte gegen die Stimmung, die in ihrem Zuſtande ſo leicht kömmt und bei unſerer Lage um ſo entſchuldbarer war, kämpfte treulich und nicht ohne Segen, und wenn ſie wanken wollte, ſo las ſie die ſchöne Stelle noch einmal und erhob an ihr ihr Gemüth. Sie erfuhr es, daß wer an das Wort nicht nur glaubt, ſondern es auch in ſich aufnimmt, ſein Haus auf einen Felſen gebaut hat und nicht mehr jedem Wind der Laune, jeder Strömung des Gemüthes Preis gegeben iſt.

So ward ſie von ihrer ſchweren Stunde ereilt und gebar glücklich und leicht ein Mädchen. Er war ein ſchönes, wunderbares Kind. Es hatte große, tiefblaue Augen und einen unbeſchreiblichen Blick in denſelben. Es ſah einen ſo milde, ſo verſtändig und bedeutungsvoll an, daß es einem ordentlich ſchaurig um die Bruſt ward. Man kam unwillkürlich auf den Gedanken, das Kind bringe ſeine Augen mit aus einer höhern Welt, bringe Grüße mit von Oben und Bewußtſein. Die Weiber ſagten: So ein ſchönes Kind hätten ſie nie geſehen. Die Mutter wiegte es andächtig auf den Armen und wer geſehen hätte, wie beide einander in die Augen ſahen, würde es nie vergeſſen. Es war, als ob zwei Engel einander wieder gefunden hätten und als ob die Geiſter durch die Augen ihrer ſterblichen Hülle ſich entbinden und eins werden wollten. Die

Mutter lächelte ſo innig und glücklich auf das Kind herab, das Kind ſah ſo ſinnig und warm zu ihr auf, es war ordentlich als ob man geſehen hätte, wie die Blicke ſich fänden und umfaßten. Wie wir uns doch des Kindleins freuten! Es war, als ob es unſer Erſtes wäre und aller Kummer war vergeſſen. Sogar unſer alter Papa hatte ſeine Freude daran und behauptete: es gleiche akurat ſeiner verſtorbenen Frau.

Am dritten Tage begann es unruhig zu werden und ließ gar ängſtliche und wimmernde Töne hören, wie wenn es Jemand riefe in großer Angſt und Noth. Ein Kind ruft der Mutter nie umſonſt. Wenn ſie es nahm, ſchien es ruhiger zu werden, doch kam etwas Leidendes in ſeinen Blick, das nicht mehr verſchwinden wollte. Wenn es die Mutter anſah, ſchien es, als möchte es ihr gar gerne klagen ein tiefes Weh; wir dachten nicht, daß es ihr klagen wollte, ſo bald ſchon von einer lieben Mutter weg zu müſſen. Zuckende Schauer fuhren ſchnell und gewaltſam durch den kleinen Körper, es verbarg uns oft den Stern ſeiner Augen, damit wir ſeinen Schmerz und Kampf nicht ſehen, uns daran gewöhnen möchten, in ihm unſern Stern wieder ſchwinden zu ſehen. Eine fremde Gewalt ſchien ſich über ihns zu legen und mit gewaltigem Druck das kaum erwachte Leben niederringen zu wollen. Ohne Erbarmen wurde gerungen, des armen Kindes Lippen wurden blau und der Schaum ſtand auf denſelben. Eine Nachbarin, die wir in unſerer Angſt herbei gerufen, ſagte uns ganz trocken: mit dem ſei es vorbei, da helfe alles nichts mehr, es habe die drückenden Giechteni. Und damit gieng ſie weg, ſich entſchuldigend, ſie habe den Schweinen ob und es würde anbrännten, wenn ſie nicht gienge.

Da bebte meine Frau zuſammen, daß ſie ſich niederſetzen mußte mit dem Kinde, das ſie auf ihren Armen hielt. Ach Gott, das wird öppe nit ſy. Er wird is nit ſo hert welle ſtrafe, bet doch, bet, daß Er uns das Kind laſſe. Ich nahm unſer Gebetbuch und ſetzte mich an die düſtere Lampe. Ich fieng halb weinend an zu leſen ein Krankengebet, und las recht andächtig. Ach nit ſo, Peter, nit ſo, ſagte ſie, das b'ſchüßt nüt, da heißts nüt vo üſem King, bet doch recht vo ihm u daß Er is es lövh. Ich blätterte ein ander Gebet auf und las noch andächtiger. Ach das hilft ja o nüt, bet doch ſelber, bet us d'r ſelber, was d'r z'Sinn chunt, aber doch recht vo üſem King. Ich ſtand auf von meiner Lampe, das Herz voll Angſt, Angſt über das Kind, Angſt vor dem Beten, denn ſo hatte ich ja nie gebetet, für mich ſelber aus mir ſelber. Da fiel mein Weib in ihrer Seelenangſt auf die Knie und rief zu Gott: Ach Vater, lah-nis das King, nimms nit wieder, es ſoll nüſt dys blybe, es ſoll üſes Engeli u dys Engeli blybe u üſem Heiland wey m'rs bringe alli Tag, bis es nimme von-ihm laht. M'r weys ja uf de Hände trage u wey d'r alli Tag danke d'rfür, u wey nimme Kummer ha u de näh, wie du's laſch cho, aber das King, das King nimm m'rs nit, das lah-nis, d'r tuſig Gottswille! Brünſtig ſah ſie nach oben, die Thränen floſſen ſtrömend über ſie nieder und das Kind hielt ſie auf den Armen, ans Herz gedrückt. Da zuckte es auf einmal an ihrem Herzen, und wie ſie niederſah, reckte es ſich noch einmal aus, dann wards ſtille, öffnete noch einmal ſeine Aeugelein der Mutter zu, ein Lächeln flog über ſein Geſichtchen, dann ſchloſſen ſich langſam die Aeuglein wieder. Das Lächlen ſchien zu einem Engelein verkörpert von ſeinem Geſichtchen ſich aufzuſchwingen, und mit ihm war ſein Geiſt entwichen. Sein Körperlein regte ſich nimmer wieder, ſeine Aeugelein blieben geſchloſſen für immer.

Vorwurfsvoll ſah die Mutter zum Himmel auf, der Krampf, der des Kindes Herz verlaſſen, ſchien ihr Herz zu erfaſſen. Heftig ſchluchzend, beugte ſie ſich über die kleine Leiche, forſchend nach Athem. Als ſie keinen fand, wankte ſie dem Bette zu, legte dort nieder die Leiche, ſich darüber, und wurde von Schmerz und Jammer ſo erſchüttert, daß das Bett mit ihr bebte. Auch mich hielt das Weh um dieſen Tod wie mit eiſernen Klammern umſpannt, allein der Zuſtand meines Weibes weckte mich aus meiner Betäubung. Ich verſuchte zu reden mit ihm; der Krampf im Herzen duldete keine Antwort und ich fürchtete jeden Augenblick, daß es erſticken würde. Endlich gelang es mir, es auf das Bett zu legen, mit Waſſer den Krampf zu löſen. Aber die Leiche, die ich in ihr Bettlein tragen wollte, ließ es nicht aus ſeinen Armen, und ſo legte es ſich ſtille zurück und winkte mir, ſtille zu ſein und mit Reden es nicht zu quälen. So ſaß ich dann in der dunkeln Kammer zwiſchen meinem lebenden und meinem todten Kinde, gedachte bald des todten bald des lebendigen, und wie mir ſein möchte, wenn der Todesengel mir auch dieſes entführen würde. Dann mußte ich es betrachten, ob es noch lebe, noch den Athem ziehe; dann traten mir die Thränen aufs Neue in die Augen, und Leid und Angſt ſprudelten mächtiger im Herzen auf. Und der Knabe ſchlief ſo ſüß und hold, die Aermchen über ſeinem Kopfe zuſammengebogen, und fröhliche Träume riefen flüchtige Lächeln auf ſeine blühenden Wangen. Vom Jammer der Mutter hatte er nichts gehört, das Leid des Vaters ſah er nicht, der Stern des Schmerzens und des Kummers, gebracht durch der Erde Vergänglichkeit, war noch nicht aufgegangen über ſeinem Haupte, leuchtete noch nicht in ſeinen Schlaf hinein.

Und ſo ſaß ich ſtille die Nacht hindurch, nur leiſes Schluchzen, nur tiefe Seufzer hörte ich von meinem Weibe, und wenn ich fragte nach ſeinem Wohl, ſo drückte es mir leiſe die Hand und winkte mir, ruhig zu ſein. Der Morgen begann zu dämmern, ſchüchtern wagten nach und nach die Lichtſtrahlen ſich hinein in unſer Stübchen; und als ob ſie voll Mitleids wären, zogen ſie nur allgemach und leiſe den Schleier der Nacht von der Scene des Todes und des Jammers. Wüſt und in Unordnung trat das Stübchen ins Licht. Blaß und bleich fanden mich die Morgenſtrahlen halb ſchlafend auf dem Stuhle; aus dem Bette begrüßte ſie ein andächtiges Auge und gefaltete Hände hoben ſich dem Lichte entgegen, und auf der Wiege glänzte der erſte Sonnenſtrahl und brach ſich golden in den Locken meines lebendigen Kindes. Da fuhr ich auf aus trübem Traume und wollte in die Küche hinaus, etwas Warmes zu machen, für uns beide ſo nöthig nach der durchſeufzten Nacht. Aber Mädeli hielt mich feſt, bat, ich möchte noch nicht weggehen, es hätte mir etwas zu ſagen. Nicht beſchreiben könne es mir, erzählte es, wie es ihm geweſen ſei, als es das Kind todt am Herzen gehabt. Zum erſten Mal in ſeinem Leben ſei ihm die Quelle des Gebetes aufgeſprungen im Herzen, und habe ſo heiß und glühend dem Vater im Himmel ſich ergoſſen. Es habe eine Kraft im Herzen gefühlt, daß es geglaubt hätte, wenn es um ein Königreich bitten würde, ſo müßte der Vater im Himmel es ihm geben; auch gar kein Zweifel ſei in ihm aufgekommen, daß Er ihm nicht das Leben des Kindes ſchenken werde.

Und als es ausgebetet hätte, ſei das Kind verſchieden! Da wäre es ihm geweſen, als ob eine glühende Hand das Herz aus ſeinem Leibe reiße, oder als ob tauſend Berge auf einmal über ſeiner Bruſt zuſammenſtürzten, als ob ein ungeheurer Schlund bodenlos in ewiger Finſterniß es verſchlinge. Sein Glaube hätte es verlaſſen; es iſt kein Gott, habe es in ſeinem Herzen gedonnert, ein ewiges Nichts hätte es in unnennbarer Schreckniß angegähnt, und an die Leiche hätte es ſich angeklammert, um eine Leiche zu werden, um das Bewußtſein zu verlieren, daß der Menſch doch nichts anders ſei als eine werdende Leiche, ob ihm kein Gott, vor ihm keine lebendige Ewigkeit, nur ein ewiges unerſättlich Grab. Es kann ſich Niemand die fürchterliche Empfindung denken, wenn man in Liebe und Vertrauen an den Vater im Himmel ſich angeklammert zu haben glaubt und nun plötzlich ergriffen wird vom Wahnſinn: es iſt kein Gott, und jeder Pulsſchlag uns zuruft: es iſt kein Gott, dein Glaube iſt eitel! Ich wußte auch eine Zeitlang nicht, ob ich lebe oder geſtorben ſei, ſagte es. Lange habe es nichts denken können, ſondern nur gewimmert und gewehbert in unendlichem Schmerz. Allmählig ſei ihm die Beſinnungskraft wiedergekommen, aber lange habe die ſeinen Gott nicht wieder gefunden. Wie ein Ertrinkender hätte es an allen Zweigen ſich halten wollen, aber alle ſeien ihm in der Hand geblieben, fort und fort hätte es ihm in den Ohren geſummſet: wenn ein Gott wäre, er hätte dich gehört, wenn die Bibel Wahrheit wäre, dein Kind lebte noch; heißt es nicht : wer bittet, dem wird gegeben werden, wer anklopfet, dem wird aufgethan werden; heißt es nicht, daß man nicht zweifeln müſſe, wenn man empfangen wolle, und haſt du gezweifelt? Und immer tiefer ſei es geſunken ins Elend, und ſchwarze, kalte, gräßliche Verzweiflung hätte ihre graulichen Netze immer dichter um ſeine Seele gewoben. Der Leib war dem Tode nahe, die Seele verlor das klare Bewußtſein und rang zwiſchen Traum und Ohnmacht. Da ſei ihm geweſen, als ob in dieſer ſchwarzen Nacht ein klein Lichtlein heraufkäme, nur ſchwach glimmend, nur wenig Licht ſpendend, und in dieſes Lichtleins Schein ſah es ſeines Kindes Lächeln wieder, das über deſſen Geſichte ſchwebte, als es von uns ſchied. Es ſei ihm geweſen aber, als ob das Kind wieder lebendig wäre und ſein Lächeln hold und gläubig Jemand zuwende. Und da ſei aus der Dunkelheit eine Geſtalt heraufgekommen, mild und lieblich anzuſchauen, dieſer habe das Kind ſeine Aermchen entgegengebreitet. Da habe dieſe Geſtalt das Kindlein auf ihre Arme genommen und die Hand auf deſſen Haupt gelegt. Das Geſichtchen des Kindes habe ſich ganz verklärt, es ſei geweſen als ob Flügel wehten an ſeinen Schultern, und ſeine Augen habe es ihr wieder zugewandt gar freudig und hell erglänzend wie Karfunkelſteine. Auf einmal hatte Mädeli erkannt, daß es der Heiland ſei, der ihr Kind halte und ſegne; und wie es das gedacht, hätte er den Finger gegen ihns aufgehoben, als ob er ſagen wolle. Weib, wenn du Glauben hätteſt! und in der Hand hätte es die

Nägelmale geſehen und auf einmal daran gedacht, daß auch er in großer Leidensnoth geweſen und gebetet habe: Vater, iſts möglich, ſo gehe der Kelch von mir vorüber, doch nicht mein Wille ſondern dein Wille geſchehe; und daß der Leidenskelch nicht von ihm vorübergegangen ſei, daß er ihn habe austrinken müſſen bis zum letzten Tropfen, daß er dann aber auch auferſtanden ſei am dritten Tage zum Zeichen: daß ein Vater im Himmel ſei, der höre und den Gehorſam ſegne. So wie es das dachte, ſei das Licht größer geworden und glühend wie die Sonne, und die beiden Geſtalten ſeien immer ſchöner und himmliſcher geworden und hätten es immer holdſeliger angeſehen. Es ſei ihm geweſen, als ob ganze Strahlen der Liebe aus ihren Augen in ſein Herz führen, und in einem Glanze, den ſeine Augen nicht hätten ertragen mögen, ſeien der Heiland und das Kind verſchwunden. Da hätte ſich der Krampf in ſeinem Herzen wohl gelöſt und einen Augenblick hätte es geglaubt, auch es ſei im Himmel. Aber bald, als es dunkel geworden, ſeien die Nebel des Zweifels wieder über ſeine Seele gezogen, hätten die Erſcheinung verdächtigt, und wie wenn böſe Geiſter um ſein Bette wären, die es höhnten und auslachten um ſeines Aberglaubens willen, ſei es geweſen. Es ſei ein ganz wunderlicher Zuſtand geweſen. Wie im Traum ſeien ihm allerlei Geſtalten erſchienen, und doch hätte es denken können und ſtreiten mit dem Böſen. Die böſen Geiſter wären faſt mächtig geworden über ihns, und ihr Hohngelächter habe ſich wieder glühend in ſein Herz gewühlt. Da hätte es aber gerungen gegen dieſe Anfechtung. Wohl ſei die Erſcheinung verſchwunden geweſen und nicht wiedergekehrt, aber wie an einem Rettungsanker habe es ſich an dem Worte feſtgehalten: Vater, iſts möglich, ſo gehe dieſer Kelch an mir vorüber, doch nicht mein ſondern dein Wille geſchehe. Und je mächtiger die Zweifel aufwogten, je eindringlicher die böſen Geiſter lachten und hohnten, deſto feſter habe es ſich an dieſem Worte gehalten, deſto inbrünſtiger ſie ſelbſt gebetet und immer zweimal: doch nicht mein ſondern dein Wille geſchehe. Da ſeien ihm zuletzt dieſe Worte recht eigentlich ins Herz gewachſen und ſeien zu einer Ruthe geworden, vor welcher Zweifel und Geiſter geflohen wären, und aus ihr ſei dann Balſam gefloſſen ins geängſtigte Herz und der Glaube neu geworden: Es iſt doch ein Gott und ein guter Vater, der hört ſeiner Kinder Flehn. Aber da ſei es gar weich und demüthig geworden und habe nun erkannt, wie ſehr es geſündiget an Gott, wie ſündlich gebetet. Es habe das Leben des Kindes nicht Gottes Willen anheim geſtellt, wie der Heiland ſein Leiden, ſondern es von Gott gefordert. Habe nicht gedacht, daß ſeine Weisheit und Güte am beſten wiſſe, was fromme, was ſein müſſe, und der kurzſichtige Menſch froh ſein ſolle, daß der liebe Gott nach ſeiner Weisheit abſchlägt und gewährt und nicht nach des Menſchen kurzen Gedanken. Und daß es dann vom Glauben gefallen und in der Prüfung ſo ſchlecht beſtanden ſei, das habe ihm wieder ſo Angſt gemacht und dazu ſei noch der Gedanke gekommen: hätte es nicht ſo gebetet, ſondern gläubiger und vertrauensvoller, das Kind lebte noch, der Herr habe es ihm zur Strafe ſterben laſſen; oder wäre es nicht ſo verzagt geworden, ſo hätte er es vielleicht aus dem Scheintod wieder erweckt, und es jetzt müſſe nur leiden, was ſeine Sünden verdient. Das habe ihm auch wieder ſo weh gethan und immer mit dem Gedanken habe es gekämpft: der liebe Gott ſtrafe doch hart, es hätte doch ja recht innig gebeten, und wenn Mutterliebe und Mutterangſt zudringlich würden in ihren Bitten, ſo ſollte er ihnen um ihrer Schwäche und ihrer Liebe willen es verzeihn. Aber auch gegen dieſen Gedanken habe es hart geſtritten und ihn nicht aufkommen laſſen, wollte die Schuld auf ſich nehmen, die Strafe mit Geduld ertragen, beten: Herr, ſtets ſtrafſt du gelinder, als es der Menſch verdient.

Es habe dann ſeinem Gott recht innige Gelübde gebracht, nie an ihm mehr zu zweifeln und ſeiner gütigen Leitung: ihm alles anheim zu ſtellen und nicht mehr ſo zu kummern: immer das Gute zu betrachten, was Er gebe, und nicht dem nachzuſinnen, was drücke auf des Menſchen ſinnlichem Gemüthe.

Das alles habe es dem lieben Gott ſagen können, wie es mir es ſage, das Herz ſei ihm aufgegangen, es wiſſe nicht wie es hätte zu den meiſten Menſchen nicht ſo reden können und dürfen. Da ſei aber auch eine unbeſchreibliche Tröſtung über ihns gekommen, es hätte ſo recht tief im Herzen empfunden, daß der liebe Gott es lieb habe und ihm helfen werde. Es ſei auch mehr und mehr überzeugt geworden, daß der Tod ſeines Kindes nicht eine Strafe für ihns geweſen, ſondern vielmehr ein Ruf zu Gott. Der liebe Gott habe ſeine Schwäche erkannt und wie es ihm noch fremd und ferne ſei, da hätte er Mitleid mit ihm gehabt und eines ſeiner tauſend Engelein zu ihm geſandt, um ihns näher zu rufen zu ſeinem Throne. Und dieſes Engelein habe Kindesgeſtalt angenommen und nur die himmliſchen Augen behalten, und mit dieſen habe das Engelein die Mutter angezogen, feſtgehalten und nicht losgelaſſen, bis ſie zuſammen in des Vaters Schoos gekommen. Und weil es ein Engelein geweſen, ſo hätte es wieder ſterben müſſen leiblich und nicht auf der Welt bleiben können. Daß das Sterben es auch gefreut und daß es wohl gewußt, es habe die Mutter gerettet, das habe man ja an ſeinem Lächeln geſehen. Und da der liebe Gott ſo hoch es gewürdigt, durch einen eigenen Engel es zu rufen, ſo wolle es ihm geheiligt bleiben; und es glaube es, es könns. So ward mein Weibchen durch den Tod eines Kindes geheiligt, es war ihm zum Engelein geworden, das ihm ſein klein Händchen bot über die hohe Schwelle, welche den irdiſchen Sinn von Gott trennt; aber das Engelein zog mit Engelskraft und die Mutter überſchritt die Schwelle und wandelte nun in Gott, d. h. ſie reinigte ſich ihm zu einem heiligen Tempel und erfüllte jede Pflicht in ſeinem Namen und liebte alle mit ſeiner Liebe und verdammte Niemand, ſondern überließ das Gericht dem, der geſagt hat: Ich will vergelten.

So that ein todtes Kind an ſeiner Mutter. Mütter ſo können und wollen euch alle todten Kinder thun, denn es waren alles Engelein, geſandt euch zu Gott zu führen, euch zu ſühnen mit ihm, euch nicht zu entfremden der Welt, ſondern euch auch mit ihr zu ſühnen. Aber leider verſtehen nicht alle die Stimme der Engel.

Aber auch die lebendigen Kinder ſind Engel Gottes, geſandt die Eltern zu heiligen, zu erheben, zu ſchützen und zu bewahren. Und zum Danke dafür, was thun viele Eltern an den Kindern?

Doch noch viele Engel gehen durch die Welt. Die Feuerflammen ſind Engel des Herrn und auch die Waſſerſtröme; Bettler ſendet der Herr aus und ruft uns durch ſie bald zur Weisheit, bald zur Barmherzigkeit. Steine legt uns der Herr in die Wege und läßt den Thau fallen zu unſern Füßen, Alle ſind Engel Gottes. Durch ſie geht des Herrn Stimme für und für an unſer Herz, und er erſcheint uns in jedem Buſche, in jeder Quelle, die aus den Felſen ſpringt. Ach, wer doch Augen hätte, ihn allenthalben zu ſehen! Ach, wer doch Ohren hätte, ihn allenthalben zu hören!

……

Fünfzehntes Kapitel.

Wie die Leute den lieben Gott kennen!

Als es Morgen ward, kamen Weiber zu uns, die gehört hatten, unſer Kind werde ſterben. Sie brachten allerlei mit, dem Kind und der Mutter zur Labung; denn in ſolchen Fällen reut ein weiß Brötchen oder eine Züpfe oder ein halb Pfund Kaffe eine Bäuerin nicht.

Du haſt doch recht, ſagte eins der Weiber zu meiner Frau, thuſt du nicht ſo wüſt und nöthli wie menge Göhl. Dem Kind iſt es wohl gegangen, es iſt manchem ab. Ja, ſagte eine Andere mit bedenklichem Geſichte, wenn es nur wegen dem wäre, ſo hättiſt Recht, aber es iſt noch wegen etwas anderem. Wenn es nur getauft geweſen wäre, ſo wollte ich nichts ſagen, aber ſo ungetauft kann mich das Kind doch erbarmen, denn kein Menſch weiß jetzt, wie es ihm geht. Ja, du haſt recht, ſagte die Erſte, an das habe ich gar nicht g'ſinnet. Es ſind mir auch vier Kinder geſtorben, Gottlob! aber Gottlob keins vor der Taufe. Ich glaube, ich hätte mich hinterſinnet. Em liebe Gott mah me ſe wohl gönne, aber em Tüfel ne nadiſch Bott nit, vor dem gruſets m'r, u we-ni zweu Doze Ring müßt b'halte. Mi ſeyt zwar, ſi chömme nit i di hingeriſti Höll, aber es wird vornache o no heiß gnue ſy. Die arme Tröpf!

Das ſtieg mir gewaltig zu Gemüthe. Dieſen Glauben, der noch allgemein aus der alten Katholizität her verbreitet iſt, daß alle Kinder, welche nicht getauft ſtürben, verdammt würden, kannte ich gar wohl, ich hatte aber nie darüber nachgedacht. Ich hatte wohl einmal geleſen, daß der weichherzige bekannte Stilling ſich ihrer angenommen hätte, indem er in ſeinen Geiſtererſcheinungen die Jungfrau Maria unter dieſe Kinder als Lehrgotte verſetzte, um ſie auf den Himmel gehörig vorzubereiten. Als es nun aber mein eigen Kind betraf, da gieng es mir tief zu Herzen. Ich bebte vor dem Gedanken, daß ein holdſelig Weſen in des Teufels Gewalt gekommen ſein ſollte, aber Widerlegung wußte ich keine. Es war ſo angenommen, und nach Gründen frägt man bei angenommenen Dingen nicht. Ich lief die Stube auf und nieder und fühlte eine Beklemmung zum Schreien; aber mein Weib im Bette blieb ruhig. Als endlich die Weiber fort waren mit ihren ſonderbaren Tröſtungen, beugte ich das Haupt auf meines Weibes Bett nieder und begann zu ſchluchzen wie ein Kind. Mein Weib ſtreichelte mir die Haare und wollte mich tröſten, daß ja das Kind in ſeine Heimath gegangen und nur hergeſandt worden ſei, uns in unſerm Glauben zu prüfen und zu befeſtigen. Ich konnte lange nicht antworten. Endlich rangen mir ſich die Worte auf: Aber wie cha is de es King Gott zuführe, wes ſelber z'Tüfels iſch, wil's nit tauft worde? Da richtete ſich mein Weibchen im Bette auf und ſagte mir: Wie chaſch doch das glaube u denke! Ich bin kein Schulmeiſter, fuhr es fort, ich weiß nicht, warum die Weiber ſo was ſagten, und warum dieſer Glaube iſt. Allein ich habe das ganze N. Teſtament durchleſen und kein Sterbenswörtchen darin gefunden, daß ungetaufte Kinder nicht ſelig würden. Ich habe aber gefunden, daß Jeſus ſagte: man ſolle die Kinder nur zu ihm kommen laſſen, denn ihnen gehöre das Himmelreich. Nun glaube ich der Bibel und mit dem, was die Bibel nicht ſagt, können die Leute mich nicht erſchrecken. Und Peter, ſagte Mädeli und nahm mich bei der Hand, und wie kannſt du glauben, daß unſer Kind des Teufels ſein ſollte? Haſt du es recht angeſehen und ſeine lieben treuen Augen? Haſt du gehört, was ich dir erzählt, wie ich dieſe Nacht gerungen und wie mir der liebe Gott ſo nahe gekommen, daß ich glaubte, ich ſei an-ihm ab, und daß es mir iſt, als ob ich ihn noch jetzt im Herzen hätte? Nein, Peter, glaube doch ſolche Dinge nicht, ich empfinde in meinem Herzen, daß ſie nicht wahr ſind, ich habe in mir ein Zeugniß dagegen, das ich für göttlich achte, ſo gut als die Stimme meines Gewiſſens. Darum, mein liebes Mannli, weine nicht, tröſte dich und freue dich, daß unſer Kind bei Gott iſt. Denn das iſt es. Und laß uns trachten, daß wir nie weiter von Gott kommen als dieſes Kind iſt, dann, glaube mir, fehlt uns die Seligkeit nicht. Nun gehe nur zum Pfarrer, es ihm anzugeben zur Begräbniß, mir iſt faſt ſo wohl als es unſerm Kinde iſt, denn ich habe es in des Heilands Armen geſehen, und wo mein Fleiſch und Blut iſt, dahin glaube ich auch zu kommen.

Mein Weib redete mir da wunderlicher als ein Pfarrer, und ſeine innige Ueberzeugung überwältigte mich auch, denn wahre Ueberzeugung, ſo recht von Herzensgrund ausgeſprochen überwältigt immer, und ſehr oft auch der Schein davon.

Ich band ein ſchwarz Halstuch um und wanderte hin zum Pfarrer. Auf dem Wege ſtiegen mir meine eigenen Gedanken wieder auf und der alte Glaube fieng wieder an zu ſtreiten gegen meines Weibes übernächtigen Glauben, machte meinen Glauben unſicher, brachte mich dahin, zu glauben, meinem Weibe ſei nicht recht im Kopfe, ſonſt hätte es ja den Heiland nicht geſehen, und die Weiber hätten doch recht. Von neuem kam die Angſt in meine Seele und ich brachte ſie recht groß zum Pfarrer, der mich um meinen Verluſt bedauerte. Ach, ſagte ich, ich wollte mich darein ergeben, wenn es nur getauft worden wäre. Warum? ſagte der Pfarrer. Ach, wenn es öppe jetzt nicht ſelig werden ſollte!

Glaubet ihr das auch? fragte er. Aparti nit, aber die Weiber haben meiner Frau gar große Angſt gemacht, antwortete ich; mich ſchämend für mich, ſtieß ich mein Weib hinein; wie es übrigens noch mancher Andere macht, die Weiber ſchieben auch häufig die Sachen auf ihre Mannen. Und wenn ein Weib ſagt: My Ma wotts, my Ma hets g'ſeit, my Ma het bifohle, ſo kann man darauf zählen, daß unter hundert wenigſtens ſechzigmal die Frau dahinter ſteckt. Der Pfarrer ſagte: er könne doch nicht begreifen, daß die Leute ſo feſt an einem alten Vorurtheil hiengen, das durchaus keinen Grund habe. Ich fragte: wie es dann möglich ſei, daß ſo ein Vorurtheil ohne Grund entſtehen könne? Ich würde es gerne zum Troſt meinem Weibe ſagen. Schulmeiſter, ſagte der Pfarrer, die Sach iſt die. Die Juden glaubten daran, daß alle Heiden von böſen Geiſtern beſeſſen ſeien, daher, wenn ſie Heiden zu Proſelyten machten, ließen ſie dieſelben untertauchen im Waſſer, gleichſam als wenn die böſen Geiſter dadurch erſäuft würden. Jeſus hatte nicht lange die Taufe als Sinnbild der innern immer fortdauernden Reinigung befohlen, als der Glaube, der Menſch ſei vor der Taufe vom

Teufel beſeſſen, ſich einſchlich, und weil bei ſeiner Taufe Jeſus vom h. Geiſte bewillkommt wurde, ſo glaubte man, es ſei der heilige Geiſt, der ins Waſſer komme, den Teufel eigentlich austreibe, das Inwendige des Menſchen ganz rein mache, ſo daß er in dieſem Augenblick ohne Sünde ſei. Um dieſes Glaubens willen ließen manche Leute ſich nicht taufen bis zu ihrem Ende, um dann gleichſam friſch gewaſchen ohne alle Sünde in den Himmel zu kommen, und ſo den Himmel gewiß zu haben, während bei einer frühern Taufe ſpätere Sünden den Zugang leicht verſchließen können. Aber man konnte unerwartet ſterben ohne Taufe und blieb dann dem Teufel unabänderlich und unwiderruflich: am Schlagfluß z. B., wo viele Leute bei jedem Ausſprechen des Wortes Schlagfluß hinzuſetzen: Gott b'hüt is d'vor. Daher fieng man an früher zu taufen, ſo früh als möglich, denn der Gefahr des Sterbens war man vom erſten Tage an ausgeſetzt. Man taufte alſo junge Kinder und das konnte man recht gut, ward ja im A. Teſtament auch die Beſchneidung am achten Tage verrichtet und ſagte Chriſtus kein Wort, wie früh oder ſpät man taufen ſolle. Nach langem Streit wurde der neue Gebrauch allgemein, aber der alte Glaube, daß Ungetaufte des Teufels ſeien, blieb, blieb nicht nur unterm Volk, ſondern ward auch Kirchenglauben, obgleich er durchaus keinen Grund in der Bibel hatte. So war z. B. in der Stadt Büren in der dortigen Kirche ein Muttergottesbild, von dem man behauptete, alle ungetauft geſtorbenen Kinder würden in deſſen Armen auf ſo lange wieder lebendig, daß ihnen das Sacrament der Taufe könne gegeben werden. Man kann denken wie unendlich viele Kinder zu demſelben gebracht wurden und wie viele Eltern weinten, als man es bei der Reformation verbrannte. Obgleich das Bild verbrannt wurde, blieb doch der alte Glauben. Es iſt ſonderbar, wie mancher Aberglauben der Vorzeit ſo feſt den Leuten in den Köpfen ſitzt, während ſo manche alte ſchöne Wahrheit nie in die Köpfe will. Habt ihr nie bemerkt, Schulmeiſter, daß wenn euch eines Tages Kinder unrichtig antworten und ihr verbeſſert die Antwort, ſtellt das Rechte dar und ihr kommt morgen wieder und fraget: was ihr geſtern gehabt? die Kinder euch das Unrichtige repetiren als verhandelte Wahrheit und von der wirklichen nichts mehr wiſſen? Wenn man übrigens den Glauben der Menſchen unterſuchen würde, den Glauben, der auf ihr Leben eigentlich Einfluß hat, man würde da wunderliches Zeug finden, man würde finden, daß an dieſem Glauben die Bibel den wenigſten Antheil hat. Dieſer eigentliche kurſirende Volksglaube wechſelt etwas im Laufe der Zeiten, aber langſam, und wenn derſelbe einmal mit dem Bibelglauben zuſammentrifft, dann iſt's gut, aber leider ſind wir noch nicht da. Nein, ſchloß der Pfarrer, geht nur und ſagt eurem Weibe, der Heiland, der ſagte: Laßt die Kindlein zu mir kommen, denn ihnen gehört das Himmelreich, der Heiland, dem alle Gewalt gegeben iſt auf Erden und im Himmel, der wird nicht Kinder laſſen geboren werden und ſterben, um ſie dem Teufel in ſeine Klauen zu befördern. Ein ſolcher Glaube iſt eigentlich Unſinn und Gottesläſterung, und wenn ich eure Frau ſehe, ſo will ich ihr eins abkapiteln.

Da bat ich, er ſolle ihr doch recht nicht ſagen, daß ich ihm geſagt, ſie glaube ſo etwas, ſie würde es ungern haben, ich wolle ſie jetzt ſchon tröſten und ihr ſagen, woher dieſer Glaube käme.

Das ſonderbare Uebereinſtimmen meiner Frau mit dem Pfarrer nahm mir die Angſt, und andächtig brachte ich des andern Morgens früh die kleine Leiche, die wir vorher noch brünſtig geküßt hatten, dem Todtengräber auf den Kirchhof. Derſelbe hatte das kleine Gräbchen in der Dachtraufe gemacht und gar nicht tief. Ich frug ihn: warum er es gerade hier gemacht, wo es ihm mehr Mühe gegeben hätte. Er ſah mich kurios an und ſagte endlich: ich ſei ja ein Schulmeiſter und werde das wohl wiſſen. Endlich, nachdem ich meine Unwiſſenheit augenſcheinlich an Tag gelegt, dadurch aber nicht wenig an meinem Reſpekt einaebüßt hatte, ſagte mir der weiſe Todtengräber Folgendes: Je näher der Kirche man begraben werde, deſto ſicherer ſei man vor den böſen Erdgeiſtern, und da ungetaufte Kinder nicht durch die Taufe vor ihnen geſchützt würden, ſo thue man ſie an die Kirche, um durch die Kirche ſelbſt beſchützt zu werden. Dann thue man ſie ins Dachtrauf, damit ſie noch hier getauft würden. Wenn nämlich der Pfarrer das Taufwaſſer b'ſegne, ſo werde alles Waſſer in und an der Kirche zu Taufwaſſer (d. h. der h. Geiſt komme in daſſelbe), ſo daß, wenn es einmal ſtark regne zu ſelber Zeit, ſo werde auch Regenwaſſer auf dem Dach Taufwaſſer, und wenn es nun hinunterrinne und bis zu dem Kinde dringe, ſo werde das Kind im Boden ſo gut und gültig getauft als das Kind in der Küche.

Wie doch die Leute erfinderiſch ſind, dem Teufel die Menſchen aus den Klauen zu reißen, wenn ſie todt ſind, und wie ſorglos ſtürzen ſie ſich in ſeine Arme, ſo lange ſie lebendig ſind. Wie Angſt iſt es ihnen um die Seligkeit Anderer und wie ſchnöde ſpielen ſie um die eigene! Freilich nicht mit Karten wie jene berühmte Spielerin z. H., welche, als ſie kein Geld mehr hatte, ihre Seligkeit einſetzte ſtatt 6 Kreuzer und dieſelbe auch richtig verlor, aber ſie vergauggeln ſie mit Thaten und Worten gleichgültig und leichtſinnig. Wie Angſt iſt es ihnen um ihre ungetauften Kinder und um ihre Seligkeit, und ihre getauften führen ſie dann dem Teufel ſelbſt zu durch Beiſpiel und Anreizung, durch Sorgloſigkeit und Liederlichkeit. Sie blaſen in ihnen das Böſe eigenmäulig an und lachen dazu; „es macht nüt, es macht nüt,“ meinen ſie, und wenn dann endlich die Flamme der Sünde über ihren Häuptern zuſammenſchlägt, ſo ſchreien ſie Mordio: brönn nit, brönn nit! Ihre todten Kinder ſoll der liebe Gott abſolut haben, ihre lebendigen gehen ihn nichts an. Ihre todten Kinder ſollen zunächſt an die Kirche, ihre lebendigen halten ſie ſchnöde und muthwillig davon zurück, fluchen dem Pfarrer, wenn er ſie hineinbringen will, und ſagen dem Schulmeiſter wüſt, wenn er eine halbe Stunde länger Kinderlehre hat. So ſind die Leute voll Widerſprüche und woher kommen die wohl? Die kommen eben daher, daß der Aberglaube ſie regiert und nicht der Glaube, daß Hirngeſpinnſte ihre Religion ſind und die Wahrheit von ihnen ausgeſpuckt wird, daß ſie Alles glauben, nur nicht das, was von Gott kömmt. Und woher kömmt dieſer verkehrte Sinn? Der kömmt daher, weil die Menſchen thun wollen, was ſie ankömmt und nicht, was Gott will, weil ſie beharren wollen im Ungehorſam und doch die Seligkeit nicht wollen fahren laſſen. Sie wollen die Früchte von Jeſu Leben und Tod, aber Früchte, die ſich der Beſſerung geziemen, die wollen ſie nicht bringen. Darum erſinnen ſie ſo Widerſinniges und glauben ſo Widerſinniges. Aber was wird das einſt für ein Erwachen ſein aus ſolch ſelbſtgemachtem Lug und Trug?

Sechszehntes Kapitel.

Ein Tod und eine Theilung.

Es war eine feierliche Stimmung in unſern Herzen. Auch in unſerm Häuschen war es uns faſt, als ob wir in der Kirche, als ob der Herr zu uns eingekehrt wäre. Eine unausſprechliche Gewalt zog mich näher zu meinem Weibchen, und zärtlicher fühlten und thaten wir nicht gegen einander in den verrufenen Flitterwochen; nur war in der Zärtlichkeit etwas Gediegeneres und in unſern Gemüthern klang etwas Sonntäglicheres (ich weiß ihm keinen andern Namen zu geben) als Anfangs. Unſere Liebe hatte ſich im Feuer der Noth bewährt und im Glauben geläutert und erhoben. Freilich ſtund ich da unendlich tief unter meinem Weibchen, aber eben das Gefühl, daß es in Glaubenskraft über mir ſtund, machte, daß ich mich um ſo feſter an daſſelbe ſchloß, mich an ihm hielt in den Stürmen, die über uns daher brauſten. Da bewährte es ſich gar herrlich, daß alle Dinge, denen die Gott lieben, zur Seligkeit dienen müſſen. Achtet euch in der Welt eines Ehepaars, das Gott nicht liebt, wo jedes im Grunde des Herzens nur ſich ſelbſten liebt, wie da jedes Unglück trennend zwiſchen ſie trittet, ihre Herzen ſpaltet und durch dieſe Spaltung jedem Unglück ein dreifach Gewicht giebt. Achtet auf ein ſolches Ehepaar, wenn Unglück kömmt, wenn Bedrängniß einreißt, wenn ein geliebtes Kind ſtirbt, wenn Krankheiten ſich lagern über eins oder beide, wenn Hoffnungen auseinander gehn, Wünſche brennen und nicht gelöſcht werden können, wie da die Herzen blosgelegt werden und ans Tageslicht kömmt, was man unter künſtlichem Flitter, zärtlichen Blicken, ſüßen Worten, artigen Mienen, ſchlau verborgen hatte. Keines trägt die Bürde gerne, glaubt das Andere Schuld an derſelben, glaubt, wenn ſie beide ſich nicht zuſammengefunden, ſo wäre auch dieſes Unglück nicht, wäre man nicht in ſolcher Bedrängniß; ſchiebt die Bürde dem Andern zum Tragen hin und ſchüttelt ſich unwillig über ſeinen Theil, wird verdrießlich und ärgert ſich über die Art und Weiſe, wie das Andere trägt. Dann kömmt es vom Aerger zu ärgerlichen Worten und aus beiden bildet ſich das Verhältniß heraus, das beſteht zwiſchen einem Zügel und einem Pferdefuß, der übergeſprungen iſt. Es entſteht eine Reibung, beide leiden, und je größer das Leiden wird, deſto ſtärker wird die Reibung; und je heftiger die Reibung wird, deſto weniger iſt an ein Loskommen zu denken, wenn nicht etwa der Zügel bricht. Und wenn auch der Zügel bricht, ſo hat man am Bein noch ein ſchweres Doktern. So iſt jedes Unglück für jedes ſündige Gemüth ein dreifaches Unglück.

Wer will es mir wehren, wenn ich behaupten will, jede Berührung der Außenwelt mit unſerm Herzen erzeuge einen chemiſchen Prozeß, und je nach der Beſchaffenheit des Herzens erzeugen ſich in ihm bei dieſer Berührung Dämpfe — Stimmungen, und je nach den Dämpfen ein Niederſchlag — Worte und Thaten. An dieſen Dämpfen und dieſem Niederſchlage eben erkennt der Menſch, weß Geiſtes Kind er iſt. Iſt das Herz ein verdorbenes, und welche ſind es eigentlich nicht, ſo ſteigt bei der Berührung Verdorbenes auf zur Plage des Menſchen, wie verdorbene Kinder eine Qual der Eltern ſind; und dieſe Plage iſt die Geißel, die zur Erkenntniß bringen, den Staar ſtechen, den Menſchen dahin bringen ſoll, daß er ſein Herz zu heilen ſucht. Zu dieſer Heilung ſind Heilmittel da, und ſobald das Herz zu heilen beginnt, ſobald es Gott über Alles und den Nächſten als ſich ſelbſt zu lieben beginnt und ſich nicht mehr zum eignen Herrgott macht, entſtehen aus ſeiner Berührung mit der Außenwelt — andere Dämpfe, ein anderer Niederſchlag. Was auch aus der Außenwelt das Herz berühren mag, je liebender das Herz wird, je ſüßer und lieblicher werden die Dämpfe, deſto fruchtbarer und ſegensreicher der Niederſchlag, ja je härter die Außenwelt an das Herz ſchlägt, deſto hellere Funken ſprüht die Liebe, deſto inniger werden die Stimmungen, deſto herzlicher ſich jede Aeußerung in That und Wort. Die Heilung trägt in ſelbſt den Lohn und giebt glücklichere Stimmungen und glücklichere Verhältniſſe und als größtes Glück die merkwürdige Umwandlung, daß fortan Glück und Unglück, kurz Alles, was aus Gottes Hand kömmt und das menſchliche Herz berührt, heiligend auf daſſelbe einwirkt, ſtatt wie früher als Verſuchung verführend und ſündigend, daß alſo in eigentlichem Sinne des Worts Alles zu ſeiner Seligkeit dienen muß.

Wer ein Eſel iſt, wird mich um dieſer Bilder willen als ein Materialiſt verſchreien. Wer etwas witziger iſt, aber doch nicht witziger als halbwitzig, der wird dieſe Zeilen leſen, ſie aber nicht begreifen, und nicht begreifen, daß er ſie nicht begreift, oder gar wie eine gewiſſe Frau von einer gewiſſen Predigt ſagen: das berlinerlet afange. Wer aber ganz witzig iſt, wird auf das Allerwenigſte die Bemühung nicht mißkennen, etwas recht anſchaulich zu machen, was die meiſten Menſchen nicht verſtehen und doch alle verſtehen ſollten. Nämlich das Verhältniß unſeres Herzens zur Außenwelt, und die Art und Weiſe, wie beide ihre Kinder zeugen und was für Kinder.

Mein Weibchen und ich plauderten nun gar oft von ernſten wichtigeren Dingen zuſammen, es war als ob uns ein Blatt vor dem Munde weggefallen wäre. Ob dieſen Reden verſäumten wir unſere Arbeit nicht, das Kleinſte wurde um ſo treulicher verrichtet. Aber dieſe Reden verhüteten, daß wir nicht kleinlichten unbedeutenden Dingen, Zufällen u. ſ. w. eine Wichtigkeit beilegten, die ſie nicht hatten; eine Wirkung auf uns, die mit ihrem Werthe in keinem Verhältniß ſtund, ihnen nicht geſtatteten. Es muß jeder Menſch wichtige, wichtigere und wichtigſte Dinge haben, jeder Menſch hat Etwas, auf das er beſonder Gewicht legt, dem er einen eigenen Einfluß auf ſich geſtattet und dem er Anderes unterordnet. Nimmt der Menſch nun nichts an ſich Wichtiges in ſich auf, ſo erhebt er eine Lumperei auf den Thron und betet ſie an. Eine Frau die Schweine, eine andere den Kopfputz, eine dritte die Fehler des Nächſten, eine vierte die Mägde und eine fünfte ihre Nerven. Ebenſo von den Männern, die einen ihre magern Aecker und die andern ihre dumme Perſon, die dritten (beſonders die Diplomaten) das Eſſen, die vierten das Geld und die fünften ihren Stammbaum, deſſen Ende man aber ohne langes Steigen in einem Schwefelholzlädelchen finden möchte. Es achten darauf wenige Menſchen, darum findet man ein ſo kleinlichtes Treiben in der Welt, ſo eng eingeſchrumpfte Herzen, eine ſo arge Abgötterei, daß einem die Haare zu Berge ſtehen möchten. Das iſt aber auch eine Kunſt, die nicht im Wirthshauſe gelehrt wird, im Kleinſten getreu zu ſein und das Höchſte im Herzen zu tragen.

Wir hatten einen ſolchen Anker, der uns oben erhielt, aber nöthig, denn wir erfuhren die Wahrheit des Sprüchwortes, daß ſelten ein Unglück allein kömmt und daß es dem Hiob nur gegangen wie vielen andern Menſchen auch. Kaum hatte ſich der Schmerz um unſer Mädchen verklärt zu einem wehmüthigen, freundlichen Andenken, als Mädelis Vater zu kränkeln begann. Er klagte häufig über Schwindel und Mattigkeit. Man gab ihm an, ein gutes Glas rother Wein ſei gut dafür. Eines Morgens ſetzte er ſich auf ſein Schuhmacherſtühlchen und wollte unſerm Kleinen einen Schuh flicken. Kaum hatte er den Leiſten im Schuh und beugte ſich auf ſeine Arbeit, ſo fiel er Kopfüber in die Stube hin. Der Kleine, der ihm zugeſehen hatte, erhob ein mörderlich Geſchrei, und wir beide, die draußen geweſen waren, ſtürzten hinein und fanden den Vater bewußtlos am Boden. Mit Mühe brachten wir ihn auf das Bett und wieder zu ſich, aber reden konnte er nicht mehr, der Schlag hatte ihn getroffen. Der Arzt ließ ihm zu Ader, verordnete Einreibungen, das ſchwindende Leben wurde feſtgehalten, allein der Glieder Gebrauch blieb verloren. Von ganzem Herzen willig thaten wir, was wir konnten, zügelten ſelbſt ins Gaden hinauf, warteten ihm ab und verſchafften ihm das Nothwendige, was er brauchen konnte, in Speiſe und Trank. Auch wurde dem Kranken, nach der Sitte in einigen Gegenden, viel gekramet, was uns einigermaßen Erleichterung verſchaffte. Es iſt dieß eine ſehr ſchöne Sitte, wenn der Kranke nur nicht damit oft eine Fülle von Dingen erhielte, welche im höchſten Grade ſchädlich ſind. Wenn ein krankes Kind z. B. neun Lebkuchen auf ſeinem Bette liegen hat, ſo kann man ſich denken, wie bald es geſund werden wird.

Und wie man ſolche Krankenbeſuche ſich zu Nutzen machen kann, mag man aus folgendem Beiſpiel lernen. Ein ſchlauer Fuchs, der ſein Leben mit Kniffen zugebracht und eines Jeglichen Schwäche zu benutzen wußte, lag ſchwer krank.

ſo daß man ans Sterben dachte und er ſelbſt auch. Aber ein Mohr ändert ſeine Farbe nicht. Ein ehrlich einfältig Bäuerlein beſuchte ihn auch. Der Sterbende dankte gar ſchön, rühmte die Theilnahme der Menſchen und wie Viele ihn beſuchen thäten. Wenn er wieder z'weg kommen ſollte, ſo wolle er keinem vergeſſen, ſondern einem jeden daran denken. Und damit er keinen vergeſſe, habe er ein G'ſchrift z'weg gemacht, wo jeder ſeinen Namen darein ſchreiben müſſe, ſie liege dort, er ſolle es auch thun. Das Bäuerlein, das wohl ſeinen Namen ſchreiben, aber keine G'ſchrift leſen, und wenn ſchon leſen, doch keine verſtehen konnte, dachte bei ſich ſchon an das ſchöne Geſchenk, das er erhalten, oder an die Mahlzeit, an die er eingeladen werden könnte, und kratzte ohne Komplimente mühſelig ſeinen Namen hin. Nach Jahren kam eine Schuldbekenntniß von 1000 Pfund zum Vorſchein, in welcher das Bäuerlein mit ſeiner Unterſchrift als Schuldner ſich bekannt hatte. —

Wenn die Leute kamen und den Vater ſahen, ſo war ſelten Eins unter ihnen, das nicht ſagte: dä machts nimme lang, aber da geits ihm gut u Niemerem übel. Das ſagte man ganz ungenirt vor dem Kranken, und recht grauſig war es anzuſehen, wenn er zu ſolchen Reden mit ſeinen ſtarren verzogenen Augen die Leute anſah, ihnen zunickte und etwas röchelte. Mädeli weinte dann gewöhnlich, dann ſagten ihm die Leute: He, du Göhl, plär doch nit, werche chan-er doch nümme, u ha cheut er 'ne o nit geng, wenn wieder es Kind muſch ha, wotſch de im Gade obe kindbette? Das wurde ſo mir nichts dir nichts verhandelt vor dem Kranken.

Mir war es Angſt wegen Mädeli, die in andern Umſtänden war, Tag und Nacht keine Ruhe hatte, die Haushaltung machen, die Pflanzungen beſorgen ſollte. Ich fürchtete, ſie halte es nicht aus. Aber Gott giebt dem Menſchen in der Noth wunderbare Kräfte. Ueberhaupt liegen im Menſchen viel mehr Kräfte, ein größeres Maß von Kräften und beſonders eine weit größere Spannkraft, als man ahnet. Man g'fätterlet im Grunde nur im Leben und mit dem Leben.

Nach ungefähr ſechs Wochen wiederholte ſich der Schlagfluß und der liebe Gott rief den alten müden Meiſter zu ſich. Es iſt das Sterben ſo geheimnißreich und ahnungsvoll, daß auch die roheſten Menſchen ſtille werden in einem Sterbezimmer, auf den Zehen gehen, den Athem leiſer ziehen und nur reden in der höchſten Noth. Es iſt als ob den Menſchen ergreife das Wehen einer höhern Welt, als ob er fühle, dieſe Welt ſei nahe getreten und ihre Geiſter walteten unſichtbar um ihn herum, löſten den verwandten Geiſt aus der ſterblichen Hülle und führten ihn mit ſich ihre Wege.

Eine Leiche hatte für mich etwas unendlich Schauerliches. Da liegt nun ſie, die ſterbliche Hülle, die Schaale, dem Zerbrechen geweiht! Nun endlich wird man es inne, was der Leib eigentlich ſei. Aber wenn man bedenkt, was dieſe ſterbliche Hülle vorgeſtellt, wie ſie ſich ſelbſt dargegeben als etwas, während ſie nichts war, wieviel ſie bedeutet, als das thieriſche Leben in vollen Adern ſchlug, wenn man dann den eigenen Leib betrachtet und ſeine Anſprüche, und gedenket, daß er auch bald ſo liegen werde, eine abgeſtreifte Hülle, ein leer Futteral, ein werdend Staubhäuſchen, dann bebt der Menſch in ſich zuſammen und beginnt zu denken an das, was in dieſer leeren Hülle wohnte und in ſeiner noch wohnt, und welche Geiſter dieſen Geiſt gelöſt und ſeinen löſen werden, und wohin mit ihnen ziehen?

Es iſt ſchauerlich, eine Leiche zu berühren, mir läuft es dabei kalt den Rücken auf und heiß durch alle Glieder, und das Herz zuckt zuſammen als ob der Tod es bereits mit ſeiner eiſigen Hand gefaßt hätte. Ich war daher meinem Weibchen eine ſchlechte Hülfe, und ein Glück für ihns war es, daß bei ſolchen Gelegenheiten die Nachbarsleute ſo aufwärtig ſind. Ich hatte unterdeſſen auch viel zu laufen und Beſcheid zu machen an alle Verwandten meiner Frau nach allen

Seiten aus. Denn gar ſehr zürnen würde es Mancher, wenn er vergeſſen würde, und wenn er auch im dritten und vierten Gliede ſtünde.

Am Begräbnißtag ſah ich zum erſtenmal Mädelis Geſchwiſter alle bei einander, aber keines gefiel mir wie mein Weibchen. Sie waren auch gar kaltblütig und gleichgültig bei der Sache und gar trocken mit uns. Es iſt doch ein gar ernſter Gang, der Gang zum Grabe. Es ſcheint mir immer, als lauern im Kirchhofe eine Schaar gewaltiger Gedanken auf jeden Leichenzug, die ſich ſtürzen auf die Begleitenden und ſuchen, welches Herz ſie erfaſſen mögen. Da lauert die Reue und ſuchet die unbarmherzigen, ſchnöden Herzen; da lauert die Angſt auf die, welche einen Ankläger gegen ſich begraben; da lauert das Grauen auf die, welche über die Gräber von Anklägern ſchreiten müſſen; da lauert der Schrecken auf Alle, welche am Zerdrücken von Herzen ſind; es lauert auf die Stolzen das Gefühl ihrer Niedrigkeit, auf die Sinnlichen das Gefühl ihrer Vergänglichkeit, und auf Alle ein fährt der kalte große Gedanke: ob ſie etwa mit den eigenen Beinen auf dem eigenen Grabe ſtünden? Und hinter allen dieſen Gedanken, die mit erſchütternder Gewalt auf die Leichenzüge ſich ſtürzen, kömmt leiſe, klingend in lieblich ſanften Weiſen, ein Lüftchen hergezogen und ſucht nach liebenden Herzen, über welche jene Gedanken keine Macht haben, und an ſolche Herzen ſchmiegt es ſich weich und leiſe, und flichtet dort aus den Thränen der Liebe ein ſtrahlend Thor, das ins ewige Leben führt, und in ſüßen himmliſchen Klängen ſingt das Lüftchen dem liebenden Herzen von der Auferſtehung und dem Leben, von dem Wiederfinden der Getreugebliebenen in des Vaters Freude.

Zu Hauſe bereitete uns Jemand für die Verwandten das Eſſen, denn auch meine Frau geleitete, wie üblich, den Vater zu ſeiner Ruheſtätte. Ich weiß eigentlich gar nicht, warum faſt an allen Orten die Weiber ihre Kinder nicht auf ihrem erſten Ausgange zur Taufe geleiten, und warum ſie wieder an vielen Orten die Ihrigen nicht geleiten auf ihrem Heimgang. Haben ſie etwa nicht nöthig zu gedenken, daß fortan alle Wege, welche man das Kind trägt, führt und weiſ't, in Gott ſich ausmünden ſollen? Haben ſie nicht nöthig, ihrer Vergänglichkeit zu gedenken, von Zeit zu Zeit ihr Grab zu beſchauen, zu bedenken, wie ihnen ſein würde, wenn ſie hinter dem Sarge ihres Gatten oder ihres Kindes gehen müßten, ob dann die Liebe ihre Tröſterin oder die Reue und die Selbſtanklage ihre Begleiterin wäre?

Schon auf dem Heimwege ſtichelte eines Bruders mitgekommene Frau von Theilen, und ſie hätten expreß ein Wägelchen mitgenommen, um die ihnen zugefallenen Sachen mitzunehmen. Du mein Gott! Die Habſeligkeiten des Begrabenen waren ſo dürftig als man ſich nur denken konnte. Sein Bett war das Beſte daran, ſeine Kleider Bruchſtücke, ſein Uebriges Grümpel und das wenige Küchengeſchirr hatte er uns allerdings zum Brauchen gegeben. Mädeli und ich hatten nichts darüber geredet und Mädeli ſicher auch nicht darüber gedacht. Mir hingegen war der Gedanke ans Erben gekommen, und ich glaube es ſei wirklich ſelten Jemand, der, wenn ihm Jemand ſtirbt, den er lieb hat, aber den er erbt, nicht auch ans Erben dächte, und ſicher Viele würden erſchrecken, wenn vierzehn Tage nach Behändigung des Erbes die Beerbten wiederkämen. Der Vater hatte in den letztern Zeiten kein Tiſchgeld mehr geben können, und wir hatten nicht daran gedacht, die übrigen Geſchwiſter oder die Gemeinde dafür anzugeben. In den letzten Wochen hatten wir große Unmuße mit ihm gehabt und auch Koſten, ſo daß wir wirklich geldlos waren und Fleiſch und Wein für die Verwandten dem Wirth ſchuldig bleiben mußten.

Da hatte ich mir erſtlich gedacht, ſeine übrigen Kinder würden gar nicht nach dieſen Dingen fragen, von denen uns das Bett ſehr wohl gekommen wäre: und zweitens war mir im Hintergrunde noch eine Hoffnung aufgedämmert, ſie würden uns vielleicht noch etwas an unſere Ausgaben geben. Solche Gedanken ſind gewiß einem armen Ehemann, der Kindbetti halten muß und kein Geld hat, zu verzeihen. Könnte man in allen Menſchenköpfen alle eigennützigen, ſpekulativen Gedanken verfolgen, man würde ergrauen vor dem Herzloſen, Liebeleeren, Scheußlichen, das vor unſern Augen ſich aufwinden würde. Es iſt ein Heil, daß wir das nicht können, unſere Augen würden erblinden, unſere Herzen würden verbluten, wenn Anderer Gedanken uns offenbar, wenn wir ſehen würden, wie manches Auge auf unſern Tod lauert. Der Gram würde wie ein Geier ſich ſetzen auf unſer Herz, das aber eben vielleicht ähnliche Gedanken und Gelüſten in ſich wälzte. Was für Augen würden ſich wohl die Menſchen machen, wenn ſie einander in die Seelen hineinſchauen könnten, wie ins Geſicht? Der Schöpfer weiß wohl, warum er hier einen Vorhang gezogen hat.

Kaum waren wir heim gekommen, ſo fragte die Schwägerin nach dem zu theilenden Erbe. Wir wieſen vor, was war. Sie wollte nicht glauben, daß das Alles ſei, ihr Mann hätte von viel Mehrerem geſagt. Die übrigen Kinder, welche ſeit Jahren das väterliche Haus verlaſſen hatten, wo noch der Verdienſt größer und von beſſern Zeiten her Manches vorräthig war, was ſeitdem abgegangen, muckelten auch von Hinteremachen, Verſchleipfen, Verlängnen. Die Schwägerin durchſtöberte mit ihrem Manne und einer Schweſter alle Winkel, um nach etwas Verborgenem zu forſchen. Unglücklicherweiſe entdeckte die Letztere auf unſerm Kachelbank einen Milchhafen, mit dem ſie früher viel Milch geholt hatte und erhob nun über denſelben ein Geſchrei, als ob ein Stier ſie bereits auf den Hörnern hätte. Da ſehe man, was wir für Leute ſeien: B'ſchyßhung, wie keine auf dem Erdboden ſeien. Jetz wei m'r erſt afa ſuche; wo das iſch, wird no meh ſi! — ſchrie ſie. Und ſo ſiengen ſie an, das Unterſte zu oberſt zu kehren und ſprachen am Ende unſere ganze Habe an. Da riſſen ſie einen Hafen z'weg und dort eine Kelle, wollten über unſere verſchloſſenen Schäfte, ſie einſprengen, wenn wir nicht die Schlüſſel gäben. Alles müſſe erleſen ſein, ſchrie das Eine; ein Anderes brüllte, man müſſe uns zum Eid halten, und das Dritte vom Landjäger holen und Mannen, vor denen wir es eingeſtehen müßten, daß wir geſtohlen hätten. Es war ein Höllenſpektakel und der Lärm wurde immer größer. Die Leute arbeiteten ſich ſelbſt in einen Zorn und in eine Wuth hinein, die kein Maß hatte. Die Vorſtellung unſeres Betruges wuchs wie ein Geſpenſt ins Unendliche, ich glaube ſie ſtellten ſich am Ende vor, der Handel gehe um viel tauſend Pfund; und wenn ſie nur recht wüſt thäten, ſo ſeien ganze Haufen Erbes aus mir auszupreſſen, wie Oel aus Steinen. Es kann wahrhaftig nichts Traurigeres geben als Streiten um ein Erbe, und doch iſt gerade dieſes Streiten eins der Häufigſten und ein Beweis mehr von dem Eigennutz und dem Lauern auf das Erben, von dem ich früher geſprochen. Wenn um Höfe, Schlöſſer und Beutel Geld geſtritten wird, ſo glaubt man das begreifen zu können, weil da es des Streitens ſich lohne, es d'r werth ſei, recht wüſt zu thun. Aber vermöchten es nicht gerade da am beſten Brüder und Schweſtern, Friede zu halten, wo viel zu theilen iſt? Da ſollte man doch eher etwas überſehen können. Aber eben mit dem Haben nimmt auch das Begehren zu. Das iſt der Fluch, der im Golde liegt und von dem das Sprüchwort kömmt: Je mehr er hat, deſto mehr hat er zu wenig. Sehr traurig, faſt lächerlich und unbegreiflich will man es finden, wenn Arme um ein paar alte Leintücher, eine plätzte Pfanne, eine geſpaltene Kaffekanne und ein paar verſalbete Hoſen ſich zanken. Ja, traurig iſts allerdings, wenn die, die die Liebe am nöthigſten hätten, um ſo kleinlichter Dinge ſich das für ſie ohnehin bittere Leben noch mehr verbittern. Aber begreiflich iſt das Ding gar ſehr. Ein armer Menſch, der gar nichts anzuſchaffen vermag, dem iſt eine geſpaltene Kaffekanne ein geſunden Freſſen und ein Bettſtücki ein wahrer Schatz, zu dem er vielleicht ſonſt ſein Lebtag nicht käme oder nur durch tauſend Entbehrungen. Und einem armen Weibe kann ein Fetzen von einem Leintuch, beſonders wenn es noch zu kindbetten gedenkt, eben ſo wichtig vorkommen als einer reichen Bürgersfrau ein ganzer voller Lingeſchaft.

Man kann ſich aber nicht vorſtellen, wie uns beiden bei der ganzen Geſchichte war. Ein vernünftiges Wort wurde gar nicht gehört, meine Bitten, Mädelis Weinen und Anhalten nicht geachtet. Die Titel regneten immer dicker und derber auf uns ein, je ordentlicher wir uns gebehrdeten. Mir kochte nach und nach auch der Zorn in meinem Innern, aber ich war ſo unterthänig gewohnt, ſo gewohnt meinen Zorn im Stillen zu verwerchen und zu verworgen, daß ich es höchſtens zu einem unverſtändigen Brummen brachte, blaß wurde und in den Hoſenſäcken die Hände ballte. Mädeli bot allem auf, die Vermittlerin zu machen in aller Sanftmuth und Geduld; aber es ſchüttete eben nur Oel ins Feuer, und je ordentlicher es that, deſto unverſchämter wurden die Andern, ja die Schwägerin griff ſogar nach unſeres Kindes Bettlein und zeigte es ihrem Mann: ob das nicht auch anzuſprechen ſei? Da flammte aber auf einmal, wie aus einem Hauſe, das der Blitz getroffen, die Feuerſäule, aus Mädeli der Zorn empor. Ohnehin lang, ward es noch um einen halben Schuh länger, Funken ſprühten aus ſeinen Augen, und mit einer mir ganz fremden Stimme, feſt und ſcharf, wo jeder Laut dem Knall einer gezogenen Piſtole glich und jedes Wort die Kugel ſelbſt war, ſtellte es ſich plötzlich, wie der Hirſch gegen ſeine Verfolger. Wie ein General befahl es der Schwägerin, das Bettlein an ſeinen Ort zu thun, das ſei von uns bezahlt, überhaupt hätte ſie hier gar nichts zu reden, ſie gebe die ganze Geſchichte nichts an, ſie ſolle heimgehen zu ihren Eltern und da erben, was es da zu erben geben werde, Dreck und Läuſe.

Dann wandte ſich meine Frau von Einem zum Andern und hudelte ſie fürchterlich. Zuerſt gieng es über den Götti unſeres Knaben los. Von ihm hätte ſie das nicht geglaubt, ſagte Mädeli, er ſei ihr immer der liebſte Bruder geweſen, auf ihn hätte ſie gebaut, wenn der Vater früher geſtorben wäre, aber nun danke ſie Gott, daß ſie ihn nicht nöthig hätte. Sie ſehe nun, was auch er für Einer ſei. Götti ſei er von dieſem Kinde, und ſtatt dieſem Kinde zu helfen, wolle er ihm ſein Bettchen ſtehlen helfen, das habe man doch von einem Götti nie erhört, ſo lange die Welt ſtehe. So fuhr ſie von Einem zum Andern und nahm am Ende Alle in einen Klapf. Zum Erben ſeien ſie jetzt Kinder, aber um dem Vater zu helfen, da ſei Keines ein Kind geweſen. Wir hätten ihn erhalten. Keines habe gefragt: Wer zahlt dafür? Krank ſei er geweſen. Keines habe gefragt: Mangelt ihm etwas, können wir helfen? Gepflegt hätten wir ihn, alle Koſten bezahlt. Keines frage: Was ſind wir ſchuldig für Mühe und Auslage? Wir hätten bös gehabt und den Vater gut gehalten. Keines danke uns dafür und ſtatt des Dankes wollen ſie uns noch die eigenen Sachen ſtehlen. Sie ſeien ſaubere Leute, es müſſe ſich in den Boden hinein ſchämen vor ſeinem Manne, daß er ſehen müſſe, in welche ſchlechte Familie er geheirathet habe, müſſe ſein Lebenlang ſich ſchämen, daß ich an ihrem Vater ſo viel gethan und doch nicht ſein Kind geweſen ſei, und nun ſolchen Dank und ſolchen Schaden davon haben müſſe. Dabei rannen die Thränen über ſein erglühtes Geſicht, aber ſeine Kraft brach damit nicht zuſammen, ſondern es ſagte ihnen noch: das Fleiſch, das ſie gegeſſen, der Wein, den ſie getrunken, der Sigriſt, der den Vater begraben — Alles ſei nicht bezahlt, und nun ſollen wir unſere Habe ihnen zum Theilen hergeben und dann die Schulden bezahlen? Mädelis Zorn überwältigte ſeinen Verſtand nicht, ſondern erglühte ihn nur; darum ſchlug er auf die andern ein wie eine Kartätſchenſaat. Die Brüder verſtummten zuerſt und vergaßen, das Maul offen, ob der Schweſter Schelten, die ſie nur als ein Kind gekannt hatten, zu antworten. Länger hielten die Schwägerin und die Schweſter, welche den Milchhafen gefunden hatte, aus. In abgebrochenen Zornslauten widerbelferten ſie ihm, aber vor deſſen geregeltem, ſcharfen Feuer verſtummten am Ende auch ihre blinden Schüſſe, und Mädeli ſtund da, wie eine zürnende Königin, mitten unter ihnen, ohne Krone freilich auf dem Haupte, ohne Scepter in der Hand, aber mit dem Scepter im Munde, mit der Krone in den Augen. Sie frage, ſo ſchloß ſie: ob ſie jetzt thun wollen, wie billig und recht? Wollten ſie das nicht, dann gut, dann möchten ſie auch erfahren, was wir könnten und welche Rechnung wir machten. Zuerſt begann der Götti ſich zu entſchuldigen. Er hätte nicht gewußt, wie es wäre: wir hätten nichts geſagt und da hätte er geglaubt, die Andern hätten auch etwas recht. Aber er begehre nichts Ungerechtes; was unſer ſei, ſollten wir nur ſagen, und auch, wenn wir etwas Weiteres hätten — er für ihn begehre nichts, weder was recht ſei. Auch der andere Bruder ſagte: er laſſe ſich dann nicht ſagen, daß er ein Betrieger ſei, und man hätte ja geſehen, daß wir des Vaters Sache unter der unſrigen hätten, und da könnte Einem doch allerlei in Sinn kommen; aber er für ſeinen Theil begehre auch nicht mehr, als was ihm von Rechteswegen zukomme. Die Weibsbilder ſagten: was recht ſei, ſei recht; und was ſie geſehen hätten, hätten ſie geſehen; und daneben ſollten wir zuſehen, was wir machten; für die, wo Wittwen und Waiſen b'ſchyße, ſyg de e Tüfel da. Mädeli ſagte: dä heig es nüt z'förchte, aber er ſyg o für die da, wo numme näh welle u nüt gäh. We ſi jetz im Friede theile welle, ſu könne ſi; wo aber nit, ſu ſölle ſi numme gah u mache, was ſi chönne. Aber ſtrite well es hüt nimme mit 'ne; d'r Vater würd ſi no im Grab umkehre, wenn er wüßte, wi's gangi u wie ſi's ihm machte. Er heig ihm mängiſch g'ſeit, wen-'r ihns nit hätt, er wüßt nitt, was afah, u es werd m'r no einiſch v'rgulte werde; aber daß d'r ſo wüſt thu werdet, dara het er nit däycht.

Nach langem Hin- und Herreden, nachdem jedes Stücklein ſieben Mal zur Hand genommen worden, nachdem Mädeli ſieben Mal mit der Rechnung gedroht, ſagten ſie endlich: ihretwegen könnten wir Alles nehmen, aber wenn wir noch mehr von ihnen wollten, ſo könnten wir ſie anſuchen. Wir ſeien ſchlechte Leute, ihnen es ſo zu machen, armen Waiſen. Wenn ſie gewußt hätten, daß das ſo gehen ſollte, ſo hätten ſie den Alten auch nehmen können. Am meiſten belferten die Weiber und wollten nicht ohne zu erben fort. Mit dieſem Gedanken waren ſie hergekommen und ſie gehörten zu den Weibern, die, was ſie ſich einmal in den Kopf geſetzt, nicht in den Füßen haben. Die Männer begriffen weit ſchneller den Stand der Dinge und ſuchten nur fortzukommen, ohne etwas zu zahlen, während die Weiber nicht abgeben wollten, ſondern mit den männlichen Erben zu zanken begannen, daß ſie die leydiſte Sch..ßbüng ſyge, ſo fort zu gehen wie d'Müs us ere Chile. Aber ſie giengen am Ende doch ſo fort und nahmen doch viel mit ſich: Groll, Haß, das quälende Mißtrauen, betrogen zu ſein, die Qualen derer, die engen, eigennützigen Herzens ſind, die traurigen Zeugen, daß Solchen auch die Armuth zur Unſeligkeit dienen muß.

Sie ließen uns nichts Weiteres zurück als den G'rümpel, und doch viel — unendlich matte, wüſte Köpfe, den Schmerz mißkannt, die Wehthat grollend von Verwandten geſchieden zu ſein. Mädeli brach ordentlich zuſammen aus ſeiner künſtlichen Spannung und jammerte, was ich doch alles ſeinetwegen ertragen müßte. Wenn es ihm nicht wegen mir und dem Kinde geweſen wäre, ſo hätte es alles ertragen können. Aber da habe es müſſen reden, es ſei in ihns gefahren wie Feuer und hätte ihns gedünkt, es fürchte die ganze Welt nicht und es könnte und dürfte einem Jeden ſagen, was er werth ſei. Ich konnte ihm meine Bewunderung nicht verſagen; ich ſelbſt hätte angefangen, es zu fürchten und es ſei mir lieber, wenn es ihns nicht alle Tage ſo ankäme. In dieſem Betragen lag aber Troſt für die erlittene Mißhandlung für uns beide. Mädeli hatte das Bewußtſein, viel gethan zu haben, und ich einen neuen Fund gemacht an meinem Weibe. Ich wußte bereits, daß es Kraft zum Tragen hatte, aber ſeine Entſchloſſenheit zum Handeln, wo die Noth an Mann trittet, die hatte ich erſt heute bei ihm bemerkt. Kraft hatten wir auch nöthig zu unſern Schulden, die wir nicht alſobald bezahlen konnten, im Gegentheil der Gefahr ausgeſetzt waren, noch neue machen zu müſſen. Doch gieng das beſſer als wir dachten. Der rothe Schaden regierte im Dorfe ziemlich gefährlich, ſo daß ich manches Leichengebet halten mußte, und die dafür erhaltenen Emolumente halfen mir dießmal ſo ziemlich aus der Noth. Weiß Gott, daß ich mich keines Todes freute, noch weniger ihn erſehnte, daß ich es nicht hatte wie jene Todtengräbersfrau, welche den Schuldnern ihres Mannes nachlief und ihnen ſagte, es komme eine gruſamme Krankheit, wo mehr als die halben Menſchen daran ſtürben. Es ſeien apparti Herren gekommen und hätten befohlen, daß man appartige Kirchhöfe bereit halte. Bis dahin ſollten ſie doch mit ihren Anforderungen Geduld haben, da habe dann, Gottlob, ihr Mann einmal recht zu verdienen und dann wollten ſie Alle bezahlen. Wahrſcheinlich wenigſtens die, welche noch lebten. Nein, ſo war es nicht bei mir. Aber daß ich die 7½ bz. ungern genommen, mich lange gewehrt, wenn man mir mehr gab, oder Fleiſch oder Brot weggewieſen hätte, wenn es mir Jemand zuſchickte, das könnte ich nicht ſagen.

Siebenzehntes Kapitel.

Wieder eine Kindbetti, wieder ein Tod, aber dießmal ohne Theilung.

Glücklich erhielten wir wieder ein Mädchen. Wir meinten wohl, es gleiche dem ſeligen auf ein Haar, aber die andern Weiber wollten es nicht haben. Sie ſagten, das Geſtorbene hätte ganz andere Augen gehabt, ſogenannte Todtenaugen; Kinder mit ſolchen Augen lebten nie. Wir ſagten oft vom Vater, wie der Freude hätte an der Kleinen, wenn er noch lebte, und doch mußten wir allemal ſagen, es ſei ein rechtes Glück, daß er habe ſterben können, denn wir wüßten gar nicht, wie ſein, wenn er noch da wäre. Es hütete uns nun aber Niemand den wilden Knaben, wenn mein Weib mit dem andern Kinde zu thun hatte. Ich wollte ihn daher mit in die Schule nehmen. Er war gar gerne dort, entweder ſpazierte er herum mit ſeiner Ruthe, oder aber es ſtritten ſich die Mädchen um ihn, neben welchem er ſitzen dürfe, und der Mutter war er auf ſo lange ab. Allein ſobald Mädeli das merkte, wollte es es nicht mehr thun. Das ſei nichts, ſagte es; was ich ſagen würde, wenn auch andere Leute ihre Kinder z'gaumen ſenden würden in die Schule, und andere Leute hätten ſo viel Recht dazu als der Schulmeiſter und es manchmal noch nöthiger. Ja, wenn viele Kinder kämen, meinte ich, allein das komme den Leuten nicht in Sinn. Und ſo ein Kind ſtöre gar nicht und andere Schulmeiſter thäten es auch. Erſt letzthin ſei ich an ein Ort gekommen, wo zwei kleine Schulmeiſterskinder in der Stube herumgelaufen wären. Die hätten Geſichter gehabt, in denen man das Weiße im Auge kaum hätte erkennen können, Schnudernaſen wie ehemals die Heſſen Zöpfe, das eine gebrüllt wie wenn es am Spieße ſtecken würde, das andere drein geſchlagen mit ſeiner Ruthe, daß alle die Köpfe hätten weghalten müſſen. Da hätte es mir ſelbſt gruſet und ſo möchte ich nicht, daß es gehe. Aber unſer

Peterli ſei ſauber, manierlich, ſtill, daß ich meine rechte Freude an ihm hätte, es dunk mi fry, er wüß ſcho, was Schulha ſyg und er mach manchmal, wie wenn er es ſelbſt könnte. Aber Mädeli war unbarmherzig: ſie wäre nicht ungerne zuweilen den Buben ab, allein ſie wiſſe gar wohl, wie es mit ſellige Kindern ſei. Das müſſe ſie Niemand b'richten, daß ſie nicht ſtörten, wer mit ihnen ſich abgebe, lerne doch gewiß nicht, und wenn ſo ein klein Kind in der Stube herumlaufe, ſo ſehen die Meiſten doch ſicher mehr auf das Kind als auf das Buch. Und dann wiſſe ſie gar wohl, was die Eltern zu Hauſe ſagen darüber und wie ungern ſie es hätten. Sie ſchickten ihre Kinder nicht in die Schule, damit ſie dort Kindermeitſcheni würden; wenns denn gaumet ſein müſſe, ſo hätten ſie ihnen zu Hauſe zu gaumen genug. Mädeli wurde mir wieder Meiſter hier und manche Schulmeiſterin wird denken: nei, bim Tuſig, e ſellige Göhl bin-i nit, i bi froh, we ſi m'r dänne chömme, u de we ſi i d'Schul wei, ſu cha me ſe nit ebha; es gäb es Brüll, daß Niemere d'rbi ſi möcht. Mein Mädeli war aber eben keine Schulmeiſterin, die meinte, der Mann ſei nur um ihretwillen da und ebenſo auch die Schule, und keine Mutter, die meinte, man müſſe die Kinder alles zwängen laſſen, nur damit ſie nicht brüllen, nicht bedenken, daß, je zwängiſcher ſie werden, ſie auch deſto mehr brüllen. Mädeli war darin geſcheuter, nicht nur als manche Schulmeiſterin, ſondern auch als mancher Schulmeiſter und namentlich als ich.

Freilich hatte es dabei böſer, wie man ſagt, aber deßwegen machte es nie ein jammerhaft Geſicht, wußte allem zu thun; es war eine rechte Freude, wie es ſich kehrte und wie es ihm von den Händen gieng. Und wenn ich es bedauerte, klagte, es könne doch nicht alles machen und es immer aushalten, um ſo hinten umme Peterli eine Stunde in die Schule zu bringen, ſo wollte es es gar nicht haben, daß es ihm bös gienge. Es möge das gar ſanft machen, ſagte es dann, man ſei doch auch für etwas in der Welt und müſſe nicht meinen, daß das einen Tag gehen ſolle wie den andern, alles in gleichem Plamp; es gebe allenthalben bald mehr, bald minder zu thun: da müſſe man ſich darein zu ſchicken wiſſen. Gut haben, das könne bald ein jeder Narr, wenn er dazu käme; aber ſich zu rühren in der rechten Zeit, das ſei eine Kunſt für geſcheute Leute. Die und jene hätte noch viel böſer als es, es begreife wirklich nicht, wie ſie es machen könnten, und doch gebe es. Es müßte ſich alſo ſchämen, wenn es das Mindere nicht machen könnte und nicht gerne machen würde. Man ſollte glauben, auf ſolche ſalomoniſche Reden hätte ich geſchwiegen. Aber nein, denn die Männer ſind im Ganzen kreuzdumm. Ich machte es aufmerkſam auf die, die es beſſer hatten, die z. B. eine Kindermagd vermochten, und ſagte: es ſolle doch ſehen, die hätte ja eine Kindermagd und wenn ſie es ohne eine ſolche würde machen können, ſo würde ſie keiner den Lohn geben. Und wenn die nicht alles machen könne, ſo wüßte ich gar nicht, warum es Mädeli dann ſollte machen können. Schwernoth! wie froh wäre mancher Mann, wenn ſeine Frau ſich immer mit denen vergliche, die es böſer haben als ſie, die minder haben als ſie, die nöthlicher thun müſſen als ſie! Wie froh wäre er, wenn er nicht alle Tage ſagen müßte: Aber lue doch Frau, die und die hei's o nit; die und die chönn's auch ohne das machen; die und die hei no viel meh ufne u ſi doch z'weg dabei. Wie glücklich wäre mancher Mann, wenn ſeine Frau ſich immer mit denen vergliche, deren Vergleichung ihr eine Mahnung zur Zufriedenheit mit ihrem Zuſtande würde, ſtatt mit denen, die mehr oder Beſſeres haben, wenigſtens äußerlich, wodurch eine beſtändige Unzufriedenheit erzeugt und genährt wird, die ſich beſtändig über den armen Teufel von Mann ergießt. Dieſe große Tugend, deren Mangel manchen Mann z'Tüfels macht und zu deſſen Abhülfe er gerne und manchmal auf den Knien um Burdlef ume rutſchen würde, begriff ich Eſel nicht und wollte Mädeli ſie vergiften. Und ſo eine Tugend iſt ein gar zartes Weſen, beſonders bei einer Frau, ſie mag das Fingerle nicht erleiden. Aber glücklicherweiſe hatte ich mehr Glück als Verſtand, d. h. ein Weib, deſſen natürlicher Verſtand ihm ſagte, wann es ihm wöhler ſei, ob zufrieden oder unzufrieden; und was es zufriedener mache, wenn es ſich mit Leuten, die es böſer oder beſſer hätten, vergleiche, und daß es in der Welt nicht alle Leute gleich haben könnten, und daß gar manche Leute, die es am beſten zu haben ſcheinen, eine geheime Bürde tragen, die nicht einmal ein Spitler aus dem Emmenthal mit einem Finger berühren möchte. Mein Weibchen hatte ein ſicheres Gefühl, was zu ſeinem Frieden diene, und ſein Verſtand und Gefühl lachten mir dann ins Geſicht und ſagten: ich ſolle mich doch um ſolche Dinge nicht kümmern und froh ſein, wenn es alles machen möge; es könnten noch Zeiten kommen, wo wir es noch viel böſer hätten und auf ſolche müßten wir uns zur rechten Zeit vorbereiten. Sorgen und angſten wollen wir nicht, aber es ſei doch gut, wenn man für alles z'weg und g'rüſtet ſei zu rechter Zeit. Es war auch, als ob der Geiſt der Weiſſagung aus meiner Frau geredet hätte. Wir hatten noch nicht gar lange unſerer beiden Kinder uns gefreut im Frieden und in der Liebe, als ich Beſcheid erhielt, mein Vater ſei ſehr krank, und wenn ich ihn noch ſehen wolle, ſo müſſe ich preſſiren.

Den Auftrag hatte der Ueberbringer, ein wandernder Hühnerträger, ſchon vor einigen Tagen erhalten, um ſo mehr preſſirte es. Gleich nach vollendeter Schule wollte ich wandern und Mädeli machte mir eben noch ein Kaffe z'weg, als ein zweiter Bericht mir den Tod anſagte und den Begräbnißtag.

Ich muß ſagen, das that mir weh. Des Vaters kummervollen Blick, ſeine ſchweren Seufzer, als wir ihn das letztemal verließen, konnte ich gar nicht vergeſſen. Ich machte mir nun recht ſchwere Vorwürfe, daß ich ſie ſo lange vergeſſen, daß vielleicht mein Vater aus Kummer und im Elend geſtorben ſei, daß ich ihm hätte helfen ſollen. Dann fragte der Verſtand: wie? Ich hatte ja ſelbſt mit mir zu thun genug gehabt und nur mit der äußerſten Noth der Schulden mich erwehren können.

Das iſt eben traurig, wenn man helfen möchte, helfen ſollte und nicht helfen kann. Und das thut eben weh, wenn man im Bewußtſein ſeines Unvermögens in ſeinem Gedächtniß die Perſonen, denen man helfen ſollte und helfen möchte, und ihre Umſtände gleichſam verſchleiert hat, um nicht immer das Wehthun ſeines Unvermögens zu fühlen, und dann ein Begebniß den Schleier uns wegreißt, und die Noth und das Elend aus der Finſterniß plötzlich ins Licht ſtellend, um ſo greller es uns zeigt. Um meinem Vater zu helfen, konnte ich Mädelis Vater nicht verſtoßen, er war auch mein Vater geworden, er hatte kein Heimath, keine Frau, war alſo der Hülfe am bedürftigſten. Ich fand mich in meinem Herzen dazu verpflichtet und nie in Sinn kam es mir, Mädeli vorzuhalten, was ich für ſeinen Vater thue und was ich für meinen nicht thun könne. Was mein war, war ſein, und das Seine mein. Zwiſchen unſern Leuten machten wir keinen Unterſchied, betrachteten ſie nicht als zwei gegenüber ſtehende Partien, und allemal freute es mich, wenn ich meinem Schwäher etwas zu lieb thun konnte; wußte ich doch, Mädeli empfieng es, als hätte ich es ihm gethan. Aber nun that es mir doch weh, daß ich nicht auch dort hatte helfen können; und mein Weibchen, das mich nicht nur verſtund, ſondern gleichſam fühlte, jammerte laut, daß ich doch recht nicht zürnen ſolle über ihns und ſeine Leute, daß ich ſo viel ihretwegen hätte, es wolle es mir zu vergelten ſuchen ſein Lebenlang. O, es iſt doch ſchön, reich zu ſein und nie in den Fall zu kommen, helfen zu ſollen und nicht zu können!

Aber gar viele Reiche fühlen ihr Glück, helfen zu können, nicht, ſie fühlen nur den Aerger, helfen zu ſollen und nicht helfen zu mögen. Es iſt recht merkwürdig, zu achten, wie gewandt Reiche im Auffinden von Gründen ſind, um ſich vom Helfen zu entbinden, wie ſie ihren harten Sinn bald in Unwiſſenheit, bald in Syſteme verhüllen, und wie ſie dann verlegen werden, wenn man ihnen, durch Unwiſſenheit und Syſtem hindurch, unverſchämt auf den Leib rückt!

Wie doch die Gänge im Menſchenleben verſchieden ſind und in welch verſchiedenen Lagen und Stimmungen der Menſch die gleichen Gänge macht! Das letzte Mal war ich den erſten Gang mit meiner Braut gegangen auf dieſem Wege an heiterm Frühlingstage heiter und froh; nun gieng ich zum letzten Gange mit meinem Vater an einem finſtern Wintertage, finſter im Gemüthe. Finſtere Gemüther traf ich auch in unſerer Hütte. Der Bruder ſchaltete barſch und roh, die Mutter weinte viel, die Schweſtern hatten verwahrloſte Geſichter und freche Augen. Alle waren von kurzen Worten. Auf alle meine Fragen erhielt ich wenig Beſcheid, bis eine meiner Schweſtern endlich ſagte: wenn es mich Wunder genommen hätte, ſo wäre ich wohl früher gekommen. Niemand nahm ſich die Mühe, auf meine Entſchuldigungen zu achten.

Ach! ich ſah den Vater noch einmal, als ich ihn in den Sarg mußte legen helfen. Er ſah ſo klein und ſpitz und blaß aus, als ob er nichts als ein Seufzer wäre über das menſchliche Elend, eine verkörperte Klage über die Trüglichkeit aller menſchlichen Träume. Denn, was hatte der Vater alles geträumt, und wie war alles geworden! Ach, die Menſchen kennen ſelten die Brücke, über welche Träume müſſen, wenn ſie ins Leben kommen ſollen, darum ſollte allen die ſie nicht kennen, das Träumen verboten werden. Der Vater ſelbſt war ſchon faſt vergeſſen im Hauſe und verſchollen in der Gemeinde, als man ſeinen ſterblichen Theil zu Grabe ſenkte. Vielleicht noch an einem Donnſtag oder Dienſtag erinnerte ſich einer auf dem Wege oder in einer Pinte des alten Käſer, frug nach ihm oder wußte dieß und das von ihm. Aber noch war wohl kaum die Grasdecke über ſeinem Grabe dick und feſt, als auch die letzten Töne ſeines Andenkens unter den Menſchen verklungen ſein mochten.

So war der alte Weber im Boden und doch wob der alte Weber auf Erden an der Zetti fort, die er aufgeſpannt hatte. Es meinen die Menſchen, wenn des Menſchen Stimme verhallt ſei, wenn ſein Fuß im Grabe ruhe, ſo ſei ſein Leben zu Ende, ſein Wirken abgeſchnitten. Die Kurzſichtigen! Seine Worte, vielleicht 40jährige Worte hallen fort in der Welt der Geiſter, ſein Wirken ſpinnt ſeine Faden fort und fort durch das große Gewühl dieſer Erde, es webt der Weber fort und fort unſichtbar auf ſeinem unſichtbaren Webſtuhle, den er in den Herzen derer aufgeſchlagen hat, die mit ihm lebten. So weben nicht nur fort die, welche man große Geiſter, ihren Namen unſterblich nennt, ſo leben alle fort, welche mit andern Menſchen Umgang gepflogen, der Bettler, der vor den Thüren lebte, und die arme Spinnerin, die Kuder ſpann ihr Lebenlang. So leben fort die Mütter, welche Kinder zeugten, die Väter, welche den Kindern voranwandelten. Jedes Wort, das hineinfällt in den großen Weltenacker, jede Handlung, die auch nur die kleinſte Bewegung erzeugte im großen Gewühle, beide leben fort, ſterben nimmer. Sie bringen ihre Früchte und die Früchte wieder ihre Früchte, und die Früchte ſterben nimmer aus. Dieſes unſichtbare Gewebe ſehen wir nicht, das Anſchwellen der Anſaat bemerken wir nicht, die unſichtbaren Weber ſehen wir nicht, kennen wir nicht. Wenn wir ſchon aus den Billionen Webern heraus einige Dutzend zu nennen wiſſen, was iſt das? Aber erkennen wohl einſt die Weber ſelbſt ihr Gewebe, können wohl ihre geſchärften Augen ihre eigenen Faden verfolgen durch das unendliche, tauſendjährige Geſchlecht? Und wie wäre es, wenn uns im Tode unſere Augen aufgethan werden, und wenn wir nun zuſchauen können und müſſen, wie unſere Worte und Thaten fortwuchern, wie ſie von Herzen zu Herzen gehen, vielleicht von Welttheil zu Welttheil, wie ſie vergiften und heilen? Wenn wir ſo zuſehen und zittern müſſen vor den unermeßlichen Schwingungen, zu denen wir den Anſtoß gegeben, die freilich keine Throne der Welt umſtürzen, aber doch vielleicht den Thron Gottes in dem Herzen des Menſchen, liebe Leute! wie muß uns da zu Muthe ſein? Muß uns da der alte Webſtuhl, auf dem wir ſo ſorglos oder ſo anmaßlich geſeſſen, nicht feurig werden unter dem G'ſäß? Muß er uns nicht ein feuriger Wagen ſcheinen, auf dem wir aber nicht gen Himmel, ſondern direkt zur Hölle fahren?

Solche Gedanken flatterten damals freilich nicht durch meine Seele, als man meinen Vater begrub. Damals ſtund vor meinen Augen ſein dünnes, weißes Geſicht und in meinem Herzen regte ſich die Trauer um ſeinen Jammer und ſein Scheiden, ehe ich kindlich ſeinen Jammer zu ſtillen verſucht. Das verſcheuchte mir die Gedanken ans Erben und ein Vorgeſetzter, der mich vom Kirchhof begleitete, verhinderte, daß ſie nicht hinten drein kamen. Der erzählte mir, wie es in der letzten Zeit gar bös gegangen ſei daheim. Mein Bruder ſei den Eltern Meiſter geworden und habe nichts verdient und viel gebraucht. Anfangs hätten die Eltern nichts an ihm geſehen, ſpäter hätten ſie es gerne geändert, aber da ſei es zu ſpät geweſen, d'r Stércher ſyg emel geng Meiſter. So ſeien viel Zinſe aufgelaufen, ſeien laufende Schulden, man wiſſe nicht wieviel, und es ſei die größte Frag: ob man es ebha mög. Wenn ich etwa Geld hätte, um allem zu begegnen, ſo wäre es vielleicht eine Möglichkeit, daß ich einen Geldstag erwehren könnte. Es ſei allweg es ſtyfes Heimeth, aber das Haus nichts mehr werth freilich.

Aber ich hatte kein Geld dazu und konnte nur bitten, daß man ſo wenig Koſten mache als möglich, und daß man ſuche, der Mutter etwas zu retten, wenigſtens einen Aufenthalt im Hauſe, und daß man doch ja den Amtsſchreider keinen Geldstag erzwingen laſſe. So gieng ich ohne Erbe heim und auch ohne Zank, und Mädeli ſah mich auch nicht ſauer an, daß ich ohne Erbe kam, aber ohne Erbe ſollte ich nicht bleiben.

……

Achtzehntes Kapitel.

Wie ich ohne Theilung zu einem Erbe komme.

Es waren viele Wochen vergangen; da pochte es eines Abends an unſere Thüre. Mädeli ſäugte eben, ſo daß ich zum Fenſterchen heraus Beſcheid geben wollte. So wie ich den Kopf herausſtreckte, fuhr ich wieder hinein und ſchrie: Herr Jeſes, Gott, d'Mutter. Welche Mutter? fragte meine Frau. My Mutter iſts, my Mutter, u-no es Säckli. Aber myn Kraft, warum laſch d'ſe de ſtah, da uße am Bysluft? di armi Frau wird kalt gnug hab, tadelte meine Frau und machte ſich alſobald zur Thüre hinaus und bewillkommte ſie draußen gar freundlich und zärtlich. Ich war aber auch nicht umſonſt erſchrocken. Unerwartete Anläße erzeugen im Kopf Gedankenblitze. Es ſind nicht einzelne Gedanken, ſondern es werden eine ganze Reihe von Gedanken auf einmal erzeugt, es werden eine Menge Zuſtände, ein ganzer Zuſammenhang von Veränderungen auf einmal erleuchtet und ſtellen ſich vor unſere Augen. Ein ſolcher Gedankenblitz war mir beim Anblick der Mutter durch den Kopf gefahren. Ich ſah, daß ſie im alten Hauſe nicht mehr ſein konnte, daß ſie nicht in die Kehr, d. h. alle Tage von einem Hauſe ins andere wolle (wie man bei mir die alten unvermöglichen Leute zu verſorgen meinte); daß ſie bei uns ihre Wohnung aufſchlagen wollte. Ich ſah, welche Störung unſer Hausweſen dadurch erleide, welche Leiden mir und meinem Weibe warteten, kurz eine ganze Zukunft gieng vor meinen Augen auf. Darum auch war ich hineingefahren, wie wenn ein wirklicher

Bliz mich getroffen hätte, war unvermögend die Mutte draußen zu empfangen, und vergaß faſt, als ſie mit Mäde hereinkam, ihr die Hand zu längen.

Die Mutter ſagte: ſie hätte nicht geglaubt, daß ſie ein zu einem Söhniswyb wolle, ſie wiſſe wohl, wie werth ma denen ſei, beſonders wenn man ihnen nichts zu geben hätte und meine werde wohl nicht angers ſein als die angere. Abe ſie wolle am Ende das noch lieber als in die Kehr geben ſie wollte lieber lebig i Bode, als ſich da von mancher Nachbarin auslachen laſſen, wenn ſie alle Morgen mit dem Säckl fürers müßt. Es thue es den Kindern auch ſanft, etwas fü ſie zu thun, ſeien doch die King d'Schuld, daß ſie däweg vo Hus und Hei müßte. Wenn me de King alles ag'hänkt heig ſu gangs eim de z'letſch e ſo, u eis lauf hie us un-es angeri dert us; aber ſie frieg z'letſch de Kinge o nüt nah, we ſis am Ort g'ſecht beſſer z'mache. Aber werche möge ſie nicht mehr, das ſage ſie frank uſe, ſie hätte ihr Lebtag gnug g'werchet und nichts davon bracht, ſie wolle jetzt auch ein wenig zuſehen, wie es ohne werche gangt. Während meine Mutter ſo auspackte, hatte Mädeli ein Kaffe gemacht und wartete der Mutter auf und preſſirte ſie und nahm dieſe Reden nicht übel. Meine Mutter hatte ſich in ihren alten ſchwachen Kopf geſetzt, die Kinder ſeien an ihrem Unglück Schuld, und in ihrem verſäuerten Gemüthe war der Entſchluß entſtanden: nun auch die Kinder ihr Unglück entgelten zu laſſen und ſelbſt ſo wenig darunter zu leiden als möglich. Nun hatte ſie kein anderes Kind, dem ſie aufſitzen konnte, als gerade mich, der Bruder ſei z'Krieg, hatte ſie geſagt, und wo die Meitleni umeludere, möge ſie nur nicht fragen. An den Unterſchied, den ſie früher unter den Kindern gemacht, an die Zurückſetzung, die ich erlitten, daß ſie die andern Kinder zu ihrer Qual erzogen und alſo an ihrem Verderben mehr oder weniger Schuld ſei, daran dachte ſie nicht von ferne. Daß die andern Kinder ſie arm gemacht und nicht ich, fiel ihr von ſerne nicht bei; im Gegentheil lud ſie mir die meiſte Schuld auf. Wäre ich bei ihnen geblieben und hätte ich mich nicht davon gemacht wie ein Schelm, ſo wäre es nie ſo gekommen. Damals wäre es gut gegangen, meinte ſie, und daß man mich fortgetrieben, das ließ ſie ſich nicht einreden. Alſo mich wollte ſie ſtrafen für alle Kinder zuſammen und mein Mädeli mit ihr. Gegen das Söhniswyb hatte ſie im Voraus Vorurtheile, glaubte, es meine es nicht gut mit mir, und gegen dieſe böſe Meinung hatte ſie ſich gepanzert und gewaffnet; ſie wollte zeigen, daß ſie ſich nicht von einer Jedere ungere thun laſſe. Und wenn einmal Vorurtheile, vorgefaßte Meinungen ſich in einem Kopfe eingeniſtet haben und beſonders in einem weiblichen Kopf, und noch dazu in einem alten, dann bringe ſie der Kukuk heraus. Dann ſind dieſe Vorurtheile das Prisma des Gemüthes. Wie das Prisma alle Lichtſtrahlen bricht und färbt, ſo färben nach ihrer Weiſe dieſe Vorurtheile alle Handlungen der Menſchen, gegen welche man Vorurtheile oder auch für welche man Vorurtheile gefaßt hat. Und je nach dieſer Färbung verkeßert und vergöttert man, ſpuckt ins Angeſicht oder leckt die Hände, nimmt alles giftig auf und erwiedert giftig alles, oder wird ob allem charmirt und findet alles ſuperb. Es iſt ſehr ſchwer, von einem ſolchen Prisma ſich frei zu halten und klar, rein in reinem ungebrochenen Lichte zu ſchauen. Anſichten und Meinungen ſind noch leichter klar zu betrachten als Perſonen, das können Wenige und in aufgeregten Zeiten um ſo weniger, je höher man zu ſtehen glaubt. Und es iſt wirklich ein jämmerlich Schauſpiel, zu ſehen, wie eben die, welche ſich für Weiſe halten, zu Narren werden und wie vollends das Volk geblendet iſt und Windmühlen nicht für Schlöſſer, ſondern gar für Götter hält, und wie die vermeintlichen Götter ſich nicht bloß für Götter halten, ſondern ein Jeder ſich für den einzigen wahren Gott ſelbſt. Dieſes geſchieht aber, wohlverſtanden, von beiden Seiten. Solchen vergötterten Windmühlen z. B., die von ſchnödem Egoismus, nicht vom ſchönen Patriotiſmus getrieben werden, haben die Alten es zu verdanken, daß ſie auf die öde Sandbank geworfen wurden, wo ſie ſich gebehrden wie Fiſche, die Einer aufs Trockne geleert hat. Und wenn das alſo geht hoch oben, wer will es einem alten erregten Weibe verargen, wenn es nicht anders that, und ſeine Vorurtheile ihm ein Schild wurden, durch den die Strahlen von Mädelis Liebe durchgehen mußten und dort zerſetzt der Mutter Herz wie Aeußerungen des Haſſes berührten? Mir verzeihe man, daß ich alſo rede von meiner Mutter und ſcheinbar ſchonungslos den Schleier wegziehe von ihrem Herzen. Es geſchieht dieſes aus wahrhafter Liebe zu ihr, denn indem ich den Zuſtand ihres Herzens zeige, wird man ihre Handlungen begreiflich finden. Und daß ihr Herz nicht ein anderes war, daß es ſich ſo geſtalten konnte in ſechzigjährigem Leben, — das wird Jeder begreifen, der weiß, was die Welt und das Unglück aus einem Herzen machen, wenn nicht wahres Chriſtenthum es geſund erhält. Und daß ſich die Mutter nicht geändert, wird nur den verwundern, der noch nie verſucht hat, das eigene Herz zu ändern und nicht befunden hat, wie zäh es iſt. Ich möchte durch die Darſtellung ihrer Gemüthsart bewirken, daß ihre und aller ſechzigjährigen Mütter und Väter Schwachheiten, Wunderlichkeiten, Unerträglichkeiten von dem jüngern Geſchlecht nicht angeſehen werden möchten als Fehler, die gebeſſert, geſtraft und zurückgewieſen werden ſollen, ſondern als Leiden, als Leiden nicht ſowohl in Beziehung auf die Jüngern, ſondern als Leiden für die Träger derſelben, Leiden für Väter und Mütter. So haben ſie ihre körperlichen Beſchwerden, haben die Abnahme der Sinne, eine Folge der Krankhaftigkeit des Leibes, der ſeiner Auflöſung entgegengeht. So wird auch die Seele krankhaft, wenn ſie nicht geheilt worden durch den großen Seelenarzt. Dieſe Krankheiten ſind allerdings den Nächſten läſtig, aber am meiſten darunter leidet doch der Kranke ſelbſt. Solche Krankheiten ſind weit peinigender als

Leibesſchmerzen. Ein glieder-, waſſerſüchtiger Menſch leidet viel, aber ein zankſüchtiger, ein ſelbſt- oder habſüchtiger Menſch noch viel mehr. Ein Halbblinder, Halbtauber entbehrt unendlich viel, aber ein mißtrauiſcher, mißvergnügter Menſch noch unendlich mehr. Jener entbehrt nur Töne und Farben, dieſer die Freude an Gott und die Liebe der Menſchen. Darum möchte ich mit gutem Grunde Allen zu bedenken geben, daß die Krankheiten alter Gemüther für ſie ſelbſt die bitterſten Leiden bringen. Und wo Leiden und Leidende ſind — was ziemt wohl dem Chriſten, Unduldſamkeit, Härte, Hohn? Nein, ich denke, daß Jeder weiß, daß Mitleid ſich zieme und Barmherzigkeit, ein geduldiges Warten und Pflegen. Die Chriſten wiſſen das recht wohl in körperlichen Krankheiten, aber bei geiſtigen Krankheiten vergeſſen ſie es meiſt. Sie vergeſſen nämlich, daß Fehler Krankheiten ſind. Es iſt ein angeborner Glaube an unſere Freiheit in uns, ſo daß wir wohl mit körperlichen Uebeln, die wir uns nicht ſelbſt gegeben, die wir nicht ſelbſt heben können, Mitleid haben, aber nicht mit geiſtigen, wähnend, in unſerer Freiheit liege es, ſie fortzuſchaffen, in unſerer Freiheit hätten wir ſie angenommen, der Fehlende ſei alſo ſelbſt Schuld an ſeiner Qual und plage muthwillig Andere. Bedenke man aber, daß zwar jedes Volk zur Freiheit berufen iſt, jedem Volk Freiheit ziemt, daß aber in langer Knechtſchaft die Kraft, die Freiheit zu gewinnen und zu bewahren, verloren gehen kann. In ſolcher Knechtſchaft nun haben die gelebt, die im Alter ſo unverträglich werden. Ihre Kraft iſt gebrochen, ihr geiſtig Auge iſt ſo dunkel geworden, daß es die Feſſeln nicht mehr ſieht, in denen es geſchmiedet liegt. Darum überlaſſe man da Gott das Fordern und übe Nachſicht und Geduld, und bitte Gott um Barmherzigkeit, damit er thue, was Menſchen unmöglich iſt.

Ich möchte alſo bitten, mich hier in meiner Darſtellung nicht der Unkindlichkeit zu beſchuldigen. Ich liebe in meiner Mutter alle Mütter, und möchte daher allen Müttern bei ihren

Kindern bereiten Geduld und Liebe. Darum ſchelte man mich nicht herzlos, wenn ich jetzt noch etwas von der Handlungsweiſe meiner Mutter rede. Andere Kinder mögen daraus ſehen, daß ihre Mütter recht gut zu ertragen wären, wenn man nur die Liebe walten laſſen wollte und das bedenken: daß man Andere ertragen ſoll, wie man ſelbſt ertragen zu werden wünſcht. Aber das iſt eben der Teufel der Menſchen, daß ſelten Jemand glaubt, daß die Andern auch etwas an ihm zu ertragen hätten.

Dieſen Gedanken hatte eben meine Mutter auch nie, und das eben wars, was ſie ſo unglücklich machte, daß ſie immer nur betrachtete, was ſie von Andern zu erdulden meinte und nie, was Andere wirklich von ihr erduldeten.

Mädeli, in ſeiner zathätigen Liebe, hatte mich bei Seite genommen und ſtrich mir über die Stirne mit ſeiner Hand und bat mich, doch nicht ſo ſauer zu ſehen, die Mutter könne ſonſt glauben, ſie komme unwerth. Und ich ſolle doch ja recht nicht etwa glauben, es ſei böſe darüber, im Gegentheil, es freue ſich recht ſehr, unn auch zu zeigen, daß es meinetwegen alles zu thun vermöge, ich hätte auch ſo viel an ſeinem Vater gethan. Meine Mutter könnten wir nicht im Gaden ſchlafen laſſen, es ſei zu kalt für ſie da, ich ſolle das Bett doch in der Stube aufmachen, den Webſtuhl brauche ich ſo jetzt nicht. Natürlich freute mich meines Weibes argloſe Liebe und ich mochte ihm ſeine Freude nicht trüben durch meine Befürchtungen, ſondern küßte es nur recht zärtlich und gab mir alle Mühe, meine Runzeln von der Stirne zu treiben. Als wir wieder hineinkamen, ſagte meine Mutter: ſie merke wohl, wie wir die Köpfe zuſammenſteckten und wie Mädeli mich aufweiſen wolle, daß ich ſie wieder wegſchicke, das ſei nicht bravs von ihm, allein es ſolle ihm nichts nützen, ſie gehe doch nicht fort und wenn wir ſie vor die Thüre würfen, ſo bleibe ſie da liegen. Wir wollten ihr das Gegentheil begreiflich machen, daß wir gerade abgerathen zuſammen, ihr das Bett in die Stube zu machen, damit ſie bequemer ſein könne. Allein obgleich die That bewies, was wir wollten, ſo geſtand ſie doch ihr Unrecht nicht ein, ſondern behauptete es fort und fort. Und wo ſie uns zuſammen ſtehen oder reden ſah, faßte ſie Mißtrauen und meinte, wir hätten ſie verhandelt oder hätten etwas Heimliches, das wir ihr vorenthielten, und dann ſtichelte und trümpfte ſie Eins nach dem Andern. Am ſchlimmſten gieng es, wenn wir ſpäter einen halben Tag auf dem Lande zuſammen arbeiteten, wo ſie uns nicht beobachten konnte. Wir konnten dann eines traurigen Abends verſichert ſein. Entweder redete ſie gar nichts oder lauter Stichelreden. Es iſt wirklich nichts gräßlicher als dieſes beſtändige Mißtrauen in Andere, dieſes beſtändige Aufpaſſen auf Worte und Mienen. Es iſt kaum etwas Peinigenderes in einem Hauſe, als wenn man gezwungen wird, Worte, Mienen, Gebehrden ängſtlich zu bewachen, wenn man mit Niemand ein Wort reden, bei Niemand ſtehen bleiben darf, wenn man nicht bös Wetter haben will. Und wenn Mann und Weib einander nicht einmal recht anſehen dürfen, wenn ſie im Frieden bleiben wollen, ſo ſchleicht faſt unwiderſtehlich ein düſterer Geiſt ins Haus, eine Alp legt ſich auf die Bruſt und alles wird doppelt ſchwer. Wie ein ſolches Mißtrauen in eine Bruſt ſich niſten kann, weiß ich nicht. Ich will nicht ſagen, es entſtehe aus dem eigenen Bewußtſein des Uebelmeinens, und auch nicht aus dem Bewußtſein, daß Andere Urſache haben könnten, Einen zu verhandeln, und auch nicht aus der Eiferſucht, daß die lieber ſeien, mit denen man heimlich thue; aber alle drei Dinge mögen wirken dazu, in den einen Herzen dieſes Element vorherrſchend ſein, in andern das andere.

Wir konnten uns faſt nicht anders mehr mittheilen als mit wehmüthigen Blicken, und auch dieſe bewachte die Mutter und ſagte: Ja, lueget ume enangere a, es iſch m'r graglych; und da ſie mit uns in der gleichen Stube ſchlief und noch recht gut hörte, ſo war uns auch hier Stillſchweigen auferlegt.

Die Mutter dagegen hatte gerne etwas Heimliches, und ſteckte gerne mit Jemand den Kopf zuſammen. Sie war an die häuslichen Verſchwörungen gewohnt, ſie waren ihr zur täglichen Nahrung geworden. Solche Verſchwörungen giebt es in jedem Hauſe, am allermeiſten aber da, wo eine ſchlechte Regierung iſt, wo viele Meiſter ſind und kein rechter, oder wo eine illiberale Regierung iſt, die das Volk drückt und nur auf ſeine Koſten leben will. Dieſe Verſchwörungen ſind mancherlei Art, luſtig und ernſthaft, aber zum Frieden dienen ſie ſelten. Im Hauſe hatte nun die Mutter Niemand mit dem ſie gegen das Andere ſich verſchwören konnte. Sie verſuchte es bei Mädeli und bei mir, und, wie geſagt, ſicher nicht aus Bosheit oder Tüfelſüchtige, ſondern aus reiner, purer Gewohnheit, und weil ihr Niemand iemals geſagt hatte, welches Laſter dieſe Gewohnheit eigentlich ſei. Sie wollte ſich Anfangs hinter mich ſtecken und mir die Laus hinter das Ohr ſetzen: Mädeli ſei keine Haushälterin, ſpinne nichts, und g'fätterle nur mit unnöthigen Dingen; ſy's tüfels G'wöſch treit nit e Tütſchel ab, ſagte ſie. Aber ich achtete auf ſolche Reden nicht, oder wenigſtens ſie ſah keine Folgen von dieſen Reden. Man nennt ſolche Zwiſchenreden in einer Ehe nicht umſonſt eine Laus hinter das Ohr ſetzen, denn ſolche Reden gramſeln und beißen ſich ein, ohne daß man weiß wie. Und man muß mit aller Kraft ſich mühen, den Eindruck ſolcher Reden zu verwiſchen, ſonſt wecken ſie den Argwohn, man glaubt auch Dinge zu ſehen, die nicht ſind, der Argwohn macht böſes Blut, aus dem böſen Blut kommen böſe Worte und dieſe ſcheiden die Gemüther, wenn man auch eins am Fleiſch bleibt.

So ein einzig aufweiſend verdächtigend Wort in eine Ehe hinein geworfen, kann eine wahre Teufelsſaat werden, die nicht nur hunderte, ſondern tauſendfältig Unglück bringt. Es gramſelte mir allerdings auch etwas hinter den Ohren, und es wollte mich zuweilen bedünken, Mädeli ſei nur ſo eine Niffe; allein wenn ich dann ſeine Emſigkeit ſah, als ich ſah wie es bei aller Armuth bei uns doch noch gut ausſah, und beſſer roch als bei manchem reichen Bauer; und als ich in ſeine treuherzigen Augen ſah, wie ſie ſo ſehnſüchtig Liebe und Freude an mir ſuchten — da ward ich gewahr, daß es eine Laus ſei, was mir hinter den Ohren gramſele; ich zog ſie hervor, zerdrückte ſie mit dem Daumen, daß es klepfte, und hütete fortan meine Ohren vor ſolchem Ungeziefer. Die Mutter ſuchte nun an Mädeli zu kommen und wollte ihm anſchaulich machen, daß ich gegen ihns unerchannt ſei. Dieß und jenes thäte mirs ſauſt, ſie hätte es ihrem Manne reiſen wollen, wenn er dieß und jenes ihr überlaſſen hätte; man müſſe den Mannen nicht alles ſagen und ſie brauchten nicht alles zu wiſſen, und es ſei immer kommod, wenn die Frau etwas Geld für ſich habe hinter des Mannes Rücken u. ſ. w. Solche Reden thaten Mädeli gar weh. Es fühlte den Verſucher darin wohl. Es wies ihn ſtreng von ſich. Allein es that ihm leid, daß der Verſucher, der zwiſchen uns treten wollte, meine Mutter war, und fühlte wohl, daß wenn die Mutter nichts ausrichten könne bei ihm, es in ein bös Verhältniß mit ihr käme. Das gute Weibchen durfte mir das lange nicht klagen und konnte es kaum vor der Mutter aufpaſſenden Augen. Endlich gab es eine gute Stunde, wo wir einen neuen Bund machen konnten, zuſammenzuhalten feſt, treu, offen und ohne Argwohn. Natürlich ward die Mutter dadurch vereinzelt, nicht daß wir ihr unſere Liebe entzogen, aber ſie konnte mit keinem gemeine Sache gegen das Andere machen, konnte bei keinem wohlgemuth über das Andere klagen, ward nie verſichert unbedingt Recht zu erhalten; und das that ihr zu weh, als daß ſie es in dieſer Vereinzelung ausgehalten hätte.

Der Menſch kann nicht alleine ſein; hat er keinen Menſchen zum Anſchluß, ſo wählt er etwas anderes : zarte Mädchen wählen ein Kanarienvögelchen zum Herzen und Schnäbeln. Verrauſchen die zarten Zeiten und kommen die plumpern, materiellern, ſo trittet der Schooshund auf. Hexen wählen Katzen, Zauberinnen Schlangen, etwas Warmes muß es ſein, das der Menſch an ſeinen Buſen drückt, beſonders der weibliche. Glücklich Der und Die, denen ein Bruder oder eine Schweſter oder ein Sohn Kinder liefert zum Pantſchen und Herzen, leider aber oft zum Verderben.

Meiner Mutter Herz zog auch ſie zu ihrem Großkind, dem Buben; das Mädchen ſah ſie nicht an. Der Bube frug ihr Anfangs nichts nach, ſondern ſchrie immer, wenn ſie ihn nehmen wollte; aber die Liebe einer Großmutter iſt hartnäckig und die Liebe eines Kindes weich und leicht gewonnen. So zog ſie ihn bald an ſich heran. Aengſtlich um ſeine Liebe, ſuchte ſie dieſelbe durch alle Künſte ſich zu ſichern, ward die Dienerin ſeiner Launen und nahm ihn bei jeder Gelegenheit gegen uns in Schutz und branzte in ſeiner Gegenwart mit uns für ihn.

Nun ich war auch ein blinder Vater, und wenn meine Mutter nicht noch blinder geweſen wäre, ſo hätte ich vielleicht gerade gemacht was ſie und den Knaben gegen Mädeli in Schutz genommen, das eine liebende aber keine blinde Mutter war, und z. B. nicht bald ſich etwas abbrüllen ließ gegen ſeine Ueberzeugung. Die kleinen Kröten erkennen inſtinktmäßig die Kraft, welche in ihrem Brüllen liegt. Sobald irgend etwas ihrem Willen entgegentrittet, ſo erheben ſie ein Zettergeſchrei, das durch Mark und Bein ſchneidet. Der Mutter thut das Schreien in den Ohren weh, oder ſie fürchtet, die Nachbarsleute möchten ſie verbrüllen, oder der Vater es hören und mit ihr branzen, daß ſie das Kind immer zu brüllen mache. Kurz unter zehn Malen wird dem Kind in der Stadt ſechs, auf dem Lande acht Mal ſein Wille gethan. Es kann erzwingen. Wenn dann ſpäter dieſem verwöhnten Willen andere Menſchen entgegentreten, ſo entſteht der Streit; trittet ihm das Geſetz entgegen, ſo wird die Sünde geboren, und trittet ihm endlich Gott ſelbſt entgegen, ſo wird er vernichtet in Jammer und Verzweiflung.

So hoch faßte ich freilich damals die Sache nicht, oder vielmehr ich faßte ſie gar nicht, ſondern fühlte nur meine Liebe zum Kinde, während Mädeli in ihrem reinen Gemüthe die Wahrheit ahnete: daß Gott die Kinder durch die Hand der Eltern regieren und nicht erzwingen laſſen will. Weil aber die Großmutter mit dem Kinde ſo narrochtig that und daſſelbe ſich allein zuwendete, wurde ich von meiner Blindheit etwas geheilt, und ſah nach und nach ein, wie eine ſolche Behandlung dem Kinde verderblich werden müßte. Was ich alſo an mir ſelbſt nicht geſehen hätte, das ſah ich an Andern. Sobald wir dem Kinde nun etwas abwehrten, etwas nicht thun wollten, ſo flüchtete es ſich heulend und ſchreiend zur Großmutter, und die nahm es nicht nur in Schutz, es konnte bei ihr machen was es wollte, ſondern ſie begehrte mit uns vor dem Kinde auf und ſagte uns etwa: Wir ſeien gegen unſer Kind wie die die wüſteſte Hüng, die ſie geſehen hätte, und wir giengen mit dem Kinde um, daß wir es vor Gott nicht verantworten könnten. Man kann ſich denken, wie weh uns das thun mußte! Wollten wir das Kind ſtrafen, ſo mußten wir einen Augenblick abpaſſen, wo die Großmutter nicht da war, und ſo gieng der beſte Augenblick verloren. Zehnmal gieng es ungeſtraft aus, weil wir uns mit der Mutter nicht prügeln wollten; denn ſie hätte es uns aus den Händen geriſſen. So gewöhnte ſich das Kind nicht nur eine Menge Unarten an, ſondern es gewöhnte ſich auch, die wenigen Strafen nicht als natürliche Folgen ſeines Böſthuns anzuſehen, ſondern als willkührliche Wehthaten, herrührend von den wüſteſten Hüng, die es gebe. Es gewöhnte ſich, dieſen Strafen ſich zu widerſetzen, oder zu entziehen, oder wenn es beides nicht konnte, uns bei der Großmutter zu verklagen, welche es dann um ſo zärtlicher ſtreichelte. So beſſerten die Strafen das Kind nicht mehr, ſondern ſie erbitterten es nur. Das thut auch jede Strafe beim Kinde, ſobald das Kind bei ihrer Anwendung Zwieſpalt ſieht, ſobald es eine

Möglichkeit ſieht, daß ſie ihm hätte können geſchenkt werden: ſobald es ſieht, daß Jemand ſeine Parthie nimmt.

Unſer Kind gewöhnte ſich aber nicht nur an Strafloſigkeit, ſondern auch an Partheiung im Hauſe; gewöhnte ſich daran, es mit der Großmutter zu halten gegen uns. Sicherlich wirkt auch nicht bald etwas ſchädlicher auf ein kindlich Herz ein als eine ſolche Spaltung, als die daraus folgende Angewöhnung, für ſeine Parthei alles zu erliſtelen, ihren Nutzen und Vortheil zu ſuchen, die andere Parthei zu täuſchen, zu hintergehen, zu übervortheilen. Aus dieſem beſtändigen Plänkeln entſteht dann Eifer, Bosheit, Schadenfreude, Rachſucht, und der gute Engel flieht.

Der Großmutter konnte aber doch Peterli nicht ganz genügen. Gar manche Klage verſtund er nicht, gar mancher Herzensergießung entlief er. Sie mußte auch auſſer dem Hauſe Jemand ſuchen, mit dem ſie verkehren und dem ſie alles klagen konnte, was ihr von uns Ungerechtes geſchah. Denn, wie geſagt, je mehr Jemand zu Klagen Urſache giebt, deſto mehr vermeint er ſelbſt Urſache zu Klagen zu haben.

Neunzehntes Kapitel.

Von den Leuten im Allgemeinen und von einer weiſen Frau insbeſondere.

Wir hatten uns bis dahin von den Leuten nicht fern gehalten, aber doch auch Niemand zum Vertrauten unſerer Haushaltung gemacht.

Lieb und Leid hatten wir zuſammen getragen und Niemand zwiſchen uns eingelaſſen. Keines von uns ſchwatzte aus die Geheimniſſe unſerer Liebe oder unſerer Kümmerniſſe, Keines klagte über das Andere, und meine Frau hatte nicht Luſt, den andern Weibern zu erzählen meine Gewohnheiten, meine

Schwächen, meine Härten; und mir fiel auch nicht bei, andere Weiber zu fragen, wieviel ſie in ihren Haushaltungen brauchen, und über meine Frau zu klagen, wieviel ſie brauche, wie verthünlich ſie ſei und wie wenig ſie dagegen verdiene. Klagt einmal ein Mann alſo einem Weibe, ſo iſt er meiſt verloren, denn er wird ſelten ein Weib antreffen, die ihm nicht Recht giebt, die nicht mehr verdienen und weniger wird brauchen wollen.

Unſere Haushaltung, unſer Verhältniß war alſo wie ein verſchloſſenes Druckli, in welches gar viele Weiber gar zu gerne ihre G'wundernaſen geſteckt hätten. Nicht weit von uns wohnte eine Frau, welche die längſte, nämlich G'wundernaſe, hatte. Sie hatte ein bedeutendes Talent, allen Leuten die Würmer aus der Naſe zu ziehen unter dem Schein der größten Theilnahme und Gutmüthigkeit. Männer, Weiber, Alle mußten ihre Geheimniſſe beichten, und es gab Weiber, welche den Morgen kaum erwarten mochten, um zu ihr zu laufen und ihr zu erzählen, was in der Nacht ſich zugetragen. Und wo ſie eine Dienſtmagd von weitem roch, da ſtreckte ſie ihr ſchon von weitem die Hand dar und ſagte : wie geits d'r o, es het mi nüſti ſcho lang Wunger g'no, wi d's o da mache chaſt. Und jedem Babi ſagte ſie Bäbeli und jedem Trini Trineli, und wußte gar ſchön und ſüß zu flütterlen jedem Tſchudi.

Aber bei dem G'wunder blieb es nicht. Sie wollte auch allenthalben die Hand im Spiel haben, wollte regieren, und das, wie ſie meinte, mit Recht, denn ſie bildete ſich ein, eine beſondere Weisheit zu beſitzen und geſcheuter zu ſein als alle andere Menſchen. Sie theilte daher allenthalben Räthe aus und ſagte immer: He lue, das muſch ſo mache, myn Kraft, das verſtohſt nit, ſo chunnts grad z'Guntrari, wart nume, folg du mir, i will d'r ſcho z'weg helfe. Und dann wußte ſie eine Menge Geſchichten, wie ſie hier und dort die Leute glücklich gemacht mit ihren Räthen. Es wunderte freilich hie und da Leute, warum die gute Frau ihre Weisheit nicht für ſich ſelbſten brauche, da ſie dieſelbe denn doch am nöthigſten hätte.

Die Frau war zwar ſehr reich, aber ihre Kinder mißriethen ihr doch, ließen ſie wenigſtens im Stich und ein Jedes that was es wollte. Sie wollte zwar immer darſtellen, daß alles gerade ſo gehe, wie ihre Weisheit es erſonnen habe, andere Leute waren aber nicht ganz ſo dumm wie ſie glaubte und ſahen auch unter die Decke. Nun — wollte ſie ihre Weisheit nicht für ſich ſelbſten brauchen, ſo gieng das Niemand etwas an, obgleich Mancher meinte, ihre Haushaltung gienge ihn doch gerade ſo viel an, als ſie die ſeinige, und ſo gut ſie in die ſeine rede oder darüber aburtheile, ſo gut habe auch er das Recht in die ihrige zu reden und über die zu urtheilen. Aber bei dieſem Rathen geſchah ein doppeltes, was dieſes Rathen und Einmiſchen nicht immer heilſam machte. Sie redete zwar immer von ihrem guten Herzen und ihrer Gutmüthigkeit, und der Schein davon war da; aber an gar manchem Ort iſt der Schein von Gutmüthigkeit und hinter dieſem Schein ſitzt Eitelkeit und Eigennutz. Eine gute Frau zu ſcheinen, iſt ſchön, und nicht nur ſchön, ſondern manchmal trägt es noch was ein. Aber wenn ſie wahrhaft gutmüthig geweſen wäre, ſo hätte ſie nicht ſoviel aufgewieſen, nicht dieſen aufgehetzt gegen ſeinen Nachbar und hätte dann dem Nachbar geſagt: Luc, vor dem chaſch di in Acht näh, dä meuts nit gut mit d'r: er iſch e Grüſel, wenn-'r abchunt. Und ſie hätte nicht manchmal dieſe Weiſe zu Intriguen benutzt, um Jemand zu verkürzen, einem Andern die Fiſche in die Bähre zu jagen.

Das andere Unglück war das, daß ihr ganzes Weſen ſammt ihren Räthen durchaus nicht auf Religioſität und Sittlichkeit beruhte; ſondern Eigennutz, Eitelkeit und Schlauheit regierten abwechſelnd und ein bedeutender Grad von Selbſtbeherrſchung kam ihr zu Hülfe. Sie konnte die freundlichſten Mienen machen, wenn es ihr ums Augenauskratzen geweſen wäre und konnte lachen, wenn es ihr ſchwer auf dem Herzen lag, von irgend etwas ſo ſchwer als ob ſie voller Schulden geweſen wäre ſtatt voller Gülten. Klagte ihr ein Weib über die allzugroße Zärtlichkeit ihres Mannes, oder ſie fürchte, ihr Sohn könne ſich nicht halten, ſo würde ſie einer Vertrauten den Rath gegeben haben: ſie ſolle beſtandene Jungfrauen halten oder etwa Eine, deren Mann nicht weit da dänne ſei. Oder wenn Jene über den Mann das Umgekehrte geklagt hätte, ſo hätte ſie auch das Umgekehrte gerathen und hätte geſagt: Eh, Stüdi, du biſch doch e Göhl, wenn-i no eis wär, wie du, das miech m'r aſe ke Kummer, i wet ere ſcho gnue übercho un-er müßt nadiſch bott nüt merke. Me muß de nit ſo dumm ſy, me muß das de öppe 'ne wenig liſtig aſa. Und wenn Stüdi etwas dann von nicht recht, nicht brav, geſagt hätte, ſo hätte ſie geſagt: He, du Göhl, du wit doch nit öppe eleni ſövli exakt ſy. Das nimmt me nit halb ſo exakt meh. D'r Pfarrer muß predige, daß es nit z'wüſch gang, aber wer wets halte? Me muß ume öppe luege, daß es Niemer merk u daß me de Lüte nit öppe i d'Müler chömi, das iſch z'ſchüche. We du wüßtiſch alles was geyt, du wäriſch nit halb ſo eigelich. I chönnt d'r Wyber ſäge, du meinſt, was das für brave ſyge u wäger di halbe King ſi nit vom Ma. Und die gleiche Frau, die ſolche Räthe gab, konnte Handkehrum über Weiber und Männer, die nicht in ihrem Krätli waren, furchtbar ſchimpfen und ſagen: ſie ſeien ſchlechte Leute, wegen nicht halb ſo ſchlechten Sachen, als zu denen ſie ſelbſt gerathen hatte.

Ueberhaupt hatte die Frau etwas Freigeiſteriſches und ſagte oft: O, me muß nit alles glaube, me ſeyt gar mengs, es iſch nit e ſo. Und die gleiche Frau klagte am gleichen Tage doch wieder: es ſei doch albez nit ſo g'ſi, d'Welt werd geng ſchlechter, es ſei ſich aber auch nicht zu verwungere, we me g'ſey, wie d'Lüt ke Glaube meh heige. So konnte die Frau kalt und warm aus einem Munde blaſen. So blies ſie aber nicht etwa blos den Perſonen, die ſie vor ſich hatte, einem Jeden in ſein Horn. Sie that es zwar hie und da auch, aber der Hauptgrund lag an einem andern Orte. Sie war im alten Glauben erzogen worden, und ihre weibliche Natur hielt einen Theil davon ſammt einer Portion Aberglauben feſt. Dann aber war ihre Blüthenzeit in die Helvetik gefallen, ihr Mann hatte in derſelben etwas zu bedeuten gehabt. Dieſer Mann hatte geglaubt, um ſich aufzuſchwingen, müſſe er ſich federleicht machen und allen Ballaſt über Bord werfen und vor allem die Religion. Es iſt wirklich merkwürdig, welcher Leichtſinn, welche Liederlichkeit damals von Frankreich eingeſchwemmt und hier abſichtlich und ſorgfältig verbreitet wurden. Man kann dieſe Zeit der Frivolität zu Stadt und Land noch manchem Manne aufgeprägt ſehen, der zur damaligen Zeit ſeine Bildung empfieng, entweder in den Hörſäälen oder den Rathsſäälen, den Municipalitäten oder den Kneipen, welche beiden letztern oft zuſammenfielen. Am traurigſten waren natürlich die daran, die nur Brocken der damaligen Weisheit und des damaligen Unglaubens auffiengen. Dieſe Brocken trugen ſie nun beſtändig zur Schau, hängten ſie heraus und ſtolzierten damit herum, wie ein armes Meitſchi, das kein Gloſchli hat und kein ganzes Hemde, wenn es einmal zu einem Mänteli und Händſchlene gekommen, ſich mit Mänteli und Händſchlene brüſtet. Händſchli und Mänteli tragen gar nichts ab, als daß ſie die übrige Armuth und Elendigkeit noch mehr zur Schau ſtellen, und doch meint das arme Meitſchi, es ſei der ganzen Welt genommen und ihm gegeben, und ſieht jede Bauerntochter verächtlich von der Seite an, die kein Mänteli trägt, ſondern ein feines, reines, ganzes, flächſiges Hemde und keine Händſchli, wohl aber ein ſchön geblümtes Gloſchli mit einer handbreiten rothen Blegi. Gerade ſo gebehrdeten ſich jene Männer mit ihrer Afterweisheit und ihrem Unglauben, wie dieſes arme Meitſchi, und es giebt Einzelne, die noch jetzt ſo thun, aber ſie werden ſeltener und beginnen auszuſehen wie ergrauende Denkmale einer vergangenen, wüſten Zeit.

Gerade ein Solcher war auch der Mann unſerer Frau gewe-
ſen. Und da die Frau damals mit ihrem Manne ſich gemeint,
ſich vielleicht eingebildet hatte, durch ihn Frau Staatsräthi
oder Frau Direktorin zu werden, ſo hatte ſie auch gemeint
er wiſſe nun alles und könne alles. Sein Glaube ward da
her auch der ihre, ſeine Brocken ſchnappte ſie auf, ſie war
auch eine gute Helvözlerin. Der neue Glaube war der Fra
in vielen Dingen gar bequem und nach ihm erweiterte ſ
ihr Gewiſſen, daß es dehnbar und groß wurde, wie Hals un
Schnabel einer Löffelgans. Damit war aber der alte Glaub
nicht fort, Neues und Altes lag da untereinander und über
einander, wie an einer Geldstagſteigerung. Anfangs natür
lich lag das Neue obenauf und war allein ſichtbar, die Ze
rüttelte aber Beides und Altes kam herauf und Neues her
unter, und ſo lag es bunt und luſtig durcheinander. Bal
hörte man ein ſtrenges Urtheil, bald einen leichtfertigen Rath
bald ſtolperte man über eine Aeußerung des Unglaubens, bal
drang einem ein andächtiger Seufzer in die Ohren. Und di
gute Frau hatte in all ihren Händeln, und weil ſie ring
herum ſo vieles wiſſen mußte und zu ſorgen hatte, nie Ze
aufzuräumen in ſich, ſie ließ das getroſt unter einander lie
gen und war wohl dabei.

Sündigte dieſe Frau oder rieth ſie Jemand zum Sün
digen, ſo tröſtete ſie ſich damit: es hätte es Niemand geſe
hen, es gehe Niemand etwas an, was ſie mache: oder e
ſchade doch Niemand ꝛc., es ſei nur für das dumme Vol
verboten, die Witzigern könnten es machen wie ſie wollten
Beleidigte aber Jemand ſie, ſo tröſtete ſie ſich damit, es werd
wohl ein gerechter Gott im Himmel ſein, der werde es ih
reiſen. Glaubte ſie Jemand undankbar, ſo ſagte ſie: es ſe
gut, daß es doch Gott geſehen habe, was ſie dem gethan, de
werde ihr ſchon daran denken. Starb einer ihrer Feinde
ſo ſagte ſie triumphirend: da heig jetz d'r Tüfel aber d'
Recht u es sött allne e ſo gah, die's ſo mache, wie dä m'r

s'macht het. War ſie aber krank, ſo nahm ſie ein altes Betbuch, betete bis ſie ſchwitzte und meinte dann, ſich die Tropfen abwiſchend: We das nit b'ſchüße ſött, ſo wüßt ſi de z'bott nit, was helfe wett; aber ſie wüßt wohl, d'r lieb Gott werd ſe wohl ag'ſeh wie 'ne angere arme Mönſch, wenn-ere nit öppe dä dolders Predikant z'böſt red. Dieſe Frau hatte nun einen bedeutenden Einfluß, und den Schaden, den ſie auf dieſe Weiſe ſtiftete, die Unſittlichkeiten, zu denen ſie rieth, möchte ich nicht gut zu machen haben. Und da ſie auch nie zur Ueberwindung, zu ſittlichen Kraftanſtrengungen, ſondern zu Liſten und Ränken, zum Verſchlirggen, zu Deckmänteln rieth, ſo möchte ich die Leute, die ſie verdreht, nicht gerade zu machen haben. Dieſe Frau hatte es ſchon lange geärgert, daß ſie nicht an uns kommen, ihre Naſe nicht mitten unter uns haben, unſere Haushaltung nicht leiten konnte mit ihrer Weisheit. Nun iſts aber merkwürdig, wie ſo zwei klatſchſüchtige Weiber ſich zuſammen finden; es iſt wahrlich, als ob ſie ſich röchen wie die Katzen im Hornig.

Die Bekanntſchaft zwiſchen meiner Mutter und dieſer Frau war angeknüpft, wir wußten nicht wie. Dort fand ſie dann noch andere Weiber, mit welchen ſie ferners bekannt wurde, ſo daß ſie nun ganze, halbe Tage verſchwand. Anfangs freute uns dieſes für die Mutter. Wir hofften, die kürzere Zeit, die ſie hätte, würde ſie auch beſſer gelaunt machen. Und ich muß es bekennen, wir athmeten allemal recht friſch auf, wenn ſie fort war, es war faſt, als ob eine ganz andere Luft im Hauſe ſei. Unſere Geſichter wurden wieder fröhlich und die Worte, die wir nun nicht auf der Goldwage abzuwägen hatten und dann nicht noch ſiebenmal drehen mußten, giengen uns wieder friſch vom Munde. Aber die Mutter wurde, wenn ſie zu Hauſe war, ſeit ihren Beſuchen immer handlicher und immer unzufriedener. Sie balgete über alles, ſogar darüber, daß ſie mit uns und den Kindern in der gleichen Stube ſchlafen müßte. Sie hätte nicht geglaubt, ſagte ſie, daß ſie in ihrem Alter noch ganze Nächte das Kindergeſchrei haben müßte.

Am meiſten aber war ſie mit dem Eſſen unzufrieden und trieb meinem Weibchen deßhalb faſt die Seele aus. Erdäpfel, wenigſtens geſchwellte, aß ſie keine, oder wenn ſie je einen aß, ſo mußten wir eine ganze Woche lang bei jedem Huſten hören von dem Erdapfel, den ſie hätte eſſen müſſen. Wir mußten aber doch Erdäpfel eſſen und es war meiner Frau faſt nicht möglich, immer etwas Appartes für die Mutter zu haben, und doch that ſie es ſoviel möglich. Aber dann war ihr das Brot nicht recht. Es ſei doch ſchrecklich, meinte ſie, daß ſo eine alte Frau mit ſo böſen Zähnen altes Brot eſſen ſölle: das könne einem doch Niemand zumuthen als ein Söhniswyb. Und hatte ſie friſches Brot, ſo klagte ſie: es ſei doch ſchrecklich, daß eine ſo alte Frau ſo ſchwarzes Brot eſſen ſolle; ehedem, wo die Leute noch was geglaubt, da hätte man in jedem Hauſe ein weißes Brötlein für die alten Leute gehabt. Der Kaffe war ihr auch nie recht. Den Schigore möge ſie nicht erleiden, ſagte ſie, er mache ihr das Waſſerbrennen. So ſtark geröſtet habe ſie ihn nie, ſie habe immer gehört, es mache kurzen Athem. Die Milch war zu blau und Mädeli wurde zugemuthet, es blaſe ſie ab für ſich und gebe nur den dünnern Theil auf den Tiſch. Und Mädeli machte gerade das Gegentheil. Mädeli, in der beſten Meinung, that alles Mögliche, hatte aber nie Dank davon, ſondern ſtatt deſſen Vorwürfe oder Stichelеien. Ich ſah oft, wie es ſeine Erdäpfel und ſeinen Kaffe mit Thränen hinunterwürgte, nur damit beides mir nicht vor Ohren und Augen käme. Es wollte keine Jammerbüchſe ſein, aus der, Statt wie aus einer Elektriſirbüchſe oder Flaſche blitzende Elektricität, ſtöhnende Jammertöne ſtrömen, denen man aber eben deßwegen ordentlich aus dem Wege geht, um nicht eine Ladung zu erhalten. Mädeli wollte bei mir nicht über meine Mutter klagen, ſondern ſie ertragen aus Liebe zu mir, da es mich mehr liebte als ſich ſelbſt. Gar Viele lieben meinetwegen wohl ihren Mann, aber daß ſie ſeinetwegen etwas ertrügen, ohne es ihn entgelten oder merken zu laſſen und nachzurechnen — ſelb nicht. Aber deßwegen hatte ich um ſo mehr Mitleid mit ihm. Es iſt da auch gerade wie bei Kranken. Je mehr ein Kranker jammert und klagt und ungeduldig ſich gebehrdet, deſto weniger Mitleiden hat man ihm, deſto ungeduldiger wird man über ihn, deſto mehr läuft man von ſeinem Bette weg.

Je geduldiger aber ein Kranker iſt, deſto mehr Mitleid hat man mit ihm, deſto mehr Mühe giebt man ſich mit ihm. So hatte ich es mit Mädeli. Wenn ich ſah, wie es ſeine Erdäpfel hinunterwürgte, mit dem Kaffe noch allerlei Anderes ſchluckte und doch freundliche Augen und milde Worte beizubehalten ſuchte, ſo ſchwoll mir eben deßwegen das Herz und ich fieng an der Mutter zuzuſprechen und ihr zu zeigen, daß wir thäten, was wir vermöchten, daß ſie es immer beſſer hätte als wir, und ſie zu bitten, mein Weibchen nicht ſo zu plagen, ſie ſehe doch, in welchen Umſtänden es ſei und daß es thue, was ihm möglich ſei. Das nahm aber dann meine Mutter übel und ſagte: ſie ſei auch manchmal in ſolchen Umſtänden geweſen und es hätte ſich auch Niemand ihrer geachtet. Es ſei auch nicht bravs von mir, daß ich es nie mit ihr halte, und ſie hätte auch vernommen, wieviel beſſer Mädelis Vater es gehabt und was Mädeli dem alles angehängt hätte. Mädeli bat mich oft recht dringend, doch gar nichts mehr zu ſagen, wir wollten es mit Geduld annehmen, wir wüßten ja nicht, womit wir das verſündigt hätten und was wir darob verdienen könnten. Die Sache kam aber immer ärger, die Mutter wurde immer mißvergnügter und wußte alle Tage mehr zu klagen. Wir begriffen nicht, woher das kommen möchte, bis eines Tages die weiſe Frau wie zufällig beim Garten ſtehen blieb, wo Mädeli eben mit dem Kraut focht. Biſt du auch einmal an der Sonne? frug die Frau; es iſt recht, me mueß ſi o fürelah u nit geng ume am Schatte hocke u öppis nirpe. Wo habt ihr das Mutterli? fragte ſie ferner, es iſt mir gar lieb, habt mir einmal recht Sorge zu ihm und gebt ihm auch recht zu eſſen und gönnet es ihm. Meine Frau war ganz verduzt über dieſe Ermahnungen, die gar gutmüthig ausgeſprochen wurden. Sie entſchuldigte ſich auf das Beſte und ſagte: die Mutter ſei uns recht lieb, ſie hätte es beſſer als wir ſelbſt.

Ja, ja, man meine es manchmal, man habe die Leute lieb, man gebe es ihnen gut und doch plage man ſie und laſſe ſie Mangel leiden. Man ſollte doch immer nachdenken, was man ſelber gerne hätte, und wenn man nur denken wollte, ſo würde man vieles anders machen können und es würde nicht mehr koſten. Auf das alles verſtummte Mädeli und konnte gar nicht begreifen, was das zu bedeuten habe. Endlich ſagte die Frau noch: Ja, Fraueli, du mußt gewiß anders werden, ſo iſts nanis bott nicht recht und du wirſt verbrüllet im ganzen Land. Sinn doch ein wenig nach und denk, was deine Pflicht wär. Z'Mutterli kann mich dauern und ſo g'ſtiengs Niemere us. Adie u ſägs em Ma o, er ſöll e wenig v'rnünftiger ſy, es würd ame-ne Schumeiſter wohl aſtah.

Nun war uns die Löſung des Räthſels leicht. Wenn eine Frau gefragt wird in recht gutmüthigem Tone: Go grüß di, mys Fraueli, wie geits o geng? i ha wäger manggiſt a di däycht u ha däycht, wies d'r o gang; gell o ſo wies cha u ma? ſo werden nicht die halben Weiber ſich der Klagen enthalten können. Der Ton, in dem ſie angeſprochen worden ſind, hat ihnen die Verſicherungen gegeben, daß ſie da Bedauern und Theilnahme finden werden; und wenn eine Frau ſich nicht kann beneiden laſſen, ſo möchte ſie doch gerne bedauert ſein. Nun fängt ſie an zu klagen und Klagen findet jeder Menſch, wenn er ſie ſucht, und jemehr ſie bedauert wird, deſto mehr klagt ſie, bis ſie endlich in dem Haufen von aufgethürmten Klagen faſt erſtickt und ordentlich elend wird. Die erſinnten, hervorgelockten Klagen werden am Ende auch von der Klagenden für wahr gehalten, ſie nimmt den Aerger darüber mit nach Hauſe, und hat ſie z. B. über ſchlechten Kaffe geklagt und iſt darüber bedauert worden, ſo wird ſie den Kaffe daheim ſchlecht finden, darüber die Naſe rümpfen, und wenn er auf Extrapoſt aus der Levante gekommen wäre.

Auf ſolche Weiſe iſt ſchon manches Herz künſtlich unglücklich gemacht, mancher Hausfriede zerſtört, manche Ehe zertrümmert worden. So war meine Mutter bedauert worden, dadurch wurden ihre Leiden vergrößert, ſie wurde immer bitterer, ihre Klagen wurden immer größer und wir unter den Leuten immer mehr verbrüllet. Denn da wir nichts ſagten, keine Partei ſuchten, ſo nahmen alle der Mutter Partei und urtheilten, was wir doch für wüſte Leute ſeien. Man ſehe es uns nicht einmal an, meinten die Einen, die Andern behaupteten aber, ſchon lange nicht nur Pulver gerochen, ſondern auch geſagt zu haben, das komme am Ende dann ſo. Man rieth ab, wer uns etwas darüber ſagen ſolle, denn das könne man doch nicht ſo gehen laſſen. Da ſagte die weiſe Frau: Löht mi nume mache, i wills dem Laueli ſcho ſäge, es müßt öppe bös ſy, we me ere ſellige nüt ſäge dörft, u er iſch ume ſo 'ne Gabli u muß mache, was ſys Näſ will. So jungi Wyber meine de nadiſch, ſi könnt mit üſereim umgah wie ſi welle, aber me muß 'ne d'r Verſtang mache, von 'ne ſelber hei ſi 'ne nit.

So kam es, daß Mädeli am Gartenzaum ein ſolch Kapitel erhielt. Als es antworten wollte, war die Frau ſchon weiter gewatſchelt, mit übereinander gelegten Händen.

Was in meines Weibchens Herz vorgieng, weiß ich nicht, weiß nicht, ob nicht ein ſchwerer Kampf in demſelben Statt gefunden: denn als ich es vor Augen kriegte, ſah ich nur noch verweinte, aber nicht wilde oder böſe Augen. Auf meine Fragen vernahm ich den Vorfall und wir machten es uns beide deutlich, woher er entſtanden, daß die Mutter über uns klage allenthalben, und alle Weiber im Dorfe gegen uns Partei nehmen, weil wir Niemand klagten, keine Vertrauten ſuchten. Ich wollte nun mit der Mutter aufbegehren und ihr ihr Geläufe abſtellen. Aber meine Frau wollte nicht, ſie behauptete, das mache das Uebel nur ärger, ſie klage dann nur deſto mehr und anbinden könne man ſie doch nicht. Ein Mittel brauſ'te mir durch den Kopf: den Leuten nämlich auch zu ſagen, wie es ſtehe, zu ſagen, was wir thäten und wie die Mutter eine ſei. Damit hätten wir ſicher wenigſtens die halben Leute auf unſere Seite gezogen und wären bei ihnen wieder in guten Geruch gekommen. Allein mein Weibchen ſagte: Möchteſt du das, Peter? ſoll ich anfangen über deine Mutter zu läſtern? was könnten dann erſt die Leute mit Recht von mir denken, wenn ich einer ſo alten Frau ihre Fehler aufdeckte und z'weglegte? Nein, Peter, da iſt nichts zu machen, wir müſſen das in Gottes Namen tragen; es wird ſchon wieder beſſer kommen.

Ich begreife noch jetzt nicht recht, woher mein junges Weib die Kraft hernahm und das richtige Gefühl deſſen, was chriſtlich und nicht chriſtlich ſei. Es war ohne ſogenannte Bildung, eine beſondere Edukation war nicht mit ihm gemacht worden, auch im Welſchland war es nicht geweſen, und doch dachte es ſo ſinnig, waltete ſo lieblich, trug ſo kräftig, daß man ſo was unter dem Kittel nicht vermuthete, und wenn man das Unerwartete fand, verwundert nach den Urſachen gefragt hätte und wo Mädeli erzogen und gebildet worden ſei? Ich fragte das freilich nicht, aber ich dachte doch manchmal darüber nach, wenn ich durch daſſelbe beſchämt worden war. Ich konnte nichts anders denken, als daß das alles von der Liebe komme, welche Mädelis Verſtand ſchärfe, ihre Kraft erhöhe, kurz die Trägerin, Nährerin, Leiterin aller Kräfte geworden. Für ſolche Liebe iſt eigentlich das weibliche Gemüth geſchaffen, ein Thron iſt in demſelben für ſie aufgebaut, von dem herab ſoll ſie regieren; eine Fülle von Kraft ſteht ihr zu Gebote, alle Empfindungen weiht und heiligt ſie;

und aus den Empfindungen, nicht aus dem Gedanken, entſpringt des Weibes ganzes Weſen. Aber leider wird dieſer Thron anders beſetzt ſchon frühe bei Vielen. Selbſtſucht thronet oben und zeigt ſich bald als Eitelkeit, bald als Hoffahrt, bald als Sinnlichkeit, bald als Bequemlichkeit, kurz in vielfachen Gewändern nach Laune, Alter und Gelegenheit, beſtimmt des Weibes Empfindungen und beherrſcht ſomit ſein ganzes Weſen. Und früh ſorgen die Eltern dafür, daß es alſo geſchehe, und verwöhnen das Kind und vergiften ſein Empfinden, ſo daß, wenn dann auch einmal die Liebe zum Manne kömmt, ſie nicht Herrſcherin wird, ſondern eine Magd der Selbſtſucht, und von ihr ſich muß mißhandeln oder verabſcheiden laſſen nach Luſt und Laune. Und doch hatte der liebe Gott ſo gut es dem Weibe ausgedacht. Eben weil das Weib vorzüglich empfindet mehr als denkt, hat er ihm die ſüßeſte aller Empfindungen bereitet, hat dieſer Empfindung die Macht gegeben, dem ganzen Gemüthe zu gebieten und die Eigenſchaft ihm mitzutheilen, daß in der Berührung mit der Welt nicht Bitterkeit, nicht Leidenſchaften entſtehen, für deren Zähmung keine Gewalt da iſt; hat alſo dem Weibe eine Kraft bereitet, welche der Welt den Stachel nimmt; einen Balſam, der alle Wunden heilet; eine Empfindung, die wahrnimmt, was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht. Und das eben erkennt man nicht, mißkennt, was des Weibes Glück ausmacht, will an Platz des Empfindens das Erkennen, an Platz der Liebe den Verſtand ſetzen oder gar das Gedächtniß; daher eine ſo raſende Menge unglücklicher Weiber, die eine ſo raſende Menge Männer raſend machen oder wenigſtens halb. O Herrgott, unſere weiblichen und männlichen Pädagogen dann noch zu den Eltern! Mich wundert, wenn man nicht nächſtens Schulen einrichtet, wo die Mädchen auf den Händen werden gehen müſſen mit den Beinen zierlich in der Luft.

Das Herz meines Weibes, oder ſeine Empfindung, war durch nichts vergiftet worden; die Liebe fand den Thron noch leer und auf demſelben wachte und waltete ſie nun mit Meiſterſchaft, und wenn ſie matt werden wollte, ſo trank ſie aus dem Born der ewigen Liebe und ward wieder ſtark und weiſe.

Und was dieſe Liebe ſtark iſt, glaubt man gar nicht. Für Jemand, den man haßt, ein gut Wort zu geben oder einen Gang zu thun für ihn, iſt Höllenpein; für Jemand, den man liebt, ſich zu opfern, iſt Freude; einem haſſenden Herzen wird alles ſchwer in der Welt, ausgenommen die Sünde; einem liebenden Herzen wird das Schwerſte leicht, ausgenommen die Sünde. Das fühlten wir auch zuſammen, denn Mädelis Liebe trug auch mich empor.

Zwanzigstes Kapitel.

Von ſchulmeiſterlichen Finanzen.

Nun kam eine immer zunehmende Geldnoth. Unter drei Franken in der Woche konnten wir es nicht mehr machen für die gewöhnlichſten Bedürfniſſe in der Haushaltung, und woher ſollten wir nun dieſe nehmen? Dann waren noch keine Kleider angeſchafft, keine Schuhe für die Kinder, kein Hausgeräthe, kurz von allem dieſem nichts. Alſo nur zu meiner Haushaltung brauchte es mehr als 70 L. jährlich. Nebenverdienſt, und woher ſollte dann das andere alles kommen? Und wenn man alles kaufen muß bis an die Erdäpfel, ſo rechne man einmal nach, was es heiße, wenn man für 6 Perſonen nicht mehr brauchen will als 3 L. wöchentlich. Für 10½ bz. Brot, 7 bz. Milch, 1½ bz. Salz, 5 bz. Anken oder Schmeer, 4 bz. Mehl und 3 bz. Kaffe, iſt wahrhaftig wenig für 6 Perſonen, und doch ſchon mehr als 3 L. Bäuerinnen, denen Kühe, Schweine und Spycher das Meiſte geben, und die das

Geld ungezählt aus dem Gänterli nehmen, werden vielleicht finden, das ſei noch ziemlich viel, denn ſie rechnen gar nicht nach, was ſie brauchen, und würden verzweifelt aufbegehren, wenn der Mann ihnen nachrechnen wollte. Stadtfrauen, die könnten das eher berechnen, wenn ſie rechnen können und gewohnt ſind, ihre Ausgaben gleich zu berichtigen. Von dieſen können die einen aber nicht rechnen, manchmal ſogar Profeſſorinnen nicht und wenn ſie auch von ihren Männern verbeiſtändet wären. So ſandte z. B. eine, um Geld zu ſparen, Knecht und Magd auf den Gurten, um Heubeeren zu ſuchen und Geld zu ſparen, und gab ihnen Wein und Wurſt mit. Die beiden ſuchten nun Heubeeren mit allem Fleiß, verthaten nebenbei noch 10 bz. und brachten am Abend für 6 krz. Heubeeren heim. Die kann uns alſo nicht nachrechnen, denn die kanns nicht, ſie weiß zwiſchen 10 bz. und 6 krz. kaum den Unterſchied. Zu dieſem allem geſellte ſich eine Extra-Ausgabe, die immer mehr Geld fraß. Meine Mutter kränkelte immer mehr und mancherlei Uebel begannen ſich bei ihr zu regen, von denen die Bruſtwaſſerſucht das gefährlichſte war. Dieſe Uebel klagte ſie nun ihren Freundinnen und dieſe gaben ihr bald dieſes, bald jenes Mittel an, bald dieſen und jenen Schärer, der ihr beſtimmt helfen könne. Kam ſie dann heim, ſo redete ſie ſo lange davon, daß ihr noch zu helfen wäre, wenn man eigentlich ihr zu helfen begehrte und ſie nicht lieber auf dem Kirchhof ſähe, daß wir nicht anders konnten, als ſagen: ſie ſolle doch ſagen, was zu machen ſei, wir wollten ja gerne alles thun, was zu thun wäre. Dann kam richtig ein neues Mittel oder ein neuer Doktor zum Vorſchein. Ich mußte unſer Geldlein zuſammenräumen und mich auf die Beine machen, und man kann ſich nicht vorſtellen, mit welcher Angſt ich oft den Anſpruch des Schärers erwartete: ob das Tränkli 3 bz. oder 4 oder 5 koſten ſolle. Wie mir die Hände zitterten vor Angſt, wenn es einen Batzen mehr und vor Freude, wenn es einen Batzen weniger koſtete! das kann ſich ſicher Niemand vorſtellen, als wer drei Kinder hat und eine Frau und eine Mutter, und für jedes nicht mehr als drei Kreuzer täglich, von welchen 3 Kreuzern er die Hälfte nicht weiß, wo nehmen. Es muß ſich Niemand verwundern, wenn bedrängte Hausväter manchmal ſich lieber der Hoffnung überlaſſen, es werde dem Kranken von ſelbſten beſſern, als daß ſie die Geſunden hungern laſſen; man weiß gar nicht, was ſolche Bedrängniß iſt. Schade, daß keine Einrichtung iſt, wobei bedrängte Hausväter, ohne eigentlich beſteuert zu heißen, unentgeldlich zu ärztlicher Hülfe kommen können ohne weitere Umtriebe; es würde mancher brave Mann und manche brave Frau mehr am Leiben bleiben. Das iſt aber nur da möglich, wo vernünftige Schärer ſind und vernünftige Gemeinden, und eine vernünftige Ordnung im Staate.

Einer der Schärer war der theuerſte von allen, der forderte für ſeinen braunen oder rothen Miſchmach nicht nur 3 und 4 bz., ſondern gewöhnlich einen halben Gulden, und gerade der wußte ihr Vertrauen am beſten zu feſſeln, zu dem mußte ich am meiſten, wie ich auch ſeufzte und ſtöhnte. Meine Mutter hatte am linken Bein oben in dem Fußgelenk einen Schmerz bekommen und mich deßwegen zu dieſem Doktor geſandt. Derſelbe ſagte: nun, das ſei gar gut, es werde ihr jetzt ſchon ganz beſſern. Ihre Leber ſei früher krank geweſen, jetzt ſei ſie ausgelaufen und in das Bein hinunter, was ſie im Fußgelenk fühle, ſei nichts als ein Leberenfluß. Der ſei ihm nun am rechten Ort und das Herz werde jetzt ſchon geſund werden. Unglücklicherweiſe ſagte ich das der Mutter wieder und von dem an faßte ſie ein beſonderes Zutrauen zu ihm und hoffte von ihm völlige Geneſung. Sie behauptete: dä iſch e G'ſchichte u hets b'reicht; i has gar ſauft g'ſpürt, we d'Lebere usg'loffe u is Bey ache g'loffe iſch: i hätt aber Niemerem glaubt, daß e Dokter ſellis chönnt wüſſe u eims ſäge.

Auf dieſe Weiſe kamen wir immer tiefer in die Noth hinein. Wir brachen uns ab, ſoviel wir konnten, und Mädell und ich ſannen oft darüber nach, wo wir etwa noch einen Kreuzer erſparen könnten. Und wenn wir dann nachſannen, was wir alles noch nöthig hätten, was angeſchafft ſein ſollte, ſo wollte es mir manchmal faſt über das Herz kommen. Aber mein Weibchen tröſtete mich dann, ich ſolle doch nicht ſo kummern, es könne es noch machen ohne dieß und jenes, ſo lange wir geſund ſeien, mache Alles nichts, wir könnten noch viel übler z'weg ſein. Ich ſolle doch nur an die und die denken. Und dann hätten wir doch noch eins, was ſo viele nicht hätten, wir hätten den Frieden unter uns und hülfen einander treulich, und da ſei es doch noch immer dabei zu ſein. Freilich, wenn unſere ältern Kinder mit blauen, kalten Beinen im Herbſt zum Ofen krochen, weil wir ihnen noch nicht Strümpfe zu kaufen vermochten, und wenn es um das jüngſte ganz zerſetzte Windeln wickeln mußte, ſo wurde ihm manchmal das Auge feucht, aber es küßte dann das Kind und ſagte: Chum, i will d'r z'ſuge gäh. Und wenn dann das rothe, pfansbackige Kind in vollen Zügen zog, ſo lächelte die Mutter wieder und meinte dann: gell, es düecht di nüſti guet, wed' ſcho nit i ganze Windle biſch?

Aber als allgemach das baare Geld immer ſeltener bei uns wurde, als wir manchmal Dings nehmen mußten und immer länger nicht bezahlen konnten und das Rückſtändige immer mehr anſchwoll, da wurde uns doch immer banger ums Herz. Man glaubt nicht, wie man ſo nach und nach in Hinterlig kommen kann, und wie unvermerkt ein Tag zum andern ſich ſchlägt und ein jeder unvermerkt die Schuld größer macht. Es iſt eine Pein, wenn man einmal etwas Dings nehmen muß, aber wenn man noch einmal wiederkommen und weder das Alte noch das Neue zahlen kann und wieder Dings nehmen muß, da ſteigt die Pein mit jedem Mal und allemal wird der Gang ſchwerer. Auf der andern Seite werden die Geſichter länger, die Mienen unfreundlicher. Bald fällt ein Wörtchen, man ſolle erſt das Alte zahlen, ehe man Neues nehme. Dann macht man mit ſchwerem Herzen Verheißungen, die man nicht halten kann, wie man wohl weiß, und den ganzen Tag liegt es ſo ſchwer auf einem, als ob man Steine im Herzen hätte. Viele Eltern helfen ſich damit von dieſer Pein, daß ſie die Kinder ſenden, wenn Dings zu holen, ſaure Geſichter zu ſehen ſind. Das iſt wahrhaftig eine der ärgſten älterlichen Unbarmherzigkeiten, die es geben kann. Entweder es verhärtet des Kindes kindlichen Sinn, oder daſſelbe wird gedrückt, ſchämt ſich und verliert Muth und Freudigkeit, es beugt muthlos ſein Häuptlein unter des Lebens hartes Joch und hebt es nimmer wieder auf, faßt nie wieder Muth und Freudigkeit.

Man denke ſich doch in ein kindlich Herz hinein, das hungerig und freudenvoll ſeine Milch, ſein Brot holen geht in der Hoffnung, bald geſättigt und getränkt zu werden, und es muß lange warten, es wird Rath gehalten in der Stube, und es vernimmt endlich den Beſcheid: jetzt bekomme es noch, aber wenn es das nächſte Mal wieder komme ohne Geld, ſo jage man es vom Hauſe fort. Es bringt den Beſcheid nach Hauſe, am andern Morgen ſoll es wieder gehn, es frägt nach Geld? Es bekömmt Antworten aller Art: Säg du ume, m'r welle de zahle, oder d'r Vater ſyg nit daheim g'ſi, oder ſi heige yz'zieh u chönne o nüt übercho, oder m'r lauh d'r tuſig Gotteswille ahalte, me well zahle, ſobald me chönn. Die einen Kinder gehen, lügen, und wenn es an einem Orte nicht mehr gehen will, ſo lügen ſie an einem andern Orte. Andere ſchüchterne Kinder weigern ſich und werden geſchlagen, werden mit Drohungen vom Hauſe weggejagt, müſſen zitternd und zähneklappernd das Eſſen auf dieſe Weiſe betteln gehen. Und wenn ſie den Leuten nichts abbetteln können, ſo giebt man ihnen entweder neue Schläge oder neue Lügen an. Man denke ſich denn doch die Wirkung ſolcher Unbarmherzigkeiten auf ein Kind. Nein! unſer Kind marterten wir doch nicht auf ſolche Weiſe. Mädeli holte Anfangs ſelbſt. Allein ich ſah, daß es daſſelbe nicht übers Herz bringen konnte. Es klagte mir nicht, es ſagte mir nicht: Du chaſch o einiſch gah, es thut d'rs ſauſt, du frißiſch u ſuſiſch ſoviel d'rvo as ih.

Aber ich ſah an Mädelis ſchwerem Schritt und verweinten Augen, wie hart es ihm gieng, ohne Geld geben zu müſſen. Ich fand es nicht billig, daß es alleine dieſe Pein tragen müſſe und nach langem Streiten nahm ich ſie ihm ab. Wohl hatte es ſein Gutes, wenn der Schulmeiſter ſelbſten gieng und für einen Batzen Milch Dings holte, die Leute muckelten weniger. Aber hie und da fiel doch ein Wort, oder eine vorſchützige Frau konnte ſich nicht enthalten zu ſagen: gäht de euer Alte o d'rvo! Aber man denke ſich denn doch auch die Lage eines Schulmeiſters, der am Morgen das Eſſen Dings herbeitragen muß. Wie freudig muß er wohl am Morgen aufſtehen, durch welche Gedanken geweckt? Es heißt im Schulgeſetz, welches das Erziehungs-Departement im Großen Rathe mit bedeutendem Gewicht vortrug, ohne auf irgend eine Weiſe die Lage der Lehrer zu verbeſſern, §. 83: er wird auf jedes Fach immer gehörig vorbereitet ſein. Ja, du mein Gott, das haben Herren hingeſchrieben, die ſich nicht des Morgens und des Abends vorbereiten müſſen, auf welche Weiſe und Art ſie Brot und Milch für Weib und Kinder Dings erhalten könnten. Das iſt wahrlich eine Vorbereitung, die alle andern verſchlingt. Und, wenn es erlaubt wäre, ſo möchte ich fragen: ob dieſe Herren die nicht um Milch und Brot ſich zu bekümmern haben, ſondern höchſtens darum, bei welchem Paſtetenbeck man heute die Milchligpaſteteli holen laſſe und ob man eine Gans mit Kaſtanien oder Sauerkabis füllen, oder bei welchem Traiteur man heute eſſen wolle; ich frage: ob denn dieſe Herren immer vorbereitet in ihre Sitzungen gehen, oder ob ſie nicht zuweilen jene Stelle auf ſich beziehen: daß ſie ſich nicht bekümmern ſollten, was ſie zu reden und zu antworten hätten, ſondern daß es ihnen der Geiſt zur Stunde eingeben würde. In jenem §. heißt es ferner: daß er ſich in der Schule ausſchließlich mit dem Unterricht ſeiner Schüler beſchäftigen ſolle. Ja, Zeitungsartikel oder Briefe ſchrieb ich nie in der Schule, wie auf grünen Tiſchen in hochgeachteten Sitzungen, wo es um das Wohl des Landes geht, geſchehen ſoll und wozu noch der Staat das Papier liefert oder liefern muß. Aber wie ſoll man ſich ausſchließlich mit dem Unterricht beſchäftigen, wenn einem am Morgen an einem Orte die Milch abgeſagt worden und an einem andern das Brot, und man nun nicht weiß, wo man beides für drei hungerige Kinder hernehmen ſoll? Wer will da dem Schulmeiſter gebieten, ſeine Seele ſolle beim Unterricht ſein?

Im §. 85 heißt es: er ſolle die Schamhaftigkeit unter ſeinen Kindern befördern. Hat er ſelbſt Schamhaftigkeit, ſo darf er den ganzen Tag die Augen nicht aufſchlagen, wenn ihm an einem Orte vor Kindern gar abgeputzt worden, daß er immer noch ohne Geld komme, daß man nicht vermöge ihn zu erhalten, und daß doch einem Schulmeiſter mehr ſollte zu glauben ſein als andern Leuten.

Im §. 82 heißt es: er ſolle mit ſeinem ganzen Weſen und Leben der Jugend mit gutem Beiſpiele vorangehen. Kann er wohl nun die Augen aufthun, wenn er Schamhaftigkeit hat, nachdem er vielleicht von Haus zu Haus gelaufen iſt und allenthalben bald gebettelt hat um das Nothwendigſte, und vielleicht bei der Dringlichkeit der Sache Verheißungen hat entſchlüpfen laſſen, von denen er zum Voraus weiß, daß er ſie nicht halten kann.

Man klagt ſo viel über unverſchämte Schulmeiſter und daß ſie einem immer vor der Thüre ſeien, und meint dieſes mit Recht ihrer Trägheit zuſchreiben zu können. Bald ſagt man: er iſt nüt nutz, bald ſagt man: ſie iſt nüt nutz; we ſi wette, ſi könnte Geld verdienen wie Stei, u was ſi noch hei muß brucht ſy, we ſi alles i eim Tag freſſe chönnte, ſi ſpartes nit bis morn. Ich gebe gerne zu, es giebt Schulmeiſter, welche faul, welche bräuchig, ja verthünlich ſind und durch eigene Schuld in die Armuth verſinken. Ich gebe wieder zu, daß es Schulmeiſter giebt, die ohne großen Lohn, durch eine gewiſſe Anſtelligkeit und Gewirbigkeit mit Ehren durch und ſogar zu etwas Vermögen kommen. Sie werden Gemeindſchreiber, Krämer, Bäcker oder alle drei Sachen zuſammen, Bannwarte, Chorweibel, häufen vielleicht ſieben Pöſtlein auf einander oder treiben mit Geſchick allerlei Handwerke, aber dann ſind ſie alles andere, nur nicht Schulmeiſter, und die Schulmeiſterei iſt nur Nebenſache. Wenn nun einer eben Schulmeiſter geworden iſt, weil er ſich dazu geartet glaubte, kann man es ihm dann zum Vorwurf machen, daß er nicht Krämer wird, wozu er ſich nicht ſchickt? Kann man es vielleicht nicht viel eher dem krämernden Schulmeiſter zum Vorwurf machen, daß er Schulmeiſter geworden und nicht bloß Krämer geblieben? Kann man es überhaupt Jemand zum Vorwurf machen, wenn er neben ſeinem eigentlichen Amt und Beruf nicht viel zu verdienen weiß? Man macht hinwiederum gar Manchem, der mit Ehren durchkommen möchte und daher für ſeine Skripturen ungenirt etwas fordert, gleich den Vorwurf: er ſei e uverſchante Hung, für jedes Papierli gäb wie liecht, wenn er numme d'Federe i d'Hang nähm, ſu koſt's 6 Kreuzer oder gar 2 Batzen.

Wahrhaftig man macht vielen Schulmeiſtern und ihren Weibern nur deßwegen Vorwürfe über ihre Armuth, weil man gar nicht nachrechnet, ſondern nur ſo in Bauſch und Bogen abſpricht, oder weil man bei andern Schulmeiſtern ihre Noth und Dürftigkeit nicht wahrnimmt. Sie hangen zwiſchen Leben und Verhungern, aber ſie können es verbergen, kommen anſtändig daher und Niemand merkt, wie ſie oft Wochenlang kein Fleiſch vermögen und manchmal Tage lang keinen Kreuzer Geld im Hauſe haben und es machen ohne Brot. So wäre es vielleicht auch mit uns gegangen, wenn meine Mutter nicht gekommen wäre, durch ſie wurde unſere Noth ſichtbar und kam unter die Leute.

Gerade hier werden nun die, welche von kindlichen Pflichten nichts wiſſen, anhängen und ſagen: da ſei ich alſo doch ſelbſt Schuld, die Mutter hätte ich nicht zu nehmen gebraucht, die Gemeinde hätte ſie erhalten müſſen; und die Haut ſei doch noch näher als das Hemde, und wenn ich ſie nicht gehabt hätte, ſo hätte ich es alſo als Schulmeiſter machen können. Es ſei mir alſo recht geſchehen, daß ich ſo in die Dinte gekommen.

Aber iſt denn eigentlich ein Schulmeiſter von Rechtswegen ein Hund? Hat er, wie ein Hund, keine Pflichten gegen ſeine Eltern, ſoll er ſie von ſeiner Thüre wegjagen, wenn ſie hülflos anklopfen an dieſelbe? Hat er nicht vielmehr die Pflicht, in Erfüllung ſolcher Pflichten einer der Erſten zu ſein, zu zeigen, wie eigentlich Kinder die natürlichen und erſten Unterſtützer ihrer Eltern ſein ſollen? Wie traurig iſts für ihn, wenn ſein Amt ihm keine Mittel dazu bietet, wenn er, der voran ſtehen ſoll, hintenan bleibt oder, wenn er ſie zu erfüllen ſucht, zu Grunde geht. Man ſollte allerdings aber glauben, man halte ihn nur für einen Hund an vielen Orten. Wie einem Hunde, giebt man ihm nur ſo viel, daß er das eigene nackte Leben durchbringt mit Mühe; daß er ein Menſch ſei und Familienglied oder Familienvater, darum bekümmert man ſich nicht. Wenn er heute ſich ſatt eſſen kann, ſo glaubt man ihm genug zu geben: daß er krank werden kann, daß Umſtände beſondere Auslagen erfordern können, die einen Sparpfennig nothwendig machen, daran denkt man nicht. Wenn er krank wird, ſo kann man ihn freilich nicht dem Schinder bringen wie einen Hund, aber man kann ihn verrebeln laſſen oder fortjagen, und das geſchieht wohl auch.

Es werden freilich eine Menge Menſchen es in Abrede ſtellen, daß ſie den Schulmeiſter für einen Hund halten. Aber wenn derſelbe nun klagte, daß er keine Familie erhalten, nichts für eine Krankheit bei Seite legen, keine Mutter, keinen Vater annehmen könne, weil er eine einzige Stube habe, ſo würde man ihn auf die unterſte Klaſſe von Menſchen hinweiſen, auf alle Habenichtſe, auf alle, die der Gemeinde nächſtens auf den Hals fallen werden, auf alle heutzutage Poletarier Genannten und würde ihm ſagen: Aber, Schumeiſter, was klagſt doch o ſo, es ſy viel Lüt no viel böſer dra, du chaſch dy Sach doch am Schatte u Schärme v'rdiene u heſch ſe g'wüß u bruchſch ke Huszeys u überchunſt doch noch viel z'wüſche iche, emel um Liechtmeß ume ſchmöckt me d'r d'Leberwürſt vo Wytem ab u du metzgiſch doch nit ſelber. Da lah du die klage, wo am Wetter ſy, Huszeys gäb müſſe, nüt G'wüſſes hei u nüt z'wüſche iche überchömme als öppe es King. So tröſten die Menſchen. Aber müſſen denn die Schulmeiſter gerade mit der unterſten Klaſſe der Menſchen verglichen werden, mit den Menſchen, deren Fertigkeiten und Fähigkeiten mit ihren Bedürfniſſen, auch den gemeinſten, kaum im Verhältniß ſtehen; mit den Menſchen, an denen die ganze Welt die Schuhe abwiſcht und die Launen ausläßt; mit den Menſchen, von denen man eigentlich nur das Halten zweier Gebote fordert: daß ſie nicht ſtehlen und nicht tödten. Die vier erſten wendet man gar nicht auf ſie an; vom fünften nur die Auslegung des Heidelbergers, daß ſie Meiſterleuten und Obrigkeiten getreu ſeien, über das ſiebente drückt man die Augen zu, zur Uebertretung des neunten fordert man ſie auf, und wenn ſie das zehnte halten wollten, würde man ſich luſtig machen über ſie, indem man ihnen den G'luſt von Herzen gönnt und ſich ergötzt an ſelbiger, wenn ſie nur die Sache ſelbſt nicht kriegen.

Wenn alſo auch nicht mit Hunden, ſo ſtellte man doch die Schulmeiſter mit dieſer Klaſſe von Leuten zuſammen, mit Händen und Füßen ſtieß man die Lehrer in dieſe Klaſſe immer zurück, wenn ſie ſich daraus arbeiten wollten, und wer, um ſeines Geldes oder ſeiner Fähigkeiten willen, nicht mehr zurückzuſtoßen war, der wurde dann dem Schulmeiſterſtand entlockt.

Daß man ehedem, als man mit der Fauſt das Meiſte, mit dem Kopfe wenig machte, gar keine Schulmeiſter hatte, oder die wenigen wenig achtete, begreift man. Als man ſpäter mit der Peitſche nicht mehr alles ausrichtete, ſondern das Wort Gottes als Kappzaum noch nöthig hatte und zu gleicher Zeit als Spanni, wie ſie Schaafen und Pferden, die man weiden läßt, angelegt werden, da ſtellte man Schulmeiſter an, um die Menſchen zu ſpannen oder ihnen Dreiangel an die Hälſe zu legen, damit ſie nicht durch die Hecken könnten; aber mehr ſollten ſie eben nicht ſein als Spannbuben, und ſollten nicht einmal begreifen, daß ſie mehr werden könnten. So ein Spannbub hat es aber noch ſchlimmer als ein geſpanntes Schaaf. Dieſes kann doch noch ſelber ſich zu freſſen nehmen, ſoviel es findet, dem Spannbuben theilt man aber ſeine Portion aus, und wehe ihm, wenn er mehr begehrt! Man wollte es recht eigentlich ſo, daß die Schulmeiſter Kirchenmäuſen glichen, damit ſie aus Hunger recht zahm blieben und gelehrig nach jeder Pfeife zu tanzen. Dann trieb man doch den grauſamen Hohn ſo weit, daß man die Schulmeiſter um ihrer Armuth willen verachtete und dieſelbe ihnen als ſelbſtverſchuldet vorwarf. Dieſe ſo verachtete und verhöhnte Kaſte verließ nun Jeder, der durch Erbe oder Erwerb irgend zu Vermögen kam, und ſo blieb die Kaſte arm und verachtet.

Alſo geſchah es zu der Zeit, als die Wellen der Noth über mir zuſammenſchlugen und ich nichts mehr ſah, als Noth rings um mich, Noth über mir und Noth unter mir, als Mädeli und ich zuſammen weinten und nichts mehr zu machen wußten, als dem Vater im Himmel unſere Noth zu klagen. Dann blitzte ein Funke ſeines Troſtes in unſern Herzen auf und erhielt uns das Leben und den Muth und ließ uns der Prüfung nicht erliegen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Nun gar in ſolcher Noth noch Viſiten!

So ſaßen wir einmal traurig an einem ſtürmiſchen Oktober-Nachmittag in unſerer Stube beiſammen, ich und mein Mädeli; die Mutter war fortgegangen. Wir hatten Erdäpfel ausgemacht, als auf tüchtigen Sturm die muthwilligen, wilden Kinder des Winters, die flüchtigen Schneeflocken daher brauſ'ten um Augen und Ohren, und uns vom Felde weg hinter den Ofen jagten und nun, wie ärgerlich, daß wir ihnen entronnen, zur Hausthüre einſtürmten, die Fenſter peitſchten und g'wunderig in dichten Schaaren ſich an die Fenſter legten, um zu gucken, ob wir drinnen ſeien. Es war ſo recht heimelig Wetter, wenn es einem heimelig zu Muthe iſt. Und es war uns auch ſo in unſerm Stübchen, alleine und geborgen vom wilden Wetter. Da ſagte ich: es Kaffe wäre jetzt nicht übel. Aber das Kaffe konnten wir nicht machen. Mädeli gieng über das Kuchiſchäftli und fand nur ein klein Tröpflein Milch, die mußte für die Kinder geſpart werden, und daß man ihn ſchwarz trinken könne, das wußten wir nicht. Freundlich brachte mir Mädeli das Brot und ſagte, ich ſolle nehmen, wenn ich möge. Brot ſei allweg immer das Beſte. Das rührte mich an meinem Weibchen: Nei, du biſch geng z'Beſte, ſagte ich und nahm mit der einen Hand das Brot, mit der andern mein Weibchen obenyne und küßte es tapfer ab. Und während ich am beſten küßte, da hämmerte es an die Hausthüre, daß ich wenigſtens einen Schuh weit von Mädelis Munde fuhr, nicht wiſſend, welcher Kobold da draußen ſo lärme. Mädeli aber ſchrie: Herr Jeſes, lah mi gah, lah mi doch gah, es het Neuer gugget u het g'ſeh, wie d' ſo narrochtig tha heſch u het jetz doppelt; nei wäger, lah mi doch recht gah! Während dieſem Reden dachte Niemand ans Beſcheidgeben. Der draußen hatte aber nicht lange Geduld, es wurde die Thüre raſch aufgeriſſen und herein trat der große, ſchwarzſchnäuzige Jäger um und um voller Schnee und hinter ihm ſein Hund. Potz Blitz, wie da Mädeli von mir wegfuhr, blutroth und erſchrocken, bis in eine Ecke hinein, und wie der ſchwarze Kerl ſo ſpöttiſch lächelte und ſeine ſcharfen Augen von einem zum andern gehen ließ, und wie ich da ſaß mit einem Geſicht ſo dumm als nur irgend ein Schulmeiſter je eins gemache, und das will viel ſagen. Schulmeiſter, das wird dy Frau ſy? Ja, ſagte ich. He nu, de machts nüt u fahret numme furt und machet, als ob i nit da wär. Mit dem bot der meinen Leſern Wohlbekannte uns die Hand und ſagte: er ſei auf der Jagd geweſen und hätte an einen Haſen geſetzt, den ſein Hund ſchon am Morgen früh aufgeſtochen. Der habe ſich daraus gemacht durch Feld und Wald und er ſei immer auf und nach geweſen, bis ihn der Schneeſturm überfallen, daß er am Ende nicht mehr gewußt, wo er ſei, und der Hund nicht mehr gewußt, wo aus der Haſe ſei. Da ſeien beide aufs Gerathewohl zugelaufen, bis ſie auf eine Straße und zu einem Hauſe gekommen, dort habe er eine alte Frau herausgeklopft mit großen Mühen, um ſie zu fragen: wo er ſei? Die habe ihn lange angeſehen und endlich auf die zweite Frage ihm geantwortet: das ſäg ſi ihm nit, er well ſi numme für e Narr ha, das wüß er ſo gut als ſie, das wüß doch ja en jedere Löhl u en jeders King, daß das Gytiwyl ſyg. Nun habe er an mich gedacht, und gedacht, er finde da am beſten einen warmen Ofen, um ſich zu trocknen, und könne dazu ſein Verſprechen halten, ſetzte er ſpöttiſch hinzu.

Er that ganz, wie wenn er zu Hauſe wäre. Putzte vor allem ſeine Flinte ſauber ab und ſtellte ſie in die Küche hinaus, damit ſie nicht anlaufe, zog dann ſeine Schuhe und Ueberſtrümpfe aus und ſagte: Fraueli, thu m'r die z'trockne, aber nit z'nach zum Für; we m'r ſe fürbrönnſch, ſu überchunſch my Schnauz is G'ſicht. Und als er endlich mit allem fertig war, ſagte er ganz ungenirt: Fraueli, wed m'r öppis Warms mache chönntiſch, ſu nämt is. Die Frau gieng verblüfft hinaus und bald rief ſie mir: Peter, chumm, los Neuis! Draußen examinirte ſie mich, wie ich zu dieſem unverſchämten Menſchen komme und wer er ſei u. ſ. w., denn ich hatte Mädeli von ihm zu erzählen vergeſſen. Sie könne ihm kein Kaffe machen. D'Staule Büri hät ere welle Milch gäh, aber d'r Bur ſig du d'rzu cho u heigs nit welle thue, er ſig gar e wüſte Gythung, für dä da inne lauf ſie nit no a eis Ort, um ſich lah abz'ſchnauze. I ſöll ihms ſäge, es chönn ihm keis Kaffe machen, es chönn kei Milch übercho. So böſe hatte ich Mädeli noch nie geſehen. Mit ſchwerem Herzen ſagte ich dem Gaſt das. Er lachte mich aber aus und ſagte: Milch begehre er ja gar keine, man ſolle ihm ihn nur ſchwarz bringen und Zucker dazu und ein gutes Glas Schnaps, aber Kirſchenwaſſer und nicht Bätziwaſſer; da lay er ſi nit b'ſchiße wie d'r alt Herr zu N. 7 Jahr ſy Vicari b'ſchiſſe heig. Mit noch ſchwerem Herzen gieng ich hinaus und ſagte dem Mädeli das. Mädeli kehrte mir mit einer gewaltigen Manggere den Rücken und brummte: z'Kaffe wolle es machen, wenn es ſein müſſe, aber für einen ſolchen Räuber oder Mörder laufe es nicht um Kirſchenwaſſer und um Zucker aus. Da ſtund ich in der höchſten Verlegenheit zwiſchen der Küche und der Stube auf dem Tritt und wußte nicht, ſollte ich hinein oder hinaus. In der Stube nüſterte ich lange in unſerm Gänterli, nahm ein Körbchen, ein Druckchen hervor, ſtellte es wieder weg und nahm es wieder hervor, ſo daß endlich der Jäger mich fragte: was ich da ſuche, wir werden das Kirſchenwaſſer doch nicht in einem Körbchen haben? Nein, aber das Geld, antwortete ich. Hellauf lachend antwortete er, es ſcheine ihm doch nicht, ſonſt fände ich welches dort, aber es werde mir gehen wie den andern Schulmeiſtern auch, daß ich alles hätte im Hauſe, nur nicht das, was man brauchen könne, und kein Geld, es zu kaufen. Damit warf er ein Stück Geld auf den Tiſch und ſagte, er ſei nicht gekommen, um zu ſchmarotzen, ſondern um bequem auszuruhen. Ich ſolle alſo nicht G'ſpäſſe machen und die Sachen holen, meiner Frau wolle er es ſelbſten ſagen, daß er uns nicht läſtig fallen wolle.

Als ich heimkam mit meinem Eingekauften, fand ich meine Frau nicht nur beſänftigt, ſondern ganz freundlich mit unſerm Gaſt; derſelbe ſah ſie auch mit ganz zärtlichen Augen an, ſo daß ich nicht recht wußte, was denken, und es mir faſt ward, als ob eine Laus hinter dem Ohr mich zu beißen anfange.

Als er nun ſo behaglich ſaß, ſich gütlich that und uns zum Mithalten einlud, bedauerte er unſere Lage. Es gehe uns, wie den andern Schulmeiſtern, ſagte er, das thue ihm leid für uns, für die andern aber nicht, es geſchehe ihnen allen Recht. Es möge wohl hie und da einen geben, der es gut meine und ſein Mögliches thue, aber nützen thäte keiner etwas und man müſſe wohl dumm ſein wie ein Bauer, daß man ſie nicht abſchaffe oder ſie zu Säuhirten oder Profoſen mache.

Natürlich machte mich das alte Lied wieder ärgerlich. Doch erwiederte ich nur ganz beſcheiden, daß es allerdings Schulen geben möge, welche nicht wären, wie ſie ſein ſollten, aber damit ſei nicht geſagt, daß keine guten wären. Er kehre nicht die Hand um, meinte er, für das, was eine beſſer ſei als die andere. Aber was er doch denke, entgegnete ich, ob er dann keine Religion mehr begehre, und ob Schreiben und Rechnen nicht auch vielen Leuten kommod wäre, vom Leſen wolle ich nur nur nicht reden? Ja, das ſei alles recht gut und ſchön, aber in der Schule lerne der Menſch doch weder das eine noch das andere. Alles, was man in den Schulen lehre, mahne ihn an Zahlpfennige. Kinder hielten ſie für ächte Dublonen, aber wenn man ſie für Dublonen brauchen wolle, ſo lachen einen die Leute aus. Das wäre g'ſpäßig, entgegnete ich. Ich lehre doch die rechte Religion aus dem Fragenbuch und halte auf Beten, und faſt alle Kinder könnten das Fragenbuch auswendig. Er ſolle nur einmal kommen und ſie überhören, da ſei es ihnen gleich, wo ſie aufſagten, hinten oder vornen. Das glaube er, lachte er, ſie verſtehen hinten und vornen gleich viel davon. Kurzum, Schulmeiſter, ſagte er, es iſt doch ſo, ich habe es erfahren. Ich habe alles gelernt, was ein berühmter Schulmeiſter mich lehren konnte, war drei Jahre lang der Oberſte und als ich in die Welt hinauslief, war alles, was ich hatte, lauter Zahlpfennige, mit denen ich gar nichts anzufangen wußte, und in allen Dingen mußte ich von vornen anfangen. Entweder können die Schulmeiſter ſelber nichts, oder aus Mißgunſt und Eiferſucht lehren ſie nicht recht und treiben nur den Narren mit einem.

Mit dem Schreiben und Rechnen konnte ich nicht alles dawider haben, allein mit der Religion ſei es durchaus nicht ſo, behauptete ich. Wenn man die in der Schule nicht lerne, wo lerne man ſie dann, fragte ich? Auf die ſeien wir ja apparti g'lert und b'richteten die Kinder darauf, ja es gebe Schulmeiſter, die mit der Gottſeligkeit ſo genug zu thun hätten, daß ſie gar nicht an etwas anderes kämen. Schulmeiſter, was iſt Religion? fragte er mich plötzlich. Da vergieng mir einige Zeit das Antworten und das Maul blieb mir offen ſtehen. Endlich ermannte ich mich und ſagte: He, Religion iſch, we me Religion het u we me nüt Schlechts macht, u betet u öppe o lieſt. Ja, Schulmeiſter, du machſt es gerade auch ſo, wie die Andern, ſo bin ich auch b'richtet worden ungefähr. Und ich bin ein Geſchickter geweſen, e b'ſunderbare. Der Schulmeiſter hat geſagt, ein ſolcher ſei bei Mannsdenken nie in der Schule geweſen; und mein Vater hat manchmal im Wirthshaus auf den Tiſch geſchlagen und geſagt: e Landvogt cha mi Benz nit gäh, für 'ne ſellige muß es e Donner vo Bern ſy, aber wenn-er nit Weibel muß werden u Statthalter, ſu ſoll ihn d. T. näh. Ich konnte dem Schulmeiſter auch antworten, ſo wie er fragte, wie Schnupf, und blieb nie eine Antwort ſchuldig. Meine Mutter kam oft in die Kinderlehr, lehnte ihre dicken Arme übereinander und hörte mit einem göttlichen Behagen zu, wie geſchickt ich ſei, wie ich allemal die letzten Sylben oder gar das letzte ganze Wort dem Schulmeiſter nachſagte, ohne zu fehlen. Und wenn ſie heimkam, ſo ſagte ſie zu den Jungfrauen: üſe Benz iſch notti e G'ſchickte, i hätts nit glaubt, er thut bi wytem all dür, i glub d'r Schulmeiſter chönnt ihm nit ſo antworte; er cha alles und'ſinnt. Den nächſten Sonntag fragten dann die Jungfrauen auch: ob ſie nicht in die Kinderlehr könnten ga luege, wie d'r Benz 's chönn? Ob die Mutter es erlaubte, kann man ſich denken. Nun hielt ich etwas auf meinen Ruhm, aber weiter dachte ich nicht, ich war der G'ſchicktiſch und damit war ich mehr als zufrieden. Ich war ein großer, wilder, ſtarker, übermüthiger Bauernſohn und dachte nicht von weitem daran, daß ich meine Religion, außer in der Schule oder in der Kirche zum Antworten zu brauchen hätte, als etwa zu beten und Niemere z'mürden. Ich fluchte, daß der Boden zitterte. Ich war hinter unſern Jungfrauen her und wenn ich eine ergreifen konnte, ſo griff ich ſo weit ich konnte. Ich gehorchte den Eltern nur, was ich mußte, und gab der Mutter die ſchnödeſten Worte und auch den Vater ſchonte ich nicht; und je mehr ich das konnte, deſto mehr meinten ſie ſich mit mir. Ich verdarb den Nachbarn Manches und wenn ich einen armen Bub prügeln konnte, ſo war das meine Burgerluſt. Ich hatte gar von Weitem keine Vorſtellung, daß das die Religion etwas angehe, überhaupt dachte ich gar nie an Religion, als wenn ich antworten ſollte.

Da warf mich das Schickſal ins Leben hinaus.

Mein Vater, ein abgerichteter Bauer, duldete keine eiſernen Gabeln im Roßſtall, weil er behauptete, man ſteche damit die Roſſe oft ohne daß man es wiſſe. Die hölzernen Gabeln waren mir aber zuwider, überhaupt wurde ich allemal böſe, wenn etwas befohlen wurde. Ich nahm alſo, wenn ich miſten oder die Streu zurecht machen mußte, eine eiſerne Gabel und wurde darüber oft ausgeputzt, und der Vater hatte mir bereits manchmal geſagt: Lue, Bueb, wed m'r das no einiſch machſch, ſu lue de wi's d'r geit, i ſchla di mit ſandt d'r Gable unger d'Krüpfe ungere. Einmal wollte mir ein junges Pferd nicht auf die Seite gehen, damit ich den Miſt unter ſeinen Füßen wegnehmen und zurücklegen konnte, ich ſagte: gang ume! ich gab ihm mit der Gabel, allein es that keinen Wank. Ich fluchte mit ihm, ſchlug es ſtärker an die Seite, da ſchlug das Pferd auch nach mir und ſtreifte mir glücklicherweiſe nur die Seite, warf mich aber doch in den Gang hinaus. Da übermannte mich der Zorn und ob ich eigentlich ſchlug oder ſtach, ich weiß es nicht, kurz man ſah die drei Gabelzinken in drei blutigen Wunden am Kreuz des Pferdes, das auch wie wüthend ſchlug und in den Bahren hinauf ſpringen wollte.

Zu dieſem Höllenlärm kam mein Vater. Auch ihn ergriff der Zorn, da er in meiner Hand die eiſerne Gabel ſah und auf des Pferdes Rücken die blutenden Wunden. Ein tüchtiger Schlag von ihm, begleitet mit vielfachem Donner, warf mich an die Wand zurück. Meine Wuth war Berſeckerwuth geworden und meine Gabel kehrte ſich gegen den Vater. Der aber, ein gewaltiger Mann, früher berühmter Schläger, griff mit ſeiner eiſernen Hand mir darauf, ſie flog aus meimeinen Fäuſten, und nun nahm der Vater mich in die Hände. Wie ich biß und ſchlug und ſtüpfte, es war, als ob mein Vater fühllos wäre, meine Fäuſte Seifenblaſen, meine Holzſchuhe Bernerweggli, meine Zähne Holdertoggeli. Er warf mich an den Ohren zwiſchen die Pferde hinein, drückte mir den Kopf in den Miſt und ſchlug und trat mich, bis endlich der Mutter es gelang, ihn wegzuziehen und mich frei zu machen. Wie ich ausſah, kann man ſich denken. Ich wurde kurzweg zum Brunnen geſchickt und dann ſolle ich mich fortmachen. Aber wie es in mir ausſah, das kann ſich Niemand vorſtellen. Eine Wuth kochte in mir, heiß wie die Hölle. Ausbrechen offen durfte ſie nicht, ich hatte meine Ohnmacht geſühlt; aber auf Rache ſann ich, je gräßlicher je beſſer. Lange brütete ich im Gaden über Racheplänen. Haus anzünden, Vater erſtechen u. ſ. w., das waren die zwei Hauptgedanken, die ſich mir im Gemüthe wälzten. Fort wollte ich allweg, da bleiben — der geſchlagene, mißhandelte Bub unter den Knechten und unter den Mägden — das war über meine Kraft. Als alles im Bette war, ſtund ich leiſe auf, zog meine beſſern Kleider an, raffte all mein Geld, das ich im Schaaf- und Taubenhandel gewonnen, zuſammen und ſchlich hinaus, noch immer nicht mit mir einig, was ich thun ſollte. Den Vater zu erſtechen, hatte ich aufgegeben, das Haus hätte ich gerne angezündet, aber ich hatte kein Schwefelholz, und in die Küche zu gehen, fürchtete ich mich. Ich verſuchte, Stroh mit Schwamm anzublaſen, allein es gieng nicht. Aber etwas mußte doch gehen. Ich wußte, daß mein Vater oft mitten in der Nacht und jedenfalls am Morgen vor Tag um das Haus herum und in alle Ställe gieng ohne Laterne. Ich deckte daher alle Miſtlöcher ab und dachte bei mir: i welem gits di ächt, du alte D.? wed nume erſufiſch, du wüſtiſch de, wi's eim im Dreck iſch.

Dann lief ich fort in die weite Welt hinein, bis es Morgen war, an dem Gedanken mich ergötzend, wie der Alte ſchnopfen werde im Miſtloch. Als es Tag war, da kamen die Gedanken: wohin, was anfangen? Zum Land aus wollte ich, denn im Lande hielt ich mich nicht ſicher. Von Langenbrucker Kuhhändlern hatte ich gehört, daß in Baſel das Loch ſei, wo man zum Land aus könne. Dahin ſteuerte ich alſo.

Nun will ich meine Abentheuer euch nicht erzählen, das würde ſonſt geben bis morn z'Abe oder noch länger. Ich will euch nur ſagen, daß weil nun kein Schulmeiſter da war, der mich fragte, keine Kirche, kein Fragenbuch, aus dem ich aufſagen mußte, ich gar keine Religion hatte. Ich war ein wilder, wüſter Bube, der alles für erlaubt hielt, was er machen konnte, wo möglich ungeſtraft.

So kam ich endlich auf ein holländiſch Schiff, das nach Batavia gieng, als Schiffsjunge, nachdem ich mit Holzflößern den Rhein abgefahren war. Die Reiſe iſt lang und wegen den unruhigen Meeren gefährlich. Ans Meer hatte ich mich bald gewohnt, an meinen Dienſt auch. Da ergriff uns im indiſchen Meer ein gräßlicher Sturm oder Orkan, wie man ſagt. Von dieſer Gewalt, die da in der Natur tobt, hat man hier keinen Begriff. Wir glaubten alle uns verloren und Jeder betete, was er wußte und ſo laut er konnte, damit der liebe Gott es höre im Donner der Wellen und im Sauſen des Sturmes. An dem Reſt eines Maſtes, der zerbrochen worden war, wie ein Schwefelholz, hielt ich mich feſt, neben mir noch einen der Paſſagiere. Der betete aber nicht und da glaubte ich, auch für ihn beten zu müſſen, und betete daher um ſo lauter folgendes Gebet, das ich zu Hauſe des Morgens und des Abends beten mußte und das man auch zuweilen in der Schule betete; und wenn ich hinten aus war, ſo fieng ich wieder von vornen an:

„Herr Jeſus in der Kirchen ſaß, daß er mit ſeinen zwölf Jüngern das heilig Nachtmahl aß. Johannes ſprach: es iſt guter Wein. Herr Jeſus aber ſprach: es iſt nicht Wein, es iſt von meinem roſenfarben Blut, es iſt für eure Sünden gut. Das ſollet ihr eſſen und trinken zu meinem Gedächtniß. Herr Jeſus aber ſprach: Jetzt muß ich von euch gehen, ſchwere Zeit muß ich ausſtehen. Die Juden nahmen ihn, ſie huben ihn, ſie ſchlugen ihn, ſie henkten ihn auf an ein Kreuz. Sie nehmen unſern lieben Herrn Jeſus herab, ſie legten ihn in ein ſteiniges Grab, in dem noch nie kein Menſchenkind gelegen war. Der Herr Jeſus aber ſprach: Wer das Bet beten kann und alle Tag zweimal nüchtern ſpricht, und ihm ſein heilig bitter Leiden nicht vergißt, dem wöll er drei Engel ſenden drei Tag vor ſeinem End; Einen, der ihn weiſe, Einen, der ihn ſpeiſe und Einen, der ihn führe ins Paradys und vom Paradys ins Himmelrych. Amen.“

So ſchrie ich Gott an wie wüthend — und es half. Wir waren glücklicherweiſe nicht in den Bereich von Riffen, Felſen, Brandungen ꝛc. gekommen. Der Orkan ſauſte vorüber, die Sonne brach wieder hervor aus dem Wolkenmeer und beſänftigte mit ihren koſenden Strahlen des Meeres Falten und Furchen, und ob ſolchem zärtlichen Streicheln wurde glatt wieder ſeine Stirne. Ich war wieder ganz buſchauf und hatte mein Beten, und daß ich zu Gott gebetet und daß ich geglaubt, er habe Macht über den Orkan, ſchon rein vergeſſen, als der Paſſagier von geſtern an mich trat. Er ſah ganz aus wie ein Landvogt, nur viel milder, und fragte mich: ob ich katholiſch ſei? Nein, ſagte ich. Dann werde ich reformirt ſein? Nein, ſagte ich. A ſo, alſo ein Lutheraner? Nein, ſagte ich. Da verlor der Mann ſeine Geduld, ſagte einige Worte in fremder Sprache und fragte: Wie heißeſt du dann und woher biſt du? Benz Wehrdi us d'r Löhr. Wo iſt dann das? Inne a Baſel, nit wyt vo Bern. Zu was für einer Kirche gehörſt du dann? He, m'r gehöre ga Häuſiwyl z'Chile. Was habt ihr dann da für eine Religion? He, die, wo d'r Schumeiſter u d'r Pfarrer is predige u kingelehre. Endlich brachte er heraus, daß ich ein Chriſt ſei und noch dazu einer, dem der Herr erlaubt habe. Mein Frager wußte zwar lange nicht, was das eigentlich bedeute. Nach langem Fragen nach unſern Büchern, nach der Kirche, wie ſie ausſehe und was in ihr vorgehe, brachte er endlich auch heraus, daß ich ein Reformirter ſei. Aber auf alle Fragen über die Religion ſelbſt, konnte ich ihm kein Wort antworten. Das ſei doch e dumme Tüfel, dachte ich, üſe Schulmeiſter könne es anders. Der Mann war über mich nicht wenig verwundert und meinte: ich werde armer Leute Kind geweſen ſein und keinen Unterricht genoſſen haben. Das wurmte mich und ich antwortete: er könne ja ſelber nichts. Der Mann lachte, dann ſagte er: es müſſe um Bern herum mit der Religion ſchlecht beſtellt ſein, wenn man dort nicht einmal wüßte, welche man hätte, und wenn man dem Namen nach reformirt ſei und doch noch katholiſch bete. Von da an beſchäftigte ſich der Mann, der an meinem trotzigen Weſen Gefallen fand, viel mit mir. Es kam heraus, daß ich mit Schreiben und Rechnen gerade ſo beſtellt war, wie mit der Religion. Wie ich Fragen aufſagen konnte, ohne zu wiſſen, was ſie bedeuteten, ſo konnte ich Buchſtaben machen, wenn ich ſie abſchreiben konnte. Ich hatte hundert Heuſtöcke gerechnet, aber nie einen gemeſſen, darum hätte ich auch keinen auf Ort und Stelle ausmeſſen, ja ich hätte kein Klafter Holz in Schuhe auflöſen können. Ich konnte alſo eigentlich rein nichts. Der Mann wußte auf dem Schiff und ſpäter zu Batavia, wo er eine bedeutende Anſtellung hatte und mich zu ſich nahm, ſo gut alles anzukehren, daß ich in tauſend Verlegenheiten und am Ende zur Ueberzeugung kam, ich könne nichts. O, dachte ich manchmal, nachdem ich dieſe Ueberzeugung erhalten hatte, wenn doch unſere Schulmeiſter alle hier wären, oder wenn es doch der Regierung in Sinn käme, ſie alle nach Batavia zu ſchicken, da könnten ſie dann merken, was ſie eigentlich wären. O, wenn ich an die zehn Jahre dachte, die ich in der Schule zugebracht, um nichts zu lernen, ſo rollte mir das Blut ſiedend heiß im Leibe herum, und wenn ich damals ein Schulmeiſterlein in die Finger gekriegt hätte, wer weiß, wie es ihm ergangen wäre. Darum habe ich die Schulmeiſter ſo auf der Mugge, weil man nichts brauchen kann, was ſie lehren. Sie wiſſen etwas halb oder zum Viertel, oder haben manchmal nur von Weitem läuten gehört, und nun muß das arme Kind das ſchlucken wie Kieſelſteine, ein unverdaulich Zeug, das am geſundeſten noch iſt, wenn man es ſo bald als möglich wiedergeben kann. Was ſie geben, iſt und bleibt todt und erſtickt. Sie können nichts, am allerwenigſten die Religion mit dem Leben verbinden und dadurch ſie lebendig machen. Darum hat man gewöhnlich, je mehr Religion in der Schule getrieben wird, deſto weniger, wenn man aus der Schule ins Leben kömmt. Freilich iſt es auch merkwürdig, daß, ſobald etwas Vernünftiges in einer Schule getrieben wird, die Leute zu ſchreien anfangen, man wolle keine Religion mehr und die Religion ſei die Hauptſache. Und die Religion, welche dieſe Leute meinen, iſt gar nichts anders als der Deckel auf Geiſt und Leben, daß keines Luft bekommt, ſondern hübſch erſtickt bleibt. Es iſt merkwürdig, wie alles ſtillſchweigend ſich die Hände bietet, um die Religion zu einem Deckmantel jeglicher Unvernunft, jeglicher Sünde zu machen; und wie die, welche am meiſten darunter leiden, das ſogenannte Volk, am meiſten auf dieſen unſaubern Deckmantel halten, am meiſten ſchreien, wenn man ihn lüften will; und dann viele Lehrer den dreckigen Mantel, an dem ſo mancher Eſel ſein Maul abgewiſcht, für den heiligen, reinen Leib ſelbſten halten und ihn dafür anpreiſen, gerade wie jener Küſter, der mir einſt eine wurmſtichige Leiter von Tannenholz und eilf Seigeln zeigte und behauptete, das ſei die wahre, ächte Leiter, auf der Jacob die Engel vom Himmel und gen Himmel habe ſteigen ſehen.

So erzählte der Jägersmann, aber viel weitläufiger als ich es hier ſagen kann. Er führte eine Menge Geſchichten an, wie es ihm ergieng in ſeiner Unkenntniß und wie manche Sünde er begieng, ohne daran zu denken, daß die Religion ſie nicht erlaube. Es wäre das alles recht luſtig zu leſen geweſen und das Papier reute mich nicht, allein der Anfang der Schule rückt wieder heran und da muß ich wieder preſſiren mit dem Fertigwerden.

Ich wollte meine Sache aber noch nicht aufgeben und meinte, der Fehler könne doch vielleicht an einem andern Ort ſein als an den Schulen, und dann könnten die Schulen doch auch anders geworden ſein, als ſie zu ſeiner Zeit geweſen. Allein Mädeli brach unſern Streit ab mit der Frage: wie es ihm dort ergangen und wie er wieder hergekommen ſei. Er erzählte uns das Ding kürzlich alſo: Mein Herr machte mich nach und nach zu ſeinem erſten Diener und gab mir einen Lohn, um den manches Patrizierſöhnchen, dem der Vater aus des Staates Tiſchdrucke ein Pöſtlein als Sackgeld gegeben hat, mich beneidet hätte. Nach mehreren Jahren ſtarb mein Herr in dem ungeſunden Lande, nachdem er mich zu einer Anſtellung noch beſtens empfohlen hatte. Dort erwarb ich mir nun ein Vermögen und führte dabei ein gut Leben in doppelter Bedeutung; ich ließ mir wohl ſein und zeigte im Leben, daß ich Religion im Herzen hätte.

Ich weiß nicht, wie es gieng, aber meine Gedanken ſchweiften immer mehr ins Vaterland zurück; für mein Leben gerne hätte ich gewußt, wie es dort gieng: ob Vater und Mutter noch lebten, wie die Brüder ſich aufführten, ob die Schweſter verheirathet ſei? Saß ich einmal alleine des Abends auf des Hauſes Dach, ſo rollte meine Jugend an mir vorbei, und wenn ich mich dachte als Weidbub, im Herbſt ſechs ſtattliche Kühe vor mir hertreibend, in der einen Hand die Geißel, unter dem andern Arm einen Bündel Späne: ſo konnte ich mich von dem in mir aufgehenden Bilde nicht mehr losreißen. Ich ſah mich auf dem mächtigen Acker das Feuer anzünden, nachdem ich einige Zäune geplündert hatte. Mit einer eigenen Wohlluſt fühlte ich die naſſen Beine im naſſen Thau und dann die wohlthätige Wärme des Feuers. Ich ſtahl wieder Erdäpfel auf dem erſten beſten Acker zum Braten, oder Aepfel, und lockte nach und nach andere Weidbuben zu mir her. Da vergaßen wir die Kühe und die ließen es ſich wohl ſein auf dem Acker, auf dem das meiſte Gras war, ohne zu fragen, wem er ſei. Wir aber brieten, was wir hatten, prügelten uns, machten Spiele, Steckenwerfen oder Mattengraben, und ließen uns durch nichts ſtören, als wann zuweilen ein Bauer kam, auf deſſen Acker die Kühe luſtig weideten, uns das Feuer zerſtörte, uns nachlief, um uns zu haaren, und wenn er endlich athemlos abſetzen mußte, ohne einen gefangen zu haben und nachrief: Wartet nur, ihr Donnersbube, wen-i eine erwütſche, ſu will iq ihms de ytrrbe! Und wenn ich mir die kühlen Nebel dachte des Morgens, wie alles verhüllt war, daß man kaum zehn Schritte weit ſah, ſo fühlte ich den wunderlichen, herbſtlichen Nebelgeruch wieder in meiner Naſe, und dann ſah ich, wie der Nebel allmählig wich, ich ſah eine Kuh nach der andern, einen Weidbub nach dem andern auf dem weiten Felde, ſah wie der Nebel ſich immer mehr ſäumte, ſah helle Riſſe in dem grauen Meere, ſah an den Vorbergen wie an einer Leiter die Nebel höher ſteigen, ſah wie der blaue Himmel hervortrat, wie die Sonne ihr Antlitz zeigte hinter dem Schleier, und wie auf einmal der Schleier fiel und ihr Antlitz im alten Glanze ſtrahlte, und wie die einzelnen Nebelwolken flüchtig durch den Himmel eilten und verſchwanden, einem geſchlagenen Heere gleich, das in der Flucht ſeine Rettung ſucht. Und wie es dann ſo lieblich warm blieb bis am Abend, bis die Glocke Feierabend läutete im Dorfe und dann alle Weidbuben aufſprotzten, ihre Feuer noch einmal hoch auflodern ließen und mit ihren läutenden Kühen läutend dem Dorfe zuzogen durch die Nebelchen durch, die auf einzelnen Matten emporſtiegen. Sah, wie die Kühe, je näher ſie ihrem Stalle kamen, um ſo ſchneller eilten, um der drückenden Milch los zu werden; hörte wie ſie von Weitem dem Melker zubrüllten: ſie kämen und er ſollte z'weg ſein; wie dann die Glocken munterer anſchlugen und im ganzen Dorfe man nur die rufenden Kühe hörte und ihre Glocken, und zwiſchen durch die ſcharfe Stimme eines Weidbuben, der einem noch ungehobelten Kalb, das ſeinen Stall nicht wußte, die Dreſſur beibrachte.

Wenn ſo ein Abend in meinem Geiſte aufgieng, dann ward ich traurig, es ward mir ums Herz ſo eng und in den Augen ſo naß, daß ich laut auf hätte weinen mögen, und ſolche Abende giengen mir immer öfterer auf und immer tiefer wurde der Schmerz und immer dringender die Sehnſucht, das noch einmal mit eigenen Augen zu ſchauen, noch einmal das Läuten der Kühe mit eigenen Ohren zu hören. Allmählig ſtarb ich allen Geſchäften ab und verſank in ein ſtilles, tiefes Träumen, dem ich Tag und Nacht nicht los werden konnte; und dieſes Träumen zehrte an meinem Körper, daß er einher wankte, wie ein Schatten an der Wand und ein Kind mich hätte umwerfen können. Ich wußte nicht, wo es mir fehlte, kein Arzt konnte mir helfen. Sie redeten von allerlei, von ſchleichenden Fiebern und Fehlern in der Leber, dem Herz, der Lunge, der Milz und Gott weiß wo an allen Orten; und immer tiefer ward mein Sehnen und doch konnte ich nicht zu dem erlöſenden Gedanken kommen. Da kam eines Tages, als ich eben wieder in meinen Träumen des Vaters Pferde in die Schwemme ritt, ein Bekannter zu mir, um Abſchied zu nehmen, weil er nach der Heimath gehe. Da ward es, als wenn ein heller Glanz mir ins Auge dringe, als ob ich in dichtem Nebel verſenkt geweſen wäre und plötzlich die Sonne mir hervorbreche in aller Herrlichkeit, und dieſe Sonne war der Gedanke, der Entſchluß — denn beides war eins — nach der Heimath zu gehen.

Es fehlte mir nichts mehr, weder im Herzen noch im Magen, alle Mattigkeit war entſchwunden und machte einer raſtloſen Haſt Platz, meinen Entſchluß auszuführen. Ich war ein ganz anderer Menſch und konnte gar nicht begreifen, daß das Heimgehen mir nicht früher in den Sinn gekommen. Aber wahrſcheinlich war wirklich das Herz zu krank zu dieſem Gedanken und er mußte von außen hineingeworfen werden. Nichts hinderte mein Weggehen als allfällig die Sucht, noch reicher zu werden, aber die fühlte ich, Gottlob! nicht vor der Sucht, meine Kühe wiederzuſehen, meine Nebel und meine Strohdächer. Ich hatte ein Vermögen geſammelt, das mich unabhängig machte, ich konnte es leicht los machen, und da ich um meine Beſitzthümer, meine Fahrhabe nicht lange wartete, ſo ward ich auch ihrer bald ledig und frei wie ein Vogel in der Luft. Aber leider war ich kein wirklicher Vogel, deſſen Flügel ihn ſo ſchnell tragen über Land und Meer. Es ſchien ſich alles gegen meine Haſt verſchworen zu haben. Den Ungeduldigen macht alles ungeduldig, dem Haſtigen geht alles zu langſam. Die Winde wollten nicht wehen, die Wellen nicht rollen, die Segel nicht ziehen, und der Kapitain ſchien mir das alles expreß zum Trutz zu machen. Und doch ward mir wieder ſo wohl, wenn ich dachte, daß ich jede Stunde meinem Ziele näher käme und jeder Morgen dem Morgen näher ſei, an dem ich in der Heimath erwachen werde.

Endlich war die Seefahrt zu Ende und als wir feſte Erde unter den Füßen hatten, kein Meer mehr trennend zwiſchen mir und meinem Lande lag, da ward ich ruhiger und fuhr durch Deutſchland herauf dießmal dem Bodenſee zu. Als ich aber endlich von der Höhe über Lindau wieder hineinſah ins Schweizerland, als ich die gewaltigen Berge ſah, das üppige Rheinthal mit ſeinem jungen, luſtigen aber wilden Rhein, die grünen Appenzeller Halden und den großen Thurgauer Garten, und aus dem großen Ganzen wie freundliche Geſichter mir die blühenden Dörfer und Städte entgegen blickten, da ſchwoll mir das Herz und ich hätte einen Satz nehmen mögen über den weiten See hinüber, um den erſten beſten Schweizer beim Kopf zu nehmen und wahrſcheinlich Schläge zu kriegen zum Dank für meine Zärtlichkeit.

Auf meiner Reiſe hatte ich mir oft den Kopf zerbrochen, auf welche Weiſe ich den Meinigen mich darſtellen wolle, denn ich hatte auch manches Geſchichtchen von dem Wiedererſcheinen verloren gegangener und wiedergekommener Söhne geleſen. Bald wollte ich kommen als großer Herr in vierſpänniger Kutſche, bald als Bettler in Hudeln, als Roßhändler, als Soldat, kurz in einer Menge verſchiedener Aufzüge. Endlich entſchloß ich mich für das Allereinfachſte, nämlich zu kommen in dem Aufzug, in dem ich mich gerade befand. Auf der letzten Station (damals fuhren die Poſten noch ſelten durch die Nacht in der Schweiz) konnte ich nicht ſchlafen. Vor meinem Bette war alles lebendig. Menſchen und Häuſer, Vieh und Land tanzten Stube auf und ab und rund um mein Bett herum, alles wie ehedem in der Heimath. Endlich heiterte es durch die Scheiben, es brannte mich im Bette und durchs Haus fuhr ich wie der böſe Geiſt, wenn auch nicht mit Ketten- doch mit Stiefelgeraſſel. Ich ruhte nicht, bis der Poſtillon auf war, der wollte aber erſt etwas Warmes in Leib, ehe er fuhr; da mußte ich hinter die Köchin; die Köchin wollte aber erſt von der Wirthin die Schlüſſel, und bis alles endlich von einem Jeden holte, was es wollte, hatte ich von einem Jeden, was ich nicht wollte, Schimpfreden, die ich mir aber bald mit einigen Malayiſchen Phraſen vom Leibe hielt.

Wie mich doch zuerſt die Kirchthürme heimelten und dann die Strohdächer, die, wie Nachtkappen tief in die Augen, tief in die Fenſter hineingehen! Dann kamen Brücklein, unter denen ich gefiſchet oder gekrebſt; Thürli, mit denen man Reiſende geneckt; Bäume, wo ich Obſt geſtohlen oder Vögel ausgenommen, endlich ein Haus — aber es war ein neues und unbekannte Geſichter in den Fenſtern. Endlich kamen die bekannten Häuſer und die bekannten Hunde liefen bellend hinter der Poſtkutſche drein; es war mir, als ob ich jeden beim Namen hätte rufen mögen, und vor dem bekannten Wirthshauſe hielt der Wagen. Da lagen noch die gleichen Wedelen neben dem Hauſe, die gleiche hölzerne, abgelaufene Treppe führte zur Thüre, und wahrlich akurat die gleiche Stubenmagd, von der ich einſt wegen tölpiſchen Zärtlichkeiten eine Ohrfeige erhalten hatte, kam heraus, die Züpfen noch in den Händen und ſie zu Ende flechtend. So grüß di, Eiſeli, rief ich und ſprang ihr faſt um den Hals. Das Mädchen ſprang drei Schritte zurück und ſagte: Herr Jeſes, woher chennet ihr mi, i ha euch nie g'ſeh? Da fiel mir auch ein, daß das achtzehnjährige Bernermädchen keine Bekanntſchaft von mir, wohl aber die Tochter meiner alten handfeſten Freundin ſein könne, und ſo war es auch. Nur war das junge Mädchen viel freundlicher als die alte, und in der ſaubern Bernertracht kam ſie mir ganz allerliebſt vor, und als ſie noch das Schaubhütchen aufſetzte, um eine Verrichtung zu machen, da hätte ich das Mädchen küſſen mögen, wenn ich nicht eine Ohrfeige gefürchtet hätte. Wenn die reichen Tonangeberinnen und die ärmern Affen wüßten, wie häßlich die ſchwarzen und beſonders die weißen Unfläthe von Schlampihüten, manchmal mit Federn oder den wunderlichſten Bändern, ihren appetitlichen Geſichtern ſtehen, wie luſtig ſie aber in den Schaubhütlene ſind und wie lieb ſie einem darin werden können, während man ſie in den andern nur auslacht, ſie würden ihre Schlampihüte den Hühnerträgern oder den Langenthaler Schwefelhölzliweibern verehren und die Schaubhütleni wieder aus den Spycheren oder Tröglene erlöſen.

Der Wein des Wirthes war noch akurat gleich geſchwefelt wie vor zwanzig Jahren und war kurioſer Weiſe in dieſen Jahren auch gar nicht älter geworden. Aber nun klopfte mir doch das Herz, ſo nahe den Meinigen und ich wußte nicht recht, ob ich zu ihnen gehen oder ſie herbeſcheiden ſolle, und bald wäre ich umgekehrt. Die Eltern waren geſtorben, die Güter getheilt, die Geſchwiſter verheirathet, ſoviel vernahm ich von meinem hübſchen Meitſchi, das heimgekommen g'wundrig und doch ſcheu um mich herſtrich und allerlei wiſſen wollte, was ich ihm nicht ſagen mochte. Endlich bei einbrechender Dämmerung gieng ich dem väterlichen Hauſe zu, auf dem Wege noch manchen Menſchen erkennend, dort aber erkannte mich Niemand. Als ich mich meinem Bruder als ſein Bruder vorſtellte, ſagte er kaltblütig: es wird öppe nit ſy, we dä no lebti, er wär längſte umecho, wo-n-'r g'hört hätti, d'r Alt wär g'ſtorbe un-es gäb öppis z'theile. Ich ſtellte ihm vor, daß ich gar weit geweſen und davon gar keine Kunde hätte erhalten können. Das ſöll i 'ne de nit b'richte, d'r Vater ſyg e b'kannte Ma g'ſi un-es heige das neue all Lüt v'rnoh, daß er g'ſtorbe ſyg. Es chönnt ihm da en iedere ſäge, er ſyg ſy Bruder. Aehnlichen Beſcheid erhielt ich allerwärts, nirgends wollte man mich anerkennen in die Verwandtſchaft. Man begehrte nicht, noch einmal mit mir zu theilen und für mich hatte man nichts bei Seite gethan, ſondern meinen Tod angenommen. Alles das, was ich von meiner Jugend und Vater und Mutter zu erzählen wußte, ſollte ich von mir ſelbſt gehört haben und nun, um dieſer Kenntniß willen, mich für den geſtorbenen Bendicht Wehrdi ausgeben.

Das war unſinnig. Denn wie hätte mir Benz Wehrdi den Pflaumenbaum zeigen können, von welchem er einmal ſeinen Bruder hinuntergeworfen? Wie wäre es ihm eingefallen, mir zu erzählen, in welchem Stalle wir die Kaninchen gehabt und mit welchem Bruder ich gemeinſam gehandelt, oder wie lange einer an den Fragen auswendig gelernt und an welchen Stellen das Eine oder das Andere von uns durch den Vater abgeſchlagen worden ſei? Aber denn doch fanden ſie mehr Glauben als ich, und ſelbſt der Schulmeiſter, den ich daran mahnte, wie manchmal ich für ihn die Ruthe geführt und wie er ſie mir einſt auch gegeben, als ich Statthalters Anna Bäbeli im Schopf küßte und ihm verrathen worden war, verläugnete mich. Das ſei freilich wunderlich, hieß es, allein ich ſei doch der Benz nicht, ich gleiche ihm ja gar nicht. Der habe keinen Schnauz gehabt, aber ſchön roth und weiße Haut und ſei faſt einen halben Schuh kleiner geweſen; oder wenn ich es ſei, ſo ſolle ich es beweiſen, ſolle den Heimathſchein zeigen, wenigſtens den Taufſchein. Daß ich keins von beiden mitgenommen, wußte man gar wohl. Ich ſuchte rechtliche Hülfe. Da gab es Erſcheinungen auf Erſcheinungen, wir wurden herumgezogen und an die Erſcheinungen kamen die beiden Advokaten in einer Chaiſe.

Ich war endlich genöthigt, beim holländiſchen Geſandten Schutz zu ſuchen. Da nahm, ich weiß nicht wie es kam, meine Sache eine günſtigere Wendung. Ich wurde als Bürger von Küngiwyl anerkannt und in einem Vergleich erhielt ich ein Theilchen des väterlichen Vermögens, von dem, wenn es recht gegangen wäre, gleich ein Theil für mich hätte abgeſondert werden ſollen.

Während der Jägersmann alſo ſprach, war meine Mutter heimgekommen und hatte mit großer Verwunderung das Traktement geſehen. Die Verwunderung verwandelte ſich aber alſobald in ihrem Gemüthe in Bitterkeit und Aerger, daß man einem fremden Menſchen ſo aufwarte zu ihrer eigenen Verkürzung. Sie ſchnauzte meine Frau ab, als die ihr auch anbot von allem: ſie huſtete in alle Reden hinein expreß, und brummte ſtichelnde Worte und ſtieß den Hund, der beim Ofen lag, mit dem Fuße, daß er zornig auffuhr; und mein Weibchen blieb die Geduld ſelbſt und verzog auch nicht eine Miene. Der Jäger ſah mit ſcharfen Blicken dem allem zu, während er erzählte, und als er fertig war, ſah er nach dem Wetter ſich um, und als er es beſſer fand, machte er ſich zur Abreiſe fertig. Unſerm Knaben drückte er noch Geld in die Hand, dankte meiner Frau gar manierlich, der Mutter aber ſagte er: ſie ſolle ſich bekehren, ehe ſie ſterbe, und mich nahm er noch durch das Dorf mit, um den rechten Weg daraus zu finden, denn es war gar verirrlich.

Nun fragte er mich Näheres über meine Umſtände, die ſehr armüthig ſein müßten. Ich berichtete ihm offenherzig meine Armuth und die Unmöglichkeit, Trotz aller Mühe mich mit Ehren aufrecht zu erhalten bei meinen Ausgaben. Er ſagte, das ſei der Fluch, der auf den Schulen liege. Man wolle Schulen, aber der Bauer ſo wenig als der Schulmeiſter wüßten, was eine Schule ſei, und die, welche es wüßten, ſagten es nicht, und man halte nur Schulen um des Anſtandes willen. Der Bauer laſſe den Schulmeiſter verrebeln am Leibe und der Schulmeiſter des Bauern Kinder am Geiſte; der Bauer behaupte, der Schulmeiſter verdiene nicht mehr, und daran habe er recht; und der Schulmeiſter ſage, für ſolchen Lohn lehre er noch lange gut genug, und darin habe er Recht und Unrecht, denn eine ſolche Lehre verdiene eigentlich gar nichts.

Der Bauer ſei nicht geſcheut genug, den Lohn hoch genug zu ſetzen, um dann etwas Beſſeres begehren zu können, und der Schulmeiſter zu dumm und hochmüthig meiſt, eine Lehr zu beginnen, für die er anſtändige Beſoldung fordern könne; ſo ſperren ſie gegen einander an den meiſten Orten, und wenn nicht ein Drittmann hineingreift, der für beide Verſtand hat und beiden Verſtand macht, ſo kömmt es nicht gut.

Du biſt ein guter Baſchi, ſagte er, und ich glaube, du könnteſt, wenn du wollteſt, etwas in der Schule leiſten. Wenn du z. B. die Religion, welche deine Frau hat, in der Schule lehren wollteſt, ſo würde dieß mehr abtragen als all dein Firlefanz. Die kann mich dauern, du haſt ein böſes Räf von Mutter und ich habe geſehen, wieviel die Frau leiden muß und mit welcher Geduld ſie es thut, und ſie iſt nicht bloß etwa geduldig vor den Leuten. Sie kann ihrem Geſichte nach nicht heucheln und ich will wetten, daß die mich beſſer verſtanden hat als du, wenn du ſchon Schulmeiſter biſt. Doch wird ſie nicht mehr lange zu leiden haben, deine Mutter ſtirbt, ehe das Neujahr da iſt, und dann ſeid ihr vielem ab. Dann ſchritt er vor mir weg durch den Schnee fort, nachdem er noch verſprochen hatte, wieder bei mir zuzuſprechen mit Gelegenheit.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Von allerlei Gedanken und wie ich um mein Erbe komme.

Als ich mein Geſicht von ihm wegkehrte, da fieng es an im Herzen ſich zu regen und zu bewegen. Das geſchieht wohl Jedermann, daß, wenn Jemand von ihm ſich wendet, er das Echo deſſen, was Jener zu ihm geſprochen oder auf ihn gewirkt, im Herzen empfindet und aus den durcheinander wogenden Tönen macht ſich einer vorzüglich geltend, übertönt die andern und hallet alleine wieder und immer wieder. Was war wohl jetzt der Akkord, der bei mir anſchwoll, alles andere in ſich auflöſend? War es das Schulweſen, war es die Perſon des Jägers oder ſeine Reiſen? Nein, es war der Tod meiner Mutter. Und zu meiner Schande muß ich bekennen, waren die Töne in meinem Herzen nicht Trauerklänge, ſondern ſie tönten wie Aufathmen einer erleichterten Bruſt, wie das Lächeln aufkeimender Hoffnung. Wenn meine Mutter ſtarb, wie viel beſſer hatten wir nicht? Dann war der Streit zu Ende, in unſerer Wohnung wieder Friede, außer dem Hauſe keine Klatſchereien mehr u. ſ. w. An das alles dachte ich und daß es meiner Mutter ſelbſt nicht böſe gehe damit, daß ſie auf Erden nichts verliere und froh ſein ſolle, ihrer Beſchwerden los zu werden. Ich freute mich, dieſe Botſchaft meiner Frau bringen zu können, und dachte, ſie werde ſich ſicher auch freuen mit mir, denn ihr gieng es am beſten. Ich traf ſie in der Küche alleine und mit Thränen in den Augen, denn wahrſcheinlich hatte die Mutter ihr noch allerlei geſagt. Ich brachte ihr nun vor, daß die Mutter ſicher noch vor dem Neujahr ſterben werde, und brachte es zwar mit ernſthaftem, faſt betrübtem Geſicht und mit gedämpfter Stimme vor, die faſt klang wie der Trommelſchlag bei militäriſchen Leichen. Denn die Menſchen erlauben es wohl, daß man ſich im Herzen über den Tod eines Menſchen freue, aber das wollen ſie, daß man doch dazu ein betrübt Geſicht mache und auf ſeine Stimme einen eigenen Dämpfer ſetze. Jeder halbweg erwachſene Menſch weiß dieſes und übt ſich, Geſicht und Herz voneinander unabhängig zu machen, und kann ers, ſo heißt er wohl erzogen.

Mein Weibchen fragte mich aber nicht bloß mit weinerlich ſein ſollendem Geſicht: es wird öppe nit ſy, wer hets g'ſeyt? ſondern fieng wirklich bitterlich zu weinen an, hielt die Schürze vor das Geſicht und lehnte ſich an den Kachelbank, der in ſolchen Fällen gar oft ihr Vertrauter war. Ich war ganz kaput und wußte nicht, warum Mädell weine: etwa darum, daß die Mutter noch nicht geſtorben oder aus Rückerinnerung aller der Leiden, die ſie ihm verurſacht. Denn es giebt Weiber, die im Stande ſind, bei einem Glücksfall nicht nur zu weinen, ſondern zu wüthen, daß derſelbe nicht vor zehn Jahren ſich zugetragen habe. Ich frug hin und her, bald von der linken, bald von der rechten Seite, und vernahm erſt nach Langem den Stoßſeufzer: Ach, die arme Mutter, un-i bi ſo mängiſch böhn über ſe g'ſy!

Ich tröſtete nun wieder von der Linken zur Rechten und ſtellte dar, daß es doch für die Mutter ein Glück wäre, ſterben zu können, ſie habe doch nichts Gutes mehr auf der Welt. Ach, u mir hei eres nit beſſer gäh! ſeufzte mein Weib wieder. Da tröſtete ich wieder, wie wir gegeben hätten, was wir vermocht, uns dabei noch Manches verſagt hätten, und gieng dann, als das nichts half, in Anſpielungen über auf die Vortheile alle, die ihr Tod uns und beſonders meiner Frau bringen werde. Gerade heraus ſagte ich es natürlich nicht.

Ach, Peter, chaſt du o ſelligs ſinne? weiſch doch nit wie gern d'Mutter lebt u wie ſi vom Tod nüt g'höre mah? ſagte meine Frau. Und ich Thor begriff die Reinheit von meines Weibes Herz nicht, das ſich nie eine rauhe Antwort erlaubt hatte, aber innere unterdrückte Bewegungen ſich zur Schuld anrechnete, unſern Aufwand für die Mutter nicht rechnete, ſondern nur das, was wir nicht thun konnten; die an uns nicht dachte, unſere Erleichterung, ſondern nur an die Wünſche einer Mutter, die ihr doch nie eine Mutter war.

Bis doch nit e Göhl, ſagte ich, u thu ſo eifalt, was d'r lieb Gott ſchickt, darin muß man ſich ja ſchicken, ſagſt du immer. Man ſieht, ich war ſtark in den Anwendungen. Aber mein Weibchen hatte eine große Tugend, nämlich die, alle meine Dummheiten nicht zu hören, auf alle Fälle nicht darauf zu antworten. Es gieng in die Stube, um der Mutter etwas zu bringen, und von der wurde es wieder angefahren: was es doch immer zu plären habe, es ſei doch der Werth gerade ſo einen Lärm anzufangen und es werde ſie bei mir verklagt haben, aber das ſei ihr gleich. Es wäre aber Zeit, daß es anfienge zu thun, wie es ſich einem rechten Söhniswyb ziemte. Mädeli ſagte nichts dazu, ſondern ſah ſie ſo weichmüthig, herzleidig an, daß mir beinahe das Herz übergelaufen wäre. Von da an diente es der Mutter mit doppelter Sorgfalt und machte das Unmögliche, ihr ihre Lage zu erleichtern. Aber die Mutter erkannte das nicht; bald nannte ſie das Betragen Heuchelei, bald ſagte ſie, es ſcheine zu glauben, ſie müſſe bald ſterben und wolle jetzt machen, daß es vor Gott weniger zu verantworten hätte; allein es könne jetzt machen, was es wolle; g'ſcheh ſyg g'ſcheh und auf das Sterben könnte es ſich auch umſonſt freuen. Unterdeſſen wurde ſie immer ſchwächer, ihre Nächte immer ängſtlicher. Sie huſtete manchmal faſt ganze Nächte hindurch, konnte nicht mehr im Bette bleiben und ihre Beine fiengen an mehr und mehr aufzulaufen.

Es war ein trauriger Winteranfang und ein traurig Schulhalten in Sorgen ums tägliche Brot, in Kämpfen mit dem Schlaf, der nach ſchlafloſen Nächten in der Schule auf mich eindrang mit aller Pein des boshafteſten Feindes. Unſere Stube war der Sammelplatz aller Freundinnen meiner Mutter, deren Sperberaugen keiner unſerer Mängel entgieng, vor denen die Mutter zeigen wollte, daß ſie mich und das Söhniswyb nicht fürchte. Sie ſpielte denn doch nebenbei die Märtyrerin. Und alle Freundinnen wollten es zeigen, daß ſie es mit der Mutter hielten und machten uns ſaure Augen und gaben ſpitzige Worte. Viel Kram bekam die Großmutter allerdings: weiße Brötchen, Zucker, Kaffe, Wein ꝛc., und da ſie immer weniger Platz hätte, wie ſie ſagte, und um das Herz alles voll ſei, ſo kriegte ein gar bedeutender Theil davon unſer Bübel ab. Der ward immer meiſterloſiger, ſo daß faſt nicht mehr mit ihm auszukommen war. Und wenn wir ihm nur das Geringſte ſagten, ſo klagte vor ihm die Großmutter:

Ach, du arms Buebli, wie wirds d'r afe ga, wen i nimme da bi, du wirſch m'r de bald nache müſſe, ſi dole di de niene meh. Die andern Kinder ſahen ihn allerlei naſchen, von dem ſie nichts erhielten; das ſetzte Weinen ab. Und wenn der Bruder ihnen auch zuweilen etwas von ſeinen Herrlichkeiten abgab, denn ein böſes Herz hatte er nicht, ſo nahm es ihnen die Großmutter wieder oder ſie ſagte dem Knaben: Warum giſch 'ne vo dyr Sach? b'halt dus, ſi gäbte dir o nüt, we ſi hätte, u we d'ne geng gäb wit, ſo gib i d'r o nüt meh. Solche Predigten hielt ſie, von immer heftiger werdendem Huſten unterbrochen, die den nahenden Tod verkündeten. Und der Knabe, der immer bei ihr ſein ſollte, ſtrebte immer mehr von ihr weg; wenn er hatte, was er wollte, ſo machte ihr Huſten ihm Langeweile. Dann äfte ſie mit ihm und jetzt lief er erſt von ihr fort; dann gab ſie uns Schuld, wir wieſen den Knaben gegen ſie auf und das ſei doch Leids von uns, daß wir ihr die einzige Freude nicht einmal gönnten, wir werden ihn einſt noch genug haben können. Iſt doch ein Großkind oft das einzige Spielzeug des Alters. Und wie das Kind oft nicht anders kann, als ſein liebſtes Spielzeug verſtümmeln, zerſtören, ſo haben es eben auch viele Alten mit ihren Großkindern.

Es war Weihnacht, kalt und ſchneeig war es draußen. An ſelbem Tag hatten wir kein Fleiſch gegeſſen, ein Kaffe machte unſer Mittagbrot aus. Der Bube hatte Lebkuchen erhalten von der Großmutter, die ihm das Weihnachtkindli gebracht hätte, wie ſie ihm ſagte. Wir ſaßen auf dem Ofentritt zwiſchen Tag und Nacht, und zwiſchen Tag und Nacht war es auch in unſerm Gemüthe. Unſere Armuth und Noth dunkelte vor unſern Augen auf und wob Finſterniß um uns her, und wie es finſterte in jedem ſagte keins dem andern, und wie es jedem unheimlich ward in der Finſterniß, auch nicht. Als ich an das nächſte Jahr dachte, fiel mir ein, daß der Pfarrer geſagt hatte heute in der Predigt: die Sonne entferne ſich von uns nach und nach, weit und immer weiter, aber ihre Entfernung hätte immer ihre Gränzen, bis hieher, ſage ihr der Herr, und nicht weiter; dann kehre ſie um und komme, immer wärmer und glänzender werdend, wieder zurück. So gehe es auch im Menſchenleben und im Völkerleben. Da ſchwinde auch die Sonne des Heils und des Glückes, aber der Menſch ſolle nur auf Gott vertrauen; auch hier ſpreche der Herr, bis hieher und nicht weiter. Der Pfarrer wendete das auf Chriſtus an, wie er auch erſchienen ſei zur Zeit, in welcher das Menſchengeſchlecht am meiſten verſunken ſchien in Rohheit, in den Schlamm einer fürchterlichen Sinnlichkeit, in das Nichts eines troſtloſen Unglaubens; und dann wies er auf viele Beiſpiele hin, wo Gott ſich am nächſten gezeiget, wenn die Noth am größten geweſen. So zeigte ich freundlich und leiſe Mädeli das Lämpchen, das mir ſchien in die Finſterniß. Und Mädeli ſprach: Lue doch, Peter, wie m'r e gute, warme Ofe hei u d'Wärmi het m'r ſo wohl tha, wo-n-i yche cho bi vom Brunne. U da ha-n-i a d'Mutter vo üſem Heiland müſſe denke, die ſyg doch die beſt vo alle Wybere g'ſi u het doch kei warme Ofe g'ha i ihrem kalte Stall u kes Bett für ſeye u nit emal e Korb für ihres lieb King. U du ha-n-i müſſe denke, wie-n-i doch das alles no heig u no alle Tag warmi Spys u de no kei Herodis, der na üſe Kinge längi, und doch wär i nüt gege d'Mutter Maria u ſündigete geng no ſo viel. Da iſt es mir ganz ling worde ums Herz, daß m'rs doch eigetlich no ſo gut heige, we m'r de recht luege, u meine doch geng m'r heiges ſo bös. U da ha-n-is du am liebe Gott abbete, daß m'r geng ſo z'unnutz klage u ha-n-ihms g'ſeyt, er ſöll numme mache, wie Er well, m'r welle mit allem z'fride ſy. Es het mi düecht, i chönn ihms nit gnue ſäge, wie-n-i well z'fride ſy u-n-ihm alles vertraue; u da iſch m'r ganz wohl worde u doch mußte i immer denke: o die armi, armi Frau i ihrem kalte Stall, u we-n-i er e ume e wenig vo üſer gute Wärmi hät chönne gäh!

So wies mir auch Mädeli leiſe und freundlich das Lämpchen, das helle Lichtſtrahlen geworfen hatte über den dunkeln Hintergrund ihrer Seele. Die Großmutter hatte gehuſtet und die Kinder geſpielt. Da kam unſer älteres Mädchen weinend gelaufen und das kleinere watſchelte ihm nach, weinend, und das ältere dolmetſchte ihren Schmerz: Muetti, d'r Peterli het Lebkuche u wott üs kene gäh. Großmutter ſeyt, z'Wiehnechtkingli heig ihm ſe brunge u nit üs, we-m'r nit Uſläth wäre, es het is o brunge. Muetterli, me ſi kene Uſläth u gang ſägs em Wiehnechtkingli, m'r ſyge keine Uſläth u es ſoll is o Lebkuche bringe. Muetti, gang doch recht g'ſchwing u lauf u ſäg ihms. Das Muetti fühlte die Bitte im Herzen, aber in mütterlicher Beſonnenheit nahm es die beiden Kinder auf die Knie, wiſchte ihnen die Thränen ab und bat ſie, doch zu ſchweigen. Bis ſie das konnten, dauerte es etwas lange. Da konnten ſie endlich vor lauter Schnupfen wieder ſagen: Muetti, m'r ſchwyge jetz, aber lauf g'ſchwing. Da ſagte ihnen das Muetti: z'Wiehnechtkingli ſyg jetz ſcho gar wyt weg, es u ſys Eſeli. Wo z'Eſeli das Briegge u Pläre g'hört heig, heig es afa ſpringe gar gruſam, es mög nüt weniger lyde als z'Briegge u jetz mög z'Muetti dem Eſeli nimme nahſpringe. Es müß jetz de z'Nacht koche u z'Kingli heig ſicher jetz ſcho ſy ganzi Ladig v'rbrucht. Aber Muetti, warum het is de das Kingli nit grad Afangs Lebkuche gäh, wo-n es da g'ſi iſch u wo-n-es no g'ha het; z'ſelbiſch hei m'r nit brieget? Z'Wiehnachtkingli iſch drum ume no einiſch hie g'ſi u het nit g'wüßt, daß d'r o hie ſyt, es het ech z'ſelbiſch nit g'ſeh u het drum du nüt für ech z'weg gemacht. Aber Muetti, warum heſch ihm de nüt lah ſäge, u jetz heig m'r kei Lebkuche, u Muetti du biſch d'Schuld — und das Weinen gieng von vornen an.

Schwyg, mys Meiti, ſchwyg, ſagte die Mutter, die keinen halben Batzen hatte, um den Lebkuchen nachzulaufen, u we mys Meiteli ſchwygt, ſu will i ihm de öppis vom Wiehnechtkingli zelle u woher es chunt u wohi es geyt. Da ſchwiegen die Meitſcheni, lehnten ihre Köpſchen an der Mutter Bruſt und ſahen ihr lauſchend ins Auge. Und die Mutter erzählte ihnen von einem frommen, frommen Kinde, das ſeinen Eltern nie Verdruß gemacht, nie mit ſeinen Geſchwiſtern ſich gezankt und gebriegget habe um nüt u wieder nüt. Und alle Kinder habe das Kind gar lieb gehabt und wenn es einem etwas zu Gefallen hätte thun können, ſo wäre dieß ſeine größte Freude geweſen. Da hätte einmal eine böſe Schlange ſich um viele, viele Kinder g'lyret und hätte ſie aue, alle freſſen wollen. Da ſei das Kind gerade von Ferne dazu gekommen und hätte geſehen, wie die Schlange das Maul aufgethan und wie es wie Feuer aus ihren Augen gefahren ſei. Da habe das fromme Kind gar es gruſams Erbarmen mit den andern Kindern gehabt, und ſei herzugeſprungen und habe geſchrien: Friß, Schlange, friß mi, aber lah die andere gah! Da habe ſich plötzlich die Schlange aufg'lyret, habe die andern laufen laſſen, ſei auf das Kind zugeſprungen mit weit, weit offenem Maul und feurigen Augen, groß wie Pflugsrädli. Und das Kindlein hätte die Hände gefaltet und gebetet das Walt Gott, und die Augen zugethan und geglaubt, die Schlange hätte es verſchlungen in einem Schluck, und jetzt liefe ſie davon oder fliege mit ihm durch die Lüfte. Da habe es endlich bei ſich gedacht, es wolle doch die Augen aufthun und ſehen, wie es im Bauche einer Schlange ſei. Und da ſei es heiter und hell um ihns geweſen und eine Sonne hätte geſchienen, aber eine viel ſchönere als die, welche hier ſcheine, und auf den Armen eines Engels ſei es geweſen, und der Engel hätte gar hold und freundlich ihns angelächelt und ihm geſagt: es ſolle ſich ja nicht fürchten, er führe es an einen gar ſchönen und guten Ort, wo es Freude haben werde, wie noch nie, und wo keine böſe Schlange ſei.

Weit, weit ſei er mit ihm geflogen, immer der ſchönen Sonne zu, ſo daß das arme Kind vor lauter Glanz die Augen wieder habe zuthun müſſen. Da habe der Engel es endlich abgeſtellt in einen gar herrlichen Garten, wo lauter Dinge geweſen, die es nie geſehen, und wo es Meve g'ſeh heig, ſchön wie z'Morgenroth und z'Aberoth, und die wyt, wyt g'ſchiene heige wie Sonnenſchyn und Mondſchyn z'ſäme. Und viele tauſend Engelein ſeien ihm zugeſprungen und hätten ihm ihre Hände gegeben und ihm geſungen ſo ſchön, ſo ſchön, daß es ihns dünkte, der lieb Gott müſſe die ſelber ha lehre ſinge. Aber unter all denen Engelein ſei keins der Kinder geweſen, die es hier von der Schlange gerettet, keins das es gekannt. Da habe es zu weinen angefangen und gejammert, es möchte doch zu ſeinen kleinen Kindern, ſonſt könnte ja vielleicht die Schlange ſie doch noch freſſen. Da habe eine Stimme, die nicht von hieher, nicht von dorther, ſondern aus jeder Blume, aus Abendroth und Morgenroth, aus Sonnenglanz und Mondenſchein, zu kommen ſchien und die klang, wie Sonnenglanz klingen muß, ihns gefragt: aber gefällt es dir hier dann nicht, es iſt doch ſo ſchön hier? Ja! habe das Kind geantwortet, mir gefällt es hier, aber ich muß doch zu meinen Brüdern und Schweſtern und den andern Kindern; was ſollen die anfangen, wenn ſie mich nicht mehr haben? Aber wenn ich die mitbringen darf, dann will ich mit ihnen kommen und mich freuen hier; o wie ſchön wäre das! Da hätte es vernommen: das könne noch nicht ſein; und wieder hätte es geweint, daß man die Hände unter ihm hätte waſchen können. Liebes Kind! hätte darauf die Stimme geſagt, briegg nicht, hier oben darf nit briegget werde; aber wenn du nimme briegge wit, ſo will d'r erlaube, daß du allbe n einiſch abe darfſt zu den andern Kindern, und denen darfſt du kramen Lebkuchen und andere gute Sachen, aber nur denen, die auch lieb ſind und alle die, denen du das Brieggen abgewöhnen kannſt, die will ich dann auch hieher nehmen, und dann kannſt du ja immer bei ihnen ſein und alle ſollt ihr mir lieb ſein. Und die Stimme that dem Kinde ſo wohl, daß es nie mehr brieggte und ſchön ward, wie die andern Engelein. Dann zog es auf die Welt und kramete den Kindern und immer mehr nur denen, die nicht brieggen; und eins Kind nach dem andern konnte hinauf zu ihm und wurde dann auch ein Engelein. Aber es gab immer wieder Kinder auf der Welt und immer mehr, und alle dieſe liebte es und wollte ſie zu ſich führen in ſeinen ſchönen, ſchönen Garten, der Himmel heißt. Da mußte es ein Eſelein anſtellen, um all den ſchönen Kram zu bringen, und weil es zu ſo vielen Kindern muß, ſo kann es nur einmal im Jahre zu einem kommen, aber wo es von Weitem brieggen hört, da ſpringt das Eſelein mit ihm weiter was giſch was heſch. Und albe n-einiſch ma-'nes allein nimme cho an allen Orten, wenn es gar viele Kinder zu beſuchen hat oder es viel Schnee iſt, daß das Eſeli nicht recht dure cha. Da nimmt es de von denen Kindern mit, die ihm die liebſten Engelein geworden ſind, und giebt einem jeden ein Eſelein und Kram dazu; und die gehen auch ſeinen Kindern nach und b'richten es ihm, wo ſie gute und wo ſie böſe Kinder angetroffen, und welche einſt in ſeinen ſchönen Garten kommen werden.

Darum, liebe Meitleni! ſyt lieb, dann kommen die lieben Engeli auch zu euch, bringen euch Kram Jahr um Jahr, und nehmen euch einſt mit in den ſchönen Garten. So ſprach die Mutter zu den zwei Kindern, die an ihrer Bruſt lagen, und ſah auf ſie herab. Der Mond war aufgegangen und ſein Licht bahnte ſich einen Weg bis zu den zwei Kindern auf der Mutter Schoos, wo das kleinere entſchlummert war ob der Mutter ſüßer Rede. Recht lieblich und heimelig ward es in der Stube, aber am lieblichſten doch die Mutter und ihre beiden Kinder, mit deren Locken die Mondesſtrahlen ſpielten und ſie verklärten, als ob die Kindlein ſchon im ſchönen Garten wären. Zwiſchen meine Knie hatte ſich der Knabe geſtellt, auf ihn fiel des Mondes Licht nicht, aber der Mutter Rede war ihm ins Herz gegangen, er ſagte: Vater, i will nimme pläre u nimme bös ſy u de angere o vo myr Sach gäh.

Wir hatten einen recht glücklichen Augenblick. Die Reden meines Weibchens waren gefallen wie Honigthau in mein Herz, es war ſo zauberiſch heimelig im Stübchen und die Kinderchen ſchienen ſo hold, die ganze Armuth war verſteckt und nur unſer Reichthum beleuchtet, daß manche Fürſtin und mancher Prinz in ihren zum Tage erleuchteten goldenen und glänzenden Säälen viel ärmer waren ums Herz als wir, und vielleicht, trotz allen Ehren und allen Genüſſen, keine ſo reiche Stunde hatten ihr Lebenlang, als wir. Man faſelt viel von reich und arm und vergißt immer wieder, daß es das Herz allein iſt, das reich macht oder arm. Wer will uns zürnen, daß wir in dieſen Augenblicken die Großmutter vergaßen in ihrem Bette. Wir waren ihres Huſtens ſo gewohnt, daß wir ihn wohl überhören konnten. Da kam aber ein Anfall, der gar nicht hören wollte, und Mädeli legte ſorgſam die ſchlafende Kleine in ihr Bettlein und ſprang der Mutter zu, hielt ſie umfaßt und aufrecht, damit ihr Athem leichter ſei und der Anfall ſchneller vorübergehe. Aber er gieng nicht vorüber, er gewährte nur ganz kleine Ruhepunkte und der Athem wurde immer ſchwerer, die Mutter immer ſchwächer. Man mußte, trotz der Kälte, ein Fenſter öffnen, mußte ihr aus dem Bette helfen und wieder hinein. Angſt und Bangigkeit ließen ſie nirgend lange weilen. Uns ward auch ſo Angſt dabei. Mir lief der Schweiß von der Stirne, trotz der Kälte. Meine Frau mußte die Thränen abwiſchen einiſch um anderiſch und that ſo zärtlich und liebreich um die Großmutter und war ſo ängſtlich über ihr Uebelſein, und freute ſich ſo ſichtlich allemal, wenn Linderung eintrat, daß die alte Frau doch endlich das Herz meines Weibes zu ahnen begann. Sie ſprach nicht, aber ihre Augen folgten Mädeli überall hin, und wie mühſam es ihr ward, ſie wendete ihr Haupt doch immer ſo, daß ſie es betrachten konnte.

Einmal glaubten wir, die geheimnißvolle Hülle, welche die Seele birgt, ſei geborſten und die Seele habe ihre Schwingen entfaltet, unſere Thränen floſſen häufiger und laut auf ſchluchzte mein Weib. Aber die Seele hatte den Ausgang noch nicht gefunden, ſie ſah noch einmal aus dem halb gebrochenen Auge heraus, ſie ſah unſere Trauer um ihr Scheiden. Da erglänzten noch einmal ihre Augen, aus ihnen leuchtete es wie Liebe und Weh; noch einmal bewegten ihre Lippen ſich und ihr letzter Athem hauchte ſchwer vernehmlich die Worte: Mädeli, ach, i ha d'r Unrecht tha, v'rgieb m'r, ſu v'rgit m'r Gott ob wes mügli iſch, aber i bi 'ne große Sünder! Da verſtummte der Mund, die Augen ſchloſſen ſich, aber noch hörte ſie die Betheurungen der Vergebung. Ein Zug des Friedens und der Freude legte ſich über ihr blaſſes Geſicht, da reckte ſie ihre Glieder und es ſchied die Seele. Gott wolle ihr gnädig ſein, der armen Mutter, ſie hatte ein bitter Leben gehabt und die letzten Tage ſich verbittert in unglücklicher Verblendung, ſie hat ſo ſchwer gelitten! Aber vor ihrem Ende giengen ihr doch noch die Augen auf, ſie ſuchte Verſöhnung; der Herr wolle ſie jenſeits ihr geben. Aber es ſchaudert einem, wenn man ſo viele Leute ſieht in der Welt, die nie einen Gedanken der Verſöhnung haben, im Leben nicht, im Tode nicht; nicht mit Gott, nicht mit der Welt, nicht mit Menſchen: in Zwieſpalt liegen ſie mit Allem bis zu Ende, Zwieſpalt iſt ihr Leben. Wie hoch war der Gedanke über alle Menſchengedanken: die Welt mit Gott zu verſöhnen und alle Menſchen mit Allem! Einer großen Menge iſt der Gedanke zu groß, ihre kleinen Herzen können ihn nicht faſſen. Ungeſühnt wollen Viele ſelig werden; ihrentwegen, meinen ſie, werde der große Gott wohl eine kleine Ausnahme machen. Wohl aber giebt es auch welche, die ſelbſt in den Schauern des Todes weder geſühnt werden noch glauben, daß Gott, wenn ein Gott ſei, ſich ſühnen laſſen werde. Es bricht da oft eine Verzweiflung, eine Hoffnungsloſigkeit aus, die einen beben macht.

So lag eine Frau im Sterben und krümmte ſich in heftigen Schmerzen. Eine wackere Frau wollte ſie tröſten: Bäbi, ſagte ſie, du haſt es bös im Leben gehabt, tröſte dich nun, es wird dir dann im Himmel vergolten werden. Da richtete ſich Bäbi auf und ſagte mit trockner, tonloſer Stimme: Nei, Frau, ſo wird das nit ga. Babi, wird unſer Herrgott ſagen, Babi, du heſch m'r dys ganz Lebe düre nüt nah g'fraget, jetz chaſch m'r o gah, i wott jetz o nüt vo d'r! War das wohl der Ausbruch eines prophetiſchen Bewußtſeins, daß bloße Worte kein Leben ſühnen können, ſondern nur ein von Gott ergriffenes Gemüth?

Aber, großer Gott! wenn bloße Worte nicht ſühnen können, wie wird es Millionen gehen?!

So nahm mir Gott mein Erbe, meine Mutter. Sie war ein reiches Erbe. Durch ſie erbten wir Geduld, Kraft zum Ausharren, die Probe treuer Liebe, goldener Treue, wir lehrten ſiebenmal ſiebenzigmal vergeben in einem Tage. Die Mutter machte uns, d. h. eigentlich meine Frau, reich; aber was die beſaß, das enthielt ſie mir nicht und ich verſchmähte es nicht. Wenn doch die Menſchen auch an den Gewinn der Seele dächten, wie mancher müßte ſich da des reichſten Erbe rühmen, der jetzt ſchmäht, er hätte ſein Lebtag keinen Kreuzer geerbt. Gott hat ihm Leute an die Seite gegeben, deren ſchroffe Seiten ihn reinigen ſollten von aller Unreinigkeit. O Leute! thut einmal die Augen auf und zählet nach, was euch Gott hat erben laſſen, dann ſchämet euch, denn viel werdet ihr finden. Aber ihr habt es nicht geachtet oder gar ſchmählich dagegen euch geſträubt, hättet das Erbe ausgeſchlagen, wenn Gott im Amtsblatt ſich abfertigen ließe.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Wie ich wieder etwas zu merken anfange und namentlich, daß ein neuer Pfarrer gekommen.

Es iſt wohl ſchon Manchem begegnet, daß er bei ſtillem, ruhigem Wetter in ſein Stübchen gieng und da in Arbeit oder ſüßen Schlummer ſich vertiefte; und wenn er wieder aufſah, daß er Windeswehen hörte, daß er Regen ſtrömen ſah oder Schneeflocken wirbeln in der verfinſterten Luft. Manchem iſt akurat das Gegentheil begegnet und wenn er am ſüßeſten ſchlief an einem vermeinten, trübſeligen Nachmittag, rüttelt ihn die Frau beim Arm und führt ihm zu Gemüthe, daß das Wetter gar ſchön und heiter geworden und daß es ihm wohl anſtehe, ſie ſpazieren zu führen oder zu fahren, je nach Stand und Vermögen. Eine Burgersfrau hat dabei vielleicht noch Strübli in der Engi oder im Zehendermätteli, oder ein Hähneliſchnittli im Auge; die Vornehme nur die Toilette, vor gemeinen Leuten etwas Gutes eſſen, würde gemein machen. Halbe oder ganze Götter eſſen nur Ambroſia und trinken nur Nektar, und beides findet man weder zu Almendingen noch in der Joliette, und wenn man vielleicht auch mit Minderem vorlieb nehmen muß, ſo ſoll es doch Niemand ſehen, wo bliebe ſonſt der Reſpekt?

Doch, um gerecht zu ſein, gehen auch viele Weiber aus beiden Klaſſen nicht bloß einem Strübli oder einem Shawl zu lieb ſpazieren mit ihren Männern, ſondern um des Mannes ſelbſt willen, um ihn einmal allein zu haben, um ein vertraulich Wort mit ihm zu reden, um zu wiſſen wo er iſt, um ihn zu zeigen, um ihn zu quälen oder ihm etwas abzuläſchlen; und viele aus einem dunkeln Gefühl, daß ihre Herzen ſich gegenſeitig verſchloſſen und die innige Traulichkeit nicht mehr ſei, aus einem tiefen Sehnen, das eigene und des Mannes Herz aufgehen zu laſſen an der Sonne. Die armen Weibchen ſchleppen nun die gefrornen Herzen ſo oft als möglich an die

Sonne. Ach, arme Weibchen! das hilft euch wenig, das iſt nicht die rechte Sonne dazu!

Alſo ändert ſich oft das Wetter, von uns nicht bemerkt, und ein ganz anderer Himmel ſchaut auf uns herab, wenn wir wieder aufſehen. So geht es uns aber auch im Leben. Es giebt Zeiten, wo Verhältniſſe, Umſtände, Stimmungen uns einſpinnen, ſo daß wir von der Welt und ihrem Wechſel wenig oder gar nichts wahrnehmen. Wir haben nur Sinn für eine Sache und ſelbſt das Nächſte fällt uns nicht auf. So geht es Verliebten, ſo geht es auch Eiteln, ſo geht es Glücklichen und Unglücklichen. Wer gar mühſelig ringen muß ums tägliche Brot, wer Tag und Nacht Schulden oder Mangel nachſinnen muß, wer beſtändigen Reizungen ausgeſetzt iſt, wem häuslicher Zwieſpalt alle Augenblicke den innern Frieden ſtört, dem wird gerne der Nacken niedergebeugt, der kann nicht mehr aufwärts ſchauen, nicht mehr rund um ſich, der ſieht nur ſeine Noth und ſeine Bedrängniß; und wenn man ihm Anderes auch dicht vor Augen ſtellt, er achtet es nicht und wenn man ihm auch die Naſe darauf ſtößt, ſo ſagt er höchſtens: uy, und greift nach ſeiner Naſe, aber die Sache ſelbſt erregt ſeine Theilnahme nicht. Da kann rings um ihn vergehen, was da will, wenn nur das Brot nicht aufſchlägt, wenn nur die Erdäpfel wohl gerathen. Wenn nun der Druck der Verhältniſſe nachläßt, wenn die Stimmung ſich auflöſt und er wieder auf und rund um ſich ſchauen kann, dann ſieht er ſich verwundert um, denn es iſt um ihn anders geworden; da ſieht er den Wechſel der Welt und daß Altes vorbei-, Neues herbeigerauſcht ſei, und eine Weile geht es bis er weiß, wo er iſt und bis er begriffen hat, was um ihn iſt.

Es iſt wunderlich, daß Regenten gar oft in dieſem Zuſtande ſich finden und gar nichts mehr ſehen und ſchmöcken, als wer vor ihnen ſich beuge, ihnen: ja, ja, ſage mit demüthiger Gebehrde; und wieder, wer ihnen den Sitz im Sattel bewahren könne! Und faßt einer auch das Herz in beide Hände und ſtößt ihnen die Naſe auf etwas anderes, ſo greifen dieſe nicht nach der eigenen Naſe, ſondern nach dem ganzen Kopf des Frevlers. Darum übernimmt gar manchmal Gott ſelbſt die Mühe und ſtößt ihnen die Naſe auf, daß es kracht. Aber wenn ſie dann auf dem Trocknen ſitzen, dann ſehen ſie, daß es ganz anders geworden und ſie Lümmels geweſen, und dünken ſich, wie weiſe ſie jetzt wären, wenn ſie wieder im Sattel ſäßen. Doch auch nicht einmal alle würden ſo weit ſehen, ſondern nur ſo weit, daß es ſehr fatal ſei im Trocknen zu ſitzen, und daß, wenn ſie einmal wieder im Sattel ſäßen, ſie viel längere Sporen anſchnallen wollten, um damit ſich feſtzuhalten. So die Einen. Während andere Abgeſetzte ſich nach Mänteln umſehen würden, die, ohne daß der Träger den Verſtand dazu braucht, von ſelbſt nach jedem Winde ſich drehen und bei jeder ſogenannten Lebensfrage nach dem Credite flattern. Nun bin ich freilich kein Regent, ſondern nur ein Régent, aber Regent und Régent haben eine verdammt auffallende Aehnlichkeit miteinander, die ich mir an einem andern Ort auseinander zu ſetzen vorbehalte.

So z. B. wußte auch ich, in meine Finanznoth und in die Unbehaglichkeit unſeres Zuſammenlebens verſunken, nicht, was um mich vorgieng, und wenn es ſich mir ſchon aufdrang, ſo wußte ich denn doch nicht, was es eigentlich ſei und was es bedeute.

So hatten wir z. B. einen neuen Pfarrer bekommen und der Alte war weggezogen, weil er ſagte, mit dieſen Leuten ſei nichts anzufangen, er habe es auf alle Wege probirt und er wolle doch nicht ſein ganz Leben an ſie verſchwenden. Aber die Aenderung war mir gleichgültig geblieben und die Verſchiedenheit zwiſchen beiden fiel mir nicht auf. Nun athmete ich allmählig friſcher auf. Wir waren freier in unſerem Stübchen, konnten uns ungeſtörter mittheilen, was uns auf dem Herzen lag, waren ganz Meiſter über unſere Kinder, waren ruhiger vor unſern Nachbarn und wurden ſogar von ihnen beſſer gewürdiget. Manche Frau hatte, während ſie die Mutter beſuchte, allerlei geſehen, das ſie auf beſſere Meinung brachte von uns, und dieſe Meinung ſprach ſie ſeit der Mutter Tode aus. In Noth waren wir noch immer und wußten dem Rückſtändigen faſt nicht zu begegnen, aber wenn auch ein Uebel groß genug iſt, um einen Menſchen zu Boden zu drücken, ſo ſcheint es leicht, wenn man noch ein Uebel dazu gehabt hat und dieſem nun los geworden iſt. Ein Schimmer von Behaglichkeit glomm über meiner Seele auf und in ihr fand ſich wieder Platz für allerlei Gedanken und Wahrnehmungen.

So fiel mir z. B. jetzt unſer Pfarrer auf. Ich konnte mich gar nicht auf ihn verſtehen und die Bauern auch nicht; man wußte nicht recht, ſollte man ihn für recht dumm und ſchwach halten oder für etwas anderes.

Die Bauern hatten geflucht, als der frühere Pfarrer fortgieng. Dem hätten ſie es g'reiſet und ihn g'ſchweyget; er wär afe witziger worde u hät g'wüßt, daß er nit Meiſter ſyg und ſi nit ſyni Narre, u daß er nit mache chönn was er well. We jetzt wieder e Neue chömm, ſu fay d'Plag wieder a u ſie werde ihre liebe Noth ha mit allem dem Neuen, was einem neue Pfarrer z'Sinn chömm. Es will geng e-n-iedere witziger ſy als d'r anger. Aber ſie welle's dem o reiſe, dä müß o wüſſe, daß ſie ſelber Meiſter ſyge u ſie welle 'ne bald witziger g'macht ha. Aber der Pfarrer wollte gar nichts Neues, als feſte Ordnung in das, was bereits war. Er drängte ſich nirgends auf, es ſchien manchmal, als ob ihn alles nichts angienge, als ob er um nichts ſich kümmere. Doch war er dienſtfertig und was von ihm begehrt wurde, machte er ausgezeichnet gut. Er war freundlich und man ſah ihm den Pfarrer faſt nicht an, ſo daß Viele keinen Reſpekt vor ihm hatten und meinten, ſie könnten mit ihm machen, was ſie wollten; aber ſie rannten übel an und verſuchten es nicht zum zweitenmal. Darüber ſahen die Leute ſich ganz verwundert an, es wurde ihnen faſt unheimlich um den Pfarrer herum. Sie ahneten eine geheime Kraft im Pfarrer, eine beſtimmte Abſicht, und wußten nicht, wo ſie hinaus wollte, auf welcher Seite ſie ſich zu hüten hätten. Die Einen behaupteten: das ſei von den Schlimmern einer, vor dem müſſe man ſich hüten; die Andern meinten, viel in Sinn komme ihm nicht, und dann ſei er zu vornehm, um ſich mit ihnen abzugeben, und dieſe Partei wurde immer größer, je länger der Pfarrer ruhig blieb. Ja, die Bauern wurden am Ende unwirſch und fluchten in den Wirthshäuſern: ſie hätten einen Pfarrer, ſie wüßten gar nicht warum, er möge ſich gar nicht mit ihnen g'müyen und nehme ſich gar nicht der Sachen an; da ſeien ſie übel verſorget mit eme ſellige. D'r Vorig ſyg 'ne afe v'rleidet g'ſi mit ſym Kähr, aber ſie wette doch no lieber e Kähri als ſo 'ne Stock, dä gar nüt ſäg u dä me nüt für e Narr ha chönn. Gegen uns Schulmeiſter war er freundlich. In der Schule gab er ſich viel mit den Kindern ab, und machte uns damit gar böſe, daß er gar oft ſie nach etwas fragte, das ſie nicht wußten, und wenn wir dann dazwiſchen traten und mit ſieben Gründen belegten, daß man das gar nicht machen könne mit den Kindern, ſo ſagte er uns, es ſei möglich daß es ſo wäre, aber gut wäre es doch, wenn ſie etwas davon wüßten. Am beſten fuhr er mit den Unterweiſungskindern und wir wurden nicht wenig ſchalus, daß ſie ihn beſonders lieb gewannen und die größte Freude an ſeinen Unterweiſungen hatten.

Dabei war er beſchlagen in gar vielen Dingen und die Bauern konnten ſich nicht ſattſam verwundern, wenn ſie bei den ſeltenen Gelegenheiten, wo ſie mit dem Pfarrer ins Reden kamen, merkten, daß derſelbe ſich auf ihre Sachen verſtünde, wie ſie es Keinem zugetraut, wie er z. B. wüßte, daß ein Pferd ſeine Bläſte nicht unter dem Schwanz, ſondern an den Beinen hätte, und daß der Roggen ſchwerer ſei als das Korn.

Als dem Pfarrer einſt Einer eine uralte Kuh, die der Helvetik hätte Gotte ſein können, für eine mit dem zweiten

Kalbe verkaufen wollte und von ihm abgetrümpft worden war, polterte ſelbiger gar ärgerlich auf Straßen und in Wirthshäuſern: die d. Regierig brauche ihnen dann keine Pfarrer zu ſchicken, die man auch für Kuhhändler brauchen könnte. Die Bauern halfen mit fluchen und begehrten auf: es ſei ſich nicht zu verwundern, wenn er nicht gelernt habe, was ein Pfarrer thun ſolle, da er mit den Kühen genug zu thun gehabt. Und doch kriegten ſie Reſpekt vor ihm, Trotz ihrem Aufbegehren. Er mißbrauchte ſeine Kenntniß nie, ſie kam nur ganz von ungefähr an Tag und nie hörte man, daß er mit einem Metzger über die Schwere eines Kalbes gewettet hätte.

Wenn ich nun den Pfarrer, der doch in einem Schulmeiſterleben vorſtellt, was Eſſig in einem Salat, beachtete und nicht nachdachte, was ſeine Erſcheinung mir bringen könnte, ſo kann man ſich wohl vorſtellen, daß mir noch eine Menge anderer Dinge nicht auffielen, die um dieſe Zeit ins Leben traten und ſich geſtalteten.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Wie man einen Junggeſellen begraben thät und Nota bene einen reichen.

Einſt mußte ich einem reichen alten Junggeſellen eine Leichenrede halten.

Eine reiche Leiche iſt für ein ganzes Dorf wichtig, nicht nur die Rede für den Schulmeiſter. Wenn an einem Ort ein Thier gefallen iſt, ſo wittern Raben und Geier es Stunden weit und ziehen hin in ſchnellem Fluge mit heiſerem Gekreiſch; wenn an einem Ort ein reicher Menſch geſtorben iſt, ſo iſt, als ob das Gefühl davon (denn faſt unglaublich iſt, daß die Kunde ſo ſchnell überall hin dringe) über die ganze Bettlerklaſſe komme faſt wie ein elektriſcher Schlag. Und ehe noch die Leiche ganz erkaltet iſt, ehe der erſtarrte Leib ſein leztes Kleid, das Leichengewand, empfangen hat, ehe die Hinterlaſſenen es dahin gebracht, ihre Freude zu verſtecken oder ihrer Trauer Zügel anzulegen, ziehen bereits Bettlerſchaaren heran, die Unverſchämten voran, und fordern, wie ein Recht, wie ehedem die Twingherren den Todtenfall, die Kleider des Verſtorbenen ab. Sie kommen nicht nur aus dem gleichen Dorfe, ſondern jeder, der vor dem Trauerhauſe aus der Hand des Verblichenen je eine milde Gabe empfangen, meint damit ein Recht erhalten zu haben an die Kleider ſeines Wohlthäters; und Mancher, der bei einem Lebenden zu betteln für Schande hält, glaubt bei einem Todten ſich nicht ſchämen, ſondern nun von Rechtswegen fordern zu dürfen, eben weil er im Leben nichts erhalten. So rennen ſie wie bei einer Feuersbrunſt dem Hauſe zu, als ob Preiſe für die Zuerſtkommenden ausgeſezt wären. Und wenn man ſie mahnt auf dem Wege zu warten bis nach der Begräbniß, ſo höhnen ſie und laufen; und wenn beim Hauſe dem ungeſtümmen Schwarm ein Menſch entgegentritt mit geſchwollenen Augen, zuſammengefallener Geſtalt, und mit gebrochener Stimme bittet, daß man doch ſeiner einſtweilen ſchonen möchte, wenigſtens bis nach dem Leichenbegängniß, ſo entſteht ein Brummen rund um ihn, wie von Hunden, wenn man ihnen den Fraß aus den Zähnen reißen will. Hat er dann endlich unter tauſend Schmerzen den Tag überſtanden, wo er den theuern Leib der Erde geben mußte, die Gewißheit ihm wurde, daß die geliebte Seele nicht mehr in demſelben gebunden, ſondern in freie Räume entſchwunden ſei; hat er am Abend endlich in Mattigkeit die müden Augen geſchloſſen, manchen bittern Traum gekoſtet, und ſchlägt er am Morgen die naß geweinten Augen auf in die unausſprechliche Leere hinein, in der ihm ſein Leben zu ſchwimmen ſcheint, wie der Balken eines zertrümmerten Schiffes im Ocean: ſo hört er hoſchen draußen an der Thüre ungeduldig ſchnell hintereinander, und draußen ſteht ſchon der ungeduldige Schwarm, fordert Einlaß und Halten des Verſprechens ungeſtümm. Und der Arme muß auf, muß die Kleider des geliebten Geſchiedenen Stück für Stück in die Hand nehmen, muß tauſend Rückerinnerungen bei jedem Stücke mit blutigem Griffel in die Seele ſich graben laſſen, muß weggeben, was er ſo gerne behalten hätte, nicht nur des Werthes, ſondern um der Erinnerung willen, muß es mit zufriedenem Geſicht muſtern und gegen die Sonne drehen, muß es übergehen ſehen an ein widerwärtig Geſicht, und wenn er nicht jedem wohllüſtigen, nichtsthuenden, vollbrüſtigen und dickgefreſſenen Menſch giebt, oder nicht was ſeine Dreck-Seele gelüſtet, ſo muß er Vorwürfe hören, daß es nach Gunſt gebe und nicht nach Recht, und noch Anderes, was ihnen in ihre ſchmutzigen Mäuler kömmt, als ob ſie rechtmäßige Anſprüche an die Verlaſſenſchaft hätten. Und dieſer Pein unterwirft man ſich gutmüthig und ſolches Recht erringt ſich die Unverſchämtheit.

O Gott, die Armen! Erbarmen muß man wohl mit ihnen haben, aber Geduld mit ihnen zu haben, das fällt wahrlich mancher Chriſtenſeele ſchwer! Und in dieſen Nöthen frägt man ſich: ob dann eigentlich Geduld ſein müſſe, ob eine tüchtige Portion Ungeduld, der tüchtigen Portion Unverſchämtheit entgegengeſetzt, nicht vielleicht viel heilſamer wäre?

Aber nicht nur bei ſolchen Bettelleuten ſchlägt die Kunde ein, es ſei ein reicher Menſch geſtorben; ſondern bei der ganzen Dorfſchaft, anders jedoch an verſchiedenen Orten. An den einen Orten ladet man eine ganze Dorfſchaft, oder Oberdorf oder Unterdorf ꝛc. zum Leichenbegängniß, und nur Verwandte oder Bekannte daraus zum Leichenſchmauſe. Die nicht Eingeladenen zotteln dann ganz kaput nach Hauſe und ſenden wehmüthige Blicke nach den Glücklichen, die breit auf der B'ſetzi vor dem Wirthshauſe ſtehen. Kömmt die Kunde eines Todes, ſo ergreift daher Viele der ergreifende Gedanke:

werde ich nur z'Chile oder auch ins Wirthshaus eingeladen? An einigen von dieſen Orten herrſcht die Sitte, daß man apparti die Armen zu einem Schmauſe einladet und ſie da ordentlich abfüttert nach alter adelicher Sitte. Manches alte beſcheidene Mütterchen mit ſeinen ſchwankenden Zähnen kaut da mühſelig ſein Stück Kuhfleiſch, erlabet ſich an einem kleinen Stücklein Voreſſen, und erinnert ſich an ſeine ſchöne Jugendzeit bei einem Glaſe magern Seewein, und lebt doch ſo wohl und glücklich; während Andere, Junge und Alte, freſſen wie hungerige Hunde und den Wein hinabgurgeln wie leere Fäſſer, und Speck und Voreſſen in ihre benasten Nastücher packen, und wenn es Männer oder Burſche ſind, in die Kuttentäſchen, wenn es Weiber ſind, in ihre Jepenſäcke ſtoßen, daß es ihnen über die Beine abläuft aus den Säcken, und am Ende über die Bruſt herab aus den Mäulern. Und morndrigen Tages räſonniren ſie was das Zeug hält, über die Aufwart und die Gaſtgeber. Und das alte Mütterchen bedankt ſich ſchönſtens, entſchuldigt ſich, daß es ſo uverſchant geweſen, aber ein Stückli Fleiſch ſei ihm gar ſeltſam und Wein hätte es ſchon manch Jahr keinen gehabt, und glücklich wandelt es an ſeinem Stabe ſeiner alten Hütte zu und träumet glücklich und ohne Huſten die ganze Nacht von Fleiſch und Wein. Aber dem alten Mütterchen giebt Niemand etwas mit. O Unverſchämtheit, wie biſt du ſo unverſchämt! nimmſt alles für dich und räſonnirſt doch immer! Dieſe Unverſchämtheit iſt zu oberſt und zu unterſt in der menſchlichen Geſellſchaft unverſchämt; aber an beiden Orten kömmt man damit auch am weiteſten, doch heißt ſie oben nicht Unverſchämtheit, ſondern nur eine edle Suffisance oder ein noble air, heutzutage Selbſtbewußtſein oder Vaterlandsliebe, Nationalſinn ꝛc. ꝛc. An andern Orten werden nur die eingeladen zum Begräbniß, denen man etwas geben will, entweder etwas Wein und Brot vor dem Leichenzug oder ein Mahl nach ſelbigem. Wenn der Schulmeiſter recht rührſam die Thränen aus den hinterſten Winkeln hervorgepumpt und endlich Amen geſagt hat (entweder ſchon beim Hauſe oder dann in der Kirche), ſo beginnt er wieder: I ſoll ech de fründlich yg'lade ha, nache alli id's Wirthshus z'cho u daß Niemere hei gang. Hier nimmt es dann jeden Wunder: ob er nicht eingeladen werde zum Leichenbegängniß, und wenn man eine ſchwarze Scheube gegen das Haus kommen ſieht, ſo ſieht man es zehnmal lieber, als wenn Einer kömmt mit einem ſchwarzen Hut; von wegen: die ſchwarze Scheube gehört der Leichenbitterin, der ſchwarze Hut einem Kindbettimann. Freilich entſteht dann in manchem Haus Streit, wer gehen ſoll. Der Mann will gehen, die Frau will gehen, die Tochter will gehen. Solcher Streit wird bald durch eine Kehrordnung, bald durch einen Gewaltſpruch deſſen entſchieden, welcher im Hauſe den Pantoffel führt. Wie kommod iſts dann für ſolche g'luſtige Leute, daß man den Wein Maßweiſe auf den Tiſch ſtellt, Statt Jedem ſeine eigene Flaſche zu geben. Ich begriff dieſe Sitte lange nicht. Es war mir manchmal unbequem, daß man mir nicht ſchnell genug einſchenken wollte, wenn ich preſſirt war, die Schule nicht aufgeben mochte und doch noch in aller Eile gerne das mir gebührende Quantum zu mir genommen hätte. So uverſchant, die Maß immer zum Einſchenken in der Hand zu haben, konnte ich nie werden. Da wollte Einer einmal recht herrſchelig thun oder ſparen, eins von beiden, der akkordirte ein Leichenmahl, ſo daß Jeder ſeine eigene Flaſche haben ſolle.

Das lief wie ein Feuerteufel durchs ganze Dorf und mir gefiel es recht wohl. Ein ehrbarer Gerichtſäß, der gerne im Stillen ſeine Knöpfe machte, und der ſich ſo liſtig glaubte, dieſe Knöpfe ſo fein machen zu können, daß ſie Niemand merke, der begehrte gar furchtbar auf, als er dieſes vernahm. Er trinke nicht mehr als ein Anderer, manchmal nicht einen Schoppen, aber aus einer Flaſche trinke er ſy Seel nicht. Da könne einem ja jeder Narr abguggen, wieviel man trinke, u das ſyg öppis Neus, daß er ſyr Lebtig no nie g'hört heig, u we das ſo ga müß, ſu well er ſy S..l lieber nit meh z'Gräbd gah. Das Maßweiſeaufſtellen des Weines über den Tiſch weg, ſo daß aus einer Maß Mehreren und nicht immer den Gleichen eingeſchenkt wird, ſoll alſo eine Höflichkeit ſein, eine Zuſicherung, daß man getroſt trinken ſolle, ohne daß Jemand nachrechnen könne, was Jeder trinke. Das begriff ich erſt nach den Herzensergießungen des ehrſamen Gerichtſäßen.

Doch geſchieht es auch, daß die Nachricht, Jemand ſei geſtorben, den Wenigſten eine Freudenbotſchaft iſt, wenn auch das reichſte Leichenmahl zu erwarten wäre. Wenn ein braver Mann geſtorben, der Vielen Vater war mit Rath und That, ein wahrer Gemeindvater, wie man ehedem die Vorgeſetzten nannte: wenn eine Frau geſtorben, deren Mund nie offen war zum Richten und Klatſchen, deren Herz aber immer offen für jede Noth, deren Hand offen war bei jeder gegründeten Bitte, die geduldig Vieles trug und Andern wenig zu tragen gab; wenn Menſchen ſterben, die nicht nur für ſich, ſondern auch für Andere lebten, bei denen die göttliche Liebe durch die Rinde der Selbſtſucht gedrungen war und ſich zu entfalten begonnen hatte; — dann zuckt ein Schmerz durch alle Herzen, welche dieſe Liebe gefühlt, und Augen, die Jahre lang vertrocknet ſchienen, und Zungen, die ſonſt von keiner Milde wußten, legen Zeugniß ab, daß die Liebe alles überwinde, ſelbſt die Rohheit, ſelbſt den Neid, ſelbſt jahrelange Angewöhnungen. Und wenn der ſchwarze Sarg vor das Haus getragen wird, ſo braucht der Schulmeiſter nicht mühſelig an den Herzen zu noppern, die rinnen von ſelbſt; und ernſt und feierlich und tief ergriffen wallt der lange Zug dem Friedhof zu, und ſchwer und ſchwankend voran der Wittwer oder die Wittfrau. Sie beugen tief ihr Haupt und das gebeugte Haupt ſcheint zu ſagen: Ach, Herr! du haſt mich ſchwer getroffen, ſchlage nun nur zu und züchtige mich; habe ich das getragen, ſo trägt mein Geiſt ferners auch, und wenn mein Leib auch zerbrechen ſoll, ach Gott! ſo danke ich dir.

Und ernſtlich und feierlich iſt auch das Leichenmahl und manche harthölzige Frau kaut ihr Schaf-Voreſſen, als ob es Hobelſpäne wäre. Sie denkt: nei, bim D., das muß m'r angers gah. Myne lächeretis no, wenn i ſturb, u di angere Wyber möchte m'rs alli gönne; aber i will 'ne zeige, daß i ſo guet ſy cha wi-'ne angeri; un-es müßt der Tüfel thue, we ſi m'r nit o nahpläre müßte. Auch die Männer ſchauen ernſt drein und bedenken: was wohl geſäet werden möchte einſt auf ihre Gräber, ob Thränen oder Flüche? Ach, es möchten alle einen guten Klang behalten nach dem Tode, und bedenken nicht, daß nur der Ton nach dem Tode wiederhallt, den man im Leben angeſtimmt hat.

Eine ſolche Leiche war aber die nicht, der ich noch ein Wort nachreden ſollte. Es war ein reicher Junggeſell geweſen wie es gar viele giebt. Er hatte ſein Lebenlang für ſich gelebt. Er war ſparſam geweſen gegen Andere, und daß er etwas Gutes gethan oder geſtiftet, hat man nicht von ihm gehört. Aber gegen ſich war er nicht karg. Seinen muthmaßlichen Erben ward manchmal bange und es dünkte ſie, es ſollte mehr vorgeſchlagen werden können. Durch den Morgen nahm er ſein Schlückchen und ein Stück Fleiſch aus dem Kuchiſchaft; des Mittags aß er zu Hauſe nicht viel, Nachmittags legte er ſich ein wenig aufs Ohr; doch mußte ihn ſeine wohlgehaltene, geliebte, hoffährtige Haushälterin Salome wecken, wenn die geſetzte Friſt verfloſſen war; denn zu lange wollte er nicht ſchlafen der Nacht wegen. Gegen Abend zog er ins Wirthshaus und ließ ſich da wohl ſein hinter zwei Schoppen oder dreien, Rothen nota bene, und die Wirthin hatte immer ein Tranſchli für ihn z'weg, das er beißen konnte.

Vierzehn Tage, nachdem er gemetzget hatte, gieng er ſeinen Schweinen nach; man wollte ſagen, ein ſchöner Säubrägel hätte ihn geliefert. Wie nicht bald Einer, hatte er nach dem Grundſatze gelebt: ſelber eſſen macht feiß, darum war auch nicht bald bei Einem ſein Tod ſo unbeklagt, ſo willkommen:

denn wer nicht liebt, wird auch nicht wieder geliebt. Seine Katze war die einzige Perſon, die ihn vermißte, ſelbſt ſeiner Haushälterin war mit ſeinem Tode ein Stein ab dem Herzen gefallen. Es hatte ſie ſchon lange nach einem jungen Manne gelüſtet, aber den alten durfte ſie nicht verlaſſen, wenn ſie nicht ihr Legat verlieren wollte. Auch wollte ſie bei ſeinem Tode zugegen ſein, denn in dieſen Augenblicken läßt ſich etwas machen, wenn man den Pfiff verſteht. Schon Manchen haben einige bei dem Tode eines Menſchen wohl angewandte Minuten wohlhabend gemacht. Die Erben ſind oft nicht gleich bei der Hand, und wer ſich nicht fürchtet, aus dem noch nicht erkalteten Hoſenſack die Schlüſſel zu nehmen, kann bis zu ihrer Ankunft viel abweg machen. Fatal iſts, wenn der Verſtorbene ſo plötzlich von hinnen gerufen wird, daß er für die, welche zunächſt um ihn ſind, nicht teſtamentlich ſorgen konnte, und das geſchieht oft; denn ſolche Leute teſtiren nicht gerne, ſie hoffen noch der Tage viel. Aber auch da wiſſen ſchlaue Leute ſich zu helfen. Sie ſchleppen den Geſtorbenen in eine alte Rumpelkammer, und in das noch nicht erkaltete Bett legen ſie einen vertrauten Knecht, ſetzen ihm die Nachtkappe des Geſtorbenen auf und laufen nach Schreiber und Zeugen.

Schreiber und Zeugen ſetzen ſich an den Tiſch am Fenſter, rüſten das Schreibzeug und probiren, ob guter Wein in den weißen Guttern ſei. Unterdeſſen berzet und ſtöhnt es im dunkeln Hintergrunde hinter dickem Umhang, und eine ſchwache Stimme frägt: ob der Schreiber nicht bald fertig ſei? es gehe nicht mehr lange mit ihm. Der Schreiber nimmt haſtig das Glas vom Munde und dagegen die Feder und läßt dieſe flüchtig übers Papier gleiten, aber immer halblinks ſchauend, wo das Glas ſteht. Da diktirt leiſe und huſtend die Stimme hinter dem Umhange das Teſtament und der Schreiber ſchreibt, und freudig hören die Anweſenden, wie ſie Erben würden von vielem Gut und Geld. Aber ein blaſſer Schrecken fährt über ihre Geſichter und fauſtdicke Flüche quellen ihnen im

Halſe, als die Stimme alſo ſpricht: Meinem getreuen Knecht aber, der mir ſo viele Jahre treu gedient hat, vermache ich 8000 Pfund. Der Schalk im Bette hatte ſich ſelbſt nicht vergeſſen und beſtimmte ſich ſelbſt ſeinen Lohn für die gut geſpielte Rolle. Er war aber noch beſcheiden, er hätte ſich eben ſo gut zum Haupterben machen können und was hätten die Andern ſagen wollen? Man kann ſich aber noch anders helfen. Man macht wieder, daß der Schreiber eben nicht gar ſcharf nach allem in der Stube ſieht, läßt den Geſtorbenen im Bette, ſteckt eine Hand unter das Hauptkiſſen und unter den Kopf. So frägt man ihn: Iſt es dein Wille, daß ich Haupterbe ſei? Der Kopf nickt tief ein Ja. Man frägt: Iſt auch dein Wille, den Armen 100 L. zu geben? Der Kopf nickt wieder ein eifriges Ja. So geht es, bis das Teſtament zu Ende iſt, dann läßt man den armen todten Kopf in Ruhe.

Wie es bei dem Junggeſellen, von dem ich ſchreibe, zugieng mit Teſtament und Erbe, weiß ich nicht, und was man muckelte, gehört nicht hieher. Ich vernahm ſeinen Tod auf der Straße von einem Nachbar und lief, ſo ſchnell ich konnte, ihn meiner Frau zu verkünden. Frau, ſagte ich: z'Salomes Hannes iſt endlich geſtorben, denk doch! Das wird eine große Leiche geben; welche Leichenrede ſoll ich wohl nehmen? die von Cherubim und Seraphim oder die vom verlornen Sohn? Ich hatte mehr als zwei Leichenreden, auch mehr als drei, nicht wie jener Schulmeiſter, der nur eine pfündige, eine für 10 und eine für 15 bz. hatte und Jedermann, der eine Leiche bei ihm angab, fragte, welche er wolle: ob die pfündige oder die zehn- oder fünfzehnbatzige? Allein für ſolche Anläſſe, wo es Niemand übel, ſondern Allen wohl gieng und der Schulmeiſter doch vor dem zahlreichen Leichengeleite ſich gerne hören laſſen möchte, hatte ich nur zwei. Das iſt eine Gelegenheit, zu zeigen: wer man iſt; und eine rührſame Leichenrede kann einen weit und breit berühmt machen. Du mußt auch mit ihm z'Chile, fuhr ich fort, du haſt lange bös gehabt und ich mag es dir gönnen, daß du doch einmal zu guter Fleiſchſuppe und öppe einem Stückli Bratis chunſt. Nein, Peter, ſagte die Frau, ich komme nicht, ich kann das Hungerleiderweſen nicht leiden; ich will hundertmal lieber hungerig ſein als hungerig thun vor den Leuten. Ich muß mich ohnehin allemal ſchämen, wenn die Leute ganz ungenirt es ſich merken laſſen, daß wir hungerige Leute wären und daß bei ihnen ein Schulmeiſter und ein Hungerleider das Gleiche bedeute. Ich wollte Mädeli verſtändlich machen, daß ich von Amteswegen gehen müſſe und eigentlich gar nicht unter die Leidtragenden zu zählen; daß ich allemal gehen müſſe, was nicht billig ſei, da in andern Häuſern Mann und Frau miteinander wechſeln. Das würden doch alle Leute begreifen, meinte ich, und Niemand etwas Uebels darin finden.

Und ich komme nicht, ſagte meine Frau. Ich könnte die Augen nie aufthun aus Furcht, es begegneten mir ein Paar andere Augen, die ſpöttiſch die Biſſen zählten, die ich eſſe, um zu erfahren, wie hungerig auch ſo ein Schulmeiſterweib ſei. Sie habe es auch nicht wie andere Weiber, die ihren Männern alle Biſſen nachrechnen, mißgönnen und nicht zufrieden würden, bis auch ihnen etwas geworden ſei. Sie möge mir alles, was ich erhalte, von ganzem Herzen gönnen, ich müſſe alles ſauer genug verdienen, es gehöre mir von Rechteswegen; wenn ſie nur zu Hauſe bei den Kindern ſein könne und zu eſſen für dieſe habe, ſo ſei ſie lange zufrieden. Nun, Mädeli, dich kann ich nicht zwingen, aber wenn du nicht willſt, ſo ſchick mir doch den Peterli ins Wirthshaus. Gieb ihm irgend einen Auftrag, wenn er nur in die Stube kommen kann, ſo bringen es ihm Viele und ein Stücklein Fleiſch will ich ihm ſchon zuſtecken.

Aber, Peter, ich begreife doch wahrhaftig nicht, was du ſinneſt. Nein, den ſchicke ich dir auch nicht, willſt du dann abſolut einen Schmarotzer aus ihm machen? Es kann mich ärgern in den Tod hinein, wenn unſere Kinder ſo an die Kinder, welche während der Schule hier bleiben und ihre Zimbiß-Säckli auspacken, zuſehen und ihnen in den Mund guggen und ſo g'luſtig nach den rothbackigen Aepfeln oder der guten Milch ſchielen, die wir freilich ihnen nicht geben können. Es geht mir allemal ein Stich ins Herz, wenn die andern Kinder dann meinen, ſie müßten unſern Kindern etwas geben und ſich ſelbſt etwas abzwacken. Ich kann gar nicht zuſehen, wie unſere Kinder das nehmen und ſo hungerig eſſen. Ich habe es ihnen ſchon manchmal verboten und ihnen dargeſtellt, wie wüſt das ſei, aber es hilft alles nichts. Und jetzt willſt du gar die Kinder noch dazu anführen und den Peterli, der ohnehin nicht iſt, wie er ſein ſollte, muthwillig zu einem Schmarotzer machen und ihn lehren uverſchant ſein, das kann ich nicht begreifen.

Aber, Frau, ſagte ich, du nimmſt doch alles gleich ſo ſpitz auf! Was wollte doch das dem Kleinen ſchaden? und ein Glas Wein thäte ihm auch wohl, und eins mehr oder minder, was macht das den Erben? und andere Schulmeiſter machen es auch ſo und laſſen manchmal nicht nur ein Kind, ſondern viere hintereinander aufmarſchiren.

Höre, Mann! dich kann ich gar nicht begreifen. Du ſollteſt doch wiſſen, daß man mit einem einzigen Mal bei den Kindern eine Gewohnheit anfangen kann. Heiße Peterli einmal kommen, ſo kömmt er dir das nächſte Mal von ſelbſt, und wie willſt du es ihm abwehren? Peterli iſt ohnehin ſchon ſo uverſchant und meint, es ſtehe ihm alles wohl an. Begreifſt du nicht, was die Leute dazu ſagen? Sie geben wohl dem Kinde Wein und ſtoßen ihm Naſchbares in den Sack, aber ſie denken dabei: üſe Schumeſter iſch doch e arme Hung, und betrachten ſein Kind wie ein ander Bettelkind. Auch, ſagte meine hitzig gewordene Frau, kann ich die Schulmeiſter, welche ſolches thun, nicht begreifen. Dieſe ſind ſo ſtolz und einbildiſch, und dann wieder ſo niederträchtig und bettelhaft, daß ich mir das gar nicht erklären kann. Ich kann mir bloß denken, ſie meinen, es merke es Niemand, oder ſie thäten ſo von Rechteswegen, und ihre Kinder und Weiber hätten das Vorrecht, Schmarotzer zu ſein. So ungefähr wie unſere vorige Landvögtin, die, als des Statthalters Frau zu B. ihrem Buben die Säcke mit Kannenbirnenſchnitzen füllte, rief: Frau Statthalterin, lueget, da heit er no 'ne Sack v'rgeſſe. So ungefähr, aber etwas krauſer durcheinander, redete mein Weib, ſo daß ich verblüfft wurde und nicht faſſen konnte, woher mein Weib alles habe. Ich wußte nicht, daß ein Weib, wenn es einmal ſeine Gedanken von den Nachbarsweibern und allfällig auch von ſeinen Kleidern abzieht und auf vernünftige Dinge richtet, ungeheuer viel unvermerkt in ſich verwerchen kann.

So ward ich von meiner Frau aus dem Felde geſchlagen und mußte allein hin ans Leichenmahl. Es war merkwürdig zu ſehen, wie die Männer mit den ſchwarzen Mänteln unter dem Arme, den ſchwarzen Wollhüten auf dem Kopfe, die Weiber mit den ſchwarzen Scheuben und den aufgebundenen Züpfen, ſo leidlich anzuſehen und dann doch ſo luſtig und wohlgemuth ausſehend, herbei eilten aus allen Ecken und Tenn und Schöpfe des Hauſes füllten lange vor eilf Uhr. Gar denkwürdige Geſichter machten die Erben. Auf der Stirne thronte das ſchönſte Wetter und ſeine Strahlen blitzten über das ganze Geſicht, und demohngeachtet wollten ſie immer Regen oder wenigſtens trübe Geſichter heraufbeſchwören. Ich wette, dieſe Geſichter hatten ihnen ſchon lange vorher Kummer gemacht. Sie fühlten, daß ſie traurige machen ſollten, ſie wußten, daß ſie fröhliche machen müßten. Aber ſo aufrichtig waren ſie kaum wie jenes Knäbchen, das bei irgend einem Anlaſſe weinerlich ſeiner Mutter klagte: der morndrige Tag mache ihm doch Kummer, es ſollte weinen und fürchte, es nicht zu können. Die Haushälterin trocknete zuweilen einige Thränen ab, aber handlig gieng es eben auch nicht. Die Katze ſtieg bitter mauend im Hauſe herum, mit aufgehobenem Schwanze an allen Thürpoſten ſich reibend und grimmigem Geſichte; ſo daß

Jeder fürchtete, ſie fahre ihm in die Beine. Und als ich am ſchönſten über meine Seraphim und Cherubim redete und eben ein altes Mütterchen das Naſtuch hervorzog, weil es von Weitem eine Thräne kommen fühlte, da kam die unglückliche Katze mit hohem Schweife, haſtig mauend, wieder angeſtiegen, ſetzte ſich mitten auf den Sarg, ſah ſich rund um und dann mir ins Geſicht. Mir wurde angſt und bange, meine Cherubim und Seraphim ſtolperten über einander, ſo ſchnell ſie konnten, und ſahen ſich gar nicht nach Rührung um, ſondern nur nach der Katze, die hoch oben auf dem Sarge ſaß. Erſt als ich Amen ſagte und den Angſtſchweiß mir von der Stirne wiſchte, trat die Haushälterin an die Katze, gab ihr einen Stoß und ſagte: Geyſt ahe, du Hung! Dann ſahen grimmig beide einander an und die eine gieng hier aus, die andere dort aus. Den Sarg aber mit der Leiche trug man von ihrem Hauſe weg aus ihrem Eigenthum heraus, trug ſie den Würmern zu; kein Denkmal ihres Seins hinterließ ſie, kein Zeugniß, daß ſie als vernünftiges Weſen gewaltet, keinen Zeugen, daß ſie in Liebe thätig geweſen, nichts als die Katze, deren Mauen uns noch lange verfolgte. Aber kann eine Katze reden vor Gott? Wird Gott ihr Mauen wohl verſtehen? Aber wo Einem auch nicht einmal eine Katze nachmaut — wie dann?

Mit dem Wirthe hatten die Erben nicht geknauſert. Es war nicht bloß Kuttlen-Voreſſen da, ſondern Voreſſen von Hirn, Milchlig und Schaffleiſch, es war ſaure Leber da und fettes Rindfleiſch und Speck auf dem Sauerkabis, daß man die Füße nicht mehr ſtille halten konnte unter dem Tiſche, und der Wein war nicht hochgelb, ſondern ſchön grau und ein ſüſes Wynli, das einem recht wohl machte. Von der Küche her ſchmeckte man noch Braten und in einer Nebenſtube ſah man Tatern und Schinken ganze Tiſche voll.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Wie an einer Gräbd den Leuten die Mäuler aufgehen.

Es war Anfangs ſtille geweſen und nur Meſſer und Gabeln hatten geklappert, aber allmählig erhob ſich ein Surren wie in einem Bienenſtock, der ſtoßen will, und aus demſelben ſcholl hie und da ein helles Lachen, das immer häufiger wieder kam, je lauter das Geſurre wurde. Ganz heiter, ungenirt waren jetzt die Erben und machten verſtohlen hie und da mit Einem Geſundheit, daß die Gläſer klangen, und dieſes Gläſerklingeln, das man an Gräbden ſonſt nicht hört, ward immer häufiger und luſtiger.

Die Spaßvögel der Geſellſchaft tauchten auf und: los ume, los ume, ſo begann der luſtige Peter alle Augenblicke einen luſtigen Spruch, daß die Weiber kicherten und die Männer lachten, daß die Fenſter zitterten und die Teller klangen auf den Tiſchen. Aber mitten unter der luſtigen Geſellſchaft ſah man ſitzen einige finſtere Männer, die lachten nicht zu den Späßen, die aßen nicht munter, ſie tranken ſelten, aber wenn ſie einmal das Glas anſetzten, ſo ſetzten ſie es nicht ab, bis es leer war. Es waren dicke Männer, ihre Bäuche ragten weit über den Tiſch hinein. Man ſah deutlich, daß die ſonſt mehr geeſſen und früher kein ſo kummerhaftes Geſicht ſie geplagt hatte. Sie redeten ſchon von Heimgehen. Ein Fremder hätte ſie für die Erben angeſehen, die über den entſtehenden Lärm ſich ärgerten und denen der Schmerz den Appetit genommen. Da trat der luſtige Peter zu ihnen und ſagte zu einem: Es wird üſer einem, ſo emene gringe Mannli, wien-i bi, das ſys Vermögeli alles uf ſym Buggel zubekrätzt het, wohl erlaubt ſy, mit dene Manne cho G'ſundheit z'mache? Die Männer hoben die Gläſer, als ob es Centnerſteine wären, und ſie klangen, als ob ſie alle geſpalten wären. Los ume, Statthalter, ſagte Peter dem einen, du machſt my armi Thüri es G'ſicht, wie we dym vier Roß daheim ufem Rücke läge oder dy Schwäder angers g'wybet hätt. Er hätte heute noch nichts Süßes gehabt, gab dieſer ihm puckt zur Antwort. U du, Amme, oh, fuhr Peter fort, du laſch ja d'r Trümmel hange, daß me e ſtyfe Säuſtall druf abſtelle chönnti. U d'r Stier ſoll mi hudle, üſe Kilchmeyer dä han-i ume no nit emal g'ſeh, dä luegt ja dry, wie we me 'ne blutt dür e Dörnhag zoge hätt. Jſchs de Mathei am letzte mit üſe G'meinsvätere. Herr Jeſes, eßit doch, trinkit doch, m'r hei bis dahi usbotte z'Land uf u ab, ſellig toll Manne heig ke G'meind mit ſellige Büche. Es iſch e Ehr g'ſi für die ganzi G'meind, we ſi im Chor g'ſtange ſy eine am angere u eine ſchwerer als der anger, u der Lendiſch ungerne wenigſtens 2½ Centner ſchwer. Loſit ume, m'r hei mit d'r Küngiwylere z'Bern id's Gritlis Keller g'wettet, üſes Chorg'richt u üſes G'richt miech wenigſtens 6 Centner meh als ihres, u ſi chönne no d'r Pfarrer u d'r G'richtſchryber d'rzu näh, u m'r welle 'ne no üſe Pfarrer u üſe Schryber drüber y gä. Aber we d'r G'ringe laht lampe wie d'Fülli-Mähre, ſu v'rſpiele m'rs. Los, Peter, lahn-is ume rüyhig, ſagte der Ammann, du chaſch jetz de ſelber is Chor u d'r Mantel umhänke, du chaſch de luege, ob du drüyiſch oder nit, m'r we d'r ſcho Platz mache. Peter lehnte die Ehre gar mächtig ab und behauptete, ſo ein gering Mannli dürfte nicht neben ſellige Manne hocke im Chor. Sie aber ſagten, ſie begehrten gar nicht mehr dort zu ſitzen, es könnten es jetzt Andere auch probiren, wie es dort ſei. Man habe nichts als Mühe, zur Mühe Verdruß, zum Verdruß Schaden, ein jeder Schnuderbub wolle einen zum Schelmen machen. Es möge gegangen ſein, was wolle, ſo müſſe man Schuld daran ſein und von hundert Jahren her ſollte man alles gut machen aus dem eigenen Sack. Sie wollten jetzt Andere auch dazu laſſen, die könnten dann auch verſuchen vom Schleck, der neue Gemeinderath werde dann wohl alles gut machen. So ſtichelten die Männer. Peter aber that gar unſchuldig, verſprach ſich gegen die Männer, daß er nicht wiſſe, was ſie meinten, und daß er nicht wüßte, wer es beſſer machen wollte als ſie. Einmal er habe oft geſagt, denen wolle er alles anvertrauen, ſein Hab und Gut, ohne einen Buchſtaben G'ſchriftlichs. Sie hielten ihm aber vor, daß er von zweier Gattig Reden ſei, und daß ſie wohl wüßten, daß er auch einer von denen ſei, die den Landvogt gegen ſie aufſtüpfe, und alle die, die vor hundert Jahren unter Vogts Handen geweſen, aufſtüpfe, daß ſie die Rechnungen unterſuchen ließen. Und daß er auch ſeine große Freude daran gehabt habe, daß da ein neuer Gemeinderath eingeführt werde und die Chorrichter und Gerichtſäßen nichts mehr zur Sache zu ſagen hätten. Die D..... hätten lange genug in ihrem Geld gekrüſchelt, es ſei jetzt Zeit, daß Andere auch die Finger darin hätten, habe er geſagt. Und er ſtifte auch an, Tauner in den Gemeinderath zu wählen ſtatt Bauern mit einem zahlten Hof; das würde ſchön geben, wenn ſolche d'Künge würden.

Aber Peter ließ ſich nicht erſchrecken. Er fuhr fort, unſchuldig zu thun, die Manne zu rühmen, über das neue d. Werk zu ſchimpfen, zu betheuern, einmal er begehre nichts davon: ſo ein gering Mannli, wie er, vermöchte es nicht, ein Jahr lang d'r Mantel z'tragen oder im Gemeinderath zu ſitzen, das müſſe man denen überlaſſen, die Kümi hätten.

Ich weiß nicht, ob die Vorgeſetzten dem Peter glaubten, aber der Anlaß war ihnen willkommen, ihren Kropf zu leeren und auszuſchütten, was ihr Herz drückte.

Ich kann nicht begreifen, ſagte der Kirchmeier, warum unſer Oberamtmann auf den Rechnungen iſt, wie der Teufel auf einer armen Seele.

Es wird ein armer Hung ſein, der nach allem ſtechen muß, was etwas einträgt, und drei Paſſationen in ſechs Jahren ſtatt nur einer machen einen Unterſchied. Solche Geſetze ſind für nichts anders gut, als für den Herren die Fiſche in die Bähre zu jagen.

Die Regierung meine es gut, ſagte der Statthalter, und die Geſetze ſeien nicht halb ſo bös gemeint. Es ſeien im Rath immer einige wunderliche Herren, denen immer etwas Neues in Sinn komme. Um ſie nicht böſe zu machen, gebe man dann das Neue auf das Land hinaus, das ſeien die Geſetze. Aber es ſei keineswegs meiner Gnäd. Herren Meinung, daß die müßten gehalten ſein; man gebe ſie nur heraus, damit man davon ſchweige in Bern und ſie nicht immer die Ohren voll bekämen. Das ſeien gar gute Herren in Bern, die begehrten Niemand zu kujeniren. Aber zum Unglück kämen auch wunderliche, appartige Herren auf das Land hinaus und die bildeten ſich ein, ſolche narrochtige Geſetze müßten gehalten werden, und kujenirten die Leute damit. Im nächſten Amte ſei z. B. ein gar verſtändiger, guter Herr. Er kenne in deſſen Amte Gemeinden, wo in der einen ſeit dreizehn Jahren keine Waiſenrechnung und in einer andern acht Jahre lang keine Armenrechnung abgelegt worden. Kein Menſch ſage da etwas. Nur ihr Landvogt ſei ſo exakt. Aber wenn er auf Bern komme, ſo habe er dort auch ſeine Herren, die auf ihm hörten, denen wolle er ein Wörtchen ins Ohr ſagen, es komme ſo nicht gut; es werde dann ſchon luggen. So redete der Statthalter.

Da kehre er nicht die Hand um, rief Einer unten herauf, um das, was Einer beſſer ſei als der Andere. Jener Landvogt werde wohl etwas zwiſchen die Finger gekriegt haben, daß er ſo weit durch dieſelben ſehen könne. Es ſeien Leute darnach hinter den Rechnungen. Da werde man aber einſt etwas vernehmen, wenn es losbreche. Er wollte es nicht mit 30,000 Pfund gut machen, was da der Gemeinde für Schulden zum Vorſchein kommen würden. Und dem ſehe der Landvogt ganz gelaſſen zu.

Die Geſetze ſeien nur dafür da, daß man ſie denen richte, denen man nicht wohl wolle, daß man ſie aber für Alle auf die Seite thäte, die ſich einzukaufen wüßten in ihre Gunſt.

Er glaube das nicht einmal, ſagte der Weibel, aber die Landvögt ſeien halt von Natur verſchiedene. Einer ſei ein Schlufi, der andere ein Gusli, daher ließe Einer alles ſchlitten, der Andere ſtöberte alles auf. Aber die Geſetze, die ſeien nichts werth, die mahnten ihn an ein Lätſchenbrett. B'hange man in einem Lätſch nicht, ſo gebe es Einem in einem andern, und man werde ein Freſſen für die Advokaten oder für die Landvögte. Das ſei die dümmſte d. Sache von der Regierig, daß ſie die Advokaten die Geſetze einrichten ließe nach ihrem Belieben, das mahne ihn gerade daran, als wenn man den Bock zum Gärtner mache.

Das hätte er erfahren, ſchrie ein gewaltiger Mann, der eine Naſe hatte wie eine Blutwurſt und zwei Lippen wie zwei Leberwürſte. Ihm habe man auch eine alte Waiſenrechnung aufgeſtochen, die ihm der Schreiber gemacht. Man habe ihm noch 1000 Pfund Reſtanz herausgefordert manches Jahr hinten drein. Er hätte nichts darum gewußt, der Schreiber hätte die Rechnung ſo gemacht, der verſtünde ſich doch darauf. Nun hätte er ſich berathen, man hätte ihm recht gegeben, er hätte ſich gewehrt, mehr als 1000 Pfund Koſten hätte es gegeben und alles hätte ihm immer geſagt: Du heſch recht, du heſch recht! Endlich hätte er es doch verſpielt, hätte Koſten und Reſtanz zahlen und am Ende noch Gott danken müſſen, daß man ihn nicht zum Schelmen gemacht. Der Landvogt hätte ihm davon düderlet, aber da hätt' er de aſe welle aſa luege. Wegen 2000 Pfund mehr oder minder luege er notti nit nebe umme, aber verflucht taub heig es 'ne g'macht u er well 'ne dra ſinne.

Die Gemeinde hätte auch ſo einen Handel, ſagte der Ammann, und zuletzt werden die Vorgeſetzten zuehe müſſe, die müßten immer darha für Sachen, für die ſie nichts könnten. Er hätte öppe alles verſtanden, was einem Ammann wohl anſtehe und mit dem Leſen fürchte er keinen, da könne er jede G'ſchrift leſe wie Schnupf; numme dem Pfarrer ſein

Kaſel könne er nicht verſtehn, der ſchreibe aber auch, wie wenn er einen Tannaſt auf dem Papier hie ume u dert ume ſchleipfti. Jetzt aber ſehe er nichts mehr zu machen, wenn das ſo gehen müſſe. Er ſehe wohl, die Bauern ſollten z'Bode. Aber ſo ring gehe das doch nicht. Er ſelber ſei z'alt für das Neue z'lere, aber ſy Bueb müſſe e Ganze gäb, und wenn er ihn hundert Duble koſtete, ſo wolle er den z'weg bringe, daß er ſo amene Landvogt y heig. Schulmeiſter, du kannſt dich nur ſtelle mit ihm und Fleiß haben, es düecht mi geng, es chönnt viel meh fürers gah.

So düechte es noch Andern und ſie gaben mir es zu verſtehen. Der Gerichtſäß auf dem Felde ſprach mir beſonders zu, daß ich recht auf Schreiben und Rechnen hielte, bei dem ſchießige Fragenlehren komme nichts heraus. Das Auswendiglernen ſei nur, die Kinder zu quälen, und wenn ſie ſchon alles könnten, ſo helfe es ihnen doch nichts. Sein Bube hätte ihm letzthin eine Quittanz ſchreiben ſollen, aber er hätte einen halben Tag daran gemacht und am Ende hätte er doch noch zum Gemeindſchreiber gehen müſſen. Das müß anders gehen, ſonſt komme es ſo, wie der Ammann ſage.

Das ſei doch noch nicht ſo böſe gemeint, ſagte der Statthalter. Die Herren zu Bern meinten es mit den Bauern beſſer, als man glaube. Wenn ein Landvogt zu weit fahre, ſo könne man ja jetzt oben für; es ſei Einer am Juſtizrath und hinter dem ſei noch ein Anderer, die hätten die Landvögte verflucht auf der Mugge und wenn ſie ſo eim könne e Täſche gäb, ſo warten ſie nicht lange. Wenn man etwas habe, wo man glaube, man komme z'weg, ſo hätte man ja nur zum D..... zu gehen, der ſei bei denen zwei gar wohl an und es müßte nicht zu machen ſein, ſo erhielte er recht. Deßwegen brauche man alſo nicht Kummer zu haben und zu meinen, man müſſe das mit ſeinen eigenen Buben zwängen, die hätte man anders zu brauchen, als ſie da zu Schreibern zu machen. Ich verſprach mich auch ſo gut ich konnte. Ich werde mein

Mögliches thun, ſagte ich, aber der Platz, der Platz ſei gar zu klein, wenn ich da mit allen ſchreiben ſollte, ſo müßte ich die Hälfte heimſchicken.

Wer ſagt dir, Schulmeiſter, daß du mit allen ſchreiben ſolleſt? ſagte der Weibel, das wäre mir ein luſtig Dabeiſein, wenn jeder Taunerbub und jedes Verdingmeitſchi ſchreiben ſollte. Nei nadiſch, Schulmeiſter, ſo wey m'r de nit, da chaiſch di i Acht näh. U üſes Schulhus iſch no lang wyts gnue.

Die Lättikofer bauen jetzt ein Schulhaus wie d'Narre, ſagte der Kirchmeier, es koſtet ſie wenigſtens 10,000 Pfund.

Die können lang bauen, ſagte der Chorrichter, ſie bleiben immer die Lättikofer, würden ſie eine Feuerſpritze anſchaffen oder einen brävern Dorfmuni, das wäre ihnen nützer.

Der Pfarrer hat zu mir geſagt, ſagte der Statthalter, die Lättikofer bauten jetzt ein recht tüchtiges Haus und ihr altes ſei doch nicht ganz ſo ſchlecht als das unſerige. Es ſei ihm leid, daß er uns nicht auch einen Bau zumuthen dürfe: aber er ſehe wohl, wir vermöchten es nicht und ſeien zu arm dazu, darum müſſe er Geduld mit uns haben.

Potz D., ſagte der Ammann und ſchlug mit ſeiner feiſten Fauſt auf den Tiſch, daß ſelbſt die Thüre zitterte, woher weiß dann der Pfarrer, daß wir arm ſeien, es iſt ihm doch noch Keiner von uns öppis ga heuſchen. So gut als die Lättknuble vermögen wir das Bauen, wenn es dann darauf abkömmt. Wir wollen ſehen, wer es am beſten aushält. Einmal entlehnen wollen wir das Geld nicht dazu, wie ſie es machen. Aber v'rflucht uverſchant iſch es de vom Pfarrer, das ſäg i frank uſe, uns ſo zu verbrüllen, wir vermögten es nicht. Es wäre ihm wohl angeſtanden, uns zuerſt zu fragen, ehe er ſo was ſagte. Nei, d. Sacker, dem wey m'r zeige, daß m'r de keine Hudle ſyge, daß m'r Geld heige mehr als er. Aber er wird auch Einer von denen ſein, die meinen, die Bauern ſollten nichts lernen, aber m'r wen ihms zeige, bim —, daß uſi Bube das Recht haben ſoviel zu lernen, als ſo ein f.....

Burger von Bern, der numme d'r halb Theil vom Jahr halb gnue z'eſſe het und de anger halb Theil vom Schmöcke muß lebe, was mir Bauern ame-'ne Zyſtig freſſe z'Bern inn.

Er helfe auch bauen, ſchrie Der mit der Blutwurſt zwiſchen ſeinen zweien Leberwürſten heraus, ume daß d'r Landvogt ſehe, daß er ſie noch lange nicht ausgeſugget, daß ſie noch mehr Kümi hätten. Ihm z'Trutz helfe er es machen, der müſſe ſehen, daß er noch z'Mutze ſei, ſie zu ſtumpe, wenn er ſchon geſagt: man ſollte die Bauern alle drei Jahre ſtumpen wie die Weidſtöcke.

Ihm ſei es auch graglych, ſagte der Kirchmeier, ume daß die Lättikofer ſie nicht auslachen könnten. Das brauche dann nadiſch kein ſo großes Haus, wenns de am End ume es neus ſyg. Daß man die Kinder dann mehr in die Schule ſchicken wolle, ſelb ſei nicht, und daß ein jeder Hinterſäß ſchreiben und rechnen lere, ſelbs möchte er auch ſehen. Werchen müſſe man, mit dem Werche verdiene man Geld. Geld ſei die Hauptſache, mit Geld könne man alles machen. Er hätte noch nie gehört, daß einer mit dem Lernen reich geworden ſei. Man ſolle ume-'ne Schulmeiſter neben einen Bauern ſtellen und einen Pfarrer neben einen Landvogt, und dann ſolle man ſagen, welche mehr lernen und welche reicher ſeien? So ein Pfarrer ſei ja immer hinter den Büchern und wenn ihnen der Lohn einmal acht Tage ausbliebe, ſo wolle er wetten, die Halben würden brüllen wie die Kühe vor einem leeren Bahren. Er aber frage, wer je einen Landvogt und ein Buch zuſammen geſehen? (der Kirchmeier war alſo nie im Oberland, wo einer während ſeinen Audienzen immer las) und dann ſolle man ſehen, wie reich die Landvögte ſeien und wieviel Geld ſie auf die Poſt thäten?

Kirchmeier, ſagte ein grauhaariger, etwas gebeugter Alter, du haſt etwas recht. Ja, was man hie ume und in unſern Schulen lernt, das trägt nichts ab, weder öppe d'Regelion, daß man nicht in die Hölle muß, ſonſt mit dem andern könnte man nicht verdienen in zehn Jahren, um ein halb Jahr lang einer Maus z'Freſſe z'gäb. Aber da im Wältſche hinger, da lere ſie Neuis, das trägt öppis ab, i cha d'rs ſäge, Kirchmeier. J has ſuſch no Niemere b'richtet, aber euch will ias ſäge. Ihr kennet meinen nachälteſten Buben, der, wo jezt im Neuenburgiſche iſt und ſo ganz herrſchelig dahar chunt. Der mochte zu Hauſe nicht arbeiten, man konnte ihn gar nicht brauchen und jemehr ich ihn prügelte, deſto dümmer wurde er und deſto fauler. Er iſt manchmal einen ganzen Tag auf der Renti am Schatten geſtanden und hat zum Heiterloch ausgeſehen. Wenn er eine Brattig oder eine Zeitig hat in die Hände kriegen können, ſo hat er ſie nicht daraus gelaſſen, bis man ihm Schläge gegeben. Er iſt uns nach und nach übel erleidet, wir wußten gar nichts anzufangen und waren recht froh, als er uns einmal erklärte, er wolle fort und in das Wältſche hingere ga d'Sprach lerne, die komme einem immer kumlich und beſonders bei den Roßwältſche; wenn man ſelbſt mit ihnen reden könnte, käme man immer beſſer z'weg, als wenn man an die Schmausgumper kommen müſſe. Das gefiel mir nicht übel, überhaupt war ich froh, wenn er weg kam. Er war zwei Jahre fort, wir wußten nicht einmal recht wo. Dann kam er heim. Er war ſchön gekleidet und hatte zwei Sackuhren und eine guttuchige B'kleidig. Er war z'weg faſt wie ein Herr, lachte uns nur aus und rührte mit keinem Finger ein Werkholz an. Mit dem Pfarrer hat er g'wältſchet, daß es mi es wunderligs düecht het, o kes einzigs Wörtli han-i v'rſtange u bi doch grad bi 'ne ane g'ſtange. Dann iſt er wieder fort und wo er das leztemal wieder da geweſen iſt, habe ich ihn herum geführt und ihm unſern Kornacker gezeigt, unſere Kühe und Roſſe und den Spycher voll Sachen. Er hat über alles nur ſo obenhin weggeſehen und mich endlich gefragt: was mir denn eigentlich mein Hof abtrage? He, ſagte ich, wenn ich unſere Arbeit nicht rechne, ſo würde ich nicht [illegible] Pfund für den Abtrag nehmen. Der Hof iſt aber gut und der Stall trägt mir auch was ein, ſagte ich. Da lachte er ſpöttiſch und ſagte: da ſei viel G'ſcherr u weni Wulle. Du haſt nicht Urſache zu lachen, Bueb, ſagte ich, du kannſt noch viel mehr ſcherren und bringſt doch deiner Lebtag nicht ſo viel Wulle z'weg. Hof begehre er keinen, ſagte er, bloß mit ſeinem Gring wolle er bald mehr als 1000 Pfund in einem Jahr verdienen. Da habe ich doch müſſe anfangen, ihn zu g'ſchauen und ha da ſy Gring ag'luegt u de recht, u han ihm du g'ſeyt: wenn er de 'ne Narr ha well, ſu ſöll er de e hölzige lah mache. I heig 6 Kühe im Stall u die leydeſte von ihnen heig d'r bräver u größer Gring als er, und doch wäre ſie mir für 10 Dublonen feil dahin und daweg. Er gebe zu, ſagte er, daß zu Gottwol zwiſchen Kühgringe und Menſchegringe kein Unterſchied ſei, als was einer ſchwerer ſei als der andere. Im Neuenburgiſche aber ſei es anders, da gebe es Köpfe, die mehr werth ſeien, als der größte Bauernhof im Canton Bern. Ja, Einer habe mit ſeinem Kopf mehr als 25 Millionen verdient.. Zugleich zog er eine ganze Handvoll Dublonen heraus und ſpienzelte ſie mir und ſagte: ob ich aus meinen Kühen auch ſolche gelbe Vögelchen löſe? I ha g'luegt wie 'ne Narr u hätt faſt Lyſt übercho, o no id's Neueburgiſche z'gah, aber i bi z'alt d'rzu. Aber mein jüngſt Meitſchi habe ich ihm mitgegeben, das iſt ſo e's luſtigs; und er hat geſagt, das müſſe etwas rechtes werden. Wir haben ihm eine Lismete mitgeben wollen, aber er hat geſagt, die brauch es nicht, es werde dainnen nichts machen müſſen, als öppe d'Stube wüſche u brodire.

Und dann er, was macht er? fragte g'luſtig der Statthalter.

Er ſei bei einem gar gruſam fürnehmen Herrn, dem müſſe er zu allen ſeinen Sachen ſehen, müſſe in den Kellern ſein, damit die Küfer den Wein nicht allein trinken, und müſſe für den Herrn laufen, wenn er nicht ſelbſt gehen möge oder wenn es ſtrub Wetter ſei, z. B. auf die Poſt oder ins Kaufhaus oder zu andern fürnehmen Herren. Und das andere Jahr wolle der Herr ihn zu ſeinem Gumi machen, dann brauche er nicht mehr zu Fuß zu laufen, ſondern er könne immer Chaiſe fahren und habe einen Lohn, wie hier ein Landvogt.

Was will das ſagen, Gumi? fragte der Kirchmeier.

Ich habe ihn auch gefragt, ſagte der Alte, und er ſagte mir, das ſei gerade das, was der Joſeph bei dem Pharao geweſen ſei.

Wenn ein Gring mehr werth ſei, als ein Hof, ſo gebe er zuletzt noch der Reichſte von Allen, meinte Peter, mit ſeinen zehn Kindern. Wenn er wüßte, daß ein jedes 1000 Pfd. verdienen könnte, er wolle noch heute ſechs ſchicken und morgen mit den vier andern nachgehen.

Das käme luſtig, ſagte der Ammann, dem es Angſt wurde, Peter und ſeine Kinder könnten ſo geſchwind reich werden, wenn ſo Einer, wie er ſei, ſeine Kinder ins Welſchland ſchicken wolle, das ſei doch ſonſt nur für die Reichen geweſen. Aber er ſehe wohl, es drücke alles auf ſie Bauern los. Die Herren kujonirten ſie, die Tauner und Hinterſäßen hätten auch d'Gringe auf und fänden überall recht und werden bald alleine regieren in den Gemeinden. Aber ſie ſeien auch noch da, da müß doch noch ein Fack geben, ehe ſie ſich ganz untern thun ließen.

Dem Pfarrer z'Trutz wollten ſie afange ein Schulhaus bauen, ſagte der Kirchmeier. Die Lättikofer ſollten ſie nicht ausführen mit ihrer alten Hütte. Es ſei denn nicht geſagt, daß ein Jeder das Recht hätte, in demſelben zu lernen, was er wollte. Er meine, daß die, welche das Geld dazu geben, ihre Kinder könnten lernen laſſen, was ſie wollten; die andern, was man dann gerne wolle.

Es ſei eine ſchreckliche Sache, wie es jetzt gehe in der Welt, ſagte der Chorrichter. Ehedem ſei man ſo ruhig bei ſeiner Sache geweſen und hätte leben können, wie man gewollt hätte. Jetzt gehe alles darunter und drüber und ein jeder Hudel könne einem ſein Maul anhängen, und man komme um

Hab und Gut, man wiſſe nicht wie. Aber ſo gehe es, wenn man immer neue Geſetze mache und auf ſellige Büchere mehr hielte als auf der Bibel. Daran ſei die Regierung Schuld, aber werde es einmal erfahren, daß ſie die Bauern von der Bibel weg zum G'ſatz getrieben, ꝛc.

Da ſtund der Statthalter auf und ſagte: Es düech 'ne, es wäre afe Zeit heimzugehen, der Wirth hätte die Lichter ja ſchon lange gebracht.

Nicht preſſiren ſolle er doch, hieß es von allen Seiten. Aber der gute Mann fürchtete, die Reden möchten zu ſcharf werden, und er war klug genug, zu fühlen, daß er und die Andern genug geladen hätten und eine Maß mehr den Kübel umleerte. Er hatte es nicht wie mancher andere Statthalter, er wußte, wenn er genug hatte.

Nun wirrten ſich die Stimmen durcheinander an unſerm Tiſche, wie ſchon lange vorher an den andern. Jedes wollte noch geſchwind Allen Alles ſagen, was es ſich vorgenommen hatte. In dieſem Babyloniſchen Lärm vernahm ich nur, wie der Kirchmeier den Auftrag erhielt, mit einem Zimmermann zu reden über den Schulhausbau, und wie in einer Ecke der Statthalter den Alten fragte, wie man den Brief adreſſiren müſſe, wenn man einen an deſſen Sohn ſchicken wolle? Und ich ſah, wie der Chorrichter ſein Glas geſchwind zweimal hintereinander ausleerte und tief aufſeufzte: es könne gewiß nicht lange mehr gehen, bis der letzte Tag komme, es gehe ja gerade ſo wie es in der Offenbarung St. Johannes heiße. Gäll, Schumeiſter! ſagte er und hielt ſich an mir, um mit mir die Treppe hinunter zu gehen. Ich hätte mein Lebtag nicht geglaubt, was das für eine Arbeit iſt, einen Chorrichter heimzuführen von einer Gräbd, wenn ich es nicht ſelbſt erfahren hätte.

* * *

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Wie eine Frau mit einem Mann thut, wenn er von einer Gräbd heimkommt.

Ich kam luſtig und guter Dinge heim. Die Erben hatten mir einen Zwanziger in die Hand gedrückt, für eine Halbe, die ich Mädeli kramte, wollte der Wirth nichts, und ein Stück weißes Brot, das ich nicht mehr eſſen mochte, war in meine Taſche gekommen, ich wußte nicht wie. Mit vielen Künſten war es mir durch manche Wendung gelungen, die Flaſche ganz zu bewahren, während ich und mein Chorrichter ziemlich hart mit mancher Ladenwand und manchem Zaunſtecken zuſammentrafen. Wenn der Chorrichter mit ſeinem ganzen Gewicht zärtlichſt an mich fiel, daß wir beide einer Wand zutaumelten, ſo wich ich ſchnell zurück und ließ ihm die Ehre, anzubütſchen mit derſelben. Ich dachte, ein Chorrichter möchte die Moſen beſſer erleiden als eine Flaſche.

Mädeli hatte mir immer zwei Dinge z'weg, wenn ich heimkam und ſelbſt ſpät von einer Gräbd: ein freundlich Geſicht und etwas Warmes, meiſt ein Kaffe. Auch dießmal fehlte es nicht. Nachdem ich noch nach den Kindern gezündet hatte, die bereits ſchliefen und die mich nie hübſcher dünkten als im erſten Schlafe, ſetzte ich mich an mein Kaffe gar guter Dinge, und Mädeli ſtellte das Rad neben den Tiſch, zog die Kunkel an ſich und ließ den feinen Faden ſchnell und luſtig auf den Spuhlen gehen.

Ja, Fraueli, ich weiß etwas, wenn du es auch wüßteſt, begann ich. He, was dann, es wird öppe es neus Hochzeit ſein? Nein, Fraueli, öppis ganz anders. Oder es haben etwa zwei Weiber einander geprügelt? Nein, Fraueli, ganz öppis anders. Und Mädeli ward des Spiels nicht müde und ſchnurrte mich nie an. Wie beim Schlüſſelklopfſis mußte ich aber durch Bezeichnungen es näher und näher ziehen der großen Neuigkeit, daß es ſo ungeſinnet ein neues Schulhaus geben ſolle. Nachdem die erſte Freude verrauſcht war und ich auf ſo Fragen: wie denn das ein Haus werden ſolle, ob es auf den gleichen Platz komme? ꝛc. keine Antwort wußte, fragte mein Weibchen: wie die Bauern zu dieſem Entſchluß kämen? Ich erzählte, daß ſie dem Pfarrer zum Trutz bauen wollten, um ihm zu zeigen, daß ſie es ſo gut vermöchten als Andere, und weil ſie ihn im Verdacht hätten, er begehre nicht, daß ſie viel lernten und daß er meine, es ſei gleich alles gut genug für ſie. Es geſchehe dem Pfarrer recht, meinte ich, und es freue mich, daß die Bauern geſcheuter ſeien als der Pfarrer; ich hätte das nicht geglaubt. Da ich zuletzt bei den Bauern geweſen und die ſtattlichen Männer ſo ſtattlich reden gehört z. B. auch über Dinge, von denen ich gar nichts wußte, ſo hielt ich es natürlich mit ihnen, war überzeugt, ſie hätten Recht und hätte ſicher dem Pfarrer ein halb ſchadenfrohes, ein halb ſaures Geſicht gemacht, wenn ich ihn jetzt angetroffen hätte. Meine Frau war aber nicht gleicher Meinung. Ich kann nicht begreifen, Peter, ſagte ſie, wie du glauben kannſt, der Pfarrer wolle nicht, daß man etwas lerne. Ich habe noch nie mit ihm geredet, aber ſeine Predigten gefallen mir b'ſunderbar wohl. Und gerade in dieſen Predigten redet er immer von Erkenntniß, daß dieſe das Fundament des Glaubens ſei und daß Jeſus gelehrt habe, ehe er geſtorben ſei; ſo müſſe man auch die Lehre kennen und angenommen haben, ehe man zu Gnaden kommen könne. Ja, ſagte ich, öppis Wunderlichs von der Religion b'richtet er, aber daß er ſo den rechten Glauben habe, meine ich nicht, er will es den Bauern nur ſchwer machen und ihnen zu verſtehen geben, es kämen ihrer wenige in den Himmel. Eb aber, erwiederte Mädeli, ſagt er doch nicht immer, die Aermſten könnten in den Himmel kommen, es käme vor Gott nicht auf das Kleid an; und er redet dann von der Würde des Menſchen, der ein Kind Gottes ſein könne, wenn er ſich mit der Sünde nicht gemein mache, und das wolle viel mehr heißen als König ſein oder Schultheiß. Ja, ſagte ich, das iſts eben, er hält es auch mit den Armen gegen die Reichen und reiſet die auf und mag den Bauern es nicht gönnen, daß ſie es ſo gut haben, und vernütiget ſie, wo er kann, und glaubt ſich zu vornehm, ſich mit ihnen abzugeben.

Los, Peter, ſagte meine Frau, man merkt wohl, daß du an einer Gräbd und bei wem du zuletzt geweſen biſt, du würdeſt ſonſt nicht ſo reden. Es iſt den Bauern Keiner recht, der Frühere lief ihnen zu viel nach, der Jetzige zu wenig; der Frühere wollte ein Schulhaus, aber die Bauern wollten keines; der Jetzige wollte keines, nun wollten die Bauern eines; deinetwegen und der Kinder wegen wird alſo nicht gebaut. Der Pfarrer reiſet die Armen nicht auf, aber er ſagt: es komme vor Gott auf Reichthum nicht an — ſo ſollte es auch auf Erden ſein, und hat er da nicht recht? Weißt du, daß was er in den Predigten ſagt, mich viel an das gemahnt hat, was letzthin der ſchwarze Jäger ſagte, aber zürn mir doch recht nit. Ich habe letzthin in dem Teſtament und in der Bergpredigt geleſen und habe da Dinge gefunden, die ich in der Unterweiſung und in der Schule nie gehört habe. Und eine Menge Sachen kamen mir nach und nach in Sinn, die ich gerne wiſſen mochte und über die mich Niemand b'richtet hat. Das ſagte ja auch der Jäger und darauf deutet der Pfarrer auch immer hin, daß das Wort Gottes Geiſt und Leben ſei und den Unmündigen verſtändlich gemacht werden könne und müſſe.

Das dünkt mich, aber zürn mir doch recht nicht, fehle wirklich in der Schule, die Meiſten geben nicht Achtung und die Andern guggen dem Schulmeiſter die Antworten ab und meinen, damit ſei alles gemacht. Aber ich kann es nicht recht ſagen, wie ich es meine und denke. Einmal ich, ſagte ich, verſtehe dich nicht, und ich möchte ſehen, ob die, welche nur immer über den Schulmeiſter ausfahren, es beſſer machen. Man kann die Kinder in der Schule nicht alles lehren und wenn man das Fragenbuch erklärt, ſo möchte ich doch wiſſen, was ſie dann noch mehr lernen ſollten? Die, welche das Fragenbuch gemacht haben, werden auch Leute geweſen ſein und gewußt haben, was darein gehöre und was nicht, beſſer als du und unſer Pfarrer, der nicht einmal merkt, daß unſere Bauern die reichſten weit und breit ſind und ſieben Schulhäuſer vermöchten ſtatt nur eins. Mein Weibchen kannte mich durch und durch und merkte, daß der Weingeiſt in mir aufſteigen wollte, dieſen Geiſt wußte es nun vortrefflich dadurch zu bändigen, daß es ihm aus dem Wege gieng, ſtatt wie manche Frau zu meinen, man müſſe ſich nicht fürchten, und wenn man recht habe oder recht zu haben glaube, nie weichen. Aber Kummer macht es mir, ſagte es, was wir in das neue Haus thun wollen. Wenn wir eine Stube mehr erhalten, ſo müſſen wir etwas darein anſchaffen, und woher das Geld nehmen? O, das iſt mein kleinſter Kummer, ſagte ich, zum Widerſpruch gereizt, laß du mich kummern, wenn denn ein neues Schulhaus da iſt, ſo wird jeder Bauer glauben, ich ſolle aus ſeinem Kinde einen Gelehrten machen, und die Minderen werden es auch verlangen, und wie ich dann werde kommen mögen, das weiß ich nicht. Wegen Kennen, da macht es mir nichts. B'hütis, in der Lehr fürchte ich Keinen, aber z'rings et-um z'cho es Tags meh als einiſch oder zwuri, das iſt ſchwer; und wenn man dreißig oder vierzig Kindern auf einmal das Rechnen und Schreiben ſoll zeigen, ſo weiß ich nicht, wie es Einer macht, wenn Eins hier brüllet und das Andere dert: Schumeiſter, iſch das recht? Schumeiſter, iſt das gut? Schumeiſter, my Federe dolgget m'r!

Die Bauern meinen aber auch, man ſei nur für ſie da, und wegen dem Sch..löhnli, welches ſie einem geben, glauben ſie, ſie könnten von einem fordern, was ſie wollten. Es nimmt mich nur Wunder, daß der Schulmeiſter ihnen nicht noch in der Kehri muß ga d'Haar abhaue u d'Nägel, u d'r Bart mache. Was hat heut der Peterli gemacht? Einen geſcheutern Buben giebt es in der ganzen Gemeinde nicht. Ich kann ihn ſchon recht gut brauchen in der Schule, er kommandirt dir da wie ein General oder gar wie ein Preuß. Und wenn es dann los gehen muß im neuen Schulhaus und jeder Bauernſohn mit der Federen fechten will, ſo muß er mir helfen, er kann mir faſt die halbe Schule abnehmen. Was hat er heute gemacht? Er war gar uwatlig, ſagte Mädeli, er wollte mir gar nicht gehorchen, regierte die Andern, und wenn ſie nicht alles machen wollten, was er befahl, ſo überſchoß und kläpfte er ſie. Ich wehrte ihm ab, ſo gut ich konnte, allein er that gar nicht, als ob er es höre; da redete ich endlich lauter mit ihm und weißt du, was er mir zur Antwort gab? Es habe ihm Niemand etwas zu befehlen, als der Vater. Da wußte ich nichts beſſers zu machen, als ihn ins Gaden zu ſperren bis zum Nachteſſen. Aber glaubſt du, daß er mir ein gut Wort gegeben oder gute Nacht gewünſcht hätte? Du wirſt geng mit ihm käret ha, wie es die Weiber machen, ſo müſſen die Kinder uwatlig werden, wenn alles nicht recht iſt, was ſie machen. Nein, liebs Mannli, kein Wort habe ich ihm geſagt, bis ich ſah, wie er mit ſeinen Geſchwiſtern umgieng, aber ſeitdem du ihn in der Schule brauchſt und nur ihn allein, und er über andere regieren kann, du ihn immer rühmſt, iſt gar nichts mehr mit ihm anzufangen. Und haſt du nie Acht gegeben, wie trotzig und puckt er dir ſelbſt antwortet? Es hat mich ſchon manchmal duret, wenn du ſo alles von ihm annimmſt, an ihm nicht nur nichts ſiehſt, ſondern auch nichts hörſt. Ja, ich habe ſchon manchmal gemerkt, daß du ihn auf der Mugge haſt, antwortete ich, und an ihm nichts leiden kannſt, weil ich ihn lieb habe. Die Kleinen können machen, was ſie wollen, das iſt dir recht; und eben darum willſt du nicht, daß Peterli, der witziger iſt als ſie, ſie in der Ordnung halte.

Mädeli öffnete den Mund, ſchloß ihn wieder, fuhr mit der Hand im Geſicht herum, ich glaube über die Augen, und fragte mich: Mannli, wie iſchs d'r g'rathe mit der Leichenrede? haben die Leute ſie zu Herzen genommen? und was haben die, welche ſie noch nie gehört haben, dir darüber geſagt? Da erzählte ich, wie es mir gegangen, wie die Katze und das Salome ſich gebehrdet; wir machten allerlei Muthmaßungen über das Katzengeſchrei, bis wir endlich fanden, das Geſcheuteſte wäre, wir giengen zu Bette.

……

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Wie endlich auch ein Pfarrer das Maul braucht.

Am andern Morgen war ich viel zahmer geworden, und als mein Weibchen mir ſagte, geſtern ſei ich ein Unwirſche g'ſi, widerredete ich mit keinem Wörtlein, ſondern nahm das Urtheil in Demuth an. Aber etwas ſtach mich doch, nämlich der G'wunder, was der Pfarrer dazu ſagen werde, wenn er vernehme, daß ein neues Schulhaus gebaut werden ſolle, ohne daß er daran geſtüpft.

Ich nahm daher nach der Schule den Schulrodel unter den Arm und wanderte dem Pfarrer zu, unter dem Vorwand, ihm denſelben zur Einſicht zu bringen.

Die Magd ſagte mir, als ich beſcheidentlich geklopft hatte: es ſei Neuer bei ihm, ich werde wohl warten müſſen, es ſei kein Herr und kein Bauer, auf den verſtand ſie ſich afe nüt, ſetzte ſie redſelig hinzu, nach Art der Pfarrersmägde, die Stundenlang mit einem Zaunſtecken plappern können, wenn ſie keinen Menſchen bei der Hand haben.

Ganz verwundert war ich, als ſie mich ſogleich hereinrief, aber noch verwunderter ſah ich beim Pfarrer am Kamin mit einer großen Pfeife in der Hand ſitzen keinen andern Menſchen als meinen Bekannten, Bendicht Wehrdi, der wunderliche Jäger. Ich vergaß den Gruß vor Erſtaunen, daß e

Sellige beim Pfarrer ſei, und muß allerdings eine kurioſe Poſtur gemacht haben, denn beide fiengen an zu lachen und Wehrdi ſagte: Gellet, Schulmeiſterli, da habt ihr mich nicht geglaubt anzutreffen, ſo Einen, von dem ihr ſo halb und halb glaubt, es ſei des Teufels Bundesbruder oder wenigſtens ſein Brudersſohn.

Der Pfarrer bemerkte mir im Vorbeigehen, er habe ihn auf der Jagd kennen lernen, und ſtatt übereinander ſchalus zu werden nach Jägerweiſe, ſeien ſie mit einander bekannt geworden und hätten ſchon manche vergnügte Stunde mit einander zugebracht. Somit ſchob er mir den Tabaktopf zu, und erſt nachdem ich meine Pfeife geſtopft und eine glühende Kohle aus dem Kamin geholt mit den Fingern, und unter vielen Grimaſſen ſie auf meine Pfeife gebracht zu ihrem großen Spaß, fragte mich der Pfarrer: was mich Gutes hergebracht?

Ich gab ihm den Schulrodel und klagte über den Unfleiß einiger Kinder.

Das ſei ein Elend damit, ſagte der Pfarrer. Die Leute hätten keinen Begriff von einem ordentlichen Schulbeſuch; ſage man ihnen nichts, ſo bleibe es im Alten, ſage man etwas, ſo werde es noch ſchlimmer. Am Chorgericht ſage Niemand etwas als der Pfarrer, ſchicke man ſie ins Schloß, ſo könne es geſchehen, wenn ſie zu lügen verſtünden, daß das Chorgericht oder die Gemeinde einen tüchtigen Putzer erhielten, ſo daß die Verleideten trotziger würden als nie und ihre Kinder noch weniger ſchickten.

Man ſollte den Leuten den Nutzen einer Schule deutlicher zu zeigen vermögen durch die Leiſtungen der Schule, ſagte Wehrdi. So wie es jetzt in den meiſten zugehe, bekenne er frei, könne er die Leute nicht tadeln, wenn ſie ihre Kinder lieber zu Hauſe hätten und wenn ſie immer mit ihrem Sprüchlein kämen: was nützt es, was trägt es ab?

Ihr habt vollkommen recht, ſagte der Pfarrer. Aber auf der andern Seite kann der Schulmeiſter ſagen: Sendet mir die Kinder vor allem aus, gebt mir Platz, daß ich mich rühren kann mit den Kindern, und einen Lohn, daß ich mich rühren mag. So wehrt ſich das gegen einander und kein Theil thut die erſten Schritte.

Ja, ſagte Wehrdi, und wenn mancher Schulmeiſter alles bekäme, was er wollte, ſo würde er doch nicht nützliche Schule halten, und alles, was die Kinder in der Schule lernten, wäre eitel Mundwerk, das weder ihren Verſtand noch ihr Herz berühre und mit dem ſie ſo wenig zu machen wüßten, als ein hungeriger Länder mit einem Kratten voll Auſtern.

Mag ſein dieſen Augenblick, ſagte der Pfarrer, aber laßt nur einmal auf dem Lande das Bedürfniß erwachen, und es wird erwachen, ſo wird das einander ſchon erleſen. Beſſer wäre es allerdings, man ſorgte zu rechter Zeit dafür, daß man dem erwachten Bedürfniß befriedigend entgegenkommen könnte. Allein das geſchieht nun einmal nicht. Ja, man zwingt den Landmann, daß er dieſes Bedürfniß erhält, ſpottet dann dieſes Bedürfniſſes und ſucht es wieder niederzuhalten.

Ja! aber da könnten doch die Pfarrer viel machen.

Da lachte der Pfarrer und meinte: ob er auch Einer von denen ſei, welche die Pfarrer zu Sündenböcken für aller Welt Sünden machen wollen? Die Pfarrer könnten allerdings viel machen, aber den Weltgang doch nicht, den mache Gott. Er führe die Menſchen den Entwicklungsgang, den ſeine Weisheit abgemeſſen. Im Strome der Zeit ſchwimmen die Pfarrer mit, wie alle Sterblichen. Nicht am Ufer des Stromes ſtünden ſie, nicht über ihm ſchwebten ſie. Wohl ſchwimmen immer einige voran, zu Märtyrern oder Reformatoren würden dieſe; viele ſeien es aber nie durch Gottes Ordnung. Bald komme die Maſſe nachgeſchwommen. Was die Reformatoren zuerſt erblickt, das gehe vor allen Augen auf, werde Gemeingut Aller. In dieſer Maſſe Ordnung zu erhalten und zu ſorgen, daß ihre Augen nicht zufielen, dafür brauche Gott die Pfarrer als Werkzeuge, aber unmöglich könnten ſie den Leuten

Dinge zeigen, die ſie ſelbſt noch nicht ſehen, unmöglich könnten ſie dieſelben zwingen, etwas zu erblicken, was außer dem Geſichtskreis ſterblicher Augen liege. Wenn es näher kömmt, dann ſollen ſie deuten darauf, es erklären und weiſe die Benutzung lehren. Während man auf der einen Seite ihnen Schuld geben möchte, daß die Eva in den Apfel gebiſſen, weil ſie es nicht gethan hätte, wenn ſie recht unterwieſen geweſen wäre, lähmt man den Einfluß der Pfarrer von allen Seiten, zieht ſich von denſelben zurück und ſondert ſie ab, ſoviel möglich. Man wird auch wieder ſagen, das ſei Schuld der Pfarrer. Nein, das iſt ein Zeugniß für viele, das dem ganzen Stande zu gut kömmt. Man fühlt ſchnellere Strömung der Zeit, man fühlt ein Zwitzern hellern Lichtes in den Augen, es wird gar Vielen bange dabei und ſie möchten bannen des Stromes Lauf, und Herren und Bauern möchten gar aufwärts ſchwimmen. Dieſe wähnen auch, die Pfarrer ſeien Schuld, daß abwärts der Strom fließe, daß er ſie fortreiße abwärts, einem neuen Zuſtande, neuen Ufern entgegen. Sie wähnen dieſes, weil die Pfarrer, wenn auch nicht voranſchwimmen, doch vom Lauf der Zeiten reden und verkünden, es müſſe beſſer werden, ſo könne es nicht bleiben. Die Einen freilich verkünden nur, der alte Menſch müſſe ein neuer werden, Andere wohl zeugen davon, daß wie der Menſch ſich erneuere, auch mit ihm die Zuſtände ſich neu geſtalten müſſen. Aber Alle reden von Veränderung, drum drängt man ſie bei Seite, damit ihren Ruf Wenige hören; drängt ſie an den Schwanz der Geſellſchaft zurück, um ihnen dann vorzuwerfen, daß ſie nicht voranſchwimmen, um einen Vorwand zu ſuchen, ſie zu verſenken in des Stromes Tiefen. Wenn einmal das Neue deutlicher ans Licht trittet, dann werden die Gleichen, welche jetzt die Pfarrer zurückdrängen, den wüthendſten Lärm gegen ſie erheben und die Verſenkung verſuchen, unter dem Vorwande: die Pfarrer ſeien Schuld, daß ſie nicht vorangeſchwommen, daß der Strom nicht ſchneller fortgebrauſt, daß die neuen Ufer nicht vor tauſend Jahren aus dem Ocean der Zeit aufgetaucht ſeien. So, lieber Wehrdi, iſts, wenn man die Stellung des ganzen Standes betrachtet, von Einzelnen rede ich nicht. Man wird mich vielleicht ſpäter auch verketzern, mir Trägheit, Finſterſinn und weiß Gott was alles vorwerfen, vorwerfen, daß meine Gytiwyler nicht lauter Engel Gabriels ſeien, und doch weiß ich dieſen Augenblick nichts anders zu machen, als im Stillen und unbemerkt Samen auszuſtreuen, der in einer beſſern Zeit aufgehen wird, mich ſcheinbar ganz leidend zu verhalten und der Zeit die beſtimmtere äußere Entwickelung zu überlaſſen. Mein Vorfahr war ein rüſtiger Schwimmer, aber er ſah jedes Irrlicht für die Sonne ſelbſt an und verkündigte daſſelbe mit lauter Stimme und wollte den aufgefangenen Schein in alle Häuſer tragen. Wer immer Feuer ſchreit bei jeder Abendröthe, jedem Mondes-Wiederſchein, jedem brennenden Dingelhaufen, dem glaubt man am Ende nichts mehr, lacht über ſein Geſchrei, auch wenn er über wirkliches Feuer: Feuer! ſchreien ſollte. Und wenn ein andrer Wächter kömmt, ſo hört man auch auf deſſen Ruf nicht. Eine Gemeinde iſt kein Spital, in denen die Aerzte ihre neuen Mittel probiren; ein Pfarrer muß ſich vor Experimenten hüten, ein fehlgeſchlagenes kann ihm auf immer das Vertrauen rauben. So will manche Frau mit ihrem Mann nie mehr fahren, weil er ſie einmal umgeworfen. — So bin ich daran und ich brauchte meinen Leuten nur etwas vorzuſchlagen, ſo machen ſie das Gegentheil davon. Jetzt gerade wegen eurem Hauſe, Schulmeiſter. Ich brauchte nur zu ſagen, ſie ſollten bauen, ſo würden ſie es expreß nicht thun, und müßten ihre halben Kinder vor der Thüre bleiben. Ich habe auch letzthin dem Statthalter geſagt, es ſei mir leid, daß ſie das Bauen nicht vermöchten, und habe dazu ein recht ernſthaft Geſicht gemacht, ſo daß er es nicht als Spott aufnehmen konnte. Nun nimmt mich Wunder, ob ihm das nicht une gange iſt?

Aber, Herr Pfarrer, habt ihr das nicht im Ernſt geſagt und gemeint, die Gytiwyler ſeien nicht vermöglich?

Aber, Schulmeiſter, glaubt ihr mich denn auch dumm? meint ihr, ich habe keine Augen, ſehe die Mißhaufen zu Gytiwyl nicht? habe keine Ohren, vernehme nicht, wie große Kapitalſtöcke da und dort ſeien? Aber habt ihr, was ich geſagt, gehört? hat es der Statthalter b'richtet?

He nun, Herr Pfarrer, das hat b'ſchoſſe, ſie wollen nicht die ſein, welche nicht vermögen ein Schulhaus zu bauen ſo gut als die Lättikofer, oder noch viel beſſer. Geſtern an der Gräbd haben ſie dem Kirchmeier den Auftrag gegeben, mit einem Zimmermeiſter zu reden.

Da ſprang B. Wehrdi auf, ſchlug ſeine Pfeife in eine Ecke und fluchte ganz malebariſch: ob dann das eine ſolche Nation ſei, daß ſie aus Dummheit bauten und nicht aus Einſicht?

Sitzet ume wieder, ſagte der Pfarrer, und laßt mir meine Gytiwyler in Ruhe, die kann man doch noch an einem Ort anpacken, aber da iſt alles verloren, wo man die Leute gar nirgends mehr nehmen kann: wo ſie ſind, wie irgend ein fauler Gegenſtand. Löcher in denſelben ſtüpfen könnt ihr, daß er doppelt ſtinkt und ihr die Schuhe voll kriegt, aber vorwärts ſtüpfen könnt ihr ihn nicht. Meine Gytiwyler laſſe ich mir nicht ſchelten, das ſind mir noch kräftige Leute, die in Bewegung kommen und zu Entſchlüſſen, die es auch noch im Guten recht weit bringen können.

Er könne den Herrn Pfarrer gar nicht begreifen, ſagte Wehrdi, daß er da etwas Gutes ſehe, da ſei doch nichts Gutes, wo man etwas aus lauter Hochmuth und Trotz thue.

Mein lieber Mann, ſagte der Pfarrer, haben wir nicht vorhin geſagt, daß es ein großes Unglück ſei, daß Bauern und Schulmeiſter ſo gegen einander verſperren und von keiner Seite ein Wank gethan werden will. Kömmt es nicht alles darauf an, daß ein Theil in Bewegung gerathe, und theilt dieſe Bewegung ſich nicht unwillkührlich auch dem andern Theil mit, iſt nicht der erſte Schritt, der erſte von vielleicht vielen Tauſenden? Nun haben dieſen erſten Schritt meine Bauern gethan, iſt das nicht lobenswerth?

Herr Pfarrer, zürnet nüt, aber noch eines muß ich fragen, ſagte Wehrdi: Iſts denn eigentlich auch recht, die Fehler der Menſchen anzuſpannen und durch Verſtellung ſie zu reizen zu irgend etwas?

Da ſah der Pfarrer ins Feuer und ſagte endlich: er wiſſe nicht, ob wir ihn begreifen werden, wenn wir das nicht thäten, ſo würden wir ihn gar wunderlich beurtheilen, doch wolle er verſuchen, ſich näher zu erklären. Habt ihr dann nie bemerkt die furchtbare Ironie der Vorſehung, die alle böſen Kräfte im Menſchen alſo regiert, daß ſie das Gute ſchaffen, die Bauſteine zu ihrem Gefängniß ſelbſt herbeiſchleppen müſſen? Das iſt, was das Fragenbuch ſagt, daß die Sünden durch Gottes Fürſehung regiert werden, ſiehe Exempel an Joſeph und ſeinen Kindern, an Chriſtus und den Juden. Wie ſtünde es wohl mit der Welt, wenn nicht wider Willen die Leidenſchaften das ſchaffen müßten, was Gott gefällt? Wäre das nicht, wir hätten kein Chriſtenthum, nie wäre die Reformation zu den Völkern gedrungen. In gar wenigen Menſchen wohnt der reine Sinn, der das Gute um des Guten willen thut, wohnet die Weisheit, die im Gutesthun das wahre Glück ſieht. In den meiſten Menſchen regieren ſchlimmere Kräfte, herrſcht Finſterniß oder trübes Dämmerlicht. Der ſchlaue Betrüger, der giebt ſeinen Betrug nicht offen dar, er ſpürt eben in ſeinen Nächſten die regierenden Kräfte auf und ſucht dieſe zu ſeinen Zwecken in Bewegung zu ſetzen, zu ſeinen Dienern zu machen. Der beſſere Menſch, der unverholen mit dem Beſſern hervortrittet, den Leuten es anpreiſet, zu Erreichung deſſelben ſie in Thätigkeit ſetzen will, der findet keine Augen, die ſehen, keine Ohren, die hören, keine Kräfte, die zu ſeinem Zwecke ſich zur Verfügung ſtellen, er findet keinen Sinn dafür, wird nicht begriffen, ausgelacht, verfolgt, todtgeſchlagen. Er ſindet wohl Eigennutz, Hochmuth, Eitelkeit, Ehrgeiz, Neid und dergleichen, aber eben die ſchreien ihn an: Kreuzige, kreuzige ihn! Warum verſucht es der beſſere Menſch nicht auch, die einmal herrſchenden böſen Kräfte anzuſpannen für das Gute? ſagt das Sprüchwort nicht: man müſſe mit den Steinen mauern, welche man habe? Nur gebe man wohl Acht, was für Steine man zu Eckſteinen nehme in Staat, Kirche und Schule; von ihnen hängt die Feſtigkeit des Baues ab. Wer Staat, Kirche, Schule auf religionsloſe, unſittliche Menſchen, auf Menſchen, welche treulos ſind in alten und neuen Eiden, bauen wollte, der brächte den Fluch in den Staat, in die Kirche oder in die Schule *). Warum verſucht er es nicht, gerade durch ſie das Gute da zu vollbringen, wo er weiß, daß der Sinn dafür fehlt. Man verwechsle das durchaus nicht mit der Sünde, ſchlechte, unerlaubte Mittel zu brauchen zu gutem Zwecke, wie der h. Criſpin Leder ſtahl und armen Leuten Schuhe daraus machte. Auch möchte ich durch kein unerlaubt Mittel, durch keine Lüge, keine Verläumdung, keine falſche Verheißung dieſe Kräfte erregen, wie es allerdings nur zu oft geſchieht, aber mein Mittel war ein erlaubtes: es war die Ironie, es war die gleiche Redweiſe, die Chriſtus brauchte, als er ſagte zu den Phariſäern: die Geſunden brauchen den Arzt nicht, ſondern die Kranken. An andern Orten wurden Schulhäuſer erzwungen dadurch, daß man durch vorzügliche Schulen den Beweis leiſtete, was eine Schule nützen könne, an andern Orten durch Furcht. Beides hatte hier nicht angeſchlagen, darum brauchte ich dieſes Mittel, mit dem ich aber an andern Orten, z. B. im Seeland, nicht weit gekommen wäre. Es giebt aber noch

---

*) Was denkt wohl Z......, zu was der Convertit S...... ihm werde: zum Fluch oder zum Segen? was er ihm ſei: eine Zierde oder ein Makel ſeines ſchönen Gebäudes?

viele erlaubte Mittel zu dieſem Zweck. So habe ich nun den Hochmuth aufgeſtiefelt, der muß ein Schulhaus bauen, der hat den Eigennutz dießmal überwunden und muß damit an ſeinem eigenen Grabe graben, denn was wird wohl eine größere Feindin des aufgeblaſenen Hochmuthes, als ein Schulhaus, in welchem eine tüchtige Schule iſt, welche aus jedem Leibe die Menſchenwürde herauszuwickeln verſteht. Aber gebet Acht, der Eigennutz wird dieſen Sieg dem Hochmuth nicht verzeihen, wird bald wieder zu reden anfangen, wird auch zum Bauen reden und ſpäter dann etwas von der Schule wollen, einen Nutzen, den er in Batzen und Kronen zählen kann. Ihr könnet euch nur verfaßt machen, Schulmeiſter, auf die Forderungen, die dann an euch gemacht werden. Wenn ihr nicht in der halben Zeit die Kinder noch einmal ſo geſchickt macht, ſo wird es bald heißen: We's nit beſſer geyt, ſu hätte m'r noch ke's neus Schulhus brucht, das alte hätt is no lang tha, m'r hei g'meint, wie es de gah ſöll.

Das ſei gerade, was mir Kummer mache, ſagte ich, die Bauern hätten mir ſchon darauf hingedeutet, daß ſie für ſich viel geſchicktere Kinder wollten. Nun erzählte ich, wie die Vorgeſetzten den Kopf hätten hängen laſſen, wie ſie durch die neue Ordnung in vielfachen Schaden und Verlegenheit kämen und keiner von ihnen mehr ſicher ſei, daß man ihn nicht von hundert Jahren her in Verantwortung ziehe. Ich ſtellte am Ende auch dar, wie der alte Bauer eine Ausſicht eröffnet habe, daß ein Gring ſoviel werth werden könne als ein Bauernhof, beſonders im Weltſche hinger, und wie der Statthalter Willens ſcheine, einem ſeiner Buben zu dieſem Glück zu verhelfen. Die aber, welche ihre Kinder nicht ins Weltſchland ſchicken wollen, werden nun meinen, ich ſolle die Gringe ihrer Kinder ſo abträglich machen, und wenn ich es nicht thäte, ſo gienge es übel an. Aber wenn ich das könnte, ſo fienge ich bei meinem Kopf an, ich hätte es am nöthigſten.

Wehrdi wollte ſich ausſchütten vor Lachen über das Güegi, das auf einmal in die Bauern gefahren; es nehme ihn nur Wunder, ob ſie dann dieſe Gringe nicht auch z'Märit führten oder trieben wie Kabisköpfe oder Guſteni?

Der Pfarrer aber lachte nicht, ſondern ſchaute ſehr ernſt drein und ſagte: die Sache ſei von weit ernſterer Bedeutung, als ſie das Ausſehen hätte. Wenn man die Gräbdgeſpräche aufmerkſam betrachte, ſo finde man hier die Elemente beiſammen, aus denen ein neuer Zuſtand im Kanton hervorgehen und auch die Kräfte, welche ihn mehr oder weniger herbeiführen werden; ja man finde da bereits einen Grund und noch dazu einen breiten und feſten gelegt zu demſelben.

Wehrdi ſagte, das könne er nicht einſehen. Was ein Dutzend halbvolle Bauern Verrücktes ſchwatzten, dem ſei doch nicht bedeutende Wichtigkeit beizulegen?

Warum nicht? entgegnete der Pfarrer. Reden ſie in dieſem Zuſtand nicht am offenſten, vernimmt man in dieſen Reden nicht am deutlichſten, was in ihnen ſich regt? und iſt dieſes Reden nicht ſo bedeutungsvoll?

Da rege ſich in den Gytiwylern der Hochmuth und die Habſucht und die Furcht, nicht mehr hochmüthig ſein zu dürfen, die Furcht um ihr Eigenthum zu kommen, die Hoffnung auf neue Weiſe reich zu werden; aber das ſei doch eben nichts Neues und hätte für den Kanton wenig zu bedeuten, entgegnete Wehrdi.

Das, was ihr bei den Gytiwylern ſeht, ſagte der Pfarrer, iſt aber nicht bei ihnen alleine, ſondern in der Mehrzahl der Gemeinden iſt eine ähnliche Bewegung oder Störung in den Gemüthern, und gerade dieſe Störung wird das Neue gebähren. Eigennutz und Hochmuth ſeien allerdings die Hauptkräfte bei ſeinen Leuten. Wie er den Hochmuth geſtört und dadurch zu einem Schulhausbau aufgejagt habe, ſo ſcheinen ihm beide, Hochmuth und Eigennutz, aufgeſtöbert zu ſein zu einem höhern Ziele; angeſpannt worden zu ſein wieder etwas Gutes zu ſchaffen wider Willen.

Wehrdi ſagte, er kenne den Zuſtand im Kanton zu wenig, um das begreifen zu können, was der Pfarrer ſage, aber er wollte es ſich gar gerne erklären laſſen.

Es ſei gegenwärtig ſchwer über ſolche Dinge zu reden. Da könne man wohl ſagen, die Wände hätten Ohren und die Wälder Augen, ſagte der Pfarrer und warf einen bedenklichen Seitenblick auf mich. Doch, fuhr er fort, hoffe er von mir, was ich hier höre, werde ich nicht mißbrauchen, ſondern wieder vergeſſen, wenn ich die Stube hinter mir hätte.

Natürlich verſprach ich alles Liebs und Guts. Eigentlich hätte ich gehen ſollen, denn meinen Schulrodel hatte ich abgegeben; es nahm mich doch Wunder, was da der Pfarrer aus meinen Bauern Tiefes herausgrübeln werde und wie er aus einer Laus einen Elephanten werde machen können: was Pfarrer nicht ſelten gut verſtehen ſollen.

Im Kanton Bern regieren alſo die Patrizier, begann der Pfarrer, betrachten den Kanton ſo ziemlich als ihr Familiengut oder ihre Familienkiſte, deren Verwaltung und Benutzung ihnen ausſchließlich zukomme. Wie ſie zu dieſem ausſchließlichen Recht gekommen, könnte Niemand begreifen, wenn man nicht wüßte, was Anmaßung auf der einen und Gleichgültigkeit oder Feigheit auf der andern Seite auszurichten vermögen. Denn das neue Patriziat iſt nicht mehr das alte, das glorreiche Thaten und die Ehrwürdigkeit des Alters für ſich hatte. Das neue Patriziat beſteht, mit wenigen Ausnahmen, aus ganz ehrlichen Bürgersleuten, die akkurat das gleiche Blut haben, wie es in allen menſchlichen Adern im Kanton Bern fließt. Es waren Barbiere, Leinwandhändler, adelige Knechte, Gerber, Metzger, Färber, Schneider, Rebleute und endlich auch Kaminfeger. In dieſer

Partei ſind hochgeſinnte patriotiſche Männer, aber dieſe Partei trägt als Fahne den Hochmuth vor ſich und in ſich Eigennutz, und beide zuſammen wirken ihre Ausſchließungsſucht, ſie wollen die Erſten ſein im Lande und die Einzigen, welche ſich theilen können in das Fett des Landes; nur den Abfall laſſen ſie aus Gnaden Andern zukommen: Weibel- und Sigriſtendienſte in der Stadt, Zöllner- und Statthalter-Aemtlein auf dem Lande.

Daß ſie nicht eigennützig ſeien, wollen ſie zwar immer aus dem Sammeln von Schätzen beweiſen, die ſie doch hätten verthun können: dieſer Beweis giebt den beſten Begriff, wie weit ſie es in der Logik gebracht und von ihrer Einſicht in gemeiner Leute Verſtand. Sie haben allerdings Schätze geſammelt als kluge Haushalter, haben nicht thorrecht alles verthan in unſeliger Verſchwendung, wie in andern ariſtokratiſchen Kantonen; aber dieß war eben die berühmte berneriſche Klugheit, die Klugheit des Hausvaters, der nicht alles verthut, aber nicht deßwegen, um das Erſparte dem Geſammtwohl zukommen zu laſſen, ſondern um ſich mehr Gewicht zu geben, günſtige Zeiten günſtig anwenden, böſe Zeiten mit Geld unſchädlich machen zu können. Als ſie die Staatseinkünfte vertheilt hatten, bis es Jeder wohl und ſtandesgemäß erleiden mochte, da verſchwendeten ſie das Uebrige nicht, ſondern legten es zurück, aber wohlverſtanden nicht als Landesſchatz, ſondern als Familienſchatz, um ihr Regiment aufrecht zu erhalten. Sie wußten wohl, was man mit Geld machen kann, ja ſie meinten, mit Geld alles machen zu können. Darin irrten ſie ſich. Als ihren Familienſchatz die Franzoſen genommen, als ſie im Jahr 1814 nicht viel mehr vorfanden, da war ihr denkwürdigſtes Unternehmen: mit dem Burgergut von Bern das Fundament ihres Familienſchatzes zu legen, denn einen ſolchen glaubten ſie ſich unentbehrlich, wie ſie es ehrlich ſelbſt bekannten. Es gelang ihnen nicht ganz, ſondern nur inſoweit dieſes Burgergut zu Pöſtlein für ihre bungerigen Leute, die im Staatsdienſt nicht angeſtellt werden konnten, zu verwenden, und die Verwaltung ſo in ihre Hände zu kriegen, daß ſie im Fall der Noth doch alles Mögliche mit dem Burgergut für ihre Zwecke machen konnten, der Burger aber nichts, als höchſtens um die Bannwartenſtelle ſich zu bewerben.

Während dieſe nun auf ſolche Weiſe ſich konſtituirten, thaten es alle Ortſchaften auf gleiche Weiſe. Der Kanton Bern glich einem zerſchlagenen Kriſtall, die Stücke waren wohl größer und kleiner, aber alle hatten die Kriſtallbildung. In iedem Oertchen war eine Ariſtokratie, manchmal freilich beſtund ſie nur aus Einem, und der Eine oder die Vielen nahmen den Hachmuth und den Eigennuz der höhern Ariſtokratie an auf die luſtigſte Weiſe, denn der Geiſt von oben fließt nieder auf das Volk. So konnte das Söhnlein eines Solchen einem Knecht, der einen verbotenen Weg nicht fahren wollte, zurufen: Fahr du ume zu, i bi gut d'rfür, es ſeyt Niemer nüt, my Vater iſt d'r Napoleon z'E. Dieſe kleinen Ariſtokratien wurden von der großen anerkannt, geſchont und gebätſchelt. Es geben Sagen durch's Land, daß Mitglieder der Landesariſtokratien meinen gnädigen Herren den Strich verzinſeten, d. h. voß Verbrechen, die mit dem Tode beſtraft worden, ſich losgekauft, daß Unterſuchungen abſichtlich fruchtlos gemacht wurden. Ja, man ſah Beiſpiele, daß Landvögte, welche die reiche untere Ariſtokratie drücken wollten, tüchtig von oben zurechtgewieſen wurden. Dieſe untere Ariſtokratie wurde in der Helvetik ausgelaſſen, in der Mediation befeſtigt und während der Reſtauration, nachdem ſie mit Rekruten vermehrt worden war, einige Zeit freundlich behandelt, denn ſie iſt es, welche dem Patriziat gegen die übrigen Burgerſchaften des Landes ſeine Kraft giebt, nebſt dem Gelde, das es ſich ſammelt.

Früher lebte die hohe Ariſtokratie auch auf dem Lande und ließ während dieſer Zeit ſich zum Volk herab, zog die Angeſehenſten zu Tiſche oder jagte mit ihnen einen Haſen.

oder half dem Einen oder dem Andern zu Gelde ꝛc. Nun wird dieſes nach und nach ganz anders. Der Grundbeſitz der Ariſtokratie geht in andere Hände über, weil ſie die Zeit, wo man nicht mehr mit der Fauſt, ſondern mit dem Kopf erwirbt, nicht begreifen; ihre Perſonen werden fremder und immer fremder in dem Lande, ihre Namen verklingen immer mehr außerhalb den Mauern der Stadt. Zu gleicher Zeit drängt ſich eine geheimnißvolle Macht an die Landesariſtokratien, untergräbt, zerſprengt ſie, fordert ſie vor das Geſetz, ſtraft ſie unerbittlich. Ihr Hochmuth wird gebeugt, andere freier gewählte Gemeinderäthe treten ihnen an die Seite, erheben ſich über ſie: ihr Eigennutz wird aufgeregt, alte Rechnungen werden unterſucht und in Zukunft ſchnelle und getreue Ablage, eine eigene Verantwortlichkeit gefordert.

Während ſo die Dorfariſtokratie aufgeſtöbert und erbittert wird, verfolgt die gleiche Macht die Repräſentanten der Stadtariſtokratie, die auf dem Lande ſind. Die Landvögte erhalten ganze Stöße Wiſcher. Einer hat eine große Schublade anſtellen müſſen und manchen wirft er uneröffnet hinein. So züchtigt man die Oberamtmänner, aber man läßt ſie doch auf dem Lande, man ſendet nicht tüchtigere Männer, man ſorgt nicht, daß beſſere nachwachſen. Bloß wenn Einer gar zu dumm iſt, ſendet man ihn nach Göttingen. Nicht damit er ſtudiere, denn darum bekümmert ſich Niemand, ſondern damit es heiße, er habe ſtudiert. Davor hat man in Bern gewaltig Reſpekt. So ſtellen ſie ſich immer mehr in gewaltiger Blöße dar und die Leute verlieren allen Reſpekt oder wenigſtens alle Furcht vor denen, welche ſie ſo oft zurechtgewieſen haben.

Ich konnte lange dieſes Thun nicht begreifen, konnte nicht begreifen, wie man in Bern ſo verblendet ſein könne, ſich ſelbſt den Sitz unter dem H. wegzuſtoßen und ſich alle Tage in ſeiner Schwäche und Unfähigkeit zu zeigen, denn eine Ariſtokratie muß ſehr conſequent ſein ſo gut als der Pabſt, ſonſt iſt ihr die Gewalt entflogen, ſie weiß nicht wie. Eine dämoniſche Gewalt, ſah ich endlich, hat ſich der Ariſtokratie bemächtigt und treibt ſie ihrem Sturze zu.

Sie iſt es, welche die Dorfariſtokratien zerſtört und Hochmuth und Eigennutz feindſelig aufregt, die Stadtariſtokratie vereinzelt und deßwegen in deſto grellerm Lichte erſcheinen läßt. Während alle Verwaltungen öffentlich Rechnung geben müſſen, iſt die Verwaltung des Staatsgutes geheim und die des Berner Burgergutes noch geheimer u. ſ. w. Ich kann gar nicht begreifen, wie unſere Herren in dieſe Falle treten konnten. Die möchte ich aber kennen, die den Herren mit der neuen Geſetzgebung den Lätſch an den Hals gelegt, denn das iſt nicht von ungefähr geſchehen, ſondern darin liegt tiefe und feine Berechnung gegründet auf ſolide Kenntniß des Menſchen und des Landes. Seht! auch die haben eine böſe regierende Kraft bei den Herren angeregt zum Guten, den Hochmuth, der manchmal wie Großmuth ausſieht, oder, wenn ihr lieber wollt, ihre Eitelkeit, durch welche Mittel weiß ich freilich nicht. Dieſer Hochmuth regt wiederum rings auf dem Lande böſe Kräfte an zum Guten, Hochmuth wird den Hochmuth bekämpfen und beide werden im Kampfe ihre ſchädlichern Kräfte verſchwenden.* Auch der Eigennutz wird ins Spiel gezogen und treibt den Landmann zu mehrerer Bildung, treibt ihn hinter die Geſetzbücher und da giebt ſich ihm nach und nach die Fähigkeit, zu verſtehen, was er lieſt. Und wenn, wie es ſcheint, auch die Einſicht zu ihm dringt und er ſie beſſer zu würdigen weiß als das Patriziat: daß man mit dem Kopfe etwas zu verdienen vermöge, ſo wird es in unſerm Lande nach und nach wunderlich zugehen und man wird am Ende nicht mehr wiſſen, wer Koch und wer Kellner iſt. Es werden ſich eine Menge Kräfte entwickeln, und was ſie dann ausrichten und in welcher Richtung ſie thätig werden, oder ob eine ſich erhebende kräftige Hand von oben ſie in Zaum und Zügel nehmen werde, wiſſen wir nicht.

Das, meine lieben Leute, ſagte der Pfarrer, ſcheint mir die Gräbdgeſchwäze ſo wichtig zu machen, denn ſie zeugen davon, daß eine beabſichtigte Revolution bereits begonnen iſt, aber liſtigerweiſe hat man dieſe Revolution in ſo unendlich kleine Theile zerbröckelt, daß ſich nicht nur Niemand ihrer achtet, ſondern daß ſie noch manchen ſorgloſen Junker ergözt, ja daß er ſelbſten zu dieſem ergözlichen Spiel mit der größten Luſt die Hand bietet; denn dieſe Revolution geht von Dörflein zu Dörflein, und des Jammers der Dorfmagnaten lachen die Stadtmagnaten, bis der Jammer auch an ſie kömmt.

Ich ſaß da mit offenem Munde und konnte ihn gar nicht zubringen, nachdem der Pfarrer ſchon lange ſchwieg. Was ich da gehört, waren mir lauter böhmiſche Dörfer und der Pfarrer kam mir akkurat wie ein Waſſerg'ſchauer vor, der da im klaren Waſſer Dinge zu erblicken wähnt, die kein vernünftiges Auge ſehen kann.

Der Wehrdi aber ſchien davon mehr zu begreifen. Nun begreife ich, ſagte er, warum die Bauern ſo über die Regierung und die Geſeze ſchimpfen, beſonders über das Tellgeſez, das ſie doch zu erleichtern ſcheint; und warum ſie zugleich nicht alle mit Steuern belegen, wie das Geſez ſie berechtigt, ſondern die Steuern auf dem Lande behalten. Sie wollen die Handwerker nicht an die Gemeinde, die könnten mit den Schulden-Bäuerleins gemeine Sache machen, deßwegen ziehen ſie keine Gewerbsſteuer und die armen verſchuldeten Bauern müſſen deſto mehr tellen, aber dem fragen die Reichen nichts nach. Aber glaubet ihr dann, Herr Pfarrer, daß die Sache wirklich ſo ernſthaft iſt? Unſere Bauern ſind keine Helden; gegen eine Regierung, die pfänden und köpfen kann, laſſen ſie ſich nicht ſobald auf.

Sie ſind allerdings nicht ſchüzig, wie die Luzerner oder die Seebuben, aber ſie ſind auch nicht vergeßlich, wenn einmal die Erbitterung in ihnen iſt, dann paſſen ſie auf eine Gelegenheit, ihr Luft zu machen. Sie werden bald ſehen, wie ſtark ſie im Lande werden, erwiederte der Pfarrer. Denn wenn die tauſend Dorfariſtokratien einmal einig ſind, was will die Stadtariſtokratie dagegen? Kein Menſchenkind aber wäre im Stande geweſen durch Reden von Liebe, Friede, Vaterland und Bruderſchaft ſie einig zu machen. Darum iſts ein Meiſterſtück der Klugheit, daß die Ariſtokratie verleitet wurde durch Anregung ſchlimmer Kräfte dieſe Einigung, ihre größte Feindin, ſelbſt zu bewirken, denn die gemeinſchaftliche Erbitterung verbindet nun, ehe ſie es ſelbſt wiſſen, tauſend Dorfſchaften, die bis dahin durch Neid und altangeſtammten und weislich genährten Haß auf immer getrennt ſchienen.

Aber, Herr Pfarrer, gefällt euch denn, wenn die Bauern Meiſter werden? ſagte Wehrdi. Ich bin zwar ſelbſt ein Bauer, aber ich will mich doch lieber von Herren regieren laſſen als von Bauern, ich weiß aus eigener Erfahrung, was die können, wenn ſie das Heft in die Hände kriegen. Ich gebe zu, das Patriziat regiert mit Hochmuth und Eigennutz, trotzend auf eingebildete Rechte, aber beim Bauer werden die gleichen Untugenden zum Vorſchein kommen, denn gerade dieſe Eigenſchaften ſind es ja nur, welche, wie ihr ſagt, das Patriziat in ihm erregt. Was aber Bauernhochmuth iſt und wie plump im Allgemeinen ſein Eigennutz einherplampet, das weiß Jeder. Der wird dann nicht einmal ſparen, ſondern erſt wird Jeder ür ſich nehmen wollen, ſoviel er kann, und was er nicht erhalten kann, das wird er verthun wollen, nur damit ein Anderer es nicht kriegt.

Auf eure Frage könnte ich euch Nein und Ja ſagen, ntgegnete der Herr. Ein Bauernregiment im gegenwärtigen Bauernſinn, das müßte z. Th. ein lächerliches, z. Th. ein furchtar läſtiges werden. Es werden auch Gemeinden gut regiert, ber in den meiſten herrſcht eine ſolche Deſpotie oder dann ne ſolche Uneinigkeit, ein ſolcher Eigennutz, Knauſerei oder erſchleuderung, daß wenn der gleiche Sinn der Sinn einer

Regierung würde, es nicht auszuhalten wäre unter derſelben, ſie ſich aber auch nicht halten könnte.

Aber wenn es etwas Neues giebt, ſo wird die neue Regierung aus allen Kämpfern gegen die alte zuſammengeſetzt werden, aus Bürgern und Bauern, und vor allem aus denen, die den bereits begonnenen geheimen Krieg eingeleitet haben. Hier ſind doch viele edle und reine Kräfte: Männer, die weder der Eigennutz noch der Hochmuth leitet, ſondern die Liebe zum Lande, welches ſo ſchnöde in der Entwickelung ſeines Lebens gelähmt wird. Die Alle werden aber von den Alten ihre Hauptſünde erben: die Ausſchließungsſucht. Wie frei ſie ſich auch geſtalten werden, etwas wird ausgeſchloſſen werden müſſen von der Staatsverwaltung und wahrſcheinlich wir; denn uns können die Advokaten am wenigſten leiden, aus bekannten Urſachen. Dann kommen ländliche und ſtädtiſche Intereſſen hintereinander und die Bürger, als die Schwächern, wird man zu verdrängen ſuchen. Die Advokaten werden beſonders gegen Einzelne kämpfen, die nicht gleicher Meinung mit ihnen ſind, ſondern ihnen zu widerreden wagen. Aber am Ende würden auch ſie von der Bauerſame verjagt werden, wenn dieſer Kampf hoffentlich nicht ſo lange dauert, bis etwas Neues unterdeſſen neue Kräfte zum Kampfe bringt, die am Ende doch ſiegen müſſen. Ich meine nämlich eine allgemeinere tüchtigere Bildung. Freilich wird ſich auch hier die eigene Erſcheinung zeigen, daß die Kraft, welche zu ihr hingetrieben, ihr die Richtung wird geben wollen, bis ſie auch dem Grundgeſetz unterliegt: daß aus dem Böſen das Gute wird. Der Eigennutz vorzüglich treibt die Meiſten zur Bildung jetzt, wie die Bauern an der Gräbd trefflich es ausgeſprochen. Vor Schaden wollen die Einen ſich oder ihre Kinder wahren. Gewinnen wollen die Andern, die Gringe ſollen Höfe werth werden. Hier zeigt ſich als die erſte Frucht des Eigennutzes ebenfalls die Ausſchließungsſucht. Die, welche die Gewalt haben, werden nur ihren Kindern zu dieſem Gewinn helfen wollen. Ehedem konnte man in den gewöhnlichen Schulen dieſes bequem machen. Das Patriziat ſorgte dafür, daß in den Schulen überhaupt wenig gelehrt wurde, und die Dorfariſtokratie ſorgte dann dafür, daß das, was ſie für das Vornehmſte in dieſer Lehre hielt, nur ihren Kindern zukam. Das läßt ſich jetzt ſchon ſchwerer machen, was man vielen Pfarrern zu verdanken hat, und wird ſpäter noch viel ſchwerer zu machen ſein. Daher wird man die gewöhnlichen Schulen ſo ſchlecht als möglich erhalten, die Reichern werden ihre Kinder denſelben entziehen, in beſondern Anſtalten ſie erziehen laſſen oder eigentliche Dorfariſtokratenſchulen ſtiften, wie man deren jetzt bereits an manchem Orte ſieht. Dann wird der Eigennutz nur das lernen wollen, mit dem etwas zu verdienen iſt, vor allem nicht deutſch, ſondern weltſch. Denn man meint, es ſeien im Weltſchland eigentliche Goldberge und Demantengruben für die Deutſchen; weltſch ſei der Schlüſſel zu allen Geldkaſten; weltſch helfe zu reichen Weibern und reichen Männern; weltſch helfe zum gut leben und gut haben, und wenn ein Burſche weltſch könne, ſo ſehe man nicht mehr, daß er ein Lümmel ſei, und wenn ein Schlärpli als Schlärpli wieder aus dem Weltſchland komme, ſo dürfe es Niemand mehr als Schlärpli anſehen, ſondern man müſſe von ihm ſagen: es ſei eine gebildete Tochter.

Es iſt, unter uns geſagt, nichts luſtiger als ſo ein ehemaliges Schlärpli und nunmehrige Tochter lismend durch das Dorf ſtolpern zu ſehen, das Klungeli im Fürtuchſack. Man gehe dann hinzu und ſehe, wie ſchwarz der Strumpf ausſieht; denn eine ſolche Tochter kömmt ſelten in Jahresfriſt vom Börtli bis zu der Ferſeren. Noch luſtiger iſt es, wenn ſie einmal, mit Rechen und Gabel auf der einen Achſel und mit der andern Hand ein Pariſöli haltend, heuen geht.

Ferners wird man in den Schulen alles für überflüſſig halten, das nicht zu der Bildung führt, die Geld einträgt unmittelbar oder mittelbar dadurch, daß ſie in die Regierung führt oder zum Handeln, mit einem Wort: zu Geld. Ja wer weiß, ob man in dieſem kraſſen Eigennutz nicht dahin kömmt, daß man die Fächer ordentlich abſchätzt und auf den Punkt genau in Batzen oder Franken zu ſagen weiß, wievie dieſes oder jenes Unterrichtsfach werth ſei. Man wird vielleicht ſogar dahin kommen, daß man für eine wöchentliche Unterrichtsſtunde in der Mathematik die Hälfte mehr bezahlt als für eine in der Religion.

Aber auch hier hält ſicher das Böſe nicht Stich. Allerdings werden die erſten Früchte der ſich verbreitenden Bildung wurmſtichig ſein wie die erſten Aepfel, die erſten Zwetſchen: wie eigentlich deren ſchon lange im Lande ſichtbar ſind und der Aufklärung einen ſo übeln Namen zuwege gebracht haben: verdrehte Rechtsagenten, ungläubige Halbherren und aufgeblaſene Gewerbsleute, die über alles in der Welt ſchimpfen und doch zu nichts zu gebrauchen ſind.

Sobald aber einmal die Zeit der Reife naht, ſobald man dieſe Bildung in ein förmlich Syſtem bringen will, dann ſieht die Welt ihre Ungeſtalt, dann erſchrickt man davor, dann ſiegt auch hier der gute Geiſt. Der erregte Hunger und Durſ wird beſſere Speiſe verlangen, die errichteten Anſtalten werden mit einem andern Geiſte erfüllt und wahrhaft geiſtige Bildung wird ſich Bahn brechen in allen Ständen, denn der Bauer hat ſo gut Zeit, ein vernünftiger, denkender Menſch zu werden, als der größte Herr. Nur der Unterſchied wird ſich dann geben, daß der Herr viel weiß von der Kunſt und Gemälde und Bücher kritiſch zu bereden weiß, der Bauer aber nichts davon weiß, hingegen viel von dem, was Got ſchafft in und außer ihm. Und dieſe Bildung iſts, die dann mitten in den Kampf treten, der Ausſchließungsſucht ein Ende machen, den Kampf vermitteln, die Stände verſöhnen und die Menſchen vereinen wird. Denn der gute Geiſt iſt immer ſtärker als der böſe, dieſer iſt nur des erſtern Diener, der beſtändig das Böſe will und doch beſtändig das Gute ſchafft.

Herr Pfarrer, redet ihr da vom tauſendjährigen Reich, wo der Löwe und das Lamm holdſelig nebeneinander an der Quelle ſtehen? und glaubet ihr dann wirklich, daß es bald und auf dieſe Weiſe kommen werde?

Ihr ſeid ein Schalk, Wehrdi, ſagte der Pfarrer. An das tauſendjährige Reich, wie die Propheten es in Bildern darſtellen, wie die Rabbinen es verſinnlichen, wie die meiſten Leute es ſich denken, Jeſus auf einem Schimmel reitend, glaube ich nicht. Aber an die Idee glaube ich. An die Idee nämlich, daß die Welt nicht nur ein Narrenſaal ſei, an deſſen Beſchauung die Himmliſchen ſich ergötzen können, daß ein jeder Einzelne nicht nur ſei ein Eichhörnchen in der Trülle, das andern zum Vergnügen ſpringen muß, bis es alle Viere von ſich ſtreckt. Ich glaube, daß der Einzelne zu einem höhern Leben ſich hier heranbilden ſoll. Ich glaube aber nicht nur das, ſondern daß durch dieſe Erziehung des Einzelnen die Geſchlechter auf höhere Stufen ſteigen, daß die Zuſtände ſich veredeln, daß es auf der Welt nach dem Plane Gottes beſſer werden ſoll und muß, daß wenn eine weiſe Hand alles regiert, alle Kräfte, die wir in böſe und gute abtheilen, doch nur Eines ſchaffen können, den Willen Gottes, der ein Ziel will. Dieſes Ziel wird aber nicht mit einmal erreicht, fällt nicht mit einem Satz in die Welt, wie Joggi vom Baum, ſondern die Welt bildet ſich ihm langſam entgegen. Vor Gott ſind tauſend Jahre wie ein Tag. Dieſes Ziel kenne ich nicht, aber deſſen, was ich geſagt, redet der Weltgang mir Zeugniß. Wie früh oder wie ſpät das eintreffen wird, worüber ihr mich ausgelacht, das weiß ich nicht, aber daß dieſe Zuſtände ſich nach und nach herausbilden werden, das zeuget in mir ein Geiſt, der nicht trügt, es iſt ein Geiſt, man nennt ihn mit verſchiedenen Namen. Es iſt der Geiſt des Glaubens, der Offenbarung oder der Geſchichte. Ich bin ſchon manchmal ausgelacht worden um Aeußerungen, die dieſem Geiſte entfloſſen, und wann ich ſagte: Habt nur Geduld, es kömmt ſchon beſſer, ſo ſchimpfte man mich aus. Aber dieſen Glauben trübt man mir nicht, macht mir nicht weiß, er ſei ein Traum. In ihm liegt mir der tiefe Troſt in meinem Amte. Ich weiß, ich nütze etwas. Er bewahrt mich vor jeglichem Haß, denn ich weiß, wie Jeder auch, allerdings auf ſeine Verantwortung hin, ſich gebehrden mag, — er muß doch dem gleichen Zwecke dienen.

Ich weiß, es iſt nicht meine Aufgabe, alles ſelbſt zu machen, ſondern auf alle mich umgebenden Kräfte wirken zu ſuchen im Sinne Gottes, daß ſie eilen die Worte Gottes zu thun auch wider Willen. Ich weiß, von mir hängt es nicht ab, daß es gut geht, es gienge auch ohne mich, aber wenn ich nichts thäte, ſo wäre mein die Verantwortung, mein die Verantwortung, daß Einzelne zurückbleiben auf ihrer Bahn. Ich weiß, das Lob gebühret Gott; darum vermag ich kein Schleiftrog zu ſein für alles, was ich nicht ſelbſt gedacht, ſelbſt geſagt, ſelbſt gemacht. Ich weiß, es geht vorwärts. Darum vermag ich, geduldig zu ſein, vermeine nicht, meine Weisheit in einem Tage auskramen, meine Einfälle in einem Tage verwirklichen zu müſſen; vermag mich zu orientiren, zu unterſuchen, ob die Kräfte zu dieſem oder jenem Werke in mir oder in Andern liegen; vermag es, jene Kräfte bewegen zu ſuchen, ohne daß es einem Menſchen einfällt, mir dafür zu danken oder mich zu rühmen. Ich weiß, ich bin keine Eintagsfliege und Gottes Plan keine Seifenblaſe, darum haſte ich nicht und zapple nicht, und was meine Bauern dazu ſagen, weiß ich wohl. Sie ſind böſe darüber, daß ich ihnen nicht das Luſtſpiel eines zappelnden Pfarrers aufführen will, welches ſo viele ihnen geben und nicht nur ihnen, ſondern auch den Herren z'Bern, die an ſolchen gar großen Spaß haben. Ich will nun einmal ſehen, wie ſie zappeln, und allemal, wenn ſie verzappeln wollen, ſollen ſie mich in Liebe finden. Freilich weiß ich wohl, daß —

Herr Pfarrer, ſoll man euch die Suppe z'warme thun? bengelte eine Stimme ſo unverſehens zur Thüre hinein, daß wir ordentlich zuſammen fuhren.

Wie aufs Kommando griffen wir alle drei nach unſern Uhren und fanden zu unſerm Erſtaunen, daß es ſchon weit über 9 Uhr war.

Wir propten auf, gäb wie der Pfarrer ſagte, es preſſire nicht halb ſo.

Wehrdi ſagte: er hätte noch gerne unſern Strauß wegen der Religion mit mir ausgefochten vor dem Herrn, das laſſe ſich aber dann ein andermal machen. Unterdeſſen danke er für viel Neues, das er gehört. Er wolle fortan die Augen beſſer aufthun und dem Herrn Pfarrer berichten, was er bemerkt, wenn er es erlaube.

Ich dankte auch, obgleich ich deßwegen nicht viel mehr begriff, und ſchob mich mit dem Andern fort, bezündet von dem Pfarrer bis vor die Hausthüre.

Draußen meinte ich: der Pfarrer könne auch noch reden, wenn er abkomme.

Ja, Schulmeiſter, ſagte Wehrdi, mache ume o, daß du e ſo abcho chönniſch! Gut Nacht! ſagten wir darauf einander und giengen von einander.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Wie man in Gytiwyl ein Schulhaus baut.

Ich gieng heim und mir war, als ob ich ein Wurmpulver im Leibe und ein Weſpenneſt im Kopfe hätte. Es gramſelten mir des Pfarrers Reden im Gehirn herum, daß mir faſt wunderlich wurde.

So wie ich mir Moſes dachte als göttlichen Geſetzgeber, ſitzend auf dem Gipfel Sinais, umleuchtet von Blitz und Donner, oder zürnend von der Rotte Korah Feuer ſpeiend, am Platze Gottes und von Gott geſandt — ſo ſah ich auch die Herren von Bern ſitzen auf dem Regentenſtuhl in großen Perücken, majeſtätiſch ſonder Gleichen; ſah ſie mit dem Schwerte der Gerechtigkeit in der einen Hand weit hinausreichen übers ganze Land, ſah die andere Hand mit der Ruthe der Zucht herumfahren im ganzen Land. Und wie ich an Moſes glaubte, glaubte ich an die Herren von Bern, ihr göttlich Recht und Sendung. Und wie ich mir Moſes nie dachte, ohne mit den Augen blinzen zu müſſen vor ſeinem Strahlenangeſicht, ſo mußte ich unwillkürlich einen Bückling machen, wenn ich dachte an die Herren von Bern und ihre Majeſtät. Von Patrioten und Jakobinern hatte ich gehört, die während der Revolution gehauſt haben ſollten im Lande; die ſtellte ich mir immer vor bocksbärtig mit wüthenden Augen, blutſchäumendem Munde und Krallen an den Händen wie der Vogel Rock. Die Ariſtokraten, welche die Patrioten wieder zum Lande hinausgejagt, ſchwebten mir dagegen vor ungefähr wie der Engel Michael, als er mit dem Schwerte die erſten Eltern zum Paradieſe hinausprügelte.

Von Patrioten rein dachte ich mir das Land, glaubte, die ſeien längſt alle geköpft oder gehängt; denn nirgends ſah ich einen mehr, der Krallen hatte wie der Vogel Rock. Einzig und allein meinen Schneider ſah ich zuweilen verdächtig an, wenn nämlich ſein linker Daumennagel, nur wenig weniger als einen halben Schuh lang, ſich der Welt entgegenbäumte. Nun hörte ich auf einmal den Pfarrer ſelbſt von den Herren von Bern reden, daß mir blau wurde vor den Augen. Freilich war er nicht bocksbärtig und ſchäumte nicht, er hatte im Gegentheil ein ganz glatt Geſicht und redete infernal gelaſſen; aber er redete doch von ſeiner Obrigkeit ſo ohne Reſpekt und zergliederte die Herren von Bern ſo gleichgültig, wie ein Metzger eine Sau, daß er mir gerade vorkam wie ein verkleideter Patriot und mir recht unheimelig neben ihm wurde. Ich dachte, wenn das der Landjäger wüßt? Aber während dem ich ſo dachte, entſchlüpfte mir ein Theil der Rede nach dem andern, wie böhmiſche Wörter. Der Geſammteindruck wirbelte mir noch im Kopfe herum, als ich endlich heimkam erſt nach 10 Uhr, zu großem Erſtaunen meiner Frau. Ich muß ein merkwürdig Geſicht gemacht haben, faſt wie der Rathsherr, der mit dem ſammetnen Aermel zum Fenſter ausſah in B., mit ſeinem Aermel den ſämmtlichen Reichthum und mit ſeinem Geſicht die ſämmtliche Weisheit der im Rathsſaale Sitzenden darſtellen mußte. Mädeli frug mich bald, was ich ſo wunderlich drein ſehe und nicht antworte wie ſonſt; was es Appartigs gegeben habe? Ich machte natürlich ein geheimnißvolles Geſicht und that koſtbar mit der Antwort. Und als ich endlich mit derſelben herausrücken, Mädeli die Gräuelsworte alle erzählen wollte, die der Pfarrer ausgeſtoßen, waren ſie mir alle entronnen, wie Fiſche und Krebſe beginnenden Köchinnen. Etwas beſtimmtes wußte ich gar nicht mehr zu ſagen, ſondern nur, wie der Pfarrer die Obrigkeit zergliedert hätte und wie ich glauben müſſe, er ſei ein Jakobiner oder gar ein Patriot. Ich konnte gar nicht begreifen, warum ich von dem, was der Pfarrer geſagt, nichts behalten hatte, während ich die Geſchichte der Bauern vom Abend vorher nicht nur recht gut in Gedanken hatte, ſondern auch leicht durch den Mund bringen konnte. Mein Weibchen fuhr mich nicht übel an über die Beinamen, die ich dem Pfarrer gab. Der werde nichts ſagen, als was recht ſei und was er gut wiſſe, und ſie wüßte eben auch nicht, warum man über die Berner nicht ſo gut reden könne und über den Landvogt, als über andere Leute: es werden doch Leute ſein wie andere, und müſſe ſich ja auch der Pfarrer gefallen laſſen, daß jedes Lumpebürli über ihn räſonnire. Ich wollte meiner Frau des Pfarrers Frevel begreiflich machen, aber heute ſchwieg ſie nicht wie geſtern, ſondern brachte mich endlich zum Verſtummen und verſtummt ins Bett. Es war, als ob der Pfarrer es ihr angethan hätte, ſo hatte ſie den Narren an ihm gefreſſen. Ich glaube, wenn er geſagt hätte, Anken ſei Speck, ſie hätte ihr Lebtag dem Anken Speck geſagt. Es iſt merkwürdig, wie der weibliche Glaube an Perſonen ſich klammert und wie ſtark und blind er wird, wenn er eine bedeutende Perſon gefunden, aber auch, wie gefährlich für das Weib, wenn dieſe Perſon dieſe Schwäche mißbrauchen will zu ſinnlichen oder ſündigen Zwecken. An dieſer Schwäche hängt ein bedeutender Theil des Sektenweſens, auf dieſer Schwäche beruht großentheils der Einfluß der katholiſchen Geiſtlichkeit, dieſe Schwäche öffnet dem reformirten Geiſtlichen Thüren und Thore zu Hütten und Paläſten, wenn er an die Herzen zu klopfen weiß. Wohl klopft auch Mancher an die Herzen und Thüre und Thore ſpringen auf, aber bange bleibt der Klopfende ſtehen auf des Thores Schwelle und geht nicht ein in die Hütte, nicht in den Palaſt. Bärtig und bittend und ehrfurchtgebietend ſteht der alte König Salomo vor ihm und hebt den Finger auf und ſagt: Bewahre dein Herz mehr dann alles, das zu bewahren iſt, denn ein Narr iſt, wer auf ſein Herz ſich verläßt — das habe ich erfahren! Da klopft des Klopfenden eigenes Herz, betrübt wendet er heimwärts ſich, an die Herzen klopfet er fort und fort, aber zu den Thoren geht er nicht ein. Da vernimmt aber bald gar manch Herz ſein Klopfen nicht mehr, weil er nicht eingehen will zum geöffneten Thore. Wer ſich aber auf ſein Herz verlaſſen könnte, innen und außen ſchön wäre, was vermöchte der, wenn er zu den Thoren eingienge! Aber ſolche Klopfer ſind ſelten. Pinſel giebt es deſto mehr, die ſchlagen an die Herzen mit Holzſchlägeln und ſpringen nach jedem Schlage an jede Thüre, ſchlüpfen durch jede Spalte und möchten jedes Herz mit den Fingern greifen und es vor ihre Brille (denn ohne die ſehen ſie nichts und mit ihr wenig) kriegen, um zu ſehen, wie ſie es zerklopft und wie es geblutet und geweint erbärmlich.

Obgleich ich ſtumm ins Bett gieng, ſo war es doch lebendig in mir und ward immer lebendiger. Was der Pfarrer in mich geworfen, das war auch von dem Saamen, der aufgeht und Früchte bringt, wenn er Boden findet. Es war auch Same vom Baume der Erkenntniß des Guten und Böſen, der den Menſchen glücklich oder unglücklich machen kann beides. Doch vom Bauen will ich eigentlich reden und ob dem König Salomo hätte ich es bald vergeſſen.

Die Vorfrage beim Bauen iſt gewöhnlich die: wo das Haus abgeſtellt werden ſolle, auf den alten oder auf einen neuen Platz? Die Entfernteſten wollen das Schulhaus näher, um den Kindern Weg und Schuhe zu ſparen. Die Nächſten möchten es entfernen, denn Niemand hat ein Schulhaus gerne vor der Thüre, weil man das Vorurtheil hat: Vor d'r Burſch ſyg nüt ſicher u i d'r Ornig ha chönn me ſe nit, da ſöll me ume höre. Dann kömmt noch in Betracht: ob etwa ein bedeutender Mann den alten Platz gerne hätte od. ein Anderer den neuen der Gemeinde gerne für ſchweres Geld verkaufen möchte. Da glauben die Leute: Henſchen mache ſelig und der Uverſchantiſch ſei bei Gott am beſten an. So forderte z. B. im B…, einem Graben, wo Fuchs und Haſe einander gute Nacht ſagen, wo große Strecken Land die Sonne nie geſehen haben, wo man in Fehljahren eine große Wyti um ½ Pfund Kaffe kaufen könnte, ein gemeinnütziger Schlegel für einen Platz zu einem Schulhauſe nicht weniger als 10 Kreuzer per Schuh, alſo 10,000 L. per Jucharte. Der Entſcheid dieſer Frage erzeugt an manchen Orten ſchwere Kämpfe, und wenn die auch nicht ſoviel Leute koſten wie der trojaniſche Krieg, ſo hat man doch der Beiſpiele genug, daß ſie noch länger dauerten als dieſer Krieg, nämlich über zehn Jahre und die dabei entſtandenen Feindſchaften ewiglich.

Dieſen Vorkampf hatten wir nicht in Gutiwyl, das alte Schulhaus ſtund bereits an der Ecke des Dorfes. Dorthin war es ſchon vor Zeiten abgeſtellt worden, weil Niemand im

Dorfe es bei ſeinem Hauſe haben, Niemand dafür Land gegeben wollte. Man that es daher aus dem Dorfe, wahrſcheinlich an den ehemaligen Waldſaum, und ſtellte es dort auf gemeines Land, das nur vorbeiziehende Schafe oder Gänſe benutzten, ab. Seit 150 Jahren (ſo lange ſtund das alte Haus) war hier Niemand andern Sinnes geworden, Niemand begehrte es zu ſeinem Hauſe. Nur einige Tauner, die am andern Ende des Dorfes wohnten, meinten: es wäre billig, wenn ſie jetzt das Schulhaus auch 150 Jahre auf ihrer Seite hätten; die Kinder der Bauern vermöchten beſſer, Schuhe und Strümpfe den heilloſen Dorfgaſſen Preis zu geben. Aber da es nur Tauner waren und auf ihrer Seite gleich das Moos anfieng, wo wirklich ein bös Bauen geweſen wäre, ſo bekümmerte man ſich nicht viel um ihre Rede; man ſagte nur: albez ſei doch das nit ſo g'ſi, ſelligi hätte z'Mul nit uftha, aber jetzt heig en-iedere Schnuderbub z'Recht, z'ſäge, was ihm z'Sinn chömm, wes ume übere e Bur usgang u nit über e Herr. Der Kirchmeier wußte alſo, wo das Haus hinkommen mußte, es war nur darum zu thun, wie man bauen wolle. Einhellig war man darüber, daß man den Lättikofern zeigen wolle, man vermöge es ſo gut als ſie, auf 1000 Pfund komme es alſo nicht an. Aber ob man das Haus vom Luft ab oder gegen den Luft kehren, mit Schindeln oder Ziegeln oder Stroh oder Schiefern, mit einem deutſchen oder franzöſiſchen Dachſtuhl ꝛc. bauen ſolle, darum diſputirte man ſich, doch eben auch nicht hitzig.

Dieſes Streiten ſollte der Kirchmeier dann entſcheiden durch den Ausſpruch des Zimmermanns, den einzuholen er den Auftrag erhalten hatte. Aber mein Kirchmeier ſagte: er könne nichts ſagen, der Zimmermann ſei noch nicht gekommen. Er hätte es deſſen Vaters Bruders Tochter geſagt, die hier wohne, wenn ſie ihn öppe ſehe, ſo ſolle ſie ihm ſagen, er ſölle öppe zu ihm kommen, wenn er öppe dadüre gehe. Er hätte gedacht, es preſüre nit ſövli, es ſei ja erſt Faſtnacht und er wüßt von mengem Bauernhaus, das von St. Johannstag bis z'Martistag gebaut worden. Mein Kirchmeier war kein ſchütziger Mann, der übte nicht bloß das deutſche Sprichwort: Eile mit Weile, ſondern beſonders das ſchweizeriſche: Chume n i nit hüt, ſu chume n i doch morn.

Es war ein langer, ſtattlicher Mann und ſchritt ſtattlich einher, aber immer wie wenn er Holzboden an den Füßen gehabt hätte. Der konnte gar keine Veränderung leiden, er konnte weder Kuh noch Korn zu rechter Zeit verkaufen, weil das eine Veränderung war; er konnte kein Werk anfangen, und auf jeden Fall keins im Laufe der Woche, daher war er gewöhnlich noch am heuen, wenn Andere zu erndten anfiengen. Er konnte, ſo träge er war, doch des Abends nie ins Bett, ſondern tubakte bis Mitternacht hinter dem Ofen oder auf dem Ofen ganz alleine, nur weil er nicht gerne etwas beginnen wollte, nämlich aufſtehen ſtatt ſitzen, abziehen ſtatt tubaken, ins Bett liegen und ſchlafen ſtatt wachen und g'rad uſe luegen.

Wollte man ihn jetzern, ſagte ihm die Frau oder die Söhne: Aetti, wottſch doch nit? wärs nit Zyt? ſo antwortete er: I will de öppe luege; es wird nit ſövli preſſire; es iſch di angere Woche noch früh gnue. Wenn dann die Söhne ungeduldig wurden, ſo ſagte er kaltblütig: He, d'r Großätti het albez g'seyt, we d'Buebe öppis welli z'wänge, ſu müß me ſe la zapple u 'ne ſäge, me well 'ne de i drei Wuche d'r Beſcheid gäh. Weil er nie zur rechten Zeit befehlen und anfangen konnte, ſo brauchte er noch einmal ſo viel Leute zur Arbeit als die Andern, und dieſe Leute aßen noch einmal ſo viel Brot als die Hälfte Leute gegeſſen hätte, und doch trug der Hof immer weniger ab, weil nichts zur rechten Zeit gemacht wurde; und die Matten gaben faſt kein Heu mehr, weil, wenn einmal das Waſſer aufgereiſet, es nicht mehr abgereiſet wurde, und war es einmal abgereiſet, er es nicht übers Herz bringen konnte, es wieder aufzureiſen. Dabei war er huslich, wie

Keiner, ſeine Frau brauchte ihm immer zu viel und für irgend eine gute Sache hatte er nie Geld. Er war es geweſen, der den frühern Pfarrer am meiſten auf der Mugge hatte. Er hatte ſich manchmal im Futtergang oder im Säugängli verſteckt, wenn er denſelben gegen das Haus zukommen ſah. Dem kam es wohl, war er ſo reich und konnte er ſeinen vielen Knechten und Taunern den Lohn aus ſeinen Zinſen geben, der Hof hätte es ihm nicht abgetragen. Dieſer Mann nun ſollte den Schulhausbau leiten, man kann ſich alſo denken, wie ſchnell das Werk gieng, das von allen Werken im ganzen Dorf ohnehin am langſamſten geht, weil ſelten Einer treibt, dagegen Viele deſſen Schleiftröge werden auf vielerlei Weiſe.

Nun traf es ſich, daß glücklicherweiſe der Zimmermeiſter dem Kirchmeiſter noch vor St. Johannistag anlief und ihm verſprach, er wolle ihnen ſchon ein Schulhaus auf das Papier machen, das ihnen gefalle, wenn ſie den und den Sonntag beiſammen wären, ſo wolle er es ihnen zeigen und ſehen, ob er Neuis mit ihnen machen könnte. Der Bau eines Schulhauſes iſt der Willkühr ſolcher Baukünſtler überlaſſen bis an drei Beſtimmungen, die einen doppelten Abtritt, 5 Fuß hohe Fenſter und 9 Fuß Zimmerhöhe vorſchreiben. Hat ein Bauer kurzum gebaut, ſo redet er auch ſein Wort darein und bringt ſeine eigenen Einfälle in den Bau hinein; oder iſt in der Nähe ein neues Schulhaus, ſo nimmt man das zum Muſter, doch ſelten ohne etwas daran erliſtelen oder erſparen zu wollen. Freilich hat man in neuerer Zeit Modelle geſehen, aber die paſſen zu mancher Landesgegend wie Sommerſtrümpfe für den Winter. Aber auch jetzt ſteht es jeder Gemeinde durchaus frei, ihre Schulſtuben ſo groß zu machen, wie es ihr beliebt, ſie ihrer Kinderzahl anzumeſſen oder nicht. Wohl die Hälfte der Schulhäuſer, die von 1810—1820 gebaut wurden, ſind bereits untauglich; eine Menge von denen zwiſchen 20 und 30 gebauten ebenfalls; und wie viele von denen in unſerm Jahrzehend errichteten werden im nächſten Jahrzehend untauglich ſein, beſonders wenn die im Geſetz ausgeſprochene Klaſſenſonderung durchgeführt werden ſollte? Ueber die Wohnung des Lehrers iſt ebenfalls nichts geſagt, man kann ihm 2–3 Stuben bauen ſo groß als man will; ja man kann zwei kleine Winkel machen, in denen kein Bett Platz hat, dieſen Winkeln Stuben ſagen und ſie für 40 L. anſchlagen. Man kann ihm etwas Stallung, Tenne und Heuboden machen oder nicht machen, oder man kann ſie ſo machen, daß das G'fetterzeug ſeiner Kinder darin Platz hat, ihre hölzernen Kühe und Wägelein, aber im Stalle keine lebendige Geiß und im Tenn keine Stoßbäre, geſchweige denn ein Wägelein oder Karrli. Ja man kann dem Lehrer als Schaf- und Ziegenſtall ſogar den Keller unter der Schulſtube, von ihr nur durch eine Diele geſchieden, anweiſen, auf die Gefahr hin, daß in wenig Jahren durch die gefaulten Bretter und Balken die Kinder hinunterfahren — freilich nicht in die Hölle, aber doch zu den Geißen.

Das alles kann man und darum hat ein Baugenie einen unendlichen Spielraum!

Der Bau- oder Zimmermeiſter nimmt die Aufrichtig, die Einwandung, Dielen, Boden, Bänke, Schränke ꝛc. gewöhnlich ins Verding, entweder mit oder ohne Holz. Wo Bauern Holzbeſitzer ſind, da liefern ſie es gegen Schatzungen, die beidweg gemacht werden hoch und tief, je nachdem die Schätzer ſelbſt Holz geliefert oder nicht; doch giebts auch ehrliche Schätzer, warum nicht! Wo Bauern das Holz liefern, da iſts ein Herrenfreſſen für den Zimmermann, ſo in den Tannen herumhauen zu können, daß es Späne giebt von Mausdicke und Tütſcheni wie Sand am Meer. Hinter die ungezählten Laden zu gerathen in dunkeln Nächten, iſt ein Herrenfreſſen für alle die, welche Apfelbürde, Erdäpfelkrummen oder Schweinſtälle nöthig haben; ſie verſorgen ſich da wohlgemuth und ungeſtraft. Auch die Wahl eines Zimmermeiſters giebt hier und da das dritte Herrenfreſſen ab, wo mehrere Meiſter um den Bau buhlen, jeder ſich Protektoren gewinnen muß und die Wahl von der Hausvätergemeinde abhängt. Wie man ſich da in die Ecken nimmt, ſich hinausruft, in den Gängen herumſchießt, ſich flieht und ſucht — es iſt ein recht luſtig Zuſehen.

Bei uns giengs nicht ganz ſo, denn der Zimmermeiſter hatte keine Nebenbuhler, ein bedeutender Theil des Holzes mußte er ſelbſt liefern; ſo machte man es mit ihm an jenem Sonntage. Ich traf auf der Gaſſe den Statthalter an und der hieß mich mit ins Wirthshaus kommen, zu ſehen, welchen Palaſt man mir bauen wolle. Da möchte es ſich doch wohl erleiden, daß man mir etwas vom Lohn abziehe, wenn ich in einem ſolchen Herrenhaus wohnen könne, meinte er.

Im Wirthshaus war die Vorgeſetztenſchaft verſammelt um den Zimmermeiſter, der auf einem Papier ein Haus hatte ſchön gelb und roth angeſtrichen. Selligs gäb z'thue, ſagte er, me glaubs nit, aber drum chönns o nit en-iedere, ume bis me wüßi, was gelb und was roth ſein müſſe, gehe es lang, u we me ſcho mein, me wüßts, ſu verſchieß me doch geng no. Er erklärte nun das Haus und was jeder Strich zu bedeuten hätte, und daß das Haus einen Schuh länger, einen halben Schuh breiter ſei als das der Lättikofer; doch ſeien ſie neue faſt gleich, das chönn me ſövli exakt nit b'reiche; uf e Schuh höher oder niederer chömms de nit ab, das chömm de geng no druf ab, wie men-öppe z'G'ſchwell heig u d'Naſe. Die Vorgeſetzten betrachteten die Sache ſtill und lang. Endlich ſagte Einer: das Haus könne man nicht wohl kleiner machen, aber die Schulſtube, die düech 'ne nadiſch doch z'groß, die könnte man wohl fünf Schuh kürzer machen. Die fünf Schuh könne man ja zum Gang nehmen, es ſei auch kommod, wenn der breit ſei, oder zum Tenn, das hätte man auch nicht bald zu breit. Der Ammann ſagte: öppis Recht hätte er. Ihn dünke es auch, die Schulſtube ſei zu groß, aber wenn man drei Schuh davon nehme, ſo möge das ſchon viel bringen.

Sie wurden endlich einig, die Stube um vier Schuh zu verkürzen, ſo daß ſie im Bunde 30 Fuß breit 31 Fuß lang wurde für 150 Kinder an einem Orte, wo die Burger Rechte in Moos und Wald hatten, wo man alſo auf eine bedeutende Volksvermehrung ſchließen konnte, indem an ſolchen Orten ſelten ein Burger ſich entfernt. Mich fragte man gar nicht, man zeigte mir bloß, welch große B'huſig ich bekomme, nämlich drei Stuben auf der Schulſtube. Da werde es mir doch dann nichts machen, in das eine Stübli hie und da eine Familie aufzunehmen, welche ihnen auf der Bettelfuhr zugeführt würde. Ich fragte endlich: ob man den Plan nicht noch dem Pfarrer zeigen wolle, ehe man es beſtimmt abmache, der hätte vielleicht auch was zu ſagen.

Was das den Pfarrer angehe? fragten mich zwei miteinander, der gäbe ja nichts dazu und er wäre im Stande, es ihnen expreß zu verpfuſchen; u was ſo eine vom Bauen verſtehe, der ſein Leibtag nicht einmal ein Säuſchürli zu bauen vermöge?

Nachdem ſie ſo einig mit einander geworden, gieng nun das Märten um den Preis an und um die Handleiſtungen. Dabei wurde manche Halbe getrunken und manch Stichwort gewechſelt. Die Bauern hielten dem Zimmermann vor, er werde ihnen dann kommen im Heuet, der Erndte und dem Emdet, wenn kein Bauer Zeit habe, ihm zu freſſen zu geben; da begehrten ſie ihn dann auch nicht. Der Zimmermann aber ſagte, das werde ihnen nicht ſövli machen, die Blinden und die Lahmen und die G'hörübel, welche ſie an ſolche Gemeindwerke ſchicken, könnten ſie doch in der Erndte nicht brauchen; und die ſtumpfen Beile und verkrümpelten Sägen und fingerslangen Schaufeln, welche ſie ihnen mitgeben, werden ſie doch im Heuet auch nicht brauchen.

Vor dem Heuet ſollte Material geführt, das alte Haus abgebrochen, der Baugrund geebnet, der Keller erweitert und die Schwellen untermauert werden; zwiſchen Erndt und Heuet aufgerichtet und dann alles ſo bald als möglich fertig gemacht werden. Mir wurde unterdeſſen eine Stube zum Bewohnen angewieſen, in welcher im Winter ein Küher logirte. Noch einige Reden verurſachte die Frage: ob man den Plan auf Bern ſchicken und um eine Steuer anſuchen wolle oder nicht? Mehrere waren der Meinung: ſie vermöchten ſelbſt zu bauen, wollten nicht betteln und möchten dann nicht, daß ſo ein Weisheitsbüntel von Bern ihnen in ihre Sache rede, und was es gebe, trage die Mühe faſt nicht ab, die man damit habe. Der Zimmermann aber redete ein: man brauche den Plan nur dem Schulcommiſſär abzugeben und der wohne ja nicht weit. In Bern rede man nichts darein, man ſehe nur nach dem Abtritt und wenn der recht ſei, ſo ſei alles gut. Es ſei doch auch luſtig, wenn man ein paar hundert Franken holen könne ſo mir nichts dir nichts, und noch dazu in geſetzlichem Gelde, wenn es nämlich ihr Schaffner, der die Sache für den Landvogt mache, nicht treibe wie der in ſeinem Amte, der alles geſetzlich einnehme, aber ſo ſchlecht als möglich bezahle mit der niederträchtigſten Münze. Neulich ſei ein Haus verbrannt, das in der Brandaſſecuranz geweſen wäre, da hätte der Brandbeſchädigte vom Schaffner die obrigkeitliche Steuer erhalten in lauter Brabäntern, aber alle zu vierzig Batzen gerechnet. Es nähme ihn doch Wunder, was der, der ſo gerne Andere verklage, machen würde, wenn auch einmal Einer Guraſchi genug hätte, ihn zu verklagen? wahrſcheinlich müßte die Sache der Landvogt ausfreſſen oder Schuld ſein daran.

Endlich war man fertig, daß man nach der Uerti fragen konnte. He, no 'nes Mößli, ſagte die Wirthin, de will is ſäge! Als man ſie vernahm, ſchoben die Mannen die eine Achſel in die Höhe und fuhren mühſelig mit den breiten Händen in die engen Hoſenſäcke, und jeder zog ein Händveli Münz heraus (nur die Ledigen klimpern mit Brabäntern und Fünfunddreyßigern) und brösmete dar, was ihm ziehen mochte.

und der Ammann ſagte zum Statthalter: Lue doch, ob ih's recht zellt ha? i g'ſehs nimme recht, wen-i nit d'r Spiegel ha.

Ganz Haus oben im Dorfe kam ich heim und erzählte meinem Mädeli, in welch ſchönes gelb und rothes Haus wir bald zu wohnen kämen, mängi Bäuerin werde über ihns ſchalus werden.

Es wett, m'r wäre ſcho drin, ſagte Mädeli — weiter nichts.

Am nächſten Chorgericht konnte der Statthalter ſich nicht enthalten, dem Pfarrer zäpfelnd zu ſagen: ſi welle's i Gotts Name probire, ob ſis vermöge, es Schulhus z'baue oder obs ſi drob müſſe z'Lumpe werde.

Der Pfarrer verzog keine Miene, ſondern ſagte ernſthaft: das well er nit hoffe, es wär ihm leid für ſe, aber ſi ſölli ſi in Acht näh mit den Arbeitsleuten und gute Akkörde ſchließen. Vor allem aus möchte er ihnen empfohlen haben, daß ſie jedem Arbeitsmann in den Akkord thäten, daß er bei Strafe eines beſtimmten Abzuges um die und die Zeit fertig ſein müßte mit ſeiner Arbeit. Es ſei jetzt ſchon wohl ſpät und er fürchte, es gebe ſonſt wie an andern Orten. Habe ein Partikular ein Haus zu bauen, ſo ſei er hinter den Arbeitern her und preſſire ſie, damit er zu rechter Zeit ſeine Arbeit erhalte und in der guten Zeit ſie gemacht werde. Und doch möge das noch mancher Partikular nicht zuwege zu bringen, beſonders wenn ſeine Arbeiter in die Stündeli giengen. Man ſoll nun denken, wie das bei einem Schulhaus gebe, wo gewöhnlich Niemand ſich die Zeit nehme zu preſſiren, und jeder Partikular finde: mit dem Schulhaus könne man wohl warten bis ſeine Arbeit fertig ſei, und jeder Arbeiter denke: die Gemeinde werde nicht böſe, wenn er zaudere mit ihrem Hauſe, wohl aber ein Partikular. Da werde dann gewöhnlich furchtbar gepfuſcht, die Oefen und Kamine erſt gemacht, wenn es einfriere, die Fenſter erſt eingehängt, wenn es bereits ins Haus geſchneit, die Vorfenſter aber erſt mitten im Winter oder manchmal erſt den folgenden, wenn von dem herablaufenden Waſſer die Wände und Geſimſe unter den Fenſtern ganz ſchwarz geworden. Um das Haus herum bleibe es dann im Urzuſtand (ich rede hier nicht vom Urzuſtands- und dem ihm entſprechenden Urdingwort), ſo daß die Kinder beim naſſen Wetter Schuhe und Strümpfe verlieren, ehe ſie durch den Schopf kämen, und wenn ſie endlich zu der Thürſchwelle ſich durchgeſchlagen, dort nicht einmal die nöthigen Tritte fänden, höchſtens ein wackelndes Tütſchi. Mit des Schulmeiſters Wohnung ſehe es gewöhnlich noch ſchlimmer aus; ob er einziehen könne, wann und wie? darum bekümmere ſich Niemand.

Der Statthalter war ganz verſtummt von der langen Rede, zu der ſich der Pfarrer hatte hinreißen laſſen, der längſten, die er je von ihm gehört. Ja, ja, Herr Pfarrer, ſagte er, me muß luege, m'r wei's öppe mache, daß es gut chunt, m'r müſſe öppe afe wie z'Baue gevt.

Als wir heimgiengen miteinander, begehrte der Statthalter nicht übel auf. Der Pfarrer müſſe ſie dann nicht b'richten, wie man bauen müſſe, er müſſe nicht meinen, ſie ſeien nur dumme Bauern. So Eine aber meine, es müſſe alles auf einmal gemacht ſein, und wenn man an eine Sache nur gedacht hätte, ſo müſſe ſie ſchon daſtehen. Er hätte afe viel Akkorde geſehen, er glaube mehr als der Pfarrer, aber ſellig, wie er ſage, ſei ihm noch keines unter die Augen gekommen, ſo etwas Halbtaubes wolle er nicht anfangen. Und wenn man den Handwerkern ſo befehlen wollte, wann ſie fertig ſein ſollten, ſo würde jeder von ihnen auch kommen und befehlen, wenn ſie dieſes oder jenes führen ſollten, aber da ließen ſie ſich nicht befehlen; ſie ſeien ſchon lang zu Gytiwyl geweſen und es hätte ihnen Niemand befohlen, ſie wollen jetzt das D....werk nit gah afah.

Wir hatten einen recht ſchönen Frühling, aber da war keine Zeit zum Schulhausbau. Ich gieng einſt zum Kirchmeier, als es mich dünkte, es wäre die höchſte Zeit, daß etwas gemacht werde. Ich fand ihn hinter dem Tiſche ſitzen tubakend. Die Frau nahm das Brot aus der Tiſchdrucke und ſagte: Schumeiſter, hocket u nät Brot, es iſch früſches vo hüt em Morge u d'r Müller het is dä Kehr ſchöns Mehl brunge, er iſch nit v'rſchoße, wie ſüſt. Und der Kirchmeier ſagte: Schumeiſter, was bringſt Neus? Ich ſagte ihm, daß ich eben käme, um nachzuſehen, ob es nicht bald etwas Neus geben ſolle? Er ſagte: He, mi het geng no all Häng voll z'thue g'ha u es het Niemere d'r Zyt g'ha, z'fahre u cho z'helfe; aber hüt han-i's myne Buebe g'ſeyt, we ſie öppe d'r Polizeier g'ſeye, ſu ſölle ſi ihm ſäge, er ſöll öppe zuche cho, i well ihm de öppe e Lyſte mache für ga z'biete. U de wei m'r öppe mit enangere rede, we me öppe well afah. Es düecht mi, vor em Heuet ſygs nit meh d'r werth u vom Heuet bis i Winter iſchs no lang. Und wie der Kirchmeier geſagt hatte, ſo gieng es auch, da ich nicht heftiger treiben durfte. Und weil der Kirchmeier gewöhnlich ein halbes Werk hinter den andern drein war, ſo gieng es bis faſt zur Erndte, ehe man anfieng.

Endlich mußte ich auszügeln und das alte Haus wurde eingeriſſen. Es that mir doch noch weh, das alte wüſte Haus verſchwinden zu ſehen. Es war Zeuge geweſen von meinen Freuden, meinen Leiden. In dieſem Winkel waren mir Kinder geboren worden, in jenem Winkel hatte das Todtenbäumchen meines kleinen Kindes geſtanden, auf dem Ofen waren wir ſo oft zuſammen geſeſſen mit offenen Herzen, aus denen Liebe und Vertrauen quollen, an den geſtorbenen Fenſtern mit den runden Scheiben war ich ſo oft betrübt geſtanden und hatte zu einer noch heitern Scheibe hinausgeſehen, von welcher Seite her das Glück kommen wolle. Und wenn ich in die Winkel ſah, auf dem Ofen ſaß oder am Fenſter ſtand, ſo weckte mir der bekannte Anblick, die alte Stimmung, die alten Gefühle wieder und es tauchte in mir auf die alte Zeit mit ihren Freuden, ihren Leiden. Aber den Leiden hatte die Zeit den Stachel genommen, während die Freuden noch ſo friſche und liebliche Klänge anſchlugen in meinem Herzen! Darum waren mir dieſe Rückerinnerungen ſo lieb, ſo lieb die Orte, die ſie in mir heraufriefen! Darum hätte ich dem alten Hauſe bald nachgeweint, wie einem ſcheidenden Freunde. Mädeli that es wirklich.

Unſer Gärtchen und die herumliegenden Grasplätze mußten wir für dieſes Jahr verſchätzen und die Ziege, die ich endlich zu kaufen vermocht hatte, den Zäunen nachſenden. Dafür entſchädigte uns Niemand. Man ſagte mir, ich könne wohl zufrieden ſein, wenn Niemand davon rede, mir am Lohn abzuziehen, weil ich jetzt eine ſo ſchöne B'huſig bekäme.

Der Bau gieng vor ſich, aber langſam. Der Zimmermann klagte immer, er hätte gar ſchlechte Handbietung von den ihm zugegebenen Arbeitern, der Maurer klagte über Mangel an Material; und der Kirchmeier antwortete ihnen dann: er wolle öppe auf die Leute luegen und wenn er ſie öppe ſehe, ſo wolle er ihnen ſagen, ſie ſollen öppe fahren oder öppe einiſch e Beſſere ſchicken.

Endlich Ende Auguſt war der Bau aufgerichtet. Alles lief hinzu und bewunderte ihn; dann lief alles davon und alleine blieb der Bau. Und er blieb alleine den ganzen Herbſtmonat durch. Endlich ward mir doch Angſt und ich lief einmal wieder mit dem Herzen in beiden Händen zum Kirchmeier, um ihm mit der Brattig zu Gemüthe zu führen, wie nahe Martistag ſei und daß der Küher bald kommen und ich dann Platz machen müſſe. Ja, ja, Schumeiſter, me cha nit geng alles zwänge, i ha ſcho lang bifohle, me ſöll m'r öppe uſe Zimmerma u uſe Murer u uſe Polizeier luege; u we me ſe die Wuche nit öppe g'ſeht, ſu muß me die angere Wuche 'ne expreß Beſcheid mache, daß ſie öppe chömmi. Endlich kamen wieder Arbeiter und es wurde am untern Ring gearbeitet. Aber allgemein erſcholl von den Arbeitern das Geſchrei: daß ſie nicht Materi hätten und daß die Fuhrungen gar zu hinläßig gemacht würden. Da geſchah dann mehreremal, daß wegen Mangel an nöthigem Bauſtoff ein Meiſter mit ſeinen Geſellen aufpackte und das Haus im Stich ließ. Dann kam freilich das Material auf den Platz, aber kein Meiſter war da, es zu verarbeiten. Dann kam ſelbſt der Kirchmeier in Guſel, er ſagte nämlich: er wolle auf den Zimmermeiſter oder den Maurer luegen, und wenn er ſie öppe ſehe, ihnen ſcharf bifehlen, daß ſie die andere Woche kämen. Sachen wären jetzt da und er hätte noch Andern bifohlen, daß ſie auch auf ſie luegten. Dem Maurermeiſter war eines jener Ofenungeheuer in die Schulſtube zu machen befohlen worden, die man noch an manchen Orten ſieht hinausreichen in die halbe Stube und an manchem Orte den vierten Theil der Stube unbrauchbar machend. Ein Ungeheuer von Sandſtein, die Platten 10 Zoll dick — und der Ofen 8 Schuh breit und 8 Schuh lang. Ein Ungeheuer, das als Backofen in die Arche Noah zu groß geweſen wäre, wenn Noah auch alle Pärlein von vierfüßigen Thieren mit Brot hätte füttern wollen. Ein Ungeheuer, das drei bis vier Wedelen braucht und um 10 Uhr zu warmen anfängt, wenn man um 6 Uhr einheizt. Und wenn ein Schulmeiſter erſt um 7 oder 8 Uhr aufmag um einzuheizen, wann wird er dann heiß? Und wenn das Feuer erſt im Ofen ſpretzelt, wenn es 9 Uhr ſchlägt, wie mags da den armen Kindern mit ihren naſſen Schuhen und Strümpfen, aus denen zwei g'wundrige Ferſeren blau herausguggen, zu Muthe ſein hinter ihren Namenbüchern und Fragenbüchern? Die Bauern meinten, ſie wollten einen rechten machen laſſen, der hielte es dann auch und behalte die Wärme, und wenn er groß ſei und lang warm bleibe, ſo ſei auch der Schulmeiſter froh, er könne deſto mehr Bätzeni dörren auf demſelben während der Schule und nachher. O, wie dieſer Geruch dann ſo lieblich und duftend verſchwimmt, den Grundton bildend, mit allen Gerüchen, welche die Kinder bringen, und wie labend es einem in die Naſe ſteigt, beſonders wenn die Leberwürſte im Laich ſind! Alle Winter wurde ſeither aufbegehrt, ich heize nicht genug und die Kinder müßten am Morgen faſt erfrieren. Die Lümmels gedachten nicht, daß die große weite Schulſtube, die ſchlecht eingemacht iſt, durch 16 Stunden leer ſteht, nicht wie eine Wohnſtube warm bleibt, ſondern während der Nacht ihrer Wärme ſich entleert. Sie dachten nicht daran, wie lange der Ofen brauche warm zu werden, und wie langſam ein ſolcher Ofen wärmt. Und heizte ich recht wüthend ein, ſo hob es die Platten auf, rauchte und es ward eine Hitze in der Stube, daß man des Nachmittags die Fenſter offen haben mußte, wenn man nicht erſticken wollte. Mich wundert, wenn man endlich zu einer vernünftigen Heizung der Schulſtuben kömmt und zu vernünftigen Ofen? Mich wundert, ob man nicht zu Anwendung von eiſernen Rohren oder eiſernen kleinen Oefen kömmt neben dem größern Ofen? Es giebt Winter, wo es eine große Wohlthat wäre, wenn man nur am Morgen es ſchnell warm machen könnte für die erſte Stunde. Die Menge der Kinder bei lauer Luft oder warmer Sonne heizen für den übrigen Tag genug, ſo daß ein den ganzen Tag Wärme ausſtrömender Ofen eine wahre Laſt und Pein wird. Es giebt Winter, wo man die Hälfte Zeit ſo heizen und wenigſtens zwei Drittel Holz ſparen könnte.

Es hatte geſchneit über die Berge, der Schnee die Küher hinuntergetrieben von den Bergen ins tiefere Land. Sie kamen gar ſtolz herab, holeyeten noch einmal ſo laut, tranken nur zehnbatzigen Wein, die Jungen neckten alle Mädchen, die Küherstöchter ſahen ſchnippiſch drein und die Weiber ſaßen wie Gluggeren mitten unter den kleinen Kindern gar ſtolz und wohlgemuth auf einem Bettſtücki mitten in dem Grümpel ihrer Zügleten. Es hatte viele Käſe gegeben auf den Bergen, wohlfeil war das Heu im Lande und wohlgenährte Kühe brachten ſie heim, welche ſtolz die Köpfe hoben; darum trugen auch die Küher die ihrigen gar hoch. So war auch Toni, der Küher, der in meine Stube wollte, eines Abends gekommen, ganz unerwartet, wenigſtens mir. Die Kühe brüllten vor den bekannten Ställen und eine Schaar Kinder kletterte ab einem Wagen und ſtürzten dem bekannten Hauſe zu. Toni war ein Luzerner und hatte acht Kinder, alle ſchön, roth wie Milch und Blut und ſchlank wie die Tannen im Walde, mit Zähnen weiß wie der Schnee; aber mit Dreck waren alle überzogen wie mit einem Firniß, um die darunter liegende, durchſchimmernde ſchöne, zarte Haut zu bewahren vor Kälte und Wind. Sauber war an Toni nur das, womit er ſeine Kühe berührte, ſeine Hände, ſauber waren ſeine Milchgepſen, ſauber waren ſeine Kühe, aber wie dann der übrige Leib, Häfen und Pfannen, Weib und Kinder verſalbet und verſauet ſeien, das kümmerte ihn nicht. Dieſe Kinder nun, und hintendrein eine gewaltige Entlibucherin, die im Fall der Noth mit einem Morgenſtern ein Dutzend Nationalvereine zum Gugger gejagt hätte, kam hinter ihnen her und machte gar wunderliche Augen, als ſie die Stube nicht leer fand. Man kann ſich vorſtellen, daß uns faſt g'ſchmuechtete, als wir ſie hereinbrechen ſahen wie das Wüthisheer.

Mit dieſen Kühersleuten mußten wir nun unſere Wohnung, Stube und Stübli, theilen bis das Schulhaus fertig war. Man denke ſich die Wirthſchaft. Es waren ehrliche gute Leute und unſere Kinder kriegten Milch, bis ſie ihnen oben auslief, aber ſäuiſch waren ſie, wie ich mir Menſchen nie gedacht. Daher ſtund ich alle Tage zum Schulhaus, bat den Maurer, der Anfangs November noch an dem Ofen machte und noch keinen Stein zum Schornſtein gelegt hatte, doch recht um Beſchleunigung. Ein Winterſturm hatte ihn mit ſeinen Steinen in die Schulſtube getrieben, aber auch dorthin verfolgte ihn der Schnee, der luſtig durch die Fenſterlöcher wirbelte und die ganze Stube bedeckte. Er nahm ſein Pfeifchen aus dem Maul, tröhlte einige tüchtige Stöcke ab nach Maurer Manier und ſagte: es nähme ihn Wunder, ob es denn dem d. Dräyhansli von Kirchmeier bald in Sinn käme, die Fenſter zu verdingen bei ſelligem Wetter? Da war es mir doch auch, als ob einer der Pulverſäcke von Conſtantine mir unter den Füßen geplatzt wäre und die Exploſion mir zum Munde ausführe in unüberſehbarem Blitz und Donner. Der Maurer fuhr ordentlich zuſammen, als es ſo aus mir zu krachen und zu ſcheinen anfieng, und meinte endlich, als er den Mund wieder bewegen konnte: E, e, ume hübſchli, Schumeiſter! ume hübſchli! we's d'r Pfarrer g'hörti, was ſeyti er! Mira, was er wett, er fieng z'letzt ſelber a z'fluche. Ueber Stock und Steine rannte ich dem Kirchmeier zu, denn mir kam es ganz graulich vor, in unſerm Luzernermiſt neujahren zu müſſen. Der 1. November und die Fenſter noch nicht einmal akkordirt, die innern nicht, die äußern nicht! Das wie ein Lied immer vor mir herredend, ſtürzte ich ohne anzuklopfen in des Kirchmeiers Küche, wo derſelbe eben Tubak anzündete, und ſchrie ihm mein Sprüchlein laut zu, daß es an den Wänden tönte. Der aber nahm die Sache kaltblütig, zog noch einigemal die Pfeife bedächtig an und ſagte gelaſſen: er könne nichts dafür, er hätte ſeinen Buben ſchon mehr als einmal geſagt, we ſi öppe d'r Tiſchmacher g'ſehe, ſu ſelle ſi ihm ſäge, er ſöll öppe zu ihm cho.

So wolle ich gehen und ihn kommen heißen und zwar auf der Stelle, ſagte ich, denn ſo könnte das Ding nicht mehr gehen. Da ſagte der Kirchmeier das merkwürdige Wort: Jo, jo, gang ume, es düecht mi aſe ſelber o, es ſött preſſire. Das hatte er ſein Lebtag noch nie gefunden, noch viel weniger geſagt. O, ſo ein Kirchmeier iſt ein wahrer Schatz für ein Dorf!

Der Tiſchmacher verſtund ſich endlich zur Uebernahme, obgleich er die Kürze der Zeit und ſeine viele Arbeit geltend zu machen wußte. Man denke ſich aber, wie lange es geht bis ſo ein Tiſchmacher, der nur einen halbbatzigen Geſellen und einen kreuzerigen Lehrbuben hat, Fenſter und Thüren für ein Schulhaus gemacht hat. Es war ein harter Winter wo von Martistag bis im April die Kälte nie aufhörte, von welcher die armen Leute erzählten, bis ein neuer ſtrenger Winter den frühern aus dem Gedächtniß brachte. Unſere Erdäpfel hatten wir in den neuen Keller gethan, wo nun auch ein tüchtiger Webkeller angebracht war, weil in Lättikofen auch einer war. In dieſem Keller war nun auch noch keine Thüre, keine Treppe dazu, das Haus nicht eingemacht, ſo daß die Erdäpfel, ehe wir es uns verſahen, überfroren, und wir mochten uns nun vorſehen, wie wir wollten, ſo giengen doch alle zu Grunde, welche die Mauern berührten; ſo daß wir im Frühjahr eine rechte Erdäpfelnoth hatten und manchen ſchönen Batzen für ſolche ausgeben mußten. An Entſchädniß dachte Niemand. Endlich wurden die innern Fenſter eingemacht. Es waren auch Fenſter, wie man ſie in den meiſten Schulhäuſern ſieht, auf alle Wöhlfeli eingerichtet; Fenſter, die nicht eingehängt, ſondern eingenagelt werden, ſo daß es eine halsbrechende oder vielmehr glasbrechende Arbeit iſt, ſie herauszunehmen um zu waſchen, oder wenn ſie eingeſchwallet ſind eine rein unmögliche, daher ſie auch in ſo manchem Schulhauſe ungewaſchen bleiben. Die meiſten dieſer Fenſter ſind ganz und können auf keine Weiſe geöffnet werden; wo man es recht gut meint, macht man in einige unten Flügel zum aufthun, ſonſt läßt man es bei Läufterlein bewenden; daher es dann um das Lüften ſolcher Schulſtuben wunderlich genug ausſieht. Als die innern Fenſter da waren, meinte man, mit den äußern preſſire es nun nicht ſo; die könne man öppe darthun, wenn es ſei. Die äußere Kälte machte ſtarkes Heizen nothwendig, zwiſchen zehn und eilf Uhr thauten dann die von unten bis oben dick gefrornen Fenſter auf, es thauten die Wände auf und das Waſſer floß in der Stube herum, daß man faſt Fußwaſſer bekam in ſelbiger. Die Hitze und das Waſſer dampften nicht übel, ſo lange die Schule dauerte; ſobald dann die Wärme entwich und die Kälte hineindrang, ſetzte ſich an den Wänden Riecht an fingersdick, das floß dann am nächſten Morgen auch in der Stube herum, ſo daß die

Geſimſe und Wände unter den Fenſtern ganz ſchwarz wurden. So war es auch in der Wohnſtube, oder vielmehr noch ärger, denn da war der Eſtrich noch nicht eingemacht, ſo tropfte es auch noch von oben herunter, floß die Wände nieder, daß man manchmal nicht wußte, wo die Betten hinſtellen, wenigſtens an keine Wand, denn dort wären ſie in kurzer Zeit verdorben. In den Wänden öffneten ſich im Frühjahr Spalten, ſo daß, wenn der Byslufт gieng, man nicht wußte, wo das Licht hinſtellen; und glaubte man eine Spalte vermacht zu haben, ſo gieng eine neue auf in den ſchlecht aus ſchlechtem Material zuſammengefügten Wänden.

Wars recht kalt, ſo gieng es noch an, kam aber ein ſelten Thauwetter, dann ſah es furchtbar aus. Innen wurde das ganze Haus naß und ſchwarz, und um das Haus herum bodenlos. Lehm war um das Haus herum geführt, aber nicht feſtgeknetet, hie und da noch zerſtreut worden. Löſten ſich dann dieſe Maſſen auf, ſo bildete ſich um das Schulhaus herum ein Teig, durch den faſt gar nicht zu kommen war. Wie manches kleinere Kind mußte ich dort herausholen, weil es ſich mit ſeinen kleinen Kräften nicht mehr herausarbeiten konnte! wie manches paar Holzböden holte ich heraus, deren kleine Eigenthümer barfuß und Mordio ſchreiend im Schopfe ſtunden und ihre Schuhe ſchon verloren glaubten! Man kann ſich vorſtellen, welche Maſſen von Koth ſo ins Haus geſchleppt wurden und wie der Ofen bald ausſah, denn die Kinder zogen trotz allen Befehlen nicht immer die Schuhe aus. So blieb es einen ganzen Winter und an manchem Orte bleibt es noch länger ſo, weil man gewöhnlich die oberkeitlichen Steuern ausbezahlt, wenn man das Haus fertig glaubt (auch das nimmt man nicht immer genau), ohne die äußere Umgebung zu berückſichtigen. Wo wir unſere Kleider verſorgen ſollten, wußten wir kaum. Glücklicherweiſe gehörten zur Schule faſt keine Bücher und war für die wenigen kein Schrank da, ſonſt hätten ſie Bärte erhalten. Es giebt aber auch alte Schul häuſer, wo vorhandene Lehrmittel in den Schränken faulen oder Bärte bekommen; ein ſchlagender Beweis, wie fleißig man ſie benutzt, oder wie paſſend die (meiſt geſchenkten) Lehrmittel für dieſe Schule ſind.

Anfangs Chriſtmonat waren die innern Fenſter angeſchlagen worden, Anfangs Februars kamen die Vorfenſter; da dann das Elend etwas abnahm und es etwas heimeliger wurde im Hauſe. Allein ich kann nicht ſagen, wie oft mich und mein Weib das Heimweh ankam nach unſerm alten Häuschen. War es auch eng und klein geweſen, ſo war es doch ſo traulich und warm! Aber Unheimeligeres kann es nichts geben, als ein durchzügiges, luftiges Haus, wo das Licht allenthalben im Winde flackert und jede Hand naß wird, die man an eine Wand bringt, die einen Thüren nicht mehr zu, die andern nicht mehr aufzubringen ſind.

Als endlich die Schule beginnen konnte, da entſtund bei mir die Frage: ob nicht eine eigentliche Einweihung des Hauſes ſtatt finden ſollte? Ich hatte etwas über ſolche Dinge läuten hören, aber ich wußte nicht recht, was? Es hatte mich ſchon geärgert, daß man den Pfarrer nicht erſucht hatte, die Aufrichti-Rede zu halten und das Haus einzuſegnen; es war mir deßwegen auch um ſo unheimlicher im Hauſe. Nenne man es nun Aberglauben, Vorurtheil, kurz wie man will: Gott ſollte alles geweiht werden, nicht nur der Menſch, der geboren wird, nicht nur die Ehe, welche der Menſch mit dem Menſchen ſchließt, ſondern auch das Haus, welches der Gott geweihte Menſch bewohnen ſoll. Das Haus iſt des Menſchen weiterer Leib, das Haus iſt die Herberge ſeiner Freuden und Leiden, das Haus iſt der Zeuge ſeiner Seele; das Haus ſoll aber auch der Magnet ſein, der den Mann und das Weib immer heimwärts zieht, ſoll ihm Troſt und Hafen ſein in allen Stürmen des Lebens; aber nicht Magnet, nicht Troſt, nicht Hafen wird es ihm, wenn nicht Gott mit ſeinem Segen darin wohnt.

Zum Pfarrer gieng ich daher mit der Frage: ob da nicht eine Einweihung des Schulhauſes ſtatt ſinde, und ob er nicht die Hauptſache dabei übernehmen wolle?

Der Pfarrer antwortete: es komme alles darauf an, was man unter Einweihung verſtehe. Verſtehe man darunter ein großes Weſen mit Meyen, Kränzen (angefrornem Buchenlaub), Prozeſſionen ꝛc., ſo wolle er mit der Sache nichts zu thun haben. Er haſſe allen Spektakel und beſonders jeden heiligen Spektakel, oder vielmehr jeden Spektakel in religiöſen Dingen. Solcher Spektakel ſei gewöhnlich nichts als der Deckmantel für die fehlenden Gefühle, den mangelnden Geiſt. So ſei es meiſt auch mit den Familienſpektakelſtücken, wo man ſich bei jedem Anlaß umarme und mit rührſam verdrehten Augen einander anblicke, und mit den klingendſten Namen ſich überſchütte mit ſattſamer Beimiſchung des himmliſchen Vaters und ſeines lieben Sohnes. Da fehle gewöhnlich dem Herzen die Wärme, der Seele die Innigkeit, wenn man nicht gar Schlimmeres mit dieſen Worten verpflaſtern wolle. Am Ende laufe der ganze Spektakel auf ein drittes Plättli hinaus und manchmal ſogar auf eine Flaſche vom Mehbeſſere, aus welcher der Alte den Jungen die Tropfen zumödelet, ſeiner Dulcinea unter vielen: es iſch gnue, hör doch! ein halbes Glas abgiebt, den Reſt wohlbehaglich ſich zu Gemüthe führt, und wenn nicht zufällig ein Zank dazwiſchen kömmt, beide, ehe ſie ſich den Mund abwiſchen, ſprechen: Das war heute wieder ein ſchöner Tag und die Köchin hat ihre Sache dießmal gut gemacht, das muß man ihr nachſagen. Die letzte Auskehrete hat gefruchtet.

Solchen Spektakel treibe man auch mit Schulhäuſerweihen. Er wiſſe einen Ort, wo man ſogar den Landvogt dazu entboten, der hätte dem Zuge voranreiten ſollen, er wiſſe nicht mehr, ob auf einem weißen oder braunen Pferde; und zwei Mädchen, ob weiß gekleidet oder anders, wiſſe er auch nicht, aber natürlich mit Meyen überhängt, hätten dann auf

Kiſſen dem Landvogt die Schlüſſel des Schulhauſes entgegentragen ſollen, u. ſ. w., u. ſ. w.

Der Geiſt ſei's, der da lebendig mache, und dieſen müſſe man allein walten laſſen da, wo etwas an die Seele dringen ſolle; alle äußere Beimiſchung feßle die Sinne derer, bei denen gewöhnlich nur die Sinne rege ſeien, ſo ſtark, daß dann das Geiſtige keinen Zugang finde, keine Empfänglichkeit.

Verſtehe man alſo unter Schulhausweihe das, daß er die erſte Kinderlehre halten ſolle in demſelbigen, wo ſich dann ein Wort über des Hauſes Bedeutung und ſeinen Segen für das Dorf und die kommenden Geſchlechter ſagen laſſe, ſo ſei er von Herzen erbötig dazu. Brächte ich dann noch einen ſchönen Geſang zuwege, ſo ſei das alles, was er nöthig glaube.

Das war mir doch nicht ganz recht; einen Zug, irgend einen Zug, den ich anordnen könnte und demſelben voranmarſchiren und ihn regieren und vorſingen, hätte ich gar zu gerne gehabt. Da ihn aber der Pfarrer nicht wollte und ich allein es mir nicht recht klar machen konnte, wohin man zu ziehen hätte bei 10 Grad Kälte und zwei Fuß hohem Schnee, ſo unterließ ich den Zug — aber ungern.

Der Sonntag kam und auch der Pfarrer. Die Schulſtube war gedrängt voll Weiber, denn die erſte Kinderlehre in einem neuen Schulhauſe hatten ſie noch nie erlebt; es nahm ſie daher ſehr Wunder, wie das zugehe. Der Pfarrer ſprach nun recht deutlich von der Entwickelung des Menſchen, daß jede Kraft in ihm genährt und geübt werden müſſe, und daß er nach dem ſich bilde, was man ihm vormache. Wenn er nur Spatzen pfeifen hörte oder Katzen miauen und keine Menſchen reden, ſo würde er auch wie ein Spatz pfeifen oder wie eine Katze miauen. Aus dieſem führte er den Leuten gar Wichtiges zu Gemüthe. Dann gab er zu bedenken, daß das, was der Menſch lerne, nicht nur für dieſes Leben, aber auch nicht nur für jenes Leben ihm dienen ſolle. Die rechte Lehre lehre den Menſchen hier das Leben beginnen, das er in der Nähe

Gottes fortzuführen habe. Sie bringe ihm die rechte Erkenntniß, die Erkenntniß bringe ihm den Glauben, daß in Chriſto und ſeiner Nachfolge für den Menſchen das Heil ſei, d. h. ihn zu ſeiner göttlichen Beſtimmung führe, und dieſer Glaube gebe ihm dann des Geiſtes Kraft, den Kampf der Läuterung, der Heiligung, des Darſtellens von Gottes Ebenbilde zu beginnen. Dieſe Heiligung und Läuterung, dieſes Ebenbild Gottes und die Kraft in Gottes heiligem Willen zu leben, mache ſein Leben aus, bilde die Schätze der Seele, die der Menſch hinübernehme in die andere Wohnung. Alle andern Schätze, alle Geldkiſten, alle gefüllten Spycher blieben auf Erden zurück. Sie ſollten ſich daher einmal gewöhnen, ihrer Kinder Seelen als die Kiſten und die Spycher anzuſehen, die ſie vor allem zu behüten, anzufüllen hätten mit edeln Früchten und Metallen. Dieſe Spycher und Geldkiſten blieben nicht auf der Erde, die folgten ihnen überall nach, ja ſie würden derſelben gar nicht los, auch wenn ſie es wollten, und was ſie in den Seelen aufgeſpeichert hätten oder nicht, das müßten ſie haben in der Ewigkeit; es möge nun ſein, was es wolle, ſo werde es ihnen zum Heil oder zur Verdammniß.

Der Pfarrer redete recht ſchön und ich mußte dießmal doch zu mir ſelbſt ſagen: ſo ſchön hätte ich es nicht gemacht.

Wir ſangen darauf recht ſchön und glaubten die Leute recht erbaut heimzuſenden.

Beim Herausgehen mupfte die Frau Ammännin die Frau Statthalterin und ſagte: Du, we üſe Pfarrer nit e Narr wird, ſu v'ſtoh i mi de nüt meh druf! Mys Buebs Gring ſoll e Spycher ſy u m'r ſölle üſi Frucht dari thue, ſi chömm is de nache is anger Lebe! Dä donſtigs Narr, daß i doch o ſäge muß. M'r mache alli Jahr meh as 200 Mütt G'wächs, d'r Rogge u d'Gerſte ume nüt g'rechnet, u das ſölle mir alles i üſes Buebs Gring thue, eppis Dumm's e ſo go z'ſäge! I glaubs, we me das i 'ne Gring yche brächt, me chönts de mit näh i Himmel, aber ehe das Ychebringe iſt d'Kunſt; es iſch eis mügli, wie d's angere, dä Narr.

Ich hatte auch erwartet, der Pfarrer werde eine Inſchrift über die Hausthüre oder an die Faßt angeben, allein er ſagte nichts davon. Da durfte ich auch nichts ſagen, aber eine hätte mir b'ſunderbar wohl gefallen. Sie ſoll im Schwabenland oder in Friesland ſein und lautet alſo:

Allhier erzieht man die Jugend
Zu jeder Wiſſenſchaft und Tugend;
Auch bearbeitet man unartigen Kindern
Den widerſpenſtigen Hintern, —
Und zieht daraus zur Noth
Sein tägliches, kärgliches Brot.

……

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Wie der Pfarrer mir die Schule dokteren will.

Als die Leute aus der Stube waren, trat der Statthalter zum Pfarrer und ſagte ihm ſchmunzelnd: Gellit, Herr Pfarrer, m'r hei es brav's Schulhus jetzt? U zahlt iſch's e. D'r Kilchmeier het geng nache us g'rechnet mit de Lüte u d'r Schumeiſter het e Wohnig wie 'ne Herr. Weit d'r ſe nit o cho luege? So mußte ich mit ihnen die Treppe auf und wie da Mädeli roth wurde, als der Pfarrer zur Thüre eintrat! Es lag zwar nicht alles darüber und darunter, die Betten waren nicht ungemacht, die Stuben nicht ungekehrt, die Kinder nicht ungewaſchen, der Ofen nicht voll verlöcherter Strümpfe und Hoſen; aber es war das erſtemal, daß der Herr in unſere Stube kam, das erſtemal, daß Mädeli mit ihm reden ſollte, vor dem es ſo großen Reſpekt und zu dem es ſo großen Glauben hatte; darum wurde es roth, und bang klopfte ihm das

Herz ſichtbarlich unterm weißen Hemde. Der Pfarrer rühmte Mädeli gar, wie es ſauber Hus heig, ganz anders als mängi Schulmeiſterin, und faſt gar wäre Mädeli dazu gekommen, ihm ein Kaffe zu machen, wenn nicht der Statthalter abſolut den Herrn Pfarrer hätte traktiren wollen. D'r cheut o mit cho, Schumeiſter, we d'r weyt, ſagte er mir, aber ich gieng nicht mit. Ich ſagte beim Abſchiednehmen dem Pfarrer: ich hätte gerne mit ihm geredet, wie ich die Schule einzurichten hätte? Neuis müß doch ga, das mache mir ſchon lange Kummer. Ja, ja, Schulmeiſter, ſagte der Statthalter, m'r wey nit v'rgebe bauet ha, d'r cheut mache, daß üſi Buebe recht g'ſchickt werde, m'r heis gar übel nöthig. We m'r nit o öppis lere, ſu werde is d'Herre z'ſchlimm. Der Pfarrer ſagte mir, ich ſolle darüber nachdenken, was ich machen wolle, und dann ſolle ich zu ihm kommen, wir wollten ſehen, wie etwas einzurichten ſei.

Nun ſann ich und ſann, aber ich hatte es faſt, wie jener Zimmermann, der fluchte, wie ihm doch das d. Sinne zuwider ſei. Ich brachte nichts heraus, als daß ich großen Fleiß haben müſſe. Am Morgen wolle ich ſchon vor 8 Uhr in der Schule ſein und Nachmittags die Kinder nicht vor 4 Uhr heimlaſſen; wolle während dem Mittag die Federn ſchneiden. Auch dünkte mich, es ſei am kürzeſten, die Heuſtöcke bruchsweiſe rechnen zu laſſen, man verirre am wenigſten, wenn man es einmal könne. Auch etwas Themaſchreiben, dachte ich mir, könne nicht ſchaden; auch Quittungen die Knaben abſchreiben zu laſſen, möchte nützlich ſein. Ich hatte auch etwas von einer Lehr gehört, welcher man die gegenſeitige ſagte, die ſolle gar ring geben, hatte man mir geſagt, aber ich verſtund mich nicht darauf. Ich nahm mir vor, den Pfarrer zu fragen, ob er ſie mir zeigen könne.

Mit dieſen Reſultaten meines Sinnens machte ich mich an einem ſchönen Decemberabend zum Pfarrer auf. Ich theilte ihm die Ergebniſſe meines Forſchens mit und meinen Wunſch von der gegenſeitigen Lehre etwas zu vernehmen. Der Pfarrer ſagte mir, die gegenſeitige Lehre ſei keine beſondere Lehre, ſondern nur eine beſondere Art und Manier, die Kinder zu unterrichten, ſo nämlich, daß, was ein Kind lerne, es wieder andere lehren müſſe. Auf dieſe Weiſe vervielfältigten ſich die Lehrer, die Kinder würden daher mehr beſchäftigt, ihre Zeit beſſer benutzt. Das Ding gefiel mir gar nicht übel und ich war gleich bereit, ſchon morgen das Ding in meiner Schule angeben zu laſſen, bemerkend, etwas davon hätte ich immer gemacht; Fragen überhören und Buchſtabiren mit den Kleinern hätte ich mir gar oft durch größere Kinder abnehmen laſſen. Der Pfarrer ärgerte mich mit einem Lächeln, das auf ſeinen Lippen ſchwebte, und ſagte dann noch: Schulmeiſter, das geht gar nicht ſo geſchwinde, ich fürchte, wir würden ein gar arg Pfuſchwerk bekommen, denn damit der gegenſeitige Unterricht gut gehe, ſind zwei Dinge vonnöthen, und ich weiß nicht, wie es mit dieſen beiden bei euch ſteht?

Vor allem aus muß die Schule in Abtheilungen und Klaſſen ſcharf geſondert ſein, nicht nach der Größe oder dem Alter, oder der Zahl der Kühe und Pferde ihrer Väter: ſondern genau nach ihrem Wiſſen und den Stufen, welche man in den verſchiedenen Fächern zu machen pflegt. Wollt ihr eine Schule lancaſteriſch einrichten, ſo müßt ihr alſo vor allem aus des Stufenganges in jedem Fach euch klar bewußt ſein und müßt genau wiſſen, auf welcher Stufe ein jedes Kind ſteht, auf welchem Punkte es muß angelangt ſein, um es auf eine höhere zu befördern. Zweitens aber müſſen die Kinder, da ſie einander ſelbſt unterrichten, alles klar und beſtimmt wiſſen und deutlich begreifen, ſonſt können ſie nicht deutlich und beſtimmt lehren. Der Unterricht, der ſie zu ſolchem Lehren befähigt, muß daher ein ſehr regelmäßiger und planvoller, verſtändiger und verſtändlicher ſein, ſonſt iſt der gegenſeitige Unterricht der verderblichſte von allen: denn dann wird er zu einem förmlichem Abrichten, und keine Kraft im Kinde wird geübt als das Nachahmungsvermögen, welches den Affen bezeichnet. Und wenn ihr auch beides habt, dann erſt geht die Noth an, Schulmeiſter, dann erſt müßt ihr beſtändig hinten und vornen ſein, müßt allgegenwärtig ſein in jedem Kreiſe, müßt ſelbſt Unterricht geben und müßt beſonders dafür ſorgen, daß ihr kein einzig Kind aus dem Auge verliert, daß ihr über jedes alſobald könnt Rechenſchaft geben, ſowohl über ſeine Eigenthümlichkeiten, ſeine Fähigkeiten, als ſeine Kenntniſſe. Was meint ihr nun Schulmeiſter, könnt ihr das Ding morgen angehen laſſen?

Ich ſagte: nein! obgleich ich den Pfarrer nicht recht begriff da mit der Klaſſenabtheilung und dem Stufengange. Aber was er denn meine, das gehen ſolle? fragte ich ihn.

Herr Schulmeiſter, ſagte er, vor allem, dünkt mich, wollen wir die Schule ordentlich abtheilen und einrichten in Klaſſen und Abtheilungen. Ihr habt bis dahin nur dieſe Abtheilungen gehabt: Namenbüchler, Buchſtabirer, Leſer und Fragenbüchler in zwei Abtheilungen, ſolchen, die am Fragenbuch noch lernten und ſolchen, die es ausgelernt.

Dieſe Eintheilung beſteht in den meiſten Schulen, ſie beſtimmt den Rang, nach ihr werden die Examenrödel gefertigt. Nun laßt uns auch Religion, Rechnen und Schreiben als Fächer anſehen, zur Klaſſeneintheilung benutzen, wodurch wir dann auch in dieſe Fächer einen beſtimmten Gang bringen müſſen. Dann müſſen wir nicht nur die Kinder, ſondern auch die Zeit beſtimmt eintheilen, müſſen abzählen, wie manche Stunde man dieſem Fach oder jenem widmen und wie man die Fächer auf die verſchiedenen Klaſſen ſo vertheilen könne, daß ſie ſich am wenigſten ſtören und daß der Lehrer immer an einem Orte ſein könne, ohne daß die andern Klaſſen dadurch beſonders benachtheiligt würden. Ohne einen ſolchen Stundenplan werde die Zeit nie recht benutzt und bald das eine Fach, bald das andere benachtheiligt, je nachdem der Lehrer in der Laune ſei oder für ein Fach mehr befähigt, als für das andere.

Einen ſolchen Stundenplan hätte ich auch, aber nicht auf dem Papier, ſondern nur im Kopfe, ſagte ich. Da müſſe man ſich aber immer darnach richten: ob wenig, ob viel Kinder da ſeien. Wenn am Morgen aufgeſagt und geleſen ſei, ſo rechneten die obern, und wenn Nachmittags geleſen ſei, ſo ſchrieben die obern, was es noch ergeben möge, und dreimal in der Woche ſinge man. Ja, das ſei ganz gut, aber wenn dann die kleinern rechneten und ſchrieben? fragte der Pfarrer. Ja, das gienge die noch nichts an, mit denen hätte man genug zu thun, ſie leſen zu lehren, geſchweige daß man ſie noch ſchreiben und rechnen lehren könnte, da käme man nirgends hin. Es werde dem Herrn Pfarrer nicht Ernſt ſein damit? ſagte ich. Gar ſehr Ernſt ſei ihm dieſes, wenn man nicht bei den kleinen die Schulverbeſſerungen anfange, da wo man meiſt gar nicht daran denke: ſo ſeien alle Verſuche nur Wind und Thorheit. Die meiſten gegenwärtigen Schulen thäten gerade das Gegentheil von dem, was ſie ſollten. Die Schulen ſollten die Fähigkeiten der Kinder entwickeln, und gerade in den Schulen thäten die Kinder verſumpfen, gewöhnten ſich an Gedankenloſigkeit, Ohren zu haben und nicht zu hören, Augen und nicht zu ſehen. Es ſei ein Unſinn, und zwar ein gottloſer, junge Kinder während der Zeit ihrer größten Lebendigkeit und Regſamkeit Stundenlang hinter Buchſtaben zu ſetzen, deren Sinn ſie nicht begriffen, um dieſe Buchſtaben anzuſehen Stundenlang und dann während wenigen Augenblicken ſie herzuplappern. Dieſe gräßliche Einförmigkeit tödte alles Leben im Kinde, daher lernten Kinder, die zu Hauſe nicht getrüllet würden, in der Schule auf höchſt langſame Weiſe leſen, und eben deßwegen erleide ihnen das Lernen ſo furchtbar. Daher käme es, daß eine Menge Kinder in der Unterweiſung weder wüßten, was im Fragenbuch noch was in der Kinderbibel ſtehe, obgleich ſie dieſelben hundertmal durchleſen, noch Acht geben könnten auf das, was der Pfarrer ſage. Es hätte kein Lehrer ſich der Kindergedanken bemeiſtert und Herrſchaft über ſie ausgeübt, ſie fixirt auf einen Punkt: daher würden die Gedanken herrn- und meiſterlos, und Niemand könne ſie feſthalten, am wenigſten die, denen die Gedanken gehörten, daher eine Unzahl Menſchen elende Sclaven ihrer Gedanken, Empfindungen, Triebe ſeien. Daher hätten eine Menge Menſchen keine Augen für die Herrlichkeit der Natur, keine Ohren für die Stimme Gottes, nur Augen und Ohren für das, was ihre Lüſte reize oder befriedige. Daher käme es, daß man eine Menge Schulmeiſter klagen höre im Frühjahr, nun hätten ſie keine Freude mehr an der Schule, die Beſten ſeien ausgetreten und es wäre nichts Rechtes mehr da. Da geſchehe ihnen recht, ſie hätten eben in der furchtbaren Schulunordnung ſich nur mit Einigen abgegeben und nicht mit der ganzen Schule gleichmäßig: daher hätten ſie keinen Nachwachs, daher hätten ſie nur einige, die etwas könnten, die andern taugten nichts, aber durch des Lehrers Schuld. Es hätte eben auch ſelten Einer den rechten Verſtand, eine Schule zu werthen. An den Examen prunke der Lehrer mit einigen Schriften, einigen Rechnungen, einigen Fragen, daß das ganze Examinatoren-Collegium ſämmtlich auf den Kopf ſich ſtellt vor Staunen und wieder Staunen. Wie erbärmlich es mit den übrigen ausſehe, das beachte dann Niemand: daß das die beſten Schulen ſeien, wo durch die ganze Maſſe durch ein gleichmäßiges Streben ein gleichmäßiges Ergriffenſein und Fortſchreiten ſich zeige, das beachte ebenfalls Niemand.

Wenn es mir daher aufrichtig mit einer Schulverbeſſerung Ernſt ſei, ſo müſſe ich von unten auf anfangen. Nicht nur werde es ſich zeigen, wie weit ich es in Rechnen und Schreiben z. B. bringe, wenn ich früher anfange, ſondern auch, wie ganz andere Kinder, wie faſſungsfertig ich ſie erhalte, wenn es mir gelinge, die aufgeweckten, lebendigen Kleinen aufgeweckt und lebendig zu erhalten in der Schule. Laſſet dieſe Kleinen zu mir kommen, habe der Heiland geſagt und gerade die Kleinen ſeien es, die man in ſogenannten chriſtlichen Schulen auf die heilloſeſte Weiſe vernachläßige.

Ich ſaß da, wie vom Himmel herabgefallen. Alſo ſollte ich jezt nicht nur mit Reichen und Armen, ſondern ſogar noch mit Kleinen und Großen ſchreiben und rechnen in der Schule! Da ſchiens mir wirklich, als ob die Frau Statthalterin recht hätte und es mit dem Pfarrer nicht ganz richtig ſei in ſeinem Obergaden. Nachdem ich den Pfarrer lange darauf angeſehen hatte, was für ein Geſicht er dann eigentlich zu ſolchen Dingen mache, ſagte ich ihm beſcheidentlich: ich wüßte nicht, wie das gehen ſollte, ich zweifle ob die Kinder ſo klein ſchon einen Verſtand hätten zu ſolchen Dingen; dann hätte man in einer ſo großen Schule nicht viel Zeit, ſich mit den Kleinen abzugeben, man möchte ja jezt kaum kommen nur mit dem Leſen und Buchſtabiren: und endlich wüßte ich nicht, was die Bauern dazu ſagen würden, ſie ſeien das nicht gewohnt.

Der Pfarrer ſagte mir: ich ſolle doch ſagen, was die Kleinen für einen Verſtand brauchten zu den Dingen, die ich jezt mit ihnen mache? Ob es dann einen andern Verſtand brauche, um einen geſchriebenen oder einen gedruckten Buchſtaben zu erkennen, oder eine Zahl? Etwas nachzubilden ſei ja der Kinder größtes Vergnügen, ich ſolle ſie nur betrachten in ihren Spielen. Er wolle wetten, wenn der Lehrer es verſtändig anfange, ſo hätten die Kinder ein viel größeres Vergnügen an der Schule als früher, ja ihr Vergnügen wüchſe in dem Maaße, in welchem ihr Thätigkeitstrieb beſchäftigt werde. Auch ſolle ich nachdenken, ob dann eigentlich die meiſten Kinder nicht vom 1. — 4. Jahr am meiſten lernten in ihrem ganzen Leben. Und wenn man es vernünftig anfange, ſo könne man Kinder von 6 — 7 Jahren, ohne ihnen ein Buch in die Hand zu geben, weit geſcheuter haben, als jezt 16 — 17jährige Kinder.

Ich wolle das dem Herrn Pfarrer glauben, ſagte ich, aber da lernten die Kinder deſto länger nicht leſen, und gegenwärtig brächte man es bei manchem ſchon nicht dahin, daß es leſen könne, wenn es in die Unterweiſung ſolle.

Gerade das Gegentheil werde geſchehen, ſagte der Pfarrer. Ich ſolle doch nicht glauben, daß das Kind in der Zwiſchenzeit, während der Lehrer nicht bei ihm ſei, leſen lerne. Nicht die Hälfte der Zeit ſehe es ins Buch, und wenn es darein ſehe, ſo geſchehe es gedankenlos. Erhalte man es aufgeweckt durch andere Fächer und erleide es ihm nicht, daß es nur das Buch und immer das Buch habe, ſo komme es mit doppeltem Appetit wieder zum Buche und lerne in einer Viertelſtunde mehr als ſonſt in zwei Stunden. Ich ſolle doch nur an das Lied vom Schloſſergeſellen denken.

Ich ſchüttelte für mich ſelbſt den Kopf und dachte, der Herr Pfarrer vor ſeinem Kamin werde doch nicht beſſer wiſſen wollen als ich, wie Kinder lernen und was möglich ſei. Aber zweimal in einer Sache zu widerſprechen, wagte ich doch nicht. Ich zog daher das Andere hervor und meinte: es möge alles recht ſchön und gut ſein, aber ich ſehe durchaus nicht, wo Zeit hernehmen zu Allem, ich möge dieſen Weg faſt gar nit cho.

Das ſei ein kitzlicher Punkt, ſagte der Pfarrer. Schulen von hundert bis zweihundert Kindern ſeien allerdings zu groß. Aber gerade in ſolchen thäte eine beſtimmte Ordnung Noth, und daß man ſo frühe als möglich anzufangen und in die ganze Schule einen beſtimmten Gang zu bringen ſuche. Je beſſere Ordnung ſei, deſto beſſer möge der Schulmeiſter cho, und je mehr er die kleinern Kinder lehre, deſto leichter komme er mit ihnen fort, wenn ſie älter ſeien. Freilich müſſe hier etwas gegenſeitiger Unterricht Statt finden. Aeltere Kinder könnten gar füglich mit den jüngern leſen und buchſtabiren, beſonders an den ſogenannten Straßburgertabellen, auch mit ihnen zählen, Ziffern zeigen, zum eigentlichen Rechnungs- und Schreibunterricht finde ſich dann immer einige Zeit.

Alſo ſchreiben und rechnen ſollen ſchon die ganz kleinen Kinder? fragte ich.

Freilich! mit dem Namenbuch ſollen ſie bereits die Schiefertäfelchen zur Schule bringen, ſagte der Pfarrer.

Aber dann habe man ja auch keine Zeit mehr, um auswendig zu lernen, antwortete ich.

Freilich! das ſollen aber in der Schule die ältern Kinder auch gar nicht, das ſollen ſie zu Hauſe machen, weil man ihnen ſonſt nichts anders aufgeben kann, in der Schule ſollen ſie es nur aufſagen.

Da ſtunden mir denn doch faſt die Haare zu Berge ob dieſen neuen, grauenvollen Dingen. Aber, Herr Pfarrer, was werden die Bauern dazu ſagen? werden ſie nicht ſagen: ich wolle die Religion aus der Schule thun und die Kinder zu lauter Agenten machen?

Sie werden allerdings ſchreien, wie über alles Neue, man muß daher nur langſam anfangen. Es werden immer einige Bauern ſein, die ihre Kinder ſo früh als möglich geſchickter als die andern haben möchten, bei dieſen kann man anfangen; andere kommen nach und die Armen ſchmuggelt man am Ende dann auch ein.

Aber, Herr Pfarrer, und die Religion? wenn die Leute ſo aufgeklärt werden, wo bleibt dann der Glaube? Es glaubt ja afange kein Agent etwas mehr, und es giebt auch unter den vornehmern und durchriebenern Bauern ſolche, die nichts mehr glauben.

Mein lieber Schulmeiſter, das iſt ein langes Kapitel, dießmal nur Einiges darüber. Es giebt Uebergänge in der Weltbildung, welche alle Stände mehr oder weniger durchlaufen müſſen. Von den Gelehrten der höhern Stände gehen ſie aus, aber am Ende durchlaufen ſie auch die ungebildetſten Klaſſen. Ein ſolcher Uebergang hatte die Welt ergriffen vor einigen fünfzig und mehr Jahren. Der Verſtand war erweckt worden und gieng dem blinden Glauben zu Leibe, dem die ſchlummernde Vernunft, das im Winterſchlaf erſtarrte religiöſe Gefühl, nicht zur Seite ſtunden. Der Verſtand, den ſeine Flügel nicht über das Irdiſche, Sinnliche tragen, erhob ein Triumphgeſchrei, gebehrdete ſich üppig und übermüthig wie ein Jüngling im Flegelalter, und läugnete frech alles Ueberſinnliche ab, predigte förmlichen Unglauben, ganz mit dem gleichen Recht, wie ein Blinder die Sonne läugnen kann oder ein Tauber die Schönheit der Töne nicht begreifen will, ihr Daſein ſogar in Abrede ſtellt. Nun bleiben freilich Menſchen ihr Lebenlang in dieſem Flegelalter, wie ich euch Beiſpiele anführen könnte, aber das Menſchengeſchlecht nicht; ja ein bedeutender Theil iſt bereits hindurch und zu einem ſchönern, geläutertern, innigern Glauben gekommen. Das Chriſtenthum, das viele ſterbend glaubten, hat das Leichentuch, in das man es bereits hüllen wollte, abgeworfen und erhebt ſich in ewig junger Herrlichkeit. Und gerade die Wiſſenſchaften, mit denen man ihm ins Grab läuten wollte, gerade die haben auf die merkwürdigſte Weiſe Gott verklärt, als einmal die Vernunft auch ihr Wort dazu ſprach und das religiöſe Gefühl an der lebendigen Anſchauung unwillkührlich erwacht war. In dieſem Flegelalter aber ſtecken noch eine Menge Menſchen und namentlich ſolche Menſchen, die zu etwas Verſtand und Klugheit gekommen, etwa die Gerichtsſatzung haben beſſer begreifen gelernt als früher die Fragen, und die daher glauben, was ſie mit ihrem Verſtändlein, das ſich auf der nächſten Oberfläche der Erde zurechtfinden kann, aber nur auf der nächſten Oberfläche, nicht begreifen können als wie mit fünf Fingern, das ſei gar nicht da. In dieſem Flegelalter ſtecken allerdings eine Menge Agenten und andere Schreiberlein, ſtecken Kaufleute und Krämer, reiche Bauern und alte Landjunker, ſtecken Aerzte auch, die früher etwas von den Naturwiſſenſchaften läuten gehört, und Wirthe, die keinen andern Geiſt kennen, als den, welcher mit der Weinprobe gemeſſen werden kann. Doch ſind im Ganzen genommen alle dieſe Leute weit weniger frech in ihrem Unglauben, als ſie vor 10 oder 20 Jahren geweſen, wenigſtens in unſerm Canton. Nur hier und da, wenn Einer betrunken wird, wagt er in Wirthshäuſern öffentlich ſeinen Unglauben auszuſprechen, oder in ſeinen eigenen vier Wänden, wenn er Geiſtesverwandte vor ſich zu haben glaubt. So vertraute jüngſt ein Rechtsgelehrter Clienten: er hoffe es bald zu erleben, daß man den religiöſen Firlefanz abſchaffe. Sie ſchwiegen. Aber heimgekehrt erklärten ſie: zu dem Manne könnten ſie ſeither kein Zutrauen mehr faſſen; e G'ſchichte wär er, aber wenn einer keine Religion habe, was man ihm denn eigentlich anvertrauen könne?

Alle dieſe Leute geben ſich für aufgeklärt aus und darum iſt die Aufklärung auch ſo in übeln Ruf gekommen. Sie ſind geſcheuter in vielen irdiſchen Dingen, als Andere, aber über dieſer einſeitigen Aufklärung ſteht eine viel höhere. Den Leuten, die ſich ſo hoch dünken, fehlt ein geiſtiger Sinn, darum vermögen ſie das Unſichtbare nicht aufzufaſſen, ſo wenig als ein Blinder die Sonne ſieht. Ihnen fehlt ein geiſtiges Gefühl, das religiöſe, darum vermögen ſie Gott nicht anzubeten, darum ergreift das Chriſtenthum ihre Gemüther nicht, ſo wenig als ein Tauber von den ſchönſten Tönen etwas merkt. Laßt alle Muſiken der Welt um ihn aufſpielen, ja unſern lieben Helfer den Takt dazu ſchlagen, er wird ein ſtupendes Geſicht dazu machen und ſpotten über die Muſicirenden, daß ſie ſo dumm thäten um ihn herum. Dieſe unglückliche Aufklärung aber, die nur ins Flegelalter führt, aber nicht heraus, die wird, nehmt es mir nicht übel, Schulmeiſter, gerade in den Schulen, wenn nicht erzeugt doch befördert.

In den einen Häuſern, wo die Leute im Flegelalter ſind, ſehen die Kinder gar nichts Religiöſes, im Gegentheil, was Kirche und Schule bieten, das hören ſie ausführen und beſpötteln. In andern Häuſern, wo die Eltern noch nicht zu der halben Aufklärung gekommen, da lieſt und betet man noch.

aber eine herzliche Frömmigkeit, die in herzlichen Worten und erbaulichem Thun ſich ausſpricht, iſt nicht da. Das Beten und Leſen ſind Uebungen, ob man es noch könne; ſind Frohndienſte, damit Gott nicht zürne; ſind mühſelig abgetragene Zinſe, damit Gott nicht einhalte mit ſeinem Segen; ſind Kratzfüße und Complimente, die man den mächtigen Herren macht, damit er ſuferlich mit einem verfahre. Gar oft widerſprechen die Gebete der Eltern und ihre eigenen Worte und Werke ſich auf die naivſte, merkwürdigſte, augenſcheinlichſte Weiſe, daß es auch halbwitzigen Kindern auffallen muß. Das jüngere Geſchlecht erhält zum großen Theil den Unterricht nicht, der aus dem blinden Glauben führt, der zum Denken führt, der den Menſchen befähigt: Alles zu prüfen, und eben durch dieſe Prüfung ein immer lauterer Chriſt zu werden, einen immer feſtern und kindlichern Glauben zu erhalten. Das jüngere Geſchlecht muß wie zu Hauſe unverſtandene Gebete, in der Schule unverſtandene Fragen verſchlucken und ſoll ſie glauben. Dieſe Fragen, ſagt man freilich, werden erklärt, aber die Erklärungen ſagen entweder mit andern Worten das Gleiche, oder ſie machen das noch dunkel, was in den Fragen heiter war, und was in den Fragen dunkel iſt, das machen die ſogenannten Erklärungen widerſinnig.

Dann erklärt man freilich, wie man ſagt, die Kinderbibel, aber höre man doch an ſo vielen Orten dieſe ſogenannte Erklärung. Es iſt ein grauſam Conſtruiren, es ſind grauſame Erklärungen einzelner Worte. Z. B. man ſage den Phariſäern: Phariſäer, weil ſie anders beſchaffen geweſen ſeien als andere Menſchen. Der eigentliche religiöſe Punkt und das, was das innere Gefühl erweckt und anſpricht, bleibe unberührt. Was das Kind in der Schule bekomme, das mahne ihn gerade, als ob man einen Beutel mit Schrot oder eine Handvoll Kieſelſteine in deſſen Magen ausleere. Etwas im Magen habe es freilich, aber nichts Verdauliches, nichts das ſich in Blut und geſunde Säfte auflöſe, ſondern etwas das ihm Magenweh mache, ihn wenigſtens beſchwere, die geſunde Verdauung hindere, bis es abgegangen ſei. Merkwürdig ſei noch das, daß von allem dem, was der Schulmeiſter ſo unter die Kinder ausleere, das Wenigſte eigentlich verſchluckt werde. Von den kleinern Kindern, welche dieſem ſogenannten Religionsunterricht auch zuhören ſollten, um die man ſich aber ſo durchaus nicht kümmere in der Art des Unterrichtes, daß auf einem Stundenplan ſtehe: Religions-Unterricht; untere Klaſſe: anhören, nachdenken, unbeweglich ſein, — gäben die meiſten auf dieſe ihnen unverſtändlichen Dinge gar nicht Acht. Sie gewöhnten ſich während fünf bis ſechs Jahren, ihre Ohren ganz an einem andern Ort zu haben, ſo lange der Schulmeiſter erkläre oder unterweiſe; ſie ſeien faſt autoriſirt dazu, zu glauben, es gehe ſie nichts an. Kämen nun dieſe Kinder ins Leben, ſo brächten ſie in daſſelbe Klötze todten Glaubens, Floskeln und leere Worte ohne Gedanken, oder manchmal faſt gar nichts. Dieſer Glaube diene ihnen nicht als Richtſchnur, gebe ihnen nicht Troſt, wirke kein religiöſes Leben in ihnen. Er halte gegen Angriffe nicht Stich, könne ſich nicht vertheidigen, unterliege nur zu leicht Zweifeln und arte in Unglauben aus. Dieſes namentlich dann, wenn ihr Verſtand in einem weitern Lebenskreiſe erweckt werde, wenn ſie von vielen Dingen hörten, über die man ſie in der Unterweiſung und in den Schulen gar nicht aufmerkſam gemacht. Der eigentlich Ungebildete ſei beſonders mißtrauiſch, und wenn ein Schalk oder ein Schelm ihm von unbekannten Dingen ſchwatze, ihm den Unglauben predige auf mancherlei Art, ihm vorſpiegle, der Pfarrer und der Schulmeiſter wüßten dieſes auch, aber ſie verhehlten es expreß den Leuten und verkündeten, beſtochen, nicht die Wahrheit, ſo wird der arme Tropf gegen Pfarrer und Schulmeiſter erbittert und hält alles für Lug und Trug, was er von ihnen gehört.

Es ſei mit der Religion in vielen Schulen gerade wie mit dem Rechnen in vielen Schulen. Er habe ſchon oft klagen gehört, daß alles Rechnen in den Schulen nichts abtrage; entweder vergeſſen es die Kinder gleich, oder ſie könnten, wenn man ihnen aus dem gewöhnlichen Leben etwas angebe, nichts damit machen. Das komme daher, weil in ſo viel Schulen die Kinder gleich bei den vier Species anfangen müßten oder gar bei den Heuſtöcken, und was ſie machen müßten nie wüßten, ihre Rechnungen nie in den Kopf bekämen, ſondern nur für den Augenblick in die Finger. Aber beim Rechnungs-Unterricht fange man an, vernünftig zu Wege zu gehen; es ſei aber ſchauderhaft, daß man beim Wichtigſten, bei der Religion, noch gar nicht daran zu denken ſcheine und noch immer im alten Schlendrian fortfahre; daß man gar nicht daran denke, eine kindliche Religion ins kindliche Gemüth zum Bewußtſein zu bringen, daß man die Sünde noch nicht erkenne, die Hälfte der Kinder ohne Religions-Unterricht, ihre Herzen verharzen zu laſſen. —

Ich muß bekennen, des Pfarrers lange Abkappete, denn was war es eigentlich anders? mühte mich. Ich konnte mich aber nicht faſſen, um mich zu vertheidigen; dazu kam mir noch Wehrdi in den Sinn, der mir Aehnliches geſagt, nur nicht ſo ausgeführt. Daher wußte ich nichts anders zu antworten, als daß mir Wehrdi auch den Religions-Unterricht ausgeſchimpft. Es mache es aber ein Jeder, wie er könne.

Gerade der Wehrdi, entgegnete der Pfarrer, ſei ein lebendig Beiſpiel, wohin ein ſolcher Unterricht, der, wenn er ſchon hier etwas beſſer, dort etwas ſchlechter ſei, doch immer die gleiche Art an ſich habe, abtrage, und wohin er führen könne. Ihm ſei es am Ende glücklich gegangen, indem er im Leben auf Solche geſtoßen, die ihn aufgeweckt und zu Gott geführt. Es gebe aber auch ganz andere Ausgänge und die traurigſten von der Welt bei Leuten, welche im Leben zum Unglauben gebracht wurden aus dem blinden Glauben. So wurde ich einmal an einem andern Orte zu einem Menſchen gerufen, der ein furchtbares Ende hatte in ſeinem Unglauben, ſagte er. Es war ein ſehr alter Mann, den ich ſonſt wenig geſehen, nie mit ihm geſprochen hatte; er floh die d. Pfaffen, wie er uns nannte, wie die Peſt, und in einer Kirche ſah man ihn nie.

Der Alte, von dem ich rede, hatte eine gewaltige, widerſpenſtige Natur, die auch ſeine Eltern, die ihm durchaus nicht gewachſen waren, erfahren haben ſollen. Der Gang ſeines innern Lebens iſt nicht bekannt worden, weil er ihn Niemand offenbarte. Aber aus der Art, wie er über die Schule und die Unterweiſung ſchimpfte und fluchte, als lauter Lügenwerk, zuſammengeflickt fürs dumme Bauernvolk, läßt ſich ſchließen, daß der erhaltene Unterricht auf blinden Glauben berechnet war und daher ſeinem ſcharfen und grübelnden Verſtand nicht genügte. Zudem wogten in ihm wilde Leidenſchaften; er hatte eine wahre Diebswuth, fremde Weiber ſah er auch gerne. Er hatte überhaupt Luſt zu jeder Spitzbüberei, und um ſich Bahn zu allem dieſem zu machen, ſuchte er nachzuweiſen: daß alle Religion nur Lug der Pfaffen ſei im Dienſte der Obrigkeit, die dummen Bauern, die er ſelbſt nicht wenig verachtete und daher auch nicht berndeutſch redete wie ſie, im Zaum zu halten. Er ſuchte zu beweiſen, daß Obrigkeit und Pfaffen um die Religion und ihre Gebote ſich ſelbſt gar nicht kümmerten, was ſie doch wohl thäten, wenn ſie nicht am beſten wüßten, daß Alles Lug und Trug ſei. Damit glaubte er ſich Erlaubniß zu jedem Laſter erworben zu haben, ſobald er dem weltlichen Richter zu entrinnen vermöge. In ſeiner Gottloſigkeit traf er nie auf Leute, die ihm an Einſicht überlegen waren, die im Stande geweſen wären, ſeinen fürchterlichen Zuſtand ihm ſelbſt mit klaren Worten zu offenbaren. Im Gegentheil, er wurde ſelbſt zum Apoſtel des Unglaubens, denn er traf es in die Revolution, wo er Gott auf immer abgeſchafft glaubte, ſich die ſinnloſeſten Reden erlaubte und nun meinte, es ſei ihm Alles erlaubt. Da zeigte er, daß er unter Freiheit die Erlaubniß verſtund, nach Herzensluſt ſtehlen zu können; vergriff ſich am Staatsgut der Helvetik und erhielt faſt den Strick um den Hals.

Dieſer Strick und die Umgeſtaltung der Dinge ſchüchterten ihn ein, aber beſſerten ihn nicht. Er predigte ſeinen Unglauben nicht mehr in den Wirthshäuſern und an den Kreuzſtraßen, aber wenn er Knaben verlocken, ſie gegen Schulmeiſter und Pfarrer aufreiſen, ſeine Gottesläugnerei in ihre Seelen ausgießen konnte, ſo war das ſeine Luſt und Freude. Sein Reichthum mehrte ſich, ſein Land war das beſte im ganzen Dorfe, aber auch ſein Geiz nahm zu. Aus dieſem Hauſe wurde keinem Menſchen etwas Gutes gethan, mit Noth hie und da ein Almoſen gegeben. Als man einmal einem Handwerksburſchen ein Stück Brot reichte, nahm es der Wind und der arme Burſche ſagte: Danke Gott, wenn ichs bekomm. Aber den reichen Mann ſah man an neblichten Tagen auf fremden Aeckern ſtehen, die an ſeine ſtießen, und mit der Schaufel Erde von jenen auf dieſe werfen: ſah ihn, wenn er Pflug hielt, alle Markſteine krumm- oder umfahren und Furche um Furche ſeinigen. Ja, er hatte den Strick vergeſſen, war wieder frech geworden und konnte ſich nicht enthalten, Markſteine förmlich zu verſetzen. Mit aller Frechheit und Gewandtheit konnte er ſich nicht mehr herausläugnen, da wurde er verrückt. Die Leute glaubten, er thäte nur ſo, damit man ihm nicht die Ketten anhänge. Der Grund aber lag tiefer. Es war das Auftauchen des Gewiſſens, es war das werdende Bewußtſein: ſiehe, das iſt des Teufels Lohn für ein teufliſches Leben. Sein ſcharfer Verſtand konnte es ſich unmöglich verhehlen, daß er ſich in ſeinem Leben gräßlich getäuſcht. Aber die ſtrafende Gerechtigkeit gieng wieder an ihm vorüber, warum weiß ich nicht. Ob ſie ihn vergaß? ob ſie ein Auge zudrückte? ob Menſchen angeſehen wurden? ich weiß es nicht. Der verrückte Zuſtand gieng vorüber, die alte Natur errang wieder den Sieg, wurde frecher als nie zuvor, ſich vorſpiegelnd, ihm könne nichts etwas anhaben, ſeine Frechheit habe ihn gefreit vor jeglichem Unglück, ſein Verſtand ſei ſein Glück, ſeine Vorſehung, die ihn nie im Stiche ließen.

Da ſtarb ihm ſeine Frau, die er eigentlich gränzenlos verachtet hatte. Er nannte ſie nur den Dachen, den er des Oels wegen genommen, und das Bild des Todes trat hart ihn an, ſeine Hälfte wurde ins Grab gelegt. Da ergriffen ihn zwei Dinge: die Schrecken der Vernichtung, die furchtbare Gewißheit, fort zu müſſen von ſeinen Aeckern und Matten, ſeinen Roſſen und Kühen, und wieder eine gräßliche Ahnung, daß mit dieſem Leben nicht alles aus ſei, daß ſeine gemißhandelte Frau, daß die verführten Knaben, die berückten Weiber jetzt vielleicht vor einem Weſen ſtühnden als ſeine Ankläger, das er durch ſein ganzes Leben verhöhnt, verläugnet. Da waltete in ihm eine unausſprechliche Seelenangſt, Vorboten einer ſpätern Höllenangſt.

Aber es ward die Frau ins Grab gelegt, das Bild des Todes ſchwand aus ſeinen Augen, er fühlte ſich noch ſtark, ungeſchwächt. Die Seelenangſt verrann wenigſtens bis zu einem Grade, daß ſie nicht mehr ſichtbar war, und die alte Natur ergriff die Zügel wieder.

Da ergriffen den ſonſt ſo ſtarken Mann, der kaum wußte, was Krankheit war, der in ein hohes Alter faſt mit den Kräften eines Jünglings gekommen, auf einmal furchtbare Aengſtigungen, daß ihm die Augen faſt aus dem Kopfe traten, daß ihm ward, als ob Einer ihm den Hals zuſammenſchnüre, daß er glaubte erſticken zu müſſen. Ob ſie vom Blute kamen, ob ſie Vorboten einer Bruſtwaſſerſucht waren, oder von einem Herzfehler? ich bin kein Arzt, ich weiß es nicht. Genug, dieſe auch den beſten Chriſten ängſtigenden Zuſtände weckten auf eine gräuliche Weiſe den wieder ſchlafenden Wurm in ihm. Der Mann, der ſolches nie gefühlt, der ohne Mitleid gegen Andere, um ähnliche Zuſtände bei Andern ſich nicht bekümmert, alle Klagenden verhöhnt hatte; der das Daſein ſolcher Zuſtände, die außer dem Kreiſe ſeiner Erfahrungen lagen, ſo gut weggeſpottet hatte, als was er ſonſt nicht ſah, Gott und die ganze unſichtbare Welt, dem kamen jetzt dieſe peinigenden Anfälle durchaus nicht natürlich vor, ſondern außerordentlich, übernatürlich. Er wähnte, es hange ihm Jemand am Halſe und wolle ihn erwürgen. Er ſchrie, ſeine geſtorbene Frau ſei gekommen, ihn hinüber zu holen, man ſolle ihm ſie doch fortjagen; er ſah bald dieſen, bald jenen, den er um Seele oder Gut betrogen, auf ſeiner Bruſt knien und ſchrie: der wolle ihm den Herzkaſten eintreten. In der Nacht ſah er den Teufel und alle ſeine Geiſter, bald wollten ſie ſein Bett anzünden, bald ihn in die Hölle reißen: dann ſchrie er mörderlich, ſchrie beſonders nach dem Bonaparte, der ſein Gott auf Erden geweſen, den er nie todt geglaubt, daß der doch komme und den Teufel in die Hölle jage. Dann fluchte er über Bonaparte, an den er ſein Heil geſetzt, der ihn im Stich laſſe jetzt in ſeiner Noth. Es waren fürchterliche Auftritte, alle Nachbarsleute erbebten, wenn das Brüllen des ſonſt ſo gefürchteten Mannes erſcholl. Die meiſten ſtunden auf des Nachts, als ob es wettere am Himmel, und ſangen und beteten, daß der Herr ſie doch verſchone, daß er ſie behüte. Und wohl ſtuhnd auch Mancher näher hinzu, um etwas Näheres zu hören. Da vernahm er den Kampf mit dem Teufel, vernahm das Angſt- und Kampfgeſtöhn des ſonſt ſo frechen Greiſen, bebte zuſammen, ſchauderte bis in das tiefſte Mark hinein und flog eilig wieder ſeiner Hütte zu, ſchob den Riegel feſt und betete ſchlotternd ein: Das walt Gott! Da wars, daß einmal des Nachts ein Großkind von ihm uns alle aus dem Schlafe weckte, das in ſeiner Herzensangſt geflohen war und mich jammernd bat: ich ſolle doch d'r tuſig Gotts wille g'ſchwind kommen und helfen, d'r Tüfel heig d'r Großätti ſcho unter d'r Stüblisthür. Ich muß es ſagen, mir ſchlug ſtürmiſch das Herz bei dieſem Ruf, mir ſchauderte vor dem Anblick, der meiner wartete, mich jammerte aus tiefſtem Herzensgrund das arme Kind, in deſſen Seele ſchon ein ſolcher Jammer ſich geworfen. Als ich beflügelten Schrittes gegen das Haus kam, hörte ich das Toben des Alten, hörte ihn ſchreien: Gell jetz laſcht mi ſy, gell jetz heſt genug, gell jetz geiſcht! Zwiſchen durch hörte man harte Fauſtſchläge donnern an den hölzernen Wänden. Luegit, wie dä ſchwarz Teufel d'Stäge abpürzelt, wie-n-'r geyt! Lue, Bueb, dert hinter dem dritte Saarbaum ſteyt er, u luegt ob ſy Schwanz no ganz ſyg, nimm d'Miſtgable, Bueb, un erſtich 'ne, g'ſchwind, g'ſchwind! Lue, dert chunt ihm d'r — z'Hülf; dä Donnder cha mi o jetz no nit rüyhig lah u albez iſch er ſo froh über mi g'ſi! Wehr di, Bueb, warum laſch ſe wieder z'Stäge uf? Bonepart, chumm, oder ſi näh mi, ſie hänke mi, ſi ſpanne mi a Charre, ſi ſchleife mi i d'Höll. Aber es iſch keini, nei, bym D., es iſch keini!

Ich ſtund ſchon lange ſtill nebem Ofen, durch den Bettumhang verdeckt, und trat, um ihn zu beſänftigen, ans Bett. Auf dem Tiſch am Fenſter flimmerte eine düſtere Lampe. Als er Jemand gehen hörte, wandte er ſich raſch von der Wand nach der Vorderſeite, und als er meine Geſtalt ſo lang und ſchwarz am Bette ſah, da ließ er einen Schrei aus, der durch Dörfer, Felder und Wälder gehen mußte: Hu, Teufel! wart, Teufel! Teufel, biſt doch da? Mit Blitzesſchnelle fuhr er auf, krallte die Hände mir entgegen: da wars, als ob eine innere Gewalt ihn hemme, es traten ihm die Augen aus dem Kopfe, er ſchnopste einige Male heftig auf, ſtreckte die Zunge heraus, krallte die Hände in den Kopf, als ob er mir ihn anwerfen wolle, dann ſank er zuſammen, ſtreckte ſich und todt war er. Hinübergegangen war er mit dem Bewußtſein, daß der Teufel ihn geholt. Schrecklicheres kann es wohl nichts geben, und Schrecklicheres ſieht das menſchliche Auge nichts, als das Geſicht dieſes in Höllenangſt Dahingeſchiedenen. Seitdem iſt mir ein Jammer im Herzen geblieben über Tauſende, die ich die gleichen Wege wandeln ſehe in gleichem Geiſte: ein Jammer über ſie, weil ſie nicht mit dem Chriſtenthum ausgerüſtet wurden, das in ihrem Leben und in jeder Zeit ihre Stütze, ihr Stab bleiben konnte.

Das Chriſtenthum bleibt ewig das gleiche, aber wie es in jedem Menſchen neu geboren wird, ſo wird es auch neu geboren in jeder Zeit. Wie es das gleiche bleibt und doch dem Kinde ein anderes iſt, ein anderes dem Manne, und dem Greiſe noch anders ſich verklärt, ſo bleibt es ewig das gleiche in der Zeiten Wechſel, aber dem in der Zeiten Wechſel wechſelnden Menſchen trittet es immer reiner, verklärter, geiſtiger entgegen; denn nicht nur die Kinder wachſen auf zu Männern und werden Greiſe, ſondern auch die Menſchengeſchlechter ſteigen herauf aus der Kindheit dem Alter entgegen. Das will der Menſch nicht faſſen, er ſieht Millionen zermalmen unter dem eilenden Wagen der Zeit. Dann erbarmt ſich Gott und läßt ein neues Wehen des Geiſtes wehen über den Erdboden, dann gehen verſchloſſene Augen auf und was todtgetreten ſchien, das ſteht neu, herrlich, verjüngt, lebendig wieder auf.

Ganz andächtig, wohlig und ſchauerlich hatte ich dem Pfarrer zugehört, und als er ſeine Pfeife ausklopfte, frug ich ihn nach einigem Schweigen: ob er dann der Meinung ſei, daß man die Fragen abſchaffe und daß man in der Kinderbibel die Wunder beſſer erkläre? ich hätte gehört, das käme jetzt auf.

Das eben ſei nicht ſeine Meinung; aber das meine er, daß man den Kindern mehr zu Herzen, an ihr Gefühl reden müſſe, und jedem Kind nach ſeinem Alter. Man rede ja im täglichen Leben mit einem ſechsjährigen nicht wie mit einem ſechszehnjährigen, ſowohl in Stoff als Form. Auf die Bücher komme es da viel weniger an, als auf den Lehrer. Ueberhaupt ſolle ich mir die jüngern Kinder ganz beſonders angelegen ſein laſſen, da ſei die Quinteſſenz der Schule, die bis dahin in den meiſten Schulen verpfuſcht worden. Man laſſe ſie ſchmählich anfaulen, eigentlich anbrännten, darum hätte man meiſt auch ſchlechte Schulen. Ich ſolle jetzt darüber nachdenken.

wie ich in meine Schule das rechte Leben bringen wolle, ſolle vor allem eine feſte, beſtimmte Ordnung ſchaffen, jeder Minute ihre Arbeit zuweiſen; dann werde ich es erfahren, wie weit man in einer Schule kommen könne, wenn man wolle, und Platz habe, daß man ſich rühren könne. Allerdings, wo nicht Platz ſei, da ſei es ſchwer, da erſticke man ineinander, wie die Rübli auf dem Felde, wenn ſie zu dick geſäet ſeien und nicht erdünnert würden.

So entließ der Pfarrer mich wieder mit einem Grind voll. Ich ſtaunte dem Allem lange nach und fand endlich: der Pfarrer hätte mir doch viel Mühe erſparen, mir ſagen können, wie alles Punkt für Punkt zu machen ſei, vor allem hätte er mir den Stundenplan machen können. Er hatte überhaupt, wie es mir ſchien, einen großen Fehler, daß er nicht beſtimmt ſagte: So und ſo müßt ihr es machen! und daß er einem die Sache nicht ſelbſt einrichtete. Fragte man über beſtimmte Dinge, über die man erſt ſelbſt nachgedacht um Rath, ſo erhielt man ihn freilich. Ich deutete ihm einſt darauf hin, eine Sache, ich weiß nicht mehr welche, gienge ihm viel ringer als mir, er ſolle ſie mir doch machen. Da lachte er und ſagte, das thue ich nicht, lieber Schulmeiſter, und zwar aus zweien Gründen nicht; erſtlich müßt ihr euch gewöhnen, über ſolche Dinge ſelbſt zu denken, und erſt, wenn ihr am Haag ſeid, euch aushelfen zu laſſen; und zweitens ſeid ihr ein wunderliches Volk, es würde euch z. B. kaum ein Stundenplan, den ich gemacht, recht ſein, wenigſtens müßte er an allem Krummen Schuld ſein. Ich weiß wohl, daß ein Canton iſt, wo man den Schulmeiſtern die Stundenpläne macht, und zwar einen für alle Schulen ohne irgend eine Berückſichtigung. Man möchte ob Solchem aber auf den Kopf ſtehen.

Ich könnte euch noch einen dritten Grund ſagen, aber an zweien, denke ich, ſei es einſtweilen genug.

Meiner Frau erzählte ich nur gar wenig von dem, was der Pfarrer mit mir gebrichtet, ſie hätte ihm in Allem recht gegeben. Nur die Geſchichte von dem Manne erfuhr ſie, ſie kam uns beiden die ganze Nacht vor.

Dreissigstes Kapitel.

Wie es mir geht, als auch ich die Schule doktern will.

Ich fieng nun an, meine Aufgabe an die Hand zu nehmen, die Kleinen mehr zu beſchäftigen dadurch, daß ich ältere Kinder zu ihnen ſtellte oder ihnen geſchriebene Buchſtaben an die ſchwarze Tafel machte, die ich aus meinem eigenen Gelde hatte anſchaffen müſſen, da die Gemeinde mir ſie abgeſchlagen oder vielmehr verdreht hatte. Wir mußten deßhalb eine alte Pfanne nochmals plätzen laſſen, ſtatt eine neue kaufen zu können. Die Buchſtaben ſollten ſie einſtweilen bloß kennen lernen, denn ich hatte noch nicht gewagt, zu ſagen, daß die kleinſten Kinder Täfelchen bringen ſollten. Ich hatte einigen ſogenannten Leſern geſagt, die aus dem Fragenbuch in die Kinderbibel kamen, d. h. die als Leſebuch nicht mehr das Fragenbuch, ſondern die Kinderbibel hatten, (iſts nicht bedauerlich, daß noch in ſehr vielen Schulen Fragenbuch und Kinderbibel die einzigen eigentlichen Leſebücher ſind, und daß nichts Ernſtliches geſchieht, um dieſem traurigen Unweſen ein Ende zu machen? daß gar nichts geſchieht für die armen kleinen Kinder und die Benutzung ihrer erſten, ſo koſtbaren Jahre?) die nun hätten auswendig lernen ſollen: der Pfarrer wolle, daß das daheim geſchehe und daß ſie dafür Täfelchen bringen und ſchreiben und rechnen könnten. Sie brachten mir den Beſcheid zurück: der Vater hätte geſagt, er kaufe keine Täfelchen, das Kribel trag ſo jung, wo me ke V'rſtang d'rvo heig, nüt ab, ſi ſölle lere wie's d'r Bruch ſyg, er frag dem Pfarrer nüt nah, dä zahl nüt am Schumeiſter, wehn-'r de öppis d'rwider heig, ſu ſoll er 'ne b'ſchicke, er well dem de d'Meinig ſäge. Ein Anderer begehrte auf, daß die Kinder G'ſchribnigs lerte, ehe ſie das Druckte chönnte, das chömm nit guet, das gäb 's G'hürſch u ſyg albez nit ſo g'ſi. Einer aber kam, ein Händler, und ſagte mir, er wolle nicht mehr, daß ſein Bube die Fragen auswendig lerne, das G'ſtürm trage nichts ab, er wolle den Knaben bald ins Welſchland thun, dort trügen ihm die Fragen auch nichts ab, es früge kein Menſch darnach. Das gefalle ihm, daß ich auch viel auf Schreiben und Rechnen halte, das ſei doch die Hauptſache, mit allem andern hätte man nicht g'freſſe.

Die Leute hatten ſich vorhin kaum um die Schule im Allgemeinen bekümmert, geſchweige denn um ihr Inwendiges. Wenn nur der Schulmeiſter Fleiß hatte, d. h. wenn er immer zu rechter Zeit in der Schule war und die Kinder zuweilen zu Hauſe ſagten: es heig hüt dem Schumeiſter o aſe warme g'macht, er heig o müſſe d'Kutte abzieh: und wenn nur das älteſte Kind einen Examenzettel machen konnte, auf dem Buchſtaben einen halben Zoll lang waren, und wenn es hieß: Bueb, bet oder lies! dieſer mit einer mißtönenden Kopfſtimme das Ding herbrüllte, daß die Kunkelſtecken wackelten und die Katze unter dem Ofen herauskam und zur Thüre aus wollte; — wenn es nur alſo geſchah, ſo waren die Leute zufrieden und ſagten: d'King lere brav, m'r hei e Schumeiſter, me muß 'ne rühme.

Jetzt aber war alles wie eine aufgequſelte Weſper. Jeder wollte befehlen, und was dem Einen recht war, wollte der Andere nicht. Es war faſt nicht dabei zu ſein. Ich klagte einmal dem Wehrdi dieſe Noth. Der erklärte mir, dieſes Einmiſchen ſei ganz natürlich, ich ſolle mich deſſen nur nicht viel achten. Es habe jeder Bauer extra für das Schulhaus tellen müſſen und Holz dazu führen, er betrachte es nun auch als ſein Haus, und wie er in ſeinem Hauſe befehle, ſo meine er auch hier regieren zu dürfen, wenn es ihn ankomme. Aber wie in ſeinem Hauſe er gewöhnlich nicht ſelbſt regiere, ſondern iemand anders, er möge befehlen wie er wolle, ſo müſſe man ihn auch da befehlen laſſen nach Belieben, nichts dagegen ſagen, aber dann auch Schul halten nach Belieben. Zudem ſei es etwas Neues, was ich da gemacht habe, und etwas ſolches ſei ihnen immer zuwider und quäle ſie auf, ſo wie ein alter Bauer ſelten eine neue Kutte anziehe, ohne Wochenlang darüber zu ſchimpfen und ſich zu verfluchen: die Schneider könnten alle nichts mehr, ſie ſeien albez viel beſſer geweſen. Am Ende werde aber die neue Kutte auch eine alte und ihnen ſo lieb, als irgend eine frühere alte.

Disputirt nur nicht mit ihnen, Schulmeiſter, ſagte Wehrdi, da hört Niemand auf eure Gründe. Weil eure Gytiwyler auf 10 Pfund hinaus eine ganze Kuh, auf 7 Pfund ihr Unſchlitt, auf 4 Pfund hinaus die Haut zu ſchätzen wiſſen und genau angeben können, wie manches Kalb ſie gehabt und ob ihre Hörner abgeſchabt und zugeſtutzt worden ſeien, was ihr alles nicht könnt, ſo glaubt jeder Gytiwyler zehnmal geſcheuter zu ſein, als ihr, in allen Dingen. Er hat keinen Begriff davon, daß er in allen den Dingen kreuzdumm iſt, die nicht von Roſſen oder Kühen ꝛc. handeln. Iſt er der Schlimmſte auf dem Kühmärit, ſo meint er auch der Liſtigſte zu ſein in eurem Fache, er zäpfelt und lächelt alle Leute aus oder weiß ſie zu verdächtigen, wenn er ſie nicht zum Beſten haben kann. Wenn ich ſo ein Bäuerlein, das nicht zwanzig zählen könnte, ohne von neunzehn auf zwanzig immer zu verirren, mich auszäpfeln ſah und auf ſeinem Geſicht ellenlang geſchrieben ſtand und die Mund- und Augenwinkel es vierfach ausſprachen: red ume, du biſch ume e Löhl, ſo juckte es mich in allen Mundmuskeln, ihm zu ſagen: er ſei ein zweyeter Eſel und Solche, wie er ſei, brauche man in Batavia für nichts anders, als für die Affen das Reden zu lehren. Dann dachte ich, das ſei ja Menſchen Art, daß, je dümmer ſie ſeien, d. h. je weniger ſie begriffen, was ſie nicht wüßten, was ſie alles nicht könnten, deſto mehr zu glauben, Alles das zu ſeinzu wiſſen, zu können, was ſie nicht wären, nicht wüßten, nicht könnten.

Ich ſagte nicht viel dazu, aber ganz dieſer Meinung war ich doch nicht. Mir ſchien es, die Bauern hätten in etwas recht Des Pfarrers Meinung hatte mir ſo viel auferlegt, ich fühlte mich gar nicht heimiſch, in dieſem Gange recht unbehaglich, weil ich Vielem nicht vorzukommen wußte. Ich mußte ſoviel darüber hören, daß dieſe unangenehmen Dinge unangenehme Gefühle in mir erzeugten. Ich durfte aber nichts ſagen, doch fragte ich den Pfarrer, wie es denn mit des Händlers Bub ſolle gehalten werden, der nicht mehr die Fragen lernen wolle? und was ich mit denen machen ſolle, die keine Täfeli bringen wollten? Mit dieſen Letztern, ſagte der Pfarrer, ſei nichts zu machen, als daß man ſie nach und nach in der Liebe dazu zu bringen ſuche; für ernſtere Maßregeln fände man nirgends Unterſtützung (auch jetzt kaum).

Mit des Händlers Bub ſei es ein Anderes. Auswendig müſſe Jeder lernen, wenn auch nicht gerade die Fragen, an denen hange er nicht, aber doch etwas Anderes. Ehedem habe man in den Schulen nichts als auswendig gelernt, manchmal während die Kinder nur noch buchſtabiren konnten, um das Verſtändniß habe keine Seele ſich bekümmert. Das ſei Unſinn geweſen. Aber das ſei eben auch wieder Unſinn, die Kinder gar nichts mehr auswendig lernen laſſen, oder es nur ſo vornehm über die Achſel anſehen zu wollen als etwas, das man noch dulden müſſe, das aber wegzuſchaffen wäre. Das Gedächtniß ſei eine Seelenkraft wie andere und eben nicht die entbehrlichſte, und ſie müſſe geübt und geſtärkt werden, wie jede andere Kraft, wenn ſie zu jedem ihrer verſchiedenartigen Dienſte bereit ſein ſolle. Und gerade die Kinder, welche am ſchwerſten auswendig lernen, müßten am meiſten dazu gehalten werden, ſtatt daß man gewöhnlich aus dummem Mitleiden es ihnen ſchenke. Freilich müſſe man es ihnen zu erleichtern ſuchen, wozu es verſchiedene Mittel gebe. Und gar viele Kinder ſcheinen ein ſchlecht Gedächtniß zu haben, hätten es aber nicht, ſondern nur nicht das Vermögen, ihre Gedanken auf einen Punkt zu fixiren; und das ſei eine Schwäche, die, wenn man nicht mit aller Gewalt dagegen arbeite, das Kind zu allen ernſtern Dingen unfähig mache. Man ſei aber halt noch nicht dahin gekommen, eine Schule zu betrachten als eine Schleife für die verſchiedenen Kräfte des Menſchen, ſondern man betrachte die Schulen nur als Nürenberger Trachter, durch welche man dem Kinde ſoviel einlaſſe als hineinwolle; und wolle es oben aus, ſo nehme man einen Stämpfel und ſtungge das Ganze tüchtig zuſammen, damit man noch eine Melchteren voll hineinſchütten könne. Man futtert das Kind halb todt und ſtumpft in der Schule ihm alle Kräfte ab. Stellt das daher dem Händler vor und berichtet ihn darüber, ſagte der Pfarrer.

Es dünke mich, meinte ich, der Pfarrer ſollte die Leute vorbeſcheiden und ihnen ein Kapitel leſen und ihnen befehlen, was ſie zu thun hätten. Wehrdi hätte auch geſagt, die Bauern ſeien zu dumm, als daß ſie ſolche Dinge begriffen, und je dümmer Einer ſei, deſto übermüthiger und einbildiſcher ſei er.

Schulmeiſter, wenn ich die Leute ſehe, will ich mit ihnen reden, das verſteht ſich. Aber mit ihnen aufbegehren, ihnen befehlen, was ſie in die Schule bringen ſollen, das kann ich nicht. Ich habe da keine Macht, meinen Befehlen Kraft zu geben, und das wiſſen meine Bauern ſo gut als ich. Uebrigens laſſen ſich ſolche Dinge nicht erzwingen, ſondern nur einſchmuggeln mit Vorſicht und dadurch, daß die Kinder Liebe dazu gewinnen und die Sache zu Hauſe vertheidigen und das Nöthige dazu eräfen. Uebrigens ſei der Wehrdi gegen die Bauern viel zu erboſt. Es habe jeder Stand ſeine Fehler und ſein Gutes, ſo auch der Bauernſtand, man müſſe aber jeden Stand einmal nehmen wie er ſei. Ich ſolle nur hübſcheli fahren, eins nach dem andern nehmen, nicht den Muth ſinken laſſen, es werde ſchon gut kommen.

Als ich mit dem Beſcheid unzufrieden heimkam, — denn es dünkte mich: habe mich der Pfarrer in den Schlamm geſtoßen, ſo könnte er mich jezt herausziehen, — warteten mir wieder zwei Hausväter. Der eine klagte: ich verſäume mich viel zu viel bei den Kleinen und verſäume darüber die Größeren. Um mit ihnen mit Bohnen und Keſtene z'g'fätterle (auf dieſe Weiſe wollte ich auf den Rath des Pfarrers das Zählen und Zahlenſyſtem veranſchaulichen aus Mangel eines beſſern Apparats) brauche man keinen theuern Schulmeiſter, das könnten die Kindemeitſcheni daheim. Der andere begehrte auf: daß ich die Kleinern nicht ſelbſt überhöre im Namenbuch. Schon drei Tage habe ſein Hanſeli mir nicht aufgeſagt, hätte er geklagt, ſondern nur d's Sigriſte Bäbi, und dem ſeien die Läuſe ganz Hampfele voll ume gramslet a ſym ſtrube Gring. Ich ſei albez ein guter Schulmeiſter g'ſi, aber ſeit man ein neues Schulhaus habe, well es neue nüt meh nuz gah, u doch heig me g'meint, wi's de gah müß.

……

Ein und dreissigstes Kapitel.

Wie endlich ein Anderer das Doktern übernimmt.

Ich muß bekennen, das machte mich böſe, und noch böſer ward ich, als ich vernahm, daß der Statthalter ſeinen Buben in eine der appartigen Schulen thun wolle, die für reiche Bauernſöhnchen in unſerer Nähe errichtet worden, weil er bei mir nicht fortkomme. Ich mache viel zu lang am Gleichen, ſein Bueb hätte den gleichen Zettel dreimal hintereinander abſchreiben müſſen. U ſelligs ſyg doch nadiſch nie d'r Bruch g'ſi. Ich bekam einen rechten Kyb gegen den Pfarrer, der, wie ich wähnte, mich in dieſes Alles hinein gewerchet hätte; und ich fieng auch an, denen beizuſtimmen, wenigſtens innerlich, welche ſagten: die d. Pfaffen ſeien alle falſch am

Volk, man ſollte ſie alle fortjagen oder um d's Halbe mit 'ne akkordire, ſie machten es auch dafür und wären noch froh. Man könnte es eigentlich auch machen ohne ſie, wenn man einen guten Schulmeiſter hätte, die hätte man alle Tage, den Pfarrer nur an einem Sunde.

So wurde rings um mich geredet und immer lauter, und beſonders in Zeitungen ſtund Aehnliches. Denn es war die Zeit gekommen, welche der Pfarrer angedeutet hatte, die alten Herren dankten ab und es gab eine neue Regierig.

Ehe es ſich Tauſende nur verſahen, war die Herrſcherfamilie verſchwunden, alle Stühle leer, die ſie im Beſitz gehabt; es waren Alle gleich in der Republik Bern und Alle gleich berechtigt zu den leeren Stühlen. Tauſend Schwernoth! was war da jetzt mit dem Gring zu verdienen, wer einen Gring dazu hatte! Tauſende ergriff die Reue, daß ſie nicht beſſer für ihre Gringe geſorgt. Und Mancher holte das Dintenfaß vom Unterzug herunter, ſtäubte es aus, weichte mit Waſſer die Kruſte auf und verſuchte mit Bangen im Hinterſtübli: ob er denn wohl noch ſeinen Namen ſchreiben könne? Aber noch viel mehr Tauſende ergriff ein größer Bangen, das Bangen: woher in dem Lande, wo Wenige ans Regieren nur gedacht, die Menge Leute nun nehmen, die regieren könnten, ausgerüſtet nur mit den unentbehrlichſten Bildungsſtücken? Von all dieſen Tauſenden erhob ſich nun ein tauſendfältiges, durch tauſendfältiges Echo noch vertauſendfältigtes Geſchrei gen Himmel über die geiſtige Noth des Landes, wo die einzelnen Capacitäten dürftig herumſchwammen wie Brot in einer Bettlerſuppe. In dieſes Geſchrei miſchten ſich die Klänge des Zornes mehr und mehr über die, welche Schuld ſein ſollten an dieſer Bildungsloſigkeit: ſiebenmal ſieben Sünden wurden auf ihre Schultern gewälzt, die Schultern der Ariſtokraten und Pfaffen. Hinter dem Umhang hervor ſchauten lachend die abgetretenen Herrſcher in dieſe Noth hinein; ſie hatten ſie erwartet und erwarteten auch ein baldiges komiſches Ende des ſo ernſthaft begonnenen Spiels. Aber ſie täuſchten ſich. Unter den Schreienden waren viele nicht auf den Kopf gefallen. Sie ſchrien nur ſo mit, ſie dachten bei ſich ſelbſt: ſo gut wie die regiert haben, können wirs doch wohl auch. Was ſie gelernt hatten, haben wir auch gelernt ſo ungefähr, weltſch ausgenommen. Mancher erinnerte ſich, daß er ſchlauer geweſen als der Landvogt, und dieſer habe den Kürzern ziehen müſſen gegen ihn. Wenns doch ſo ſein müſſe, ſo wolle er in dieſer Vaterlandsnoth zu regieren probiren, bis Geſchicktere da ſeien — ſo ſagte er.

Und ſie probirten zu regieren, und zum Schrecken der Alten giengs, denn die Neuen hatten auch eine Portion geſunden Verſtand; und daran hatte man bei der Abdankung nicht gedacht, nicht gedacht, daß man das Volk nicht verwöhnt hatte zu großen Anſprüchen, im Gegentheil zufrieden zu ſein mit dem geſunden Verſtand und nicht einmal zu fragen, wer ihn eigentlich hätte, ob der Vogt oder der Schreiber. Aber man ſchrie demungeachtet, wie an einer Feuersbrunnſt nach Löſchmitteln, Spritzen, Eimer und Leuten, nach Bildungsmitteln, nach Schulen aller Art, nach Lehrern von allen Sorten. Gute Schulen, gute Schulmeiſter ſeien die Hauptſache! hallte an allen Bergen wieder, und das Echo brachte die ſüßen Klänge uns zu Ohren: Schulen und Schulmeiſter ſeien die Hauptſache. Und wie ein Fieber ſchien der Bildungseifer das ganze Land ergriffen zu haben, alles ſchien zu zittern und zu beben nach der Zeit, wo die Kinder, wenn ſie aus dem Mutterleibe kämen, der Hebamme entgegenſchrien: einmal eins iſt eins, zweimal zwei iſt vier, wo die Geißbuben und Miſtaufleſer darüber ſich prügelten, ob es zwei oder drei Urzuſtandswörter gebe? ob Gott ein Urzuſtandswort ſei oder ein Geiſt? ob ein Dingwort ein Hauptwort ſei oder gar nichts? Wo jeder Hans Michel im Oberland und im Unterland Doktor wäre irgend einer Wiſſenſchaft, und aus ſeinen Küherhoſen ſtugs ſchlupfen könnte in Profeſſorhoſen, wenn er nämlich wollte. Man war überzeugt, jedes Glied und jedes Gliedlein des ſouveränen Volkes hätte einen eigentlichen Bildungsteufel im Leibe, und nur die verdammten Pfaffen mit ihren Weihwedeln und Bannſprüchen hinderten ihn auszuſchlüpfen wie ein Küchlein aus dem Ei. Und wenn man die verdammten Pfaffen wegbrächte mit ihren Weihwedeln und Bannſprüchen von den mit dieſen Teufelchen Schwangern, ſo würde an einem ſchönen Morgen ein Kreiſen das ganze Land ergreifen, und am Abend hätten wir das Land rigeldick Leute, gegen die der Ariſtoteles nur ein Eſel und Sokrates noch ein ärgerer Eſel wäre. Mit allen möglichen Mitteln ſuchte man die Pfaffen zu verſcheuchen, damit ſie die Kreiſenden ruhig gebären ließen. Während man ſo ſcheuchte und ſchimpfte, wählte man, um die Geburt zu beaufſichtigen, damit nicht etwa falſche Kinder untergeſchoben würden, Behörden. Oben an ein Erziehungs-Departement. Ein Kirchen-Departement fand man nicht nöthig, vielleicht weil man meinte, die rechte Erziehung löſe die Kirche auf, mache ſie überflüſſig, aber dann nicht den Staat auch? Ueber das Departement hinüber wählte man die große Land-Schulcommiſſion, damit ja die Bildung nicht nur in den Städten, ſondern auch auf dem Lande zur Welt käme, und zwiſchen beide hinein, zwiſchen Thüre und Angel, die kleine Land-Schulcommiſſion. Und damit wir Schulmeiſter ächt republikaniſche Geburtshelfer würden, wurden Anſtalten dekretirt für Alte und Junge, und ein Wagen mit verroſteten Flinten aus dem Zeughauſe dahin abgeſandt, um uns recht wehrhaft zu machen. Als alles dieſes geſchehen war, was begann man? Man fieng an zu zanken und zwar auf gräuliche Weiſe.

Das Erziehungs-Departement, oder wenigſtens ein bedeutender Theil deſſelben, war von Anbeginn empfindlich über die große Schulcommiſſion, die ihm in gewiſſer Beziehung an die Seite geſetzt war; betrachtete ſie als einen Schleiftrog, zuckte mitleidig die Achſel über ſie, und gedachte, ſie etwa alle Jahre zur Parade einmal aufmarſchiren zu laſſen. Das Departement war überzeugt, ſoviel Intelligenz und Kenntniß der Sache in ſeinem Schooße zu vereinigen, daß anderweitige Berathungen nichts als Störungen und Verwirrungen in ſein tiefdurchdachtes, allſeitig eingreifendes, aus theoretiſchen Betrachtungen und praktiſchen Anſchauungen hervorgegangenes Syſtem bringen müßten. Zur Sprache öffentlich kam dieſes nicht, es wurde nur gemerkt und angeſchauet. Da ſpaltete ſich das Erziehungs-Departement ſelbſt und dieſe Spaltung kam vor die Welt.

Dieſe Spaltung ſchien von Wahlen auszugehen, wie noch manche andere Spaltung in der neuen Republik; allein ſie hatte ihren tieferen Grund. Es ſcheint ſich auch in einzelnen Mitgliedern die Meinung feſtgeſetzt zu haben, ihrer Meinung geſchehe Eintrag, auch wenn ſie im Departemente ſelbſt beſprochen würde, indem ſie ſo in ſich abgeründet ſei, daß ein einziger Feilenſtreich das Ganze verderbe. Dieſer Meinung ſcheint vor allem Herr Fellenberg geweſen zu ſein, der den übrigen Mitgliedern des Erziehungs-Departementes ſchroff entgegentrat. Er war der Aelteſte, hatte den berühmteſten Namen und ſchon ſeit Jahren auf Hofwyl allen Widerſpruch abgeſtellt. Es war ein ſehr großes Unglück für ihn, daß er dem Streit die Wendung gab: als ob das Heil der Republik Bern daran liege, ob die pädagogiſchen Anſtalten derſelben zu Hofwyl und unter ſeiner Leitung ſtatt fänden oder nicht? Denn dadurch wird er ſich nie des Vorwurfs, ſelbſtſüchtige oder ehrgeizige Zwecke gehabt zu haben, erwehren können, wie ungerecht ſie auch ſein mögen. Es kam noch ein Zweites hinzu, welches ihm mehrere Klaſſen von Menſchen abwendig machte und ſo ihm den Sieg entriß.

Er führte nämlich den Streit ganz auf ſeine Weiſe. Herr Fellenberg iſt ein Patrizier von Bern, aber dadurch vor Tauſenden ehrwürdig, daß er nicht auf dem alten hergebrachten Wege von Pöſtlein zu Pöſtlein zu Ehre und Vermögen kommen wollte, ſondern anders. Herr Fellenberg bemerkte das Wehen einer neuen Zeit und ließ auf den Wellen derſelben ſich ſchaukeln: aber das kann ein Berner Patrizier nicht lange, er faßt mit ſeinen zehn Fingern gerne etwas Beſtimmtes, Poſitives. Daß ſie Idealiſten ſeien, kann ihnen Niemand nachreden.

Hr. Fellenberg ergriff die Landwirthſchaft und, die Richtung des Zeitalters nach einer rationellern Erziehung erfaſſend, auch die Pädagogik in weiterm Sinn. Bei dieſem Ergreifen von zweien Dingen verband er eine merkwürdige Combinationsgabe. Er verflocht die beiden Dinge ſo ineinander, daß noch heute der Streit darüber waltet: ob die Landwirthſchaft oder das Erziehungsweſen ſein Hauptzweck ſei? der Streit: ob er das Heil der Menſchheit oder ſein eigenes, d. h. Vermögen und Namen, ſuche?

Jede Partei hat ihre Daten für ſich. Die, welche in ihm einen der Retter der Menſchheit ſehen, wollen ihn neben Peſtalozzi ſetzen, berufen ſich auf ſeine Wehrli-Schule, ſeine vielfach erlittenen Verfolgungen, ſeine grandioſen Einrichtungen und endlich auf ſeine eigenen Worte, ſchriftliche und mündliche, namentlich auf die Zeugniſſe in vielen öffentlichen Blättern und Zeitungen, auf die Zeugniſſe berühmter oder beſternter Männer, die ein oder zwei Tage in Hofwyl geweſen und nun in ein oder zwei Bänden Lob poſaunten. Die andere Partie erkennt die landwirthſchaftlichen Bemühungen des Herrn Fellenbergs vollkommen an, giebt ihm auch das Zeugniß, daß er einen ausgezeichneten, organiſirenden Sinn beſitze, ſpricht ihm aber nicht nur jede Fertigkeit im Erziehen, ſondern auch jeden Sinn für das Erziehen ab, und behauptet: alle dieſe Anſtalten hatten nicht pädagogiſche, ſondern ökonomiſche oder ehrgeizige Zwecke. Auch ſie führt ihre Belege ins Feld.

Er ſelbſt könne nicht erziehen, denn dazu gebe ihm das nöthige Element, die Liebe, ab, ſagen ſie und führen eine

Menge Beiſpiele aus ſeinen nähern Umgebungen an, die ich nicht wiederholen mag. Er habe auch keinen Sinn für das Erziehen, ſonſt würde er nicht die Knaben aus der Wehrli-Schule verdammen, mit Eſeln zu fahren Jahrelang, denn ſolch ein Eſel habe auf den führenden Knaben einen erzieheriſchen Einfluß, der Keinem, der nur ſo von Weitem Erzieher wäre, entgehen könnte. Die Wehrli-Schule könne eben ſo gut Spekulation ſein, ein kluges Aufgreifen der Zeit, als eine Wohlthat für die Menſchheit.

Das Erſtere wollen ſie beweiſen durch die Behauptung, daß die Knaben nicht um ihrer ſelbſt, ſondern um Hofwyls willen da ſeien, ſonſt würden ſie nicht meiſt nach dem Eſſen ihre Unterrichtsſtunden erhalten, drei des Tages, und landwirthſchaftliche Mißrechnungen würden nicht auf Koſten der Wehrli-Knaben ausgeglichen. Am allerwenigſten ſei er Lehrer, das hätte man an ſeiner Verfaſſungslehre ſehen können. Sie ſagen, der beſtändige Scandal, in welchem Hr. Fellenberg mit den Lehrern lebe, und die Art, wie er ſie geiſtig und geldlich auszubeuteln wiſſe, ſtemple ihn zu einem Oekonomen der dickern Art und nicht zu einem geiſtigen Bildner der Menſchheit. Sie führen die Aenderungen ſeines Syſtems, ja gar die Aenderung ſeines Namens an, je nach dem politiſchen Winde, um zu beweiſen, daß er Keiner ſei, der auf der ewigen Baſis des Rechts und der Wahrheit fuße, ſondern ein kluger Handelsmann, der den Schild ändere je nach der Laune der Regierenden, ein vorſichtiger Schiffer, der die Segel wechsle je nach den wechſelnden Winden.

Aus allem dem, was geſchrieben worden, wollen ſie gar nichts gelten laſſen. Nur für 6 Kreuzer könne man ſchon viel ſchreiben laſſen bei einem Schulmeiſter, für 15 Batzen noch mehr bei einem Schreiber, und wenn man einen fleiſchfreſſenden und biertrinkenden Bruder ſechs Wochen füttere und ihm dann gar noch einige Groſchen in die Taſche gebe, auch nach dieſen ſechs Wochen noch Fleiſch zu eſſen und Bier zu trinken, ſo ſchreibe der einem die ganze Welt voll, was man wolle, Weißes oder Schwarzes, am liebſten etwas Giftiges.

Am meiſten ärgert ſie die Zuſammenſtellung Fellenbergs mit Peſtalozzi, von denen ſie behaupten, daß ſie einander glichen wie Liebe und Eigennutz, wie Geiſt und Starrſinn, wie Vergebung und Rache, wie Gefühl und Gefühlloſigkeit. Dann erzählen ſie, wie Peſtalozzi und ſein Name hätte gemißbraucht werden ſollen noch ärger als die neue Republik Bern, und was Fellenberg gegen ihn gethan, ja geſchrieben hätte ſo Arges, daß ſein Verleger es nicht mehr hätte drucken wollen nach dem zweiten Bogen. Das ſei aber ein wahres Glück für Fellenberg geweſen, er wäre vor der Welt ſchon lange gerichtet.

Mit dieſen Gründen ungefähr wurde der Streit unter den Gelehrten geführt bis auf den heutigen Tag und iſt noch nicht entſchieden. Ein einfältig Bäuerlein gab folgendes Urtheil ab, das aber nicht entſcheiden wird den Streit.

Ein ſchlichter Bauersmann in elbem, halbleinenem Rock, Namens Sepp, gieng auch einmal nach Hofwyl; er wollte mit eigenen Augen anſchauen, worüber ſo viel geſtritten wurde, In Hofwyl beachtete man ſeine klugen Augen nicht, man ſah nur, daß er zu Fuß kam, kein Engländer ſei, kein Magnat irgend einer Art, darum beachtete man den ganzen Mann nicht. Der ſtieg nun unbeachtet umher, that Fragen hie und da, nahm Priſen aus ſeiner hörnernen Schnupfdrucke. Man antwortete ihm bald unbefangen, bald ſpöttiſch, aber man antwortete doch, verſteckte nichts vor ihm, und des Mannes kluger Blick ſah in alle Winkel, wußte was er fragte und faßte gut die Antworten. Als endlich der Tag ſich neigte, da gieng er heimwärts in ſeinen mit Fett geſalbten Schuhen und ſeiner hörnernen Schnupfdrucke. Auf dem nächſten Hügel ſtund er ſtille und ſah noch einmal nieder auf das prächtige Hofwyl mit ſeinen von außen großartigen Gebäuden und noch großartigern Feldern. Nach langem Sinnen brachen ihm unwillkürlich die Worte hervor: Ja, Fellenberg, du biſt ein gewaltiger Mann! du haſt einen großen Kampf gekämpfet; du haſt wilden Boden entſumpft, geläutert, in herrliches Land verwandelt, haſt mächtige Gebäude errichtet und wohlfeil, haſt Lehrſääle und Werkſtätten, Ställe und Keller, wie man ſie nirgends ſieht; haſt Hornvieh und Schmalvieh, haſt Eſel und Pferde, wie ſie wohl Niemand hat, und das Alles haſt du geſchaffen; wahrlich du biſt ein gewaltiger Mann! Aber, Fellenberg, wo haſt du die Menſchen, die du geſchaffen?

Einige dreißig Jahre, ſagſt du, hätteſt du erzogen: wo ſind ſie, deine Erzogenen, deine geiſtigen und leiblichen Söhne? Wo iſt der Kranz von Männern, den du dir ſelbſt geflochten; der dich umſteht und mit feuriger Kraft die Weisheit des Vaters in Thaten verwandelt; in denen dein Geiſt, dein Wille lebt, ſo daß in dir das Bewußtſein erglüht, unſterblich zu ſein in dieſen Männern, fortzuleben in ihnen, wenn längſt dein morſcher werdender Leib verweſen iſt? Wo ſind ſie, die Schaaren von Jünglingen, die in glühender Begeiſterung an dir hangen, dich als ihren Vater verehren und deines Winkes gewärtig, ihr Leben dir zu weihen; welche, wenn die Männer fallen, an ihre Stellen ſtehen und den Namen des Vaters Fellenberg hoch halten, als ihr Panier, daß man ihn ſieht in allen vier Welttheilen, gleich dem Namen des unvergeßlichen Peſtalozzi? Wo haſt du ſie, dieſe Männer, dieſe Jünglinge, wo haſt du ſie, Fellenberg? Du haſt ſie nicht! Ich habe heute nach ihnen geforſcht, ich habe ſie nicht gefunden. Fremde oder kalte Leute umſtehen dich, einſam iſt es um dich, du haſt dir Niemand erzogen, der deinen Namen erhält. Das weißt du, darum ſoll es die Republik thun, meinſt du. Die Gebäude kann die Republik erhalten, das Land zuſammenhalten, aber deinen Namen, Fellenberg, als Bildner und Erzieher, kann ſie nicht erhalten. Anſtalten erhalten keinen Namen; nur der Geiſt, der vom Träger des Namens belebend, begeiſternd ausgegangen, iſts, der Namen und Anſtalten erhält.

Fellenberg, du armer Mann! gewaltig biſt du wohl, aber einſam biſt du, biſt kein alter Eichenſtamm, an dem junge Gewächſe ſich aufgeſchlungen, ihn ewig grün erhalten. An dir hat Niemand ſich emporgerankt — weißt du warum? Du ringſt kühn den Todeskampf, aber du wirſt erliegen, denn du armer Mann, — du biſt einſam.

So ſprach das halbleinene Bäuerlein und wendete ſeine geſalbten Schuhe ſeinen zwei Großkindern zu, die ihns grün erhielten.

Wer dieſen Streit einzig hätte entſcheiden können, war Herr Fellenberg. Hätte er Alle reden laſſen und in ſtiller Größe gehandelt mit ſeinen großen Mitteln, gehandelt mit großartigem, großmüthigem Sinn, unbekümmert um alles Gekläff; dann hätten ſeine Werke geredet, die Kläffer wären verſtummt und der Vater ſeines Hofwyls hätte vielleicht der Vater ſeines Vaterlandes werden können. Aber das geſchah nicht. Er war mitten im Streite, und mit einer Leidenſchaftlichkeit, von der man glauben ſollte, ſie könnte nicht wohnen in reinem Bewußtſein, nicht bei einem wahrhaft großen Mann. In dieſem Streit war er durchaus nicht Schweizer, war gar nicht der würdige Bildner des Menſchengeſchlechtes, der ſich deſſen Entſumpfung, deſſen Verſittlichung zum Vorwurf gemacht. Man glaubte eine fulminente Schauſpielerin zu hören, der eine andere ins Licht ſtehen wollte, oder den Vorſteher einer Menagerie, dem vorgeworfen worden, er hätte nicht das rechte Fütterungsſyſtem, oder er wiſſe ſeine wilden Beſtien nicht zu behandeln. Es iſt wahr, Herr Fellenberg hatte mit unendlich großen Schwierigkeiten zu kämpfen und nur ſeine ausgezeichnete Charakterkraft half ihm ſie überwinden; er ward ein Napoleon auf ſeinem Gebiet. Aber eben das Bewußtſein dieſer Kraft hätte bei einem Privatmann Schranken anerkennen, nicht gegen jeden Widerſpruch Blitze ſchleudern, gegen jeden Widerſtand jedes Mittel anwenden, nicht muthwillig Krieg auf Tod und Leben beginnen ſollen, wo ein verſöhnend Wort von einem ſolchen Mann Vereinigung der Kräfte bewirkt hätte. So war Herr Fellenberg gewohnt, ſeine Kriege zu führen, und ſo führte er auch dieſen Krieg gegen das Erziehungs-Departement und gegen die Pfaffen, weil unglücklicherweiſe im Erziehungs-Departement und ihm zur Seite Solche ſtunden, die er Pfaffen zu nennen beliebte.

Er ſchimpfte auf eine ſo gemeine und pöbelhafte Weiſe in ſeinen Artikeln und Blättern und brauchte ſo alles Erdenkbare, um ihm im Wege ſtehende Perſönlichkeiten moraliſch todt zu ſchlagen, daß rechtlichen Leuten vor ihm zu grauen anfieng. Ja, er trieb ſeine Geſittung ſo nahe an die Beſtialität, daß er Todte aus dem Grabe kratzte, um an ihnen ſeine Wuth zu kühlen. Er poſaunte auf ſo ungemeſſene Weiſe ſein Lob aus, nannte ſich mit ſo ſchönen Namen und pries ſo laut ſein Thun, und ſtellte noch eigens Leute an, ihm dabei zu helfen, da ſein Athem nicht zuzureichen ſchien, daß Unparteiiſche ſtutzten und zu unterſuchen anfiengen, ob die Sache auch rein ſei, für welche man mit ſolchem Selbſtlob fechte. Und endlich wurde in dieſen Streit, um Perſonen niederträchtig zu machen, von Hofwyl aus der Teufel, die Erbſünde und das Fragenbuch auf eine ſolche Weiſe hineingezogen, daß die Ungebildeten, das Volk ſtutzte, Verrath an der Religion witterte, gegen alles Neue in den Schulen erbittert wurde und das gleichgültig gewordene Fragenbuch, als Symbol des rechten Glaubens, aufs neue und auf viele Jahre innig ans Herz drückte.

Wie geſagt, ich rede hier nur von der Art und Weiſe, den Streit zu führen. Aber dieſer Streit hatte die unſeligſten Folgen auf den Entwickelungsgang des Schulweſens und ganz beſonders für uns Schulmeiſter.

Schon das Echo von dem Volksgetön über Bildung und Schulen hatte uns wirbeln gemacht im Kopfe und man will ſagen, es hätte hier und da Einer Reden geführt, wie in den Decembertagen 1830 eine Kammermagd beim Brunnen: heute müſſe ſie noch fegen und waſchen, über acht Tage könnten es dann die Frau und die Jungfer thun und ſie wolle beim Kaffeetiſchli ſitzen.

Nun aber ſuchte Herr Fellenberg Verbündete gegen das Erziehungs-Departement und die Pfaffen, wählte unglücklicherweiſe uns Schulmeiſter vor allen und machte uns noch unglücklichererweiſe zu leichten Truppen, dem Vortrab; wir wurden die ſogenannten enfans perdus, die man an die gefährlichſten Orte voranſchickte, weil nicht viel verloren war, wenn ſie verloren giengen. Zu dem Ende wurden wir mit allen möglichen Mitteln nach Hofwyl gezogen oder wenigſtens in deſſen Syſtem. Es wurde auf die Achſeln geklopft, ſüße Worte: mein Freund! guter Mann! u. ſ. w. nicht geſpart. Unſere Einbildungskraft wurde mit allerlei reizenden Bildern von Emanzipation von der Pfaffenherrſchaft, würdige, freie Stellung, Anerkennung als die Bildner von 80,000 jungen Staatsbürgern, als des wichtigſten Standes im Staate, als die Arbeiter, die des Lohnes werth ſeien, als Martyrer, denen endlich die Krone gebühre, gewaltig entzündet. Unſer ohnehin reizbares, mißtrauiſch empfindliches Gemüth wurde durch die gehäſſigſten Verunglimpfungen des Erziehungs-Departementes und ſeiner Freunde, der Pfaffen, welche dem Schulmeiſterglück im Wege ſtünden, welche allen Willen unſeres Vaters für uns vereitelten, mit dem Staatsſchatz nicht nur nicht herausrückten, ſondern den furchtbaren Verrath an uns begiengen, entſumpfte Staatsbürger durch verflucht ſchlechte Wiederholungskurſe ſyſtematiſch wieder verſumpfen zu wollen (ein furchtbarer Geiſtermord, in Maſſe verübt an 700 wackern Männern, den edelſten im Volke!), förmliche Gährung gebracht. Ja, es wurde ſogar Geld gegeben an Einige und die Sache gehörig bekannt gemacht, damit man ſehen könne, was uns geſchehen würde, wenn Herr Fellenberg Meiſter wäre und nicht das pfäffiſch geſinnte Erziehungs-Departement.

Wer will es uns nun verargen, wenn wir Schulmeiſter, welche die Welt ſo wenig kannten, nicht wußten, was Com plimente waren, mit Kniffen und Intriguen nie gefochten hatten, gedrückt von unſerer Lage, beladet mit tauſend Sorgen, den Kopf verloren und den Boden unter unſern Füßen? Wenn wir Herrn Fellenberg nicht nur als unſern Vater, ſondern auch als unſern Heiland betrachteten, ihm unbedingten Glauben ſchenkten, wer will uns das verargen?

Wenn Einer oder der Andere von uns des Pfarrers Kutte genauer g'ſchauete und dachte: nächſtens wolle er ſich auch ſo eine machen laſſen, aber eine noch ſchwärzere, wer will etwas anders machen, als gutmüthig über uns lachen? Wenn wir des Sonntags, an welchem unſere Weiber uns nur Grundbirnen zu kochen vermochten ſtatt Fleiſch, zu den Kindern ſagten: Kinder, eßit brav, z'anger Jahr gibts de nit ume alli Sunde Fleiſch, ſondern e dür d'Wuche dure! wer fühlt nicht Mitleid mit uns?

Das hätte noch alles nichts gemacht, aber nun ſetzte man uns auf die Schlachtroſſe und jagte uns hinein in den wüſten Streit. Wir mußten gegen die Pfaffen ſtreiten, lernten ſie betrachten als Uſurpatoren der uns zukommenden Stellung, als die, welche eigentlich das Brot eſſen, das der liebe Gott für uns beſtimmt, in den Häuſern wohnten, die uns zukämen. Je nach den Umſtänden ritt man auch die Bauern an, trat ihnen wenigſtens mit dem Hute auf der Seite unter den Bart. Vor allem aber ritt man gegen das Erziehungs-Departement in Schriftchen, Zeitungen, Vorſtellungen und, wo Ein Mitglied deſſelben den Mund aufthat, beſonders an Schulmeiſter-Verſammlungen, da fuhr man ihm darüber mit einer Unverſchämtheit, einer Anmaßung, daß mir noch jetzt die Haare zu Berge ſtehen, wenn ich daran denke. Und es war eine Zeit, wo man vor ſolchen Worten bedeutend ſchlotterte.

Dann meinten wir, was wir verrichtet hätten, und ſtunden zuſammen, drückten uns die Hände, ſtrengten uns zu kühnen Geſichtern an und redeten Oberarm drein: Dene hei m'rs zeigt, aber warte ſi ume, m'r wei 'nes noch ganz anders zeigen; und ſtatt dabei den Schnauz zu drehen, wie ein Huſar gethan hätte, ſchneuzten wir die Naſe und, wenn dieſes mit einem Naſtuch geſchah nämlich, rieben ſie hochroth, als ob ſie glühe in heißem Kampfesmuth. Dann klopfte man uns freundlich auf die Achſeln, ſparte die holdſeligen Anreden nicht, und ſparte am Abend, damit der Muth in Begeiſterung aufflamme und in der Nacht nicht verglühe, die blaue Milch nicht. Und warum hätte man die blaue Milch ſparen ſollen, bezahlte ſie doch der Staat zu 1 Bz. per Maß?

Der Herd und Schauplatz dieſer blutloſen, aber giftigen Kämpfe waren nämlich auf die allerunglückſeligſte Weiſe die Wiederholungskurſe.

Obgleich man uns die Köpfe aufblies, daß ſie wurden wie ein über das Meer ſchiffender Luftballen, ſo lebte doch noch ein ander Gefühl in uns. Es lebte in uns ein Gefühl, das wir heimlich hielten, aber das um ſo tiefer ſich eingrub, ein Gefühl, daß wir trotz allem Aufbegehren nicht ſeien, was wir ſein ſollten, daß uns unendlich viel fehle, um würdige Lehrer, der Stand zu ſein, auf deſſen Achſeln das Menſchengeſchlecht ruhe. Eine Ahnung ſtieg in uns auf von der Größe unſeres Berufes und der eigenen Leere von der unendlichen Entfernung zwiſchen uns, was wir wären, und dem, was wir uns einbildeten. Ein brennender Durſt des Wiſſens kam über uns: in Jung und Alt flammte ein unwiderſtehlicher Trieb auf nach Befähigung.

Freilich gab es auch unter uns Windbeutel, die wir für Mirakel hielten, die mit breitem Maul nicht nur dick thaten mit ſich vor Andern, ſondern die auch in ſich kein Gefühl ihres Nichts, keinen Trieb nach Mehr empfanden: die in göttlicher Dummheit ſtolz einherwandelten, aber eben nicht die Wege zum Lernen, ſondern die Wege des Verläumdens, Aufbegehrens, Aufweiſens und Kneipens. Aber von dieſen rede ich gar nicht hier und will ſie nicht näher bezeichnen, vielleicht haben ſie ſich jetzt gebeſſert. Daher beſuchten zuweilen die, welche es am nöthigſten hatten, keinen Wiederholungscurs, z. B. der auch nicht, der meinte: es komme jetzt eine ganz neue Lehre auf, man ſage ihr: die Satzlehre, und der erhaltene Bücher bärtig werden läßt.

Aber wirklich war es rührend und ergreifend, wie dieſer Trieb manchen Mann mit kahlem Scheitel und alter Geſtalt ergriff, wie er hineilte, den neuen Lehren mit einer Anſtrengung zuhörte, einer Menge Schreibereien mit einer Hingabe ſich unterzog, die an einem Jüngling Lob verdient hätte, an einem alternden, des Lernen ungewohnten Mannes aber bewunderungswürdig war. Noch rührender aber war es, wie der Mann willwankte: Soll ich gehen oder nicht, meinem Triebe folgen oder meinen Umſtänden mich unterziehen? Wie er mit bangem Herzen ſeinen Wunſch ſeinem Weibe vortrug, wie die manche halbe Nacht mit einander werweiſeten: ob es ſich erleiden möge, ob das Weib die Haushaltung und das Pflanzen beſorgen, die Kinder meiſtern und den ausbleibenden Verdienſt des Mannes entbehren könne? Wie der Wunſch des Mannes immer dringender ward und das Weib ſeine Thränen im Herzen behielt und dem Manne mit einem Kuſſe nachgab; dann ſeine Garderobe unterſuchte, ſeine zwei Paar leinene Strümpfe neu fürfüßte mit freundlichem Geſicht und ihm ſagte: Mannli, du muſcht no es Paar Hoſen lah mache, ſo darf i di nit lah gah; und am Ende die vorräthigen ſieben und einen halben Batzen ſo mit ihm theilte, daß ſie ihm vier in den Sack gab und nur drei und einen halben Batzen behielt. Und wie der Mann weich wurde, aber doch nicht ſtark genug, ſeinen Wunſch aufzugeben. Wie er die Frau tröſtete mit einer beſſern Zeit, und wie er der Frau ſagte, als er mit naſſen Augen von den ſchlafenden Kindern Abſchied genommen, die Frau ihm das Halstuch umgebunden und ein friſch gewaſchenes Nastuch in den Sack geſteckt hatte: daß er nur der Kinder wegen gehe, damit er bei größerer Geſchicklichkeit eine beſſere Stelle erhalten und ſomit die Kinder beſſer erziehen könne. Und wie er der Frau die Hand längte und ſie ihn fragte: wann er wohl einmal heimkommen werde? Und wie er unterm Dachtrauf an ſeine Taſchen greifend, die Tubakpfeife zu vermiſſen glaubte und wieder hineingieng und ſein Weibchen noch einmal ſah und ſeine Tubakpfeife in der Taſche fand. Und wie nach hundert Schritten ſein Weibchen ihm nachgelaufen kam mit dem Schuhlöffel in der Hand, den er ja immer brauchen müſſe zu ſeinen halb neuen Schuhen. Und wie der Schulmeiſter ihn nach langem Beſinnen wieder zurückgab, weil er denke, es werden an andern Orten auch Schuhlöffel ſein. Und wie ſie dann wieder voneinander Abſchied nahmen, nachdem ihnen noch Manches in Sinn gekommen war zu empfehlen. Und wie ſie voneinander giengen und zurückſahen, und das arme Frauchen mit fünf Kindern und drei und einem halben Batzen die Scheube erſt vor die Augen nahm, als der Mann um die Ecke war. Und wie ſie ſchluchzend heimgieng und ſich dann ans Spinnrad ſetzte, um noch ein halbes Tauſend oder einen halben Batzen aus der Kunkle zu ziehen, und wie ſie die Finger in den Augen netzen konnte und doch wieder ein freundlich Geſicht hatte, als das erſte Kind erwachte — das Alles hätte man ſehen ſollen, dann hätte man gewußt, wie heilig ein Wiederholungscurs ſollte geachtet werden, wie er geweiht ſei durch Weiberthränen und Kinderdarben. Ohne es zu ſehen, hätten es vernünftige Menſchen und Menſchen, die nicht bloß ihre Zwecke im Auge gehabt, wie Napoleon beim Stürmen einer Batterie, wohl denken können.

Aber man dachte an ſolche Kleinigkeiten nicht, man vergiftete alle Wiederholungscurſe durch die in dieſelben geworfenen Fackeln des Streites und des Zwieſpaltes von wohlbekannter Seite her. Man raubte den Lehrern die Unbefangenheit, gab ihrem Gemüth eine feindſelige Richtung, und die Curſe ſelbſt baſirte man nicht auf das Bedürfniß, ſondern auf den Schein.

Das Departement war genöthigt, eigene Curſe zu errichten, und wie zwei feindliche Mächte ſtunden die Fellenbergiſchen und departementlichen Curſe einander gegenüber. Und eben dieſe Stellung hinderte die natürliche Entwickelung jedes Curſes, hinderte, daß man unbefangen bis dahin niederſtieg, wo man ſeine Schüler finden konnte, daß man ſich begränzte und unnöthigen Firlefanz bei Seite ließ. Man hatte das Examen vor Augen, hatte Verunglimpfungen vor Augen, und ſo ſchwebten einem dieſe oft mehr vor Augen als die Schulen ſelbſt. Und weil in den Examen getäuſcht werden konnte, ſo erſchienen vor denſelben Spione, Aufſeher mit verwachſenen Hoſen und mörderiſchem Geſicht, den Kopf hochgehalten in ſchwarzer Halsbinde, und ſetzten ſich hin unter die armen Schulmeiſter und vernütigten, verläumdeten ihnen den Unterricht, den ſie ſeit ſo vielen Wochen empfangen, den ſie als einen Schatz hochgehalten, um deßwillen ſie die Weiber weinen, die Kinder darben ließen. Und die armen Schulmeiſter, welche nicht ſelbſt prüfen konnten, welche auf Autorität hin glauben mußten, denen wurde die Freude geraubt. Es entſtund in ihnen Mißtrauen gegen das Gelernte, es wuchs ihnen ein Stachel im Herzen, daß ſie ein Vierteljahr verloren. Gegen das Lernen wurden ſie gleichgültig, der Durſt nach Weiterbildung war vorüber. Eine Menge Dinge, welche ſie gelernt hatten, dienten ihnen zu nichts, und ſelbſt den erhaltenen Unterricht in den Schulfächern konnten ſie nicht anwenden in der Schule. Der Anknüpfungspunkt war ihnen nicht gezeigt worden. Wie oben geſagt worden: man hatte ſich höchſtens zu den Schulmeiſtern herabgelaſſen und nicht zu der Schule ſelbſt, wie ſie mit einigen Veränderungen faſt durchgehends durch den Kanton beſtund. Als daher einmal ein Schulmeiſter, der eben aus einem Wiederholungscurſe kam, wo man viel arbeitete, ſehr ſyſtematiſch war, Erklärungen auswendig lernte, damit man ja in keinem ſeligmachenden Worte fehle, in einem Examen eine Geſchichte im N. Teſtament ſprachlich, beſonders in Bezug auf das Zeitwort oder Zuſtandswort, erklären ſollte, ſo erklärte er alles Mögliche, nur kein Zeitwort. Als er gemahnt wurde, doch bald damit anzufangen, ſonſt finde er in der Geſchichte kein Zeitwort mehr, ſo entſchuldigte er ſich damit: er kenne dieſe Methode nicht und ſei an eine ganz andere gewohnt. Als man ihm ſagte, man ſchreibe ihm ja gar keine Methode vor, ſondern nur, daß er die vorkommenden Zeitwörter erkläre und zwar nach jeder ihm beliebigen Sprachlehre und auf jegliche ihm beliebige Methode, ſo ſagte er wieder: das ſei nicht ſeine Methode, das Zeitwort zu behandeln. Nun, ſo ſolle er es behandeln nach der ihm beliebigen Methode, ſagte man ihm. Da erklärte er ſeine Geſchichte aus und fragte dann einen der vier zu examinirenden Knaben: Du, wenn ich ſage, der Vogel fliegt, kannſt du mir dann ſagen, worin iſt der Vogel? Der Knabe beſann ſich, endlich ſagte er: In der Luft. Nein, der Vogel iſt nicht in der Luft, worin iſt er? Chaſt du m'rs ſäge? U du? Er iſt im e-ne Zu... Zuſt... Zuſta..., er iſt ja im e-ne Zuſtand, in einem Zuſtande iſt der Vogel, wenn er fliegt, ſagt man. Alſo fliegt, iſt ein Zuſtandswort, weil es den Zuſtand ausdrückt, in welchem etwas iſt.

Da war auch der Knopf, von dem ich eben ſprach, der Knopf zwiſchen dem Fach und der Schule nicht gemacht, und zwar auch nicht einmal der Knopf zwiſchen dem abſtrakt Erlernten und der Anwendung auf gegebene Fälle. Auch in der Anordnung dieſer Curſe war unwillkürlich der Streit das Hauptaugenmerk und nicht die Schule ſelbſt, ſonſt hätte man die Anordnungen gewöhnlich früher und gründlicher durchdacht.

Und wenn dann das harrende Weib den heimkehrenden Mann nach ſeiner Beute fragte, da erhielt gar Manches vom muthloſen Mann muthloſe Antworten. Und das arme Weib jammerte: Wäriſt du daheime geblieben! Noch ein ander

Gift kam in die Wiederholungscurſe und in den Bildungstrieb, welches auf das Verderblichſte einwirkte.

Die Mitglieder des Erziehungs-Departementes hätten entweder Klötze oder Engel ſein müſſen, wenn unſer Aufbebegehren und Schimpfen dieſelben nicht hätten erbittern, uns abgeneigt machen ſollen. Nun wird bei allem Reſpekt wohl erlaubt ſein zu ſagen, daß ſie keins von beiden waren, nicht Engel, nicht Klötze. Die Stimmung des Erziehungs-Departementes äußerte ſich nicht durch ein ernſtes Zurechtweiſen der gegen daſſelbe Gehetzten; dieſe Stimmung äußerte ſich im Schulgeſetz.

Wir erwarteter große Dinge und zürnten daher nicht wenig, als im Entwurf der kleinen Landſchulcommiſſion unſere Lage wohl verbeſſert wurde, aber nicht in dem Maaße, als wir erwartet hatten. Wir zürnten noch mehr darüber, daß zehn Inſpektorate ſollten aufgerichtet werden zu unſerer Beaufſichtigung (war die wohl noch nöthig?); daß durch dieſe circa 20,000 L. Koſten verurſacht wurden, welche wir als uns entriſſen betrachteten, machte uns auch nicht gutes Blut.

In der groſſen Landſchulcommiſſion, die ohnehin, auch als Commiſſion, gegen das Departement böſes Blut hatte, ritten nun unſere Repräſentanten anders auf, ungeſtüm wie Helden.

Da nun kam die Meinung des Departementes, daß wir erſt beſſer werden müßten, ehe man uns beſſer beſolden könne, zum Vorſchein, aber nicht klar ausgeſprochen. Wohl ſtichelte man und redete von unanſtändigen fleiſchlichen Gelüſten, was eine unanſtändige Rede war. Eine Rede, die davon zeugte, daß man nicht nachrechnete, wie mit 100 L. und einer Familie auszukommen ſei; daß man nicht bedachte, daß ein Schulmeiſter und ſeine Kinder nicht ätheriſche Weſen, ſondern halt Menſchen ſind, die hungerig werden und im Hunger nach Brot ſchreien. Werden doch, wie man ſagt, auch Profeſſoren hungerig und zwar brav, warum ſollten es nicht auch Schulmeiſter werden! da ſie auch geiſtigen Hunger fühlten, ſo war der andere ihnen doch wahrlich nicht auf dieſe Weiſe vorzuwerfen. Man redete davon, daß der Staat beſondere Zulagen nicht vermöge, daß man den Eifer der Gemeinden (o Gott erbarm!) zu Verbeſſerung der Schulen durch unbeſonnene Staatszulage nicht lähmen ſolle ꝛc.

Von Allem das Merkwürdigſte war, daß auch hier Vater Fellenberg mit dem Erziehungs-Departemente faſt gleicher Meinung, daß er ein ganz Anderer war jezt, da es auf Geld, als ſonſt, wo es nur auf Worte ankam. Er wollte nämlich alle bisherigen Schulmeiſter-Einkommen in einen großen Sack thun, denſelben wohl rütteln und dann den geſammten Inhalt unter alle Schulmeiſter gleichmäßig vertheilen. Das gab ihm bei ſeinen Anhängern den erſten und harten Stoß, und was er vor Möhren von ſeinen Anhängern alles hören mußte, weiß ich nicht.

Aber hier hatten wir die Oberhand. Unſere Stellvertreter machten uns ein artiges Einkommen z'weg, bei welchem man ſein konnte, und ſchafften die läſtigen und koſtbaren Inſpektoren uns vom Halſe. Nachdem die kleine Commiſſion circa 1½ Jahre an ihrem Entwurf gearbeitet hatte und jede Nachfrage als unverſchämte Neugierde, als unbefugtes Zudrängen gar handlich und ſchnuzig von der Hand gewieſen worden war (und man kann ſich doch denken, daß uns darnach blangete), ſo arbeitete jezt das Erziehungs-Departement nicht viel weniger lang an einem dritten Entwurf, nämlich vom Herbſt 1833 bis im Frühjahr 1835, d. h. ſo lange wurde daran gearbeitet, bis er von dem Großen Rath angenommen wurde. Darüber darf man ſich aber nicht wundern, denn das Erziehungs-Departement beſtand in der Zwiſchenzeit eine ſchwere Geburt, und einer Wöchnerin muthet nicht einmal ein Holzhauer zu, daß ſie ihm ſäge und Scheiter zuſammentrage. Es gebar nämlich die Hochſchule. Die Geburt gieng zwar ziemlich leicht und es war ein ſchönes Kind, was Wunder, daß die Väter ganz verliebt waren in daſſelbe und darob Manches andere vergaßen. Welcher Vater hat wohl bei ſeiner Erſtgeburt nicht manche Stunde an der Wiege vertändelt und hat geträumt, wie dieſes Kind ſeine Stütze ſein, wie er einen Theil der Laſt ihm aufbürden, wie er Commis und Handlanger entlaſſen könne und einen beſtändigen Geſellſchafter zu Nutz und Kurzweil ſich angeſchnallt habe?

Was Wunder auch, daß Vater oder Mutter ſich nichts ſagen ließen bei ſeiner Auferziehung, der Beſtellung ſeiner Wärter! Hatten ſie das Kind geboren, ſo mußten ſie ſich doch auf ſeine Pflege auch am beſten verſtehen, verſteht ſich! Einem Vatdr oder einer Mutter iſt ſchwer begreiflich zu machen, daß das Erzeugen und das Erziehen nicht ungefähr den nämlichen Verſtand brauche, ſondern einen andern. Sie wollen auch nicht glauben, daß dem Kinde Krallen wachſen, die es am erſten den Eltern einhängt, wenn es nicht wohl erzogen iſt. Und wollen noch weniger glauben, daß das Kind am Ende Meiſter wird im Hauſe, daß ſie ſich ſeiner Meiſterſchaft nach einigem ohnmächtigen Widerſtreben, recht freiwillig unterziehen und ohne daß ſie es eigentlich recht wiſſen, bis dann am Ende das Heulen und Zähneklappern kömmt, wenn ſie endlich merken, daß ſie nichts anders ſind als die Tüpfi, aus denen das Kind den Brei ißt.

Begreiflich muß es Jedermann vorkommen, wie ſehr dieſe Zögerung uns Schulmeiſtern allen in den Gliedern gramſelte, mit welchen Augen wir die Hochſchule anſahen und wie groß eigentlich unſer Muth in den Wiederholungscurſen zu werden begann, und wie oft wir bei uns ſelbſt werweiſeten: ob es ſich denn wohl der Mühe lohne, mehr zu lernen? Und doch blieben wir noch aufrecht, obſchon der Entwurf des Erziehungs-Departementes hätte entmuthigen ſollen. Aber wir dachten mit gewaltigen Worten und ſpitzigen Federn vor dem Großen Rath zu ſiegen und ließen nun ſchreiben, was das Zeug hielt.

und redeten drein, daß es uns dünkte, die Großräthe müßten aus Thon gemacht ſein, wenn ſie nicht auch Feuer und Flammen für uns ſpeien ſollten.

Man kann ſich denken, wie unſere Herzen klopften, wie unſern Weibern bangte, wie ſelbſt unſere Kinder fragten: Netti, wenn dörfe m'r im halbe Tag o über d'Tiſchdrucke? als endlich auf den Großrath-Traktanden auch das Primarſchulgeſetz ſtund. Wir glaubten, die ganze Volksmenge zittere gleich uns vor Eifer, wie das wohl herauskommen werde? Aber, o Gott, die Leute nahmen es kaltblütig! Nahmen es kaltblütig, als mit dem naſſen Finger eine Hoffnung nach der andern uns durchgeſtrichen und eine Bürde nach der andern auferlegt wurde. Das Departement war von dem Grundſatze ausgegangen, daß der Stand nicht ſei, was er ſein ſolle, daß daher nicht dem Stande, ſondern nur Einzelnen zu helfen ſei, die bereits wären, wie ſie ſein ſollten. Das gute Departement hatte nie gerechnet, was eine Schulmeiſter-Haushaltung, gehalten gleich einer Tauner-Haushaltung, koſte; hatte nicht darauf gerechnet, daß wir auch fleiſchliche Gelüſte hätten: nämlich, uns ſatt zu eſſen, zu trinken, uns zu kleiden; hatte nicht daran gedacht, daß ein guter Fuhrmann ein Pferd nicht nüchtern aus dem Stall nimmt und ihm ſagt: Wenn du brav läufſt, dann will ich dich auch brav füttern; ſondern, daß er es erſt brav füttert und erſt dann ein braves Laufen von ihm fordert. Das gute Departement! Es fürchtete vielleicht auch, ſeinem lieben Kinde, der Hochſchule, etwas zu entziehen. Das Departement meinte vielleicht, durch Geld mache es die übermüthige Race nur noch übermüthiger, aufgeregter; meinte, durch Hunger und die Ausſicht, daß in des Departementes Händen Stoff liege, die, welche zahm und gedemüthigt herbeikröchen, nach freiem, gutem Willen zu ſättigen und zu füttern, würden am ſchnellſten die Widerſpenſtigen gebändigt und zum Gehorſam gebracht. Gewiß iſts, daß Es dabei etwas meinte, aber ich will nicht behaupten, daß es das Obige war, es kann eben ſo gut etwas anderes gemeint haben. Es kann eben ſo gut mit Späterm zuſammengehangen haben, aber ich will es auch nicht behaupten, denn äußerlich wurde kein Zuſammenhang ſichtbar; des Departementes Erlaße kamen uns auf dem Lande vor, wie einzelne Poſaunenſtöße, wie Ausbrüche des Veſuvs, prächtig anzuſchauen, beſonders von Ferne, wie ſchöne Einfälle in ſchönen Nächten. Sein Wollen umzog ein geheimnißvoller Dunkel als den Tempel zu Delphi.

Aber, o Herr! wie ward uns, als vor allem aus der Entwurf der großen Schulcommiſſion beſeitigt wurde: als von Seite des Departementes erklärt wurde: ſie hätte ohne Sorgfalt gearbeitet; Nachmittags zurückgenommen, was ſie am Morgen erkannt, ꝛc.: als kein Mitglied des Großen Rathes, ſelbſt Vater Fellenberg nicht, dieſes für eine unbeſonnene und ungerechte Mißhandlung erklärte, kein Mitglied das Verhältniß der Commiſſion zum Präſidium insbeſonders und zum Departement im allgemeinen auseinanderſetzte; als Alle ihre ſelbſtgewählte Commiſſion ſo ſchnöde beſeitigen ließen! Ja, als ſelten ein Mitglied des Großen Rathes eine Einrede wagte, weil Jedem, der es that, abgeputzt wurde; als einer Menge eingegangener Einwürfe gegen den Entwurf nicht gedacht wurde; als unſer Einkommen auf keine Weiſe verbeſſert wurde; als nur das Erziehungs-Departement Geld erhielt, freilich zu Gnadenſpenden für uns; als erkannt wurde, theilweiſe Erhöhung des Einkommens gebe das Recht, eine Stelle ledig zu erklären; als uns Schule das ganze Jahr durch auferlegt wurde, aber den Gemeinden keine Verbindlichkeit, uns dafür zu entſchädigen; als uns noch eine Menge Dinge auferlegt wurden und dagegen keine Vergütung, keine Erleichterung uns zukam; als der Primarſchule gar noch nach dem Geſetz, von dem man bald ſagte, es werde eine lange Reihe von Jahren durchdauern, bald wiederum es tranſitoriſch nannte, eilf Fächer zugewieſen wurden, und Niemand ſo recht ergreifend und aus dem Herzen dagegen und für uns eintrat; als alle Hoffnungen in Trümmer giengen und manche neue Laſt aufgieng; da zog der Jammer ein in manches Schulmeiſterherz, da umzog Jammer, düſter und ſchwarz wie eine Gewitterwolke, manche Haushaltung!

Da durchſchnitt Manchen von uns die Ahnung, daß wir eigentlich in der allgemeinen Werthung ganz anders ſtünden, als man uns vorgeſpiegelt hatte; daß die Einen nur den Stand ſo hoch geprieſen, den gegenwärtigen Perſonen aber abgeneigt geworden, allerdings z. Th. durch unſere Schuld; daß die Andern uns nur deßwegen ſo hoch erhoben, um die Pfaffen, deren Einfluß auf das Volk man fürchtete, deſto tiefer herunter zu machen, verdächtigen, ihnen zur Laſt legen zu können, am gegenwärtigen Zuſtand allein Schuld zu ſein und nicht Gott der Herr; daß eine Menge, wie Gänſe ihrem Führer, dieſem Geſchrei beigeſtimmt, ohne zu wiſſen, was ſie ſchrien, ohne zu denken, daß dem Geſchrei auch etwas anderes folgen ſolle, ohne von ferne ſich einfallen zu laſſen, daß dieſes Geſchrei ſie etwas koſten könne, nämlich eine Erhöhung unſerer Beſoldungen.

Ja, es kam noch eine andere Ahnung über uns und zwar die, daß die Väter des Landes die Primarſchulen nur noch ſo halb am Herzen hätten und ſie eigentlich gar nicht mehr als ihre Schulen betrachteten, d. h. als die Schulen, welche ihre Kinder zu beſuchen hätten: ſondern daß ſie nur noch ein mitleidiges Auge auf ſie würfen, ſo ungefähr wie ein Spießbürger von Burgdorf auf die Hinterſäßenſchule.

Als das größte Heil des Landes, als die Pflanzſchule künftiger ländlicher Gelehrten und Staatsmänner war, um ihre Dekretirung durchzudrücken, bei den aus einem richtigen Inſtinkt widerſtrebenden Landleuten, die Hochſchule angeprieſen worden. Die Landleute meinten halt, man ſange ein Haus unten an zu bauen und nicht oben, aber das Departement meinte es halt anders, und die guten Landleute ſind halt gewohnt zu ſtimmen, wie man ſie in Bern oder von Bern aus berichtet. Sie ſind halt jetzt von einigen Zeitungsſchreibern unterjocht geiſtig, ehedem von Ariſtokraten leiblich. Es war alſo ganz natürlich, daß Jeder, der ſie beſchließen half, dachte, das ſei gut für ſeine Kinder, die müßten auch da ſitzen, wo er ſitze, oder vielmehr noch höher oben; da gehe es ringer, Geld zu verdienen, als daheim beim Stöcken, und da trage wirklich eine Stelle, die man mit dem Gring verſehen könne am Schatten, mehr ein als ein ſchöner Bauernhof Sonnſeite. Und zudem dachte er noch, es ſei eigentlich nichts als billig, daß ſeine Kinder vor allen andern auch dahin kämen, wo er ſei, da er auch Anfangs hier geſeſſen vor Andern und noch viel gewagt habe, hier zu ſitzen, wenn einſt die Ariſtokraten wieder obenauf kommen ſollten.

Nun wußten dieſe Mannlein alle ſo viel von der Sache, daß ſie wußten, man lerne auf einer Hochſchule nicht buchſtabiren und einen Brief ſchreiben, ſondern das müſſe man an einem andern Ort lernen. Aber ſie dachten, das müſſe nun, um auf die Hochſchule zu kommen, auf eine ganz andere Weiſe gelernt ſein, und das könne nicht in der Schule gelernt werden, wo auch gemeine Kinder Leſen und Schreiben auf gemeine Weiſe lernten, von wo aus ſie bösdings ins Weltſchland könnten, aber nicht auf die Hochſchule. Sie dachten vielleicht auch, es ſchicke ſich nicht mehr recht, wenn Kinder der Landesväter ſo mit Crethi und Plethi beſchulet würden und da vielleicht auch einen Täſch aufs H...... bekämen wie gemeiner Leute Kind. Dieſe appartigen Schulen waren ſchon lange da und waren von Leuten geſtiftet worden, die wirklich das Bedürfniß fühlten, ihre Kinder beſſer unterrichten zu laſſen, als es in den Dorfſchulen geſchah. Dieſe Schulen waren beſonders da, wo Induſtrie ſich regte. Auch in ſie kamen aber böſe Elemente, Neid und Hochmuth, und als böſe Folge, die Vernachläßigung der Primarſchulen an ſelbigem Orte. Denn die, welche eine appartige Schule hatten, waren gewöhnlich die Regenten der Ortſchaft, und dieſe bekümmerten ſich dann meiſt um die Primarſchulen nicht mehr, wenn nur ihre Kinder etwas lernten; und je minder die andern lernten, deſto wohlfeilere Knechte behielt man. Dieſe Leute hieß man bei uns freiſinnig, denn obgleich wir Schweizer ſind, geht es doch bei uns noch mitunter polniſch zu. Dieſe Schulen nannte man ehedem Privatſchulen, allein ſeitdem die Pädagöglein ihnen ihre Aufmerkſamkeit ſchenkten, gaben ſie ihnen flugs einen andern Namen und nannten ſie hochklingend Sekundarſchulen. Dieſe Sekundarſchulen, glaubte man nun, führten in die Hochſchule, ſo wie die Hochſchule in die Regierung. Weiter wußte man von den Sekundarſchulen nichts, als daß man dort noch Weltſch lerne. Und nach dieſen Sekundarſchulen ſchrie man nun Zettermordio. Man wollte durch ſie reich werden, aber ſie ſollten einen nichts oder doch gerade nur ſo viel koſten, daß ſie dem Armen zu theuer ſeien. Auch hörte ich Einen, der etwas mehr merken mochte als Andere, nach Gymnaſien ſchreien. Da er die Gabe nicht hatte, ſich recht deutlich auszudrücken, ſo ward mir ſeine Meinung nicht ganz klar, vielleicht daß er ſelbſt keine klare hatte. Er ſchien zu meinen, daß zur Erleichterung des Landmannes, der auch gelehrt zu werden das Recht habe, der Staat wenigſtens an jedem Ort, wo ein Wochenmarkt ſei, ein Gymnaſium mit der gehörigen Lehrerzahl zu errichten habe. Dieſes Geſchrei nach Sekundarſchulen war freilich z. Th. aus dem Bedürfniß hervorgegangen, aber zum großen Theil doch aus den Vorſpiegelungen, die man bei Stiftung der Hochſchule gemacht hatte; wo man viel geredet hatte von einem vollſtändigen, vaterländiſchen, umfaſſend ineinander greifenden Organismus der ſämmtlichen Unterrichtsanſtalten; wo man beſtändig auf die Sekundarſchulen verwies, wenn man Ungläubigen den Nutzen der Hochſchule verſtändlich machen wollte. Dieſes Geſchrei hatte aber die Mächtigen des Landes für die Primarſchulen erkältet, ihre ſtiefmütterliche Behandlung ließen ſie unbeachtet. Je weniger man für die Primarſchulen brauche, deſto mehr habe man für die Sekundarſchulen, und brauche man für die Primarſchulen das Nöthige, ſo habe man für die Sekundarſchulen nicht das Hinlängliche und doch ſeien dieſe die Hauptſache, denn ſie ſeien für die achtbare Klaſſe, jene nur für die Leute, die eigentlich nichts zu wiſſen brauchten, wenn ſie nicht etwas Religion haben müßten, damit andere Leute ſicher ſeien vor ihnen. Ob beide Arten von Schulen in einem Zuſammenhang ſtühnden oder ſtehen ſollten, darüber machte man ſich keinen Begriff; man dachte nur, die Sekundarſchulen ſeien halt die beſſern als die andern. Darum rührte ſich auch kein Bein für uns, man hatte nicht einmal theilnehmende Geſichter bei unſerer Klage; ja man hatte nicht einmal Zeit, uns einen Augenblick klagen zu hören.

Jetzt glaubten wir das Aergſte erfahren zu haben, — fürchterlich getäuſchte Hoffnungen. Wir verſanken wieder in die alte Apathie und fiengen an um ſo emſiger zu weben, zu ſchuſtern, zu tiſchmachern, um das an ſo vielen Verſammlungen unnütz verbrauchte Geld, um die verlorne Zeit wieder einzubringen. Da rüttelte uns eine noch fürchterlichere Nachricht auf einmal wieder auf; die Nachricht: alle Primarlehrer ſollten examinirt werden.

Das Departement hatte dieſes Examen wirklich erkannt und über uns verhängt. Es war ein ſehr kluger Schritt von dem Erziehungs-Departement und ein ſehr wohlthätiger für uns, ungefähr was ein Brechmittel bei einer Magenüberladung. Klug war der Schritt, weil in dieſem Schritt eine Rechtfertigung des Departementes lag, daß daſſelbe nicht mehr für uns gethan. Wir durften nach abgehaltenem Examen viel weniger mehr aufbegehren, gar Mancher wurde ab hohem Roß zum beſchämten Schweigen gebracht. Und endlich kam dadurch das Tit. Departement zu einer gründlichen Kenntniß ſämmtlicher ſchulmeiſterlichen Capacitäten, wenn nämlich das Examen auf eine Weiſe abgehalten wurde, daß ein vernünftiges Reſultat daraus entſprang, und wenn die darüber geführten Tabellen auf eine Weiſe abgefaßt wurden, daß dieſes Reſultat in die Augen ſprang.

Potz tauſend, wie wir da wieder aufſprangen und zuſammen; wie da die Rädelsführer wieder ſchönes Spiel bekamen: und die Männerchen, an denen ein weites Maul und ſonſt nichts war, dieſes Maul brauchten, daß man hätte meinen ſollen, in demſelben ſtecken tauſend Donnerwolken und hintendrein die Donnerkeile! Wie wir da aufredeten, uns zuſammenballten zu Brüderſchaften und hofften, die ganze Republik werde aufſtehen gerade wegen uns, und meinten: der von uns, der geſagt hatte, er brauche nur zu pfeifen da über die Berge hinein, ſo kämen die da von den Bergen hernieder ſchwallsweiſe, der ſollte jetzt einmal pfeifen über die Berge hinein, es wäre an der Zeit. Ob er gepfiffen hat oder nicht, weiß ich nicht, aber das weiß ich: die im ebenen Lande nahmen es kaltblütig, die auf den Bergen noch kaltblütiger, und viele auf dem Lande und in den Städten am verflüchtigſt kaltblütigſten, ſie gönnten es uns und — Aufſtand gab es keinen.

Wir waren freilich, da mit jeder Schulerledigung ein Examen verbunden iſt, mehr oder weniger gewohnt an Examen. Allein es waren doch Solche unter uns, die ſo wohl ſaßen, daß ſie keines mehr zu machen dachten, und da es ein General-Examen werden ſollte, ſo dachten wir: es werde auch durch eine Art von Generalen abgehalten werden und nicht nur durch gemeine Schulcommiſſäre, die oft eben ſo gut in Verlegenheit waren, was ſie fragen, als wir, was wir antworten ſollten. Wir (d. h. wenn ich wir ſage, ſo verſtehe ich immer die Partei, zu der ich gehörte, die natürlich auch aus Selbſtlautern und Mitlautern beſtuhnd, ein Theil der Schulmeiſter hieng, wenigſtens öffentlich, dem Erziehungs-Departemente und ſeinen Verfügungen an, oder unterwarf ſich ihm wenigſtens) ſperzten ſo lange wir konnten, proteſtirten ſo lange wir konnten, und als nichts mehr zu machen war, fügten wir uns, bis auf Wenige, die eben nicht beſondern Nachtheil von ihrem Weigern fühlten bis dahin.

Das Examen lief recht ordentlich ab. Die Herren General-Examinatoren waren manierliche Leute, die Niemand zu hängen oder zu köpfen begehrten. Es waren auch beſonders kluge Männer, die nicht lange zu fragen brauchten, was mit Einem ſei ſie ſahen es ſchon an von Weitem; man brauchte kaum den Mund zu öffnen, ſo machten ſie ſchon Zeichen in ihre Kalender. Es waren auch verſchwiegene Leute, auch nicht mit einer Sylbe verriethen ſie, was das Examen für Folgen haben werde. Wir waren im Ganzen mit uns und ihnen recht wohl zufrieden; aber böſe wurden wir und räſonnirten über unſere ehemaligen Lehrer, daß die uns nicht in allen Stücken die Antworten gelehrt hatten, die auf der Examinatoren Fragen gepaßt hätten. Wir wußten nicht recht, war dieſes geſchehen aus Bosheit oder Dummheit. In den Fächern des §. 16 nämlich: Linearzeichnung, Geſchichte, Erdbeſchreibung, Naturgeſchichte, Naturlehre, Verfaſſungslehre, Buchhaltung, Haushaltungskunſt und Landwirthſchaft, hatten in unſerer Gegend ſich wenige examiniren laſſen. Aus dreien Gründen. Aufgeſtiefelt durch Einige, die in dieſen Fächern ſich bloßzugeben fürchteten, traf man allgemeine Verabredungen, in dieſen Fächern ſich nicht examiniren zu laſſen, ferners trauten ſich allerdings Viele nicht, ein Examen in Fächern zu beſtehen, über die ſie höchſtens etwas von Weitem läuten gehört; man wußte nicht, wie leicht oder wie ſchwer dieſe Examen ſich geſtalten würden. Drittens endlich glaubten Andere, den Grundſatz feſthalten zu müſſen, daß dieſe Fächer gar nicht in ein Geſetz, welches doch nur ein vorübergehendes ſein ſolle, hätten aufgenommen werden ſollen, indem ſie in den meiſten Primarſchulen, bei dem läßigen Schulbeſuch, bei der allſeitigen Nichthandhabung des Geſetzes durchaus nicht eingeführt werden könnten vernünftigerweiſe! Freilich, als man dann ſah, wie lugg die Examen über dieſe Fächer meiſtens waren, ſo war ſpäter Mancher reuig, ſie wenigſtens nicht verſucht zu haben, obgleich Keinem von Weitem beifiel, daß dieſes Machen oder Nichtmachen irgend einen Einfluß auf ſeine ſpätere Stellung hätte. Ich aber, der einem Examen in einem andern Amtsbezirk beigewohnt hatte, ließ in einigen Fächern mich examiniren.

Unterdeſſen war auch der Entwurf eines Sekundarſchulgeſetzes ins Publikum gekommen, aber nur ſpärlich, gleichſam verſtohlen. Das Departement hatte bis dahin ſo viel Widerſpruch zu erfahren geglaubt, daß es zu der Meinung zu kommen ſchien, es ſei das Klügſte, ſeine Projekte hinter dem Umhang zu halten, bis ſie Geſetzeskraft erhalten, dann könnte man in Gottesnamen ſchreien, würde es doch in ſeinen Plänen und Abſichten nicht mehr unterbrochen. Aus dieſem Entwurf gieng aber gar nicht hervor, was das Erziehungs-Departement unter einer Sekundarſchule verſtuhnd, faſt hätte man auch eine Kleinkinderſchule ſo nennen können, auf jeden Fall manche Primarſchule und alle ſogenannten Ariſtokratenſchulen wären Sekundarſchulen geworden, ſobald nämlich das Departement günſtig zu ſtimmen geweſen wäre dafür. Zu gleicher Zeit aber war dem Lande auch gar nichts verſprochen Beſtimmtes, Rundes. Man ſah darin allerdings den Grundſatz, daß das Departement dem Bedürfniß nicht vorgreifen wollte, aber man ſah nirgends, wie da, wo das Bedürfniß da ſei, die Sache ſich geſtalten, was der Staat thun müſſe, nur was er thun könne.

Es entſtuhnd der Glaube, man ſei bei Errichtung der Hochſchule betrogen worden. Nun, da man die Hochſchule habe, frage man allem Uebrigen wenig nach und habe kein Geld dafür. Kein Geld zu Schulen für das Land, damit die auf dem Lande auch zu Pöſtlein in der Stadt kommen könnten, wo jetzt Bekannte ſich ſo wohl ſein ließen. Oder höchſtens Geld für die Orte, wo die in die Stadt Gezogenen Verwandte hinterlaſſen hätten, denen ſie auch einige Bröcklein gönnten. Einen ſehr unangenehmen Eindruck machte daher dieſer Geſetzesentwurf, aber dießmal nicht bei den Schulmeiſtern, ſondern bei den Magnaten. Dieſe Magnaten redeten nun ein ſolch Wörtlein zu der Sache, daß der Entwurf durchſiel vor Großem Rathe. Ungeachtet auf eine denkwürdige Weiſe damals dem Großen Rathe vorgeworfen wurde: wenn er ſich unterſtehe, ſolche Entwürfe zu kritiſiren, ſo ſolle er ſelbſten beſſere machen.

Zwei und dreissigstes Kapitel.

Wie bei allem Doktern die Schule verdokteret wird.

Während damals dieſes Geſetz im Publikum beſprochen wurde, fuhr unter uns Primarlehrer unerwartet, wie eine Bombe, ein neu Geſetz; ein Geſetz, das man, um den unangenehmen Widerſpruch zu erſparen, nicht vor Großen Rath, ſondern nur vor den Regierungsrath gebracht und von dort aus hatte ausgehen laſſen. Es war ein Geſetz, welches allen Schulmeiſtern, die durch die General-Examinatoren für hinlänglich befähigt erfunden würden, in den Fächern des §. 15, Religion, Sprache, Rechnen, Schreiben, Geſang, ein Minimum von 150 L. zuſprach, wo Holz, Haus, Land angerechnet werden konnten. Allen denen, die nicht hinlänglich befähigt gehalten wurden, wurde nichts zugeſprochen; hingegen erhielten die, welche in den genannten Fächern des §. 16 ſich hatten examiniren laſſen und befähigt erfunden wurden, per Fach 25 L. mehr, ſo daß das Maximum der Schullehrer-Beſoldung auf 300 L. anſtieg. Es war auch befohlen, daß kein bisheriges Einkommen ſolle vermindert werden, ſondern daß die

Gemeinden, welche bisher ihrem Schulmeiſter z. B. 250 L. gegeben, ihm es fürderhin auszubezahlen hätten, auch wenn er nur 150 L. oder gar nichts geſchatziget worden. Hingegen müßten auch die Gemeinden, welche gar nichts von den Fächern des §. 16 begehrten in ihren Schulen und dem Lehrer bis dahin nur 150 L. gaben, dem Lehrer das Einkommen bis auf 300 L. erhöhen, ſobald er fähig erachtet worden, dieſe Fächer zu lehren. Freilich war im Hintergrunde auch auf die Beihülfe des Staates gewieſen: aber wie ihre Ausmittelung geſchehen ſollte, war auch hier nicht beſtimmt angegeben, und welche Kraft man hätte, die Gemeinden, welche nicht wollten, zu zwingen, war auch nicht angegeben. Und welche Kräfte man dazu brauche, hätte man vom Sommer 1835 bei Verfügung über die Sommerſchulen wiſſen ſollen.

Dieſes Geſetz traf eine Menge Lehrer furchtbar und zerſtörte alle Hoffnungen; zwar ſah man nicht ſogleich in deſſen Tiefen nieder, weil man die beſondere Anwendung deſſelben auf jeden Einzelnen ſich nicht dachte und Jeder mit der Hoffnung ſich tröſtete, daß er wenigſtens 150 L. hoch gewerthet ſei; was doch für Viele in einzelnen Landestheilen eine bedeutende Verbeſſerung ausmachte.

Hingegen ſtellte es die Primarſchule auf den Kopf, indem es dadurch, daß jedes Fach des §. 16 mit 25 L. dotirt wurde, alſo alle Fächer zuſammen mit 150 L. über die andern 150 L. aus, während der tüchtigſte Lehrer in den Fächern des §. 15 nur auf 150 L. Anſpruch machen konnte, den Wahn erweckte, als wären die Fächer des §. 16 die Hauptſache, als müßten die um jeden Preis eingeführt ſein und daher natürlicherweiſe alle Kräfte der Lehrer auf die Befähigung in dieſen Fächern richtete, während die meiſten Lehrer alle ihre Anſtrengungen nöthig gehabt hätten, ſich recht tüchtig in den Hauptfächern auszubilden. Und dahin wäre es allerdings gekommen, daß man in den Primarſchulen Alles gelernt hatte und Nichts.

Ich muß bekennen, daß mich dieſes Geſetz nicht ſo erſchreckte. Ich hoffte auf jeden Fall viele Franken mehr zu bekommen als bisher. Aber Eins machte mir ein wenig bange. Ich dachte, wenn mir die Gemeinde für Fächer zahlen ſolle, die ich nicht lehre, ſo werde ſie gewaltig aufbegehren und ſagen, daß ſei nirgends der Brauch, daß man Dinge bezahle, von denen man nichts habe. Ich glaubte daher am beſten zu thun, alſobald, was ich von dieſen Fächern wußte, einzuführen, und ſchwitzte einige Wochen tüchtig mit den Kindern in der Naturlehre, und der Erdbeſchreibung und der Vaterlandsgeſchichte ꝛc.

Da kam eines Tags der Pfarrer in die Schule, als ich eben in ſolchen Fächern herumtappte. Er ſetzte ſich hin, hörte dem Ding zu, ohne ein Wort zu reden. Als die Schule aus war, blieb er noch und ſagte mir nun ganz manierlich wüſt auf folgende Art: Schulmeiſter, ſagte er, was Tauſend kömmt euch in Sinn, ſo auf einmal in allen Fächern herumzufahren? Eure Bauern räſonniren gräßlich darüber und behaupten, daß ihr die Kinder geradezu dem Teufel zuführtet oder wenigſtens dem Antichriſt, und daß die Schule ſeit einiger Zeit ganz verpfuſcht ſei.

Ich erzählte nun dem Pfarrer kurz, daß ich die Sache ſo nöthig glaube wie das hohe Erziehungs-Departement. Wenn dieſes nicht überzeugt geweſen wäre von der Nothwendigkeit der Sache, ſo hätte es kein ſolches Geſetz gegeben. Uebrigens ſei es mir auch um meine Franken, die ich viel nöthiger hätte, als der Herr Pfarrer denke, weil mir 1 L. mehr zu ſagen habe, als ihm vielleicht hundert. Und ich hoffe doch, der Herr Pfarrer werde mir dieſe Verbeſſerung wohl auch gönnen. Das ſagte ich etwas verblümt, aber doch in dieſem Sinne.

Da ſchaute mich der Pfarrer einen Augenblick ſehr ernſt an, aber bald ſprühte ihm das Lachen wieder aus dem ganzen Geſicht. Ach Gott! ja, mein Schulmeiſter, ich gönne euch

Alles, ſogar eure Frau, und um ihretwillen hundertmal mehr an Geld, als ihr erhalten werdet, aber eben deßwegen muß ich euch warnen vor Dummheiten.

Das hohe Departement verſteht alles am beſten, das verſteht ſich von ſelbſt. Aber ich denke mir doch, es könne menſchlicher Weiſe nimmer an alles denken und habe z. B. bei Abfaſſung dieſes Geſetzes nicht gedacht, wie unſere Schulen in dieſem Augenblick beſchaffen ſeien und welches ſeine Wirkungen auf die Schulen ſein werden. Ich weiß wohl, es kennt den innern Stand der Schulen durch und durch, und weiß von jeder Schule akkurat, wie weit ſie iſt und was in ihr vorgeht, aber eben vergißt denn doch der Menſch zuweilen, was er weiß. Aber ihr, Schulmeiſter, ſolltet denn doch nicht vergeſſen, wie eure Schule ſteht, und wie ihr mir bei den alten Fächern ſchon geſagt, ihr wüßtet nicht, wie Zeit finden für Alles; und wie ihr mich auf die Mugge genommen, als ich euch zumuthete, eine beſſere Ordnung in eure Schule einzuführen und jede Minute zu Ehren zu ziehen. Wie wollt ihr Ordnung erhalten, keine Klaſſe vernachläßigen, wenn ihr nun noch ein halb Dutzend Fächer auf einmal dazu nehmet? Ihr, Schulmeiſter, ſollt doch eure Bauern nicht vergeſſen, die ihr alle Tage vor Augen habt, und was in ihnen ſteckt. In den Erklärungen der Kinderbibel könnt ihr ihnen tauſend Sachen aus der Natur und die Natur ſelbſt erklären, ſie nehmen es mit Freuden auf. Aber da fangt ihr eigends an mit Naturlehre und Naturgeſchichte, das, meinten ſie, ſei nun die neue Religion, von der ſchon lange gefaſelt worden (wie man ja auch von einer neuen Bibel ſprach), die wolltet ihr nun lehren ſtatt der Gotteslehre, ſtatt der Chriſtuslehre. Dann fangt ihr noch gerade bei dem Heikelſten an, bei dem Sonnenſyſtem, und daß die Sonne ſtill ſtehe, die Erde aber rund umgehe, während es bei euern Bauern ein Glaubensartikel aus den Pſalmen und dem Buche Joſua iſt, daß das Umgekehrte ſtatt finde.

Da läſtern ſie nun furchtbar über die neue Lehre, euern Unglauben und den Mißbrauch des Schulhauſes.

Aber, Herr Pfarrer, ſagte ich, ſoll man denn nicht Jedermann die Wahrheit ſagen und die Leute aufklären in ihrem Aberglauben?

Aber, Schulmeiſter, ſagt man dann Jedermann die Wahrheit? Sagt ihr Jedermann: Du haſt eine krumme Naſe, du haſt verdrehte Augen, oder rothe Haare? Sagt ihr Jedermann: Du biſt ein Kameel! wenn er ſich wie ein Kameel gebehrdet? Das im Allgemeinen über das die Wahrheit ſagen. Aber noch insbeſondere muß ich euch bemerken, daß die Leute eine gar wunderliche Religion haben, mit gar mancherlei Anhängſeln beladen; rührt ihnen nur ein Stück an, ſo wackelt entweder das Ganze oder ſie verketzern euch. Gerade ſo hatten es auch die Juden und Chriſtus ließ das ſein, wohl wiſſend, daß alle dieſe Anhängſel ſich von ſelbſt ablöſen würden, wenn der Sinn ſeiner Worte einmal durchdringe. Gerade ſo iſt es mit der Sonne und mit der Erde, das iſt auch ein ſolcher Anhängſel des Glaubens. Habt ihr ihnen einmal einen vernünftigen Glauben feſtgeſtellt, dann fallen ſolche Dinge von ſelbſt weg; aber das müßt ihr zuerſt thun und nicht mit dem Wegnehmen anfangen. Uebrigens, wenn ihr den Nutzen dieſer Lehre für dieſe Leute, und den Schaden, den ſie dieſen Leuten und beſonders euch dieſen Augenblick bringt, abwägt, ſo wißt ihr bald, woran ihr ſeid. Gerade ſo iſt es auch mit der Natur und der Lehre von den Naturkräften. Wollt ihr die abgeſondert von der Lehre von Gott geben, ſo werdet ihr, ihr möget das hier machen, wie ihr wollt, gelten für einen Heiden, einen Gottesläugner.

Ein Stück des Glaubens iſt auch, daß der liebe Gott den Blitz, wie der Menſch einen Stein, in der Hand habe und ihn ſchleudere auf den, der ihn geläugnet oder geläſtert. Das iſt allerdings richtig, der Blitz iſt in Gottes Hand, d. h. der Blitz wird von Gott regiert, er fährt wohin Gott will, wie das

Sandkorn, das vom Meeresſtrand der Wind emporhebt, wie der Stein, der des Knaben Hand entflieht. Aber das Sein des Blitzes in Gottes Hand ſo wie der Ausdruck: Hand Gottes, das ſind bildliche Ausdrücke.

Da ſaß einmal ein Schulmeiſter an einer Gräbd wohlgemuth und unterhielt die langſam kauenden Leute mit ſeiner Weisheit. Es wurde erzählt unter anderem, daß irgend ein ruchloſer Statthalter von Gott durch einen Blitz erſchoſſen worden ſei. Dem Schulmeiſter ward wohl, daß er da wieder leuchten könnte in ſeiner Weisheit. Er legte ſich hinten an, legte ſeine Hand auf den Tiſch und die Gabel geradauf in derſelben, wie ein Scepter, und ſagte: Gott erſchieße Niemand mit einem Blitz, die Blitze kämen nur aus den Wolken und nicht aus dem Himmel. Er entwickelte nun ſcharfſinnig die Theorie des Blitzes, wie der durch Reibung zweier Wolken entzünde und dahin führe, wo der Wind ang'fähr ihn hintreibe. So wie der Schulmeiſter in ſeiner Entwickelung vorrückte, rückten die Leute von ihm weg, und als er fertig war, eilten die Meiſten fort in bedenklicher Angſt, Gott möchte ſolche vermeſſene Reden mit einem Blitz ins Haus züchtigen.

Der Schulmeiſter, der ſich ſo unerwartet allein ſah, begann endlich zu merken, was er angerichtet habe, aber er begriff ſeine Dummheit nicht, ſondern hielt über die dummen Leute dummerweiſe ſich auf. Er begriff nicht den frommen Glauben der Leute, die Gottes Leitung Alles unmittelbar zuſchreiben. Als die Gelehrten nach und nach die verſchiedenen Prozeſſe in der Natur entdeckten, entdeckten daß nicht alles unmittelbar von Gott komme, ſo wurden auch ſie verwirrt und ungläubig. Der fromme Glaube fand ſich aber bald zurecht. Er gab recht gerne zu, daß das Reiben der Wolken den Blitz erzeuge, daß der Windzug ihn führe, aber er behauptete: daß Gott auch der Wolken und der Winde Herr ſei, daß die Wolken ſich entladen, die Winde wehen müſſen nach ſeinem Willen, daß er alſo denn doch auch den Blitz regiere als wie mit ſeiner

Hand. So hoch hatte aber jener Schulmeiſter ſich nicht erhoben, darum verurtheilte ihn, und mit Recht, der fromme Glaube ſeiner Zuhörer; und ſo wird es gegenwärtig jedem auf dem Lande gehen, der die Natur und ihre Wunder für ſich appart und ohne Gott nach ihren natürlichen Urſachen erklären will.

Während dem Erzählen war meine Frau eingetreten, um zu ſehen, wo ich bleibe, und hatte recht andächtig zugehört bis ans Ende. Ich hatte ein Leichengebet gehabt und war erſt kurz vor Anfang der Schule heimgekommen, ſo daß ich nicht recht eſſen konnte. Es war nicht meine Sitte, allemal bei einem Leichenbegleit die Schule zu verſäumen. Deßwegen hatte mir mein Fraueli ein Kaffe gemacht und fürchtete, es möchte kalten. Der Pfarrer merkte es nun auch und gab ihm gar freundlich die Hand und ließ die nicht gleich los, wie es ſonſt der Brauch iſt, ſondern behielt ſie und betrachtete ſie auf allen Seiten. Da wurde Mädeli ganz roth und wollte ſie wegziehen. Aber er ſagte, ſie ſolle ſich nur nicht ſchämen, er habe allemal eine rechte Freude, wenn er ihr die Hand geben könne. Man ſehe ihrer Hand die Arbeit gar gut an und daß ſie dieſelbe nicht ſchone, aber ſie ſei allemal ſo blank und ſauber und appetitlich, daß er ein recht Ergötzen daran hätte. Er wollte, es hätten alle Schulmeiſters-Frauen ſolche, dann wären auch viele Schulmeiſters-Kinder ſauberer und mancher Schulmeiſter kein Sauniggel mehr. Waſſer ſei im Canton Bern überall wohlfeil, und in der Hoffahrt der Säuberlichkeit ſollte ein Schulmeiſter mit allem, was ihm angehöre, vorangehen, in keiner ſonſt. Darauf frug er, was es hergebracht? und Mädeli mußte es endlich ſagen. Da ſagte er, wenn er wüßte, daß ſie auch ein Kacheli für ihn hätte, ſo nähmte er auch eins. Da wurde Mädeli wieder roth und es gab ein langes Märten zwiſchen dem Pfarrer und ihm, weil es für den Pfarrer appartigen machen wollte, da es Schigore nicht geſpart hatte. Allein der Pfarrer wurde Meiſter und trank mit uns von meinem

Kaffe, während Mädeli noch immer Entſchuldigungen machte, daß wir nur raubes Brot hätten und altes und dann noch gar keinen Zucker. Aber der Pfarrer ließ ihm aus dieſem gar nichts geben, ſondern rühmte es, daß es mich dünkte, er könnte aſe hören. Um dieſem ein Ende zu machen, begann ich unſer früher Geſpräch fortzuſetzen und meinte, man könnte alſo doch füglich Naturlehre lehren, aber immer in Bezug auf Gott.

Ja, Schulmeiſter, das kann man, ſagte er, aber man muß dann ſeines Gegenſtandes Meiſter ſein und ihn wirklich mit frommem Sinn aufgefaßt haben. So wie aber viele Schulmeiſter dieſe Fächer kennen, können ſie dieſes nicht, ſie haben etwas von der Natur gelernt und etwas von Gott, aber von beiden nicht genug, daß ſie dieſelben verbinden können: und wenn ſie es auch auf den Stundenplan thun, ſo geben ſie die einzelnen Brocken wieder von ſich, wie ſie ſie geſchluckt haben. Expreß, Schulmeiſter, habe ich euch, da mir über das Lehren dieſer neumodiſchen Fächer geklagt wurde, zwei Briefe mitgebracht, die ich von zwei Freunden erhalten, mit Müſterlein, wie dieſe Fächer gelehrt werden, wenn man ſie erzwingen will. Sol' ich ſie euch leſen?

Ich hatte das verdammt ungern vor Mädeli, denn die hatte ſchon mit mir deßwegen diſputirt; allein was ſollte ich anders als Ja ſagen?

Nun, Schulmeiſter, ſo höret das Erſte, es paßt gerade hieher. In einer Schule, wo auf dem Stundenplan folgende Fächer, außer den gewöhnlichen, angeſchrieben ſtanden: Seelenlehre, Geographie, Naturgeſchichte, Naturlehre in Bezug auf Religion, Schweizergeſchichte, Linearzeichnung und Formenlehre, wünſchte der Schulcommiſſär Einiges aus der Naturlehre in Bezug auf Religion zu hören. Der Schulmeiſter fragte: ob er gleich die Naturgeſchichte damit verbinden ſolle? Wird mich ſehr intereſſiren, antwortete mein Freund. Der Schulmeiſter langte ein geſchriebenes Heft hervor, warf einige Blicke in daſſelbe und begann:

Lehrer: Derjenige, der ſich mit Naturkörpern abgiebt und ſich Kenntniß darin erwirbt, wie heißt man das Fach?

Kinder: Naturlehre.

L.: Was behandelt dann die Naturgeſchichte?

K.: mehrere: die unorganiſchen Weſen; andere: nein, die organiſchen! noch andere: die Zoologie.

L.: Richtig! die Zoologie, oder die Geſchichte der Thiere, wozu man einigermaßen auch die Pflanzen rechnen kann, da ſie auch Leben haben. Was iſt Natur?

K.: Alle Geſchöpfe der Erde.

L.: Kann man nicht anders ſagen, als Geſchöpfe?

K.: Weſen.

L.: Ja, Weſen, oder auch Kör...

K.: Körper.

L.: Ganz recht,. Körper! Nun ſagt mir, Kinder! in welcher Natur befinden ſich alle Körper?

K.: In Gottes Natur.

L.: Gut! Und worin befindet ſich jeder Körper in Gottes Natur? Nun! wer weiß es? In einem Zu...

K.: In einem Zuſtande.

L.: Wie lange befindet ſich der Körper in einem Zuſtande?

K.: Bis ein anderer darauf fällt.

L.: Ja, oder bis eine Veränderung mit ihm vorgeht. Wie heißen wir nun dieſe Veränderungen? Er Er.. Erſchei...

K.: Erſcheinungen.

L.: Richtig! Und weil ſie in der Natur vorfallen? Naturerſchei...

K.: Naturerſcheinungen.

L.: Als z. B. im Herbſt eine ſtarke Röthe über die Berge war, glaubten die Leute ſchon, das bedeute Krieg. Das iſt Aberglauben. Eben das war eine Naturerſcheinung, ein Nordlicht. — Um ſich nun einen Begriff der Thiere zu machen, theilt man ſie in ähnliche Klaſſen, und zwar vererſt nach ihrem Blut in drei Klaſſen. Wie heißen ſie?

K.: Mit rothem warmem, rothem kaltem und weißem klebrichtem Blut.

L.: In die erſte Klaſſe gehören die Säu...

K.: Die Säugethiere und Vögel.

L.: In die zweite die Fi...

K.: Die Fiſche und Amphibien.

L.: In die dritte die In...

K.: Die Inſekten und Würmer.

L.: Wie habe ich den Inſekten noch anders geſagt? Glie...

K.: Gliederthiere.

L.: Nennet mir einige; z. B. die Kellerguege, die um un um Schichi het. Und aus der Raupe, was giebt es für ein Inſekt? Eine Pup Pup...

K.: Eine Puppe.

L.: Wie habe ich euch nun geſagt, daß man die Säugethiere abtheile?

K.: In zweihändige.

L.: Dahin gehört der Affe, der am meiſten Aehnlichkeit mit dem Menſchen hat; denn er hat Einbildungskraft, Phantaſie und noch andere Seelenkräfte. Wer kann mir noch ſagen, wie man die Seelenkräfte der Menſchen eintheilt?

K.: Erkenntnißvermögen, Gefühlsvermögen und Willensvermögen.

L.: Wißt ihr, wo die Affen zu Hauſe ſind? In Af...

K.: In Afrika.

L.: Ja, im heißen Afrika. Da giebt es deren, die ſo groß ſind, wie einer von euch Buben. Die heißen Orang Utang. Man braucht ſie dort als Knechte und Jungfrauen.

Wir hatten einigemal gelacht, und am Schluſſe meinte meine Frau: da habe ſie allerdings nicht viel von Religion gehört, ſondern nur Vieles untereinander, von dem ſie nicht viel begriffen hätte. Das ſind eben ſo Brocken, krauß mauß durcheinander, die der Lehrer aufgeſchnappt hat, die das Kind nun auch ſchlucken muß, ein unverdaulich, ja ein recht verderblich Zeug, weil es ganz falſche Begriffe erweckt.

Gerade dieſes thut beſonders die zweite Geſchichte, die mir ein anderer Freund ſchrieb.

Auch der kam in eine Schule, wo allerlei Schönes auf dem Stundenplan ſtand, unter andern Fächern auch die Verfaſſungslehre. Er wünſchte von dieſer etwas zu hören.

Lehrer: Kinder, was iſch e V'rfaſſig? He, was iſch e V'rfaſſig? was han-i ech g'ſeit? Du Mädeli, du Rudeli! He, wenn e Schriftſteller es Buch z'ſammetreyt, wie ſeyt me de? Er heig 's Buch v'r... v'rfaſſ...

Kinder: V'rfaſſet.

L.: Ja, Kinder: v'rfaſſet, alſo wüſſet-'r jetz, was e V'rfaſſig iſt. Un a d'r V'rfaſſig ſi verſchiedene Räth, di z'bifehle hei, dene me folge ſöll. Wie heiße die Räth? Er... Erz... Erzieh...

K.: Erziehungsrath.

L.: Mi chan ihm o Kircherath ſäge, we me will, u de gits no meh Räth, e Baurath un e Kriegsrath. Aber weles ſy di oberiſte Räth? D'r kl...

K.: D'r kli Rath.

L.: U d'r groß...

K.: U d'r groß Rath.

L.: Warum ſeyt me dem einte kli, dem andern groß Rath?

K.: Will im große meh ſy als im kline.

L.: Recht, will im große meh ſy als im kline. Aber wele het meh z'bifehle, d'r groß oder der kli?

K.: D'r kli.

L.: Ja, recht! d'r kli, dä het alle angere z'bifehle. Aber chönnet-'r m'r ſäge, wer iſt d'r Oberiſt vo alle dene Räthe? D'r Sch... Schulth...

K.: D'r Schultheß.

L.: Ja, d'r Schultheß, dä iſch d'r Oberiſt vo Allne.

Aber m'r ſy hie nit alleini i d'r Schwyz, es ſy no angere drin, wie ſeyt me dene? Ka... Kant...

K.: Kantön.

L.: Ja, Kantön. U die hei o 'ne Rath z'ſäme, wie ſeyt me de dem Rath? Tag... Tagb'ſ...

K.: Tagb'ſatzig.

L.: Recht, Kinder! Tagb'ſatzig. U we de d'Tagb'ſatzig z'ſäme chunt, wer iſch de d'r Oberiſt vo dene? D'r Lan... Land...

K.: Der Landjäger.

L.: Nei, Kinder! wie chent 'r o nume öppis ſo Dumms ſäge? Der Landamme iſt d'r Oberiſt de vo Allne.

Hier war die Verfaſſungslehre aus und ich wollte dem Lehrer (ſo ſchrieb der Freund) vorſtellen, daß er eine unrichtige Verfaſſung lehre. Aber er antwortete: ſeine Bauern wollten es gerade ſo. Da bemerkte ich ihm, daß, wenn er eine Verfaſſung lehren wolle, er die, welche exiſtire, vordemonſtriren müſſe. Aber er ſagte, ſeine Bauern ſagten: man wiſſe nicht, ob die gegenwärtige z'Jacobstag noch ſei, und da hätten die Kinder dann vergebene Mühe gehabt.

Da ich dem Mann nicht begreiflich machen konnte, daß die Mühe noch viel vergebener ſei, wenn er die Kinder eine Verfaſſung lehre, die nicht exiſtire und kaum je exiſtiren werde, ſo verbot ich ihm einſtweilen dieſes Fach, auf die Erwartung hin, daß er mich verklage, denn zum Verbieten habe ich gar keine Competenz, im Innern ſeiner Schule iſt jeder Schulmeiſter bis Dato ſouverän.

Das war uns wohl komiſch vorgekommen, aber mir fiel ſchwer aufs Herz, daß der Pfarrer damit meine, ich ſolle die neuen Fächer bleiben laſſen, und ſagte daher: Aber, Herr Pfarrer, es wäre doch gut, wenn die Kinder etwas davon wüßten.

Allerdings, Schulmeiſter; aber wenn ihr den Kindern auf dem Standpunkt, wo jetzt eure Schule ſteht, alles beibringen wollt, was gut wäre, ſo würdet ihr nicht fertig bis z'Niemerlistag. Alles hat ſeine Gränze, alſo auch eine Primarſchule, auch hier heißts: bis dahin und nicht weiters! Wollt ihr weiters, ſo wird euch die Schule bald ausſehen wie jene Fahne, welche ein Schneider aus ſeinen geſtohlenen Plätzen zuſammenſetzte. Für das Weitere ſollten die Sekundarſchulen da ſein, wenn man nämlich zu ſagen beliebt, für was die da ſein ſollen. Und will man die Primarſchulen weiter ausdehnen, ſo muß man eine ganz andere Ordnung in den Schulbeſuch bringen, deſſen Beaufſichtigung an vielen Orten gränzenlos nachläßig gehandhabt wird. Zuletzt werden die Kinder vor lauter Gelehrſamkeit gar nichts mehr können, vor lauter z. B. Sprachlehre keinen Brief mehr ſchreiben. Die fangt man an mit der gleichen Unvernunft zu treiben, wie ſonſt das Fragenbuch. Ja, noch viel unverſtändlicher ſind den Kindern viele ſogenannte Definitionen in der Sprachlehre, als die Fragen. Die Herren, die ſolche Sprachlehren ſchreiben, denken halt nur an ſich und nicht an die Kinder, für die ſie zu ſchreiben vorgeben.

Aber, Herr Pfarrer, wenn ich die Fächer nicht lehre, ſo bezahlen mich meine Gutiwyler nicht dafür, und für eine arme Gemeinde, die vom Staat dafür entſchädigt wird, kann man ſie nicht ausgeben.

Dafür, antwortete er mir, laßt das Erziehungs-Departement ſorgen, es hat das Geſetz gemacht, es mag zuſehen, wie es daſſelbe handhabt, entweder muß es beharren oder muß in das Zeichen des Krebſes. Möglich, daß das Zurücknehmen auch an ihns kömmt. Das wäre die Nemeſis. Was aber das war, wußte ich nicht, und zu fragen ſchickte ſich mir nicht.

Drei und dreissigstes Kapitel.

Wie Alles ein Ende nimmt: jeder Jammer und ſogar jedes Buch.

Ich widerredete dem Pfarrer nicht. Aber als er fort war, kam mir allerhand in Sinn, das ich ihm hätte ſagen ſollen. Nun ſtiegen mir auch die Bauern ſelbſt auf den Hals und läſterten fürchterlich, daß ich ſie vom rechten Glauben abbringen wolle und wahrſcheinlich die Bibel nie geleſen hätte. Wenn die Sonne ſtille ſtühnde, ſo hätte Joſua ſie nicht brauchen ſtille ſtehen heißen, und dann würden wir ſie auch Tag und Nacht ſehen, ſagten ſie. Und wer lehre, die Erde gehe ringsum, dem gehe ſein Gring z'ringset-um, aber nicht die Erde. Wenn wir z'ringset-um giengen und Nachts unten wären, ſo würde ja in keinem Brunnentrog mehr Waſſer ſein am Morgen, und da ſei ja das Waſſer das gleiche am Morgen und am Abend.

Solche Reden hörte ich verächtlich an und dachte: ihr Tröpfe! aber ich hielt doch inne. Nur faſt verſtohlen in der Sommerſchule, wenn Kinder darnach da waren, berichtete ich ſolche Dinge, um mir die Zeit zu vertreiben.

Ach Gott, wie war mir doch die Sommerſchule zuwider! Früher hatte ich nur vier Wochen gehabt, jetzt hatte unſer Schulcommiſſär, ein grauſamer Ackt, noch acht Wochen dazu erkält und erbettelt. Das Erziehungs-Departement hatte freilich befohlen und ſtreng, daß im ganzen Jahr, ohne beſondere Vergünſtigungen, nur acht Wochen Ferien ſein ſollen, und dieſe Vergünſtigungen betrafen zwei, höchſtens vier Wochen. Aber auf dem ganzen Lande gehorchte dieſem Befehl nur, wer gerne wollte. Man glaubte, wenn auf der Hochſchule, wo die Zeit den Studenten ſo theuer zu ſtehen komme und den Profeſſoren die Zeit ſo theuer bezahlt werde, wenigſtens ein Vierteljahr Schlumpzeit als nöthig erachtet werde, ſo wußte man nicht, warum Bauernkinder, die nicht ſo hoch ſtudiren wollten, aber viel zu arbeiten hätten, mehr in die Schule ſollten, als die Studenten in ihre Käfigen. Uebrigens trage die Sommerſchule in Gottsname nüt ab, die Kinder ſeien viel zu faul dazu, alben einiſt ſei man froh, ſie zu ſchicken, daß ſie einem nur dänne kämen. Da kamen dann zwei, vier oder ein halbes Dutzend, die einen ein Mal und viele kein Mal im ganzen Sommer, und ob ſie ein Mal oder kein Mal kamen, darum bekümmerte ſich ſelten eine Schulcommiſſion. O, wie hatte ich da eine Längizyti auszuſtehen! Die Kinder kamen ſo verzattert und mißmuthig hergeſchlichen, daß es einem den Muth nahm, mit ihnen in die Stube zu gehen. Man drehte ums Haus herum, ſo lang man konnte, und ſcherzte mit den Kindern und ließ ſie gürten nach Belieben. Durfte man endlich nicht länger warten, ſo rief man in die Stube. Dort gieng es wieder eine geraume Zeit, bis man ſich geſetzt und ſeine Lehrmittel bei der Hand hatte. Dann ſagte der Schulmeiſter: Lerit ſchön, wed 'r de cheut, ſo ſägits de. Ein alter Schulmeiſter ſagte: Ching, wed 'r de ufſäge weit, ſu weckit mi de. Dann gieng der Schulmeiſter ſeiner Wege, hinaus an die liebe Sonne, oder fieng etwas für ſich zu ſchreiben an, und wenn ein Kind rief: Schumeiſter, i möcht ufſäge, i chas; ſo ſagte der Schulmeiſter: Du wotſch geng ume ufſäge; ler du's no e Plätz, mi chas nie z'gut, i chumme de. Endlich konnten die Kinder aufſagen: Fragen, auswendig gelernte oder geleſene, oder buchſtabiren.

War dieſes endlich gähnend vorbeigegangen, ſo ſah der Schulmeiſter nach der Uhr und ſagte entweder: Ching, es iſch nit meh d'r werth, öppis angers az'fa, göht i Gotts Name hey; oder aber: Es iſch no nit Zyt hey z'gah, es cha jetz 's iederes öppe mache, was es gern will.

Darum ſagten die Eltern: die Sommerſchulen ſeien nur es d. Zwäng u trage nüt ab. Darum ſtimmten ihnen viele Lehrer bei und klagten: die Kinder hätten in Gottesnamen keinen Appetit zum Lernen, ſie möchten lieber draußen ſein.

Und die Kinder ſchrien Zettermordio über die Schule, wo die Sonne nicht hineinſchien, keine Vögelneſter auszunehmen waren, und klagten bitterlich, ſie lernten doch nichts, d'r Schulmeiſter ſyg ja nie by 'ne, er ſyg e ganz e n-angere im Sommer oder im Winter. Deſſen ungeachtet hatte doch unſer Schulcommiſſär zwölf Wochen Sommerſchule erkäret und erzwängt, und für jede der Extra-Wochen war mir eine Krone von der Gemeinde zugeſprochen worden, freilich ungerne genug. Nun meinte er, ich ſolle geſetzmäßig Schule halten dieſen Sommer durch, mit einer allfälligen Ferien-Verlängerung von höchſtens vier Wochen, alſo jetzt noch wenigſtens acht Wochen mehr als zwölf. Ich entgegnete, daß ich doch wiſſen möchte, wer mich dafür bezahle? Das werde ſich ſchon machen, meinte er. Wer dem Geſetz nachfahre, der fahre nie übel. Ja, dachte ich, mit dem Geſetz iſts eine wunderliche Sache, für die Einen lautet es ſo, für die Andern anders, und Herr Schulcommiſſär, ſagte ich: Es trent g'wüß nut ab, z'Sumerſchule z'v'rmehre, d'King chöme nit, oder höchſtens zwei oder drei, und lere nüt, u für üſer eim iſchs gar gruſam ländwylig. Was ſoll me doch ſo mit eme halb Dotze Kinge aſa oder gar ume mit zweune?

Ja, Schulmeiſter, ich weiß wohl, wie es geht (es war ein räßer Herr, wenn er abkam) und daß die Sommerſchulen nur für ſo eine Plage angeſehen werden. Aber Einer gaagget dem Andern ein Vorurtheil nach dem andern nach, und Niemand nimmt die Mühe, vernünftig darüber nachzudenken. So wie mans treibt, ſo geht es. Gerade ihr Schulmeiſter ſeid Schuld am Mißkredit, in welchem die Sommerſchulen ſtehen. Den Winter über klagt ihr immer, ihr hättet zu viel Kinder, um etwas rechts mit ihnen zu machen; im Sommer kommt ihr dann und klagt, ihr hättet zu wenig. Es iſt euch nie etwas recht, ihr habt immer zu klagen. Weil ihr die Sommerſchulen ſo über die Achſel anſeht, ſo verlieren ſie allerdings den Kredit auch bei Eltern und Kindern. Wenn ich

Sommerſchulen beſuchen will, ſo geſchieht ſehr oft von fünf Dingen eins: entweder hat die Schule noch nicht angefangen oder ſchon aufgehört, oder der Lehrer iſt nicht da, oder er arbeitet etwas für ſich, oder endlich Lehrer und Kinder gähnen einander an. Ihr klagt immer, ihr kämet mit ſo vielen Kindern nirgends hin, warum könnt ihr dann im Sommer mit wenigen nicht um ſo weiter? Haben doch viele den Glauben, daß ein Lehrer mit zwei Kindern weiter komme als mit zwölfen, und mit zwölfen weiter als mit zwanzig. Je weniger Kinder alſo, deſto größer die Fortſchritte. Aber ich will euch ſagen, Schulmeiſter, warum es euch ſo unbehaglich iſt bei wenigen Kindern in der Sommerſchule. Bei euern vielen Kindern im Winter herrſcht ein gewiſſer Mechanismus, die Schule iſt eine Uhr, die, wenn man ſie alle Stunde einmal aufzieht, faſt von ſelbſt abſchnurret.

Ihr braucht nur zuweilen mit dem Stecken auf den Tiſch zu klopfen, zu reden, den Ton anzugeben oder von einer Ecke in die andere zu ſchießen, und immer ſind Kinder da, die Euch noch helfen, oder ſogenannte Leithämmel, welche die Heerde führen. Im Sommer da iſt etwas anders, da iſt dieſer ſchnurrende Mechanismus zerſtört, da müßt ihr die alleinige Triebfeder von allem ſein. Da nimmt die Perſönlichkeit jedes Kindes eure eigene Perſönlichkeit, euer beſonder Nachdenken, eure eigene Anſtrengung in Anſpruch. Da müßt ihr jeden Tag die Schule neu einrichten, nach den wechſelnden Anweſenden, und müßt immer neu und geſchickt bei einem Kinde da wieder anknüpfen, wo ihr es das letztemal gelaſſen. Da kann jedes Kind lebendig ergriffen, ſtatt nur wie im Winter mechaniſch fortgeſchoben werden, darum kann die Sommerſchule von unendlichem Nutzen ſein. Nicht nur weckt ſie die Kinder ganz anders, ſie weckt auch den Lehrer, daß er nicht einſchläft, ſondern vielmehr jeden Winter als ein Neugeborner wieder zur Schule kömmt. Sie giebt ihm Gelegenheit, mit den Kleinen beſonders ſich abzugeben, ihre

Sinne zu üben, ihr Urtheil zu bilden, ihre Aufmerkſamkeit zu fixiren, ihre Kräfte in Thätigkeit zu bringen. Aber ja eben deßwegen iſt ſie vielen Schulmeiſtern zuwider, weil ſie gar nicht anders Schule zu halten wiſſen als nach dem alten Schlendrian. Und andere beſſere giengen dieſen nach und nehmen ſich nicht die Mühe, über dieſe Sommerſchulen nachzudenken, das alte Vorurtheil anzugreifen; ſie halten dieſe Schulen auch nach dem alten Schlendrian und ſchimpfen darüber nach altem Brauch. Wenn ſie nur eine halbe Stunde darüber vernünftig nachdenken würden, ſo würden ſie mit ganzer Seele und ganzem Gemüthe bei den Sommerſchulen ſein, denn nur dieſe könnten ihnen gute Schulen machen mit gutem Fundament. Und das rechte Fundament ſeien gerade die kleinen Kinder, welche gewöhnlich einzig die Sommerſchulen beſuchen.

Das Erziehungs-Departement werde das gemeint haben als es dieſe Verfügung getroffen, ſagte ich.

Allerdings, ſagte der Schulcommiſſär, liegt in der Verfügung des Departementes eine tiefe Weisheit; nur hätte es ſich nicht verdrießen laſſen ſollen, dieſe Weisheit etwas beſſer in Bezug auf den gegenwärtigen Zuſtand der Sommerſchulen, ihren Zuſammenhang mit den Winterſchulen, zu erklären. Man muß dem Nachdenken von Oben herab zuweilen zu Hülfe kommen. Aber das Departement iſt ſo viel mit Kleinigkeiten überladen, daß es den innern Zuſtand der Schulen und den Gang ihrer Entwickelung zuweilen aus den Augen zu verlieren ſcheint. Es iſt ſich auch nicht zu verwundern, wenn über dem verdammten Zanken, womit man fort und fort das Departement beläſtigt, die Hauptſache aus den Augen verliert, nämlich die Kinder. —

So hielt ich in Gottesnamen Sommerſchule auf Leib und Leben allemal, wenn ein Kind kam. Ich muß bekennen, es kam mich ſchwer an, allein nach einiger Ueberwindung fühlte ich doch, daß Kinder in derſelben den Knopf aufthaten, von denen ich es nie erwartet hätte. Ja, je mehr Schule ich hielt, deſto mehr Kinder kamen, hatten einen ordentlichen Trieb dazu und die Eltern ſagten nur: es düeche ſe, die Ching heige nie ſo g'lert.

Da kam mitten in das wieder recht munter werdende Schulleben die Taxation jedes einzelnen Schulmeiſters heraus, geſtützt auf das im Februar erlaſſene Geſetz. Das wirkte faſt auf das geſammte Schulleben wie ein Schlagfluß, wenigſtens in dem untern Lande; es war wie ein Reif, der über tauſend ſchöne Blüthen gieng, es war wie ein Kübel kaltes Waſſer in aufglimmendes Feuer.

Es zuckte in den Schulmeiſter-Seelen, wie feuriges Eiſen in kranken Hüften (Moza). Es riß die Decke von einem Abgrunde, den die Hoffnung mit blüthenreicher Decke verkleidet hatte. Eine Maſſe von Lehrern war nicht fähig erklärt, das Minimum, ſage 150 L., zu beziehen, eine andere Maſſe war bildungsunfähig erklärt unbarmherzig. Das gieng tiefer als kalter Stahl in die Herzen, beſonders in Väter- und Mütter-Herzen, die fünf hungerige Kinder kleiderlos und bildungsbedürftig um ſich ſahen, die Schulden auf den Schultern hatten und am Abzahlen ſich umſonſt abgequält, im Gegentheil die Schuld täglich größer gemacht hatten. Das Reſultat des Examens war eine gränzenloſe Demüthigung für unſern ganzen Stand. Da konnte man uns mit Recht ſingen: Ueſi Tante Dorothee mit ihren längen Füßen, iſt ſiebe Jahr im Himmel g'ſi, het wieder abe müße. Das Reſultat des Examens war im Ganzen kein ungerechtes, es war ein Spiegel, der uns zur Beſinnung bringen ſollte. Das Departement hätte kein trefflicheres Mittel wählen können, um ſich uns gegenüber glänzend zu rechtfertigen und uns ein centneriges Schloß an den Mund zu hängen. Aber die Anwendung dieſes Reſultats auf unſere Beſoldung, die war hart und mußte eine große Anzahl von uns in den Augen unſerer Gemeinden furchtbar herabwürdigen. Uebrigens war auch die ſchlechte Beſoldung Schuld, daß Mancher nicht geſchickter war, und ſo lange er nicht ungeſorgter das tägliche Brot bekam, konnte er nicht geſchickter werden. Aber eben ſo furchtbar, als die Sache ſelbſt, war die Gleichgültigkeit, mit welcher das Volk dieſes Geſetz aufnahm. Niemand ſchien ſich für uns zu rühren. Es war ein furchtbar Zeugniß, daß den Boden unter unſern Füßen wir uns ſelbſt untergraben durch unſer Aufbegehren, zu dem man uns aber verleitet hatte. Nun mußten wir die Suppe auseſſen und man bedachte in der Strenge gegen uns nicht, wie leicht es iſt, Menſchen, die bis dahin nicht beachtet waren, durch Schmeicheleien über das Kübli zu bühren.

Wehrdi hatte mir ſchon lange ſein Mißfallen über das Treiben der Schulmeiſter und über ihr Hochdreinreden zu erkennen gegeben. Er gab zu, daß wir bis dahin ſtiefmütterlich gehalten und zu ſchlecht bezahlt worden, obgleich er noch vielerlei zu ſagen wüßte, wie man an manchem Ort beſſer hauſen und weniger den Muſjö machen könnte, und wie man nicht gleich alles anzuſchaffen brauche, wonach es einem gelüſte; und wenn man in der ledigen Zeit verſtändiger wäre, ſo hätte man es auch im Eheſtand beſſer. Aber auf dieſe Weiſe kämen wir gar nicht dazu, ſondern erleideten den Leuten wie kaltes Kraut, und wie groß man uns mit Worten gemacht, ſo klein mache man uns mit der That. Wenn wir die Behörden erbitterten, auf wen wir uns denn eigentlich verließen? Etwa auf das Volk, das jeder Großrathsheld im Munde führe? Wie wir mit dem Volk ſtühnden, ſollten wir doch afe wiſſen, das hätte uns ja ſchon lange mehr geben können, wenn es gewollt; reich genug ſei es und Niemand hätte es gehindert. Aber gerade das Volk in ſeiner Mehrzahl (Verſtändige nehme er aus allenthalben) wolle nicht, daß wir uns erhüben. Es hätte uns ſchon lange erheben können, wenn es gewollt, und wenn ein Schulmeiſter ſich ſelbſt erhebe, ſo ſolle man nur ſehen, wie das Volk ihn niederzudrücken ſuche, ihm auf die Naſe gebe. Die Behörden hätten alſo, wenn ſie uns auch den Brotkorb

hielten, das Volk für ſich, und gegen ſich, wenn ſie durch
d den Stand zu heben ſuchten. Denn man ſolle nur ſehen,
Neid und Aerger das Volk durchzucken würden, wenn
jedem Schulmeiſter 100 oder 200 L. mehr als bis dahin
n würde. Ich wollte dieſes Anfangs gar nicht glauben
verließ mich lange auf das Volk, bis ich verlaſſen ge-
war.

Am Morgen, nachdem ich die Hiobspoſt empfangen und
das Herz von der halb ſchlafloſen, halb ſchwer durchträum-
Nacht ſo recht krank war, daß ich nichts z'Morgen eſſen
te, ſagte mir Mädeli: Lauf e wenig da ume, du v'rgißtſch
oder gang zum Wehrdi, er weiß d'r o öppe 'ne Troſt oder e
. Mädeli traf meinen Wunſch auf das Haar, als ob es
im Herzen hätte leſen können, ich hätte ihn nur nicht
prechen mögen, um Mädeli nicht alleine zu laſſen, denn
war überzeugt, es hatte den Jammer ſo gut im Herzen,
ch. Da es mir aber ſo freundlich entgegenkam, mir
herte, daß es heute recht gerne alleine ſei, es hätte auch
s in ſich zu verwerchen, und Gott helfe ihm dazu am
, wenn es in der Stille für ſich ſein könne, ſo machte
ich auf den Weg.

Es war ein heller, warmer Sommermorgen, und luſtig
en die Schnitter auf den Feldern. Und eilenden Schrittes
an ſchlanke Mädchengeſtalten durch den wallenden Roggen
fen die Fußwege entlang. Auf ihren kecken Nacken tru-
ie unbeſchwerlich ſchwer gefüllte Körbe, aus geſchälten
en zierlich geflochten. Wenn nun ein Mädchen und ſein
einem Haufen Schnitter heraneilend erſchien übers hohe
hinaus, dann erhob ſich ein gewaltig fröhlich Jauchzen,
uf hundert Aeckern widerklang. Da eilte das Mädchen
eiliger und röther wurden ſeine Backen, unter den hun-
Stimmen hatte es die erkannt, die ſo oft leiſe flüſterte
ſeinem Gadenfenſter. Unter den großen Apfelbaum eilte
r als lebendiges, blühendes Zelt gepflanzt war am Ende

des Ackers. Schon hatte ein vierſchrötiger Burſche die Senſe fallen laſſen, das Steinfaß haltend mit dem lärmendem Wettſtein, ſprang er über die Zatten weg und half dem Mädchen mit koſendem Blick den Korb niederſetzen ins feuchte Gras. Und während dieſe die weiße Zwächele abhoben und auspackten den nährenden Brei oder die duftenden Schnitze, die Milch z'wäg ſtellten, das mächtige Brot zur Hand, und Gabeln und Löffel darlegten, kam das Schnitterheer daher hungerig und ſchächernd, lagerte ſich rings um die Kübel und Kacheln. Und munter griffen ſie in die derbe Koſt, und munter würzten ſie jeden Löffel mit einem derben Witz, daß das Gelächter weit hinſchallte durch das Feld und es auf dem Felde klang, als wenn jeder Acker lebendig geworden wäre und luſtig dazu und nun lachte aus mächtiger Kehle. Und beſchwerten Gemüthes und geſenkten Hauptes ſchlich ich durch die Fröhlichen hin, und mir ward, als wäre heute die ganze Welt mir zu Spott und Hohn ſo luſtig erwacht. Da gedachte ich, wie ich vor vielen Jahren auch ſo durch ein Feld voll Leute gegangen, aber wie ganz andern Sinnes, wie aufgeregt damals und übermüthig die Arbeitenden bedauernd; und wie ich damals ein frevelnd Lied geſungen und ich von lauter Voreſſen geträumet und Paſteten und Datern, während die andern Erdäpfel aßen. Daran dachte ich und wie es nun anders geworden im Laufe der Jahre, ich ein gebeugter Mann, muthlos wie ein Greis, meine Umſtände nothvoll, meine Ausſicht eine immer ſich verdichtende Finſterniß bis zu des Grabes Nacht. Und nun noch das Spotten und Lachen rings um mich, das mir klang als gelte es mir, füllte mein Herz noch mehr mit Gram und Groll. Auslachen wollte ich mich wenigſtens nicht mehr laſſen, wollte fort aus dieſer Gegend, wo die Leute kein Gefühl, kein Mitleid, keine Dankbarkeiten hätten, wollte in eine andere Gegend ziehen, wo vielleicht beſſere Menſchen ſeien und beſſerer Lohn. Ach Gott! ich kann nicht ſagen, wie bitter ich ward über die Leute. Und von dieſen fröhlichen Leuten allen hatte keiner mich beachtet, Benz hatte Trini geſehen und Bäbi Hanſe, und über Benz und Trini, Bäbi und Hans war gelacht worden, aber nicht über den armen Schulmeiſter. Aber der Menſch bezieht gewöhnlich alles auf ſich, und der Unglückliche alles unglücklich. Könnte er es umgekehrt, ſo wäre auch ſein Unglück umgekehrt.

Bitter und durſtig kam ich endlich zu Wehrdi, der in weißen Hoſen und weißem Hemde und ſeinem ſchwarzen Geſicht ſich wunderlich ausnahm unter einem grünen üppig jungen Baume voll prächtigroth ſich ſtreifender Aepfel, den er ſorgſam unterſtützte und einzelne Aeſte aufband mit Strohbändern. Mein Herz war ſo voll, daß ich dem über meine Ankunft Verwunderten, noch während er das letzte Strohband anzog, mein Schickſal erzählte und meinen Vorſatz, weiter zu gehen und eine beſſere Schule und beſſere Menſchen zu ſuchen.

Was meint ihr, Schulmeiſter, fragte Wehrdi, der bis dahin nichts geſagt hatte, als er fertig war mit ſeiner Arbeit, wie alt iſt dieſer Baum?

Ich errieth fünfzehn Jahre, da er wirklich prächtig gewachſen war.

Nein, Schulmeiſter, der iſt erſt 12 Jahre alt, ſagte Wehrdi.

Da muß es wohl für ihn ſein auf dieſem Platze, entgegnete ich.

Es mag ſein, aber im Herbſt oder im Frühjahr werde ich ihn doch verſetzen, antwortete er.

Aber warum doch? fuhr ich lebhaft drein, er trägt ſo ſchön! Wollt ihr ihn verſetzen, dann müßt ihr ihm ſtumpen Aeſte und Wurzeln, dann wißt ihr nicht, ob er nicht verdorret auf ſeiner neuen Stelle, wißt nicht, wie lange er ſerben muß, bis er z'weg kommt. Im günſtigſten Fall kriegt ihr drei Jahre lang keine oder wenig Frucht von ihm und fünf oder ſechs Jahre gehts, bis er ſoviel trägt wie jetzt. Und was auch noch zu bedenken iſt, auf der Stelle, wo dieſer Baum ſteht, kömmt vielleicht nicht ſobald ein neuer Baum fort, oder ſie behagt ihm wenigſtens nicht recht, oder er dem Boden nicht.

So, Schulmeiſter, antwortete Wehrdi, kennt ihr das auch? das hätte ich euch nicht zugetraut, ihr redet ja recht geſcheut darüber.

Glaubt ihr denn, ein Schulmeiſter ſei nicht auch vernünftig und kenne nichts von dem, was ja jedes Kind weiß? grollte ich ihn an. Aber ſo hat mans mit uns. Man giebt uns nichts, man gönnt uns nichts, man glaubt uns nichts, und wenn wir am Ende etwas Geſcheutes ſagen, ſo thut man aus Bosheit, als ob man darob vor Verwunderung auf den Kopf ſtehen wolle.

Da lachte Wehrdi wie ein Kobold und rief endlich, als er den Athem dazu erhielt: o Schulmeiſterli, Schulmeiſterli, berſt noch nit vor lauter Kyb. Du gute Seele! ich weiß wohl, daß ihr Schulmeiſter Gelehrte ſeid und Köpfe habt wie Kaſernen, und daß ihr alles wiſſet und alles erklären könnt vom Thurmbau zu Babel weg bis zu Errichtung des neuen Jeruſalems. Aber daß ihr in aller Gelehrſamkeit keine geſunde Anwendung machen könnt, daß ihr nur das Todte begreift und nicht das Lebendige, und daß ihr keine der Erſcheinungen rund um euch, die Chriſtus durch ſeine Gleichnißreden geheiligt hat, als lebendige, nie ruhende Offenbarungen Gottes auf euch beziehen, ſeine Stimme nie hören könnt, die Nacht und Tag ausgeht in alle Lande, das iſts, was Einen bald lachen, bald weinen macht. Aber eben habt ihr in all dem gegenwärtig verbreiteten Gifte den harmloſen, einfältigen Sinn nicht mehr, der zu dieſer Auffaſſung nöthig iſt.

Ganz verblüfft ſtuhnd ich ihm gegenüber und ſagte: da wüßte ich doch keine andere Anwendung zu machen, als daß er das Baumgärtneren nicht verſtehe, wenn er ſeine Bäume im ſchönſten Wachsthum verſetzen wolle.

Könnt ihr dann das nicht auf euch beziehen? habt ihr auch nur Augen um zu ſehen, was auf Andere geht, und das nicht zu ſehen, was euch beſchlägt? Schulmeiſter, ihr ſeid Baum und Gärtner in einer Perſon. Ihr ſeid jetzt noch länger im Boden zu Gytiwyl eingewurzelt, als dieſer Baum auf dieſer Stelle. Ihr ſeid gut eingewurzelt, in die Eigenthümlichkeit der Leute habt ihr euch eingewohnt, ſie achten euch mehr oder weniger. Ihr plaget ſie nicht, ſeid im Ganzen nicht ſo aufbegehriſch wie Andere. Eurer Frau thut Jedermann gerne etwas zu gefallen. Die Kinder, die ihr erzogen habt, lieben euch. Es iſt Manches in ihnen geweckt worden, ſie wiſſen wohl, ſie haben es euch zu verdanken und haben Reſpekt vor euch. Faſt in jedem Hauſe habt ihr ein ſolches Kind als Fürſprech, habt alſo Wurzeln gefaßt überall, habt mehr oder weniger Einfluß auf Alt und Jung; und wenn ihr und der Pfarrer zuſammenſpannet und unvermerkt und ohne Poſaunenſtöße an euern Gytiwylern arbeitet, ſo ſeid überzeugt, es kann aus Gytiwyl etwas werden. Aber wie es dort ſchwerer Boden iſt und die Arbeit ſchwer in demſelben, ſo ſind auch die Gytiwyler zäch und bedürfen harter Arbeit, ehe ſie urbar ſind. Aber es iſt kaum ein Boden, der nicht urbar zu machen wäre, und je härter die Arbeit war, deſto ſchöner ſind meiſt auch die Früchte. In eurer Schule kennt ihr alle Kinder, ſie kennen euch, und manchen guten Faden habt ihr da angeſponnen.

Das iſts eben nun, was die, welche des Volkes Gärtner ſein ſollen, nicht faſſen und nicht nachhaltig ſind in der Arbeit, und herumfahren im Lande wie die Weſpen in einem Birnbaum. Alle Augenblicke reißt ſich ein Lehrer aus dem Boden, auf dem er ſteht, ſtumpet, entwurzelt ſich, zerreißt alle Faden, alle Verhältniſſe, zerſtört damit die Hälfte ſeiner Arbeit wieder, läuft einer andern Arbeit zu; und wie lange gehts da, bis er wieder angewachſen, bis er nur weiß, wo und was er anfaſſen ſoll? Und warum laufen ſie ſo im Lande herum? Einige Kronen Lohn, ein Webkeller, ein größerer Garten, eine Stube mehr, oder nur Mißmuth, Leichtſinn oder eine böſe Nachbäuerin treiben zu dieſen heilloſen, ſelbſtgemachten Verpflanzungen. Hiervon ſind auch die Pfarrer nicht frei, auch ihrer viele faſſen die große Wahrheit nicht auf, daß das Verſetzen für ältere Bäume ſehr gefährlich ſei, für wenige heilſam und allemal auf lange das Tragen der Früchte hemmt. Wie würde es wohl in dem Baumgarten ausſehen, in welchem man alle Bäume alle zehn oder fünfzehn Jahre verſetzen würde? Wäre wohl in einem ſolchen Garten ein gewaltiger Baum, mächtig in den Aeſten, weithin verbreitend ſeine Wurzeln und kühn den Stürmen trotzend? In einem ſolchen Garten wären lauter Bäume, die kaum ihr Leben zu friſten vermöchten mit ihren verſtümmelten Aeſten und Wurzeln. Ihre Früchte würden ſparſam ſein, ihr Ausſehen ein trauriges, und jeder Winter würde todtdrohend ſein dem armen Baume, der in dem ungewohnten Boden nicht zu friſchen, frohen Säften kommen kann.

So ſieht es aber mehr oder weniger aus unter den Lehrern. Da iſt ſelten ein mächtiger Stamm, ſtark, ſchön und alt, gepflegt und bewundert; denn ſelten Einer hat ſich nicht ſelbſt verſtümmelt, ſelten Einer iſt da geblieben, wo er zuerſt anwuchs mit ſeinem jungen, raſchern Blute, und reiches Leben ſpendete und in ſich ſog. Er riß ſich los, verblutete zuletzt, und der Reſt des alten, trägen Blutes will nicht mehr rechtes Leben faſſen, wie es auch nicht gerne mehr alte, gebrochene Glieder zuſammenleimt. Das iſt dann ein Serben und Kränkeln, der Boden klagt den Baum an, der Baum den Boden, bis der arme Baum todt in ſich ſelbſt zuſammenfällt, unbeweint und unvermißt, denn auf ſeine Stelle hat man ſchon lange gepaßt für einen jungen Baum, der auch Früchte trage. Und weil es ſo iſt, Schulmeiſter, ſo kömmt man nicht vorwärts und dann ſollen die Leute daran Schuld ſein; unverbeſſerlich ſchiltet man ſie, leichtſinnig. Es iſt wahr, mich machen die Bauern alle Tage wild, aber auch die Lehrer, eben weil ſie nicht nachhaltig genug, unvermerkt und ſtill an den Bauern arbeiten; weil auch ſie ſelbſtſüchtig ſind und nach ihrem Gelüſten, oder weil an einem andern Orte die Frau den Brunnen näher hat, herumlaufen; und dazu noch eiferſüchtig auf einander, daß Keiner da anfangen will, wo der Andere es gelaſſen, ſondern Jeder für ſich etwas Appartigs anfangen, allein weiſe ſein will. Was ſoll da herauskommen, wo Keiner des Vorgängers Arbeit fortſetzt, ſie vielleicht frevelnd zerſtört, ſeinen Ruhm ſuchend und nicht bedenkend, daß der nie welkende Ruhm nur der ſei: ein treuer Knecht des großen Meiſters zu ſein, der auch nicht ſeinen Ruhm ſuchte, ſondern nur den des Vaters. Nein, Schulmeiſter, laufet mir nicht von Gytiwyl fort, ſchloß er, ſonſt halte ich gar nichts mehr auf euch. Faſſet mein Gleichniß zu Herzen, es trifft wohl, wie noch tauſend Bilder, die Gott in der Natur aufgeſtellt hat, treffen würden, wenn der Menſch Augen dafür hätte. Damit führte er mich an den Schatten hinter ſeinem Häuschen und nahm mich genauer auseinander über meine Umſtände und meinen Gemüthszuſtand. Er fand dieſen muthlos, fand, daß beſonders die Liebe zu den Meinen mich muthlos mache. Ich hätte meine Frau ſo lieb und ſie hätte ſo bös, und ich vermöchte ihr ſo ſelten eine Halbe Wein oder ein Paar Strümpfe zu kramen. Denn in Schulden ſtecke ich, die Orgel ſei noch immer nicht bezahlt und die Wiederholungscurſe hätten mich auch zurückgebracht. Meine Kinder wüchſen auf, der Bube ſei ein heiterer Kopf, wolle aber nicht mehr gehorchen, wir wüßten nicht, wie das käme. Mädeli ſage immer, das komme daher, weil ich ihn zu viel brauche und Meiſter laſſe in der Schule, ſo meine er auch Meiſter ſein zu können im Hauſe; Zeit wäre es, ihn etwas lernen zu laſſen, doch Geld hätte ich keines dazu.

Macht eine Bittſchrift an den Großen Rath, warf Wehrdi ein, ihr wollet euern Buben zu einem Stenographen oder Geſchwindſchreiber bilden, der alles Grobgeſagte feile und alle unbedeutenden Aeußerungen als Weisheiten niederſchreibe, damit Alles reputirlich vor die Welt komme, was unreputirlich im Großen Rath ausgepackt wurde, ſo geben ſie euch einen Lehrlohn ſo groß ihr wollt, und ſpäter kriegt er einen Lohn größer als ein Profeſſor an der Hochſchule, deren einige die Radikalen z. Thunern halten wie die Patrizier die Bären im Bärengraben, um ſie brummen zu hören und füttern zu können, und weil es in die Annalen von Bern käme, daß Bären oder Profeſſoren, die man freilich zu nichts gebraucht hätte, aus ſchnödem Eigennutz, der traurigen Richtung unſeres Zeitalters, abgeſchafft worden.

Ach Gott! mir war nicht um zu ſpaßen, und was giengen mich die Bären und die Profeſſoren an? Ich fuhr daher in meinem Klagen fort und bekannte zwar, daß ich das Gleichniß wegen dem Baumverſetzen begreife, aber daß man doch für ſich ſehen müſſe, es ſehe ſonſt Niemand zu einem, und daß ich nicht glaube, daß mein Weggehen zu Gytiwyl ſo ſichtbar wäre. Einmal mir hätte Niemand gar Freundſchaft gezeigt und dergleichen gethan, als ob ihm gar viel an mir gelegen ſei.

Da meinte Wehrdi: ob ich denn meine, daß die Gytiwyler gegen mich anders ſein ſollten, als gegen andere Leute? Dieſe thäten ihr Lebtag noch gegen Niemand zärtlich gethan. Und wenn ich gehen wollte, ſo würde mir ſicher auch kein Menſch anhalten, ſondern ſie würden ſagen: Mira, wed nit blibe wit, ſo g'hey di, m'r wey di nit zwänge, es git öppe Schumeiſter gnue. Es würde alſo auch hier, wie an manchem andern Ort, ein Schulmeiſter übel ankommen, wenn er den Bündel vor die Thüre werfen wollte unbeſonnen. Aber ſie würden euch doch vermiſſen und ſich untereinander ſagen: Es iſch doch läy, daß er gange iſch, m'r überchömme nit grad e ſettige; es iſch mit de Schumeiſter o, nüt zäme zellt, wie mit de Kühne, es git dere gnue, aber es iſch nit eini, wie die angeri, es git gute u böſe. Und manches Kind würde weinen und manches würde in tiefem Inſtinkt es euch grollend nie vergeſſen, daß ihr etwas in ihm angeregt und jetzt es verlaſſen muthwillig, wie ein thörichter Ackersmann ein Feld, durch das er Furchen gezogen, aber davon gelaufen iſt, ohne zu ſäen und des Samens zu warten.

Aber um Gotteswillen, Wehrli, was ſoll ich anfangen? ſo kann ich nicht bleiben. Ich und meine Frau und meine Kinder gehen zu Grunde und kein Menſch nimmt ſich unſerer an; es iſt gerade als wenn noch alle Leute Freude hätten an unſerm Elend. Wie ſoll ich mit bald fünf Kindern auskommen mit meinem Lohn? Rechnet man die Kleidung: Hemde, Strümpfe, Schuhe ꝛc. per Kind nur zu 6 L. und unſere Kleidung zu 6 L., ſo macht das zuſammen ſchon 42 L. Wer will um dieſes Geld einen Menſchen kleiden? und doch nimmt es mir ſchon faſt die Hälfte des Einkommens weg. Dann haben wir noch nichts in die Haushaltung angeſchafft, haben nicht gegeſſen; und rechne man doch, was ſieben Perſonen im Jahr für Milch und Brot brauchen. Wenn man nur zwei Pfund Brot und eine Maß Milch täglich für alle rechnet, ſo macht das wieder über 100 L., alſo mehr als mein Einkommen, und doch haben wir damit noch bei weitem nicht alles, weder Schmutziges noch Mehl, noch Kaffe, und dieſes kömmt leicht auch auf 40 L. per Jahr. Er ſolle nur rechnen. Und nun noch immer mehr Schule, immer weniger Zeit, etwas nebenbei zu verdienen; ich hätte weiß Gott wie lang an einem Wubb; wenn man nur ſo dazu und davon kann, ſo geht es gar nicht von der Hand. So gerne möchte ich allen Fleiß anwenden in der Schule, möchte darüber nachdenken, wie es am beſten zu machen ſei, möchte Geſchichten und Beiſpiele erſinnen, um den kleinen Kindern die Liebe Gottes und ſein weiſes Walten recht anſchaulich und eindringlich zu machen. Ach Gott! und wenn ich ſinnen will, ſo ſteht der leere Milchhafen vor meinen Augen, mich plagt die Angſt, wer ihn mir füllen will. Ich ſehe durch die dünnen Höschen die blauen Beine meiner Kinder und den Krämer, der für ſie nach das Geld will. Wenn mein Frauchen das Mehl röſtet für die [illegible] Waſſerſuppe, ſo höre ich durch ſieben Thüren durch ſeine ſtillen Seufzer und ſehe es mit dem Finger über die Augen fahren, als ob der Rauch es brenne. Wenn das Elend beſtändig vor Augen ſchwebt, wer will da Schule halten von ganzer Seele, ganzem Gemüthe und mit allen Kräften? O [illegible], ihr könnt euch, weiß Gott! nicht vorſtellen, wie es einem Vater iſt, wenn er ſeine geſunden muntern Kinder mit geſundem Hunger am Tiſche eſſen ſieht wie junge Wölfe, wenn er ihnen alles ſo von ganzem Herzen gönnt und doch die Angſt ſein Herz zerreißt, daß ſie mehr eſſen, als er ihnen zu geben vermag. Ihr könnt nicht glauben, wie es mir manchmal iſt, wenn ſie alle um die Mutter ſtehen und ſo g'luſtig aufſehen auf ſie und das Brot, das ſie in der Hand hat, um jedem ein klein Stücklein zuzuſchneiden; wenn ich ſehen muß, wie es die Mutter ringt, das Meſſer ein klein wenig tiefer gehen zu laſſen, und wie ſie ſich Gewalt anthun muß, den Schnitt zu verkürzen, wie ſie mit immer wehmüthigerem Blick die kleinen Stücke herumreicht und mit lieben Worten die Kinder vergeſſen machen will die kleinen [illegible]. Und wie die Kinder am [illegible] fertig ſind, dann [illegible] die Mutter anſehen, und die Mutter dann mit freundlichem Geſichte ein luſtig Liedlein zu ſingen verſucht, während ihr Herz weint, weiß Gott, [illegible], das will mir manchmal das Herz zerreißen und ich muß aus der Stube fort und an verborgenem Orte weinen wie ein Kind. Kein Menſch will unſere Lage recht begreifen, wenn wir davon reden, ſo redet man mit fühlloſem Sinn von fleiſchlichen Gelüſten, und wenn Andere zu unſerm Beſten reden, ſo dünkt es mich immer, ſie hätten Harz im Munde und brächten es deßwegen gar nicht in Gang. O wenn ich doch nur einmal dazu käme, denen, die etwas zu befehlen haben, das Alles ſo recht ſagen, unſere ganze Lage ihnen vor Augen führen zu können, ihnen zeigen zu können, wie tiefes Elend, wie tiefer Herzenskummer verborgen liegt hinter dem ſogenannten Schulmeiſter-Mürbli, das man wohl in ſeiner jungen, dummen, ledigen Zeit hatte, von dem ſpäter aber nur der unglückliche Schein geblieben. Wenn ich ihnen handgreiflich zeigen könnte, daß wir in dieſer Lage nie werden können, was wir ſein ſollen; daß in dieſem Elend durch ſchlechte Speiſe die körperliche Kraft, durch den Kummer die Unbefangenheit der Seele verzehrt, geſtört wird; daß man dem Volk die Verbeſſerung unſerer Lage nicht überlaſſen kann, denn an den meiſten Orten hat es keinen Sinn für uns; daß man uns doch billigermaßen nicht einzig und allein in unſerm Vaterlande zumuthen könne, Märtyrer der guten Sache zu ſein, während ſo gar Niemand uns dazu das Beiſpiel giebt und dafür geſorgt worden, daß alle Andern, die dem Vaterland dienen wollen, ſo bezahlt werden, daß weder Hunger noch Durſt ihrer Vaterlandsliebe zu Leibe kommen kann; daß es doch wahrhaftig nicht billig ſei, daß Profeſſoren, die nicht zwei oder drei Studenten zuſammenbringen können, 2 bis 3000 L. Einkommen haben, während Schulmeiſter, die bei 200 und mehr Kindern ſchwitzen, mit 100 und weniger L. abgeſpieſen werden.

Herr Käſer, ſagte Wehrdi, ihr könnet mich in der That dauern, und euer Frauli ebenſoviel, und wenn alle ſo wären wie ihr, ſo wäre es billig, euch zu helfen, aber ſo Allen miteinander, das möchte ich wahrhaftig nicht. Ich muß bekennen, ich kann gar viele Schulmeiſter nit ſchmöcke, das iſt mir ein widerlich Volk. Und wenn die mehr Geld bekämen, ſo ließen die vor Hochmuth auf den Köpfen, um nicht zu laufen wie andere Leute.

Ach Wehrdi, ſagte ich, ſeid ihr auch ſo unvernünftig und haltet uns immer den Hochmuth vor? Der Schulmeiſter wollte doch auch etwas haben, hatte aber kein Geld, etwas zu kaufen; er mußte alſo vorlieb nehmen mit dem, was nichts koſtet, und was iſt wohlfeiler und koſtet weniger als der Hochmuth? Gebet ihm Geld, ſo wird er ſicher ſich etwas Beſſeres, Solideres dafür anſchaffen. Zudem ſind die meiſten Leute hochmüthig, je mehr aber Einer hat, deſto weniger fällt es auf; je weniger aber Einer hat, deſto mehr ſtößt man ſich an ſeinem Hochmuth. Helft ihr den Schulmeiſtern zu etwas, ſo wird euch ihr Hochmuth ſchon viel weniger ärgern. Hat man nicht immer geſagt, wenn man gute Regenten wolle, ſo müſſe man ſie gut bezahlen? Und wenn man dann ſagte: deßwegen würden die, die wir jetzt haben könnten, doch nicht beſſer, wenn man ihnen ſchon 3000 L. ſtatt 2000 gebe, ſo antwortete man: eben deßwegen müſſe man die Einkommen ſo hoch beſtimmen, daß es jungen, begabten Männern den Muth mache, dem Staatsdienſt ſich zu widmen und zu Staatsmännern ſich zu bilden. Und wenn man dann ſagte: das Volk könnte es dann doch mit dieſen Staatsmännern haben wie jener Müller, der lieber einen alten lahmen Eſel wollte für ſeine Säcke zu ſchleppen, als ein munter, tüchtig Roß, und ſo wäre es dann Schade, wenn der Eſel den Haber bekäme, Diſteln wären für ihn gut genug, ſo antwortete man: das Volk werde ſo dumm nie ſein wie jener Müller, es kenne zu gut den Unterſchied zwiſchen einem alten lahmen Eſel und einem tüchtigen Roß, und wenn ihm die Wahl ſtehe zu wählen zwiſchen beiden, ſo werde es ſchon zu wählen wiſſen. So ſprach man bei den Regenten und ſtiftete durch dieſes Gerede noch die Hochſchule. Warum ſagt man das Umgekehrte bei den Schulmeiſtern? warum ſagt man, man wolle die erſt beſſer werden laſſen, ehe man ſie beſſer bezahle? Wenden junge tüchtige Leute Schulmeiſter werden wollen ferner bei dieſer Hundemühe und dem Hundelohn, wird das Volk ſo tüchtige Schulmeiſter zur Wahl erhalten? Werden die, welche bereits Schulmeiſter ſind, aber nicht ganz eingeroſtet, auch Zeit und Muth haben, an ihrer Fortbildung zu arbeiten? Sollen denn Alle ſich entgelten, daß Einige aufgeblaſen ſind wie Fröſche auf den Dünkeln, Andere aufbegehriſch wie die Nachtwächter; Einige ſchläferiger Natur und noch Einige mit durſtiger Leber behaftet. Sollte der ganze Stand um dieſer willen in Noth und verpfuſcht bleiben in alle Ewigkeit? Der liebe Gott wollte um Fünf willen Sodom ſtehen laſſen und die Menſchen wollen vielleicht um Hundert willen Tauſend zu Grunde gehen laſſen?!

Ei, Schulmeiſter, ihr werdet ja ganz beredt, und wenn das geſchrieben ſtühnde in eines glatten Herrn plattem Buche, ſo würde er hinter jeden Satz geſchrieben haben: Gelächter!

Aber, Wehrdi, das hätte ich nicht von euch gedacht, daß ihr mich noch auslachen würdet in meinem Jammer, ſonſt würde ich nicht um Troſt zu euch gekommen ſein. Und was wird meine Frau von euch denken, wenn ich ihr ſage, daß ihr geſagt hättet, man ſollte hinter jedes meiner Worte: Gelächter! ſetzen, und ich ihr erzähle Alles, was ich euch erzählt habe?

Aber um Gotteswillen, Schulmeiſter, verſteht mich doch und verdrehet mir meine Worte nicht! Spaß appart, eure Sache iſt mir zu Herzen gegangen, und wenn ich mir euer gutes, ſinniges Weibchen denke in ſeiner Noth, ſo gramſelt es mir ums Herz und ich muß faſt meinen Verſtand gefangen nehmen unter den Glauben, daß euch geholfen werden müſſe, um ſolcher Weibchen, einiger guter Schulmeiſter und der Hunderte oder Tauſende von Schulmeiſterskindern, die mit hungerigen Augen an den Tiſchdrucken hangen, mit wehmüthigen Augen an jedem vierſchrötigen Bauernjungen, der eine Taſche voll friſches Brot hat und die andere voll Broträufte und Brosmen. Ich will wetten, das gienge auch noch Manchem ſo, wenn er euch erzählen hörte von eurer Noth, euch rechnen hörte euer Ausgeben und Einnehmen und die Folgen, welche Kummer und Sorgen auf eure Thätigkeit haben; und er änderte vielleicht ſeine Meinung, wie halb und halb auch ich, und meinte, daß man euch erſt ſtärken ſollte, ehe man euch zur verſtärkten Arbeit anhält; daß man erſt den Stand erheben ſolle, ehe man fordert, daß jeder Einzelne ſich erhebe. An eurem Platz würde ich nun dem Erziehungs-Departement, dem Regierungsrath nachlaufen Mann für Mann, und würde ihnen das alles ins Herz ſchreien ſo recht lebendig.

Treibt doch nicht Muthwillen mit mir, ſagte ich. Wie ſollte ich armer Mann zu ſolchen Leuten kommen? und wenn ich ſchon zu ihnen kommen könnte, wie ſollte ich es ihnen ſagen dürfen? Da wäre mir, als ob ich ein Bauernhaus im Halſe hätte. Ich könnte kein Sterbenswort hervorbringen, als öppe: Helfet is, d'r Tuſig Gottswille. Darauf würden ſie wenig hören in Bern, es geht dort wenig mehr d'r Gottswille.

Ei nun, ſagte Wehrdi, ſo ſchreibet es auf, wie es euch ums Herz iſt, in welchem Zuſtande ihr ſeid, aber nicht aufbegehriſch und großhanſend. Gebt euch demüthig dar und nicht für mehr als ihr ſeid; aber zeiget, daß ihr bei dem, was bis dahin für die Schulmeiſter gethan worden, nicht anders hättet werden können, und daß ihr auch in Zukunft nicht beſſer werden könnet, wenn man nicht ganz anders für euch ſorge. Thut nebenbei etwas Buße und bekennet, daß ihr euch ungeziemend betragen, allein mißleitet. Schreibet das Alles recht rührend auf, daß es auch die Weiber leſen mögen und Erbarmen bekommen, dann müſſen euch die Männer helfen, ſie mögen wollen oder nicht.

Das Ding leuchtete mir gar nicht übel ein. Ich dachte, der Traum habe mir nicht umſonſt auf eine Schrift hingedeutet; aber mir fehlte der Muth zur Ausführung und eine Menge Bedenklichkeiten ſchwollen in mir auf. Ich war früh aufgeſtanden nach der unruhigen Nacht, hatte keinen Biſſen herunterbringen können beim Frühſtück, war in der heißen Morgenſtunde gewandert, und Aerger und Kummer waren ſchwer auf der Seele gelegen. Was Wunder, daß Leib und Seele ſchwach und muthlos waren? Bedenklich war ich daher im Anfang und muthlos zur Ausführung, aber wie bald war das anders.

Endlich hatte Wehrdi ſich erinnert, daß er einen Gaſt habe, daß der hungrig und durſtig ſein könnte; hatte eine Flaſche Wein, ganz dunkelrothen, hervorgeholt, Brot und Käſe aufgeſtellt und fleißig den Wirth gemacht. Da kam mir nach und nach die Welt auch nicht mehr ſo blaß und jämmerlich vor. Ein Schimmer von Morgenroth überſtrahlte ſie und mich dünkte, es könne alles noch gut kommen. Mich dünkte das Z'weglegen und Aufſetzen einer ſolchen Schrift immer leichter und es juckte mich ordentlich, alſobald ans Werk zu gehen. Die Hauptſache, das Aufweichen der Herzen, das Entſprechen mit Geld, das ſchien mir nicht fehlen zu können, denn, im Setzen, ſagte ich, hätte ich nie einen gefürchtet und die Leute hätten ſich ſchon vielfach verwundert, wie ich einen Brief oder eine Quittung ſo enanderna aufs Papier bringen könne, ohne die Sache erſt aufſetzen zu müſſen zum Abſchreiben. Aber ehe ich daran hingehe, ſollte ich doch wiſſen: ob die G'ſchrift auf Stempelpapier ſein müſſe oder auf gewöhnlichem. Ob ich für Stempelpapier Geld genug hätte, das wüßte ich nicht einmal, mit einem vierbatzigen Bogen werde ich es kaum machen können.

Da lachte der Wehrdi ſchelmiſch und rieth mir, einſtweilen nur ganz ordinäri Papier zu nehmen; auf dieſem werde es wohl gehen, denke er, und Stempelpapier möchte es wohl zu viel brauchen. Das müſſe nicht ſo eine Bettelſchrift ſein wie manche andere, wo man winſele um ein Stücklein Brot. Die Schrift müſſe den ganzen Zuſtand eines Schulmeiſters und ſeiner Familie darſtellen, wie ſie am Hungertuch gnagen, wie ſie zu viel hätten um zu ſterben, zu wenig zum Leben; wie dieſe Armuth den ganzen Stand lähme und drücke, und Weiber und Kinder noch mehr.

Er müſſe bekennen, er ſei früher auch der Meinung geweſen, die Schulmeiſter hätten im Ganzen mehr als ſie verdienten und eine allgemeine Erhöhung der Einkommen wäre ungerecht und verderblich. Seit er nun aber in einer Schulmeiſter-haushaltung ſo recht auf den Boden geſehen, ſei er anderer Meinung geworden und er denke, andern Leuten könne es auch ſo gehen. Darum müſſe man ihnen eine ſolche Familie darſtellen ſo recht inniglich, das ſei hier die wahre Bittſchrift. Freilich werde es wunderlich geben, wenn auf einmal alle mehr Geld bekämen. Es ſeien jetzt ſchon viele, die nicht wüßten, wie ſie gehen oder ſtehen ſollten von Narrochtigi, die würden ſich ſicher gibeligelbe Röcke und rothe Hoſen machen laſſen.

Nun ſchenkte mir Wehrdi immer fleißiger ein und begeiſterte mich für den Verſuch immer mehr. Je leichter ich die Sache nahm, deſto mehr hielt er nieder und deutete immer deutlicher darauf hin, daß ich mich und mein Leben gründlich und aufrichtig zu ſchildern hätte Punkt für Punkt, daß ich bei meiner Kindheit anzufangen und zu zeigen hätte, wie ich bis hieher gekommen.

Man kennt das Leben anderer Stände nicht, ſagte er, darum fühlt man kein Mitleid miteinander, höchſtens Neid. So fühlt der Menſch nur ſeine eigene Bürde und macht ſich gar keine Vorſtellung, wie ſchwer die Bürden anderer ſind, wie drückend ſie laſten. Wer weiß, wie manches vergeſſene Mädchen, das Alles hat, nur keinen Mann und keine Kinder, eine Frau Schulmeiſterin beneidet mit ſtillen Seufzern, die gar Nichts hat als eben einen Mann und Kinder. Zudem herrſcht ganz beſonders in der Stadt das Vorurtheil, auf dem Lande könnten die Leute leben ohne Geld, wie die Haſen von Kabis, der von ſelbſt wachſe, von Waſſer, das umſonſt fließe.

Er ſolle nur nicht Kummer haben, meinte ich, ich wolle das ſchon machen, daß er zufrieden ſei damit, mit dem Setzen möge mich, wie geſagt, nicht bald Einer.

Und der Wehrdi verzog ſein Geſicht wieder, daß ſein Schnauz ſich ausdehnte bis an die Ohren, und ſchenkte mir wieder ein und rühmte mich endlich auch: er wiſſe, ich ſei ein ganzer Kerli und werde ſchon etwas Rechtes und Merkwürdiges machen.

Jetzt war mir erſt recht angeholfen und ich ließ mich auf wie ein weltſcher Hahn, bis ich zu fühlen anfieng, daß mir die Zunge ſchwerer und ſchwerer wurde und manche Wörter gar nicht mehr herausbringen wollte. Dieſes Zeichen kannte ich zu gut, um nicht zu merken, daß es Zeit ſei, mit dem Trinken aufzuhören und den Weg nach Hauſe zu ſuchen. Wehrdi, der mich begleitete, ſagte: er wolle in acht Tagen kommen und nachſehen, was ich gemacht hätte. Er ſolle nur kommen, antwortete ich, da wolle ich ſchon weit nache ſein mit der G'ſchrift. Er lachte wieder und ermahnte mich noch: daß ich nur z'vorderiſt anfangen ſolle; ob es acht Tage länger gehe oder nicht, darauf komme es nicht an.

Potz Tauſend, wie ganz anders durchſchritt ich heimwärts die Felder, guraſchirt ſah ich allen Leuten ins Geſicht und vor meinen Augen tanzten eine ganze Menge zu beſchreibende Dinge, aber keines wollte ſich mir recht voran ſchicken, es trohlete mir alles hoggis boggis übereinander. Aber ſoviel trohlete mir vor den Augen herum, daß ich wohl einſah, bis über acht Tage nicht fertig zu werden. Gar holdſelig kam ich heim und that gar geheimnißvoll dazu; ließ Worte fallen, wie es bald beſſer kommen werde, dem Elend ſei leicht abzuhelfen u. ſ. w. Mädeli hatte mir ein freundlich Geſicht entgegengetragen und, meinen Zuſtand merkend, fragte nicht ſehr nach, wie geholfen werden könne.

Da wurde ich böſe, daß es mir mein Geheimniß nicht abfragen wollte, und fieng an zu brummen und zu knurren über ſeine Theilnahmloſigkeit.

Los, Peterli, wird nicht bös, ſagte Mädeli und ſetzte ſich neben mich, aber du machſt es gerade wie eine Klapperfrau, die thut auch ſo heimlich mit Sachen, die ſie gerne offenbar machen möchte. Ich dachte nicht daran, daß du es auch ſo mit mir macheſt. Aber zürn nit und ſäg m'r fründlich und ordlich, was es gä ſöll für is z'helfe.

Da berichtete ich Wunderliches und Krauſes von einer Schrift an die Frau Landammannin und Frau Schultheißin und noch andere Frauen, und daß in dieſer Schrift handgreiflich unſer ganzer Lebenslauf dargethan ſein müſſe Punkt für Punkt, damit man recht deutlich es ſehen könne, daß man uns helfen müſſe, wenn wir nicht verräbeln ſollen. Und das müſſe an die Frauen geſtellt ſein, ſie begriffen ſolche Dinge beſſer u. ſ. w.

Mädeli hörte mir zu mit wunderlichem Geſicht und ließ mich reden ſo lange ich wollte. Und als ich endlich ſeine Meinung über die Sache wollte, ſagte es: es verſtehe ſich auf ſolche Sachen nichts, aber es düech is, i ſött müde ſy u gern is Bett welle, i heig ja o die letzt Nacht nüt nutz g'ſchlafe.

Sanft und wohl ſchlief ich und träumte gar nichts. Hell und ſonnig wars in der Stube, als ich die Augen aufſchlug, und doch noch ſo ſtill, als wäre es erſt Mitternacht; ganz gegen den Gebrauch, da die Kinder ſonſt mit dem Güggel zu krähen anfiengen. Verwundert ſaß ich auf und ſah die ganze Stube leer, alle Vögel ausgeflogen. Das gute Mutterli hatte mir den Schlaf, den ich ſo ſelig ſchlief, gegönnt, die Kinder aufmerkſam gemacht auf den Spaß, den Aetti ſich einmal verſchlafen zu laſſen. Und leiſe wie Mäuschen hatten ſich Alle weggeſtohlen und waren an ihre Arbeit gegangen, denn meine Frau hielt die Kinder von früh an zur Arbeit, obgleich es mich oft grauſam dünkte und ich oft abwehren wollte. Sie ſagte: je früher man arbeiten lerne, deſto ringer gehe es einem ſpäter, und es grauſe ihr nichts mehr, als ob den Kindern, die man im Müßiggang laufen laſſe; und ſie begriffe viele Schulmeiſter nicht, die auch alſo thäten. Aber die Kleinen konnten ſich nicht enthalten, zum Fenſter einzuguggen, ob der Aetti noch ſchlafe? Und als ſie ihn endlich aus dem Bette ſpringen ſahen, ſtürmte die wilde Schaar herein, ſchabte mir Rübchen und lachte mich gar weidlich aus. Dann kam die Mutter mit der Kaffekanne und fragte lächelnd: ob ich wohl geſchlafen? Sie erhielt den üblichen Vorwurf: warum ſie mich nicht geweckt. Ringsum ſchenkte ſie aus der ſchnablichten Kanne und dem bauchigen Milchtopf ein. Auf ſo ſanges Warten hin ſchmeckte es den Kindern doppelt, und zwiſchen dem Kauen und Schlucken durch konnten ſie nicht ſatt werden mit freundlichem Necken über mein langes Schlafen. Als wir abgegeſſen hatten, nur die Mutter noch nicht, durch vieles Einſchenken gehindert, und die Erdäpfelbitzli all waren und jedes ſein Stückchen Brot extra bekommen hatte, jammerte unſer jüngſtes Kind: Mutter, i bi no gar gruſam hungerig, gib m'r doch no es Bitzli Brot. Und die Mutter warf einen ſchweren Blick auf das ſo leicht gewordene Brot und reichte das kleine Stückchen, das ſie für ſich abgehauen hatte, dem Kleinen dar und ſagte: Sä, du Vielfräßli, i ha m'r nume z'viel abg'haue g'ha, aber jetz ſchwyg m'r u häb gnue. Das ſchnitt mir tief ins Herz wieder, daß mein liebes Mutterli nicht einmal ein Stücklein Brot hatte, nachdem wir alle gegeſſen. Ich erkannte friſch, daß da müſſe geholfen werden, wenn die Sorgen mir nicht das Herz abdrücken ſollten, und die Reue, daß ich in meiner ledigen Zeit ſo leichtſinnig mein Geld verſchleudert und nur Schulden in die Ehe gebracht. Es mußte alſo ans Werk gegangen werden, um meinem lieben, ergebenen Weibe ein Stücklein Brot zu verſchaffen zum Morgenbrot. Es iſt doch merkwürdig, wie ſtille, liebe Ergebung tauſendmal mehr wirket als laute, begehrliche Ungenügſamkeit. O wenn doch das alle Weiber wüßten!

Entſchloſſen gieng ich in die Schulſtube, ſchnitt zwei neue Federn, legte Papier zurecht, ſtopfte eine Pfeife, tunkte die Feder ein und wollte nun ſchreiben. Aber, o je! wie ganz anders kam mir jetzt das Schreiben vor nach zwei Kachelene Kaffe, als früher nach einem halben Dutzend Gläſer Wein. Vor allem plagte mich der Titel, den ich auf die Schrift zu ſetzen hatte; ſollte ich ſie an die Regenten oder die Regentenfrauen ſtellen und wie die letztern betiteln? Ich wußte nicht, konnte man ihnen auch Hochgeachtet und Hochgeehrt ſagen oder ob ſie ſich „tugendſam und ehrbar" lieber nennen hörten? Es ärgerte mich, daß ich den Wehrdi nicht gefragt, ich mußte das nun überſpringen. Nun kam es an den Anfang, der wollte ſich aber gar nicht anfangen laſſen, bis ich beſchloß, einſtweilen niederzuſchreiben, was mir in Sinn käme, weil ich nun wohl einſah, daß es abgeſchrieben werden müſſe. Während ich an dieſer Arbeit ſaß, vermißte mich mein Weibchen bei einer andern Arbeit, beim Flachsziehen nämlich, das auf den heutigen Tag abgeredet und von meiner Frau begonnen war. Als ich immer und immer nicht kam, wurde ihr bange, daß ich krank ſein möchte: ſie kam, ſtreckte den Kopf zur Stubenthür ein und fragte: Mannli, biſch krank, daß d'nit chunſt? Als ſie mich ſo da ſitzen ſah gebeugt, den Kopf in der Hand, ohne aufzuſehen, glaubte ſie, es ſei ſo, trat näher und faßte mich an, um zu ſehen, wo es mir fehle. Als ſie mich ſchreiben ſah und zwar etwas von Vater und Mutter (eine Hexe war ſie nicht im Leſen von Geſchriebenem) ſo zupfte ſie mir die Feder aus der Hand und ſagte: Peterli, du wirſt doch nit öppis Narrs welle mache? Das ſy Flauſe, chum du u hilf m'r Flachs zieh. Ich aber ſchüttelte den Kopf und ſagte: etwas müſſe gemacht ſein, ſo könne es nicht mehr gehen und etwas Beſſeres wüßte ich nicht. Da antwortete mein Weibchen, es wiſſe noch etwas Beſſeres: Geduld haben und Vertrauen auf Gott, daß es gerade ſo komme, wie er wolle, und unterdeſſen munter arbeiten und vergnügt ſein mit dem Guten, wo man hätte; und wir hätten ja ſo viel, was Andere nicht hätten: Liebe und Friede, daß wir wohl zufrieden ſein könnten. Da übermannte mich die Wehmuth über meines Weibes ergebenen Sinn und ich that ihm thränend dar, daß ich es eben ſeinetwegen nicht mehr ſo laſſen könne, es zerſchneide mir das Herz, wenn ich ſehe, wie es ſich am Munde abbreche, um den Kindern zu geben; wie es dabei von Morgen früh bis Abends ſpät auf den Beinen ſei und anfange auszuſehen wie die theure Zeit; wie ich ihm während unſerer Ehe faſt keine Kleider hätte anſchaffen können, ſo daß es ſchon lange nicht mehr z'Chile dürfte, wenn es ſie nicht ſo gut in Ehren hielte. Man müſſe allerdings auf Gott vertrauen, aber auch das Seine thun, arbeiten, und das ſei ja gerade eine Arbeit, von der Wehrdi ſage, daß ſie nöthig ſei. Wehrdi meine es gut mit uns, er habe mir ſchon manchen Fünfbätzler geſteckt unter irgend einem Vorwande. Er kenne auch mehr von der Welt als wir, er hätte zwar manchmal gelacht über mich, aber das ſei ſo ſeine Art und er mache es auf eine Art, daß man es nicht übel nehmen könne. Ich ſei Willens, in Gottes Namen fortzufahren und Tag und Nacht daran zu arbeiten.

Aber ſag mir doch, Peter, ſagte meine Frau, was ſoll denn das für eine Schrift werden? Du fängſt da bei Vater und Mutter an und bei einem alten Häuschen u. ſ. w., wer ſoll denn das leſen? Ich habe immer gehört, ſolche Schriften ſeien um ſo beſſer, je kürzer ſie ſeien.

Wehrdi habe es mir ſo angerathen, entgegnete ich, er könne es ihr am beſten ſagen, was das für eine G'ſchrift geben ſolle, und warum ſie ſo ſein müſſe und nicht anders. Er werde in acht Tagen kommen, dann könne ſie ihn fragen, was er eigentlich meine, und bis dahin Geduld mit mir haben, es geſchehe ja doch ihr beſonders zu Lieb und Huld.

Während den acht Tagen arbeitete ich fleißig fort und füllte allerdings ſchon ſo viel Papier, daß mich ſelbſt Wunder zu nehmen anfieng, was das für eine Schrift werden ſollte. Es tauchte mir beim Nachdenken ſoviel aus meiner Kindheit auf im Gedächtniß, das ich niederſchrieb, weil Wehrdi geſagt hatte, ich ſollte z'Bode ha, daß ich viel ſchrieb und doch nicht weit vorwärts kam.

Wehrdi kam, als eben meine Frau im Bohnenplätz war. Er durchſah meine Arbeit mit Wohlgefallen und meinte, das werde ſchon was Rechtes werden. Er wolle ſie nach Hauſe nehmen, um noch beſſer ſie zu koſten und Einiges nachzubeſſern. Dann fragte er mich noch ſo eine Menge Dinge über das bereits Geſchriebene und nachher über das Nachkommende, und wie ich beides verbinden wolle, daß ich gar keine Zeit hatte ihn zu fragen: was denn das eigentlich werden ſolle? Als aber meine Frau heimkam, ſo wartete die nicht lange, bis ſie ihn zur Rede ſtellte. Sie fragte ihn: aber Wehrdi, meinet ihr es denn eigentlich gut mit uns oder haltet ihr uns zum Beſten, und ſind wir euch nur dazu gut, die Längizyti zu vertreiben?

Nein wahrhaftig, Wybli, ſagte Wehrdi, es müßt Einer ja ärger ſein als ein Heide, wenn er es mit euch nicht von ganzem Herzen gut meinen ſollte.

Aber was macht ihr dann meinen Mann zu ſchreiben ein Langes und ein Breites von ſeinem Vater an und am Ende wird er auch noch gar von mir ſchreiben ſollen?

Das verſteht ſich, Frau Schulmeiſterin, daß auch von euch geſchrieben werden ſoll, und gerade das wird das Schönſte von Allem werden und die meiſte Wirkung thun.

Nei nis Gott, i will i kei Schrift, ebe ſo währ chönnt me ſe de gar no lah drucke.

Eben das könnte es geben, wenn die Sache darnach ausfällt und ich kann mich ſchon freuen wie ein Kind, daß es die Welt erfahren kann, was ihr für eine Frau Schulmeiſterin ſeid.

Da wurde meine Frau roth bis unten ans Ohrläppchen und ſagte: Wehrdi, es iſt nicht ſchön, mit ſo armen Leuten nicht nur das Geſpött zu treiben, ſondern ſie auch zum Geſpött der ganzen Welt machen zu wollen. Wir ſind zwar arme Leute, aber das haben wir nicht verdient und hätten es am wenigſten von euch erwartet. Es that mir oft wohl, zu denken, daß ihr meines Mannes Freund ſeiet und euer Rath ihm manchmal nützlich ſein könne und jetzt iſt es ſo gemeint! Und es brannten zwei blanke Thränen in meines Weibes Auge und raſch wollte es zur Stube hinaus. Wehrdi ſchien mir da zu ſtehen wie die Butter an der Sonne, als ihm meine Frau ſo abkapitelte; aber der war nicht lange verblüfft. Als meine Frau abmarſchiren wollte, ergriff er raſch ihren Arm, und als ſie ſich losreißen wollte, fragte er ſie: ob ſie dann nicht mehr wiſſe, daß man Niemand unverhört und leichtlich verdammen ſolle? Da ſtuhnd ſie vor ihm ſtill mit unwilligem

Geſicht und niedergeſchlagenen Augen. Bitte, bitte, Fraueli! machet mir zuerſt ein freundlich Geſicht und thut eure Aeugelein mir auf, dann kann ich euchs am beſten ſagen, wie ich es meine und ihr begreift mich am beſten, bat der wilde Mann ſo ſanft, daß es mir recht kurios vorkam. Mich hatte er ausgelacht, ich konnte nicht begreifen, warum er es bei meiner Frau nicht auch ſo mache. Als meine Frau, die keine freundliche Bitte abſchlagen konnte, wieder aufſah, ſagte ihr Wehrdi: daß ihm nie Jemand ſo gröblich Unrecht thue als gerade ſie. Er möchte alles in der Welt lieber, ſogar noch einmal nach Batavia, als ſie zum Beſten halten; und wenn er ſchon zuweilen über mich lache, ſo meine er es doch gut und er frage ſie auf ihr Gewiſſen: ob ſie denn trotz ihrer Liebe zu mir nicht auch zuweilen wenigſtens lächle über mich? Hingegen begehre er mit allem Ernſt uns zu helfen. Er ſei allein in der Welt, ſtehe in keinen nähern Verhältniſſen zur Welt, die Leute flöhen ihn und doch werde der liebe Gott ihn einſt fragen: Wehrdi, was haſt du Gutes an deinen Brüdern gethan? Sie könne daraus doch wohl abnehmen, ob er mit den einzigen Leuten, die Vertrauen zu ihm hätten, ſein Geſpött treiben werde? Er könnte uns freilich auch mit Geld helfen, aber das ſei drückend für uns und ſolche Unterſtützung wäre nie ein feſtes Fundament für eine Haushaltung. Wolle eine Familie feſt ſtehen, ſo müſſe ſie ſelbſt mit ſtarken Wurzeln in den Boden greifen, angebrachte Stützen hülfen nur vorübergehend und ſeien zerbrechlich. Als ich da bei ihm ſo gewebert und gejammert: wenn man doch nur die Noth kennen thäte, ſo hülfe man gewiß; ſo ſei ihm das aufgefallen und er habe das ziemlich wahr gefunden. Darum habe er mich zum Schreiben aufgemuntert. Seither habe er noch darüber nachgedacht und ſei auch zum Pfarrer gegangen, und ſie wären beide darüber eins geworden. Sie ſeien nämlich darüber eins geworden, daß man im Kanton Bern anfange zu glauben, wenn man einander recht wüſt ſage, ſei damit alles abgethan. Zum Unglück iſt nun die ganze Schulmeiſtergeſchichte mitten in dieſen wüſten Strudel hineingerathen und die Schulmeiſter haben ſie ſelbſt hineinſtoßen helfen, machten ſelbſt einen hölliſchen Lärm. Das Ende davon war, daß man die Schulmeiſter, um ſich nicht ferner von ihnen den Kopf waſchen zu laſſen, aufs Trockne ſetzte, und da ſitzen ſie nun. Nun aber, meinen der Pfarrer und ich, könnte nichts mehr die Gemüther verſöhnen und gegen euch gerecht machen, als eine unbefangene Geſchichte eines Schulmeiſters und ſeiner Haushaltung. Und gerade eure Geſchichte, meinte ich, müſſe das ganz beſonders thun, wenn man aufrichtig ſie erzähle. Allerdings werden die Leute hie und da über den Schulmeiſter etwas lachen müſſen, aber weil er dann wieder ſo treuzordentlich wird und ihr beide zuweilen ſie auch rührt, ſo werden ſie euch um ſo gewogener werden, um ſo eifriger euch helfen wollen. Aber euch können ſie nicht helfen, ſondern ſie müſſen zugleich auch den andern helfen. Und nun denket, Mädeli, daß von faſt tauſend Schulmeiſterinnen fünfhundert in ähnlicher und noch tieferer Noth ſind als ihr; denket, daß ihre Kinder noch mehr entbehren müſſen. Und allen dieſen könntet ihr helfen, könntet die Sorge von ihren Stirnen, die Thränen aus ihren Augen, den Jammer aus ihren Herzen treiben; könntet ihnen Brot verſchaffen, Kleider, muntern Sinn, freudige, dankbare Gefühle; könntet tauſend Kindern eine fröhlichere Jugend verſchaffen, eine bedeutungsvollere Erziehung, — das Alles könntet ihr, Mädeli; könntet machen, daß manche Sohnsfrau ihre Schwieger ohne eigenes Entbehren pflegen, ihrem eigenen Vater ein weißes Brötchen verſchaffen kann, das Alles, Mädeli, könntet ihr vollbringen, und womit? Mit etwas Selbſtüberwindung, mit Hintanſetzung eurer Schüchternheit und des Vorurtheils, nicht gedruckt zu werden und den Leuten ſo in die Mäuler zu kommen. Das iſt doch lange noch nicht das Leben laſſen. Es iſt ein Dulden, aber doch ſicher ein ſo ſchweres nicht; es iſt faſt nur das Dulden des erſten Kuſſes, den ein Mädchen von ſeinem Liebhaber erhält. Es ſträubt ſich ſo heftig und doch iſt er ihm das erſte Pfand des erſehnten Glückes, der Vorläufer von tauſend nachkommenden. Es iſt alſo eigentlich ein ſüßes Dulden, und glaubt es mir, Frauchen, wenn ihr es duldet, ſo werdet ihr Liebhaber bekommen wie Sand am Meer. Und wer weiß, ob man nicht ordentlich wallfahrtet zu euch, nicht nur Schulmeiſter, um euch zu danken, ſondern ganz andere Leute. Junge ſchöne Herren z. B., die abſolut ſehen wollen, wie eine ſchöne, geſcheite, fromme Frau Schulmeiſterin ausſieht. Darum, Mädeli, ſperrt euch nicht dagegen. Gegen euern Willen möchten wir natürlich nichts machen, aber, nicht wahr, ihr habt euch jetzt eines Beſſern bedacht?

Mädeli ſagte ihm, er ſei ein Schalk, der es wohl gut meinen möge, aber daß die Sache den gewünſchten Austrag nehme, das wiſſe Niemand, und dann habe man, wenn es nicht gelinge, ſich für die ganze Welt dargegeben und vor der ganzen Welt lächerlich gemacht für ſein Lebenlang.

Weiß denn überhaupt der Menſch, ſagte Wehrdi, wenn er etwas unternimmt, wie es herauskömmt? Würde nicht Jeder Alles unterlaſſen müſſen, wenn er vorher des Erfolges ſicher ſein wollte. Was würde wohl Gutes auf Erden geſchehen ſein, wenn dieſer Grundſatz gültig wäre? Wo der Menſch das Gute will, da ſoll er handeln, den Erfolg aber Gott überlaſſen, in deſſen Hand er ſteht. Habt ihr dieſen Grundſatz etwa auch aufgeſtellt, als euch euer Mann zur Frau wollte? habt ihr ihm auch geſagt, wenn ihr wüßtet, daß es gut käme, ſo wolltet ihr ihn nehmen, da ihr es aber nicht wüßtet, ſo ſolle er in Gottesname ſeiner Wege gehen?

Mädeli mußte wider Willen lächeln, dann aber warf ſie dem Wehrdi vor, daß er alles ins Lächerliche ziehe und den ernſteſten Dingen einen ſogenannten Spaß anhänge. Wüßte ſie, daß ſie fünf Schulmeiſter aus dem Elend erlöſen könnte und fünf Kindlein, es brauchten nicht fünfhundert zu ſein, ſo wollte ſie ſich für ſich alles gefallen laſſen. Und wenn man eigentlich dieſes wolle, ſo werde ſie nichts mehr dagegen ſagen, aber man ſolle ihr eben auch nicht davon reden. Hätte der

Pfarrer die Sache nicht gebilligt, ſo würde ſie noch jetzt Mühe haben, nicht zu glauben, man treibe das Geſpött mit ihr.

Wehrdi ſagte ihr, es ſei doch nicht recht, daß der Pfarrer mehr gelte bei ihr als er, dieſer könne zwar etwas feiner thun, aber Spaßmiſchen in ernſte Dinge, das habe er eigentlich vom Pfarrer gelernt. Der ſage: es ſei am Himmel ſo und auf der Erde. Ungeheuer tief und ernſt ſei Alles, aber über die ernſte Unergründlichkeit zucke der Sonnenſtrahl, blicke der Mond, ſimmerten die Sterne, wandle manch ander Lichtlein: ſo ſolle es im Leben ſein, ſo ſolle es im Menſchen ſein. Was die Menſchen bei ihm Spaß neunten, ſei doch nur eigentlich ein Strahl, ein Lichtlein, in deſſen Schein das Tiefe und Unergründliche erſt bemerkbar werde. Wo keine ſolche Lichtlein ſichtbar würden, da lebe man in gränzenloſer Oede, die wundervolle Tiefe ergriffe Einen nicht zur Ehrfurcht, ſondern ſie erſcheine Einem nur als wüſte Leere. So rede der Pfarrer, aber ſo gut als der Pfarrer meine er es auch mit uns und er könne gar nicht leiden, wenn ſie demſelben mehr trauen wolle als ihm. Wehrdi war gar poſſirlich, wenn er mit ſeinem ſonſt ſo gebietenden Weſen anhalten und bitten wollte. Daher konnte meine Frau am Ende nicht anders als ihn zu verſichern, ſie wolle ihm ſo viel zutrauen als irgend einem andern, wenn er darnach thue. So nun ward die Fortſetzung der Arbeit beſchloſſen. Wehrdi kam, fragte, jagte und nahm dann die Blätter mit ſich nach Hauſe und brachte ſie mir nicht wieder. Auf mein Fragen nach ihnen antwortete er: er müſſe alles in ordentlichen Zuſammenhang bringen.

Während wir ſo arbeiteten, verbreitete ſich das Gerücht: es werde von einer mächtigen Seite her daran gearbeitet, daß die Taxation aufgehoben und uns eine beſtimmte Staatszulage zu dem bisher von den Gemeinden entrichteten Einkommen zugetheilt werde. Der Herr Seminardirektor Rickli, den alle ſeine Zöglinge bis in den Himmel erheben und ihn rühmen, wie er nicht nur ſo gelehrt, ſondern auch ſo gut ſei, der bewege Himmel und Erde für uns, hieß es. Und wirklich hieß es bald darauf in den Zeitungen : es ſei zu unſern Gunſten eine Kommiſſion nach Bern einberufen. Bald darauf kam die Nachricht : dieſe Kommiſſion wolle jedem Schulmeiſter in Zukunft 150 L. extra vom Staat aus zulegen.

Dieſe Nachricht war viel zu ſchön, als daß wir ſie geglaubt hätten. Ach, wer ſo oft getäuſcht wird, wird mißtrauiſch! Unſere Herzen zitterten in Wonne, wenn wir gedachten, daß es ſo werden könnte, aber eben darum glaubten wir es nicht. Ach, dachte ich, wäre deine Arbeit doch ſchon fertig, könnte die jetzt hervortreten, dann vielleicht würden die erweichten Herzen ſtimmen für unſer Glück. Aber, eben weil ich noch ſo weit zurück war, daß die Würfel lange gefallen ſein mußten, ehe ich zu Ende kam, verlor ich den Muth zur Fortſetzung und ſagte Wehrdi : es werde nun am beſten ſein, es abzuwarten was komme, ohnehin könne ich jetzt ſo wenig zum Schreiben kommen und ich vermöge es wahrlich nicht, ſoviel Zeit zu gebrauchen um nichts und wieder nichts.

Potz Tauſend nein! ſagte Wehrdi, das thut mir nicht. Es iſt noch nicht gewiß, daß man macht, was die Kommiſſion vorſchlägt. Und wenn auch entſprochen wird, ſo iſt das Buch doppelt nöthig. Es iſt nöthig, um eine Menge Leute mit euch zu verſöhnen, die böſe über euch ſind und noch böſer werden, wenn es euch beſſer geht. Es ſoll machen, daß die Leute den Lehrern ohne Ausnahme die Staatszulage gönnen, weil ſie zur Führung einer nicht bettelhaften Haushaltung nöthig iſt. Es ſoll zeigen, daß man unter den ſtattgehabten Umſtänden euch in dieſem Augenblick gar nicht anders verlangen kann, als ihr ſeid.

Aber auch gar nöthig iſts den Schulmeiſtern ſelbſt, ſie können gar vieles daraus lernen und beſonders die jungen. Dieſe macht es aufmerkſam auf eine Menge Steine im Wege, über die Jeder fällt, der nur nach den Sternen guckt, nur nach den Sternen gucken lernt. Und wird ihnen hoffentlich ſpäter auch durch Mädelis Bild den ſo frühe regen, heirathsluſtigen Sinn veredeln. Und der Pfarrer meint, es ſollte euch aufs neue aufmerkſam machen auf das eigentliche Weſen, das Innere der Schule, das man zu vergeſſen ſcheine, das in einem gräulichen Wirrwar liege und dem nicht aufgeholfen werde bloß mit neuen Häuſern und auch nicht allein mit neuen, ganz ihrer Willkür überlaſſenen Menſchen. So weit werden wir aber kaum kommen. Wenn wir nur die Welt mit euch verſöhnen und manches Lehrers Augen aufthun, ſie lenken auf das Eine, das Noth thut, ſo thun wir viel.

So ſprach Wehrdi zu mir, und der Pfarrer, der bis dahin that, als wiſſe er nichts davon, ſagte mir einſt im Vorbeigehen: Käſer, ſeid nur fleißig und ſetzet nicht ab, es wäre mir leid.

So wendete ich denn alle mögliche Zeit dazu an, aber immer mühſeliger. Wer 150 Kinder fünf bis ſechs Stunden hintereinander unterrichtet hat, der weiß, wie es einem im Kopf iſt. Zudem mußte ich meiner Frau auch etwas beiſtehen in der Haushaltung, denn ſie wurde ihr immer beſchwerlicher und mit dem Spinnen kam ſie faſt gar nicht mehr fort. Es war ein gar gewaltig kalter Winter und am Morgen um fünfe das Heizen ſo ſchaurig, daß ich es ihr für kein Geld überlaſſen hätte, der Weg zum Brunnen ſo glatt, daß ich ſie denſelben nicht mehr gehen ließ, und das Waſſer ſo kalt, daß ich gar zu gerne unſer Zeug auswärts hätte waſchen laſſen, wenn nur Geld dazu vorhanden geweſen wäre. Die Kinder halfen freilich ſchon, aber man mußte ſie dabei immer im Auge haben. Der Knabe konnte ſich leider das Regieren und das daraus entſtehende Zanken nicht abgewöhnen. Mädeli ward auch ſo ſtill und weichmüthig, wenn es alleine war, daß ich es nicht übers Herz bringen konnte, immer für mich zu ſein und für mich zu arbeiten. Kam ich dann in die Stube, ſo erheiterte ſich ſein Geſicht, es war als ob eine Wolke davon wegflöge. Freilich waren unſere Geſpräche nicht immer die erheiterndſten, aber ſie waren doch ein einiges Beſprechen der gemeinſamen Sorgen. Der neue Ankömmling machte den Ankauf einer neuen Bettſtelle für die zwei jüngern Kinder nöthig.

Da hatten wir tief und ſchwer zu ſinnen, wie es ſich am wohlfeilſten machen ließe und wie wir Geld auch für das Wohlfeilſte aufbringen wollten. Wir rechneten Kreuzer für Kreuzer zuſammen, und wie oft, wenn die Kinder im Bette waren, nahm ich das Körbchen aus dem Gänterli und zählte Stück um Stück und ſo langſam als möglich, aber immer waren eher weniger als mehr. An die Kindbetti und ihre Koſten durfte ich nicht einmal denken. Ich ſprach einmal davon, Wehrdi einſtweilen um ein Anlehen anzuſprechen, aber Mädeli wurde ganz roth im Geſichte und ruhte nicht, bis ich es ihr verſprochen, es doch ja nicht zu thun, wenigſtens nicht bis in der größten Noth und nicht ohne ihr Vorwiſſen.

Einmal, den 1. März war es 1837, hatte mich Jemand lange aufgehalten in der Schulſtube und erſt losgelaſſen, als meine Kinder mir zweimal zu ſagen kamen: ich ſolle doch kommen, wir wollten eſſen.

Mädeli ſtellte nun eine Mehlſuppe oder, wie Andere ſagen, eine Waſſerſuppe auf den Tiſch und gewärmte Aepfelſchnitze dazu, an die eine Portion Waſſer gegoſſen war, um ſie durch die Brühe ergiebiger zu machen. Ich ſchnitt ein etwas ſaures Geſicht und fragte: warum wir nicht Kaffe und Erdäpfelbitzli hätten, wie gewohnt? Da traten meinem Weibchen die Thränen in die Augen und es berichtete: es ſei heute wieder einmal mit dem Licht im Keller geweſen, um Erdäpfel zu holen, und da ſei es faſt in den Boden geſunken vor Schrecken, denn es habe geſehen, wie wenig rothe Erdäpfel wir noch hätten. Wollten wir deren noch zum Setzen behalten, ſo müßten wir bald aufhören von ihnen zu eſſen und an die Korſikaner gehen, aber dann hatten wir auch deren nicht genug, wir würden welche kaufen müſſen. Da habe es vor Angſt heute ſparen wollen und nicht daran gedacht, daß ich der Suppe nichts nachfrage. Ich ſolle doch recht nicht zürnen, es ſei ihm noch in allen Gliedern. Ich gab meinem Weibchen zur Abbitte die Hand, aber ſagen konnte ich nichts.

Die Aepfelſchnitze, ſo angefeuchtet ſie waren, ſtachen mir im Halſe wie buchene Späne, und mich dünkte, als ſchlucke mein Weibchen auch etwas hinunter, aber nicht Suppe, nicht Schnitze. So ſaßen wir da, während die Kinder luſtig aßen und an der ſüßlichten, bläulichten Brühe ſich labten, ſchweigſam Hand in Hand. Keines ſeufzte um des Andern willen, aber Jedes dachte in ſchwerem Harm an das Kinderbettli, an die Kindbetti, die fehlenden Erdäpfel. Dieſe dreifache Noth ſauste uns in den Ohren, flimmerte uns vor den Augen. Wir rangen nach Troſt, aber wir fanden keinen. Wir ſahen das Lämpchen nicht düſterer brennen, wir hörten die Hausthüre nicht girren, aber wir merkten, daß aus der leiſe geöffneten Stubenthüre eine Geſtalt auf uns zuſchritt durch den düſtern Hintergrund der Stube. Ehe wir ſie erkannten, ſprach die wohlbekannte Stimme des Pfarrers: Putzet das Licht und freuet euch. Geſtern erkannte der Große Rath euch jährlich 150 L. als Staatsbeitrag zu, eure gegenwärtige Beſoldung bleibt. Den Vernünftigen iſt nun einſtweilen geholfen.

Wir ſaßen da, wie eingewurzelt. Wie die Sonne mit dem Nebel ringen muß, ehe ſie die Erde erleuchten kann, ſo mußten dieſe Worte ringen mit unſerm Gram, ehe ihr Sinn zum Bewußtſein kam und aufflammte in unſern Seelen.

Da faltete mein Weib die Hände und die naſſen Augen hob es auf und mit bebender Stimme betete es: Ach Gott! v'rgieb is doch, daß m'r di vergeſſe, daß m'r wieder ſo kummeret heig. M'r weys nie meh thue. Was du an-is thueſt, m'r wey's nie v'rgeſſe, m'r v'rdiene's nit. Ach, mir ſy böſi, böſi Lüt, mir wey beſſer werde, aber we m'r di noh meh v'rgeſſe hätte, ſu ſtraf is, aber v'rgiß du is nit!

Und, Amen! ſprach der Pfarrer.

Ende.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhaltsanzeige des zweiten Theiles.

Seite
Erſtes Kapitel. Der erſte Winter im neuen Amte . 3
Zweites Kapitel. Ach Gott! Wenn die Liebe nicht wär, wie vernünftig man wär 30
Drittes Kapitel. Wie eine Wäſcherin zum praktiſchen Profeſſor wird 47
Viertes Kapitel. Von den Verdrießlichkeiten eines Bräutigams 56
Fünftes Kapitel. Von den Verhandlungen über Hochzeittag und Eheſteuer 61
Sechſtes Kapitel. Wie die Leute uns in die Mäuler nehmen 66
Siebentes Kapitel. Wie ich mit Mädeli auf Reiſen gehe 70
Achtes Kapitel. Wie ich am Vorabend wichtiger Ereigniſſe ſtand 82
Neuntes Kapitel. Der Hochzeittag 85
Zehntes Kapitel. Der Maienmorgen des Lebens . . 93
Eilftes Kapitel. Wie eine junge Frau die Auszehrung hat 109
Zwölftes Kapitel. Von Vaterfreuden und Vaterſorgen 122
Dreizehntes Kapitel. Wenn Noth auch kömmt, Wenn nur nicht die Liebe von dannen rennt 143
Vierzehntes Kapitel. Je gewaltiger die Noth an uns geht, Deſto näher der Herr uns zur Seite ſteht . . 149
Fünfzehntes Kapitel. Wie die Leute den lieben Gott kennen! 163
Sechszehntes Kapitel. Ein Tod und eine Theilung . 170
Siebenzehntes Kapitel. Wieder eine Kindbetti, wieder ein Tod, aber dießmal ohne Theilung . . . 186

Seite
Achtzehntes Kapitel. Wie ich ohne Theilung zu einem Erbe komme 194
Neunzehntes Kapitel. Von den Leuten im Allgemeinen und von einer weiſen Frau insbeſondere . . 205
Zwanzigſtes Kapitel. Von ſchulmeiſterlichen Finanzen 218
Ein und zwanzigſtes Kapitel. Nun gar in ſolcher Noth noch Viſiten! 229
Zwei und zwanzigſtes Kapitel. Von allerlei Gedanken und wie ich um mein Erbe komme 249
Drei und zwanzigſtes Kapitel. Wie ich wieder etwas zu merken anfange und namentlich, daß ein neuer Pfarrer gekommen 262
Vier und zwanzigſtes Kapitel. Wie man einen Junggeſellen begraben thät und [illegible] einen reichen . 267
Fünf und zwanzigſtes Kapitel. Wie an einer Gräbt den Leuten die Mäuler aufgehen 280
Sechs und zwanzigſtes Kapitel. Wie eine Frau mit einem Mann thut, wenn er von einer Gräbt heimkömmt 288
Sieben und zwanzigſtes Kapitel. Wie endlich auch ein Pfarrer das Maul braucht 297
Acht und zwanzigſtes Kapitel. Wie man in Gytiwyl ein Schulhaus baut 319
Neun und zwanzigſtes Kapitel. Wie der Pfarrer mir die Schule doktern will 343
Dreißigſtes Kapitel. Wie es mir geht, als auch ich die Schule doktern will 365
Ein und dreißigſtes Kapitel. Wie endlich ein Anderer das Doktern übernimmt 371
Zwei und dreißigſtes Kapitel. Wie bei allem Doktern die Schule verdoktoret wird 401
Drei und dreißigſtes Kapitel. Wie Alles ein Ende nimmt: jeder Kummer und ſogar jedes Buch . . 414

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1

Dursli

der Branntweinſäufer,

oder

der heil. Weihnachtsabend.

Von

Jeremias Gotthelf.

Burgdorf, 1839.
Druck und Verlag von C. Langlois.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

In einem jugendlich grünenden Thale ſtund eine altersgraue Hütte, und in derſelben zwei Eheleute mittleren Alters in gar grauſamer Verlegenheit.

Der Bürger Hans Joggi war in eine Verſammlung der Tauner entboten worden, zur Zeit, wo wie zwei verirrte unbekannte Vögel die Worte „Freiheit und Gleichheit“ über den Leberberg von Frankreich her in's Land geflogen kamen. Daher wurden Freiheit und Gleichheit von Vielen gar praktiſch und handgreiflich verſtanden, als ob die Freiheit das Recht wäre, zu thun nach Luſt und Belieben, und die Gleichheit das Recht, zu nehmen nach Luſt und Belieben jedem, der etwas habe, bis er nicht mehr habe, als einer der nichts hat. Es waren große Herren, welche die Worte ſo verſtunden, abſonderlich die franzöſiſchen Generale, welche die Schweiz plünderten ſchamlos wie große Herren. Daher nicht verwunderlich, wenn viele Bauern ſie auch ſo verſtunden, die Zehnten abſchafften und theilen wollten mit den Herren von Bern. Und warum ſollten die Tauner nicht auch an dieſe Deutung der zwei Worte glauben, und mit den Bauern theilen wollen Wälder und Höfe? Die Bauern hätten ja kein Vorrecht vor den Herren, ſagten die Tauner, wenn die Bauern mit den Herren theilen, ſo wüßten ſie gar nicht, warum ſie nicht mit den Bauern theilen ſollten, es ſei ja Freiheit und Gleichheit! Sie hielten alſo auch Verſammlungen, um das Theilen abzurathen, und wo damit anzufangen ſei. Dieſe waren freilich den Bauern nicht recht, und ſie ſchimpften gewaltig über das Schelmenpack, das ſo frech ſich rühre und Gottes heiligen Willen vergeſſen zu haben ſcheine: daß der Tauner und des Tauners Kinder Tauner bleiben ſollten in alle Ewigkeit jetzt auf Erden und einſt im Himmel. Sie meinten nämlich: die Gleichheit beſtehe darin, daß die, welche ob ihnen ſtunden, mehr geweſen ſeien bis dahin, als ſie, zu ihnen herabgezogen, ihnen gleich würden, oder wo möglich noch etwas weniger; was unter ihnen aber ſei, ſolle bleiben wie bis dahin, da ſei alles recht, und unterthänig ſolle bleiben ſein Lebenlang, wer ihnen unterthänig geboren worden. Dieſe Auslegung aber hatten ſie nicht erſinnet, ſie iſt eine ſehr alte und übliche in allen Zeiten und Verhältniſſen. Der gleiche Landvogt, der Ludwig den Sechszehnten als quasi Vetter betrachtete und ſich unter die ſouveränen Häupter rechnete, würde dem Pfarrer ein merkwürdig Geſicht gemacht haben, wenn derſelbe zu Ihro Gnaden geſagt hätte: Lieber Mitbürger!

Alſo zu einer Verſammlung der Bürger-Tanner war Bürger Hans Joggi entboten worden, um das Theilen abreden zu helfen, das Theilen der Bauernhöfe.

Das war ihm gewaltig zu Kopfe gefahren, und ſeinem Weibe Sabine noch gewaltiger. Er hatte den angefangenen Korb in die Ecke geworfen, und ſie hatte ihres Hausbauern Hund, der eben ihre Katze jagte, einen Stein nachgeworfen, nebſt den Worten: Wart nume, du wüſte dolders Burchung, was de biſch! We m'r jez de bal e Hung hey, u no e größere als du biſch, da wird di de rangiere, du Uflath!

Dann muſterte ſie den Mann in's Haus an ſeine Toilette. A ne ſeligi W'rſammlig gang me nit ſo grad aue, ſondere g'ſundiget, di dolders Bure müßte wüſſe, mit wem ſi's z'thue heige, ſagte ſie. Sie hatte ihm bereits den mit der Scheube abgebürſteten Dreizipfelhut kühn auf's geſchwollene Haupt geſetzt, und betrachtete nun noch einmal andächtig ihren Bürger Hans Joggi von oben bis unten, und kam endlich mit den Augen auch bis zu den Strümpfen. O Himmel! wie erſchrack ſie, als ihr auf einmal die ſiebenzehn wohlbekannten Löcher in denſelben in die Augen fielen und durch dieſelben ihres Mannes wohlbekannte Beine. Sie hatte dieſe Löcher hundertmal geſehen, ohne beſondere Gemüthsbewegung; erſt jetzt, als ihr Bürger Hans Joggi in eine Verſammlung ſollte, erſt jetzt fielen ihr dieſe Löcher centnerig auf's Herz. Es war, als ob die Bürgerin Sabine auf einmal ganz andere Augen bekommen hätte, als des Korbers Sabine gehabt hatte. So durfte Sabine ihren Hans Joggi nicht in die Verſammlung laſſen, aber noch weniger ohne Strümpfe, ſo wenig als ehedem eine Bernerfrau ihren Mann ohne

Baretli in den Großen Rath. Und Sabine bildete ſich auch auf ihren Bürger und ſeine Verſammlung wenigſtens ſo viel ein, als die Stadtfrau auf ihren Mann und ſeine Würde; und welche Frau war wohl die witzigere?

Andere Strümpfe hatte aber Hans Joggi keine, und im Flicken war Sabine nie eine Hex geweſen. Auch hatte ſie im vergangenen Herbſt die Nadel verloren, die einſt ein Schneider bei ihr auf der Stör vergeſſen hatte.

In dieſer grauſamen Verlegenheit war es, als das Ehepaar ſich gegenüber ſtund in der altersgrauen Hütte. Da gedachte plötzlich die kluge Sabine an ihre eigenen Strümpfe, hub ihren lockeren Kittel auf, betrachtete die Strümpfe an den eigenen Beinen von hinten und von vornen, und ſah jetzt zum erſtenmal, wie viel beſſer ihre Strümpfe ſeien, als des Mannes Strümpfe. Ihre hatten nur drei bis vier Löcher, und noch ganz unbedeutende, keines größer als eine welſche Baumnuß; natürlich die Fürfüße, die man im Schuh verbergen konnte, nicht gerechnet. Schnell löste ſie die zuſammengeknüpften Strumpfbänder und ſtreifte ſorgſam, damit die Löcher nicht größer würden, die Strümpfe von ihren etwas blau angelaufenen Beinen. Da fielen ihr plötzlich die Weiberzwicke in die Augen und die Angſt auf's Herz, daß bei den damals noch gebräuchlichen unbequemen Spitzhoſen Jedermann alſobald ſehen müßte: ihr Bürger Hans Joggi hätte Weiberſtrümpfe an, und wie das denn ein Geſpött geben, und wie die dolders Bauernweiber lachen würden über eine Verſammlig, wo die Männer Weiberſtrümpfe an hätten.

Die langen Hoſen ſind doch komod, heut zu Tage ſieht man in keiner Verſammlig, wie viele Männer Weiberſtrümpfe tragen.

Aber Sabine war ein ſtandhaft muthig Weib, nicht der erſte, nicht der zweite Schreck machte es bewußtlos. Während Hans Joggi noch immer da ſtund, wie ein verblüffter Bohnenſtecken, hatte Sabine ſchon unter dem Ofen hervor ein paar Ueberſtrümpfe geniſtet, die Hans Joggi's Großvater in der Schlacht bei Vielmergen getragen, und ſeither Hans Joggi und ſein Vater an jeder Muſterung. Sie ſahen recht kriegeriſch aus und deckten trefflich Blößen und Zwicke, ſo daß kein Schlaukopf zu merken im Stande geweſen wäre, wie des Bürgers Hans Joggi's Beine in der Bürgerin Sabine's Strümpfe ſteckten.

Als Sabine ihren Hans Joggi rundum betrachtet hatte und in ungetrübtem Wohlgefallen, gab ſie ihm das Zeichen zum Abmarſch. Martialiſch unter ſeinem Dreiſpitz und in ſeinen Bielmerger-Ueberſtrümpfen ſchritt er hervor aus dem Hauſe. Unter der Thüre ſtund die Bürgerin Sabine und ſah mit Wohlbehagen ihn wandern. Aber als er zwanzig Schritte ſo martialiſch gewandelt war, da rief ſie: Hans Joggi!

Alsbald drehte Hans Joggi ſich um und vernahm ſeines Weibes befehlende Worte: Los Hans Joggi, für minger als uf's wenigſt für zwo Küh Land nimm nit, ſuſt lueg de wies d'r geyt. U de lah d'r nit ſo mageri Acherli gäh. Matte nimm! Matte nimm! ſi ſy viel ringer z'werche u gäh notti meh Gras. So ſprach die Bürgerin Sabine, die bis dahin über das andere Jahr neunzehn oder zwanzig Wochen lang eine magere Geiß zwiſchen Leben und Sterben zu erhalten vermochte. Und Hans Joggi ſprach: Häb nit Kummer, minger as für zwo Küh u ne Füllimähre nimm ih nit. — Und dahin wandelte der kuraſchirte Mann hoffnungsvoll, und unter der Hausthüre ſtund ſein Weib, ſo lange noch ein Stücklein von den Bielmerger-Ueberſtrümpfen zu ſehen war, ſo lange noch ein Zipfel von des Bürger Hans Joggi's Dreizipfel über die Zäune ragte.

Aber Bürgerin Sabine kam nicht zu ihren zwei Kühen, nicht zu ihrem großen Hund, und Bürger Hans Joggi nicht zu ſeiner Füllimähre.

Als genug Verſammlungen gehalten worden waren, man einander ſattſam wüſt geſagt hatte, als viele Tauner in den neuen Pinten und viele Wirthe an den neuen Pinten verarmet waren, als die Franzoſen das Land auf das Schändlichſte ausgeſogen, der Staat kein Geld mehr, nur Schulden hatte, Reiche und Arme nichts ziehen, nur zahlen ſollten, da wurde die Menge dieſes Zuſtandes ſatt, vor allen aus die ſogenannten Mindern, die am ſchnellſten ausgeſogen und zu dem Wenigſten gekommen waren; und an einem ſchönen Morgen waren die Helvözler verſtoben und die alten Herren wieder da, aber auf neue Mode.

Der Staat war arm geworden, die Bauern kamen wieder zu Zehnten und Bodenzinſen, die Tauner blieben Tauner; alle hatten am Gelde gelitten! Womit man ſündigt, damit wird man geſtraft; der Traum ward zu Schaum geworden. Warum wohl? Wenn man von Freiheit redet, dem ſchönen Himmelskinde, aber dieſes nicht kennt in ſeiner heiligen Geſtalt, ſondern nur Begehrlichkeit im Herzen trägt nach Vortheilen und Genüſſen, da flieht, wenn die alten Schranken brechen, das Himmelskind von der freigewordenen Herde ungezähmter Lüſte und in wüſtem Kampfe ringen dann dieſe Lüſte nach Genuß und Befriedigung, zerfleiſchen ſich gegenſeitig und treten achtlos nieder das Schönſte, das Heiligſte, bis endlich Gott die wild waltenden Kräfte wieder bindet in's alte Joch, weil ſie frei kein Maß erkannten, wie der gewaltigſte Strom in ſeine Ufer wieder muß, wie maßlos er ſie auch überſchritten. So nahmen die Zeiten von Freiheit und Gleichheit ein traurig Ende, weil man ſo traurig ſie mißverſtanden, ſo traurig ſie mißbraucht hatte; aber in mancher Dorfſchaft ſind noch ſichtbar die damals erhaltenen nun vierzigjährigen Wunden.

Dreißig gewaltige Jahre donnerten über den Erdboden von Strömen Blutes umrauſcht. Vom äußerſten Weſten bis in den tiefen Norden hinein brannten die Kriegesfeuer und trieben die Völker auf in wilden Streit; Millionen ſtrömten durch Europa von Weſten bis in tiefen Norden, von Norden nach Weſten, ſtunden einander in des Pulvers mörderiſchen Blitzen gegenüber, färbten mit ihrem Blute roth den ruſſiſchen Schnee, düngten mit ihrem Blute neu Sachſens unendliche Felder; Throne ſtürzten übereinander, die Kronen wankten auf den gekrönten Häuptern. Da wurde es Abend und matt die Menſchen, ſie ſehnten nach dem Schlafen ſich. Um ſchlafen zu können, ketteten ſie den mächtigen Geiſt, der ſie nicht ſchlafen laſſen wollte, der die Völker aufwirbelte, wie ein Wirbelwind den Straßenſtaub, weit hinaus in's öde Meer an Helenas heißen Felſen. Ruhe ſollte es werden, ſchlafen wollten die Menſchen. Ruhig ſchien es nun, zu ſchlafen ſchienen alle, und an der Wiege der Schlafenden ſangen Wiegenlieder der ſpottende achtzehnte Ludwig, der träumeriſch gewordene

Alexander. Es träumten die Schlafenden allerlei von vergangenen Zeiten, die wiederkehrten, von neuen, noch nie dageweſenen. Und die Schlafenden regten ſich in den Träumen unruhig und wild, dann ſchnarchten ſie tief wieder auf. Und an der Wiege ſaßen nun andere Kindermädchen: der wohllüſtige, fromm gewordene Karl, der Kriegslieder ſummende Niklaus. Und der fromme Karl wollte nicht geſtört ſein in ſeinem Beten durch das Singen oder Erwachen, ja nicht einmal durch das Schnarchen ſeiner Kinder. — Er zog ſcharf und hart die Wiegenbänder über ihrer Bruſt zuſammen, damit ſie ſtille blieben für und für. Aber ſie fuhren auf, und krampfhaft wie Erſtickende griffen ſie in die Bänder. Dieſe brachen, und die losgewordenen Erwachten jagten den verblüfften Karl weg von ſeiner Stelle, und ein neues Leben wogte wieder durch ganz Europa, drang wie ein elektriſcher Schlag in alle Länder.

Kriege, welche Europa durchtoben, brechen wohl am hohen Bergeswall, den Gott um uns gethürmt; aber des Geiſtes Wehen, den Flug der Ideen, abzuhalten, ſind keine Berge hoch genug, auch die unſern nicht. Es drängt ſich einem immer deutlicher der Gedanke auf: als ob den Völkern nur eine Seele gegeben worden, und dieſe Seele Weh und Wohl, Luſt und Leid, das im fernen Amerika, im tiefen Aſien ihr angethan worden, in jedem Thälchen Europas empfinde, und immer inniger empfinden ſolle, je mehr eben allenthalben dieſe Seele zum Bewußtſein komme, fühlen lerne. Vor dieſer lebendig werdenden Menſchenſeele ſollen dann ſchwinden des Meeres Weiten, des Leibes Beſchränktheit.

Die Fluth des Geiſtes, die in Frankreich wogte, ſtrömte auch durch unſer Ländchen und ſpritzte hoch an Herren und Untergebene auf, erſchreckte die Einen, regte die Andern auf. Wie nun Alles geſchah, gehört nicht hieher, nur Eines muß, um des Folgenden willen, herausgehoben werden.

Kurzweg, dieſe Erregung niederzuſchlagen, wie im Jahr 1814, fühlten die Herren, ohne Halt von Außen, ſich zu ſchwach, ſie ſuchten ſie daher abzuleiten. War es alte Erfahrung, war es neue Combination, welche ſie auf dieſen Ausweg brachte, — genug, ein kluger war's, ein fruchtloſer ſchien's damals, aber jetzt erſcheint er als Drachenſaat — und müſſen wir endlich wohl erndten dieſe Drachenſaat?

Sie erlaubten, was im Jahr 1814 mit Köpfen bedroht ward, ſie erlaubten, dem Volke ſeine Wünſche vor ihnen auszuſprechen, ungeſtraft. — Zugleich aber gab man ſich ſehr viele Mühe, dieſe Wünſche von allem, was die Verfaſſung, die Stellung der Menſchen zu einander im Staate betraf, ab, und auf materielle Vortheile: Fiſchezen, Waldberechtigungen, Wäſſerungen, Zehnten, Ehrſchätze, Conceſſionen, Conſumogebühren, kurz, auf die Eigenthums-Verhältniſſen zwiſchen dem Staate und den Privaten zu lenken. Mancher Oberamtmann damaliger Zeit könnte ſagen, wie viel er ſich die Erfüllung daheriger Aufträge koſten ließ; und vielleicht könnte uns noch manche Frau Oberamtmännin ſagen, was ſie an den damaligen Mahlzeiten für eine Suppe aufgeſtellt habe, Nudlen- oder Krebsſuppe. Mit dem Erleſen dieſer Wünſche hätte man Zeit gewonnen, bis die Ruſſen über den Rhein waren, wie man hoffte, oder bis die Leute einander ſelbſt in die Haare gerathen. Auf alle Fälle hätten die Leute ob den fleiſchlichen Gelüſten das Höhere vergeſſen. Ob es recht war, dieſe Lawine anzuregen, dieſes Feuer anzublaſen, kömmt auf den Standpunkt an, auf den man ſich ſtellt. Ein Anderes iſt's, wenn man ſich als Herrſcherfamilie betrachtet, die angeſtammte Rechte gegen unrechtmäßige Eingriffe zu vertheidigen hat; wieder ein Anderes, wenn man ſich als Kinder des Vaterlandes betrachtet, deſſen Wohl oder Weh Aller Wohl, Aller Weh ſein, deſſen Wohlfahrt, geiſtige und leibliche, aller Kinder höchſtens Streben ſein ſoll. Je nachdem man ſich auf einen Standpunkt ſtellt, muß man dieſem Anregen der fleiſchlichen Gelüſte, die keine Einigkeit dulden, keine wahre Freiheit erringen, bewahren, ertragen mögen, einen Namen geben. Aber wenn man auf den erſtern Standpunkt ſich ſtellt, ſo muß denn nie vergeſſen werden, daß man nicht auf das alte Bernerfundament, ſondern nur auf einen Familien-Neubau ſich ſtellt.

Nun aber war das Volk ſich nicht ſelbſt überlaſſen, es hätte ſonſt vielleicht an die Angel gebiſſen. Dem Volke giengen Führer voran, bewaffnet mit Klugheit und geſchichtlichen Erfahrungen. Dieſe erkannten leicht die gelegten Fallen, hatten aber ſchwere Mühe, der ungebildeten Maſſe die fleiſchlichen Gelüſte auszureden, ihr begreiflich zu machen, woran der Bauernkrieg geſcheitert, was die Helvetik geſtürzt. Ihre Mühe gelang ihnen ſo weit, daß die Leute für einſtweilen, aber mit ſchweren Seufzern, ihres Herzens Gelüſte unterdrückten und einfach bei der Sache blieben. Dieſem einfachen Begehren nach Rechtsgleichheit mußten die alten Herren weichen; die Einen thaten es aus Rechtlichkeit, die Andern aus Ohnmacht. Das Patriziat hatte ſich in eine ſo unnatürliche Stellung hinaufgeſchraubt, daß ihm in ruhigen Zeiten andere Menſchenkinder nur wie Mücken vorkamen, ihm ſelbſt aber bei der geringſten Bewegung ſchwindeln mußte.

Die erfahrneren Männer konnten denn doch nicht hindern, daß unter der Hand nicht allerlei Fleiſchliches verheißen wurde denen, welchen man etwas Geiſtiges nicht begreiflich machen konnte; ſie konnten mit Mühe verhindern, daß jene ſchweren Seufzer nach den Fleiſchtöpfen Egyptens nicht in der Verfaſſung erklangen; aber daß ſie in's Uebergangsgeſetz hinüberklangen, konnten ſie nicht hindern; konnten nicht hindern, daß ſie faſt in jede Großraths-Sitzung hineinklingen, daß ſie wiederhallen durch's ganze Land und von Pinte zu Pinte.

Eine unzählbare Menge Begehren haben ſich erzeugt in der begehrlichen Menſchenbruſt und durchſchwärmen entfeſſelt unſer Ländchen; und jedes neue Begehren zeuget neue Kinder, immer wildere, immer ungeſtümere.

Jede Corporation hat ihre Verlangen, jeder Einzelne möchte ausbeuten die neue Zeit; en gros die Einen, en détail die Andern.

Alle Claſſen der Geſellſchaft haben ihre Gelüſte, und an ihr Gewähren heften ſie den Beſtand der neuen Ordnung der Dinge. Wenn das nit dure gang, ſu heyg's dim Dolder nümme lang, höchſtens bis am kalten Burdleſ-Märit — kann man alle Tage in dieſer oder jener Pinte hören. Ein traurig Zeichen, woran die Leute ihre Anhänglichkeit an die Verfaſſung knüpfen. Reiſe man durch's

Oberland, durch's Niederland, durch's Seeland und noch etwas das hingere, ſo kömmt man nie aus dieſen Begehren heraus, ſie lagern wie ein ſchwarzer Nebel ſich über's Land, ſie bilden die Atmoſphäre in jeder Wirthsſtube. Und ſtatt daß die Regierung über dieſem Nebel ſtehen ſollte, wie die Sonne auch über jedem Nebel iſt, deßwegen ihn auch zertheilen, auflöſen kann, hat ſie ſich leider mitten hineinziehen laſſen, treibt näher und näher einem unwiderſtehlichen Strudel zu; hat das Unwetter, das die alten Herren in den Decemberwünſchen heraufbeſchworen, das damals glücklich abgewendet worden, ſich auf den Hals gebürdet. Es iſt faſt, als ob ſie den Verſuch wägen wollte, ob ſie ihn eigentlich brechen könne oder nicht, den Hals nämlich. Und am Brüllen für dieſe Begehren klettern, wie an Kletterſtangen die Turner nach Preiſen, die neuen Capacitäten empor zu Majeſtät und Herrlichkeit. Es iſt unſtreitig bereits manchem Begehren entſprochen worden; oder mit andern Worten: die neue Ordnung der Dinge hat Manchem bedeutenden fleiſchlichen Nutzen gebracht; manches Gelüſte hat ſo viel erhalten, daß es zufrieden ſein könnte, wenn es mit den Gelüſten nicht die Bewandniß hätte, daß ſie immer mehr wachſen, je mehr man ihnen dargibt.

Und wenn wir die gewährten Begehren ſcharf in die Augen faſſen, ſo finden wir, daß meiſt die Gelüſte der Habenden befriedigt worden, an die Gelüſte der Nichthabenden man wenig anders gedacht, als mit Aergerniß; die Schulmeiſter bloß hat man befriedigt, doch zum bittern Aergerniß Vicier. Die Straßen wurden den Beſitzenden abgenommen; der niedrigere Salzpreis hilft dem Armen wenig; neue Wirthſchaften können eher reiche Großräthe oder deren Söhne und Neffen errichten, als arme Tauner, beſonders jetzt bei den hohen Patentgebühren; Holz ausführen kann der Beſitzende, und nicht der arme G'busmann, der das Holz entweder ſtehlen muß, oder immer theurer kaufen; die Zehnten werden dem erleichtert, der Felder beſitzt, werden allfällig ihm abgeſchafft, und nicht dem Nichthabenden; die neue Bäckerordnung kömmt bei der Unachtſamkeit der Polizei auch nicht den Armen zu gut, die keine Waage beſitzen, oder ſonſt aus vielen Rückſichten nicht klagen dürfen; zu den höher beſoldeten Stellen kömmt man auch ſchneller in einem Charabanc, als zu Fuß. Zu dieſem Allem noch iſt die Abſchaffung der Armentellen in Rede geſtellt, und dagegen nur unbeſtimmt von einer Unterſtützung durch den Staat geſprochen.

Natürlich aber haben auch die Armen ihre Begehren, und Niemand wird ſich wundern, wenn dieſe Begehren in dem Maße wüſt und roh ſind, als dieſe Claſſe roh und ungebildet iſt. Und Niemand ſollte ſich wundern, wenn dieſe Claſſe bei ihren unbefriedigten Wünſchen immer ungeduldiger, wilder wird und allen Reſpekt vergißt, ſo wie ſie denen, die es weniger nöthig hätten als ſie, in ſo vielen Theilen entſprochen ſieht, ihnen, wie ſie meinen, in Nichts. Am wenigſten aber ſollte man ſich wundern, daß ſie neben Anderem die Rechtſameni auf's Korn genommen, und einſtweilen noch nicht Höfe, aber doch Wälder ꝛc. mit den Beſitzern theilen wollen.

Wer den Laſten ſich entwinden will, die einem Hofe auferlegt ſind, der hat auch kein Recht mehr an die Genüſſe, die damit verbunden ſind. Wer keine Zehnten, Bodenzinſe dem Grundherr mehr geben will, der hat auch kein Recht an die Benutzung eines Waldes, die ihm der Grundherr nicht umſonſt erlaubt, ſondern eben gegen andere Leiſtungen.

Rechtſameni und Zehnten und Bodenzinſe und Ehrſchätze ꝛc. hängen weit näher zuſammen, als man gewöhnlich ſagt. Daher wohnen aus natürlichem Grunde die wildeſten Zehntfreſſer mit den wildeſten Rechtſamifreſſern zuſammen. Wen will nun wundern, wenn in natürlichem Inſtinkt: daß eine vereinte Menge ſtärker ſei, als der Einzelne, die Armen zuſammenlaufen, zuſammen ihr Leid ſich klagen, auf die Beſitzenden fluchen, und abrathen, wie ſie wohl zu Etwas kommen möchten; wenn ſie wiederum Verſammlungen anſtellen, wie zur Revolutionszeit, um die Haut des Bären zu theilen, den ſie noch nicht geſchoſſen! So ſitzen ſie in ihren Häuſern zuſammen, und wenn vom Abrathen ihre Hälſe trocken geworden, laſſen ſie Branntewein holen; ſo ſitzen ſie von Pinte zu Pinte zuſammen, wo die Reichern nicht hinkommen, und friſchen ihre ſinkenden Hoffnungen mit Branntewein auf, tränken ihre zagenden Herzen zu kühnem Zugreifen. Ach, und dieſe armen Leute werden nie zu ihren Hoffnungen gelangen, werden nur von Tag zu Tag ärmer werden, von Tag zu Tag Weib und Kinder elender machen.

Dieſe erregten Gelüſte und dieſe neuen Wirthſchaften, wo die Gelüſte alle Tage neu werden, werden vielleicht die neue Ordnung der Dinge untergraben, werden es vielleicht auch nicht thun. Ich bin kein Prophet, ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß ſie viele, viele Arme oder Mingere noch ärmer, daß ſie aus manchem braven Hausvater einen Vagabund, Verſchwender, einen branntweinſaufenden Trunkenbold machen werden; daß manches ſtille Glück dahin geht, manches Weib dem Grabe zu, und manches Kind einem lebenslänglichen Siechthum, weil der Vater in neuen Pinten neuen Gelüſten nachgieng, während daheim der Hunger und die Kälte Weib und Kinder marterten. Daß es ſo geht, weiß ich; hört, ich will Euch erzählen wie es geht, zur Warnung vielen Hausvätern, zur Notiz den Landesvatern.

Dursli war der Sohn eines Tauners, d. h. des Beſitzers einer Tauner-Rechtſame, einer Kuh und eines Häuschens. — Es gibt Rechtſameni, die auf gewiſſem Lande liegen, andere, die durch eine beſtimmte Zahl von Jucharten bedingt werden, andere, die an gewiſſe Häuſer gebunden ſind. An gewiſſen Orten konnten ſie von den Häuſern getrennt und als ein für ſich beſtehendes Beſitzthum gekauft und verkauft werden, was aber wahrſcheinlich nur ein Mißbrauch war. Der Letztern Eine beſaß Dursli's Vater, der Kübeli band und Holzſchuhe machte, nie taunete, aber um ſeiner Rechtſame willen unter die Tauner gezählt ward.

Dursli war einziger Sohn und mutterlos. Sein Vater, der um ſeine Reiſe auszuhauen die Brille brauchte, ſah auch am Sohne nicht viel, ſah nicht ſtreng ihm nach. Dursli ſaß nicht gern, der Vater deſto lieber; darum band der Eine Kübeli, während der Andere zur Kuh und zum Lande ſehen ſollte. Darum wenn der Vater den Dursli nicht ſah, ſo glaubte er in aller Ehrlichkeit: er werde beim

Land oder bei der Kuh ſein; aber Dursli war noch an andern Orten gerne, als auf dem Lande, und liebte noch andere Geſchöpfe, als ihr fünfdublönigs Kuhli. Er war ein lüſtiger Kerli und nicht gerne lange an einem Orte, wo es nicht luſtig gieng, er war aber auch ein hübſcher und witziger Kerli, den die Mädchen gar zu gerne ſahen. Gar manches Mädchen ſchoß z'weg, wenn es ihn das Dorf nieder kommen ſah, ergriff den Keſſel, um Waſſer zu holen, oder eine alte Scheube, um ſie an die Schwirren im Bache zu hängen zum auflindten. Es war aber auch kein Wunder, Dursli wußte ſo anmuthig und anzüglich einige Minuten zu plaudern, ſo lächerlich einige Worte anzubenggeln, daß es allemal den Meitſchene in allen Gliedern gramſelte. Und er plauderte mit jedem Stüdi, hübſch und wüſt, arm und reich; er hatte eine der gutmüthigen Naturen, die für jedes weibliche Trutſcheli ein freundliches Wort haben, für jedes Haaghuri ein holdſelig Lächeln. Daher war er auch einer von denen, die den Ruf haben, ſie ſähen die Meitſcheni gerne (als ob nicht ſehr oft die die Meitſcheni am liebſten ſehen, die es am beßten verbergen können), den jedes Trutſcheli in ſich verliebt glaubt, über deren vermeintliche Untreue die Welt von Klagen wiederhallt. Es war ſelten eine Brechete oder eine Wöſch, an welcher nicht irgend ein Schlärpli ſeinen Vertrauten, d. h. allen anweſenden Wöſcher- und Brecherweibern zu jammern wußte, wie wüſt Dursli es ihm gemacht, während Dursli auch nicht von Ferne an eine begangene Sünde dachte. Dursli hatte ſchon lange ein apparti Meitſchi, nicht nur im Auge, ſondern auch im Herzen; aber ſollte er deßwegen alle andern haſſen, d. h. ſie angrännen, als ob er ein Brechmittel z'vorderiſt hätte? Wer gab den Meitſchene das Recht, aus freundlichen Worten und Mienen Ehepfänder zu machen? Da möchte der Teufel dabei ſein, wenn dieſes Recht aufkäme, da hätte ja ein freundlicher Burſche ſiebenmal ſiebenzig Bräute am Halſe, bevor nur einen einzigen Bartſtengel am Kinn.

Dursli trug ein Bäbeli im Herzen, vermöglicher Leute Kind, hübſch von Angeſicht und ebenrechter Größe. Wie Dursli redſelig war und luſtig, war Bäbeli ernſt und ſchweigſam; wie Dursli lüſtig und flüchtig war im Wirthshauſe und bei der Arbeit, war Bäbeli eingezogen und von unabtreiblichem Fleiß. Da konnte es lange Mittag läuten oder Feierabend, Bäbeli ſetzte deßwegen nicht ab, wenn noch Etwas auszumachen war.

Die Leute merkten es lange nicht, daß die Herzen Beider ſich anzogen, und als ſie es merkten, wollten ſie es nicht begreifen. Sie wußten nichts von den Räthſeln der Herzen, die angezogen und abgeſtoßen werden durch eine geheimnißvolle Macht, die waltet in den Tiefen der Herzen. Die jungen Leute wollten gar nicht faſſen, wie der luſtige Dursli an dem trockenen Bäbeli Gefallen finden könnte; und die alten Leute wollten nicht glauben, daß das verſtändige Bäbeli je den Hanswurſt Durs zum Manne nehmen werde; ſövel eifalts ſei Bäbeli nicht, ſagten ſie. Und allerdings ſchien es lange, als ſollten ſie Recht erhalten: denn wie ſich beide anzogen, ſtießen ſie ſich auch ab. Wenn Bäbeli dem Dursli ein ernſthaft Geſicht machte, während alle andern Meitſcheni ihm lachten, wenn Bäbeli ſich an ihm ärgerte, während alle ihm flattirten, ſo gieng in Dursli das Büchſenpulver an. Er zankte mit Bäbeli, zweifelte an deſſen Liebe, und es ſchien ihm, als wollte ihm das Meitſchi erleiden. Er gieng vielleicht mit einem andern heim, blieb acht Tage weg, aber denn zog es ihn an allen Haaren wieder zu Bäbeli. Und wenn Bäbeli ſah, wie Dursli mit Allen ſchäckerte, wie er hier und dort ausgieng, wenn es ſchon nicht mit wollte, dann zog es ihm das Herz zuſammen, und gar weh ward ihm in demſelben.

Es ſchien ihm, Dursli liebe es nicht, er hielte ihns zum Narren, wie alle Andern. Noch einmal ſo ernſt war dann ſein Geſicht, und ernſt war es ihm, mit Dursli ganz zu brechen. Wenn es dann den Dursli wieder zu Bäbeli zog, wenn er in dunkler Nacht an deſſen Fenſter döppelte, ſein Sprüchlein herſagte, ihm mit der lieblichſten Stimme den Namen gab, ſo hörte Bäbeli lange, lange nichts. Aber mit jedem Döppelen am Fenſter döppelte es ihm auch ſtärker im Herzen, bis es endlich aufſtund, aber mit dem ernſthafteſten Vorſatze, nicht aufzuthun, ſondern dem Dursli auf das Beſtimmteſte zu ſagen: er ſolle ein- für allemal es rühyig laſſen. Es kam mit dem allerernſthafteſten Geſchichtchen unter's Fenſter, und ehe der Hahn einmal krähte, war Dursli bei ihm im dunkeln Kämmerlein und ihm lieber als nie.

Doch an's Heirathen dachte Dursli nicht, es war ihm lange wohl, ſo luſtig und ohne Kummer in den Tag hinein zu leben, wie die die Vögel im Hirſe. Daß er bei dieſem Leben ſeinen Vater ausnutze, daß es bei ihnen in den beßten Zeiten eher rückwärts als vorwärts gehe, daran dachte er um ſo weniger, weil ſein Vater ihn nicht darauf aufmerkſam machte, der es ſelbſt nicht merkte; der hatte ſelbſt gar große Freude und Meinig mit dem hübſchen Burſchen, und machte gerne in der Woche ein Paar Holzſchuhe mehr, damit Dursli am Sonntag ſelbander tanzen konnte.

Da ſollte plötzlich Dursli's Vater eine in ſeiner Gutmüthigkeit eingegangene Bürgſchaft zahlen, und hatte weder Geld dazu, noch Begriff, wie man ſich in ſolchen Dingen zu benehmen hätte. Es kam bis zur Gantſteigerung. Der Alte hatte ſein Häuschen verpläret; als ein Magnat herbeiſchlich und einen Ausweg zeigte, auf den der Alte z'ſämefüßlige ſprang. Der Magnat kaufte die Rechtſami um ſelbſtgemachten Preis.

Die Bürgſchaft konnte bezahlt, das Häuschen behalten werden, und Holz erhielten ſie noch immer ein wenig nach altem Gebrauch, der den Rechtſameloſen circa 1 Klafter gab.

Ein Unglück kömmt aber ſelten allein, ſagt das Sprüchwort, und ganz richtig. Wenn auch kein eigentliches Ereigniß kömmt, ſo iſt beim erſten Unglück immer das zweite, in der Leute Mäuler zu kommen auf eigene Weiſe. Es iſt, als ob die Leute auf einmal ganz anders würden, wenn ſie aus Glück in's Unglück kommen, ſo wie allerdings ein Menſch auch ganz anders ausſieht, wenn er aus ſonniger Morgen- oder Abendröthe vom Spazieren heim kommt, als wenn er ſich aus Gewitterſturm oder Hagelwetter unter Dach flüchten muß. So erſcheint ein Unglücklicher den Leuten gerne anders, als zu Zeiten ſeines Glücks. Was man vorher an ihm ſah, ſieht man nicht mehr, aber was man nicht ſah, ſieht man nun. Man ſieht auf einmal keine Vorzüge, keine Tugenden mehr, ſondern lauter Mängel, lauter Laſter.

So gieng es auch Durʒli und ſeinem Vater. Bäbeli's Vater, der Jahre lang den Durʒli zu ſeinem Meitſchi gehen ließ ungehindert, und höchſtens zu ſeiner Alten ſagte: Los, z'Küfers Bueb iſch aber da! Mira! Aber we n' ih Bäbi wär, ſu wär er m'r numme z'luſtige! ſchlug nun mit einmal hinten auf, ſah und ſagte Dinge von Durʒli aus, die ihm früher nicht von Ferne in Sinn gekommen waren.

Er fluchte nun mit Bäbeli, ſagte ihm alle Schande, daß es ſich mit ſo einem nütnutzigen Kerli abgeben möge, und verbot ihm allen Umgang mit demſelben. Dem Durʒli ſagte er alle mal wüſt, wenn er vor das Fenſterchen kam und döppelte, und drohte ihm mit Schlägen. Das aber ward gerade, was dieſe beiden Leutchen um ſo einiger machte und unzertrennlich. Es kam Bäbeli wüſt vor, Durʒli im Unglück zu verlaſſen; und das gute Meitſchi, dem nicht die Rechtſami, ſondern Durʒli wohl gefallen hatte, fühlte gar inniges Mitleiden mit dem armen Burſchen.

Zu was aber Mitleid gegen einen hübſchen Burſchen in einem Mädchenherzen wird, weiß jeder, der ſich auch nur von Weitem auf die Chemie der Mädchenherzen verſteht. Beiläufig geſagt, iſt das aber eine ganz andere Chemie, als die ordinäri Chemie; und Mancher, der in der ordinäri Chemie eine Hex iſt, iſt in der Chemie der Mädchenherzen nur eine Kabisſtorze.

Bei Durʒli regte dieſer Widerſtand eine Kraft auf, die man bis dahin an ihm nicht wahrgenommen hatte. Bald that er wüſt, daß Funken ſtoben, bald arbeitete er wie ein Roß, war alle Nächte vor Bäbeli's Fenſterchen, plagte es grauſam mit Eiferſucht und Vorwurfen ſeines Vaters t'wegen. Und wenn dieſer ihm wüſt ſagte, ſo lüpfte es Durʒli hoch auf vor Zorn, aber viel ſagen durfte er nicht, Bäbeli's t'wegen. Aber dann wenn Durʒli ſo viel ſeinetwillen ſtillſchweigend erduldet hatte und im finſtern Gädeli ſein Zorn Funken ſprühte, war Bäbeli um ſo mitleidiger, ſo daß zuletzt der abwehrende Vater ſchweigen und froh ſein mußte, wenn Durʒli ſein mitleidig geweſenes, nun hoffnungsvoll gewordenes Bäbeli noch nehmen wollte. Nun davon war die Rede nicht, Durʒli war zu gutmüthig, um nun ſeinerſeits den Alten zu quälen mit Verweiſen und Wüſtthun, wie es ſehr oft der Fall iſt, und wozu Dursli die Aufreizung nicht fehlte. Sie hielten ſchnelle Hochzeit, an der aber doch getanzt ſein mußte, Dursli's twegen.

Bäbeli zog zu ſeinem Mann, und ſie waren recht glücklich mit einander. Dursli machte fleißig Holzbödenſchuhe und ließ ſich zu einem ſoliden Hausvater an, ſo daß ſich die Leute darob verwunderten. Hie und da nur, wenn er ſo von ungefähr dazu lief, kam er nicht von der Geſellſchaft los, bis er einen Stüber hätte. Aber wenn er heim kam, that Bäbeli gar nicht, als ob es denſelben bemerke, und machte ſein freundlichſtes Geſicht.

Freundliche Worte hatte Dursli noch immer für jedes Meitſchi, aber jetzt thaten ſie Bäbeli nicht mehr weh, es wußte wohl, wie ſie gemeint waren.

Dursli's Vater hatte faſt ſo viel Freude an ſeinem Söhniswyb, als an ſeinem Sohne, denn Bäbeli däſelete dem Alten, wie er es von ſeinem Sohne nicht gewohnt war. Aber ſeine Freude genoß er nicht lange. Er ſtarb bald und hinterließ ſeinem Sohne ſein Gütchen, nebſt einigen Schulden. Und wie ſelten ein Unglück allein kömmt, ſo kömmt auch ſelten ein Todesfall allein; dem einen Schwäher gieng der andere bald nach. Um deſſen Erbe wurde gehadert, und als endlich der Hader zu Ende war, hatte Niemand etwas gewonnen, als die Einſicht: um wie viel Hader unter Geſchwiſtern ein Erbe zu ſchmälern vermag. Doch erbte Dursli noch immer ſo viel, daß er ſchuldenfrei wurde.

Nun gieng es eine Zeit recht gut, und es gewann das Ausſehen, als ob Dursli ein recht hablicher Mann werden würde. Bäbeli erhielt freilich ein Kind nach dem andern, aber da es das Kinderhaben nicht betrachtete als Vorwand zur Faulheit, zum Schmutz, zum Schlittenlaſſen, ſondern als Sporn zu Fleiß und Reinlichkeit, ſo ward kein Kind eine Laſt, ſondern jedes ein Segen. Die ganze Familie hatte ein ſchmuckes Ausſehen, war wohl genährt; man ſah aus Allem, daß es da an Geld nicht mangle.

Die Weiber ließen gar zu gerne ihre Holzböden bei Dursli machen; breichen wie er konnte es ihnen Keiner; und wenn er ſchon einen Batzen mehr forderte als Andere, ſo ſagten doch die Weiber: ſo billig wie er ſei Keiner. Und trotz dem, daß es ihm an Geld nicht fehlte, ſah man doch Dursli immer ſeltener im Wirthshauſe; er hatte weit bis in das nächſte; da lockte ihn die Nähe nicht, hingegen lockten ihn immer mehr ſeine Kinder in's Haus, die gar lieblich waren, an ihm wie Kletten hiengen, ſo daß er die größte Freude an ihnen hatte; und g'fetterle konnte er mit ihnen, wie das beßte Kindemeitſchi, und an dieſem G'fetterle hatte er noch größere Freude, als die Kinder ſelbſt. Bäbeli war dabei gar glücklich, und wenn es ſchon nicht viel redete, ſo ſah es doch vergnüglich d'rein, und kam ſtattlicher daher, als manche Bäurin.

Nun kam die neue Zeit, die jedoch nicht neue Menſchen brachte. Dursli nahm ſich derſelben nicht an; und wenn Andere kannegieſſerten, ſo pflegte er zu ſagen: Das G'ſtürm mache ihm lange Weile. Das ſei gut für die Großen, ſagte er, die hätten etwas davon und könnten jetzt gut z'Platz ko und großen Lohn machen; für ſie heiße es immer: d'r Hudi liest. Von der Verfaſſüng, ihrer Bedeutung, ihren Vortheilen hatte er gar keinen Begriff. Wer regiere, ſei ihm doch gleich, ſagte er, ob ihr Ammann, oder ein Herr z'Bern, beide hätten groß Gringe, und beid werde doch geng z'erſch welle zu ne ſelber luege. Aber nicht alle hatten es ſo wie Dursli. Mit immer ſcheeleren Augen ſahen viele Kleineren auf die Größeren und alle die Vortheile, welche dieſe von der neuen Zeit hatten, oder ſich davon verſprachen. Sie thaten ihre Unzufriedenheit, daß ſie nichts von der neuen Zeit hätten, ihre Mißgunſt gegen die, welche ſie zu benutzen wußten, laut kund. Man brauchte nur in einen Haufen Holzer zu gerathen, um zu vernehmen, was ſie für einen Unterſchied machten zwiſchen den Alten und zwiſchen den Neuen. Wenn dann eine ehrliche Haut die Mühe nehmen wollte, ſie zu bekehren, ſo rühmte er ihnen die Vortheile, welche das Land von der neuen Verfaſſig hätte, wie das Gemeinwerchen aufgehört, wie viel Procente am Zehnten geſchenkt worden, wie viel man jährlich nur am Salz erſpare, wie nun auf dem Lande auch Leute zu Ehre und Anſehen kommen könnten ꝛc. Aber gerade mit ſeinem Reden machte er das Uebel nur ärger. Erſtlich merkte er nicht, daß er unter dem Worte „Land“ nur die habliche Claſſe verſtehe, und daß er ſelbſt die Vortheile der Verfaſſung nur in handgreiflichen Vorzügen ſuche. Zweitens vernahm er bald von den Unzufriedenen, daß die Erleichterungen meiſt den Bauern zu gut kämen, die Armen nichts hätten davon, als theures Brod, theuren Anken und theures Holz, und daß bei dem Verdienſt am Straßen man ihnen noch ein theures z'Imbiß anzurechnen wiſſe; daß es eine himmelſchreiende Sache ſei, wie die Reichen allein die Finger im Hunghafen hätten, und die Armen nichts, als das Zuſehen. — Wenn dann die gute Haut aus lauter Verlegenheit zu rühmen anfieng, wie doch jetzt für die Schulen geſorgt werde und die Bildung des Volkes, wie man ja Jeden zu erziehen ſuche, daß er für Alles in der Welt gut werde, und wie das ſchön ſei, wenn das ärmſte Kind ſchreiben und rechnen lerne, ſo gut wie das reichſte; ſo rührte er erſt die Weſpere recht auf. Was die Schulen abtrügen armen Leuten, frugen ſie, ſie gäben ihnen weder z'Freſſe, noch Kleider, aber vom Arbeiten nähmen ſie ihnen die Kinder weg, und Niemand wolle wegen dem verfluchte z'Schulgah mehr ein Kind ihnen abnehmen, gäb es unterwieſen ſei. Sie vermöchten es nicht, ihren Kindern Kleider machen zu laſſen, daß ſie es bei der Kälte wohl erleiden möchten auf dem Schulweg, und wenn ſie dieſelben ſchicken müſſen, ſo kämen ſie ihnen krank heim; ſie vermöchten ihren Kindern nicht Milch und Brod in die Schule mitzugeben, daß ſie über Mittag dort bleiben könnten, wie es die Bauern machen; ſo müßten ihre Kinder den böſen Schulweg des Tages vier Mal machen, und die Bauern thäten ihnen zum Trotz nicht wegen, ſo daß die Kinder manchmal ausſähen, daß es einem das Herz im Leibe umdrehe. Klage man darüber, ſo gebe einem Niemand Gehör; ſchicke man die Kinder nicht in die Schule, ſo müſſe man bußen. Das ſei albez doch nicht ſo gegangen. Wenn man über ſchlechte Wege geklagt hätte, ſo hätten die meiſten Landvögte die Bauern g'ringelt, daß ſie es begriffen, daß ſie einen Meiſter hätten. Aber man wiſſe wohl, es hacke keine Krähe der andern die Augen aus. Wenn nun die ehrliche Haut auf dieſes Alles wenig zu erwidern wußte, ſo ſprang ihm ein Großhans, ein Bralatzgi zu Hülfe, und redete oberarm d'rein, wie es noch ganz anders kommen müſſe, was man noch Alles abſchaffen, Alles einführen, und wie man es den Geiß- und Kühliburen reiſen wolle. Seit Adam und Eva wäre es der Brauch geweſen, daß ſolche das Maul hielten, und wenn ſie es fürder aufthäten, ſo ſolle ihn d. T. zerſchryße, wenn ſie mehr einen Spryßen Holz erhielten. Man ſchaffe jetzt nächſtens die Armentellen ab, und die D., welche es nicht machen können ohne die, die ſchlage man z'todt.

Man kann ſich leicht denken, daß ſo in die ärmere Claſſe eine Gährung kommen mußte, wenn ſie nicht nur nichts gewann bei der neuen Ordnung der Dinge, ſondern noch das zu verlieren bedroht wurde, was ſie bis dahin genutzet hatte; daß Neid und Eiferſucht ſich ihrer bemächtigen mußte, wenn Andere mit Bärenfett luſtig kocheten, während ſie dürftig trockne Erdäpfel hatten, freilich mit dreikreuzigerem Salz. Aber was ſind Erdäpfel mit dreikreuzigerem Salz gegen ein Herrenfreſſen — ich frage?

Auch in den ruhigſten Zeiten findet man bei den Armen eine mächtige Bitterkeit gegen die Reichen. Gar tief wurzelt in der thieriſchen, durch das Chriſtenthum nicht veredelten Natur der Neid; und leider ſind noch gar zu viele Arme im rohen Urzuſtande, daher des Neides voll. Man findet ferner bei Ungebildeten ein ganz eigenes Mißtrauen gegen alle Menſchen überhaupt, insbeſondere aber gegen alle, die über ihnen ſtehen. Daher ſieht die ganze mindere Claſſe die ſogenannten Magnaten, welche in den Gemeinden das Scepter führen, mit ſcheelen Augen an, und traut ihnen zu, daß ſie ſich ob dem Gemeindweſen oder den Armen ſelbſt bereichern. Und wenn hie und da eine Hundsſeele es wirklich alſo treibt, ſo erregt dieſes einzige Beiſpiel das natürliche Mißtrauen immer neu, und hundert Unſchuldige müſſen es entgelten. Ihre Augen wandten ſich daher vor Allem aus auf das, was ſie zunächſt dem Gemeindweſen abgeſtohlen glaubten, auf Rechtſamene in Feld und Wald, auf Felder und Matten, die ehedem der Gemeinde gehört haben ſollten.

Es läßt ſich nicht läugnen, daß es während der Revolution, und vielleicht vorher und gleich nachher wunderlich zu- und vielleicht Manches unter's Eis gieng. Es gab viele Extra-Ausgaben, die wahrſcheinlich aus dem Gemeindgut, und nicht aus Tellen beſtritten wurden. Die Reichen, welche Meiſter waren, tellten ſich nicht gerne ſelbſt, wenn ſie es anders machen konnten. Man verkaufte Land, machte Schulden, und ob in der That in dieſem Gewirr, wo Niemand eine feſte Oberaufſicht führte, Alles mit rechten Dingen zugieng — wer will das entſcheiden? Zudem hatte man auch in pfiffiger Kurzſichtigkeit, wie ſie denen oft eigen iſt, die keinen Ueberblick haben, ihre Hoffnungen ſelbſt erregt, ihre Aufmerkſamkeit auf Vortheile, auf Staatswälder ꝛc. gerichtet, während zuletzt ſich Niemand mehr um ſie bekümmerte. Dadurch entſtund eine Gährung in der untern Claſſe, von der man ſich kaum einen Begriff macht, weil man gewöhnlich das Treiben der Armen nicht achtet, und noch viel weniger ihre Gemüthsſtimmungen. Es entſtund eine Reizbarkeit, welche jede ſie betreffende Verfügung auf das Gehäſſigſte auslegte. Als z. B. Veränderungen mit den Kloſterpfründen und Spendmütſchen vorgenommen wurden, wurde unter dieſer Claſſe allgemein angenommen, das geſchähe von den neuen Herren, die Armen zu berauben. Als Einer kurz, nachdem er ſeine Stimme zu Ungunſten der bisher Genieſſenden abgegeben hatte, vom Schlage getroffen ſtarb, da hätte man hören ſollen, wie ſchnell durch viele Dörfer die Kunde fuhr, den und den hätte Gott erſchlagen und der Teufel ihn geholt, weil er ein Armenfeind geweſen.

Wo unter die Leute Leben, Gährung kömmt, da iſt ein Zuſammenlaufen, Zuſammenrotten, ſich Aneinanderhalten, und dieſes Zuſammenrotten iſt entweder ein plötzlich Zuſammenthun, aber gewöhnlich ein eben ſo ſchnell Auseinanderlaufen, zuweilen aber ein nachhaltig Aneinanderhalten; das erſtere nennt man Verſammlungen, das letztere ein Produkt der neueren Zeit, Vereine. Und wo ſo eine Gährung unter die Leute kömmt, da ſind immer Leute mit und ohne Schnäuze, welche während dieſer Gährung im Trüben fiſchen wollen. Und wie der Alligator, wenn er einmal einen Neger gefreſſen, kein ander Fleiſch mehr recht mag, ſo können dieſe Leute nicht mehr ohne Gährung, ohne Fiſchen im Trüben ſein, und wenn Alles wieder ſtill und ruhig werden will, ſo guslen ſie immer neu wieder auf; und je wüſter es geht, deſto wöhler wird ihnen. Das ſind Leute, die eſſen wollen, aber nicht arbeiten, das ſtille Weſen haſſen und Fürwitz treiben, liederliche Schlingel mit gutem Mundwerk und vielen Gelüſten, die ihre Kinder hungern laſſen konnten, um ſelbſt deſto beſſer zu freſſen, die Vater und Mutter verrathen würden um fünf Batzen, geſchweige dann andere Leute, ja die für drei Kreuzer des Teufels Schwanz ſich durch's Maul ziehen ließen, und zwar langſam.

Es war alſo ganz natürlich, daß bei dieſer obwaltenden Stimmung dieſer Gährung in den untern Claſſen auch unter ihnen Verſammlungen, ja Vereine entſtehen mußten zu gemeinſamern Verfechten der gemeinſamen Intereſſen; und eben ſo natürlich, daß auch hier, wie die Raben bei einem Aas, jene Schlingel ſich einfanden, dieſe Gährung auszubeuten, und zu dem Ende ſie zu unterhalten, ſo lange als möglich, um ſo lange als möglich ohne Arbeit auf Koſten der armen Getäuſchten leben, oder Contos machen zu können, wie deren in Zeitungen erſchienen ſind. Es wäre merkwürdig geweſen, wenn dieſe Leute dazu gekommen wären, ihre Rechte im Großen Rathe zu vertheidigen. Da hätte der Geſchichtsforſcher ſicher eben ſo merkwürdige Aufſchlüſſe über Natur und Entſtehung der Rechtſameni erhalten, als ſie Tiefgelehrte ihm bereits über Natur und Entſtehung der Zehnten gegeben hatten, und zwar ebenfalls im Großen Rath.

Weil ſie aber nun nicht reden konnten im Großen Rath, ſo redeten ſie deſto mehr in allen Schimpfwinkeln, und dann von Pinte zu Pinte, und in dieſes Reden, dieſe Schimpfwinkel, dieſe Pinten hinein wurde Dursli gezogen — und das war ſein Unglück.

Dursli bekümmerte ſich anfangs um das ganze Treiben nichts; er machte Holzbödenſchuhe auf Leib und Leben, trieb den Narren mit ſeinen Kindern, daß ſeiner Frau das Herz im Leibe lachte, aber nur ganz ſtill. Und wenn die Woche aus war, ſo hatte er eine Hand voll Geld verdient; und wenn der Sonntag kam, ſo war faſt allemal Fleiſch auf dem Tiſch; und wenn der Winter kam, ſo fehlte warme Kleidung nicht, den Großen nicht, den

Kleinen nicht. Aber ſo ſtill und glücklich ſollte Dursli nicht bleiben; die Treiber in der Gährung hatten ſchon lange ihre Augen auf ihn gerichtet.

Dursli war ein luſtiger Burſche; wo er war, waren Andere auch gerne; und durch ſeine offene Ehrlichkeit hatte er bei vielen Leuten gutes Zutrauen; unter den Mindern war er einer der achtbarſten Männer. Er war einer der Wenigen, die Etwas vermochten, die nicht bloß fünf Batzen zu einer allfälligen Einlage hatten, ſondern ſie noch für Andere bezahlen, die nicht nur aus dem eigenen Sack zehren, ſondern noch Andere gaſtfrei halten, ſogar in einem leeren Bett Jemand über Nacht halten und an ſeinem Tiſche füttern konnte.

Unter den Treibern war nun einer, den ich Schnepf nennen will, der wegen ſeiner Frechheit und Unverſchämtheit den meiſten Leuten wohl bekannt, doch höheren Orts nicht ohne Gunſt war; dieſer machte ſich ganz beſonders an Dursli. Er war mit Dursli auf einem Märitweg oder in Solothurn bekannt geworden, und eben viel brauchte der Schnepf nicht, um ſich aufzudringen. Er konnte ſich aufdringen, wo er die mißfälligſten Geſichter ſah; warum hätte er dem Dursli ſich nicht ſollen aufdringen können, der allen Leuten ein freundliches Geſicht machte? Er fieng ihm nun an zu predigen von ihren Rechten und Hoffnungen, trotz einem Kapuziner; aber Dursli pfiff einen Länder dazu und ſagte: er mache d'r Burechbüri am liebſten Schuh, ſi heig d'r gattligſt Fuß, wo n'r no i de Hange g'ha heig. Dann fieng Schnepf an zu fragen nach ſeiner verlornen Rechtſami, und wie das zugegangen ſei damit? Arglos erzählte das Dursli, und dann wie v'rflucht Bäbeli's Vater tha heig u n'ihm's nit meh heig welle lah, aber dem heig er's du g'reiſet. Da fieng dann der Schnepf an zu ſagen, wie das nur ein Spitzbubenſtreich von den Bauern, und die ganze Geſchichte nur abgekartet geweſen ſei, um ſie um die Rechtſami zu bringen; gerade auf dieſe Weiſe ſeien ſie zum ganzen Wald und noch andern Dingen gekommen; aber jetzt ſei die Zeit da, ſie zu zwingen, wieder füre z'mache. Dursli ſagte: er wolle nicht prozediren und ſein gut Geld ſchlechtem nachwerfen; und dann pfiff er einem Güger, der ihm gegenüber hieng,

Univ. Bibl.
München

ein G'ſäßli vor. Da mangle er nichts z'procediren, ſagte der Schnepf, die neue Herre muſſe n'e helfe, ſuſt ſolle ſi de luege. Kumm m'r doch nit mit de neue Herre, ſagte Dursli, das iſt grad e ſo wie n'is ha. Ih mah neu Schuh mache ſo viel ih will, ſu git 's geng alt d'rus. Aber Schnepf ſagte: da hätten ſie die Wahl, ſie konnten machen was ſie wollten, aber dann wolle man es mit ihnen probiren. Und dann fieng er an, dem Dursli von ſeiner Familie zu reden, und wie jeder Vater zu ſeiner Familie ſehen ſolle, und wie er die Pflicht habe, nichts fahren zu laſſen, was der Familie gehöre, es ſyg geng um Wyb u King. Endlich fieng Dursli doch an zu hören, und es duchte ihn, Schnepf ſollte doch auch etwas Recht haben. Als daher Schnepf ihm endlich ſagte: er ſolle mit ihm kommen, und o cho loſe, was gang, er konn de geng no luege; ſo ließ Dursli ſich bereden und gieng, und Bäbeli ſagte nichts dazu, als: mach doch de ſuferli, wed hey chunſt, wenn allbetz z'Anne Bäbeli erwachet,. ſu cha m'es de faſt nit meh etſchlafe.

Wenn der Schnepf nun ſo in einer Verſammlig oben an ſaß, ſo behandelte er Alle von Obenherab mit einer Art unverſchämter Würde und predigte ſeine Meinung mit dem frechſten Anſtrich von Unfehlbarkeit, daß ihm darin kaum Einer in in irgend einem Verein, er mag Namen haben wie er will, gleich kann. Damit aber flößte er den Leuten Reſpekt ein; und gerade ſeine Frechheit war es, die ihm Glauben verſchaffte. Wenn er oben am Tiſch ſo gewaltig räſonnirte, mit der Hand auf den Tiſch ſchlug, alle Bauern verfluchte, ſie armer Leute Schinder nannte, ſich verfluchte: er aber wolle ihnen den Meiſter zeigen, daß ſie in Ewigkeit an ihn denken ſollten, ſie ſeien einiſt a Rechte cho; ſo vergaßen die Andern Maul und Naſen offen, ihre Augen funkelten vor Reſpekt, und ihre Herzen zitterten vor Luſt nach der Bauern Rechtſamene, nach ihren Häuſern und Gutern, nach ihren Gulten und Geldern. So etwas wie das tauſendjährige Reich ſchwamm ihnen vor Augen, und ſie fuhren mit ihren mageren Händen in ihre mageren Säckeli, und ſie knubelten dem Schnepf und ſeinen Spießgeſellen Geld dar, die Sache zu machen, und rühmten ihn dann bis in den

Himmel hinauf, ungefähr wie die Bisthümler ihre Helden, heute dieſen morgen einen andern. Auch Dursli kriegte von nun an gewaltigen Reſpekt vor ihm und unbedingten Glauben zu ihm. Wenn der Schnepf ihm geſagt hätte: es handle ſich nicht nur um die Rechtſamene, ſondern um die Theilung aller Felder und Häuſer und Gülten, und obendrein ſeien in Bern noch hunderttauſend Millionen Dublonen zu theilen baar, und dann noch Plätze, wo ein Jeder tauſend Dublonen werth ſei alle Jahre; das Alles ſtehe in der Verfaſſig, er hätte es geglaubt; er war in dieſen Dingen gerade wie ein Kind.

Doch Dursli's Frau hatte vor dem Schnepf keinen Reſpekt, ſondern in dem Maße, als dem Dursli der Reſpekt vor ihm wuchs, wuchs ihr ein grenzenloſer Widerwillen gegen ihn. Derſelbe kehrte nämlich, ſeit dem Dursli ſein Anhänger geworden, in deſſen Hauſe ſehr oft ein, that ganz, wie wenn er Herr im Hauſe wäre, und machte ſich ſo breit und ſtattlich wie ein Junker. Er traktirte Bäbeli von oben herab wie eine Magd.

Er kommandirte, daß man hier aus, dort aus dieſem oder jenem Beſcheid machen ſolle, zu Dursli zu kommen, und machte deſſen Stube zu einem Verſammlungsort; ſagte ungenirt, ehe die Gebotenen kamen: öppis Warms wäre ihm anſtändig. Wenn Leute da waren und ſie eine Zeit lang poleret hatten, ſo hieß er Bäbeli ungenirt Wein oder Brönz holen und vergaß dann das Bezahlen. An ſolchen Abenden arbeitete Dursli natürlich nichts. Wenn halbe Nächte mit Kannengieſſern zugebracht wurden, ſo war man am Morgen nicht z'weg zur Arbeit. Und wenn Dursli ſchon arbeiten wollte, ſo lief entweder das nächtliche Geſindel wieder herbei, um den Schnepf noch dieſes oder das zu fragen, oder der Schnepf lachte den Dursli aus, daß er ſich mit dem Holzbödele ſo g'muhen möge, das trage doch ja nichts ab.

Gar oft lockte er den Dursli unter irgend einem Vorwand noch hie oder da aus, und fragte Bäbeli gar nie, ob es ihm auch anſtändig ſei; er nahm ſo wenig Rückſicht auf ihns, und daß es auch einen Willen haben konnte, als er Rückſicht nahm auf ſein eigen Weib und ihre Meinung. Eine ſolche Behandlung fühlen alle Weiber, auch wenn ſie nur einen kudrigen Kittel an haben; kein Weib erträgt ungerochen eine ſolche Nichtachtung, beſonders im eigenen Hauſe nicht. Und Niemanden haſſen die Weiber wohl ärger, als die, welche ihre Männer an der Arbeit ſtören, vom Hauſe locken, zu Ausgaben verführen, ihren Familien entfremden. Solche verlockende Männer verfolgt ein grimmiger Weiberhaß; und wenn nur der Zehnten aller böſen Anwünſchungen gereizter Weiber an ihnen in Erfüllung gehen ſollte, ſo iſt die Hölle nicht heiß genug für ſie. Bäbeli war ein Weib, der Schnepf ein verlockender Mann, darum haßte es ihn wie die Peſt. Weil es aber ein ſchweigſam Weib war, ſo ſagte es dem Schnepf nicht wüſt, hieß ihn nicht zum Teufel gehen, oder bei ſeinem hungernden Weibe und hungernden Kindern bleiben; es machte ihm blos ein Geſicht, mit welchem man das ganze Inkwyler Seeli hätte zu Eßig machen konnen, jagte mit dem Beſen ſeinen hungrigen Hund vom Mußhafen weg, und hie und da entrann ihm eine Thüre etwas unſanft aus der Hand. Und wenn dann bei ſolchen Zuſammenkunften Durſli erſt nach Mitternacht ins Bett kam, ſo ſagte es ihm auch nicht wüſt, aber eher hätte er eine Floh das Utremi ſingen gelehrt, als daß er ſeiner Frau ein Wort abgewonnen hätte, er mochte es anſtellen wie er wollte.

Wenn eines Morgens der Schnepf den Durſli fortlockte und dieſer ſagte: Fraueli! du ſottiſch m'r z'Schuh ſalbe, ſo ſagte Bäbeli höchſtens: Ih ha g'meint, du welliſch hüt b'ſchütte, will's es guts Zeiche iſch; oder heſch nit d'm Sigriſt ſiner Holzböde für hüt v'rſpreche?

Brachte dann Durſli mit pochendem Herzen Ausreden vor, dieſe oder jene, ſo ſchwieg Bäbeli und Durſli gieng. Er fühlte zwar wohl, daß er zu Hauſe bleiben ſollte, die Arbeit war ihm noch das Gewohnte und ihre Vernachläßigung regte ſein Gewiſſen an; aber er fürchtete ſich, dem Schnepf etwas abzuſagen. Zudem hat faſt für alle Menſchen ein von der Arbeit freier Tag, an welchem man unter freiem Himmel herumlaufen kann, etwas Anziehendes, dem man nur um Anderer Intereſſen willen zu widerſtehen vermag. Durſli ſah noch keine Noth, keine Dringlichkeit der Arbeit, ſah den Lätſch nicht, den der Teufel ihm anlegte; und weil ſeine Frau wenig ſagte, nicht aufbegehrte, daß er ſie mehr fürchten mußte, als den Schnepf, der wüſt gethan hätte, wenn Dursli nicht hätte mitkommen wollen: ſo gieng er und ahnte nicht, wie es in Bäbeli's Herzen ſiedete und kochte in Angſt und Zorn.

Wohl ſagte Bäbeli auch zuweilen, wenn der Schnepf fort gieng und den Dursli daheim ließ: es wett, es hät da zum letzte Mal g'ſeh; es wohle ihm alle Mal, wenn es ihm d'Feriere g'ſehy. — Dann nahm Dursli ſeines Freundes Parthie und erzählte: wie er ein Aufrichtiger ſei und ein Kurraſchierter, was er alles für ſie wage und was ſie ihm einſt zu verdanken haben würden; auch wie er g'äſtimirt ſei, und wie ſchon mancher Herr den Deckel vor ihm g'lüpft heyg. Dann ſchwieg Bäbeli wieder und Dursli blieb des Schnepfen Freund; es wurde nicht die Gewalt gebraucht, ihn von demſelben wegzuziehen, die Schnepf brauchte, den Dursli an ſich zu ziehen. Wer weiß, wenn Bäbeli mehr geredet hätte im Ernſt und mit Flattiren zu rechter Zeit, ob es nicht anders geworden wäre. Aber es war halt Bäbeli's Natur ſo, und es fiel ihm nicht ein, ſeine Natur zu überwinden und ſie nach den Umſtänden einzurichten; es ließ Kohli walten und würgte an ſeinem Verdruß im Stillen.

War ihm das doch nicht zu verargen, thun das ja auch ganz anders gebildete Weiber, als Bäbeli, daß ſie halt ihrer Natur, d. h. ihrer Angewöhnung nach leben.

Es iſt merkwürdig, daß Weiber und Männer weit eher zum Erreichen böſer Zwecke, zum Betrügen, zum Verführen, zum Ueberliſtelen, zur Erhaltung eines Schatzes ihrer Natur Gewalt anthun, als um guter Zwecke willen, um Menſchen vom Böſen ab und zum Guten zu ziehen; und doch wäre hier der Lohn ſo groß und iſt dort die Strafe ſo groß.

Freilich werden die Weiber ſagen: es ſei bös z'breiche, bald rede man zu viel und bald zu wenig, und an Allem ſollten immer die Weiber Schuld ſein. Ja, ja Weibchen, allerdings redet ihr bald zu wenig, bald zu viel, und an Vielem ſeid ihr Schuld. Aber wenn ihr euch nur ein wenig wolltet b'richten laſſen, ſo könntet ihr bald ebenrecht reden lernen, dann hättet ihr den Schlüſſel zu den meiſten

Männer-Herzen und könntet Schuld ſein, daß die halben Männer Engel-würden.

So mußte das Bäbeli mit ſeinem Gift im Herzen lange Zeit Brönz holen bei irgend einem der zahlloſen Verkäufer, denen die Regierung erlaubt hatte, für 15 Bz. jährlich zu verkaufen, was ſie wollten.

Was ſo einer verkauft, unterſucht man in der Schweiz nie. Es kann einer getroſt Dreck brennen, ihm Branntewein ſagen und ihn verkaufen. Wir leben in einem freien Lande, wo Jeder dem Andern vor's Maul halten kann was er will: geputzte und ungeputzte Kutteln, gekochte und ungekochte Blutwürſte, Branntewein aus Dreck oder aus Eſſig. Wo man das Brönz holte, hätte man es vielleicht auch ungeſtraft trinken können; aber der Schnepf war lieber da, wo er das Eſſen umſonſt hatte und das G'lieger und er nicht alle Mal zu zahlen brauchte, was er holen ließ.

Einſt kam er auch und mit ihm natürlich ſein Hund; derſelbe war noch hungriger als gewöhnlich und ſchnappte nach einem Stück Brod, welches ein Kind in der Hand hatte; unglücklicherweiſe ſchnappte er in ſeiner Gier zu weit, und blutig wurde des Kindes Hand, welche das Brod hielt. Da brannte das Feuer in Bäbeli auf, und mit einem feurigen Scheit ſchlug es auf den Hund, daß Funken ſtoben und der Hund mit ſeinem Geheul das Häuschen füllte. Der Schnepf wollte mit zornigen Worten ſeinem heulenden Hunde zu Hülfe, aber ihm flammten Bäbeli's Augen entgegen in ungewohnter Glut und ein Fluß der Rede übergoß ihn, deren ſelbſt ſeine Unverſchämtheit nicht Stand halten konnte, daß er gehen mußte mit ſeinem hungrigen Hunde und das Wiederkommen nicht mehr verſuchte.

Bäbeli ſah mit Freuden ihn gehen und ſchwieg wieder. Es triumphirte im Herzen über die gewonnene Schlacht und meinte, den Dursli wieder ganz erobert zu haben. Das arme Tröpfli wußte nicht, daß der Sieg am leichteſten verloren geht, wenn man die Schlacht gewonnen glaubt.

Schnepf zog ſich nur aus dem Hauſe zurück, von Dursli ließ er nicht. Er beſchied ihn nun von Hauſe aus Bäbeli's Augen weg, und Bäbeli ſagte anfangs auch wieder nicht viel dazu; es war nur froh, wenn es den Riggel nicht ſehen mußte.

Schon das moderirte Conceſſionsſyſtem, das ſo verwaltet wurde, daß ſich Vielen die Ueberzeugung aufdrang: man wolle es mit Fleiß den Leuten erleiden und das Patentſyſtem als einzig vernünftig erſcheinen laſſen, hatte neue Pinten gebracht und das Patentſyſtem brachte nun noch unendlich mehr.

In einer einzigen Gemeinde ſollen nach und nach bei ſiebenzehn neue Wirthſchaften entſtanden ſein. In vielen dieſer Wirthſchaften hatten Leute wie Schnepf Triſtig und ſichern Unterſchlauf; in gar manche verirrte ſich nie ein rechtlicher Mann, kein Vorgeſetzter zeigte ſich darin. Gar manche dieſer Wirthſchaften war nichts anders, als eine eigentliche Hudelwirthſchaft. Der neue Wirth war ſelbſt ein Hudel und hatte nicht ſo viel Geld im Hauſe, um die Patentgebühr zu bezahlen, und kein Fäßchen, das 30 Maß hielt, und keinen Keller, in dem eine Sauerkabisſtande Platz hatte, geſchweige dann ein Faß, und keine Stube, in welcher man unter dem Unterzug durch konnte, ohne ſich zu bücken, und in einer Ecke der Gaſtſtube kindbettete ſein Weib, in der andern war ſeine Mutter am Sterben. So war das ſchöne Local beſchaffen, das er zu ſeiner Wirthſchaft verzeigt hatte. Irgend ein alter Wirth ſtreckte vielleicht die Patentgebühr dem neuen Hudelwirthe vor gegen das Verſprechen, bei ihm ſeine Proviſionen, Strohflaſche um Strohflaſche zu holen. Bei dem neuen Wirthe konnte man dann den Speck von der Maus kaufen; das war die Erleichterung für das Publikum durch vermehrte Concurrenz. Doch bitte ich, das vom Speck nur bildlich zu verſtehen, denn in ſolchen Wirthſchaften wäre ſelten wirklicher Speck zu haben geweſen, obſchon es an Schmutz nicht mangelte; und wenn man auch Würſte gehabt hätte, ſo hätte man doch keinen Speck gehabt, und von ihnen auch ſagen können: dieſe Würſte ſeien gerade wie die zu E., in äyne ſei kein Speck und in dieſen auch keiner.

In ſolchen Wirthſchaften waren ſie nun durchaus ungeſtört, vielleicht der neue Hudelwirth noch ihr Bundesbruder. Hier konnten ſie ihre Abreden treffen, ihre Herzen leeren, Bericht erſtatten über neue Räthe oder neue Verſprechen, die ſie erhalten.

War man nun da an einem Abend lange zuſammen geſeſſen bei Branntewein, der ſtank wie Fürſuße, die ein Polizeier ſechs Monate lang nur über die andere Nacht ab den Füßen gebracht, ſo hatte man am Morgen einen trockenen Hals und war nicht wohl, bis man ihn wieder annetzen konnte; oder man war am Abend daheim geweſen und am Morgen g'wunderig zu vernehmen, was abgeredet worden, was für Nachrichten man empfangen; oder man war an einem andern Orte geweſen und mochte nicht warten, bis man erzählen konnte, was man da vernommen; oder man erwartete einige Ausgeſandte zurück und erwartete von ihnen, ſie brachten Bericht vom kürzeſten Weg ins Schlaraffenland. So lagen eine Menge Gründe vor, den Arbeiter von der Arbeit weg in die Pinte zu ziehen, wo er zudem noch ſicher war, einige Andere anzutreffen und einige Augenblicke kurzi Zyti zu haben. Man beſtellte einen Schnaps und wollte ihn nur ſo im Fluge nehmen, aber doch zündete man eine Tubackpfiſe an, begann zu discuriren; einer nach dem andern ſetzte ſich, einen Schnaps nach dem andern nahm man, zu räſonniren immer tiefer begann man, ein Rams, den Schnaps zu bezahlen, lief neben bei. Ehe man daran dachte, war die Zeit, wo Weib und Kinder daheim Erdäpfel aßen, vorbei; heim zu den kalten Erdäpfeln mochte man nicht, und doch war man hungrig. Man forderte von der Wirthin ein Schnäfeli Fleiſch, und die gab es, denn ſo in einem Pintenſchenk kann man ſo gut eſſen, als in einem Wirthshauſe, und zwar warm und braucht ſich nicht einmal herauszuhelfen, wie ehedem ein Pintenwirth zu H.

Der war auch einmal verklagt worden, daß er ſeinen Gäſt Warmes zu eſſen gebe. Verzeiht, gnädiger Junker Landvogt! ſagte er: Ihr wüſſet, man muß das Fleiſch kochen, ehe man es eſſen kann, und da wird es warm und das iſt nicht verboten. So habe ich es auch dießmal kochen müſſen und habe den Gaſten geng a'g'halten, ſie ſollten das Fleiſch erſt kalten laſſen, ehe ſie es eſſen, aber ſi hey nit welle, ſi hey nit welle, u was ha ni ſölle mache, es ſi ihrere gar mänge g'ſi?

Waren dieſe Leute nun bis über Mittag im Wirthshauſe, ſo waren ſie auch den Nachmittag durch da, kamen erſt am Abend oder Nachts heim, und kamen dann heim und wie? Sie hatten nichts verdient, aber manchen Batzen verthan, und am Morgen zog es ſie an allen Haaren, bis ſie wieder in der Kneipe waren, und wenn ſie dann früher oder ſpäter heim giengen, ſo kriegten ſie zu Hauſe immer ſaurere Geſichter und Sommers und Winters Kifel.

Es iſt unter reichen Herren,-Geſchäftsleuten, Weibeln und Sekretärs oft der Brauch, daß ſie ein dix heures nehmen, ein Gläsli Grüns oder einen halben Schoppen Rothen oder es Tröpfli Malaga, dabei-discuriren ſie, oder leſen eine Zeitung oder warten der Poſt ab. Faſt alle dieſe Herren, vielleicht die Weibel ausgenommen, haben ein beſtimmtes Maaß, das ſie in Leib nehmen, eine beſtimmte Zeit, welche ſie im Caffee oder im Stubli zubringen, und auf den beſtimmten Glockenſchlag ſtehen ſie an ihrem Tiſche. Es iſt da eine feſte Ordnung, welche die Leute im Gleiſe behält. Aeußerſt ſelten wird ſich vielleicht des Morgens ein Sekretär am Domino fünf Minuten verſäumen laſſen. Nachmittags beim Caffee, von wo aus man nur ins Bureau muß und nicht heim zur Frau, nimmt man es bei weitem nicht ſo genau, die Sitzungstage ausgenommen. Es iſt bei dieſen Leuten allen eine mehr oder weniger geregelte Lebensweiſe, weil ſie auch mehr oder weniger innerlich geregelt wurden, oder weil ihre geſellſchaftliche Stellung oder ihre geſellſchaftlichen Anſprüche ſie in Ordnung erhalten und ſogar auch in den Zeiten, wo man über der politiſchen Geſinnung den ſittlichen Werth von oben herab aus den Augen verliert (aber hüte man ſich, von oben herab dieſen Grundſatz zu predigen, das Volk iſt nicht der Meinung und dürfte ihm ſehr derb widerſprechen). Bei armen Leuten fehlt aber meiſt die innere und die äußere Regel, oder der Riegel, der das Weitergehen verſchließt. Ihre Anſprüche, die ſie verwirken könnten, beſchränken ſich höchſtens auf Steuern, und meiſt ſchlummert bei ihnen die Sinnlichkeit nur, und einmal erwacht, haben ſie kein Gewicht, ſie wieder in ihre Gränzen zu drängen. Daher ſieht man in dieſer Claſſe Tauſende, die Monate lang weder Wein noch Branntewein trinken, fangen ſie aber einmal an, ſo hören ſie nicht auf, bis ſie betrunken ſind oder kein Geld mehr haben. Ja, es gibt die ſogenannten Stören, die Tage, Wochen lang währen, wo jeder Tag eine Hudlete iſt, die bis auf ſieben Wochen dauert. So war einmal ein reicher Bauer, der, wenn er einmal, was aber ſelten geſchah, des Sonntags ins Wirthshaus gerieth, die ganze Woche dasſelbe nicht verließ, bis am Samſtag Abend ſein Knecht mit allen ſeinen ſechs Roſſen vor's Haus kam. Nachdem er dieſelben dort einige Stunden geſpienzelt, den Knecht auch halb gefüllt hatte, las er eins unter denſelben aus und ritt heim, der Knecht mit den fünf andern hinten d'rein.

Je öfter man dieſen Leuten Gelegenheit gibt, anzufangen, um ſo öfter werden ſie voll, oder ſaufen, bis ſie keinen Kreuzer mehr haben. Man kann darauf zählen, daß neunundneunzig von hunderten aus dieſer Claſſe, welche des Morgens in ein Wirthshaus gehen, Hudeln werden und Weib und Kinder hungern laſſen. Tauſende von dieſen Leuten ſah man Jahre lang auch des Abends ſelten im Wirthshauſe und an einem Werktag nie; ſie hatten das Wirthshaus weit und den Kreuzer lieb; es war ihnen bei ihrer natürlichen Trägheit zuwider, Abends noch eine halbe Stunde weit zu gehen; und den Tag über kam ihnen kein Sinn an das Wirthshaus, weil ſie keines ſahen; ſie blieben alſo den Tag durch bei ihrer Arbeit, des Abends ſtreckten ſie auf den Ofen lang ſich aus und ſchnarchten bald, daß die Strümpfe an der Ofenſtange in Blamp kamen. Nun wird ſolchen Leuten ein Wirthshaus vor die Naſe geſtellt, oder ein Nachbar erhält für 15 Batzen das Recht, über die Gaſſe zu verkaufen, was er will. Der Wirth will Gaſtig, der Nachbar Käufer; beide locken. Die Gedanken an's Wirthshaus erwachen, die Luſt beginnt, ſich zu regen. Wenn der Abend gar lang iſt und der Schlaf nicht kommen will, ſo denkt Hans: in der Pinte hätte er doch kürzere Zyti und er brauche nicht viel zu verthun, es ſei ihm ja nicht wegen dem Brönz, ſondern wegen der Geſellſchaft; er brauche ja nicht einmal die Holzſchuhe abzuziehen und Lederſchuhe anzulegen — und ehe man es ſich verſieht, iſt Hans ab dem Ofen, hat ſich aus der Thüre gedrückt und ſitzt in der Pinte.

Joggi hat Heu gerüſtet und es iſt gar ſtaubigs in dieſem Jahr. Es dünkt ihn, als ob ganze Fuder Kris in ſeinem Halſe wären; wes ume ache wär, denkt er, ache ſchwäyche wär z'beſt; kalts Waſſer macht ihm den Huſten, e Tropf vo d's neue Wirths Gbächete that's am beſten, bis zum Futtern hätte er gut Zeit. Und Joggi ſchwäycht ache, bis er ſo weit ache g'ſchwäycht het, daß er ehe halb futtert, weil's ne dücht, es ſyg ume halb ache u well geng wieder obſig u er müß no ga nache beſſere.

U Benz ſpaltet Stöck vor dem Hauſe am Morgen, u d'r Byſluft geyt ſcharf, u Benz het ume dünni Zwilchhösli a. Da ſieht er den einen um den andern in die Pinte gehen; es nimmt ihn verflümeret wunder, was ſie mit einander hätten, und je mehr der Byſluft ihm an den kalten Beinen trebelt, deſto mehr nimmt es ihn wunder; und e Hampfele Wärmi ga z'näh, denkt er, ſchadi nüt; und ehe er es denkt, ſitzt er im Pintli und ſäße vielleicht noch dort, wenn ihn ſeine Frau nicht heimgeholt hätte. Dieſe Leute merken den inneren Zug nicht, der in ihnen erwacht, ſie zu dieſen Genüſſen treibt und ihnen alle dieſe Vorwände an die Hand gibt. Denn das Alles ſind nur Vorwände, welche die Sinnlichkeit dem Verſtand vorſpiegelt, und der Menſch überliſtelet ſich ſelbſt achtundneunzig Mal, während er die ganze übrige Menſchenrace nur zwei Mal zu bereden ſucht. Dieſe Leute merken die ſteigende Gewohnheit nicht, das immer dringer werdende Bedürfniß nicht, ſie fühlen nicht, wie ſie immer willenloſere Sclaven einer Leidenſchaft werden; und wenn endlich Noth und Elend ihnen die Augen öffnen, ſo iſt's nur, um den glühenden Jammer über ſie auszugießen, der wie Wolkenbrüche über jeden einbrechen wird, der ſich als ſeinen eigenen Teufel erkennt, der ſich ſelbſt eine eigene Hölle heizt, heißer und immer heißer, der ſich bei lebendigem Leibe bei wachendem Verſtande in dieſer Hölle verkohlen fühlt. Daß jede neue Wirthſchaft wenigſtens ein halbes Dutzend ſolche arme Teufel mache, behauptete ich; erfahrne Männer behaupten, wenigſtens die Hälfte zu gering ſei meine Annahme.

Ich weiß es nicht. Welches Departement kann uns ſagen, wenn bei jeder neuen Wirthſchaft nur ein halbes Dutzend ſolcher armen Teufel herauskäme, wie manche arme Seele den Staat die circa 80,000 L. koſten, die er als Patentgebühr bezieht? Und wenn jeder dieſer armen Seelen nur ein Weib und zwei Kinder beſitzt und alle drei nur drei Jahre um ihr Elend und des Vaters Elend weinen, ſo ſagt mir, ihr Staatskünſtler, die ihr ſo viel aus euern Handbüchern zu reden wißt, in welchem Handbuche ſteht: wie viel Thränen dieſe unglücklichen Weiber und Kinder weinen, wie groß in drei Jahren der See würde, wenn alle dieſe Thränen zuſammen flößen? Ihr wiſſet es nicht, es ſteht nirgends, es ſteht auch nichts in des großen Herren angekündigter, aber nicht herausgekommener vierhändigen Staatswirthſchaft. Aber das weiß ich, daß ich dieſe Weiberthränen, dieſe Kinderthränen, die ſtromsweis fließen, weil hunderte von überflüßigen Wirthſchaften ſind, weil in dieſen Wirthſchaften nie mehr Feierabend wird, die Väter vom Abend bis am hellen Morgen ſitzen, an den Straßen ſitzen, bis es in die Kirche läutet, und aus dem Wirthshauſe beſoffen ins Gotteshaus gehen mit der Branntweinguttern und den Branntweingeiſt im Gotteshaus ſich eingießen, ſtatt eines andern Geiſtes — dieſe glühenden Weiber- und Kinderthränen möchte ich nicht auf dem Halſe haben, wahrlich lieber einen Mühlſtein am Halſe.

O Freiheit! ja du biſt ein Himmelskind, und dein Erſcheinen ſind goldene Liebesblicke, die der Vater da oben hinein in die Völker wirft. Aber wie entlaufene Kinder kommen mir die aus dir geſchnittenen Worte: Gewerbsfreiheit, perſönliche Freiheit, Glaubensfreiheit vor. Sollen dieſe Worte ſchrankenlos zu verſtehen ſein, dann kann man kein Gewerbe hemmen des freien Glaubens wegen, dann muß man jedem Glauben den freien Lauf laſſen, wenn er zum Gewerbe wird. Aus dieſem Grunde ſicherlich wurde ſchon zu mehreren Malen die Hauſierordnung auf Prediger und Lehrer angewendet. — Kann man den Glauben zu den Gewerben rechnen? kann man die Wirthſchaften zu den Gewerben rechnen? was kann man dann nicht mehr zu den Gewerben rechnen und was ſollte nicht frei ſein? O prächtig klingt das Wort von perſönlicher Freiheit.

Frei ſoll ſein der Mann, frei zu treiben was er will und mit wem er will, frei Weiber zu ſchlagen, Kinder hungern zu laſſen, frei ſtehlen zu können, ſo lange es ihm nicht beliebt zu ſagen: Ja, hochgeachtete Herren! ihr habt recht! ich bin ein Schelm! Frei ſoll der Mann ſein, ein Türke oder ein Heide ſein, ſeine Kinder zu Gott oder dem Teufel führen, ſein Weib des Teufels machen, ohne daß Jemand der Kinder ſich erbarmen, hemmend einſchreiten ſoll — das heißt perſönliche Freiheit. Jagt er aber ſein Gut dem Teufel zu und bezeugen es ſieben Zeugen, dann darf man etwas machen gegen perſönliche Freiheit. Alſo gönnt man dem Teufel eher Weib und Kinder, als Geld und Gut! — Aber iſt dann nur der Mann perſönlich frei, ſind Weiber und Kinder nicht auch Perſonen? Allerdings; und wenn ſie ſich von der väterlichen Gewalt mit eigener Kraft losmachen können, ſo ſind auch ſie frei, und Kinder können ihre Eltern ebenfalls hungern laſſen, wenn ſie wollen, können ſie hungern laſen bei bedeutendem Vermögen, können ſie halb todtſchlagen, und die hilfloſen Alten im Bette verbergen, und kein Hahn kräht darnach, wenn es ſchon alle Welt weiß. O du Lehre von der perſönlichen Freiheit, wie ähnlich ſiehſt du dem Grundſatz: daß der Stärkere Meiſter ſei! Nun ſoll im freien Lande der Geſammtwille der Stärkere, der Meiſter ſein, nicht die Willkühr oder die Thorheit von dieſem und jenem; und dieſer Geſammtwille will dieſe ungebundenen Freiheiten nicht, in welchen tauſende von Perſönlichkeiten zu Grunde gehen müſſen. Dieſer Geſammtwille erkennt neben Weibern und Kindern noch eine Menge Unmündige und Schwache im Lande, deren innere Freiheit noch nicht durch ſittliche und religiöſe Kraft errungen worden, die noch Kinder der Luſt ſind, Unmündige in der Erkenntniß des Guten und Böſen.

Von dieſen die Lockungen fern zu halten und ſie ſo viel als möglich von der Sünde abzuhalten, erkannte man in unſerem Ländchen als Nothwendigkeit, als ächt chriſtliche Bruderpflicht. Man betrachtete ſich ächt chriſtlich als eine große Familie, und in dieſem Sinne hießen ſonſt unſere Regenten Landesväter, die Vorgeſetzten der Gemeinden Gemeindsväter. Vergaßen ſie den Sinn in dieſen Worten, ſo war ihre Thorheit groß, ihre Sünde ſchwer;

aber eben ſo groß iſt die Thorheit, eben ſo ſchwer die Sünde, in unſer Ländchen, in unſere Familie die in Frankreich und in England und in Amerika ausgehegten Theorien verpflanzen zu wollen, durch welche große Staaten regiert, der Einzelne aber ganz außer Acht gelaſſen wird; da wohl frägt man dem Einzelnen gar nichts nach, ſei er wie er wolle; daß der Staat beſteht, iſt die Hauptſache, alles giltet der Staat, nichts der Einzelne. Aber iſt wohl der Staat um des Einzelnen willen da, oder der Einzelne um des Staates willen? iſt die Vervollkommnung der Menſchen oder die Ausführung einer Staatsidee Zweck des irdiſchen Lebens? Wer weiß, ob nicht in Meere von Blut die Vernachläßigung des Einzelnen über die Ueberhebung des Staates als eine weltgeſchichtliche Thorheit eingegraben wird und zwar bald. In England und Amerika drohen bereits die Blutbeulen aufzuquellen. — Wie viel Blut hat nicht bereits die Idee des Papismus, ob welcher der Chriſt vergeſſen wurde, gekoſtet.

Leibeigenſchaft und unbedingte perſönliche Freiheit ſind Gegenfüßler; liegt wohl das Rechte unbedingt im einen oder im andern oder anderswo? Sollte die perſönliche Freiheit nicht mit der innern ſittlichen Freiheit in irgend einer Verbindung ſtehen, die Schranken erweitert, verengert werden je nach dem Stand der innern Kraft und Einſicht? Liegt es nicht dem Staate ob, dieſes Verhältniß in ſeiner Geſetzgebung zu berückſichtigen, während dem Lehrſtand zukömmt, die innere Kraft, die Einſicht der Einzelnen zu erhöhen? Kömmt das Geſchrei nach Kirchenzucht nicht aus dem ängſtlichen Vorgefühl, was wohl aus uns werden ſolle, wenn der Staat unbeſonnen den innern Zuſtand der Menſchen nicht berückſichtigend ſeinen alten Standpunkt verläßt, die der Sünde vorbauenden Schranken einreißt, der Sünde vom Staat aus ſo wenig Folge gibt als möglich?

Es iſt das Geſchrei eines von einem unbeſonnenen Fuhrmann Gefahrenen, ein Verſuchen, an deſſen Stelle die Zügel zu ergreifen; aber das die unkundige Hand fühlende Roß würde dieſer unkundigen Hand kaum gehorchen.

O allweg iſt es ſchön im kleinen Ländchen, wo noch der Bruder für den Bruder ſorgt, daß er Speiſe hat für ſeinen Hunger und Kleider im Winter, wo der Bruder ſorgt für des Bruders Kinder, daß das Erbe des Evangeliums ihnen nicht vorenthalten werde. Ja ſchön iſt's im kleinen Lande, wo dem Bruder nicht gleichgültig iſt, fahre meine Seele zum Teufel in ſeine Qual; wo er nicht bloß dafür ſorgt, daß mein Haus nicht durch das ſeine entzündet werde durch Stroh oder Schindeln, ſondern wo er auch dafür ſorgt, daß meine Seele nicht entbrannt werde in unzähmbarer Luſt durch Brandfakeln ringsum, durch unbewachte Häuſer, aus welchen die thieriſche Luſt nach allen ſchwachen unmündigen Seelen ihre Arme ſtreckt.

Aber an Dursli's Seite war eben kein hütender Bruder, und ihre geilen Arme ſtreckten dieſe Häuſer immer umſchlingender nach ihm ſich aus, und aus den Häuſern hervor lockte immer dringender der wüſte Schnepf, und nach dieſen hin trieb den Dursli immer häufiger die eigene Luſt und das böſe Gewiſſen.

Die Beſtellungen nahmen gar kein Ende. Sah Schnepf heute den Dursli, ſo ſagte er ihm: Komm dann Morgen oder Uebermorgen um die und die Zeit dort oder dort hin, de ka ni d'r b'ſtimmte B'richt gäh, was geyt oder was ga ſoll. Dann gieng Dursli hin, mußte einige Stunden warten; das that er natürlich nicht z'leerem, ſondern bei einem Schoppen, einem Brönz; und wenn dann der Schnepf kam, ſo war er hungerig und durſtig, Dursli mußte mithalten, vielleicht noch zahlen, weil Schnepf ſagte: er hätte all ſein Geld ihrem Fürſprech geben müſſen; und ehe Dursli ſich's verſah, war der ganze Tag verſaumt und zwanzig Batzen verthan.

Dann lief nicht blos der Schnepf herum, ſondern noch andere Treiber, Aufhetzer durchſtrichen das Land, wenn ihnen zu Hauſe das Brod ausgieng oder der Appetit nach etwas von Fleiſch erwachte. Wenn nun der Eine oder der Andere von ihnen in ein Dorf kam, ſo gieng es faſt wie bei den Stündelern, wenn ein Prediger ſich zeigt, oder wie wenn ein Haaſe auf dem Felde ſich todt gelegt hat. Die Kunde fliegt von Haus zu Haus wie mit der Luft, und eine Verſammlig iſt z'weg, ehe man ſich umſieht; der Geruch fliegt durch die Luft, und als ob ſie in der Luft entſtünden, ſchneit es Krähen und Elſtern herbei, g'luſtig ihre Schnäbel wetzend. Ein Kreis von Hofſenden hatte ſich im Augenblick um das wandernde Haupt geſammelt und horchte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit und gläubigem Geiſte, was dasſelbe ihnen vorlog; und nach und nach ergriff ſie der Branntweingeiſt und bannte ſie feſt um ihr lügend Haupt herum bis gegen Morgen; und hatten ſie dann das eigene ſchwere Haupt einige Stunden zur Ruhe gelegt, ſo finden ſie am folgenden Morgen keine Luſt zur Arbeit in demſelben, wohl aber eine brennende Zunge, einen trockenen Hals, den Brand zu löſchen mußte man dann in's nächſte Pintenſchenk. Und wenn auch einer einige Zeit den Gelüſten widerſtund, die am Baume im Winde flatternde Flaſche winkte dem Durſtigen fort und fort, winkte immer dringlicher, bis ſie den Lüſternen weggewinkt hatte von ſeiner Arbeit.

Zu Allem dieſem ſagte anfangs Bäbeli wenig oder nichts; es war froh, daß Schnepf nicht wiederkam, und das Uebel in Dursli's Weggehen fühlte es noch nicht. Wenn eine Botſchaft Dursli wegrief, es richtete ſie noch freundlich aus; wenn er auf eine Reiſe ſollte als Ausgeſchoſſener, ſo ſalbete es ihm noch freiwillig die Schuhe.

Als allgemach die ungemachte Arbeit anwuchs, die Leute immer häufiger kamen, derſelben nachzufragen und mit allerlei Ausreden kaum abgethatigt werden konnten; als hie und da Bäbeli von einer Bäurin anzügliche Reden hören mußte: wie es beſſer wäre, Dursli hockete bei der Arbeit, als dem Lumpenzeug nachzulaufen und mit den hungrigen Landſtreichern gemeine Sache zu machen, es hätte ihm Niemand viel darauf, da fieng es doch an, dem Dursli vom Daheimbleiben zu reden und von ungemachter Arbeit, und machte ihm ein ſaures Geſicht, beides, wenn er gieng und wenn er heimkam. Als nach und nach das vorräthige Geld abnahm, als Bäbeli nicht blos die vorräthigen Batzen gar zu knapp abtheilen und nichts mehr anſchaffen konnte, ſondern in Dursli's Abweſenheit gar keinen mehr fand, und wenn er heimkam und es Geld forderte, in deſſen Sacke auch wenig oder nichts mehr war, dann ſagte es mit mutzen Worten und vermeukter Stimme: Es dücht mi, du ſottiſch's doch afe merke, was dys G'läuf abtreyt u wie's die Hudle mit d'r meine; albez hei m'r Geld g'ha ſo viel wie nöthig u jetz keis meh, u du wirſch de bal g'ſeh, wed ke Geld meh heſch, wie ſi d'rs mache.

Und wenn Bäbeli dieſes geſagt hatte, ſo machte es wieder ſein ſtilles Geſicht, das die einen für ein ſaures, die andern für ein wehmüthiges genommen hätten. Das that dann Dursli weh; es hatte ihn ohnehin ein inneres Unwohlſein, eine Unruhe ergriffen, denen er keine Namen geben konnte, ja deren Daſein er nicht wahrnahm, ſondern die er blos empfand. Weder er noch Bäbeli hatten eine Ahndung von der Gewalt, der Dursli ſich nach und nach ergab, von der Gewalt, die in der wachſenden Gewohnheit liegt, im Wirthshaus zu ſein, ſtatt im eigenen Hauſe, zu trinken, ſtatt zu arbeiten. Wenn dann Dursli unwohl ward bei Bäbeli's Brummen, ſo ſuchte er ſich zu rechtfertigen, als ob er für ſeiner Kinder Nutzen ſorge, für ſeine Familie, und doch wollte dieſer Grund ihm nicht wohl machen; er konnte kaum ein luſtig Liedchen mehr pfeifen zu ſeiner Arbeit; es war ein Grollen und ein Reiſſen in ihm, dem er keinen Namen geben konnte, das ihn nicht ruhig ließ, bis das Getümmel ſeiner Kameraden oder der Nebel eines Gläschens es übermannten. Und Bäbeli ließ ihn dann ziehen mit ſeinem ſtillen Geſicht und empfieng ihn wieder mit ſtillem Geſicht; mit ſeinen wenigen Worten glaubte es wahrſcheinlich, die Sache nur ſchlimmer gemacht zu haben, und es ward ihm leid, daß es Dursli böſe gemacht, ihm vielleicht unrecht gethan, aber es ſagte es nicht.

Dursli haßte aber das ſtille Geſicht als ſtätiger Vorwurf, dem er nicht widerſprechen konnte, noch mehr, als das aufbegehriſche; er ward immer unwirſcher und Bäbeli immer ſtiller. So gab's einen immer tiefern Riß zwiſchen beide; zwiſchen beiden erhob ſich das fürchterliche Ehegeſpenſt des Mißverſtehens, und keines hatte die Kraft, es zu verſcheuchen durch die Sonne der Liebe oder die Gewalt des Sturmes.

Es war Bäbeli nicht zu verargen, daß es nicht anders zu Werke gieng, es war halt ſeine Natur ſo, aber eben weil es gut wäre, wenn jeder Menſch ſeine Natur, und nicht blos ſeinen Magen kennen, meiſtern würde und nach den Umſtänden handeln könnte, komme ich wieder darauf zurück; und weil dieſes in einer Ehe nothwendig iſt, wäre es nicht zu viel, wenn man ſiebenzig ſiebenmal darauf zurückkäme. Daß zwei Naturen in einer Ehe zuſammenkommen, die zu einander paſſen, wie zwei Finger an einer Hand, iſt eine gar rare Sache.

Liebe und Furcht ſind es, welche die Welt regieren; Liebe zieht an, Furcht ſchreckt ab. Die einen Naturen laſſen ſich mehr abſchrecken, andere mehr anziehen; die einen Naturen vermöger beſſer durch die Furcht abzuſchrecken, andere beſſer durch Liebe anzuziehen.

Steht nun ein Weib über ihrem Manne, d. h., ſieht ſie, daß er übel fährt, auf üble Wege ſich locken läßt, will ſie ihn abhalten, bekehren, ſo muß ſie das entweder mit Furcht oder Liebe thun; und dieſe Liebe und dieſe Furcht müſſen nachhaltig wirken in jedem Augenblicke, wie der Magnet in jedem gegebenen Augenblicke abſtößt und anzieht. D. h., nicht nur hie und da muß die Frau eine Zärtlichkeit verſuchen oder hie und da einen Fluch oder einen Trumpf oder eine Mauggere, ſie muß auch nicht keifen wie ein Spitzhund, den man nicht fürchtet, der einen aber die Wände auftreiben kann mit ſeinem Gekläff, und muß eben ſo wenig mit zuckerſüßen Worten hold zu thun verſuchen hie und da. Die Liebe muß ſtark ſein und weich, muß beſtändig zu Tage liegen, muß des Mannes Herz ſtärker zu faſſen wiſſen, als die Sache, von welcher die Liebe ihn losreiſſen will; und dieſe Liebe muß verſöhnlich ſein, ſiebenmal ſiebenzigmal vergeben können in einem Tage; ſie darf aber nicht ſtumm ſein, ſie muß reden durch Mund und Augen. Und die Furcht, die das Weib einflößen will, muß gewaltiger und erſchütternder ſein, als der Zug zu der verpönten Sache, und dem Weibe müſſen in überlegener Willenskraft die Mittel, dieſe Furcht zu erregen, beſtändig bei der Hand ſein. Die Geſchichte lehrt uns, wie manches Weib gewaltige Männer gebeugt durch Liebe oder Furcht; und wie oft hört man nicht im täglichen Leben ſagen: Mit dem cha ſy Frau mache, was ſie will; oder: We dä ſy Frau nit förchte müßt, es wüßt ke Mönſch, was er afieng vor Ungattlichi.

Aber wohl muß das Weib unterſuchen: ob die Liebe oder der Wille größer in ihm ſei, wer ihr gewaltigere Mittel zur Hand ſtelle; es muß gut unterſucht werden, auf welcher Seite der Mann ſchwacher ſei, ob für die Liebe zugänglicher oder empfänglicher für die Furcht, ob ſein Herz obſig oder nidſig ringer gehe. Es gibt wenige Männer, die nicht durch Liebe oder Furcht zu bändigen wären, aber leider reizen viele Weiber nur und bändigen nicht; ihr ganzes Thun ſcheint ein ewiges Pröbeln, iſt's aber nicht, ſondern eben nichts anders, als ein willenloſes Nachgeben ihrer reizbaren und eigentlich furchtſamen Natur. Sie probiren erſt mit der Furcht, dann mit der Liebe, und keines recht, ſetzen mit beiden alle Augenblicke ab; ſticheln dann oder kupen, weinen oder jammern, kehren das Widerwärtigſte hervor, was ſie in der Seele haben, und machen das ſchmählichſte Geſicht, das ihr Leib vermag. Sie ſind weder liebenswürdig noch furchtbar, ſondern abſtoßend, unappetitlich, wandernde Seufzerbuchſen, ungeſalbete Wagenräder. — Das zieht den Mann weder an noch beugt es ihn. Es treibt ihn nur mehr und mehr aus dem Hauſe, macht ihn immer ſtarrer in ſeinem Unrecht, verhärtet ihn mehr und mehr in ſeiner wunderlichen Selbſtgerechtigkeit. Wie eigentlich ſeine Aufführung an ſeines Weibes Geſicht und Reden Schuld iſt, ſo behauptet er gerade das Gegentheil: ſeines Weibes Sauerkabisaugen vertreiben ihn daheim, bei einer ſolchen Rübreſſeln möge er nicht ſein.

Rein Weiber, wollt ihr Männer bekehren, nur kein juste milieu, etwas vom Rechten muß es ſein: nichts halb und halbes, nicht Wein und Waſſer. Doch müßt ihr nicht bei jeder ehlichen Reibung, bei jeder unangenehmen Empfindung meinen, der Mann müſſe bekehrt werden. Unterſucht erſt: ob die Urſache dieſer Reibung eine Eigenheit ſei, an die Ihr Euch zu gewöhnen habt, oder eine Verkehrtheit in Euch ſelbſt, die Ihr abzulegen habt. Gott hat nicht umſonſt dem Weibe die biegſamere Geſtaltung gegeben, es ſoll dem Manne vorangehen in den Bekehrungen. Soll aber der Mann ſich wirklich bekehren und traut Ihr Eurer Liebeswürdigkeit oder Eurer Kraft nicht, oder glaubt Ihr des Mannes Herz feſtgeroſtet wie die Stockſchraube in einem alten Dragonerkarabiner, ſo denkt an ein köſtlich

Wörtlein. Es bringt nicht Luſt zwar, klingt nicht wie Jubel, aber es legt gar kühl ſich auf's heiße Herz, ſchmiegt gar weich und heilend ſich auf blutige Wunden — „Ergebung" heißt's.

Bäbeli fand dieſes Wörtchen lange nicht; und als es dasſelbe endlich fand, gieng es lange, bis es demſelben ein Plätzchen gemacht hatte in ſeinem jammervollen Herzen. Als aber einmal dieſes Wort ein Plätzchen fand, ſeine Würzlein zu ſchlagen, da übte es auch ſeine wunderbar heilende Macht. Bäbeli vermochte geduldiger zu tragen ſein Leid, geduldiger zu warten auf die Stunde, die ſein Herz ihm breche, oder die Stunde, die Duroli's Herz wieder wende. Aber viel litt das arme ſtille Bäbeli bis dahin.

Man vermag wirklich ſelten die tiefen Gemüthsleiden eines ſtillen gemüthlichen Weibes ſich vorzuſtellen, deſſen Mann ihm entfremdet von fremden Halunken der Arbeit entriſſen und in ein Leben geführt wird, welches das Weib mehr in ſeiner Einbildungskraft ſich vorſtellt, als durch Anſchauung kennt. Dieſe Leiden pfupfen nicht, knallen nicht, liegen nicht zu Tage wie Wunden von Hieb oder Schuß, ſie bluten nur innerlich; darum bemerken wenige Menſchen ihr Daſein und noch weniger denken ſie ſich den Schmerz, den ſie bringen. Aber man denke ſich einmal ein Weib, welches nicht bloß Sinnenluſt einem Manne gleichſam zugeſprengt hat, ſondern das durch eigentliche Liebe an ihn gebunden worden und glücklich mit ihm geweſen und gemeinſam mit ihm ihres Glückes, ihrer Kinder ſich gefreut hat. Man denke ſich dieſes Weib, wenn es allmählig wahrnimmt, wie eine andere Gewalt des Mannes ſich bemächtigt und ihn wegzieht von Weib und Kind. Und dieſer Gewalt weiß es in ſchüchternem Herzen nichts entgegenzuſetzen und weiß auch das Leid darüber in keinen Vergnügungen, keinen Luſtbarkeiten zu verflüchtigen. Es ſitzt daheim und ſinnet ungeſtört darüber nach, wie es ehedem geweſen und jetzt es iſt. Es ſitzt einen ganzen Tag daheim allein an ſeinem Rade und treibt mit einem Fuße die Wiege, mit dem andern das Spinnrad; leer iſt des Mannes Arbeitsſtuhl, aber rings um denſelben der Arbeit die Menge, und hie und da heiſchet Jemand am Fenſter und fragt: ob ſeine Sache fertig ſei oder wie lange er denn noch warten müſſe? und die Kinder fragen: wo der Ätti ſei und wann er wieder heimkommen werde? Und das Mütti ſitzt am Rade und weiß keinen andern Beſcheid zu geben, als: es wüß es nit. Muß da nicht in ſeinem Herzen die Bitterkeit ſich anſetzen und vor ſeiner Seele müſſen da nicht aufſteigen Gedanken, einer düſterer als der andere? Müſſen dieſe Gedanken es nicht führen in die Schlupfwinkel des Mannes, ſeiner G'ſpur nach? Da kömmt dann die Trauer, daß er ſo herzgut, wie er geweſen, ſolchem Treiben ſich ergeben, mit ſolchen Menſchen laichen möge; dann kömmt das Mißtrauen und die Eiferſucht, und die denkt: wie ein Laſter am andern hange und wie der und jener von des Mannes Kameraden auf dem Weibervolk ſei, und wie in dieſem und jenem Schlupfwinkel anläßige Menſcher ſeien und wie der Mann ein alerter ſei und was nun wohl alles da geben möge. Und während dieſes Alles gehe, müſſe es daheim ſitzen, genug thun, werde vielleicht noch ausgelacht und verſpottet.

Da kömmt dann wohl der Zorn wild auflammend, und leider müſſen bei mancher Mutter dieſen Zorn die Kinder entgelten; doch bei Bäbeli nicht.

Und wenn der Mutter durch das unſtäte Leben des Mannes die ganze Laſt des Haushalts allein auffällt, wenn alles auf ihr liegt, ihre Kräfte von jeder Seite in Anſpruch genommen werden und ſie in jedem Augenblicke mehr die Unzulänglichkeit dieſer Kräfte fühlt, muß da nicht die Ungeduld ſich ſteigern zu faſt unerträglichem Grade? Wenn die Frau allein ſorgen ſoll, daß die Kinder Eſſen und Kleider haben, wenn ſie nicht nur kochen, ſondern auch pflanzen muß, allein Erdäpfel ſetzen und ausmachen, eine Kuh beſorgen, graſen, heuen, melken, wenn ſie noch ſpinnen ſoll dazu und Kinder haben und die ältern Kinder gaumen und in Ordnung halten, die Kinder alle noch klein ſind, daß man ſie mit einer Wanne alle decken könnte, ſie vom Morgen bis zum Abend auf den Beinen ſein muß und oft ganze Nächte durch Kindern abwarten, und ſie dennoch bei allem Fleiß nicht kommen mag, die Erdäpfel nicht zu rechter Zeit geſetzt und ausgemacht, das Heu b'regnet wird, und unterdeſſen treibt der Mann ſich ſorgelos ſeinem luſtigen Leben nach: ſo denke man ſich doch, was für Gedanken dieſe arme Frau zu ihren Arbeiten auf ihr Lager, wo ſie vielleicht keine Viertelſtunde ſchlafen kann, begleiten müſſen.

Und wann dann endlich zu dieſem Verlaſſenſein, dieſen Bedürfniſſen noch die Noth kömmt, unabwendbare fürchterliche Noth, wie furchtbar muß da des Weibes Gemüth nicht umnachtet werden? Wenn die Mutter Milch kaufen ſoll und es iſt kein Geld mehr da, wenn die Kinder die Mutter um ein klein Schnefeli Brod bitten und es iſt keines mehr in der Tiſchdrucke, wenn die Mutter kochen ſoll und ſie hat keinen Schmutz mehr im Häfeli, wenn der Winter kömmt und es iſt kein warmes Kleidli mehr da, kein ganzes Schühlipaar, wenn ein für den Haushalt unentbehrlich Stück nach dem andern verkauft wird und kein Kind erhält ein Brösmeli Brod aus dem Gelde, wenn Gläubiger um Gläubiger Geld wollen und keiner befriedigt werden kann, wenn ein Menſch nach dem andern das Weib verächtlich behandelt und es vermag ſich doch Alles deſſen nicht, wenn die Kinder weinend fragen: warum ihnen die andern Kinder den Atti und das Mütti vorhalten und die Mutter keine Antwort weiß, wenn der Atti voll heim kömmt und die Kinder in ihren armſeligen Bettlein hungerig ſchnüpfen, wenn der Mangel, der Jammer immer größer wird und der Atti immer verthunlicher — ſagt mir, Leute, was muß wohl des armen Weibes Seele erfaſſen?

Wehmuth, Jammer muß das Weib ergreifen, wenn es ſich ſo tiefer und tiefer ſinken ſieht unter alle die, denen es früher gleichgeſtanden oder über ihnen. Vor den Leuten mag es ſich nicht mehr ſehen laſſen, die ihm früher ſeine Heirath gewehrt oder ihm dieſelbe mißgönnt hatten. — In der Gattin Herzen ſtreitet die alte Liebe mit der neuen Bitterkeit, das Leid um den verſinkenden Mann mit dem Zorn über ſeine Schuld an ihrem Elend.

In der Mutter Herzen wölbt ſich wie mit Solothurner Stein unſäglicher Schmerz über ihrer armen Kinder Loos, unſäglicher Kummer über ihr künftig Schickſal. Was ſoll aus den armen Würmern werden in dieſem Elend mit dem liederlichen Vater Tag um Tag vor Augen, mit der immer thränenden Mutter, der immer mehr die Kraft ausgeht, für's Nöthigſte zu ſorgen, und noch vielmehr die Kraft, die Kinder aufzurichten in dieſem Jammer und in dieſem Jammer zu verklären ihre unſchuldigen Seelen?

Wer zählt mir wieder die Zahl dieſer fürchterlichen Stunden, die ausſchweifende Männer ihren armen Weibern bereiten? Und wenn dann in ſolchen Stunden der Teufel an das gepeinigte Herz trittet, ſich da einzuniſten, böſen Saamen auszuſtreuen, dieſes Herz zu verhärten, die Selbſtſucht über die Mutterliebe, die eigene Luſt über die Treue und die Pflicht zu erheben ſucht, wer hat den Teufel herbeigerufen und ihm Platz gemacht an des Weibes Herz? Und wenn dem Teufel ſein Werk gelingt, wenn er das Weib in des Mannes Fußſtapfen zu bringen vermag, wenn es ihm gelingt, die Mutter wie den Vater zu dem Teufel ihrer eigenen Kinder zu machen, wer trägt die Schuld?

Und um die Seelenleiden eines ſolchen gepeinigten Weibes kümmern ſich Wenige, am wenigſten die, von denen die Pein ausgeht. Und wenn einmal aus dieſen Herzen der Jammer bricht ſtromsweiſe oder nur in einzelnen Lauten, ſo hat der Mann keine Ahndung des innern Zuſtandes, den er ſelbſt erzeugt, er fühlt nur das Läſtige der Vorwürfe, das Unangenehme, angeklagt, beſchuldigt worden zu ſein, das Peinliche des Gefühls eigenen Unrechtes, das er ſich zwar ſelbſt nicht eingeſteht, er poltert auf und nimmt die Stimmung ſeines Weibes zum Vorwande, fortzulaufen, weil bei einer ſolchen jämmerlichen Frau es nicht auszuhalten ſei.

So waren auch einſt dem Bäbeli Jammertöne entfahren, als es eine Kachle wollte heften laſſen und nicht zwei Kreuzer im ganzen Hauſe waren für die nöthigen Häfte, und Dursli brannte auf über dieſe Verkündiger des innern gewöhnlichen Zuſtandes ſeiner Frau, die er nur für Ausbrüche zufälliger Laune nahm, und lief fort ſeine gewohnten Wege.

Als er ſo recht häſſig und haſtig in's Pintenſchenk kam, wo Schnepf bereits oben am Tiſche ſaß, in der einen Hand ſeine Tubackpfeife, in der andern das Meſſer, und Dursli lange nicht luſtig werden wollte, fragte ihn Schnepf: warum er ein Geſicht mache, als ob er hundert dörnige Wedeln gefreſſen hätte? Er hätte heute noch nichts Süßes gehabt, antwortete Dursli. Dy Frau wird d'r aber d'r Plätz g'macht ha, ſagte Einer. Dyni wird o nit geng di freinſti ſy, ſi werde Alle glych ſi mit pflänne u pläre, we's nit nah ihrem Gring geyt, ſagte Dursli. Ja we di Dolders Wyber nit wäre, es wär eim z'halb bas, mi wär ganz e angere Mönſch, ſagte ein Dritter, und doch thut me ſo dolders dumm, bis me eini het. Es chunt ne aber bim Dolder wohl, daß me nit cha hingerfüre näh, da müßte meh als die Halbe wieder ſühne nah me ne Ma, wie d'Hüng, we d'r Mon ſchynt. Mi müß die Dolders Husgränne usklopfe, u we ſi z'faſt brülle welle, ne d'r Gring i Brunntrog ſtoße, es beſſeri grad, ſagte ein alter Rother. Ja d'r Wyber t'wege mache er kein ander Geſicht mehr, ſagte Schnepf, ſein Weib könne ſeinetwegen kären und plaren, ſo viel es wolle, das mache ihm gerade ſo viel, als ob eine Mücke in's Emmenthal fliege. Und wenn ſie nicht ſchweigen wolle, ſo gebe er ihr eines zum Gring, daß ſie ſturm werde, dann vergeſſe ſie das Brüllen. Albetz ſei er auch noch böſe geworden, und nichts hätte ihn ſo taub gemacht, als wenn ſie immer Geld gefordert, und wenn er ihr keines gegeben, ihm vorgehalten hätte, er brauche alles für ſich. So ne Frau ſei nie z'friede, bald wolle ſie Geld für Schmutz, bald für Salz, bald für Mehl, bald für Kaffee, bald für Milch, bald hätte ein Kind ein Gloſchli nöthig, bald ein Paar Schuhe; es nähm ein d'Tüfels Wunder, was ſie o alles z'rſinne wüſſe, für Geld z'bruche. Aber er ſei allbetz bald fertig mit ihr. Er ſage ihr: ſie hätte die Kinder gehabt, ſie ſolle jetzt ſehen, wie ſie es mache. Wenn ſie etwas freſſen wollten, ſo könnten ſie es verdienen; er müſſe auch ſehen, wo er es nehme, wenn er freſſen wolle. Und wenn ſie hoffärtigi King well, ſo ſoll ſie ihnen anſchaffen, ihm ſeien ſie lang recht ſo. Wo är ſo ne Bueb g'ſi ſyg, ſyg er o nit geng g'ſundiget g'ſi, u heyg meh blutt Füß g'ha, als Schuh d'ran. U de ſöll ſi ga heuſche, es thüis dene D. Bure ſauft, ne o öppe z'helfe, u b'ſungerbar de G'vatterlüte, dene müß me jetz hüt zu Tag afe geng d'r Verſtang mache, vo ne ſelber heygene afe wenig meh. U we ſi de no geng nit ſchwyge well, ſo gäb er e eis z'm Gring u gang de. Mi müſſe ſich von denen D.

Wybere nicht regieren laſſen, ſonſt wär d'Kilche grad nit meh z'mitz im Dorf. Und wenn ſie zu wüſt thäten, ſo ſolle man ihnen nur ſagen: ſi heyge eim für z'Tüfels G'walt welle, ſi ſölle eim jetz ha — das g'ſchweyget die Meiſten. Das g'ſchweyget d'r Dyni o, Dursli, ſagte Schnepf, we ſi ſcho eini vo de Wüſtiſte iſt. Du mußt ſe aber angers i d'Finger näh, wed e Ma ſy wit. Ih hät er e ſcho lang d'r Gring halb abg'ſchriſſe. Du mußt ſe rangiere wie ne Schwabe-Mähre, ſuſt iſt grad niemere ſicher um ſe ume. So predigte Schnepf ſeine radikalen und im Schwabenlande nationalen Grundſätze. Wenn das Politiſiren zu Ende war, ſo verhandelten ſie gar oft die Weiber, und jeder erzählte, wie er es ſeiner Frau reiſe und wie er ſie rangiere und wie man die Weiber am beſten bodigen mög. Es gieng faſt wie im Schallenwerk, wo jeder Dieb der größte ſein will und die Andern b'richtet, wie ſie es machen müſſen. Und während ſolchen Verhandlungen ſaßen die Weiber daheim und weinten und thaten hungrige Kinder zu Bette! Allein mit dieſen öffentlichen Vorleſungen begnugte Schnepf ſich nicht. Da er Bäbeli privatim auf der Mugge hatte, ſo hielt er Dursli noch Privatvorleſungen auf jedem Gang und ſagte ihm, wie er Bäbeli z'weg nehmen ſolle. Sie mußten Wirkung thun dieſe Vorleſungen und thaten es auch bei Dursli; doch hatten ſie nicht die, welche ſie bei vielen andern und ſelbſt ſchwachen Männern gehabt hätten. Dursli war ſehr gutmüthig, und das ſind bekanntlich nicht alle ſchwachen Männer, obgleich gemeine Leute, d. h. Leute, die nicht nachdenken, ſondern nur nachplappern, ſehr oft Gutmüthigkeit und Schwäche verwechſeln. Es gibt ſchwache Männer, die holliſch giftig ſind, und eben weil ſie nicht gewaltthätig ſein können, Gift in jedes Leben rühren, das ſie umgibt. Dursli mißhandelte ſeine Frau nicht mit den Fäuſten; aber wären eigentlich Schläge nicht leichter zu ertragen, als ein ſtätiges, immer wachſendes Elend? Wäre ein zu Zeiten aufbrauſender, d'reinſchlagender Mann nicht leichter zu ertragen, als einer, der mit wildem Geſicht des Abends heimkömmt, mit finſterem Geſicht des Morgens aufſteht, finſtere Blicke überall herumſendet, ſchnöde Worte austheilt, mit Niemand zufrieden iſt, weil er es mit ſich ſelbſt nicht kann, der wie ein finſter Geſpenſt im Hauſe herumgeht, bei deſſen Verſchwinden Alle erſt neu aufathmen und doch dieſes Verſchwinden wieder beweinen müſſen, weil es das Mark aus dem Hauſe ſaugt? Ja das Ehegeſpenſt des Mißverſtehens ſtund zwiſchen Bäbeli und Dursli immer finſterer, grauenvoller, drohender; es ſtund aber auch zwiſchen dem Vater und ſeinen Kindern.

Dursli hatte gar luſtige und liebe Kinder; klein waren ſie wie Ankenbälli, mit rothen Backen und Augen wie Reckholderbeeren darin. Dann wuchſen ſie auseinander ſchlank und ſchnell, wie das Werch in der Bünde, waren g'lernig und anſchlägig und poßliger Art, faſt wie Dursli, nur das älteſte, ein Mädchen, ſchlug mehr der Mutter nach. Und Dursli hatte gar b'ſunderbar große Freude an ſeinen Kindern gehabt, und die Kinder hiengen auch an ihm wie Kletten. Er konnte früher ob ihnen alle Kameradſchaft, alle Wirthshäuſer vergeſſen, ganze Sonntage mit ihnen g'fätterle, und zu Kram für ſie reute ihn kein Geld. Bäbeli, hatte er oft geſagt in ihren guten Tagen, es iſch doch e Freud, ſellige King z'ha, für die reut mi kei Arbeit nüt, u we nis Gott g'ſung laht, ſu muß öppis a die g'wängt ſy, das muß nit ume ſo grad ane Holzbödeler gäh. Und Gott ließ den Dursli geſund am Leibe, aber ſeine Seele wurde krank, und das mußten die armen Kinder ſchwerer entgelten, als wenn ſein Leib krank geworden wäre. Ach gar viele Kinder jammern um den Atti, wenn er auf dem Siechbette liegt; ach noch vielmehr Kinder hätten Urſache, blutige Thränen zu weinen, weil ihr Atti in den Stricken des Teufels liegt, denn wer muß der Väter Sünden büßen — nicht die Kinder bis in's dritte und vierte Geſchlecht? Wo das Laſter über der Väter Seelen kömmt, da weicht meiſt die elterliche Liebe aus ihrem Herzen. Wo einer böſen Lüſten nachgeht, auf Koſten der Familie der Selbſtſucht fröhnt, da werden ihm die Kinder allmählig nicht nur fremd, ſondern läſtig. Zudem drückt es wirklich auf Niemand ſo ſchwer, als auf die Kinder, wenn Zwieſpalt iſt zwiſchen den Eltern, wenn dieſen jede frohe Laune ſchwindet, wenn ſie nur trübe, ſaure Geſichter im Hauſe herumtragen. Die Kinder ſind meiſt fröhlicher

Art, der Freude ſo empfänglich, lachen ſo gerne, und lachen und ſpaſſen namentlich mit den Eltern ſo gerne, und dieſes Spaſſen und Lachen iſt eine von Gott gegebene Wohlthat. — Dieſe Fröhlichkeit der Kinder iſt das Frühlingswetter, welches die ſauren Schneewolken des Winters ferne halten ſoll. Wenn nun aber Vater und Mutter nicht reden, wenn ſie beiſammen ſind, oder blos zankend oder ſchnuzig, oder wenn die Mutter weint oder ſeufzt, wenn der Vater fort iſt, da findet das heitere, offene Gemüth der Kinder keine offene Herzen mehr bei den Eltern, ihre kindliche Freude wirft keinen fröhlichen Schein mehr auf der Eltern Geſicht, findet keinen Wiederklang mehr in ihrer Bruſt, aber einen trüben Schatten wirft das elterliche Verhältniß in ihr junges Leben hinein. Und die Kinder haben ein unendlich feines Gefühl für die Liebe; ohne Nachdenken empfinden ſie, von welcher Seite her der Schatten fällt in ihr junges Leben hinein, wo Liebe walte, wo Sehnſucht herrſche, ob des Vaters oder der Mutter Herz für ſie ſchlage. Wo Beider Herzen für die Kinder ſchlagen, in beiden Herzen Liebe wohnt, aber Beide ihre Liebe nicht mehr verſtehen, wo das Ehegeſpenſt des Mißverſtändniſſes zwiſchen ſie getreten iſt, Eigenthümlichkeiten oder Vorurtheile die Strahlen der Liebe auffangen und als Blitze des Haſſes wieder geben; wo dieſe Blitze die Kinder umzüngeln und weinend in die Ecken treiben, da treibt der Teufel ein traurig Spiel. Und wird dieſes Teufelſpiel nie ein Ende nehmen, wird den armen Kindern an ihrem kindlichen Himmel nie ihre eigentliche Sonne wieder aufgehen, die elterliche Einigkeit und der aus der Einigkeit emporblühende Frohſinn?

Wo nun die Kinder die Selbſtſucht fühlen, wo ihre Seelen den Störer ihrer Freuden ahnen, da entfernen ſie ſich unwillkührlich. Wo aber ein böſes Gewiſſen hauſet, da fühlt es nicht blos jedes Wort, es achtet auf jede Miene und deutet oft das Argloſeſte als Zeichen von Groll und Mißtrauen; ſo fühlt der ſelbſtſüchtige Vater eben ſo fein und ſcharf, wie die Kinder ſeine Selbſtſucht, das Kinderentfremden, das Erkalten ihrer Liebe. Und daß das böſe Gewiſſen entweder wegtreibt oder hart und roh macht, weiß Jedermann. So trieb es auch Durſli von den Kindern weg, als den lebendigen Zeugen ſeines Unrechts, als den nie verſtummenden Vorwürfen ſeiner väterlichen Untreue.

Und wenn nun aus Bäbeli's innerlichem Jammer zuweilen Worte brachen, Worte des Jammers über das Loos ihrer armen, armen Kinder, die es ſo bös hätten, von den Leuten ſo verachtet würden, faſt keine Kleidchen mehr hätten, ſo daß es ſie kaum mehr in die Schule ſchicken dürfe, ſo erbarmten den Dursli ſeine Kinder vielleicht im Herzen, aber er machte ſich hart und verbarg ſich hinter Schnepf's Worte: Er hätte es auch nicht beſſer gehabt in ſeiner Jugend, hätte auch nicht mehr in die Schule gehen können; er wüßte nicht, warum es ſeine Kinder beſſer haben ſollten!

Das nun war nicht wahr, Dursli hatte es beſſer gehabt; auf alle Fälle hatte er keinen liederlichen Vater gehabt, der ihm vor dem Munde weg das Brod verſoff; und hätte er wirklich es nicht anders gehabt, als jetzt ſeine Kinder, ſo war doch ſeine Rede eine jeden Vater ſchändende Rede. Aufgewieſen und wider ſein eigentliches Weſen war Dursli unter die Väter gerathen, die in ſündiger Selbſtſucht, in ſtrafwürdiger Verblendung ihre eigene geiſtige Verblendung nicht erkennen und den Kindern leiblich und geiſtig nichts Beſſeres gönnen, als ſie genoſſen. Ih ha o nit meh g'lert u has doch müſſe mache, my Alte het mi no angers z'weg g'no; ih ha o nit gut g'ha, es thut nes ſauft e ſo, u bi doch z'weg cho; u we de my Bueb e ſövel macht als ih, ſu chaner z'friede ſy, er cha de minethalb ſini King angers la lehre, wes ne freut. Das ſind dieſer Väter Redensarten, die, Grauen erregend, wiederhallen in Dörfern und Städten. Das ſind aber nicht blos Redensarten, ſondern nach denſelben werden tauſende von Kindern erzogen, ſollen nichts lernen, weil der Vater nichts gelernt, ſollen bös haben, weil die Mutter bös gehabt, ſollen z'Kilt laufen, weil es auch der Vater gethan, und müſſen vielleicht tauſendmal hören: du biſch e lende, wo ni ſo alt bi g'ſi wi du, ſu bi ni e angere Kerli g'ſi, da iſch Niemere ſicher uf d'r Gaß g'ſi, es het mi Alles g'förchtet wyt und breit.

In allen dieſen Vätern iſt entweder die ſo oft und beſonders bei dummen oder beſchränkten oder einſam lebenden Menſchen anzutreffende Selbſtverklärung, in der ſie in ſich das unübertreffbare Urbild aller Geſcheutheit und Geſchicklichkeit erblicken, neben dem alle andern Menſchen nur ſeien ungefähr was ein Kalb neben einer Kuh.

Es hat ſicher ſchon Mancher, wenn er ſo einen rechten vierſchrötigen Tribel aus irgend einem Tannwalde, wo man niemand Zweibeiniges ſieht, als alle halb Jahre den Polizeier, wenn er an die Hausvätergemeinde bietet, vor ſich hatte, die angenehme Empfindung gehabt, auf deſſen Geſichte ellenlang leſen zu können: red du ume, du biſch ume es Kalb; doch dieſe Empfindung könnte ſich auch wiederholen, wenn man mitten in einer Stadt ſtünde und nicht vor einem Tribel, ſondern vor einem Herrn, der aber ungefähr mit gleichem Grunde ein Geſicht macht eben wie ein Tribel.

Oder in dieſen Vätern iſt ganz einfach des Teufels zweitgebornes Kind, der Neid, der den Abel erſchlagen, und der nicht will, daß Jemand es beſſer habe, beſſer ſei als er, ſelbſt das eigene Fleiſch und Blut nicht.

Das iſt aber eine traurige Väterrace, die den Glauben nicht in ſich trägt, daß die Erfahrungen, die Entbehrungen und die Entdeckungen, die Leiden und die Freuden der früheren Geſchlechter zu gut kommen ſollen den nachfolgenden Geſchlechtern, die dieſen Glauben nicht durch das Streben ausdrückt, aus ihrer Kinder Leben alles zu entfernen, was in die eigene Jugend verkrüppelnd, ſtörend, trübend hineingeragt hatte, in ihrer Kinder Jugend alles hineinzuziehen, was erſt das jugendliche Sehnen, nun die männliche Erfahrung ſchmerzlich vermißt. Ja das iſt eine traurige Väterrace, die nicht Allem aufbietet, in ihren Kindern das Ebenbild Gottes ſchöner und freudiger aufzurichten, als es ſich in der eigenen Bruſt geſtalten konnte.

Aber es war mit der wachſenden Selbſtſucht des Laſters auch der immer wachſende Mangel, der Dursli immer engherziger machte, ein immer herzzerreißenderer Mangel.

Es gibt eine Menge Familien, die in einer gewiſſen Art von Wohlſtand leben, und Aermere ſagen von dieſen bald: die hätten Geld zum Freſſen, Geld genug, ſo viel als Steine. Aber der Grund, auf welchem dieſer Wohlſtand ruht, iſt gar ſchmal, darum auch durch geringen

Wellenſchlag untergraben und eingeſtürzt. Der Grund beſteht im Ertrag von etwas Land, oder im täglichen Verdienſt. Einjähriger Mißwachs, der Verluſt einer Ziege oder einer Kuh können ſolche Leute auf Jahre ſchlagen oder in Mangel verſetzen; Krankheiten der Familienglieder, daherige Ausgaben haben ſchnell das vorräthige Geldlein aufgezehrt, und es beginnt mühſelig zuzugehen in der Haushaltung; wird der Vater krank, ſo müſſen alle Andere ſich aufraffen zu ungewohnter Anſtrengung, ſonſt reißt Mangel ein. Jede ungewohnte Ausgabe wird fühlbar und muß durch verdoppelte Anſtrengung gut gemacht werden, wenn es nicht rückwärts gehen ſoll. Wenn einmal Vater und Mutter z'Marit gehen, ſich da einmal vergeſſen, eine Halbe nach der andern b'ſchicke und noch einkehren auf dem Heimweg, ſo muß es die Haushaltung Wochen lang entgelten; das Brod wird noch mehr geſparrt, der Kaffee dünner gemacht nud die Mehlſuppe um ein Bedenkliches lauterer. Wenn nun aber ungewohnte Ausgaben faſt täglich wiederkehren und wenn in dem Maße als der Verdienſt abnimmt, zurückbleibt, die Hudelzeit immer länger, die Arbeitszeit immer kurzer wird, ſo kann jeder Vernünftige ſich denken, wie in einer ſolchen Haushaltung bald aller Wohlſtand aufgezehrt und Noth und Jammer immer ſchneller kommen, immer tiefer ſich einfreſſen müſſen.

Und wer zählt im Kanton Bern die Haushaltungen auf ſchmalem Boden, denen durch die neuen Wirthſchaften, durch die politiſchen Aufregungen die Ausgaben vermehrt, der Verdienſt verringert, der Grund ihres hablichen Seins weggefreſſen wird? Wer thut die Augen auf und ſieht, wie Eine um die Andere ins Elend fällt, von der Noth verſchlungen.

Wir haben bald ſieben gute Jahre hintereinander gehabt, in denen das Brod nicht theuer war, die Erdäpfel wohl geriethen; laßt nun magere Jahre kommen, nur zwei hintereinander, laßt die Lebensmittel theuer werden, dann wird man die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagen ob dem Elende, das an den Tag kommen wird in den niedern Claſſen, ob der Maſſe neuer Armen, die auf einmal vor den Thüren der Gemeindsſtuben ſtehen. Und ſie werden kommen dieſe magern Jahre; vor und nach

Joſeph haben auf die fetten Jahre die magern nie gefehlt; und wer weiß, ob ſie nicht bereits vor der Thüre ſtehen, zum Einbrechen ſich rüſten? wie dann, wenn in den fetten Jahren nicht geſpart, ſondern gegeudet wurde, wenn die Armen keinen Sparpfennig haben, die Regierungen keine Hand voll Korn, dem Wuchern zu wehren, die Caſſen leer ſind? Wird man da aus Kieſelſteinen Brod machen können und auf den Straßen die Erdäpfel zuſammenleſen oder volle Kornkäſten finden?

In dieſe Klaſſe von ſchmalem Grunde gehörte auch Dursli; er war daher bei ſeinen Ausſchweifungen bald geldlos, und doch gehörte er unter die Hablicheren in dieſer Claſſe. Er beſaß ein Häuschen, brauchte alſo keinen Hauszins zu bezahlen, er konnte nothdürftig eine Kuh halten, braucht alſo wenig Milch zu kaufen, kein Land zum Pflanzen zu empfangen, und doch wurde ſein Hudeln alſobald fühlbar.

Seinen Verdienſt begann er im Sack mit ſich zu tragen, legte ihn nicht mehr ins Gänterli; dort war ſelten ein Kreuzer mehr.

Aus ihrem kleinen Heimweſen bei den vielen Kindern konnte wenig oder nichts gelöst werden; Bäbeli mußte daher jeden Kreuzer, den es in die Haushaltung brauchte, dem Dursli abbetteln, und erhielt ihn gewöhnlich mit Widerwillen.

Da Dursli immer weniger arbeitete, ſo reichte für ihn ſein Verdienſt nicht hin. Er hatte auf einmal eine Menge überflüßige Sachen, von denen er ſonſt geſagt hatte: er well ſe emel no b'halte, ſi chöme eim geng chumlich. Er hatte einen Habersack zu verkaufen, ein altes Flintli, dieß und jenes von ſeinem Vater ſel. In allen Ecken ſah er etwas, das im Weg war, das man nicht mehr brauchte, ſelbſt Werkzeug, fand er, hätte er allerlei, das nichts abtrage, das man des Jahrs nicht einmal brauche. Er ließ ſich auskommen mit allen Vorräthen und namentlich mit Holz, deſſen ſein Vater immer für manches Jahr vorräthig gehabt, und eben deßwegen ein ſo berühmter Holzbödeler geweſen war. Im gelösten Geld war kein Segen, es verſchwand immer, wie Schnee in der Maiſonne (ehedem ſagte man Merzſonne); und wenn Dursli es nicht ſelber brauchte, ſo wurde es ihm von Andern abgezapft; denn von dem Geſindel, mit dem er ſich abgab, wurde er gewaltig mißbraucht, dafür ihm dann alle Ehre angethan und ihm vorgerühmt, wie er ihre Stütze ſei und was er einſt alles werden müſſe und wie ſie an ſeine Gutthaten ſinnen werden. Als endlich alles Ueberflüſſige fort war, gerieth man in Schulden; denn Bäbeli und die Kinder mußten doch gelebt haben, und hatte man kein Geld, ſo mußte man dings nehmen. Bäbeli that es ſchrecklich ungern und nicht hinter dem Rücken des Mannes, ſondern es ſagte ihm immer: was man aſe hier oder dort ſchuldig ſei. Darüber fluchte er dann mörderlich, nannte Becker- und Krämerſchulden Weiberſchulden, und hatten doch ſeine Kinder das Brod gegeſſen, den Kaffee getrunken. Er betrachtete immer mehr die Haushaltung als ihn nichts angehend, als fremd, als eine verfluchte Plag; aß und trank er doch immer weniger mit ſeiner Haushaltung, ſondern immer mehr im Wirthshauſe. Dort mußte er nach und nach auch Schulden machen, was ihm leicht wurde, da man wohl wußte, er beſitze noch ein Heimethli.

Während Dursli Schulden in den Wirthshäuſern machte, alſo kein Geld für ſich hatte, hatte er noch vielweniger deſſen für die Haushaltung, und Bäbeli brachte es nicht über's Herz, ſo lange dings zu nehmen, es war es nicht gewohnt und ſchämte ſich gar bitterlich, den Leuten in die Mäuler zu kommen. Bäbeli begann daher auch unter ſeinen Sachen zu ſuchen, was es allenfalls entbehren und veräußern konnte, ohne Aufſehen zu machen, um doch einige Zeit wieder das Nöthigſte baar kaufen zu können. So hatte es z. B. ſeine ſilbernen Göllerketteli nicht mehr getragen, aber ſich herzlich gefreut, ſie ſeinem älteſten Mädchen aufzubewahren, bis es unterwieſen ſei. Eiſeli war ein gar ſinniges Mädchen, es that der Mutter, was es ihr an den Augen abſehen konnte; und das arme Meitſchi ſah der Mutter auch den innern Gram an den Augen ab und weinte oft gar bitterlich, aber heimlich, über der Mutter Leid. Als aber einmal Dursli eine dreiwöchentliche Stör machte mit Lumpen und nicht arbeitete und noch Kinder krank wurden dazu, da wußte Bäbeli ſich nicht anders zu helfen, als ſie heimlich zu verkaufen. Mit welchem Herzen aber eine arbeitſame Frau, eine liebende Mutter ſolche Sachen aus den Händen gibt, und wie es ihr Stück für Stück, die ſie verkaufen muß, iſt, als reiſſe man ihr Stück um Stück das Herz aus, kann man ſich denken.

So konnte am Ende das nicht länger gehen, die Lücke wurde zu groß. Unter Vorwänden verkaufte Dursli die Kuh und ihr nach giengen Schiff und G'ſchirr, aber der Erlös füllte den Abgrund nicht, zudem löst ein Hudel nie aus einer Sache, was ein huslicher Mann.

Ein Stückli Land nach dem andern gieng fort, jedem weinte Bäbeli bitterlich nach: Auf dem gab es den Flachs am liebſten, auf jenem den Kabis, von dem dritten molk man immer am meiſten, wenn man dort graſete, und doch mußte Bäbeli ſie verkaufen laſſen. Es hätte nicht gewußt, wie es machen, ohne den Erlös aus ihnen.

Wenn dann Dursli ein Stück Geld frei bekam, ſo war er wieder Hans oben im Dorf und ein König unter ſeinen Schmarotzern. Er mußte in dieſer Zeit einmal Kindbett halten; und wie jämmerlich es auch zu Hauſe ausſah, ſo ließ er doch die Fünfunddreißiger fladern wie Federn.

Aber es findet nicht leicht etwas ein ſchnelleres Ende, als ein Stück Geld, aus dem man viel Rückſtändiges bezahlen muß und deſſen Reſt man nicht ſchnell wieder anwendet. Das hat mancher reiche Bauer erfahren, dem ein Kapital abgelöst wurde. Er nahm einige ungerade Päckli Münz, einige abgeſchliffene Brabänter davon weg und that es dann in einem ſchön geſtrichelten Säckeli unten in den Schaft im Stübli. Und wenn er nach Jahresfriſt den Schaden umſieht, iſt es dem Säckeli g'ſchmucht worde, und es het nume no es Ränzli, wie öpper, der a d'r Uszehrig g'ſtorbe iſt. Geht es reichen Leuten ſo, um wie vielmehr dann nicht dem immer durſtigen Dursli!

Wenn übrigens einmal eine Haushaltung von Allem entblöst iſt, wenn nirgends etwas iſt, nichts in der Küche, nichts im Keller, nichts in den Schäften, von keiner Sache etwas Vorrath mehr iſt, kein Faden, kein G'ſpünnſt, ja nicht einmal Plätze mehr, wenn die alle dem Hudilumper zugewandelt ſind für unentbehrliche Sachen, wenn ſo an Allem Mangel iſt und wenn man Alles, was man kauft, bereits vor Wochen und Monaten hätte kaufen ſollen, da b'ſchüßt kein Geld, da ſcheint gar kein Segen zu ſein; da iſt's wie mit einem ausgehungerten Menſchen, den kann man lange füttern, doppelt ſo viel als einen andern, der Mond ſcheint noch immer durch ihn durch, und er ſieht aus, als wenn er den hungrigen Serbet hätte. Darum kann der Bär im Herbſt, wenn er recht fett iſt, von guten Dingen zum Winterſchlafe ſich hinlegen, und an den Tatzen ſaugend mag er es erleiden, bis die Sonne warm ſcheint; ſo überſtehen leicht wohlverſehene Haushaltungen vorübergehende Geldnoth.

So eine ausgezehrte Haushaltung iſt eine fürchterliche Sache und kömmt einem faſt vor, wie ein auszehrender Menſch, nämlich hoffnungslos. Und eben weil Alles nichts mehr b'ſchüßt, verlieren ſolche Leute allen Muth, alle Kraft. Es hilft doch Alles nüt, was Tüfels will ih, ſagen ſie, gäb es paar Tag früher oder ſpäter, z'Bode muß es doch ſy. Sie verlieren den Glauben, daß ſie es epha können, und wo der Glaube verloren iſt, daß man es nicht ume epha, ſondern ſich auch aufſchwingen könne, da iſt Alles verloren; denn nur dieſer Glaube gibt die nothwendige Kraft und Ausdauer, welche nothwendig iſt, einer geſunkenen Haushaltung aufzuhelfen; und nur dieſer Glaube, daß Beſſerung, Umkehr noch etwas helfen, daß es noch nicht zu ſpät ſei, gibt die Kraft einem Mann, von böſen Gewohnheiten ſich loszureißen und der Haushaltung ſich wieder zuzuwenden. Und wo ein Mann ſo über die Stränge ſchlägt und keinen Glauben mehr hat an beſſere Zeiten, da fängt gar zu gerne auch das Weib an, den Muth zu verlieren, zu denken: wenn doch Alles durch müſſe, ſo wolle es ein Narr ſein, ſich allein zu plagen, es wolle auch noch einen Theil von Gutha, dem Bösha entrinne es doch nicht. Da geht es dann zweiſpännig dem Verderben zu; und unter den Rädern dieſes Fuhrwerks, das zum Teufel geht, liegen gekettet die armen Kinder, werden gerädert von den zum Teufel fahrenden Eltern, und da iſt kein Loskommen für ſie, ſelten zeigt ein Retter ſich, ehe die Seele der armen Kinder zu Schlamm gerädert und gepreßt iſt.

Doch ſo machte es das arme Bäbeli nicht; dazu hatte es ſeine Kinder zu lieb und war zu ehrbar gewohnt von Jugend auf. Es ſpann ſich faſt die Seele aus dem Leibe, um ſeinen Kindern den Hunger zu wehren und doch das Betteln zu erſparen. Das alteſte Mädchen erkannte, wie geſagt, gar wohl ihre Noth und der Mutter Leiden, weinte oft an der Mutter Halſe und hielt ihr d'r Tuſig Gottswille an, ſie ſolle es doch nie betteln ſchicken, es könnte nichts heuſchen vor Schämen, könnte ſich ſein lebenlang nie mehr über die Sonne freuen, wenn die es mit dem Säckli hätte laufen ſehen. Es wolle ja ſonſt alles machen, was ihm möglich ſei, es wolle kein Brod mehr eſſen und ſonſt nur halb genug, wolle mit ihr ſpinnen, ſo früh und ſpät ſie wolle, und ga Holz uflesen, d'r Byslust mög ga wie er well.

Und treulich hielt es ſeine Verſprechen; aber wie Eiſeli auch und ſeine Mutter ſich mühten, die Noth und den Mangel konnten ſie doch nicht wenden von ihrer Hütte, von den kleinen Kindern, beſonders im Winter nicht.

Und wenn Duroli einmal zur Seltene ſchuſterte und mit fertiggewordenen Holzſchuhen ein Kind ausſandte und das Kind die Batzen dafür heimbrachte, ach wie ſehnſüchtig ſahen die armen Kinder auf die Batzen und dachten an ihre kalten Füßchen, an ihre hungrigen Mäglein und ſahen mit naſſen Augen zu, wo der Vater das Geld hinthue, ob in der Mutter Hand oder in ſeinen Sack; und wenn er es that in ſeinen Sack und polternd mit wildem Geſicht das Haus verließ, dann legten die armen Kindlein ihre Köpflein auf den leeren Tiſch und ließen leiſe ihre Thränen rinnen und leiſe weinte am Rade die Mutter. Aber wenn das leiſe Weinen der Kinder in lautes Seufzen übergieng, dann brach auch der Mutter Herz, und auf's Bett legte ſie ihr Geſicht, den Kindern ihren Jammer zu verbergen.

Aber an dieſen Jammer hat Keiner gedacht, der für das Patentſyſtem geſtimmt hat; an dieſen Jammer denkt Keiner, der jetzt, ſtatt durch ſcharfe Ordnung die grenzenloſen Folgen desſelben zu verhüten, die Hände ruhig in den Schoos legt und tubaket; am allerwenigſten die, welche die beſtehenden Geſetze eigenmächtig erweitern und dann noch allemal häſſig werden, wenn ihnen eine Uebertretung der zu Schaumkellen gemachten Geſetze gemeldet wird.

Und wenn Dursli gemachte Arbeit ſelbſt forttrug, ſo durfte weder Weib noch Kind fragen: ob er wiederkomme? Aber Eins ſah aus der Thüre, das Andere aus dem Fenſter, ob der Vater nicht wiederkomme mit einem Stücklein Geld, mit Holz, ſie zu wärmen, mit Brod, ſie zu nähren; ſie ſahen hinaus, bis es dunkel war draußen, bis es dunkel ward vor ihren Augen — wenn dann kein Vater kommen wollte, ſo betete mit den weinenden Kindern die weinende Mutter zu dem himmliſchen Vater, daß er ſie doch nicht verlaſſe, ſondern ihr rechter Vater ſein möge. Aber ach! auch während dem Beten verließ der Hunger die armen Kinder nicht, und die in Froſt klappernden Zahne waren die Muſik zu den Thränen der Augen.

Und während zu Hauſe Weib und Kinder hungerten und froren und beteten, drückte mit dem erhaltenen Gelde Dursli in einem Pintenſchenk oder in einer Stubenwirthſchaft ſich nieder und trank Branntewein. Wenn er einen halben oder einen ganzen Schoppen getrunken hatte, ſo wollte er auch eſſen; und dieſes Eſſen trieb er oft in ſündigem Muthwillen an den Wänden in der Stube umher und ſeine Kinder hungerten daheim. Und wenn er hier wüſt gethan hatte, ſo gieng er in eine andere Sauwirthſchaft und ſpielte und ſtritt ſich dort, und gieng ſo von einer zur andern, bis der Morgen anbrach, und gieng noch hie und da aus, bis ein Morgen nach dem andern anbrach — und daheim ſahen die Kinder alle Abende aus den Fenſtern nach dem Vater, bis es dunkel wurde draußen, bis es dunkel wurde vor ihren Augen. Und wenn dann kein Vater kam, ſo weinten ſie und beteten mit der Mutter; aber ach! während dem Beten verließ die armen Kinder der Hunger nicht, und in ihr Beten hinein klang das Klappern der in Froſt bebenden Zahne der armen Kinder, — deren Vater im warmen Wirthshauſe ſaß.

Es war ein Winter eingebrochen, wie es ſie zuweilen gibt, wo faſt alle Monate eine ſtrenge Kälte eintrittet, bricht und in Thauwetter ſich auflöst. Das ſind die ſtrengſten Winter für arme Leute. Ehe es kalt wird, ſchneit es; dann können ſie kein Holz aufleſen in den Wäldern, und die ungebahnten Wege bannen ſie mit ihren ſchlechten Kleidern in ihre Häuſer, wo manchmal kaum eine Maus etwas zu freſſen fände. Dann kömmt die durch Mark und Bein, geſchweige durch die dünnen Hudeli, dringende Kälte, durchbricht die dünnen Wände der ſchlechten Hütte und treibt Biecht an deren innere Seiten. Dann kömmt das Thauwetter, löſt Schnee und Biecht in Waſſer auf. In der Hütte tropfen alle Wände, daß es Schwetten gibt am Boden; draußen iſt überall ein See, die Wälder ſind unbetretbar; nicht einmal zum Bäcker können die armen Kinder in ihren ſchlechten Schuhen mit keinen oder zerſprengten Hinterſtucken ohne Fußwaſſer, und daheim iſt kein warmer Ofen, die Füße zu trocknen und zu wärmen.

Ein ſolcher Winter war über's Land hereingebrochen und hatte viele Noth gebracht und manche Krankheit. Bäbeli litt unausſprechlich mit ſeinen Kindern in dieſem Winter. Das letzte Stück Land war verkauft worden, das letzte Stück Geld ſchon lange ausgegangen, mit dem Spinnen wegen dem immer mehr einbrechenden engliſchen Garn faſt nichts mehr zu machen, und über Dursli ſchien ein immer wilderer ſchwarzer Geiſt zu kommen; er ſah ſo wild drein, daß die Kinder ſich verbargen, wenn er ſie anſah, flohen, wenn er ihnen begegnete unter der Thüre oder in der Küche. Für den Winter hatte nichts angeſchafft werden können, und wie Eiſeli und der älteſte Knabe ſich auch Preis gaben bei dem wüſten veränderlichen Wetter, konnten ſie doch nicht das nöthigſte Holz zum Kochen zuſammenbringen; und das Holz, das ſie d'r Gottswille von der Gemeinde erhalten und ſo viel als möglich zum Heizen geſpart hatten, gieng vor Weihnacht zu Ende.

Erdäpfel hatten ſie wohl genug gemacht, aber wie etwas dazu anſchaffen, wie den armen Kindern ihre Schuhe nur im nothdürftigſten Zuſtande halten? das trieb Bäbeli oft den Angſtſchweiß aus, und ſo weit kam's, daß es Nächte durch ohne Licht beim Mondſchein ſpann. Und wenn in Dursli's Anweſenheit nur eine Klage laut wurde, nur eine Bitte, deren Abſchlag mit ſtillem Weinen vernommen wurde, ſo fuhr er wild z'weg, ſchoß das Werkzeug in die

Ecken, ließ die Arbeit liegen und machte ſich fort und zeigte ſich oft lange nicht wieder.

So war in Noth und Näſſe Weihnacht herangekommen. Der Thauwind ſchnob durch die Felder, die Dorfgaſſen thaten ihr weites Maul auf, armer Leute Kinder die Schuhe zu verſchlingen, oder wenigſtens ihnen ihre kalte Näſſe in dieſelben zu gießen.

Dursli war am Tage vor Weihnacht am Morgen heimgekommen und war herumgelegen. Sie hatten abgegeſſen, Erdäpfel, aber ohne dreikreuzeriges Salz.

Johannesli, ſagte die Mutter einem 7jährigen Knaben, Johannesli, du blybſt dä Nachmittag daheim, es macht viel z'ſtrube Weg für di, du heſch ſo da Morge ganz naßi Füßli hei brocht, u de chaſchſe niene tröchne. Ach nei Mutter, ſagte Johannesli, ih muß wäger z'Schul, ih cha nit daheime blybe. Folg ſchon, Johannesli, ſagte Babeli, du weiſch, we ni öppis bifehle, ſo blibt's de d'r by. Da hieng Johannesli weinend der Mutter an die Scheube und jammerte: ach Mutter, ſoll ih de myr Lebtig nüt Guts ha? Z'Ammes Benz het hüt e Morge z'Wirths Mareili z'Buch i Dreck uſe g'ſchlage, u du binims ga reyche, u du het's m'r v'rſproche, es well da halb Tag es Pfyffebäggeli i d'Schul bringe, ganz es zuckerigs, u de wel's mi es paar mal lah d'ruber ſchlecke, u u'es bringt's g'wüß. Z'Wiehnechtkingli het ihm's ſcho am Donnſte vo Burdlef brocht; u du hey du die angere King g'ſeyt: z'Abe chöu me de bim Beck große Wiehnechtmanne luege, ganz vo Lebkuche: o Mütti, lah mi doch recht gah!

Wo wäre wohl die arme Mutter geweſen, die ihrem Johannesli, dem ſie ſelbſt nichts zu geben wußte, die Freude, ein Lebküchli wenigſtens zu ſchlecken ein- oder zweimal, verſagt hätte? Johannesli jauchzte laut auf, als er mit der Erlaubniß fortſprang, und die Mutter ſah, das Geſicht an's Fenſter gedrückt, ihm nach, ſah, wie er ſchon nach wenig Sprüngen einen Schuh verloren hatte und ſchuhlos im Waſſer ſtand. Aber ehe ſie ihn zurückrufen konnte, hatte der muntere Junge die Schuhe wieder an den Füßen und fühlte die naſſen Füße nicht, fühlte nur das ihm wartende Glück und war den Augen der Mutter entſchwunden. — Die aber konnte ſich nicht enthalten, dem faullenzenden Manne zu ſagen: ob er eigentlich keinen Blutstropfen im Leibe mehr hätte für ſeine Kinder, nicht einmal ihre böſen Schühli mög er ihnen plätzen, es düchs doch, ſi ſottene o afe dure. Aber Dursli hatte noch kein Herz für Weib und Kind. Es nähm ne de wunger, ſagte er, wenn er einmal rühyig zu Hauſe ſein konnte ohne Kar; es ſöll ſi de Niemere v'rwungere, we n'er nit daheim ſy mög, we me de eim nie chönn ruhyig lah. Aber ſo ſyge die Dolders Wyber u. ſ. w. So polterte Dursli, obgleich Babeli ſchon lange wieder ſchwieg, bis er ſich in Zorn gewerchet hatte und bis ihn der Zorn, der das Gewiſſen betauben mußte, aufjagte und fort zum Hauſe aus, nachdem er mit ſeinem Fluchen das Kind in der Wiege geweckt hatte, ſo daß das ihm Zettermordio nachſchrie. Es war faſt, als ob dieſes Geſchrei ihn jage, denn er gieng nicht in die nächſte Wirthſchaft, nicht in die zweite. Er durchſchnitt ſchnell das Dorf, durchſtrich ein weites Feld, gieng durch den im Thauwetter ſchwarzen Wald, Alles durch Dick und Dünn, als ob er es nicht achte, ſchnurſtracks dem nächſten Dorfe zu. Dort waren auch neue Pintenſchenke, waren auch Bundesbrüder von allen Sorten und Schnepf nicht ſelten dort anzutreffen und Dursli dort ein wohlbekannter Gaſt. Es war eine düſtere, niedere Stube, in die er trat; auf unſauberem Tiſch ſtunden noch einige Schnapsgläſer, aber Gäſte waren keine da. Der ſchmutzige Wirth ſaß allein auf dem Ofen und tubackete.

He, chunſt du, ſagte der Wirth, ih ha afe glaubt, es well hüt Niemer cho, es ſyg Alles geiſtlich worde. Was wotſch, was ſoll d'r bringe? Emel afe e Halbe, ſagte Dursli, aber Truſe, ih bi naſſe. Als ſie alleine ſaßen, ſagte der Wirth: Dursli, es ſei bald Neujahr und da werd me mit Zahle nie fertig, b'ſunderbar wenn man auch Dienſte heyg, und wenn Dursli ihm geben könnte, was er ihm ſchuldig ſei, es mach neue bei 73 Batzen, ſo wäre es ihm anſtändig, mi heig d'Sach o nit v'rgebe. Dursli war düſter und ſagte: das hät er emel nit grad by n'ihm, es ſyge ihm o no viel Lüt ſchuldi u ſinne nüt d'ra; er well ne heuſche, und wenn er de überchöm, ſu well er o zahle. O b'hütis, ſagte der Wirth, das preſſirt nüt, ih hät's n'ume gern ſo bald als mügli, mi cha nit geng usgäh, me muß ynah o. Beider Geſpräch war eben nicht zärtlich, als Schnepf kam, naß und mude, alſo auch nicht in zärtlicher Stimmung. Er that noch herriſcher, als ſonſt, und behandelte Wirth und Dursli tüchtig von oben herab, ſchimpfte über alle Leute und ſagte: er hatte jetz doch bald genug fur Andere die Katze durch den Bach gezogen, er well jetz de aſe Anderi o ne chly la mache, ſi chönne de o g'ſeh, was me fur Profit d'r by heyg. Er ranzte den Dursli an, wie er es luſtig habe daheim, auf dem warmen Ofen zu ſitzen, wahrend er in ſo ſtrubem Wetter herumlaufen muſſe, da könn e jede Baſchi ein weites Maul mache, aber wenn man dann vor die Herre ſöll, da well ſi de Niemere fure lah und e Jedere well hingerzi d'rus; es iſch grad e n'jedere e Höſeler wie du. Dursli hatte ſeinen Halben Truſen getrunken, war ſonſt aufgeregt und nahm das nicht ſo unterwurfig auf wie ſonſt. Er ſagte: er hätte ſeinen Theil auch gethan und er ſei nicht nur gelaufen, ſondern er hätte noch viel Geld eingeſchoſſen und viel für Andere bezahlt; er möchte doch de jetzt aſe wüſſe, ob er etwas ume überchöm und wann? er well nit langer ihre Melkkuh ſein, all Lüt heuſche ihm Geld, er mocht o aſe wüſſe, wer ihm ſi's ume gabi, er hät's neve nöthig; und wenn ihm Schnepf nur das geben wollte, was er für ihn apparti ausgelegt oder ihm gegeben, wenn er geſagt habe: Dursli, ih ha mys Geld i de angere Hoſe v'rgeſſe.

Er wolle ſchon mit ihm rechnen, ſagte Schnepf! Das käm' ihm aſe ſufer uſe, we ne jedere Schnuderbueb ihm wet Rechnig darſchla. Er ſche.. auf die paar Kreuzer, die ihm Dursli gegeben; we n'er well d'Kutte drehe, ſu flüge n'ihm Dublone dry, was dry mög. Er ſöll ihm hüt de aſe nümme z'Mul ufthu, ſuſt well er ihm de ſäge, was är für ne Lumpebueb, fur ne Löbl ſei.

So wetterte Schnepf auf den Dursli los mit ſeiner geſchliffenen Zunge, daß dieſer in ſtillem Ingrimm eine Zeit lang zuhörte und, da er mit den wenigen Worten, die er zwiſchen hineinbrachte, nichts ausrichtete, endlich die Thüre in die Hand nahm und gieng. Aber es kochete wild in ihm, und der gelbe lange Mann mit dem wilden ſchwarzen Bart ſah unrichtig aus allen Begegnenden in der Abenddämmerung. — Mit dem innern Frieden war der heitere Dursli und ſeine rothen Backen ſchon lange verſchwunden. Er brachte es aber nicht weiter, als etwa hundert Schritte, d. h. zur nächſten Wirthſchaft. Dort ſaßen Mehrere und ſpielten, trotz dem, daß es heiliger Abend war; es waren auch Dursli's Bekannte. Derſelbe ſetzte ſich zu ihnen, und nicht lange gieng es, ſo ſprach einer derſelben ihn um ein paar Batzen Geld an, er well ihm's nach dem Neujahr wieder geben. Da brach Dursli wüſt los: er ſolle ihm das zuerſt wieder geben, was er ihm ſchuldig ſei. Ihm fordere Alles Geld, und wenn er das ſeine wieder haben wolle, ſo hätte man keins für ihn; er ſei jetzt bal lang genug d'r Narr im Spiel g'ſi. He we me Bundesbruder ſy well, ſu müſſe man einander helfen, hieß es, und er hätte noch lange mehr als ſie, ein Häuschen, brauche keinen Hauszins zu geben 2c., und wenn er kein Geld habe, ſo ſolle er wenigſtens gut ſein für ihre Uerti beim Wirth. Aber Dursli wollte nicht, wollte einmal wiſſen, was er von ſeinem Gutſein hätte, er ſehe nichts dabei herauskommen, als ein Böshaben.

So entſpann ſich ein immer wüſterer Streit tief in die Nacht hinein, der in eine Schlägerei auszuarten drohte, von der der Wirth möglicher Weiſe Ungelegenheit haben konnte. Er ſuchte daher einzulenken und fragte Dursli: ob er nicht fort wolle, das ſei die Nacht ja, wo die Bürglenherren ihren Umgang hielten? In der heiligen Nacht ſei es nie richtig durch den U. Wald zu gehen. Da begann Dursli, in dem Wuth und Branntewein ein wüthend Feuer entzündet hatten, gar läſterliche Reden auszuſtoßen, die ich nicht wiederholen mag, denn er läſterte die heilige Nacht. Das Reputierlichſte, was er ſagte, war: daß er, d. T. ſolle ihn nehmen, ſich nicht fürchten thäte, wenn der Teufel ſelber käme, ſammt ſeiner Großmutter; er wollte dem Teufel den Schwanz ausreißen und damit ſeine Großmutter an die höchſte Tanne hängen auf der Bürgeln. Den Andern, ſo wüſt ſie waren, war doch nach und nach bange, und es ſtrich ſich Einer nach dem Andern nach Hauſe. Und alleine ſaß bald der gelbe wilde Dursli und ſaß hinter dem dritten Schoppen und wollte noch abſolut etwas eſſen; und daheim ſaß bei erlöſchender Lampe ſein ſeufzend Weib und betete, und die armen blaſſen Kinder, die um eine leere Tiſchdrucke und hinter einer kleinen Kachel geſeſſen, in welcher eine blinde Waſſerſuppe geweſen war, lagen ſchlafend in den Armen ihrer Engelein. Endlich ſchlugs eilf Uhr, in der düſtern Stube ſaß der Wirth weit von Dursli hinter düſterer Lampe faſt unſichtbar im Tabacksrauche, draußen heulte der Wind, Schnee und Regen ſchlugen praſſelnd an die Fenſter. Da ſchlug Dursli wild ſeine letzten Batzen auf den Tiſch, vom Wirthe ſchon lange zum Weggehen gemahnt, und ehe derſelbe ſchläfrig ſie zuſammengeleſen hatte, war Dursli draußen in dem wilden Wetter.

Kein Lichtlein brannte mehr im Dorfe, kein Lichtlein brannte in Dursli's Herzen, hohl heulte der Wind durch die Gaſſen und wirbelte Schnee und Regen herein. Ein furchtbarer Zorn brauste durch Dursli's Adern über die Menſchen, über die ganze Welt, über Alles, Alles; und daß ihm doch Jemand begegnen möchte, den er halb todtſchlagen, daß ihn doch nur ein Hund anbellen möchte, den er erſtechen könnte, war des gelben wilden Mannes Gebet in der heiligen Nacht. Aber ſtill blieb's auf der Straße, ſtill um die Häuſer, kein Menſch eilte durch die Nacht, in die Nacht hinein bellte kein Hund; Gott wacht auch über die Schritte der Menſchen, über das Bellen der Hunde. Aber immer gewaltiger toste der Sturm von Ferne her, gleich dem Donner, des aufgeregten tauſendjährige Felſen ſtürmenden Meeres, und grauenvolle Finſterniß lagerte über der Erde. Und immer finſterer ward's als er in die Einſchlage kam, wo in dichten Reihen Bäume ſtehen mit weit hinausreichenden Aeſten den Boden berührend, als der mächtige Wald wie eine unendliche ſchwarze Wand immer näher vor ihn trat; und immer fürchterlicher heulte der Wind durch der Eichen ſpröde Aeſte, durch der Tannen biegſame Wipfel. Und immer heißer kochte in Dursli der Zorn über Gott und Menſchen, immer wilder ſtürmte er weiter, da glitſchte er aus auf dem ſchlüpferigen Fußweg und hart fiel er nieder. Fluchend, daß der Teufel Alles nehmen möchte, ſprang er auf, ſtürmte weiter nach wenig Schritten hart an einen Baum und ſtürzte rücklings nieder, und wie höhnend und jubelnd ſauſte über ihn hin der Sturm. Da rieſelte wie vom kalten Boden auf eine kältende Gewalt ihm durch die Glieder, und ohne Fluch, aber trotzig noch ſtellte er ſich auf die Beine und ſchritt raſch, als wie gegen einen Feind, dem immer ſchwärzer, grauſer ſich darſtellenden Walde zu.

Da ſchlug, wie mit unſichtbarer Hand, ein herabhängender Aſt das Geſicht ihm blutig, da fiel er halb betäubt über die Stapfeten in den Wald hinein, dicht bei der Wurzeln, und mit dem Kopf in eine Pfütze. Nun brach der ganze Trotz zuſammen; das Bewußtſein, daß er ein Sandkorn ſei in eines Allgewaltigen Hand, brach in ihm auf, ward aber zur ſchrecklichen Geſpenſterfurcht, die dicht vor ſich in einem kleinen dichten Tannenbaum des Teufels Großmutter ſah und in einem jungen ſchlanken Eichli den Teufel ſelbſt. Höllenangſt ſchnürte des Dursli's kurz zuvor ſo trotzig Herz zuſammen, die Lippen, die ſo frech geläſtert hatten, bebten, und ſeine Zähne klapperten noch lauter, als die Zähne ſeiner Kinder, wenn ſie beteten, vom Froſt geſchüttelt.

Dursli, der lange nie zu ſeinem Gott gebetet, denſelben verhöhnt hatte, derſelbe Dursli betete jetzt in heißer Seelenangſt zum Teufel und ſeiner Großmutter, bat ſeine Läſterungen ab, bat, daß ſie ihn doch ruhig ließen, daß er ihnen ja gern wolle helfen Teufel ſein und im Lande herum hauſiren wolle mit Aufweiſungen und Branntewein, und daß er ihnen helfen wolle, den Leuten die Haare noch verfluchter zuſammenknüpfen, als ſie es bereits wären. Da ſchien es dem zum Teufel Betenden, als ob derſelbe zu ſeiner Großmutter ſich neige, als ob es darauf hinter ihnen zu ſeufzen und zu ſtöhnen beginne, als ob Etwas ſchlüpfe zwiſchen beiden durch über ihn weg und wie Windeswehen hinaufeile gegen die K. Gaß mit fliegendem Athem.

Aber nur einen Augenblick hörte er es, dann brach es los, als ob die ganze Hölle von dem Teufel und ſeiner Großmutter aufgerufen worden ſei gegen ihn. Es krachte, wie Hundegebell, es ſchmetterte, wie Pferdewiehern und Hufengeſtampf, es klang wie das Hallo brünſtiger Jäger, wie Sporengeklirr und Peitſchenknall, es klang und tönte über den Boden hin durch die Kronen der Bäume auf ihn ein. Ihm wollten die Sinne vergehen. Aber die wilde gräßliche Jagd weilte nicht bei ihm, ſie eilte dem ſeufzenden Windeswehen nach hinauf in den Wald dem Lindenbühel zu. Und wie der gräßliche Spuck weiter und weiter vertönte, ward freier und freier des wilden Mannes in Todesangſt geklemmte Bruſt, höher und höher hob er ſein Geſicht aus der Pfütze. Und als er nichts mehr hörte, als er mit ſeinen verkotheten Augen auch den Teufel und ſeine Großmutter nicht mehr ſah, da begann es ihm zu wohlen und er erhob ſich. Schräg durch den Wald, der Ecke des Einſchlags zielend, um auf die Gaſſe zu kommen, tappte er mit zitternden Beinen vorwärts und dachte bei ſich: wenn er jetzt dem Teufel entrinne, ſo ſoll dä ne de g'wuß nümme übercho. Schwarz wie die Hölle war der Wald, den Weg fühlte er unter den Füßen, er ſah nicht einmal die über einem Weg übliche Heiteri durch die Bäume. Vorſichtig tappte er auf dem böſen Wege, und er meinte ſchon, als heitere es ihm etwas gegen das K. Thürli zu, da ward oben im Walde gegen das Oberholz zu wieder hörbar ein ſeltſam Schnauben und Toſen. Als ob ein geſpenſtig Wild oberhalb dem Lindenbühel bei dem alten Jägern wohlbekannten Kreuzwege im Lohn ſich gewendet und durch das Oberholz nieder dem verlaſſenen Lager zu eile und hinter ihm drein die wilde Jagd, die Hunde und die Jäger, Alles auf der Feldſeite dem Bühl nach den Wald nieder, tobte es näher und immer näher, immer ſchauerlicher, immer grauſiger. Kalt wurde es Durſli um's Herz, jetzt konnte er Glauben faſſen, aber den gräßlichen Glauben, daß der Teufel ihn nicht laſſen wolle, und dieſer Glaube ſtellte ihm die Haare holzgrade auf, und eiſig faßte ihn der Gedanke: warum er früher nicht einen andern Glauben hätte faſſen können? Als mit dieſem eiſigen Gedanken glühende Reue ihm in die Seele glitſchte, glitſchte wieder an ihm vorüber das frühere Windeswehen mit Seufzen und Keuchen, aber markdurchdringender, herzdurchſchneidender, glitſchte wie in letzter Anſtrengung durch den offenen Wald, die alten Eichen hin, die Wolfrichti hinab dem Wachtelenbrunnen zu.

Aber hinter ihm heran floh das wüthende Heer heulend durch die Bäume, wilder klafften die Hunde, wilder ſchnoben die Roſſe; durch Sporrenklirren und Peitſchenklang, wie Donner Gottes klang der Jagdhörner Geſchmetter, wie das Berſten der Erde der wüthenden Jäger Jagdruf, und hintendrein ſchien ihm auf haushohem Roß, ſchwarz wie die Nacht, lang und ſchwärzer wie die Nacht, der Teufel ſelbſt zu reiten mit wildem Ruf und Peitſchenklang. Hart an ihm vorüber ſtürmte die wilde Jagd, und noch näher an ihm vorbei ſauſte der ſchwarze gewaltige Reiter, und unter ſeinem Kinn fühlte er deſſen Stiefelſpitze, fühlte unter ſeinen Füßen den Boden nicht mehr, und als führe er wie ein Stein von der Schleuder durch die Lüfte, ward ihm zu Muth. Und mitten in der ſchwarzen Nacht ſchien plötzlich ein gräßlich Feuer vor ihm aufzuwallen, ein fluthend Flammenmeer; eine unwiderſtehliche Gewalt warf ihn mitten hinein in daſſelbe; die Feuerwellen ſchlugen über ihn zuſammen, brannten ihm bis in's Herz hinein, brannten ihn immer fürchterlicher, aber verbrannten ihn nicht. Alles ward an ihm zu Feuer, aus den Augen ſiedeten Feuerſtröme, aus den Ohren ſprühten Flammenbogen, und doch ſah er mit den Augen, hörte mit den Ohren; er ſah mit den Augen einen gräßlichen glührothen Teufel mit feurigem Tannenbaum das Feuer ſchürren in dem ungeheuren Ofen, aus dem die Feuerwellen quollen häuſerhoch; und in der Ofenglut ſchienen tauſende von Menſchen ſich zu winden zu feurigem Knäuel geballt; und mitten hinein in dieſen Ofen fühlte er ſich ſelbſten fallen, und mit dem glühenden Tannenbaum rührte ihn der Teufel in den glühenden Knäuel mitten hinein. Da erfuhr er, was Höllenpein ſagen will!

Und wie der Teufel ihn herumrührte im Ofen, daß das Feuer aufbrodelte mit wüthender Gewalt und jedes Häärlein an ihm zur eigenen Hölle wurde vor Hitze und Glut, ſo rollte die Worte in heiſerem Donner der Teufel ihm zu: Kennſt du jetzt den Ofen, der dem Teufel ſeine Pinten heizt mit lauter Vätern, deren Kinder froren in ſchlechten Schuhen auf kaltem Ofen, während die Väter Branntewein ſoffen? Und auf's Neue rührte er von Grund auf die Glut, und tauſende von Menſchenhäuptern wirbelten von Neuem auf wie glühende Kohlen, und in den Häuptern glänzten die Augen und aus ihnen quollen Feuerſtröme, die heißen Thränenſtröme der Väter, deren Kindern anfroren auf den kalten Backen ihre kalten Thränlein, während die Väter in warmen Pinten ſaßen. Und wie der Teufel den Knäuel wieder umrührte mit ſeinem Tannenbaum, das Feuer neu aufſpichte, hob eine Fluth ihn empor über den Ofen hinaus, und tiefer und tiefer ſank er wieder in's Feuermeer. — Für dieſe Hölle ward er zu leicht erfunden.

Bald ſah er es unter ſich glitzern und funkeln, wie Eiſen im Feuer funkelt, wie gezückte Schwerter in der Sonne blinken, und wie ein Lanzenheer bohrte es ſich ihm entgegen. Millionen Hecheln waren's, neben einander in unendlichen Weiten, weltenhoch auf einander gethürmt; in dieſe Hecheln hinein regnete es Menſchen fort und fort, und er fiel hinein und durch eine Reihe nach der andern; und die Reihen nahmen kein Ende, und jede untere Reihe war feiner, als die obere Reihe, und durchbohrte, was die andere ganz gelaſſen. Billionenmal durchſtochen von den feurigen Spitzen, zerriß er dennoch nicht, ſein Leib war zäh geworden, wie es ſeine Seele war; aber unbeſchreiblich war dieſe Pein, und des feurigen Ofens Pein dagegen wie Hochzeitluſt. Und mitten in den Hecheln rollten glühende Walzen, und zwiſchen die Walzen rollten die Zerrißten, und zuſammengedrückt in den Walzen wieder in die Hecheln hinein in feinere und immer feinere.

Das Fallen nahm kein Ende, und an jeder Walze ſtund ein rothglühender Teufel und wirbelte Wolken feurigen Pfeffers auf die Zermalmten und lachte ihnen zu mit teufliſchen Gebehrden: das ſei des Teufels Trüel, wo er für ſeine Pinten den Branntewein preſſe aus denen, welche auf Erden Herzen gepeinigt, gemartert, zerdrückt hätten ihrer Weiber, ihrer Männer, ihrer Kinder Herzen. So fiel er von Hechel zu Hechel, von Walze zu Walze, und endlich in eine, aus der er nicht wieder hinaus kam; es ward wieder finſter um ihn, durch die ſchwarze Nacht ſchien er wieder zu fahren und verlor ſich ſelbſt darin nach und nach.

Ausgetobt hatte der Sturm, durch zerriſſene Wolken glänzte der untergehende Mond, gegen Morgen dämmerte Licht, und ſtille war's über der Erde; es war, als ob ſie in tiefer Andacht lauſchen wolle der frohen Kunde, daß ihr heute der Heiland geboren worden, der Ehre Gott in der Höhe bereiten werde und Friede den Welten.

Beim K. Thürli in der alten Griengrube regte es ſich, und tiefes Stöhnen drang über die Ränder derſelben. Dort lag Dursli, und in ihm dämmerte nach und nach wieder Bewußtſein empor; er begann zu fühlen, daß er noch ſei, aber ſchrecklich, in dumpfer Rückerinnerung des gräßlichen Traumes, ſchien ihm ſein Zuſtand; wie Feuer brannte es ihm im Halſe, in den Augen, allenthalben, zerſtochen, zerfetzt ſchien ihm ſein Leib herumgewirbelt in feurigen Walzen. Er begann ſich zu erinnern, wie ihn der Teufel mit ſeines Stiefels Spitze ſeiner Hölle zugeſchleudert und zu welchen Qualen er verdammt worden, weil er ſeine Kinder hungern und frieren ließ, während er in allen Kneipen ſchlemmte, weil er das Herz ſeines braven Weibes täglich gemartert hatte in ſcheußlicher Unbarmherzigkeit.

Heiß brannte ihn der Angſtſchweiß, aber nicht auf der Stirne; wer ſich in der Hölle glaubt, dem brennt der Angſtſchweiß auf dem Herzen; und im Froſt klapperten ſeine Glieder.

So lag er lange in ſchauerlicher Stille und lauſchte ſeiner Qual. Aber ſtille blieb es um ihn, er hörte nicht des Feuers Praſſeln, nicht der Walzen zermalmend Knirſchen, nicht des glührothen Teufels Hohn, nicht der zermalmten Menſchen Angſtgeſtöhn; und ſtille ſchien ihm ſein Leib zu liegen, nicht herumgewirbelt zu werden im Ofen, nicht zu fallen von Hechel zu Hechel; er wußte nicht mehr wo er war. Er verſuchte die Augen zu öffnen, lange umſonſt, und als die verkleiſterten Augenlieder endlich ſich trennten, ſah er keine Nacht mehr, keine Teufel, kein Feuer, es flimmerten Sterne ihm in die Augen und der ſtille Mond warf ſeinen lieblichen Blick ihm zu. Da kam ein unbeſchreiblich Gefühl über ihn, da wußte er, wie es einem armen verdammten Sünder zu Muthe wird, wenn ihn Gottes Hand aus der Hölle führt; denn das wußte er nun, in der Hölle war er nicht mehr, da glänzen Gottes Sterne nicht, da ſpendet nicht der ſtille Mond ſeinen tröſtenden Schein. Aber wo war er, war er im Himmel? Er konnte es nicht glauben, er wußte nun, daß ein gewiſſenloſer unbarmherziger Vater nicht in den Himmel komme. Seinen ſchweren, zerſchlagenen Kopf hob er mühſam auf, ſah mit immer tieferem Staunen um ſich, denn er ſah Baumwipfel, ſah eine Grube um ſich, hörte Waſſer rauſchen dicht neben ſich; mühſam hob er höher ſich auf, da ſah er ſich im Walde, ſah eine Straße, ſah ein Thürlein, Felder hinter demſelben, und hinter denſelben ein langes Dorf, und endlich ward es ihm deutlich, daß er noch auf Erden ſei, und zwar in der alten Griengrube beim K. Thürli. Da ſaß er nun, der jämmerlich zerſchlagene, im Froſte klappernde Mann, verwirrt und betäubt; und ehe er zur Beſinnung gekommen, wie er in dieſe Griengrube gerathen, ob auf einem natürlichen Wege, oder von guten Geiſtern aus der Hölle hieher getragen, übermannte ihn ein markdurchdringend Gefühl ſeiner Erbärmlichkeit, er weinte bitterlich ſeit Jahren zum erſtenmal. Seit Jahren zum erſtenmal war der Feuergeiſt ſo recht gründlich aus ſeinem Leibe gewichen, und in ſeinem Leibe hatte er nichts mehr, als ſeine arme Seele; ſeit Jahren war der Feuergeiſt, der Branntewein Meiſter in dieſem Leibe geweſen, er hatte geredet und gehandelt, und ſeine arme Seele war in ſeinem Leibe nur geweſen, was ein arm ſchitter weinend Mütterli, das ein bös Söhniswyb nur in finſterem Winkel duldet, und dort noch nicht einmal einen Seufzer verträgt.

Nun hatte die kühle naſſe Nacht den Feuergeiſt ſeit Jahren zum erſtenmal ſo recht gründlich aus dem Leibe gejagt, und draußen in der Griengrube war kein Branntewein. Dursli trug glücklicherweiſe kein Gutterli bei ſich, den böſen Geiſt konnte er nicht zurückrufen. Nun begann ſeine Seele ſich zu regen, die arme Seele aus ihrem finſtern Winkel hervor; und dieſe arme Seele, nun nicht mehr unter der Gewalt des Feuergeiſtes verſtummt, begann zu reden, wie mit tauſend Zungen, von Weib und Kindern, von falſchen Freunden und teufliſchen Verführern, von Elend und Noth, von Gott und dem Teufel, und tauſend

Ohren ſchienen ihm zu wachſen und zu vervielfältigen alles, was ſeine tauſend Zungen ſprachen. Was Andern in Jahren Stunde um Stunde ihr Gewiſſen zuraunt, überfluthete Durſli auf einmal in Sekunden. Dieſe Fluth war nicht eine Rede, nicht ein langes Vorhalten vieler Dinge, es war das blitzartige Aufrollen ſeines ganzen Lebens unverſchleiert, unübertüncht in ſeiner ganzen grellen Sündhaftigkeit: wie er es gehabt und wie er jetzt dran ſei, was Weib und Kinder ausgeſtanden und wie er ſelbſt ſein eigener Teufel geweſen, wie er aus dem fröhlich ſingenden Durſli einen wüſten wilden Mann gemacht; das ſtund Alles lebendig vor ſeinem inneren aufgegangenen Auge. Da durch drang ihn, als das Bild ſo recht lebendig vor ihm ſtund, eine grenzenloſe Muthloſigkeit, die tiefſte Selbſtverachtung; in ſo tiefes Elend hinein hatte er ſich reißen laſſen, mit ſo kleiner Mühe hatte er ſich aus einem liebenden Gatten und Vater zum Peiniger ſeines Weibes, ſeiner Kinder umſchaffen laſſen! Da fühlte er den Sinn in ſich, der betet: Mein Gott, ich ſchäme mich, mein Angeſicht aufzuheben zu dir, mein Gott! Meine Miſſethaten ſind über mein Haupt gewachſen, meine Schuld iſt groß geworden bis in den Himmel. Da kamen von ſelbſt aus ſeiner Seele die Worte: Ihr Berge fallet über mir zuſammen, ihr Hügel decket mich. Und in dieſem Elend kam die Sehnſucht über ihn nach ſeinen Kindern, nach ſeinem Bäbeli, wenn er den Kindern nur noch ein Müntſchi geben, wenn er Bäbeli nur noch einmal die Hand geben und ihm ſagen könnte: wie leid ihm Alles ſei, dann dünkte ihn, wolle er gerne ſterben. Und wie er ſo ſterbensmatt da ſchlotternd ſaß in der Griengrube, ſo dünkte ihn, er wiſſe nicht, wie weit noch ſein Sterben ſei, und wenn er noch einmal zu Weib und Kindern wolle, ſo müſſe er eilen; und ſo richtete er langſam ſich auf; kein Glied war ihm gebrochen im Falle, aber gar langſam trugen ihn dieſe matten zerſchlagenen Glieder. — Schon beim Thürli mußte er wieder ſtille ſtehen und ſich lehnen an den Thürliſtock; ſein Leib dünkte ihn viele viele Zentner ſchwer, und als ob er mit den Beinen tief in der Erde gienge, war es ihm; und ſeine Seele war auch ſo matt und troſtlos, daß er keinen Muth mehr darin fand, heimzugehen und ſein Elend zu bekennen. Und als er ſo muthlos ſich lehnte an dem Thürliſtock, begann es im vor ihm liegenden Dorfe zu läuten. Es war das Zeichen, daß die Menſchen erwacht ſeien, daß ſie ſich bereiten wollten, dem Herrn Lob und Ehre darzubringen an ſeinem heiligen Tage, und alſobald miſchte bei die ſchweſterlichen Klänge das Kirchlein des Dorfes, woher Dursli gekommen war; und ſo wie es von beiden Kirchen her läutete hell und klar, ſo kamen aus weitern Kreiſen her die Stimmen anderer Kirchen und bildeten zu den hellen Klängen den feierlichen Chor. Da ward ihm feierlich zu Muthe; es war ihm, als riefe ihm dieſes Läuten zu: heimzukehren, es war ihm, als ob auf dem Grunde ſeines Herzens ſich ein Hoffen zu regen beginne auf eine neue kommende Zeit, als ob ihm der Glaube kame, daß auch ihm heute nicht nur der Welt Heiland, ſondern gerade ſein eigener Heiland geboren worden, als ob jede Glockenſtimme eine Mahnung ſei, daß Freude im Himmel wäre um jeden ſich bekehrenden Sünder und ein Frohlocken bei den heiligen Engeln, als ob jeder Ton, der ihm in die Ohren dringe, eine Verheißung ſei, daß die Kraft Gottes ſo gut in ſein Herz kommen könne, als ſeiner Glocken Stimme. Es zog ihn auf's Neue heimwärts, es glomm der Muth wieder an, zu ſeinem armen Weibe zu ſagen: Bäbeli, ich habe geſündigt vor Gott und vor dir, ich bin nicht werth, deiner Kinder Vater zu ſein; aber kannſt du mir vergeben und vergeſſen, ſo will ich mit Gottes Hülfe ein anderer, der alte Dursli wieder werden. Und als er dieſes dachte, da ward es warm in ſeinem Herzen und Thränen kamen ihm in die Augen, und er hob den Fuß zu dem heiligen Gang — da kreiſchte neben ihm eine Stimme, die zerdrückt aus einem verquollenen Halſe kam: E gute Tag Dursli, was ſtehſt du da wie ein Pfaff an einer Kilbi? ſiehſt aus, als ob des Teufels Großmutter mit dir g'naret hätte, und luegſt d'ry, wie wenn du an einem hämpfeligen Tannzapfen erworgen wollteſt! Es war die Stimme der wohlbekannten Eh., die in allen Pinten ſehr gut bekannt war und mit allen Hudeln gute Kameradſchaft hielt. Komm du, ſagt ſie, in's Pintli, e Troſt ga nah, du haſt es nöthig, was Tüfels iſt mit dir? Recht wehmüthig wies er von der Hand dieſes Anſinnen und ſagte offenherzig: wie er heim wolle zu ſeinem Weibe und ſeinen armen Kindern, wie er ſein wüſtes Leben einſähe und wieder Vater ſein wolle an ihnen. Verwundert hatte die Eh. aus ihren triefenden Sauaugen ihn angeſehen, als ſie Dursli ſo reden hörte; und als er fertig war, ſchlug ſie ein heiſeres wüſtes Gelächter auf: Was Teufels kommt dich an, Dursli, ſagte ſie, iſt es dir dromſigs in Kopf gekommen, oder biſt du bei den Stündelern in der Verſammlig g'ſi? Was, dyr bleiche Gränne wotſch ga anekneue? Wotſch er e d'r Gring groß mache u d'r däweg d'r Lätſch ſelber ga a Hals mache? Die würd d'r de d'r Platz ſchön mache! Komm du in's Pinteli g'ſchwing, wenn du nur einen Tropf Guten im Leibe haſt, ſo wirſt du ſchon aus einem andern Loch pfeifen. Wenn es einen friert, ſo iſt man nur ein halber Menſch, und du wirſt dieſe Nacht volle am e ne Haag g'lege ſy, u du wird d'r z'Herz i d'Schuh abe g'rütſcht ſy. Nein, ſagte Dursli, von dem Allem iſt nichts; aber wenn dir begegnet wäre was mir, du würdeſt auch wieder lernen beten. Nadis bott nit, ſagte die Eh., und wenn der Tufel ſelber kämt, er zwängti mi nu d'r Kopf z'chiere. Wohl, Eh., ſagte Dursli, wenn du geſehen und gehört hatteſt was ich, ſo würdeſt du auch glauben, daß no öppis angers iſch, als was me da g'ſeht — und daß e Höll iſch u daß me ſi ändere muß, we me nit d'ry will. Und nun erzählte ihr Dursli offenherzig die Abentheuer der vergangenen Nacht, was er von der Burglen herkommen ſehen, wie der Teufel ſelbſt ihn angeritten und durch die Luft geworfen, und wie er dann durch die Hölle gefahren und endlich in der Griengrube erwacht ſei. Bei dieſer Erzählung zog die Eh. nach und nach ein ernſthaftes Geſicht, und Dursli glaubte ſchon, ſie bekehrt zu haben und zum Glauben gebracht, da leuchtete es in ihren Augen auch wie ein brennend Haus. Und du willſt geiſtlich werden, wo du glücklich werden kannſt! ſchrie ſie auf, und faßte Dursli mit ihren langen klanichten Fingern krampfhaft beim Arme. Weißt du und merkſt du dann nicht, daß ſich dir die Burglenherren gekundet haben und daß ſie dir ihre Schätze geben müſſen, wenn du nur willſt, und du Guraſche hätteſt und nit pflannetüch wie eine alte Frau.

Und d'r Tüfel wird aſe gnietig ſy, ne na z'ryte, er het dir ja ſelber d'r Stifel dargha, daß uſhockiſch, und weil du dann da geſtanden biſt wie ein Oehlgötz, ſo hat er d'r einen Mupf in die Griengrube gegeben. Aber was du da von der Hölle ſagſt, das iſt dir nume vorcho im Traum; d'r Tüfel iſch nit e Narr, daß er die, wo's mit ihm hey, geyt ga erſchrecke, und denn hinten dry geyt ga quälen. Du mußt aber ein Franfaſtenkind ſein, daß du das alles geſehen. Und o Herr Jeſes, Dursli, wie glücklich chöntiſch werde, wenn nume Guraſchi hätteſt. Wenn du auch wüßteſt, wie groß der Schatz iſt auf den Burglen! Du könnteſt damit die Kirchberger und Utzenſtorfer auskaufen, und der Dunkel-Dursli müßt dy Schnuderbub ſy oder höchſtens dy Melcher; d' Schloßweyer z'Landshut chöniſt ganz volle Brantenwein haben, und denn chöntiſt rühvig im Gabenetli uf d'r Teraſſe hocke und hundert Knechte müßten dir ihn zuche tragen und alles in ſilberige Gſchirre. Und dann chönteſt deinen Kindern auch z'freſſe la zucho und dym Bäbi albeneiſch e Wedele für z'heize; aber e ſchöneri Frau würdeſt denn wohl welle, als ſo ne bleiche Granne. Wenn du morgen Nacht wieder da biſt, ſo kannſt du den Schatz noch immer gewinnen; ſie müſſen drei Nacht hinter einander den Wald auf- und abreiten, und hinter ihnen der Teufel. Komm doch geſchwind ins Pintli, dort kannſt du erwarmen, und ich will dir alles brichte, und was du machen haſt. Aber Dursli ſagte: nein, ins Pintli komm ich jetzt e mal einiſch nicht, du kannſt mich hier auch brichte, was das mit den Burglenherren iſt. — Da auf der Burglen, ſagte die Ch., iſt vor alten Zeiten ein Schloß geſtanden, und das hat gar gruſam fürnehmen Edelleuten gehört, aber die ſind liederlich geweſen und verputzten all ihr Gut, daß ſie gar kein Geld mehr hatten für Wein zu kaufen und Kleider, und ſind doch immer durſtig geweſen und hoffahrtig. Da haben ſie ſich dem Teufel übergeben mit Leib und Seele, und der hat ihnen zu ſchröcklich viel Geld und Gut geholfen, ſo viel ſie nur haben wollten. Und wo ſie das Geld gehabt, iſt es ihnen doch nicht recht geweſen, daß ſie ſich dem Teufel übergeben, ſie hätten das Geld behalten mögen und doch vom Teufel los ſein; aber ſie wußten nicht, wie ſie das anfangen ſollten; die Liſtigſten waren ſie nicht.

Die ſieben Brüder hätten aber ein Jungfräuli gehabt, das hätte ihnen ihre Sache gemacht und wäre aller Brüder Schatz geweſen und gar ein Liſtiges. Das hätte ihnen geſagt: ſie wüßte wohl, wie der Teufel z'b'ſchnoße wär, ſo daß ſie ihm entrinnen konnten und doch Alles behalten. Und die Brüder hätten dem Jungfräuli verſprochen, der Jüngſte von den Brüdern müſſe es heirathen, wenn es ihnen den Rath geben wolle, und ſie glücklich davon kamen.

Da hätte es geſagt, in der heiligen Nacht und zwei Tage zwei Nächte nachher dürfe der Teufel nicht aus der Hölle hervor, das hätte ihm einmal ein Pfaff geſagt. In der heiligen Nacht wollten ſie ſich alſo mit Hab und Gut fortmachen, und während den drei Tagen möchten ſie denn doch weit kommen; wenn dann der Teufel wieder hervorkomme, ſo wiſſe er nicht, wo ſie hingekommen ſeien, und wenn er ſie nicht mehr finde, ſo ſeien ſie ja entronnen. Aber der Teufel hatte auch einen Liebeshandel mit der Köchin und die war ſchalus auf das Jungfräuli; ſie ſagte daher dem Teufel wieder, was im Wurfe ſei zu ſeinem Schaden. Da ſei der Teufel nicht in die Hölle gegangen, deren Thor während den drei heiligen Tagen verſchloſſen werde, und damit man ihn nicht hineinjage, habe er ſich als Draguner verkleidet und mit Wüſtthun in der Nähe aufgehalten, und in der heiligen Nacht hätte er ihnen g'lußet auf einem großen ſchwarzen Roſſe unten am Schloſſe. Als ſie nun fortzogen mit Sack und Pack, Hunden und Roſſen, und voran mit dem jüngſten Bruder das Jungfräuli, ſei er hinten drein geritten mit Sauſen und Brauſen, daß ſie erſchrocken fortſtoben wie das Dürſteng'jäg, z'voran das Jungfräuli, das ab dem Roß gefallen ſei. In der heiligen Nacht hätte er ihnen eigentlich nichts thun dürfen, aber als ſie vom Lindenbühel gegen das Oberholz zugeritten, wäre er ihnen vorangeritten und hätte ſie ume g'wehrt, daß ſie den Wald hinunter hätten reiten müſſen dem Bachteln Brunnen zu mit wildem Angſtgeſchrei.

Dort hätten ſie ſich wieder umgewendet der Bürglen zu, und ſeien glücklich vor dem Teufel im Schloſſe geweſen, und hätten das Thor wohl vermacht, ſo daß der Teufel, der in dieſen Nächten keine apparti Gewalt hat, davor bleiben mußte. Drinnen ward den Brüdern gar Angſt, was der Teufel wohl mit ihnen anfangen werde, wenn die heilige Zeit vorbei ſei. Aber das Jungfräuli tröſtete ſie, der Teufel werde jetzt wohl wieder in der Hölle ſein und in der folgenden Nacht ſie nicht ſtören können; ſie ſollten die Flucht nur noch einmal verſuchen. Sie thaten es, aber es ging ihnen akurat wie das erſte Mal. Da fürchteten ſie ſich noch mehr und drohten dem Jungfräuli, daß ſie es dem Teufel dargeben wollten für ſeinen böſen Rath, es könne die Suppe ſelbſt ausеſſen, die es eingebrockt. Aber das Jungfräuli hielt ihnen gruſam an, daß ſie das nicht thun ſollten, ſondern die Fahrt zum dritten Mal verſuchen. Wenn der Teufel ſchon nicht in der Hölle ſei, ſo werde er ſicher, weil er zwei Nächte hinter einander nicht geſchlafen, jetzt ſo feſt ſchlafen, daß er ſie nicht höre, und wenn ſie umme einiſt dänne wäre, ſo könnte er ihnen nicht mehr nach, er hätte ſie ja nie recht einholen können; und die Ritter glaubten der Dirne und ritten zum dritten Mal, und zum dritten Mal der Teufel hintenrum ſchnaubend in wildem Zorn. Aber dieß Mal hätte er ſie weit hinauf ins Oberholz reiten laſſen, ehe er ſie herum gewehrt, hätte ſie tief in den Leimgrubeinſchlag hineingetrieben, und erſt dann gegen den Burglen zu. So hätte er ſie verſäumt, daß es gerade zwölf Uhr geſchlagen, als der letzte Bruder unter dem Thor war, und gerade hinter ihm der Teufel. Der habe nun mit dem Glockenſchlag Zwölf alle ſeine Macht erhalten, dem letzten Bruder das Genick umgedreht, und ſei in den Schloßhof hineingefahren und habe allen Brüdern die Köpfe umgedreht und auch dem Jungfräuli. Dann habe er alle z'klyne Stücklene zerſchriße. Nun habe er alles Geld und alle Edelſteine zuſammengeleſen und in den Brunnen geworfen und die zerſchrißene Leut oben darauf, und habe ſich verflucht: wenn ſie doch ſo Luſt am Reiten hätten, ſo müßten ſie ihm reiten alle Jahre zu gleicher Zeit, bis einſt Einer das Herz habe, zu ihm aufs Roß zu ſpringen i d's Tüfelsnahme, während er ſie jage, und dann das Geld zuſammen zu leſen und davon zu laufen, während er ſie zerreiße, dann ſollten ſie Ruhe haben. Das dürfe Riemer, hat er gedacht. Die, wo ſchatzgrabe hey auf der Bürglen, wußten das wohl, aber ſie hatten kein Guraſchi und wollten es zwänge mit dem ſiebenten Buch Moſis. Damit hatten ſie viel Lauf und Gäng und zuletzt nichts mehr davon, als lange Naſen und ſo dicke wie Kuferhämmer. Aber du darfſt, Durſli, ſagte die Ch., du biſt geng e Guraſchirte gſi und haſt Riemere g'förchtet, und z'verſpiele iſt do nüt, mi brucht jo nüt z'mache als ufz'hocke u z'ryte und d'r Tüfel het d'r jo d'r Stifel ſelber darg'ha. Es hätte den Schatz ſicher ſchon lange einer gehoben, aber es giebt gar wenige Fraufaſtenkinder, die meiſten Leute ſehen nichts von dieſem G'jag, ſie hören es bloß. Komm jetzt ins Pintli, wenn du wieder einen halben Schoppen im Leibe haſt, ſo biſt du wieder der rechte Durſli. Komm, wir wollen heute eins ſaufen, während der D. Pfaff „Hem, Hem“ macht; ich zahle alles. Hab nit Kummer, wenn du kein Geld haſt. Und z'Nacht gehſt du dann und reiteſt und bringſt Geld mit, es weiß kein Menſch wie viel., Dann wollen wir ein luſtig Leben führen mit einander ins Teufels Namen; Krebſeli z'Morge und Füſcheli z'Nacht und de dy bleichi Gränne lah Kuder ſpinne i Gottsname. — Durſli hatte geſpannt zugehört, recht wahrſcheinlich kam ihm die ganze Geſchichte vor; war es ihm doch, als fühle er noch des Teufels Stiefelſpitze unterm Kinn; und das luſtige Leben ohne Arbeit mit überflüſſigem Gelde dünkte ihn auch gar ſchön, konnte er ja mit dem Gelde anfangen, was er wollte, es auch an Weib und Kind wenden; und ein Schlucklein Brantewein könnt's ihm auch nicht ſchaden, war's ihm doch, als ſollte er Stück um Stück auseinander fallen vor Müchti. Und hätte die Ch. ihr Brantenweingütterli wie gewöhnlich bei ſich gehabt, wer weiß, was geſchehen wäre.

Da klangen wieder wunderſchöne helle Glockentöne durch die heiter werdenden Lüfte den Wald herauf. Es drangen dumpf und ſchauerlich, wie Stimmen aus einer andern Welt, aus tieferem Hintergrunde mächtige erſchütternde Klänge; ſie verſchwammen in einander zu den wunderbaren Lauten, welche die Luſt der Welt aus den Herzen treiben, in tiefe Andacht die Seelen verſenken und Millionen Knie beugen in wirklicher Demuth vor dem Allerhöchſten.

Es läutete aus dem Solothurnerbiet herauf, und zu dem Läuten von vielen Glocken klang in wunderbarer erſchütternder Tiefe laut und vernehmlich die große Glocke von Solothurn.

Sie ſchlugen nicht unvernommen an Dursli's Herz, ſie kamen wie guter Geiſter warnende Stimmen in der Stunde der Verſuchung. Wie aus hohem Himmel herab ſchienen ihm die wunderbaren Klänge zu kommen; ſie kamen ihm vor wie die Stimmen ſeiner geſtorbenen Eltern, denen Gott vergönne, aus einer andern Welt her den wankenden Sohn zu ſtärken, ihn zu mahnen an Weib und Kind, an Gott und die andere Welt, in der ſie nun wandelten, weil ſie fromm geweſen auf Erden und der Heiland ihnen auch erſchienen war. Und fromm bewegt fühlte Dursli ſich wieder, es kam ihn an wie Heimweh nach Vater und Mutter; bei ihnen ſein, ſein müdes Haupt in ihren Schoos legen, hätte er mögen; aber dann kamen ihm vor Weib und Kind, die er verlaſſen müßte; mit doppelter Sehnſucht fühlte er ſich nach Heim gezogen, ſie noch einmal zu ſehen, ihnen noch zu zeigen ſein liebevolles Herz, ehe er folgen müſſe dem elterlichen Rufen nach einer andern Welt. Er vergaß die Eb., ihre freche Rede, ihr wüſtes Locken, und unwillkührlich wendete er den Fuß der Heimath zu! Da krallte das Weib ihm in den Arm und wollte ihn drehen auf den Fußweg, der zum Pintli führte, und trieb lachend ihr Geſpött mit ſeiner Feigheit. Da kam den Dursli ein eigentlich Grauſen an ob dem Weibe und der Gedanke, ob heute der Teufel ſtatt ein Dragoner ein Weib geworden und in der Eb. ſtecke?

Schon ſchienen ſich ihm ihre Haarſchnüre emporzuringeln wie ein Schweif, Katzenaugen aus ihrem Geſicht ihn glühend anzufunkeln, ihre Zunge ſich zu ſpitzen und zu züngeln wie eine leibhaftige Schlangenzunge, und die magern Finger zu feurigen Krallen zu werden, und als ob er ſie feurig fühle am ergriffenen Arm bis ins Mark hinein, ward es ihm. Da kam ihn ein jäher Schrecken an, er riß ſich los mit Gewalt und floh, ſo ſchnell es ſeine matten Glieder erlaubten, durch die K.'gaſſe der Heimath zu, und hinter ihm drein ſchallte noch lange das wilde Fluchen, das heiſere Gelächter des teufliſchen Weibes.

Zwiſchen hohen und breiten Lebhägen durch, in denen Bäume von allen Arten ſtunden, lief ſein Weg. Träge Gugger hüpften ſchwerfällig von Zweig zu Zweig; luſtige Amſeln, gelb geſchnabelt, flogen ſchnell in kurzen Bogen vor ihm her; beide ſuchten in den Beeren des Haages ihr kühles, aber ſüßes Morgenbrot. Vor ihm zeichneten ſich am blauen Himmel immer deutlicher die Rauchwolken ab, ſteigend aus den Wohnungen der Menſchen, die ſich kochten ein warmes Morgenbrot. Schwarz und dick und wild wirbelten aus den Oefen der Bäcker, die nicht weißes Brod und Ringe genug machen konnten für den heutigen Tag, die Rauchſäulen empor. Klarer und ruhiger ſtieg der Rauch auf aus den weißen Schornſteinen der Häuſer, die um die Fenſter her bekränzt waren mit niedlichen, ſorgfältig gebiegeten Scheitern aus Buchen- oder Eichenholz. Ungeduldig und zornig drängte er ſich aus mancher Küchenthüre, welche endlich die ſorgſame Hausfrau öffnen mußte, wenn ſie nicht erſticken wollte. Dünn und faſt nicht ſichtbar umſchwebte er, bequem aus dem dünnen Stroh des Daches emporſteigend, die kleinen Häuschen, wo vor dem Hauſe kaum einige Respen lagen und in die Küche ſelten eigentliche Scheiter kamen. Ungetrübt aber blieb der Himmel über den Häuſern, vor denen hohe Tannen ſtunden, an denen Flaſchen und Bänder flattern. In ſolchen Häuſern wird es am Tage des Herrn gar ſpät Tag. Der Gedanke an den Herrn weckt dort ſelten Jemand, die Glocken, die an den Herrn mahnen, verſchläft man, nur das Klopfen der Gäſte, das Hoffen von Gäſten weckt aus dem Schlafe — aber wenn der Herr einſt ſelber klopft, was wird dann für ein Erwachen ſein für Leute, die Sonntag und Werktag den Herrn verſchlafen haben? —

Wie Dursli dem Dorfe näher kam, ſchien es ihm entgegen zu duften wie von Eiertätſch und Weihnachtsringen; geſchäftig ſah er die Leute um die Häuſer ſich regen mit Waſſerholen und Holztragen, ſah die Mädchen laufen mit ihren Milchtöpfen, Milch zu holen, die Küher mit ihren

Brännten, Milch zu vertragen; hörte Kinder jubeln in hellen Weihnachtsfreuden, einander ihre Ringe ſpienzelnd. Ein luſtiger Bube, pfausbackig und vierſchrötig, in der einen Hand einen Milchhafen, in der anderen einen mächtigen Lebkuchen, von dem er munter abbiß, begegnete ihm und rief ihm zu in ſeiner Herzensfreude: Lue doch, Durſli, wie m'r z'Wiehnachtkingli e Lebkuche brocht het, er iſch faſt ſo groß wie en Kutteſecke!

Da wurden Durſli die Beine wieder ſchwer und es war ihm, als ob es ihm wie Rauch zu beißen anfange in den Augen und ſie ihm übertreibe. Hatte ſein Weib wohl etwas, um Rauch damit zu machen und Feuer? Er wußte es nicht, er hatte ſich lange nicht darum bekümmert, und geſtern war der Ofen kalt geweſen. Er wagte es nicht dahin, wo ſeine Hütte lag, zu ſehen: ob nicht auch ein lichtes Wölkchen ſchwimme über derſelben? Daß ſie den Herrn nicht verſchliefen, das wußte er wohl; aber hatten ſie wohl auch etwas zu eſſen? Keine Eiertätſche, keine Weihnachtsringe, das wußte er wohl; aber hatten ſie doch irgend etwas Anderes, als das trübe Sinnen: was ſie alles entbehren mußten, was ſie alles nicht hätten, was andere Leute, weil ſie einen Vater hätten, der ſie vergeſſe? Seine armen Kinder ſaßen vielleicht um einen leeren Tiſch am heutigen heiligen Tage, und Weinen und Klagen war unter ihnen, während Freude ſein ſoll auf Erden, und in den meiſten Häuſern Freude war.

Und er hatte keinen Kreuzer, ihnen etwas zu kaufen! So manchen Batzen hatte er muthwillig verſchwendet, und jetzt, wo er Jahre vom Leben um etwas Geld gegeben, jetzt hatte er keinen Kreuzer, hatte gar nichts ihnen heimzubringen, als den wüſten, nichtsnutzigen Vater, der die Quelle von all ihrem Elend war, den mußte er heimtragen als ſeiner armen Kinder Weihnachtskindli. Das that Durſli gar bitter weh im Herzen; es floh daher das Dorf, um Niemanden mehr zu begegnen, um keine Bäckerladen ſehen zu müſſen, in denen er nichts kaufen konnte, wo er nur an ſeine armen Kinder denken mußte, mit welch ſehnſüchtigen Augen ſie die Herrlichkeiten alle geſtern werden betrachtet haben. Aber auf welche Fußwege er auch fliehen mochte, die rauchenden Häuſer brachte er nicht aus dem Geſichte. Der Duft von allen den guten im Dorfe gekochten Dingen ſchien immer dichter ihn zu umwallen. Dagegen fand ſein ängſtlich ſuchend Auge keinen einzigen Zaunſtecken, keinen im letzten Sturme abgebrochenen Aſt, um wenigſtens etwas zur Feuerung beitragen zu können. Er kam immer näher ſeinem Häuschen und immer ſchwerer ward ihm ums Herz; zu fliehen hatte er nicht mehr die Kraft, aber in die Erde hätte er verſinken mögen. Neben dem Hauſe, das ſein Häuschen bedeckte, konnte er nicht weiter; er lehnte ſich an die Gartenwand und weinte wieder bitterlich. Es kam ein Jammer über ihn, wie ihn ſicher nur ein Vater empfinden kann, der Ernährer und Schützer ſeiner Familie ſein ſoll, und der an einem heiligen Morgen zu durch ſeine Schuld hungrigen und frierenden Kindern heimkehrt, matt, zerſchlagen, verſchlemmt, aber ſeiner Schuld wohl ſich bewußt. Ach, wenn Dursli dachte, wie vor einigen Jahren noch ſeine Kinder ihn jubelnd immer empfingen, und am fröhlichen Vater ſich nicht ſatt küſſen konnten, und wie er jetzt heimkehre, und wie ſeine Kinder nur weinen müßten, wenn ſie ihn ſahen, und aus Angſt vor ihm nicht einmal recht weinen dürften, da lief ſein Jammer von neuem über.

Dursli ſtünde vielleicht noch dort, wenn ihm nicht Jemand fortgeholfen hätte. Aus dem Schopfen des Hauſes hatte ihn ſchon lange mit mißtrauiſchen und ärgerlichen Blicken ein Mann betrachtet, der mit Füttern ſich beſchäftigte. Endlich, da er ſah, daß Dursli ſich nicht da anlehne, um dem Ulli zu rufen, ſondern daß er weine und zwar recht, trat er zu ihm fragend: Was fehlt dir, Durs? Es war ein Nachbar und Jugendfreund von Dursli, der aber mit ihm ſchon lange keine Gemeinſchaft mehr hielt, weil derſelbe auf gemachte Vorſtellungen ihm gar pöchiſchen Beſcheid gegeben hatte. Vor Schluchzen konnte ihm Dursli faſt nicht ſagen, daß ihm apparti nichts fehle, aber daß er nicht heimdürfe, weil ſie daheim wahrſcheinlich nichts hätten, um einen warmen Ofen zu machen, und er ihnen nichts heimbringen könne; und daß er an dieſem Allem ſelbſt Schuld ſei, drehe ihm faſt das Herz aus dem Leibe. Es iſt gut, daß du das einmal einſiehſt, und gut wäre es, du würdeſt es nie mehr vergeſſen. Deine Frau und Kinder dauren mich, darum nimm da vom Haufen zwei Wedelen, aber geſchwind, und mache, daß du damit fortkommſt und dich mein Alter nicht ſieht, ſonſt giebt es Donnerwetter. Er kann keinen Hudel leiden und dich am allerwenigſten, weil er deines Vaters Kamerad war und dich früher lieb hatte. So ſprach Res zum Dursli. Da dieſer ſich nicht gleich faſſen konnte, ſo ſchob ihm Res zwei mächtige Wedelen unter die Arme und ihn mit einer ſcharfen Ermahnung hinter der Ladenwand hervor ſeinem Häuschen zu.

Stille war Alles dort, zu die Küchenthüre, kein Räuchchen kräuſelte ſich weder über dem Dach noch unter demſelben. Mit klopfendem Herzen drehte er den hölzernen Riegel um und trat in die Küche. Da war kein Feuer; die Feuerplatte, wie gewohnt, ſauber abgerieben, und hinten im Kunſtloch noch ein klein Häufchen warme Aſche; alſo hatten ſie dieſen Morgen doch etwas Warmes gehabt. Das träufelte etwas Troſt und Muth ihm ein, er legte ſeine Wedelen auf die Feuerplatte und trat an die Stubenthüre. Bis hierher hatte ihm ſein Muth geholfen, hier verließ er ihn. Er hoffte, es öffne Jemand, zu ſehen, wer da ſei. Aber ſtille blieb es in der Stube, nur glaubte er das Rad ſeiner Frau ſchnurren zu hören. Mit klopfendem Herzen lauſchte er lange, er hörte kein Schrittlein, nicht einmal ein Flüſtern. Er ſog es ſo recht in ſich, was es heiße, „ein armer Sünder“ ſein, und welch Unterſchied es ſei zwiſchen einem Vater, bei deſſen Erſcheinen Fenſter und Thüren ſich öffnen, ihm entgegen ſpringt, was Beine hat, und den Beinen voraus die jubelnde Stimme ſchickt, auch wenn er keinen Kram bringt; und zwiſchen einem andern Vater, den man heimkommen hört, und Niemand ſich regt, ja vielleicht Große und Kleine zittern, ſich verkriechen und beten, daß er wieder fortgehen und nicht ſein wüſtes Weſen noch bringen möchte in das Elend hinein, das er angerichtet.

Er hatte ſo manchmal mit wüſtem Brantenweinkopf die Thüre aufgepoltert und war in die Stube hineingefahren, wie ein Habicht in einen Taubenſchlag, und die Kinder waren in alle Ecken geſchoſſen, als ob ſie die Tauben wären, daß er nur zu wohl wußte, warum Niemand öffne. Er fuhlte es, was es heiße, an einer Thüre ſtehen zu müſſen, , als ob es die Thüre der Hölle wäre, während es die Thüre des Paradieſes ſein ſoll, das jeder Vater ſich ſelbiſt zu ſchaffen hat, die Thüre zu Weib und Kinder. Aber eben, Leute, merket euch dieſes Zeichen wieder, wie der Menſch aus dem Himmel, den Gott ihm darbietet, die Hölle, aus dem Paradieſe ein Dornen- und Diſtelfeld machen kann. Ach, wie er ſich wieder ſehnte nach einem Tröpſchen Brantenwein, um Muth und Kraft zu erhalten, ſeine eigene Thüre zu öffnen! So weit kömmt ein Menſch, wenn der Brantenwein ſein Alles iſt, daß er ſelbſten ein Nichts wird. Aber kein Brantenwein ward ihm; er mußte endlich die Thüre öffnen. Er wollte guten Tag ſagen, aber er brachte es nicht heraus, es blieb ihm klemmen im Halſe. Seine Frau ſpann und wiegelte zugleich das grannende jüngſte Kind. Eiſeli haſpelte und die andern Kinder ſaßen um den Tiſch, auf dem noch ein Kachle ſtand, dem man es anſah, daß im Waſſer gekochte Erdäpfelbitzli darin geweſen waren. Kalt und fröſtelig war es in der Stube, doch ſauber und reinlich; Bäbeli meinte nicht: je weniger man zu eſſen habe, deſto unreinlicher müſſe man werden.

Die Kinder hielten ſich mäuschenſtill, als er hineinkam, drückten ihre Köpſchen tief in die Arme hinein und Eiſeli haſpelte noch geſchwinder, wie von innerer Angſt getrieben, und Bäbel fragte über's Rad weg tonlos: Du wirſt öppis z'Morge welle? Nein, ſagte Dursli, von dieſem Bilde, das er hundertmal geſehen, aber nie wahrgenommen hatte, tief ergriffen, nein, eſſen mag ich nicht, ſo mucht und öde ihm auch war. Aber ihn friere gar, ſagte er, er wolle einheizen und eine warme Stube machen, es ſei gar kalt hier innen. Da ſagte Bäbeli ganz leiſe: dann hätten ſie kein Holz mehr für heute zu kochen, und wenn man ſich durch den Morgen etwas leide, ſo werde über Mittag die Kunſt warm vom Kochen. Da fand Dursli die Stimme wieder zu ſagen: ſie ſolle nur nicht Kummer haben, er hätte Holz mitgebracht. Da war's, als ob die Morgenröthe beſſerer Tage ſchon auf der Kinder Wangen wiederglänzten, ihre Backen rötheten ſich ſchon von der Hoffnung, heute eine warme Stube zu haben, und freundlicher ſahen ſie zum Vater auf. Aber beklommen fragte Bäbeli: woher bringſt du Holz heute? Wäger ha nis nit gſtohle, ſagte Dursli ohne aufzubegehren, d'r Res da äne het m'r gäh, du chaſt ne frage, ob's nit wahr ſyg. Er ging hinaus und heizte mit Mühe ein in den kalten Ofen, an dem ſchon Tage lang nur die Kunſt warm geworden war, und wie warm die wird, wenn man keinen Sauen kocht, ſondern nur mit zuſammengeleſenem Holz ein paar halb Stunden im Tage etwas Warmes, das weiß Jedermann. Als endlich das Feuer im Ofen praſſelte, konnten ſich die Kinder nicht enthalten, hinaus in die Küche zu kommen, vor den Ofen zu grupen, Hände und Geſichter mit innigem Wohlbehagen dem Feuer entgegen zu ſtrecken und zu jubeln, wie luſtig das doch brenne und wie warm. Wer nie recht Kälte ausſtehen muß, begreift nicht, wie hoch der Arme die Wärme hält. Nicht nur die Hände, ſondern auch die Herzen thauten den Kindern am Feuer auf. Ach, Kinderherzen ſind noch nicht mit tiefem Eis belegt, wenige warme Blicke vermögen das, welches ſich angeſetzt hat, zu ſchmelzen.

Sie ſtunden näher und näher zum Vater, es war als ob ordentlich ein Magnet ſie zu ihm hinziehe; doch berührte ihn noch keins und auch der Vater durfte die Hand nach keinem ausſtrecken aus Furcht, ſie möchten entfliehen vor dieſer harten väterlichen Hand. Endlich durchbrach ein vierjähriger Knabe die unſichtbare Scheidewand und legte ſeine Hände auf des Vaters Backen, er ſolle doch fühlen, wie ſchön warm ſie ſeien, und küßte darauf den Vater, daß er ihnen ein ſo ſchönes Feuer gemacht. Da durchrieſelte den Dursli eine eigene Empfindung. Kindliche Küſſe thun allen Vätern wohl, und als der Vater den verlornen Sohn küßte, mußte es auch dieſem rieſeln durch's Herz; aber muß es einem verlornen Vater nicht noch tiefer gehen, wenn ſein unſchuldig Kind, ob dem er die Hölle verdient, ihn küßt und mit dem Kuſſe ihm das Pfand der Vergebung gibt. Er konnte nichts ſagen, aber er rührte nun ein Kind nach dem andern an und eins nach dem andern drängte ſich ihm näher, bis er alle an einem Arfel hatte; da fühlte er es deutlich in ſeinem Herzen, daß er wieder ein beſſerer Menſch und glücklich werden könne. Und wie das Feuer im Ofen verglomm, glomm ein anderes in ihm auf, und muthiger betrat er wieder die ſich wärmende Stube. Drinnen hatte ſeine Frau ihren Spulen voll geſponnen und abgenommen, und übergab ihn dem alteſten Mädchen zum Haſpeln. Während dieſes geſchah, räumte ſie ab, rathſamte die Kinder, und gab dann, als Eiſeli mit Haſpeln fertig war, ſammt drei Strangen Garn demſelben folgende Inſtruktionen: Es ſolle dieſe 3 Strangen unter die Scheube nehmen, daß ſie ja Niemand ſehe, und damit zum Garnjoggi gehen und daraus 6 Batzen zu löſen ſuchen. Und wenn es ſo viel Geld erhalten, ſo ſolle es einen Vierling Speck oder im Wirthshaus Feißi ab der Fleiſchſuppe, ein zweipfündig Brötli, einen halben Vierling Kaffe daraus kaufen und aus dem Reſt abgenommene Milch, was es erleiden möge, damit ſie etwas Warmes und dießmal, weil es doch Weihnacht ſei, Erdäpfelröſti zu Mittag machen könnten. Die Kinder jubelten gewaltig, als ſie von Erdäpfelröſti hörten, ſo was Gutes war ihnen lange nicht geworden. Und um ihnen dieſen Freude zu machen, hatte das arme Weib einen bedeutenden Theil der Nacht durchgeſponnen, und der Vater hatte in den letzten Wochen ein Geld verpraßt, mit dem man 20 Erdäpfelröſtene mit ganzen Hampfelen Speckbrockli hätte kochen konnen. So ſorgte alſo das Weib für alles Eſſen und der Vater hatte nichts, keinen einzigen Kreuzer, dazu gegeben. Doch hatte er jetzt den Muth, dazu zu ſagen: er hätte nichts, aber es ſoll es heute ſich heute nicht reuen laſſen, in Zukunft müſſe das anders gehen und Erdapfelroſti ihnen nicht eine ſo ſeltſame Sache ſein. Es wäre nöthig, ſagte Babeli, daß es ſo kämte. Dann ſchwieg es wieder. Ja Frau, ſo ſoll es kommen. Da ſah ihn Bäbeli an mit einem Blick, in dem zerdrückte Liebe und verhaltener Zorn lag, beides, aber die Liebe tief gewurzelt, der Zorn nur wie Schaum auf der Oberfläche; an manchen Orten iſt es umgekehrt. Bei dieſem Blick ließ Bäbeli es bewenden und ging ſeinen Geſchäften nach, und Dursli gab ſich mit den Kindern ab ſtill und freundlich; und wenn eins ihn anrührte, flog allemal ein trüber Zug aus ſeinem Geſichte fort, und mit ſichtbarem

Beſtreben, ihm zu gefallen, aber nicht ſchüchternlos, g'wirbeten die Kinder um ihn herum. Als Bäbeli dieſes ungewohnte Treiben ſah, glänzte ihm auch etwas in den Augen, aber es ſagte nichts. Endlich ſagte es: wenn es wüßte, daß er zu Hauſe bleiben und zu den Kindern ſehen wollte, ſo möchte es gerne wieder einmal z'Kilche und zu z'Herre Tiſch, es hätte ſchon lange darnach b'langet und nie mehr als jetzt. Und dann hatte es dem lieben Gott no abz'bätte, daß es heute geſponnen; es heyg das ſuſt nie tha; z'Eiſeli wird ſcho koche, wenn's ume chunt, und z'Sach mache. Da ging dem armen Dursli ein Stich durchs Herz, daß er faſt ab dem Ofen gefallen wäre. Als ihn jüngſt der Hudeldrang ſo recht ankam, das Geld vom Lande verbraucht war, als er das ganze Haus durchſucht hatte, und er nichts mehr zu vergrützen fand, gerieth er auch hinter ſeines Weibes Sachen, und da gerieth ihm unglucklicher Weiſe noch ein ſchönes ſchwarzes Fürtuch in die Hände, das Bäbeli von ſeiner Mutter geerbt hatte, und es deßwegen ſehr werth hielt und nicht verkaufte. Dursli wußte das und nahm es doch. Er dachte in ſeinem Hudeldrang: Bäbeli werde das doch ſo bald nicht brauchen und deßwegen den Verluſt am wenigſten merken. Und gerade jetzt, wo er Friede machen wollte für immer, wo ihm an Verſöhnung alles gelegen war, mußte Bäbeli über ſeine Schelmerei kommen; aber wo eine Kirche gebaut wird, baut der Teufel eine Kapelle daneben, wo es Friede geben will, ſtößt er den Fuß dazwiſchen. Wie ein Maletſchloß hing es dem Dursli vor dem Munde, als ob ihm einer die verkehrte Hand im Halstuch hätte, ward ihm. Da fragte Bäbeli noch einmal: Heſch öppis d'r wieder, we ni gange? I bi ſcho lang nüt gſi, u nes duecht mi, es liechteti m'r uf em Herze, we n'i einiſt wieder ga chönt. B'hütis nei, ſagte Dursli, aber i darf d'r neuis faſt nit ſäge, i bi viel z'ene wüſte a d'r gſi u ha öppis g'macht, i darfs d'r weiß Gott nit ſäge. Säg's nume, das wird wohl o öppi z'ertrage ſy, ſagte Bäbeli. Dein ſchwarzes Fürtuch habe ich dir verkauft, das du von der Mutter geerbt haſt; aber du ſollſt es bis z'Oſtern wieder haben, und ſollte ich mir die Arme bis an die Ellbogen abwerchen, ſagte Dursli.

Man ſah, es ward Bäbeli, als ob man ihm ein neues Weh anwürfe; in die Augen drang ihm das Waſſer, ſeine Lippen bebten, aber zugleich begann eine unſichtbare Gewalt in ſeinem ganzen Weſen zu arbeiten, die nicht zum erſten Mal den Kampf verſuchte mit auflodernden Gemüthsbewegungen. Bäbeli wußte, daß man mit zornigen Worten nichts ausrichte gegen ein ſtörriſch gewordenes Gemüth, und hatte daher ein ſtilles Tragen ſich angewöhnt; nur wenn es die Kinder betraf, entrann der Mutter noch zuweilen ein raſches Wort. So will ich mein altes anlegen, ſagte es leiſe, das thut's einem armen Weibe, wie ich bin, ſanft; und ging hinein ins Stübli. Dursli fühlte wohl, daß er dieſe Schonung nicht verdiene; aber eben dieſes unverdiente Schonen härtete ſeine Gelübde, „ein anderer Gatte, ein anderer Vater werden zu wollen“, wie Stahl gehärtet wird in des Feuers Glut. Bäbeli blieb lange im Stübli. Endlich als es ſchon lange läutete zur Kirche, kam es heraus mit ſtillem Geſicht und armüthig angethan. Es preſſirte nicht fort und hatte noch dieß und jenes den Kindern zu ſagen, und Dursli mahnte auch nicht, daß es bereits verläutet habe; er wußte wohl, daß ſo armüthig angethane Weiber nicht zuerſt frühe zur Kirche gehen und nicht zuvorderſt ſich ſetzen, ſondern ganz leiſe ſich hineinſchleichen, während die andern ſingen, und die hinterſten Bänke ſuchen, damit kein verletzend Auge ihre Armüthigkeit betrachte und das Weh in ihrem Herzen mehre.

Als endlich Bäbeli gehen wollte, längte ihm Dursli zaghaft die Hand und bat: Bet de o für mi! und Bäbeli ſagte nichts, ſah ihm tief in die Augen, ſeufzte dann auf und ging. Bald darauf kam Eiſeli heim mit ſeinen Herrlichkeiten, und die Kinder umſprangen es und jedes wollte ihm auspacken, an die Hand gehen, und in fröhlichem Wirrwarr kamen ſie einander zwiſchen die Beine. Und wehmüthig ſchaute Dursli dem zu und allgemach wurde er immer matter. In ſeinem Magen knurrte und ruggete es, es dünkte ihn, ſein ganzer Leib ſei hohl und nie mehr zu füllen, und im ganzen Hauſe war kein äßig Brösmeli als das Brötli, das Eiſeli gebracht. Davon aber den Kindern vorweg zu eſſen, die es ſo ſehnſüchtig anſahen, und es ohne die Mutter, die es erſponnen hatte, anzuſchneiden, hätte er nicht über's Herz gebracht. Zudem wollte die Zeit nicht vorwärts, es dünkte ihn, es ſei immer gleich viel. Er bat Eiſeli, daß es doch recht viel Röſti machen möchte, und als es ihm die kleine Platte voll Schybleni zeigte mit dem Bedeuten, daß keine mehr ſeien als die, da ſeufzte er ſchwerlich auf, denn er hätte die Hälfte mehr ring allein gegeſſen. Aber er klagte nicht, ſondern dachte, Gott wolle ihm einmal zeigen, wie der Hunger thue; ſeine Kinder hätten oft ſeinetwegen gehungert, es ſei nun billig, daß auch er einmal hungere. Aber daß er nicht mehr ſo hungern wolle und daß ſeine Kinder nicht mehr hungern ſollten ſeinetwillen, das nahm er ſich vor, ſo oft er eins der Kinder ſah, ſo oft die kleine Platte Schybli ihm in die Augen fiel.

Bäbeli war ſpät in die Kirche gekommen und drückte ſich gar demüthig in einen Winkel. Es ſah nicht viel auf, aber ſo oft es aufſah, wollte der böſe Geiſt über ihns kommen, wollte ihm alle ſeine alten Geſpielen zeigen und alle Weiber mit ſchönen ſchwarzen Fürtüchern, wollte ihm zuflüſtern: ſiehe wie hoffärthig die ſind, wie armüthig du, ſiehe, daran und daß du in fuchsrothem Fetzen zum heil. Abendmahl gehen mußt, und alle Leute auf dich ſehen, iſt dein Hudel ſchuld; wäre der nicht, du könnteſt auch daher kommen, wie die andern.

Aber Bäbeli wehrte ſich ſtandhaft gegen dieſen Geiſt, ſah nie mehr auf, ſah nicht auf ſein Fürtuch hin; es dachte nur an Gott, der unſer Aller himmliſcher Vater ſei und keine Herzen verſtoßen wolle, beſonders die armen nicht. Dann ſchloß es ſein Ohr der Predigt auf, wie heute der Welt der Heiland geboren worden ſei, und wie er allen Menſchen beſonders geboren werden müſſe, ja wie er vielleicht dem einen oder dem andern unter ihnen gerade heute geboren werde in Glaube, Hoffnung und Liebe; und wie dieſer Heiland dann mächtig ſei im Ertragen und im Schaffen, und Freude bringe über jede Seele und Segen in jedes Haus. Und wenn dann Bäbeli an Dursli dachte, wie er ſo mild und weich heimgekommen und geſagt habe: bet o für mi, und wie es ſich ſelbſt überwunden und ohne Zorn fortgegangen ſei, da ſchlug froh bewegt ſein Herz, ob wohl ihm und ſeinen Kindern der Heiland einkehre in ihre Hütte und austreibe jeden böſen Geiſt. Und als es in froher Ahnung zum Nachtmahl ging, da ward ihm gar ſüß und ſelig dabei zu Muthe. Es war ihm im Geiſte, als ſehe es die weiße Taube, die dem Noah das Oelblatt brachte, das Zeichen, daß die Waſſer verlaufen, die Noth vorbei, beſſere Zeiten da ſeien; als ſchwebe ſie ob ſeinem Haupte und laſſe ſacht und leiſe das Oelblatt ihm auf die Stirne nieder. Aufgerichtet ging Bäbeli heim, und wenn ein alter Bekannter ihm nicht freundlich dankte, ein Paar böſe Augen auf ſein rothes Fürtuch ſahen: es that ihm nicht weh im Herzen, es achtete es nicht einmal. Es eilte heim. Die Predigt hatte lange gedauert und das milde Wetter viele Leute zum Nachtmahl gezogen, jedoch ohne daß Vielen in Sinn kam, daß Gott mit dem Thauwetter ihnen andeute, daß es auch in ihren Herzen auffrieren müſſe, wenn darin der Heiland ſolle geboren werden, denn in gefrornem Boden wird nichts geboren. Es wollte die Kinder nicht warten laſſen, und zudem ward ihm Angſt, ob es wohl Dursli nicht irgendwo fehlen möchte und eine ſchwere Krankheit im Anzug ſei. Es kam eilig aber freundlich heim, und ſah ohne Groll mit der alten Liebe den Dursli an; aber vor dem Jubel der Kinder, die es zu Tiſche zogen, weil die Milch ſchon erwellt ſei, die Erdäpfelröſti fertig und man die Speckbröckli nicht dürfe kalten laſſen, hatte es nicht Zeit zu fragen, ob's ihm fehle.

Mit jauchzenden Augen ſetzten ſich die Kinder um den Tiſch; und wenn ſie ſchon mit andächtigen Geſichtern beteten, die Füße, die konnten nicht ſtille halten, die gingen wie Fahnen in luſtigem Sturme. So glücklich können Königskinder nie ſein, ſo jauchzend nie ſich um ihre goldenen Tafeln ſetzen. Sie haben nie entbehrt, nie ſo bis zum rechten Hunger gehungert, und wer nie entbehrt hat, kennt die rechte Freude, den eigentlichen Herzensjubel nicht. Ach Leute, wenn ihr wüßtet, wie glücklich man bei Wenigem ſein kann, wie unglücklich oft bei Vielem; wie glücklich ein Menſch werden kann, wenn er als Kind ſein Joch getragen, ihr machtet aus euren Kindern nicht lauter Weißbrotkindlein in Baumwolle eingewickelt. Wenn die an den Bysluft des Lebens müſſen, wie werden die den Pfnüſel kriegen, und mit ihren Pfnüſelgeſichtern jammern über den wüſten Bysluft, und jammern, wenn der Bysluft vorbei iſt, über den Pfnüſel, der ſie nicht verlaſſen will, bei der wärmſten Sonne nicht!

Wie die Kinder in die Suppenkachel längten, und wenn auf ihrem Löffel ein Dünkli Brot ſchwamm, den Löffel den andern zeigten und ſagten: Lue, Brot hani! und die andern ſchrien: Lue, i o, i o! Und wie ſie dann in die Erdäpfelröſti längten und laut aufjubelten: Lue, i ha nes Speckbröckli! und dann den Löffel in das Kaffechacheli dunkten und das Speckbröckli nie aus den Augen verloren, bis es im Munde war, und immerfort mit den Beinen zappelten und ſie nicht ſtille halten konnten, wenn ihnen auch die Mutter ſagte, ſie machten wohl viel Lärm! Aber wie ein armer Sünder ſaß der Vater mitten unter den glücklichen Kindern. An dieſer Freude ſah er erſt jetzt recht, wie bös ſie es gehabt haben mußten, welche Noth ſie gelitten ſeinetwegen.

Wie zaudernd und zagend reckte er mit ſeinem Löffel in die Schüſſel. Er war hungriger, als ſie alle, ganz hohl inwendig. Der Hunger trieb ihn zum Zulangen recht tief in die Schüſſel hinein; aber hatte er das Recht dazu, hatte er einen Kreuzer zu dem Mahl beigetragen, war es nicht die Frucht des Schweißes einer bittern Nacht? Wie hungrig er war, er konnte die Biſſen faſt nicht hinunter bringen. Zudem wenn er auf die kleinen Schüſſeln ſah, und den Hunger ſeiner Kinder an dem ſeinen maß, ſo ſchnürte tiefe Angſt ihm die Bruſt zuſammen: das Mahl möchte, auch wenn er nichts eſſe, für die Kinder nicht hinreichen, und wenn in keinem Haſen, in keiner Schüſſel mehr etwas wäre, alles, alles gegeſſen, ein Kind zur Mutter noch ſagen: ach Müetti, i bi no hungerig! Mit bebenden Augen ſah er von der Erdäpfelröſti auf den Milchhafen, wie es mindere, ſah auf die Kinder, wie ihr munterer Appetit nicht nachließ, ſie alle Augenblicke ſagten: o wie gut! Müetti, heſch no meh Milch, we ni mys Kacheli us ha? Dann band er mit ſeiner Herzensangſt den eigenen Hunger zuſammen, längte ſo lang als möglich in die Schüſſel, ſchüttelte immer noch ab, und mänelte am Reſt, als ob er Hobelſpäne im Munde hätte. Endlich war der letzte Biſſen gegeſſen, der letzte Schluck getrunken, und die Mutter hatte noch jedem als Deſſert ein Stücklein Brot gegegeben und das Brot war auch faſt all geworden. Da öffnete ein Kind den Mund und dem Dursli drehte ſich ſchon das Herz im Leibe um aus Angſt, das Kind möchte jammern, daß nichts mehr da ſei; aber der Herr, der mit Wenigem Viele ſpeiſen kann, hatte dieſes Mahl geſegnet und das Kind ſagte: o Müetti, jetzt ha ni o ſo recht gnue, jetz mah mis ſauft erlyde bis z'Nacht, we ni ſcho nüt meh überchume; i o, i o! riefen Alle mit. Das tönte dem armen Vater wie himmliſche Lieder, ward ihm zur Speiſe, die ſeinen Hunger ſtillte; ſo recht frei aufathmen, ſo recht frei aufblicken konnte er zum erſten Mal heute, denn er hatte in ſich ein heiliges Gelübde gethan, daß ſie bald ein Mahl aus ſeinem Verdienſt halten wollten, wo ſie ſich Alle aus vollem Herzen freuen wollten ohne Kummer, daß nicht genug da ſei.

Nach dem Eſſen haushaltete die Mutter, die geſättigten Kinder tummelten ſich luſtig und der Vater hatte das jüngſte Kind zum gaumen übernommen. Erſt hatte das Kind ſich ihm entfremdet; denn gar lange war's, daß Dursli es nicht auf den Armen gehabt, ja ihm kein freundlich Geſicht gemacht hatte. Aber Dursli ließ nicht nach mit Flattiren und ſang ſo luſtig und that ſo narrochtig wie das beſte Kindermeitſchi, daß das Kind zu ſchreien aufhörte, ihn mit großen Augen anſah, und, als erkenne es nach und nach den Vater wieder, ihm zu lächeln begann, ihn bei der Naſe nahm, und endlich auch beide Aermchen um ſeinen Hals ſchlang und ihm Ae machte. Da fühlte Dursli, daß er wieder ganz daheim ſei in ſeinem Hauſe. Die ältern Kinder mußten in die Kinderlehre. Heute ging es Dursli zu Herzen, als er ſah, wie mühſelig ſie ihre böſen Schuhe durch den Koth brachten. Die jüngern, von dem guten Eſſen und dem Wildelen ſchläfrig, legten ſich aufs Ohr, und als auch das jüngſte graunig wurde, legte es Dursli in die Wiege und trieb ſie mit einem luſtigen Liedchen luſtig herum. Unterdeſſen war auch Bäbeli mit dem Haushalten fertig geworden und ſetzte ſich hin zu Dursli an die Wiege; es wolle ihn ablöſen, ſagte es. Und dann fragte es: Aber fehlt d'r öppis?

ſäg's doch recht; ih will d'r e Haſe voll Thee arichte. Da ſagte Dursli: O nei, es fehlt m'r nüt, es iſch m'r lang nie bas gſi. Warum glaubſt es fehl m'r öppis? Ach, ſagte Bäbeli, du biſt neue hüt ganz e angere als ſuſt, ih ha di lang lang nie meh ſo g'ſeh. Ach, wenn's doch geng e ſo blieb! ſagte es ganz leiſe und fuhr mit der Hand über die ſtillen dunkeln Augen. Da war's, als ob das dunkle Ehegeſpenſt, das ſich zwiſchen Beide gelagert hatte, in ſchneidender Kälte keinen Sonnenblick der Liebe von Einem zum Andern laſſend, von unſichtbarer Gewalt erfaßt, zerſtäube in die Lüfte und frei es werde zwiſchen Beiden.

Da war's, als ob die alten Zeiten wieder kehrten, wo Dursli nach acht durchkupeten Tagen an ſeines Bäbelis Gadenfenſter lockend ſtund und Bäbeli erſt nicht hören wollte, dann kam, dann je näher er kam, deſto inniger vom Geiſt der Verſöhnung ergriffen, wenn Dursli ſo innig und treuherzig um Einlaß bat, in ſeinen Armen lag, ehe es wußte wie.

Aber dießmal kam Bäbeli zuerſt, und pochte mit leiſem Finger nur an Durslis Herz und dieſes ſprang, tauſend Empfindungen voll, alſobald auf, und ergoß ſich in ſeines Weibes Seele. Ja Bäbeli, ſagte Dursli, und nahm es bei der Hand, ich weiß gar nicht, wie mir heute iſt, bald weh und bald wohl, bald will's m'r z'Herz z'rſchryße, wenn ih g'ſeh, a was ih allem z'Schuld bi; u de g'ſpüre ih i m'r öppis, das m'r ſeyt, ih könn wieder gut mache, u ih g'ſpüre, daß ih's o will, de wird's m'r wieder wohl, u nes duecht mi, ih mög nit warte, bis ih cha arbeite, ih möcht ſcho hüt de Werkzüg füre näh. O Herr Jeſes, was cha's doch uſe me Mönſch gä, u ner merkt ſelber nit wie. Es het mi hüt ſcho mengiſch dücht, ih möcht tief i d'Erde abſchlüfe, oder m'r d'r Kopf a d'r Wand z'rſchlage, we ni ſo gſeh ha, was für ne Wüſte ih gſi bi, u wie ni mi a dir u de Kinge v'rſünget ha. Es nimmt mi numme Wunder, daß o nit viel wüſter mit m'r tha heſt? Hier hätte nun manches Weib, deſſen Herz eine Bütti voll Lauge iſt, den Zapſen gezogen aus dieſer Bütti, und hätte die Lauge laufen laſſen über den weichen Mann, und alle ſeine bittern Gefühle über ihn ergoſſen. Und wie im Thauwetter die Steine rollen in einer Riſi an den Bergen, hätte es Vorwürfe rollen laſſen, wie wüſt er gethan und was jede Frau über ihn geſagt, und wie groß ihre Noth und Elend geweſen, und wie eine andere ihn würde rangiert haben, und mit dieſen Reden hatte ſie eingeſteckt in ſein Herz, aus dem offen die Reue floß, den Zapfen; die Reue wäre zur Galle geworden, denn ſolche Weiberreden ſind merkwürdig zerſetzende Elemente für die Empfindung, und am Abend wäre Dursli vielleicht ſchon wieder in einer Pinte geſeſſen.

Aber Bäbeli ſchmiegte ſich näher an Dursli und fand keine Worte zu Vorwürfen, alle ſeine vorräthigen Worte brauchte es, ihm zu ſagen, wie wohl es auch ihm im Herzen werde, es könne nicht ſagen wie, daß es ſeinen Dursli wieder habe. Es hätte doch immer gedacht, es ſei noch nicht Alles verloren. Wenn es ihn ſo recht g'ſchauet hätte, ſo hätte es ihn immer dünkt, es ſei noch ſo viel vom alten Dursli an ihm, daß er nicht ſo ſchlecht ſein könne, daß eigentlich ſeine Kameradſchaft und die Aufweiſig an allem Schuld ſei und vor allem der wüſte Schnepf, der ihm gerade vorkomme wie ſein Eheteufel (Gott verzich m'r my Sünd). Es hätte es manchmal dünkt, wenn es o numme einiſt eine Stunde gebe, wo es ihm die Sache ſo recht ſagen könnte in der Liebe und ihm zeigen konnte, wie lieb es ihn hätte und an ihm hange und wie es Niemere gut mit ihm meine, als gerade es, es würde ſchon beſſere, und es möchte ihn wohl änne ume bringe. Aber es hätte nie ſo reden konnen; entweder ſei er unwirſche heimgekommen, dann hatte es ſich gefürchtet; oder es ſelbſt ſei zornig geweſen, und da hatte es wohl gewußt, daß es ſchweigen müſſe, oder es hätte ihn's gar gruſam duret und z'Pläre ſei ihm im Hals geweſen; dann hatte es kein Wort hervorgebracht um kein Lieb nit. Es ſei ſein Lebtag nie e Rede g'ſi, und ſo hätte es ſich ihm nie welle ſchicke, es hätte deßwegen manchmal halb Nacht dure pläret, und d'r lieb Gott bete, er ſöll doch für ihn's reden, es konnte nicht. Nun nähmte es ihn's doch gar Wunder, was es eigentlich gegeben hätte, da doch Niemere mit ihm geredet habe, daß Dursli heute ſo ganz anders ſei, und es immer mehr hoffe und glaube, heute werde ihnen der Heiland geboren und die Taube Noahs bringe ihnen heute das Oehlblatt, wie es ihm ſo wunderbarer Weiſe in der Kirche vorgekommen ſei. Da zog Dursli ſeine Kappe ab und ſagte: Wohl, Bäbeli, het öpper mit mir g'redt. Dä da obe het g'hört, was du betet heſt, und da het er ſelber mit mir geredet. Jetzt erſt begreiſe ich, wie das alles ſo hat kommen müſſen, und wie, ich möchte faſt ſagen, Gott und der Teufel ſich um mich geſtritten haben.

Und nun erzählte Dursli ſeinem wie jung gewordenen Weibchen, wie ihm eigentlich, wie er jetzt begreife, ſchon lange übel geweſen ſei. Er hätte wohl geſehen, wie arm er werde, aber er hätte ihm nicht nachdenken mögen. Was er verkauft, hätte ihn allemal grauſam gereut, aber um ihm nicht nachdenken zu müſſen, hätte er geſoffen, dabei habe er es etwas vergeſſen konnen. Am unwöhlſten ſei ihm immer daheim geweſen, es hätte ihm immer geſchienen, man ſehe ihn mit verdächtigen Augen an und wolle ihm Vorwürfe machen, und die hätte er nicht erleiden mögen, weil er nichts darauf zu ſagen gewußt rechtmäßiges. Es hätte ihn immer gedünkt, er komme unwerth, und die Kinder frügen ihm nichts mehr nach und haſſeten ihn, und das hätte er gar nicht an ihnen ertragen mögen, weil er ſie im Verborgenen noch immer ſo lieb gehabt; und dann hätte er wüſt gethan und ſie alle noch weiter von ihm vertrieben. Aber auch unter ſeinen Kameraden ſei er immer unwohler geweſen. Seitdem er nicht mehr ſo viel Geld gehabt, ſei er unwerther geworden; man habe ihn nicht halb mehr ſo viel gerühmt, und ſich ſeiner immer weniger geachtet. Habe er kein Geld mehr leihen wollen oder konnen, ſo habe man ihn ausgeführt, habe er zurück haben wollen, ſo habe man ihm wüſte geſagt; habe auch er leihen wollen, ſo hätte Niemand Geld gehabt für ihn. Die Sache, für die er ſo viel eingeſetzt, ſcheine nicht vorwärts zu wollen. Es ſei ihm immer mehr, das ſei nur ſo ein Lockvogel geweſen für Geld und andere Sachen, und dagegen hätten Alle Geld von ihm gewollt, denen er ſchuldig geweſen. So ſei es ihm auch geſtern Abend gegangen in K., als er hier in vollem Zorn fortgelaufen. Schon im Hinübergehen hätte es ihm aufrüchen wollen, es wäre eigentlich bräver von ihm, wenn er ſeinen Kindern die Holzſchuhe plätzte als ſo herumzulaufen. Als er nun dort noch geſehen, wie werth er allen eigentlich ſei und ihnen nur was eine Fliege den Spinnen da, zum Ausſuggen, ſo wäre es ſchwarz wie ein fürchterlich Donnerwetter in ihm aufgeſtiegen und ganze Wolkenberge wären über ihn eingeſtürmt und in Blitz und Donner wäre das Wetter ausgebrochen und doch nicht recht; nach vielem Streit ſei er fortgelaufen endlich. Und noch immer hätte es ihn gedünkt, es wolle ihn zerſprengen, und wie Feuer hätte es ihm im Kopf gebrannt. Er ſei überall raſete geweſen und hätte mit der ganzen Welt händeln mögen. In dieſem Gemüthszuſtand hätte ihn der Graus der Nacht erfaßt und Gott der Herr habe ihn lind gemacht, und ihm die Augen aufgethan. Und was er nun dieſen Morgen alles erfahren und geſehen, das habe ihn ſo ſtreng z'weggenommen, daß er gewiß glaube, er könne jetzt halten was er verſpreche. Aber weh thue es ihm, was ſie ſeinetwegen gelitten, er werde das nie vergeſſen und es nie gut machen können. O wohl Dursli, ſagte Babeli und ſchlug ſeinen Arm um ihn, biß du ume wieder üſe, ſo iſt nicht nur grad alles vergeſſe, ſondern wir wiſſen erſt dann recht, was es heißt, e gute Aetti z'ha. Mir hattes ja nie recht g'lert wüſſe, wennd nit e Rung wüſt tha hättiſch. Es iſt wahr, es hat mir ſchrecklich weh gethan, wenn ich ein Stück Hausrath, ein Stück Land nach dem andern gehen ſah; die arme King, die arme King, ha ni de denkt, was ſölle die de ha einiſch. Wahr iſt's, es het mir gruſam weh tha, als ſie nicht recht Kleider mehr gehabt und nicht Speis und wir bald allen Leuten ſchuldig geworden ſind. Ich durfte mich faſt nicht mehr zeigen vor den Leuten und Niemand mehr anſehen aus Furcht, ich ſehe ein ſpöttiſch Geſicht. Und wenn ich eins von meinen Geſchwiſtern angetroffen, ſo fuhr es mich hart an und ſagte mir: Gell jetzt weiſch, was d'für e Ma heſch, gell hättiſch g'folget, wo me dir ne g'wehrt het! Aber jetzt chum nit cho chlage. Aber weiß Gott, es iſt mir nie z'Sinn cho, öpperem ga z'klage, als em liebe Gott, dem ha nis g'ſeyt, wies mer ums z'Herz iſch. Aber das alles hät no nüt g'macht, i hät no gern welle arm ſy und keis Land meh ha und keini Kleidleni für d'King, we ſie nume no e Aetti g'ha hätte. Aber daß du nichts mehr von ihnen wollteſt, ſie nie mehr freundlich anſaheſt, gerade machteſt, als wenn ſie nicht deine wären; das het mi em meiſten duret. Und dann kamen noch die Kinder und fragten: Warum d'r Aetti geng höne ſyg, was ſie ihm ächt o z'Leid tha heyge, und weinten, daß ſie ihm nie am rechte Ort ſeien, er ſie allenthalben wegſchüpfe. Das hätte ihm dann das Herz zerreißen wollen. Es hätte ihn's manchmal dünkt, wenn's numme ſterbe chönnt, und de heyg es de die Kind müſſe aluege u denke, was de uſne werde, wer de zu ne luege ſött, wenn äs nimme da wär, und da heyg es d'r lieb Gott bete, daß er es doch lay lebe, es well gern alles Elend usſtah.

Nein, ſagte Dursli, ſterbe ſottſch m'r nit, mys Bäbeli, du muſt by m'r blybe. Ach ich habe dich nöthig. Ich bin wüſt krank geweſen und noch ſchwach, da muß mir Jemand abwarten mit Rathen und Warnen und bäſelen, und muß mir helfen den guten Weg finden. Und das mußt du, mein liebes Fraueli. Und Elend ſollſt du keins mehr ausſtehen, ich will anfangen zu arbeiten, daß es Funken gibt. Es iſt noch Arbeit da, und wenn es heißt, d'r Dursli iſt e andere worde, er arbeitet wieder, ſo kommen die Weiber grad daher wie z'Spatze nach einer Bäunde. Es ſoll bald für das Nöthigſte geſorgt ſein und dann will ich ſehen, ob ich das Verlorne nicht wieder einbringe. Es hat mancher gar nichts gehabt und iſt vermöglich geworden mit einem nicht beſſern Handwerk, als ich habe. Aber wenn du mir numme wieder vergeſſe kannſt, was ihr meinethalben ausgeſtanden habt; ich will es nicht vergeſſen keinen Tag und keine Nacht. Wenn du mich nur ſo recht lieb haben könnteſt wieder wie allbetz, und die Kinder mich wieder hätten wie den alten Aetti, dann dunkt mich, ich könnte alles ausſtehen; aber wenn man mich nicht lieb hätte, oder mir das Alte wieder hervorzöge, da wüßte ich nicht, wie es ginge.

O Dursli, my Dursli, häb doch recht nit Kummer! ſagte Bäbeli und hing ihm am Halſe. Es dünkt mich, ich möchte dir das Herz aus dem Leibe geben, und lieb habe ich dich ja immer gehabt, aber ich durſte es dir nicht zeigen und das wollte mich manchmal faſt zerſprengen. Aber ich habe auch meine Fehler, ich weiß es wohl. Ich hätte oft ein Wörtlein in der Liebe mehr reden ſollen, aber ich habe es verdrückt. Meine Mutter ſagte allbetz: „we me nüt ſag, ſu fehl me nüt“, aber ich ſehe jetzt auch ein, daß man mit Nütſage wüſt fehlen kann. Hätte ich zur rechten Zeit mehr geredet, es wäre mit mym liebe Dursli o anders cho. Und d'Kind, Dursli, die werde an dir hange wie d'Klette und du kannſt gewiß mit ihnen machen, was du willſt, es ſy g'wüß gar gute King und gar witzige, u we ſi g'ſeh, daß me ſe lieb het, ſu cha me mit ne mache, was me will. O my Dursli, o my Dursli! ha ni di wieder? ſagte Babeli, und nahm ihn noch einmal a nes Aerſeli. Da erwachte der Kleine in der Wiege, lachelte gar holdſelig aus der Wiege auf und ſtreckte die Aermchen aus, und ſie nahmen ihn auf und um beide ſchlang er ſeine Aermchen; es war, als wäre er ein Engelchen aus dem Himmel, das zu neuem unaufloslichen Bunde die Beiden einſegnen wolle. Und Beiden war es auch gar warm um's Herz, ſie fühlten, es war eine heilige Stunde, und Engel flogen durch die Stube. Niemand ſtorte dieſe heilige Stunde. Erſt als ſie ihre unauslöſchlichen Siegel aufgedruckt hatte den beiden aufgebrochenen Herzen, kamen die Kinder heim oder erwachten und brachten neue Liebe. Und bald darauf klopfte es draußen, und es war, als ob der liebe Gott Raben ſende, den armen Dursli, der zwar ſeinen Hunger vergeſſen, ihn aber doch noch im Leibe hatte, zu ſpeiſen. Es kamen Gevatterleute, mehrere hintereinander, und brachten das Gutjahr den Kindern und Weihnachtringe damit. Wahrſcheinlich dachten ſie: die armen Kinder hätten heute nichts zu eſſen, während der Vater in irgend einer Pinte ſich wohl ſein laſſe, denn es gibt noch immer und allenthalben gute Leute, die nicht nur an ſich, ſondern auch an andere und beſonders an gute Kinder denken. Sie thaten alle gar verwundert, als ſie ihn ſahen, und gaben ihm die Hand nur ſo halb und halb; und Dursli machte auch ein arm Sündergeſicht und wußte nicht recht, wie gebehrden. Es kam auch eine junge luſtige, anderthalbcentnerige

Baurentochter, die ein halb Dutzend Edelfräuleins mit geſundem Blut und Gutmüthigkeit hätte verſehen können. Die packte auch Allerlei aus, gab es aber nur gegen Müntſchi ihrem Götti ab, und das muntere Meitſchi ſchmatzte gar brünſtig; es war, als ob es ihm mit jedem Müntſchi wohle. Mit hellen Augen ſah es aber doch überall herum, und endlich den Dursli auf dem Ofen mit ſauren Augen an und ſchnauzte ihm zu: Biſt du o da, ih ha glaubt, du ſeieſt ganz an einem andern Ort. Und man ſah es dem Meitſchi an, es krabbelte ihm in ſeinen warmen Gliedern, dem Dursli wüſt zu ſagen, oder ihn zu haaren. Aber es ging und winkte Bäbeli hinaus, drückte ihm dort extra noch zehn Batzen in die Hand (vielleicht ſeine ganze Erſparniß aus Eiergeld oder Trinkgeldern) mit dem Bedeuten: Es ſoll de für is u ſyni magere King o oppe es Bitzli Fleiſch kaufe u ne Halbi, aber bis m'r bym Dolde nit z'Hergetz, dym wüſte Hung es Brösmeli d'r vo z'gäh! Dursli litt das ſtill, im Gedanken, daß er es wohl verdienet, daß aber über's Jahr die Leute ihn mit andern Augen anſehen ſollten. So ſorgte der liebe Vater droben dafür, daß ſie nicht hungrig ſeinen heiligen Abend zubringen mußten, ſondern ſich des Glaubens freuen konnten, daß der Herr die Seinen nicht verlaſſe, daß er auch dafür ſorge, daß geweihte Stunden nicht durch peinigende Gefühle geſtört werden. Die armen Leute hatten nun auch am Abend genug zu eſſen, und die Kinder mußten nicht vom Mittag her genug haben.

Und Bäbeli ſorgte nach ſeinen Kräften für ein zweites fröhliches Mahl. Zu den Weihnachtringen hatte es ganze Milch holen laſſen, ſeit langem, langem zum erſten Male, und zum Kaffe nur halb und halb Schigore genommen. Nun tafelten ſie herrlich und in Freuden. Es dünkte Dursli, er hätte ſein Lebtag nie ſo prächtig gegeſſen, als ſei ihm etwas aus dem Halſe fort, das ihm ſchon lange alle Speiſen verbittert und ihn manchmal beim Eſſen übel gewürgt hatte. Als er ſein Kacheli zum dritten Male zum Füllen darſtreckte, bezeugte ihm Bäbeli ſeine Freude, daß er ſo toll möge, und alſo ganz geſund ſei, er hätte heute Mittag ſo gar nicht eſſen mögen. Da erzählte er ganz aufrichtig, wie er geglaubt, es ſei zu wenig da, und ſo hätte er nicht den Andern ihre Sache vorweg eſſen mögen; deßwegen aber ſei er nun ſo hungrig geworden. Da ſtreckten ihm die Kinder ihre Ringenſtücke dar und ſagten: nimm Aetti und iß, u mys o, u mys o! ſchrie es um den ganzen Tiſch, und Eiſeli küſchelte der Mutter: es ſei noch Milch draußen, ob es geben und ſie erwellen ſolle? Und Dursli hatte die größte Mühe zu erwehren, daß man ihm jetzt nicht zu viel gab, wie er dieſen Mittag zu wenig gehabt hatte. So tafelten ſie herrlich und in Freuden mit offenen Herzen, munteren Geſichtern und fröhlichem Geſpräch; doch hatten der Eltern Stimmen immer einen weichen Klang. Und als ſie abgetafelt hatten, ſollte die muntere Kinderſchaar ihren ſchlechten Bettlein zu, in denen ſie gar trefflich ſchliefen, weil ſie nicht wußten, wie ſchlecht ſie waren. Aber ſie hatten dießmal immer noch etwas mit dem Vater zu thun, ihm etwas zu ſagen, und wenn er einem die Hand gab und es an ſich zog, ſo machte keines gerne dem andern Platz und jedes wollte ein Müntſchi haben, ehe es ging; und bei jedem, das gehen mußte, weil ein anderes kam, wiſchte ſich Dursli die Augen und betete: Vater, vergib mir, ich wußte nicht, was ich that!

Und was Dursli und ſein Weib ſeit langer Zeit zum erſten Mal wieder mit einander beteten, — denn um gemeinſam beten zu können, muß man ein Herz und eine Seele ſein — das hörte Gott und Freude war darüber im ganzen Himmel.

Am andern Morgen früh ſetzte nun Dursli ſich zur Arbeit; er hatte keine Ruhe im Bett, und arbeitete von früh bis ſpät; und alle vorräthige Arbeit fergete er und ſuchte neue auf, und man gab ihm gerne, wenn er die Arbeit machen und nicht halbe Jahre im Hauſe behalten wolle. (Zuerſt machte er doch den eigenen Kindern ihre Schuhe zurecht.) Vor allem aus wollte er am Neujahr, daß ſie aus ſeinem Verdienſt neujahren könnten bei ordentlicher Speiſe, wie ſie es vor Altem gewohnt waren; es ſollte das ein Zeichen ſein der wiederkehrenden beſſern Zeit. Und er brachte es auch dahin, daß am ſelben Tage zweierlei Fleiſch auf ſeinem Tiſche ſtund, grünes Fleiſch und Schweinefleiſch und glänzender Sauerkabis und zwei

Kacheln Milch mit ſchöner dicker Nidle oben drauf. Die ſollten den Wein erſetzen, mit dem er es noch nicht probiren wollte; er fürchtete den Nachdurſt am folgenden Tag; fürchtete überhaupt in ſeinen noch ſchwachen Nerven die unheimliche zu Kopf ſteigende Wärme, die ſo lange ſein böſer Geiſt geweſen war. Und geht ja vielen Leuten nichts über Milch zu Fleiſch und Sauerkraut. So konnten ſie freilich an dieſem Mahle keine Geſundheiten ausbringen, daß die Lebehoch an den Wänden klebten, aber ſie ſaßen in ſo innigerer Freude beiſammen, und der Engel des Friedens ſprach zum Engel der Liebe: Hier iſt gut ſein, hier laß uns Hütten bauen, dir eine und mir eine.

Und Dursli hielt ſich gut und feſt, wie ein wackerer Soldat, bei allen den Kämpfen, die nun kamen, denn mit einem Entſchluß und einem Mahl iſt eine Bekehrung nicht abgethan, ſind nicht alle Folgen der frühern Verirrung aufgehoben. Er hatte einen Feind in ſich, der ihm noch viel zu ſchaffen machte. Es war eine leibliche, innere Leere, Oede, ein Nagen, das nach etwas verlangte, und das allerdings mit einem Gläschen Branntewein geheilt geweſen wäre. Aber er verſuchte demſelben abzuhelfen mit einem Mümpfeli Brot, und ſiehe, nach und nach that es vollkommen den Dienſt. Es ſchien ihm, als ob er gar matt in allen Gliedern ſei, ſeitdem er nicht mehr trinke; aber ſeit er nicht mehr trank, kam der Appetit ihm wieder, er aß wie ein Dreſcher, und bald ſchien er ſich ſtärker, als nie. Seine alten Kameraden kamen auch und lockten; machten ihm Beſcheid hier oder dort hin, redeten ihn auf der Straße an, und brauchten alle Mittel in Ernſt und Hohn, ihn wieder anzuziehen. Aber das Raube, das er ſonſt im Hauſe gegen die Seinigen hervorgekehrt und ſie damit von ſich weggeſcheucht hatte, das kehrte er jetzt gegen ſeine Kameraden und er vertrieb ſie endlich auch damit. Der Schnepf kam ſogar wieder ſelbſt zum Hauſe, aber Dursli hielt nun mit ihm z'Bode und er kam nicht wieder. Am ſchwerſten aber ward ihm, den Muth aufrecht zu erhalten, daß ſeine Arbeit noch etwas b'ſchüße, zu beſſern Zeiten wieder bringen werde. Wenn er ſo recht die Oede allenthalben in Küſten und Käſten ſah, was alſo alles anzuſchaffen ſei, als er ſeine Schulden hier und dort überſchlug, die abbezahlt werden ſollten; als er überdachte, wie viel er erwerben müſſe, bis er wieder im vorigen Stand ſei, und dabei betrachtete, wie langſam die Arbeit gehe, wie nur mühſam Kreuzer um Kreuzer hervorzupreſſen ſei, wie man in der Stunde, in welcher man füglich 1 Bz. verthue, mit Noth 1 Kr. verdiene; dann wollte es ihm manchmal faſt g'ſchmucht werden und aller Muth vergehen und ſcheinen, es b'ſchüße doch nichts, alles ſei vergebens, es ſei am beſten, alles ſchädern zu laſſen. Aber dann munterte ihn Babeli wieder auf und rechnete ihm vor, was doch ſchon alles verdient ſei, zeigte ihm die beſſere, die heitere Seite. Und die Kinder gingen ihm zur Hand, wie ſie nur konnten, und wenn er ſie etwas brauchen konnte, ſo war es ihre größte Freude, ſo daß er ſah, wie viel ſie ihm bald, recht angeleitet, helfen könnten, und daß er feſter und feſter den Glauben faßte, wenn ſie Alle an einem Seile zögen, ſo komme es doch noch gut. Und es kam wirklich immer beſſer. Man ſah es bald der ganzen Haushaltung an, daß der Vater ein anderer war. Die Kinder machten allenthalben ganz andere Geſichter und der Schulmeiſter ſagte oft: er wiſſe gar nicht, was es gegeben hatte; z'Holzbödelers King flöge allerdings durch's Fragenbuch. Sie hatten hie und da auch Brot oder einen Aepfel im Sack in der Schule und mußten nicht bloß g'luſtig zuſehen, wenn andere aßen. Sie waren ſonſt oft ſitzen geblieben traurig auf ihren Plätzen, wenn der Schulmeiſter die andern Kinder hinausließ, um nur nicht ſehen zu müſſen der Andern Herrlichkeiten. Babeli hatte wieder ein Farbeli im Geſicht, verſteckte ſich nicht mehr vor den Menſchen, und zahlte alles baar, was es kaufte oder holen ließ.

Dursli machte auch nicht mehr ein G'fräs, als ob er alle Leute freſſen wollte, ſah nicht mehr ſo gelb und wild aus. Er trallerte zuweilen ein Liedchen, oder pfiff vor ſich hin; grüßete und dankte zum wenigſten wieder, wenn er Jemand begegnete, und hatte ein vernünftig Wort für alle Leute, die mit ihm reden wollten. Es verwunderten ſich nach und nach auch alle Leute darüber und fragten ſich: was es doch wohl ſo auf einmal gegeben haben möge, d'r Dursli ſei ganz ein Anderer geworden, man ſehe es ihm und der ganzen Haushaltung deutlich an? Die Eb. ſtreute aus: der Teufel hätte ihn nehmen wollen in der heiligen Nacht, das hätte ihm das Herz i d'Hoſe ache g'macht. Aber die Leute glaubten ihr nur halb. Sie ſagten erſtlich, wenn der Teufel Jemand nehmen wolle, warum er nicht die Eb. nehme? und zweitens fragen ſie: wenn der Teufel z'erſten ihn hätte nehmen wollen, warum er ihn dann nicht hätte nehmen können? Von den Burglenherren ſagte die Eb. nichts. Sie hoffte einen Guraſchirten auftreiben zu können, der dann auf ihre Rechnung mit dem Teufel reite und den Schatz gewinne.

Wer insgeheim am meiſten Durslis Anderswerden im Auge hatte, waren deſſelben gegenüber wohnende Nachbarsleute, wo Res ſein Freund geweſen war, und Sami, deſſen Vater, ſeines Vaters Freund. Res hatte ſchon lange ſeine Leute aufmerkſam gemacht, wie Dursli ſich ändere und die ganze Haushaltung ein beſſeres Ausſehen bekomme. Allein ſein Vater wollte nicht glauben und darum ſah er auch nichts; und wenn Dursli daheim bleibe, ſo geſchehe es nur, weil er kein Geld mehr habe, oder ihm Niemand mehr Dings geben wolle, ſagte er. Aber Dursli hatte augenſcheinlich wieder Geld und er verhudelte es nicht wieder; man ſah andere Kleider an den Kindern, ſah ſie alles baar zahlen und hörte, wie er hier und da etwas abgezahlt. Da ſagte Sami: er hätte es bim D. nit glaubt, daß es möglich ſei, daß ein Mohr ſeine Farbe ändere und ein Parde ſeine Flecken, und er glaube es noch jetzt nicht. Aber es ſcheine ihm, verirrte Menſchen ſeien eben noch keine Mohren oder Parden, ſondern eben nur verirrte Menſchen, denen Beſſerung möglich ſei. Aber verfluemeret Wunder nähmte es ihn zu vernehmen, wodurch Dursli bekehrt worden und gerade an der heiligen Weihnacht.

Da kam einmal Dursli das Dorf herauf wohlgemuth und pfeifend; er hatte Arbeit vertragen und klimperte mit dem Gelde im Sack. Vor ihrem Hauſe aber ſtunden Res und ſein Vater tubakend und redeten die morndrige Arbeit ab, wenn es nämlich ſchön Wetter bleibe. Dursli wünſchte ihnen einen guten Abend und ſchwenkte raſch gegen ſein Haus ein, denn ſchon gumpeten ihm einige Kinder entgegen, und aus der Hausthür ſcholl es: D'r Aetti, d'r Aetti! Da rief Sami: Se wart e wenig, nume nit geng ſo hochmüthig verby g'ſchnußet, wie wed e Prinz wäriſt, es thät der's ſauft, o ne weneli mit is z'klappere. Ja d'hätis gar gern, ſagte Dursli, und hatte ſchon das Kind, das ihm zwiſchen die Beine gelaufen war, auf den Arm genommen und ein anderes an die Hand: aber ich habe geglaubt, ihr hättet mit einander zu reden, und da n habe ich geſehen, daß mein Fraueli mir wartet mit dem z'Nachteſſen. — Nun das iſt braves von dir, daß du nicht gerne auf dich warten läſſeſt und dir z'Sinn gekommen iſt, wie weh es Weib und Kindern thut, wenn ſie umſonſt auf den Aetti warten müſſen, ſagte der Alte; aber komm nachher zu uns z'Abeſitz, du wirſt nicht immer läten. Ich hätte wohl Zeit, ſagte Dursli, aber ich habe mir verheißen, nirgend mehr hin und zu gar Niemand z'Abeſitz zu gehn, als wenn meine Frau mitkommt, und mache ich einmal ein Loch in's Geſetz, ſo iſt's z'ganz z'Geſetz wie ne Schumkelle — mi het Exempel. Du biſt bi Gop e ganze Purſch worde, mi wird z'letzt no Reſpekt vor d'r ha müſe, ſagte der Alte, und trieb ſeine Kappe auf dem Kopf herum. Aber weißt du was? bringe deine Frau mit, ſie wird wohl einmal abkommen können, wenn die Kinder ſchlafen und nirgend mehr Feuer iſt. Sie kann ein Paar Fürfüße z'plätze mitbringe. Nu wenn ſie abkommen kann, gar gern, ſagte Dursli. Es nahm ihn Wunder, was der Alte eigentlich mit ihm wolle? denn daß er es nun beſſer mit ihm meine, hatte er ihm noch nie zu erkennen geben, und ihn kaum gedankt, wenn er ihn gegrüßt. Als Babeli die Einladung vernahm, that ſie ihm im Herzen wohl. Es erkannte daraus, daß auch andere Leute Durslis Beſſerung anerkannten, und da es ſich ſeiner ſo lange geſchämt hatte vor den Leuten, freute es ſich jetzt, ſich auf einmal mit ihm zu weiſen vor denſelben. Es thut Weibern gar wohl, ſich mit den Männern weiſen zu können.

Als ſie hinüber kamen, ſtunden ſchon Küchlein auf dem Tiſch (Lies hatte kurz vorher Kindstaufe gehalten), und Wein, meinte der Alte, werde wohl noch an einem Orte ſein. Sami konnte nicht lange hinter'm Berge halten und ſo herum herumgehen, wie die Katze um den heißen Brei, um herauszulecken, was er eigentlich wiſſen wollte, ſondern er packte gleich heraus von der Leber weg. Dein Alter und ich, ſagte er, ſind unſerer Lebtag gute Freunde geweſen. Er war ein ſtrenger Tüſeler, und ſchärfer wäre beſſer geweſen, aber er war mir doch lieb. Da mochte ich es gar nicht vertragen, daß ſein Sohn ein Branntweinrülps werde und aller Hudeln Kamerad; und wenn ich dich einmal ſo angetroffen hätte, daß es ſich mir wohl geſchickt, ſo hätteſt du erfahren können, was es gegeben. Aber das traf ſich nun nie ſo. Nun vernehme ich auf einmal, du habeſt dich ganz gebeſſert, und mein Bueb fing an zu rühmen und zu larmen, wie du dich nun ſtelleſt, ſeit er dir hinter meinem Rücken zwei Wedeln gegeben. Aber die ganze Beſſerung kam mir ſo vor wie ein Morgennebel, und wegen den zwei Wedeln lachte ich ihn aus. Ich habe noch nie gehört, daß Jemand wegen zwei Wedeln ſich bekehrt hätte. Aber deine Beſſerung hielt an und das Ding kam wieder gut, und wie das zugegangen, nahm mich immer mehr Wunder, denn alle Sachen wollen ihre Urſachen haben. Da habe ich auch allerlei gehört, was die Gb. brichtet, aber das ſei ihrer Gattig geweſen, und rechten Bricht hätte ich nun einmal gerne vernommen.

Da erzählte denn Dursli ihnen alles offenherzig, wie es ihm ergangen mit ſeinen Kameraden, wie es in ſeinem Gemüthe getobt, wie er die Burglenherren gehört, dem Teufel nahe geweſen, durch einen Theil der Hölle gefahren im Traume. Er verſchwieg auch nicht, wie die Gb. ihn auf's neue verſucht mit was ſie ihm erzählt und wie er geſchwankt und ſie vielleicht geſiegt hätte, wenn ſie ein Branntweingütterli bei ſich gehabt, daß er wieder des Teufels geworden wäre mit Leib und Seele. Wie ihn aber die Glocken, die den Menſchen ins Leben und aus dem Leben begleiten, und während demſelben alle Tage daran mahnen, daß er mit Gott die Erde betreten, mit Gott auf ihr wandeln müßte, wenn er mit Gott ſie verlaſſen wollte, aufgemahnt hätten ganz eigen und wunderbar, und wie dann daheim Weib und Kinder ihn feſtgehalten hätten wunderbar, und wie in Allem es deutlich geweſen, daß Gott Bäbelis Gebet erhört und ſtatt ſeiner mit ihm geredet hatte. Und Bäbeli ergänzte mit glänzenden Augen an mancher Stelle den Bericht, und wie es nun ein neu Leben ſei daheim, wie es gerade ſei, als hätte man aus einer halben Hölle einen ganzen Himmel gemacht.

Oben am Tiſch, ihm zur Rechten in der Hauptecke der Stube gegen die Sonne hin die Bibel, ſaß auf einem Kuſſi der Urgroßvater des Hauſes, ein zitternder achtzigjähriger Greis, aber klaren Verſtandes noch und immer frommen Sinnes, und deßwegen nicht behaftet mit geiſtigen Altersgebrechen. Es iſt doch kurios, ſagte dieſer, auf einem Häglistecken die Hände gefaltet, es iſt doch kurios, wie die Leute alles auslegen, Menſchenwort und Gotteswort auf ihre Art; wie Gotteswort in dem Munde eines Gottloſen ein tödtend Gift wird, im Munde des Frommen das gleiche Wort das wahre Lebenselixir; wie aber auch Menſchenwort, eine Sage z. B., ganz anders klingt in gutem oder ſchlechtem Munde. Von früher Jugend an habe ich immer von den Burglenherren reden hören, aber immer auf zweierlei Weiſe, je nachdem die Menſchen waren. Menſchen, die der Welt dienten, dem Geld oder deſſen Genüſſen, erzählten das Mährlein von den Burglen ungefähr wie die Ch. Aber Niemand je hat den Muth gehabt, den Verſuch zu wagen, Niemand daran gedacht, was dann aus den Burglenherren oder dem, der den Schatz gewinne, werden ſolle. Solche Menſchen, die an der Erde hangen, denken nur an ſich und nur an Genuß oder Beſitz; die Gedanken an Anderer und das eigene geiſtige Schickſal kommen nicht in ihren Sinn. Ganz anders erzählten fromme Leute dieſe Sage, und in vollem Ernſte, darum erbte ſie ſich auch fort durch ſo manches Geſchlecht. Jetzt geht nach und nach der Glaube daran verloren, und deßwegen verhallen ſie; man erzählt ſie einander nicht mehr, ja man ſchämt ſich gar derſelben: und doch liegen in ihnen ſo manche ſchöne Lehren verborgen. Aber ſo wird es des Herrn Wille ſein. Er erzieht das Menſchengeſchlecht auf ſeine Weiſe. Da es noch kindlich war, redete er zu ihm wie zu einem Kinde; da es aber aufwuchs, da redete er zu ihm nach den Kräften ſeines Alters. Nun wird er wollen, daß man die Menſchen ſo wenig mehr durch Mährlein, als durch Bilder ſelig zu machen ſuche, ſondern durch ſein klar und lauter Wort.

Nachdenklich ſchwieg der Großvater nach ſeinen bedeutſamen Worten. Da wurde der Wunſch laut von einem zum andern, daß er doch von den Bürglenherren erzählen möchte nach ſeiner Weiſe. Es war tief Nacht geworden, und je tiefer es hineingeht in die dunkle Nacht, deſto mächtiger zieht es auch den Menſchen, ſich hineinleuchten zu laſſen in die dunkle unſichtbare Welt, von der er ſich umringt fühlt. Während des Tages Schein die ſichtbaren Dinge ihm erleuchtet, vergißt er ob ihnen die unſichtbare Welt; wenn dann aber die Nacht die Sinnenwelt verhüllt, dann drängt ſich dem Menſchen aus den Tiefen ſeines Geiſtes das Bewußtſein auf, daß er lebe inmitten einer unſichtbaren Welt. Und dieſe Welt ſich zu geſtalten unter Furcht und Zittern mit Grauen und Beben, wie jedes Kind nur zitternd einen dunkeln Ort betritt, treibt ihn ein geheimnißvoller Drang. Wohl will ich euch erzählen, ſagte der Greis, was ich von früher Jugend an erzählen gehört. Aber vergeſſet nicht, daß ich ein Mährlein erzähle, daß aber dieſes Mährlein ſeinen tiefen Grund hat in jener Zeit, wo der Boden in den Herzen noch nicht urbar gemacht war für das einfache Gottes Wort und wo viele Verwalter deſſelben mit ihm wenig anzufangen wußten, und denn doch die unbändigen wilden Menſchen in Schranken gehalten und gezähmt, die Unterdrückten getröſtet werden ſollten.

Als Reſes Frau die Küchli herumgereicht und manchmal ermahnt hatte: nät doch, nät doch! als Resli die Gläſer gefüllt und Geſundheit gemacht und Dursli aus Sami's Tubackſeckel ſeine Pfeife geſtopft hatte nach langem Weigern „er hätte auch bei ſich“, begann der Großätti folgendes:

Vor mehr als 900 Jahren war es noch gar wüſt und öde in dieſem Lande und viel weniger Leute waren in demſelben. Wo jetzt Wieſen die ſchönen Kühe nähren, rauſchte ein See oder dampfte Moraſt; wo jetzt Schnitter mähen, dehnte ſich das ſchrankenloſe Bett eines Waldbaches aus, warf wilder Wald ſeine dunkeln Schatten. Mitten in ſolchen Wald hinein zwiſchen wilde Flüſſe, luſtige Seen, trügeriſche Moraſte bauten ſieben Brüder ſich eine kleine Burg auf dem Hügel, den man daher Bürglen nennt. Noch manch großes Schloß beſaßen ſie, aber ſie wollten ein dunkles, finſteres Schlößchen haben für ihre dunkeln Thaten, wie auch die meiſten Raubthiere die dunkle Nacht wählen für ihr blutiges Rauben und finſtere Höhlen zum Aufenthalt. Das Böſe drängt ſich der Finſterniß zu, verbirgt ſich in die Lüge, das Gute freut ſich des Lichtes, ſonnet ſich in der Wahrheit. Es waren nämlich die ſieben Brüder ſieben blutige Raubthiere, die jeden Frevel verübten im öden Lande ohne Furcht vor Gott und vor Menſchen; wenn dieſe übermächtig ihnen wurden, wußten ſie ſich zu retten auf verborgenen Pfaden durch die unzugänglichen Moräſte auf ihre dunkle kleine Burg. Und es waren die ſieben Brüder groß und ſtark wie Rieſen, und wenn ſie vom blutigen Raub weg verſchwinden wollten ſpurlos, ſo trugen ſie je einer nach dem andern ihren Hengſt durch die ſchmalen naſſen Pfade zum dunkeln Schlößlein. Dort hausten ſie oft Wochen lang in wilder blutiger Luſt, trieben Jagd und manch Schandwerk des Tages, und am Abend ging ein wildes Zechen los; und wie der Wein zu ſieden begann in ihren ungeheuren Gliedern, begann eine blutige Luſt zu entbrennen in ihrer Seele, und war ein Gefangener auf dem Schlößlein und hatte dieſer noch einen Blutstropfen in ſeinem Leibe, dann quälten ihm die fürchterlichen Brüder in dieſen dunkeln Stunden ihn ab, und war kein Gefangener mehr da, dann warfen ſie ſich blutbrünſtig auf einander, bis Bruderblut herunterſpritzte an den Wänden. Aber wie oft in finſterer Höhle die ſüßeſte Quelle rieſelt, wie in wüſteſter Schlucht die ſchönſte Lilie wächst, wie in dunklen Kerker der Sonnenſtrahl am ſonnigſten fällt; ſo hauste mitten unter dieſen menſchlichen Ungeheuern in blutig dunklem Schlößchen das lieblichſte Gebilde. Ein Schweſterlein hatten dieſe ſieben Brüder, wie ſelten eins geſehen wird auf Erden. Wie zwei helle Sterne in des Himmels Blau glänzten deſſen Augen, wie eine Roſe im Morgenthau funkelte das Geſichtchen, zart und ſchlank ſchwebte die Geſtalt über der Erde, und wenn in den wunderſchönen gelösten Haaren, die leichtgelockt das Fräulein umwallten, der Sonne Glanz ſich brach, ſo war's, als ob ein goldner Mantel das wunderherrliche Kind umfließe. Und wie man ſchon in des wilden Löwen Zwinger ein Kind geſehen hat, ſpielend mit deſſen Mähnen, auf deſſen Rücken ſich ſetzen, ihn ſtachelnd mit den kleinen Füßchen, und den Löwen dazu blinzen wie in ſüßer Luſt, knurrend in ſeinen mildeſten Tönen; ſo ſpielte dieſes himmliſche Kind keck und kühn mit ſeinen Brüdern. Es ſpielte nicht bloß mit ihren Bärten, ihren Mähnen, es riß an ihnen in kühnem Muthe und ſchlug ſie raſch mit ſchlanker Gerte, wenn ſie nicht ſeinem Willen ſchnell gehorchten. Wenn ſie ſich ſchlugen, wenn ſie Andere quälten, ſo trat es furchtlos befehlend mitten unter ſie, ſchlug mit ſeiner Gerte zwiſchen die Schwerter, ſchlug damit auf die Peiniger der Armen, und mit freundlichem Grinſen lachten die Brüder des Schweſterleins, und in ſeinem Anblick legten ſich die Wellen des Zorns, und etwas Menſchliches tauchte auf in ihren ungeheuern Leibern bei des Schweſterchens Schelten und Gebieten. Und wenn die Brüder der Leibeigenen Hütten verbrannt, ihr Korn zerſtampft, in frevlem Muthwillen ihnen Wunden geſchlagen hatten, ſo geißelte ſie die Brüder mit Gerte und Rede; das Thor mußten ſie ihr öffnen und Cuno, der wildeſte der Brüder, mußte ſie in der Leibeigenen Hütten begleiten, mit Balſam beladen oder Korn; ja die Brüder mußten Holz ſchaffen zu neuen Hütten. Es war als ob die lichte Himmelskönigin walte da oben im dunkeln Schlößlein, und als ſolche war ſie auch angeſehen weit herum; und wenn die wilden Brüder ferne waren auf Jagd oder Raub, ſo ſuchte, wer Troſt und Hilfe nöthig hatte, Troſt und Hilfe bei dem lieben kecken Kinde. Unter dieſen Armen fand das ſchöne Kind einſt ein fremder Pfaffe, der im wilden Lande das Evangelium predigte, und in deſſen herzensreichen weichen Boden fing derſelbe an, des Evangeliums heiligen Samen auszuſtreuen, und ſechszig- und hundertfältig ſchoß er da auf in dieſem ſtarken mächtigen Herzen. Zur frommen Jungfrau wuchs das Kind empor, aber immerdar ſprühte aus ihr eine Kraft, die alle ſieben Brüder bändigte; und auf welchen ſie ihr ſprühend Auge warf, der ſtand zu ihrem Dienſt gefeſſelt, als ob demantene Ketten ihn banden.

Aber je mehr in ihrem Herzen Chriſti Sinn empor wuchs, deſto mehr empörte ſie der Brüder Thun, deſto ſchärfer ward ihr Auge, das Häßliche und Wüſte aufzufinden, und wunderbar ſchmiegten ſich die wilden Brüder der mächtigen Jungfrau. Da geſchah es, daß der reinen Jungfrau die Augen aufgingen über das wüſte Leben ihrer Magd mit ihren Brüdern, und daß ſie dieſelbe, als die niedere Magd mit frechen Worten ſich erheben wollte, in jähem Zorne ſchlug und niedertrat. Es ſchwieg die Magd fürder gegen das Burgfräulein, verbarg ihr unzüchtig Leben und gleisnete der giftigen Schlange gleich zu den Füßen, die ſie getreten. Aber mit giftiger Rede begann ſie die Brüder zu umgarnen, mit wüſter Liebe ſie zu umſtricken. Mehr und mehr höhnte ſie die Brüder über ihre Schwäche und der Schweſter Meiſterſchaft; mehr und mehr verſuchte ſie, ihre Gunſt zu ſparen und zu ſpenden, je nachdem einer der Brüder der Schweſter willfahrte oder trotzte. Wenn ſolches Reizen aus zahmen Menſchen wilde macht, was muß es aus wilden machen? So begannen die Brüder zu knurren, zu brummen gegen die Schweſter; aber dieſe kehrte ſich daran ſo wenig als der Hausherr an das Knurren ſeines Hundes. Aber die Buhlerin ſtachelte immer giftiger und gewann ſich immer größere Gewalt über die thieriſchen Brüder und reizte ſie immer höher auf gegen die Schweſter, und ſtachelte ihren Geiz gegen der Schweſter Gutherzigkeit, und ſtachelte ihren Hochmuth gegen der Schweſter Gemeinſchaft mit den Armen. Da brannten endlich die Brüder auf und wollten Herren ihrer Herrin werden und verboten ihr, Geſchenke zu geben und der Armen zu pflegen, mit manch wüſtem Wort. Da hob doch auf ſich die Maid, befahl ihrer niedern Magd, den Korb, ſchon gefüllt mit mancher Gutthat, ihr nachzutragen, und ſchritt des Schloſſes Pforte zu mitten durch die Brüder, und ihrer klaren Augen zürnend Funkeln ſchlug lähmender auf die ſieben Rieſen ein, als hundert Männer kühn geſchwungene Schwerter. Aber des hohen Fräuleins niedere Magd glühte nachtretend auch die Brüder mit ihren geilen Augen an, und reizte ſie auf mit höhniſchem Munde und verächtlichen Geberden, daß Grimbart, der thieriſchſte der Brüder, der niedern Magd zu Lieb und Huld, der Schweſter Kleid ergriff und ſie zurückriß in den Schloßhof und mißhandelnd der innern Thüre zuſtieß. Da hob das Fräulein kühn ſich auf und, der Mißhandlung wehrend, redete es wie mit Pfeilen auf die Brüder ein, daß dieſe der alten Oberherrſchaft ſich zu beugen begannen und ihrer Schweſter Herrlichkeit. Aber hinter dem Burgfräulein ſtund die wüſte Magd und höhnte die Brüder, höhnte mit Blick und Geberde einen nach dem andern. Und die Blicke und Geberden der lüſternen Magd ſiegten über der reinen Schweſter Worte, und mit ihren gewaltigen Händen ſtießen ſie die Schweſter, die ſtolzen Blickes keines Wortes ſie mehr würdigte, in des Schlößleins wüſteſtes Gemach.

Als das Burgfräulein Tage lang ausblieb in den Hütten der Armen, an den Lagerſtätten Gemißhandelter, da machten ſich Schaaren auf, ihren goldenen Engel im Schloſſe zu ſuchen, aber heulend und blutig ſtoben ſie wieder heim, von Bolzen getroffen, von Hunden gejagt. Da wandelte alleine der fromme Pfaff den Burgweg auf, ſein Beichtkind zu ſuchen, und kein Hund ſprang ihn an, kein Bolz flog ihm entgegen; die Brüder fürchteten den Pfaff, der Pferde und Hunde geſund machen konnte, und der Gewalt über die Elemente hätte, wie ſie glaubten. Sie ließen ihn ungehindert ein zur Schweſter, die ſie zu dauren begann, ohne daß ſie es zeigen durften vor ihrer Magd, die Tag für Tag ihre geſtrengere Herrin wurde. Als der Pfaffe weiter ging, fragte er um's Wiederkommen, und gerne geſtatteten es ihm die Brüder. Sie ſelbſt zogen ſammt der Magd fort auf Raub und Mord und erſt vor Weihnacht kehrten ſie wieder heimlich ein in's Schlößchen. Am heiligen Vorabend hatten ſie zwiſchen den Seen Aeſchi zu wüthend gejagt, mit Bär und Wolf gekämpft und kehrten Abends blutig, müde, mit reicher Beute heim. Da begann ein Zechen, das immer wilder war, jeder überprahlte den andern mit ſeinen Heldenthaten, ſie träufelten in die Becher Blut aus ihren

Jagdwunden und tranken einander zu auf Kampf und Sieg. Und immer unheimlicher glühte in ihren Adern das Feuer, immer unheimlicher ſprühte es aus ihren Augen, ein immer fürchterlicherer Blutdurſt kam über ſie. Lauter und lauter ſcholl das Prahlen, ward zum Streit und die wilden Hände faßten die Schwerter zu Brudermord. Und draußen war es ſtill und mild und ſilbern ſchaute der Mond in's wüſte Getümmel. Da ſchlug Gondebald, der ſchlauſte der Brüder, Jagd vor durch die Nacht auf ein gefährlich Wild, damit die aufgeregte Wuth nicht im Bruderblut ſich kühle.

Und jubelnd ſprangen die Brüder auf, faßten ihre Speere und riefen nach Pferden und Hunden, die müde ſchlummerten von ſchwerem Tagewerk. Da trat die zur Herrin gewordene Magd unter ſie und ſprach: wenn ſie jagen wollten, ſo wüßte ſie ein edles Wild. Drunten im Walde unter den Eichen am Brunnen ſitze ihr ſauber Schweſterlein unter dem Schutze des heuchleriſchen Pfaffen, umgeben von Bettlerſchaaren, und vertheile der Brüder Hab und Gut; die zu jagen mit Hund und Roß wäre neue, luſtige Jagd.

Drunten ſaß allerdings das Burgfräulein unter armen Weibern und Kindern und tröſtete die Armen mit allerlei Worten und Gaben. Es wußte, daß die Brüder heute in der heiligen Nacht zechen würden wüſt und wild, ohne um ihr arm Schweſterlein ſich zu kümmern. Es ſehnte ſich nach ſeinen armen Kindern und Weibern. Der Pfaffe richtete an die Armen die treue Botſchaft aus, und ein dem Fräulein treu ergebener Wächter ließ es hinaus unbemerkt, wie er glaubte. Aber er irrte ſich. Die Magd hatte unter den Knechten einen Buhlen, und den zum Wächter beſtellt über ihre Herrin. Der merkte ihre Abrede, der traf auch ſeine Abrede mit der Magd, und als er das Fräulein am Brunnen wußte, brachte die Kunde den wüthenden Brüdern die ſchlaue Magd.

Laut auf heulend in ſchäumendem Zorn griffen ſie nach Bogen und Armbrüſten, nach Speer und Schwert, und auf mußten die müden Thiere, Pferde und Hunde zu neuer, ungewohnter Jagd. Doch wie gebannt durch des Waidwerks Kunſt und Regel ritten ſie ſtill, mühſam ihre Wuth zügelnd, auf Umwegen, wie um ein edles Wild zu beſchleichen, dem Brunnen zu. Und während ſie ritten, blieb die Magd im Schlößlein mit ihrem Buhlen und in teufliſcher Schadenfreude bereiteten ſie ihr abgeredetes Werk.

Unfern des Brunnens in tiefem Mondesſchatten hielten lautlos die wilden Geſtalten hoch zu Roß, an den Leinen die Hunde. Vor ihnen lag der freie Platz, mit einzelnen Eichen geſchmückt, wo ſilbern die Quelle rieſelte, und an derſelben ſaß das ſchöne Burgfräulein in ſeinem goldenen Mantel, und rings um ihns die glückliche, beſchenkte Menge armer Mütter, armer Kinder; hinter ihnen ſtund im Schatten einer mächtigen Eiche betend der Pfaff, und über Allen wanderte am Himmel in ſtiller Klarheit der Mond und leuchtete mit ſeinem lieblichſten Lächeln der ſchönen Geberin zu, dem Austheilen ihrer Gaben. Da ſah er vom hohen Himmel nieder die finſtern Geſtalten lauernd in des Waldes Schatten und ahnte das werdende Mörderſtück. Er hieß die Winde warnend rauſchen durch der Bäume Wipfel; aber die Glücklichen an der Quelle hörten es nicht, und durch die Harniſche an die Mördergewiſſen vermochten die Winde nicht zu dringen. Da ſah der Mond auf zu Gott, ob dieſer wohl den Unſchuldigen eine Hülfe bereite, aber ſtille blieb es da oben; da wanderte er traurig weiter auf ſeiner luftigen Bahn, den Winden winkend, daß ſie mit dem finſterſten Wolkenſchleier ihn verhüllen möchten. Aber ehe ſie den Schleier gewoben hatten aus der Erde Dünſten, brach der Bruder Mordluſt los und mit Holla und Huſſa hetzten ſie die Hunde, des Streites mit Bär und Wolf gewohnt, auf die arme Weiber- und Kinderſchaar, mit geſpannten Bogen wie eines gejagten Wildes der Fliehenden gewärtig. Mit wuthendem Geheul ſtürzten in weiten Sätzen die grimmen Hunde auf die Armen ein, wie ſchüchternes Wild fuhren ſie empor beim erſten Heulen der fürchterlichen Thiere. Aber wie ein klares Himmelsbild golden glänzend in ſeinem flatternden Mantel, trat kühn das Burgfräulein aus ihrer Mitte den Hunden entgegen und rief mit ihrer hellen Silberſtimme abwehrend auf ſie ein. Die bekannte Stimme der geliebten, lang entbehrten Herrin drang an die Herzen der Hunde und mit freudigem Winſeln ſchmiegten ſie ſich zu ihren Füßen, ſprangen an ihr empor und vergaßen das zu jagende Wild, hörten nicht das immer wüthendere Holla und Huſſa der Brüder. Da flogen von den Bogen der Wüthenden die Bolzen und Pfeile in Menſchen und Hunde mitten hinein, und Menſchenjammer und Hundegeheul fuhr klagend auf zum Himmel. Aber den Bolzen und Pfeilen nach ſtürzten die Brüder mit geſchwungenen Speeren. Schwankend, in der keuſchen kühnen Bruſt einen blutigen Pfeil, trat ihnen die Schweſter entgegen, breitete abwehrend die Arme aus und bat milde um Schonung für die arme Schaar. Vor der holden Erſcheinung prallten die Pferde zurück, aber der Schweſter Stimme drang nicht zu der Brüder Herzen; die blutig geſtachelten Roſſe ſollten über die holde Schweſter weg in die Winſelnden mitten hinein. Aber die gewaltigen Hengſte ſetzten in bäumenden Sprüngen neben dem in blutigem Golde glänzenden Fräulein weg und kein Huf berührte ſie. Es wankte den Wüthenden nach, die zur Jagd gegeißelten Hunde lockend, blutende Kinder ihnen entreißend, Speere aus den Brüſten der Mütter ziehend. Sie achtete ihr ſtrömend Blut nicht, ſie wollte dem Gräuel wehren, aber immer leiſer ward ihre Stimme, immer wankender ihr Fuß, die Hunde, die fliehende Kinder im Dunkel des Waldes zerriſſen, hörten ihre Stimme nicht mehr. Da hörte ſie, wie der Pfaff, an den Stamm der Eiche gelehnt, mit weithin hallender Stimme den Brüdern fluchte: daß das hier vergoſſene Blut auf ihre Seelen kommen und auf denſelben brennen ſolle von Ewigkeit zu Ewigkeit, und daß ſie keine Ruhe im Grabe haben, ſondern an jeder Weihnacht hier jagen und morden müßten, ſo lange der Brunnen fließe, ſo lange der Mond am Himmel wandle.

Da wandte ſie ſich zu ihm hin mit ſterbenden Schritten, ſtarrend in blutigem Golde, und leiſe leiſe flehte ſie: O wende den Fluch, es ſind ja meine Brüder; wende ihn um Maria willen, unſerer Himmelskönigin; und leiſe ſank ſie in die Knie, und leiſe ſank ihr Haupt zur Erde, und leiſe flochten Engelein aus den kleinen rieſelnden Blutstropfen blühende Roſenkränze, das ſterbende Haupt umwindend. Da ſprach der Pfaff: den Fluch kann ich nicht mehr wenden; das geſprochene Wort geht zu Gott und liegt in ſeiner Hand; aber wenn die wüthenden Brüder in 1000 Jahren auf ihrer wilden Jagd 10 verwilderte Männer troſtloſen Weibern, weinenden Kindern wieder zuführen, zur Sühne der hier gemordeten Mütter und Kinder, ſo mögen ſie eingehen in des Grabes Ruhe; das Fernere walte Gott. Das aber iſt mein Walten, verfluchter Pfaffe, brüllte Cuno, der wildeſte der Brüder, und ſchleuderte ſeinen Speer mit ſicherer Hand. Durchbohrt ſank ſterbend der Pfaff nieder neben das ſcheidende Himmelskind, es ſegnend mit dem heiligen Kreuz; dann kam der Tod und drückte leiſe ihnen die Augen zu; und des Herrn Engel trugen die Seelen der ſchuldlos Geſchlachteten hinauf an den Ort, den ihnen der Herr bereitet hatte.

Als ihr blutig Werk vollendet war und kein Lebendiger mehr athmete auf dem blutigen Platze, da ſaßen die Brüder wieder hoch zu Roß und zogen heim in dumpfem Schweigen. Finſter war es am Himmel geworden, ſchwarz war der Wald, hohl ging der Wind und von ferne her brauſte der Sturm heran. Als ſie den Burgweg auf zum Thore ritten, ſtund es offen hinten an und ſterbend daneben der gebundene Wächter. Als er ihnen noch Kunde gegeben, daß ihre niedere Magd mit ihrem Buhlen ihn erdolchet und, mit all ihren Schätzen beladen, geflohen ſeien in des Waldes Nacht, verſchied er. Da flammte es in ihrem wilden Gehirn auf wie die Strahlen des jüngſten Gerichts; laut auf, daß das Schlößlein zitterte, heulten ſie in Weh und Wuth, wandten die Roſſe, hetzten die Hunde auf die neue Fährte, und jagten hinterdrein mit Hella und Huſſa, mit Peitſchenknall und Sporenklang dem ſchlechten Wilde nach. Die Dirne und ihr Buhle erſchracken, als ſie hinter ſich die wilde Jagd vernahmen; ſie hatten ſo ſchnell ihre Rückkehr nicht erwartet, nicht erwartet das ſo ſchnelle Finden ihrer Spur. Mit Windeseile huſchten ſie ſeufzend und keuchend durch die Büſche graden Weges den Wald hinauf, dem Lindenbühel zu. Aber näher und näher kam ihnen die wilde Jagd, ſie verließen in raſcher Wendung den geraden Lauf, eilten quer durch die Büſche, dann wieder den Wald hinab, glaubend, die Hunde zu täuſchen. Aber müde Hunde laſſen weniger ſich täuſchen, als friſche. Die ſchreckliche Meute heulte immer näher an ihren Ferſen, der wüthende Jagdruf drang immer wilder auf ſie ein. Sie flohen mit Windeseile am Waldesſaume den Bühleinſchlag ab, aber immer näher kam der Brüder Holla, der Roſſe wildes Schnauben. Sie huſchten über den K. Weg, flohen die Wolfſteige nieder und faſt unbewußt dem blutigen Brunnen zu, und an ihren Ferſen ſchienen die Hunde zu hangen, in ihrem Nacken funkelten die Speere. Als die wilde Jagd, Hunde, Wild und Jäger zu einem Knäuel zuſammengerollt, geſtoben kam auf den blutigen Platz, da hätte auf einmal ein gewaltiger Blitz den Platz erleuchtet, wie in Flammen ſei der Wald geſtanden und wie eingewurzelt plötzlich die ganze Jagd, und aus dem Boden heraus ſei ſchwarz und ungeheuer eine Hand gewachſen, und hätte Wild, Jäger und Hunde zuſammengefaßt wie einen Büſchel Gras — ein ungeheurer Schrei — dann ſei die Hand verſchwunden in die Erde und ſchwarz und ſtille ſei es wieder geweſen auf dem blutigen Platz. So ſoll am nächſten Morgen auf dem nächſten Hofe ein Kind erzählt haben, das von allen das einzige ſich hatte retten können.

Die Bürglenherren wurden nie mehr geſehen, wenn die Sonne ſcheint und ein gemeiner Tag nach dem andern kömmt; leer ſtund ihr dunkles Schlößchen und verfiel allgemach. Aber im Frühjahr wurde es lebendig um den Brunnen herum. Wenn die Sonne ihrer bräutlichen Erde die erſten freundlichen Blicke gibt, ſproſſen Blumen ohne Zahl um dem Brunnen auf, wo des Fräuleins Thränen begraben liegen; und wie in goldnem Kleide glänzt der Brunnen weithin durch den Wald, gekränzt mit den goldnen Glockenblumen, der Kinder Freude. Und wo die Blutstropfen der Kinder fielen und begraben liegen weit herum in den Büſchen, da ſproſſen Sträucher auf und mahnen mit den ſchwarzen Reckholderbeeren an die ſchwarzen vergoſſenen Blutstropfen der armen unſchuldigen Kinder. Und im Frühjahr, wenn der Brunnen glänzt in ſeinem Golde, jubeln Kinderſchaaren um den Brunnen, ſich Kränze flechtend aus den ſchönen Glockenblumen; und im Herbſte, wenn reif die Beeren werden, ſtreichen Kinder durch die Büſche, zu ſammeln die ſchwarzen Blutstropfen. Und wenn die Kinder um den Brunnen jubeln, oder wenn ſie durch die Büſche ſtreifen, ſo ſoll unſichtbar in ſeinem goldnen Mantel das Fräulein in ihrer Mitte ſein, und ſie hüten und wahren, und noch nie ſoll dort Einem Uebels begegnet ſein. Darum auch heißt der Brunnen Bachtelenbrunnen, wie dort die Glockenblumen heißen, und Reckholdereinſchläge die darum liegenden Gehäge. Aber wenn der Winter wieder kömmt und die heilige Weihnacht, dann ſollen die Brüder wieder reiten ſtill und finſter zur blutigen Jagd, ſollen wieder morden und wieder jagen die Dirne und ihren Buhlen Wald auf Wald ab und verſchwinden in der ſchwarzen Hand am Brunnen. Neunhundert Jahre haben ſie jetzt gejagt und darüber, und in einer alten Chronik ſollen acht Geſchichten ſtehen von verwilderten Männern, welche die wilden Jäger troſtloſen Müttern, weinenden Kindern wieder zugeführt.

Lautlos waren Alle da geſeſſen, und bange preßte ſich der Athem in jeder Bruſt, als der Alte endigte. Endlich rang ſich Durolis Stimme frei und bebend fragte er: Alſo habe ich nicht geträumt, und ich bin der Neunte? Eine Sage habe ich erzählt, entgegnete der zitternde Greis; aber alles, was auf Erden iſt, iſt Diener des Allerhöchſten; jeder Baum, jeder Stein, und jedes Blatt, das am Baume ſich bewegt, und jedes Sandkorn, das vom Steine der Wind weht. So wird jedes Wort aus Menſchenmund zu Gottes Wort, wenn er will, und muß dienen zu Bekehrung und Erweckung der Menſchen. So macht er auch die Sagen, ſo lange er ſie noch duldet, zu ſeinen Dienern, und ſprengt mit ihnen auch verſchloſſene Herzen. Des Herren Wege ſind wunderbar, unerforſchlich ſind ſeine Rathſchläge. Wie er die Einen ſucht in der Sonne hellem Licht, oder mit ſeines klaren Wortes Kraft, kann er Andere ſuchen in wilder Sturmesnacht mit dunkler Sage ahnungsvollem Grauen. Zeuget deine Seele, daß dich Gott gefunden, ſo grüble nicht; ſorge nur, daß du nicht wieder verloren gehſt. — So ſprach der Greis, und wankte an ſeinem Krückenſtocke ſeinem Bette zu.

Ergriffen von mächtigem Geiſteswehen ſprachen die Uebrigen nur einzelne Worte, drückten die Hände ſich und gingen ihrer Ruhe zu.

Dursli konnte nicht ſchlafen, aber in ſeliger Ruhe dachte er noch lange in beglücktem Gemüthe an Gottes wunderbare Wege, und wie er in ſeiner Wundermacht mit Sturm und Regen, mit Weh und Graus Wunder ſchafft in den Herzen der Sterblichen; wie er wandle die Finſterniß in Licht, den Aberglauben in Glauben, des Unglaubens öde Steppen in blumenreiche Gefilde.

Und als er fühlte, wie über ihn entfalte der Schlaf ſeine Schwingen, dankte er noch innig ſeinem Gott über die Wunder ſeiner Wege und bat ihn: daß er für und für mit ſeiner mächtigen Hand ſeiner Schwachheit aufhelfen möge, er aber wolle die Augen offen halten und ihn erkennen in Nacht und Licht. Er betete, daß er alle Männer, die mit ihm auf gleichen Wegen gingen, erfaſſen möchte mit ſeiner Kraft und ſie wieder zuführen ihren jammernden Weibern, ihren verwahrloſten Kindern. Dann kam ſüß der Schlaf über ihn, und in ſüßem Frieden erwachte er, begrüßt von der Sonne Licht, vom ſonnigen Lächeln ſeiner Kinder.

Und Dursli hielt feſt am beſſern Leben. Die Sonne ging ihm alle Tage neu auf in ſeinem Herzen, darum nahte ſich auch alle Abend in ſanften Schwingen der ſüße Schlaf, und alle Morgen erwachte er in ſüßem Frieden. Aber ehe er des Abends von des ſüßen Schlafes weichen Schwingen ſich umfaſſen läßt, betet er für alle verwilderten Männer, die auf böſen Wegen gehen, daß ſie Gott ihren weinenden Weibern, ihren verwahrloſten Kindern zurückführen möge.

Und Gott will des guten Durslis Gebet erhören, will die Sonne ſcheinen laſſen über die Erde und aufblühen laſſen ihre holden Kinder, will den Sturm ſauſen laſſen über die Erde bevölkert mit jeglichem Grauen; will erfaſſen verwilderte Männer und ſie zuführen ihrem unglücklichen Hauſe; aber es müſſen die Männer aufthun ihre Augen und ſchauen des Herrn Liebe in ſeiner Sonne reichem Schein; ſie müſſen aufthun ihre Ohren und vernehmen den Donner ſeines Wortes in wilden Wettern, müſſen in die Herzen ſcheinen laſſen die Sonne der Liebe, donnern in denſelben ſein ſtrafend Wort, dann rettet ſie Gott, rettet ihnen Weib und Kinder.

O ihr verwilderten Männer! ſeht ihr nichts, hört ihr nichts? Gottes Sonne ſcheint, Gottes Donner rollen, es jammern die Weiber, es weinen die Kinder; wann wollt ihr die Ohren aufthun, wann eure Augen öffnen? Wehe, wehe Allen, die erſt erwachen, wenn Gottes Gerichte donnern, wenn die Weiber ausgejammert, ausgeweint die Kinder haben!

4

Die

Armennoth

von

Jeremias Gotthelf.

Zürich und Frauenfeld,
Druck und Verlag von Ch. Beyel.
1840.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Erſtes Kapitel.

Die Noth.

In eines jeden Weibes Herzen wohnt ein Kummer. Vor etwas Drohendem aus der verhüllten Zukunft her beben die armen Weiber, reiche und arme; und manche Freude vertreibt dieſer Kummer und oft den lieben Schlaf von den müden Augen. Dieſer Kummer iſt nicht der Eine und Gleiche in allen weiblichen Herzen, er wechſelt mit den Jahren, er wechſelt in den Ständen, er wechſelt mit den erhaltenen Gaben: einen andern Kummer hat das Herz, das in unſchönem Körper wohnt, und einen andern das, welches Schönheit umſtrahlt. Auf gleiche Weiſe hat jedes Volk ſeinen Kummer; es ſieht ein Schwert über ſeinem Haupte hangen, an dünnem Faden ſcheint die ſcharfe Klinge zu ſchweben, jeder Windeshauch ſie herabzuſtürzen. Ein ſolches Schwert ſah jedes Volk zu jeder Zeit; durchgeht jetzt die Völker alle, ihr werdet jedem Volk bezeichnen können den Kummer, der ſein Herz ihm ſchwillt. So hat aber auch jede Zeit ihren Kummer, den ſie Völkern, die in Verbindung leben in gemeinſamen Zuſtänden, auf die Herzen legt.

Es war eine Zeit, wo der Kummer vor dem Türk und vor der Peſtilenz wechſelte bei allen chriſtlichen Völkern, wo man in allen chriſtlichen Kirchen Gott um Hülfe bat gegen den Türk und gegen die Peſt. Der Kummer vor dem Türk iſt verſchwunden. Der Türk ſitzt in ſtumpfer Ergebung vor ſeinem Kaffeehaus, aus ſeinen ernſten Zügen aber ſpricht Kummer vor dem

Chriſt, der übermächtig ihn umdrängt, überwacht, wie ein Herr den Knecht. An die Stelle der Peſtilenz iſt die Cholera getreten, welche durch die Welttheile zieht wie ein grauſenhaftes todbringendes Geheimniß; an die Stelle des Türken möchten die Politiker den Ruſſen ſetzen, ſie irren ſich. Ein unnatürlich geſchwollener Leib birgt gewöhnlich eine böſe innerliche Krankheit, erzeugt geſchwollene Beine, und dann geht die ganze Maſchine kaput. Nein, unſer heutige Türk, gegen den man in allen Kirchen Gott um Hülfe bitten ſollte, der ſitzt bereits mitten unter uns. Nicht in dieſer oder jener Stadt iſt er, nicht an dieſer oder jener Gränze ſteht er: alle Städte füllet er, über alle Gränzen iſt er gezogen, über alle Länder hat er ſich verbreitet. Und dieſer neue Türk iſt die Armuth, welche über einen großen Theil der Menſchheit ſich gelagert hat und langſam und ſchauerlich ihre abgezehrten Arme weit und immer weiter ausbreitet, um auch den Reſt derſelben an ihre vertrocknete Bruſt zu drücken.

Und müſſen wir denn alle liegen an dieſer kalten, harten Bruſt, müſſen unſere Kinder oder Kindeskinder an ihr geboren werden, ſterben an ihr; iſt ſie die fürchterliche Geiſel Gottes, die über den Menſchen geſchwungen wird, als ihr Jagen nach irdiſchem Gut am höchſten ſtieg, iſt ſie es, die vorangeht dem Ende der Welt, als die Luſt der Welt alle Herzen überwachſen hatte?

Nicht jeder Kummer geht im Erfüllung, nicht jede drohende Gefahr bricht herein: Feinde hat des Menſchen Schwert über die Gränzen gejagt, Feinde hat Gottes Hand gebannt, verſenkt. Der Türk brach am Glaubensmuth der Chriſten ſeine Macht, zertrümmerte an den Mauern Wiens ſeine Kräfte; gegen die Cholera ſchwang der Menſch allerlei Tücher, Bündel mit Kamillen und anderm Thee, und Gott lenkte ihre Schritte, brach ihre Wuth, ſchonte der Menſchen. So ziemt es dem Menſchen, mit Gottesvertrauen ſich gegen Kummer und Gefahren zu wappnen und mit allen ihm von Gott gegebenen Mitteln gegen den Feind zu Felde zu ziehen: das Ende des Kampfes beſtimmt Gott, der Sieg wird, wem Gott ihn giebt. Wer fragen ſollte: ob wohl dieſer neue Feind ſiegen, der Kummer über ihn in Erfüllung gehen werde? dem gehört die Antwort, daß, das Ende zu wiſſen, dem Menſchen nicht gegeben ſei, wohl aber, mit allen Kräften ſich mit dem Feinde zu meſſen, die Gefahr ins Auge zu faſſen und ihr muthig zu ſtehen, denn einzig der Muthige darf hoffen auf den Sieg, ihm allein ſegnet Gott den Kampf, wenn er kämpft um die gute Sache.

So geziemt es auch uns, dem Feinde zu ſtehen, ihn zu meſſen und dann nach Waffen zu ſuchen und ſie muthig zu verſuchen, Gott getroſt den Erfolg unſerer Anſtrengungen überlaſſend, nie vergeſſend, daß der Hülfe Gottes die Anſtrengung der eigenen Kräfte vorangehen muß.

Ich werde wohl nicht nöthig haben, lange zu beweiſen, daß die Armuth gefährlich geworden ſei, daß die Verhältniſſe der ſogenannten Proletarier zu den Beſitzenden, oder der Nichtshabenden zu den Habenden ſo geſpannt ſeien, daß ſie einen Bruch drohen, der ganz Europa mit Blut und Brand bedecken würde, daß die Armuth das feindſelige Weſen ſei, welches dem alten Europa am drohendſten gegenüberſtehe, zwar theilweiſe auch dem noch ältern Aſien, dem jungen Amerika.

Ihr hört Stimmen aus allen Ländern jammern über dieſen Gegenſtand. Hört nach England hin, dort vernehmt ihr nicht bloß Klagen der Reichen, Bitten der Armen, ihr vernehmt bereits den Nothſchrei der Reichen, das Kriegsgeſchrei der Armen. Die Armen verzehren bereits die Habe der Mittelklaſſe, und doch darf man das Geforderte nicht weigern, will man das Leben nicht auf das Spiel ſetzen. Und wie viel man auch giebt, ſo liegen doch noch Tauſende im ſchauderhafteſten Elend, das laut zum Himmel ſchreien würde, wenn auch die Elenden ſelbſt ſtumm wären. Horcht nach Frankreich hin, wie es dort wimmelt von Armen, wie ſie in ungeheurer Zahl vornehmlich in den großen Städten liegen, hauptſächlich in Paris, der großen Kloake Frankreichs, wohin der Unrath des Landes abfließt: wie ſie dort ſchreien und zur Hand ſind bei jedem ſchlechten Streiche. Frägt dort nach, was die Begütigung der Armen koſtet, wie viel Millionen die Stadt Paris allein für ſie erſchwingt? Ihr werdet daraus ſchließen können auf die Macht der Armen und die vor ihnen gehegte Furcht.

Sehe man durch ganz Deutſchland, man wird allenthalben die gleichen Klagen vernehmen über die Armenlaſt, man wird beſonders in Städten jammern hören, wie die daherigen Abgaben nicht zu erſchwingen ſeien. Und wenn man nicht mehr direkte Abgaben ziehen darf, ſo organiſirt man indirekte: man giebt Bälle mit und ohne Masken, Konzerte, Deklamatorien, und wie wild tanzen, ſingen, ſchreien die Menſchen, damit die Armen Brot erhalten. Man braucht aber nicht einmal ſo weit zu gehen, ſondern man ſehe nur um ſich hier in unſerm Ländchen, ſtelle zuſammen, was man wahrnimmt und hört, ſo wird man Angſt kriegen in ſeine Seele, wie gleichgültig dieſe ſonſt auch ſein mag. Es hat immer Arme gegeben, d. h. ſolche, welche in ihnen ſelbſt die Mittel zum Fortkommen in der Welt nicht hatten, die auf die Hülfe ihrer Mitmenſchen angewieſen waren. Die Blinden und die Lahmen hatten zu allen Zeiten Anſprüche an fremde Hülfe, bereits im alten Teſtamente ſind Armengeſetze. Es werden immer Arme im Lande ſein, ſagt Moſes, darum gebiete ich dir, deine Hand gegen deinen Bruder und gegen den Armen und Dürftigen in deinem Lande aufzuthun. Er ſichert ihnen ihren Theil an der Erndte zu, beſondere Vortheile hatten ſie vom Brach- oder ſogenannten Sabbath-Jahr, einen eigenen Antheil an den Opfermahlzeiten ꝛc.

Es waren immer Arme, das Verhältniß zu ihnen hat im Chriſtenthum ſeine eigenen Beſtimmungen, es findet aber auch ſeit Langem ſchon in vielen Geſetzgebungen ſeine Berückſichtigung. Aber nie noch waren die Armen ſo zahlreich im Verhältniß zu den Beſitzenden wie jetzt, nie war in chriſtlichen Staaten durch viele Länder durch ihre Haltung gegen die Beſitzenden ſo drohend, ihre Stimmung ſo feindſelig, und nie noch erzeugte ſich die Armuth ſo faſt aus ſich ſelbſt, war ſo erblich, ſo anſteckend, ſo ausſatz-, krebsartig wie jetzt.

Es gab immer Zeiten, wo das Elend in dieſem oder jenem Lande groß war. Nach dem Schwabenkriege wurden Heerden Kinder auf die Felder getrieben und dort eigentlich gewidet. Nach dem dreißigjährigen Kriege war das Elend an einigen Orten Deutſchlands unbeſchreiblich. In den ſiebenziger Jahren war ebenfalls die Noth groß, und im Jahr ſechszehn aßen gar viele Leute kein Brod mehr, und viele ſtarben im Frühjahr des ſiebzehner Jahres an jungem Klee, welcher geſotten ihre einzige Nahrung war. Von Zeit zu Zeit reißt Mangel und Bedrängniß ein in Fabrikländern: vor zwei Jahren las man gräuliche Erzählungen über die Noth der Seidenarbeiter in Lyon. Solches Elend aber war ein vorübergehendes, erzeugt durch beſondere Ereigniſſe, Krieg, Mißwachs, Stockung des Handels. Waren dieſe Ereigniſſe vorbei, ſo ſchwand die Bedrängniß, die Leute erholten ſich, bald ſah man keine Spuren des traurigen Zuſtandes mehr, er lebte nur noch in der Erinnerung.

Jetzt aber iſt kein ſolch Ereigniß vorhanden, kein äußeres Unglück hat das Mark des Volkes aufgezehrt. Fruchtbare Jahre ſind in langer Reihe hinter einander über der Erde aufgegangen, ein jedes mit einem beſondern Segen; in Frieden ruhten die meiſten Länder Europas ſeit fünf und zwanzig Jahren, eine Friedenszeit, die ſelten iſt auf der blutgetränkten Erde. Das in Spanien, Portugal, Griechenland und Türkei vergoſſene Blut rauchte nicht hinüber bis zu uns. Die Meere ſind offen, die Straßen führen in alle Winkel der Erde hinein, in raſendem Umſchwunge bewegt ſich der Verkehr, und nur die Uebertreibungen desſelben, gränzenloſe Schwindelei bringen vorübergehende Stockungen in denſelben. Man könnte ſagen, die zunehmende Noth ſei die Nachwehe des Krieges, die erſt jetzt ſichtbar werde, Folge der während desſelben aufgehäuften Schuldenlaſt, die durch den Hof- und Militärluxus nicht gehörig verringert worden ſeie. Wir haben keinen Krieg gehabt, haben keine Schulden, keinen Hof, und die Tändeleien mit dem Militär kommen nicht in Betracht, und doch nimmt die Armuth zu, mehr und mehr. Man hat im Kanton Bern die in den fürchterlichen Hungerjahren 1816 und 1817 bezogenen Tellen als Maximum aufgeſtellt, und dieſes Tellmaximum betrug einen Drittheil oder die Hälfte mehr, ja war an einigen Orten das Doppelte der früher bezogenen Steuern. Nun frage man nach, wie nahe an vielen Orten jetzt die ordentlichen Steuern jenem Maximum kommen, an wie vielen Orten ſie bereits überſchritten werden mußten! Und doch iſt das gegenwärtig beſtellte Vermögen durch neuere Beſtimmungen der Geſetze viel größer geworden, als es früher war.

Es liegt alſo außer allem Zweifel, daß die Armuth zunimmt, die fremde Hülfe Anſprechenden immer zahlreicher werden, und zwar, und das iſt das Schreckenerregende, nicht durch äußere, beſondere Ereigniſſe wird dieſe Zunahme erzeugt; der Strom läuft nicht wieder ab, wenn die Gewitter vorüber ſind; ſeine Waſſer ſchwellen mächtiger und mächtiger auf bei klarem Himmel, trockener Luft. Es iſt alſo die Armuth eine andere geworden, als ſie ehedem war, wo ſie in jedem Volke lebte, einem Altare gleich, auf dem das Volk opferte, ſeinen milden Sinn zu bezeugen; wo ſie ab- und zunahm, je nachdem der Herr ſeine milde Hand öffnete: ſie hat eigenes Leben erhalten, dieſe Armuth, ſie iſt eine Wucherpflanze geworden, die ſich ausbreitet wie im Klee der Grind, ſie nimmt nicht mehr ab, ſie nimmt nur zu, ſie iſt erblich, anſteckend geworden, eine krebsartige Wunde im Völkerleben, ein eigentliches Peſtübel unſerer Zeit. Schon dieſes giebt ihr ein Feindſeliges, unausſprechlich Drohendes für alle die, an denen noch irgend etwas zu verzehren iſt. Man ſtelle ſich nur vor das millionenköpfige Ungeheuer, ewig leer und ewig hungrig, wie es ſich langſam ausreckt, weiter und immer weiter; wie unter ſeinem ungeheuren Leibe Alles verwest; wie die länderweit klaffenden Rachen langſam ſich weiter und weiter vorſtrecken und alles verſchlingen, was ſie erreichen; wie ſie näher und näher rücken dem eigenen Leben; wie alle ihm hineingeworfenen Opfer ſie nicht ſättigen, nicht ſtillen; wie das Ungeheuer näher und näher ſchleicht, zu Tauſenden neue Köpfe hervortreibend aus dem magern ungeheuern Leibe, Stunde für Stunde.

Da erfaßt einen Angſt, tief und groß, wenn man dieſes ſchleichenden Ungeheuers Köpfe ringsum wachſen und klaffen ſieht, wenn man denkt: ob wohl einſt die eigenen Kinder als neue Köpfe an dieſes grauſigen magern Ungeheuers Leib klaffen und ſchnappen werden? Und dieſe Angſt hat bereits Viele ergriffen. Seht, wie ſie ängſtlich das offene Land verlaſſen und zagend in die Städte fliehen, die, welche vor dem Rachen dieſes Ungeheuers Güter und Kinder zu ſichern haben. Wie man die Städte baute, als die Hunnen einbrachen, wie man die Städte ſuchte, wenn der Schreck vor dem Türken durch die Länder drang, ſo ſucht man jetzt in Städten hinter ihren Gütern das Heil vor der Armuth, die ſtätig Tag um Tag auf uns eindringt und nun jeden Tag ſchneller und immer ſchneller bis zum Untergang, wenn keine Glaubenskraft die Spitze bietet, wenn an keinen Mauern ſie ihre Stirne zerſchellt. Aber dieſe Mauern müſſen andere ſein, als die Mauern Wiens, an denen der Türk ſeine Macht brach. Denn ſeht, wie hinter den Reichen her die Armuth in die Städte dringt, wie dort innerhalb den Mauern das Ungeheuer die meiſten Köpfe klaffen läßt, und wie am gierigſten und hungrigſten der magere Leib dort ſich windet mitten zwiſchen der Ueppigkeit der Reichen. Gerade dort, wohin die Reichen ſich geflüchtet haben, wird das Ungeheuer den üppigſten Fraß halten und den frühſten, wenn nicht die Glaubenskraft, die dem heiligen Georg die Lanze durch den Drachen trieb, auch dieſem Ungeheuer die immer wachſenden, weiter klaffenden Köpfe vom Leibe haut.

Was aber der Armuth dieſer Zeit Drohendes eigen iſt, liegt nicht nur in ihrem ſtätigen Anſchwellen, ſondern auch in der eigenen drohenden Haltung, welche ſie gegenüber dem Reichthum eingenommen hat. Das ſind im Allgemeinen nicht mehr die Armen, die wie Lazarus ſchweigend an den Thüren lagen und mit dem Lecken der Wunde ſich zufrieden gaben; die demüthig baten um ein Stücklein Brot; die vorlieb nahmen mit den Broſamen von den Tiſchen und den Reichen zu Dienſten ſtunden auf jeden Wink gegen ein gnädig Kopfnicken; welche ihre Wohlthäter in ihre Gebete ſchloßen und ihre Fürbitter wurden bei Gott: es ſind nun ganz andere Arme da, in ihrer Geſammtmaſſe betrachtet; einzelne demüthige, dankbare Arme giebt es noch immer. In ihren Herzen kochet Haß gegen die Reichen, aus ihren Augen ſpricht die Begierde, mit ihnen zu theilen; der Mund ſpricht ohne Scheu es aus, daß man Abrechnung halten wolle, und was ſie erhalten, empfangen ſie mit einem Geſichte, auf dem deutlich die Meinung geſchrieben ſteht, daß ſie nicht ein Allmoſen empfangen, ſondern nur etwas auf die allgemeine Rechnung. Ich will nicht nach England weiſen, daß man da zuhöre, welche Sprache die

Armen führen, nicht auf Frankreich und das St. Simoniſtiſche Treiben daſelbſt, das freilich dem Namen nach verſchollen iſt, aber mehr oder weniger in allen Sekten wieder auftaucht. Man höre nur die Sprache, welche ſie unter uns führen, welche Begehren ſie ausdrücken, ſo wird man das poſitiv oder aktiv Feindſelige in den heutigen Armen nicht mehr verkennen. Ich will nicht einmal von dem Rechtſameloſenverein reden, der eigentlich nichts Anderes als ein Verein der Nichthabenden gegen die Habenden iſt, wenn er auch den Schein hat, als ob er nur alte entriſſene Rechte wieder ſuche, die allerdings hie und da mögen verloren gegangen ſein. Aber man höre nur, wie man ſich im gewöhnlichen Leben gebehrdet und ausdrückt, und wie man Allmoſen fordert. Der liebe Gott habe die Welt den Menſchen bezahlt übergeben, er könnte nun nicht begreifen, warum man darauf ſchuldig ſein könnte, ſagte einer, deſſen Schulden mehr werth waren als ſein Eigenthum. Das iſt eine Formel, mit welcher die Geſinnung von Tauſenden bezeichnet wird. Das ganz unbefangene Holzfreveln und die Rede: daß man Holz genug hätte, ſo lange die Bauern welches beſäßen, bezeichnet ſattſam die Luſt zum Theilen und die Meinung, dazu nicht ohne Recht zu ſein. Mit welcher Frechheit ſtellen die Hülfsbedürftigen ſich vor die Gemeinden, fordern dieß und das und drohen, ihnen ihre ganze Haushaltung auf den Hals zu werfen, wenn ſie nicht gutwillig ihre Forderung gewähren! Mit welcher Ungebührniß ſchimpfen ſie über die Gemeinden, wenn dieſe nicht in alle ihre Gelüſte willigen; halten ihnen vor, ſie hätten nichts geerbt und ſo und ſo viel Kinder, d. h. manchmal nur drei und vier, und doch die Gemeinde noch nicht geplagt und hätten ſomit das Recht, Hülfe zu verlangen! Sprechen ſie damit nicht offenbar das Recht an, daß alle, welche nichts geerbt, aber geheirathet und Kinder erzeugt hätten, nach ihrem Belieben das Recht beſäßen, von allen, die etwas geerbt hätten, zu fordern, daß dieſe ſie und ihre Kinder erhalten ſollten aus ihrem Ererbten, ſobald es ihnen nicht mehr gefalle, aus ihrem eigenen Verdienſt ſich und ihre Kinder zu erhalten?

Wo Güter ſind, da läßt ſich dieſe Frechheit aus dem Mißtrauen in die Verwaltung dieſer Güter und aus dem unglücklichen Wahne herleiten, daß dieſelben beſtimmt ſeien, allen, die nichts geerbt, das Leben zu erleichtern. Aber dieſe Frechheit iſt die gleiche da, wo alle Kreuzer zuſammengetellt werden müſſen, und alle Schritte vernimmt man die Drohung: der Gemeinde die Kinder darzuwerfen, als ob es von jungen Hunden die Rede wäre. Doch kommt nichts der Frechheit gleich, mit welcher ſchwangere Dirnen vor die Gemeinden treten und Eheſteuern begehren. Da iſt von Scham auch nicht der geringſte Schein, ja ſie ſtellen ſich noch ſchwanger, wenn ſie es auch nicht ſind, und geben mit Kuder ſich das Anſehen, als ob ſie es wären; da treten ſie auf und drohen auf die unverſchämteſte Weiſe. Es thue es der Gemeinde wohl, ihnen etwas zu geben, ſie hätte andern auch gegeben; man werde am Ende doch geben müſſen, wenn ſie ein Kind um das andere daherbrächte, und ſie wüßte nicht, warum ſie der Gemeinde ſchonen ſollte: aber es werde doch noch Recht und Billigkeit zu finden ſein. Sie meinen alſo, Recht und Billigkeit geben ihnen förmliche Anſprüche auf dieſe Eheſteuern, die nichts Anderes ſind, als recht eigentlicher Hurenlohn. Ja, eine Dirne ging ſo weit, daß ſie eine Gemeinde, die ihr nicht geben wollte, was ſie begehrte, einem Rechtsagenten zur Betreibung übergab, und dieſer übernahm das Geſchäft. In dieſer Geſinnung der Armen liegt das fürchterlich Drohende der Armuth, und ich meine, der Titel „Armennoth“ ſei gerechtfertigt, und klar liege am Tage, daß dieſe Armuth nicht ohne Urſache der Gegenſtand des Kummers des Volkes ſei. Dieſer Volkskummer beſchäftigt die Denker, ganze Bände voll Gedanken darüber haben ſie uns bereits aufgeſpeichert; dieſer Kummer beſchäftigt die Geſetzgeber, kurze und lange Geſetze darüber haben ſie bereits wenigſtens projektirt; er beſchäftigt ſogar Profeſſoren, und Kollegien werden darüber geleſen: ſo wird er von allen Seiten an den Laien gebracht, deſſen eigene Wahrnehmungen es ihm auch beſtätigen, daß Noth an Mann gekommen ſei. Darin liegt meine Rechtfertigung, daß auch ich das Wort ergreiſe über dieſen Gegenſtand, ich, der ich weder ein Denker, noch ein Geſetzgeber, noch ein Profeſſor, ſondern auf dieſem Felde nur ein Laie bin, und zwar ein Laie im eigentlichen Sinne des Wortes. Ich habe über dieſen Gegenſtand keine Kollegien gehört, ich kenne die hier einſchlagenden Geſetze der verſchiedenen Länder nicht, nicht die Träume der Geſetzgeber über zu erlaſſende Geſetze, ja, ich habe wirklich auch, zu meiner Schande muß ich es ſagen, die Bücher der Denker und ihre Tabellen wenig in meinen Händen gehabt, ich bin ein Laie. Ich habe aber ſchon lange die Armuth ins Auge genommen und da allerlei wahrgenommen, was vielleicht dem Denker in ſeinem Studierſtübchen, dem Geſetzgeber auf ſeinen grünen Bänken, dem Profeſſor in ſeinen Hörſäälen nicht nahe getreten iſt. Was ich nun ſo wahrgenommen, das möchte ich als Laie ſagen, und in aller Beſcheidenheit des Laien Gedanken dabei.

Und dieſes thue ich mit dem Widerſtreben deſſen, der wohl weiß, daß der Verſuch ſeine Kräfte überragt, das Vermögen dem Willen nicht entſpricht, daß aber doch jeder Verſuch einem ſpätern Gelingen den Weg bahnt, und das Wollen, das nach dem Maße der zugewogenen Kraft thätig iſt, den Menſchen werthet. Ich thue es aber rein als Laie, und wer daher keine Gelehrſamkeit bei mir findet, keine Literatur, keine Berückſichtigung von dieſem und jenem; wer klagt: es ſei Schade, daß ich dieſes nicht geleſen und jenes nicht angeführt, von jenem mich nicht bekehren laſſen von meinem Anſchauen zu ſeiner Anſicht, dem kann ich nicht helfen, dem kann ich nichts Anderes ſagen als, daß ich eben nur ein Laie bin.

Ich möchte hinzufügen, daß ich hauptſächlich auch für Laien ſchreibe, indem ich in dieſer Noth weder vom Denker noch vom Geſetzgeber die wahre Hülfe erwarte, ſondern vom Laien, vom Laien, der den Willen hat, die chriſtliche Liebe thätig werden zu laſſen unter ſeinen armen Brüdern.

Darum verſucht der Laie nicht, ein Werk zu ſchreiben, er ſchreibt nur ein Büchlein, in dem gar Vieles nicht iſt, in das er nur Eins legen möchte: die Kraft, die chriſtlichen Laien zu einer chriſtlichen That zu bewegen.

Zweites Kapitel.

Wo kömmt ſie her?

Die Zeit iſt kein Sumpf, ſie iſt ein Strom. Alle Völker nennen ſie ſo, und mit Recht. Denn Stillſtand iſt nirgends, ſondern fortwährender Wandel der Dinge, und darum Verwandlung von Allem.

So ſpricht Zſchokke in ſeinen Ueberlieferungen: und er hat Recht. Aber denn doch ſcheint zuweilen die Zeit zum Sumpf zu werden. Der Strom fließt wohl in ſeinen Tiefen, aber des Menſchen Auge gewahrt es nicht. Auf des Stromes Oberfläche hat ſich Allerlei aufgeſtaucht und bedeckt die fließenden Waſſer. Schlamm aller Art ſetzt ſich an, zum feſten, unwandelbaren Boden ſcheint der Fluß geworden. Aber die Waſſer rauſchen fort und fort, freſſen an der Oberfläche: ein Wink Gottes, die Ströme rauſchen auf, auseinandergeriſſen iſt die Decke, ihre Trümmer rollen auf den Wellen.

Hundert Jahre nach der Reformation ſchien der Strom zu ſtocken, man ſchien die Formeln erfunden zu haben, ihn auf immer feſt zu bannen. Da verſteinerte man den Glauben, bis man eine Dogmatik hatte, und wie ein groß undurchdringlich Schirmdach hielt man dieſe über die Menſchen. Wenn nur einer unter dieſes Schirmdach ſich duckte und feſt unter ihm ſich hielt, ſo ſah Niemand nach ihm, ob er auch den lebendigen Glauben im Herzen trage.

Man machte ſchöne Hofgeſetze, beſtimmte die Krazfüße und Scharwänzel, die dem Fürſten zu machen ſeien, und die Zeichen der Liebe, die man in klingender Münze ihm zu bringen hätte. Darnach that der Fürſt, was ihm beliebte, feſt überzeugt, unter dieſen Geſetzen wachſen Liebe und Achtung ſeiner Unterthanen von ſelbſt, unter ihnen werden ſie in Liebe und Achtung immer verharren. In dieſer Zeit machte man auch die Armengeſetze. Vagabunden waren läſtig geworden, das Eigenthum vor den Herumziehenden nicht ſicher, auch fand man billig, daß in einer Republik an einer gemeinſamen Laſt man gemeinſam trage, kein

Menſch, kein Dörfchen ſich ihr entziehen könne. Als die Geſetze gemacht waren, meinte man Alles gemacht und legte die Hände in den Schooß. Es war die Zeit, wo man hätte glauben ſollen, es ſei den Menſchen gelungen, feſtzuhalten das Flüchtige, zu verewigen das Wandelbare. Aber in den Tiefen rauſchten die Ströme Gottes fort und fort, unter der todten Oberfläche wogte Leben, und dieſes Leben rang ſich hervor und ſprudelte auf und riß zuſammen, was die Menſchen für die Ewigkeit erſonnen hatten, und die Trümmer rollen über einander, und neue Fluthen brechen ein, und zitternd bebt der arme Sterbliche in dieſem Weltenaufruhr. Was ihm bleibt, was ihm genommen wird, ob nach dieſem Weltenſturm ein freundlicher Abend kommt, oder der Weltenuntergang, er weiß es nicht. Aber er ſieht es jetzt, wie fürchterlich es ſich rächt, wenn der Menſch Alles in Geſetze ſetzt, aber nichts im Menſchen ſucht; wenn er Formeln und Formen auf die Throne ſetzt, ſich in ihren Schatten legt und, was inwendig im Menſchen ſich regt, und das, was er neben den Geſetzen treibt, nicht achtet. Wie fürchterlich brach nicht unter dem verſteinerten Glaubensgebäude hervor der Unglaube, wie gewaltig durchſchreitet er die Welt, wie frech ſchwingt er ſeine Waffen! und wer ſagt mir, wo die Gränzen ſind ſeiner Triumphe? Unter den Thronen hervor kroch das blutige Ungeheuer, das man Revolution heißt: da halfen keine Geſetze, weder Hofgeſetze noch andere; der verwahrloſete Menſch kannte keine mehr, weder göttliche noch menſchliche, und badete ſeine Hände in dem Blut derer, vor denen er wie ein Hund im Staube gelegen. Und wer nennt mir die Gränzen, wo das Revolutioniren verwahrloſeter Menſchen ſich endet? wer nennt mir den Thron, an den ſie auf die Rache verwahrloſeter Menſchen nicht ihre blutigen Wellen treibt oder noch treiben wird? So ſchwoll unter den Geſetzen die Armuth an, zu der gefährlichen Gewitterwolke, von der man nicht weiß, ob ſie den Brand der Städte, der Dörfer Untergang in ihrem ſchwarzen Schooße birgt; es ward unter ihnen unbemerkt der Arme zu dem Geſchöpf, von dem man noch nicht weiß, ob es von Gott uns gegeben ſei ſtatt des Wolfes, den wir aus den Bergen getrieben, ſtatt des Drachen, der in unſern Sümpfen wohnte.

Der Unglaube ſtrömt in gewaltigen Wogen, die Revolution hält ihren blutigen Umgang, und wenn die Armuth entfeſſelt zu beiden ſich geſellt, dann haben wir das furchtbare Thier des Abgrundes, das ſiebenköpfige mit zehn Hörnern, und ſein Gefolge, den Tod und das Leid und den Hunger, mit dem Michael und ſeine Engel vergeblich ſtritten, das zu überwinden dem Lamme einzig gegeben ward. Ich meine nicht, daß die Geſetze die Armuth unmittelbar erzeugten und ihren gefährlichen Charakter, aber ich meine, weil man den Geſetzen vertraute und mit ihnen für Alles geſorgt zu haben glaubte und die Geſetze dem Buchſtaben nach handhabte, ſo vergaß man, daß der Arme ein Menſch, ein Bruder ſei, vergaß über den Geſetzen die Liebe, die einzige Mutter aller Gaben, die Segen bringen, vergaß über dem Leib die Seele; ſo bildete ſich das gefräßige Ungeheuer, das überall unter dem Schilde der Geſetze hervor ſeinen hungrigen Leib hervorzudrängen beginnt, das ſeinen Kopf immer gieriger über die Kluft hinausreckt, die allmählig zwiſchen den Ständen, zwiſchen den Habenden und Nichthabenden geriſſen worden iſt.

Daß ein Menſch dem andern helfe in ſeiner Noth, iſt ein Naturgeſetz, denn es liegt in unſerer Natur, die des Mitleids, der Barmherzigkeit fähig iſt: dieſe Fähigkeit zum Mitleid, der Trieb zur Barmherzigkeit iſt aber auch ein Zeugniß unſerer höhern Abkunft, unſerer Verwandtſchaft mit Gott.

Der Menſch iſt nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen, nach der Herſtellung dieſes Ebenbildes ſoll der Chriſt ſtreben; er ſoll verſuchen, göttlich zu leben im ſterblichen Körper, die Erde zu einem Vorhofe des Himmels zu machen. Er ſoll verſuchen als ein rechtes Kind Gottes, Gott zu vertreten auf Erden nach ſeiner ſchwachen Kraft, wie oft die ältern Geſchwiſter den jüngern Vater und Mutter zu ſein verſuchen. Oder wie Eltern Gott zu vertreten haben, gegenüber ihren unmündigen Kindern, ſo haben die von Gott mit Gütern Begabten Gott zu vertreten, gegenüber denen, welche Gott für ihre Lebensreiſe nicht hinlänglich ausgeſtattet hat. Und gerade in dieſem Mangel der Ausſtattung Einzelner hat Gott den Menſchen am höchſten gewürdiget, hat die Begabtern befähigt, ſeine Statthalter zu ſein auf Erden, ſeine

Stellvertreter, und in ſeiner Liebe und Weisheit zu handeln an ihren Brüdern. Dieſes iſt auch das eigentliche Band, das die Menſchen an einander halten ſoll als eine Familie, das verhüten ſoll, daß die einzelnen Stände nicht auseinander gehen, wie die Planken eines geſcheiterten Schiffes. Wir ſollen geben und nehmen lernen, und beides unbeſchwert, d. h. in der Liebe, und beides iſt gleich ſchwer.

Der Chriſt nun, der Sinn hat für ſeinen Beruf, zu dem er berufen iſt, der wird die Unterſtützung ſeiner armen Brüder nicht anſehen als eine Pflicht, ſondern als eine Gnade, als eine hohe Ehre, indem Gott ihn Theil nehmen läßt am Spenden ſeiner Gaben. Nach dieſer Gnade, dieſer Ehre wird daher jeder Chriſt ſtreben. Je reichlichere, herrlichere Gaben, leibliche und geiſtliche, er zu bieten vermag und ſie bietet in beſonnener Weisheit, deſto mehr nimmt er Theil an der Herrlichkeit Gottes. Darum wird auch kein ächter Chriſt ſich mit dem faulen Nehmen behagen laſſen, denn jeder Chriſt empfindet es, daß Geben ſeliger iſt denn Nehmen, denn es iſt im Geben eben das Bewußtſein der Theilnahme an der göttlichen Verſehung, der Berufung in den innigen Gottesdienſt. Es wird kein Chriſt, weil ihm geboten wird, nur nehmen wollen, denn da ſtieße er ja das Höchſte von ſich; das Geben wird Niemand träge machen, ſondern Jeden ſpornen zu jeder Anſtrengung, auf daß auch er am Geben Theil nehmen könne. Darum wird auch das Geben ſelig geprieſen, und dem Knechte, der ſein Pfund vergräbt, mit der Finſterniß gedroht. Hieher gehören auch die Worte: Wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen, und ſo Jemand den Seinen, und ſonderlich ſeinen Hausgenoſſen, nicht Fürſehung thut, der hat den Glauben verläugnet und iſt ärger als ein Heide. Es enthält alſo das Chriſtenthum durchaus kein Element, das die natürliche Trägheit der Menſchen begünſtigt, ſondern gerade die ſtärkſten Reizmittel, alle Kräfte in Thätigkeit zu ſetzen. Es zeigt das richtige Verhältniß zwiſchen Reichen und Armen, zwiſchen Gebenden und Empfangenden. Wenn man es recht begriffe, ſo würde kein Reicher hartherzig, kein Armer unverſchämt ſein, kein Reicher unverſtändig im Geben, kein Armer unverſtändig im Genießen. Zwiſchen ihnen waltete die Liebe, und jede Gabe würde geheiliget durch den Sinn, in dem ſie gegeben, genommen würde. Wäre es ſo, dann wären keine Geſetze nothwendig, die Liebe wäre die weiſe Mittlerin zwiſchen Ueberfluß und Mangel. Wo aber der innere Sinn fehlt, muß in beſtimmten Fällen ein äußerer Zwang eintreten, bis der innere Sinn herangebildet iſt und die Geſetze erſetzt. Der Chriſt iſt zur Freiheit berufen, aber die Freiheit gebrauchet er nicht zum Anlaß dem Fleiſche, ſondern daß er diene in Liebe den Andern und Früchte des Geiſtes bringe. Nun aber vergeſſen dieſes die Staatsmänner und Juriſten, welche die Geſetze machen; ſie meinen, die genügen für ſich allein zu Allem und für Alle, und achten nicht auf das innere Weſen, und denken nicht daran, was aus dieſem einſt hervorgehen und ihre Geſetze zu Schanden machen wird. —

Es war eine Zeit, wo es gar wüſt gieng in unſerem Ländchen, viel herrenloſes Geſinde die Sicherheit gefährdete, viele der Leibeigenſchaft Entlaſſene oder Entlaufene mit ihrer Freiheit nichts anzufangen wußten; wo Viele aus angebornem Geize nichts gaben, Andere nichts mehr geben wollten, weil die Geizigen nichts gaben, ſie die Laſt einzig tragen ſollten u. ſ. w. Da entſtunden die Bürgerrechte und die Armengeſetze; da trat der mangelnden Liebe zu Hülfe ein äußerer Zwang. Ich will und kann keine Geſchichte des Armenweſens ſchreiben, ich kann nur die Wendung bezeichnen, welche die Geſetze ihm gaben. Dieſe mit ihrem Buchſtaben tödteten auch hier den Geiſt, den man nicht wahrte. Die Liebe blieb immer mehr zurück, deſto läſtiger wurde der Zwang, deſto weniger Segen war bei dem Gegebenen.

Je mehr die Menſchen ſich mehrten, je mehr das gemeinſame Eigenthum verſchwand oder andere Namen erhielt, was, den darauf bezüglichen Geſetzen nach zu ſchließen, oft genug geſchehen ſein muß, deſto läſtiger wurde dieſe Pflicht, deſto mehr erledigte man ſich derſelben auf die wohlfeilſte, kürzeſte Art, unbekümmert darum, ob ſie auch die beſte ſei, ob der arme Bruder ein Zeugniß der Liebe empfange, oder ein Zeugniß, daß er ein Aergerniß, eine Laſt und eine Bürde ſei. Dieſe Liebloſigkeit gieng auch auf das Austheilen von Gaben über, die man nicht aus dem eigenen Sacke nahm, die man bloß zu verwalten hatte. Dieſe gleiche Lieb- und Sorgloſigkeit gieng auch auf einen großen Theil der freiwilligen Gaben über, welche man auf den Straßen, bei den Häuſern austheilte. Man ſpendete ſie, durchaus unbekümmert, wem und wozu man gebe; man meinte durch dieſes Geben einer Pflicht ſich zu entledigen, eine gute That zu vollbringen, den Himmel ſich zu verdienen. Man vergaß, daß bloß der Sinn die Gabe heilige, daß nach der Weiſe Gottes zu geben ſei, der ſeine Gaben mit Weisheit abmißt, mit Weisheit zutheilt, mit Weisheit auf ihre Anwendung achtet. So entſtund zwiſchen den Herzen der Geber und Empfänger eine immer größere Kluft, die Liebe mittelte immer weniger.

Zu gleicher Zeit ſchieden die Stände ſich immer mehr, traten weiter auseinander, ſonderten ſich in Sitten, Anſprüchen, Lebensweiſe immer mehr ab. Die adeliche Hausfrau ſtund vor 500 Jahren einem armen Weibe hundertmal näher in ihren Begriffen, Beſchäftigungen, ſelbſt Bedürfniſſen, als eine gegenwärtige adeliche oder Handelsdame (es giebt freilich auch in andern Ständen ſolche Damen), die ihr ganzes Leben nur mit Darſtellung ihres Ichs nach der neuſten Mode zubringt.

Zu dieſem Auseinanderzerren der Menſchen gaben ganz beſonders Anlaß die ſogenannten hohen Häupter. Die reckten auf die unſinnigſte Weiſe ihre Häupter über die Wolken auf, ließen ſich Majeſtät tituliren und Allerhöchſt, und wenn ein ſterblicher Finger ein ſolches Haupt (die Königin von Spanien) berührte, ſo war er des Todes. Dieſen Häuptern ſtreckten ſich nun eine Unzahl von Häuptlein nach, traten heraus aus dem Kreiſe gemeiner Menſchen und verpalliſadirten ſich mit Titeln und Würden gegen gemeine Berührung. So gieng das bis auf die unterſten Stufen der Geſellſchaft, und die Menſchheit wurde auseinander gerenkt, einem Gefolterten gleich, dem der Henker Centnerſteine an die Beine gehängt. Zu dem kam noch die Entſtehung einer eigenthümlichen Vermögensart. Ehedem lebte man meiſtens von Feld, Lehn oder Landbeſitz, man kannte Capitalien und Grundzinſe nicht, es ſogen Alle aus der Bruſt der gleichen Mutter ihren Unterhalt: Kaiſer Karli, der ſeinen Hühnern die Eier nachzählte, und der arme Leibeigene, der die Kühe melk und die Schafe hütete, und die Kaiſerin Karli, die ihdem Manne die Kleider aus ſelbſtgeſponnener Wolle machte, und die arme Schäferin, die ihrem Manne die Schaffelle zuſammennähte zu tüchtigem Winterrock in Wind und Wetter hinaus. Als aber das baare Vermögen, die baaren Zinſe aufkamen, eine Maſſe Leute von dieſem lebte, recht eigentlich vom Gelde, denn die Naturerzeugniſſe kamen zu ihnen nur präparirt und parfümirt, ſo daß ſicher gar manche Dame nicht weiß, daß die Milch von der Kuh kömmt, da entfremdeten ſich die Leute, welche an der Bruſt dieſer Mutter lagen, gar ſehr denen, welche unmittelbar aus der Erde ihre Nahrung ſuchten.

So wurde der Arme immer mehr hinunter und in eine eigene Klaſſe, Kaſte hineingedrängt, ſo daß nicht mehr die Armuth eine zufällige war und an Blinde, Lahme ſich knüpfte und Andere der Art, die dann unvermerkt zwiſchen ihren Ernährern lebten, mit deren Gebrechen auch ihre Armuth, d. h. Unterſtützungsbedürftigkeit, erloſch, ſondern daß ſie übergieng auf ihre Familie, deren Glieder nicht Blinde, Lahme waren, die man aber als Arme mit dem Titel „Beſteuerte" bezeichnete. Dieſer Name ward ein eigentliches Brandmahl, nicht ganz wie der Name Henker, aber doch etwas Aehnliches hat er. Mit einer ganz eigenen Betonung ſagt man nicht nur, der und der iſt beſteuert, ſondern auch: dem und dem ſeine Mutter, ſeine Großmutter waren beſteuert. Geſetze vollendeten dieſe Scheidung und zogen eine ſcharfe, unüberſteigliche Linie zwiſchen Beſteuerten und Unbeſteuerten. Man wird ſagen, das ſei ja eben gut, daß Schande an's Beſteuertwerden geknüpft ſei, um ſo mehr werde man ſich hüten, ſich beſteuern zu laſſen. Wer liederlich wird, vergißt die Schande, in dieſe Klaſſe zu fallen, wer aber einmal in dieſer Klaſſe iſt, gewöhnt ſich daran und verliert nur zu leicht Muth und Kraft, aus dieſer Kaſte ſich herauszuarbeiten, die Schranken zu überſchreiten, und wer einmal darin geboren iſt, dem wird nur zu oft in früher Jugend ſchon die Kraft gebrochen, ſich herauszuarbeiten. Wie man Zugvögeln die Flügel lähmt, damit ſie ein warmes Land nicht finden können, ſo werden armen Kindern die Schwungfedern ausgeriſſen, ſie *müſſen* als die Hefe der Menſchheit, als eigentlicher Bodenſatz Andern zur Laſt bleiben.

Unter denen, welche geſetzliche und freiwillige Unterſtützung bedurften, war immer eine ſehr bedeutende Anzahl Kinder, Kinder, denen die Eltern, Vater oder Mutter, oder deren Eltern das Brot für die Kinder fehlte, die im Kothe der Trägheit, der Sünde ſich wälzten und mit dieſem Kothe die Kinder nicht ſpeiſen, nicht kleiden konnten. Nun wurde immer mehr dieſen Kindern die geſetzliche Gabe gegeben ohne Liebe, der äußere Menſch genährt, gekleidet, der innere ganz vergeſſen. Man ſorgte dafür, daß ſie am Leben blieben, d. h. nicht verhungerten, nicht erfroren: man gab ihnen Brot oder Geld, wenn ſie an die Thüren klopften, aber man ſah in ihnen nicht die Kleinen, die Jeſus ſo lieb hatte, von denen er ſagte, daß ihnen das Himmelreich gehöre; man bekümmerte ſich durchaus nicht um ihre Seelen, ja man dachte nicht einmal daran, daß ſie eine Seele hätten. So oft man wollte, hörte man den gräßlichen Spruch: der Bauer frage einſt nicht: kannſt beten? ſondern er frage: kannſt arbeiten? Für ſie war in keiner Schule Platz zum Schreiben oder Rechnen, und ob ſie leſen lernten, fragte man ſelten. Ja, es gab ſehr viele verwaiſete Kinder, welche im dreizehnten Jahre nicht leſen konnten; und zwar war in dieſer heilloſen Verwahrloſung zwiſchen Stadt und Land kein ſo großer Unterſchied, als man glauben ſollte. Kein Menſch dachte daran, daß dieſe Kinder ein anvertrautes Pfund ſeien, von deſſen Verwendung man Gott Rechenſchaft abzulegen hätte, und daß von dieſer Rechenſchaft der eigenen Seele Heil und Seligkeit abhange. Man verdingte dieſe zur Laſt gefallenen Kinder, oder vertheilte ſie ſo gleichmäßig als möglich auf die Höfe.

Dieſes Kinderverdingen iſt ein eigener Erwerbszweig auf dem Lande, der einmal eigens ins Auge gefaßt werden ſollte.

Es giebt eine große Menge Leute, welche ab verdingten Kindern etwas verdienen wollen: das Koſtgeld ſoll ihnen einen Zins, oder den Hauszins, oder das Milchgeld ꝛc. liefern. Sie wollen ab den Kindern ihr eigen Leben beſſer friſten, und die Koſtgelder betragen je nach dem Alter von 22 bis 6 — 8 Kronen — man denke.

Nun ſind auch viele Leute, welche ihre eigenen Kinder verdingen: Knechte und Mägde, die dieſes Verdingen vortheilhafter finden, als eine eigene Haushaltung. Dieſe ſuchen meiſt etwas ſorgfältiger die Plätze auf, ſehen beſonders darauf, daß die Pflegeltern ſelbſt Milch haben, wenn nicht von einer Kuh, doch von einer Ziege. Und wenn ſie des Jahres einmal das Kind beſuchen und ihm Lebkuchen und Weggen krämen, und dieſe werden dann in ein Kächeli mit guter Milch eingebrockelt, und das Kind hat zufällig fette Backen, ſo ſind die guten Eltern glücklich und Rühmens voll, meinen, wie gut das Kind aufgehoben ſei, werden aber ſehr oft, wenn ſie eine eigene Haushaltung anfangen, gräßlich enttäuſcht. Den von der Gemeinde verdingten Kindern werden wegen minderem Koſtgeld auch mindere Plätze zu theil. Wahrſcheinlich noch jetzt ſind die ehedem allgemeinen Minderſteigerungen gebräuchlich. Da wurden Kinder förmlich ausgerufen, wie unvernünftiges Vieh. Wer will minder als 10 Kronen für das Meitſchi, es iſt ein gewachſenes und iſt brav gekleidet u. ſ. w. So mußte das Kind ſich ausrufen hören, mußte hören, wie es Batzen um Batzen hinuntergeſteigert wurde, und mit jedem abgemärteten Batzen wurde ein ganzes Jahr lang ſeine Behandlung um ſo härter, das wußte es.

Man ſchlug ſie den Mindeſtnehmenden zu, ſehr oft ohne daß man wußte, wer ſie waren, denn dieſe öffentlich bekannt gemachten Steigerungen zogen weit umher Leute an, wie gewöhnliche Steigerungen die Grämpler; jetzt werden mehr Zeugniſſe gefordert, welche aber meiſt wenig zu bedeuten haben. Man ſchlug ſie Leuten zu, welche nichts zu beißen, nichts zu brechen hatten, vielleicht nicht einmal ein Bett für das Kind: es mußte unter Hudeln auf dem Ofen ſchlafen; es mußte hungern, hungern, mehr als die andern, denn dieſe aßen zuerſt vorab, ehe ſie etwas an das arme Kind kommen ließen. Es mußte oft das Eſſen betteln, mußte das Holz zuſammenleſen im Walde, erhielt das Jahr durch kein einziges Kleidchen, ſah die Schule nie, ſah während ſeiner ganzen Jugendzeit die Kirche nie. Ja ſehr oft mußte das Kind ſtehlen, wurde zu vielen böſen Streichen förmlich abgerichtet, mußte ausführen, was ſeine Meiſterleute ausſannen.

Es wurde verdinget an ſogenannte brave Leute, an Leute, welche arbeiteten wie die Pferde, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Leib und Seele an die Arbeit ſetzten und von des Menſchen Beſtimmung ſo wenig einen Begriff hatten, als ein Heugabelſtiel vom lieben Gott. Dieſe ſtrengten nun die armen Kinder über ihre Kräfte an, mißbrauchten ſie zu Poſteſeln ihrer eigenen Kinder, gaben ihnen das ganze Jahr durch vielleicht kein gutes Wort. Und das ganze Jahr durch muß das Kind da aushalten. Niemand fragt ihm nach, Niemand ſieht darauf, wie es ſeine Sache hat: wenn es allfällig zu klagen hat, weiß es nicht, den Weg zur Heimath weiß es vielleicht nicht; und was ſollte es dort, wo man es an der Minderſteigerung dem Mindeſtbietenden zugeſchlagen hatte?

Man verdingte auch Kinder an ſogenannte gute Leute, an Leute, welche keine eigenen Kinder hatten, oder ſonſt im Rufe waren von beſonderer Gutmeinenheit. Dieſe ſogenannten guten Leute betrachteten nun die Kinder, wie reiche Leute Schooßkatzen oder Schooßhündchen, erzogen ſie zu der fürchterlichſten Meiſterloſigkeit, welche ſpäter nichts Anderes als Arbeitsunfähigkeit, Gottloſigkeit erzeugte. Dann ſtund die weiſe Gemeinde zuſammen, ſchlug die Hände über den Kopf und konnte lange nicht faſſen, wie bei ſolchen braven, guten Leuten Taugenichtſe aufwachſen können, und erkannte endlich: das müſſe in der Race ſein, und man ſolle doch nur aufhören, mit armen Kindern ſich zu mühen, da ſchlügen die Buben dem Alten nach, die Mädchen der Alten, und von ſolchem Zeug ſei noch nie etwas Rechtes gekommen.

Man vertheilte ſie an andern Orten unter die Güterbeſitzer, unter alle ohne Ausnahme, unter Diebe und Trunkenbolde, unter Ruchloſe und Gottloſe. Wie übel der Ruf eines Hauſes ſein, wie zuchtlos es in demſelben zugehen mochte, wie bekannt die Behandlung armer Kinder in dieſem Hauſe war, wie manches Kind aus demſelben verlauſet, erlahmet, verkrüppelt kam, wie manches übel ausgefallen war, es wurden dieſem Hauſe immer wieder Kinder zugetheilt; frug man der körperlichen Behandlung ſo wenig nach, was hätte man der geiſtigen nachfragen ſollen? Es ließen ſich eine Menge wirklich gräßlicher Geſchichten erzählen über die Behandlung ſolcher Kinder, erzählen von Arm- und Beinzerſchlagen, von Schändung von Mädchen und Knaben, von Anführen zum Diebſtahl, von fürchterlichen Martern; wie man Kinder erlauſen ließ und ihnen nur erlaubte, am Sonntag ſich zu kämmen, und zwar auf dem Miſthaufen — die ganze Woche durch mußten ſie ohne Wehr von den Läuſen ſich zerbeißen laſſen; wie man arme Kinder erfrieren ließ, barfuß das Vieh weiden in Näſſe und hartem Reif, ihnen erſt um Weihnacht Schuhe und Strümpfe anſchaffte, daß ſie für ihr Lebenlang arbeitsunfähig wurden, wenn ſie nicht ſchnell unter fürchterlichen Schmerzen ſtarben; wie man armen Kindern Kleider, die ſie von Pathen erhielten, ſtahl und ſie den eigenen reichen Söhnchen anzog (man denke ſich doch die Empfindungen eines armen Kindes, das ſo gar nichts hat, woran es Freude haben kann, wenn eine reiche Gotte dem eine ſchöne Pelzkappe ſchenkt, mit einem ſilberigen Trodel, und dieſe muß es laſſen, muß ſie auf dem Haupte eines Meiſterſöhnchens ſehen, ein ganzes Jahr lang, und darf nicht einmal ſagen: das iſt meine! man denke ſich, was da in der Kinder Herz ſich regen und bewegen muß!); wie man ſogar Hexerei zu Hülfe rief, um arme brave Buben auszubeuten. Solches ließe ſich nicht nur erzählen, ſondern es läßt ſich auch beifügen, daß ſolches alles nicht nur ungeſtraft geſchah, ſondern daß man den gleichen Leuten immer wieder Kinder zutheilte. Ja, trotz dem, daß von Meiſterleuten weg Kinder ins Zuchthaus kamen, daß Behörden Allem aufboten, unumwunden der Meiſter ruchloſe, thieriſche Natur bezeugten, trotz dem vertheilten und verdingten Gemeinden ſolchen Menſchen immer wieder Kinder.

Auch geſchah es vielfach und geſchieht noch, daß man anerkannt ſchlechten Eltern den Hauszins zahlt und die Kinder läßt, wenn man es wohlfeiler zu machen glaubt, und dieſe Eltern konnten dann natürlich die Kinder brauchen zu was ſie wollten. Man bedachte nicht, daß die Kinder verderben, daß man noch dazu gewöhnlich den Kindern weit mehr freiwillige Almoſen bei den Thüren giebt, als eine vernünftige Erziehung gekoſtet hätte.

Allerdings wurden auch Kinder zu ſehr rechtſchaffenen, tüchtigen Leuten vertheilt, welche hoch ſtunden in der Achtung der Menſchen und ſie auch verdienten: und dennoch verdarben gar viele bei ſolchen Erzogene. Hatten dieſe eigene Kinder, ſo fühlten die Armen gleich den Unterſchied, den Mangel an Liebe: es kam Unterthänigkeit in ihr Aeußeres und Bitterkeit in ihr Herz. Hatten ſie viel Geſinde, ſo wurden ſie der Spielball von dieſem, wurden mißbraucht, ihr Charakter durchaus zu Grunde gerichtet. Auch geſchah, daß der Meiſter unter den Knechten den Güterbub nicht bemerkte, wie man unter langen Diſteln das kleine Blümchen nicht ſieht: daß er während zwei, drei Monaten gar nicht bemerkte, ob derſelbe zur Schule gehe, oder nicht, daß dieſes ganz von den Knechten abhieng, daß er Jahre lang nicht merkte, ob er einmal zur Kirche gieng, oder nicht.

Am beſten waren die daran, welche von Pathen aufgenommen wurden. Wenn eine Bäurin ſagt: „ich bin dem Gotte“, ſo hat dieſes eine eigene Bedeutung in ihrem Munde. Es regt ſich etwas Warmes in dem Herzen für das arme Kind, in die Behandlung kömmt bei der Bäurin etwas Mütterliches, beim Bauer etwas Väterliches, das gegen fremde Kinder nicht ſichtbar wird. Und wenn das Kind ſagt: „das iſt mein Götti, meine Gotte“, ſo regt ſich auch in ihm ein kindlicher Sinn, ein gewiſſer Stolz; etwas Verwandtſchaftliches herrſcht zwiſchen ihm und ſeinen Pflegeeltern, und auch das Geſinde wird ſich gegen ihns anders betragen, als gegen ein armes Kind. „Gieb acht, was du machſt, heißt es, der Meiſter iſt ſein Götti.“ Der Name Gotte, Götti hat einen eigenen zauberiſchen Klang für des Kindes Herz, und in demſelben muß man fragen, was Taufzeugen eigentlich zu bedeuten haben, und die Antwort, welche man erhält, giebt tiefe Lehren in Bezug auf dieſe Kinder.

So wurde im Allgemeinen die geſetzliche Armenpflicht an den Kindern ausgeübt: das Leben wurde ihnen erhalten, das Thier in ihnen ernährt, an den Menſchen in ihnen dachte man nicht. Das Kind lernte nie, was ein Menſch ſei, wurde nicht zur Achtung ſeiner ſelbſt gebracht, nicht zum Glauben an ſeine Kräfte, nicht zur Einſicht in ihre Beſtimmung.

In ſie wurde kein Aufſtreben, kein Trieb nach Vervollkommnung gebracht, ſie dachten gar nicht daran, daß ein Menſch durch regen Gebrauch ſeiner geſunden Kräfte, durch Geduld und Genügſamkeit zu Eigenthum gelangen könne. Sie lernten nicht den Verſtand gebrauchen, ſondern bloß Arme und Beine: ſie lernten nicht die Augen aufthun, ſondern bloß das Maul. Meiſtens zeigt ſich auch eine gräßliche Verdroſſenheit zur Arbeit. Sie denken nicht daran, daß ſie eigentlich dem großen Meiſter da oben arbeiten, der ihnen Tage, Stunden zuzählt zur Arbeit und ihnen einſt den Lohn abmißt, je nachdem ſie getreu oder ungetreu geweſen in ihrer Arbeit. Es haſſen von früher Jugend auf die meiſten ihre Meiſter, haſſen die gezwungene Arbeit: ſie hatten ja nie Liebe empfangen, warum ſollten ſie lieben? Daher ſuchen ſie ſo wenig als möglich zu arbeiten, überthun ſich in keinen Dingen, und wenn ſie Gott den ganzen Tag, dem Meiſter den ganzen Lohn abſtehlen könnten, ſo wäre das ihnen das Rechte.

So dienen ſie, taunen ſie um geringen Lohn, und es freuen ſich thorrechte Bauern und Meiſter über dieſen geringen Lohn und die halbbatzigen Dienſte. Sie ſind kaum weiſer als ihre Knechte und Mägde, ſie begreifen nicht, daß die dümmſten, d. h. die wohlfeilſten, Menſchen gewöhnlich mehr eſſen, als die Klügern, und daß ein tüchtiger Knecht, eine rührſame, getreue Magd nicht nur zwei-, ſondern viermal mehr verdienen, als ein verdroſſener Dienſtbote, dem Alles in den Händen anzufrieren ſcheint, und der einhertrappet, als ob ihm nicht nur die Erde, ſondern auch Sonne, Mond und Sterne an den Füßen hiengen. Je weniger in ſolchen Menſchen der vernünftige Menſch ſich zeigt, deſto mehr tritt das Thier hervor, das durch keine Kraft zurückgedrängt, gezähmt wird. Der Genuß iſt ihnen Alles, an ihm hängen ihre Gedanken, das Sehnen nach ihm füllt ihr inneres Leben. Was ſie auf- und anbringen mögen, das vertrinken, verhoffahrtlen, verkrämerlen, verſchlecken ſie und gebehrden dabei ſich wie Thiere. Man ſitze nur einige Sonntage an den Landſtraßen, ſo wird man inne werden, von welchen Geiſtern die meiſten dieſer Leute beſeſſen ſeien. Und wenn ſie auch aufgeputzt ſind wie Pfauen und daher rauſchen wie Mühleräder, halbweltſchend mit merci und si vous plait, wenn ſie auch Schnäuzchen tragen und Stiefelchen, ſchön gewirt: man ſieht doch das Thier, das ſeine Hörner aus ihrem Augen ſtreckt, auf hundert Schritte in ihnen, ſieht ihnen den ſcheinbar wohlfeilſten, aber doch theuerſten Genuß, die Wolluſt, in allen Gebehrden ſpielen.

Der Hang zu dieſem Laſter wird an ſehr vielen Orten in ſolche arme Kinder auf fürchterliche Weiſe recht eigentlich gepflanzt. Die meiſten der Leute, bei denen dieſe Kinder ſich aufhalten, Eltern und Meiſterleute, haben gar keinen Begriff vom innern Leben des Menſchen, ja keinen Begriff von der Keuſchheit: erſt wenn ein unehlich Kind zu Tage kömmt, ſchreit man Fürio und Mordio. Nun bewahrt man weder den Sinn noch die Keuſchheit der Kinder. Gar viele müſſen von früher Jugend auf bei Mägden ſchlafen, die mit ihren Kiltern alles Mögliche treiben, die Knaben bei Knechten und ſich von ihnen Alles gefallen laſſen; es iſt da ein Pfuhl von Laſterhaftigkeit, von dem man ſich keinen Begriff macht. Läßt der Bauer ſeine eigenen Mädchen bei ſolchen Mägden ſchlafen, ſollte er mit verdingten, vertheilten Kindern ſich mehr in Acht nehmen? Hat jüngſt doch ein Bauer, bei dem zwei in wilder Ehe leben, ſich ganz ungeſcheut entſchuldigt, der Menſch ſchlafe bei ſeiner Tochter, in deren Bett, und ſomit hätte Niemand darnach zu fragen, wen ſie in ihrem Bette habe; und er fand Gehör. Ja, der wüſteſte Bauer, der über die Tellen flucht, daß der Boden zittert, iſt im Stande, arme Mädchen zum Tanz und Marktgeläufe recht eigentlich anzuleiten, über den Pfarrer zu fluchen, wenn er dagegen redet, Knaben zu füllen, ans Bränz zu gewöhnen. Ein ſolcher Chriſti auf dem Bergli, ein Hans Ulli im Bödeli begreift gar nicht, daß er ſelbſt wahrhaft teufelſüchtig die armen ſchlechten Leute ſelbſt macht, über welche er alle Tage ſo jämmerlich flucht. Iſt einmal der wüſte Hang in die Kinder gepflanzt, ſo findet derſelbe ſpäter bei der immer heilloſer werdenden Sitte des Kiltganges allen möglichen Vorſchub. In ihnen lebt nichts Höheres, nichts Beſſeres. Jahre lang kommen ſie vielleicht nie in die Kirche, nie zu einem Buche; ihr Denken iſt entweder ein Grollen über die Meiſterleute, oder ein Spiel mit wollüſtigen Gedanken.

Dem Ausbruch ihrer Luſt zieht keine Familienehre Schranken; keine Spekulation, reich zu heirathen, macht ſie wenigſtens vorſichtig; keine Vorſtellungen von der Wichtigkeit, der Koſtbarkeit der Ehe ſchreckt ſie ab, ja nicht einmal mehr die Furcht vor einem unehlichen Kinde. Ja, bei den Mädchen iſt ſehr oft ein recht abſichtlich Fallenlegen und Preisgeben, um zur Ehe zu kommen, während bei den Burſchen ein gedankenloſes Fröhnen der Luſt vorherrſcht. Die Mädchen mögen nicht dienen, mögen ſich nicht befehlen laſſen, möchten gerne ſelbſt kochen und nicht von der Meiſterfrau ſich kochen laſſen, ſtellen ſich vor, in einer Ehe ſei lauter Juhee und lindes Brot, und gehen Tag und Nacht nach einer Heirath aus, und am ſicherſten hoffen ſie dazu zu kommen, wenn ſie zur Schwangerſchaft gelangt ſind. Doch muß ich gerecht ſein und in vielen Mädchen noch ein tieferes Gefühl anerkennen als nur die wüſte Luſt, als nur die Verdroſſenheit zum Dienen.

Lange Jahre hat ſie Niemand geliebt, Niemand mit ihnen Mitleiden gehabt, wenn ſie Kopfweh hatten, oder ſonſt etwas. An Niemand konnten ſie ſich lehnen im Leben, an Niemand ſich aufrichten in Kummer und Noth; ſie ſehnten nach einem Herzen ſich, das ihnen angehöre, nach einem Kopfe, der offen ſei ihren Schmerzen und Hoffnungen, nach einer Hand, die ihren Schwachheiten aufhelfe. Dieſes tiefe Sehnen liegt in gar manches Mädchens Herzen, deſſen wüſtem Thun man ein inniges Gefühl nicht zutrauen würde. Aber wo hätte es ſchön thun lernen ſollen, waren doch alle Beiſpiele wüſt rings um ihns, war doch ſeine Natur nicht veredelt, hingegen die Schamhaftigkeit frühe abgeſtreift worden? So bringen ſie es endlich zu der Hoffnung, heirathen zu können, und nun gehen ſie aus mit Flehen und Flattiren, mit Drohen und Weinen ihren Liebhabern nach, um einen aus ihnen zum Mann zu erheben, mit ihm das Band fürs Lebens, die Ehe zu ſchließen.

Und hier nun wird es mir, als ob ich ſtünde an eines bodenloſen Abgrundes Rande, als höre ich in deſſen Tiefen einen Höllenkeſſel Verderben ſieden: als ob ich ſähe dieſes Verderben ſtrömen in unermeßlichen Maſſen aus dem Keſſel empor und ergießen namenloſes Elend über die Erde: unzählbare Schaaren armer Menſchen, die an Leib und Seele zu Grunde gehen. Und dieſer Höllenkeſſel, der Ströme braut, viel fürchterlicher verderbenbringend als die glühendſte Lava, iſt der unheilige Sinn, der die Ehe ſchließt; und der ſchauerliche Abgrund, aus dem die Ströme fluthen, iſt unheiliger Ehen unheiliges Leben.

Und an dieſes bodenloſen, fürchterlichen Abgrundes Rande möchte ich alle führen, die über die Zeiten, über die ſich mehrenden Armen klagen; möchte ihnen hinunterzeigen in dieſen Keſſel und ihnen ſagen: ſehet da, aus den Tiefen herauf quillet, was ihr ſo mühſelig und vergeblich auf der Oberfläche ſuchet; da aus dieſem ſchwarzen Schlunde herauf quellen die Menſchen, über deren Erſcheinen ihr jammert, wie Morgenländer, wenn Heuſchrecken die Sonne verdunkeln, das grüne Gras am Boden, das grüne Laub am Baume verſchwinden laſſen. Seht da den ſchwarzen Schooß, der die Menſchen gebiert, die keine Hand zum Himmel zieht, die kein heiliger Sinn in das reine Waſſer zur heiligen Taufe taucht, die der Eltern ſelbſteigene Hand tauft und taucht in den tiefſten Erdenſchmutz des thieriſchen Lebens.

Nicht als Tannzapfen an die Tannen hat der liebe Gott die Kinder gehängt, wo der Winde Wehen ſie abſchütteln; nicht wie Blumen-Staub fliegen ſie in der Luft herum und fallen nieder hie und da, wo der Wind ſie niederhaucht. Gott vertraut die Kinder Menſchen an. Er legt die in ſchwacher körperlicher Hülle ans Tageslicht tretenden Seelen Eltern an die Bruſt, deren Seelen gewohnt ſind an das Tageslicht, deren Körper gehärtet werden an Nacht und Licht, an Hitze und Froſt. Das thut Gott nicht umſonſt. Nicht umſonſt hat er des Kindes Körper geſchaffen, daß es Jahre lang hülflos bleibt, daß es nicht wie der Vogel nach wenig Wochen ausfliegen kann der Nahrung nach, daß es nicht ſich gatten kann wie die Mücke nach wenig verlebten Stunden. Der Menſch lebt auch nicht vom Brot und ähnlichen Dingen allein: er beſitzt eine Seele, die vom Brote nicht ſatt wird, welcher weder Milch noch Wein den Durſt löſchen. Aber als Thier geboren bedarf er Menſchen, welche ſeine Seele wecken, nähren, entbinden, um Menſch werden zu können. Aber nicht bloß Menſch bleiben ſoll der Menſch. Ihm iſt das Ziel ſeiner Vollendung nicht hienieden abgeſteckt, ſeine Bahn faſſen nicht enge, kurze Schranken ein, die er ſchnell durchläuft, ſchnell das Ziel erreichend, wie der Vogel bald ſein Neſtchen bauen, ſeine Mücken fangen lernt in aller Vollendung, ein Geſchlecht wie das andere. Es iſt der Menſch eine Puppe nur, aus der ein Engel ſchlüpfen ſoll, und dieſer Engel muß hier geboren werden, hier in der körperlichen Hülle müſſen ihm die Flügel wachſen, wenn im Tode ein Engel aus der Puppe fliegen, die Puppe nicht wieder zur ſcheußlichen Larve werden ſoll. Hier erreicht der Menſch ſeine Beſtimmung nicht, darum iſt ihm hier auch kein Ziel geſetzt, und er erreicht keines; hier iſt nur ein Werden, nicht ein Vollenden. Darum iſt aber auch in der Menſchheit kein Stillſtand, ſondern ein Aufwärtsſteigen, ein Vervollkommnen der Erkenntniſſe und ſomit auch der Zuſtände, der Verhältniſſe. Und wenn ſchon ganze Geſchlechter glitſchen und rückwärts fallen auf der ſteilen, ſchlüpfrigen Bahn; ſpätere Geſchlechter erſcheinen doch wieder hoch über den dahingegangenen. Aber eben, damit ein Aufwärtsſteigen ſei auf dieſer dornenvollen Bahn, die zum Himmel führt, müſſen die Kinder gehalten, aufwärts gezogen werden, bis die eigene Kraft ſie oben erhält. Darum hat Gott Mann und Weib geſchaffen und in ihre Arme das zarte Kind gelegt, damit ſie in Liebe und Kraft es heraufziehen möchten vom Thier zum Menſchen. Sie ſollen dann im Menſchen den Engel erwecken, ſollen ihm Raum ſchaffen, daß er ſeine Schwingen entfalten, daß er aufſteigen könne, wenn der Herr die Hülle ihm bricht. Es ſollen die Eltern recht eigentlich ihrer Kinder Himmelsleitern ſein, auf denen Engel aufwärts ſteigen zum Himmel empor. Darum hat der Herr Mann und Weib geſchaffen, den Trieb, der ſie zu einander zieht, in ſie gelegt und die Geſetze gegeben, durch welche die, welche ſich zuſammengefunden, zuſammengehalten werden, ſich nicht gatten und trennen ſollen, wie die Vögel des Himmels, die Thiere des Waldes, die Fiſche in des Meeres Grund.

Dieſes Zuſammenleben, dieſen Bund zwiſchen Mann und Weib nennt man „Ehe“, Kinder ſind ihr Schmuck, ihre Frucht, wie Blüthen und Früchte den Baum zieren, ſein Daſein bedeutſam machen; und wie man an Blüthen und Früchten den Baum erkennt, ſo wird der Geiſt der Ehe offenbar an den Kindern.

Dieſe Ehe iſt keine poſitive, obrigkeitliche Ordnung, die wechſelt mit den Ländern, die ſich auflöst mit den wechſelnden Zeiten: ſie iſt ein Naturgeſetz. Sie gilt heilig bei allen Völkern, welche aus Thieren zu Menſchen geworden ſind; ſie hat religiöſe Bedeutung bei allen Völkern, welche das menſchliche Leben mit einer Gottheit zuſammenknüpfen. Wird der Ehe ihre Heiligkeit genommen, ſo werden im Mutterleibe ſchon die Kinder entheiligt. Würde die Ehe für überflüſſig erklärt, dann würden die Zeiten vom Thurmbau zu Babel wiederkehren, wo Keiner den Andern verſtände, wo Alles auseinander gienge, Alles verwilderte, die Menſchheit eine thieriſche Herde würde, in welcher der Stärkſte Meiſter und Führer wäre. Die Ehe iſt das Höchſte in des Menſchen Leben, ſie fordert die größte innere Vollendung, ſie giebt den edelſten Kräften Raum, ſie ſtellt Göttergleiches dar: ſie beweist, wie weit eine Seele vom Materiellen ſich entbunden und zur geiſtigen Selbſtſtändigkeit, zur Freiheit ſich erhoben habe.

Nun fragt einmal den Pfarrer, wer am häufigſten, am früheſten zur heiligen Ehe bei ihm ſich melde! Er wird euch ſagen, daß es eben jene Mädchen ſeien, die zu Huren wurden freiwillig, um Mutter zu werden, ein Weib werden zu können. Mädchen, die keinen ernſten Gedanken hatten ſeit Jahren, die wenige Gebete mehr kennen und ſich ſelbſten gar nicht, die nicht wiſſen, wie man chriſtlich mit ſeinem Mitmenſchen umgehe, geſchweige denn, wie man ihn erziehen muß, die vielleicht ſeit der Erlaubniß zum heiligen Abendmahl nie mehr am Tiſche des Herrn erſchienen ſind, weil ſie alſobald verſanken ganz und gar ins thieriſche Leben. Und dieſe Mädchen haben ſehr oft nicht einmal die Fähigkeit des Thieres, für ihr thieriſches Leben zu ſorgen. Sie können, ſie mögen nicht arbeiten; ſie können nicht einmal recht ſpinnen, geſchweige denn kochen; ſie können das Maul rühren, aber nicht die Hände, auf alle Fälle nicht beide mit einander. Sie thaten nirgend gut, begehrten nichts zu lernen, begehrten auf, wenn man ſie anhalten wollte, eine Sache recht zu machen, erhielten nie einen Begriff von einer Haushaltung, weil ſie nie die Augen aufthaten. So ſtürchelten ſie durchs Leben in die Ehe hinein, ohne heiligen Sinn, ohne verſtändigen Sinn, ohne Geld und ſehr oft ohne Kleider, mit Schulden und Untugenden ärger beladen, als Kameele in der Wüſte mit koſtbaren Kaufmannswaaren. Solche wollen nun Eheweiber, wollen Mütter werden. Mit ihnen erſcheinen Burſche, ob denen man die Hände ob dem Kopf zuſammenſchlagen möchte, Burſche, oft kaum den Kinderſchuhen, der Ruthe entwachſen, mit dem Gepräge der Laſter auf dem Geſichte, ſehr oft halb und ganz betrunken, ſehr oft aus der Mädchen Geld, weil ſie die Ehe nicht angegeben hätten in nüchternem Zuſtande. Ich will nun nicht reden von dem geiſtlichen Sinn dieſer künftigen Hausväter. Man ſehe ſie an Tanzſonntagen, an Muſterungen, an Abendſitzen, und man wird keine weitere Schilderung des geiſtigen Zuſtandes derſelben von mir begehren, die neben keinem Kinde vorbeigehen konnten, ohne es zu necken oder ihm eine Schweinerei zu ſagen. Die nun wollen eigene Kinder Gott zuführen! Aber dieſe Burſche, die Hausväter werden, eine Familie ernähren wollen, vermochten bisdahin kaum ſich ſelbſt zu ernähren. Entweder können ſie nicht arbeiten, können als ſogenannte Bauernknechte nicht die halbe Bauernarbeit, können nicht melken, nicht fahren, nicht ſäen, nichts, gar nichts, als bösdings mähen, dreſchen, holzen und hacken, können das erlernte Handwerk weniger als halb und die Landarbeit gar nicht; oder ſie mögen nicht arbeiten und trehlen lieber auf der faulen Haut herum; oder ſie verlumpen den Verdienſt, ziehen den Lohn vorweg ein, haben bei aller Arbeit immer viel zu wenig. Dieſe alle haben alſo kein Geld, gewöhnlich keine Kleider, oft Schulden, weder Luſt noch Geſchick zur Arbeit, zur Ernährung einer Haushaltung: die wollen Männer, Väter werden, oder müſſen es werden. Und von Jahr zu Jahr ſcheinen ſie jünger, unreifer an Leib und Seele zu werden, dieſe unſeligen Ehekandidaten; man frage nur die Pfarrer. Man frage ſie, wie dieſelben am Hochzeitmorgen ſich ihnen darſtellen. Sie werden Euch ſagen, in wie viel hundert Paaren eine furchtbare Gleichgültigkeit zu Tage tritt, eine Maßleidigkeit, die einem ſchaudern macht. So ein

Weib koſtet einem doch ein ſündhaft Geld, klagte Einer am Hochzeitmorgen, als er das Einzuggeld bezahlte und das Geld dazu aus allen Ecken ſeines Sackes hervorſuchte. Ja, aber man hat dann auch lang daran, ſagte ein Zweiter, halb weinerlich, halb ſpottend, in Gegenwart ihrer theuern Hälften.

Sehr oft haben ſie bereits uneheliche Kinder, und auf ihrem Geſicht ſieht man neben der Maßleidigkeit das Aergerniß über das ungeborne Kind, das ehelich werden ſoll, das die Fruchtbarkeit ihrer geſchloſſenen Ehe beurkundet; ſieht bereits den Troſt auf demſelben, daß auch ihnen die Gemeinde helfen müſſe, wenn ſie nicht fahren möchten. Und wenn ihr in einigen Jahren nachſehet, ſo ſeht ihr Jammer, Noth und Elend in dieſen Ehen, und dieſer Ehen ſeht ihr immer mehr. Es iſt eine fürchterliche Ausſicht über die Maſſe der Armen, die in der Nacht ihres Elends tappen, und kein Sternlein vom Himmel, und keine Hoffnung auf jenſeits leuchtet ihnen in dieſe Nacht hinein. Es iſt eine fürchterliche Ausſicht, Tauſende von Armen zu ſehen, die keinen Theil an der Erde, ihren Gütern, ihren Freuden haben; deren Leben lauter Noth und Jammer iſt, ein angſtvolles Ringen um's tägliche Brot, ein traurig Hangen an fremder Barmherzigkeit; denen die Erde nichts iſt, als eine Vorhalle der Hölle. Ihr ſeht Tauſende, ſie haben keinen Aufblick zu Gott, keine Ohren für ſein Wort; ſie ſuchen nie Troſt in ſeinen Verheißungen, nie Stärkung an ſeinem Tiſche; ſie ringen bloß auf die jämmerlichſte Weiſe mit ihrem erbärmlichen Leben. Und ganz beſonders ſieht man die Weiber ſich entfremden allem Heiligen, ſieht ſie, ſo wie ihre hoffährtigen Fähnchen brechen, fliehen das Haus des Herrn, den Himmel aufgeben, in ihrer irdiſchen Noth die ewige Noth ſich bereiten. Es iſt wohl kein ſchauerlicheres Sehen, als ſo ein ſchmutziges, zerriſſenes Weib, auf deſſen Geſicht jeder Funke göttlicher Abkunft erloſchen iſt, auf dem nichts mehr glänzt als Schmutz und thieriſcher Sinn, Häßlichkeit und Maßleidigkeit.

Dieſe furchtbaren Ehekloaken nun bilden den Keſſel, in welchem die Armuth gebraut wird, aus dem herauf in immer größern Strömen Menſchen fluthen, verkümmert an Leib und Seele, Gott ein Aergerniß, den Menſchen eine Laſt. In ſolchen Kloaken muß alles Beſſere im Kinde erſticken: und wenn man es aus denſelben reißt, es verdingt, vertheilt, wird ihm da wieder beſſeres Leben eingehaucht? Hier liegt das Anſteckende, Krebsartige dieſes furchtbaren Zeitübels. Die ſich abſamende Armuth, wo aus zwei Armen ein halb oder ganz Dutzend entſtehen, ſchwellt das Uebel ſo an, daß es faſt in geometriſchen Proportionen zu wachſen ſcheint; daß in 20 Jahren, wenn alle die gegenwärtigen armen Kinder in die Fußſtapfen ihrer Eltern werden getreten ſein, ganze halbe Länder von der Armuth werden aufgezehrt ſein, wie Korn und Gras von den Käfern. Und natürlich die Theile unſers Ländchens am früheſten, wo beſondere Umſtände die Armuth befördern. Unter dieſen nennt man das Emmenthal mit ſeinem Statutarrecht, nach welchem dem jüngſten Sohne der Hof ungetheilt verbleibt, wodurch eine große Menge Menſchen eigenthumslos werden. Da liegt allerdings ein Uebel, und nicht zu läugnen iſt, daß durch allerlei väterliche Betrügereien viele Kinder übervortheilt, der Armuth zugeſtoßen werden. Aber noch mehr als dieſes Geſetz ſcheint mir folgende Sitte arme Leute zu machen. Die älteſten Söhne verheirathen ſich und bleiben ſehr oft mit Weib und Kindern bei ihren Eltern, oder ihre Weiber bleiben bei ihren Eltern. Hier arbeiten ſie für den Vater und unter des Vaters Aufſicht, nicht für ſich, nicht ſelbſtſtändig; auch ihre Weiber führen die Haushaltung nicht. Der Vater ſtirbt, ſie können nun mit einigen tauſend Pfund gehen. Aber die Jahre der Energie, des Einwurzelns in ein Geſchäft ſind vorbei: zehn, zwanzig der beſten Jahre ſind dahin, ohne daß ſie ihm einigen Nutzen gebracht, der Familie ein Fundament erbaut haben, und jetzt, im nahenden Alter erſt, ſoll eine Haushaltung eingerichtet, ein Geſchäft begründet werden. Da fehlt es nun allenthalben, das Vermögen iſt hin, ehe man ſich umſieht, ohne daß man Liederlichkeit dem Armgewordenen vorwerfen kann. Wie ſoll aber ein Menſch, der vierzig Jahre lang nichts Anderes wußte, als das Land zu bearbeiten, nun auf einmal 4—5000 Pfund vernünftig anwenden, benutzen können? wie ſoll er in dieſen Jahren ſich in eine ganz andere Lage, als die in ſeines Vaters Hauſe war, fügen können? wie ſoll er ſeine Haushaltung beginnen können, wie eine junge Haushaltung, ohne viel Vermögen, begonnen werden muß, wenn ſie ſichern Boden gewinnen will?

An andern Orten fördern andere Lokalgründe neben dem großen Abgrunde die Zunahme der Armuth. Ich nenne hier nur das gemeinſame Land, die Bürger-, Allmendtheile, oder wie man es zu nennen pflegt. Solches Land fördert Trägheit, frühes Heirathen, leichtſinnigen Häuſerbau, ein troſtloſes Aufeinanderhocken, wo Keiner von ſeiner Scholle laſſen, Keiner weiter ſein Glück verſuchen, Keiner ein ordentlich Handwerk ordentlich lernen, treiben will.

Nun iſt ganz natürlich, daß in dieſe innerlich ſo verwahrloste Armenmaſſe jedes Zeitlaſter am zerſtörendſten, unaufhaltbarſten einbricht; wüthete ja auch die Cholera unter den verwahrlosten, ſchmutzigen Armen am meiſten.

Die uns umgebenden Luftkreiſe ſind es, die uns auf der Erde feſt bannen, ohne ſie fielen wir hinein in den unendlichen Raum und thäten einen unendlichen Fall; ſie ſind es, die das Blut bannen in unſern Körper, ohne ſie dränge es zu Naſe und Ohren, ja zu allen Poren aus. So halten allerlei Schranken den Menſchen feſt in einer geordneten Lebensweiſe, weiſen das Laſter von ihm ab: es iſt die Angewöhnung, es iſt die Scheu vor Vater und Mutter, der Ehrgeiz, die Eigenliebe, der Geiz, der ſittliche Sinn, das Chriſtenthum; es geht ſehr lange, bis ein Menſch alle dieſe Schranken durchbrochen hat und ſich ungeſcheut und ungeſchämt hineinwirft in den bodenloſen Abgrund der Laſterhaftigkeit. Aber wenn von Jugend auf keine Schranken um den Menſchen gezogen werden, kein äußeres Gewicht ihn niederdrückt in ein ordentliches Geleiſe — und welche Schranken umgeben die meiſten Armen? — was iſt dann da für Halt und Kraft zu erwarten?

Daher ſchlägt auch das Zeitlaſter, die Trunkſucht, beſonders die Sucht nach geiſtigen Getränken, ſo furchtbar unter den Armen ein, macht ſie noch ärmer, häuft ihr Elend auf eine Grauen erregende Weiſe.

Beſonders zwei Dinge muß ich noch nennen, welche unter die Armen das feindſelige Drohende bringen, welche die Armuth noch viel gefährlicher machen, als ihr bloßes Anwachſen. Mehren in Indien die Armen ſich, ſo kömmt eine Hungersnoth, rafft Millionen weg, und die Reichen ſind von der Laſt befreit.

Aber unſere Europäer, unſere Schweizer ſind nicht Indier, die durch geheiligte Schranken ſo von einander getrennt ſind, daß dem Aermſten nie einfällt, ſich mit einem Obern zuſammenzuſtellen, ja, noch viel weniger, zu hoffen, es einmal bis zu ihm heraufzubringen. Ganz anders iſt es bei uns. Unſere Religion heißt uns alle Brüder ſein, unſere Verfaſſung ſtellt uns alle gleich. Zuerſt hat man den Armen in eine Kaſte hinuntergedrückt, dann ſchieden ſich die Stände immer ſchärfer, immer weiter aus einander, immer verwahrloster wurde der Arme, das Chriſtliche verdunkelte, entfremdete ſich ihm immer mehr: da brachen auf einmal die Ideen von Freiheit und Gleichheit wie aus dem Boden herauf, und dieſe Ideen ſtehen wie zwei Sterne über den Völkern ſeit einem halben Jahrhundert. Man weiß wohl, was ſie bedeuten und verheiſſen, ich brauche es nicht auszulegen, aber wer will es dem Armen verargen, wenn er ihre Bedeutung, ihre Verheiſſungen mißverſtund und immer mehr mißverſteht? Der verwahrloste Arme hatte keine Bildung empfangen, weder eine chriſtliche, noch eine bürgerliche; die Vorrechte der Ariſtokratie drückten ihn nicht, er empfand keinen Beruf in ſich, ſich ihnen politiſch gleich zu ſtellen. Aber er empfand Hunger in ſich, und daß Andere Geld hatten, und er keins, das empfand er. Er wußte wohl, daß er weder König würde, noch Rathsherr, er begehrte es auch nicht zu werden, aber er fühlte, daß er eſſen und trinken könnte, wie Andere, vielleicht beſſer noch; das aber bot ihm Niemand an. Im Grunde dachte man bei politiſchen Revolutionen oder Reformationen nicht an die Armen, man gebrauchte ſie bloß im Fall der Noth; man betrachtete ſie von allen Parteien faſt wie die wilden Thiere, die man füttert, um ſie auf die Gegner loslaſſen zu können. In ſolchen Fällen gebrauchte man ſie in England, Frankreich, in Deutſchland (1831), und wenn ſie gebraucht waren, ſchloß man ſie wieder in ihre Zwinger; ihr Zuſtand verbeſſerte ſich nicht. Bei uns in der Schweiz iſt man viel langſamer, bedächtiger; was dort ausbricht, das glimmt bei uns noch lange. Bei unſern letzten Reformationen, Revolutionen wurde nicht gebrannt, nicht geplündert, aber die Gelüſte zeigten ſich auch, und wenn raſch Alles vorüber war, und man ſtill und ruhig wieder ſein ſollte, dann thaten die Armen verblüfft den Mund auf und zeigten die Meinung, wie ſie geglaubt, daß es erſt jetzt recht angehen ſollte. Man macht ſie wohl aufmerkſam, was jetzt alles gewonnen worden, wie es künftig viel beſſer gehen ſollte: aber von allen den Vortheilen fühlen ſie nichts, ihre Lage bleibt die gleiche, während ſie manche bedeutende Erhebung Anderer, Verbeſſerung ihrer Lage rings um ſich ſehen müſſen. Das hinterläßt bei ihnen natürlich immer einen bittern Nachgeſchmack, wurmt, gräbt ſich immer tiefer ein. Warum ſollen ſie allein von ſolchen Dingen nichts haben? warum ſollen ſie nicht Geld, Geldeswerth erobern, während Andere Stellen erobern, die auch Geld werth ſind? Warum ſollen Andere Beute machen, und ſie allein keine? Sie ſehen nach oben den Ständeunterſchied, wenigſtens für ihr Auge, verſchwinden, die Kluft ſich ebnen: nur ſie allein ſollen unten bleiben immerdar! Sie hören Allerlei, ſie lernen nothdürftig leſen. Ich will nun nicht ſagen, daß ſie Lamennais Schriften leſen, die ganz eigens zur Aufregung dieſer Leute geſchrieben ſind, oder ähnliches engliſches, franzöſiſches Zeug: aber etwas von dieſem allem ſickert doch bis zu ihnen durch, macht ſie bitter, unzufrieden, nach dem Gute der Reichen begierig. Sie legen nun Verfaſſung, Freiheit, Gleichheit auch aus, bilden ſich nach ihrem Verſtande auch Theorien aus, die nicht viel ſchlechter ſind als manche andere Theorie. Sie empfinden zudem auch von der politiſchen Gleichheit nichts. Beſteuerte ſind nicht politiſch gleich, und Arme überhaupt gelten an Gemeinden nichts. Und das iſt gleich zu Stadt und Land, zu Bern und zu Ablentſchen. Verſuche es Einer in Bern oder in Ablentſchen, etwas den Magnaten und Matadoren Mißfälliges vorzubringen: er wird erfahren, wie ſie über ihn herfahren, ihm auf das Dach geben, als ob er in keinen Schuh gut wäre; und geben die Magnaten ihm nicht auf's Dach, ſo beißen ihn wenigſtens ihre Pommerhündchen in die

Waden, wie an Exempeln weitläufig und bündig zu zeigen wäre. Auch giebt es Korporationen, wo der Magnat nicht nur mehr zu regieren hat, als der Arme, ſondern wo er wirklich auch mehr genießt, als der Arme; und auch dieſes wäre an Exempeln zu zeigen.

Das iſt freilich immer ſo geweſen: aber der Arme wußte nichts Anderes, er meinte, es müßte ſo ſein. Aber jetzt ſagen hundert Zeitungen, von denen ihm doch auch eine und die andere in die Hände fällt, daß es ganz anders ſein ſolle, daß Jeder die gleichen Anſprüche hätte, und ſagen zugleich allen denen, deren Anſprüche befriedigt werden, alle Schande. Was Wunder, wenn dieſes alles beim Armen zündet, deſſen Anſprüche nicht befriedigt ſind, deſſen Kleider nicht ganz, deſſen Magen nicht voll geworden iſt? Freilich, wenn er ſich regt und aufbegehrt, ſo ſagt man ihm vor: „Wir ſind alle gleich, aber nur in unſern politiſchen Rechten; Jedem bleibt ſein Reichthum, und zu dem und dieſem muß man Kenntniſſe, Bildung haben ꝛc. Arbeite nur recht fleißig, ſo kannſt du auch reich werden, es ſteht dir Niemand im Wege; ſammle dir Kenntniſſe, ſo kannſt du ja werden, was du willſt, kein Weg iſt dir verſchloſſen." So ſpricht man zu dem Armen recht vernünftig, aber er faßt es nicht; nicht das Chriſtenthum hat ihn ergriffen, eine andere Flamme lodert in ihm, eine andere Krankheit der Zeit hat auch ihn erfaßt: es iſt die gränzenloſe Schwindelei, die Millionen herumwirbelt, wie der Wind den Straßenſtaub; die in Millionen hohler Köpfe flackert, ſie zu den feurigen Mannen unſerer Zeit, zu troſtloſen Irrwiſchen macht. Es iſt nicht mehr da die ſtille, g duldige Beharrlichkeit, die nie ermattet, die zum Bau ſeines Daſeins in ſtiller Beſchäftigung Sandkorn nur für Sandkorn fügt; es iſt auch nicht mehr da die emſige Rührigkeit, die das Kleinſte treu verwaltet, die fröhliche Genügſamkeit, die bei Wenigem übrig hat, die ſtille Geduld, die Hunderte von Stunden zu Fuße geht, froh, wenn ſie alle Tage um einige vorwärts gekommen.

Im Galopp geht es jetzt. Doch Galopp iſt Schneckenſpiel: auf den Flügeln des Dampfes fliegt man, Berg auf Berg ab, bald durch die Luft; des Hirſches Lauf, des Vogels Flug iſt dem Menſchen zu langſam geworden, er denkt ſich an einen Ort, und er iſt am Ort. So raſch wie die Fahrt ſoll Alles gehen, ſo raſch will Jeder an jedem Ziele ſtehn. Der Junge will des Greiſes Lohn: hat er das A. B. C. gelernt, ſo bläht er ſich mit Dünkel auf und glaubt jede Stelle der Welt paſſend für ſich, d. h., wenn ſie gut bezahlt iſt; mit Dampf reitet er durch die Welt und dampfet fort, wo er ſich niederläßt. Unbärtige Buben ſchulmeiſtern die Welt und hätten unſern alten Herrgott ſchon längſtens abgeſetzt, wenn es mit dem Maul zu machen wäre. Ich ſah jüngſt zwei Bürſchchen aus einem Schloßhofe treten mit Flaum hinter den Ohren und Stößchen an den viereckigen Armen und ſteifen Ellbogen; der eine von ihnen konnte beſtimmt das lateiniſche A. B. C. noch nicht ſchreiben, und doch traten ſie aus dem Schloßhofe heraus, als ob ſie ſagen wollten: der Obergerichtspräſident ſei gegen ſie nur ein Tropf, und die Sonne werde eigentlich erſt recht ſcheinen, wenn ſie die Republik auf ihren viereckigen Ellbogen hätten. Tauſende von Lehrbuben aller Art und allen Altern laufen ſo mit den Anſprüchen von Meiſtern herum und decken mit Unverſchämtheit ihre Blößen zu, erſetzen mit Aufgeblaſenheit ihre Erbärmlichkeit und ſchwindeln durch die Welt.

Die gleiche Schwindelei hat das Streben der Menſchen nach Beſitzthum ergriffen. Im Fluge ſoll das Glück erhaſcht werden, ein glücklicher Griff, ein glücklicher Wurf ſoll gewähren, woran man ſonſt das Leben ſetzte in treuer Arbeit.

Oben an ſteht das Börſenſpiel, das Seelen auf und nieder rüttelt, rieſenhafte Vermögen herumwirbelt, wie wir in unſerem Ländchen keinen Begriff haben. Heute beſitzt Einer Millionen, morgen kaum Geld zu einem Schuß Pulver; heute denkt Einer an's Hängen, und morgen klimpert er mit Tauſenden, als ob es Zahlpfenninge wären. Neben dieſem fürchterlichen Spiele ſtehen die Aktiengeſellſchaften, wo auf alles Mögliche ſpekulirt wird (nächſtens ſoll eine Geſellſchaft Aktien ſammeln auf Bergwerke im Mond), wo Tauſende, die reich werden wollen, blutarm werden, Wenige, Eingeweihte Hauptwürfe machen. An dieſe reihen die Lotterien ſich aus allen Gegenden der Welt. Mich wunderts nicht, wenn nächſtens die türkiſche Krone ausgeſpielt würde, oder ein hannöveriſches Miniſterium, oder ein preußiſches Erzbisthum, oder irgend ein Ehrenamt in Baſel-Landſchaft. Im Kleinen anfangen mag man nicht mehr, es muß gleich über Vermögen gehn. In ſtillem Fleiße den Kreuzer zum Kreuzer legen will man nicht mehr, es muß ſpekulirt ſein. In emſiger Arbeit ſeine Tage brauchen, treu in dem Beruf, den man erlernt oder erwählt, iſt nicht luſtig: man ſpielt, um zu Genuß und Ruhe zu kommen. Mit den Händen arbeiten, Landmann, Handwerker ſein, dienen, treu und fleißig, mag man immer weniger, das geht alles zu langſam: mit Händeln, Krämerlen, Pintenwirthlen, Rechtsagentlen, Schreiberlen, um Weiber Schachern, um Heimweſen, den Geſchäftsführer machen ꝛc. kommt man viel weiter, meint man. Man beginnt ein ſolch Gewerbe, ohne ſich darum zu kümmern, ob man es verſtehe oder nicht. Es weiß gewiß mancher Pintenwirth nicht den Detziger, den man mit Weingeiſt verſetzt, von gutem Reifwein zu unterſcheiden. Der Knecht will ins Welſche hingehen, die Magd auf Bern, in die Stadt, ſie hoffen beide dort nicht bloß Arbeit, ſondern einen guten Schick. Man ſollte ihr doch in Bern Platz ſuchen, gab eine Magd den Auftrag, die lieber im Bette lag, als im Garten ſtand oder am Spinnrad ſaß, ſie hätte gehört, man könne dort gar reich heirathen. Auf einen ſolchen Wurf hoffen ſie, ſetzen für dieſen Wurf Lohn, Geſundheit, Ehre ein und ziehen endlich Noth und Schande. Das ſind die zahlloſen Falliten, Geldstage unſerer Zeit, mit dem Unterſchied nur, daß in den einen einige Millionen, in den andern nur einige Franken verloren gehen. Zum Kreuzer kann, mag man nicht mehr Sorge tragen, wie der alte Portales, darum kömmt man weder zu Millionen, noch zu Batzen, ſondern zu Noth und Elend. Dieſe eigentliche Zeitkrankheit nimmt man gewöhnlich nur im Großen wahr, in Amerika, London, Paris ꝛc., und achtet nicht darauf, daß ſie durch alle Klaſſen geht, bis auf die Hefen hinunter. Die Krankheit vermehrt die Zahl der Armen. Man merke auf, wie viel Pintenwirthe, Krämer, Rechtsagenten ꝛc. ꝛc. arm werden, vergeldstagt und immer mehr vergeldstagt werden.

Und wenn ſie ſich ſchon aufrecht erhalten, ſo werden ihre Kinder arm. Dieſe ſind herrſchelig oder bräuchig erzogen, an die Arbeit nicht gewöhnt, wollen da fortfahren, wo der Vater aufgehört, Vermögen iſt keines da, und ſo werden ganze Schaaren derſelben das Heer der Armen vermehren. Es hat reiche Häuſer gebrochen, weil die Söhne nur den Glanz des väterlichen Hauſes fortführen wollten, ohne die väterliche Arbeit; es hat Tauſende von Söhnen vermöglicher Handwerker, Gewerbsleute an den Bettelſtab gebracht, weil ſie ihr Vermögen nicht dazu gebrauchen wollten, um da anzufangen, wo der Vater, weil ſie nicht im Schweiße ihres Angeſichts ihr Brot eſſen wollten, des väterlichen Fleißes ſich ſchämten, ſondern das unter mehrere Kinder getheilte Vermögen ſie in einem höhern Stand erhalten ſollte, dem der Vater am Ende ſeines Lebens um ſeines Geldes willen anzugehören ſchien. Aber nicht nur vermehrt dieſe Schwindelei die Zahl der Armen unendlich, nicht nur hindert ſie auch den Armen an emſigem Fleiße, den er nichts mehr ſchätzt, weil er glaubt, mit dem allein bringe man es nirgends hin, und es lohne der Mühe ſich gar nicht, zu Wenigem Sorge zu tragen, „das b'ſchüße" doch nichts: ſondern dieſe Schwindelei trägt neben den Ideen von Freiheit und Gleichheit bei der innern Verwahrloſung der Armen ſehr viel bei zu dem Drohenden, das ſie zu Tage ſtellen. Was ſoll der Arme machen, um reich zu werden? Das Börſenſpiel kennt er nicht; zu Lotterien hat er kein Geld; zum Geſchäftsmann iſt er zu verhudelt; zu reichen Heirathen vielleicht zu alt: was bleibt ihm da für eine Hoffnung übrig, als eine Revolution, die gleich macht, was er gleich haben möchte; die frei macht, was für ihn gebunden war? Die gleich macht den Armen dem Reichen, die frei macht aus den Händen der Reichen ihr Vermögen und einer neuen Theilung unter alle Arme unterwürfig. Das iſt der Wurf, der Griff, von dem ſie träumen, auf den ſie paſſen, auf den ſie alle ihre Politik beziehen, auf dem alle ihre Freiheitsliebe ruht. Kein chriſtlicher Sinn wahrt ſie vor der Verſuchung, ſchützt ſie vor dem Verlockenden, das in ſolchen Träumen liegt; keine ihnen entgegenkommende Bruderliebe löſcht den thieriſchen Haß und Neid; ſie werden nicht zur Anſchauung der innern Freiheit und Gleichheit gebracht, nicht auf die Höhe gehoben, wo politiſche Freiheit und Gleichheit ihnen ein Gut iſt: ſie bleiben auf der Stufe ſtehen, auf der die Hunde zuſammen ſtehen, wenn ſie einen Haaſen erjagt.

Hier nun geſellen ſich zu ihnen ſehr viele der ſogenannten kleinen Leute, die nicht eigentlich arm und beſteuert ſind, es aber oft viel böſer haben als der eigentliche Arme. Das ſind die, welche mit Schulden beladen an einem kleinen Heimweſen kleben, mehr eſſen, als ſie pflanzen, und nebenbei wenig verdienen mögen oder können; die daher mit ihren Zinſen immer im Rückſtand ſind, und Jahr um Jahr vor Augen haben, von ihrem Heimweſen geſtoßen zu werden. Die ſind gar übel daran, bös wie die haben es Wenige, wenn ſie bei ihrem Häuschen bleiben wollen, oft nicht einmal Erdäpfel genug, Fleiſch und Wein das ganze Jahr nicht, und wenn der Telleinzieher kömmt, wiſſen ſie vor Angſt nicht, ſollen ſie unter's Bett ſchlüpfen oder in den Schaft, damit das Weib ſagen könne: der Aetti ſei nicht daheim und hätte den Schlüſſel mitgenommen im Vergeß; man ſolle ein andermal wieder kommen.

Es ſind die, welche mit ihrem Verdienſt nicht recht auskommen mögen, vielleicht, weil die Frau die Haushaltung nicht gehörig zu rathſamen weiß, oder weil ſie ſelbſt einen übeln Gebrauch haben, der Geld koſtet, oder eine durſtige Leber ꝛc.: welche daher keinen Sparpfennig haben, nach einigen Tagen Krankheit in Noth ſind; die theures Brot bald in Mangel verſetzt; die mit Zittern und Beben den Winter kommen ſehen und, wenn ſie Winterſtrümpfe kaufen, oft den Krämer mit dem Hechler tröſten müſſen: den hätten ſie noch nicht gehabt; wenn der gekommen ſei, ſo hätten ſie etwas Flachs zu verkaufen, und aus dem gelösten Gelde wollten ſie dann bezahlen. Es ſind hauptſächlich auch die Fabrikarbeiten, die viel verdienen, viel verbrauchen, keinen Kreuzer erübrigen; die bei der geringſten Stockung der Geſchäfte im Elend ſind. Unter dieſen Leuten iſt die Unzufriedenheit auch eingeriſſen, die chriſtliche Geduld ausgegangen, das Fieber der Schwindelei hat viele ergriffen, einen Wurf, einen Griff möchten ſie thun. Möchten die Gültbriefe verbrennen, Matten und Aecker theilen, in ſchöne Häuſer ſich ſetzen und brauchen, was da iſt. Alle dieſe Leute ſind eins mit den Armen gegen die Reichen, theilen die gleichen Träume, die gleichen Gelüſte, und würden auch ihre Hände vereinigen im Augenblick des Ausbruches. Die armen Leute! Sie würden nichts gewinnen: wenn ſie genug geraubt, gebrannt, gemordet hätten, ſo würden ſie uneins werden unter ſich, würden bald wieder zuſammengebunden, zuſammengeſchnürt werden, und wären dann nur um ſo elender, müßten um ſo bitterer Hunger leiden, je mehr ſie zerſtört, je wüſter ſie gethan hätten.

So weit hat man unter den Geſetzen, unter Verfaſſungen den Menſchen kommen laſſen, weil man nur das Aeußere betrachtete, das Innere mißachtete, durch die verdammte Juriſterei (offenbar als Reaktion gegen das überwundene Pfaffenthum eingeriſſen, nun aber wieder einer Reaktion bedürftig, damit die Völker wieder auf chriſtlichen Boden kommen) das Chriſtenthum zu erſetzen trachtete. Es iſt wirklich ein ſinnlos, verruchtes Treiben, mit klingen, ſchönen Worten den Armen den Speck um den Mund herum zu ziehen, die Würſte im Rauchfange zu zeigen, und ſie ſollen hungerig und durſtig von den ſchönen Worten leben, geknebelt am Boden, mit dem wilden Thiere in ſich!

Daher kömmt die Noth.

Man wird meinen, ich habe zu grell geſchildert: man ſehe und höre ſelbſt, dann urtheile man.

Man wird meinen, ich habe zu weit umhergeſucht und in einen Zuſammenhang gebracht, was natürlicherweiſe in keinem ſteht. Man irrt ſich. Wer Zeiterſcheinungen beleuchten will, darf ſeinen Blick nicht nur an eine Scholle heften. Was er vereinzelt auf dieſer ſieht, begreift er nicht: was er ringsum ſieht, erklärt ihm natürlich, was ihm ein Wunder ſchien oder widernatürlich. Hätten unſere Alten und unſere Neuen ihre Blicke noch wo anders gehabt als nur in ihren Leiſten und ihren Gläſern, in ihren Zeitungen und großväterlichen Ueberlieferungen, in ihren Audienzſtuben und Rathsſäälen: ſie hätten manche Dummheit weniger begangen, manches Uebel zu rechter Zeit erkannt, manche Ehre ſtatt mancher Schmach geerntet.

Drittes Kapitel.

Suchen die Leute Hülfe in der Noth, und wo?

Es giebt wohl Leute, die nicht nur wie die Bären den Winter durch, ſondern Tag um Tag, Jahr für Jahr ſchlafen: dieſe haben von dieſer Noth noch nichts wahrgenommen. Es giebt Leute mit hartem Schlaf. Das ganze Haus iſt in Brand, es kniſtert, ſpräzelt, praſſelt oben und unten, Flammen, Rauch um und um: ſie erwachen nicht; ſie erwachen nicht, bis die Flamme aus ihrem Hauptkiſſen lodert, das Dachbett dampft, der Strohſack in hellen Flammen ſteht: dann ſchrecken ſie auf, rollen die Augen, verwerfen die Hände, aber ſchreien können ſie nicht mehr, können nicht aufſpringen, können nur im Feuer ſich wälzen und elendiglich verbrennen. Solche Menſchen kann ich auch nicht wecken, die verſtehen mich nicht; ich möchte ſchreien, wie ich wollte, ſie würden ſagen: dä redt doch afe udütlig.

Es giebt aber ſehr viele Leute, welche dieſe Noth erkennen, darüber jammern; es giebt dieſer Leute ſo viele, daß dieſen Jammer überall man hört. Nur iſt's ſeit einiger Zeit ſtill, ſtille darüber unbegreiflicher Weiſe in vielen Rathsſäälen. Aber die Leute jammern nicht nur, ſie ſchreien auch nach Hülfe, ſie rathen ab, was dieſe, jene machen könnten, machen ſollten, und denken auch hie und da, aber ſehr ſelten, nach, was ſie ſelbſt vorzukehren, zu thun hätten in dieſer Noth.

Was nun die Leute rathen und ſagen, mag kürzlich in Folgendem beſtehen; ich will es anführen und nach meiner Anſicht würdigen. Nichts für ungut, ihr lieben Leute! ihr redet und redet da, wo ich nicht reden darf: ſo erlaubt mir die Rede wenigſtens da, wo das Geſetz ſie mir nicht verbietet.

Es giebt kurz angebundene Leute, mit kurzen Mitteln bei der Hand, und dieſe meinen, man ſolle alle Unterſtützungspflicht aufheben, und denen, welche es ohne fremde Hülfe nicht machen können, rathen die einen, ſich an die freie Mildthätigkeit zu wenden, andere meinen, das Kürzeſte wäre, ſie todt zu ſchlagen.

Das Letztere wäre allerdings das Kürzeſte, es wäre den Handſchuh dargeworfen, den Krieg begonnen. Wer einen Kopf hat, dem kein Zaunſtecken eine Beule macht, ein Leder, durch das weder Kugel noch Miſtgabel gehen, der verſuche es. Das wäre ungefähr, wie wenn man queer durch einen angeſchwollenen Fluß einen Damm ziehen wollte. Mit ſolchen Dämmen erzeugt man nichts als verheerende Ueberſchwemmungen, die andauern, bis die Dämme weg ſind. Zweihundertjährige Sitte läßt ſich nicht abſchaffen wie ein altes Ruhbett, ein verlöcherter Schlafrock, und beſonders eine Sitte nicht, von welcher viele Tauſende leben, und zwar von Jugend auf. Und wenn man auch dieſe Leute an die freie Milde weiſet, an die chriſtliche Barmherzigkeit, ſo hilft man ihnen nicht nur nichts, ſondern man gräbt ihnen geradezu noch ab, was ihnen bis dahin das chriſtliche Mitleid gab. Die Armengeſetze entſtunden ſicher viel aus dem Grunde, weil viele beſſer Geſinnte nichts mehr geben wollten, indem Viele und Reichere auch nichts gaben, die ganze Laſt ihnen überließen. Wenn die nichts geben wollten, ſo thäten ſie auch nichts mehr. So ſprachen ſie ehemals, ſo ſprachen jetzt wieder Viele, und weiſen die Armen an die Gemeinden: ſo würden, wenn die Geſetze aufgehoben würden, der Andrang der Armen zu Einzelnen ſich mehrte, noch viel Mehrere ſprachen; es würde Niemand mehr etwas geben wollen. Ich will nicht vom vermehrten Bettel reden, dem die Polizei, welche zu vornehm geworden iſt, um ſich mit Bettlern zu befaſſen, noch weniger wehren würde, als ſie dem gegenwärtigen überhandnehmenden wehrt; will auch nicht vom Diebſtahl reden, dem die Polizei noch weniger zu begegnen wüßte, als der gegenwärtigen Unſicherheit: von dieſem allem will ich nicht reden, denn es würde Krieg geben und nicht bloß Diebſtahl und Bettel. Den wird man doch nicht wollen.

Faſt eben ſo kurz reden die, welche der Unterſtützungspflicht den Einzelnen ebenfalls entladen, die Tellen aufheben, die Pflicht ſelbſt aber dem Staate zuſchieben, mit andern Worten, das Armenweſen centraliſiren wollen.

Das Wort centraliſiren iſt heut zu Tage ein beliebtes Wort, in einer Republik ſollte es ein gehaßtes ſein. Napoleon liebte es, und mit Recht, denn er war ein wirkliches Centrum, das die einzelnen Theile anziehen, feſthalten, überſehen, ordnen konnte mit der in ihm wohnenden Kraft. Sobald er aber als Centrum weg kam, und eine Regierung ohne Kraft und Ueberſicht an ſeine Stelle, ſo begannen auch in Frankreich die Folgen aller der Centraliſationen ſichtbar zu werden, und eine davon iſt ganz beſtimmt das jährliche Steigen der Ausgaben und Abgaben. In einer Republik aber ſollte man, was nicht centraliſirt iſt, nicht centraliſiren wollen.

Es tödtet alles allgemeine Intereſſe am allgemeinen Wohl: das ſei Regierungsſache, heißt es; es hemmt alles Heranbilden der Menſchen vom Kleinern, Spezielleren zum Bedeutenderen, Allgemeinen; es rottet am Ende alle tüchtigen Bürger aus und ſtiftet eine eigene Regierungskaſte, deren Mitglieder ſich dann vorkommen wie Eichen unter niederm Geſprüz, wie Vokalen unter Konſonanten. Jeder wird mehr und mehr auf ſein perſönliches Intereſſe zurückgewieſen, und es bildet ſich die Meinung, daß nur die bezahlten Staatsbeamteten zu dem allgemeinen Wohl zu reden, daſſelbe zu beſorgen hätten. Damit iſt aber auch der Stoff gegeben zu einer landzerreißenden Oppoſition. Es führt zu dem unchriſtlichen, unbürgerlichen Grundſatz, daß um das ſo genannte allgemeine Beſte ſich nur bezahlte Beamtete zu kümmern hätten, und löſcht alles freie Wirken der Liebe, alle Gemeinnützigkeit aus. Wo aber ein Staat dieſer Liebe, der gemeinnützigen Thätigkeit keinen Raum mehr giebt, da ſteht er ſtracks dem Chriſtenthum gegenüber, tödtet alle Vaterlandsliebe, wird zum recht eigentlichen Antichriſt, der die Engherzigkeit pflanzet, welche nur den Grundſatz kennt: was dich nicht brennt, blaſe nicht; ſelber eſſen macht fett.

Ferner muß ich fragen: wo iſt das Centrum bei uns, das mit ſeiner Kraft Alles anzuziehen, zu beherrſchen vermag? Ich will bei dieſer Frage ſtehen bleiben und zu ihrer Beantwortung Bedenkzeit geben. Wenn man von Centraliſiren ſpricht, ſo kömmt mir immer vor, als ſtelle man ſich die Staatskaſſe als Centrum vor, wie in trocknen Sommern das Brünnlein auf dem einſamen Berge das Centrum für die dürſtenden Kühe wird, wie eine ſchlafende Kuh mit ſtrotzendem Euter in dunklen Nächten auf einſamer Weide der Mittelpunkt ſchwärmender, lüſterner Fledermäuſe wird.

Ein ſolches Centraliſiren koſtet ungeheuer viel Geld; man frage nur das Baudepartement im Kanton Bern. Werden damit die Straßen beſſer? Man frage das Publikum. Vor Allem müßten circa hundert Pöſtlein errichtet werden mit circa 50000 Lvr. Einkünften. Nun fände man Leute genug zu dem Einkommen: aber fände man Leute hinreichend zum Amte? ich glaube es nicht. Fremde, mit den Verhältniſſen Unbekannte kann man hier nicht brauchen. Die Anſprüche an den Staat würden ſich verhundertfachen. Gar mancher, der ſich ſchämte, vor die Gemeinde zu gehen, würde ungeſcheut vom Staate fordern; gar mancher, dem Privaten gegenwärtig helfen, würde an den Staat gewieſen, ſeine Anſprüche mit vielfachen Zeugniſſen belegt werden. Es kommen manchmal fremde Leute und betteln, ſie haben ein eigenes Häuschen; es ſtreicht ein alter Länder bettelnd im Bernbiet herum, daheim hat er vier Kühe im Stall, aber kein Länder würde ihn verrathen. Je unbekannter der Geber mit den Armen iſt, deſto frecher werden ihre Forderungen, deſto häufiger wird er angeſprochen. Ja, da macht man Geſetze, wird man ſagen, da ſtellt man Beſtimmungen auf, da wollen wir wohl vor ſolchem Mißbrauche ſein. Ach, geht mir mit den Geſetzen. Eben weil man den Geſetzen vertraute und immer und ewig Geſetze machte, ſind wir bis dahin gekommen. Es iſt wirklich recht lächerlich und recht traurig, wie man mit der Geſetzmacherei einen Unfug trieb und treibt; wie man meint, Geſetze machen, heiße regieren, und Geſetze machen könne ein jeder, der ſeinen ſitzenden Theil auf eine grüne Bank abgeſtellt hat. Geſetze an ſich ſind todt: man muß jemand haben, der ſie lebendig ins Leben trägt. Wo ſind nun die Leute, welche Geſetze lebendig machen? Ja, wenn Alles ſo gute Ruhe hätte im Lande, als manche Geſetze, dann hätte ja der ewige Sabbath angefangen im Lande.

Und wenn alles dieſes nicht wäre, ſo könnte doch der Staat das Uebel nicht bei der Wurzel faſſen; er könnte keine Liebe bringen in das Verhältniß der Armen zu den übrigen Menſchen; er könnte das Innere der Armen nicht in Liebe pflegen und hegen, daß es ein anderes würde nach und nach.

Möglich iſt's, daß man mir ſagt, ich verſtehe das Centraliſiren nicht, man verſtehe unter Centraliſiren nicht das Ausgeben, ſo daß die Staatskaſſe ungefähr wie ein Futterkaſten dargeſtellt werde, aus dem Angeſtellte mit Kübeln ſchöpften und den Haber mäßweiſe unter das Volk würfen. Man verſtehe unter Centraliſiren nur das Centraliſiren der Einnahmen, ſo daß man ſämmtliche Armengüter zuſammenwürfe und dazu noch einen Theil der Vermögensſteuer und Grundſteuer nähme, und nun dieſes Geld unter die verſchiedenen Gemeinden billig austheilte, damit die Gemeindräthe, welche es bisher gethan, es wieder billig an die Armen vertheilten.

Ich will mich nicht darüber einlaſſen, ob wohl das Centraliſiren der Armengüter ein rechtliches wäre. Aber es würde mich mahnen, wie wenn eines armen Mannes Hütte brennen würde, und ſeine ganze armſelige Habe den Flammen preis gegeben wäre, und barmherzige Menſchen ſtürmten nun eines reichen Nachbars Haus und trügen ſein reiches Eigenthum, Schiff und G'ſchirr, Hausgeräthe aller Art dem Feuer zu und würfen es mitten hinein. Damit das Feuer dieſes faſſen und die arme Habe des Armen verſchonen möchte. Die Thoren machen nur, daß das Feuer um ſo größer wird, der Brand um ſo weniger zu löſchen, und der Arme und der Reiche um ſo ſchneller um ihre Sache kommen. Es iſt meine feſte Ueberzeugung, daß man nicht nur mit Geld der Noth nicht abhilft, ſondern daß man, je mehr Geld man auf die bisherige Weiſe in die Armennoth hineinwirft, die Noth nur um ſo mehr vergrößert, gefährlicher macht. Ungefähr daſſelbe giltet bei dem Centraliſiren der Tellen zu Grund- und Vermögensſteuer. Man laſſe ſich nicht täuſchen durch das Wort „Abſchaffung der Armentellen“, als ob dann nichts mehr für die Armen bezogen werden ſollte. Das Geldgeben wechſelt nur Namen und Bezieher, die Gemeinde bezieht nicht mehr Tellen, ſondern der Staat bezieht Grund- und Vermögensſteuer. Wer Grund und Vermögen hat, muß nun freilich nicht mehr tellen, aber ſteuren. Ich weiß nicht, ob dieſes einen großen Unterſchied macht. Ja, freilich macht dieſes einen groſſen Unterſchied, wird man ſagen, denn nun müſſen viele Millionen zu der Armenlaſt ſteuren, die früher zu ihr nicht tellten, und es iſt recht, daß alle, welche den Nutzen vom Beſtehen des Staates haben, auch deſſen Laſt tragen helfen. Ich beſtreite das Letztere gar nicht, aber man gewinnt damit nichts. Nimmt man das Armengeld aus einer Centralkaſſe, ſo centraliſirt man damit die Armenbeſteurung, d. h. man verbreitet die Armennoth über alle Theile des Landes gleichmäßig. Man vergeſſe doch nicht, daß die Armenlaſt bis dahin gar verſchieden war: im Bisthum gering, im See- und Mittelland nicht drückend u. ſ. w. Centraliſirt man nun das Geld, ſo centraliſirt man auch die Anſprüche, und kann bald ins Bisthum und Seeland ſo viel ſteuren, als man jetzt im Emmenthal und Guggisberg ſteuert. Die Vermögensſteuer wird bei weitem weniger abwerfen, als man ſich denkt, wird Geld aus dem Lande ziehen, vielleicht den Geldzins erhöhen, und die Hauptlaſt doch auf die Grundſteuer fallen. Und wenn nun die centraliſirte Armenlaſt um ſo viel mehr verſchlingt, als früher die ſpezialiſirte, und wenn die Bergländer ihre langen, hohen und breiten Berge vergrundſteuren müſſen, ſo wird man bald inne werden, was für ein Unterſchied zwiſchen Steuren und Tellen ſei. Und wenn die Gemeindsbehörden als Armenpfleger das Geld nicht mehr direkt aus dem eigenen Sacke zu nehmen haben, ſondern aus der Staatskaſſe zu beziehen, ſo wird nicht nur im Allgemeinen eine weit größere Sorgloſigkeit eintreten, als bis dahin bereits war, obgleich es das eigene Geld koſtete, ſondern es wird beſtimmt manche Gemeinde expreß und abſichtlich viel reichlicher ſpenden, als bis dahin, und nutzlos, nur damit ſie nicht zu kurz komme im Beziehen, die und jene Gemeinde nicht mehr erhalte. Sie rechnen nicht, daß ihr eigen Geld mit dabei iſt. Da kann man von Bern aus lange wachen wollen und Geſetze machen, da fehlt die Handhabung und adminiſtrative Kunſt. Ich will es aufrichtig ſagen, die Gemeinden ſcheinen mir nicht im Stande, hier recht zu walten; die Vergangenheit lehrt es. Gemeinden als Gemeinden haben kein Herz im Leibe. Wo ſie das Geld eintreiben mußten zu ihren Liebeswerken, da war Widerwillen; wo ſie es vorliegend fanden als Gabe alter Liebe Verſtorbener, da wurde es den Enkeln unmöglich, die alte Wärme in die Gabe zu bringen. Was Liebe geſtiftet, theilte Gleichgültigkeit aus; es wird als Recht gefordert, in kühler Pflichterfüllung gegeben. In den einen Gemeinden war zu viel Unverſtand, in andern zu viel Berechnung; in den einen eine gräßliche Rückſichtloſigkeit, in andern eine gräßliche Rückſichtlichkeit; in den einen zu viel Laſten, welche die Liebe lähmten, in andern zu viel Geld, welches den Hochmuth gebiert und den Geiz und die Unverſchämtheit, jedenfalls nicht Verſtand giebt, wenn man ſonſt keinen hat. So wurde viel gegeben, aber der Gabe nicht nachgeſehen, es war kein Segen dabei: je mehr man gab, deſto mehr Arme forderten, und um ſo unverſchämter. In jedem Gemeindrath iſt eine Minorität, welche das Beſſere möchte: aber ſie vermag ſich ſelten Bahn zu machen. Es iſt merkwürdig, wie der Eigennutz und die Dummheit viel kühner und aufbegehriſcher ſind, als die beſſere Einſicht und der beſſere Wille. Mit aller möglichen Energie ſchlägt der Unvernünftige, der ſeinen Vortheil ſucht, oder Vorurtheilen fröhnt, auf den Tiſch, donnert, daß die Wände krachen, wenn er Widerſtand findet, und intriguirt und ſpielt unter dem Hütli, bis er ſeinen Willen durchgeſetzt, die Mehrheit auf ſeiner Seite hat. Während der Beſſere meint, die gute Sache ſollte eigentlich ſelbſt ſiegen, wenig nachläuft, wenig anſetzt, ſich doch am Ende nicht ganz unwerth machen will, ſich mit dem Spruche zur Ruhe legt: nun in Gottes Namen, ich habe ihnen meine Meinung geſagt: wenn ſie nicht wollen, ſo können ſie es ſein laſſen; ich kann nicht helfen. Ueberhaupt fürchtet man ſich gar leicht und nicht nur vor einander, ſondern gar leicht auch vor unverſchämten Armen; man giebt ihnen, um ihrer los zu ſein, weil man keine Kraft hat, ſich vor ihnen ſicher zu ſtellen. Auch herrſcht bei einer Menge Magnaten zu Stadt und Land ein fürchterlicher Kaſtengeiſt, auf den ich ſpäter zurückkomme: der will gar nicht, daß der nicht mehr arm bleibe, ſelbſtſtandig werde. Der Arme ſoll arm bleiben, aber nichts koſten; ſo meinen es dieſe Thoren.

Es wäre, wie viel Geld man auch den Gemeinden geben würde, rein unmöglich, ſie dahin zu bringen, daß ſie vereint die Hand an die Wurzel des Uebels legen. Es nähme mich Wunder, woher man einen Geſetzesredaktor berufen wollte, um Gemeinden durch Geſetze dahin zu bringen, mit vereintem Willen das Uebel anzugreifen. Ich bin überzeugt, man müßte nicht nur änet a blaua Berg und änet a Bodeſee, man müßte auch änet ans blaue Meer, ja änet a üſi blaue Luft.

So wird durch das Centraliſiren wahrhaft nichts gewonnen, im Gegentheil, das Uebel viel ſchlimmer gemacht; ich will nicht einmal England zu Hülfe rufen, um dieſes zu beweiſen. Aber auch die Gemeinden als ſolche können von ſich aus dieſes Uebel nicht hemmen, nicht abwenden; ſie ſind in dieſem Augenblick wirklich in troſtloſer Lage. Ueber den Kopf wächst ihnen das Uebel, der Boden weicht unter ihren Füßen, ſie ſchreien nach Hülfe, und Andere ſchreien über die Gemeinden, und die Dritten ins Blaue hinein — ſo ſchreit Alles — und wer hilft?

Nun muß ich, beiläufig nur, mich erklären, daß die Gemeinden allerdings mit Recht um Hülfe rufen, und daß den Gemeinden in Erfüllung ihrer Verpflichtungen der Staat helfen ſoll. Als den Gemeinden die Armenlaſt aufgelegt wurde, war ſie eine ganz andere als jetzt: ſie wurde unter die Gemeinden vertheilt, damit Ordnung im Lande eingeführt, die Maſſe des Geſindels vereinzelt, und durch Aufſicht über Einzelne die Gemeinden an der Einführung von Ordnung im Lande Theil nehmen müßten. Der Zweck wurde erreicht; aber ein ander Uebel entſtand daraus für die Gemeinden: nun iſt es billig, daß der Staat auch den Gemeinden beiſtehe. Nun hat der Staat den Gemeinden ſich nicht nur nicht genähert, ſondern ſich entfernt. Die beſtehende Armencommiſſion iſt ſehr reſpektabel, aber ihre Stellung eine rein unnatürliche. Sie giebt hie und da, wo ſie angeſprochen wird; und angeſprochen wird ſie, wo man ihre Exiſtenz kennt: aber in einer Menge Gemeinden kennt man dieſe Exiſtenz gar nicht, ſpricht ſie nicht an. Was ſie daher giebt, ſcheint rein wie Almoſen und iſt durchaus nicht als eine Verbeiſtändung der Gemeinden anzuſehen. Die Armenrechnungen werden paſſirt, aber rein aus dem Geſichtspunkte, wie der Staat auch andere Rechnungen über Korporationsgüter paſſirt: auf den Inhalt derſelben, der außer dem Gebiete der Zahlen liegt, wird gar nicht geſehen. Ehedem ließ ſich der Staat in der Armenpflege der Gemeinden durch den Pfarrer vertreten. Er erkannte dadurch den Grundſatz an, daß im Armen ein Innerliches zu wahren ſei, daß es mit dem äußerlichen Geben nicht gemacht ſei, ſondern daß eine beſondere Intelligenz im Vertheilen der Gaben walten müſſe, und namentlich beſonders die Kinder beſonderer Aufmerkſamkeit werth ſeien. Er erkannte dadurch den Grundſatz an, daß der Staat Theilnehmer ſei an der Armenpflege. Auch dieſes Band iſt zerriſſen. Seit dem neuen Gemeindgeſetz wird der Pfarrer betrachtet als ausgeſchloſſen von der Armenpflege. Die Juriſterei hat ſich an den Grundſatz gehalten: wer bezahlt, der befiehlt; da alſo der Staat nichts bezahlen wollte, ſo hat er auch gefunden, das Mitreden zieme ihm auch nicht mehr, und hat ſeinen Vertreter zurückgenommen. Viele Gemeinden freuen ſich über dieſe Emanzipation. Ob mit Recht? fragt ſich. Auf jeden Fall iſt dadurch die Sache auf eine Spitze geſtellt, wo ſie nicht bleiben kann. Der Staat muß den Gemeinden helfen. Aber vor Allem aus mit Intelligenz, die fehlt noch mehr als Geld; er muß ſich vertreten laſſen in der Armenpflege. Zweitens muß er helfen mit ſeiner Kraft. Ehedem machte man mit einem ſchlechten Kerl kurzen Prozeß: wenn ein Ammann über einen klagte, ſo warf ihn der Landvogt an Schatten. Jetzt verpalliſadirt ſich ein ſolcher hinter einen Berg von Geſetzen, den Grundſätzen perſönlicher Freiheit, und die Gemeinde kann gar nicht an ihn kommen; er lacht ſie nur aus hinter ſeinem Schilde, von einem Rechtsagenten verbeiſtändet, vielleicht noch von einem Richter begünſtigt. Da muß der Staat helfen: ſeinen Arm leihen, ſolche Leute in die Finger zu nehmen, und zwar auf ſolche Weiſe, daß es wenig oder nichts koſtet und auch ihnen an Leib und Seele frommt. Erſt drittens kömmt das Geld, mit welchem allerdings der Staat auch zu Hülfe kommen ſoll, indem auch er an der Armenlaſt ſchuld iſt, und zwar eben durch allerlei Geſetze, und weil es ein allgemeines Uebel iſt, unter dem Alle erliegen würden, wenn man ſich nicht aufmachte gegen daſſelbe. Und ich denke, wenn guter Wille verwaltet, ſo wird ſich der billige Antheil, den der Staat den Gemeinden an ihre Laſten giebt, aber wohl verſtanden, nur einen Antheil, und zwar den kleinen Theil, wohl ausmitteln laſſen. Und ich denke, wenn guter Wille kommt, und die grenzenloſe Liederlichkeit in einigen centraliſirten Verwaltungszweigen aufhört, der Gefräßigkeit einzelner Angeſtellter Schranken geſetzt wird, ſo würde ſich das Geld dafür wohl finden laſſen. Wie viel im ganzen Lande für Arme geſteuert wird, ſoll man in Bern wiſſen, wenn die eingeforderten Tabellen nicht da vergraben ſind, wo freilich die Diebe nicht nachgraben und ſie ſtehlen, wohl aber die Schaben und der Schimmel ſie verzehren, und zwar unvermerkt. Aus dieſen ließe ſich berechnen, wie viel Procent der Staat übernehmen könnte, und auf welche Weiſe.

Wenn aber auch dieſes wichtige Verhältniß zwiſchen Staat und Gemeinden gefunden, beide auf freundſchaftlichen, einigen Fuß geſtellt würden: dem Uebel wäre denn doch nicht die Axt an die Wurzel gelegt, wäre ihm das Krebsartige, Feindſelige nicht genommen: es wäre nicht den Armen eigentlich geholfen, ſondern den Gemeinden; es würde die Armuth wohl hemmen in ihrem Anwachſen, ſie aber nicht ändern in ihrer Natur.

Neben den vorhin dargethanen radicalen Anſichten über die Hülfe in der Armennoth geben ſich noch andere kund, welche von gewöhnlicheren Mitteln Hülfe hoffen, und welche bei freundlichem Handbieten des Staates und der Gemeinden dieſe Mittel als vollkommen genügend annehmen. Sie weiſen auf die beſſeren Schulen hin und ſagen: darauf müſſe man beſonders halten, daß arme Kinder fleißig in die Schule gehen, rechnen und ſchreiben lernen: gut geſchulte Menſchen kommen immer durch die Welt; und die Schulen ſeien jetzt ſo, daß die Kinder allenthalb das Nöthige lernen könnten. Ich will nicht davon reden, daß das Schulgeſetz namentlich in Bezug auf den Schulbeſuch armer Kinder gar ſehr ſchlecht gehandhabt wird, ſondern behaupten, daß das Schulen armer Kinder eben ſo viel ſchaden als nützen kann. Man giebt doch nach und nach zu, daß das Erziehen die Hauptſache ſei, und nicht das Schulen; ſo wie der ſittliche Werth eines Menſchen weit höher zu halten iſt als irgend eine Kenntniß oder Fertigkeit. Die Abgötterei, die man mit der Schule trieb, geht vorüber. Wenn man nun ein unerzogenes, ſittlich verwahrloſtes Kind geſchickt in den Schulen macht, ſo wird es ihm weit eher ſchaden als nützen. Es wird pfiffiger, begehrlicher, wird hauptſächlich hineingeriſſen in die Schwindelei der Zeit, mag nicht mehr fleißig ſein, will händelen, g'werben u. ſ. w. Daher auf dem Lande die Sprüchwörter: je gelehrter, deſto verkehrter; je geſchickter, deſto fauler ꝛc.; die Meinung, daß, wer rechnen und ſchreiben könne, ein Schreiber werden müſſe oder ſonſt etwas Apartes. Sehr ſelten wird in einer Schule der ſittliche, religiöſe Einfluß auf das Gemüth des Kindes ſo ſtark, daß er den häuslichen Einfluß erſetzt oder gar denſelben aufhebt. Von den Schulen an ſich hoffe ich daher durchaus keine Heilung der anſteckenden Krankheit der Armuth; es iſt ſchon viel, wenn ſie dieſelbe nicht noch verſchlimmern helfen.

Man wird dieſes vielleicht zugeben, aber dann hinzuſetzen: ja, allerdings kömmt auf das Erziehen viel an; darum muß man die Kinder beſſer verdingen als bisher, viel mehr darauf ſehen, wem man ſie anvertraut.

Ich habe ſchon vorhin über das Verdingen geſprochen, als auf einen eigenen Erwerbszweig darauf aufmerkſam gemacht, aufmerkſam darauf gemacht, wie die Kinder da recht eigentlich ausgenützet werden; wie eine arme Familie von einem noch ärmeren Kind leben will, oder wie einem Reichern ein armes Kind ſeine Haushaltung ſoll fördern helfen, und wie da ſeine ſchwachen Kräfte auf wirklich unmenſchliche Art ausgebeutet werden. Nun zweifle ich, daß man auch bei größerer Vorſicht bei einzelnen Familien für ſo viele Kinder viel beſſere Unterkommen finden wird. Ich will nicht ſagen, daß es nicht viele brave, verſtändige Familien giebt: aber die meiſten derſelben befaſſen ſich nicht mit Erziehung fremder Kinder, haben weder Platz noch Luſt für ſolche. Brave Familien, die Kinder aufnehmen, können doch vielleicht neben aller ihrer Rechtſchaffenheit zur Erziehung durchaus nichts taugen, haben entweder den Verſtand nicht dazu, oder nicht Zeit, oder nicht Kraft, welche namentlich ganz beſonders denen fehlt, welche keine eigenen Kinder haben. Zudem herrſcht in den meiſten Häuſern auf dem Lande die verderbliche Sitte des Kiltganges, welche die Herzen ſo vieler Kinder vergiftet und ſie dem Laſter und der Armuth weiht für ihr ganzes Leben. Ich habe das Verdingweſen an manchem Ort und von mancher Seite betrachtet und manchmal faſt Blut geſchwitzt darüber. Ich will nicht in Abrede ſtellen, daß viele verdingete Kinder brav geworden ſeien; aber das widerlegt mich nicht. Ich gebe auch gerne zu, daß man immer noch Ehen, häusliche Kreiſe findet, in deren Verband ein Kind wie das eigene aufgenommen, mit Ernſt und Liebe Gott zugeführt wird, die zugleich in den äußerlichen Umſtänden ſind, der Lage der Kinder angemeſſen. Einer ſolchen vertraue man Kinder mit Freuden an; wer eine ſolche weiß, bezeichne ſie den Gemeinden, ſie wird ein wahrer Fund ſein; denn eine ſolche Ehe iſt allerdings der natürlichſte Kreis, in den ein armes Kind gebracht werden kann; aber ſie werden ſelten ſein, ſolche Kreiſe, wo das Kind an Leib und Seele das Nöthige empfängt, nicht mehr geben muß, als man ihm giebt. Ob man mir meine Anſicht zugeben wird, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß mir Viele antworten werden: man kann dann immer noch nachhelfen; wenn die Kinder einmal erwachſen ſind, ſo thue man ſie zu guten Meiſtern, daß ſie ein Handwerk lernen; bei dieſen lernen ſie dann ſchon gehorchen und kommen ſpäter zu ſchönem Brot. Man hält wirklich auf Handwerkbildung viel, thut ſich viel zu gut darauf und erwartet viel davon: und wieder mit Unrecht, weil man wieder dieſes nur vereinzelt, nur von der Oberfläche betrachtet, wie ich es ſchon vorhin bei der Schule zeigte. Auch hier kann ich behaupten, das Handwerklernen ſchade ſo viel, als es nütze. Man täuſcht ſich furchtbar, wenn man meint, es brauche weiter nichts, als Kinder zu einem Beruf zu beſtimmen und ſie zu irgend einem Meiſter zu thun; ſo ſei das Ding vollbracht, das Kind nun eine Frau Meiſterin, ein Herr Meiſter. Es ſind von Privaten, Stadt- und Landgemeinden eine Unzahl Kinder Handwerken gewidmet werden, und ein ſehr großer Theil derſelben mißriethen, nicht viele harrten als ehrenwerthe Meiſter in ihrem Berufe aus. Eine ehrenwerthe, tüchtige Geſinnung, einen ächt chriſtlichen Sinn bedarf der junge Menſch, wenn er in der rohen Geſellenwelt nicht liederlich werden, ſondern vorwärts ſtreben, bedarf das junge Mädchen, wenn es unter leichtfertigen Geſpielen nicht leichtfertig werden will. Auf Sand gebaute Grundſätze oder auswendig gelernte Antworten ſtatt der Grundſätze halten da nicht aus. Es bedarf der Menſch, wenn er ein beſtimmtes Handwerk beginnen ſoll, bereits die Gewohnheit zur Arbeit, eine geübte Kraft, geſtählte Muskeln und eine rührige Emſigkeit; er muß ob der Luſt zur Arbeit die Luſt zu einem müßigen Leben vergeſſen können. Er muß allerdings auch die nöthige Schulbildung beſitzen, ſein Verſtand muß geſchärft, ſein Urtheil geübt ſein, ſein Auge ſchauen und betrachten können; ohne dieſes giebt es nie einen Meiſter. Endlich muß er auch einen Meiſter finden, der den Menſchen in ihm anerkennt und den Meiſter aus ihm herausbilden will.

Es bedarf daher der werdende Handwerker eine ſehr tüchtige ſittliche und intellektuelle Vorbereitung, wenn nicht Geld und Zeit und Menſch verloren gehen ſollen. Nun gedenkt man leider an die Nothwendigkeit dieſer Vorbereitung weder in Stadt noch Land, meint, man könne Jemand zu einem Schuhmacher, Schneider, Schloſſer machen, wie man auf das Papier ſchreiben kann, mit rother oder ſchwarzer Tinte, deutſch oder welſch.

Mit dieſem Leichtſinn in der Beſtimmung zum Handwerk, mit dieſer liederlichen Gutmüthigkeit hat man zerſtörend eingewirkt auf den Handwerksſtand, hat die alte Handwerksehre häßlich befleckt. In den beſſern Gemeinden des Landes hat man ſchon ſeit einiger Zeit recht gut für die armen Kinder zu ſorgen gemeint, wenn man ſie Handwerke lernen ließ; denn dieſes koſtete mehr, als wenn man ſie g'rad ane bei einem Bauer ließ. Aber nie ſah man darauf, wo der Knabe vorher geweſen, was er gelernt, ob er auch die nöthigen Schulkenntniſſe dazu beſitze; die Auswahl geſchah gewöhnlich auf folgende einfache Weiſe. Das giebt keinen Knecht, ſagte man, wenn man ein halbläſſiges, häßliches, verwachſenes Kind vor ſich ſah: man muß das zu einem Handwerk thun, es iſt gar eine elende Perſon, eine ſchlechte Kreatur. So ein Kind that man dann zu einem Handwerk. Oder es war ein gar wildes, böſes Kind, mit dem man nichts anzufangen wußte, das nirgends gut thun wollte; dann erklärte man: dem muß man einen Meiſter ſuchen, ſo recht einen handfeſten, kuraſchirten. Ich wüßte einen, ſagte man, der hat ſchon Manchen rangirt. Nun frug man nicht: iſt's ein Tiſchmacher, oder ein Maurer? ſondern man übergab ihm den Knaben, weil er ein kuraſchirter war.

Oder es kam ein Kind vor die Gemeinde und begehrte, ein Handwerk zu erlernen. Man frug daſſelbe: weißt du einen Meiſter? Gewöhnlich wußte es einen. Man frug nach dem Lohn, und wenn man mit demſelben zufrieden war, oder mit dem Meiſter darüber einig werden konnte, ſo ward das Kind ohne große weitere Unterſuchung zum Handwerk gethan. Man kann ſich aber denken, in wie fern ein Kind beurtheilen konnte: ob ein Meiſter tüchtig ſei, ein Handwerk zu lehren. Es iſt eine merkwürdige Dummheit, die man noch nie ſo recht beleuchtet hat, daß man annimmt, jeder Handwerksmeiſter ſei auch ein Lehrmeiſter und könne Kinder zum Handwerk erziehen, müſſe Lehrbuben haben. Es iſt das Lehrbubenhaben wiederum an ſehr vielen Orten durchaus nichts Anderes als ein verfluchtes Ausnutzen armer Kinder, als ein Diebſtal an ihrer Zeit, an ihrem Gelde, oft an ihrer Geſundheit. Man ſollte öffentlich die Meiſter zeichnen, welche ob armen Kindern reich werden, ihre eigene Trägheit durch ſie erſetzen wollen; und wiederum ſollten ſich Andere recht eigentlich dem Erziehen von Lehrlingen widmen.

So wenig aber ein Kind die Auswahl verſteht, ſo wenig giebt ſich meiſtens die Gemeinde darum Mühe. Man hat gar keinen Begriff davon, daß ein Kind einem Meiſter weit eher ſeine Fehler als ſeine Künſte ablernt.

Wenn man z. B. ein Kind zu einem Schuhmacher thut, der ſo langſam näht, daß man zwiſchen jedem Stich zweimal aus der Haut fahren könnte und zweimal wieder hinein, ſo wird das Kind beſtimmt nicht ſchneller arbeiten lernen; und doch hängt die Güte des Handwerks meiſt von der Rührigkeit, der Raſchheit im Arbeiten ab.

Sehr oft ſieht man auch hier auf das geringſte Lehrgeld, auf einen Gemeindsbürger, oder einen, der [illegible] bei den Vorgeſetzten hat, ja auf einen, dem man den Hauszins zahlen müßte, wenn man ihm nicht das Lehrgeld ſtatt deſſen geben würde, ſo daß im eigentlichen Sinne des Worts das arme Kind ſtatt der Gemeinde dem faulen Meiſter den Hauszins zahlt. Und bei ſolchen Meiſtern läßt man die Kinder, ſie mögen nun etwas lernen oder nicht, gut oder ſchlecht gehalten werden; und am Ende ſoll das Kind doch das Lehrgeld wieder erſtatten, wenn es auch alles Böſe gelernt hat, nur kein Handwerk nicht. Es geſchieht hier oft Himmelſchreiendes.

In den Städten geht es eben ſo ſchlimm, wenn auch aus anderen Gründen. Hier wachſen arme Kinder entweder bei liederlichen Eltern auf, oder in Waiſenhäuſern. Bekanntlich führen liederliche Bürgersleute bei aller Armuth ein üppig Leben, ein Leben, das, wenn auch nicht alle Gelüſte befriedigt, doch eine Menge erzeugt; das meiſt arbeitslos iſt und zu einer fürchterlichen Meiſterloſigkeit führt, die ſich immer groß macht mit ihrem Bürgerrecht. So einer Haushaltung fehlt alles Ehrbare, Solide, Ordentliche und birgt dagegen eine Liederlichkeit, Schleckerei, Schlemmerei in ihrem Schooße, die gräßlich auf Kinder wirken müſſen. Wenn nirgends ein Vorräthchen iſt, daß eine Maus davon ein Mahlzeitchen machen könnte, und der Vater ſchöppelt doch wohlgemuth, und die Mutter viſitelt vergnügt, und beide marſchiren auf Maskenbälle, da kann man denken, was da Solides an die Kinder kommen ſoll; und ſolid muß ein Handwerker ſein, ſonſt giebt er einen Hudel.

Oder es wachſen die Kinder in Waiſenhäuſern in beſſerer Zucht und Sitte auf. Aber in dieſen Waiſenhäuſern, die gewöhnlich in den Städten ſind, wo die Eltern wohnen, können die Kinder ſelten weit genug von ihren ſchlechten Eltern entfernt werden. Dieſe unterhalten die Gierigkeit der Kinder, ſtopfen ſie mit den aufgebrachten Schleckereien, weiſen ſie auf gegen Zucht und Ordnung, blaſen die Luſt nach ungebundener Freiheit ſtets und ſort an. Zu dem ſind dieſe Waiſenhäuſer doch mehr oder weniger ſtädtiſch eingerichtet, Wohnung, Eſſen, Leben iſt ſtädtiſch, und der größte Theil des Lebens wird nach jetziger ſtädtiſcher Weiſe in der Schule oder doch hinter den Büchern zugebracht. Die ſtädtiſche Weichlichkeit, der ſtädtiſche Stolz werden nicht bekämpft, oder doch nicht ausgereutet, und hinter den vielen Büchern ſind die Kinder auch nicht ſtark geworden für das Leben. Findet man nun am Ende, daß ein Knabe zu dumm iſt für einen Pfarrer, ein Mädchen zu wenig hübſch für eine Gouvernante, ſo heißt es: er muß ein Handwerk lernen, es muß ſein Brot verdienen. Schon darin liegt etwas unbeſchreiblich Verächtliches, liegt ganz die gegenwärtige ſtädtiſche Verkehrtheit, welche die Handwerke und die Arbeit, durch welche ſie reich und groß geworden, verachtet, wie vornehm gewordene Kinder einfachere Eltern verachten; wie Söhne von Handwerkern zum Familienſtatut erheben können, daß keins ihrer Kinder ein Handwerk treibe. An ſolchen Statuten, an ſolcher Verkehrtheit erarmen oder und ſterben die Burgerſchaften aus.

Sollen nun ſtädtiſche Kinder hinein in die harte Werkſtätte, aus allen jugendlichen Angewöhnungen heraus, von den feinern Geſpielen, die nicht übel ſpötteln, wenn ſie den alten Kameraden zum erſten Mal im Schurzfelle ſehen, die über und über roth werden, wenn ſie die hinter einer Schneiderin mit Arbeit gehende Geſpielin grüßen ſollen, hinweg ans harte, geringgeſchätzte Handwerk, mit den weichen Händen, den ſchlaffen Armen an die harte Arbeit, mit den lüſternen oder weichen Herzen in die rohe Geſellenwelt, — ſo kann man denken, wie es ihnen zu Muth wird; kann es begreifen, warum die meiſten Städter und Städterinnen entweder ob dem Lernen des Handwerkes zu Grunde gehen, oder ſpäter am Handwerk ſelbſt; warum das ungeheure hierauf verwendete Geld meiſt ein verlornes iſt. Die vielerlei Entbehrungen, der kürzere Schlaf, die rauhere Behandlung, das Zurückziehen der früheren Kameraden, vor Allem aus die ungewohnte Arbeit, die wenige Freiheit dabei zum Genuß laſſen die wenigſten das Handwerk lieb gewinnen, in daſſelbe ſich hineinleben, es mit ganzer Seele ergreifen. Man bedenkt gar nicht, wie im 16 Jahe ungewohnten Händen die Arbeit verkömmt; wie ſie dem verweichlichten Gemüth verhaßt wird, eine Laſt bleibt, welcher man ſich ſo ſchnell möglich zu entziehen ſucht. Und wenn auch Einige den Widerwillen überwinden, des Handwerks Meiſter werden, ſo ſchwebt ihnen doch, wie den Juden das gelobte Land, das reiche, üppige Leben der Jugend vor, eine Menge alter Bedürfniſſe ſtellen ſich ein, neue tauchen auf, das Geld, über welches man Meiſter wird, wandert nicht ins Handwerk zurück, ſondern wird zum Leben verwandt, an elegante Wohnung und Kleidung und Chaisli und Schöppli; das Fundament wird weggenommen, und daraus das Dach gebaut — und was iſt das Ende vom Liede? So wurde nach und nach die Ehre des Handwerks untergraben, man ſieht allenthalben halbbatzige Meiſter und Meiſterinen, die auf Pöſtlein lauren, Zöllner oder Vorgängerinen werden möchten, auf das Burgergut ſich tröſten, den Eltern oder dem Gemeindweſen zur Laſt liegen, lüderlichem Leben ſich hingeben, das Handwerk immer mehr in Mißkredit bringen, als ob es nicht mehr ſeinen goldenen Boden hätte.

So geht es zu meiſt, wenn man ein Leben auferbauen will auf eine verwahrloste oder verweichlichte Jugend, ein ſteinern Haus auf ein ſtrohern Fundament. Es geht das Geld verloren, mit dem Gelde der gute Wille, die Barmherzigkeit. Die tauſend im Handwerk mißrathenen Kinder ſollen zeugen, daß mit ſolchen Kindern nichts anzufangen ſei, daß alle Mühe um ſie fruchtlos ſei. Nein, nein! das zeugen dieſe armen Kinder nicht, ſondern ſie zeugen, daß der Wille, ihnen zu helfen, beſſer war als der Verſtand dazu; daß man das Geld nicht ſchonte, aber das Nachdenken über ſeine Verwendung; daß man das Gute gewollt, es aber verkehrt angefangen. Sie zeugen davon, daß die Handwerkbildung nicht der Armuth an die Wurzel ſchlägt, mehr noch die Armuth fördert; daß Staat und Gemeinden, auch wenn ſie das doppelte Geld aufwenden mit den Kindern, durch das Erlernen von Handwerken der Vermehrung und Anſteckung der Armuth nicht vorbeugen können, wohl allerdings bei mehr aufgewendetem Nachdenken und geſundem Verſtand Manches beſſer machen als bisdahin, manches Ueble unterlaſſen können.

Wo alſo die Leute gewöhnlich die Hülfe ſuchen, woher ſie ſie hoffen, da iſt ſie nicht, daher kömmt ſie nicht; da iſt keine Brücke über die Kluft, welche der Armuth verpeſtet Land vom geſunden Lande wackerer Bürger trennt.

Viertes Kapitel.

Bei wem iſt die Hülfe in der Noth zu ſuchen?

Wenn auf eines ſteilen Hügels Krone die Tod ſpeienden Kanonen ſtehn, ihre blanken Röhren hinunter ins Thal ihren blendenden Schein werfen, ihre ſchwarzen Mündungen wie Drachenaugen den anrückenden Feind verſteinern, dann ruft der Feldherr die Freiwilligen vor. Er weiß, nicht das Kommandowort, nicht der Schritt und der Tritt nach Geſetz und Takt ſtürmt den Hügel, nimmt die Kanonen, ſondern nur entfeſſelter, kühner Muth, der frei ſprudelt aus kühner Bruſt.

Und was kein Königswort erzwingt, vermag die Liebe. Die Liebe treibt um ihr Kind die Mutter in den wüthenden Strom, in die praſſelnde Flamme; die Liebe ſtürzte Winkelried in die Lanzen und brach der Freiheit eine Gaſſe; die Liebe führte den zum Tode, deſſen Name ich in dieſer Zuſammenſtellung nicht zu nennen wage, der mit ſeinem dahingegebenen Leben den armen Sterblichen den Schooß des Vaters öffnete. Hier müſſen auch Freiwillige vor in kühnem Muth zu kühnem Thun: ſie müſſen vorangehen mit entſchloſſener Hingebung in der feſten Ueberzeugung, daß auch hier der Glaube Berge verſetze, daß nichts dem Siege ſo gefährlich ſei, als unſicheres Wanken, als unſchlüſſiges Stilleſtehen und wieder zagendes Vorwärtsgehn.

Wenn Freiwillige aufgerufen werden in einem Heere, wem giltet der Ruf? Den Offizieren oder den Unteroffizieren, den Gemeinen zu Roß oder zu Fuß, den hintern oder vorderen Gliedern, den neuen oder den alten Regimentern? Da frägt man nicht, ſieht nicht den Nebenmann an, winkt nicht dieſem, daß er gehe, ſteht wieder zurück, wenn jener nicht vortritt; da ſchützt kein Offizier ſeine Epaulette vor, kein Soldat zerriſſene Schuhe: wer in ſeiner Bruſt den Muth fühlt, an den der Ruf ergangen, der ſtürzt ſich vor, Offizier und Gemeiner, ſchaart ſich zu den Muthigen: ſie ſtürmen den feuerſpeienden Hügel, ſchlagen die Feinde, erobern die Kanonen, ſetzen ſich feſt auf des Hügels Krone; dann rückt nach mit klingendem Spiel, in wohlgeordneten Reihen und gleichmäßigem Schritt durch die geöffnete Bahn das übrige Heer.

Wenn nun in unſerer Republik der Ruf nach Freiwilligen erhoben wird, der verderbendrohenden Armuth entgegen zu ſtehen und ſie zu bewältigen, wem giltet der Ruf? Er giltet allen Chriſten im Ländchen, er giltet allen, die Liebe haben zu dem Ländchen. Er giltet den Regenten aller Arten, aller Sorten. Wie kein Offizier einen Schuß Pulver werth iſt, der zu vornehm oder zu feig zum Freiwilligen iſt, ſo iſt kein Regent einen Kreuzer werth, der nicht auch außer dem Kreiſe ſeines Amtes zu Allem bereit iſt, wo er das Heil des Landes fördern kann. Iſt er nicht bereit dazu, ſo iſt er weder ein Chriſt noch ein treuer Bürger. Nur ein Thor oder ein Selbſtſüchtling kann glauben: in bezahlten Aemtern ſeine Pflicht thun entbinde von allen übrigen Chriſten- und Bürgerpflichten. Wer dieſes meint, taugt nicht zu einem Regenten eines chriſtlichen Landes.

Es giltet aber auch allen Regierten. Gerade ſie ſollen als Chriſten und als Bürger freudig die Gelegenheit ergreifen, neben der Arbeit für ſich und ihr Haus auch für das allgemeine Wohl nach Kräften mit zu wirken, es zu beweiſen, daß das das glücklichſte Land ſei, wo Alle aufrichtig Theil nehmen am Glück deſſelben; daß das das chriſtlichſte Land ſei, wo Jeder im Glück des Andern das eigene ſucht. Dieſes auch iſt die wahre und einzige Centraliſation, die einer Republik heilſam iſt, die Vereinigung aller freien Kräfte freier Bürger zu des Vaterlandes Heil. Es iſt wiederum merkwürdig, daß man meint, nur wenn die Kanonen donnern, nur wenn Feinde durch die Berge brechen, müſſe man zuſammen ſtehen zu Noth und Tod und einig ſein in der Schlacht. Wenn der Feind verſchwunden ſei, da könne man wieder auseinander gehen, die vereinten Kräfte auseinander wiſſen, bis wieder Kanonen donnern, bis wieder Feinde durch die Berge ſtürzen. So will man im Großen treu ſein und kann es am Ende doch dann nicht, weil man nicht im Kleinen treu war. Es giebt zu jeder Zeit Anforderungen, zuſammen zu ſtehn, Uebel, die nur vereinten Kräften weichen: aber da will Jeder für ſich ſein, da erkennt man das Gemeinſame in dem Beſondern nicht, da trennen ſich die Herzen; darum finden ſie ſich dann in der Noth auch nicht, trauen ſich nicht, helfen ſich nicht, wenn die Kanonen donnern. Zu einer ſolchen Centraliſation der Kräfte gegen ein gewaltiges Uebel rufe ich daher jetzt im Frieden auf, damit der Feind im Kriege auch vereinte Kräfte finde: vereinte Herzen geben hundertmal mehr Kraft als hundert über einen Leiſten geſchlagene Verfaſſungen bei getrennten Herzen.

Der Ruf giltet Allen zu Stadt und Land. Auch zwiſchen beide hat ſich ſo manches Trennende gelegt im Laufe der Jahre, hat ſich aufgehäuft in der Brandung der neuen Zeit, daß es Noth thut, Brücken zu bauen über die Klüfte und Gelegenheit zu geben, einander in der Liebe zu erkennen. Gar Mancher kömmt uns feindſelig und haſſenswerth vor, wenn wir ihn nur von ferne ſehen, nur vom Hörenſagen kennen, und bringt uns die Verſehung an ein gemeinſames Werk, ſo erwarmen unſere Herzen in der Liebe und werden einig für immer. Bietet ſich nun wohl den Stadt- und den Landbewohnern eine ſchönere Gelegenheit dar, ſich zu vereinigen in der Liebe, als die vorgeſchlagene Centraliſation der freien Kräfte gegen die wachſende Armuth? Man muß es den Städtern nachreden, ſie ſind erwachet, ſie begreifen die Gefahr, ſie erheben ſich gegen ſie. Die in den Städten ſo fürchterlich anwachſende Armuth der vor der Noth in die Städte geflüchteten Landbewohner, ihre Bildung, welche ihnen überall die gleichen drohenden Merkmale vor Augen ſtellt, haben ſie erweckt, und ſie ſind nicht unthätig geblieben, ſie haben Werke der Liebe gethan, haben nicht gefragt: ob ein Bedürftiger ein Mitburger ſei oder nicht; ſie unterſchieden nicht, wie die Phariſäer zwiſchen Judäern, Galiläern oder Samaritern, ſie ſind über die Grenzen des Bürgerziels gegangen. Sie werden ſicher auf dieſen Ruf hören, hören und prüfen, wozu er ruft. Auf dem Lande iſt der Blick viel beſchränkter, man ſieht gar zu oft nur das Nächſte, und von dem, was jenſeits einem Walde liegt, hat man ſchon keine Vorſtellung mehr. Man vermag gar oft nicht zu urtheilen über die Folgen einer Urſache, vermag nicht zu erkennen, wie eine begonnene Sache in der nächſten Tage Lauf ſich geſtalten muß.

Weil zum Urtheil die Einſicht fehlt, ſo urtheilt das Mißtrauen, verwirft daher alles Ungewöhnliche, alles Neue, von dem der Großätti und das Großmütti nicht bereits geredet haben hinterm Spinnrad, hinterm Ofen hervor. Zu dem ſind eben auf dem Lande die gezwungenen Allmoſen, die Tellen. Da erwahret ſich wiederum: daß Gott die Sünden der Väter an den Kindern ſtraft bis ins dritte und vierte Geſchlecht und hier vielleicht noch länger. Zu dem muß der Landmann noch gar Vieles freiwillig geben, er mag faſt wollen oder nicht. Gewohnheit, die Angſt vor böſem Ruf zwingen ihn dazu; er überſieht auch die verſchleuderten Gaben nicht, bedenkt ihre Bedeutſamkeit nicht. Zu dem geht es hart, Geld auszugeben, das hart hielt, bis es in die Hände kam; der Kaufmann, dem das Geld in beſtändigem Fluß durch die Finger rollt, der Kapitaliſt, der höchſtens Mahnbriefe zu ſchreiben hat, geben viel leichter Geld aus. Aber ſicher werden auch ſie den Ruf vernehmen und ihm immer freudiger gehorchen, je deutlicher man ihnen vor Augen ſtellt, wozu man ruft. Sie werden es immer klarer faſſen, wer Hülfe wolle, ſei es von Gott oder von Menſchen, der müſſe ſelbſt nach ſeinen Kräften mithelfen. Es ſind aber auch bereits auf dem Lande Viele erwacht, ſehnen nicht nur begierig nach der Hülfe ſich, ſondern haben ihre Hände und Herzen geöffnet zu reichen Gaben und ſind ſicher zu noch reicheren bereit; ſie beweiſen es, daß man auf dem Lande die Freiheit nicht bloß zum Anlaß dem Fleiſche benutzen will.

Der Ruf giltet jeder Anſicht, jeder Farbe, allen Separatiſten, politiſchen und religiöſen, und namentlich den ſogenannten Frommen, bei denen gerne der Glaube feſt ſich ſtellt, und der auch von Haus zu Haus getragen wird, daß es Sünde ſei, denen zu helfen an einem gemeinſamen Werk, die mit ihnen nicht gleicher Anſicht ſeien, nicht die gleichen Floskeln mit ihnen im Munde führen. Denkt man da auch eigentlich daran, daß man damit recht eigentlich Jeſus verläugnet, der in ſeinem Gleichniß vom barmherzigen Samariter, der den Juden nicht erſt bekehrt haben will, ehe er ihm hilft, die entgegengeſetzte Lehre ſo ſcharf ausdrückt?

Der Ruf giltet Schwarzen und Weißen. Sie wollen beide ja nur das Vaterland lieben; iſt Streit, ſo ſoll ja nur der ſein: weſſen Liebe die größere, die aufrichtigere ſei. Wohlan, hier mögen ſie ſtreiten und wetteifern, entfalten im Frieden ihre Vaterlandsliebe, nicht bloß in den Zeitungen, wo ihr Kampf faſt dem Kampfe gleich wird zweier Marktſchreier, die einander gegenüber ihre Bühne errichtet haben, und wo jeder lauter als der andere zu ſchreien ſucht, ſeines Beutels wegen.

Wer den meiſten Antheil nimmt an des Landes Noth, nie darüber witzelt und ſpottet, am treuſten hilft in derſelben, der ſei mir auch der Liebſte, der trage den Preis davon.

Alle dieſe möchte ich zu dem großen Werke zuſammenrufen, möchte, daß darin alle Separationen aufgiengen. Es muß ein Nationalwerk ſein, wenn ſo recht ſchön und herrlich gelingen ſoll; ein Nationalwerk nun wird nur von Nationalſinn geboren. Es iſt ein Werk, das unendlich großartiger iſt, als alle Brücken der Welt, als alle Palläſte der Könige; deſſen Ausführung viel ſchwerer iſt, als Bogen zu ſprengen, als Steine auf einander zu thürmen. Es iſt ein Werk, an dem die Weiſen dieſer Welt ihre Weisheit verſchoſſen haben ohne Frucht; das dem Lande, in dem es aufgerichtet wird, den Segen Gottes herabzieht; das denen, die Hand an daſſelbe gelegt, nicht Ordensbänder, aber Gnadenblicke Gottes gewinnen wird. Dieſes Werk zu bauen iſt kindlichen Gemüthern gegeben, welche den Glauben in ſich tragen, daß die Liebe Alles vermöge. Es iſt daher nicht nur ein Nationalwerk, an welchem Worte ſich Einige ſtoßen möchten, ſondern es iſt ein bedeutender Theil der Aufgabe, welche dem Chriſten gegenüber ſeinen Brüdern geworden iſt. Es iſt ein Streben nach der Ausbreitung des Reiches Gottes, dem nicht nur äußerliche

Glieder zu gewinnen, ſondern deſſen die Herzen theilhaftig zu machen ſind, und nicht nur jenſeits des Meeres, ſondern rund um uns. Dieſes Werk iſt die Ueberwältigung der Armennoth oder die Entſumpfung derſelben, ſo daß das Peſtartige derſelben aufgetrocknet, entfernt, der Schlange der Giftzahn ausgebrochen wird.

Dieſes Werk kann nur von Chriſten unternommen werden. Ich glaube hinlänglich bewieſen zu haben, daß die hauptſächlichſte Quelle der Armennoth nicht eine äußerliche iſt, nicht Mangel an Arbeit — man klagt über Mangel an Arbeitern, nicht Theurung, nicht Mangel an Geld überhaupt, ſondern eine innerliche: ein verdorbener, verſunkener Sinn, gelähmte, unentwickelte Seelenkräfte, ſo daß die Leibeskräfte nie zu freudiger, freier Thätigkeit kommen, daher eine vollkommene innerliche Untüchtigkeit der Eltern, ihre Kinder zu Menſchen zu machen, ein ungehindertes Entwickeln des Thieriſchen im Kinde. Das Uebel muß daher von innen angefaßt werden, Maßregeln und Geſetze helfen da wenig; es muß hauptſächlich in dem Zuſtande angefaßt werden, in welchem es am leichteſten zu heben iſt, d. h., ſo früh, als möglich. Ich will zwar nicht ſagen, daß man ſpäter an den Alten nichts verſuchen ſoll. Es ſollen ihnen die Seelſorger auch nachgehen und an ihnen das Wort Gottes verſuchen, aber ſie mögen ſich nicht täuſchen laſſen, als ob es bei allen guten Boden gefunden, die: Herr! Herr! ſagen. Eine gute Frau gab jedem Weibe, das des Sonntags eine Predigt beſuchte, 6 Kreuzer; beſuchte es zwei, ſo konnte es noch mit ihr z'Abe trinke. Sie fand für das viele Weiber, aber wenige waren fromm.

Aber zum Kinde, dem hülfsbedürftigen, das keine Liebe auf Erden empfängt, oder das von aller Liebe verlaſſen worden, ſoll die Liebe treten, ſoll dem armen Kinde Gotte und Götti ſein. Dieſes Verhältniß war in unzähligen Fällen ein heilbringendes, beſonders auf dem Lande. Der Name „Gotte und Götti“ tönt ganz eigen in den Herzen wieder, übt darin eine Gewalt, welcher man ſich kaum bewußt wird. Ein Beobachter wird in der Behandlung eines Götti, oder eines Güterbuben eine große Verſchiedenheit bemerken, aber eine noch größere in der Geſinnung der Betreffenden, welche beſonders im Ton der Stimme kenntlich wird.

Nun aber haben eben nicht alle Kinder Gotte und Götti, die ſich ihrer annehmen können: namentlich arme, namentlich uneheliche Kinder nicht. Die haben gar zu oft bezahlte Gevatterleute, die nur der Form wegen am Altare Gottes ſtehen, ſich zu nichts verbunden achten, das Kind als ein fremdes betrachten für und für. Eine Uebung, die, beiläufig geſagt, nirgends geduldet werden ſollte; ſie iſt ein Hohn des Heiligen.

Da, meine ich nun, ſolle die ganze Gemeinde, d. h. die Gemeinde Gottes und nicht die bürgerliche, Gotte und Götti ſein dem kleinen Chriſtenkinde. Iſt doch auch die Gemeinde zugegen, wenn es getauft wird, bildet eigentlich den größern Kreis der Taufzeugen, iſt zu Brüdern und Schweſtern dem Kleinen geweiht. Dieſes erkennt man ja auch an vielen Orten auf dem Lande in alter, ſchöner Sitte noch an. Kaum iſt da das Kind als Schweſterchen oder Brüderchen der Gemeinde vorgeſtellt worden, ſo kommen die Freundinen, die Nachbaren, Andere in weiterem Kreiſe herum und bringen der Wöchnerin, welche das Kindlein zur Welt gebracht, freundliche Gaben, Zeichen der Freude und Theilnahme. Sie bringen dem Mutterherzen, dem Säugling, der vom warmen Mutterherzen in die rauhe Welt verſetzt iſt, den freundlichen Troſt: daß die Mutter nicht kümmern ſolle; der arme Kleine ſolle noch gar manche warme Bruſt finden, wo er ſich bergen könne in den rauhen Stürmen der kalten Welt. Und wenn dieſe Gaben gebracht ſind, dieſe freundlichen Zeichen, ſo geht man heim und hat genug gethan: hat das Zeichen für das Werk genommen, wie leider noch ſo oft in andern Dingen. Wenn dann die Muttermilch verſiegt, wenn die Mutterbruſt erkaltet: wo ſind dann die Herzen zu den Händen, welche die Zeichen dargebracht? Ach! da finden ſich die Herzen ſelten mehr, da kömmt nur das Almoſen, das kalte, unwillige, herzdurchſchneidende; an ihm wärmt das kleine Herz ſich nicht, an ihm wächſt es nicht auf zum Himmel: an ihm ſättigt ſich nur der Hunger, entfaltet ſich nur das Thier mit all ſeinem gierigen Sinn: je nahrhafter das Almoſen war, deſto wilder und kräftiger wird das Thier. Wenn in der Mutterbruſt die Liebe verſiegt, dann iſt dem Kinde für ſein Lebenlang der Quell der Liebe vertrocknet, ſprudelt ihm nimmer wieder aus freundlichen Augen entgegen, aus warmen Herzen empor, und nur in der Liebe zärtlichem Hauche bildet im Menſchen der Engel ſich aus.

Darum bleibe man doch auch da nicht beim Zeichen ſtehen, ob welchem Stehenbleiben Millionen verloren gehen, ſondern es werde die Gemeinde Gottes im eigentlichen chriſtlichen Sinne Gotte und Götti armen hülfloſen Kindern, mache es ſich zur heiligen Aufgabe, ſo viel derſelben ſie faſſen kann, an der Hand der Liebe dem Herren zuzuführen. Und wer einſt denkt, vor dem Herrn zu erſcheinen, von ſeiner Liebe Gnade möchte, reihe ſich an dieſe Gemeinde Gottes, ſammle ſich um den heiligen Altar, auf dem man dem Herrn heilige Opfer bringen will im Geiſte und in der Wahrheit — Kinder! Kinder, nicht zum Anbrennen mit irdiſchen Flammen, wie man dem Moloch ſie brachte; Kinder zum Entzünden mit ſeinem heiligen Geiſte, daß ſie in froher Begeiſterung aufſlodern, dem Herren zu dienen ihr Lebenlang.

Und wenn man mich nun frägt, ob ich denn mit dieſen vielen tönenden Worten meine, daß ſolche Kinder zu ſich ins Haus nehmen ſolle, wer an dem vorgeſchlagenen Werke Theil nehmen wolle: ſo muß ich ſagen, daß das nicht meine eigentliche Meinung iſt.

Allerdings möchte es für Viele ſelbſt eine Wohlthat ſein, wenn ſie ſpäter errettete Kinder in ihr Haus aufnehmen können: aber nun ſie ſelbſt zu erretten, taugt doch gar Mancher nicht, taugt gar manches Haus nicht. Wohl mögen Einzelne ſich befähigt fühlen dazu und befähigt ſein, es mögen ihre äußern Verhältniſſe dazu paſſen, aber im Allgemeinen wird dieſes doch ſeltener der Fall ſein.

Gar viele Menſchen haben ein weiches Herz, aber keine Hand zum Erziehen. Gott hat ihre Hand dem Herzen gegeben als Spenderin von Liebesgaben, aber ſie iſt viel zu weich, Dornen auszuziehen, ein Diſtelfeld zu ſäubern, harten Boden umzuackern. Ihre weiche Hand würde mit dem an rauhes Leben gewöhnten Kinde nicht auskommen: ihr weiches Herz würde an gar mancher Ecke blutig ſich ritzen, die Ecke aber nicht abſtumpfen, nur ſchärfen. Auch wohnt in ſolchen Herzen nicht immer die andauernde Kraft, die Länder urbar macht, Moräſte entſumpft, Menſchen aufrichtet und aufrecht erhält. Solchen Herzen fehlt mit der Hand gar oft das Auge, das ſcharf ſieht, ſich nicht blenden läßt, aber auch nicht ſchnell aus Eckel ſich abwendet, das durch Schein und Schmutz auf den Grund zu dringen vermag.

Gar viele Menſchen haben ferner ein Haus, in welches arme Kinder nicht taugen. Es iſt gar ſchön, dieſes Haus, reich geziert, mit allen Bequemlichkeiten ausgeſtattet; weich ſind die Betten, köſtlich das Eſſen, kurz der Tag, lang die Nacht. Als ob eine eigene, nie ſchlummernde Vorſehung für daſſelbe beſtimmt ſei, iſt in Hülle und Fülle immer für Alles geſorgt. In ſolche Häuſer gehören arme Kinder nicht zur Auferziehung, ſolche Häuſer machen ſchwach, und ſtark für das Leben müſſen arme Kinder werden. Um ſtark zu werden, muß man ihnen Entbehrungen an die Bruſt legen, und die Entbehrung muß, ohne daß ſie es wiſſen, als Gewohnheit an ſie kommen, ſo daß ſie ihnen Bedürfniß wird, daß ſie entbehren können unbeſchwert, wie der Apoſtel Paulus ſagt. So in einem Hauſe weiß man aber meiſt gar nicht, wie viel Ueberflüſſiges man hat, wie viel davon der Aermere nicht hat, ohne daß er deßwegen im mindeſten zu bedauren wäre. In den theuren Jahren kam eine arme Frau zu einer Frau Landvögtin, klagte ihr gar nöthlich ihre Noth: „und nicht einmal mehr Erdäpfel haben wir, denket doch, Frau Junker Landvögtin!“ ſagte ſie. „Aber, meine gute Frau“, ſagte die Frau Junker Landvögtin mit weiſem Geſicht: „Eh, eh, ich wollte doch nicht ſo jammern! Wir ſind auch ſchon manchmal ausgekommen mit den Erdäpfeln, aber man muß ſich immer zu helfen wiſſen, meine gute Frau. Wenn ihr keine Erdäpfel habt, ſo machet öppe ein Apfelmüßli, oder einen Eiertätſch, oder eſſet es Bitzli kalte Bratis aus dem Kuchiſchäftli. Mi muß nit ſo meiſterloſig ſy und meine, mi müß geng Erdöpfel ha; mi muß ſi öppe lere i d' Sach z'ſchicke und z'eſſe, was da iſt!“

Auch weiß man in ſolchen Häuſern meiſt gar nicht, was es heißt: entbehren, was man einmal gewohnt iſt; ſie haben das nie erfahren. So in der Theorie ſcheint das gar leicht, und gar leicht iſt es geſagt, man müſſe ſich nach der Decke ſtrecken. Aber dieſe Leute haben ihre Decke nie gewechſelt, und die Decke, nach welcher ſie ſich ſtrecken, iſt ſo lang und breit, warm, bequem, ſolid, daß es gar behaglich ſich darnach ſtrecken läßt. Wenn man aber käme mit einem kurzen, dünnen, ſchmalen Deckeli: was für Augen würden dieſe Leute machen, und wie würden ſie frieren, zappeln, ſchreien unter einem ſolchen Deckeli, das manchem armen Menſchen wie ein Herrenbett vorkäme! Dann erſt würden ſie begreifen, wie unglücklich man Kinder mit zu weichen und reichen Angewöhnungen macht. Man muß nicht in Baumwolle einwickeln, was ſpäter nackt an die Winde des Lebens ſoll, ſo wenig als man Kinder an Soireen und Societäten gewöhnen darf, die ſpäter Hausmütter werden ſollen.

Man möchte vielleicht meinen, in ſolchen Häuſern könne man ſich auch an Entbehrungen gewöhnen, indem man ihnen nur das Anſehen läßt, nicht das Genießen, wie man z. B. in gewiſſen Häuſern die Lehrer Erdbeerenſchnitten eſſen ließ, während man die Knaben mit Mangoldkraut (penuria greme, wie ſie es hießen) abfütterte. Das heißt aber, auf das Gelindeſte geſagt, ein muthwillig Spielen mit kindlichen Naturen; bei manchen Naturen aber ein boshaftes Reizen, ein Quälen, wie es ſich die alten Griechen in der Hölle dachten, wo ſie einen durſtigen und hungerigen Mann mit dem halben Leibe in ſchönem, klarem Waſſer ſtehen, über ihn einen von herrlichen Früchten niedergebeugten Baum hangen ließen: wollte er trinken, ſo ſenkte ſich das Waſſer tiefer und tiefer, er konnte es nimmer erreichen; wollte er eſſen, ſo hoben ſich die Zweige mit ihren Früchten höher und höher, zum Munde brachte er nimmer eine Frucht. Wenn auch reiche Kinder nicht immer alle Genüſſe der Eltern theilen, ſo tröſten ſie ſich mit der Zukunft, wenn ſie auch groß ſeien; und hinwiederum gewähren ihnen die Eltern beſondere kindliche Genüſſe, ob denen ſie füglich die elterlichen vergeſſen können.

Dem Geſinde ſie zutheilen könnte man jedenfalls nicht.

Die meiſten Dienſtboten würden ſie mißbrauchen: ſie einweihen in ihre Gezänke und Ränke, oder aber ſie haſſen und verfolgen, je nachdem das Kind näher zu ihnen ſtünde, oder näher zu ſeinen Pflegeeltern. Ueberhaupt würde ſich an den meiſten Orten das eigentliche magiſche Band, welches den Götti zu dem Götti zieht, nicht bilden wollen, weil beide ſich zu ferne ſtünden, es ſei denn, das Kind würde bewußtlos aufgenommen.

So können die Meiſten wohl das Werk der Liebe nicht ſelbſt ausführen, können nicht ſelbſt Hand anlegen, ſie müſſen eine Stellvertretung ſuchen, die das vollführt, was ſie wollen und nicht können: arme Kinder auferziehen, daß ſie ſtark werden für das Leben, tüchtige Bürger des Gemeindweſens; daß ſie aber auch geziert werden für den Himmel, treue Mitmenſchen, fröhliche Kinder Gottes, würdige Erben deſſen, was Gott den Frommen ſchon vor der Welt Beginnen zubereitet hat.

Dieſe Stellvertretung iſt vielleicht der ſchönſte Gedanke, der in dieſer Zeit ausgeſprochen wurde: einer der edelſten Menſchen wurde von Gott gewürdigt, ihn zu empfangen, ihn auszuſprechen; aber wie Moſes ſah er ſein Kanan nicht, er mußte in der Wüſte ſterben.

Es ſei mir vergönnt, dieſen Gedanken darzuſtellen, wie er mir vorkömmt im Verhältniß zu unſerer Zeit.

Fünftes Kapitel.

Die Hülfe in ihrer ideellen Geſtalt.

Es geht ein eigener Geiſt durch die Jahrhunderte, Denkmäler ſich bauend, Opfer fordernd von der durch ihn beherrſchten Menſchheit. Es löſen dieſe Geiſter ſich ab in den Jahrhunderten, jeder giebt ſeiner Zeit eine eigene Färbung:

Zeitgeiſt nennen die Menſchen einen ſolchen Geiſt.

Vor tauſend Jahren ſchwebte dieſer Geiſt wie eine dunkle, majeſtätiſche Gewitterwolke über der Erde; zitternd ſchaute der

Menſch zu ihr auf, er ahnte Gewaltiges in ihrem Schooße; aber ob es der Welt Zerſtörung ſei oder ihre Verherrlichung, wußte er nicht. In demuthsvoller Andacht thürmte der Menſch heilige Dome auf, baute düſtere Klöſter in die Wüſten, Sühnopfer dieſem Geiſte. In des Domes heiligem Halbdunkel, in der Klöſter ſchauerlicher Einſamkeit ſuchte der Menſch ſeinen Gott, entſagte der Welt, damit er nicht untergehe mit der Welt. Wie oft die ſchwärzeſte Wolke roth ſich randet in der Sonne Schein und in ihrem rothen Scheine die Erde verklärt, oft zunächſt vor der Gewitter Ausbruch, ſo leuchtete aus dieſer finſtern Andacht hervor der gewaltigſte Muth, die herrlichſte Liebe; es kämpfte dieſer Muth ſich bis zum heiligen Grabe, es gab die Liebe ſich ſelbſten hin in heiliger Begeiſterung.

Kein Haupt war zu hoch, vor dem Kreuze ſich in den Staub zu beugen; kein Leib zu edel für ein härenes Gewand; keine Hand zu fürſtlich, den Armen die Füße zu waſchen. Wie oft aus dem fürchterlichſten Wolkenberg der befruchtendſte Regen ſprüht, der Regen der Wolke Nacht verſilbert, an ihrer Stirne in ſeiner Farbenpracht der Bogen Gottes ſich wölbet und über das Gemüth den Frieden bringt, daß kein Sturm, keine Nacht ewig ſei; daß der Sturm das Leben, die Nacht den Tag gebären müſſe: ſo ſproßten um die düſtern Klöſter Blumen auf und Bäume. Zum Garten ward die Wüſte durch klöſterlichen Fleiß und klöſterlichen Frieden; und in himmelanſtrebenden dunkeln Münſtern erklang es wie Engelchor, es ſtiegen die Himmliſchen auf und nieder in herrlichen Bildern. Als ob er im Vorhofe des Himmels ſei, ward dem Menſchen im heiligen Münſter; vor dem düſtern Geiſte ſank er in tiefer Andacht nieder, und der düſtere Geiſt ward ihm zum Engel des Friedens, der des Vaters Frieden ſenkte in des ſündigen Beters bewegte Bruſt; und dieſer Geiſt brachte nicht den Untergang der Welt, ſondern Licht und Ordnung in die Welt.

Aber dieſer Geiſt ſchien, wie er die Erde befruchtend mehr und mehr aus ſeinen heiligen Schatten heraustrat, ſich ſelbſt mehr und mehr zu verweltlichen. Um ihn zu ſuchen, richtete der Menſch ſeine Augen immer weniger dem Himmel zu, ſondern nach irgend eines Menſchen Haupte, ſetzte dieſem, um ihm das Menſchliche zu nehmen, eine Wolke aus Haaren auf's Haupt, mit Puder geſchwängert. Dieſem Geiſte baute man lange, lange viereckigte Schlöſſer, umgab ſie mit rechtwinklichten Gärten, bepflanzte dieſe mit Bäumen und hieb den Bäumen die Kronen ab; zog Blumen auf und beſtrich ſie mit Pommade; beſprengte ſie mit Eſſenzen; erbaute ungeheure Kaſernen, nebendran Spitäler; brachte die eigenen Kinder zum Opfer dar in den Schlöſſern und Kaſernen und ſah ſie ſterben in den Spitälern; nannte Gott den Höchſten, den ſiechenden Landesfürſten den Allerhöchſten, den donnernden Landvogt gnädig und forderte von Gott das tägliche Brot als eine Schuldigkeit. Es hatte ſich ein düſterer, ſchwühler Tag über die Erde gelagert. Den Himmel ſah man nicht mehr, ſeine freien Lüfte fühlte man nicht mehr; im Schweiße keuchten die Menſchen an des Tages Arbeit oder unter der Perrüken heißem Dache; einen freien Gang ſah man nicht mehr, deſto längere Scharwenzel; einen freien Gedanken hörte man nicht mehr, deſto lautere Komplimente, deſto längere Titel. Darum erſtarben in den Herzen Wahrheit und Liebe, geſchahen keine Liebesthaten mehr. Geſetze der Mode oder des ſiechen Allerhöchſten regelten und beſchnitten Herzen und Thaten, wie der Gärtner ſeine Bäume.

Es iſt wunderbar, je tiefer dieſer Geiſt ſich niederläßt, deſto tiefer will der Menſch ihn haben, deſto niederträchtigere Opfer bringt er ihm. Wenn endlich der Opfernde mit ſeinen Opfern im Schlamme liegt und der verehrte Geiſt neben ihm, dann erſt richtet der Menſch ſeine Augen wieder aufwärts: denn da unten iſt's fürchterlich, da unten wird es grauſig und ſchauerlich dem zum Himmel gebornen Menſchen.

Die Häupter mit Perrüken trugen den Geiſt auch noch zu hoch. Erſt fielen die Perrüken, dann die Häupter; oder ſie beugten ſich, daß ſie nicht höher blieben als andere Häupter. Auch unter die Häupter ſank dieſer Geiſt, tief unter ſich hefteten die Menſchen ihre Augen, an des Geldes trügeriſchen Schein, an den ſchmutzigen Schaum der Luſt, an papierene Geſtalten, an ſteinerne Trümmer, an leinwandene Münſter und Menſchen, an glänzende oder üppige Darſtellungen des menſchlichen Lebens, des Laſters und der Leidenſchaft, ja an leichtfertige Sprünge leichtfertiger Beine.

An dieſe Dinge hängt man das Leben, ſetzt man das Leben, achtet ſie als des Lebens Höchſtes, als des Daſeins Zweck. Ihnen baut man nun Tempel, bringt ihnen Opfer aller Art, das Leben ſelbſt. Baut ihnen Börſenhallen, eine mächtiger als die andere, fürchterliche Denkmäler fürchterlicher Schwindelei; baut Schauſpielhäuſer dazu und Tempel, der thieriſchen Luſt geweiht; ſchmückt ſie mit erfinderiſcher Pracht — und in dieſer Pracht gebehrdet der Menſch, das erſte Weſen der Erde, wie ein Thier ſich, der Menſch ein Thier, das einzig Häßliche im glänzenden Pallaſte.

Man verehrt Schauſpieler, Menſchen, die fremdes Leben zur Schau zu ſtellen ſuchen, wie Götter, während ſie oft das eigene Leben im Kothe wälzen; man entbindet ſich aller Geſetze, bildet das eigene Leben ihrem entbundenen, wüſten Leben nach; ja, ſpannt ſich wie's Vieh vor den Wagen einer Tänzerin, Einer, die ihre Beine zu gebrauchen weiß, wie ein Ziegenböcklein, eine Bachſtelze, ein Eichhörnchen; vergöttert ſie mit Schrift und Wort; treibt das gleiche ſündige Spiel mit denen, die zu trillern wiſſen und zu ſchmettern, daß ein natürlicher Menſch Bauchweh kriegt, und vergißt ob den ſprungfertigen Beinen und ſeltſamen Tönen Gott und die eigene Seele. Baut herrliche Hallen menſchlichen Kunſtgebilden aller Art, verſenkt in dieſe Gebilde ſein Leben, macht ihre Schöpfer zu ſeinen Götzen, Schöpfer, deren Leib oft einem Schweine gleicht, deren Leben eine ſchmutzige Darſtellung eines ungewaſchenen Schweines iſt. Wie man ehedem mit Königen und Fürſten, die man jetzt in allen Blättern aushunzt, als wären ſie in keinen Schuh mehr gut, ſündige Abgötterei trieb, treibt man ſie jetzt mit Künſtlern, Malern, Bildhauern, Schauſpielern, Thierbändigern, Tänzern, beſonders Tänzerinen ꝛc. Und merkwürdiger Weiſe ſtehen an der Spitze dieſer Abgötterei die ausgehunzten Könige und Kaiſer, Fürſten, Herzoge und gräfliches Zeug; opfern dieſen Götzen das Mark ihres Landes; laſſen in der bitterſten Noth Kranke ſchmachten, Greiſe hungern, Sieche arbeiten, um einer Sängerin den Hals zu ſalben; laſſen Tauſende verhungern, auswandern, am Leben verzweifeln, um einer Tänzerin die Beine zu vergolden. Dieſem kaiſerlich königlichen Unſinn taumeln in angeborner Unterthänigkeit die Unterthanen nach, ſchreien Lob und Preis in allen Tönen, ſchauen in wahrhaft grauſenhafter Verblendung zu dieſen Götzen auf, wie zu Vorbildern, und wenn ſie auch nicht wie die Malibran ſingen können, ſo möchten ſie doch à la Malibran coiffirt ſein! Herrgott! und wenn ein muthiger Mann dieſen heidniſchen Unſinn Abgötterei heißt und mit Recht ihn züchtigt, wie zu Berlin neulich geſchah, ſo erhebt ſich ein Geſchrei, wie wenn man im Frühling einen Stein in einen Moraſt voller Fröſche wirft; und dieſes Geſchrei zeuget auf eine furchtbare Weiſe für die Verſunkenheit der Schreier, und die Schreier merken es nicht. Und dieſe Schreier heißen ſich die Gebildeten, und dieſe Gebildeten wiſſen es nicht, daß dieſe Abgötterei mit den Künſten immer dem Untergang der Reiche vorangegangen iſt. Dieſe Abgötterei tobt Gottlob! außer unſern Grenzen, und nur wenige Spuren derſelben drangen herüber zu uns, Häubchen à la Vial z. B. und ſchriftliche Verſuche, das Publikum künſtleriſch zu enthuſiasmen; doch bis dahin nahm man es Gottlob noch kaltblütig.

Dieſes ſind nicht Worte eines Zeloten oder eines frömmelnden Träumers. B'hüt is Gott davor! Jeremias Gotthelf iſt kein Zelot, kein Träumer, aber er iſt ein Schweizer, hat gerne jedes Ding an ſeinem Ort, nicht um's ganze Haus herum den Miſt, nicht bei einander Stall und Wohnung, nicht in einem Schauſpielhauſe den Himmel; er will kein Spazierſtöckchen als Schlachtſchwert, keine Tänzerin als Göttin; er läßt nicht gelten Tändelei für Lebensernſt, nicht Kunſtſinn ſtatt Chriſtenſinn, nicht künſtleriſche Fertigkeit als Gottähnlichkeit.

Alle Menſchen ſind hochgeboren: denn alle ſind Gott verwandt, alle tragen in ſich ſchöpferiſche Kraft. Jeder ſchaffet in ſich, ruft Vorſtellungen hervor, Gedanken ſteigen auf fort und fort, Träume drängen ſich durch die Seele, eine eigene innere Welt geſtaltet im Menſchen die nie ruhende, die immer ſchaffende Seele.

Dieſe innere Welt, das Allerheiligſte im Menſchen, iſt die unſichtbare Werkſtätte, aus welcher das äußere Leben trittet; ſie zeuget auch vor Gott über des Menſchen Werth und Bedeutung. Dieſer innern Welt werden die Menſchen mehr oder weniger ſich bewußt; Vieler Leben iſt nur ein Traum, aber Jedem iſt der Trieb angeboren, äußerlich darzuſtellen, was unſichtbar ſich in ihm regt. Aus dem Gedanken Gottes heraus trat die Welt in ihrer Herrlichkeit. Nun ſtelle ich allerdings die am höchſten unter den Menſchen, die mit Bewußtſein etwas darſtellen wollen im Leben, die es vermögen, das innerlich Erſchaute anſchaulich vor Andere zu ſtellen; und um ſo höher ſind ſie zu ſchätzen, je vollendeter ihre Darſtellung iſt. Sie ſtehen weit höher als die, welche ſich Genüſſe träumen und nach Erfüllung dieſer Genüſſe jagen; welche ſich reich wünſchen und nach dieſem trachten von ganzer Seele, mit allem Gemüth. Nun fängt mir die Reihe der Darſtellenden ſchon an bei Hans Uli, der einen Zaun macht; und wie er die Stecken ſtellt und verbindet, verkündet mir, ob der Zaun aus ſeiner innern Anſchauung hervorgetreten ſei oder nicht, ob er Kraft habe, das Innerliche äußerlich zu machen. Ja, wahrlich, ich habe in manchem Zaun mehr Geiſt gefunden, als in manchem Buche. Je ſchöner, vollendeter die Gebilde der Gedanken heraustreten in die Welt, deſto höher ſteht der Schöpfer, deſto näher dem, deſſen Gedanken Geburten von Welten ſind; dieſe Gebilde mögen nun heraustreten in die Welt als in Schrift verkörperte Gedanken, oder als in Stein oder auf der Leinwand erſchaffene Geſtalten.

Wer die Regungen des Herzens, den Sturm der Seele kann herausflattern laſſen in die Welt als bewältigende Töne, verdient, behorcht zu werden; wer ein fremdes Leben in ſich aufnehmen, ſichtbar und treu daſſelbe wieder darſtellen kann, verdient Bewunderung; ja, meinethalb mag auch Eine angeſehen werden, wie ſie ihre Füße ſetzt und hebt, ihre Beine wirbelt und windet; es mag gelten als Verſuch, die Elaſticität und Schönheit des menſchlichen Körpers anſchaulich zu machen. Giebt es ja auch eine Menge Menſchen, und beſonders in den ſo genannten höheren Ständen, die ihr ganzes Leben nur mit den Verſuchen zubringen, ihren Leib ſo geziert als möglich darzuſtellen; denen dieſes Darſtellen ihre innere Welt bildet, und denen die Darſtellung doch nie zu gelingen ſcheint, denn ſie beginnen ſie jeden Morgen neu und anders: dieſe verdienen nicht Bewunderung, das ſind jammerwürdige Creaturen. Aber auch jene vorhin Genannten ſtellen nicht das Höchſte dar, ſondern nur Irdiſches, in der Welt Gegebenes. Das Höchſte, was in des Menſchen innere Welt treten kann, iſt Gott; das Höchſte, was der Menſch darſtellen kann, iſt Gott: zu der Kunſt ſind Alle berufen, unſeres Gottes Ebenbild aus uns treten zu laſſen ins Leben hinein — das iſt die höchſte Kunſt. Uns ſelbſt ſollen wir darſtellen als eine Schöpfung, die über alle andern Schöpfungen geht, die auch nicht untergeht, ſondern ins andere Leben übergeht; das iſt unſer Beruf, zu dem wir durch Chriſtus berufen ſind. Wo aber die ſo genannte Kunſt über dieſen Beruf geht, wo Jemand ob der Kunſt das Leben vergißt, da iſt Abgötterei und Götzendienſt; wer dieſes Berufes nicht achtet, mag allerlei ſein, von der Welt hochgeſtellt ſein: ein Chriſt iſt er nicht, das Höchſte verſteht er nicht. Zu dieſem Beruf iſt berufen der Kaiſer und ſeine Tänzerin, der König und ſein Maler, der Bauer und ſein Pfarrer: und wie Alle auch kaiſerlen und tanzen, königlen und malen, bauren und pfarreren mögen, es iſt all eitel und niederträchtig ihr Thun, wenn ſie ob dem ihnen eigenthümlichen Menſchlichen das allgemeine Göttliche vergeſſen — denn, wenn der Menſch leidet an ſeiner Seele, was helfen dann den Tänzern ihre Beine, dem Kaiſer ſein Reich, dem Bauer ſein Hof, dem Künſtler ſeine Gemälde und Säulen, dem Pfarrer ſeine Predigten?

Wenn nun auch unſer Volk noch nicht im Wirbel dieſer Künſtlerwuth treibt, die immer da entſteht, wo kein rechtes Leben iſt, wie Perrüken da, wo die Haare fehlen, ſo hat doch auch der Zeitgeiſt tief herunter es gezogen, in den Staub, die innere Welt verdüſtert, die darſtellende Kraft gelähmt oder verleitet. Man ſetzt das Leben an Schachern und Schinden, an Bauen und Eſſen, ſchnell Fahren und ſchöne Gartenſtecklein, an hoffährtiges Weſen, mit Kleidern und Manieren, mit Worten und Kühen, mit Möbeln und Miſthaufen, an Regenteln und

Agenteln, an Tändeln und Repräſentiren, an Viſiten und Badekuren, ans Tanzen und Leſen, an die verſchiedenartigſten Dinge: aber ſelten an das Eine, das Noth thut; im Moder ſucht man das Leben, und findet den Tod.

Es giltet ein altes Sprichwort: wenn die Noth am größten iſt, da iſt auch die Hülfe am nächſten; kann aber nicht auch ein anderes gelten für den Chriſten: daß aus der tiefſten Erniedrigung die Erhöhung hervorgehe? Ehedem weinten die Menſchen auf den Gräbern vergangener Herrlichkeit, bis ſie troſtlos verſanken in den Moder der Gegenwart; Völker giengen unter mit all ihrer Herrlichkeit, überwundene Helden ſtürtzten in ihre Schwerter.

Bewahrt nicht vor dieſem Untergange Völker und Menſchen das Chriſtenthum? Es trägt das Leben in ſich, und überwindet den Tod; dem zum Tode Matten träufelt es Balſam ein; die zu den Träbern Gekommenen führt es zurück in des Vaters Arme; den verſunkenen Sünder gebiert es neu, den ins Grab Geſunkenen ſprengt es Steine von des Grabes Thüre, ruft Leben heraus aus den Gräbern. Hört ihr nicht rufen in die Gräber hinein, hört ihr es nicht regen in den Gräbern, hört ihr nicht leiſe Lüftchen aus den Gräbern hervor, als ob da drinnen durch des Geiſtes Wehen ein neuer Geiſt geboren werde für die Erde — ein neuer Geiſt der Zeit?

Wenn das Alter durch ſeine Gebrechlichkeit in das Bewußtſein trittet, da ſehnt ſich der Menſch zurück nach den Tagen der Jugend, baut ihr in jeder neuen Stunde neue Denkmäler auf; aber das Alter wälzt er nicht von ſeinen Gliedern, es giebt ihm den Tod. Wenn ſeine Verſunkenheit, ſeine Sündhaftigkeit dem Menſchen zum Bewußtſein kömmt, ſo ſinkt er auch in ſich zuſammen, als ob er ſterben wollte, weint um die Jahre, in denen ſeine Sünde noch nicht aufgethürmt war zum Himmel: aber dieſe Traurigkeit führt nicht zum Tode, ſondern zum Leben; ſie richtet nicht vergängliche Denkmale auf der vergangenen Zeit, ſondern ſie beginnt ein neues Leben für alle Ewigkeit. So beginnen gegenwärtig Völker und Menſchen zu weinen, wehmüthig zu ſchauen nach dem Leben hinter ſich, den verſunkenen Tagen der Jugend und der Heldenkraft: aber ſie beginnen thorrechterweiſe, dieſen Vertretern vergangener Herrlichkeit und Heldenkraft Denkmäler zu erbauen auf allen Hügeln, verherrlichen die alte Zeit, die nicht wiederkehrt, vergeſſen die neue Zeit, die ſie gebären ſollten.

Und mit dieſen Denkmälern kömmt das neue Leben nicht; dieſe Denkmäler ſind nicht Leben, geben nicht Leben; ſie retteten weder die Egypter, noch die Griechen vom Untergang: denn nicht aus Stein, nicht aus Erz quillt neues Leben, ſondern allein aus des Menſchen Seele. Und eben das Verzweifeln an dieſer Seele, das ſich Zuwenden den Bildern und Säulen, den Denkmälern und Grabmälern iſt ein Verzweifeln am Leben, ein Verläugnen der Zukunft, ein aufgewärmtes Heidenthum, iſt gewaltiges Zucken der am Zeitgeiſt tief erkrankten Völker und Menſchen. Aber in Menſchen und Völkern regt unter dieſen Zuckungen ein neuer Keim zum Leben ſich. Dieſer vergißt, was dahinten iſt, ſchaut nicht in die Gräber hinein: er ſtreckt zu friſchem Leben ſich aus, er ſchaut aus dem Moder zum Himmel auf, er will lebendig zu ſeinem Gott empor, will ſich nicht klammern an todte Denkmäler, aus Stein gehauene, aus Erz gegoſſene. Wie ſchlank auch die Thürme der Münſter himmelanſtrebten, ſie blieben doch unendlich weit vom Himmel; wie hoch und weit die Kloſtermauren auch von der Welt ſcheiden ſollten, ſie ſchieden doch von der Welt nicht, hielten die Sünde nicht ab. Welt und Sünde ſetzten ſich zuletzt feſt in ihnen und trieben aus den heiligen Geiſt. Wie kunſtreich und viel beſprochen die Denkmäler dieſer Zeit auch ſind, ſie werden verroſten, verwittern, veralten; ſie werden zur Erde niederſinken, zur Strafe, daß ſie die Blicke der Menſchen nicht aufwärts, nicht vorwärts richteten, daß ſie dieſelben zur Erde niederhielten und feſſelten an die Vergangenheit.

Vorwärts in die Zukunft hinaus ſoll ſich der Chriſt ſein Denkmal bauen, ein lebendig Denkmal, das himmelan ſtrebt; das, wenn der Herr den ermatteten Baumeiſter abruft in ſeinen Himmel, dem Baumeiſter nachwächſt in den Himmel und dort zu ſeinem Schatze wird; ein lebendig Münſter, in dem er ſich entſündigt; ein heilig Kloſter, das die Sünde der Welt nicht überwältigt.

Peſtalozzi war der Hochbegabte, der das Wehen dieſes Geiſtes vernahm, der ihn bei Namen nannte, der in ſeinem Namen der Kinderwelt ſich hingab, um aus ihnen Münſter, Klöſter, Denkmäler zu erbauen, lebendige, heilige, bis in den Himmel reichende.

Er erkannte es, ſo recht innig und begeiſtert, wie Simeon im Tempel in der Maria Sohn das Heil der Welt erkannte, daß in den Kindern das Heil der Welt liege; daß ſie wie Engel Gottes herabſteigen in unſer Leben, bittend, daß wir ſie aufnehmen, das Himmelreich mit ihnen theilen, es ihnen bewahren möchten; daß ſie die wahren Tempel ſeien, in denen wir uns entſündigen, heiligen könnten. Begeiſtert ſprach er aus ſeine Erkenntniſſe, mit ganzem Herzen und ganzem Gemüthe drang er in dieſen Tempel und ward Hoherprieſter in demſelben. Und mit Erſtaunen vernahm man ſeine Rede: ſie drang über's Meer hin, Könige horchten auf, und Gelehrte vergaßen, mit ihm zu zanken. Von Erziehung tönte die Welt wieder. Daß an einer guten Erziehung Alles hänge, ſagte man ſich von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohr; man war noch einmal ſo eifrig dran, die Kinder welſch lernen zu laſſen und Klavier klimpern, Viſiten machen, Thee ſerviren, mit Manier parliren, Gedichte herſagen mit eingelernten, zärtlichen Gebehrden: und Unverſchämte gaben ſolches Zeug für peſtalozziſche Eingebung aus! Und der arme große Mann mußte ſich wegdrängen laſſen aus ſeinem Tempel; ſeine Güte beherrſchte ſeine Idee nicht. Während er eine unausſprechliche Gewalt hatte über kindliche Herzen, wurde ein unausſprechlich Spiel mit ihm getrieben, und wie düſtere, dunkle Schatten warfen ſich ſeine Jünger über ſeinen Namen. Er ſollte ein vornehmer Pädagog werden vornehmer Kinder, die gut zahlten: und er hieng mit ganzer Seele an armen Kindern. Ihm waren dieſe vor Allem geheiligt, denn auch der Heiland war als ein arm Kindlein geboren, er blieb armer Kinder Bruder und legte den Fluch auf die, die arme Kinder ärgerten: daß ihnen beſſer wäre, ihnen würde ein Mühlſtein an den Hals gehängt und ſie verſenkt, wo das Meer am tiefſten iſt. In des armen Kindleins Reichthum ſollen ſelig werden alle Völker, ja nur durch daſſelbe können ſogar die hohen Häupter, die Allerhöchſten ſelig werden. Und dieſes Kindleins Brüder und Schweſtern ſolle man nicht nur nicht ärgern, ſondern auch ihnen thun nach Vermögen: denn alles, was man ihnen thue, das wolle ja jenes reiche Kind anſehen, als hätte man es ihm gethan; ſo meinte der große gute Mann. Dieſer Kinder Geiſt wollte er anbauen, dieſer Kinder Herzen wollte er erwärmen, wollte den Götterfunken in ihnen anzünden, damit ſie freudig und vernünftig das Leben gewinnen möchten. Aber die Welt drängte ihn von dieſen Kindern weg, alt und müde rief den geplagten Greis der Herr zu ſich. Er wurde begraben, aber ſeine Idee nicht mit ihm. Das Saamkorn, das er in den großen Weltenacker hat fallen laſſen, iſt nicht erſtorben; der neue Geiſt, den er geahnet, iſt nicht verſchwunden: das kleine Senfkorn ſproßt immer mächtiger auf, der Geiſt regt immer gewaltiger ſeine Flügel; ſchon nehmen ihn die Uneingeweihten wahr und wiſſen nicht, ob ſie mit ihm kämpfen, ſich ihm unterwerfen ſollen. Und mit Weltengewicht hängt die arme Welt ſich an die Füße der reichen Welt und ſucht ſie niederzuziehen zu ſich hinab in Koth und Jammer; und die reiche Welt fühlt den gewaltigen Zug, ſträubt ſich dagegen und fühlt ihre Ohnmacht. Da gehen die Ohren auf, und die Stimme des großen guten Mannes, der im Grabe liegt, wird immer deutlicher vernommen und dringt durch die Ohren zu den Herzen ein: nehmt die armen Kinder von den Füßen weg hinauf an die warme Bruſt, hebt ſie auf zum Himmel, dann werden ſie euch nicht nieder, ſondern aufwärts ziehen; vergeſſet nicht: wer eins dieſer Kleinen aufnimmt in meinem Namen, der hat mich aufgenommen! ſagte das reiche Kind.

Weil aber der wenigſten Menſchen Bruſt die rechte Wärme hat für ſolche Kinder, der wenigſten Menſchen Häuſer gute Herbergen für ſie wären, ſo müſſen eben Stellvertreter geſucht werden, ich möchte faſt ſagen, eigentliche Mittler zwiſchen den verſunkenen Elenden und dem andern Theil der Menſchheit. Sie müſſen nicht nur eine Brücke ſchlagen über die Kluft, die zwiſchen Reichen und Armen ſo trennend klafft, ſie müſſen auch die Herzen verſöhnen und die Liebe wieder bringen dahin, wo jetzt der Haß ſeine bittern Früchte trägt.

Es muß rechte, eigentliche, wahre Elternliebe ſein, welche dieſe armen, in roher Gleichgültigkeit, in thieriſcher Selbſtſucht erſtarrten Kindlein an die Bruſt nimmt und ſie daran erwärmen läßt. Dieſe Liebe wallte ſo glühend in Peſtalozzi und ſeinem edlen Weibe, und dieſe Liebe iſt's, was ihn ſo groß macht, und nicht ſeine Methode, welche ſpäter die, welche die Liebe nicht hatten, ſo hoch prieſen und doch vor dem Veralten nicht ſchützten, ſondern ſie in Verruf brachten. Erſt wenn das arme Kind in der Wärme der Liebe aufgethaut iſt, beginnen ſeine Kräfte ſich zu regen, lebendig wird es in ihm; und dieſes Entfalten des Lebens zu fördern und zu lenken, daß alle Thätigkeiten des Geiſtes angeſpannt und geſchärft würden, das war der Sinn von Peſtalozzis Methode, deren Eckſtein aber die Liebe war; denn wahren Elternſinn wollte er in die Erziehung der Kinder bringen, und zur Erziehung gehört auch die ſo genannte Schule.

Eltern nun, in deren Herzen der peſtalozziſche Funke glimmt und glüht, ſuche man zur Stellvertretung, Eltern, welche warme Herzen haben für fremde Kinder, aber auch Licht, ſie zu erleuchten. Wärme und Licht beſitzt beiſammen die Sonne: fehlt das eine oder das andere dem Menſchen, ſo wird er gefährlich; fehlen ihm beide, ſo iſt er ein Klotz oder ein Thier. Und eben dieſe Wärme, dieſes Licht waren die Elemente, deren Mangel die arme Menſchheit verkrüppeln ließ. Sie nun in die Elemente zu verſetzen, die ihnen fehlten; dahin, wo ſie zu finden ſind, in eine fromme, weiſe Ehe, welche als eigene Lebensaufgabe ſich das Erwärmen und Erleuchten armer Kinder ſtellt, iſt dieſes Geſchlechtes Aufgabe, iſt des neuen Zeitgeiſtes, dem Peſtalozzi mit Namen gerufen, Forderung. Dieſes Geſchlecht baut keine Klöſter mehr, verſteht nicht, Münſter aufzuthürmen, und doch fordert der zur Buße erwachte Geiſt Denkmäler der Buße, der Andacht. Solche Ehen nun wölbe man als lebendige, heilige Münſter über das arme, verſunkene Geſchlecht und trage auf ſeinen Armen in dieſe heiligen Freiſtätten arme Kinder, daß ſie in denſelben vor der Sünde behütet, rein und kräftig aufwachſen zum Himmel empor, um ſpäter ſelbſt zu neuen Münſtern ſich zu geſtalten für ein neues Geſchlecht. Und dieſe frommen Freiſtätten ſeien ein eigentlicher Sauerteig, den man pflanzet mitten in das ſündige Geſchlecht hinein, damit es durch denſelben geſäuert werde zu einem neuen, rüſtigen Leben. Und das ſind dann die eigentlichen heiligen Tempel, nicht aus Holz oder Stein mit Menſchenhänden gemacht, ſondern die lebendigen Tempel, in denen der Geiſt Gottes wohnt.

Wie aus den Münſtern, den Klöſtern hervor viel Gutes gieng in die Welt heraus, ſo wird auch aus dieſen neuen, lebendigen Tempeln hervor nicht bloß Schaar um Schaar an Bruderhand aus dem Elend heraufgezogener Menſchen treten, für die Welt und den Himmel ausgerüſtet, ſondern noch ein eigener Segen wird von ihnen aus über das Geſchlecht ſich ergießen, das an ihnen ſich entſündigen möchte.

Solche fromme Ehen, denen man arme Kinder zuträgt, die man ausſtattet mit dem Nöthigen zum Unterhalt der großen Familie, wo die Kinder in der Liebe leben, durch Liebe thätig werden, Arbeit ihnen Freude wird, jedes ſein Schärflein bringt zum allgemeinen Wohl, wenig, bedürfen und daher wenig entbehren, wo man das Glück nicht mißt am Genuß und am Beſitz und am Nichtsthun, ſondern an der gegenſeitigen Liebe und treuer Pflichterfüllung: ſolche Ehen werfen in die Herzen der ihnen Kinder Zutragenden, der ſie Ausſtattenden ein Bild, das ſich nicht verwiſchen, das ſich tief eingraben wird.

Sie ſollen klar und deutlich vor die Augen der Hohen und Mächtigen der Ehe Bedeutung wieder ſtellen und ihren Segen, ſollen wieder Liebe bringen zwiſchen Mann und Weib und ihre Hände und Herzen vereinen zum frommen Auferbauen ihrer Kinder. Sie ſollen lebendig den Unterſchied zeigen zwiſchen ſo genannter guter Erziehung, zu äußerer Darſtellung des Leibes gelockt, geſchürrt, geſchweigelt auf alle Weiſe, und zwiſchen der frommen Erziehung zu einem reinen Sinn und einem Darſtellen der Seele in reinen Werken; den Unterſchied zwiſchen genußſüchtigen und bedürfnißloſen Kindern; den Unterſchied zwiſchen ſelbſtſüchtigen Kindern, welche die elterliche Liebe nach gewährten Genüſſen, nach erhaltenen Ausſtattungen wägen, und kindlich liebenden, welche nicht nur empfangen, ſondern geben wollen, die ihre Genüſſe in den Freuden ſuchen, welche ſie den Eltern darbringen; den Unterſchied zwiſchen Kindern, die jeden Tag an der Eltern Bruſt zu heften ſuchen einen duftenden, ſtrahlenden Strauß, geflochten aus Blumen kindlicher Liebe, und ſolchen, welche nur ſuchen, mit dem Schweiße der Eltern den eigenen Leib auszuſtaffiren; den Unterſchied zwiſchen Kindern, welche auf Gott und ihre Kräfte bauen, und ſolchen, welche ohne Erbe und Beſitz die troſtloſeſten Geſchöpfe wären, Schmarozerpflanzen, die nur von Andern leben, auch eine eigene Klaſſe von Armen, wie reich ſie heißen mögen: ſie wiſſen ja auch, wie jene, nichts Anderes, als von fremdem Gute zu leben.

Dieſe Ehen ſollen alſo nicht bloß unmittelbar heraufziehen die verſumpften Armen auf einen geſunden Boden, ſondern mittelbar auch das zu einer unnatürlichen, unmenſchlichen Höhe heraufgeſchraubte, verbildete Geſchlecht der ſo genannten Vornehmen und Reichen wieder herniederziehen auf den geſunden Boden der Einfachheit und vor Allem der Arbeit, in welcher das Glück der Menſchen liegt.

„Wer nicht arbeiten will, ſoll auch nicht eſſen“ ſoll wieder als ein Wort aus Gottes Munde gelten; und wenn es wieder giltet, ſo werden Tauſende von Familien wieder ein Glück finden, die Alles zum Glück zu haben ſchienen und nicht begreifen konnten, warum ſie doch unglücklich ſein müßten.

So iſt, was Peſtalozzi meinte, nicht ein flüchtiger Einfall, der ſich verflüchtigte, ehe noch der müde Greis zur Ruhe gieng: ſondern es iſt ein Weltgedanke, der in immer ſtrahlenderer Klarheit aufgeht am Horizonte der Zeit, eine Sonne in unſerer Nacht, ein heilend Licht in unſerer Kankheit. Und er meinte, daß man in Liebe die Kinder aufnehmen und in ihnen die reichen Gaben Gottes zur Thätigkeit entwickeln ſolle, ohne in ihnen zu wecken Bedürfniſſe, Gelüſte und den damit verbrüderten Neid; und wenn dieſes geſchehen würde, ſo wäre Reichen und Armen geholfen, das heilbringende Mittel gefunden, der Welt zu geben, was der Welt gehört; Gott aber, was ſeiner iſt.

Sechstes Kapitel.

Der Hülfe Ausführbarkeit.

Peſtalozzis Gedanke erſcheint gegenüber der unüberſehbaren, ungeheuren Armenmacht gar klein und winzig, ſein Einführen in die Welt unnütz, ein Kleinkinder Spiel in einer Männerſchlacht. Die Weiſen dieſer Welt können ihn auch eine Thorheit nennen, den Selbſtſüchtigen muß er ein Aergerniß ſein. Das will aber nichts ſagen. Wie klein ein Gedanke auch erſcheint in ſeinem Heraustreten in die Welt: es iſt doch der Gedanke, der die Welt überwindet; der Geiſt, der die Materie beſiegt, wenn der Gedanke aus dem Geiſte kömmt, der im Anfang über den Waſſern ſchwebte.

Erſchien wohl das Chriſtenthum größer als ein klein Kindlein in der Welt? und dieſem kleinen Kindlein gegenüber ſtund die ganze heidniſche Welt in ihrer Macht, ſtunden gegenüber tauſend Prieſterſchaften in tauſendjährigem, angeſtammtem Anſehen: aber im Kindlein lebte der Geiſt in Fülle, und dieſer überwältigte Macht und Prieſterſchaften. Freilich nicht nach der Mode unſerer Zeit rollte dieſer Sieg wie ein Dampfſchiff, ein Dampfwagen durch die Welt. Das Kindlein ſtarb und wurde begraben; ſcheinbar ſein Gedanke, ſein Wollen mit ihm.

Aber was geſäet wird, wird nicht lebendig, es ſterbe denn. Langſam keimte das Chriſtenthum, langſam trieb es ſeinen Stamm empor, lange gieng es, bis es ſeine Blätter im Lichte tränkte, unter ſeinen breit ſich ausdehnenden Aeſten Völkern Schatten bot: aber langſam wächst, was lange leben ſoll, und noch iſt das Chriſtenthum nicht nur nicht ausgewachſen und ſtreckt ſeine Aeſte immer weiter aus über die Welt, ſondern es entfaltet auch fort und fort neue und immer herrlichere Blüthen.

Und aus dem großen Gedanken, den Chriſtus ſo klein ſetzte in die Welt, iſt auch der geboren, den Peſtalozzi ausſprach, als er in den Kindern das Heil und die Rettung der Welt aus ihren verſchrobenen Zuſtänden ſah und durch Wärme und Licht die

Kinder und beſonders die armen Kinder aufziehen wollte zu wahren Menſchen, die nicht verkrüppelt über die Erde kröchen, ſondern friſch und fröhlich empor zum Himmel wüchſen.

Darum glaube ich, daß dieſer Gedanke, wie klein und dürftig er auch in die Welt herausgetreten, eine Zeit lang erſtorben ſchien, nicht bloß eine Weltenmacht, ſondern eine die Welt überwindende Macht in ſeinem Schooße birgt, wenn er einmal Glauben gefunden hat. Dieſen Glauben geben mir nun zwei Umſtände, die vielleicht Andern den Glauben an ſie nehmen würden.

Die Idee wurde auch in einem kleinen Ländchen geboren, und zu ihrer Ausführung ruft man beſonders in kleinen Ländchen auf; hier iſt das Elend noch überſehbar, die Zahl der Armen noch zu zählen, ihre Verſunkenheit noch nicht ſo bodenlos; hier glaubt man noch an Gott, an ſeine Hülfe bei jeder guten That; hier hat man den Grundſatz noch nicht ausgeſprochen, daß kein Menſch den andern etwas angehe; hier lebt der Wille noch, zu helfen, zu retten. Ich bekenne, wenn man mich in Frankreich, in England, wo das Elend innerlich und äußerlich ſo unermeßlich und ſchrankenlos iſt, zur Hülfe auffordern würde, es würde über mich kommen, wie Gänſehaut; ich weiß wahrlich nicht, ob ich Glauben faſſen könnte. Hier ſtrahlt die Idee freilich nicht in der Illumination eines Hofes, darum iſt aber eben keine Verblendung dabei; ſie wird nicht auspoſaunet von hundert Journalen, an allen Straßenecken, darum wird ſie nicht befleckt von falſchen Freunden, die ihre eigene Ehre ſuchen; ſie wird verketzert von der Menge, und darin liegt eben der Beweis, daß ſie der Materie feindſelig, eine der Welt furchtbare Macht iſt. Man ruft zu ihr auf mit freundlichen Worten von Freund zu Freund, aber eben Gottlob in dem Schweizerländchen, wo das Leben noch höher giltet als die Kunſt; wo keine Bruſt zu edel iſt, den leidenden Bruder an der ſeinen zu erwärmen; kein Haupt zu hoch, um unter Chriſtus und ſeine Gebote ſich zu beugen in aller Demuth; wo die Unmündigen wohnen, welche meinen, wahre Freiheit werde einzig durch wahres Chriſtenthum möglich, die Unmündigen, gering geachtet von den Klugen und Weiſen dieſer Welt, welche rings die großen Reiche bewohnen, ſich groß glaubend, weil weit die Gränzen ihres Landes ſind, die ſich für klug halten, weil ſie ſich gegenſeitig ſo nennen in gegenſeitiger Abgötterei. Hier im kleinen Ländchen findet ſich wohl der beſte Boden für ſie; hier kann ſie erſtarken, kann am deutlichſten ihren Segen zeigen, ihre Wirkungen offenbaren auf die kleinere Maſſe: und wenn dieſe dann durchſäuert iſt, ſo leuchtet ſie über Europa hinein, und von den Bergen nieder wird Europa verkündet nicht ſo wohl die ſo mißverſtandene politiſche Freiheit als die eigentliche Freiheit, die nicht in Reden und Worten auf dem Papier beſteht, ſondern im Geiſte und in der Wahrheit. Dieſer Gedanke wird in einer Zeit geboren, die kraftlos, ideenleer ſcheint. Hört man die Menſchen, ſo würde man glauben, ſie ſtießen mit den Köpfen bereits an den Himmel an. Es iſt ein Lärm und ein Getöſe von Selbſtrufen der Menſchheit, daß es einem ſchaudert: und wenn man in Kammern und Räthen das unverſchämte Pochen hört auf die Mündigkeit der innerlich ſo ſchauderhaft verſumpften Völker, ſo möchte man faſt glauben, die Zeiten kehrten wieder, wo die hochgebildeten Römer ein Pferd zum Gott erhoben, mit dem Unterſchiede freilich, daß man jetzt vielleicht eine Kuh oder einen Ochſen einem Pferde vorzöge. Und wenn man dann hineinſieht in die Menſchheit, ſo ſieht man ſie im Staube ſchmählich kriechen, dem Gelde, dem Genuſſe nach; viel zu haben, viel zu gelten, iſt ihr Ziel. In hohle Worte verbirgt ſich die ſchmählichſte Selbſtſucht; mit geiſtreichen Worten ſucht man den Leib zu mäſten. Für alle höheren Intereſſen ſcheint man abgeſtorben: am Sonntag zählt man Geld; und wenn man vom Vaterland redet, ſo denkt man, was ſich aus ihm ſaugen ließe; und wenn man andächtig aufzuſchauen ſcheint zu Gott, ſo ſchaut man in Gedanken ſich ſelbſten an, wie einem ſolch frommes Augenaufſchlagen wohl ſtehen möge; und wenn einen fromme Worte umſummſen, ſo tönen ſie einem faſt wie Kleiſter über weltlichen Abſichten. Es iſt allenthalben eine Herausſtellung des eigenen jämmerlichen Ichs, welche jeden andern Glauben als an das eigene Ich, jeden andern Gedanken als an das eigene Ich, jede Idee, welche über Prozente, Aemtchen, Eßglocke und Bürſten und Pommade herausgeht, tödet.

Darum nennt man dieſe Zeit nüchtern, und mit Recht: aber mit Unrecht glaubt man ſie unfähig, begeiſterte Geiſteswerke aufzufaſſen, geiſtige, religiöſe, in die unſichtbare Welt hinüberragende Schöpfungen zu erzeugen. Für dieſes Sichverſenken in den Staub iſt der Menſch denn doch nicht geboren; ſeit Chriſtus den Himmel geöffnet, hält es die Menſchheit in die Länge da unten nicht aus. Eine Maſſe neuer Entdeckungen haben den Menſchen in einen Strudel hineingeriſſen; die Erde öffnete ihren Schooß, neuer Schätze voll, verlockte, verblendete den Menſchen: aber ihm wird doch mitten in dieſen Schätzen ſo öde zu Muthe, ſo weh um's Herz, daß er es auf die Länge nicht aushält; daß er ſich nach etwas Anderem und Höherem ſehnt. Er fühlt es denn doch, daß all das niedere Treiben, all das hohle Reden, das Tändeln mit Nichts, das Prunken mit ſeinem Ich nicht ſelig, ja nicht einmal zufrieden macht einen ganzen Tag lang. Und eben dieſes Weh, dieſes Gefühl der Oede habe die Menſchheit beſchlichen, meine ich, und es öffne ſich der Menſchen Herz dem Verlangen nach einer rettenden Hand, nach etwas, das ihr Daſein aufweiſet zu einer höheren Bedeutung; ich meine eben, das Weſen eines andern und beſſern Geiſtes zu vernehmen in dieſer Zeit. Darum, meine ich auch, ſei dieſe Zeit gerade die von Gott geordnete, zu neuen geiſtigen Schöpfungen und beſonders für die Ausführung der Idee, ſeine armen, verſunkenen Brüder aufzuerbauen, ihrem Geiſte aufzuhelfen, nicht nur mit Almoſen ihren Leib zu nähren.

Münſter wird man keine mehr bauen in hoher Erregung, und wo man bauen muß, wird man ſchwitzen um's Geld und handeln um Plätze und mit allerlei Flitter die Armſeligkeit verbergen: aber einen Theil der Menſchheit aufzuerbauen im Herrn, das hat etwas Lebendiges, Praktiſches bei all ſeiner hohen Erhabenheit, daß es die im Praktiſchen und für das Praktiſche erzogenen Kinder dieſer Zeit ergreifen muß. Denn wie ſie auch ergriffen werden mögen von Begeiſterung, von einem höheren Leben: das Praktiſche können ſie nicht verläugnen, Praktiſches muß jede Idee in ſich tragen, welche ſie mit ſich reißen ſoll. Was kann aber wohl Praktiſcheres den Kindern dieſer Zeit geboten werden, als der Verſuch, andere Menſchen zu ſchaffen am Platze derer, die jetzt ſo hohe Noth erzeugen, ſo gefahrvoll ihnen gegenüber ſtehen; die in alle Verhältniſſe und namentlich als Dienſtboten ſo unglücklich, ſo faſt zur Verzweiflung bringend einwirken?

So liegt weder im Gedanken ſelbſt, noch in dem Ort oder in der Zeit, wo er geboren wurde, etwas Unausführbares; und wenn er auch Viele gar nicht bewegt, ſo muß man nicht vergeſſen, daß die nie ausſterben werden, welche nicht glauben, ſondern ſehen wollen. Man muß nicht vergeſſen, daß die Ungläubigen nie ausſterben werden, welche den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge als eine Naturnothwendigkeit anſehen und nicht als Produkt der ſämmtlichen freien Handlungen der freien Menſchheit; die daher glauben, die Aenderung dieſes Zuſtandes müſſe man der Natur, dem Schickſal, oder wie ſie ſich ausdrücken, überlaſſen, daran etwas zu ändern, ſolle der Menſch nicht verſuchen. Es ſind die gleichen Ungläubigen, die nie an die durch das Chriſtenthum gebotene, in ihrem Weſen ſo klare und nothwendige Wiedergeburt des einzelnen Menſchen glauben, ſondern allezeit ihre ſo genannte Natur als eine Nothwendigkeit anſehen, die ſich nicht ändern laſſe; die daher auch alle Anmuthungen von Beſſerung als thorrecht von der Hand weiſen; die bei jedem Laſter, das man ihnen vorhält, ſagen: das hätten ſie vom Vater oder von der Mutter oder vom Urgroßvater, das ſei halt in der Familie eingeurbet, und dagegen ſei nichts zu machen.

Wie nun dieſe Menſchen die eigene Wiedergeburt nicht verſuchen, ſondern ſie geradezu als die eigentlichen Ungläubigen verwerfen, ſo müſſen ſie auch die Möglichkeit der Wiedergeburt der Menſchheit oder eines Theiles derſelben verwerfen und werden daher von dieſem Gedanken gar nichts wiſſen wollen. Andere haben ſicher nichts gegen die Idee, finden ſie ſchön als ſolche: aber einer Menge Zweifel gegen die Ausführung derſelben können ſie ſich nicht erwehren, und dieſe ſtimmen ſie zu der Anſicht, die ſo Viele haben, daß eine Sache in Gedanken ſich ſchön mache, in der Ausführung aber unmöglich werde oder dumm ſich geſtalten müſſe.

Vor Allem aus ſind ſie der Meinung, daß dieſe Verſuche, Kinder durch andere als die natürlichen Eltern in beſondern Häuſern erziehen zu laſſen, allzu künſtlich ſeien, ſich daher nicht halten können. Sie mögen mir doch ſagen, was eigentlich künſtlich, was natürlich iſt. Kann man nicht auch die Ehe künſtlich nennen, und wollen ſie eben deßwegen einige junge Juden und einige Unbeſchnittene aufheben, um den Naturzuſtand wieder herbeizuführen? und doch beruht auf der Ehe einzig das Vorwärtsſchreiten der Menſchheit, einzig durch ſie wird ein geordneter Staat möglich. Aber iſt nicht wieder der Staat etwas Künſtliches, dem Naturzuſtand Entgegengeſetztes; iſt nicht des Menſchen Lebensweiſe, ſein Wohnen in wohnlichen Häuſern etwas Künſtliches? Aber wenn Etwas durch beſondere oder verdorbene Zuſtände aufgedrungen wird, ſo geſtaltet es ſich durch die Nothwendigkeit, die es gebietet, und durch die Vortheile, die es bietet, zu etwas Natürlichem, d. h. zu etwas, das ſein muß. Werden nun in den geſchilderten Ehekloaken die Kinder an Leib und Seele für Zeit und Ewigkeit vergiftet, was iſt doch wohl natürlicher, als daß man ſie daraus wegnimmt und an einem für Leib und Seele geſunden Orte aufwachſen läßt?

Wenn man aber von der Künſtlichkeit ſpricht, ſo will man eigentlich, wie ich vermuthe, ſagen: etwas Künſtliches könne ſich nicht halten, veralte, denn man führt zum Belege dieſer Meinung eine Menge Beiſpiele an. Ja, ich gebe gerne zu, daß, wenn Einer die Grille hat, in einer ſandigen Wüſte einen engliſchen Park anzulegen, in einem kalten Lande ein chineſiſch Luſthaus zu bauen, einen Thiergarten einzuhägen mitten in fruchtbarem Gelände, ſo iſt dieß eine Künſtelei: wenn der Gründer der Grille zu Grabe geht, wird der Park verwildern, das Luſthaus zerfallen, der Thiergarten entvölkert; es war eine Grille, Grillen bringen aber nicht Segen, faſſen darum nicht Boden. Ich gebe gerne zu, eine Menge Anſtalten aller Art veralten, werden nutzlos, am Ende nur Schmarozerpflanzen. Die Zuſtände der Welt ändern ſich, was vor hundert Jahren eine Wohlthat war, wird nach deren Verlauf überflüſſig, eine Laſt vielleicht; iſt deßwegen der Stifter zu verdammen? Wollte Gott, nach hundert Jahren würde die vorgeſchlagene Pflege armer Kinder überflüſſig, weil wieder an Leib und Seele geſunde, natürliche Eltern gepflanzet werden! Es veralten andere Anſtalten, großartige, herrliche in ihrer Stiftung: aber es iſt die Liebe veraltet, die ſie geſtiftet. Wie groß die Kapitalien auch ſein mögen, aus ihnen quillet keine Liebe; es ſind veraltet die alten Reglemente und Ordnungen und erdrücken das junge Leben, und man behält doch die alten Reglemente und Ordnungen, weil man ſie für den Geiſt der Stiftung hält.

Es kann kommen, daß in ſolchen Anſtalten ein förmlicher Krieg ausbricht, wenn einmal Kraut gekocht werden ſoll ſtatt Schnitze; daß es für ſchwere Widerſpenſtigkeit giltet, wenn ein ſchwächlicher Knabe nicht ſo viel eſſen will, als ein mächtiger Bengel. Ja, es ſtehen einem ordentlich die Haare zu Berge, wenn man den Geiſt in ſolchen Anſtalten ſieht, in dem Kinder Jahre lang aushalten ſollen. Aber die Vettern und die Baſen haben ſich der Sache bemächtigt, haben Pöſtlein gemacht und Ehrenämtchen, halten auf Connexionen und Recommandationen, und eine fürchterliche Fraubaſen Wirthſchaft ſchleicht ſich ein, wo Geiſt und Liebe walten ſollte. Ach, was würde die alte Liebe ſagen, welche der Stiftung ſo ſchwere Opfer gebracht hat, wenn ſie die kalten, aber ſich viel dünkenden Staats- oder Stadtgeſichter ſehen würde, welche in eitlem Dünkel, als ob ſie die Richter wären, ohne Liebe, ohne Geiſt in aller pedantiſchen Härte die alten Reglemente und Ordnungen über die Häupter armer Kinder ſchwingen! Aber eben dieſer Staats- und Stadtgeſichter wegen meine ich, daß nicht der Staat oder Gemeinden ſich abgeben ſollen mit dieſem Werke. Der Corporationsgeiſt iſt noch kein lebendiger Geiſt, er iſt ein Oertligeiſt, ein Kantönligeiſt ꝛc., und jeder dieſer Geiſter hat, wenn man ihn recht beſchaut, einen Zopf, an dem man ſeine irdiſche Abkunft und ſeine baſenhafte Geſinnung erkennt. Wo Staat oder Gemeinden die Hände in etwas haben, erſtarret das Leben, und die Liebe flieht. Es entſtehen Pöſtlein, Stellen, Protektoren und Protegierte, das eigene Ich ſpielt ſeine Rolle, und die Sache wird vergeſſen. Selber eſſen mache fett: man ißt die Apfelmüßli nur mit Zucker gebrannt, läßt ſich tüchtig Kirſchenwaſſer zum ſchwarzen Kaffe holen, und ob den Andern etwas übrig bleibe, kümmert man ſich nicht von ferne. Und ſolches geht hin und wird ſäuberlich vermäntelt.

Oder wenn man Heilige oder Vettern im Gemeindrath hat, packt man ganze Fuder Eßwaare auf die Seite, läßt die armen Teufel an Waſſerſuppen ſchmahlbarten, ſchafft Werkzeuge von allen Sorten auf die Seite, und die Heiligen oder die Vettern möchten es vermäntelen, wenn der Spaß nicht gar zu offen getrieben worden wäre. Darum, meine ich auch, könne das Werk nur die freie Liebe vollbringen, die jeden Morgen neu wird, die jeder Sonnenſtrahl aus Gottes Hand neu durchglüht, die jede Sünde, jede Schwachheit inbrünſtiger, inniger macht, die um ſo freudiger Barmherzigkeit übt an Jeſu Hinterlaſſenen, je heller die Hoffnung aufgeht, Barmherzigkeit bei Gott zu finden. Dieſe Liebe hat die rechte Wärme; am Staate wärmt ſich Niemand als höchſtens ein Salzfaktor, ein Straßenbaukundiger oder ſonſt ein Experter, der in einem Departemente ſitzt oder ſonſt wo. Dieſe Liebe gründet ihr Werk auch nicht auf ſteinerne Mauren und papierene Ordnungen, ſondern auf die Tüchtigkeit eines Ehepaares mit warmem Herzen und hellem Kopf, bei dem die Kinder beides finden, Wärme und Licht. Wohlverſtanden, dieſes Ehepaar iſt nicht ein ſolches, das ſonſt Kinder verdinget hat, unter denen wunderſelten eines nicht ſchädlich einwirkt, weil es entweder die Kinder ausnutzet oder ſie verwahrloſet geiſtig oder leiblich: ſondern ein ſolches, das in dieſem Kinderaufnehmen einen eigenen Beruf erkennt, eine eigene Kraft dazu in ſich, dieſem Beruf nicht als Erwerbsmittel, ſondern als Lebensaufgabe ſich hinzugeben. Es iſt alſo nicht eine Stiftung oder eine Anſtalt, welche dieſe Sache trägt, ſondern es iſt eine Ehe: es ſind auch nicht Reglemente, welche ihr Geſtalt und Form geben, ein Gepräge aufdrücken, ſondern dieſes thut der Ehe Eigenthümlichkeit; es entſtehen Familien, und nicht Anſtalten. Die freie Liebe verbindet ſich in ihren Trägern auf freie Weiſe, ſie ſchließen ſich großen Verbindungen an, oder ſtiften kleinere, wie ſie wollen. Sie ſuchen eine Stellvertretung, eine erleuchtete, berufene Ehe und einen Platz für ſie, auf dem die Familie ſich entfalten kann. Aber dieſen Platz kann man nun nicht mit dem Klafter ausmeſſen, als ob er ſo und ſo groß ſein müſſe; das Haus nicht über ein Modell mit andern ſchlagen; der Familie Größe feſtſetzen und ihr Schritt und Tritt vorſchreiben; vorſchreiben, was ſie des Tages machen, des Nachts träumen ſoll, daß die Hausfrau Jahre lang voraus weiß, was ſie an jedem Tage kochen, an welchem Platz ſie zu jeder Stunde des Tages ſitzen oder ſtehen ſoll, ſo daß die geringſten Veränderungen der Hausordnung die tiefſinnigſten Häupter Jahre lang beſchäftigen, und all ihre Weisheit nicht verhüten kann, daß ihre endliche Durchführung nicht wie eine eigentliche Hausrevolution ausſehen würde. Jede Familie hat ein eigenes Gepräge, einen eigenen Kern, der ihr Leben treibt, und da muß Freiheit bleiben; Zwang würde alle Entwicklung verhindern. So mögen Familien, Freiſtätten armer Kinder entſtehen, kleine, größere, dieſes, jenes treibend, alle nur darin einig, daß ſie in den Kindern das Göttliche erwecken und mit der größten Bedürfnißloſigkeit die größte ihren Kräften angemeſſene Arbeitsfähigkeit paaren. Das große Werk wird alſo durch lebendige Familien ausgeführt, von denen die einen eingehen mögen, während neue entſtehen oder andere in ihren befähigten Kindern ſich erneuern, die mit friſcher Kraft und neuem Leben an die Stelle der alternden Eltern treten.

Wenn auf dieſe Weiſe der Geiſt die Hauptſache wird und nicht die Form, wenn man die alte Liebe bewahrt und nicht nur von der alten Liebe zehren will, ſo kann dieſes Werk in ſeiner Ausführung nicht veralten, ſo lange deſſen Bedürfniß bleibt, ſo wenig als chriſtlicher Sinn und chriſtliche Liebe veralten können. Das wäre ſchön, wird man ſagen: aber wo ſolche Leute finden, zu ſolcher Aufgabe befähigt und willig, und zwar gerade zwei, die zuſammengehören, Mann und Frau? Ehen, welche zu dieſer Aufgabe befähigt ſind, werden allerdings weit ſeltener zu finden ſein, als Ehen im Weltſchland, wo Monſieur und Madame eins werden, deutſche Kinder zu rupfen, um bequem faullenzen zu können; wo beide ſich berufen glauben, Menſchen zu bilden, weil Madame welſch parliert, und Monſieur tranſchiert, daß aus einem Hähneli 17 Stücke werden; wo Madame die Tournure obſerviert, und Monſieur mit gefälligen Redensarten fade converſiert; Monſieur jede Taſſe Camillenthee notiert und Madame die armen Meitſcheni um ihre Lebkuchen dupiert und damit den Tiſch ein halbes Jahr lang mit wohlfeilem Deſſert fourniert: kurz, wo der ſchmählichſte Eigennutz unter eleganten Manieren hervorſchimmert, die fadeſte Gemeinheit in weltſche Anmaßung ſich kleidet, mit dem unverſchämteſten Selbſtruhm nach einem Jahr den gerupften Eltern die Kinder wieder übergiebt, die Gott danken können, wenn ſie nur halb verhungert und nicht um ihre Geſundheit betrogen worden ſind. Und wie dann die thorrechten Eltern noch danken; und wie das weltſche Ehepaar den entzückten Eltern noch einen nachträglichen Conto an ihrer Entzückung zumißt; und wie der ehrliche Papa weltſch ſchwitzt, und die ehrliche Mama mit den Augen die Tochter mißt, um wie viel ſie gewachſen, um wie viel hübſcher ſie geworden; und wie beide in der Freude, eine ſolche Tochter producieren zu können, vor dem weltſchen Ehepaar ſich neigen und beugen, und wie dieſes mit einem überlegenen Lächeln die Huldigungen hinnimmt und endlich die ehrlichen Leute gnädig entläßt in voller Zuverſicht, in die deutſche Dummheit einen neuen Angel ausgeworfen zu haben. Und dieſes Penſionsunweſen veraltet nicht, und dieſem weltſchen Moloch, der immer gieriger und gefräßiger wird, je dümmer die Deutſchen werden, opfert man jährlich Hunderttauſende: und ein Werk der Liebe und der Heiligung ſollte veralten! Ich würde auf die Ausfuhr der Kinder ins Weltſchland eine Auflage legen, und zwar von 10% des Koſtgeldes. Von 10 Ld. Koſtgeld einen Staatsabgabe. Allerdings ſind Ehen, welche dieſes Werk bedarf, ſchwerer zu finden, als ſolche weltſche Ehen.

Eine ſolche Ehe muß als Grundbedingung in ſich das Streben tragen, immer reiner und heiliger zu werden, aus reinem Herzen das Ebenbild Gottes immer reiner ausſtrahlen zu laſſen und allem ſie Umgebenden ein immer vollkommneres Gepräge ihres innern Weſens aufzudrücken, und ſo auch ihre Ehe ſelbſt ihre Vereinigung immer inniger und vollkommner darſtellen. Nur wo Vater und Mutter im Herren wachſen, kann ihre Familie dem Herren zuwachſen; nur da, wo ſie ſelbſt vollkommener werden, kann auch vollkommener werden das durch ſie gegründete Haus. Wo ein Menſch ſich ſelbſt verwahrloſet, da wird er auch immer mehr verwahrloſen das ihm Anvertraute. Das iſt's, was Paulus meint, wenn er ſagt, daß man trachten ſolle, nicht ſelbſt verwerflich zu werden, während man Anderen predige. Dazu gehören neben andern noch vorzüglich drei Gaben.

Vor Allem das Herz, Kinder zu lieben, als ob es die eigenen wären; in väterlichem und mütterlichem Weſen dieſe Liebe zu äußern, daß ſie den Kindern wirklich zu Vater und Mutter werden, alles Fremdartige ſchwindet.

Sie müſſen entſagen können allem, was nicht ins Leben dieſer Kinder gehört. Dieſe dürfen weder verwöhnt, noch darf ihre Begehrlichkeit gereizt werden; ſie müſſen von Jugend auf lernen, daß im Entbehren ein weit ſoliderer Reichthum liegt, als im Beſitz. Darum müſſen die Eltern mit dem Beiſpiel vorangehen, die Begehrlichkeit ablegen, mit Kreuzern haushalten, als ob es Königreiche wären, aber ohne Geiz, und es dahin zu bringen ſuchen, daß ihr Haus, wie es in jeder geſunden Familie ſein ſoll, ſich hauptſächlich nährt aus dem Ertrag der gemeinſamen Thätigkeit, doch alſo, daß das Weſen der Kinder nicht aus dem Auge verloren, das neue Vaterhaus ihnen nicht ein egyptiſches Dienſthaus wird. Endlich müſſen ſie ausharren können in der ſchweren Arbeit, die jeden Morgen neu wird, ohne durch Ungeduld überwältigt, ohne müde und matt zu werden; ſie dürfen ſich nicht anſtecken laſſen von der Sucht, in äußerem Wechſel das flüchtige Glück zu ſuchen. Vater und Mutter laufen nicht von den Kindern fort und verzweifeln Jahre lang nicht an ihren Kindern, arbeiten ohne Unterlaß; aber nicht nur an den Kindern, auch an ſich, damit keine eigene Blöße jahrelange Arbeit zerſtöre; ſie fordern von den Kindern nicht mehr ſittliche Kraft, als von ſich ſelbſten, ſondern gehen ihnen in derſelben jeder Zeit voran. Wer ausharret bis ans Ende, der wird ſelig! ſoll aller Wahlſpruch ſein. Unendlich nachtheilig liegt der nie endende Wechſel der Lehrer auf den Schulen; hier würde er geradezu zerſtörend einwirken: denn wie ſchwer iſt's, einer ſolchen einmal geſtifteten, mit einem eigenen Gepräge ausgerüſteten Familie neue Eltern zu geben, die nicht aus ihr ſelbſt herausgewachſen ſind, die ein eigenes Gepräge mit ſich bringen und durch das Aufdrücken dieſes neuen Charakters den übeln Eindruck erzeugen, der hauptſächlich Stiefeltern anrüchtig macht. Ich bin überzeugt, daß im Allgemeinen, z. B. in einer Stiefmutter, nicht böſer Wille, ſondern eben das Neue, das ſie der bereits geſtifteten Familie aufdringt, ſo widerwärtig wirkt. Je unbedachter, anmaßlicher ſie ihre Natur walten läßt, um ſo widriger wird ſie. Allerdings kommen dann ſehr oft Eitelkeit, Bosheit und Eiferſucht noch dazu.

Daß ich die Lehrfähigkeit in allen nothwendigen Schulfächern nicht unter die erſten Nothwendigkeiten zähle, möchte auffallen. Allein ich meine, daß, ſo wünſchbar ſie im Allgemeinen ſind, ſie doch nicht die Haupteigenſchaften der Eltern bilden, und gar wohl eine herrliche Freiſtätte ſich denken läßt, in welcher die Eltern ſelbſt in vielen Fächern nicht zu unterrichten vermöchten; und auch laſſen ſich Freiſtätten denken von herrlichem Erfolg, in denen nur die einfachſten Fächer, und zwar ſehr einfach, gelehrt würden. Hier iſt ſchon ein Aeußeres, wo kein beſtimmtes Modell gelten darf.

Nun iſt's allerdings ſelten in unſern Zeiten, Menſchen zu finden, die den Werth ihres Lebens meſſen nach der Höhe ihres Berufs und nicht nach den äußern Ausſtattungen und Annehmlichkeiten deſſelben. Genuß und Tändelei mit dem Leben ſcheinen die Hauptſachen geworden zu ſein, und, ohne unabhängiges Vermögen zu ſein, von dem man in bequemem Nichtsthun leben kann, zur Arbeit gezwungen zu ſein, iſt zu einem Unglück geworden; wer arbeiten muß, iſt ſich und Andern ein Gegenſtand des Mitleids. Er hat nicht Vermögen, ſagt man mit bedauerlichem Achſelzucken vom tüchtigſten Mann.

Ganz beſonders iſt der Beruf des Weibes verrückt worden. Gott hat das Weib nicht geſchaffen zur Sclavin, daß es den Mann nähre, während er auf der faulen Haut liegt, tabaket und Feuerwaſſer trinkt: aber ſicher eben ſo wenig, daß es den Bündel vorſtelle, den er ſchleppen muß; daß es ſich nur nähre durch ihn, nur durch ihn zu Freuden und Genüſſen komme, oder daß es ſich mit ſeinem Eingebrachten von allen Pflichten loskaufe und daneben mit andern Weibern wetteifere, wer die Haare am ſchönſten flechten, am anſtändigſten nichts thun, am geläufigſten über nichts reden, am grazioſeſten vor andern Leuten les honneurs machen, en famille aber die Abgeſpannte, Unbefriedigte, Angegriffene, Capriciöſe am beſten ſpielen könnte. Das Weib ſoll die Gefährtin des Mannes ſein in Treue und Liebe in jeder Lage; es ſoll mit ihm theilen die Arbeit, oder ihn unbeſchwert erhalten zur Arbeit; es ſoll die Mutter der Kinder ſein, und nicht tanzen, während der Mann und die Kindermagd ſie zur Ruhe legen und wiegen; es ſoll ſorgen und walten im Hauſe, während der Mann ſeiner Arbeit nachgeht; es ſoll nicht Hemder und Strümpfe, Kinder und Küche über Novellen oder Viſiten vergeſſen; es ſoll nicht die Naſe rümpfen, wenn von zerriſſenen Strümpfen die Rede iſt, und ſich kreuzigen, wenn die Wäſche naht. Wie da doch bei nahender Wäſche, als ob ſie die Hundstage wäre, Donnerwetter ſtreichen über viele Weibergeſichter; wie der Mann kuſch machen möchte, und ſich doch nicht klein genug machen kann; wie da die Geſichter wachſen bis in den Boden hinab, und die Seufzer ſteigen bis zum Himmel auf, und nicht einmal mehr die Katze laut miauen darf, geſchweige denn die Kinder etwas fragen — es iſt wirklich gräßlich, es iſt gräßlich, wenn eine immer wieder kehrende Hausarbeit ſo zum Berge wird, eine ſolche Stimmung in die Häuſer bringt, den Kindern auf ihr Lebenlang einprägt, wie gräßlich es ſei, wenn man einige Tage ſich etwas mehr anſtrengen, zu Hauſe bleiben müſſe; wenn man ihre Phantaſie von Jugend auf ſo vergiftet, daß ſie ſich bei vieler Arbeit unglücklich denken müſſen. Das Weib iſt ſo wenig zum Reden allein geſchaffen, als der Mann. Frage man, was gebildete Weiber vorſtellen in ihren Häuſern, deren Bildung man nur beim Schwatzen merkt; frage man nach den gebildeten Männern in den Rathsſtuben, was ihre langen Reden nützen, wenn ſie nur der Deckmantel der Faulheit ſind. Frage man doch, was einſt Kinder für Weiber werden ſollen, die man von Jugend auf dem Hauſe entfremdet, aller Theilnahme an den häuslichen Freuden und Leiden entzieht, und deren Körper man in Anſtrengungen zerrüttet, daß es zu jeder Anſtrengung untüchtig wird, in Anſtrengungen, die oft eben ſo unſinnig als nutzlos ſind für den eigentlichen Ernſt des Lebens und des Weibes Beruf, der in höheren und niedern Ständen nicht ſo verſchieden iſt, als man meint.

Eine ſolche Mutter paßt in eine ſolche Familie nicht, und ſolche Mütter, die an dieſer Weichlichkeit krank liegen und viel vorſtellen, viel genießen, aber wenig ſein, wenig thun möchten, findet man durch alle Stände, auch in den niedern, häufiger als man meint. Eine Mutter, wie wir ſie bedürfen, muß des Mannes Laſt theilen können und wollen, muß ſich genügen laſſen können mit Arbeit und der Liebe der Kinder, ſtatt aller andern Genüſſe. Sie darf in Ungenügſamkeit nicht die Hausſäure ſein, die Alles verbittert: ſie muß die Hausſonne ſein, die Alles heiter und lieblich macht.

Aber wiederum iſt's merkwürdig, daß in dieſer Unnatur, welche beſonders das weibliche Geſchlecht ergriffen hat, gerade daſſelbe eine unausſprechliche Leere zu fühlen beginnt; daß es zu fühlen beginnt, daß ihm alle Bedeutung, jeder geſunde Halt im Leben abgeht; daß ihm zu Muthe wird, wie einem Verirrten, einem nicht ganz verdorbenen Menſchen nach durchſchwelgten Tagen. Aus dieſem Gefühl der Leere hervor geht das weltſche Geſchrei nach Emanzipation der Weiber, ihre Empfänglichkeit für politiſches und pietiſtiſches Treiben, in dem ſie eine Rolle ſpielen können; gehen die unausſprechlich rührenden Klagen eines Mädchens über den Mangel eines Wirkungskreiſes hervor, das endlich in ſeinem Jammer ein Hündchen kauft, demſelben ſein Leben weiht und in dieſen Sorgen ſich beglückt fühlt.

Aber denn doch wird man paſſende Ehen finden, und wegen dem entſtehenden Bedürfniß nach etwas Beſſerem werden ſie ſich immer häufiger finden. Vollkommen werden ſie nie ſein, aber nach dem Beſſeren, Höheren ſtrebend: und dieſes Streben nach dem Beſſern, Vollkommnern findet ſich am öfterſten in der Ehe, wo Liebe iſt, wo Eins das Andre ergänzt, die Kraft des Einen der Schwachheit des Andern aufhilft, Eines die Tugenden des

Andern annimmt, während man die eigenen Fehler ablegt. Und wie Kinder Eltern heiligen, beſonders Mütter, und bereits aus manchem Aeffchen oder Püppchen eine tüchtige Mutter gemacht haben, ſo hat auch eine ſolche Familie etwas Begeiſterndes, auf die Eltern Rückwirkendes, erhebt die Seele, ſtärkt zum Ausharren, zum Treubleiben bis ans Ende. Es werden hundert Schulmeiſter ihre Schulen verlaſſen, ehe ein Ehepaar den Bund mit den angenommenen Kindern zerreißt und ſie aufs neue zu Waiſen macht.

Je mehr das Bedürfniß ſchreit, mildthätige Augen ein frommes, begabtes Ehepaar zur Stellvertretung ſuchen, deſto mehrere werden ſich darſtellen. Ich bin überzeugt, der Gedanke, verlaſſene Kinder an die Bruſt zu nehmen, ſie für die Welt zu ſtärken, für Gott zu erleuchten, wird ältere Herzen bewegen, wird beſonders wie ein heller Blitz jugendliche Gemüther entzünden, wird begeiſtert ſtrahlen in denſelben, bis der Wunſch Gewährung gefunden. Wie Viele wenden ſich nicht der Heidenbekehrung zu in glühendem Eifer; verlaſſen Väter, Mütter, Vaterland; wandern hin in Länder, wo die Sonne unerträglich brennt, das Eis den Blutlauf hemmt, zu Menſchen, den Thieren ähnlich, ringend mit dem Nothdürftigſten, um dieſen das Evangelium zu bringen!

Müſſen dann nicht auch Andere ergriffen werden von heiligem Erbarmen mit den magern oder aufgedunſenen, blaſſen, gelblichten Geſichtern, die zerlumpt und baarfuß an unſern Thüren klopfen, die verwildert an und auf den Straßen liegen und lungern, die mit unglücklichen Geſichtern unſern Kindern zuſehen, wie dieſe munter ihr Brot eſſen, die mit frechen Geſichtern ſpähen nach allem, was nicht nagelfeſt iſt; von heiligem Erbarmen ergriffen werden, wenn ſie die Eltern oder Pflegeeltern dieſer Kinder ſehen, ihr wüſtes Treiben, ihr heilloſes Verwahrloſen alles Guten, ihr heilloſes Pflanzen alles Böſen; ergriffen werden von heiligem Erbarmen bei dem Gedanken, daß Tauſende dieſer armen Kinder an der Bruſt treuer Eltern geiſtig und leiblich erwarmen, für den Himmel gewonnen werden könnten, die ſonſt in namenloſem Elend zeitlich und ewig untergehen? Und ſollte es denn ein beſſer Werk ſein, die Seelen jenſeits des Meeres zu ſuchen, als derer ſich anzunehmen, die Gott eigenhändig uns vor Augen geſtellt, die er bloß und verwahrloſt zu unſern Füßen kriechen läßt? Befiehlt wohl Gott, daß man die eigenen Kinder verſchmachten laſſe, um der Rettung anderer nachzugehen? Soll man denn Rath haben für Andere und keinen für ſich?

Ich meine nicht, daß man der Heiden ſich nicht erbarmen ſolle, aber auch nicht vergeſſen, was Jeſus dem cananitiſchen Weibe ſagte; nicht vergeſſen, wie wir denn eigentlich Brüder lieben können, die wir nicht ſehen, wenn wir denen, die wir ſehen, keine Liebe zeigen; nicht vergeſſen, daß der Segen Gottes beim Miſſionswerk nur dann iſt, wenn die Menſchen nicht mehr jedes auf den Straßen aufgegriffene Individuum, dem man einige Floskeln beizubringen im Stande iſt, für ein auserwähltes Rüſtzeug Gottes wollen gehalten wiſſen.

Doch, ich bin überzeugt, auch unſere Kinder werden Herzen anziehen, begeiſtern: wo das Bedürfniß ſchreit, da läßt es Gott an Erweckten nicht fehlen.

Man wird nicht wählen müſſen ſolche, die ohne Beruf ſich zu dieſem Werke drängen, wie zu einem Pöſtlein, um eines größern Einkommens willen, um ihr Licht beſſer leuchten zu laſſen, wie es ihnen ihr Dünkel vorſpiegelt. Und wenn ein ſolches Ehepaar ſich hineindrängen würde, man müßte es alſobald wieder hinausdrängen: es darf keine ſolche heilige Freiſtätte zu einem verruchten Pöſtlein werden; es darf kein ſolch Pöſtlein in heiligem Kreiſe geduldet werden.

Und wo die Leute ſich finden, da findet ſich auch das Geld. Der Sinn für Wohlthätigkeit iſt groß in unſerem Ländchen, der Geber ſind viele, und wenn erſt die Augen derſelben auf dieſes Werk gerichtet, ihre Herzen ihm gewonnen ſind, ihr praktiſcher Sinn das Praktiſche der Sache gefaßt hat, ſo fehlt es am Gelde ſicher nicht. Unſre Blätter wimmeln von Anſprüngen auf die Wohlthätigkeit des Publikums, und bald darauf wimmeln ſie von Anzeigen erhaltener Gaben.

Es giebt ſehr viele Leute, welche immer eine offene Hand haben, das Geben als eine Art Abgabe von ihrem Vermögen betrachten, eine jährliche Summe dafür ausſetzen und dieſelbe nun hingeben, wie ſie können und mögen, ohne beſonders ins Auge zu faſſen, wem und für was ſie geben. Es giebt ſehr viele gutmüthige Geber, die keinem Bettler widerſtehen können. Um dieſe drängen ſich die unverſchämteſten, ſchlauſten Forderer, reißen ihnen die Gaben faſt aus der Hand, wiſſen zu weinen und zu ſeufzen, Geſchichten zu erzählen und ſich elend zu machen, ſich zu empfehlen, daß einem ordentlich das Herz ſchlottert. Dieſe gutmüthigen Leute ſind daher nicht Meiſter ihrer Gaben, wiſſen nicht, wer ſie erhält, wie ſie angewendet werden, ob die Gabe zum Sündengeld wird, oder ob ſie einen guten Geruch vor Gott hat. Das ſind die Leute, welche die immer zahlreicher werdenden Bettler ernähren: die nie endenden Steuerſammler, denen Ziegen gefallen ſind; ja, ein Mädchen lief um Steuer aus, weil ihnen am Morgen die Kaffekanne geſpalten ſei. Dieſer Leute Gaben locken die Kinder von Haus zu Haus, von Sünde zu Sünde, bis ihre Seelen im Bettel verloren gehen; ſie nähren den Müſſiggang, die Frechheit, die geheime Ueppigkeit; ſie werfen ihr Geld in einen bodenloſen Schlund, in dem nur giftige Pflanzen wuchern. Sie haben dann ſehr oft leere Hände, wenn eine gute Gabe von ihnen demüthig gefordert wird. Wenn doch die Leute dächten, daß nicht Gaben Gott wohlgefallen, ſondern das Herz, das die Gaben giebt; und daß Gott dem Menſchen den Verſtand gegeben, daß er ihn anwende auch im Austheilen ſeiner Gaben! Streut doch ja der Menſch Korn und Waizen nicht in die ſtrömenden Wellen eines Fluſſes, nicht in den Koth der Straßen, nicht unter Dornen und Diſteln, ſondern in guten, ausgewählten Boden: warum denn ſeine Gaben leichtſinnig ins Blaue hinaus, ohne Kümmerniß, wohin ſie fallen, was ſie bewirken mögen? Wiſſen ſie denn nicht, wie ganz verſchiedener Segen den Gebern von ihren Gaben zuwächst; wie die Geber ohne anders die Früchte erndten müſſen vor Gott, welche ihre Gaben getragen, in ſo fern bedachtes oder leichtſinniges Geben an den Früchten ſchuld war? Auf dieſe Weiſe wird jährlich eine Summe verworfen, verſchleudert, die weit größer iſt, als man ſich denkt. Wenn nur ein Theil dieſer Summe der

Ausführung der dargeſtellten Idee zugewendet würde, ſo könnten viele Kinderſeelen gerettet werden, die ihre Wohlthäter vor Gott loben und preiſen würden, während dieſe Summe leichtſinnig gegeben in verlockten Bettelkindern Ankläger vor Gott ihnen erweckt.

Ihnen gegenüber ſtehen allerdings viele Mißtrauiſche im Geben, ſie ſind geprellt worden und wollen nur mit eigenen Händen Gaben zutheilen, wo das eigene Auge die Nothwendigkeit erkannt hat. Dieſe mißtrauen in der Regel allen öffentlichen Aufforderungen, allen Anſtalten, allem ſo genannt Gemeinnützigen; bald halten ſie eine Sache für eine Grille, bald für eine Prellerei. Leider liegen eine Menge Erfahrungen vor, daß zuſammengebettelte Gelder auf das ſchnödeſte mißbraucht werden, Steuren bei Brand oder Waſſernoth eine wahre Teufelsſaat ſind; daß in Anſtalten, wo frommer Sinn jeden Kreuzer zuſammenlegte, und mancher Kreuzer von armen Wittwen kam, das Geld auf heilloſe Weiſe verſchleudert wurde, das dritte Plättli eine merkwürdige Rolle ſpielte in der Geſchichte des Hauſes.

Allerdings giebt es viele Grillen in der Welt, und für viele Grillen wurde gebettelt: aber was hier vorgeſchlagen wird, iſt keine Grille, man unterſuche mit dem mißtrauiſchſten Blicke; man braucht auch das Geld nicht in fremde Hände zu legen, nicht für dieſes, nicht für jenes Haus bettle ich; man lege ſelbſt Hand an und reihe neue Familien eigenhändig an dem großen Werke. Ich bin aber auch überzeugt, wenn die mißtrauiſchen Leute ſich entſchließen, mit eigenen Augen zu prüfen, ſo werden ſie ſich überzeugen, daß dieſe Sache über der Mode, über der Politik ſteht, im reinen Gebiet chriſtlicher Liebe, wo zwiſchen Halblein und Guttuch kein Unterſchied mehr iſt; wo jeder brüderlich die Hand ſich bietet, wer es brüderlich mit den Brüdern meint. Ich bin überzeugt, ſie faſſen es, daß bei großen Werken ein Einzelner nichts vermöge, daß große Werke durch gemeinſame Kräfte ausgeführt werden müſſen; daß in dem Entziehen von allem Gemeinſamen doch eine Art Selbſtſucht liege, oder wenigſtens eine Unfreundlichkeit, die wie eine Ueberhebung erſcheint, oder wie eine Muthloſigkeit, die an Anderer Einſicht und Treue, an der Möglichkeit irgend einer allgemeinen Hülfe verzweifelt. Auch dieſe werden ſich anſchließen, wenn ſie ſich zum Prüfen entſchließen, und gerade dieſe gebieten über große Mittel.

Dann haben wir eine große Menge, welche auch giebt und zu geben hat: aber bei dieſen hat das Geben immer die Liebe zum Behalten zu überwinden. Es iſt bei ihnen, ich will nicht ſagen, der Eigennutz, aber doch die Liebe zu dem, was man hat, der Kummer, nicht genug zu haben, vorherrſchend und bilden Schanz und Graben um Geld und Gut; und dieſe Schanz und Graben ſtürmt weder eine inwohnende Liebe zu Andern, noch eine eigenthümliche Begeiſterung: Schanz und Graben müſſen von Andern geſtürmt werden, will Jemand etwas von dieſen. Hat man von ihnen Gaben erobert, ſo kömmt es ihnen wie eine Niederlage vor, ein eigener Unwille ſchleicht ihnen durch alle Glieder, ſie können ſich von dem Gedanken lange nicht losmachen: wie fatal es doch ſei, immer die Hand im Sacke haben zu müſſen; ſie können die Hand lange nicht aus dem Sacke bringen, von der entſtandenen Lücke weg. Sie ſind reuig, daß ſie nicht weniger gegeben, und brummeln über den, tragen es ihm nach, der ſie zum Geben bewogen hat. Und doch geben ſie, beſonders wenn die Namen auf Subſcriptionsliſten aufgefaßt werden.

Ja, von dieſen Leuten ſind noch viele zuweilen aufzurühren, zu entflammen, ſie kriegen recht großmüthige Wallungen, und wenn Jemand gleich bei der Hand iſt, ihre Rührung mit einem Teller oder einer Büchſe aufzufangen, ſo klingt ſie reichlich und ſchön, dieſe Rührung. Iſt aber Niemand bei der Hand, und kömmt das kalte Blut wieder, ſo finden ſie, weniger ſei auch genug; finden das Wenige alle Tage noch zu groß, bis ſie endlich vielleicht ſchon am dritten Tage zu der Ueberzeugung gelangen, daß auch, nur Etwas zu geben, die größte Thorheit wäre. Aber man klopfe nur muthig an dieſe Häuſer, man rühre dieſe Herzen um und um und halte raſch den Teller dar und faſſe die Gaben auf: betteln für Andere darf der brave Mann, und unverſchämt geheißen zu werden beim Betteln für einen heiligen Zweck iſt keine Schande. Wie der Eigennutz die Leute panzert, daß ſie nicht mehr roth werden können, und ihre Herzen keine

Schmach fühlen, ſo panzere man ſich mit der Liebe gegen alle Vorwürfe und Geſichter des Eigennutzes und laſſe an ruhigem Gewiſſen gleichmüthig abprallen die Seufzer gepreßter Geldbeutel. Man würde ſtaunen über die Summen, die man zuſammen bringen kann, wenn einmal die Idee Boden faßt, man die Herzen in beide Hände zuſammenfaßt und ſich verſtändigt über das Werk, welches das eigentliche ſchweizeriſche Nationalwerk ſein ſollte, ein ächt republikaniſches, ein ächt chriſtliches. Man ſchrecke nicht vor ſeiner Größe zurück: wie oben geſagt, im kleinen Ländchen iſt es ſo groß nicht; ein kleiner Anfang ſoll Niemand abſchrecken; wer Millionen gewinnen will, muß auch beim Kreuzer anfangen. Und wenn man nur alle Jahre einige tüchtige Menſchen ins Leben ſtellt: dieſe tragen wieder eigene Kräfte in ſich, ſind neue Faktoren, die dem Werke neue Ausdehnung geben, neue Hülfe bringen. Was an ihnen gethan worden, das werden ſie auch an Andern thun wollen. Es trug mir dieſen Sommer ein Knabe von Schwyz nach Goldau den Haberſack. Er war bitter arm und nährte zum Theil ſeine Familie. In Lowerz ließ ich ihn einen Reſten Brot mitnehmen, an dem er ſichtbar hungrig abbiß. Ein klein Kind an der Hand ſeiner Mutter begegnete uns. Schnell theilte der Knabe ſein Brot und drückte dem kleinen Mädchen die eine Hälfte in die Hand, das darüber gar holdſelig lächelte und der Mutter die Gabe wies. Ich frug den Knaben in meinen praktiſchen Gedanken: aber warum haſt du das Brot nicht ſelbſt gegeſſen oder es den Deinen nach Hauſe gebracht; du weißt ja nicht einmal, ob das Kind es nöthig hat oder nicht? Herr! ſagte mir der Knabe, als ich jung war, hat mir auch hier und da ein Menſch ein Stücklein Brot gegeben, und das hat mich dann gefreut, ich kann euch nicht ſagen, wie; und da habe ich gedacht, als ich jetzt auch Brot hatte, es werde das Kind auch ſo freuen, wie ehemals mich, und gab es ihm. Und es hat's gefreut, es hat's gefreut, ſagte er mit leuchtenden Augen.

Da dachte ich, daß noch immer den Unmündigen dieſer Welt gegeben, was den Verſtändigen verborgen ſei, und faßte neuen Muth zu dem großen Werke — denn wenn dieſer unmündige, kindliche Sinn wieder gepflanzt werden kann, ſo wird er Berge verſetzen; und mitten in den Moraſt ſind Säulen eingerammelt, wo das Austrocknen beginnen muß, von wo es ſich ausbreiten muß. Man pflanzt ſich alſo ſpäter wirkende, neue Kräfte, und was dieſe jungen und geſunden Kräfte vermögen werden, das kann man in fünfzig, in hundert Jahren ſehen. Und was ſind hundert Jahre im Völkerleben? Und wer nicht für hundert Jahre hinaus arbeiten kann, was wird der vor Gott ſein, vor dem tauſend Jahre wie ein Tag ſind? Sollte hie und da der Glaube noch ſchwach ſein, ſollten die Mittel der Gläubigen zum Anfang nicht ausreichen, wohl aber Muth zum Anfang da ſein, der Beweis vorliegen, daß ſie das Rechte erkennen und es auf die rechte Weiſe verſuchen: da ſoll der Staat aushelfen ohne Zaudern, ohne Knauſern. Er ſoll zeigen, daß, wenn er auch das Werk nicht ſelbſt unternehmen kann, er denn doch ſeine Nothwendigkeit erkenne und nicht nur Sinn habe für Wegknechte und Landjäger, ſondern auch für das Köſtlichſte im Menſchen. Es weiß eigentlich Niemand beſſer, als die Regierung, wie groß die Armennoth iſt; ſie hat Tabellen darüber, welche ihr über Alles Punktum Auskunft geven.

Indeſſen werden der Ausführung der Idee nie alle Menſchen zugethan werden, ſondern ihr widerſtreben mit all ihren zu Gebote ſtehenden Mitteln. Ich rede nicht gerne von dieſen Leuten. Aber, wie man vor dem Beginn eines Kampfes den Feind ins Auge faßt und mißt, ſo müſſen auch dieſe Feinde gemeſſen werden, damit ihr drohendes Ausſehen Niemand ſchrecke. Jedem Neuen ſteht eine große Maſſe entgegen und ſucht es zu hindern; und dieſe Maſſe hat Gott geordnet, man täuſche ſich darüber nicht. Sie iſt es, die Ordnung bringt und Beſonnenheit in den Fortſchritt. Ihr Widerſtand iſt die Rönnle, welche Spreu vom Kern ſcheidet; welche zum Prüfen zwingt und zur Vorſicht; welche Zeit gewährt, Wurzeln zu faſſen und zu erſtarken; welche das Kind nicht mit dem Bade ausſchütten läßt, oder, wenn es geſchehen, es wieder aufzuleſen zwingt: der in den Menſchen gelegte Verbeſſerungstrieb würde ohne ſie zur Neuerungsſucht werden, und dieſe würde in vierzehn Tagen mit Menſchen und Vieh, mit der ganzen Erde überpurzeln. In dieſer Maſſe, die allem

Neuen, der Ausführung jeder Idee widerſtrebt, ſind nun eine Menge guter Leute, die es eigentlich gut meinen, die aber einen Gedanken nicht zu prüfen vermögen; die bloß das zu beurtheilen vermögen, was ihre Augen ſehen, ihre Hände betaſten können; die endlich an das Neue ſich gewöhnen, wie ſie des Alten gewohnt waren. Gegen dieſe fechte man nicht mit Gründen: die Anſchauung, die ihnen geboten werden kann, wird ſie nach und nach überwältigen und gewinnen.

Hingegen giebt es in dieſer Maſſe noch Andere, die ich zeichnen muß einmal: vielleicht erkennen ſich die einen oder andern in dieſem Spiegel wieder und erſchrecken ob ihrem Antlitz. Es giebt eine Menge Menſchen, welche keine wohlthätige Ader im Leibe haben; welchen jede Anſprache Grimm und Weh verurſacht; welche nie freiwillig geben, ehrenhalben die Einen zuweilen etwas, Andere auch um der Ehre willen nicht. Es iſt bei dieſen Menſchen nicht immer nackter Geiz: oft eine übertriebene Sorge für ihre Familie, ein ſchnödes, unchriſtliches Ueberheben über ihre armen Brüder; ſie helfen höchſtens einem verarmten Vetter, weiter hinab auf die Canaille erſtreckt ſich ihr Mitleid nicht. Jedenfalls iſt da ein gänzliches Vergeſſen, daß wir alle unſere Güter von Gott nur zum Lehen tragen, und jedem die Stunde ſchlagen wird, in der er Rechnung ablegen muß dem großen Lehensherrn da oben. Dieſe unbarmherzigen Leute werden aber natürlich weder zu ſich ſelbſt noch zu Andern ſagen: ich bin geizig, ſelbſtſüchtig, unbarmherzig, hochmüthig; werden nicht in ſich den Grund des Nichtgebens ſuchen, nicht im Mangel chriſtlichen Sinnes den Grund, daß eine chriſtliche Idee ſie nicht zu ergreifen vermag; ſie werden den Grund ihres Nichtgebens in der Bettelei dieſer Zeit im Allgemeinen und in jeder Sache, für die ſie angeſprochen werden, insbeſonders ſuchen. Dieſe ſind es, welche alle wohlthätigen Unternehmungen verdächtigen, Mißtrauen ſäen gegen dieſelben, ja, die hinter abſichtlichen Verläumdungen ihre Hartherzigkeit verbergen wollen. Sie wollen nicht mit eigenen Augen ſehen, wollen nicht Alles ſorgfältig prüfen und gemachte Erfahrungen unbefangen zuſammenſtellen: aber als ob ſie Alles geſehen, geprüft, erfahren hätten, brechen ſie darüber den Stab, ziehen die Sache ins Lächerliche oder ins Abſurde. Das ſind die Leute, die auch dieſe Idee und ihre Ausführung bereits verdächtigen und verläumden; die weiß machen wollen, man erziehe auf dieſe Weiſe nur Taugenichtſe und Schlingel, höchſtens Agenten, man leſe die ſchlauſten Kinder aus und richte ſie dann noch zu allen Streichen ab; und das ſagen ſie, wenn Tag für Tag ihnen gerade das Gegentheil davon vor Augen liegt. Sie verläumden den Sinn in ſolchen Anſtalten, als ob er kein chriſtlicher wäre; ſie verläumden ihn, ſie, die vorgeben, ſie beſäßen ihn; ſie verläumden, denn ſie haben ſich nie die Mühe genommen, dieſen Sinn zu unterſuchen. Und wenn ſie unterſucht hätten, ſo wären ſie kaum zu einer andern Meinung gekommen: denn, wenn man ihren Sinn, den ſie zu Tage legen, mit der Meinung, die ſie von ſich unbefangen äußern, vergleicht, ſo muß man zur Ueberzeugung gelangen, daß ſie ſelbſt noch nicht wiſſen, was chriſtlicher Sinn iſt.

Andere Menſchen, welche nicht ohne Wohlthätigkeitsſinn ſind, ſtreben der Ausführung dieſer Idee entgegen, weil ſie direkten Nachtheil davon fürchten. Sie fürchten nämlich, die Kinder möchten ſo erzogen werden, daß ſie auf mehr Lohn Anſpruch machen könnten, daß die halbbatzigen Knechte und Mägde abnehmen müßten, daß ſie zu größerem Lohn gezwungen würden. Aber, liebe Leute, was ſind denn eigentlich halbbatzige Knechte werth?

Ein halbbatziger Knecht ißt gewöhnlich noch einmal ſo viel, als ein vernünftiger, während der vernünftige nicht nur mehr und beſſer arbeitet, ſondern denn doch im Stande iſt, den Meiſter zu vertreten, zu arbeiten zum Dank, ohne daß er immer bewacht iſt. Kommt, liebe Leute, doch einmal zur Einſicht, daß das Wohlfeilſte gewöhnlich das Theuerſte iſt. Warum hat man auf den Höfen nicht Unterſeenkühli? warum kauft ihr eure Pferde nicht von den Kachelfuhrleuten? Seid doch auch barmherzig! Ich kenne eine Magd, ſie hatte 20 Lvr., 8 Kronen, Lohn ſammt einem Paar Schuh und einem Hemde, und dafür mußte ſie 365 Tage an Wind und Wetter ſein, das Wüſteſte ausſtehen, verdarb dabei vielleicht für 16 Kronen Kleider. Bedenkt, was ſoll das mit dem Mädchen für ein Ende nehmen, mit welchem Muth ſoll es arbeiten, wie ſoll es die Treue bewahren in ſeiner Noth? Ihr meint, Knechte und Mägde ſollen immer gleich theuer bleiben; man ſollte ihnen nicht mehr geben, als der Aetti und der Großätti ihnen gegeben? Aber warum verkauft ihr das Holz, die Butter, das Fleiſch theurer, als Aetti und Großätti es gethan? Warum fordert man größere Hauszinſe, als Aetti und Großätti? Warum giebt man weniger Land zum Pflanzen, als Aetti und Großätti? So kann das nicht gehen; ſo machen die Reichen die Armen immer ärmer, verſperren ihnen ſelbſt das ehrliche Fortkommen und müſſen dann durch immer höher ſteigende Tellen ihre Sünden wiederum büßen. Zudem drängen immer mehr alle Dienſte den Städten zu, wo bei weniger Arbeit größere Löhne ſind. Dieſe Dienſte ſind aber wiederum ſchlecht erzogen, haben keinen ſittlichen Grund, gehen in den Laſtern der Städte unter und kommen aus denſelben den Gemeinden als eine Laſt wieder zurück. So heben ſich die Dienſte nicht zur Selbſtſtändigkeit, ſondern ſie ſinken unter und müſſen von der Gemeinde getragen werden. Es iſt daher eine wahre Wohlthat für das ganze Land, wenn man Menſchen erzieht, welche ein Gleichgewicht zwiſchen dem Werthe der Arbeit und dem Werthe der Produkte herzuſtellen vermögen; Menſchen, die nicht mehr wie das Vieh an die Scholle gebunden ſind, die aber auch die Arbeit des Landes nicht fliehen bei rechtem Lohn, die ihn aber auch in den Städten ſuchen können, ohne darin unterzugehen: wenn man überhaupt Menſchen erzieht, die ſich zu helfen wiſſen in allen Treuen; die aus den Dienſtjahren nicht als eine Bürde für die Gemeinden treten, ſondern als gemachte Menſchen, die das Fundament gelegt haben zu einem ſtelbſtſtändigen Daſein. Wahrhaft, es würde der Bauer bei tüchtigen, aber beſſer bezahlten Arbeitern nicht nur nichts verlieren, ſondern er würde gewinnen, wenn er es recht bedenken wollte oder könnte.

Und wer Freude hat an halbbatzigen Dienſten, der wird ſie mmerdar noch finden; er hat deßwegen nicht nöthig, an armen Kindern ſich zu verſündigen.

Andere zogen direkten, unmittelbaren Nutzen aus den armen

Kindern, welche aus ihren Händen geriſſen, beſſer erzogen, ſelbſtſtändiger gemacht werden ſollen. Es ſind die Leute, welche dieſe Kinder verdingten, um ſie auszunutzen; die, welche ſie auf ihre Güter nahmen, um Knechte und Mägde zu haben, ohne ihnen Lohn geben zu müſſen, ſondern noch Lohn von ihnen ziehen zu können. Es haben viele ſolche Kinder bei ſich, machen ſie arbeiten von früh bis ſpät am ſchwerſten Ort, ſenden ſie äußerſt ſelten zur Schule, kleiden ſie auf das allerſchlechteſte, fluchen über jede Unterweiſung, welche ſie beſuchen müſſen, rechnen ihre Arbeit nichts, ſondern nur die ſchlechten Kleider und das ſchlechte Eſſen, laſſen es ſich bezahlen: und das arme Kind ſoll ſpäter das ſchlechte Eſſen, die ſchlechten Kleider wiederzahlen, ſeine Arbeit aber muß es verlieren. Und wenn es unterwieſen iſt, ſo ſoll es bleiben am alten Ort, man lockt es, macht ihm einen ſüßen Mund, verſpricht ihm endlich Lohn, hält es ſo ein Paar Jahre feſt: iſt der Lohn endlich bald fällig, ſo prügelt man es, daß es aus dem Jahre läuft und ſeinen Lohn im Stich läßt; oder beizt ihm fremde Sachen in ſein Tröglein, unterſucht daſſelbe vor Zeugen, jagt es als Schelm fort; oder die Frau thut beſonders zärtlich mit ihm, läßt ſich vom Mann überraſchen — und das arme Kind iſt verführt und um ſeinen Lohn betrogen. Alle die, welche ſo handeln — und ſolche giebt es, ich kenne ſie, könnte ſie beim Namen nennen, werden die erbittertſten Feinde ſein eines Unternehmens, wodurch dieſe armen, heillos mißbrauchten Kinder aus ihren verruchten Händen ſollen geriſſen werden. Sie werden nicht nur nichts dazu beitragen, ſondern darüber lügen, was ſie können. Sie werden das Unvollkommene, das in jedem menſchlichen Unternehmen liegt, ausbeuten auf die heilloſeſte Weiſe; werden jede Mücke zum Elephanten machen, was durch ein Nadelöhre geht, zu einem Kameel, und werden, wenn das nicht hinreicht, lügen, heute dieſes, am andern Tag das Gegentheil. So ſagte einmal einer, der um Beiſteuer für ein ſolches Unternehmen angeſprochen wurde, er gebe nichts, das erhaltene Geld werde nur verſoffen, man führe ja alle Sonntage die Kinder in die Wirthshäuſer; das andere Jahr aber ſagte er, als er wiederum angeſprochen wurde, er gebe nichts, man gäbe den Kindern ihre Sache nicht, man ließe ſie verhungern: und die Kinder ſchoßen auf wie junge Tannenbäume und blühten auf wie Aepfelbäume.

Am feindſeligſten dieſem Unternehmen gegenüber ſteht der Neid, dieſes grimmigſte, häßlichſte aller Laſter.

Der Neid, der von unten herauf kömmt, den die Armen ſelbſt gegen die äußern, die aus ihren Kloaken in eine beſſere, reinlichere Welt verſetzt werden ſollen, die Gaben an ſich ziehen, die ſonſt unvernünftig an Unvernünftige verſchleudert wurden: dieſer Neid iſt nicht zu bekämpfen, wenig zu beachten, ſo wüſt er auch iſt, ſo oft er auch von den eigenen Eltern der armen Kinder ausgehen mag. Er wirkt wenig ein auf die öffentliche Meinung; er übt keinen Einfluß in den Behörden, keinen auf die Liebesgaben; er legt bloß Zeugniß ab, wie vorherrſchend in dieſer Klaſſe das Thieriſche iſt, und wie grimmig ſie losbrechen würde, wenn ſie das Uebergewicht erhielte. Der Neid aber, der das Untenſtehende nicht zu ſich herauf kommen laſſen will; der Neid, der keinen Menſchen, nicht geiſtig, nicht ökonomiſch, will aus den untern Klaſſen heraufwachſen laſſen: dieſer Neid iſt's, über den ich noch einen Strahl meiner Blendlaterne will fallen laſſen; denn der iſt eigentlich in dieſem Verhältniß der Antichriſt. Es iſt der Neid der Hochſtehenden, der nicht gerne einen gemeinen Bürger reich werden ſah neben den ſo genannten alten Geſchlechtern; der ihrer Bildung nicht nur keine Bedeutung gab, ſondern ſie verhöhnte oder die Wege dazu verſperrte; der nicht will, daß aus einem Tauner ein Bauer werde, aus einem G'husmann ein Hausbeſitzer; der nicht will, daß Bürgerskinder oder Taunersſöhne einſt den eigenen Kindern ins Licht ſtehen, in einer unabhängigen Stellung ein unabhängiges Wort zu gemeinſamen Angelegenheiten reden könnten. Dieſer Neid waltet in Städten und auf dem Lande und trägt große Schuld an vielem Böſen und namentlich daran, daß denen nicht chriſtlich und brüderlich aufgeholfen wird. Er findet es bald gut genug, was man für Solche thut; er begehrt ihnen nicht aufzuhelfen, ſie nicht auf feſten Grund und Boden zu ſetzen; er füttert ſie bloß ab, nothdürftig, wie man Spatzen im Winter füttert, damit ſie nicht

Hungers ſterben; er verſchleudert ſogar das Geld an ſie, aber er wendet abſichtlich das Geld weder weiſe noch kräftig an ſie. Dieſer Neid will nicht, daß arme Kinder gut erzogen, ihre Fähigkeiten entwickelt, das in ihnen liegende Kapital frei gemacht werde. Solche D. Bettelbuben ſollten ihnen dann nicht ſpäter kommen und ihren Kindern befehlen; das wäre ihnen eine luſtige Sache, wenn ſolche mehr lernen ſollten, als Baurenſöhne; das werde einſt ſchön heraus kommen, wenn man ſolchen Alles anhänge, man ſei ſchon jetzt nicht vor ihnen ſicher. Ihre eigenen Kinder wollen ſie aber nicht beſſer erziehen, wollen ihre Mittel nicht an den Menſchen wenden, daß er etwas werde, ſondern die Mittel an ſich ſollen ihnen Ehre, Anſehen, Vorzug geben, und den armen Kindern muß der Fuß vorgehalten werden, damit ſie nicht einſt etwas werden, damit ſie nicht einmal in die Sache hinein reden. Nun giebt es ſolche Leute, mit ſolchem Sinn und Trachten allenthalben; ſie ſitzen in Städten und Dörfern, in großen Räthen und Gemeindſtuben und ſperren gegen alles, was man für die armen Kinder thun will. Mit dieſen Leuten iſt nicht vernünftig zu reden, gegen ihre altadelichen Vorurtheile kömmt man mit Gründen nicht auf: deßwegen auch würden Einige lieber Heidenkindern, die über dem Meere wohnen, helfen, als eigenen Landeskindern; und Andere würden Baurenkindern helfen, ſich ihrer annehmen, aber ihre Burgerskinder hätten ſich keines gnädigen Blickes zu tröſten. Das ſind ſo genannte Stockariſtokraten, und dieſen kann man es nicht begreiflich machen, was chriſtlich iſt, was des Vaterlandes Heil iſt, was vor unendlichem Unglück bewahren kann.

> Und wenn die Welt in Trümmern gienge;
> Wenn nur die eigne Naſe zu oberſt hienge!

Dieß iſt dieſer Leute Wahlſpruch.

Ich bin überzeugt, wenn man dieſen Leuten es auch mit Zahlen handgreiflich darthun könnte, daß einzig und allein auf dieſe Weiſe die Tellen verringert, verhindert werden könnte, daß die Armen die Reichen nicht auffreſſen, wie die ſieben magern Kühe auch die ſieben fetten gefreſſen zu Joſephs Zeiten; daß, wenn ſie jetzt die Hand böten zu einem gemeinſamen Werk, ihre

Kinder und Kindeskinder vielleicht die Hälfte weniger tellen müßten: man würde ſie nicht bewegen, ſie würden ſagen: Man ſoll doch nicht Kummer haben für ſie, und zu ſeiner eigenen Sache ſehen; ſie hätten immer noch vermocht, zu zahlen, was man gefordert, und ſie hofften, ihre Kinder und Kindeskinder werden es ſo gut als ſie vermögen. Ja, ſie wollten lieber noch einmal ſo viel tellen, als es je zulaſſen, daß ſolcher Pack ſeine Finger in der Sache hätte. — Der Eigennutz iſt groß in der Welt und iſt wüſt, aber wenn mit dem Eigennutz ſich der Hochmuth paart, ſo giebt das eine Ehe, vor welcher ſelbſt dem Teufel graut.

Dieſe Leute alle werden gegen die Ausführung ſtreiten, allein ſie vermögen nichts gegen ſie, als daß ſie zur rechten Beſonnenheit und Vorſicht treiben; als daß ſie durch ihren Widerſtand ſo recht zum Bewußtſein bringen, was man will, und was die Sache ſoll.

Wenn einmal dieſe Sache der Welt klar geworden, ſo werden unglaubliche Kräfte auf dieſem Punkte ſich vereinigen und Unglaubliches vollbringen. Denn wie Viele ſind denn doch noch unter uns, die glauben, daß im Tode nicht eine Vernichtung, ſondern aus dem Tode ein Auferſtehen ſei zur Prüfung vor dem Vater! Und wer aufzuerſtehen glaubt, möchte doch gerne das Bewußtſein mit ſich nehmen, ſich derer angenommen zu haben, welche Jeſus hinterlaſſen unſerer Liebe, damit wir ſeine Liebe gewönnen; möchte ſein Scherflein beigetragen haben zur Rettung einer Seele, die viele Sünden bedecket; möchte Zeugen gewinnen vor des Vaters Thron, die ſein Lob redeten. Und freundliche Blicke wird der Vater ſicher für die haben, welche das Reich Gottes kräftig und friſch aufrichteten in dem verpeſteten Sumpf, in welchem der Teufel hauste, der ewige Drache, der auf das Verderben der Seelen lauert Tag und Nacht; welche unverzagt dieſem Drachen zu Leibe giengen und ihn aus ſeinem hundertjährigen Neſte trieben. Ich glaube aber nicht bloß an die Ausführbarkeit deſſen, was Peſtalozzi wollte, an die Möglichkeit, daß es ſich geſtalten könne; ſondern das, was bereits vorliegt, giebt mir die Ueberzeugung, daß es ſich geſtalten werde, denn dieſes liefert den Beweis, daß die Idee bereits ins Leben getreten iſt, und zwar ſo vielfältig, aber vereinzelt, hie und da, daß, wenn man das Vereinzelte in Zuſammenhang bringt und vereint gegenüberſtellt dem zu beginnenden Werke, man in freudiger Ueberraſchung eine bereits kämpfende Macht erblickt, wo man nur Ohnmacht wähnte, oder Träume, oder grillenhafte Verſuche: eine Macht, welche Siege erſtreitet, Boden gewinnt und einmal vereint unaufhaltbar ſein muß.

Siebentes Kapitel.

Die Ausführung.

Was Peſtalozzi dachte, wünſchte; was ſein gelobtes Land ihm war: das verſuchte Herr Fellenberg auszuführen.

Unſtreitig gebührt Herrn Fellenberg nicht bloß die Ehre, ſondern wirklich dankbare Anerkennung, den Gedanken, arme Kinder aus der Schwühle der Armenſtuben, aus den Händen roher Verdinger zu nehmen und ſie durch eine tüchtige Erziehung für ein ſelbſtſtändiges Leben zu befähigen, dadurch der Armuth zu begegnen, ihr das Krebsartige, Ausſätzige zu nehmen, zuerſt auf ſeinem Hofwyl verwirklicht und den Kindern in Hrn. Wehrli einen eigentlichen Vater gegeben zu haben.

Die Wehrliſchule ward berühmt im ganzen Europa, zog königlich kaiſerliche Augen auf ſich, leiſtete den Beweis, daß man Arme erziehen könne ohne beſondere unterhaltende Geldmittel; aus eigenthümlichen Gründen wollte dieſelbe im eigenen Lande nicht wurzeln, nicht die rechte Anerkennung finden. Es gebührt Hrn. Fellenberg aber nicht nur die Ehre (und wo ihm Ehre gebührt, da ſoll ſie ihm auch gegeben werden in vollem Maße) dieſer Stiftung auf ſeinem Hofwyl, ſondern die vielleicht noch größere, daß er die Verwirklichung dieſer Idee nicht an Hofwyl knüpft, daß er auch nicht glaubt, in Hofwyl die Idee rein verwirklicht zu haben, ſondern daß derſelbe das Aufblühen von Familien zur Aufnahme armer Kinder nicht nur nicht hemmt, ſondern dazu aufruft, es fördert mit Wort und That; daß er das Gute in Allen anerkennt, auch wenn daſſelbe nicht ſein Werk iſt, auch wenn es ſich in ſeinen Inſtituten nicht finden ſollte.

Mehrere Vereine, in deren Mitgliedern ein frommes Sehnen nach einer beſſeren Welt aufgieng, erwarben ſich großes Verdienſt um ſolche Anſtalten. Vielleicht entſprach das Gelingen nicht immer dem Willen, die Richtung wurde eine ſchiefe oder unpraktiſche; hier wurden Kinder für das Leben nicht abgehärtet, dort ſuchte man ſie der Welt, in welcher ſie doch einmal leben ſollten, ihr Brot gewinnen mußten, zu entfremden, durch beſondere Tendenzen zu vereinzeln. Indeſſen, wie auch die Richtung läuft, derſelben liegt die rechte Idee zu Grunde, ihre Vorgänge brachten viele Erfahrungen, ihre Opfer verringern ſich noch immer nicht, ſie fließen unermüdlich und ſollten manchen wecken, der dieſe Leute verachtet, viel redet vom Vaterland und Vaterlandsſinn, der aber nur redet, und daher den Verdacht erweckt, als ob ſolche Reden der Köder ſeien an einem Angel, mit dem er etwas angeln möchte, etwas, eine reiche Braut vielleicht, eine einträgliche Stelle meinethalben, einen Präſidentenſtuhl ſogar.

Die praktiſchen Glarner faßten es auf und verſuchten mit Glück zwei Würfe mit Einem Steine, ſie verſuchten, durch Entſumpfen von Land Menſchen zu entſumpfen; die Zürcher machten Proben; die hochherzigen Appenzeller, deren Ländchen ein armes heißt, wo es aber für Gemeinnütziges, Wohlthätiges Hunderttauſende ſprudelt, und zwar Gulden, wie in keinem andern Lande Europas, nicht einmal in England, griffen die Sache auf, ſtellten ſie mächtig ins Leben, und auf ihr ruht ſichtbarlich Gottes Segen. Dieſe Idee drang auch nach Deutſchland hinüber, hinab bis da, wo außerhalb Hamburg das rauhe Haus liegt, eine Freiſtätte für verwahrloste Kinder dieſer in vielen Beziehungen freien Stadt. In Würtemberg beſonders ſucht der König ſolche Freiſtätten aufzurichten; die Landſtände Sachſens ſetzten ſich auch, angetrieben durch den ehrwürdigen Diacon Lange, ein bleibend Denkmal, während Baierns König Abgötterei treibt und Klöſter baut, vor ſeinem Bilde knieen läßt, ſich bald anbeten läßt und vielleicht noch ſein Bildniß ans Alterblatt in die neu erbauten Kloſterkirchen ſchenket. Es iſt ſieben Jahre her, daß man im Kanton Bern ſo recht lebendig von den Armen, ihrer Noth, ihrer Abhülfe zu ſprechen begann, daß man auf Rettungsmittel ſann. Je größer das Geſchrei der Armen nach Hülfe, der Reichen nach Beiſtand zu dieſer Hülfe, je heilloſer die Verwirrung oder Verirrung in der Armenbehandlung ward, je weniger der Staat, ich will nicht ſagen, zu handeln, ſondern nur, zu reden wagte in dieſes Geſchrei hinein (vielleicht, weil er juſt nicht wußte — was?), deſto mehr drang ſich Einzelnen die Einſicht auf: „wie das Größte und Herrlichſte immer aus dem freien Willen Einzelner ausgegangen ſei, ſo müßten auch dieſem Feinde Einzelne in frommer Einigkeit, in kühner Begeiſterung begegnen, wenn er überwältigt werden ſolle“; und daß er überwältigt werden könnte, gab ihnen der Glaube Zeugniß, der nie an das Verderben glaubt, wo der Menſch ſich helfen will und dazu Gottes Hülfe ſucht.

Es entſtund der Verein für chriſtliche Volksbildung überhaupt. Aber dieſer Verein wurde durch die Noth der Sache, wie durch eine unſichtbare Macht, vom allgemeinen Zwecke weg auf den beſondern der chriſtlichen Armenerziehung gedrängt und machte endlich dieſelbe ausſchließlich zu ſeiner Aufgabe. Er griff im Anfang gar nicht ein, die Sache ſelbſt nicht, der Verein nicht; er wurde mißtrauiſch angeſehen zu Stadt und Land. Den Einen erſchien er wie eine politiſche Grille, den Andern als eine pädagogiſche; Andern ſchien ſein Treiben ein rationaliſtiſches, ungläubiges; Andern kamen die Steuren, um die er bat, vor wie eine neumodiſche Abgabe, eine verblümte Telle. Die oben gezeichneten Feinde erhoben ihr Geſchrei mit Macht und ſchüchterten dadurch eine Menge, die ſich immer den lauteſten Tönen zuneigt, ein, machten Andere mißtrauiſch, und viele, die keinen andern Halt haben und ſuchen, als die Gunſt der blinden Maſſe, ließen auch ihre Trompeten dagegen ertönen.

Aber die Freunde der Sache erſchracken nicht, ſcheuten den geringen Anfang nicht: ſetzt man ja auch die Bäumchen klein und zart, die groß und mächtig werden ſollen. Der Verein ſchritt zur That im Vertrauen auf Gott, im Glauben an gute

Menſchen, im Glauben an das Gute im Menſchen, auch dem niedrigſten und jämmerlichſten, das nur auf Erlöſung wartet, auf erlöſende Hände, um zu keimen, zu wachſen, gute Früchte zu tragen da, wo ſonſt nur Unkraut wucherte. Wo ehedem Ritter Schlöſſer bauten zu weiter Ueberſicht nach zu raubenden Gütern, zu fahenden Menſchen, zu ſicheren Herbergen des Raubes und der Räuber: da erheben ſich als tröſtende, verſöhnende Lueg in's Land Freiſtätten für arme Kinder und winken herein über's Land, aufzuheben die an der Erde klebenden Augen heiteren Höhen zu, aufzuheben die im Schlamme der Erde ſich wälzenden armen Kinder, ſie emporzutragen auf die freie Höhe, näher dem Himmel zu. Da oben ſollen ſie geneſen, ſich aufrichten; ſollen ſpäter als Kinder des Himmels, kräftig, rüſtig, fromm, wieder in der Erde Thäler niederſteigen und da als treue Knechte des Lebens warten, bis der Herr ſie von ihrem Tagewerk für immer nach oben ruft. Die beiden Familien zu Bättwyl bei Burgdorf, im Saal bei Sumiswald bildeten ſich zuerſt; denen ſchloßen ſich die in Rütti bei Bern, für Mädchen in Langnau an; es blüht eine neue bei Wangen auf, und eine andere iſt noch am Geboren werden. Im gleichen Zeitraume entſtund die Muſterſchule beim Seminar in Münchenbuchſee, in der arme Kinder eigentlich nicht bloß geſchulet, ſondern erzogen werden. Die beſondere, vom Staate geleitete Gemeinde der ſo genannten Landſaßen, d. h. Leute, die im Lande ſitzen, ohne Bürgerrecht an einem beſtimmten Orte, erhielt zwei Anſtalten zur Entſumpfung ihrer Kinder: in Köniz eine für Knaben, für Mädchen eine zu Riggisberg. So werden gegenwärtig im Kanton Bern (Hofwyl nicht einmal gerechnet, ſo wenig als die erſt im Werden begriffene, von der ſchweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft geſtiftete Anſtalt in der Bächtelen bei Bern, für verwahrloste Kinder) über 400 Kinder dem Elende entzogen und einem chriſtlichen, tüchtigen Leben entgegengeführt. Das iſt denn doch eine Zahl, welche Muth einflößen ſoll den Schwachgläubigen, daß da wirklich etwas abzubringen ſei auf dieſe Weiſe; und noch ſind die möglichen Hülfsmittel noch bei weitem nicht alle in Fluß gebracht; noch iſt das begonnene Werk in ſeiner Idee, Bedeutung und Einheit den Wenigſten klar vor die Augen getreten. Und wenn auch die Liebe nicht größer würde, die Zahl der aufzunehmenden Kinder nicht vermehrt werden würde, ſo würde doch ſicher ſchon dieſe Anzahl ein heilender Sauerteig für unſer Volksleben.

Wenn man rechnet, daß Kinder im Durchſchnitt 6 Jahre in einer Anſtalt bleiben, ſo treten mithin alle Jahre 66 aus. Wir wollen nun rechnen, daß von dieſen 33 wirklich gerettet wurden, während die andere Hälfte entweder in ihrem früheren Zuſtande nicht verloren gegangen wäre, oder jetzt noch verloren geht: ſo ſind doch alljährlich 33 gewonnene Kinder eine herrliche Beute, wohl noch viel größerer Anſtrengung werth; denn was iſt eine Menſchenſeele werth! Aber nicht nur an und für ſich ſind ſie von unnennbarem Werthe, ſondern auch in Beziehung zu ihren Mitmenſchen. In jedem dieſer Kinder ſoll ein Mitkämpfer gewonnen ſein gegen des Volkes Verderben, ein neues, beſſeres Element eingeſchoben ſein ins Volksleben. Und wenn dieſes Kind einmal eine Familie ſtiftet und mit dem gewonnenen Geiſte ſie belebt, ſo rechne man doch nach, ob in einer Reihe von Jahren das Volk nicht auf eine ſehr bemerkbare Weiſe erneuert werden könnte. Beſonders, wenn dann noch in jeder andern Beziehung das Heil der menſchlichen Seele beſſer ins Auge gefaßt, von Oben herab mehr Werth darauf gelegt, wenn alles Treiben nicht bloß gerichtet würde auf das Flüchtige und Vergängliche, ſondern bezogen würde auf den Urgrund aller Dinge, auf das Alpha, das Omega.

Dieſe 400 Kinder koſten ungefähr 40,000 L., wenn man durchſchnittlich die Koſten für ein Kind zu 100 L. anſchlägt. Man rechnete ſonſt wenigſtens 150; in andern Ländern ſind ſie vielleicht noch höher. Sie ſinken aber, ſo wie die Familien erſtarken, die erſten ſchweren Jahre der Einrichtung überwunden, die Kräfte der Kinder entbunden ſind, der Boden dankbarer wird, immer tiefer. Es ſind Anſtalten, wo die Koſten für ein Kind nicht mehr 100 L. betragen, wo ſie Jahr um Jahr noch ſinken, alſo immer mehr Geld frei wird zur Errichtung neuer Familien, auch wenn die Quellen nicht reichlicher fließen ſollten. Freilich mag es auf dem Lande, wo man Kinder für 20 L. verdinget, Manchen erſchrecken, wenn er von 100 L. hört; mag ausrufen: O' hä, da machen wir es doch wohlfeiler; das iſt ja ein unerhört Geld; dafür könnte man fünfmal mehr Kinder verdingen; das heißt, die Koſten für die Armen muthwillig vermehren, das Geld in Bach werfen! Aber ſind nicht eben die 20 L. in den Bach geworfen, welche man zahlt, um ein Kind auf das heilloſeſte verwahrloſen zu laſſen? Wenn ein Kind um ſeine Seele gebracht wird, um jedes Lebensglück, und man zahlt dafür noch 20 L.: iſt das nicht nicht nur 20mal, nicht nur 100mal, ſondern hunderttauſendmillionenmal zu theuer bezahlt?

Das werd nit ſövli machen, wird mir mancher Kaltblütige ſagen. Wohl, das macht ſövli, Hans Joggi! würde ich ihm ſagen, wenn er eben Hans Joggi hieße: warte nur, wenn du einſt vor Gott ſtehſt, wenn du ihm Rechenſchaft geben mußt über dein Thun und Laſſen, dann wirſt du es gewahr werden, was für ein Unterſchied es iſt, eine Kinderſeele verwahrlost, oder gerettet zu haben; dann würdeſt du nicht nur 100 L., ſondern Finger um Finger, Blutstropfen um Blutstropfen geben wollen, um ein Kind, das du haſt verwahrloſen helfen, noch zu retten: — aber dann wird es zu ſpät ſein, Hans Joggi. Darum denke daran, während es noch Zeit iſt, Hans Joggi! — Und daß in dieſen unter uns aufblühenden, unſerer Zeit ſo eigenthümlichen Familien Kinder gerettet werden, das hoffe ich nicht nur, ich glaube es auch.

Wer in eine derſelben trittet, fühlt gleich etwas Heimeliges, Anſprechendes; wohlig wird es ihm um's Herz, und er ſagt wohl zu ſich: hier möchte ich Hütten bauen. Und wenn er weiter geht, ſo brennt ihm das Herz, er wälzt in ſich Pläne und Vorſätze zur Beförderung dieſer Familie, und manchmal noch im Traume wird er des Geſehenen nicht los. Wer darin herum geht, ſieht wohl dieſes und jenes, welches er anders möchte; ſieht eine Seite mehr ausgeprägt als die andere; hört vielleicht nicht die rechten Antworten auf ſeine Fragen, oder eine ihm nicht gefällige Methode in irgend einem Fache vom Munde des Vaters. Aber er ſieht allenthalben fröhliche, muntere Kinder; nicht mehr das Stupide, Thieriſche auf ihren Geſichtern, welches arme Kinder ſo häufig bezeichnet. Er ſieht in ihrer Haltung das Gefühl, daß ſie Menſchen ſeien; ſieht in ihrem Aeußern eine Reinlichkeit, welche Tag für Tag die Kinder mahnt, auch inwendig rein zu werden. Er ſieht allenthalben ein mehr oder weniger gelungenes Streben, der Seelen der Kinder ſich zu bemächtigen und ihnen eine beſtimmte, Menſchen würdige Richtung zu geben: er ſieht alſo mehr, als man in den meiſten Ehen wahrnimmt, er ſieht nicht nur das äußere Leben geordnet, ſondern mit Bewußtſein auf das innere Leben eingewirkt.

Die meiſten Menſchen vergeſſen fort und fort die innere, unſichtbare Welt, die der Menſch in ſich trägt, an der er mit ſchöpferiſcher Kraft arbeitet ununterbrochen; ſie ſehen nur auf das ſichtbare Thun und Laſſen und verſuchen, dieſes mit Worten und Schlägen bei ihren Kindern zu beſtimmen. Es brauſt der Vater, es keiſt die Mutter; es ruft dieſe früh aus dem Bette, es jagt jener raſch an die Arbeit; er tadelt Fleiß und Geſchick, während die Mutter kapitelt über die heutige Welt im Allgemeinen und die Kinder insbeſonders — und wenn ſie das gethan haben, ſo ſagen ſie, ſie hätten ihre Kinder recht erzogen, ſie wüßten es einmal nicht beſſer zu machen. Und während ſie ſo erziehen, haben ſie ſelbſt die Fackel in's kindliche Gemüth geworfen, welche die Sünde in ihm zur hochlodernden Flamme bringt. Sie haben die innere Welt vergeſſen und drücken auf derſelben ihr verdorbenes, in Sünden ergrautes Weſen Tag für Tag immer nachdrücklicher ab. Sie erwecken im Kinde durch Reden und Vorbild die Sinnlichkeit; ſie zeugen ſelbſt in der Seele des Kindes die böſe Luſt, welche mit ſündigen Bildern gaukelt, bis dieſe Bilder mächtig werden, Leben und Geſtaltung fordern (wie nach der Lehre Mahomeds gemalte Bilder von ihrem Bildner eine Seele fordern), bis ſie ins Leben hervorbrechen als wirkliche Sünde, als jedes Hausglück verunſtaltende Gebilde. Dann flucht der Vater, heult die Mutter; ſie heben ihre Hände auf gegen das arme, ſündige Kind: ſie begreifen nicht, daß ſie ſelbſt es waren, welche deſſelben inneres Leben vergifteten; daß nun eigentlich gar nichts Anderes zum Vorſchein gekommen, als der Same, den ſie ſelbſt in dieſes innere Leben geworfen; daß nur der Brand aus dem Dache herausgeſchlagen hat, den ſie ſelbſt unter dem Dache angebrannt. Es iſt das gar nichts Anderes, als worauf der Heiland den Phariſäern deutet, wenn er ſagt: aus dem Herzen kommen heraus arge Gedanken, Todtſchläge, Ehebrüche, Hurereien, Diebſtähle, falſche Zeugniſſe, Läſterungen. Nun iſt offenbar das das Schwerſte, aber auch das Höchſte in der Erziehung: Meiſter zu werden dieſes innern Lebens, die Gedanken der Kinder zu erzeugen und zu richten, Herr zu werden des Höchſten in ihnen, ihrer ſchöpferiſchen Kraft. Ich möchte nicht nur ſagen: es gleichen die Kinderherzen Wienerflügeln, nur daß ſie unendlich leichter noch zu verſtimmen ſind; und auf dieſen Inſtrumenten ſollten Eltern Meiſter ſein, nicht bloß die Inſtrumente kennen, ſondern auch die eigene Hand meiſtern, daß ſie nicht Saiten zerbreche, falſch anſchlagen laſſe, gedankenlos ſie mißhandle, die eigene Aufregung die armen Saiten entgelten laſſe. Ich möchte noch ein ganz Anderes ſagen: mir kömmt faſt vor, als ob in den Kinderherzen zwei Minen verborgen lägen, und beide ihre Brandröhren hinaufſendeten auf die Oberfläche: die eine Mine birgt die böſe Kraft, von welcher jede Bewegung ausgeht, welche alle andern Kräfte in Bewegung ſetzt, welche auf des Herzens Grund es glitzern und funkeln läßt in nimmer ruhender Abwechslung, wie in eines Kaleidoſcops merkwürdigem Bauche; in der andern Mine ruht die ſchlummernde Gotteskraft, welche aufbrechen ſoll im Menſchen, wie die Sonne über der Erde, welche ſtrahlen und glühen ſoll im Herzen durch des Herzens Spiegel, des Menſchen Auge, in alle Verhältniſſe hinein, welche in einer eigenen Richtung den Menſchen trägt durch die angefachte Begeiſterung einem hohen Ziele zu. Nun fährt der Erzieher, er mag es wiſſen oder nicht, mit brennender Lunte am Kinde herum. Weh ihm, wenn er blindlings tappet; zweimal weh ihm, wenn er nicht weiß, was er will. Denn unter ſeinem Tappen tappt er auf die offene, weite Röhre, welche zündet in das Böſe hinunter: — und in wild wirbelnden Flammen ſteht des Kindes Herz; in feurigem Bogen ſprüht aus ihm empor die Luſt und der Neid und die Selbſtſucht und die Eitelkeit und das Jagen nach allem, was dem gierigen Auge die wechſelnde Erde verführt; und das iſt die inwohnende Hölle, deren Feuer nicht erlöſchen will. Wohl ihm aber und dreimal wohl, wenn er mit Vorſicht und heiligem Eifer die Zündröhre ſucht und findet, die nicht zu Tage liegt, ſondern geſucht ſein will; die hinunterführt in das Heiligthum, wo die Gotteskraft auf die Erlöſung harrt. Einmal berührt, leuchtet ſie auf, durchglüht das ganze Weſen des Menſchen und wölbet ihm ſein Herz zu einem heitern Himmel, an welchem der Abglanz des ewigen Sabbaths ſchimmert, von welchem Muth und Kraft, Friede und Freude träufeln wie himmliſcher Thau. Doch das iſt ein Myſterium, das die Ahnung auffaßt aus dem wunderbar geheimnißvollen Reiche der Räthſel, welches uns umgiebt; mit Worten drückt man ſich nicht aus, weckt höchſtens die Ahnung auch in des Bruders Bruſt.

Aeußere Zucht und Ordnung dürfen daher nie die Hauptſache ſein in der Erziehung; ſie wirken oft nicht einmal ſo lange, als die Eltern über die Kinder die Ruthe ſchwingen. Darum ſchlagen Kinder ſtrenger Eltern oft ſo fürchterlich über die Stange; darum werden oft Kinder braver, liebender, aber ſchwacher Eltern die fürchterlichſten Qualen derſelben, eben weil ſie in ihrer Schwäche Anlaß gaben, ja es ſelbſt entzündeten, das innere zuchtloſe Gedankenſpiel. Wer aber traf und zündete das Göttliche, dem ſprudelt nun aus reiner Quelle das innere Leben zu ſchönen Geſtaltungen; der hat im Herzen ſelbſt entbunden den Quell zu allem Schönen und Guten; dem verderbt die Welt ſeine Kinder nimmer: ohne Ruthe finden ſie den Weg; er kann ruhig ſein Haupt hinlegen zum Tode.

In höheren Ständen wird im Kinde faſt von ſelbſt ein Streben geweckt. Schon das Reden von Papa und Mama weckt in ihm den Sinn, etwas zu werden in der Welt; ſo viel zu werden, als dieſe und jene, oder ſo reich als ſie; giebt ihm Begierde nach einer gewiſſen Stellung in der Welt, einem beſtimmten Beſitzthum. Es iſt dieſes nur ein irdiſches Streben, das ſehr ſchlimm werden kann: aber es iſt doch immerhin ein Streben nach Vorwärts, nach Oben.

In den unterſten, armen Ständen, bei ihrer Troſtloſigkeit, Muthloſigkeit, Verſunkenheit, iſt nun aber gar kein ſolches Streben, wird kein ſolches erregt; es bildet ſich nur der Sinn, ſich nach Luſt und Belieben im Kothe zu wälzen, wo er am tiefſten iſt, am meiſten ſtinkt. Dieſer troſtloſe Zuſtand iſt früher deutlich bezeichnet worden. Aus dieſen Klaſſen kommen die meiſten Kinder in die Anſtalten; alſo nicht nur ohne ein Streben nach Aufwärts, nach etwas Beſſerem, ſondern die meiſten bereits innerlich verwahrloſt: denn, wo nichts Gutes iſt, da iſt etwas Schlechtes; leer iſt kein Herz. Nun ſieht man bereits den meiſten Kindern an, daß eine neue Macht ihr inneres Leben erfaßt hat. Man ſieht nicht mehr die todten Geſichter, die haltlos zuſammengefallenen Geſtalten, denen Centner auf dem Rücken, Centner an den Beinen zu hängen ſchienen. Eine Morgenröthe iſt auf denſelben aufgegangen, es blitzt auf denſelben, wie Sonnenſtrahlen im Morgenthau; man begegnet feſten, nicht trotzigen, Blicken; eine innere Kraft hebt die Geſtalt; ſpringfederig bewegen ſich die Glieder.

Offenbar ſind ſie nicht mehr in dem inneren Zuſtande, in welchem ſie in die Familien aufgenommen worden; eine Kriſis iſt in ihnen vorgegangen, eine eigene Macht hat ſie emporgehoben. Es iſt der Glaube in ihnen eingekehrt, daß ſie auch Gottes Kinder ſeien, auch auf dieſer Welt nicht von ſeinem Segen ausgeſchloſſen, nicht ausſchließlich zu Noth und Jammer geboren. Es iſt das Vertrauen bei ihnen eingekehrt, daß auch ſie der Vater mit Kräften ausgerüſtet, und daß dieſe Kräfte ihnen zu etwas helfen werden in der Welt. Man ſieht ihrer ganzen Haltung an, daß in ihnen der Glaube lebt, etwas werden zu können; daß ihre Träume Bilder füllen einer ehrenhaften, ſtattlichen Zukunft; daß Pläne und Vorſätze ihr Nachdenken feſſeln. Es ſieht fröhlich aus in ihren Herzen, denn roſenroth taucht vor ihnen die Zukunft auf; darum mögen ſie auch ſingen und ſpringen der fröhlichen Zukunft entgegen: wem die Zukunft entgegen ſich thürmt, wie eine ſchwarze Wetterwolke, der mag nicht ſingen, nicht ſpringen; der ſchleicht und weint dem drohenden Gebilde entgegen. Es möchten hier vielleicht Leute tadelnd auftreten, das eine verkehrte Heilsordnung nennen, welche nur zu weltlichem Sinn und weltlichem Stolz führe. Demüthige, zur Erde gekehrte Geſichter möchten dieſe, auf denen lauter andächtige Seufzer zu leſen wären. Ich will nicht disputiren, daß vielleicht im rauhen Hauſe zu Hamburg bei der dort aufgenommenen Gaunerbrut, in welcher bereits eine merkwürdige Selbſtſtändigkeit, eine Art Selbſtgefühl entwickelt iſt, Buße und Zerknirſchung erweckt werden müſſen; daß ihnen das Gefühl beigebracht werden muß, daß ſie eben nichts ſeien, wenn nicht eine andere Kraft bei ihnen einkehre. Ich habe darüber keine Erfahrungen, möchte daher auch nicht ſtreiten ins Blaue. Aber unſere niedergedrückten Burſche, die freilich auch böſe ſind, deren Bosheit aber ohne Syſtem iſt und nicht ins Bewußtſein getreten, die aber als arme Kinder unter einer furchtbaren Troſtloſigkeit, Schlaffheit, Muthloſigkeit darnieder liegen, ſie müſſen vor Allem aus an der Bruſt der Liebe erwarmen zu Muth und Freude. Man kann doch wahrhaftig die Heilsordnung für verſtockte Sünder nicht auf die Jugend durchweg anwenden, kann die Heilsordnung nicht vorſchreiben, wie Maß und Gewicht, wie König Friedrich ſeiner Potsdamergarde die Zöpfe. Ich habe auch in Anſtalten Kinder mit ſo genannten demüthigen Geſichtern geſehen, mit dem bekannten Niederſchlag und Aufſchlag der Augen. Aber eben da kam mich Traurigkeit an. Da ſah ich, daß nur auf die Geſichter, nicht auf die Herzen gewirkt werden; daß man das Unnatürliche den Kindern wohl auf die Geſichter prägen, aber damit keine geſunde Kraft in den Herzen erwecken könne: ich ſah hinter der neuen Tünche die alte Sünde wohnen. Wenn ich ſcharf in die übertünchten Geſichter ſah, ſo erblickte ich hinter denſelben ein wüſtes, giftiges Tändeln mit Luſt und Sünde, aber keine Kraft und Luſt zur Arbeit, zum Sichſelbſtſtändigſtellen in der Welt, wohl aber Luſt und Glauben, auf anderer Leute Koſten fortzuleben in der Welt. Ich ſah hinter den neuen Geſichtern den alten ſchmählichen Bettlergeiſt, der nach jedem Genuß gierig haſcht, aber von der Gnade leben will und dieſe Gnade als ein Recht fordert. Ja, wir leben durch Gottes Gnade in der Welt; aber eben dieſe Gnade hat uns mit Kräften ausgeſtattet. Wie wir nun an Gott glauben, ſo ſollen wir auch an

Univ. Bibl.

unſere Kräfte glauben, ſollen glauben, daß ſie uns durch das Leben zu tragen vermögen; daß es eine der größten Sünden, eine Verläugnung von Gottes Gnade ſei, das erhaltene Pfund zu vergraben und als Schmarozerpflanzen das eigene Leben nur aus fremdem Leben ſaugen zu wollen. In der Jugend muß dieſer Muth zum Leben, dieſer Glaube an unſere Kräfte, dieſe Rüſtigkeit zum Kampfe mit dem Leben gepflanzt werden; ſie müſſen aus den Augen leuchten, müſſen tragen das ganze Weſen des Jünglings und der Jungfrau. Nothwendig müſſen dieſe Kräfte in die Kinder gebracht werden, damit ſie nicht nur träumen von einer beſſern Zukunft, nicht bloß meinen: weil ſie jetzt beſſer erzogen werden, ſo müßte es ihnen ſpäter von ſelbſt beſſer ergehen; weil ſich die Menſchen jetzt beſondere Mühe mit ihnen geben, ſo berechtige das ſie ſpäter auch zu um ſo größern Anſprüchen. Da würden ſie ja gerade in die Frechheit der Bettler fallen, welche, weil ſie einmal eine Gabe erhalten, die zweite als ein Recht fordern; ſie würden fallen in die früher geſchilderte Schwindelei dieſer Zeit, die eine beſſere Zukunft nicht erarbeiten, ſondern erhaſchen will. Wohl muß der Glaube an eine Erndte da ſein, wenn man die Ausſaat beſchicken ſoll: aber eben, daß Erndten nicht herum fliegen, wie gebratene Tauben, ſondern daß der Menſch nur erndte, was er ſäe, das müſſen die Kinder faſſen lernen. Sie müſſen wiſſen, daß jeder Tag ein Samkorn iſt, die Gegenwart nichts Anderes, als dieſe in der Vergangenheit ausgeſäeten, jetzt ſproſſenden Samkörner; daß in tauſend Tagen, vielleicht erſt in tauſend Wochen der heutige Tag ihnen wieder auferſtehen werde, als gute oder böſe Frucht, je nachdem ſie ihn zu Ende und unter die Erde gebracht. Es muß alſo ihr aufgerichtetes inneres Leben ſie zum Bewußtſein bringen, daß nicht das Sein in der Anſtalt ihre Bilder verwirkliche, ſondern ihr eigenes Thun: und aus dieſem Bewußtſein ſoll der Trieb zur Arbeit hervorgehen, der gerne und viel ſchaffet, ſeine Kräfte anhaltend und an ſchweren Dingen übt, um ſpäter um ſo tüchtiger ins Leben hinaustreten, mit dem Leben ringen zu können.

Aufheben muß man die armen Kinder, nicht noch tiefer drücken in den Schlamm hinein, um dann ſeine oder, wie man ſagt, Chriſti Kraft an ihnen zu erpröbeln; das ſcheint mir Gott verſucht, und hundert Beiſpiele rechtfertigen mein Scheinen.

Aufrecht hat Gott den Menſchen erſchaffen, vorwärts, aufwärts ſoll er ſchauen: das ſcheidet ihn von der ganzen Thierwelt. Aufrecht muß man zu ſtellen wiſſen, wenn man verſunkene Menſchenkinder zu Gotteskindern machen will. Das iſt das Erſte.

Das iſt's nun, was mich freut, wenn ich eine unſerer Anſtalten betrete, daß die Kinder aufgerichtet ſind, daß ſie aufwärts ſehen, daß ſie mit ihrem ganzen Weſen eingetreten ſcheinen in den Grundſatz: daß die Armuth nicht bloß gefüttert, ſondern abgegraben werden müſſe, und zwar dadurch, daß die Kinder der Armen ſich ſelbſt durch die Welt helfen könnten. Aber zum Erſten darf das Zweite nicht fehlen. Ohne das Zweite hätte man allerdings an die Kinder nur eine polirte Handhabe angeſchraubt ſtatt der früheren kothigen, an welcher der Teufel ſie etwas anſtändiger, faſt wie andere gebildete Leute, faſſen könnte. Dann allerdings träfe die Anſtalten der Vorwurf: ſie bildeten die Kinder nur weltlich, machten aus ſchlauen Buben nur noch ſchlauere. Sie würden allerdings nur Selbſtſüchtlinge bilden, denen ihre Stellung in der Welt die Hauptſache wäre; die nur an ſich dächten; die, wenn ſie ein Fortkommen in der Welt erblicken würden, das Maul wiſchten, giengen, ohne des Vergangenen und des Empfangenen je zu gedenken, ohne zu denken, an ihren Kindern zu vergelten, was ſie von den Brüdern empfangen, die Familie zu nähren, wie die Familie früher ſie genährt.

So würde man nur Leute bilden, wie man ſie bereits zu Tauſenden hat, die zu arbeiten wiſſen, die ſchwitzen um Geld und Gut, die pfiffig ſind auf Markt und Kirchwegen, denen aber Jahr aus Jahr ein nie der Sinn an ihre Seele kommt, geſchweige denn ein Empfinden von geiſtlichem Hunger und Durſt; Leute, die vergeſſen, was ſie geweſen, um ſo mehr die Armen verachten, je mehr ſie ſich jetzt dünken; Leute, wie ſie zu Tauſenden durch ihre Selbſtſucht die eigenen Familien zerſtören, wie ſie zu Tauſenden ihre grauen Eltern mit Jammer erſt auf die Gemeinde und dann in die Grube bringen, während ſie ſelbſt ſehr oft hoch leben und in Freuden. Was hilft es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne, und litte Schaden an ſeiner Seele? Was hülfe es den Kindern, wenn man ſie aus zeitlicher Armuth zöge, um ſie zum ewigen Verderben ihrer Seele abzurichten? Nein, wenn ſie einmal aufgerichtet ſind, geſunder Boden unter ihren Füßen iſt, dann muß über ſie das Bewußtſein kommen, daß ſie nicht bloß einen Leib haben, der zu nähren ſei; daß ſie nicht bloß für ſich da ſeien, um ſich bequem durch die Welt zu ſchlagen: ſondern daß ſie für ein ewiges Leben beſtimmt, nicht bloß arme Buben ſeien, ſondern Kinder Gottes und Glieder des großen Bundes, der das Reich Gottes auf Erden mehren will; daß ſie Samkörner der Liebe ſeien, welche in der Welt aufgehen ſollen in Reinheit und Liebe, zum Heil der Menſchen und Gott zur Ehre; daß ſie im Himmel einſt leuchten ſollen als die Erwählten des Herrn, die er über Vieles ſetzet, weil ſie über Wenigem getreu geweſen.

Alſo nicht bloß das niedere, kalte Intereſſe, das Sorgen für dieſe Welt darf ſeine Bilder werfen auf ihre Seelen: es muß allerdings eine höhere Weihe über ſie kommen. Es muß die Liebe angezündet werden in ihnen, es muß die Begeiſterung ihre Bilder thürmen in der durch die Liebe entflammten Seele; es muß Gott in die Seele niederſteigen und ſeine Werke aufrollen in dem anbetenden Geiſte.

Und mitten in dieſen Werken muß auch ſein Leben ihm erſcheinen als ein gottgeweihtes, zum Höchſten, zu jedem Opfer bereit: und zu dem, wozu der Herr es ruft, muß das Herz Ja und Amen ſagen; und das träumende, begeiſterte Herz ſendet als heilige Opferflammen dieſe Ja und Amen zum Herren empor und harret des Rufes. Und dieſe Ja und Amen, dieſe Gelübde führen aus den Träumen den Knaben zurück zu dem Dienſte des Herren, zu der Thätigkeit, die nie ermattet, die ſtill an's Sandkorn das Sandkorn reiht; mit bloßem Träumen und Wünſchen erreicht man den Himmel nimmer. Ein ſolches inneres Leben anzufachen, iſt die höchſte Aufgabe frommer Eltern. In einem ſolchen innern Leben ruht die Kraft, die das Höchſte will und im Kleinſten getreu bleibt, ausharret bis an's Ende; in ihm ruht der Troſt, der nie verſiegt; wenn die Welt Alles verſagt, wenn jede Hoffnung täuſcht, ruft der Friede Gottes, der über allen Verſtand geht.

Und daß man meint, nur die Vornehmen und Reichen könnten denken, lebten innerlich, könnten ſich begeiſtern laſſen, und für die Armen ſchicke ſich das Denken nicht, nur das Angſten um's tägliche Brot, und ſie hätten kein inneres Leben, nur Hudeln um den magern Leib, für die wäre die Wärme der Begeiſterung nicht, ſondern nur die Wärme aus einem Kunſtofen oder einer Branntweinflaſche: weil man dieſes meint und in faſt gottloſer Sorgloſigkeit dieſes innere Leben des Armen nicht nur verwahrloſet, ſondern eigenhändig den Brand wirft in die ſchlummernde Luſt, ſo hockt uns die Armuth auf wie ein ſcheußlich Geſpenſt, ſetzt die Sporren ein in unſere Seiten; ein Todesjagen ſoll beginnen.

Dieſes Leben läßt ſich aber nicht anzünden mit einigen Predigten, in einigen Lehrſtunden, aus einem Handbuch der Geſchichte oder der Sprachlehre: es iſt die ganze Umgangsweiſe des Vaters und der Mutter mit den Kindern, welche es erzeuget. Und die Mutter iſt hier immer ſo wichtig als der Vater, und es iſt oft ſchon ihr ſtilles, treues Schaffen, ihr immer bei der Hand ſein, wie eine ſichtbare Vorſehung, welches den tiefſten Eindruck macht. Ueber dieſe Umgangsweiſe läßt ſich aber wieder keine Vorſchrift geben; kein Recept dazu, wie zu einem Kropfmittel; keine Definition, wie in einer Sprachlehre; ſie kann eine ganz verſchiedene ſein bei den verſchiedenen Naturen. Eines muß das Gleiche ſein bei allen; der Grund, aus dem die Weiſe fließt: dieſer muß die Liebe ſein und die Treue, darf nicht Selbſtſucht ſein; Liebe allein entzündet Liebe, von der Selbſtſucht wird die Selbſtſucht geboren. Und wo die Liebe wohnt, da möchte ich die Eltern nur um Eines bitten: dennoch auch ihr Betragen wohl zu prüfen; ſich immer klarer zu machen, wie die Saiten bei ihren Taſten geklungen, ob dieſe verſtimmt geworden oder gar geſprungen, welchen Eindruck es auf das innere Leben der Kinder gemacht, welchen Eindruck es wohl auf ſie ſelbſt gemacht hätte, als ſie noch Kinder waren. Auch die Liebe, wie heiß ſie auch ſei, kann irren und ſchützt namentlich nicht vor einem ungleich ſich darſtellen, vor einem veränderlichen Weſen. Wie aber Gott der ewige, unveränderliche iſt, Jehova ohne Schatten der Umkehrung: ſo ſollen auch Eltern, durch deren Hand Gott die Kinder regieren will, trachten nach dem unveränderlichen Weſen, das heute und morgen das gleiche iſt; das heute iſt, was es geſtern war; das durch ruhige Beſonnenheit und feſtes Wollen wie ein heiterer Himmel über die Kinder ſich wölbet. Natürlich iſt uns allen hier nur das Wollen, das Streben gegeben: das Vollbringen gehört einer andern Welt.

Ich weiß nicht, ob die Liebe zur Sache mich täuſcht: aber mir ſchien der Widerſchein eines inneren, begeiſterten Lebens ſchon hie und da auf einem Geſichte zu dämmern; ich glaubte mitten im Singen der Kinder zu hören ein fröhliches Aufjauchzen zu zu Gott, daß er es ſo gut mit ihnen gemacht habe, daß ſie ſeine lieben Kinder ſein und bleiben wollen. Ich hätte mir gar zu gerne von dieſen Geſichtern erzählen laſſen über die unſichtbare Welt in ihnen, wie finſter ſie geweſen, wie der Geiſt Gottes über der Oede geſchwebt, wie es jetzt in ihr geworden. Aber ſo eine Erzählung läßt ſich nicht gebieten, wie eine Geſchichte aus der Kinderbibel; ſie läßt ſich auf keine Weiſe zur Bedingung machen, wenn ſie nicht zu Lug und Trug werden, zu arger Heuchelei führen ſoll. Da muß man gar warm die Liebe um ein Herz zu legen verſtehen, und Gott muß Stille dazu geben, muß ſelbſt im Hauche des Zephirs laue, weiche Lüfte bringen, wenn ein Herz aufblühen und die innere Welt enthüllen ſoll. Zu dieſem allem braucht es dann noch Worte, welche unſern Knaben, die aus ſchweigſamem Emmenthaler Blut entſproſſen ſind, nicht zu Gebote ſtehen; es braucht eine Selbſtbeſchauung, die bei erwachſenen Menſchen ſich ſelten findet. Was mir Steiner erzählt hat, was ich dämmern ſah, das wird immer heller hervortreten, je mehr die Verhältniſſe dieſer Familien ſich ordnen, die erſten Stürme überſtanden ſind, und die durch die Neuheit oft peinliche, faſt übermenſchliche Aufgabe zu einer überſehbaren, gemeiſterten und daher lieb gewonnen wird.

Wie die vom allgemeinen Verein für chriſtliche Volksbildung geſtifteten Familien dieſem Ziele entgegen gehen, wird ein umfaſſender, nächſtens in 4000 Exemplaren erſcheinender Bericht zeigen. (Er iſt bereits erſchienen und ausgetheilt.) Es ſei mir daher erlaubt, einer Anſtalt des Näheren zu erwähnen, die auf gleichem Boden ſteht, die aber in jenem Bericht nicht dargeſtellt, deren höchſtens im Vorbeigehen gedacht werden kann, da ſie nur mittelbar mit dem genannten Verein zuſammenhängt, nicht unmittelbar von ihm geſtiftet wurde und beſorgt wird. Ich erwähne derſelben nicht bloß deßwegen, damit ſie auch erwähnt ſei, oder weil ſie mir beſonders am Herzen liegt (was zwar allerdings der Fall iſt), ſondern weil in ihr ſo manches ſchön und klar hervortritt, was man im Stiften und Erhalten nie aus den Augen verlieren darf; das ſich einem höchſt gefährlich aufdrängt, wenn man es nicht weiß, oder vergißt. Wir erkennen vorzüglich bei ihr, daß im Glauben eine wunderbare Kraft liegt; daß Ausharren ſchwerer iſt als Anfangen; daß Gott jeden Willen prüft, und um ſo härter, um ſo ſchwerer, je Wichtigeres er unternimmt: daß aber nichts ſchwerer ſei, als in allen dieſen Prüfungen ſich von der rechten Mitte, vom eigentlichen Ziele nicht abbringen zu laſſen. Ich möchte die Anſtalt und ihre Geſchichte in aller Kürze darzuſtellen verſuchen, welche der Verein für chriſtliche Volksbildung im Amte Trachſelwald (K. Bern) ins Leben gerufen und ſeither am Leben erhalten hat. Das Emmenthal, von welchem das Amt Trachſelwald einen bedeutenden Theil bildet, leidet ganz beſonders unter der wachſenden Armenlaſt. Es ſind Gemeinden, welche jährlich zur Unterhaltung der Armen 3, 4 bis 5 vom Tauſend, nicht reinen Einkommens, ſondern vom beſitzenden, liegenden und baaren Vermögen, zuſammentellen müſſen. Im Emmenthal ſuchte man ſich früher durch Spitäler zu helfen, welche aber aus Gründen, die ich nicht anführen will, weil ſie mich zu weit abführen würden, ihren Zweck nicht erreichen. Man ſieht es ein, man jammert über die zunehmende Noth: und denn doch, als die Aufrüfe des allgemeinen Vereins ſich verbreiteten, fanden ſie wenig oder keinen Anklang im Emmenthal; ja, theilweiſe erregten ſie Zorn und wildes Widerreden als wie gegen ein thorrecht Kinderſpiel, oder ein boshaft Zumuthen, ſich ſelbſt zu helfen, wo doch nur Hülfe von Andern helſen kann. Das Emmenthal iſt ein Hügelland, düſter ausſehend von weitem, aber lieblich und heimelig in der Nähe; es ſtrotzt nicht in üppiger Fülle der Pflanzenwuchs, aber kräftig ſind die Kräuter ſeiner Hügel, von ihrem Dufte zeugen die ſchweren Emmenthaler Käſe in Rußland und in Amerika. Eng begränzt iſt meiſt der Horizont, von waldigen Hügeln, an deren Fuß die unzähligen Thäler ſich ſenken, von rauſchenden Bächen bewäſſert, die meiſtens in ſtillem Murmeln ihr Geſchiebe wälzen, bis ſie den Schooß der Emme finden, die ihnen gleich ſtill und von Unkundigen faſt verachtet das Thal niederrieſelt. Aber wie ſtill und unſcheinbar alle dieſe Wäſſerchen ſcheinen: ſie brauſen alle auf in unzähmbarer Wuth, durchbrechen alle Dämme und laſſen zittern und beben die Anwohner. Seinem Lande ähnlich iſt der Emmenthaler. Weit iſt ſein Geſichtskreis nicht, aber das Nächſte ſieht er klug und ſcharf an; raſch ergreift er das Neue nicht, gleichförmig wie ſeine Hügel ſoll auch ſein Leben ſein: aber was er einmal ergriffen, das hält er feſt mit wunderbar zäher Kraft. Viel ſpricht er nicht, Lärm treibt er nicht, Sprünge macht er nicht: aber wo er einmal Hand anlegt, da läßt er nicht ab, bis Alles in der Odnung iſt; und wenn er einmal losbricht, ſo wahre man ſeine Glieder. Zudem wohnt ein gar eigener Sinn der Reinlichkeit in ihm, die ſich auf Häuſer, Geräthe, Vieh, Kleider, kurz auf Alles erſtreckt; ſelbſt die Bettelweiber betteln nur in friſch gewaſchenen Hemdern. Es iſt dieſes ein eigener Zug, der allenthalben auffällt und einem immer den Glauben einflößt, daß da, wo noch Sinn für äußere Reinlichkeit ſei, um ſo leichter Begriff und Begierde der innern Reinheit beizubringen ſei.

So wie der Boden langſam aber kräftig iſt und nur nach ſchwerer Arbeit ſeine Erzeugniſſe liefert, ſo geht das Gewonnene auch ſchwer wieder aus der Hand; Verſchwendung und Freigebigkeit außer den Schranken angeſtammter Gewohnheit ſind daher hier nicht heimiſch bei der Menge. Bei dieſen Eigenthümlichkeiten war es daher nicht zu verwundern, daß der Aufruf nicht Anklang fand in dieſem Landestheil; um ſo mehr war die Glaubenskraft zu bewundern, gerade auf dieſer Stätte, auf dieſem zähen Boden eine eigene Armenerziehungsanſtalt zu gründen, vom allgemeinen Verein ſich loszuſagen, einen eigenen Verein im Amte ſelbſt zu ſtiften zu Gründung einer ſolchen Anſtalt. Ich muß bekennen, ich hatte dieſe Kraft des Glaubens nicht; Hrn. Pfarrer Baumgartner zu Trachſeln gebührt die Ehre, die Idee in's Leben gerufen zu haben. Man gieng von der Ueberzeugung aus, daß, je näher man den Leuten eine ſolche Anſtalt vor Augen ſtelle, je eigener man ſie ihnen mache, je deutlicher der Nutzen derſelben ihnen direkt zufließe, um ſo mehr werde ſich ihre Theilnahme derſelben zuwenden; je nothwendiger hier die Hülfe ſei, um ſo mehr müſſe man von hier aus den Ernſt, zu helfen, zeigen, wenn man bei Andern Bereitwilligkeit zur Hülfe finden wolle. Wer ſelbſt ſich nicht regen wolle, ſondern nur Andere um Beiſtand anſchreie, der verdiene keine Barmherzigkeit, ſondern verdiene, unverſchämt genannt zu werden, meinte man. Es war dieſes ganz richtig und bewährte ſich auch; doch von den Mühen, die man ſich damit bereite, machte man ſich damals keine Vorſtellung. Man ſtellte ſich nur den Anfang ſchwer vor; meinte, wenn dieſer überſtanden ſei, ſo werde ſich die Sache ſpäter faſt von ſelbſt geben. Es iſt aber ein Glück für uns im Leben, daß die Beſchwerden unſers Lebens nicht aufgezeichnet wie ein Additionsexempel vor unſern Augen liegen: es würde uns ſchaudern vor dem Leben; zu einer guten That würde ſelten Einer den Muth finden, wenn er wüßte, wie lange ſie ihm alle ſeine Kräfte anſpannen könnte.

Als die Idee veröffentlicht ward, im und für das Amt eine Armenanſtalt zu errichten, da war keine Begeiſterung, welche ſie aufnahm und weiter trug; welche raſch an's Werk gehen, den Gedanken verwirklichen wollte. Sie fand wohl Männer, die ſich dafür intereſſirten, den Gedanken mit Freuden betrachteten: doch die große Mehrzahl ſah ihn an wie ein Meerwunder, das ſie aber nichts angienge; und Andere höhnten, ſpotteten. Man hielt Verſammlungen darüber: es war merkwürdig, wie unendlich zäh Alles vor ſich gieng. Es trat die Meinung hervor, die aufzunehmenden Kinder in brave Familien zu verdingen, hier und dort. Sie wurde endlich beſeitigt durch die Bemerkungen:

daß ſolche Familien, welche mit Aufnahme von Kindern ſich befaſſen würden, gar ſelten ſeien; und fände man ſie, ſo könne man ſie den Gemeinden bezeichnen, dazu brauche es weiter keinen Verein. Es fand ſich durch eine wunderbare Verkettung von Umſtänden gerade in Sumiswald eine Ehe, welche, dieſes heilige Amt zu übernehmen, ſich freudig zeigte. Herr Schäfer, ſchweizeriſcher Abkunft, war in Altona geboren, lernte im Holſteiniſchen das Drechslerhandwerk, bildete ſich darin auf langen Reiſen aus, kam auf denſelben nach Sumiswald, in die bekannte Fabrike für muſikaliſche Inſtrumente der Herrn Hirsbrunner, gab nebenbei Unterricht im Zeichnen und fühlte ſich dabei immer mehr aus der Werkſtätte heraus dem Lehrerberufe zu gezogen. Er fand in Sumiswald ſeine zweite Hälfte: eine ächte Emmenthalerin in Reinlichkeit, Fleiß und Treue, und dieſe Tugenden unter einem anſpruchsloſen Weſen verborgen. Beide ergänzten ſich, und namentlich in Beziehung auf eine ſolche Anſtalt, auf ſchöne Weiſe: im Mann war die Lebendigkeit repräſentirt, das Unternehmende; im Weibe die Ruhe, das Nachhaltende, Feſthaltende des einmal Unternommenen.

Das Unternehmen des Vereins im Auge, folgte Hr. Schäfer dem Rufe des Erziehungsdepartementes in Bern und begab ſich auf ein Jahr nach Willisau, wo Hr. Fröbel aus Keilhau damals ſich aufhielt. Unterdeſſen arbeitete man fort und fort an der Ausführung des Planes, machte Statuten, ſammelte Steuren, ſuchte eine bleibende Stätte. Die Sache blieb im Ganzen ſo unpopulär, daß man in die Statuten durchaus nichts Bindendes bringen, daß man ſie auf Luft ſtellen mußte.

Wer eine Gabe, groß oder klein, gab, konnte in den Verſammlungen ſtimmen, konnte ausbleiben, nichts mehr geben, ſo bald er wollte; keine Majorität konnte irgend einem Mitglied irgend eine Verbindlichkeit auflegen. Die aufzunehmenden Kinder verpflichtete man weder in ihren Eltern noch Gemeinden zu irgend einem Koſtgelde; man hätte wahrſcheinlich gar keine Kinder bekommen und jedenfalls, was man doch im Auge hatte, nicht die ärmſten, welche es am meiſten bedurften. Man bat bloß die Gemeinden um eine Gabe aus ihrem Gemeindſeckel; ſie konnten dieſelbe geben, groß oder klein, oder ſie auch abſchlagen (was Gemeinden auch thun), nur durften ſie dieſelbe dem Kind nicht zur Laſt ſchreiben zu ſpäterer Wiedererſtattung. Die größte Gabe blieb 30 Lvr., die kleinſte, wie geſagt, gar nichts. Man durfte weder von Gemeinden noch von Eltern eine Verpflichtung fordern, die Kinder bis zu einem gewiſſen Alter uns zu laſſen. In den Statuten ſteht: wir würden in der Regel die Kinder behalten bis ein Jahr nach erhaltener Erlaubniß zum heiligen Abendmahl, alſo bis ungefähr zum 17ten Jahre; beſondere Fälle ausgenommen. Will man uns aber die Kinder früher wieder nehmen, ſo haben wir keine Macht, es zu wehren, Niemand iſt an unſere Statuten gebunden.

Wir ſtifteten alſo einen eigentlichen Freiſtaat, wo Jeder machen konnte, was er wollte; die geringſte bindende Regel hätte durch erregtes Mißtrauen Alles verſcheucht. Wir bettelten Geld und brachten im Amte und außerhalb deſſelben von guten Freunden über 1700 L. zuſammen; der Staat verſprach uns beim Anfang für das erſte Jahr 1000 L. Mit alſo nicht ganz 3000 L. beſchloß man in Gottes Namen anzufangen, ein paſſendes Heimweſen in Pacht zu nehmen. Pläne auf die Schloß-Domaine Trachſelwald ſcheiterten, und man wandte ſich endlich einem Gütchen von circa 15 Jucharten zu, welches oberhalb Sumiswald lag. Den Rücken deckte ihm eine ſanft anſteigende Hügelkette, vor ihm lag das ſchöne Sumiswald, weiter hin das alte Trachſelwald; ein weites Thal breitete ſich gegen die Emme hin aus, und im Hintergrunde hoben hoch und hehr die Berge ihre alten, weißen Häupter über die grünen Vorberge herüber. Als Alles bereitet ſchien; als mit Hrn. Schäfer die Akkorde, nach welchen er für ſich und ſeine Frau nebſt freier Station 400 L. jährlichen Gehalt empfangen ſollte, geſchloſſen werden ſollten: da trat mit Macht eine zweite Meinung hervor. Um ſo viel Geld, wie man hätte, könnte man viel mehr Kinder glücklich machen, wenn man dieſelben zu Handwerkern thäte und auf dieſe Weiſe ihr Fortkommen ſicherte. Es wurde nun dieſe Meinung beſtritten und glücklich überwältigt durch die Gründe, welche oben weitläufiger ausgeführt ſind. Wie ſoll man ſchlecht erzogene, ſchlecht gelernte Kinder, die ohne Ehrgefühl ſind, zu Handwerkern bilden, die ehrenhaft ſich ſtellen in die Welt? Und wie viele ſo genannte Meiſter taugen zu Lehrmeiſtern? Endlich fügte man noch bei, daß das Geld zu ganz andern Zwecken erbettelt worden ſei, zu etwas ganz Anderem nicht eigenmächtig verwendet werden dürfte. Endlich ſchien Alles überwunden; die aufzunehmenden Knaben ſollten auserwählt werden. Aber man hatte faſt keine Auswahl. Die aufgeforderten Gemeinden ſtellten meiſt gerade nur ſo viel vor, als von 15 aufzunehmenden es ihnen ziehen mochte. Ja, eine Gemeinde, welche zwei geben konnte, brachte nur Einen, weil das wohlweiſe Haupt derſelben fand, der eine, den ſie allfällig entbehren könnten, hätte einen ſchlechten Vater und könnte dieſem nachſchlagen. Eine andere Gemeinde ſandte gar keinen und mußte wiederholt gebeten werden, einen zur Aufnahme zu ſenden. Faſt alle dieſe Knaben waren unter zehn Jahren; mehrere konnten nicht leſen, kaum einer ſchreiben, und die meiſten ſchienen mit ziemlich troſtloſen Geſichtern begabt.

Den 1. Juni 1835 heiterte der lange düſter geweſene Himmel ſich auf, und in halbem Frühlingsſchmuck prangte die Erde, und in der friſchen Sonne ſtrahlte das üppige Emmenthaler Grün der Bäume und des Bodens wundervoll. Es läutete feierlich von der Sumiswalder langem Thurme in die nach vielen Seiten hin ſich mündenden Thäler hinein, und aus ihnen heraus kamen ſonntägliche Menſchen, Kinder mit den einen, und alle fanden in der Kirche ſich, wo der dortige würdige Pfarrer, die Nothwendigkeit, arme Kinder an warme Herzen zu nehmen, darthat; wo der damalige Vorſtand, der Hochgeehrte Hr. Regierungsſtatthalter, den Männern an's Herz legte den Segen, welcher für Gemeinden, für den Staat aus der Stiftung hervorgehen ſolle, die am heutigen Tag in's Leben gerufen werde; und Geſang und Gebet ſtiegen auf zu dem, ohne deſſen Segen nichts geſegnet iſt auf Erden.

Aus dem Hauſe des Herrn zog man dem Hauſe der armen Knaben zu, welches ungefähr eine Viertelſtunde oberhalb Sumiswald lag, ein gewöhnliches Bauernhaus vorſtellte, mit zwei kleinen Stuben, zwei Stübchen und den finſtern Gaden (Kammern). Vom ſchönen Hügel herab tönten uns freudige Lieder entgegen; am Hauſe ſchwankte ein Kranz mit der Inſchrift: „Bete und arbeite.“ Vor dem Hauſe, unter freiem Himmel, in immer weitern Kreiſen von freudigen Begleitern, blühenden Matten, üppigen Dörfern, hehren Bergen umſchlungen, wurde den Kindern zum erſtenmal das Vaterhaus gezeigt, in welchem ſie künftig wohnen ſollten; in welchem ihnen Vater und Mutter und Geſchwiſter nicht fehlen ſollten, die mit Elternliebe und Elterntreue ihnen nicht nur zu eſſen geben, ſie kleiden, ſondern ſie zu guten, frommen Kindern machen, dem himmliſchen Vater ſie zuführen wollen. Darum ſollten ſie ſich freuen, aber auch lieben Vater und Mutter und ihnen gehorchen, dieweil der Herr durch ihre Hand ſie regieren wolle. Vater und Mutter nahmen die Kinder hin an ihre Bruſt, die der heiligen Liebe voll war, der Liebe, die ſich nicht aufblähet; die langmüthig, freundlich iſt, nicht das Ihre ſucht, ſich nicht verbittern läßt; die Alles erträgt, Alles hoffet, Alles duldet. In gläubigem Vertrauen legte man ſie an ihre Bruſt, daß in ihr jetzt die heiligen Schauer wehen, welche die göttliche Begeiſterung gebären, welche nie verzagt, nie verglüht, mit Wenigem Göttliches verſucht; daß in ihrer Bruſt die Demuth wohne, welche alle Tage neue Kraft ſuche beim Vater droben, der dem Demüthigen mit jeder aufgehenden Sonne ſpende ein Füllhorn voll Kraft und Gnade. Und dieſe drei, Liebe, Begeiſterung und Demuth, ſeien Bürgen, daß ſie den Lohn frommer Eltern ſuchen werden im Wohlgefallen Gottes: daß ſie ihn aber auch ſchon finden werden auf Erden im Aufblühen dieſer armen Kinder; in ihrer Dankbarkeit, die zu Berg und Thal Vater und Mutter ſie heißen werde; im freudigen Bewußtſein, wenn ſie am Abend ihres Lebens ſagen könnten: Siehe, Vater, hier ſind ſie wieder, die du uns gegeben haſt; wir haben ſie nicht treulos verlaſſen, und kein's derſelben hat durch unſere Schuld treulos dich verlaſſen. Die Anweſenden alle nahmen dieſe Uebergabe der Kinder zu Herzen; ſie freuten ſich, einmal dem Herrn ein Werk geweiht zu haben; es waren Augenblicke wirklicher Begeiſterung und Rührung. Und in Erinnerung möchte ich noch bringen, wie damals die Ermahnungen zu Herzen genommen wurden, daß man den heutigen Tag betrachten ſolle als den Siegestag über alte Vorurtheile, über den Geiſt der Zerſplitterung und der Selbſtſucht; wie Freude ſein ſolle, daß man einmal nicht nur im Reden oder bei Andern das Heil geſucht, ſondern gehandelt habe, wie es Gott vertrauenden Männern zieme. Noch ſei aber das Schwerſte nicht vollbracht; das harre noch des Kampfes und werde ſeine Ueberwindung uns ſchwer machen. Es ſei dieß der Kampf mit dem böſen Geiſte, der alles Schöne niederreißen wolle, dem Geiſte der Muthloſigkeit, der Mattigkeit, der Wankelmuth, des Eigennutzes, des Mißtrauens; und dieſer Geiſt wohne in der eigenen Bruſt und in Anderer Bruſt; und er ſei es, der die Menſchen ſich nicht wolle erheben laſſen über getäuſchte Erwartungen und die auf Erden bei jedem Werk ſich immer von neuem darbietenden Schwierigkeiten.

Schwer ward es Allen, vom freundlichen Hügel zu ſcheiden, dem neugeweihten Hauſe, in welchem die Knaben ſchüchtern oder weinend um ein mäßiges Mittagsbrod ſaßen, das der neue Hausvater mit einem aus bewegtem Herzen kommenden Gebete weihte. Froh und tief bewegt verließen die Freunde ſich noch nicht; ſie blieben beiſammen bis am ſpäten Abend. Die Freude und die Bewegung nahm nicht ab, ſie rauſchten immer von neuem auf. Dieſer Tag wird Vielen unvergeßlich bleiben; in ſeinem Andenken hat ſchon Mancher neu ſich geſtärkt. Es war ein eigentlicher Hochzeittag. Und ſeitdem iſt auf alle Verſammlungstage des Vereins und beſonders auf den Tag im Frühjahr, an welchem die Knaben mit den Proben der Früchte des vergangenen Jahres vor uns treten, etwas vom Geiſte dieſes Tages übergegangen. Dieſer Geiſt belebt neu und froh, ſtärkt auf die Zukunft, frißt Mißtrauen weg, verbindet entfernte Herzen, ſpornt zu allem Guten und läßt nie vergeſſen, daß der Menſch noch etwas Anderes habe, an das er denken ſolle, als ſich und ſein Geld; noch etwas Anderes, von dem er leben ſolle, als das Brot, das der Bäcker backet, als die Speiſe, welche menſchliche Hände bereiten.

Und nach dieſem Hochzeittage kamen rechte Maientage, voll Luſt und Freude. Das kleine Haus glänzte im Schmucke der Reinlichkeit; die wohlfeilen Betten, aus Stroh, Spreuerſack und Spreuerkiſſen, zwei Leintüchern und einer wollenen Decke beſtehend, waren Morgens und Abends ſo niedlich anzuſehen, daß man ſelbſt hinein hätte liegen mögen. Thätig rührten ſich die Knaben in Feld und Stall, wo zwei Kühe waren; in der Stube lernten und arbeiteten ſie mit munterem Fleiße. Bald war der Anfang gemacht zum Verfertigen der eigenen Kleider, worin Herrn Schäfers kundige Hand den Meiſter machte; bald entwickelte ſich ein eigenes Fortſchreiten im Zeichnen, das Herr Schäfer auf eigene Weiſe zu erregen wußte; bald tönten vom Hügel herab helle, ſchöne Lieder dem Dorfe zu, geleitet durch Herrn Schäfers klangvolle Stimme: und in den Knaben begann es, ſich zu regen und zu leben, wie im Frühjahr, wenn die Sonne die Erde küßt, im Schooße der Erde das Leben keimet und die Oberfläche mit Blumen zieret. Etwas, wenn nicht Künſtleriſches, doch Kunſtfertiges, trat allenthalben hervor; von einem regen Schönheitsſinn zeugte Alles, und dieſer drückte ſich nicht ſo wohl in beſondern Geſtaltungen, als beſonders in Ordnung und Reinlichkeit aus.

Es drängte ſich deutlich in dieſer Richtung die Ueberzeugung auf, daß wir eine eigentliche Handwerksfamilie geſtiftet, und daß unſere Knaben nicht nur meiſt Handwerker werden würden, ſondern daß einmal das Handwerk der Familie auch Brot geben werde.

Es waren ſchöne Tage, dieſe Maientage, aber ſie rauſchten vorüber, wie ſie allenthalben vorüberrauſchen; wie ſie der Menſch nirgends feſthalten kann, ſie nicht feſthalten ſoll, und denn doch oft über ihr Fliehen ſo kläglich jammert, ja oft unfähig wird für die Aufgabe, welche die kommenden Tage bringen. Wie die erſten Ehetage voll goldener Träume ſind; wie der Vater, der ſeinen erſten Jungen auf den Armen wiegt, einen goldenen Kranz von Hoffnungen um des Söhnchens Stirne ſieht: ſo ſind auch die erſten Tage einer ſolchen Familie Roſentage, voll Freude und Hoffnung für die neuen Eltern und deren Freunde. Aber wie die rauhe Wirklichkeit allenthalben wieder dazwiſchen trittet zwiſchen die Träume der Liebenden, zwiſchen die Träume der Eltern; und wie nur ein getreues Feſthalten, ein geduldiges Ausharren durch die rauhe Wirklichkeit hindurchdringt und die Träume niederzuziehen vermag in die geebnete, errungene Wirklichkeit: ſo kamen auch uns allen die Tage der Ungeduld; die Ideale verrannen, und das Leben mit all ſeinen Ecken trat uns an; und das Leben mit all ſeinen Ecken umringt uns noch, freie Bahn liegt noch nicht vor uns: aber wir wiſſen es jetzt, daß geſtritten und gekämpft ſein muß, wie Streit und Kampf nothwendig ſind. Wir haben viel erſtritten und durchgekämpft; wir haben das Bewußtſein, ferner treu ſtreiten zu wollen in der Einigkeit, daß Keiner die Urſache von Mühen im Andern ſucht, ſondern in der wunderbaren Leitung Gottes: darum tragen wir auch das Bewußtſein in uns, daß wir durch den Kampf zum Sieg gelangen werden.

Es mußten alſo ganz naturgemäß nach den ſchönen Maientagen die Johannisregen, die ſterile Zeit der Hundstage kommen; und ſie kamen auch.

Wenn auch die Knaben vielfach angeregt, belebt worden waren, ſo war doch ihre alte verwahrloſte Natur, ihre große Unachtſamkeit, d. h. das Einſchlafen der Sinne bei wachem Körper, welche ſich bei den meiſten Kindern der untern Klaſſen findet, nicht vertrieben. Ihre neue Liebe zu den neuen Eltern half ihnen Vieles überwinden. Grobe Laſter traten nicht hervor; ein einziges Mal entwendete ein Knabe etwas, ſeither nie wieder. Durch ſeine Mutter förmlich entführt, verließ ein Knabe die Anſtalt, konnte aus Mangel der nöthigen Handbietung nicht alſobald wieder eingebracht werden; er blieb ſeinem herumſchweifenden Leben überlaſſen. Sonſt dachte kein anderer Knabe an Flucht; und doch betrübten ſie vielfach den Vater, der gerne raſch mit ihnen an einem freundlichen Ziele geweſen wäre. Sie vergaßen gute Lehren und Ermahnungen, vergaßen Gelerntes wieder; fielen in Unarten, z. B. die alte, angewohnte Unreinlichkeit, zurück; verrichteten Aufgetragenes nicht ſorgſam, ſauber und nett. Wie auch das Beſſere bei einigen alle Tage mehr an's Licht trat:

bei andern mußte die gehabte Mühe alle Tage neu werden. Ein kühler Vater hätte das kaltblütig genommen und geſagt: das geht halt ſo! und hätte ſich mit dem gewonnenen Guten zufrieden geſtellt: dem lebendigen jungen Vater machte es trübe Tage. So ſah ich auch ſchon junge, treue Mütter weinen, wenn in ihrem Kinde Unarten hervortraten, die ſie nicht ahneten; ſah ſie weinen, wenn ſie immer wieder hervortraten, Blutſlecken gleich, die keiner Tünche, keinem Reiben weichen wollten. Weint eine Mutter über ein Kind, das unter ihren Augen aufwuchs, wie ungeduldig muß es über einen Vater kommen, der auf einmal 15 verwilderte Kinder einem Ideal zuführen will!

Etwas Aehnliches kam aber auch über die, welche als Verwaltungskommiſſion Herrn Schäfer zur Seite geſtellt waren.

3000 Lvr. für erſte Einrichtung und den Bedarf eines Jahres ſchien genügend. Man hoffte auf Ertrag des Gütleins, man träumte von einem baldigen Handwerk in der Anſtalt, hoffte auf immer geſteigerte Einnahmen, verminderte Ausgaben u. ſ. w. Man freute ſich der Einfachheit des ganzen Haushalts, des ſichtbaren Aufrichtens der Knaben, der wunderbaren Geſchicklichkeit der Mutter, hauszuhalten, als ob der Wittwe Oelkrüglein ihr Erbtheil geworden. Wie der Vater durch die Liebe die Knaben ganz gewonnen, veredelt hoffte, ſo hoffte die Verwaltung durch die erregte Thätigkeit die Anſtalt bald ſelbſtſtändiger geſtellt. Aber auch ſie täuſchte ſich. Wenn man eine Haushaltung beginnt, ſo merkt man erſt, wie viel einem noch fehlt, um bei der größten Einfachheit nur dem Bedürfniß nachzukommen. Zu dem hohen Zins, der 550 Lvr. betrug, kam die Magerkeit des Gütchens, kamen trockene Jahre. Auf einem dazu noch in Pacht genommenen Zugut wurde auch nicht viel Seide geſponnen. Die Anſtalt mußte nothwendigerweiſe noch verſtärkt werden; und ſie wurde es bis auf 23 Kinder, welches wieder bedeutende Auslagen nach ſich zog. Das Beziehen der jährlichen Steuer im Amte blieb immer läſtig. Sie hob ſich freilich etwas von Jahr zu Jahr und ſtieg bis auf 700 Lvr., was in einer mit ſo vielen Tellen belaſteten Gegend immer ein Bedeutendes iſt. Aber wenn ſchon Viele freudig und reichlich gaben und allemal erklärten, hier reue ſie kein Geld, und man ſolle nur kommen, wenn man in Noth ſei: ſo waren doch wiederum Andere, die unfreundlich gaben; die allemal Bemerkungen machten und ſehr oft die: was es am Ende nütze, wenn man 20 Kinder unter hunderten gut erziehe; und die nie an die Antwort kommen wollten: daß man doch an einem Orte anfangen müſſe, wenn geholfen werden ſolle. Zudem vergieng ſeit dem Brand von Huttwyl kein Jahr, wo nicht durch beſondere Unglücksfälle die Wohlthätigkeit, oder durch beſondere Ereigniſſe die Kräfte unſerer Wohlthäter in Anſpruch genommen wurden. Allerdings unterſtützte uns der Staat, ſo wie die Richtung zur Handwerksbildung ſichtbar wurde, durch das Departement des Innern noch mit ferneren 500 Lvr. zu den 1000, welche er uns zugeſichert hatte; freilich erſparte Hr. Schäfer nicht nur alle Kleiderarbeiten, eine Menge Reparaturen an Schiff und Geſchirr, gewöhnte die Kinder an die einfachſte Lebensweiſe und hielt ſelbſten mit, ſondern er verdiente immer noch neben bei: und dennoch waren wir immer mehr oder weniger in Bedrängniß; im Frühjahr 1836 war ein Deficit. Wenn wir ſo manchmal faſt rathlos beiſammen ſaßen, weil wir nicht Geld hatten zu Nothwendigem, z. B. keine dritte Kuh anſchaffen konnten, und unſere Hausmutter mit der Milch von einer Kuh die ganze Haushaltung verſehen mußte, doch keine kaufte, keine Butter kaufte, ſo dachte ich manchmal: wenn doch die oder jene es wüßten! wenn ich doch an dieſes oder jenes Schublädli döppelen dürfte, das ich voll wußte, und in milden Händen den Schlüſſel dazu! Wenn wir vor dem Neujahr zuſammen ſaßen und unſern Kindern gerne eine kleine Freude gemacht hätten, damit ſie doch auch an dieſem Tage nicht ohne das Zeichen der Liebe ſeien, das alle Eltern ihren Kindern an dieſem Tage geben, und fanden kein Geld dazu in unſerer Kaſſe: ſo gedachte ich an ſo viele Verſchwendung an dieſem Tage und an ſo viele Herzen, die wohl uns an dieſem Tage vertreten würden, wenn ſie nur unſere Noth wüßten. Doch ward uns oft in der größten Noth unerwartete Hülfe. Edle Geber, unter die namentlich auch Hr. Fellenberg gehört, halfen uns mehr als einmal unerwartet und ſetzten uns in Stand, dem

Nöthigen zu begegnen. Doch kam auch wohl die Ungeduld an uns, daß wir meinten, es ſollten die Knaben mehr verdienen, irgend einen Verdienſtzweig aufnehmen, welcher der Anſtalt Brot gebe, ſie erhalte, nicht ſo ganz abhängig von den Steuren laſſe. Und hier ſtellte ſich nun etwas in einer Deutlichkeit heraus, wie vielleicht nirgends ſonſt, was ich freimüthig veröffentlichen will zum Heil und Frommen Anderer. Ich bin der Freundſchaft des Herrn Schäfer ſo wie meiner Gefährten in der Verwaltungs-Kommiſſion zu gewiß, als daß ich fürchten müßte, es könnte mir übel genommen werden. Ich weiß zu dem, daß ſie alle in allen Fällen alle unſere Erfahrungen zu Gebote ſtellen, freimüthig mittheilen, wenn ſie glauben, es könnte irgend einem armen Kinde, irgend einer Familie für arme Kinder zu gut kommen. Zu dem, warum ſollte ich es nicht veröffentlichen, da es uns ſelbſt allſeitig zu ſo groſſem Nutzen diente?

Bei Stiftung und Erhaltung einer ſolchen Familie wird man faſt unwillkürlich dahin gezogen, entweder hauptſächlich den äußern Beſtand derſelben, ihr ökonomiſches Gedeihen, oder aber wiederum hauptſächlich die Kinder, ihre körperliche Pflege oder ihre Bildung in's Auge zu faſſen. Ich will nicht davon reden, wo die eigene Bequemlichkeit, der eigene Nutzen in's Spiel kommen könnte; von ſolchem war bei uns die Rede nie. Aber jene beiden Richtungen werden ſich beim beſten Willen geltend machen, und zwar ſehr gerne einſeitig.

Es iſt allerdings ſehr verführeriſch, den ökonomiſchen Stand zur Hauptſache zu machen. Ohne Geld beſteht keine Familie, am wenigſten eine ſolche. Es läßt ſich ſehr ſchön, wenig zu koſten und ganz unabhängig da zu ſtehen und dieſes durch wenig brauchen, harte Arbeit zu erzielen. Aber an ſolchem gehen Familien und ſicher auch Anſtalten zu Grunde, und es wäre eine der traurigſten Erſcheinungen, wenn, was möglich wäre, unter ſolchen Familien ein Wetteifer entſtünde, welche am wenigſten brauche: denn dieſes müßte endlich auf Koſten der Kinder geſchehen — und was tragen ſolche Anſtalten oder Familien ab, wo man die Kinder aus den Augen verliert? Und wenn in natürlichen oder künſtlichen Familien nur von Arbeit, nur von

Hauſen und Sparen, nur von Geld und wenig eſſen die Rede iſt, von Abverdienen u. ſ. w., ſo wird die Jugend verkümmert, das Gemüthliche geht zu Grunde, die Familie wird zum Dienſthaus, an das einen keine Liebe feſſelt, dem man ſo ſchnell möglich entrinnt, dem man nachher keine Stütze ſein will.

Ich habe ſchon früher darauf hingedeutet, daß unſere Familien keine Angſteranſtalten, keine Nothhauben ſein dürfen, aus welchen gemüthloſe Menſchen hervorgehen, welche entweder ähnlichem Treiben ſich hingeben, oder ſich in der Freiheit für frühere Entbehrungen durch deſto wüſteres Thun ſchadlos halten. Reiche Leute erziehen zu Tauſenden ihre Kinder alſo; ſo ſoll es hier nicht ſein. Dieſe Anſtalten ſind um der Kinder willen da: verliert man den Zweck aus dem Auge, ſo müſſen ſie untergehen; und es iſt dann gut, wenn es geſchieht. Aber hinwiederum iſt Alles aus, wenn das Geld fehlt. Und zweitens darf man nicht vergeſſen, daß man Kinder erzieht, denen man kein anderes Erbtheil mitgeben kann, als geſtählte Kräfte, und daß dieſe Kräfte ſich erſt das Nothdürftige erwerben müſſen, das Uebrige entbehren, und wenn ſie ſich zu einem tüchtigen Grunde helfen wollen, langſam Schritt für Schritt ſich aufſchwingen müſſen. Man darf nicht vergeſſen, daß man ſie der heutigen Schwindelei entziehen muß; daß man ſie gewöhnen muß, nicht in die Zukunft hinaus zu bauen, ſondern der Gegenwart das Mögliche abzugewinnen; daß man auf keine Weiſe ſie an ein zu behagliches Sein gewöhnen, auf keine Weiſe zu weit ausſehend, zu breit umfaſſend ſeine Pläne anlegen darf. Es ſind ſchon und werden ſicher noch Anſtalten zu Grunde gehen, weil ſie mit den Kindern zu viel wollten, ſie zu weich hielten, ſie in ein ander Element verſetzten, als ſie gehörten; Eltern nicht ſo wohl geiſtig als leiblich zu ſich und ihren Angewöhnungen die Kinder hinaufzogen, als Begehrlichkeit und Dünkel in ſie pflanzten.

Augenſcheinlich muß da eine verſtändige Familie als Muſterbild in's Auge gefaßt werden. Da ſtreckt man ſich nach der Decke, aber ſucht die Decke doch ſo zu erweitern, daß die Kinder nicht frieren unter derſelben. Man ſorgt für ſie, aber ſie müſſen auch helfen: man thut für ſie das Mögliche, und im Uebrigen müſſen ſie ſich damit tröſten, daß nicht Allen Alles möglich ſei; daß gar eine verſchiedene äußere Bildung es gebe nach Geld und Stand; daß aber die innere Herzensbildung die Hauptſache ſei, ein tüchtiger Wille, eine wackere Hand. Und ganz beſonders eine ohne Vermögen beginnende Familie muß gar Manches entbehren; und ich habe ältere Geſchwiſter oft erzählen hören, und zwar ohne Neid, wie Vieles ſie entbehrt, was die jüngern beſäßen, und vielleicht waren die ältern die tüchtigeren, innerlich und äußerlich.

Herr Schäfer, ſelbſtſtändigen Charakters und künſtleriſchen Gemüthes, das Bild einer ſolchen Familie ſicher ſchon lange mit Enthuſiasmus in ſich tragend, repräſentirte bei uns nun die zuletzt angegebene Richtung. Er gewöhnte die Kinder an Einfachheit und Arbeit, verſetzte ſich in dieſer Beziehung durchaus in ihr Element; allein das Bild eines ſchönen Handwerker Lebens, einer Anſtalt, welche durch mannigfache Kunſtfertigkeit ſich blühend und ausgezeichnet erhöbe, in ſich tragend, bedurfte er dazu einer breiteren Baſis in der Bildung der Kinder; jede Beſchäftigung, welche an den Kindern ſich nicht bildend erwies, mußte ihm unangenehm ſein. Wenn er ſo in ſicherem Bewußtſein ſeiner Kunſtfertigkeit und der Ausführbarkeit ſeines Lieblingsbildes für eine ſchöne Zukunft treu arbeitete, ſo durfte er erwarten, daß man ihm die Gegenwart ſo viel möglich erleichterte, ihm nicht Hemmſchuhe unterlegte oder die nöthigen Mittel zu ſeinem Zwecke verſagte. Das Maß, in welchem dieſe Richtung zu Tage trat, war im Grunde ſo klein, und das Nöthige wurde ſo gewiſſenhaft und treu beſorgt, daß es an einem andern Orte, wo mehr Mittel vorhanden, oder der Boden für ein ſolches Unternehmen nicht ſo ungünſtig geweſen wäre, oder eine Verwaltung nicht ſo mit Leib und Seele an der Anſtalt ſelbſt, als ihrem Lieblingskinde, gehangen wäre, vielleicht nicht bemerkt worden. Dieſe Verwaltung nun aber liebte die ganze Familie von Herzen; aber die Erhaltung der Anſtalt ſelbſt war gegenüber der Noth Gewiſſensſache, gegenüber den Feinden und Spöttern Ehrenſache geworden. Sie beſtund zu dem aus ſehr praktiſchen Leuten, und zwar aus Leuten, die es von Wenigem zu Vielem gebracht hatten oder noch bringen wollten; aus Leuten alſo, die in der Gegenwart jeden Augenblick klug benutzten, im kleinſten Praktiſchen ein Samkorn zu künftig Bedeutendem ſahen.

Sie mußte für die Gegenwart ſorgen, und das knappe Geld machte ihr oft Angſt: ein theures Jahr, und die Anſtalt wäre verloren geweſen. Sie ſehnte ſich nach einem Nebenerwerb. Weil man ihn früher in der Ferne geſehen, ſo meinte die menſchliche Ungeduld, er ſollte ſchon da ſein; meinte, mit etwas Unbedeutenderem vorlieb zu nehmen, ſei beſſer, als gar nichts; bedachte nicht, daß dadurch vielleicht die ganze ſchöne Zukunft geſtört würde. Sie fügte in der Hoffnung eines Erwerbs zum erſten noch ein zweites Gut, für welches man 450 L. Pacht zahlte. So meinten es beide mit der Sache recht innig: aber zu zwei Richtungen ſich neigend, brachten die Umſtände manche Pein hervor, welche ohne dieſe Umſtände weggeblieben wäre. Was muß wohl der arme Hr. Schäfer gelitten haben oft, wenn man die Knaben zu Arbeiten in Anſpruch nahm, wobei er ſah, daß die Erreichung ſeiner Pläne nur verzögert, die Knaben verſäumt wurden; daß alſo die Ungeduld der Verwaltung den reichlicheren Erwerb nur verzögerte. Und wenn dann noch die Knaben in ihrer Unbehülflichkeit die wenigen Lehrſtunden nicht recht zu benutzen wußten: wie ungeduldig mußte es den guten Lehrer machen, daß wieder um ſo viel Zeit verſäumt ſei, da er Tage lang vielleicht keine Zeit mehr zum Unterricht finde. Und hinwiederum that es der Verwaltung ſo oft ſo weh, wenn ſie dem Hrn. Schäfer etwas abſchlagen, wenn ſie hart und die Kinder nicht achtend erſcheinen mußte, weil ſie den Beſtand der Anſtalt ſichern zu müſſen glaubte. Und während dieſer gegenſeitigen Pein war denn doch nicht Krieg, nicht Unfrieden, ſondern Liebe und Zutrauen blieb: denn bei verſchiedenen Anſichten blieb von beiden Seiten der Glaube an die Treue und die Liebe in des Andern Bruſt. Und gerade dieſes Zuſammenfinden der beiden verſchiedenen Richtungen behielt die Anſtalt im rechten Geleiſe, denn keine behielt die Oberhand. Beide Theile ſchätzten und liebten einander: darum war ſehr oft ein gegenſeitiges Nachgeben, ein ſich Hineinſchicken in des Andern Eigenthümlichkeit oder die vorliegende Nothwendigkeit; und dabei gewannen Kinder und Anſtalt.

Und wie der ſilberne Mond ſeine ſtille, unwandelbare Bahn durch die wechſelnden Gewölke, ſo wanderte unſere Mutter zwiſchen Allem durch in ihrer unermüdlichen Treue, einen Tag wie den andern, und ſorgte für Alles zu rechter Zeit, und fand zu Unglaublichem Zeit, aber keine zu müſſigem Gerede oder Geläufe. Wenn ſie oft mit ſo unglaublich wenig Milch wirthſchaftete zu Aller Zufriedenheit, ſo wäre vor 300 Jahren der Glaube entſtanden: gute Feen oder die frommen Erdmännchen deckten ihr in den heitern Nächten den Brunnentrog mit Nidle; dahin könne ſie gehen, leiſe, um Mitternacht, wenn Alles ſchlafe, und mit großer Kelle den blank gefegten Kübel füllen zu einer tüchtigen Anketen.

So waren bei uns zwei Richtungen hervorgetreten, welche ich zu Nutz und Frommen hervorgehoben habe, damit ſie jedem zum Bewußtſein kommen, der Hand an dieſes Werk legen will. Ich habe es gethan ohne Furcht, daß dieſe Offenheit ſeltſam könnte gedeutet werden, da man ſonſt gewöhnlich Alles rühmt in die Kreuz und in die Queer, beſonders das Eigene. Ich habe über Alles geſprochen, wie es mir in der Seele war, und glaubte auch hier, es thun zu müſſen, da ich noch keine ſolche Probe aus der innern Geſchichte einer ſolchen Familie geleſen habe.

Schon lange war ein Auge in unſerer Verwaltung immer auf die Schloß-Domaine zu Trachſelwald gerichtet geweſen, welche aus circa 50 Jucharten (die Juchart à 40,000 Quadratfuß) mittelmäßigen Landes beſteht, die in der Hand eines Pächters war, deſſen Pachtzeit bald auslief. Es war öfters davon die Rede geweſen, aber von zwei entgegengeſetzten Seiten fand dieſe Meinung Widerſtand. Hr. Schäfer fürchtete durch die Ueberſiedlung die Knaben bei ſo vieler Landarbeit noch mehr beeinträchtigt, ihre Ausbildung gefährdet, ſeinen Plan ganz zerſtört. Wir Andern hingegen glaubten die Anſtalt gefährdet, die bei den großen Koſten der Ueberſiedlung, da eine Menge

Vieh, Schiff und Geſchirr angeſchafft werden mußte, zu Grunde gehen zu müſſen ſchien.

Indeſſen ſtellte ſich uns die Unmöglichkeit, auf dieſem Boden die Anſtalt zu erhalten, immer deutlicher dar. Wir mußten 1000 L. Pachtzins haben. Wenn wir für zwei oder dreihundert L. Produkte verkaufen konnten, wobei man aber alles Brot kaufte, ſo war das Alles. Wenn man die ſämmtlichen gewonnenen Produkte rechnete, ſo betrug ihr Werth wenig mehr als den Zins — Arbeitslohn für die Knaben, den Knecht, Herrn Schäfer ſah alſo keiner heraus. Immer deutlicher ſtellte ſich wiederum Hrn. Schäfer die Untauglichkeit des innehabenden Hauſes dar. Es war eine rauchige Hütte, die einem manchmal faſt die Seele aus dem Leibe trieb. Kein Zimmer war groß genug. Das Lehrzimmer, in welches ein Kunſtofen gieng, wo beſtändig gekocht werden mußte, wegen Mangel einer Feuermauer die Hitze nicht abgeleitet werden konnte, war im Sommer eine wahre Hölle. Ein kleines Stübchen war die einzige Zufluchtsſtätte für Hrn. Schäfer und ſeine heranwachſende Familie. Der zur Werkſtätte eingerichtete Webkeller faßte kaum eine Dreh- und eine Hobelbank, und wenn drei Menſchen darinnen waren, ſo konnte man ſich nicht rühren. Es konnte in den obern Räumen durchaus kein Bette mehr angebracht werden. Es war da keine Möglichkeit, die gegenwärtige Knabenzahl im Hauſe zweckmäßig zu beſchäftigen, geſchweige denn, ſie zu vermehren. Zu dem mußte Hrn. Schäfer immer mehr die Zeit reuen, welche auf die hier ſo undankbare Landarbeit verwendet wurde. So geſchah es, daß die Sache ſelbſt beide Parteien bearbeitete und ſie zu einer Unterhandlung mit dem Staate um die genannte Domaine geneigt machte.

Glücklicherweiſe auch zog ſich dieſe Unterhandlung ſo furchtbar in die Länge, daß man Zeit hatte, die Sache von allen Seiten zu betrachten; und während man ihr immer geneigter wurde, konnte man ſich rüſten. Freilich bereiteten dieſe Unterhandlungen eine fürchterliche Pein der Verwaltung. In den dringendſten Sachen erhielt man Monate lang keine Antwort; es tauchten allenthalben Hinderniſſe auf, ja entſchiedene Verſuche, den Verein und ſeine Beſtrebungen lächerlich zu machen. Denn dem entſchiedenen Einſchreiten des Regierungsrathes hatte man es endlich zu verdanken, daß eine Pacht unter den gleichen Bedingungen, unter denen der frühere Pächter ſie inne hatte, abgeſchloſſen wurde. Nun aber hatte man keine paſſende Wohnung. Es mußte ein Haus gebaut werden. Da der Grund und Boden dem Staate war, ſo bewilligte derſelbe auch einen Credit von 6000 L. für dieſes Haus, welche dann neben der andern Pacht noch zu verzinſen ſind. Der Mangel an einer Wohnung, an deren Errichtung man nicht arbeiten konnte, bevor man das Reſultat der Unterhandlungen wußte, hinderte, daß wir im Frühjahr 1838 hinüberziehen konnten. Wir mußten den alten Pächter noch ein Jahr ſchalten laſſen, was nicht unſer Vortheil war. Die Unterhandlungen über den Bau des neuen Hauſes zogen ſich durch den ganzen Sommer 1838 hindurch, und wenn ſie mit dem Staate fertig waren, ſo kamen andere Hinderniſſe: es ſchien der Verwaltung manchmal, als ob eine unſichtbare Macht eine eigene Freude daran hätte, ſie immer an den Hag zu ſtellen; als ob ſie dazu verdammt wäre, einen Stein den Berg auf zu wälzen, den ſie immer wieder unten im Thale holen müſſe, wenn ſie ihn endlich oben zu haben meine. Als man endlich im Merz 1839 hinüber ziehen mußte, weil unſere Pacht im Saal ausgelaufen war, ſo war nicht nur noch kein Stein zum Hauſe gelegt, ſondern es konnte keiner gelegt werden, weil ein Spycher noch auf den Steinen ſtund, welche zum Fundament dienen ſollten; und dieſer Spycher konnte nicht abgebrochen werden, weil der Staat noch Korn darin hatte; und dieſes Korn konnte nicht fortgeſchafft werden, weil der Käufer einen Batzen oder 6 kr. dem reſpektiven Finanzdepartement zu wenig darum geben wollte. Unſere Knaben mußten in einen Schopf untergebracht werden; es war häßlich Wetter; es waren alle Hände voll auf dem Lande und beim Bauen zu thun; die Rötheln rißen ein, ergriffen mehre Knaben, und zwei kleine Stübchen, welche beide zuſammen nicht 25' im Quadrat halten, ſollten Eß- und Lehrzimmer ſein, der Familie des Hrn. Schäfer dienen und noch die kranken Knaben beherbergen.

Es war eine harte, angſtvolle Zeit.

Und doch war Alles recht ſo, und Alles gereichte recht ſichtbar zum Heil. Dieſen Zögerungen haben wir nun ein nach dem Plane des Hrn. Schäfer aufgeführtes Haus zu danken, das ſeinem Zwecke vollkommen entſpricht, uns allen Freude macht und Hrn. Schäfer Gelegenheit giebt, die Handwerksfähigkeit der Knaben zu bilden und aus der Werkſtätte den zweiten Brotkorb der Anſtalt zu machen. Es enthält Raum für ungefähr 50 Kinder, zwei Werkſtätten, den nöthigen Raum für Lehr- und Eßzimmer, eine artige Wohnung für den Vater: kurz, nicht zu viel, aber das Nöthige. Dieſen Verzögerungen haben wir namentlich den ſchönen Hausplatz zu danken, wo das Haus auf die freundlichſte Weiſe der Sonne z'weg ſteht, vom ſchönen Hügel herab eine im Emmenthal ſeltene Fernſicht hat und als ein Troſt des Landes weit herum im Lande geſehen wird. Es ſteht das Haus eingewandet und in hellen Fenſtern glänzend; wer von Lüzelflüh nach Sumiswald geht, der ſieht es hell und blank unter blauem Schieferdach, unterhalb dem Schloſſe Trachſelwald; bewohnbar iſt nur der untere Boden, und brauchbar iſt die Küche.

Aber eine harte Zeit ſtunden die Knaben aus und Vater und Mutter. Das große Gut mußte bearbeitet werden mit einem Knecht und 22 Knaben, von denen der älteſte 16, der jüngſte 10 Jahre zählte. Und es wurde bearbeitet und fleißig und gut, und jedes Werk zu rechter Zeit. Dazu aber mußten die Knaben alle Handlanger Dienſte beim Bauen thun, den Keller graben, den Hausplatz ebnen, Sand, Steine, Kalk führen, löſchen u. ſ. w. Es war kein Tag, daß ſie nicht in Anſpruch genommen wurden dazu. Am Abend konnten ſie dann in ihren Schopf zur Ruhe gehn. Und doch ward keiner krank; die Rötheln zeigten ſich nur bei vieren. Sie wuchſen auf wie Rohre am Bach und blühen, daß es eine Freude iſt; es iſt eine muntere, tüchtige Bubenſchaar, deren Anſtelligkeit von allen Arbeitsleuten gelobt wird, deren aufrechte Geſtalten, deren heitere Blicke, deren ſinniges Weſen und fröhliches Singen auf eine auflebende, beſſere innere Welt ſchließen laſſen. Ueberhaupt iſt vielleicht ſelten in einer Anſtalt der Geſundheitszuſtand ſo gut geweſen: denn in 4½ Jahren haben wir nicht fünfzig Franken Arzt- und Arzneikoſten gehabt: — aber die Knaben gehen im Sommer barhaupt und barfuß. Trotz der vielen Arbeit, der Unmöglichkeit, daß Hr. Schäfer ſie beaufſichtigen konnte, da er alle Augenblicke ſelbſt in Anſpruch genommen wurde, verwilderten die Knaben nicht. Streitigkeiten unter ihnen riſſen nicht ein, wie denn überhaupt noch nie eine Prügelei bei ihnen vorgekommen iſt; eine einzige widrige Näſcherei begieng ein Knabe, der die gewaltigſte Natur von allen hat, die ihn zuweilen wie eine unwiderſtehliche Macht überwältigt. Ein Knabe, der eines Fehlers ſich ſchuldig machte, darüber zur Rede geſtellt, wie man dieſes von ihm nicht erwartet hätte, begann zu weinen und ſagte, er hätte heute Morgen nicht gebetet gehabt, und da ſei das Böſe über ihn gekommen, er wiſſe nicht, wie. Und das war keine Ausrede.

Aber auch die Kommiſſion hatte ſchweren Stand, mit Anſchaffungen viel zu thun, mit den Bauleuten viel zu verkehren, ſie zuſammenzuhalten, faſt wie einen Trupp Flöhe; und nur dem ausgezeichneten Eifer und Umſicht der Herrn Tſchabold und Blau hatte man es zu verdanken, daß man ſo zu Wege kam. Und mitten in allen dieſen Wirren, faſt als ſie am größten waren, gebar die Mutter Hrn. Schäfer das erſehnte Söhnchen in dem kleinen Stübchen des kleinen Küherhäuschens, wo ſich Niemand rühren konnte. Es ſollte ein Zeichen ſein, daß auf die Zeit des Harrens und Wünſchens die Zeit des Gewährens und Erfüllens gekommen; es ſollte Muth machen und Kraft geben zum Ausharren. Und es hellte ſich der Himmel auf und ſendete uns einen Herbſt hernieder, deſſen Lieblichkeit noch ſelten übertroffen wurde. Alle Herbſtarbeiten konnten auf das Prächtigſte beſchickt werden, eine reiche Kartoffelerndte wurde uns beſcheert, eine ſchöne zukünftige Erndte keimte, und die verzögerten Arbeiten am Hauſe konnten nachgeholt werden, ehe frühe Stürme Schaden gebracht, oder früher Winter das Arbeiten unmöglich machte. Die Ausſichten klären ſich allſeits auf, es trittet die Zeit vor das Auge, wo das beidſeitige Ringen ſich zur Freude Aller, zum Heil der Kinder, zur ſichern Begründung der Anſtalt oder Familie vereinigen wird. Es trittet dem Herrn

Schäfer ein ſchöner Raum entgegen, in dem mannigfache Thätigkeit ſich entfalten kann: Werkſtätten ſind da, Vorarbeiten in Werkzeugen für dieſelben ſind gemacht; die Kräfte der Knaben ſind geſtählt für die Werkſtätte, während allerdings große Geduld und Langmuth in der Schulſtube ſie empfangen muß. Sie ſind dieſen Sommer im Leben draußen geweſen, und nicht in der Schule drinnen — aber der Vater weiß wohl, daß das Leben, und nicht die Schule, die Hauptſache iſt. Da einmal die Vorarbeiten gemacht ſind, ſo wird er die Räder luſtig ſchnurren laſſen an der Drehbank, daß es blanke Batzen regnet; und wenn einmal blanke Batzen kommen aus der Werkſtätte, dann iſt das Werk erſtritten, und der Vater hat, was er will, hat ſeine Wünſche auch in's Leben geſetzt. Und damit es möglich werde, damit die Kräfte allſeitig hinreichen, die Anſtalt auch für die, welche ihren Werth nach Köpfen ſchätzen, bedeutender werde, hat man nun bedeutende Vermehrung derſelben beſchloſſen.

Der Verein hat dieſelbe beſchloſſen, die Verwaltung wird ſie in's Werk ſetzen. Hr. Schäfer ſieht die Zeit kommen, wo ein ſicherer Sitz die nöthige Ruhe geben wird zu einer ſichern, feſten Ordnung außer und im Hauſe; wo Alles ſeinen Platz und Alles ſeine Zeit hat: dann wird ihm wohl werden.

Die Verwaltung ſchöpft aber auch friſchen Athem. Der dießjährige Ertrag des Gutes, der in Allem ein ſehr mittelmäßiger war, hat ſie belehrt, daß aus den zu verkaufenden Produkten wenigſtens der baare Pachtzins könne gedeckt werden, was jährlich, entgegengehalten dem Ertrag der frühern Güter, einen Mehrertrag von wenigſtens 5 — 600 Lvr. macht, da unſer gegenwärtige baare Pachtzins 875 Lvr. beträgt. Ferner haben es unſer Kaſſier, Hr. Tſchabold, durch ſeine treue, uneigennützige Verwaltung, und Hr. Schäfer, durch ſein Eingehen in dieſelbe, dahin gebracht, daß die Ueberſiedlung und die damit verbundenen Koſten, welche zu 1600 Lvr. angeſchlagen waren, der Anſtalt keine Gefahr gebracht haben. In der Angſt vor derſelben hatte man einen Aktienverein geſtiftet, zu 25 Lvr. die Aktie, zu 4 pro Cent zinsbar, und ſetzte demſelben als Hinterlage ſämmtliches Vermögen der Anſtalt, das ſich doch über 4000 Lvr. belaufen wird, ein. Man ſetzte 67 derſelben im Amte ab und hatte ſomit über mehr als 1600 Lvr. zu disponiren. Allein der Kaſſier zog keine einzige ein. Freilich entſtund dadurch in der Rechnung von 1838 — 1839 ein Defizit von 900 Lvr. Es war aber für weit mehr als dieſe Summe angekauft worden, und trotz vielen ſeitherigen Anſchaffungen wird das Defizit in dieſem Jahr nicht größer werden. Es iſt alſo ein Großes und Schweres glücklich überſtanden. Und dieſes ſoll eben den Muth geben, ruhigen Gemüthes auszuharren bis an's Ende, denn noch iſt nicht Alles überſtanden. Noch haben wir bei 900 Lvr. Schulden, werden bald neuen Zins für das neue Haus bezahlen müſſen. Die Aufnahme von Kindern koſtet ebenfalls 2 bis 300 Lvr. Die Werkſtätte bedarf ebenfalls noch Vorſchuß zum Ankauf von Material. Der neue, luftige Schlafſaal macht auf die Betten doppelte Decken oder Deckbette nöthig. Ach, wir ſind im Winter ſchon manchmal zuſammen geweſen und hätten die Buben beſſer bedeckt, aber wir hatten das Geld nicht; und Herr Schäfer nahm dann die zweiten Anzüge zu den Strohſäcken, füllte ſie mit Laub und wärmte die Kinder damit; und die Kinder blieben geſund nnd keck auf. Aber jetzt hilft das nicht mehr aus, es muß anders und wärmer gemacht werden unter'm Schieferdach, als unter'm Strohdach. Wir müſſen noch mehr Kühe kaufen, wenn wir unſer Futter auch gut und wie jetzt üblich an Mann bringen und die Unſauberkeit der Küherei von uns wegbringen wollen. So warten uns der Verlegenheiten noch viele. Der leidige Mangel iſt noch da. Aber der Gott, der bis hieher geholfen, wird auch ferner helfen. Er hat noch Thau und Regen in ſeinem Himmel, damit arme Kinder Speiſe hätten zu ihrer Zeit. Er prüfet wohl, aber dann kommt auch das Ende der Prüfung, der Segen, der im Ausharren liegt. Er läßt wohl Mangel leiden, aber dann öffnet er wieder, wie den Himmel zu warmen Regen, warme Herzen zu freundlichen Gaben zu rechter Zeit. Und dieſe Gaben werden immer freundlicher, immer reicher fließen, je mehr vor den Augen der Menſchen die Einſicht aufgeht von der Größe der Noth, und daß Unternehmungen wie die unſrige nicht bloß ſo genannte gemeinnützige

Proben ſeien, nicht politiſche Grillen, nicht Amts- oder Bauernſpekulationen, ſondern ein treues Handbieten an einem Werke, das alle angeht, welche das Vaterland lieben, alle, welche chriſtliche Liebe zu ihren armen Brüdern im Herzen tragen. So bin ich überzeugt, wir werden durchkämpfen; Gott, Brüder und unſer Muth werden uns durchhelfen: wir werden zu den Zeiten gelangen, wo Herr Schäfer und wir uns ganz einigen werden; wo wir für Anſtalt und Kinder in gleichem rechtem Maße werden zu ſorgen vermögen; wo wir Gott danken und preiſen werden, daß wir das Vergangene alles überſtehen mußten; wo wir, wenn wir zuſammenſitzen, wie alte Schlachtenbrüder das größte Vergnügen daran finden werden, von den vergangenen Zeiten zu erzählen und den überſtandenen Strapazen. Und damit Andere wiſſen, daß nicht im Stiften, ſondern im Ausharren, das Schwerſte liege; daß der Anfang wohl ſchwer ſei, aber der Anfang nicht nur einen Tag währe, ſondern Jahre lang; damit Klippen und auseinandergehende Richtungen nicht unerwartet aufſtoßen und muthlos machen; damit ungünſtige Stimmungen über Stiftungen ſolcher Familien nicht entmuthigen, ſondern im Gegentheil begeiſtern, habe ich das alles in wahren Treuen erzählet. Und beſonders den Bewohnern des Amtsbezirks Wangen zu Lieb und Ehren, die auf ähnliche, aber günſtigere Weiſe jetzt angefangen haben, wie wir vor bald fünf Jahren, deren aber auch noch Manches warten wird zur Prüfung ihres Ausharrens; zu Lieb und Ehren aller beſtehenden Anſtalten habe ich in wahren Treuen erzählt, damit man erkenne, daß in Berichten von ſolchen Sachen die Wahrheit und das innere Leben die Hauptſache ſei, und daß man wiederum prüfe, ob nicht hier oder dort das Beſtehen der Anſtalt und eine ſchöne Rechnung, oder hinwiederum die Kinder auf Koſten der Familie und der Familie Stand das Hauptaugenmerk geworden.

Achtes Kapitel.

Der Bund.

Der Gedanke, den Peſtalozzi hatte, gieng alſo nicht unter, verhallte nicht wie ein ödes Geſchwätz. Er wurzelte, keimte, erſtund und entfaltet ſich jetzt. Er entfaltet ſich hier und dort in der Schweiz, in Deutſchland, in England. Und wie die Blume nur in kleinem Kreiſe duftet, von ferne in ihrem niedern Wuchſe nicht geſehen wird: ſo leben dieſe Anſtalten auf, von Wenigen gekannt, ſegensreich nur für einen kleinen Kreis. Im gegenwärtigen Weltgetümmel achtet man das Kleine nicht: auf Dampffahrten bemerkt man nur Kirchthürme; Hütten gewahrt man nicht. Wenn aber ein großes Werk mit kleinen Mitteln begonnen werden ſoll, ſo zweifelt und zaudert der Menſch; wenn er alleine ſich ſieht einer ſchweren Gefahr gegenüber, ſo zaget er, ſein irrend Auge ſucht Gefährten. Wenn man daher jetzt mahnt und ruft, der einbrechenden Noth zu wehren, ſo ſtutzt wohl die unthätige Menge. Ruft man nur oberflächlich, im Allgemeinen auf, ſo bleibt ſie kaltblütig und meint, was ſie noch nicht brenne, ſei noch nicht nöthig zu löſchen: zeichnet man die Gefahr in ihrer Größe und Nähe, ſo läßt die vorhin ſo kaltblütige Menge erſchrocken die Hände ſinken und verzweifelt an der Möglichkeit, zu helfen.

Nun, glaube ich, ſei der Zeitpunkt da, die einzelnen Blumen zu einem Kranze zu winden, damit der Menge augenſcheinlich werde, wie groß bereits der Garten ſein müſſe, aus dem die Blumen gepflückt werden, auf daß ſie Muth faſſe und Glauben, den Garten erweitern zu helfen, Sümpfe und Haiden in Gartenland zu verwandeln. Ich glaube, wenn man einfach und deutlich und in ehrbarer Treuherzigkeit, fern von allem pompöſen Styl, mit welchem weltſche Penſionen ſich ankündigen, in welchem man die meiſten Berichte abfaßt, weil man meint, mit ſolchem Getön den meiſten Eindruck zu machen; wenn man ſo in ehrbarer Treuherzigkeit darſtellen würde, was an vielen Orten bereits an dieſem Werke gearbeitet worden, und von Zeit zu Zeit berichten würde über Fortſchritte und Rückſchritte, über den Segen Gottes und die eigenen Fehler: ich bin überzeugt, die Menge würde ſtaunen über die Größe des begonnenen Werkes, ihr Glaube würde erwachen, ihre Theilnahme lebendig werden. Eine Anſtalt mit einigen 20 Kindern kann man nur mit mitleidigem Lächeln betrachten, wenn man ſie vereinzelt der groſſen verwahrloſten Menge gegenüber betrachtet: ihr gute Lüt, das b'ſchüßt üch nüt, ſagt man unwillkürlich. Betrachtet man ſie aber als einen kleinen Theil eines groſſen Ganzen; weiß man, daß an 50, 100 Orten das Gleiche geſchieht: da kömmt der Reſpekt, die Sache erhält eine ganz andere Geſtalt, es wird einem unwillkürlich der Glaube aufgedrungen: das müſſe doch helfen, und wenn das nicht helfe, dann ſei allerdings Alles verloren. Wenn man nun z. B. kund und zu wiſſen thut, daß im Kanton Bern mit ſeinen 400,000 Einwohnern bereits weit über 400 Kinder (freilich nicht alle aus der Klaſſe, welche es am meiſten nöthig hätte) auf dieſe Weiſe erzogen würden: müſſen da die Meiſten ſich nicht verwundern und ſagen, das hätten ſie nicht gewußt, ja, und das müſſe doch helfen? Und wenn man zu dieſem Glauben kömmt, ſo kann man im K. Bern durch Unterſtützung der beſtehenden, durch Stiftung neuer Familien nicht ſchwer die Zahl verdoppeln: und wer will dann ſagen, in 20, 40, 100 Jahren helfe das nicht?

Die Chriſten unternehmen die Heidenbekehrung und glauben an ſie; und ich glaube es auch: vielleicht wird ſie in 1000 oder 3000 Jahren vollendet. Nehmt nun, welch koloſſales Werk dieſes iſt, welchen Glauben dieſes Werk fordert, gegenüber dem, die mitten unter uns wie Heiden aufwachſenden Kinder zu Chriſten zu machen! Wir bewundern die Fortſchritte der Miſſionen, ihre Berichte erregen Staunen, wecken unſere Theilnahme, ziehen dem koloſſalen Werke uns zu, und was wir nicht mit eigenen Augen zu ſehen, zu prüfen vermögen, das ſuchen von Zeit zu Zeit reiſende Brüder uns zu vergegenwärtigen. Nun, meine ich, ſollten alle, welche an die chriſtliche Auferbauung armer Kinder Hand angelegt haben, ſich auch zuſammenthun und vereint darſtellen, was vereinzelt ſo ſchön emporblüht. Ich meine nicht, daß man ſich in einen Verein zuſammenthun, daß man alle Beſtrebungen nach einem Model formen, alle Richtungen in eine zwingen ſolle — ſondern daß man gemeinſam alle dieſe Beſtrebungen und Richtungen zuſammenſtellen und als Arbeiten an einem Werke dem Publikum vor Augen ſtellen ſolle; und dieſes nicht einmal, ſondern von Zeit zu Zeit in ehrbarer Treuherzigkeit. Dieſe Berichte würden ja auch eine Art Heidenböte ſein und ſicher gerne geleſen werden und ſicher die Ueberzeugung in Vielen wecken: daß der Glaube noch immer Berge verſetze. Wie das auszuführen ſei, das mögen doch die bedenken, denen das Werk am Herzen liegt, und deren Stellung und Wohnung ſie zu einer ſolchen Berichterſtattung befähigt, ſie befähigt, das Einzelne allenthalben zu vernehmen und mit den Leitern des Einzelnen ſich zu befreunden.

Wohl, wahrlich, das wird und muß helfen.

Und wenn dann noch eines hinzukommt, was ich hier nur andeuten kann, ſo wird wahrlich Unglaubliches geſchehen, und deſſen Früchte müſſen bald ſichtbar werden. Wenn nämlich jeder, der eingeſehen hat, daß nur durch chriſtliche Erziehung dem Volkselend abgeholfen werden kann, nun nicht bloß Geld giebt zu dieſem Werke, ſondern dieſe ſeine Meinung geltend macht in allen ſeinen Verhältniſſen, in ſeinem eigenen Hauſe, gegen ſeine Kinder und ganz beſonders gegen ſeine Dienſtboten, ſie geltend macht in Gemeinde und Staat; wenn er ſelbſt oder durch Andere heilloſes Verfahren von Gemeindsbehörden ſchriftlich und mündlich rügt: ſo wird dieſe freimüthige, feſte Willensäußerung einen wunderbaren Einfluß auf die öffentliche Meinung, auf alle Verhältniſſe haben; ja, ſie wird recht eigentlich die Athmoſphäre bilden, welche das begonnene Werk ſchützend und nährend trägt. Da braucht's wiederum keine Statuten, keinen äußerlichen neuen Bund, ſondern Jeder werde ſich nur des alten Bundes bewußt, den er mit Chriſtus geſchloſſen, und ſtelle ſich dieſem gemäß allenthalben und gegen Jedermann ohne Welt- und Menſchenfurcht dar und halte das Chriſtenthum höher als jede Mode, jeden Brauch.

Wie nun jedem Theilnehmer das Bewußtſein eingegraben werden ſoll, daß ſein Thun nicht ein vereinzeltes, ohnmächtiges ſei, ſondern ein Beitrag zu einem großen, bereits mächtig gewordenen Gotteswerk, ſo muß ganz beſonders dieſes Bewußtſein ſich eingraben den Vätern und Müttern der armen Kinder. Dieſes Bewußtſein muß ſie heben und tragen, muß ſie ſo Manchem entſagen laſſen unbeſchwert, muß alle Tage ihre Liebe neu werden laſſen über den armen Kindern, die ſo oft dieſer Liebe lange ihre Herzen nicht werden öffnen wollen. Aber gerade darum ſollten beſonders ſie nicht vereinzelt ſtehen, die einen hier, die andern dort, ohne von einander zu wiſſen, ohne zu geben und zu empfangen, ohne Liebe zu einander, ohne Theilnahme an einander. Sie, eigentlich Haushalter Gottes, müſſen Hand in Hand ſchlagen in treuem, brüderlichem Sinne, nicht die eigene Ehre zu ſuchen, ſondern die Ehre deſſen, der ſie geſandt hat; nicht bloß das Gedeihen ſeines anvertrauten Theiles zu ſuchen, ſondern zu beten und zu trachten nach dem Gedeihen des Ganzen, von dem das Eigene nur ein kleiner Theil iſt. In dieſem brüderlichen Sinne, ohne Selbſtſucht und Dünkel, ſollen ſie lehren und lernen, jeder dem andern ſein Beſtes geben, jeder am Vorzug des andern ſeine Freude haben. Ihnen giltet auch, wie Jeſus ſeinen Jüngern die Füße wuſch, und was er damit ſagte: wer der Größte ſein wolle, müſſe der Andern Diener ſein; und wenn ſie ſeine Jünger ſein wollten, ſo müßten ſie ſich lieben, ſich dienen unter einander. Hier darf die Separation nicht beſtehen, wie ſie zwiſchen Haushaltungen iſt, wo eine Hausfrau der andern ihre beſten Künſte verbirgt, über die Mißgriffe der Nachbarin ſich freut, weil ſie um ſo größer zu werden hofft durch die Fehler derſelben. Ja, wo ſolches geſchehen ſollte, da hat der Teufel ſein Spiel, da wird wirklich ein Frevel begangen am Heiligthum. Wo aber gar kein Verband iſt zwiſchen Müttern und Vätern, da iſt es nicht ganz gut, da zieht ſich gerne das Herz zuſammen, der Geſichtskreis verengt ſich, Vorurtheile bilden ſich, das eigene Gute wird zu groß, die drückende Bürde ſcheint zu ſchwer, Dünkel oder Mißmuth erwachen. Oder es lagert ſich ſo nach und nach eine gewiſſe Schwäche, ein ſich Gehenlaſſen über die ganze Familie; es entſteht ſtatt friſchem Leben ein Ziehen und Schleppen, ſtatt fröhlichem Weſen pedantiſche oder düſtere Geſichter, und der Schlendrian frißt um ſich wie der Schwamm in einem neuen Hauſe.

Nein, es müſſen Väter und Mütter eine Familie bilden, treue Brüder und Schweſtern; ihre Kräfte müſſen ſich ergänzen, ihre Liebe muß ſich erfriſchen. Und in dieſer Liebe werden ſie jung bleiben, wenn ſchon die Haare grau werden; und dieſe Liebe wird ſie ſtark und rührig erhalten, wenn ſchon die Glieder alt und ſteif werden. Ich möchte ſie alle bitten, ſich zu ſuchen: ſie werden ſich ſicher alle finden, wenn der rechte Geiſt in ihnen weht.

Aber ſollen nicht auch die armen Kinder ſich bewußt werden, daß ſie einer großen Familie angehören; daß ſie gar viele Brüder und Schweſtern haben; daß die Liebe gar groß ſei, die ſie an ihr Herz genommen; daß nicht nur das Mitleid das tägliche Brot ihnen reiche, ſondern daß ſie erzogen würden zu Gliedern eines großen Bundes, der dem Vaterland Heil und Segen bringen, im Himmel ſein Erbtheil finden will?

Soll dieſes Erziehen armer Kinder nicht geboren werden als ein Kind des ſich wieder aufſchwingenden, des wieder dem Himmel zu ſtrebenden Zeitgeiſtes, der vor vielen hundert Jahren die Münſter geboren, die Klöſter aufgebaut hat? Soll es nicht das hehre Münſter ſein, in dem wir uns entſündigen wollen? ſoll es nicht der große Denkſtein ſein, den wir ſetzen wollen, nicht geſtorbenen Menſchen, ſondern dem Geiſte, der wieder in uns lebendig geworden?

In den Münſtern erheben ſich die Menſchen zu Gott und weihten ihm ihre Seelen; die Münſter ſelbſt aber, Werke ihrer Hände, weihten ſie Heiligen, in denen ſie Gott ſich nahe getreten glaubten. Hohen Geiſtern vergangener Zeiten, in denen eine hohe Kraft zu Tage getreten, baut man todte Denkmale auf in dieſer Zeit, ſie ſehen aus wie Grabmäler, etwas Entſchwundenem errichtet, das wir auf Erden nicht mehr ſehen werden. Unſer Münſter iſt zur Heiligung von Kindern zuſammengefügt: es ſtreben aus demſelben nicht hehre Thürme zum Himmel empor, aber die Seelen der Kinder ſelbſt ſollen zum Himmel aufwachſen. Und dieſes Münſter, dürfen wir es nicht auch einem Heiligen weihen? Dürfen wir es nicht als ein lebendig Denkmal dem Geiſte weihen, der die Idee wieder ins Leben rief: die Kinder Chriſto zuzuführen; daß ihnen das Himmelreich gehöre; daß dieſes Himmelreich ihnen aber nicht eingegoſſen, ſondern in ihren eigenen Herzen entfaltet werden müſſe; — dem Geiſte, der Alles verließ, zu den armen Kindern eilte, deren Väter für das Vaterland verblutet waren, ſie um ſich ſammelte, für ſie bettelte, für ſie lebte, bis das Geſchick ihn weiter riß? Er ſelbſt richtete kein Werk auf, das ſeinen Namen trägt; er aber hinterließ ſeinen Geiſt auf Erden, der nun in ſo Vielen lebendig wird. Und dieſem Geiſt, der den Namen Peſtalozzi trägt, wollen wir dem kein Denkmal ſetzen, kein Momument? Aber ein Grabmal dürfen wir ihm nicht erbauen aus Holz oder Stein; er iſt kein entſchwundener Geiſt. Dem lebendigen Geiſte muß ein Denkmal geſetzt werden, daß er lebt; ein lebendig Denkmal, ein Denkmal, auferbaut aus dem, was dieſer Geiſt geſchaffen, ins Leben gerufen hat. So ſei denn unſer Werk ſein lebendig Monument, unſere Anſtalten der unverwelkliche Lorbeerkranz, der ſein verklärtes Haupt umwindet; und alle fünf Jahre ſei der ſchöne, hehre Peſtalozzi Tag, an welchem die Mütter und Väter, mit ihren armen Eltern Kinder ſich ſammeln aus dem ganzen Schweizerlande auf einem Felde, mit Wald bekränzt, um da in freudigem Danke dem Vater im Himmel Opfer zu bringen, daß er einen Geiſt auf Erden geſandt habe, der wieder an die armen Kinder gemahnt, und daß man nicht vergeſſe, daß noch immer gelte, was unſer Herr und Meiſter geſagt: Laſſet die Kindlein zu mir kommen. Dieſer Tag wird neues Leben bringen in jede Familie, wird den Funken der Begeiſterung hell lodern laſſen, vielleicht für ſein ganzes Leben lang, in jedes Kindes Herz. Und wem da nicht aufgeht ſein Herz im Anblick der fröhlichen Jugend, und wer da nicht an die Bedeutung des Werkes glaubt und ſein Beginnen ſegnet, dem wird nie ſein Herz aufgehen. Und dieſes Feſt wird nie veralten, ſeine eigentliche Weihe wird es hundertmal herrlicher durch die erhalten, die als Jünglinge und Hausväter, Hausmütter mit all ihren Kindern kommen und loben und preiſen die That, die an ihnen gethan worden; loben und preiſen Gott, der ihnen zum Elend Gebornen das Himmelreich in's Herz hat pflanzen, dem Elend ſie entreißen laſſen.

Das iſt ein wahres Nationalfeſt, der Schweizer würdig, würdig des erſten Mannes, den in letzten Zeiten die Schweiz geboren. Nur ein lebendig, jedesmal neu werdendes Denkmal, ein jedesmal neu und höher geweihtes Feſt, das ſei unſer Peſtalozzi Tag, der Schweizer Ehrentag, der uns zum Leben heiliget, den Himmel uns näher bringt, zum heiligen Bund für alles Hohe und Heilige unſre Herzen weiht!

Wohl weiß Jeremias Gotthelf, daß er hier einen Traum in Worte gefaßt. Aber wie Manches iſt als Traum in die Seele, ins Leben getreten, verſchwamm, aber es war auch ein Saatkorn und erſtund nach Jahren wirklich in der Wirklichkeit! Man ſpotte des Traumes nicht, ſondern arbeite getreulich am Werke: die Zukunft wird offenbaren, ob im Traum Leben war.

Bilder und Sagen

aus der Schweiz.

Von

Jeremias Gotthelf.

Erſtes Bändchen.

Die ſchwarze Spinne. — Ritter von Brandis — Das gelbe
Vögelein und das arme Margrithli.

Solothurn,
Verlag von Jent & Gaßmann.

1842.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Gedruckt bei J. Gaßmann, Sohn,
in Solothurn.

Vorwort.

Viele aus Norden und Süden, Deutſche und Welſche ſchrieben über das Schweizerland und ſeine Bewohner, ſie waren auf den Landſtraßen gefahren, an den Wirthstafeln geſeſſen und hatten von Weitem an die Fenſter geſchaut, die ſo ſchön glitzern an den Häuſern im Abendſchein.

Ein Schweizer, der in ſeinem Lande geboren wurde und darin lebte, der viele Fußwege kennt, an gar mancherlei Tiſchen geſeſſen und gegeſſen, durch gar manches Fenſter in ſchweizeriſche Häuſer und ſchweizeriſche Herzen geſehen hat, wird daher kaum der Entſchuldigung bedürfen, wenn auch er von ſeinem Lande reden will, wie es war, wie es iſt, wie es werden ſollte.

Freilich weiß er wohl, daß mancher Franzoſe, wenn er auf die Bötzinger Höhe ſeine Naſe ſtreckt, und mancher Buraliſt, der die ſeinige zuweilen auf die Höhe ſeines Schreibtiſches hebt, Alles weit beſſer wiſſen werde als er; aber eben für die ſchreibt er nicht.

Glätter freilich mögen vielen Beſchreibern der Schweiz die Worte vom Munde gehen, ehrlicher kamen ſie aber wohl Keinem aus dem Herzen.

Auf Glätte hat aber auch der Schweizer nie beſondere Anſprüche gemacht, wird ſie kaum je machen; ehrlich aber waren die Väter, es ſollen es auch, ſo Gott will, die Söhne bleiben, mag die Ehrlichkeit im Laufe der Welt hoch oder niedrig im Preiſe ſtehen.

In aller Ehrlichkeit alſo will der Verfaſſer erzählen, was er von der Schweiz ihren Sitten und Sagen weiß und erfahren hat, und nicht deßwegen will er es erzählen, um es eben nur zu erzählen, ſondern er möchte als guten Samen freundliche Worte ſtreuen in die Herzen ſeiner lieben Landsleute, die auch ihm bereits ſo manches liebe Wort haben zukommen laſſen; Worte ſollten es ſein, welche das Gemüth erheitern, den Glauben ſtärken: daß noch etwas Gutes an uns iſt, daß dieſes Gute mit Gottes Hülfe und unter treuer Pflege Teufel und Welt zum Trotze gedeihen werde mitten in dieſer Zeit.

Dieſe Büchlein ſollten freundliche Grüße werden, die zweimal im Jahre der Verfaſſer denen ſenden will, die an ſeinem rauhen Weſen ſich nicht ärgern, ſondern ihn lieb gewonnen haben wie er iſt und bleiben wird

Jeremias Gotthelf.

Die ſchwarze Spinne.

Ueber die Berge hob ſich die Sonne, leuchtete in klarer Majeſtät in ein freundliches aber enges Thal und weckte zu fröhlichem Leben die Geſchöpfe, die geſchaffen ſind an der Sonne ihres Lebens ſich zu freuen. Aus vergoldetem Waldesſaume ſchmetterte die Amſel ihr Morgenlied, zwiſchen funkelnden Blumen in perlendem Graſe erſcholl der ſehnſüchtigen Wachtel eintönend Minneruf, über dunkle Tannen tanzten brünſtige Krähen ihren Hochzeitreigen oder krächzten zärtliche Wiegenlieder über die dornichten Bettchen ihrer ungefiederten Jungen.

In der Mitte der ſonnenreichen Halde hatte die Natur einen fruchtbaren, beſchirmten Boden eingegraben; mitten drinn ſtand ſtattlich und blank ein ſchönes Haus, eingefaßt von einem prächtigen Baumgarten, in welchem noch einige Hochäpfelbäume prangten in ihrem ſpäten Blumenkleide; halb ſtund das vom Hausbrunnen bewäſſerte üppige Gras noch, halb war es bereits dem Futtergange zugewandert. Um das Haus lag ein ſonntäglicher Glanz, den man mit einigen Beſenſtrichen, angebracht Samſtag Abends zwiſchen Tag und Nacht, nicht zu erzeugen vermag, der ein Zeugniß iſt des köſtlichen Erbgutes angeſtammter Reinlichkeit, die alle Tage gepflegt werden muß, der Familienehre gleich, welcher eine einzige unbewachte Stunde Flecken bringen kann, die

Blutflecken gleich, unauslöſchlich bleiben von Geſchlecht zu Geſchlecht, jeder Tünche ſpottend.

Nicht umſonſt glänzte die durch Gottes Hand erbaute Erde und das von Menſchen Händen erbaute Haus im reinſten Schmucke; über beide glänzte heute ein Stern am blauen Himmel, ein hoher Feiertag. Es war der Tag, an welchem der Sohn wieder zum Vater gegangen, zum Zeugniß, daß die Leiter noch am Himmel ſtehe, auf welcher Engel auf- und niederſteigen und die Seelen der Menſchen, wenn ſie dem Leibe ſich entwinden und ihr Heil und Augenmerk beim Vater droben war und nicht hier auf Erden; es war der Tag, an welchem die ganze Pflanzenwelt dem Himmel entgegenwächst und blüht in voller Ueppigkeit, dem Menſchen ein alle Jahre neu werdendes Sinnbild ſeiner eigenen Beſtimmung. Wunderbar erklang es über die Hügel, man wußte nicht woher das Klingen kam; es tönte wie von allen Seiten; es kam von den Kirchen her draußen in den weiten Thälern; von dort her kündeten die Glocken, daß die Tempel Gottes ſich öffnen Allen, deren Herzen offen ſeien der Stimme ihres Gottes.

Ein reges Leben bewegte ſich um das ſchöne Haus. In des Brunnens Nähe wurden mit beſonderer Sorgfalt Pferde geſtriegelt, ſtattliche Mütter umgaukelt von luſtigen Füllen; im breiten Brunnentroge ſtillten behaglich blickende Kühe ihren Durſt und zweimal mußte der Bube Beſen und Schaufel nehmen, weil er die Spuren ihrer Behaglichkeit nicht ſauber genug weggeräumt. Herzhaft wuſchen am Brunnen mit einem handlichen Zwilchfetzen ſtämmige Mägde ihre rothbrächten Geſichter, die Haare in zwei Knäuel über den Ohren zuſammengedreht, trugen mit eilfertiger Emſigkeit Waſſer durch die geöffnete Thüre und in mächtigen Stößen hob ſich gerade und hoch in die blaue Luft empor aus kurzem Schornſteine die dunkle Rauchſäule.

Langſam und gebeugt ging an einem Hakenſtock der Großvater um das Haus, ſah ſchweigend dem Treiben der Knechte und Mägde zu, ſtreichelte hier ein Pferd, wehrte dort einer Kuh ihren ſchwerfälligen Muthwillen, zeigte mit dem Stecken dem unachtſamen Buben noch hier und dort vergeſſene Strohhalme und nahm dazu fleißig aus der langen Weſte tiefer Taſche das Feuerzeug, um ſeine Pfeife, an der er des Morgens trotz ihres ſchweren Athems ſo wohl lebte, wieder anzuzünden.

Auf rein gefegter Bank vor dem Hauſe neben der Thüre ſaß die Großmutter, ſchönes Brod ſchneidend in eine mächtige Kachel, dünn und in eben rechter Größe jeden Biſſen, nicht ſo unachtſam wie Köchinnen oder Stubenmägde, die manchmal Stücke machen an denen ein Wallfiſch erſticken müßte. Wohlgenährte ſtolze Hühner und ſchöne Tauben ſtritten ſich um die Broſamen zu ihren Füßen, und wenn ein ſchüchternes Täubchen zu kurz kam, ſo warf ihm die Großmutter ein Stücklein eigends zu, es tröſtend mit freundlichen Worten über den Unverſtand und den Ungeſtüm der andern.

Drinnen in der weiten reinen Küche kniſterte ein mächtiges Feuer von Tannenholz, in weiter Pfanne knallten Kaffeebohnen, die eine ſtattliche Frau mit hölzerner Kelle durcheinander rührte, nebenbei knarrte die Kaffeemühle zwiſchen den Knieen einer friſchgewaſchenen Magd, unter der offenen Stubenthüre aber ſtund, den offenen Kaffeeſack noch in der Hand, eine ſchöne etwas blaſſe Frau und ſagte: „Du, Hebamme, röſte mir den Kaffee heute nicht ſo ſchwarz, ſie könnten ſonſt meinen, ich hätte das Pulver ſparen mögen. Des Göttis (Pathen) Frau iſt gar grauſam mißtreu und legt einem alles zu Ungunſten aus. Es kömmt heute auf ein halb Pfund mehr oder weniger nicht an. Vergiß auch ja nicht das Weinwarm zu rechter Zeit bereit zu halten. Der Großvater würde meinen, es wäre nicht Kindstaufe, wenn man den Gevatterleuten nicht ein Weinwarm aufſtellen würde, ehe ſie zur Kirche gehen. Spare nichts daran, hörſt du. Dort in der Schüſſel auf der Kachelbank iſt Safran und Zimmet, der Zucker iſt hier auf dem Tiſche, und nimm Wein, daß es dich dünkt, es ſei wenigſtens halb zu viel; an einer Kindstaufe braucht man nie Kummer zu haben, daß ſich die Sache nicht brauche.“

Man hört, es ſoll heute die Kindtaufe gehalten werden im Hauſe, und die Hebamme verſieht das Amt der Köchin ebenſo geſchickt, als früher das Amt der Wehmutter; aber ſputen muß ſie ſich, wenn ſie zu rechter Zeit fertig werden und am einfachen Herde Alles kochen ſoll, was die Sitte fordert.

Aus dem Keller kam mit einem mächtigen Stück Käſe in der Hand ein ſtämmiger Mann, nahm vom blanken Kachelbank den erſten beſten Teller, legte den Käſe darauf und wollte ihn in die Stube auf den Tiſch tragen von braunem Nußbaumholz. „Aber Benz, aber Benz, rief die ſchöne blaſſe Frau, wie würden ſie lachen, wenn wir keinen beſſern Teller hätten an der Kindstaufe.“ Und zum glänzenden Schrank aus Kirſchbaumholz, Buffert genannt, ging ſie, wo hinter Glasfenſtern des Hauſes Zierden prangten. Dort nahm ſie einen ſchönen Teller, blau gerändert, in der Mitte einen großen Blumenſtrauß, der umgeben war von ſinnigen Sprüchen, z. B.:

O Menſch faß in Gedanken,
Drei Batzen gilt z'Pfund Anken.

Gott gibt dem Menſchen Gnad,
Ich aber wohn' im Maad.

In der Hölle, da iſt es heiß,
Und der Hafner ſchafft mit Fleiß.

Die Kuh, die frißt das Gras,
Der Menſch, der muß ins Grab.

Neben den Käſe ſtellte ſie die mächtige Züpfe, das eigenthümliche Berner Backwerk, geflochten wie die Zöpfe der Weiber, ſchön braun und gelb aus dem feinſten Mehl, Eiern und Butter gebacken, groß wie ein jähriges Kind und faſt ebenſo ſchwer; und oben und unten pflanzte ſie noch zwei Teller. Hochaufgethürmt lagen auf denſelben die appetitlichen Küchlein, Habküchlein auf dem einen, Eierküchlein auf dem andern. Heiße dicke Nidel ſtund in ſchön geblümtem Hafen zugedeckt auf dem Ofen und in der dreibeinigen glänzenden Kanne mit gelbem Deckel kochte der Kaffee. So harrte auf die erwarteten Gevatterleute ein Frühſtück, wie es Fürſten ſelten haben und keine Bauern auf der Welt als die Berner. Tauſende von Engländern rennen durch die Schweiz, aber weder einem der abgejagten Lords noch einer der ſteifbeinichten Ladies iſt je ein ſolches Frühſtück geworden.

„Wenn ſie nur bald kämen, es wäre alles bereit, ſeufzte die Hebamme. Es geht jedenfalls eine gute Zeit, bis alles fertig iſt, und ein jedes ſeine Sache gehabt hat, und der Pfarrer iſt grauſam pünktlich und gibt ſcharfe Verweiſe, wenn man nicht da iſt zu rechter Zeit.“

„Der Großvater erlaubt auch nie das Wägeli zu nehmen, ſagte die junge Frau. Er hat den Glauben, daß ein Kind, welches man nicht zur Taufe trage, ſondern führe, träge werde und ſein Lebtag ſeine Beine nie recht brauchen lerne. Wenn nur die Gotte (Pathin) da wäre, die verſäumt am längſten, die Göttene machen es kürzer und könnten immerhin nachlaufen.“ Die Angſt nach den Gevatterleuten verbreitete ſich durchs ganze Haus. „Kommen ſie noch nicht?“ hörte man allenthalten; in allen Ecken des Hauſes ſchauten Geſichter nach ihnen aus, und der Türk bellte aus Leibeskräften, als ob er ſie herbeirufen wollte. Die Großmutter aber ſagte: „Ehemals iſt das doch nicht ſo geweſen, da wußte man, daß man an ſolchen Tagen zu rechter Zeit aufzuſtehen habe und der Herr Niemanden warte.“ Endlich ſtürzte der Bub in die Küche mit der Nachricht: die Gotte komme.

Sie kam, ſchweißbedeckt und beladen wie das Neujahrkindlein. In der einen Hand hatte ſie die ſchwarzen Schnüre eines großen blumenreichen Wartſäckleins, in welchem, in ein fein weißes Handtuch gewickelt, eine große Züpfe ſtach, ein Geſchenk für die Kindbetterin. In der andern Hand trug ſie ein zweites Säcklein und in demſelben war eine Kleidung für das Kind, nebſt etwelchen Stücken zu eigenem Gebrauch, namentlich ſchöne weiße Strümpfe, und unter dem einen Arme hatte ſie noch eine Drucke mit dem Kränzchen und der Spitzenkappe mit den prächtigen ſchwarzſeidenen Haarſchnüren. Freudig tönten ihr die Gottwilchen (in Gott willkommen) entgegen von allen Seiten und kaum hatte ſie Zeit von ihrer Bürde eine abzuſtellen, um den entgegengeſtreckten Händen freundlich zu begegnen. Von allen Seiten langten dienſtbare Hände nach ihren Laſten und unter der Thüre ſtand die junge Frau und da ging ein neues Grüßen an, bis die Hebamme in die Stube mahnte: ſie könnten ja drinnen einander ſagen, was der Brauch ſei.

Und mit handlichen Manieren ſetzte die Hebamme die Gotte hinter den Tiſch, und die junge Frau kam mit dem Kaffee, wie ſehr auch die Gotte ſich weigerte und vorgab, ſie hätte ſchon gehabt. Des Vaters Schweſter thäte es nicht, daß ſie ungegeſſen aus dem Hauſe ginge, das ſchade jungen Mädchen gar übel, ſage ſie. Aber ſie ſei ſchon alt und die Jungfrauen (Mägde) möchten auch nicht zu rechter Zeit auf, deßwegen ſei ſie ſo ſpät; wenn es an ihr allein gelegen hätte, ſie wäre längſtens da. In den Kaffee wurde die dicke Nidel gegoſſen, und wie ſehr die Gotte ſich wehrte und ſagte, ſie liebe es gar nicht, warf ihr doch die Frau ein Stück Zucker in denſelben. Lange wollte es die Gotte nicht zulaſſen, daß ihretwegen die Züpfe angehauen würde, indeſſen mußte ſie ſich doch ein tüchtiges Stück vorlegen laſſen und eſſen. Käſe wollte ſie lange nicht, es hätte deſſen gar nicht nöthig. Sie werde meinen, es ſei nur halbmagern und deßhalb ſchätze ſie ihn nicht, ſagte die Frau, und die Gotte mußte ſich ergeben. Aber Küchli wollte ſie durchaus nicht, die wüßte ſie gar nicht wohin thun, ſagte ſie. Sie glaube nur, ſie ſeien nicht ſauber und werde an beſſere gewöhnt ſein, erhielt ſie endlich zur Antwort. Was ſollte ſie anders machen als Küchli eſſen? Während dem Nöthen aller Art hatte ſie abgemeſſen in kleinen Schlücken das erſte Kacheli ausgetrunken und nun erhob ſich ein eigentlicher Streit. Die Gotte kehrte das Kacheli um, wollte gar keinen Platz mehr haben für fernere Gutthaten, und ſagte: Man ſolle ſie doch in Ruhe laſſen, ſonſt müßte ſie ſich noch verſchwören. Da ſagte die Frau: Es ſei ihr doch ſo leid, daß ſie ihn ſo ſchlecht finde, ſie hätte doch der Hebamme dringlichſt befohlen, ihn ſo gut als möglich zu machen, ſie vermöchte ſich deſſen wahrhaftig nicht, daß er ſo ſchlecht ſei, daß ihn Niemand trinken möge, und an der Nidle ſollte es doch auch nicht fehlen, ſie hätte dieſelbe abgenommen, wie ſie es ſonſt nicht alle Tage im Brauch hätte. Was ſollte die arme Gotte anders machen, als noch ein Kacheli ſich einſchenken laſſen?

Ungeduldig war ſchon lange die Hebamme herumgetrippelt und endlich bändigte ſie das Wort nicht länger, ſondern ſagte: Wenn ich dir etwas helfen kann, ſo ſage es nur, ich habe wohl Zeit dazu. „He, preſſire doch nicht", ſagte die Frau. Die arme Gotte aber; die rauchte wie ein Dampfkeſſel, verſtand den Wink, verſorgte den heißen Kaffee ſo ſchnell als möglich, und ſagte zwiſchen den Abſätzen, zu denen der glühende Trank ſie zwang: „Ich wäre ſchon lange z'weg, wenn ich nicht mehr hätte nehmen müſſen, als ich hinunter bringen kann, aber ich komme jetzt." Sie ſtund auf, packte die Säcklein aus, übergab Züpfe, Kleidung, Einband, ein blanker Neuthaler eingewickelt in den ſchön gemahlten Taufſpruch, und machte manche Entſchuldigung, daß alles nicht beſſer ſei. Darein aber redete die Hausmutter mit manchem Ausruf, wie das keine Art und Gattung hätte, ſich ſo zu verköſtigen, wie man es faſt nicht nehmen dürfte, und wenn man das gewußt hätte, ſo hätte man ſie gar nicht anſprechen dürfen.

Nun ging auch das Mädchen an ſein Werk, verbeiſtändet von der Hebamme und der Hausfrau, und wendete das Möglichſte an, eine ſchöne Gotte zu ſein von Schuh und Strümpfen an, bis hinauf zum Kränzchen auf der koſtbaren Spitzenkappe. Die Sache ging umſtändlich zu, trotz der Ungeduld der Hebamme, und immer war der Gotte die Sache nicht gut genug, und bald dieß bald das nicht am rechten Ort. Da kam die Großmutter herein und ſagte: „Ich muß doch auch kommen und ſehen wie ſchön unſere Gotte iſt.“

Nebenbei ließ ſie fallen, daß es ſchon das zweite Zeichen geläutet habe und beide Götteni draußen in der äußern Stube ſeien. Draußen ſaßen allerdings die zwei männlichen Pathen, ein alter und ein junger, den neumodiſchen Kaffee, den ſie alle Tage haben konnten, verſchmähend, hinter dem dampfenden Weinwarm, dieſer alterthümlichen, aber guten Bernerſuppe, beſtehend aus Wein, geröſtetem Brod, Eiern, Zucker, Zimmet und Safran, dieſem eben ſo alterthümlichem Gewürze, das an einem Kindstaufſchmaus in der Suppe, im Voreſſen, im ſüßen Thee vorkommen muß. Sie ließen es ſich wohlſchmecken, und der alte Götti, den man Vetter nannte, hatte allerlei Späße mit dem Kindbettimann, und ſagte ihm: Daß ſie ihm heute nicht ſchonen wollten und nach dem Weinwarm zu ſchließen, gönne er es ihnen, daran ſei nichts geſpart, man merke, daß er ſeinen zwölfmäßigen Sack letzten Dienſtag dem Boten mit nach Bern gegeben um ihm Safran zu bringen. Als ſie nicht wußten, was der Vetter damit meine, ſagte er: Letzthin habe ſein Nachbar Kindbetti haben müſſen; da habe er dem Boten einen großen Sack mitgegeben und 6 Kreuzer mit dem Auftrage: er ſolle ihm doch in dieſem Sacke für 6 Kr. von dem gelben Pulver bringen, ein Mäß oder anderthalbes, von dem man an den Kindstaufen in allem haben müſſe, ſeine Weiber wollten es einmal ſo haben.

Da kam die Gotte hinein, wie eine junge Morgenſonne, und wurde von den Mitgevattern Gottwilchen geheißen und zum Tiſch gezogen, und ein großer Teller voll Weinwarm vor ſie geſtellt und den ſollte ſie eſſen, ſie hätte wohl noch Zeit, während man das Kind zurecht mache. Die arme Gotte wehrte ſich mit Händen und Füßen, behauptete, ſie hätte gegeſſen für manchen Tag, und könne nicht mehr ſchnaufen. Aber da half alles nichts. Alt und Jung war mit Spott und Ernſt hinter ihr, bis ſie zum Löffel griff, und ſeltſam, ein Löffel nach dem andern fand noch ſein Plätzchen. Doch da kam ſchon wieder die Hebamme mit dem ſchön eingewickelten Kinde, zog ihm das geſtickte Käppchen an mit dem roſenrothen Seidenbande, legte daſſelbe in das ſchöne Deckbettlein, ſteckte ihm das ſüße Lulli ins Mäulchen und ſagte: Sie begehre Niemand zu verſäumen und hätte gedacht, ſie wolle Alles zurecht machen, man könne dann immer gehen, wann man wolle. Man umſtand das Kind und rühmte es wie billig, und es war auch ein wunderappetitlich Bübchen. Die Mutter freute ſich des Lobes und ſagte: „Ich wäre auch ſo gerne mit zur Kirche gekommen und hätte es Gott empfehlen helfen, und wenn man ſelbſt dabei iſt, wenn das Kind getauft wird, ſo ſinnet man um ſo beſſer daran, was man verſprochen hat. Zudem iſt es mir ſo unbequem, wenn ich noch eine ganze Woche lang nicht vor das Dachtraufe darf, jetzt wo man alle Hände voll zu thun hat mit dem Anpflanzen.“ Aber die Großmutter ſagte: So weit ſei es doch noch nicht, daß ihre Sohnsfrau wie eine arme Frau in den erſten acht Tagen ihren Kirchgang thun müſſe, und die Hebamme ſetzte hinzu, ſie hätte es gar nicht gerne, wenn junge Weiber mit den Kindern zur Kirche gingen. Sie hätten immer Angſt, es gehe daheim etwas Krummes, hätten doch nicht die rechte Andacht in der Kirche und auf dem

Heimweg preſſirten ſie zu ſtark, damit ja nichts verſäumt werde, erhitzten ſich, und gar Manche ſei übel krank geworden und gar geſtorben. Da nahm die Gotte das Kind im Deckbette auf die Arme, die Hebamme legte das ſchöne weiße Tauftuch mit den ſchwarzen Quaſten in den Ecken über das Kind, ſorgfältig den ſchönen Blumenſtrauß an der Gotte Bruſt ſchonend, und ſagte: „So geht jetzt in Gottes heiligen Namen.“ Und die Großmutter legte die Hände in einander und betete ſtill einen inbrünſtigen Segen. Die Mutter aber ging mit dem Zuge hinaus bis unter die Thüre und ſagte: „Mein Bübli, mein Bübli, jetzt ſehe ich dich drei ganze Stunden nicht, wie halte ich das aus!“ Und alſobald ſchoß es ihr in die Augen, raſch fuhr ſie mit dem Fürtuch darüber und ging ins Haus.

Raſch ſchritt die Gotte die Halde ab den Kirchweg entlang, auf ihren ſtarken Armen das muntere Kind, hintendrein die zwei Götteni, Vater und Großvater, deren keinem in Sinn kam, die Gotte ihrer Laſt zu entledigen, obgleich der jüngere Götti in einem ſtattlichen Maien auf dem Hute das Zeichen der Ledigkeit trug, und in ſeinem Auge etwas leuchtete wie großes Wohlgefallen an der Gotte, freilich alles hinter der Blende großer Gelaſſenheit verborgen.

Der Großvater berichtete, welch ſchrecklich Wetter es geweſen ſei, als man ihn zur Kirche getragen, vor Hagel und Blitz hätten die Kirchgänger kaum geglaubt mit dem Leben davon zu kommen. Hintenher hätten die Leute ihm allerlei geweiſſaget, dieſes Wetters wegen; die Einen einen ſchrecklichen Tod, die Anderen großes Glück im Kriege; nun ſei es ihm gegangen in aller Stille wie den Andern auch, und im fünf und ſiebenzigſten Jahre werde er weder frühe ſterben noch großes

Glück im Kriege machen. Mehr als halben Weges waren ſie gegangen, als ihnen die Jungfrau nachgeſprungen kam, welche das Kind nach Hauſe zu tragen hatte, ſobald es getauft war, während Eltern und Gevatterleute nach alter ſchöner Sitte noch der Predigt beiwohnten. Die Jungfrau hatte auch anwenden wollen nach Kräften, um auch ſchön zu ſein; ob dieſer handlichen Arbeit hatte ſie ſich verſpätet und wollte jetzt der Gotte das Kind abnehmen; aber dieſe ließ es nicht, wie man ihr auch zuredete. Das war eine gar zu gute Gelegenheit dem ſchönen ledigen Götti zu zeigen, wie ſtark ihre Arme ſeien und wie viel ſie erleiden möchten. Starke Arme an einer Frau ſind einem rechten Bauer viel anſtändiger als zarte, als ſo liederliche Stäbchen, die jeder Bysluft, wenn er ernſtlich will, auseinander wehen kann; ſtarke Arme an einer Mutter ſind ſchon vielen Kindern zum Heil geweſen, wenn der Vater ſtarb, und die Mutter die Ruthe allein führen, alleineden Haushaltungswagen aus allen Löchern heben mußte, in die er gerathen wollte.

Aber auf einmal iſt's, als ob Jemand die ſtarke Gotte an den Züpfen halte, oder ſie vor den Kopf ſchlage; ſie prallt ordentlich zurück, gibt der Jungfrau das Kind, bleibt dann zurück und ſtellt ſich, als ob ſie mit dem Strumpfband zu thun hätte. Dann kömmt ſie nach, geſellt ſich den Männern bei, miſcht ſich in die Geſpräche, will den Großvater unterbrechen, ihn bald mit dieſem bald mit jenem ablenken von dem Gegenſtand, den er gefaßt hat. Der aber hält, wie alte Leute meiſt gewohnt ſind, ſeinen Gegenſtand feſt, und knüpft unverdroſſen den abgeriſſenen Faden immer neu wieder an. Nun macht ſie ſich an des Kindes Vater, und verſucht dieſen durch allerlei Fragen zu Privatgeſprächen zu verführen; allein der iſt einſylbig und läßt den angeſponnenen Faden immer wieder fallen. Vielleicht hat er ſeine eigenen Gedanken, wie jeder Vater ſie haben ſollte, wenn man ihm ein Kind zur Taufe trägt, und namentlich das erſte Bübchen. Je näher man der Kirche kam, deſto mehr Leute ſchloſſen dem Zuge ſich an, die Einen warteten ſchon mit den Pſalmenbüchern in der Hand am Wege, andere ſprangen eiliger die engen Fußwege hinunter, und einer großen Prozeſſion ähnlich, rückten ſie ins Dorf.

Zunächſt der Kirche ſtand das Wirthshaus, zwei Häuſer, die ſo oft in naher Beziehung ſtehen und Freud und Leid mit einander theilen und zwar in allen Ehren. Dort ſtellte man ab, machte das Bübchen trocken und der Kindbettimann beſtellte eine Maaß, wie ſehr auch alle einredeten: er ſolle doch das nicht machen, ſie hätten ja erſt gehabt was das Herz verlangt und möchten weder Dickes noch Dünnes. Indeſſen als der Wein einmal da war, tranken doch alle, vornehmlich die Jungfrau; die wird gedacht haben, ſie müſſe Wein trinken, wenn Jemand ihr Wein geben wolle und das geſchehe durch ein langes Jahr durch nicht manchmal. Nur die Gotte war zu keinem Tropfen zu bewegen, trotz allem Zureden, das kein Ende nehmen wollte, bis die Wirthin ſagte: Man ſolle doch nachlaſſen mit dem Nöthigen, das Mädchen werde ja zuſehens bläſſer und Hoffmannstropfen thäten ihm nöther als Wein. Aber die Gotte wollte deren auch nicht, wollte kaum ein Glas bloßes Waſſer, mußte ſich endlich einige Tropfen aus einem Riechfläſchchen aufs Nastuch ſchütten laſſen, zog unſchuldigerweiſe manchen verdächtigen Blick ſich zu und konnte ſich nicht rechtfertigen, konnte ſich nicht helfen laſſen. An gräßlicher Angſt litt die Gotte und durfte ſie nicht merken laſſen. Es hatte ihr Niemand geſagt, welchen Namen das Kind erhalten ſolle, und den die Gotte nach alter Uebung dem Pfarrer, wenn ſie ihm das Kind übergibt, einzuflüſtern hat, da derſelbe die eingeſchriebenen Namen, wenn viele Kinder zu taufen ſind, leicht verwechſeln kann.

In der Haſt, ob den vielen zu beſorgenden Dingen und der Angſt, zu ſpät zu kommen, hatte man die Mittheilung dieſes Namens vergeſſen, und nach dieſem Namen zu fragen, hatte ihr ihres Vaters Schweſter, die Baſe, ein für alle Mal ſtreng verboten, wenn ſie ein Kind nicht unglücklich machen wolle; denn ſobald eine Gotte nach des Kindes Namen frage, ſo werde dieſes zeitlebens — neugierig.

Dieſen Namen wußte ſie alſo nicht, durfte nicht darnach fragen, und wenn ihn der Pfarrer auch vergeſſen hatte, und laut und öffentlich darnach fragte, oder im Verſchuß den Buben Mädeli oder Bäbeli taufte, wie würden da die Leute lachen und welche Schande wäre dieß ihr Lebenlang! Das kam ihr immer ſchrecklicher vor; dem ſtarken Mädchen zitterten die Beine wie Bohnenſtauden im Winde, und vom blaſſen Geſichte rann ihm der Schweiß bachweiſe. Jetzt mahnte die Wirthin zum Aufbrechen, wenn ſie vom Pfarrer nicht wollten angerebelt werden; aber zur Gotte ſagte ſie: „Du Meitſchi ſtehſt das nicht aus, du biſt ja weiß wie ein friſchgewaſchenes Hemd.“ Das ſei vom Laufen, meinte dieſe, es werde ihr wieder beſſern, wenn ſie an die friſche Luft komme. Aber es wollte ihr nicht beſſern, ganz ſchwarz ſchienen ihr alle Leute in der Kirche und nun fing noch das Kind zu ſchreien an, mörderlich und immer mörderlicher. Die arme Gotte begann es zu wiegen in ihren Armen, heftiger und immer heftiger, je lauter es ſchrie, daß Blätter ſtoben von ihrem Maien an der Bruſt. Auf dieſer Bruſt ward es ihr enger und ſchwerer, laut hörte man ihr Athemfaſſen. Je höher ihre Bruſt ſich hob, um ſo höher flog das Kind in ihren Armen, und je höher es flog, um ſo lauter ſchrie es, und je lauter es ſchrie, um ſo gewaltiger las der Pfarrer die Gebete. Die Stimmen praſſelten ordentlich an den Wänden und die Gotte wußte nicht mehr wo ſie war; es ſauste und brauste um ſie wie Meereswogen und die Kirche tanzte mit ihr in der Luft herum. Endlich ſagte der Pfarrer „Amen", und jetzt war der ſchreckliche Augenblick da, jetzt ſollte es ſich entſcheiden, ob ſie zum Spott werden ſollte für Kind und Kindeskinder; jetzt mußte ſie das Tuch abheben, das Kind dem Pfarrer geben und den Namen ihm ins rechte Ohr flüſtern. Sie deckte ab, aber zitternd und bebend, reichte das Kind dar, und der Pfarrer nahm es, ſah ſie nicht an, frug ſie nicht mit ſcharfem Auge, tauchte die Hand ins Waſſer, netzte des plötzlich ſchweigenden Kindes Stirne und taufte kein Mädeli, kein Bäbeli, ſondern einen Hans Uli, einen ehrlichen wirklichen Hans Uli. Da wars der Gotte als ob nicht nur ſämmtliche Emmenthaler Berge ihr ab dem Herzen fielen, ſondern Sonne, Mond und Sterne, und aus einem feurigen Ofen ſie Jemand trage in ein kühles Bad; aber die ganze Predigt durch bebten ihr die Glieder und wollten nicht wieder ſtille werden. Der Pfarrer predigte recht ſchön und eindringlich, wie eigentlich das Leben der Menſchen nichts anders ſein ſolle als eine Himmelfahrt; aber zu rechter Andacht brachte es die Gotte nicht, und als man aus der Predigt kam, hatte ſie ſchon den Text vergeſſen. Sie mochte gar nicht warten, bis ſie ihre geheime Angſt offenbaren konnte und den Grund ihres blaſſen Geſichtes.

Viel Lachens gab es und manchen Witz mußte ſie hören über die Neugierde und wie ſich die Weiber davor fürchten und ſie doch allen ihren Mädchen anhängten, während ſie den Buben nichts thäte. Da hätte ſie nur getroſt fragen können. Schöne Haberacker, niedliche Flachsplätze, herrliches Gedeihen auf Wieſe und Acker zogen aber bald die Aufmerkſamkeit auf ſich und feſſelten die Gemüther. Sie fanden manchen Grund langſam zu gehen, ſtille zu ſtehen, und doch hatte die ſchöne ſteigende Maiſonne allen warm gemacht, als ſie heim kamen, und ein Glas kühlen Weins that Jedermann wohl, wie ſehr man ſich auch dagegen ſträubte. Dann ſetzte man ſich vor das Haus, während in der Küche die Hände emſig ſich rührten, das Feuer gewaltig praſſelte. Die Hebamme glühte wie Einer der Drei aus dem feurigen Ofen. Schon vor eilf rief man zum Eſſen, aber nur die Dienſten, ſpeiste die vorweg, und zwar reichlich, aber man war doch froh wenn ſie, die Knechte namentlich, einem aus dem Wege kamen.

Etwas langſam floß den vor dem Hauſe Sitzenden das Geſpräch, doch verſiegte es nicht; vor dem Eſſen ſtören die Gedanken des Magens die Gedanken der Seele, indeſſen läßt man nicht gerne dieſen innern Zuſtand inne werden, ſondern bemäntelt ihn mit langſamen Worten über gleichgültige Gegenſtände. Schon ſtand die Sonne überm Mittag, als die Hebamme mit flammendem Geſicht, aber immer noch blanker Schürze, unter der Thüre erſchien und die allen willkommene Nachricht brachte, daß man eſſen könnte, wenn alle da wären. Aber die Meiſten der Geladenen fehlten noch und die ſchon früher nach ihnen geſandten Boten brachten wie die Knechte im Evangelium, allerlei Beſcheid, mit dem Unterſchied jedoch, daß eigentlich alle kommen wollten, nur jetzt noch nicht; der Eine hatte Werkleute, der Andere Leute beſtellt und der Dritte mußte noch wohin, — aber warten ſolle man nicht auf ſie, ſondern nur fürfahren in der Sache. Räthig war man bald, dieſer Mahnung zu folgen, denn wenn man allen warten müßte, ſagte man, ſo könne das gehen bis der Mond käme; nebenbei freilich brummte die Hebamme: es ſei doch nichts dümmeres als ein ſolches Wartenlaſſen, im Herzen wäre doch jeder gerne da und zwar je eher je lieber, aber es ſolle es Niemand merken. So müſſe man die Mühe haben alles wieder an die Wärme zu ſtellen, wiſſe nie, ob man genug habe, und werde nie fertig. War aber ſchon der Rath wegen den Abweſenden ſchnell gefaßt, ſo war man doch mit den Anweſenden noch nicht fertig, hatte bedenkliche Mühe ſie in die Stube, ſie zum Sitzen zu bringen, denn Keiner wollte der Erſte ſein, bei dieſem nicht, bei jenem nicht. Als endlich alle ſaßen, kam die Suppe auf den Tiſch, eine ſchöne Fleiſchſuppe mit Safran gefärbt und gewürzt und mit dem ſchönen weißen Brod, das die Großmutter eingeſchnitten, ſo dick geſättigt, daß von der Brühe wenig ſichtbar war. Nun entblößten ſich alle Häupter, die Hände falteten ſich und lange und feierlich betete jedes für ſich zu dem Geber jeder guten Gabe. Dann erſt griff man langſam zum blechernen Löffel, wiſchte denſelben am ſchönen weißen Tiſchtuch aus und ließ ſich an die Suppe, und mancher Wunſch wurde laut, wenn man alle Tage eine Solche hätte, ſo begehrte man nichts anders. Als man mit der Suppe fertig war, wiſchte man die Löffel am Tiſchtuch wieder aus, die Züpfe wurden herumgeboten, jeder ſchnitt ſich ſein Stück ab, und ſah zu wie die Voreſſen an Safranbrühe aufgetragen wurden, Voreſſen von Hirn, von Schaffleiſch, ſaure Leber. Als die erledigt waren im bedächtigem Zugreifen, kam in Schüſſeln hoch aufgeſchichtet das Rindfleiſch, grünes und dürres, jedem nach Belieben, kamen dürre Bohnen und Kannenbirenſchnitze, breiter Speck dazu und prächtige Rückenſtücke vom dreizentnerigen Schweinen, ſo ſchön roth und weiß und ſaftig. Das folgte ſich langſam alles, und wenn ein neuer Gaſt kam, ſo wurde von der Suppe her alles wieder aufgetragen und jeder mußte da anfangen, wo die Andern auch, Keinem wurde ein einziges Gericht geſchenkt. Zwiſchendurch ſchenkte Benz, der Kindbettimann, aus den ſchönen weißen Flaſchen, welche eine Maaß enthielten und mit Wappen und Sprüchen reich geziert waren, fleißig ein. Wohin ſeine Arme nicht reichen mochten, trug er andern das Schenkamt auf, nöthete ernſtlich zum Trinken, mahnte ſehr oft: „Machet doch aus, es iſt dafür da, daß man ihn trinkt", und wenn die Hebamme eine Schüſſel hineintrug, ſo brachte er ihr ſein Glas und andere brachten die ihren ihr auch, ſo daß, wenn ſie allemal gehörig hätte Beſcheid thun wollen, es in der Küche wunderlich hätte gehen können. Der jüngere Götti mußte manche Spottrede hören, daß er die Gotte nicht beſſer zum Trinken zu halten wiſſe; wenn er das Geſundheit machen nicht beſſer verſtehe, ſo kriege er keine Frau. „O, Hans Uli werde keine begehren", ſagte endlich die Gotte, „die ledigen Burſche hätten heut zu Tage ganz andere Sachen im Kopf als das Heirathen, und die Meiſten vermöchten es nicht einmal mehr." „He", ſagte Hans Uli, „das dünke ihn nichts anders. Solche Schlärpli, wie heut zu Tage die meiſten Mädchen ſeien, geben gar theure Frauen, die Meiſten meinten ja, um eine brave Frau zu werden, hätte man nichts nöthig als ein blau ſeidenes Tüchlein um den Kopf, Händſchli im Sommer und geſtickte Pantöffeli im Winter. Wenn einem die Kühe fehlten im Stalle, ſo ſei man freilich übel geſchlagen, aber man könne doch ändern; wenn man aber eine Frau habe, die einem um Haus und Hof bringe, ſo ſei es austubacket, die müſſe man behalten. Es ſei einem daher nützlicher, man ſinne anderen Sachen nach als dem Heirathen und laſſe Mädchen, Mädchen ſein." „Ja, ja, du haſt ganz recht", ſagte der ältere Götti, ein kleines, unſcheinbares Männchen in geringen Kleidern, den man aber ſehr in Ehren hielt und ihm Vetter ſagte, denn er hatte keine Kinder, wohl aber einen bezahlten Hof und 100,000 Schweizerfranken am Zins, „ja, du haſt recht," ſagte der, „mit dem Weibervolk iſt gar nichts mehr. Ich will nicht ſagen, daß nicht hie und da noch Eine iſt, die einem Hauſe wohl anſteht, aber die ſind dünn geſäet. Sie haben nur Narrenwerk und Hoffart im Kopf, ziehen ſich an wie Pfauen, ziehen auf wie ſturme Störche, und wenn eine einen halben Tag arbeiten ſoll, ſo hat ſie drei Tage lang Kopfweh und liegt vier Tage im Bett, ehe ſie wieder bei ihr ſelber iſt. Als ich um meine Alte buhlte, da war es noch anders, da mußte man noch nicht ſo im Kummer ſein, man kriege ſtatt einer braven Hausmutter nur einen Hausnarr oder gar einen Hausteufel." „He, he, Götti Uli", ſagte die Gotte, die ſchon lange reden wollte, aber nicht dazu gekommen war, „es würde einen meinen, es ſeien nur zu deinen Zeiten rechte Baurentöchter geweſen. Du kennſt ſie nur nicht und achteſt dich der Mädchen nicht mehr, wie es ſo einem alten Manne auch wohl anſteht; aber es gibt ſie noch immer ſo gut als zur Zeit, wo deine Alte noch jung geweſen iſt. Ich will mich nicht rühmen, aber mein Vater hat ſchon manchmal geſagt, wenn ich ſo fortfahre, ſo thue ich noch die Mutter ſelig durch, und die iſt doch eine berühmte Frau geweſen. So ſchwere Schweine wie voriges Jahr, hat mein Vater noch nie auf den Markt geführt. Der Metzger hat ihm manchmal geſagt: er möchte das Meitſchi ſehen, welches die gemäſtet habe. Aber über die heutigen Buben hat man zu klagen; was um der lieben Welt willen iſt dann mit dieſen? Tubacken, im Wirthshaus ſitzen, die weißen Hüte auf der Seite tragen und die Augen aufſperren wie Stadtthore, allen Kegelten, allen Schießeten, allen ſchlechten Meitſchene nachſtreichen, das können ſie; aber wenn einer eine Kuh melken oder einen Acker fahren ſoll, ſo iſt er fertig, und wenn er ein Werkholz in die Finger nimmt, ſo thut er dumm wie ein Herr oder gar wie ein Schreiber. Ich habe mich ſchon manchmal hoch verredet, ich wolle keinen Mann, oder ich wiſſe denn für gewiß wie ich mit ihm fahren könne, und wenn ſchon hie und da noch einer ein Bauer abgibt, ſo weiß man doch noch lange nicht, was er für ein Mann wird." Da lachten die Andern gar ſehr, trieben dem Mädchen das Blut ins Geſicht und das Geſpött mit ihm: Wie lange es wohl meine, daß man einen auf die Probe nehmen müſſe, bis man für gewiß wiſſe was er für ein Mann werde. So unter Lachen und Scherz nahm man viel Fleiſch zu ſich, vergaß auch die Kannenbirenſchnitze nicht, bis endlich der ältere Götti ſagte: „Es dünke ihn, man ſollte einſtweilen genug haben und etwas vom Tiſche weg, die Beine würden unter dem Tiſche ganz ſteif und eine Pfeife ſchmecke nie beſſer, als wenn man zuvor Fleiſch gegeſſen hätte." Dieſer Rath erhielt allgemeinen Beifall, wie auch die Kindbettileute einredeten: man ſolle doch nicht vom Tiſche weg; wenn man einmal davon ſei, ſo bringe man die Menſchen faſt nicht mehr dazu. „Habe doch nicht Kummer, Baſe", ſagte der Vetter, „wenn du etwas Gutes auf den Tiſch ſtellſt, ſo haſt du mit geringer Mühe uns wieder dabei, und wenn wir uns ein wenig ſtrecken, ſo geht es um ſo handlicher wieder mit dem Eſſen."

Die Männer machten nun die Runde in den Ställen, thaten einen Blick auf die Bühne, ob noch altes Heu vorhanden ſei, rühmten das ſchöne Gras und ſchauten in die Bäume hinauf, wie groß der Segen wohl ſein möge, der von ihnen zu hoffen ſei.

Unter einem der noch blühenden Bäume machte der Vetter Halt und ſagte: „da ſchicke es ſich wohl am beſten abzuſitzen und ein Pfeifchen anzuſtecken, es ſei gut kühl da, und wenn die Weiber wieder etwas Gutes angerichtet hätten, ſo ſei man nahe bei der Hand."

Bald geſellte ſich die Gotte zu ihnen, die mit den andern Weibern den Garten und die Pflanzplätze beſehen hatte. Der Gotte kamen die andern Weiber nach, und eine nach der andern ließ ſich nieder ins Gras, vorſichtig die ſchönen Kittel in Sicherheit bringend, dagegen ihre Unterröcke mit dem hellen rothen Rande der Gefahr ausſetzend, ein Andenken zu erhalten vom grünen Graſe.

Der Baum, um den die ganze Geſellſchaft ſich lalagerte, ſtand oberhalb des Hauſes am ſanften Anfang der Halde. Zuerſt ins Auge fiel das ſchöne neue Haus; über daſſelbe weg konnten die Blicke ſchweifen an des jenſeitigen Thales Rand, über manchen ſchönen reichen Hof und weiterhin über grüne Hügel und dunkle Thäler weg.

„Du haſt da ein ſtattlich Haus, und Alles iſt gut angegeben dabei", ſagte der Vetter, „jetzt könnt ihr auch fein darin und habt Platz für Alles; ich konnte nie begreifen, wie man ſich in einem ſo ſchlechten Hauſe ſo lange leiden kann, wenn man Geld und Holz genug zum Bauen hat, wie ihr zum Exempel." „Vexier nicht, Vetter", ſagte der Großvater, „es hat von Beidem nichts zu rühmen; dann iſt das Bauen eine wüſte Sache, man weiß wohl wie man anfängt, aber nie wie man aufhört, und manchmal iſt einem noch dies im Wege oder das, an jedem Orte etwas anderes."

„Mir gefällt das Haus ganz ausnehmend wohl", ſagte eine der Frauen. „Wir ſollten auch ſchon lange ein neues haben, aber wir ſcheuen immer die Koſten. Sobald mein Mann aber kommt, muß er dieſes recht beſehen, es dünkt mich, wenn wir ſo eins haben könnten, ich wäre im Himmel. Aber fragen möchte ich doch, nehmt es nicht für ungut, warum da gleich neben dem erſten Fenſter, der wüſte ſchwarze Fenſterpoſten (Byſtel) iſt, der ſteht dem ganzen Hauſe übel an." — Der Großvater machte ein bedenkliches Geſicht, zog noch härter an ſeiner Pfeife und ſagte endlich: „Es hätte an Holz gefehlt beim Aufrichten, kein anderes ſei gleich bei der Hand geweſen, da habe man in Noth und Eile einiges vom alten Hauſe genommen." „Aber", ſagte die Frau, „das ſchwarze Stück Holz war ja noch dazu zu kurz, oben und unten iſt es angeſetzt, und jeder Nachbar hätte euch von Herzen gerne ein ganz neues Stück gegeben." „Ja, wir haben es halt nicht beſſer g'ſinnet und durften unſere Nachbaren nicht immer von neuem plagen, ſie hatten uns ſchon genug geholfen mit Holz und Fahren", antwortete der Alte.

„Hör, Aetti", ſagte der Vetter, „mache nicht Schneckentänze, ſondern gib die Wahrheit an und aufrichtigen Bericht. Schon Manches habe ich raunen hören, aber Punktum das Wahre nie vernehmen können. Jetzt ſchickte es ſich ſo wohl, bis die Weiber den Braten z'weg haben, du würdeſt uns damit ſo kurze Zeit machen, darum gib aufrichtigen Bericht.“ Noch manchen Schneckentanz machte der Großvater, ehe er ſich dazu verſtund; aber der Vetter und die Weiber ließen nicht nach bis er es endlich verſprach, jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß ihm dann lieber wäre, was er erzähle, bliebe unter ihnen und käme nicht weiter. So etwas ſcheuen gar viele Leute an einem Hauſe, und er möchte in ſeinen alten Tagen nicht gerne ſeinen Leuten böſes Spiel machen.

„Allemal wenn ich dieſes Holz betrachte“, begann der ehrwürdige Alte, „ſo muß ich mich verwundern, wie das wohl zuging, daß aus dem fernen Morgenlande, wo das Menſchengeſchlecht entſtanden ſein ſoll, Menſchen bis hieher kamen, und dieſen Winkel in dieſem engen Graben fanden, und muß denken, was die, welche bis hieher verſchlagen oder gedrängt wurden, alles ausgeſtanden haben werden, und wer ſie wohl mögen geweſen ſein. Ich habe viel darüber nachgefragt, aber nichts erfahren können, als daß dieſe Gegend ſchon ſehr früh bewohnt geweſen, ja Sumiswald, noch ehe unſer Heiland auf der Welt war, eine Stadt geweſen ſein ſoll; aber aufgeſchrieben ſteht das Nirgends. Doch das weiß man, daß es ſchon mehr als ſechshundert Jahre her iſt, daß das Schloß ſteht, wo jetzt der Spital iſt, und wahrſcheinlich um dieſelbe Zeit ſtund auch hier ſchon ein Haus, und gehörte ſammt einem großen Theil der Umgegend zu dem Schloſſe, mußte dorthin Zehnten und Bodenzinſe geben, Frohndienſte leiſten, ja die Menſchen waren Leibeigen und nicht eigenen Rechtens, wie jetzt jeder iſt, ſobald er zu Jahren kömmt. Gar ungleich hatten es damals die Menſchen, und nahe bei einander wohnten Leibeigene, welche die beſten Händel hatten und ſolche, die ſchwer, faſt unerträglich, gedrückt wurden, ihres Lebens nicht ſicher waren. Ihr Zuſtand hing jeweilen von ihren Herren ab; die waren gar ungleich und doch faſt unumſchränkt Meiſter über ihre Leute und dieſe fanden Keinen, dem ſie ſo leichtlich und wirkſam klagen konnten. Die, welche zu dieſem Schloſſe gehörten, ſollen es ſchlimmer gehabt haben zu Zeiten als die Meiſten, welche zu andern Schlöſſern gehörten. Die meiſten andern Schlöſſer gehörten einer Familie, kamen von dem Vater auf den Sohn, da kannten der Herr und ſeine Leute ſich von Jugend auf, und gar Mancher war ſeinen Leuten wie ein Vater. Dieſes Schloß kam nämlich frühe in die Hände von Rittern, die man die Teutſchen nannte, und der, welcher hier zu befehlen hatte, den nannte man den Comthur. Dieſe Obern wechſelten nun, und bald war Einer da aus dem Sachſenland und bald Einer aus dem Schwabenland; da kam keine Anhänglichkeit auf und ein jeder brachte Brauch und Art mit aus ſeinem Lande.

„Nun ſollten ſie eigentlich in Polen und im Preußenlande mit den Heiden ſtreiten, und dort, obgleich ſie eigentlich geiſtliche Ritter waren, gewöhnten ſie ſich faſt an ein heidniſch Leben und gingen mit andern Menſchen um, als ob kein Gott im Himmel wäre, und wenn ſie dann heim kamen, ſo meinten ſie noch immer, ſie ſeien im Heidenland und trieben das gleiche Leben fort. Denn die, welche lieber im Schatten luſtig lebten als im wüſten Lande blutig ſtritten, oder die, welche ihre Wunden heilen, ihren Leib ſtärken mußten, kamen auf die Güter, welche der Orden, ſo ſoll man die Geſellſchaft der Ritter genannt haben, in Deutſchland und in der Schweiz beſaß, und thaten jeder nach ſeiner Art und was ihm wohlgefiel. Einer der Wüſteſten ſoll der Hans von Stoffeln geweſen ſein, aus dem Schwabenlande, und unter ihm ſoll es ſich zugetragen haben, was ihr von mir wiſſen wollt, und was ſich bei uns von Vater auf den Sohn vererbet hat.

„Dieſem Hans von Stoffeln fiel es bei, dort hinten auf dem Bärhegenhubel ein großes Schloß zu bauen; dort, wo man noch jetzt, wenn es wild Wetter geben will, die Schloßgeiſter ihre Schätze ſonnen ſieht, ſtand das Schloß. Sonſt bauten die Ritter ihre Schlöſſer über den Straßen, wie man jetzt die Wirthshäuſer an die Straßen baut, beides um die Leute beſſer plündern zu können, auf verſchiedene Weiſe freilich. Warum aber der Ritter dort auf dem wilden wüſten Hubel in der Einöde ein Schloß haben wollte, wiſſen wir nicht, genug er wollte es, und die Bauern welche zum Schloß gehörten, mußten es bauen. Der Ritter fragte nach keinem von der Jahreszeit gebotenen Werk, nicht nach dem Heuet, nicht nach der Ernte, nicht nach dem Säet. So und ſo viel Züge mußten fahren, ſo und ſo viel Hände mußten arbeiten, zu der und der Zeit ſollte der letzte Ziegel gedeckt, der letzte Nagel geſchlagen ſein. Dazu ſchenkte er keine Zehntgarbe, kein Mäß Bodenzins, kein Fasnachthuhn, ja nicht einmal ein Fasnachtei; Barmherzigkeit kannte er keine, die Bedürfniſſe armer Leute kannte er nicht. Er ermunterte ſie auf heidniſche Weiſe mit Schlägen und Schimpfen, und wenn einer müde wurde, langſamer ſich rührte oder gar ruhen wollte, ſo war der Vogt hinter ihm mit der Peitſche, und weder Alter noch Schwachheit ward verſchont. — Wenn die wilden Ritter oben waren, ſo hatten ſie ihre Freude dran, wenn die Peitſche recht knallte, und ſonſt trieben ſie noch manchen Schabernack mit den Arbeitern;

wenn ſie ihre Arbeit muthwillig verdoppeln konnten, ſo ſparten ſie es nicht, und hatten dann große Freude an ihrer Angſt, an ihrem Schweiß.

„Endlich war das Schloß fertig, fünf Ellen dick die Mauren, Niemand wußte, warum es da oben ſtand, aber die Bauren waren froh, daß es einmal ſtand, wenn es doch ſtehen mußte, der letzte Nagel geſchlagen, der letzte Ziegel oben war.

„Sie wiſchten ſich den Schweiß von den Stirnen, ſahen mit betrübtem Herzen ſich um in ihrem Beſitzthum, ſahen ſeufzend wie weit der unſelige Bau ſie zurückgebracht. Aber war doch ein langer Sommer vor ihnen und Gott über ihnen, darum faßten ſie Muth und kräftig den Pflug, und tröſteten Weib und Kind, die ſchweren Hunger gelitten, und denen Arbeit eine neue Pein ſchien.

„Aber kaum hatten ſie den Pflug ins Feld geführt, ſo kam Botſchaft, daß alle Hofbauren eines Abends zur beſtimmten Stunde im Schloſſe zu Sumiswald ſich einfinden ſollten. Sie bangten und hofften. Freilich hatten ſie von den gegenwärtigen Bewohnern des Schloſſes noch nichts Gutes genoſſen, ſondern lauter Muthwillen und Härte, aber es dünkte ſie billig, daß die Herren ihnen etwas thäten für den unerhörten Frohndienſt, und weil es ſie ſo dünkte, ſo meinten viele, es dünke die Herren auch ſo, und ſie werden an ſelbem Abend ihnen ein Geſchenk machen oder einen Nachlaß verkünden wollen.

„Sie fanden ſich am beſtimmten Abend zeitig und mit klopfendem Herzen ein, mußten aber lange warten im Schloßhofe, den Knechten zum Geſpött. Die Knechte waren auch im Heidenlande geweſen. Zudem wird es geweſen ſein wie jetzt, wo jedes halbbatzige Herrenknechtlein das Recht zu haben meint, geſeſſene Bauren verachten zu können und verhöhnen zu dürfen.

„Endlich wurden ſie in den Ritterſaal entboten; vor ihnen öffnete ſich die ſchwere Thüre; drinnen ſaßen um den ſchweren Eichentiſch die ſchwarzbraunen Ritter, wilde Hunde zu ihren Füßen, und obenan der von Stoffeln, ein wilder mächtiger Mann, der einen Kopf hatte wie ein doppelt Bernmäß, Augen machte wie Pflugsräder, und einen Bart hatte wie eine alte Löwenmähne. Keiner ging gerne zuerſt hinein, einer ſtieß den andern vor; da lachten die Ritter, daß der Wein über die Humpen ſpritzte und wüthend ſtürzten die Hunde vor; denn wenn dieſe zitternde, zagende Glieder ſehen, ſo meinen ſie, dieſelben gehören einem zu jagenden Wilde. Den Bauren aber ward nicht gut zu Muthe, es dünkte ſie, wenn ſie nur wieder daheim wären und einer drückte ſich hinter den andern. Als endlich Hunde und Ritter ſchwiegen, erhob der von Stoffeln ſeine Stimme und ſie tönte wie aus einer hundertjährigen Eiche. „Mein Schloß iſt fertig, doch noch eins fehlt, der Sommer kömmt und droben iſt kein Schattengang. In Zeit eines Monates ſollt ihr mir einen pflanzen, ſollt einhundert ausgewachſene Buchen nehmen aus dem Münneberg, mit Aeſten und Wurzeln, und ſollt ſie mir pflanzen auf Bärhegen und wenn eine einzige Buche fehlt, ſo büßt ihr mir es mit Gut und Blut. Drunten ſteht Trunk und Imbiß, aber morgen ſoll die erſte Buche auf Bärhegen ſtehn.“ Als von Trunk und Imbiß einer hörte, meinte er, der Ritter ſei gnädig und gut gelaunt, und begann zu reden von ihrer nothwendigen Arbeit und dem Hunger von Weib und Kind und vom Winter, wo die Sache beſſer zu machen wäre. Da begann der Zorn des Ritters Kopf größer und größer zu ſchwellen und ſeine Stimme brach los wie der Donner aus einer Fluh und er ſagte ihnen: Wenn er gnädig ſei, ſo ſeien ſie übermüthig. Wenn im Polenlande einer das nackte Leben habe, ſo küſſe er einem die Füße, hier hätten ſie Kind und Rind, Dach und Fach, und doch nicht ſatt. Aber gehorſamer und genügſamer mache ich euch, ſo wahr ich Hans von Stoffeln bin, und wenn in Monatsfriſt die hundert Buchen nicht oben ſtehen, ſo laſſe ich euch peitſchen bis kein Fingerlang mehr ganz an euch iſt, und Weiber und Kinder werfe ich den Hunden vor.

„Da wagte keiner mehr eine Einrede, aber auch keiner begehrte von dem Trunk und Imbiß; ſie drängten ſich, als der zornige Befehl gegeben war, zur Thüre hinaus, und jeder wäre gerne der Erſte geweſen, und weit hin folgte ihnen des Ritters donnernde Stimme nach, der andern Ritter Gelächter, der Knechte Spott, der Rüden Geheul.

„Als der Weg ſich beugte, vom Schloſſe ſie nicht mehr konnten geſehen werden, ſetzten ſie ſich an des Weges Rand und weinten bitterlich, Keiner hatte einen Troſt für den Andern, und Keiner hatte den Muth zu rechtem Zorn, denn Noth und Plage hatten den Muth ihnen ausgelöſcht, ſo daß ſie keine Kraft mehr zum Zorne hatten, ſondern nur noch zum Jammer. Ueber 3 Stunden weit ſollten ſie durch wilde Wege die Buchen führen mit Aeſten und Wurzeln den ſteilen Berg hinauf; und neben dieſem Berge wuchſen viele und ſchöne Buchen, und die mußten ſie ſtehen laſſen. In Monatsfriſt ſollte das Werk geſchehen ſein, zwei Tage drei, den dritten vier Bäume, ſollten ſie ſchleppen durchs lange Thal, den ſteilen Berg auf, mit ihrem ermatteten Vieh. Und über alles dieſes war es der Maimond, wo der Bauer ſich rühren muß auf ſeinem Acker, faſt Tag und

Nacht ihn nicht verlaſſen darf, wenn er Brod will und Speiſe für den Winter.

„Wie ſie da ſo rathlos weinten, Keiner den Andern anſehen, in den Jammer des Andern ſehen durfte, weil der Seinige ſchon über ihm zuſammenſchlug, und keiner heim durfte mit der Botſchaft, keiner den Jammer heim tragen mochte zu Weib und Kind, ſtund plötzlich vor ihnen, ſie wußten nicht woher, lang und dürr ein grüner Jägersmann. Auf dem kecken Baret ſchwankte eine rothe Feder, im ſchwarzen Geſichte flammte ein rothes Bärtchen, und zwiſchen der gebogenen Naſe und dem zugeſpitzten Kinn, faſt unſichtbar, wie eine Höhle unter überhangendem Geſtein, öffnete ſich ein Mund und frug: „Was gibt es, ihr guten Leute, daß ihr da ſitzet und heulet, daß es Steine aus dem Boden ſprengt und Aeſte ab den Bäumen?“ Zweimal frug er alſo, und zweimal erhielt er keine Antwort.

„Da ward noch ſchwärzer des Grünen ſchwarz Geſicht, noch röther das rothe Bärtchen, es ſchien darin zu kniſtern und zu ſprezeln, wie Feuer im Tannenholz; wie ein Pfeil ſpitzte ſich der Mund, dann that er ſich auseinander und frug ganz holdſelig und mild: „Aber ihr guten Leute, was hilft es euch, daß ihr da ſitzet und heulet? Ihr könnet da heulen bis es eine neue Sündfluth gibt, oder euer Geſchrei die Sterne aus dem Himmel ſprengt; aber damit wird euch wahrſcheinlich wenig geholfen ſein. Wenn euch aber Leute fragen, was ihr hättet, Leute, die es gut mit euch meinen, euch vielleicht helfen könnten, ſo ſolltet ihr ſtatt zu heulen, antworten und ein vernünftig Wort reden, das hülfe euch viel mehr.“ Da ſchüttelte ein alter Mann das weiße Haupt und ſprach: „Haltet es nicht für ungut, aber das, worüber wir weinen, nimmt kein Jägersmann uns ab, und wenn das Herz einmal im Jammer verſchwollen iſt, ſo kommen keine Worte mehr heraus.“

„Da ſchüttelte ſein ſpitziges Haupt der Grüne und ſprach: „Vater, ihr redet nicht dumm, aber ſo iſt es doch nicht. Man mag ſchlagen was man will, Stein oder Baum, ſo gibt es einen Ton von ſich; es klaget. So ſoll auch der Menſch klagen, ſoll alles klagen, ſoll dem erſten Beſten klagen, vielleicht hilft ihm der erſte Beſte. Ich bin nur ein Jägersmann, wer weiß, ob ich nicht daheim ein tüchtiges Geſpann habe, Holz und Steine oder Buchen und Tannen zu führen?“

„Als die armen Bauren das Wort Geſpann hörten, fiel es ihnen allen ins Herz, ward da zu einem Hoffnungsfunken, und alle Augen ſahen auf ihn und dem Alten ging der Mund noch weiter auf; er ſprach: „Es ſei nicht immer richtig dem Erſten, dem Beſten zu ſagen, was man auf dem Herzen hätte, da man ihm es aber anhöre, daß er es gut meine, daß er vielleicht helfen könne, ſo wolle man kein Hehl vor ihm haben. Mehr als zwei Jahre hätten ſie ſchwer gelitten unter dem neuen Schloßbau, kein Hausweſen ſei in der ganzen Herrſchaft, welches nicht bitterlich im Mangel ſei. Jetzt hätten ſie friſch aufgeathmet, in der Meinung, endlich freie Hände zu haben zur eigenen Arbeit, hätten mit neuem Muth den Pflug ins Feld geführt, und ſoeben hätte der Comthur ihnen befohlen, aus im Münneholz gewachſenen Buchen in Monatsfriſt beim neuen Schloß einen neuen Schattengang zn pflanzen. Sie wüßten nicht wie das vollbringen in dieſer Friſt, mit ihrem abgekarrtem Vieh, und wenn ſie es vollbrächten, was hülfe es ihnen? Anpflanzen könnten ſie nicht und müßten nachher Hungers ſterben, im Fall die harte Arbeit ſie nicht früher tödtete. Dieſe Botſchaft dürften ſie nicht heimtragen, möchten nicht zum alten Elend noch den neuen Jammer ſchütten.“

„Da machte der Grüne ein gar mitleidiges Geſicht, hob drohend die lange, magere, ſchwarze Hand gegen das Schloß empor und vermaß ſich zu ſchwerer Strafe gegen ſolche Tyrannei. Ihnen aber wolle er helfen. Sein Geſpann, wie keines ſei im Lande, ſolle vom Kilchſtalden an, dieſſeits Sumiswald, ihnen alle Buchen, ſo viele ſie dorthin zu bringen vermöchten, auf Bärhegen führen, ihnen zu lieb, den Rittern zum Trotz und um geringen Lohn.

„Da horchten hoch auf die armen Männer bei dieſem unerwarteten Anerbieten. Konnten ſie um den Lohn einig werden, ſo waren ſie gerettet, denn bis an den Kilchſtalden konnten ſie die Buchen führen, ohne daß ihre Landarbeit darüber verſäumt und ſie zu Grunde gingen. Darum ſagte der Alte: „So ſag an, was du verlangſt, auf daß wir mit dir des Handels einig werden mögen.“ Da machte der Grüne ein pfiffig Geſicht; es kniſterte in ſeinem Bärtchen und wie Schlangenaugen funkelten ſie ſeine Augen an, und ein gräulich Lachen ſtand in beiden Mundwinkeln als er ihn von einander that und ſagte: „Wie ich geſagt, ich begehre nicht viel, nicht mehr als ein ungetauftes Kind.“

„Das Wort zuckte durch die Männer wie ein Blitz, wie eine Decke fiel es von ihren Augen, und wie Spreu im Wirbelwinde ſtoben ſie auseinander.

„Da lachte hell auf der Grüne, daß die Fiſche im Bache ſich bargen, die Vögel das Dickicht ſuchten und grauſig ſchwankte die Feder am Hute und auf und nieder ging das Bärtchen.

„„Beſinnet euch, oder ſuchet bei euren Weibern Rath, in der dritten Nacht findet ihr hier mich wieder!““ ſo rief er den Fliehenden mit ſcharf tönender Stimme nach, daß die Worte in ihren Ohren hängen blieben, wie Pfeile mit Widerhaken hängen bleiben im Fleiſche.

„Blaß und zitternd an der Seele und an allen Gliedern ſtäubten die Männer nach Hauſe; keiner ſah nach dem andern ſich um, keiner hätte den Hals gedreht, nicht um alle Güter der Welt. Als ſo verſtört die Männer daher geſtoben kamen, wie Tauben vom Vogel gejagt zum Taubenſchlag, da drang mit ihnen der Schrecken in alle Häuſer, und alle bebten vor der Kunde, welche den Männern die Glieder alſo durcheinander warf.

„In zitternder Neugierde ſchlichen die Weiber den Männern nach, bis ſie dieſelben an den Orten hatten, wo man im Stillen ein vertraut Wort reden konnte. Da mußte jeder Mann ſeinem Weibe erzählen, was ſie im Schloß vernommen, das hörten ſie mit Wuth und Fluch; ſie mußten erzählen, wer ihnen begegnet, was er ihnen angetragen. Da ergriff namenloſe Angſt die Weiber, ein Wehgeſchrei ertönte über Berg und Thal, einer Jeden ward, als hätte ihr eigen Kind der Ruchloſe begehrt. Ein einziges Weib ſchrie nicht den Andern gleich. Das war ein grauſam handlich Weib, eine Lindauerin ſoll es geweſen ſein, und hier auf dem Hofe hat es gewohnt. Sie hatte wilde ſchwarze Augen und fürchtete ſich nicht viel vor Gott und Menſchen. Böſe war ſie ſchon geworden, daß die Männer dem Ritter nicht rundweg das Begehren abgeſchlagen; wenn ſie dabei geweſen, ſie hätte ihm es ſagen wollen, ſagte ſie. Als ſie vom Grünen hörte und ſeinem Antrage und wie die Männer davon geſtoben, da ward ſie erſt recht böſe, und ſchalt die Männer über ihre Feigheit, und daß ſie dem Grünen nicht kecker ins Geſicht geſehen, vielleicht hätte er mit einem andern Lohne ſich auch begnügt, und da die Arbeit für das Schloß ſei, würde es ihren Seelen nichts ſchaden, wenn der Teufel ſie mache. Sie ergrimmte in der Seele, daß ſie nicht dabei geweſen, und wäre es nur, damit ſie einmal den Teufel geſehen und auch wüßte, was er für ein Ausſehen hätte. Darum weinte dieſes Weib nicht, ſondern redete in ſeinem Grimme harte Worte gegen den eigenen Mann und gegen alle andern Männer.

„Des folgenden Tages, als in ſtilles Gewimmer das Wehgeſchrei verglommen war, ſaßen die Männer zuſammen, ſuchten Rath und fanden keinen. Anfangs war die Rede von neuem Bitten bei dem Ritter, aber Niemand wollte bitten gehen, keinem ſchien Leib und Leben feil. Einer wollte Weiber und Kinder ſchicken mit Geheul und Jammer, der aber verſtummete ſchnell als die Weiber zu reden begannen, denn ſchon damals waren die Weiber in der Nähe, wenn die Männer im Rathe ſaßen. Sie wußten keinen Rath, als in Gottes Namen Gehorſam zu verſuchen, ſie wollten Meſſen leſen laſſen, um Gottes Beiſtand zu gewinnen, wollten Nachbaren um nächtliche geheime Hülfe anſprechen, denn eine offenbare hätten ihnen ihre Herren nicht erlaubt, wollten ſich theilen, die Hälfte ſollte bei den Buchen ſchaffen, die andere Hälfte Haber ſäen und des Viehes warten. Sie hofften auf dieſe Weiſe und mit Gottes Hülfe täglich wenigſtens 3 Buchen auf Bärhegen hinauf zu ſchaffen; vom Grünen redete Niemand; ob Niemand an ihn dachte, iſt nicht verzeichnet worden.

„Sie theilten ſich ein, rüſteten die Werkzeuge, und als der erſte Maitag über ſeine Schwelle kam, ſammelten die Männer ſich am Münneberg und begannen mit gefaßtem Muthe die Arbeit. Im weiten Ringe mußten die Buchen umgraben, ſorgfältig die Wurzeln geſchont, ſorgfältig die Bäume, damit ſie ſich nicht verletzen, zur Erde gelaſſen werden. Noch war der Morgen nicht hoch am Himmel, als drei Buchen zur Abfahrt bereit lagen, denn immer drei ſollten zuſammen geführt werden, damit man auf dem ſchweren Weg mit Hand und Vieh ſich gegenſeitig helfen könne. Aber ſchon ſtund die Sonne im Mittag und noch waren ſie mit den drei Buchen nicht zum Walde hinaus, ſchon ſtand ſie hinter den Bergen und noch waren die Züge nicht über Sumiswald hinaus; erſt der neue Morgen fand ſie am Fuße des Berges, auf dem das Schloß ſtand, und die Buchen ſollten gepflanzet werden. Es war, als ob ein eigener Unſtern Macht hätte über ſie. Ein Mißgeſchick nach dem andern traf ſie: die Geſchirre zerriſſen, die Wagen brachen, Pferde und Ochſen fielen oder weigerten den Gehorſam. Noch ärger ging es am zweiten Tage. Neue Noth brachte immerfort neue Mühe, unter raſtloſer Arbeit keuchten die Armen und keine Buche war noch oben, keine vierte Buche über Sumiswald hinausgeſchafft.

„Der von Stoffeln ſchalt und fluchte; je mehr er ſchalt und fluchte, um ſo größer ward der Unſtern, um ſo ſtättiger das Vieh. Die andern Ritter lachten und höhnten, und freuten ſich gar ſehr über das Zappeln der Bauren, den Zorn des von Stoffeln. Sie hatten gelacht über des von Stoffeln neues Schloß auf dem nackten Gipfel. Da hatte der geſchworen: in Monatsfriſt müßte ein ſchöner Laubgang droben ſein. Darum fluchte er, darum lachten die Ritter, und weinen thaten die Bauren.

„Eine fürchterliche Muthloſigkeit erfaßte dieſe, keinen Wagen hatten ſie mehr ganz, keinen Zug unbeſchädigt, in zwei Tagen nicht drei Buchen zur Stelle gebracht, und alle Kraft war erſchöpft.

„Nacht war es geworden, ſchwarze Wolken ſtiegen auf, es blitzte zum erſten Male in dieſem Jahre. An den Weg hatten ſich die Männer geſetzt, es war die gleiche Beugung des Weges, in welcher ſie vor drei Tagen geſeſſen waren, ſie wußten es aber nicht. Da ſaß der Hornbachbaur, der Lindauerin Mann, mit zwei Knechten und andere mehr ſaßen auch bei ihnen. Sie wollten da auf Buchen warten, die von Sumiswald kommen ſollten, wollten ungeſtört ſinnen über ihr Elend, wollten ruhen laſſen ihre zerſchlagenen Glieder.

„Da kam raſch, daß es faſt pfiff wie der Wind pfeift, wenn er aus den Kammern entronnen iſt, ein Weib daher, einen großen Korb auf dem Kopfe. Es war Chriſtine, die Lindauerin, des Hornbachbauren Eheweib, zu dem derſelbe gekommen, als er einmal mit ſeinem Herrn zu Felde gezogen war. Sie war nicht von den Weibern die froh ſind, daheim zu ſein, in der Stille ihre Geſchäfte zu beſchicken, und die ſich um nichts kümmern als um Haus und Kind. Chriſtine wollte wiſſen was ging, und wo ſie ihren Rath nicht dazu geben konnte, da ginge es ſchlecht, ſo meinte ſie.

„Mit der Speiſe hatte ſie daher keine Magd geſandt, ſondern den ſchweren Korb auf den eignen Kopf genommen und die Männer lange geſucht umſonſt; bittere Worte ließ ſie fallen darüber, ſobald ſie dieſelben gefunden. Unterdeſſen war ſie aber nicht müßig, die konnte noch reden und ſchaffen zu gleicher Zeit. Sie ſtellte den Korb ab, deckte den Kübel ab, in welchem der Hafermuß war, legte das Brod und den Käſe zurecht, und ſteckte jedem gegenüber für Mann und Knecht die Löffel ins Muß, und hieß auch die andern zugreifen, die noch ſpeislos waren. Dann frug ſie nach der Männer Tagewerk und wie viel geſchaffet worden in den zwei Tagen? Aber Hunger und Worte waren den Männern ausgegangen, und keiner griff zum Löffel und keiner hatte eine Antwort. Nur ein leichtfertig Knechtlein, dem es gleichgültig war, regne oder ſonnenſcheine es in der Ernte, wenn nur das Jahr umging und der Lohn kam, und zu jeder Eſſenszeit das Eſſen auf den Tiſch, griff zum Löffel und berichtete Chriſtine, daß noch keine Buche gepflanzet ſei, und alles gehe als ob ſie verhert wären.

„Da ſchalt die Lindauerin, daß das eitel Einbildung wäre und die Männer nichts als Kindbetterinnen; mit Schaffen und Weinen, mit hocken und heulen, werde man keine Buchen auf Bärhegen bringen. Ihnen würde nur ihr Recht widerfahren, wenn die Ritter ihren Muthwillen an ihnen ausließen; aber um Weib und Kinder willen müſſe die Sache anders zur Hand genommen werden. Da kam plötzlich über die Achſel des Weibes eine lange ſchwarze Hand und eine gellende Stimme rief: „Ja, die hat Recht.“ Und mitten unter ihnen ſtand mit grinſendem Geſicht der Grüne, und luſtig ſchwankte die rothe Feder auf ſeinem Hute. Da hob der Schreck die Männer von dannen, ſie ſtoben die Halde auf wie Spreu im Wirbelwinde.

„Nur Chriſtine, die Lindauerin, konnte nicht fliehen, ſie erfuhr es, wie man den Teufel leibhaftig zu ſehen kriegt, wenn man ihn an die Wand mahlt. Sie blieb ſtehen wie gebannt, mußte ſchauen die rothe Feder am Baret, und wie das rothe Bärtchen luſtig auf- und niederging im ſchwarzen Geſichte. Gellend lachte der Grüne den Männern nach, aber gegen Chriſtine machte er ein zärtlich Geſicht und faßte mit höflicher Geberde ihre Hand.

Chriſtine wollte ſie wegziehen, aber ſie entrann dem Grünen nicht mehr, es war ihr als ziſche Fleiſch zwiſchen glühenden Zangen. Und ſchöne Worte begann er zu reden und zu den Worten zwitzerte lüſtern ſein roth Bärtchen auf und ab. So ein ſchön Weibchen habe er lange nicht geſehen, ſagte er, das Herz lache ihm im Leibe; zudem habe er ſie gerne muthig, und gerade die ſeien ihm die liebſten, welche ſtehen bleiben dürften, wenn die Männer davon liefen. Wie er ſo redete kam Chriſtinen der Grüne immer weniger ſchreckhaft vor: mit dem ſei doch noch zu reden, dachte ſie, und ſie wüßte nicht warum davon laufen, ſie hätte ſchon viel Wüſtere geſehen. Der Gedanke kam ihr immer mehr: mit dem ließe ſich etwas machen, und wenn man recht mit ihm zu reden wüßte, ſo thäte er einem wohl einen Gefallen, oder am Ende könnte man ihn übertölpeln wie die andern Männer auch. Er wüßte gar nicht, fuhr der Grüne fort, warum man ſich ſo vor ihm ſcheue, er meine es doch ſo gut mit allen Menſchen, und wenn man ſo grob gegen ihn ſei, ſo müſſe man ſich nicht wundern, wenn er den Leuten nicht immer thäte, was ihnen am liebſten wäre. Da faßte Chriſtine ein Herz und antwortete: Er erſchrecke aber die Leute auch, daß es ſchrecklich wäre. Warum habe er ein ungetauft Kind verlangt, er hätte doch von einem andern Lohn reden können, das komme den Leuten gar verdächtig vor, ein Kind ſei immer ein Menſch und ungetauft eins aus den Händen geben, das werde kein Chriſt thun. „Das iſt mein Lohn an den ich gewohnt bin, und um anderen fahre ich nicht, und was frägt man doch ſo einem Kinde nach, das noch Niemand kennt. So jung gibt man ſie am liebſten weg, hat man doch noch keine Freude an ihnen gehabt und keine Mühe mit ihnen. Ich aber habe ſie je jünger je lieber, je früher ich ein Kind erziehen kann auf meine Manier, um ſo weiter bringe ich es, dazu habe ich aber das Taufen gar nicht nöthig und will es nicht.“ Da ſah Chriſtine wohl, daß er mit keinem andern Lohne ſich werde begnügen wollen; aber es wuchs in ihr immer mehr der Gedanke: das wäre doch der Einzige der nicht zu betrügen wäre.

„Darum ſagte ſie: wenn aber einer etwas verdienen wolle, ſo müßte er ſich mit dem Lohne begnügen, den man ihm geben könne, ſie aber hätten gegenwärtig in keinem Hauſe ein ungetauft Kind und in Monatsfriſt gäbe es keins, und in dieſer Zeit müßten die Buchen geliefert ſein. Da ſchwänzelte gar höflich der Grüne und ſagte: „Ich begehre das Kind gar nicht zum Voraus. Sobald man mir verſpricht, das Erſte zu liefern ungetauft, welches geboren wird, ſo bin ich ſchon zufrieden.“ Das gefiel Chriſtine gar wohl. Sie wußte, daß es in geraumer Zeit kein Kind geben werde in ihrer Herren Gebiet. Wenn nun einmal der Grüne ſein Verſprechen gehalten und die Buchen gepflanzet ſeien, ſo brauche man ihm gar nichts mehr zu geben, weder ein Kind noch etwas anders; man laſſe Meſſen leſen zu Schutz und Trutz und lache tapfer den Grünen aus, ſo dachte Chriſtine. Sie dankte daher ſchon ganz herzhaft für das gute Anerbieten und ſagte: es ſei zu bedenken und ſie wolle mit den Männern darüber reden. „Ja“, ſagte der Grüne, „da iſt gar nichts mehr weder zu denken noch zu reden. Für heute habe ich euch beſtellt, und jetzt will ich den Beſcheid; ich habe noch an gar vielen Orten zu thun und bin nicht blos wegen euch da. Du mußt mir zu oder ab ſagen, nachher will ich von dem ganzen Handel nichts mehr wiſſen.“ Chriſtine wollte die Sache verdrehen, denn ſie nahm ſie nicht gerne auf ſich, ſie wäre ſogar gerne zärtlich geworden um Stündigung zu erhalten, allein der Grüne war nicht aufgelegt, wankte nicht, jetzt oder nie, ſagte er. Sobald aber der Handel geſchloſſen ſei um ein einzig Kind, ſo wolle er in jeder Nacht ſo viel Buchen auf Bärhegen führen, als man ihm vor Mitternacht unten an den Kilchſtalden liefere, dort wollte er ſie in Empfang nehmen. — „Nun, ſchöne Frau, bedenke dich nicht", ſagte der Grüne, und klopfte Chriſtine holdſelig auf die Wange. Da klopfte doch ihr Herz, ſie hätte lieber die Männer hineingeſtoßen, um hintendrein ſie ſchuld geben zu können. Aber die Zeit drängte, kein Mann war da als Sündenbock, und der Glaube verließ ſie nicht, daß ſie liſtiger als der Grüne ſei, und wohl ein Einfall kommen werde, ihn mit langer Naſe abzuſpeiſen. Darum ſagte Chriſtine: Sie für ihre Perſon wolle zugeſagt haben, wenn aber dann ſpäter die Männer nicht wollten, ſo vermöchte ſie ſich deſſen nicht, und er ſolle es ſie nicht entgelten laſſen. Mit dem Verſprechen, zu thun was ſie könne, ſei er hinlänglich zufrieden, ſagte der Grüne. Jetzt ſchauderte es Chriſtine doch an Leib und Seele, jetzt meinte ſie, komme der ſchreckliche Augenblick, wo ſie mit Blut von ihrem Blute dem Grünen den Akkord unterſchreiben müſſe. Aber der Grüne machte es viel leichtlicher und ſagte: Von hübſchen Weibern begehre er nie eine Unterſchrift, mit einem Kuß ſei er zufrieden. Somit ſpitzte er ſeinen Mund gegen Chriſtinens Geſicht und Chriſtine konnte nicht fliehen, war wiederum wie gebannt, ſteif und ſtarr. Da berührte der ſpitzige Mund Chriſtinens Geſicht, und ihr war als ob von ſpitzigem Eiſen das Feuer durch Mark und Bein fahre, durch Leib und Seele; und ein gelber Blitz fuhr zwiſchen ihnen durch und zeigte Chriſtine freudig verzerrt des Grünen teufliſch Geſicht, und ein Donner fuhr über ſie, als ob der Himmel zerſprungen wäre.

„Verſchwunden war der Grüne und Chriſtine ſtund wie verſteinert, als ob tief in den Boden hinunter ihre Füße Wurzeln getrieben hätten in jenem ſchrecklichen Augenblick. Endlich war ſie ihrer Glieder wieder mächtig, aber im Gemüthe brauste und sauste es ihr, als ob ein mächtiges Waſſer ſeine Fluthen wälze über thurmhohe Felſen hinunter in ſchwarzem Schlund. Wie man im Donner der Waſſer die eigene Stimme nicht hört, ſo ward Chriſtine der eigenen Gedanken ſich nicht bewußt im Toſen, das donnerte in ihrem Gemüthe. Unwillkürlich floh ſie den Berg hinan, und immer glühender fühlte ſie ein Brennen an ihrer Wange, da wo des Grünen Mund ſie berührt; ſie rieb, ſie wuſch, aber der Brand nahm nicht ab.

„Es ward eine wilde Nacht. In Lüften und Klüften heulte und toste es, als ob die Geiſter der Nacht Hochzeit hielten in den ſchwarzen Wolken, die Winde die wilden Reigen ſpielten zu ihrem grauſen Tanze, die Blitze die Hochzeitfackeln wären und der Donner der Hochzeitſegen. In dieſer Jahreszeit hatte man eine ſolche Nacht noch nie erlebt.

„In finſterem Bergesthale regte es ſich um ein großes Haus und viele drängten ſich um ſein ſchirmend Obdach. Sonſt treibt im Gewitterſturm die Angſt um den eigenen Herd den Landmann unter das eigene Dach, und ſorgſam wachend ſo lange das Gewitter am Himmel ſteht, wahret und hütet er das eigene Haus. Aber jetzt war die gemeinſame Noth größer als die Angſt vor dem Gewitter. Dieſe trieb ſie in dieſem Hauſe zuſammen, an welchem vorbeigehen mußten die, welche der Sturm aus dem Münnebrg trieb, und die, welche von

Bärhegen ſich geflüchtet. Den Graus der Nacht ob dem eigenen Elend vergeſſend, hörte man ſie klagen und grollen über ihr Mißgeſchick. Zu allem Unglück war noch das Toben der Natur gekommen. Pferde und Ochſen waren ſcheu geworden, betäubt, hatten Wagen zertrümmert, ſich über Felſen geſtürzt, und ſchwer verwundet ſtöhnte Mancher in tiefem Schmerze, laut auf ſchrie Mancher dem man zerriſſene Glieder einzog und zuſammenband.

„In das Elend hinein flüchteten ſich auch in ſchauerlicher Angſt die, welche den Grünen geſehen, und erzählten bebend die wiederholte Erſcheinung. Bebend hörte die Menge, was die Männer erzählten, drängte ſich aus dem weiten dunkeln Raume dem Feuer zu, um welches die Männer ſaßen und wenn der Wind durch die Sparren fuhr oder Donner über dem Hauſe rollte, ſo ſchrie laut auf die Menge, und meinte, es breche durchs Dach der Grüne, ſich zu zeigen in ihrer Mitte. Als er aber nicht kam, als der Schreck vor ihm verging, als das alte Elend blieb und der Jammer der Leidenden lauter wurde, da ſtiegen allmälig die Gedanken auf, die den Menſchen, der in der Noth iſt, ſo gerne um ſeine Seele bringen. Sie begannen zu rechnen wie viel mehr werth ſie Alle ſeien als ein einzig ungetauft Kind, ſie vergaßen immer mehr, daß die Schuld an einer Seele tauſendmal ſchwerer wiege als die Rettung von tauſend und abermal tauſend Menſchenleben.

„Dieſe Gedanken wurden allmählig laut und begannen ſich zu miſchen als verſtändliche Worte in das Schmerzensgeſtön der Leidenden. Man fragte näher nach dem Grünen, grollte, daß man ihm nicht beſſer Rede geſtanden; genommen hätte er Niemand und je weniger man ihn fürchte, um ſo weniger thue er den

Menſchen. Dem ganzen Thale hätten ſie vielleicht helfen können, wenn ſie das Herz am rechten Orte gehabt hätten. Da begannen die Männer ſich zu entſchuldigen. Sie ſagten nicht, daß es ſich mit dem Teufel nicht ſpaßen laſſe, daß, wer ihm ein Ohr leihe, bald den ganzen Kopf ihm geben müſſe, ſondern ſie redeten von des Grünen ſchrecklicher Geſtalt, ſeinem Flammenbarte, der feurigen Feder auf ſeinem Hute, einem Schloßthurm gleich, und dem ſchrecklichen Schwefelgeruch, den ſie nicht hätten ertragen mögen. Chriſtinens Mann aber, der gewöhnt worden war, daß ſein Wort erſt durch die Zuſtimmung ſeiner Frau Kraft erhielt, ſagte: ſie ſollten nur ſeine Frau fragen, die könne ihnen ſagen, ob es Jemand hätte aushalten mögen, und daß die ein kuraſchirtes Weib ſei, wüßten Alle. Da ſahen alle nach Chriſtine ſich um, aber Keiner ſah ſie. Es hatte Jeder nur an ſeine Rettung gedacht, und an Andere nicht, und wie jetzt Jeder am Trockenen ſaß, ſo meinte er, die Andern ſäßen eben ſo. Jetzt erſt fiel Allen bei, daß ſie Chriſtine ſeit jenem ſchrecklichen Augenblicke nicht mehr geſehen, und ins Haus war ſie nicht gekommen. Da begann der Mann zu jammern und alle Andern mit ihm, denn es ward ihnen Allen, als ob Chriſtine allein zu helfen wüßte. Plötzlich ging die Thüre auf und Chriſtine ſtand mitten unter ihnen, ihre Haare trieften, roth waren ihre Wangen und ihre Augen brannten noch dunkler als ſonſt in unheimlichem Feuer. Eine Theilnahme, derer Chriſtine ſonſt nicht gewohnt war, empfieng ſie, und Jeder wollte ihr erzählen, was man gedacht und geſagt, und wie man Kummer um ſie gehabt. Chriſtine ſah bald, was Alles zu bedeuten hatte und verbarg ihre innere Glut hinter ſpöttiſche Worte, warf den

Männern ihre übereilte Flucht vor und wie Keiner um ein arm Weib ſich bekümmert, und Keiner ſich umgeſehen, was der Grüne mit ihr beginne. Da brach der Sturm der Neugierde aus, und Jeder wollte zuerſt wiſſen, was nun der Grüne mit ihr angefangen, und die Hinterſten hoben ſich hoch auf, um beſſer zu hören und die Frau näher zu ſehen, die dem Grünen ſo nahe geſtanden. Sie ſollte nichts ſagen, meinte Chriſtine zuerſt, man hätte es nicht um ſie verdient, als Fremde ſie übel geplaget im Thale, die Weiber ihr einen übeln Namen angehängt, die Männer ſie allenthalben im Stiche gelaſſen, und wenn ſie nicht beſſer geſinnet wäre als Alle und wenn ſie nicht mehr Muth als Alle hätte, ſo wäre noch jetzt weder Troſt noch Ausweg da. So redete Chriſtine noch lange, warf harte Worte gegen die Weiber, die ihr nie hätten glauben wollen, daß der Bodenſee größer ſei als der Schloßteich, und je mehr man ihr anhielt, um ſo härter ſchien ſie zu werden, und ſtützte ſich beſondes darauf, daß, was ſie zu ſagen hätte, man ihr übel auslegen, und wenn die Sache gut käme, ihr keinen Dank haben werde, käme ſie aber übel, ſo lüde man ihr alle Schuld auf und die ganze Verantwortung.

„Als endlich die ganze Verſammlung vor Chriſtine wie auf den Knieen lag, mit Bitten und Flehen und die Verwundeten laut aufſchrien nnd anhielten, da ſchien Chriſtine zu erweichen und begann zu erzählen, wie ſie Stand gehalten und mit dem Grünen Abrede getroffen; aber von dem Kuſſe ſagte ſie nichts, nichts davon, wie er ſie auf der Wange gebrannt, und wie es ihr getoſet im Gemüthe. Aber ſie erzählte, was ſie ſeither geſinnet im verſchlagenen Gemüthe. Das Wichtigſte ſei, daß die Buchen nach Bärhegen geſchafft würden; ſeien die einmal oben, ſo könne man immer noch ſagen, was man machen wolle, die Hauptſache ſei, daß bis dahin, ſo viel ihr bekannt, unter ihnen kein Kind werde geboren werden.

„Vielen lief es kalt den Rücken auf bei der Erzählung, aber daß man dann noch immer ſehen könne, was man machen wolle, das gefiel Allen wohl.

„Nur ein junges Weibchen weinte gar bitterlich, daß man unter ſeinen Augen die Hände hätte waſchen können, aber ſagen that es nichts. Ein alt ehrwürdig Weib dagegen, hochgeſtaltet und mit einem Geſichte, vor dem man ſonſt ſich beugen oder vor ihm fliehen mußte, trat in die Mitte und ſprach: Gottvergeſſen wäre es gehandelt, auf das Ungewiſſe das Gewiſſe ſtellen und ſpielen mit dem ewigen Leben. Wer mit dem Böſen ſich einlaſſe, komme vom Böſen nimmer los, und wer ihm den Finger gebe, den behalte er mit Leib und Seele. Aus dieſem Elend könne Niemand helfen als Gott, wer ihn aber verlaſſe in der Noth, der verſinke in der Noth. Aber dießmal verachtete man der Alten Rede und ſchweigen hieß man das junge Weibchen, mit Weinen und Heulen ſei einem dießmal nicht geholfen, da bedürfe man Hülfe anderer Art, hieß es.

„Räthig wurde man bald die Sache zu verſuchen. Bös könne das kaum gehen im böſeſten Falle; aber nicht das erſte Mal ſei es, daß Menſchen die ſchlimmſten Geiſter betrogen, und wenn ſie ſelbſt nichts wüßten, ſo fände wohl ein Prieſter Rath und Ausweg. Aber im finſtern Gemüthe ſoll mancher gedacht haben, wie er ſpäter bekannte: gar viel Geld und Umtriebe wage er nicht eines ungetauften Kindes wegen.

„Als der Rath nach Chriſtinens Sinn gefaßt wurde, da war es als ob alle Wirbelwinde über dem Hauſe zuſammenſtießen, die Heere der wilden Jäger vorüberſausten; die Pfoſten des Hauſes wankten, die Balken bogen ſich, Bäume ſplitterten am Hauſe, wie Speere auf einer Ritterbruſt. Blaß wurden drinnen die Menſchen, Grauen überfiel ſie, aber den Rath lösten ſie nicht; bei grauendem Morgen begannen ſie ſeine Ausführung.

„Schön und hell war der Morgen. Gewitter und Hexenwerk verſchwunden, die Aexte hieben noch einmal ſo ſcharf als ſonſt, der Boden war locker und jede Buche fiel gerade wie man ſie ſonſt haben wollte, kein Wagen brach mehr, das Vieh war willig und ſtark und die Menſchen geſchützt vor jedem Unfall, wie durch unſichtbare Hand. Nur eines war ſonderbar. Unterhalb Sumiswald führte damals noch kein Weg ins hintere Thal; dort war noch Sumpf, den die zügelloſe Grüne bewäſſerte, man mußte den Stalden auf durchs Dorf fahren, an der Kirche vorbei.

„Sie fuhren wie an den frühern Tagen immer drei Züge auf einmal, um einander helfen zu können mit Rath, Kraft und Vieh, und hatten nun nur durch Sumiswald zu fahren, außerhalb des Dorfes den Kirchſtalden ab, an dem eine kleine Kapelle ſtand; unterhalb deſſelben auf ebenem Wege hatten ſie die Buchen abzulegen. Sobald ſie den Stalden auf waren und auf ebenem Wege gegen die Kirche kamen, ſo ward das Gewicht der Wagen nicht leichter, ſondern ſchwerer und ſchwerer, ſie mußten Thiere vorſpannen, ſo viele ſie deren hatten, mußten unmenſchlich auf ſie ſchlagen, mußten ſelbſt Hand an die Speichen legen, dazu ſcheuten die ſanfteſten Roſſe, als ob etwas Unſichtbares vom Kirchhofe her ihnen im Wege ſtehe, und ein dumpfer Glockenton, faſt wie der verirrte Schall einer fernen

Todtenglocke, kam von der Kirche her, daß ein eigenthümlich Grauen die ſtärkſten Männer ergriff und jedesmal Menſchen und Thiere bebten, wenn man gegen die Kirche kam. War man einmal vorbei, ſo konnte man ruhig fahren, ruhig abladen, ruhig zu friſcher Ladung wieder gehen.

„Sechs Buchen lud man ſelbigen Tages neben einander ab an die abgeredete Stelle, ſechs Buchen waren am folgenden Morgen zu Bärhegen oben gepflanzet, und durchs ganze Thal hin hatte Niemand eine Achſe gehört, die ſich umgedreht um ihre Spule, Niemand der Fuhrleute üblich Geſchrei, der Pferde Wiehern, der Ochſen einförmig Gebrüll. Aber ſechs Buchen ſtanden oben, die konnte ſehen, wer wollte, und es waren die ſechs Buchen, die man unten an dem Stalden hingelegt hatte, und nicht andere.

„Da war das Staunen groß im ganzen Thale und die Neugierde regte ſich bei Männiglich. Abſonderlich die Ritter nahm es Wunder, welche Pacht die Bauern geſchloſſen und auf welche Weiſe die Buchen zur Stelle geſchafft würden. Sie hätten gerne auf heidniſche Weiſe den Bauern das Geheimniß ausgepreßt. Allein ſie ſahen bald, daß die Bauern auch nicht Alles wüßten, da ſie ſelbſt halb erſchrocken waren. Zudem wehrte der von Stoffeln. Dem war es nicht nur gleichgültig, wie die Buchen nach Bärhegen kommen, im Gegentheil, wenn nur die Buchen heraufkommen, ſo ſah er gerne, daß die Bauern dabei geſchont wurden. Er hatte wohl geſehen, daß der Spott der Ritter ihn zu einer Unbeſonnenheit verleitet hatte, denn wenn die Bauern zu Grunde gingen, die Felder unbeſtellt blieben, ſo hatte die Herrſchaft den größten Schaden dabei; allein was der von Stoffeln einmal geſagt hatte, dabei blieb es.

Die Erleichterung, welche die Bauern ſich verſchafft, war ihm daher ganz recht, und es war ihm auch ganz gleichgültig, ob ſie dafür ihre Seelen verſchrieben; denn was gingen ihn der Bauern Seelen an, wenn einmal der Tod ihre Leiber genommen. Er lachte jetzt über ſeine Ritter und ſchützte die Bauern vor ihrem Muthwillen. Dieſe wollten den Handel doch ergründen und ſandten Knappen zur Wache; die fand man des Morgens halb todt in Gräben, wohin eine unſichtbare Hand ſie geſchleudert.

„Da zogen zwei Ritter hin nach Bärhegen; es waren kühne Degen, und wo ein Wagniß zu beſtehen geweſen im Heidenland, da hatten ſie es beſtanden. Am Morgen fand man ſie erſtarrt am Boden, und als ſie der Rede wieder mächtig waren, ſagten ſie, ein rother Ritter mit feuriger Lanze hätte ſie niedergerannt. Hie und da konnte eine neugierige Weibsſeele ſich nicht enthalten, wenn es Mitternacht war, durch eine Spalte oder Lucke nach dem Wege im Thale zu ſehen. Alsbald wehete ein giftiger Wind ſie an; das Geſicht ſchwoll auf, Wochen lang konnte man weder Naſe noch Augen ſehen, den Mund mit Mühe finden. Da verging den Leuten das Spähen, und kein Auge ſah mehr zu Thale, wenn Mitternacht über demſelben lag.

„Einmal aber kam plötzlich einen Mann das Sterben an; er bedurfte des letzten Troſtes, aber Niemand durfte den Prieſter holen, denn Mitternacht war nahe und der Weg führte am Kilchſtalden vorbei. Da lief ein unſchuldig Bübchen, Gott und Menſchen lieb, aus Angſt um den Vater ungeheißen Sumiswald zu. Als es gegen den Kilchſtalden kam, ſah er von dort die Buchen auffahren vom Boden, jede von zwei feurigen Eichhörnchen gezogen und nebenbei ſah es reiten auf ſchwarzem Bocke einen grünen Mann, eine feurige Geiſel hatte er in der Hand, einen feurigen Bart im Geſichte, und auf dem Hute ſchwankte glutroth eine Feder. So ſei der Zug gefahren hoch durch die Lüfte über alle Egg weg, und ſchnell wie ein Augenblick. Solches ſah der Knabe, und Niemand that ihm was.

„Noch waren nicht drei Wochen vergangen, ſo ſtunden neunzig Buchen auf Bärhegen, machten einen ſchönen Schattengang, denn alle ſchlugen üppig aus, keine einzige verdorrte. Aber die Ritter und auch der von Stoffeln ergingen ſich nicht oft darin, es wehte ſie allemal ein heimlich Grauen an; ſie hätten von der Sache lieber nichts mehr gewußt, aber Keiner machte ihr ein Ende, es tröſtete ein Jeder ſich: fehle es, ſo trage der Andere die Schuld.

„Den Bauern aber wohlete es mit jeder Buche, welche oben war, denn mit jeder Buche wuchs die Hoffnung, dem Herrn zu genügen, den Grünen zu betrügen; er hatte ja kein Unterpfand, und war die Hundertſte einmal oben, was frugen ſie dann dem Grünen nach? Indeſſen waren ſie der Sache noch nicht ſicher; alle Tage fürchteten ſie, er ſpiele ihnen einen Schabernack und laſſe ſie im Stiche. Am Urbanustage brachten ſie ihm die letzten Buchen an den Kilchſtalden und Alt und Jung ſchlief wenig in ſelber Nacht; man konnte faſt nicht glauben, daß er ohne Umſtände und ohne Kind oder Pfand die Arbeit vollende.

„Am folgenden Morgen, lange vor der Sonne, waren Alt und Jung auf den Beinen, in Allen regte ſich die gleiche neugierige Angſt; aber lange wagte ſich Keiner auf den Platz, wo die Buchen lagen; man wußte nicht, lag dort eine Beize, für die, welche den Grünen betrügen wollten.

„Ein wilder Küherbub, der Ziger von der Alp gebracht, wagte es endlich, ſprang voran und fand keine Buchen mehr, und keine Hinterliſt that auf dem Platze ſich kund. Noch trauten ſie dem Spiele nicht; ihnen vorauf mußte der Küherbub nach Bärhegen. Dort war Alles in der Ordnung, hundert Buchen ſtanden in Reih und Glied, keine war verdorret, Keinem aus ihnen lief das Geſicht auf, Keinem that ein Glied weh. Da ſtieg der Jubel hoch in ihren Herzen und viel Spott gegen den Grünen und gegen die Ritter floß. Zum dritten Mal ſandten ſie aus den wilden Küherbub und ließen dem von Stoffeln ſagen: es ſei auf Bärhegen nun Alles in der Ordnung, er möchte kommen und die Buchen zählen. Dem aber ward es graulicht uud er ließ ihnen ſagen, ſie ſollten machen, daß ſie heimkämen. Gerne hätte er ihnen ſagen laſſen, ſie ſollten den ganzen Schattengang wieder wegſchaffen, aber er that es nicht, ſeiner Ritter wegen, es ſollte nicht heißen, er fürchte ſich; aber er wußte nicht um der Bauern Pacht und wer ſich in den Handel miſchen könnte.

„Als der Kühersbub den Beſcheid brachte, da ſchwollen die Herzen noch trotziger auf; die wilde Jugend tanzte im Schattengange, wildes Jodeln hallte von Kluft zu Kluft, von Berg zu Berg, hallte an den Mauern des Schloſſes Sumiswald wieder. Bedächtige Alte warnten und baten, aber trotzige Herzen achten bedächtiger Alten Warnung nicht; wenn dann das Unglück da iſt, ſo ſollen es die Alten mit ihrem Zagen und Warnen herbeigezogen haben. Die Zeit iſt noch nicht da, wo man es erkennt, daß der Trotz das Unglück aus dem Boden ſtampft. Der Jubel zog ſich über Berg und Thal in alle Häuſer, und wo noch eines Fingers lang Fleiſch im Rauche hing, da ward es gekocht, und wo noch eine Hand groß Butter im Hafen war, da wurde geküchelt.

„Das Fleiſch ward gegeſſen, die Küchli ſchwanden, der Tag war veronnen, und ein anderer Tag ſtieg am Himmel auf. Immer näher kam der Tag, an welchem ein Weib ein Kind gebären ſollte; und je näher der Tag kam, um ſo dringlicher ward die Angſt wieder: der Grüne werde ſich wieder künden, fordern was ihm gehöre, oder ihnen eine Beize legen.

„Den Jammer jenes jungen Weibes, welches das Kind gebären ſollte, wer will ihn ermeſſen? Im ganzen Hauſe tönte er wieder, ergriff nach und nach alle Glieder des Hauſes, und Rath wußte Niemand, wohl aber, daß dem, mit dem man ſich eingelaſſen, nicht zu trauen ſei. Je näher die verhängnißvolle Stunde kam, um ſo näher drängte das arme Weibchen ſich zu Gott, umklammerte nicht mit den Armen allein, ſondern mit dem Leibe und der Seele und aus ganzem Gemüthe die heilige Mutter bittend um Schutz um ihres gebenedeiten Sohnes willen. Und ihr ward immer klarer, daß im Leben und Sterben in jeder Noth der größte Troſt bei Gott ſei, denn wo der ſei, da dürfe der Böſe nicht ſein, und hätte keine Macht.

„Immer deutlicher trat der Glaube vor ihre Seele, daß wenn ein Prieſter des Herrn mit dem Allerheiligſten, dem heiligen Leibe des Erlöſers bei der Geburt zugegen wäre, und bewaffnet mit kräftigen Bannſprüchen, ſo dürfte kein böſer Geiſt ſich nahen, und alſobald könnte der Prieſter das neugeborne Kind mit dem Sakramente der Taufe verſehen, was die damalige Sitte erlaubte, dann wäre das arme Kind der Gefahr für immer entriſſen, welche die Vermeſſenheit der Väter über daſſelbe gebracht. Dieſer Glaube ſtieg auch bei den andern auf, und der Jammer der jungen Weiber ging ihnen zu Herzen, aber ſie ſcheuten ſich, dem Prieſter ihre Pacht mit dem Satan zu bekennen, und Niemand war ſeither zur Beichte gegangen, und Niemand hatte ihm Rede geſtanden. Er war ein gar frommer Mann, ſelbſt die Ritter des Schloſſes trieben keinen Kurzweil, mit ihm, denn er ſagte ihnen die Wahrheit. Wenn einmal die Sache gethan ſei, ſo könne er ſie nicht mehr hindern, hatten die Bauern gedacht; aber jetzt war doch Niemand gern der Erſte, der es ihm berichtete, das Gewiſſen ſagte ihnen wohl warum?

„Endlich drang einem Weibe der Jammer zu Herzen; es lief hin und offenbarte dem Prieſter den Handel und des armen Weibes Wunſch. Gewaltig entſetzte ſich der fromme Mann, aber mit leeren Worten verlor er die Zeit nicht; kühn trat er für eine arme Seele in den Kampf mit dem gewaltigen Widerſacher. Er war einer von denen, die den härteſten Kampf nicht ſcheuen, weil ſie gekrönt werden wollen mit der Krone des ewigen Lebens und weil ſie wohl wiſſen, es werde Keiner gekrönt, er kämpfe denn recht.

„Ums Haus, in welchem das Weib ihrer Stunde harrte, zog er den heiligen Bann mit geweihtem Waſſer, den böſe Geiſter nicht überſchreiten dürfen, ſegnete die Schwelle ein, die ganze Stube und ruhig gebar das Weib, und ungeſtört taufte der Prieſter das Kind. Ruhig blieb es auch draußen, am klaren Himmel flimmerten die hellen Sterne, leiſe Lüfte ſpielten in den Bäumen. Ein wihernd Gelächter wollten die Einen gehört haben von ferne her; die Andern aber meinten, es ſeien nur die Käuzlein geweſen an des Waldes Saum.

„Alle, die da waren aber freuten ſich höchlich, und alle Angſt war verſchwunden, auf immer wie ſie meinten; hätten ſie den Grünen einmal angeführt, ſo könnten ſie es immer thun mit dem gleichen Mittel.

„Ein großes Mahl ward zugerichtet, weit her wurden die Gäſte entboten. Umſonſt mahnte der Prieſter des Herrn von Schmaus und Jubel ab, mahnte zu zagen und zu beten, denn noch ſei der Feind nicht beſiegt, Gott nicht geſühnt. Es ſei ihm im Geiſte, als dürfe er ihnen keine Buße zur Sühnung auferlegen, als nahe ſich eine Buße gewaltig und ſchwer aus Gottes ſelbſteigener Hand. Aber ſie hörten ihn nicht, wollten ihn befriedigen mit Speiſe und Trank. Er aber ging betrübt weg, bat für die, welche nicht wüßten, was ſie thäten, und rüſtete ſich mit Beten und Faſten zu kämpfen als ein getreuer Hirt für die anvertraute Herde.

„Mitten unter den Jubelirenden iſt auch Chriſtine geſeſſen, aber ſonderbar ſtille mit glühenden Wangen, düſtern Augen, ſeltſam ſah man es zucken in ihrem Geſichte. Chriſtine war bei der Geburt zugegen geweſen als erfahrne Wehmutter, war bei der plötzlichen Taufe zu Gevatter geſtanden mit frechem Herzen ohne Furcht, aber wie der Prieſter das Waſſer ſprengte über das Kind und es taufte in den drei höchſten Namen, da war es ihr, als drucke man ihr plötzlich ein feurig Eiſen auf die Stelle, wo ſie des Grünen Kuß empfangen. In jähem Schrecken war ſie zuſammen gezuckt, das Kind faſt zur Erde gefallen und ſeither hatte der Schmerz nicht abgenommen, ſondern ward glühender von Stunde zu Stunde. Anfangs war ſie ſtille geſeſſen, hatte den Schmerz erdrückt und heimlich die ſchweren Gedanken gewälzet in ihrer erwachten Seele, aber immer häufiger fuhr ſie mit der Hand nach dem brennenden Fleck, auf dem ihr eine giftige Wespe zu ſitzen ſchien, die ihr einen glühenden Stachel bohre bis ins Mark hinein. Als keine Wespe zu verjagen war, die Stiche immer heißer wurden, die Gedanken immer ſchrecklicher, da begann Chriſtine ihre Wange zu zeigen, zu fragen, was darauf zu ſehen ſei, und immer von Neuem frug Chriſtine, aber Niemand ſah etwas, und bald mochte Niemand mehr mit dem Spähen auf den Wangen die Luſt ſich kürzen. Endlich konnte ſie noch ein altes Weib erbitten; eben krähte der Hahn, der Morgen graute, da ſah die Alte auf Chriſtinens Wange einen faſt unſichtbaren Fleck. Es ſei nichts, ſagte die Alte, das werde ſchon vergehen, und ging weiter.

„Und Chriſtine wollte ſich tröſten, es ſei nichts und werde bald vergehen; aber die Pein nahm nicht ab und unmerklich wuchs der kleine Punkt und alle ſahen ihn und frugen ſie: was es da ſchwarzes gebe in ihrem Geſichte? Sie dachten nichts beſonders, aber die Reden fuhren ihr wie Stiche ins Herz, weckten die ſchweren Gedanken wieder auf, und immer und immer mußte ſie denken, daß auf den gleichen Fleck der Grüne ſie geküßt, und daß die gleiche Glut, die damals wie ein Blitz durch ihr Gebein gefahren, jetzt bleibend in demſelben brenne und zehre. So wich der Schlaf von ihr, das Eſſen ſchmeckte ihr wie Feuerbrand, unſtät lief ſie hiehin, dorthin, ſuchte Troſt und fand keinen, denn der Schmerz wuchs immer noch, und der ſchwarze Punkt ward größer und ſchwärzer; einzelne dunkle Streifen liefen von ihm aus, und nach dem Munde hin ſchien ſich auf dem runden Flecke ein Höcker zu pflanzen.

„So litt und lief Chriſtine manchen langen Tag und manche lange Nacht, und hatte keinem Menſchen die

Angſt ihres Herzens geoffenbaret, und was ſie vom Grünen auf dieſe Stelle erhalten; aber wenn ſie gewußt hätte, auf welche Weiſe ſie dieſer Pein los werden könnte, ſie hätte Alles im Himmel und auf Erden geopfert. Sie war von Natur ein vermeſſen Weib, jetzt aber ganz erwildet in wüthendem Schmerze.

„Da geſchah es, daß wiederum ein Weib ein Kind erwartete. Dießmal war die Angſt nicht groß, die Leute wohlgemuth, ſobald ſie zu rechter Zeit für den Prieſter ſorgten, meinten ſie, des Grünen ſpotten zu können. Nur Chriſtine war es nicht ſo. Je näher der Tag der Geburt kam, deſto ſchrecklicher ward der Brand auf ihrer Wange, deſto mächtiger dehnte der ſchwarze Punkt ſich aus; deutliche Beine ſtreckte er von ſich aus, kurze Haare trieb er empor, glänzende Punkte und Streifen erſchienen auf ſeinem Rücken, und zum Kopfe ward der Höcker, und glänzend und giftig blitzte es aus demſelben, wie aus zwei Augen hervor. Laut auf ſchrien Alle, wenn ſie die giftige Kreuzſpinne ſahen auf Chriſtines Geſicht, und voll Angſt und Grauen flohen ſie, wenn ſie ſahen, wie ſie feſt ſaß im Geſichte aus demſelben herausgewachſen. Allerlei redeten die Leute, der Eine rieth dieß, der Andere ein anderes, aber Alle mochten Chriſtine gönnen, was es auch ſein mochte, und Alle wichen ihr aus, und flohen ſie, wo es nur möglich war. Je mehr die Leute flohen, deſto mehr trieb es Chriſtine ihnen nach; ſie fuhr von Haus zu Haus; ſie fühlte wohl der Teufel mahne ſie an das verheißene Kind, und um das Opfer den Leuten einzureden mit unumwundenen Worten, fuhr ſie ihnen nach in Höllenangſt. Aber das kümmerte die Andern wenig; was Chriſtine peinigte, that ihnen nicht weh; was ſie litt, hatte, nach ihrer Meinung, ſie verſchuldet, und weil ſie ihr nicht mehr entrinnen konnten, ſo ſagten ſie zu ihr: „Da ſiehe du zu. Keiner hat ein Kind verheißen, darum gibt auch Keiner eins.“ Mit wüthender Rede ſetzte ſie dem eigenen Manne zu. Dieſer floh wie die Andern, und wenn er nicht mehr fliehen konnte, ſo ſprach er Chriſtine kaltblütig zu, ‚das werde ſchon beſſern, das ſei ein Malzeichen, wie gar viele deren hätten, wenn es einmal ausgewachſen ſei, ſo höre der Schmerz auf und leicht ſei es dann abzubinden.

„Unterdeſſen aber hörte der Schmerz nicht auf, jedes Bein ward ein Höllenbrand, der Spinne Leib die Hölle ſelbſt, und als des Weibes erwartete Stunde kam, da war es Chriſtine als umwalle ſie ein Feuermeer, als wühlten feurige Meſſer in ihrem Mark, als führen feurige Wirbelwinde durch ihr Gehirn. Die Spinne aber ſchwoll an, bäumte ſich auf, und zwiſchen den kurzen Borſten hervor quollen giftig ihre Augen. Als Chriſtine in ihrer glühenden Pein nirgends Theilnahme, die Kreiſende wohl bewacht fand, da ſtürzte ſie einer Wirbelſinnigen gleich den Weg entlang, den der Prieſter kommen mußte.

„Raſchen Schrittes kam derſelbe der Halde entlang, begleidet vom handfeſten Sigriſt; die heiße Sonne und der ſteile Weg hemmten die Schritte nicht, denn es galt eine Seele zu retten, ein unendlich Unglück zu wenden, und von entferntem Kranken kommend, bangte dem Prieſter vor ſchrecklicher Säumniß. Verzweifelnd warf Chriſtine ſich ihm in den Weg, umfaßte ſeine Knie, bat um Löſung aus ihrer Hölle, um das Opfer des Kindes, das noch kein Leben kenne, und die Spinne ſchwoll noch höher auf, funkelte ſchrecklich ſchwarz in Chriſtines roth angelaufenem Geſichte und mit gräßlichen Blicken glotzte ſie nach des Prieſters heiligen

Geräthen und Zeichen. Dieſer aber ſchob Chriſtine raſch zur Seite, und ſchlug das heilige Zeichen; er ſah da den Feind wohl, aber er ließ den Kampf, um eine Seele zu retten. Chriſtine aber fuhr auf, ſtürmte ihm nach und verſuchte das Aeußerſte; doch des Sigriſten ſtarke Hand hielt das wüthende Weib vom Prieſter ab und zur Zeit noch konnte er das Haus ſchützen, in geweihte Hände das Kind empfangen und in die Hände deſſen legen, den die Hölle nie überwältigt. Draußen hatte unterdeſſen Chriſtine einen ſchrecklichen Kampf gekämpfet. Sie wollte das Kind ungetauft in ihre Hände, wollte hinein ins Haus, aber ſtarke Männer wehrten es.

„Windſtöße ſtießen an das Haus, der fahle Blitz umzüngelte es, aber die Hand des Herrn war über ihm; es wurde das Kind getauft und Chriſtine umkreiſte vergeblich und machtlos das Haus. Von immer wilderer Höllenqual ergriffen ſtieß ſie Töne aus, die nicht Tönen glichen einer Menſchenbruſt; das Vieh ſchlotterte in den Ställen und riß von den Stricken; die Eichen im Walde rauſchten auf, ſich entſetzend.

„Im Hauſe begann der Jubel über den neuen Sieg, des Grünen Ohnmacht, ſeiner Helfershelferin vergeblich Ringen; draußen aber lag Chriſtine von entſetzlicher Pein zu Boden geworfen, und in ihrem feurigen Geſichte begannen Wehen zu kreiſen, wie ſie noch keine Wöchnerin erfahren auf Erden, und die Spinne im Geſichte ſchwoll immer höher auf und brannte immer glühender durch ihr Gebein.

„Da war es Chriſtine, als ob plötzlich das Geſicht ihr platze, als ob glühende Kohlen geboren würden in demſelben, lebendig würden, ihr gramſelten über das Geſicht weg, über alle Glieder weg, als ob alles an ihr lebendig würde und glühend gramſle über den ganzen Leib weg. Da ſah ſie in der Blitze fahlem Scheine langbeinig giftig, unzählbare ſchwarze Spinnen laufen über ihre Glieder, hinaus in die Nacht, und den entſchwundenen liefen langbeinig giftig, unzählbare andere nach. Endlich ſah ſie keine mehr den frühern folgen, der Brand im Geſichte legte ſich, die Spinne ließ ſich nieder, ward zum faſt unſichtbaren Punkte wieder, ſchaute mit erlöſchenden Augen ihrer Höllenbrut nach, die ſie geboren hatte, und ausgeſandt, zum Zeichen, wie der Grüne mit ſich ſpaſſen laſſe.

„Matt, einer Wöchnerin gleich, ſchlich Chriſtine nach Hauſe, wenn ſchon die Glut ſo heiß nicht mehr brannte auf dem Geſichte, die Glut im Herzen hatte nicht abgenommen; wenn ſchon die matten Glieder nach Ruhe ſich ſehnten, der Grüne ließ ihr keine Ruhe mehr; wen er einmal hat, dem macht er es ſo.

„Drinnen im Hauſe aber da jubelten ſie und freuten ſich, und hörten lange nicht, wie das Vieh brüllte und tobte im Stalle. Endlich fuhren ſie doch auf, man ging nachzuſehen, ſchreckensblaß kamen die wieder, die gegangen waren, und brachten die Kunde, die ſchönſte Kuh liege todt, die Uebrigen tobten und wütheten, wie ſie es nie geſehen. Da ſei es nicht richtig, etwas Abſonderliches walte da. Da verſtummte der Jubel, Alles lief nach dem Vieh, deſſen Gebrüll erſcholl über Berg und Thal, aber Keiner hatte Rath. Gegen den Zauber verſuchte man weltliche und geiſtliche Künſte; aber alle umſonſt; ehe noch der Tag graute, hatte der Tod das ſämmtliche Vieh im Stalle geſtreckt. Wie es aber hier ſtumm wurde, ſo begann es da zu brüllen und dort zu brüllen; die da waren, hörten wie in ihre Ställe die Noth gebrochen, wehlich das Vieh ſeine Meiſter zu Hülfe rief in ſeiner grauſen Angſt.

„Als ob die Flamme aus ihrem Dache ſchlüge eilten ſie heim, aber Hülfe brachten ſie keine; hier wie dort ſtreckte der Tod das Vieh; Wehgeſchrei von Menſchen und Thieren erfüllten Berge und Thäler, und die Sonne, welche das Thal ſo fröhlich verlaſſen, ſah in entſetzlichem Jammer hinein. Als die Sonne ſchien, ſahen endlich die Menſchen, wie es in den Ställen, in denen das Vieh gefallen war, wimmle von zahlloſen ſchwarzen Spinnen. Dieſe krochen über das Vieh, das Futter, und was ſie berührten, war vergiftet, und was lebendig war, begann zu toben, ward bald vom Tode geſtreckt. Von dieſen Spinnen konnte man keinen Stall, in dem ſie waren, ſäubern, es war als wüchſen ſie aus dem Boden herauf; konnte keinen Stall, in dem ſie noch nicht waren, vor ihnen behüten, unverſehens krochen ſie aus allen Wänden, fielen Haufenweiſe von der Diele. Man trieb das Vieh auf die Weiden, man trieb es nur dem Tode in den Rachen. Denn wie eine Kuh auf eine Weide den Fuß ſetzte, ſo begann es lebendig zu werden am Boden, ſchwarze lange Spinnen ſproßten auf, ſchreckliche Alpenblumen, krochen auf am Vieh, und ein fürchterlich wehlich Geſchrei erſchallt von den Bergen nieder zu Thale. Und alle dieſe Spinnen ſahen der Spinne auf Chriſtinens Geſicht ähnlich wie Kinder der Mutter, und ſolche hatte man noch keine geſehen.

„Das Geſchrei der armen Thiere war auch zum Schloſſe gedrungen, und bald kamen ihm auch Hirten nach, verkündend, daß ihr Vieh gefallen von den giftigen Thieren, und in immer höherm Zorne vernahm der von Stoffeln, wie Herde um Herde verloren gegangen, vernahm, welchen Pacht man mit dem Grünen gehabt, wie man ihn zum zweitenmale betrogen und daß die Spinnen ſo ähnlich ſeien wie Kinder der Mutter, der Spinne in der Lindauerin Geſicht, die mit dem Grünen den Bund gemacht alleine, und nie rechten Bericht darüber gegeben. Da ritt der von Stoffeln in grimmem Zorn den Berg hinauf und donnerte die Armen an, daß er nicht um ihretwillen Herde um Herde verlieren wolle, um was er geſchädigt worden, müßten ſie erſetzen, und was ſie verſprochen, das müßten ſie halten, was ſie freiwillig gethan, das müßten ſie tragen. Schaden leiden ihretwegen wolle er nicht, oder leide er, ſo müßten ſie ihn büßen tauſendfältig. Sie könnten ſich vorſehen. So redete er zu ihnen, unbekümmert um das, was er ihnen zumuthete, nnd daß er ſie dazu getrieben, fiel ihm nicht bei, und was ſie gethan, rechnete er ihnen zu.

„Den Meiſten ſchon war es aufgedämmert, daß die Spinnen eine Plage des Böſen ſeien, eine Mahnung, den Pacht zu halten, und daß Chriſtine Näheres darum wiſſen müßte, ihnen nicht Alles geſagt hätte, was ſie mit dem Grünen verhandelt. Nun zitterten ſie wieder vor dem Grünen, lachten ſeiner nicht mehr, zitterten vor ihrem weltlichen Herren; und wenn ſie jenen befriedigten, was ſagte der geiſtliche Herr dazu, erlaubte er es, und hätte dann der keine Buße für ſie? So in der Angſt verſammelten ſich die Angeſehenſten in einſamer Scheuer, und Chriſtine mußte kommen und klaren Beſcheid geben, was ſie eigentlich verhandelt.

„Chriſtine kam verwildert, racheburſtig, aufs neue von der wachſenden Spinne gefoltert.

„Als ſie das Zagen der Männer ſah und keine Weiber, da erzählte ſie Punktum, was ihr begegnet: wie der Grüne ſie ſchnell beim Worte genommen und ihr zum Pfande einen Kuß gegeben, den ſie nicht mehr geachtet als andere. Wie ihr jetzt auf ſelbigem Fleck die Spinne gewachſen ſei unter Höllenpein vom Augenblicke an, als man das erſte Kind getauft. Wie die Spinne, eben als man das zweite Kind getauft und den Grünen genarrt, unter Höllenpein die Spinnen geboren in ungemeſſener Zahl; denn narren laſſe er ſich nicht ungeſtraft, wie ſie es fühle in tauſendfachen Todesſchmerzen. Jetzt wachſe die Spinne wieder, die Pein mehre ſich, und wenn das nächſte Kind nicht des Grünen werde, ſo wiſſe Niemand, wie gräßlich die einbrechende Plage ſei, wie gräßlich des Ritters Rache.

„So erzählte Chriſtine und die Herzen der Männer bebten, und lange wollte Keiner reden. Nach und nach kamen aus den angſtgepreßten Kehlen abgebrochene Laute hervor, und wenn man ſie zuſammenſetzte, ſo meinten ſie gerade was Chriſtine meinte, aber kein Einzelner hatte ſeine Einwilligung gegeben in ihren Rath. Nur einer ſtand auf und redete kurz und deutlich: das Beſte ſchiene ihm, Chriſtine todt zu ſchlagen, ſei einmal die todt, ſo könnte der Grüne an der Todten ſich halten, hätte keine Handhabe mehr an den Lebendigen. Da lachte Chriſtine wild auf, trat ihm unter das Geſicht und ſagte: er ſolle zuſchlagen, ihr ſei es recht, aber der Grüne wolle nicht ſie, ſondern ein ungetauft Kind, und wie er ſie gezeichnet, eben ſo gut könne er die Hand zeichnen, die an ihr ſich vergreife. Da zuckte es in des Mannes Hand, der allein geredet, er ſetzte ſich und hörte ſchweigend dem Rathe der Andern. Und abgebrochen, wo Keiner Alles ſagte, ſondern Jeder nur etwas, das wenig bedeuten ſollte, kam man überein, das nächſte Kind zu opfern, aber Keiner wollte ſeine Hand bieten dazu, Niemand das Kind an den Kilchſtalden tragen, wo man die

Buchen hingelegt hatte. Zum allgemeinen Beſten, wie ſie meinten, den Teufel zu brauchen, hatte Keiner ſich geſcheut, aber perſönliche Bekanntſchaft mit ihm zu machen begehrte Keiner. Da erbot ſich Chriſtine willig dazu; denn hat man einmal mit dem Teufel zu thun gehabt, ſo kann es das zweite Mal wenig mehr ſchaden. Man wußte wohl, wer das nächſte Kind gebären ſollte, aber man redete nichts davon und der Vater deſſelben war nicht zugegen.

„Verſtändigt mit und ohne Worte, ging man auseinander.

„Das junge Weib, welches in jener grauenvollen Nacht, wo Chriſtine Bericht vom Grünen brachte, gezaget und geweinet hatte, ſie wußte damals nicht warum, erwartete nun das nächſte Kind. Die frühern Vorgänge machten ſie nicht getroſt und zuverſichtlich; eine unnennbare Angſt lag auf ihrem Herzen, ſie konnte ſie weder mit Beten noch Beichten wegbringen. Ein verdächtiges Schweigen ſchien ihr, ſie zu umringen, Niemand ſprach von der Spinne mehr; verdächtig ſchienen ihr alle Augen, die auf ihr ruhten, ſchienen ihr zu berechnen die Stunde, in welcher ſie ihres Kindes habhaft werden, den Teufel verſöhnen könnten.

„So einſam und verlaſſen fühlte ſie ſich gegen die unheimliche Macht um ſich; keinen Beiſtand hatte ſie als ihre Schwiegermutter, eine fromme Frau, die zu ihr ſtund, aber was vermag eine alte Frau gegen eine wilde Menge. Sie hatte ihren Mann; der hatte alles Gute wohl verſprochen; aber wie jammerte der um ſein Vieh und gedachte ſo wenig des armen Weibes Angſt! Es hatte der Prieſter verheißen, zu kommen, ſo ſchnell und ſo früh zu kommen als man ihn verlange, aber was konnte begegnen vom Augenblicke an, da man geſandt, bis daß er kam, und das arme Weib hatte keinen zu verläſſigern Boten als den eignen Mann, der ihm Schutz und Wache ſein ſollte; und ſie wohnte dazu noch mit Chriſtine in einem Hauſe und ihre Männer waren Brüder und keine eigenen Verwandte hatte ſie; als Waiſe war ſie ins Haus gekommen! Man kann ſich des armen Weibes Herzensangſt denken, nur im Beten mit der frommen Mutter fand ſie einiges Vertrauen, das allſobald wieder ſchwand, ſobald ſie in die böſen Augen ſah.

„Unterdeſſen war die Krankheit noch immer da; ſie unterhielt den Schrecken. Freilich nur hie und da fiel ein Stück, nur ſelten zeigten ſich die Spinnen. Aber ſobald bei Jemand der Schreck nachließ, ſobald irgend einer dachte oder ſagte: das Uebel laſſe von ſelbſten nach und man ſollte ſich wohl bedenken, ehe man an einem Kinde ſich verſündige, ſo nahm Chriſtinens Höllenpein zu, die Spinne blähte ſich hoch auf, und dem der ſo gedacht oder geredet, kehrte mit neuer Wuth der Tod in ſeine Herde ein. Je näher die erwartete Stunde kam, um ſo mehr ſchien die Noth wieder zuzunehmen, und ſie erkannten, daß ſie beſtimmte Abrede treffen müßten, wie ſie des Kindes ſicher und ſonder Fehl ſich bemächtigen könnten. Den Mann fürchteten ſie am meiſten, und Gewalt gegen ihn zu brauchen, war ihnen zuwider. Da übernahm Chriſtine ihn zu gewinnen, und ſie gewann ihn. Er wollte um die Sache nicht wiſſen, ſeinem Weibe zu Willen ſein, den Prieſter holen, aber nicht eilen, und was in ſeiner Abweſenheit vorgehe, darnach wolle er nicht fragen; ſo fand er ſich mit ſeinem Gewiſſen ab; mit Gott wollte er ſich durch Meſſen abfinden, und für des armen Kindes Seele ſei vielleicht auch noch etwas zu thun, dachte er, vielleicht gewinne der fromme Prieſter es dem Teufel wieder ab, dann ſeien ſie aus dem Handel, hatten das Ihre gethan und den Böſen doch geprellt. So dachte der Mann, und jedenfalls, es möge nun gehen, wie es wolle, ſo hätte er an der ganzen Sache keine Schuld, ſobald er nicht mit ſelbſt eigenen Händen dabei thätig ſei.

„So war das arme Weibchen verkauft, und wußte es nicht, hoffte mit Bangen nach Rettung; und beſchloſſen im Rathe der Menſchen war der Stoß in ſein Herz — aber was der droben beſchloſſen hatte, das deckten noch die Wolken, die vor der Zukunft liegen.

„Es war ein gewitterhaftes Jahr und die Erndte gekommen; alle Kräfte wurden angeſpannt, um in den heitern Stunden das Korn unter das ſichere Dach zu bringen. Es war ein heißer Nachmittag, ſchwarze Häupter ſtreckten die Wolken über die dunkeln Berge empor, ängſtlich ums Dach flatterten die Schwalben, und dem armen Weibchen ward ſo eng und bang allein im Hauſe, denn ſelbſt die Großmutter war draußen auf dem Acker zu helfen mit dem Willen mehr als mit der That. Da zuckte zweiſchneidend der Schmerz ihr durch Mark und Bein, es dunkelte vor ihren Augen, ſie fühlte das Nahen ihrer Stunde, und war allein. Die Angſt trieb ſie aus dem Hauſe; ſchwerfällig ſchritt ſie dem Acker zu, aber bald mußte ſie ſich niederſetzen; ſie wollte in die Ferne die Stimme ſchicken, aber dieſe wollte nicht aus der beklemmten Bruſt. Bei ihr war ein klein Bübchen, das erſt ſeine Beinchen brauchen lernte, das nie noch auf eignen Beinen auf dem Acker geweſen war, ſondern nur auf der Mutter Arm. Dieſes Bübchen mußte das arme Weib als ihren Boten brauchen, wußte nicht, ob es den Acker finden, ob ſeine Beinchen dahin es tragen würden. Aber das treue Bübchen ſah, in welcher Angſt die Mutter war, und lief und fiel und ſtand wieder auf, und die Katze jagte ſeine Kaninchen, Tauben und Hühner liefen ihm um die Füße, ſtoßend und ſpielend ſprang ſein Lamm ihm nach; aber das Bübchen ſah Alles nicht, ließ ſich nicht ſäumen und richtete treulich ſeine Botſchaft aus.

„Athemlos erſchien die Großmutter, aber der Mann ſäumte; nur das Fuder ſolle er noch ausladen, hieß es. Eine Ewigkeit verſtrich, endlich kam er, und wiederum verſtrich eine Ewigkeit, endlich ging er langſam auf den langen Weg, und in Todesangſt fühlte das arme Weib, wie ihre Stunde ſchneller und ſchneller nahte.

„Frohlockend hatte Chriſtine draußen auf dem Acker Allem zugeſehen. Heiß brannte wohl die Sonne zu der ſchweren Arbeit, aber die Spinne brannte faſt gar nicht mehr und leicht ſchien ihr der Gang in den nächſten Stunden. Sie trieb fröhlich die Arbeit und eilte mit dem Heimgehn nicht, wußte ſie doch, wie langſam der Bote war. Erſt als die letzte Garbe geladen war, und Windſtöße das nahe Gewitter verkündeten, eilte Chriſtine ihrer Beute zu, die ihr geſichert war; ſo meinte ſie. Und als ſie heimging, da winkte ſie bedeutungsvoll manchem Begegnenden; ſie nickten ihr zu, trugen raſch die Botſchaft heim; da ſchlotterte manches Knie und manche Seele wollte beten in unwillkürlicher Angſt, aber ſie konnte nicht.

„Drinnen im Stübchen wimmerte das arme Weib und zu Ewigkeiten wurden die Minuten, und die Großmutter vermochte den Jammer nicht zu ſtillen, mit Beten und Tröſten. Sie hatte das Stübchen wohl verſchloſſen und ſchweres Geräthe vor die Thüre geſtellt. So lange ſie allein im Hauſe waren, war es noch dabei zu ſein, aber als ſie Chriſtine heimkommen ſahen, als ſie ſchleichende Tritte an der Thüre hörten, als ſie draußen noch manch andern Tritt hörten und heimliches Flüſtern, kein Prieſter ſich zeigte, kein anderer treuer Menſch, und näher und näher der ſonſt ſo erſehnte Augenblick trat, da kann man ſich denken, in welcher Angſt die armen Weiber ſchwammen, wie in ſiedendem Oele, ohne Hülfe und ohne Hoffnung. Sie hörten, wie Chriſtine nicht von der Thüre wich; es fühlte das arme Weib ihrer wilden Schwägerin feurige Augen durch die Thüre hindurch, und ſie brannten ſie durch Leib und Seele. Da wimmerte das erſte Lebenszeichen eines Kindes durch die Thüre, unterdrückt ſo ſchnell als möglich, aber zu ſpät. Die Thüre flog auf von wüthendem vorbereiteten Stoße, und wie auf ſeinen Raub der Tiger ſtürzt, ſtürzt Chriſtine auf die arme Wöchnerin. Die alte Frau, die dem Sturm ſich entgegenwirft, fällt nieder; in heiliger Mutterangſt rafft die Wöchnerin ſich auf, aber der ſchwache Leib bricht zuſammen, in Chriſtinens Händen iſt das Kind; ein gräßlicher Schrei bricht aus dem Herzen der Mutter, dann hüllt ſie in ſchwarzen Schatten die Ohnmacht.

„Zagen und Grauen ergriff die Männer, als Chriſtine mit dem geraubten Kinde heraus kam. Das Ahnen einer grauſen Zukunft ging ihnen auf, aber keiner hatte Muth, die That zu hemmen, und die Furcht vor des Teufels Plagen war ſtärker, als die Furcht vor Gott. Nur Chriſtine zagte nicht; glühend leuchtete ihr Geſicht, wie es dem Sieger leuchtet nach überſtandenem Kampfe; es war ihr, als ob die Spinne in ſanftem Jucken ihr liebkoſe; die Blitze, die auf ihrem Wege zum

Kilchſtalden ſie umzüngelten, ſchienen ihr fröhliche Lichter, der Donner ein zärtlich Grollen, ein lieblich Säuſeln der racheſchnaubende Sturm.

„Hans, des armen Weibes Mann, hatte ſein Verſprechen nur zu gut gehalten. Langſam war er ſeines Weges gegangen, hatte bedächtig jeden Acker beſchaut, jedem Vogel nachgeſehen, den Fiſchen im Bache abgewartet, wie ſie ſprangen und Mücken fingen vor dem eintretenden Gewitter. Dann juckte er vorwärts, raſche Schritte that er, einen Anſatz zum Springen nahm er; es war etwas in ihm, das ihn jagte, das ihm die Haare auf dem Kopfe emportrieb; es war das Gewiſſen, das ihm ſagte, was ein Vater verdiene, der Weib und Kind verrathe; es war die Liebe, die er doch noch hatte zu ſeinem Weibe und ſeiner Leibesfrucht. Aber dann hielt ihn wieder ein anderes, und das war ſtärker als das erſte, es war die Furcht vor den Menſchen, die Furcht vor dem Teufel und die Liebe zu dem, was dieſer ihm nehmen konnte. Dann ging er wieder langſamer, langſam wie ein Menſch, der ſeinen letzten Gang thut, der zu ſeiner Richtſtätte geht. Vielleicht war es auch ſo; weiß doch gar mancher Menſch nicht, daß er den letzten Gang thut; wenn er es wüßte, er thäte ihn nicht, oder anders.

„So war es ſpät geworden, ehe er auf Sumiswald kam. Schwarze Wolken jagten über den Münneberg her; ſchwere Tropfen fielen, verſengten im Staube, und dumpf begann das Glöcklein im Thurme die Menſchen zu mahnen, daß ſie denken möchten an Gott und ihn bitten, daß er ſein Gewitter nicht zum Gerichte werden laſſe über ſie. Vor ſeinem Hauſe ſtand der Prieſter, zu jeglichem Gange gerüſtet, damit er bereit ſei, wenn ſein Herr, der über ſeinem Haupte daher fuhr, zu einem Sterbenden oder einem brennenden Hauſe oder ſonſt wohin ihn rufe. Als er Hans kommen ſah, erkannte er den Ruf zum ſchweren Gange, ſchürzte ſein Gewand und ſandte Botſchaft ſeinem läutenden Sigriſt, daß er ſich ablöſen laſſe am Glockenſtrang und ſich einfinde zu ſeinem Begleit. Unterdeſſen ſtellte er Hans einen Labetrunk vor, ſo wohlthätig nach raſchem Laufe in ſchwüler Luft, deſſen Hans nicht bedürftig war; der Prieſter ahndete die Tücke des Menſchen nicht. Bedächtig labte ſich Hans. Zögernd fand der Sigriſt ſich ein, und nahm gerne Theil an dem Tranke, den Hans ihm bot. Gerüſtet ſtand vor ihnen der Prieſter, verſchmähend jeden Trank, den er zu ſolchem Gang und Kampf nicht bedurfte. Er hieß ungerne von der Kanne weggehen, die er aufgeſtellt, ungerne verletzte er die Rechte des Gaſtes; aber er kannte ein Recht, das höher war als das Gaſtrecht, das ſäumige Trinken fuhr ihm zornig durch die Glieder.

„Er ſei fertig, ſagte er endlich, ein bekümmert Weib harre, und über ihm ſei eine grauenvolle Unthat, und zwiſchen das Weib und die Unthat müßte er ſtehen mit heiligen Waffen, darum ſollten ſie nicht ſäumen, ſondern kommen, droben werde wohl noch etwas ſein, für den, der den Durſt hier unten nicht gelöſcht. Da ſprach Hans, des harrenden Weibes Mann: es eile nicht ſo ſehr, bei ſeinem Weibe gehe jede Sache ſchwer. Und alſobald flammte ein Blitz in die Stube, daß Alle geblendet waren, und ein Donner brach los überm Hauſe, daß jeder Pfoſten am Hauſe, jedes Glied im Hauſe bebte. Da ſprach der Sigriſt, als er ſeinen Segenſpruch vollendet: Hört wie es macht draußen, und der Himmel hat ſelbſt beſtätigt, was Hans geſagt, daß wir warten ſollen, und was nützte es, wenn wir gingen, lebendig kämen wir doch nimmer hinauf, und er ſelbſt hat ja geſagt, daß es bei ſeinem Weibe nicht ſolche Eile habe. Und allerdings ſtürmte ein Gewitter daher, wie man in Menſchengedenken nicht oft erlebt. Aus allen Schlünden und Gründen ſtürmte es heran, ſtürmte von allen Seiten, von allen Winden getrieben über Sumiswald zuſammen; und jede Wolke ward zum Kriegesheer und eine Wolke ſtürmte an die andere, eine Wolke wollte der andern Leben, und eine Wolkenſchlacht begann und das Gewitter ſtund, und Blitz auf Blitz ward entbunden, und Blitz auf Blitz ſchlug zur Erde nieder, als ob ſie ſich einen Durchgang bahnen wollten durch der Erde Mitte auf der Erde andere Seite. Ohne Unterlaß brüllte der Donner, zornesvoll heulte der Sturm, geborſten war der Wolken Schooß, Fluthen ſtürzten nieder, aber ſeiner Gefährten wegen zauderte er. Als ſo plötzlich und gewaltig die Wolkenſchlacht losbrach, da hatte der Prieſter dem Sigriſten nicht geantwortet, aber ſich nicht niedergeſetzt, und ein immerſteigendes Bangen ergriff ihn, ein Drang kam ihn an, ſich hinauszuſtürzen in der Elemente Toben; da ward ihm als höre er durch des Donners ſchreckliche Stimme eines Weibes markdurchſchneidenden Wehruf; der Donner ward ihm plötzlich zu Gottes ſchrecklichem Scheltwort ſeiner Säumniß; er machte ſich auf, was auch die beiden andern ſagen mochten. Er ſchritt, gefaßt auf Alles, hinaus in die feurigen Wetter, in des Sturmes Wuth, der Wolken Fluth; langſam, unwillig kamen die Beiden ihm nach.

„Es ſauste und brauste und toſete, als ſollten dieſe Töne zuſammenſchmelzen zur letzten Poſaune, die der Welten Untergang verkündet, und feurige Garben fielen über das Dorf, als ſollte jede Hütte aufflammen; aber der Diener deſſen, der dem Donner ſeine Stimme gibt und den Blitz zu ſeinem Knechte hat, hat ſich vor dieſem Mitknechte des gleichen Herrn nicht zu fürchten, und wer auf Gottes Wegen geht, kann getroſt Gottes Wettern das Seine überlaſſen. Darum ſchritt der Prieſter unerſchrocken durch die Wetter dem Kilchſtalden zu. Aber nicht in gleichem Muthe folgten ihm die andern, denn nicht am gleichen Orte war ihr Herz; ſie wollten nicht den Kilchſtalden ab, nicht in ſolchem Wetter, nicht in ſpäter Nacht, und Hans hatte noch einen beſondern Grund, warum er nicht wollte. Sie baten den Prieſter umzukehren, auf andern Wegen zu gehen, Hans wußte nähere, der Sigriſt beſſere, beide warnten vor den Waſſern im Thale, der aufgeſchwollenen Grüne. Aber der Prieſter hörte nicht, achtete ihrer Rede nicht; von einem wunderbaren Drange getrieben, eilte er auf den Flügeln des Gebetes dem Kilchſtalden zu, ſein Fuß ſtieß an keinen Stein, ſein Auge ward durch keinen Blitz geblendet; bebend und weit hinter ihm, gedeckt, wie ſie meinten, durch das Heiligſte, das der Prieſter ſelbſten trug, folgten Hans und der Sigriſt ihm nach.

„Als ſie aber hinaus kamen vor das Dorf, wo ins Thal hinunter der Stalden ſich ſenkt, da ſteht der Prieſter plötzlich ſtill und ſchirmt mit der Hand die Augen. Unterhalb der Kapelle ſchimmert in des Blitzes Schein eine rothe Feder, und des Prieſters ſcharfes Auge ſieht aus grünem Haage hervorragen ein ſchwarzes Haupt, und auf dieſem ſchwankt die rothe Feder. Und wie er noch länger ſchaut, ſieht er am jenſeitigen Abhange in ſchnellſtem Laufe, wie gejagt von des Windes wildeſtem Stoße, daher fliegen eine wilde Geſtalt dem dunkeln Haupte zu, auf dem einer Fahne gleich die rothe Feder ſchwankte.

„Da loderte im Prieſter auf der heilige Kampfesdrang, der, den Böſen ahnend, über die kömmt, die Gott geweihten Herzens ſind, wie der Trieb über das Samenkorn kömmt, wenn das Leben in daſſelbe dringt, wie er in die Blume dringt, wenn ſie ſich entfalten ſoll, wie er über den Helden kömmt, wenn ſein Feind das Schwert erhebt. Und wie der Lechzende in des Stromes kühle Fluth, wie der Held zur Schlacht, ſtürzte der Prieſter den Stalden nieder, ſtürzte zum kühnſten Kampf, drang zwiſchen den Grünen und Chriſtine, die eben das Kindlein in des andern Arme legen wollte, mitten hinein, ſchmetterte zwiſchen ſie die drei höchſten heiligen Namen, hält das Heiligſte dem Grünen ans Geſicht, ſprengt heiliges Waſſer über das Kind und trifft Chriſtine zugleich. Da fährt mit fürchterlichem Wehegeheul der Grüne von dannen, wie ein glutrother Streifen zuckt er dahin, bis die Erde ihn verſchlingt; vom geweihten Waſſer berührt, ſchrumpft mit entſetzlichem Ziſchen Chriſtine zuſammen, wie Wolle im Feuer, wie Kalk im Waſſer, ſchrumpft ziſchend, Flammen ſprühend zuſammen, bis auf die ſchwarze, hochaufgeſchwollene, grauenvolle Spinne in ihrem Geſichte, ſchrumpft mit dieſer zuſammen, ziſcht in dieſe hinein, und dieſe ſitzt nun giftſtrotzend trotzig mitten auf dem Kinde, und ſprüht aus ihren Augen zornige Blicke dem Prieſter entgegen. Dieſer ſprengt ihr Weihwaſſer entgegen, es ziſcht wie auf heißem Steine gewöhnliches Waſſer; immer größer wird die Spinne, ſtreckt immer weiter ihre ſchwarzen Beine aus über das Kind, glotzt immer giftiger den Prieſter an; da faßt dieſer in feuriger Glaubenswuth nach ihr mit kühner Hand. Es iſt als wenn er griffe in glühende Stacheln hinein, aber unerſchüttert greift er feſt, ſchleudert das

Ungeziefer weg, faßt das Kind, und eilt mit ihm ſonder Weile der Mutter zu.

„Und wie ſein Kampf zu Ende war, ſtillte ſich auch der Kampf der Wolken, ſie eilten wieder in ihre dunkeln Kammern; bald flimmerte in ſtillem Sternenlicht das Thal, in dem kurz vorher die wildeſte Schlacht getobet, und faſt athemlos ereilte der Prieſter das Haus, in welchem an Mutter und Kind die Frevelthat begangen worden.

„Dort war die Mutter noch ohnmächtig, mit dem gellenden Schrei hatte ſie ihr Leben fortgeſendet; neben ihr ſaß betend die Alte, ſie baute noch auf Gott, daß er mächtiger ſei als der Teufel böſe. Mit dem Kinde brachte der Prieſter der Mutter auch das Leben zurück. Als ſie erwachend das Kindlein wieder ſah, durchfloß ſie eine Wonne, wie ſie nur die Engel im Himmel kennen, und auf der Mutter Armen taufte der Prieſter das Kind im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes; und jetzt war es entriſſen des Teufels Gewalt auf immer, bis es ſich ihm freiwillig übergeben wollte. Aber vor dem hütete es Gott, in deſſen Gewalt jetzt ſeine Seele übergeben worden, während der Leib von der Spinne vergiftet blieb.

„Bald ſchied ſeine Seele wieder, und wie mit Brandflecken war das Leibchen gezeichnet. Die arme Mutter weinte wohl, aber wo jeder Theil wieder dahin gehet, wo er hin gehöret: zu Gott die Seele, zur Erde der Leib, da findet ſich der Troſt ein, früher dem, ſpäter jenem.

„Sobald der Prieſter ſein heilig Amt verrichtet hatte, begann er ein ſeltſam Jucken zu fühlen in Hand und Arm, womit er die Spinne weggeſchleudert. Kleine ſchwarze Flecken ſah er auf der Hand, ſichtbarlich wurden ſie größer und ſchwollen auf; Todesſchauer rieſelte ihm durchs Herz. Er ſegnete die Weiber und eilte heim; die heiligen Waffen wollte er als getreuer Streiter wieder dahin bringen, wo ſie hin gehörten, damit ſie einem andern nach ihm zur Hand ſeien. Hoch auf ſchwoll der Arm, ſchwarze Beulen quollen immer höher auf; er kämpfte mit des Todes Mattigkeit, aber er erlag ihr nicht.

„Als er an den Kilchſtalden kam, da ſah er Hans, den gottvergeſſenen Vater, von dem man nicht wußte wo er geblieben, mitten im Wege auf dem Rücken liegen. Hochgeſchwollen und brandſchwarz war ſein Geſicht, und mitten auf demſelben ſaß groß und ſchwarz und grauſig die Spinne. Als der Pfarrer kam, blähte ſie ſich auf, giftig bäumten ſich die Haare auf ihrem Rücken, giftig und ſprühend glotzten ihre Augen ihn an, ſie that wie die Katze, wenn ſie ſich rüſtet zu einem Sprunge in ihres Todfeindes Geſicht. Da begann der Prieſter einen guten Spruch und hob die heiligen Waffen und die Spinne ſchrack zuſammen, kroch langbeinig vom ſchwarzen Geſichte, verlor ſich in ziſchendem Graſe. Darauf ging der Pfarrer vollends heim, ſtellte das Allerheiligſte an ſeinen Ort, und während wilde Schmerzen den Leib zum Tode riſſen, harrte in ſüßem Frieden ſeine Seele ihres Gottes, für den ſie recht geſtritten in kühnem Gotteskampfe, und lange ließ Gott ſie nicht harren.

„Aber ſolch ſüßer Friede, der ſtill des Herrn harret, war hinten im Thale, war oben auf den Bergen nicht.

„Von dem Augenblicke an, als Chriſtine mit dem geraubten Kinde den Berg hinunter gefahren war dem Teufel zu, war heilloſer Schreck in alle Herzen gefahren. Während dem fürchterlichen Ungewitter bebten die Menſchen in den Schrecken des Todes, denn ihre

Herzen wußten wohl, wenn Gottes Hand vernichtend über ſie komme, ſo ſei es mehr als wohlverdient. Als das Gewitter vorüber war, lief die Kunde von Haus zu Haus, wie der Pfarrer das Kindlein zurückgebracht und getauft, aber kein Hans, keine Chriſtine geſehen worden.

„Der grauende Morgen fand lauter bleiche Geſichter, und die ſchöne Sonne färbte ſie nicht, denn Alle wußten wohl, daß nun erſt das Schreckliche kommen werde. Da hörte man, daß mit ſchwarzen Beulen der Pfarrer geſtorben, man fand Hans mit ſchrecklichem Geſichte, und von der gräßlichen Spinne, in die Chriſtine verwandelt worden, hörte man ſeltſam verwirrte Worte.

„Es war ein ſchöner Erndtetag, aber keine Hand rührte ſich zur Arbeit; die Leute liefen zuſammen, wie man es pflegt am Tage nach dem Tage, an welchem ein großes Unglück begegnet iſt. Sie fühlten erſt jetzt in ihren bebenden Seelen ſo recht was es heiße, von irdiſcher Noth und Plage mit einer unſterblichen Seele ſich loskaufen zu wollen; fühlten, daß ein Gott im Himmel ſei, der alles Unrecht, das armen Kindern, die ſich nicht wehren können, angethan wird, fürchterlich räche. So ſtunden ſie bebend zuſammen, und jammerten, und wer bei den Andern war, der durfte nicht mehr heim, und doch war Zank und Streit unter ihnen, und Einer gab dem Andern Schuld, und Jeder wollte abgemahnt und gewarnt haben, und Jeder hatte nichts darwieder, daß Strafe die Schuldigen treffe, ſich und ſein Haus wollte aber Jeder ohne Strafe. Und wenn ſie in dieſem ſchrecklichen Harren und Streiten ein neu unſchuldig Opfer gewußt hätten, es wäre Keiner geweſen, der nicht an demſelben gefrevelt, in der Hoffnung, ſich ſelbſt zu retten.

„Da ſchrie mitten im Haufen Einer entſetzlich auf, es war ihm, als ſei er in einen glühenden Dorn getreten, als nagle man mit glühendem Nagel den Fuß an den Boden, als ſtröme Feuer durch das Mark ſeiner Gebeine. Der Haufe fuhr auseinander, und alle Augen ſahen nach dem Fuße, gegen den die Hand des Schreienden fuhr. Auf dem Fuße aber ſaß ſchwarz und groß die Spinne und glotzte giftig und ſchadenfroh in die Runde. Da ſtarrte Allen zuerſt das Blut in den Adern, der Athem in der Bruſt, der Blick im Auge, und ruhig und ſchadenfroh glotzte die Spinne umher, und der Fuß ward ſchwarz und im Leibe wars, als kämpfe ziſchend und wüthend Feuer mit Waſſer; die Angſt ſprengte die Feſſeln des Schreckens, der Haufe ſtob auseinander. Aber in wunderbarer Schnelle hatte die Spinne ihren erſten Sitz verlaſſen, und kroch dieſem über den Fuß und jenem an die Ferſe, und Glut fuhr durch ihren Leib und ihr gräßlich Geſchrei jagte die Fliehenden noch heftiger. In Windeseile, in Todesſchrecken, wie das geſpenſtige Wild vor der wilden Jagd, ſtoben ſie ihren Hütten zu, und Jeder meinte hinter ſich die Spinne, verrammelte die Thüre, und hörte doch nicht auf zu beben in unſäglicher Angſt.

„Und einen Tag war die Spinne verſchwunden, kein neues Todesgeſchrei hörte man, die Leute mußten die verrammelten Häuſer verlaſſen, mußten Speiſe ſuchen fürs Vieh und für ſich, ſie thaten es mit Todesangſt. Denn wo war jetzt die Spinne, und konnte ſie nicht hier ſein und unverſehens auf den Fuß ſich ſetzen? Und wer am vorſichtigſten niedertrat und mit den Augen am ſchärfſten ſpähte, der ſah die Spinne plötzlich ſitzend auf Hand oder Fuß, ſie lief ihm übers Geſicht, ſaß ſchwarz und groß ihm auf der Naſe, und glotzte ihm in die Augen, feurige Stacheln wühlten ſich in ſein Gebein, der Brand der Hölle ſchlug über ihn zuſammen, bis der Tod ihn ſtreckte.

„So war die Spinne bald nirgends, bald hier, bald dort, bald im Thale unten, bald auf den Bergen oben; ſie ziſchte durchs Gras, ſie fiel von der Decke, ſie tauchte aus dem Boden auf. Am hellen Mittage, wenn die Leute um ihr Habermuß ſaßen, erſchien ſie glotzend unten am Tiſch, und ehe die Menſchen vom Schrecken auseinander geſprengt, war ſie allen über die Hände gelaufen, ſaß oben am Tiſch auf des Hausvaters Haupte, und glotzte über den Tiſch, über die ſchwarz werdenden Hände weg. Sie fiel des Nachts den Leuten ins Geſicht, begegnete ihnen im Walde, ſuchte ſie heim im Stalle. Die Menſchen konnten ſie nicht meiden, ſie war nirgends und allenthalben, konnten im Wachen vor ihr ſich nicht ſchützen, waren ſchlafend vor ihr nicht ſicher. Wenn ſie am ſicherſten ſich wähnten unterem freien Himmel, auf eines Baumes Gipfel, ſo kroch Feuer ihnen den Rücken auf, der Spinne feurige Füße fühlten ſie im Nacken, ſie glotzte ihnen über die Achſel. Das Kind in der Wiege, den Greis auf dem Sterbebette ſchonte ſie nicht; es war ein Sterbet, wie man noch von keinem wußte, und das Sterben daran war ſchrecklicher, als man es je erfahren; und ſchrecklicher noch als das Sterben war die namenloſe Angſt vor der Spinne, die allenthalben war und nirgends, die, wenn man am ſicherſten ſich wähnte, einem todtbringend plötzlich in die Augen glotzte.

„Die Kunde von dieſen Schrecken war natürlich alſobald ins Schloß gedrungen, und hatte auch dorthin Schreck und Streit gebracht, ſo weit er bei den Regeln des Ordens ſtattfinden konnte. Dem von Stoffeln machte es bange, daß auch ſie eben ſo heimgeſucht werden möchten, wie früher ihr Vieh, und der verſtorbene Prieſter hatte manches geäußert, welches ihm jetzt die Seele aufrührte. Er hatte ihm manchmal geſagt, daß alles Leid, welches er den Bauern anthue, auf ihn zurück fahre; aber er hatte es nie geglaubt, weil er meinte, Gott werde einen Unterſchied zu machen wiſſen zwiſchen einem Ritter und einem Bauer, hätte er ſie doch ſonſt nicht ſo verſchieden erſchaffen. Aber jetzt war ihm doch Angſt, es gehe nach des Prieſters Wort, gab harte Worte ſeinen Rittern und meinte, es käme jetzt ſchwere Strafe ihrer leichtfertigen Worte wegen. Die Ritter aber wollten auch nicht Schuld ſein, und Einer ſchob es dem Andern zu, und wenn es auch Keiner ſagte, ſo meintens doch Alle, das gehe eigentlich nur den von Stoffeln an, denn wenn man es recht nehme, ſo ſei der an Allem Schuld. Und neben dieſem ſahen ſie einen jungen Polenritter an, der hatte eigentlich die meiſten leichtfertigen Worte über das Schloß geſprochen, und den von Stoffeln am meiſten zum neuen Bau und vermeſſenen Schattengange gereizt. Der war noch ſehr jung, aber der wildeſte von Allen, und wenn es eine vermeſſene That galt, ſo war er voran; er war wie ein Heide und fürchtete weder Gott noch Teufel. Der merkte wohl, was die Andern meinten, aber ihm nicht ſagen durften, merkte auch ihre heimliche Angſt. Darum höhnte er ſie und ſagte, wenn ſie vor einer Spinne ſich fürchteten, was ſie dann gegen Drachen machen wollten? Dann wappnete er ſich gut und ritt ins Thal hinauf, ſich vermeſſend, nicht zurückkehren zu wollen, bis ſein Stoß die Spinne hingeſtreckt, ſeine Fauſt ſie zerdrückt.

„Wilde Hunde ſprangen um ihn her, der Falke ſaß ihm auf der Fauſt, am Sattel hing die Lanze, luſtig bäumte ſich das Pferd; halb ſchadenfroh, halb ängſtlich ſah man ihn aus dem Schloſſe reiten und gedachte der nächtlichen Wache auf Bärhegen, wo die Kraft der weltlichen Waffen gegen dieſen Feind ſo ſchlecht ſich bewährt hatte.

„Er ritt am Saume eines Tannenwaldes dem nächſten Gehöfte zu, ſcharfen Auges ſpähend um und über ſich. Als er das Haus erblickte, Leute darum, rief er den Hunden, machte das Haupt des Falken frei, loſe klirrte in der Scheide der Dolch. Wie der Falke die geblendeten Augen zum Ritter kehrte, ſeines Winkes gewärtig, prallte er ab der Fauſt und ſchoß in die Luft, die hergeſprungenen Hunde heulten auf und ſuchten mit dem Schweife zwiſchen den Beinen das Weite. Vergebens ritt und rief der Ritter, ſeine Thiere ſah er nicht wieder. Da ritt er den Menſchen zu, wollte Kunde einziehen, ſie ſtunden ihm, bis er nahe kam. Da ſchrien ſie gräßlich auf und flohen in Wald und Schlucht, denn auf des Ritters Helm ſaß ſchwarz, in übernatürlicher Größe die Spinne und glotzte giftig und ſchadenfroh ins Land. Was er ſuchte, das trug der Ritter und wußte es nicht; in glühendem Zorne rief und ritt er den Menſchen nach, rief immer wüthender, ritt immer toller, brüllte immer entſetzlicher, bis er und ſein Roß über eine Fluh hinab zu Thale ſtürzten. Dort fand man Helm und Leib, und durch den Helm hindurch hatten die Füße der Spinne ſich gebrannt, dem Ritter bis ins Gehirn hinein, den ſchrecklichſten Brand ihm dort entzündet, bis er den Tod gefunden.

„Da kehrte der Schreck erſt recht ein ins Schloß; ſie ſchloſſen ſich ein und fühlten ſich doch nicht ſicher;

ſie ſuchten nach geiſtigen Waffen, fanden aber lange Niemand, der ſie zu führen wußte und zu führen wagte. Endlich ließ ſich ein ferner Pfaffe locken mit Geld und Worte; er kam und wollte ausziehen mit heiligem Waſſer und heiligen Sprüchen gegen den böſen Feind. Dazu aber ſtärkte er ſich nicht mit Gebet und Faſten, ſondern er tafelte des Morgens früh mit den Rittern, und zählte die Becher nicht und lebte wohl an Hirſch und Bär. Dazwiſchen redete er viel von ſeinen geiſtigen Heldenthaten, und die Ritter von ihren weltlichen, und die Becher zählte man ſich nicht nach und die Spinne vergaß man. Da löſchte auf einmal alles Leben aus, die Hände hielten erſtarrt Becher oder Gabel, der Mund blieb offen, ſtier waren alle Augen auf einen Punkt gerichtet; nur der von Stoffeln trank den Becher leer und erzählte an einer Heldenthat im Heidenlande. Aber auf ſeinem Kopfe ſaß groß die Spinne und glotzte um den Rittertiſch, und der Ritter fühlte ſie nicht. Da begann die Gluth zu ſtrömen durch Gehirn und Blut, gräßlich ſchrie er auf, fuhr mit der Hand nach dem Kopfe, aber die Spinne war nicht mehr dort, war in ihrer ſchrecklichen Schnelle den Rittern allen über ihre Geſichter gelaufen, keiner konnte es wehren; einer nach dem andern ſchrie auf, von Gluth verzehrt, und von des Pfaffen Glatze nieder glotzte ſie in den Gräuel hinein, und mit dem Becher, der nicht aus ſeiner Hand wollte, wollte der Pfaffe den Brand löſchen, welcher loderte vom Kopfe herab durch Mark und Bein. Aber dieſer Waffe trotzte die Spinne und glotzte von ihrem Throne herab in den Gräuel, bis der letzte Ritter den letzten Schrei ausgeſtoßen, am letzten Athemzuge geendet.

„Im Schloſſe blieben nur wenige Diener verſchont, die nie Hohn mit den Bauern getrieben; ſie erzählten, wie ſchrecklich es gegangen. Das Gefühl, daß den Rittern ihr Recht geſchehen, tröſtete aber die Bauern nicht, der Schreck ward immer größer, gräßlicher. Mancher ſuchte zu fliehen. Die Einen wollten das Thal verlaſſen, aber gerade die fielen der Spinne zu. Auf dem Wege fand man ihre Leichname. Andere flohen auf die hohen Berge, aber droben vor ihnen war die Spinne, und wenn ſie ſich gerettet glaubten, ſo ſaß ihnen die Spinne im Nacken oder im Geſicht. Das Unthier ward immer boshafter, immer teufliſcher. Es überraſchte nicht mehr unerwartet, brannte nicht mehr unverſehens den Tod ein; es ſaß vor dem Menſchen im Graſe, hing über ihm am Baume, glotzte giftig ihn an. Dann floh der Menſch, ſo weit ſeine Füße ihn trugen, und ſtund er athemlos ſtille, ſo ſaß die Spinne vor ihm, und glotzte giftig ihn an. Floh er abermal, und mußte er abermals die Schritte hemmen, ſo ſaß ſie wieder vor ihm, und konnte er nicht mehr fliehen, dann erſt kroch ſie langſam an ihn heran und gab ihm den Tod. Da verſuchte wohl Mancher in der Verzweiflung Widerſtand, und ob die Spinne nicht zu tödten ſei; warf zentnerige Steine auf ſie, wenn ſie vor ihm im Graſe ſaß, ſchlug mit Keulen, mit Beilen nach ihr; aber Alles war umſonſt, der ſchwerſte Stein erdrückte ſie nicht, das ſchärfſte Beil verletzte ſie nicht, unverſehens ſaß ſie dem Menſchen im Geſicht, unverſehrt kroch ſie an ihn heran. Flucht, Widerſtand, alles war eitel. Da ging alles Hoffen aus, und Verzweiflung füllte das Thal, ſaß auf den Bergen.

„Ein einziges Haus hatte das Unthier bis dahin verſchont, und war nie in demſelben erſchienen; es war das Haus, in welchem Chriſtine gewohnt, aus welchem ſie das Kindlein geraubet. Ihren eigenen Mann hatte ſie auf einſamer Weide angefallen; dort fand man ſeinen Leichnam gräßlich zugerichtet, wie keinen andern, ſeine Züge zerriſſen in unausſprechlichem Schmerze; an ihm hatte ſie ihren gräßlichſten Zorn ausgelaſſen, das gräßlichſte Wiederſehen dem Ehemanne bereitet. Aber wie es zuging, hat Niemand geſehen.

„Zum Hauſe war ſie noch nicht gekommen; ob ſie es bis zuletzt ſparen wollte, oder ob ſie ſich ſcheute davor, das errieth man nicht.

„Aber nicht weniger als an andern Orten war die Angſt dort eingekehrt.

„Das fromme Weibchen war geneſen, und es zagte nicht für ſich, aber faſt ſehr um ſein treues Bübchen und deſſen Schweſterchen, und wachte über ſie Tag und Nacht, und die treue Großmutter theilte ihre Sorgen und Wachen. Und gemeinſam beteten ſie zu Gott, daß er ihnen ihre Augen offen halten möchte zur Wacht, daß er ſie erleuchten und ſtärken möchte zur Rettung der unſchuldigen Kindlein.

„Oft war es ihnen, wenn ſie wachten lange Nächte durch, als ſehen ſie die Spinne glimmen und glitzern im dunkeln Winkel, als glotze ſie zum Fenſter hinein, dann ward ihre Angſt groß, denn ſie wußten keinen Rath, wie vor der Spinne die Kindlein ſchützen, und um ſo brünſtiger baten ſie Gott um ſeinen Rath und Beiſtand. Sie hatten allerlei Waffen zur Hand gelegt, aber wie ſie hörten, daß der Stein ſeine Schwere, das Beil ſeine Schärfe verliere, ſie wieder bei Seite gelegt. Da kam es der Mutter immer deutlicher vor, immer lebendiger in den Sinn: wenn Jemand es wagen würde, die Spinne mit der Hand zu faſſen, ſo vermöchte man ſie zu überwältigen. Sie hörte auch von

Leuten, die, als der Stein nichts half, mit der Hand ſie zu erdrücken verſuchten, allein vergeblich. Ein gräßlicher Gluthſtrom, der durch Hand und Arm zuckte, tilgte jede Kraft und brachte den Tod ins Herz. Es kam ihr auch vor, zu erdrücken vermöchte ſie die Spinne nicht, aber ſie erfaſſen dürfte ſie wohl, und ſo viel Kraft würde ihr Gott verleihen, dieſelbe irgend wohin zu thun, ſie unſchädlich zu machen. Sie hatte ſchon oft gehört, wie kundige Männer Geiſter eingeſperrt hätten in ein Loch in Felſen oder Holz, welches ſie mit einem Nagel zugeſchlagen, und ſo lange den Nagel Niemand ausziehe, müſſe der Geiſt gebannt im Loche ſein.

„Gleiches zu verſuchen drängte der Geiſt ſie immer mehr. Sie bohrte ein Loch in das Byſtal, das ihr am nächſten lag zur rechten Hand, wenn ſie bei der Wiege ſaß, rüſtete einen Zapfen, der ſcharf ins Loch paßte, weihte ihn mit geheiligtem Waſſer, legte einen Hammer zurecht, und betete nun Tag und Nacht zu Gott um Kraft zur That. Aber manchmal war das Fleiſch ſtärker als der Geiſt, und ſchwerer Schlaf drückte ihr die Augen zu, dann ſah ſie im Traume die Spinne, glotzend auf ihres Bübchens goldenen Locken, dann fuhr ſie aus dem Traume, fuhr nach des Bübchens Locken. Dort aber war keine Spinne, ein Lächeln ſaß auf ſeinem Geſichtchen, wie Kindlein lächeln, wenn ſie ihren Engel im Traume ſehen; der Mutter aber glitzerten in allen Ecken der Spinne giftige Augen, und auf lange wich der Schlaf von ihr

„So hatte ſie auch einmal nach ſtrengem Wachen der Schlaf überwältigt, und dicht umnachtete er ſie. Da war es ihr, als ſtürze der fromme Prieſter, der in der Rettung ihres Kindleins geſtorben, herbei aus weiten Räumen und rufe aus der Ferne her: Weib, wache auf, der Feind iſt da! Dreimal rief er ſo, und erſt beim dritten Mal rang ſie ſich aus des Schlafes engen Banden; aber wie ſie die ſchweren Augenlieder mühſam hob, ſah ſie langſam, giftgeſchwollen die Spinne ſchreiten übers Bettlein hinauf, dem Geſichte ihres Bübchens zu. Da dachte ſie an Gott und ergriff mit raſcher Hand die Spinne. Da fuhren Feuerſtröme von derſelben aus, der treuen Mutter durch Hand und Arm bis ins Herz hinein; aber Muttertreue und Mutterliebe drückten die Hand ihr zu, und zum Aushalten gab Gott die Kraft. Unter tauſendfachen Todesſchmerzen drückte ſie mit der einen Hand die Spinne ins bereitete Loch, mit der andern den Zapfen davor und ſchlug mit dem Hammer ihn feſt.

„Drinnen ſauste und brauste es, wie wenn mit dem Meere die Wirbelwinde ſtreiten, das Haus wankte in ſeinen Grundfeſten, aber feſt ſaß der Zapfen, gefangen blieb die Spinne.

„Die treue Mutter aber freute ſich noch, daß ihr Kindlein gerettet, dankte Gott für ſeine Gnade, dann ſtarb ſie auch den gleichen Tod wie Alle, aber ihre Muttertreue löſchte die Schmerzen aus, und die Engel geleiteten ihre Seele zu Gottes Thron, wo alle Helden ſind, die ihr Leben eingeſetzt für Andere, die für Gott und die Ihren Alles gewagt. Nun war der ſchwarze Tod zu Ende. Ruhe und Leben kehrten ins Thal zurück. Die ſchwarze Spinne ward nicht mehr geſehen zur ſelben Zeit, denn ſie ſaß in jenem Loche gefangen, wo ſie jetzt noch ſitzt.“

„Was, dort im ſchwarzen Holz?“ ſchrie die Gotte, und fuhr eines Satzes vom Boden auf, als ob ſie in einem Ameiſenhaufen geſeſſen wäre. An jenem Holze hatte ſie geſeſſen in der Stube. Und jetzt brannte ſie der Rücken; ſie drehte ſich, ſie ſchaute hinter ſich, fuhr mit der Hand auf und ab, und kam nicht aus der Angſt: die ſchwarze Spinne ſitze ihr im Nacken. Auch den Andern waren die Herzen zugeklemmt, als der Großvater ſchwieg. Es war ein banges Schweigen über ſie gekommen. Spott mochte Niemand wagen, der Sache beiſtimmen auch nicht gerne; es hörte Jeder lieber auf das erſte Wort des Andern, um darnach die eigene Rede richten zu können, ſo verfehlte man ſich am wenigſten. Da kam die Hebamme, die ſchon mehrere Male gerufen hatte, ohne Antwort zu bekommen, hergelaufen, ihr Geſicht brannte hochroth, es war, als ob die Spinne auf demſelben herumgekrochen wäre. Sie begann zu ſchmählen, daß Niemand kommen wolle, wie laut ſie auch rufe. „Das ſei ihr doch auch eine wunderliche Sache; wenn man gekochet habe, ſo wolle Niemand zum Tiſch, und wenn dann Alles nicht mehr gut ſei, ſo ſolle ſie Schuld ſein an Allem, ſie wiſſe wohl wie es gehe. So fettes Fleiſch wie drinnen ſtehe, könne Niemand mehr eſſen, wenn es kalt geworden; dazu ſei es noch gar ungeſund.“ Nun kamen die Leute wohl, aber gar langſam, und Keiner wollte der Erſte bei der Thüre ſein, der Großvater mußte voran. Es war dießmal nicht ſowohl die übliche Sitte, nicht den Schein haben zu wollen, als möge man nicht warten, bis man zum Eſſen komme, es war das Zögern, das Alle befällt, wenn ſie am Eingang ſtehen eines ſchauerlichen Ortes, und doch war drinnen nichts ſchauerliches. Hell glänzten auf dem Tiſche, friſch gefüllt, die ſchönen Weinflaſchen, zwei glänzende Schinken prangten, gewaltige Kalbs- und Schafbraten dampften, friſche Züpfen lagen dazwiſchen, Teller mit Tateren (Torten), Teller mit dreierlei Küchlene waren dazwiſchen gezwängt, und auch die Kännchen mit dem ſüßen Thee fehlten nicht. So wars ein ſchönes Schauen, und doch achteten ſich Alle deſſelben wenig, aber Alle ſahen ſich um mit ängſtlichen Augen, ob nicht die Spinne aus irgend einer Ecke glitzere oder gar vom prangenden Schinken herab ſie anglotze mit ihren giftigen Augen. Man ſah ſie nirgends, und doch machte Niemand die üblichen Komplimente: was man doch ſinne, noch ſo viel aufzuſtellen; wer das doch eſſen ſolle, man habe bereits mehr als zu viel, ſondern Alle drängten ſich an die untern Ecken des Tiſches, Niemand wollte hinauf.

Umſonſt mahnte man die Gäſte nach oben und zeigte auf die leeren Plätze, ſie ſtunden unten wie angenagelt; vergebens ſchenkte der Kindbettimann ein und rief, ſie ſollten doch kommen und Geſundheit machen, es ſei eingeſchenkt! Da nahm derſelbe die Gotte beim Arme und ſagte: Sei du das Witzigeſte und gieb das Exempel. Aber mit aller Kraft, und die war nicht klein, ſperrte ſich die Gotte und rief: Nicht um tauſend Pfund ſitze ich mehr da oben. Es gramſelt mir den Rücken auf und nieder als führe man mit Neſſeln daran herum. Und ſäße ich dort vor dem Byſtal, ſo fühlte ich die ſchreckliche Spinne ſonder Unterlaß im Nacken. Daran biſt du Schuld, Großvater, ſagte die Großmutter, warum bringſt du ſolche Dinge aufs Tapet. So etwas trägt heut zu Tag nichts mehr ab, und kann dem ganzen Hauſe ſchaden. Und wenn einſt die Kinder aus der Schule kommen und weinen und klagen, die andern Kinder hielten ihnen vor, ihre Großmutter ſei eine Hexe geweſen und in's Byſtal gebannt, ſo haſt du es dann.

Sei ruhig, Großmutter, ſagte der Großvater, man hat heut zu Tag Alles bald wieder vergeſſen, und behält nichts mehr lange im Gedächtniß wie ehedem. Man hat die Sache von mir haben wollen und es iſt beſſer die Leute vernehmen Punktum die Wahrheit, als daß ſie ſelbſt etwas erſinnen; die Wahrheit bringt unſerm Hauſe keine Unehr. Aber kommt und ſitzet, ſeht, vor den Zapfen will ich ſelbſten ſitzen. Bin ich doch ſchon viel tauſend Tage da geſeſſen ohne Furcht und ohne Zagen und darum auch ohne Gefährde. Nur wenn böſe Gedanken in mir aufſtiegen, die dem Teufel zur Handhabe werden konnten, ſo war es mir, als ſchnurre es hinter mir, wie eine Katze ſchnurret, wenn man ſich mit ihr anläßt, ihr den Balg ſtreicht, ihr behaglich wird, und mir fuhr es den Rücken auf ſeltſam und abſonderlich. Sonſt aber hält ſie ſich mäuſeſtill da innen, und ſo lange man hier Außen Gott nicht vergißt, muß ſie warten da Innen.

Da faßten die Gäſte Muth und ſetzten ſich, aber ganz nahe zum Großvater rückte Niemand. Jetzt endlich konnte der Kindbettimann vorlegen, legte ein mächtiges Stück Braten ſeiner Nachbarin auf den Teller, dieſe ſchnitt ein Stückchen davon ab, und legte den Reſt auf des Nachbars Teller, ihn mit dem Daumen von der Gabel ſtreifend. So ging das Stück um, bis einer ſagte: er denke, er behalte es, es ſei noch mehr, wo das geweſen ſei; ein neues Stück begann die Runde. Während der Kindbettimann einſchenkte und vorlegte, und die Gäſte ihm ſagten, er hätte heute einen ſtrengen Tag, ging die Hebamme herum mit dem ſüßen Thee, ſtark gewürzt mit Safran und Zimmet, bot Allen an und fragte: wer ihn liebe, ſolle es nur ſagen, er ſei für Alle da. Und wer ſagte, er ſei Liebhaber, dem ſchenkte ſie Thee in den Wein und ſagte: ſie liebe ihn auch, man möge den Wein viel beſſer ertragen, er mache einem nicht Kopfweh. Man aß und trank. Aber kaum war der Lärm vorbei, der allemal entſteht, wenn man hinter neue Gerichte geht, ſo ward man wieder ſtille, und ernſt wurden die Geſichter, man merkte wohl, alle Gedanken waren bei der Spinne. Scheu und verſtohlen blickten die Augen nach dem Zapfen hinter des Großvaters Rücken, und doch ſcheute Jeder ſich, wieder davon anzufangen. Da ſchrie laut auf die Gotte und wäre faſt vom Stuhle gefallen.

Eine Fliege war über den Zapfen gelaufen, ſie hatte geglaubt, der Spinne ſchwarze Beine gramſelten zum Loche heraus, und zitterte vor Schreck am ganzen Leibe. Kaum ward ſie ausgelacht; ihr Schreck war willkommener Anlaß, von neuem von der Spinne anzufangen, denn, wenn einmal eine Sache unſere Seele recht berührt hat, ſo kommt dieſelbe nicht ſo ſchnell davon los.

„Aber hör mal Vetter, ſagte der ältere Götti, iſt die Spinne ſeither nie aus dem Loche gekommen, ſondern immer darin geblieben ſeit ſo vielen hundert Jahren.“ „Eh, ſagte die Großmutter, es wäre beſſer man ſchwiege von der ganzen Sache, man hätte ja den ganzen Nachmittag davon geredet.“ „Eh Mutter, ſagte der Vetter, laß deinen Alten reden, er hat uns recht kurze Zeit gemacht, und vorhalten wird Euch das Ding Niemand, ſtammet ihr ja nicht von Chriſtine ab. Und du bringſt unſere Gedanken doch nicht von der Sache ab, und wenn wir nicht von ihr reden dürfen, ſo reden wir auch von nichts anderm, dann gibts keine kurze Zeit mehr. Nun Großvater, rede, deine Alte wird es uns nicht vergönnen.“ „He wenn ihr es zwingen wollet, ſo zwinget es meinethalben, aber geſcheidter wäre es geweſen, man hätte jetzt von etwas Anderm angefangen und beſonders jetzt auf die Nacht hin“, ſagte die Großmutter.

Da begann der Großvater, und alle Geſichter ſpannten ſich wieder: „Was ich weiß, iſt nicht mehr viel, aber was ich weiß, will ich ſagen, es kann ſich vielleicht in der heutigen Zeit Jemand ein Exempel daran nehmen, ſchaden würde es wahrhaftig vielen nichts.

„Als die Leute die Spinne eingeſperrt wußten, ſie ihres Lebens wieder ſicher waren, da ſoll es ihnen geweſen ſein, als ſeien ſie im Himmel und der liebe Gott mit ſeiner Seligkeit mitten unter ihnen, und lange ging es gut. Sie hielten ſich zu Gott und flohen den Teufel, und auch die Ritter, die friſch eingezogen waren ins Schloß, hatten Reſpekt vor Gottes Hand und hielten milde die Menſchen und halfen ihnen auf.

„Dieſes Haus aber betrachteten alle mit Ehrfurcht, faſt wie eine Kirche. Anfangs ſchauderte es ſie freilich, wenn ſie es anſahen, den Kerker der ſchrecklichen Spinne ſahen und dachten, wie leicht ſie da losbrechen und das Elend von vornen anfangen könnte mit des Teufels Gewalt. Aber ſie ſahen bald, daß da Gottes Gewalt ſtärker ſei als die des Teufels, und aus Dank gegen die Mutter, die für Alle geſtorben, halfen ſie den Kindern und bauten ihnen unentgeltlich den Hof, bis ſie ihn ſelbſten arbeiten konnten. Die Ritter wollten ihnen bewilligen, ein neues Haus zu bauen, damit ſie vor der Spinne ſich nicht zu fürchten hätten, oder dieſe durch Zufall im bewohnten Hauſe los komme, und viele Nachbarn wollten ihnen helfen, die der Scheu vor dem Unthier, vor dem ſie ſo ſchrecklich gezittert, nicht los werden konnten. Aber die alte Großmutter wollte es nicht thun. Sie lehrte ihre Enkel: hier ſei die Spinne gebannt durch Gott Vater, Sohn und heiligen Geiſt, ſo lange dieſe drei heiligen Namen gelten in dieſem Hauſe, ſo lange in dieſen drei heiligen Namen an dieſem Tiſche gegeſſen und getrunken werde, ſo lange ſeien ſie vor der Spinne ſicher und dieſe feſt im Loche, und kein Zufall mache etwas an der Sache.

„Hier an dieſem Tiſche, hinter ihnen die Spinne, werden ſie nie vergeſſen, wie nöthig ihnen Gott und wie mächtig er ſei; ſo mahne ſie die Spinne an Gott und müſſe dem Teufel zum Trotz, ihnen zum Heil werden. Ließen ſie aber von Gott, und wäre es hundert Stunden von da, ſo könnte die Spinne ſie finden oder der Teufel ſelbſt. Das faßten die Kinder, blieben im Hauſe, wuchſen gottesfürchtig auf, und über dem Hauſe war der Segen Gottes.

„Das Bübchen, welches ſo treu an der Mutter geweſen, ſo treu die Mutter an ihm, wuchs auf zu einem ſtattlichen Manne, der lieb war Gott und Menſchen, und Gnade bei den Rittern fand. Darum ward er auch geſegnet mit zeitlichem Gut, und vergaß Gott nie darob, ward nie geizig damit; er half Andern in ihren Nöthen, wie er wünſchte, daß ihm geholfen werde in der letzten Noth; und wo er zu ſchwach zu eigener Hülfe war, da ward er ein um ſo kräftiger Fürſprecher bei Gott und Menſchen. Er ward geſegnet mit einem weiſen Weibe, und zwiſchen ihnen war ein unergründlicher Friede, darum blühten fromm ihre Kinder auf, und beide fanden ſpät einen ſanften Tod. Seine Familie blühte fort in Gottesfurcht und Rechtthun.

„Ja über dem ganzen Thale lag der Segen Gottes, und Glück war in Feld und Stall, und Friede unter den Menſchen. Die ſchreckliche Lehre war den Menſchen zu Herzen gegangen, ſie hielten feſt an Gott; was ſie thaten, thaten ſie in ſeinem Namen, und wo Einer dem Andern helfen konnte, da ſäumte er nicht. Vom Schloſſe her ward ihnen kein Uebel, aber viel Gutes. Immer weniger Ritter wohnten dort, denn immer härter ward der Streit im Heidenlande und immer nöther jede Hand, die fechten konnte; die aber, welche im Schloſſe waren, mahnte täglich die große Todtenhalle, in der die Spinne an Rittern wie an den Bauern ihre Macht geübt, daß Gott mit gleicher Kraft über Jedem ſei, der von ihm abfalle, ſei er Bauer oder Ritter.

„So ſchwanden viele Jahre in Glück und Segen, und das Thal ward berühmt vor allen andern. Stattlich waren ihre Häuſer, groß ihre Vorräthe, manch Geldſtück ruhte im Kaſten, ihr Vieh war das ſchönſte zu Berg und Thal, und ihre Töchter waren berühmt Land auf und Land ab, und ihre Söhne gerne geſehen überall. Und dieſer Ruhm welkte nicht über Nacht, wie dem Jonas ſeine Schattenſtaude, ſondern er dauerte von Geſchlecht zu Geſchlecht; denn in der gleichen Gottesfurcht und Ehrbarkeit wie die Väter lebten auch die Söhne von Geſchlecht zu Geſchlecht. Aber wie gerade in den Birnbaum, der am flüſſigſten genähret wird, am ſtärkſten treibt, der Wurm ſich bohrt, ihn umfrißt, welken läßt und tödtet, ſo geſchieht es, daß, wo Gottes Segenſtrom am reichſten über die Menſchen fließt, der Wurm in den Segen kömmt, die Menſchen bläht und blind macht, daß ſie ob dem Segen Gott vergeſſen, ob dem Reichthum, den, der ihn gegeben hat, daß ſie werden wie die Iſraeliten, die, wenn Gott ihnen geholfen, ob goldenen Kälbern ihn vergaßen.

„So wurden, nachdem viele Geſchlechter dahingegangen, Hochmuth und Hoffart heimiſch im Thale, fremde Weiber brachten und mehrten beides. Die Kleider wurden hoffärtiger, Kleinode ſah man glänzen, ja ſelbſt an die heiligen Zeichen wagte die Hoffart ſich, und ſtatt daß ihre Herzen während dem Beten inbrünſtig bei Gott geweſen wären, hingen ihre Augen hoffärtig an den goldenen Kugeln ihres Roſenkranzes. So ward ihr Gottesdienſt Pracht und Hoffart, ihre Herzen aber hart gegen Gott und Menſchen. Um Gottes Gebote bekümmerte man ſich nicht; ſeines Dienſtes ſeiner Diener ſpottete man; denn wo viel Hoffart iſt oder viel Geld, da kömmt gerne der Wahn, daß man ſeine Gelüſten für Weisheit hält, und dieſe Weisheit höher als Gottes Weisheit. Wie ſie früher von den Rittern geplagt worden waren, ſo wurden ſie jetzt hart gegen das Geſinde und plagten dieſes; und je weniger ſie ſelbſt arbeiteten, um ſo mehr mutheten ſie dieſem zu, und je mehr ſie Arbeit von Knechten und Mägden forderten, um ſo mehr behandelten ſie dieſelben wie unvernünftiges Vieh; und daß dieſe auch Seelen hätten, die zu wahren ſeien, dachten ſie nicht. Wo viel Geld oder viel Hoffart iſt, da fängt das Bauen an, Einer ſchöner als der Andere, und wie früher die Ritter bauten, ſo bauten jetzt ſie, und wie früher die Ritter ſie plagten, ſo ſchonten ſie jetzt weder Geſinde noch Vieh, wenn der Bauteufel über ſie kam. Dieſer Wandel war auch über dieſes Haus gekommen, während der alte Reichthum geblieben war.

„Faſt zweihundert Jahre waren verfloſſen, ſeit die Spinne im Loche gefangen ſaß; da war ein ſchlau und kräftig Weib hier Meiſter; ſie war keine Lindauerin, aber doch glich ſie Chriſtine in vielen Stücken. Sie war auch aus der Fremde, der Hoffart, dem Hochmuthe ergeben, und hatte einen einzigen Sohn; der

Mann war unter ihrer Meiſterſchaft geſtorben. Dieſer Sohn war ein ſchöner Bube, hatte ein gutes Gemüth und war freundlich mit Menſch und Vieh; ſie hatte ihn auch gar lieb, aber ſie ließ es ihn nicht merken. Sie meiſterte ihn jeden Schritt und Tritt und keiner war ihr recht, den ſie ihm nicht erlaubt, und längſt war er erwachſen und durfte nicht zur Kameradſchaft und an keine Kilbi, ohne der Mutter Begleit. Als ſie ihn endlich alt genug glaubte, gab ſie ihm ein Weib aus ihrer Verwandtſchaft, eins nach ihrem Sinn. Jetzt hatte er zwei Meiſter ſtatt nur einen, und beide waren gleich hoffärtig und gleich hochmüthig, und weil ſie es waren, ſo ſollte auch Chriſten es ſein, und wenn er freundlich war und demüthig, wie es ihm ſo wohl anſtund, ſo erfuhr er, wer Meiſter ſei.

„Schon lange war das alte Haus ihnen ein Dorn im Auge, und ſie ſchämten ſich ſeiner, da die Nachbarn neue Häuſer hatten und doch kaum ſo reich als ſie waren. Die Sage von der Spinne und was die Großmutter geſagt, war damals noch in Jedermanns Gedächtniß, ſonſt wäre das alte Haus längſt ſchon eingeriſſen worden, aber Alle wehrten es ihnen. Sie nahmen aber dieſes Wehren immer mehr für Neid, der ihnen kein neues Haus gönne. Zudem ward es ihnen immer unheimeliger im alten Hauſe. Wenn ſie hier am Tiſche ſaßen, ſo war es ihnen entweder als ſchnurre hinter ihnen behaglich die Katze, oder als ginge leiſe das Loch auf und die Spinne ziele nach ihrem Nacken. Ihnen fehlte der Sinn, der das Loch vermachte, darum fürchteten ſie ſich immer mehr, das Loch möchte ſich öffnen. Darum fanden ſie einen guten Grund, ein neues Haus zu bauen, in welchem ſie die Spinne nicht zu fürchten hätten, wie ſie meinten. Das alte wollten ſie dem Geſinde überlaſſen, das ihrer Hoffart oft im Wege war, ſo wurden ſie räthig.

„Chriſten that es ſehr ungern, er wußte, was die alte Großmutter geſagt, und glaubte, daß der Familienſegen an das Familienhaus geknüpfet ſei, und vor der Spinne fürchtete er ſich nicht, und wenn er hier oben am Tiſche ſaß, ſo ſchien es ihm, er könne am andächtigſten beten. Er ſagte, wie er es meinte, aber ſeine Weiber hießen ihn ſchweigen; und weil er ihr Knecht war, ſo ſchwieg er auch, weinte aber oft bitterlich, wenn ſie es nicht ſahen.

„Dort oberhalb des Baumes, unter welchem wir geſeſſen, ſollte ein Haus gebaut werden, wie keiner eines hätte in der ganzen Gegend.

„In hoffärtiger Ungeduld, weil ſie keinen Verſtand vom Bauen hatten und nicht warten mochten, bis ſie mit dem neuen Hauſe hochmüthig thun konnten, plagten ſie beim Bauen Geſinde und Vieh übel, ſchonten ſelbſt die heiligen Feiertage nicht, und gönnten ihnen auch des Nachts nicht Ruhe, und kein Nachbar war, der ihnen helfen konnte, daß ſie zufrieden waren, dem ſie nicht Böſes nach gewünſcht, wenn er nach unentgeltlicher Hülfe, wie man ſie ſchon damals einander leiſtete, wieder heim ging, um auch zu ſeiner Sache zu ſehen.

„Als man aufrichtete und den erſten Zapfen in die Schwelle ſchlug, ſo rauchte es aus dem Loche herauf, wie naſſes Stroh, wenn man es anbrennen will; da ſchüttelten die Werkleute bedenklich die Köpfe, und ſagten es heimlich und laut, daß der neue Bau nicht alt werden werde, aber die Weiber lachten darüber, und achteten des Zeichens ſich nicht. Als endlich das Haus erbaut war, zogen ſie hinüber, richteten ſich ein mit unerhörter Pracht und gaben als ſogenannte Hausräuchi eine Kilbi, die drei Tage lang dauerte, und Kind und Kindeskinder noch davon erzählten im ganzen Emmenthal.

„Aber während allen dreien Tagen ſoll man im ganzen Hauſe ein ſeltſam Surren gehört haben, wie das einer Katze, welcher es behaglich wird, weil man ihr den Balg ſtreicht. Doch die Katze, von welcher es kam, konnte man trotz alles Suchens nicht finden, da ward Manchem unheimlich, und trotz aller Herrlichkeit lief er Mitten aus dem Feſte. Nur die Weiber hörten nichts oder achteten ſich deſſen nicht, mit dem neuen Hauſe meinten ſie alles gewonnen.

„Ja, wer blind iſt, ſieht auch die Sonne nicht, und wer taub iſt, hört auch den Donner nicht. Darum freuten die Weiber des neuen Hauſes ſich, wurden alle Tage hoffärtiger, dachten an die Spinne nicht, ſondern führten im neuen Hauſe ein üppiges, arbeitsloſes Leben mit putzen und eſſen; kein Menſch konnte es ihnen treffen, und an Gott dachten ſie nicht.

„Im alten Hauſe blieb das Geſinde alleine, lebte wie es wollte, und wenn Chriſten daſſelbe auch unter ſeiner Aufſicht haben wollte, ſo duldeten die Weiber es nicht, und ſchalten ihn, die Mutter aus Hochmuth hauptſächlich, das Weib aus Eiferſucht zu meiſt. Daher war drunten keine Ordnung und bald auch keine Gottesfurcht, und wo kein Meiſter iſt, geht es ſo durchweg. Wenn kein Meiſter oben am Tiſche ſitzt, kein Meiſter draußen und drinnen die Zügel hält, ſo meint ſich bald der der Größte, welcher am wüſteſten thut, und der der Beſte, welcher die ruchloſeſten Reden führt.

„So ging es zu im Hauſe drunten, und das ſämmtliche Geſinde glich bald einer Rudel Katzen, wenn ſie am wüſteſten thun. Von beten wußte man nichts mehr, hatte darum weder vor Gottes Willen, noch vor ſeinen Gaben Reſpekt. Wie die Hoffart der Meiſterweiber keine Grenzen mehr kannte, ſo hatte der thieriſche Uebermuth des Geſindes keine Schranken mehr. Man ſchändete ungeſcheut das Brod, trieb das Habermuß über den Tiſch weg mit den Löffeln ſich an die Köpfe, ja, verunreinigte viehiſch die Speiſe, um boshaft den Andern die Luſt am Eſſen zu vertreiben. Sie neckten die Nachbarn, quälten das Vieh, höhnten jeden Gottesdienſt, läugneten alle höhere Gewalt und plagten auf alle Weiſe den Prieſter, der ſtrafend zu ihnen geredet hatte; kurz ſie hatten keine Furcht mehr vor Gott und Menſchen und thaten alle Tage wüſter. Das wüſteſte Leben führten Knechte und Mägde, und doch plagten ſie einander wie nur möglich, und als die Knechte nicht mehr wußten, wie ſie auf neue Art die Mägde quälen konnten, da fiel es einem ein, mit der Spinne im Loche die Mägde zu ſchrecken oder zahm zu machen. Er ſchmiß Löffel voll Habermuß oder Milch an den Zapfen, und ſchrie„ die drinnen werde wohl hungerig ſein, weil ſie ſo viele hundert Jahre nichts gehabt.

„Da ſchrien die Mägde gräßlich auf und verſprachen alles was ſie konnten, und ſelbſt den andern Knechten graute es. Da das Spiel ſich ungeſtraft wiederholte, ſo wirkte es nicht mehr, die Mägde ſchrien nicht mehr, verſprachen nichts mehr, und die andern Knechte begannen es auch zu treiben. Nun fing der an mit dem Meſſer gegen das Loch zu fahren, mit den gräßlichſten Flüchen ſich zu vermeſſen, er mache den

Zapfen los, und wolle ſehen was drinnen ſei, und ſie müßten einmal auch was neues ſehn. Das weckte neues Entſetzen, und der Burſche, der das that, ward Allen Meiſter, und konnte zwingen was er wollte, beſonders bei den Mägden.

„Das ſoll aber auch ein ſeltſamer Menſch geweſen ſein, man wußte nicht woher er kam. Er konnte ſanft thun wie ein Lamm, und reißend wie ein Wolf; war er alleine bei einem Weibsbilde, ſo war er ein ſanftes Lamm, vor der Geſellſchaft aber war er wie ein reißender Wolf und that als ob er Alle haßte, als ob er über Alles aus wolle mit wüſten Thaten und Worten; ſolche ſollen den Weibsbildern aber gerade die liebſten ſein. Darum entſetzten ſich die Mägde öffentlich vor ihm, ſollen ihn aber doch, wenn ſie alleine waren, am liebſten von Allen gehabt haben. Er hatte ungleiche Augen, aber man wußte nicht von welcher Farbe, und beide haßten einander, ſahen nie den gleichen Weg, aber unter langem Augenhaar und demüthigem Niederſehen wußte er es zu verbergen. Sein Haar war ſchön gelockt, aber man wußte nicht war es roth oder falb; im Schatten war es das ſchönſte Flachshaar, ſchien aber die Sonne darauf, ſo hatte kein Eichhörnchen einen röthern Pelz. Er quälte wie Keiner das Vieh. Daſſelbe haßte ihn auch darnach. Von den Knechten meinte ein Jeder, er ſei ſein Freund, und gegen Jeden wies er die Andern auf. Den Meiſterweibern war er unter Allen alleine recht; er alleine war oft im obern Hauſe, dann thaten unten die Mägde wüſt; ſo bald er es merkte, ſteckte er ſein Meſſer an den Zapfen und begann ſein Drohen, bis die Mägde zum Kreuze krochen. Doch behielt dieſes Spiel auch nicht lange ſeine Wirkung. Die Mägde wurden deſſen gewohnt und ſagten endlich: thue es doch, wenn du darfſt, aber du darfſt nicht.

„Es nahte Weihnacht, die heilige Nacht. An das, was dieſelbe uns weihet, dachten ſie nicht; ein luſtiges Leben hatten ſie abgerathen in derſelben. Im Schloſſe drunten hauste ein alter Ritter nur, und der bekümmerte ſich wenig mehr um das Zeitliche; ein ſchelmiſcher Vogt verwaltete Alles zu ſeinem Vortheil. Um ein Schelmenſtück hatten ſie dieſem edlen Ungarwein abgehandelt, neben welchem Lande die Ritter in großem Streite lagen; des edlen Weines Kraft und Feuer kannten ſie nicht. Ein fürchterliches Unwetter kam herauf, mit Blitz und Sturm, wie ſelten ſonſt um dieſe Zeit, keinen Hund hätte man unter dem Ofen hervorgejagt. Zur Kirche zu gehen hielt ſie das Unwetter nicht ab, ſie wären bei ſchönem Wetter auch nicht gegangen, hätten den Meiſter alleine gehen laſſen; aber es hielt andere ab, die Kirche zu beſuchen; ſie blieben allein im alten Hauſe beim edlen Weine.

„Sie begannen den heiligen Abend mit Fluchen und Tanzen, mit wüſtern und ärgern Dingen; dann ſetzten ſie ſich zum Mahle, wozu die Mägde Fleiſch gekocht hatten, weißen Brei und was ſie ſonſt Gutes ſtehlen konnten. Da ward die Rohheit immer gräßlicher, ſie ſchändeten alle Speiſen, läſterten alles Heilige; der genannte Knecht ſpottete des Prieſters, theilte Brod aus und trank ſeinen Wein, als ob er die heilige Meſſe verwaltete, taufte den Hund unterm Ofen, trieb es bis es angſt und bange den Andern wurde, wie ruchlos ſie ſonſt auch waren. Da ſtach er mit dem Meſſer ins Loch und fluchte, er wolle ihnen noch ganz andere Dinge zeigen. Als ſie darob nicht erſchrecken wollten, weil er das Gleiche ſchon manchmal getrieben, und mit dem

Meſſer gegen den Zapfen kaum viel abzubringen war, ſo griff er in halber Raſerei nach einem Bohrer, vermaß ſich aufs ſchrecklichſte, ſie ſollten es erfahren, was er könne, büßen ihr Lachen, daß ihnen die Haare zu Berge ſtünden, und drehte mit wildem Stoße den Bohrer in den Zapfen hinein. Laut aufſchreiend ſtürzten Alle auf ihn zu; aber ehe Jemand es hindern konnte, lachte er wie der Teufel ſelbſt, that einen kräftigen Ruck am Bohrer. Da bebte von ungeheurem Donnerſchlag das ganze Haus, der Miſſethäter ſtürzte rücklings nieder; ein rother Gluthſtrom brach aus dem Loche hervor, und mittendrin ſaß groß und ſchwarz aufgeſchwollen im Gifte von Jahrhunderten die Spinne und glotzte in giftiger Luſt über die Frevler hin, die verſteinert in tödtlicher Angſt kein Glied bewegen konnten, dem ſchrecklichen Unthiere zu entrinnen, das langſam und ſchadenfroh ihnen über die Geſichter kroch, ihnen einimpfte den feurigen Tod. Da erbebte das Haus von ſchrecklichem Wehgeheul, wie hundert Wölfe es nicht auszuſtoßen vermögen, wenn der Hunger ſie peinigt. Und bald erſcholl ein ähnliches Wehgeſchrei aus dem neuen Hauſe, und Chriſten, der eben den Berg heraufkam von der heiligen Meſſe, meinte, es ſeien Räuber eingebrochen, und ſeinem ſtarken Arme trauend, ſtürzte er den Seinen zu Hülfe. Er fand keine Räuber, aber den Tod; mit dieſem rangen Weib und Mutter und hatten ſchon keine Stimme mehr in den hochaufgelaufenen ſchwarzen Geſichtern; ruhig ſchlummerten ſeine Kinder und geſund und roth waren ihre muntern Geſichter. Es ſtieg in Chriſten die ſchreckliche Ahnung deſſen auf, was geſchehen war; er ſtürzte ins untere Haus, dort ſah er die Dienſten alle verendet, die Stube zur Todtenkammer geworden, geöffnet das ſchauerliche Loch im

Byſtal, in des ſcheußlich entſtellten Knechtes Hand den Bohrer und auf des Bohrers Spitze den ſchrecklichen Zapfen. Jetzt wußte er was da geſchehen war, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, und wenn die Erde ihn verſchlungen hätte, ſo wäre es ihm recht geweſen. Da kroch etwas hinterem Ofen hervor, ſchmiegte ſich ihm an; entſetzt fuhr er zuſammen, aber es war nicht die Spinne, es war ein armes Bübchen, das er um Gotteswillen ins Haus genommen und unter dem ruchloſen Geſinde gelaſſen hatte, wie es ja auch jetzt viel geſchieht, daß man Kinder um Gotteswillen nimmt und ſie dem Teufel in die Hände ſpielt. Das hatte keinen Theil genommen an den Gräueln des Geſindes, war erſchreckt hinter den Ofen geflohen; es allein blieb von der Spinne verſchont, und konnte nun den Hergang erzählen.

„Aber noch während das Bübchen erzählte, ſcholl durch Wind und Wetter Angſtgeſchrei von andern Häuſern her. Wie in hundertjähriger aufgeſchwellter Luſt flog die Spinne durch die Thalſchaft, las zuerſt die üppigſten Häuſer ſich aus, wo man am wenigſten an Gott dachte, aber am meiſten an die Welt, daher von dem Tode am wenigſten wiſſen mochte.

„Noch war es nicht Tag geworden, ſo war die Kunde in jeglichem Hauſe: die alte Spinne ſei losgebrochen, gehe aufs Neue todtbringend um in der Gemeinde; ſchon lägen Viele todt und hinten im Thale fahre Schrei auf Schrei zum Himmel auf von den Gezeichneten, die ſterben müßten. Da kann man ſich denken, welch Jammer im Lande war, welche Angſt in allen Herzen, was das für eine Weihnacht war in Sumiswald. An die Freude, die ſie ſonſt bringt, konnte kein Menſch denken, und ſolcher Jammer kam vom Frevel der Menſchen. Der Jammer aber ward alle Tage größer, denn ſchneller, giftiger als das frühere Mal war die Spinne jetzt. Bald war ſie zu vorderſt, bald zu hinderſt in der Gemeinde, auf den Bergen, im Thale erſchien ſie zu gleicher Zeit. Wie ſie früher meiſt hier Einen, dort Einen gezeichnet hatte zum Tode, ſo verließ ſie jetzt ſelten ein Haus, ehe ſie Alle vergiftet; erſt wenn Alle im Tode ſich wanden, ſetzte ſie ſich auf die Schwelle und glotzte ſchadenfroh in die Vergiftung, als ob ſie ſagen wollte: ſie ſei es und ſei doch wieder da, wie lange man ſie auch eingeſperrt.

„Es ſchien als ob ſie wüßte, ihr ſei wenig Zeit vergönnt, oder als ob ſie ſich viele Mühe ſparen wollte, ſie that, wo ſie konnte, Viele auf einmal ab. Darum lauerte ſie am liebſten auf die Züge, welche die Todten zur Kirche geleiten wollten. Bald hier, bald dort, am liebſten unten am Kilchſtalden, tauchte ſie mitten in den Haufen auf, oder glotzte plötzlich vom Sarge herab auf die Begleitenden. Da fuhr dann ein ſchreckliches Wehgeſchrei aus dem begleitenden Zuge zum Himmel auf, Mann um Mann fiel nieder, bis der ganze Zug der Begleitenden am Wege lag und rang mit dem Tode; bis kein Leben mehr unter ihnen war, und um den Sarg ein Haufen Todte lag, wie tapfere Krieger um ihre Fahne liegen, von der Uebermacht erfaßt. Da wurden keine Todten mehr zur Kirche gebracht, Niemand wollte ſie tragen, Niemand geleiten, wo der Tod ſie ſtreckte, da ließ man ſie liegen.

„Verzweiflung lag überem ganzen Thale. Wuth kochte in allen Herzen, ſtrömte in ſchrecklichen Verwünſchungen gegen den armen Chriſten aus; an Allem ſollte jetzt er Schuld ſein.

„Jetzt auf einmal wußten Alle, daß Chriſten das alte Haus nicht hätte verlaſſen, das Geſinde nicht ſich ſelbſt überlaſſen ſollen. Auf einmal wußten Alle, daß der Meiſter für ſein Geſinde mehr oder minder verantwortlich ſei, daß er wachen ſolle über Beten und Eſſen, wehren ſolle gottloſem Leben, gottloſen Reden und gottloſem Schänden der Gaben Gottes. Jetzt war Allen auf einmal Hoffart und Hochmuth vergangen, ſie thaten dieſe Laſter in die unterſte Hölle hinunter, und hätten es kaum Gott geglaubt, daß ſie dieſelben noch vor wenig Tagen ſo ſchmählich an ſich getragen; ſie waren Alle wieder fromm, hatten die ſchlechteſten Kleider an, und die alten verachteten Roſenkränze wieder in den Händen, und überredeten ſich ſelbſt, ſie ſeien immer gleich fromm geweſen, und an ihnen fehlte es nicht, daß ſie Gott nicht das Gleiche überredeten. Chriſten allein unter ihnen Allen ſollte gottlos ſein, und Flüche wie Berge kamen von allen Seiten auf ihn her. Und war er doch vielleicht unter Allen der Beſte; aber ſein Wille lag gebunden in ſeiner Weiber Willen, und dieſes Gebundenſein iſt allerdings eine ſchwere Schuld für jeden Mann, und ſchwerer Verantwortung entrinnt er nicht, weil er anders iſt, als Gott ihn will. Das ſah Chriſten auch ein, darum war er nicht trotzig, pochte nicht, gab ſich ſchuldiger dar, als er war; aber damit verſöhnte er die Leute nicht, erſt jetzt ſchrien ſie einander zu, wie groß ſeine Schuld ſein müſſe, da er ſo viel auf ſich nehme, ſo weit ſich unterziehe, er ja ſelbſt bekenne, er ſei nichts werth.

Er aber betete Tag und Nacht zu Gott, daß er das Uebel wende; aber es ward ſchrecklicher von Tag zu Tag. Er ward es inne, daß er gut machen müſſe, was er gefehlt, daß er ſich ſelbſt zum Opfer geben müſſe, daß an ihm liege, die That, die ſeine Ahnfrau gethan. Er betete zu Gott, bis ihm ſo recht feurig im Herzen der Entſchluß empor wuchs, die Thalſchaft zu retten, das Uebel zu ſühnen, und zum Entſchluß kam der ſtandhafte Muth, der nicht wankt, immer bereit iſt zur gleichen That, am Morgen wie am Abend.

„Da zog er herab mit ſeinen Kindern aus dem neuen Haus ins alte Haus, ſchnitt zum Loch einen neuen Zapfen, ließ ihn weihen mit heiligem Waſſer und heiligen Sprüchen, legte zum Zapfen den Hammer, ſetzte zu den Betten der Kinder ſich, und harrte der Spinne.

„Da ſaß er, betete und wachte, und rang mit dem ſchweren Schlafe feſten Muthes und wankte nicht; aber die Spinne kam nicht, ob ſie ſonſt allenthalben war, denn immer größer war der Sterbet, immer wilder die Wuth der Ueberlebenden. Mitten in dieſen Schrecken ſollte ein wildes Weib ein Kind gebären. Da kam den Leuten die alte Angſt, ungetauft möchte die Spinne das Kindlein holen, das Pfand ihrer alten Pacht. Das Weib gebehrdete ſich wie unſinnig, hatte kein Gottvertrauen, deſto mehr Haß und Rache im Herzen.

„Man wußte, wie die Alten gegen den Grünen ſich geſchützt vor Zeiten, wenn ein Kind geboren werden ſollte, wie der Prieſter der Schild war, den ſie zwiſchen ſich und den ewigen Feind geſtellt. Man wollte auch nach dem Prieſter ſenden, aber wer ſollte der Bote ſein? Die unbegrabenen Todten, welche die Spinne bei den Leichenzügen erfaßt, ſperrten die Wege, und würde wohl ein Bote über die wilden Höhen der Spinne, die Alles zu wiſſen ſchien, entgehen können, wenn er den Prieſter holen wollte? Es zagten Alle. Da dachte endlich der Mann des Weibes, wenn die Spinne ihn haben wolle, ſo könne ſie ihn daheim faſſen wie auf dem Wege; wenn ihm der Tod beſtimmt ſei, ſo entrinne er ihm hier nicht und dort nicht.

„Er machte ſich auf den Weg, aber Stunde um Stunde rann vorüber, kein Bote kam wieder. Wuth und Jammer wurden immer entſetzlicher, die Geburt rückte immer näher. Da riß das Weib in der Wuth der Verzweiflung vom Lager ſich auf und ſtürzte hin nach Chriſtens Haus, dem tauſendfach Verwünſchten, der betend bei ſeinen Kindern ſaß, des Kampfes mit der Spinne gewärtig. Weither ſchon tönte ihr Geſchrei, ihre Verwünſchungen donnerten an Chriſtens Thüre lange, ehe ſie dieſelbe aufriß und den Donner in die Stube ihm brachte. Als ſie hereinſtürzte ſo ſchrecklichen Angeſichtes, da fuhr er auf, er wußte erſt nicht, war es Chriſtine in ihrer urſprünglichen Geſtalt. Aber unter der Thüre hemmte der Schmerz ihren Lauf, an den Thürpfoſten wand ſie ſich, die Fluth ihrer Verwünſchungen ausgießend über den armen Chriſten. Er ſollte der Bote ſein, wenn er nicht verflucht ſein wolle mit Kind und Kindeskindern in Zeit und Ewigkeit. Da überwallete der Schmerz ihr Fluchen, und ein Söhnlein war geboren vom wilden Weibe auf Chriſtens Schwelle, und Alle die ihr gefolget waren, ſtoben ins Weite, des Schrecklichſten gewärtig. Das unſchuldige Kindlein hielt Chriſten in den Armen; ſtechend und wild und giftig ſtarrten aus des Weibes verzerrten Zügen deſſen Augen ihn an und es ward ihm immer mehr, als trete die Spinne aus ihnen heraus, als ſei ſie es ſelbſt. Da kam eine Kraft Gottes in ihn und ein übermenſchlicher Wille ward in ihm mächtig; einen innigen Blick warf er auf ſeine Kinder, hüllte das neugeborne Kind in ſein warm Gewand, ſprang über das glotzende Weib, den Berg hinunter das Thal entlang, Sumiswald zu. Zur heiligen Weihe wollte er das Kindlein ſelbſten tragen, zur Sühne der Schuld, die auf ihm lag, dem Haupte ſeines Hauſes; das Uebrige überließ er Gott. Todte hemmten ſeinen Lauf; vorſichtig mußte er ſeine Tritte ſetzen. Da ereilte ihn ein leichter Fuß, es war das arme Bübchen, dem es graute bei dem wilden Weibe, das ein kindlicher Trieb dem Meiſter nachgetrieben. Wie Stacheln fuhr es durch Chriſtens Herz, daß ſeine Kinder alleine bei dem wüthenden Weibe ſeien. Aber ſein Fuß ſtund nicht ſtille, ſtrebte dem heiligen Ziele zu.

„Schon war er unten am Kilchſtalden, hatte die Kapelle im Auge, da glühte es plötzlich vor ihm mitten im Wege, es regte ſich im Buſche, im Wege ſaß die Spinne, im Buſche wankte roth ein Federbuſch und hoch hob ſich die Spinne als wie zum Sprunge. Da rief Chriſten mit lauter Stimme zum dreieinigen Gott, und aus dem Buſche tönte ein wilder Schrei; es ſchwand die rothe Feder; in des Bübchens Arme legte er das Kind und ergriff, dem Herren ſeinen Geiſt empfehlend, mit ſtarker Hand die Spinne, die wie gebannt durch die heiligen Worte am gleichen Flecke ſitzen blieb. Gluth ſtrömte durch ſein Gebein, aber er hielt feſt; der Weg war frei und das Bübchen verſtändigen Sinnes eilte dem Prieſter zu mit dem Kinde. Chriſten aber, Feuer in der ſtarken Hand, eilte geflügelten Laufes ſeinem Hauſe zu. Schrecklich war der Brand in ſeiner Hand, der Spinne Gift drang durch alle Glieder. Zu Gluth ward ſein Blut. Die Kraft wollte erſtarren, der Athem ſtocken, aber er betete fort und fort, hielt Gott feſt vor Augen, hielt aus in der Hölle Gluth. Schon ſah er ſein Haus, mit dem Schmerz wuchs ſein Hoffen, unter der Thüre war das Weib. Als daſſelbe ihn kommen ſah ohne Kind, ſtürzte es ſich ihm entgegen, einer

Tigerin gleich, der man die Jungen geraubt, es glaubte an den ſchändlichſten Verrath. Es achtete ſich ſeines Winkens nicht, hörte nicht die Worte aus ſeiner keuchenden Bruſt, ſtürzte in ſeine vorgeſtreckten Hände, klammerte an ſie ſich an; in Todtesangſt muß er die Wüthende ſchleppen zum Hauſe herein, muß frei die Arme kämpfen, ehe es ihm gelingt, ins Loch die Spinne zu drängen, mit ſterbenden Händen den Zapfen vorzuſchlagen. Er vermags mit Gottes Hülfe. Den ſterbenden Blick wirft er auf die Kinder, hold lächeln ſie im Schlafe. Da wird es ihm leicht, eine höhere Hand ſchien ſeine Gluth zu löſchen, und laut betend ſchließt er zum Tode ſeine Augen, und Frieden und Freude fanden die auf ſeinem Geſichte, die vorſichtig und angſtvoll kamen, zu ſchauen, wo das Weib geblieben. Erſtaunt ſahen ſie das Loch verſchlagen, aber das Weib fanden ſie verſengt und verzerrt im Tode liegen; an Chriſtens Hand hatte ſie den feurigen Tod geholt. Noch ſtanden ſie und wußten nicht, was geſchehen war, als mit dem Kinde das Bübchen wiederkehrte, vom Prieſter begleitet, der das Kind ſchnell getauft nach damaliger Sitte, und wohlgerüſtet und muthvoll dem gleichen Kampfe entgegen gehen wollte, in dem ſein Vorgänger ſiegreich das Leben gelaſſen. Aber ein ſolch Opfer forderte Gott nicht von ihm, den Kampf hatte ſchon ein Anderer beſtanden. Lange faßten die Leute nicht, welch große That Chriſten vollbracht. Als ihnen endlich Glaube und Erkenntniß kam, da beteten ſie freudig mit dem Prieſter, dankten Gott für das neu geſchenkte Leben, und für die Kraft, die er Chriſten gegeben. Dieſem aber baten ſie im Tode noch ihr Unrecht ab, und beſchloſſen mit hohen Ehren ihn zu begraben und ſein Andenken ſtellte ſich glorreich wie das eines Heiligen in Aller Seelen.

„Sie wußten nicht, wie ihnen war, als der ſo ſchreckliche Schreck, der fort und fort durch ihre Glieder zitterte, auf einmal geſchwunden war, und ſie mit Freuden wieder in den blauen Himmel hinauf ſehen konnten, ohne Angſt, die Spinne krieche unterdeſſen auf ihre Füße. Sie beſchloſſen viele Meſſen und einen allgemeinen Kilchgang; vor Allem aber wollten ſie die beiden Leichen beſtatten, Chriſten und ſeine Drängerin, dann ſollten auch die andern eine Stätte finden, ſo weit es möglich war.

„Es war ein feierlicher Tag, als das ganze Thal zur Kirche wanderte, und auch in manchem Herzen war es feierlich, manche Sünde ward erkannt, manch Gelübde ward gethan; und von dem Tage an wurde viel übertriebenes Weſen auf den Geſichtern und in den Kleidern nicht mehr geſehen.

„Als in der Kirche und auf dem Kirchhofe viele Thränen gefloſſen, viele Gebete geſchehen waren, gingen Alle aus der ganzen Thalſchaft, welche zur Begräbniß gekommen waren — und gekommen waren Alle, die ihrer Glieder mächtig waren — zum üblichen Imbiß ins Wirthshaus. Da geſchah es nun, daß, wie üblich, Weiber und Kinder an einem eigenen Tiſche ſaßen, die ſämmtliche erwachſene Mannſchaft aber Platz hatte an dem berühmten Scheibentiſche, der jetzt noch im Bären in Sumiswald zu ſehen iſt. Er ward aufbewahrt zum Andenken, daß einſt nur noch zwei Dutzend Männer waren, wo jetzt an zwei Tauſende wohnen; zum Andenken, daß auch das Leben der Zweitauſende in der Hand deſſen ſtehe, der die zwei Dutzend gerettet. Damals ſäumte man ſich nicht lange an der Gräbt; es waren die Herzen zu voll, als daß viel Speiſe und Trank Platz gehabt hätte. Als ſie aus dem Dorfe hervor auf die freie

Höhe kamen, ſahen ſie eine Röthe am Himmel, und als ſie heim kamen, fanden ſie das neue Haus niedergebrannt bis auf den Boden; wie es zugegangen, erfuhr man nie.

„Aber was Chriſten an ihnen gethan, vergaßen die Leute nicht, an ſeinen Kindern vergalten ſie es. Fromm und wacker erzogen ſie dieſelben in den frömmſten Häuſern; an ihrem Gute vergriff ſich keine Hand, obgleich keine Rechnung zu ſehen war. Es wurde gemehret und wohl beſorgt, und als die Kinder auferwachſen waren, ſo waren ſie nicht nur nicht um ihr Gut betrogen, ſondern noch viel weniger um ihre Seelen. Es wurden rechtſchaffene gottesfürchtige Menſchen, die Gnade bei Gott hatten und Wohlgefallen bei den Menſchen, die Segen im Leben fanden und im Himmel noch mehr. Und ſo blieb es in der Familie, und man fürchtete die Spinne nicht, denn man fürchtete Gott, und wie es geweſen war, ſo ſoll es, ſo Gott will, auch bleiben, ſo lange hier ein Haus ſteht, ſo lange Kinder den Eltern folgen in Wegen und Gedanken.“

Hier ſchwieg der Großvater, und lange ſchwiegen Alle, und die Einen ſannen dem Gehörten nach, und die Andern meinten, er ſchöpfe Athem und fahre dann weiters fort.

Endlich ſagte der ältere Götti: „An dem Scheibentiſch bin ich manchmal geſeſſen und habe vom Sterbet gehört und daß nach demſelben ſämmtliche Mannſchaft in der Gemeinde daran Platz gehabt. Aber wie Punktum alles zugegangen, das konnte mir Niemand ſagen. Die Einen ſtürmten dieß, und Andere anders. Aber ſage mir, wo haſt du denn Alles das vernommen?“

„He, ſagte der Großvater, das erbte ſich bei uns vom Vater auf den Sohn, und als das Andenken davon bei den andern Leuten im Thale ſich verlor, hielt man es in der Familie ſehr heimlich und ſcheute ſich, etwas davon unter die Menſchen zu laſſen. Nur in der Familie redete man davon, damit kein Glied deſſelben vergeſſe, was ein Haus bauet, und ein Haus zerſtört; was Segen bringt und Segen vertreibt. Du hörſt es meiner Alten wohl noch an, wie ungern ſie es hat; wenn man ſo öffentlich davon redet. Aber mich dünkt, es thäte je länger je nöther davon zu reden, wie weit man es mit Hochmuth und Hoffart bringen kann. Darum thue ich auch nicht mehr ſo geheim mit der Sache, und es iſt nicht das erſte Mal, daß ich unter guten Freunden ſie erzählte. Ich denke immer, was unſere Familie ſo viele Jahre im Glücke erhalten, das werde andern auch nicht ſchaden, und recht ſei es nicht, ein Geheimniß mit dem zu machen, was Glück und Gottes Segen bringt.“

„Du haſt recht, Vettermann, antwortete der Götti, aber fragen muß ich dich doch noch: war denn das Haus, welches du vor ſieben Jahren einriſſeſt, das uralte, ich kann das faſt nicht glauben.“

„Nein, ſagte der Großvater. Das uralte Haus war gar baufällig geworden ſchon vor faſt dreihundert Jahren, und der Segen Gottes in Feldern und Matten hatte ſchon lange nicht mehr Platz darin. Und doch wollte es die Familie nicht verlaſſen und ein neues bauen durften ſie nicht, ſie hatte nicht vergeſſen, wie es dem früheren ergangen. So kam ſie in große Verlegenheit, und fragten endlich einen weiſen Mann, der zu Haslebach gewohnt haben ſoll, um Rath. Der ſoll ihnen geantwortet haben: ein neues Haus könnten ſie wohl bauen an die Stelle des alten und nicht anderswo, aber zwei Dinge müßten ſie wohl bewahren, das alte Holz worin die Spinne ſei, den alten Sinn, der ins alte Holz die Spinne geſtoßen, dann werde der alte Segen auch im neuen Hauſe ſein.

„Sie bauten das neue Haus und fügten ihm ein mit Gebet und Sorgfalt das alte Holz, und die Spinne rührte ſich nicht, Sinn und Segen änderten ſich nicht.

„Aber auch das neue Haus ward wiederum alt und klein, wurmſtichig und faul ſein Holz, nur der Poſten hier blieb feſt und eiſenhart. Mein Vater hätte ſchon bauen ſollen, er konnte es erwehren; es kam nun an mich. Nach langem Zögern wagte ich es. Ich that wie die Frühern, fügte das alte Holz dem neuen Hauſe bei und die Spinne regte ſich nicht. Aber geſtehen will ich es: mein Lebtag betete ich nie ſo brünſtig wie damals, als ich das verhängnißvolle Holz in Händen hatte; die Hand, der ganze Leib brannte mich, unwillkürlich mußte ich ſehen, ob mir nicht ſchwarze Flecken wüchſen an Hand und Leib, und ein Berg fiel mir von der Seele, als endlich alles an ſeinem Orte ſtund. Da ward meine Ueberzeugung noch feſter, daß weder ich noch meine Kinder und Kindeskinder etwas von der Spinne zu fürchten hätten, ſo lange wir uns fürchten vor Gott.“

Da ſchwieg der Großvater, und noch war der Schauer nicht verflogen, der ihnen den Rücken heraufgekrochen, als ſie hörten, der Großvater hätte das Holz in Händen gehabt, und ſie dachten, wie es ihnen wäre, wenn ſie es auch darein nehmen müßten.

Endlich ſagte der Vetter: „Es iſt nur ſchade, daß man nicht weiß, was an ſolchen Dingen wahr iſt. Alles kann man kaum glauben, und etwas muß doch an der Sache ſein, ſonſt wäre das alte Holz nicht da.“

„Sei jetzt daran wahr, was da wolle, ſo könne man viel daraus lernen, ſagte der jüngere Götti, und dazu hätten ſie noch kurze Zeit gehabt, es dünke ihn, er ſei erſt aus der Kirche gekommen.“

„Sie ſollten nicht zu viel ſagen, ſagte die Großmutter, ſonſt fange ihr Alter ihnen eine neue Geſchichte an, ſie ſollten jetzt auch einmal eſſen und trinken, es ſei ja eine Schande, wie Niemand eſſe und trinke. Es ſolle doch nicht alles ſchlecht ſein, ſie hätten alles angewendet, ſo gut ſie es verſtanden.“

Nun ward viel gegeſſen und viel getrunken und zwiſchendurch gewechſelt manche verſtändige Rede, bis groß und golden am Himmel der Mond ſtund, die Sterne aus ihren Kammern traten, zu mahnen die Menſchen, daß es Zeit ſei, ſchlafen zu gehen in ihre Kämmerlein.

Die Menſchen ſahen die geheimnißvollen Mahner wohl, aber ſie ſaßen da ſo heimelig und Jedem klopfte es unheimlich unterm Bruſttuch, wenn er ans Heimgehn dachte, und wenn es ſchon Keiner ſagte, ſo wollte doch Keiner der Erſte ſein.

Endlich ſtund die Gotte auf und ſchickte mit zitterndem Herzen zum Weggehen ſich an, doch es fehlte ihr an ſicheren Begleitern nicht, und mit einander verließ die ganze Geſellſchaft das gaſtliche Haus mit vielem Dank und guten Wünſchen, trotz allen Bitten an Einzelne, an die Geſammtheit: doch noch länger zu bleiben, es werde ja nicht finſter.

Bald war es ſtill ums Haus, bald auch ſtill in demſelben. Friedlich lag es da, rein und ſchön glänzte es in des Mondes Schein das Thal entlang, ſorglich und freundlich barg es brave Leute in ſüßem Schlummer, wie die ſchlummern, welche Gottesfurcht und gute

Gewiſſen im Buſen tragen, welche nie die ſchwarze Spinne, ſondern nur die freundliche Sonne aus dem Schlummer wecken wird. Denn wo ſolcher Sinn wohnet, darf ſich die Spinne nicht regen, weder bei Tage noch bei Nacht. Was ihr aber für eine Macht wird, wenn der Sinn ändert, das weiß der, der Alles weiß, und Jedem ſeine Kräfte zutheilt, den Spinnen wie den Menſchen.

Der Ritter von Brandis.

I.

Dieſe Sage und ihre Umrahmung ſind der kleinen Schrift entnommen, welche unter dem Titel: „Die Waſſernoth im Emmenthal“, im Jahr 1838 bei Langlois in Burgdorf heraus kam.

Dieſe Sage nebſt einer bedeutenden Anzahl Stellen der genannten Schrift wurden von Herrn Seeger geverſet, gereimt und in verſchiedene Zeitſchriften, namentlich in das Morgenblatt, eingerückt. Da aber Herr Seeger nicht angegeben hat, weſſen Worte er verſete und reimte, ſo glaubt der Verfaſſer jener Schrift und Herausgeber dieſer Schrift das Recht zu haben, es hier zu ſagen, damit er von dem Verdacht frei bleibe, als ob er es wäre, der des Herrn Segers Reime ungereimt dem Publikum auftiſche.

Sonntag Abends den 13. Auguſt 1837 ſtand auf der Brücke zu Lützelflüh, welche auf der Straße von Luzern nach Bern über die berneriſche Emme führt, eine bebende Menge.

Eine angſtvolle, ſeltſame Woche war dem Tage des Herrn vorangegangen.

Ein ſchwer Gewitter, den 4. Auguſt, ſchien den Herbſt herbeigerufen zu haben, der nun einen gräulichen Kampf mit dem Sommer rang. Nebelvoll, herbſtlich waren die Morgen, man glaubte das Läuten der Kühe, der Hunde Jagdgebell hören zu müſſen; gegen Mittag brannte die Sonne durch die Dünſte in verdoppelter Gluth, und am Abend hallten von des Donners gewaltiger Stimme die Berge wieder.

Ganze Nebelheere hatten in die Schweiz ſich gezogen, waren über die Berge geſtiegen, hatten in die Thäler ſich geſtürzt und lagerten ſich grau und wüſt über den Thalgründen und an den Thalwänden. Von allen Seiten waren ſie hergekommen, als ob alle Mächte der ehemaligen ſogenannten heiligen Allianz, die rings uns umwohnen, in ihren Ländern alle Dünſte, alles die Luft trübende zuſammengeblaſen und fortgeblaſen hätten über ihre Gränzen, über unſere Berge herein, daß es ſich da ablagere und niederſchlage zu Graus und Verderben der argloſen Schweizer. Aſtronomen berichteten ſpäter, in Deutſchland und beſonders in deſſen Norden, wo die pfiffigen Preußen wohnen, die witzigen Berliner, die Morgens und Abends unſern Herrgott bedauern, weil er nicht Witze macht wie ſie, ſei die Atmoſphäre nie ſo lauter und durchſichtig geweſen, wie in jenen Tagen des Auguſts, wo am Morgen Nebelmaſſen, am Abend Wolkenmaſſen ſchwarz und ſchwer den Schweizern über die Köpfe hingen. Später vernahm man, daß das ſeltſame Wetter mit einem Sturme auf den weſtindiſchen Inſeln, welcher den 2ten Auguſt mit ſeltener Heftigkeit wüthete, ſeinen Anfang genommen. Dieſe Maſſen waren nicht argloſe Wölkchen, die auf ſanfter Winde leiſen Fittigen reiſen von Land zu Land und roſenroth in der Abendröthe Schein lächeln übers Land herein; die Maſſen bargen Verderben in ihrem Schooße, trugen es unter Blitz und Donner über das ganze Land.

Sie begannen die Ergüſſe ihrer Wuth am blauen Berge, jagten die Kühe in die Sennhütten, ſchwemmten den Längnauern ihre Schweine durchs Dorf, erſchreckten mehr als ſie ſchadeten. Dann zogen ſie vom Jura weg das Land hinauf, der Hauptſtadt zu, trüb und feucht; und über der Hauptſtadt wetterten ſie zwei Tage lang. Bäume brachen, Häuſer krachten, Thürme wankten, bleich verſtummte der Menſch, barg ſein ſündig Haupt in des Hauſes ſicherſten Winkel.

Von da wälzten ſie ſich, jeden Tag von neuen Dünſten ſchwerer, durch neue Nebelmaſſen gewaltiger, das Land hinauf den Bergen zu. Aber zu reich geſättiget, vermochten ſie ſich nicht zu ſchwingen über der hohen Berge hohe Firnen dem trockenen Italien, dem weiten Meere zu. Schon an den Voralpen blieben ſie hängen, tobend und wild, ſprühten um ſich mit gewaltigen Waſſergüſſen. Den 12. Auguſt wurden die Truber, die Schangnauer, die Marbacher und Eſcholzmatter tüchtig eingeſchwemmt; die Röthenbacher meinten argen Schreck erlebt zu haben, Menſchenleben gingen verloren, viel Land wurde verwüſtet. Die zwei wilden Schweſtern, von verſchiedenen Müttern geboren, die zornmüthige Emme, die freche Ilfis ſtürzten brüllend, aufbegehrend, in raſender Umarmung das Land hinab, entſetzten Brücken und Menſchen, und überall ward es ihnen zu enge im weiten Bette. Am allgewaltigen Strome ſtand bebend der Menſch. Er fühlte die Gränzen ſeiner Macht, fühlte, daß nicht er es ſei, der die Waſſerſtröme brauſen laſſe über die Erde und ſie wieder zügle mit kühner mächtiger Hand.

So wild und zügellos war die Emme lange nicht geſehen worden, unzählbare Tannen, borſtigen Schuppen gleich, bedeckten ihren grauen Rücken, der Menſch erwartete Entſetzliches, aber die Hand, die ſie losgelaſſen, zügelte ſie wieder, die Gefahr entfloh, in ſein Bette gebunden ward der ohnmächtig gewordene Strom.

Bleich erhob ſich Tags darauf, Sonntag den 13ten Auguſt, die Sonne über ihrem lieben Ländchen. Der Menſch glaubte, der Schreck von geſtern, als ſie ſo ſchnell vom wilden Wolkenheer überzogen ward, weile noch auf ihren Wangen; der arme Menſch wußte nicht, daß das Grauen vor dem, deſſen Zeuge ſie ſein ſollte an ſelbigem Tage, auf der lieben Sonne Antlitz war.

Still verfloß im unteren Lande der Sonntag; Beſonderes ahnete kein Menſch, aber vom geſtrigen Schreck redete man, welchen die bereits verlaufene Emme verurſacht. Gegen drei Uhr Nachmittags ſah man wohl einen ſchwarzen Wolkenrand über die obern Berge ſich erheben, im Rande ſah man Blitze und Regen; ein dumpfer Donnerlaut drang zuweilen ins untere Thal, aber man achtete ſich deſſen kaum, weil es zu gewöhnlich war. Dunkler ward der Himmel, kleine Tropfen fielen ſpärlich, dann ſtrich ein ſchöner Regen übers Land, und ihre Tabakspfeifen rüſteten gelaſſen die Männer, dem ſonntäglichen Schoppen nachzugehen. Aber wenn der Menſch wüßte zu jeder Stunde, wie es andern Menſchen wäre zur ſelben Stunde, ſelten wäre ihm eine glückliche Stunde vergönnt.

Da donnert es auf einmal ſo ſchrecklich und ſeltſam von den Bergen her ins friedliche ſonntägliche Gelände, näher und immer näher, ein bleicher Schreck legte ſich über die Geſichter der Menſchen; die Meiſten kannten dieſen Donner nicht, der ſo ſchrecklich näher und näher donnerte.

Nur die Alten kannten ihn, denn er wird gar ſelten gehört, und als ſie ihn nannten, als ſie ſagten, das ſei der Emme Gebrüll, wie man es in einem Jahrhundert ſelten zweimal höre, und ſeit dem Jahre 1764 nicht mehr vernommen; da ſtürzte die Menge dem Ufer, der Brücke zu.

Noch floß trüb und matt der Strom unter der Brücke, aber Windſtöße ſtrichen über dieſelbe und näher und näher wälzte der Donner ſich. Lebendig, ſchwarz ward es weit oben auf dem Bette der Emme, ein ſchauerlich Gewimmel rollte heran, ein ungeheurer Leib, deſſen tauſend Glieder ſich durcheinander wanden, über einander fuhren, in einander ſich ſchlangen und bargen. Der Druck der Luft, der ſchwere mit Mergel geſättigte Strom trieb vor ſich her rollend, polternd eine Maſſe leichten Holzes. Es war als hätte er mit demſelben ſeine Stirne gewappnet zu deſto wilderem Anlauf. Es war aber ein entſetzlich Schauen, wie dieſer Holzſtoß, von einer unſichtbaren Macht getrieben, daher wirbelte, als wäre in jedem Stücke ein eigenes Leben, als ſuchte jedes ſich zu retten und könnte nicht. Da ſpritzte zwiſchen dem dunkeln Gerölle das graue Waſſer auf, und Woge um Woge bäumte ſich höher empor, ihre Häupter zerſchlugen ſich an der Brücke, ihre Zungen leckten über Tentſche. Mit Entſetzen ſah man in dieſe ſchäumende Wuth hinein, in welcher Hausgeräthe tanzte von jeglicher Art; Bütten Spinnräder jagten, Tiſche Züber vor ſich her trieben, Körbe, ja Wiegen dahin fuhren, ganze Stücke von Häuſern und Brücken anfuhren. Jedes Herz brach in Jammer aus über das entſetzliche Unglück, das man nicht ſah, deſſen Zeugen aber der immer lauter brüllende Strom an den Augen vorüber führte. Dem leichtern Geräthe führte er die gewaltigen Tannen nach, Tauſend um Tauſend, welche er bei den Sägen nahm und aus den Wäldern, ſtürmte mit ihnen die Brücke, ſtauchte zu Hunderten ſie auf, ſchmetterte Trämel um Trämel an die Joche, ſchleuderte in wüthendem Grimme ganze Tannen wie Schwefelhölzer über die aufgeſtauchten Haufen hin an die Brücke hoch empor, doch umſonſt. Da wälzte er das Dach einer gebrochenen Brücke heran, ſperrte damit die Bahn zwiſchen den beiden Jochen mitten im Strome, warf Tanne um Tanne dazu und ſtemmte mit der unermeßlichen Gewalt ſeines ganzen Gewichtes ſich gegen die Brücke; ſie bog ſich, ſie krachte, hoch auf ſpritzten die Waſſer mit jauchzendem Gebrülle. Ein jäher Schreck ergriff die Menſchen auf der Brücke, kaum trugen ſie die zitternden Glieder auf ſichern Grund; ein angſtvolles Bangen klemmte die Herzen der Umſtehenden zuſammen, in des Menſchen Bruſt ſtockte die Stimme. Der Nachbar faßte am Arme den Nachbar, und hier und da ein Jetzt, Jetzt, wurde hörbar unter der lautloſen Menge.

Da zerſchlug in ſeiner Wuth der Strom ſein eigen Werk, ſchmetterte einen ungeheuren Baum an das ſchwellende Dach; ſtatt der Brücke borſt das Dach und verſchwand unter der Brücke in den ſich bäumenden Wellen. Da ward der Durchgang den Waſſern wieder geöffnet, die Stimme wieder frei in der Menſchen Bruſt und aus jeder ſtieg ein freudiges Gottlob als Opfergabe zu dem empor, der dem Verderben ſeine Schranken ſetzet. Das Aergſte hatte man erwartet, als blinde Wuth ſich ſelbſt den Weg verlegte, da half Gott, und die maßloſe Wuth mußte die eigenen Zwecke ſelbſt zerſtören.

Doch wenn auch dieſe Gefahr vorüber war, ſo brachte jeder Augenblick eine neue; die Waſſer nahmen nicht ab, immer friſche Tannen ſtürmten daher. Die Brücke bebte ununterbrochen in den Holz- und Waſſerſtößen. Die Poſt wagte ſich nicht hinüber, nur die verwegenſten Menſchen betraten ſie. Die Nacht kam, Wolken lagen am Himmel, deckten den Mond; aber das Donnern der unſichtbaren Fluth erfüllte mit dreifachem Grauſen die Menſchen. Zuweilen riſſen die Wolken auseinander, durch die Spalte warf der Mond ſein Licht auf die Waſſerwüſte, ſeine blaſſen Strahlen erleuchteten Streifen des ſchauerlichen Bildes.

Dann ſah man die Spitzen der Wogen wie Silber funkeln, Tannen im Waſſer ſich bäumen oder wiegen, rieſigen Schlangen gleich, ſah ganze Bäume ſich heben, ihre dunkeln Aeſte ſtrecken aus flimmerndem Wellenſchaum, ungeheuren Kraken ähnlich, die ihre Arme ausbreiteten in den ungewohnten Waſſern. Plötzlich ſchloß die Spalte in den Wolken ſich, das Licht ſchwand, in Nacht war das grauſe Bild verſunken, im Donner der Fluth hörte man es an ſich vorüber fahren.

Endlich, ſchon 10 Uhr wars, nahmen die Waſſer ab; die größte Gefahr war vorüber, aber nicht die Aufregung der Menſchen. Zur Ruhe konnten die Männer noch nicht; die Angſt um das Unbekannte, was geſchehen war, der Trieb, zu vernehmen, was Andere wußten, trieb ſie zuſammen zu den Schoppen, von denen die Emme ſie abgerufen hatte. Und wie auf Windesflügeln flog allerlei Kunde den Fluß hinauf, den Fluß hinab, man wußte nicht wer ſie brachte, woher ſie kam; aber einem elektriſchen Schlage gleich war ſie in allen Ohren, und jeder Mund ſprach gläubig ſie nach. Eine halbes Dutzend Dörfer ſollten zerſtört, ungezählte Menſchenleben verloren gegangen ſeien; Viele nannte man mit Namen, erzählte ihres Todes Art und Weiſe. Mit der Ruegsaubrücke ſollten wenigſtens fünfzig Leben dem Tode zur Beute geworden ſein; mit dem Lochbachſteg nicht ganz ſo viele, aber deſto vornehmere, und wie die Brücken zu Burgdorf, Kirchberg und Bätterkinden gebrochen worden, wußte man ganz genau.

Neben dem, was in der Ferne ſich zugetragen, erzählte man ſich Dinge, die an Ort und Stelle vorgefallen ſein ſollten, die von befreundeten Augen geſehen worden, und wer ſie einmal weiter erzählt, bildete ſich das Zweitemal in der innigen Ueberzeugungen an ihre Wahrheit ein, ſie ſelbſt geſehen zu haben.

Noch auf der Brücke von Lützelflüh erzählte man ſich von Kühen, welche lebendig darunter durchgeſchwommen, von einem Kinde, das ſchlafend in der Wiege, von Männern, welche auf einer Tanne unter der Brücke durchgeritten vor Aller Augen. Man erzählte: Auf dem Klapperplatze, eine Stunde oberhalb Lützelflüh hätte die Emme eine Bäuerin ſammt Roß und Wagen fortgenommen, dieſe unter der Brücke durchgefahren, das Roß eingeſpannt lebendig voraus, die Bäuerin bolzgrade, munter und fett hinten auf dem Sitze, das Leitſeil in der einen Hand, in der andern aber ein rothes Nastuch, mit welchem ſie ſich die Augen getrocknet, und als ſie gegen die Brücke gekommen, hätte ſie zu den Leuten auf derſelben geſagt: Guten Abend geb ech Gott! Ja man erzählte: Auf einem ganz aufrechtſtehenden Kirſchbaum ſei einer dahergeſchwommen, und derſelbe habe in ſeiner Seelenangſt immer zugekirſet. Als er gegen die Brücke gekommen, habe er ſeinen Kraten, welcher voll geweſen, den Leuten daſelbſt entgegengeſtreckt und geſagt: Nät, wenn d'r mögigt!

Es iſt eine merkwürdige Sache, wie bei großen Unglücksfällen an Ort und Stelle, und noch während das Unglück waltet, Dinge erzählt werden, ob denen die Haare Einem zu Berge ſtehen; ſie ſind lauter Lug und Trug, werden geglaubt wie das Evangelium von Mann zu Mann, und wie ſie entſtanden, und von wem ſie gekommen, wird nie ergründet.

Aber ſelten auch wird ein bedeutendes Unglück ſich ereignen, welches nicht durch beſondere Zeichen angekündigt worden ſein ſoll.

Als die Menſchen bei ihrem Schoppen ſaßen, die erzählten Unglücksfälle ſattſam verhandelt hatten, die Nacht mit ihren geheimnißvollen Schauern näher ihrer Mitte rückte, ſagte Einer: Die furchtbare Waſſernoth hätte ihm jüngſt Einer vorausgeſagt, er habe ſich aber leider ſeiner Worte nicht geachtet. Es ſei ein Holzhändler geweſen, der ihm erzählt habe, wie er vor wenig Tagen Wälder hinter Röthenbach beſichtigt und dort Kröten oder Fröſche auf Tanngrotzen angetroffen hätte. Wenn dieſe Thiere ſich in die Höhe flüchten, ſo ſei dieß ein ſicheres Zeichen einer nahen Waſſerfluth, in welcher ſie nicht ſicher auf Erden wären.

Dieß hätte er nicht gewußt, ſagte ein Anderer; aber ganz natürlich komme es ihm vor, merkten die Katzen ja das Erdbeben und flüchteten ſich. Doch hätte auch er es beſtimmt gewußt, daß die Emme anlaufen werde. Ob Niemand in vergangener Nacht gehört hätte, wie Pfähle geſchlagen worden ſeien längs der Emme, wie man es immer höre, wenn ſie anlaufe. Nun wußten Alle von dieſem Pfähleſchlagen, und Einige hatten es gehört in vergangener Nacht, und Alle bezeugten, daß es eine ſichere Vorbedeutung ſei, und gar zu gerne hätten ſie vernommen, was es eigentlich ſei, von wem es herrühre, aber dieſes wußte Keiner. Stille in einer Ecke war ein Männlein geſeſſen und hatte zu Allem kein Wort geſagt. Aber als Einer ausrief, es reute ihn ein Fünfbätzner, ja zwei nicht, wenn Einer ihm erzählen könnte, aber Punktum die Wahrheit, wer dieſe Pfähle ſchlage der Emme nach in den Wehren und Schwellen; denn Jemand müſſe es ſein, man höre zu deutlich Streich auf Streich. Da that jenes Männchen den Mund auf und ſprach: wenn jenes Verſprechen gehalten werde, ſo wolle er erzählen, wer ſchwellen müſſe um Mitternacht vor jeglicher Waſſergröße, ſeine Großmutter hätte es ihm viel Hundertmal erzählt, und die hätte mehr gewußt als gegenwärtig die meiſten Leute. Da ward ihm alſobald ein ſchöner Lohn verheißen, und er begann, was unten zu leſen.

„Wo das Schloß Brandis geſtanden, welches verbrannt wurde, als die Franzoſen kamen, das wißt ihr Alle; es war ein ſchönes Schloß, weit und breit ward es geſehen, und ſchön ſtund es dem Lande. Vor vielen hundert Jahren ſtund das Schloß Brandis nicht auf der gleichen Stelle, ſondern auf dem ſteilen Hügel oberhalb, von wo man gar weit umher ſah im Lande und hinein in ſo manchen Graben. Da hausten die Freiherren von Brandis von uralten Zeiten her, ein reiches aber grimmiges Geſchlecht, ſicher vor Feinden wohnten hinter ihrem Schilde ihre Angehörigen; aber was ihren Herren in Sinn fiel, das thaten dieſe, und ſie mußten es dulden, ohne Recht und ohne Klage. Der Zwingherr, von dem ich erzählen will, war unter allen der Grimmigſte, und ärger als das Vieh behandelte er ſeine Leute. Er war grauſam reich, und doch thaten ihm ſeine Leute nie genug, mußten für ihn jagen, fiſchen, pflügen, holzen u. ſ. w., vielmehr als verbriefet war. Aber er hatte die Gewalt, was frug er daher den Briefen nach. Weit und breit war ſein das Land. Da ſaß er ganze Tage auf hohem Thurm und ſchaute übers Land, ſchaute, wie man arbeitete für ihn, ſchaute nach einer müßigen Hand. Wo er Einen läſſig ſah oder matt, da ſprengte er auf fuchsrothem Hengſte an ihn hin und züchtigte ihn auf unmenſchliche Weiſe, oder geiſelte ihn Abends im Schloßhofe mit eigener Hand. Je mehr Arbeit er forderte, um ſo weniger gab er ihnen zu eſſen; wollten ſie bleiben bei der Kraft, entrinnen der Peitſche, ſo mußten ſie eſſen, was Weiber und Kinder für ſich gepflanzet hatten, und Weiber und Kinder mußten arbeiten, was ſonſt die Männer thaten. Aber die hatten ſelten mehr einen Tag für ſich, und doch waren ſie ihm dieſes Alles laut ihren pergamentenen Briefen nicht ſchuldig.

„Aber wenn Einer nur ein Wort redete von dieſen Briefen, oder daß ihm etwas nicht recht ſei, ſo ward er ins Thurmloch geworfen und unter Kröten und

Schlangen ließ ihn der Zwingherr vermodern. Weithin durchs Thal hörte man dieſe Gefangenen ſchreien und jammern, wenn der Freiherr oder der Hunger, oder das giftige Ungeziefer ſie marterten.

„Einmal konnten die Leute einen ganzen Winter nichts arbeiten für ſich, nicht einmal holzen, geſchweige dann ſchwellen an der Emme, und doch war die Schwelle weg und ſchon im vergangenen Herbſte die Emme eingebrochen und hatte grobes Unheil angerichtet. Gerade da ſoll es geweſen ſein, wo jetzt Farb und Bleiche ſtehen. Sie mußten einen unnöthigen Bau dem Zwingherrn bauen, und in ſeiner zornigen Ungeduld preßte er Menſchen und Vieh faſt das Leben aus.

„Da merkte in den Märztagen der Müller eines Abends, daß der Flühluft (Föhn) über die Berge komme vom warmen Italien her, und daß der Styggrad ſeinen ſchwarzen Weg bekommen hatte, von oben bis unten, das ſicherſte Zeichen von eintretendem Thauwetter. „Marei, ſagte er ſeiner Frau, morgen ſoll ich Steine führen von Oberburg her, zum verfluchten Bau, aber das darf ich nicht. Sieh wie der Styggrad den ſchwarzen Streifen hat und grauſam viel Schnee in den Flühnen liegt. Schmilzt der Schnee und haben wir nicht geſchwellt, ſo nimmt die Emme uns Haus und Mühle weg. Ja, ich will Morgen früh hin aufs Schloß, und dem Herrn es ſagen, daß geſchwellt werden muß, iſt es doch zu ſeinem Nutzen wie zu meinem, und wo es zu ſeinem Nutzen geht, da hat er noch Verſtand.“ „„Uli, hat darauf die Frau geſagt, ins Schloß gehſt du mir bei Leib und Sterben nicht, Verſtand ſuche beim Herren nicht. Beſſer iſt es, die Emme nehme die Mühle weg, als der Herr ſchlage den Kopf dir ein;

Mühlen kann man neue bauen, aber Kopf kriegſt du keinen andern, wenn der Herr den Deinen dir eingeſchlagen.““

„Aber der Müller gab der Frau nicht nach; die Mühle war ihm lieb, und ſeinem Kopfe traute er was; die halbe Nacht disputirte ſie mit ihm, er aber wars gewohnt, und im Schlafe ſtörte es ihn nicht. Aber am Morgen, während ſie noch ſchlief, machte er ſich auf, dem Schloſſe zu, und betete in der Kirche von Lützelflüh, die an ſeinem Wege lag, noch zwei Unſer Vater; denn zur ſelben Zeit beteten nicht nur die Müller noch, ſondern ſogar die Wirthe.

„Der Müller war ein mächtiger Mann, ſein Rücken war wie ein Tennthor breit, aber doch wurden ihm die Beine ſchwer, als er den Schloßweg aufging. So früh er auch war, ſo war doch im Schloſſe oben ſchon gewaltiger Lärm; Hunde bellten im Hofe, Pferde wieherten, Knechte klirrten mit Waffen und mitten im Hofe ſtand demüthig ein Bäuerlein.

„Demſelben waren zwei Bären in die Heerde gebrochen und ihrer Spur war er nachgegangen, ſie führte gerade zur Hölle; ſo heißt noch heut zu Tage ein dunkler Waldgrund auf der Egg, zwiſchen Lützelflüh und Affoltern. Die Hölle war er umgangen, die Bären waren darin, die Rache trieb ihn zum Schloſſe, dem Ritter die Bären zu verrathen. Wen nicht was beſonders trieb, ging nicht freiwillig zum Schloſſe. Aus dem Bette war der Freiherr gefahren, hatte Jagd befohlen, befohlen, ſo viel Bäuerlein zuſammen zu treiben als möglich; er lechzte nach Bärenſtreit und Bärenfleiſch, am Bauernfleiſch aber war ihm nichts gelegen

„Zugleich mit dem Müller trat er in den Hof, raſſelnd in ſchwerer Rüſtung, faſt ſieben Schuh hoch, mit rothen Augenbraunen faſt fingerslang. Sein graues Augenpaar blitzte wild durch den Hof, Flüche donnerte ſein bärtiger Mund über die Knechte, die ihm zu langſam ſchienen in ſeiner Bärenbrunſt. Da nahm der Müller ſein Herz in beide Hände, ſtellte ſich ihm unter das Geſicht und bat mit demüthigen Geberden gar dringlich: daß der hohe Herr ihm doch geſtatten möchte, zu Hauſe zu bleiben mit noch Einigen, zu ſchwellen an der Emme, ſonſt gehe Haus und Hof zu Grunde. Der Flühluft gehe, der Styggrad habe einen Weg faſt ſo breit wie der Schloßweg; ſchon regne es warm über die Berge und Schwelle ſei keine mehr, wie der Freiherr ſelbſt geſehen. Wie er ſo geredet, ſchlug mit eiſernem Handſchuh der Ritter den Müller aufs Maul, und donnerte die Worte ihm zu: „Wohl, die Steine magſt du laſſen, aber die Bären hilfſt du treiben; die Steine fährſt du morgen; die Mühle iſt mein, und was die Emme mit ihr macht, kümmere dich nicht.“ Der Müller wollte noch einmal anſetzen zur Rede, aber der Ritter, ſchon zu Roß, ſchlug ihn auf den Kopf mit der Eiſenfauſt, trieb ihn mit bäumendem Roſſe zum Thore hinaus, und voran durch den ſchmelzenden Schnee mußte der Müller dem Ritter. Mit altem Buchenlaube wiſchte der Müller ſein blutend Geſicht ab, aber ſein wuthblutendes Herz konnte er mit keinem Laube abwiſchen.

„Raſch ritt der Ritter der Hölle zu, voran der Müller, er mochte nicht erwarten bis er darinnen war; raſch trieben die Knechte die keuchenden Bäuerlein nach. Als ſie hinaus kamen, wo jetzt Neuegg liegt, weit außen auf der Egg, fand ſich die Bärenſpur und führte ſchnurſtracks zur Hölle. Die Schlucht ward umgangen, die Jäger verſtellten ſich, die Hunde blieben gekoppelt, die Bäuerlein begannen zu treiben. Der Ritter wagte lieber Bauern als Hunde an die gefährliche Jagd.

„Die Bären hielten hart, wie kein Wild gerne ſein trocknes Lager verläßt, wenn der Sturm beginnt. Endlich ſtürzten ſie, faſt berührt von den Treibern, aus dem finſtern Schlund und brummend und zornig aus dem Dickicht, beide ſchnurſtracks auf den Ritter zu. Derſelbe ſtand, abgeſeſſen vom Roſſe, mit Schwert und Spieß gerüſtet, alleine in der Rinne, durch welche die Bären kamen, ſtellte ſich ihnen entgegen, wie eine Mauer, wehrte ſich handlich mit Schwert und Spieß, aber zwei wüthende Bären ſind doch mehr als ein Ritter, der abgeſeſſen vom Roſſe, darhalten muß. Der Müller, der Erſte unter den Treibern, ſah des Ritters Drangſal, gedachte als ein biederer Schweizermann nicht an das Vergangene, ſondern nur, daß in Bärennoth ein Menſch ſei; dem Ritter ſprang er zu Hülfe und ſchnell waren die Bären gefällt, lagen todt auf blutigem Grunde.

„Der Ritter ſaß wieder hoch zu Roß; auf Schlitten waren die Bären gelegt, die Bäuerlein zogen die Schlitten; der Müller zog mit an den Schlitten, und kein Wort des Dankes hatte ihm der Ritter geſagt. Sie hatten ein mühſelig ziehen. Der mit dem warmen Winde gekommene Regen hatte Schnee und Boden aufgeweicht und des Müllers Kraft war nöthig. Als ſie an Schaufelbühl vorbei gezogen waren und hervor gegen die Hochwacht kamen, wo man niederſieht auf die Emme und hin an die Furrenfluh, unterhalb welcher, aber dießſeits des Stromes, die Mühle ſteht, ſahen ſie der Emme tobende Wuth und wie ſie bereits ins Land gebrochen, durch den Farbſchachen niederfluhtete. Da ließ der Müller ungefragt ſeinen Schlitten fahren, ſtürzte durch Wald und Weid ins Thal hinab, den nächſten Weg ſeiner Mühle zu. Aber ſchon fand er ſie nicht mehr, fand oben an der Halde Weib und Kinder, aber der Säugling fehlte. Nachbarn hielten das verzweifelnde Weib, welches in die Fluthen ſich ſtürzen wollte, dem ertrunkenen Kinde nach. Lautlos, mit gerungenen Händen ſtand der Müller über dem wilden Waſſer und der Halde Rand. Da kam auf fuchsrothem Hengſte der Ritter angeſprengt, fuhr mit Toben und Drohen auf den Müller ein, daß er ungefragt und unerlaubt den Schlitten verlaſſen.

„Der aber hob ſeine Fäuſte geballt zum Ritter auf und nannte ihn Kindesmörder und des Teufels leibhaftiger Sohn. Da ſchmetterte des Ritters Streitaxt auf ſeinen Retter nieder, dem er kein Wort des Dankes geſagt, und mit geborſtenem Schädel ſtürzte dieſer rücklings die Halde hinab in die wilde Fluth. Als die Müllerin ſah des Ritters That, riß ſie ſich aus den haltenden Armen, hob hoch zum Himmel ihre Hände und verfluchte den Ritter, daß er keine Ruhe im Grabe haben ſolle, ſondern Emme auf, Emme ab ſchwellen müſſe in dunkler Nacht, bei drohender Waſſergröße, und ſtürzte ſich Mann und Kinde nach in die Wellen. Lange noch ſah die betäubte Menge blutige Kreiſe von des Müllers gebrochnem Schädel das Waſſer niederziehen, und neben ihnen hochaufgeſtreckt die fluchende Hand der Müllerin. Trotzig ſah der Ritter über die betäubte Menge den verſchwindenden Leichen nach; trotzig, würdig ſeines trotzigen Geſchlechtes, ritt er heim und trotzig geberdete er ſich je einen Tag wie den andern. Aber eine unſichtbare Gewalt ſchien den mächtigen Leib zu verzehren; er fiel Tag um Tag ſichtbarlich zuſammen, und ehe das Jahr um war und der Flühluft wieder kam von den Bergen her, ward der trotzige Freiherr von Brandis begraben zu Lützelflüh. Dort liegt er tief in der Kirche Chor, ſein Grabmal ſieht man nicht.

„Aber wenn der Flühluft über die Berge weht, der Styggrad den ſchwarzen Streifen zeigt, heiße Dünſte wettern wollen in den Bergen, ſo regt es ſich und ſtöhnt in des Ritters Grabe. Er muß auf, muß die ſchwere Streitart faſſen mit knöcherner Hand, muß in eiſernem Gewande die Emme auf und ab, die rothen Augenbraunen flatternd im Nachtwinde. Wo er lockere Pfähle in den Schwellen ſieht, da muß er ſie feſtſchlagen mit ſeiner Streitart, muß neue einſchlagen, wo es Noth thut und der Menſch es nicht gewahrt; muß durch ſein Klopfen und Schlagen, das in dunkler Nacht ſo ſchauerlich von Felſen zu Felſen hallt, die Anwohner warnen, zu wehren und zu wahren zu rechter Zeit der Emme Schwellen und ihr Eigenthum; und muß dann ſtehen, da wo er den Müller erſchlagen, bis er wittert Morgenluft, bis ſeine Augenbraunen flattern im Morgenwinde, bis von der Mühle herauf der Hahn kräht, dann darf er wieder in ſeines Grabes Moder. Dieſer Bann drückte gewaltig die ſtolze Familie. Um ſchwer Geld ſollte ein kundig Mönchlein ihn löſen; denn der Glaube, daß Geld und Gewalt Alles möglich ſei, hatte ſie ſo trotzig gemacht. Das Mönchlein aber ſprach nach langem Forſchen: Dieſen Bann kann ich nicht löſen, der Fluch wird den Ritter wecken im Grabe, rufen an der Emme Schwellen und Wehren, bis die Emme zahm wird, bis ſie keine

Schwellen mehr braucht, bis kein Herr mehr einen Müller drückt, bis kein Freiherr mehr den Dank vergißt.

„Da erſchrak die Familie, es kam ihr vor, als werde dieſer Fluch ſie überleben; ſie verkaufte Haus und Hof. Sie wollte den grauenvollen Ahnherrn nicht ſchwellen und hämmern hören von hohem Schloſſe in dunkler Nacht, an den Schwellen und Wehren der Leibeigenen. Der alte aber mußte bleiben, wohin ihn der Fluch gebannt; er konnte nicht mit ſeiner Familie ziehen in die Bündnerlande, wohin ſie ſich wandte; da wird er noch fürder bleiben; denn wann wird der Fluch ſich löſen, wann die Emme zahm werden, kein Freiherr mehr den Dank vergeſſen?“

So ſprach das Männchen, aber viel weitläufiger als es hier zu leſen iſt.

Seinen Zuhörern war manch kalter Schauer über die Haut gelaufen; aber gar wohlig war es ihnen ums Herz geworden, und die Schoppen, die ſie bezahlten, zählten ſie nicht. Sie hätten die ganze Nacht durch Schoppen gezahlt ungezählt, wenn das Männchen nur die ganze Nacht durch erzählt hätte.

Aber er endigte, und wie er endigte, ging die Thüre auf, und ein Ruck gabs durch Alle, und manch Glas fiel zur Erde und manch anderes ward verſchüttet; unter der Thüre ſahen ſie den alten Ritter, die rothen Augenbraunen, flatternd im Nachtwinde.

Als ſie wieder kaltblütiger wurden, ſahen ſie keinen Ritter mehr, aber den Poſtillion der zurückgebliebenen Poſt, welcher von ſeinen Pferden her in die Stube kam im Stiefeltritt, mit rothe Augenbraunen flatternd im Geſicht.

Aber Manchem fröſtelte es den Rücken auf, bis er daheim war, den Kopf auf dem Hauptkiſſen hatte. Keinem fehlte der Schlaf, aber dem Einen begann ſein Bett zu ſchwimmen in der Emme, und Trämel um Trämmel fuhr auf ihn ein; ein Anderer ſah die Bäuerin daher fahren auf ihrem Wägelein und mit dem rothen Schnupftuch die Augen wiſchen; ein Dritter reckte die Hand nach dem Kirſchenkratten, der über die Brücke herein gereicht ward, reckte und reckte, und konnte ihn doch nicht erlangen; ein Vierter war auf der Bärenjagd; ein Fünfter meinte er ſei der Müller und fühlte des Ritters Streitart an ſeinem Schädel. Aber alle ſchliefen in weichen Betten, keine Schuttſtatt war ihr Lager, keinem war ein theuer Haupt verloren gegangen, und wem kein Engel an der Haupteten wachte, deſſen ſelbſteigene Schuld war es. Rechten Bericht, was in den Bergen vorgegangen, vernahm man erſt am folgenden Tag.

Da hörte man, daß die ganze Dunſt- und Nebelmaſſe, welche 8 Tage lang im Lande herum gewettert, am Samſtag den Zug über die Berge umſonſt verſucht, ſich geſammelt hatte in den oberſten Thälern des Emmenthals, dießſeits der Berge, welche das Emmenthal ſcheiden vom Oberland. Als ob allen Nebelſchaaren, allen Wolkenheeren entboten worden wäre, ſich loszureißen aus allen Thälern, von allen Höhen, ſei es geweſen. Auf Windesflügeln, in Windesſauſen, ſei Heer um Heer gekommen, hätte an der Hohnegg ſich gelagert, um über dieſelbe, in grauenvoller Maſſe geballt, durchzubrechen ins Thunerthal, um von dieſem lüſternen Städtchen weg ſich den Weg zu bahnen aus dem frömmern Lande ins ſinnlichere Land. Von Minute zu Minute ſei dichter geworden und grauenvoller der ungeheure dunkle Wolkenknäuel, der an die Wände der Hohnegg ſich gelegt, und deren Gipfel zu beugen geſucht, zu leichterm Durchgange für die ſo ſchwer beladene Wolkenmaſſe. Aber der alte Bernerberg hätte nicht gewankt, wie ungeheuer der Andrang auch geweſen, wie klug ein kleines Beugen geſchienen. Als die Wolkenheere mit tauſend Stimmen heulend, tauſendmal fürchterlicher als tauſend Hunnenheere, herangeſtürmt, ſei ſchweigend in trotziger Majeſtät der Berg da gelegen und hätte kühn den Weg geſperrt nach alter Schweizerweiſe, die den Feind hineinließ ins Land aber nicht wieder hinaus.

Da hätte höher und höher der Knäuel ſich gehoben, aber eigene Schwere ihn immer niedergedrückt; ſo ſei er ergrimmt zu fürchterlicher Wuth, hätte aus feurigem Schooße Blitz um Blitz geſchleudert auf des Berges Gipfel, und in Stürmen und Donner zu erſchüttern verſucht des Berges Grund und Seiten.

Aber umtoſet von den grimmigſten Wettern hätte der alte Bernerberg nicht gewankt, ſein Haupt nicht gebeugt vor den zornerglühten Blitzesſtrahlen. Wie ein ſchwarzes Leichentuch, durchwirkt mit feurigen Blitzen, hätte das Wolkenheer ſich immer tiefer geſenket auf die ergrauende Erde; da ſei plötzlich der ungeheure Wolkenſchooß zerriſſen; entbunden ſeien die Waſſermaſſen geworden in ihren luftigen Kammern; Waſſermeere ſeien niedergefluthet über Berge und Thäler; Waſſerſtröme ſeien geſtürzt vom Himmel, Waſſerſtröme die Seiten der Berge nieder; zum ungeheuren Strome ſei der kleine Röthenbach geworden, der ganze Thalgrund das Bett ſeiner Fluth; auf dem Rücken ſeiner Wellen ſeien in wildem Tanze Wälder und Häuſer daher gefahren. Der Donner ſei nie verhallt, die Blitze hätten nie verleuchtet; es ſei geweſen als ob Himmel und Berge und Erde vom Waſſer ſatt daher kämen, das Thal hinunter, und von einem Wirbel alles ergriffen, alles verſchlungen, zum alten Chaos werden ſollte. Da hätten die Menſchen erkannt vor Gottes Gewalt und ihrer Sündenſchuld; der jüngſte Tag ſei angebrochen, hätten ſie gemeint, und um nichts anders gebeten, als um Gottes Gnade und ihrer Schuld Vergebung. Aber noch ſei es nicht an der Zeit geweſen; des Schreckens Poſaunen ſeien verſtummt, und den Menſchen ſeien die Augen wieder aufgegangen für das Zeitliche. Da hätten ſie ein weites Grab geſehen vergangener Herrlichkeit, und ſtundenlang ſei dieſes Grab, grau und graus, und um daſſelbe ſtünden weinende Menſchen, und jammerten um die untergegangene Herrlichkeit, die nie wiederkehren werde; und ſo war es auch. Aber die Herrlichkeit iſt wiedergekehrt und die verheerten Thäler blühen herrlicher als früher; ein Zeichen Gottes, daß alles Irdiſche vorübergeht, nicht die Freude nur und die Herrlichkeit, ſondern auch das Leid, ſondern auch der Graus.

Das gelbe Vögelein

und

das arme Margrithli.

In einem kleinen Stübchen begann es zu dunkeln. Am Fenſter ſaß ein altes Mütterchen; an ſeiner Schürze hingen ihm zwei muntere Enkel. Draußen hingen die Bäume voll Schnee; beißig war die Kälte und an den kleinen Scheiben begann ſie Blumen zu bilden. Gar gewaltig plagten die Kleinen das Großmütterli, daß es ihnen noch etwas erzählen möchte, und das Großmütterli klagte, es wiſſe bald nicht mehr was. Von den Erdmännchen hätte es ihnen erzählt, wie ſie ganz kleine kleine Leutchen ſeien und den lieben Kindern allerlei ſchönes Gfätterzeug brächten; auch von der ſchönen Feefrau, die im Walde ſei und verirrte Kinder heimbrächte; auch vom Mäuschen und ſeinem Großmütti, und jetzt wiſſe es nichts mehr. Aber die Kinder ließen nicht nach und baten fort und fort: Großmütti, ume no eis G'ſchichtli. Da rief plötzlich eins der Kinder: „Luegit, luegit doch das ſchön gäl Vögeli, das da am Fenſter ſteit mit dene Spatze u ſo gwungerig is Stübli luegt. Großmütti lueg doch, wie ſchön und wie gwungerig es iſch, dörfe mer ne Brodbrösmeli gäh us dr Tiſchdrucke?“ Die Großmutter konnte natürlich, wie die meiſten Großmütter, den Kleinen nichts abſchlagen, und das Fenſterchen ward geöffnet und die Brösmeli auf den Sinzel geſtreut.

Die Vögelchen flogen beim Oeffnen des Fenſters auf die nächſten Bäume, und wie es wieder zu ging, flatterten ſie emſig herbei, vergaßen ihre kalten Füßchen, die ſie vorhin durch herabhängendes Gefieder zu erwärmen geſucht hatten. Die Kinder freuten ſich gar ſehr, daß auch das gelbe Vögelein (ein Gilberich, Goldammer) wieder kommen werde, damit ſie es recht beſchauen könnten. Aber das kam nicht und immer nicht; die Kinder weinten faſt vor Betrübniß. Sie wollten abſolut von dem Großmütti wiſſen, warum gerade dieſes Vögelchen nicht wiederkomme, ob es nicht auch hungrig geweſen, und wo es wohl möge hingeflogen ſein? Das Großmütti, lange gedrängt von dieſen Fragen, ſagte endlich, es wolle ihnen erzählen, wer das Vögelchen eigentlich geweſen ſei, warum es gekommen und wohin es geflogen, aber ſie müßten hübſch ſtille ſein und aufmerkſam. Als die Kinder das mit großer Freude verſprachen, nahm die Großmutter noch eine Priſe, fuhr mit verkehrter Hand unter der Naſe durch. und begann folgende Geſchichte.

„Der liebe Gott hat gar viele tauſend Engelein, und alle braucht er zu Lieb und Nutz der Menſchen. Dieſer Engelein hat er gar vieler Gattig, und manchmal ſieht ſo ein Engelein aus wie ein Menſch und manchmal wie ein Vögelein. So ſind dieſe gelben Vögelein auch Engelein Gottes, und die ſendet er im Winter her zu Lieb und Nutz den armen Leuten. Und da war einmal ein Mann, der hatte Frau und Kinder; es waren gar arme Leute, ſie hatten nichts, als was ſie verdienten, und gar manchmal hatten ſie nichts zu verdienen. Wenn es recht kalt war oder ſtark regnete, ſo ſchickte der Bauer, bei dem der Vater taunete, ihn nach Hauſe, dann machte er keinen Lohn und mußte daheim eſſen. Und der arme Vater mußte ſo viel anſchaffen, Kleider für die Kinder, Eſſen für alle, den

Hauszins bezahlen und im Winter ſollte er noch Holz kaufen. Sein Bauer gab ihm keinen Spreißen zur Behauſung, aber er bot ihm manchmal an, wenn er in fremdem Holz ſtehlen wolle, ſo wolle er es ihm mit ſeinen Roſſen heimführen. Sie hatten eine magere Geiß, von der nahmen ſie die Milch, und die Mutter machte noch manchmal Anken von dieſer Milch in einer Flaſche, um doch zuweilen etwas Schmutziges zu haben, um eine rechte Suppe zu machen, was ſie oft lange, lange nicht vermochte. Ja, Kinder, das ſind ſehr arme Leute geweſen, und die Kinder ſo mager und bleich, ich kann euch nicht ſagen wie.

„Und doch waren es gar brave Leute und blieben brave Leute. Der Vater nahm auch kein Scheit fremdes Holz; von dem Flachs, den die Mutter zu ſpinnen bekam, nahm ſie nie auch nur für einen einzigen Räthlig. Auch den Kindern ſchärften ſie früh ein, wie der liebe Gott im Himmel es nicht wolle, daß man auch nur das Geringſte nehme, was andern Leuten ſei, und wie es ihm ein Herzenleid ſei, wenn er Kinder ſich verſündigen ſehe an fremder Sache. O wie gluſtig ſahen manchmal die armen Kinder ſchöne Aepfel und Birnen am oder im Wege am Boden liegen; aber ſie nahmen nichts für ſich, freundlich ſahen ſie die ſchönen rothen Backen an und gingen dann weiter und dachten: der liebe Gott werde ihnen ſicher auch einen ſchönen rothen Apfel oder eine ſaftige Birne zukommen laſſen, wenn ſie ſeine getreuen lieben Kinder blieben. Und allerdings, wenn ein Bauer oder eine Bäuerin ſah, wie die armen Kinder neben den ſchönſten Aepfeln vorbeigingen oder ſie aufhoben und in die Hofſtatt warfen, damit ſie im Wege nicht vertrappet würden, ſo erhielten ſie manchmal ganze Scheuben voll Aepfel und Birnen von den ſchönſten und nicht bloß halbfaules Auflesobſt. Und ſie erhielten es ungebettelt, denn betteln wollten ſie nicht und die Eltern hießen ſie nicht. Aber wenn etwas zu verdienen war, Nüßlikraut zuſammenzuleſen oder Rabünzli, Erdbeeren oder Brombeeren, ſo waren ſie auf den Beinen früh und ſpät und freuten ſich ſo kindlich und herzlich, wenn ſie dem armen Müetti einen Kreuzer Geld heimbringen konnten, daß es konnte ein Stückli Brod kaufen oder ein Schlückli Milch. Das älteſte Kind hieß Margrithli und war ein gar kluges und (anſchlägiges) diſiges Mädchen. Es machte ſchon faſt die ganze Haushaltung, damit die Mutter ungeſtört am Spinnrad ſitzen konnte; und dem kleinſten Kind war es wie ein kleines Müetti, ſo lieblich und geduldig ging es mit ihm um.

„Da gab es einmal einen gar grauſam kalten Winter, wo Stein und Bein Monate lang gefroren waren und die Kälte in alle Häuſer drang; ach, und in das Stübchen der Armen drang ſie gar grauſam. Der Vater hatte mit Mieſch (Moos) die Wände vermacht, ſo gut er konnte, aber das half nichts. Die Fenſter waren ſchlecht und fielen faſt aus den faulen Sinzeln heraus, die Thüre ſchloß nicht und von allen Seiten war das Häuschen dem Bysluft zweg. Auch das tüchtigſte Heizen hätte nicht lange gefruchtet; aber wie ſollten ſie tüchtig heizen in den grundſchlechten Ofen, den neu zu bauen ſchon des Bauern Vater Steine geführt hatte, die dann aber der Sohn für etwas anderes brauchte? Wie ſollten ſie tüchtig heizen, die armen Leute — das Holz war ſo theuer geworden, daß der Vater faſt einen Taglohn gebraucht hätte, um die Stube recht warm zu machen, und dazu hatte er eben wegen der Kälte wenig zu verdienen. Und eben weil das Holz ſo viel Geld galt, ſo verkauften es die Leute lieber als daß ſie es verſchenkten. Sonſt hatten gute Leute dem Vater immer ein dürres Tannli gegeben oder erlaubt, einige Bäume aufzuſchneiden, jetzt aber wollte ihm Niemand etwas erlauben, alle Leute hatten alles ſelber zu brauchen, wie ſie ſagten. Aber was ſollen die armen Leute anfangen, wenn man ihnen, je theurer das Holz wird, deſto weniger ſchenkt, wenn kein Verdienſt mehr beim Spinnen iſt, und die alten Oefen in den kleinen Häuschen immer ſchlechter werden, ſagte die Großmutter. Was die armen Leute im ſchlechten Häuschen anfangen wollten, wußten ſie ſelbſt nicht. Es war ſo kalt bei ihnen, Biecht an allen Wänden, und wenn ſie heizten, ſo ward es ſo feucht und naß und bald wieder um ſo kälter, und ihre Betten waren ſo ſchlecht und dünn, daß ſie faſt Tag und Nacht ſchlotterten, die armen Leute.

„Wenn der Vater den ganzen Tag in der Kälte gearbeitet hatte in ſeinen dünnen Kleidern, ſo fand er daheim keinen warmen Ofen, kein gutes Bett, wo er recht erwarmen konnte; kalt mußte er am Morgen wieder in die Kälte hinaus. Aber eines Morgens konnte der Vater nicht mehr fort, ein ſchreckliches Fieber kam ihn an, bald war ihm, als ob er im Feuer läge, bald als ob er zu einem Eiszapfen werden ſollte, und als ob man ihn mit Spießen gusle; bald ſchüttelte es ihn, daß faſt das Häuschen zitterte, bald kam er in Angſt, daß es ihm zu eng ward im Häuschen. Da ward es ſeiner Frau und den Kindern gar Angſt um den Aetti, ſie ſtunden um das Bett herum und fragten alle Augenblick: o Aetti, Aetti beſſerts no nüt? Die Mutter hatte in einem Säckli noch ein Hämpfeli Bocksbart, und von dem machte ſie geſchwind Thee und gab ihm ein davon;

aber das Fieber wollte nicht abnehmen. Da jammerte ſie, wenn ſie doch nur dürre Kirſchen hätte, fürs Fieber ſei nichts Beſſeres als ab denſelben zu trinken, es ſagten es alle Leute; aber arme Hüng, wie ſie, hätten keine dürre Kirſchen. Das ging dem Margrithli wie ein Stich durchs Herz, daß dem Vater es beſſern würde, wenn er ab Kirſchen trinken könnte, und daß ſie keine hätten, und der gute Vater ſtöhnte ſo jämmerlich! Da ging Margrithli leiſe zur Thüre hinaus, der arme Vater ſollte Kirſchen haben; es wollte zum erſten Male betteln gehen. Es wußte eine Frau, die hatte ihm ſchon manches gute Wort gegeben, die werde ihm wohl auch Kirſchen geben, dachte es. Und es irrte ſich nicht, ſie gab ihm ein ganzes Kacheli voll, als es halb weinend bat und verſprach, es wolle ihr dann im Sommer Kamille dafür z'ſäme leſe, oder was ſie ſonſt wolle; aber Geld hätte ſie keins, ſie ſeien gar grauſam arm und wüßten nicht, wann der Aetti wieder etwas verdienen könne.

„Der Aetti konnte nichts mehr verdienen, und ſo wurden ſie noch alle Tage ärmer, und kälter ward es alle Tage in ihrem Stübchen. Die Kinder gingen zwar alle Tage in den Wald, dürre Aeſte zuſammenzuleſen, aber der Wald war ſchon ſo erleſen, daß ſie wenig fanden, bloß ein kleines Hämpfeli, kaum genug, des Tags einmal etwas Warmes zu machen, und dazu war es ſo grauſam kalt, daß ſie es kaum erleiden mochten. Da fiel auf einmal ein tiefer Schnee und die armen Kinder konnten nicht mehr in den Wald, ſie hatten kein Holz mehr, konnten nichts Warmes mehr machen. Sie entlehnten hier ein paar Scheiter, dort ein paar; aber ſie durften nur einmal an einem Ort entlehnen; ſie waren nicht unverſchämt, wie Viele ſind. Sie wußten nicht mehr zu entlehnen, und immer elender ward der Vater, und immer kälter wurden ſeine Beine und ſeine Backen, wenn ſie auch Alles auf ihn deckten, was ſie vermochten. Da hielt es Margrithli nicht mehr aus in dieſem Jammer. Es dachte, der liebe Gott werde ſicher nicht zürnen, wenn es betteln gehe in dieſer Noth; er habe ja ſo vielen Leuten gute Herzen gegeben und Reichthum, damit ſie armen Kindern hülfen, wenn der Aetti oder das Müeti krank ſeien. Es ſchlich ſich leiſe wieder zur Thüre hinaus in die ſtrenge Kälte, und doch wollte es nicht in der Nähe betteln, nicht einmal bei der guten Frau, die ihm Kirſchen gegeben hatte. Ins nächſte Dorf wollte es gehen, da werden doch auch gute Leute wohnen, die ihm Holz gäben oder einen Kreuzer Geld, um ſolches zu kaufen. Ach es fror es ganz grauſam, das arme Meiteli, als es recht an den Bysluft kam. Es hatte nichts an als ein durchſichtiges Hemmeli, ein dünnes indienniges Tſchöpeli, ein böſes kurzes Kitteli, abgeſchabte Strümpfchen und ausgetrappete Schuhe, wo bei jedem Tritt die blutti Ferſere an die Kälte kam, kein Gloſchli, kein Pfäffli, keine Händſchli, die kalten Hände hatte es unter ſeinem baueligen Schäubeli, aber wärmen konnte es ſie da nicht. So lief es dem nächſten Dorfe zu, und je näher es ihm kam, deſto ängſter wurde ihm; es hatte noch nie gebettelt bei fremden Leuten. Und als es zum erſten Hauſe kam, da durfte es faſt nicht döppeln und döppelte ſo leiſe, daß man es lange nicht hörte, und als man endlich kam, da redete es ſo leiſe, daß die Frau es lange nicht verſtund, am kalten Bysluft ungeduldig wurde, es anſchnauzte, wenn es ihr das Maul nicht gönnen möge, ſo ſöll es ſie wyter gheie, und die Küchenthür wieder zuſchlug. Es durfte nun faſt gar nicht zum nächſten

Hauſe und ſtund lange dort, ehe es ſich zu künden wagte, und fühlte vor Angſt die Kälte nicht. Endlich that es es doch; da ſtreckte man ihm aus dem Fenſterläufterli ein Stückli Brod dar, und ehe es ſein Anliegen darthun konnte, hatte man das Läufterli wieder zugeſchoben. Es mußte wieder fort, mußte von einem Hauſe zum andern, und allenthalben ging es ihm ähnlich.

„Ach, es konnte nicht reden, nicht jammern und Hände verwerfen, auf welche Weiſe die eingeübten Bettelkinder den dicken Bäuerinnen ihre weichen Herzen öffnen, und Niemand nahm ſich Zeit abzuwarten, bis ſein ſchüchtern Stimmlein Worte gefunden von der Noth des Vaters und ihrem Jammer. Und wie es weinte das arme Kind, ſah auch Niemand, denn die Thränen gefroren ihm ja in ſeinen Augen. Es wurde nach und nach ganz gſtabelig und doch durfte es ſich nicht das Herz nehmen, irgendwo zu fragen: ob es nicht hineinkommen und auf dem Ofen ſich wärmen dürfte. Es wäre ihm ſicher erlaubt worden und dann wahrſcheinlich auch geholfen; die Spinnerinnen ſind immer gwunderig, und wenn ein Bettelkind auf einem Ofen ſich wärmt, ſo muß es Beſcheid und Antwort geben, ſchier mehr als es weiß.

„Da hätte man es auch gefragt und es hätte ſein Herz leeren und das rechte Mitleid erwecken können; aber ſo gut ward es ihm nicht; ein ſchüchtern Bettelkind iſt im kalten Winter, wo Niemand gerne lange draußen auf Beſcheid wartet, übel an. Endlich traf es einen vor ſeinem Hauſe Holz abladenden Bauer und konnte den nun um welches bitten, und da der Bauer nicht preſſirte mit der Antwort, hinzuſetzen, wie kalt ſie hätten und wie krank der Vater ſei. Da ſagte der Bauer: er führe nicht das Holz zum Hauſe, um es dann wieder vom Hauſe wegzuſchenken; aber dort, und mit dem Finger zeigte er nach einer Waldecke hin, ſeien noch Reſpen, da könne es ſeinetwegen ein Bündeli nehmen. Da goß die Freude dem armen Margrithli wieder etwas Wärme in ſeine kalten Beinchen im dünnen Kitteli, und ſo ſchnell es ihm ſeine böſen Schuhe erlaubten, eilte es dem Walde zu. Dort fand es einen ganzen Haufen buchige Reſpen und das Herz im Leibe lachte ihm; es ward aber bald wieder traurig, als es ſah, wie wenig es davon wegzuſchleifen vermochte. Es nahm faſt über ſeine Kräfte, es hoffte, einmal auf dem Wege, wohl damit fortzukommen. Aber auch da wollte es nicht rücken; es dünkte ihns, es möge je länger, je weniger. Die Kälte ſchien ihm immer tiefer in ſein Leibchen zu dringen. Die Glieder wurden ihm ſo ſchwer, der ganze Leib ſo matt und über die Augen legte ſich ein immer gewaltigeres Gewicht, das ſie zudrücken wollte, und immer mehr wuchs die Luſt, ein Stücklein zu ſchlafen. Aber dann ſah es den kalten Vater daheim, fühlte das kalte Stübchen; dann wurden ihm die Augen etwas leichter und einen neuen Ruck that es an ſeinen Reſpen.

„Und vor ihm her auf dem Wege hüpften und flatterten zwei gelbe Vögelein; ſie warteten faſt bis es an ihnen an war, dann flogen ſie nur einige Schritte weiter und ſahen ihns ſo freundlich an, als ob ſie ſagen wollten: Komm nur, komm, wir kommen immer näher deinem armen Vater. Ach, dachte das arme Kind, wenn ich doch nur Fecken hätte wie ſie, daß ich heim fliegen könnte, oder daß die Vögelein mich verſtehen würden, dann wollte ich eines heimſenden, der Mutter zu ſagen, wo ihr Margrithli ſei, und wie kalt ihm ſei und wie ſchwer die Augen.

„Und immer dunkler ward ihm vor den Augen, und immer dunkler ſah es die gelben Vögelein, obgleich ſie immer näher blieben. Es fühlte, daß es nicht weiter könne, daß es ſchlafen müſſe; aber ehe es auf ſeinen Respen niederſank, bat es Gott, daß er doch ſeinen Vögelein befehlen möchte, daß ſie heimflögen und ſeiner Mutter ſagen möchten, das Margrithli ſchlafe hier im Walde und habe Holz für den armen Vater, ſie ſolle doch geſchwind kommen, und ihns wieder wecken und das Holz holen. Die Vögelein wollten es nicht ſchlafen laſſen; ſie flogen ihm aufs Geſichtchen, ſie pickten ihm ſanft auf Backen und Lippen, aber der Schlaf lag gar zu bleiern auf ihm; ſie konnten es nicht wecken. Da flogen ſie ſchnell an das trübe Fenſter des ſchlechten Häuschens und pickten ſo ſtark ſie konnten an die lockern Scheiben.

„Aber die Mutter ſah die gelben Vögelein nicht am Fenſter picken. Gerade als Margrithli zum Schlafen ſich niederlegte draußen im Walde auf ſeinen Respen, hatte auch der Vater ſich gelegt zum tiefen letzten Schlaf, ſeine Augen geſchloſſen und die letzten Athemzüge gethan. Und die Mutter hatte ihren Kopf zu dem ſeinen gelegt in Jammer und ſah und hörte nichts vor Elend, nichts von den Vögelein und ihrem Margrithli. - Das erwachte auch nicht mehr aus ſeinem Schlafe hier auf Erden; aber am folgenden Morgen fand man ſein ſtarr Leiblein im kalten Walde auf ſeinen Respen und legte es neben des Vaters Leiche aufs Bett, und drei Tage ſpäter legte man ſie zuſammen ins dunkle Grab, wo es wärmer war, als in ihrem kalten Stübchen.

„Da aber wurden die gelben Vögelein gar traurig, daß ſie das arme Margrithli nicht vom Tode retten konnten, und ſie baten den lieben Gott, daß er ſie doch alle Winter ausſenden möchte, armen guten Kindern das Betteln zu erſparen, arme Leute vor ſo tiefem Elend zu bewahren, daß kein armes Margrithli mehr ſterben müßte in dunklem Walde. Und der liebe Gott freute ſich gar ſehr über ihre Bitte und ſchickt ſie alle Winter aus. Und nun wenn es Winter wird und kalt und der Schnee girret und glitzert, ſo laſſen ſich dieſe gelben Vögelein zu den Häuſern; und wo ſie ein klein arm Hüttlein ſehen, da fliegen ſie auf den Sinzel und lugen ſcharf ins Stübchen, ob da Noth und Elend ſei, und ſtecken ihr Schnäbelchen an die Fugen der Fenſter, um zu merken, ob es kalt oder warm drinnen ſei. Und wo ſie Elend merken und Noth und kalte Stübchen, da fliegen ſie vor reiche Häuſer und thun nöthlich vor den Fenſtern und auf der Bſetzi, und flattern auf den Bäumen herum, damit die Bäuerin merke, es friere eine arme Familie in der Nähe und leide Noth; da fliegen ſie ängſtlich vor den Bauern herum auf dem Wege, wenn ſie ins Holz fahren oder Holz um ſchwer Geld fortführen, und mahnen ſie, es ſei ein arm Margrithli auf dem Wege und werde im Walde erfrieren, weil man nur das Holz verkaufen und keines mehr verſchenken wolle; da flattern ſie den Förſtern, die auf Holzſteigerungen reiten oder fahren, gar ängſtlich um die Beine, dieſe ſchönen gelben Vögelein, und möchten ihnen ins Herz ſchreien, wie manch arm Margrithli frieren müſſe, betteln müſſe und umſonſt; wie manche Haushaltung faſt erfrieren müſſe, während ſie viel Geld löſen für die Staatskaſſe, die kein Herz hat für arme Margrithli. Aber am meiſten ſieht man ſolche gelbe Vögelein in Städten, in Bern namentlich; da flattern ſie nicht nur denen, die am meiſten zu befehlen haben, vor den Füßen herum, ſo oft ſie über die Gaſſe gehen, ſie ſetzen ſich auch auf die Fenſterſinzel und ſehen kläglich und wehmüthig in die Stube hineln, wo die Herren ſich berathen über des Landes Wohl, und möchten ihnen reden von armen Margrithlene, kalten Stübchen, kranken Vätern, troſtloſen Müttern.

„So kommen die guten Vögelein alle Winter und thun treulich ihr Tagwerk, und der liebe Vater im Himmel ſieht dann auf die Herzen und achtet, welche Reiche und Vornehme auf dieſe Vögelein achten, der Noth der Armen ſich erbarmen und Vorſorge treffen, daß Fleißige nicht betteln müſſen in der Noth und kein Margrithli erfriere; dieſe Herzen ſchreibt er ſich auf, denen gibt er ſeinen Segen, und wenn ſie ſterben, ſo nimmt er ſie zu ſich in ſeinen ſchönen Himmel.“

So erzählte die Großmutter, und andächtig hatten die Kinder zugehört und hatten geweint über das arme Margrithli und ſeine Noth. Als die Großmutter fertig war, da ſahen ſie ihr lange ins Geſicht und ſagten endlich: „Ach, Großmüetti, mir ſy wüeſti Ching, z'Baſel-Heiris ſy krank u hei nüt, u mir hei daheim nüt gſeit u hei's wohl gewüßt, u jetz ſy nis d'Vögeli cho mahne. O Großmüetti, gib is gſchwing Brod und Milch, mir weines ga bringe.“ „Nei Ching, ſagte die Großmutter, dir müeßet jetz is Bett, aber wenn ihr ſelligs nimmer weit vergeſſe, ſo will ich ſelbſt noch gehen und luege, was ſie nöthig haben.“ Die Kinder verſprachen es und hielten es; ſie vergaßen nie mehr, wenn Jemand in der Noth war, und kein gelbes Vögelein mahnte ſie je umſonſt.

Bilder und Sagen
aus der Schweiz.

Von

Jeremias Gotthelf.

Zweites Bändchen.

Geld und Geiſt oder die Verſöhnung. — Der Druide

Solothurn,
Verlag von Jent & Gaßmann.
1843.

Universitäts-
München
Bibliothek

Geld und Geiſt

oder

die Verſöhnung.

Das wahre Glück des Menſchen iſt eine zarte Blume; tauſenderlei Ungeziefer umſchwirret ſie; ein unreiner Hauch tödtet ſie. Zum Gärtner iſt ihr der Menſch geſetzt, ſein Lohn iſt Seligkeit; aber wie Wenige verſtehen ihre Kunſt, wie Viele ſetzen mit eigener Hand in der Blume innerſten Kranz der Blume giftigſten Feind; wie Viele ſehen ſorglos zu, wie das Ungeziefer ſich anſetzt, haben ihre Luſt daran, wie daſſelbe nagt und frißt, die Blume erblaßt! Wohl dem, welchem zu rechter Zeit das Auge aufgeht, welcher mit raſcher Hand die Blume wahret, den Feind tödtet; er wahret ſeines Herzens Frieden, er gewinnt ſeiner Seele Heil; und beide hängen zuſammen wie Leib und Seele, wie Dießſeits und Jenſeits.

Im Bernbiet liegt mancher ſchöne Hof, mancher reiche Bauernort, und auf den Höfen wohnt manch würdiges Ehepaar, in ächter Gottesfurcht und tüchtiger Kinderzucht weithin berühmt, und ein Reichthum liegt da aufgeſpeichert in Spycher und Kammer, in Kaſten und in Kiſten, von welchem die luſtige neumodiſche Welt, welche Alles zu Geld macht, weil ſie viel Geld braucht, keinen Begriff hat. Bei allem dieſem Vorrath liegt eine Summe Geld im Hauſe für eigene und fremde Nothfälle, die in manchem Herrenhauſe Jahr aus, Jahr ein nicht zu finden wäre. Dieſe Summe hat ſehr oft keine bleibende Stätte. Wie eine Art von Hausgeiſt, aber keine böſe, wandert es im Hauſe herum, iſt bald hier, bald dort, bald allenthalben, bald im Keller, bald im Spycher, bald im Stübchen, bald im Schnitztrog und manchmal an allen vier Orten zu gleicher Zeit und noch an ein halb Dutzend andern. Wenn ein Stück Land feil wird, das zum Hofe ſich ſchickt, ſo wird es gekauft und baar bezahlt. Vater und Großvater ſind auch nie einem Menſchen etwas ſchuldig geblieben, und was ſie kauften, zahlten ſie baar und zwar mit eigenem Gelde. Und wenn in der Verwandtſchaft, oder in der Freundſchaft und in der Gemeinde ein braver Mann in Geldverlegenheit iſt, oder einen Schick zu machen wußte, ſo wanderte dieſes Geld hierhin und dorthin, und zwar nicht als eine Anwendung, ſondern als augenblickliche Aushülfe, auf unbeſtimmte Zeit, und zwar ohne Schrift und Zins, auf Treu und Glauben hin und auf die himmliſche Rechnung, und war eben deßwegen ſo, weil ſie noch an ein Jenſeits glauben, wie recht iſt.

In die Kirche und auf den Markt geht in ehrbarem Halblein der Mann, und die erſte des Morgens und die letzte des Abends ſchaltet die Frau im Hauſe und keine Speiſe kömmt auf den Tiſch, welche ſie nicht ſelbſt gekocht, und keine Melchter in den Schweinstrog, in die ſie nicht mit blankem Arme gefahren wäre bis auf den Grund.

Wer ſolche adeliche Ehrbarkeit ſehen möchte, der gehe nach Liebiwyl (wir meinen nicht das in der Gemeinde Köniz, wiſſen auch nicht, ob ſie dort gefunden würde). Dort ſteht ein ſchöner Bauernhof, hell an der Sonne, weithin glitzern die Fenſter, und alle Jahre wird mit der Feuerſpritze das Haus gewaſchen. Wie neu ſieht es daher aus, und iſt doch ſchon vierzig Jahre alt, und wie gut das Waſchen ſelbſt den Häuſern thut, davon iſt es ein täglich Exempel.

Eine bequeme Laube, ſchön ausgeſchnitzt, ſieht unterm Dach hervor, rings ums Haus läuft eine Teraſſe ums Stallwerk aus kleinen, eng gefügten Steinen, ums Stubenwerk aus mächtig großen Platten. Schöne Birn- und andere Bäume ſtehen ums Haus, üppig grünt es ringsum; ein Hügel ſchirmt gegen den Byslüſt, aber aus den Fenſtern ſieht man die Berge, die ſo kühn und ehrenfeſt Trotz bieten dem Wandel der Zeiten, dem Wandel der Menſchen.

Wenns Abend iſt, ſo ſieht er neben der Thüre auf einer Bank einen Mann ſitzen, der ein Pfeifchen raucht und dem man es nicht anſieht, daß er tief in den ſechsziger Jahren ſteht. Unter der Thüre ſieht er zuweilen eine lange Geſtalt mit freundlichem Geſichte und reinlichem Weſen, welche dem Mann etwas zu ſagen oder etwas zu fragen hat, das iſt des Mannes Frau. Hinten im Schopf tränkt ein hübſcher Junge, ſchlank und keck, die ſchönen Braunen, während ſein älterer Bruder Stroh in den Stall trägt, und aus dem Garten hebt ſich aus Kraut und Blumen herauf zuweilen ein luſtiges Meitſchig'ſicht und frägt die Mutter: ob es etwa kommen ſolle und helfen, oder ſchimpft über Währen im Kabis, über Katzen im Salat, über Mehlthau an den Roſen, und frägt den Vater, was gut ſei dagegen? Dienſten und Tauner kommen allgemach vom Felde heim; ein Huhn nach dem andern geht z'Sädel, während der Tauber ſeinem Täubchen noch gar emſig den Hof macht.

Ein ſolches Bild hätte man faſt alle Abende vor Augen gehabt, wenn Einer vor fünf oder ſechs Jahren vor jenem Hauſe zu Liebiwyl ſtille geſtanden wäre und wenn er dann die Nachbaren oder eine alte Frau, welche etwas unterm Fürtuch gehabt, gefragt hätte, was das für Leute wären, ſo hätte er in Kürze ungefähr folgendes vernommen:

Das ſeien b'ſünderbar gute und grauſam reiche Leute.

Als ſie vor ungefähr dreißig Jahren Hochzeit gehabt hätten, da ſeien ſie das ſchönſte Paar geweſen, welches ſeit Langem in einer Kirche geſtanden. Mehr als hundert Wägelein hätten ſie zum Hochzeit begleitet, und noch Viele ſeien auf den Roſſen gekommen, was dazumal vielmehr der Brauch geweſen als jetzt, ja ſogar das Weibervolk hätte man zuweilen auf Roſſen geſehen, und b'ſonderbar an Hochzeiten. Das Hochzeit habe drei Tage gedauert und an Eſſen und Trinken ſei nichts geſpart worden, man hätte Land auf, Land ab davon geredet. Aber dann hätte es auch Hochzeitgeſchenke gegeben, daß es ihnen ſelbſt darob übel gegruſet hätte. Zwei Tage lang hätten ſie mit Abnehmen nicht fertig werden können, und noch Leute zur Hülfe anſtellen müſſen; aber ein berühmterer Bauernort ſei auch noch nie geweſen das Land auf, das Land ab.

Einen ſolchen Hof, von den ſchönſten einen, und ganz bezahlt und manch tauſend Pfund Gülten dazu, das finde man nicht allenthalben. Sie hätten es aber nicht für ſich alleine, die wüßten noch, daß die Reichen Verwalter Gottes ſeien und von dem erhaltenen Pfund Rechnung ſtellen müßten. Wenn Jemand ſie zu Gevatter bitte, ſo ſei es nie Nein, und die meinten nicht, ſeit das Holz ſo theuer ſei, hätten arme Leute keines mehr nöthig. Die Dienſten hätten ihre Sache wie nicht bald an einem andern Ort; da meinte man noch nicht, es müſſe Alles an einem Tage gearbeitet ſein, und dazu ſei es Schade um ein jegliches Tröpflein gute Milch, welches ihnen vor die Augen komme.

Kurzum das ſeien rechte Leute, und einen Frieden hätten ſie unter ſich, wie man ſonſt ſelten antreffe, da ſei das Jahr aus, das Jahr ein, lauter Liebe und Güte, es hätte noch Niemand gehört, daß Eins dem Andern ein böſes Wort gegeben. Wenn es unter der Sonne Leute gebe, welche es hätten, wie ſie wollten und nichts zu wünſchen, ſo ſeien es die; öppe glücklichere Leute werde man nicht antreffen.

So urtheilten die Leute, und hatten dem Anſchein nach vollkommen recht, und doch war auch hier wahr, daß Jedermann ſeine Bürde habe, und daß Jedermann ſeine Bürde ſchwer finde, und daß den meiſten Lebensbürden die Eigenſchaft anwohne, daß ſie immer ſchwerer werden, je länger man als Bürde und ununterbrochen ſie trage, daß ihre Laſt zu einer Unerträglichkeit ſich zu ſteigern vermöchte, in welcher jedes andere Gefühl, jedes Glück und jede Freude untergeht. Allerdings hatten ſie ſehr lange, was man ſo ſagt, recht glücklich mit einander verlebt; doch war es auch wahr geblieben, daß an allen Orten Etwas ſei, aber dieſes Etwas blieb nur vorübergehend, ward nicht zur andauernden Empfindung und kam nie vor die Leute.

Es iſt kurios, wie das, was die Menſchen im Allgemeinen ſo oft gegen einander aufregt, ſo gerne trennend ebenfalls zwiſchen Eheleute kömmt; ich meine das zeitliche Gut. Nur wo ein Inſtrument rein geſtimmt iſt, klingt es bei kundiger Berührung rein wieder, wo aber das Inſtrument unrein geworden, antwortet es mißtönend auch der kundigſten Hand, auch bei der leiſeſten Berührung. Es ſcheint, das Verhältniß zweier Eheleute, wo beide ein Intereſſe haben, beiden das Gut gemeinſam gehört, beide jeglichen Schaden gemeinſam fühlen, ſollte dem Zwieſpalt vorbeugen, aber eben das iſt, was ich meine: Friede und Zwieſpalt liegen nicht in den Verhältniſſen, ſondern in den Herzen. Man wird mir etwas zugeben, man wird ſagen, ja wo alles Vermögen vom Manne kommt, wo er alleine alles verdient, und das Weib nichts mitgebracht hat, da geſchieht ſo etwas gerne, oder wo vom Weib alles kömmt und von deſſen Sache der Mann lebt, ebenfalls; da wird das rechte Maß ſelten gefunden, und das Eine meint, es möge Alles erleiden, und das Andere, man ſollte es bei jedem Kreuzer zeigen, wem es gehöre, und wem man es verdanke. Oder wird man ſagen, wo ein Mann haushälteriſch iſt, und das Weib verthunlich, wo der Mann alles zu Ehren ziehen möchte, und das Weib von nichts den Werth kennt und alles an die Kleider hängen möchte, oder wo der Mann gutmeinend iſt, das Weib aber den Geizteufel im Leibe hat, wo der Mann will was Recht und Brauch iſt, das Weib aber Kaffebohnen zählt und Niemand was gönnt, da muß es Streit geben, da kann es nicht anders ſein.

Allerdings, ſo iſt's. Aber es gibt nicht bloß Streit, ſondern noch ſchlimmeres als Streit, andauernden Zwieſpalt, und zwar nicht bloß wegen Laſtern, ſondern noch weit mehr wegen Eigenthümlichkeiten, und zwar auch da, wo man in der Hauptſache durchaus einig iſt.

Unſere Eheleute waren beide von Haus aus reich, keines hatte dem andern etwas vorzuhalten. Er hatte den Hof geerbt mit wenig Schulden, ſie ungefähr 40000 oder 50000 Pfund eingebracht. Beide waren haushälteriſch, gaben wenig Geld für Unnützes aus, zogen Alles beſtmöglichſt zu Ehren, gingen wenig von Haus, waren dabei guten Herzens, dienſtbar, hülfreich und wohlthätig. Nach altländlicher Sitte hatten ſie auch das Geld gemein, die Frau ging über das Schublädli ſo gut wie der Mann, und vom Aufſchreiben der täglichen Ausgaben und Einnahmen war keine Rede. Zu dieſem Schublädli hatten ſie nur einen Schlüſſel, und wenn Eins denſelben von dem Andern forderte, ſo fragte nie Eins das Andere, für was es Geld nehmen wolle.

Chriſten, der Mann, hatte eine behagliche Natur; wenn er an der Arbeit war, ſo that es ihm ſelten Einer zuvor an Fleiß und Geſchick, aber Mühe koſtete es ihn an die Arbeit zu gehen.

Er ſchob nicht ungern von einem Tag zum andern auf, und was ſich ihm heute nicht ſchicken wollte, ſchickte ſich ihm ſelten ſchon Morgen. Es mochte Wetter ſein, wie es wollte, ſo fing er nie eine der großen Sommerarbeiten im Lauf einer Woche an. Wenn alles um ihn her zappelte, ſo ſagte er ganz kaltblütig, wenn das Wetter gut bleibe, ſo wolle er am nächſten Montag auch anfangen, aber ſo in der Mitte der Woche möge er nicht; der Vater hätte es auch nie gethan, und das ſei ein Mann geweſen, es wäre gut, es würde noch viele ſolche geben. Wenn es aber am nächſten Montag nicht ſchön Wetter war, ſo wartete er ruhig noch eine Woche ab. Er hätte noch nie geſehen, daß man im ſchlechten Wetter gutes Heu mache, und wenn es genug geregnet hätte, ſo werde es auch gut Wetter werden. So kam es dann allerdings, daß er gewöhnlich zuletzt fertig ward mit einer Arbeit, und zu Vielem keine Zeit fand. Er meinte aber, wenn man ſchon ſeine Leute nicht eis Tags tödte, ſo zürnten ſie einem deßwegen nicht, und wenn das Vieh auch nicht ſei was Menſchen, ſo ſolle man doch auch Verſtand gegen daſſelbe haben; wofür hätte man ihn ſonſt. Es ſei Mancher, er gönne keine Ruhe weder Menſchen noch Vieh, aber er ſehe nicht, daß die gar weit kämen; was ſie erzappelten, könnten ſie dem Doktor geben oder dem Schinder. Die Thiere, welche er hatte, waren ihm alle lieb, und wenn er eins fortgeben ſollte, ſo wars, als wollte man einen Plätz von ſeinem Herzen damit. Er löſte daher aus ſeinem Stall nicht viel und mit den höchſten Preiſen machte man ihm nichts feil, wenn es ihm eben ins Herz gewachſen war.

Daneben, wenn er Jemand etwas fahren, mit einem Pferd einen Dienſt leiſten ſollte, ſo ſagte er Niemand ab, war dienſtfertig in alle Wege, nur Geld ſchenkte er nicht gerne. Es hielt ihm überhaupt hart, es auszugeben. Man wüßte nicht, wie hart es ginge, bis man es hätte, ſagte er, und wenn man es einmal fort hätte, ſo hätte es eine Naſe, bis man wieder dazu käme.

Anders war darin Aenneli, ſeine Frau. Die war ein raſches Mädchen geweſen und hatte ſich dreimal umgedreht, während eine Andere einmal. Kuraſchirt ging ſie an Alles hin, und an den Fingern blieb ihr nichts kleben. Sie war in ihrer Jugend viel gerühmt worden von wegen ihrer Gleitigkeit; ſo ging es ihr bis ins Alter nach, daß ſie gerne voran war in Allem. Es gehe in einem zu, ſagte ſie, und wie viel Zeit man gewinne das Jahr hindurch, wenn man Alles raſch angriffe, wüßte man nicht, man könnte es mit faſt z'halb weniger Leuten machen. Z'gytzen begehre ſie nicht, Gott ſolle ſie davor behüten; aber wenn man Kinder hätte, ſo müſſe man immer daran denken, daß ſich einſt das Gut vertheile, und wenn man es mit dem ganzen Gut bösdings machen könnte, wie ſollten es dann die Kinder machen mit dem halben oder einem Viertel? Dann kämen ihr auch immer die vielen armen Leute in den Sinn, denen man helfen ſollte, für die hätte man nie zu viel. Und allerdings war Aenneli b'ſunderbar gut und konnte Niemanden etwas abſagen; die Kleider gab ſie faſt vom Leibe, äſiges Zeug (Speiſe), was man wollte, ja ſelbſt Geld ſchlüpfte ihr durch die Finger, wenn ſie gerade im Sack hatte. Zu allen Tageszeiten ſah man arme Leute, beſonders Weiber mit Säcklein, kommen und gehen. Böſe Leute redeten ihr nach, eines Theils ſei ſie gerne eine berühmte Frau und beſſer als andere Weiber, andern Theils höre ſie gerne, was in andern Häuſern ſich zutrage, und das arme Weib kriege am meiſten, welche am meiſten Böſes von den Nachbarsweibern zu berichten wüßte. So redeten die andern Weiber. Es war aber vielleicht nur Neid, weil ſie nicht ſo gerne und aus gutem Herzen gaben, wie Aenneli, daß ſie ihr ſo etwas andichteten.

So waren alſo Chriſten und Aenneli in der Hauptſache einig und gleich geſinnt. Beide wollten ihr Gut verwalten, daß ſie es einſt vor Gott verantworten könnten, wollten gut ſein, und doch an die Kinder denken, aber jedes hatte dabei ſeine eigenthümliche Weiſe: Chriſten wollte zuſammenhalten, was er einmal hatte, Aenneli wollte ſich um ſo raſcher rühren, und aus Allem den rechten Nutzen ziehen, damit ſie dem Dürftigen um ſo treuer helfen könnte in ſeiner Noth.

So war die Art eines Jeden, aber das Eine ſtörte das Andere in ſeiner Art viel weniger als man hätte glauben ſollen. Es ſchien allerdings manchmal dem Chriſten, als ob ſeine Frau zu gut wäre, und jedem Klapperweib Glauben gebe, und als würde das, was ſie auf dieſe Weiſe unnütz ausgebe, ein artig Sümmchen ausmachen. Allein da er nicht meinte, er müſſe Alles gleich ſagen, was ihm in Sinn kam, ſo hatte er Zeit zu vergleichenden Betrachtungen. So dachte er, ein jeder Menſch hätte etwas an ſich, und er wolle doch lieber, Seine ſei zu gut als zu bös, und daneben ſei ſie doch ſparſam, für die Hoffart brauche ſie nichts; mit dem Haushalten möge ſie nicht bald Eine, und wenn es Ernſt gelte, ſchaffe ſie für zwei und brauche nicht eine Jungfrau hinten und vornen. So möge es ſchon etwas erleiden, und er könnte leicht eine haben, welche viel mehr brauchte und dazu nicht verrichtete, was ſein Aenneli.

Aenneli kam es allerdings manchmal bis in die Fingerſpitzen, wenn ein Metzger für eine Kuh bot, daß es ihr ſchien, ſie dürfte das Geld kaum nehmen, und die Kuh gab wenig Milch, nicht einmal gute und nur kurze Zeit. Die Kuh war nichts als ſchön und Chriſten konnte doch nicht von ihr laſſen, nahm das Geld nicht, behielt ſie im Stalle, wo ſie nichts nützte als einer beſſern den Platz zu verſchlagen und daß hie und da Jemand ſagte: das ſei die ſchönſte Kuh in manchem Dorfe weit herum; man könne weit laufen, ehe man eine ſolche antreffe. Und manchmal kam es ihr vor, als ſollte ſie aus der Haut fahren, wenn die Sonne ſo warm am Himmel ſtand, das Korn ſo reif auf dem Felde, der Montag war aber noch nicht da, und Chriſten ſaß behaglich ums Haus herum, oder ging erſt ans Bändermachen, welche in andern Häuſern längſt fertig waren. Und wenn dann endlich der Montag kam, und mit ihm alle die vielen Leute, welche Chriſten nöthig glaubte, für welche alle Aenneli kochen mußte, und eine Wolke ſtand in einer Ecke am Himmel, und von wegen der Wolke ſtand Chriſten mit allen ſeinen

Leuten vom Morgeneſſen bis zum Mittageſſen ums Haus herum, werweiſend, ob ſie einhauen wollten oder nicht; und ſie kamen am Mittag alle wieder zum Eſſen und kein Halm war noch abgehauen; ſo wollte es Aenneli faſt über den Magen kommen, und es legte ſich wie ein Stein über ihr Herz. Und dann dachte ſie, es müſſe jeder Menſch ſeine Fehler haben und jeder ſeine Bürde, und wenn Chriſten nicht ſo wäre, ſo hätte ſie auch gar nichts, und müßte fürchten, daß etwas viel ärgeres käme. Darum wollte ſie ſich auch nicht beklagen; andere Weiber hätten es ja viel ſchlimmer, und während der Mann Alles verthäte, ſollten ſie nichts brauchen. Und was hätte ſie davon, wenn ihr Chriſten in alle Spitzen geſtochen wäre und in Allem der Erſte, und er wäre dann wüſt gegen ſie und gegen Andere, gönnte Niemand etwas und dächte nur ans Naren, und hätte kein Herz als nur fürs Geld und das Fürſchlagen? Sie wollte doch mit hundert andern nicht tauſchen, und wenn Chriſten auch nicht der Erſte hinterm Korn ſei, ſo ſei er auch nicht der Erſte hinterm Wirthshaustiſche; und wenn er auch oft der Letzte im Heuet ſei, ſo ſei er doch nie der Letzte; der von einem Markt heim komme, oder ſonſt von einer Luſtbarkeit, und wenn man ſo Eins ins Andere rechne, ſo müßte ſie nur zu rühmen, und Sünde wäre es, zu klagen, und Keinen wüßte ſie, an welchen ſie ihren Chriſten tauſchen möchte.

Wo das Gemüth der Menſchen noch auf dieſe Weiſe rechnet, da weist es ſich nicht nur zurecht, ſondern es iſt auf dem Wege zur Zufriedenheit mit ſeinem Schickſale; iſt rechter Dankbarkeit gegen Gott fähig, nimmt dem Mißgeſchick ſeinen Stachel, den Fehlern der Mitmenſchen ihre Säure. Nur da, wo der Geſichtskreis ſich verengert, ſo daß man das Gute nicht mehr ſieht, ſondern nur das Böſe; wo das Gefühl ſich ſchärft für das Unbeliebige, und in gleichem Maße der Sinn abnimmt für das Dankenswerthe, nur da iſt das Unglück fertig und der Abgrund öffnet ſich, aus welchem als grauenvolles Geſpenſt die Zwietracht ſteigt. Wie der öſtreichiſche Soldat auf die Haſelbank, iſt der arme Menſch mit ſeinen eigenen Gedanken faſt wie mit ſeinen Haaren gefeſſelt an das, was ihn drückt, beſchwert, kann nicht mehr los kommen, ſtöhnt, klöhnt, zappelt, zanket, webert, wimmert, aber alles umſonſt, er iſt angeſchmiedet mit Feſſeln, gegen welche keine Feile hilft. Menſchen können ihm nicht helfen und Gott will es nicht; denn wer ſich hinſtreckt auf dieſe Bank, der hat auch von Gott gelaſſen.

Chriſten und Aenneli waren alſo allerdings glücklich und auf dem Wege zu noch größerem Glück, weil ſie ſich und ihr Geſchick wogen mit der Wage der Dankbarkeit, welche der Menſch Gott ſchuldig iſt.

Nun geſchah es freilich auch, daß dem Einen oder dem Andern ein empfindlich Wort entfuhr, aber ſo verblümt, daß es unter vielredenden Stadtleuten nicht einmal beachtet worden wäre. Daß Chriſten z. B. ſagte, wenn Aenneli es anbot, ein Schnäfeli Fleiſch ihm ins Hinterſtübli zu ſtellen: „He, es iſt mer gleich, wenn du noch haſt.“ Das fühlte Aenneli ſchon als Trumpf, weil ſie das Bewußtſein hatte, daß ſie allerdings aus Erbarmen Manches weggegeben, was Chriſten auch genommen und vielleicht vermißt hatte. Wenn aber Chriſten ſo drehte und an nichts hinwollte und ſeine vielen Leute im Taglohn, aber nicht an der Arbeit hatte, ſo gramſelte es Aenneli wohl in den Gliedern und es entfuhr ihm die Frage: „Wenn ſie nichts zu thun wüßten, ſo wollte es ſie an den Kabis z'bſchütten reiſen." Chriſten empfand das übel, weil er wohl wußte, daß ſie viel genug zu thun hätten, wenn er nur daran ſein könnte, und daß ſeiner Frau ſo viele Leute, welche nichts thäten, und doch Lohn und Eſſen wollten, Katzenangſt machen müßten.

Solche Worte kamen freilich ſelten, aber hier und da entrannen ſie doch. Es wurde darüber nicht geeifert und gezankt, wie es zuweilen unter hochgebildeten Leuten der Fall iſt, daß vor aller Welt um einen halben Birnenſtiel Mann und Frau ſich zanken, bis die Frau in Krämpfe fällt oder gar in Ohnmacht. Das, welches den Trumpf erhalten, ſchwieg, wenn es ihn ſchon tief fühlte und er ihm weh that. Doch wie tief er auch ging, lang haftete er nicht, er eiterte nicht. Hauptſächlich waren es zwei Gründe, welche es verhüteten, daß ſolche eingegangene Trümpfe nicht böſes Blut machten.

Aennelis Mutter wohnte bei ihnen. Das war eine gar verſtändige Frau und hatte den Tochtermann ſehr lieb. Sie war früher bei einem andern Tochtermann geweſen, welcher ſie roh und wüſt behandelt hatte. Sie hätte alles dargeben ſollen und nichts brauchen, alles annehmen und zu nichts was ſagen. Hier hatte ſie es, wie ſie es wollte. Chriſten zog ſie zu Rath, als wenn ſie ſeine eigene Mutter wäre, hielt ſie um ein Geringes, und wenn im Haus etwas Gutes zu eſſen oder zu trinken war, ſo ruhte er nicht, bis die Mutter auch davon hatte, wenn ſie es auch nicht begehrte. Und wenn es ihr irgendwo fehlte, ſo ging er ihr ſelbſt zum Dokter, und hielt dieſem an, er ſolle recht anwenden, es möge koſten was es wolle, wenn ihm das Mutterli abgehen ſollte, er wüßte nicht wie es ferner machen. So ſah die Mutter deutlich, ſie ſei ihm nicht im Weg, und er möge ihr Leben und alles Gute ſo lange gönnen als Gott, und das iſt wahrhaftig nicht an allen Orten der Fall. Wenn nun das Mutterli ſah, daß ein Wort eingeſchlagen hatte, Aenneli bös war, vielleicht gar weinte und ihr klagte, ſo was hätte ſie nicht verdient, und ſie halte es nicht mehr aus, und ſie wolle lieber ſterben, als länger ſo dabei ſein, ſo goß Mutterli nicht Oel ins Feuer, ſondern ſagte: „Du gutes Kind, du weiſt gar nicht was leiden iſt, und weil du großes Leiden nicht kennſt, darum nimmſt du ein klein Wörtchen ſo ſchwer auf. Aber Aenneli, Aenneli, verſündige dicht nicht, es macht mir immer Angſt, wenn ich junge Weiber wegen ſo kleinen Dingen ſo nöthlich thun ſehe, der liebe Gott ſuche ſie mit ſchwerem Unglück heim, damit man es erfahre, warum er einem das Weinen gegeben, und wann er des Klagen erlaubt. Wenn du gehabt hätteſt was ich, dann würdeſt du für ſolche Kleinigkeit Gott danken und damit ein Zeichen ſehen, daß er dich recht lieb hat. Denk doch wie ich es gehabt habe.“ Und ſie erzählte Aenneli eine Geſchichte aus ihrem Leben, von ihrem Manne oder ihrem Tochtermanne und wie ſie ſich da habe faſſen müſſen, wenn Unglück und Elend nicht noch größer hätten werden ſollen. Freilich tönte das anfangs manchmal nicht gut bei Aenneli, und ſie ſagte: „Ich bin darum nicht Euch, und was habe ich davon, wenn Ihr noch böſer gehabt habt als ich, darum habe ich noch lange nicht gut.“ So ſprach Aenneli wohl, aber der Mutter Rede wirkte doch, es ſetzte ſich ihr Zorn und ihre Liebe richtete ſich wider auf. Wenn ſie dann ganz wieder zufrieden war, ſo warf ſie ihrer Mutter ſcherzweiſe wohl vor: man ſollte eigentlich meinen, Chriſten wäre ihr Kind, denn ſie hätte dieſen lieber als ſie, und er möge machen und ſagen was er wolle, ſo ſei alles recht. Sie glaube einmal, wenn Chriſten ihr die Naſe abbeißen wollte, ſie zündete ihm dazu.

Aber die Mutter redete auch Aenneli z'beſt; wenn ſie dem Chriſten einmal ein Wort ins Herz geſagt hatte, und die Mutter ſah, daß es drinn faſt wie ein Splitter im Fleiſche, trappete ſie Chriſten nach, bis ſie ihn in einer heimlichen Ecke hatte, und bat ihn, er ſolle es nicht übel nehmen, er wiſſe wohl, Aenneli ſei ängſtlicher Natur, und ſie hätte ihr das nie abgewöhnen können, gäb was ſie probirt hätte. Aber es bös meinen, das thue ſie nie, und wenn er nur zufrieden wäre, ſie wiſſe, ſie wäre es ſicher auch gerne. Chriſten war nicht ſo, daß wenn Jemand ſich unterzog, er dann um ſo wüſter that, er wurde auch nicht um ſo aufbegehriſcher, je demüthiger einer ſich darſtellte, die Art hatte er nicht, zu einem Rathsherrn hätte er nicht getaugt. Er ſei nicht böſe, ſagte er dann der Schwiegermutter, aber es daure ihn, daß Aenneli meine, ſie müſſe für ihn ſinnen. Alles auf einmal machen könne man nicht, und ſo unbeſtimmt drein fahren, wie ein Muni in einen Krieshaufen, das möge er nicht. Er hätte nie geſehen, daß viel dabei herauskomme. Aber er wiſſe wohl, ein Jeder hätte ſeine Art, und daß Aenneli es gut meine. Darum wenn ihm ſchon zuweilen etwas eingehe, ſo trage er es ihr nicht nach, man müſſe mit einander Geduld haben, es hätte ein Jeder ſeine Fehler und wofür ſei man ſonſt in der Welt?

So mittelte, als guter Hausgeiſt, die Schwiegermutter die meiſten Streitigkeiten, oder, um es beſſer zu ſagen, ebnete die kleinen Spalten, welche ſie zwiſchen den Herzen ſah. Hier und da war wohl eine Spalte, welche ſie nicht ſah, oder welche ſie nicht ebnen konnte ehe die Sonne unterging; die ebnete und ſchloß dann ein anderer Geiſt.

Es war eine alte ſchöne Hausſitte, welche durch Jahrhunderte eine unendliche Kraft übte und alles was Streitbares in den Herzen ſich anſetzt, alſobald an ſich zerſtörte und tilgte, welche wie ein guter Geiſt den Frieden erhielt, bei welchem Gottes Segen iſt und welcher den Kindern Häuſer baut. Wer zuletzt zu Bette kam, Mann oder Weib, betete den Andern hörbar das Vaterunſer, und ſchwer mußte der Schlaf ſein, wenn das Erſte nicht erwachte und nachbetete mit Andacht und aus Herzens Grund. Wenn dann die Bitte kam: „Vergib mir meine Schulden, wie ich vergebe meinen Schuldnern", und es war Streit oder vielmehr Spaltung zwiſchen Mann und Weib, ſo klang ſie wie eine Stimme Gottes in den Herzen und die Worte zitterten im Munde. Und wenn dann die andere noch kam: „Und führe mich nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe mich von allem Böſen", ſo verſenkte und tilgte ſchamroth vor Gott Jegliches, was es dem Andern nachgetragen, und es ſchloſſen ſich die Herzen auf, und Jedes nahm ſeine Schuld auf ſich, und Jedes bat dem Andern ab, und Jedes bekannte ſein Glück und ſeine Liebe, und wie nur im Frieden ihm wohl ſei; aber wie der böſe Geiſt an ihns komme, es wiſſe nicht wie, ihm ſchwarz mache vor den Augen des Geiſtes, und ihns treibe in die Trübniß des Zornes und der Unzufriedenheit. Wie dann, wenn das Gebet komme, es ihm wäre, als komme eine höhere Macht hinter den böſen Geiſt im Herzen, ſetzte mit ſcharfer Geiſel ihm zu, daß er, wie er ſich auch winde, dahin fahren mußte, und dann ſei ihm als erwache es aus einer Betäubung, als gehe eine Thür ihm auf, als ſehe es aus wilder Nacht in einen ſchönen ſonnigen Garten, ſo daß ihm ſei als müßte es den erſten Eltern ſo geweſen ſein, als ſie aus der Wildniß noch den letzten Blick ins verlaſſene Paradies gethan. Dann treibe es ihns mit aller Gewalt dieſem Garten zu, in aller Angſt es möchte ihm gehen wie den erſten Eltern, die immer weiter davon weg kamen, und Ruhe habe es nicht, bis es wieder drinnen ſei, und dieſer ſonnige Garten ſei der Friede und das trauliche Verhältniß, und wenn es die ganze Welt gewinnen könnte, an dieſen Garten des Friedens tauſchte es ſie nicht. So blühte ihnen neu ihr Glück wieder auf, und in freudiger Demuth bekannte Jedes ſeine Fehler, bat ab ſeine Schuld, verſprach, recht rittermäßig zu kriegen gegen dieſen böſen Feind, der unabtreiblich immer wieder komme. In ſüßem Frieden ſchliefen ſie ein, und wenn dann ein junger Tag aufblühte am Himmel, ſo erwachten ſie mit neugeſtärkten Herzen. Es war ihnen, als hätten ſie ſich neu gefunden wie in den erſten Tagen ihrer Ehe, ſie ſehnten ſich nach einander, in geheimem Verſtändniß ſuchten ſich ihre Augen, und Chriſten trappete unvermerkt dem Aenneli nach, und Aenneli trat alle Augenblicke unter die Thüre zu ſehen, wo doch Chriſten ſei.

So verſtrichen Jahre und die gute Mutter ſtarb. Es war ein harter Schlag für die Leute im Hauſe, ein guter Geiſt ſchied mit ihr, ſie mißten ſie alle und lang. Chriſten ſagte oft, eine ſolche Schwiegermutter gebe es nicht mehr auf der Welt, er glaube es nicht, und kein Tag verging, daß er nicht ſagte: „d'Mutter het allbeţ g'ſeit“ — —

Der andere gute Hausgeiſt aber, der ſtarb nicht, ſondern blieb bei ihnen, und einigte ihre Herzen immerfort, und half ihnen auch tragen, was das Leben ſonſt noch Schweres ihnen brachte. Denn es gibt in jeglichem Leben harte Schläge, wie es in jeglichem Sommer Gewitter gibt, und je ſchöner der Sommer iſt, um ſo mächtiger donnern die einzelnen Gewitter über die Erde.

Gott hatte ſie mit Kindern geſegnet, ihre innigſte Freude hatten ſie an ihnen. Da kam die Hand des Herrn über ſie, und hinter einander nahm er ihnen die ſchönſten und liebſten, und es war ihnen als ſollte keines mehr übrig bleiben, als ſollten ſie alleine bleiben in der Welt. Es kam ihnen ſchwer an, ſich zu faſſen, und lange, lange ging es bis ſie recht aufrichtig ſagen konnten: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn ſei gelobt.“ Sie verſuchten es oft, aber ſie ſchämten ſich und ſchwiegen, denn ſie fühlten, daß das Herz ganz anders redete, und ſie wußten wohl, was Gott von ſolcher Zwietracht zwiſchen Mund und Herzen halte. Aber ſie trugen mit einander und wenn ſie des Abends mit einander beteten und eins fing an: Unſer Vater, ſo ſtockte wohl die Stimme, und das Weinen kam, und das Andere weinte mit, und lange konnte keines wieder beten. Und doch ließen ſie nicht nach bis es eins vermochte, und wenn auch jede Bitte neues Weinen brachte, und hinter jeglicher die verlornen Kinder ſtanden, und das Reich und der Wille, und das Brod, kurz alles, alles an ſie mahnte, und bei den Schulden die Angſt kam, ob ſie nicht etwas an ihnen verſäumt, an ihnen ſich verſündigt hätten? Konnten ſie aber alles bewältigen, konnten ſie ſich durchringen, wie Wanderer durch Klippen und Schlünde, bis zu dem Ende, konnten ſie mit einander beten: „Denn dein iſt das Reich, dein die Kraft, dein die Herrlichkeit“ — dann kam Ruhe über ſie, die Wellen der Schmerzen ſänftigten ſich. Sie konnten ſich denken die Kinder in der Herrlichkeit des Vaters, bei der Großmutter, konnten ſich denken die Zeit, wo auch ſie durch die Kraft des Vaters auferweckt bei ihnen ſein würden in des Vaters Reich in aller Ewigkeit. Dann konnten ſie mit einander reden von den geſtorbenen Kindern, und wie ſie ſo gut und lieb geweſen, und was ſie alles geſagt und wie es geweſen wäre als hätten ſie ihren Tod geahnt. Von den Todten kamen ſie auf die Lebendigen, redeten von ihren Freuden und Hoffnungen und wie ſie den Geſtorbenen glichen, und jeden Tag ihnen ähnlicher würden, und wie es ihnen wäre, als hätten die Kinder ſie viel lieber und mühten ſich nach Kräften, die Lücke auszufüllen. Allmählig wuchſen die Lebendigen an die Stellen der Todten, wurden gleichſam die Blumen, welche der Todten Gräber deckten, den Augen der Eltern verbargen. Drei Kinder, wie geſagt, waren ihnen übrig geblieben, zwei Buben und ein Mädchen.

Der Jüngſte war der Mutter Liebling: das Mädchen des Vaters Herzkäfer, der Aelteſte Allen lieb. Die Kinder hatten überhaupt der Eltern Art, und wuchſen in der Sitte des Hauſes auf in adelicher Ehrbarkeit. Mit gar vielem Lernen brauchten ſie den Kopf ſich nicht zu zerbrechen, aber feſt in der Bibel wurden ſie, das ſei die Hauptſache, meinten Vater und Mutter, die hätte ſie ohne große Künſte im Rechnen und Schreiben hieher gebracht.

Allerdings waren auch Beide in beiden Dingen keine Hexenmeiſter, und wenn Chriſten ſeinen Namen ſchreiben ſollte, ſo nahm er einen Anlauf, als wenn er über einen zwölf Schuh breiten Graben ſpringen ſollte, und wenn Aenneli mit dem Ankenträger uneins war in ihren Rechnungen, ſo wurde ſie plötzlich einig mit ihm, ſobald er die Kreide nahm, und was er aufmachte war ihr recht, ſie wußte wohl warum.

Etwas anders war es mit dem Arbeiten. Aenneli muſterte ſie dazu und meinte, ſie lernten es nie zu früh, und etwas Nützliches machen, ſei beſſer als etwas Ungattliches, und etwas müſſe gehen bei Kindern. Chriſten aber meinte, ſo früh trage arbeiten nichts ab, es erleide nur den Kindern, und wenn ſie ſpäter ſollten, ſo möchten ſie nicht; wenn ihnen einmal der Verſtand komme, ſo griffen ſie von ſelbſt an. Einmal er habe es ſo gehabt, und es werde Niemand ſagen, daß er nicht arbeiten könne und möge. Dieſe Verſchiedenheit gab auch hie und da einen Anlaß, daß ſie einander vergeben und vergeſſen konnten. Denn wenn Aenneli muſterte, ſo entrann Chriſten wohl zuweilen ein: „He, ich wollte ſie nicht zwängen, wenn ſie möchten, ſie thäten es ſchon.“ Und wenn Chriſten mit Wohlgefallen dem Nichtsthun der Kinder zuſah, ſo ſagte wohl zuweilen Aenneli: es dünke ihr, es ſollte doch dem einen oder dem andern in Sinn kommen etwas Wichtigeres zu machen. Aber alles dieſes tilgte der gute Hausgeiſt wieder aus, tilgte alle Abende die Säure, die ſich zuweilen in den alternden Herzen anſetzen mochte. Etwas ging auf die Kinder über, denn Kinder ſind eine weiße Wand; ſo weiß die Hände ſind, welche über ſie fahren, zuletzt werden doch die Spuren derſelben ſichtbar. Chriſten, der Aelteſte, der ſich Niemand beſonders anſchloß, war ein ſtilles Gemüth, ihn ließ man am meiſten gewähren, er ſagte wenig aber empfand viel, lebte mehr in einem innern Leben als im äußern, und ſchien daher unthätig und gleichgültig. Anneliſe war ein liebliches Mädchen, aber es konnte Tage lang von einer Arbeit ſprechen, ehe es daran ging; war es einmal daran, dann konnte es die beſte Jungfrau beſchämen; es geſchah aber ſelten. Die armen Leute hatten es nicht gerne, ſie hielten es für hochmüthig und wüſt; wenn es aber darum zu thun war, einer armen Frau etwas zu bringen, oder ihr zu wachen, ſo war Anneliſe immer parat; auch die jungen Burſche hielten es für hochmüthig, weil es nicht anläſſig war wie andere, hielten es für hoffärtig, weil ihm alles wohl ſtand, und es immer z'weg war als käme es aus einem Druckli. Resli, der Jüngſte war ein ſchöner Burſche, raſch, thätig, gwäbig wie die Mutter; wie ſie, wurde auch er etwas ängſtlich in der Arbeit, und während ſein Vater einmal handelte in ſeinem Stall, hatte er mit Täubchen, Kaninchen, Schafen ſiebenmal ſchon gewechſelt. In Allen war etwas ſchweigſames, keines redete viel, aber wenn ſie redeten, ſo wollten ſie in jedes Wort viel legen. Und allerdings war jedes Wort, das eins zum andern fallen ließ, gerade wie ein Lichtſtrahl, der hundertfältig ſplittern kann. Nur der Aelteſte konnte viel reden, wenn irgend ein Schlüſſel, z. B. ein gutes Glas Wein ihm den Mund aufthat; dann zeigte er, daß Vieles in ihm war, an das man nicht dachte.

Je mehr Eigenthümlichkeiten in einen Haushalt treten, deſto bewegter wird das Leben, wenn auch nicht von außen ſichtbar, ſo doch im Innern fühlbar. Wie lieb man einander auch hat, etwas ſtößt doch aus einander, etwas hat Jedes an ſich, das am Andern mehr oder weniger empfindlich ſich reibt. Ein Jedes hat ſein eigenthümliches Gebiet, welches es wahren zu müſſen glaubt vor jeglichem Eingriff, ein Jedes macht ſeine beſtimmten Anſprüche, welche ſich ſcheinbar zufällig und bewußtlos ausbilden, und deren Nichtbeachtung, auch wenn es mit keinem Wort, keinem Blick verrathen wird, tief kränkt. Bei ſolchen Anſprüchen, je bewußtloſer ſie entſtanden ſind, um ſo mehr meint man, ihre Gewährung verſtehe ſich von ſelbſt.

So hatte jedes dieſer Kinder wie ſein eigenthümliches Weſen, ſo auch ſeine eigenen Anſprüche, ſowohl an die Eltern, als an die Geſchwiſter, und ihre Nichtbeachtung trieb einen Splitter in ihr Herz, und je ſchweigſamer man nach der Hausſitte über ſolche Dinge war, um ſo leichter hatten ſolche Splitter geeitert.

So z. B. war Chriſten kränklicher Art, zu entzündlichen Krankheiten geneigt, die zuweilen Folgen hinterließen, welche einer Auszehrung glichen. Chriſten forderte nun Rückſichten für dieſe Schwäche, in der Arbeit, in der Speiſe, in der Pflege, in der Benutzung des Arztes u. ſ. w. Man that alles Mögliche, aber da ſein Ausſehen die Krankheiten nicht immer verrieth, da er meinte, was er innerlich empfand ſollte man ihm auch äußerlich anſehen, ſo konnte es nicht fehlen, daß er ſich zuweilen vernachläßigt glaubte, meinte, man achte ſich ſeiner nicht, und wäre froh, wenn er weg wäre.

Anneliſi machte Anſprüche an die Welt, war ein luſtig Ding, und wer weiß ob nicht im Hintergrund ihrer Seele der Wunſch ſchlummerte, nicht ſchön Anneliſe zu bleiben, ſondern auch eine Bäuerin wie die Mutter eine war, zu werden. Sie war daher gerne in aller Ehrbarkeit bei dieſer, bei jener Luſtbarkeit, und natürlich nicht gerne wie ein Aſchenbrödel, ſondern ſo aufgeſtrübelt und aufgedonnert wie jede Andere. Nun aber waren die Brüder nicht immer bereit zu ihrem Begleit, und alleine mochte ſie nicht gehen, und der Vater wollte nicht immer Geld zu Allem geben, was Anneliſe nöthig glaubte, und die Mutter war gewöhnlich auf des Vaters Seite und ſagte, ſie ſei auch nicht Hudilump geweſen, und hätte nirgends hintenab nehmen müſſen; aber Solches hätte ſie nie gehabt, ja nicht einmal davon gehört. Sie hätte ihrer Mutter mit ſo was kommen ſollen, ja wolle! So was that dann Anneliſi weh, und ſie meinte manchmal, ſie ſollte nur der Brüder wegen da ſein, und an ihr ſei Niemand etwas gelegen. Nur z'arbeiten ſei ſie gut genug, wenn ſie aber auch etwas wolle, da ſei Niemand daheim.

Resli, der natürlich wohl wußte, daß er einmal den Hof erben werde, der hätte gerne mehr getrieben mit der Arbeit, mehr gehandelt, mehr benutzt, und es ſchien ihm oft, als wenn Niemand an ihn dächte, ja, als ob Alle ſo viel brauchten und ſo wenig thäten als möglich, nur damit ihm nichts überbleibe. Er war gar nicht geizig, aber er war ängſtlich, und in dieſer ſtillen Aengſtlichkeit, welche er nicht einmal zeigen durfte, kam er Vielen hochmüthig vor, und Andere hielten ihn für geizig, weil er ſehr oft zu Hauſe war, um zu der Sache zu ſehen, während Andere herumhürſcheten unnützerweiſe, und Geld brauchten.

Weder Vater noch Mutter kannten dieſes innere Weſen; man lauſcht es ſich ſelten ab, darum denkt man auch nicht daran, daß es in Andern ſei; aber die Mutter hatte von früher Jugend an die Kinder mit ihrem verſöhnenden Hausgeiſt bekannt gemacht, hatte ſie das Unſer Vater ſo recht gelehrt, daß ſie es nicht gedankenlos beteten; daß es ihnen auch war erſt wie ein tiefer See, in den ſie allen Groll verſenkten, und dann wie eine hohe Leiter, auf welcher ſie ins Land des Friedens, in den Himmel ſtiegen. Beſonders bei den Brüdern, welche bei einander ſchliefen, und meiſt zuſammen beteten, hatte dieſes die Frucht, daß ſehr ſelten die Sonne des Morgens den Schatten noch ſah, der bei ihrem Untergang das Herz des Einen oder des Andern verdunkelt hatte. Bei Anneliſi hielt es etwas härter, weil keine beſtimmte Gelegenheit ihr gegeben war, ihr Herz des Grolles zu entleeren; wenn das Gebet ſie allerdings verſöhnlich geſtimmt hatte, ſo konnte ſie ihre Geſinnung nicht ausdrücken, nicht Frieden ſchließen, nicht durch ein Bekenntniß ſich entlaſten. Gewöhnlich kam dann die Gutmüthigkeit der Brüder zu Hülfe, die, wenn ſie einmal etwas abgeſchlagen hatten, hintendrein reuig wurden und eine Zeit lang um ſo gefälliger waren, oder die Schwäche des Vaters, der gar gerne ſeinem lieben Meitſchi hintendrein etwas kramete, welches noch mehr koſtete, als was Anneliſi gern gehabt, aber nicht bekommen hatte.

So lebte die Familie berühmt und im Wohlſein, bis ein Schlag, äußerlich nicht von großer Bedeutung, ihr ganzes Glück zu zertrümmern drohte.

Chriſten mußte nicht nur ſächlich die Gemeindelaſten tragen helfen, ſondern auch perſönlich, d. h. er mußte Vogt (Vormund) werden, öffentliche Verwaltungen übernehmen, ſich auch in Behörden wählen laſſen. Dieſes iſt an ſich ſelbſt eine Laſt, es iſt aber auch bedeutende perſönliche Verantwortlichkeit dabei, und ſeltſamer Weiſe iſt an manchem Orte dieſe perſönliche Verantwortlichkeit unbezahlter Gemeindsbeamteten ſehr groß, während den wohl bezahlten Regierungsbeamteten gar keine auferlegt iſt. Wo das Syſtem herrſcht, jeder Korporation dem Individuum gegenüber Unrecht zu geben, aus dem übel verſtandenen Grundſatz perſönlicher Freiheit, und jeden Halunken zu begünſtigen gegenüber dem rechtlichen Manne, aus übel verſtandener Humanität, da wird dieſe Verantwortlichkeit zu einer förmlichen Gefahr, zu einem Schwerte, das an einem Pferdehaar über des Gemeindebeamteten Haupte hängt.

Chriſten, bei ſeiner Unkenntniß aller Geſetze, bei ſeiner Unfähigkeit ſelbſt zu ſchreiben, wurde dieß ſehr beſchwerlich und koſtbar. Aus eigenem Sacke mußte er nicht nur fremde Hülfe bezahlen, ſondern hing auch ganz von fremdem Rathe ab, und mußte dieſem folgen, wie ein Blinder dem Hündchen, welches ihn leitet. Die eigentliche Gefahr jedoch fühlte er weniger als Aenneli, wie dann Weiber immer mehr Aengſtlichkeit beſitzen vor dem Kommenden aus der dunkeln Zukunft, als Männer. Alle dieſe Geſchäfte, welche Chriſten von ſeinem Geſchäfte und von ſeiner Arbeit wegezogen, waren Aenneli überhaupt zuwider, jedoch ließ ſie dieſes den Mann nicht entgelten, wie Weiber oft thun, die dem Manne noch mehr verbittern, weſſen er ſich nur gezwungen unterziehen muß. Insbeſondere aber war ihr der verdächtig, welcher dem Mann am meiſten mit ſeinem Rath beiſtand, ſie warnte ihn oft vor demſelbigen. Es komme ihr immer vor, ſagte ſie, als ſei er falſch an ihnen: er ſei viel zu ſchmeichleriſch und rühmeriſch, und dazu immer nöthig (Geld bedürftig); ſo einer mache oft für 10 Batzen, was ein anderer nicht für 1000 Pfund. Aber Chriſten konnte ihn nicht entbehren; guter Rath iſt immer theuer, und in mancher Gemeinde auch um Geld faſt nicht zu haben; Aenneli wußte ſelbſt Niemand, der beſſern geben konnte, und damit er nicht etwa aus Noth ſie verrathe, ſpendirte ſie demſelben ſo viel ſie konnte, und wenn er kam, ſo mußte er allemal ins Hinterſtübli, wo ihm etwas z'weg ſtand, welches er daheim nicht hatte. Es gibt aber Leute, welche, je mehr man ihnen gibt, nicht nur um ſo ungenügſamer werden, ſondern auch in den Wahn gerathen, als ſei man völlig in ihrer Gewalt, und als könnten ſie einem ungemerkt und ungeſtraft mißbrauchen, wie ſie nur wollten. Sind ſie einmal auf dieſen Punkt gerathen, ſo treiben ſie gerne ein doppelt Spiel, laſſen ſich von uns bezahlen und von andern beſtechen, um uns zu foppen und zu betrügen. Sie rechnen, wenn man aus zwei Händen zu nehmen wiſſe, ſo gebe es akkurat doppelt ſo viel als nur aus einer. Es gibt mehr Leute, welche von ſolchem Schmaus leben, als man glaubt.

Chriſten war Vormund, hatte fremdes Vermögen hinter ſich, ob Geld oder Schriften, weiß ich nicht; kann beides geweſen ſein, denn daß die Titel immer da ſeien, wo ſie dem Geſetz nach liegen ſollten, iſt nicht geſagt; wo ein Regierungsbeamteter und ein Gemeindsbeamteter, ein Gemeindſchreiber z. B., unter einer Decke liegen und unter einem Hütlein ſpielen, da können noch heut zu Tage ganze Vermögen verſchwinden, und wo iſt das Verantwortlichkeitsgeſetz gegen den Regierungsbeamteten? Ueber die unſchuldigen Gemeindräthe oder die noch unſchuldigern Gemeinden geht es aus.

Später muß es die Gemeinde erſetzen; kleine Diebe hängt man vielleicht, große aber läßt man laufen.

Chriſten dachte nun von ferne nicht ans Betrügen, aber er ſollte beſchummelt werden.

Es waren Leute, welche Geld nöthig hatten. Chriſtens Rathgeber wurde ins Intereſſe gezogen, und dieſer bewog den guten Mann, das Geld aus den Händen zu geben, oder anzuwenden, die Titel zu verſilbern oder abzutreten. Er ſagte Chriſten, der Gemeinde ſei es ganz recht, er habe mit ihr geredet, und ſie habe ihn autoriſirt, er ſolle es alſo nur unbeſorgt machen, ihm könne es auf keinen Fall etwas thun. Wenn ihm die Sache einmal aus den Händen ſei, ſo ſei er aus aller Verantwortlichkeit, brauche ſie nicht zu hüten, und er wolle alles ſchon ſo ſchreiben, daß er zu allen Zeiten, es möge gehen, was da wolle, drus und dänne ſei. Dem Chriſten leuchtete das ein, und er hatte durchaus kein Arg. Aenneli aber traute nicht, und ſagte: ſie könne nicht helfen, aber ſie traue der Sache nur halb, es treffe 5000 Pfund an, und mit dem ſei nicht zu ſpaßen, es hülfe noch zu einem rechten Mann zu Rath zu gehen, man ſei nie z'vorſichtig.

Aber Chriſten redete ohnehin nicht mehr als er mußte, und von Geſchäften ſo ungern als möglich, weil er nicht gerne verrieth, daß er gar nichts kannte; denn er ſchämte ſich ſeiner Unwiſſenheit doch, wenn er ſchon ſeine Kinder nicht begehrte geſchickter zu machen. Zudem wußte er nicht, wem er trauen ſollte, wenn er ſich auf ſeinem Rathgeber nicht verlaſſen konnte. Wenn der ein Schelm an ihm ſei, ſo glaube er denn gewiß, es ſei kein braver Menſch mehr in der Welt, und was es ihn dann nütze, Mühe zu haben und herumzulaufen, wo man ohnehin alle Hände voll zu thun hätte; ſo redete er. Chriſten war allerdings auch mißtrauiſch, aber eben deßwegen ſuchte er nicht neue Vertraute, ſondern hielt am Glauben feſt, wenn der alte Rathgeber treulos ſei, ſo ſei keine Treue mehr auf Erden; den habe er doch probirt auf alle Wege, es dünke ihn, er ſollte es mögen halten. Da Aenneli das

Wüſteſt alles nicht machen wollte, ſo ging richtig die Sache vor ſich, und alles ſchien gut; denn lange Zeit ſagte kein Menſch, daß es nicht gut ſei.

Nach mehreren Jahren erſt fing die Sache an ſich zu rühren; allerlei unter der Hand wurde geredet und aus der Gemeindrathſtube herausſchlich, man wußte nicht wie, das Gerücht: Chriſten hätte ſich gröblich verfehlt mit Vogtsgeld, es werde ihm an die Beine gehen um viel tauſend Pfund. Aenneli, die zwar ſelten von Haus kam, aber doch alles vernahm, nicht nur was ging, nicht nur was geredet wurde, ſondern noch z'halbe mehr, vernahm alſo bald: Es heiße, es ginge Chriſten gruſam an die Beine und wenn er nicht ſo reich wäre, ſo möchte es ihn lüpfen. Aenneli erſchrack gewaltig, obgleich ſie wußte, daß es ſo übel nicht gehen konnte, und Chriſten mußte auf der Stelle zu ſeinem Faktotum und ernſtlich fragen, was an der Sache und ob da etwas zu fürchten ſei, von wegen, er möchte lieber zu der Sache thun, ehe es zu ſpät ſei? Der nun lachte ihn aus, daß er doch auf ſolches Weiberdamp hören möge, es wäre gut, wenn alles ſo ſicher wäre, wie das. Da ſei er ihm gut dafür, daß es ihm keinen Liar koſten werde, und wenn noch Jemand etwas ſage, ſo ſolle er ſie zu ihm ſchicken, er wolle ſie dann brichten. Nein da möchte er doch dann nicht ſo Jemand hineinſprengen, dafür ſei er noch lange zu gut. Er hätte ſchon manchmal können, wann er gewollt, aber o Jere, wenn er ſchon ein arm Mannli ſei, ſo hätte er doch noch ein Gewiſſen, und wohl noch ein beſſeres als mancher Reiche. Da ſolle er nur nicht mehr Kummer haben, und ruhig ſchlafen, was er gemacht habe, ſei gut gemacht und wie geſagt, er wolle ihm gut ſein für jeglichen Kreuzer, den er deretwegen ſollte zu Schaden kommen. Chriſten ging getröſtet heim, tröſtete ſein Aenneli und einige Zeit lang blieb Alles wieder ſtill. Aber die Sache tauchte wieder auf und zwar ernſter als früher, und neue Angſt kam über die Eheleute. Nun ruhte Aenneli nicht, bis Chriſten zu einem rechten Manne ging. Der wollte lange mit der Sprache nicht heraus, ſagte, er verſtehe ſich nicht darauf, hätte die Schriften nicht geſehen und fragte endlich Chriſten: er werde eine ſchriftliche Bevollmächtigung von der Gemeinde erhalten haben zu ſeinem Verfahren? „He nein, ſagte Chriſten, man hat mir geſagt, das ſei nicht nöthig, es werde Alles eingeſchrieben in den Gemeindbüchern, da könne man Alles finden, und die Sache doppelt zu machen, trage nichts ab.“ „He nun, ſagte der Mann, wenn die Sache im Gemeindsbuch eingeſchrieben iſt, ſo kann es dir allweg nichts thun.“ Nun war Chriſten wieder getröſtet, denn daß es eingeſchrieben ſei, zweifelte er gar nicht. Aber Aenneli traute nicht ſo recht; er ſolle doch gehen und nachſehen, ob es denn wirklich drinn ſei, ſagte ſie. Brummend ging Chriſten und brachte die Antwort heim: Der Gemeindſchreiber hätte geſagt, er hätte jetzt nicht Zeit nachzuſchlagen, das gebe mehr zu thun, als ſo eine Frau glaube; aber er könne darauf zählen, daß Alles, was erkannt worden ſei, darin geſchrieben ſtehe, er wiſſe wohl, was er ſchreiben ſolle oder nicht. Nun ſchien die Sache wieder abgethan und Chriſten ſagte: Die Leute könnten ſeinethalben ſtürmen, was ſie wollten, wenn Einer das Gemeindebuch im Rücken habe, ſo könne Einem Niemand etwas thun, und ſollte es der Teufel ſelber ſein.

Da ſchlich ſich Einer, welcher gerne insgeheim den Leuten die Haare zuſammen band, aber dabei nie genannt ſein wollte, an Aenneli und vertraute ihm: Das ſei gewiß nicht im Gemeindbuch, und es ſei eine abgekartete Sache geweſen, Chriſten hineinzuſprengen, und der Gemeindſchreiber ſuche die Sache geheim zu halten und zu verdrehen, ſo lange als möglich. Aber einmal müſſe Chriſten doch zahlen, das ſei fertig. Und es wäre beſſer, er wüßte das ſobald als möglich, vielleicht daß er noch etwas aus dem Feuer ziehen könnte, wenn er zu rechter Zeit daran hingehe. Das waren alles lauter Donnerſchläge für das arme Aenneli, und um ſo härter trafen ſie, weil ſie nicht begriff, wie man da helfen könnte, als daß Chriſten vor den Gemeindrath gehe und ihm alle Schand ſage, und vor Allem aus dem Gemeindſchreiber, daß er ein Schelm ſei und ein verlogener Kerli, und daß er von Allem nichts wolle; ſie könnten ſeinethalben ſehen, was ſie machen. Das würde wenig helfen, ſagte der neue Rathgeber; aber Chriſten ſolle einen Auszug aus dem Gemeindbuch fordern, und wenn man ihn nicht freiwillig geben wolle, ſo ſolle er ihn richterlich fordern laſſen, da werde ſichs ſchon finden, was im Gemeindbuch ſtehe und nicht ſtehe.

So ging es auch, und nach vielen Umtrieben kam endlich Chriſten zu der Erklärung, daß vom ganzen Handel im Gemeindbuch kein einzig Wort ſtehe; von der Sache ſei wohl geredet worden, aber Erkanntniß ſei keine gegangen; man werde gedacht haben, es ſei am beſten, wenn man das dem Vogt überlaſſe, was er mache, ſei ihnen recht. Somit war es entſchieden, daß Chriſten 5000 Pfund zahlen mußte; erholen konnte er ſich nirgends, und der, welcher ihn hineingeſprengt, hatte die ſchönſten Ausreden und ſchob die Schuld auf Andere.

Ich weiß nicht, ſoll ich ſagen: Dieſer Verluſt traf die Familie wie ein Donnerſchlag, der ihr Glück zerſchmetterte, oder: Dieſer Verluſt ward zum giftigen Wurme, der ihren Frieden nach und nach zerſtörte. Es wäre nicht das Eine, nicht das Andere ganz richtig; denn es traf ſie wohl der Schlag heftig, gewaltig, aber nach dem Schlage war der Wurm da, und lebte giftig fort.

5000 Pfund (2500 fl.) ſind nichts für einen Kaufmann, er ſieht derhalben nicht nebe ume, wie der Vernerbauer ſagt. 5000 Pfund ließen ſich bei ihrem Vermögen leicht verſchmerzen, ſetzten ſie nicht einmal in augenblickliche Verlegenheit, wenn ſie einige Zinsſchriften wagten; ja wenn ſie nur das vorräthige Geld zuſammen machten, den Spycher zur Hälfte leerten, ſo war Alles abgemacht. Aber beim Landmann geht es nicht zu wie beim Kaufmann. Bei dem Letztern iſt lauter Spiel, heute wird er getrümpft, morgen trümpft er wieder; eines Tages kann er 10000 verlieren, morgends 20000 gewinnen, und bei jedem Verluſt iſt eben dieſer Wechſel der Troſt. Ganz anders iſt es bei dem Landmann; da geht die Sache langſam aber ſtetig, kleine Verluſte gleichen ſich durch kleine Gewinnſte aus, Fehljahre durch gute Jahre, und bei Fleiß und Sorgſamkeit und ohne großes Unglück geht es langſam vorwärts. Und kommen große Unglücksfälle, geht ihm all ſein Vieh in Boden, brennt ſein Haus ab mit all ſeinen Vorräthen, ſchlägt es ihn auf Jahre zurück; er ſchickt ſich darein mit bewunderungswürdiger Ergebung; was ſollte er dagegen machen, das kam aus des Herrn Hand, über dieſe Verluſte ſpotten die Menſchen nicht und Kinder und Kindeskinder tragen ſie ihm nicht nach.

Verliert er aber Summen auf außerordentlichem Wege, durch Ungeſchick oder der Menſchen Bosheit, dann weicht der Friede ſo gerne von ihm, und es kömmt, was man hier zu Lande hinterſinnen nennt. Der kommende Tag erſetzt ſie nicht, vielleicht erſetzt er ſie in ſeinem ganzen Leben nicht, und was werden Kinder und Kindeskinder von ihm ſagen!

Chriſten und Aenneli hatten wohl etwas vorgeſpart, allein es ging genug zu, es harzete.

Er wußte ſeine Sachen nicht recht geltend zu machen, und brauchte zu Allem viel Zeit und viele Leute und Aenneli war eine gute Frau, und gar Vieles ſchwand ihm unter den Händen fort, ſie wußte nicht wie. 5000 Pfund mußten ihnen, wenn es auf das Erſetzen ankam, eine unermeßliche Summe ſcheinen, die Frucht ihrer ganzen Lebenszeit.

Zu dieſem kam noch ein Anderes; die Kinder waren erwachſen, vor ihnen ließ der Verluſt ſich nicht verheimlichen; was ſagten die dazu, wie mußten die ihn aufnehmen? Kinder auf dem Lande theilen die Arbeit der Eltern, ſehen die Früchte davon, kennen die Schulden und Gülten, ſind weit enger ins Verſtändniß gezogen, geben daher um ſo eher ihre Willensmeinung. Alle waren heirathsfähig. Schadete ihnen dieſer Verluſt nicht am Heirathen, der Lärm davon noch mehr als die Sache ſelbſt? Denn alles wird vergrößert, auch entſteht gar gern der Glaube, wo ſolche Verluſte hervorbrechen, da ſeien noch viele zu gewärtigen; eine Sache, namentlich ein Unglück, kommt nie alleine. Und wenn ſie wirklich heirathen wollten, woher die Eheſteuer nehmen? Wenn man jetzt noch Eheſteuren geben ſollte, ſo mußte man ſich ganz entblößen, mußte villeicht gar Geld leihen, weil man nicht alles abfünden konnte, oder mußte alle Titel verſilbern, mußte in ſeinen alten Tagen ſchmalbarten, oder die Jungen mit leeren Händen gehen heißen. Arme Tage ſchwebten Tag und Nacht vor Aennelis Augen.

Das mußte große Bitterkeit anſetzen in des Ehepaars Gemüthern, denn mit dem Gelde war ihnen ja auch ein großer Theil ihres Lebens verloren. Wir fühlen alle, das Leben iſt eine große Gabe, und mit dieſer Gabe ſollen wir Vieles, Vieles gewinnen, mit dieſer zeitlichen Gabe ſollen wir das ewige Leben erwerben. Aber nun meinen gar Viele, mit dieſer zeitlichen Gabe hätten ſie nur zeitliches Geld zu gewinnen, ja gar Viele, die vom ewigen Leben als dem höchſten Ziele ſprechen, ſcheinen darunter doch nur zeitliches Gut zu verſtehen, oder höchſtens eine zeitliche Frau mit zeitlichem Gute. Und nach dem zuſammengerarceten Gute ſchätzen ſie ihres Lebens Werth, wie der Maulwurf nach der Höhe des aufgeworfenen Hügels ſeine Kraft. Wenn aber aller Gewinn verloren geht, dann hinterſinnet man ſich, d. h. man kann nichts mehr anders denken, als wie es gegangen iſt, und nicht hätte gehen ſollen; denn man hat ja eigentlich Alles verloren, nicht bloß das Geld, das verloren geht, ſondern das Leben, welches man an das Geld geſetzt. Chriſten und Aenneli waren kreuzbrave Leute, von den bravſten, die man ſehen will zu Stadt und Land; aber den Werth der Menſchen ſchätzten ſie doch nach ſeinem Beſitzthum und den Werth eines Lebens nach dem gemachten Fürſchlag; ſo und ſo viel hat er geerbt, dann und dann hat er zu huſen angefangen, und jetzt, denket doch, hinterläßt er —

Sie wußten es halt nicht beſſer, waren, wenn ſie auch in der Schule nicht viel rechnen gelernt, doch in dieſer Rechnungsweiſe von Jugend auf geübt, und wenn

Chriſten es auch nie ſagte, ſo dachte er es doch vielleicht manchmal, wenn er im Wirthshaus auf einem Stuhl abſaß: „Hier ſetzen ſich hunderttauſend Bernpfund nieder.“ Nehmt ihm das nicht übel, denn noch ganz andere Leute wiſſen nicht, daß wenn man auch die ganze Welt gewönne und litte Schaden an ſeiner Seele, man das Leben nicht nur verloren, ſondern einen großen Schaden davon getragen.

Sie gingen herum manchen Tag, als ob ſie vor den Kopf geſchlagen wären, und konnten nichts anderes denken als 5000 Pfund, 5000 Pfund. Weniger als die Eltern waren die Kinder angegriffen; ſie hatten ein langes Leben vor ſich, welches ihnen reiche Hoffnung bot zum Erſatze des Verluſtes. Am meiſten ſchien es Anneliſi zu fühlen, als ob ſie glaubte, zunächſt müßte ſie den Verluſt entgelten an ihrer Ausſteuer; oder derſelbe möchte vielleicht dieſen oder jenen, den ſie im Auge hatte, abſchrecken. Jedoch geſchah nicht, was an ſo manchem Orte begegnet wäre; die Kinder machten den Eltern keine Vorwürfe, ja gebrauchten manches aufmunternde Wort. Aber wo die Eltern die Gemüther der Kinder ausſchließlich aufs Geld richten, und alle andern Rückſichten den Augen der Kinder ferne halten, da müſſen ſie es erfahren, wie das Schwert ſich gegen ſeinen eigenen Herrn kehrt; wenn ſie etwas Ungeſchicktes machen, haben ſie zu tragen, den Zorn und die Vorwürfe der Kinder, und wenn ſie alt werden, derſelben Unverſtand und Ungeduld, die alle Tage mit Gott hadert über der Eltern langes Leben.

Hier herrſchte noch Liebe, und herrſchte die alte Sitte, daß die Kinder die Eltern ehrten, auf daß ſie lange leben möchten in dem Lande, welches ihnen Gott gegeben.

Wie es dem ergeht, deſſen Haus verbrannt iſt mit all dem, was es barg, ſo ging es auch Chriſten und Aenneli. Zuerſt füllt der Verluſt die Seele; eine Art Betäubung herrſcht, dann dämmern Gedanken durch die Betäubung, wie Lichtſtrahlen durch den Nebel; es leuchtet die Nothwendigkeit ein, etwas vorzukehren, den Schaden zu erſetzen, es flackert das Sinnen auf, wer den Verluſt verſchuldet?

Chriſten hatte kein Haus aufzubauen, aber er begann nachzudenken, wie die 5000 Pfund zu erſetzen wären? Und allemal, wenn eine Frau zum Hauſe ſchlich, loderte ihm der Gedanke auf: die trägt wieder etwas fort, welches Geld gelten würde, und was will ich hauſen und ſparen, während auf der andern Seite fortgegeben wird, alles was nicht angenagelt iſt? Der gute Chriſten hatte es auch wie viele andere Leute, was er nöthig glaubte, das wollte er bei Andern anfangen, und hätte doch wiſſen ſollen, daß wenn der Bauer mit ſeinen Leuten mähen will, er voraus mäht, und nicht hintendrein.

Aenneli kam es wieder in den Sinn, daß ſie gewarnet habe, das Geld herauszugeben, daß ſie Chriſten angerathen, noch Jemand anderes zu Rathe zu ziehen, daß ſie den trügeriſchen Freund nie hätte leiden mögen, ſondern vielfach ihren Verdacht geäußert.

Sie begann daran zu ſinnen, ob wohl die Zeit gekommen wäre, daß mit wenigern Leuten mehr gearbeitet würde. Und wenn ſie durch den Stall ging und zwei oder drei Kühe ſah, wie Flühe, aber faſt ohne Milch, ſo konnte ſie ſich nicht enthalten, zu rechnen, wie manche Dublone da zu machen wäre, wenn man ſich zu rangiren wüßte. Das Alles ging im Inwendigen vor; faſt wie des Blitzes Schein fuhr es vorüber; böſe Worte gab man ſich nicht; treulich beteten ſie mit einander, und friedlich, wenn auch oft mit ſchweren Seufzern ſchliefen ſie ein.

Aber ein alt Sprüchwort ſagt: Der Teufel iſt ein Schelm, und wenn er auch umher geht, wie ein brüllender Löwe, ſo ſchleicht er noch vielmehr herum in Geſtalt von flüchtigen Gedanken, luftigen Nebeln gleich, und dieſe Gedanken ſtreifen zuerſt nur über eine Seele, dann ſchlagen ſie ſich allmählig nieder darin, haften, ſetzen ſich feſt. Dann ſteigen ſie herauf in unſere Blicke, in unſere Geberden, brechen endlich als Worte zum Munde heraus, und während wir glauben, wir reden aus dem göttlichſten Recht, iſt der Teufel, der grimmig und luſtig uns zum Munde ausflattert und dem Nächſten mit Klauen und Hörnern zu Leibe geht, bis auch aus deſſen Munde ein Teufel fährt und eine Schlacht zwiſchen beiden ſich erhebt auf Koſten der Armen, in deren Seelen der Teufel ſich hinabgelaſſen und aus deren Mund er wieder herausgefahren iſt.

Eines Tages wars, als ob Einer wäre, der erſinnete, was ſie böſe machen könnte, und Alles dieſes herbeiführte und ihnen anthäte. Es gibt ſolche Tage, wo Eins hinter dem Andern kömmt, wie eine Schneegans hinter der andern, wo das Aergerliche nicht aufhören kann, bis die Galle überläuft und es Wetter gibt zwiſchen den Menſchen.

Als man in den Stall kam, hatte ein Pferd über, und ſich übel verletzt, ſo daß man daſſelbe des Morgens nicht brauchen konnte; im Kuhſtall fehlte auch etwas, und als man Flachsſamen brauchen wollte, hatte die Mutter den letzten einer armen Frau gegeben, welcher Umſchläge verordnet waren. In den Ställen vertrappeten die Leute ihre Zeit, ſo daß auf dem Felde nichts geſchah, und während Andere ſchönes Emd einmachten, blieb das ihre ſchön dem Regen zweg. Abends kam ein Bernermetzger, der Kühe ſuchte, und von ihrem Stalle gar nicht fort wollte. Er meinte, es müßte erzwungen ſein, zwei oder wenigſtens eine feil zu machen, und bot Geld, daß man es faſt nicht hätte nehmen dürfen. Es war eine Zeit, wo fette Kühe faſt nicht zu erhalten waren, und die Metzger die größte Noth hatten; denn obs Kühe gebe oder keine, darnach fragen die Stadtleute gar nicht, aber Fleiſch wollen ſie haben, und zwar je beſſer, deſto lieber, ihretwegen kanns der Metzger von Zaunſtecken ſchneiden oder aus Kabisſtorzen.

Aber Chriſten tubakete ganz gelaſſen an ſeiner Pfeife und ſagte dem Metzger: „Du haſts ſchon manchmal gehört, ich gebe ſie nicht. Um was ſo ein Bernermetzgerli ſie vermag zu kaufen, um das vermag ich ſie auch zu behalten.“ Alle Einreden des Metzgers, daß andere Kühe für ihn weit nützlicher wären, daß er an drei Kühen wenigſtens 60 Kronen zwiſchenaus machen würde, gingen in den Wind. Aenneli hörte dem Märten mit ungeduldigem Herzen zu, ging oft aus und ein und konnte ſich nicht enthalten zu dem Metzger zu ſagen: es dünke ſie, er wäre nicht der Uwatligiſt, und wenn ſie mit einem handeln wollte, ſo wäre er nicht der Letzte.

Das war ein Stich, der bei Chriſten Fleiſch faßte, aber er ſagte nichts darauf, ſondern nur zum Metzger: „Du haſt gehört, was ich will, und jetzt wollte ich mich nicht länger ſäumen, wenn ich dich wäre. Wenn du heute noch etwas anderes finden willſt, ſo haſt du deine Zeit zu brauchen.“

Bald darauf kam eine arme alte Frau, welche einen kranken Sohn hatte; derſelbe erhielt ſie ſonſt; jetzt war die Noth groß. Derſelbe fing an ſich zu erholen, und der Doktor hatte Wein verordnet. Aber wo nehmen und nicht ſtehlen? In ſolchen Fällen war Aenneli die Zuflucht, und umſonſt nahm man ſie ſelten zu ihr. Als die arme Mutter kam und mit dem Fürtuch die Augen wiſchte, noch ehe ſie anfing und dann vieles vom Sohn erzählte, wie er ſo gut gegen ſie ſei, und wie er krank geworden, und wie ſie in der Noth ſeien und ſie wäger heute noch nichts warmes gegeſſen und jetzt ſollte ſie Wein kaufen und hätte keinen Kreuzer im Hauſe und wüßte keinen aufzubringen. Wenn doch Aenneli ihr dr tuſig Gottswille nur einige Batzen leihen wollte oder wenn es möglich wäre, nur eine halbe Krone, ſo wäre ihr geholfen, und ſie wollte dafür ſpinnen, bis ſie ſelber ſagen müßte, es ſei genug. Aber wenn ihr der Sohn ſterben ſollte, ſie wüßte nicht, was ſie anfinge, unter Tauſenden gebe es keinen ſolchen.

Aenneli war in großer Verlegenheit. Wein hatten ſie dieſen Augenblick keinen Tropfen im Hauſe, wie ſonſt manchmal der Fall war, und Geld hatte ſie auch nicht mehr im Sack als 6 Kreuzer. Sie ließ ſich ſonſt nie ſo auskommen, daß ſie nicht einige Batzen oder Franken in irgend einem Sacke hatte. Aber ſie hatte letzthin zu Gevatter ſtehn müſſen, hatte ſeit der Sichelten, wo es den Ankenhäfen übel ergangen war, keinen Anken mehr verkauft, ſparte ebenfalls Augſteneier auf, hatte kein Geld gemacht, und das Schlüſſeli hatte eben Chriſten im Sack. So konnte ſie die Frau doch nicht gehen laſſen, wenn der Sohn ſterben ſollte, ſo hätte ſie ja keine ruhige Stunde mehr im Leben und das letzte Stündlein wäre ihr auch nicht ruhig, und doch war es ihr grauſam zuwider, dem Chriſten das Schlüſſeli zu fordern. Sie ſtellte der Frau vorläufig etwas warmes zweg und ſuchte dann den Resli, ſie wußte, daß der Geld genug hatte, allein der war zum Viehdoktor gegangen und hatte den Schlüſſel zum Schaft im Sack; der andere Sohn war im Stall, hatte aber kein Geld im Sack ſondern alles in Reslis Schaft. Anneliſe aber hatte den Schlüſſel verloren zu ſeinem Gaßetli (Kaſſete) worin es ſein Geld hatte; es war wie wenn alles verheret wäre. Da nahm endlich Aenneli das Herz in beide Hände, ging hinaus und ſagte: Gib mir doch geſchwind das Schlüſſeli? Chriſten ward ganz roth im Geſicht, ſuchte es langſam, gab es endlich mit den Worten: He ich wollte doch machen, daß morgen auch noch wäre.

So etwas hatte Aenneli noch nicht gehört, es ſtellte ihm das Blut, einen Blick that ſie auf Chriſten, den der auch noch nie geſehen, aber ſagen konnte ſie kein Wort, ſie ging mit ihrem Schlüſſeli wie ſtumm ins Haus und als ſie der alten Frau die halbe Krone herzählte, zitterten ihr die Hände ſo, daß die in den höchſten Ausdrücken dankende Frau plötzlich fragte: Aber mein Gott was fehlt dir, wird es dir g'ſchmuecht (ohnmächtig)? O nein ſagte Aenneli, es iſt nichts anders, das gibt es mir, wenn ich lange kein Blut ausgelaſſen. Es iſt albetz bald vorbei. Und Aenneli faßte ſich zuſammen, denn kein fremdes Ohr hatte je eine Klage gehört und kein Auge Thränen geſehen in ihrem Auge, außer bei natürlichen Anläſſen; was unter ihnen vorging, ſollte keine Poſaune auf den Straßen verkünden. Aber es koſtete dieſes Zuſammenfaſſen ſchwere Mühe und kürzer als ſonſt fertigte ſie die Frau ab; ſie konnte es faſt nicht aushalten, bis ſie ihr den Rücken ſah. Die gute Frau konnte faſt nicht aufhören zu danken aber nicht nur aus Dankbarkeit, ſondern es ſtach ſie auch der Gwunder, was Anneli wohl in dieſe Bewegung verſetzt hätte, und ſo lange ſie im Hauſe war, hatte ſie Hoffnung es zu erfahren. Als ſie es endlich verlaſſen mußte, ſtellte ſie ſich draußen bei Chriſten und hätte noch gerne ein neues Geſpräch angefangen, aber der gab ihr keine Antwort. Gewiß haben die mit einander etwas gehabt, dachte ſie, und ob dem Sinnen, was es geweſen ſein möchte, vergaß ſie faſt die halbe Krone, mit welcher ſie nun ihren Sohn laben konnte.

Wie die Frau zur vordern Thüre ausging, ſchoß Anneli zur hintern hinaus, machte ſich etwas bei den Schweinſtällen zu ſchaffen und da ſie dort noch nicht ruhig war vor Knechten und Mägden, ſo ſchlich ſie nach dem Bohnenplätz, der ſchon gar manchmal als ſchöner grüner Umhang gedient hat für Dinge, die nicht für Jedermanns Augen ſind.

Dort ließ ſie endlich ihren Thränen freien Lauf und es dünkte ſie, wenn nur das Herz auch gleich käme den Thränen nach, ſo wäre doch dann ihr Leid zu End. Sie konnte nicht mehr ſtehen, ſie mußte niederſitzen in den Bohnen, der Boden wankte unter ihr, ſchwarz ward es um Augen und Seele, als ob man ein großes Leichentuch um beide geſchlagen hätte.

Alſo ſo ging es ihr jetzt, jetzt ſollte ſie das Unglück alleine entgelten, ſollte den armen Leuten abbrechen, ſollte es ſie entgelten laſſen, weſſen ſie ſich doch ſo gar nichts vermochten. Das dünkte ſie eine große Sünde, daß man ob der Armuth wieder erſparen wolle, was menſchliche Bosheit und eigene Schwachheit gefehlt; hatten ſie doch ſelbſt oft darüber ſich aufgehalten, daß es zunächſt immer die Armen entgelten müſſen, wenn ein Reicher einen Verluſt erleidet, indem man zuerſt immer den Armen abſchränzt ehe man ſich ſelbſt etwas entbehrliches abbricht, und jetzt ſollte es bei ihnen auch gerade ſo zugehen? Und was trug das ab? Eine Kleinigkeit, während man da, wo man das Zehnfache erübrigen konnte, alles im gleichen Trappe gehen ließ, und ſich keinen Zoll breit ändern konnte. Dublonen ließ man fahren, und wegen einer halben Krone mußte ſie Worte hören, daß ſie meinte, man haue ihr Leib und Seele ab einander. Sie ſehe jetzt, daß keine Liebe zu ihr mehr da ſei, daß ſie der Sündenbock ſei, der alles auseſſen ſollte, was andere eingebrochet. Hatte ſie nicht gewarnt, gemahnt, aber man achtete ſich ihrer nicht, glaubte ihr nichts, und jetzt ſollte ſie es alleine entgelten. Wenn noch ein Funke von Liebe zu ihr da wäre, ſo wäre man nicht ſo gegen ſie. Und ging dann etwa die Sache alleine aus Chriſtens Gut, hatte ſie nicht auch eingekehrt, daß es wohl ein Almoſen ertragen möchte! Ja wenn ſie eine bräuchige Frau wäre oder eine hoffärtige, oder eine die gerne im Seſſel ſäße, ſo wäre es noch eins, aber ringsum ſei keine, die mehr eingebracht und mehr ſchaffete, und da möchte ſie doch wiſſen, ob es ihr nicht auch etwas für ihre Freude ziehen möchte, und armen Leuten zu helfen ſei einmal ihre Freude, und ſie möchte wiſſen, ob das nicht beſſer wäre, als Hoffart und Märit laufen? Und je mehr ſie weinte, um ſo völler ward dem armen Aenneli das Herz, daß es ſie dünkte, es müſſe zerſpringen und es wolle die Seele oben zum Kopfe hinaus. Schwere zornige Wolken wälzten ſich über ihr Gemüth; forlaufen, ſcheiden, klagen, aufbegehren, auspacken, wüſtthun, eins nach dem andern kam, und eins nach dem andern ging, vor dem einen ſchämte ſie ſich der Leute wegen, das andere wollte ſie nicht um der Kinder willen; aber wie das Feuer das Waſſer verzehrt, und das Naſſe trocknet, ſo verzehrte der Zorn das Leid, und trocknete die Thränen, und als ſie merkte, daß man ſie ſuche ums Haus herum, da war es in ihrem Gemüthe, wie es oft nach einem Gewitter am Himmel iſt; es regnet nicht, es donnert nicht, aber es ſcheint auch die Sonne nicht, trüb und trotzig ſieht es am Himmel aus, und was werden will, weiß kein Menſch. Wie ſie merkte, daß die Suchenden ſich entfernt und Niemand mehr hinter dem Hauſe ſei, verließ ſie ihren Kupwinkel und erſchien im Hauſe, wie ein kluges Weib es ſo wohl verſteht, daß es mitten unter den Leuten iſt, und keiner ſagen kann, wann und woher es gekommen.

Die Kinder fühlten wohl, daß etwas nicht gut ſei, aber keines frug nach der Urſache und jedes ging ſo bald wie möglich der Ruhe zu.

Chriſten rauchte wie üblich ſeine Pfeife vor dem Hauſe, und wo er einmal ſaß, da ſtand er nicht gerne auf, und wie gerne er auch im Bette geweſen wäre, ſo war es ihm doch ſo zuwider daran hinzugehen, daß er bis nach Mitternacht ſitzen konnte, ehe er zum Entſchluſſe kam. So ſaß er auch dießmal lange und alleine draußen, und vielleicht nicht bloß aus Gewohnheit, ſondern wahrſcheinlich war es ihm auch, wie es jedem Menſchen iſt, wenn er ſich einem Menſchen nähern ſoll, von dem er weiß, daß er beleidigt iſt, aber nicht weiß, iſt er ſtreitbereit, oder friedfertig, während man ſelbſt den Muth noch nicht gefaßt hat, offen und ehrlich den Frieden zu begehren.

Endlich ſuchte er doch das Bett. Er war der Letzte, er betete ſein Unſer Vater, aber alleine, Aenneli betete nicht mit. Als er fertig war, wartete er eine Weile; Aenneli blieb ſtumm, er wußte nicht ſchlief ſie, oder wachte ſie; das erſte Wort konnte er nicht reden, die Frage: Schläfſt? hatte er zehnmal im Halſe, aber dort blieb ſie, er legte ſich ſchweigend nieder. Es war das erſtemal, daß ſie ſich nicht gegenſeitig b'ſegneten mit dem frommen Wunſche: Gute Nacht gebe dir Gott.

Aenneli hatte nicht geſchlafen, aber auch ſie wollte nicht zuerſt reden. Chriſten wars, der gegen ſie ſo gröblich gefehlt; an ihm war das erſte Wort, und auf dieſes erſte Wort wartete ſie; aber ob ſie mit ihm Friede machen wollte oder nicht, das wußte ſie nicht, aber ſagen wollte ſie ihm, was ihr faſt das Herz zerreißen und was ſie nicht ertragen konnte, wenn es ſo gehen ſollte.

Als Chriſten betete: vergib mir meine Schulden, wie ich auch vergebe meinen Schuldnern, da dachte ſie: ob er wohl an die Schuld denke, welche er heute gegen ſie gemacht. Als er gebetet, erwartete ſie ſeine Rede; als er aber ſchwieg, als er ſich zum Schlafen legte, ohne Wunſch, und ohne Segen, da ſagte ſie zu ſich ſelbſt: ſo, iſt das ſo gemeint; jetzt iſts fertig! Kann der ſeine Sünden nicht mehr bekennen, ſo bin ich ein armer Tropf, aber ſo ganz untern thun laſſe ich mich nicht. Aenneli dachte wunderbarer Weiſe gar nicht daran, daß es heiße von Sünden vergeben, ſondern hatte nur bekennen im Kopf, und daß dieſes bekennen Chriſten zukäme; und weil er es nicht that, ſo ſah ſie darin eine neue Schuld, eine Schuld, die ſie gar nicht verzeihen konnte; und als Wunſch und Segen noch ausblieben, da war es ihr, als ſei zwiſchen ihr und Chriſten ein weiter und tiefer Graben, über den keines Menſchen Fuß kommen könne, zu keinen Zeiten mehr. Manchmal war es ihr, als müßte ſie reden, als ſei alles gefehlt, wenn ſie einmal in Groll und Aergerniß niedergegangen und die Sonne darüber aufſteigen ließen; aber ſolche Regungen wurden immer wieder unterdrückt, durch den trotzigen Muth, daß ſie einmal zeigen müſſe, ſie nehme nicht alles an, wolle nicht alles ausbaden, was andere angerichtet, laſſe nicht mit ſich umgehen, als ob ſie ein Waſchlumpen wäre, oder als wäre ſie mit leeren Händen gekommen.

Selbe Nacht kam kein Schlaf in ihre Augen aber auch keine Reue in ihr Herz. Als kaum der Morgen graute, ſtund ſie auf, nur um Chriſten nicht etwa: Guten „Tag gebe dir Gott“ wünſchen, oder ihm auf ſeinen Wunſch danken zu müſſen. Und das war wiederum der erſte Tag, den ſie ohne Wunſch und Segen begannen. Trübſelig und wortlos verſtrich er, und als der Abend kam, da legte zuerſt Chriſten ſich nieder. Ihn verlangte nach der Stimme ſeiner Frau, die er den ganzen Tag über nicht gehört, und es war ihm unwohl dabei geworden, denn ſie war ihm lieb, und er hatte die Rechnung gemacht, daß wenn ſie ſchon gegen die Armen viel zu gut ſei, und mit ihnen viel unnütz verbrauche, und das Lumpengeſindel ziehe, wie Zucker die Fliegen, ſo ſei ſie doch ſonſt ſparſam und arbeitſam, und er könnte leicht eine haben, mit welcher er viel böſer z'weg wäre, und es hätte jeder Menſch etwas an ſich, das zu ſcheuen wäre, aber der eine minder, der andere mehr. Er wollte dießmal reden; z'tublen (ſchmollen) trage nichts ab, und bald dreißig Jahre ſeien ſie im Frieden bei einander geweſen, für den Reſt wollten ſie keinen neuen Brauch anfangen. Aenneli kam, betete, aber betete leiſe für ſich alleine. Wenn Chriſten ihr nicht gute Nacht wünſchen möchte, ſo wüßte ſie nicht, warum ſie für ihn beten ſolle; ſo dachte ſie. Und Chriſten wartete ſehnlich auf das Beten, wollte nachbeten, als aber kein lautes Wort kam, als Aenneli ohne Wunſch ſich zum Schlafen legte, da wußte er faſt nicht wie ihm war. Daß er geſtern ohne Segen ſich gelegt, dachte er nicht, nur an das was Aenneli jetzt that. So, iſt das ſo gemeint, ſagte er zu ſich ſelbſt, ſo kann ich auch anders ſein, warte du nur. So von einem Frauelі laſſe ich mich noch nicht kujoniren, dafür bin ich nicht auf der Welt, und für was wäre ich der Mann, als für zu ſagen, wie es gehen ſolle, und wenn du tublen willſt, ſo tuble meinethalb ſo lange du willſt, einmal ich frage dich nicht, was du habeſt.

So ſtieg das Feuer auch in Chriſten auf, und wie es bei langſamen Naturen der Fall iſt, um lange zu bleiben. Aenneli aber hatte erwartet, Chriſten werde fragen, warum ſie nicht bete, dann wolle ſie ihm ſo recht auspacken. Als nun Chriſten nicht fragte, nichts ſagte, da dachte ſie bei ſich ſelbſt: He, nun ſo dann, wenn du es ſo haben willſt, ſo habe es; aber daß du ſo ein wüſter wäreſt, und daß du mich ſo wenig lieb hätteſt, das hätte ich nicht geglaubt; und nicht viel fehlte, es wäre ein heftiges Weinen über ſie gekommen, ſo voll ward ihr auf einmal das Herz. Aber der Zorn ward Meiſter, und trieb, was im Herzen war, als heiße Dämpfe in den Kopf hinauf.

So begannen beide erbittert die Nacht, ſtanden am folgenden Morgen wortlos auf, und eine traurige Zeit begann für das Haus.

Sobald ein Groll im Herzen bleibt und ſich ſetzet, wird dieſes Herz ſelbſtſüchtig. Sein Geſichts- oder vielmehr Gefühlskreis verengert ſich. Wie die Spinne nur die Fliegen zu erfaſſen vermag, welche in den Bereich ihres Netzes kamen, ſo vermag der Groll nur die Dinge zu empfinden, welche ihn berühren; alles Andere iſt für ihn gar nicht in der Welt, er ſieht es nicht, er riecht es nicht, und naht es ſich fühlbar, ſo ſtößt er es zornig zurück. Wo in einem Herzen die Harmonie zerſtört wird und ein Gefühl die Oberhand gewinnt, da trittet Beſchränktheit ein, und wie Archimedes in ſeine Berechnungen vertieft, die Einnahme ſeiner Vaterſtadt nicht gewahrte, ſo faſſet ein ſo recht innig Grollender kaum, wenn ſein eigen Haus brennt, und ein hart Leidender es kaum, wenn tauſend Andere in ſeiner Nähe wimmern und webern würden.

Redet mit einem Liebenden von Brand und Waſſernoth, die Tauſende unglücklich gemacht, um ſo mehr freut er ſich ſeines Glückes, wenn er euch nämlich hört. Redet einem Mißvergnügten von einer glücklichen Erndte, welche der Noth von Tauſenden ein Ende gemacht, er verflucht den Segen Gottes, weil er Andere zufrieden gemacht. Redet einem Zornigen von der Sanftmuth unſeres Herrn, ſo gibt er euch eine Ohrfeige, wenn er nämlich faſſet, was ihr redet. Laßt einen Regenten eitel ſein, ſo benutzt er den Staat ungefähr wie eine Dame ihr Schmuckkäſtchen; die Folgen ſieht er nicht, wie nahe ſie auch liegen, und zwiſchen monarchiſchen und republikaniſchen Regenten iſt hierin kein anderer Unterſchied als zwiſchen einem Tropf und dem andern Tropf.

Laßt eine Leidenſchaft überhaupt im Herzen eines Menſchen ſich anſetzen, ſo wird ſie euch gleich einem losgebundenen Element, das Alles verzehrt, was in ſein Bereich kömmt, und erſt in ſich zuſammen ſinkt, wenn Alles verzehrt iſt, wenn es keine Nahrung mehr findet. Laßt Eheleute dauernd grollen, ſo nimmt nicht nur das ganze Haus dieſe Färbung an, wird unheimlich, ſondern alle Intereſſe gehen in dieſem Grolle auf, alle Gefühle verlieren mehr und mehr ihre Kraft, und wie die Gedanken an dieſem Grolle unausgeſetzt nagten, ſo verlieren ſie ihre Schärfe für alles Andere; ja, es iſt faſt als ob ſie auch die Augen ſchwächten, daß ſie das Nothwendigſte nicht mehr ſehen, für das Liebſte keinen Sinn mehr haben. Dieſe Zuſtände wachſen ſo allmählig, man weiß nicht wie; denn, wie geſagt, der Teufel geht nicht immer umher wie ein brüllender Löwe, ſondern ſehr oft auch als ein ſchleichender, und die Hölle hat viel Aehnlichkeit mit einem Ofen, ſie wird nicht auf einmal glühend, ſondern zuerſt nur lieblich warm.

So ging es auch dem armen Ehepaar. Wohlverwahrt trugen ſie ihren Groll in ihren Herzen, ließen ihn anfangs nicht unter die Leute, blieben bei ihren angeerbten Sitten, und anſtändig ging es zu, wie vorhin. Aber expreß verkaufte nun Chriſten ſeine Kühe nicht, expreß hielt er nicht weniger Leute, förderte die Arbeit nicht raſcher, ſondern alles eher das Gegentheil; und Aenneli, weil ſie dieſes ſah, ſo ward ſie nur um ſo freigebiger, und hieß manche Frau vor Chriſtens Ohren bald wieder kommen. So trotzte eins dem andern, während keines die 5000 Pfund vergaß, und jedes meinte, ſie ſollten wieder erhuſet werden; aber jedes meinte, auf anderem Wege, und je weniger das Huſen vorwärts wollte auf dieſe Weiſe, um ſo mehr wuchs die innere Mißſtimmung. Dieſe wurde zuerſt fühlbar den Kindern. An allen ihren Angelegenheiten nahmen die Eltern immer weniger Theil, achteten ſich derſelben kaum, die Kinder konnten gehen und kommen, weder Vater noch Mutter fragten, woher, wohin?

Schlechten Kindern iſt das recht, guten Kindern aber hat es etwas unbeſchreiblich unheimliches.

Wenn Anneliſi ſonſt heim kam von irgend einer Luſtbarkeit, ſo hörte die Mutter gerne erzählen, wie es zugegangen, wer zugegen geweſen, und lockte wohl durch Fragen hervor, was Anneliſi gerne ſagte. Dann ließ ſie Worte fallen über dieſen Burſchen und jenen Burſchen, daß die Tochter wohl merken konnte, wer als Schwiegerſohn willkommen wäre, und wer nicht. Solche Geſpräche waren auch die beſte Gelegenheit, über Nebenbuhlerinnen ſich zu beſchweren und der Mutter zu ſagen: „Nein aber Mutter, einen neuen Kittel muß ich nothwendig haben. Es ſind Meitſchi da geweſen, wo ſie daheim mit den Zinſen noch genug zu thun haben, aber einen ſo ſchlechten Kittel, wie ich einen habe, hat keins angehabt. Und Göllerketteli habe ich nur die, welche ich erhalten, als mir der Herr erlaubt hat; und die ſind ſo leicht und altmödiſch, es trüge leicht eine hoffärtige Magd ſie nicht.“ In ſolchem Zuſammenhang hatte die Mutter wider neue Anſchaffungen am wenigſten, und wenn die Mutter einmal ja geſagt hatte, ſo ſagte der Vater ſeinem Anneliſi nie nein. Das ward auf einmal anders.

Es gab allemal ſaure Augen, wenn es irgend wohin wollte. Kam es heim, und wollte mit einem Bericht des Erlebten wieder gut Wetter machen, ſo ſchwieg die Mutter oder ſagte, ſie möge des G'ſtürms nicht, und ehemals ſeien die Mädchen daheim geblieben, und hätten den Eltern etwas abgenommen, ſtatt in der Welt jeder Luſtbarkeit nachzufahren, wie die Vögel dem Hirs. Und wenn es etwas vom Anſchaffen ſagte, eine Kappe gerne gehabt hätte oder ein Gloſchli, ſo ſeufzte die Mutter, und ſchwieg, oder ſagte: wenn es einmal fehle, ſo komme gerne alles zuſammen und helfe einander um einen zu Boden zu machen, und ſie hätte geglaubt, es hätte mehr Verſtand als ſo. Wenn es dann weinte, weil es der Mutter nichts mehr treffen könnte, und der Vater fragte ihns zufällig: was pläreſt aber? und es antwortete: Es mache es Niemand mehr recht, und Freude ſollte es keine mehr haben; es erleide ihm ſo dabei zu ſein, und zuletzt nehme es den Erſten, den Beſten, nur um fort zu kommen, ſo antwortete ihm der Vater: „He nun ſo denn, ſo nimm, und komme dann mir brav Eheſteuer zu fordern, es geht in einem zu. Es iſt beſſer auch, man mache gleich hinter einander fertig, ſo weiß man doch auch, woran man iſt.“

Das that dann Anneliſi grufam weh. Es war ein gutes Kind und liebte ſeine Eltern; aber daß es das Unglück allein entgelten und nur für andere Menſchen auf der Welt ſein ſollte, das meinte es doch auch nicht. Wie der Bauernſohn gerne ein Bauer wird, warum ſollte die Bauerntochter nicht auch gerne eine Bäuerin werden? Es iſt nicht nur wegen dem Manne ſelbſt, der doch auch allerdings nicht zu verachten iſt, ſondern wegen dem unabhängigen Regiment, das eine rechte Bäuerin führt, und der Achtung, in der ſie ſteht; denn eine rechte Bäuerin, deren es im Kanton Bern viele gibt, und welche die Sonnſeite des Bauernlebens ſind, iſt die Mittlerin des Hauſes zwiſchen Gott und Menſchen, iſt die ſichtbare Vorſehung in allen leiblichen Dingen. Und jetzt ſollte Anneliſi keine werden, weil der Vater 5000 Pfund verloren und eine Eheſteuer ihm zu hart ankam! Das that ihr weh.

Der älteſte Sohn war empfindlicher Natur, und hatte er ſchon vorhin hie und da geglaubt, man hätte nicht genug Rückſichten für ihn, ſo geſchah das jetzt noch viel öfters, und nicht immer mit Unrecht. Früher ſah der Mutter Auge jede Veränderung in jedem Geſichte, und wo ſie eine bemerkte, da traf ſie Vorſorge. „Chriſteli, ich habe dir heute Trank angerichtet, du gehſt nicht aufs Feld“, ſo ſagte ſie, und im halben Tag rief ſie ihn ins Stübli, wo ſie ihm etwas Meiſterloſiges z'weg hatte, damit er nicht an der harten Speiſe der Arbeitenden ſich noch mehr verderben müßte. Und wollte es nicht bald beſſern, ſo ſagte ſie, man wird zum Doktor müſſen, und manchmal ſagte ſie ſogar, es wäre gut er käme ſelbſt, er könnte dann ſelbſt ſehen, wo es dir fehlt; ſo mit dem Brichten breicht (trifft) man es nicht allemale recht. Nun ging dieſe Aufmerkſamkeit verloren; die Mutter frug ihn viel ſeltener: ob ihm etwas fehle; und wenn er es manchmal zu merken gab, mit Richteſſen oder Berzen, ſo war ſie im Stande zu ſagen: „Du mußt nicht ſo nöthlich thun, es wird ſchon beſſern; je mehr man ſich achtet, um ſo mehr thut einem weh.“ Und wenn er liegen mußte, und meinte er ſei recht übel z'weg und vom Doktor redete, ſo war der Vater im Stande zu ſagen: Man könne nicht das ganze Jahr durch einen für ihn auf der Straße haben; des Dokterns hätte er doch bald ſatt, er hätte jetzt kein Geld für andere Sachen zu brauchen; aber je nöthiger er es hätte, um ſo mehr begehrten die Andern zu brauchen. Solche Reden gingen Chriſten tief ins Herz. Es dünkte ihn, nicht länger als er noch leben werde, ſollten ſie es ihm gönnen; aber es gehe ihnen noch zu lange, und ſie möchten nicht warten, bis er weg wäre. Es kam ihn manchmal an, wenn er nur heute ſterben könnte, damit ſie ſich ſo recht ein Gewiſſen machen müßten. Es würde ſie doch wohl z'plären thun, wenn ſie mit ihm z'Chilchen müßten und denken, ſie hätten beſſer zu ihm ſehen können, er lebte noch, wenn ſie das Geld für den Doktor nicht gereut hätte. Und wiederum kam ihn das Weiben an, damit er Jemand hätte, der zu ihm ſehen würde und für ihn thun, was er mangelte. Dann ſtrich er umher, beſuchte Orte, deren er ſich eigentlich hätte ſchämen ſollen, ließ Geld aufgehen in den Wirthshäuſern, daß männiglich meinte, er werde bald verkünden laſſen; aber plötzlich verleidete es ihm wieder, ſah kein Mädchen mehr an, rührte keinen Wein mehr an, wollte wiederum ſterben.

Weitaus am meiſten litt darunter der jüngſte Sohn, Resli. Die Mutter hatte ihm früher oft geſagt: „Resli, je früher du mir ein Söhnisweib bringſt, um ſo lieber iſt es mir; aber drei Sachen achte dich wohl, nimm eins, das ſich wäſcht, aber nicht nur oberhalb des Göllers, ſondern auch unterhalb; eins, das Alles anrühren darf und die Saumelchern nicht ſcheut; und eins, dem man nicht zweimal die Zeit wünſchen muß, ehe es einmal danket. Ich bin froh an die Ruhe zu ſtellen, und wenn du mir ſo eine bringſt, ſo ſoll ſie nicht über mich zu klagen haben.“

„Freilich“ ſagte Resli: „Mutter, es preſſirt mir nicht.“ Aber er redete doch gerne mit der Mutter über die Meitſcheni, und hörte, was ſie für einen Trumpf hatte für dieſes oder jenes, und was ſie von deſſen Familie wußte bis zur Großmutter hinauf. Denn Resli hielt gar viel auf dem guten Namen, und wollte nur eine Frau „von braver Familie nache“. Er wollte nicht, daß man den Kindern die Eltern vorhalten könne, und hielt eben ſo viel auf ehrlichem Gut, und eine mit ungerechtem Gut hätte er nicht mögen, und wenn ſie einen ganzen Käsſpycher voll Dublonen gehabt hätte, und dazu es Myneli, wie wenn man es apparti' tanglet (knetet) hätte.

So ein junger Kerli weiß aber, wenn die Mutter es ihm nicht ſagt, nicht, was in einer Familie vorgegangen und was ihr anhanget; er ſieht bloß, wie das Meitſchi thut, und ſehr oft ſieht er auch dieſes Thun durch eine Brille. Und wenn er auch einſieht, wie dumm es thut, ſo meint er noch ſehr oft, aus einem Meitſchi, das dumm thut, gebe es eine Frau, die geſcheidt thue — aber ohä!

Es iſt daher einer glücklich, wenn er eine Mutter hat, mit welcher er vernünftig über die Meitſcheni reden kann, und die nicht meint, das Himmelreich beſtehe in einem Geldſack, und wenn ihr Sohn ſchon eine dumme Frau kriege, ſo mache es nichts, weil er geſcheidt für zwei ſei.

Mehrere Jahre hatte Resli bereits in der Welt gelebt, und hatte ſchon an viele Mädchen gedacht, hatte ſchon manchmal g'werweiſet: will ich dieß oder will ich jenes; das wäre reicher, das wäre ſchöner, das wäre luſtiger, und jenes e Werchadere vom Tüfel; aber noch keines hatte er angetroffen, bei dem er in ſich ſelber dachte: Das will ich und kein anderes, und wenn ich das nicht haben kann, ſo will ich gar keins, und wer weiß, vielleicht hänge ich mich noch.

Da war einmal ein ſchöner Sonntag, und es dünkte Resli, er möchte auch einmal baden. Er machte ſich z'weg, ſteckte eine ſchöne Roſe auf den Hut, legte das ſchönſte Halstuch um und ſagte, man ſolle Abends zum Eſſen und Füttern nicht auf ihn warten, man wiſſe nie, was es gebe und ſäume ſich manchmal ung'ſinnet.

Gleich nach dem Mittageſſen ging er alleine; denn ſein Bruder hatte gerade ſeine kranke Laune und einen

Knecht ſo gleichſam als Sicherheitswache mit ſich nehmen, wie es oft geſchieht, der dann mit des Meiſters Sohn ißt und trinkt, ſich aber auch für ihn ſchlägt und prügeln läßt, das mochte er nicht.

Es war ein heißer Tag, der Staub lag Hand hoch auf der Straße, und als Resli aus dem Bade kam, dünkte es ihn, er ſei ein ganz neuer Menſch, er hätte Flügel und könnte fliegen über Berg und Thal. Zwei luſtige Geiger riefen zum Tanze, und raſch hörte er die genagelten Schuhe den gygampfenden (auf- und niedergehenden) Boden ſtampfen. In langſamer Ruhe ſtieg er die Treppe auf, trat unter die Thüre, ſah im öden Saal ein halbes Dutzend Paare dampfen und ſtampfen und ein Dutzend Mädchen an den Wänden ſtehen, welche auch gerne gezeigt hätten, wie ſie ihre Kittel ſchwingen könnten, und wie ſie das Stampfen erleiden möchten, auch wenn es auf ihren eigenen Füßen (Füßchen kann man nicht wohl ſagen) ſtattfinden ſollte.

Resli gehörte nicht zu den weichen Herzen, die ſich aller verlaſſenen Mädchen erbarmen, die meinen, wenn ein Mädchen tanzen möchte oder ſonſt etwas, ſo hätte ſie der Herrgott appart dazu geſchaffen, des Mädchens Wunſch zu erfüllen. Zudem iſt es bei uns zu Lande nicht ſo mit einem Tanze abgethan, ſo daß, wenn der Geiger den letzten Strich thut, man das Mädchen flädern (halb fliegen) laſſen kann, unbekümmert, in welche Ecke oder an welche Wand es geräth, wie es unter den heutigen Zierbengeln Mode wird. Reicht ein Burſche einem Mädchen zum Tanz die Hand, ſo ſteigen in demſelben gleich ein Fuder Hoffnungen auf. Zuvorderſt ſteht eine Halbe Wein, welche der Tänzer kommen läßt, hintendrein kömmt Eſſen, ein ſchönes Schnäfeli Bratis, dann eine ſchöne Heimfahrt, und endlich ein luſtiger

Hochzeittag. Das ſteigt Alles auf, ſobald ein Mädchen eine Hand zum Tanzen kriegt, und ſo eine Hand iſt gleichſam der Schlüſſel zu einem Schranke, der voll Herrlichkeit iſt, und der einem aufgeht, ſobald man mit dem Schlüſſel recht umgeht. Wenn aber nach ein oder zwei Tänzen ſonder Komplimente ein Burſche ſeine Tänzerin fahren läßt, ſo verſinken auf einmal alle dieſe Hoffnungen, und aſchgrau wird es dem Mädchen im Herzen, wie es uns Allen würde, wenn wir das Morgenroth geſehen hätten, und nach dem Morgenroth käme keine Sonne, ſondern wiederum die Nacht.

So täuſchte nun Resli nicht gerne, und für etwas mehr als höchſtens einen Tanz, war ihm keines der Mädchen anſtändig. Er forderte daher einen Schoppen für ſich alleine, und ſetzte ſich an den Schenktiſch, unbekümmert um die ärgerlichen Augen, die wie Fliegen und Wespen ſeine Ruhe gern geſtört hätten. Aber Resli trank kaltblütig ſeinen Schoppen, und dachte, wenn nichts beſſeres kömmt, ſo trink ich aus, und gehe.

Und wie der Böſe kommen ſoll, wenn man an ihn denkt, ſo kömmt in guten Stunden uns auch der Engel vor die Augen, an den gerade unſere Seele dachte.

Wie Resli aufſah, ſah er ein Mädchen am Eingange ſtehen, von ganz anderem Schlage als die Mädchen drinnen an der Wand. Es war nicht reich gekleidet, nicht ſo handgreiflich ſchön, wie man es auf dem Lande liebt, aber auf den erſten Blick ſah man, daß da etwas Rechtes ſei, und aus einem berühmten Hauſe; der Glanz der Züchtigkeit und Reinlichkeit, in welchem das Mädchen ſo gleichſam gebadet war, gab ihm faſt etwas ſtolzes, daß keiner der Burſche, die da waren, ſich an ihns wagten. Resli fühlte ſich auch Etwas, und glaubte nicht, daß für ihn leicht eine zu vornehm ſei, und wenn ihm auch das Mädchen fremd war, ſo dachte er doch: fragen werde nicht z'tödten gehen. Darum ſtand er auf und frug das Mädchen, ob ſie einen mit einander haben wollten? Und das Mädchen ſagte, es ſei ihm recht.

Mehrere Tänze tanzten ſie im weiten Saale, ſo gleichſam der König und die Königin unterm gemeinen Volk, und ſie hatten je länger je größern Gefallen an einander; das ging zuſammen, ſo rund und ſittig, ſo raſch und richtig, daß es jedes von ihnen dünkte, ſo wohl hätte das Tanzen ihm noch nie gefallen, und noch mit Keinem hätte es ſo fortkommen können, wie pfiffen. Nach einigen Tänzen ſagte er, er möchte eine Halbe zahlen, wenn es kommen wollte. Das Meitſchi ſagte zuerſt, es ſei nicht nöthig, es ſei nicht durſtig; indeſſen wehrte es ſich doch nicht halb ſo, wie manches Stüdi, das wenn es von weitem Wein riecht, ſchon die Finger zu ſchlecken anfängt, bis an den Ellbogen, ſich aber doch, wenn Jemand es zum Wein führen will, erſt reißen läßt, bis ihm irgend ein Bein im Leibe kracht.

Man ſah dem Mädchen an, daß Resli ihm wohl gefiel, und eben weil es hier fremd war, und es wohl ſah, daß Resli es auch nicht kannte, ſo ließ es ſich um ſo unbeachteter gehen, und verſchanzte ſich nicht hinter die übliche zähe, einſylbige Sprödigkeit. Als ſie am Wein ſaßen, und die Stubenmagd fragte: Ob ſie noch etwas zu eſſen bringen ſolle, da befahl Resli gleich vom Beſten was ſie hätten. Aber da redete das Mädchen auch, und ſagte, ein Glas Wein zu trinken ſei ihm recht geweſen, aber eſſen möge es nicht, ſein Vater werde bald kommen, und es abholen, ſie hätten weit heim.

Resli gebehrdete ſich aber auch als einer, der wußte, wer er war und ſagte der Stubenmagd: Sie hätte gehört, was er befohlen, und dem Meitſchi ſagte er: Es ſoll ſich doch nicht eigelich (Komplimente) machen, auf ein Paar Batzen mehr oder weniger komme es ihm nicht an, und wenn der Vater käme, ſo ſei immer Jemand, der eſſe, was gekochet ſei. Wenn es ihm aber recht ſei, ſo wollten ſie noch ein Paar mit einander haben, bis das Eſſen komme; er hätte noch kein Meitſchi angetroffen, mit dem ſich ihm das Tanzen beſſer geſchickt. Das Meitſchi ſagte nicht ab, und nun tanzten ſie wieder, daß man ihnen die Herzensluſt von weitem anſah, und die Kunde bis in die Küche drang, es tanzten zwei oben ganz b'ſunderbar, man hätte noch nie ſo was geſehen, und ein Kuchimutz nach dem andern ſtreckte mit zurückgehaltenem Kuchiſchurz ſeine ſchwarz angeloffene Naſe neben den Thürpfoſten durch in den Saal.

Noch zwei Tänze tanzten ſie, nachdem das Stubenmeitli das Eſſen auf den Tiſch geſtellt, und ihnen immer gewunken, von wegen weil es kalte. Aber es war Resli, als könne er das Meitſchi nicht aus dem Arm laſſen, und wenn er es laſſe, ſo entſchwinde es ihm, und er ſehe es nie wieder. Endlich führte er es doch zum Tiſche, und das Meitſchi ließ ſich führen; freilich ſagte es, es ſei unverſchamt, und es wolle ſeinen Theil bezahlen, es thäte es nicht anders. Es ſei nicht da hinaufgekommen, um zu ſchmarotzen, aber der Vater hätte eine Verrichtung gehabt, und es unten Langeweile, darum habe es dem Tanz zuſehen wollen, damit die Zeit fürgehe. Daß es ſelbſt hätte tanzen können, ſei ihm viel zu gut gegangen, und darum wolle es ihn jetzt nicht noch in Köſten bringen. Vom Geiger wolle es nichts ſagen, aber an der Uerti zahle es ſeinen Theil; wenn er das Geld nicht zu ſcheuen brauche, ſo ſei es denn nicht, daß andere Leute nicht auch welches hätten und es brauchen dürften. Es nahm Resli Wunder, wer das Meitſchi ſei, und das Meitſchi wer Resli ſei, und ſie ſchlugen beide auf den Stauden herum, aber ein jedes wollte erſt hören, wer das andere ſei, und ob die Bekanntſchaft zuläſſig ſei, ehe es herausrücke aus ſeinem Inkognito. So gelang keinem ſein Vorhaben. Es dünkte Resli wunderlich, daß das Meitſchi nicht war wie andere Meitſchi. Er hatte nach der Verrichtung des Vaters gefragt, und hatte vernommen, er ſuche Holz, um etwas zu bauen. Er hatte gefragt, ob das Haus ihnen zu klein ſei? Jetzt hätte das Mädchen Gelegenheit gehabt, aufzuzählen, wie viel Jucharten Land ſie hätten, und wie viel Garben ſie machten, und wie viel Klafter Heu ſie alle Jahre dem Küher geben. Aber von dieſem allem vernahm er nichts, ſondern bloß, daß das Haus ihnen gar unkomod ſei, und der Stall ſehr bös. Es wollte ihm nichts rühmen, wie er es auch darauf anlegte, nicht einmal wie viel Schweine ſie hätten, vernahm er. Darum vernahm das Mädchen auch nichts. Er rühmte ſonſt gerne ihre ſchönen Roſſe, wie manches ſie hätten, und wie viel ſie für jedes hätten löſen können, aber jetzt hätte er es bei Leib und Leben nicht ſagen können, wie oft das Meitſchi ihm auch Gelegenheit dazu gab. Es kam ihm vor, als ob das Rühmen ihn in den Augen des Meitſchis hinunterſetzen würde, und daß der am meiſten ſich rühme, der den Ruhm am meiſten nöthig hätte. Während ſie ſo mit einander worteten, und keines ſich verathen wollte, kam das Stubenmeitli mit der Nachricht, der Vater ſei unten und laſſe befehlen, daß es alſobald hinunterkomme. Sage ihm, ich komme gleich, ſagte das Meitſchi, ſtund aber nicht auf, machte mit Resli Geſundheit, wortete wieder, und bald wars, als ob des Vaters Beſcheid vergeſſen wäre.

Da kam das Stubenmeitli noch einmal und ſagte: Der Vater laſſe befehlen, daß ſeine Tochter auf der Stelle kommen ſolle, ſonſt fahre er alleine, man könne die Roſſe nicht einen ganzen halben Tag an den Bäumen ſtehen laſſen. „Laß du ihn fahren, ſagte Resli, ich begleite dich dann heim, wenn du nichts darwider haſt.“ Da ward das Mädchen roth und ſagte: „Nein, das will ich jetzt nicht; aber dankeigiſt, und behüte dich Gott,“ und ſomit gab es Resli die Hand. Resli nahm ſie, und wollte noch etwas ſagen, und das Meitſchi wartete darauf. Aber das rechte Wort kam Resli nicht. Da ſtürzte die Magd hinein und rief: „G'ſchwind, g'ſchwind, dr Alt iſt ſcho uf'g'hocket! „Adie wohl“, rief das Mädchen, und riß ſich los. „Wart doch, los doch“, rief Resli, aber das Mädchen war ſchon auf der Treppe, und frug auf derſelben im Fluge das Stubenmeitli: „Was iſt das für e Burſch?“ „Ich weiß es nicht, ſagte daſſelbe, ich kenne ihn nicht, er iſt noch nie da geweſen.“ Da ging ſtille das Mädchen aufs Wägeli, ſtille hörte es die Vorwürfe des Vaters, ſtille fuhr es mit ihm dahin; es war ihm, als fahre derſelbe mit ihm ins weite öde Meer, wo keine Freude, keine Luſt mehr ſei, nichts als Herzeleid und lange lange Zeit, bis man ſterben könne.

Resli war ganz verduzt geſtanden, und als er zum Fenſter trat, um nach Wägeli und Vater zu ſehen, ob er ſie vielleicht kenne, ſah er nur noch die hinter ihnen aufwirbelnde Staubwolke. Da that es ihm im Herzen weh, und er konnte nicht aufhören in den Staub zu ſehen, hoffend, der Wind möchte kommen, und den Staub verjagen, noch einmal könne er das

Meitſchi ſehen; und lange war Staub und Wägeli verſchwunden, und immer noch ſah Resli ins Weite, und immer wirſer (mehr weh) that es ihm im Herzen. Es dünkte ihn da, wie wenn ein Mühlſtein darauf läge, und der Staub biß ihn in den Augen, wie noch nie. 1000 Pfund reuten mich nicht, dachte er, wenn ich wüßte, wer die wären. Als er dieſes dachte, merkte er hinter ſich das Stubenmeitli. „Mach mir die Uerti“, ſagte er raſch, als ob er fürchtete, daſſelbe leſe an ſeinem Rücken die Gedanken in ſeinem Herzen. „He, es iſt 25 Batzen“, ſagte daſſelbe. Während es das dargelegte Geld nachzählte, dünkte es Resli, er möchte doch noch etwas wagen, und ſagte: „Was ſind das für Leute geweſen?“ „Das iſt der Dorngrütbauer, er wohnt da in den Dörfern unten, exakt in welcher Gemeinde weiß ich nicht, aber es ſoll ein gar gruſam Reicher ſein. Du haſt dich aber überzählt, es ſind 2 Batzen zu viel, 25 Batzen habe ich geſagt und nicht 27.“ „So behalte ſie, ſagte Resli, ich begehre ſie nicht wieder.“ „Du biſt ein ſeltſamer Burſch, ſagte das Stubenmeitli, die Meiſten wollen mir zu wenig geben, und du gibſt mir zu viel. Aber ich will es nehmen, ich mangle es übler als du, und du ſolleſt Dank haben z'tauſend Malen. Aber weist du, was ich noch lieber möchte als, die zwei Batzen?“ „Nein“, ſagte Resli. „Einen mit dir haben, möchte ich, du kannſt es b'ſunderbar wohl. Willſt?“ „He, meinetwegen, öppe einen“, ſagte Resli. „He nu ſo de Gyger, ſo mach denn fry e luſtige, aber g'ſchwind. Sonſt wenn die Wirthin merkt, daß ich tanze, ſo kommt ſie, und nimmt mich bei den Züpfen, ſie iſt heute aber gar eine böſe, und ich will lieber, ſie komme nicht dazu.“ Nun gings Tanzen los, und das Meitſchi ward ſelig, that Sprünge wie ein junges Böcklein, vergaß aber doch nicht, trotz ſeines Glückes in einer Pauſe zu fragen: „Woher kömmſt du?“

Da dünkte es Resli erſt: Wenn ſeine erſte Tänzerin nicht wiſſe, woher er komme, ſo brauche es die gegenwärtige auch nicht zu wiſſen; aber bald beſann er ſich eines Beſſern, und gab ſeinen Stammſitz an; denn wäre es nicht möglich, daß man hier ebenfalls nach ihm fragen würde?

„So biſt du der, ſagte das Stubenmeitli; ich habe viel von Liebiwyl gehört, bin aber noch nie dort geweſen. Des Dorngrüter Bauerntochter hat gefragt, woher du kämeſt, aber was man nicht ſo weiß, kann man nicht ſagen. (Man frägt im Emmenthal meiſt: Woher biſt, ſtatt wer biſt, da nach alt-adelicher Sitte die Menſchen bekannter ſind unter dem Namen ihrer Höfe, als denen ihres Geſchlechts.) „Soll ich dir noch eine Halbe holen? Du wirſt doch nicht ſchon fort wollen, du kämeſt ja Tags heim!“ „Nein, ich mag nicht mehr trinken“, ſagte Resli. „So mußt du noch einen mit mir haben“, ſagte das Stubenmeitſchi, und nach dem einen wollte es noch einen und noch einen, gäb was Resli ſagen mochte; und wer weiß, wie manchen Resli noch hätte haben müſſen, wenn nicht die Wirthin unter der Thüre erſchienen wäre, um das arme in ſeine Privatgeſchäfte vertiefte Meitſchi zu ſuchen. „So, biſt du da, du donnſtig Bubennarr, was du biſt; wohl, dir will ich“! rief ſie mit klebriger Stimme in den weiten Saal durch Geigen und Stampfen mitten hindurch, daß das arme Mädchen zuſammen fuhr, wie von einem großen Dorn geſtochen, ſich umſah und mit einem Satz zur Stube ausfuhr, als wenn es ſchrittlings auf dem Bysluft führe.

„Biſt du noch da, du donnſtigs Tanzgöhl, fuhr die Wirthin fort und richtete ihre Kanone auf den armen Resli. Es dunkt mich, du ſollteſt genug haben, und das andere Mal laſſe mir meine Meitli in Ruhe, oder bring eine mit, wenn du tanzen willſt, für ſolche Schmökeni habe ich meine Meitleni nicht. Oder wenn du es zwingen willſt zu tanzen, ſo frag mich, ob ich Zeit habe? Iſts denn wahr, daß du es ſo wohl könneſt? Seh, laß mal probiren; Gyger, mach fry e ſtyfe." Und ſonder weitere Umſtände mußte Resli mit der dicken Wirthin, welche dampfte wie eine ſiedende Fleiſchſuppe, die über einem anderthalbzentnerigen Mocken ſtrudelt, an den Tanz. Er begann zu glauben, er ſei verheret, und ihm war, wenn er nur da weg wäre; wenn nach der Wirthin noch die Köchin käme, dann das Badmeitli, nach dem Badmeitli die Hühnermutter, nach der Hühnermutter das Kindermeitſchi und nach dem Kindermeitſchi die Wirthstöchtern noch alle, ſo ginge es bis am Morgen, und was würden die Leute ſagen, wenn er erſt mitten im Morgen heimkäme? Da erſchien zum Glück unter der Thüre der Wirth und fluchte: Es nehme ihn doch Wunder, warum heute Alles da oben ſein wolle; aber wenn das nicht aufhöre, ſo wolle er ihm ſchon ein Ende machen und jage die Geiger fort. Es dünke ihn, für ſo eine Alte ſollte ſie witziger ſein, und wenn eine drei Männer gehabt und vierzehn Kinder, ſo ſollte ihr das Tanzen erleidet ſein. Aber er habe ſchon manchmal gehört, für die Narrechtige ſei kein Kraut gut als einmal der Tod. Sie ſolle ſich abe machen, es ſeien Leute unten, die wollten etwas eſſen, und zwar auf der Stelle. „He, die werden wohl warten, ſagte die Wirthin, wir haben auch warten müſſen, bis ſie gekommen ſind." „Haſt du's gehört, ſagte der Wirth, oder ſoll ich dir zünden?" „Du biſt ein Grobian, ſagte die Wirthin, haſt du es gehört, ich laſſe mich nicht von dir befehlen und tanze mit wem ich will und ſo lang ich will.“

„Komm Bürſchli, wir wollen noch einen haben“, und ſomit drehte ſie ſich, und wollte Resli wieder faſſen, aber es war kein Resli mehr da; ſie ſtreckte die Arme in die Luft, und ſtund da, ungefähr wie Loths Weib geſtanden ſein mag. Es erſcholl ein donnernd Gelächter; der Wirth ſagte: „Gäll, der hat es dir gereiſet!“ „Wo iſt der junge Löhl“, fragte die Wirthin, ſah rund in der Stube herum; aber Resli war nirgends zu ſehen. Hat ihn der Schwarze genommen? Und abermal lachten Alle, und der Wirth ſagte: „Such nur.“ Die Wirthin wurde endlich verblüfft und ſagte: „He nu ſo de. Wenn es hat ſein müſſen, ſo iſt es mir allweg lieber, er habe ihn alleine genommen, als mich damit. Es nimmt mich nur Wunder, ſagte ſie zu ihrem Manne, warum er dich nicht mitgenommen hat, es wäre ihm in einem zugegangen, und er hat ſchon Manchen genommen, der am kleinen Finger beſſer geweſen iſt, als du am ganzen Leib mit Haut und Haar.“

Während unter ſolchen zärtlichen Geſprächen das Ehepaar an ſeine Arbeit ging, hatte Resli, der zum offenen Fenſter aus auf die Laube und von da ins Freie gekommen war, ſchon einen Plätz Weg gemacht. Bald ſchien's ihm, er gehe auf Rädern, bald wieder kniestief in der Erde, bald tanzte er mit dem Mädchen, bald dachte er, er hätte es zum letzten Male geſehen.

Er machte Plan um Plan, wie er zu ihm gelangen wolle, bald Nachts als Kiltbub, bald unter dem Vorwand, Kühe oder Roſſe zu kaufen, oder Heu oder Stroh; ſo ein Baurenſohn hat gar manchen Schlüſſel zu andern Baurenhäuſern, wenn es ihm Ernſt iſt, hineinzukommen. Aber nichts gefiel Resli recht; er erſann immer etwas Neues, und das gefiel ihm dann wieder nicht, und er war daheim, er wußte nicht wie.

Die Andern hatten ſchon gegeſſen, aber die Mutter hatte ihm ſein Eſſen an die Wärme geſtellt. Sonſt war ſie neben ihn geſeſſen und hatte ihn gefragt, wo er ausgeweſen, und dann hatte ein Wort das andere gegeben, bis beide wußten, was ſie wollten. Jetzt aber ſtellte ſie ihm ſein Eſſen dar, fragte nicht: Iſt es noch warm? Sagte nicht: Du biſt früh heim: ſagte ihm kein Wort, ging aus und ein, als wäre er nicht da. So konnte er keine Frage anbringen, und das that ihm weh. Manchen Tag ſtrich er um die Mutter herum, aber wenn er etwas vom Sonntag anfangen wollte, ſo verſchloß ein mürriſch-grollend Wort ihm den Mund. Endlich glaubte er einen günſtigen Augenblick erhaſcht zu haben, er war mit der Mutter alleine im Spycher und faßte ihr Korn für die Schweine. „Mutter, kennſt du den Dorngrüterbauer?“ „Warum fragſt du nach dem?“ „He, ich habe ihn letzten Sonntag geſehen.“ „Wie haſt du gewußt, daß es der Dorngrüterbauer war?“ „O, ich habe gefragt.“ „Was hat dich das Wunder genommen?“ „Ho Nienerum. Aber ich habe mit der Tochter einen Tanz getanzt oder zwei.“ „Jä ſo, ſagte die Mutter. Während man daheim für euch ſorget und huſet und kummert, fahrt ihr herum und läuſt jedem Schlärpli nach.“ „Es dünkt mich doch Mutter, du ſollteſt nicht über mich zu klagen haben, ich mache ja was ich kann.“ „Ja, ſagte die Mutter, und läufſt an den Orten herum, wo es luſtig geht. Es dünkt mich, das ſollte dir vergehen, wenn du ſinneteſt, wie wir dran ſind, und der Muth zum Tanzen und Kariſiren ſollte dir vergehen. Aber ſo hat man es mit den Kindern, wenn man ſie am nöthigſten hätte, ſo ſieht ein jedes für ſich und frägt Vater und Mutter nicht mehr nach.“ Darauf konnte Rösli keine Antwort mehr geben; das Herz that ihm zu weh. Die Mutter ſollte doch wiſſen, dachte er, wie lieb er ſie hätte, und daß er dieſe Vorwürfe nicht verdiene. Wenn es einem Bauernſohn nicht mehr ziehe, einmal im Jahr zu baden und einige Tänze zu tanzen, ſo wäre es doch bös, und darneben ſei er doch der Erſte und Letzte bei der Arbeit, und wenn es gerechnet ſein müßte, ſo gehörte ihm ein ſchöner Lohn heraus. Und öppe für Wüſtzuthun oder Schlägereien ſei ja noch kein Kreuzer für ihn bezahlt worden.

Solches dachte Resli, aber es erbitterte ihn nicht. Es war ihm immer als müßte er der Mutter und noch einer Andern zeigen, daß er beſſer ſei, als man von ihm denke, als werde man hier oder dort nach ihm fragen, und dann ſolle jeder ſagen müſſen, einen brävern Burſchen und einen, der alles beſſer angreiſe, gebe es nicht, ſo weit der Himmel blau ſei. Und wenn ihm die Galle aufſteigen wollte, und ihn antreiben zum Wüſtthun, ſo wars ihm, als hebe das Meitſchi hinter einem Hag den Finger auf und ſage: „B'hüt mi Gott vor einem Selligen.“ Dann nahm er ſich zuſammen und that wieder wie er dachte, daß ein Meitſchi, welches gerne einen guten Mann hätte, es am liebſten ſehen würde.

Aber wie viele Pläne er auch machte, auf den Dorngrüt zu gehen, er führte keinen aus. Es munterte ihn Niemand auf, und ſo wie es bei ihnen immer mehr ging, hatte er nicht das Herz, eine junge Frau in das Weſen hineinzuführen.

Als künftiger Beſitzer des Hofes, um der Mutter zu gefallen, und ein gutes Lob zu erhalten ringsum, hatte er geglaubt, er dürfte wohl dem Vater ſich näher zur Hand ſtellen, dürfte ihn fragen: Wollen wir nicht an dieſes oder jenes hin? Vater, bleib du daheim, wir wollen die Sache ſchon machen, daß es dir recht iſt. Auch fragte er: „Vater, darf ich nicht mit dir z'Märit, ſoll ich den Kleb mitnehmen oder den Tſchägg, ſie ſind fett und geben wenig Milch, es wäre Geld zu verdienen, und ich ſollte das Handeln auch lernen?“ Dann ſah und hörte der Vater einige Zeit zu, und es dünkte ihn, er ſollte ſelbſt Freude haben am Eifer ſeines Sohnes, und er ſagte wohl einige Male zu ſich ſelbſt: Das gibt einmal ein rechter Bauer. Hätte die Erfahrung des Vaters den Eifer des Sohnes unterſtützt, die 5000 Pfund wären nicht nur bald erſetzt, ſondern ihr Verluſt wäre durch die erzeugte Aufregung ein eigentlicher Vortheil geworden. Aber bald kamen Eiferſucht und Mißtrauen über den Vater. Er meinte, Resli ſei von der Mutter aufgeſtiftet, und ſollte jetzt den Hof führen nach ihrem Sinn, mit Haſten und Jagen und Grämpeln, wie es Vater und Großvater nie gethan. Er wollte den Sohn nicht über den Kopf ſich wachſen laſſen, die Leute ſollten ihm nicht ſagen, ſein Sohn ſei ein ganzer Kerli, und ſeit er regiere, gehe alles beſſer. Es ſei eins ein ſchlechter Sohn, wenn er den Pflug nicht im gleichen Loche fahre wo der Vater. Einmal er hätte ſich geſchämt, regieren zu wollen, ſo lange der Vater gelebt, und als derſelbe geſtorben, habe er gebauert, wie er es vom Vater gelernt, und es wäre auch gegangen. Aber die Welt werde immer ſchlechter, und die Kinder verachteten ihre Eltern und ein jeder Bube wolle geſcheidter ſein als Vater und Großvater. Aber ſo lange er lebe, gebe er den Löffel nicht aus der Hand und auch das

Hefti nicht, und man ſolle erfahren, wer Meiſter ſei. Von dieſer Zeit an ging es dem armen Resli bös, und er brauchte nur ein Wort zu einer Sache zu ſagen, ſo ging es, übel, und von Allem was er ſagte, that der Vater gerade das Gegentheil, und wenn er ihm eine Unerfahrenheit oder Unbeſonnenheit aufrupfen konnte, ſo ſparte er es nicht, und nahm ſich damit nicht einmal vor den Dienſten in Acht. Wo er nur konnte, gab er ihm zu verſtehen, daß er eigentlich nur noch ein Bub ſei, und nichts verſtünde, und noch manchen Biſſen Brod eſſen müßte, bis er nur wüßte, was eigentlich ein Bauer ſei.

Resli verlor allen Muth, als ſein Eifer ihm ſo übel genommen ward. War er dann laß und muthlos, ſo hieß es, da ſehe man was mit ihm ſei, wenn er die Sache mit dem Maul machen könnte, ſo wäre es wohl gut, aber wo es müſſe ausgehalten ſein, da ſei er nicht daheim.

Doch dieß hätte er auch noch ertragen, er wußte gar wohl, daß man mit der Eltern Gebrechen Geduld haben ſolle, wenn nur dieſe Vorwürfe im Stillen unter vier Augen geſchehen wären. Aber die Art im Hauſe hatte ſich ganz geändert, und das war es, was ihn am übelſten plagte, und manchmal faſt z'weinen that. Früher war man ſo beſonnen mit der Rede, hütete ſich, daß kein böſes Wort fiel, oder wenigſtens nie vor fremden Ohren; denn wenn Mann und Weib ſich böſe Worte geben, was ſollen Kinder und Dienſten daran für ein Exempel nehmen? Und muß man ſich darüber wundern, wenn ſie ebenfalls böſe Mäuler kriegen? Darum auch war das Haus ſo berühmt weit und breit; denn wo Keiner dem Andern ein böſes Wort ſagt, da geht es im Frieden, und wo es im

Frieden geht, da können böſe Leute ihr Maul nicht hineinhängen, und das iſt eine wahre Sache.

Nun war es anders geworden.

Chriſten und ſeine Frau gaben ſich manches böſe Wort, und hielten ſich unverblümt ihre Fehler vor. Chriſten hielt ſeiner Frau ihre Wohlthätigkeit vor, und wie dieſe und jene Frau eine ganz andere ſei, ſo und ſo viel Eier- und Milchgeld hätte ſie in einem Jahr ihrem Mann gegeben. Aber da ſtünden nicht immer zwei vor der Thür und warteten bis drei andere, die drinnen wären, herauskämen, um dann auch hineinzugehen. Mit einer ſolchen Frau ſei es auch eine Freude zu hauſen; da hätte man ung'ſinnet immer mehr; er aber möge einnehmen ſo viel er wolle, ſo ſei in Gottes Namen immer kein Geld da, es ſei wie wenn der Luft darhinter wäre. Die Frau blieb nichts ſchuldig, und ſagte, 5000 Pfund hätte ſie doch nicht verliederlichet, und ſie könnte manchem armen Menſchen wohl thun, ehe ſie nur den Zins davon gebraucht hätte, und zwiſchen Spitzbuben und armen Leuten ſei doch noch ein Unterſchied, und es heiße in der heiligen Schrift nirgends, daß die einen Gottslohn davon hätten, welche Spitzbuben mäſteten. Sie könne nichts dafür, daß es nicht mehr Milchgeld gebe; ſie kaufe und verkaufe die Kühe nicht, und müſſe die Milch nehmen, welche man ihr bringe. Und wenn man zu rechter Zeit jede Arbeit verrichten würde, man erhielte auch mehr und beſſeres Futter. Sie wüßte Männer, welche z'halb mehr auf dem Hofe machen würden.

Wenn ſie dann auf ähnliche Weiſe mit einander gewortet hatten, ſo konnte ſich vielleicht Chriſten nicht enthalten, vor Knechten und Taunern zu ſagen: Es erleide ihm, dabei zu ſein, und wenn ſeine Frau nicht bald aufhöre, ihm die 5000 Pfund vorzuhalten, ſo müſſe etwas anders gehen. Aenneli aber weinte in der Küche vor den Mägden, und ſagte: Es ſei gut, daß ihre Mutter das nicht erlebt hätte; ſie hätte es nicht ausgeſtanden, und wenn ſie es jetzt ſehen könnte, wie es ihr gehe, ſie kehrte ſich noch im Grabe um. Daß man ſo mit ihr umgehe, hätte ſie es nicht verdient, und was ſie gebe, gebe ſie eigentlich aus ihrer Sache, und es dünke ſie, das ſollte Niemand viel angehen. Aber ſie wollte, ſie wäre todt, Chriſten könnte dann eine von denen nehmen, welche ſo viel Eier- und Milchgeld machten. Vielleicht machten die es wieder gut, und Chriſten würde noch manchmal an ſein Aenni ſinnen, welches jetzt in keinen Schuh mehr gut und nichts recht ſei, es möge in Gottes Namen machen, was es wolle.

Die Worte, welche in die Ohren der Dienſten fallen, die finden nicht unfruchtbares Erdreich, die gehen auf, manchmal tauſendfältig, und wenn ſie aufgegangen ſind, ſo ſtehen ſie nicht ſtill wie Korn oder Weizen, ſondern wandern von Haus zu Haus und ſamen ſich wiederum ab in die Ohren neugieriger Weiber, die, wie gegenwärtig die Stadtthore, Tag und Nacht offen ſtehen. Es iſt aber mit Dienſtenohren noch eine wunderliche Sache. In gewiſſer Beziehung würde man ihnen das größte Unrecht anthun, wenn man ſagte, das wären auch Ohren, die nicht hörten. Denn dieſe Ohren hören zuweilen auf hundert Schritte, ſogar durch verſchloſſene Thüren und ſolide Wände, und von dem, was ſie ſo hören, vergeſſen ſie nichts; dann gibts wiederum andere Sachen, welche nicht zu dieſen Ohren ein wollen. Es gibt Dinge, man kann ſie ihnen hundert Mal des Tages ſagen, am folgenden Morgen wiſſen ſie nichts mehr davon, und ſagen ſie auch nie wieder. Kurioſe Ohren ſind Dienſten Ohren.

Aber nicht nur Dienſten redeten, auch Anneliſi klagte zuweilen einer Freundin ihr Leid, wie es nicht mehr auszuhalten ſeie daheim, und es wäre ihr zuletzt recht, den erſten beſten zu heirathen, wenn es nur daheim wegkäme. Aber ſie ſolle es bei Leib und Sterben Niemand ſagen. Die Freundin ſagte: „Was denkſt du doch, und wenn man vier Roſſe anſetzte, kein Sterbeswörtchen brächte man aus meinem Munde.“ Und kaum war ſie heim, ſo ſagte ſie: „Mutter, dort drüben gehts ſtrub zu; z'Anneliſi hat es mir ſelbſt geklagt; für viel Geld möchte ich nicht im Hauſe ſein. Ja, auf my Armi! wenn mich jetzt einer von den Buben ſchon wollte, ſie könnten mir küderlen.“ Der Verſuch wäre jedoch nicht rathſam geweſen.

Chriſten konnte ſich ebenfalls nicht enthalten, wenn er getrunken hatte, anzügliche Worte fallen zu laſſen, und wenn er ſeine melancholiſche Laune hatte, und ſich vernachläſſigt glaubte, dann war ſein Herz noch offener. Ja, auch die Bettler, welche Gutthaten empfingen aus Aennelis Händen, ſchnappten Worte auf und vergaßen faſt zu danken für die erhaltene Gabe, aus Eifer und Haſt, das aufgeſchnappte Wort weiter zu tragen. Man findet oft auf wüſten Inſeln Gewächſe blühen aus fernen Zonen, und es können die Menſchen es nicht faſſen, wie die Gewächſe auf die einſame Inſel gekommen, bis irgend ein Gelehrter ſich ihrer erbarmet und mit gelehrtem Geſichte ihnen erzählt, wie Blumenſtaub fliege in der Luft herum, und dieſer Blumenſtaub ſich hänge an eines Vogels Fliegen oder Beine. Nun geſchah es oft, daß dieſe Vögel durch mächtige Winde verſchlagen wurden, weithin über den unermeßlichen

Ocean. Dann wurden ſie müde, und wo ſie feſten Boden erblickten, ruhten ſie. Nun falle der Blumenſtaub ihnen von den Füßen, keimte, ſproßte und nach wenig Jahren ſei auf der wüſten Inſel ein blühend Leben. — Dem fliegenden Blumenſtaube gleichen alle Worte; ſie ſind Geiſter der Lüfte, fliegen im Winde, hängen in Menſchen Ohren ſich, laſſen ſich tragen, wohin ihre Füße gehen, laſſen ſich abſetzen, wo ſie ſtehen und ſitzen, keimen und wuchern, und wer ſie hergetragen, vergißt man. Wer ſpäter ihren Wuchs ſieht, wundert ſich, erräth das Geheimniß nicht, weiß nicht, wie lange ſolche Geſchichten wachſen, und fort und fort wachſen weit, weit von dem Leben weg, in welchem ſie ſich zugetragen haben ſollen; er weiß nicht, wie leicht lange Geſchichten ſproſſen können aus einem geflügelten Wort, das in eines Bettlers Ohr ſich hängt.

So wurde jetzt viel geredet allenthalben von der unglücklichen Familie; denn gar zu oft flogen ſolche gefährliche Luftgeiſter, die ſo gerne hängen bleiben, ums Haus herum. Und je weniger man vorher Urſache gehabt hatte, über ſie zu reden, um ſo mehr redete man jetzt, und entſchädigte ſich gleichſam für das frühere Schweigen, ſo wie die, welche zu faſten belieben, ſich auch durch deſto mächtigeres Eſſen entſchädigen, wenn die Faſten zu Ende gegangen.

Mehr oder weniger mochten es ihnen Alle gönnen. Da ſehe man jetzt, ſagten die Leute, die hätten immer beſſer ſein wollen als Andere , und wegen 5000 Pfund thäten ſie ſo nöthlich. Wenn ſie ein ſolches Vermögen hätten wie jene, ſie wollten nicht nebenume luegen; aber da ſehe man jetzt, daß ſie das Geld noch lieber hätten als andere Leute, und daß ſie nur die guten Leute machten, wo ſie es mit ein Paar Birenſchnitzen und öppe einer Handvoll Mehl z'weg bringen können. Nein, die hätte man ſo weit und breit gerühmt und b'ſunderbar viel auf ihnen gehalten, aber wegen 5000 Pfund ſchämten ſie ſich doch, ſo wüſt zu thun.

Die Weiber abſonderlich konnten ihre Freude nicht verbergen. Wegen Chriſten ſei es ihnen leid, ſagten ſie; mit dem könnte jede vernünftige Frau nachkommen, und manche wäre froh, der ihrige wäre nur halb ſo gut wie Chriſten. Wenn man mit ihm zu reden komme, ſo ſei es nicht, daß er die Sache nicht verſtehe, ſo ausbündiſch könne nicht Mancher über Alles Beſcheid geben, wie er. Aber Aenni, der Gränne, möchten ſie es gönnen; der geſchehe es vom Tüfel recht. Die habe gemeint, ſie habe die Weisheit mit Kaffechachelene trunke, habe alle Weiber verachtet, mit keinem Gemeinſchaft haben, weit und breit die Beſte ſein wollen, habe die armen Leute aufbegehriſch gemacht, daß man ihnen nicht genug habe geben können. Ja, ſie ſeien im Stande geweſen, ihnen das Brod wieder zu Füßen zu werfen und zu ſagen: ſie ſollen es dem Hund geben, wenn er es möge; ſie wüßten einen Ort, wo man für arme Leute Brod hätte, das ſie eſſen könnten. Die hätte gemeint, ſie hätte kein Fleckli nirgends, und es ſolle kein Menſch etwas über ſie ſagen, und der liebe Gott könnte ſeine Beine nicht ſtille halten im Himmel, vor Freude, daß einmal ſo eine in den Himmel käme, und jetzt könne man ſehen, wie die eigentlich ſeien, wo beſſer ſein wollen, wie alle Andern. Sie hätten ſchon lange geſagt, wenn der nicht etwas auf die Naſe werde, ſo wüſſe man nicht, ob man noch an eine Gerechtigkeit glauben ſolle oder nicht. Aber wohl, jetzt ſei es gekommen; an der Hälfte hätten ſie mehr als z'Halbe z'viel, und es könnte ſie jetzt bald noch dauern. Aber Wunder nähme ſie es, ob Aenni jetzt die Milch hinuntergelaſſen, und ob es jetzt mit Leuten wie ſie, ſich abgeben möchte. Aber jetzt möchten ſie auch nicht. Seien ſie ehemals nicht gut genug geweſen, ſo wüßten ſie jetzt auch nicht, warum ſo Eine jetzt ihnen gut genug ſein ſollte.

So räſonnirten die Weiber; die Männer machten es etwas kürzer, und Aenneli fand vor ihnen mehr Gnade als Chriſten.

Da müßte man doch blind ſein, wenn man nicht wüßte, wer den Wagen in den Hag gefahren, und jetzt nichts mit ihm anzufangen wüßte. Es ſei bei einem ſo großen Hofe nichts verderblicher, als wenn man immer um eine Arbeit hintendrein ſei. Das ſei gerade, wie wenn man an einem Morgen nicht auf möge, und am Abend nie nieder könne. Drüben aber gehe es ſo, und daran ſei Chriſten Schuld. In der Haushaltung, welche Aenneli regiere, da habe Alles ſeine Zeit, und man habe nie gehört, daß die Dienſten nicht zu rechter Zeit eſſen könnten. Und was Aenneli unter ſeinen Händen habe, das ſuche es zu guter Loſung zu bringen, während Chriſten nichts aus den Händen laſſen könne, und im Handel ein rechter Föſel ſei; jeder Schulbub möge ihn. Sie wollten mit Aenneli wohl nachkommen, es ſei eine manierliche Frau, und wenn eine einen ſolchen Mann hätte, ſo nehme es ſie nicht Wunder, wenn ſie zuweilen auch ein Wort dazu ſagen wolle. Es wäre wohl gut, und käme Manchem wohl, es würde keine ſchlimmeren Weiber geben, als Aenneli. Dann ſagten wohl die Weiber: Es gebe keine wüſtern Hüng als das Mannenvolk; es brauche Eine nur wüſt zu thun, ſo gefiele ſie Allen wohl. Es gelüſtete ſie, den Männern es zu zeigen, wie einem ſei bei ſo einem Aenni; es nehme ſie Wunder, ob ſie nicht bald aus einem andern Loche pfiffen. Aber es ſei ein wüſt Volk, und Alles ſei ihnen recht, außer was ihre eigene Frau thäte; die könnte es ihnen in Gottes Namen nicht breichen, ſie möge es anfangen wie ſie wolle.

Dieſes Gerede that aber Niemand mehr weh als Resli. Alles Andere hätte er im Stillen ertragen wollen, wenn nur das nicht geweſen wäre. Ihm war es immer im Gemüthe, als würde des Dorngrüterbauern Tochter noch nach ihm fragen, als müßte ſie vernehmen, wo er daheim ſei? Und wenn ſie jetzt fragte, was vernahm ſie? War nicht der alte berühmte Name dahin? Mußte es nicht heißen: Da gehe es nicht mehr gut. Lauter Streit und Zank ſei im Hauſe, und wenn nicht Reichthum da geweſen wäre, ſo ginge es nicht mehr lange. Jetzt möchte es noch ein Weilchen halten, aber immer könne das nicht ſo gehen. Es müßte Eine da zweimal luegen, ehe ſie hineintrappe, ſonſt nehme ſie einen Schuh voll heraus. Aber öppe ein rechtes Meitſchi, das noch nicht zu äußerſt am Hag ſei, werde ſich wohl hüten. Er wußte wohl, daß ein Name, welcher durch mehrere Geſchlechter während einem ganzen Jahrhundert erworben worden war, in wenig Jahren ganz dahin gehe, und wer mußte es büßen als gerade er, der auf dem Hofe blieb. Es kam ihm immer mehr vor, wenn ſchon 10,000, ja 20,000 Pfund verloren gegangen und nur der Friede geblieben wäre, ſo wäre er glücklich und wollte kein Wörtlein klagen. Es ſchien ihm, als würde ein Verluſt alleine das Meitſchi nicht abſchrecken; in ein Haus aber, wo nur Streit und Zank ſei, da hinein würde es um Alles in der Welt nicht gehen; das, meinte er, habe er ihm wohl angeſehen. Je länger je weniger durfte er daran denken, ſich im Dorngrüt zu zeigen. Jener Sonntag war ihm ein ſchöner Traum, der ihm aber oft das Waſſer aus dem Herzen herauf in die Augen trieb. Er trug lange ſein Leid alleine, und meinte immer, die Mutter müſſe in einer guten Stunde ihm daſſelbe anſehen und darum fragen, dann wolle er es ihr in der Liebe ſagen, Alles, was er auf dem Herzen hätte. Vielleicht könne ſie es einſehen, wie es ihren Kindern auf dieſe Weiſe viel zu übel gehe. Aber die Mutter fühlte nur ihr Leid, hatte keine Augen mehr für Anderer Leid, und die gute Stunde kam, ihr nicht.

Endlich vermochte Resli ſein ganzes Leid nicht mehr in ſein Herz zu faſſen, er klagte daſſelbe ſeinem Bruder. Dieſer hatte ihn als einen Günſtling betrachtet, und da er ihn im gleichen Spital krank fand, wallte auch das gleiche Mitleid, welches er mit ſich ſelbſten hatte, für den Bruder in ihm auf, und beide wurden räthig, daß es je länger je ſchlimmer gehe, und daß man da zu helfen ſuchen müſſe, wie man könne und möge. Man müſſe den Eltern, wenn ſie zu kifeln anfingen, abbrechen, meinten ſie, und ihnen ſagen, das trage nichts ab, als daß ſie verbrüllet würden. Wenn man es ihnen in der Manier ſage, ſo würden ſie es wohl annehmen, und merken, daß ſie Unrecht hätten, b'ſunderbar wenn man dem, welches eigentlich die Urhab ſei, zeige, daß es Unrecht hätte, und ſich doch um Gottes und der Kinder willen beſänftigen ſolle. Das fanden ſie für das Beſte, und als Chriſten noch an Reslis Liebe Theil nahm, und ſagte, es müſſe nichts zu machen ſein, oder Resli müſſe des Dorngrütbauern Tochter haben, er wolle in den nächſten Tagen um den Dorngrüt herumſtreichen, und wenn er das

Nöthige vernommen, ins Haus ſelbſt zu kommen ſuchen, um zu ſehen und zu hören, wie es um das Meitſchi ſtehe: da war Resli wieder voll guten Muths und meinte, ſövli bös ſeien doch die Eltern nicht, und wenn ſie ſehen, wie es ihnen daran gelegen ſei, ſo würden ſie ſicher ſchon ſich Gewalt anthun, ſie hätten allweg noch ein Herz für ihre Kinder.

Dem Aenneliſi ſagten ſie nichts davon. Sie betrachteten es halb wie ein Kind und halb wie einen Hinterſäß, welcher vor Zeiten in Gemeindsſachen auch nichts zu reden hatte. Bauernſöhne haben es faſt wie die Katzen, welchen man es nachredet, daß ſie ſich mehr an die Häuſer als an die Leute ſchlößen und hängen, während die Mädchen es haben wie die Täubchen, welche alle Tage ins Weite fliegen, und ob fremden Tauben ihr Häuschen vergeſſend, ihnen gerne folgen. Die Söhne ſind die Ariſtokraten, die Mädchen die Radikalen; die Erſtern meinen, es gehöre ihnen alles von Rechtswegen, die Letztern flüchten ſich je eher je lieber in fremdes Land, um unter fremdem Schutz deſto ſicherer und mächtiger gegen die brüderlichen Ariſtokraten aufzubegehren, und aus ihren Klauen zu reißen, ſo viel wie möglich.

Sie hatten Anneliſi recht lieb, aber weil es zuweilen etwas gäugelhaft that, ſo trieben ſie oft ihr Geſpött mit ihm, und ſahen es ſo gleichſam über die Achſeln an. Anneliſi, welches ſich wohl bewußt war, daß es nicht auf den Kopf gefallen ſei, und ſo gute Gedanken hätte als irgend ein Meitſchi, nahm das übel und vergalt den Brüdern ihr vornehm Weſen durch manche Spottrede, manche Neckerei und verrätſchte (verklagte) ſie wohl zuweilen bei Vater und Mutter; kurzweg geſprochen, es that recht radikal gegen ſie, weſſen ſie ſich aber wenig achteten, ſondern nur noch vornehmer gegen ſie wurden.

Wie gut Chriſten und Resli es auch meinten, gut kam es ihnen nicht. Die Eltern verſtunden ſie nicht; es ging ihnen, wie wenn Unkundige in einer Wunde herumfahren, oder in eine Beule ſtechen, welche noch nicht zeitig iſt.

Sobald ſie in das Gekiefel der Eltern reden wollten, ſo wurden ſie an die alte Hausſitte gemahnt, ſeit wann es der Brauch ſei, daß Kinder hineinwelſcheten, wenn Eltern mit einander redeten. Die guten Eltern dachten nicht daran, daß wenn man die Stützen wegnehme, das ganze Haus umfalle, und daß, wenn ſie ſelbſt das erſte Bedingniß, vor den Kindern zu worten, verletzten, die Kinder auch um den alten Reſpekt kämen, und daß, wenn Eltern vor den Kindern ſündigen, die Liebe die Kinder treibe, die Eltern zurückzuweiſen, ſo gut als ſie auch die Eltern treibt. Der Witzigere wehrt ab; wenn nun die Kinder die Witzigern werden, ſollen ſie nicht auch abwehren?

So verſtunden es aber die Eltern nicht, ſahen nicht, daß ſie nicht mehr die Alten waren, ſondern krank geworden, die Kinder aber die alte Lebenskraft ſeien, welche ſie wieder zur alten Geſundheit bringen möchten. Wenn nun die Kinder zum Schweigen gewieſen wurden, ſo wollten ſie ſich entſchuldigen und ſagten: Aber Vater, es dünkt mich doch, es ſei nicht der werth, ſo bös zu werden; oder: Die Mutter habe Recht; wenn man es ſo machen würde, wie die Mutter ſagte, es käme beſſer; oder: Der Vater hat doch auch etwas Recht; man kann in Gottes Namen nicht immer machen was man will, man muß ſich zuweilen auch nach den Umſtänden richten. Das ging dann noch tiefer; was

Entſchuldigung ſein ſollte, nahm das eine als Billigung, das andere als Mißbilligung. So etwas während dem Streit iſt Oel ins Feuer, und zugleich kam Dasjenige, welches mißbilligt ſich glaubte, in den Wahn, die Kinder hielten es mit dem Andern, glaubte ſich unterdrückt, wurde nur häſſiger und böſer, der Streit ward häufiger, giftiger, lauter. Resli in ſeinem Thätigkeitstrieb vom Vater zurückgewieſen, der Mutter Wohlthätigkeitsſinn, des Hauſes Ehre, nothwendig achtend, und auch innerlich ihn theilend, entſchuldigte ſich öfters damit: Es dünke ihn doch, man ſolle zuweilen auch darauf achten, was die Mutter ſagte. Das machte den Vater immer böſer über Resli, und laut klagte er über ihn, daß er nicht warten möge, bis er den Löffel aus der Hand gegeben; er ſtecke hinter der Mutter, und weiſe ſie auf, und wenn er nicht wäre, es ginge alles beſſer. Er merke wohl, was abgekartet ſei, und daß er den Hof abtreten ſollte; aber das thue er nicht, ſo lange er ein Glied rühren könne. Anneliſi, Reslis natürlicher Gegenpart, und nicht in die Abſicht der Brüder eingeweiht, nahm des Vaters Partei, und ſobald Resli den Mund aufthat, miſchte ſich auch Anneliſi ein, oft noch ehe es wußte, wovon die Rede war. Wenn die Mutter es ſchweigen hieß, ſo begehrte der Vater um ſo lauter mit Resli auf, und wenn ſpäter Resli mit Anneliſi alleine war, ſo drohte er ihr, wenn es noch einmal den Mund aufthue, ſo nehme er es bei den Züpfen, und führe es zur Stube aus. Er wolle ihr zeigen, was es ſich in alles zu miſchen hätte, und es ſollte ſich ſchämen ins blutige Herz hinein, ein Wort gegen die Mutter zu ſagen. „Thue es nur, antwortete ihm dann Anneliſi, wenn du darfſt, und du meinſt, du hätteſt alleine das Recht zu reden.

Aber das Haus iſt noch nicht deins, und ſo lange ich in der Kräze ſein muß, will ich das Recht haben, zu reden was ich will, hörſt du, ſo gut als du. Und es nimmt mich Wunder, ob du dich nicht noch mehr ſchämen ſollteſt, ſo auf dem Vater zu ſein, du ſollteſt doch wohl ſehen, was er zu leiden hat, von der Wunderlichkeit der Mutter.“ „Was, Wunderlichkeit der Mutter, ſchrie Resli, es nimmt mich Wunder, wer wunderlicher ſei, der Vater oder die Mutter!“ So gings, und oft war es nahe dabei, daß die Beiden ſich in die Haare gefahren wären, wenn der ältere Bruder nicht gemittelt hätte.

So ward, was zum Frieden dienen ſollte, ein neues Reizmittel zum Streit, wie es ja auch bei großen Bränden geſchieht, daß Feuerſpritzen, welche man zur Rettung eines Hauſes in eine Gaſſe geſtellt, das Feuer leiten vom brennenden Hauſe ins Nachbarhaus, weil, durch die Hitze angeſteckt, ſie ſelbſt in Brand gerathen. Statt daß der Eltern Streit aufgehört hätte, riß Streit unter den Geſchwiſtern ein, und ein Streit nahm Nahrung aus dem andern Streit. So ward das Leben immer trübſeliger, und es erleidete Aenneli oft ſo dabei, daß es zu Gott betete, er möchte es doch ſterben laſſen, und Chriſten ging es nicht beſſer.

Einmal, es war am Sonntag vor Pfingſten, am erſten heiligen Sonntag, dünkte es Chriſten, er möchte noch Kuchen zum z'Morgeneſſen. Sie hatten am Samſtag gebacken, und nach üblicher Sitte Kuchen gemacht, für das ganze Hausgeſinde über den Tiſch weg. Dieß geſchah gewöhnlich in ſo reichlichem Maße, daß immer übrig blieb, und manchmal ſpäter den Reſt Niemand eſſen mochte. Dießmal kam Chriſten die Luſt an, es war als ob der Teufel ihn ſtüpfe, wie man zu ſagen pflegt; oder ob er zwei Bettlerweiber vom Hauſe weg gehen geſehen, ich weiß es nicht. Denn die ſind auch früh auf, und je länger je weniger ſoll man den Bettlern Faulheit vorwerfen; hoſchen und doppeln ſie einem ja manchmal ſchon vor fünf Uhr an der Thüre.

Genug, Chriſten wollte zu ſeinem Kaffee Kuchen haben, und Anneli ſagte: „Kuchen iſt keiner mehr, aber ich will dir lings (friſches) Brot holen.“ „He, das wäre kurios, wenn kein Kuchen mehr da wäre, ſagte Chriſten, es iſt ja geſtern noch ſo viel übrig geblieben. Gehe du, Anneliſi, du wirſt wohl noch finden.“ „Du haſt gehört, ſagte Aenneli, es iſt keiner mehr, und du brauchſt das Meitſchi nicht zu ſchicken, wenn ich es dir ſage.“ „Aber wo iſt denn der Kuchen hingekommen“, fragte Chriſten. „Er iſt einmal nicht mehr da“, ſagte Aenneli. „So, geht das nun ſo, brach Chriſten los, freſſen einem die Bettler den Kuchen vor dem Maul weg? Brot iſt nicht mehr gut genug für ſie. Es wird bald dahin kommen, daß wir nicht einmal Brot mehr haben, wenn die Bettler uns den Hof gefreſſen. Aber ſo geht es, wo die Frau den Bettlern die Sache beſſer gönnt als dem Mann und den Kindern.“ „Ich weiß gar nicht warum du heute Kuchen willſt, ſagte die Frau, das iſt nur um zu zanken, es iſt manchmal übrig geblieben und du haſt keinen begehrt, ſo daß er zu Schanden gegangen wäre, wenn ich ihn nicht weggegeben hätte. Wenn ich dir anbot, haſt du geſagt, du liebeſt alten Kuchen nicht.“ „Selb iſt nicht, ſagte Chriſten, aber du begehrſt mich auf die Gaſſe zu bringen oder ins Grab, du —“. „Vater, Vater, ſagte Resli, denket es iſt heute heiliger Sonntag, und was werden die Leute ſagen, wenn ſie hören daß wir wieder Streit haben.“ „Aber was braucht die Mutter den Kuchen fortzugeben, ſagte

Anneliſi, ſie hätte doch wohl denken können, der Vater nehme noch.“ „Und was haſt du darein zu reden, ſagte Resli, die Mutter hat gewußt was ſie zu machen hat, ehe du da geweſen biſt.“ „Ich habe ſo gut das Recht darein zu reden als du, ſagte Anneliſi, und laſſe mir von einem ſolchen, wie du einer biſt, nicht befehlen.“ „Wie bin ich denn einer“? fragte Resli. „He, einer, daß wenn man mit den Schuhen an ihn gekommen wäre, man ſie wegwürfe aus Grufen, man ſei vergiftet.“ „Wart du Täſche“, rief Resli und wollte hinter das Meitſchi her. Das floh hinter den Vater und brüllte jämmerlich, der Vater donnerte auch. Da that die Mutter, welche hinausgegangen war als Resli vom heiligen Sonntag redete, die Thüre auf, welche aus der Küche in die Stube führte, und ſagte: „Eh Resli, denkſt du jetzt auch nicht an den Sonntag und ſchämſt dich nicht vor den Chilerleuten, ſprichſt andern zu und kannſt dich ſelbſt nicht halten.“ Das ſchlug Resli wie mit einem Zaunſtecken. Er ſagte: „Vater, zürne nicht, mit dir wollte ich nicht ſtreiten, und wenn z'Meitſchi ſagen darf was es will, ſo iſts mir auch recht, wenn du es erleiden magſt“, und ging zur Thür hinaus.

Es war eine geſtörte Haushaltung an ſelbem Morgen. Sobald der Streit anging, hatten die Dienſten ſich fortgemacht, und als Resli hinausging, machten ſich auch die andern fort, eines hier aus, das andere dort aus, faſt wie eine Bande, die ob böſer That geſtört worden, und keines kehrte in die Stube zurück, das z'Morgen blieb auf dem Tiſche faſt bis z'Mittag. Niemand ließ ſich herbei, es wegzuräumen.

Aenneli wollten Reslis Worte, was die Leute ſagen würden, nicht aus dem Kopf. Was werden ſie erſt ſagen, wenn heute an einem heiligen Sonntag Niemand in die Predigt geht? Da erſt werden ſie uns verhandeln und allerlei lügen, warum wir nicht gegangen. Jemand muß doch gehen. Aber Aenneli fand Niemand, den es ſenden konnte, es mußte, wenn ihr Haus repräſentirt ſein ſollte in der Kirche, Hand an ſich ſelbſten legen, d. h. ſich des Hauſes, in welches es wollte, würdig kleiden. In ungeſtörter Einſamkeit vollbrachte es ſein Werk, und es kam ihm wohl, daß es zu demſelben nicht fremde Hände brauchte; aber die Mutter hatte es von Jugend auf gelernt, daß der Menſch ſich ſelbſt müſſe helfen können in allem, was täglich ihm zur Hand käme. Dafür hätte Gott einem die Hände wachſen laſſen, über die man einſten auch Rechnung ablegen müſſe, wie für jedes andere erhaltene Pfund.

Aenneli preſſirte nicht, es begehrte nicht der Menge ſich anzuſchließen, welcher oft das was vor und nach der Predigt auf dem Kilchweg geredet wird, wichtiger iſt als die Predigt ſelbſt; ſein Gemüth drängte es nicht zur Mittheilung, und für Anderer Angelegenheiten hatte es keinen Platz, es war voll eigenen Leids.

Eine halbe Stunde weit hatte Aenneli zur Kirche und Niemand war auf ihrem Wege; denn heute eilte Alles, um noch Platz zu finden. Gar ſeltſam war ihr zu Muthe, ſo einſam und ſchauerlich, als ob ſie pilgern ſollte, weit, weit weg, und wußte kein Ziel, wußte keine Heimath mehr, und alle ſeien vorausgezogen und Niemand wartete ihr, alleine mußte ſie pilgern, weit und immer weiter. Noch tönten die Glocken, die ihr ſagten, wo die andern ſeien; aber ſie verhallten bald, und ſtille wards. Sie hörte nichts als ihre eigenen Tritte, nicht einmal ein Hund bellte im Thale; ſo ſtille mußte es im Grabe ſein. Und wenn ſie nun alleine wäre in der Welt, fände keinen Menſchen mehr im Dorfe, keinen in der Kirche, keinen mehr in der ganzen Welt und alle wären fortgezogen durch das unſichtbare Thor, zu welchem der Herr einzig den Schlüſſel hat. Da ſchwollen von der Kirche her feierliche Klänge und mächtige Töne rauſchten auf, und Aenneli faltete die Hände, es war ihr, als wäre ihr wieder Muth ins Herz gekommen, und doch bebte ſie in ihrer Seele, es war ihr, als höre ſie aus den Tönen heraus eine Stimme, als wie eines Richters Stimme, die ſie riefe vor Gericht.

Angefüllt war die Kirche, kein Platz ſchien mehr für Aenneli da, ſie ſtund im Thürwinkel. Sieh, wenn es dir ſo ginge, wenn du ſterben würdeſt, dachte ſie, und kämeſt unter des Himmels Thüre und kein Platz wäre mehr da für dich, und du müßteſt ſtehen, müßteſt wieder gehen, weil kein Platz für dich da wäre, weil du zu ſpät gekommen, alle voran gelaſſen, im Wahne, du kämeſt noch früh genug. Und wieder nun wuchs ihr Angſt ums Herz, denn es gibt Augenblicke, wo unſer Herz angſtvoll iſt, und alles auf ſich bezieht, wo die Angſt um die Seele zuvorderſt iſt, und alle Augenblicke die Augen voll Waſſer ſind. Da winkte ihr eine Taunersfrau, welcher ſie auch manche Gutthat unters Fürtuch gegeben; aber Aenneli merkte es nicht, bis im nächſten Stuhl eine ihr einen Mupf gab und deutete. Da ſah ſie, wie die arme Frau ihr ängſtlich winkte, den andern deutete, daß ſie noch näher zuſammenrücken ſollten und ihr dann ein Plätzchen frei machte im Stuhle. So machte die arme Frau der reichen Platz in der Kirche, und dieſe trat demüthig näher und nahm jetzt auch eine Wohlthat an. Wer weiß, dachte Aenneli, wenn ich ſo ſpät komme und voll Sündenſchuld in den Himmel, wer weiß, ob mir dann nicht vielleicht auch eine arme Frau weichet, um ein Plätzchen für mich bittet, das ihre mit mir theilt, für weniges, das ich gethan, mir ſo vieles gibt. Dann erfahre ichs, wie reich vergolten wird das Wenige, was man auf Erden an Nebenmenſchen gethan. Und als ſie neben die arme Frau niederſaß, war es ihr faſt, als ſitze ſie neben ihren Engel und hätte jetzt einen ſichern Platz gewonnen, und Niemand werde ſie aus demſelben ſtoßen, und ihr ſei jetzt wohlgegangen in alle Ewigkeit.

Als der Geſang verklungen war, begann der Pfarrer zu beten und die Gemeinde ſtand auf. Es ſchmerzte Aenneli vom erhaltenen Platze aufzuſtehen, wo ihr ſo wohl geworden, als ſei ſie zur himmliſchen Ruhe gekommen. Sie dachte, wie es wohl einem ſein müßte, der den Himmel erlangt und wieder daraus weg müßte, in die Hölle vielleicht, wo Heulen und Zähneklappen iſt ewiglich. Da zuckte es in ihrem Herzen, als ob feurige Pfeile durch daſſelbe führen, und vor ihr ſtanden die vergangenen Tage, und nach ihnen kamen die gegenwärtigen, und über den erſten ſtand Freude und Glück und die letztern waren in Weh und Schmerz gehüllt, und ſie fühlte in ihrem Herzen, wie es einem ſein muß, der aus dem Himmel in die Hölle muß. War ſie ja auch in ſchaurigem Jammerthale und ſah ihrem Elende kein Ende, und von hier weg, wo ihr ſo wohl geworden, mußte ſie in kurzer Stunde wieder heim in Qual und Zank, in des Unfriedens graulicht Gebäude. Mußte alleine dort wieder einziehen, von all den Hunderten kam Niemand mit, keine arme Frau, welche ihr ein ſtill friedſam Plätzchen bereitete, dort warteten ihrer wieder die alte Noth, das Elend, das nicht aus mißrathenen Erndten kommt und mit den ſchlechten Jahren zu Ende geht, ſondern das andere, das aus übelberathenen Seelen ſtammt, und dauert ſo lange als der üble Rath in den Seelen, oft ſo lange als die Seele ſelbſt, ewiglich. Ach, müßte ſie doch nimmer heim, könnte ſie ihr müdes Herz doch legen an ein ruhig Plätzchen, wo es ſchlafen könnte bis ihr Plätzchen im Himmel bereitet ſei. Da tönte in dieſe Gedanken hinein des Pfarrers Stimme, welcher den Text verlas, der alſo lautete: „Aber ich ſage euch: ich werde von nun an nicht mehr vom Gewächs dieſes Weinſtockes trinken, bis an den Tag, da ich es neu trinken werde mit euch in meines Vaters Reich.“

Es war ihr, als hätte der Pfarrer in ihr Herz geſehen, und die Worte gerade auf ſie gerichtet, als eine ſchöne Verheißung, daß ihr Wunſch bald ſollte erfüllet und ſie befreit werden aus ihrem Elend und an ein ruhig Plätzchen kommen. Sie freute ſich des Sterbens und doch kam eine unbeſchreibliche Wehmuth über ſie. Sie dachte anfangs wohl, mir ginge es ſo wohl und Niemand übel, wenn ich daraus ſtellen könnte. Vielleicht, wenn ich einmal fort wäre, merkten ſie, was ich geweſen und daß ich nicht mehr da bin, und ſie ſinneten vielleicht noch manchmal an mich, wenn an das nicht geſinnet wird und für jenes nicht geſorget. Sie würden vielleicht denken: es iſt notti (doch) übel gegangen, daß uns die Mutter geſtorben iſt. Würde aber wohl auch Jemand weinen, wenn ich ſtürbe, wenn ſie mich zu Grabe trügen und wenn die Erde polterte auf meinem Todtenbaum? Müßte wohl Chriſten das Nastuch nehmen vor das Geſicht? Und Resli, was würde der ſagen, würde er fühlen wie übel es ihm ginge? Ach, hätte ich vor drei Jahren ſterben können, da weiß ich, was ſie gethan hätten; da wäre es Chriſten geweſen, als hätte man ihm das Herz aus dem

Leibe genommen, als müßte er dieſem Herzen nach ins Grab. Und wenn ich jetzt ſterbe, ſteht vielleicht Niemand an meinem Bette, und wenn ſie mich todt finden, ſo iſts ihnen, als ſei ihnen ein Berg vom Herzen gefallen und der Stein des Anſtoßes verſchwunden. Ach Gott, wenn meine Mutter wüßte, wie es mir ergeht, und daß ich ein ſolches Ende nehmen würde; das hätte ich keinem Menſchen geglaubt, und habe ich gemeint, wenn ich einmal ſterbe, ſo müſſe es heißen: Wir haben noch nie eine Leiche geſehen, wo es ſo übel gegangen iſt, alli ſufer (alleſammt) hei pläret, man hat es fry wyt g'hört; das muß afe e Frau g'ſi ſy!

Heiße, heiße Thränen ſiedeten in Aennelis Herzen und ſprudelten in reichen Strömen über ihre Wangen. Sterben als ein Stein des Anſtoßes, als ein Berg auf aller Herzen, als eine Thüre vor dem Glück, das war ſchrecklich und hatte ſie ja immer das Gegentheil gewollt. Von wehmüthigem Schmerz überwältigt, konnte ſie faſt des lauten Weinens ſich nicht enthalten, und der Schmerz verzehrte ihr alle ſeine Gedanken und in die Finſterniß ihrer Seele hinein tönte wieder des Pfarrers Stimme.

„Sein letztes Mahl hätte Jeſus mit ſeinen Jüngern gehalten; er hätte gewußt, wann es das letzte wäre, hätte einen unvergänglichen Segen geſtiftet an ſelbigem, hätte dieſes Mahl uns hinterlaſſen als ein unverwelkliches Erbe. Wann ſein letztes Mahl jeder hielte mit den Seinigen, wiſſe keiner, keiner wiſſe ſeinen letzten Tag. Es wäre wohl gut, wenn jeder jedes Mahl als ſein letztes betrachtete, das er mit den Seinigen hielte, und ſo weit aus den Augen ſollte dieſer Gedanke nicht liegen, denn wie mancher Hausvater ſei am Abend als Leiche auf ſeinem Bette gelegen, der des Mittags mit den Seinen am Tiſche geſeſſen, wie manche Hausmutter hätte mit dem Tode gerungen, während das Mahl, das ſie eigenhändig kochte, noch über dem Feuer ſtund, ungegeſſen, und wie mancher Jüngling ſei nicht über Nacht todt heimgebracht worden, der des Abends üppiglich gelebt an ſeiner Eltern Tiſch? Da wäre wohl gut, wenn jedes jedesmal gedächte, daß es ſein Letztes ſein könnte, da würde es anders ſich geberden, würde gerne ein ſchönes Wort, eine freundliche Rede hinterlaſſen zu ſeinem Andenken, daß es nach langen Jahren noch heiße: Ich kann es nicht vergeſſen, als es das Letztemal mit uns gegeſſen, wo kein Menſch ans Sterben dachte, da hat es noch geſagt —. Ich habe ſeither manchmal gedacht, ob er etwas vom Sterben gefühlt. Aber es iſt ſeither oft mein Troſt geweſen, daß wenn er ſchon ungeſinnet geſtorben iſt, er doch ſo gute Gedanken gehabt hat. Aber wenn einer über Tiſch ſchlechte Reden geführt, den Geber alles Guten geärgert, während er ſeine Gabe genoß, denket, wie muß es den Hinterlaſſenen ſein, wenn dieſe Reden ihnen einfallen, wie muß es dem Sterbenden ſein im Augenblicke des Todes, wo die Gedanken mit unbeſchreiblicher Schnelle vor der Seele wechſeln, als ob ſie das ganze Leben aufrollen wollten vor ſelbiger, wenn er an ſeine Worte gedenket am letzten Mahle und was für ein Andenken er den Seinen hinterläßt, und was für ein Zeugniß über den Zuſtand ſeiner Seele?

„Oder wenn man gar in Streit und Zank die Gaben Gottes genoſſen, in Streit und Zank auseinander gegangen iſt, mit Groll im Herzen, mit böſen Gedanken in der Seele vielleicht, mit böſen Wünſchen auf der Zunge, und Gott rufet einen ab, er kann nicht Friede machen, nicht abbitten, nicht zurücknehmen, er ſtirbt unverſöhnt, was meint ihr, muß der Tod nicht wie ein zweiſchneidend Schwert in ſeine Seele fahren, und wie muß es den Seinen ſein, und muß es ihnen nicht allemal wenn ſie zu Tiſche ſitzen in Sinn kommen, wie einer aus ihrer Mitte im Unfrieden dahin gefahren! Wohin?

„So ſollte wohl jegliches Mahl in jedem Hauſe genoſſen werden als das Letzte, genoſſen werden wie die Kinder Iſrael das letzte Mahl genoſſen im Dienſthauſe des Egypter Landes, zur Reiſe in die Wüſte bereit, ſo der Chriſt bereit zur Reiſe ins wüſte Thal des Todes, welches zwiſchen unſerem jetzigen Lande und unſerem gelobten Land gelegen iſt. Aber der Geſchäfte des Tages, des gemeinen Lebens Aufregung hindere dieß, halte meiſt den Geiſt nieder, daß er nicht aufzuſchauen vermöge in die Gebiete des höheren Lebens. Aber eben darum ſollte man ja nicht verſäumen, wenigſtens das Mahl, welches die Erneuerung iſt des Mahles, welches der Herr als ſein letztes genoſſen, auch als ein Abſchiedsmahl von dieſer Welt zu betrachten. Nicht nur als einen Abſchied von der Sünde, ſondern auch als einen Abſchied von Allen, welche uns angehören, ſollte man es betrachten, denken, man müſſe nach genommenem Mahle ſcheiden von all den Seinen. Hat man für ſie geſorget? ſeine Schuldigkeit an ihnen gethan? welchen Namen, welches Andenken läßt man ihnen? ſcheidet man im Frieden? folgen ihre Thränen uns nach? bleiben ihre Herzen bei uns? Das ſind Fragen die ſich ſtellen ſollen vor unſere Seelen. Denket euch, zum Letztenmale tränket ihr hienieden mit den Eurigen vom Gewächſe des Weinſtockes, dieſen Abend, wenn die Sonne ſcheidet, ſchlage auch eure Abſchiedsſtunde, und ſtellet nun jene Fragen vor eure Seele. Was waret ihr den Euren? was hinterlaſſet ihr ihnen? wie trennen die Herzen ſich, wenn heute Abend der Abſchied kömmt? Ich weiß es, dieſes fährt wie eine feurige Flamme in manches Herz und manche Quelle innern Leids bricht auf, und manchen dunklen Schatten werfen die Gewiſſen über die Seelen. Denn den Unfrieden kann man nicht läugnen, der Groll liegt auf den Geſichtern, der geſtrige, der heutige Tag, können noch nicht vergeſſen ſein, und was wir ſind, ſteht vor unſerem Angeſichte. Darum eilet und machet Friede, machet gut, holt das Verſäumte nach. Den heutigen Abend werden wahrſcheinlich die meiſten erleben, wenn nicht das Gewölbe dieſer Kirche einbricht, die Brücke dort nicht unter euch zuſammenbricht; aber das nächſte Abendmahl, wer wird dieſes erleben? Drei Monate liegen zwiſchen dieſem Mahle und dem nächſten Mahle; drei Monate ſind eine lange Zeit; vergeſſet nicht, wie mancher vor einem Jahre im Laufe dieſer Monate ins Grab ſank. Zählet draußen die Gräber; wenn ihr ſie gezählet, ſo vergeſſet die Zahl nicht, traget ſie heim und gedenket, daß Der, welcher vor einem Jahre ſo viele ins Grab legte, der Gleiche geblieben und in dieſem Jahre eben ſo viele oder viermal ſo viele zu dieſen legen kann, ſobald Er will. Warum ſollte euch diesmal die Reihe nicht treffen? hat einer unter euch einen Sicherheitsſchein? Junge ſinds und Alte, Starke und Schwache, welche des Herrn Arm geſchlagen, welche die Ihrigen dorthin gelegt. Fühlt ihr nicht, wie die Vergänglichkeit durch eure Glieder ſchleicht, wie das Pochen eurer Herzen mir Recht gibt? Säumet nicht, holt nach, macht gut. Warum zögert eure Seele den heiligen Entſchluß zu faſſen? Ja, ich bin nicht ſchuld, ſagen die einen, der andere hat zuerſt gefehlt. Ja, ſagt ein anderer, ich weiß nicht ob er Friede machen will, Die dritten, und wenn ich heute Friede machte, ſo wäre es morgen im Alten, und noch hunderte ſolcher Sprüche ſchleichen aus dem Hintergrunde der Seele hervor; es ſind die alten Leichentücher, welche ihr ſchon hundertmal gebraucht, in welchen ihr jeden guten Entſchluß zu begraben pflegt. Hat Jeſus auch Entſchuldigungen gemacht im Garten Gethſemane? machte er Vorbehalte als er ſprach: Vater vergib ihnen, ſie wiſſen nicht was ſie thun? machte er Ausnahmen als er ſein Opfer am Kreuz vollbrachte? Er hatte keine Ausreden, machte aber auch keine Vorbehalte, als er befahl, daß man ſiebenmal ſiebenzigmal in einem Tage vergeben, den Balken aus dem eigenen Auge ziehen ſolle. Darum gehorcht, verſöhnt euch mit den Menſchen, dann erſt könnt ihr euch verſöhnen mit Gott; vergebt euren Schuldnern, dann erſt werden eure Schulden euch vergeben; rechnet nicht mit den Brüdern, wenn ihr nicht wollt, daß der Herr rechne mit euch. Zögert nicht, zaudert nicht; wie ein Dieb in der Nacht kommt der Herr. Glaubt es doch. Der Bruder hat euch auch eine Rechnung zu ſtellen, ſieht eben ſo viel Fehler an euch, als ihr an ihm. Dieſe Rechnungen aber gleicht man mit rechnen nicht aus, da hilft nur vergeben und vergeſſen. Darum du, der du zum Altar treten willſt und weißt daß dein Bruder zürnet, ſo laß den Altar und verſöhne deinen Bruder, dann erſt komme wieder. Im Himmel iſt ewiger Friede; wer im Himmel ein Plätzchen will, darf nicht Streit auf Erden laſſen, nicht Streit im Herzen tragen.

„Darum reiniget euch, damit wenn der Herr kommt, ihr fröhlichen Abſchied nehmen, auf Erden ein freundlich Andenken hinterlaſſen, im Himmel den ewigen Frieden finden könnet.“

So ſprach der Pfarrer und die Worte tönten in Aennelis Seele wieder faſt wie Gottes Worte. Sie trafen Punkt für Punkt ihre eigenen Zuſtände und Gedanken, als wenn ein allwiſſendes Auge ſie in ihrer Seele geleſen hätte, ſie begegneten jedem Stocken, jeder Ausflucht, Schlag auf Schlag erſchütterte ihre Seele, ſie ward wie betäubt, und als der Pfarrer ſchwieg, da ſchien es ihr, ſie ſtünde an eines tiefen fürchterlichen Abgrundes Rand und eine Stimme hoch über ihr ſage: Frau, Frau, deine Zeit iſt um, rette deine Seele.

Sie ging nicht zum heiligen Mahle, mit andern verließ ſie nach der Predigt die Kirche unwillkürlich, von einer inneren Gewalt getrieben, obgleich ſie eigentlich angezogen war, um zum Tiſche des Herrn zu gehen. Aber eben es war nur der Leib, welcher die rechte Kleidung trug, und da weigerte ſich die Seele, und forderte auch das Kleid der Reinigung. Betäubt, faſt wie Jemand der aus großer Todesnoth gerettet worden, aber noch nicht weiß wie es gegangen und wo er iſt, ging ſie nach Hauſe. Wie lange ſie heimgegangen und was in ihrer Seele auf- und niedergegangen, das wußte ſie ebenfalls nicht. Aber ſie hatten ihrer geharret, Resli ſtand auf der B'ſetzi und ſeiner Stimme, als er frug: Mutter, kömmſt du endlich und wo bleibſt ſo lange? hörte man es an, daß er Angſt um ſie gehabt. Das Eſſen war längſt z'weg, Anneliſi hatte gekocht und ſchoß puckt in der Küche herum. Es war die Verlegenheit des böſen Gewiſſens, das gerne ſich entlaſtet hätte, aber nicht recht weiß wie. Denn als die Mutter fragte: ob alles z'weg ſei zum Eſſen, antwortete Anneliſi ganz freundlich und mit viel mehr Worten als nöthig geweſen wäre. Noch fehlte der Vater; er ſei zum Waldacker hinaufgegangen, hieß es. Dort oben am

Waldesſaum ſaß Chriſten und während der Himmel ſo heiter über ihm war, die ganze Erde lachte, war es ihm ſo trüb im Gemüthe. So kann es nicht mehr länger bleiben, ſagte er zu ſich ſelbſt; kein Eſſen iſt mehr gut; die Kinder reden in alles; die Dienſten eſtimiren einen nicht mehr; eins zieht hier aus, das andere dort aus, und zuletzt geht alles über mich aus und mit dem Rücken kann ich anſehen, was ich vom Vater geerbt. Nein ſo kann es beim Schieß nicht mehr gehen. Aber was machen? Z'Boden ſtellen, daß man einmal weiß, wer Meiſter iſt und wenn es ſein muß, ſie zuweilen in die Finger nehmen, das wär z'beſt, wenn die Kinder nicht wären. Aber man muß ſich vor den Kindern ſchämen, und dann liefen ſie fort und der Lärm würde nur größer. Die verfluchte Bettelweiber mit der Geiſel wegjagen und wenn eine ins Haus ſchleichen würde, ſie an den Züpfen hinausführen, ſo gutete doch wenigſtens das verfluchte Verſchleipfen. Aber was hätte ich davon, als verbrüllet zu werden im ganzen Land, und wenn eine Frau verſchleipfe will, ſo iſt ihr der Tütſchel nicht liſtig genug. Scheide wäre z'kürzeſt und dann könnte ein jedes mit ſeinem Gelde machen und huſen wie es wollte. Aber wie ginge es dann mit dem Weibergut, wenn ich das herausgeben müßte, es thäte mir notti weh. Und dazu hätte ich eigentlich gar nichts wider Aenni, wenn es nur weniger narrechtig thät mit dem Bettelvolk und nicht meinte es müßte jeder Täſche aufwarten mit dem Hemd ab dem Leibe, und weniger regieren wollte und mir die 5000 Pfund nicht immer vorhielte, ſo hätte ich gar nichts wider ihns, im Gegentheil, es wäre mir faſt noch ſo lieb wie ehemals. Denn daneben wäre es ein Gutes in alle Spiel, hätte Sorg zu allem, und es ſei kein Zeichen im Kalender, über welches es nicht Bericht geben könnte. Deppe ſo Laſter, wie die meiſten Weiber damit behaftet ſeien, wüßte er notti an Aenneli keines. Aber die 5000 Pfund laſſe er ſich nicht vorhalten; er ſei nicht für ſeine Freude Vogt geweſen; vermöge ſich deſſen nichts, und wenn ſie einem Menſchen weh thäten, ſo thäten ſie ihm weh und b'ſunderbar weil er ſehe, daß auf dieſem Wege man nicht mehr dazu käme, ſondern noch um das was man hätte. Aber zuletzt wäre ihm an den 5000 Pfund nicht mehr alles gelegen. Wenn ſie nur den vorigen Zuſtand wieder hätten, und Aenneli würde wie ehemals, ſo könnten ſeinethalb die 5000 Pfund ſein wo ſie wollten. Er könnte dem Bub den Hof abtreten und in die Hinterſtube gehen; aber er ſchäme ſich auch ſchon abzugeben, und mit minderem Vermögen, als er ererbt, das würde die Leute lächern, und zu dem daure ihn der Bub. Wenn ſie mit dem ganzen Vermögen nicht fahren möchten, wie ſollte es denn der Bub machen können, wenn er den Geſchwiſtern herausgeben und dazu ihnen noch einen großen Schleiß (Nutznieß in Geld und Naturalien) ausrichten müßte? Und er wüßte auch nicht wie Aenneli das ausſtünde. Man habe ſchon manches Beiſpiel, daß eine Mutter, wenn man ihr die Haushaltung abgenommen, und ſie zu nichts mehr etwas hätte ſagen ſollen, verhürſchet worden ſeie im Kopf und b'ſunderbar ſei es denen begegnet, die gewohnt geweſen ſeien, viel auszutheilen und die nun auf einmal nichts mehr zu geben hätten. Er glaube nicht, daß Aenneli das ausſtünde, wenn man ihm auf einmal alles abnehmen würde, und daran möchte er doch nicht ſchuld ſein; es ſei daneben doch noch ein Gutes geweſen. Nun habe man Beiſpiele, daß man mit ihnen umginge gerade wie mit Vieh. Nit, ſo lange er lebte, wollte er ſchon dafür ſorgen, daß es nicht geſchehen würde, aber man wiſſe nicht, wer zuerſt davon müſſe. Er wüßte eine Frau, die auch verbürſchet worden ſei, weil man ihr alles eingeſchloſſen und ſie zu keiner Sache mehr etwas hätte ſagen ſollen und nichts mehr geben, und die man jetzt, ſeit ihr Mann geſtorben, behandle wie ein Unvernünftiges, ſie einſam und abgeſondert einſchließe und Niemand zu ihr laſſe. Und doch ſei es nicht, daß ſie es nicht vermöchten. Er möchte an ſolchem nicht ſchuld ſein, ſolches müſſe einſt abgebüßt werden an beiden Orten hienache und dortnache (hier und dort), und was die Kinder nicht alles auseſſen, das warte noch den Kindeskindern. Und ſelb möge er nicht. Resli thäte es jetzt freilich nicht, aber man wiſſe nicht, was er für eine Frau erhalte, und was eine Frau aus einem Menſchen zu machen vermöge, das wiſſe man auch nicht. Man habe Beiſpiele, daß aus den freieſten (friedlichſten) Burſchen halbe Tüſle worden ſeien vor Gyt und Unverſtand, wenn ſie Weiber darnach erhalten hätten. Ja wenn es Wyb z'unguten gerathet, ſo hat es ſiebe Manne uſe und d'r Tüfel könnt by ni'm ga Lehrbub ſy.

Aber was er anfangen wolle, das wüßte er wahrhaftig nicht, aber ſo ſtehe er es nicht mehr aus. Bis hieher dachte Chriſten; nun verſank er in tiefes harmloſes Sinnen, einzelne Glockenklänge, mit denen leiſe Winde über den Wald her ſpielten, weckten ihn. Es war das Zeichen, daß der Gottesdienſt zu Ende ſei und eine Mahnung wieder zu kommen am Nachmittage, damit der Same, welcher mit fleißiger Hand ausgeſtreut worden ſei, mit Ernſt und Nachdruck eingeegt werden könne in den ſeltſamen Boden des Gemüthes, wo der beſſere Same ſo gerne ſich verflüchtigt oder ſonſt nicht zum Leben kömmt. Ich ſollte heim, dachte Chriſten, wenn ich zur rechten Zeit beim Eſſen ſein will, aber ich weiß nicht, ich mag nicht, es iſt mir allemal wenn ich dem Haus zukomme, wie wenn Jemand vor dem Hauſe wäre und mit einem Stecken mir wehrte, oder als ob etwas Böſes, Gruslichs gehen ſollte, daß ich faſt nicht dranhin dürfte. Ehemals iſt das doch nicht ſo geweſen, es iſt mir gegangen faſt wie einem Schiff, wo der Fluß immer ſtärker unter ihm dahinſchießt. So habe ich immer ſtärker laufen müſſen und manchmal faſt ſpringen, je näher ich meinem Hauſe kam. Da war es ſchön. Und wiederum ſann Chriſten bis ihm laut der Wunſch entrann: Ach, wenn es nur wieder ſo wäre! Aber es wieder ſo zu machen, wußte er nicht; kein Rath kam. Trübſelig machte er ſich nach Hauſe und ſein Trübſal war bald mehr bitter und bald mehr wehmüthig, und bald mehr trotzig und bald mehr melancholiſch, je nachdem die Wolke gefärbt war, welche über ſeine Seele ſtrich. Aber die Färbungen dieſer verſchiedenen Wolken ſah man auf ſeinem Geſichte nicht, das war ungefähr wie ein Holzſtich, der ungefähr die nämliche Färbung behält, man mag ihn betrachten von welcher Seite man will, und wenn die Sonne ſcheinet oder wenn es regnet. Es iſt komod und unkomod ein ſolch Geſicht, aber Staatsmänner und Spitzbuben würden oft viel Geld darum geben. Freilich gibt es auch Staatsmänner, welche es bereits haben. Das ſind dann aber Sogenannte; Spitzbuben gibt es aber ſehr ſelten Sogenannte, die unterſcheiden ſich von den Staatsmännern eben dadurch, daß ſie meiſt Wirkliche ſind.

Dieſes Geſicht brachte er heim und mit dieſem Geſicht ſetzte er ſich oben an den Tiſch, und es war erbärmlich anzuſehen, wie ſchnell und ſchweigend gegeſſen ward, faſt als ob jedes in einem Wespenneſte ſäße; aber es meinte jedes aus Chriſtens Geſicht würde Blitz und Donner brechen bei dem geringſten Anlaß, wenn etwa ein Bettler hoſchete oder ein Handwerksmann Geld wollte. Jedes merkte, daß es hinter dem Geſichte grollte und gährte; aber daß es näher dem Weinen als dem Donner war, eben das ſah man nicht. Freilich donnert man zuweilen auch aus lauter Verlegenheit, weil man nicht mehr recht weiß, wie man weint. Es machte alſo ein Jedes, daß es wegkam, ſo bald möglich, auch Aenneli nahm nur eine Gablete oder zwei und ſuchte die Küche wieder. Das beelendete Chriſten aber immer mehr, er wußte auch nicht, daß Aenneli nicht ſeinetwegen ſo ſchnell abſeits ging, ſondern weil ihr immer das Weinen zuvorderſt war, und ihr Herz überhaupt ſo voll, daß ſie meinte, es müßte zerſpringen. Er glaubte, ſie ſei noch böſe und kupe, und eben das ſei das Unglück, daß ſie nie vergeſſen könne, und wochenlang die Sache wiederkaue, ſo daß, wenn er zufrieden ſein möchte und längſt alles vergeſſen, Aenneli das Alte immer wieder aufwärme und das ſei doch ehedem ganz anders geweſen, und das ſei noch ärger als wenn man am Sonntag Schnitz und ein Muß koche und beides die ganze Woche durch wärme; ſo ſei nicht dabei zu ſein und das Leben erleide ihm. So bald möglich machte er ſich auch vom Tiſche fort und ſtund lange draußen auf der B'ſetzi und wußte nicht was machen. Er wäre lieber daheim geblieben, aber daheim fürchtete er Streit, mochte mit Aenneli heute nicht alleine ſein, er wollte heute nicht mehr ſtreiten, und doch war es ihm zuwider wegzugehen. Endlich ging er und war ſchon ein langes Stück gegangen, ehe es ihm einfiel, wie und wo er ſeinen Nachmittag zubringen könnte. Aenneli hatte ihm aus dem Küchenfenſter zugeſehen und gedacht: bleibt er wohl oder geht er wieder. Wenn er doch daheim bleiben würde, wir wären alleine dieſen Nachmittag, da wollte ich das Herz in beide Hände nehmen und es ihm leeren und mich unterziehen und um Verzeihung bitten und ihm anhalten, daß er nicht mehr ſo ſei, es ſei mir nicht nur wegen mir und von wegen den Leuten, ſondern b'ſunderbar wegen den Kindern. Aber ums Bleiben durfte ſie ihn nicht bitten, was würde er denken, dachte ſie. Aber als er ging, als er nicht umkehrte, ſie ihn nicht mehr ſah, da ſchoß ihr das Waſſer in die Augen, wie vom Berge der Bach, wenn eine Wolke gebrochen iſt. Sie mußte abſeits.

An ſchönen Sonntagen und beſonders wo keine kleinen Kinder ſind, iſt es oft einſam des Nachmittags um einen Bauernhof. Man kann zweimal ums Haus herumgehen, man merkt nichts Lebendiges als vielleicht ein Schwein, das ſich kündet, wenn man dem Trog zu nahe kömmt, oder ein Pferd, welches durch den leeren Bahren wiehert. Zuweilen ſieht man beim dritten Mal einen Hans oder einen Peter, der im Schatten eines Baumes wohl ſchläft, das Geſicht nach unten gekehrt, die Beine aber vom Knie weg gen Himmel geſtreckt. Sehr oft aber ſucht man umſonſt unter den Bäumen nach ſolchen Himmelszeigern, man muß am Hauſe hoſchen, muß drei-, viermal hoſchen, ſtark, aber geduldig; dann kömmt endlich beim ſiebenten oder achten Mal eine ingrimmige Stimme aus der hintern Stüblisthüre. Doppelt Neuer (klopft Jemand)? Es iſt die Stimme der Bäuerin, welche ſich vor dem Fliegenheer ins Hinterſtübli geflüchtet hat, erſt leſen wollte in einem geiſtlichen Buche, aber unwiderſtehlich gelockt worden war hinter den dicken Umhang ums breite Bett, wo in der ungewohnten Stille bald ein ſeliges Schläfchen ſie umfing, bis der unwillkommene Doppler ſie weckte. Nachdem ſie denſelben abgefertigt, ſieht ſie ihm ein Weilchen nach, geht zum Brunnen, weckt ſich durch einige Züge des ſchönen, Bläschen werfenden, Waſſers, und macht dann die Runde ums Haus und in der Hofſtatt, bis es Zeit wird das Nachteſſen zu rüſten, oder es ſie gelüſtet, privatim ein Kaffee zu machen.

Faſt ebenſo hätte es der Beſucher auf jenem Hofe ſelben Sonntag getroffen, alle waren ausgeflogen bis an Aenneli, das gaumete (hütete). Anfangs war ſie, nachdem ſie hinter der letzten Jungfrau, welche ausflog, die Thüre geſchloſſen hatte, auch ins Hinterſtübli gegangen, hatte den Kopf aufs Bett gelegt, aber nicht Schlafens wegen, ſondern weil er ſo ſchwer von Trübſal und Jammer war. Es war ihr, als hätte ſie eine innere Gewißheit, daß ſie bald ſterben müßte, und im Streit ſcheiden, wollte ſie nicht, kein Plätzchen im Himmel finden wollte, ſie nicht, wo keine arme Frau ihr eines machen konnte, auch beim beſten Willen nicht, wenn ſie nicht verſöhnt zur Himmelsthüre gekommen. Wie ſollte ſie es anfangen Frieden zu machen? Chriſten ſchien alle Tage verſtockter und unverſöhnlicher und nicht das mindeſte Wörtlein nahm er von ihr an. So ſann und weinte ſie troſtlos lange, bis ein Doppeln an der Hausthüre ſie ſtörte. Aenneli zögerte; eine Bäuerin erſcheint nicht gerne mit verweinten Augen unter der Hausthüre, es wäre ihr recht geweſen, wenn der Klopfende weiter gegangen wäre. Als derſelbe aber nicht abſetzte, ſo erlaubte es dem Aenneli ihr gutes Herz nicht, zu thun als wäre gar Niemand daheim, wie es wohl oft geſchieht. Ich muß doch gehen, wenn es etwa ein Unglück wäre, oder Jemand für einen Kranken etwas wollte, ich müßte mir noch auf meine Letze (wenigen Tage) ein Gewiſſen machen und ſelb will ich doch nicht, dachte ſie bei ſich ſelbſt. Sie ſetzte die Kappe wieder auf, ſtrich die Haare zurecht, wiſchte mit der feuchten Hand die rothen Augen aus und öffnete. Da ſtund draußen der Polizeier und begehrte eine Unterſchrift.

Eigentlich war es eine flotte Dampete, welche er im Sinne trug, in deren Hintergrunde ihm ein tüchtiges Glas Schnaps glänzte, nebſt dem dazu gehörigen Stück Brod, wie ein Licht in dunkler Nacht. Denn ſo ein Polizeier iſt oft neben ſeinem Amte auch zugleich eine alte Frau, die ſich mit Neuigkeiten herumtragen abgibt, mit dem Unterſchiede jedoch, daß er für ſeine Mühe lieber Schnaps nimmt als Kaffee, während eine eigentliche alte Frau den Kaffee mehr liebt. Aenneli hörte ihn ſonſt nicht ungerne, und es geſchah ſelten, daß der Polizeier den Mund nicht noch lange bald ſchleckte, bald abwiſchte, wenn er vom Hauſe wegging. Dießmal war Aenneli nicht aufgelegt zum Dampen, öffnete nur den obern Theil der Thüre und dieſen nur halb, ſagte: „Chriſten iſt nicht daheim, du mußt ein andermal kommen.“ Die üblichen Fragen: wo iſt er hin? kommt er bald heim? wenn ich wüßte, daß er bald käme, ich wollte warten, fertigte Aenneli kurz ab, und als der Polizeier vom Wetter anfing, und ſagte: es ſei ſchön und er traue, es wolle einen Rung (Zeitlang) ſo bleiben, es wäre gut, da ſagte Aenneli: es wär gut, aber z'Beſte iſt, wenn man es nimmt wie es kömmt. „Du haſt Recht, ſagte der Polizeier, aber wenn man's könnte, du gute Frau du.“ „He, man ſollte es lernen“, ſagte Aenneli, und machte die Oeffnung in der Thüre immer kleiner, ſo daß der Polizeier es endlich merkte, daß er unwerth ſei und gehen könne. „He, ſo will ich ein Haus weiter“, ſagte er endlich traurig, und ſann, ehe er Adie ſagte, noch lange nach, wo er wohl Zeit zu einer Dampeien und ein Glas Schnaps dazu finden könnte. Kaum war er dort abgeſeſſen, ſo ſagte er, was es wohl bei z'Bure in Liebewyl wieder gegeben habe; wenn es denn dort gut gehe, ſo verſtehe er ſich nicht mehr darauf. Die Bäuerin hätte ganz verplärete Augen gehabt, und als er nach dem Manne gefragt, da hätte es ihn gedünkt, ſie möge es kaum hervorbringen, ſie wüßte nicht wo er ſei und wann er heim komme. Und er wolle doch gefragt haben, wo eine rechte Frau ſei, die nicht wüßte wo der Mann ſei?

Aenneli aber hatte die Thüre zugemacht, das Bett im Hinterſtübli zurecht gerüttelt, ging zur hintern Thüre aus, zog ſie hinter ſich zu, machte die Runde ums Haus, beſichtigte die Ställe, in welchen ſie lange nicht geweſen war, machte ihren Schweinen einen Beſuch, und ſie begrüßten ſie freundlich mit Grunzen und Schnürfeln, und erhielten zum Dank dafür einen Arm voll grünes Gras in den Trog. Von dort trappete Aenneli in die Hofſtatt hinaus, trappete von Baum zu Baum, freute ſich des Segens, der ſo reichlich die Bäume ſchmückte, dachte bei jeder Sorte, für was ſie wohl gut wäre, und wie ein Feldherr die Truppen zur Schlacht, ſo ordnete Aenneli die ſämmtliche Maſſe nach ihrem Werth und Dienſt, zum Behalten, zum Verkauf, zu Schnitzen und zu Bätzi, zu Moſt und zu Branntwein, kam unvermerkt zum Flachs, der dicht und ſchlank emporwuchs, dem Hanf nachſtrebte, der hochmüthig auf ihn herab ſah.

So kam Aenneli immer weiter, von einem zum andern und alles war üppig und ſchön, und als ſie am Rain hinterm Hauſe das Ganze überſah, da hüpfte ihr das Herz faſt vor Freude, denn ſo ſchön hatte ſie noch nie alles geſehen, und einen ſchönern Hof gebe es doch nicht, dachte ſie. Aber da kam ſchon wieder der Jammer, gerade wie in naſſen Jahren nach jedem Sonnenblick ein nur um ſo ärgeres Regenwetter kömmt. Das alles iſt unſer, und wie gut Händel könnten wir nicht haben, und jetzt, wie haben wirs. Uebler z'weg ſind wir als die ärmſten Kacheler und Häftlimacher, und nicht wegen der Armuth, wir hätten Sachen genug für uns und öppe auch für unſere Kinder, aber da inwendig iſts nicht gut, da hat bös Wetter alles verherget.

Aenneli ſetzte ſich nieder, ſah über das reiche Land hinweg, ſah wie alles im reichſten Segen prangte, vom Thale weg bis hinauf zu den Gipfeln der Vorberge, ſah, ſo weit das Auge reichte, den Himmel rundum ſich ſenken den Spitzen der Berge zu, ſah ihn umranden den Kreis, welchen ihr Auge ermaß, ſah wie da eins ward der Himmel und die Erde, und von dieſer Einigung kam der reiche Segen, kam der Sonne Licht, kam der Regen, kam der geheimnißreiche Thau, kam die wunderbare Kraft, welche Leben ſchafft im Schooße der Erde. Es ward dem Aenneli ganz eigen ums Herz, als ſie dieſe Einigung zwiſchen Himmel und Erde erkannte, und wie eben deswegen alles ſo ſchön und herrlich ſei und ſo wunderbar anzuſchauen, weil Friede ſei zwiſchen Himmel und Erde, der Himmel ſeine Fülle ſpende, die Erde den Himmel preiſe. Und ſie dachte, ob denn eigentlich der Himmel nicht alles umranden ſollte, nicht blos die Erde, ſondern auch der Menſchen Leben, ſo daß, wenn die Jahre ihn drängen an der Erde äußerſten Rand, vor ihm der Himmel offen liege. Darum auch alle ſeine Verhältniſſe ein jegliches zum Berge wird, auf den der Himmel ſich ſenket und aus dem er in den Himmel ſteigen kann. Ja, jeder Tag des Lebens, ein kleines Leben für ſich, ſollte der nicht im Himmel beginnen, und wenn wir einen heißen Tag lang gewandert ſind, der Abend kömmt und der Schlaf über die müden Augen, ſollten wir nicht da Herberge halten, wo der Himmel die Erde berührt und die Engelein auf- und niederſteigen und Wache halten über den ſchlafenden Pilgrim, der im Herrn entſchlafen iſt, damit, wenn die Sonne wieder kömmt, er wohlbewahret im Herrn erwache, gekräftigt in himmliſcher Ruhe zu irdiſcher Geſchäftigkeit. Und hatten wir es nicht ehedem ſo? frug Aenneli ſich. Wenn die Nacht kam, am Ende des Tages die Ruhe winkte, hoben wir da unſere Seelen nicht hinauf und ſuchten in Gott und mit Gott Friede und Ruhe, und ließen dahinten der Erde Elend und verſenkten ins Meer des Vergeſſens böſe Gedanken und jegliches Nachtragen. Da ward uns wohl, und jeden Morgen nahmen wir den Segen Gottes mit in den Tag hinein, und jeden Abend legten wir ab, was die Erde Unreines an uns gebracht. Jetzt aber legen wir nichts mehr ab, legen uns ſchlafen mitten in Noth und Elend, in Groll und Gram hinein, und böſe Geiſter kommen in der Nacht und nähren in wilden Träumen Gram und Groll. Und am Morgen ſcheint keine helle Sonne einem ins Gemüth hinein, keinen Segen Gottes nehmen wir in den jungen Tag hinein, ſondern das alte Elend, die alte Noth, welche über Nacht noch gewachſen ſind und wachſen von Tag zu Tag, ſo daß ſie jeden Tag unſer ganzes Leben umranden, unſer Auge keinen Himmel mehr ſieht, wie in trüben Regen-, in ſchwarzen Gewittertagen auch nur dunkle Wolken auf den Bergen liegen und kein Himmel zu ſehen iſt. Da ging Aenneli ſo recht klar zum erſten Mal ihre Schuld auf, wie ſie zu beten aufgehört hatte, und wie von dieſem Augenblicke an Groll und Gram gewurzelt ſeien in ihren Gemüthern, und was ſonſt jeden Abend vorüberging ein bleibendes geworden.

Wohl hatte ſie auch für ſich gebetet, aber das Gebet war nicht hinübergeklungen in Chriſtens Seele, hatte nicht mehr geebnet alle Anſtöße, ja es hatte ſich immer weniger erhoben zu Gott, hatte die Seele im Dunkel ihres Jammers gelaſſen und immer mehr waren es nur Worte geweſen, die, wie Steine im Flußbette rollen, ihr über die Zunge gerollt waren. Das Licht von oben läuterte ihre Seele nicht mehr, aber die Erde trübte ſie jeden Tag mehr.

So ging ihr auf ihre Schuld, und ihres Elendes Anfang ſuchte ſie nicht mehr im Verluſt der 5000 Pfd. welche mehr dem Manne als ihr zur Laſt fielen, ſondern im Zerreißen des geiſtigen Bandes, welches ſo lange ihre Seelen in Treue und Liebe zuſammengehalten hatte, und dieſes Zerreißen war ihre Schuld. Dieſe Erkenntniß, die faſt wie ein Blitz durch ihre Seele fuhr, erſchütterte Aenneli tief. Das hatte ſie nicht geſehen, nicht begriffen, lag es ihr doch ſo vor den Füßen und dieſe Schuld hätte ſie beinahe mit ſich ins andere Leben genommen, mit ſich genommen die Seufzer ihrer Kinder, denen ſie ihr Leben vergiftet und vielleicht auch ihre Herzen. Jetzt erkannte ſie, wie man den Splitter ſieht in des Nächſten Auge, den Balken im eigenen Auge aber nicht. Ach, wenn ſie Gott mit dem Gerichte gerichtet hätte, mit welchem ſie oft ihren Mann gerichtet.

Eine unendliche Demuth kam über ſie, ſie ſah wie tief unten ſie war, keine Strafe ſchien ihr groß genug, und ſie bat die Strafe nicht ab, ſondern ſie fühlte einen innigen Wunſch geſtraft zu werden, eine Freudigkeit jede Strafe zu ertragen, es dünkte ihr, erſt dann würde es ihr wieder wohlen, wenn Gott ſie ſo recht züchtigte, dann erſt wüßte ſie, daß Gottes Augen, von denen ſie ſo lange nichts gemerkt, wieder auf ihr ruhten, ſeine Hand wieder offen wäre über ihr. Sie fühlte, aber auch, daß ſie gut machen müſſe, was ſie gefehlt, bekennen müſſe ihre Schuld, es ward ihr ſo recht von ganzer Seele klar, daß nur dem, der ſeine Sünden von Herzen bekenne, könne vergeben werden, und nicht nur ſo oben hin einmal und in Bauſch und Bogen bekennen, in der Hoffnung plötzlicher Vergebung und Auswiſchens, ſondern ſie bekennen in der Liebe, die ſich nicht verbittern läßt, die alle Tage die Schuld bekennet, ohne Verſöhnung zu erhalten, die im Bekenntniſſe verharret, auch wenn der Bruder das Bekenntniß mißbraucht, ſein eigen Unrecht nicht erkennt, ſondern alle Tage häuft. Sie wußte, daß an ihr nun alles lag, daß ſie der Angel war, um den des Hauſes Schickſal ſich drehte, daß ſie die Hand ans Werk legen müſſe ſondern Zagen und Zaudern; denn kömmt nicht der Herr wie ein Dieb in der Nacht und fordert von ſeinem Knechte Rechnung über ſeinen Haushalt? Sie wußte, ſie mußte vor allem aus das zerriſſene Band wieder anknüpfen; das war ihr großes, ihr heiliges Werk.

Man liest ſo oft von Helden die Uebermenſchliches vollbrachten, von Märtyrern, welche Uebermenſchliches ertrugen; die Schwächern beben, die Kühnern glühen, wünſchen die Tage wieder herauf, wo ſolchen Ruhm die Kraft erwarb, verwünſchen unſere Tage, die ſo geſchliffen einherrollen, einer dem andern gleich, dem Menſchen nichts zu bieten ſcheinen als den Kampf mit der Langenweile in dieſen geſchliffenen Zeiten und bei den durch ſie geſchliffenen Menſchen. Es iſt eine Eigenheit des Menſchen, daß er die Größe und das Mächtige nur nach Pfunden, Zahlen, Längen und Breiten zu meſſen weiß, daß er fürs Geiſtige keinen andern Maßſtab hat, als der Zeitungsſchreiber für ſeine Schlachten, deren Größe er nach der Zahl der Todten berechnet und nach der Menge der gethanen Kanonenſchüſſe.

Nun aber gibt es Helden und Märtyrer immer fort, und die Gelegenheiten dazu kommen jeden Tag. Wo göttliche Kraft im Menſchen iſt, da ſprudelt ſie hervor, und wo iſt auf Erden die Quelle, welche nicht ihr Bett gefunden; die ächte Kraft weiß im Kleinen groß zu ſein, der öde Hochmuth nur harret immer auf die Gelegenheit groß zu werden und harret immer umſonſt, und wenn eine Gelegenheit zu Großem käme, ſo würde er nicht groß werden, ſondern gar jämmerlich klein; ſo wie ein eitler Menſch, der in allen Aengſten nach einem Titel ringt, ſei es ein geiſtlicher oder ein weltlicher, erſt recht erbärmlich wird, wenn er denſelben erhaſchet hat. Aechte Heldenherrlichkeit, großer Märtyrerſinn, findet und ſieht man heute wie immer, man muß ihn nur zu erkennen wiſſen im Leben, und nicht blos wenn er geſchrieben angeprieſen wird, man muß ihn nur zu ſuchen wiſſen in jedem Lebensverhältniß, und nicht meinen, er blühe nur auf Schlachtfeldern oder Blutgerüſten.

Dieſe Demuth aber, die aus der Liebe ſtammet, die alles erträgt, alles erduldet, ſich nicht verbittern läßt, die da, wo Gott ſie ſtellet, ausharret bis ans Ende, ſei es zum Leben, ſei es zum Tode, ausharret in dem Bewußtſein, daß über dem Menſchen des Herrn Wille walte, und dieſer Wille ertragen werden müſſe zur eigenen Sühnung und anderer Heil, im Größten wie im Kleinſten. Dieſe Demuth iſt der Sinn, der die Helden zeugte, aus dem die Märtyrer hervortraten, der noch jetzt Helden und Märtyrer zeuget.

Dieſe Demuth kam über Aenneli, und dazu eine rechte Freudigkeit alles auszuſtehen, was Gott nur für gut finde, und nicht nachzulaſſen, bis alles wieder ſei wie ehedem, wo die Mutter noch lebte. Und jetzt erſt war es ihr, als dürfte ſie ſo recht wieder an die Mutter denken, und es fiel ihr auf, wie ſie ſie von Tag zu Tag mehr vergeſſen, und in der letzten Zeit gar nicht an ſie gedacht habe. Jetzt hob ſie ihre Augen zu ihr auf, und ein Friede kam ihr ins Gemüthe und eine fröhliche Zuverſicht, wie ſie ſie lange nicht gefühlt. Das kömmt von der Mutter, dachte ſie, ſie freut ſich auch deiner, und will dich ausſteuern zu deinem heiligen Werke, wie ſie dich während ihres Lebens auch ſo manchmal ausſteuerte mit gutem Rath und lebendiger Vermahnung.

Als Aenneli ſo auf dem Berge gerungen und geſieget hatte, und ſie die Augen aufhob, da ſchien ihr alles noch viel ſchöner als ſonſt, und der Himmel ſchien ihr nicht nur die Erde zu umranden, ſondern ſich auf dieſelbe geſenket, mit ihr verwoben zu haben, Himmel und Erde eins zu ſein. Aenneli wußte es nicht bis jetzt, daß, wenn der Himmel ſich hinuntergelaſſen hat über unſer Gemüth, wenn er inwendig in uns iſt, unſer Fuß jeden Ort, den er betritt, zum Himmel heiliget.

Gekräftigt, wie neu geboren, ſtieg ſie zum Hauſe hinab. Freundlich bewillkommen ſie Tauben und Hühner, folgen ihren Schritten bis zur Küchenthüre, harren dort, bis ſie ihnen Futter bringt und fröhlich zuſieht, wie ſie luſtig und friedlich darum ſich zanken. Da kömmt auch der Hund hervor, wädelt durch Tauben und Hühner, ohne ſie zu ſtören und legt ſein Haupt in Aennelis Schooß, und läßt ſich nicht ſtören, wenn die Katze, welche bereits auf demſelben Platz genommen, ihn mit der Tatze trifft, denn ſie hatte die Krallen eingezogen und neckte ſich gerne mit dem alten Kameraden. An dieſer Einigkeit und Traulichkeit hatte Aenneli große Freude und ſie ſtreichelte abwechſelnd bald Hund und Katze; aber ſie ging ihr auch zu Herzen und trieb ihr das Waſſer wiederum in die Augen. Wenn Hund und Katze ſogar wegen alter Bekanntſchaft einig und im Frieden mit einander leben, wie können dann Mann und Frau, die Gott für einander geſchaffen hat, ſich plagen und quälen, und immer größere Feinde werden, je länger ſie bei einander ſind.

So ſah ſie dem Spiele zu, bis, wie Abends zum Walde die Vögel wiederkehren und zum Schlage die Tauben, ein Bewohner ihres Hauſes nach dem andern heim kam, ein jeglicher auf ſeine Weiſe. Die, welche noch ein Tagwerk hatten, eilig und ſchwitzend, andere, welche nur noch eſſen und dann ſchlafen wollten, behaglich und langſam. Die Jungfrauen kamen eilig daher geſchoſſen, rupften aber doch aus dem Zaun allerlei Blümchen und Blättchen ab, und ergriffen dieſe Gelegenheit um verſtohlen zurück zuſehen, ob Keiner ihnen folge von Weitem, in welchem Falle ſie wohl noch gezögert hätten, ein Strumpfband gebunden, oder ſonſt etwas, bis ſie vernommen, ob derſelbe ihnen vielleicht noch etwas zu ſagen hätte. Resli kam wehmüthig vom

Walde her, Chriſten luſtiger von Seite des Dorfes, Anneliſi zur hinteren Thüre herein, man wußte nicht woher.

Noch war Chriſten nicht da; mit Angſt ſchaute Aenneli nach ihm aus. Endlich kam er langſam, zögernd und faſt wie ein Schiff dem Hafen zu, dem vom Lande her der Wind entgegen weht. Es klopfte doch Aenneli das Herz, als ſie ihn ſo kommen ſah, mit dem ſauren Geſicht und dem zögernden Schritt, denn was ihm im Herzen ſich regte, das wußte ſie nicht. Es wollte ihr der Muth und die Zuverſicht fliehen und ſie mußte ins Haus hinein und konnte kein freundlich Wort zum Willkommen ihm ſagen, wie ſie gewillet war. Das that Chriſten weh, als er Aenneli bei ſeinem Kommen ins Haus gehen ſah. Kann ſie mir dann nicht einmal mehr freundlich guten Abend ſagen, und ſelbſt an einem heiligen Sonntag das Dubeln nicht laſſen? dachte er, und faſt wäre er umgekehrt. Nun machte er aber ein deſto ſaurer Geſicht und mochte faſt nicht einmal dem Anneliſi guten Abend ſagen, das an ihn heranſchlich wie in heimlichem Verſtändniß, oder als wenn es ihm etwas anzuvertrauen hätte. Da aber der Vater that, als merkte er ſie nicht, gab ſie dem Hund, der an ihr ſich ſtreichen wollte, einen Stoß und ging in den Garten zu ihren Blumen. Unterdeſſen hatte Aenneli den Kaffee gemacht, die Erdäpfelröſte dazu, alles ſtand auf dem Tiſche, bis an die Kaffeekanne, die ſtand auf dem Tritte des Kunſtofens, und langſam drehten die Leute zum Eſſen ſich herbei.

Aenneli nahm ſich zuſammen, feſtigte ihre gläubige Demuth wieder, that freundlicher als ſonſt und hatte für jeden ein gutes Wort. Was ſie lange nicht gethan, that ſie wieder, ſie ſchenkte ſelbſt den Kaffee ein und Chriſten zuerſt; dann kam ſie mit der Milch und weil ſie wußte, wie Chriſten die Milchhaut liebe, nahm ſie ihr Meſſer und ſchob die meiſte ihm in ſein Kacheli. Und als Chriſten ſagte: „Hör ume, i ha g'nug“, ſagte ſie: „He nimm ume, es iſt für die angere o no da.“ Das verwunderte Chriſten ſehr, er dachte, ſo wäre es wieder dabei zu ſein, und er wurde geſprächig und berichtete recht kurzweilige Sachen, wie man es lange nicht gehört hatte, daß ſich die meiſten verwunderten und meinten, Chriſten ſei im Wirthshaus geweſen und hätte einen Schoppen mehr als ſonſt getrunken. Aber Chriſten hatte den ganzen Tag keinen Wein geſehen, aber als Aenneli ihm wieder die Milchhaut in ſein Kacheli ſchob, da heimelete es ihn, es ward ihm wieder als wäre er daheim, und das wirkte mehr als drei oder vier Schoppen vermocht hätten.

So böſe über ſie, dachte Aenneli, mußte Chriſten doch nicht ſein, und ihr Vertrauen ward feſt, und als die Haushaltung gemacht war, ſetzte ſie ſich zu den andern draußen vor die Küchenthüre, nahm freundlich Theil an allen Geſprächen; ein freundlich Wort gab das andere freundliche Wort, man wußte nicht wie; und hoch am Himmel ſtand der Mond als eins nach dem andern ſeine ſtille Kammer ſuchte.

Aenneli ging zuletzt ins Haus, ſchloß die Thüre, ſah, wie üblich, nach, ob das Feuer ausgelöſcht ſei und alles am rechten Orte. Zweimal machte ſie die Runde, denn es klopfte ihr wieder das Herz, und ihrem Stübchen nahte ſie ſich wie der Laie ſich naht dem Heiligthume im Tempel, welches ſonſt nur des Prieſters Fuß betritt. Schweigend rüſtete ſie ſich zur Ruhe, ſchweigend ſuchte ſie ihr Plätzlein. Da ſaß ſie lange und wollte wieder beten wie ehedem, aber enger und enger ward es ihr um die Bruſt." Die Worte wollten den Durchgang nicht finden, und wenn auch die Lippen ſich bewegten, zur Bewegung wollte der Laut nicht kommen, es war, als wenn eine unſichtbare Macht unwiderſtehlich ihr im Wege ſtünde, ſie zurückdrängen wollte ins Geleiſe der letzten Gewohnheit. Sie fühlte ſich niedergezogen in die Kiſſen und alles in ihr rief ihr zu: Heute geht es ja nicht, faſſe dich, ſtärke dich, warte bis morgen, morgen gelingt es dir beſſer, morgen iſt beſſere Zeit. Aber dann tönten ihr wieder die Worte des Pfarrers zu, daß die Hausmutter ſterben könne, während das Eſſen, das ſie aufs Feuer gethan, noch koche, daß im Himmel ein ewiger Friede ſei, und wer im Himmel ein Plätzchen finden wolle, nicht Streit auf Erden laſſen, nicht Streit im Herzen tragen dürfe. Und von neuem rang ſie nach einem lauten Wort und in hellen Tropfen ſtand der Schweiß auf ihrer Stirne. Da wandte ihre Seele ſich mit einem unausſprechlichen Seufzer zu Gott empor: Vater, haſt du mich verlaſſen. Da wars, als verſinke ein finſteres Unweſen, das drohend vor ihrer Seele geſtanden, als ſprangen Ketten, die um ihre Bruſt geſchlungen; frei ward das Wort in ihrem Munde und langſam und bebend, aber inbrünſtig und deutlich begann ſie zu beten: Unſer Vater u. ſ. w.

Beim erſten Ton aus Aennelis Munde fuhr Chriſten z'weg, als hätte der Klang der Feuerglocke ſein Ohr getroffen, dann ſaß er auf, dann rangen ſich auch Töne aus ſeiner Bruſt, er betete mit, und als Aenneli die Bitte betete: Vater, vergib mir meine Schulden, wie auch ich meinen Schuldnern vergebe, und nun das Weinen über ſie kam und ſie erſchütterte über und über, und ihre Stimme nur ein Schluchzen ward, da weinte er mit und weinend betete er das Gebet zu Ende. Und es ward ihnen als wenn das Gebet die Sonne wäre, und ſchwarzer Nebel hätte ſie umlagert, daß eins das Geſicht des Andern nicht mehr hätte ſehen können. Nun aber kam die Sonne über den Nebel und ihre Strahlen brachen, ſpalteten ihn, er zerriß, und als ob Gottes eigene Hand vom Himmel herunterreiche, hob er ſich höher und höher, hob ſich in immer lichtern Wölkchen zum Himmel auf, verlor ſich ganz und gar im Himmel; und licht und klar war es um ſie, kein Schatten war mehr da und die Herzen lagen offen vor einander. Das heilige Schweigen brach zuerſt Aenneli, ſich ausklagend und um Verzeihung bittend, aber Chriſten antwortete: „Du haſt nichts zu bitten, ich bin an allem ſchuld, hätte ich dir gehorcht, ſo wäre alles nicht begegnet.“ Wunderbar war es jedem, wie das Herz des Andern ſo weich war und ſo voll Liebe und ſo ganz anders geſinnet, als man es gedacht, und daß es nur ein Wörtlein gebraucht zur Einigung. Und keines hatte daran gedacht, und jedes das Herz des Andern ganz anders geglaubt, darum an jeder Verſtändigung verzweifelt; nur die Demuth Aennelis, welche ſich allem unterziehen wollte um ihrer erkannten Schuld willen, konnte durch die bergende Hülle brechen. Eben deswegen hat uns Gott der Zukunft Schooß verdunkelt, den Vorhang gezogen vor die Herzen der Menſchen, daß wir lernen in ächtem Heldenſinn und hingebendem Vertrauen, das Rechte thun, ohne nach dem Gelingen zu fragen, ohne die Anſtrengung mit dem Kampf zu meſſen. Da wird dann oft, was den Kleingläubigen zurückgeſchreckt hätte, als unerhörtes Wagniß, dem Gläubigen ſo plötzlich und leicht, daß er faſt erſchrecken, es anſehen möchte als eine Täuſchung, aus welcher er bald um ſo elender erwachen werde, daß er es erkennen muß als eine Gnade Gottes, die über dem Gläubigen ſo mächtig geworden. So war es auch ihnen; lange trauten ſie ihren Ohren kaum, konnten ihr wiedergefundenes Glück nicht faſſen, fürchteten bei jedem Wort, es möchte in eine wunde Spalte des Herzens fallen, und aus dem Abgrunde der Streit wieder ſein ſtruppicht Haupt erheben. Sie wählten mit der rührenden Sorgfalt, mit welcher eine zärtliche Mutter ihres Lieblings eiternde Wunde verbindet, die Worte aus, und in neuer Redweiſe erkannten ſie die Macht ihrer Liebe. Und als ſie endlich ſicher waren, daß keine Täuſchung da ſei, daß keines dem andern nachrechne, ſondern vergeben habe von Herzensgrund, daß jedes in Demuth ſeine Schwäche erkannt und lechze und dürſte nach dem alten Glück, dem alten Frieden, daß jedes ihn nicht nur vom andern erwarte, ſondern mit ganzer Seele und allen Kräften dazu beitragen wolle, da kam ein Glück über ſie, das ſie nicht gekannt; es war faſt dem zu vergleichen, welches der empfindet, dem geträumt hat, er ſei in der Hölle, der den Teufel geſehen, das Feuer empfunden hat, und der nun im Himmel erwachet und Gott ſchauet von Angeſicht zu Angeſicht. Es war die Freude der Engel über den Verlorengegangenen und Wiedergefundenen, es war die Freude des Vaters, als der verlorne Sohn wieder in ſeinen Armen war. Ihr ganzes inneres Leben, was ſie gedacht, was ſie empfunden, ſeit ihre Herzen ſich verſchloſſen, ſtrömte auf ihre Lippen und eines ſtaunte über das andere, und manchmal noch weinte Aenneli und ſagte: „O wenn ich das gewußt hätte, es wäre nicht ſo lange gegangen, aber warum verlor ich den Glauben, warum das Vertrauen! Ach, jetzt weiß ich es, daß, wenn man Glauben und Vertrauen zu Gott verliert, man gottlos wird, und wenn man Glauben und Vertrauen zu den Menſchen verliert, ſo wird man lieblos, und wer gottlos und lieblos iſt, um den iſt es finſtere Nacht, und wenn er ſchon noch nicht in der Hölle iſt, ſo iſt doch die Hölle in ihm.“ Aber Aennelis Klagen ſtillte Chriſten mit ſeinen Klagen, daß es ihm gerade ſo gegangen, und ſie konnten ſich nicht ſattſam wundern, wie ſie einander ſo mißverſtanden, wie ſie als Haß auslegten, wo die Liebe ſich regte, als Bosheit, was innerer Schmerz war. Es war als ob eines ſpaniſch geweſen wäre und das andere böhmiſch, und hätten doch beide gemeint, ſie redeten die gleiche Sprache, und hätten darum jeden Laut und jedes Zeichen falſch und verkehrt gedeutet. Sie wurden nicht ſatt, ſolche Mißverſtändniſſe aufzuſuchen, und bei jeder Löſung wuchs das Vertrauen des Einen zum Andern, und das Staunen über ihre eigene Verblendung. Dann wuchs Aenneli ihre Schuld immer wieder ins Gemüth, daß ſie es eigentlich geweſen ſei, welche die Schlüſſel ihrer Herzen umgedreht und abgezogen, ſo daß ſie verſchloſſen geblieben von ſelbiger Zeit an. Hätte ſie das nicht gethan, ſo wäre die ganze unglückliche Zeit nicht geweſen, ſie wären in Gott immer einig geworden; denn eben was die Erde trenne den Tag über, das ſolle des Abends in Gott ſich wieder ſuchen und finden; ſo habe die ſelige Mutter immer geſagt.

Dann tröſtete Chriſten, daß er auch nicht geweſen, wie er geſollt, was er gefehlt, hätten andere entgelten ſollen, er fühle das wohl, und wenn er die Herzen verſchloſſen, ſo hätte ſie ſie wiederum aufgethan, und mehr als gut gemacht. Und wenn das nicht alles ſo gekommen, ſo hätte er nie gewußt um wie viel mehr der Friede werth ſei als 5000 Pfd., und wie das Geld nicht alles ſei, ja wie es nichts ſei, denn wo der Friede fehle, da ſei der Reichſte ja viel unglücklicher als der Aermſte, der den Frieden hätte. Er hätte es manchmal recht mit Zorn geſehen, wie ſeinen Taunern und Knechten viel wöhler geweſen ſei als ihm, und wie ſie viel fröhlicher hätten eſſen mögen als er. Jetzt hätte er es ſo lebendig an ſich ſelbſt erfahren, was Jeſus damit ſagen wolle: „Und was hülfe es euch, ſo ihr die ganze Welt gewönnet, und ihr littet Schaden an eurer Seele?“ Oder was kann der Menſch geben zum Werthe ſeiner Seele? Das hätte er alles Niemand geglaubt, wenn er es nicht ſelbſt erfahren. Geld, Geld, reich, reich, hätte ihm früher immer in den Ohren geklungen, und wenn er von einem unbekannten Menſchen reden gehört, ſo hätte er gefragt: „Het er öppis.“ Jetzt ſolle fürder Friede, Friede, fromm, fromm, in ſeinen Ohren ſein, und wenn er nach dem Werthe eines Menſchen frage, ſo wolle er auch anders ſeine Frage ſtellen.

Aber auf ihr Glück ſenkte ſich erſt die Krone, als ſie ihrer Kinder gedachten. Sie wußten es, wie ihr Unglück auch auf die andern übergegangen, denn wenn alle Glieder eines Leibes es empfinden, wenn ein Glied krank wird, ſo empfinden es noch viel mehr alle Glieder eines Hauſes, wenn eine Krankheit in einer Seele ausbricht, und in dem Grade mehr, je bedeutungsvoller die kranke Seele im Getriebe des Hauſes iſt. Sie ſahen wohl wie die kindliche Harmloſigkeit und der jugendliche Frohſinn verwelkten, als ob der elterliche Streit zum Mehlthau an ihren kindlichen Seelen würde. Sie ſahen erſt jetzt recht ein, wie der Streit ihre Herzen zuſammengezogen, daß ſie keinen Platz mehr darin für ihre Kinder hatten, ſondern nur noch für ihre Angſt ums Geld und ihren Streit darum. Sie hatten ſich nicht nur um ihr Schickſal nicht bekümmert, an dem ſonſt ſo gerne die Eltern bauen mit emſigen Händen, ſondern es war ihnen wohl ſelbſt manchmal ein Gefühl aufgeſtiegen, als ob die, welche ſonſt ihre größte Freude geweſen, ihnen im Wege wären, faſt eine Laſt.

Jetzt waren ihre Herzen wieder weit geworden, der Kinder Glück war wieder ihr eigenes und freudig ſchlug ihr Herz, wenn ſie dachten, wie dieſelben ſich freuen würden, wenn ſie den Streit verſchwunden, die alte Einigkeit und die alte elterliche Liebe auf einmal wieder ſehen würden, als ob ſie für einen Augenblick freiwillig ſich verſteckt hätten, nur um freudig zu überraſchen, wie oft Eltern pflegen, wenn ſie mit Kindern ſich necken in fröhlichem Spiele. Ihren Kindern bauten ſie Häuſer in ernſter elterlicher Liebe, bis endlich Chriſten fragte: „Aber ſage mir Aenneli, wie brachteſt du es dahin, daß dir das Herz wieder aufging und du das Beten wieder anfangen konnteſt? Ich habe auch daran gedacht, mit dir mit Manier zu reden, aber erſtlich wäre ich böſe geworden, und du wahrſcheinlich auch, denn ich war geſinnet, nur du hätteſt die Fehler; aber ich konnte nicht, wenn ich auch wollte; man hätte mir das Maul nicht mit einem Knebel aufgebrochen.“ Nun erzählte Aenneli, wie es ihr ergangen, wie der Geiſt es ihr geſagt, daß ſie bald ſterben werde, wie ihr geworden ſei, ſie ſei der letzte Menſch auf Erden und müſſe eiligſt den andern nach, und dann wieder, man trage ſie zu Grabe, es weine Niemand hinter ihr, und ſie finde keinen Platz im Himmel, wie keinen in der Kirche, wo ihr endlich eine arme Frau Platz gemacht. Wie darauf hin der Pfarrer geſagt, man ſolle immer meinen, was man genieße, ſei das letzte Mahl und abſonderlich vom Abendmahl ſolle man es glauben. Und darum ſolle man Friede halten und Friede machen, denn mit Streit komme man nicht in den Himmel, und keiner ſolle glauben, daß die Schuld nicht an ihm ſei, und der andere ane (hin) knien müſſe, ſondern das Gegentheil. Da ſei es ihr geworden, ſie wiſſe nicht wie, aber daß wieder Friede werden müſſe, ſei feſt in ihr geſtanden; um ihr Plätzchen im Himmel wolle ſie nicht kommen, und das Sterben komme ihr bald. Aber lange hätte ſie nicht gewußt, wie ſie anfangen ſolle, bis ihr ſpät am Nachmittag es aufgegangen ſei, daß ſie da anfangen müſſe, wo der Zwieſpalt ſo recht angefangen und daß ſie eigentlich Schuld an allem ſei. Nun hätte ſie gewußt, was ſie zu thun hätte, aber Angſt ſei ihr doch dabei geworden, denn ſie hätte nicht gedacht, daß Chriſtens Herz zum Frieden ſo z'weg wäre, ſie hätte geglaubt, lange, lange alleine beten zu müſſen, bis ſie ſein Herz wieder aufgeſprengt; darum hätte ſie vor Angſt und Bangen faſt nicht anfangen können, allein einmal angefangen, hätte ſie auch nicht mehr abgeſetzt, denn ſterben ohne Friede, das will ich nicht. Als du aber alſobald aufgeſeſſen und mitgebetet haſt, da war es mir, als wäreſt du mir viele, viele Tage lang verſchüttet unter der Erde gelegen, umſonſt hätte ich dich geſucht, nach dir gegraben. Da ſäßeſt du auf einmal geſund und wahlbewahrt, von Engeln emporgetragen, an meiner Seite und ich hätte dich wieder und verlöre dich nimmer bis ich ſterbe. Jetzt weiß ich es, daß, wenn ihr mich zu Grabe traget, ihr wieder weinen werdet, und wenn dumpf auf meinen Todtenbaum die Erde tönt, ſo wirſt du den Lumpen vors Geſicht nehmen und denken: Aenneli war doch gut, und wenn ich noch einmal weiben könnte, ich nähmte keine andere, und es iſt mir und andern übel gegangen. Da ſagte Chriſten: „Red nicht ſo, von ſterben mag ich nichts hören. Aber das will ich dir ſagen: du hätteſt ſterben mögen, wenn es geweſen wäre, geweint hätte ich immer, denn eine brave Frau warſt du allweg, und lieb warſt du mir auch immer, und wenn du hätteſt ſterben ſollen, ſo hätte ich alles, alles vergeſſen, und nur daran geſinnet, wie lieb du mich hatteſt und wie du immer für alles geſinnet haſt zu rechter Zeit, und alles verſtanden wie keine andere. Aber von ſterben red' nur nicht, erſt jetzt wollen wir wieder recht zu leben anfangen mit neuem Muth und in rechter Eintracht und was dich freut, das ſoll auch meine Freude ſein.“ „Höre Chriſten, ſagte Aenneli, du biſt immer ein Guter geweſen, und jetzt z'vollem gut; aber eins möchte ich noch. Du redeſt's mir nicht aus, daß ich bald ſterben werde, es iſt mir ſo wohl und ſo wunderlich, daß ich wohl weiß, daß dies den Tod bedeutet. Aber wir wollen darüber nicht ſtreiten, ſondern es Gott überlaſſen, der wird alles wohl machen. Aber eben eines möchte ich noch, das müßt ihr mir verſprechen. Am nächſten Sonntag, an der heiligen Pfingſten, da wollen wir noch alle das heilige Abendmahl zuſammen nehmen, ſo zum Zeichen, daß alles recht gründlich vergeben und vergeſſen ſei, ſo wie als wenn es das letzte Mahl in dieſem Leben wäre, und der Abſchied gleich darnach käme, ſo wie die Iſraeliten zur Reiſe bereit, und alles abgethan, was man nicht mitnehmen ſoll, ſo an Leib und Seele bereit auf den Ruf des Herrn vor ſeinem Angeſichte zu erſchienen. So möchte ich mit euch allen noch einmal an des Herrn Tiſch, dann erſt, dünkt mich, werde ich den zeitlichen und den ewigen Frieden gewiß haben; dann erſt, wenn wir ein ſolches inniges Verſöhnungsfeſt werden gefeiert haben, weiß ich, daß nichts mehr zwiſchen unſere Seelen kömmt. Noch kömmt immer wieder ein Bangen über mich, als ob der Feind noch da ſei, der ſo lange zwiſchen unſern Seelen ſtand, aber wenn das geſchieht, dann iſt alles gut, dann werd ich erſt mit recht frohem Herzen ſagen: Jetzt Herr, jetzt laß deine Magd im Frieden fahren.“

„Los, lieb Aenneli, ſagte Chriſten, vom Sterben rede mir nichts mehr; davon mag und will ich nichts hören; ich wüßte nicht warum du gerade jetzt ſterben ſollteſt, wo wir mit einander im Frieden leben könnten. Das duechte mich, ich muß es ſagen, vom lieben Gott nicht recht. Aber mit allen Freuden will ich am Sonntag mit dir das Nachtmahl nehmen, und die Kinder werden es auch gerne thun, und eine b'ſunderbare Freude daran haben, wenn der alte Tſchup (Handel) aus iſt. Und es iſt mir auch noch wegen den Leuten. Es iſt ſo manches von uns unter ſie gekommen, wie ich wohl gemerkt habe; ſie können dann auch von uns reden, wenn ſie wollen, wenigſtens ſehen können ſie, daß es nicht ſo übel mit uns ſteht, wenn wir zuſammen vor des Herrn Tiſch gehen dürfen. Es iſt kurios, auf die Religion verſtehe ich mich freilich nicht recht, und zur Kirche gegangen bin ich nicht viel, es wollte ſich mir ſo oft nicht ſchicken, und unſer ein hat gar ſo viel zu ſinnen, z'Geiſtliche kann man nicht immer im Kopf haben, aber ich muß bekennen, allemal wenn ich in die Kirche kam oder zum Nachtmahl, nahm ich mir vor, mehr zu gehen. Es wohlete mir allemal, es war mir faſt der Seele nach, wie es mir iſt, wenn ich zur Selteni (Seltenheit) einmal badete. Es duechte mich allemal, ich hätte mehr Muth, und es habe mir wieder g'luteret vor den Augen, und ich könnte alles ruhiger nehmen. Es het mi-mengiſt duecht, ſo wie wir ehemals, alles was mir öppe mit einander gehabt haben, im Beten haben liegen laſſen, ſo ſollte man im Sonntag alles liegen laſſen, was die Welt einem die Woche über angehängt hat, und wie man am Sonntag ein ſauberes Hemd anzieht, ſo ſollte man auch die Seele ſäubern und reinigen, es würde manchen Unflat weniger geben auf der Welt. Aber wenn üſer eim ſchon zuweilen etwas z'Sinn chunt, ſo iſt man dann z'hiläſſig darnach z'lebe, wenn es ſchon gut wäre. Aber es muß anders kommen, und am Sonntag komme ich gerne; Gott und Menſchen können dann ſehen ob wir einander lieb haben oder nicht."

Die Freude des wiedergewonnenen Glückes hielt den Schlaf ferne von ihrem Lager; es dämmerte draußen, die Sonne ſtieg herauf, ihre freundlichen Strahlen kamen als liebliche Boten und döppeleten an die Augen der Menſchen, daß ſie ſchauen ſollten des Herrn Herrlichkeit und ſchaffen ihre Werke, während der Herr dazu ihnen leuchte.

Wonnereich und glücklich ging das alte Ehepaar in den jungen Tag hinein. Alles Uebel war verſenket und ein neues Leben blühte im Herzen, oder es war vielmehr das alte Leben, das neu aufgetaucht war unter dem Uebel hervor, mit dem es bedecket und das jetzt abgeſchüttet war, und über das jetzt neunundneunzig Mal mehr Freude war als ehedem, weil es verloren geweſen und wieder gefunden worden. Sie verkündeten ihre Freude nicht laut, gaben ihr keine beſondern Worte, das Hausweſen ging ſeinen gewohnten Gang, aber ein ſeliger Friede leuchtete auf ihren Geſichtern und es war recht rührend zu ſehen, wie die alternden Leute ſich nachträppeleten, wie zwei junge norrochtige Eheleute am Tage nach der Hochzeit, wo jedes immer zu meinen ſcheint, das andere könnte ihm noch daraus laufen. Alle Augenblicke hatte Chriſten in der Küche ſeine Pfeife anzuzünden, und kaum war er daraus, ſo tröppelete Aenneli ihm ſchon nach und hatte ihn etwas zu fragen oder ihm etwas zu berichten. Schon das fiel den Kindern auf, aber ſie frugen nicht. Als Resli Mittags den Roſſen kurzes Futter gab, kam der Vater zu ihm in den Stall, redete mit ihm über den Viehſtand, frug was er meine, ob nicht etwas zu ändern wäre, es wäre da vielleicht ein ordentliches Zwiſchenaus zu machen, und wenn er meine, ſo könnte er an den erſten Monat-Dienſtag nach Bern; dort mache man es immer am beſten, und er müſſe ſich auch nach und nach ans Handeln gewöhnen; er müſſe das doch einmal machen, und je früher man anfange um ſo eher lerne man es, und um ſo weniger müſſe man Lehrgeld zahlen. Resli ſtund faſt auf den Kopf und folgte dem Vater freundlich durch die Ställe, und was er meinte, fand der Vater gut.

Faſt ebenſo ging es Anneliſi mit der Mutter, die mit einander Kabis ſetzten. Die Mutter begann von Anneliſis Garderobe, muſterte ſie mit ihr durch, ſagte von Hemden, welche ſie ihr wolle machen laſſen, ſobald man die Näherin herbeibringen könne, fand, ihr Sonntags Tſchöppli ſei abgetragen und es mangele ein neues. Sie könne es machen wie ſie wolle, entweder ſchon am Abend zum Krämer und ſehen ob er etwas anſtändiges hätte, oder warten, bis an einem Ort ein Märit ſei, wo man beſſere Auswahl hätte.

Dieſe Reden der Mutter machten Anneliſi faſt wunderlich; ſie wußte nicht, war es ihr recht im Kopf oder nicht, und ihr Gewiſſen begann ſich zu regen und zu fragen: ob das der Lohn ſei für ihre geſtrige Aufführung? Sie traute der Sache nur halb, wußte nicht, war es Ernſt oder war das nur ein Anfang, und hängte die Mutter noch etwas anderes dran; ſie gab daher nur halbeinläßlichen Beſcheid und wartete immer was noch käme. Da aber nichts nachkam als ein freundlich Wort dem andern, und keine Vorwürfe und keine anderweitigen Vorſchläge, da verwunderte ſich auch Anneliſi und dachte: wenn es doch immer ſo wäre, aber es werde ſich bald ändern. Aber es änderte nicht, nichts als freundliche Worte hörte man, neuer Trieb ſchien ins ganze Hausweſen zu kommen, luſtig und munter ſchnurrt ſein ganzes Räderwerk. Es war wie an warmen Märztagen, wenn warm die Sonnenſtrahlen über die Erde ſtrömen, das ſchlafende Leben wecken, es luſtig zu ſurren anfängt über den Boden weg. Die Erde hat ihren Schooß geöffnet, Leben ohne Maaß entſtrömet ihr, es beginnt ſich zu färben die fahle Pflanzenwelt, und erkräftigt hebt hier und da ein welkes Pflänzchen ſein grün gewordenes Haupt, dem Menſchen aber wird die Bruſt weit, munterer regen ſich ſeine Kräfte, drängen ihn zu thätigerem Leben, das Herz öffnet ſich zu Lob und Preis ſeines Schöpfers.

Es iſt Friede und Liebe eines elterlichen Paares die Hausſonne, verbirgt ſie ſich, ſo ſteht das Haus im Winter von Froſt umgürtet, von Sturm, Schnee, Regen gehudelt und trübſinnig nutzlos, ſtöckiſch ſind alle ſeine Bewohner; ſcheint ſie, ſo thaut alles unwillkürlich auf, der Sturm ſchweigt, der Regen hört auf, ein fröhliches Treiben beginnt, und wie die Lerchen am liebſten in den blauen Himmel hinein ihre Lieder ſchmettern, ertönen heitere Lieder ums Haus, und jeglicher bewegt ſich, als ob ihm Flügel zu wachſen begönnen. Anneliſi tanzte ihrem Tſchöpli Tuch nach und ängſtigte den Schneider; Resli ſuchte Geſpräche mit dem Vater und ſtrich in ſtiller Freude um die Mutter herum; und mit fröhlichem Herzen, aber mit dem Kopfe in der Hand, als ob grauſames Weh ihn plagte, ſaß Chriſten, der Junge, hinter einer Theekanne, welche ihm die Mutter ungeheißen ſchon zweimal gefüllt, und ungefragt hatte der Vater ihm ſchon den Doktor anerboten. So verging die Woche ohne ein einziges Wölkchen, denn alle Abend ward der Friede inniger und gefeſtigter, und als der Samſtag kam, hatte Aenneli kein Bangen mehr, ſie wußte, daß er bleibend ſei, und nicht wie eine Morgenwolke, die bald vergeht.

So kam der Samſtag und mit ihm ſein früher Feierabend, der hier, wie in vielen andern Häuſern, pünktlich gehalten ward. Es iſt nämlich noch Sitte, daß am Samſtag nach 6 Uhr, oder nach dem Feierabendgeläute, nicht mehr gearbeitet wird; man macht lieber am Sonntag Morgens fertig, was Samſtags vor 6 Uhr nicht beſeitigt werden konnte. Obs ein Ueberreſt des jüdiſchen Sabbaths iſt, oder eine freie Zeit ſein ſoll zur ſtillen Vorbereitung auf den kommenden Sonntag, wiſſen die Leute ſelbſt nicht recht, und die einen legen es ſo aus, die andern anders. Beſonders willkommen iſt ſie dem jungen Volk, beſonders den Dienſtboten. Dieſe benutzen ſie ſelten genug zur ſtillen Einkehr in ſich ſelbſt, ſondern fahren ihren Verrichtungen nach, zu denen ſie in der Woche keine Zeit hatten, zu Schneider und Schuhmacher, zum Krämer, ſuchen nebenbei gut Schick. Die Burſche rotten ſich zuſammen, die Mädchen flattern hin und her, wie Mücken ums

Licht, oder wie Kinder, die neckiſch vor Jemand laufen, und in einem fort ſchreien: nimm mich, wenn du kannſt, nimm mich doch.

Es war abgegeſſen worden, das Vieh beſorgt, die Mägde waren ausgeflattert, die Knechte weggeſtopfet, auf dem Bänklein vor dem Hauſe ſaß der Vater mit Resli. Chriſten ſtund auf der B'ſetzi, wußte nicht was machen, und Anneliſi trug Maienſtöcke hin und her. Da kam die Mutter heraus und frug: „Haſt du es ihnen geſagt?“ „Nein, ſagte der Vater, aber du kannſt es ihnen ja ſelbſt am beſten ſagen.“ „He, ſagte die Mutter, das kann ich wohl. Es wäre mein Wunſch, daß wir morgen alle zum Nachtmahl gingen mit einander. Ihr wißt wohl, es war lange etwas Ungutes unter uns. Wir meinten es beide gut, ich und der Vater, aber wir haben uns nicht mehr recht verſtanden. Es war uns nicht von wegen uns, ſondern von wegen euch, denn für wen huſen die Eltern als für die Kinder? Daran war ich den Mehrtheil ſchuld und gruſam habe ich da gefehlt. Das habe ich nun eingeſehen und dem Vater es geſagt, und er hat mir verzogen.“ „Aber Mutter, ſagte der Vater, ich habe gefehlt ſo gut als du; ich habe ſo gut als du nicht gewußt, was das Glück ausmacht, und während wir meinten, wir ſeien unglücklich geworden, hatten wirs Glück noch ganz unverſehrt gehabt und trieben es dann ſelbſt vor lauter Aengſtlichkeit von uns weg, und ich noch mehr als du. Wenn ich mich etwas beſſer nachelah (nachgegeben) hätte, ſo wären die 5000 Pfd. bald verſchmerzt geweſen.“ „O Aetti, wir wollen jetzt nicht worten, ich weiß es im Herzen wohl, wie ich gefehlt, und wie ich mich vor lauter Aengſtlichkeit nicht nur am Vater, ſondern auch an euch verſündiget habe, denn ihr mußtet auch darunter leiden, und während ich, wie ich meinte, um euer Glück jammerte, machte ich euch unglücklich. Aber jetzt weiß ich, daß Glück und Geld ganz verſchiedene Dinge ſind, und ihr habt es auch ſo Gott will, für euer Lebenlang erfahren. Gott hat uns das zeigen wollen; darum wollen wir nicht klagen; aber eines möchte ich noch, daß ihr mir nämlich alle ſo von Herzensgrund verzeihen möchtet vor Gott ſelbſten, damit wir ſo recht den Frieden beſiegelt hätten, damit, wenn ich von euch muß, ich weiß, ihr ſeid mit mir zufrieden und traget mir nichts nach, vor den Menſchen nicht und vor Gott nicht." „Aber Mutter, ſagte Resli, was ſinneſt auch, dir tragen wir ja nichts nach und auch dem Vater nicht. Es hat uns ſchon lange gedrückt, daß ihr ſo nöthlich thut wegen dem Geld, und wir haben es wohl gewußt, daß es unſertwegen iſt; das hat uns b'ſunderbar plaget. Aber wir konnten nichts daran machen. Wir haben es ſchon die ganze Woche gemerkt, daß etwas gegangen iſt, und es dünkte uns, es gehe ein Schatten ab der Sonne, und es war ein ganz anderes Dabeiſein, es hat uns allen geſchienen, wir ſeien auf Federn. Ja von Herzen gern wollen wir morgen zum Nachtmahl kommen, aber nicht von wegen dem Verziehen, ſondern um dem lieben Gott zu danken, daß alles ſo gegangen, und nicht von wegen dem Sterben, du ſollſt erſt jetzt ſehen, Mutter, wie lieb wir dich haben. Es iſt gut, wenn es alle Leute wieder ſehen, daß wir nichts wider einander haben, ſondern uns Gott und Menſchen zuſammen zeigen dürfen.

„Ja, ſagte Anneliſi, ich habe gegen dich gefehlt, Mutter, und es iſt mir leid; aber wenn wir morgen zum Nachtmahl gehen wollen, ſo muß ich geſchwind noch ins Dorf hinter den Schneider her; der hat wieder verſprochen und wird nicht halten, und wenn ich mein neues Tſchöpli nicht bekomme, ſo kann ich nicht mitkommen, denn im alten darf ich mich nicht mehr zeigen.“ „Du biſt immer das gleiche Anneliſi, ſagte der Vater, und haſt nur deine Narrethei im Kopf, ſonſt würdeſt du jetzt nicht an dein Tſchöpli ſinne, ſondern daran, was es heißt, wenn Vater und Mutter, und Brüder und Schweſter mit einander zum Nachtmahl gehen wollen, zu einem Verſöhnungsbunde, damit ſie auch mit Gott verſöhnet bleiben. Denk daran, wenn du deinen Sinn immer an der Hoffahrt haſt, ſo wirſt du unglücklich und machſt unglücklich wer um dich iſt. Jetzt weiß ich was es heißt, wo euer Schatz iſt, da iſt auch euer Herz, und wenn der Schatz verloren wird ſo geht das Herz im Jammer unter. Darum müſſen wir nach einem Schatze trachten, der nicht verloren geht, um deswillen wir nicht Gott und Menſchen haſſen müſſen. Nein, Anneliſi, heute gehſt du nicht deinem Tſchöpli nach, ſondern läſſeſt Tſchöpli Tſchöpli ſein und bleibeſt bei uns, und wenn du ſchon einmal ein Kapitel leſen würdeſt, ſo würde es dir nichts ſchaden. Auf mich mußt du nicht ſehen, ich habe mehr zu thun und zu denken als du, und dann brauche ich nicht immer zu leſen, wenn ich an etwas Gutes ſinnen will, ich kann noch gar manchen Spruch, den du nicht kannſt, öppis gut z'lere iſt man zu vornehm und es ſoll manchen neumodiſchen Lehrer geben, der ſich der Bibel ſchämt, und der übers Fragebuch numme zäpflet. Ich habe ſchon manchmal gedacht, wie es endlich kommen müſſe und daß man ſich nicht verwundern dürfe, wenn die Kinder nur an Tſchöplein denken, wenn man vom Nachtmahl redet.“ „O Aetti, zürnt nicht, ich habe das ſo geſagt und nichts weiters geſinnet, aber ich bleibe ja gern daheim, und es iſt nicht, daß ich nur an Tſchöpleni ſinnen muß. Wenn morgen der liebe Gott in mein Herz ſieht, ſo wird er auch ſehen, daß ich an Vater und Mutter ſinnen kann, und daran, wie ich ſein müſſe, daß ſie mich doch lieb haben könnten auch ſo recht. Gell Mütterli, du glaubſt es?" ſagte Anneliſi, legte ihren Ellbogen auf deren Achſel und ſtreichelte ihr die Backen, wie kleine Kinder es ſo gerne zu thun pflegen. „Es ſei notti ein Gutes, ſagte die Mutter, wenn man ſchon zuweilen nicht wiſſe, woran man mit ihr ſei, und meinen ſollte, ſie hätte lauter Flauſen im Kopf, aber wenn ſie ſterben ſollte, ſo werde Anneliſi nicht die Letzte ſein in der Haushaltung, und zeigen, daß ſie noch etwas anderes wiſſe als Flauſen machen und hoffärtig ſein."

So ſaß die Familie in ernſten und lieben Geſprächen ungeſtört zuſammen bis in den tiefen Abend hinein. Vieles wurde verhandelt aber die Hauptſache drehte ſich immer um Aennelis Glaube, daß ſie bald ſterben werde, und daß ſie Morgen das letzte Mahl mit ihren Kindern hielte. Weichmüthig, aber heiter hielt ſie dieſen Gedanken feſt, wie ſehr die andern ihn ihr auch ausredeten. Sie redete viel von Ahnungen und von Exempeln aus ihrer Familie, daß den Kindern die Herzen immer weicher wurden, bis endlich der Vater ſagte: „Er hülfe, ſie wollten hinein und ein Kapitel leſen, da wiſſe man doch, daß es wahr ſei und könne ſich tröſten damit, bei ſolchen Sachen aber, wiſſe man nicht was daran ſei, und ſie machten einem nur traurig und unnöthig z'förchten. Er wolle hoffen, der liebe Gott werde ſie noch lange im Frieden bei einander laſſen; hätte er ihrem Streit zugeſehen, ſo werde er jetzt auch ſeine Freude an ihrer Liebe haben wollen.“ Sie erbauten ſich an Gottes Wort, und in feierlicher Stimmung, faſt wie am Abend vor dem erſten Abendmahl, ſuchten ſie die Ruhe.

Feierlich ſteigt ein heiliger Sonntag übers Land herauf; da hört man keine Kutſchen, Chaiſen rollen. Niemand kommt es in Sinn, Gott und ſeinem Gewiſſen entrinnen zu wollen; da weiß man noch, was der ſtädtiſche Pöbel, zuſammengeſetzt aus Herr B. und Herrn X. nicht mehr weiß, daß, wenn man auch Flügel der Morgenröthe nähme, und flöge ans Ende des Meeres, der auch da ſei, der den Wurm im Staube ſieht und jeglichen Schlingel, ſei er zu Fuß oder zu Wagen; da weiß man noch, daß man nicht Aergerniß geben ſoll, und ſchämt ſich des ſtädtiſchen Pöbels, der gerade an den heiligen Tagen rings auf dem Lande Zeugniß ablegt, wie nahe er, trotz ſeiner guttuchenen Kutte, dem Vieh verwandt ſei, und wie er ohne ſeiner Ehre Abbruch zu thun, jedem Schweine „Götti“ ſagen kann.

Feierlich ſteigt der Tag herauf und ſtille iſt's; das Säuſeln des Herrn hört man in den Zweigen der Bäume, die Seufzer der Gewiſſen rauſchen in den Seelen, das Beten der Herzen tritt flüſternd auf die Lippen. So war es auch in unſerm Hauſe, und in jedem Herzen war noch das Weh über den unwürdigen, unheiligen Streit vom letzten Sonntag, der die eiternde Beule zur Reife gebracht und aufgebrochen. Um ſo weicher war eines jeden Stimmung, um ſo inniger war ihr Sinnen an den heiligen Tag, um ſo inbrünſtiger eines jeden übliche Gebete, um ſo freundlicher und weicher ihr Begegnen. Ihre Gefühle thaten ſich nicht durch beſondere Geberden kund, ſie traten kaum ins Auge, aber im

Tone der Stimme gaben ſie ſich zu erkennen, im Zuvorthun bei allen Geſchäften, in der Theilnahme mit welcher jedes Wort aufgenommen wurde, im Zueinanderſtehen, ohne daß man ſich eben etwas zu ſagen hatte. Selbſt Anneliſi war innig bewegt und dachte nicht ans neue Tſchöpli, als es das alte anzog, war früh fertig, ſorgte der Mutter für einen ſchönen Rosmarinſtengel und wollte den Brüdern auch welche geben, aber dieſe ſagten, ſie begehrten heute keine. Alle warteten der Mutter vor der Thüre, die noch die Jungfrauen zu brichten hatte über ihre Pflichten, und wie ſie zu allem zu ſehen hätten, damit das Eſſen nicht verdorben, das Haus nicht verwahrloſet würde. Sie ließ zwar hinausſagen, man ſolle ihr doch recht nicht warten; aber ohne Mutter wäre keines vom Hauſe gegangen, und keines ward ungeduldig und keines rief ins Haus hinein: „Mutter, kömmſt nicht bald!“ Als ſie kam, ſich entſchuldigend, ſagte Chriſten: „Wir hätten dir noch lange gewartet, ſäumteſt du dich ja um unſeretwillen, es hatte jedes von uns nur für ſich ſelbſt zu ſorgen, du aber für alle.“ So war keine Ungeduld in keinem Herzen, und eines Sinnes, ohne viele Worte, in ſtiller Andacht, zogen ſie dem Hauſe des Herrn zu. Es iſt doch ſchön, wenn ſo eine ganze Familie eines Glaubens, eines Sinnes, zum Hauſe des Herrn zieht, keines vornehmer im Geiſte als das andere, jedes gläubig wie das andere, vom gleichen Gott ſein Heil erwartend, den gleichen Weg vor Augen, nach dem gleichen Himmel trachtend.

Es iſt doch ſchön, wenn Eltern mit ihren erwachſenen Kindern zur Kirche ziehen können, wo ſie dieſelben taufen ließen, und nicht nur ſagen können: ſiehe, Herr, hier ſind die, die du mir gegeben haſt, und keines iſt verloren gegangen; ſondern noch danken können, daß der Herr durch die Kinder die Eltern geheiliget und die Kinder Stützen geworden ſeien, nicht nur für den Leib in den alten Tagen, ſondern auch für den Geiſt auf dem Wege der Heiligung. Wenn ſo eine ganze Familie zum Mahle des Herrn geht, als wie zum letzten Mahle, und doch im gläubigen Vertrauen, daß der Herr nicht ſcheiden werde, was ſich hier gefunden, daß wenn ſchon der Tod als wie ein Schatten vor das eine oder das andere ſich ſtellt, dieſer Schatten über Kurzem wieder ſchwinden werde im Lichte des ewigen Lebens, es iſt doch ſchön. Es wehet in einer ſolchen Familie eine Kraft des Vertrauens, des Glaubens, der Liebe, welche die Welt nicht gibt, welche die Welt nicht kennt.

Bald waren ſie nicht mehr alleine; hieher kamen Leute und dort her, freundliche Grüße wechſelten, die einen hemmten ihren Schritt, die andern beſchleunigten ihn, ein jedes richtete ſeinen Schritt nach der andern Schritt, weil es nicht alleine wallen wollte auf dem Wege zur Kirche, ſondern in Gemeinſchaft mit den andern. Warum aber nur auf dem Kirchwege ſeinen Schritt modeln nach der andern Schritt, warum nicht auch auf dem Lebenswege? Nur eine kleine Anſtrengung, nur ein klein weniger Eigenſinn, nur einiger Tage leichte Uebung, und einmüthig und gleichen Schrittes, eine Gemeinſchaft der Heiligen, würde durchs Leben wallen, was auf ewig auseinander geht, weil das eine ſeinen Schritt noch kürzt, während das andere den Seinigen verlängert.

Die Leute ſahen mit Verwundern die Fünfe ſo einträchtig zuſammen gehen, drückten aber die Verwunderung nicht einmal mit den Augen aus, geſchweige daß

Jemand nach der Veranlaſſung des nach der bekannten Spaltung um ſo auffallenderen gemeinſamen Kirchganges gefragt hätte. Jeder machte ſeine Muthmaßungen und behielt ſich vor, dieſelben daheim beim Mittageſſen vorzubringen, und faſt in allen Häuſern war dieß das Tiſchgeſpräch. Vermuthungen aller Art wurden laut, und allerdings blieb die Bewegung Aenneli's am vorigen Sonntag in der Kirche nicht unbemerkt, aber das Rechte errieth doch ſo recht Niemand, van wegen wenn man etwas begreifen will, ſo muß man den Sinn, aus welchem es hervorgegangen, ſelbſt in ſeiner Bruſt tragen. Das wiſſen aber die wenigſten Leute, darum ſo viele Mißverſtändniſſe, darum verweiſen die Meiſten ſo dummes Zeug, wenn ſie von einer guten, uneigennützigen That hören, ſie tragen halt den Sinn dazu nicht in ihrer Bruſt. Hingegen weiß ſo Mancher, daß er ſelbſt für die ſchlechteſten, eigennützigſten Abſichten, die ſchönſten Gründe hat. Mancher vermag z. B. Amt, Stellung, Staat auf die ſchändlichſte Weiſe zu mißbrauchen zur Sättigung ſeiner Luſt oder ſeines Geldſäckels, während er von lauter Syſtem, Gemeinwohl und Volksintereſſe überfließt.

Die Leute ſtrömten immer zahlreicher, je näher man der Kirche kam; denn an Pfingſten, wenn die Sonne ſchön warm ſcheinet, wagt ſo manches alte Mütterli, das durch Kälte und Koth nicht mehr kam, noch ſo gerne einen Kirchgang und labet ſeine Seele, die auch gerne da oben wäre an des Herrn Mahl; es weiß nicht, was der Herr im nächſten Winter mit ihm vor hat; es ſucht, wo es kann, den Herrn, damit wenn der Tod kommt, der Herr es finde.

Wenn ſie ſchon früh waren, ſo fanden ſie doch mit Mühe Platz in der Kirche. Wer es vermag, ſollte immer frühe gehen, wer hintendrein haſtet, kömmt ſehr ſelten mehr in die rechte Stimmung, ſo wenig als der Pfarrer, der weltliche Geſchäfte abrechnen muß, um ans heilige Werk zu gehen. Es iſt gar eigen unſer Gemüth, und ſtille und feierlich muß es um daſſelbe ſein, wenn es ſtille und feierlich in ihm werden ſoll, ſo wie auch die Winde aufhören müſſen zu wehen, wenn die Wellen ſich legen, das Meer ſich ebnen ſoll.

Wenn man da ſo ſitzt im ſtillen weiten Raume, vielleicht ein ſchönes Lied von der Orgel tönt, oder ein ſchönes Wort aus der Bibel kömmt, und die Glocken rufen die draußen herein, da, wie die Augen im Dunkel des Kellers allmählig aufgehen und zu ſchauen vermögen, ſo geht es unſerer Seele, ſie öffnet ſich Eindrücken, für welche ſie ſonſt verſchloſſen war, und wenn der Prediger kommt und als geiſtiger Säemann frommen Samen ſtreut, ſo fällt dieſer Same in offene Seelen, wo er ſonſt nur Ohren gefunden hätte, und Ohren, die nicht hörten.

So wurden ihre Seelen noch weiter, empfänglicher ihr Herz, geſpannt harrten ſie auf die Textesworte des Pfarrers, welche an bewegte Seelen kommen, wie eigene Loosworte, oder vielmehr wie Worte aus des Herrn eigenem Munde, und vom Geiſte, der alles weiß, auch die Bewegung jeglicher Seele, dem Pfarrer in den Mund gelegt für dieſe oder jene Seele. Und darum haben ſolche Textesworte für bewegte Seelen eine ganz eigene Kraft, und nach Jahren, wenn die Predigt längſt vergeſſen iſt, hört man noch ſolche Worte anführen, durch welche die Seele niedergeſchlagen worden oder aufgerichtet.

Da ſchlug der Pfarrer das heilige Buch auf und las die Worte: „Was fehlt mir noch?“ Dieſe Worte fielen nicht zündend in ihre Seelen, ſondern faſt kamen ſie ihnen allerdings wie eine Frucht vom heiligen Baume, aber eine fremdartige, mit welcher ſie nichts zu machen wußten; betroffen wiederholten und betrachteten ſie dieſelben, aber die Beziehung auf ſich fanden ſie nicht.

Da begann der Pfarrer zu reden von ſeiner letzten Predigt, und wie er ermahnt, daß man jedes Abendmahl genießen möchte als ein Abſchiedsmahl, verſöhnt mit allen Menſchen. Aber nicht blos an die, welche man laſſe, hätte man zu denken, ſondern auch an das, was vor einem liege, an die, zu denen man wolle; nicht nur Abſchied habe man zu nehmen, ſondern auch zur Reiſe ſich zu rüſten, und da müſſe jedem die Frage von ſelbſt kommen: Bin ich fertig oder was fehlt mir noch? Habe ich, was zum Himmelreiche hilft oder was mangelt mir? Da ſei es, wo man ſo leicht ſich täuſche und man täuſche ſich allemal, wenn man das Ziel ergriffen zu haben meine. Es ſeien aber deren ſo viele die mit aller Zuverſicht den Himmel erwarteten und vollkommen mit ſich zufrieden ſeien, ſich innerlich gerne zum Beiſpiel anderer aufſtellten, mit aller Behaglichkeit auf andere herabſehen und ſelbſt ihre Fehler zu beſchönigen wüßten, als wären es Tugenden, und ſie ſelbſt Gott als ſolche anrechneten, faſt wie zuweilen ein Menſch den andern zu betrügen ſuche mit einem gemeinen Steine, den er für einen koſtbaren Edelſtein ausgebe.

Wenn man ſo im Allgemeinen und von weitem an den Tod dächte, ſo meine man nur zu gerne, man wäre fertig und es ſei leicht zu ſterben, aber wenn er plötzlich vor einem ſtünde, ſo käme es einem anders, und was man leicht geglaubt, das käme einem ſchwer vor, und was man nicht geſehen, für das gingen einem die

Augen auf. Sie ſollten nur an den reichen Jüngling denken, wie der guten Muths zu Jeſus gekommen, Willens das ewige Leben zu gewinnen, und das Gewinnen leicht glaubend, weil er ſchon ſo vieles gethan und die Gebote gehalten von Jugend auf. „Was fehlt mir noch?“ habe auch der gefragt. „Geh, verkaufe, was du haſt und gib es den Armen,“ ſagte Jeſus. Darauf war der Jüngling nicht vorbereitet, er ging betrübt hinweg, er, der gemeint, er hätte alles gethan, was er ſchuldig geweſen, dem fehlte noch alles zum Himmelreich. Dem fehlte der chriſtliche Sinn, der gehorſam iſt bis zum Tode am Kreuz; ihm fehlte die Liebe, die Gott über Alles hält, den Nächſten als ſich ſelbſt; der war zu allem bereit, aber nur zu dem, woran er gewöhnt war und nicht zu dem, was der Herr von ihm forderte; er war getreu, bis der Herr ſeine Treue erproben wollte; ihm fehlte der Geiſt, der in alle Wahrheit leitet, und den Menſchen bewahret in jedem Verhältniß, in jeder Anforderung ein Kind Gottes bleiben läßt, wie er die Apoſtel das Rechte reden ließ vor jeglichem Richter.

„Nun leben Tauſende dem reichen Jünglinge gleich, wiſſen nicht daß die Hauptſache ihnen fehlt. Sie leben in ſtiller Rechtlichkeit, im Geleiſe, in welchem Vater und Mutter gegangen, geben keinen Anſtoß und finden keinen Anſtoß im Leben, aber ihnen unbemerkt leben ſie doch für Etwas, und dieſes Etwas iſt ein Zeitliches, es iſt ihr Gut, und ihnen unbemerkt leben ſie für dieſes Gut, in einer immer feſteren Angewöhnung auf beſondere Weiſe, und dieſe Gewohnheit wird ihr Meiſter und regiert ſie, ſie merken es nicht. Tritt nun etwas Beſonderes in ihr Leben, fordert Gott ein Opfer von ihnen, ſtreckt er ſeine Hand nach ihrem Gelde aus, rüttelt er an ihren Gewohnheiten, machen ſie Verluſte, oder thun ihre Ausübungen, welche gegen kein Gebot ſtoßen, andern weh, verbittern ſie ihnen das Leben, dann, dann zeigt es ſich, was ihnen fehlt, und an was ſie ihr Leben geſetzet, und wie ihr Leben ihr Meiſter geworden und nicht ſie ihres Lebens Meiſter; denn der Geiſt iſt's der ihnen fehlt. Ob der Angſt ums Geld vergeſſen ſie Gott, haben weder Vertrauen auf ihn, noch ein Ergeben in ſeinen Willen, ſie werden betrübet, gehen hinweg vom Heile, dem reichen Jüngling gleich. Werden erbittert im Gemüthe über die Menſchen, vermögen ihrer Gewohnheit keinen Zwang anzuthun, Friede und Eintracht werden gebrochen, weil ſie nur gebaut geweſen auf die äußeren Verhältniſſe, auf des Lebens gewohnten Gang, und nicht auf den lebendigen Geiſt, der zu jeder Stunde zu jedem Opfer bereit iſt, bereit iſt das Auge auszureißen, die Hand abzuhauen, von denen Aergerniß kommen. Sie ſollten doch nur nachdenken, wie oft ihr Friede auf dieſe Weiſe geſtört würde, wie oft ihr eigenes Gemüth Zeugniß rede, daß Gott ihnen nicht über alles ſei, wie ſie zu ſchwach ſeien für das kleinſte Opfer, der geringſten Anforderung erliegen und betrübet werden. Ja, ſie ſollten nachdenken, wie viele Menſchen und Haushaltungen auf dieſe Weiſe äußerlich und innerlich zu Grunde gegangen ſeien, eben weil ſie nie erkannt, was ihnen fehle. Heute ſei der Pfingſttag, und ſo lange er wiederkehre, ſei gültig die Verheißung, daß Gott ſeinen Geiſt geben wolle denen, die darum bitten. So ſollten ſie erkennen, daß dieſer Geiſt die höchſte Gabe ſei, welche Gott uns Menſchen werden laſſe, ſollten an ſein Gewinnen das Leben ſetzen.

„Dies iſt der Geiſt, der in Chriſto die Welt überwunden hat, in jedem ſie überwindet, der in Chriſto iſt; er iſt köſtlicher als Silber und Gold; die Welt nimmt ihn nicht, der Tod raubt ihn nicht, er bewahret das Glück in jedem Verhältniß, den Frieden in jedem Hauſe, das Genügen in jedem Herzen; es iſt der, der uns den Vorgeſchmack der Seligkeit gibt, und der Schlüſſel zum Himmelreich iſt.

„Dieſer Geiſt war's der dem reichen Jüngling fehlte, der noch ſo vielen fehlt, und ohne dieſen iſt's dem Menſchen ſchwerer ins Himmelreich zu kommen, als es einem Kameel wird durch ein Nadelöhr zu gehen; und ſchwer beſonders iſt's dem Reichen, weil er ſein Genügen in ſeinen Beſitzthum ſetzet, und es vergißt, daß weit über dem Gelde etwas anderes iſt, in dem einzig das Genügen wohnet, das feſt bleibet im Leben und im Sterben, in geſunden und kranken Tagen, in jeglichem Wechſel dieſer Welt; und wenn ihm dann ſein Geld Jammer bringt, oder kein Genügen mehr gibt, dann geht es ihm wie dem Menſchen der ins Waſſer fällt und nicht ſchwimmen kann, in zappelnder Angſt beſchleunigt er ſeinen Untergang. Die Beſonnenheit hat er nicht, die Hand zu ſehen, die rettend ſich ihm bietet, er faſſet ſie nicht, er ſtößt ſie von ſich, er gehet unter."

So redete der Pfarrer im Allgemeinen, führte aber das Allgemeine im Beſondern näher durch und belegte alles mit dem Leben. Da ward den Gliedern der Familie der Text lebendig, der Stein ward zum Diamant, der die hellſten Strahlen durch ihre Seele warf, alle Falten erleuchtete. Es war ihnen als ſehe der Pfarrer in ihrem Herzen eine eigene Schrift und leſe ihnen die ab, und dieſe Schrift erzähle alles was ſie erlebt und wie es in ihren Seelen geweſen, wie ein Irrthum ſie an den Rand des Abgrundes geführt, und leſe nun auch ab, was in ſolchem Zuſtande helfen könne, und was ihnen wirklich geholfen.

Wunderbar wurden ſie gerührt und erhoben, als ſie im Wechſel ihrer Seelen in den Regungen, die ſie füllten, das Wehen des Geiſtes erkannten, der ihnen ſo lange gefehlt, als ſie deutlich deſſen ſich bewußt wurden, daß Pfingſten geworden ſei in ihrem Herzen, daß ſie ein Gut erlangt, welches über alle Güter iſt, deſſen Mangel die ganze Welt nicht erſetzt, daß der Herr ſie in die Finſterniß geführet, damit in der Angſt der Nacht ihre Seelen den Morgen ſuchten, ihre Augen nach dem Aufgang richteten, bis die Sonne kam. In Staunen, in frommer Bewegung verſunken, hörten ſie, wie von der Kanzel herab abgeleſen ward vor der ganzen Gemeinde ihrer Herzen Geſchichte und Zuſtände, es war, als ſtünde dort oben ein wunderbarer Zauberſpiegel, in welchem zu ſehen wäre das Innere der Herzen, welches ſonſt den Augen der Menſchen verborgen iſt.

Und daß der Pfarrer ſo deutlich auf ſie rede, ihr Geheimſtes vor der ganzen Gemeinde erzähle und erläutere, ſie zum Gegenſtand der allgemeinen Betrachtung mache, das zürnten ſie nicht; es war ihnen, als müſſe es ſo ſein, als ſeien gerade ſolche Erlebniſſe Gemeingut und ſollen nicht unter den Scheffel geſtellt werden, ſondern auf einen Leuchter, damit die Herzen der Nächſten auch gewonnen würden. Es kam manchmal ſie an, daß ſie faſt des Wortes ſich nicht enthalten konnten zur Beſtätigung oder Erläuterung deſſen, was der Pfarrer ſagte. Wenn er ihre Namen genannt hätte, ſie hätten es nicht gezürnt, denn, meinten ſie, müſſe doch jedes Kind, welches in der Kirche ſei, wiſſen, wen es angehe; nur ſonderbar dünkte es ſie, daß nicht aller Augen auf ſie gerichtet ſeien, die Entferntern nicht aufſtünden nach ihnen zu ſehen, daß alle machten, als merkten ſie nicht, wen der Pfarrer meine.

Als der Pfarrer ſchloß, fühlten ſie, daß was in ihnen war, gefeſtigt worden; ſie hatten in ihrem Acker einen Schatz gefunden, aber erſt jetzt kannten ſie ihn recht und wußten wie er zu bewahren ſei, mehr denn alles auf Erden. Und als der Pfarrer einlud zum Tiſche des Herrn zu kommen, wer von Herzen ſein Jünger zu ſein begehre, da klang dieſer Ruf ihnen ganz anders als ſonſt, nicht mehr ſo wie eine allgemeine Einladung, ſondern es ging ſie beſonders an, und es dünkte ſie, ſie müßten Beſcheid darauf geben. Und als ſie zum Mahle gingen, gingen ſie nicht wie ſonſt als ſolche, welche das Recht hätten dazu und es nicht veralten laſſen wollten, ſondern als ob ſie hingezogen würden, wie durch einen Magnet, durch eine unſichtbare Macht, wie der Dürſtende zur Waſſerquelle, das verloren geweſene Kind zum Vater, der wieder auftaucht in ſeinem Geſichtskreiſe. Das Einzelne, Beſondere war vergeſſen, untergegangen in dem großen Gefühle, Gemeinſchaft zu haben mit dem Vater und dem Sohne durch den Geiſt, der lebendig in ihnen wohne, und als Siegel dieſer Gemeinſchaft empfingen ſie des Mahles äußere Zeichen, und ſie empfanden es in unausſprechlicher Innigkeit, daß weder Welt noch Tod, weder Teufel noch Hölle ſie mehr von Gott zu ſcheiden vermöchten.

Ernſt, aber in getroſter Freudigkeit, verließen ſie das Haus des Herrn, ſie waren erbauet worden.

Der Strom der Leute umwogte ſie und ſeltſam kam es ihnen vor, daß ſie mit ihnen unbefangen heimgingen, wie ſie mit ihnen gekommen waren. Niemand gedachte mit einem Worte, daß ſie der Gegenſtand der Predigt geweſen. Erſtaunt hörten ſie wie der eine ſagte: der Pfarrer predige alle andere Sonntage über den Geiz, man merke wohl, daß er ſelbſt nicht viel habe. Aber er müſſe ſagen, es mache ihm Langeweile, alle andere Sonntage das Gleiche zu hören. Ein anderer ſagte: Er hätte es wohl gemerkt, der Pfarrer hätte auf ihn geſtichelt, das hätte er wohl können bleiben laſſen; es dünke ihn, an einem heiligen Sonntag ſchicke ſich das nicht, er könnte die Leute wohl ruhig laſſen. Da ſei der Pfarrer letzthin gekommen und habe da Steuer gebettelt, er wiſſe nicht mehr für was, und er habe ihm nichts gegeben; man habe ſein Geld nicht nur für andere Leute, und er habe es dem Pfarrer geſagt, er wolle erſt für ſich ſorgen, und ſehen daß er genug habe. Und jetzt gehe der und halte eine ganze Predigt auf ihn, für einen Pfarrer dünke es ihn nicht ſchön. Aber dem wolle er es eintreiben, die erſten ſechs Wochen ſehe ihn der nicht mehr in der Kirche. Noch hatte der eine dieſes zu rügen, ein anderer etwas anderes; jeder hatte eine andere Predigt gehört als der andere, nur darin waren die Meiſten einig, daß die, welche ſie gehört, ihnen nicht gefallen. Er könnte es, wenn er wollte, ſagten ſie; vor acht Tagen habe er eine Predigt gehabt, Leib und Seele hätte noch lange geſchlottert, aber er möge es ihnen gar ſelten gönnen, das ſei aber nicht deſt bräver, wenn einer es könnte, und nicht wollte.

Nur wenige Leute nahmen keinen Theil an dieſen Urtheilen, gingen in ſtillem Ernſt ihre Wege; denen hatte der Pfarrer auch etwas Inwendiges getroffen, und dem dachten ſie nach, und redeten nicht in das Allgemeine, zum Disputiren war das Herz ihnen zu voll, und mit ihrem eigenen Innern zu beweiſen, wie Recht der Pfarrer gehabt, das mochten ſie nicht. Es iſt mit dem Inwendigen eine eigene Sache, man verhüllet es ärger als ſeinen Leib, und die Hülle wird oft ſo dick, daß kein Auge mehr hindurchdringt, nicht einmal das eigene, und die Zuverſicht auf dieſe Hülle wird ſo groß, daß man nicht einmal denkt, ein Auge könnte durchdringen, und Gottes Auge nimmt man in dieſer Meinung nicht aus.

Dieſes Verhüllen hat aber auch ſeinen Grund in der Angſt, nicht verſtanden zu werden, in der Angſt, daß die, denen man das inwendige Leben erſchließt, Spott und Muthwillen mit demſelben treiben möchten, weil ſie es nicht würdigten, nicht begriffen, wie Kinder mit den koſtbarſten Edelſteinen nicht anders umgehen als mit gemeinen Steinen, und gemeine Leute deſto lauter und höhniſcher über das Edle ſpotten, je höher es über ihre Geſinnung ſteht.

Darum auch fiel es weder dem Chriſten noch dem Aenneli, noch ihren Kindern ein, den Leuten die Predigt auszulegen, wie ſie dieſelbe verſtanden und ſie mit ihrem äußerlich und innerlich Erlebten zu belegen. Sie wurden faſt froh, daß den Andern ihre Augen oder Ohren gehalten geweſen, und das, was ſie ſo klar glaubten, ihnen dunkel und verborgen geblieben, und ſagten nur hie und da, wenn ſie nicht anders konnten, ein Wort ins Reden der Leute: ihnen hätte die Predigt gefallen, es dünkte ſie, es könne ein jeder ſeinen Theil davon nehmen, und wenn man dem Pfarrer nach thäte, ſo käme es nicht bös.

Aber als der ſtille Nachmittag heraufkam, die Dienſten ihre Wege gegangen waren, ſchön ſonntäglich feierlich es ums Haus ward, der Baumgarten, faſt einem heiligen Haine vergleichbar, mit leiſem Säuſeln die Bewohner des Hauſes in ſeinen kühlen Schatten lockte; als ſie ohne Abrede, aber von gleichem Zuge getrieben, eins nach dem andern kamen, das Eine noch vor dieſem Baume ſtund, das Andere Raupen abſtreifte im Vorübergehen, endlich alle ſich zuſammenfanden unter einem mächtigen Apfelbaume, und ſich lagerten ins kühle Gras, da redeten ſie von dem, was in ihrem Inwendigen vorgegangen. Allen war es mit der Predigt gleich gegangen, allen war ſie ein Spiegel geweſen, in welchem ſie mehr oder weniger klar ihre innern Zuſtände geſehen, und eben deswegen ſahen ſie ſo klar und deutlich, daß der Pfarrer durchaus recht hatte, und das Eine, das Noth thue, eben der Geiſt des Herrn ſei, und daß ſie eben deswegen ſo unglücklich geweſen, weil ſtatt des Geiſtes, das Geld Hebel, Mittelpunkt, Ziel ihres Lebens geweſen, und daß es nur der Geiſt des Herrn geweſen ſei, der die wilden Wellen in ihren Herzen und in ihrem Hausweſen geſtillet.

Wunderbar aber ſchien es allen, wie der Pfarrer gepredigt, als rede er aus ihren Herzen heraus und kleide es nur in Worte, was er in denſelben geſehen, und mache ihnen nur deutlich und hell was ſie ſelbſt gefühlt, geahnet, aber ohne ihm recht Worte geben zu können. Sie wußten, er kannte ſie wenig, von ihnen hatte in Jahresfriſt Niemand mit ihm geredet, von ihrem Inwendigen konnte Niemand anders ihm Bericht gegeben haben, kannten ſie es ſelbſten doch kaum. Die Vorgänge der letzten Woche kannte ebenfalls Niemand. Sie wußten es nicht anders zu erklären, als eine Fügung Gottes, der auch noch heut zu Tage durch den Mund ſeiner Knechte redet, die Geiſter lenket, die Herzen zu treffen weiß. Denn wer iſt's, der dem Prediger den Text zur Hand gibt, der dem Text Leben gibt in des Pfarrers Geiſte, daß er aufblüht und zur Predigt wird und gerade zu dieſer und zu keiner andern. Der, ohne deſſen Willen kein Haar aus unſerem Haupte fällt, und kein Sperling vom Dache, ſollte der nicht auch Macht in den Geiſtern haben? Und der, der ſich verkündigen läßt durch die Nacht mit ihrer Sprache, durch den Tag mit ſeiner Rede, durch jede Blume, die auf dem Felde blüht, ſollte der ſich nicht auch durch eine Predigt verkünden laſſen können, und zwar gerade ſo wie er es will? So meinten es die Leute und fanden großen Troſt darin, daß Gott ſie angeſehen und den Geiſt des Pfarrers alſo gelenket.

Es war aber nicht nur der Text zur Predigt aufgegangen in des Pfarrers Geiſte, ſondern ſeine Predigt war auch aufgegangen in ihrem Geiſte, war Leben geworden, d. h., hatte mit ihrem Leben ſich verwoben, und dieſes Leben trat in bald ſchroffern, bald mildern Uebergängen, gerade wie es der Zufall oder das wunderbare Gedankenſpiel in unſerer Seele mitbrachte, in ſcheinbar rein weltlichen Geſprächen zu Tage, welche, dem Fremden vielleicht gemüthlich geſchienen, in denen er aber auf keine Spur eines höhern Lebens, eines heiligen Geiſtes, eines höhern Aufſchwunges geahnet hätte. Aber es ſtrömet der Geiſt des Herrn durch Feld und Wald, durch Neſſel und Nelke, er ſtrömt durch alle unſere Lebensverhältniſſe, durch alle Worte, womit wir ſie bezeichnen, wenn der Geiſt des Herrn in uns iſt. Nur unſere Jungens meinen, er ſei an beſtimmte Worte gebunden, wie die Seele eines Froſches in den Leib des Froſches.

Die Freude, daß die Finſterniß vergangen, der Morgen wieder angebrochen, brachte ſie auf den vor ihnen liegenden Tag und ſeine Geſtaltung, und dieſe Geſtaltung war nicht blos ein Nebel, hoch oben im Gebiete der Lüfte, den man mit des Mundes Hauch von einem Munde zum andern Munde treibt, wie man auch oft Bysluft und Wetterluft ihr Spiel treiben ſieht mit den Nebeln, ſondern dieſe Geſtaltung ſtellte mitten im Leben ab, und ſie drückten ſich aus darüber mit ganz natürlichen, allgemein verſtändlichen Worten; was aber für ein Geiſt in denſelben lag, das fühlten die, welche gleichen Geiſtes waren, ſehr wohl.

„Er werde alt, ſagte der Vater, er fühle wohl, er möge nicht mehr Allem nach, und ſo könnte öppe vieles beſſer gehen, als es gehe, aber ändern könne er es nicht wohl mehr. Die Jungen möchte er nicht verſäumen, darum ſei beſſer, er ſtelle daraus, und laſſe die Kinder machen. Wenn ſie öppe einander verſtehen wollten, ſo wüßte er nicht, warum es nicht gehen ſollte.“

„Es ſei ihr auch recht, ſagte die Mutter, ſie wolle ſich wohl gerne darein ſchicken. Sie und der Vater wollten in die Hinterſtube, oder könnten eine Wohnung machen laſſen auf das Ofenhaus, die würde ſo viel nicht koſten; und wenn man etwas rathen könne oder helfen, ſo ſei man immer noch da, und die Jungen ſeien noch manchmal froh über einem. Aber anſtändig wäre es, wenn Resli heirathen würde, ſonſt ſehe ſie nicht ein, wie das zu machen wäre. Anneliſi werde nicht immer da bleiben wollen, und wenn Chriſten heirathete und ſeine Frau die Haushaltung machen müßte, und Resli nehmte einſt den Hof zur Hand, ſo thäte es Chriſtens Frau weh und es ginge nicht gut.“

Resli unterbrach die Mutter und ſagte: „Von dem wolle er nichts hören, und er wolle ſie nicht vertreiben.

Dem Vater helfen, wie er könne und möge, das wolle er gerne, und es ſei ſeine Schuldigkeit; aber das Heft ſolle er nicht aus der Hand geben. Vom Heirathen möge er auch nichts hören, er werde kaum heirathen; und heirathen, nur um die Mutter aus der Küche zu vertreiben, das möge er gar nicht, ſie ſei ihm zu lieb dazu, und ſie habe die Sache dreißig Jahre gut gemacht, es ſei die Frage, ob je eine ihr die Schuhriemen aufthäte.“

„He, ſagte Chriſten, Jemand wird heirathen müſſen, ich meine, ich oder du, vom Anneliſi will ich nicht reden, das iſt kein Frag. Ich aber will nicht heirathen, ſo ein kränklicher Menſch wie ich bin, ſoll nicht ein Haus aufrichten, und ich könnte leicht eine erhalten, ſie brächte mich das erſte halb Jahr unter den Boden. Nein, ich will bei dir bleiben, wir ſind öppe immer Brüder geweſen und werden es auch bleiben. Du mußt heirathen, und daß du etwas im Spiel habeſt, das haſt du mir ja einmal ſelbſt geſagt, und längſt hätte ich es aufs Tapet gebracht, wenn ich es nicht ab unſerm Elend vergeſſen hätte. Du aber haſt es nicht, denn ſeither haſt du ja keinen Fuß zum Tanz gehoben und keinen Tritt des Nachts zum Haus aus gethan.“

Resli wurde roth und wollte ſich vertheidigen, da fragte die Mutter: „Hör, was iſt das mit z'Dorngrüterbaurentochter? Du haſt mich einmal nach ihr gefragt und ſo wunderlich dabei gethan. Ich habe dich damals abgeſchnauzt, es iſt mir ſeither manchmal leid geweſen, und ich hätte wieder davon angefangen, aber bald ſchickte es mir ſich nicht, bald dachte ich, du ſageſt mir jetzt doch nichts mehr, und ſo ſchwieg ich. Iſt dir die öppe im Sinn?“

„O apparti nicht,“ ſagte Resli.

„Hör, ſage es frey recht gerade heraus. Wenn es etwas iſt, ſo kann man dir helfen. Es hat ſchon mancher ſo geſchwiegen, und hat die Sache ſo in ſich ſelbſt verdrückt und iſt hinten drein reuig geweſen,“ antwortete die Mutter.

„He nun, ſagte Resli, ſo will ich es gerade heraus ſagen: das Meitſchi hat mir gefallen wie noch keins, ich glaube nicht, daß es eins gebe, das ihm die Schuhriemen aufthäte, und ich habe gleich gedacht, das oder keins. Und es iſt mir noch ſo, aber ich ſehe wohl, daß es nichts daraus gibt.“

„Warum? fragte Chriſten; haſt gefragt?“

„He nein, ſagte Resli, aber ich weiß es ſonſt.“

„Wie kannſt du ſo etwas wiſſen, wenn du nicht gefragt haſt; das geht oft ganz anders als man denkt. Oder iſt das Meitſchi verheirathet?“ fragte der Vater.

„Selb weiß ich nicht, ſagte Resli, und vom Meitſchi wollte ich nicht reden, es ſchien mir, als wäre ich ihm nicht ganz unanſtändig, freilich irrt man ſich leicht. Aber es iſt noch etwas anders.“

„So ſage doch, was iſt's, ſagte der Vater. Iſt öppis z'ſchüchen (ſcheuen) a de Lüte?“

„He, wie man will, ſagte Resli. Der Vater iſt ſehr reich und gruſam geizig, und, wie ich gehört, iſt ihm für ſeine Kinder nicht gleich einer reich genug, und wenn es auch einer iſt, ſo will er dann noch ehetagen auf alle Füli (mit aller Liſt) daß es keine Art hat. Er hätte ſchon zwei Töchtern ſo gebraucht und Ehetagen laſſen, daß ſeine Tochtermänner daheim alleine erben, und ihre andern Geſchwiſter mit leeren Händen gehen können. Das will ich nun nicht, ich will mich an meinen Geſchwiſtern nicht verſündigen, daß ich denken muß, Kinder und Kindeskinder müßten es entgelten, und wo man unter ſolchen Gedingen zuſammenkommt, da ſieht man wohl was Trumpf iſt, und was e ſellige Trumpf kann, das haben wir erfahren. Ich begehre nicht mehr als meine Sache; dem Chriſten und dem Anneliſi gehören ihre Theile ſo gut als mir, wenn es einmal zum Erben kömmt, was, ſo Gott will, noch lange nicht geſchehen wird.“

„Los Bruder, ſagte Anneliſi, wenn es nur das iſt, ſo achte dich meiner nicht. Chriſten hat nur Späße gehabt, und es iſt dann noch lange nichts Richtiges und wenn ich dich damit kann glücklich machen, ſo bleibe ich ledig. Es wäre ja ſo mancher ihr Glück geweſen, wenn ſie nicht geheirathet. Wie wohl es mir iſt, bei Vater und Mutter, das weiß ich, wie es mir aber ſo mit einem Manne gehen würde, das iſt ein Ungewiſſes.“

„Wie wir es zuſammen haben, ſagte Chriſten, weißt du, und wenn dir das Meitſchi anſtändig iſt, ſo mach was du kannſt, und was wir dir dazu helfen können, darauf zähle, und wenn dir der Vater den Hof abtreten will, kaufsweiſe um ein Billiges, ich für mich hätte nichts darwider.“

„Von dem will ich nichts hören, ſagte Resli, Vater und Mutter ſollen ihre Sache behalten. Daß ſie wegen einem Kinde ſich die Hände binden ſollten, das thue ich nicht. Wegen einem Meitſchi laſſe ich Vater und Mutter noch lange nicht auf die Seite ſtellen, wir ſind jetzt ſo ſchön bei einander, wir wollen nicht alſobald Unguld hinein machen.“

„Mir thäteſt du einen großen Gefallen, wenn es ſich machen ließe, ſagte die Mutter; wenn ich ſterben ſollte, und das werde ich bald, es wäre mir ein großer Troſt, wenn ich deine Frau geſehen hätte.“

„Mutter ſchweig vom Sterben, du darfſt uns nicht ſterben, und von einer Frau ſchweiget mir.“ „Und ich ſchweige nicht, ſagte Chriſten. Es iſt doch dann noch nicht geſagt, daß es immer gleich gehen müſſe und probiren ſchadet nichts. Es kömmt nur darauf an, ob dich das Meitſchi will oder nicht, wenn man das vernehmen könnte, ſo müßte die Sache bald richtig ſein. Haſt du ſeither nichts von ihm vernommen?“

„Nein, ſagte Resli, er hätte nicht gewußt, was das Nachfragen abtrage, wo es beſſer wäre, er vergeſſe die ganze Sache je eher je lieber.“

„Da haſt du Unrecht gethan, ſagte Chriſten, und ich will für dich vernehmen was nöthig iſt; es iſt mir auch daran gelegen, daß du eine rechte Frau erhalteſt, und wenn die Mutter ſo Freude hat an einer Sohnsfrau, ſo muß ſie noch vor Oſtern eine haben, oder ich will nicht Chriſten heißen. Vater gib mir einige Neuthaler in Sack, die meinigen ſind neue uſe, und ich will um etwas aus, um Roſſe, Kühe, Schafe, ſei es was es wolle, und ſomit habe ich Gelegenheit auf das Dorngrüt zu kommen, unbekannt, vielleicht mit dem Meitſchi z'reden und vernehme allweg was für Werch an der Kunkel iſt, und wie die Sache öppe anzukehren wäre.“

„Mache was du willſt, ſagte Resli, und ich danke dir für dein Anerbieten, aber ich will dich nicht geheißen haben und an Nichts ſchuld ſein. Ihr ſeid alle nur viel zu gut gegen mich, aber ich will es auch keinem vergeſſen.“

„Das hätte ich vor acht Tagen noch nicht hoffen dürfen, daß es ſo kommen könnte, ſagte die Mutter, und wenn es mir Jemand geſagt hätte, ſo hätte ich es ihm nicht geglaubt. Aber bei Gott ſind alle Dinge möglich, und wie er das Unglück einbrechen läßt, wie eine

Dieb in der Nacht, warum ſollte er nicht auch das Glück heraufführen, wie die Sonne aus ihrer Kammer, wenn die Herzen dafür reif geworden ſind."

„Horch, was iſt's," rief Resli, und ſprang vom Boden auf. Langſame Glockenſchläge hallten einzeln durch die Luft, alle ſprangen auf; es ſtürmt, wo brennts, frugen alle. Rauch war nirgends zu ſehen, aber nur im Halbkreiſe lag frei der Horizont vor ihnen. Sie eilten dem Hauſe zu, in zwei Minuten ſah man Resli den Feuerhaken auf der Achſel, den Eimer daran gehängt, in raſchem Laufe dem Kirchthurme zueilen, wo immer ängſtlicher die Glocke um Hülfe wimmerte, und verſchwunden war das ſchöne Bild der innigen Familie, verſchlungen vom Wirbel der Welt.

Aber ſei auch das Bild verſchwunden, iſt nur der Geiſt geblieben; der lebendige Geiſt ſprüht neue Bilder immer wieder auf, ſchöne Kinder, Zeugen ſeines Lebens

* * *

Der Druide.

Der Abendwind ſpielte im See; ſeltſam kräuſelten ſich die Waſſer und ebneten ſich wieder. Erſt hatte der See noch geleuchtet im Golde der untergehenden Sonne, jetzt lag er da in dem geheimnißvollen Blau, in deſſen Tiefen der Menſch den Himmel ſucht. Wunderbar rauſchte es über ihn hin und vor ihm her, wie ein Locken aus andern Welten, ein Locken von dem Himmel her, den die Menſchen ſuchen, den keines Sterblichen Auge erſchaut. Das Locken rauſchet ſo ſüß, bewegt wunderbar des Sterblichen Bruſt, es wird ihm, als ſehe er tief im blauen Grunde den Himmel ſich öffnen, als müßt er ſich ſtürzen in des Himmels geöffnetes Thor.

Auf mäßiger Höhe über des Sees linkem Ufer ſtand eine mooſigte Hütte und vor ihr ein mächtiger Greis, ſilberhaarig, hundertjährig; düſter war ſein Weſen, dunkel und träumend ſein Auge, dem dunkeln See zu ſeinen Füßen gleich. Zwei Hunde lagen vor ihm im Graſe; wild wälzte ſich zwiſchen beiden ein Kind.

Ueber den blauen See kamen Kähne gezogen, in weiße Segel ſtieß der Wind, mit gewaltigen Schlägen peitſchten die Ruder die Wellen, ſie flogen dem Ufer zu wie Schwäne zur ſtillen Bucht, wo im Schilfe ihre Brut liegt, während über ihr der Aar kreiſet.

Gegen den Hügel, auf welchem der Greis ſtand, kam einer der Kähne geflogen, vorlor ſich unter überhängendem Geſträuche. Es raſſelte zu des Alten Füßen, es hoben knurrend die Hunde ihre ſchlanken Leiber, wild ſchaute das Kind ins Gebüſch.

Männer brachen herauf, voran ein Held in glänzendem Schmucke des Krieges. Gold funkelte an ſeiner Rüſtung, ſilbern glänzten ſeine Waffen, aber weiß bereits wallten über die breiten Schultern die ſchweren Locken. Ehrerbietig ſchwiegen die Hunde, ſtill barg ſich hinter den Greis das Kind; der Held aber trat zum Greis, bot ihm die Hand und ſprach: „Du noch hier, Schwito? Sieh, ſchon dunkelt es auf dem See, es ſteigen die Nebel, der Mond ſäumt das finſtere Wolkenband, welches über den Bergen liegt. Die Opferſtunde naht, die Opfer müſſen fallen, die Zeichen erforſcht werden, und du ſäumſt? biſt noch nicht im Haine?“ „Ich gehe nicht hin, ich bleibe.“ „Du bleibſt? Reihe noch einmal der Prieſter Schaaren, reihe die Opfer, rufe zu den Göttern am Opferſteine. Schwito komm!“ „Nein, Diviko, ſprach der Greis, ich komme nicht. Ein Anderer ſteht an meiner Stelle. Mein Arm iſt zu ſchwach geworden, mein Opfermeſſer trifft die Opfer nicht mehr gut, und meine Augen ſind dunkel geworden, ſie ſehen in den Opfern nicht mehr was junge Augen ſehen, jetzt noch weniger als vor drei Jahren. Aus meinen Gliedern iſt die Wärme gewichen, es friert ſie im kühlen Haine, und meine Ohren ſind auch alt geworden, ſie vernehmen die Geſänge nicht mehr. Am Opferſteine ſteht jetzt ein Anderer, ſeine jungen Augen ſehen in den Herzen der Thiere eure Wünſche, der Opfer fließend Blut raucht ihm wie Römerblut, und wie Feindesflucht tönet ihm des Haines Rauſchen. Geh nur, am Steine ſteht er ſchon, und was ihr wünſcht, das wird er ſehen.“

„Hartes ſprichſt du, ſprach Diviko, und wenn eine andere Zunge geſprochen hätte, was du jetzt, du ſelbſt hätteſt ſie aus ihrem Sitze geriſſen und den Hunden hingeworfen. Schwito, kannſt du dein Haupt nicht mehr erheben aus des Alters ſchwarzer Wolke, die dein ſonſt ſo klares Auge umnachtet, dein klares Auge, das unſern Sieg ſah am Lemanerſee, deſſen Verheißungen uns begleiteten auf den Zügen unſerer Jugend, uns begeiſterten, daß jedes Schlachtfeld uns zur Siegesſtätte ward? Iſt jetzt dieſem Auge, das ehedem ſo klar ins Dunkel der Zukunft ſah, alleine verſchloſſen, was die Prieſter einſtimmig deuten, was ſelbſt unſere Augen ſehen hell und unzweifelbar? Traurig ſind die Schatten, welche das Alter auf das hellſte Auge wirft, und wenn die Götter mich lieben, ſo wird mir ein kühner Tod auf blutigem Felde, noch ehe dieſe Schatten über mein Haupt kommen.“

„Die Götter geben und nehmen ihre Gaben nach ihrem Willen, ſprach Schwito; was Alle ſahen, das habe ich nicht geſehen. Darum weil des Amtes Gabe mir fehlte, legte ich auch das Amt in eines Andern Hand; ſein Mund mag euch nun eures Zuges Ziel und Schickſal deuten nach der Jugend hellem Sinne, was in des Alters Schatten ſo dunkel vor meinem Geſichte ſchwamm.“

„Schwito, ſprach Diviko, deine Seele iſt krank, gehe ſchlafen, auf daß du morgen rüſtig ſeieſt.“ Und ehe er ſeines Freundes Antwort vernahm, ſchritt der alternde Held dem Haine zu, aus welchem dunkle Säulen ſtiegen, zu düſtern Wolken geſtaltet, über ihm hingen, als ob ſie verſchleiern ſollten des Haines Geheimniſſe.

Das Feuer, mit welchem er am Lemanerſee die Römer geſchlagen, brannte noch im alten Helden und glühte nach neuer Bewährung. Er beſonders hatte den Zunder der Luſt, das goldene Land der Traube zu ſuchen, im Volke erhalten; denn ſein Auge hatte dieſes Land geſehen, ſeine Zunge deſſen Süßigkeit gekoſtet. Er hatte die Heldenkraft der Helvetier ſich erproben ſehen in mancher Gefahr, er dachte nicht, daß ſie erliegen konnte im Verſuche, ihr rauhes Land mit dem zu vertauſchen, in welchem die gelben Früchte in dunkelm Laube glänzen, und goldene Trauben, ſüß und ſtark in den Bäumen ſich wiegen. Was er für ſicher hielt in ſeinem feſten Gemüthe, dagegen duldete er keine Einrede, und Anderer Gedanken wurden nicht ſeine Gedanken. Was der Menſch ſo recht feſt hält in ſeiner Seele, das hält er für der Götter Wille, und als Frevler gegen die Götter kömmt ihm jeder vor, welcher der Götter Wille nicht anerkennen will. So täuſcht ſich der Menſch.

Darum that es ihm ſo weh, daß Schwito, der Erſte der Druiden, ſeinem Wunſche entgegen ſtand, den gleichen harten Willen dem ſeinen entgegenſtellte. Wie mächtig es Diviko zog nach dem neuen Land, ſo innig war Schwito gefeſſelt ans alte Land. Je inniger dieſe Liebe zum Lande war, um ſo weniger ſchien es ihm der Götter Wille, daß man dieſes Land laſſe, um ſo ungünſtigere Zeichen fand er für den Zug, zu dem die Führer das Volk reizten, und er fand ſie nach der Lehre ſeines Amtes und in voller Ueberzeugung; er täuſchte andere nicht.

Aber gewaltig regte im Volke der Geiſt ſich, vor dem der Prieſter, wenn er ihn nicht lenken konnte, ſich beugen mußte, ſelbſt im heiligen Haine. Der Wille, das geträumte Land zu ſuchen, ſchwoll an Schwito's Widerſtreben auf, wie der Strom am Damme, der mitten durch ſein Bette geht. Die andern Prieſter bebten, aber verſchloſſen blieb ihr Mund. Ihr Oberſter hatte geſprochen, und ihnen galt der Glaube, daß die, welche Glauben forderten an die Götter und ihre Offenbarungen, dieſen Glauben nicht ſelbſt ſtören müßten durch Offenbarung widerſprechender Meinungen, galt die Ordnung, daß, wenn einmal ihr Oberſter der Götter Willen verkündet hatte, die Andern ſchwiegen und glaubten. Aber Schwito ſah wohl, wie höher und höher ſchwoll des Volkes Wille, ſah das Beben ſeiner Brüder, ſah, wie das Volk andere Zeichen wollte, ſie ſuchen würde in der Prieſter Blut. Den Untergang der Brüder wollte er nicht; er ſah in ihren Augen, daß dieſe längſt andere Zeichen gefunden, welche er mit ſeinen Augen nicht ſehen konnte. Darum hatte er Stab und Meſſer in eines andern Hand gelegt und den Opferſtein verlaſſen. Hundert Jahre hätten ſeine Augen dunkel gemacht, die verliehene Gabe die Götter ihm wieder genommen, andere Augen müßten es ſein, um andere Zeichen zu finden, helle Augen und nicht hundertjährige bedürften ſie, den unbekannten Weg zu ſuchen. So hatte er geſprochen nach ſchwerem Kampfe, in ſeiner eigenen Erniedrigung des Amtes Ehre gerettet. Aber hart hatte er gekämpfet um dieſen Entſchluß, denn je höher der Menſch ſteht, je mächtiger ſein Geiſt iſt, um ſo ſchwerer wird ihm der Entſcheid, wo das Aeußerſte zu verſuchen, oder aber der Widerſtand aufzugeben ſei

Als Schwito, der Vielgeprüfte und Vielgeehrte, den Hain verließ, da war es dem Volk, als ſei es ein Kind und der Vater ziehe ſeine Hand aus der Kinder Hand, ein eigenthümlich Beben rieſelte durch ſein Mark und ſeltſam rauſchte es durch die Kronen der Eichen, als ob die Götter zum Volke reden wollten mit ſelbſt eigenem Munde. Wenn es gedonnert hätte zur ſelbigen Stunde, eine Ungewitter losgebrochen wäre, wie ſie nicht ſelten ſind an den helvetiſchen Seen, das Volk hätte ſeinen Willen gebeugt, und hätte in Schwito's Willen der Götter Willen anerkannt, ſo lange Schwito's Mund ihn hätte ausſprechen können. Aber ſtumm blieb der Himmel, das Beben verrieſelte, es tauchte das Gefühl der Freiheit auf, und um ſo mächtiger ward in demſelben die alte Luſt zum neuen Lande.

Mit Zagen bereiteten die Prieſter neue Opfer und ſuchten neue Zeichen, und die Zeichen wurden immer günſtiger dem Willen des Volkes, bis ſie mit demſelben zuſammentrafen, bis der Auszug beſchloſſen ward. Orgetorix fiel in die Netze, die er dem Volke geſtellt, und um ſo feſter ſtund des Volkes Entſchluß. In ſeiner Rettung aus dem bereiteten Netze, erſah es der Götter Gunſt, glaubte jeglicher Gefahr entronnen und ſchloß um ſo feſter an Diviko ſich, den erprobten Helden, welcher eben ſo ſehr den Auszug wollte als Orgetorix, aber in deſſen Glanze verdunkelt ſtand wie ein veraltet Bild in düſterem Hintergrunde. Es war ein mächtiges Treiben im Volke, die thörichten Weiber pflanzten um ſo eifriger, weil ſie glaubten, fürder aller Arbeit enthoben zu ſein in dem neuen Lande, und die Jäger ſchonten die trächtige Hirſchkuh nicht, nicht die Brut der Auerhähne, weil ſie das alte Land nicht mehr nöthig zu haben glaubten.

Das dritte Jahr ging zu Ende, es nahte die zum Auszug feſtgeſetzte Zeit, der Schnee war längſt geſchmolzen, die Wege waren getrocknet, milde Winde wehten über die Berge, als ob die Götter ſelbſt die Wege ihnen ebneten, zum Aufbruch ſie mahnten. Alles rüſtete ſich zu demſelben, und je näher er kam, deſto größer ward der Jubel, als ob das unbekannte Land mitten unter ihnen aufgetaucht wäre; Jungfrauen und Weiber ſangen in die Wette ſein Lob, träumten ſeine Pracht.

Zum letzten Male endlich ward voll der Mond, zum letzten Male wollten ſie im alten Opferhaine ihre Götter ehren, wollten ſie bewegen, mitzuziehen ins fremde Land, in ſchönere Haine. Am folgenden Tage wollte der Stamm der Tiguriner aufbrechen, um am beſtimmten Tage einzutreffen an der Gränze von Helvetien, wo im Weſten die Stadt der Allobrogen wie mit einem Riegel den Ausgang ſchließt.

Aber immer noch ward Schwito im Haine vermißt; ſo angeſtammt war ſein Anſehen, daß troß dem Glauben an ſeine Schwäche, vielen die Zeichen nicht ſicher ſchienen, bis auch Schwito ſie erkannt und als günſtig dem Volke verkündet. Darum kam Diviko oft, kam auch dießmal zum alten Oberprieſter, zum Mitgehen ihn beredend. Aber wie dießmal kam er alle Male umſonſt; was ſeine Augen ſahen, das wußte er. Störung bringen ins Unvermeidliche wollte er nicht, und was er einmal beſchloſſen, das änderte er am folgenden Tage nicht und an keinem der folgenden Tage.

Als Diviko in die Schatten des Haines trat, wogten ſchon Tauſende auf und nieder, und von allen Seiten ſtrömten neue Schaaren herbei; denn wer hätte nicht zum letzten Male noch beſuchen wollen den heiligen Ort, wo die Götter der Väter Rath geleitet, von wo her ſie geſegnet hatten des Volkes Thun, im Krieg und im Frieden, in Haus und Feld, Wald und See. Gewaltige Eichen breiteten weithin ihre mächtigen Aeſte, zwiſchen ihnen durch zog der Rauch von Fackeln und

Feuern, die überall brannten; dumpfe Geſänge hörte man von der Opferrunde her, in deſſen hell erleuchteter Mitte grauſig die Opfermeſſer blitzten, während weiße Stiere ängſtlich brüllten, Gefangne ſchweigend harrten ihres blutigen Looſes.

Voll und glühend war des Mondes Scheibe heraufgezogen, leuchtete über dem Haine, warf ihre Strahlen durch Rauch und Aeſte hinunter auf des Waldes Grund; in wunderbarem Zauberſcheine begann der Erſte der Druiden ſein blutiges Amt. Schwito aber war nicht ſchlafen gegangen; unſichtbare Feſſeln hielten ihn feſt am Hügelrand überm See. Finſtern Auges ſah er des Mondes volle Scheibe über die Berge ſteigen, ſah finſter auf das liebliche Bild, das allmählig auftauchte aus der blauen Fluth, als einzelne Silberſtreifen die ſchwellenden Wellen zitternd berührten, als der Mond ſein volles Antlitz in den Wellen badete, und endlich mit vollem Lichte den ganzen See mit hellem Silberglanze übergoß. Je höher der Mond ſtieg, je lieblicher die Landſchaft ward, vom Mond und See verklärt, deſto höher quoll in ihm die Wehmuth, deſto düſterer ward ſein Auge.

Wo war wohl ein ſchöner Land als das, welches zu ſeinen Füßen lag? wo eines, das treuer ſeine Söhne nährte und ſicherer ſie ſchirmte? Wo war das Land, das kräftigere Söhne zog an ſtarker Bruſt, als das Helvetierland? Söhne, berühmt am Rheine und an der Rhone, der Germanen und der Römer Schrecken, das Helvetierland, deſſen Eingang den Römern zum ſchmachvollen Joche geworden, ein Ereigniß, welches ſie ſeit Jahrhunderten nicht mehr erfahren hatten.

Hier waren ihre Sitze ſeit Jahrhunderten, hier weilten die Schatten ihrer Mütter, thürmten ſich die Grabhügel der Väter, wohnten ihre Götter, hier mahnte alles die Söhne an der Väter Ruhm, an des Stammes Muth und Kraft. Was ſollte aus dem armen Volke werden im fremden Lande, wo keine Berge waren, keine Seen glänzten, der Väter Schatten nicht weilten, die Götter nicht wohnten? Was war aus den Cimbern geworden? Ihre Gebeine bleichten an Italiens Sonne, zur Strafe, daß ſie die feſtſitzenden Helvetier zuerſt aus ihrem Lande lockten, ihnen den Brand warfen ins friedliche Gemüthe, der die Genügſamkeit verzehrte, ziſchte und züngelte nach neuer Luſt, nach reicher Beute. Wo werden die Gebeine der Meinen bleichen, wenn die heiße Sonne, welche der Hundsſtern bringt, am Himmel ſteht? So dachte der Greis.

Da ſchien es ſich zu regen auf den Hügeln und in den Schluchten; leichte Nebel ſtiegen aus den Hügeln, ſchwebten über die Hügel, ſchwebten an des Sees Ufer, irrten auf und nieder dort, als ſuchten ſie etwas und fänden es nicht; die Wellen rauſchten ſeufzend und klagend gegen die Ufer hin, und allenthalben ward es laut, rings um ihn hörte der Greis klagen und ſeufzen, drunten am Ufer, auf den Spitzen der Hügel, aus des Sees Mitte, herab aus der Eiche ſtarren Aeſten.

Es waren die Schatten der Väter, die ſtiegen aus ihrer dunkeln Gruft, aus des Hügels Schooße, die irrten an des Sees Ufern, die alleine bleiben ſollten im Lande, welches ihre Söhne muthwillig verlaſſen wollten. Sie irrten an den Ufern, troſtlos über ihrer Söhne Beginnen, ſie klagten den Göttern die thorrechten Opfer im heiligen Haine und heiliger Zeichen verkehrte Deutung. Und in ſeiner Seele vernahm der Greis dieſe Klagen, ſah der Väter Weh, daß ſie einſam bleiben ſollten im öden Lande, düſtere Nebel auf verlaſſenen

Hügeln, und ſeine Ohren vernahmen die lauten Geſänge im Haine und der Söhne unverſtändigen Jubel, und in ſein altes Auge rollten Thränen und heiße Tropfen, heilige Opfer heiligen Leides fielen zur Erde. Da rauſchten die Wellen lauter auf, ſtießen Kähnen gleich ans Ufer, und wie in ſilbernen Kähnen glitten mit den Wellen die Nebel in den See hinein, ſchwammen zuſammen da, wo Schwito in der Mitte des Sees des Mondes volle Scheibe ſah, als zöge die Neugierde ſie heran, zu ſchauen in die Züge des funkelnden Bades. Dort geſtaltete ſich eine Wolke; höher und höher hob ſie ſich und Sterne zuckten durch die Nacht, legten auf die Spitze der Wolke ſich, und ein ſeltſam wunderbarer Reigen tönte über den See. Da glitt langſam leiſe, einem weiten Mantel gleich, die Wolke auseinander, glitt hinab in den See, und hehr und herrlich, aus Nebeldunſt und Mondesglanz gewoben, auf ernſtem Haupt die Sternenkrone, ſah er Hertha, des Landes Göttin, ſitzen auf hohem Wolkenthrone über dem ſtill gewordenen See.

Sinnend und wehmüthig leuchtete ihr Auge gegen die Berge hin, welche gegen Süden wie duftige Zauberbilder den Geſichtskreis begränzten, ihre hehren Häupter in den Wolken badend; dann ſchweifte es über das blühende Land, die wohnlichen Ufer, wie der Mutter Auge blickt über das Ihre, weilte lange auf den duftigen Nebelwolken, die, wie bittend und betend, an ihres Thrones Stufen ſich ſchmiegten. Da loderten immer höher die Flammen aus dem Haine empor, immer lauter tönte über den See der Menge Jubel, in zorniger Wehmuth hoben ſich der Göttin Augen zum Haine hin, und klagend und ſeufzend ſchmiegten näher und näher ſich die Nebel um ihres Thrones Stufen. Immer zorniger leuchtete der Göttin jungfräulich Angeſicht nach den Jubelnden hin; die Krone bebte auf ihrem Haupte, wild wehte das reiche Gelocke um die Schultern, drohend hob ſie die weiße Hand gegen den Hain, wies dann hin nach Weſt und Nord, wo der blaue Berg das Land begränzt. Dort ſtieg eine ſeltſame Röthe auf, ein Brand am Himmel, wie Schwito keinen noch geſehen. Eine Feuerquelle ſchien ausgeſprungen zu ſein hinter des Berges Rand, ein Gluthmeer wogte herauf. Wie auf feurigem Herde die Flamme ſich bildet, bald weithin ſchießt in glühenden Strahlen, bald in feurigen Wellen durch die Lüfte wogt, bald dunkel erglühend, bald weiße Funken ſprühend, ſo zuckten feurige Strahlen durch die Luft; wie aus dem wilden Steppenheer wilde Reiter fliegen durch die Wüſte, ſo brausete ein wilder Brand lautlos immer weiter am Himmel herauf, immer weiter hin nach allen Seiten. Feuergarben, regenbogen farbicht, quollen in wilder Haſt höher und immer höher, quollen weit herein übers Land, bis über des Sees Fläche; zu einer Krone bogen die Spitzen ſich zuſammen, blutroth in wallendem Feuer. Da ſchien Hertha den Nebeln zu ihren Füßen zu winken nach oben; ſie ſtiegen auf zur Krone, wollten einen Flor werfen über Blut und Feuer, das über dem See ſprühte. Aber langſam feierlich ſenkte die Krone mit den Nebeln ſich, ſchwebte näher und näher über dem drohenden Götterbilde, das von hohem Wellenthrone, mitten auf dem See, in die Gluth ſtarrte, drohend, winkend mit ausgeſtrecktem Arme nach dem Haine. Dort aber im Rauſche der Freude, im Rauche der Feuer, ſah man die drohende Göttin nicht, die blutige Krone nicht. Immer dichter quoll der Rauch empor, immer lauter wurde es durch den weiten Hain. Da, als die Krone ſich näher und näher ſenkte in blutigen Wellen, als die Wellen der Freude höher und immer höher über dem Haine zuſammenſchlugen, bog Hertha die drohenden Hände zuſammen, weich wurden die harten Züge, mit milder Wehmuth ſah ſie auf die Nebel nieder, die, wie vergeblich ausgeſandte Boten Schutz ſuchend, ſich wieder zu ihren Füßen gelegt, um den Thron ſich gelagert. Da fiel aus Herthas Sternenkrone Stern um Stern, die Thränen der Göttin, in die Nebel hinein, und lichter wurden die Nebel und leiſer ihre Klagen. Nahe über Hertha ſchwebte die blutige Krone; da fiel der letzte Stern von ihrem Haupte und auseinander rauſchte der Wolkenthron. Die Nebel fliegen auf, hüllten die Göttin in weitem Mantel und leichte Winde trugen ſie über den See den Bergen zu, und leer ward es auf dem See und ſchwarz, und über den ſchwarzen See ſchwebte die blutige Krone.

Da ward es lebendig von den Bergen her, neue Diener hatte Hertha ausgeſandt gegen die fremde Krone über ihrem See. Dieſe wühlten in des Sees Waſſern, daß ſie zu ſieden und zu brauſen begannen, ihre Wellen zuſammenſchlugen, daß hoch gen Himmel die Waſſer ſpritzten, als ob ſie löſchen wollten den Feuerbrand, waſchen wollten von der Krone das Blut. Aus der Krone aber ziſchten feurige Streifen, wie das Feuer ſprüht, wenn Waſſer es trifft; blutroth ſtürzten die Wellen nieder, blutroth war der Schaum, den ſie bei neuem Anlauf der Krone entgegenwarfen. Plötzlich fiel über das ganze Gebilde die Nacht, deckte Krone und Wellen mit ſchwarzem Mantel, begrub Ziſchen und Brauſen in ihr ſchweigend Grab, und Schwito ſah nichts mehr, als vor ſich das Grab der Nacht, hinter ſich die vom Feuer gefärbten Wolken überm Haine, hörte nichts mehr als das Geſumſe aus deſſen dunkelm Schatten.

Dort dienten Tauſende den Göttern mit Blut und Meth; der Götter Wille ward erforſcht und gedeutet, die Götter wähnte man ſich günſtig und verſöhnt. Und als man ſo den Göttern diente, diente man nur ſeiner Luſt, und während man ihren Willen erforſchte, ſuchte man nur Beſtätigung der eigenen Gelüſten, und das Alles wußte man nicht, wußte nicht, daß die Götter nicht waren im blutigen Ring. Draußen, fern von ihnen, weilte Hertha, kündete ſich ihrem alten Getreuen, tröſtete die vergeſſenen Schatten der Väter, und das Gegentheil von dem, was die Prieſter im blutigen Gedärme fanden, das las Schwito in der Göttin ſelbſt eigenen Zügen.

Da ergriff ihn die alte heilige Gewalt, die ihn ſo oft vor dem Volke erfaßt, vor das Volk getrieben; und wo der Menſch einmal von ihr ergriffen iſt, da frägt er nicht: was ſoll ich thun und was ſoll ich reden, ſondern Thun und Rede geſtalten ſich ſonder Mühe und Denken, durch die gleiche Kraft empor getrieben, die Welten ſchafft und Welten zerſtört. Feierlich ſchritt er dem Haine zu, ſchritt ſonder Aufenthalt und Umſehen dem Mittelpunkte zu, wo in weitem Runde keine Eiche ſtand, in deſſen Mitte das gewaltige prieſterliche Feuer brannte, an welchem in weißen Gewändern mit eintönendem Geſange einige Prieſter dienten. Die Opfer waren gebracht, und günſtige Zeichen hatten die Prieſter verkündet; in freudigſter Regung war das Volk.

Weithin im Haine brannten kleinere Feuer, wie um die Sonnen ihre Gefolge ſich ſchaaren; allenthalben wurde Rath und Mahl gehalten; laut ſchallten Rede und Freude von Feuer zu Feuer. Raſch zogen die Bewegtern hin und her; langſam zog der Rauch empor, legte ſich einem Nebel gleich über den Hain, und dunkel, faſt wie ein blutend Menſchenhaupt, hing über dem Haine der Mond.

Als langſam und feierlich der Greis durch die Feuer ſchritt, ſtand ſtill das Mahl, die Rede ſchwieg; wie ein Geiſt aus andern Welten, wie ein Schatten der Väter, erſchien er in des Haines geheimnißvollem Schatten. Die kühnen Männer durchrieſelte das Beben, das die Kühnſten ergreift, wenn ſie das Unſichtbare Sichtbar zu erſchauen meinen, denn vor etwas muß der Menſch ſich beugen und beben, ſo will es das Geſetz, das über dem Menſchen ſteht. Als ſie ihn erkannten, den ſonſt ſo wohl Bekannten, als ſie ihn treten ſahen in den Opferrund zu dem heiligen Steine, an dem er ſo lange nicht mehr geſtanden war, da erhob ſich die Menge, nahte ſich ehrerbietig und harrte geſpannt ſeines Beginnens; denn als die Menge ihren Willen hatte, trat wieder hell hervor die Ehrfurcht vor Schwito, dem Oberdruiden, der ſonſt der Liebling der Götter war, aus deſſen Mund ſie dem Volk ſo oft verkündet: glückliche Fahrten, glänzende Siege.

Wie das Hofgeſinde zuſammenſchrickt, das mit des Königs Mantel und Krone ſich geſchmückt, und plötzlich den Ferngeglaubten in ſeiner Mitter ſieht, ſo fuhr der Schreck durch die Druiden. Scheu ſammelten ſie ſich um ihr Haupt. Dieſen hielt wohl des Amtes Würde aufrecht, aber gewaltig ſpannte Bangigkeit ſeine Seele. Denn ſchwer iſt's, die Beſonnenheit, welche ſchnell ſich faßt und nach dem Rechten faßt, ſich zu bewahren, wenn man einen entſcheidenden Augenblick nahen fühlt, aber einer ſchwarzen Wolke gleich, die in ihrem Schoße den zerſchmetternden Blitz birgt, von dem man aber nicht weiß, wie er entbunden, wen er treffen, wo er einſchlagen wird.

Dieſe Spannung verkürzte der Greis nicht; lange ſtund er ſchweigend am Opferſteine, man wußte nicht, harrte er der heraufquellenden Rede oder den herbeiſtrömenden Männern, aber immer kühler wurden die Schauer, welche durch die Schaaren rieſelten im mitternächtlichen, geheimnißreichen Haine.

„Noch einmal ſtehe ich hier, ich hatte es nicht gewollt; als ihr den Schatten des Alters über meine Augen geworfen glaubtet, verſchloß ich meinen Mund. Mißtrauen vertragen die Götter nicht, den Willen der Götter vertragen erregte Gelüſten nicht; was Alle wollen, kann Einer nicht hindern, auch im Namen der Götter nicht; der Warner muß ſchweigen, wenn die Erfahrung reden ſoll. Darum legte ich in andere Hände das Forſchen nach dem Willen der Götter, und das Deuten der üblichen Zeichen; es ſchien mir, die Götter wollten es ſo, als ſie eure Ohren meinem Munde verſchloſſen; ich irrte. Während ihr im Haine Zeichen ſuchtet und fandet, ſah ich die Götter ſelbſt, ſah die Schatten der Väter, die bei den Göttern ſind, ſah eures Zuges Ausgang. Ihren alten Prieſter hatten die Götter ſeiner Treue nicht entbunden, ihrem alten Gefährten vertrauten eure Väter ihre Seufzer. Da muß ich nun reden, muß verkünden, was ich klar mit meinen Augen ſah, was mein Ohr deutlich hörte. Schenkt mir Glauben, ſo werden die Götter ſich freuen, eure Väter fröhlich wieder einkehren in ihre dunkeln Stätten; ſchenkt ihr mir keinen Glauben, ſo will ich zu den Göttern bitten, daß euer Glaube der rechte ſei, euer Auszug ein glücklicher, ſein Ziel ein reiches Land, kein dunkles Grab unter blutiger Krone. Aber ehe ihr entſcheidet, gedenket der Götter, die hier euch treu geſchirmet, der Väter, die ihr verlaßt, der Kinder, die nimmer ſehen werden die Hügel in welchen unſere Väter ruhen, denkt an euch, deren Gebeine nimmer zu den Gebeinen der Väter kommen, deren Schatten nimmer mit den Schatten der Väter in leiſem Winde in hellen Nächten gleiten werden über das ſchöne, treue Land.

„Klagend irrten an der Hügel Rändern, an des Sees Ufern, die Schatten der Väter; ihre Klagen drangen in Hertha's Sitz; krauſe Wellen führten auf des Sees Mitte der Väter Schatten. Dort hob auf hohem Throne die Göttin ſich aus dem Wellenſchooß, hörte die Klagen an ihres Thrones Stufen, hörte euern Jubel aus dem heiligen Haine. Düſter ward ihr Geſicht, drohend hob ſie ihre Hand, Zorn ſprühten ihre Augen. Da ſah ſie vom Berge her, hinter welchem ihr das Land ſuchen wollt, von dem ihr träumt, blutige Feuer wallen, ſah, wie aus dem wallenden Feuer eine blutige Krone ſich nahte, drohend und ſchreckbar. Sie bog die Hände, aber Stern um Stern ſiel aus ihrer Krone, wie Thräne um Thräne aus ihrem Auge, aber unaufhaltbar nahte die Krone, ſtand über ihrem Haupte. Da verhüllte ſich Hertha, ſchwand mit den Schatten der Väter, ſandte ihre Diener, Wind und Wellen, gegen das blutige Zeichen; aber ſie überwältigten es nicht. Trotzig ſtand es auf dem ſchwarzen Wellengrabe, ein Sieger auf verlaſſenem Schlachtfelde, bis die Nacht es verſchlang. So ſah ich Götter und Väter klagen, drohen, ſchwinden, ſah über ſchwarzem Grabe eine blutige Krone. Was die Götter ſelbſt mir gezeigt, das mußte ich euch verkünden, ſo wollte es die Treue gegen Götter und Menſchen, die mich nicht verläßt, ſo lange mir das Wort im Munde lebt."

So hatte der Greis geſprochen; lautlos blieb es im Haine. Seine Worte tönten lautlos wieder in der Männer Seelen; es zagte der Erſte der Druiden, das Wort ſtockte ihm im Munde, denn die Wahrheit regte ſich auf des Herzens Grunde. Da trat kühn und raſch Diviko, der alternde Held, in den heiligen Ring, faßte traulich und mit ehrerbietigen Geberden Schwitos Hand und ſprach die gebietenden Worte: „Vater, du haſt geſchlafen, zu ſchwerem Traume haben deine Gedanken ſich gewoben. Geh' wieder ſchlafen, lichtere Träume werden ſich dir bilden, da du das fröhliche Volk geſehen und gehört, daß die glücklichſten Zeichen gefunden worden. Morgen werden deine Gedanken heller ſein, heiterer dein Auge, und mit leichtem Herzen wirſt du mitziehen ins herrliche Land. Geh' ſchlafen, Vater.“ Da richtete hoch, ehrfurchtgebietend, Schwito ſich auf; in ſein altes Auge ſchoß der göttliche Strahl, der es ſo oft erleuchtet hatte, und weithin tönend durch die Nacht, ſprach er die gewaltigen Worte: „Geträumt habe ich nicht, und ſchlafen gehe ich nicht, und in eurem Zuge werdet ihr mich nicht ſehen. Du aber, Diviko, wirſt ſchlafen gehen einen blutigen Schlaf, ehe der Mond zum fünften Male ſich füllt, und Feuer wird lodern rings um dich und blutroth wird der Himmel ſein. Ich werde es nicht ſehen, du aber wirſt es mir verkünden. Dann will ich ſchlafen gehen, und bei den Göttern wird mein Erwachen ſein. Wo aber, o thorrecht Volk, wird dein Erwachen ſein aus blutigem Grabe in fremdem Lande, wo keine Götter dir hold ſind?“ So ſprach Schwito; Wehmuth brach ihm die Stimme, langſam ſchritt er durch den Hain ſeiner Hütte zu, und ſtille blieb es hinter ihm, und ſeine Worte gruben ſich ein in die Herzen der Helvetier, blieben haften darin, wie Pfeile mit Widerhaken im Fleiſche ſtecken, aber ſtillſchweigend und verborgen trugen ſie dieſelben heim. Keiner geſtand dem andern den Eindruck den ſie gemacht, aber in ſtillen Nächten tauchten ſie auf, und plagten ſie bei dem kleinſten Unfall mit düſtern Ahnungen. Bald brachen ſie auf, nach allen Seiten hin, jeder ſeiner Hütte zu, zu rüſten den Auszug am beginnenden Morgen.

Schwito aber ging nicht ſchlafen; vor ſeiner Hütte weilte er, wo ſeine Hunde ſchliefen und zwiſchen ihnen das Kind. Düſter ſah er in die ſtille Nacht, ſah hin zum weiten See, aber kein neues Bild tauchte auf; im ſtillen See badeten in ſtiller Freude die Sternlein des Himmels.

Endlich dämmerte es im Oſten, Morgenwinde kräuſelten den See, weiß und eiſig legten die lockichten Nebel ſich über die Erde, ſchmückten ſie mit des Reifes weißem Kleide, welches die Sonne nicht dulden will. Dann begann der Rauch zu ſteigen aus den Wohnſtellen, zog ſeine dunkeln Streifen im marchloſen Raume und ein geſchäftiges Treiben begann um die Hütten ſo weit das Auge reichte. Es regten ſich im Schlafe die Hunde, kurze dumpfe Laute entfuhren ihnen, wie es oft geſchieht, wenn der Traum ſie faßt, ein Wild vor ihre Augen ſtellt; aber dießmal war es der Inſtinkt, der die Laute bewußtlos ihnen auspreßte.

Raſchen Sprunges brach ein großes Mädchen aus dem Gebüſche, wild und goldgelb flatterten ſeine Locken im Morgenwinde, wild blickten ſeine Augen und im engen Gewande regten ſich üppig die vollen Glieder. Im Sprunge haſchte es das erwachende Kind, hoch an ihm auf ſprangen die Hunde und zum Greis ſprach es mit fliegendem Athem: „Aber Großvater, wo weilſt du? warum kömmſt du nicht? Alles harrt auf dich, die

Wagen ſind beſpannt, das Eſſen ſteht dir bereit. Säume nicht, bald, bald geht es fort, ſchon harret alles des Zeichens."

Da ſchüttelte ernſt der Greis ſein Haupt, vorwurfsvoll ſah er zum Himmel, fragend: Womit hat es das Volk verdient, daß ihr mit dem gleichen Wahne geſchlagen Alt und Jung; und zum Mädchen ſagte er: „Geh, freue dich, du armes Kind, bald verblüht die Blume, bald verblüht die kindliche Freude. Geh, ich komme nicht mit, ich bleibe hier, den Göttern will ich das Land hüten, will nicht einſam laſſen die Schatten der Väter. Zieht nur und meiner harrt nicht." Da wand mit raſchem Schwunge das Kind ſich aus des Mädchens Armen, hing ſich dem Greis an und rief: „Ich will auch nicht mit, will hier bleiben, will dir hüten helfen." Starr ſtand das ſchöne Mädchen vor Beiden, das Waſſer war ihm in die Augen geſchoſſen und rollte in großen Tropfen die vollen Wangen nieder; aber der Rede war es nicht mächtig. „Geh, Kind, ſagte der Greis, und ſäume nicht, harret meiner nicht, ich bleibe." Und wie vom Bogen der Pfeil durch den Raum fährt, ſchoß das wilde Mädchen über den Hügel hin ins Gebüſch.

Die Hunde ſetzten ihm ſpielend nach, kehrten aber bald zu dem Greis zurück, dehnten die ſchlankeu Glieder, ſahen gähnend ihn an, während das Kind nach der Hütte zeigte; ſie mahnten ihren Verſorger an den Imbiß, den er in den Sorgen ſeines Gemüthes vergaß. Da rauſchte es wieder den Hügel herauf, bellende Hunde voran, wilde Kinder ihnen nach, Erwachſene hinten drein, eine ganze Familie umringte den Greis in wilder Haſt. Ein ſchöner Mann in prieſterlichem Gewande, in der Blüthe der Jahre, ſprach zuerſt mit bittender

Stimme ihn an: „Großvater, du willſt nicht mit, willſt alleine bleiben im verlaſſenen Lande, willſt nicht bei den Deinen bleiben? Das thue nicht, warum uns zürnen, wo die Götter gebieten?“

„Kind, ich zürne nicht, aber ich komme nicht, ich bleibe bei den Vätern, ſie wollen nicht allein ſein im verlaſſenen Lande, und haben mir ihr Leid vertraut. Was die Götter wollen, wißt ihr, wie ihr meint, ich meine anders. Darüber ſtreiten wir nicht, der Entſcheid liegt in der Götter Hand. Euren Willen will ich nicht hindern, hemmt aber auch den Meinen nicht. Gehet und die Götter geleiten euch.“ Traurig ſchwieg der Mann, ein Enkel des Greiſen, er wußte, an des Vaters Wort war kein Wandel. Die Augen der Kinder thränten, bittend faßte derſelben ſchöne Mutter des Greiſen Hände und ſprach: „O Vater, laß deine Hulda nicht.“ „Ich muß, ſprach der Greis. Traure nicht, meine müden Glieder ertrügen die Reiſe nicht; hier iſt mein Leben. Geht, lebt wohl.“ Da ergriff tiefe Trauer alles, und Jeder nahm Abſchied auf ſeine Weiſe und Niemand widerredete mehr. Wenn das Wort des Alten auch nicht mehr galt am Opferſteine, unter den Seinen hatte es noch das gleiche Gewicht. Dann wollte die Mutter ihr Kind nehmen an des Greiſen Seite, das aber wollte den Ohm nicht laſſen. Seit langem hatte es bei ihm und den Hunden gewohnt, war fremde geworden unten im Familienſitz. Da ſchlug der Jammer der Mutter laut empor, ſie wollte es nicht laſſen in der ſchaurigen Einſamkeit, wo es nach des Greiſen Tod verlaſſen ſterben mußte. Sie verſuchte Liebe und Gewalt, rief des Mannes Macht zu Hülfe. Da der Greis den Ernſt des Kindes ſah, ſo wehrte er mit ernſter Milde der Gewalt. „Weib, tröſte dich, ſprach er, und laß mir das Kind, wer weiß ob aus dem Kinde nicht die Götter reden? Wenn ſie es wollen, ſo bleibt dieſes Kind, um das du jetzt weineſt, dir alleine; wenn du alle andern verloren haſt, ſo findeſt du dieſes wieder. Dann wirſt du den Göttern danken, daß ihr Wille nicht dein Wille war.“ Wie ein zweiſchneidend Schwert drangen dieſe Worte in das mütterliche Herz, ein doppelter Schmerz ſchlug über ihr empor, ſie verhüllte das Haupt und wandte ſich den Ihren zu, die langſam und traurig den Hügel niedergingen. Bald trockneten die Thränen der Kinder, und als ſie die beſpannten Wagen ſahen, gedachten ſie ſchon nicht mehr des Großvaters auf dem Hügel, ſondern jauchzten dem Lande entgegen, das ſo lange ſchon hineingelächelt hatte in ihre Träume.

Als es ſtille geworden war auf dem Hügel, gab der Greis Rüden und Kind ihr Morgenbrod, ſetzte ſich dann nieder auf den Hügel überm See. Weithin lag das Land vor ſeinem Blicke; das Kind ſaß zu ſeinen Füßen, aß ſein Morgenbrod; die Sonne ſchien hell übers Land, ihre Strahlen gaukelten mit den Wellen im See.

So weit das Auge reichte war Leben, wie vor einem Bienenſtocke, der ſtoßen will. Zahllos war die Menge vor den Häuſern und immer neue Schaaren drängten ſich heran aus den Häuſern, und ein eigenthümlich Geſumſe drang zum Hügel empor. Schon ſtand die Sonne hoch, als in das Gewimmel Bewegung kam, die Knäuel ſich entwirrten, weiter zogen. Hinter jedem quoll es ſchwarz vom Boden auf, die letzte Hand hatte den Brand geworfen ins alte Obdach. Glühende Flammen ſprudelten auf, eine Rauchſäule nach der andern ſtieg zum Himmel auf. Säule reihte an Säul ſich, Flamme floß in Flamme. Wie in fruchtbarer Landſchaft offene Stellen mit dichten Wäldern wechſeln und in den offenen Stellen einzelne Bäume ſtehen, die alle Jahre grün werdenden Kronen der königlichen Erdenmutter, ſo floß das Feuer in großen Garben zuſammen und ein Rauchſtrom ſtieg zum Himmel auf, und wiederum brannten kerzenhell und ſchlank einzelne Hütten und trieben dunkelgrau, ſäulenhaft, den Rauch empor. Oben unterm blauen Himmel wölbte ſich ein grauſicht ſchwarzes Wolkendach, verhüllte den Himmel, die Götter wollten das treuloſe Volk nicht ſchauen. Zwiſchen den Feuern durch zogen brüllende Heerden, jubelnde Familien. Hunde ſprangen bellend voran, Mädchen ſprangen zurück, Vergeſſenes zu holen, Mütter eilten nach mit Vergeſſenem, Buben jagten Ochſen, Jünglinge tummelten Roſſe, Männer wiegten bedächtig ihre Spere, ſahen nach den zurückgebliebenen Müttern, ordneten die zuſammenfließenden Züge, begrüßten mit gewichtigem Handſchlag wohlbekannte Gefährten. Scheu und wild ſchlüpften durch die Züge wilde Mädchen mit heitern Augen; was ſie ſuchten und was ſie fanden, ſagten ſie nicht.

Wohlgemuth zog durch Rauch und Brand ein ganzes Volk, Groß und Klein; jubelnd freuten ſich die Jungen der wirbelnden Feuer, der himmelanſteigenden Rauchmaſſen; gleichgültig ſahen die Erwachſenen in die brennende Wüſte, aus dem Rauche des ſchwindenden Landes ſchimmerte ihnen um ſo glänzender entgegen das geträumte Land. Aber hinter manchem Wagen wankte ein greiſes Paar und die Füße wollten nicht vorwärts, die Augen wandten ſie immer hinterwärts, und die rauhen Hände trockneten fort und fort die Augen; aber wie ſie auch trockneten, die Augen wurden nicht trocken.

Auf dem Hügel ſtand der Greis und auch ſein Auge war nicht trocken, und doch konnte er es nicht abwenden von dem Brande, den das Volk mit muthwilliger Hand in den eigenen Herd geworfen, und jede aufflammende Hütte erſchütterte ihn, und ſeine Seele hörte das Klagen der Geſtorbenen, deren Hände ſie gebaut. Neben dem Greiſen ſtand jauchzend das Kind, und immer neu war ſein Jubel, wenn friſche Feuer aus dem Boden ſprudelten, gewaltige Rauchwolken hinauf gen Himmel ſtießen, oder ſeltſam geſtaltete Streifen daher geflogen kamen und um den Hügel ſtrichen. Den ſchwindenden Zügen bellten die Hunde nach, als ob ſie Abſcheid nehmen oder Zurückrufen wollten die Gefährten, mit denen ſie ſo manch Wild gejagt, mit denen ſie ſo oft ſich gebiſſen um der Liebe oder eines Stück Fleiſches wegen.

Da klirrte es hinter ihnen, aus einer Rauchwolke klangen eilende Schritte, ein Held ward ſichtbar; es war Diviko. „Aber um der Götter willen, Schwito, was willſt du im verlaſſenen Lande. Die Deinen weinen, dich mißet das Volk, Mund um Mund frägt nach dir. Schon hat dein Traum Männer bethört, jetzt wirft dein Ausbleiben einen Stachel in die Herzen ängſtlicher Weiber, eine Spalte iſt geworfen in unſern einträchtigen Sinn. Darum ſäume nicht länger, laß den Trotz, vom Volke das dich geboren, ſondere dich nicht, komm!“ „Ich komme nicht, ich bleibe, ſprach Schwito. Täuſchen kann ich nimmer; was ich erkannte, das verkündete ich, und würde es fürder verkünden, wenn ich wandelte in des Volkes Mitte. Ich würde die Spalte ſein, aus welcher brechen würde die Flamme der Zwietracht. Bleibe ich, ſo bin ich bald vergeſſen, es ſchließt die Spalte ſich, einträchtig bleibt das Volk. Darum lebe wohl, Diviko, meine Wünſche für euch erkalten nicht, ſo wenig als erlöſchen ſollen die Opferfeuer im Haine."

„Dich laſſe ich nicht, Schwito, ſo alleine im verlaſſenen Lande, alleine im Tode, und Niemand thürmet dir deinen Hügel."

„Und dennoch komme ich nicht, und wäre ich auch ganz alleine. Ich will bleiben, ein einſamer Wächter auf den Gräbern der Väter, will wachen auf dem großen Grabe, das ihr heute ſelbſt gegraben, will es hüten. Wer weiß, wie bald ſich um mich ſammeln und froh des Hüters ſind, welche weder Grab noch Land jenſeits jenes Berges finden konnten; dieſe mögen meinen Hügel mir thürmen."

„O Schwito, will die Nacht nicht weichen von deinem Haupte, dein ſeltſamer Sinn ſich nicht brechen laſſen? So lebe wohl einſtweilen. Wenn wir das Land gefunden, das wir wollen, dann ſoll dir Kunde werden, dann kommſt du nach, wir ſehen uns wieder."

So ſprach bewegt Diviko, und bot dem Greis die Hand. Bewegt faßte Schwito ſie und ſprach: „Wiederſehen werden wir uns, und vielleicht biſt du es ſelbſt, der mir Kunde bringt, was der Wille der Götter war." Bewegt ſchieden ſie, und ſchwerer in Gedanken als er gekommen war, eilte Diviko den Seinen zu.

Der Lärm der Ziehenden verhallte, die praſſelnden Flammen ſchwanden, die Hunde ſchwiegen, legten ſich zu ihres Herrn Füßen, und ſtille ward es im Lande. Ein dichtes ſchwarzes Tuch, aus Rauch gewoben, verhüllte, ein ſchauriger Wittwenſchleier, das verlaſſene Land. Sonne und Sterne ſchienen nicht mehr hinein in die dunkle große Todtenkammer, und traurig ging der Greis ſchlafen mit dem weinenden Kinde. Es weinte das Kind, weil die luſtigen Flammen erloſchen und ſo grau und dunkel der Rauch geworden war, der ihm ſo ſchön geſchienen im Glanze des Feuers.

Manchen Tag trug dieſen ſchaurigen Schleier das Land, endlich zerriß ihn die Sonne, lichter wurde der Himmel, aber noch manchen Tag ſchwebte es wie düſterer Nebel über jeder Brandſtätte. Waren es die Schatten der Verſtorbenen, die trauerten um ihr altes Obdach, war es der Geiſt der Hütte ſelbſt, der über die Grabſtätte ſeines Leibes trauerte?

Als der Greis am erſten Sonnentage aus ſeiner Hütte trat, der Wolkenſchleier zerriſſen war, Land und See im Sonnenglanze vor ihm lag, da ging wiederum ein Strahl der Freude durch ſeine Seele, jubelnd ſchlug das Kind die Hände zuſammen, freudig bellten die Rüden freundliche Morgengrüße über den See.

Sonſt waren dann freundliche Gegengrüße gekommen von allen Seiten her, aber jetzt kamen keine Grüße, wie oft ſie horchten nach kurzem Anſatze. Rings im weiten Lande war kein Hund mehr, der die freundlichen Grüße vernahm, keiner der freundlich dankte. Sie bellten rechts, ſie bellten links, immer raſcher, immer ängſtlicher, endlich heulten ſie laut und lange, tief, gerade hinaus, wie auch Menſchen thun, wenn das innigſte Weh über ihrem Haupte zuſammenſchlägt. Als alles ſtille blieb ringsum, da ergriff ein Schauer ſie, eine unergründliche Angſt, ſie duckten ſich zuſammen, krochen zu des Greiſen Füßen, leckten inbrünſtig ſeine Hände. Neben den Hunden war das Kind geſtanden, das Leben am See ſuchte ſein Auge, nach den Schifflein ſah es, die ſo munter auf den blauen Wellen tanzten, nach den weißen Segeln ſah es, die ſo luſtig im Winde ſich ſchwellten; aber leer blieb es auf dem weiten See, alleine tanzten die Wellen, keine Hand regte ſich am

Ufer, keine war da, die Ruder zu faſſen, die Segel zu entfalten. Da wandte es ſein ſcharfes Auge nach den Vögelein, die ſo zahlreich an den Ufern flatterten, ſo heiter im grünen Laube ſich wiegten; aber ſtille war es auf den Bäumen, an den Ufern, kein Vögelein flatterte dort, wiegte ſich hier, der Rauch hatte ſie vertrieben, oder dem Volke waren ſie nachgezogen. Steine warf es hier hin, warf es dort hin, aber kein Vogel flog auf, ſtille blieb es allerwärts. Da kam es auch über das Kind wie Sehnſucht und Heimweh, weinend ſchmiegte es ſich dem Großvater an, legte ſich an ſein Herz, es fühlte, wie arm der Menſch iſt, wenn er alleine iſt im weiten Lande, wie arm er iſt, wenn er Alles hat, nur Niemand um mit ihm zu theilen, nicht einmal ein Vögelein, das die Broſamen nimmt aus ſeiner Hand. Am Herzen des Großvaters, das ſo warm an ſeine Wangen klopfte, fand das arme Kind ſeinen Troſt.

Und der Großvater umfaßte beide, Kind nnd Rüden, und theilte ihr Grauen, alleine zu ſein an der Stätte, wo vor wenig Tagen ein zahlreich Volk gewohnt, das jetzt ſpurlos verſchwunden war mit all ſeinem Leben, alleine zu ſein mit den Geiſtern der Väter, die da bleiben, wo ſie begraben werden, nimmer mit denen ziehen, die das Land verlaſſen, in welchem ſie geboren wurden.

Es kam ihm vor als wäre alles geſtorben, alles Leben erloſchen, er und das Kind die letzten Menſchen auf Erden, vergeſſen von den Göttern, vergeſſen lebendig von den Göttern hier auf Erden. Und vergeſſen zu bleiben, wenn die Götter alle gerufen, harren zu müſſen und immer umſonſt und immer alleine, und es verrinnt Tag um Tag und keiner will der letzte ſein und jeder findet uns alleine, das wäre wohl eines Sterblichen ſchrecklichſtes Schickſal. So ſaß er in tiefſter Wehmuth vom Morgen bis zum Abend am See in der ſchaurigſten Einſamkeit; rings am See war des Todes Stille, ſelbſt die leiſen Winde ſchwiegen, als ſie keinen Kahn fanden mit ihm zu kämpfen, keines Kindes Haupt zum Spiel mit deſſen gelben Locken.

Doch bald ermannte ſich der Greis, für öde Trauer war ſein ſtarkes Gemüth nicht geſchaffen. Er ſchaffte und ſorgte für das Kind, er dachte an die Zukunft, und es ward ihm immer mehr, als ſei ihm noch Bedeutendes beſtimmt, als hätte er viel zu ſchaffen und zu ſorgen für ſie. Er wanderte den Ufern des Sees entlang von Wallſtätte zu Wallſtätte, ſammelte und ſchirmte, was vergeſſen war, das vom Feuer verſchont worden war. Kein Werkzeug in einem Winkel, kein Fruchtkörnlein am Boden entging ſeinem ſpähenden Auge, er ſammelte Beides, bewahrte das erſtere auf, für das letztere aber ſuchte er die beſten urbaren Landſtellen, beſtellte, beſäete ſie, ſchirmte ſie mit dichtem Gehäge vor den Gelüſten der Waldbewohner. Rüſtig ging ihm das Kind zur Hand bei jeder Arbeit, jeder Jagd. Es lernte den Bogen führen und Fiſche fangen, und was ſie erjagten und fingen, überſtieg weit ihren Bedarf. Große Vorräthe häufte der Greis für das Kind, wenn er ſterben ſollte über Nacht, wie ſo oft der Götter gütige Hand dem Alter es vergönnt, und doch war ihm immer, als werde jemand Ander ſie verzehren, als müßte er für Viele ſinnen und ſorgen. Reich wie nie war die Beute im See und Wald. Dem Wild im Waldesdunkel, den Fiſchen auf dem ſtillen Grunde ward es unheimlich. Die Fiſche regten unruhig ſich, als keine Kähne mehr über des Sees Fläche ſtrichen, keine Kinder an den Ufern plätſcherten; ſie ſchwammen am ſtill gewordenen Ufer, ſie ſtiegen auf die Oberfläche, ſprangen hoch über den ſtillen Spiegel, ſchauten ängſtlich nach Kähnen und Kindern, die ſie ſo oft umgaukelten in luſtigem Spiele.

Hirſch, Schwein und Bär kamen an hellem Tage aus Schlünden und Gründen, aus des Waldes Tiefen, ſahen ſich um nach den wilden Jägern oder rauhen Rüden, deren Stimmen verhallt waren in Berg und Wald, vor denen her ſie ſo manchen langen Tag geſtäubt waren in bald luſtiger, bald ängſtlicher Flucht. Sie wagten näher und näher den Hütten ſich, ließen wilde Töne hören, lauter und immer lauter, als ob ſie wecken und locken wollten die ſchlafenden Jäger und Rüden zu luſtiger Jagd. Und wenn dann kein Jäger erwachen wollte, kein Rüde ſeine Stimme erhob, dann ſprangen ſie wild und traurig wieder in den einſamen Wald.

Wenn Schwito des Morgens ſich rüſtete mit Spieß und Bogen, das Kind die Rüden zum Waidwerk rief, dieſe, heulend in losgebundener Luſt, in den Wald ſetzten, da regte es ſich im ganzen Walde und lebendig ward es überall. Die ungewohnten und doch ſo heimeligen Töne trieben nicht bloß den Eber auf, auf deſſen Lager die Hunde ſtießen, ſondern überall raſchelte es in den Gebüſchen. Die Thiere juckten aus ihren Lagern, nahmen Theil an der Jagd, kreuzten vielfach die Fährten, juckten über die freien Plätze. Spieß und Bogen kamen nicht zur Ruhe und die Hunde fanden der Jagd kein Ende, wie manches Wild auch fiel.

Wenn er den Kahn vom Ufer ſtieß, deſſen dunkler Schatten über den Tiefen ſchwebte, ſo wirbelten vom Grund auf der Fiſche ungezählte Scharen, ſchwärmten und gaukelten um den Kahn, und im Sättigen der alten Luſt achteten ſie die ungünſtigen Netze nicht. So ward Leben zu Leben getrieben, und das Leben ſcheute, um Leben zu finden, den Tod nicht, daher ward es dem Alten immer ſchwerer, ein Leben zu tödten, denn je mehr er tödtete, deſto größer ward die Einſamkeit, deſto verlaſſener nach ſeinem Tode das Kind. Dieſes hatte am ſchnellſten ins Neue ſich gefunden, fühlte am wenigſten die Lücke und lebte mit dem zuſammen, was die Gegenwart ihm bot. Die Fortgezogenen waren nicht nur gezogen aus dem Lande, ſondern auch aus ſeinem Leben, faſt aus ſeinem Gedächtniß. Erſt wenn das Leben kürzer wird, erhält die Vergangenheit ihren Werth, und erſt wenn ſchon Viele dahingegangen ſind, wird der Schmerz über neues Scheiden empfindlich. Das Kind lebt aber mit den Lebenden und freut der Sonne ſich, die am Himmel ſteht, die geſtrige Sonne hat es vergeſſen ob der heutigen, und an die, welche am andern Morgen kommt, denkt es nicht, bis die heutige untergeht.

So löste in dieſer Einſamkeit ein Tag den andern ab, der Mond füllte ſich und ſchwand wieder, der Frühling blühte ab, die Vögel kamen ſchweigend wieder, die Gerſte ſtieg in Aehren, die Gewitter kamen von den Bergen her, ſtiegen zu Thale, donnerten überm See, regten ein neues Leben auf. Aber ſie rauſchten vorüber, verſtummten, dann ward es wieder ſtille im Lande, lautlos überm See. Wohl plätſcherte wieder hie und da eine Ente in verborgener Bucht, aber kein Menſch erſchien, keiner verirrte ſich ins verlaſſene Land, keiner brachte Kunde von den Geſchiedenen.

Am Abend, wenn zur Ruhe die Sonne gegangen war, ſtiegen Nebel auf hier und dort auf den einſamen Hügeln, irrten ſuchend um den See, ſchifften auf ſildernen Wellen in des Sees Mitte, glitten dort zuſammen, weilten dort, bis die Sonne ſie traf, dann riſſen ſie auseinander, flogen dahin ihren Hügeln zu, und einſam, einförmig ward es wieder, und im weiten Lande bewegte ſich nichts als Bäume im Winde, als Fiſche in den Wellen, als der Wurm im Staube, das Wild im Haine, die Ente in ſchattichter Bucht.

Aber von Abend zu Abend ſchien es Schwito mehr und mehr, als rege in der Nebel Mitte ein ungewöhnliches Leben ſich, als gewönnen ſie beſondere Geſtaltung, als beginne geheimnißvoll, markerſchütternd die innigſte Wehklage. Wie oft ein plötzlicher Schmerz durch den Menſchen, zuckte auch die Erde von ſchmerzlichem Weh erfaßt zuſammen, die Berge ſchüttelten ihre Häupter; ihre Schweißtropfen, die fürchterlichen Lawinen, donnerten ſonder Unterlaß zu Thale, die Eichen ächzten, wie Sterbende ächzen auf blutigem Felde in der Nacht nach geſchlagener Schlacht. Ein unendliches Bangen ergriff ihn wieder, wie es über den kommt, deſſen Geliebte weggegangen ſind für einige Stunden, und die Sonne iſt untergegangen und die Nacht kömmt herauf und ſie kehren ihm nicht wieder, wie er auch horchen mag, kein Fußtritt ſchallt durch die Nacht. Ein Bangen, wie es der Vater fühlt, der ſeinen Sohn im Sturm der Elemente in den Bergen weiß oder auf den Waſſern. Dieſer hat auch keine Ruhe, alle Augenblicke tritt er aus ſeiner Hütte, hebt die Hand über die Augen, ſchaut nach dem Sohne, horcht ins Weite nach dem Hall ſeiner Tritte. Und wenn er nichts vernimmt, will er ſein Bangen bekämpfen, kehrt zurück in die Hütte, will nicht mehr an den Sohn denken, will ſich legen, will ſchlafen gehen. Aber umſonſt, die Bangigkeit wallt neu herauf, er ſpringt auf vom Lager, ſetzt ſich vor die

Thüre und will harren und warten, bis der Sohn kömmt. So war es Schwito.

Er begann mehr und mehr die Stunde zu verwünſchen, in welcher er den Entſchluß des Bleibens gefaßt, zu glauben, daß die Schatten des Alters allerdings über ſein Haupt ſich gelegt, ſeine Augen den Willen der Götter nicht erkannt hätten; bald ward er irre an ſich, bald irre an den Göttern. Und hatte er auch das Rechte erkannt und war kein Irrthum in ſeinen Augen, keine Täuſchung bei den Göttern, ſo fühlte er doch, wie viel tauſendmal leichter es iſt mit den Seinen zu leiden und zu ſterben, als von trüben Ahnungen gefoltert, nicht zu wiſſen, was ſie leiden und wie ſie ſterben.

Des Tages mochte er wohl der Angſt ſich erwehren; des Tages Geſchäfte zerſtreuten ihn, bei der Sonne Licht erſcheinen auch die Geſpenſter, welche unſeren eigenen Seelen entſteigen, ſeltener. Das Kind, das im vollen Genügen deſſen, was es hatte, im Stolze der wachſenden Kraft ſo froh um ihn ſpielte, ſo verſtändig ihm half, ſo hell hinaus ins Leben ſah, erfreute ihn. Aber wenn dann der Abend kam, der Schlaf das Kind umfing, der müde Leib die Seele ſchwächte, die Schauer der Nacht heraufſtiegen, dann erfaßte ihn die Angſt mit gedoppelter Kraft, in der Hütte ward ihm zu enge, zu bange auf ſeinem Lager, er mußte hinaus, obgleich ihm jeder Abend draußen in der weiten Oede noch enger ward ums Herz.

So trieb es ihn auch eines Abends hinaus nach ſchwülem Jagdtage, als frühe das Kind zur Ruhe ſich gelegt. Wie in dunkles Blut tauchte die Sonne unter und blutroth färbten die Wolken ſich, mit Blut wurden die Berge übergoſſen, Blut ſtrahlte aus dem See herauf, in blutigem Schimmer glimmte das Land. Immer dunkker färbte ſich alles, je tiefer die Sonne hinter die Berge ſank, ein Blutmeer ſchien ihn zu umwogen. Zu unermeßlichem Blutbade ward ihm Himmel und Erde, im blutigen Bade ſchwamm, er der einzige Lebendige; ſein altes Haupt, von ſilbernen Locken umfloſſen, ragte über die blutigen Wellen. Es erblaßten die Berge zu ungeheueren Leichenhaufen, aber blutig umfloſſen ſie die Wolken, bis ſie ins Dunkel der Nacht übergingen, wie auch das Blut ſchwarz wird, wenn die Wärme des Lebens aus ihm weicht. Noch immer wähnte er ſich im gräulichen Bade, als um ihn ein ſeltſam Aechzen und Stöhnen begann, ein ſchauerliches Rauſchen aus dem See heraufbrauste, ein Leben auf ihm wogte, wie er es nie gehört. Aus dem ſeltſamen Sauſen und Wogen heraus klangen Töne, in denen ihm Mark und Bein erbebten: es waren die Stimmen der Götter, wie ſie ertönen, wenn ſie einmal zu Sterblichen reden. Aber was vorging da unten auf dem See, ſah ſein Auge nicht. Die Nacht hatte ihren dickſten Schleier über den See geworfen, kein Sternlein am Himmel lichtete ihn, alle hatten ihre glänzenden Augen verhüllt und was da fiel, ſo feucht, ſo warm, waren das wohl Thränen, welche die Sternlein weinten über den Jammer da unten auf Erden, über das greiſe Haupt im blutigen Bade? Endlich ward es ſtiller draußen, und ſtiller in des Greiſen Gemüth, er ſuchte ſein Lager, ſtreckte ſeine matten Glieder neben das Kind, das hell aufjauchzte von heiterem Sinn in luſtige Träume gewiegt.

Bald ſchloß ihm der Schlaf die müden Augen, verſchloß ihm des Kummers Kammer, verwandelte ſeine Seufzer in friedliche Athemzüge. Plötzlich fuhr er, wie von jähem Schreck ergriffen, hoch vom Lager auf, aufgeriſſen ſchien ihm die Thüre, in ſelbe ſtürzte ein Krieger, geſpalten war ſein Helm, in blutigen Flammen loderte ſein Haar, zerhauen war ſein Leib, noch hielt er in den Händen Schild und Schwert.

„Um der Götter willen, biſt du es, Diviko!“ rief Schwito.

Es hob der blutige Krieger ſein Haupt, unausſprechlicher Schmerz, und ein ganz anderer, als das Weh des Todes lag in den Heldenzügen, reichlicher ſtrömte ſein Blut, höher loderten an ihm die Flammen auf, ſtumm blieb ſein Mund, aber den Schild, den reinen und unbefleckten, hob er empor, auf demſelben begann es zu leben und eine fürchterliche Nacht ſtieg empor auf ſeiner Fläche. Ueber der Nacht ſtand blutig der Vollmond, ſchwere Wolken wälzten ſich am Himmel, ein weites Schlachtfeld dehnte ſich aus über die Erde. Mit viel tauſend ſtarren Leichen war es bedeckt, des Mondes Strahlen beleuchteten die kraſſen Züge, viel Tauſende wälzten ſich in bitterem Sterben. Der Mond hielt ihnen die Todtenfackel. Hier hatte der Streit ausgetobt, nur hier und da würgte noch ein ſterbend Paar ſich in dem Haſſe, der erſt nach dem Leben erliſcht, der in den erſtarrten Zügen liegen bleibt, bis die Verweſung über ſie kömmt. Sieger oder Beſiegte erkannte Schwito nicht, bunt durch einander ſah er Römer und Helvetier liegen, alle in ihrem Waffenſchmucke, und mit unparteiiſcher Hand ſchien der Tod Erndte gehalten zu haben, denn in die Tauſende lagen die Römer erſchlagen auf dem blutigen Felde.

Als er hier umſonſt forſchte nach Sieg und Untergang, verſank das grauſige Feld und auf dem Schilde ſah er eine mächtige Wagenburg, um ſie tobte eine nächtliche Schlacht. Aus weitem Felde her ſah er ſchwer gerüſtete Krieger ſtürmen, ſah viel einzelne Kämpfe in freiem Felde, ehe die Wogen der Schlacht an der Wagenburg ſich brachen. Hier tobte grimmig die Schlacht, und hundertfältig fuhr der Tod aus der Wagenburg hervor und lichtete die Krieger, die mit kurzem Schwert und feſtem Schilde muthig dem Tode trotzten und immer neu zum Sturme liefen, bis irgendwie der Tod ſie faßte.

Aus der Wagenburg ſtarrten Speere, Pfeile flogen zwiſchen den Rädern, funkelten Schwerter, unter den Rädern hervor glitzerten in Kinderhänden lange Meſſer, kurzer Speere dreigeſpitztes Eiſen, in der Wuth den Tod zu geben, nahm man den eigenen hin. Die Krieger ſtürmten die Burg mit der Beharrlichkeit, geſtählt auf hundert Schlachtfeldern, welche weiß, daß im Aushalten der Sieg liegt, im Abſetzen der Tod. Tauſende fielen nieder, aber keiner wandte ſich, keiner ſetzte ab, wo er angeſetzt.

In gleicher Todesfreudigkeit ward von der Burg herab geſtritten, und aus der Burg heraus; Niemand ſah man weichen von den Rädern der Wagen, keinem Streiche fliehen. Wem ſeine Waffe brach, zackte mit den bloßen Händen den Feind, unerſchrocken krochen die Kinder zwiſchen die ſtürmenden Krieger und ſuchten mit ihren Meſſern die verwundbaren Stellen, und wenn ein eherner Fuß ein Kind zertrat, es ſtach jubelnd nach dem Fuße, der es zerquetſchte. Und wo ein Wagen in Bedrängniß war, ſah man Mädchen, Weiber in die Krieger ſich ſtürzen, Luft ſchaffen mit ihrem Tode den bedrängten Männern.

Wo in des Wagenringes Mitte ein hoher Wagen ſtand, da brauste am wildeſten der Kampf. Von ihm herab ſtritt eine weiße Männerſchaar, ein jeglicher ein Held. Wie am Felſen die Brandung donnert, Welle um Welle der Fels bricht, zerbrochen zurückwirft, ſo ſtürzte von jenem Wagen Haufe um Haufe der Stürmenden, getroffen von den Meſſern der Druiden, weggeſchleudert durch die Kraft ihrer Hände. So ſtand lange die Schlacht auf dunklem Grunde, wogte auf und nieder, einem ſturmerregten Meere gleich.

Da tauchte hinter den Kriegern ein einzelner Krieger aus der Nacht herauf, ſein Auge ſchaute über die Wogen der Schlacht, ſeine Hand hob ſich gebietend, neue Schaaren ſtrömten über das Feld, neues Leben ſtrömte durch die Stürmenden. Von tauſend Fackeln ward es helle und die tauſend Fackeln flogen lodernd in die Wagenburg und tauſend Krieger ſtürzten an die Wagen und rangen mit Weibern und Kindern, um mit eigener Hand das Feuer an die Wagen zu legen, und hunderte von Fackeln ziſchten aus im Blute ihrer Träger. Aber hunderte zündeten; eine gräßliche Lohe flammte auf vom hohen Wagen der Druiden und rings um ihn würgte gräßlich der Tod. Da hob über Tod und Flamme auf des hohen Wagens höchſter Stufe raſch ſich ein Held, weit hin leuchtend durch die feurige Nacht; alle Augen ſahen ihn, nach allen Seiten hin gab er ſeine Zeichen. Und als ob ſeine mächtige Hand eine Schleuſe gezogen in wildem Fluſſe, ſtürzte von allen Wagen herab, aus allen Zwiſchenräumen, Ströme von Kriegern in den Feind, während die andern die Wagen verließen, und hinter dem Brande zu einem gewaltigen Haufen ſich ſchaarten. Nur die lodernde Druidenburg verließ kein Fuß, Feuer und Streit umtoſte ſie in immer ſteigender Wuth, unter den Rädern hervor drängte ſich Kind um Kind mit blankem Meſſer zwiſchen die Stürmenden, furchtlos rangen Weiber und Mädchen mit dem am Wagen empor wimmelnden Feinde. Ueber Allem ſtand der Held, lenkte die Schlacht und harrte des entſcheidenden Augenblicks zur letzten Anſtrengung. Da ward von wildem Wurf ſein Haupt geſpalten, von unten auf fuhr ein Schwert ihm in den unbeſchützten Leib, noch hob er hoch den leuchtenden Schild, dann brach er zuſammen, Flammen ſchlugen über ihn empor, in Flammen verſank der Wagen, in Flammen verſanken die Streitenden, über den Schild ſtrömte ein Flammenmeer, verſchwunden war die Schlacht.

Ueber die Flammen aber kam ſchwarz die Nacht, der Schild verſchwand, der Krieger der ihn hielt. Nacht war es in der Hütte, umſonſt ſtarrte Schwito in die Nacht, kein neues Geſicht tauchte auf. Diviko war es, welcher dem alten Freunde die Kunde gebracht vom Entſcheid der Götter, vom blutigen Feuergrabe, das er und ſein Volk gefunden; denn wenn auch Schwito des Kampfes Ende nicht ſah, ſo wußte er wohl, daß, wenn die Führer gefallen, der Herde der Glaube an den Sieg entfällt. Jetzt wußte er, daß am letzten Abend der Schimmer des vergoſſenen Blutes hinüber geleuchtet hatte in die Heimat, an die jeder Fallende im Tode dachte, daß es ſeines Volkes Blut geweſen, welches Berg und Thal, Baum und See gefärbt, daß es Hertha geweſen war, welche unten im See gejammert hatte über ihre Kinder, die fern von ihr todeskühn den letzten Kampf rangen auf fremder Haide, wo alles gegen die kühnen Fremdlinge ſtritt, Götter und Menſchen, Feuer und Nacht, Luft und Land. So hatte er alſo recht gehabt, hatte richtig das blutige Grab geſehen, und jetzt war das Volk in ſelbem begraben, und mit dem Volke ſeine Enkel alle, die er wohl erkannt im feurigen Streite, und er alleine war noch übrig von

Hertha's Kindern. Da wallte ein unnennbarer Jammer in ſeiner Seele auf; er, alleine übrig von dem Heldenvolke, vor dem man zitterte am Rheine und an der Rhone. Er alleine übrig in weitem Lande, von den Göttern vergeſſen, vom Tode verſchmäht, der von dem Mord eines ganzen Volkes geſättigt, den ſchwachen einzelnen Greis nicht begehrte. Und ſeinen Jammer, ſollte er ihn einſam tragen, alleine weinen und klagen, während unten im See Hertha jammerte in Mitte der klagenden Väter, wo vielleicht auch die Seelen der Erſchlagenen ſich ſammelten? Wo andere klagten, dahin wollte auch er mit ſeiner klagenden Seele, wollte zu Hertha, wollte zu den Vätern, wollte den alten Leib in den See verſenken, damit ſeine frei gewordene Seele auf zu den Seelen der Väter könne, heraus aus der einſamen Oede, in der kein Lebendiger ihm geblieben.

Schon hatte er ſein Lager verlaſſen und ſeine Hand an der Thüre Riegel, da jauchzte das Kind wieder in freudigem Traume auf, und mit heller Stimme rief es des Großvaters Name, rief ihn zur Theilnahme an ſeiner Freude. Dieſer Ruf, eine Stimme der Götter aus eines Kindes Munde, feſſelte des Großvaters Hand, feſſelte ihn wieder ans Leben. Es blitzte ihm der Schreck durch die Seele, wie es wohl dem Kinde, das er in ſeinem Jammer vergeſſen hatte, geweſen wäre, wenn es beim Erwachen den Großvater umſonſt gerufen, umſonſt ihn geſucht um die Hütte, in Wald und Schlucht, wenn am Ufer die Rüden ſtehen geblieben und über ſeinem Grabe das Todtengeheul gen Himmel geſtoßen, und es nun alleine bleiben ſollte in ſeiner Schwäche, vom treuloſen Großvater verlaſſen. Es wankten ſeine Knie, als er dieſes Frevels gedachte und doch ließ er von den Todesgedanken nicht. Er nahm das Kind auf die Arme, wollte es mitnehmen aus der öden Welt, mit zu Hertha, zu den Vätern, vielleicht zu denen, welche im fremden Grabe nicht Ruhe fänden und die Heimat wieder ſuchten. Aber das Kind lebte ſo warm, ſo fröhlich lachte das Leben in ſeinen Zügen, daß der Großvater daſſelbe nicht tragen konnte ins kalte Wellengrab, daß er ihm nicht verſenken konnte ſein fröhliches Leben, in welchem es ſo volles Genügen fand. Wenn er ihm dieſes Leben verſenken, wenn ohne daſſelbe das arme Kind erwachen würde, als ein duftiger Schatten im dunkeln Grabe, auf kühlem See, welch Schmerz würde es wohl erfaſſen, welchen Dank dem Räuber ſeines einzigen Gutes bringen! Das konnte Schwito denken, wenn er an des Kindes Erwachen an jedem Morgen dachte, wie freudig es der Sonne entgegen lache, wie freudig in den jungen Tag hinein, daß dieſes Lachen einen hellen Schein warf bis in des Großvaters ſonſt ſo dunkle Seele hinein.

Vom Kinde konnte er ſich nicht trennen, das warme Leben ihm nicht ſenken ins ſchaurige Waſſergrab; er legte es wieder auf ſein Lager, ſetzte ſich an demſelben nieder. In des Mondes wechſelndem Scheine ſah er in die muntern Züge und aus demſelben tauchte ihm ſeine eigene Vergangenheit herauf: das wilde Kind, der kühne Jüngling, der hochgeehrte Mann, der hundertjährige Oberprieſter; über alles leuchtete, wie über die Erde die Sonne, die Huld der Götter und ihr nie getrübtes Vertrauen. Hatte ihr Vertrauen ſein einzig Auge nicht blenden, die Wahrheit ſagen laſſen, hatte ihn nicht auch ihre Huld vor dem Untergange bewahrt, zur Vollbringung ihres Willens, und ſollte er, der den Göttern treu blieb, das Leben, das ſie ihm erhalten, treulos von ſich werfen, ſich entziehen wollen, ihrem

Willen nicht harren wollen, ihre fernern Zeichen und Verkündigungen. Hatte er Urſache zu glauben, daß er, ein von den Göttern Verlaſſener ſei oder der Götter Liebling?

Da traf ein Sonnenſtrahl des Kindes Auge, langſam öffnete es ſich, ſah die gähnend ſich erhebenden Rüden, ſah den ſinnenden Großvater an ſeinem Lager, ſah den jungen Tag, der in die dunkle Hütte ſich drängte. Da hob es raſch ſeine jungen Glieder, ſchlang ſeine Arme um des Großvaters Hals, ſprang dann wild und froh ins Leben hinein, und auch kein Schatten fiel auf ſeine frohlockende Seele. Da war des Kindes Leben geſichert und der Großvater an das Leben gebunden, wie oft auch die alten Gedanken wiederkehrten. Denn es iſt dem Sterblichen ſelten gegeben, einen Kampf recht auszukämpfen; wie hoch er ſeine Seele auch heben mag in göttlichen Stunden, hinunter auf die Erde muß ſie wieder, dann ſtrömen neue Kräfte zu dem alten Feind.

Das Geſicht, das er geſehen, der Kampf, die Flammen, ſtanden Tag und Nacht vor ſeinen Augen, die Geſichter der Seinigen in der Glut des Kampfes, in der Glut des Wagens wichen nicht aus ſeiner Seele, immer und immer mußte er ſchauen, wie der Wagen zuſammenbrach, das Feuer alles verſchlang. Aber den Ausgang hatte er nicht geſehen, das Feuer war zum feurigen Vorhang geworden, der ihm des Volkes endliches Schickſal verhüllte, denn daß alle Helvetier und Römer im Feuer umgekommen, das glaubte er nicht. Das Ende hatte er nicht geſehen, und wie war dieſes Ende? An einen glücklichen Ausgang glaubte er nicht, glaubte nicht, daß das ganze Volk untergegangen, aber wo weilten die Trümmer, wo weinten ſie heimatlos?

Solches ſann er Tag und Nacht, und ſeine Gedanken wickelten ſich in einander bis zur Verwirrung, die Niemand löſte; Niemand brachte ihm Kunde, kein neu Geſicht tauchte vor ihm auf.

Wohl verſuchte er zu träumen, wie am folgenden Morgen die Helvetier in neuer Schlacht einen neuen Ausgang erſiegt. Die Römer überwunden, ein herrlich Land des Kampfes Preis geworden. Aber wer kennt nicht die Haltloſigkeit ſolcher Träume, zu welcher eine zagende Seele ſich zwingt; zerfahren ſie nicht bei jedem Pochen an eine Thüre, bei jedem Tritt, der aus der Ferne tönt? Sie zerſtoben, wie Schwito ſie gewoben, die innere Gewißheit ihrer Unwahrheit, wollte nicht weichen. War ihm nicht der Untergang verkündet worden, hatte nicht Hertha ſelbſt ihm denſelben gezeigt, hatte er nicht ſelbſt das Blut geſehen, ſelbſt den Jammer gehört, und was hatte ihm der ſterbende Diviko verkündet, hatte ihm ein einzig günſtig Zeichen eine Wandelung der Dinge angedeutet, eine Aenderung im Entſchluſſe der Götter? Nein, kein Zeichen hatte er erhalten, keine Hoffnung konnte er faſſen, aber ſo zu weilen, in der Einſamkeit, abgeſchnitten von aller Möglichkeit, das Schickſal der Seinen zu vernehmen, Tag für Tag hinzunehmen und jeglichen anzutreten mit der Gewißheit, daß er ſein werde, wie die vergangenen, ohne Nachricht, was aus den Seinen geworden und ohnmächtig ſich fühlend, an dieſer ſchauerlichen Ungewißheit das Geringſte zu ändern, iſt ſchrecklich.

Wenn man weiß, daß die Lieben geſtorben und wie ſie geſtorben, ſo iſt die Phantaſie gebunden, in der Betrachtung des Geſchehenen ermattet die Seele, ſie wendet ſich mehr und mehr von derſelben ab, die Beruhigung beginnt ſich zu bilden, ein neuer Grund ſich zu geſtalten, auf den das Daſein feſt ſich ſtellt. Die Ungewißheit aber läßt keinen Troſt kommen in die wunde Seele, denn ein unermeßliches Gebiet iſt der Einbildungskraft gegeben, auf welchem die Angſt ſie unermüdlich nach allen Seiten ſetzt, und jeder neue Tag bringt neue Vorſtellungen, neue Bilder über des Geliebten Schickſale und Ende. So lebte von ſeinen Gedanken gefoltert der Greis dahin, Tag um Tag traurig und träumend, und nur das Leben des Kindes regte das ſeine auf zu Theilnahme und Thätigkeit. Oft kam es ihn an mit dem Kinde zu wandern, der Spur des Volkes nach, zu wandern, bis er in unbekanntem Lande deſſen Gebeine finde. Doch zum Entſchluß kam er nicht; denn wenn am Abend die Wellen des Sees rauſchten, ſo geheimnißvoll auf deſſen Wellen die Schatten ſegelten, dann fühlte er die Bande wieder, welche ihn unauflöslich feſſelten an dieſes Land.

So floß der Sommer vorüber, die Gerſte war reif geworden, der Haber gelbte und falbe Blätter ſah man ſchon hier und da in Buſch und Wald. In Buchen und Eichen hielten die Tauben ihre Feſttage, zwiſchen Koth und Wurzeln feierten die Schweine ihre goldene Zeit. Des Morgens deckten Nebel Land und See, wenn aber gegen Mittag die Sonne durch den Nebel brach, ihr Licht die Nebel jagte, dann ward es ſo duftig, ſo lieblich, ſo mild und ſüß, daß des Kindes Jauchzen kaum im Schlafe verhallte, daß es ſelbſt dem Greiſen warm und ſüß im Herzen ſich regte, daß er ſtundenlang ſtehen konnte an des Hügels Rand; und wie leiſe Winde mit dem hellen Waſſer ſpielten, ſo ſtiegen hellere Träume in ſeine Seele auf, und ſein Auge erquickte ſich an des Landes Lieblichkeit. Aber immer folgte die Wehmuth dem ſüßen Träumen, dem entzückten Schauen, die Wehmuth, daß ein Volk dieſes Land verlaſſen konnte, um irgend eines andern Landes willen und aufs neue ward dann ſeine Bruſt ſchwerer Seufzer voll, und aufs neue ſuchte ſein Auge hinter dem blauen Berge ſeines Volkes Geſchick und fand es nicht.

Wenn endlich der Abend kam und über dem duftigen lieblichen Lande des Mondes ſchmale Sichel ſtand, in ſilbernem Lichte Land und See lautlos ſchwammen, in feierlicher Stille, dann kam es ihm wieder, als ſehe er eine verklärte Braut harrend ihres Bräutigams in ſchönſtem Silberkleid und ſtillem Bangen. Und wiederum feſſelte ſein Auge die liebliche Schönheit, er konnte es nicht von ihr wenden, konnte nicht glauben, daß ſolchen Schmuck die Götter umſonſt gegeben, und ihm ward, als ziehe ein leiſes Klingen über den See, als töne es aus der Tiefe herauf, wie fröhliche Lieder und Hochzeitsreigen. Wenn dann die Nebel aus den Hügeln ſtiegen, hier ein Wölkchen, dort ein Wölkchen von des Hügels Spitze weg, die Kinder ſuchte, eins nach dem andern zum See niederſtieg, über den See ſchwebte, den dichten Schleier webend um des Sees heiliger Mitte und deſſen Geheimniſſe, ſo ſchien ein freudig Leben hinter dieſem Schleier zu beginnen. Stern um Stern löste ſich am blauen Himmel, hinter den Schleier ſich ſenkend, dann wallte höher und höher der Schleier, bis zum Himmel empor und verhüllte dem Auge der Sterblichen, wie die Unſterblichen ebnen die Kluft zwiſchen dem Himmel und der Erde, wenn ſie in Freude ſich finden wollen, der Himmel auf die Erde kömmt, die Erde zum Himmel wird, die Götter auf und niederſteigen, der auf hohem Wellenthrone ſein Haupt in den Himmel hebt, jener auf lichtem Sternenwagen zur Fluth ſich ſenket, die himmliſchen Glieder zu baden im lichten See, im klaren Thau.

Und je mehr die Scheibe des Mondes ſich füllte, üm ſo zauberiſcher ward es im Lande, um ſo luſtiger regte ſich das Wild im Walde, die Fiſche auf des Sees Grunde, um ſo heller war der Himmel, um ſo duftiger flogen des Abends die Nebel, goldener glänzten die fliegenden Sterne, lichter ward der Schleier um des Sees heilige Mitte, und manchmal glaubte der Greis die ſtrahlende Sternenkrone zu ſehen über den ſteigenden Nebel, die Krone, welche Hertha, die göttliche Mutter, trug auf ihrem Throne, zu ſehen, wie dieſe Krone ſich hob zu den goldenen Kammern empor, wo die Unſterblichen der Menſchen Geſchicke ordnen und der eigenen Seligkeit ſich freuen.

Alles um ihn regte ſich haſtig und geſchäftig; die Zeit ſchien jedes Thierlein zu drängen und ein jegliches zu wiſſen, daß ihm keine Stunde gegeben ſei zur Verſäumniß. Luſtig waren die Schwalben fortgeflogen, die Tauben zogen nach, die Krähen ſammelten ſich, in hohen Flügen ſah er viele Vögel ziehen, und jeglichem Zuge ſah er nach, ſah, wie ſie gen Weſten zogen, wo hin die Seinen gezogen waren, als jene Vögel von Weſten kamen. Waren ſie damals ſchon einander begegnet, begegnen ſie ſich wieder auf ihren Zügen, ſehen ſie ſich lebend wieder, oder rufen wohl die Vögel auf ihren Gräbern und halten die Krähen Raſt und Mahl auf der Wahlſtatt, wo die Seinen modern, wo ihre Gebeine unbegraben an der Sonne liegen? — So ſann jegliches Mal der Greis, wann ſolche Züge über ihn zogen und es ward ihm mehr und mehr, als ſollte er ihnen Grüße mitgeben und Befehle, daß die ihnen Begegnenden eilen möchten und nicht ſäumen, zur Säumniß ſei dem Sterblichen keine Stunde gegeben, wann Tod und Winter kämen, wüßte keiner. Es war ihm immermehr im Gemüthe, als ſollte er Etwas erwarten, als bereiteten die Götter Unerwartetes, die Schauer einer freudigen Ahnung meinte er mehr und mehr zu empfinden. Er kannte ſie wohl, hatte in den Tagen ſeiner Kraft ſie ſo oft empfunden, ſo wie er auch in geheimnißvollen Wehen das Unglück gefühlt, im Heiligthum ſeiner Seele, von der Unſterblichen ſelbſt eigener Hand erregt. Und nie hatten ihn die Götter getäuſcht, und was er geahndet in Weh und Freud, das war gekommen. Darum begann auch allmählig ein leiſes Hoffen aufzudämmern in ſeiner Seele, ein Hoffen, daß er von den Seinigen wiederſehen, daß er den Winter über nicht alleine bleiben, das Land nicht mehr öde und verlaſſen ſein werde.

Jeden Morgen, wenn er aus ſeiner Hütte trat, hell die Sonne ihn begrüßte, hob er die Hand über die Augen und ſchaute immer länger über den weiten See und ringsum im Gelände. Wenn dann kein Kahn über die blaue Fläche kam, kein Menſch an den Ufern ſich regte, keine Schritte im Gebüſch zu hören waren, keine Rauchſäule aufſtieg ſo weit das Auge reichte, ſeufzte er wohl, ſetzte noch einmal an, etwas zu erſpähen, aber die Trübſal ſtieg nicht über die Hoffnung. Bald war er wieder heiter und beſchickte mit doppeltem Fleiß ſein Tagewerk; er ſammelte mit aller Sorgfalt das Getreide auf allen Flecken, die er beſät, ſammelte, ſo weit er konnte, die einzelnen Aehren, die aus Samen entſproſſen waren, der hier und da bei der letzten Erndte ausgefallen war. Jede Aehre, die er fand, betrachtete er als eine Gabe der Götter und brachte ſie ſorgſam heim. Wenn dann der Abend kam, ſo ſetzte er ſich vor ſeine Hütte oder an des Sees Rand und ward nicht ſatt zu ſchauen in des Sees wunderbares Zauberſpiel; denn von Jugend auf war ihm der See der Spiegel der Götter, in welchem er ihr Leben und ihr Wollen erſchaute. Als der Mond gefüllt über die Hügel ſtieg, Schatten und Licht ſo wunderſam zuſammenfloſſen, ſo ſah er, wie über den See ein zierlicher Bogen ſich ſpannte in zarter Farbenpracht, ein Brautkranz aus den Lichtern des Himmels geflochten. Spiegelhell lag der See, in deſſen Tiefen ſchien es zu flüſtern, ſüß und hold, wie Liebesgeflüſter, freudiges Wiederſehen, trauter Weſen freudiges Geſpräch. Vom Himmel nieder flogen goldene Boten, aus des Sees geheimnißreichem Schooße heraufzurufen, Hertha, die göttliche Jungfrau, der Menſchen mütterliche Göttin.

Hertha vernahm den Ruf in ihrem goldenen Schloſſe, ein mächtiges Rauſchen verkündete das Nahen der Göttin. Zum ſilbernen Wellentanze erhob ſich das Waſſer im See, höher röthete der Brautkranz ſich, enger floß er zuſammen, und in des Sees Mitte begann es zu funkeln und zu ſtrahlen, als ob die Tiefe des Sees eine neue Sonne geboren und dieſe heraufſteige, groß und golden, in ihrer himmliſchen Majeſtät.

Da ſtrömten nie gehörte himmliſche Töne über die Wellen, fächelten ſüß und leiſe den alten Liebling der Götter, den ſtaunenden Druiden an, goſſen über ihn die Fülle unausſprechlicher Wonne, ſchloſſen dann ſeine Augen mit zartem Wehen, denn kein ſterblich Auge durfte belauſchen der Götter Freudenfeſt auf offenem unverhülltem See. Das Auge der Sterblichen, welches offen war überm See in ſolchen Stunden, erblindete im Tode; aber ihres Lieblings Tod wollten ſie nicht, ſein Auge ſollte noch anderes ſchauen. Aber wie die Götter nie etwas nahmen, ohne etwas zu geben, nie ſich freuen, ohne die armen Sterblichen aus dem Becher ihrer Freude mit Wonne zu beſprengen, ſo ſchloſſen ſie wohl des Greiſen Augen, damit er ihre Herrlichkeit nicht ſehe, aber in ſeine Seele ſandten ſie Bilder und Träume, in denen er den Tod nicht fand, ſondern neues Hoffen, Verheißungen der Götter über ſeines theuern Landes ferne Zukunft.

Verſchwunden waren ihm des Sees erblühende Herrlichkeit, der ſtrahlende Brautkranz, die aus dem See ſteigende Sonne, der volle Mond am Himmel; eine veränderliche Nacht umfing ihn. Zuerſt war ſie ſchwarz, nirgends erglänzte ein Licht, der Sturm heulte durch die Bäume, er wühlte in den Wellen. Dann ſchwieg der Sturm, die Wolken brachen, Sterne erglänzten am Himmel, Lichtlein ſchimmerten durch die Nacht, Kähne rauſchten über den See, wie Fiſcherruf erklang es von den Ufern her. Neues Leben fühlte er durch ſeine Seele ſtrömen, als er die Zeichen, daß wieder Menſchen lebten im Lande, erkannte. Hell aufjauchzen wollte er, aber ſeltſam ſchwer war ihm die Zunge, er vermochte es nicht, er wollte gehen und ſchauen, aber träge wie gebunden waren die Glieder, ſie verſagten ihm den Dienſt. Lange ſah er Näheres von dieſem neu ſich kündenden Leben nicht, denn lange weilte die Nacht, der Morgen wollte nicht kommen. Brandwolken ſah er wohl, gewaltiges Streiten nahte ſich ihm, wilde Roſſe ſauſten an ihm vorüber. Er dachte an die Germanen, und ob ſie Beſitz nehmen wollten vom Lande, in das ſie ſich nicht gewagt, ſo lange in ſelbigem die Helvetier wohnten. Aber er ergründete es nicht.

Da ſtieg unten, wo der See ſich mündet zu raſch ſtrömendem Fluſſe, ein Licht empor, hoch und wunder-

ar. Hoch über die andern Lichter erhob es ſich, der
Sonne war es ähnlich, Strahlen ſtrömten von ihm
us nach allen Seiten und hell und licht ward es
berall. Ein junger Morgen ſchien erwacht; aber es
ar nicht das Licht der Sonne, das ihn brachte, es
ar ein anderes Licht, und dieſes Licht blendete ſein
luge, es ertrug daſſelbe nicht, und es war nicht die
Sonne, welche es ſpendete; von einer goldenen Kugel
römte es aus. Die Kugel trug ein Kreuz, welches
is in den Himmel reichte. Bald darauf ſah er im
)ſten aufſteigen die rechte Sonne, deren Licht er er-
agen mochte, und in deren Licht konnte ſein Auge
en See wieder ſchauen, konnte erkennen des Landes
eue Geſtaltung. Dort unten am See erglänzte ihm
och die goldene Kugel, des ſtrahlenden Kreuzes Trä-
erin. Sie ward getragen von hohem Thurme, der
us wunderherrlichem Gebäude, wie er nie eins ge-
hen, nie eins geträumt, gen Himmel ſtrebte. Von
ner mächtigen Stadt war das Haus umgeben, und
hnliche Häuſer mit hohen Thürmen und goldenen Ku-
eln ſah er jetzt auch rings am See, ſah viele Dörfer,
waltige Schlöſſer, ſah den Weinſtock grünen, ſah
rrliche Bäume glühen. Er glaubte, er ſei verſetzt in
is fremde Land, das zu ſuchen die Seinen fortgezo-
n; aber wohl bekannt war ihm jede Bucht am See,
er Hügel an deſſen Ufern; es war ſein und ſeiner
äter Land. Ein fremdes Volk hatte es alſo in Beſitz
nommen, genoß deſſen Lieblichkeit und Reichthum; ſo
chte der Greis und die Wolke der Trauer wollte
igen über ſeine Seele. Da ſah er große Schaaren
llen aus den Häuſern, die er nie geſehen; und dieſe
chaaren waren nicht eingebrochene Feinde, er kannte
wohl, ſie trugen alle ſeiner Enkel Züge, ihre Herzen

ſah er ſchlagen auf althelvetiſche Weiſe. Die frommen Schaaren ſah er ſich wandeln in kühne Kriegerhaufen, ſah ſie kämpfen und ſiegen, wie er die Helvetier kämpfen und ſiegen geſehen hatte in hundert Kämpfen am Rheine, in der großen Römerſchlacht am Lemanerſee; Helden ſah er den Beſten gleich, die mit ihm gelebt, und voll Krieg ſah er den See, wie er es nicht erlebt. Dann kam aber auch der Friede wieder, friedliche Schiffe bevölkerten den See, es wuchs die Stadt, es mehrten ſich die Dörfer, es häufte ſich der Reichthum; es ſtrichen wohl Wolken über den Himmel, es ging aber doch die Sonne nicht unter. Wenn auch Nebel fielen, Rauchwolken emporſtiegen, bald löſte ſich der Nebel, bald ſchwand der Rauch, in neuem Glanze brach der Tag wieder hervor, und immer blühender, in unausſprechlich mannigfachen Bildern breitete vor dem Greiſen das Land ſich aus. Was dem Verſchmachtenden das Waſſer iſt, Troſt dem Verzweifelnden, das waren dieſe Bilder dem glücklichen Oberprieſter; in ihnen las der Götterkundige die Verheißung, daß er nicht alleine bleiben werde, nicht öde das theure Land, daß Kinder ihm wiederkehren, daß Geſchlecht um Geſchlecht eine immer blühendere Heimath hier finden, daß der Götter Huld und der Kinder Muth aus dieſem Lande ſelbſt das geträumte Land ſchaffen werden. Dieſe Verheißung träufelte die reinſte Freude in ſeine Seele; hoch gingen die Wellen der ſüßen Wonne, und je ſeliger es ihm ward in ſeiner Seele, um ſo mehr verſchwanden ihm die einzelnen Bilder in entzücktes Schauen, zu dem er auch ſpäter nie die Worte fand. Wiederum ward es ihm als blende ein unausſprechlicher Glanz ſein Auge; er wollte es ſchließen; er konnte es nicht, er rang darnach immer ängſtlicher, und wie im

Traume ein ſolches Ringen zum Erwachen führt, ſo ging, während das Auge des Traumes ſich ſchließen wollte, ſein leibliches Auge ihm auf. Um ihn war es heller Tag, mit dem Nebel kämpfte die Sonne, und vor ihm ſtand ein Weſen, und lange wußte er nicht, war es ein Weſen dem Himmel entſtiegen, oder den dunkeln Gründen, in welchen die neckiſchen Geiſter wohnen, wußte lange nicht, ſah er es im Traume, ſah er es im Wachen. Ein Weib war's, arm und blaß, abgezehrt, ein Kind lag an ihrer Bruſt; es weinte bitterlich und ſtreckte dem Greiſe die Hand entgegen. Es dämmerte in Schwito's Seele, Erinnerungen ſtiegen auf, plötzlich flammte das Erkennen durch ſeine Seele: es war ſeines Enkels Weib, das vor ihm ſtand, ſo bittend und abgezehrt. Da ward die Freude unendlich in ſeiner alten Bruſt, er hob ſeine Hände bebend zum Himmel auf, und dankte den Göttern, daß ſie ſein Sehnen erhört, daß ſie Menſchen ihm wieder gebracht in ſeine ſchaurige Einſamkeit, daß ſie in Brand und Schlacht die Seinigen ihm bewahrt. Dann herzte er Mutter und Kind, geleitete ſie ſonder Frage nach Schickſal und Weg in ſeine Hütte, und diente der armen Mutter mit Speiſe und Trank, wie der Prieſter der Göttin dient, der Sklave ſeiner Herrin. Trotz dem bittern Hunger, der ihr aus den Augen ſah, nährte das Weib zuerſt das lechzende Kind an ihrer Bruſt, wo es längſt keine Nahrung fand, nährte es unter heißen Thränenſtrömen, als ſie die gierige Haſt ſah, mit welcher daſſelbe die ſüßduftende Milch genoß. Dann kam es wie ein Lächeln auf ſein blaſſes Geſichtchen, und zufrieden lehnte es ſein Häuptlein an der Mutter treue Bruſt zum ſüßen Schlafe. Allmählig verſiegten auch der Mutter Thränen, ſie langte nach Speiſe und Trank und ſchmerzlich ſah der Greis, wie ſie Speiſe und Trank genoß in der Gewohnheit, die nach jedem Biſſen, nach jedem Trunk zitternd das Mindern ſieht und zitternd überlegt, ob wohl noch ein Biſſen, noch ein Trunk ſich zu gönnen, oder der Reſt zu ſparen ſei auf den folgenden Tag. Mit weichen Worten mahnte er, ſich nicht zu kümmern ums Abnehmen, zu eſſen und zu trinken nach Herzensluſt; wo das, was ſie genieße, geweſen ſei, da ſei die Fülle für manchen Tag, für manches Jahr. Da überwältigte ſie aufs neue der Schmerz, als ſie von dieſer Fülle hörte, und der ausgeſtandenen Noth gedachte, wo ihr Leben ſo oft am Finden einer Wurzel hing, an einigen wilden Beeren. Als ſie das Haupt wieder hob, das Augenlicht durch die Thränen drang, ſtand groß und ſchön und goldgelockt das zurückgelaſſene Kind in der Thüre der Hütte, betrachtete ſtaunend die unerwartete Erſcheinung mit keckem Auge. Es kannte die Mutter nicht, ſo blaß und ſo hager; ſcheu umging es ſie, wie ein fremdes Weſen, von dem man nicht weiß ob es gutes oder böſes bringt. Als der Großvater ihm die Mutter nannte, ſah es mit großen Augen ſie an; man ſah in ſeinem Geſichte das Widerſtreben, in dieſem Bilde des Jammers die Mutter zu erkennen, und nur von Ferne reichte es ihr die Spitzen ſeiner Hand. Das Gefühl des Wandels, wie es geweſen und jetzt war, kam aufs neue über die Mutter, als ſie ſah wie fremd ſie dem eigenen Kinde geworden, und mit neuem Schmerze mußte ſie die Buße zahlen für ihre, für des ganzen Volkes Verblendung. Doch allmählig tauchte im Kinde die alte Liebe wieder auf, die alte Traulichkeit, und die Mutter gewann die Sprache wieder, und konnte den Göttern danken, daß grade das Kind, welches ſie ſich verloren geglaubt, ſo bitterlich beweint hatte, ihr erhalten worden, während alle, welche mitgekommen waren, ihr verloren gegangen. Und das Weh um die Verlornen rang mit der Freude über das Wiedergefundene, wie ſo oft die Sonne ringt mit dem ſchwarzen Wolkenberge, der den Himmel für ſich alleine will. Aber es behauptete das Lebendige ſeine Rechte und feſſelte der Mutter Seele an die freudige Gegenwart, ſprang ſpielend um ſie her, wies ihr ſeine Künſte vor, zeigte ſeine ſo wunderbar geſteigerten Kräfte, und tröſtete die Mutter, wie nur ein Kind zu tröſten vermag. Allmählig ſchlich ſich ein ſüßes Behagen ein, die Ruhe nach ſo langem Wandern, die üppige Speiſe nach ſo langem Hungern, das Bewußtſein bleiben zu können, ruhen zu können, nicht weiter ſchleppen zu müſſen den matten müden Leib, der freundliche Troſt, des Greiſen mildes Wort, des Kindes wilder Jubel, nach ſo langem Wandern in gegenſeitiger Gefühlloſigkeit, wo, jemehr der eigene Jammer ſtieg, um ſo mehr das Gefühl für Anderer Jammer erloſch. Alles dieſes füllte des Weibes Seele mit dem unausſprechlichen Gefühle, das keinen Namen hat, das aber auch keine Worte hat, das nur im feuchten Glanze der Augen den Göttern Zeugniß bringt von der ſtrömenden Quelle des Dankes, welche im Herzen aufgebrochen iſt. Wie iſt's wohl einem Schiffer zu Muthe, dem der Sturm ſein Schifflein bricht, den die Wellen verſchlingen, bewußtlos ans Ufer werfen? Und das Leben, das er in den wilden, wüſten Meeresſchooß verſinken gefühlt, iſt nicht verſunken, es kehret wieder, es rieſelt durch ſeine Glieder, er öffnet die Augen, auf ſicherem Lande liegt er, und wo er liegt, iſt nicht wüſtes Land, theilnehmende Menſchen umringen ihn, laben ihn. Aber viel ſeliger war die Mutter; denn am ſichern Ufer fand ſie ein verlornes Kind, und das Kind bot ihr Labung und Stärkung, und ihr Erwachen war nicht ein Erwachen aus bewußtloſer Ohnmacht nach kurzer Friſt, ſondern es war ein Erwachen aus Monate langem, mit allem Bewußtſein getragenem Jammer, ein Emportauchen aus des Elends Nacht, in welchem ſie in unnennbarem Schmerz viele, viele Tage lang verſenket war.

Weder der Greis noch das Kind frugen nach den vergangenen Tagen, nach den verlornen Ihren. Das Kind lebte der Freude der Gegenwart, der Vergangenheit gedachte es nicht; des Greiſen Herz war der Freude voll, labte ſich am Schauen der theuren Gäſte, am Gedanken, nicht mehr alleine ſein zu müſſen in der ſchaurigen Oede, ſtrömte über in Dank gegen die Götter; und wie man Todte nicht eigenmächtig aus den Gräbern rufen ſoll, wenn man ſie nicht verderbend im Leben haben will, ſo wollte er auch nicht das Erlebte herausrufen aus des Weibes Seele, damit es nicht zerſtörend trete in die beginnende Freude. Er wußte auch, daß wenn die Seele in die Gegenwart ſich gelebt, die Vergangenheit von ſelbſt ſich löſen werde aus ihrem Grabe, und hervortreten werde als ein Schatten, der dahin fährt ſonder Macht und Gewalt. Er hieß beim Kinde die Mutter ruhen, und bald umfing auf dem lange entbehrten weichen Lager der milde Schlaf die matten Glieder, und lange ſchlief ſie, der Hunger weckte ſie nicht, das Heimweh jagte ſie nicht ruhelos weiter, ſie war daheim.

Schon weit über des Sees Mitte ſtand die Sonne, warm und luſtig ſich ſpiegelnd in deſſen dunkler Fläche; in duftigem Hintergrunde ragten in ihrer heitern Schöne die Berge hoch empor über Land und See, als das Weib aus der Hütte trat. Staunend ſtand ſie unter derſelben und feierte ein zweites Wiederſehen, das Wiederſehen der Heimat. Erſt jetzt waren für ſie ihr die Augen aufgegangen, erſt jetzt ſah ſie ihre wunderbare Pracht, und zu weiten Pforten zog die Freude bei ihr ein, und miſchte ſich mit der Wehmuth, ein ſolches Land verlaſſen zu haben, wie es keines gab auf Erden, es vertauſcht zu haben mit den ſandigen Steppen, in deren tödtendem Einerlei ein geſundes Auge erblinden muß. Vom wilden Kinde umgaukelt, von luſtigen Rüden, die der Menſchen Freude theilten, umſprungen, vom Greiſe mit neuem Willkommen begrüßt, konnte Hulda ihr Auge doch nicht abwenden von der lieblichen Herrlichkeit ringsum, und Thränen rannen wieder durch die Furchen ihrer Wangen.

„Als wir fortzogen, weinte ich auch, begann Hulda, ich unter Tauſenden vielleicht alleine, doch nicht um die Heimat und das Kind, das uns verließ. Ich haderte mit dem Manne, daß er es nicht mit Gewalt genommen, ich zürnte mit mir, daß ich es nicht gethan, ich wäre zurückgerannt, hätte das Aeußerſte verſucht, wenn man mich nicht mit Gewalt gehindert. Meine Thränen verrannen, ich horchte wie die andern, mit thorrechter Freude den goldenen Träumen von dem Lande, welches Niemand geſehen, aber alle zu erzählen wußten. Zwiſchen die Träume hinein kamen neue Züge aus andern Thälern, kam mannichfacher Wirrwar und manche Flamme leckte wild und ungezügelt, Verderben drohend, über unſern Weg, mitten durch die ſchönſten Träume, als ob ſie dieſelben verzehren, den Weg aus unſerm Lande uns verſperren wollte. Aber der Götter Winke, wie feurig ſie auch ſein mögen, ſieht der verblendete Menſch nicht.

„In beſtändigem Taumel von Neuem und Ungewohntem, von Mühen und Ergötzen, zogen wir manchen langen Tag bis an den Lemanerſee, zogen an deſſen Ufern manchen Tag, bis wir an ſein Ende kamen. Dort ſteht eine Stadt, ein wilder Fluß ſtrömt daraus, grade wie dort unten der Fluß aus dieſem See. Aber dort, wo wir hinkamen, war alles größer und wilder, Berge, Fluß und See; und enge wird es dort, und es iſt die Stadt faſt wie ein Thor zwiſchen unſerem Land und einem andern Lande. Mir aber gefiel es nicht, und enge ward es mir ums Herz. Dort mußten wir halten, weil man einen freundlichen Durchzug, den Krieg meiden wollte. Da gab es einen langen Aufenthalt, aber Schlimmes dachte lange Niemand, weil man nichts Schlimmes im Sinne trug. Ein Mann aus dem Römer Volke war dort, Julius Cäſar hieß man ihn, Statthalter der Römer war er. Das war ein hinterliſtiger kühner Mann, gleich tapfer mit dem Schwerte, wie mit der Lüge. Freundlich empfing er unſere Geſandte, gab die beſte Hoffnung, ſchützte ſich aber mit der Lüge, daß er erſt von Rom die Erlaubniß holen müſſe zu unſerem Durchzuge. Vierzehn Tage hielt er mit dieſer Lüge uns hin. Anfangs nahm man ſie hin ohne Verdacht, aber bald entſtand große Unzufriedenheit. Die Ungeduld kam über die Jungen und Kriegsdurſtigen, ſie wollten drauf, die Alten hielten zurück mit dem gegebenen Worte, welches die Holdſeligkeit des falſchen Mannes ihnen abgelockt. Der Helvetier Sitte ſei es, Treue zu halten, ſagten ſie, und dem Zuge, der mit Treubruch begonnen, würden die Götter ein ſchrecklich Ziel ſetzen. Die Jungen ließen ſich halten, aber in großem Zorne.

„Ob dieſem Zögern würden der Väter ſchneeweiße Bärte blutroth werden, ſagten ſie; Thorheit ſei es, ein ganzes Volk, wenn Leben und Wohlfahrt auf dem Spiele ſtehe, halten ſolle, was ihrer zwei thorrechter Weiſe verſprochen. Die Alten aber rühmten der Helvetier Kraft und Macht, die jetzt und in vierzehn Tagen die gleiche ſei, rühmten die lange Raſt vor dem langen Zuge, legten dar, wie Menſchen und Vieh ſie bedürften. So legten ſie Zaum und Gebiß in den Zorn der Ungebehrdigen; des römiſchen Mannes Tücke und Tapferkeit kannten ſie nicht. Dieſer Stein im Wege, das lange Halten, machte manches Herz unruhig. Sehnſucht nach der Heimat erwachte bei den Einen, trübe Ahnungen bei den andern. Seltſame Stimmen hörte man in den Nächten, ſeltſame Zeichen ſah man am Himmel, nirgend hörte man der heimiſchen Götter bekanntes Rauſchen im Hain und See. Dich mißte man allenthalben, deines Widerſpruches gedachte man, deine Geſichte erzählte man ſich von Mund zu Mund; oft ſuchte man dich, Männer aus andern Gauen fragten nach dir. Alle wurden traurig, wenn ſie dich nicht fanden und manche Seele muthlos im Stillen. Greiſe und Mütter weinten viel im Verborgenen, während die Kinder fiſchten im See und ſtritten mit fremdem Vieh und fremden Kindern; die Jünglinge ſtreiften wild herum, die Männer ſtritten, aßen und tranken, und ein großer Theil unſerer Vorräthe ward verzehrt in dieſer müßigen Zeit. Da kam der Tag der Antwort. Zum Aufbruch war alles gerüſtet. Aber ſie kam höhniſch, trotzig und nicht von Rom, ſondern von dem Manne ſelbſt, der in heuchleriſcher Wohlmeinenheit den Aufſchub geſucht hatte, um Krieger herbei zu ſchaffen, mit Mauern und Gräben uns den Weg zu ſchließen. Als er Krieger und Mauern hatte, wie er ſie wollte, ſpottete er unſerer.

„Als dieſe Antwort kam, loderte die Wuth im Volke empor, die du wohl kennſt; die Führer kaum ihres Lebens ſicher, wurden mit Schmach überſchüttet und ohne Säumen ward der gewaltſame Durchbruch verſucht. Doch umſonſt. Der reißende Fluß deckte Graben und Mauer, Graben und Mauer deckten die feindlichen Krieger, durch die dreifache mächtige Wehr vermochte die Wuth unſerer Männer nicht zu brechen; manches Hundert verſchlang der Fluß, andere Hunderte der Tod, endlich ſuchten wir einen andern Weg. Wir fanden ihn durch die Klüfte des blauen Berges, aber es war ein ſchwerer wilder Weg, und manchen langen Tag mußten wir ihn ziehen. Wild und waſſerarm war dies Land, tauſendmal ſchöner war es daheim. Wagen brachen, die Wege ſtopften ſich, die Vorräthe waren aufgezehrt, die Heerden wurden geſchlachtet, Stück für Stück, hungrige Kinder wimmerten, verlaufene ſchrien Tagelang, jammernde Mütter ſuchten verlorne Kinder oder Speiſe für hungernde, es ſtritten die Männer um Weg und Wagen, redeten trotzig auf gegen die Führer und die größte Mühe hatten die Prieſter, Friede zu ſchaffen und die Hoffnung zu erhalten durch günſtige Zeichen. Als wir ſelbſt nichts mehr hatten, mußten wir von andern nehmen. Da Nebenzüge zu gefährlich waren, mußten wir nehmen was zunächſt am Wege lag, mußten es nehmen von unſern Freunden, welche den Durchgang uns geſtattet. Dieſe wurden darum unſere Feinde, ſchrieben der Bosheit zu, was Noth war, lockten auf unſern Weg den treuloſen Römer, der ſchlich uns nach wie ein hungriger Wolf hinter der Heerde ſchleicht. Er hatte ein mächtiges Kriegsheer zuſammen gerafft, hatte Hülfe von den meiſten galliſchen Stämmen, und doch wagte er nicht die Stirne uns zu bieten, in der Hinterliſt lag ſeine Kraft.

„Wir kamen endlich ins weite Land, an weite Flüſſe. Die rauſchenden Flüſſe, die trotzigen Berge, der Heimat mißten wir immer mehr; der Mangel nahm zu; der Feind ſchlich uns immer gieriger nach und ließ ſich doch immer weniger faſſen. An einem der ſchleichenden Flüſſe lagen wir manchen Tag, und langſam mit großer Mühe ſetzten wir über. Fährte war keine, die Ufer ſteil und der Männer einer Theil mußte Speiſe zuſammentreiben, der andere den Wolf hüten, der ſo lauernd uns nachſchlich. Wie das Raubthier die Zurückgebliebenen zur Beute ſucht, oder auf die Hinterſten der Heerde fällt, ſo that auch der Römer. Der größte Theil des Volkes war über den Fluß gezogen, nur ein Theil unſeres Gaues lag noch am jenſeitigen Ufer, da brach in dunkler Nacht der Römer plötzlich ins Lager; erſchlug in Nacht und Ueberraſchung viele Schlafende, doch als der Tag anbrach und unſere Krieger ſich zuſammenfinden konnten, da ließ er ab und die übriggebliebenen Krieger retteten Weiber und Kinder über den Fluß. Als wir von den unglücklichen Ufern zogen, war der hinterliſtige Feind wieder hinter uns, wo wir ſo lange verweilt hatten, ſetzte er in einem Tage über. Denn zu ſeiner größern Kunſt konnte er die ungetheilte Kraft ſetzen; er hatte weder Speiſe zu ſammeln, noch einen Feind zu hüten. Wo wir mit Flößen langſam uns behelfen mußten, ſchlug er Brücken in unglaublicher Eile. Als man ihn wieder auf unſern Ferſen ſah, wollte man ihn ſtrafen, wollte man die Unſern rächen; allein er ließ ſich nicht faſſen, vor Wenigen der Unſern floh ſeine ganze Reiterei, ſeine eigenen Leute hielt ſein erſchrockenes Auge für Feinde. Setzten wir unſern

Weg fort, ſo ſchlich er uns wieder nach; endlich, plötzlich wandte er ſich von uns ab. In voller Haſt jagten die Unſern ihm nach, ſie dachten nur an Rache, nicht an Hinterliſt. Da ſtand der, den ſie in vollem Rückzug glaubten, plötzlich wohl geordnet und wohl geſtellt, vor den Unbeſorgten, fiel von einem Hügel herab mit dem ganzen Vortheile, welchen beſondere Vorbereitung giebt. Dieſen Vortheil glich die Wuth der Unſern aus; ſie wichen nicht. Die Schlacht entbrannte; ſie kämpften Helden gleich in ungünſtiger Stellung mit nachtheiligen Waffen, bis der Zug der Wagen aus dem Gedränge war und ſeitab in Sicherheit ſtand. Dann ſuchten ſie einen günſtigern Boden, ſuchten mit ungetheiltem Auge die Vortheile der Schlacht. Wir ſahen die Schlacht von unſern Wagen herab und freuten uns unſerer Männer, unſerer Söhne, ſie ſtritten als die, welche nichts fürchten, aber alles gewinnen wollten. Sie fochten mit gleichem Muthe den ganzen Tag. Keiner floh, Keiner wankte, aber mit Schrecken ſahen wir, wie der Tod ihre Reihen lichtete, wie Rüſtung und Waffe den Römern das Uebergewicht gab über der Unſern Kraft und Kühnheit. Schwere Rüſtungen hatten die Römer, aber leichte Waffen. Die meiſten der Unſern fochten ohne Rüſtung, unbeſchützt, aber mit ſchweren Waffen. Im Gedränge konnten ſie dieſe nicht ſchwingen, nicht gebrauchen, waren ſich ſelbſt im Wege oder verwundeten einander ſelbſt mit dem langen Schwerte und ließen ſie es fahren, wollten den Römer mit den Händen faſſen, zu Tode würgen, ſo war unterdeſſen der nackte Leib hundert Streichen ausgeſetzt, hundert Dolchen handrecht. So wüthete der Tod ſchrecklich unter den Unſern, aber keiner wich, keiner ſah zurück. Da ſank die Sonne, vom Zuſehen war ſie müde, denn zwölf

Stunden hatte man auf gleichem Flecke geſtritten und zum blutigen Sumpfe war der Fleck geworden.

„Jetzt riefen unſere Führer ab von der Schlacht, denn es wollen ja die Götter nicht, daß Schlachtgetöſe ſtöre die heilige Ruhe der Nacht. Die Einen wandten ſich nach der Wagenburg zu unſerem Schutze, die andern lehnten ſich an einen Berg zum Schutze des Weges, auf dem wir zur Schlacht gekommen, auf dem wir aber auch weiter wollten. Matt von zwölfſtündigem Blutkampf, von langem Hunger, waren alle, wundvoll die Meiſten, aber alle waren noch geſunden Herzens und die Muthloſigkeit nicht eingeſchlichen; ſie dürſteten nach Rache und waren auf Morgen des Sieges gewärtig; auf ihre Kraft trotzten ſie; und was hülfe den Römern Waffe und Rüſtung, wenn ihre ſchwächere Kraft erloſchen war, ſo ſagten ſie. Sie täuſchten ſich, wie der Zuverſichtliche nur zuleicht eine ſchlechte Rechnung ſtellt.

Das Dunkel der Nacht hatte ſich zwiſchen uns und den Feind geſenkt, aber ein reges Leben waltete im Wagenring. Die Krieger erquickten ſich an Speiſe und Trank; wir wuſchen ihre Wunden, und ſtärkten ihre Seelen mit lobpreiſenden Worten, die vielerfahrenen Greiſe gaben ihre Räthe, die Kinder ſchärften die zerhauenen Waffen, ſelbſt die Hunde kauerten zu den Füßen der Krieger, mit denen ſie geſtritten und harrten der Biſſen aus gütiger Herrenhand. Die wildeſten der Buben krochen aus dem Ringe, ſtreiften durchs dunkle Feld; es war unſer Glück, wir meinten es wenigſtens. Sie wurden es inne, daß der tückiſche Feind heranſchleiche zum Ueberfall, brachten flüchtigen Fußes die Kunde. Da juckte alles nach den Waffen, im Augenblick waren die Wagen beſetzt, die Zwiſchenräume geſchloſſen, Alle des Feindes gewärtig; wir Weiber ſtellten uns neben die Männerwagen; die Kinder ſtahlen Waffen und krochen zwiſchen die Räder. Der Feind ſchlich heran, dem Wolfe gleich, ſprang gierig auf die erſehene Beute, aber blutig ward er empfangen, blutig zurückgeworfen. In der Mitte des Ringes, dem Feinde zu, ſtand an gewohnter Stelle der Göttin Wagen, emporragend über Alle; auf ihn war die Kraft des Feindes gerichtet; aber von ihm herab ſtritten die Druiden mit altgewohnter Sicherheit, mit angeſtammtem Heldenmuthe und unter ihm und neben ihm ſtritten Kinder und Mädchen todbringend und der Väter würdig. Umſonſt ſtürmte der Feind, aber immer ſetzte er wieder an und wir erfuhren die Hartnäckigkeit der Römer, von der wir oft gehört, die im Ausharren den Sieg ſucht. Indeſſen hätten ſie doch ihre Leiber laſſen müſſen in blutigem Felde, und der folgende Tag hätte uns als Sieger gefunden, wenn nicht jener tückiſche Mann ſein Werk vollendet, den Untergang über uns gebracht hätte.

Neue Schaaren ſandte er bewaffnet mit tauſend Feuerbränden. Neben meinem Manne hatte ich geſtritten, der aus mancher Wunde blutend, deiner würdig war, mit meinem Schilde ihn gedeckt, hatte Söhne fallen ſehn, Kinder unter die ſtürmenden Krieger kriechen mit blankem Meſſer, ich hatte fortgeſtritten, ausgehalten. Da ergriffen mich die Wehen, ich wollte ſie nicht achten, ſie warfen mich nieder. Mein Mann ſah meine Noth, trotz meinem Sträuben hob er mich vom Wagen, trug mich zu den Feuern in der Mitte, wo die Mütter kochten und Sterbende pflegten. Die Mütter nahmen ſich meiner an, ich aber bekümmerte mich nicht um mich, mein Auge hing am Streite, heftete ſich an den Wagen, wo mein Mann wieder ſtritt, wo Diviko einem Götterbilde gleich die Schlacht lenkte. Da ſah ich die Brände fliegen in unſere Wagen, ſah einen hier Feuer faſſen, einen andern dort, ſah Flammen lodern, eine nach der andern, immer mehrere. Ich wollte auf, wollte zum Feuer, wollte zur Schlacht, aber ich konnte nicht und man ließ mich nicht, ich litt unausſprechliche Pein. Mit neuer Wuth ſtürmten die Römer, aber mit gleichem Muthe ſtanden die Unſern in der gedoppelten Drangſal; es ſtritten nicht nur die Krieger, es ſtritt das ganze Volk; mit gleicher Freudigkeit trotzte Kind und Greis dem Tode. Des Feindes hätten ſie ſich erwehrt, aber das Feuer vermochten ſie nicht zu dämpfen, die Wagen konnten ſie nicht mehr halten. Da gebot Diviko, als in den Wagen kein Schutz mehr war, ſondern nur Tod, vom hohen Wagen über die Schlacht, daß der eine Theil ſich opfere, damit der andere ſich rette.

Zum Berge hin ſollten die Einen ziehen, wo ein Theil der Unſern, durch einen Hügel geſchützt, unſern Weg bewachte, aber im Dunkel der Nacht, im unbekannten Lande, den Brüdern, welche ſie wohl in großer Ferne in Kampf und Feuer ſahen, nicht zu Hülfe kommen konnten; den Berg konnten ſie nicht laſſen, und was zwiſchen ihnen und den Brüdern laure, wußten ſie nicht.

Mißmuthig ſprangen die Krieger, denen es geheißen ward, von den Wagen. Die Mehrzahl harrte aus oder ſtürzte, um uns zu ſichern, in den Feind. Der Hülfloſen große Schaar, von den Kriegern gewahret und geſchirmt, wandte nach dem Berge ſich ungeſtört, die Römer vermochten ihre Kraft nicht zu theilen. Mich ſchleppte man mit; mein Kind war geboren; ich achtete es nicht, ich wollte nicht mit, wollte zu unſerem Wagen, zu meinem Manne, zu meinen Kindern, wollte mit ihnen ſterben, aber ich war meiner nicht mächtig, ich mußte mit, aber wenden konnte ich mein Auge nicht vom flammenden Wagen, von welchem herab, Göttern gleich, die Druiden ſtritten in ihren weißen Gewändern. Die weißen Gewänder ſah ich zu flammenden Gewändern werden, ſah über allen Diviko gebietend glänzen durch die Nacht, ſah die Wogen der Schlacht am flammenden Wagen ſich brechen, ſah Schaar um Schaar der ſtürmenden Römer unter ſeine Räder fallen. Da ſahen meine Augen das Heldenbild, das über der Schlacht zu thronen ſchien, zuſammenbrechen, verſinken in die Flammen, ſah wie auch der Wagen in Flammen zuſammenbrach, eine Feuergarbe mein ganzes Haus verſchlang; da aber brach auch mein Herz zuſammen, mein Auge erloſch, aus meiner Seele wich das Bewußtſein.

Morgen war es, als die wärmende Sonne mein erſtarrtes Leben weckte, Regung mir wieder in die Glieder kam, das Auge ſich aufſchloß; vor mir ſah ich das rauchende Blutfeld, um mich war Heulen und Weinen. Die größere Zahl und die Erſten und die Beſten des Volkes waren unten auf den zwei Schlachtfeldern erſchlagen oder verbrannt, hier oben waren Weiber, Greiſe, Kinder, verwundete Krieger; gering war die Zahl der Streitbaren. Und doch wollten dieſe neu an den Feind, wollten die Ihren rächen oder bei ihnen erſchlagen bleiben; der Sieg ſchien ihnen nicht ſo ferne, denn drunten in blutigem Leichenfelde lag auch der Feind einem geſättigten Raubthiere gleich, blutend, träge, geſchloſſenen Auges, der Ruhe bedürftig, nach neuem Kampfe nicht lüſtern.

Vielen aber war in Angſt und Hunger der Muth gebrochen, und jeder von ihnen fand einen guten Grund, warum er heute nicht ſtreiten wollte. Die Einen wollten ihre Mütter retten, die Andern ihre Kinder, die Dritten wollten erſt Freunde ſuchen, ſich bei denſelben ſtärken und erholen zu deſto blutigerer Rache. Speislos und ſchirmlos ſei eine neue Schlacht ein muthwilliges Opfern, und wenn man einmal todt ſei, ſo ſei die Rache auf immer dahin. So redete die Mehrzahl und wenn auch andere ſagten: mit uns erhole ſich auch der Feind; wer beſſere Freunde im Lande habe, hätte man bereits erfahren. Das nicht Ablaſſen vom Feinde hätte den Römern den nächtlichen Sieg gegeben; wenn wir ſie jetzt überfielen, wie ſie die Unſern in der Nacht, ſo wäre unſer der Sieg, denn jetzt ſeien ſie matter als wir. Aber der Muth, der auf einen Wurf das Letzte ſetzt, war dahin. Jammernd und weinend um die Gebeine der Unſern, die wir unbegraben auf der blutigen Stätte laſſen mußten, zogen wir vom Berge weg, armſelige Trümmer des blühenden Volkes, das den Tag vorher dieſe Gefilde bedeckt hatte. So hatte in einem einzigen Tage unſere Herrlichkeit ſich gewandelt, unſere Hoffnungen ein blutig Grab gefunden. Jeden Augenblick mußten wir eines Ueberfalls gewärtig ſein; viele hofften ihn, viele zitterten vor ihm; aber der Wolf folgte unſerer Spur nicht. Er blieb mit halbgelähmten Gliedern unter den Leichen, die Reſte ſeiner Kraft wagte er nicht an unſere Verzweiflung; zur Tücke wandte er ſich wieder.

Wir aber zogen, entblößt von allem, durchs häßliche Land, fanden keine Hülfe, keine Freude, nicht einmal Waſſer für den brennenden Durſt der Matten und Wunden, wir hatten nichts mehr als das Gefühl, daß wir verlaſſen ſeien von den Göttern und von den

Menſchen, hatten nichts als die Rechnung über alles, was wir verloren, über alles, was wir an eitle Träume geſetzt, um Verzweiflung zu gewinnen. O Vater, da wurde dein Name oft genannt und die Stunde verflucht, wo thorrechtes Verlangen dir des Volkes Ohr verſchloſſen. Es wurde den Prieſtern geflucht, die nach des Volkes Willen die Zeichen gedeutet. Wohl ihnen, daß ſie in den Flammen ihre Schuld gebüßt, das Volk hätte blutige Rache genommen, daß ſie ihm zu Willen geweſen in ſeiner Thorheit, treulos an Volk und Göttern geworden: denn darum hätte man Prieſter, daß ſie den Willen der Götter verkündeten und nicht dem Willen der Menſchen ſich beugten. Da ward es mir zum Troſt, daß Mann und Söhne den kühnen Tod gefunden, auch ich hätte mir ihn gegeben, wäre bei ihnen geblieben, aber man ließ mich nicht. Nach und nach feſſelte mich auch das neugeborne Kind, das einzige, welches ich noch hatte, wieder ans Leben. So zog ich mit dem Volke, und das war ein gräßlich ziehen in fremdem Lande, ohne Führer, ohne Freund, ſpeislos, ſchirmlos, Kinder tragend, Sieche ſchleppend, hinfällig alle, hoffnungslos, verzweiflungsvoll, jeden Augenblick des Feindes gewärtig. Da erfuhren wir es, wie wandelbar die Gunſt der Menſchen iſt, und wie anders ſie ſind gegen ein mächtiges Volk als gegen eine ſchirmloſe Heerde. Ganz Gallien glaubten wir uns günſtig, alle den Römern feindlich; jetzt erfuhren wir den Werth der Menſchen Gunſt. Wohl legte Niemand Hand an uns, aber auch Niemand öffnete uns Hand oder Hütte, unangetaſtet ließ man uns ziehen, aber Niemand gab uns Brod, Niemand zeigte uns Waſſer, ja Niemand zeigte, ſich gierige Hunde allein bellten an unſerem Wege.

Kein Römer zog hinter uns her; der ruhte noch auf blutigem Felde; wie matt er geworden, wie tief der Sieg ſeine Kräfte erſchöpft, ſahen wir erſt jetzt; er erholte ſich, während unſer Elend jeden Tag wuchs: denn vor uns her waren ſeine Boten geflogen, hatten mit harten Drohungen uns die Herzen verſchloſſen, die Hände der verwandten Stämme gefeſſelt und des Siegers Wort fand offenere Ohren als der Jammer geſchlagener Freunde. Das waren ſchreckliche Tage, während welchen wir zogen durch heißen Sand, durch laubloſes Land, troſtlos, heimatlos, und kein Ziel im Auge, kein Ende unſeres Elendes, elende Trümmer vom Winde gejagt in uferloſem See. Zum Tode matt war ich, jeder Schritt eine Todespein, nichts lebte mehr in mir als der Schmerz und die Liebe zu meinem Kinde, dem Zeugen der ſchrecklichen Nacht. Und dieſes Kindlein wußte nichts von meinem Jammer, war heiter und froh, ſchrie nur, wenn ich nicht mehr ſtillen konnte ſeinen heftigen Durſt. Endlich erloſch uns Allen aller Muth. Eines Morgens blieben wir liegen auf weiter Haide, was ſollte das Wandern ſonder Ziel? Es blieb uns nur das gedoppelte Ende, der Tod oder des Siegers Gnade; und warum in gräßlicher Pein noch länger fliehen wollen, dem man doch nicht entfliehen konnte. Das Ende wollte man, darüber war man einig, aber welches, darüber erhob ſich Streit. Die Kräftigſten wollten den Tod, die dem Tode am nächſten waren des Siegers Gnade; das Leben war ihnen um ſo theurer geworden, je näher der Tod ihnen trat; die Letzteren gaben wiederum den Ausſchlag. Es wurden Boten abgeſandt; wir harrten der Antwort auf freier Haide unter glühender Sonne, ein ſterbend Volk, ſelbſt zum Weinen war die Kraft uns ausgegangen; wir lagen in ſtumpfer Betäubung, aus den Gliedern war die Bewegung gewichen, nur in den Herzen nagte fort und fort das Weh.

Der Feind eilte nicht mit der Antwort; er ließ den letzten Funken der Kraft in uns erſterben, wie man auch dem wilden Ur ſich nicht naht, ſo lange noch ein Glied an ihm ſich regt. Endlich kam er, es war ein ſchrecklicher Augenblick. Jetzt ſahen wir ihn mitten unter uns, den falſchen Mann, der unſer Grab gegraben, und keiner mochte ſich regen, mit einem Steine die ſtolze Stirne ihm zu zerſchmettern, zu durchbohren mit einem Pfeil das falſche Herz. Er mißhandelte uns nicht, aber er betrachtete uns mit Blicken, wie der Jäger ſie wirft auf das ſterbende Wild, das ſeine Kraft heiß gemacht, und wir ſahen dieſe Blicke, mußten ſie dulden, gebunden durch eigene Schwäche ihm zu Füßen liegend in heißem Sande. Wir, das ehemals ſo ſtolze Volk, das nie ſich gebeugt, vor dem Alle gezittert, gebrochen lagen wir zum erſten Mal zu eines Ueberwinders Füßen! Da fühlte jetzt Mancher, wie der Tod eine Wolluſt geweſen wäre gegen dieſe Schmach, aber zu ſpät war es jetzt.

Er ritt durch unſere Reihen, betrachtete uns mit zählendem Auge, dann nahm er holdſelige Mienen an, machte uns mit ſeiner falſchen Freundlichkeit Vorwürfe über unſere Thorheit, erhob ſein Volk, nannte ſich unſern beſten Freund, verkündete uns als Zeichen dieſer Freundſchaft, als große Wohlthat, die Heimkehr ins Vaterland. Seiner Selbſtſucht den Schein des Wohlwollens zu geben, das Erhaſchen ſeines Vortheils Wohlthat zu nennen, das war ſeine Klugheit. Ein mattes Volk in unſerem Lande, war ihm lieber als ein ödes Land, der ſchönſte Schlupfwinkel für die raubſüchtigen Germanen. Wir waren zu matt zur Freude, fühlten nur die Scham, gebeugt, geſchlagen zurückkehren, zu ſollen, nachdem wir ſo ſtolz ausgezogen, ohnmächtig, hülfsbedürftig zurückkehren zu ſollen durch ſo manches Volk, welches wir ſonſt verachtet, das vor unſerem Namen ſchon gezittert.

Sein Befehl ſchloß die Hände uns wieder auf, und nothdürftig geſtärkt, von den Römern geſchirmt, mußten wir wieder auf den Weg. Jetzt hatte dieſer Weg wieder ein Ziel, aber es war ferne, und Schreckliches, was noch zu erdulden; gar Viele erlagen. Wohl ſchirmte uns der Römer Wort gegen Mißhandlungen und das Nöthige ſollten wir erhalten; aber den Hohn und den Schimpf hielt kein Römer von uns ab, und wie Hunden warf man uns das Befohlene vor, und ich mußte es eſſen, mußte es eſſen um meines Kindes willen! Gegen Alles hatten wir keine Wehr, keine Rache; wir erfuhren es, was Ohnmacht iſt. Je näher wir der Heimat kamen, um ſo deutlicher ſtellte ſich uns vor unſern Augen, wie wir ausgezogen, wie wir zurückkehrten, wie im Lande es geweſen war, wie wir es finden würden, wir ſahen das unüberſehbare herrliche Volk in ſprühender Kraft und jetzt das armmüthige Häufchen wankend am Stabe, und das Weinen verließ uns weder des Tags noch des Nachts. Und doch als wir zum erſten Male wieder die weißen Berge ſahen hoch oben am Himmel und den blauen See, wo wir unſer Land verlaſſen hatten; da rann leiſe wieder Freude in unſere Herzen, und wenn wir unſere Häupter auf die Erde legten, ſo war es uns, als legten wir ſie in einer Mutter treuen Schoos. Nun begann trotz der Angſt, wie wir es finden, wie es uns ſein werde, ein Sehnen nach der verlaſſenen Hütte uns gefangen zu nehmen, zog uns ſchneller fort, je näher wir ihr kamen, und kräftiger ſchien unſer Fuß zu werden, je heimatlicher die Luft ward.

Nach und nach lichtete ſich unſer Häufchen; wir kamen zu den verbrannten Wohnplätzen, an vielen zogen wir vorüber, und es lebte Niemand mehr von denen, die da gewohnt. An andern Stellen war noch Jemand übrig! Wie weinte, wer zurückblieb, alleine, verlaſſen, in ſeinem Elende; wie weinte, wer daran dachte, daß bald auch an ihn die Reihe kommen werde, alleine weilen zu müſſen auf verödeter Stätte! Mir einzig glimmte eine Hoffnung, die Hoffnung Lebende zu finden und eine Hütte. Wie es mich ſo traulich anwehte, als ich die bekannten Berge erblickte, welche den See von dieſer Seite umwanden, ich kann es nicht ſagen, und hinter den Bergen wohnte mir vielleicht noch ein Vater, noch ein Kind. Da hielt ich es nicht länger aus. Als nach kurzer Tagreiſe die Gefährten raſteten, trieb es mich weiter, ein heißes Sehnen hielt aufrecht meine wankenden Kniee, erhielt mir den Athem in der engen Bruſt. Wild war es überall, verwachſen faſt bekannte Pfade. Als ich durch die Zweige ſtreifte, als mein Fuß kniſterte im Laube, kam neugierig näher manches ſonſt ſo ſcheue Thier, blickte mich mit freundlichen Augen an, als wollte es mich willkommen heißen, tanzte vor mir her, zeigte mir den Weg: ſo hatte ich es nie geſehen. Selbſt der Eber, der bei mir vorbei ſprang, ſchien mir weniger rauh zu grunzen, that mir kein Leid. Aber je näher ich dieſer Stelle kam, um ſo weniger ſah ich ſolches, um ſo dunkler ward es mir vor den Augen, eine unendliche Angſt faßte mich, es kam mir immer deutlicher vor, daß ihr beide todt wäret oder fortgezogen und keine Hütte mehr da; die Knie brachen, der Athem ſtockte. Ich erholte mich wieder, ich raffte mich auf, ich ſah die Spitze der Hütte an der alten Stelle. Mit dem Reſte meiner Kraft ſprang ich auf den Hügel, da ſah ich dich vor mir, liegend an des Hügels Rand, todt, wie ich meinte, ſah nirgends mein Kind. Da zerrann mir Freude und Hoffnung, der Jammer der ganzen Zeit tauchte wieder auf, drängte ſich zuſammen in ein unendliches Weh, und das Weh legte zermalmend ſich mir auf das Herz; der Athem fand keinen Raum mehr, des Todes Nacht dunkelte vor meinen Augen; da glänzten mir zwei Sterne in dieſe Nacht hinein, und dieſe Sterne waren deine Augen, welche aufgeſchlagen auf mir ruhten. Du bewegteſt dich, ſtundeſt auf; da weiß ich ſelbſt nicht, wie mir ward. Noch lag lähmend auf mir der ungeheuere Schmerz, noch ward ich keines Lautes mächtig, aber doch kehrte mir das ſchwindende Leben wieder, es ward mir, als öffne ſich ein erſtickendes tödtliches Geſchwür, als werde es mir weiter, leichter um das Herz. Strahlen der Freude zuckten durch den Schmerz, wie Blitze durch die Nacht. Aber wie nach ſchwarzer Gewitternacht wohl die Sonne kömmt, aber der Himmel nicht auf einmal rein wird, ſondern mit den Wolken die Sonne kämpfen muß, ſo ging auch mir nicht die volle Freude auf einmal auf, und lange mußte ſie kämpfen, bis ſie den Schmerz bezwungen, bis ich meines Glückes ſo recht mir bewußt war, bis ich den Göttern danken konnte für ihre Huld.

Jetzt liegt eine unausſprechliche Mattigkeit auf allen meinen Glieder, aber wie ſüß dünkt ſie mir! Ich weiß ja, morgen muß ich nicht weiter, morgen kann ich ruhen, kann morgen wieder hier ſitzen, mich laben an Land, Seen, Bergen, am Gefühl, daß ich daheim bin. Ich kann ſchlafen dieſe Nacht, ſchlafen ſo lange ich will, kein

Jammer wird mich wecken, der Hunger nicht, der harte Wächter nicht, der alle Morgen, wenn die Sonne aufſtund, uns auftrieb und auf den Weg jagte, trotz den ſteifen, wunden Gliedern. Weilen und bleiben und ſein kann ich hier, und Niemand jagt mich weg und Niemand ſtößt mich fort, kann ſitzen hier den ganzen Tag bis die Nacht kommt und kann ſchlafen die ganze Nacht, bis daß der Morgen kömmt; o Vater, was das heißt, weiß Niemand, als wer die Heimat verließ und nirgends Ruhe fand, bis er die Heimat wieder fand.“

Hier ſchwieg Hulda und trocknete ihre Thränen, die ſüß und leiſe ihr durch die Wangen rannen, und ſah ihres ältern Kindes Thränen, die voll und groß über die vollen Wangen rollten. Und die Mutter zog es an ſich, wollte es herzen, das ſo lang entbehrte, aber der Knabe hob zornig die Hände auf, ſchwur Rache dem treuloſen Manne, ſchwur Vater und Kinder und Schweſtern rächen zu wollen im Blute ihrer Ueberwinder, und zornige Funken eines glühenden Haſſes ſprühten aus ſeinen Augen, und in ſeinem Herzen ſetzte das Leid ſich an, daß er nicht ſelbſt in der Schlacht geweſen, ſetzte das heiße Sehnen ſich an nach einer neuen Schlacht, und tauſend Gedanken ſtiegen auf, bereiteten und ordneten die neue Schlacht, die blutige Rache.

Im Greiſe aber brannte, wie auf hohem Altare das heilige Feuer, eine ſtille Freude, daß die Götter ihm Jemand wieder gebracht, daß ſie es ſo gelenket, daß ihr Land keine von ihren Kindern verlaſſene Mutter ſei, nicht die Beute fremder Luſt, daß ein neu Volk der Helvetier hier erblühen könne am Buſen der kräftigen Mutter. Ja es war ihm jetzt faſt lieber ſo, als wenn unter fremdem Himmel die Helvetier ein ander Volk geworden wären, von einer üppigeren Mutter genährt.

Jetzt waren ſie als Helden geſtorben den Vätern gleich; ihr Name war unbefleckt geblieben, untergegangen war ihr Leben, nicht ihre Ehre, nicht ihres Namens ſchreckbarer Klang; dem alten Namen neue Kraft geben, das konnten jetzt die Enkel wieder.

Wie er ſolches ſann in ſeiner Seele verborgener Kammer, ſah er einzelne Geſtalten ſchwanken unten am See, wie Bettler vereinzelt ſchleichen, mühſam an langen Stäben. Da glänzte ein freudigeres Willkommen aus ſeinen Augen, als es je ſeinen Söhnen geglänzt, wenn ſie beutereich kamen aus ſchweren Schlachten. Er winkte dem Kinde und wie von der Schleuder der Stein, flog das Kind über den Hügel hinaus nach des Sees Ufern. Drunten ſchlichen die Einzelnen ihren alten Wohnungen zu; und immer mächtiger drückte ſie nieder das Gefühl, daß ſie daheim Niemand fänden, daß ſie verlaſſen ſeien. Doch ſprang das Kind ihnen entgegen, lud mit freundlichen Gebehrden ſie nach dem Hügel. Ein Götterbote ſchien ihnen der goldgelockte Knabe, zagend folgten ſie ſeinem Winken.

Ein junges, neues Leben war auferſtanden im Greiſe. Seit langen Jahren hatte er ein beſchauliches Leben geführt, thätigen Antheil an Wenigem genommen, jüngern Händen die Geſchäfte des Tages, das Leiten des Ganzen überlaſſen, nur aus der Fülle ſeiner Erfahrung Rath geſpendet, wenn er bei ihm geſucht ward. Jetzt aber fühlte er, mußte er aufs neue wieder ſchaffen mit voller Kraft, mußte der Mittelpunkt der Verlaſſenen, der Ordner des neuen Lebens, der Schiffer werden, der mit ſtarker kundiger Hand des Schiffes Trümmer ſammelt, bindet, feſtiget.

Auf dem Hügel zündete der Greis ein mächtiges Feuer an; mächtige Rauchſäulen wirbelten hoch auf durch die heitere Luft; ſie bildeten aber kein trübes Dach, ſondern als glänzende Wölkchen, ſchifften ſie durch den weiten Himmel: glänzende Boten des freundlichen Feuers, das der Müden harrte. Aus der Hütte holte er ſein Horn, das ſonſt ſo wohl bekannte, jetzt ſo lange nicht gebrauchte, und lange gewaltige Töne ſandte er aus, die Wanderer zu holen und zu leiten. Und wo ſie einen fanden, drangen ſie ihm in die Seele, und die alten wohlbekannten Klänge weckten als Echo in der Wanderer Bruſt den alten Muth, und neue Hoffnung und neu geſtärkt lenkten ſie ihre Schritte dem Hügel zu.

Sein Feuer blieb nicht lange einſam; allmälig, trübſelig kam es den Hügel auf, hier eins, dort eins, hier ein altes Mütterchen an langem Stabe, Schritt um Schritt und ruhend nach jedem Schritt, dort ein Greis, der einen wunden Jüngling ſtützte, ein wildes blaßes Mädchen mit zwei Kindern auf dem Rücken, denen es durch der Mutter Tod Mutter geworden. Kinder, Krieger, Mütter, Mädchen, eins nach dem andern, alle matt und müde, das Sehnen nach Ruhe in jedem Gliede, und mancher Mann und manches Kind ſetzten am Fuße des Hügels ſich hin; der Himmel ſchien ihnen auf ſeiner Spitze, aber zum Himmel reichte ihre Kraft nicht. In wehmüthiger Freude begrüßten die Alten den Greis, und mit tiefer Scham trat mancher Krieger vor ihn hin und bat harte Worte ab; aber freundlich und rüſtig diente Allen mit Speiſe und Trank der Greis, und rüſtig ging ihm das Kind zur Hand, und ſeine Vorräthe nahmen kein Ende; er hatte für Alle genug und noch übrig für manchen Tag. Allgemach warmete es den Müden im Herzen. Speiſe und Ruhe hatte ſie erquickt, das Schauen der Heimat öffnete die

Herzen, ſie ſprachen die Gefühle aus, die ſie erfüllten, wieder in der Heimat zu ſein, eine bleibende Stätte zu haben, nicht weiter zu müſſen einen Tag um den andern, wie müde auch die Glieder, wie krank auch das Herz ſei. Sie erzählten, wie ſchrecklich es ihnen gewesen ins ſelbſt verheerte Land zu kommen, wie der Gedanke ſie gequält, hier Niemand und Nichts zu finden, keinen Menſchen, keine Hütte, keinen Vorrath, kein Geräthe, nichts als eine öde Statt und einen langen Winter. Wie es ihnen in ihrer Mattigkeit gegraut vor der Arbeit, welche ihrer warte, vor dem Sammeln des erſten Holzes zum erſten Feuer, vor dem Erlegen des erſten Wildes zur erſten Speiſe. Dunkelgrau war ihnen der Morgen aufgeſtiegen, an den Abend durften ſie nicht denken. Und jetzt ſaßen ſie alle um ein gaſtlich Feuer, von Speiſe Alle ſatt, und Holz hatte keiner geſucht und Wild keiner gefangen und alle hatten den Freund gefunden, der ſie willkommen hieß, für ſie ſann und ſorgte, hatten ein Heim gefunden, eine warme Stätte für die Nacht. Sie redeten viel von dieſem Unterſchiede zwiſchen ihrem Erwarten und ihrem Finden, dem unendlichen Glück, das die Götter ihnen bereitet, und ehe der Abend über den See kam und die Schatten der Väter aus ihren Gräbern, war bei Manchem auch der Muth wiedergekehrt, und es rankte ſeine Seele an der freudigen Seele des Greiſen empor, wie am Weinſtock die Rebe ranket; mit dem luſtigen wilden Kinde begannen einzelne Kinder munteres Spiel und die Greiſe mit Schwito verſtändiges Rathen.

Es war ein armmüthiges Häufchen, welches als der größere Theil des Reſts des gefürchteten Stammes um das Feuer ſaß. Vor einigen Monden war der Stamm der Schreck der umliegenden Völker, jetzt war er ein ſchwankend Rohr im Winde, ein Gräschen, welches jeder Fuß zertritt. So dachte wohl der Greis, wenn ſein waches Auge über die Schlummernden ſchweifte, wenn vor ſeiner Seele alle die vorübergingen, welche ausgezogen waren und jetzt am glimmenden Feuer fehlten, ſo ward wohl feucht ſein Auge. Aber die Quelle freudiger Zuverſicht war geöffnet in ſeiner Seele, verdrängte die Wehmuth, und was erſt als traurige Trümmer ihm erſcheinen wollte, das betrachtete er als lebenskräftigen Kern eines neuen Stammes, und was ſo als junge Hoffnung in ſeiner Seele aufging, kräftigte ihm ſeine hundertjährige Erfahrung. So manchen Baum hatte er üppig aufſchießen ſehen hoch in die Lüfte, weithin ſah man ſeinen Wipfel, aber ſeiner Höhe war ſeine Stärke nicht gewachſen, im Boden war er nicht gefeſtigt, und je höher die Krone ragte, deſto wilder ſtießen daran die Winde, und die Winde ſtießen ihn um, am Boden vermoderte er. Aber während dem Falle war aus ſeiner Krone ein Samkorn gefallen, ein zartes Sprößlein wuchs auf; langſam, furchtſam, tief in den Boden hinein, ſchlug es ſeine Wurzeln, hütete ſich vor der Höhe, traute ſich nicht, breitete erſt niedrig ſeine Aeſte aus und ward ſtark im Stamme; dann aber, einmal erſtarket und feſtgewurzelt, breit und tief, ſtrebt er in die Höhe, lebt gewaltig aber dauerhaft in die andern Stämme hinein, ragt weit über die Höhe hinaus, die dem väterlichen Stamme ſo gefährlich war, und die Winde brauſen wohl, aber ſie brechen ihn nicht, im Sturme wächst ſeine Kraft und ſeine Dauer geht über der Menſchen Gedanken.

Noch in ſelber Nacht bereitete der wachende Schwito dem aus der Krone gefallenen Samkorn den Boden, wo es keimen, Wurzeln ſchlagen konnte. Er ließ ſie nicht, die von jedem verlaſſene Stätte, aufſuchen weit umher zerſtreut im Lande, näher zuſammen mußten ſie rücken, um näher einander bei der Hand zu ſein, damit die einzelnen Kräfte nicht überwältigt würden von des Winters Rauhheit, der Thiere Wildheit; damit eine Kraft an die andere Kraft ſich lehnen, eine die andere ſtützen könne. Wohl war hier und da ein Mütterlein, welche gern geſtorben, wo ſie geboren worden; aber einſam ſterben wollte ſie auch nicht, und war ſie doch jedenfalls näher ihrer Wiege, als ſie drüben geweſen wäre im ſchnöden Gallien, wenn ſie vom Tod erreicht worden wäre; und eher als ſie meinte, ward der neue Ort zur neuen Heimat.

Schwito wußte jetzt, warum ein dunkler Trieb ihn ſammeln und ſäen geheißen und wie ein Vater unter ſeine Kinder theilte er, was er geerntet und geſammelt unter Alle, und jeglicher ſtrengte jede Kraft an, um zu ſorgen und zu ſammeln für den nahenden Winter. Die Greiſe mühten ſich mit Fiſchen und Fallen ſtellen; die Mütterchen ſammelten ein, was Feld und Wald noch boten, Männer und Jünglinge, geneſend in heimiſcher Luft, an heimatlicher Quelle, bauten Hütten, jagten Wild, während Weiber und Mädchen Geräthe und Kleider ſchafften und das Haus beſorgten.

Es war ein emſiges freudiges Rühren drinnen und draußen bei Alt und Jung. Noch nie war der See ſo freigebig, ſo reich nie der Wald, ſo leicht und flüchtig nie das Weberſchifflein, als in den letzten Tagen dieſes Herbſtes, noch nie ſtand ſo ſchnell und ſonder Zaudern eine Kraft zu der andern Kraft, fand einer den Rath, der ihm fehlte. Und überall war Schwito, es war als wäre jeder ſeiner Jahre ein eigener Schwito, als wäre er hundertfältig geworden. Es vermag eine hohe ergriffene, von den Göttern gegebene Aufgabe, nicht nur den Jüngling zu begeiſtern, den Mann zu ſtählen, ſie ruft dem Greiſe aus dem Grabe, der Jugend Begeiſterung, der Männer Muth, gattet beide mit der Milde und Weisheit des Alters und zeiget im Gewande des Alters, was ein Gott auf Erden wäre.

Aber wer ermißt auch des Greiſen Freude, wie das Häuflein tieſer und tieſer wurzelte in heimiſchem Boden, wie es wuchs und ſich kräftigte von Tag zu Tag! Noch manches Auge hatte am erſten Tage keinen Rauch zum Himmel wirbeln ſehen, den Ruf des Hornes nicht gehört; die einen ſchlieſen, andere wankten im Dickicht; das Moos verſchlang die Klänge. Sie wären zu ihren alten Hütten geſchlichen, und ſchauerlich ward es ihnen in der Einſamkeit und die erſten Tage waren ihnen wie ein Grab, das ſie verſchlungen bei lebendigem Leibe. Allmälig öffneten ſich ihnen Ohr und Augen, ſie hörten Axt und Jagd, ſahen Rauch überm Walde, Kähne im See. Sie machten ſich auf, ſuchten die Jagd und den Rauch, ſuchten dort die alten Gefährten ihres langen Elendes, das ihnen faſt leichter ſchien, als ihre jetzige Einſamkeit. Sie fanden ſie, fanden ſie frohgemuth und wohlverſorgt, kehrten nicht heim, ſchloſſen ſich an, brachten neue Kräfte und faßten neuen Muth. Der Mond füllte ſich wieder, aber noch ſäumte der Winter, die Götter hielten ihn in Ketten und Banden und die Heimgekehrten hatten Zeit gewonnen, hatten ſich eingerichtet, hatten Dach und Fach und harrten nun getroſt, wann es den Göttern gefalle, Ketten und Banden des Gefeſſelten zu löſen.

Wie es ihnen ſo wohl ward im Lande, alle Umſtände ſo glücklich ſich geſtalteten, ein ganz anderes Leben ihnen aufging, als ſie erwartet hatten, da drängte es ſie zu den Göttern, die ihnen ihre Treuloſigkeit vergeben, mit ſo reicher Huld aufs neue ſie beſcherten. Sie hatten längſt erkannt, daß die Götter ihren Zug nicht gewollt, nicht begleitet, in ihren alten Sitzen geblieben waren; ſie hatten längſt erkannt, daß ihre Opfer und das Deuten der Zeichen nichts anders war, als ein Nebel, in welchen ſie zu eigener und der Götter Täuſchung ihr ſündiges Verlangen gehüllt. Aber ſchon hatten ſie es gebüßt, wollten jetzt um ſo treuer ſein, und es drängte ſie in Treu und Aufrichtigkeit, den vaterländiſchen Göttern neuen Gehorſam zu verheißen; zu verheißen, daß ſie ihnen dienen wollten, wie die Götter wollten, und nicht, wie es ſie ſelber gelüſte. Schon lange war es geweſen, als klinge Nachts vom See her ein dringlich Mahnen, und Mancher wollte im Traume Hertha geſehen haben, wie ſie unwillig das Haupt geſchüttelt, mit drohendem Finger nach dem Hain gedeutet.

Schwito hatte, ſeit er alleine war, der Götter Dienſt gepflegt; er war ihnen treu geblieben, ſie ihm hold; ſein Herz war bei ihnen, darum ſandten ſie ihm auch ihre Zeichen und goldene Träume. Aber auch er ſehnte ſich wieder einmal im heiligen Haine zu ſtehen und nicht alleine, ſondern mit des Volkes Gliedern allen, um es zu weihen mit der Götter Segen, daß aus den Wenigen bald wieder ein Volk werde. Auf die Nacht, wo des Mondes Scheibe voll und rund am Himmel ſtand, beſchied er die Seinen in den heiligen Hain.

Es drang tief in die Herzen und Wehmuth und Demuth wallten hoch auf, als die Zurückgekehrten aus dem mächtigen Tigurinerſtamme zuſammenträufelten im Haine, wie Tropfen von einem Dache, wenn längſt die Sonne in ihrer Wärme des Schnees Maſſe begraben.

Am Opferſteine ſtand ein Einziger ſtatt Hunderte, aber ſilberhaarig, hundertjährig, den Göttern ſelbſt vergleichbar, erhabenen Hauptes, leuchtenden Auges, bewaffnet mit dem Donner des Worts. Um den Opferſtein lagen keine Gefangene, keine weißen Rinder brüllten, mit leeren Händen ſammelte das dünne Häufchen ſich, aber volle Herzen brachten ſie, und wo die Herzen voll ſind, da gilt ein weißes Taubenpaar den Göttern einer Heerde weißer Stiere gleich.

Dem armmüthigen Häufchen hatten die Götter ſelbſt den Hain geſchmückt, reicher als Menſchenhände einen Göttertempel. Nebel hatten ſie gewoben während manch dunkler Nacht, hatten zu den Nächten noch genommen manch langen Morgen, hatten mit den Nebeln reich umzogen die entlaubten Bäume, ſie an die kahlen Aeſte gefeſtigt mit des Reifes kühlem Hauche, ſie geglättet und verſilbert durch der Sonne warmen Hauch. So bald ſie warm wurden und tropften in der Sonne, ſo ſandten ſie wieder Nebel und auf den Nebel wieder Reif, und ſo wechſelten ſie durch manchen langen Tag, manche lange Nacht, bis ſilberne Ketten ſonder Zahl geflochten waren im ganzen Hain, um jeden Baum, um jeden Aſt, bis ſilberne Zacken und ſilbernes Laubwerk niederhing, von jedem Baum, von jedem Aſt, bis der mächtige Hain zum ſilbernen Tempel geworden, deſſen Kuppel der Himmel war; und am Himmel ſtand das ewige Licht, von den Göttern ſelbſt entbrannt und gehütet, des Mondes Scheibe rund und glühend.

Mit heiliger Scheu hatten ſie des Tempels heiligen Grund betreten und tiefe Ehrfurcht füllte ihre Herzen, als ſie die Pracht deſſelben erſchauten; Thränen opferten ſie der Vergangenheit, und faſt ſchaurig ward es den Wenigen im weiten Haine. Da kamen duftig geheim-

volle Nebel angezogen, füllten die leeren Räume,
oſſen einen Zauberkreis um jedes Feuer. Es rauſchte
rlich im ſilbernen Laubwerk, ein ſeltſam Sauſen be-
n um den Opferſtein. Tauſend Diamanten flim-
rten aus den Kronen der Bäume ſich löſend, zur
de nieder, des Opferfeuers mächtige Wellen geſtalte-
ſich zu goldenem Throne und auf dem Throne ſaß
ftig und hehr ein Weſen, hold und mild; mütterlich
nkelten ſeine Augen durch den Hain, immer herrlicher
ahlte daſſelbe in ſeiner diamantenen Farbenpracht.
ebend erkannten die Opfernden Hertha, die göttliche
lutter und ihre beſondere Huld; denn noch nie war
im Haine dem Volk ſo ſichtbarlich erſchienen. Und
it freundlichem Lächeln ſteckte Hertha ihren königlichen
Scepter in die Erde und in derſelben wurzelte er an,
hlang ſich höher und höher, einer goldenen Kette gleich.
Ind die Kette wuchs hoch in die Kuppel hinauf, ſchlang
ich droben über das ewige Licht immer heller leuchtend
inem feurigen Manne vergleichbar. Das Ende der
Kette beugte ſich wieder zur Erde nieder, fiel in tau-
end Endchen auseinander, und die Endchen wurden
vieder zu Ketten und ſenkten golden und glühend ſich
herab auf die Opfernden, und ketteten ſich Kronen gleich
um ihre Häupter. Stille wards, in heilige Andacht
waren Alle verſunken. Da rauſchten die Götter durch
den Hain. Hertha verhüllte ſich, mählig verglommen
die Lichter, die Ketten, die Feuer, dunkler wards im
ſilbernen Tempel. Aber klar wandelte der Mond ſeine
Bahn und klar blieb den Helvetiern der Glaube, daß
die Götter ihr Land an den Himmel gekettet und jeden
Helvetier krönen und ketten, das eine auf Erden, das
andere für den Himmel, jeden, der treu den Göttern,
treu dem Lande ſei.

Und wenn ein Helvetier ſein Land verläßt, ſo wird dieſer Glaube ihm immer lebendiger, wird immer mehr zu glühender Kette, die heim, die nach ſeinem Lande ihn zieht. Wenn nun andere Ketten feſt ſeinen Leib umwinden, nicht heim ihn laſſen, ſo reißt der Göttin Kette Leib und Seele auseinander und auf den Flügeln der Sehnſucht zieht heim die Seele. Dann ſtehen mit ſeltſamen Geſichtern die Fremden an des Schweizers Leiche und kennen die ſeltſame Krankheit nicht, die ſein Leben verzehrt. Endlich fällt es Einem ein, daß die Leiche die Leiche eines Schweizers ſei, er ſpricht: „Das war das Heimweh, den Schweizer holte es heim.“ Aber daß dieſes Heimweh das Weh iſt, welches ſie im ſchnöden Gallien geholt, als ſie übermüthig das Land verließen, das weiß auch er nicht. Und daß dieſes Weh ein göttlich Pfand iſt, daß dem Schweizer bleibe ſein Land, ſo lange ihm dieſes Weh und die Treue bleiben, das wiſſen viele nicht.

Wer es aber weiß und fühlt, der empfindet alle Tage der Mutter Treue, und den Segen Gottes, mit welchen gelohnt werden, die, welche treu der Mutter ſind und die Mutter nur verlaſſen, um den Vater zu ſuchen, auf welchen auch die Mutter reiſet fort und fort.

Wer gläubigen Herzens iſt und ein gläubig Auge hat, der ſetze ſich auf Schwitos Hügel am Zürcher-See, wenn voll der Mond über ſelbigem ſteht. Was er ſieht, das bewahre er in ſeinem Herzen, und nie wird ihm der Glaube wanken, daß Hertha treu geblieben, daß der da oben der Mutter Verheißungen erfüllet an jeglichem Sohne, der die Mutter liebet, den Vater ſuchet.

Man gehe und ſchaue.

Bilder und Sagen
aus der Schweiz.

Von

Jeremias Gotthelf.

Drittes Bändchen.

Der letzte Thorberger.

Solothurn,
Verlag von Jent & Gaßmann.

1843.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Gedruckt bei J. Gaßmann, Sohn,
in Solothurn.

Der letzte Thorberger.

Es war am heiligen Stephanstage im Jahre 1375, als eine reiſige Schaar in hartem Trabe einen ſteilen Hohlweg hinunterritt. Dicht und grau lag über Berg und Thal der Nebel, üppiger Reif bog die Bäume, ſchneidende Byſe ſchüttelte denſelben korbweiſe auf die Reitenden. Voran ritt in dunklem Harniſch ein hoher Ritter, gewaltige Eile ſchien ihn zu jagen, ſein rothes Streitroß ließ er mächtig ausgreifen, ſich des eiſigen Weges nicht achtend, und wenn hinter ihm Eiſen klirrte, Reiter ſtürzten, er ſah ſich nicht um, er hemmte den Lauf nicht.

Erſt als in einer Beugung des Weges ein niederes Thor aus dem Nebel ſich hob, hinter welchem ein Fluß rauſchte, eine dunkle Häuſermaſſe merkbar ward, zügelte er raſch ſein wildes Thier. Da der Weg ſteil abfiel bis an des Thores Rand, ſo ſtürzte mancher Reiter beim raſchen Halt und mehr als einer glitt neben ſeinem Herrn vorbei hart ans Thor und achtete ſich des Thorwächters nicht, der mit mächtiger Stimme die Reiter anrief, zu halten gebot und nach dem Namen fragte. „Thorberg" tönte es zum Thurme hinauf; da fiel die Brücke und durch das geöffnete Thor ritt Peter von Thorberg, des Thorberger Friedens berühmter Urheber, als Reichsvogt der Entlebucher böſer Peter, als Freiherr von Thorberg Berns befreundeter Nachbar.

Der Thorberger war eine jener Geſtalten, welche jugendliche Haltung und Kraft bis ins hohe Alter bewahren; der grauende Bart verrieth den Greiſen, während ſeine ganze übrige Erſcheinung das Gepräge des kräftigſten Mannesalters trug. Seine ſcharf geſchnittenen Züge waren ſchön zu nennen, doch ſchimmerte aus ihrem Hintergrunde etwas unheimliches, unverhelter Stolz ſaß auf ſeiner Stirne und in ſeinem ganzen Weſen lag eine unausſprechliche Härte, die jeder unwillkürlich fühlte, die dem, der bittend ſich ihm nahte, das Wort im Munde erſtarren ließ. Dicht hinter ihm ritt ſein Spiegelbild im Eiſenkleide, ſein Doppelgänger; aus dem aufgeſchlagenen Helme ſchauten die gleichen Züge, aber ſie waren jugendlich und der ſchwarze Bart begann kaum ſich zu kräuſeln. Es war Cuno, des Freiherrn älteſter Sohn.

Der Herr von Coucy war mit 40000 Streitern ins Land gefallen, ſeiner Mutter Heirathsgut von den öſtreichiſchen Herzogen, deren Schweſter ſie war, mit Gewalt zu fordern, da die Habsburger nicht gerne in Minne herausgaben, was ſie einmal beſaßen. Im Elſaß hatte gegen ihn Herzog Leopold eine bedeutende Heeresmacht bereitet. Aber der liſtige Thorberger, ſein Marſchall und erprobter Rath, ihm gerathen, den Entſcheid nicht einer Schlacht zu überlaſſen, ſondern ſeine Macht in feſte Plätze zu vertheilen und das Land dem Coucy getroſt Preis zu geben. Am Bauer ſei wenig gelegen, werde ihm in dieſem Jahre ſein Haus verbrannt, ſeine Erndte zerſtört, ſo habe er im folgenden Jahr ein neues Haus und ſein Acker trage eine neue Erndte, bis anhin aber ſei des Coucys aus allerlei Volk zuſammengewürfeltes Heer auseinander gelaufen. Die Ausſicht auf Beute ſei das Band, welches dasſelbe zuſammenhalte, im offenen Lande fänden ſie keine, wohlverwahrte Städte könnten ſie ohne Zeug, welches ſie nicht mit ſich führten, nicht einnehmen; wenn man vor ihrer Ankunft das Land ſelbſt verwüſte, ſo fänden ſie nicht einmal gehörigen Unterhalt; der Winter nahe, das Heer laufe wieder auseinander, wie es zuſammen gekommen ſei, und in Kurzem ſeien die Herzoge von dem trotzigen Neffen ohne merklichen Schaden befreit für immer; ſo redete der Thorberger. Der Rath war klug, ob er landesväterlich war, unterſuchte man damals nicht, genug, den bedächtigen Herzogen war er der rechte. Es war ohnehin eine gewagte Sache, dem aus vielerfahrnen Kriegern beſtehenden, von weltberühmten Herren angeführten Heere des ſelbſt tapfern und glänzenden Coucy ſich entgegenzuſtellen. Ganz beſonders ragten in kriegeriſchem Ruhme engliſche Ritter hervor, und führten die furchtbaren, wohlbewaffneten Schaaren, von deren ſpitzigen Eiſenhüten das ganze Heer den Namen Gugler erhielt. Als das Elſaß ausgeſogen war und kein Feind zur Schlacht ſich ſtellte, zog das Heer der Gugler das Land hinauf gegen das Erbland der Herzoge, das Aargau, nahm es übrigens mit den Grenzen nicht genau, ſondern breitete ſich aus, ſo weit es ihm gefiel, wo es Beute und Unterhalt zu finden hoffte. Drei Tage lang zog das Heer an den Mauern Baſels vorbei, den Jurapäſſen zu; dieſe zu wahren, war den Grafen von Nidau und Kyburg anvertraut. Beide waren bewährte Streiter, aber ſie dachten, wenn der Herzog es vorziehe in Städten ſich zu ſchirmen, das Land dem Feinde preisgebend, ſo wüßten ſie nicht, warum ſie es anders machen, Leib und Leben wagen ſollten. Der eine zog nach Burgdorf, der andere nach Büren, wo der Tod ihn dennoch fand;

die Gugler aber überſchwemmten das Land, das bereits von des Herzogs Dienern, ſo viel ihnen möglich, verheert worden war. Der Feldherr Coucy ging bei Olten und Aarwangen über die Aare, ſetzte ſich feſt in den warmen, behaglichen Mauern St. Urbans, während ſeine Leute links und rechts das Land durchſtreiften. In der Schweiz trat dieſen Fremdlingen auch keine geſammelte Macht entgegen, auf einen Tag zu entſcheiden: ob der größere Muth bei denen wohne, die den eigenen Herd, Weib und Kind zu ſchirmen hatten, oder bei denen, die um Sold fochten oder Beute ſuchten. Es war getaget worden um Gallentag zu Zürich. Allein die Boten aus Schwyz, gedenkend, daß zwiſchen ihnen und Coucy Berge und Seen lägen und der Engpaß am Morgarten, vergeſſend der offenen Länder und der in denſelben liegenden, mit ihnen verbündeten Städte, vergeſſend ihres Heldentages bei Laupen, der ihnen unſterblichen Ruhm gebracht, weil ſie zu Abwehrung nicht der eigenen, ſondern des Freundes Noth das Leben eingeſetzt, ſprachen: „Ihnen dünke nicht gut, ihr Volk aufzuopfern, um dem Herzog, von dem ſie nie Gutes genoſſen, das Land Aargau zu bewahren wider den Coucy, von dem ſie nie beleidigt worden. Sie wollten dem Kriege zuſchauen; des Ueberwinders, wenn er zu weit gehe, getrauten ſie ſich zu erwehren. Sie begnügten ſich nicht damit, ſondern mahnten, Kraft der ewigen Bünde, die von Uri, Unterwalden und Luzern, an dieſen Sachen keinen Antheil zu nehmen. Bern und Zürich, ihre Noth erkennend, boten dem Herzog die Hand, was dieſen bewog, den thorberger Frieden um eilf Jahre zu verlängern. Die von Schwyz ließen ſich dieſes gefallen und Bern konnte ungehindert aber ununterſtützt waffnen. Die Berner zogen aus bis Herzogenbuchſee, die Zürcher bis Sur, aber kein Herzog war da; derſelbe ſaß in Breiſach. Die Grafen des Landes flohen in ihre Städte; das öſtreichiſche Volk ließ die Waffen ſinken und lief auseinander; die Städter, vom Thorberger höflich bedauert, zogen heim. Kein Held, keine Noth entzündete die Flamme des dem Schweizer angebornen kriegeriſchen Muthes. Aber es ward anders. Die wilden, losgebundenen Schaaren der Gugler brachten die Noth bis ins Entlebuch hinauf, welches deſſen Pfleger, der Herr von Thorberg, unbeſchützt ließ. Er hielt ſich ſicherer in ſeiner feſten Burg Thorberg, wo im äußerſten Falle das nahe Bern ihm eine noch beſſere Zuflucht bot. Aber es fanden die Entlebucher in ſich den beſten Schutz, ihrer 600 ſchlugen 3000 Engländer zu Buttisholz in glänzender Schlacht, brachen den Glauben an der Feinde Unüberwindlichkeit, und öffneten damit die Bahn zu andern Siegen. Des Volkes Muth erwachte; es erholte ſich von der Betäubung, in welche des Herzogs und deſſen Räthe Handlungsweiſe es verſtrickt; es prüfte ſeine Kraft und faßte Vertrauen zu ſich. Auch in Bern hatte Anfangs das böſe Beiſpiel verderbend gewirkt, man wollte preisgeben das Land, verheeren die Umgebung der Stadt, wollte klug und weiſe handeln, aber die Worte eines einzigen Mannes weckten den alten Bernermuth, weckten Bern zu edelm, rühmlichem Handeln. Hans Rieder, der Metzger, ein wohlbekannter Mann, wollte ſeine Scheune nicht abbrennen laſſen; ehrbarer ſei es, ſagte er, mit einem lebendigen Hag tapferer Kriegsgeſellen ſie zu bewahren. Seine Worte zündeten in Alt und Jung, und man beſchloß Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Man ſetzte ſich in Verbindung mit den Dörfern, kundſchaftete die Märſche und Lager der einzelnen Schaaren aus. Muthige Geſellen brachen aus Bern hervor, überfielen, im Verein mit den muthigen Bewohnern des Landes, einzelne Haufen des Nachts oder auf engen Wegen. In der heiligen Chriſtnacht hatten ſie zu Ins einen großen Haufen des berühmten Ritters von Fraut überfallen, 300 todtgeſchlagen, viele Gefangene brachten ſie am frühen Morgen des Stephanstages in Bern ein. Nun ein allgemeiner Jubel und gewaltiges Rüſten zu noch kräftigerem Handeln. Die Werkſtätten wurden verlaſſen, geſchloſſen, muthige Geſellen ſtrömten durch die Gaſſen, füllten die Trinkſtuben; Bewaffnete ſtunden, trotz der ſtrengen Kälte, an der Kreuzgaſſe zuſammen, des erſten Winkes zum Ausbruch gewärtig. Auf dem Rathhauſe ſaßen die Häupter der Stadt, hörten Boten ab, rathſchlagten: ob die aufgeregte Kampfluſt der Bürger zu zügeln oder loszulaſſen ſei. In den Häuſern rüſteten die bedächtigen Meiſter die Waffen zum Auszug auf den Nachmittag; die Weiber, mit ängſtlichen Augen die Einen, vom männlichen Muthe angeſteckt die Andern, bereiteten Speiſe, eilten zu Bäcker und Metzger, damit an kräftigem Mahle die Kräfte der Ihrigen ſich ſtählten. In der Metzg war dichtes Gedränge von Mädchen und Weibern, von denen jede zuerſt bedient ſein wollte, behauptend, ſie hätte die meiſte Eile. Am dichteſten drängten ſie ſich um einen großen, ſtarken Mann mit ehrenfeſtem Geſicht, dem Knechte ohne Unterlaß große Schlachtſtücke von ungeheuern Ochſen zum Vertheilen zutrugen; es war Hans Rieder, der geehrte Metzgermeiſter. Ein Weib, durch das Warten gereizt, durch natürliche Bosheit geſtachelt, vielleicht auch den

Verluſt der Ihren fürchtend, frug ihn: „Er werde nicht im Ins geweſen ſein? Es ſei luſtiger, hier Fleiſch zu verkaufen um ſchweres Geld, als draußen ſein eigenes Blut zu vergießen.“ — „Ja,“ ſagte eine Andere, „es wäre noch Manchem ſo, wenn er den Nutzen davon hätte und Andere ihre Haut dazu hergeben müßten, hätte er auch für den Krieg geſtimmt.“ Und nun erzählte Eine hier, die Andere dort, wie viele Wunden es in Ins gegeben und wie einige Mütter daheim ihre Haare zerrauften, weil ſie ihre Söhne verloren, und wie ſie das Blut nicht auf dem Gewiſſen haben möchten. Andere nahmen eifrig für den Krieg Partei. Da rief eine lange, dürre Schneidersfrau, ihr Mann habe geſagt: „Man ſolle nur ſehen, die, welche zuerſt am meiſten ſchreien, ſeien am Ende immer die Letzten. Und das ſei wahr, denn ihr Mann habe die ganze Nacht nicht ſchlafen können, und alle Augenblicke habe er ſeinen Spieß beſehen und gewetzt, und ſchon lange ſeie er auf der Zunft, während Andere noch ruhig ihr Geld verdienten. Aber man ſolle nur warten, habe er geſagt, bis die Sache vorbei ſei, dann wolle man mit denen reden, welche andern das Bad angerichtet, während ſie hübſch auf dem Trockenen geblieben.“ Hans Rieder hatte die Reden gehört, aber ſchweigend. Raſcher hatte er ſein Haumeſſer gehandhabt, kürzer gewogen; das letzte Stück warf er ungewogen der Schneidermeiſterin in den Korb und ſagte: „Sie ſolle ihrem Männe ſagen: es werde ſich heute zeigen, wer der Erſte und wer der Letzte ſei, und wer am beſten zu ſeiner Rede ſtehe.“ Darauf hatte er mit ſeinen Knechten die Metzg verlaſſen und daheim Alles zum Auszug gerüſtet. Schweigend ſetzte er ſich zum Mittagsmahle, und der Ernſt des Meiſters zügelte die luſtige Freudigkeit der Knechte, die gerne ſich Luft gemacht hätte. Beſorgt ſchaute die Frau dem Mann ins Geſicht. Er war ſchon zu manchem Strauße gezogen, aber nie ſo ernſt; ſie war ein tüchtig, muthig Weib, aber auf Ahnungen und Vorbedeutungen hielt ſie viel. Sie frug ihn nicht, aber ſie glaubte, es habe ihm etwas Böſes geträumt, oder ein altes Weib ſei ihm heute beim Ausgang begegnet. Als er ihr einige Anweiſungen über das Handwerk gab, wie es zu führen ſei, ſo brach ſie in Weinen aus und bat: „Hans, Hans, bleib doch daheim, du kommſt mir nimmer wieder.“ Da erzählte er ihr das Geſchwätz der Weiber, und ſie trocknete ihre Thränen und waffnete muthig ihren Mann. Traurig ſtund dabei Peter, ihr Erſtgeborner, ein ſchöner, ſechszehnjähriger Knabe, und große Thränen rollten ihm über die Wangen. „Er gebe keinen rechten Berner,“ ſagte ihm Hans, „kein rechter Berner Knabe weine, wenn der Vater in den Streit gehe.“ Da flammte des Knaben Auge, die Thränen verſiegten. „Aber Vater,“ ſprach er, „glaubſt Du, Dein Bub weine, weil es in den Streit gehe, Dein Bub weint, daß Du ihn nicht mitkommen heißeſt, und Du weißt doch, daß mein Arm einen Ochſen fällt, daß meine Hand eine losgeriſſene Kuh bei den Hörnern faßt und ſtellt. In der Metzg bin ich Dir gut genug, wenn Du aber in luſtigen Kampf ziehen willſt, ſchämſt Du Dich Deines Buben und läſſeſt ihn daheim.“ Und aufs Neue floſſen ſeine Thränen, aber auch der Vater fuhr zuerſt über ſeine Augen, ehe er ſprach: „Ja Bube, wenn's ſo iſt, ſo komme mit; es ſoll keiner ſagen: Hans Rieder ſchone ſeinen Sohn, während andere Söhne gehen, er eſſe nicht mit Freuden die Suppe aus, die er angerichtet. Und wenn's beiden ans Leben gehen ſollte, ich würde noch einmal zum Streite mahnen, und nicht dazu, feig im Stiche zu laſſen Freunde und Habe." Die Mutter ſagte kein Wort dagegen, aber als ſie unter der Hausthüre beide ſo mannlich der Kreuzgaſſe zugehen ſah, da mußte ſie ſich umkehren, mußte auf der Treppe niederſitzen und die Augen weinen laſſen, damit das Herz nicht breche. Auf den Gaſſen war es über Mittag ſtiller geweſen und die Rathsherren waren heimgegangen. Aber nach Zwölfe verſammelten ſie ſich wieder, die Trinkſtuben füllten ſich, auf den Geſellſchaftshäuſern wimmelte es von Bewaffneten.

Zunächſt an der Kreuzgaſſe ſah man die Junker der edeln Geſchlechter, dort war ihr Geſellſchaftshaus; es war muthwilliges, fröhliches Volk, dem einzelne ernſtere Ritter, die ſich darunter miſchten, wohl anſtunden. Aber auch auf den andern Geſellſchaftshäuſern ſah man eine trotzige, kühne Jugend und ritterliche Geſtalten, denen zum Ritter nur die goldenen Sporen fehlten. Doch gingen auch Ritter und Junker auf den achtbaren Zünften ab und zu und thaten brüderlich den ehrenfeſten Meiſtern Beſcheid aus ihren ſtattlichen Kannen. Und mancher Ritter ſetzte ſich zu einem Meiſter nieder und pflog mit ihm Rath: wo hinaus die Unternehmung gehen ſollte, wo man den ſie umſchwärmenden Feind am beſten faſſen könnte. So war Hans Rieder auf der Metzgerzunft auch ein Rathgeber, deſſen Kanne und deſſen Rath Ritter und Junker nicht verſchmähten, und wenn man Hans Rieder neben einem Ritter ſtehen ſah, ſo wußte man wahrlich nicht, weſſen Hand man das ritterliche Schwert lieber anvertrauen, weſſen Geſtalt man ritterliche Thaten, weſſen Geſicht man ritterliche Geſinnung eher zutrauen ſollte. Es verfloß eine, zwei Stunden, das Panner war noch nicht ausgehängt, der Aufbruch nicht geboten; die Unruhe mehrte ſich, das Geläuf von einer Zunft zur andern nahm zu, die Venner hatten Mühe die Streitluſtigen zu beſchwichtigen, dem Auflauf vor dem Rathhauſe zu wehren. Da ſprengten zwei Reiter auf ſchaumbedeckten Pferden die Stadt herauf. Alles umdrängte ſie, ſie hielten nicht, riefen aber unter die Menge: „Die Engländer in Fraubrunnen!“ Es waren die Herren von Erlach zu Jegenſtorf, welche auf Kundſchaft ausgeritten, den fürchterlichen Feind kaum eine Stunde von Jegenſtorf erblickt hatten. Nun erſt wurde es lebendig in Bern, alle Trinkſtuben leerten ſich, aus allen Häuſern ergoſſen ſich Menſchen, es füllte ſich die Kreuzgaſſe, alle Augenblicke erwartete man die Venner mit dem Panner, oder, bei der Noth der Dinge, gar den Schultheiſſen Ulrich von Bubenberg, den Mannlichen. Die Herren von Erlach waren vor den Rath gerufen worden. Die Berathung verzögerte ſich, das Panner blieb immer noch aus, die Menge wurde ungeduldiger und drängte gegen das Rathhaus. Da ritt ein neuer Trupp auf ſchäumenden Pferden die Straße herauf; es war der Thorberger. Auch er hatte auf Kundſchaft gelegen, hatte aber genauern Bericht als die Erlache und auch nicht ihre Meinung. Als er vor einigen Tagen Hans Rieders Meinung vernommen hatte, ſo entgegengeſetzt der ſeinigen, welche der Herzog gut gefunden, knirſchte er vor Zorn und erwürgte einen Hund, mit dem er zufällig ſpielte, ohne daß er es eigentlich wußte. Hätte er den Rieder im Entlebuch gehabt, der hätte das Tageslicht nicht mehr erblickt, aber in Bern mußte er ihn ruhig laſſen; auch gegen deſſen Meinung durfte er offen nicht auftreten. Der Ausgang eines Kampfes in der Nähe Berns mochte nun aber ſein, welcher er wollte, ſo war er ihm ärgerlich, vielleicht verderblich. Siegten die Berner, ſo lag der Fluch des Volkes auf ihm, der Schein eines Feiglings; vor den Augen ſeines Herrn war er ein thörichter Rathgeber. Unterlagen die Berner, ſo konnte in der erſten Betäubnng die Stadt eingenommen werden, dann hatte Coucy einen feſten Halt und war erſt recht fürchterlich dem Herzog. Der Thorberger hielt daher unter der Menge, wider ſeine Gewohnheit, und mahnte zur Ruhe. „In Fraubrunnen ſei keine Arbeit für ſie,“ ſagte er, „dort liege mit dreitauſend Pferden Herr Jevan ap. Griffith, der weltberühmte Walliſer Held, aus altköniglich britanniſchem Stamme. Seine Schaar ſei die tapferſte im ganzen Heere, und ringsum in den benachbarten Dörfern lägen noch andere Schaaren, zur Hilfe ſchnell bereit. Sie ſollten ruhig in der Stadt bleiben, der Bär könnte ſich da leicht verbeißen.“ Aber je mehr er abmahnte, deſto ſtreitbrünſtiger ward die Menge, deſto lauter das Geſchrei nach Aufbruch. Da ritt der Thorberger nach dem Rathhauſe, begehrte Gehör und brachte dort ſeine Mahnung an: das Volk in der Stadt zu behalten, den Strom ſich verlaufen zu laſſen; gegen den Kern dieſes Heeres vermöchten die Berner nichts. Eine Niederlage würde Alle entmuthigen, vielleicht die Stadt ſelbſt in die Hände der Feinde liefern. Seine Worte fanden Anklang, ſein perſönliches Anſehen gab ihnen noch mehr Gewicht, wenige widerredeten lebhaft; das Mehr hätte für den Thorberger entſchieden, — da begehrten Bürger Gehör. Ehrerbietig traten ſie vor den Rath und baten, das Panner entfalten zu laſſen. Die Menge ſei ſtreitbrünſtig, die Nacht nahe, zum Ueberfall günſtig; der Muth, der bei Laupen Dreißigtauſend geſchlagen und der Gott, der ihnen dazu geholfen, ſeien beide noch bei ihnen, der Sieg nicht zweifelhaft. Kaum würde das Volk zu bändigen ſein.

Der Schultheiß, in freundlicher Rede, theilte ihnen die Befürchtungen mit, verſicherte ſie, daß die Räthe das Beſte der Stadt bedächten, forderte das Zutrauen der Bürger zu deren Ermeſſen, und daß ſie ruhig abwarten ſollten, was entſchieden werde, und ruhig heimkehren, wenn die Väter des Volkes einen Ausfall das Wohl der Stadt gefährdend finden ſollten.

Da bat Hans Rieder, der Abgeordneten Einer, zu bedenken, „daß morgen vielleicht die Aare eine feſte Brücke ſein werde; das Grundeis gehe gewaltig, ſchon ſetze ſich hie und da Eis an und die Kälte mehre ſich; wenn nun das Waſſer zufriere und man laſſe die Engländer herankommen, ſo möchte ein Sturm der Stadt weit gefährlicher ſein als ein nächtlicher Ueberfall, der ihnen, auch wenn er mißlingen ſollte, wegen ihrer Kenntniß des Landes, nie ſo gar gefährlich werden könnte. Und ſollten auch Hunderte das Leben dabei verlieren, ſo würden dieſe Hunderte ihr Leben ſo theuer verkaufen, daß den Engländern die Luſt vergehen ſolle, den Bären in ſeiner eigenen Höhle zu ſuchen. Wohl ſei kein ehrlicher, ſeßhafter Berner, der es nicht freudig mit drei dieſer räuberiſchen Engländer, Ritter oder Knecht aufnehmen würde.“ Dieſe Worte machten ſichtbaren Eindruck, man ſah Laupenluſt aufflammen auf manchem greiſen Geſicht, und es erhob ſich der ehrenhafte Bubenberg und bat ſeine Vettern von Erlach den geſtrengen Freiherrn von Thorberg zu führen in ſeinen Hof, nahe beim Rathhauſe gelegen, zu gaſtfreundlichem Imbiß; bat die Bürger, die Ihrigen zur Ruhe zu mahnen, aber auch bereit zu ſein, zu augenblicklichem Aufbruch.

Als die Bürger den vortretenden Herren nachkamen im Vorſale, wandte der grimmige Thorberger höhniſch zu Hans Rieder ſich um und ſagte: „He, Metzger! meinſt Du wohl, die Engländer ſeien wie Deine Kühe und Ochſen und ließen ſich todtſchlagen, wie ſie. In einer Schlacht geht's nicht wie in einer Metzg. Du ſollſt es aber erfahren, Metzger, was es heißt, ſich in ritterliche Sachen zu miſchen, die Euch nichts angehen, die Ihr nicht verſteht."

„Herr Ritter," ſagte Hans Rieder, „was Gott verhängt, will ich erwarten; wenn die Ritter wie Schafe ſich bergen in ihre Schlöſſer, ſo kommen wohl die Ritterkriege an die Bürger, und ich denke, ein Ritterhelm werde nicht viel härter ſein, als ein Ochſenſchädel, und ein Ritterſchwert nicht gefährlicher, als ein Ochſenhorn." Da zuckte des Thorbergers Hand nach ſeiner Seite, aber die Herren von Erlach traten dazwiſchen, und die Ehrfurcht vor der dem Frieden geheiligten Halle ließ die Bürger ſich entfernen, doch nicht ohne daß zwiſchen ihnen und des Thorbergers Dienern giftige Blicke und Worte gewechſelt wurden.

Im Bubenberger Hofe ging es lebendig zu. Eine zahlreiche Dienerſchaft und einberufene Dienſtmannen füllten die Gänge und untern Gemächer. Droben im Ritterſaale waren des Hauſes Söhne, ihres Vaters Bruder, Ritter Otto, und Edle, die von ihren Schlöſſern in die Stadt gekommen waren. Oben, in tiefem Fenſter, ſaß eine ehrwürdige, ſchöne Frau, des Schultheißen Ehefrau, ihr gegenüber ihre noch ſchönere Tochter, Bäbeli, nicht weit von ihnen lehnte an der Wand der ritterliche Cuno von Thorberg in ſeiner düſteren

Schönheit. Ernſt und in vollkommener Selbſtbeherrſchung begrüßte die edle Frau die Eintretenden und führte Geſpräche über die Wahrſcheinlichkeit des nahen Kampfes. Sittig hörte das Fräulein zu und erwiderte munter und züchtig die Anreden jüngerer Edeln. Und wie die Mutter des alten Thorbergers Reden gegen den Auszug gerne zu hören ſchien, ohne ſich, als des Schultheißen Frau darüber vorgreifend zu äußern, ſo hörte die Tochter am freundlichſten die Reden derer, welche am meiſten auf den Kampf ſich zu freuen ſchienen, und ihre Augen funkelten wie zwei Diamanten, wenn man von der Gewaltigkeit des wilden Helden Jevan ſprach, und die Begierde laut wurde unter ihren Brüdern, das Bubenberger Schwert mit dem des Engländers zu meſſen. Cuno war wie gebannt an ſeine Stelle und ſein Auge gefeſſelt von des Fräuleins Lieblichkeit; er zuckte wohl vorwärts zu freundlicher Wechſelrede, aber er fühlte das Geſchick dazu nicht in ſich, es loderte in ihm Kampfesluſt, aber er konnte ſie nicht äußern unter den muntern Jünglingen, ihm fehlte die Gabe der Fröhlichkeit, was in ihm lebte, blieb in ihm verſchloſſen.

Der geſtrenge Vater hatte des Sohnes Zunge an Ketten gelegt, wie mit ſchwarzem Tuche ſein Herz verhängt, welches das Herz ſeiner Mutter war, die früh an gebrochenem Herzen geſtorben. Aeußerlich war er des Vaters Ebenbild, und weil er ſein Inneres nicht kund thun konnte, ſo hielt man daſſelbe auch nicht für verſchieden von des Vaters Innerm.

Während man ſo in heiterer Unruhe mit Schwatzen, Trinken und Eſſen, wofür im gaſtfreundlichen Hauſe auf das Reichlichſte geſorgt war, ſich beſchäftigte, erſcholl auf einmal ein donnernder Lärm, faſt als ob ein losgebundener Sturmwind mit allen Dächern der Stadt ins Weite fahre; und dieſer Lärm, von Ferne kommend, brach ſich faſt betäubend an den Wänden und in den Gängen des Bubenberger Hauſes. Im erſten Augenblick war man zuſammengefahren; ſelbſt die Frau Schultheißin hatte ſich raſch von ihrem Sitze erhoben und Cuno ſich neben das Fräulein Bäbeli geſtellt. Es konnte der Feind mit drei-, mit ſechstauſend Pferden in die Stadt gebrochen ſein. Da ſtürzte ein Diener herein mit den Worten: „Edle Herren! ſie blaſen an der Kreuzgaſſe, das Panner iſt aufgeſteckt! der Herr hat nach den Pferden geſchickt!“ Da brach die Freude auch im Saale aus, nur durch die Anweſenheit der edeln Frauen gezügelt.

Es ſeufzte die edle Frau, entgegnete aber doch dem von Tollkühnheit und unbeſonnenem Muthwillen redenden Thorberger: „Einmal müſſe man dem Feinde begegnen, [illegible] ſo halte ſie auch dafür, es ſei beſſer, ihn zu ſuchen, als ſich ſuchen zu laſſen.“ Da beurlaubte der Thorberger ſich raſch, und als Cuno, dem Vater folgend, vor dem Fräulein ſich verbeugte, hörte er aus dem ſittſam geſenkten Haupte die dem muthwilligen Fräulein entronnenen Worte: „Schlaft wohl!“ Sie drangen wie Dolche in ſeine Seele; den Widerſchein dieſes Spottes glaubte er auf jedem Geſichte zu leſen; glaubte zu hören, wie man über den Thorberger ſpottete, der in ſeinem ſtarken Schloſſe feig ſich verkriechen wolle, während Andere kämpften. Draußen ſagte der Alte dem Sohne: „Bleibe zurück, reite mit, ſende oder bringe Kundſchaft, damit ich mich vorſehen kann, aber bleibe vom Streite; die Schläge, die ſie ſuchen, gehen Dich nichts an.“ Zweien ſeiner Leute befahl er, bei ſeinem Sohne zu bleiben und ſprengte raſch, wie er gekommen, die Junkerngaſſe hinunter, der Brücke zu. Es ſchien Cuno, als ob ein großer Berg ab ſeiner Bruſt gefallen, es war ihm wie einem Fiſche, der vom Trockenen ins Waſſer kömmt, zu Muthe ſein muß. Freudig ſetzte auch er ſeinem Pferde die Sporen ein und ſprengte an die Kreuzgaſſe.

Dort auf dem weiten Platz, Gaſſe auf, Gaſſe nieder, wimmelte es von Kriegern, durch lauten Jubel ſchallte der Namensruf der Anführer, die beginnende Nacht erhellte einzelne Fackeln. Es waltete kein Geheimniß bei dieſem Unternehmen, wie ſonſt bei Ueberfällen bräuchlich; wußte man doch, daß der Feind keinen Verräther fand im Lande, und ſeine Kundſchafter nicht weiter ausſenden durfte, als die hinter ihnen Reitenden Schutz gewähren konnten. Hoch zu Roß hielt der Schultheiß, und ſobald Ordnung über die Menge gekommen war, verkündete er, wie der Rath beſchloſſen, die Engländer zu Fraubrunnen zu überfallen, doch auf dieſen Ueberfall nicht der Stadt Wohl zu ſtellen, weil es ſich nicht zieme, ſo Großes den Zufällen der Nacht anheimzugeben. Deßwegen ſolle er nicht mit geſammter Macht unternommen werden; die Hauptmacht bleibe mit ihm zur Hut der Stadt; und wie er ſich dieſem Beſchluß füge, wenn ſchon ungern, ſo erwarte er von jedem braven Bürger, den ſein Loos treffe, daß auch er ſeinem Beiſpiel folge und mit ihm wache, zum Schutze der Stadt, zur Unterſtützung der Ausfallenden, wenn ſie ins Gedränge kommen ſollten. Tauſend Mann, unter dem Venner Eſſo von Bolligen, ſeien zur That beſtimmt, die Auswahl unter den Wägſten und Rüſtigſten geſchehe nach Sitte und Brauch. Und alſobald, während der Venner ſein Geſchäft begann, trat der Schneidermeiſter Spring zum Schultheiß, auf der Achſel ſeinen friſchgewetzten Spieß, und ſprach: Er wolle vorangehen mit dem guten Exempel, und ohne Widerrede bei ihm bleiben, und gegen die Feinde nicht ausrücken, ohne die höchſte Noth. Der Schultheiß lachte, trotz der ernſten Stunde, über dieſen treuen Beiſtand, und ermahnte lachend, dieſem Exempel zu folgen, und dieſes Lachen beſänftigte Viele, die den Beſchluß des Rathes zu Haupt genommen hatten. Schnell fand der Venner ſeine Leute, ſandte Haufen um Haufen aus dem Gedränge, und die tauſend Mann rückten aus, dreitauſend Spieße zu beſtehen, in unglaublich kurzer Friſt.

Es war ein herrliches Volk zu Roß und zu Fuß, das den Stalden ab über die Brücke zog, während noch hie und da ein Vater eine Waffe brachte dem ziehenden Sohne, oder eine Mutter die vergeſſene Wurſt. Vor Allen leuchtete hervor Hans Rieder an der Spitze ſeiner Metzger, in blankem Bruſtharniſch und Eiſenhut, das gewichtige Schwert an der Seite, die mächtige Streitart in der Hand, mit welcher er die Probe erneuern wollte, was härter ſei: ein Ritterhelm oder ein Ochſenſchädel. Draußen ordnete vorſichtig ſich der Zug, und ſuchte unbemerkt und ſo ſchnell als möglich in der ſchwarzen Nebelnacht auf Jegenſtorf zu kommen, wo, nach erhaltener Kundſchaft, erſt das Nähere angeordnet werden konnte.

Cuno hatte ſich den ritterlichen Jünglingen angeſchloſſen, und gar nicht im Sinne, nur zuzuſehen; er wollte zeigen, daß die Thorberger im Muthe von Bürgern ſich nicht übertreffen ließen, und daß, wenn ſchon Politik ſeinem Vater anders geböte, der Sohn des alten Stammes Heldenkraft bewähren könne. Er konnte ja Beides, fechten und Nachricht ſenden. Kam er heim, ſo konnte ſein Vater gegen das Fechten nicht viel haben; fiel er aber, ſo gedachte doch vielleicht Bäbeli von Bubenberg an ihren Wunſch: daß er wohl ſchlafen möchte; gedachte an das Unrecht, daß ſie ihm angethan. Ach, um dieſes Gedankens willen hätte er ſterben mögen, an dieſem Gedanken wärmte er ſein Herz, vergaß die Umgebung, in welcher er ritt, war in Jegenſtorf, er wußte nicht wie.

Von dort ſandte man einen der treuen Bewohner nach dem nahen, oberhalb Fraubrunnen gelegenen Dorfe Grafenried, um dort die Lagerung des Feindes zu erfahren. Er kehrte lange nicht wieder. Vor Mitternacht war man nach Jegenſtorf gekommen, um 3 Uhr harrte man ſeiner noch. Aber in Grafenried lag die Vorhut der Feinde und er hatte Mühe, unbemerkt zur Rede mit einem Bewohner zu kommen. Von dieſem vernahm er, daß die vornehmſten Streiter zu Fraubrunnen lagerten, beſonders im dortigen, mit Mauern umgebenen Kloſter, deſſen Bewohnerinnen ſich geflüchtet hätten. Der größte Theil des gemeinen Hauſens liege unterhalb Fraubrunnen auf dem Felde in Zelten und um Feuer, wie er an der Röthung des Nebels ſelbſt geſehen hatte. Alſobald waren die Führer einig, in vier Hauſen den Feind zu überfallen. Der eine ſollte um Grafenried herum die auf dem Felde überrumpeln, der zweite in Grafenried die Vorhut aufheben, die beiden andern Fraubrunnen überfallen, wo der ſchwerſte Stand zu erwarten war. Der eine derſelben hatte den Auftrag, von der Feldſeite das Kloſter zu ſtürmen, der andere, ins Dorf einbrechend, wo möglich die Flucht der im Kloſter befindlicher Ritter zu hindern. Der Hauſe, welcher die Vorhut aufzuheben hatte, ſollte warten, bis er die Angriffe der Andern hört. Alles ſollte mit möglichſter Eile geſchehen, da in den Dörfern ringsum zahlloſe Feinde lägen, welche ihren bedrängten Gefährten zu Hülfe kommen würden. Man hatte ſich gelabt, bat Gott um Vergebung ſeiner Sünden und Segen zum Sieg. Der Prieſter weihete die Krieger, und unter ſicherer Führung der Herren von Erlach, die Meiſten ſelbſt der Gegend kundig, zogen in tiefer Stille die Berner durch den dunkeln Wald, das Hambühl genannt, theilten ſich auf deſſen Höhe, und jeder Haufe wandte ſich ſeiner Beſtimmung zu. Hans Rieder hatte mit ſeinen Metzgern die Beſtürmung des Kloſters erbeten; dort hoffte er die meiſte Gefahr und der Erſte zu ſein in derſelben. Ihm ſchloß ſich Cuno an in gleicher Hoffnung, auch Otto von Bubenberg ſammt andern Edeln; der Venner mit dem Panner zog dem Dorfe zu.

Wenn von mancher Seite her der Schlachtruf der Berner erſchalle, ſo erwartete man um ſo größer die Verwirrung und die Täuſchung über ihre Menge; man irrte nicht.

Fünf Uhr war es, als Hans Rieder auf der Mauer ſtand und des Gartens Lage und ſeine Verbindung mit dem Kloſter betrachtete. Unmittelbar hing der Garten mit dem Kloſter zuſammen, war unbeſetzt in der Nähe der Mauer, aber weiterhin gegen das Kloſter brannten Feuer und einzelne Stimmen wurden vernehmbar. Rieder winkte. Geräuſchlos, nach Möglichkeit, wurde die Mauer überſtiegen, durch alle Gänge, in des Gartens ganzer Breite, näherten ſich die Geſellen dem Feinde, der, durch die nahenden Tritte aufmerkſam gemacht, in den Nebel ſchaute, aber nichts ſah, bis Spieße aus dem Nebel brachen, Schwerter vor ſeinen Augen funkelten und mit wildem Schlachtruf Krieger auf ihn einſtürzten. Nun raſches Aufſpringen, aber eben ſo ſchnelles Stürzen in Feuer und Blut, wehelicher Hülferuf, plötzliches Verſtummen, ein fürchterliches Drängen gegen den Haupteingang des Kloſters. Auf einmal Leben durchs ganze Kloſter. Laden flogen auf, hundert Augen, hundert Stimmen ſuchten, fragten nach dem eingebrochenen Feinde. Die Kühnſten und die Aengſtlichſten ſprangen hinaus; beide fanden den gleichen Tod in langen Bernerſpießen. Andere und die auf der andern Seite Schlafenden ſuchten den Eingang, dem Feinde zu begegnen. Hier nun ein mörderiſches Gedränge derer, die im Kloſter Schutz und derer, die den Feind ſuchten. Hier arbeitete Hans Rieder mit den Wägſten der Berner ſich Bahn. Wie Gras auf der Wieſe unter der Senſe ſinkt, wie Nüſſe unter dem Hammer knacken, ſo fielen die gepreßten Engländer, ohnmächtig ihre Waffen zu führen, ſo ſplitterten ihre Schädel; und immer mächtiger drängte Rieder vor, denn ſchon hörte er auf der andern Seite des andern Haufens Schlachtgeſchrei, fürchtete ſich entriſſen des Krieges Kühnſtes: das perſönliche Beſtehen des weltberühmten Helden. Man hatte den Eingang gewonnen, Fuß um Fuß ſich heraufgerungen durch den hochgewölbten Gang, faſt bis zu deſſen Mündung in den Kreuzgang, und nur die Menge der Engländer, die zu erſchlagen waren, nicht ihr Widerſtand, hatte das Vordringen mühſam gemacht. Da donnerte ein unerhörter Schlachtruf auf der Treppe, die in den Kreuzgang führte, fuhr durch alle Glieder, hemmte das Schwert in der Luft, den Fall der Streitart; alle Augen fuhren auf und ſahen ein hohes Ritterbild, in goldener Rüſtung funkelnd, dem Strome ſich entgegenwerfen, mit ungeheuern Schwertſtreichen Raum ſich mähend. Zu ihm geſellten ſich, aus allen Gängen eilend, glänzende Ritter, mächtige Männer. Es war Herr Jevan, der Held, der ſeine Helden zuſammenrief in den Mittelpunkt der Schlacht. Eine herzinnige Schlachtenfreudigkeit wallte in den Bernern auf; ſie brannten zu begegnen dem Herrn Jevan und ſeinen Helden, zu meſſen Bernerkraft mit altbritanniſcher Kraft. Wie Reisfelder zwiſchen zwei feindlichen Elephantenheerden, ſchwanden die niedern Streiter, welche die Helden trennten, und Jevans Schwert blitzte und Rieders Streitaxt donnerte auf Jevans Schild.

Es erhob ſich ein Männerkampf, wie er ſelten beſtanden ward. Als ob Fels mit Felſen ſtritte, kämpften ungebeugt und ohne Wanken die Helden. Immer wüthender hob Herr Jevan ſich, höher und höher ſchien er zu wachſen in ſeiner Wuth, dem Kämpfer mit dem unritterlichen Helme gegenüber; ſo treulos war ſein Schwert nie geweſen, ſo machtlos nie ſein Arm. Immer gewaltiger ſchmetterte Rieders Streitaxt nieder, mit jedem fruchtloſen Streich ſchien ſeine Kraft zu wachſen zu einem furchtbarern, und wie ſie, ſtritten ringsum, die Helden, da fuhr Rieders Axt auf Jevans Helm, — ein betäubender Donnerſchlag. Die Bänder brachen, die Knie bogen ſich, ein rothhaarig Haupt, ein zornleuchtender Feuerbrand ſchüttelte, wie betäubt, die flatternden Locken; über ihm ſchwebte, raſchgeſchwungen zum zweiten Male, die fürchterliche Axt. Aber ſie fiel nicht nieder, am Halm erlahmte die Hand; Rieder, der Held, wankte, ſank zuſammen, als Jevans Schwert auf ihn niederflammte; über ihn warf das gleiche Schwert den muthigen Knaben, der den Vater halten wollte, warf noch einen Zweiten, beiden der Nächſte. Aber Keinen mehr. Die Lücke ſchloß ſich. Held um Held drängte nach, Cuno von Thorberg trat vor Jevans Schwert; keiner wich, keiner ſiegte. Da fiel von Außen der Entſcheid. Allenthalben überfallen, unfähig Widerſtand zu leiſten, aber doch den Inſtinkt geübter Krieger in ſich, flohen die Gugler alle dem Kloſter zu, wo ihre Helden weilten, wie die Küchlein unter die Flügel der Henne, die Heerde zu den Füßen des Hirten, wenn Habicht oder Wolf ſich zeigen. Um daſſelbe daher ein ungeheures Gedränge, das die Berner hinderte, das Kloſter auf der vordern Seite zu beſtürmen, in deſſen Innerem der furchtbare Kampf glühte, während in deſſen Seitengängen die langen Bernerſpieße Gugler um Gugler niederrannten. Da gebot der Venner, das Kloſter in Brand zu ſtecken; es loderte auf und Hitze und Rauch füllten die Gänge. Da merkte Herr Jevan, daß heute der Sieg ihn fliehe. Schlag um Schlag, Fuß um Fuß zog er ſich zurück aus den glühenden Mauern. Draußen im Hofe hielten die getreuen Knappen die wilden, ungeduldig ihrer Herren rufenden Pferde. Dieſe ſaßen bald auf den muthigen Thieren, während ihre Diener den Bernern ſich entgegenwarfen, ihre Herren zu retten, doch nicht verhindern konnten, daß hier mancher Ritter ſein Leben laſſen mußte, der es in den engen Gängen gefriſtet hatte. Herr Jevan befahl die Thore zu öffnen und ſprengte hinaus aus der brennenden Höhle. Es brannte das ganze Dorf, es graute der Tag; aber um Brand und Tag legte der Nebel ſein dunkles Gewand. Es merkte Herr Jevan nicht ſeiner Feinde geringe Zahl; aber überall hörte er des Bären Ruf, der Seinen Nothgeſchrei.

Da donnerte ſein Schlachtenruf von Neuem, wie gewaltiges Trompetengeſchmetter. Während er hielt, ein Wall den Seinen, ließ er ſeine Führer Bahn brechen, der Emme zu. Und Hauſe um Hauſe drängte ſich weg aus des Bären Klauen; aber auch mancher Berner fühlte noch das Gewicht von Herrn Jevans Schwert, der Fuß um Fuß, Schlag um Schlag den Rücken der Seinen deckte. Ob endlich der gewaltige Walliſer doch erlegen wäre dem nacheilenden Bären, wiſſen wir nicht. Es riefen auf des klugen Venners Befehl die Heerhörner die Sieger zuſammen, damit nicht der Tag und nahende Hülfe den errungenen Sieg ihnen entreiße. Wie klug dieſe Vorſicht, bewies der Tod von zwanzig Bernern, welche Beute über Gehorſam ſetzten, und der Flucht der Gugler folgten, das Land hinab. Dieſe Zwanzig warnten leider die Hunderte nicht, welche an der Birs ſich und ihren weiſern Hauptmann in den Tod riſſen. Während raſch die zunächſt liegende Beute geſammelt wurde, umſtunden traurig die Führer die Gefallenen. Es waren ihrer Wenige; Wunden trugen Viele. Die Dunkelheit hatte die Berner geſchützt und die Engländer am Gebrauch ihrer Schußwaffen gehindert. Vor Allem trauerte man um den heldenmüthigen Rieder, der ſein Wort: der Erſte zu ſein, blutig gelöſt hatte. An ſeinem Haupte klaffte eine weite Wunde, und zu Aller Verwunderung ſtach ein Dolch tief in ſeiner Seite, während Niemand einen Dolch in Herrn Jevans Hand geſehen hatte. Neben ihm lag Peter, ſein Knabe, doch nur betäubt vom mächtigen Schlage, und mit ihnen hatte man hinausgetragen und neben ſie gelegt des Thorbergers Knecht, der hinter ſeinem Herrn gekämpft hatte, und deſſen Haupt und Hals von Herrn Jevan bis auf den Bruſtknochen herab geſpalten worden war bei Rieders Fall. Des Knappen Fall war Cuno gleichgültig; er hatte ihn, den bevorzugten Diener ſeines Vaters, gehaßt, gegen des Vaters

Vorwürfe war er gepanzert, und nachdem er manchen warmen Dank empfangen für ſein wackeres Fechten, ritt er im raſchen Roſſeslauf Thorberg zu.

Auf breitem, felſigem Vorſprung, durch ſchmalen Felſenrücken mit der höhern Hügelkette verbunden, lag die gewaltige Feſte über einem lieblichen Thale, das von Felſen eingeſchloſſen iſt, in denen jedoch ein weites Thor gegen den Jura ſich öffnet. Dort brannte in der großen Halle im rieſigen Kamine ein Feuer von ſchönem Buchenholz; eine anmuthige Mädchengeſtalt ſaß dabei und ſpielte mit Hunden. Aber ernſt blieb das ſchöne Geſicht. Es war die zehn Jahr jüngere Schweſter Cuno's, ſein Ebenbild. Unruhig ging der alte Thorberger auf und nieder, ſprach von Zeit zu Zeit dem reichlichen Imbiſſe zu, der auf dem braunen Eichentiſche ſtund, ſtarrte durch die ſchmalen Fenſter in den Nebel hinaus; die Tochter würdigte er keines Wortes. Man hatte auch hier den dunkelrothen Schein im Nebel geſehen; aber zu einer Zeit, wo man den Ueberfall längſt vorbei glaubte. Man vermuthete ihn mißglückt, Fraubrunnen durch die vorrückenden Feinde angezündet, erwartete baldigen Anfall, darum wagte man nicht, Späher auszuſenden; um ſo böſer ward der Ritter auf den zögernden Sohn.

Endlich kamen Reiter den gewundenen Weg herauf, und bald ſtund Cuno mit zerhauenem Schilde und gebrochener Rüſtung vor dem Vater. Der ſah ihn an mit dem gewohnten mißfälligen Blick; und wie er den Bericht gehört, vom Siege der Berner und dem großen Verluſt der Feinde, wie Cuno ſelbſt mit Herrn Jevan gefochten, ſein Knappe aber von demſelben erſchlagen worden, milderte ſich ſein Blick nicht, ſondern harter Tadel traf den Sohn: daß er den Auftrag überſchritten, den Diener verloren, den übermüthigen Städtern ſeinen Arm geliehen. Die Schweſter ſchaute mit ſchwermüthigem Blicke auf Beide, verſuchte den Bruder zu entwaffnen, labte ihn mit Speiſe und Trank, und mit unveränderten Zügen empfing Cuno des Vaters Tadel, der Schweſter Vorſorge. Er liebte ſie, wie ſie ihn, aber ohne Liebeszeichen.

Ingelram von Coucy wich den harten Schlägen, die er nicht erwartet, der harten Kälte, der er nicht gewohnt; er verließ das Land. Ueberall ertönte Jubel und der Ruhm der Berner. Ein Lied verewigte den Sieg, in welchem Bern der Helden-Saal, ein Spiegel überall genannt wird. Wie aber Bern geprieſen wurde durch des Volkes Mund, ſo wurde der Herren und Fürſten geſpottet, denn das gleiche Lied ſagt:

Von Oeſterreich und Bayerland,
Von Wirtemberg Herren und Städten viel
Die ſchüchten faſt der Fienden Zil,
Die lagen enet dem Rhine
Sicher, als in einem Schrine,
Ihnen war zen Fienden nit faſt gach,
Sie kament ihnen nit ze nach
Und ließent verderben Lüt und Land,
Des Rich und Arm wohl befand (ſehr empfand).

So geſtaltete ſich die Volksſtimmung. Die Tapfern wurden zu jeder Zeit hochgeachtet. Die feig Scheinenden ſtunden immer tief in des Volkes Augen, welches keinen Sinn hat für Politik und ihre Regeln. Darum hat der Gugler Krieg, obſchon gegen Feinde gefochten, die wie vom Himmel kamen und wieder verſchwanden, einen größern Einfluß gehabt auf die ſpätern Ereigniſſe, den Verfall der adelichen Häuſer und die ſich entfaltende Freiheit, als man glaubt. Das begriff der Thorberger ganz gut. Er war den Städtern und den Ländern nie hold geweſen. Mit alt adelichem Groll hatte er zugeſehen, wie Berns Anſehen wuchs, eine Pfandſchaft nach der andern in deſſen Händen blieb, das ihm verwandte fürſtliche Haus der Kyburger immer tiefer in deſſen Schuld gerieth. Er hatte vor bald zwanzig Jahren mit unſäglicher Mühe Frieden vermittelt zwiſchen den Herren und dem neuen Schweizerbunde, hoffend, die Herren würden Kräfte ſammeln in dieſer Friſt, Pfandſchaften einlöſen, ſich vorbereiten, mit einem Schlage den neuen Bund zu zertrümmern. Aber es geſchah das Umgekehrte. In tollen Privatfehden, in noch tollerem Aufwande verpraßten ſie ihr Gut. Ganz beſonders ſchien auf dem Kyburger Hauſe ein eigener Fluch zu ruhen, jedes Unternehmen, das ihm auf die Beine helfen ſollte, ſtürzte es in tiefere Schuldennoth, brachte es um Ländereien. Es war, als ob vergoſſenes Blut die ſpätern Glieder verdamme, das eigene Herzblut Tropfen um Tropfen ſich ſelbſt abzuzapfen. Peter von Thorberg erkannte den Werth des Geldes, und weil andere verſchleuderten, ſo wollte er ſammeln, für ſich zuerſt, dann für ſeine Standesgenoſſen. Er machte wenig Aufwand, hielt nur bedeutenden Hofhalt als Pfleger auf des Herzogs Schlöſſern, auf deſſen Koſten, und war ein harter Herr. Er preßte nicht nur das ihm Gehörende mit unerbittlicher Strenge ein, die Geſchichte bewahrt Züge von ihm, welche ſein Andenken brandmarken als das eines Ritters, der Geld höher ſchätzte als ſein Wort, ſeine Ehre.

Ganz beſonders drückte er das Entlebuch, welches ihm vom Herzog Rudolf verpfändet worden war und erhob dort, für jene Zeit, ungeheure Summen, ohne dagegen in Tagen der Noth das Land zu ſchirmen. Minder hart behandelte er ſeine Erbgüter im Uechtlande, aus Klugheit; er wollte ſeine Unterthanen nicht in die Arme der nahen Berner drängen. Daß das Entlebuch Schutz in Luzern finden könnte, gedachte er nicht, weil daſſelbe Eigenthum des Herzogs war.

Doch mochte wohl auch die Scheu, ſeine alten Unterthanen mit neuer, ſeinem Stamme ſonſt nicht eigener Härte zu behandeln, Theil an der mindern Strenge haben. So ſcharrte er Geld zuſammen, ſo viel er konnte, mißbrauchte dazu ſein Amt, und keines Vaters Bitten, keines Weibes Jammer, nicht Kinder Wimmern bewegte ſein Herz zum geringſten Nachlaß. Und alles das that er um ſeiner Kinder willen, und dieſe Kinder behandelte er mit der gleichen Herzloſigkeit wie ſeine Entlebucher. Cuno ſollte ein mächtiger Freiherr werden, ein Hort der Edlen gegen Bern, ſeine Tochter einen reichen Brautſchatz bringen in das Geld bedürftige Kyburger Haus, und durch Geld der Grafenkrone würdig werden. Petermann, der jüngere Sohn, ein wilder Jüngling, war in des Herzogs Dienſten und ſollte ſein Erbtheil in ſeinem Arme ſuchen. Um Cuno mächtig und Adelgunde reich zu machen, bot Peter ſeine ganze Kraft, ſeine ganze Schlauheit auf, ſetzte daran ſein Leben, ſeine Ehre. Aber dieſen Kindern hatte er kaum je ein freundlich Wort gegeben, ihre ganze Jugend freudenlos gelaſſen, jede jugendliche Aeußerung mit ſtrengem Blick gefeſſelt. Während ſeinem unſtäten Leben waren ſeine Kinder unter den Dienern im einſamen Thorberg. Aber der Thorberger wußte auch ſeiner Dienerſchaft ein Gepräge aufzudrücken, daß ſie in ſeiner Abweſenheit nicht viel anders thaten als in ſeiner Anweſenheit, und die wunderbare Aehnlichkeit der Kinder mit dem Vater ließ ſie dieſen nie vergeſſen, die Kinder faſt mit der gleichen Scheu behandeln wie den Vater, obgleich dieſe nie ein hartes Wort einem Diener gaben, nie einen beim Vater verklagten. Cuno war der treue Schirm ſeiner Schweſter, aber an ſeinem Ernſte entband ſich auch ihre Heiterkeit nicht; ſie blieb düſter wie er. Wie ſie aufwuchs, drängte es ſie hinaus in die freie Weite zu Hütten, wo Kinder ſpielten, zu Höfen, wo muntere Jugend ſich balgte. Aber wenn das ernſte düſtere Burgfräulein kam, ſo verkrochen ſich die Kinder, der Jugend Jubel verſtummte. Wie weh es ihr ward ums Herz, ſie konnte die Kinder nicht anziehen, nicht mit ihnen ſpielen, ihr Erſcheinen verbannte allenthalben Luſt und Scherz. Und wenn das Fräulein auch Gaben brachte, ſie weckte damit nicht das Zutrauen und konnte oft kaum die Kinder bewegen, ihre zitternden Händchen darnach auszuſtrecken. Da wandte das Fräulein von den Hütten ſich weg, und erſt mit dem Bruder, ſpäter, als dieſer oft den Vater auf ritterlichen Zügen begleiten mußte, allein, ſtrich ſie mit Pfeil und Bogen, vom treuen Hunde begleitet, durch die Wälder, bekriegte, da die Menſchen ſie nicht lieben wollten, ſtill und wild die Thiere. Hinter Thorberg ſtreckte eine Wildniß viele Stunden weit ſich aus, welche noch jetzt nicht gelichtet, zum Theil Wildniß geblieben iſt. Hohe Hügel, auf der Südſeite mit Buchen, auf der Nordſeite mit Tannen bewachſen, ſenkten ſchroff ſich nieder in tiefe Gründe, in denen ungezügelte Waldſtröme rauſchten. Von Wild aller Art wimmelte die Wildniß. Der Bär fand da ſeine Höhle, der Eber ſein Dickicht, der Hirſch ſeine einſame Weide.

Tief im finſteren Thale, wo Thorbergs Herrſchaft mit der des Freiherrn von Brandis zuſammenſtieß, klapperte, dem Brandis gehörig, eine einſame Mühle am trügeriſchen Lauterbach. Hier ſtießen oft die befreundeten Freiherren zuſammen oder hielten Jagdraſt, wenn ſie gemeinſam jagten in ihren Forſten. In dieſer Wildniß ſchweifte Tage lang das Fräulein und kein Pfeil flog vom Bogen. Hier unter grünem Laubdach ſaß ſie oft Stundenlang in tiefem Sinnen, und kein Seufzer verrieth die Stimmung. Wenn dann die Schatten länger wurden und die Sonne hinter den Hügeln verſchwand, ſo weckte der treue Hund das Fräulein aus ihrem Sinnen und wies ihr bellend den Heimweg. Auf Thorberg wurde es immer düſterer, immer einſamer blieb Adelgunde. Cuno ging ſeine Wege und wurde ſtets einſylbiger gegen die Schweſter. Seit der Nacht bei Fraubrunnen war er oft nach Bern geritten; Bäbeli von Bubenberg zog ihn hin. Sein Leben hätte er gegen ein Lob ſeiner Tapferkeit gegeben, nur das Erwähnen ſeines Mithaltens in der Noth aus ihrem Munde hätte ihn glücklich gemacht. Tage lang konnte er ſich ergötzen, zu denken, wie dieſes Wort lauten, welcher Ton es ausſprechen würde. Aber es kam nie dieſes Wort. Wenn er nach Bern kam, ſo wagte er ſich nicht geradezu in den Bubenbergerhof. Traf er nicht einen der Söhne zufällig an, hieß dieſer ihn nicht dringlich heimkommen, ſo kam er gar nicht hin. Wenn er hinkam, ſo traf es ſich ſehr oft, daß er Bäbeli nicht ſah. Und wenn ſie ſich begegneten, ſo that er ſo ſcheu, hielt ſo ernſt ſich und fern, daß ihn das Fräulein nicht anreden konnte, am allerwenigſten nicht mit einem holden Wort. Bäbeli hatte den ſchönen Jüngling nicht ungern geſehen, hatte mit Freuden ſeine Tapferkeit vernommen, aber als derſelbe ſo kalt und fremd ihr begegnete, da nahm ſie es für freiherrlichen Stolz, für Herzloſigkeit und waffnete ſich mit dem ganzen Bubenberger Stolz und begegnete ihm mit einer Kälte, daß an derſelben ſelbſt ein Bär hätte erfrieren können. Wenn er mit getäuſchter Hoffnung heimritt, ſo ſtand allemal ſein Entſchluß feſt, nie mehr nach Bern zu gehn, nie mehr das ſo ſchöne und ſo kalte Fräulein zu ſuchen; aber ehe wenige Tage um waren, ritt er wieder denſelben Weg und am Abend wieder eben ſo troſtlos heim. Doch auch dieſe Ritte mußte er einſtellen. Die frühere Freundlichkeit, mit welcher ſeine Mitkämpfer ihn empfangen hatten, verſchwand auf einmal, ſeine adelichen Freunde wichen ſcheu ihm aus, oder ſtanden nur verlegen ihm Rede. Zornige Blicke warfen die Bürger auf ihn, halb unterdrückte Schmähworte hallten ihm nach, ein Bolze flog einmal hart neben ihm vorbei und keine Einladung ins Bubenberger Haus ward ihm mehr. Er blieb mit blutendem Herzen von Bern weg, aber Tage lang konnte er ſitzen auf einem verborgenen Plätzchen einer waldigen Höhe und nach den Fenſtern ſehn, hinter denen Bäbeli ſich bewegte, konnte Tage lang ihre Burgen, in denen ſie ſich zu Zeiten aufhielt, umſchwärmen, hoffend einmal wieder das Glück ſeines Herzens, ſeiner Augen Troſt zu erblicken. Das ganze Benehmen, das ihn traf, ſchrieb er dem böſen Rufe zu, in welchem ſein Vater ſtand im ganzen Schweizerlande, und den immer ſteigenden Mißverhältniſſen, in welche derſelbe mit Bern ſelbſt, beſonders des Kyburger wegen, verwickelt wurde. In dieſer Vorausſetzung durfte der Arme nach dem eigentlichen Grunde Niemand fragen, Niemand zur Rede ſtellen über dieſes Betragen. Es trug ſtill in ſich der

Arme ſein Leid, und vernahm den Grund des Haſſes nicht, der gegen ſein Geſchlecht in Bern erwuchs.

Hans Rieders Sohn hatte ſich allmählig von der ſchweren Verwundung erholt, ſein durch die Betäubung geſchwächtes Gedächtniß ſtellte ſich wieder ein, nach und nach traten alle Einzelnheiten jener Nacht wieder vor ſein Auge; und wie er des gefallenen Vaters gedachte, ſo rief er auch nach des Thorbergers Knecht, der denſelben von hinten erdolchet hatte, gerade als deſſen Streitart todtbringend über Herrn Jevan ſchwebte. Man glaubte anfangs er träume noch, allein als der Knabe immer bei ſeiner Erzählung blieb und ſo treu manches erzählte, was auch Andere geſehen, als man der unerklärlichen Wunde gedachte, und der Drohworte des Thorbergers in der Vorhalle des Rathhauſes, und wie er ſeinem Sohne gerade dieſe Begleiter beigegeben, ſchwoll der Verdacht immer mehr zur Gewißheit. Mehr als den Haß gegen das Geſchlecht vermehren, konnte dieſe Gewißheit nicht, denn ſtumm gelegt hatte Herr Jevan den Mörder. Freilich blieb Cunos Betragen unbegreiflich. Allein, wenn man Böſes glauben will, ſo weiß man noch größere Widerſprüche zu beſeitigen. Sein kühnes Kämpfen ſei nur ein Deckmantel der ruchloſen That geweſen, ſagten die Einen, ſein Muth hätte ihn halt hingeriſſen, die Andern; die Beſten ſprachen den Sohn frei, um dem Vater einzig die Schandthat zuzumeſſen. Die Väter der Stadt hatten Mühe, eine offene Klage, einen Ausbruch der Bürgerwuth gegen Thorberg zu verhindern. Die Glut wurde niedergehalten, aber nicht gelöſcht; daß der Knabe blutige Rache gelobte, wußte Niemand als Gott.

Während der Vater in den Händeln der Welt ſich herumtrieb und Geld auspreßte wo er hinkam, während

Cuno ſeiner Liebe nachſchlich, und Gram ſammelte auf allen ſeinen Wegen, blieb das Fräulein einſam zu Thorberg, faſt Herrin des Schloſſes. Herrin ihrer ſelbſt, ſaß ſie wohl zuweilen zu den Mägden, und brauchte die Nadel, drehte das Rad, beſonders des Abends, wenn ſchaurige Geſpenſter- und ſeltſame Rittergeſchichten im Gange waren; ſie beſuchte die Meſſe alle Morgen und war des Burgpfaffen nicht ungeſchickte Schülerin. Aber die meiſte Zeit brachte ſie träumend zu, durchs Fenſter ſchauend nach dem blauen Berge, oder ſchauend auf dem Herde das Spiel der Flammen, das Glimmen der Glut, oder ſtreifend durch die Wälder über die Höhen, hinter dem Schloſſe, wo ausgebreitet vor dem Auge lagen der Berge hohe Häupter und das wunderſchöne Aarthal bis tief ins Aargau hinab, geſchmückt mit unzähligen Burgen, geheiligt durch manch ſchönes Gotteshaus. So war ſie auch einmal ausgezogen mit dem treuen Ryno, hatte lange auf der hohen Bergſpitze, welche über der Schwendi ſich erhebt, geſeſſen, hatte nach den Burgen geſehen und in die Berge, hinter welchen der Vater damals hauſte, hatte in den blauen Himmel hinaufgeblickt, wo ſie die Mutter wußte, die ihr Auge hier auf Erden nie geſehen. Die ſengende Hitze hatte ſie endlich hinunter getrieben ins grüne Schattenholz, und unter zuſammen ſich neigenden hundertjährigen Buchenkronen war ſie tief ins Thal hinabgeſtiegen bis an den muntern kühlen Bach, der weiter unten mit der Mühle klapperte, mit Blumen ſpielte, mit Fiſchen tändelte, um eine Stunde weiter ſein junges Leben in die Emme auszuſtrömen.

Im hellen harmloſen Bache ſpiegelte lange das dunkel düſtere Auge des Fräuleins ſich, folgte den leichtſinnig vorübereilenden Wellen, und Traumbilder ſtiegen ihr auf aus des Waſſers Grunde in die träumende Seele. Erdmännchen tanzten am Ufer und Waſſermännchen auf dem Schaume der Wellen, und ein großer Drache wälzte ſich aus finſterm Schlunde das Thal hinab und grauenvolles Schnauben tönte vor ihm her, ſein ſchwarzer Athem verhüllte das Thal, das nur ſein glühend Augenpaar erleuchtete. Erd- und Waſſermännchen bargen ſich, der Bach ſuchte mit beflügelter Eile ihm zu entrinnen. Wie gebannt ſaß das Fräulein, es konnte nicht fliehen, an ihm vorbei ſchoß der Drache dem enteilenden Bache nach, aber dichter und dichter umrollte derſelbe die bebende Adelgunde mit ſeinem Schweife. Da durchriß Ryno den Zauberſchweif, ſprang am Fräulein empor, riß ſie aus ihrem Träumen auf. Schwarz und dunkel lag es über dem Thale, das Drachenſchnauben war das Brüllen der Donner, des Waſſers Toſen, Blitze ſein glühend Augenpaar, der hoch aufgeſchwollene Bach der Drache ſelbſt, die überſtrömenden Waſſer ſein Schweif. Ein fürchterliches Gewitter von Weſten her, in dieſer Gegend nicht ſelten, war ungeſehen über den Hügelrücken eingebrochen, und wie ein Kriegsheer ein friedliches Gelände in Augenblicken verwandelt in Flammen und Graus, erfüllte daſſelbe-das ſtille Thal mit der Schlacht der Elemente und ihren Schreckniſſen. Das Feuer loderte am Himmel, wälzte ſich über der Erde, loderte an Tannen auf, die Winde warfen ſich von allen Himmelsräumen in die enge Thalſchlucht, brachen Bäume, riſſen ſie mit den Wurzeln aus, wie eine ſtarke Manneshand einen Blumenſtengel. Die Waſſer des Himmels brachen aus deſſen Kammern, brachen aus den Brunnen der Erde auf und ſtrömten hoch auf in des Thales enger Rinne. Da öffneten auch die Berge ihre Backen und donnerten ihre Lawinen zu Thale; ihr Donner übertäubte des Himmels Stimme, es brach ſich des Sturmes Wuth am ſtürzenden Erdwall, hoch auf ſpritzten die Waſſer und ſuchten, tauſendfach zerriſſen, ängſtlich und heulend ſich wieder. Auf hohem Uferrande zwiſchen zwei ehrwürdigen Buchen war das Fräulein geſeſſen, und als ſie ihren Geiſt erhob über des Traumes Wogen, war ſie von des Baches Fluthen umſchlungen, Ströme ſtürzten an ihr vorbei, ausgeriſſene Tannen ſauſeten neben ihr nieder, der Boden wankte unter ihren Füßen, an denen Ryno ängſtlich wimmerte an dem Fräulein herauf, dann wieder laut heulte in den Donner der Elemente hinein, dann hie und da vorſichtig ins Waſſer trabte, zum Fräulein zurückkehrte, ſie nachzog, aber wenn er wieder zum Waſſer kam an ſelbige Stelle, ängſtlich eine andere ſuchte. Immer höher hinauf ſpritzte die Fluth, Baumſtämme wurden über den Uferrand an die Buchen geworfen, das Fräulein jammerte nicht, veränderte wenig ihre Züge, aber in ihrem Innern betete ſie zu Gott und ſandte ihre Blicke hinauf durch der Erde Graus zum klaren Himmel, wo ihre Mutter wohnte.

Da trat aus des Gewitters Nacht ein hoher Knabe an des Waſſers Rand, heiter wie der junge Morgen, goldgelockt, ſchön wie Engel ſind; ohne Zaudern drang er durch den kleinern Arm des Baches, und hoch über den Waſſern trug er auf ſeinen Armen das Mädchen über den Strom. Als ob der Drache die Beute ihm entreißen wolle, ſtürmte er an ihm auf, ſtieß er ihn an, riß den Boden weg unter ſeinem Fuße. Aber, wie der Böſe keine Gewalt hat über einen der Engel, ſo vermochte auch das Waſſer nichts über den muthigen Retter, der ohne Wanken durch der Elemente Toben nach der verſtummten Mühle das gerettete Mädchen trug und ſanft es niederſetzte im kleinen Stübchen des feſten Häuschens auf ſicherem Grunde. Eine ſchöne, mächtige Frau in der kleidſamen dunkeln Landestracht, über welche die ſorgfältig gewundenen gelben Flechten herabhingen, zwei Goldſtrömen gleich, die ſich ergießen über dunkeln Grund, trat ehrerbietig zum triefenden Fräulein und bot ihr Hülfe. Es war die ſchöne Müllerin im Lauterbach, gehörig zu Brandis. Früh hatte ſie ihren Mann, den ſtarken Müller, verloren, er war im Kampfe mit einer Bärin erlegen, welcher er die Jungen wegnehmen wollte, die ihn dabei unverſehens überraſchte. Sie lebte ſittſam und verſtändig ihrem Geſchäfte und ihrem einzigen Kinde, Hans. Der Knabe hatte von ſeinem Vater die Kraft geerbt, die Holdſeligkeit von ſeiner Mutter. Wenn er in ſeinem weißen Müllerkleide, den Kopf von goldenen Locken umhüllt, friſch, wie Milch und Blut, in den großen dunkelblauen Augen das freundlichſte Lächeln, einem unerwartet entgegentrat, ſo mußte man unwillkürlich an einen Engel denken. Zudem waltete über dem Knaben ein eigenes Geſchick, das ihn wirklich als Einen bezeichnete, den Gott zum Schutz und Glück Anderer auf die Welt geſandt. Verirrte ein Kind in finſterer Schlucht, fiel es in den ſchäumenden Bach, ſo war Hans da, zufällig, wie man ſagt, wie von Gott geſandt, ſollte man ſagen, wies es zurecht und riß es aus den Wellen. Brachen Räuber in eine Hütte, überfielen einen einſamen Reiſenden, ſo kam Hans dazwiſchen und ſtörte ihr Beginnen. Manchen Bären hatte er verſcheucht, manchem Wolf das Lamm abgejagt, das er würgen wollte. Und wenn er die Rettung vollbracht hatte, ging er freundlich lächelnd weiter und erzählte kaum der Mutter, was er gethan. Er war daher in der ganzen Gegend wohl bekannt, und wer Hans, den ſchönen Müllerknaben, ſah, den beſchlich unwillkürlich ein freundliches Gefühl, ſein Herz mochte ſonſt noch ſo bitter ſein. Es war faſt, als ob einem nichts Böſes wiederfahren könne in des ſchönen Knaben wunderthätiger Nähe. So hatte er auch zufällig des Fräuleins Noth geſehen und ſie ohne weiteres Beſinnen gerettet; und als er das Fräulein in der Mutter Obhut gegeben, ging er freundlich lächelnd weiter, zu ſehen, ob Gott ihn nicht noch zum Retter von Anderen beſtimmt. Auch dem Fräulein war er wie ein Engel erſchienen, ſein Weggehen wie ein Verſchwinden. Eine Wonne hatte ſich in ihr Herz ergoſſen, wie ſie das Anſchauen des Ueberirdiſchen erzeugt, wie Stephanus empfunden haben mag, als er den Himmel offen ſah; ein ſinnig Lächeln war über ihr Geſicht geflogen. Willig aber ſchweigend empfing ſie die Dienſte der Mutter, ließ ſich von ihr trocknen und erquicken und heftete ihre ſchwarzen Augen auf die Thüre, durch welche der Engel wieder erſcheinen konnte, wie er aus derſelben verſchwunden war.

Die Müllerin wußte, wer das Fräulein war, und kannte auch deren Art, wohnten ſie doch nicht mehr als eine halbe Stunde aus einander und war ſie ſtark befreundet mit den Müllersleuten, welche auf der entgegengeſetzten Seite des Berges am Fuße von Thorberg müllerten. Aber es ärgerte ſie doch, daß das Fräulein ſo wenig ſagte, nicht nach dem Namen des Retters fragte, ſeine That nicht pries. Die Mutter hätte gar zu gerne das Lob des Sohnes gehört und dabei Gelegenheit genommen, zu erzählen, was er Alles ſchon vollbracht und was alle Leute darüber geſagt. Sie wußte nicht, daß man ein volles Herz und eine ſchweigende Zunge, erregte Gefühle und ein ſtilles Geſicht neben einander haben könnte, ſie legte daher dem Fräulein ihr ſtilles Weſen als Hochmuth aus, meinte, weil Adelgunde äußerlich dem Vater wie aus den Augen geſchnitten war, ſo müſſe auch das Inwendige von gleicher Materie ſein. Und Peter war auch hier nicht beliebt, wenn er ſchon ſich hier nicht das erlaubte, was im Entlebuch. Was dort geſchah, vernahm man hier vergrößert wieder, und was denen dort geſchah, empfand man auch in dieſen Thälern wieder. Denn darin beſteht des Schweizers Macht und Kraft, das machte ihn frei und behielt ihn frei, daß er nicht blos litt, was ihm geſchah, nicht allein deſſen ſich freute, was er erhielt, ſondern daß ſein Herz offen war für Weh und Wohl Aller, welche mit ihm in den Hütten und Thälern wohnten, welche ſeine Berge umſchließen, daß ſeine Hand bereit war, ſein Glück Andern zu bringen, ſein Weh von ſich und Andern abzuhalten. Die Müllerin begann daher auch zu ſchweigen und verwandelte die ehrerbietige Vertraulichkeit, mit welcher ſie anfänglich die Gerettete ihres Sohnes aufgenommen, in ſcheue Unterthänigkeit. Die Wetter hatten verbraust, ein heller Abend ſtieg über das Thal auf, das Fräulein rüſtete endlich zaudernd ſich zum Aufbruch, wartete nur noch auf das Erſcheinen ihres Engels. Er kam endlich, und mit wenig dankenden Worten wollte das Fräulein, vom Ryno immer dringender gemahnt, ſcheiden. Aber Hans, durch den ſparſamen Dank nicht ſo empfindlich berührt wie ſeine Mutter, bot ihr ſein Geleite an, weil die Wege zerriſſen ſeien, die Bergwände durch Erdfälle zerklüftet. Innere Freude ließ ſchweben über des Fräuleins Geſichte einen röthlichen Schimmer, wie er die Berge auffliegt, wenn die geſchiedene Sonne ihnen verborgene Küſſe zuwirft, aber um ſo ſtummer ſchied ſie von der ſchönen Müllerin, die noch lange über das düſtere Fräulein ſich ärgerte. Die Hülfe von Hans war allerdings nothwendig, und ſeine Kraft und Sicherheit mußte dem wenn auch berggewandten Fräulein helfen über manchen Schlund. Wenn dann des Knaben ſtarke Hand ihr geholfen, ſo ließ ſie die ihre träumeriſch in derſelben liegen und wandelte im ſtillen Glück an ſeiner Seite und wäre ſo gewandert ſonder Unterlaß bis an der Welt Ende, wäre nicht müde geworden. Aber als ſie auf den Berg kamen, tönte Hallo und Hundegebell ihnen entgegen, und freudig antwortete Ryno und bald umringte das Fräulein eine ängſtliche Dienerſchaar, ſelbſt Elsbeth, die alte Gürtelmagd der geſtorbenen Freiherrin war ausgezogen, ja der Burgpfaffe ſelbſt mit aufgeſchürztem Gewande. Während des Gewitters hatten ſie ihre Haut ängſtlich in der ſichern Burg geborgen, ſich tröſtend, das Fräulein werde wohl an einem ſichern Orte ſein, und wenn nicht, ſo ſei es ja unmöglich, daſſelbe zu finden in ſolchem Sturme, und ehe man hinkäme, wo ſie wahrſcheinlich ſein werde, müßte ſie längſt todt ſein, wenn es Gottes Wille ſei, daß ſie ſterben ſolle.

Als aber das Gewitter vorbei, der Himmel wieder helle war, wurde es auf einmal Allen Angſt und Jeder wollte der Erſte ſein bei des Fräuleins Rettung, Leib und Leben daran ſetzen. Als ſie nun das Fräulein ſahen an der Hand des Müllerknaben, da freuten ſie ſich ſehr und jeder wollte es zuerſt geſehen, ja ſie eigentlich gerettet haben. Aber das Fräulein hörte wenig von dem, was ſie ſagten, ſie fühlte blos, daß die Wanderung mit Hans zu Ende ſei. Da ſein weiteres Begleit unnöthig war, ſo wünſchte er freundlich guten Abend und das Fräulein reichte ihm noch einmal die Hand, als ob ſie mit ihm einen weiten, weiten Sprung thun wolle über eine tiefe Kluft. Aber Hans ſchüttelte die Hand freundlich nach Schweizerſitte, ohne Weiteres zu ſuchen, da das Handgeben eben Landesſitte war, gab dann die Hand noch den Uebrigen, ſelbſt dem Burgpfaffen, dem man die Seine ſo wenig küßte, als irgend einem Grafen, und verſchwand dann hinter den weißen Buchen; und lange noch ſah das Fräulein nach der leeren Stelle, wo er verſchwunden war.

Von dieſem Tage an war das Fräulein wo möglich noch ſeltſamer als früher. Sie ward noch ſtiller, ſuchte noch mehr die Einſamkeit, aber ward freundlicher. Zuweilen ſchwebte es wie ein Lächeln auf ihrem Geſichte, die Geſtalt füllte ſich und ſelbſt aus dem Geſichte trat etwas Blendendes, welches die frühere Düſternheit zu vertreiben kämpfte. Adelgunde ſchweifte viel herum, beſuchte, ſo oft es möglich war, die Stelle, wo ihr Engel ihr erſchien, lebte das Ereigniß wieder durch, näherte ſich der Mühle und umkreiste dieſelbe, halb ſich zeigend, halb ſich verbergend. Die ſchöne Müllerin bemerkte das Fräulein ſchnell und trat ihr einige Male wie zufällig entgegen, glaubend, daſſelbe bringe ein Geſchenk und ſuche einen willigen Empfänger dafür. Schon am Tage nach der Rettung hatte ſie einen fetten Ochſen oder eine ſchöne Kuh oder wenigſtens einige Schaafe und Schweine erwartet. Als das nicht kam und das Fräulein erſchien, glaubte ſie, daſſelbe bringe nun einige blanke Goldgulden oder einige ſchöne Kleinode, welche man als Familienſtücke forterben könne auf Kind und Kindeskinder. Als das Fräulein ihr aber nichts gab, mit ihr wohl in die Mühle kam, aber wortkarg am gleichen Platze, wo das erſte Mal ſaß, da glaubte ſie, daſſelbe wollte die Goldgulden und Kleinode nur dem Retter ſelbſt geben und ſchaffte den zur Stelle. Das Fräulein gab ihm die Hand, aber in der Hand war nichts, gab ihm wieder die Hand als ſie weiter ging, allein in der Hand war wieder nichts. Als das gleiche Spiel ſich einige Male wiederholt hatte, ward die Müllerin deſſelben ſatt, und wenn ſie ſchon das Fräulein herumſchweifen ſah, ſie zeigte demſelben ſich nicht, gab ihr nicht Gelegenheit, in die Mühle zu kommen. Laut redete ſie nicht davon, aber einer Vertrauten flüſterte ſie zu: ſie hätte anderes zu thun, als mit dem halbnärriſchen, hochmüthigen und geizigen Fräulein ihre Zeit zu verbrauchen. Daſſelbe meine mit einigen Beſuchen ſie abzulohnen und thue dabei ſo wunderlich, daß es einem faſt Angſt werde, ſie hätte nun dieſer Art Lohn genug und begehre keinen mehr. Natürlich hatte Adelgunde keine Ahnung von den Erwartungen und Gedanken der Müllerin, ſie kannte weder ihr eigen Herz, noch die Menſchen und dieſe, vom Vater auf die Kinder ſchließend, erriethen noch viel weniger das Herz der Tochter. Als ſie keine Gelegenheit mehr erhielt, die nicht in ihrem Gebiete liegende Mühle zu beſuchen, ſo konnte ſie ſtundenlang hinter einer Buche hervor oder von waldigem Vorſprunge die Thüre der Mühle bewachen, und wenn dann der ſchöne Müllerknabe unter dieſelbe trat, ſo ging das Fräulein glücklich, ſtill lächelnd, heim und war am folgenden Morgen wie eine Knoſpe, die vom Thaue des Himmels getränkt, aufzubrechen ſtrebt.

Einmal traf das Fräulein Hans, als er, bei der Burg vorbei, in ihr Thal hinunter ging, nicht lange darauf zum zweiten Male. Nun ſah man zur ſelben

Abendſtunde das Fräulein gar oft oberhalb des Schloſſes am Wege ſitzen und ſtill hinaus träumen ins freundliche Thal, ins ſchöne Abendroth. Wenn dann Tritte kamen, fuhr ſie zuſammen und ſah freudig auf, und grüßte mit ſtillem Nicken, wenn Hans es war. Aber gar viele Abendſtunden ſaß ſie droben, es kam Niemand, als der ſchmutzige Küherknecht, der die Milch brachte von dem Berge. Es traf ſich, daß das Fräulein den Knaben in ihre Mühle gehen ſah, unten am Berge, da ging auch das Fräulein dahin und ſetzte ſich da auf die Bank vor derſelben und gerade auf die Stelle, wo daſſelbe einmal Hans hatte ſitzen geſehen. Aber Niemand merkte, was das Fräulein zur Mühle brachte, auch ſie ſelbſt nicht. Lag die Mühle doch an der Straße, die von Bern ins Aargau führte, auf der gar mancher Ritter oder Knapp des Weges zog. Die Müllersleute ehrten natürlich das Fräulein nach Möglichkeit und faſt allemal begann die Müllerin zu reden von jenem Gewitter, woher es gekommen, wie es bei ihnen angefangen, Schaden angerichtet und endlich wieder aufgehört, wie man auch bei ihnen das Fräulein geſucht, wie auch ſie zum Suchen ausgezogen und wie Hans allemal, wenn er zu ihnen komme, erzählen müſſe, wie er das Fräulein geſehen, gerettet und heim begleitet. Und was da Hans geſagt, das erzählte allemal die Frau, und allemal etwas anders, wodurch es den Reiz der Neuheit für das Fräulein nie verlor. Und wenn die Mutter etwas vergaß, ſo begann, ſo wie ſie mit dem Daſitzen des Fräuleins vertrauter wurde, die ſchöne Müllerstochter es zu ergänzen. Es war Trudchen, ein ſchönes rundes Mädchen, voll Luſt und Leben, aber auch ſittſam und fromm, das ſchon manchem Bauer oder Knecht eine hinters Ohr gegeben, der ihr zu nahe gekommen. Wenn ſie zum Tanze ging, ſo ſah ſie auch in ihrem ſilbernen Schmucke unter den andern faſt wie eine Königin aus, und ſchon manche blutige Schlacht hatte es ihretwegen abgeſezt. Aber ſie konnte nicht nur tanzen, ſondern in Feld und Küche, ja in Ställen und in der Mühle ſuchte ſie Ihresgleichen an Geſchick und Rührigkeit. Wenn Trudchen einmal zu ergänzen angefangen hatte, ſo hörte ſie nicht alſobald auf, der Mutter nachzuhelfen und wußte ſie gar geſchickt dahin zu bringen, daß ſie an die Rettung des Fräuleins eine Geſchichte nach der andern zu reihen begann, wie Hans Dieſem und Jenem geholfen und wie er immer zu allem Unglück und zu jeder Gefahr kommen müſſe und immer zu helfen wiſſe, daß das Fräulein nie ſatt wurde, zuzuhören, und daher um ſo öfter wiederkam. Allemal wußte Trudchen die Mutter noch an etwas zu erinnern, von dem ſie glaube, ſie habe es dem Fräulein noch nicht erzählt. Und wenn dann das Fräulein ſo geduldig zuhörte mit ſtillſinnendem Geſichte, auf dem zuweilen freundliche Schatten auftauchten, ſo ſagten Mutter und Tochter zu einander, wenn das Fräulein fort war, ſie glaubten bald, daſſelbe ſei doch nicht ſo böſe und ſo hochmüthig als es ſcheine, daſſelbe hätte ihnen ja noch kein böſes Wort gegeben und vor ihr dürften ſie doch noch reden, vor ihrem Vater aber dürfe ja Niemand den Mund aufthun, und wenn man ihn nur von weitem ſehe, ſo ſei es einem ja, als ob man die ganze Krauchthalfluh im Halſe hätte.

Doch die ſtille ungetrübte Zeit mit ihrem innerlichen Glücke dauerte nicht immer. Es begab ſich, daß in den zwei benachbarten Häuſern Brandis und Kyburg des Hauſes Häupter ſtarben. Zuerſt fiel vom Schwerte der Walliſer Thüring von Brandis, der Mildeſte ſeines Hauſes. Seinem Freunde, Anton von Thurm, war er in ritterlicher Treue zu Hülfe gezogen gegen ſein Volk, das derſelbe durch eine wilde Frevelthat gegen ſich empört hatte. Seine Treue vermochte der ſchlechten Sache keinen Segen zu bringen, er büßte mit dem Leben die verſuchte Hülfe, und mit Noth rettete ſich ſein Volk, Simmenthaler meiſt, deren Herr er als Erbe der Weiſſenburger geworden war. Von ſeiner Ehefrau, einer Gräfin von Kyburg, beſaß er eine einzige, noch junge Tochter, Anna, welche Alles erbte, was nicht Manneslehn war. Die Lehen aber fielen ſeinem ungereimten Bruder Mangold, Abt zu Reichenau, zu, deſſen Rohheit und Grauſamkeit zu Erlangung der biſchöflichen Würde nicht hinderlich war. Ob aber wohl Chriſtus Freude hatte an einem Hirten ſeiner Schaafe, der als Probſt fünf armen Fiſchern, von denen er glaubte, ſie hätten ſeine Fiſcherrechte verletzt, mit eigenem Daumen die Augen ausdrückte? Bald darauf ſtarb Hartmann, der Graf von Kyburg, vier Söhne und viele Schulden hinterlaſſend. Das war eine Zeit, wie Herr Peter ſie liebte, in der er ſein Garn am beſten ſpinnen konnte. Er hielt ſich daher wieder in Thorberg auf, und geräuſchvoll ward die ſtille Burg. Die Grafen von Kyburg, die Brandiſer, ſuchten Herrn Peter oft heim, ſein Rath war klug, ſeine Verbindungen bedeutend und ſein wohlgefüllter Geldkaſten allen nöthig. Die Kyburger und Brandiſer hatten verwickelte Verhältniſſe mit Bern, wo Peters Vermittlung, wenn auch nicht eine offene, wegen des Haſſes der Bürger, doch eine geheime durch ſeinen Einfluß auf einige Edle im Rathe, ihnen Bedürfniß ward. Er wurde zwar an keinem Orte zum Vormund erkohren. Die wankenden

Häuſer ſcheuten ſich, die unzuverläſſigen Unterthanen durch einen ſo verhaßten Pfleger ſich noch mehr zu entfremden. Auch mochte viele Erfahrung ſie belehrt haben, daß derſelbe trotz aller Verwandtſchaft und Freundſchaft doch zunächſt immer das eigene Intereſſe, das eigen Ziel im Auge habe. Dieſes mochte Peter wohl geärgert haben, denn die Stellung als Vormund wäre am geeignetſten geweſen, durch alle Mittel das Anſehen und den Reichthum dieſer Familien herzuſtellen, den Städten ihre Macht aus den Händen zu reißen, und den Adel wieder in die rechte Stellung zum Bürgerthum zu ſetzen und auch ſeine Abſichten in Bezug auf ſeine Familie durchzuführen. Sobald Thüring von Brandis geſtorben war, ſtund in Peter feſt, daß Cuno deſſen Tochter Anna heirathen ſolle. Nach Abt Mangolds Abſterben hoffte er durch die Gunſt ſeines Herrn leicht das Lehen über das Simmenthal zu erhalten, welches Mangold eigentlich ſeinem ihm ähnlichen Neffen Friedrich, Baſtard ſeines Bruders Heinrich, zugedacht hatte. Für ſeine Tochter Adelgunde, die er erſt jetzt zu beachten anfing, als ſie ein Faktor in ſeiner Rechnung ward, hoffte er aus dem Meere der Verlegenheiten, in welchen das Kyburger Haus ſchwamm, eine Grafenkrone zu fiſchen.

Er glaubte an die Möglichkeit, daß beim Zuſammenhalten der drei mächtigen Häuſer, deren ſtarker Rückhalt Habsburgs Fürſten waren, der Städte jugendliche Macht gebrochen und dieſelbe wieder unter des Adels Scepter gebeugt werden könne; dazu mußte aber vor Allem Geld ſein, die Pfandſchaften auszulöſen, um auch den Bürgerrechten entſagen zu können. Obwohl dieſe zuweilen einem adelichen Hauſe Schutz gewährten, ſo lähmten doch ſolche Bürgerrechte des Adels ſelbſtſtändige Kraft, hinderten ihn, einander in jeder Noth zu helfen, nöthigten ihn, den Städten einen Arm zu leihen und gaben dieſen Gelegenheit, ſich in des Adels Verhältniſſe zu ſeinen Unterthanen zu miſchen, ſie anzuziehen; und gerade das ward ihnen am verderblichſten. Das erkannte Herr Peter, und wollte ſeine Erkenntniß auch den andern beibringen. Er vergaß, daß nirgends ein gemeinſames Streben andauert, wo der Einzelne keiner höheren Gewalt ſich beugt, Jeder ſeine Natur ungezähmt will walten laſſen, und daß man den Weg zu ſeinem Ziele ſich ſehr oft ſelbſt abgräbt, während man rückſichtslos zu ſeinem Zwecke das nöthig geglaubte Mittel ſucht.

Es war an einem Novembertage, hell ſchien am blauen Himmel die Sonne, leiſe ſpielte der Wind mit dem bunten Buchenlaub, klar erhob der Jura ſein Haupt über einem dunkeln Nebelſtreifen, der über der Aar lag, die zu ſeinen Füßen fließt, wehmüthig klangen einige Glocken auf dürftiger Weide verſpäteter Kühe, ſcharf und laut ertönte das Horn des Wärters auf der Thorberger Warte, munter in friſcher Weiſe antwortete ihm vom Berge her ein Jagdhorn. Es wurde ein adelicher Zug ſichtbar, der in bedächtigem Schritte den durch Felſen geſprengten Weg herniederritt, Jäger, Hunde folgten, Landleute ſchleppten auf Karren und Schleifen erlegtes Wild. Friedlich lag neben dem zierlichen Reh der zottige Bär, neben dem flüchtigen Hirſch der trotzige Eber. Die Jagd war reich geweſen und fröhlich ritten die Herren dem Mahle entgegen. Es iſt Herr Peter, der heim reitet mit ſeinen Nachbarn und Freunden. Neben ihm reitet auf ſchönem Pferde ein ſchöner Mann, mittlern Alters, düſtere Sorgen auf der edlen Stirne; es iſt Rudolf, der Kyburger Erbgraf.

Hinter ihnen kommen auf dem engen Felſenpfade ein hagerer Ritter mit braunem Geſichte und langem Schnauzbarte und ein in üppiger Fülle hochroth leuchtender Reiter: es iſt Berthold, des Kyburgers Bruder, Comthur des deutſchen Ritterordens, ein in Preußens Moräſten und Wäldern abgezehrter Krieger, und Herr Mangold, der üppige Abt von Reichenau, der Simmenthaler geſtrenger Herr. Ihnen folgen auf leichten Pferden zwei Fräulein: Adelgunde, die uns wohl bekannte, und Anna, die Erbin von Brandis. Unter gelber Lockenfülle funkelten zwei kühne Augen keck in die Welt, verkündeten, daß ihres Stammes Sinn und Art ihr im Blute wohne und der blutige Jagdſpieß in ihrer Hand zeugte, daß das junge Mädchen an kühnes Jagen ſich wage.

Ueber ſie ragte eine große Geſtalt mit gewaltigen Gliedern, wildem Barte, zornigen Augen und einer Stimme wie Krieg und Kriegsgeſchrei, bei deren Klang Adelgunde allemal zuſammenfuhr wie bei unerwarteten Donnerſchlägen. Des Erbgrafen Ebenbild ritt neben dem wilden Manne, Berthold, Erbe ſeines Vaters Schulden und Sorgen, letzter Erbe des Fluches, der auf ihrem Namen ruhte und alles zum Untergang kehrte, was ſie zur Wiederherſtellung der Familie vorkehrten. Das Blut Hartmanns ſchrie noch immer um Rache, entwurzelte den Stamm und riß ihn endlich weg von der Erde. Ego, der andere Kyburger Sprößling, ein leicht beweglicher flüchtiger Knabe, ritt neben Cuno, der Aufſicht über die Jäger hielt und kurze Antworten gab auf die vielen Fragen ſeines vielredenden Begleiters.

Bald hatte die Ritterhalle die Hungrigen aufgenommen und ein reiches Mahl bot ihnen die wohlbeſetzte

Tafel. Peter aß gerne gut und des geiſtlichen Herrn wegen hatte er ſeinen Dienern Sorgfalt anbefohlen. Beſondere Mühe war auf die Zubereitung der berühmten Forellen dieſer Gegend verwendet worden, damit der Abt die Fiſche aus den Seen, welche Reichenau umgeben, und als deren Liebhaber er bekannt war, nicht vermiſſen möchte. Die Goldforellen mit ihrem roſenrothen Fleiſche waren auf mannichfaltige Weiſe zubereitet, ſchwammen in Brühen aller Art, lagen trocken in Schüſſeln und harrten der beliebigen Zuthaten, oder ſtarrten hoch aufgethürmt, faſt hart gebacken, den Lüſternen entgegen. Es mußte der Abt bekennen, beſſere Fiſche hätte er nie gegeſſen. Ganz beſonders behagten ihm die Gebackenen, die er ſich faſt dutzendweiſe zu Gemüthe führte. Da, wie das Sprichwort ſagt, Fiſche ſchwimmen müſſen, ſo wurden die Humpen nicht vergeſſen und den vorausgeſchickten Fiſchen tüchtig nachgegoſſen. Aber manch Witzwort mußte Herr Peter über ſeinen Wein ſich gefallen laſſen, der Landskraft war und nicht mit vielem Gelde aus fremden Ländern hergeſchafft. Die Herren warfen ihm vor, er tauſche denſelben von den Bernern ein gegen Steine aus ſeinen Steinbrüchen und gegen Hafer von ſeinen Bergen. Herr Peter erbot ſich zur Probe, daß derſelbe doch viel beſſer ſei, als der, welcher um Brandis herum wachſe, wo er ſich einmal an einer Traube zwei Stockzähne ausgebiſſen und mit dem Gewächſe an Burgdorfs Hügeln hätte er ſich vor Kurzem die Hühneraugen vertrieben. Während er ſo zu ſcherzen beliebte, füllte doch auf ſeines Herrn Wink der Hausmeiſter die Humpen mit anderem Weine. Und als der Abt den ſeinen wieder zum Munde führte, verkündete ihm ſeine kundige Naſe das edle Gewächs, und mit rührendem

Behagen genoß er den edlen Trank und ſchalt billig Herrn Peters Bosheit oder Kargheit, der ihnen ſo lange dieſen edlen Wein vorenthalten, über deſſen Vaterland man hin und her rieth, bis endlich Peter kund that, daß er denſelben aus dem Entlibuch mitgebracht, daß es Welſcher ſei, von jenſeits den Bergen. Aber wie er dazu gekommen, wollte er ſelbſt in dieſer Geſellſchaft nicht erzählen. Möglicher Weiſe gehörte er einem Kloſter an, Herr Peter hatte ihn aufgefangen, und fürchtete, wenn deſſen Beſtimmung bekannt würde, ſo möchte der Abt ſeine geiſtliche Hand darüber ſchlagen und im Namen ſeiner Brüder denſelben in Beſchlag nehmen.

Man hätte nicht glauben ſollen, daß Sorgen und Kummer die in Eſſen und Trinken vertieften Herren belade; es war aber damals auch wie jetzt, daß man immer wohler an der Sünde lebt, je näher dieſelbe einen an den Abgrund ſchleppt. Während ſie in aller Begierde ſchlemmten, war der Kummer vergeſſen und Scherz nach ihrer Weiſe würzte ihre Speiſen. Als aber der Reiz des Mahles vorbei war, als die meiſten Diener verſchwunden, nur noch die in der Halle waren, welche die in alt angeſtammter Gewohnheit ſich immer leerenden Humpen füllen mußten, da tauchte der Kummer wieder auf, Klagen ſprudelten, Pläne wurden geſchmiedet, Rathſchläge ertheilt. Rudolf, der Kyburger, war im Begriff auszuziehen in fremde Kriege, um durch Beute die ungeheure Schuldenlaſt zu mildern, welche auf ſeinen ausgedehnten Beſitzungen lag, und ihm gegen die Städte, namentlich gegen Bern, die Hände band. Er gedachte mit bitterm Schmerze des alten Glanzes und rechnete nicht den Sünden des Hauſes deſſen Verdunkelung zu, ſondern dem frechen bürgerlichen Uebermuthe und deſſen niedrigem Krämerſinn. Es polterte der Abt über das Einmiſchen der Berner in ſeine Simmenthaler Händel, und zürnte gewaltig, daß ein freier Herr ſein Betragen gegen ſeine Leute nach dem Ermeſſen unadelicher Bürger richten ſolle. Der deutſche Herr redete von dem überall überhandnehmenden Uebermuth der Städte, wie die großen Ritterorden dagegen ſich wappnen, und wie in einem allgemeinen Ritterbunde dem Unweſen ein Ende gemacht werden müſſe. Auch Fritz, der Baſtard, redete heftige Worte darein, mit dem Schwerte raſſelnd und grimmige Blicke ſprühend. Aber mit kluger Stimme redete Herr Peter, mahnend zur Mäßigung und Vorſicht. Er meinte, man ſchlage am ſicherſten die Städte mit ihren eigenen Waffen. Man ſolle ſuchen, an ihren Reichthum zu kommen, um den eigenen zu mehren, ihren Handel und Gewerbe lähmen oder ſie zu eigenem Vortheile benutzen, auf alle Weiſe verhüten, daß ſie nicht mehr zu Land und Leuten kämen. Wie ſie aus ihren Gewerben, ſo ſolle man aus ſeinen Leuten und Beſitzungen Geld preſſen ſo viel als möglich, und daſſelbe zuſammenhalten zu gegenſeitiger Aushülfe. Anbei gab er nicht undeutlich zu verſtehen, daß er im Stande ſei, bedeutende Hülfe bereits zu leiſten und noch größere in Zukunft. Er machte beſonders darauf aufmerkſam, wie man die in die Städte gezogenen Familien in das Intereſſe ziehen und durch dieſe adelichen Bürger die andern Bürger überwältigen müſſe. Dadurch beſonders könnten die Städte wieder zu Mägden des Adels gemacht werden. In Luzern ſei nicht üble Hoffnung dazu vorhanden, die Geſchlechter dem Adel geneigt und insgeheim verbunden. In Bern ſeien auch einige, auf die er Hoffnung ſetze, und die bereits ebenſo gut durch

Lehen an den Adel gefeſſelt ſeien, als der Adel durch Pfandſchaften und Bürgerrechte an die Städte. Nun begann ein Zergliedern einzelner Familien und Perſonen, die Hoffnungen, welche ſie gewährten, die Hemmungen, die von ihnen zu erwarten ſeien. Wie vor einer feſtverſchloſſenen Thüre, zu der kein Dietrich paßt, kein Hebel an ihr etwas abbringt, mit blaſſem Ingrimm der Dieb ſteht, ſo weilten die Herren bei der mächtigen Familie der Bubenberge, zu welcher kein Schlüſſel paſſen wollte, welche die Freiheit der Stadt zu wahren, ihre Macht zu mehren, als Erbtheil ihrer Familie betrachteten, das der edle Berchthold ihnen hinterlaſſen, keines ihrer Glieder je aus den Augen ſetzte, von der Stadt, ihrem Kinde, das Schwerſte erduldete, im gleichen Sinne, wie David von ſeinem Knaben Abſalon.

Das Bitterſte, was der Groll gewähren kann, wurde über dieſe Familie ausgegoſſen. Glied um Glied derſelben an die Folter geſchlagen, ſelbſt der ſonſt ſo ſchweigſame deutſche Ritter höhnte die Ritterlichkeit dieſer edlen Bürger. Schon lange war der düſtere Cuno wie auf Kohlen geſeſſen und eine dunkle Röthe hatte ſich auf ſein Antlitz gelegt, aber er hatte ſein Schweigen nicht gebrochen. Als aber Friedrich, der rohe Baſtard, auch der weiblichen Familienglieder nicht ſchonte, ihr bürgerlich Weſen verſpottete, ihre Tugend läſterte, ſie paſſend für Bauern und Knechte ſchalt, da brannte Cuno auf, nannte den Baſtard einen Lügner, ein Makel der Ritterſchaft, warf ſeinen Handſchuh hin Jedem, der an ſo edler Frauen Tugend zu zweifeln wage. Erſtaunt ſahen die Ritter auf; den ſtillen Cuno hatte Niemand beachtet, und Herr Peter hatte auch nicht die geringſte Ahnung von ſeines Sohnes Gefühlen; ſchien er ja überhaupt nicht zu ahnen, daß Gefühle im Menſchen ſeien. Der Baſtard war kaltblütig ſitzen geblieben, und Peter befahl ſeinem Sohne, ſeinen Knappenhandſchuh wieder aufzunehmen, zu ſchweigen wo Ritter reden, und die Dummheit, für die Weiber ihrer Feinde in die Schranken zu treten, künftig bleiben zu laſſen. Aber Cuno ſtand da in hohem Trotze, nahm den Handſchuh nicht auf und ſchien den Vater nicht zu hören. Ehrlos ſei es, rief er, wie ein gemeiner Knecht edle Frauen zu beſchimpfen, und dann den Feigling hinter dem Ritter zu verbergen; ein ehrlicher Ritterſohn wiege doch wohl eines Abtes Baſtard auf, auch wenn derſelbe Ritter ſei. Das hob den großen Baſtard auf von ſeinem Stuhle, als wäre er von einem Scorpion geſtochen: „Wenn Du's haben willſt, ſo ſei's, Bube!“ brüllte er, und riß Schwert und Schild zur Hand. Die Männer wollten mitteln, von Friede reden im gaſtlichen Hauſe, und Peter ſeinen Sohn, den er noch nie als Mann geſehen, als einen Knaben behandeln, dem man bei jeder Unart Abbitte gebietet und das Bekenntniß daß ihm leid ſei. Aber Cuno hörte den Vater nicht, trotzte immer zu, es war ihm, als ſei für ihn die glückliche Stunde aufgegangen, das Verkanntſein mit ſeinem Blute zu löſen. Wenn Bäbeli vernehme, wie er zur Rettung ihrer Ehre geſtorben, ſo weihe ſie wohl ſein Grab mit einer Thräne, hoffte er. Auch der Baſtard wollte ſich nicht halten laſſen, dem Buben gebühre die Ruthe, ſagte er, doch ſolle ſie nicht zu blutig ſein, verſprach er den Herren, die im Weine zu erhitzt waren, um in aller Kaltblütigkeit das blutige Spiel verhüten zu können. Raſſelnd eilten die Kämpfer in den Hof hinunter, ſo raſch ſie konnten, die Herren nach, um das ſchlimmſte zu verhüten, und oben riß die wilde

Maid von Brandis die Fenſter auf, um das willkommene Schauſpiel zu ſehen. Aengſtliches Bangen um den Bruder, ein dunkler Haß gegen den Baſtard, deſſen brennende Augen und rohe Reden ſie ſchmerzlich zu verfolgen begannen, riß auch Adelgunde zum Zuſehen des Kampfes. Der Kampf ſchien nicht zweifelhaft. Wie ein rieſenhaftes Hünenbild trat der Brandiſſer dem jugendlich ſchlanken und etwas kleinen Thorberger gegenüber; ein einziger Streich, ein Stoß mit dem Schilde ſchien hinreichend, den kühnen Jüngling zu überwältigen. Man irrte ſich. Der ſtolze Ritter meinte ſpielen zu wollen, wie der Bullenbeißer mit dem Windhündchen ſpielt, und den Knaben bald wehrlos mit tüchtigen Beulen und eingejagter Todesangſt unter ſeinem Fuße zu haben. Aber des vermeintlichen Knaben Streiche fielen ernſt, wie Männerſtreiche, ſein Schwert ſaß feſt in ſeiner Fauſt, ſeine ganze Kraft war in einer Aufregung, wie ſie nur die Begeiſterung der Liebe erzeugt. Der Ritter mußte ſich ſeines Leibes wehren, mußte ſeine ganze Aufmerkſamkeit zuſammenfaſſen, um den Streichen des mit jugendlicher Behendigkeit an ihn Dringenden zu entgehen. Wie hart er auch ſchlug, ſeine Hiebe ſaßen nicht, ſchnell von Fuß und Hand entging ihnen Cuno. Immer hitziger wurden der Kampf und die Kämpfer. Mit Staunen ſah Herr Peter ſeines Sohnes Männlichkeit; lautes Jubelgeſchrei ſtieß oben unterm Fenſter das wilde Fräulein aus, und immer ſtarrer und düſterer ſchaute Adelgunde in das Schwertergefunkel, denn bald mußte der Kampf ſich entſcheiden. Man ſah die Schlachtenwuth im Baſtard wachſen, ſah wie ſeine Hiebe wilder wurden, ans Leben gingen, ſah wie Cuno rückſichtloſer wurde und Kraft an Kraft zu ſetzen begann, Streich mit Streich vergalt, ſtatt den

Streichen zu entgehen, ſah Cuno taumelnd ſinken, ſah wie der deutſche Ritter mit Noth wehren konnte, daß nicht ein zweiter Stoß den Sinkenden todt niederwarf, ſah aber auch Blut aus des Ritters Seite rieſeln, ſah Anna, wie ein Kind dem ein Spielzeug zerbricht ſchreiend niederblicken, Adelgunde ſich ernſt und blaß vom Fenſter wegwenden, während Herr Peter mit mißfälligem Geſichte ſich zu ſeinem Sohne niederbeugte. Derſelbe lag bewußtlos aber unverwundet da. Wie ein Wetterſchlag hatte ihn des Ritters Schwert getroffen, wahrſcheinlich aber nicht mit voller Schärfe, hatte daher den Schild nicht durchgehauen, ſondern nur betäubend aufs Haupt zurückgeworfen. Des Ritters Wunde blutete ſtark, war aber nicht gefährlich, bloß eines ſchnellen Verbandes bedürftig. Ein ſolcher Vorfall war zur ſelben Zeit nicht ein ſo ſeltſames Ding wie jetzt, daher der Schrecken nicht ſo groß, das Nöthige bald beſorgt. Die Herren ſaßen wieder beim Weine, ehe der deutſche Ritter mit Adelgunde den Baſtard verbunden hatten, der an Wunden gewöhnt, mit dem ſtillen Fräulein allerlei Scherz verſuchte, und ehe Anna den betäubten Cuno erweckt hatte, deſſen Ritterlichkeit ihrem wilden Sinne beſonders wohl gefiel. Auch freute es ſie, daß er ihren böſen Vetter, der etwas ſchnöde bei ihnen wirthſchaftete und Anna als eine Schmarotzerpflanze an ihrem Stamme betrachtete, gezüchtigt hatte. Sie that anfangs gar ſanft um Cuno, aber wie er nicht erwachen wollte, ward ſie immer ungeduldiger und zauſte ihn endlich an Haar und Bart, wie ſie es ihren Jagdhunden zu thun pflegte, wenn dieſelben aufſtehn und mit ihr ſpielen ſollten. Als auch dies nicht helfen wollte, rief ſie Adelgunde herbei, unter deren warmer weichen Hand Cuno bald erwachte.

Anna hätte ſchon lange gerne das Ritterfräulein geſpielt, allein bis dahin keine Gelegenheit dazu gehabt. Seit ihres Vaters Tode lebte Frau Margarethe, ihre Mutter, ſehr einſam, und mit ihren Vettern von Burgdorf war ſie zu bekannt und von ihnen, ihrer wilden Sitten wegen, zu ſehr verſpottet, um mit ihnen das Spiel zu ſpielen, das wenigſtens ſeit der Sündfluth, wahrſcheinlich aber ſchon früher, und unter allen Völkern mehr oder minder offen zwiſchen allen jungen Leuten geſpielt wird. Cuno gefiel Anna beſonders wohl und ſie ſtund keinen Augenblick an, ihn zu ihrem Auserwählten zu machen. Dieſe Gunſt war aber nicht wenig läſtig für den armen Cuno. Abgeſehen davon, daß er an dem wilden Mädchen und deſſen Späßen wenig Gefallen fand, war es ihm beſonders widerlich, bei der Reinheit ſeiner verſchloſſenen Liebe mit einem andern Mädchen ſich abgeben zu ſollen, er hätte am liebſten mit gar keinem geredet. Es nahm ſich daher gar ſeltſam aus, wie Cuno in ſteifer Sprödigkeit und faſt ängſtlichen Geberden die allgemeinen Pflichten der Höflichkeit erfüllte, wie aber Anna ſich alle Mühe um ihn gab, ihn aus ſeinem Geleiſe zu reißen, mit ihm ſchmollte, mit ihm zankte, alle Augenblicke etwas an ihn zu bringen hatte. Entweder ſollte er mit ihr jagen oder mit ihr reiten, Falken abrichten oder junge Hunde plagen. Der alte Thorberger ſah das recht gerne, nur ärgerte ihn ſeines Sohnes kühles Betragen, das er aber mehr deſſen Eigenthümlichkeit als einer beſondern Stimmung, einem Widerwillen gegen Anna oder der Liebe zu einer andern zuſchrieb. Er hatte keine Ahnung davon, daß Cuno lieben konnte, er hatte ihn auch gar nicht gefragt, was ihn gegen den Baſtard gereizt, ſondern hatte das Aufbrauſen auf

Rechnung des Weins oder der lächerlichen Ritterlichkeit des unabgekühlten Jünglings geſetzt, der noch im Wahne ſtehe, für die Frauen ſein Schwert immer blank halten zu müſſen. An ſeinem Muthe, ſeiner Kraft, hatte er Gefallen gefunden; weiteres Gewicht ſetzte er in die Begebenheit nicht. Seine Kinder betrachtete er als Maſchinen in ſeiner Hand, und ein Werkmeiſter bekümmert ſich um ſeine Maſchinen nicht weiter, als daß er ſie zu dem gebraucht, wozu ſie beſtimmt ſind; er denkt nicht von ferne daran, daß Maſchinen ſich dieſer Dienſte, die ſie ihm zu verrichten im Stande ſind, weigern könnten.

Etwas anderes plagte dagegen den Thorberger.

Der Baſtard hatte beſonderes Gefallen an Adelgunde gefunden und ſchien ſich ernſtlich um ſie bemühen zu wollen. Adelgunde beſaß eine edle Geſtalt und eines jener Geſichter, die, wie ein ſchönes dunkles Räthſel, ganz beſonders die Männer anziehen, welche Vieles ſchon erfahren und nur von der Neuheit noch Reiz erwarten. Ihr Aeußeres ſchon reizte daher den wilden Ritter, aber eben ſo ſehr denn doch ihres Vaters Stellung und der Ruf von deſſen großem Reichthum. Er hoffte den Abt zu beerben. Dieſes Erbe war aber mit vielen Schulden beladen, daſſelbe zu behaupten, bedurfte er vielen Geldes, das ſollte ihm Adelgunde bringen.

Geld bedurfte er, ſo viel begriff er; ob er dann aber das Geld, wenn er es erhalten, wirklich zu dem hätte anwenden können, zu dem er es nöthig hatte, zu Bezahlung der Schulden, das wußte er noch nicht, das ſollte erſt die Erfahrung lehren. Es träumen ſo viele Menſchen ſich Geld und Gut, ſchwelgen in dem Gedanken, was ſie damit anfangen würden, und ſelten einer wird, wenn er Geld erhält, es wirklich ſo gebrauchen, wie er geträumt hat, und beſonders nicht, wenn der geträumte Gebrauch ein vernünftiger geweſen wäre. Damals konnten namentlich die Ritter nicht Geld zu Bezahlung ihrer Schulden gebrauchen. Die Urſachen, welche ſie in Schulden gebracht, verſchlangen alle neu aufgebrachten Summen. Die alte Ueppigkeit, der ſorgloſe Haushalt, das frevle Hoffen ohne Grund auf beſſere Zeiten, ließen nicht zu, daß ſie wieder einen feſten Grund ſich unter die Füße bauten.

Er verfolgte daher das Fräulein mit ſeiner Aufmerkſamkeit, die aber der Art war, wie ſie gerne der von ſich eingenommene, gleichviel ob gebildete oder rohe Menſch, dem erweiſet, den er an Stand oder Erfahrung unter ſich glaubt. Dieſe Aufmerkſamkeit wird ſehr oft von Männern Mädchen erwieſen, denen man keine Welterfahrnng zutraut, daher glaubt, ſie werden von der fühlbaren Ueberlegenheit überwältigt, alles geduldig hinnehmen, was man ihnen zu bieten für gut finde. Wie ſich aber hierin gar viele täuſchen, ſo täuſchte ſich auch der Baſtard. Wenn Anſprüche auf geziemende Behandlung ſchon nicht äußerlich ſichtbar werden, ſo liegen ſie doch in jedem weiblichen Herzen, und wer ſich daran nicht kehrt, ſie höhnt, dem wird auch das mildeſte weibliche Herz feind. Es ſchauderte recht eigentlich Adelgunde, wenn der Baſtard mit ſeiner ungeſchliffenen Rede ſich an ſie wandte, und wenn ſie ſeine Schritte von weitem hörte, ſo floh ſie, wie man vor wilden Thieren flieht, wenn man ihr Schnauben hört. Den Baſtard focht aber dieſes Fliehen, dieſes ſichtbare Beben und Abwenden wenig an, er nahm es für das Zittern eines Kindes vor einem Helden: für etwas, das ſich von ſelbſt gebe, oder wenn es ſich nicht gebe, nicht beſonders zu beachten ſei.

Doch nicht nur der Tochter war dieſe Bewerbung mißfällig, ſondern faſt eben ſo ſehr auch dem Vater. Der Baſtard war nicht ein Eidam, wie ihn Herr Peter wollte. Die Stellung deſſelben war ihm zu unbedeutend, deſſen Ausſichten zu dunkel, deſſen Charakter zu ungeſtüm zu Verfolgung eines Zweckes. Ihm aber geradewegs die Thüre verſchließen, durfte er doch nicht, weil er und deſſen Onkel bedeutende Glieder der Kette wären, mit welcher er die Städte und Länder erdroſſeln wollte. Und doch war ihm die fortgeſetzte Bewerbung faſt ſo unangenehm, als ein raſches Abweiſen. Herr Peter kannte der Kyburger Stolz, die nicht vergeſſen hatten, daß ſie den Habsburgern faſt mehr als ebenbürtig, der Zähringer Erbe geweſen. Er hatte, wie geſagt, nicht vergeſſen, daß ſie ſeinem Vater Thun als Pfandſchaft nicht geben wollten, weit lieber dem ſonſt feindlichen Bern ſie anvertrauten. Er wußte, daß man einem zunächſt unter einem Stehenden nicht gerne die Hand bietet, ihn zu ſich heraufzuziehen, ihm zehnmal lieber den Fuß auf den Nacken ſetzt, um ihn herunter zu ſtoßen, lieber einem Feinde oder einem Entfernten die Hand reicht. Den ganzen Stolz der Familie trug Berchthold in ſich, den Peter zu ſeinem Eidam erwählt hatte. Derſelbe beſaß aber auch zugleich die ganze Steifheit und Indolenz, welche ſo gerne den letzten Gliedern einer ſinkenden Familie eigen ſind. In unruhiger Haſt verſuchte der Vater Rudolf ſich wieder zu heben, aber alle verſuchten Mittel ſchlugen zum Unglück aus; Berchthold dagegen bewegte ſich von Jugend auf in dem erſtarrten Stolze, der annimmt, der Himmel gehöre ihm bereits, ſei nicht erſt zu verdienen. Er erwartete eine andere Zeit, ein Glück ſeiner würdig, aber ein reges Streben darnach auf dem würdigen Wege, auf dem große Männer groß geworden, bleibenden Ruhm ihren Familien erworben, hielt er unter ſeiner Würde. Nun fürchtete Herr Peter nicht ohne Grund, dieſer ſtolze junge Graf werde eine Braut verſchmähen, um welche der Baſtard eines Abtes ſich beworben, er werde die nicht als Gräfin von Kyburg denken können, welche ein Baſtard von Brandis nicht zu weit über ſich erachtet hatte, um ſie zu ſeinem Weibe zu machen. Dieſes werde um ſo mehr der Fall ſein, fürchtete er, da ſchon an ſeinem Stand als Freiherr, an ſeinem Verhältniß als Lehenträger Kyburgs, einiger Güter wegen, der junge Graf Steine zum Anſtoß ſattſam finden werde. Dieſe hoffte er indeſſen durch die Noth des Hauſes, welche er durch ſein Geld, durch ſeinen Einfluß auf den Herzog heben konnte, auf die Seite ſchaffen zu können. Dieſer neue Stein des Anſtoßes war ihm daher ſehr widerlich, er glaubte ihn dadurch zu beſeitigen, daß er Thorberg verließ und in ſeine ſehr weitläufige Pflegſchaft in den vorderen Erblanden ſich begab. Es ging ihm aber, wie es Menſchen oft geht, die ſtarr Eines im Auge, Nebendinge wenig achten, und meinen, es müſſe ſich Alles gerade ſo ſchicken, wie ſie es in Gedanken haben. Seinen Sohn ließ er in Thorberg, damit ſein Verhältniß zu Anna von Brandis reifen könne, ſeine Tochter ebenfalls, weil ſie anderwärts ihm eine Laſt geweſen wäre. Er glaubte, bei ſeiner Abweſenheit werde ſie dort Niemand in ihrem ſtillen Brüten ſtören. Da irrte er ſich. Es waren Andere, die auch wiederum thaten, was ihnen beliebte, und zwar gerade das, was der Thorberger nicht wollte.

Während Peter, wo er hinkam, und beſonders im Entlebuch, ſeine Untergebenen immer ſchonungsloſer ausnutzete, geſtaltete ſich zu Thorberg ein ſeltſam Leben. Cuno und ſeine Schweſter athmeten frei auf, als der Vater fortziehen wollte; — ſie freuten ſich auf die alte Einſamkeit. Cuno träumte wieder und Adelgunde ſetzte ſich oben ans Schloß, wenn es die Kälte erlaubte und ſah den ſchönen Müllerknaben, und ging hinunter zur Mühle, um da etwas von ihm zu hören. Wie ihr das Blut aus dem Geſichte trat und das Herz ſich zuſammenzog, wenn ſie den Baſtard von Brandis von weitem hörte, ſo ſchien ſich dagegen ihr Herz zu öffnen und ein ſanftes Roth überflog ihr Geſicht, wie die Roſe ſich öffnet, wenn die Sonne ſie küßt, wenn ſie ihren Müllerknaben von weitem ſah. Sie war heiterer als Cuno, der ſein Bäbeli lange nicht geſehen, aber keins wußte, warum das Eine heiterer, das Andere trüber war; das Eine ſeufzte zuweilen, das Andere lachte hie und da, und keines fragte das Andere. Kaum hatten ſie einige Tage ihr ſtilles Behagen genoſſen, und eben ſaß das Fräulein des Nachmittags an der Sonne vor der Mühle, als Anna mit ihrem wilden Vetter ſchon wieder daher geritten kam und verwundert des geſtrengen Herrn Tochter bei den Müllersleuten ſitzend fanden. Bald hatte des lüſternen Ritters Auge das ſchöne Müllermädchen ausgefunden, und kaum hatte er ſeine Auserkohrne begrüßt, ſo begann er rohe Späße mit der Müllerin, und, während die beiden Fräulein voraus gingen, ſetzte er ſie fort, bis die Müllerin floh ins Mühlekämmerlein, zu den Müllerburſchen, die ehrbarer waren, als der rohe Ritter draußen. Der Ritter ging, aber mit ſchlechten Vorſätzen für ein ander Mal. Cuno war ausgeritten am Morgen früh, Adelgunden allein lagen die Gäſte ob. Dieſe waren gekommen, das Geſchwiſterpaar nach Brandis zu laden zu der Freiherrin Margarethen. Die Geſchwiſter mußten, mit einem tiefen Riß in ihrer Hoffnung, dem Dringen nachgeben, und in der ihnen faſt unleidlichen Geſellſchaft zum Beſuch nach Brandis reiſen: Adelgunde zitternd neben dem wilden Manne, Cuno in eigentlicher Pein, neben dem wilden Fräulein.

Frau Margarethe war eine ſanfte, fromme Frau, welche Zucht und Sittſamkeit liebte, und in einer heimeligen Häuslichkeit ſich am wohlſten befand. Sie verſtand die ſeltene Kunſt, alles was ſie umgab, mit einer ſolchen Freundlichkeit zu beſtrahlen, daß es Jedem wohl ward, der in ihren Kreis trat. Es ſagte einſt ein alter Soldat, es ſei ihm allemal wenn er den Kanton Bern betrete, als ob er in eine warme Stube komme, ſo ungefähr war es auch jedem der nach Brandis kam als Frau Margarethe dort ihren Haushalt hielt. Aber ihr ging die Kraft ab, des wilden Stammes Blut, das in den Adern ihrer Tochter rollte, zu zügeln; ſie ſprach wohl zu, aber ſie beherrſchte nicht und die wilde Tochter liebte die Mutter, aber ſie gehorchte ihr nicht. Wenn ſie müde war von der Jagd oder faſt männlichem Spiele, ſo ſaß ſie des Abends nirgend lieber, als am Feuer bei ihrer Mutter; aber wenn der Tag anbrach, ſo hielt ſie es dort nicht aus, ſondern mußte ins Freie. Frau Margarethe war in ſchlimmer Lage. Sie war reich, aber eine ſchwache Wittwe, während ihre eigenen und ihres Mannes Verwandte geldbedürftig waren. Man weiß, daß Brüder, die in Geldverlegenheit ſind, ihrer Schweſter Gut nicht ſchonen, aber daß noch öfters Brüder ihres Bruders Wittwe plündern, auch wenn es die Noth nicht gebietet. Frau Margarethen, von zwei Seiten gedrängt und für ihres Töchterleins Gut beſorgt, war daher eine Verbindung mit dem mächtigen Thorberger nicht unlieb: der konnte ihr Schutz gewähren, wenn er ein Intereſſe dabei hatte. Auch war ihr alles daran gelegen, das einſame Leben ihrer Tochter mit dem wüſten Vetter zu unterbrechen, der ſich mit eigener Unverſchämtheit bei ihr eingeniſtet hatte, und gar nicht weiter zu wollen ſchien, was ſie ſich gar nicht erklären konnte, da derſelbe ſonſt raſtlos reichen Klöſtern, als Sohn eines Abtes, als bekannter Ritter reichen Burgen nachgezogen war, wo er wohlfeil koſtbar leben zu können hoffte. Es war Abends, als die jungen Leute das Thal herauf Brandis zu ritten. Sie hatten Einkehr gehalten in Burgdorf; Anna hatte die Vettern auch mitnehmen wollen und ihnen eine prächtige Jagd in ihren Forſten, hinter Trachſelwald, die weit hinauf bis hoch in die Alpen gingen, vorgeſpiegelt, aber unter allerlei Vorwand war die Einladung abgelehnt worden. Da die Frau Gräfin ſehr kühl war und Berchthold ſehr froſtig, Ego faſt ſpitzig, und es faſt ſchien, als wäre man einer unwillkommenen Geſellſchaft gerne bald los, ſo hatte Anna früher als ſonſt zum Aufbruch getrieben, den Vettern manche Derbheit geſagt, und noch brannte kein Licht zu Brandis, als man durch die Emme ritt und die mächtige Burg in geringer Entfernung vor ſich ſah.

Als ſie auf weitem Umwege endlich zur Burg einritten, war es finſter geworden, und Frau Margerethe empfing die Gäſte mit ihrer gewohnten Freundlichkeit am weiten glutſtrahlenden Kamine. Die zwei düſtern dunkeln Ritterkinder machten neben den beiden andern weiß- und rothgelockten einen eigenen Eindruck auf Frau Margerethe. Sie wunderte ſich über derſelben ſelten gefundene Aehnlichkeit unter ſich und mit dem Vater; und etwas ſteifes förmliches miſchte ſich unwillkürlich in ihre Freundlichkeit. Aber ſie fand bald, daß das unſichtbare Etwas, das Geſpenſt mit Dolch und Schwert, das unausſprechlich Unheimliche, das den Herrn von Thorberg umgab, nicht über ſeinen Kindern ſchwebe. Frau Margarethe fühlte ſich angenehm überraſcht durch des Fräuleins Anſtand und ſittſame Geberden, die gegen ihrer Tochter Ungezogenheit merkwürdig abſtachen, weshalb ſie nicht umhin konnte, derſelben ſchon während dem Laufe des Abends Adelgunde wiederholt als Muſter aufzuſtellen. Eben ſo wohl gefiel ihr, dem Baſtard gegenüber, der edelgebildete Cuno, ſeine Mäßigkeit und ſeine züchtige Rede in ihrer Gegenwart. Sie dachte ſich denſelben recht gerne als Eidam, ſie hoffte von ihm männlichen Schutz für ihr Eigenthum, aber auch, daß er der Mann ſei, ihre Tochter nach und nach zu einem adeligen Betragen zu bekehren.

Es trat bei ihr unwillkürlich gegen die beiden Geſchwiſter etwas Mütterliches, Holdſeliges hervor, und wenn ſie ihre beiden Verwandten tadeln mußte, ſo wandte ſie ſich um ſo wohlwollender wieder zu den beiden ſo ſittſam und anſtändig da Sitzenden, ſo gemeſſen Redenden. Das that nun dieſen gar wohl, beſonders Adelgunden. Sie hatte nie eine Mutter gehabt, mit ihr war nie mütterlich geredet worden, des Vaters Auge und Ton hatten, wie mit einem Schlüſſel, ihr Herz verſchloſſen. Nun that Margarethen's mütterlicher Ton der armen Adelgunde unbeſchreiblich wohl. Es war ihr faſt, als ob etwas hartes in ihr weich werde, faſt ſo, als wenn ſie Hans, den Müllerknaben, den Berg ab kommen oder im Traume wieder ſah, wie er ſie aus dem Bache trug. Doch waltete ein bedeutender Unterſchied dabei. Mit Hans konnte ſie nicht reden, ja ſie dachte nicht einmal daran; er war ihr eine Erſcheinung, deren Anblick ſchon beſeligt. Anders war es bei Frau Margarethe. Sie fühlte ein Bedürfniß, dieſes und jenes zu ſagen, nach dieſem und jenem zu fragen; und wenn ſo ein neuer Spruch ſich Bahn brach, ſo erſchrak Adelgunde faſt davor, wie man oft zuſammenfährt, wenn auf einmal eine Perſon zu reden anfängt, deren Daſein man nicht wahrgenommen. Wenn Frau Margarethe dem Andenken ihres Gatten noch Stunden weihte in der Burgkapelle, oder vor dem Bilde der reinen Jungfrau, das neben ihrem Bette in reichem Schmucke ſtand, hinkniete, ſo erging Adelgunde ſich in der heitern Burg, ſah dem wohlgeordneten Haushalte zu, welcher ihr ſpäter bei Frau Margarethe noch Stoff zu mancher Frage bot; oder ſie ſah über das Thal hinüber an die hohe Egg, hinter welcher die einſame Mühle klapperte im Thale, und träumte ſich ihren alten und doch immer neuen Traum; oder ſie ging hinunter ins nahe Kloſter zu Rüegsau, wo damals, unter einer frommen Abtiſſin aus dem edlen Hauſe von Erlach, Zucht und Frömmigkeit herrſchten, ſo daß weder Ritter noch Mönch Gelegenheit fanden, die Geweihten des Herrn ihrem Bräutigam untreu zu machen, wie es früher und ſpäter an dieſer einſamen, Gott geweihten Stätte nur zu häufig Statt fand.

Dort empfand Adelgunde zum erſten Male die Macht eines wohlgepflegten Geſanges, und konnte, wenn ein Lied verhallet war, noch Stunden lang in der Kloſterkirche weilen, die Töne im Gemüthe nachklingen laſſen, ohne das Eilen der Zeit zu fühlen.

Auch Cuno war gerne bei Frau Margarethe, an deren mildem Sinne er ſich erholte, wenn Anna mit ihrer wilden Zudringlichkeit, und beſonders durch ihre rückſichtloſe Härte gegen Menſchen und Thiere ihm wehe gethan. Sie war, wie man zu ſagen pflegt, kein böſes Mädchen. Viele würden ſogar ſagen, ſie habe ein gutes Herz, denn ſie that Niemand mit Vorbedacht weh, kannte die Rache nicht, konnte um eines Jagdhundes willen ihr Leben in Gefahr ſetzen, ja auch reichliche Gaben ſpenden den Bedürftigen, wenn ſie nämlich gerade bei Laune war. Aber ſie war durch die geringſte Sache aufgeregt, ihr Zorn kannte keine Grenzen, ihre Natur verlor alle Weiblichkeit und dabei waltete bei ihr eine herbe Rückſichtsloſigkeit. Alles was von ihr kam, ſollten Alle von ihr hinnehmen in unterwürfiger Geduld, ſie hatte durchaus keinen Sinn für den Schmerz, den ſie verurſachte, das Unglück, das ſie anrichtete. Das empörte Cuno oft, er wandte ſich von Anna weg, faſt mit eben dem Widerwillen, wie ſeine Schweſter von dem Baſtard, und flüchtete ſich gerne zu Frau Margarethe, wohin Anna lieber nicht kam, oder denn doch ſich nicht ſo ganz gehen laſſen durfte. So entſtund das ſeltſame Verhältniß, daß die Thorberger lieber in Brandis waren, die Brandiſer aber lieber in Thorberg.

Frau Margarethe ſah mit Schmerzen dieſes Verhältniß, allein ſie gedachte bei Cunos gleichförmiger Gelaſſenheit nicht von weitem daran, daß er eine andere Liebe in ſich trage und Anna eigentlich abhold ſei, ſondern nahm ſein geduldiges Hinnehmen für ſeine Art und Weiſe, und zählte feſt auf ein künftiges Bündniß. Klarer ſah ſie in das Verhältniß zwiſchen ihrem Vetter und Adelgunde, und neigte ſich zu Schutz und Trutz durchaus auf die Seite der Letztern, die ihr alle Tage lieber wurde. Es ging der guten Mutter wie tauſend andern Müttern, die alle Verhältniſſe durchſchauen, außer diejenigen, bei denen mütterliche Hoffnungen und mütterliche Liebe ins Spiel kommen.

Dem Ritter ward die Sache nach gerade doch zu einförmig. Ins Simmenthal hinauf begehrte ihn ſein Onkel nicht; er fürchtete ſeines Neffen Gewaltthätigkeit, welche bei ſeiner ſchwierigen Stellung zu den Simmenthalern und dem immer obſchwebenden Bärentatzen ihn in die größte Verlegenheit bringen konnte. Die Waffen ruhten dieſen Augenblick, daher ſuchte der müßige Ritter andere Kurzweil. Er ſtellte der Müllerstochter nach in des Thorbergers Mühle. Das war ein vermeſſen Ding. Allein der Baſtard wußte den Herrn fern und hielt die Maid für leichte Beute, die er ſo im Vorbeigehen ohne Aufſehen haſchen könne; er täuſchte ſich. Er mochte Vormittags oder Nachmittags von der Burg herab zur Mühle gehen, er traf das Mädchen nie geneigt für ſeine ritterliche Zärtlichkeit; je derber er wurde, um ſo derber fertigte ſie ihn ab ſonder allen Reſpekt. Er konnte dieſe Keckheit des Mädchens, welches that, als ob es die ganze Burgerſchaft von Bern im Rücken hätte, nicht begreifen, eine ſolche hatte er um Conſtanz herum nicht erfahren. Er wußte nicht, daß der Berner Sinn nicht in Berns Mauern eingegränzt war, ſondern rings um Bern ſich ausbreitete.

Sein Knappe Stoffel war ſeinem Herrn ähnlich in vielen Dingen, und ihm zur Hand in Jedem. Dieſen ließ der Ritter lauern, auf welche Weiſe er dem kühnen Mädchen ungehindert Gewalt anthun möchte. Der brachte bald heraus, daß das Mädchen faſt alle Abend auf der Oſtſeite der Burg zu Berge ſteige, wo deſſen

Vater ein Gehöfe hätte und von dort erſt Nachts wiederkehre. Oben ſei gewöhnlich Niemand, wenn man einige Kühe nicht rechne, deren Milch das Mädchen hole. Das Gehöfe grenze an das Gebiet von Brandis und ſei oberhalb der Lauterbacher Mühle, ſo daß man ſich auf der Thorberger Seite gar nicht brauche ſehen zu laſſen. Die Sache ſchien wie gewünſcht ſich zu geſtalten.

Einmal als Cuno und Adelgunde in Brandis waren, geberdete Fritz ſich noch wilder als ſonſt, trank auch mehr, preßte ſeiner Muhme noch einige Humpen Neuenburger ab, welche ſie von ihrer Baſe zu Valangin zum Geſchenk erhalten, rüſtete ſich zum Fortritt, Urlaub auf einige Tage nehmend, unter dem Vorgeben, er reite auf Solothurn zum Beſuche verwandter Chorherren. Er aber ritt bei Hasle links eine wilde Schlucht hinauf, dann einer zum Theil fruchtbaren Seite nach wieder hinunter ins Thal bis zur Lauterbacher Mühle, wo er die Pferde ſtehen ließ und unter ſeines Stoffels Führung jenſeits den Berg aufſtieg. Er gedachte an keine Entführung, nur an eine Gewaltthat. Als er oben auf dem Berge war und hinter dichtem Haſelhag auf der Lauer ſtand, ſah er das Mädchen leichtfüßig der Hütte zueilen. Kaum war daſſelbe im Stalle, ſo trat unter die offene Thüre der gewaltige Baſtard mit wieherndem Gelächter und hinter ihm ſein ſpitzbübiſcher Knecht. Als das Mädchen auf einmal die Thüre verdunkelt ſah, blickte es auf, und ſtieß einen Schrei aus, fiel aber nicht in Ohnmacht, ſondern ergriff ſeinen Melkſtuhl und hob ihn kampfgerüſtet den beiden Böſewichtern entgegen. Dieſe lachten der Waffe, ergriffen das Mädchen mit überlegener Gewalt — es ſchien verlaſſen von Gott und Menſchen. Da ſprang, wie von Gott geſandt, ein hoher Jüngling auf die Frevler ein; wie des Blitzes Strahl sauste ein handvoller Buchenknittel auf ihre Köpfe, die ſich bogen und krachten, wie Hanf unter der Breche. Es taumelte der Ritter, tappte ohne Beſonnenheit mit beiden Händen nach der Wand, da ſprang der hartgetroffene Stoffel wieder vom Boden auf, ſtieß nach dem ſchlagenden Jüngling und riß den Ritter, noch von manchem Streich verfolgt, ins Freie und den Berg hinunter. Doch bald merkten ſie ſich unverfolgt, konnten ausruhen, und der Knecht dem wilden Herrn ſeinen zerſchlagenen Kopf etwas zurecht machen, ſo daß, als ſie ihre Pferde wieder beſtiegen, ihnen Niemand das beſtandene Abenteuer anſah. Der Brandiſer hätte gute Luſt gehabt, als er ſich erholt hatte und ſich unverfolgt ſah, wieder hinauf zur Hütte zu gehen und dem ihm unbekannten Züchtiger zu beweiſen, daß nur die Ueberraſchung ſeine Kraft gebunden. Allein der Knecht wußte es ihm auszureden; er hatte den jungen Müller erkannt.

Sie ritten daher ſo eilig als möglich zum Thale hinaus, und erſt jetzt Solothurn zu. Das Dazwiſchenkommen von Hans war ein ganz natürliches. Er wußte von der Müllerin, daß der Ritter ihr nachſtelle und wie ſie ihn einige Male abgefertigt; das dünkte Hans ganz in Ordnung, aber weitern Kummer hatte er keinen. Er war nicht ein furchtſam, nicht ein kummerhaft Gemüth, und hatte den Glauben, daß immer alles gut kommen werde. Als aber der böſe Ritter gegen Abend den Berg anſtieg, auf dem, wie Hans wohl wußte, das Mädchen die Kühe beſorgte, da ahnte er die Unthat. Er beſann ſich nicht lange, rief nicht Leute zuſammen, er that wie gewohnt, er ging der Gefahr entgegen in vollem Vertrauen, daß er ſie beſiegen werde. Diesmal mochte ihn nicht nur die Gefahr im Allgemeinen treiben, ſondern auch das Mädchen ſelbſt. Die Mutter hatte ihn ſchon lange aufmerkſam gemacht, daſſelbe ſchicke ſich für ihn gar wohl, er fand es ſelbſt auch und liebte es noch obendrein, aber mit aller, einem raſchern Gemüthe unbegreiflichen Ruhe. Er kam zur rechten Zeit, wie gewöhnlich, aber was bei ſeinem einmal erwachten Zorne, der fürchterlich war, geſchehen wäre, ein Zerſchlagen Beider bis zum Tode, hemmte der Dolchſtoß Stoffels. Weiter als bis zur Schwelle der Hütte konnte er die Frevler nicht verfolgen, dort mußte er ſich halten, dort ſank er zuſammen, eine weite Wunde klaffte in der rechten Seite. Sie war erſchrekkender als gefährlich, doch immer noch bedenklich genug, beſonders hier oben auf einſamem Berge. Das muthige Mädchen verlor auch jetzt die Beſinnung nicht, verband ſogleich die Wunde ſo gut es ſich thun ließ, und trug den Betäubten auf ihren Armen eine weite Strecke ihrer Mühle zu, bis derſelbe erwachte, und, von ihr unterſtützt, mühſam zu Thale gehen konnte. Das ganze Thal erwachte in Wuth, als man die That vernahm, und viele Burſche machten ſich auf, Rache zu nehmen an den Frevlern, von denen man glaubte, ſie lägen noch betäubt von Hanſens wohlbekannten Streichen am jenſeitigen Bergabhange. Sie brachten der Müllerin die böſe Kunde, wie ihr Sohn wund liege jenſeits dem Berge in der Thorberger Mühle, und wie ſie ſchnell kommen müſſe, wenn ſie ihn lebend antreffen wolle. Die Kunde bebte durch die ſtattliche Frau faſt wie ein Schlagfluß, einen Augenblick mußte ſie ſich halten am Ofen, bei dem ſie eben ſtund, dann drangen einige „heilige Mutter Gottes!“ hervor, dann band ſie ſich raſch ein friſches Fürtuch um und eilte ſo ſchnell als möglich den Berg hinan, abwechſelnd über die Mörder fluchend, vor denen man in den abgelegenſten Thälern nicht mehr ſicher ſei, und auf ihren Sohn zürnend, daß der meine, er müſſe Allen helfen; er erfahre es jetzt, wie es komme, wenn man ſeine Naſe immer zuvorderſt habe und ſeine Finger in Allem; dann weinte ſie wieder und ſchrie, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen: „O Hans, o Hans! ſo einen wie du, gibt es keinen mehr, o ſtirb mir nicht, ſtirb mir nicht!“ Drunten empfingen Leute ſie ſchon weit von der Mühle, mit dem Troſte, daß Hans kaum ſterben werde. Der Burgpfaff ſei ſo eben bei ihm und verbinde ihn, und der habe geſagt: das gehe noch lange nicht ans Leben. Die Wunde ſei nur zwiſchen den Rippen und dieſe alle noch ganz. Nun erſt kam es der Mutter recht in die Beine und ſie mußte nieder ſitzen und lange warten, bis ſie zu ihrem Sohne in die Stube ſich drängen konnte, die voll gepfropft von Leuten war. Nachdem ſie ihn zärtlich angeweint mit den Worten: „Hans, mein Hans, lebſt du noch?“ fing ſie alſobald an zu klagen, ſie hätte das ſchon lange gedacht, es werde ihm ſo gehen, wenn er immer meine, er müſſe allen Leuten helfen, und der liebe Gott wolle doch, daß Jeder ſich ſelbſten helfe, hätte er doch deswegen jedem Menſchen zwei Augen und zwei Arme gegeben. Ein ander Mal, hoffe ſie, ſei er witziger und blaſe nicht in alle Feuer, und rühre nicht in jedem Unflath.

Zwiſchen ihren Reden durch hörte die gute Frau doch auch auf das Schwatzen der Leute, die ihren Hans rühmten, und ſagten: ſo Einer ſei noch nicht geweſen, ſeit im Thale die Mühle gehe! und auf ihr Schimpfen: daß vor dem Uebermuth der Ritter Niemand mehr ſicher ſei! Es kam ihr immer mehr übers Herz, welchen Verluſt ſie an Hans erlitten hätte, und mit dieſem Gefühl wuchs auch der Zorn gegen die Urheber der That. Es litt ſie nicht mehr da, als ſie Hans außer Gefahr und in guter Obhut ſah, ſie band das Fürtuch wieder feſter, und erklärte: ſie wolle auf Brandis zu ihrer Freifrau und dort Klage führen über die Unthaten des Vetters, ſie ſei keine böſe Frau und werde wohl noch etwas zu befehlen haben in ihrer Burg und ihrem Gebiet. Es ſei gut, daß das hochmüthige Fräulein gerade drüben ſei, die könne dann hören, mit was für Einem ſie ſich abgebe, es nehme ſie Wunder, ob daſſelbe, wenn ſie es vernehme, auch nicht den Mund aufthun könne. Und der Junker könne es auch hören und ſich ſchämen, daß man ihn ſo wenig achte, ſolchen Frevel auf ſeinem Gebiet und gegen ſeine Leute vorzunehmen. Der thäte auch beſſer, er ſäße daheim, als um das wilde Fräulein zu buhlen, vor deſſen Peitſche weder Menſch noch Vieh ſicher ſeien. Alles Zuredens ungeachtet, brach in der Nacht noch die erhitzte Frau auf, ging über den ihr wohlbekannten Berg zu ihrer Mühle, gab den Knechten ihre Befehle, band ihren wilden Hund, den Rämi, los, und ging in ſeinem Begleite durch wilde Waldwege Brandis zu. Es war früh am Morgen, als ſie dort den gewundenen Weg zur Burg aufſtieg und in den offenen Burghof trat, wo Knechte Pferde putzten und Hunde ſpielten. Wie dieſe den fremden Hund erſahen, ſträubten ſich plötzlich ihre Haare, zornig ſtiegen ihre Schwänze, ein kurzes dumpfes Knurren, dann Hundeſchlacht und Hundegeheul, daß die Mauern zitterten, die Pferde ſich bäumten, die Knechte erſchrocken zuſammenfuhren, nicht wiſſend, ob ein Feind eingebrochen, oder ein wildes Thier zum unbewachten Thore. Rämi hielt ſich herrlich; im Stich gelaſſen von der Müllerin, die einem Knechte zuging, vorläufig ihr Herz ihm auszuſchütten, damit er ihr dann dazu verhelfe, es auch vor der Burgfrau thun zu können. Aber keiner wollte ſie hören. Die einen mußten mit aller Anſtrengung die Pferde halten und fluchten über die Hunde, die andern hatten die größte Freude an dem Hundekampf, hetzten immer von neuem, wenn die Hunde, nachdem ſie ihre Kräfte gemeſſen, ſich zur Ruhe ſetzen wollten.

Da erſchien über dem Geheule die Burgfrau, erſchreckt durch den plötzlichen Lärm aus dem vorher ſo ſtillen Hofe. Aber lange umſonſt gebot ihre milde Stimme Stille. Als endlich Ruhe ward, begann mit lauter Stimme die Müllerin aus dem Hofe herauf zu klagen gegen den Baſtard. Derſelbe, ſchrie ſie, hätte Gewalt angethan der Tochter des Müllers zu Thorberg, hätte ihren Hans geſchlagen, daß er ſterbend liege in der Thorberger Mühle, und ihre Augen ihn nicht mehr lebendig ſehen werden. Sie fordere Rache; einer Wittwe den einzigen Sohn zu erſchlagen, das ſei vor Gott und Menſchen eine Gräuelthat! Und dann begann ſie zu weinen und zu jammern, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Die gute Frau hatte in ihrer Hitze klagen wollen, daß es auch der Werth ſei, und ſagte alſo nicht, daß Hans auf der Beſſerung ſei, ſondern auf dem Tode liege, und ſo kam es ihr jetzt auch vor; oder es kam ihr vor, wie ihr wäre, wenn es alſo ſich verhielte, kurz ſie verſank in einen Jammer, gegen den kein Troſt helfen wollte. Die Freiherrin hatte ſie zu ſich empor entboten, und bemühte ſich umſonſt, das Nähere zu vernehmen. Sie ſah ſich nach Adelgunden um, damit dieſe, mit der Müllerin näher bekannt, es verſuchen möchte; aber Adelgunde war nirgends zu ſehen. Adelgunde war bei der Klage der Müllerin hinter der Burgfrau geſtanden, und die Kunde, daß ihr Retter mit dem Tode ringe, hatte ihr das Herz zuſammengepreßt, daß ſie lange keinen Athem mehr finden konnte, lautlos an die Mauer ſich lehnend. Sobald ſie ihrer Glieder wieder mächtig war, eilte ſie, im Getümmel unbemerkt, hinunter, forderte ihr Pferd, und flog ſtürmiſch den ſteilen Berg hinunter, daß kopfſchüttelnd die Knechte ihr nachſahen, nicht begreifend, daß ein Fräulein wegen einem Hans ſo reite. In unaufgehaltenem Sturme ritt Adelgunde hinter Oberburg durch das finſtere Thal, begegnete in den dortigen Forſten den jungen Grafen von Burgdorf, grüßte ſtumm, hielt nicht an, antwortete auf ihre Fragen nicht, ſprang vor der Mühle von dem einſinkenden Pferde, ſtürzte in die Stube zum Bette, in dem Hans blaß aber mit hellen Augen lag, faßte ſeine auf dem Deckbette liegende Hand und ſtund nun da lautlos, athemlos, ihrer ſelbſt nicht mächtig. Endlich war's, als ob an Hanſens hellen Augen der Krampf ſich löſe, einzelne tief heraufquellende Athemzüge brachen ſich Bahn, aus den dunkeln Augen rannen Thränen ſtille nieder, leiſe Töne bebten von des Fräuleins Lippen, man hörte des Verwundeten Namen und endlich die Frage: Ob er noch lebe und nicht ſterben müſſe? Als er freundlich redete: er glaube es nicht, und die andern alle freudige Zeugniſſe gaben, daß der Burgpfaffe die ganze Nacht da geweſen, erſt vorhin weggegangen ſei und verſichert habe, Hans ſei außer Gefahr, nur dürfe er acht Tage lang keinen Mehlbrei eſſen und kein Bier trinken; da nahm das Fräulein des Kranken Hand in ihre beiden Hände und hob die Augen auf; das Geſchwätz verſtummte; man ſah wohl, das Fräulein bete innerlich und inbrünſtig, denn deſſen Thränen floſſen immer reichlicher und deſſen Augen glänzten immer andächtiger dem angebeteten Weſen entgegen. Aber Trudchen, der ſchönen Müllerstochter, währte dieſes Gebet doch lange, ſie wußte nicht warum, ſie huſtete und hatte doch den Huſten nicht, und endlich mußte ſie ans Bett treten und ihre Hand auf Hanſens Stirne legen, um zu ſehen, ob er Fieber habe, und mußte halb laut ſagen: ſie fürchte das Fieber komme wieder, und darauf kam ſie mit einem Trank, und Hans mußte ſeine Hand aus den beiden des Fräuleins nehmen, um das Näpfchen zu halten und zu trinken. Da ſetzte ſich das Fräulein neben das Bett und ſchaute mit ſtillen Augen den Jüngling an, ob das Fieber wohl ſich mehre, und faßte ſeine Hand, ob ſie wohl heißer werde, und winkte dem Trudchen, wenn es mit dem Näpfchen kommen wollte, es ſei nicht nöthig. Dann kam Trudchen doch und legte dem Hans die Kiſſen zurecht; das andere Mal winkte das Fräulein, Trudchen ſolle die Kiſſen laſſen, Hans wolle ſchlafen, dann ſtellte ſich Trudchen an des Bettes Häupten und wollte die Fliegen wehren, und flüſterte Adelgunde, wenn ſie etwa auch ſchlafen wolle, es ſei ſo heiß in der Stube, ſo wolle ſie ihr ihr Bettchen zurecht machen droben in der kühlen Kammer, es ſei ſauber und weich. Aber Adelgunde war nicht ſchläfrig und ſaß mit glücklichen Blicken an des Bettes Seite, Trudchens Unruhe nicht merkend, nicht merkend des eigenen Herzens Regen. Auch Trudchens Mutter wurde unruhig, ſie konnte das Fräulein gar nicht leiden an des Kranken Bette, und doch wußte ſie daſſelbe nicht wegzubringen. Sie ſtellte in der Nebenkammer ſüßes Bier auf, und Butter und Honig und Fleiſch und glatten Brei, kurz, was das Haus vermochte und ſie erſinnen konnte, und lud mit geziemendem Reſpekt das Fräulein ein, ſich zu erlaben, allein daſſelbe ſchüttelte den Kopf und blieb ſitzen an des Kranken Bette.

Seine Mutter, die am Nachmittage wieder kam, fand ſich dagegen höchlich erbaut, als ſie das Fräulein an ihres Sohnes Bette ſitzen ſah. Dieſe Theilnahme hatte ſie demſelben nicht zugetraut. Sie erzählte nun, wie man über das Verſchwinden des Fräuleins in Brandis erſtaunt und bekümmert geweſen, wie die Burgfrau Cuno habe nachſenden wollen, derſelbe aber mit Anna auf der Jagd geweſen und alle Augenblicke zurück erwartet worden, aber noch nicht heim geweſen, als ſie von Brandis getröſtet weggegangen, denn die Burgfrau habe ihr verſprochen, dem Ritter ſeine Uebelthat ſcharf zu verweiſen, und ihn von Brandis wegzuweiſen, und den Knecht, der ihren Sohn geſtochen, ſo hart zu ſtrafen, daß er Aehnliches nicht mehr beginne. Seltſam dünkte es die Mutter, daß darüber das Fräulein ſich faſt zu freuen ſchien. Gegen Abend kam Cuno nachgeritten und, wider ſeine Gewohnheit, redete er mit den Müllersleuten, ließ von Trudchen ſich die That erzählen und gab die Verſicherung, daß die Thorberger Land und Leute wohl zu ſchützen vermöchten, und daß ſo etwas nicht ungerochen hingehen ſolle. Die Leute waren ganz verwundert, als ſie bei des Thorbergers Kindern eine ganz andere Geſinnung gegen den Baſtard antrafen, als ſie erwartet hatten. Cuno nahm endlich auch Trudchen eine Laſt vom Herzen weg und ſeine Schweſter mit ſich hinauf in die Burg. Adelgunde wäre wohl auch lieber ſitzen geblieben, allein den Befehlen des Vaters oder des Bruders

Wünſchen hatte ſie noch nie eine Widerrede entgegengeſetzt, darum auch diesmal nicht.

Aber am Morgen kam das Fräulein wieder und ſaß an Hanſens Bette, und wie man es auch fortlocken wollte, es ſaß manche lange Stunde dort. Trudchen und ihre Mutter wußten ſich nicht mehr zu helfen, den ſchuldigen Reſpekt durften ſie nicht außer Augen ſetzen und doch konnte Trudchen ihres Herzens Angſt und Ungeduld kaum meiſtern. Der arme Hans mußte es entgelten und Vorwürfe hören, wie freundlich er mit dem Fräulein geweſen, nnd wie es am beſten wäre, er ginge gleich mit ihr ins Schloß hinauf, Leute ihrer Art werde er künftig doch nicht mehr ſchätzen. Und wiederum mußte Hans leiden, wenn das Fräulein ſo ſtill an ſeinem Bette ſaß, er hatte Langeweile dabei und durfte ſich nicht regen und bewegen wie er wollte. Die Müllerin zu Thorberg nahm auch die im Lauterbach je länger je mehr in Verdacht, ſie denke thörichte Dinge und ſchätze Trudchen nicht mehr; es dünkte ſie, die Nachbarin ſei mit dem Fräulein überflüſſig höflich, was für ſie doch gar nicht nöthig wäre, da ſie zu Brandis und nicht zu Thorberg gehöre. Da beſchloß ſie, der Sache ein Ende zu machen. An einem ſchönen Abend ſtellte ſie ihrer Nachbarin das Beſte auf, was ſie hatte, ſetzte ſich ſo recht traulich neben ſie und ſagte, ſie müſſe doch um Rath fragen, was ſie machen ſolle; des Müllers Sohn von Urtenen buhle um Trudchen, ihr Mann ſei ihm günſtig, Trudchen wolle nicht recht, und da möchte ſie um Rath fragen, wem ſie helfen ſolle, dem Mann oder der Tochter? Bis dahin habe ſie ſich ſo gehalten, als ginge ſie die Sache gar nichts an.

Deß erſchrak die Müllerin im Lauterbach gar ſehr, denn ſie hatte gar nicht daran gedacht, daß die Verbindung zwiſchen ihren beidſeitigen Kindern noch in Rede zu ſtellen ſei. Ihren Schreck that ſie auf ganz natürliche Weiſe kund, und ſagte: ſie hätte geglaubt, mit Hans ſei es eine ausgemachte Sache. Aber ihre Nachbarin that demüthig und zimpferlich. Sie hätte nicht daran gedacht, daß ihr Mädchen für Hans gut genug ſei, es ſei zwar nicht das Häßlichſte und nicht ohne Mitgabe, aber man wiſſe nie, woran die Leute dächten. Auch ſei die andere Sache angeſponnen und ſie wiſſe nicht recht, ob man noch zurück könne, ſie müſſe mit ihrem Manne reden. Zufällig kam dieſer in die Stube, und auf gethane Anfrage der Müllerin im Lauterbach, wußte er gar nichts von dem Müllersſohne zu Urtenen. Indeſſen war ſeine Frau nicht auf den Kopf gefallen, half ſich diesmal mit der Wahrheit heraus, und ſagte: es ſei ihr um Trudchen geweſen, das härme ſich ganz ab, und da hätte ſie einmal wiſſen wollen, woran man ſei. Jetzt ſei ſchon alles gut, aber helfen möchte ſie, die Sachen bald abthun, damit auch andere Leute wüßten, woran ſie wären. Deß ward man einig, und auch die jungen Leute ließen es ſich gefallen, Trudchen nach einigen Trutz- und Stichworten, Hans mit aller angeſtammter Gelaſſenheit und Gutmüthigkeit. Am folgenden Morgen erſchienen, nach Vermögen geputzt, die Müllerin von Lauterbach und der Müller von Thorberg oben in der Burg und begehrten Gehör beim Junker; zu ihrem Schreck erfuhren ſie, daß der Alte eingeritten, und zu ihm wurden ſie geführt. Er ſaß in der Halle mit düſterer Stirne, horchend ſeines Sohnes Bericht, während das Fräulein ſinnend in die Wolken ſchaute, in tiefer Wölbung am

Fenſter ſtehend. Herzhaft brachte die Müllerin ihr Anliegen an, daß er ihrem Hans Trudchen zum Weibe geſtatten möchte gegen billigen Loskauf; er werde den Hans wohl kennen, ſonſt könnte das Fräulein ihm Auskunft geben, und ihm erzählen, wie Hans ſie aus dem Bache und Trudchen aus des Ritters Gewalt gerettet. Finſter hatte der Freiherr ſie gehört; was ſeinem Kinde begegnete, kümmerte ihn nicht, er kannte daher Adelgundens Rettung nicht; daß ſie den Hans kennen ſollte ärgerte ihn; ihn ärgerte die Frevelthat des Ritters auf ſeinem Gebiet, um ſo mehr, da er ſie nicht ahnden mochte, wie ſie es verdiente. Dieſen Aerger trug er auf die über, welche unter derſelben gelitten. Er gab daher wohl die Erlaubniß zur Heirath, forderte aber als Loskauf ein ungewöhnlich Stück Geld, ungefähr wie er es im Entlebuch zu halten pflegte. Das erwarteten die Leute nicht, und die Müllerin mochte kaum, bis ſie das Burgthor im Rücken hatte, ihre Zunge gefeſſelt halten. Kaum hatten dieſe die Halle verlaſſen, als der geſtrenge Freiherr zum Fräulein trat mit hartem Worte, aber er ſprach es nur halb aus. Blaß, geiſterhaft, mit bewußtloſem Blick ſtarrte ihn Adelgunde an und fiel dann leblos hin. Es hatte das Fräulein gar nicht an Liebe gedacht, ihr Gefühl zu Hans lag in ihrem Herzen, wie im tiefen Schacht das Gold liegt. Als ſie nun hörte, daß Hans Trudchen heirathen ſolle, woran ihr ſo wenig ein Gedanke gekommen, als an eine eigene Heirath mit ihm, da war es ihr, als greife eine eiskalte Hand ihr ins Herz, als komme ihr etwas vor den Athem, als fallen Berg und Thal, als rauſchen die Wellen des angeſchwollenen Baches hoch über ihr zuſammen, und ſie verſänke in ein Meer von Weh, dem ſie keinen Namen wußte; es ſchwanden ihr die Sinne. Der Freiherr, von andern Dingen ergriffen, achtete dieſes Vorganges wenig, glaubte ihn veranlaßt durch ſein hartes Wort, durch das ungewöhnlich raſche Nahen, ließ Adelgunde von Cuno aufheben und wandte ſich kalt und unbewegt andern ihm wichtigeren Dingen zu.

Wer hat nicht ſchon eine ſchwarze Gewitterwolke lange unbeweglich ſtehen ſehen am fernen Horizonte; ſie ſchwindet nicht, ſie kommt nicht, ob ſie ſich entladen oder verſchwimmen werde, liegt noch unausgeſprochen in des Schöpfers Willen. Sie bewegt ſich langſam, feierlich, man weiß nicht, iſt es ein Kommen, ein Gehen. Langſam ſteigt ſie herauf, immer drohender, immer ſchwärzer, aber ein Luftſtoß kann ſie noch zur Seite wehen. Da kömmt raſchere Bewegung in die Maſſe, einzelne Wölkchen ſegeln voran, hohl geht der Wind, fernes Toſen wird vernehmbar, in plötzlichen Stößen ſchießt der Sturm daher, biegt die Wipfel der Bäume, wirft die morſchen zur Erde nieder; dann brennt es am Himmel auf, es kommen die Blitze geflogen, es krachet der Donner, zerſplittert ſtiebt die Eiche auseinander, in Aſche fällt das Haus, in Nacht hüllt ſich die Erde und in grauenvollem Dunkel wüthet der Sturm, zucken die Blitze, rollt der Donner, ſtürzen Waſſerbäche, bäumt der Strom ſeine Fluthen, zu wildem Chaos miſchen ſich die Elemente, zuſammengerüttelt von des Schöpfers allmächtiger Hand. Da ſinken in Trümmern Menſchenwerke, es geht unter der Bau von Jahrhunderten, im Zuſammenſtürzen Tauſende begrabend. Da winkt der Herr, es enteilt der Sturm, es weicht die Nacht, der Donner ſchweigt, und in mildem Glanze, eine verſchämte Braut, tritt die Sonne hervor hinter dem ſchwarzen Wolkenberge, gießt ihr unbefleckt Licht über die bebende Erde. Wie durch thränenfeuchte Augen die Freude ſchimmert, ſo funkeln die Sonnenſtrahlen in den Thränen der Angſt, die wie große Regentropfen in der Erde Wimpern hangen, den mächtigen Bäumen, den biegſamen Geſträuchen und Pflanzen. In den Trümmern ſeiner Habe ſteht der Greis, begraben hat das zuſammengefallene Haus ſeine Kinder, er ſtarrt, verſchmäht vom Tode, hinab in ihr Grab. Er hebt ſeinen Blick auf, ſieht das Auge des Herrn, die klare Sonne wieder helle leuchten über ſich, ſieht wie in junger Freude die Erde lacht nach vergangenem Graus, da dringt auch in ſein verdunkelt Auge der Sonne heller Strahl, es flimmert darin wie Freude im Weinen, er hebt ſeine Hände auf und betet: Vater, wie Du willſt, Dein Name ſei immer gelobt, aber Vater! vergiß mich nicht hienieden. Dein iſt, was ich habe, Dir ſei auch ich. Und da winkt der Vater, es fliegen ſeine Boten, und bald iſt der Verlaſſene in einem neuen Hauſe, das nicht aus Elementen gebaut, nicht wieder zuſammenſtürzt im Toben der Elemente, das ihm nicht mehr verſchüttet die Seinen, das ihm und den Seinen eine ſichere Herberge iſt in alle Ewigkeit.

So war auch dem alten Thorberger ſchon lange die ſchwarze Gewitterwolke, der Fall der Edlen, am Horizonte erſchienen. Er hatte ſie gebannt, er wollte ſie zerſtören mit gewaltthätiger Hand; aber ſpottend über ſeine Ohnmacht eilte ſie ſeinem Haupte zu, und entlud ſich über demſelben in voller ſchauerlicher Fürchterlichkeit. Es begannen Wolken heraufzuziehen, einzelne Windſtöße brausten heran, und von ferne hörte man es donnern im finſtern Hintergrunde.

Der Kyburger Graf, Rudolph, war heimgekehrt, aber ohne Geld. Aller Aufwand zu ſeinem Zuge war umſonſt geweſen, die Noth des Hauſes nur größer geworden, alles Glück hatte ſeinen Stamm verlaſſen. Er wollte das Glück zwingen, zurückzukehren; zu fernern Unternehmungen ohne Mittel, brütete er über näher zur Hand liegende. Die Stadt Solothurn ſchien dazu beſonders gelegen. Sie lag umgrenzt von kyburgiſchem Gebiete, in ihrer Nähe hauste auch der verbrüderte Graf von Thierſtein, in ihren Mauern wohnten Freunde, ſie barg für jene Zeit reiche Beute, ſie war eine alte Feindin und ſchien beſonders geeignet, durch ihre Lage der Mittelpunkt des Kyburger Gebietes zu werden. An ihrem Beſitz hätte das Haus ſich vielleicht erholen, neue Wurzeln faſſen, ein eigenes Herzogthum gründen können.

Die Bürger von Solothurn ahnten nichts von dem gegen ſie im Wurfe Liegenden. Nicht ſo verborgen war es unter den Edeln. Bekannt war der Plan den Herzogen von Oeſterreich, bekannt vor allem dem alten Thorberger. In mancher Berathung hatte er ihn mißbilligt. Er fand die Zeit nicht günſtig zum Kriege und vertraute überhaupt mehr dem Gelde als dem Schwerte; des erſtern hatte er noch nicht genug beiſammen und wollte das Erworbene durch Krieg nicht aufs Spiel ſetzen. Er predigte Geduld, Einſchränkungen, hielt das Beiſpiel der Städte vor, die um höherer Zwecke willen gemeinſame Entbehrungen ſich gefallen ließen. Es ward ihm die dringende Noth des Hauſes, welches Geld bedürfe und mit Noth und Schmach nur zu einem Anlehen von hundert Gulden gekommen ſei, vorgehalten, und wie es unmöglich noch jahrelang in dieſer Erniedrigung aushalten könne. Peter deutete darauf hin, daß ſeine Adelgunde einen Brautſchatz hätte, welcher dem Pfandſchilling für Thun mehr als gleich käme, indem für ihn zwanzig Friedensjahre nicht unbenutzt vorbeigegangen ſeien. Da ſtieg ein verächtlich Lächeln im Geſichte der Grafen auf; um dieſen Preis wollten ſie nicht Geld. Von ferne geſehen ſchien der Adel eine Kette, aus der Mitte deſſelben geſtaltete er ſich wie ein zerriſſen Felſengebiet, und die zwei zerklüftenden Ströme: Neid und Hochmuth riſſen dieſe Felſen immer weiter auseinander. Wie ſchon oben geſagt, ſahen die Grafen auf den Thorberger hochmüthig herunter, mißgönnten ihm der Herzoge Gunſt und ſeinen Reichthum, aber einer nähern Verbindung mit ihm ſchämten ſie ſich. Sie geſtanden dieſes nicht laut, die arme Adelgunde mußte den Vorwand leihen. Dem Baſtard von Brandis wolle er nicht ins Gehäge reiten, meinte der junge ſtolze Graf, auch würde er es nicht lieben, wenn ſeine Gemahlin um eines Müllerburſchen willen ihren Hals in Gefahr ſetze und ſeine Krankenwärterin werde. Es möchte ſeine Wunde der Müller vielleicht erhalten haben, als ein Wilddieb, den man nirgends zu ſchonen pflege.

Dieſe Abweiſung wurde trotz des Hauſes Noth dem Freiherrn geboten, der, ſeine Zwecke im Auge, den Vater durchaus vergaß und ſeine Tochter als Mittel zum Zweck zur Hand ſtellte, ſobald er es dienlich glaubte. Derſelbe wurde daher im höchſten Grade erbittert, als die Grafen in ſchnödem Hochmuth dieſes Mittel von der Hand wieſen, um ihres Stolzes willen das Ganze gefährdend, zu keinem Opfer für daſſelbe fähig. Er bedachte nicht, daß er eben ſo gut einen Selbſtzweck hatte, als die Grafen, daß, ſo wie jene ihr Haus nicht erniedrigen, er das ſeine erhöhen wollte. Und eben an dieſen Selbſtzwecken, die jedes Haus hatte, jedes an dem andern nicht dulden wollte, gingen die Häuſer unter. Der Thorberger verließ erbittert die Kyburger. Auf dem Heimritt tauchten ihm die ſchnöden Aeußerungen gegen ſeine Tochter auf, die er nur oberflächlich beachtet und zurückgewieſen hatte. Er glaubte nicht an ihre Wahrheit, ſie erregten ihn aber doch gegen ſeine Tochter, denn wo die Liebe fehlt, erbittert jede Unannehmlichkeit gegen die Perſon, um welcher willen man ſie ertragen muß, und ob ſie Schuld daran ſei, unterſucht man nicht. Sehr hart trat er dem blaſſen leidenden Kinde entgegen, über deſſen Bruſt es ſich gelegt hatte wie eiſerne Bänder, deſſen Stimme tief in dem Innern ſich vergraben zu haben ſchien. Er tadelte hart, daß ſie die Bewerbungen des Baſtard geduldet, denen ſie doch laut ſeinen Anordnungen ſich nicht entziehen konnte, vor denen ſie wohl ſchauderte, ſich aber nicht auf auffallende Weiſe gegen dieſelben zu empören wußte. Noch härter redete er gegen ihre Theilnahme an ihrem Retter, verbot ihr, einen Tritt in eine Mühle zu ſetzen, drohte mit Kerker und Kloſter, ordnete eine ſtrenge Aufſicht an und überhäufte das arme Kind mit Namen und Vorwürfen, von denen es zum Glück einen guten Theil nicht verſtand, indem ſchon der andere, den es verſtand, es in die Nacht düſterer Schwermuth hüllte. Wie ein vom Winde aufgeregtes Meer wogte in Adelgundens adelichem Herzen der Schmerz, vom Vater ſich ausgeboten, vom Grafen ſich verſchmäht zu wiſſen, um eines Mannes willen, an deſſen Nähe der Vater ſchuld war, vor deſſen Nähe jeder Nerv an ihr erbebte. Dann trat in dieſen adelichen Schmerz das Bild von Hans und tiefe Scham bedeckte ihre Seele. Was die Welt Böſes ſagte, war unwahr, aber was ſich in ihrem Herzen für ihn regte, was ſie jetzt erſt begriff, ziemte das des Freiherrn Tochter? Dann quell ſüße Wehmuth auf, das Seufzen und Sehnen der Liebe. Vor ihren Augen ſchwebte der ſchöne Knabe, der ſie aus den Fluthen trug, den ſie nicht geſucht, den Gott ihr geſandt. Daß er ein Müllerknabe war und nicht ein Ritterkind, war das ihre Schuld? Daß bei ſeinem Anblick in ihrem verſchloſſenen Herzen aufſprang der Liebe reicher Quell, war es ihre Schuld? Und wer vermag das Strömen der lebendigen Quelle zu hemmen? zu tödten in der ſchwellenden Seele der Liebe Leben? Dann trat Trudchen zur Hand, und zuerſt empörte ſich wieder ihr Sinn, ſie wollte ausreißen aus ihrer Erinnerung das Vergangene und ſtolz, hoch auf ſich tragen. Aber dann kam über ſie das Gefühl des Verlaſſenſeins, das Bewußtſein, von Niemand geliebt zu ſein; es kam ein unſäglicher Jammer über ſie, in Thränen löste er ſich auf, es war ihr oft, als wollte die Seele aus ihrem Leibe quellen. Niemand konnte ihr Troſt geben, denn keinem Menſchen durfte ſie ihren Jammer anvertrauen, auch ihrem Bruder nicht. Dieſer wanderte in einem ähnlichen, aber männlichen Elend neben ihr, und eben ſo ſchweigend wie ſie. Bäbeli von Bubenberg, an welcher er trotz Entfernung mit der Innigkeit eines verſchloſſenen Gemüthes gehangen, war eine glückliche Frau geworden, und er ſollte, wie ſein Vater ihm angekündigt, ungeſäumt um Anna werben. Das wenigſtens wollte Herr Peter ſich geſichert wiſſen, den Kyburgern zum Trotz. Möglich auch, daß er bei dem heranziehenden Sturme ſeinen Sohn durch das Burgerrecht mit Bern, in welchem Brandis war, das er aber als Pfleger des Herzogs nicht annehmen konnte, als Feind der Bürger nicht annehmen wollte, ſicher zu ſtellen verſuchte.

Da trat zu ſeinem größten Erſtaunen ein Widerſtand ihm von einer Seite entgegen, woher er nie einen erwartet. Cuno wollte in ſeinem düſtern Sinn nichts mehr vom weiblichen Geſchlecht. Bäbeli hatte nichts von ihm gewollt, ohne ſeiner zu gedenken, einem Andern ſich ergeben; darum wollte er vom ganzen Geſchlecht ſich abwenden und nie einem Weibe angehören. Daß Bäbeli einer Liebe nicht untreu werden konnte, die es nie erwidert, begriff Cuno nicht. Herr Peter zürnte ſchrecklich auf ſeine Weiſe, daß auch dieſer Plan ihm zu Waſſer werden ſollte, drohte dem Sohne, im Glauben, daß eine geheime Liebſchaft ſchuld ſein könne, mit den furchtbarſten Schritten. Als er aber trotz alles Spähens nichts vernehmen konnte, als Cuno ſich bereitwillig zeigte, in fremde Kriege oder in ein Kloſter zu gehen, da gedachte der Vater, daß er mit Geduld und Klugheit ſchon Schwereres zu Wege gebracht, als eine Hochzeit. Zudem nahmen die nun Schlag auf Schlag einſtürmenden Ereigniſſe ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch, machten die Hülfe Cunos ihm nothwendig. Der unbeſonnene Rudolph hatte den Anſchlag auf Solothurn denn doch ausgebrütet und der Ausführung nahe gebracht: am Abend des Martinstages 1382 ſollte er ausgeführt werden. Alles war wohl ausgedacht und gut bereitet, und doch mißlang er, wie die Mordnächte zu Luzern und Zürich, und ebenfalls wie dort durch ein auserwähltes Rüſtzeug in dringendſter Noth. Gott wachte damals über den Städten.

In troſtloſer Verzweiflung über das Fehlſchlagen ſeines Frevels verſündigte der unglückliche Rudolph ſich ſchwer an unſchuldigen Landleuten, und ſtarb bald darauf elendiglich in Baſel, wohin er um geringen

Anlehns willen, das ihm nur mit der ſchwerſten Mühe gelang, gegangen war.

Natürlich, eine allgemeine Empörung in der ganzen Eidgenoſſenſchaft, ein zorniges Erheben Berns, Solothurns treuer Freundin. Daß der Herzog um den Frevel nicht wiſſe, glaubte Niemand. Aber mit den Eidgenoſſen in einem ihm günſtigen Frieden, zum Kriege nicht gerüſtet, Theilnehmer eines ſolchen Verrathes zu ſein, der ihm nicht unwillkommen geweſen, wäre er gelungen, ſich ſcheuend, ſtellte er alle Theilnahme in Abrede und gelobte den Eidgenoſſen, ſie ungeſtört mit Kyburg kriegen zu laſſen. Herr Peter bot Allem auf, den Herzog zu dieſen klugen Entſchließungen zu bringen und ihn dabei zu erhalten. Das nahmen ihm die Kyburger nicht gnädig auf, welche keinen Zeitpunkt kannten, wo ſie Hülfe nöthiger gehabt hätten, als dieſen. Sie ſagten ihm: in feigem Zaudern laſſe er Familie um Familie fallen, der Städte Macht ſich mehren, bis auch er verſchlungen werde von denſelben, er, des feigen Zauderns Urheber. Er wollte die Kyburger nicht fallen laſſen, aber ſie, die ſeinen Rath, ſeine Tochter verſchmäht, demüthigen zu laſſen, ſchien ihm klug, geeignet, ſie weiſer zu machen. Der Herzog ſollte ſo ſich ſtellen, daß er das Zuviel in der Demüthigung verhindern und doch mit den Eidgenoſſen im Frieden bleiben könnte. Aber der Klügſte irrt, und was iſt Klugheit oft anders, als Selbſtſucht, die für ihr Thun viele Gründe weiß? Der Krieg erhob ſich mit aller Wildheit jener Zeit und bald war Berchthold in Burgdorf hart gedrängt, Burgdorf der Uebergabe nahe. Da rettete ihn der Herzog. Adeliche Freunde zogen durch des Herzogs Gebiet vor Burgdorf, warfen Hülfe in die Stadt und zogen ohne Schlagen wieder ab. Die

Berner mußten nun die Belagerung des feſten Burgdorfs aufheben, ſetzten aber den Krieg nur um ſo hitziger fort, je größer die Schwäche der Grafen wurde, wie auch die Jagd immer eilender und lebendiger wird, je mehr das Wild ihr verfällt. Eine Burg nach der andern wurde im Laufe des Sommers gebrochen. In einer derſelben traf Herrn Peter ein ſchwerer Verluſt. Sein Sohn Petermann war dem Entſatze von Burgdorf, als der Gegend beſonders kundig, beigegeben worden. Er war bei den Grafen geblieben, und nachdem Burgdorf entſchüttet war, von ihnen nach Frieſenberg, zwei Stunden in die Berge hinein, geſandt worden, mit noch einem andern Junker dieſe Burg zu wahren. Die Burg lag hoch, feſt, hatte ſchon manchem Anlauf widerſtanden. Aber der Berner Muth und Kunſt im Sturme ließ, wenn ſchon nicht Mauern, doch ihre Vertheidiger erbeben, und ihre harte Sitte, nach glücklichem Sturme die Ueberlebenden nicht zu ſchonen, machte Manchen zur Uebergabe geneigt.

Eines Morgens als Petermann von Thorberg und Kraft von Burgiſtein in der Halle auf Frieſenberg bei den Morgenhumpen ſaßen, erklang ängſtlich und nöthlich des Thurmwächters Horn. Die Junker fuhren auf und erblickten einige Knechte, die ſpähend am Rande des Waldes gegen Winigen hin ſich bewegten. Während ſie rathſchlagten, wem die Knechte wohl angehören, was in ihrer Abſicht liegen möchte, brach ein Harſt freudiger Berner aus dem Gehölze, und in ungeſäumtem Anlaufe der auf hoher Hügelſpitze gelegenen Burg zu. Kühn rief der Thorberger zum Kampfe, er wollte ſich hier nicht fangen laſſen, um des Vaters und des Herzogs willen, zudem war Kampf ihm Luſt. Vorſichtig eilte der Burgiſtein zum Thore, es zu öffnen;

ſein Herz neigte ſich den Städtern und er hatte nicht Luſt, während dem Sturm auf den Mauern oder nach dem Sturm von den Händen der Sieger zu ſterben. Zürnend trat ihm der Thorberger in den Weg, entſchloſſen ſetzte Burgiſtein an ſein Vorhaben, keiner gab nach, die Schwerter wurden gezückt, die Schilde erhoben, ihre zornigen Stimmen hallten an den Mauern wieder. Wenige Knechte ſchützten die Mauern, die meiſten umſtunden die ſtreitenden Junker, des Ueberwältigers Befehl gewärtig. Da ſtürzten Knechte in den Hof herab, Feinde erſchienen auf den Mauern, es krachte von gewaltigem Stoße das Thore. Ehe die thöricht Streitenden ihre Thorheit erkannten, kamen die Berner über ſie, voran ein feuriger Jüngling. Die Knechte fielen, die Junker wurden niedergeworfen. Sie nannten ihre Namen, boten Löſegeld. Aber als ob ein Stich ihm ins Herz gedrungen, ein glühender Funke in die Kammer ſeines Zornes gefallen, zuckte der hohe Jüngling auf; nach einigen Worten, mit den Geſellen gewechſelt, wurden die Niedergeworfenen auf die Mauer geriſſen, köpflings in den tiefen Graben geſtürzt; dort fand mit zerſchlagenen Gliedern Petermann von Thorberg den Tod. Auf der Mauer ſtand Peter Rieder, und ſah, wie Peter von Thorbergs Sohn dem Tode ſich entgegenwand.

Obgleich der Thorberger den wilden Jüngling gerne von ſich ferne gehalten, ſo traf ihn doch hart dieſer Schlag, welcher der Hälfte ſeines Stammes ihn beraubte. Bitterer wurde er noch gegen die anderen Kinder. Ohne Mitleid ſah er Adelgunde blaß und traurig durch die Burg ſchweben, die ſie lange Zeit nie verließ. Ohne Mitleid ſah er, wie der düſtere Cuno litt unter der allgemein geltenden Vorausſetzung, daß er Anna's Bräutigam ſei; aber immer zorniger ſah er, wie derſelbe ſich immer ängſtlicher von Anna abwendete, wie dieſe immer ungeduldiger, gereizter wurde, Cuno immer mehr plagte. Zudem erfüllte ihn das unſinnige Betragen der Kyburger, die mit eigener Blindheit geſchlagen zu ſein ſchienen, mit immer tieferem Aerger. Den mühſam geſammelten Reſt ihrer Kräfte führten ſie im Winter der Emme nach in die wilden Berge hinauf, und wo zwei Stunden oberhalb Signau durch ein waldicht Thal ein Bach der Emme zuſtrömt, bogen ſie ſich rechts das Thal hinauf und wollten dort Muthwillen üben und Beute machen — ſchwer gerüſtete Reiter in wildem Berglande. Aber es empfingen ſie die Röthenbacher als ächte Schweizermannen, blutig floß der Bach an ſelbem Tage in die Emme, und hieß von da an mit Recht der Röthenbach. Schwer geſchlagen wurden die adelichen Plünderer, viele ums Leben gebüßt, mit Noth retteten es die Grafen vor den nacheilenden Siegern. Aermer als arm ſahen ſie die Sonne aufgehen des Jahres 1384, die ihnen leuchten ſollte zum Auszug aus dem Stammſitze ihrer Ahnen, der Zähringer fürſtlicher Burg.

Peter von Thorberg, von ihnen vielfach angeklagt, und ſie hinwiederum beſchuldigend als muthwillige Urheber ihrer Noth, verſuchte noch ein oben angedeutetes Mittel. Er ſuchte in Bern ſelbſt Mitgefühl für ſie zu erregen, den Einfluß adelicher Bürger zu ihren Gunſten zu gewinnen. Was er begann, wen er gewann, weiß die Nachwelt nicht. Wie in einer treuen Familie ſich wohl Zwiſte erheben können, aber eben das das Zeichen der Treue iſt, daß der Zwiſt nicht nach außen bricht, nicht Fremde beigezogen werden, ſondern derſelbe in eigenem Schooße gedämpft wird, keine äußerlichen

Zeichen das Andenken an denſelben und ſomit auch den Groll verewigen, ſo geſchah es zur ſelben Zeit in Bern. Ein Schleier birgt der Nachwelt des Streites eigentlichen Grund, der um Faſtnachtzeit die Bürgerſchaft aufregte. Geldnoth der Berner nennen die Geſchichtſchreiber als des Streites Urſache. Wir glauben ſie irren. Groß war freilich die öffentliche Schuld, aber als der Rath geſäubert war, als Otto von Bubenberg an der Spitze eines ihm treu ergebenen Rathes ſtand, da wurde mit neuer Kraft der Krieg geführt, da wurden die Kyburger gebeugt. Die Gebeugten ſuchten der Eidgenoſſen Vermittlung, mit Geld wollten ſie ſich retten, boten den Bernern eine ſtarke Summe, aber der des Vertrauens der Bürger ſichere Rath ſchlug ſie aus, drang mit aller Kraft auf die Abtretung von Thun und Burgdorf und erhielt ſie endlich bei feſtem Willen um 37,500 Goldgulden. Er mehrte alſo um ſo viel die Schulden der Stadt, unbeſorgt um Aufruhr; er wußte, daß Geld die Herzen der Bürger nicht trennt, daß ein treuer Rath treue Bürger findet, über deren Gut und Blut er zu der Stadt Wohl und Ehre unbeſorgt verfügen könne. So fiel das fürſtliche Grafenhaus, und mit ihm die Vormauer Oeſtreichs gegen die Schweiz, und Oeſtreich hatte keinen Schwertſtreich zu deſſen Rettung geſchlagen. Es ſpann damals ſein eigen Werg. Doch hätte wohl der kühne Leopold ſich ritterlich erhoben, allein er lag in den Feſſeln einer ſchönen Schwäbin, und die Unluſt, deren ſich zu entladen, machte ihn geneigt, nach des Thorbergers Rath, den Frieden um jeden Preis zu erhalten. Als aber das Unglück geſchehen war, ſchmerzte ihn doch der Fall ſeiner Vettern, von denen er noch manche Klage vernahm über ſeinen Vogt, dem er unbedingt vertraut hatte.

Dieſe Klagen wurden unterſtützt durch Beſchwerden aus dem Entlebuch über die Härte des Pfandherrn und ſeine grenzenloſe Geldgier.

Endlich fand Leopold ſich bewogen, dem Thorberger ernſtlich ſein Betragen zu verweiſen, und ihm mit ernſten Worten vorzuhalten, daß er ihm auf dieſe Weiſe ganz und gar entfremde die Herzen des Volkes, welche doch die feſteſte Burg eines jeden Fürſten ſeien. Leopold wußte nicht, daß er mit ſeinem eigenen Blute die Wahrheit dieſer Worte beſiegeln mußte. Aber der alte Thorberger achtete die Warnung ſeines Herrn als jugendliche Weichheit und geringer als ſeine alte Uebung: im gewaltigen Niederhalten des Volkes des Herrn Kraft zu ſuchen. Er fuhr fort in ſeiner alten Uebung, und hielt ſich ſeit der Kyburger Fall wieder mehr im Entlebuch auf, um durch ſeine perſönliche Gegenwart das dortige Volk beſſer im Zaum zu halten und die Abgaben ſtrenger erpreſſen zu können. Mit Bern noch immer im Frieden, berief er Cuno oft zu ſich nach Wohlhauſen und ließ Thorberg ohne beſondern Schutz. Er bedurfte Cuno, ſein hohes Alter forderte eine jugendliche Stütze, aber es war Cuno oft fürchterlich, Vollſtrecker des harten Willens ſeines Vaters zu ſein, faſt lieber wäre er in Anna's Nähe geweſen. Er ſehnte ſich oft nach eines Kloſters ſtillen Mauern oder dem wilden Wogen einer Schlacht.

Adelgunde blieb einſam, wußte nicht was in der Welt vorging. Hie und da wagte ſie ſich wieder den Berg hinauf, an eine Stelle, wo die Sonne ihr freundliche Wärme ſpendete. Dort verſank ſie in trübes Träumen, ſelten durch einen freundlichen Gruß vorbeigehender Landleute geſtört. Dieſe ſahen das Fräulein ſcheu und mißtrauiſch an, wichen ihm aus, wo ſie konnten.

Manch ſeltſam Gerücht hatte über das arme Fräulein ſich verbreitet, dem Niemand widerſprach. Des Vaters Härte gegen den Retter ſeines Kindes, gegen ſein Kind ſelbſt, war bekannt geworden. Die einen ſchalten den Vater, die andern die Tochter, und überhaupt des Thorbergers Herrſchaft müde, durch die nahen Angehörigen Berns lüſtern gemacht, mühten ſie ſich eben nicht, des Herrn Tochter, die Niemand ſchaden konnte, aber auch Niemand half, beſondere Freundlichkeit zu zeigen.

Nach Langem wachte in Adelgunde die Sehnſucht auf nach freundlichen Menſchen, die ſie wenigſtens freundlich anſähen. Sie war nie in der Mühle geweſen, ſcheu wichen ihr die Müllersleute aus. Ein oder zwei Mal hatte ſie hinabgeſehen auf die Mühle im Lauterbachthale, wo jetzt Trudchen müllerte mit ihrem Hans, aber allemal war ſie ein unſäglich Weh angekommen, ſie floh wie ein erſchrecktes Reh der Burg zu und wagte Tage lang keinen Blick ins Freie, keinen zum blauen Himmel auf. Sie ſehnte ſich nach Frau Margarethen zu Brandis, in deren freundlicher Nähe ſie ihre beſten Tage verlebt. Wie oft wünſchte ſie ſich Flügel, um ungeſehen an ihre Seite zu fliegen. Den Zwiſchenraum zwiſchen Brandis und Thorberg auf der Erde zurückzulegen auf belebter Straße, wo ſo viele Menſchen ſie ſehen konnten, das wagte ſie nicht, ſie bebte vor dem bloßen Gedanken zuſammen. Indeſſen wie die Sehnſucht höher und höher ſchwoll, träumte ſie immer mehr von Wegen, auf denen ſie Niemand begegnen, kein Auge ſie ſehen würde, wo weder die eine Mühle noch die andere an ihrem Wege ſtand. Ihre Träume drängten ſie immer mehr zum Verſuch, bis ſie eines Morgens, vor Tag, den zitternden Fuß wieder in den Bügel ſetzte, auf weitem Umwege den Lauterbach umritt, und über eine ſcharfe wilde Ecke Brandis zueilte, an ungewohntem Orte ins Thal niederbog, durch die Emme ſetzte und vor Margarethen ſtund, als dieſe eben andächtig gebetet hatte, daß der Herr ihre Morgenſuppe ſegnen möchte.

Jetzt als ſie vor Frau Margarethe ſtund, und dieſe mit einem Ruf der Ueberraſchung ihren Löffel fallen ließ, fand Adelgunde keine Worte, ſondern begann bitterlich zu weinen. Frau Margarethe war eine herzgute Frau, daher auch leichtgläubig, und wie ſie Menſchen leicht lieb gewann, ſo glaubte ſie auch leicht Böſes von ihnen, wenn ſie ihr aus den Augen waren, vergaß aber dieſes Böſe alſobald wieder, wenn ſie die alten Freunde wieder ſah. So hatte ſie auch Manches und Wunderliches von dem Fräulein gehört. Der wüſte Baſtard ſelbſt hatte dieſe Gerüchte benutzt und ſeiner Baſe vorgeſpiegelt, daß er an Hans nur ein unerlaubtes Verhältniß mit dem Fräulein gerochen, das wunderliche Benehmen des Fräuleins ſchien dieſes zu beſtätigen. Obgleich Frau Margarethe dem Baſtard die Weiſung gab, einſtweilen dieſe Gegend zu verlaſſen, indem ſie um ſeinetwillen das gute Verhältniß mit dem Thorberger nicht geſtört wiſſen wollte, ſo hatte ſie doch deſſen Worten mehr oder minder Glauben geſchenkt, und ſich oft geäußert, wie doch die ſtille Adelgunde ſie betrogen; hinter dieſem ſittigen Ernſt hatte ſie nie ein geheimes Liebesbündniß mit einem Müllerburſchen geſucht.

Zudem war Frau Margarethe auch gegen den Thorberger verſtimmt, ihrer Brüder willen, deren Untergang ſie ihm mehr oder weniger zuſchrieb, und zugleich wegen Cuno, den ſie ſo lieb gewonnen und der ſich, ſelbſt ihr ſichtbar, von Anna wegwendete, worüber das wilde Mädchen die Geduld verlor und ſich einem wilden aber legitimen ehelichen Vetter anſchloß, den aber die Mutter wenig leiden mochte. Wer weiß nun nicht, wie ſehr von unſerer Stimmung gegen Menſchen der Glaube abhängt, den wir böſen oder guten Dingen, welche über dieſe Menſchen geſagt werden, ſchenken? Als nun aber das arme Mädchen ſo bitterlich weinend vor ihr ſtand, da wallte die alte Liebe in Frau Margarethe auf, und recht mütterlich hieß ſie daſſelbe willkommen und Theil nehmen an ihrem Hafermuß. Als aber das Mädchen ſich ausgeweint und etwas gegeſſen hatte, da ſollte es auch erzählen, rechten Bericht geben über alles, was ſich zugetragen. Frau Margarethe war im Voraus geneigt, Adelgunden alle Schuld zu erlaſſen, für ſie Partei zu nehmen, ſelbſt gegen ihre Brüder und Neffen. Das Fräulein erzählte wohl, was begegnet war, aber was in ihrem Herzen vorgegangen, was da noch beſtund, konnte ſie nicht erzählen, ſie hatte ja noch Niemandem ihre Gedanken mitgetheilt. Konnte ſie nun Liebe mittheilen, des Mädchens Heiligſtes und Geheimſtes, konnte ſie mit dieſem eine ihr fremde Vertraulichkeit beginnen? Aber weil Adelgunde ſich dieſes Geheimniſſes bewußt war, ſo war ſie auch in der Erzählung der Begebenheiten ſo abgebrochen, ſo verlegen, wußte nie, wie ſie den Namen Hans ausſprechen ſollte, wurde, dieſes fühlend, immer befangener, fing endlich, ohne beſondern Anlaß, wieder zu weinen an, daß Frau Margarethe von Neuem begann, mißtrauiſch zu werden, und durch immer neue Fragen das Fräulein immer verlegener zu machen. Adelgunde hatte ſich dieſes Fragen und Forſchen nicht gedacht, ſondern nur daran, an mütterlichem Herzen ſich auszuweinen, in Frau

Margarethens Freundlichkeit und Milde ſich wohl ſein zu laſſen, ſich zu ſonnen. Nun war ihre Lage ſo peinlich, daß ſie alles darum gegeben hätte, wieder in Thorberg zu ſein, ſich dort zu verbergen, vor allen Menſchen lebenslang. Doch wollte ſie noch einmal hinunter ins Kloſter, in ihr wundes Herz träufeln laſſen den Balſam des Geſangs. Sobald einmal Frau Margarethe hinausgerufen wurde, verſchwand ſie. Drunten im ſtillen Heiligthum ward ihr wieder beſſer, und als die heiligen Töne ſie umrauſchten, war es ihr, als ob von ihrer Seele eine Decke falle, es da wieder Licht werde und ein Thor ſich ihr öffne, das zur Ruhe führe, und dieſe Ruhe ſchien ſich ihr zu nahen, ihre Fittige über ſie auszubreiten; es kam ihr vor, als ob ſie zufrieden werden könne im Glauben, daß der Vater im Himmel ihr Herz kenne, zufrieden werden könne in der Hoffnung, daß der Vater im Himmel auch dieſem Herzen ſeine Freude werde bereitet haben, und dieſe Freuden ihr Theil werden würden, wenn ſie nur in Glauben und Liebe treulich ausharre bis ans Ende. Es war ihr ſo ſüß hier, wie ihr nirgends noch geweſen, ſo ſüß, dachte ſie, werde es hier immer ſein, ſüßer und heiliger noch drinnen, wo die Heiligen wohnen, die der Erde entſagt, um in den heiligen Vorhöfen des Abrufens nach Oben zu harren. Sie ſehnte ſich in dieſe Mauern, ſie klopfte an, betrat ſie mit tiefer Ehrerbietung und heiligem Bangen. Und die Nonnen umringten das Fräulein alſobald und begannen es zu fragen nach dieſem und jenem, der Welt Lauf wollten ſie wiſſen, der Welt Treiben auskramen laſſen im ſtillen Heiligthum, ein Genügen ſuchen im Anhören von weltlichen Dingen, das ſie als Bräute des Himmels nicht fanden. Des Fräuleins Geſchichte hätten ſie gerne gewußt. Ja ſelbſt die ehrwürdige Abtiſſin, ſo fromm ſonſt, ſo ſtreng, konnte ſich bezüglicher Fragen nicht enthalten, als ſie dem adelichen Fräulein ihre Zelle zeigte und deſſen Geneigtheit für das Kloſter erforſchte. Da ward dem armen Fräulein wieder ſo weh in dieſen ſtillen Mauern, wo auch die Welt hineingezogen ward, die geträumte Ruhe war entflogen, der Welt Pein umringte ſie auch hier; ſo wohl war ihr doch nirgends als in den heimiſchen Mauern, wo ſie ſinnen und träumen konnte und Niemand ſie fragte. Wie die Menſchen doch ſo thöricht ſind! Die Herzen wollen ſie nicht aufthauen laſſen an den Strahlen der Liebe, wo dann ſchön und duftig das Vertrauen von ſelbſt erblüht, eine wonnige Frucht; ſie wollen die Herzen ergrübeln, das Vertrauen ihnen entreißen; verwunden ſo die Herzen und gewinnen das Vertrauen nimmer. So floh auch Adelgunde ängſtlich, faſt wie ein gejagtes Reh, wieder Brandis zu, wo Frau Margarethe ſie kaltſinnig empfing, in feſtem Glauben, das Fräulein habe böſe Dinge auf dem Herzen, die es ängſtigen und die es ihr verbergen möchte. Sie war daher einſylbig mit Adelgunden, redete nur gleichgültige Dinge, in denen doch aber oft ein Stachel verborgen war, wie ihn auch gutmüthige Frauen faſt unwillkürlich zu legen pflegen in Geſpräche, die ſie mit ihnen verdächtigen Mädchen führen. Einer verſteckten Lehre, eines umhüllten Tadels können auch die Beſten ſelten ſich enthalten, ſelbſt da nicht, wo es denn noch lange nicht ausgemacht iſt, ob etwas wirklich geſchehen, das einen Tadel verdient.

Adelgunde dankte Gott, als ſie los war aus den ihr ſonſt ſo freundlichen Mauern, als ſie im Rücken hatte die kühle Frau Margarethe und die lauernden, faſt ſpöttiſchen Geſichter der Dienerſchaft, die freilich nicht fragen durfte, aber doch durch verſchiedene Mienen zu zeigen ſuchte, daß ſie auch etwas vom Fräulein wußte.

Sie gelobte ſich, nicht mehr Troſt zu ſuchen weder in einer Burg noch in einem Kloſter, ſondern daheim auszuharren; und ihr ward wirklich wohl daheim, wie es ihr früher nicht geweſen, ehe ſie wußte, wie es einem wunden Herzen wird unter fragenden, in neugieriger Theilnahme herumtaſtenden Menſchen. Jetzt wußte ſie, daß es dem wunden Herzen am wöhlſten iſt in ſtiller Einſamkeit, wo es ungeſtört die Wunde kann bluten laſſen, ungeſtört betrachten kann das rinnende Blut, bis des Herrn Hand die Wunde ſchließt, das Blut verſiegt.

So ſaß ſie ſtille auf Thorberg, während es immer lauter zuging draußen im Schweizerlande. Einzelne Menſchen können wohl zeitlebens ihren Groll verbergen, können ſterben, ehe er auf irgend eine Weiſe ſich kund gegeben, ſo aber nicht der Groll zwiſchen Ständen und Völkern; wie die Wetterwolke ſchwillt er auf, bis er ſich entladet, wächst, bis er zur That wird. So ging es auch zwiſchen den Fürſten und Herren und den Städten und Ländern.

Dem Leopold vergab man nicht ſein geheimes Handbieten im Kyburger Krieg, Leopold verzieh nicht das harte Drängen dieſes Hauſes. Seine Beamteten, den Groll ihres Herrn kennend, glaubten ſich Alles erlaubt, und was ſie thaten, nahm man für des Herrn Willen. Zudem auch vielfältige Bewegungen der Städte in Deutſchland gegen die Fürſten, von woher man auch der Schweizer Freundſchaft ſuchte zu Schutz und Trutz.

Endlich erwachte Leopold aus ſeinem unfürſtlichen Schlummer und fand es hoch an der Zeit, ſtatt der Liebe zu pflegen, für ſein Haus zu ſorgen. Er kam nach Zürich, gewann die Herzen, glaubte die Stimmung der Eidgenoſſen verſöhnt. Eines Fürſten liebenswürdiges Erſcheinen wirkte auf die derben Schweizer mächtiger, als geharniſchtes Auftreten mit gewaltiger Kriegsmacht; freundliche Offenheit gewann ihre Herzen, gewaffnetes Drohen weckte ihren überſprudelnden trotzigen Muth. Nun Leopold raſch, nachdem er die Freunde getheilt glaubte, hinter die deutſchen Reichsſtädte her, und ſuchte mit ungetheilter Macht ſie zu beugen. Dieſe ſuchten Hülfe bei ihren Bundesgenoſſen in der Schweiz. Die Schweizer wollten lieber mitteln, als den Frieden mit Oeſterreich brechen. Da verſtand der Fürſt ſie unrecht und wollte durch Geſandte ſie zu einem Bündniß oder wenigſtens zu ewigem Frieden bewegen. Sonſt ſchloß man, des menſchlichen Wankens und der Flüchtigkeit der Verhältniſſe eingedenk, den Frieden für eine gewiſſe Anzahl Jahre, nun begann man hinter große Worte kleine Abſichten zu verbergen. Da er die Eidgenoſſen treu ihren Freunden und ungeneigt fand, näher ſich mit ihm zu verbinden, als es bereits geſchehen, wandte er ſich plötzlich an ihre Freunde, die ihm ſonſt ſo feindlichen Reichsſtädte, fand dieſe ihrem Vortheil treuer als ihren Freunden, fand den geſuchten Frieden und hatte nun ſeine ganze Macht frei gegen die Schweizer.

Dem Kriege gingen ſeine Urſachen voraus, die jede Partei der andern zuzuſchieben weiß; denn wo iſt je ein Krieg entſtanden, wo nicht immer jede Partei die andere des Friedensbruchs bezüchtigte? Einen ungerechten Zoll hatte Oeſterreich errichtet. Die Luzerner warfen das Schloß, bei welchem er bezogen wurde, in das Tobel hinab, und nahmen die Entlebucher, öſterreichiſche Unterthanen, wider Gebrauch und Sitte, in ihr Burgerrecht. Herr Peter hängte die Stifter dieſes Burgerrechts. Man ſieht, jeder Theil trug ſeine Schuld. Aber nun hinreichender Vorwand, der Kriegesluſt den Zügel ſchießen zu laſſen; brennende Dörfer, fallende Burgen büßten dieſe furchtbare Luſt. Mit feſter Hand hatte Herr Peter an ſtraffem Zügel die Entlebucher gehalten, hatte durch Strenge den Ausbruch zu dämpfen, durch Unterhandlungen den Sturm abzulenken geſucht, die Frucht dreißigjähriger Anſtrengung wollte er retten. Umſonſt! Umſonſt entwickelte der Greis volle Mannskraft, unterhandelte, kämpfte zu gleicher Zeit mit gleicher Unverdroſſenheit. Er, der Eine, vermochte nichts gegen das, was in allen Herzen brannte und ausbrechen mußte, vermochte nichts gegen das Kriegsfeuer, das in den Kriegsluſtigen dreißigjähriger Friede genährt hatte. Als er Alles umſonſt gethan hatte, hielt er es nicht für gemeſſen, daß des Herzogs Vogt ſich in eine Burg einſchließe und ſeine Wirkſamkeit beſchränke auf ihre Vertheidigung. Als er der Eidgenoſſen Andrang vernahm, verließ er Wolhauſen und das Entlebuch, ſorgte dafür, daß der Eidgenoſſen Beuteluſt an ſeinem Eigenthum nicht große Befriedigung fand, und zog ſich gegen das Aargau, dort, dem Sitze eines reichen, Oeſterreich ergebenen Adels, deſſen Macht zu ſammeln und die Ankunft des Fürſten zu gewärtigen, der in eigener Perſon kommen wollte, die Eidgenoſſen zu ſtrafen, die ihn, wie er ſagte, wider Fug und Recht an ſeinem Eigenthum ſchädigten. Zugleich trachtete der Thorberger mit aller ſeiner Gewandtheit, vom beginnenden Streite ſo viele Eidgenoſſen als möglich ferne zu halten, und namentlich die Berner. Er bot allen geheimen Einfluß, das ganze öffentliche Gewicht ſeiner Stellung auf, Berns Biederſinn und Staatsklugheit zu bewegen, den Frieden nicht widerrechtlich zu brechen, zu thun, was einer wohlweiſen Obrigkeit ziemet: ſich nicht fortreißen zu laſſen von des Volkes Stimmung, der günſtigen Gelegenheit Locken, ſondern ehrenfeſt am Rechte zu halten und treu zu bleiben eingegangenen Verbindlichkeiten. Ob es ihm zuzuſchreiben iſt, oder ob ſeine Bemühungen unnöthig waren und der biedere Sinn des edeln Rathes aus eigenem Antrieb handelte (was wahrſcheinlich iſt), erzählt die Geſchichte nicht, aber Bern blieb dem Kriege fern.

Auf dem Stein zu Baden, der Herzoge mächtiger Burg, entfaltete ſich nun die ganze Herrlichkeit der kriegeriſchen Ritterlichkeit damaliger Zeit. Helden aus allen Gauen ritten ein, lagerten ihre Gefolge in der Umgegend, ſpornten zu raſchem Entſcheid, harrten ungeduldig des Herzogs. Greiſe und Jünglinge wetteiferten in der Verachtung des bäuriſchen Feindes, erzählten ſich ihre alten Thaten und ihre jungen Träume, und mochten des Tages nicht warten, der entſcheiden ſollte, ob glänzender der Ruhm ſei, den die Alten beſaßen, oder der, den die Jungen ſich erwerben wollten.

Endlich kam Leopold, ein fürſtlicher Held, die Blume der Ritterſchaft wurde er genannt, hochgemuth und edeln Herzens. Sein Unmuth gegen die Vögte war untergegangen im Zorn über die Eidgenoſſen; die Plackereien der Seinen hatte er vergeſſen über den Feindſeligkeiten der Schweizer; er brannte zum Kampf. — Umringt von den berühmteſten Rittern, von einem glänzenden Heere, wie ſelten ein Fürſt ſeines Hauſes, zweifelte er nicht am Siege, kein Mann in ſeinem Heere zweifelte — vergeſſen war Morgarten. Unſchlüſſigkeit herrſchte, wem der erſte Stoß gelten ſollte, der Stadt Zürich oder den Waldſtätten. Zürich überging man. Der Muth war zu feurig für eine Belagerung, er brannte einer Schlacht entgegen. Zudem war es natürlich, daß der erſte Zorn den erſten Urhebern des Krieges, den Luzernen und den von ihnen in Bürgerſchaft aufgenommenen Unterthanen des Herzogs gelte. Der Thorberger ſtimmte dazu, er hatte Schweres zu rächen. Er wähnte im Blute der Entlebucher ſeines Herrn Gunſt, im Schutte verbrannter Dörfer die Vergebung allfälliger Schuld ſuchen zu müſſen; aber er mahnte zur Vorſicht. Er kannte der Schweizer tollen Muth und an ſüßer Milch genährte Körperkraft, aber er hoffte viel von Berns Theilnahmloſigkeit und der eigenen Kenntniß des Landes. Zum Schrecken Zürichs wurde des Heeres zahlreicherer, aber minder geſchätzter Theil bei Brugg zurückgelaſſen. Die Herren zogen durch die freien Aemter dem untreu gewordenen Sempach zu. Ein ſchöners, ſchlachtendurſtigeres Heer hatte noch nie den kleinen See umzogen, in deſſen tiefen Fluthen das epheu-umrankte Sempach ſich ſpiegelt. Klein iſt das Städtchen, aber groß war der Muth ſeiner Bürger. Indeſſen wäre es wohl bald erlegen, allein unerwartet erſchienen von Zürich her die Eidgenoſſen, die Zürich, des eignen Muths ſich bewußt, entlaſſen hatte. Ihre Zahl war klein, aber immer noch hatte in jenen Gauen die kleinere Macht die größere beſiegt, ſobald die Freiheit auf dem Spiele ſtand. Daher ein unverweiltes Rüſten zur Schlacht hinter eines Waldes Schatten, dem übermächtigen Feinde verborgen, aber nicht unbekannt.

Nun in dem ritterlichen Heere die Freude des Jägers, der den Bären der gelegten Falle unbeſorgt zutrotten ſieht, ein übermüthig Rüſten, ihn abzufangen, ein gänzliches Vergeſſen, daß man ſich vielleicht des eigenen Lebens zu wehren hätte. Finſter ſah der Thorberger dieſe Ueppigkeit, er konnte ihr nicht wehren. Durch ſein hohes Alter, ſein Weilen im Schweizerlande, ſtund er dem Herzog perſönlich ferne, genoß ſein näheres Vertrauen nicht; die jüngern Ritter flohen den griesgrämlichen Greis, ſein Rath fand kein geneigtes Ohr. Wie und wo man ſchlagen wolle, fragte ihn Niemand, und was er ungefragt ſagte, hörte Niemand. Zudem betrachteten ihn Viele als Urſache von Kyburgs Falle durch ſein Rathen zur Unthätigkeit, waren ihm deßwegen gram. Im Bewußtſein ſeines Willens, ſuchte er ſeine Widerſacher nicht, verſöhnte ſie nicht, ſah bitter und ſchweigend der Thorheit zu. Als er am heißen Sommertage die ſchwer geharniſchten Ritter, unbehülflich zu Fuß, von den Pferden ſteigen, ſich in einen ſchwerfälligen Schlachthaufen — eine eiſerne Mauer, ſchwer zu durchbrechen, aber zum Angriff und zur Verfolgung unfähig — zuſammenſchaaren ſah, als er ermaß, wie die Ritter mit ihren langen Waffen, wenn die Mauer durchbrochen werden ſollte, im Gedränge ſich faſt wie wehrlos mußten ſchlachten laſſen, da beſchloß er ſeines Hauſes Geſchick nicht an dieſen Tag zu knüpfen, nicht die Thorheit der Andern mit ſeinem Leben zu büßen. Er verſuchte mit Andern, den Fürſten zu bewegen, mit ſeinem Auge die Schlacht zu lenken, ſtatt daß er, bereits abgeſeſſen, mit ſeinem Arme ſie mitſchlagen wollte. Umſonſt, der Fürſt betrachtete ſich als einen Mann, der mit Hülfe der Freunde um das Seine ſtritt, dem es alſo nicht ziemt, die Gefahr den andern zu überlaſſen. Hochgemuth ſtellte er ſich in die Mitte der Schlacht, vor ſich den freudigen Kern der mannhafteſten Ritter, um ſich die altersgrauen erprobten Ritter ſeines Hauſes, in weitem Kreiſe die Getreuen aus Städten und Ländern ſeiner Herrſchaft, die Meiſten des Sieges gewiß, voll Verachtung des Feindes; Haſenburg, der Warner, des Todes gewärtig, wie vor Jahren der Freiburger Pannerherr. Der Thorberger, das Schickſal des Tages ahnend, aber nicht, wie Haſenburg, dieſem Schickſal ſich ergebend, ſchloß mit ſeinen Schaaren dem linken Flügel ſich an, frei an Seite und Rücken; ihm graute vor dem Gedränge in der Sonne Brand.

Die Schlacht begann. Es ſpießten die Eidgenoſſen ſich an den langen Speeren, der durſtige Boden trank immer reichlicher ihr Blut; die Ritter jubelten, glühend in ſchwerem Eiſenkleide, in geſchloſſenem Helm bei der Hitze des Tages. Da geſchah die That, die man nicht vergeſſen, von der man reden wird ſo lange man von Heldenthaten redet. Winkelried brach die Gaſſe, und wie durch den gebrochenen Damm des Fluſſes Fluthen ſtrömen, ſo ergoſſen, hochgeſchwungen Mordart und Morgenſtern, die Schweizer ſich in die ſpeerloſe Lücke mit freien Armen über die gepreßten Ritter her.

Sie fielen trotzig und ritterlich, büßten mit Tod von Bauernhand ihren Uebermuth. Von Treue und Schlachtenbrunſt getrieben, drängte die ganze Maſſe der Oeſterreicher von beiden Seiten und von hinten dem Strombette zu, in dem die Schweizer wogten. Sie drängten ſich ſelbſt unter deren Morgenſterne, drängten einander bis zum Erſticken, machten den Gebrauch der langen und ſchweren Ritterwaffen unmöglich. In heiligem Eifer halfen ſie einander, ſtatt zum Siege, zum

Tode. Nicht ſo der Thorberger. Auf jeden Wechſelfall gefaßt, ſah er alſobald des unzeitigen Eifers Folgen. Mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Gewalt hielt er die Seinen vom gewaltthätigen Hineinpreſſen in den Kampf ab, was ihm nur mühſam gelang. Cuno war nicht zu halten, mit einer wahren Inbrunſt ſuchte er das Zuſammentreffen mit den Morgenſternen, und erſt als ein ſchwerer Schlag den Helm ihm zerſchmettert, den Kopf ſchwer und betäubend verletzt hatte, gelang es der Mühe des Vaters, ihn dem Gedränge zu entreißen. Mit einer tüchtigen Schaar löste ſich Herr Peter von dem zu einem wilden Knäuel geballten Heere ab, nicht aus Feigheit, ſondern in der Beſonnenheit des Alters und der umſichtigen Klugheit ſeiner Natur, die ſich nicht blindlings um eines Gefühls willen in den Tod ſtürzt, ſondern wohl berechnet, was einer Sache oder einem Zwecke mehr fromme, Leben oder Tod. Zwiſchen der Nachhut und dem Heere harrte er feſten Fußes der Gelegenheit, zu thun, was Noth thäte. Mit bitterem Weh ſah er den Fall der Panner, ſah die Flucht der Pferde, die Unmöglichkeit, den Kampf zwiſchen den ſchwerfälligen Rittern und den beweglichen Eidgenoſſen herzuſtellen. Knirſchend ſah er den ſtolzen Adel mit ſeinem Blute ſeinen Uebermuth büßen, büßen die ſchwere Schuld, zu ſolch unbeſonnenem Kampf den Fürſten verleitet zu haben. Tiefer Schmerz ergriff ihn, als er Oeſterreichs Panner ſinkend, den Helmbuſch Leopolds nicht mehr, als er den ungezweifelten Sieg der verhaßten Länder ſah. Aber er hielt feſt, feſt, als ſchon die Nachhut geflohen war, er ward der Schirm derer, die dem wirren Kampfe verwundet, ermattet, muthlos ſich entwinden konnten. Einzelne Ritter, welche die Hoffnung des Sieges aufgegeben, der Rache auf günſtigerem Felde ſich ſparen wollten, verließen das Blutbad und fanden Schutz an Thorbergers feſter Schaar. Wenige wurden von nacheilenden Eidgenoſſen erſchlagen, denn die Eidgenoſſen vergaßen über der Beute den Feind. Die reichen Rüſtungen, die goldenen Waffen feſſelten ſie, wie Kinder das Spielzeug feſſelt, wie nie geſehene Pracht jeden feſſelt, der zu ihrer Anſchauung kömmt, dem ſie zur Hand geräth.

Als nichts mehr zu retten, nur die eigene Sicherheit zu gewinnen war, zog er ſich zurück, der traurige Reſt des herrliches Heeres, kampffähig und daher von herumſchwärmenden beuteluſtigen Landleuten unangegriffen. Des Thorbergers Beſonnenheit rettete Hunderten das Leben, aber wo Heldenmuth freudig in den Tod geht, wo Edelmuth getroſt ſich opfert, da verſinkt Klugheit in unrühmliches Dunkel. Die Nachwelt richtet, was die Menſchennatur höher ziert, des Verſtandes kluges Wägen, oder der Begeiſterung heilige Flammen.

Nun Jubel und Jammer durchs ganze Schweizerland bis jenſeits der Berge, Dank und Klage aus ergriffenen Herzen ſtiegen zum Himmel empor, und zeugten vor Gott, wie die gleiche Hand mit einem Schlage Weinen und Freuen gibt, und beides aus väterlicher Liebe. So inbrünſtig und doch ſo verſchieden ſtiegen wohl nie aus dem Schweizerlande die Gebete gen Himmel, als in den Tagen nach jener Schlacht. Die Wehklage und die Siegesfreude miſchten ſich zu ſchauerlichen Tönen und löſten erſt zu reiner Harmonie ſich auf an des Vaters Herzen. Die Sorge für die Todten hemmte den Krieg, und erſt als Freunden und Feinden die letzte Ehre erwieſen, ihrem Leibe ein geweihtes Grab geworden, ihre Seele Gott empfohlen worden war, begann mit neuer Wuth der Krieg, in deſſen Strudel nun auch Bern geriſſen wurde.

Wie des Volkes Sinn nicht durch Grundſätze, ſondern durch Begebenheiten gelenkt wird, ſo werden auch die Thaten nicht gewogen nach ihrem Werthe, ſondern nach ihrem Erfolge. Als daher am Tage nach dem Siege die Kunde nach Bern kam, von der Niederlage der Herren und der großen Beute, da faßte Neid die Bürger, daß der Ruhm dieſes Tages ihnen entgangen, faßte ſie Unwillen, daß ihrer Führer Eigenſinn dieſen Tag ihnen vorenthalten, und kaum vermochte der Rath den Kriegsdurſt der Bürger zu zügeln, bis die wenigen Tage, welche noch am Ablauf des eilfjährigen Stillſtandes fehlten, verfloſſen waren. Da mußten ſie abſagen, den Bünden gemäß und um der Bürger willen. Die Fehde erging, und Bern, von Oeſterreichs Freunden umgeben, hatte auf einmal die Hände voll Krieg. Doch nicht zu viel für die kriegsdurſtigen Bürger.

Es war Markttag in Bern den 12. Auguſt 1386, nach Sonnenuntergang war der Friede ausgelaufen, die Fehde begann. Die Gaſſen wimmelten von Landleuten, welche noch die Ruhe benutzt hatten, um ihre Erzeugniſſe in Geld zu verwandeln, welches ſie beſſer bergen konnten, als die Früchte des Landes. Der Markt war gut geweſen, denn auch die Bürger benutzten dieſen Tag zu reichlicheren Einkäufen. Aber alles war eilig an dieſem Tage, lange Geſpräche wurden nirgends gepflogen, die Landleute wollten vor Nacht wieder heim ſein, die Bürger bereiteten heimliches.

An der Matte, gegenüber den Mühlen, welche des Schultheißen Vater, Johann von Bubenberg, der Stadt verkauft hatte, ſaß in einer Trinkſtube ein großer junger Mann; vor dem Hauſe ſtampften angeſpannt zwei mächtige Pferde. Alle möglichen Zeichen der Ungeduld gab der Mann von ſich, trank Wein Kanne um Kanne, augenſcheinlich aus bloßer Ungeduld. Endlich ſchug er die leer getrunkene auf den Tiſch, daß ſie in ſich zuſammenſank wie ein Strumpf, rief den Wirth und fragte nach der Zeche. Während dieſer ihm zuſprach, er ſolle doch nicht ſo eilen, der Müller, gegenüber wohnend, werde, wenn er es verſprochen habe, ohne Fehlen kommen, ging die Thüre auf und der ausgebliebene Müller trat haſtig ein, rief nach neuem Wein und legte in aller Eile Geld auf den Tiſch für Korn, welches er von dem Mann, dem Wagen und Pferde gehörten, gekauft hatte. Während des Zählens ſagte der junge Mann, der wohlbekannte Müller in Lauterbach, daß es ihm faſt zu lange gegangen; er warte überhaupt nie gerne und dieſen Abend ſei das ſpäte Heimkommen ein mißlich Ding. Er fürchte ſich nicht bald, aber dem losgelaſſenen Kriegsvolk begehre er doch nicht zu begegnen. Er habe gar nichts zu fürchten, ſagte der andere Müller; er wolle ihm etwas anvertrauen, aber er ſolle ihn bei Leib und Leben nicht verrathen. Sobald es dunkle, breche man auf und überfalle Thorberg von allen Seiten; ſo ſei es auf der Zunft den Zunftälteſten insgeheim angeſagt worden. Dort, wo der alte Geizhals ſeine Schätze habe, gäbe es zu fiſchen. Er wiſſe wohl, daß er, Hans, den Alten übel haſſe; wenn er zu rechter Zeit bei der Hand ſei, ſo könnte er vielleicht wieder kriegen, was er dem Geizhals für ſeine Frau habe bezahlen müſſen. Hans hörte dieſe Mittheilung, als ob ſie ihn nichts anginge, eilte aber fort, und auf des Müllers Ermahnung, er ſolle zu rechter Zeit zur Stelle ſein, antwortete er kaltblütig: zuerſt müſſe er heim, dann aber wolle er ſehen, was zu machen ſei. Bedenklich ging Hans, mit der Geißel auf der Achſel, ſeinen raſchen Roſſen nach über die Brücke den ſteilen Berg hinauf. Droben, wie von etwas Plötzlichem erfaßt, ſprang er auf das Handroß, und in raſchem Trabe, trotz des heilloſen Weges, ließ er das Geſpann laufen was es laufen konnte. Es dunkelte, als er an den Weg kam, der vom Thale herauf über eine lange Berghöhe wieder hinunter nach ſeiner einſamen Mühle führte. Dort mußte er langſamer fahren, doch ſputete er ſeine Roſſe, denn immer war es ihm, als hörte er Kriegslärm hinter ſich, als ſei die Sonne ſchneller denn ſonſt zur Ruhe geeilt. Finſter war es, als ſeine Roſſe dampfend vor ſeiner Mühle hielten, wo Trudchen bei den Knechten ſtand und ihres Mannes ungewöhnlich ſpäte Rückkehr beſprach. Hans bot freundlich guten Abend, befahl den Knechten, wohl zu den Pferden zu ſehen, gab ſeiner Frau auf alle ihre Fragen den freundlichen Beſcheid, daß er in einer oder zwei Stunden wieder da ſein werde, ſie ſolle nicht Angſt haben ſeinetwegen, ſondern das Eſſen bereit halten, er bringe vielleicht noch Jemand mit. Und Trudchen fragte noch lange, wohin er noch wolle, als Hans in ſeiner gelaſſenen Behendigkeit ſchon weit oben an der Sonnſeite des Thales war und ſchon lange keinen Laut mehr vernehmen konnte. Es kam Trudchen vor, als treibe wieder der ahnungsvolle Geiſt ihren Hans; aber ſie konnte doch nicht anders als brummen und balgen, daß dieſer Geiſt doch wohl dem Hans Zeit laſſen könne, ſeinem Weibe zu ſagen, was er vorhabe, damit ſie im Fall der Noth eine Einrede thun und ſagen könne: ob ihm auch anſtändig ſei, wozu der Geiſt ihren Mann rufe.

Droben in Thorberg war es ſtille und dunkel um die Burg. Des Mondes ſchmale Sichel ſchwebte am äußerſten Horizonte in blutigem Gewölke, das von Bern her gegen Thorberg heraufzog. Plötzlich klopften raſche Schläge an das Thor, dem läſſigen Wärter die Eile der Klopfenden verkündend, daß er alſobald mit ſchlafbeſchwerter Stimme nach deſſen Namen fragte. Dem wohlbekannten Müller öffnete bald der alte Burgvogt das Thor, Dringliches vermuthend. Als Hans dem Greiſe den Anſchlag der Berner mittheilte, und daß er gekommen ſei, das Fräulein zu retten und ſie, die alten Diener des Hauſes, denn auf ſeiner Herrin Gebiet ſei ihr Leben gefriſtet: begann der Greis hart zu reden gegen die Berner, welche ſo ſchnell die angeſagte Fehde gegen ſeinen Herrn eröffneten, daß Rüſtung unmöglich ſei, und es ſei doch ſein Herr ſo lange ihr Freund geweſen. Aber wenn ſchon nur wenige Diener da, die Rüſtigſten mit dem Herrn im Kriege, ſo ſolle doch Gott davor ſein, daß das alte Thorberg ohne Schwertſtreich falle, der Feind deſſen Thore offen finde. Das Fräulein zu retten thue freilich noth. Seit die Berner ſeines Herrn Sohn über die Mauer geworfen, traue er ihnen das Blutigſte zu. — In der Halle ſaß das Fräulein und ſchaute dem blutigen Monde zu, wie er allmälig ſchwand in ſchwarzes Gewölke; in ihren Träumen hörte ſie die Eintretenden nicht. In Gedanken verſunken ſah ſie den Greis und faßte ſeine Worte nicht. Da fiel ihr Blick auf den hinten ſtehenden Hans. Wie eine Verklärung flog es über ihr Geſicht; mit einer ungewöhnlichen Freudigkeit ſtand ſie auf und bot Hans den ſtummen Gruß, mit dem ſie ihn ſchon ſo lange nicht mehr begrüßt hatte. Es lag über dem Fräulein ganz die ſtille Freude, wie wenn es noch die alte Zeit und kein Wandel in ihr ſtilles Glück getreten wäre. Mit ſeiner einfachen Freundlichkeit bat Hans das Fräulein, ſchnell ihn zu begleiten zu ſeiner Mühle, indem er alle Augenblicke die Ankunft der Berner fürchte. Das Fräulein bebte zuſammen vor der nahen Gefahr in der faſt ſchutzloſen Burg und war bereit, mit der ganzen Bewohnerſchaft die Flucht anzutreten. Der alte Vogt aber, wohl wiſſend, wie ein Jedes noch dies und das zuſammenzuraffen hätte, und wie, wenn Einige mit dem Fräulein gingen, zuletzt Alle würden gehen wollen, daß keine Hand ihm bliebe zur Vertheidigung, der Feind in dieſer Verzögerung über Alle kommen würde, ehe Eines ſich gerettet, ehe das Thor zur Vertheidigung ſich geſchloſſen, bat das Fräulein, mit Hans vorauszueilen, mit den Andern werde er nachkommen. Als ſie über die Zugbrücke waren und um die Felſen gebogen, zog er die Brücke auf, ſtieß vor das Thor den ſchweren Riegel, rief die wenigen Mannen zuſammen, ſagte ihnen der Berner Kommen und daß ſie dem Herrn die Burg zu vertheidigen hätten, ſo lange ſie könnten. Es wendete Keiner etwas ein. In der Zucht des Hauſes aufgewachſen und von treuem Stamme, der auch in fremdem Dienſte eher das Blut vergoß, als die Treue brach, waren ſie bereit, für ihren Herrn ihre Schuldigkeit zu thun; ſie bereiteten ſich, dem Ueberfall zu begegnen.

Hans war einen Augenblick zweifelnd geſtanden, ob er mit dem Fräulein ins Thal hinunter ſolle, indem er, mit der Berner Art, von allen Seiten die Veſten anzufallen, bekannt, fürchtete, er möchte oben auf der Höhe einer Schaar begegnen. Vom Thale aus konnte er weiter gegen Burgdorf hin über den Berg [illegible] ſicher vor jedem Feinde war. Indeſſen ſchien ihm als ſei bereits Kriegslärm unten im Thale, er hörte den Galop einzelner Pferde durch die Nacht; da machte er ſich eilig den Berg hinauf, Adelgunde ſorgſam geleitend, die leicht und ſchnell an ſeiner Seite ging. Schon war er oberhalb der Schwendi, wo er bald links abbeugen konnte, als er eilende Schritte hörte. Ein Trupp kam über den Berg her zum Ueberfall auf der ſchwächſten Seite der Burg. Eilig hob Hans das Fräulein über den ſteilen Rand des Weges und verſuchte, unbemerkt mit ihr ſeitab durch die Buchen zu ſchlüpfen. Aber ſchon hatte ein Hund die Fliehenden gewittert, ſprang eilig voran, flüchtige Geſellen ihm nach, die weißen Gewänder der Fliehenden wurden zwiſchen Buchen ſichtbar, der Hund ihnen auf friſcher Fährte bald auf den Ferſen, während die Geſellen, über manche Wurzel ſtolpernd, zurück blieben. Da ſchlug Hans mit einem Baumaſt des Hundes Schädel ein, daß er heulend zuſammenſank. Aber nun ſchwirrten die Bolzen von den Armbrüſten der Geſellen, die nach Verluſt des Führers das flüchtige Wild zu verlieren fürchteten. Bald hoffte Hans, jeder Buche, jedes Geſträuches kundig, außer ihrem Bereich zu ſein, da klang noch einmal ein Bogen, es ſchwirrte ein Pfeil — und das Fräulein ſank neben ihm zuſammen. Hans hob das ſchwergetroffene Fräulein raſch auf ſeine ſtarken Arme und eilte mit ihr unbeſchwert in gedoppelter Schnelligkeit durch Schlupfwege, Rinnen und Schlünde unverfolgt dem friedlichen Lauterbach zu.

Aergerlich kehrten die Verfolger zurück und beſchleunigten ihren Weg, denn ſchon tönte ihnen von unten herauf Lärm entgegen und Waffengeräuſch; aus dem Thale herauf rannte der Harſt an die Veſte. Brennende

Fackeln flogen aus der Burg über die Stürmenden. Steine rollten, Wurfgeſchütze klangen, gewaltige Stimmen hallten durch die Nacht; es war das Brauſen des Sturmes, der das erregte Meer an die ſtarrenden Felſen treibt. Kühn hielt ſich der Burgvogt, mehr Lärm als ſonſt ſchienen die Berner zu treiben. Da plötzlich auch auf der Südſeite der Burg, wo die Zugbrücke war, der ſchwächſte Angriffspunkt, wenn die Zugänge nicht gehörig verwahret waren, neues Geſchrei; der Haufe vom Berge her ſtürmte die faſt unbewachte Seite, welche die Berner anfangs abſichtlich unangegriffen gelaſſen. Schrecken zuckte durch die Belagerten, ihre Hände erſtarrten unwillkürlich, während in wilder Luſt die Stürmer durch alle Hinderniſſe drangen in ungezählter Uebermacht.

In kurzer Zeit war die Mauer überſtiegen, die Beſatzung niedergeworfen, der Burgvogt blutend, gebunden im Hofe, die Veſte den Bernern, die über ſo leichte Arbeit ſelbſt ſich wunderten. Nun ein Suchen und Muſtern der Beute, hier entgegengeſetzte Ueberraſchung; ſie war auch leicht wie der Sieg. Sie hatten gehofft, Glieder der Familie zu fangen; ein Gerücht hatte den verwundeten Cuno dort geſagt, jetzt fanden ſie nicht einmal das Fräulein; ſie begriffen, wen ſie zwiſchen den Buchen umſonſt gejagt. Sie hatten gehofft, des Thorbergers weit berühmte Schätze zu finden, allein ſie fanden nichts, als elende Sparpfennige der Dienenden. Umſonſt durchſuchten ſie Alles, Gefängniſſe, Keller, Brunnenmoder; Schlamm war ihr Fund. Da entbrannte der Zorn der Beutedurſtigen; ſie wollten an die Gefangenen, den Burgvogt insbeſonders, und ihnen Bekenntniſſe abquälen, wo die Schätze des Herrn verborgen ſeien? Als ſie nichts bekannten, weil ſie nichts zu bekennen hatten, die erbitterte Menge an ihre Wahrhaftigkeit nicht kommen, zur That ſchreiten wollte, da traten die Obern ins Mittel. Sie ſagten, dieſes Geſchäft ſei am beſten in Bern abzuthun, wohin man die Gefangenen führen könne; es thue Eile noth, nach Koppigen zu ziehen, der zweiten Burg des Freiherrn, ehe dort dieſe nächtliche That bekannt werde, vielleicht ſeien dort die Schätze. Endlich gehorchte die wilde Schaar. Aber erſt ward Feuer in die Burg geworfen und Einige zurückgelaſſen, das Feuer zu beſorgen und die Mauern ſo viel möglich zu brechen. Dieſe thaten, was ſie in kurzer Zeit konnten, hoch loderte die Burg auf, Mauerſteine rollten ins Thal herab. Aber bald übermannte ſie die Ungeduld, in Koppigen wollten ſie die Beute theilen helfen. Ehe ihr Auftrag vollendet war, eilten ſie den Andern nach, und von Thorberg blieb mehr ſtehen, als von vielen andern Burgen.

Der Schein der aufflammenden Burg wurde auch über den Berg hinüber in Lauterbach geſehen, wo zum Tode wund das Fräulein in der Mühle lag. Hans hatte glücklich das Fräulein heimgebracht, aber ſie war tief verletzt von dem Pfeil und ohnmächtig durch den großen Blutverluſt. Trudchen vergaß das Schmollen, und die aufſteigende Eiferſucht ſchwand, als ſie das Fräulein ſo blaß und beinahe todt in ihres Mannes Armen ſah. Schnell machte ſie dem Fräulein das ſchönſte Bett zurecht, und alle Hände rührten ſich, auf die verſtändigſte Weiſe zu beſorgen, was ihr Zuſtand erforderte. Der Pfeil wurde herausgezogen, das Blut ſo gut möglich geſtillt, die Wunde verbunden und vieles verſucht, das ſtockende Leben zu bewegen. Als es lange nicht gelang, da trauten ſie ihren Künſten nicht, gedachten an das frühere Verhältniß der Thorberger zu ihrer Herrſchaft, kannten deſſen gegenwärtigen Stand nicht, und es wurde beſchloſſen, daß Hans ſchnell nach Brandis gehen, Frau Margarethen die Sache vorbringen und um ihre Hülfe ſie anſprechen ſolle, da ſie in der Heilkunſt gar wohl erfahren und mit koſtbaren Tränken und Salben reich verſehen ſei.

Es gibt im Leben kaum bangere Stunden, nie ſcheint langſamer die Zeit zu ſchleichen, als wenn ein ſchwer Kranker ringt mit Todesgefahr, nach Hülfe iſt geſendet; mit klopfendem Herzen harrt man am Bette des Leidenden der Hülfe, zählt die Pulsſchläge, die Gefahr ſteigt von Augenblick zu Augenblick, und keiner bringt die Hülfe. Man weiß, ſie kann noch nicht da ſein; und doch ſieht man alle Augenblicke nach der Thüre, ob ſie nicht eintrete, ſieht umſonſt und ſeufzet; noch immer nicht! Dieſe Pein litten Trudchen und ihre Schwiegerin an Adelgundens Bette. Ihre Kunſt war erſchöpft und immer blaſſer ward das Fräulein, matter rollte das Blut durch die Adern, leiſer zog der Athem aus und ein, es ſchien das Leben ſanft und leiſe erlöſchen zu wollen, wie die Sterne erbleichen, wenn die Sonne ihnen aufgeht. Am Bette ſtunden die Weiber, nachdem ſie auch nach einem Prieſter ausgeſandt, das Labſal zur letzten Reiſe dem Fräulein zu reichen, und beteten ängſtlich und innig für der Kranken Seele. Da flog es wie neues Leben über deren Züge, ein röthlicher Schimmer hauchte über ihre Wangen, ein ſeliges Lächeln ſpielte um ihren Mund, vor ihre Seele war ein freundlich Bild getreten. Zu ſeinem Anſchauen kehrte die Seele zurück, die ſcheiden wollte. Leiſe ſchlug das Fräulein die dunkeln Augen auf, ſie ſtrahlten in mildem überirdiſchen Lichte, wie

Niemand ſie noch geſehen. Freudig beugten die Weiber ſich über die Erwachte, die freundlich, wie nie ſonſt, ſie anlächelte, und dann ihre Augen ſuchend ſchweifen ließ durch das kleine Stübchen. Sie fanden nicht was ſie ſuchten, kehrten fragend zu den Weibern zurück, und die ältere Müllerin verſtund das Fräulein wohl, und erzählte, daß Hans nach Brandis um Hülfe gegangen ſei, und wohl bald wiederkehren werde mit heilenden Salben. Und während die Mutter noch erzählte von Hans, wie er das Fräulein gerettet und ohnmächtig hergebracht, die Burg verbrannt, die Leute erſchlagen ſeien, hielt das Fräulein Trudchens Hand in der Ihren, und blickte ſie mit milden ſeligen Augen an. Dann wendeten ſich dieſelben immer verlangender der Thüre zu. Als ſie nicht aufgehen wollte, verdüſterten ſich des Fräuleins Züge wieder, das rege Leben ſchwand aus denſelben, immer ſchwächer flackerte der ſchwache Lebensfunke. Immer ungeduldiger waren die Weiber, immer größer die Pein des vergebenen Wartens, ihrer Rechnung nach ſollte Hans in ſeiner kräftigen Behendigkeit wieder da ſein. Trudchen ward voll Groll gegen ihn, des Fräuleins ſtrahlende Liebe hatte den letzten Funken von Eiferſucht in ihrem Herzen gelöſcht. Hans ſäumte nicht aus eigener Schuld, kein Fuß war je ſo ſchnell aus dem Lauterbach nach Brandis geeilt als der ſeine. Ein wilder Lärm im Schloßhofe empfing ihn, weit ſchallendes Gelächter, wüthendes Hundegeheul.

Mitten im Lärm ſtund Fräulein Anna, und neben ihr ein dicker kleiner Ritter mit einem Geſicht, wie aus einer Rübe gewachſen; es war ihr Vetter und ſpäterer Eheherr Wolfrat, beide wollten berſten vor Lachen. Vier große Jagdhunde waren an den Schwänzen zuſammengebunden, und zwei Füchſe liefen ängſtlich, durch die jubelnde Dienerſchaft immer neu gehetzt, im Hofe herum. Die einen Hunde hatten den einen Fuchs im Auge, die andern den andern, riſſen hier aus, dort aus, kamen nicht von der Stelle und heulten fürchterlich in ohnmächtiger Wuth. Kaum hatte aber Anna des Müllers Kunde und Bitte gehört, ſo wallte ihr gutes Herz auf, ſie eilte zur Mutter, und tief wurde die von der unerwarteten Nachricht erſchüttert. Vergeſſen war aller Groll, verſchwunden aller Verdacht; daß Hans wieder der Retter war, erweckte ihr Mißtrauen nicht. Sie wollte Hans keine Salben und Tränke geben, ſie wollte ſelbſt hin, zu rathen und zu pflegen, und Anna wollte ſie begleiten, ließ ſatteln und rüſten. Aber lange ſtunden geſattelt die Pferde im Hofe, die gute Frau Margarethe konnte nicht fertig werden zu ſo ungewohntem Ausritt. Sie hatte immer noch etwas vergeſſen, daß für einen beſondern Fall gut ſein konnte, hatte immer noch etwas zu befehlen, das während ihrer Abweſenheit beſchickt ſein ſollte. Anna wollte in Ungeduld vergehen und ſelbſt dem gelaſſenen Hans kam es in die Füße, es war ihm, als müſſe er heim, als wäre irgendwo Jemand der ſeiner bedürfe. Er mußte dießmal warten, bis endlich der Zug langſam ſich bewegte und noch dazu auf dem längern aber beſſern Wege. Anna ſprengte hundertmal vorauf und wieder zurück, und wäre voraus geeilt, wenn es die Mutter nicht ſehr ernſt verboten hätte. Die ausgebrochene Fehde machte ſolche Fahrten eines einzelnen Fräuleins nicht rathſam. Die Fahrt kam Frau Margarethe ſauer an, der Weg ſchien ihr ſo wild und weit, daß ihr bange wurde, im langſamſten Schritt hielt ſie ihr Pferd, trotz der Angſt um Adelgunden. Und als ſie hinauf kam auf die Ecke, wo jetzt eine Kohlhütte ſteht, der Lauterbach von ferne ſichtbar wird, der Weg in den tiefen Grund ſich ſenkt, da mußte ſie raſten und Muth faſſen für den Theil des Weges, der ihr noch gefährlicher und beſchwerlicher ſchien, als der bereits zurückgelegte.

Darum ward ihnen in der Mühle ſo bange, als lange die Zeit verfloſſen war, in welcher Hans zurück ſein konnte, und Trudchen rollten aus Angſt und Verdruß die Thränen ſtromweiſe aus den heitern Augen, wenn ſie den Weg entlang geſehen und Hans nicht kommen wollte. Das Fräulein war noch nicht geſtorben. Wenn ſie glaubten, jetzt ſcheide die Seele aus dem Leibe, auf dem letzten Athemzuge hätte ſie ſich emporgeſchwungen, ſo trat das Leben noch einmal zurück, wie von Jemand ereilt und feſtgehalten, Roſen und Lächeln blühten wieder auf ihrem ſchönen Geſichte, die ſtrahlenden Augen gingen wieder auf, lächelten freundlich der Mutter, Trudchen in ſeliger Liebe, hafteten auf die Thüre und ſchloſſen ſich wieder, wenn ſie nicht aufgehen wollte. Aber immer länger wurden die Zwiſchenräume zwiſchen dieſem Erwachen, immer ſchwächer kehrte das enteilende Leben zurück, immer bläſſer blühten die Roſen, auf immer kürzere Zeit öffneten ſich die Augen, immer bänger klopfte den Frauen das Herz, immer brünſtiger beteten ſie für Leib und Seele des ſterbenden Fräuleins, Hans wollte nicht kommen, kein Prieſter war gefunden worden. Immer größer ward ihre Angſt, denn länger als noch nie, lag das Fräulein wie in Todesruhe, das Gehen das Athems hörte man nicht mehr, kaum ſpielte er noch mit einer Feder, kaum fühlte man das Schlagen des Herzens, kalt lag des Fräuleins weiße in Trudchens angſtheißer Hand. Da zuckte es im Fräulein auf wie ein heller Freudenſtern, wie ein Morgenſtern leuchtete es auf ihrem Angeſicht, ein himmliſches bräutliches Lächeln ſchwebte über ihm; aber die Augen blieben geſchloſſen, das Leben verglomm, keine Seele bewegte mehr das Herz, aber das Lächeln ſchwebte noch über dem Angeſicht, und auf den Wangen weilte der Hauch, mit dem die Sonne die Berge küßt, wenn ſie durch die Thore der Nacht geht, dem kommenden Morgen entgegen. Mit heißem Bangen ſahen die Frauen nach dem Aufſchlagen der Augen, aber ſie blieben geſchloſſen, die ſeidenen Wimpern bewegten ſich nicht.

Da erſcholl draußen Geräuſch, Pferde ritten an, Menſchen redeten durch einander, es kam die Treppe heraufgeſtürmt, die Thüre ward aufgeriſſen, die wilde Anna ſtürzte herein, ſtürzte bis mitten in die Stube, dort wurzelte ſie an wie ein Steinbild, als ſie die weinenden Weiber ſah und Adelgunde eine Beute des blaſſen Todes; ihre Lippen bewegten ſich, aber ohne Laut, ſie wollte rückwärts, konnte nicht, bis ſchwere Tritte ihr folgten, Frau Margarethe ins Stübchen trat, Hans mit fröhlichem Geſichte hinter ihr. Da flüchtete ſich Anna hinter die Mutter, die auch ſtaunend ſtille ſtand, als ſie die Gruppe am Bette ſah, dann aber raſch hinzutrat mit der Frage: „Jeſus Maria! was hat's gegeben?“ Weinend antwortete die Müllerin: „Das Fräulein iſt geſtorben, iſt todt.“ „Unmöglich! ſagte die Freifrau: ſo eben war ſie ja am Fenſter, winkte mit freundlichen Mienen.“ Und raſchen Schrittes, wie er noch keinen gethan, trat Hans ans Bett, des ſchuldigen Reſpektes vergeſſend. „Ihr irrt, gnädige Frau! ſagte die Müllerin, das Fräulein verließ nie das Bett, ſtarb vor wenig Augenblicken.“ „Jeſus Marie! rief die Freiherrin, ſo haben wir ihren Geiſt geſehen; denn kaum hatten wir die Mühle im Auge, ſ ſahen wir unter dieſes Fenſter das Fräulein treten ſchön und hold, wie ich ſie nie geſehen; ſie winkte un mit lebhaften Geberden, nickte mit freudigem Lächeln uns zu, und wir freuten uns, daß die Gefahr ſo unbedeutend geweſen, ſo ſchnell vorüber ſei. Wir theilten unſere Freude einander mit, und als wir aufblickten, war ſie nicht mehr unter dem Fenſter, und raſch ritten wir, wir glaubten, ſie komme uns entgegen.“ „Jeſus Maria! ſo war es ihr Geiſt, der ſich ſeine Hülle entwand und euch entgegenkam, denn ſie ſtar in Freuden verklärt, wie ſie noch jetzt auf ihrem Geſichte weilt,“ ſagte Trudchen. Und wie es dieſes ſagte trat ein Prieſter ein, machte andächtig das Kreuz un trat ſegnend, aber ernſt an die Leiche. Als er das Geſchehene vernahm und wie die Freifrau ſich Vorwürf machte, daß ſie nicht mehr geeilt, weil das Verlangen nach ihr des Fräuleins Geiſt aus dem Leibe getrieben und ihr erſchienen ſei, ſo ſtrahlte des Prieſters Geſicht er weihte die Leiche mit heiligem Waſſer ein und ſprach ſie ſelig. Jetzt wiſſe er, was blendend wie ein goldenes Wölkchen ſein heiliges Gefäß umſchwebt, darauf ſich niedergelaſſen, darin verſchwunden ſei, ſagte er. Di Weihe von Oben hätte dem frommen Fräulein gefehl zum ſeligen Scheiden, der Leib zum Tode gedrängt, di Gnade Gottes die Seele zurückgehalten, bis ſie ihn erſchaut; da habe Gott ein Wunder gethan, ſie losgelaſſen und, ihm entgegenſchwebend, habe ſie um ihres Glaubens willen das Pfand der Liebe empfangen aus Gottes oder der Heiligen ſelbſteigener Hand. Gläubig beugte er ſeine Knie und pries mit glühenden Worten Gottes Gnade, daß er den Glauben der Menſchen durch ſolche Zeichen ſtärke, gläubigen Seelen auf wunderbare

Weiſe rettend zu Hülfe komme. Die Freifrau betete mit in heiligem Glauben, aber etwas unzufriedenen Herzens. Ihr wäre der Glaube, daß das Fräulein aus Verlangen nach ihr ſeiner Hülle enteilt, viel wohlthuender geweſen und ein gar ſchöner Haltpunkt ihres Glaubens, daß ihr mütterlicher Sinn die Natur überwältige und angenehm ſei vor Gott und bedecken werde die Menge ihrer Sünden. Inbrünſtig, aber ungläubig betete Trudchen mit. Trudchen wußte, es war die Liebe, die das Fräulein entbunden und die Freude ihr gewährt, mit leiblichen Augen noch zu ſchauen, wonach die Seele ſo brünſtig verlangte, es war keine ſündige Liebe, aber nicht die Liebe zum Prieſter und ſeinem Heiligthum, nicht die Liebe zur Freifrau und das Verlangen nach ihren Salben: es war die reine, dankbare Liebe zu ihrem Retter, zu Trudchens Ehemann, die das Wunder vollbracht. Trudchen fühlte es in ſich, daß die Liebe des Leibes Schranken zu brechen vermöge, aber es zürnte nicht, ſondern dankte Gott, daß er dem armen Fräulein ſo gnädig geweſen, das hier Erſehnte ihm zu gewähren zum Pfande, daß auch das droben Erſehnte ihm zu Theil werde, reicher Antheil an der ewigen Liebe, ein reicher Lohn dem armen Herzen, das an Liebe ſo reich geweſen und doch auf Erden keine gefunden.

Mit großer Ehrerbietung ward um die Leiche des Fräuleins gewacht, eine Heilige ſchien ſie den Bewohnern des Thales, und nicht müde ward der Prieſter, das Wunder zu preiſen, welches Gott durch ſeinen armen Knecht gethan, das zu erſchauen er die Bewohner dieſes Thales gewürdigt. Aber die wundervolle Begebenheit in dieſem engen Thale verhallte in des Krieges Getümmel, ſie drang nicht außerhalb deſſen Marchen, die Mächtigen der Erde hatten weder Intereſſe noch Zeit, auf ſie zu achten. Von Wenigen begleitet wurde das ſelige Fräulein zu Grabe getragen nach Krauchthal, da die Gruft in Thorberg verſchüttet war; aber tief war die Ehrerbietung der Wenigen. Kein Gepränge vermochten die armen Prieſter der Gegend der Heiligen zu Ehren zu veranſtalten, aber viele Jahre durch ſchwoll keinem Mädchen des engen Thales in Liebe das Herz, das nicht am Grabe der frommen Adelgunde betete, ihrem Grabe die ſchönſten Blumen ſeines Gärtchens weihte und die Arme, ſo reich Gewordene um Schutz und Beiſtand anflehte. Und ſie, die Arme, machte Viele reich, denn was fromme Herzen ihr anvertrauten, das hörte auch der himmliſche Vater und lohnte gläubiges Vertrauen.

Mit tiefem Ingrimm vernahm Herr Peter den Tod ſeiner Tochter, den Bruch ſeiner Burgen; wie er aber über dem Einzelnen das Ganze nie aus den Augen ließ, ſo lähmte auch dieſes ſeine Thätigkeit nicht. Als der entlaſſene Burgvogt ihm berichtete, wie die Berner nach ſeinen Schätzen geſucht, und er das vergebliche Suchen faſt mit dem Leben hätte büßen müſſen, ſpielte ein ſpöttiſches Lachen auf des Thorbergers Geſichte: Er hätte geglaubt, ſagte er, den Bernern ſo viel Achtung vor ſeiner Klugheit beigebracht zu haben, daß ſie ſich nie die vergebliche Mühe machen würden, nach Peter des Thorbergers Schätzen zu forſchen. Es ſcheine aber, ſolche Leute begriffen nicht, daß es noch anderswo geſcheidte Leute geben könnte, als in ihren Mauern.

Den alten Burgvogt wies er zu Cuno, der zu Baden lag, noch immer leidend und düſter. Er härmte ſich, daß er der Schlacht entkommen, er zürnte dem Vater, daß dieſer ihm das Leben gerettet. Das Leben dünkte ihn eine doppelte Bürde, ſeit er es ſo ruhmvoll hätte laſſen können auf dem Felde, welches des mannlichſten Fürſten Blut getrunken. Er glaubte in allen Blicken den Vorwurf der Feigheit zu leſen, und wenn ſchon Niemand des Thorbergers Klugheit zu beſtreiten wagte, Niemand offen den Vorwurf der Feigheit ihm machte, ſo pries man doch allenthalben ſo hoch die Treue und den Heldenmuth der mit dem Fürſten Gefallenen, daß darin eine tiefe Erniedrigung für die Geretteten lag. Eine tiefe Scham entbrannte immer verzehrender in ſeinem Innern, immer höher ſtieg in ihm die Sehnſucht, in neuem Streit ſeinen Werth mit ſeinem Leben zu beſiegeln. Aber eben dieſer Zuſtand ſeiner Seele hielt ſeinen Leib nieder, ließ ihn nicht zu Kräften kommen, und gab ſeinem Vater Grund zur Hand, ihn vom Kriege fern zu halten. Dieſer hatte ſich hinaufgezogen ins Gaſternthal, wo die Villensbacher im Burgerrecht zu Glaris die gleiche Freiheit ſuchten, wie die Entlebucher und Sempacher zu Luzern, wo Weſen ſtund, eine öſterreichiſche Stadt, wohlgelegen zu jeglichem Handel, in Krieg und Frieden eine alte eiferſüchtige Nachbarin dem Glarnerlande. Die Glarner ſiegten, Weſen fiel, ehe Oeſterreich mit ganzer Macht da oben im Lande war. Eben als Oeſterreich das Schwert aufhob zur Rache, die Schweizer kriegflammend nach dem ſonſt ſo furchtbaren Schwerte furchtlos griffen, mittelten die erſtaunten Reichsſtätte den Krieg und richteten für anderthalb Jahre einen Frieden auf, der böſe geheißen. Wo Friede ſein ſoll, und es glüht in den einen Herzen die Rache und in den andern nicht geſättigter Haß, in den einen verletzter Stolz und in den andern die Erbitterung des ſich verachtet Glaubenden, da wird der Friede zur Qual und die Flammen der Rache, des Haſſes, der Erbitterung ſchlagen immer höher auf, Krieg wünſchen alle Herzen, der Tag des Krieges iſt Allen, was dem im finſtern Kerker Gefeſſelten der Tag der Freiheit iſt. Größer und ingrimmiger als in dieſen Tagen, war nie die Erbitterung zwiſchen Oeſterreich und der Schweiz. Mit Pfauenfedern prunkten die öſterreichiſchen Anhänger, alle Pfauen wurden getödtet im Schweizerlande, und wo ein Einzelner mit einer Pfauenfeder ergriffen wurde, der konnte Gott um ein ſeliges Ende bitten.

Es geht die Sage, Oeſterreicher hätten Kühe, mit eidgenöſſiſchen Zeichen geſchmückt, zu Markte getrieben, Schweizer die Männer aufgegriffen und ans öſterreichiſche Wappen aufgehängt.

Endlich ging der verhaßte Frieden zu Ende und Oeſterreich that den erſten Schlag. Den 25. Februar 1388, in einer ſchwarzen Nacht, wurde, mit Einverſtändniß der treu an Oeſterreich hangenden Bürger, Weſen überfallen, die Beſatzung ſammt ihrem Pannerherrn ermordet — wenige retteten ſich ſchwimmend durch den See. Nun war großes Frohlocken bei den Herren, aber nicht Muthloſigkeit bei den Glarnern. Sie verwahrten, anfänglich unterſtützt von den Eidgenoſſen, muthig ihre Landmarken. Als dieſe, aus Mangel an Speiſe in dieſem armen Lande und der unfruchtbaren Zeit, abgezogen waren, hielten die Glarner unverdroſſen drei Wochen lang tägliche Angriffe, und das allen Schweizern ſo unerträgliche Warten und Harren auf das Entſcheidende aus. Der Schweizer ſtürzt ſich muthig in den Tod, aber er erwartet ihn nicht gerne, er unternimmt unmöglich Scheinendes, aber er ſieht nicht gerne lange einer Gefahr zu, ohne Verſuch ſie zu beſeitigen; der Ruf in die Schlacht wird nie die Schweizer empören, aber das Gebot zum Stillſtand kann den Gebietenden das Leben koſten. Als drei Wochen vorbei waren, alle Arbeit verſäumt, das Vieh zu Berg und Thal immer wehlicher nach ſeinen Hirten rief, da bedachten die Glarner, daß in einem ſolchen Krieg, den wohl der Söldling führen kann, oder die Führer von arbeitsloſen Söldlingen, aber nicht ein freies Volk, ihr Untergang liege, und baten um billigen Frieden.

Ihre Boten kamen vor den Grafen Hans von Werdenberg und Peter von Thorberg, den Führern des Krieges. Graf Hans war ein Mann in voller Kraft. Peter altersgrau aber ungebeugt, einem Thurme gleich, deſſen Außenſeiten wohl verwittern, deſſen ſtolzer Bau aber nicht einſtürzt, ſondern noch Jahrhunderte drohend über die Thäler ſieht. Wer den finſtern Greis anſah, konnte ſich kaum eines Bebens erwehren. Keine Empfindung trat mehr auf deſſen Geſicht, als Zorn und Bitterkeit, ſeine Augen ſtrahlten noch jugendlich in unheimlichem Feuer, vor ihnen erſtarrte jede Bitte, daher ward ſelten mehr eine laut in ſeiner Nähe. Je mehr Pläne ihm geſcheitert waren, deſto trotziger war er geworden, deſto hartnäckiger hielt er an ſeinen letzten feſt. Wie ſonſt der kräftige Mann in der Gewalt ſein Heil ſucht, in der Weisheit erſt der Greis, ſo hatte es Herr Peter umgekehrt. Wie er früher Frieden wollte, ſo ſuchte er jetzt Krieg, Krieg ſollte das Verlorne wieder bringen, Gewalt unterdrücken, was Klugheit nicht untergraben konnte.

Er wollte noch immer den Adel erheben, mehren ſeines Hauſes Glanz; er baute auf Cuno und ſeine geheimen Schätze, die er auch in dieſem Kriege ſo zu ſparen wußte, daß ſeine Beute ſeine Koſten überwog, ſein wankend Anſehen ſollte dieſes Krieges Ausgang feſtigen.

Als die Glarnerboten, beſcheiden aber männlich, vor ſie traten, war es der Thorberger beſonders, der ſchimpflich mit ihnen redete. Die Glarner, klug von je, ſtellten vor, wie leid ihnen der geſtörte Friede mit Oeſterreich ſei, wie nur Eingriffe in ihre uralten Freiheiten, die ſie als ein heilig Erbgut von den Vätern bekommen, und deswegen wie heilige Reliquien unverletzt erhalten wollten, ſie von Oeſterreich abgewandt und zu einem Bund mit den Schweizern genöthigt. Sie ſeien erbötig, alles Schuldige Oeſterreich zu erfüllen, billigen Erſatz zu leiſten und ihre alte Herrſchaft in keinen Rechten zu kränken.

Da ſchimpfte der Thorberger ſie treuloſe Leute, die ſie nur ſchädigen wollten. Wären die Herren auseinander geritten, ſo würden die Glarner keins ihrer Worte halten, in dem Glauben, ſo viel Herren und Volk wären nicht mehr leicht an ihren Landmarken zuſammen zu bringen. In allen ihren Vorſchlägen liege der beſtimmte Sinn, Unbeſtimmtes zu verheißen, um dann bei gelegener Zeit neuen Streit unter Schein Rechtens anfangen zu können. Er kenne ſie wohl. Jetzt da ſie mit den Köpfen in der Falle ſeien, wolle man ſie auch darin behalten, oder ſie ſo knebeln, daß ihnen das Widerſtreben von ſelbſt vergehe. Als die Glarner beſcheidentlich ſich vertheidigten, hießen die Herren ſie heimgehen und des näheren Beſcheides warten, wo es ſich dann zeigen werde, wie viel ihnen zu trauen ſei. Die Herren wollten nicht Frieden, das Ländchen, in welchem noch nie ein Feind geplündert (Walter von Stadion brachte ſeine Beute nicht aus dem Lande, ließ im Gegentheil ſein eigen Leben dort), das ſo reich an

Allerlei, beſonders an Vieh war, ſchien ihnen eine zu reiche, zu gewiſſe Beute, um ſie anders als auf die härteſten Bedingungen aus den Händen zu laſſen. In wenig Tagen kam der Beſcheid. Die Glarner ſollten leibeigen werden, nach der Gnade des Herzogs Buße thun und auf immer ſich losſagen vom Schweizerbunde. Das Eingehen ſolcher Bedingungen glaubten die Glarner nicht vor ihren Vätern verantworten zu dürfen, die von jenſeits auf ihre Kinder ſehen, ſie glaubten es nicht vor ihren Kindern verantworten zu können, die erndten müſſen, was die Väter ſäen, und die dann den Voreltern Kunde bringen, ob der Väter Ausſaat ſüße oder bittere Frucht getragen. Sie ſchlugen ſolchen Frieden aus, und ſtellten ihre Sache getroſt Gott anheim, als Männer, die das Mögliche verſucht zum Frieden, im Kriege nur gewinnen konnten von Gottes Gnaden einen ſeligen Tod oder einen freudigen Sieg.

Die Herren jubelten über der Glarner Entſchluß. Ihnen gab ein Sieg weit mehr Gewalt als ein Frieden, wie er auch ſein mochte. In raſcher Thätigkeit wurde alles Volk aus den vordern Erblanden an die Landmarken der Glarner entboten, denn der Thorberger hatte den weiſen Rath gegeben, den Schlag zu thun, ehe die Berge offen und Zuzug aus den Waldſtätten möglich ſei.

Den Schaaren aus dem Aargau ſchloß auch Cuno ſich an. Kalt, wie immer, begrüßte ihn der Alte. Er hätte ihn lieber nicht hier geſehn, er ſetzte an dieſen Strauß nicht gerne ſein letztes Kind, deſſen blinden Muth er kannte. Er hatte ſich in ſeinem Sohne nicht getäuſcht. In den erſten Tagen ſchon, bei einem der üblichen Anläufe an die Letze, die unternommen wurden, um die Glarner zu ermüden und fern von Hauſe zu halten, die aber gewöhnlich mit ſo wenig Nachdruck geſchahen, daß ſelten Jemand verwundet wurde, nahm denſelben Cuno ſo ernſt und ſetzte ſich ſo tollkühn aus, daß ein Stein ihn vom Pferde warf, die Bruſt wurde ihm hart beſchädigt, er wäre verloren geweſen, wenn der alte Burgvogt ihn nicht gerettet. Herr Peter war böſe darüber und ſandte Cuno nebſt ſeinem Retter nach Rapperswyl zur Geneſung. Im Hauſe eines reichen Rathsherrn, fern vom kriegeriſchen Lärm der Burg, wurde er untergebracht.

Am 8. April war endlich die ganze Macht beiſammen, wohl an die 6000 Mann, Niemand zweifelte am Sieg, auch die nicht, welche bei Sempach geweſen. Waren doch die Umſtände ganz anders, der Herren Vorſicht ja groß, indem ſie nicht nur nächtlich den Feind überfallen, ſondern ihn auch mit 2000 Mann hinterziehen wollten. Daß aber auf beiden Seiten das Schlachten Entſcheidende wieder ſei, wie bei Sempach, achtete man nicht; Siegesſtolz vor der Schlacht und übermüthige Feindesverachtung bei den Oeſterreichern, Gottvertrauen aber und einen auf alles gefaßten Sinn bei den Schweizern.

Eine geheime Botſchaft verkündete dem Führer der Glarner, Mathias am Buel, den nahen Angriff. Boten liefen zu den Eidsgenoſſen, ſchnelle Jünglinge durch das Klönthal nach Schwyz, und zagende Weiber und Kinder hinauf in die Berge. Aber ehe noch Eidgenoſſen da waren, drang aus Weſen hervor, den 9. April, ſchon in der vierten finſtern Morgenſtunde der Feind an die Letze, brach dieſelbe, zerſprengte die Vertheidiger und ergoß ſich nun ins offene Thal; er hatte geſiegt in ſeinem Wahn. Er kannte den Glarner nicht. Nicht in blindem Stolz war dieſer in die Schlacht gegangen, darum riß ihn auch nicht blinde Flucht dahin; nicht im Vertrauen auf die große Zahl und die gute Rüſtung hatte ein Jeder ſich dem Feinde gegenübergeſtellt, ſondern im Vertrauen auf den eigenen Muth, ſeine Kampffertigkeit und den Beiſtand Gottes. Als ſie nun auseinander geſprengt waren, blieb noch immer jeder ſich ſelbſt, daher jeder kampfesfertig und noch immer am Siege nicht verzweifelnd, denn hatte ihn doch auch noch nichts von ſeinem Gott getrennt.

Sie gaben dem Schweizer die ewig dauernde Lehre, daß das Retten des Landes nicht immer vom Zuſammentreffen großer Maſſen abhänge, ſondern ſehr oft von der Tüchtigkeit des Einzelnen, davon, daß jeder ein Mann zu ſein wiſſe für ſich allein. Der Stoß ſolcher Männer, von denen ein Jeder ein Held iſt, iſt dann auch ein ganz anderer, als der Stoß von Soldatenmaſchinen, von denen Keiner ſich zu helfen weiß, wenn das Bajonnet ſich krümmt, einer Takt oder Glied verliert. Mathias kannte ſeine Glarner. Sein Panner hoch, rief er mit gewaltiger Stimme: „am Rautiberg werde Jeder das Panner finden.“ Dort hatten ſie den Rücken frei und vor ſich zerriſſenen Grund, gefährlich der Reiterei, ihren Armen aber die gefährlichſte Waffe, handvöllige Steine bietend. Da dachte kein Glarner ans Fliehen, keiner ſuchte ſeine Hütte, keiner lief nach ſeiner Habe. Nach dem Rautiberg ſahen ſie, den kürzeſten Weg dahin ſuchten ſie, und wie am Berge die einzelnen Tropfen zuſammenfließen, zum Bächlein werden, das ſich durch die Felſen drängt nnd viele Bächlein zum Strome ſich ſammeln, der ſich durch die Ebenen wälzt, ſo fanden ſich die Einzelnen zuſammen, ſchaarten ſich zu Haufen von zwanzig bis dreißig und drangen zu ihrem Panner hin, mitten durch die Feinde.

Dieſe ſprengten dieſe Haufen nur an, wenn ſie ihnen zufällig aufſtießen, ſie hatten geſiegt in ihrem Glauben, achteten der Verſprengten ſich ſo wenig, wie der Wanderer der Steine ſich achtet, die ihm im Wege liegen, die er höchſtens bei Seite ſchiebt, oder bei größerer Eil ſie umgeht, und zerſtreuten ſich durchs ganze Thal nac Beute. Jedes einzelne Gehöfe war der Zielpunkt einer Truppe, jedes Scheuerlein zog Krieger an, bis nac Glarus hinauf ritten welche, die in der Nähe nicht fanden. Treulich voran gingen den Ihren die Herren, kein Kühlein war ihnen zu ſchlecht, kein Kälblei zu klein, und mit ſelbſteigenen Händen griffen ſie i die Truhen und Schränke der verlaſſenen Häuſer. Auc der Thorberger war nicht der Letzte dabei und die Seinen wohl abgerichtet zu ſolchem Werke; doch blieb de Alten auch jetzt das Auge offen und mit Schrecken ſa er, der Erſte, die Gefahr. Die kühne Haltung d Einzelnen fiel ihm auf, noch mehr, daß alle nach ein Richtung zogen, er ſprengte auf einen Hügel, der anbrechende Tag zeigte ihm der Glarner Landesfahne a Fuße des Berges, umringt von einem ſchlachtfertige Haufen. Da erkannte er den begangenen Fehler, ſei Stimme rief zu neuer Schlacht. Viele ſammelten ſi um ihn, viele blieben beim Plündern, wie die Weſ auch nicht leicht den Stachel aus der Traube zieh wenn ſie einmal den ſüßen Saft gekoſtet. Als der ungleiche mit Steinen beſäete Grund die anreitenden Herren trennte, fielen die Glarner auf ſie herab, erſchreckten die Pferde, verwundeten und ſchädigten Viel hinderten dieſelben, ſie zu faſſen mit ihrer geſammt Macht; aber wo die Herren ſich ſammelten, da prallten die Glarner wieder an, ſcheuten die Pferde, warfen wund die Reiter. Immer zahlreicher wurden

Glarner, eine immer ängſtlichere Haſt den Kampf zu beendigen bei den Herren. Da neues Schlachtgeſchrei aus der Berge Klüften, unbekannte Heeresmaſſen der fürchterlichen Heldenmänner ſchienen im Anzuge, ein Beben durchs ganze Heer, tobende Pferde zerriſſen die Ordnung, über Steine ſtürzten die Pferde, von Steinen die Herren. Das dunkle Geſpenſt, das auf den Schlachtfeldern weilt, die Augen blendet, das Herz mit Schrecken füllt, ein unnennbares Grauſen über die Heere gießt, begann ſeine Flügel zu ſchlagen über dem öſterreichiſchen Volk. Da ermaß der Thorberger die Gefahr, die ungünſtige Stellung, die Wahrſcheinlichkeit, daß Hans von Sargans auf die Glarner einbrechen werde, wenn er dieſe vom Berge locke, und rief zum Rückzug. Er vergaß, daß zuſammengerafftes Volk wohl in Ordnung vorwärtsrücken, aber nicht in Ordnung ſich zurückziehen kann, daß, wo in den Herzen der Schrecken iſt, die Füße kein Maß mehr kennen im Rückwärtsgehn, die Ohren kein Halt mehr hören, und daß auf einen vorſichtigen Graf nicht zu rechnen iſt, wenn der Feind im Vortheil ſcheint.

Ueber Hals und Kopf nun alles zurück in immer zügelloſerer Flucht, und je weiter man floh, deſto weniger konnte man ſtille ſtehen, deſto wüthender eilten die Glarner nach, deſto weniger war von Graf Hans etwas zu ſehen und zu hören. Der alte Herr von Thorberg that das Mögliche die Flucht zu hemmen. Mit Namen rief er die Herren und einzelne Fähnlein an, ſtellte hier oder dort an günſtigen Stellen, hinter Zäunen, in Gärten Schaaren auf, ein Halt für Andere, aber vom Strome wurden ſie fortgeriſſen, von den Glarnern erſchlagen. Vergeblich ſchwang er ſein eigen Panner hoch, vergeblich ließ Freiherr von Sar das öſterreichiſche Panner fliegen, vergeblich bot Hans von Bonſtetten ſein ganzes Anſehen auf, zum Stehen das Heer zu bringen, die Letztern fanden den Tod. Den Thorberger, der auf den Tod um ſein Panner kämpfte, berührte plötzlich das Geſpenſt der Schlachten mit ſeinem Flügel, der Tod ſchien ſo grauſig zu grinſen von den Leichen auf, er ſah in dunkelm Felſenkeller ſeine Schätze ſchimmern, verloren mit ſeinem Tode für Alle, denn in ihm allein ruhte des Ortes Geheimniß, er ſah die Rache winken für dieſen Tag und manchen frühern. Ein unnennbares Etwas riß ihn zurück, er ließ ſein Panner fahren und floh mit Windeseile vom blutigen Grund. Je ſchneller er floh, deſto tieferes Grauſen erfaßte ihn, und je mehrere mit ihm flohen, deſto flüchtiger wurde er; es iſt als ob jeder Fliehende die Angſt aller mit ihm Fliehenden ertragen, in ſich aufnehmen müßte; wenn Millionen fliehen, trägt jeder millionenfache Angſt. Er dachte nicht mehr an das Stellen der Flucht, er ſammelte nicht an der Brücke die von allen Seiten heran ſich Drängenden, die den Glarnern an Zahl noch immer übermächtig geweſen wären, er eilte voran über die Brücke, dieſe brach hinter ihm zuſammen und ungezählt verſanken Ritter und Knechte in die Fluthen. Niemand dachte an das Feſtſetzen in Weſen, an die Vertheidigung dieſes treuen Städtchens, dem die Rache der Glarner drohte. Die Bewohner flohen auf die Berge, die Herren, wo jeder die nächſte Zuflucht hoffte, und die Glarner zündeten das verlaſſene Weſen an, raubten was ſie fortbringen konnten, nahmen ihre Rache.

Der Thorberger floh das Gaſter hinab, wo am See das alte Rapperswyl liegt, berühmt in der Geſchichte des Landes, früher eigenen Grafen gehörig, jetzt an

Habsburg gekommen, damals ein gefürchtet Städtchen, im Handel eine Art von Nebenbuhlerin Zürichs, beherrſcht von einer herrlichen Burg, einer der ſchönſten des Landes.

Rapperswyl war aber nicht nur ein ſchön gelegenes Städtchen, ſondern auch ein mannhaftes und dem Hauſe Oeſterreich treu ergeben. Zu Näfels auf dem Felde lagen zweiundſechszig Bürger, die Blüthe ihrer Kraft, doch war den Uebrigen der Muth nicht gebrochen, ſie bereiteten Alles zum Widerſtande. Dort ermannte ſich der Alte von Thorberg und übernahm den Befehl. Gern hätte er ſeinen Sohn der nahen Bedrängniß entzogen, allein kein Weg ſchien ihm ſicher genug. Zudem war Cuno's Schwäche groß, und ungerne hätte er das gaſtliche Haus verlaſſen, wo ihm ſeit langem zum erſten Male wieder wohl ward, trotz ſeiner verletzten Bruſt. Sein Hausherr, Curti mit Namen, war der beſte Mann von der Welt, aber eine geſchwätzige Seele; wo er eine Rede anbringen konnte über den Ruhm ſeiner Stadt und zuweilen auch den eigenen, vergaß er Eſſen und Trinken, und wenn ihn das Reden ankam, ſo begann er gerne: Heute vor ſo und ſo viel Jahren, wenn ſchon die zu erzählende Begebenheit an einem ganz andern Tage, ja in einem ganz andern Monat, geſchehen war. Die Frau war die mitleidige, geſchäftige Martha. Wenn ſie Jemand helfen, Schmerzen lindern konnte, ſo opferte ſie willig Zeit, Mühe, Schlaf, kurz Alles, was ihr zu Gebote ſtand. Aber nicht dieſe waren's, welche Cuno nicht nur ſein Leiden milderten, ſondern ſein Leben ihm verſüßten: dieſes war die ſchöne Tochter des Hauſes. Sie hatte eine wunderbare Aehnlichkeit mit ſeiner erſten Liebe, auch der Name ſtörte die Täuſchung nicht, auch ſie hieß Bäbeli. Schüchtern nahte ſie erſt dem vornehmen Kranken und nur, um der Mutter beizuſtehen und ſie auf Augenblicke abzulöſen. Als ſie aber ſah, wie mild und gut der Kranke war, Freude zeigte, wenn ſie bei ihm war, ſo blieb ſie gerne bei ihm, redete ihm von Allerlei, ſang ihm zuweilen eins ihrer weichen, ſchwermüthigen Lieder, und erquickte damit ſeine düſtere Seele auf wunderbare Weiſe. Wenn ſie ſich ſo fröhlich und doch ſo theilnehmend um ihn bewegte, ſo ſchien Bäbeli von Bubenberg als ſeine treue Hausfrau ihn zu umſchweben, ihre Kälte war geſchmolzen, die finſtere Wolke zwiſchen ihnen entſchwunden wie ein unheimlicher Traum, und ſüße Träume gaukelten um ſein Lager, wiegten ihn in leiſen Schlummer, zauberten ihn in ein Leben voller Luſt und Freude. Und wenn er wieder aufwachte, ſo hob freier ſich ſeine Bruſt, ſtrahlte heiterer ſein Auge, und den Schmerz des Erwachens verhütete Bäbeli's holde Geſtalt, die an ſeinem Lager ſaß, verſcheuchte deſſen freundliche Stimme, die ſo innig ihm ihre Freude bezeugte über die Erquickung, welche ihm der Schlaf gebracht. Dieſes glückliche Zuſammenleben ſtörte ſelbſt die beginnende Belagerung nicht. In den Mauern der Stadt herrſchte keine Angſt. Sie war mit Speiſe und Trank wohl verſehen, die Beſatzung tapfer, die Bürger zu Allem bereit, nur nicht zur Uebergabe, und der Thorberger ein Anführer, der Vieles ſchon erfahren. Schon am dritten Tag nach der Schlacht rannten die Zürcher die Stadt an, glaubend, im erſten Schreck ein leichtes Spiel zu haben, wie die Glarner mit Weſen, allein ſie irrten. Als ſie mit blutigen Köpfen abziehen mußten, rüſteten ſie ſich zur Belagerung. Von Zürich her kam der Zeug zu Waſſer und zu Land. Die Eidgenoſſen ſammelten ſich um das Städtchen; mit ihren großen Büchſen kamen die Berner, ließen Tag und Nacht den Bewohnern keine Ruhe, aber Niemand zagte.

Zu Waſſer und zu Land verſuchten die Eidgenoſſen ihre Kraft, wollten die Mauern brechen, trieben Schiffe durch die Pfähle im See und ſuchten an die Häuſer zu kommen. Aber die Belagerten wehrten ſich auf alle Weiſe, warfen mit Steinen Löcher in die Schiffe und verſenkten ſie. Was die Schweizer unternehmen mochten, die Rapperswyler vereitelten es. Drei Wochen lang dauerte die Drängniß umſonſt. Da, auf den erſten Maitag, beſchloſſen die Eidgenoſſen, des langen Liegens müde, und weil in den Marken ihres Landes, wo ſie noch das Geläute ihrer Kühe, das Schreien ihrer Rinder hören konnten, es ſie nie lange von Hauſe duldet, einen allgemeinen Sturm mit all ihrer Kraft. Ihr Entſchluß wurde in Rapperswyl bekannt, ihre Zurüſtungen konnte man ſehen von den Mauern und den Häuſern am See.

Da ſchien es dem Thorberger Zeit, das Aeußerſte abzuwenden. Er wußte, was 6000 Eidgenoſſen vermochten und wozu ſie ſich hinreißen ließen in der Wuth des Sieges. Sie hatten in Frieſenberg ſeinen Sohn nicht geſchont, als ſie die Thore verſchloſſen fanden, ſie ſchenkten dem gefallenen Leopold ſein fürſtliches Leben nicht, und hier hatte er ſeinen einzigen Sohn, nach ihm keinen mehr zu verlieren, nach ſeinem Verluſt vom Leben nichts mehr zu hoffen; er mußte ihn retten. Er wußte dieſes aber nicht anders zu vollbringen, als durch die Uebergabe der Stadt, oder wenigſtens durch Unterhandlung um die Uebergabe, während welcher Entſatz kommen konnte, worauf aber nicht ſehr zu hoffen war, denn ein öſterreichiſch Heer hätte ſich nach Sempach und Näfels nicht leicht in die Nähe von 6000 Eidgenoſſen gewagt. Als erſter Feldhauptmann trug er daher am letzten Aprillentage auf Uebergabe an in großer Verſammlung der Bürger und der Befehlenden der Soldaten. Aber der Greis konnte ſeine wohlgeſetzte Rede nicht vollenden. Ein allgemeiner Tumult erhob ſich, Waffen klirrten, Armbrüſte wurden geſpannt, Hände mit Steinen hoben ſich und ein allgemein Geſchrei erſcholl gegen den Thorberger. „Verräther! Feigling! Altes Weib!“ riefen hundert Stimmen ihm zu, drohten ihm mit dem härteſten Tode. Vergebens winkte er, vergebens erhob er ſeine Stimme, der Tumelt wurde immer größer; vergeblich ermahnten ihn ſeine Freunde und Diener, ſich zurückzuziehen, er trotzte dem Sturm, redete immer grimmiger, aber immer ungehört, auf die Menge ein. Da flogen Steine, es ſchwirrten Bolzen. Nun riſſen ſie ihn zurück, bargen ihn in ihrer Mitte und ſicherten ihn im Innern der Burg. Draußen ſtürmte es noch lange wie ein wogend Meer. Es richtete ſich die Wuth gegen die Schweizer, Trotz wurde ihnen auf jegliche Weiſe geboten, ihre Anſtalten verhöhnt, und mit unermüdlichem Eifer rüſtete man ſich, den Feind zu empfangen. Weib und Kinder nahmen an dieſen Rüſtungen mit gleichem Eifer Theil, jedes Haus ward zur Burg, in jedem war Alles zu Schutz und Trutz bereit und die Weiber freuten ſich, einmal ihr ſiedend Waſſer über Eidgenoſſen anrichten zu können, wie über geſchlachtete Schweine.

Wo man in einem Hauſe Waſſer rüſtete und Keſſel zum Sieden des Waſſers, Holz herbeitrug, da redete man mit Haß und Ingrimm vom Thorberger, wie er Stadt und Leute den Eidgenoſſen verkauft, wie er ein

Feigling ſei und wundlos bei Sempach und Näfels entronnen, wie er kein Herz mehr habe, das böſe Gewiſſen ſeiner böſen Thaten wegen es längſtens aufgezehrt, wie er mit dem Teufel einen Pakt habe, allenthalben, wo er ſei, das Uebelſte anzurichten und ſo viele Menſchen als möglich ihm zuzuſenden. Während man ſo von ihm redete, tobte der Thorberger in den Mauern der Burg; ſolchen Hohn hatte er noch nie erfahren. Gemeine Leute widerſetzten ſich ſeinem Willen, gemeiner Leute willen ſollte er opfern ſeinen Sohn! Seine Wuth überwältigte ſeinen Verſtand, er hätte das Tollſte verſucht, wenn die Seinigen ihn Meiſter gelaſſen. Er hatte nie gerne in eine Burg ſich einſchließen laſſen, eine Belagerung bringt Fälle, denen der Klügſte unterliegt, und einmal gefangen, kannte er ſein Loos. Hier ließ er es geſchehen, theils von der Schlacht betäubt, theils um ſeines Sohnes willen, und jetzt am Ende ſeines Lebens erwartete ihn und ſeinen Sohn das, was er ſein Lebenlang gemieden, und gebunden waren ihm die Hände, das Letzte zur Rettung zu verſuchen! Als endlich ſeine Beſinnung in etwas wiederkehrte, machte er ſich trotzig auf, ſtieg in die Stadt hinunter, ſeinen Sohn zu holen. Er glaubte ihn dem Haß der Bürger nicht ausſetzen zu dürfen, er kannte ſeine Pfleger nicht. Gutes traute er Niemanden. Er glaubte jedenfalls die Burg ſicherer und ihr Halten noch möglich, wenn ſchon die Stadt gefallen. Es war Abenddämmerung, als er ins Haus des redſeligen Rathsherrn trat, der nicht zu Hauſe war, ſondern auf dem Rathhauſe in den nothwendigen Berathungen auf den morgenden Tag Stoff zu neuen Reden für die Zukunft ſammelte, die der ehrliche Curti an Faſtnachts- und Schützenfeſten zu halten gedachte. Die Hausfrau war mit Knecht und Mägden mit der Ausrüſtung des Hauſes beſchäftigt. Der Freiherr, durch manchen ihm nachhallenden Fluch neu gereizt, trat unaufgehalten bei ſeinem Sohne ein. Dieſer lag ſtill ſelig, durch den Tumult unberührt, auf ſeinem Lager und horchte einem lieblichen Mährlein, welches das freundliche Bäbeli ihm erzählte, von einem Ritter und einem armen Mädchen, und wie der Ritter ſeinen Verwandten zum Trotz, dem armen Mädchen treu geblieben, und wie am Ende das arme Mädchen eine reiche Fee geweſen, den Ritter mit auf ihr Zauberſchloß genommen und dort tauſend Jahre wie im Paradieſe mit ihr gelebt habe und vielleicht noch dort lebe. Mit einem Schrei fuhr Bäbeli auf, als es den grimmen Ritter eintreten ſah, welchen ſie haßte aus dem Grunde ihrer Seele und es doch den Sohn nicht entgelten ließ, dem ſie auch nichts von der heutigen Geſchichte erzählt hätte. Mit dem harten Befehl, mit ihm zu kommen, weckte er wie mit einem Donnerſchlage ſeinen ſo hold träumenden Sohn. Der Sohn hörte, daß er fort ſollte von hier, wußte nicht warum, bat gar dringlich, ihn doch hier zu laſſen, wo er ſo wohl gepflegt und noch zu ſchwach zum Gehen ſei. Allein der Thorberger ſagte: ſein Sohn ſei keine Kindbetterin, daß er nach bald vier Wochen den kurzen Weg zur Burg nicht ertragen könnte. Ihm kam des ſchönen Mädchens Nähe verdächtig vor, deſſen bitterlich Flehen ärgerte ihn noch mehr, er hörte auf keine Einwendung, winkte ſeinen Begleitern, fluchte den Bürgern, und ließ gewaltſam den ſich ſträubenden Cuno in die Burg tragen. Dieſem war die Stimme gebrochen, ſein Leid über das gewaltſame Scheiden konnte er nicht laut werden laſſen. Er wußte nicht, was ihm geſchah, wohin er geſchleppt werden ſollte; hätte er ſeinen Vater nicht erkannt, ſo hätte er eine gewaltſame Entführung glauben müſſen. In der Burg endlich ward ihm Auskunft, und der Haß des Vaters brach ſich neue Bahn. Da bat der Sohn den Vater gar dringlich, daß er ihn doch wieder hinunter möchte tragen laſſen, nur dort ſei ihm wohl, nur dort könnte er Geneſung finden, mit ihrem Leben würden ihn die Bewohner ſchützen. Aber der Thorberger nannte ihn einen einfältigen Knaben, der ſeinen Vater für ſein Wohl müßte ſorgen laſſen, der in des Vaters Schutz am ſicherſten ſei. Da bat der Sohn, wie er noch nie den Vater gebeten, daß er doch wenigſtens Bäbeli erlauben möchte, ihn zu pflegen, ſie käme gewiß, ohne ihre Pflege ſei ſein Ende nah. Aber der Vater höhnte den Sohn und meinte, er ſei nicht der Väter Einer, die ihren Söhnen Dirnen zuführten, es ſei Zeit, daß er von der ſchlauen Dirne wegkomme, und wenn man morgen den Eidgenoſſen entrinne, ſo werde er auch dafür ſorgen, daß er nicht mehr in ſolche Netze falle. Da ſchwieg der Sohn, ſein Vater hatte ſeine letzte Bitte gehört.

Der Alte ſuchte keine Ruhe. Von Mauer zu Mauer, von Thurm zu Thurm ging er die ganze Nacht, unterſuchte Alles, ordnete Neues. Wie die Soldaten ihn auch anſehen, welche Blicke ihn empfangen mochten, ihn kümmerte es nicht. Mit der alten Kraft bemeiſterte er ſich ſeines Anſehens wieder, und wo er weiter ging, wurde wohl Manches gemurmelt, aber gehorcht. Als die Sonne heraufkam und ihr golden Licht über die herrliche Gegend goß, die bald ein Bild menſchlichen Grauens ſein ſollte, trat er in ſeines Sohnes Gemach. Mit feuchten Augen klagte der Vogt, wie Cuno die Nacht über ſo ängſtlich geſeufzt, verwirrt geredet, ſo oft ſeine Hände bittend und betend ausgeſtreckt. Er fürchte, das Fieber komme wieder, oder etwas Böſeres noch ſtelle ſich ein. Jetzt lag der Sohn ruhig und ſtille auf ſeinem Lager, und keine Veränderung ſah das durch nächtliches Wachen getrübte Auge des Vaters. Darum gab er nichts auf ſeines Dieners Rede, ſondern ſagte, das Alles werde ſich geben, jetzt ſei Zeit, an Wichtigeres zu denken, ſchon rüſteten die Eidgenoſſen den Sturm.

Von ſeinem alten Diener ließ er ſich wappnen mit ſeiner beſten Rüſtung und ſtärkte ſich zu dem nahen Kampfe. Da brachte ein Diener die Botſchaft, es ſtehe ein Bürgermädchen draußen und frage nach dem Junker. Der Alte entbrannte in Zorn, nannte die Frechheit unerhört, dem Sohne nachzulaufen bis unter des Vaters Auge, und befahl, ihr zu ſagen, daß ſie nicht wieder komme, wenn ſie nicht mit Hunden gehetzt ſein wolle. Draußen hörte man des Mädchens Weinen, es zuckte der Sohn vom Lager auf, ein heiſer Laut entfuhr ihm; aber ſtille ward es draußen und ſtille ſank Cuno zurück in ſein lautlos Weſen. Als gerüſtet war der alte Ritter in Eiſen vom Kopf bis zum Fuß, hätte Niemand einen Greis hinter dem Eiſen geſucht; aufrecht trug er ſein Haupt, raſch war ſein Gang. Dem alten Burgvogt befahl er, dem Sohne Labung zum Bette zu ſtellen, damit er ſelbſt ſich erquicken könne, und ihn dann zu begleiten. Heute werde um Cuno's Leben gefochten, dazu ſeien alle geſunden Hände nöthig, daher nichts als billig, daß er die ſeinigen für ſich brauche nach ſeinem Vermögen. Dem Alten wies er draußen einen Poſten an. Vergebens bat dieſer mit thränenden Augen, daß er oder ein Anderer des kranken Sohnes warten dürfe, oder daß man doch wenigſtens dem ſich ſo willig bietenden Mädchen die Pflege überlaſſen möchte. Aber der Ritter höhnte den Alten, als ob er ſich fürchte vor den Bernern, die ihm Thorberg genommen, und meinte, in wenig Stunden ſei das Loos geworfen über Leben und Tod; ſiege man, ſo könne man Cuno noch ſattſam pflegen, falle man, ſo ſei alle Pflege überflüſſig. Uebrigens ſei ſein Sohn ein Mann und als ſolcher werde er wiſſen, was ihm in dieſer Stunde zieme, beſonders da er durch ſeine Schuld in dieſer Lage ſei. Der Alte verſtummte und der Ritter verließ den verſtummten Sohn.

Wie in einem Bienenſtocke, wenn er ſchwärmen will, ein dumpfes Sumſen entſteht, ein eilig Hin- und Herrennen, wie Einzelne ſich hervorwagen, zurückeilen und mit zahlreichen Schwärmen wiederkommen, ſo war es auch in den eidgenöſſiſchen Lagern, welche die Stadt umſchloſſen. Die Fahnen flatterten, Harſthörner ließen grauenvoll ſich hören, Trommeln und Pfeifen ertönten, die Blyden, Tartſchen wurden hervorgezogen, einzelne Führer zeigten ſich, die Angriffspunkte noch einmal ins Auge zu faſſen. Die Haufen ordneten ſich, mit blanken Waffen die Einen, Leitern tragend Andere, zu einem Schirm bereit die Dritten, den Mauerbock auf den Schultern die Vierten, während die Katze hinter ihnen ſich putzte und rüſtete. Schützen ſtellten ſich auf, faßten ſich die Mauerlücken ins Auge, Schiffe füllten und bewegten ſich auf dem in kühlem Morgenwinde ſich kräuſelnden See, und ſtill und klar leuchtete die Sonne über dem immer lebendiger werdenden Bilde.

Auch in Rapperswyl regte ſich, was lebendig war, die Mauern hatten ſich gefüllt, Säcke wurden auf dieſelben getragen und Steine, Balken ragten hervor und emſige Menſchen liefen umher, während andere wie Bildſäulen ſtarrten ins Gewühle. Auf allen Dächern ſah man ſpähende Köpfe, die nach Fehlendem ſahen oder den Bewegungen der Eidgenoſſen. Dann ward es wieder ſtiller, die Hörner und Trommeln ſchwiegen, immer weniger Bewegung war ſichtbar, zum Bilde ſchien das Leben zu erſtarren, und immer banger ward es dem Gemüthe in dieſer wachſenden Stille. Da auf einmal brachen tauſend Töne los aus den Haufen der Eidgenoſſen, der wilden Männer markerſchütternd Kriegsgeſchrei, der Harſthörner ſchrecklicher Ruf, der Trommeln und Pfeifen Angſt erregend Geſchrei. Raſches Leben wogte auf, die ſchrecklichen Eidgenoſſen drangen heran, die Schiffe rauſchten der Stadt zu, einzelne Blyden warfen ihre Steine hoch über die Eilenden gegen die Mauern, die Schützen eilten, ihr Ziel zu finden, die Katze rollte über die Mauerbrecher, die Schwerter funkelten im Glanze der Sonne, die Harniſche raſſelten Kriegeslieder, und die kampfdurſtigen Augen ſandten hinauf zum Feinde ihre todesfreudigen Pfeile. In Rapperswyl der lebendige Widerhall. Jedes Haus, jeder Stein erwiderte der Eidgenoſſen Schlachtgeſchrei, die Glocken hallten wie feierliche Warnungen ihnen entgegen, und einzelne Bolzen brachten ihnen der Feinde ſcharfe Morgengrüße. Die tapfern Rapperswyler bebten nicht, als die 6000 Eidgenoſſen rings an ihr Städtchen rannten, fürchteten nicht, daß derſelben Kraft es zuſammendrücken möchte, aber denn doch in eigener Aufregung müſſen ihre Herzen geſchlagen haben, als die weltberühmten Krieger, ſo ſchrecklichen Anſehens und ſo kriegeswild, ſo todverachtend, ihrer Kraft nichts unmöglich haltend, näher und näher rannten, die erſten Leitern an die Mauer legten, die erſten Sturmböcke an die Mauern donnerten, Steine und Pfeile an die Mauern praſſelten und das Weiße im wilden Auge der vorderſten Eidgenoſſen drohend vor den Thoren erglänzte. Aber dieſes zuſammenpreſſende Gefühl, nicht Furcht, nicht Feigheit, aber das Bangen der Erwartung, ſchwand, als des Feindes Toben die eigene Kraft in Anſpruch nahm, als die Seele geriſſen wurde in des Kampfes wilden Tanz.

Die Leitern wurden niedergeworfen, aber wieder aufgerichtet; hart kämpfte mancher auf deren Sproſſen gegen den Feind über ihm, bis er hart nieder in den Graben fiel. Steine zerſchmetterten Schirmdächer und Katze, ſiedend Waſſer, flüſſiges Pech, ſcharfe Pfeile begrüßten die Bloßgeſtellten, aber ein neuer Schirm deckte ſie, von Neuem donnerte der Widder an die Mauern, bis neue Steine die Huth der Stürmenden brachen. Rüſtige Gräber ſchaufelten am Fuße der Mauern, die Schiffe drängten mit Feuer ſich an die Stadt, aber hier und dort rüſtige Vertheidiger, welche die Gefahr zu wenden wußten. Ueberall die gleiche Drängniß, überall der gleiche Widerſtand, Stunde um Stunde verrann, die Sonne ſtund hoch über der blutigen Stätte, aber in immer gleichem Feuer brannte der Kampf. Wo ein Verwundeter eine Lücke ließ, trat ein Geſunder ein, wo ein Müder abtrat, ſtellte ſich ein Friſcher dar und belebte mit neuer Kraft den alten Kampf. Je länger dieſer dauerte, deſto freudiger kämpften ihn die Bürger, von Weibern und Kindern unterſtützt, Wein und Speiſe die Fülle trugen ſie den Ermattenden zu und manches Weib führte die Waffe des Mannes, während dieſer ſich labte. Immer ſiedete das Waſſer, wenn man es bedurfte, nie fehlte das Pech, wenn Eidgenoſſen zu begießen waren, nie fehlten Kinder, ſelbſt im heißeſten Streit, wenn eine Botſchaft auszurichten oder etwas Nothwendiges zu holen war. Allenthalben aber ſah man den Thorberger und voran wo der Streit am heißeſten war. Manche Leiter warf er um mit eigener Hand, manch harten Schlag wechſelte er mit den an den Leitern Klebenden, Manchen ſtürzte er in den Graben zurück. Unerſchrocken wanderte er auf der Mauer, machtlos prätſchten die Bolzen von ihm ab, Steine irrten an ihm vorüber, wie ein alt gefeit Hünenbild ſtund er auf der Mauer, des Kampfes Wogen überblickend. Wo Gefahr entſtund, da ſtürzte er hin und kämpfte ſie nieder mit nie ermattender Kraft. Wie auch der alte Haß der Eidgenoſſen gegen ihn ſeinen Zorn ſprühen ließ, in wilden Würfen und gewaltigen Streichen, er höhnte ihrer Anſtrengungen, vereitelte jedes ihrer Beginnen. Er war ein Held an dieſem Tage. Schon um die Mittagsſtunde war's und glühend der Kampf in den heißen Sonnenſtrahlen, da bemerkte der Thorberger von einem Thurme, wo er die Schlacht überſah, ein verdächtig Drängen der Schweizer zur Mauer, in der untern Stadt ein Hin- und Herwogen, Herausſchaffen und Zurücktragen, er erkannte die Gefahr. Eidgenoſſen hatten unbemerkt, an der Mauer ſich hinſchleichend, ein Loch gefunden, waren durch daſſelbe eingebrochen, in einen Keller gekommen, und fanden dort in dieſer heißen Stunde der Verſuchung mächtigſte: Fäſſer voll kühlen Weins. Sie widerſtunden nicht, ſie vergaßen ihres Kampfes Ziel, gedachten nur ihres und ihrer Brüder Durſtes, verweilten ſich, tranken und gaben zu trinken. Da übereilte der Thorberger ſie. Wie Mäuſe in der Falle ließ er ſie von oben mit ſiedendem Waſſer begießen; ſtatt der Stadt gewannen ſie den Tod. Viele

Schweizer fanden den Tod, aber mit immer ſich gleich bleibender Hartnäckigkeit tobte der Sturm, immer Neues wurde verſucht, immer neu das Leben eingeſetzt; ſie wollten die Stadt, aber der Tag verrann. Die Vesperzeit kam, bei neun Stunden hatte in einer Wuth der Sturm gedauert, da riefen die Führer ab nach alter Sitte: daß wenn der Herr zur Ruhe lade die Menſchen, ſie ablaſſen ſollten von jeglichem Tagewerk, auch von des Streites blutiger Arbeit. Mißmuthig verließen die Schweizer die Mauern und Gräben, mißmuthig ihre Blyden und Katzen, die ihnen ſo ſchlecht geholfen, und zogen mit drohenden Geberden ihren Lagern zu, aber unverfolgt. Tags darauf kehrten ſie heim. Hoch jubelten die Bürger ihnen nach, der Rettung ſich freuend, der Rettung, die ihnen zweifelhaft zu werden begann, denn auch ſie ermatteten, und die Hand, welche am Morgen das Schwert wie ein Stäblein geſchwungen, wie ein Rohr die Leiter niedergeworfen, vermochte kaum noch das Schwert zu heben, die Leiter zu bewegen. Gar Mancher lag wund, hatte eine Lücke gelaſſen, und der ermattete Nebenmann ſollte für zwei nun fechten, wo er früher für ſich Arbeit vollauf gehabt. Darum athmeten ſie ſo freudig auf und dankten Gott auf den Mauern noch für ſeine gnädige Hülfe, dankten freudig für das helle Abendroth am klaren Himmel, daß ihres Städtchens Brand den Himmel nicht röthe, der wirbelnde Rauch nicht ſchwärze das freundliche Abendroth über dem See.

Ehrfurchtgebietend geht der Thorberger aus der untern Stadt nach der Burg hinauf, ehrerbietig beugen ſich vor ihm die Bürger und Krieger; ſie wiſſen nun, ſein Rathen zur Uebergabe war nicht Feigheit, bloß ein Irren über einen Ausgang, der in keines Menſchen

Berechnung ſtund. Und wenn ſie ſich auch größer fühlen, als er im Glauben und Vertrauen, ſo müſſen ſie doch in Verwunderung ſich beugen vor ihm, daß er ſeine Tapferkeit zu ihrem Wollen legte, und nächſt Gott Urſache war, daß das nicht geſchah, was er fürchtete, ſondern das, was ſie hofften, daß er alſo im Unrecht erſchien, auf ſie der Ruhm fiel. Engherzige können das nicht, darum bewunderten ſie ihn. Stolz ſchritt er hinauf, noch manches ordnend zur Vorſicht, ſchritt dem Sohne zu, an deſſen Rettung ihm mehr gelegen als an der der Stadt. Auf dem Gange dazu liegt eine Leiche, — es iſt der alte Burgvogt, der von einem Bolzen tödtlich getroffen, da er nicht mehr fechten kann, zu ſeines Herren Sohne will, ihm zu dienen, ihn zu pflegen. Aber ſein Leben trug ihn nicht bis dorthin, wenige Schritte von ihm ereilte ihn der Tod. Der Ritter ſchritt über ihn weg, ſchritt zur Thüre, die zu ſeinem Sohne führte, ſchritt an das Lager auf welchem ſein Sohn lag. Dort lag er, er bewegte ſich nicht bei ſeines Vaters harten Schritten, beim Klang ſeiner rauhen Stimme, — denn todt lag er dort auf ſeinem Lager, bittend die Hände gefaltet, thränenfeucht die offenen Augen, das bitterſte Leid in allen ſeinen Zügen. Todt lag des Thorbergers letzter Sohn, keine Hand hatte ihn in ſeiner letzten Stunde gepflegt, keine Hand ihm den Schweiß von der Stirne gewiſcht, kein Mund ein tröſtend Wort ihm geſprochen — am Weh der Verlaſſenen war er geſtorben, er, des reichen Freiherrn letzter Sohn.

An ſeines todten Sohnes Lager ſteht der Freiherr, der draußen für deſſen Leben gefochten, während er ſelbſt drinnen dem Tode die Thüren geöffnet, kalt, ſtarr, thränenlos. Der Schlag, der ihn ſo fürchterlich unerwartet getroffen, beugte ihn nicht, erſchütterte ihn nicht, aber es war, als ob das Leben in ihm verſunken ſei in einen tiefen Abgrund. Ehrfurchtgebietend ſtund er da, aber ohne Sprache, ohne Bewegung, mit verſchlungenen Armen die Leiche betrachtend. Die Diener jammerten, kamen, gingen, er bewegte ſich nicht, die Halle füllte ſich mit Kriegern, er ſah ſie nicht; die Pfaffen des nahen Kloſters kamen und ſangen die Todtenklage, er hörte ſie nicht. Es trat der Abt zu ihm, berührte leiſe ſeine Schulter und fragte nach des Freiherrn Willen über ſeines Sohnes Beſtattung. Nach und nach begann es ſich zu regen in dem ſtarren Körper, Leben kam wieder ins Auge, er ſah rund um ſich Mann für Mann, ſah wieder zu ſeinem Sohne nieder, machte manchmal ſo die Runde, endlich ſchwellte ſich die Bruſt an wie von zurückgehaltenem Athem, es klang wie ein Seufzer, — dann gab er gemeſſen ſeine Befehle, redete mit Dieſem, mit Jenem, nnd ging endlich mit feſtem Tritt ſeiner Kammer zu.

Dort ſoll er lange lautlos und ſpeiſelos geſeſſen ſein, keinen Klagelaut habe man von ihm gehört, ſagt die Kunde. Mit feſtem Tritt, thränenlos, begleitete er ſeinen letzten Sohn zu ſeiner letzten Stätte. Es konnten die Väter und Mütter den harten Sinn des grauen Ritters nicht faſſen, der beim Grabe ſeines einzigen Sohnes keine Schwäche verrieth, deſſen Geſicht ſich auch nicht um einen Zug änderte für den, der einen flüchtigen Blick darauf warf. Wer ihn genauer angeſehen hätte, würde geſehen haben, wie aus dem Geſichte die eigentliche Seele getreten und etwas Stieres, Todtes darauf Platz genommen; die alte Strenge in den harten Zügen ſah man noch, aber die Schärfe und das Feuer im Blick waren dahin. Er erfüllte noch immer alle ſeine Pflichten, aber wie von der Gewohnheit bewegt, nicht vom innern Leben getrieben; er glich faſt Einem der noch Schritte macht, nachdem ihm der Kopf abgehauen iſt. Es iſt etwas unnennbar Unheimliches an einem Menſchen, in deſſen Zügen Freud und Leid ſich nicht ſpiegeln, deſſen Inneres mit einer undurchdringlichen Decke verhangen iſt und vor keines Menſchen Auge kömmt, was dort auf- und niederſteiget. Die Leute ſahen nicht den ungeheuern Schmerz, der wie ein bodenloſer Abgrund ſeine Seele verſchlang, ſie ſahen nur die Hülle deſſelben, die trotzig aufrecht ſtand und unbewegt, darum gingen ſie ſcheu, faſt wie einem Geſpenſte, ihm aus dem Wege.

Die Herzoge von Oeſterreich, in den beiden Schlachten vieler erprobten Räthe beraubt und Hans von Sargans wegen ſeines Benehmens bei Näfels eben nicht beſonders günſtig, konnten den alten erfahrnen Thorberger nicht lange miſſen; ſie riefen ihn; er ſollte rathen, in dieſer Noth das Beſte zeigen. Wie ein Blinder die Steige kennt, die er als Sehender gewandelt, wie er ſie findet, und wer ihn nicht kennt, nicht gewahr wird, daß ihm das Licht der Augen fehlt, ſo verſah Herr Peter auch der Herzoge Dienſt. Faſt inſtinktmäßig, rieth er zu einem ſiebenjährigen Frieden, um Zeit zu gewinnen, und gab die ſicherſten Wege an, ihn zu ermitteln. Aber wenn er ſeine Antworten gegeben, ſeine Räthe eröffnet, ſo ſchien ſein Leben zu erlöſchen, und er wanderte Stundenlang ohne Wort, ohne bewußten Blick eine Halle auf und ab. Selbſt den Herzogen ward es unheimlich in ſeiner Nähe, und nur ſeine Nothwendigkeit und das Mitleid mit dem Greiſen, der in ihrem Dienſte kinderlos geworden war und an ihres

Hauſes Nutzen ein mehr als achtzigjähriges Leben geſetzt, vermochte ſie, ihn in ihrer Nähe zu behalten.

Wie oft ein Baum längſt ausgebrannt, ſein Mark Staub geworden iſt, während ſeine Krone noch hoch ſich hebt, Blätter, Blüthen treibt, eine feſte Rinde um den hohlen Stamm ſich ſchlingt — weil noch ein ſpärlich Leben aus den Wurzeln durch des Stammes äußere noch lebendige Rinde hinauf zur Krone geht, — ſo lebte auch der Freiherr, nachdem ihm ſeine Familie, deren Glanz und Ehre ſeines Lebens Mark war, aber nicht ſeine Liebe, untergegangen, noch fort im Hauſe Oeſterreich, in welchem ſeine Familie gewurzelt war, und aus dieſen Wurzeln floß noch ſeines Lebens Kraft und hielt aufrecht ſeinen alten Leib. Ja es ſprühten zuweilen wieder Funken des alten Geiſtes, wie auch der Vulkan noch lange einzelne Funken wirft, wenn das Leben in ſeiner Werkſtätte erloſchen ſcheint. Und wie kein Menſch den Schmerz des Baumes, deſſen Mark ausbrennt, in Staub verſinkt, ermißt, ſondern nur das äußere Leben ſieht, nicht die innere Qual, ſo hat auch Niemand erfahren, wie heiß der Brand gelodert, der des Freiherrn Lebensmark verſchlungen.

Viel in der Herzoge Dienſt verkehrend im Aargau und ihren noch öſtlicheren Gütern, war er näher bekannt mit Zürich, den dortigen Perſonen und Verhältniſſen. Ein früherer Plan, Bern zu gewinnen und von der Eidgenoſſenſchaft zu trennen, tauchte in ihm wieder auf, er trug ihn nun auf Zürich über.

Dort war zur ſelben Zeit ein Bürgermeiſter Namens Schön, deſſen Namen einen böſen Klang erhalten hat im Schweizerlande. Man weiß nichts von ihm als die eine That, es wäre daher vermeſſen, über ſein ganzes Weſen den Stab zu brechen. Aber aufmerkſam machen darauf darf man immer, daß es in einer Republik das fürchterlichſte Loos iſt, als ein ungeſchickter oder unredlicher Führer Kind und Kindeskindern zum Vorbild gegeben zu werden, durch Jahrhunderte ein Brandmal tragen zu müſſen, das nie erliſcht. Und oft iſt nicht eigentliche Unredlichkeit, nicht böſer Wille Schuld an ſolch fürchterlichem Loos, ſondern kindiſche Eitelkeit, übertriebener Ehrgeiz, am meiſten wohl der unſelige Wahn: der Erfolg rechtfertige die That, gute Abſicht mache böſe Wege gut, Betrug am Willen des Volkes ſei erlaubt, wenn der Betrüger ſich einbilde, er betrüge das Volk zu deſſen eigenem Beſten.

Schön war zugänglich dem öſterreichiſchen Intereſſe. Wir finden nirgends die Rede von Beſtechungen. War es daher wohl perſönliche Eitelkeit, die in den vielen Verhandlungen mit den Eidgenoſſen verletzt ſein mochte, da damals die Männer des Schlachtfeldes mehr galten, als der wohlweiſe Bürgermeiſter; oder war es der Sinn, der die Zürcher lieber öſterreichiſch regieren wollte, als ſchweizeriſch? Nicht unwahrſcheinlich war es das Erſtere, eine alte Schwachheit wie es ſcheint, die in neuerer Zeit noch nicht vergangen iſt. Der Thorberger glaubte wenigſtens, ein perſönliches Bemühen des Herzogs werde bei dem Bürgermeiſter vollkommen den beabſichtigten Zweck erreichen. Die Herzoge von Oeſterreich haben es vielfach erfahren, daß ſie hundertmal leichter in eigener Perſon mit einem biedern Volke unterhandeln könnten, als durch Abgeordnete, ſie mochten ſein wie ſie wollten. Und wenn ein einfach Volk einem Herzoge nicht widerſtehen kann, wie ſollte denn dieſes ein eitler Bürgermeiſter vermögen? Wenn die Könige wüßten, wie offen ihnen des Volkes Herzen wären, wenn ſie perſönlich an ſie klopfen, wenn väterlicher Sinn kindliche Liebe ſuchte, ſie würden häufiger an dieſelben klopfen mit eigenem Finger. Wie man Flaſchen mit Stöpſeln verſchließt, ſo verſchließen mit Miniſtern die Könige ſich die Herzen der Völker.

Schön und ſeine Räthe ſchloſſen mit Oeſterreich ein Bündniß, worin ſie Zürich mit Oeſterreich näher verbanden als mit der Schweiz, dem Erſteren nach verfloſſenem Frieden die Rückgabe aller im letzten Krieg verlornen Beſitzungen zuſicherten. Von einigen Ständen gemachte Einwendungen wies er ab, auf ſeine Competenzen ſich ſtützend. Den gut geſinnten Zürchern band Furcht den Mund, ſie gedachten, was ein Bürgermeiſter zu thun im Stande ſei, um ſeine Perſon zu ſichern. Braun hatte es ſie gelehrt. Da nur ein Schrei in der ganzen Eidgenoſſenſchaft, und den 8. Mai 1393 ritten aus allen Ständen die weiſeſten und tapferſten Eidgenoſſen in Zürich ein. Vornehm, als einer der eines Vornehmen Freund zu ſein meint, empfing ſie der Bürgermeiſter, und redete viel von ſeinen Rechten. Da aber die Sache vor das Volk gebracht wurde, da erbebte er, und redete nun viel von ſeinen guten Abſichten. Sein Leben wurde geſchont, aber ſein Bund zerriſſen; nachdem er ſchweizeriſche Schande über ſein Haupt gebracht, wartete ſeiner ein dunkler Untergang.

Aber mit ihm verſchwand auch der Thorberger aus dem Treiben der Welt. Das Letzte war ihm mißlungen, durch den Sempacherbrief der Schweizerbund gefeſtigt, ſatt ſchien ſeiner ſein Herr, junge Räthe beſpöttelten den vergebenen Verſuch. Ganz öde ward es um ihn, als ob das Licht der Sonne ihm wehe thue, die offene Luft zu rauh ihm ſei; er fühlte, er hatte ausgelebt für die Welt. Seine Familie war im Grabe, alles ihm mißlungen, er hatte nichts mehr als einen ſterbenden Leib und Geld, Geld das kein Feind gefunden, kein Menſch gezählt, zu deſſen Gebrauch die Zeit nie die gelegene war. Er nahm Abſchied von ſeinem jungen Herrn in ſeiner alt gemeſſenen Weiſe, und kalt und ſtarr ging er ſeinen Weg, während es in ſeinem Inwendigen riß und ſchmerzte wie wenn man Wurzeln ausreißt, die noch feſt gewachſen ſind. Er ſuchte ſeine Beſitzungen im oberen Lande. Koppigen war ganz zerſtört und lag ihm zu offen im Lande — er fand hier keinen Platz für einen müden Greis, der ſich bergen will vor der Welt und ſinnen will über ſein Ende. Er ritt auf Thorberg. Dort ſtarrten ihm aus den dunkeln Wäldern noch gewaltige Mauern entgegen, faſt wie ehedem, ſchauerlich öffneten ſich noch immer die tiefen Schlünde dem Thale zu, und eine weite Einſamkeit dehnte immer noch hinter dem Schloſſe ſich aus. Da beſchloß er zu bleiben. — Scheu, von Ferne ſahen die Bewohner den Ritter einreiten ins Thal; wer konnte, barg ſich; wer ihm zu nahe war, ging zitternd an ihm vorbei, und ängſtlich redeten ſie zuſammen: was nun wohl über ſie die Ankunft des Ritters Strenges bringen werde; ihrer aber gedachte der Ritter nicht.

Er lebte einſam droben mit wenig Dienern, das äußere Leben bewegte ihn nicht, ging unbeachtet an ihm vorüber. An ſeine Angelegenheiten dachte er nicht, nur wenn ein Diener frug oder Bericht erſtattete, ſo horchte er und gab Beſcheid. Er lebte faſt das Leben ſeiner geſtorbenen Kinder. Saß er nicht ſchweigend in der Halle, ſo ging er langſam in die weiten Wälder, lehnte ſtundenlang ſich an eine Buche, ſtund wie eine Säule auf einem Vorſprung in tiefes Sinnen verloren, merkte nicht der Sonne Lauf, nicht der Wolken

Spiel, der Winde Treiben. Er ward das Räthſel des Thales.

Auf ihren Herren ſind allenthalben der Untergebenen Augen gerichtet, hängt doch von demſelben Wohl und Weh ab, es mildert eine entdeckte ſchwache Seite manches Loos, es entſchädigt geheimer Spott über bloß gelegte Eigenheiten für manch erhaltenes ſchnödes Wort.

Als der Krauchthaler Herr ſo ſeltſam wiedergekehrt war, gleich in ſeinem Aeußern, aber ſo ganz anders in ſeinem Thun, da begannen die Einen Mitleid mit ihm zu fühlen. Das Leid um ſeine Kinder, ſagten ſie, hätte ſein Herz gebrochen, ein gewaltiger Schmerz mache ihn ſtumm und wenn er durch Wälder und Klüfte wandle, ſo ſuche er ſeinen Cuno, ſeine Adelgunde. Dieſe beriefen ſich auch darauf, daß man ihn einigemal in düſtern Nächten zu Krauchthal auf dem Kirchhofe an Adelgundens Grabe wolle geſehen haben. Andere meinten, die Laſt ſeiner böſen Thaten liege auf ihm, das Gewiſſen ſei ihm aufgewacht und laſſe ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Es ſei auch kein Wunder, wenn man an alles denke, was er gethan. Nun wußten ſie von allen zu erzählen, die er hatte thürmen, peitſchen, foltern laſſen, abſonderlich aber von ſeinen Gräuelthaten im Entlebuch. Und wie dabei die Geſichter immer geheimnißvoller wurden, ſo drang die Rede auch immer tiefer in das Dunkel ſeines Hauſes ein: man begann von ſeinem Weibe zu reden, daß man nicht wiſſe, woran ſie eigentlich geſtorben, von der Behandlung ſeiner Kinder, und wie auch Niemand dabei geweſen ſei, als Cuno geſtorben, Niemand alſo erzählen könne, was ſich begeben. Dieſes wollten wieder andere nicht gelten laſſen, weil man ihn nie klagen oder heulen höre, wie es doch bei denen, welche das Gewiſſen plage, gewöhnlich der Fall ſei. Sie meinten, des Alters Aberwitz ſei über ihn gekommen, er ſei ſo halb oder ganz einfältig geworden und habe nur noch ſeine ritterliche Haltung bewahrt. Er kenne ja Niemand mehr, frage nicht mehr nach Gelde, und ſehe einen ſo lange an, wenn man etwas von ihm wolle, ehe er es begreife, daß es einem ganz grauſig werde, und man davon laufen möchte. Gegen dieſes Kindiſchſein machte man aber gelten, daß ſeine Antworten, wenn ſie dann endlich kämen, nichts weniger als kindiſch ſeien, ſondern vollſtändiges Bewußtſein verriethen. So ſtritt man ſich im Thale, und wurde nicht einig. Und wenn man das Nähere bei den Dienern erforſchen wollte, ſo waren auch dieſe nicht einig. Des Ritters Inwendiges lag nie einem Menſchen offen, auch nie einem Diener, daher hatte auch jetzt keiner den Schlüſſel dazu.

Auf ſeinen Wanderungen ſchienen ſeine Schritte unwillkürlich der Gegend ſich zuzuwenden, wo ehedem die Burg der Edeln von Krauchthal geſtanden hatte, jetzt aber verfallen war. Beſonders wenn drohende Wolken am Himmel ſich ſammelten, ging er langſam dort herum, beſtieg aber die auf eines Hügels Spitze frei hervorragende Ruine nicht. Das Weilen des Freiherrn an dieſem Orte zog der Menſchen Aufmerkſamkeit an, und eine Sage tauchte wieder auf, die längſt unter dem Volke lebte, aber, wie bei Sagen es häufig der Fall iſt, mehr oder weniger vergeſſen war, bis die äußern Umſtände die Aufmerkſamkeit auf dieſelbe richtete, bis ſie wieder ins Leben treten zu wollen ſchien.

Vor mehr als zweihundert Jahren hatten zwei arme Edelknechte friedlich neben einander gelebt in alter

Freundſchaft, der eine auf Thorberg, der andere auf der Krauchthalburg, ſo erzählt die Sage. Der, welcher auf Thorberg hauste, hieß Ulrich, der auf Krauchthal dagegen Petermann, beide rüſtige Krieger und gefürchtet ihr Schwert. Aber arm waren beide, mußten kümmerlich ſich behelfen mit ihren Weibern und Kindern. Sie lebten zuſammen in guter Freundſchaft, ihre Kinder hingen von Jugend auf aneinander, mehr als Geſchwiſter. So hätten ſie lange glücklich aber niedrig gewohnt im engen Thale, da ſei böſes Gelüſten über die Männer gekommen. Sie hätten einmal vernommen, wie in fernen Kriegen großer Reichthum zu gewinnen, wie Mancher Freiherr oder Graf geworden ſei durch ſein Schwert. Da begann ihre Armuth und Niedrigkeit ſie zu plagen. Sie redeten immer mehr von ihrer Arme Kraft und dem dunkeln Leben im engen Thale; immer größer ward ihre Begierde, zu ziehen in des Kaiſers Krieg ins ferne Land Italia. Anfangs wehrten die Weiber, aber der Männer Erzählen von rothem Golde und funkelndem Geſchmeide zündete auch in ihren Herzen die Begierde, ſie wehrten dem Ziehen der Männer nicht mehr. Als eines Jahres der Schnee zu ſchmelzen begann, zogen ſie hin in des Kaiſers fernen Krieg. Voll Hoffnung warteten die Weiber der Kinder, und die Kinder liebten ſich immer mehr. So warteten ſie lange ihres Hauſes und keine Kunde kam von den Männern. Es begann ihnen bange zu werden, und ſie klagten des böſen Gelüſtens ſich an, und ſie verwünſchten rothes Gold und funkelndes Geſchmeide, an die ſie ihre Männer geſetzt.

Da ſei einmal ein helles Klingen, ein fröhliches Spielen ins Thal gekommen, ein herrlicher Zug ſei erſchienen auf ſtolzen Pferden in glänzenden Waffen und ſtrahlenden Gewändern. An des Krauchthalers Burg ſei er vorbeigezogen, und des Krauchthalers Kinder ſeien hingelaufen, die ungewohnte Pracht zu ſehen. Und mitten im Zuge auf dem ſtolzeſten Pferde der Prächtigſte ſei Ulrich der Thorberger geritten, Petermann der Krauchthaler ſei in demſelbigen nicht geweſen. Des Krauchthalers Kinder hätten nach dem Vater geſpäht, aber ihn nicht geſehen, ſeiner gewartet voller Freude, aber zu ihrem Leid ſei er nicht gekommen. Nun ſeien ſie dem Zuge nach auf Thorberg gelaufen, welches damals nur ein klein Schlößlein war. Dort in dem fröhlichen Gewimmel hätte Niemand Augen, Niemand eine Antwort für ſie gehabt, ohne Kunde vom Vater ſeien ſie heimgekehrt, weinend über den Vater und des Thorbergers Kinder, die keinen freundlichen Blick für ſie gehabt. Während es in Thorberg hoch herging in ungewohntem Glanze, weinten zu Krauchthal in der Burg des Krauchthalers Weib und Kinder manchen langen Tag, des Vaters harrend oder der Kunde von ihm. Doch kein Vater kam, kein Thorberger brachte Kunde. Da litt es Martha von Krauchthal nicht länger in der einſamen Burg, ſie trocknete ihr Antlitz, that ſich an mit dem beſten Gewande und ging gen Thorberg; traurig und bange weinten ihre Kinder ihr nach. Auf dem Wege hörte ſie den Thorberger Freiherr nennen, ſah Anſtalten zu einem neuen Bau. Droben kannte ſie Niemand. Des Thorbergers Söhne und Töchter rauſchten an ihr vorüber in ſeidenen Gewändern; ſie kannten die Frau nicht mehr, an deren Tiſch ſie ohnlängſt Hafermuß gegeſſen, deren Kinder ſie geliebt und Heirath mit ihnen machen wollten. Lange ſoll die Krauchthalerin geſtanden haben, unbeachtet, bis ſie endlich zu dem Thorberger ſich Weg gemacht und ihn angeredet habe um Kunde von ihrem Mann. Der habe ihr geſagt, ihr Mann liege erſchlagen in Italia, nach einer großen Schlacht habe er ihn nackt auf dem Felde gefunden und begraben in geweihte Erde. Als er dieſes geſagt, habe er ohne Troſt die Krauchthalerin ſtehen laſſen; ohne daß Jemand Speiſe oder Trank ihr angeboten, ſei dieſe heimgegangen und habe mit ihren Kindern geweint Tag und Nacht. Bei des Krauchthalers Kindern hätte nun der Gram tief in die Herzen ſich gefreſſen. Sie hatten mit wahrer Liebe des Thorbergers Kinder geliebt, aber dieſe von Stund an ſie nicht mehr gekannt. Wenn des Krauchthalers Kinder arm und blaß wanderten im Thale, ſo ſeien des Thorbergers Kinder üppig und ſtrotzend an ihnen vorbeigeritten mit höhniſchen Blicken, aber ohne Gruß. Zum Jammer ſei bei den Krauchthalern noch Mangel eingekehrt und Niemand hätte ſich ihrer angenommen, Alles verachtete ſie und ſuchte Gunſt und Glück bei dem Freiherrn von Thorberg. Niemand brachte ihnen Hülfe, wohl aber brachte man ihnen das Gerücht, daß der Thorberger auf dem Heimweg den Krauchthaler erſchlagen, dem die Beute zur Hälfte gehört. Dieſe Nachricht habe weder ihren Jammer vermindert noch ihrem Mangel gewehrt. Trotz dieſem Allem ſei die Liebe zu den Thorbergkindern immer geblieben in den Krauchthalkindern. Sie hätten über die Pracht der Thorberger ſich gefreut, ſeien oft ausgegangen ſie zu ſehen, hätten nichts begehrt als einen freundlichen Blick, ein freundlich Wort, aber nie eins erhalten. Dann ſei ihr Leid im Herzen gewachſen und noch bläſſer ſeien ſie heimgekehrt in ihre arme Burg. Da habe ſie auch die Mutter nicht getröſtet, die ſei ein zornig Weib geworden, ihr Herz voll Haß und fluchensvoll ihr Mund. Immer größer ſei ihre Noth geworden, immer elender die Kinder, und als kein Brod mehr da war, aber immer näher der Tod kam, da hätten die Krauchthalerkinder ihre Mutter nicht um Brod gebeten, ſondern um ein einzig Liebeszeichen. Nach Thorberg ſollten ſie gehen und die Thorberger bitten um einen freundlichen Blick, ein freundlich Wort, damit ſie an beiden ſanft ſterben könnten. Da habe die Mutter in ihrem Jammer ihren Zorn bezwungen, und ſei gegangen und habe gebeten um ein freundlich Wort, einen freundlichen Blick für ihre ſterbenden Kinder, aber weder das Eine noch das Andere erhalten. Mit wüſten Worten habe man die bittende Mutter fortgetrieben wie eine freche Bettlerin, ein Stück hartes Brod ihr zugeworfen und höhnendes Gelächter ihr nachgeſandt. Da ſei ſie heimgegangen zornesvoll, habe den Kindern das harte Brod hingeworfen mit zornigen Reden. Dieſe hätten ihre blaſſen Hände weinend gewunden, ihre Augen hätten Liebe geſucht, aber keine gefunden, ihr Herz habe nach Liebe geſeufzt, aber keine Liebe den Seufzer gehört; da ſeien ihre Augen verdunkelt, ihre Herzen vertrocknet, ihre Leiber ſeien todt geweſen und der Tod habe ihre Seelen fortgenommen. Da hätten die Flammen des Haſſes und der Rache hoch über dem Haupte Martha's von Krauchthal zuſammengeſchlagen und ſie hätte einen grimmigen Fluch gethan über des Thorbergers Hauſe. Dieſer Fluch habe ſeit zweihundert Jahren über dem Hauſe gelaſtet und ihm ſein Grab gegraben, und Alles was begegnet ſei, habe im Fluche gelegen. Dieſen Fluch kräftig zu erhalten und anzuwenden gehe Martha von Krauchthal um; bis ſie das ganze Haus umgebracht, habe ſie keine Ruhe im Grabe. Den Letzten der Thorberger ziehe ſie nun an in immer engern Kreiſen, bis ſie ihn endlich habe an der Stätte, wo ſie den Fluch gethan. Dort werde man einſt den Alten finden blau und im Nacken das Geſicht, ſo meinte man im Thale.

Einmal in heißen Erntetagen lag Mitternacht ſchwarz über dem Thale. Am Horizonte flammten die Wolken und warfen groß und gelb ihren Schein über ſchaurige Tannenwälder; hohl und dumpf, wie Geſang aus tiefen Gräbern, rauſchte aus weiter Ferne heran des Donners Stimme. Im tiefen Schlafe lagen, müde nach heißem Erntetag, des Thales Bewohner. Einer ſchlief nicht. Auf hohem Hügel, deſſen kahler Gipfel über dunkele Tannen weithin ſichtbar war, ſtund ein hohes Ritterbild, die Arme verſchränkt, angethan mit Helm und Harniſch, hoch und trotzig ſchauend ins nahende Gewitter; es war Peter von Thorberg, der Letzte ſeines Hauſes. Die Nacht wurde feuriger, zorniger der Donner, durch den weiten Himmel goß der Blitz ſeine Strahlengarben aus, mit wildem Geſpann ſauſte der Sturm heran. Es regte ſich im Gebüſche, langſam ſchlich es den Hügel auf, vor dem Ritter richtete an langem Stabe ein Weib ſich auf, er gewahrte es nicht. „Peter von Thorberg, kömmſt Du endlich, wohin mein Fluch Dich gerufen!“ klang ſchauerlich, leiſe aber durch Donner und Sturm, des Weibes Stimme. Aber Peter von Thorberg regte ſich nicht. „Peter von Thorberg, wache auf, vor Dir ſteht die Rächerin!“ rief das Weib. Langſam richtete der Freiherr den Blick auf die Alte, aber keine Nerve bebte ihm bei dem unerwarteten Ruf in dieſer ſchwarzen Stunde. „Wer biſt Du, Weib!“ ſprach er unbewegt. „Ich bin Martha von Krauchthal, die ihren Fluch an deinen Stamm geheftet. Vor zweihundert Jahren habe ich Dich hieher gerufen auf meiner Kinder Grab, ruhelos habe ich zweihundert Jahre auf Dich gewartet, endlich iſt die Stunde gekommen!“ antwortete das Weib. „Iſt mein Leben Dir verfallen, ſo nimm es hin!“ ſprach ruhig der Ritter. „Fürchtet der Thorberger das alte Weib und die ſchwarze Stunde?“ fragte das Weib. Ein dumpfer Ton, ein verſpäteter Nachhall längſt verklungenen Gelächters ließ ſich hören am Helme und aus demſelben kam die Frage: „Wenn Du mein Leben nicht willſt, was ſtörſt Du mich?“ „Deiner und meiner Seele die ewige Ruhe ſuchen, das will ich; darum kam endlich nach zweihundert Jahren dieſe Stunde. Peter von Thorberg höre mich:

„Als meine Kinder an Deines Stammes Uebermuth geſtorben waren, da hob ich meine Hände auf und fluchte Deinem Stamme, daß kein Glück ſein ſolle in ſeinem Reichthume, daß in der Pein des Reichthums wie in einem glühenden See der Stamm untergehen, an der Liebloſigkeit des eigenen Vaters die letzten Thorbergerkinder wieder ſterben müßten, dieſer ihren Tod ſo lange überleben müſſe in ungemeſſenen Schmerzen, als ich den Tod meiner Kinder. Zehn Jahre noch wankte ich, als Martha von Krauchthal ſichtbar den Menſchen, durchs Leben. Ein Tag um den andern brachte von meinem Fluche meinen Theil mir zurück, lud mir ihn auf die Seele und ſchwerer Tag um Tag wurde mir dieſe Laſt, und dennoch ſchwollen in mir Haß und Rache immer neu wieder auf. Da nahte mein Ende; aber wie eine ſchwarze Wand ſtund der Fluch immer zwiſchen mir und meiner Seligkeit. Ich wand mich auf meinem Lager in ſchwerer Seelennoth, bis ich beichten konnte meinen Fluch, meinen Haß, die ſchwarze Wand zwiſchen mir und meiner Seligkeit. Da ſprach der fromme Pater: „Den Fluch kann ich Dir nicht abnehmen, Du mußt den Fluch mittragen, bis er gelöst iſt, die ſchwarze Wand kann ich nicht wegräumen; wie Dein Haß verglimmt, durch die Jahre verwiſcht, wird ſie lichter werden, wird ſie ſchwinden. Soll Gottes Gnade Schulden vergeben, ſo darf der Sünder mit keinem Schuldner zürnen. Du kommſt lange nicht zur Ruhe, Martha. Wenn Du einſt den letzten Thorberger auf Deiner Kinder Grab finden wirſt, dann verkünde ihm den Fluch, vielleicht findet er die Sühnung und Ruhe für Euch Beide. Mehr verkünden darf ich nicht, nur beten kann ich noch, daß der Herr nicht Jahrtauſende vorüberziehen laſſe, ehe er auf Deiner Kinder Grab den Ritter ſtellt.

„Es verrannen zweihundert Jahre, keinen Ritter fand ich auf meiner Kinder Grab, ich allein ſaß auf ihm in dunkeln Nächten, ſehnte mich nach Ruhe, fand ſie nicht, ſehnte mich zu meinen Kindern, aber zwiſchen mir und ihnen ſtand mein Fluch, der noch donnerte über Deinem Stamme, ſtand mein Haß, wetterleuchtend auf meiner Kinder Grabe. Mein Sehnen nach Ruhe verzehrte meinen Haß, des Fluches Kraft aber hemmte kein Beten. Du warſt geboren ohne Liebe, haſt die Mutter gehaßt, weil ſie Dich lieben wollte, haſt den Vater gehaßt, weil er Dein Erbtheil beſaß, haßteſt Dein Weib, weil es weinte, als Du es nicht liebteſt, haßteſt Deine Kinder, weil ſie andere lieben wollten, da Du ſie nicht liebteſt, haßteſt alles Lebende, Dein Geld war Deine Liebe. Da nahm Gott zu ſich die Deinen, und ließ Dir Dein Geld, und ein Schmerz in Deinem Herzen quoll auf, den noch Niemand gemeſſen. Jetzt erkannteſt Du, was Liebe zu den Lebendigen ſei, eine Hölle war Dir Dein todtes Geld. Du warſt der,

der kommen ſollte auf meiner Kinder Grab, ich erkannte Dich, aber lange umſonſt harrte ich Deiner. Heute, als mich in dunkler Kammer der Donner weckte, des Sturmes Brauſen über mein Grab zog, als ich am Himmel das Leuchten der Wetter Gottes ſah, da erkannte ich die Nacht, welche Dir und mir gegeben iſt, unſere Ruhe zu ſuchen. Den Blitz des Herrn ſuchteſt Du für Dein ſündig Haupt, der Herr ſchlägt ringsum die Wipfel der Tannen nieder, Dein Haupt trifft er nicht, darum ſuche den Schlüſſel zum Fluche, ſuche Ruhe für Dich und mich. Drei Jahre haſt Du noch zu wandern auf Erden, dann kommt Dein Tod. Wache auf, nütze die Zeit, Deine und meine Kinder warten unſer, dort wartet uns, wenn Du den Schlüſſel zu ihrem Reiche findeſt, die Liebe, gegen die wir ſo ſchwer gefrevelt, deren Miſſen uns ſo qualvoll wird."

So ſprach Martha von Krauchthal in den Flammen des Gewitters auf ihrer Kinder Grabe zu Peter von Thorberg. In Feuer ſtund der Himmel, Dörfer brannten, Blitz um Blitz ſchlug um den Hügel nieder, ein Kranz brennender Tannen beleuchteten ihn, auf deſſen Scheitel regungslos zwei Geſtalten ſichtbar waren durch die Nacht. Betend und bebend zitterten die Thalbewohner dem andern Morgen entgegen. Grauend ſahen ſie bei des Morgens erſtem Scheine ihren Freiherrn kommen vom Hügel her mit gemeſſenem Schritt, adelichem Weſen, behelmt wie zur Schlacht. Was er dort oben gepflogen in der wilden Wetternacht, ob Umgang mit Geiſtern, oder Gott verſucht, das erriethen in jenen Tagen die Thalbewohner nicht.

Etwas mußte vorgegangen ſein, das wurde Allen deutlich. Tagelang nach jener Nacht war der alte Freiherr in ſeiner Halle geſeſſen, regungslos, Speiſe und

Trank vergeſſend. Dann glomm allmälig ein neues Leben in ihm auf, mit bewußten Augen überſah er aus den Fenſtern der Halle ſein Eigenthum, ſtand lange im Hofe, überſah den Burgplatz. Er verkehrte mit der Außenwelt, ſchrieb, ſiegelte Briefe, ſandte ſie durch reitende Boten an des Herzogs Hof. Er ließ Steine brechen, Holz fällen, den Schutt der gebrochenen Mauern wegräumen. Man ſah, er wollte einen neuen Bau; er hatte bisher nur in der dürftig wohnlich gemachten Ruine ſich aufgehalten. Das ganze Thal bebte in Angſt vor hartem Frohndienſt, doch ohne Grund. Er wurde nicht hart gefordert und Speiſe und Trank fehlten nicht. Fremde Meiſter leiteten den gewaltigen Bau, über deſſen Bedeutung die Leute nicht einig werden konnten. Er ſah von weitem aus wie eine Burg, in der Nähe aber ſah man ein Mauerwerk, das nicht bloß eine Kapelle, ſondern eine Kirche geben mußte, ſah weitläufigere Wohnungen, als in einer Burg ſonſt Sitte waren; aber gar zu engen Platz für die Ställe, wenn der Bau zur Burg werden ſollte.

Der Freiherr lebte dieſem Bau, er ſchien jünger zu werden dabei; ſeine frühere Härte und Unbarmherzigkeit aber trat nirgends hervor. Manchem, der beim Bau einen Schaden erlitt, verwundet wurde, ließ er unterſtützen; doch zeigte der Greis nie perſönlich Mitleid, auf ſeinem eiſernen Geſichte wurde nie eine Theilnahme ſichtbar. Sein äußeres Weſen war längſt der Barmherzigkeit, der Liebe abgeſtorben, ſeine mehr als neunzigjährigen Züge waren verhärtet und vermochten nicht mehr Gefühle auszudrücken, zu denen in Blut und Fleiſch die Farben nicht mehr vorhanden waren.

Früh an einem Morgen, als in Büſchen und Bäumen es lebendig ward und die muntre Vögelſchaar in üppigem Chor das Loblied des Schöpfers ſang, war ein ungewohnt Leben auf Thorberg. Schöne Roſſe wurden ſorgfältig geputzt und geſchmückt; als ob ſie ſich wunderten ob ſolcher Sorgfalt, hielten ſie ſtille und ſchauten fragend nach den Knechten. Andere putzten an der eigenen verlegenen Rüſtung, ſchmückten ſich ſo gut als möglich mit ungewohnten Händen und ſahen noch verwunderter als die Pferde auf die ſeltſame Arbeit. Es ſammelte ſich ein reiches Geleite. Als Alles wohl gerüſtet war und des weitern Befehles harrte, erſchien in reicher Rüſtung der Freiherr, beſtieg ſein altes Rothroß, das hell aufwieherte, vergangener Tage gedenkend, und zu luſtigem Sprunge die alten Glieder zwang. Unwillkürlich klopfte Herr Peter dem alten Freunde die Mähne, ſeit Jahren die erſte freundliche Bewegung ſeiner Hand. Er ſetzte ſich an die Spitze des ritterlichen Zuges und ritt gen Bern.

Duftiger Nebel lag auf der Landſchaft, und feucht neigten ſich die Helmbüſche der ſtattlichen Reiter. Im Nebel begannen Sonnenſtrahlen zu ſchwimmen, der röthlich über den Reitenden ſchimmerte, von einander riß, ſich allmählig ſenkte, wie das Trübe ſich ſenket im Leben des Weiſen, das Verwirrende weicht und klar der Himmel wird. In blauer Ehrwürdigkeit enthüllte das Stockhorn ſein altes Haupt, in ihrer ruhigen Majeſtät erhoben die Firnen ihre hehren Geſtalten, wie eine niedere Dienerſchaar zeigten ſich beſcheiden zu ihren Füßen freundliche Vorberge. Immer tiefer ſank das Nebelmeer, das vor den Reitenden ſeine grauen Wogen wälzte, goldene Thurmſpitzen glänzten aus demſelben, hohe Giebel tauchten auf, eine Stadt entſchleierte ſich, umſchlungen von dunkelm Nebelbande, das allmählig in das Silberband ſich verklärte, mit dem die

Aare ihre liebſte Stadt umſchlingt. Bern lag vor den Reitenden.

Nicht in wildem Trabe wie vor zweiundzwanzig Jahren, ſondern in gezügeltem Schritt ritt Peter von Thorberg in die Stadt; — vor dem Rathhauſe ließ er ſein Geleite halten. Dort ſaß an gewohntem Tage der edle Rath über den Geſchäften der Stadt, und vernahm verwundert die Meldung: Peter von Thorberg wünſche in einer wichtigen Sache vor den Rath zu treten und begehre Gehör. Von dem ſeltſamen Treiben des Freiherrn hatte man auch in Bern gehört, aber umſonſt gerathen, was er im Schilde führe, es errieth daher Niemand den Grund des unerwarteten Begehrens. Der Schultheiß, Ludwig von Seftigen, hieß den anweſenden Venner, einen ſchönen, hohen, noch jungen Mann, den Freiherrn hereingeleiten. Dem Greiſen wurde, dem Schultheißen gegenüber, ein hoher Stuhl hingeſtellt.

Durch die weitgeöffnete Thüre trat düſter, ungebeugt, aber langſamer als vor zweiundzwanzig Jahren, der Greis vor den Rath, verſchmähte den Stuhl und ſprach:

„Edle Herren! Ich, Peter der Thorberger, als Freund und Feind Euch bekannt, ſtehe mit einer Bitte vor Euch. Ich habe in meinem Leben wenige gethan, dieſes iſt die letzte, gewährt ſie mir. Nicht träge ließ ich das Leben an mir vorübergleiten; des Herrn Arm war gegen mich, was ich gewollt, fiel zertrümmert dahin. Meine Kinder ruhen im Grabe, mein Leben iſt zerronnen, am Rande des Grabes ſtehe ich. Ich erkenne des Herrn Macht, ich beuge mich ihr, ich erkenne, ſie hat wohl an mir gethan. Zur Erreichung meines Zweckes habe ich mit freiem Willen an des

Herrn Geſchöpfen mich ſchwer vergangen, ich war ein großer Sünder, ich kannte die Liebe nicht. Nun weihe ich mich mit allem was ich habe dem Herrn. Thorberg ſoll zu einer Quelle der Liebe werden für das Land ringsum, von da aus ſoll im Namen des Herrn Gutes gethan werden an ſeinen Geſchöpfen. Thorberg ſoll ein Gotteshaus werden, eine Spenderin von Gottes Gnaden. Meine Güter alle ſollen dieſem Hauſe gehören, ſie ſind laut Brief und Siegel frei, ledig und mein eigen geworden. Dem edlen Rathe von Bern trage ich die Schirmvogtei darüber an, mit dem Wunſche: daß, wo möglich, aus dem edlen Hauſe von Krauchthal der Vogt beſtellt werden möchte. Edle Herren! gewährt mir Bitte und Wunſch, in beiden liegt ein Theil meiner und meines Hauſes Buße."

Feſt und mannlich war dieſe Rede geſprochen, aber dabei dämmerte in des Ritters eiſernen Zügen eine Milde, eine Begeiſterung, die man nie in ihnen wahrgenommen. Gar ſeltſam klang dieſe unerwartete Rede den edlen Herren des Rathes. Vor Allem erſchütterte ſie der Anblick des Greiſen, der nach einem faſt hundertjährigen Leben bekannte: es iſt ganz eitel, es iſt alles eitel und was hat der Menſch von allen Mühen, die er ausgeſtanden hat unter der Sonne; den dieſe Erkenntniß dem Herrn zugeführt hatte und der dieſes in ſo edler Mannhaftigkeit frei geſtand. Dann ſahen ſie auch die Ehre und die Kraft, welche die Stadt durch dieſen Antrag gewann, und lobten und prieſen Gott, der einen Feind nach dem andern die Macht der Stadt vermehren ließ. Es erhob ſich der ehrfurchtgebietende Schultheiß, und bezeugte dem Freiherrn die freudige Ueberraſchung, ſicherte im Voraus die Geneigtheit des edlen Rathes zu, die in einer ſpätern Berathung durch entſprechenden Beſchluß ſich kund geben werde, und bat den Freiherrn, er möchte heute der Stadt die Ehre anthun, ihr Gaſt zu bleiben. Aber der Freiherr antwortete: ſein Leben ſei zu kurz, ſeines Thuns zu viel, um Tage mit Gaſt ſein verlieren zu können. Er dankte dem Rath für deſſen Geneigtheit, ſprach die Ueberzeugung aus, daß unter dieſem Schirm die übergebenen Leute in Sicherheit und angemeſſener Freiheit ihr Glück finden würden, und verabſcheidete ſich für Leben und Tod von den edlen Herren. Manchem trat die Rührung in die Augen, als er den mächtigen Greis ſo reden hörte und dabei dachte, es ſei doch wahrhaftig Gottes Gnade nichts unmöglich, da ſie ſogar dem harten Peter von Thorberg ans Herz gedrungen. Da der Freiherr nicht bleiben wollte, ſo befahl der Schultheiß dem Venner, deſſen Gefolge bewirthen zu laſſen und ihm dann das angemeſſene Geleit zu geben. Derſelbe war ſichtbar ergriffen geweſen von dem ganzen Auftritt, und die Augen, die er brennend auf den Freiherrn gerichtet hatte, milderten ſich augenſcheinlich und ruhten zuletzt mit wahrem Bedauern auf ihm. Er vollzog mit Freudigkeit ſeinen Auftrag und ritt bald darauf auf muthigem Pferde an des Thorbergers Seite zur Stadt hinaus. Draußen an der Halde, wo die Pferde langſam gingen, ſprach der Venner, Peter Rieder, des braven Vaters noch tapferer Sohn, alſo zu ſeinem Begleiter: „Herr Ritter! Zweiundzwanzig Jahre habe ich Rache gegen Euch in meiner Bruſt genährt, meine Hand warf Euern Sohn über die Mauer, daß mein Pfeil Eure Tochter traf, vermuthe ich, aber die Rache ward nicht gekühlt, nach Eurem Blute, dem Blute des Mörders meines Vaters, lechzte ich. Heute erloſch meine Rache. Da Ihr Vergebung bei Gott ſuchet, ſo geziemt's auch dem Menſchen Euch zu vergeben, ſeid Ihr mit Gott verſöhnt, ſo iſt auch meines Vaters Blut geſühnt.“ Auf die erſten Worte hatte der Freiherr ſein Pferd angehalten. Als der Venner ſich den Mörder ſeiner Kinder nannte, zuckte eine zornige Röthe durch des Thorbergers Geſicht und ſeine Hand griff nach dem Schwerte, aber er kämpfte die Regung nieder und antwortete: „Herr Venner, Ihr irrt, Euer Vater und ich hatten nichts miteinander, daß meiner Kinder Blut an Euren Händen klebt — vergebe ich Euch. Vor einem Jahre hätte ich es nicht gekonnt. Gott gab ſie in Eure Hände — ſein Name ſei gelobt.“ Als der Venner aber auf ſeiner Behauptung beharrte und erzählte, wie ſein Vater durch des Freiherrn Diener gefallen, alſo auf deſſen Geheiß, ſagte der Freiherr: „Böſes hätte er viel gethan, aber nie meucheln laſſen. Was ſein Diener vollbracht, habe derſelbe auf eigene Rechnung gethan. Er erinnere ſich, daß dieſer Diener ihm einmal geklagt, er ſei vom Metzger Rieder geſchlagen worden, was er aber, um das gute Vernehmen mit Bern nicht zu ſtören, habe auf ſich beruhen laſſen.

„Da habe ich hart gehandelt und ſchwerer abzubüßen, ſagte erſchüttert der Venner. Was ich that, geſchah freilich im Kriege, aber ſo unbarmherzig wäre ich in Frieſenberg nicht geweſen, und ärgers noch hätte ich vollbracht, wenn mich Gott nicht vor der Gelegenheit behütet. Könnt Ihr mir vergeben, Herr Ritter, was ich Hartes an Euch gethan?“ „Venner, bittet Gott Eure Sünden ab, ſagte der Freiherr, was Ihr gethan, habe ich verſchuldet. Arges habe ich meinen Knechten oft befohlen, da mußte ich mir gefallen laſſen, daß ſie Böſes ungeheißen thaten auf eigene Rechnung;

ich mußte mir gefallen laſſen, daß dieſes Böſe auf meine Rechnung geſchrieben wurde. Ich habe oft ohne Unterſuchung hart gerichtet, ich klage darum nicht, daß ich auch ſo gerichtet wurde. Es iſt mir ein Gnadenzeichen Gottes, daß ich heute aus einem Herzen die Rache genommen, von meinem Namen eine mir unbekannte Schuld. Ich weiß, die Zeit der Sühne naht. Gehabt Euch wohl, Herr Venner, und gedenket des Greiſen, der erſt in der Verſöhnung ſeine Ruhe gefunden, die er umſonſt in der Rache geſucht."

Da nahm ehrerbietig der Venner Abſchied, dankte von Herzen für die milden Worte und ritt nachdenklich heim; und wo er dem Ritter zu Dienſten ſtehen konnte in den Unterhandlungen mit der Stadt, da war er Tag und Nacht bereit, und wie ein Sohn dem Vater diente er, wenn er in Thorberg war, dem alten Herrn, der ihn lieb gewann, wie ſeiner Söhne einen, und dieſe Liebe ihm auch zeigte mit freundlichem Wort und Handſchlag, was er früher keinem Sohne gethan.

Große Freude war unter allen Angehörigen des Thorbergers, als ſie vernahmen, daß ſie unter dem Schirm Berns Gotteshausleute werden ſollten. Geſicherter war ihr Friede, geſchützt ihre Rechte, einer unſichern Erbfolge waren ſie entronnen, und gar mancher Vortheil wuchs den Anwohnern eines Kloſters zu in den mannigfaltigen Begegniſſen des Lebens, den ihnen ein ritterlicher Beſitzer nicht gewähren konnte. Rath und Hülfe in leiblichen und geiſtlichen Bedrängniſſen gingen von den Klöſtern aus, milde Gaben und Spenden floſſen regelmäßig, die Einkünfte der Güter blieben in der Umgegend und wurden nicht in unnützem Aufwand an Höfen oder in Kriegszügen verſchwendet. So war es nämlich zu den Zeiten, als die Klöſter die

Freiſtätten der Menſchlichkeit, die Burgen der Heiligthümer der Menſchen waren, und in ſich den Sauerteig bargen, der die rohen Völker durchſäuern, zu wahrhaft chriſtlichen ſie machen ſollte, als ſie waren die geiſtigen Lager in feindſeligem Lande, von denen aus der wilde Boden und die wilden Herzen bezwungen werden ſollten. Darum boten die Landleute mit doppelter Emſigkeit zum Bau die Hände, es war faſt als ob unſichtbare Hände mitſchaffen hülfen. Das Grauen vor dem Ritter verlor ſich wohl, manch alter Groll verſchwand, aber doch nahten ſie ihm nur mit ſcheuer Ehrfurcht und wagten nie ein unberufen Wort an ihn zu richten, ſo oft er mitten unter ihnen ſtund. Man ſah, ſie mühten ſich, ihm auf alle Weiſe gefällig zu ſein, aber auch daß keiner gerne der Nächſte bei ihm war, obgleich nie ein hartes Wort aus ſeinem Munde ging.

Auch der Ritter bewegte ſich in für ſein Alter faſt wunderbarer Thätigkeit, als einer der weiß, daß an einem beſtimmten, aber ihm noch unbekannten Tage, eine Arbeit fertig ſein muß, weil ihm dann die Nacht anbricht, in welcher er nicht mehr wirken kann. Doch that er alles ohne geſchäftige Eilfertigkeit mit der Weiſe, wie er früher große Länder regiert hatte, ohne daß er dabei ſeine Glieder raſcher bewegt, ſeine Worte ſchneller ausgeſtoßen hätte; ſein Blick reichte weit, ſein ſcharfes Wort klang weit, und wo es hindrang, da ließ es das Blut ſtocken den Schuldigen oder beflügelte die Glieder der Dienenden.

Endlich war das große Haus fertig, ein Karthäuſer-Kloſter ſollte es werden. Aus der weit und breit wegen ihrer Heiligkeit und Zucht weltberühmten Karthauſe bei Grenoble, zog der erbetene Prior ein, ordnete des Hauſes

Regel und ſammelte die Brüder. Ueber dem ganzen Thale ſchwebte in jenen Tagen eine heilige Andacht; die Kloſterkirche ward nie leer, weit her kamen die Beichtenden, und wenn die frommen Männer ſangen auf dem Berge die heiligen Lieder, ſo lag am Fuße des Berges eine Schaar auf den Knieen und mit den Tönen ſtiegen die Seufzer der Gläubigen zum Himmel auf. Es war in jenen Tagen den Bewohnern des Landes, als ſei der Himmel ihnen näher gekommen, als träufelte auf ſie herab der Vorgeſchmack des ewigen Sabbathes; es war kein Streit unter ihnen, zwiſchen den Herzen wich der Groll, ſie waren einmüthig ein Herz und eine Seele. Am Tage, als das Kloſter die heilige Weihe erhielt, die herrlichſten Töne an den Bergen widerklangen, die wunderbar geheimnißvollen Ceremonien ihre Herzen mit heiligen Schauern füllten, die biſchöfliche Pracht ihre Augen blendete, dann den Armen die Füße gewaſchen und alle geſpeiſet und getränkt wurden, bedient von den heiligen Männern, da war keiner der des Abends in ſeiner Hütte nicht Gott lobte und pries, daß er das Herz des Freiherrn gelenkt und ſo herrliche Tage, ſo ahnungsvolles Erwarten ihnen zubereitet.

Als es Abend ward an jenem Tage und dunkel, und tiefe Stille auf den Mauern des Kloſters ruhte, trat mit einem Lichte in der Hand der Freiherr in die Zelle des in Andacht verſunkenen Priors und winkte ihm. Derſelbe erhob ſich ſchweigend und folgte dem Freiherrn, der ihm voranwandelte durch geheime Wege, bald über, bald unter der Erde, bald durch natürliche Klüfte, bald durch geheime Gänge. Sie hatten einen weiten Weg zurückgelegt, manch Felſenſtück, das den Weg zu verſchließen ſchien, war zur Seite gewichen von der Hand des Freiherrn kaum berührt; eine enge Felſenſpalte hatte ſie aufgenommen, tief in die Erde geführt, und endlich zu einer kleinen Pforte, die ein roſtiger Schlüſſel mühſam öffnete.

Ein weites Gewölbe that vor ihnen ſich auf, unheimliche Schatten ſchienen vor dem Flackern des Lichtes zu fliehen, deſſen Strahlen nur allmählig die Finſterniß zu verdrängen vermochten.

Schweigend harrten der Freiherr und der Prior, bis an den Felſenwänden das Licht ſich wieder ſpiegelte, bis eine Truhe nach der andern ſichtbar ward, bis die ganze Reihe der eiſernen Behälter in die Augen trat, die an den Wänden hinliefen. Es waren nicht Behälter für gefangene Menſchen, keine Gerippe hingen in eiſernen Ketten, ſie hielten gefangen die böſen Dämonen der Menſchheit — es war die geheime Schatzkammer des Thorberger Hauſes.

Nachdem der Freiherr dem Prior Zeit gelaſſen, ſich umzuſehen, vielleicht auch eine Frage von ihm erwartet hatte, erhob er ſeine Stimme, klingend wie Geiſteswehen, und ſprach: „Vernimm, ehrwürdiger Vater, die Geheimniſſe meines Hauſes an dieſer geheimen Stätte, und hilf mir die Sühne finden für mein Geſchlecht. Wir ſtehen in der Fluchkammer meines Stammes, Geiz war deſſen ihm eingegrabene Eigenthümlichkeit. Aus Sucht nach Geld erſchlug mein Ahnherr Ulrich, ſeinen Freund, aus Geiz ward jeder Thorberger hart in jedem Amte gegen jeden unter ihm. Was ihr Geiz erwarb, ward hier aufgeſpeichert, Weniges auf Erwerb verwendet. Jeder wollte zu hohem Zwecke dieſen Reichthum brauchen, aber keiner vermochte ſich von ihm zu trennen, keiner fand die rechte Anwendung; er häufte ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht. Ich hatte

Großes im Auge, die Städte wollte ich beugen, den Adel hoch heben, meine Familie vor allen. Hier lag meine Macht, die ich mit beiſpielloſer Härte mehr als irgend einer meiner Vorfahren mehrte. Ich hatte keine Liebe, als die zu meinem Zwecke, ich kannte keinen Genuß, als das Sammeln der Mittel zu demſelben. Aber ich konnte nie den Schritt zum Zwecke thun, nie öffnen meinen Schatz, immer lag etwas dazwiſchen: bald die Zeit, bald die Ungeberdigkeit meiner Standesgenoſſen, die mich nie begriffen. Mein Geld hätten ſie genommen, gebraucht, aber nie erreicht, was ich wollte; mein Geld hätten ſie genommen, aber mich begehrten ſie nicht, mich hätten ſie mit Füßen getreten; ihr Hochmuth hatte ſie blind gemacht. Und doch glaubte ich immer an meinen Zweck und daß die gelegene Zeit kommen werde, quälte unmenſchlich die Menſchen; hatte kein Herz für meine Kinder und lebte doch für meine Familie. Immer ſchwieriger wurde mein Pfad, immer hartnäckiger ward ich; Schlag auf Schlag traf mich, ich beugte mich nicht; unglücklich ward Alles um mich, ich achtete es nicht. Zwei Kinder ſtarben, zwei Schlachten gingen verloren, es war weder ein Wanken noch eine Reue in mir; ich hielt das Alte feſt. Da ſtarb mein letztes Kind, ſtarb vielleicht durch meine Schuld; meine Familie war entwurzelt, ich mit ihr. Mit meinem Cuno wurde mein Leben begraben, ich war nur noch mein Schatten, ohnmächtig Alles, was ich that. In mir loderte der Hölle Pein, die Geſpenſter vergangener Zeiten, die Schatten meiner Kinder verfolgten mich, die Reue um achtzig vergeudete Jahre ward die Folterbank, auf der ich lag Tag und Nacht; die Tage, die langſam einer nach dem andern kamen, aber ohne Aufhören, fielen wie feurige Tropfen langſam, einer nach dem andern, auf mein brennend Haupt. Ich beugte es nicht, aber ich bot es Gott dar in verzweiflungsvoller Vermeſſenheit. Aber Gott verſchmähte es: ſeine Blitze zerſchmetterten rings um mich die Gipfel der Tannen, mich berührte keiner. Aber in des Blitzes Schein erſchien mir der Krauchthaler Ahnfrau und verkündete mir den Fluch, der auf meinem Stamme lag, an dem meine Kinder ſtarben, der mein Alter mit ſolcher Pein erfüllte, ohne Troſt, um deßwillen aber auch Martha von Krauchthal die Ruhe nicht fand. Am Mangel der Liebe ſollte mein Stamm verſchmachten in des Geldes Fülle. Dem Letzten ſei es gegeben, für ſeine und Frau Martha's Seele die Sühne zu finden. Es war, als ob dieſe Kunde neues Mark gieße in meine Gebeine; meine zuchtloſen Gedanken, die nichts faßten, mich nur peinigten, erhielten wieder Kraft und Schärfe — mir dämmerte Licht mehr und mehr, endlich ging es mir auf in Klarheit. Was an der Liebe geſündigt war, mußte Liebe wieder gut machen. Das Haus, welches das Mark des Landes an ſich ſog, Jammer verbreitete überall, der Mittelpunkt war, gegen den Haß ſtrömte aus Aller Herzen, dieſes Haus mußte der Mittelpunkt der Liebe werden, mußte ſeinen Segen ausſtrömen laſſen auf die ganze Gegend, mußte glücklich zu machen ſuchen alle Herzen in ſeinem Bereich, Glück und Frieden auszugießen über das ganze Thal, Liebe ſpenden allen der Liebe bedürftigen Herzen. Darum ſtiftete ich ein Gotteshaus, darum wählte ich Euch, ehrwürdiger Vater, und euern Orden, die ihr für Andere lebt, euer eigen Fleiſch vergeſſet, die ihr entbehret und Andere reich machet, die ihr in ſtillem Schweigen Zeichen der Liebe ſpendet und nur redet, wo die Liebe es gebietet. Nur wer ſich zu vergeſſen vermag und ſein

Fleiſch, vermag in Liebe gut zu machen, was Haß geſündigt, vermag dem Zwecke des Hauſes zu leben, nie durch Eigenſucht ihn zu vergeſſen. Darum, Vater, nehmt den Schlüſſel, nehmt die Schätze, ſpendet ſie, werft ſie aus, macht Glückliche, ſühnet den ungerechten Mammon durch barmherzigen Gebrauch, macht die Armen reich, das Kloſter zur reichen Wohlthäterin, kaufet die Liebe mit dem ungerechten Gelde. Kaufet unſerem Stamme und der Krauchthalerin die Liebe Gottes und ſeine Gnade, damit wir Ruhe finden für unſere Seelen.“

Sinnend war der Prior geſtanden. Nun ſtreckte er kopfſchüttelnd und abwehrend die Hand gegen den Ritter aus und ſprach: „Freiherr, Dir iſt Gnade wiederfahren von Deinem und meinem Gott, Du haſt den Schlüſſel zur Löſung des Fluches gefunden, bald werden zwei Seelen zur Ruhe gehen; wo der Baum des Haſſes geſtanden, haſt Du den Born der Liebe gegraben. Nun aber umſchattet Dich wieder menſchliches Irren, den neugegrabenen Born willſt Du verſchütten mit dem ungerechten Mammon. Nur Liebe kann Liebe zeugen, dem Gelde aber folgen Begehrlichkeit, Geiz oder Ueppigkeit. Unſern Herzen mußt Du vertrauen, daß ſie in der Liebe des Vaters bleiben und dann auch Liebe zu tragen vermögen in allen Hütten, wo Liebe mangelt, in alle Herzen, die nach Liebe ſeufzen. Mit Gütern und Gefällen haſt Du uns reichlich ausgeſtattet, der Liebe vermögen wir beizugeben das Nöthige für den Leib, Labung den Kranken, Stärkung den Alten, Unterſtützung den Fleißigen, Hülfe in der Noth Allen. So wird ein lebendiger Dienſt des Herrn im Kloſter ſein, fröhliche Genügſamkeit und munteres Schaffen im Thale, und über ihnen wird ſchweben des Herrn

Wohlgefallen. Die reiche Schatzkammer würde Ueppigkeit ins Kloſter tragen oder Geiz und tödten den lebendigen Gottesdienſt; die reichen Spenden würden Begehrlichkeit bringen ins Thal, Faulheit pflanzen und den Sinn, der das mühelos Erhaltene ſinnlos verſchleudert. Da würde die Liebe ſchwinden im Kloſter zu dem Thale, im Thale zu dem Kloſter; der Menſchen Sündhaftigkeit, entbrannt durch den Reichthum, würde ſich lagern wie ein Geſpenſt zwiſchen beide, würde eure Seelen in der Ruhe ſtören. So würde das Geld, in Haß geſammelt, eine Haderſaat werden und neues Unglück ſtiften auf Erden bei ſeinem Gebrauche; dem ungerechten Mammon klebet ein Fluch an, der ihm durch Geſchlechter hindurch allen Segen nimmt.

„Darum laß das Geld, es iſt nicht das Geld, das ſühnet, ſondern der Sinn. Mit dem alten Gelde kehrte der alte Sinn wieder, ein neues Leben ſoll einen neuen Sinn erhalten. Stelle das Geld Gott zurück, wirf den Schlüſſel von dir, laß das Geheimniß in Dir und mir begraben ſein, laß Gottes Geiſt gut machen, was eures Stammes Geiſt gefrevelt, euer Geld vermag es nicht. Will Gott das Geld, durch Jahrhunderte geſühnt, den Menſchen wiedergeben, — wohlan, mag er es thun; — wir aber wollen das Geld vergraben ſein laſſen, wie wir wünſchen, daß eure Sünden in Gottes Gnade, eure Leiber in der Erde Schooß zur Ruhe begraben ſeien.“

Da hob der Thorberger die Hände auf und dankte Gott, daß er die Löſung ſo ganz ihm gegeben, allen Zweifel ihm von der Seele genommen. Er verſchloß die Thüre und warf den Schlüſſel in eine Felſenſpalte. Er donnerte und toſ'te der Tiefe zu, als ob Fels um Fels ihm nachſtürzte, ihn zu begraben, bis die letzte

Poſaune den Schooß der Erde ſpalten, das Verborgene wieder ans Licht bringen wird. Felſenſtück um Felſenſtück verſchloß den geheimen Gang, ein Griff des Ritters — und auch der Eingang war verſchwunden; keines Menſchen Auge hat ihn wieder geſehen, keines Menſchen Fuß ihn betreten.

Von dem Tage an ward des alten Freiherrn Geiſt immer freudiger, ſein Leib aber ſank ſichtlich zuſammen und ſchwächer wurden ſeine Glieder.

Eines Abends lag er matt auf ſeinem Lager, aber es war ihm unausſprechlich wohl. Es war ihm, als ob eine Spange nach der andern an ſeinem morſchen Leibe, womit derſelbe ſeine Seele gefeſſelt, ſanft ſich löſe und immer freier der Geiſt ſeine Fittige ſchwinge. Helle Sterne blickten freundlich ihm zu, und zum offenen Fenſter herein warf der Mond ſein volles Licht. An ſeinem Bette ſaß ſchweigend der Prior, ſie hatten lange zuſammen gebetet.

Mitternacht war nahe und Alles ruhte im Kloſter. Da ward, als ob eine volle Lichtgarbe vom Monde her ins Zimmer ſchwebe, die Strahlen dichter zuſammenflöſſen und eine helle Geſtalt am Fenſter ſtehe. Von dorther frug eine Stimme: „Peter von Thorberg, wacheſt Du? Peter von Thorberg, Dein Ende naht. Heute vor drei Jahren ſtund ich in Gottes Wettern ein dunkles Weſen vor dem freveln Ritter. Nun haſt Du Gnade gefunden vor Gott und ſeine Gnade hat auch mich verklärt, gelöſet iſt der Fluch, geſühnt Dein Stamm. Peter von Thorberg, komm, wir gehen zuſammen ein in des Herrn Freude!“ Da brach die letzte Spange ſanft und leiſe an des Thorbergers Leib, ſeine Seele löſte ſich aus der ſterblichen Hülle, und als ob zwei Lichtweſen dem unendlichen Himmel zueilten, ſchien es dem Prior, der betend und ſtaunend das ſanfte, ſo Gott will, ſelige Ende des letzten Ritters von Thorberg, der böſe Peter genannt, ſah.

Am Morgen verkündeten die Glocken des Ritters Ende, und viele Gebete ſtiegen für ihn zum Himmel, fanden Erhörung an Gottes Throne, Vergebung dem großen Sünder, und manche Thräne rann auf ſein Grab und brachte Ruhe hinein ſeinem Leibe, der den Schlummer der Verweſung ſchlummert, bis die Kraft des Herrn ihn zur Herrlichkeit auferwecket.

So erzählt die Sage.

Bilder und Sagen
aus der Schweiz.

Von
Jeremias Gotthelf.

Viertes Bändchen.
Geld und Geiſt oder die Verſöhnung.
(Zweite Abtheilung.)

Solothurn.
Verlag von Jent & Gaßmann.
1844.

Universitäts-
. München .
Bibliothek

Vorwort.

Dem geneigten Leſer wird anmit eine Fortſetzung der Erzählung „Geld und Geiſt“, welche im zweiten Bändchen der Bilder und Sagen enthalten iſt, dargeboten; der Aerger vieler Leſer über den ſcheinbar zu raſchen Schluß beſtimmten den Verfaſſer dazu, und Bedingungen zu fernerem Leben fanden ſich in der erſten Erzählung hinreichend vor. Auf neuem Boden birgt ſich das innere Leben mehr hinter äußere Verhältniſſe und unfreundlich wölbet ſich der Himmel über ihm; wer aber in Geduld dieſes überwindet, findet im Schluſſe vielleicht den Geiſt wieder, welcher das Geld beſiegt und den Segen der Verſöhnung über die Herzen bringt.

* * *

Geld und Geiſt,

oder:

Die Verſöhnung.

(Fortſetzung der im 2ten Bändchen begonnenen Erzählung.)

Wer hat nicht ſchon den Unterſchied bemerkt, der im Klange der Glocken liegt, es gefühlt, wie verſchiedene Empfindungen ſie erregen im menſchlichen Gemüthe?

Ernſt und hoch, wie vom Himmel her, ertönen ſie, wenn ſie den Menſchen rufen in Gottes Haus, ſich zu demüthigen vor dem Allmächtigen, ſich aufzurichten am Allerbarmenden; dumpf tönt die Todtenglocke, von weitem her wird es einem, als höre man auf den Sarg die Erde praſſeln, als verſinke man in ein dunkles Gewölbe und höre immer ferner und ferner des Lebens Klang. Freundlich und mild tönt die Veſperglocke. Wer des Abends über Berg und Thal das freundliche Geläute hört, dem wird als empfange er freundliche Grüße, ein gaſtfreundlich Laden zu ſüßer Ruhe, als vernehme er des Vaters Ruf ſich zu ſtellen unter deſſen treue Hut, zu legen all ſein Sorgen und Sinnen in deſſen weiſe Hand. Aber wenn die Feuerglocke erſchallt, da zuckt Schreck durch die Seelen, Weiber werden blaß, Kinder weinen, Männer horchen haſtig auf und ſtärker klopfen ihre Herzen. Es tönt vom Thurme her wie Weiber Jammer, wie Kinder Gewimmer, wie des Feuers Kniſtern, und je länger die Glocke geht, um ſo inniger ſcheinen ihre Töne zu werden, um ſo ängſtlicher wimmert ſie, um ſo lauter jammert ſie. Es zieht das Herz ſich zuſammen, bange ſucht der Menſch den Menſchen, alle Augen ſuchen des Brandes Zeichen, den dunklen Rauch, der weithin des Brandes Stätte weiſet, den Helfenden der düſtere Stern über der Stätte, wo Hülfe Noth thut. Und jeder räth, wohin die dunkle Wolke weiſet, und jeder ſchreit auf, wenn neue Wellen wallen über Berg und Thal, das Aufflammen neuer Häuſer, das Zuſammenſtürzen der ausgebrannten verkündend.

Ums Spritzenhaus, welches wie üblich in der Mitte des Dorfes ſtand, von welcher gewöhnlich das Wirthshaus auch nicht ferne liegt, während die Kirche gerne zur Seite ſteht, wie billig auch, das erſtere als Anker der Welt, die Letztere ein Wegweiſer aus der Welt, ums Spritzenhaus, fand Resli, des Bauern Sohn von Liebiwyl, das halbe Dorf geſchaart. Die Einen ſahen in den wirbelnden Rauch, der in der Ferne, aber immer dicker, immer ſchwärzer, gen Himmel ſtieg; die Andern liefen ängſtlich herum, handthierten mit der Spritze, banden Schläuche auf, ſchleppten Eimer herbei, ſchrieen nach Pferden, welche aber Niemand werde geben wollen, was ein recht Elend ſei, und immer ſo gehe, ſchrieen nach einem Stück Kerze in die Laterne, da es auf den Abend gehe, und Niemand wollte Kerzen haben daheim, aber der Krämer hätte fürs Geld, ſagte man. Sobald Resli kam, frug er: „Wo iſt's?“ Beſtimmt wiſſe man es nicht, ſagte man, aber allem an, zu Ufsbegehrige, und die Brunſt ſei groß und alle Augenblicke ſcheine ein neues Haus aufzugehen. Aengſtlich rief Resli nach dem Rundellenträger (der beweglichen Laterne welche an einer Stange, getragen wird), dem Führer der Feuerläufer; der war nirgends zu ſehen.

Er ſei weder Vormittag noch Nachmittag in der Kirche geweſen, hieß es, er werde um etwas aus ſein, um eine Frau oder um eine Kuh; wahrſcheinlich um das Letztere, da er in vergangener Woche den Bernmetzgern zwei verkauft hätte. Resli, raſch entſchloſſen, frug: „Wer nimmt meinen Haken?“ nahm die Rundelle, ſagte: „Wenn ſie hier keine Roſſe mehr vermöchten, ſo ſolle Jemand raſch heim zu ihnen, ſie hätten noch deren, aber machen ſollten ſie, daß ſie bald nachkämen, ſonſt ſei es eine Schande für die ganze Gemeinde. Gerade an ſolchen Dingen nehme man ab, was für Leute in einer Gemeinde ſeien, ob etwas werth oder nichts.“ Seine Stichworte gingen in manches Herz, um ſo mehr, da ſie von einem jungen Burſchen, der noch zu gar nichts etwas zu ſagen hatte und graue Häupter trafen, die Häupter der Gemeinde zu ſein meinten.

„Wenn ein jeder Säubub ſein Maul in die Sache hängen wolle, ſo hätte er nichts da zu thun“, ſagte der Ammann, aber wohlweislich erſt, als Resli in kurzem Trabe bereits ein Stück Wegs weit war. „So ein Lümmel wiſſe nicht, daß man allweg, ehe man fahre, die Roſſe füttern müſſe, an einem jeden ein Immi Haber oder zwei, von wege man wiſſe nicht, wann ſie wieder zum freſſen kämen. Und wenn ſie gefreſſen hätten, ſo ſei es dann manchmal nicht einmal nöthig, daß man fahre, und ſchon alles z'Bode.“ In gemeſſenem Trabe ſteuerten die Feuerläufer und mit ihnen Mancher, der nicht daheim bleiben kann, wenn Noth irgendwo iſt, dem Brande zu.

Je weiter ſie trabten, deſto gewaltiger ſtieg vor ihnen die Rauchſäule auf und verſchwamm unterm Himmel in eine große ſchwarze Wolke, ein zweites Gewölbe, aus Rauch und Ruß gebildet; deſto kläglicher wimmerten die Glocken, deſto größer ward der Menſchenſtrom der dem Brande zueilte. Sie hatten nicht Noth, wie es oft geſchieht, bei jedem Hauſe ſtille zu ſtehen, zu fragen, ob man da auch geſtürmt und wo man meine daß es brenne, vor jedem Dorfe ſtille zu ſtehen und ſorgſam nach dem dünnen grauen Fädchen zu ſehen, das kaum ſichtbar irgendwo von der Erde zum Himmel ſich wand. Nein, da lag offen, ſchwarz und ſchaurig der glühende Ort vor ihnen, wo das entfeſſelte Element in wilder Schlacht rang mit Menſchenkraft, wo weither die Winde dem Feuer zu Hülfe flogen, dem Menſchen aber der Menſch. Und wie Regimenter, vom Donner der Schlacht herbeigerufen, nicht ängſtlich oder bedächtig das Feld umkreiſen, werweiſen, wo Stand und Zugang am bequemſten ſei, ſondern in die Schlacht ſich ſtürzen, wo ſie ihren Bereich erreichen, wohl wiſſend, daß die ſchnelle Hülfe die beſte iſt, ſo ſtürzten die Menſchen ſich in Rauch und Feuer, zu kämpfen mit Rauch und Feuer, nur den raſſelnden Spritzen eilten Kundige voraus und ſpähten wo Platz und Waſſer ſei für ſie, wie auch den Batterien die Adjudanten vorausreiten, zu erkunden, wo die Kanonen am bequemſten abzuprotzen, am verderblichſten zu richten ſeien in des Feindes Reihen.

Kühn drang Resli mit ſeiner Schaar in den Mittelpunkt der Schlacht, ſuchte die gefährlichſte Stelle, ſuchte die Führer; die letztern fand er nicht. Wirre durcheinander wogten Feuer und Menſchen, geordnet wär der Widerſtand nirgends. Hier befahlen Viele, dort Niemand; wo Jeder that, was ihm der Inſtinkt gebot, da ging es am beſten. Als kluger Kommandant hatte Resli ſeiner Schaar geboten, beſtmöglichſt beiſammen zu bleiben; aber allen wards nicht möglich, auch hier war das Schickſal mächtig, das ſeine Luſt zu haben ſcheint am Scheiden und Trennen. Die Feuerläufer mit den Haken ſtürzten zum Brande, riſſen ſeine Beute, brennende Balken, ihm aus den Zähnen, riſſen Angebranntes nieder, alle Augenblicke in Gefahr, ſelbſt zu feurigen Bränden zu werden. Die mit den Eimern ſtellten ſich zu den Spritzen, lösten müde Mannſchaft ab, reihten ſich in die Waſſerzüge, traten ein, wo Lücken waren, während Resli, als Rundellenträger, durch die Reihen flog, ordnend und mahnend, Müßige in die Züge ſtellte, Unſchlüſſigen die rechte Stelle wies, den Verband erhielt zwiſchen der Spritze und denen, die das Waſſer dahin ſchafften. Resli erfuhr es, was es heißt, in wild wogendem, gewaltigem, andaurendem Brande einen Waſſerzug zuſammenzuhalten; leichter iſt's ein Regiment feſt zu halten im tödtlichen Kartätſchenregen, im ſauſenden Reiterſturm, ja wer weiß, ob es ſchwerer wäre, ein hundert zuſammengefangene Flöhe zuſammenzuhalten auf der engen Fläche einer Hand, als einen langen Waſſerzug, beſtehend aus Menſchen von hundert Orten her. Bald erleidet es Einem, er drückt ſich hinten ab; bald ſieht ein anderer, daß er ſeinen Gefährten verloren, er ſchleicht ſich weg; dann ändert die Spritze ihren Stand, und wenn ſie wieder Waſſer will, ſo ſind nicht die halben Leute mehr da, der Zug iſt halb zu kurz; dann kömmt eine andere Spritze angefahren, durchbricht die Reihe, auseinander ſtäuben die Leute; ſollen die Reihen ſich wieder ſchließen, ſiehe ſo iſt Niemand mehr da, nach allen vier Winden iſt alles auseinander. Nun ſoll alles wieder geordnet werden, die Menſchen halb mit Gewalt zuſammengetrieben. — Waſſer! Waſſer! ſchreit es von allen Seiten her, und während man am beſten dran iſt, kömmt Einer und befiehlt: man ſolle fort hier, an einem andern Orte ſei Hülfe dringlich, und kaum hat man das angeſagt, ſo laufen zwei andere daher mit Fluchen und Toben und wollen, daß man da ſtehen bleibe, weil ſonſt alles Uebrige noch zu Grunde gehe. Da muß man von neuem dran, muß die auseinander gelaufene Heerde wieder zuſammentreiben, muß ſich wüſt ſagen laſſen, muß von Dutzenden hören: man ſei ein Sturm, ein Löhl, ein Lappi, und wiſſe nicht was man befehle.

Resli erfuhr das zum erſten Mal, denn wenn er ſchon bei mehreren Bränden geweſen, ſo hatte er doch nie dieſen Dienſt verſehen. Leicht wie ein Vogel und kühn wie ein Löwe wär er zum Brande gekommen, hatte er ſich in denſelben geſtürzt. Es war ihm gar wunderbar zu Muthe geweſen, faſt als ob er Flügel hätte und Kraft in ſich, die Welt zu bezwingen; er hätte während dem Laufe jauchzen und ſingen mögen, wenn es ſchicklich geweſen wäre, und weil er's nicht durfte, riſſen ſeine Beine um ſo ſchneller aus, daß die hinter ihm alle Augenblicke rufen mußten, er ſolle doch nicht ſo laufen, es möge ihm ja Niemand nach.

In faſt freudiger Erregung hatte er ſich ins wilde Wirwar geſtürzt, aber wer weiß nicht wie jede Erregung ſo leicht in verſchiedene Töne übergeht, die freudige in eine wilde, die wilde in eine zornige? Einen Waſſerzug hatte er raſch zuſammengebracht, und je lauter das Feuer praſſelte, deſto raſcher eilte er auf und ab. Die Glut ergriff ihn immer mächtiger, dem jungen Helden gleich, dem die brauſende Schlacht zum ſchäumenden Göttertranke wird, welcher menſchliches Fürchten verſenkt und einen Muth entbrennt, welchem zu hoch der Himmel nicht iſt. Ans Lächerliche ſtreift es aber, wenn dieſer Götterbrand an kleinlichten Dingen verlodert, am Ordnen eines Waſſerzuges zum Beiſpiel. Dieſes Lächerliche fühlt aber Niemand als der, in welchem der Brand lodert; aber dieſes Gefühl löſcht die Glut nicht, ſie ſchlägt nur wilder auf, verkehrt endlich in Zorn ſich. Resli mahnte und ſtellte die Leute erſt in fliegender Haſt, aber freundlich, fragte, ob man ſo gut ſein wolle, bat, man möchte ihm den Gefallen thun, ſobald mehr Leute da wären, ſo könnte man ſich ablöſen. Als aber immer Lücken zu füllen waren, oder wenn alles geordnet war, alles wieder zerriſſen ward, da ließ er erſt alle unnöthigen Worte weg, dann alles Bitten, dann alles Reden, jagte nur kurzweg die Leute, welche er habhaft werden konnte, in den Zug. Endlich begann er gegen ſeine Gewohnheit zu fluchen und recht ungebehrdig ſich zu ſtellen, die Leute bei den Armen in die Reihen zu muſtern und nicht immer ſanft. Eben hatte er die Sache wieder einmal in Ordnung, da fuhr die Spritze auf die andere Seite des Hauſes und huſch! war die Spitze des Zuges zerſtört. Wild und fluchend jagte er die Leute zuſammen. Zwei Mädchen die unter einem Baum mit einander redeten, riß er auseinander und ſchmiß das Eine dem Zuge zu. „Dampit daheim, ihr — “ ſagte er. „Ume hübſchli, (nur ſachte) mach nit d'r Lümmel,“ ſagte das Mädchen und wandte das Geſicht ihm zu. Da ſah Resli in des Dorngrüttbauren Tochter Geſicht und die Tochter ſah in Resli's Geſicht, und beide ſahen einander an, ſtarrten einander an und keines konnte zum andern etwas ſagen, und beide waren die einzigen in der weiten Runde, die da ſtunden ſtille und wie vom Blitz geſchlagen. „Sorg! Sorg! Platz! Platz!“ erſcholl es plötzlich von allen Seiten. Durch die Bäume, einem Weiher zu, brach plötzlich der wohlbekannte Solothurner

Eimerwagen, hinter ihm drein ein Menſchenſtrom, einige Spritzen; alles ſtob in jähem Schreck auseinander, und als Resli ſich umſah, ſah er weder Wäſſerzüge noch Mädchen mehr. Der erſtere kümmerte ihn wenig, er ſah rund um nach ſeinem Mädchen, er ging um die Bäume, er begann auf und ab zu rennen, ſah nach allen Mädchen, aber nicht nach dem Waſſerzug; da packte ihn der Spritzenmeiſter: „Donner, Rundellträger, was macht ihr? ſchon lange haben wir kein Waſſer mehr und der Spycher raucht zum Brennen; jagt die Leute zuſammen, ich will euch helfen. Steht Leute, ſtellet euch, nur noch eine halbe Stunde, ſo iſt's gewonnen.“

Resli mußte an ſeine Pflicht, und wie gerne wäre er jetzt davon gelaufen, wie andere früher, die er hart an ihren Ort gewieſen! Hitze und Eifer war verſchwunden, und wenn er ſchon noch wie wild auf- und ablief, ſo ſah er doch nicht nach den Lücken, ſondern nur jedem Mädchen ins Geſicht, und wie oft er über weggeworfene rinnende Eimer ſtolperte, zählte er nicht, aber weithin verkündete es jedesmal ein ſchallendes Gelächter. Er machte wohl noch die Runde rund um die Reihe, Müßiggänger herbei zu treiben, ſah aber wiederum nur nach Dorngrüttbauren Tochter, rannte dabei an Bäume und brachte mehr als einmal die längſt angezündete Rundelle in Lebensgefahr. Aber nirgends ſah er ſein Mädchen wieder, wie manches er auch umdrehte, um wie manches er auch lief, und je länger er es nicht fand, um ſo mehr ärgerte ihn ſein Betragen, aber auch das Mädchen, das gar wohl in der Nähe hätte bleiben können, wo es ſicher geweſen wäre, ihn wieder zu treffen. Resli dachte nicht daran, daß bei einem Brande an einem fremden Orte und noch dazu Nachts, wo alles in Rauch und Gluth, in ungewiſſen Umriſſen ſchwimmt, man nie weiß, wo man iſt, und noch dazu ein Waſſerzug akkurat dem andern gleicht. Auf einmal riß ſein Waſſerzug von oben an bis unten auseinander; alles ſtob davon und auf leerem Platz einſam ſtund Resli, ehe er zehn zählen konnte; ſtille ward es um ihn, nur von oben her, von den Spritzenführern, hörte er fluchen, er wußte nicht warum. Er hatte überhört, daß das Geſchrei gekommen war, der Pfarrer halte die Abdankung. Dieſe will jeder hören, keiner ſie verſäumen; wo das Geſchrei erſchallt, ſie beginne, ſtockt die Arbeit, die Ordnung löst ſich auf, von allen Seiten ſtrömt die Menge dem einen Punkte zu, wo der Pfarrer ſteht, manchmal auf einem Stuhle, manchmal auf den Trümmern eines ausgebrannten Hauſes, manchmal auf einer umgekehrten Bütte, in welcher ſonſt gewaſchen wird oder Schweine gebrüht werden. Da kam es Resli in Sinn, was diesmal die Leute auseinander geſtäubt, ein Stein fiel ihm vom Herzen. Eile kam in ſeine Beine, er flog dem Haufen nach; denn wo konnte er wohl ſein Meitſchi beſſer finden, als da wo alle ſich zuſammenfanden. Der Brand war gedämmt worden, das Element der menſchlichen Anſtrengung unterlegen, es war nun billig Dem zu danken, von dem alle Kraft kommt und der jegliche Anſtrengung ſegnen muß, wenn ſie ein Gedeihen haben ſoll. Auf einer Laube ſtand diesmal der Pfarrer. Rundellen vor! ward befohlen; zunächſt unter die Laube mußten ihre Träger ſich ſtellen, und droben begann der Herr zu danken Gott und Menſchen. Aber Resli hörte nichts, er war nur Auge und ſuchte ſein Meitſchi. Mit Liſt und Kraft hatte er ſich auf einen Haufen Holz gedrängt, ſchaute über die Köpfe hin, drehte ſeine Rundelle nach allen Seiten, ſtreckte ſich dazu noch ſo lange er konnte, aber nirgends ſah er ſein Mädchen. Geſichter ſah er zu Hunderten, aber nirgends das rechte, und wenn er auch meinte, das iſt es, ſo war es es doch wieder nicht, bald ein Affengeſicht und bald ein Schaafsgeſicht, die bekanntlich weit häufiger ſich finden, als hübſche Mädchengeſichter.

Die Abdankung ging zu Ende; die Menge verlief; die Führer blieſen ihre Hörner, riefen laut die Namen ihrer Heimat, und, wie zu ihren Fahnen, die Zerſtreuten zu ihren Rundellen. Resli hätte es vergeſſen, wenn nicht einer, der ſich zufällig zu ihm gefunden, ihn daran gemahnt hätte; er wäre lieber allein herumgeſtrichen und hätte geſucht, was er verloren, aber Ehre bringt Bürde. Als der größte Theil der Schaar beiſammen war und die Heimkehr faſt angetreten, fiel Resli ein, daß er noch ein Zeugniß heim-bringen ſollte. Einer wandte ein, das ſei ja nicht nöthig, die Eimer, welche ſie hier ließen und welche durch die Gemeinde wieder zurückgebracht werden, ſollten doch wohl die beſten Zeugniſſe ſein, daß ſie beim Brande anweſend geweſen. Er wolle aber ein Zeugniß, ſagte Resli, man könne nicht wiſſen, wer die Eimer wieder bringe, und er wiſſe wohl, wie oft man die Feuerläufer verdächtige, nicht beim Feuer geweſen zu ſein. Die Meiſten waren auf der Seite deſſen, welcher ohne Zeugniß gehen wollte, denn Alle waren fürchterlich hungerig und durſtig, hatten ſeit dem Mittage nichts gehabt, und das wenige Brod, welches zu Aufbegehrige, wo man mehr Worte im Vorrath hatte, als Brod, unter die Helfenden ausgetheilt wurde, war bei der großen Menge nicht bis zu ihnen gekommen; hier ins Wirthshaus ſich drängen mochten ſie nicht; ſie preßirten daher nach einer der umliegenden Ortſchaften zu kommen, wo ſie etwas zu erhalten hofften. Das faßte Nesli raſch auf und ſagte, ſie ſollten nur voran gehen und in dem und dem Wirthshauſe ihm warten; ſobald er das Zeugniß hätte, käme er nach. Das war Allen recht; ſie gingen voraus bis an Einen, den Nesli bleiben hieß; es war ihm, als könnte es vielleicht eine Gelegenheit geben, wo er froh wäre, ſeine Rundelle ohne ſich nach Hauſe zu ſenden. Langſam ſtrich er dem Schulhauſe zu, wo die Vorgeſetzten zu finden ſein ſollten, ſtand oft ſtille, drängte ſich durch die dichteſten Haufen, machte Umwege, um mit Menſchen zuſammen zu gerathen, ſo daß ſein Kamerad ihm ſagte: „Du! du wirſt noch Schläge wollen; nach einer Brunſt iſt's nicht richtig die Naſe allenthalben zu haben.“ Aber wie er auch zündete und guckte, das Meitſchi fand er nirgends, fand es nicht im Schulhauſe, wo er endlich zu einem Zeugniſſe kam; fand es nicht im Wirthshauſe, wo er trotz allem Proteſtiren ſeines Gefährten endlich einen Schoppen erzwängte; er mußte zum Dorfe hinaus, er mochte wollen oder nicht, ohne eine Spur vom Meitſchi gefunden zu haben.

Es war eine ſchöne Nacht; die Sterne flimmerten am Himmel; die große Brandſtätte hüllte ſie in dünnen durchſichtigen Schleier, glühte im friedlichen Gelände einer Hölle gleich, und die Schatten der Verdammten ſah in denſelben wimmeln, wer den Ort verlaſſen hatte und ſich zurückwandte auf den Graus der Verwüſtung noch einen Blick zu werfen. Die arbeitende Mannſchaft kam ihm vor, wie eine wilde Höllenſchaar, welche das Feuer ſchürte, die Verdammten hin und her ſchleppte, von einem Feuer ins andere Feuer, während die Haufen, die ringsum aus Feuer und Rauch tauchten, die Schaaren ſchüren, welche durch die Gebete der Ihren erlöst, die Hölle verließen, den Himmel ſuchten.

Vor dem Dorfe liefen viele Wege auseinander und durch einen ſchönen Eichwald, wo die majeſtätiſchen Bäume weit auseinander ſtunden, das Unterholz ſpärlich wuchs, der Menſchen Auge in tiefen Hintergrund ſich verlor. Ein eigenthümlich Leben waltete in demſelben. Zahllos wogten durch denſelben die Helfenden ihrer Heimat zu, lachend und ſchäckernd, ſingend und brüllend; dumpf raſſelten die Spritzen, ängſtlich ſchwirrten die aufgeſchreckten Vögel, ſeltſam leuchteten die ſchwankenden Rundellen auf den Spritzen und den Achſeln ihrer Träger. Immer wilder und lauter geſtaltete ſich dieſes Leben. Der ſchwer aufzuregende Berner wird, einmal aufgeregt, ſchwer wieder ruhig. Nichts aber läßt wohl das Blut raſcher kreiſen, als die Aufregung bei einem Brande. Der jähe Schreck bei den erſten Tönen der Feuerglocke ſetzt es in Bewegung; der raſche Lauf zur Stätte jagt es immer raſcher; Werchen und Wagen beim Brande ſelbſt macht es immer heißer, und kömmt zu allem noch ein Schluck Bränz, ein Schoppen Wein in den leeren Magen, dann kocht das Blut, ein Funke bringt es zum Brande. Daher Lärm, Geſchrei, Toben und Streit allenthalben durch den weiten Wald. Jede Spritze, welche durch die Menge fuhr, drohte oder erzeugte eine Balgerei; um ſchäckernde Mädchen, welche in Maſſen zum Brande gelaufen waren, von guten Herzen getrieben oder gute Herzen ſuchend, ſchlugen Burſche ſich blutig; alte Dorffeindſchaften ſetzten die Feuerhacken in Aufruhr und manche Hacke fuhr in Menſchenfleiſch, als ob es ein brennender Balke wäre. Und wenn das Ding an einem Orte angeht, ſo geht es allenthalben los, wie eine anſteckende Krankheit, wie das Feuer auf einem Brechplatz, das hier gelöſcht, dort erſtickt, immer neu ausbricht, bis es rundum geweſen iſt.

Resli ging mit ſeinem Begleiter ruhig und ſtolz durch das Getümmel hin; kam ihm das Gedränge zu nahe auf den Leib, ſo wehrte er es mit ſtarkem Arme, aber ſachte, zur Seite und ſchritt fürbas. So kam er tief in den Wald hinein. Vor ihm hörte er Fluchen, harte Schläge, plötzlich Weibergeſchrei; dunkel war es im Schatten der Eichen und ſeine Rundelle die einzige in dieſem Augenblick im langen durch Eichenäſte gewölbten Wege. Akurat tönte ihm eine weibliche Stimme wie die, die geſagt hatte: „mach nit d'r Lümmel“, und raſch zog er aus, dem Streite zu. Vergeblich mahnte ſein Freund, aus dem Wege zu beugen oder die Rundelle zu löſchen; wie er damit unter die Streitenden komme, ſo könne er auf Schläge zählen. Aus dem Wege gehe er nicht, der ſei für alle Leute, ſagte Resli, und die Rundelle löſche er nicht, die hätte man dafür, um heiter zu machen, wo es dunkel ſei. Je lauter der Streit vornen ward, deſto raſcher zog Resli aus, hinter ihm ſein Kamerad, der, als er ſah, daß Resli nicht abzuhalten ſei, meinte, wenn's denn für z'Tüfels G'walt ſein müßte, ſo ſei ihm zuletzt gleich, z'töde werde es nicht gehen, und um eine Hand voll Schläge mehr oder weniger, kehre er nicht die Hand um.

Wie Trojaner und Griechen um die Helena, zankten ſich allerdings die Burſchen um ein Mädchen oder zwei, und zwar handgreiflich nach der Väter Sitte. Und als Resli über den Trupp leuchtete, ſah er manch blutend Geſicht; aber wie er meinte, auch ſein Mädchen in der Mitte. Da fuhr er gewaltig in den Ring hinein, wie ein ſtolzes Linienſchiff in des Meeres wilde Brandung, hinter ihm der gute Kamerad eine Hand voll Schläge gewärtig. Da sauste es über ihren Köpfen und wie vom Bliß getroffen ſank Resli zuſammen. Bei jedem Streit, wo Viele ſind, gibt es deren Bürſchchen, die ihre Haut gerne ganz behalten und doch etwas an der Sache machen möchten; die ſtehen dann ſeitwärts im Hintergrunde und paſſen die Gelegenheit ab zu einem guten Streich von hinten. Ein ſolcher hatte auch Resli getroffen mit dem Feuerhacken; eigentlich galt es der Rundelle, deren verrätheriſches Licht ungelegen kam.

„Wart du verfluchter Mörder, dich will ich“, ſchrie Reslis Kamerad. Das Wort Mörder ſchreckte die Streitenden, in den Handel wollte keiner kommen und ehe er ſich verſah, war der Begleiter mit Resli allein. Da lag er nun betäubt im Blute und jener ſagte: „Gäll, es iſt dir gegangen, wie ich geſagt, wenn du nur wieder lebendig wäreſt.“ Er zog ihn neben den Weg, wollte ihn aufwecken, aufſtellen, aber nichts gelang ihm; in der größten Verlegenheit ſtund er da. Endlich kam wieder ein Menſch durch den Wald, ließ ſich in die Länge erzählen, was es gegeben und ſagte: „Weißt du was, da rechts, nicht einen Büchſenſchuß weit, iſt ein kleines Häuschen, ich will es dir zeigen, da geben ſie dir einen Karren und du kannſt mit ihm fahren, wenn du einmal bei den Andern biſt, ſo geht's dann ſchon.“ Er zögerte dem Rathe zu folgen, den Freund wollte er nicht allein laſſen. „Du Löhl, ſagte der Andere, fortlaufen wird dir der nicht, und ſtehlen wird ihn auch Niemand, und die ganze Nacht da neben ihm ſtehen wirſt du doch nicht wollen, er könnte ſich ja verbluten.“ Es könnten vielleicht Leute kommen, ſagte Reslis Freund, und ihm helfen. Er zweifle, ſagte der Andere, es ſei ihm, ſie ſeien die Letzten, aber zwingen wolle er ihn nicht. „Mach was du willſt, anhalten will d'r nicht, Adie!“ „Wart, wart, rief der Kamerad, ſuchte Resli bequem an einer Eiche zu betten, jetzt komm, ſagte er, aber geſchwind, geſchwind, er iſt mir doch nicht ganz am Ort. „Ume hübſchli, ſagte der Andere, ſonſt lauf meinethalb alleine, wenn du den Weg weißt“, und folgte langſam dem Eilenden nach und beide verſchwanden im Walde.

Lange war es gegangen, da rauſchte es durch den Wald, mit einem Karren kamen zwei Männer gefahren. „Sieh, ſagte der Eine, dort, wo die drei Eichen zuſammenſtehen, dort liegt er an der mittlern.“ Vor der Eiche hielten ſie, aber da lag Niemand mehr, lag weit herum Niemand; ſtill und öde war es im Walde, alles Leben war verrauſcht, die aufgeſcheuchten Vögel ruhten wieder.

Da ſtand der arme Kamerad, nirgends war der Freund, nirgends eine Spur von ihm. Die drei Eichen waren es, ringsum ſtanden keine ſo, und vor denſelben lag Blut und unter der mittlern ſah man deutlich, daß Jemand da gelegen. Einige Angſt ergriff ihn; rundum zündete er mit der Rundelle, in jedes Mäuſeloch hinein, auf jeden Baum empor; dann fluchte er über ſich, denken hätte er doch ſollen, es gehe ſo, dann über den, der es ihm angegeben und ihn noch dazu in der Irre geführt. Plötzlich kam ein ſchwarzer Gedanke über ihn, „oder hat der — mich nur weggelockt, ſagte er, um zu machen, was ihn gelüſtete.“ Und immer ſchwärzer ward ſein Gedanke, immer größer ſeine Angſt; er theilte ſie dem mit, welcher ihn begleitete und frug ihn, ob er den nicht gekannt, der mit ihm zum Häuschen gekommen? „Häb nit Kummer, ſagte dieſer, ſieh, man ſieht ja kein Geſtampf oder etwas Ungerades bei der Eiche, und wenn der etwas Böſes im Sinne gehabt hätte, ſo würde er dir das Häuschen nur von Weitem gezeigt haben und nicht bis zu demſelben gekommen ſein, wo er doch hätte denken müſſen, man erwiſche ihn noch ob der That. Aber der Mann wird zu ihm ſelbſt gekommen ſein; was gilt's, du triffſt ihn im nächſten Wirthshauſe?" Wer glaubt nicht gerne, was ihm angenehm, dazu noch ſo natürlich iſt, denn dort ſollten ja die Gefährten warten, wie es Resli ſelbſt angeordnet. Er ſchaffte mit dem Karrenmannli ab und eilte dem Sammelplatze zu. Dort war ein groß Gedränge noch, aber beinahe wäre es ihm bei ſeinem Suchen gegangen, wie Resli im Walde. Da in der Gaſtſtube ſeine Gefährten nicht waren, ſo ſtürmte er durch alle andern Stuben, aber nirgends waren ſie mehr. Da geweſen ſeien ſie, vernahm er endlich, aber ob Einer zu ihnen gekommen, der blutig geweſen ſei, das wußte Niemand mit Beſtimmtheit, die Einen meinten ja, die Andern nein, die Dritten ſagten, er ſolle ſich ſtreichen und ſie in Ruhe laſſen, er ſehe doch wohl, daß ſie nicht Zeit hätten, ſich laſſen z'kinderlehren und jeder Gwundernaſe Bericht zu geben, ſie hätten wohl viel zu thun gehabt, wenn ſie ſich eines jeden hätten achten wollen, der blutig geweſen, deren ſehe man öppe viel nach einer ſolchen Brunſt. So ohne beſtimmten Bericht mußte er weiters; er tröſtete ſich ſo gut er konnte und doch war ihm nicht wohl bei der Sache. „Wär ich doch nur bei ihm geblieben, was hat der verfluchte Karren abgetragen — oder iſt vielleicht gar der Teufel geweſen, der mich da weggelockt, es het ein faſt duecht, es ſei nicht ein Menſch, wie ein anderer?“ So mußte er immer denken, bis er heim war, und als er heim kam, durfte er faſt nicht fragen, wo Resli ſei, ſondern hatte gute Luſt ein Kind mit der Rundelle zum Spritzenhaus zu ſenden, in aller Stille ſich heim zu drücken, zu thun, als ob nichts geſchehen und er gar nicht dabei geweſen wäre. Indeſſen brachte er das doch nicht über's Herz, wie denn Gottlob der Menſch nicht der hundertſte Theil thut von dem, was im Herzen ihm aufſteigt; er vernahm aber bald, daß kein Menſch Resli geſehen, und daß Alle von ihm wiſſen wollten, was aus Resli geworden.

Er erzählte nun und erzählte immer wunderlicher, weil er die Schuld verdecken wollte, welche ſein Gewiſſen ihm vorwarf, und die doch eigentlich gar keine Schuld war, ſondern höchſtens ein Mangel an Beſonnenheit, nach einem ſolchen Brande und noch dazu bei ödem Magen leicht verzeihlich. Er erzählte immer wunderlicher, verworrener, wie es gekommen, daß er von Resli weggegangen; je mehr man ihn fragte, je länger er erzählen mußte; und aus dem Ding, das jeder hörte, das je länger je myſtiſcher ward, machte nun jeder eine eigene Geſchichte, und eine Geſchichte glich der andern ſo wenig als weiß und ſchwarz, als eine Schlange und ein Elephant ſich gleichen. Nach den Einen war er als todt verſcharret worden im Walde, nach den Andern zu Kilt gegangen, die Dritten düderleten vom Teufel, die Vierten von ſeinem Kameraden, der längſt kein Geld gehabt und gewußt, daß Reslis Sack meiſt wohl geſpickt war.

Unterdeſſen wartete man daheim mit Bangen auf Resli; der Vater lief ungeduldig die B'ſetzi vor dem

Hauſe auf und ab, die Mutter ſtund in den Weg hinaus, und bald ſagte das Eine: „er kömmt noch immer nicht;“ bald ſagte das Andere: „ſiehſt du ihn noch immer nicht?“ Bange Stunden verfloßen und eben ſchickte ſich der Vater an ins Dorf zu gehen, als eine Frau kam und ſagte: „Ihr guten Leute, ihr wartet vergeblich, der kömmt euch nicht mehr heim.“ „Herr Jemer! Herr Jemer! was ſagſt, was hat's gegeben?“ ſagte Aenneli, und Chriſten ſchoß ab der B'ſetzi, wie ein Häbch, dem Jemand zum Neſte will. „Ich darf es euch nicht ſagen, ſagte die Frau, ich möchte euch nicht erſchrecken, ſolche Sachen vernimmt man immer zu früh. Adie wohl!“ Aenneli war blaß geworden, konnte kaum noch ſagen: „mein Gott, mein Gott, was iſt's?“ „Wenn ich gewußt hätte, daß ihr ſo erſchrecktet, ich hätte wäger nichts geſagt, antwortete die Frau, aber mehr darf ich wäger nicht ſagen. Es iſt ſchrecklich, wie es heutzutage geht. Adie.“ Da verlor Chriſten die Geduld und ſagte: „Willſt du reden oder nicht, und mit der Sache hervor? ſo zum Narren laſſen wir uns doch dann nicht halten.“ „Nur nicht ſo böſe, du mein Gott! antwortete die Frau, wenn ihr nicht erſchrecken wollt und es mir nachtragen, ſo will ich es wohl ſagen, was ich im Dorfe gehört. Die Leute ſagen, Resli ſei futſch (verloren); die Einen reden vom Teufel, der ihn genommen, die Andern ſagen, das ſei nicht wahr, er ſei todt und im Wald hieher Ufbegehrige verlochet. Adie wohl.“ Dißmal hörte das Adie Niemand, denn Aenneli hatte das Haupt auf die Ladenwand vor dem Garten gelegt und ſchluchzte ſo jämmerlich, daß es ihns über und über ſchüttelte. Chriſten aber ſagte: „Thue nicht ſo, das wird nicht ſein. Komm ins Haus, daß die Leute es nicht hören, ſie könnten ſonſt wieder meinen, was es gegeben hätte. Ich will ins Dorf, dort wird wohl beſſerer Bericht ſein; aber kurios iſt es allweg, daß er noch nicht da iſt.“ Er wollte Aenneli hineinführen, aber es ſank zuſammen; er mußte es tragen und mit Waſſer und mit Tropfen lange fechten, ehe er es zurecht brachte. Dann mußte er erſt noch Jemand zu ſeinen Kindern ſenden, die auf dem Acker Erdäpfel hacketen, daß ſie heim kämen, und erſt, als ſie da waren und um Mutter und Resli jammerten und wimmerten, konnte er gehen.

So raſch hatte ſeit Jahren Niemand Chriſten gehen ſehen. So wie man ihn von weitem zum Dorfe kommen ſah, hieß es: „er kömmt, er kömmt“, und Alles verbarg ſich vor ihm; die Weiber ſchoſſen in die Küche, die Männer drückten ſich um die Ecken herum in die Ställe, nur hie und da blieb ein gwunderiger Junge an der Straße ſtehen, um zu ſehen, wie der bedächtige Bauer daher geſchoſſen kam. Hinter ihm her ſtreckten die Weiber ihre Köpfe über die Küchenthüren und ſagten: „Er pläret nicht einmal; aber z’Aenni, ſeine Frau, die wird thun! He nun ſo dann, ſo geht’s, heute roth, morgen todt. Aber man hätte es denken können, daß es ſo gehen müßte. Wo nichts als Streit iſt, da thut der liebe Gott gern ein Zeichen, wie er den Streit haſſe und das Wüſtthun.“

Doch Chriſten hörte dieß liebliche Geflüſter nicht, er ſegelte, da er auf der Straße und vor den Häuſern Niemand fand, der ihm Bericht geben konnte, raſch dem Wirthshauſe zu. Hier hielt die Wirthin Stand und gab vernünftige Kunde, aus welcher Chriſten entnahm, daß noch nicht Alles verloren ſei und das ganze Unglück darin beſtehe, daß Resli abhanden gekommen, aber Weiteres

Niemand wiſſe, und daß Samis Hans zuletzt bei ihm geweſen ſei, der könne Bericht geben, wenn er wolle, aber er rede gar wunderlich, bald ſo, bald anders, daß Niemand recht daraus komme. „Wohl, ſagte Chriſten, dem wollen wir die Wahrheit füre mache,“ und ſteuerte dem Hauſe zu, wo s'Samis Hans wohnte. Dort aber hatte er handliche Arbeit, ehe er Jemand füre gemacht hatte; er hoſchete rings ums Haus und hoſchete Niemand hervor. Endlich ſah er durchs Kellerloch die Bäuerin im Milchkeller und raſch war er bei ihr, und ruhte nicht, bis Hansli entdeckt war, den er ſcharf ins Gebet nahm. Hansli gab Bericht, und ziemlich der Wahrheit gemäß, nur daß er den, welcher ihn von Resli weggelockt, ſehr ins Schwarze mahlte und zu verſtehen gab, daß es mit dem nicht richtig geweſen ſein könnte. Aber daß Resli todt ſei glaube er nicht, doch wo er hin gekommen begreife er nicht. „He nun ſo dann, ſo muß man gah luege, du kömmſt doch mit und zeigſt, wo er zuletzt geweſen?“ Er ſei wohl müde, ſagte Hans, die ganze Nacht hätte er nicht geſchlafen. „He nun ſo nimmt man Roß und Wägeli; mach daß du in einer Stund z'längſt unten am Weg biſt.“ Hans war bereit dazu, ſobald er ſah, daß Chriſten nicht mit ihm aufbegehrte, er ſagte, es ſei Niemand mehr daran gelegen, zu wiſſen was mit Resli gegangen, es ſei ihm nicht nur wegen Resli ſelbſt, ſondern auch, damit man wiſſe, daß er ihn nicht liederlich im Stich gelaſſen. Chriſten ward es auf dem Heimwege ganz wunderlich; die Beine ſchlotterten ihm, und mehr als einmal war es ihm, als ob es ihm ſchwarz werden wollte vor den Augen, daß er ſich an einen Zaun ſtellen mußte und ſich halten. Er hatte gute Hoffnung, daß die Sache nicht halb ſo böſe ſei, als die Leute ausſtreuten, und das Waſſer ſtund ihm fort und fort hoch in den Augen aus Dank und Freude, daß die Nachrichten beſſer ſeien, als er Anfangs gedacht; aber eben deswegen ließ die Spannung des Schreckens nach, und blöde ward es ihm an Leib und Seele und loſe nur ſchienen ſeine Glieder zuſammenzuhängen. So kam er langſamer als er gedacht und mit Mühe heim, wo weit im Gäschen vornen Alle ſeiner warteten. „Herr Jemer! Herr Jemer! ſagte Aenneli, wie ſiehſt du aus, er iſt todt, gäll? O Resli my Resli, ſeh ich dich nie mehr!“ und aufs Neue ſchlugen die Wellen des Jammers über das Geſtade. „Thu nicht ſo, ſagte Chriſten, wäger nicht, allem an iſt Resli nicht todt. Er wird, als er alleine war, zu ſich ſelbſt gekommen und nun hingegangen ſein, wo er jetzt noch iſt. Aber ſuchen muß man ihn.“ „Chriſteli gib dem Braun z'freſſe und mach das Wägeli z'weg, ich will mich anders anlegen,“ ſo ſprach Chriſten in Aennelis lauten Jammer, gegen das Haus gehend und vor der Thüre ſetzte er ſich aufs Bänklein hin und ſagte, man ſolle ihm Waſſer bringen, es werde ihm ſo kurios. Nun neuer Jammer, daß er doch ſagen ſolle, was er vernommen, einiſt müſſe man es vernehmen, und je länger man hingehalten werde, deſto grüslicher ſchlage es dann nieder. Sie ſollten nur ruhig ſein, antwortete Chriſten, die Sach ſei nicht bös, aber es ſei ihm ſo in die Glieder geſchoſſen, er wiſſe nicht wie, es werde wohl vom ſtarken Laufen ſein und bald beſſern. Aenneli ſolle ihm ein friſches Hemd füre lege, er wolle gehen und ſich z'weg machen. „O nein! Vater, du gehſt nicht, ſagte Aenneli, Chriſteli kann fahren, es iſt dir ja übel und der Braun wild; es weiß kein Menſch, welche Angſt ich hätte, wenn du gingeſt." „Samis Hans kommt mit," ſagte Chriſten. „So komme er, ſagte Aenneli, er kann dich nicht geſund machen, und wenn man ſo z'weg iſt wie du, ſo thut z'Liegen am beſten. Es weiß kein Menſch, ob es nicht einen Schlagfluß, Gott behüt uns davor, oder ſonſt etwas Böſes geben könnte, wenn du in der Welt herum ſprengteſt. Nein wäger du mußt dich ſtille halten, und wenn es d'r nicht bald beſſert, ſo muß Anneliſi zum Doktor. Blut uſe lah wär vielleicht gut." Wie der Vater ſich auch wehrte, er mußte nachgeben und z'Chriſteli fahren laſſen, und die Sorge um den Anweſenden zerſtreute etwas Kummer und Jammer um den Abweſenden in Aennelis Herzen. Den rechten Weibern iſt und bleibt immer der der Nächſte, der ihnen zunächſt im Bereich ihrer Hülfe liegt; ſie laſſen nie einen Anweſenden ſchmachten und ſtöhnen, um zu jammern um einen in der Ferne. Chriſten mußte zu Bette, er mochte ſich wehren wie er wollte, mußte ſich Suppenbrühe geben laſſen und Aenneli ſetzte ſich neben das Bett und wehrte ihm die Fliegen, während Anneliſi draußen ums Haus herum fuhr und bald in dieſer, bald in jener Ecke auf der Lauer ſtand, ob Niemand mit Botſchaft komme, oder vielleicht Resli ſelbſt. Und zu ihm geſellte ſich bald die Mutter, die vom ſchlafenden Chriſten ſich weggeſtohlen, und bald wiederum Chriſten, den die Sorge nicht lange ſchlafen ließ; aber gäb wie ſie ausſchauten, es kam Niemand; einſam blieb es ums Haus, einſam, ſo weit die Sinne reichten. Da ſagte Aenneli: „Ja ſo gehts, aber wer glaubt es, ehe man es erfährt! Geſtern war's ſo ſchön, und wie waren wir alle beiſammen, ſo glücklich und froh, und jetzt wie iſt's? Jetzt ſind wir einſam; unſer Bub iſt hin, und das Herz aus dem Leibe möchten wir weinen, jetzt wo wir uns ſo lieb haben möchten.“ O wenn es der Menſch ſinnen könnte, daß mann ſich lieb haben ſollte, wenn man bei einander iſt, weiß ja doch kein Menſch, wenn man von einander muß.

In einem waldumſäumten Boden ſtund in Mitte reicher Matten ein großes graues Haus, deſſen Hinterſeite im Reiz der Neuheit glänzte; nebenbei lagen ein Holzſchopf, ein Spycher un dein ſogenannter Stock mit kleinen Fenſtern und einem auf die Fenſter gedrückten Dache, das akkurat ausſah, wie ein Hut, den ein Räuber ſich in die Augen gedrückt, damit Niemand ſehe, was die Augen im Schilde führen. Allerlei lag um das Haus herum, Bauſpäne und ſonſtiges Geräbel; die Miſtgülle lebte in ſüßer Freiheit, Enten und Hühner ebenfalls, und im offenen Tenn ſtand ein kurzer dürrer Mann mit breiter Naſe und ſchmalen Augen, der Strohbänder machte für die kommende Erndte. Neben dem Tenn lag die Hausthüre, die durch einen ſchwarzen rauchigten Gang zunächſt in die Küche führte. Aus derſelben kam raſch ein Mädchen, dem man aber den Rauch nicht anmerkte, denn es war nett, ſchmuck, ſorgfältig, geſtrählt, und ſagte: „Vater, es wird doch noch der Doktor geholt werden müſſen; er will nicht erwachen, oder was meinſt?“ „Was anfangs, häſſelte der Mann, daß ihr ihn hättet liegen laſſen ſollen; was iſt er euch angegangen, und was hat es braucht, uns die Unmuße zu machen?“ „Aber Vater, antwortete das Mädchen, ſo hätte er ja ſterben müſſen.“ „So hält er, es muß einmal ſein, und jetzt wäre es ihm vielleicht leichter gegangen, als einiſt.“ „Aber Vater, was hätten wir uns für ein Gewiſſen machen müſſen, wenn wir ihn hätten liegen laſſen, und es dann geheißen hätte, er ſei geſtorben?“ „Unkraut verdirbt nicht ſo leicht, und du weißt nicht, ob ſeine Kameraden ihn nicht geſucht, und das iſt dann eine ſchöne Geſchichte, wenn die ihn nicht finden, und weiß der Schinder was für einen Lärm machen.

„Es iſt einmal jetzt ſo, Vater, antwortete das Mädchen, und Balgen macht die Sache nicht anderſt. Aber wollteſt du nicht hineinkommen und ſagen, was du meinſt? Wir haben Weinüberſchläge gemacht und jetzt ſagt die Mutter, ſie wolle noch mit kaltem Waſſer probiren, und wenn das nicht helfe, ſo wiſſe ſie nichts mehr anzufangen.“ Das Band zuſammendrehend und daſſelbe zu den gemachten legend, ſagte der Alte: „So geht's, mit unſerer Sache mögen wir nicht fertig werden und haben böſe, und geben uns noch dazu mit andern Leuten ab und verſäumen uns darob. Aber daß du das weißt, einmal für allemal, wer liegt, den laſſe liegen! Was vermögen wir uns deſſen, wenn einer nicht zu ſich ſelbſten ſieht?“ So keifend ging er hinter dem Mädchen drein, über die hohe Schwelle, durch den dunkeln Gang, in welchem Werkzeug ſtand aller Art und manche ſchwere Kette an hölzernen Nägeln hing. Das Mädchen öffnete eine Stubenthüre, und hinter ihm drein brummte der Vater: „Man hätte ihn nicht brauchen in die Stube zu thun und ins beſte Bett, ſolche, die man im Wald aufleſe, thue man in den Stall und im Stroh wäre er noch wohler geweſen als in einem Federbett.“ „Vater, der iſt von einem Hauſe her, ſagte das Mädchen, wo ſie nicht gewohnt ſind im Stroh zu liegen.“ „So wäre er daheim geblieben, da hätte er dann meinethalb liegen können, wo es ſich ihm am beſten geſchickt.“

„St! St! flüſterte drinnen in der Stube eine lange hagere Frau und hielt den blauen Umhang vor dem

Bett etwas zurück. St. er rührt ſich." Leiſe trat die Tochter hinter die Mutter, an der Fußeten (Fußende) blieb der Bauer ſtehn und ſah nach einem blaßen Jüngling hin, der im Bette lag, deſſen Kopf verbunden war, deſſen Augen geſchloſſen und in deſſen Hand ein Zucken ſichtbar wurde, ein Heben und Wiederfallenlaſſen, es war, als fühlte er irgendwo etwas, wolle hin mit der Hand und vermöge es nicht.

„Da mangle es des Doktors nicht, ſagte der Bauer, der werde bald von ſich ſelbſt erwachen. Albetz ſei es einem nicht der werth geweſen, wegen einem jedere Müpfli deß auszufahren wie ein Kegel und ſo i d'Allmacht z'liege (Ohnmacht zu fallen)."

Da ſchlug der Wunde langſam die Augen auf, ſah matt um ſich, langſam ſanken die Augenlieder wieder zu, plötzlich, als ob etwas Beſonderes zu ſeinem Bewußtſein gekommen, fuhr er auf, ſah mit Staunen in der Stube herum und frug endlich: „Aber um Gotteswillen wo bin ich und was iſt mit mir?" „He, wo wollteſt du ſein, als hier," ſagte die Frau. „Aber wie bin ich hieher gekommen?" frug Resli. „Seh, Meitſchi, b'richt," ſagte die Mutter, drehte ſich und vor Resli ſtund unverdeckt Anne Mareili, des Dorngrütbauren Tochter, ſittig und verlegen die Augen geſenkt. Dem Resli ward es gar wunderlich im Herzen, er mußte ſich legen, aber wie ſie ihm auch zufallen wollten, die Augen ſchloß er nicht wieder. „Seh, b'richt, Meitſchi, ſagte die Mutter, d'rwylen (unterdeſſen) kann ich haushaſten (Haushaltung beſorgen)." „Es iſt einmal gut, ſagte der Bauer, daß du wieder bei dir ſelbſt biſt, ſo braucht man den Doktor nicht und z'Sach wird ſcho beſſere. Wenn ich meine Burde Bänder ausgemacht, ſo will ich wieder kommen und ſehen, ob du auf mögeſt.“ Es gingen beide, Vater und Mutter hinaus, und keines von beiden hatte eine Ahnung von dem, was in den jungen Herzen ſich regte. Anne Mareili hatte ſeinen ſchlanken Tänzer nicht vergeſſen können, hatte an manchem Markt, oder wo viele Leute zuſammenliefen, ſeine dunkeln Blicke umſonſt nach ihm ausgeſandt, war manchmal in dunkler Nacht, wenn der Wind über ſeine Fenſter ſtrich, aufgefahren und hatte gedacht: iſt's ihn wohl? Hatte dann traurig ſein Haupt in die Kiſſen verborgen und geſinnet und gedacht: ob er wohl vernommen, wer es ſei und ob es ſein Lebtag nie vernehmen werde, wer er geweſen und ob ſie nie zuſammenkämen. Vergeſſen könne es ihn nicht, und wenn es ihn erſt in der Ewigkeit wieder ſehen ſollte, ſo kennte es ihn wieder auf den erſten Blick. Um ſo tiefer und inniger prägte das ſchöne Bild ſich ein, je düſterer das Loos war, welches ihm zu warten ſchien; um ſo weniger durfte es aber auch die Eltern merken laſſen, was tief im Herzen ihm lebte. Wenn es geſagt hätte, es liebe einen Burſchen von dem es nicht wüßte, woher er ſei und wie er heiße, ſo hätten ſie geſagt: „Biſt e Narr, e Sturm, unſer Lebtag hat man nie davon gehört, daß ein Mädchen es Mannevolch g'liebet het, wo es ihm keinen Namen hat geben können und nicht einmal gewußt, hat er Nüt oder Deppis, und ob er auch an einem rechten Ort daheim iſt oder nicht?. Wie öppe die zuſammenkommen, welche nichts haben, das weiß man öppe.“

Heimlich trug es das Bild in ſich, wo es Niemand ſehen konnte, und kein Tag verging, daß es nicht dachte: ſinnet er wohl auch noch an mich und kennte er mich wieder, wenn wir wieder zuſammen kämen?

Dann ſtellte es neben dieſes Bild ein anderes Bild, einen ſiebenzigjährigen Gritti (einer der ſteife Beine auseinanderſtellt, um nicht umzufallen) mit dünnen grauen Haaren, rothen Augen und einer Schnupfnaſe, und wer dann nahe bei ihm geweſen wäre, hätte wohl gehört: und ich thue es nicht, und wenn ſie es zwängen, ſo ſterbe ich.

Das Dorngrütt lag keine Stunde weit von Aufbegehrigen, ſeitwärts von der Straße. Als Wolke um Wolke in ſchwarzen Wirbeln gen Himmel ſtiegen, das Aufflammen neuer Häuſer verkündend, die Glocken immer ängſtlicher um Hülfe wimmerten, da blieb nach üblich ſchöner Sitte in weiter Umgegend Niemand, der Arme und Beine rüſtig rühren konnte, daheim. Die Bauerntöchter liefen mit den Mägden, die Söhne mit den Knechten, und mancher Großätti humpelte hinterdrein, mit einem Eimer in jeder Hand, welche von dem leichtſinnigen jungen Volke vergeſſen worden waren und welche doch bei jedem Brande ſo nöthig ſind. Auch aus dem Dorngrüt war alles fort, bis an Vater und Mutter, und rüſtig hatte Anne Mareili gearbeitet, war aber von den Seinen abgekommen und ſuchte ſie wieder. Da erſchien ihm plötzlich, als es am wenigſten daran dachte, ſein lieb heimlich Bild, es ſchallt es Lümmel und wie ein nächtlicher Spuk verſchwand es. In einen andern Waſſerzug, der durch dunkle Baumgärten ging, geſtoßen, konnte es ſein Bild lange nicht ſuchen, mußte Eimer um Eimer laufen laſſen durch die rüſtigen Hände und der Boden brannte unter ſeinen Füßen und es mußte bleiben. Zweimal wollte es entrinnen, zweimal wies man es hart wieder an ſeine Stelle. Die Abdankung machte es frei, aber nur zu hinderſt an den Ring gelangte es, ſah nichts, mußte ſeine Leute ſuchen, mußte ihre Spritze ſuchen, denn die Mädchen wollten nicht alleine durch den Wald, wollten mit ihrer Mannſchaft gehen; ſie verließen unter den letzten den Brandplatz, zahlreich und im Geleite der Spritze. Langſam und jeder ſeine Heldenthaten berichtend, daß, wenn er nicht geweſen, der Pfarrer verbrannt wäre, oder eine Frau, oder ein Haus, und wenn ihre Spritze nicht geweſen wäre, nicht nur kein Haus, ſondern kein lebendig Bein übrig geblieben wäre, zogen ſie durch den Wald. Plötzlich ſchrie ein Mädchen, welches etwas ſeitwärts gegangen war, auf: „Herr Jemer, Herr Jemer, e Todtne, e Todtne!“ Der Zug hielt, die Mädchen ſchrien auf, die Burſche liefen hin, man rief nach der Laterne, hinter derſelben drängten ſchüchtern die Mädchen ſich nach. Unter einer Eiche lag ein ſchlanker Burſche, das blaſſe Geſicht im grünen Graſe; blutige Streifen liefen über ſeine Wangen, mit Blut war das Gras bethaut und ein blutiger Streif lief vom Wege zur Eiche hin.

Auch Anne Mareili drängte ſich in den Rund, den zwei Laternen hell machten. Da lag der, den es heimlich im Herzen getragen, gefunden, verloren, da lag er, todt. Es ſchrie nicht auf, es fiel nicht in Ohnmacht, aber es war ihm als faſſe eine eiſerne Hand ſein Leben und drücke es zum Tode. Da rief einer: „Nein, der iſt nicht todt, er iſt noch ganz warm, und z'Herz rührt ſich auch, wie mich düecht.“ „So kommt, rief der Spritzenmeiſter, ehe er zu ſich ſelbſt kömmt, ſonſt wer weiß, ob wir nicht noch ins Schloß müßten oder gar z'Sach ſelber ſollten gemacht haben.“ Der Ring lief auseinander, die Burſche wollten wieder zu Roſſe, der Spritzenmeiſter ſagte ſchon: „Hü, i Gottes Name,“ da ſagte Anne Mareili: „das geht nicht dieſen Weg; den können wir da nicht liegen laſſen; vor Gott und Menſchen könnten wir es nicht verantworten.“ „Kommt, ſagte ein Burſche, dem fragen wir nichts nach; wie er dahin gekommen iſt, ohne uns, ſo wird er auch ſo weg kommen. Es weiß ja Niemand, wem er iſt.“ „Nein, ſo kommt er nicht weg, ſagte Anne Mareili, das iſt ein vornehmer Bauernſohn, da obe aben, ich habe ihn einmal angetroffen. Wenn wir den ſo da ließen ungrathſamet, und er umkommen müßte, ſo wurd ja unſere ganze Gegend verbrüllet, kein Kreutzer Steuer käme da oben herab, und es möchte brennen wie es wollte, ſo käme Niemand mehr zur Hülfe. Es muß doch nadiſch nicht heißen: unſer Wald ſei eine Mörderhöhle.“ Anne Mareili war im Anſehen, und es war nicht das erſte Mal, daß es etwas befohlen hatte und ſo ſtellte ſein Wort die Leute, ſie rathſchlagten, wie der fortzubringen ſei. Anne Mareili befahl einem ihrer Knechte auf dem kürzeſten Wege heim zu laufen und ein Wägeli mit Stroh zu bringen, bis dahin könnte man ihn mit zweien die ihn hielten, vornen auf das Bänklein der Spritze ſetzen. Auf die Einwendung, wo man dann mit ihm hin wolle, wenn er’s doch ſelbſt nicht ſagen könnte wie er heiße, ſagte es, daß ſie darüber keinen Kummer haben ſollten, das ſei nicht der Erſte und werde nicht der Letzte ſein, den ſie beherberget hätten. Anne Mareili’s zwei Brüder, die da waren, redeten zwar dagegen, aber brachten nichts ab. So war Resli in dies Haus gekommen. Der Vater hatte darüber gemuckelt, die Mutter aber geſagt: ſie hätten noch keinen kranken Bettler fortgejagt und da wär’s doch grüslich wenn man Bauernſöhne im Walde wollte verſerbeln laſſen, und daß das ein Bauernſohn ſei, und zwar von den vornehmern einer, ſehe man ſchon am Hemde, ſie hätte noch nicht bald ein ſo feines und weißes geſehen.“

So war es gekommen, daß Resli in Anne Mareili's Stübli war, denn daß er dorthin gebracht wurde, hatte es angeordnet, und es hatte ihns gedünkt, es nehmte nicht alle Schätze der Welt dafür, daß er nicht da wäre, und jetzt, als Vater und Mutter draußen waren, reichte er ihm die Hand und ſagte: „Du biſt doch nicht mehr höhns, aber ich habe wäger nicht gewußt, daß du es biſt.“

„Wer wollte höhn werden in einem ſolchen Wirrwar, ſagte Anne Mareili, wer höhn werden will, muß nicht an eine Brunſt.“ „Es war nur lätz, daß der Wagen daher kam, wie vom Himmel, ich hätte dir doch ſonſt geſagt, es ſei mir leid, und gäb wie ich dich geſucht, fand ich dich nicht mehr, ſagte Resli. Aber wie bin ich hieher gekommen?“

Nun erzählte Anne Mareili wie es zugegangen, aber die Hauptrolle theilte es ſich ſelbſt nicht zu, ſondern es bediente ſich der Redeform: me (man) het denkt, g'glaubt, g'ſeit, g'macht. Dann mußte Resli erzählen, wie er unter die Eiche gekommen und da alleine geblieben. Der redete nun ſchon etwas deutlicher und ſagte: daß es ihn immer geduecht, er möchte ihns finden, um ihm zu ſagen, daß er ihns nicht gekannt, denn ſonſt wäre er doch ſicher nicht ſo grob und unerchant geweſen, das ſei doch ſonſt ſeine Art nicht; aber Alles hätte ihn böſe gemacht, und gäb wie er die Leute zuſammengeſtellt, ſei doch gleich wieder Alles auseinander geweſen. Er hätte gemeint, er höre ihre Stimme und nachſehen wollen, da ſei es ihm geweſen, als ſchlage man ihn auf den Boden hinab, und ſchwärzer und ſchwärzer werde es um ihn, je tiefer er falle; plötzlich ſei alles erloſchen. Da ſei es ihm in den Ohren geweſen, als rede es wieder und mühſam hätte er die Augen aufgethan, aber hinter der Mutter ſie nicht recht geſehen; plötzlich ſei ihm eingefallen, das Meitſchi hinter der alten Frau ſei doch das, welches er geſucht, allem an, das habe ihm die Augen wieder aufgethan und ihn zu ſich ſelbſt gebracht. „Aber haſt du mich denn noch gekannt?“ fragte Anne Mareili. „Warum nicht, ſagte Resli, unter Tuſige hätt's mir nit g'fehlt, aber haſt du mich noch gekannt?“ „Es hat mir geſchienen, es ſei dich, ſagte Anne Mareili, doch habe ich es ſo beſtimmt nicht gewußt, bis daß ich dich recht geſehen habe. Aber weißt du wo du biſt?“ fragte Anne Mareili. „Es wird im Dorngrütt ſein“, ſagte Resli. „Warum meinſt?“ fragte Anne Mareili. „Biſt du nicht z'Dorngrüt Bauern Tochter?“ „Wer hat dir das geſagt?“ „Z'Stubemeitli wo uns aufgewartet hat.“ „So, damals ſchon haſt du es vernommen, und Wunder hat es dich nicht genommen, wie ich heim gekommen, das iſt ſchön von dir und willſt an mich geſinnet haben?“ „Häb es nit für ungut; hundertmal hätte ich daran geſinnet, zu kommen, aber du haſt mir nichts geſagt, und zu fragen hatte ich nicht Zeit.“ „Es iſt einer ein ſchlechter Schütze, wenn er keine Ausrede weiß, ſagte Anne Mareili, du wirſt vielleicht nicht abkommen können, wenn du willſt, dein Meiſter wird dich nicht gehen laſſen.“ Da hob Resli ſich auf; als er aber einen ſchalkhaften Zug um Mareili's Mund ſah, antwortete er: „Vexir nur, du wirſt wohl wiſſen, wer ich bin.“ „Wie wollte ich das wiſſen, ſagte Anne Mareili, gefragt habe ich niemals und an der Stirne ſteht es dir nicht geſchrieben, ſo wenig als einem andern.“ „Hat es dich denn gar nicht Wunder genommen?“ fragte Resli. „He, ungefähr wie du Langeweile nach mir gehabt haſt, und wen hätt' ich fragen wollen, den Aetti oder unſern Kohli? antwortete das Meitſchi. Aber Spaß apart, wem biſt?“ Da erzählte Resli, wer er ſei, und hatte nicht nöthig viel zu rühmen, denn wer z'Bure z'Liebiwyl ſeien, das wußte man im Dorngrüt ungefähr ſo gut, als man in adelichen Ländern die adelichen Häuſer kennt. Er rühmte nicht Land, nicht Viehſtand, nicht Reichthum, er rühmte bloß ſeine Geſchwiſter, ſeinen Vater, ſeine Mutter, wie gut alle gegen ihn, wie einig ſie überhaupt ſeien. Der geſtrige Abend trat immer deutlicher vor ſeine Seele, das Waſſer kam ihm in die Augen, das Herz auf die Zunge, und andächtiger als vor keinem Pfarrer, heiß im Herzen und naß in den Augen, ſaß Anne Mareili vor ihm. Da trat die Mutter herein, mit Kaffekanne und Eiertätſch und ſagte, ſie hätte Neuis gemacht und wolle ſehen ob er möge.

Man hat viele Erzählungen wie man Geiſter vertreiben, Erſcheinungen verſcheuchen könne und wie man dafür manchmal Kapuziner weither beſchicken müſſe; aber wie man das Herz von der Zunge treiben, die Seele aus den Augen, beide hinunter in ihren tiefen dunkeln Verſteck und vor beide eine Thür machen und vor die Thüre einen Riegel ſchieben könne, das berichtet man uns nicht, und doch können es ſo viele Leute und wiſſen es nicht, thun es ſo viele Mütter, ſo viele Väter und ſchimpfen dann darüber, daß die Herzen ſich ſo verſtecken und verſchließen thäten. Aber es iſt kurios, wie die Menſchen ſo oft nicht wiſſen was ſie machen, und noch kurioſer iſt es, wie die Herzen ſo kurios ſind, faſt wie die Murmelthiere, die auch nur aus ihren Höhlen kommen ins Freie, wenn kein Lüftchen geht, aber recht warm und lieb die Sonne ſcheinet.

Stumm waren beide, während die Herzen ſich verkrochen, dann ſagte Resli, ſie ſollten doch nicht Mühe haben ſeinetwegen, er möge nicht und ſollte fort, und Anne Mareili ſagte: „weißt, wem er iſt? Er iſt z'Liebiwyle Bure Sohn, du weißt, wir haben ſchon oft von ihnen gehört, öppe von Bettlerleuten und andern.“ „So? he nun ſo de, ſagte die Mutter, aber mit dem Fort preßir nicht, nimm z'erſt und iß. Meitſchi ſchenk ein und gib ihm, ich habe noch den Schweinen ob, habe gedacht es gehe in einem Feuern zu.“ Aber es war ihr nicht ſo wohl um die Schweine als um dem Vater es zu ſagen, der immerfort brummte, daß man Leute heimbringe und nicht wiſſe, was für Fötzeln es ſeien, gerade auf dem Wege komme man ins Brüll und mache ſich einen ſchlechten Namen. Als er hörte, für wen Resli ſich ausgab, ſagte er: „wenn es wahr iſt, ſo kömmt er von einem rechten Orte her, aber es hat ſich ſchon manchmal einer für den andern ausgegeben und je eher er fort kömmt, deſt lieber iſt es mir. Wenn's d'r Kellerjoggi vernimmt, es weiß kein Menſch, was er ſagt. Sorg ha muß man, Frau, du weißt doch wie mißtreu er iſt.“

Drinnen machte Anne Mareili die Hausfrau mit ſerviren und preſſiren, und was das Trauliche dieſes Amtes erhöhte, war, daß Anne Mareili Alles zum Bette bringen mußte, das Kacheli hielt, während Resli aus dem Blättli trank. Man glaubt gar nicht, wie lieb man ſich während ſolchem Trinken und Halten werden kann. Resli wehrte ſich zwar gegen alles Eſſen und Trinken, aber das Halten und Zutragen war ſo ſchön, ſo appetitlich, daß er aß und trank, er wußte nicht wie. Freilich machte er lange daran, ließ noch länger ſich nöthigen, brachte Alles mit der größten Mühe hinunter, aber es dünkte ihn doch, ſo gut hätte ihn noch nie etwas gedünkt, und er möchte Tag und Nacht ſo eſſen und trinken, wenn ſo ein Anne Mareili es ihm immer zutrüge und Handreichung thäte. Das war ſo ein traulich herzlich Abwarten und Hinnehmen, wie es wohl ſelten und darum um ſo ſüßer iſt. Da kam die Mutter wieder und die hieß auch den Vater kommen, ein Kacheli Kaffe zu nehmen, und da war die ſüße Traulichkeit wieder davon geflogen. Der Vater war einſylbig, frug nicht einmal, wie viel Kühe ſie hätten, ob auch eine Käſerei und wie viel ſie melchten; aber immer mehr b'langte es Resli nach Heimat und Mutter, immer mehr quälte ihn die Angſt über die Angſt, welche ſie um ſeinetwillen ausſtehen müßten, da kein Menſch wiſſe wo er geblieben, und man ja wohl wiſſe, wie in ſolchen Stücken gelogen werde. Anne Mareili wollte ihn tröſten und ſagte, bei einem ſo jungen Burſchen ſei die Angſt nicht groß, die blieben öppe manchmal aus, kein Menſch wüßte wo ſie wären und er werde öppe nicht beſſer ſein als die andern. Er ſei noch keine Stunde fort geweſen, daß die Mutter nicht gewußt hätte, wo, ſagte er, und beim z'Morgeneſſen hätte er noch nie gefehlt. Da ſei er ein Exakte, ſagte die Mutter, ſo von einem hätte ſie nicht bald gehört, ihr wäre es auch anſtändig, wenn ihre Buben ſo wären. Sie hätte noch mehr geſagt, denn die Mütter balgen gerne über ihre Buben, wenigſtens halb ſo gerne als ſie dieſelben rühmen und rühmen hören, und gar oft iſt das Balgen nichts anders als eine Brücke zum Rühmen, aber der Vater fiel ihr ins Wort und ſagte, wenn er wüßte, daß er es erleiden möchte, ſo wollte er ihn ſchon einen Plätz führen, daß er heute noch heim käme. Was er doch denke, ſagte Anne Mareili, erſt ſei er zu ihm ſelber gekommen und der Kopf ſei noch wie Feuer, er ſolle kommen und greifen; dazu legte es ſeine Hand auf Resli's Stirne, daß der gar nicht wußte, hatte er kühl oder heiß, aber einen Umſchlag, der ihm ſo wohl machte, hatte er noch nie aufgehabt. Es düchte ihn mit dem auf der Stirne liefe er übers Meer bis nach Amerika ohne ume z'luege. Jemand ſchicken, könnte man, ſagte es, es duech ihns ſelber, das wär ſchickig. Es wolle gehn und ſehen wen man ſchicken könne, es ſeien deren genug, die um ſechs Kreuzer es wiſſe kein Menſch wie weit liefen. „Aber wenn er es zwängen will zu gehen, ſagte der Vater, der nicht Luſt hatte zu greifen, wie heiß die Stirne ſei, was willſt du ihm dawider ſein? Er ſoll am beſten wiſſen, was er erleiden mag und was ſie daheim ſagen.“

Das g'ſchweigete Anne Mareili, es ward roth über und über und ging hinaus. Resli begriff des Alten Rede wohl, daß er da nicht werth, ſondern läſtig ſei. Das vertrug ſein Stolz nicht. Er ſagte daher, er hätte ihnen bereits zu danken genug, und wolle nicht länger ihnen in den Köſten ſein; bis zum nächſten Dorfe möge er allweg gehen, und möge er dort nicht weiter, ſo werde für Geld und gute Worte wohl ein Roß zu finden ſein. Er wolle ihn nicht zwängen, ſagte der Alte, aber wenn er ein Zeugniß wolle, wie man ihn gebracht, ſo ſage er es ihm nicht ab; er werde die, welche ihn geſchlagen, doch kennen und angreifen wollen. Resli antwortete, er ſei der Sache nicht gewiß, und wenn er es ſchon wäre, ſo griffe er ſie doch nicht an. Einen Streich mehr oder weniger, mache nicht viel aus, und das Geld welches er allfällig erhalten könnte, würde ihm nicht ſo viel Freude machen, als das Prozediren Verdruß und apparte hätte er es eben auch nicht nöthig. „Es hat ein jeder ſeine Art, ſagte der Bauer, aber wo ich Recht habe, da habe ich Recht, gebe nicht nach und ſollte es mir den Gring koſten, geſchweige denn den letzten Kreuzer.“

Resli ſchwieg dazu und ſagte nicht was ſie daheim auf dem Prozediren hielten, verließ das Bett und machte ſich, wenn auch ſchwankend und ſturm, zur Abreiſe bereit. Da kam raſch Anne Mareili und ſagte, es ſeien zwei auf einem Wägelein gekommen und frügen ihm nach, er werde aber doch nicht fortwollen, er hätte ja jetzt Gelegenheit heim Beſcheid zu machen. „Er kann ja jetzt reiten, ſagte der Bauer, und wenn er's ja will g'hebt haben, ſo ſind wir nicht ſchuld, wenn er's öppe nicht erleiden mag.“ Unterdeſſen hatte die Mutter Chriſteli hereingebracht, der eine gar herzliche Freude an den Tag legte, Resli ſo wohl aufgefunden zu haben und dazu juſt noch im Dorngrüt, das ſei das Kurioſeſt. „Warum iſt denn das das Kurioſeſt, iſt hier nicht wie an einem andern Orte“, frug der Bauer. „Ho wohl“, antwortete Chriſteli verlegen und blieb dann ſtecken auf einen Wink von Resli. Anne Mareili machte g'wunderige Augen, es ahndete etwas, das es gerne gehört hätte, aber Resli, der in des Vaters Geſicht Unrath merkte und ſein Spiel nicht gerne verdorben hätte durch ein unbeſonnen mit der Thüre ins Haus fahren, was bei Mädchen öfters vortrefflich iſt, bei Vätern aber ſelten, antwortete raſch: „Wir haben voriges Jahr Holz verkauft, wir reuteten ein Wäldlein aus, das mitten im Land geſtanden und viel geſchadet hat an der Sonne; da iſt uns geſagt worden, viel von dem Holz ſei an dieſes Haus gekommen.“ Chriſten machte ſeltſame Augen, als er den Bruder ſo reden hörte, war aber klug genug zu ſchweigen. Den Bauer nahm es Wunder, wie ſie das Holz verkauft hätten, überſchlug, was der Händler zwiſchen ausgenommen, und meinte endlich, man ſei nur ein Narr, wenn man ſich mit ihnen einlaſſe; wer Zug hätte, thäte immer am beſten, z'Sach ſelber z'kaufen an Ort und Stelle. Er meine es auch, ſagte Resli, und wenn er etwas nöthig hätte, ſo ſolle er nur zu ihnen kommen, es müßte nicht zu machen ſein, oder er ſolle haben, was er begehre, und öppe nit z'thür, ihr Wald möge es erleiden und öppe es Fuder oder zweu zu führen, käme ihnen auch nicht darauf an, und ſollte allweg nichts koſten, es wär nur Schuldigkeit. Man ſieht, Resli war nicht dumm, aber der Bauer war es auch nicht, träppete nicht in die gelegte Schlinge, ſondern ſagte, einmal jetzt hätte er was er nöthig hätte, und für ſpäter könne man de geng no luege.

Unterdeſſen hatte die Mutter Schnaps gebracht in einer weißen Flaſche, Käſe und Brot. Chriſteli und ſein Begleiter mußten Neuis nehmen, ehe ſie wieder abfuhren, und ergänzten unterdeſſen ihre Erzählungen. Samis Hans ſetzte auseinander, wie es in der Nacht gegangen und wie Resli in alle Kuppelen die Naſe geſteckt hätte, er wüßte nicht warum, er hätte es ſonſt nicht ſo, und Chriſteli ſetzte bei, wo ſie vernommen, daß ſo einer im Dorngrüt ſei, und wie es heiße, b'kym (komme er zu ſich ſelbſt) er ſich wieder, und wie ihm ſelbſt bei der Nachricht geworden, es hätte ihn geduecht, er möchte einen Brüll auslaſſen, daß es fry ein Loch in den Himmel gebe. Resli hörte nur mit halbem Ohre, er hätte gerne noch ein vertraut Wort mit Anne Mareili geſprochen, aber es war unmöglich. Anne Mareili's Brüder waren auch gekommen; viele Augen, viele Ohren waren in der Stube, die, wie er wohl ſah, aufpaßten, darum ward ihm unwohl, darum trieb er zum Aufbruch. Als Alle dazu z'weg waren, ſagte Anne Mareili, aber friſche Umſchläge ſollte er doch noch haben, ſie ſeien plötzlich z'weg, ſie ſollten nur afange gehen, es ſolle nichts ſäumen, gäb draußen alles fertig ſei, ſei es geſchehen. Aber Niemand ging, ſelbſt Chriſteli nicht, er meinte, draußen ſäume nichts, und wenn's einmal z'weg ſei, ſo ſteh' der Braun nicht gerne. Die Umſchläge wurden alſo vor den andern gemacht, aber langſam. Endlich ward ausmarſchirt. Resli zögerte mit Danken und Fragen nach ſeiner Schuldigkeit und Bitten, ſie möchten kommen und es einmal einziehen, ſonſt könne er es nicht vergelten was ſie an ihm gethan, ohne ſie hätte er nicht mehr bis am Morgen gelebt. Dem Bauer ward das langweilig, er preßirte zur Thüre hinaus und Regel war bei ihm nicht, daß der Gaſt voranging. Kaum war man draußen vor dem Hauſe, ſo ſchlug Resli an ſeine Säcke, ſagte, er glaub', er hätte den Lumpen drinnen vergeſſen, und kehrte um, ihn zu holen. Die Mutter rief, er ſolle nicht Mühe haben, z'Meitſchi werde ihn ſchon holen. Z'Meitſchi, das noch im Hausgang war, kehrte richtig um, der Stube zu, aber deßwegen blieb Resli nicht zurück. „Häb nit Müh meinetwegen, ſagte er, du weißt nicht, wo er iſt.“ So verſchwanden Beide; derweilen that der Braun wüſt, ſtieg bolz grad in die Höhe, daß Bauer und Bäurin luegen mußten. Da kam Resli ſchon wieder mit dem Lumpen in der Hand und hinter ihm Anne Mareili, aber nur bis zur Schwelle, und ſobald er noch einmal Adie gemacht, und ehe er recht auf dem Wägelein war, verſchwand es, aber ob es ihm nicht deſto länger nachgeſehen aus irgend einem Heiterloch, wollen wir nicht verbürgen.

Resli hätte das Haus nicht verlaſſen ſollen; aber da er ſah, wie unwerth er da war, ſo wäre er um kein Geld geblieben. Er wußte nicht, war das überhaupt ihre Art, oder hatten ſie etwas Beſonderes gegen ihn, wo er doch nicht hätte begreifen können, was. Er mochte das Fahren nicht ertragen; gar fürchterlich weh that ihm der Kopf; darum blieb er in einem der nächſten Wirthshäuſer, deren jetzt zur Genüge ſind, daß man nicht lange zu fahren braucht, um zu einem zu gelangen, und hieß Chriſteli zufahren, was der Braun laufen möge, damit Vater und Mutter aus der Angſt kämen. Welche Freude Chriſteli heim brachte, als er endlich zum Reden kam, kann man ſich denken, beſonders da, als ſie Chriſten alleine daher ſprengen ſahen, aufs Neue Todesangſt in ihren Herzen aufgewacht war.

Als die Mutter hörte, wo er den Resli gefunden und wie es ihm ergangen, ſchlug ſie die Hände über dem Kopf zuſammen, und ſagte, ſie müßten unſerem Herrgott doch noch lieb ſein, denn das ſei Alles ſo, als wenn er es ihretwegen ſo gereiſet; es dauerten ſie dabei nur die armen Leute, denen die Häuſer hätten verbrennen müſſen, ſo gleichſam ihretwegen, aber denen müſſe auch geſteuert werden, daß es fry key Gattig hätte. Daß ſie dort den Resli nicht behalten, ſondern ſo gerne hätten fortgehen ſehen, das konnte ſie freilich nicht verwinden. Sie hätten ſich doch öppe ſeiner nicht zu ſchämen gehabt; und geſetzt, es hätte Koſten gegeben, ſo wäre doch wohl öppere da geweſen, der abgeſchaffet hätte. Sie wollte von Chriſteli vernehmen, ob etwa Reſli etwas angebracht und von der Sache angefangen hätte. Aber Chriſteli wußte nichts. Blos hätte er gehört, daß des Bauern Tochter abſolut hätte haben wollen, daß man Reſli auflade und mitnehme, und das hätte alle Leute gruſam verwundert, denn die ſeien öppe nicht ſchnitzig (ſehr bereit) Leute aufzunehmen, und für nichts und aber nichts werde das die Tochter wohl nicht gethan haben. Weiteres hätte er nichts vernommen; aber taubs hätte es ihn auch gemacht, und b'ſunderbar, wo er geſehen, wie das Reiten ihm ſo weh gethan, daß es ihnen ſo darum geweſen, ſeiner los zu werden. Aenneli ward nicht müde mit Fragen, ob ſie etwa nicht gewußt, wer ſie waren, und wie das Meitſchi geweſen, was die Mutter für ein Geſicht gemacht, was Haus und Hof für eine Gattig gemacht und ob Reſli mit dem Meitſchi nichts abgeredet, ſondern Alles im Alten gelaſſen. Und je mehr Aenneli hörte, deſto unwilliger war es nicht alleine über z'Bure, ſondern auch über ſeine Buben, die wie jungi Gahline (Unbedachtſame), die beſte Gelegenheit aus den Händen ließen, denen nichts z'Sinn käme, nicht einmal das Einfältigſte, öppe es B'ſtellts z'mache. Gerade ſolche müſſe man an einen Ort ſchicken, wenn Alles verkegelt werden ſolle. Wenn es nur von Weitem gewußt hätte, wo Reſli ſei, kein Menſch hätte es abgehalten, ſelbſt hinzugehen, und es wett die ſchönſte Kuh im Stall, ſo z'Leerem wäre es nicht dort weg, es hätte wiſſen wollen, woran es ſei, und Reſli wär noch dort und läge in der Stube, wo ſo hoffärtig ſein ſolle, mit Ruhbett und überzogenen Seſſeln, wo man, wenn es Niemand ſehe, brauchen werde als Stelzen, damit einem die Miſtgülle nicht über die Schuhe hinein laufe. Darauf aber hätte es nichts, ſo hoffärtig innefert und ſo uſufer uſefert; ſufer uſſe u demüthig innenache, das ſei ſeine Sache, und es ſei ihm immer wohl dabei geweſen und den andern auch. Wenn man ſich gewohnt, ſo hocke man auf ihren Stabellen ſo wohl als auf Ruhbettleni, wo manchmal ärger verhudelt ſeien, als eine Bettlerkappe, wo d'Haar aus hundert Löchern g'wunderten oder verdrohlet und zämetätſcht, wie die Strohſäcke in einem Spital, wo man nur alle ſieben Jahre friſches Stroh gibt und ſieben in einem Bette liegen. Kurz, Aenneli war unwirſch, ungeduldig und wenn man ihns hätte machen laſſen, es wäre auf der Stelle fortgefahren, der Sache nach und um zu Resli zu ſehen, den man doch nicht ſo alleine könne ſein laſſen. Anneliſi ſagte, es wolle noch heute fort, wenn's die Mutter begehre; zu Resli könne es auch ſehen, und wenn's mit dem Dorngrütt etwas zu machen ſei, ſo käme ein junges Meitſchi, deſſen man ſich nichts achte, vielleicht beſſer zuche (zu der Sache, zum Handel), als ſo eine Frau, wo man gleich voraus wiſſe, warum ſie käme und an ihrem Geſichte abnehmen könne auf hundert Schritte, daß ſie was Wichtiges im Sinne hätte.

„Ja wolle, ſagte die Mutter, du wäreſt mir gerade das Rechte! biſt ja für dich nicht klug genug, geſchweige denn für Andere. Nein, da muß ich ſelbſten hin und ſehen, was zu machen iſt.“ Das gute Aenneli kam in ein rechtes Fieber hinein, bis der Vater kam und ſagte: „Bis ume ruhig; wenn's gut kommen ſoll, ſo fehlt's nit, und wenn's fehle ſoll, ſo hilft alles Zappeln nichts. Heute iſt's zu ſpät, aber morgen kann man fahren und ſehen, was zu machen iſt allfällig.“ Da wollte eine Röthe aufſteigen in Aennelis Geſicht. Als es aber in Chriſtes gutmüthige

Augen blickte, ließ ſie ſich wieder nieder; es gab Chr
ſten die Hand und ſagte: „Du haſt recht; chöm
Ching, m'r wey es Kapitel leſe.“

Aber den Schlaf las Aenneli doch nicht herbei u
gar ſtürmiſch, wie von zwei Winden hin und her g
trieben, bewegten ſich die Wellen ihres Gemüthe
Denn ausgeſtritten hat Niemand, ſo lang das He
nicht ſteht; ſo lang das Herz noch geht, erhebt ſi
neuer Streit, wenn ein alter endet; darum hat nu
der ausgeſtritten auf Erden, der auch ausgelitten h
und durch den Tod ins ewige Leben gegangen iſ
Aenneli hatte noch kein Kind verheirathet und glaub
das Wehen des Todes zu fühlen; und wo iſt di
Mutter, die nicht von ihren Kindern wenigſtens eins
wenn nicht alle, im ſtillen friedlichen Schatten de
Ehe ſähe, ehe ſie die Augen ſchließt?

Resli war ihr Herzkäfer und ſein Glück ſchien z
ſchwanken auf Vorurtheilen wunderlicher Eltern; wi
die zu beſeitigen, zu zerbrechen, das ging Aenneli wil
durch den Kopf und es duechte ihns je länger je mehr,
wenn es denen die Sache nur recht ſagen könnte, ſo
wär z'Sach richtig.

Daher weckte diesmal die Sonne Aenneli nicht. Aenneli war früher auf, ſuchte Bettſtücke zuſammen, um, wenn möglich, Resli das Heimkommen zu erleichtern, machte dabei ſo manche Thüre auf und zu, daß Alle im Hauſe erwachten, und in der Angſt, ſie hätten ſich verſchlafen, da die Mutter bereits im Hauſe herumfahre, eiligſt ſich auf die Beine machten, aber bald merkten, was Trumpf war.

Chriſteli machte ſich in den Stall, Anneliſi in die Küche; nur der Vater ſaß noch im Bette ſchläfrig und rieb ſich die Augen, als Aenneli mit einem Arm voll

Kleider, die es im Spycher geholt hatte, wieder kam. „Seh Aetti, ſagte Aenneli, da haſt du Kleider; ich wollte jetzt auf, wenn ich dich wäre, ſo brauchſt du nicht zu preſſiren, und biſt doch fertig, wenn wir fort wollen.“ „Soll ich mit?“ fragte Chriſten. „Das verſteht ſich, ſagte Aenneli, wer ſollte ſonſt kommen?“ „Ich glaubte du und Anneliſi wollten fahren, ſagte Chriſten. Was iſt's für Zeit?“ „Denk halbvier iſt's. Was wollte ich mit Anneliſi anfangen, wenn es etwas geben ſollte, und mit dem Draguner (Dragonerpferd) darf ich nicht alleine fahren.“ „Nimm den Alten, ſagte Chriſten, der iſt wie ein Lamm.“ Aber Aenneli ſagte, der ſei geſtern auf den Beinen geweſen und gegen die Thiere hätte es gerne Verſtand, wenn es möglich ſei. In Wahrheit wollte es den Draguner, weil der ein prächtiges Roß war, daß die Leute ſtille ſtunden, wenn es daher kam, wie in den Lüften. Es hieß auch die Magd Ziegelmehl ſtampfen und es in den Stall bringen, mit dem Befehl, z'Möſch (Meſſing) am Geſchirr abzureiben und das Roß exakt und ſauber zu ſtriegeln, daß man ja keinen Staub mehr im Kammhaar oder ſonſt wo ſehe. Resli hätte es ungern. Die Wägelikiſſen mußten appart ausgeklopft und gebürſtet werden, und als Aenneli endlich zum z'Morgeneſſen erſchien, mußte Anneliſi laut auflachen und fragen, ob die Mutter z'Hochzeit wolle, ſie ſei ja in einem Staat, daß man ſie faſt nicht anſehen dürfe. Und als der Vater hintendrein kam, eben ſo ſtattlich, ward es ernſthaft und frug, was es dann eigentlich geben ſolle, daß ſie die Hochzeitkleider, glaube es, angezogen und daher kämen, als wie zwei Brautleute. Und wirklich waren die beiden Alten ein recht ſchönes Anſchauen in ihrer ehrbaren Kleidung, an welcher nichts Gezierteſ war, aber alles ſo ehrbar und währſchaft und bei Aenneli doch koſtbar. Das iſt ein Eigenthümliches, daß der Mann ſo einfach und meiſt in eigenem Zeuge von den Füßen bis an den Hut daher geht, während das Weib ſo manchen Neuthaler am Leibe trägt, dunkel daher kömmt in Guttuch, Oberländertuch, Kamelot, der Mann in hellem Halblein prangt oder höchſtens in hellem Mitteltuche. Es iſt, als ob das Weib der dunkle Grund wäre, auf dem im Vordergrunde der helle Mann hin und her geht, aber vom dunkeln Grunde gehoben und getragen. Alles war anders an beiden, nur die Schuhe hatten ſie ſchön ſchwarz vom gleichen Leder und das Hemd in blendender Weiße von gleichem Flachſe; und wer die Faden daran zählen wollte, mußte gute Augen haben. Es iſt kurios, bei den Städten iſt es meiſt umgekehrt; da iſt, wenn der Staat recht angeht, das Weib hell und der Mann dunkel, und auf dem Lande beginnen leichtſinnige Weibsbilder die gleiche Mode; ſie tänzerlen auch wie Pfyfolter (Schmetterlinge) geblümt und glarig (grell, ſchreiend) im Vordergrunde; ob ſie aber dadurch im Werthe ſteigen, ſind die Gelehrten verſchiedener Meinung. Mögen ſie; aber allweg iſt's doch ſchön, ſo eines Hauſes Grund und Fundament zu ſein. Mit Glaren wird nichts erbaut, mit Tänzerlen nichts erſprungen, nichts errungen.

Aenneli antwortete Anneliſi: „Wirſt du dann nie witzig, und meinſt, putzen und hoffärtig ſein ſei nur für euch und mit Kleidern zwängt ihr allein etwas? Glaub nur, beim Heirathen ſieht man auch auf Vater und Mutter, und manchmal machen die mehr an der Sache, als ſo ein Gärnäſi wie du biſt. Sie müſſen da unten doch wiſſen, daß wir auch öppe daheim und nicht ſo von der Gaſſe ſind. Und wenn Nesli lange ſagte, woher er ſei und woher wir ſeien, wenn ſo zwei Kuderbützi daher kämen und er dem einen Aetti ſagen müßte und dem andern Müetti, wer glaubte ihm? Sie müſſen da unten doch wiſſen, daß hier oben auch Neuer iſt, daß man ſich unſerein nicht zu ſchämen habe und daß wir zu zahlen vermöchten, wenn ſie einen Kranken nicht umſonſt über Nacht zu haben vermöchten.„ „Wollt ihr dann ins Dorngrütt ſelbſt? fragte Anneliſi; wenns ſelb, ſo ſinnet nur daran, was ich am Sonntag geſagt; es iſt mir noch heute ſo." Aenneli ſagte, es komme darauf an, wie ſie Resli fänden und was er meine, aber wenn es zu den Leuten komme, es möge ſein was es wolle, Neuis ſchmöcke müßten ſie. „Aetti, haſt du Geld im Sack?" „Einmal genug für heute", ſagte Chriſten, und zog aus dem Sack eine Hand voll Münze, unter welcher noch einige Fünffrankenſtücke hervorguckten. „Was ſinneſt auch, ſagte Aenneli, mit dem willſt von Hauſe? Sieh, da haſt du das Schlüſſeli und nimm ein Blätterli voll; du kannſt es in den Buſen ſtoßen, wenn es dich zerrt im Hoſenſack; man ſieht es dort noch beſſer, wenn du es auch nicht hervorziehſt, und mir bring auch ein Hämpfeli. Man weiß nie, was es gibt, und alle Kreuzer d'm Ma müſſe z'heuſche, ſchickt ſich nicht, b'ſonderbar an einem fremden Orte. Ja wolle, mit ſo einem Hämpfeli von Hauſe gehen wollen, und noch ſo weit! Ehedem iſt das anders geweſen. Da, wo ich daheim war, hat nie ein Bauer den Pflug ins Feld geführt, er hätte dann wenigſtens hundert Thaler in der Buſentaſche gehabt. Selb Zeit, da iſt noch Geld geweſen; jetzt weiß man nichts mehr davon.

Endlich war Alles z'weg. Chriſten hatte ſeine Pfeiſe angezündet, zwei Knechte hielten den Draguner, der ſo wüſt that, daß es Aenneli zu gruſen begann. Anneliſi forderte von der Mutter noch Inſtruktion, wie viel Butter es verkaufen ſolle, wenn der Träger komme, und Chriſteli ſagte, was vorgeſtern geredet worden ſei, das ſolle geredet bleiben, und wenn ſie einen richtigen Handel machen könnten, ſo ſollten ſie ſich ſeiner nicht achten. „Hü i Gotts Name“, ſagte Chriſten, und einen Satz that der Draguner, daß ein Knecht hier aus flog der andere dort aus, Anneliſi einen Schrei that, wie wenn man ihns am Meſſer hätte, und noch einen, als es knap um den Thürliſtock ging, daß man meinte, ſie müßten überſchlagen, und Alles ins Gäßli ſprang, um zu ſehen, wie es weiter ging. Es ging gut; wenn Chriſten einmal feſt ſaß, ſo mußte ein Roß warten, und auch der Draguner, wenn auch zähneknirrſchend und täubelend, traben wie Chriſten wollte, und nicht wie es ihm im Leibe ſtak.

„Wer kömmt dort gefahren, wie aus einem Stuck? ſind vornehme Leute Allem an, und b'ſunderbar am Roß“, ſagte ein dicker Mann mit einer weißen Kappe auf dem Kopf, der neben einem ſchlanken Burſchen vor einem Wirthshauſe ſtand, die Hände ruhend in den weiten Rocktaſchen. Der junge Mann antwortete nicht, ſondern trat zum heranfahrenden Bernerwägelein; lautauf wieherte das braune Roß, ſchwenkte gegen ihn zu und vom Wägeli her rief eine ſtattliche Frau: „E lue, da iſt er ja, da hey m'r ne; bis Gottwilche; wie geht's?“ „Seh nimm das Leitſeil Resli, ſagte der Mann, das iſt m'r e Tuſig das, mit dem fahr ich nicht ſo bald wieder, der Arm iſt mir ganz lahm vom Halten.“ „Warum nehmt ihr den, ſagte Resli, er iſt lang geſtanden und ſonſt wild genüg, mit der Mähre wäre ein viel ruhiger Fahren geweſen.“ „Die Mutter wollte den Draguner g'hebt haben," ſagte Chriſten, und ſtieg mit Mühe vom Wägelein, bei welchem die Tritte nicht eben am paſſendſten angebracht waren; hob dann die Mutter, welcher das Hinunterſteigen noch ſaurer geworden wäre, mit kräftigem Schwunge hinunter. Als Alle feſten Boden unter den Füßen hatten, erſt dann ging es recht an mit Fragen und Verwundern über Reslis Z'wegſein und über der Eltern ſtattlichen Aufzug. Auch die Wirthin kam herbei, und nach gehörigen Entſchuldigungen, daß ſie ſo ſtrub daher komme, ſich faſt nicht zeigen dürfe, nöthete ſie das Ehepaar in die Stube, und ehe Resli, der den Draguner in den Stall begleitet hatte unter beſtändigem Wiehern und Kopfanſchmiegen, zu ihnen in die Stube kam, hatten ſie die beſte Bekanntſchaft gemacht, und die Wirthin bereits erzählt, wie ſie den Resli gepflegt, wie das aber auch ein Burſche ſei, ſo ne hübſche und manirliche, wie z'Land auf z'Land ab nicht mancher ſein werde. Aenneli konnte nicht lange hinter dem Berge halten mit ſeinem Aerger, daß des Dorngrüttbauern ſeinen Sohn ſo ſchnöde entlaſſen und wie es Willens ſei, hin zu gehen und zu danken und abzuſchaffen, damit die doch inne würden, wie man nicht ab der Gaſſe ſei und nichts d'r Gottswille begehre.

Die Wirthin fand das gar ſchön und wollte es des Grüttlers von Herzen gönnen, wenn ſie recht beſchämt würden. Das ſeien die wüſteſten und ſtolzeſten Leute weit und breit, und meinten, es ſei Alles ſchön, was ſie machten. Einzig die Tochter, wo noch daheim ſei, ſei nicht wie die Andern, die gönne armen Leuten noch es Brösmeli und mög auch noch reden mit ihrer Gattig Leuten. Es nehme ſie nur Wunder, wo die Bäuerin die aufgeleſen hätte, oder ob es dann möglich ſei, daß eins ſo aus der Art ſchagen könne; wo Holzäpfel wüchſen, finde man ſonſt nicht Zuckerbiren. Sei es wie es wolle, das Meitli ſei bravs, und wenn ſie etwas dazu machen könnte, daß es einen recht braven Mann kriegte, ſo wär's ihr die größte Freud, nur damit ſie es nicht zwängen könnten mit dem Uflath. Nit, das Mädchen daure ſie auch, aber daß ſie den einmetzgen und noch reicher werden könnten, ſo ring und ohne Mühe, das abſonderlich möge ſie denen nicht gönnen. Natürlich fragte Aenneli raſch, was das ſei mit dem Heirathen, und ſagte zu Resli: „Haſt's gehört?" Der blieb kaltblütig und ſagte blos, es werd öppe nit ſy; d'Lüt redete gar viel, während der Tag lang iſt. „Wohl freilich, du Lecker, ſagte die Wirthin, iſt etwas an der Sache, ich würde es ſonſt nicht ſagen. Und dir iſt das auch nicht ein Thun, du hätteſt ſonſt geſtern Abend nicht ſo die Fauſt gemacht und geflucht, als ich es dir erzählt habe." „Was iſt's dann?" fragte Aenneli ungeduldig. „He was iſt's, ſagte die Wirthin, s'iſt eine alte Geſchichte, die immer wieder füre chunt und neu wird; z'Meitſchi ſoll ihnen nur Räf oder Kratten ſein, um neues Gut auf den alten Haufen zu kräzen (tragen mit Mühe, ſchleppen). Da iſt da drüben zu Schüliwyl ein alter Uflath, aber ein reicher; er hat ſchon drei Weiber gehabt, und alle mögen. Ihm gönnt er, aber andern nichts, und vor Häſſigi kann Niemand bei ihm ſein. Er hat einen Haufen arme Verwandte, denen das Erben ſo wohl thäte und die deretwegen das Unmögliche verwinden, ihm um keinen Lohn und z'halb Eſſe werche wie d'Hüng, aber zuletzt doch alle fortlaufen. Er lockt ſie, macht ihnen das Maul ſüß und ſpricht, ſtatt ihnen Lohn und Eſſen zu geben, von Einiſt und vom Verſchreiben und plagt ſie dabei ſo mit Werchen und Hunger und allem Wüſten, daß zuletzt doch keins aushält und fortläuft, und nicht genug, daß er dann jedem nachruft: „wart du Hung, was d'biſt, keinen Kreuzer mußt du von mir haben!“ er vermaleſtirt und verbrüllet ein jedes noch obendrein, daß es ein Graus iſt, und keines kömmt von ihm, daß es nicht ein Schelm ſein ſoll und Gott weiß, was noch. Der Teufel hätte den längſt nehmen ſollen, aber es heißt, er wolle warten, bis er einen G'ſpahnen (Gefährten) fände, ſeine Großmutter mangle zwei neue Kutſchenroſſe, aber bis jetzt hätte er noch keinen gefunden. Unterdeſſen gibt er ihm ein zu heirathen, wahrſcheinlich jn der Hoffnung, dann gleich zwei Fliegen mit einem Schlage treffen zu können, denn wenn eine nicht ſchon z'Teufels iſt, ſo muß ſie es werden bei einem ſolchen Meerkalb. Und jetzt, was macht er? ſieht nicht etwa auf ein arm Meitli, das er glücklich machen könnte mit ſeinem Gelde, nein, gerade das reichſte und ſchönſte zentume will er, der alte Unflath, der er iſt. Im Anfang hat das Meitſchi dazu nur gelacht, und hat nicht glauben können, daß es Ernſt ſei und hat das Narrenwerk mit ihm getrieben. Aber wohl, dem iſt's anders gekommen, als es geſehen, wie ſeine Leute Ernſt daraus machten und es nötheten, ſich mit ihm anzulaſſen, und von der Stunde an hat es dem Alten kein gut Wort gegeben; aber das wird ihm wenig helfen, es entrinnt ihm doch nicht, und wenn er es einmal hat, ſo wird er es ihm eintreiben. Sie machen es ſo, die alte Schnürflene.“ „Aber warum wollen die Alten das ſo zwängen? wäre ihnen ein reicher Burſch, der doch auch öppe eine Gattig hätte, nicht eben ſo anſtändig?“ „Aber Frau, merkſt d'r G'ſpaß nit? Sie denke, von dem bekomme es keine

Kinder, und wenn er noch zehn oder zwanzig Jahre lebe, ſo ſei es mit dem Meitſchi auch vorüber, es gebe eine reiche Wittfrau und zuletzt falle Alles wieder auf einen Haufen. Das iſt ſo ſpekeliert. Bei einem jungen Burſchen hätten ſie z'Sach nit ſo g'wüß, da müßt es großes G'fell d'r by ſy. Die Sache wäre ſchon lange vor ſich gegangen, das Meitſchi hätte ſagen mögen, was es wollte, wenn ſie einig wären mit dem Verſchreiben, aber da ſoll es ſtecken. Der alte Unflath ſagt, G'ſchriftlichs ſei nicht nöthig; ſterbe er, ſo könne ſeine Frau Alles nehmen, ſie ſei ja mehr als dreißig Jahre jünger als er. Der Dornbauer will es aber G'ſchriftlich; er ſagt, man könne nicht wiſſen. Und wenn ſein Meitſchi vor dem Manne ſterbe, ſo nehme der auch, was das Meitſchi eingebracht, und ſie hätten nicht nur nichts davon, z'kunträri, und ſo ſei es nicht gemeint. So ein Alter müſſe nicht meinen, daß er gyt auf eine junge, reiche Frau kriege, er müſſe den Vorthel geben. Nun aber möchte der Alte ſich die Hände nicht binden laſſen, und wer weiß, ob der Uflath nicht ſchon an die fünfte denkt und meint, weil er ſchon mit dreien fertig geworden, ſo werde auch die vierte öppe nicht lange machen." Und je mehr die Wirthin erzählte, deſto feuriger brannte es in Aennelis Kopf; es wollte wiſſen, wie weit es in den Dornacker ſei, und wo der Weg ſei, der dazu führe. Zu dieſen möchte es doch einmal und ſehen, was das für Leute ſeien und ob ſie Hörner hätten und ſeien, wie andere Menſchen. Aber Resli wollte das nicht. Er kannte die Mutter, die, wenn ihr etwas heiß im Herzen machte, damit nicht hinter dem Berge halten konnte; er wußte, daß ſie ihren Aerger nicht würde verbergen können, und was daraus für Stiche und

Trümpfe entſtehen konnten, konnte er ſich denken, und war einmal offene Feindſchaft da, dann gute Nacht. Alles ſo auf einen Wurf zu ſetzen, dazu war Resli nicht vermeſſen genug, verließ ſich auf Geduld und Klugheit und begann der Mutter ihr Vorhaben auszureden, weil ſie weit heim hätten, weil ihn heim verlange, weil er auf dem Tornacker bereits ſattſam gedankt, weil ſie die Leute nur verſäumten, die heute Lewatt ſchneiden würden. Natürlich war, durch Inſtinkt getrieben, der Vater auf des Sohnes Seite, aber Aenneli hartnäckiger als gewöhnlich, und die Wirthin meinte, ſchaden würde es doch allweg nichts, wenn ſie ſehen würden, daß es auch noch Leute gebe, die an einem Orte daheim ſeien. Wenn ſie jetzt gingen, ſo wollte ſie ihnen unterdeſſen etwas z'Mittag machen, ſo was ſie öppe hätten, und bis gekochet ſei, wären ſie wieder da. Aber Resli ward ſehr Ernſt, ging hinaus und rief der Mutter nach, ſie ſolle doch Neuis leſe. Die Wirthin ſagte zu Chriſten: „Wer einen ſolchen Sohn hat, der kann Freude haben, ſie iſt ihm zu gönnen; jetzt noch eine rechte Frau, ſo iſt z'Sach richtig.“ „Ja, wenn man ſie nur ſchon hätte, ſagte Chriſten, aber wenn man meint man habe eine, ſo iſt z'Sach nüt. Es iſt heutzutage bös.“ „Nicht wahr, ſagte die Wirthin, ich darf wohl fragen? Habt ihr nicht ein Aug auf Dornbauern Tochter gehabt? Die wo bei der Spritze geweſen ſind, haben ſo wunderlich geredet, wie das Meitſchi gethan, als ſie ihn im Walde fanden, und ſie ließen ſich nicht ausreden, daß die einander nicht zum erſten Male geſehen.“ „Es war Neuis, aber es wird nichts mehr ſein, antwortete Chriſten. Neue einmal haben ſie mit einander getanzt, und da hat z'Meitſchi dem Bub wohl gefallen und er hat von ihm geſagt; aber er wird wohl ſelber ſehen, daß da nichts iſt, als Mühe und Umtrieb, und ſelbem fragt er nichts nach, ſo wenig als ich.“ „He, ſagte die Wirthin, ich wollte z’Herz nicht gleich fallen laſſen; ein ſchön und reich Meitſchi iſt doch wohl öppis Müh werth; auf den wo einem ſo in den Mund fliegen, wie im Sommer die Muggen, werdet ihr doch auch nicht viel haben. Und wenn ich etwas dabei helfen kann, ſo unter der Hand, daß es Niemand merkt, ſo will ich’s gerne thun, von wegen dem Meitſchi möcht ich’s gönne; und wenn ich den Alten etwas z’wider thun kann, daß ſie es nicht merken, ſo ſpar ich’s auch nicht.“

Endlich kamen Resli und die Mutter wieder hinein und die Letztere darein ergeben, nicht ins Dorngrütt zu fahren, aber man ſah, es ging ihr nahe. Alle Umſtände, die man gemacht, die ſchönen Kleider, das viele Geld, die halbe Todesangſt mit dem Draguner umſonſt. Blos der Troſt hielt ſie aufrecht, daß doch andere Leute ſie geſehen, und was dieſe geſehen, werde im Dorngrütt nicht unbekannt bleiben.

Das gute fromme Aenneli war ganz Mutter und für ſeines Sohnes Glück hätte es ſeine Seligkeit gegeben, wenigſtens die halbe, und weil es glaubte, man hätte ſeinen Sohn verachtet, ſo konnte es Prunk und Hoffart treiben, welche beide ihm ſonſt in der Seele zuwider waren. Es iſt jede rechte Mutter einer Henne gleich, die mit Schnabel und Flügeln ſchlägt und pickt, wenn man ihr nur von weitem nach einem Küchlein reckt; aber während die Sorge der Henne nur einige Wochen dauert, erliſcht die Sorge der Mutter erſt, wenn das Auge im Tode bricht, und wer weiß, ob auch dann? Und wenn ums Bett der ſterbenden Mutter die Kinder ſtehen und ihr brechend Auge gleitet in flüchtigem Blicke über die weinende Schaar, ſo könnte, wer die Schrift verſtünde, im flüchtigen Blicke zuſammengedrängt leſen all' den Kummer und die Sorgen, die Leiden und die Freuden, die das mütterliche Herz um jedes ihrer Kinder getragen, und die ſie jetzt als ihre Lebensbeute mit ins Grab nimmt und ſie auch hinauf tragen wird zu ihrem Vater und ihrer Kinder Vater.

Aenneli machte ſich, um das Ding recht unter die Leute zu bringen, auf nach dem Krämerladen. Es gehe ſo ſelten fort, ſagte es, daß es anſtändig ſei, etwas zu kramen denen die daheim geblieben, und es nehme ihns Wunder, wie man hier den Kaffee gebe. Das Krämerhaus iſt noch mehr als das Wirthshaus der Ort, wo den Weibern nicht nur der Mund aufgeht, ſondern auch das Herz, und wo es alle Tage Verhandlige gibt, die noch viel kurzweiliger wären, als die Verhandlungen von Großräthen und Tagſatzungen, welche doch in die Zeitungen kommen. Aber eben vor lauter Wichtigkeit und weil man mit Leib und Seele dabei iſt, hat Niemand Zeit ſie aufzuſchreiben. Und doch kommen ſie im Lande herum, laufen von Haus zu Haus, richten Krieg an und Frieden, Hochzeiten und Kindstaufen, während in den gedruckten oft weder Kraft und Leben iſt, nichts als todte Buchſtaben, mit denen man keinen Hund vom Ofen lockt, höchſtens den Narren treiben kann mit einer jungen Katze.

Aenneli traf es bei der Krämerin wie gewünſcht; Niemand war da und ſo konnte es reden, ſehen, ſich vorlegen laſſen und kaufen ganz nach Belieben. Es nahm ſich Zeit, die Krämerin nahm ſich Zeit und ſo geſchah es, daß am Ende Aenneli einen Haufen zuſammen gekauft hatte, welcher ihm ſchwer geworden wäre, ins Wirthshaus zu tragen. Dabei benahm es ſich ohne Ruhmrederei aber ſo recht appart, verſtändig und einfach, daß es die Krämerin faſt z'todt Wunder nahm, wer das ſein möge und doch durfte ſie nicht fragen. Denn eben dieſes Betragen war ſo recht vornehm, daß es ihr großen Reſpekt einflößte. Wer ſich ſelbſt rühmt und vornehm ſcheinen will mit Gebehrden und Redensarten, der verräth ſeine Gemeinheit, und jeder macht ſich mit ihm gemein und Niemand ſcheut ſich ihn zu fragen, was ihm in den Mund kömmt. Die Krämerin that es durchaus nicht, daß Aenneli auch nur ein Stücklein trug, verſprach, ſie wolle auf der Stelle es nachbringen, ſie müſſe nur noch die Erdäpfel über thun. Sie hielt ihr Verſprechen, wußte es aber zu machen, daß ſie von der Wirthin vernahm, was das für Leute ſeien, ſammt einigen Deutniſſen auf den Dornacker.

Und wie es kam, weiß man nicht, aber die ſtattliche Mahlzeit neigte ſich eben dem Ende zu. Der Wirth ſaß bei Chriſten und ſie redeten vom Knochenmehl und Oelkuchen. Die Wirthin trug ab und zu und Aenneli ſagte, es wäre bald Zeit fort und Resli ſollte doch ſehen, ob auch das Roß ſeine Sache hätte. Es möge nichts minder leiden, als wenn die Leute ſich wohl ſein ließen, während die Thiere Mangel litten und Hunger. Resli ſagte, zwar öppe viel werde der nicht mangeln, ging aber doch nach der Mutter Willen und, wie es kam weiß man nicht, aber wie er aus dem Hauſe trat, kam gerade die Dornackerbäuerin die Straße herauf und Resli konnte nicht anders als ſich bei ihr ſtellen, ihr die Hand längen und ſagen, er ſei noch da. Sie aber that erſchrocken, daß er noch da ſei, und fragte, was es ihm gegeben und warum er nicht wieder zu ihnen zurückgekommen, wenn er das Fahren nicht hätte mögen erleiden. Daß er da geblieben, hätte ſie fry recht ungern, die Leute könnten meinen, ſie vermöchten Niemand mehr ein Paar Tage zu haben; wenn ſie gewußt hätte, wie es gehen ſollte, kein Hung hätte ſie dazu bringen können, ihn gehen zu laſſen, gäb wie er nöthlich gethan und es erzwängt hätte. Es ſei gut, daß ſie ungefähr ins Dorf gekommen ſei, er könne gleich wieder mit ihr heim gehen, wenn es ihm nicht zu weit ſei zu laufen. Wenn ſie es gewußt hätte, ſo hätte ſie können das Wägelein nehmen. Resli trat nicht ein in gewußt oder nicht gewußt, aber das ſchlaue Geſicht der Krämerin hinter ihrem Fenſter fiel ihm auf, und ob ſie gekommen aus G'wunder um ſeine Eltern zu ſehen, oder wirklich weil ſie es ungerne hatten, daß er da im Wirthshauſe war, und Gelegenheit zur Entſchuldigung finden wollte, erfuhr er ebenfalls nicht und frug auch nicht darnach, aber er that ſonſt manirlich, wie junge Burſche wohl daran thun, denn einen Stein im Brette der Mutter zu haben, iſt kein dumm Ding.

„Potz Tüfel! fuhr auf einmal die Wirthin drinnen z'weg, redet dort nicht die Dorngrütbäuerin mit eurem Sohne?“ „S'iſt's nit möglich, ſagte Aenneli, oder wär es ſe?“ „Jo wäger, ſagte die Wirthin, es iſt ſe. Was will jetzt die im Dorfe? die kömmt ſonſt das ganze Jahr nicht dreimal ins Dorf, nicht einmal z'Chilche.“ Unterdeſſen war Aenneli aufgeſtanden, hatte das Fürtuch glatt geſtrichen und mit großer Freude im Geſicht ging es hinaus, ſtellte ſich der Dorngrütbäuerin vor und nöthete dieſe hinein, gäb wie die ſich wehrte und doch gerne kam, aus G'wunder und auch der Leute wegen, damit die nicht meinten, es wäre da etwas Ungerades und ſie verbrülleten als wüſte Leute.

Sie mußte ane ſitzen, mußte ſich vorlegen, einſchenken laſſen und während dem redete ſie immer, wie man ihn todt gebracht und wie er ausgeſehen, wie ſie ihn gereinigt und wieder lebendig gemacht, und wie ungerne ſie ihn hätten gehen laſſen, wie aber nichts zu machen geweſen; wenn man ihn mit Ketten gebunden hätte, ſie glaube, er hätte ſie zerſchrißen. Dieſe ungeforderten Entſchuldigungen entwaffneten das gutmüthige Aenneli; ſie lobte und rühmte der Bäuerin Gutthätigkeit, lobte und rühmte aber auch Resli und wie ſie nicht mehr begehrt hätte zu leben, wenn man ihn todt heimgebracht und große Tropfen rollten ihr unterm Kinn zuſammen. Es ging ihr auch ſo, ſagte die Bäurin, obwohl es ſie manchmal dueche, man wäre ohne King viel ruhiger. Seien ſie klein, ſo ſeien ſie einem den ganzen Tag unter den Füßen und man ſei nur mit ihnen plaget; ſeien ſie groß, ſo liefen ſie wo ſie wollten und z'todt müſſe man ſich werchen und ſinnen, für z'mache, daß ein jedes auch bekäme, daß es ſein könnte. Denn öppe, daß ein King weniger z'weg käme als ſie, das möchten ſie nicht; wie man gewohnt ſei, ſo ſei man gewohnt und anders käme es nicht gut. Das bildete den Uebergang zur Erzählung, was ſie hätten und wie ſie King hätten, die b'ſunderbar g'fällig geweſen mit dem Heirathen, daß die jetzt noch reicher ſeien als ſie. Aenneli redete verſtändige Worte dazwiſchen, ließ ſich aber nicht zu gleicher Ruhmredigkeit verleiten. Ueberhaupt bildeten die beiden Weiber einen großen Gegenſatz, ſo etwa wie eine ſchöne gelbe Ankenballe mit einer angelaufenen Kaffekanne, hinter beiden ſteckt was und zwar was Gutes, aber die eine hat ein appetitlich freundlich Anſehen und man ſieht von weitem was ſie iſt, bei der andern muß man zuſehen, daß man ſich nicht brämt, und kein Menſch, der's nicht erfahren, würde meinen, daß aus ihr was gutes kommen könnte.

Aenneli war ſo ſchmuck und durchſichtig, für eine alte Frau noch ſo appetitlich, ſeine Rede langſam aber bedeutſam, alle ſeine Bewegungen rund und gefällig, daß, wer ihns ſah, Reſpekt vor ihr bekam und es begriff, wie man ſo einer rechten Frau Röcke anziehen kann, welche man will und hinter allerlei Tiſche ſie ſetzen kann, hinter Theetiſche und hinter Specktiſche, hinter Kuchitiſche und hinter Spieltiſche, und ſie ſitzt hinter jedem recht, zu Jedermanns Reſpekt.

Die andere hatte auch allerlei an, aber es war nur ſo angewuſchet und nichts hatte den rechten ſaubern Glanz; ſie machte alle Kleider zu Werktagskleidern, während an Aenneli alle Kleider zu Sonntagskleidern wurden. Ihre Hände waren nicht ungewaſchen, aber beim Waſchen ging immer nur noch das Halbe ab. Die Nägel waren theils kurz, theils lang, und an allen war bald hier bald dort was Ueberflüſſiges. Das Geſicht war eben nicht häßlich, aber hochmüthig, ſchien dazu auch klebrig; ſie ſprach geläufig, aber ungern hörte man ihr zu, und wußte nie, ſollte man etwas glauben von dem was ſie ſprach, oder nichts. Wo ſie abſaß, meinte ſie, ſie müſſe zeigen, daß ſie die Erſte ſei, und eben deßwegen hielt man ſie nie für das, was ſie war, und wo ſie abſaß, ſaß ſie ab, als wenn ſie dahin nicht gehöre. Jemehr ſie vor Aenneli Reſpekt kriegte innerlich, deſtomehr ließ ſie ſich äußerlich auf, um über ihns empor zu wachſen, und jemehr ſie anwendete um ſo einfacher ward Aenneli, und je einfacher Aenneli ward, deſto mehr fühlte die Bäuerin deſſen Ueberlegenheit, deſto mehr wendete ſie an, und ward immer kleiner und kleiner dabei. Kurios iſt's, daß in vielen Dingen das Anwenden ſo gar nichts hilft, ſondern z'Conträri iſt.

Das Spiel lächerte die Wirthin, ſie mochte es der Dorngrütbäuerin gönnen, und hätte ihm den ganzen Tag zuſehen mögen, aber Chriſten mahnte zum Aufbruch. Aenneli wiederholte ſeinen Dank und erwähnte abſonderlich der Tochter, die geheißen, Resli aufs Grüt bringen, meinte, es möchte die einmal gerne ſehen und ihr ſelbſt danken; es würde ſie freuen, wenn ſie einmal kämen und einzögen, was ſie an Resli gethan. Selb ſei nicht d'r werth, davon zu reden, ſagte die Bäuerin, indeſſen könnte es es wohl geben, d'rneben aber wiſſe man nie was es geben könne, es gebe manchmal mit jungen Mädchen etwas ung'ſinnet. Darauf trat Aenneli nicht ein, ſondern fragte Chriſten, ob es nicht anſtändig wäre, der jungen Burſcht, welche ſich des Resli's angenommen, ein Trinkgeld zukommen zu laſſen? Chriſten ſagte, er hätte ſchon daran geſinnet und es ſei gut, daß es daran mahne, zog die große Blattere aus dem Buſen, nahm ein Hämpfeli Brabänter und gab ſie dem Wirth mit dem Auftrage, er ſolle wenn es ihm ſich ſchicke der Mannſchaft einen Trunk geben, was es erleiden möge, und ihr danken in ſeinem Namen. Der Wirth that gar erſchrocken und ſagte, ſelb wär' doch nicht nöthig, das hätt' afe kei Gattig, unter Hunderten thäte das nicht Einer, ſie hätten das nicht deßwegen gethan, und kein Einziger ſinnete an ſo etwas, und allweg gebe er viel zu viel, z'Halbe wäre mehr als genug. Indeſſen nahm er es doch und da es die Bäurin Wunder nahm, wie viel es ſei, und wahrſcheinlich meinte, es könnte gut ſein, wenn noch Jemand anders es wüßte, wie viel der Wirth erhalten, ſo wartete ſie es ab, bis der Beſuch auf dem Wägeli z'weg g'ſädelt war, vielfach Abſcheid genommen und der Dragunner in kurzem Galopp zum Dorfe ausſetzte.

Wie es ſo geht, wenn Leute fortgehen oder fortreiten, die Bleibenden ſtehen zuſammen und ſenden den Enteilenden nicht Kugeln aber Worte nach, liebe und treue, böſe und falſche, je nachdem die Büchſe iſt aus der die Worte geſchoſſen werden; denn auf die kömmt Alles an und nicht auf die Enteilenden. Es gibt ſolche Büchſen, die unſerm Herrgott Spott und Schande nachſenden würden, wenn er einmal leiblich erſchienen wäre, ihnen den größten Segen ins Haus gebracht hätte und wieder davon ginge.

So ſtanden ſie auch, die Bäuerin und die Wirthin, und die letztere lud und ſchoß ganze Kanonen voll Preis und Ehre ab, wie das doch Leute ſeien, ſo manierlich und gemein mit allen Leuten, von Hochmuth nicht einen Flöhdrecks groß an ihnen, und doch ſo adelich, man wiſſe nicht wie. Was aber die für Geld haben müßten, für eine einzige Nacht hätte der Junge 5 Bz. Trinkgeld gegeben und dem Stallknecht eben ſo viel, und was der Mann erhalten, ſei allweg 10 Kronen; das wäre hier herum keinem Menſchen in Sinn gekommen, ja, es wäre die Frage, ob Einer darnach ſie nicht angegriffen, als die welche ihn geſchlagen. Sie hätte ihn gefragt, ob er die kenne, welche ihm den Streich gegeben, und ob er nicht hinter ſie wolle? Da hätte er geſagt, was dahinten ſei, ſei gemäht und wegen eines Streiches willen, fange er keinen Streit an; er hätte Gott zu danken, daß er davon gekommen und ein ſchlechter Dank wär's, wenn er ſeine Erhaltung mit einem Prozeß, wo all ehrlich Leute ſcheuen und Gott haſſe, vergelten wollte. Das hätte ihr b'ſunderbar wohl gefallen, aber ſie möchte wiſſen, ob centum Einer die Gedanken hätte. Wenn ſie Meitſcheni hätte und eins den bekäme, es könnte ſie nicht mehr freuen, wenn es einen König erhalten könnte. So rühmte die Wirthin; und wie ſie ſo zwei Weiber beiſammen ſtehen ſah, trappete auch die Krämerin herbei, blies in die Poſaune, und rühmte, wie die Frau eine b'ſunderbare Erkenntniß von allen Dingen gehabt, und doch um keine Sache gemärtet hätte. Sie hätte nie im Brauch eine Sache zu überſchätzen, wie es Manche hätte, die ſie nennen könnte, aber wenn ſie ihn hätte, ſie hätte um kein Geld eine Sache theurer ſchätzen mögen, als ſie werth ſei, ſie hätte gefürchtet, vor der Frau zu ſchanden zu werden, und das hätte ſie um kein Lieb mögen. Man wiſſe nie, aber ſolche Leute kämen weit umher, und wenn ſo eine einmal ſage, dort und dort hätte ſie es gut gemacht, z'Sach recht kauft und um den rechten Preis, ſo nütze einem das hundertmal mehr, als wenn man einmal die Sache z'halb z'thür hätte verkaufen können. Das ſei mit den Wirthen gleich, ſagte die Wirthin, es meine mancher er könne einen Schnitt machen, und übertheure bei einem Anlaß die Leute, oder gebe z'Sach ſchlecht, und von ſelbem an hätte er keinen Stern mehr und wenn er die Sache halb umſonſt gebe, ſo brülleten die Leute die Welt voll, ſie ſeien b'ſchiſſen, weil ſie den Glauben zu ihm nicht hatten. Der Glaube mache z'Sach. Und b'ſunderbar junge Wirthe hätten das z'ſchüchen, ſie wüßte einen, der ſich mit einem ſolchen Streich ſein Lebtag geſchadet hätte, von wegen wenn z'Sach einmal brännte (angebrannt ſei) ſo könne man ihr mit keinem Lieb mehr eine andere Kuſt (Geſchmack) geben, man möge machen, was man wolle.

So ſchwer hatte die Dorngrütbäurin nie heim getragen, auch wenn ſie einen Korb voll Birnen auf dem Kopfe getragen und einen Kratten voll in der Hand. Sie mußte immer ſtrenger daran denken, wie ihr Anne Mareili mit dem glücklich ſein würde, und wie das doch ein ganz anderer wäre, als der alte Unflath, vor dem es ihr ſelbſt gruſet hätte in der Jugend, obgleich ſie nicht halb ſo eigelich geweſen ſei als ihre Tochter. Freilich hatte ſie dieſelbe, wenn ſie weinte und jammerte, oft damit getröſtet, daß der Aetti noch älter ſei als ihr Freier, und wenn es ihr der Aetti thue, ſo könnte es ihr der andere auch thun (genügen), ſie wüßte nicht, warum es die Tochter beſſer haben ſollte als die Mutter. Indeſſen war doch etwas in ihr, welches ihr ſagte, daß dieſer Troſt nicht genügend ſei, daher ſetzte ſie gewöhnlich hinzu, es ſei ſich doch d'r werth für eine Sache, welche öppe nicht lange dauern werde, ſo wüſt zu thun, eine der ſo kurzen Athem hätte wie der Kellerjoggi, werd öppe nit hundertjährig werde. Ja wenn es ſo lange dauern ſollte, ſo wollte ſie nicht viel ſagen, ſie glaube ſelbſt, öppe d'r Chümligiſt (einer mit dem leicht nachzukommen) werde er nicht ſein und g'nug thun in der Haushaltung werde Eini müſſen. Die Dritte möchte ſie nicht ſein, was ſich Zweue das Dritte ſich auch, aber die Vierte, die werde ihm nadiſch wohl den Marſch machen, und dann hätte es ſein Lebtag gut; könne im Seſſel hocke und brauche nur zu befehlen, was man ihm darſtellen ſolle für z'eſſen und z'trinken, und wenn es ſieben Mal im Tag Kaffe mache, ſo gehe das Niemand was an. So hatte die Mutter oft getröſtet und geſcholten, aber ſie war doch von den Müttern eine, welche Gefühl haben für das perſönliche Wohl und nicht blos für Geld und Gut und ihres Hauſes Glanz. Es duechte ſie, wenn Anne Mareili eine vornehme Frau werden könnte, ſo wüßte ſie doch nicht, warum es abſolut um der Brüder willen den Alten nehmen und blos zum Sparhafen gerathen ſollte. Es hätte ſie doch auch ſtrengs duecht, dachte ſie, wenn man mit ihr ſo verfahren wäre, und wenn man es recht mache, ſo könnte man den Buben doch zu ha (zuſchieben) daß ſie es machen könnten. Wenn der Alte immer wüſt thue und nicht verſchreiben wolle, was billig ſei, ſo möge ſie ihm nicht mehr z'beſt rede, und dem Meitſchi nicht z'böſt, wenn es lieber dieſen wolle; ſie hätte wohl gemerkt, daß er ihm im Kopf ſei, es hätte nicht vergebens ſo oft b'richtet, wie es da einiſt mit einem hätte tanzen können; und daß es ihn gleich wieder erkannt z'mitts in der Nacht und z'mitts im Wald, das ſei ein Zeichen, daß es ihn gut ins Aug guoh heyg. Vielleicht könne man dem einen mit dem andern Füß machen, probiren könne man immer. Aber das müſſe ſie ſagen, in das Haus würde Anne Mareili ſich ſchicken, es hätte auch etwas ſo ſtadlichs (ſtattlichs), und man wiſſe manchmal nicht, dürfe man mit ihm rede oder nicht, und es ſei ſo ein eigeligs, es ſchütt ſich ab Sache wo üblig und brüchlig ſyge u ke ſterblichi Seel ſich brauche ein Gewiſſen darüber zu machen. So ging's der Bäurin im Kopf herum, und als ſie heim kam, machte ſie ein Staatsgeſicht und theilte jedem mit, was die Staatsweisheit erlaubte. Dem Manne ſagte ſie, das ſeien Leute, wie man ſie nicht dick finde, wenn man blos aufs Meitſchi luegti, ſo wüßte ſie nicht, wo es eines beſſer machen könnte allem Anſehen nach. Beſſer luegen müßte man freilich allweg noch, aber es glaubte, es wäre nicht einmal nöthig. Wenn der andere ſich nicht bald nache löy, ſo hülf ſie anbinden. Gerade heraus hätten ſie freilich nichts geſagt, die Wirthin, die Täſche, werde ihnen wohl gerunet haben, daß etwas anders obhanden ſei, aber daß die Jungen einander gefielen, hätte ſie wohl gemerkt, und wenn man mit ihnen etwas wollte, ſo hätte man die beſte Gelegenheit, man brauchte nur einmal zu ihnen z'Dorf, ſie hätten ſie gar gruſam heiße cho.

Ihrer Tochter aber, die um ſie her ging, wie eine Katze um den heißen Brei, ſagte ſie, das ſeien wunderliche Leute geweſen, zu denen ſchickten ſie ſich nicht, Leute, von denen man nicht wiſſe, ſeien ſie vornehm oder gemein; zu rühmen hätten ſie nicht viel gehabt, aber mit dem Geld ſeien ſie umgegangen, als ob ſie einen Geldſcheißer daheim hätten; ſie hätten ſie wohl daran gemahnt, wie man ſage, daß die Täufer ſeien, deren ſo viele ſein ſollen im Emmenthal. Es werden zuletzt wohl deren ſein.

„Aber Mutter, die Täufer tanzen nicht, wie ich immer gehört habe,“ antwortete Anne Mareili. „Ach was, du haſt immer nur dein ſchießiges Tanzen im Kopf, als wenn z'Tanzen die Hauptſache wäre in der Welt. Zähle darauf, es kömmt dir nicht gut, wenn du nur ſolche Flauſen im Kopfe haſt; kannſt du dein Lebtag nicht auch zu guten Gedanken kommen: was der Flachs gelten werde dieſes Jahr, in welchem Zeichen man Bohnen ſetzen müſſe, und wie machen, daß es einem mit dem Heirathen gerathe, wie es Vater und Mutter gerne ſähen."

Die Weggehenden, welche den Ort verändern, kommen aus dem Fluß der Rede, es geht eine Weile bis ſie an die Straße ſich gewöhnen, die Worte wieder flüſſig werden und manchmal geſchieht es gar nicht, bald ſind die Beine zu müde dazu, bald iſt das Roß zu wild, oder die Gedanken über das was man geſehen und erfahren, ſind zu ſchwer und wollen erſt verwerchet ſein, ehe ſie zu Worten werden können, wie es auch oft aus den ſchwärzeſten Wolken weder regnen noch hageln kann, wie gerne es auch möchte.

So redeten ſie auf dem Wägeli nicht viel und am allerwenigſten von der Hauptſache. Die Mutter kümmerte ſich um Resli's Kopf, dieſer hatte mit dem Draguner zu thun, der jedoch unter ſeiner Leitung beſſer gehorchte, als unter der des Vaters, welcher ſehr ſchläfrig war und mit ſeiner Pfeife ſich abgeben mußte, wenn er nicht einſchlafen wollte, was er jedoch nicht verwehren konnte.

Daheim aber warten ängſtlich und neugierig die Zurückgebliebenen, langſam verläuft ihnen die Zeit und immer zu früh gucken ihre Augen aus nach den Heimkehrenden, und gar manchmal wird verhandelt, warum ſie noch nicht da ſeien, und wie ſie kämen, und was ſie brächten an Kram und Neuigkeiten, und kommen ſie endlich, ſo iſt Geſchrei ums ganze Haus, aus allen Löchern ſchießt es hervor, jedes bietet ſeinen Willkomm, ſogar die Thiere ſtimmen ein, es blökt das Schaf, es wiehern die Pferde, der Hund wedelet um Roß und Menſchen und auf der B'ſetzi ſteht mit aufgehobenem Schwanze die zurückhaltendere Katze und harrt, um ihre ſittſamen Liebkoſungen merkbar anzubringen, eines günſtigen Augenblickes. Vorlaute Fragen werden nicht vernommen, aber ungeduldig harrt man des Augenblickes, wo die Geſchäfte abgethan, Hunger und Durſt geſtillt, überflüſſige Ohren ſich entfernt, um zu fragen und auszupacken was an Fragen und Antworten in den Herzen aufgeſpeichert liegt.

Obgleich Resli ſehr müde war und der Kopf ihm ſchwer, ſo wartete er doch die Auspacketen ab, denn auch ihn nahm Wunder, ob Vater und Mutter nichts zu ſagen hätten.

Anneliſi war ſehr unzufrieden, daß der ganze Bericht eigentlich auf nichts hinauslief, als daß ſie die Dorngrütt Bäurin geſehen, und auch dieſer Bericht fiel ſparſam aus, denn Vater und Mutter waren vorſichtig in ihren Aeußerungen über ſie, und daß mit ihr gar nichts über die Sache geredet worden, das konnte es ihnen nicht verzeihen. Es ſei ume lätz, daß es nicht dabei geweſen, z'Sach wäre anders gegangen, und ab Ort gekommen, meinte es. Endlich vernahm es, daß das Ding ſich nicht ſo machen ließe, indem etwas anderes im Spiel ſei, und wo viel Dornen ſeien, müſſe man erſt zuſehen, ehe man Hand anlege, wenn man nicht die Hand voll Dornen wolle. Da meinte Anneliſi, das müßten aber doch wüſte Leute ſein, einem Meitſchi ſo etwas (ſchüligs, würden die Zürcher ſagen) zuzumuthen. Es wolle aufrichtig ſagen, keinen Augenblick könnte es Vater und Mutter mehr lieb haben, wenn ſie ihm ſo etwas zumuthen würden, ſo ein Einmetzgen bei lebendigem Leibe, es duechs, ein rechtes Meitſchi ſollte fortlaufen ſo weit es ſeine Beine tragen thäten, einmal es würde es ſo machen. Da ſeufzte Aenneli und Chriſten tubäckete ſtark. Resli aber bekam die Augen voll Waſſer. Er ſehe wohl, ſagte er, daß ſie etwas auf dem Herzen hätten und er merke wohl was. Die Leute gefielen ihnen nicht, und wenn ſie ſchon wegen Namen und Reichthum ſich wohl ſchicketen, ſo hätten ſie Kummer, inwendig ſei es nicht gut. Er ſehe das wohl ein, aber auf der Welt ſei leider Gottes nie alles beiſammen; bald fehle es auswendig, bald inwendig, bald am Meitſchi und bald an den Eltern. Auch ihm gefielen ſie nicht, und wenn das Meitſchi ihm nicht ſo lieb wäre, und b'ſunderbar ſeit er es vor ſeinem Bette geſehen, als er die Augen aufgeſchlagen und er gemeint, er ſehe einen Geiſt, könne er nicht von ihm laſſen. Es ſei aber auch ganz anders als die Alten und hätte einen andern Sinn, nicht nur er meine es, alle Leute ſagten es. Es ſei ja auch ganz anders anzuſehen, thäte anders und man ſehe wohl, wie oft es ſich für die andern ſchämen müſſe. Zudem käme es weit von ihnen weg, des Jahrs werde man ſich nicht manchmal ſehen, und ſie ſollten nur ſehen, wie wohl es ſein werde, wenn es bei rechten Leuten ſei und ungehindert thun könne, wie es ihm ſei. Dann erſt werde ſo recht füre cho, was ihm Guts im Herze ſyg.

„Man kann nicht wiſſen, ſagte Chriſten, Blut iſt Blut und Art iſt Art, aber ich will deswegen nicht wehren, du biſt alt genug um ſelber z'luege; du mußt ſie haben.“ „Vater, ſagte Resli, glaubt mir, die Sache macht mir auch ſchwer, ich weiß, es iſt für mein Lebtag, ja vielleicht noch für die Ewigkeit und es iſt mir manchmal, es wäre mir viel nützer ledig zu bleiben, da wüßte ich doch was ich hätte und woran ich wäre. Aber ſo will es ja Gott nicht, und darum müſſen Vater und Mutter es ſo wünſchen und den Kindern ans Herz es legen. Glaubt mir nur, blindlings will ich nicht hineintrappen, nicht meinen es müſſe erzwängt ſein, weil ich einmal daran geſetzt. Die Sach wird ja nicht eys Gurts gehen und da wär's ſeltſam, wenn nicht an Tag käme, was innefert iſt. Und wenn ich im Geringſten merke, daß es da nicht gut iſt und z'Böſe eingeurbet, ſo zählet darauf, es wird aus der Sache nichts und ſollte es mir das Herz zerreißen afangs. Nachher beßerete es ſchon, ich weiß es, aber wo lange verſtocktes Böſes iſt, da beſſert es nie, da böſet es alle Tag." „Aber, ſagte Anneliſi, wie willſt du mit dem Meitſchi zuſammen 'kommen, da ihr ja kein Wort mit der Mutter geredet, was dumm genug iſt; und wenn ſie am Sonntag ſchon verkünden ließen? oder haſt du öppis abgredts?"

Resli kam in Verlegenheit und ſagte endlich: „Häb nit Kummer, etwas muß gehen, aber lieber behalte ich die Sache für mich, bis ſie zuche an gewerchet iſt, daß man weiß, wo ſie hinauswill." „Das ſollte ich zürnen, ſagte Anneliſi, ſonſt iſt's der Brauch, daß die Schweſter ſo um eine Sache weiß und ſchon gar manche Schweſter hat dem Bruder gute Dienſte geleiſtet, iſt Lockvogel geweſen oder Deckmantel und ohne Schweſter wäre er nie zur Frau gekommen. Und warum ich das nicht ſo gut verſtünde als eine andere, das wüßte ich nicht, bin ich doch nicht von den Dümmſten Eine. Aber wenn du's willſt g'hebt ha, ſo probire alleine, und wenn du mich doch nöthig haben ſollteſt, ſo ſag's, ich will dir deßwegen nicht ab ſein, wenn du jetzt mich ſchon nichts ſchätzeſt."

Resli ſchlief ſelbe Nacht nicht viel; ſo recht ſchwer lag es ihm auf dem Herzen, daß er ſelbſt den Kopf nicht mehr fühlte. Ihm ſelbſt gefiel das ganze Dorngrütt Weſen nicht, die Leute nicht, ihre Leb- und Redeweiſe nicht, ihr Bauern nicht; es ging ihm faſt mit ihnen, wie es einem wohlerzogenen ſittſamen Mädchen geht, wenn es unter ausgelaſſene rohe Dirnen geräth; er fühlte Aerger, Ekel, und konnte ſich faſt nicht enthalten zu ſagen, ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie dieſe da. Mit einer Frau von dem Schlage, wie ſie im Dorngrütt der Brauch war, mußte er unglücklich ſein, das fühlte er, und ſie paßte ſo wenig in ihr Haus als eine Miſtgülle vor das Haus, und Vater und Mutter würden weder bei einer ſolchen Schwiegertochter noch bei einer Gülle vor dem Hauſe es aushalten können, das wußte er. Wo ein Haus ſeit einer Reihe von Geſchlechtern ein beſtimmtes Gepräge hat und die Familie eine wohl hergebrachte Lebensweiſe, da iſt das Heirathen ganz was anderes, wenn's nämlich glücklich ſein ſoll, als wenn zwei auf der Straße ſich finden und im erſten wohlfeilſten Stübchen ſich anſetzen. Und in einem adelichen Bauernhaus iſt dies noch viel ſchwerer als in einem adelichen Herrenhaus; im Herrenhaus iſt der Haushalt zumeiſt in den Händen einer angeſtammten Dienerſchaft, im Bauernhaus iſt es die Bäurin, welche ihn führt und die Regel macht. Nun ſchien Anne Mareili dem Aeußern nach vollkommen zu ihnen zu paſſen, gemeſſen, freundlich, ſtattlich, ſäuberlich erſchien es ihm, flink zur Arbeit und im Befehlen nicht ungeübt. Vater und Mutter hatte es nicht widerredet, Hund und Katze liebten es, Hühner und Tauben liefen ihm draußen nach. Das alles waren ihm gute Zeichen, aber doch nur äußere, und was inwendig in ihm war, hatte in der kurzen Zeit, in welcher er es ſah, nicht zum Vorſchein kommen können. Und er wußte es wohl, daß ein Mädchen Sinn für ein anſtändiges Aeußere haben kann, vor ſeiner ganzen Familie ſich auszeichnet; aber inwendig, wo man mit keiner Brille, keinem Feldſpiegel hinſieht, da läßt es es ruhig beim Alten und gleicht den Uebrigen auf ein Haar; das kömmt dann aber erſt zum Vorſchein nach der Heirath, wenn man hat was man will, und ſich nun nach innerm Behagen kann gehen laſſen.

Resli hatte ſchon manchmal es geſehen, wie aus einer jungen ſchönen Frau ſich ein Ding, faſt ein Ungethüm ſich herauspuppte, welches man gar nicht im feinen und lieblichen Meitſchi geſucht hätte; wenn's ihm auch ſo gehen ſollte, wenn ſeine Eltern ihre grauen Haare mit Jammer in die Grube tragen müßten und er müßte dem zuſehen, es trieb ihm aufs neue das Waſſer in die Augen. Wie das auch möglich ſei, dachte tief Resli nach, aber er ergründete es nicht; aber genau zu forſchen mit Furcht und Zittern, das beſchloß er. Daß Resli dies Geheimniß nicht ergründet, ſoll Niemand verwundern, ergründet es doch Mancher nicht, der Profeſſor iſt oder Rathsherr ſogar, oder gar ein halber Moſes mit glänzendem Geſichte, mit dem Unterſchiede nur, daß deſſen Glanz nur rückwärts und innerlich wirkt, daher ein Schleier nicht nöthig iſt. Hat aber Niemand je ein herrlich Kleid geſehen, funkelnagelneu, glitzernd und aller Menſchen Wohlgefallen, hat er das Kleid ſpäter nicht geſehen, abgeſchoſſen, ohne Glanz, mit übertünchten Flecken, einem Kammermeitli am Leibe, hat er es nicht bald darauf geſehen im matten Schimmer, aber voll Staub, bei einem Grämpler, dann alle Tage ſchmieriger am Leibe einer welſchen Köchin und endlich als Hudel irgendwo, den Niemand in die Hand nehmen mochte?

Hat Niemand ein zierlich Reitroß tänzerlen ſehen unter einem mageren Kavalier, oder ein herrlich Thier hoch auf ſich bäumen ſehen an einem köſtlichen Tilbury, ſpäter das gleiche Thier mühſam traben an einem Lohnfuhrwerke, dann es Zügelten ziehen und Miſtkarren, endlich aber in den Händen eines Kachelers mit berganſtehendem Haar, einem von Mäuſen zerfreſſenen Schwanz und gen Himmel ſchreienden Rippen?

Ja, hat noch Niemand eine Mädchenhaut geſehen, glatt und weich wie Sammet, glänzend, der Seide gleich, feſt und drall wie ein Trommelfell, und die Haut ſpannte ſich allmählig ab wie das Trommelfell, wenn viel darauf gepaukt wird, verlor die Weiche, wie Sammet, der viel getragen wird, wie Seide an Wind und Wetter. Sie ward anfänglich zur währſchaften Weiberhaut mit etwelchen Kleckſen und Spälten, dann welk wie eine Zwetſchge nach etwelchen Reifen und endlich gleich einem alten Judenkrös, wo man den Spiegel braucht um die gelben Falten und Fältchen zu zählen?

So geht es mit allen irdiſchen Dingen, der Glanz verſchwimmt, Flecken gibts, die Häßlichkeit kömmt und bald darauf tritt Verweſung ein, und manchmal ſchon bei lebendigem Leibe. Ja, wenn nun auch das Herz irdiſch iſt, nur irdiſchen Stoffs, es ſchwellt zu Glanz und Schönheit, zu Prunk und Lieblichkeit, was ſollte anders ſein Loos ſein, als das Loos alles irdiſchen iſt, zu verblühen, zu verwelken. Flecken und Schmutz, ſteigende Häßlichkeit, zahlloſe Falten, Jämmerlichkeit bis in alle Ewigkeit. Man balſamirt wohl ein, aber damit wehrt man der Häßlichkeit, wehrt man den Falten nicht, man ſetzt Herzen in Weingeiſt, aber damit werden ſie um nichts appetitlicher.

Aber einen Balſam gibt's, ein Geiſt hat ihn getränket, und wo ein Tropfen dieſes Balſams auf ein Herz gefallen iſt, da ſprüht er Leben aus, und das

Leben ätzt Schmutz und Flecken aus, in immer reinerem Glanze ſtrahlet es, es blüht die Schönheit auf, die in ewiger Jugend ſtrahlet, von der man viel gefaſelt, zu der man lange das Elixier geſucht, das doch längſt ſchon gegeben war vom Himmel herab, aber die Menſchen erkannten es nicht, es ſuchten es immer noch die Thoren, wie noch immer die Juden des Meſſias warten. Wo aus kleinem Senfkorne das Leben erblühet, deſſen Funke Chriſtus auf die Erde gebracht, da bleibt dem Herzen die Häßlichkeit ferne, es glätten ſich die Falten, es tritt nicht die gräßliche Täuſchung ein, die den ſchlägt, der mit einer Schlange am Herzen aus der Liebe Traum erwacht. Es ſtrahlet immer klarer das wunderbare Ebenbild auf, deſſen Urbild auf des Himmels Throne ſitzet. Wer ein ſolches Ebenbild gefunden, der hat einen ewigen Fund gethan, wenn er auch nur eine ſterbliche Hand gefaßt; denn wenn auch die Hand welkt, modert, das neugeborne Herz blüht als ewig jung, ewig ſchön, in immer göttlicher Klarheit fort.

Wie ſchwer iſt's aber durch glatte, ſeidenſammete Haut hindurch zu ſehen auf des Herzens Grund, zu entdecken dort tief unten, ob die Flamme des ewigen Lebens glühe, ob die Lüfte der Verweſung nahen, ob Moder oder ſüßes Leben unſer Theil ſein werde. Zu ſolchem Schauen hilft Wiſſenſchaft nicht, taugen Brillen nicht, das Alter ſchützt vor Thorheit nicht, kindliche Augen ſehen am klarſten, das Beſte aber thut Gott, und denen beſonders, die kindliche Augen haben, ungeblendet noch vom Glanz oder Staub der Welt.

Wenn Liebende unbemerkt ſich finden wollen, ſo müſſen ſie entweder die größte Einſamkeit wählen oder das größte Menſchengewühl; die Gegenſätze berühren ſich. Der Inſtinkt der Jugend fühlt das ſo ſicher heraus, was die Erfahrung des Alters beſtätigt. Will ein Mädchen ſo recht ſicher und unbemerkt einen Werber zu Geſichte faſſen, oder ein Werber unbehorcht einem Mädchen das Glück auseinanderſetzen, welches er ihm zugedacht, ſo wird eben ſo lieb als das dunkle Obergaden ein heller lichter Markttag gewählt und in irgend einem Winkel oder Stübchen unterhandelt das Pärchen ungeſtört und unbeachtet einen lieben langen halben Tag lang, denn wenn Geigen gehn und lauter gut Schick vom Himmel fallen, am Morgen auf dem Kühmärit, am Abend auf dem Meitſchimärit, da hat jeder mit ſich ſelbſt zu thun, rennt dem eigenen Glücke nach, hat nicht Zeit einem andern nachzulauern oder horchend an einer Wand zu ſtehen. Man denkt ſich gar nicht, wenn man mitten im Gewühle des Roß- oder Garnmärit iſt, wie manches Pärchen einſam zuſammen ſitzt; denn die Narren ſind ſelten, gewöhnlich halbſturme Wittwer, welche förmlich Stuben empfangen, wie allfällig fremde Roßhändler thun, um ſich Wittwen und Mädchen vorführen zu laſſen, zur Auswahl und zum Heirathen. Wenn man die Schaaren Mädchen mit ihren Geſichtern voll Hoffnung z'Märit ziehen ſieht, ſo denke man ſich nur, daß die Meiſten was im Schilde führen, daß man in Burgdorf, oder Langnau, oder Signau, oder Höchſtetten was zum G'ſchauen zu finden hofft und an wichtige Verhandlungen denkt. Aber o je, was für ganz andere Geſichter ſieht man ſo oft ſchon durch den Nachmittag nach Hauſe kehren, die Naſe um einen halben Schuh gewachſen und die untere Lippe hangend bis auf den Boden, daß ſie alle Augenblicke Gefahr laufen darauf zu trappen, oder daß man ſie für Lätſchen an den Schuhen anſieht.

Als Resli ſein vergeſſenes Nastuch holte, hatte er raſch ein Beſtelltes gemacht, aber nicht das Gewühl hatte er auserleſen, ſondern die Einſamkeit, theils weil er ſowohl mit den Marktgelegenheiten als mit der Familien Läuf und Gängen zu wenig bekannt war. Denn Anne Mareili auf einen Markt zu beſtellen, den die halbe oder ganze Familie beſuchte, wäre gefährlich geweſen, und auf einen Markt, welchen gewöhnlich Niemand beſuchte, wäre verdächtig geweſen, und wahrſcheinlich hätte man aufpaſſen oder Anne Mareili nicht gehen laſſen.

Aber an einem Orte von Natur einſam lag ein Bad, das wegem Waſſer b'ſunderbar berühmt war, wegen den Wirthsleuten aber deſtweniger, denn entweder hatten ſie nichts, das Fleiſch geſtern aufgegeſſen und das Brot am Morgen, oder aber wenn ſie etwas hatten, ſo ließen ſie ſich bezahlen, daß einem das Liegen weh that. Sie wollten halt ſo und ſo viel aus dem Bade ziehen und jeder Gaſt ſollte ſeinen Antheil daran bezahlen. Nun meinten ſie, wenn nur hundert Gäſte kämen, ſo hätten ſie das Recht aus dieſen hundert Gäſten den gleichen Profit zu ziehen, als ſie gezogen hätten, wenn tauſend Gäſte gekommen wären. Das Publikum verſteht bei ſolchen Rechnungen aber nicht Spaß, und da ihm meiſt an der Wirthſchaft mehr gelegen iſt als am Bade, ſo ward der Ort nicht nur von Natur einſam, ſondern auch von Menſchen leer, und wer was Ruhiges wollte, der fand es dort Sonntag und Werktag.

Tag und Namen dieſes Ortes hatte Resli dem Meitſchi ins Ohr geflüſtert und es hatte genickt dazu;

das war's, was ihn ſo getroſt machte und warum er nicht begehrte, daß einſtweilen Jemand anders hinein ſich miſche.

Dort ſaß nun Resli ſchon lange am beſtimmten Tage und kein Anne Mareili kam dem waldigen Abhange nach, oder über den gebrechlichen Steg von der Ebene her. Düſtere Wolken jagten ſich am Himmel, ein ſaurer Wind ſtrich durch die Lüfte, Badewetter war es nicht, und düſter und ſauer ſah es aus in Resli's Gemüthe, und Liebesfreuden ſonneten es nicht. Angſt und Bangen war darin und wie es dann geht, wenn man warten muß und immer banger wird ob dem Warten, hunderterlei Dinge komme einem in Sinn, warum man warten müſſe, und ein Ding iſt immer ärger als das andere Ding, und eines macht einen immer böſer als das andere, und wenn man endlich recht böſe iſt, ſo ſchlägt der Zorn in Angſt über und tauſenderlei fällt einem ein und ſteigert von Minute zu Minute des Wartens Pein. O, Warten iſt hart, ſo recht Warten iſt fürchterlich, iſt eine Folterbank die kein Geſetz abſchaffen kann, über die keine Zeit hinauswächst. Aber wir ſollen eben nie vergeſſen, was das Warten iſt an der Himmelsthüre, wenn kein Pförtner kommen, kein Schlüſſel im Schloſſe ſich drehen, kein Willkommen uns entgegen ſchallen will, kein Liebesblick durch das Schlüſſelloch dringt, kein Säuſeln uns Gnade verheißt, wenn es immer düſterer um uns wird, immer kälter, ſchauerliche Finſterniß wie eine Wolke uns umfängt, die Wolke allmählig zur Nacht wird und die Nacht zur Hölle erglüht, und keine Stimme will ertönen, keine will Erbarmen rufen, wie wir auch Warten unter Heulen und Zähneklappen in des Wartens entſetzlichſten Entſetzen. Aber wenn man ſo in banger Spannung auf etwas Geliebtes auf Erden wartet, denkt man an jenes entſetzliche Warten nicht, ſondern man ſitzt auf glühendem Stuhle und wiegt die Wenn und Aber ab, die Ob und Noch, die Was und Wie.

„Hat es mich nicht verſtanden? kömmt es noch? war's ſchon da? hat es ſich verirrt? haben ſie es nicht gehen laſſen? hat es nicht kommen wollen?“ ſo werweiſete Resli in ſich in einer glühenden Pein; denn Wochen lang hatte er es ſich ausgedacht, wie wenn er gegen das Bad komme, er Anne Mareili von der andern Seite her kommen ſehe, und wie ſie akkurat bei dem Bade zuſammentreffen würden. Jetzt war er ſchon Stunden lang da; man hatte ihn gefragt, ob er baden, ob er eſſen wolle; er ſolle es nur zu rechter Zeit ſagen, von wegen an einem ſolchen Orte könne man nicht hexen, wie etwa die Leute meinen möchten, daß wenn ſie daran dächten, die Sache ſchon z'weg ſei. Resli hatte ausweichenden Beſcheid gegeben, endlich Eſſen beſtellt; die Stubenmagd brachte Teller und ſagte, z'angere werde ſie bringen, ſobald der Bub mit dem Brod komme; der ſchießig Bub mache immer ſo lange, er werde wahrſcheinlich auch öpperem warten. So leitete ſie ein Geſpräch ein, von dem man nicht recht wußte, ſollte es eine Einleitung ſein zu einer Schimpfeten über ihre Meiſterfrau und des Hauſes Unordnung, oder aber zu einem Privatvergnügen mit dem hübſchen Burſchen. Da ging langſam die Thüre auf. „Gott grüß euch mit einander,“ ſagte eine Stimme, und ein Mädchen ſtand in der Stube, deſſen Backen roth anlieſen, während die Stubenmagd aufſtund vom Vorſtuhle und antwortete: „Gott grüß dich wohl. Womit kann ich aufwarten?“ Resli war auch roth geworden, ob aus Ueberraſchung oder weil er es ungern hatte, daß die Stubenmagd ſo nahe bei ihm geſeſſen, wiſſen wir nicht; raſch ſtund er aber auf und ſprach: „Gottwilche Baſe! biſt du auch da? was bringt dich Guts dahin?“ Anne Mareili merkte Resli und ſagte: „Bis mir auch Gottwilche! ich bin auf dem Wege geweſen zu euch, und jetzt kann ich dir die Sache verrichten; es iſt mir noch anſtändig, ſo kann ich zu rechter Zeit wieder heim ſein. Es iſt bei ſolchem Wetter nicht luſtig auf der Straße ſein; aber z'Sach hat preſſirt.“ Resli ſagte: „Komm hock und thue Beſcheid;“ er hätts bald nicht gekannt. Das war wirklich auch faſt kein Wunder, denn Anne Mareili war nicht geputzt, ſondern mehr verkleidet, hatte ein dünn kurz Kitteli, einen halbleinernen Tſchopen, ein halbreiſtenes Hemde an, eine Roßhaarkappe auf dem Kopf, war mehr angezogen wie eine mittelmäßige Jumpfere, und nicht wie eine reiche Bauerntochter, und doch war es auch recht hübſch und ſo ſtattlich, daß man da auch wieder ſah, daß nicht immer die Kleider es ſind, welche die Leute machen. Die Stubenjumpfere ſagte, ſie werden z'Sach wohl zuſammen wollen, und wenn ſie es begehrten, ſo wolle ſie dieſelbe ihnen in ein oberes Stübli tragen, es ſeien weniger Fliegen dort, und wenn man mit einander zu reden habe, ſo ſei man das (beſſer) alleine. Nit daß ſie Jemand hier ſtören würde, ſo an einem Orte ſei ſie nie geweſen, wo weniger Leute kämen, längs Stück Niemand, als der Mühlekarrer und der Kämifeger, nicht einmal Bettler. Von wegen je böſer eine Stubenmagd über die Frau Wirthin iſt, deſto zärtlicher wird ſie in der Regel gegen die Gäſte; und warum ſollte ſie nicht? zieht es doch zum Herzen das Herz, und wenn die Frau

Wirthin das Herz der Stubenmagd nicht will, warum ſollte dieſe dasſelbe nicht den Gäſten austheilen dürfen?

Das Stübchen war klein, das Liſchenruhbett eingeſeſſen, der Tiſch wackelte; es hatte nicht die fernſte Aehnlichkeit mit irgend einem Prunkgemach, ſei es einem Salon oder der berühmten blauen Stube; aber doch kam es Resli und Anne Mareili wunderbar vor, und als ſie neben einander auf dem Ruhbett ſaßen, fanden ſie anfänglich keine Worte. Alles was ſie einander zu ſagen hatten in der kurzen ihnen zugemeſſenen Friſt, hatte ſich aufgeſtaucht vor dem engen Durchpaß; eins klemmte das andere ein, bis endlich Resli die Maſſe zu löſen begann mit der Bemerkung: „Ich habe geglaubt, du wolleſt nicht kommen, ich müſſe unverrichteter Sache wieder heim.“

„Es iſt ein Wunder, daß ich da bin, ſagte Anne Mareili; ich habe lange nicht gewußt wie machen, und als ich einmal es gewußt, da hat es etwas gegolten, bis ich los geworden.“

„Haſt du dann nicht im Sinne gehabt zu kommen? Haſt du Muth gehabt mich zu ſprengen und umſonſt warten zu laſſen? ſagte Resli. „Zürn nicht, ſagte Anne Mareili, aber wenn das nicht ſo gegangen wäre wie der Blitz, ſo hätte ich es dir gleich damals abgeſagt.“ „Begehrſt du dann nichts von mir, oder mich nur zum Narren zu halten? Hab ich mich dann geirrt, wenn es mich duechte, es ſei dir faſt wie mir, und ich ſei dir auch öppe e weneli werth?“

Da that Anne Mareili einen Blick auf Resli; das Waſſer ſchoß ihm in die Augen, dann ſagte es langſam: „Du weißt darum nicht wie ich es habe. Mein Brauch iſt's nicht, öppe im Lande herum zu fahren, bald hier hin bald dort hin; das iſt das erſte Mal, daß ich Einem an ein Ort hingekommen bin. Und wenn ich ſchon wollte, man ließe mich nicht. Wir haben immer zu werchen mehr als genug, und dann iſt's Ueſe auch, daß es nach ihrem Kopf gehe und nichts dazwiſchen komme. Und da iſt's mir lang geweſen, was es doch nütze zu kommen. Nichts, als mir das Herz noch ſchwerer zu machen, als es ſchon iſt; und z'Beſte wär, ich ſchlüge Alles aus dem Kopf und ließ es ſein, als wüßte ich nichts von dir."

„Das wäre ſchön von dir geweſen, und darauf hätte ich dir nicht viel gehabt; dann hätt's mi duecht, es ſei kein Meitſchi mehr einen Kreuzer werth, und was du von deinen Alten ſagſt, wird doch nicht eine Sache ſein, die nicht zu ändern wäre," ſagte Resli. „S'wird wohl. Aber eben deswegen het's mi duecht, ich möchte dich noch einmal ſehen und dir ſagen, du ſolleſt es doch recht nicht an mir zürnen, daß meine Eltern es dir ſo wüſt gemacht haben und dich fort gelaſſen, wo du ja kaum bei dir ſelbſt geweſen biſt und z'Ryten nicht haſt erleiden mögen. Aber es iſt ihnen eben geweſen, daß es d'r Kellerjoggi, den ich nehmen ſolle, nicht vernehme und daß wir nicht etwa viel mit einander redeten, und es ihnen dann etwa eine Störung gebe in ihr Eing'richt. Von wegen, wo der Vater durch will, da muß es durch, koſt's was es wolle und gehe es übel oder nicht. Da het's mi duecht, das möchte ich dir noch ſagen, daß du nur nicht zürneſt und mit mir dich nicht plageſt, z'Sach trag doch nichts ab. Aber einiſt wäre ich doch noch gerne bei dir geweſen, darum bin ich gekommen, vielleicht ſehen wir uns dann unſer Lebtag nicht wieder."

„Das wär, ſagte Resli, ſövli übel wird es doch nicht ſtehen; haben wir doch nicht z'ernſtem probirt;

ſo leicht ſetz ich von einer Sache nicht ab, darauf kömmt es nur an, daß du willſt und mich begehreſt. Dann möchte ich doch ſehen, ob man dich zum Alten zwängen kann und dich mir nicht laſſen muß. Aber eben darauf kömmt es jetzt an. Was meinſt?"

„Das werde ich dir öppe nicht z'längem ſagen müſſen, ſagte Anne Mareili; wenn du mir nicht lieb wäreſt, ſo wäre ich nicht da; keinem Menſchen auf der Erde wäre ich hieher gekommen und hätte ihm z'lieb ſo wüſt gethan und gelogen. Hätte ich geſagt, ich käme deinetwegen, ſo wäre keine Rede geweſen, daß ſie mich hätten kommen laſſen; da habe ich z'Wort gehabt, ich wolle z'Gutjahr trage. Ich habe ein Gevaterkind nicht weit da weg, und das iſt letztes Neujahr nicht gekommen, wie ſie es ſonſt im Brauch haben. Sie meinten, nache z'laufe mangle es ſich nicht, das Jahr ſei bald um, am nächſten Neujahr werde es ſchon kommen, da könne man es ihm für zwei Jahre zuſammen geben. Und gäb was ich geſagt habe, ſie ſind dabei geblieben. Und wenn's ſchön Wetter geweſen wäre, daß das Werchen draußen recht gegangen wäre, ſo wäre keine Rede davon geweſen, daß ich hätte kommen können. Der Vater iſt gar mißtreu, und wenn er z'Sach nicht auf der Hand hat, ſo trauet er nichts. Da habe ich bei der Mutter pläret und ihr geſagt, es ſei doch ſchrecklich, wenn ich den haben müßte, ſo wüßte ich wohl, wie ich es bekäme; keinen Tag könnte ich mehr fort, und jetzt, wo ich noch daheim ſei, gönne man mir nicht einmal einen Tag für fort; ſo hätt's doch keine Jumpfere. Aber wenn man ſo wüſt gegen mich ſein wolle, ſo ſolle man nur ſehen, gut komme das nicht, ich wolle es ihnen vorher ſagen. Das iſt der Mutter z'Herze gange, von wege, wenn d'r Vater nicht wäre, öppe ſo bös gegen uns wäre ſie nicht, ſie wüßte noch, was Erbarmen iſt. Sie hat mit dem Vater geredet und mir darauf geſagt: „Sage öppe nicht mehr viel und gehe, aber mache nichts Ungeſchicktes, g'hörſt, wenn ich etwas vernehmen müßte, es weiß kein Menſch, wie es ginge!" Jetz iſt's mir aber doch Himmelangſt und es duecht mich, wenn ich nur ſchon wieder daheim wär."

„Du haſt dann nicht Freud bei mir?" frug Resli.

„O plag mich nicht und frag nicht ſo, ſagte das Meitſchi, Allem an weißt du nicht, wie es einem iſt, wenn man alle Augenblicke fürchten muß, es ſehe einen Jemand, der einen kenne und verrathe. Und wenn man immer denken muß, was machen ſie für Augen, wenn ich heim komme, was ſagen ſie mir, wie wüſt werden ſie mit mir thun? wenn man das vorſtehnds hat und denken muß, das iſt der letzte Tag, wo ich hätte Freude haben können, und kann's nicht einmal, weil mit dem Tag auch ein Elend näher kömmt, das ärger iſt, als das Grab. Du weißt nicht wie es einem da iſt."

„Wohl, ſagte Resli, das iſt z'denke. Oeppe ganz am beſten iſt es mir auch nicht immer geweſen, und auch ſchon iſt's mir im Kopf geweſen, daß ich mich deſſen, was außer mir gegangen, nichts geachtet, und daß ich hätte plären mögen, wenn die Sonne am ſchönſten geſchienen. Wohl, das begreife ich. Du hätteſt alſo nichts gegen mich und begehrteſt mich zu heirathen, wenn's nur an dir wäre?"

„Rede mir nicht davon, ſagte Anne Mareili, es macht mir das Herz nur ſchwerer, ohnehin wenn ich dich anſehe, ſo muß ich immer an den Kellerjoggi denken mit ſeinen Augen, die immer tropfen wie ein alter Weinhahne, und wenn ich an ihn denke, ſo chunt mi z'Briegge a.“

„Lybs thalbe gefiel ich dir alſo beſſer, als der alte Unflath?“ frug Reſli.

„Gang m'r, ſagte Anne Mareili, ſelligs z'frage!“

„Aber wenn d'r Alt my Lyb hät, ſo wär's d'r recht?“

„Wenn ich gewußt hätte, ſagte Anne Mareili, daß du nur daran Freude hätteſt, mich zu plagen, ſo wäre ich nicht gekommen, und hätteſt mir noch zehn Mal B'ſcheid machen laſſen. Nein wäger, es iſt mir nicht nur Lybs thalb, daß mir Kellerjoggi z'wider iſt. Ich weiß nicht, aber es duecht mich manchmal, ich könnte mich in Alles ſchicken, wenn er nicht ſo wüſt gegen alle Menſchen wäre und alle Laſter an ſich hätte. O es iſt ein ſchreckliches Dabeiſein, wenn man immer das denken muß, es v'rfluchen einen alle Leute und kein Menſch bette für einen, und einem dabei die Hände gebunden ſind, daß man auf keinen Weg öppe gut machen kann. Davor gruſet es mir am meiſten, denn ich weiß wohl, das kann ich nicht ſo in der Geduld annehmen, ſondern ich ertaube auch und was ich dann anfange, weiß Gott! Und deretwege habt ihr ein gutes Lob, wie ich vernommen, und rechtſchaffen geht es bei euch zu; da könnte man Guts lerne, und ich mangelte das ſo übel, ich g'ſpür's wohl, wie nöthig ich es hätte. Und deretwege, ich will es aufrichtig ſagen, habe ich mehr als Lybs thalb an dich g'ſinnet; s'duecht mich immer, wenn es Gott ſo gut mit einem meinte, als es heißt, er ſollte einem nicht ſo dem Teufel laſſen vor die Füße werfen, wo man doch deutlich weiß, daß es der Hölle zu geht.“

„He, ſagte Reſli, der liebe Gott wehrt ſich nicht für dich, du mußt dich wehren. Aber wer weiß, wenn es dir mit deinen Reden recht Ernſt iſt, ſo könnteſt du vielleicht auch ſinnen, der liebe Gott hätte uns zuſammengeführt ſo ung'ſinnet, daß du dich an mir halten und ich für dich in den Riß ſtehen, mich für dich wehren könnte."

„Was meinſt wegem Ernſt? fragte Anne Mareili, was ſoll mir Ernſt ſein?" „Ich meine ſo wegen der Seele und von wegen dem lieben Gott. Es iſt nicht, daß ich meine, es ſei dir nicht Ernſt, aber es iſt mir ſchon manchmal ſo gegangen, daß ich habe den lieben Gott hineinſtoßen wollen, wo doch die Sache an mir lag, und daß ich die Seele füreg'ſtoße ha (vorangeſchoben), wo es mir doch nur um etwas Leibliches war. Ich habe nur gemeint, wenn es dir recht um die Seligkeit wäre, ſo würdeſt du das den Eltern vorgeſtellt haben, und wenn ein guter Blutstropf in ihnen wäre, ſo könnten ſie ja kein Wort mehr ſagen. Ich will nicht ſagen, daß wir die Beſten ſind, und es iſt manchmal ſtrub genug gegangen bei uns, doch ſo Gott will iſt's v'rwerchet. Aber auch wo es am trübſten ausgeſehen, ſo hätt's wohl Lärm geben können wegem Geld, aber wo eins geſagt hätte, z'Sach wär ihm vor der Seligkeit und es wollte nicht Schuld ſein daran, ſo hätte kein Menſch mehr ein Wort geſagt, nit d'Mutter, nit d'r Vater."

„So iſt es darum nicht bei uns, ſagte Anne Mareili, es iſt mir leid, daß ich es ſagen muß, und Jemand anderem ſagte ich es nicht. Da könnte ich lange ſagen, nur auslachen würde man mich und ſagen: du Löhl, was fragſt doch dem darnach. Wenn er macht, was er will, ſo mach du, was du kannſt; d'Hauptſach iſt, daß du einen reichen Mann kriegſt und daß er dir die Sache läßt verſchreiben, dem Andern allem haſt du nichts nachzufragen. Ach, ſie meinen, mit dem Gelde hätte man Alles, an dieſem klebe alle Herrlichkeit, wie an einem klebrigen Stecken der Staub. Darum fragen ſie allem nichts nach, als dem Gelde alleine, und mich geben ſie dar, wie man arme Würmer an die Angel ſteckt, wenn man Fiſche fangen will. Ich bin ihnen Niemere; ſie denken nicht an meinen Leib, nicht an meine Seele, nicht an meine Lebtig, nicht an meine Ewigkeit, ſondern an nichts, als an das Geld, das ſie mit mir fangen wollen, und was ich ſage, und wie ich bitte, ſie achten ſich deſſen gerade ſo viel, als der Fiſcher ſich achtet, wie der Wurm zappelt, den er an die Angel ſteckt.“

„Das iſt bös, ſagte Resli, aber ſie werden doch auch eine Religion haben?“

„Ich glaube es, ſagte Anne Mareili, ſie werden; unterwieſen ſind ſie worden, wie üblich, aber viel davon habe ich nicht gemerkt; ich ſag's mit Leid. Du glaubſt nicht, wie es mir manchmal Angſt wird unter unſerem Strohdach, wo man den ganzen Tag flucht, ſelten ein Gebet verrichtet wird, wo über Tiſch geredet wird, daß einem duecht, es ſollte den Wänden übel werden und ſelten ein Menſch zum Nachtmahl geht. Wenn's donnert, oder wenn ich Nachts denken muß, wie leicht ein Funke nebenaus fallen und wir alle verbrennen könnten, ehe nur Jemand das Feuer merkte und die Hölle ſo uns anginge ſchon bei Lebenszeit, dann wird's mir ſo Angſt, daß ich kein Aug voll ſchlafen kann, daß ich im Hauſe herum gehen muß, zu ſehen, ob nicht irgendwo noch Feuer iſt, und wenn ich nichts finde und mich niederlege, ſo dunkt es mich ich rieche Rauch, muß von Neuem auf und der Morgen kömmt, ehe ich mir trauen darf im Bette. Und meine Furcht darf ich nicht merken laſſen, ſie lachen mich ſonſt aus, halten mir vor, ich ſehe mich nach Kiltern um, und wenn ich ſonſt etwa ſage, man ſolle doch öppe auch denken, daß Einer ob uns ſei und es wäre gut, wenn man auch etwas mehr daran ſinnete und darum thäte, ſo ſagt man mir, ich ſolle nur zu mir ſehen und ſo dumms werde ich doch nicht ſein, alles zu glauben, was der Pfaff ſage, und zu meinen, alles ſei wahr, was geſchrieben ſtehe. Da wäre ich ja ein Aff und dere ſeien heutzutage nicht mehr viel, ſie ſeien rar. Da gruſet es mir manchmal dabei zu ſein, du glaubſt nicht wie; und ich habe den lieben Gott ſchon manchmal gebeten, er ſolle mir da weg helfen, und jetzt will er mir dazu helfen, aber wie? noch an ein viel ärger Ort."

„Nit, nit, ſagte Resli, v'rſündige dich nicht; der liebe Gott läßt ſich nicht ſo muſtern und d'r Marſch machen, wie ein anderer Menſch, und wenn man ſelbſt das Rechte breicht (trifft), ſo iſt das, was er einem ſchickt, immer gut; aber eben aufs Breichen kömmt es an."

„Ich kann weiß Gott nicht helfen, ſagte Anne Mareili, aber denk doch nur, wie es einem ſein muß, ſo in aller Himmelsangſt, das Elend vor ſich und ein Tag nach dem andern kömmt näher, und hinten eine Wand und neben Wände, oben der Himmel vermacht und nirgends eine Hand, die aufbricht, daß man fliehen, dem Elend entrinnen kann. Denke, wenn man ſelig ſterben möchte, und bei lebendigem Leibe ſchon wird man dem Satan zugeworfen; denk, wie wäre dir, und wüßteſt du immer, was du redteſt?"

„Wenn's dir ſo iſt, ſagte Resli, und es wird, ſo kummere nicht; dir muß geholfen werden; wir ſind doch ja nicht mehr Heiden, und es würde mich doch Wunder nehmen, ob es unter Chriſten ärger zugehen ſollte, als zur Zeit, wo man dem Moloch opferte.“ Lieb ſei es ihm vom erſten Augenblick an geweſen, wo er es geſehen, aber ſeit er ſeine Eltern und ihr Haus geſehen, hätte er allerdings Kummer gehabt. Es hätte ihn duecht, ſeine Leute ſeien wohl rauh und frügen nur nach dem Zeitlichen, und das bringe den Frieden nicht und mache das Glück nicht aus. Sie hätten es erfahren, und nun ſei es ihm ſchwer geweſen, es ſei auch ſo und hätte ſeiner Leute Art. Wenn man ſich aber in dieſen Dingen nicht verſtünde, ſo hätte es gefehlt, und wenn man ſich dem lieben Gott nicht unterziehen könne, wie wollte ſich dann ein Menſch dem andern unterziehen? Und er wolle es gerade heraus ſagen, er hätte ſich geſcheut, ſeinen Leuten einen Menſchen ins Haus zu bringen, der das Beten nicht verſtünde und kein Begehren hätte, ein Chriſt zu ſein und nach dem Friede z'trachte. Er wüßte, ein Söhnisweib hätte es öppe nicht bös bei ihnen, aber daß ſeine Leute es um des Söhnisweib willen bös hätten, das hätte er neue auch nit mögen. Aber jetzt ſei er guten Muths und es ſolle auch ſo ſein, z'Sach werde doch öppe wohl zu machen ſein.

„Ach! ſagte Anne Mareili, wenn ich einmal in einem ſolchen Hauſe leben könnte, wo ich nicht alle Nächte Furcht haben muß und öppe d'r Tag düre Friede, es duechti mih, ich wäre im Himmel, wenn man dann auch ſchon nicht ſo reich wäre dazu. Aber ſetz ab, das gibt es nun einmal nicht. Der Vater will's, und wenn der einmal etwas gewollt, ſo hat er noch nie abgeſetzt. Wehren kann ich mich noch ein

Stück und wüſtthun, aber was hilft's, am Ende muß es doch ſein."

„Hör, ſagte Resli, willſt du mir verſprechen und treu ſein, ſo nehmte es mich doch Wunder, ob nichts zu machen wäre; aber auf dich kömmt Alles an; wenn du nicht ſtandhaft biſt, ſo iſt z'Sach verſpielt. Willſt du, ſo gib mir die Hand und ſage Ja in Gottes Name!“

Anne Mareili ward roth und blaß, Thränen ſtürzten ihm über die Wangen; es hob langſam die Hand, legte ſie in Reslis, dann ſagte es langſam: „Ja in Gottes Namen!“ und in heftigem Weinen lehnte es ſich an Reslis Schulter.

Stille drückte Resli die Hand, welche in ſeiner lag, und ſtille war es lange; es war, als beteten beide leiſe, als flöge in leiſem Flügelſchlage ein Engel zu den Verlobten, zu empfangen und emporzutragen, was in ihren Herzen lebte und bebte. Resli zog ſeine Uhr hervor und ſagte: „Nimm ſie als Ehepfand. Ich weiß, für uns iſt es nicht nöthig, aber es freut mich, wenn ich denken kann, du habeſt etwas von mir, und wenn du ſie ſchlagen hörſt, denkſt du an mich, und glaube nur, ſo oft es ſchlägt in der Uhr, ſo oft ſchlägt es mir im Herzen für dich.“

Anne Mareili betrachtete die ſtattliche ſchwere ſilberne Uhr mit den erhöhten Zahlen und der ſchweren ſilbernen Kette und ſagte: „Ich behielte ſis gerne, ſie freute mich, aber ich darf doch nicht; ich darf ſie nicht aufziehen; ich könnte ſie auch nirgends bergen, daß ich nicht fürchten müßte, man könnte mir darüber kommen; Vater oder Mutter könnten ſie finden. Nimm ſie wieder; und wenn ich dich recht verſtanden habe, ſo braucht es zwiſchen uns eigentlich kein Ehepfand.

Aber etwas hätte ich gerne von dir, nicht wegen der Sach, ſondern weil es von dir iſt, und damit ich es, wenn ich alleine bin, hervorziehen kann und g'ſchauen, und denken, das iſt von ihm; was macht er wohl, was denkt er ächt (wohl)?" „Was ſoll ich dir wohl geben? ſagte Resli, hätte ich daran geſinnet, ſo hätte ich einen Ring gebracht, oder ein Ketteli; aber jetzt habe ich hell nichts bei mir." „Ring oder Kette, ſagte Anne Mareili, dürfte ich ja auch nicht nehmen; es wäre das Gleiche, wie mit der Uhr; aber gib mir ein Geldſtück, was für eins, das du willſt, und ich will dir auch eins geben; das achtet Niemand, und wenn wir die anſehen, ſo können wir dabei an einander ſinnen, ſo gut, als wenn es eine Uhr oder weiß kein Menſch was wäre." Sie zogen ihr Geld hervor, erlaſen dasſelbe und Resli las einen treuen, ehrenfeſten alten Bernzwanziger mit einem wackeren Schweizermann darauf aus, Anne Mareili aber ein neu Guldenſtück. Dieſe Stücke verwechſelten ſie nicht, erachteten ſie, mit den Fünffrankenſtücken könnte man ſich verirren, und doch käme Niemand in Sinn, daß ſie was zu bedeuten hätten, wenn man ihnen das Geld erleſen würde.

Resli ſteckte ſein Guldenſtück appart ins Leiblitäſchli, Anne Mareili behielt es in der Hand; aber beiden ward erſt jetzt ſo recht behaglich und traulich im Stübchen und ſo recht offen ums Gemüth. Es war ihnen, als könnten und müßten ſie einander Alles ſagen, was ſie auf dem Herzen hätten und was ſie in Liebe und Leid geſinnet. Anne Mareili erzählte, wie es ihm geweſen, als es mit dem Vater fortgefahren und nicht hätte vernehmen können, woher Resli ſei. Mit mehr als hundert Burſche hätte es ſchon getanzt, aber mit keinem ſei es ihm ſo gegangen; da hätte es ihm ſchon während dem Tanzen immer getönt, der oder keiner, und als er nun verſchwunden, ſei es ihm geweſen, als gehe der Himmel zu. Lange hätte es nicht mehr lachen mögen und nichts als ſtunen und ſinnen; die Mutter hätte es manchmal auseinander genommen und gemeint, es ſei etwas Verdächtiges, aber was hätte es ihr ſagen ſollen? Nirgends hätte es ihn mehr antreffen können und alle Sonntag hätte es denken müſſen, läßt er öppe heute verkünden, und wenn es am Freitag zuſammengeläutet, ſo hätte es ſich faſt nicht des Weinens erwehren mögen, es hätte immer denken müſſen, läuten ſie ihm wohl heute z'Kilche? Aber erſt als man ihns mit dem Kellerjoggi zu plagen angefangen, hätte es recht an ihn ſinnen müſſen, und kein Morgen ſei ihm aufgegangen, wo ihm nicht vorgekommen ſei, als hätte es ihn des Nachts im Traume geſehen.

„Aber du, frug Anne Mareili, haſt du gewußt, wer ich war?“ Da ward Resli roth und ſagte, es ſolle ihm recht nicht zürnen, er wolle ihm Punktum die Antwort ſagen. Aber Anne Mareili ward roth, faſt böſe und ſagte, es möge nicht hören von einer Liebe, die ein Jahr daure, und man wiſſe, wo das Meitſchi ſei, und thue keinen Wank um zu ihm zu kommen, es hätte ihn aufrichtiger geglaubt, und wiſſe jetzt woran es ſei. Mit großer Mühe kam Resli zur Rede und bat, es möchte doch nicht ſo aufbrennen; wenn es ihn gehört, ſo werde es zufrieden ſein. Er erzählte nun Punktum, wie es zu Hauſe geſtanden, wie die Mutter ihn nicht habe anhören wollen, wie er allen Muth verloren, und b'ſunderbar, als er nachgefragt und vernommen, wie reich ſie ſeien und daß ihr Vater appart auf reiche Tochtermänner hielte und daß dieſe von ihren Eltern Alles alleine erbten. Aber wie wunderbar es nun gegangen ſei, daß am ſelben Tage, wo ſie daheim ſo recht ſich verſöhnt für immerdar und er Eltern und Geſchwiſtern ſein Herz eröffnet, wie er an einem Meitſchi hange, aber nicht Muth gehabt wegen ihrem Streit und wegen deren Reichthum, und ſie ihm zugeredet, er ſolle daran hin und ihm alles Liebs und Guts verſprochen, es geſtürmt und das Feuer ſo ſeltſam und ungeſinnet ſie zuſammengebracht hätte. Er müſſe glauben, das ſei nicht von ungefähr geweſen, darum habe er auch Muth zum Glauben, es komme Alles gut; denn wenn ſie nicht zuſammen kämen, ſo wüßte er doch nicht, warum Alles ſo gegangen wäre. Anne Mareili hatte Mühe, ſich darein zu finden, daß Reſli gewußt, wer es wäre und doch ſo lange bei ihm ſich nicht gekündet; wenn es ein Bub geweſen wäre, das hätte es nicht übers Herz bringen können, ſagte es. Jetzt könne es es begreifen und es wolle ihm verzogen haben; aber ſo recht lieb müſſe er ihns haben, lieber als Alles in der Welt, gerade auch ſo wie es ihn lieb haben wolle, ſonſt hätte es den Muth nicht, ſo recht ſich zu wehren und ane z'ſtoh. „Aber, daß ich doch frage, wie muß die Sache gehen, und was willſt du jetzt vornehmen?"

Guter Rath war da theuer, und um ſo mehr, da Anne Mareili meinte, es ſei kein Zögern, kein Aufſchieben, weil Kellerjoggi ſich jüngſt nachgiebiger gezeigt und dem Vater verheißen, wenn er nur verkünden laſſen wolle, ſo wolle er mit dem Verſchreiben ſich auch nicht eigelig machen, ſondern ſich öppe nachelah, daß man zufrieden ſein könne. Ein langes Unterholzen war da nicht thunlich, es mußte raſch zu Werke

geſchritten werden und da ſchien es endlich Resli a
männlichſten und am beſten, wenn er geradezu ſel
käme und dem Dorngrüttbauer die Tochter abforderte
dann aber müßte Anne Mareili zu ihm ſtehen und b
kennen, ſie ſeien einig und es wolle keinen ander
Anne Mareili hätte es beſſer gefallen, wenn der Vat
gekommen wäre, es hätte ſich beſſer im Hintergrun
halten können; es wäre der Sache nicht ſo gerade
auf den Leib gegangen geweſen, hätte nicht geheißen
Vogel friß oder ſtirb. Mädchen ſcheuen dieſes Gerad
aus, kommen lieber hintenum zur Sache oder ſo b
Längem, süferli, wie eine Katze zur Maus; ſo ge
es freilich oft leichter, aber es iſt doch nicht jed
Mannes Sache, und auch oft kömmt man vor laut
Umwegen nicht zur Sache.

Dann kam es natürlich aus, wo es geweſen, un
darauf konnte es zählen, daß es, ſo lange es noc
daheim war, kein gut Wort mehr bekam. Wenn e
ſein müſſe, ſagte Anne Mareili, ſo wolle es ſich i
Gottes Namen darein ſchicken ihm zu lieb, wenn e
ihm ſchon ein ganzes Jahr nicht nachgefragt hätte
Aber es ſehe voraus, es gehe nicht, und dann noc
einmal etwas zu verſuchen werde bös ſein, es werd
ſo wohl der Kübel auf einmal ausgeleert werden
Jedenfalls ſolle er nicht böſe werden, manierlich bleiben,
man möge ihm ſagen was man wolle, dami
man keinen Grund hätte, ihm ein für alle Mal da
Haus zu verbieten. Es ſchlottere aber ſchon, wen
es daran denke, und er ſolle ihm doch recht nicht zürnen,
wenn es ſich erſt zeige, wann es müſſe.

Resli hatte immer größere Freude an dem Mädchen,
je mehr er es anſah; es war trotz ſeiner geringen
Kleidung ſo ſauber und nett, redete ſo geſetzt, manierlich

und doch ohne Zimpferlichkeit, ſondern in aller Aufrichtigkeit. Es aß und trank ohne Ziererei, ſo viel es nöthig hatte, aber dabei ſo ſäuberlich und appetitlich, daß man ſelbſt Appetit bekam darob. Es ſagte nicht: „ih mah nit Krut, ih ha daheim o"; es ſtreckte die Finger, namentlich die Kleinen, nicht nach allen vier Winden aus, nahm eben ſo wenig das Fleiſch in die ganze Hand, fuhr auch nicht ſo große Stücke Kuchen ein, daß es das Geſicht über und über mit Brosmen bepflaſterte, es machte alles ſo nett ab, gnagte ſogar Beine mit Manier, was viel heißt. Resli hätte ihns den ganzen Tag mögen eſſen ſehen, während man andere nur einmal hinter einen Tiſch zu ſetzen braucht, um ſie ſich erleiden zu laſſen; es ſchien ihm immer mehr, es hätte etwas von ſeiner Mutter und er konnte doch nicht ſagen, was, es war nicht hier, es war nicht dort, es war in der ganzen Art. Es ward ihm immer auffallender, wie das Meitſchi in dieſem Hauſe ſo werden konnte. Wie die Spanier faſt alle dunkel ſind, die Engländer aber blaß und blond, in der Jugend wenigſtens jeder ſeine Landesfarbe im Geſichte trägt, ſo hat hinwiederum faſt jeder Menſch ſeine Hausfarbe, und alle Glieder des Hauſes ſind mehr oder weniger damit angelaufen. Man ſieht z. B. Familien, in welchen alle Kinder und Kindeskinder, ja bis ins ſiebente Glied hinaus, Schmutzgüggel bleiben, ſich nie waſchen als wenn ſie müſſen, und nie mehr als was zunächſt vor die Leute kömmt, welche daher ordentlich ſprüchwörtlich werden. Nun aber ſchien es ihm ſo gar nichts zu haben von ſeinen Leuten und der Hausfarbe oder dem Hausgeruch (denn manchmal iſt's eben ein Geruch) weder innerlich noch äußerlich, daß er fragen mußte, ob es denn immer daheim geweſen. Da vernahm er, daß es in ſeiner Jugend lange bei einer Großmutter geweſen, einer gar lieben aber ſeltſamen Frau, aber es hätte ſie geliebt, daß es ihns gedünket, es möchte, als ſie ſtarb, mit ihr ins Grab. Lange hätte es daheim ſich nicht gewöhnen können und es ſei ihm immer geweſen, man hätte es nicht ſo lieb wie die andern, und alles ſei nicht recht, was es mache. Als ſeine Schweſtern fortgekommen, habe es gebeſſert, und die Mutter hätte noch manchmal auf ihns gehört, aber dem Vater, dem ſei es nie recht geweſen, bis jetzt, wo er mit ihm einen Handel machen könne. Er ſei ſchon böſe über ihns geworden, ehe es auf der Welt geweſen, und deſſen, daß es darauf gekommen, vermöge es ſich doch nichts.

Wie doch ſo ein Tag verrinnt und was das für ein Unterſchied iſt zwiſchen ſo einem Tage, wo man zum erſten Male mit ſeinem Lieben ungeſtört unter vier Augen ſitzt, und zwiſchen einer langen Krankennacht, wo man alleine mit ſeinem Schmerz auf ſeinem Lager liegt. Wie langſam die Zeit dahin rinnt, jede Sekunde, wie ein langſamer Blutstropfe vom Körper langſam tropft, von der Uhr weg ins Meer der abgelaufenen Sekunden und in endloſe Weiten die Stunden ſich dehnen, Sandwüſten gleich, wo kein Schatten iſt, keine Ruhe, nichts als ſchwere Pein und unendliche Weiten. Und wenn es endlich Mitternacht ſchlägt, eine Ewigkeit vergangen ſcheint, aber unſere Pein nicht abnimmt, denn eine neue Ewigkeit reiht ſich an die vergangene Ewigkeit, ſchwarze troſtloſe Stunden ſind es die wiederum vor uns liegen, ohne Schatten, ohne Ruhe, ſechzig mal ſechzig Sekunden müſſen langſam abtropfen, ehe eine vorüber iſt, und manche muß vorübergehen, ehe ein junger Morgen ſcheinet und über was denn eigentlich? über unſere alte Pein. Aber was die Sonne beſcheinet, das wird erträglicher, milder, lieblicher, ſelbſt der Menſchen Pein.

Wie aber die Zeit von dannen rennt, Stunden ſchwinden, aus dem Morgen Abend wird, wo in Liebe zwei Herzen offen liegen, die Liebe Liebe in den Augen liest, die Ohren voll ſüßer Töne ſind und ungehemmt der Liebe Rede über die Zunge quillt. Wohl redet die Liebe verſchieden, redet in herrlichen Worten, die dem Hauche der Geiſter gleichen, nicht eigentliche Worte ſind, nicht Leib haben, ſondern faſt klingen wie Kinderlispeln, oder unausſprechliches Seufzen; aber ſie redet auch recht derbe, zieht ein rauhes Kleid an, wirft Worte aus, die Feldſteinen gleichen oder gar Felſenſtücken, wie aus dem Schooße des feuerſpeienden Berges auch allerlei kömmt, eine glühende Feuerſäule, ſchwarzer Rauch, ſchwere Steine, flüſſige Lava, und doch der gleiche Schooß es iſt, der ſie gebiert, die gleiche Kraft, die ſie auswirft.

So war es Resli und Anne Mareili Abend geworden, ſie wußten nicht wie, und Anne Mareili begann zu preſſiren, und Resli es zu verweilen, bis es endlich doch ſein mußte. Scheiden und meiden thut weh, heißt's, das erfuhren ſie, und beſonders dann, wenn man voraus weiß, daß das nächſte Treffen ein ſchweres iſt und deſſen Ausgang möglicherweiſe ein unglücklicher. Gerne hätte Resli ſein Meitſchi begleitet, aber es ſagte es ihm ab. Die Felder hätten Augen, die Wälder Ohren, und wenn etwas böſes anzuſtellen ſei, ſo führe der Teufel ungeſinnet Leute in den Weg, die man hundert Stund weit weg glaube. So ſchieden ſie beim Hauſe, nachdem das Stubenmeitli ihnen glückliche Reiſe gewünſcht und manchmal geheißen hatte wieder zu kommen und wenn ſie was zu verrichten hätten und es b'hülflich ſein könne, ſo ſolle man es nur ſagen. Resli wußte es, wie ein Fünfbätzler fünfzigfältige und ein gut Wort hundertfältige Früchte tragen kann bei einem Stubenmeitli nämlich, bei Stallknechten iſt es umgekehrt, darum kargte er mit beiden nie, war aber auch mit keinem von beiden verſchwenderiſch, darum ward er allenthalben gerne geſehen und doch nirgends zum Beſten gehalten.

Anne Mareili hatte einen ſchweren Heimgang, denn wenn der Geliebte von ihrer Seite weicht, ſo kömmt dem Mädchen gewöhnlich das Zagen an, ſelbſt in geebneten Verhältniſſen, geſchweige denn, wenn Unholde drohen und Klüfte gähnen.

Wer iſt wohl, der nicht ſchon von der Teufelsbrücke gehört hat, und von dem finſtern Loch jenſeits, und wie jenſeits des Loches ein wunderbar friedlich Gelände ſei, wo ſanft die Waſſer fließen, ſonnig die Wieſen glänzen, hell der Kühe Glocken läuten, fruchtbar die Berge zu Thale laufen, freundliche Menſchen wohnen, bei gutem Käſe und herrlichen Fiſchen? Aber wer diesſeits der Teufelsbrücke ſteht, in wildem Felſenthale, eingeklemmt zwiſchen nackter Fluh, die gen Himmel ſtrebt, zu ſeinen Füßen donnernd die wilde Reuß in ſchäumendem Zorne, hinter ihm kommen ſtäubende Wetter gezogen, und Noth und Sehnen treibt ihn nach dem Thale des Friedens, auf ebner Bahn und weichem Raſen die müden Glieder zu ſonnen; aber vor ihm fehlt die Brücke, gähnt die Kluft, und höher und höher ſpritzt der wilde Fluß ſeine gierigen Wellen und ungeſtümer drängen die Gewitter ſich nach, und oben geht die Sonne vorüber, ihre Strahlen verglimmen an der Felswand, und Nacht wird es über dem Graus; der mag ſich denken wie es in Anne Mareili's Seele war. Es hatte einen Blick gethan in der Ehe ſelige Gelände, wo des Gemüthes Wogen friedlich rauſchen, des Friedens Sonne ſcheinet, im Schwerſten des Herrn Segen iſt, der Liebe Läuten jede Stunde zum Sonntag macht, das Leben zum Sabbath des Herrn weiht; aber vor ſeinen Füßen gähnt der Abgrund und aus dem Abgrund empor ſtreckt ein Unhold nach ihm ſeine Arme, über den Abgrund fehlt die Brücke, hinter ihm drängen die Wetter. Der elterliche Wille wäre die Brücke, dann ein Schritt, es wäre drüben über ſeinen Jordan, ſtände im Lande Kanaan, dem Gelobten, dem Erſehnten. Aber dieſer Wille iſt keine Brücke, hat vielmehr ins harte Wetter ſich gewandelt, das ihns tückiſch zum Abgrund drängt, aus dem empor des Kellerjoggi's verſüderete Augen näher und näher zwitzeren. Kann es nun aber etwas gräßlicheres geben, als wenn in tückiſche Kobolde die Eltern ſich wandeln, welche auf der gefährlichen Lebensfahrt neckiſch und teufliſch ihre eigenen Kinder locken und drängen in Schlünde und Gründe, in denen die Hölle ihre Eingänge hat. Ein einzig freundlich Wort, der Ausgang aus der Gefahr, der Eingang ins ſichere Land wäre gefunden. Und wie muß ſo einem Kinde ſein, wenn es klar ſeine Lage erkannt hat, das heilige Land, den ſchwarzen Abgrund, und es geht heim zu den Eltern, die mit einem Worte ihm erſchließen könnten ſeine Herrlichkeit, und es weiß, ſie wollen nicht, und es weiß, es liegt in ihrem Sinne, daß es ſich opfere dem Moloch, der aus dem Abgrunde die Arme reckt. Das kann man ſich wohl denken, wie es dem armen Kinde ſein muß, und wenn es weinen muß, ſo recht des Herzens Grundwäſſer aus den Augen quellen, wer will es tadeln, wer will ihm ſagen, ſchwyg ume, ſchwyg ume, das macht nüt, håb o Vrſlang? Aber wie es Eltern geben kann, die mit einem Wörtlein ihre eigenen Kinder mit Leib und Seele retten können und thun es nicht, das kömmt Vielen unerhört und unbegreiflich vor, und doch iſt dieß nicht nur ſehr faßlich, ſondern ſogar handgreiflich, alle Tage zu ſehen.

Man hört noch hie und da vom alten grauen Heidenthume, hört mit Schaudern, wie man Kinder geopfert, erwachſene Töchter, halbgroße Söhne, Sklaven zu Hunderten, ja, wie von einem indiſchen Götterwagen noch dato alljährlich Hunderte Gott zu ehren zermalmt würden, und wer das hört, macht, wenn er katholiſch iſt, ein Kreuz, und Reformirte fröſlelet es einfach, und alle ſagen: Gott lob ſind dieſe Zeiten vorbei und rollt der indiſche Wagen nicht auf unſern Wegen. Und doch iſt das Heidenthum mitten unter uns und Menſchenopfer ſind gäng und gäb und der gräuliche zermalmende Wagen des Gottes Unverſtand rollt alle Tage über Tauſende, nicht über Hunderte bloß.

Schon ſo oft iſt es ausgeſprochen worden, daß, ſobald der Menſch einen Götzen habe, er demſelben Alles opfere, was er hat, und je klarer dieſe Wahrheit iſt, und alle Tage zu Tage tritt, tauſendfach, um ſo weniger faßt ſie der Menſch. Iſt einem Menſchen Geld ſein Götze, ſo opfert er ihm Leben, Ehre, Kinder. Hat einer die Ehr- oder Familienſucht, ſo opfert er derſelben Leben, Geld, Kinder u. ſ. w., und klagen die Letztern, ſo ſchreit er Mordio über kindlichen Undank, wie er ſie habe glücklich machen wollen, und ſie thätens nicht begreifen, wie ſtockklar es auch ſei. Das iſt halt Götzendienſt und der will Opfer.

Nun freilich verbergen ſich dieſe Eltern zumeiſt hinter dem Vorwande, daß Kinder nicht wüßten was ihnen gut ſei und daß Eltern für ſie den Verſtand haben müſſen. Richtig iſt's, daß Kinder es oft haben eben wie Kinder, denen jeder Doggel, den ſie hinter den Fenſtern eines Ladens ſehen, mit ſchönen Backen und langen Züpfen zu Herzen geht, daß ſie meinen ihn haben zu müſſen. Da mag Wehren gut ſein, aber einen andern ebenſo argen Doggel dagegen ihnen aufzwingen, das iſt Unrecht, denn Götz iſt eben Götz. Aber auch oft meinen es die Kinder recht, die Eltern unrecht, ihr ſtarrer Wille iſt Sünde und Unbarmherzigkeit. Der Unbarmherzigkeit der Eltern, der Thorheit der Kinder, iſt aber durch kein Geſetz zu wehren und wäre daſſelbe aus der allerneueſten Fabrike, da mittelt alleine der chriſtliche Sinn, der zu werthen weiß ein jedes nach ſeinem Werthe.

Man mag ſich aber denken wie ſchwer das Gehen wird, wenn ſo ſchwer das Herz einem iſt, wenn jede rinnende Sekunde näher dem Abgrund uns bringt, für das wölbende Wörtlein keine Hoffnung iſt.

Anders aber ging Resli heim, voll Muth und Freude, war doch das Mädchen ſein, und nicht nur dem Worte nach, ſondern Inneres und Aeußeres war, wie wenn Gott es appart für ihr Haus erſchaffen, er ihm eine zweite Mutter hätte ſchenken wollen. Mit dem Laufen wuchs ihm der Muth, und als er heim kam, hatte er keinen Zweifel mehr, daß nicht alles gut gehen werde. Es werde doch wohl noch Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden ſein, ſagte er.

Es war ziemlich ſpät, als er heim kam, aber noch ſchimmerte Licht durchs Fenſter; auf der B'ſetzi traf er den Vater an mit ſeinem Pfeifchen; in der Stube las die Mutter in der Bibel; hinter dem Tiſche nähte Anneliſi an einem Göller und auf dem Ofen erhob ſich ſchlaftrunken der Bruder. Gäb wie er ſagte, er möge nichts, ſie ſollten nicht Mühe haben, er ſei nicht hungerig, war im Hui der Tiſch gedeckt, ſtand Eſſen und Trinken vor ihm und während er aß und trank, wurden gleichgültige Reden gewechſelt, wie warm es heute geweſen, ob man am Roggenſchneiden ſei, ob Obſt ſei an den Bäumen und wie da unten die Kirſchen geriethen. Erſt als Anneliſi abgeräumt, das Tiſchtuch weggenommen hatte, doch nicht eher als bis Vater und Bruder noch anerboten worden war, was übrig geblieben, frug die Mutter: „Und jetzt, wie iſt's gegangen? b'richt; iſt's cho und was het's g'ſeit?“ Nun gab Resli Bericht, wie er gewartet und wie ſie einander gevettert und was das Mädchen geredet und wie es ihm immer lieber geworden ſei und wie er ein gruſam Bedauern mit ihm gehabt und was ſie abgeredet und den ganzen Tag kein Menſch ſich gezeigt, der ſie verrathen könnte.

„So hat's doch keinen Verdruß einſtweilen, ſagte die Mutter; es hat mir immer Kummer gemacht, ſie ließen es nicht gehen oder ſchicken ihm Jemand nach.“ „Ja aber denk, Mutter, ſagte Resli, wie es ihm ſein muß, wenn es gegen ihr Haus kömmt und es da erſt recht verbergen muß, weſſen ſein Herz voll iſt, ärger als ein Schelm geſtohlene Habe. Und iſt's doch nichts böſes, das es im Herzen trägt, nichts, deſſen es ſich zu ſchämen braucht, ſondern etwas, das Vater und Mutter zuerſt wiſſen ſollten, und das es ihnen nicht ſagen darf, weil ſie meinen, ihres Meitſchi's Herz ſei ihr Holzſchopf, wo nichts drein und draus darf ohne ihr Vorwiſſen, und kömmt die Liebe an, man weiß nicht wie, und kann ſelbſt nicht wehren, wenn man ſchon wollte. Ich habe nicht genug denken können, wie anders ich es habe, wenn ich heim komme. Da werde man mir warten, habe ich gedacht, akkurat wie ich es getroffen, der Vater auf der B'ſetzi, die Mutter hinter der Bibel, und ich habe gar nicht warten mögen, bis ich heim war, um alles ſagen zu können was ich gehört und geſehen. Es het mi mengiſt duecht, mi ziehy mi fry ame ne Welleſeil. O, ihr glaubt nicht, was das für ein luſtig Heimkommen iſt und wie ruhig man dann ins Bett geht, wenn man alles hat b'richten können, fry z'ganz Herz ablade.“ „Ja Kinder, ſo iſt's luſtig, ſagte der Vater, und jetzt hey mr's und jetzt b'heyt mr's, ſinnet dra, wie's angers iſt. Wir wollen es haben, wie Leute, denen das Haus hat angehen wollen aus Unachtſamkeit, die es noch haben löſchen können, die können auch nicht Sorge genug tragen zum Feuer, ihr Lebtag lang.“

„Ja, ſagte Anneliſi, ſo iſt's, da iſt es luſtigers d'rbyſy. Aber warten mag ich nicht, bis ich das Meitſchi ſehe; das nimmt mich Wunder, was das für eins iſt, welches es dir hat anthun können, als wie gheret. Ich bin doch auch nicht das Leidiſt, aber ich mag thun wie ich will, ſo z'weg bracht wie dich dein Meitſchi habe ich keinen. Die, welchen ich den Täſch gebe, hängen ſich nicht, und die, welche fragen, was der Vater mir wohl Eheſteuer gebe, und ich ſage, ich traue eine trägene Aue und halbryſtige Hemli bis gnue, die gehen und ſehen ſich nicht mehr um, gäb wie ich ein Büſcheli Müli mache, und Auge wie Fürſprützerädli. Und wegen keinem habe ich mich gehängt, gäb wie mancher auch ſchon gegangen iſt, und keinem wäre ich eine Stunde weit nachgelaufen, die Schuhe hätten mich gereut. Da nimmt es mich doch Wunder, wie das ſei mit der Liebe, ob ſich die Leute das nur ſo einbilden, oder ob der liebe Gott appartige Herzen gemacht hätte, ſo brönnigi, wo ſelber gleich im Feuer ſind und andere Andere anſtecken könnten, wie Kuderbüßeni auch gleich angehen, wenn man mit Schwefelhölzern hineinfährt. So eine brönnige Liebe iſt ſchön, ich muß es ſagen, ſie gefiele mir auch, aber eben wiſſen möchte ich, was man machen müſſe, damit ſie angehe, oder ob man dafür beſonders beſchaffen ſein müſſe."

„Du biſt ein leichtſinnig Anneliſi, ſagte die Mutter, meinſts nit bös, aber über ſolche Dinge ſpottet man nicht; auf jeden loſen Spott kommt böſer Lohn, und wie es dir mit der Liebe noch geht, weißt du nicht, das iſt eine Sache die nicht zu ergründen iſt und vor der Niemand ſicher iſt. An Liebestränken glaube ich nicht, obgleich einer in Solothurn ſein ſoll, der verflumeret ſtarchi und guti Liebestränke gemacht, aber auch verflumeret theuer, doch heygs ihm afe böſe damit, heißts. Aber gwüßni Stunde ſinds, wo ſie einen ankommt, als ob man einem einen Stein anwürfe, ich könnte auch etwas davon erzählen, und ſo eine Stunde wirds auch geweſen ſein, als Resli mit ſeinem Meitſchi zuſammentraf." „Mutter, was könnteſt du erzählen, Mutter, was?" fragte Anneliſi, und die andern machten ebenfalls fragende Geſichter. „He, King, ſagte Aenneli, nur daß ihrs wißt, es weiß Niemere wie lang ich noch lebe, und daß ihr ein Beiſpiel daran nehmen könnt, ſo will ich's ſagen. Wo der Vater um mich buhlet hat, habe ich anfangs auch nur mit ihm das Geſpött getrieben; ich bin ein luſtig Meitſchi geweſen, gerade wie Anneliſi, und es het mi duecht, ich wollte all lieber als den, und den nehmte ich nicht um keinen Preis. Da habe ich einmal, an einem Langnau Märit war's, etwas geſehen, und da war's als ob man mir einen Stein ans Herz würfe, und von Stund an iſt mir anders geweſen, und es het mi duecht, den oder keinen, und gäb wie ich mich geſchämt habe und es habe verbergen, verwerchen wollen, es war alles nichts und gäb es lang gegangen iſt, haben wir verkünden laſſen.“ „Mutter, was haſt du geſehen?“ fragten Alle. „He, ich will's fry ſagen, antwortete ſie, ſellig Sachen ſollen nicht verborgen bleiben; wer weiß, zu was es dient, und wenn ich noch etwas ſagen will, ſo darf ich nicht warten. Es iſt Märit geweſen in Langnau und tanzet habe. ich mit ſo einem ungſchlachten Truberbauernſohn und gethan haben wir, welches ungereimter und wilder. Da war's mir auf einmal als rufe mich Jemand, ich ſah mich um, aber es kündete ſich Niemand; ich tanze zu, höre wieder rufen, und mit dem iſt's mir als gehe Jemand draußen am Fenſter vorbei und winke mir, dringelich dreimal. Ich wußte nicht, wer's war, aber die Augen ſahen mich ſo bekannt an, als wären es meine eigenen Augen. Ich vergaß Truber und Tanz, Alles um mich und mache mich hinaus. Draußen ſehe ich Niemand mehr, kein Menſch der dem glich, den ich geſehen, aber hinten in des Hauſes Ecke ſehe ich unſern Aetti, der kehrt mir den Rücken, aber ich ſehe wie er das Nastuch in der Hand hat. Anfangs glaubte ich, er blute nur, aber er wiſchte ſich die Augen und fry g'ſchüttet het's neh. Da war's mir, als würfe man mir einen Stein ans Herz und von Stund an mochte ich keinen andern mehr anſehen, und wie geſagt, gäb, wie ich mich wehrte, mein Herz ſagte, der und kein anderer, und was ich ausgeſtanden bis er mir wieder nachgelaufen und die Sache richtig geweſen iſt, das weiß Niemand, Tag und Nacht habe ich ihn geſehen, wie er die Augen wiſchte und bis wir geheirathet waren, gab's wohl keine Nacht, daß ich nicht darob erwachte. Darum, Anneliſi, ſpotte nicht, du weißt nicht, wie es dir geht. Und denk wie grüslig, wenn man einen ausgeſpottet hat, und wie er weiter geht, fährt uns der Stein ans Herz, aber jener kehrt nicht um, geht jetzt einer andern nach.“

„Und ich weiß nicht, ſagte Anneliſi, ob ich, und wenn man mir mit zentnerigen Steinen das Herz zerbenggelt hätte, daß es ein Grus wäre, daß es würde wie ein löthiger (purer) Heitibrei (Heidelbeeren) Einem nachliefe. B'ſtellet hat mich ſchon Mancher, aber gekommen bin ich keinem, wenigſtens expreß nicht.“ Resli ward roth, aber raſch ſagte die Mutter: „Los, redt nicht, wennd' z'Sach nicht verſtehſt. Du mahnſt mich an einen, der im heißen Sommer über die lachet, die im Winter auf den Ofen ſitzen und wollene Strümpfe tragen. Und was eins nicht mag, daß dieß dann auch Niemand thun ſoll, das iſt noch lange nicht geſagt. Wie viele Beſtellungen hiehin, dorthin, werden nicht gemacht, und Mädchen, welche unb'ſinnt gehen, ſind ſicher eine größere Zahl als ſolche ſind, welche nicht gehen. Und warum ſollte man in ein ehrbar Wirthshaus nicht gehen dürfen, und was iſt da unanſtändig? Es iſt Landsbrauch und wer einen ehrbaren Sinn ins Wirthshaus trägt, bringt ſicher einen ehrbaren Leib wieder hinaus. Dann Meitſchi, was meinſt, was thäteſt, wenn wir dich verkuppeln wollten, einem alten Sünder, wenn wir dich verſpotteten und verlachten, der Vater dir abputzte, die Mutter des Vaters Meinig wäre, und die Brüder auf dir, wie der Teufel auf einer armen Seele, und ein rechter Burſche möchte dich und du ihn, und im Hauſe wäre keine Ecke zu einem vertraulichen Wort, und du hätteſt doch das Herz voll, und es hieß: entweder nimm d'Beſtellig an oder ergib dich dem grauen Unflath, Meitſchi, was thäteſt? Jetzt haſt du gut krähen, aber ſinn, was ich geſagt, und jetzt, wenn du Anne Mareili wäriſt, Meitſchi, was thäteſt, Meitſchi, was meinſt?" „Ach Mutter, nichts meine ich, ſagte Anneliſi, ich thäte was du mir rathen würdeſt." „Du biſt es Täſchli, ſagte die Mutter. Aber jetzt Kinder geht ins Bett und danket Gott, daß er gemittelt hat, daß wir wieder miteinander reden können in Liebe und Friede, und betet, daß es immer ſo bleiben möge." „Zürne nüt, ſagte Anneliſi zu Resli, aber was witt, ich bin ſchalus über das Meitſchi, welches du lieber haſt als mich, und das wird ſo bleiben, bis ich einen finde, der mir auch lieber wird als du mir biſt. Sehen möchte ich das Meitſchi doch, es nämte mich Wunder, obs denn auch ſo ein Ausbund iſt, daß kein anderes ihm zu vergleichen wäre; das wäre bös für Alle, wo es nicht bekämen." „Dank dem lieben Gott auch dafür, lieb Anneliſi, ſagte die Mutter, daß er jedem Menſchen appartige Augen gegeben hat, es wäre bös, wenn es anders wäre. So iſt mir jetzt mein Mann der liebſte, brävere Kinder als meine ſehe ich nicht, und es wird ſich wohl noch einer finden mit ſolchen Augen, welchem du als das ſchönſte und beſte Meitſchi erſcheinſt auf Gottes liebem Erdboden."

Resli wartete nicht lange, die Abrede auszuführen, aber es ging ihm doch dabei, wie es gewöhnlich geht, wenn zwiſchen dem Entſchluß und der That eine Zeit liegt, und auch nur eine kurze. Das Faſſen des Entſchluſſes hat Kraft verzehrt; als der Entſchluß geboren war, hatten die Geburtskräfte ſich abgeſpannt und Ruhe iſt eingetreten. Nun ſteht der Menſch da, wie von hoher Höhe herabgefallen ins tiefe Thal, und vor ihm ſteht als eine neue Höhe die That da; da iſt nicht ein Schreiten, ein Satz von einem zum andern, ſondern ein neuer Anlauf thut Noth, ein neues Aufraffen, was gewöhnlich menſchlicher Trägheit ſo ſchwer wird, Thaten vollbringen die ſchwer und ſelten, wie die Weiber auch nicht alle Tage gebären, der Himmel nicht alle Tage donnert; des Menſchen Thun iſt meiſt nichts, als ein tägliches Abhaſpeln der täglichen Gewohnheiten. Eine Braut abfordern, abſonderlich unter ſolchen Umſtänden, iſt eine That, und wenn man ſchon dazu den Entſchluß gefaßt hat, ſo iſt ſie damit nicht vollbracht, ſondern mit jedem Tage, der zwiſchen der Ausführung liegt, wächst die Luſt, dieſelbe Jemand anders in den Sack zu ſchieben.

Mehr als hundertmal ward Resli reuig, daß er nicht nachgegeben, als Anne Mareili meinte, er ſolle den Vater ſenden; er empfand es, wie im Uebermuth eine Ruthe ſitzt, die unbarmherzig geißelt. Iſt's doch eigentlich Uebung, daß Väter Brautbitter bei den Eltern der Braut ſind, daß ſie hingehen und ſagen: „My Bueb möcht dys Meitſchi, du wirſt doch öppe nüt d'rwider ha, es wird d'r recht ſy?" Manchmal macht man es ſchöner, wie z. B. jener Aetti, der am Läuſterli doppelte des Abends ſpät, bat, der Alte möchte unters Fenſter kommen, und als er erſchien anhub: „Es iſt Gottes Wille, daß mein Bub und dein Meitſchi zuſammen kommen ſollen und da habe ich mich darein ergeben, du wirſt wohl auch müſſen. Aber fragen hätte ich dich doch mögen, was du Eheſteuer geben willſt, öppe drütuſig Pfung duecht mi? nit?" „z'Sach iſt m'r recht, antwortete der Andere, aber mehr als hundert Kronen gebe ich allweg nit." „Wird nit Ernſt ſy," antwortete der Erſte. „Wohl iſt's, ſagte der

Andere, nit e Chrüzer meh cha n'ih gä, ſelb' iſt no z'viel." „So wird's nicht Gottes Wille ſein, ſagte der Erſte, daß die zwei zuſammen kommen; des Herrn Rathſchläge ſind unerforſchlich und ſeine Wege wunderbar. Adie wohl und zürn nüt." „Z'kunträri," antwortete der Andere und machte ſatt (gelaſſen) das Läufterli zu.

Und warum es Uebung iſt, daß Väter gehen, kömmt erſtlich noch aus dem alten ſchönen Grundſatze, daß Eltern für das Wohl ihrer Kinder ſorgen ſollen in jeglicher Beziehung, und aus jener alten ſchönen Zeit, wo die Kinder nicht mit der Muttermilch ſich emanzipirt glaubten und auf die Eltern ſtark herabſahen, ſobald ſie die Naſe ſelber ſchneuzen konnten. Zwiſchen unbarmherzigem Zwang und frommer Sorge iſt ein unendlicher Unterſchied; denn es iſt ein Unterſchied zwiſchen Eltern, die Geldſack mit Geldſack kuppeln, ein Pöſtlein aufs andere Pöſtlein pfropfen, einen Namen mit einem anderen Namen paaren wollen, und ſolchen, die es verhüten möchten, daß ihre Söhne nicht heidniſche Weiber nehmen aus dem Lande der Moabiter und Kananiter, ſondern ſie wählen aus den frommen Töchtern des Landes. Nebenbei thun, ſobald die Sache ihnen recht iſt, die Väter nicht ungern dieſen Gang, ja manchmal ſtreiten die Mütter um den Vorzug, ihn thun zu dürfen. Das iſt ſo ein Anlaß, wo ohne Ruhmredigkeit Vater und Mutter Zeugniß ablegen dürfen von ihren Kindern, von ihrem ganzen Hausweſen; und Wohl dem Vater, Heil der Mutter, die bei dieſer Gelegenheit aufrichtig ſagen dürfen: Noch kein Herzenleid hat mir mein Kind gemacht; mit uns und unſern Kindern war Gott für und für! Dabei werden wohl, d. h. wo aus aufrichtigem Herzen die Worte kommen, die Augen thränen werden zu heiligen Altären werden, auf denen freudige Dankopfer erglühen.

Mutter und Vater wären Resli gegangen, aber er hatte es anders gewollt und hielt ſich jetzt nicht dafür, ſeinen Kleinmuth zu bekennen und zu ſagen: „Aetti, gang du, ih darf nit.“ Er nahm den zweiten Anlauf wirklich und ging. Aber das war ein Stolpern und Studiren, bis er im Torngrütt war! Wer hat nicht ſchon einen Studenten ſtolpern ſehen mit ſeiner erſten Predigt im Kopf, in der Taſche, in beiden Händen, allenthalben, um und um, daß er ſelbſt zu einer lebendigen Predigt ward über eines Studenten nebelhaftes Heldenthum in der Einbildung, und wie er aber nichts iſt, als ein kleiner Nebel in der Wirklichkeit, der ſtolpern muß über Steine und Steine, bis er ſelbſt, wenn er ächtes Korn hat, erhärtet zum Felſen, an dem Nebel ſtreichen, Wellen ſich brechen, die Luft ſich läutert. Aber noch ganz anders ſtolpert ein Schulmeiſter, Schullehrer will ich ſagen (von wegen die Demuth kömmt; Meiſter ſich zu nennen, ſchämen ſich die Herren Lehrer mehr und mehr, beſonders die unbärtigen), wenn er am Preſſen der erſten Kinderlehre iſt, wo es gerade iſt, als wenn man mit dem Kopfe aus den Steinen eine lebendige Quelle ſchlagen wollte, oder aus Thuner Trauben in harten Jahren was Naſſes. Und doch weiß keiner, was Stolpern iſt, wenn er nicht einen Dito gehört hat ſtolpern an einer eidgenöſſiſchen Rede an einem eidgenöſſiſchen Schießet, daß man mit Kanonen ſchießen mußte, damit er nicht Leib und Seele verſtolpere. Da machen es die Fürſprecher beſſer; die reden zu, mag's nun kommen wie es will; und wenn einer dem Volke ein Kompliment macht und ſagt:

„o Volk! o edles Volk! bald wirſt du aufſtehen, wirſt aber nicht wiſſen warum“, ſo meint er noch, was er geſagt! Es gibt halt unverſchämte Leute! Und doch ſtolperte Resli noch viel ärger an allem dem, was er reden ſollte im Dorngrütt, und je näher er demſelben kam, deſto häufiger ſtolperte er. Wie richtig er auch alles geſetzt hatte, was er ſagen wollte, das, wenn es dä Weg gang, jenes, wenn es d'r anger gang: wenn er wieder von vornen anfangen, repetiren wollte, ſo hatte er den Anfang vergeſſen, und wenn er den neu erdichtet hatte, ſo kam ihm das übrige Krauſi Mauſi durcheinander, daß er ärger daran zu erleſen hatte, als wenn er Flachsſaamen aus einem Heufuder herausleſen ſollte. Meinte er, es auseinander zu haben, wollte es überblicken, hutſch, war alles ärger als zuvor, und je näher er dem Hauſe kam, deſto krauſer ward alles, aber deſto mehr ſchwitzte er. Aber Resli war nicht der, welcher ſich leicht von einer Sache begwältigen ließ. Stille ſtand er, und ſagte zu ſich: „So geht das nicht, das muß anders vorgenommen ſein; ſo wie ein Bub willſt du doch dort nicht aufmarſchiren. Was ich reden ſoll, wird mir ſchon kommen, wenn ich ſehe was Trumpf iſt, und vielleicht iſt das zu vernehmen ehe ich dort bin.“ Sagt es, bog ein und nicht lange darauf ſaß er hinter einem Schoppen in dem Wirthshauſe, wo ſeine Eltern ihn abgeholt hatten und vor ihm auf dem Vorſtuhl die Wirthin.

Die Wirthin wußte ihm nicht viel Tröſtliches zu ſagen. Das Mädchen rühmte ſie, es ſei ſich d'r werth anzuſetzen für dasſelbe ſeiner Perſon wegen, aber öppe wegem Reichthum könne man es leicht anderswo beſſer machen; denn öppe viel würden die Meitleni nicht erhalten, wenn man es nicht mit Prozediren zwänge. Aber ſtreng rede man davon, daß es nächſten Sonntag verkündet werden werde mit Kellerſoggi, und wehre werd dem Meitſchi wenig helfen; was der Alte wolle, das zwäng er düre und wär's durch ſieben eiſerne Thüre durch. Aber z'probire werde nicht z'tödten gehen, freſſen werde man ihn nicht, aber wenn ſie ihm rathen könne, ſo ſolle er etwas kramen, das gehe dort allweg wohl an und mach, daß man öppe manirlicher gegen ihn ſei, wenn man ſchon nichts von ihm wiſſen wolle. Das wolle ſie ihm ſagen, erſchrecken müſſe er ſich nicht alſobald laſſen, ſonſt ſolle er lieber nicht gehen; darauf ſolle er zählen, daß er da mit Aufbegehren mehr ausrichte, als mit Ordelithu, b'ſungerbar beim Alte. Wer mit dem ordeli thut, den ſehe er nur ſo für einen Schnuderbub an, mit dem er machen könne, was er wolle.

Resli ließ ſich b'richten, nahm ein vierpfünder Zuckerſtöckli und ein Pfund Kaffee in ein Säckli und marſchirte gefaßt, als wie einer, der ſeine Seele Gott befohlen muthig und todesgewärtig ins Feuer der Schlacht geht, dem Dorngrütt zu.

Bald lag es vor ihm halb alt, halb neu, halb grau, halb blank, und welches ihm beſſer gefiel das wußte er nicht. So geht es noch Manchem mit Alt und mit Jung, daß man nicht weiß, was einem beſſer gefällt, und ganz beſonders, wenn Alt und Jung unter einander iſt, wie Kraut und Rüben, wird einem das Urtheil ſchwer. Indeſſen kömmt's halt nicht aufs Dach, ſondern auf die Leute an, ob's einem unter einem Dache gefällt und wohl iſt, oder z'kunträri. Es gibt ſtrube Dächer es iſt einem wohl darunter, wenn nämlich biederherzige Menſchen darunter hervor einem die Hand längen, und es gibt nagelneue Schieferdächer, die verflucht haltbar ſein ſollen, ſtrenge Winter ausgenommen, und es wird einem darunter, daß man dem Teufel Götti ſagen möchte, wenn die Leute eben auch halb und halb ſind, alle Laſter haben, aber ſchöne nagelneue Worte dazu. O was ſo ſchöne nagelneue Worte glänzen und flimmern können, viel ärger als die Sterne am Himmel; und ſeit man im Kanton Bern kein eigenes Geld mehr ſchlägt, keine ſchönen Tublonen mehr, keine ehrenfeſten Neuthaler, hat man ſich aufs Prägen von glitzerenden Wörtern gelegt, die ſo ganz friſch, ſo hagelnagelneu glänzen, daß man darob z'Teufels werden möchte. Mit der Zeit böſet es ihnen freilich auch, aber dann prägt man neue, und komod iſt's, daß man dazu kein eigenes Haus bedarf, jedes Wirthshaus und jedes Rathhaus paßt dazu und den Stempel trägt jeder im eigenen Maul. Aber eben darum wußte Resli nicht, wie es ihm werden werde unter dem Dache, denn kein Menſch war ſichtbar um dasſelbe, kein Ringgi bellte, kein Hahn krähte, ſtill war es rundum. Er doppelte an der Nebenthüre, er doppelte an der Vorderthüre, ſtille blieb's, nichts regte ſich. So ein ſtilles Haus hat etwas geheimnißvolles Schauerliches; es wird einem, als müſſe da immer was wunderbares ſein, und ob es ſich kund gebe, ob zum Fenſter hinaus, ob hinter der Thüre hervor, das weiß man nicht.

Je mehr man hoſchet, deſto ängſter wird einem, denn um ſo Wunderbareres erwartet man; ſo ging es Resli. Er hoſchete zum erſten Male, wartete, hoſchete zum zweiten Male, wartete, wartete länger, endlich zum dritten; aber ſtark klopfte ihm das Herz, alle

Sinne waren ſcharf geſpannt. Stille blieb's im Hauſe; aber wie er zuſammenfuhr, als hinter ihm plötzlich eine Stimme fragte: „Was heſt welle?“ Und als er ſich umſah war Niemand hinter ihm, und ſchauerlich war es ihm, daß er da ſtand, nicht rückwärts nicht vorwärts konnte, bis noch einmal die gleiche Stimme frug: „Was d'welle heygiſt?“ Da er diesmal dem Orte, woher die Stimme kam, das Geſicht zukehrte, ſo ſah er unten im Garten zwiſchen grünen Bohnenblättern eine lange Naſe und endlich der Bäuerin ganz Geſicht. Resli ſtellte ſich vor und langſam machte ſich die Bäuerin los aus dem grünen Geflechte und langſam kam ſie auf ihn zu, augenſcheinlich rathſchlagend in ſich, wie ſie ſich zu gebehrden hätte. Langſamkeit iſt eine ſchöne Sache; wer ſie recht zu rathſamen weiß, wird ſich ſelten anders verfehlen, als daß er andern hölliſch lange Weile macht.

Resli machte ſich ſo höflich als er konnte; aber die Bäuerin hieß ihn nicht hinein kommen, ſondern blos abhocken auf dem Bänklein vor der Küche. Dort gab er ihr ſein Säcklein, ſie ſolle es leeren, er ſei in der Nähe vorbei gekommen und hätte gedacht, er wolle ein Zeichen thun für die Müh und Koſten, welche ſie ſeinethalben gehabt. Die Bäuerin ſagte: „E, aber ney! Daran hätte ich doch nicht geſinnet; das hat ſich nicht nöthig, b'häb's“ (behalte es). Aber Resli ſetzte nicht ab und brachte die Bäuerin bald dahin, daß ſie ſagte: „He nu ſo de, weds zwänge witt; aber es hätt ſi notti nüt brucht.“ Sie ging hinein; bald darauf hörte man es luſtig kniſtern in der Küche, und als die Bäurin wieder kam, hatte ſie ganz freundliche Augen, es war, als ob ſie ihr der Zucker ſo ſüß gemacht hätte. Er müſſe warten, ſagte ſie Resli, ohne etwas Warmes laſſe ſie ihn nicht fort. Aber ſo ſich zu verköſtigen, das heyg afe ke Gattig! Resli preſſirte nicht; die Bäuerin ſetzte ſich neben ihn und rüſtete Bohnen, und wie eine Bohne um die andere aus dem Schooße der Bäuerin ins Körbchen zurück fiel, gab ein Wort das andere und nach und nach kam Resli aufs Weiben und wie es Eine bei ihm haben müßte, wenn er Eine fände, die ihm anſtändig wäre; e wüſte Hung gegen eine Frau möchte er dann nadiſch nicht ſein, ſich nicht etwas aufs Gewiſſen laden; da gehe das Aufladen wohl ring (leicht) zu, aber mit dem Abladen könne man nicht mehr z'weg kommen. „Allem an, ſagte die Bäuerin, hätte dann eine Frau nicht bös bei dir?“ „Wäger nit, ſagte Resli, öppe wegem Reichthum will ich nicht ſagen, daß es eine nicht beſſer machen könnte, aber mehr als genug kann eine doch nicht eſſen und mehr als gut es doch nicht haben, und genug fände ſie ſo Gott will bei uns, und wegem Guthaben traue ich, würde es Eine kaum beſſer machen.“ „He ja, ſagte die Bäurin, und ſeufzte, es wär gut, es wäre allenthalben ſo; aber Guthaben und Reichſein iſt zwei. Manche Arme hat es ſo gut, oder beſſer, als manche Reiche.“ „He ja, ſagte Resli, es iſt ſo, und ſchon Manche, wo Geld genug hatte, aber e Hung vo Ma, hat mich gruſam duret und es het mi duecht, ih möcht dä Uſlath ung'ſpitzt dure Bode niederſchlah. Wenn ich eine bekommen könnte, gerade ſo wie euer Meitſchi eins iſt, es duecht mich, ich wollte ihm den Geiger haben, ſo oft es wollte, und barfuß lief ich ihm, wohin es wollte, und ſollte es über ein Dornhag ſein bis ga Baſel abe. Wenn's z'mache wär, das möcht ich, und ich traue, auch meinen Leuten wäre es b'ſunderbar anſtändig. Geſehen haben ſie es zwar nicht, aber viel g'Rühms von ihm gehört." „Sövli Ernſt wird's d'r nit ſy, wied' thuſt, ſagte die Bäuerin, u de wär's z'ſpät. Anne Mareili hat ſchon Einen, z'Sach iſt richtig, ſuſt g'fielſt mir noch, und ich glaub's, z'Meitſchi hätt nit ſövli bös bei dir."

„Es freut mich, ſagte Resli, wenn ihr das glaubt, und deswegen hoffe ich werdet ihr ein gutes Wort für mich einlegen. Z'Sach wird doch wohl zu ändern ſein, und dem Meitſchi wär's auch recht, wie ich Grund habe zu glauben." „Es thut wüſt, ja ich weiß es wohl, aber es hilft ihm nichts, als daß es nachher um ſo böſer hat, ſagte die Alte. Sie machen es einem ſo, die donnſtigs Grännine; nimmt man ſie gerne, ſo halten ſie einem vor, man ſei ihnen nachgelaufen, und wehrt man ſich und muß doch ane kneue, ſo treiben ſie es einem ein, daß man Anfangs vergehen möchte vor plären, nachher beſſert es einem. Ich habe es auch erfahren und weiß wie es geht." „Darum, ſagte Resli, ſeid eine Mutter am Meitſchi, legt ein gut Wort für ihns ein, macht die Sache mit dem Alten krebsgängig, ihr ſollt euch euer Lebtag nicht reuig ſein; z'Meitſchi will ich auf den Händen tragen und euch auch." „Hör chäre, ſagte die Frau, es hilft nüt. Mein Mann hat einen Gring, wie ein Landvogt, was er einmal darin hat, das bringt man ihm nicht mehr daraus. Nun ſetzt er an die Heirath mit dem Kellerjoggi; es iſt ihm wegen den Buben. Das ſei das Einzige, für was man die Meitſcheni brauchen könne, daß man ſie reich heirathen mache und öppe daß die Buben noch zum Erben kämen, ſo mehre ſich die Sache, ſtatt daß ſie ſonſt mindere und die Buben durch die Meitſcheni zuletzt über Nichts kämen. Und es iſt wahr, Kellerjoggi iſt reich, und wenn Alles öppe kömmt, wie man denkt, ſo können da einmal üſer Bube Hung (Honig) uſe näh.“ „Aber, fragte Resli, ſind dann eigentlich nur die Buben euere Kinder und ſoll einem nicht eins ſein was das andere?“ „Was weiß ich, ſagte die Bäurin, es iſt der Brauch dieſe Weg, und wie es der Brauch iſt, ſo macht man's. Ich will nicht ſagen, daß das Meitſchi mich nicht dauert; aber was will man, es muß es haben wie die Andern auch. Dafür iſt man auf der Welt. Sonſt, wenn das nicht wäre, hätteſt du mir nicht übel gefallen. Wenn unſer Aetti todt iſt, ſo könnte ich zu euch kommen. Machen thut er es nicht mehr lange; er muß des Nachts manchmal huſten, daß es einem übel gruſet, und ganz Stunde muß er aufhocken. Oeppe gut habe ich es bei ihm nicht gehabt, und wenn ich einen Kreuzer habe brauchen müſſen, öppe z'Unnutz nit, ſelb wär m'r ſelber nit z'Sinn cho, ſo hat er für zwei mit mir aufbegehrt, und wenn ne üſe Herrgott öppe bald will, ſu kehre ih mi nit lätz, was hilft's? mi muß ſi i z'Sach wüſſe z'ſchicke. Aber notti reut er mich, denn nachher habe ich es noch böſer. Die Buben ſind ſchon jetzt ſo wüſt gegen mich, daß ſie nicht wüſter ſein könnten, und wenn z'Sach erſt ihre iſt, ſo bekomme ich es, wie's kein Hund hat in der ganzen Gemeinde. Da nehmen ſie Alles, und was ſie mir geben ſollen, geben ſie mir nicht, und wenn ich ſchon dene Manne klage, ſo nützt es nichts, ich krieg's nur böſer. Es hat's ein jeder auch ſo gemacht, und was iſt ſo an einer alten Frau gelegen, wo man je eher je lieber unter dem Herd hat. Da hätte ich gedacht, könnte ich zu euch, wenn üſe Aetti g'reiſet wär, und bruchte meinen Schleiß dort; du würdeſt notti ſchon ſehen, daß ich ihn bekäme, und mich davon brauchen laſſen, was ich öppe nöthig hätte, öppe Alles nicht; es bliebe immer noch übrig, was ihr nehmen könntet. Es hat mir wohl gefallen, b'ſunderbar, wie deine Mutter hat könne kramen und bifehle; es het mi duecht, wenn ich es einmal ſo haben könnte, nur einen Monat lang, ich wollte zufrieden ſein; aber mein Lebtag habe ich nie bifehlen können und werde auch nie dazu kommen, daß Gott erbarm! Aber v'rſprenge het's m'r z'Herz ſcho mängiſt welle, wenn ich daran gedacht, daß mein Mann 40,000 Pfund von mir hat können nehmen, ſo gut als wie einen Batzen, und wie ich davon nichts gehabt, aber habe können Hund ſein faſt vierzig Jahre lang, von wege ich bin noch gar jung geweſen, wo ich ihn habe nehmen müſſen und ſchier nit welle-ha. Es hat mich auch duecht, ich möchte noch ein wenig ledig und luſtig ſein und ſo Einen finde ich immer noch, wenn ich auch zehn Jahre noch warte. Jetzt macht es Anne Mareili doch beſſer; es muß ſeinen, ſo Gott will, nicht vierzig Jahre haben, auf das Allerhöchſt kömmt es mit zwanzig Jahren daraus und dann hat es notti ein Schönes verdient; aber zwanzig Jahre ſind lang und e alte Uflath e wüſti Sach."

Unterdeſſen war in der Küche etwas Warmes zu Stande gekommen, der Mittag näher und vom Felde her hörte man Stimmen und Hundegebell. Die Bäurin nöthigte ihn hinein und ſagte, es ſei drinnen Reuis z'weg, und daß das Volk ihn ſehe ſei eben nicht nöthig. Resli gehorchte und ward ins bekannte Stübchen gewieſen, wo er krank gelegen, und wieder erwacht war; es war Anne Mareilis Stübli, das ſicherſte im ganzen Hauſe, denn des Meitſchis Stube betritt nicht leicht ein anderer Fuß, als ſolche, welche es eigenhändig einläßt. So ein Mädchen-Stübchen, ſei es groß oder klein, ſchön oder ſchlecht, iſt immerdar ein Geheimniß oder wenigſtens die Hülle eines Geheimniſſes; manchmal birgt die Hülle ein Heiligthum; ſelig dann die Hand, welche die Hülle hebt, manchmal birgt ſie das Gegentheil und beſſer wäre der Hand, welche die Hülle gehoben, geweſen, ſie wäre verdorret, ehe ſie den unglücklichen Griff gethan. Resli achtete ſich der Suppe nicht, welche auf dem Tiſche ſtand; er ſah rings im Stübchen ſich um, betrachtete Alles in einer Andacht, die inniger und heiliger war, als die engliſche, mit welcher die weißhaarigen Vögel Alles betrachten, was in ihren Reiſebüchern ſteht, und jegliche Stube eines Berühmten, in die ſie gewieſen werden, andächtiger betrachten, als jener Engländer die Jungfrau vom Rugen hinüber im Laternenſchein. Er war nämlich am Abend bei Nacht nach Interlacken gekommen, wollte vor Tag am Morgen fort und wollte doch die Jungfrau ſehen, ließ an lange Stangen Laternen binden und zünden in die Nacht hinaus, und was er geſehen, weiß man nicht, aber er ſagte: „byutiful! encore un moment", ſchrieb etwas auf, dann ging er heim, trank Thee, aß dazu anderthalb Pfund Anken und anderthalb Dutzend harte Eier und ſtrich ſich am folgenden Morgen wieder. Und wie er da ſo herumſchaute, Resli nämlich, von einem zum andern, ging die Thüre auf und Anne Mareili trat herein; die Mutter hatte ihm einen Wink gegeben, daß Neuer ſeiner warte. Es ſchlug die Hände zuſammen als es ihn ſah, ward bald roth, bald weiß, und als es ihm ſtumm die Hand längte, zitterte ſie. Die Mutter meinte es nicht bös, ſagte er. „Ja, g'ſchauet einander nur, ſagte dieſe raſch eintretend, und eſſet ſchnell, und je eher du gehſt, deſt beſſer iſt's. Aus der Sache gibt es doch nichts, und wenn der Alte dazu käme, ſo wär das Wetter los für nichts und aber nichts.“

„Aber Mutter, ſagte Anne Mareili, du wirſt doch nicht begehren, mich ſo unglücklich zu machen; häb auch ein Gefühl für mich!“ „Hör chäre, ſagte die Mutter, du weißt ja, wie d'r Aetti iſt und was ich zu einer Sache zu ſagen habe. Und ſo wegem Manne iſt's wäger nit d'rwerth z'Wüſtiſt Alles z'mache. Am End kömmt's aufs Gleiche hinaus, nehme man den oder dieſen, öppe e chly beſſer oder e chly böſer, es iſt e g'ringe Unterſchied; und wenn es ſchon nicht nach dem geht, was man im Kopf hat, deswegen fährt einem der Kopf doch nicht ab, darauf chaſt zehle. Ih hät ſuſt ſcho 30 Jahr kene meh.“ Man gewöhne ſich an Alles. Dreißig Jahre ſei es nie gegangen, wie ſie gewollt, deretwegen würde es ihr jetzt gar ungewohnt vorkommen, wenn es einmal ginge, wie es ſie dueche, daß es ihr anſtändig wäre. Und wenn d'r Aetti einiſt abgehe, und ſövli lang gehe es nicht mehr, ſie ſage es noch einmal, ſo hätte ſie den Glauben zu ihnen, daß ſie es bei ihnen nicht am böſten hätte. Aber was nicht ſein könne, müſſe man nicht zwängen wollen, und wenn man zuweilen ein gutes Tröpfli Kaffee habe, ſo lerne man ſich in Manches ſchicken, wo man Anfangs geglaubt, es wolle einem in die Luft ſprengen. So tröſtete die Mutter, aber dieſer Troſt ſchlug nicht ein. Troſt und Gemüth verhalten ſich gar ſeltſam zuſammen, und gar ſelten weiß ein Menſch, ob er mit ſeinem Troſt Oehl oder Waſſer ins Feuer gießt. Die Einen tröſten, und haben ſelbſt den Glauben nicht zu ihrem Troſte, und Andere tröſten, nach dem es ſie duecht, und denken nicht, daß es den Andern ganz anders duecht.

So faßte auch der Bäurin Troſt bei ihrer Tochter nicht. Resli zu tröſten erachtete ſie nicht für nothwendig; wahrſcheinlich meinte ſie, einer, der nur einen Finger zum Fenſter hinauszuſtrecken brauche, damit zehn ihm daran hingen, werde ſich nicht hängen, wenn er die nicht kriege, die ihm ang'fähr ins Geſicht geſchienen. Es war ihr, wenn er nur fort wäre. So aber war es Resli nicht. Er ſaß neben Anne Mareili und rückte mit Eſſen nicht fort, gäb wie die Mutter ſagte: „Seh iß doch, nimm doch, es kaltet ja." Das Kacheli mit dem gleichen Kaffee ſtand noch immer vor ihm und mit dem erſten Stück Eiertätſch war er auch noch nicht fertig. Und Anne Mareili machte auch keine Anſtalt zum Gehen, als die Mutter die Nachricht brachte: „Seh mach und gang; ſi göh wieder; und was würd d'r Aetti ſäge, wenn er dich nicht auf dem Felde ſähe? der geht dort vorbei, wenn er heim kömmt;" aber Anne Mareili war nicht ab Platz zu bringen. Der Aetti hätte in der letzten Zeit ſo oft mit ihm wüſt gethan, ſagte es, daß einmal mehr oder weniger ihm gleich ſei. Und ſo darin hangen zwiſchen Leben und Sterben möge es nicht länger, aber Wunder nähmte es ihns, ob dann ein Aetti das Recht hätte mit einem ſo um zu gehen, daß es gerade ſo ſei, als tödtete es einen, das möcht es doch erfahren. „Du guts Tröpfli, ſagte die Mutter, probir's mit ihm, wenn darfſt, du wirſt's erfahren, was ein Aetti kann und was ein Meitſchi kann." „Ja Mutter, das will ich, von wegen ich glaube, es komme da aufs Couragi an, und wenn ein Meitſchi feſt in ihm ſelber iſt und öppe es paar Wort und es paar Kläpf nit ſchücht, ſu wird öppe ſo e Aetti nit Alles zwänge. Und thut er z'wüſt, ſo laufe ich fort, und wohin weiß ich wohl." Da ward der Mutter Himmelangſt; ſie hatte das Couragi längſt verloren und begehrte die Suppe nicht mit auszueſſen, welche Anne Mareili einbrockete; ſie begehrte nicht Schläge und fortlaufen konnte ſie nicht; ſie wußte kein Haus, wo ſie Gottwilche geweſen wäre.

Sie bat ihns, es möchte gehen; zu Resli ſagte ſie, es dueche ſie, es ſollte ihm lieb ſein, nicht Ungelegenheit zu haben, und wenn ſie ihm zu Gutem rathen könne, ſo ſolle er gehen, ſo ſtreng er möge, und an ihrem Meitſchi würde er doch eben nicht Alles erobern, z'Sach ſei den Buben und von der Haushaltung verſtehe es nichts, es hätte z'Sach geng alles a Seye glah, es v'rſtang i Gottsname nüt, als ſo grad ane dryz'ſchlah; ſo ein Burſch, wie er ſei, könne es hundertmal beſſer machen, und wenn ſie ihn wäre, ſo wollte ſie doch nicht ſo Mühe haben, wo es nichts als Verdruß gebe. Aber auch zu ihm redete die Bäurin wie an eine Wand, und je ſtrenger ſie redete, deſto weniger achteten ſich die zwei ihrer, ſondern führten Privatgeſpräche. Da ward die Alte endlich böſe und ſagte: „Ih ſäge n'ech zum letzte Mal, göht. U wenn d'r nit ganget, ſu luegit de. Ob de d'r Alt chunt oder d'r Tüfel, es chunt ech i eys.“

Da ging die Thüre auf und der Alte trat ein. „Herr Jeſis! er chunt, er chunt,“ rief die Bäurin und machte ſich hinaus. „Das geht luſtig“, ſagte der Bauer, doch eben nicht zornig, „grad wie es im Sprüchwort heißt, wenn die Katze aus dem Hauſe iſt ſo tanzen die Mäuſe. Haben ſie dich ſchon wieder gefunden hinter einem Hag?“ „Nein, ſagte Resli, dießmal bin ich ſelbſt gekommen. Mutter und Vater alten und ſind ſchon lange an mir, daß ich weiben ſolle; aber es hat mich bisher nie duecht, daß ich möchte, bis jetz. Jetz habe ich wollen fragen, ob ihr mir eure Tochter geben wollt. Oeppe bös haben ſoll ſie nicht, und öppe bös machte ſie es auch nicht. Wir haben eine ſtyfe Sache, wo man dabei leben kann; der Hof iſt zahlt; Usgleues iſt auch noch etwas; es ſind unſerer drei, und ich bin der jüngſt.“ „So, ſo, du machſt nit viel Federleſes Bürſchli, fahrſt mit der Thür ins Haus, als wenn vom Himmel herab kämeſt und wirſt meine, ich ſolle jetzt gleich ane kneue und ja ſagen und dir noch danken für die Ehr und das Zutrauen. Aber ſelb macht ſich nicht ſo und ſo gleytig geht das nit, oder was meinſt Meitſchi, ſoll ne klepfe und wotſch ne?“ „Mir wär's recht, Aetti, ſagte Anne Mareili, ich wüßte nicht, was ich darwider haben ſollte.“ „So, das wüßteſt du nicht, ſagte der Bauer, du wirſt nicht mehr wiſſen, was abgeredet iſt? Allem an ſcheint das eine abgeredete Sache, und es mangelt nichts mehr, als daß ich ſchön nachſage, was ihr mir vorſagt. So, ſo, das geht afe luſtig heutzutage.“ „Nein Vater, ſagte Anne Mareili, ſo iſt's doch nicht, und es iſt mir recht, daß ihr gerade dazu kommt; es wäre öppe Niemand in Sinn gekommen, öppis hinter euerem Rücken anzuſtellen. Aber das ſage ich noch einmal, und werde es immer ſagen, den Kellerjoggi nehme ich nicht; einen Unflath mag ich nicht.“ „Warum holſt du mir kein Kacheli? ſagte der Bauer, oder iſt z'Sach nicht auch für mich?“ ſetzte ſich an den Tiſch und ſagte dazu: „es macht heute heiß:“ Dann ſprach er von dieſem, von jenem, frug nebenbei, ob ſie auch eine Käſerei hätten und ließ Alles abwickeln, was an dasſelbe ſich knüpfen läßt, hielt ſo gleichſam ein verblümt Examen. Endlich frug er: „Wo bleibt die Mutter? Sage ihr, ſie ſolle einen

Schluck Wein bringen; er duecht mich nie beſſer als auf den Kaffee. Ich habe heute noch keinen gehabt; ich habe preſſirt; es het mih duecht, ih müß hei.“

Die Mutter war draußen und hatte ſich wohl gehütet, in die Nähe zu kommen; ſie hatte es akkurat wie ein Knabe, der brennenden Schwamm auf einer Schlüſſelbüchſe hat oder auf einem Feuerteufel; er horcht ängſtlich, ob's nicht bald losgehe, aber das Geſicht hält er wohlweislich ſo weit als möglich vom Feuer ab.

Als Anne Mareili hinaus kam erſchrack ſie und meinte, ſie müſſe vor Gericht; als es aber ſeinen Auftrag ausrichtete frug ſie freudig: „Was, hat er zugeſagt, iſt z'Sach richtig?“ „Nichts hat er geſagt, ſagte Anne Mareili, er thut, als ob er von Allem nichts gehört und redet da von Ziger und Käsmilch, daß man vor Ungeduld faſt ſelber Ziger wird. Ich kann mich gar nicht auf den Aetti verſtehen.“ „Zähle darauf, ſagte die Mutter, es hat etwas Ungerades gegeben mit Kellerjoggi. Die alte Säble! Es wird einer den andern betrügen wollen, und jeder wird meinen, der andere ſolle es nicht merken. Ueſe Aetti wird öppis g'merkt ha, und nit zwüſche Stühl und Bänk welle; er het lieber Figge und Mühle.“ „Weiß nit, ſagte Anne Mareili, aber Figge und Mühle können auch fehlen, das erfährt gegenwärtig ſo manche ſtolze Tochter, die ſich in ihren Aengſten die Beine abläuft um einen Mann, und vor lauter Figge und Mühle zu einem unehlichen Kinde kömmt. Es iſt jetzt aſe eine Schande, eine Bauerntochter zu ſein, und man nimmt bald alle in eine Wid“ (Band). „Ja, ſagte die Mutter, d'Welt iſt aſe ſchlecht.“ „Ja, ſagte Anne Mareili, aber noch manches Meitſchi ſinnete das

Beſſere, aber man läßt nicht lugg, bis es nicht anders als die andern iſt." „He ja, ſagte die Mutter, es geht all Weg;" aber der Tochter Sinn verſtund ſie nicht. Drinnen ging's in lauter Friede, daß die Mutter ſich gewaltig wunderte als die den Wein brachte und ſah, wie der alte mit Resli redete, freilich nicht wie mit ſeines Gleichen, denn der Dorngrüttbauer war der Meinung, daß ſeines Gleichen nicht auf Erden ſei, und kein alt Adelicher konnte auf ſeine Weiſe ſtolzer ſein, als der Dorngrüttbauer. Seine Einbildung ſtützte ſich nicht nur auf ſeinen Reichthum, ſondern auch auf ſeine Weisheit und Einſicht. Er hatte einige Händel gewonnen und einmal war er faſt Rathsherr geworden, hatte ſich wenigſtens bereit erklärt, daß er es annehmen würde, zudem waren ihm einige Redensarten über Herren und Pfaffen geläufig, mit denen er regelmäßig alle Sonntage einige Handwerksburſche und an Gerichtstagen den Gerichtſchreiber zu lachen machte. Daher behandelte er Niemand als Seinesgleichen; wem er Ehrfurcht bezeigen ſollte, den floh er, aus welchem Grunde wahrſcheinlich er auch von unſerem Herrgott keine Notiz nahm und that, als ob derſelbe nirgendwo wäre; mit wem er zuſammentraf und ſich abgeben mußte, der mußte es wiſſen und empfinden, daß es der Dorngrüttbauer ſei, mit dem er rede. Und wenn er mit einem zuſammentraf, der ihn nicht kannte, was noch hie und da geſchah, obgleich ſeine Naſe ſelten außerhalb ſeiner Kuhweid zu ſehen war, ſo ſagte er, das dueche ihn kurios, ſuſt wüß öppe es nieders King uf d'r Welt, wer der Dorngrüttbauer ſei. Es wäre ſehr merkwürdig geweſen, wenn der und Göthe ſich einmal getroffen hätten, ſie zwei an einem Wirthshaustiſch, zwiſchen beiden etwa ein Kalbskopf an weißer Sauce, und hätte der Göthe nicht gewußt wer der Dorngrüttbauer ſei, und der Dorngrüttbauer eben ſo wenig von dem Göthe, was die ſich für Augen gemacht hätten, und wie jeder bei ſich gedacht hätte, der weiß afe nüt, wird ume ſo ne Löhl ſy! Nun über dieſes Verwundern darf man ſich bei ſolchen Notabilitäten nicht verwundern, geſchah es doch ſogar einem gewiſſen (Löhl darf man nicht ſagen), Badbeſchreiber in Deutſchland, d. h. einem ſolchen, der für Geld oder freies Logis mit Koſt gewiſſe Bäder rühmt, daß er ſich gröblich wunderte, wie auf irgend einer Straße irgend ein ordinärer Menſch nicht wußte, wer er ſei. Nun er wird gemeint haben, wenigſtens unter ſeines Gleichen ſollte er bekannt ſein.

So ein junger Burſche war natürlich tief unter ihm und er ließ es Resli auch gehörig fühlen mit Manieren, Bemerken und Widerſprechen, wie man es alle Tage hören und ſehen kann, wo Notabilitäten zu ſehen ſind. Resli war beſcheiden, aber nicht katzenbucklicht, er gab Beſcheid, paßte dabei aber auf Gelegenheit wie die Katze auf die Maus, aber lange umſonſt. Endlich fragte der Bauer: „Du wirſt den Hof erhalten?“ „Allweg, ſagte Resli, und wenn ihr mir die Tochter gebt, ſo gibt ſie eine Bäurin, die öppe de Kümi nicht zu ſpalten braucht.“ „Es gibt Höfe droben, ſagte der Bauer, ich möchte ſie nicht geſchenkt, und wenn man Schulden darauf hat, ſo wäre man ringer Polizeier, der doch noch öppe all Tag Brod bekömmt, bald hie, bald da. Es wird gemacht ſein, du wirſt den Andern doch öppe nicht viel müſſen herausgeben?“ „Gemacht iſt nichts, ſagte Resli, aber öppe hart halten wird man mich nicht, ſie ſind alle gut gegen mich, und es meint öppe Keins, daß z'Liebiwyl kein Bauer mehr ſein ſollte.

Der Hof iſt öppe nicht ganz eben, aber ſtotzig Land iſt doch auch keins, und wenn einer zu ihm ſieht, ſo wäre da unten in den Dörfern öppe nicht manches Haus, in welchem Platz hätte, was auf demſelben gemacht wird.“ „Ich habe heute vernommen, daß mir Laden nicht kommen, welche ich gekauft zu haben meinte; jetzt habe ich zwei oder drei Bäume zu wenig. Fände ich bei euch welche? du haſt mir letzthin davon geſagt, daß ihr Holz verkauft?“ „O, apparti verkaufen wir nicht Holz; aber wenn Jemand mangelt und wir können ihm einen Gefallen thun, ſo ſagen wir es ihm nicht ab, ſagte Resli. In unſerm Holzſchopf wird wohl etwas von Laden ſein, was euch anſtändig wäre; kommt und ſucht euch aus.“ „So, habt ihr Vorrath auf den Kauf hin,“ fragte der Bauer. „Nein, apparti nicht. Aber wenn etwas Abgändes iſt im Walde, oder Andres, das mehr ſchadet als ihm aufgeht, ſo machen wir es im Winter nieder, und was Laden gibt thun wir zur Säge. Der Vater meint, man wiſſe nie was es geben könne, und wenn man es brauche, ſo habe man es. Es ſei ihm nichts mehr zuwider, als wenn man erſt die ganze Welt ausgumpen müſſe, ehe man an etwas hin könne.“

„He, wennd' meinſt ihr habet Laden, einen Baum zwei Zoll und zwei anderthalbzöllige, aber ſaubere, ſo wäre es möglich, daß ich die andere Woche hinaufkäme, wenn man etwa ein Roß entmangeln kann.“ „Deren, ſagte Resli, haben wir zum Ausleſen, und wenn ihr mehr mangelt, ſo braucht ihr auch nicht weiter. Aber von wegen der Tochter möchte ich fragen, wär's euch wohl anſtändig?“ „He, ſagte der Bauer, preßire wird das öppe nit ſövli, man hat danach alle Zeit davon zu reden und z'Meitſchi iſt uns nit ſövli erleidet, daß das ſo eys Gurts gehen muß. Man kann immer noch davon reden, und wenn ich die andere Woche hinaufkomme, ſo gibt vielleicht ein Wort das andere.“ Weiter konnte es Resli nicht bringen, troß allen diplomatiſchen Redensarten, und als er ſagte, die Sonne ſei ſchon teuf und er habe weit, ſo gab man ihm nicht zu verſtehen, daß er bleiben könne, ſondern man ſagte, die Tage ſeien lang und finſter werde es nicht, um zehne komme der Mond. Er mußte aufbrechen, lud aber vorerſt noch grauſam ein, daß der Bauer die andere Woche ja nicht fehlen, und Frau und Tochter mitbringen ſolle; ſie ſeien doch noch nie da oben geweſen. Daß das Weibervolk die ganze Welt ſehe, meinte der Bauer, halte er nicht für nöthig; wenn er ſie an alle Orte führen ſollte, wo ſie nicht geweſen, ſo hätte er mehr zu thun als er möchte, und ſei z'alte für noch anzufangen. Mehr wollte er nicht ſagen und mehr ließ er ihm nicht ſagen; weder zu einem Zeichen noch zu einem Worte hinter ſeinem Rücken gab es Zeit oder Raum; er begleitete Resli bis auf die Straße und hütete Haus und Straße mit ſcharfen Blicken, daß keine Maus was Geheimes hätte thun können, geſchweige denn ein Meitſchi. Erſt als er ſich überzeugt hatte, daß Resli in der Ferne wirklich verſchwunden ohne Verſuche zu weiterer Annäherung. ging er ins Haus zurück und nahm die Weiber ſcharf ins Gebet, wie der daher gekommen, was ſie mit ihm gehabt, und warum ſie ihm aufgewartet hätten, als ob er bereits Hochzeiter wäre. Die Mutter machte ſich ganz unſchuldig. Sie wies das Zuckerſtöcklein vor (den Kaffee verſchwieg ſie), das hätte er als Kram gebracht für ſeine Verpflegig und da hätte ſie ihn müſſen hinein heißen und ihm etwas Warms machen, wegem allgemeinen Gebrauch; an etwas anders hätte ſie nicht geſinnet. Da ſei aber Anne Mareili dazu gekommen und die hätten gleich miteinander gethan wie d' Göhle, b'ſunderbar wenn ſie draußen geweſen. Sie hätte darauf Anne Mareili oft gehen heißen und ihm geſagt, es komme nicht gut, es ſolle ſelbſt ſagen, ob es nicht ſo ſei, aber es hätte nicht darum gethan. So unſchuldig kam Anne Mareili nicht davon. Es bekannte offen, daß es dem Resli bekannt, es ſage nicht Nein, er ſoll nur auch machen, daß der Vater Ja ſage; den Kellerjoggi aber, den nehme es allweg nicht, lieber wollte es ſich röſten laſſen wie Kaffebohnen. „Selb wär' z'probire“, ſagte der Vater, und weiter nichts; wüſt that er gar nicht. Das war's, was Anne Mareili gruſam verwunderte, aber einen ganzen Tag umſonſt, denn erſt am folgenden Tage konnte es die Mutter ihm erzählen, wie Kellerjoggi den Vater erzürnt, und wie dieſer es ihm nun weiſen wolle. „Kellerjoggi hatte nämlich eingewilligt, ſein Vermögen dem Anne Mareili verſchreiben zu laſſen, und es war abgeredet worden, an einem Markttag an einem gewiſſen Orte zuſammenzutreffen, um den Kontrakt ſchreiben und dann alſobald verkündigen zu laſſen. Nun kömmt Kellerjoggi nicht, ſondern ſchickt ihm ſo einen Lumpenhund und Bauerngumper, wo an allen Orten ſind und nichts begehren als die Leute hineinzuſprengen und Bauern zu betrügen. Mit dem ſoll der Vater es ausmachen und ſchreiben laſſen, und der fängt aufs neue zu märten an und will den Vater überreden, der Ehekontrakt preßire nicht ſövli; wenn man es begehre, ſo könne man wohl zuerſt verkünden laſſen, das hätte nichts zu ſagen. Da iſt der Vater bös geworden und hat ihm geſagt, ob er meine, er habe einen Schulbub vor ſich, der nicht wiſſe, daß eine Verkündigung ein Lätſch ſei, und wer daraus wolle, Haare laſſen müſſe. Er ſei aber z'jung und z'dumm dazu; dem Kellerjoggi ſolle er nur ſagen, mit der Sache ſolle es nichts ſein, und meinen ſolle er nicht, daß er am Dorngrüttbauer einen Narren habe mit dem er machen könne, was er wolle. Gäb was der Lumpenbub geſagt, Kellerjoggi habe Rückenweh und könne das Fahren nicht ertragen, habe der Vater nichts hören wollen, ſondern ſei in der Täubi fortgegangen, des Wartens habe er jetzt genug, und es gebe noch Andere für ſein Meitſchi, als ſo alte Böck und Sünder, habe er geſagt. Allem an, hat einer von unſern Buben dem Alten es kläfelet (plaudert) du ſeieſt da. Nun wird er gedacht haben, beſſer könnte das ſich nicht ſchicken um es dem alten Hung zu weiſen und darum hat er nicht wüſt gethan, z'konträri, z'Sach iſt ihm noch recht geweſen. Und wer weiß jetzt, kommt die Sache vielleicht noch gut, wenn nur d'r Aetti bald fährt und den Kellerjoggi nicht etwa ein anderer Laun ankömmt, daß er daher kömmt und dem Mübel wieder einen andern Mupf gibt. Oder der Aetti änderte Sinn, aber ich glaube es nicht, z'Geld iſt ihm lieb, und zwänge noch lieber, aber wenn öpper geſcheidter ſein will als er, und ihn zum Narren halten, das mag er nicht erleiden, da reut ihn kein Geld mehr, da will er für z'Tüfelsgewalt z'Gegentheil von dem, was er gerade vorher het welle zwänge für z'Tüfelsgewalt. Er iſt e kurioſe, üſe Aetti."

Der Eröffnung hörte Anne Mareili mit großer Andacht zu; ein Berg glitt ihm vom Herzen, vor ihm that der Himmel ſich auf, aber wie er herunter war, rutſchte langſam der Berg wieder das Herz hinauf, der Himmel ſchloß ſich wie ein Blitz und ſchwarze Angſt umfloß es wieder, ſchwarz und immer ſchwärzer. Auf einem Felſenvorſprung im Meere, auf den er ſich zur Ebbezeit hinausgewagt, iſt Einer raſch von der Fluth erfaßt, der Rückweg ihm abgeſchnitten worden, er muß warten, muß hinausſehen ins weite Meer, ſehen wie die Wogen ſchäumen, ſteigen, muß ſie fühlen wie ſie lecken an ſeinen Füßen, höher und immer höher, und langſam rinnt die Zeit vorüber und wilder wird die Fluth, und je wilder ſie wird um ſo langſamer rinnt die Zeit. Wie hoch die Fluth ſteigen wird, wer ſagt es ihm, wer kennt des Mondes Launen, des Windes Tücke, was beide über ihn verhängen; ob er nach einer Stunde auf eigenen Beinen gerettet ans Ufer geht oder als Leiche von muthwilligen Wellen ans Ufer geſpühlt wird, weiß nur der, der jede Tücke kennt und jede Laune. Und nun ein junges Mädchen, das den Himmel offen vor ſich ſieht, aber es darf den Fuß nicht heben, es darf nicht hinein, es muß warten, und wie lange, weiß es nicht, ſechs Tage, ſechs Nächte, ſechs Wochen vielleicht, und ob es hineingetragen oder verſenkt wird in der Lebensfluth tief unterſten Grund, das hängt nicht von Wind oder Mond ab, nicht von der Gnade deſſen, der Wind und Mond regiert, ſondern von den Launen zweier alten Vögel, zweier durchtriebenen Käuſene, die nichts wiſſen von Menſchenglück und Menſchenliebe, ſondern nur ſpielen Trumpf um Trumpf und ſtechen was vorliegt, Herz, oder Dame, oder Bub; Karten ziehen, je nachdem der Teufel ſie ſticht. Und auf dieſes Stechen und wie d'r Teufel die Alten ſticht, muß das Mädchen warten, kann nichts daran machen, muß warten Tag um Nacht, und wie manchen noch, das weiß es nicht. Wer weiß nun, was ſo einen alten Käuſi angeflogen kömmt über Nacht, was ihn ſticht, was ihn plagt, ein böſer Huſten oder was anderes? wer weiß, was er am Morgen ſtechen will, ob das Herz oder die Sau? Wer alte Käuſene kennt, welche Launen regieren, die leben, je nachdem der Teufel ſie ſticht, ohne Gewiſſen und ohne Erbarmen, der kann ſich denken, wie es Anne Mareili ſein mußte. Jetzt war ſein Glück ſeinem Vater recht, weil er damit den Kellerjoggi ſo recht, wie man ſagt, abetüfeln konnte; aber wenn Kellerjoggi kam und ſich unterzog, ſein Rückenweh recht groß machte, ſeinen Agenten recht dumm, der nicht gewußt was er redete, zu nichts den Auftrag gehabt, ſo war die ganze Freude aus, und der Friede unter den Sündern wieder hergeſtellt. Und wenn der Vater dann noch hinfuhr, wie er verſprochen hatte, ſo war er im Stande, ſie dort im Ungewiſſen zu laſſen, bis er recht wohlfeile Laden gekauft und dann erſt zu ſagen, ſie ſollten nur nicht weiter Mühe haben, aus der Sache werde nichts, er thue es nicht. Wenn es draußen doppelte an der Thüre, ſo fuhr es hoch auf; wenn es von weitem ein Wägelein hörte, ſo zitterte es, bis es ſich vergwiſſert hatte, daß nicht der Kellerjoggi darauf ſitze, und wenn der Vater vom Hauſe wegging, ſo ſtund es in alle vier Ecken kehr um kehr und hatte nicht Ruhe bis der Vater heim war, bis es wußte, was er für ein Geſicht heimgebracht.

Ein Tag nach dem andern ging um, ohne daß einer dem Vater den Kellerjoggi oder einen andern Sinn gebracht; aber es kam der Sonntag, der Vater war auch noch nicht gefahren, und wenn er fahren wollte, das wußte Niemand, und Niemand fragte ihn. In dieſem Hauſe ward nicht Familienrath gehalten, wie es ſonſt wohl in andern geſchieht, hier war unumſchränkte

Deſpotie. Der Vater wollte daß die Söhne reich blieben, er ſorgte dafür, aber er befahl, und in ſein Regiment ſich zu miſchen, das wagte Niemand. Und wenn er Argwohn faßte, einer ſeiner Söhne hätte Muth den Kopf aufzuheben und etwas von eigenem Willen ſpüren zu laſſen, ſo drückte er ihm den Kopf nieder, daß derſelbe froh war ihn unten zu behalten. Er zog die Söhne zu Bauern, ließ ſie z'Acker fahren und handeln; aber wenn er irgend merkte, daß einer derſelben anfing zu glauben, er verſtehe die Sache und möge mit Kauf und Verkauf bald den Vater, ſo war er im Stande ein Pferd, welches einer ſeiner Söhne eingekauft, unter dem Preiſe wegzugeben, nur um denſelben demüthigen, ihm vorhalten zu können, wie viel an einem Roß, welches derſelbe eingekauft, verloren gegangen, und daß ſolche Schnuderbuben doch nicht meinen ſollten, ſie könnten ſchon etwas. Wohl das würde gehen, wenn der Alte nicht noch immer das Heft in der Hand behielte. So führte er ein Regiment und wenn ein Kind etwas fragte, ſo ſagte er: lue de, und wenn ſonſt Jemand etwas von ihm wiſſen wollte, ſo ſagte er entweder ebenfalls nichts, oder das Gegentheil von dem, was er eigentlich im Sinne hatte. Nur der Mutter ſagte er zuweilen etwas, wenn ſie ſich nämlich recht demüthig und ſtille verhielt. Rührte ſie ſich, zeigte ſie Neugierde, ſo ſagte er ihr: Ja wolle ame ne ſellige Bäbi, wird man öppis ſagen, daß d' Ching uf d'r Gaß nit ſölle wüſſe.

„Geh und köhl (hole Kohl, Kraut) de Säue, für ſelligs het me d'Wyber, i z'angere häb d'Naſe nit, ſuſt überchunſt druf, es geyt di o hell nüt a.“ Da aber doch ſelten ein Menſch iſt, der nicht ſeine Stunden hat, in denen er gerne ſchwatzt, oder der nicht gerne einmal die Perücke abzieht, und iſt, wie er iſt, und ſchwatzt wie ihm iſt, und ſelten Einer iſt wie Ludwig der Vierzehnte, den auch ſein Kammerdiener nie in ſeiner Gemeinheit, ſondern ſtets nur in der Perücke geſehen, ſo packte er zuweilen bei ſeiner Frau aus, was er dachte, was er wollte, dann mußte ſie ihm gellen, ihn rühmen, und hatte vielleicht einige gute Stunden, wo ſie meinte, ſie ſeien beide recht gute Freunde. Aber ſie brauchte dieſes Gefühl nur einigermaßen merken zu laſſen, ſo gab er ihr einen Täſch, daß ſie merken konnte, daß ihr Mann ſie nicht zum Freund, ſondern nur zum Hund wolle. Was ſie in ſolchen Stunden erfuhr, das ſagte ſie manchmal Anne Mareili, weil es verſchwiegen war und ſie nicht verrieth. Die Buben aber erfuhren nichts davon, denn die zeigten eine ſouveraine Verachtung gegen das Weibervolk, dem ließen ſie es auf allen Suppenbröcklene merken, wer da einmal zu befehlen hätte.

An einem Sonntag ging der Dorngrüttbauer ſelten aus, wenn er nicht irgend einem Geſchäft nachfuhr mit Roß und Wägeli, manchmal um Holz aus, manchmal um eine Kuh oder ſonſt was. Er rechnete am Sonntag, und Nachmittags war meiſt Jemand da, der mit ihm verkehren wollte, bald ein Metzger, bald ein Zinsmann, bald ein Nachbar, der Rath ſuchte, bald ein anderer, der Geld wollte.

An jenem Sonntag that er wie gewohnt und Anne Mareili bebte nur vor einem heranfahrenden Kellerjoggi; aber es wußte doch immer was ging, und hatte den Vater ſo zu ſagen unter den Augen. Wie erſchrak es aber, als er, ſobald er zu Mittag gegeſſen hatte, ſich ſundigte, den Hut bürſten ließ und abzog, ohne zu ſagen wohin, aber in der Richtung eines Wirthshauſes, wo des Sonntags Kellerjoggi gewöhnlich ſeinem Namen Ehre machte, und welches zwiſchen Schäliwyl und Aufbigehrige lag.

Unwillkürlich zog es Anne Mareili dem Vater nach, aber bis es ſich z'weg gemacht, war er ſeinen Augen längſt entſchwunden, aber dennoch mußte es gehen. Es werde ihm Neue ſo angſt, ſagte es der Mutter, es duechs, es müſſe ein wenig vor uſe. „He nun, ſo geh, ſagte die Mutter, aber mach, daß du heim biſt für d' Sach z'mache. Auf die Jungfrauen kann man ſich nicht mehr verlaſſen, gäb wie man es ihnen ſagt, wenn die hinter ſieben Zäunen ein Bubenbein ſehen, ſo bringt man ſie mit keinem Lieb mehr ab Platz.“

Anne Mareili ging der Richtung nach, in welcher der Vater gegangen war, aber keine Spur vom Vater fand ſich mehr. Wege liefen nach allen Richtungen aus, es wählte nicht, lief den geradeſten; bald ſtand vor ihm das Dorf, wo ihre Kirche ſtund, und nun fiel auf einmal ihm die Verlegenheit aufs Herz, was es dort machen, was es z'Wort haben wolle, und wenn es durchs Dorf durch ſei, wohin aus es denn wolle. Wenn es geſagt hätte, es wolle ein Kehrli machen, ſpazieren gehen, man hätte es angeſehen, wie einen Stier ohne Hörner, ein Schwein ohne Ohren, und bis dato noch ſchämen ehrbare Mädchen auf dem Lande ſich des Kehrlis und Spazierens ohne Ziel; ſie ſpazieren auch, aber ſie haben entweder etwas beim Schuhmacher zu verrichten, oder möchten ſehen was ihr Flachs mache, oder der Hanf auf der Röſti. Dann war es ſo früh, und es kam daher wie aus einer Kanone; ſo wegen mir nichts und dir nichts kömmt man aber nicht ſo früh und ſo wie aus einer Kanone.

Da fing es an zuſammenzuläuten zur Kinderlehre.

Beruhigend klangen die Töne in ſein verwirrt und ängſtlich Herz hinein, ſie waren wie das Oel das Aarons Haupt umfloß und Ruhe in ſein Herz ihm goß; vor ihm ging es auf wie ein groß und herrlich Thor, das in kühle, friedliche Hallen führt aus heißem Gewühle. In die Kinderlehre, duechte es ihns, möchte es einmal wieder; ſeit es die Erlaubniß zum heiligen Abendmal erhalten, war es nie in derſelben geweſen. Daß Baurentöchter dieſelbe beſuchen, iſt nicht Mode, kein guter Schick iſt dort zu machen, keine Kurzweil iſt darin zu treiben; und wo es nicht Mode iſt, geht man nicht hin, ſo ume vo wege nût mag man ſich nicht auslachen laſſen. Nur ſo arme Mädchen und zuweilen auch ein ſinniger Bube kommen her, die es einſam anweht draußen in der Welt, die Heimweh haben nach dem Orte, wo ſie die Liebe Gottes angeweht, wo ſein Licht helle Strahlen in ihre Herzen geworfen, die ein Heimweh haben nach dem Lehrer, der ihre Herzen einem höhern Sinne aufgeſchloſſen, deſſen Worten ſie es angefühlt, daß er ein Herz für ſie habe, wie keines auf Erden für ſie geſchlagen, daß ſie ihn ſo recht aus Herzensgrund erbarmen, daß er ſie retten möchte aus des Verderbens Schlund mit allen Kräften und von ganzer Seele. Wie wohl thut es ihnen, wenn ſie ihn ſehn, wenn ſie die alten und doch immer neu werdenden Lehren hören. Und wenn ſie fühlen, daß unter ihnen der Boden wankt, daß die Wellen der Welt die Scholle, auf der ſie ſtehen, vom Ufer reißen, ſo wenden ſie nur um ſo inniger ihre Blicke nach dem treuen Lehrer, und Thränen drängen ſich ins Auge, und jede Thräne ruft: wenn der es wüßte, was würde er ſagen. Da wird oft das Herz ſo heiß, Bekenntniß um Bekenntniß drängt ſich hervor bis an die Schranke der üblichen Sitte, da erkaltet ſie wie Lava in des Meeres Schoos, und was der Lehrer wohl im Auge ſah, das überſchritt die Lippen nicht, das verſteinerte nach und nach. Wenn dann im Herzen die Welt erkaltet, da thaut wohl das verſteinert geweſene wieder auf; er hätts gut mit mir gemeint, heißt es dann, aber was will me? Ih ha mi g'ſchoche, u du iſch 's gange, wies gange iſt. Wenn ich ihn nur noch einmal ſehen könnte und der liebe Gott mir verzöge, ſo wär's, was ich wünſchte. So dünkt es manches arme Mädchen und zuweilen auch einen Buben, die fühlen, daß kein Herz ſo warm für ſie ſchlägt, als das da innen. Dieſe haben eben kein Vorwort nöthig, wenn ſie in die Kinderlehre gehen wollen, die, wenn ſie nicht narrochtig thun, laufen unbeachtet. Anne Mareili hatte den Pfarrer auch geliebt, es duechte ihns immer, er meine es ſo gut, kein Menſch ſo auf der Welt, mit keinem Lieb hätte man es von einer Unterweiſung abgehalten, und als ſie zu Ende waren, duechte es ihns, es wäre ihm Jemand geſtorben und zwar das Liebſte, welches es auf der Welt hatte. Es hatte darauf einige Male geſagt, es duecht mi, ih möcht z'Kingelehr. Dann hatte die Mutter geſagt: was witt doch, du Göhl, es duecht mi, du ſöttiſch gnue Kingelehr übercho ha. Es geyt ja ke Mönſch; was witt doch? d'Lüt lache di ume us. So hatte es die Mutter abgehalten, und Anne Mareili ließ ſich abhalten, es hatte es nicht beſſer geſinnet. So halten noch viele Eltern ihre Kinder vom Gottesdienſt ab, und nicht nur vom Gottesdienſt, ſondern auch von Gott ſelbſt. Wartet nur ihr Thoren, wenn ihr eure grauen Haare mit Jammer zur Grube tragt, dann ſchreit ihr vielleicht nach Gott, aber zwiſchen euch und eurem Gott ſtehen dann eure Kinder, die ihr an Teufel und Welt verrathen, und wie wollt ihr erlöſt und ſelig werden, ſo eure Kinder durch euch verführt und verflucht ſind.

Jetzt duechte es Anne Mareili, dahin möchte es einmal wieder und alsbald fiel ihm bei, wenn es die Leute frügen, was es da wolle, ſo könne es z'Wort halten, ſie hätten einen Ackerbub, und es nähme ſie wunder, wie der antworte und ob ihm der Herr wohl erlauben würde. Das könnte freilich noch Mancher z'Wort haben, um zur Kinderlehre zu gehen; aber leider ſind der Mütter, der Väter gar zu Viele, die ſich nie darum kümmern, wie ihr Kind dem Herrn antworten könne in der Kinderlehre, die ſich eben ſo wenig darum bekümmern, was einſt ihr Kind dem Herrn antworten müſſe am Tage des Gerichtes. Aber wartet nur, es kömmt eine Stunde, wo ihr anhören müßt, ihr mögt wollen oder nicht, was das Kind antworten muß, und wehe dann euch, wenn das Zeugniß gegen euch iſt, euch anklaget als Seelenmörder, und Seelenmörder iſt noch ganz was anderes als Leibesmörder. Dann gehen euch die Ohren auf, ſie mögen verpicht ſein wie ſie wollen, und die Predigt könnt ihr nicht verſchlafen, wie manche auf Erden ihr auch verſchlafen habt; die Donner des Zornes Gottes wecken, darauf könnt ihr euch verlaſſen.

Anne Mareili mäßigte, ſobald es den Fund gethan, ſeinen Schritt, und ging ganz zimpferlich ins Dorf, wie es ſich Dorngrüttbauerntochter ziemte, ſuchte ſo ungemerkt als möglich zur Kirche zu gelangen, und wenn ihns Jemand anſprach, ſo brachte es ſeinen guten Grund vor, gegen welchen man ihm gewöhnlich einwendete: He, was witt, laß du die zuſammen machen; gäb du geheſt oder nicht, es fällt doch wie's will, oder wie der Herr den' Laun hat. Komm, in der Kirche ſchläfert es dich nur, und in der Luspinte wird getanzt.

Als Anne Mareili in die Kirche kam, hatte es verläutet, der Herr den Pſalm verleſen, ſchon ging die Orgel, mit gwunderigen Augen ſahen ſich die Kinder nach ihm um, daß es ganz roth ward und faſt reuig, daß es gekommen.

Während die Orgel ging, gingen ſeine Gedanken dem Vater nach, ſahen, wie er den Kellerjoggi fand, wie ſie Frieden machten, ſah den Tritt vor dem Taufſtein und dachte ſich, wenn es da knien müßte mit dem alten an Leib und Seele wüſten Manne, ſich verkaufen laſſen müßte mit Leib und Seele, wie es unter Chriſten, und zwar unter den vornehmſten, am öfterſten üblich und bräuchlich iſt. Immer lebendiger trat ihm der Alte vor's innere Geſicht; es ſah ihn dort knien, ſah ſich an ſeiner Seite, ſah wie der Pfarrer las und immer las und immer näher die Stelle kam, wo es Ja ſagen ſollte; immer enger ſchnürte ſich ſein Herz zuſammen, es dünkte ihns, als müßte es erſticken oder geradeaus in die Kirche hineinrufen, Nein, Nein und immer Nein in alle Ewigkeit. Da ſchwieg plötzlich die Orgel, aber ſeine Beklemmung löste ſich nur langſam; Göller und Hemde und Kittel, alles war ihm zu eng geworden, denn wo es einem zu eng ums Herz wird, da iſt kein Göller weit genug, da iſt ſelbſt Gottes weite Welt zu eng. Aber wenn es einem zu eng wird in der weiten Welt, da findet man wohl ein ruhig frei Plätzchen im eigenen Herzen, wenn man ein Herz darnach hat.

Da begann der Pfarrer zu reden, wie es draußen in der Welt wandelbar ſei, das Wetter unterm Himmel, wie die Zuſtände auf Erden, wie auf den Sonnenſchein der Regen folge, auf den Sommer der Winter, auf gute böſe Jahre, und Trübſale wechſelten mit Glück und Freude. Dieſer Wechſel ſei aber nicht von ungefähr oder komme aus Bosheit, ſondern aus Gottes väterlicher Hand. Das aber ſei wichtig und nie zu vergeſſen; denn wie draußen es wechsle, ſolle es nicht wechſeln in des Menſchen Seele, denn es ſolle eben der Menſch über den Wechſel ſich erheben und zu einem bleibenden, unveränderlichen Weſen werden; er ſolle nicht gleichen der wechſelnden Welt, ſondern dem Vater im Himmel, in welchem kein Schatten der Umkehr und des Wandels ſei. Um aber ſo zu werden müſſe der Menſch es wiſſen und nie vergeſſen, daß er ein Kind unter des Vaters Auge ſei, der jedes Haar an ſeinem Haupte behüte und keines ausfallen laſſe ohne ſeinen Willen, jede gute Gabe gebe und jede Züchtigung; dann vermöge er den kindlichen Sinn zu bewahren, der dankbar bleibe dem Vater in guten Tagen, willig und geduldig in Trübſalen, in guter Zuverſicht auf die Zukunft gleichmüthig und demüthig immerdar in feſtem Glauben, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zur Seligkeit dienen müßten. Wo aber der Menſch ſein Auge nicht alſo feſt und unverwandt auf Gott gerichtet halte, nicht es immerfort läutere im Anſchauen ſeiner Herrlichkeit, da werde es getrübt vom Wechſel der Welt und ändere Farbe mit jedem Wechſel. Deſſen ſei Zeugniß das Leben ſo vieler Menſchen, in dem Uebermuth wechsle mit Kleinmuth, Hochmuth mit Niederträchtigkeit, eitles Weſen mit Jammerſucht, Leichtſinn mit Trübſinn. Man ſolle doch nur in die Häuſer ſchauen, und wo man ſehe, daß Gott vergeſſen, man ſich nicht mehr bewußt ſei, daß man die guten Tage Gott zu verdanken hätte, da werde man Uebermuth und Hochmuth finden, alle verachte man, ſich ſelbſt mache man zu ſeinem Götzen, aber man ſolle nur ſehen, wie ſchwer dieſe Leute die kleinſte Widerwärtigkeit nehmen, wie ſie ſich ſträubten und ärgerten, wie ſie ſich gebehrdeten, wenn nicht alles nach ihrem Kopfe ginge, wie ſie zagten in ſchweren Nöthen, wie durch dieſen Wechſel ein mürriſches Weſen ſich anſetze, ihr Friede beſtändig getrübt ſei, im Glück durch Uebermuth, im Unglück durch Kleinmuth, in der Jugend durch Hoffart, im Alter durch Jammerſucht. Man klage immer mehr über die Welt, und das mit Recht; denn je mehr man der Welt die Herrſchaft einräume über ſich, deſto elender werde man, ein welkend Laub im Winde, das nie weiß, wenn der Fuß kömmt, der es zertrittet, oder ob es eine Welle dahin nimmt. Würde man die Welt überwinden und an Gott ſein Leben knüpfen, dann würden die Klagen über die Welt verſtummen; ſie würde wieder unſer Paradies werden. So iſt manche kleine Hütte, ob welcher man Gottes Auge offen ſieht, ein köſtlicher friedlicher Tempel, während ſo manches große Haus nur Elend herberget, und immer mehr Elend, je größer es wird; in ihm iſt's Nacht, denn Gottes Liebe ſcheinet nicht hinein, und daß auch über ihm Gottes Auge wacht, daran ſinnet Niemand. Sie wälzen ſich in Noth und Sorgen, in Jammer und Klagen, in Streiten und Zanken, in Neid und Ungenügen dem Grabe zu. Elend war hier ihr Theil; was wird ihnen drüben werden? Und doch wäre Gottes Hand auch ihnen nahe, aber ſie öffnen ihre Augen nicht, und wehe dem, der ſie ihnen öffnen wollte; im Uebermuthe der Welt würden auch ſie jetzt noch nach

Steinen greifen. Ihr Kinder aber vergeſſet es nie und nimmer, euer himmliſche Vater waltet über euch, nicht blindes Ungefähr, was kömmt, kömmt aus ſeiner Hand, darum vergeſſet nimmer Dank und Demuth, Geduld und Zuverſicht zu euerem getreuen Gott und Vater, der im Himmel iſt.

So kinderlehrete der Pfarrer auf freundliche Weiſe in wechſelnder Rede und Gegenrede. Es heimelete Anne Mareili gar ſehr, denn Alles das hatte es ſchon gehört, wenn auch nicht mit gleichen Worten, und manches Wort tauchte ihm auf aus der wunderbaren Kammer der menſchlichen Seele, in welcher ſo Manches unbeachtet vergeſſen liegt, welches in entſprechenden Augenblicken wieder zu Tage trittet, manches Wort, welches der Pfarrer nicht ausſprach; auch die alte Zeit tauchte ihm auf, in der es als luſtiges wildes Mädchen das Alles hörte mit großer Andacht, aber ohne inniges beſonderes Verſtändniß, wo es die Worte des Pfarrers hielt wie Perlen und Edelſteine, an denen man große Freude hat, aber ehrerbietig ſie bei Seite legt und keinen beſondern nähern Gebrauch von ihnen zu machen weiß. Und ſo geht es zumeiſt; es geht mit der Lehre auch, wie es mit Korn und anderem Saamen geht, welches eine Weile im Schooße der Erde ruhen muß, ehe es zu eigenem Leben erwacht; was gar ſchnell aufgeht, verdorret ſchnell wieder. Das Leben iſt es, welches des Herren Worte ausbrütet in den Herzen der Menſchen. So war's ihm Anfangs, als ſei die alte luſtige Zeit wieder gekehrt, aber ſo war es ihm nicht lange. Die Worte ſchienen ihm einen ganz anderen Klang zu haben als ehedem; ſie glitten ihm nicht mehr ſo ſüß und ſanft ins Herz hinein, ſie bebten alle Falten erſchütternd im Herzen wieder, und wie ein

Echo tönte es ringsum, ja ſo iſt's; das Leben gab ihm der Worte Verſtändniß, das zweiſchneidige Zeugniß ihrer Wahrheit, das Leben machte auf einmal lebendig, was wohlbewahrt in dunkler Kammer gelegen. Ja, über ihrem Hauſe war es trübe und finſter und drinnen fehlte der Friede und das Genügen, und jedem Herzen Dank und Demuth und Zuverſicht, denn ihrem Hauſe fehlte Gott; an ſein Walten dachte Niemand, ihm dankte Niemand, auf ihn hoffte Niemand; wenn ſchon Lippen beteten, ſtumm blieben doch die Herzen; jedes Leben war los von Gott, und jeder führte es nach ſeinem Sinn und in eigener eingebildeter Machtvollkommenheit.

Wenn ein reicher Segen Scheuer und Spycher füllte, ſo dankte man nicht Gott, ſondern aß und trank um ſo reichlicher an den Sichelten und that um ſo wüſter, und wenn das Wetter Verderben drohte, ſo grollte man mit dem Wetter, aber um beſſeres bat man den Herrn des Wetters nicht; was dieſes eintrage, jenes ſchade, ſo rechnete man, aber was der Herr zu dieſem ſage und zu jenem, ſo frug man nicht; eines war des andern Feind, jedes lauerte auf ſeinen Vortheil und des anderen Schwäche; zwiſchen den ſelbſtſüchtigen Herzen mittelte Gott nimmer; darum war daheim ein ſo düſter und unheimlich Sein. Das hatte Anne Mareili ſchon lange gefühlt, aber ſo klar war es ihm nicht geworden; ſo klar war es ihm nie geworden, wie es ſelbſt troz der eigenen Unheimlichkeit erfaſſet ſei und unterthänig ihrem böſen Hausgeiſte. War doch Gott ihm kein Troſt, ſuchte es doch im Gebete den Frieden nicht, hatte doch all ſein Glauben wenig Einfluß auf ſeine Stimmungen, ſuchte ſein Auge in keiner Schickung Gott, war ja auch ſein Leben eigentlich los von Gott, wenn es auch weder ungläubig noch laſterhaft war. War es aber nicht deswegen ſo in Aengſten, ein rathlos Laub im Winde, meinte ſich abhängig von alten Launen alleine und dachte nicht daran, daß auch es Gottes Kind ſei und jedes Haar auf ſeinem Haupte in deſſen Schutz, und daß in einem feſten Entſchluß, in Gottes Namen gefaßt, die beſte Abwehr ſei für unbegrenzte Angſt? Aber ſo iſt's, ſchön predigen iſt nicht ſchwer und Viel glauben auch nicht, aber den Glauben zum Leben werden zu laſſen und die Predigt zu einer Brücke vom alten Wort ins junge Leben, das iſt ſchwer. Zumeiſt hat es der Menſch wie ein kluger Kaufmann, Alles wohl ſortirt, hier eins appart und dort das andere für ſich, in einem Krummen (Behälter) iſt der Glaube, in einem andern ſind die Anſichten, in einem dritten die Grundſätze, in einem vierten die Gefühle, das Leben aber hat er in den Fingern, und wenn er ſeinen Kunden wägen thut Roſinen und Weinbeeren, Mandeln und Kaffee, ſo frägt er weder nach Anſichten noch nach Grundſätzen, ſondern wiegt eben wie es ihm in den Fingern iſt. Schlägt der Kaffee ab, ſo wiegt er wie der frömmſte Chriſt, denn viel abſetzen ſo ſchnell als möglich iſt ſein größter Vortheil; ſchlagen die Weinbeeren auf, ſo kleben ſie ihm an den Fingern und er wiegt wie ein emanzipirter (das ſind eben die ſchlimmſten) Jude, denn je weniger er heute gibt, deſto mehr löst er aus den Andern morgen. So aber wie ein wohl aſſortirter Jude ſoll es der Chriſt nicht haben; er ſoll Eins ſein, d. h. nicht Alles durcheinander, einem Knäuel gleich, in welchem es hinten und vornen gleich ſtrub iſt, wie es in mancher Schreiberei ausſieht und in manchem oberkeitlichen und ſonſtigen Haushalt, ſondern einem ſchönen Baume gleich, wo aus lebendig gewordenem Kerne die feſten Wurzeln ſproſſen, ſchlank der Stamm gen Himmel ſtrebt, ſchattenreich und weit die Aeſte ſich ausbreiten. Der Glaube iſt das Wurzelgeflecht im chriſtlichen Herzen, entſproſſen dem lebendig gewordenen Worte; der Stamm iſt des Lebens Wuchs, das den Himmel ſucht, die Aeſte die einzelnen Verrichtungen, welche das Leben fordert. Dieſes Einswerden in ſich iſt auch das Einswerden mit Gott, unſer Ziel auf Erden, zu welchem Chriſti Fußſtapfen führen, aber wohlverſtanden nicht diesſeits, ſondern erſt jenſeits.

Weit komoder als dies iſt's freilich, wenn man annimmt, unſer Fleiſch ſei unſer Gott, und was das wolle, ſei recht; da iſt die Einheit raſch da, aber es iſt die Einheit, welche bereits in der Maus und in der Katze, im Hunde und im Haaſe iſt. Komod iſt's wieder, wenn man unſer Fleiſch für einen dürren Aſt erklärt, der nichts mehr zu bedeuten hätte, alſo den Glauben oder den Geiſt nichts anginge, ſo daß was allfällig noch mit ihm vorginge, ehe er völlig zu Staube würde, ſie nicht im mindeſten zu verantworten hätten. Das iſt den Worten nach zwei, aber dem Weſen nach eins; es führt beides zu der Einheit, welche im Thiere iſt, aus welchem wir uns empor winden, aber nicht in Gott, zu welchem wir empor ſteigen ſollen.

Gar Manche aber auch meinen, der aufgeſpeicherte Saame ſei das Ackerfeld ſelbſt, und denken nicht, daß, was im Spycher wächſt, Auswuchs oder Würmer ſind. Was im Spycher iſt muß man während es geſund iſt mahlen, dann gibt es geſundes Brod, wird zu Fleiſch und Blut in geſunden Körpern, oder man muß es eben wieder aufgehen laſſen in des Lebens Ackerfeld zu neuer Frucht, zur Frucht, die bis in den Himmel reicht.

Es ſproßte in Anne Mareili, wie nach einem furchtbaren Gewitterregen, wenn im Weſten durchs Gewölk die Sonne bricht, während im Oſten der wunderbare Gnadenbogen ſich wölbet. Es war auch ein Durchbruch. Aber wenn es ſproßt, ſo ſtreckt der Stamm ſeine Aeſte doch noch nicht bis in den Himmel hinein, und eben den Sprößlingen iſt der Reif am gefährlichſten.

Als der letzte Geſang vorübergerauſcht, der Pfarrer den Segen geſprochen, der Sigriſt die Thüre geöffnet, ging Anne Mareili ungern aus dem kühlen friedlichen Hauſe hinaus ins heiße ſtaubige Leben; es fühlte eben in ſich Leben wogen, Gefühle kreiſen; der heiligen Stunde hätte es ſo gerne abgewartet innerhalb den ſtillen heiligen Mauern. Wer aber ſein Leben draußen hat, nicht drinnen, wer ſein Gehör anſtrengen muß, ſeine Sinne zuſammen halten, die, wie ein Trupp wilder Buben, ſich nicht gerne ſtille halten an einem Orte, der mag wohl kaum warten bis der Pfarrer ſchweigt, der Sigriſt z'Loch aufmacht für die ungezogenen Buben, die hinausfahren, ehe er es noch recht offen hat. Anne Mareili mußte mit den anderen hinaus und trappete ins Dorf hinein, ohne daß es durch etwas gezogen ward, ohne daß es wußte, wohin es wollte; innerlich war ſeine Seele gekehrt. Aber ſeiner ſelbſt war es nicht lange, erſt rief ihm die Krämerin, kramen ſollte es, dann riefen ihm zwei Gefährtinnen, eine Halbe zahlen ſollte es, dann kam die Wirthin und rief, d'Geiger ſeien da und tränken nur noch einen Schoppen, die Hallunken meinten, ſie könnten keinen Zug thun, wenn ſie nicht den Kragen voll hätten, ſie ſollten doch ja nicht weiter, im Augenblick ginge es an. So umarfelte (umfaßte) die Welt das Meitſchi von allen Seiten, zog es dem Strudel wieder zu, an deſſen

Enden es ſich gewiegt hatte; es ging hinein; es wußte nicht anderswohin, hatte keine Ausrede bei der Hand, und wer weiß, ob die Wirthin nicht etwas für ihns wußte? Aber ſtille war es; die Welt überwältigte ſein Sinnen nicht, die äußern Eindrücke überflutheten es nicht, der Wein erſäufte es nicht, die Geigen übertönten es nicht, und als die andern Mädchen hinauf gingen, um zu ſehen, ob Schreiß da ſei, ſagte es, etwas G'rechts ſei nicht da, öppe es Paar Buben, die nicht drei Mäs Krüſch hoch ſeien und die tanzen müßten, wenn Niemand anders da ſei, wenn es ihnen nicht gehen ſolle, wie Heuſtüffeln in den Erdäpfeln, die, ſie möchten ſpringen wie ſie wollten, doch nicht vorauf kämen. So blieb es ſitzen und alsbald war die Wirthin bei ihm und ſtärkte ihns, daß es nur ſtandhaft bleibe, einen brävern bekäme es nicht, ſie wiſſe es, und vom Kellerjoggi wiſſe ſie Sachen, wenn ſie bewieſen wären, ſo wäre der wohl alt genug. Sie wollte lieber eine lebendige Kröte zum Manne, und noch dazu eine geſchundene, als ſo einen alten Kellermoloch. Mehr konnte die Wirthin nicht ſagen, andere Gäſte nahmen ſie in Anſpruch. Anne Mareili zahlte, ging; was es gehört, ging ihm über Geigen und Tanzen.

Mehr und mehr feſtigte ſich in ihm der Entſchluß, der Heirath mit dem Kellerjoggi, wenn ſie wieder auf das Tapet kommen ſollte, ſich ernſtlich zu widerſetzen; war's doch keine Noth, ſondern nur Zwang, den Eltern an ſich ſelbſt nichts geholfen, ſondern nur den Reichthum der Brüder vermehrt, die deshalb um nichts beſſer mit ihm geweſen wären. Wollten ſie ihm Resli nicht laſſen, in Gottes Namen, darein wollte es ſich fügen, und doch zog es ihns immer inniger nach einem

Hauſe, wo Friede ſei und Genügen, Gott Hebel und Sonne, wo mit Gott begonnen ward der Tag und mit ihm geſchloſſen. Da, duechte es ihns, wäre ihm wohl, wäre ihm, als wenn es käme unter ein ſicher Obdach aus finſterem Walde, in welchem Räuber ihm nachgeſtellt, wilde Thiere gebrüllt, giftige Schlangen durchs Gras gekrochen; da wollte es beten und gehorchen alle Tage ſeines Lebens, keine Unantwort mehr geben, keine ſaure Miene machen nimmermehr. Und es gaukelten vor ſeinen Augen die lieblichſten Bilder, wie es dort ſchaltete und waltete, ein treu Söhnisweib war und den Eltern wartete, wie es ein lieb Weibchen war, mit dem Manne freundlich that und er mit ihm, wie es alles anſtellte und gerühmt ward von allen Leuten.

So verſchwammen ihm immer mehr Himmel und Erde und beide waren eins. Reslis Haus ward ſein Himmel und im Himmel ſchien ihm Reslis Haus, und ſo wanderte es langſam gedankenvoll dahin, bis rohes wildes Bellen ihns weckte; es war ihr rother Mutz, der alle Vorübergehenden neckte. Ach, wie viele Himmel gibt es nicht, aus denen ein rother Mutz mit Bellen uns verjagen, ja manchmal eine einfache Katze, braucht nicht dreifarbig zu ſein, mit Miauen uns verjagen kann. Dort ſtand es lange und ſchaute ihr Haus und rechnete zuſammen, was Alles darin ſei, wie man es haben könnte, wie man es hätte, und wie das Guthaben nicht abhänge vom Garbenſtock, nicht vom Heuſtock, nicht vom Schmutzhafen, nicht vom Geldſeckel, und wie es ihnen nicht übel ginge, wenn alles dies verbrennen thäte, indem ſie es böſer nicht hätten, vielleicht beſſer, denn man käme wahrſcheinlich der Wanzen los. Aber was am meiſten ſchmerze, was einem Haus und Bett verleide, dieſes verbrenne das Feuer nicht, waſche das Waſſer nicht weg; dieſes ſitze an einem Orte, wo irdiſches Feuer nicht brennt, wohin Waſſer nicht reicht und triebe man es auch mit Spritzen von allen Seiten. Aber daß es eben hier geboren worden, hatte das nicht auch Gott gewollt, und wenn es eines Spitlers Tochter geweſen, in Schmutz und Hudeln, hätte es Resli je angeſehen? Sollte es murren, undankbar ſein? Nein, das wollte es nicht, wollte anerkennen und dankbar ſein, wollte Resli entſagen, wenn es ſein müßte, aber wollte den Kellerjoggi nicht um kein Lieb, keinen Preis. Zu der Brüder Hung ſei es nicht geboren, es ſtehe nirgends in der G'ſchrift, daß das Gottes Wille ſei.

Die Sonne ſenkte ſich und Anne Mareili ging heim, ziemlich ruhig, was auch der Vater heim bringen möchte; denn nur ſo lange man nicht gefaßt zu ſein meint, währt die Angſt; ob man dann aber auch wirklich gefaßt ſei, wenn man auch gefaßt zu ſein glaubt, das iſt eine andere Frage.

Von weitem ſchon kam ihm ihr Mutz entgegen und ränggelete mit dem Schwanz ſo weit es ihm möglich war; denn wenn er ſchon ein wüſter Hund war, ſo war er doch dankbar. Still war's ſonſt ums Haus, blos die Enten ſchnaderten in der Miſtgülle und die Schaafe blöckten zum offenen Gatter hinaus; die Jungfrauen aber waren, wie die Mutter richtig geſagt, noch weit von heim, werden wahrſcheinlich auch in irgend einer Miſtgülle geſchnadert haben. Die Schweine grunzten gewaltig als es bei ihnen vorbei ging; ſie wußten auch, wer es war, und als es in die Stube trat, berzete auch die Mutter im Nebenſtübli, durch das Naren der Thüre aus ihren Träumen geſtört. Es iſt meiſt ſo, daß wo der Bauer ein Rarer iſt, da raret und gyret alles; da raret das Tennsthor, die Wagenräder, die Stuben, die Gänterlisthüre, ja ſelbſt der Hoſenſack.

„Biſt du's?“ fragte die Mutter, und zog die Kappe wieder z'weg; „was iſt für Zeit? Es wird Zeit ſein zum Feuern; geh und mach z'weg; es muß z'weg g'macht ſein für die Säu u für üs geyts de grad i eym, u was de nit da iſt, cha hingernache luege.“

Anne Mareili, ein getreuer Adjutant, jedoch ohne galonirte Hoſen (die Oberſten ſollen galonirte Schnäuze kriegen nächſtens, an Geſlemmten wolle man den Effekt probiren, heißt es), fütterte die Schweine an der Mutter Statt. Wie es eben dran war, den Trog zu putzen, kam der Vater daher, that die Thüre auf zum Stall; und wie Anne Mareili das Herz klopfte, während der Vater die Schweine beſah, aber nicht wegen den eigentlichen Schweinen, ſondern wegen Kellerjoggi, das begreift Niemand, als wem einmal aus Vaters Lippen ein Urtheil gehangen hat, das, wie eine Kartätſche in den Leib, ſchlagen konnte in das Lebensglück. „Die thun nicht bös, ſagte er; am kalten Märit können wir zwei vorab den Burgdorf-Metzgern geben, öppe eim, der Geld hat; wenn wir die andern ausmäſten bis Lichtmeß, ſo wiegt jede drei und einen halben Zentner, und wenn morn mit willſt d'r düruf, ſo mach, daß du vor den Fünfen z'weg ſeieſt.“

Man ſagt bald, es ſei einem geweſen, als ob Feuer durch einen durch gefahren, oder als ob man einem mit Waſſer beſchüttet hätte über und über; aber wie es Anne Mareili war, das konnte es nicht ſagen. Es wußte nicht, tanzte es mit dem Säutrog, oder fuhr es mit ſammt dem Haus durch die Luft, und ehe es begriff und antworten konnte, war der Vater fort und gab den Roſſen zu freſſen, brummend über die Liederlichkeit des jungen Volkes, das um ſechs Uhr noch nicht heim ſei, nicht ausgehudelt habe, wohl, denen wolle er. Er dachte halt nicht daran, daß jeder meinte, der Meiſter, weil er ſo früh ausgegangen, werde auch ſpät heim kommen, darnach ſich richtete und verrechnete, ſo gut der Meiſter ſelbſt ſich verrechnet hatte. Der war auch ausgegangen um zufällig den Kellerjoggi anzutreffen, und traf denſelben richtig auch an, aber nicht wie er gehofft hatte. Derſelbe that gar kaltblütig, weder verblüft noch zornig, brachte es ihm ſchön als er hinein kam, ſagte blos im Vorbeigehen, er ſei letzthin nicht gekommen, er hätte öppis Rückeweh gehabt, aber die andere Woche werde es ſich wohl geben, wenn er öppe Zeit hätte. Der Dorngrüttbauer nahm das hin und ſagte blos, er wiſſe nicht, was es gebe, könne nicht verſprechen, es gebe manchmal etwas ung'ſinnet. Darauf ſprach er von gleichgültigen Dingen. Wie er den Schoppen aus hatte brach er auf, gäb wie man ihn bleiben hieß. Er müſſe gehen noch etwas ſchauen, ſagte er, wenn es einem an etwas gelegen ſei, ſo müſſe man gehen, während es noch ſei, mit dem Warten habe man ſchon Manches verſäumt, dann ſei man reuig und es nütze doch nichts. Das ging dem Kellerjoggi hinein; er drehte die Rede lang um und um und dachte: Iſt das g'haue oder g'ſtoche? Er wird einen nur gluſtig machen wollen, meinte er endlich; aber er iſt am Lätzen; wenn die Katzen Mäuſe fangen wollen, ſo müſſen ſie der Sache wohl abpaſſen. Aber zu liſtig kann man manchmal auch ſein, und Abpaſſen und Verpaſſen iſt einander nahe verwandt.

Anne Mareili konnte vor Freuden der Mutter den erhaltenen Bericht faſt nicht ſagen, ſetzte aber doch hinzu: „Mutter, gehe du mit dem Vater; du biſt ſo lang nie von Hauſe weg geweſen und noch gar nie dort oben.“

Die Mutter hatte es ungern, daß der Vater das Meitſchi auserleſen und zürnte es, wie es ſo geht, auch an der Tochter, die ſich deſſen nichts vermochte. „Wenn er mich wollte, ſagte ſie, ſo hätte er es mir anerboten; aber ich weiß wohl, er ſchätzt mich nichts und ſchämt ſich meiner, und wenn er mir jetzt ſchon zehn Batzen geben wollte, daß ich mitgehen ſollte, er könnte mir küderlen.“ Das wäre zu probiren geweſen; aber was der Bauer einmal wollte, daran war wenig mehr zu ändern, und an dieſem gar nicht. Die Mutter hatte allerdings recht, er ſchämte ſich ihrer; ſie war ihm zu ungattlich und redete ihm nie recht. Gab ſie ihm recht, ſo war es ihm nicht recht, widerredete ſie ihm, ſo ward er erſt böſe. Sie hatte es bös treffen. Seine hübſche Tochter hatte er viel lieber neben ſich; er hatte eine gewiſſe Meinung mit ihr, die ſich in ihrem Grunde nicht viel von der Meinung unterſchied, die man mit einem ſchönen Roß hat oder einer apparti ſtolzen Kuh; und daß man lieber mit einem Engländer ausfährt, als mit einer Mähre, welche halb von den Mäuſen gefreſſen iſt. Er ſchmunzelte allemal, wenn Einer ſein Meitſchi wohlgefällig anſah. „Gäll, hätt-tiſch's,“ dachte er; er empfand ſo eine Art Galgenfreude, wenn er ſein Meitſchi wie ein Stück Speck dem Mannevolk einen ganzen Tag lang durchs Maul ziehen und bei jedem denken konnte, der nähm's auch, aber ohä. Ganz anders hat es ein alter Käuſt, wenn er eine ſchöne junge Frau neben ſich hat. Jeder freundliche Blick, den ſie erhält, geht ihm wie ein Stich durchs Herz; was haben die zuſammen, denkt er allemal, wenn die einander nicht kennten, ſie hätten ſich nicht ſo angeſehen, da muß etwas ſein. So kriegt er lauter Stiche ins Herz, daß wenn dasſelbe nicht wäre wie altes Händſcheleder, dasſelbe ganz verlöchert würde. Geht er aber ohne ſie, ſo ſtechen ihn ſeine eigenen Gedanken und alle Augenblicke muß er denken, was macht ſie jetzt? wen ſieht ſie jetzt? wer iſt wohl bei ihr, der Tüfels Täſche? So wird er geſtochen, er mag mit ihr fahren oder ſie daheim ſitzen laſſen; geſchieht ihm aber recht, iſt Strafe für den Gluſt.

Anne Mareili freute ſich gar unbeſchreiblich, je unverhoffter und wie ausgemacht ſein Glück, wie ein Engelein aus dem Himmel ihm vor den Füßen ſtund. Es hürſchete in der Küche herum, daß die Mutter es daraus ſchicken mußte; es kehrte in ſeinem Stübchen das Oberſte zu unterſt und als es den Schaden umſah, hatte es lauter alte Ruſtig für Morgen z'weg gelegt und alles, was es wollte, wieder in den Schaft gethan. Es wollte nicht gäugelhaft erſcheinen, ſondern ſo recht ehrbar und anſtändig, wie es ſich ziemt. Das iſt aber für ein Meitſchi ein ſchwer Erſinnen, wenn es dieſes nicht von Jugend auf ſeiner Mutter abſehen kann.

Es iſt wohl nicht bald etwas ſo ſchwer, beſonders wenn es erſinnet werden muß und nicht angewohnt iſt, als ſich immer ſo zu kleiden, daß weder etwas Nachläſſiges noch etwas Narrechtiges zum Vorſchein kommt, daß Jedermann ſagen muß: das kömmt doch tuſigs brav daher, geng wie uſe me Druckli uſe, nüt z'viel, nüt z'wenig. Gäb wie leicht ein Bändeli z'viel, eins zu wenig, etwas ſchmutziges oder etwas glariges (ſcheinendes), etwas zerriſſenes oder überflüſſiges, ſo iſt alle Mühe und Arbeit umſonſt und man wird Schlärpli oder Gäuggel titulirt, und dieſe Titel werden weit häufiger ausgetheilt, als man glaubt, und an Mädchen die ſich das nicht träumen ließen. Es iſt aber auch wirklich ſchön, ein himmelſchreiend ſeiden Fürtuch und kuderige Strümpfe dazu, oder ein ſchöner weißer Lampihut mit Federn oder Lätſchen vom Tüfel und ein blau oder weiß Band daran, das man mit keinem Stecklein anrühren möchte, oder ſchöne ſchwarzſeidene *a jour* Handſchuhe bis an die halbe Hand, hinten an den Fingern goldene Ringe und vornendran Klauen wie ein Habch, oder eine goldene (wenigſtens gelbe) Kette um den Hals und D . . . hinter den Ohren, oder *a jour* Strümpfe und verkniepete Schuhe und gwunderige Ferſeren. Es iſt wirklich eine ſtrenge Sache für ein Meitſchi, eben recht in allem zu ſein, zu machen, daß alles nicht bloß zuſammen, ſondern auch zu Zeit und Ort paßt, daß es nicht zum Nachtmal geht z. B. wie ein Pfau der z'Himmel fliegen will, oder im Winter wie ein Sommervogel und ſchön himmelblau und ſchnabelig im Geſichte. Aber am allerſchwerſten mag es doch ſein, ſich recht zu kleiden, wenn man auf die G'ſchaui reitet; wenn je, ſo paßt hier ein alt Sprichwort: zu wenig und zu viel, verhöhnt alle Spiel. Eine alte Frau ſieht ſcharf, ſieht was hinter den Ohren iſt, oder hier oder dort was man nicht ſehen ſoll, und eine alte Frau iſt oft wunderlich und wenn's der einen recht wäre, iſt es der andern nicht.

Anne Mareili hatte einen natürlichen Sinn für das Rechte, und die nicht zu kaufende Gabe der Nettigkeit; es ſtund ihm alles wohl, es ſtrahlte ſo gleichſam aus den Kleidern heraus, und doch ſah man gar nicht, daß es angewendet, daß es gedacht: helf was helfen mag; es war meiſt alles ſo, daß man meinte, es müſſe ſo ſein und nicht anders, es hätte gleichſam gerade ſo von ſelbſt ſich verſtanden. Was ihm aber die Sache ſehr erſchwerte, war, daß es nicht kaufen konnte, was es wollte, ſondern daß ihm ſehr viel Kleider kramweiſe zukamen, bald vom Vater, bald von der Mutter, manchmal war es dabei, manchmal nicht, und weder der Vater noch die Mutter hatten je von Geſchmack gehört; ſie wußten nur was ſteych (ſtinke) und was wohl ſchmöck, und meinten, was ſie ſchön duech, ſei ſchön, und ſchön duechte ſie, was himmelſchreiend war, oder was wohlfeil war und doch, wie ſie ſagten, in die Augen ſchien. So krameten ſie manchmal, daß es Anne Mareili das Waſſer in die Augen trieb, während es ſchön danken mußte. Und was ſie gekramet, das mußte es auch tragen, ſie zürnten es ſonſt an ihm. Das Dümmſte mußte es einige Male tragen, daß die Eltern es ſahen. Das that es denn auch etwa als Gotte an einem Nebenausort oder in der Nähe herum, wo es wohl bekannt war, oder in der Familie, wenn es an irgend ein Mahl mußte. Hatten ſie es ſo geſehen, ſo vergaßen ſie es, und es konnte ſich deſſelben wieder entledigen auf beliebige Weiſe.

Man kann ſich daher denken, daß die Wahl Mühe koſtete, beſonders da die Toilette eines Bernermädchens da anfängt, wo eine vornehme Dame noch gar nicht daran denkt, beim Hemde nämlich; das Hemd bildet eine der köſtlichſten Zierden. Ich weiß nicht wie Königinnen Hemder tragen; ſelbſt von der Viktoria ihrem, von der ſonſt allerlei in den Zeitungen ſtand, habe ich nie etwas geſehen oder gehört, aber ich bin überzeugt, ſie würde es kaum merken, dem Stoffe nach, wenn man ihr eins von einer Bernerbauerntochter leihen würde, eins nämlich, wo Aermel und Rock vom gleichen Stücke wären, was freilich nicht immer der Fall iſt, wie es bei Wäſchen an den langen Seilen zu ſehen. Es iſt halt in allen irdiſchen Dingen gerne Bſchiß. Aber das bin ich überzeugt, daß manche Hofdame und manch ander adelich Ding gar keine ſolche Hemder hat, und es ungern hätte, wenn man wüßte, wie manches ſie hat und welche. Die Hoffart im Hemde iſt die ſchönſte aller Hoffarten, das reine feine Hemd über dem Herzen ſoll dem Mädchen eine tägliche Predigt ſein, daß es auch rein bleiben müſſe unterm Hemde, denn was da unten werde geſponnen, auch noch ſo fein, das müſſe einmal an die Sonne.

Die Mutter hatte es recht böſe an ſelbem Abend und ward daher rumpelrurrig aus dem ff. Anne Mareili war hell nichts für ſie und keine Jungfrau kam heim, ſie mußte die Sache (den ganzen Haushalt) alleine machen. So Jungfräuleni kommen nicht heim, ſo lange eine Geige geht, ſo lange noch Hoffnung zu einem Schick vorhanden iſt; ſo Jungfräuleni haben ſelten Sinn für ihre Pflicht und chriſtlichen Ernſt im Leibe, ſie haben nichts im Leibe als den Sinn der Mücke, die auch nichts kann als tanzen, und zwar am liebſten um ein Licht, bis die Flügel verbrannt ſind. Dann iſt's mit dem Tanzen aus und ein elend Maren fängt an, das währet bis endlich der Tod kömmt. Was dann aber auch an einem ſolchen Abend wo ſie alles alleine machen muß, und am Morgen eine andere dafür ausfahren kann, eine Mutter abzerrt, man glaubt es nicht, wenn man es nicht gehört hat. Es kömmt ihrer Umgebung wohl, daß ſie gewöhnlich alle ihre Vorſätze unterm warmen Federnbette verſchläft, ſonſt wahrhaftig es würde geſchehen, daß man an einem ſchönen Morgen ſtatt Hammen und Speckſeiten, lauter Jungfrauen im Kämi könnte hängen ſehen, und ſtatt der Würſte die Geiger.

Anne Mareili konnte lange nicht ſchlafen, es war ihm viel zu heiß in ſeinem Stübchen und wenn der Schlaf kommen wollte, ſo kam die Angſt auch; die hörte dann donnern oder regnen. Anne Mareili fuhr auf, ſteckte die Naſe zum Läufterli aus, huſch! war der Schlaf entflohen. Dann kam er leiſe wieder, drückte leiſe ihm die Aeugelein zu; plötzlich fuhr Anne Mareili auf und ſchrie: Halt, Aetti, Halt, Herr Jeſes, Herr Jeſes, m'r falle, lue doch d's Bort! Da ſaß es dann ganz verblüfft im Bette, wenn es merkte, daß kein Bort da war, ſchämte ſich vor ſich ſelbſt, huſchte unter die Decke, der mitleidige Schlaf erbarmte ſich ſeiner wieder, drückte leiſe die Augenlieder nieder, ein angenehm Schnarchen ließ liebliche Töne hören. Da plötzlich ein lauter Schrei und bolz gerade ſtand Anne Mareili im Bette und ſchrie: „Häb, Aetti, häb, d'r tuſig Gottswille, häb, häb, lue der Kohli het Fecke und wott flüge.“ Das lächerete wohl den Schlaf, aber boshaft iſt er nicht, er iſt der Menſchen mildeſter Freund auf Erden. Alle Abende kömmt er mit Bechern voll ſüßer Labung und ſtärket die Menſchen zu neuem Tagewerk. Wie eine treue Mutter zum dritten und vierten Male anſetzt, einen heilenden Trank dem kranken Kinde einzuflößen, ſo thut auch der Schlaf. Nur wo er weiß, daß einem recht Noth thäte an den Himmel zu ſinnen Tag und Nacht, weil gar zu weit er noch von der engen Pforte iſt, da kömmt er nicht, da gibt er dem Menſchen Zeit zum Sinnen. Aber gar viele Menſchen verſtehn ihn nicht und ſinnen nur an die Welt, deren eben das Herz voll iſt.

Zum dritten Male aber kam er zu Anne Mareili wieder, nahm aber dießmal ſüße Bilder mit, ob denen Anne Mareili nicht erſchrak, in die mit ſüßer Wonne es ſich verſenkte; denn lieblich wurden ſeine Mienen, ein Lächeln ſchwebte über ihnen, dem ſüßen Dufte gleich, der aus den Blumen ſteigt. Der ſchönſte Tag brach an, es merkte ihn nicht; goldene Sonnenſtrahlen gwunderten übers holde Mädchen hin, ſie weckten es nicht; ſie glänzten in ſeine Träume hinein, zauberten den ſüßeſten Tag herauf, den es je erlebt. Aber wie die ſchönſten Tage gewöhnlich mit Gedonner enden, ſo fuhr in ſeinen ſchönſten Traum auch die Stimme der Mutter: „Seh, wennd' doch mit willſt, ſo ſteh auf, das iſt doch afe kei Manier, im Bette liege bis man fort will und Alles a mi z'lah."

Da that Anne Mareili einen Satz wie ein Roß in der Schlacht, wenn ihm eine Bombe oder ſonſt etwas auf den Kopf fährt, ſtand mitten im Stübchen, wußte aber lange nicht wo es war, bis es den Tag vor den Fenſtern ſah und die Kleider rings auf Tiſch und Stühlen. „Herr Jeſes, Mutter, hab' ich mich verſchlafen, ſagte es, und doch ſo früh auf wollen. Zürn doch recht nicht, ich bin gleich z'weg."

Mit dem Dorngrüttbauer war nicht zu ſpaßen, und wenn einer ein ſtreng Regiment führt, ſo thut er alles eher als warten, das wußte Anne Mareili und herete ſich z'weg, man wußte nicht wie; aber als es fertig war, rann ihm der helle Schweiß von der Stirne. Es kam ihm wohl, daß ſein Geſicht das ſchwitzen erleiden mochte, was bekanntlich nicht alle Geſichter vermögen, und daß es ſich ſchicken konnte ohne eben zu pfuſchen, was eben wieder gar wenige können. Das letztere iſt eine Eigenſchaft, welche von Jugend auf erlernt werden ſollte, und beſonders von den Meitſcheni; es fehlt aber gewöhnlich der Lehrmeiſter dazu. Ferner kam ihm wohl, daß es den Kaffee brühheiß trinken konnte, was aber eine Unart iſt, welche bekanntlich faſt alle Töchter von ihren Müttern lernen können, denn ſchon war der Vater fertig, nahm die Geißel und ging, das hieß ſo viel als: ich fahre, wer mit will, kann zuſehen.

Krieg macht ſtäthig, der Friede läßig. Anne Mareili war getrüllet und hatte daher etwas von einem Soldaten an ſich, der auch z'weg ſein muß und nichts vergeſſen darf, wenn die Trommel geht oder es heißt, der Feind ſei da. Darum trüllet man die Soldaten im Frieden und wenn getrüllet wird, ſo iſt das eben nur Trüllen und nicht Kriegen. Freilich geſchieht oft, daß Trüllen für die Hauptſache angeſehen wird und ein Trüllmeiſter für ein Hauptkerl, beſonders wenn er ſimilorige Epauletten hat und allfällig noch ſchreiben kann, und Kolonne machen, auf dem Papier nämlich, im Kriege iſt dann aber all nichts und z'Trüllen iſt vergeſſen. Hat man doch ſchon oft während dem Trüllen von einem Tag zum andern Tag alles vergeſſen, was man befohlen hat oder was befohlen worden; wie ſollte man dann nicht alles vergeſſen haben, wenn der Krieg kömmt, wirket doch kaum was ſo eigen auf das Gedächtniß, als wenn es blitzt, als wenn es kracht. Und wenn das Hauptquartier mit dem ſchlechteſten Beiſpiel vorangeht, was darf man dann vom gemeinen Soldaten fordern. Die Haupttrüll iſt aber immer die fürs tägliche Leben, wo Vater und Mutter die Trüllmeiſter ſind; die iſt nicht blos gut fürs g'fätterle, die iſt zu allen Dingen nutz; wer aber dieſe

Trüll nicht empfangen hat, iſt ein Lädi fürs Leben, ein Meiſterlos, ein Zaaggi; ſoll er laufen, ſo hat er die Strumpfbändel verniſtet, ſoll er ſchießen, ſo hat er kein Pulver, oder hat er gar das Unglück in die Regierig zu kommen, ſo macht er die Weibel tubetänzig, die Schreiber z'Teufels, die Geſchäfte zu einer verhürſchete Strange; dabei wird es ihm am Reden nicht fehlen, von wegen je mehr einer zaagget und hurſchet, deſtomehr redet er gewöhnlich und manchmal ſogar ſchön.

Anne Mareili war gut getrüllet, abſonderlich vom Vater, der für Niemand Nachſicht und Geduld hatte; wer mit ihm fahren wollte, mußte z'weg ſein; war er fertig, ſo ſaß er auf, und ſaß er oben, ſo ſagte er Hü! und wer nicht fertig war, konnte nachſpringen oder daheim bleiben. Bei ihm hätte noch manches Ding, Frau oder Tochter, das Schicken gelernt und das Springen.

Es war daher fertig, wunderbar ſchnell (o, was die Meitſcheni ſich ſchicken können, wenn's ſein muß nämlich, man glaubt es nicht); es hatte weder das Nastuch vergeſſen, noch die Braſſelet zu den Myten, welche es freilich erſt auf dem Wege von der Küche zum Wägeli anzog; aber als der Vater abſaß, hatte es ſchon den Fuß auf dem Tritt und in dieſem Fall war er doch nicht Hungs genug zu ſagen Hü! er wartete dann bis man wirklich niederſaß. Die Mutter trappete, trotz dem, daß ſie daheim bleiben mußte, nach bis zum Wägeli; ſie hoffte auf ein freundlich Abſchiedswort von ihrem Alten. „Daß ihr mir dann heute fertig werdet mit Werch ziehen, ſagte dieſer, und ſpreitet es dann ſogleich auf dem Moosacker, daß es aber gemacht ſei, wenn ich heim komme. Hü, Kohli,“

und, nachdem er ein Paar Male ausgeſchlagen, zottelte endlich Kohli, taubſüchtig ſeines Weges. „Er iſt u blybt e Wüſte,“ brummte die Mutter und ging zur Küche; aber ob ſie den Kohli meine oder ihren Alten, darüber erklärte ſie ſich nicht näher.

Gedruckt bei J. Gaßmann, Sohn, in Solothurn.

Bilder und Sagen

aus der Schweiz.

Von

Jeremias Gotthelf.

Fünftes Bändchen.

Geld und Geiſt oder die Verſöhnung.
(Dritte Abtheilung, Schluß.)

Solothurn,
Verlag von Jent und Gaßmann.

1844.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Druck von J. Gaßmann, Sohn,
in Solothurn

Geld und Geiſt,

oder

Die Verſöhnung.

(Schluß der im 2ten und 4ten Bändchen begonnenen Erzählung.)

Ein wunderſchöner Morgen war's, als vom Dorngrüt weg Vater und Tochter fuhren, einem verhängnißvollen Tage entgegen. Hell ſchien die Sonne, kühl war die Luft, in üppiger Mannigfaltigkeit glänzte die in reichem Thaue perlende Erde; und nach und nach ward auch der Kohli heiterer und trabte munter von hinnen.

Es hat was eigenes und wirkt auch eigens ein auf unſer Gemüth, unſerem Glück entgegen zu traben in friſchem hellem Morgenwinde. Mancher Fähnrich hat dies erfahren, der in den erſten Morgenſtrahlen mit fröhlichem Trompetenklang ſeiner erſten Heldenthat entgegenritt. Des Feindes Feldmarſchall wollte er zuſammen hauen in Mitte der Armee, wollte der Erſte ſein auf dem Mauerkranze, der Erſte auf der Feuer ſprühenden Batterie, und wie immer enger und enger das Herz ſich zuſammenzog, je näher die Stunde der That anrückte, wird er ebenfalls erfahren haben. Das Gleiche hat mancher Schütze erfahren, der lange von Bechern, Stutzern und Goldbarren geträumt, an ſchönem Morgen dem erſten Schießet entgegen fuhr, in grünem Kleide, im Jubel der Gefährten. Wie er auf den Platz der Ehre kam, da dutterte ihm das Herz, es zwirrte ihm vor den Augen, ſo klein war die Scheibe, ſo weit der Stand! Gerne hätte er das Schießen aufgeſchoben, aber es rennt von dannen die Zeit, dann trinkt man ſich Muth ins Herz, will mit Zuger den Schlotter aus den Armen treiben, und doch zittert der Stutzer in der Hand; ob man den Zweck von oben oder von unten zu nehmen habe, weiß man nicht mehr, und aus dem Stutzer fährt der Schuß, man weiß nicht wie und nicht wohin. Allweg nicht in den Zweck, oft nicht einmal in die Scheibe.

Was eines Mädchens Herz bewegt, wenn es bald, bald, am Ziele iſt, welches es mit ganzer Seele erfaßt hat, kann man ſich denken. Aber wie es ſchlägt, wenn es einer Hölle entronnen und dem Himmel entgegen fährt, bald, bald, ihn erreicht, das kann nur der recht ſich denken, der auch einmal vom Höllenthor weg noch gen Himmel fuhr. Aber je näher man dem Himmel kommt, deſto mehr will es einem ſchwindeln, deſto mehr ängſtigt die Kluft, welche noch zwiſchen uns und dem Geſtade liegt, deſto mehr fallt uns ein, was uns am glücklichen Landen hindern könnte. Wenn der Kornet in die Schlacht reitet, ſo iſt es Gott und er, welche die Sache ausmachen, und ſteht der Schütze im Schießſtand, ſo iſt zwiſchen ſeinem Stutzer und der Scheibe nichts als ein Bischen Luft. Ehedem kam noch manchmal der Zeiger dazwiſchen, jetzt iſt dem auch abgeholfen. Wie viel ſchwerer hat's ein Mädchen, neben dem ein zwängiſcher Vater ſitzt, mit appartigem Kopf, und das auf G'ſchaui zu einem jungen Burſchen fährt, wo Vater und Mutter und Geſchwiſter ſind, und wahrſcheinlich alle mit appartigen Köpfen, und dieſe Köpfe alle haben etwas zu ſagen, können ſich ſtellen zwiſchen ihns und ſein Ziel!

Der Vater ſprach nicht viel, er dachte ſeinem Ladenhandel nach; die Tochter ſprach in dem Maße noch weniger, als ein Herzhandel das Herz mehr angreift als ein Ladenhandel. Manchmal ſchien ihr der Kohli ſo langſam zu gehen, daß ihm ein „Hü, Hü,“ nach dem andern auf die Zunge kam, und manchmal ſchien ihr, als kriege derſelbe Flügel, und müſſe ſie rufen: „O Aetti, Aetti, häb, häb!“ Auf einmal hielt der Aetti wirklich ſtill. „Herr Jemer, wo ſy m'r?“ rief Anne Mareili, welches plötzlich die Angſt ankam, ſie ſeien ſchon an Ort und Stelle. „J'Herrlige,“ ſagte der Vater, gab dem Stallknecht das Leitſeil und ſagte ihm: „ſpann aus und das Roß bleibt über Mittag hier.“ Jetzt wußte Anne Mareili, daß es abſteigen ſolle, und daß Liebiwyl in der Nähe ſein müſſe. Dem Roſſe nach ging der Vater in den Stall und Anne Mareili ſtund zwiſchen Wägeli und Wirthshaus, wußte nicht was machen, und als das Stubenmeitli ihns hineinkommen hieß, ſagte es, es wolle dem Vater warten, es wiſſe nicht, was der im Sinn habe. Der hatte im Sinn hinein zu gehen, wie es ſich erzeigte und Anne Mareili folgte ihm. Drinnen kannte ihn der Wirth, that erfreut, ihn zu ſehen und frug, was ihn Appartes einmal in ihre Gegend bringe, wo man ihn ſonſt nicht zu ſehen pflege. Der Dorngrütbauer that vertraulich und ſagte, er hätte noch etwas an Holz und Laden nöthig und gedacht, er wolle hier durch kommen, er (der Wirth) könne ihm vielleicht rathen, wo er es am beſten und wohlfeilſten finde „Mit dem Holz iſt es bös, ſagte dieſer, es geht alles fort, wir können ihm nachſehen und bald unſer eigenes nicht mehr ſägen laſſen. Die Sager ſägen auf den Kauf hin und uns Bauern laſſen ſie warten, bis die Würmer im Holze ſind, und gäb wie wir bitten und fluchen, ſo zäpfeln ſie uns nur aus. Dürre Laden oder Holz ſind rar, öppe hie und da noch ein Bäumchen bei einem Bauer, aber nicht oft, vielleicht hat der Sager im Taubloch noch etwas.“ „Iſt's wyt?“ fragte der Dorngrütbauer. „O Nein, keine Viertelſtunde, da z'vorderſt im Graben,“ antwortete der Wirth. „Es iſt mir geſagt worden, der Bauer zu Liebiwyl hätte immer Vorrath,“ ſagte der Dorngrüter. „Das iſt, antwortete der Wirth, der hat immer, aber nicht auf den Kauf hin, nur hie und da gibt er Jemand z'Gfallen. Kennt ihr ihn?“ „Nein, ſagte der Bauer. Sein Sohn wurde an der Brunſt zu Aufbegehrige geprügelt und blieb liegen, unſere Leute fanden ihn und brachten ihn heim, der hat geſagt, wenn wir etwas mangelten, ſo ſollten wir nur kommen, wenn's der Aetti hätt, ſo müßte m'r's ha. Aber ich weiß, wie das iſt: z'Gfalle geben! Märten darf man nicht, und wenn man einen betrügen kann, ſo ſpart man's nicht.“ „Habt nicht Kummer, ſagte der Wirth, wenn Euch der Sohn dieß geſagt hat, ſo findet ihr dort, was ihr wollt, und wie nirgends wohlfeil und gut. Sie hätten ſich nicht dafür, wie unkomod es ihnen wäre, nicht zu halten, was der Sohn geſagt. Das ſind noch appartige Leute, wenn alle ſo wären, ſo könnte unſer einer noch ſein in der Welt. Ich nehme ihnen faſt alle Kälber ab, und öppe was billig iſt, nehmen ſie gerne, aber mehr als etwas werth war, mußte ich nie zahlen, und erhielt die Sache recht, und wenn ſie etwas kaufen, ſo zahlen ſie was billig iſt, und plagen einen nicht mit Märten, daß es einem duecht, man möchte ihnen fünf Finger Usg'wicht geben. Oeppe ung'ſorget darf man Schweine von ihnen kaufen auf Gewicht, man wird nie Steinkrätten voll Kieſelſteine in den Därmen finden. Mit denen iſt noch z'handeln, aber ſonſt iſt mit den Bauern faſt nichts mehr zu machen, ſie glauben bald keinem Wirth mehr etwas. Nüt für ungut z'ha! Es werden die Bauern öppe auch alle Tage witziger, und ſie müſſens, wenn ſie die Haut unter den Ohren behalten wollen, und es ihnen nicht gehen ſoll, wie den Haaſen, die immer rarer werden, je mehr Jäger es gibt." „Sind die Leute reich?" „Ja, antwortete der Wirth, das ſind noch Bauern, wie ehedem geweſen, haben noch Würze, hängen nicht zu oberſt in den Aeſten und müſſen nicht, wie ſo Viele jetzt, wenn ſie drei Dublonen mangeln, um Geld aus, und um Milch, wenn ſie ein Kaffe machen müſſen ung'ſinnet." „Ho, ſagte der Dorngrütbauer, es wird doch dere noch mehr geben, welche einen Tropf Milch übrig haben und einen Kreuzer Geld, und mügli wär's, daß d'Wirthe auch noch oft froh darüber ſind, wenn ſie Geld bei Bauern finden, oder eine Kuh, und manchmal zwei dings haben können." „Es gibt auch beider Gattig, ſagte einlenkend der Wirth, aber wenn ich rathen kann, ſo geht dorthin, reuig werdet ihr nicht werden." „Allweg, ſagte der Bauer, will ich zuerſt zur Säge, liegt beides an einem Wege?" „Nein, ſagte der Wirth, dort bei jenem Haus mit dem rothen Dache gehen ſie voneinander, und ihr müßt wieder zurück bis dort, um von der Säge nach Liebiwyl zu kommen." Als nun Vater und Tochter zum neuen Dache kamen, ſagte der Vater zu Anne Mareili: „geh du afe, wenn ſie etwa nicht daheim ſind, ſo kann man ſie rufen, damit ich nicht lange warten muß, von wegen, noch heute wollen wir heim und es iſt weit." Somit ging er links und ließ Anne Mareili ſtehen. Das wäre gerne in den Boden gekrochen, wenn ein Loch da geweſen wäre, bis der Vater wiederkam, aber da ſtehen durfte es nicht, es mußte rechts, wie ſchwer es ihm auch ward. Was man gewöhnlich ſchüchtern nennt, war Anne Mareili nicht, es wußte, daß es des Dorngrütbauern Tochter war, und konnte Rede ſtehen und an ein Haus klopfen, ohne roth zu werden und dumm zu thun. Aber es gibt eine Schüchternheit, eine innere möchte man ſie nennen, die man nicht ſieht, an die man daher meiſt nicht glauben will. Sie iſt etwas unnennbares, halb Beſcheidenheit, die fürchtet, Jemand zu ſtören, ihm läſtig zu ſein, halb Scheu, ſich ſelbſt mit einer fremden Perſönlichkeit in Berührung zu bringen, ein inneres Widerſtreben, ſich ſelbſt einem fremden Auge zu öffnen, vor fremden Ohren auszuſprechen, was das Herz bewegt, auf der Seele ſich abſpiegelt. Dieſe Schüchternheit trägt mancher Mann zu Grabe, ſie wohnt in manchem Weibe, umſchleiert, als deſſen beſtes Ich; ihr eigentliches Haus aber iſt das Herz der Jungfrau, aber um ſo feſter umſchleiert ſie es, je bedeutſamer der Moment iſt, dem ſie mit Bewußtſein entgegengeht. Anne Mareili, von der Liebe Angſt und Weh gedrängt, hatte Resli in ſein Herz ſchauen laſſen, ſich gegeben, wie es war, ohne viel Umſtände und Komplimente. Es hatte Resli ſo viel als das Leben gerettet; dieſes Bewußtſein war der Schlüſſel zu ſeinem Herzen geweſen. Aber jetzt ſollte es alleine zu einem Hauſe gehen, wo es nie geweſen, ſollte dort anklopfen, mußte vielleicht lange erklären, wer es ſei; was Resli von ihm geſagt, das wußte es nicht, und ob es ihnen recht anſtändig ſei, ebenfalls nicht; was es ſagen ſollte und wie ſich benehmen, wußte es darum auch nicht. Vielleicht konnte es gar ans unrechte Haus gelangen und zum G'ſpött werden, oder Niemand zu Hauſe treffen als einen böſen Hund, ungefähr einen, wie ihren rothen Mutz, was ſollte es dann machen?

So ſchritt es ſchwer und ängſtlich zwiſchen hohen Lebhägen ein enges Gäßchen entlang; da hörte es hinter dem Haag rechts erſt eine Senſe durchs Gras fahren, dann ſagen: „höre du, heute kommen ſie nicht, ſie wären da.“ Darauf ſagte eine andere Stimme, und die kam ihm gar wunderbar bekannt vor: „das iſt nicht geſagt, kommen können ſie immer noch, es iſt weit.“ „Zähl darauf, ſagte wieder die erſte Stimme, ſie kommen nicht, ſie haben dich nur abſchüſſelen wollen, um z'Wüſtiſt nicht alles z'machen. Warum hätte dir ſonſt der Alte ſo nahg'luſſet (gelauert)? Du biſt d'r Narr im Spiel und z'wette wär, daß ſie geſtern v'rkündet worden.“ „Selb nit, ſagte die andere Stimme, das hätt z'Meitſchi nit tha, und m'r B'ſcheid g'macht.“ „A bah, verlaß dich doch auf kein Meitſchi, ſagte die erſte Stimme, wenn's a Rothkopf kömmt, ſo ſind ſie alle gleich, und gäb wie ſie vorher gränne, wenn's heißt, jetzt müſſe es ſein, ſie wollten zum Pfarrer, das Hochzeit anzugeben, ſo hat man noch keiner ein ſauber Fürtuch vorbinden müſſen, ſie hat es noch immer ſelbſt gethan.“ „Nimm nicht alle in einen Klapf, ſagte die andere Stimme, es gibt mancher Gattig Mädchen, ſo wie vieler Gattig Buben, du ließeſt dich auch nicht mit jedem zuſammenzählen. Zähl darauf, meins wäre nicht gegangen und hätte mir B'ſcheid machen laſſen.“ „Es muß dann ein Appartes ſein, lautete die Antwort. Wie iſt's eins? es nähmte mich doch Wunder, es zu ſehen.“ „Ich kann es dir ſo recht nicht ſagen, wurde geantwortet, du mußt warten, bis du es ſiehſt, und dann wird es dir ſicherlich gefallen. Es iſt groß, faſt wie die Mutter und doch kein Bohnenſtecken, hat eine ſchöne Haut, ſufer, nit kühroth, aber auch nicht wie ein ausgewaſchener Fürfuß, läng Züpfe, dunkle Augen und b'ſungerbar ſchöne Zähne; wenn es den Mund aufthut, ſo duecht's einem, man ſehe das Gätterli zum Paradies, und noch ganz funkelnagelneu, und b'ſunderbar fründlig cha's de dry luege, daß es eim duecht, es ſchmelz alles i eim. Sonſt g'wönli macht es ein ernſthaft Geſicht, faſt wie wenn es einem etwas befehlen wollte, und Häng het's, man ſieht ihnen z'Werche an und z'Wäſche, wie's ame Meitſchi wohl aſteyt.“ „Und taubs (zornig) haſt du es auch ſchon geſehen?“ wurde gefragt. „Taubs habe ich es zu Aufbegehrige gemacht, aber wie ich es erkannte, war es wieder verſchwunden.“ „So nimm dich in Acht und ſpring nicht ſo z'ſämefüßlige hinein, ſagte die erſte Stimme, ich für meinen Theil heirathe kein Mädchen, wenn ich es nicht taubs geſehen, ſo taubs, als es nur immer werden könnte. Und wenn ich nicht ang'fähr dazu käme, ſo ließe ich nicht nach, bis ich es ſelbſt ſo taubs gemacht hätte, daß es eim duechti, es möchte einen ung'ſchabt freſſe.“ „Warum das? wurde gefragt, du biſt immer der ſeltſam Chriſteli.“ „Ja lue, ſagte derſelbe, ich will wiſſen, wie ſie drein ſehen und was ſie thun, wenn ſie taub ſind und warum ſie es werden. Ich will dir etwas ſagen, es weiß es kein Menſch noch. Einmal hatte ich auch im Sinne zu heirathen, das war ein Meitſchi, wie aus Seide und Sammet gemacht, und ordlig wie ein Lebkuchen, von dem hätte man glauben ſollen, es könnte kein Wäſſerchen trüben, keine andern Augen machen als ſüße und nie anders reden, als wie durch ein Pfeiffenröhrchen. Es het mi duecht, es ſchryß mi e ganze Tag bi de Haare, bis am Abend, daß ich bei ihm war. Da kam ich einmal an einen Ort, wo getanzt wurde; es war noch nicht da, ich wartete, es kam nicht; aus Langerweile nahm ich ein Meitſchi, hatte drei mit ihm und zahlte darauf ihm eine Halbe. Während wir ſie tranken, kam mein Mädchen herein, ob es draußen mir aufgepaßt, weiß ich nicht. Aber Augen machte es mir, daß es mir ſchien, es ſtrecke ſie armlang zum Kopf aus und jedes hätte fünf Krallen wie ein Lämmergier. Mit mir wollte es nichts zu thun haben, ſchoß im Saal herum wie ein Wespi an einem Fenſter, zahlte mir z'Trotz ihrer Jungfrau Wein und Eſſen, ſchoß dann heim, wie b'ſeſſen. Ich auf und nach, nicht weit von ihrem Hauſe holte ich es ein, unterzog mich, wollte beſtens mich verſprechen, aber wohl, ich erfuhr, was ein ertaubet Meitſchi kann. Es machte mir ein noch zehnmal ärger Geſicht als vorhin, die Naſe that ſich auf, die Augen wurden wie Pflugsrädli, und aus dem weitgeöffneten Munde fuhr eine Stimme, ſo dick wie ein Weberbaum, und ſagte mir ſo wüſt, wie ich mein Lebtag es nie gehört. Schwyßhung war das Manirlichſte. Als ich das Mädchen ſo ſah, ſo ungattlig thun, und Augen machen, ärger als ein ertaubeter Stier, und reden wie ein halbvoller Weltſch, da entfiel es mir plötzlich, ſtatt der Liebe hatte ich ein Abſchüchen. Lieber e taubi Katz als ſo eine, dachte ich, machte mich davon ſo ſtreng ich konnte, und die Angſt, es ſei hinter mir und begehre mein, verließ mich nicht, bis ich daheim im Bette lag. Da war mir, als hätte mich Jemand aus dem Waſſer gezogen, oder als wäre ein ſchwer Fuhrwerk über mich gegangen und unerwartet erwache ich, ſtatt todt, unverſehrt, und ich that einen theuern Eid, nie mehr zu heirathen, oder wenigſtens nicht, bis ich das Mädchen ſo taub als möglich gemacht und erfahren, ob was es ertaube und wie? Da tätſchelt man die Mädchen nur, däſelet ihnen, und wenn ſie im Geringſten die Miene verziehen, ſo fragt man hundertmal:

„was heſt, was heſt," und macht den Kratzfuß um ſie, wie ein Hund um heiße Milch. Wenn eine ſchon wollte, ſie könnte nicht wüſt thun, und ſo geht es, bis man ſie hat. Nun meint man, man habe ſie und z'Fangen ſei nicht mehr nöthig, geht grad ane, und wie man ſo grad ane thut, thut das Mädchen auch, wie es gewohnt war, läßt ſein Hörnlein hervor, von wegen, es braucht ſich vor Niemand in Acht zu nehmen. Wenn nun jedes ſo auf einmal ganz natürlich thut, fallt jedes aus den Wolken und Niemand mehr zertheilt die Wetter mit Täſelen hinten und vornen, das Heulen geht an und das Zähneklappern und jedes klagt, es ſei b'ſchiſſe worden. Das Weib klagt, der Mann thäte nicht nach Schuldigkeit flattiren und tätſcheln, der Mann ſchüttelt ſich und ſagt: es grus ihm, ſo was hätte er nie erlebt, es werde ihm faſt g'ſchmuecht (ohnmächtig). So, Bruder, geht's, und wenn ich geheirathet geweſen wäre, als ich das Geſicht geſehen, und nicht noch ledig, es wäre mir nicht nur faſt, ſondern ganz g'ſchmuecht geworden; ſo aber lief ich davon, ward geſcheid, und dankte Gott. Darum, Bruder, nimm dich in Acht, Wunder nähmte es mich, ob dein Meitſchi auch noch ſo lieblich bliebe, wenn es ſo recht taubs wäre, aus dem ff." So redend trug Chriſteli eine Gablete Klee auf den Wagen, blieb aber ſtehen wie eingewurzelt. In grünem Haſellaube ſah er ein Mädchengeſicht, deſſen funkelnd Augenpaar ſtarr auf ihn gerichtet war. „Was duecht dich, was mache ich für ein Geſicht?" frug das Mädchen, als es ſich entdeckt ſah, und ſchalkhaft ſpielte über das Geſicht ein Lächeln, Chriſteli aber ſtand da wie Butter an der Sonne und wäre, weiß kein Menſch wie lange, da geſtanden, wenn nicht Resli, ſobald er die Stimme hörte, herbeigekommen und im grünen Haag ſein Meitſchi entdeckt hätte. Als daſſelbe von ſich reden hörte, konnte es begreiflich nicht mehr weiters, es wollte eigentlich nicht horchen, ſondern ſich nur zeigen, aber es ſcheute ſich, Chriſteli zu unterbrechen, iſt das ja nicht höflich, und ſo ſtund es ſtille da, bis Chriſteli es erblickte. Als Resli freudig es anredete: „Bis Gottwilche, das iſt bravs, ih ha afe zwyflet," da ſah man nichts mehr von der Ernſthaftigkeit, in welcher Chriſteli das Meitſchi anfänglich erblickt, es machte ein gar freundlich Mineli und ſagte: „trauiſt de Niemere? Was me v'ſpricht, das haltet me de notti. D'r Aetti het welle, daß ih mit chöm, er iſt afe alte u fahrt nit gern alleini." Nun kam auch Chriſteli herbei, gab die Hand, hieß ihns Gottwilche und ſagte, es werde doch nicht für ungut haben, was er da geſtürmt, er ſage manchmal etwas für die Langeweil, deſſen müſſe man ſich nicht achten. Aber er hulf, ſie wollten heim, die Leute könnten ſonſt meinen, ſie ſeien ſturm und redeten mit den Haſelſtauden.

Von dieſer Seite her kam man zum Hauſe, ohne andere Häuſer zu berühren, es lag in weitem Baumgarten, rundum ein geräumiger Platz, aber nirgends ein verzattert Stück Holz, nirgend herumliegend Stroh, alles wie an einem Feſttage, freundliche Blumen in den Fenſtern, auf der breiten Teraſſe ſonnete ſich ein alter Hund, der ohne Bellen, aber freundlich wedelnd, ihnen entgegen kam. Der Vater ſchneifelte im Holzſchopf, die Mutter putzte Saamen, und Anneliſi fegte das Milchgeſchirr beim Brunnen. Von dort ſah es Anne Mareili zuerſt hinter dem Kleewägeli mit Resli gehen, ließ das Melchterli fahren, ſchoß zur Nebenthüre hinein, zur vordern hinaus, rief der Mutter zu: „ſie kommt, ſie kommt!" und huſch wieder hinein und davon und hörte nicht mehr, wie die Mutter ſagte: „du thuſt doch wieder dumm, und weißt, wie ich das uhöflig Weſe ſo ungern habe. Was wird ſie denken!“ Deſto freundlicher ging die ſtattliche Frau Anne Mareili entgegen, hieß es in Gott willkommen und ſagte, wie ſie blanget hätte, es zu ſehen und wie es ſie freue, wenn es ihm hier gefalle, daß es für immer bei ihnen bleiben möge. Aber es ſolle hinein kommen, drinnen Bericht geben, wo es den Vater hätte. Schon unter der Thüre erſchien Anneliſi wieder, aber mit einem Halstüchli um die Ohren, einem ſaubern Fürtuch, und vor lauter Luegen vergaß es faſt den Willkomm. Aber was iſt einem Meitſchi bei neuer Begegnung wohl wichtiger, als zu ergründen, was die Kommende für ein Geſicht hat, und was ſie anhat vom Kopf bis zu den Füßen? Bis es weiß, wie ihr Gloſchli verbändelt iſt, ob roth oder ſchwarz oder gar blau, hat es keine Ruhe. Wie freundlich zwei Mädchen ſich auch begegnen, wie willkommen ſie ſich auch heißen, ſie betrachten einander doch wie zwei Schwinger, die ſich auch die Hände geben, ehe ſie einander faſſen zum Niederwerfen. Nun iſt ein Glück dabei, daß bei ſolchem Meſſen gewöhnlich jedes Mädchen denkt: „Nein, Gottlob, ſo hübſch wie die, bin ich doch denn nadiſch auch, es iſt ſi doch d'r Werth, es ſelligs G'heye (Lärm) z'mache! Aber es ſelligs Göller oder e ſelligi Kittelbruſt muß ich auch haben, ih lah nit lugg, bis ich eine habe, u de no e ſchöneri.“ Ob dieſe beiden Mädchen auch ſo dachten, ſagten ſie nicht, aber wahrſcheinlich, denn ſie wurden noch freundlicher gegen einander, als ſie ſich recht betrachtet hatten, natürlich deßwegen, weil jede ſich ſelbſt doch noch beſſer gefiel als die andere. Jede hatte auch recht, es kam nur darauf an, von welchem Standpunkt man ausging und welchen

Geſichtspunkt man ins Auge faßte. Ging man von einem vornehmen Standpunkt aus, ſo war Anne Mareili ſchöner, ſchlanker, und von regelmäßigern Zügen; faßte man das Weſen ins Auge mit mehr bürgerlichem Auge, ſo war Anneliſi beweglicher, luſtiger, von geiſtiger und leiblicher Friſche, welche eben gern in einem rundlichten Weſen wohnt, und welche man eben nicht für vornehm hält.

Die blanke Küche, die ſchöne, helle, große Stube, fielen Anne Mareili auf, ſo hatten ſie es nicht daheim, und als es unter der Küchenthüre noch nach außen ſah, in den ſchönen Garten, über Matten und Felder weg, in deren Mitte ſo frei und ſtattlich das blanke Haus ſtand, ſo mußte es bekennen, daß es einen ſchönern Bauernſitz noch nie geſehen, und mächtig bewegte ſein Herz der Gedanke, was es heiße, hier Bäurin ſein zu können! Und doch fühlte es ſich gedrückt, unwohl, und eine Art Beklemmung nahm immer zu, faſt wie gewiſſe Leute des Morgens ſie empfinden, wenn es Abends ein Gewitter geben will. Alles war ſo freundlich gegen ihns, alles gefiel ihm ſo wohl, man ſtellte ihm, gäb wie es ſich wehrte, den beſten Kaffe auf, wie ſie ihn daheim nie hatten, Käs und weißes Brod, und alle nahmen ſich Zeit, bei ihm zu ſein, und keinem Geſicht ſah man Aerger an, daß man ſo für nichts und wieder nichts, ume ſo wege me ne Meitſchi, einen heiligen Werktag verſäumen müſſe. Es fühlte, daß da ein viel manierlicher Weſen ſei als bei ihnen, ſo eine Art von Hausſitte und Anſtand, welche man im Weltſche hinger nicht lernt, welche zuſammengeſetzt iſt aus Gutmüthigkeit und gegenſeitiger Achtung, welche zur andern Natur geworden, und welche Kinder gegen Eltern üben und Eltern gegen Kinder, und wenn ſie alleine ſind und vor fremden Leuten. Es müſſen nämlich auch die Eltern ihre Kinder achten, wenn ſie deren Liebe und Achtung bewahren und wenn ſie wollen, daß ihre Kinder achtungswerth werden und bleiben ſollen, müſſen ſie namentlich vor fremden Leuten mit Achtung behandeln. Nun aber findet man in gar manchem Hauſe die Sitte, daß entweder ein Glied der Familie, Mann oder Weib, den Leuten zeigen will, wer Meiſter ſei und wer zu befehlen habe oder daß jedes, Groß und Klein, zeigen will, daß man auch etwas ſei, ſich nicht untern thun laſſe u. ſ. w. Dieß führt zu den widerwärtigſten Auftritten, und wirkt das Gegentheil von dem, was man bezweckt, man macht ſich, ſtatt groß, recht klein damit, und wie man ſich gegenſeitig nicht achtet, ſtreift man ſich auch die Achtung anderer ab. So war es bei ihnen. Der Vater meinte, er müſſe allen Leuten zeigen, wie er die Seinen muſtern könne. Die Brüder thaten es ihm nach, man wehrte ſich, ſo gut man konnte; man that nicht manierlich zuſammen. Anne Mareili fühlte die Ueberlegenheit in ſolcher Sitte, und wenn der Vater komme, ſo werde es ſich erſt recht ſchämen müſſen, dachte es. Ein Inwendiges ſpiegelt ſich auswendig oft gar ſeltſam ab. Demuth erſcheint wie Hochmuth, ein gedrücktes Weſen wie Nichtachtung und Unfreundlichkeit. Je mehr Anne Mareili das Unbehagen fühlte, welches aus dem Bewußtſein dieſer Ueberlegenheit entſprang, um ſo weniger ward es deſſen Meiſter, um ſo dunkler ward die Wolke, die es überſchattete. Resli ſah das wohl, war auf Dornen, wußte aber nicht, woran es lag, gab ſich die größte Mühe, Anne Mareili im ſchönſten Lichte zu zeigen, und je mehr er ſich mühte, deſto dunkler ward es auf Anne Mareilis Geſicht. Man weiß, wie jeder es hat, der

Jemand Geliebtes vor Leute ſtellt; man möchte, daß ſie thäten wie nie ſonſt, ſo ſchön und manierlich, damit man Lob bekomme und Ehre von ihnen. Wie manche Mutter hat nicht ihr Kind unter Geheul und Zettergeſchrei aus einem Zimmer getragen in halber Verzweiflung! Sie hatte mit dem Kind Puff machen wollen, und je mehr ſie das wollte, deſto weniger wollte das Kind, deſto mehr that es das Gegentheil, und das Ende war, daß der Zorn die Mutter faſt verſprengt, das Brüllen aber das Kind.

Das iſt aber noch gar nichts gegen einen Liebhaber, deſſen Mädchen zum erſten Mal zu ſeinen Eltern kömmt; der möchte, daß ſein Mädchen thäte, wie die leibhaftige Liebenswürdigkeit und daß ſeine Eltern mit dem Mädchen thäten, wie mit einem leibhaftigen Engel, der grad Wegs vom Himmel gekommen. Er hat Angſt nach beiden Seiten hin, ſieht mit einem Auge auf das Mädchen, mit dem andern auf die Eltern; bald meint er, es fehle hier, da will er hier nachhelfen, dann ſcheint's ihm dort zu hinken, er will dort nachhelfen, kommt dabei in eine Art von Fieber, wird ſelbſt am unliebenswürdigſten, macht kehrum alle taub, und am Ende gehts ihm wie einem ungeduldigen Weber mit einer verhürſcheten Strange ſchlechten Garns. So ging es freilich Resli nicht, dazu war er eben zu adelich, aber faſt Blut ſchwitzte er doch. Sein Meitſchi war ſo ſeltſam, ſo ſchweigſam, faſt pumpelrurrig, daß er es kaum mehr kannte, fürchtete, man hätte irgendwo gefehlt, oder Chriſtelis Rede rüche auf (Geruch von ſich geben, nachdem es verſchluckt iſt). Er ward um ſo freundlicher; Anne Mareili merkte es wohl, aber es machte ihm die Wirkung, als ob Jemand den Hals ihm zuſammen ſchnüre, es konnte faſt keinen Laut mehr von ſich geben.

Es iſt kurios mit Kindernaturen, alſo auch mit weiblichen (je beſſer dieſe ſind, deſto mehr ähneln ſie den erſtern), der Widerſpruch ſcheint ihnen recht eigentlich im Fleiſche zu ſitzen, und zwar zuvorderſt, in allen Fingerſpitzen, es wird wahrſcheinlich die Erbſünde ſein, die natürlich um ſo klarer hervorſcheint, je durchſichtiger die Haut noch iſt. Wenn ſo ein altes Leder von Profeſſor, das in Foliantenſtaub ergrauet iſt, oder ſo ein Luder von Schlingel, das auf allen jüdiſchen und chriſtlichen Miſthaufen ſich dick gewälzt, ſie läugnet, ſo nimmt es einem nicht Wunder, es iſt ganz natürlich, ſintemalen Luder und Profeſſor vor lauter auswendigem Staub oder D... den inwendigen nicht mehr ahnen, geſchweige ſehen, ſondern der ſüßen Hoffnung leben, unter der Haut wenigſtens ſei es ſauber. Eine Kokette, ein Weibel, ein unbedeutendes Staatshaupt fühlen ſie, wiſſen ſie aber zu vertuſchen, drängen ſie nach unten, nach hinten; aufwärts aber und vorwärts fechten ſie mit Lächeln und Rufen. Aber, wie geſagt, gute Kinder, die artig ſein ſollen, und liebe Mädchen, welche man liebenswürdig möchte, denen ſieht man ſie am meiſten an, die können ſie am wenigſten überwinden, merken es wohl, wenigſtens die Letztern, möchten ſich darüber die Finger abbeißen, wenigſtens die Nägel, und während ſie am Beweiſen, wie ſie überwinden ſollen, ſind, machen ſie dazu Geſichter, als wenn ſie bereits am Schlucken der Finger wären. Ganz beſonders aber kömmt ſie junge Weibchen an, an denen man, ſo lange ſie Bräute waren, blind geweſen iſt, d. h. ſie kömmt ſie nicht erſt an, ſondern man merkt ſie erſt, wenn aus der Braut ein Weibchen geworden. Kurios! Da, liebe Leute, gilt's klug ſein, nicht mit dem Holzſchlägel lauſen wollen, da muß man ſüferli thun mit Däfelen, ſachte fortfahren, aber nicht unerchant, und luegen dazu, und nur ſo zuweilen mit dem naſſen Finger ganz leiſe und ſüferli ein Brämi abmachen. Mit ſolcher junger Weiber Liebenswürdigkeit oder Erbſünde (iſt faſt ein Thun) iſt's ungefähr wie mit einem Bienenſtock, der ſchwärmen will, wehren kann man ihm nicht, aber reiſen (weiſen) kann man ihn mit ſüferli Thun, das aber verſteht gewöhnlich nur, wer ſchon mehr dabei geweſen iſt. Das war Resli nie, darum vermochte er Anne Mareilis Gemüth nicht zu reiſen, gäb wie er anwendete, und ihm Gelegenheit zu geben meinte, ſich zu zeigen in der Holdſeligkeit, welche Resli an ihm gerühmt hatte. Die Ankunft des Vaters machte eine Unterbrechung, erleichterte aber Anne Mareili nicht. Es nahm Aergerniß am Vater und hatte die größte Mühe, dieſes nicht auszuſprechen. Obgleich es ſelbſt nicht recht wußte, wie thun, ſo duechte es ihns doch, es ſollte den Vater b'richten, was anſtändig ſei und was er reden ſolle und was nicht, und wenn Resli auf Dornen ſaß, ſo ſaß dagegen Anne Mareili auf glühenden Kohlen. Dem Vater dagegen war es recht behaglich, er aß und trank, und weil er es umſonſt hatte, noch zweimal ſo viel als gewöhnlich, er kaufte Laden, und weil er ſie weit unter dem Preiſe erhielt, zweimal ſo viel, als er brauchte, und weil er Großmuth am Brett ſah, ſo hätte er dem Liebiwylbauer Roß- und Kuhſtall ausgekauft ums halbe Geld, wenn der nicht, klug genug, geſagt hätte, wegem nahen Säet mangle er Zug und wegen den vielen Leuten Milch, ſo daß er weder Kuh noch Roß entmangeln könne. Darum machte der Dorngrütbauer ſich hinter eine Staatskalbete, und da dieſe weder Milch gab noch Zug, ſintemal eine Staatskalbete einſtweilen zu nichts anderem taugt, als zum Freſſen und Anſehen, ſo galt hier die Ausrede nicht; wenigſtens drei Dublonen zu wohlfeil kriegte er ſie. Dieß merkten alle, aber Niemand verzog dabei ein Geſicht, als der Dorngrütbauer ſelbſt, den lächerte es v'rflümeret heimlich, und er dachte, es ſei doch noch immer ſo, daß wer uv'rſchant thue, deſt bas ſei.

Anne Mareili war bei dieſen Staatsaktionen nicht, es beſah derweilen mit Anneliſi die Plätze. Als es beim Heimfahren ſich nicht enthalten konnte, dem Vater zu ſagen, es müſſe ſich fry ſchämen, wie er die Sache bekommen hätte, ſo erhielt es zur Antwort: „So ſchäme dich, es koſtet nichts. Aber wenn'd nit es Babi biſt, ſo laß dir geſagt ſein, daß man die Birnen ſchütteln muß wenn ſie fallen wollen.“ So ging der Morgen um und in die Stube mußten ſie wieder, wo ein Mittageſſen z'weg ſtand, wie im Dorngrüt noch keines auf den Tiſch gekommen, ſo nett und appetitlich, und nicht blos ſo grad ane Schnitz und Tellerete voll Fleiſch, ſchwynigs und g'räuchts, ſondern da war Voreſſen, es kam ſogar Bratis, und war doch nicht Kindbetti, und das ging neue alles ſo g'ſchlecket, daß es Anne Mareili fry recht dudderte, wenn es dachte, wie ſie hier gewohnt ſeien, und wie es ſich nicht zu helfen wüßte, wenn d'Sach an ihm wäre. Das müßten afe Sache in dem Hauſe ſein, für ſo aufzuwarten, dachte es, und nebenbei mußte es Aerger verwerchen über den Vater, der wiederum aß, als wenn er heute noch nichts gehabt hätte. Je mehr der Vater aß, deſto weniger brachte die Tochter hinunter, ſo daß es die guten Leute recht g'mühte, und ſie vielfach ſich entſchuldigten, daß ſie ſo ſchlechtlig aufwarteten, wenn ſie gewußt hätten, daß ſie kämen, ſo hätten ſie ſich beſſer verſehen, ein ander Mal wollten ſie öppe luegen, daß ſie es beſſer breichten (träfen).

Das machte Anne Marcili noch verlegener, zog ihm den Hals zu, es mäuelte (im Munde herumwälzen) immer mehr und gäbelte auf dem Teller herum, als wenn es mit bloßen Fingern in Neſſeln heuete. Es g'mühte die Mutter recht, und als Resli einmal in der Küche an ihr vorüberging, konnte ſie ſich nicht enthalten, ihn zu fragen, wo ſie wohl gefehlt hätte, daß das Meitſchi ſo ſtills ſei und nichts eſſe, ſo werde es doch nicht immer ſein? „Nein, ſagte Resli, es iſt ſonſt fründlich und g'ſpräch, daß man gefehlt, wüßte ich nicht, es wird öppe z'Fahre nicht mögen erleiden und Kopfweh haben, wie's am Wybervolch mängiſt git." So entſchuldigte Resli, aber wohl war es ihm doch nicht dabei.

Von der Hauptſache war über dem Eſſen nicht die Rede, erſt als Niemand mehr eſſen mochte, der Wein gebracht wurde, und billig gelobt war, denn es war nicht Kuttlenrugger von Erlach oder Biel, frug Chriſten, nachdem ihm Aenneli bereits mehrere Winke gegeben hatte: „Und, wie hey m'r's wege dieſem, wes euch recht wär, üs wär's gar aſtändig. Wir alte afe u wüſſe nit, wie lang m'r's no mache, u da wär ihs denn d'ra g'lege, we m'r wüßte, wem wir die Sache hinterließen. Wir haben es Ueſem (dem Sohn) ſchon lange geſagt, er ſöll wybe, aber es het ne neue kes Meitſchi chönne adräye, bis er euers geſehen hat, an dem hanget er jetz gruſam; z'Meitſchi hätt auch nichts darwider, meint er, und wenn's euch recht wär, ſo hulfen wir eine Hochzeit machen. Oeppe apparti rühmen will ich nicht, ſagte Chriſten, aber ich denke, wenn ſie zuſammenkommen, und ume e kly zur Sach luegen, ſo werden ſie öppe ihr Lebenlang mehr als genug haben." Aenneli wiſchte ſich die Augen, Chriſteli war hinaus gegangen, als der Vater begann, Anneliſi auch, Resli und Anne Mareili ſchwiegen; der Dorngrütbauer verſorgete noch ein anſehnlich Stück Hamme und ſprach endlich: wege deſſ ſei er eigentlich nicht hieher gekommen, und wenn er gewußt, daß es ſövli Gerſt ſei, ſo hätte er vielleicht Laden Laden ſein laſſen. Apparti hätte er nichts gegen ſie, wegen der Fürnehmi wolle er ihnen nichts vorhalten, es könne nicht e Niedere d'r fürnehmſt ſy, und wegem Reichthum chönnt me luege. Aber wohl weit ſei es ihm abhanden, und ſo wiſſe man nicht, wie es einem Kind gehe, und dara ſöll's doch ame ne Vater am meiſte g'lege ſy. Mi chönnt's ſchindte, mi vernahmt's nit, bis es z'ſpät wär. Und er müſſe ſagen, da ſei er am chutzligſte, (kützlichſten), er möge viel erleiden, aber daß man einem ſeiner Kinder böſes thue, das mög er nicht erleiden, da wär er im Stande, z'Wüſteſt z'mache. (Anne Mareili machte ganz bedenkliche Augen, es ſchwieg wohl, aber in den Augen ſtand geſchrieben: „o Aetti, wie lügſt!) Er wiſſe wohl, daß man mit den Menſchene nicht viel machen könne und man ſie dafür hätte, um ſie z'v'rmanne; aber dafür ſei man da, um zu ſehen, wie? Wenn er Anne Marei dem erſten beſten Schlabi hätte geben wollen, ſo könnte daſſelbe ſchon Großmutter ſein. Nun that auch Aenneli eine Rede dar und meinte, das hätten ſie ihm z'danken, daß er ſövli für d'Kind luege, aber er ſolle auch denken, daß der liebe Gott ſein Kind eben für ihren Resli habe aufſparen wollen. Kummer, daß es ihm nicht gut gehe, ſolle er nicht haben. Er ſolle fragen, böſ Leb hätten ſie nicht, und vor Gott und Menſchen hätte es ſchon manchmal verſprochen, eine böſe Schwiegermutter wolle es nicht ſein, ein Sühniswyb müſſe es, wenn es nur e chly gattlig thue, bei ihm haben, wie es daheim nie beſſer gehabt. Deretwegen könnte er ſein Kind ungeſorget ziehen laſſen. Von wegen dem lieben Gott, ſagte der Bauer, möge er nicht viel hören, wenn er gewollt hätte, ſo hätte der nicht viel dazu zu ſagen gehabt. Er wolle der Sach nicht ab ſein, dahin und daweg, aber wie man bette, ſo liege man. Z'Meitſchi ſei ihm apparti nicht v'rleidet daheim, Zeit wär's aſe mit ihm, aber daneben hätte er noch immer z'eſſe und z'werche für ihns. Er wolle loſe, was ſie im Sinn hätten zu thun, wenn es etwas aus der Sache gebe.

„Das, ſagte Chriſten, verſteht ſich von ſelbſt, Resli iſt d'r Jüngſt, u nimmt d'r Hof öppe ume nes Billigs u git er de angere uſe, was öppe recht iſt.“ „Es iſt mit dem gar es Ung'wüſſes, ſagte der Bauer, es kömmt immer darauf an, wer dahinter kömmt, es geht aſe unerchant, die Buben ſollen mehr herausgeben als ihnen bleibt. So gehts nicht gut, d'Bauern will man z'Bode mache, d'Häftlikrämer und d'Schryber ſöllen obenauf, das iſt ſchon lange z'weg ſerbet. Z'Beſt iſt, man laſſe die Sache machen bei Lebzeiten, dann hat man es in der Hand und kann machen, wie es einem gefällt und wenn's einmal abgetreten iſt, ſo iſt es abgetreten, es wird dann öppe Niemand mehr viel daran machen können.“ Das hätte ſich hier nicht nöthig, ſagte Chriſten, und gebe nur unnöthige Koſten. Wie recht, komme der Hof dem Jüngſten zu, Niemand hätte etwas dawider, und z'viel zu geben, werde ihm kein Menſch zumuthen. Es ſei Landsbrauch, daß die Höfe beiſammenblieben, und ſo müſſe es auch ſein. Wenn man die Höfe vertheilen wollte, ſo wäre z'Buren us und alles ginge z'Grund. Man könnte keinen Zug mehr haben, hätte auf die magern Büggel (Hügel) keinen Anfang (Gras aus Matten, die man nicht zu düngen braucht) mehr, die Heimeth (Güter) würden ermagern und die Leute dazu. Alles wollte nur am Land hangen, und wie es mit den kleinen Heimethen gehe, ſehe man gut. Sie vermöchten weder ſich noch ihre Beſitzer zu erhalten; die Meiſten, welche nicht Geld außerhalb des Hages zu nehmen wüßten, gingen ja auf ſolchen Kühheimethlene zu Grunde. Unſer Amtsrichter hat erſt letzthin b'richtet, es ſei ein Land, man ſage ihm Irland, dort gehe es ſtrub und mehr als die Halben ſtürben Hungers und das komme alles von der Vertheilung des Landes, wo eine Haushaltung nur ſo viel hätte, und zwar nur pachtsweiſe, daß ſie dabei in guten Jahren weder recht leben noch recht ſterben könnten, ſondern ſo zwiſchen inne plampeten, wie der Kalle in der Glocke; in ſchlechten Jahren aber Hungers ſterben müßten, wie im Herbſte die Fliegen. Nein, ſo iſt es bei uns Gottlob nicht, da bleibt das Land noch beieinander, daß es ſich und eine rechte Familie ernähren kann. Und wo öppe rechte Kinder ſind, da gibt es beim Theilen nicht Streit und Keins begehrt zu viel heraus. Es weiß öppe Jedes, was ſo auf einem Hof alles auszurichten iſt und Keins begehrte den Ort, wo es daheim geweſen, zu zerſtören, ſondern jedes hat Freude daran, wenn es ein rechter Bauernort bleibt, wie von Altersher, und öppe auch in der Familie, daß ihn der Jüngſte nicht zu verkaufen braucht. So lang eins lebt, weiß es öppe wo es daheim iſt, und daß, es mag ihm gehen was will, es dort immer ein Heim findet, und nicht gleich auf die Gemeinde muß. Man würd ſich öppe ſchämen, nur was es heißt, alles auszurichten, was Vater und Mutter z'G'vatter ſtange ſy, bis alles öppe g'hürathet het. Ja, wenn öpper us d'r Familie z'G'vatter g'ſtange iſt, ſo labt ſi alles gäng gegem Hof zu u meint, er ſyg halb da daheim, wenn ſcho Götti oder Gotte nimme lebe oder wyt da dänne g'hürathet hey. Daran ſinniet öppe es nieders rechts Ring u bigehrt, daß d'r Jüngſt öppe v'rmah z'ſy. U wenn Vater und Mutter ſterbe, ſo iſt d'r Jüngſt geng d'r Jüngſt, und wenn der Hof nit zu ihm luegti, ſo luegti an manchem Orte Niemere zu ihm, denn einen Hof kann man ihm doch nicht ſo liederlig verliederlige. Es wüßt kei Mönſch wie's ging, we ſo jungi Bübli ume Geld hätte, wo Niemere zu ne meh luegt, wo me ume zu dene luegt, wo könne ſtimme a ne re Wahlverſammlig oder gar am Große Rath."

„Ja, ja, ſagte der Dorngrütbauer, ſelb wär gut wes geng ſo wär, aber mi weiß nie, was d'Lüt öppe achunt, oder was ne g'ſeit wird, darum iſt's immer gut, we me d'rvor iſt. Und da duecht es mi, ihr ſolltet den Hof dem Jüngſten verkaufen, daß er dabei ſein könn. Was iſt er werth?" Chriſten ſagte: „Apparti g'ſchätziget habe ich ihn nicht, aber mein Vater ſelig hat immer geſagt, unter Brüdern ſei er ſechszigtauſend Pfund werth. Seither habe ich dazu gekauft, und das Land het thüret, es wüßt kein Menſch, wie hoch er an einer Steigerung käme, b'ſunderbar wenn er ſtuckweiſe ausgerufen würde."

„So um zweiunddreißig oder dreißigtauſend Pfund könntet ihr ihn alſo abtreten, ſagte der Dorngrüter, der Bub kriegte immer noch Schulden, und hätte zu thun genug, von wegen, öppe uſe gäh thue ich nicht, es ſchickt mir ſich nicht, ich ſtümple nicht gerne, ſie können dann einmal alles zuſammen nehmen, es gibt nur um ſo beſſer aus." Chriſten ſagte: „die Schulden werden ihm nicht viel thun, Gülte ſind auch da, und d'B'ſatzig iſt groß, Schiff und G'ſchirr wird er öppe nit viel bruche lah z'mache, u d'r Wald ma o öppes erlyde, we's ſy muß. Es iſt de öppe nit, daß ih alles niederg'macht u nit a d'Ring däicht ha, wie's öppe a mängem Ort g'ſcheh iſt." „Deſt beſſer, ſagte der Bauer, und wenn Gülti ſy, ſo duecht mih," es wäre da auch etwas zu machen. Oeppe z'Kumligſte könnte man abkündte, d'Geld könnte der Bub nehmen und zahlen damit. Es wüßt ke Mönſch, woher 'schäm, u wenn öppere frug, ſu chönnt me ſäge, es wär Ehſtür. U nah dere het ke Tüfel z'frage, u wenn's öppere thut, ſu wyſet ne ume zu mir, ih will de dem ſcho B'ſcheid un Antwort gäh."

Aenneli ſeufzte ſchwer auf dieſe Rede, aber Chriſten ſagte, es dueche ihn, ſelligs ſei nicht nöthig. Wenn Resli den Hof um fünfzigtauſend Pfund nehme, und ſechzigtauſend möchte es auch erleiden, ſo ſeien alle wohl zufrieden und Resli mache einen guten Drittel beſt. Wenn er dann die Gülten herausgebe und aus dem Wald nehme, was es wohl erleiden möge, ſo würden die Schulden ihn nicht plagen. Sein Weibergut ſei noch da in Gülten, und vielleicht noch etwas dazu, und was Resli einmal von ſeiner Frau bekommen ſollte, das brauche er nicht an die Schulden zu verwenden; ſo wie jetzt alles gelte, hätte der Hof die längſt gezahlt, wenn er einmal z'erben kommen ſollte. Aber ſo ein Schelm an ſeinen Kindern zu werden, das begehre er in ſeinen alten Tagen nicht, er begehre nicht, daß einmal Enkel und Urenkel ins andere Leben ihm nachkommen und vor Gott es ihm vorhalte möchten, er hätte ſie zu Schelmen und Bettlern gemacht. Davor, wie es an manchem Orte gebe, wo nur eins erbe und den andern nur ein Bettlergeld gebe, hätte es ihm immer gruſet, und nicht immer wegen ihm ſelbſt, aber es heiße, ein ungerechter Kreuzer freſſe zehn gerechte, und das gelte noch, man ſehe es alle Tage, darum müſſe ſo mancher Urenkel barfuß laufen, weil der Großvater ein Schelm geweſen an ſeinen eigenen Geſchwiſtern, Geſchwiſterskindern oder andern Leuten. Das möge er nicht, und wenn er mehr Kinder gehabt, oder wenn Chriſteli hätte heirathen wollen, ſo hätte er nicht begehrt, ſie daheim zu behalten und gemeint, ſie müſſen für den Jüngſten den Hof werchen und ihre beſte Zeit für ihn verbrauchen, ſondern ſie hätten etwas für ſich anfangen müſſen, und er hätte ihnen wollen z'weghelfen. Es dürfe einer nicht vierzig Jahr alt werden auf's Vaters Hof, wenn er einmal davon müſſe und fortkommen ſolle, es müſſe einer in die Welt hinaus, während er noch flebrig ſei; wenn einer einmal g'ſtabelig geworden, ſo ſei es ustubacket, er brauche, was er habe, und dann müßten andere Leute ihm helfen. So gehts! Was recht ſei, müſſe Resli haben, ſie gönnten es ihm alle, aber mehr als recht, das möchten ſie ihm nicht gönnen, dazu ſei er ihnen z'lieb, und denen unterm Herd möchten ſie es nicht zu leid thun.

Das brauche er nicht halb ſo ſpitz zu nehmen, ſagte der Dorngrütbauer, es werde öppe e Jedere d'Wehli ha, z'ſäge was er denk, und mache werde auch ein jeder können, was er wolle, dazu werde es nicht zu ſpät ſein. Aber ſo dem erſten beſten Kötzel und Schuldebung gebe er ſeine Tochter nicht, ſie hätten es gehört, und g'ſeit ſyg g'ſeit.

Darauf ſprach Aenneli: er ſolle verzeihn, Chriſten hätte es nicht bös gemeint und nur ſo beiſpielsweiſe geredet, er hätt minger o chönne, es ſyg wahr. Aber einen Schuldenbung gebe Resli doch nicht. Wenn er den Hof um ſechszigtauſend Pfund übernehme, ſo werde er nicht zehntauſend Pfund darauf ſchuldig, daran zahle ihm der Wald das Meiſt, und wenn er den Hof verkaufen wollte, was aber neue nit z'denke ſei, ſo hätte er de fry viel mehr g'erbt als die andern. D'Schulde werden ihn nie plagen, es mög gehen wie es wolle, und viel Bauern, die es beſſer machen können als er, würd es nicht geben, und es wär noch mancher froh, er hätte es ſo. Dann müſſe man auch nicht vergeſſen, daß von dem vielleicht, wenn man öppe g'recht und billig handle, noch viel vorume chöm, es ſei noch keins von den andern geheirathet, und ob es eins thut, weiß man nicht, aber mit wüſt thun könnte man es zwängen. Aber was meinſt du dazu, wandte ſich Aenneli zu Anne Mareili, di geit's am nächſten an, und haſt doch kein Wort noch dazu geſagt?"

Dieſe unerwartete Frage erſchreckte Anne Mareili, wie ein Kanonenſchuß, der ung'ſinnet hinter dem Rücken abgebrannt wird. Während des ganzen Geſpräches hatte es in ſeinem Herzen gezittert, es ward um ſein Glück gehandelt, und des Handels Ende ward ſeinem Auge, welches weder in die Tiefen der Herzen ſah, noch den Handel ſelbſt überſah, immer dunkler, und als es nun ſelbſt ſich hineinmiſchen ſollte, zitterte es, es möchte den Ausgang noch ſchwieriger machen, antwortete daher in ſeiner Angſt, es ließe ſich gefallen, wie ſie es machten. „Ueſereim het zu ſelligem nit viel z'ſäge, mi muß es näh wie's chunt." Das arme Meitſchi wußte nicht, daß ein keckes gerades Wort hundertmal beſſer iſt, als ein verdrücktes, achſelträgeriſches; aber wiſſen das noch ganz andere Knebel nicht, als ein Mädchen, deſſen Herz im Bangen der Liebe erzittert! Erlickt aber die Hohlheit zu jeglicher Zeit dieſe Wahrheit, die Hohlheit, die ſchwer wiegen will auf der Wage der

Zeit, ſie bläst ſich auf mit Luft bis zum Himmel hinauf, und redet dann wie vom Himmel herab und meint nun, die Menſchheit ſollte die Blaſe für den Berg Sinai nehmen, und ihre Stimme für die Stimme Gottes. Und die Menſchheit thut dieſes wirklich manchmal, nimmt ihr Quaken für Donnern, fürchtet ſich, und die Quäkenden verbergen in glänzenden Schleiern ihre Saugeſichter, vorgebend, es ſeien Moſisgeſichter. Das thut namentlich das gegenwärtige, weltſtürmende Geſchmeiß. Knirpſe thun wie Titanen, Dozenten mit Schweinsſeelen und in Schweinsleder gebunden, geberden ſich wie Herkules, der bekanntlich oben ein Thierfell hatte, unten aber nackte Beine. Wer aber gar brüllen kann wie zehntauſend Stiere, und daneben ſich wohl ſein laſſen, fünfhundert Säuen gleich, der ſagt, er ſei der Herrgott ſelbſt, einſtweilen aber wolle er ſich begnügen, wenn man ihn zum Profeſſor mache oder zum Burgermeiſter. Solche reden keck und gerade, daß es einem duecht, ſie ſollten fry ein Loch in den Himmel ſtüpfen mit ihren Worten, ſie bringen allerdings es dahin, daß man eine Schweinsblaſe anſieht für den Berg Sinai, und unten an der Schweinsblaſe einen Altar errichtet, mit einem goldenen Kalbe darauf, oder wenigſtens einem Ehrenbecher. Aber leider iſt das Ding nur wie Nebel und die Himmelsſtüpfer erfinden ſich, wenn man recht hinſieht, als Heuſtüffel, die bekanntlich nur einen Sommer dauern, und wenn der rechte Moſes wieder kommt, ſo zerfallen Kälber und Becher wieder in ihr Nichts. Wenn alſo von kecker und gerader Rede die Rede iſt, ſo wird eben nicht die Rede gemeint, die eigentlich weder keck noch gerade iſt, nichts als unverſchämt, ſondern die Rede, welche unverholen ausſpricht, was das Herz bewegt und wünſcht, dem Unrecht Unrecht ſagt, der Wahrheit aber Zeugniß gibt. So gebt's aber oft in der Welt, der Wahrheit trittet Schüchternheit in den Weg, ein leidig Fürchten und Werweiſen, während die Unverſchämtheit als Vorreiterin der Lüge beſtändig bei der Hand iſt. So gebt es gerne Meitſchene, deren Herz gefangen iſt und befangen ihr Verſtand, und wer will von einem armen Meitſchi fordern, daß, wenn gefangen ſein Herz iſt, unbefangen ſein Verſtand bleibe? So ging es Anne Mareili. O, wie gerne hätte es dem Vater angehalten, er ſolle ſich in dieſe Verhältniſſe nicht miſchen, alles Gott und guten Leuten überlaſſen, wie gerne geſagt, es ſei mit allem zufrieden, wenn es nur daheim weg und hiehin kommen könnte; aber es fürchtete, den Vater noch hinterſtelliger, hinterhääger, zu machen, und die Forderungen des Vaters zu unterſtützen, dazu war es eben zu wenig unverſchämt, zu wenig radikal, und deſſetwegen ward ſein Vater ärgerlich und weh that ſeine Antwort den Andern; es verfehlte ſich alſo gegen beide Parthieen. „Und dann du, was ſagſt du dazu, frug der Dorngrütbauer den Resli, dich gebt's am nächſten an, und es duecht mich, wie ich meinte, ſollte es dir recht ſein, du hätteſt es z'gnießen?“ Resli, dem das Herz weh that, antwortete: es ſei ihm ſo: Anne Mareili ſei ihm lieb, er glaube, es gebe eine Frau, wie d'Mutter, und über Bösha ſolle es nie zu klagen haben. Er hätte deſſetwegen nie gefragt, was es hätte, und wie viel es mit brächte, und wenn es nichts hätte, ſo ſei es ihm recht. Aber deßwegen duechte es ihn, man ſollte auch ihnen vertrauen und öppe denke, man mache, wie recht. Uebrigens laſſe er ihm alles gefallen, aber öppe, daß die andern z'klagen hätten, begehre er nicht. G'ſchwiſterti ſeien einmal immer G'ſchwiſterti.“ Er meine, d'Hut [Haut] ſöll eim lieber ſein als z'Hemmli, und wenn man eine Frau wolle, ſo hätte man nichts nach den Geſchwiſterten zu fragen, ſagte der Bauer, aber ihm ſei es gleich, ſie könnten's machen, wie ſie wollten, deretwegen ſei er nicht hergekommen. Könne es ſein Meitſchi b'ſungerbar gut machen hier oben, ſo möge er es ihm gönnen, ſonſt aber, wenn es g'mannet ſein müſſe, finde es bei ihnen ein Dutzend für einen, und dann wiſſe er doch, was für einen, und hätte d'Sach unter Augen, es möge geben, welchen Weg es wolle. Es ſei da einer, der hätte ſchon lange angeſetzt, und ſo gut mache ſein Meitſchi es nie mehr. Freilich meint z'Meitſchi, der ſei ihm wohl alte, aber es werde ihm wohl noch d'Glarlöcher (Augen) aufgeben, daß es es begreife, je älter, deſt beſſer. Selb hätt er nit Kummer, und gehe es manchmal lang, bis ſo a me ne Meitſchi d'Glare ufgange. Aber wenn ſie noch heim wollten, ſo wär es Zeit furt. „Nit, ſagte Chriſten, ſo iſt's doch nit g'meint, u uf binge (abbrechen) wollen wir nicht, was wir geſagt haben iſt nicht bös gemeint, und ſy Sach z'ſäge, het öppe e niedere d'Wehli. D'r Bub lyt ihs am Herze, un öppe uf e nes Paar tuſig Pfündli uf oder nieder wird's öppe keim acho; wo me e nangere lieb het, bricht z'Geld öppe ke Handel. Z'Meitſchi iſt ihm aſtändig, u mir hei nüt d'rwider, we m'r's ſcho nüt chenne, wo ſelb ſüſt nüt ſchadt, we me e nangere ſcho öppe vorher e weneli chennt. Aber wie g'ſeit, wir ſind etwas weit auseinander, ſelb iſt wahr, es hat aber auch ſeinen Nutzen, ſelb iſt auch wahr; man iſt einander manchmal nur zu nah. So geht es einmal in der Welt, die Berge kommen nicht zuſammen, aber die Menſchen wohl, und wenn ſie einmal zuſammen gekommen, ſo ſoll man ſie nicht ſcheiden, das iſt meine Meinung.

Was meint Ihr, wie iſt die Sache z'machen? Was möglich iſt, ſoll geſchehen.“ „Was meinſt, Meitſchi, ſagte der Bauer zu ſeiner Tochter, es iſt deine Sache, red!“ Anne Mareili war's nicht ums Reden, die bitterſte Angſt quälte ſein Herz, ſie kann nicht enger zuſammenpreſſen das Herz des Spielers, der alle ſeine Habe auf eine Karte geſetzt, und nun ſtarren Auges auf die zögernden Hände des Bankhalters ſieht. Jede Rede mehrte ſeine Angſt, jede Rede zürnte es dem Redenden, weil ſie nicht den Abſchluß brachte, ſondern ihn hinausſchob, es duechte ihns, es gäbte alles, was es auf Erden und im Himmel zu erwarten hätte, wenn man nur richtig machte, gäb wie. Hingerdry chönn me geng no luege u d'mache, wie me öppe well, dachte es. Sein Vater war zäh, auf den ſetzte es keine Hoffnung, alle alſo auf die Andern. Daß dieſe werweiſeten und Bedenken hatten, ärgerte ihns alſo doppelt und beſonders an Resli that es ihm weh, es duechte ihns immer mehr, wenn der ihns recht lieb hätte, ſo wäre ihm alles recht, er würde nichts ſcheuen, um ihns zu erhalten, hingerdry chönnt me ja de geng luege, und d'mache, wie man es ha wett. Darum antwortete Anne Mareili, es hätte nicht geglaubt, daß es da ſo viel B'ſinnens gebe, dem an, was man ihm geſagt, aber es ſage nichts dazu, wie der Vater es mache, ſei es ihm recht, aber das Märten ſei ihm z'wider, es wäre lieber nicht dabei, es müß es ſagen. So ſei es ihm auch, antwortete der Vater, und ſo wolle er ſagen, was er wolle, ſie ſollten dem Sohn den Hof abtreten für vierzigtauſend Pfund, daß, ſobald ſie geheirathet, ſein Meitſchi Kelle und Schlüſſel übernehme, und wenn Resli vor ihm ohne Kinder ſterbe, ſo erbe das Meitſchi den Hof dahin und daweg. So wolle er und ſonſt nicht.

Resli wurde ganz blaß, als er das hörte, die Lippen bebten ihm, als ob er reden wollte, aber, wenn er's ſchon gewollt, für kein Lieb hätte er ein Wort hervorgebracht. Etwas giftiges quoll in ihm auf, welches ſonſt ſeinem Herzen fremd war, ein Stolz regte ſich in ihm, von dem er nicht wußte, woher er kam. Kam man da von Unten her und meinte, hier Oben ſei lauter Dummheit, und man könne mit den Menſchen umgehen, als wie mit Tröpfen und Halbwitzigen, war dann keine Liebe im Meitſchi zu ihm, ſondern nur zu ſeinem Hofe, und während er nichts forderte, von keinem Kreuzer Ehſteuer ſprach, war's dann recht, daß man von ihm alles forderte? War er ein Kerli, den man vergolden mußte, damit ein Meitſchi ihn nehme? Er fing an zu fühlen, daß er alleine ein Mädchen werth ſei, und daß ſein Ich alleine mehr wiege, als manch ander Ich, und wenn daſſelbe hunderttauſend Pfund mit ſich auf die Wage nähme. Der gute Resli wußte halt nicht, daß ſelten ein Mädchen eine rechte Wage hat für das rechte Ich, und daß, wenn es ſie ſchon hätte, auf der Eltern Wage ein rechtes Ich doch nie mehr zieht, als eine Null, und daß jedes Ich zu ſeinem Ich noch legen muß einen Zinsrodel, oder ein Geſchäft, oder einen Titel ſammt Namen, wenn es irgend etwas ziehen ſoll, gäb wie wenig. Das wußte Resli nicht und ſah auch nicht in Anne Mareilis Herz hinein, nur an ſein Geſicht, und das hatte ihm bereits ſattſam Kummer gemacht. Es arbeitete gewaltig in ſeiner Bruſt, es duechte ihn, er möchte ſatteln und reiten auf Leben und Tod, gegen was man wollte, wiſſen ſollte man, daß er nicht Nichts wäre, ſondern Resli, der Bauernſohn zu Liebiwyl, e rechte Burſcht, un e Draguner, trotz Eim. Die Weiber haben einen eigenen

Sinn für das, was ſich auf den Geſichtern regt, dieſer Sinn iſt ein Schlüſſel zu den Herzen der Männer, in dieſem Sinne läge auch die Herrſchaft über ſie, wenn nicht wiederum im Weibe ein eigener Geiſt des Widerſpruchs läge, der das, was es im Herzen ſieht, nicht beherrſchen, ſondern unduldſam ſeine Stelle ihm nicht gönnt, es vertreiben will mit Keifen oder Zürnen. Mütter ſind geläuterter als Weiber, ihre Liebe iſt meiſt weniger ſelbſtſüchtig, ſie ſehen ebenfalls in die Herzen ihrer Söhne (kurios, mehr als in die ihrer Töchter), aber ſie ſtellen ſich ihnen nicht entgegen, ſondern als Schirm und Schutz, als Verfechter, davor, oder wenden es unvermerkt mit Zärtlichkeit, wie man ja Butter weich macht, wenn man ſie kneten, und Eiſen flüſſig, wenn man es gießen will.

So laſen Anne Mareili und Aenneli in Resli's Geſicht die unſichtbare Schrift, die auf der wunderbaren Tafel ſeines Herzens geſchrieben ward von unſichtbarer Hand. Heiß und kalt fuhr es Anne Mareili den Rücken auf, als es ſie ſah, für kein Lieb hätte es ein freundlich Wort reden können, hätte es reden müſſen, ſo wär ein Gallenſtrahl hoch auf geſpritzt. Aber raſch ergriff Aenneli das Wort und ſprach, das ſeien Sachen, an die man nicht gedacht, und über die man nicht miteinander geredet hätte. Es für ſeinen Theil legte gerne die Bürde ab, und je eher ihm Resli ein Söhnisweib zubringe, deſt lieber ſei es ihm, und gerne wolle es abgeben, und daſſelbe machen laſſen, es ſei müde und ruhe gerne, und öppe nume z'bifehle, ſei nie ſeine Sache geweſen, deßwegen brauche man nicht Kummer zu haben. Aber wegen dem Andern müſſe man doch mit den Andern reden, es gehe ſie auch an, und wenn man es vorher abgeredet und ausgemacht, ſo gebe es hintenher keinen Streit. Wegem Chriſteli hätte man kaum was zu fürchten, aber wenn Anneliſi heirathen ſollte, ſo wüßte man nicht, was es für einen Mann bekäme. Darum wäre es am beſten, man redete noch mit einander, ehe man das Wort gebe. Es ſei ihm recht, ſagte Chriſten, wo ſind ſie wohl, man kann ſie rufen. Ein Schatten flog über Aennelis Geſicht, ſchon hatte es den Mund offen, da ſprach der Bauer, das preſſire nicht halb ſo, und wenn man ſie jetzt gleich riefe, ſo meinten ſie, wie nöthlich er thäte, und ſelb ſei nicht, z'Cunträri, es ſei ihm lieber, man behielte noch auf beiden Seiten d'Wehli, man wiſſe nie, was es gebe, es könne in einem Tage Ung'ſinnets geben ganz Hüfe. Sie ſollten öppe mit G'legeheit miteinander reden, und wenn's ne recht ſei, ſo ſollten ſie B'richt machen, und mache man keinen, ſo ſei es ihm, wie geſagt, auch gleich, denn d'Sach ſei ihm doch nur halb recht, und wenn er nicht ſähe, daß es am Meitſchi hier gefiele, ſo möchte er lieber nichts mehr davon hören. So thue er es ihm zu Gefallen, aber deſſetwegen ſollten ſie nicht meinen, ſie könnten mit ihm machen, was ſie wollten, ſo es Meitſchi ſei immer z'tröſte, um öppe d'r Narr mache und ſi hingerſinne, das ſei in ſeiner Familie nicht d'r Brauch. Git's nit da, ſu git's e nangere, u git's kene, ſo chen m'r's ſüſt mache, ſo denk me i ſyr Familie. U de wärd nimme Zyt, öppe lang no z'rede, es ſei ſchon vier, und ſie hätten noch angere Sache auszumachen. Nun begann er zu ſeufzen und zu herzen wegen den Laden, wenn er die nur daheim hätte, er hätte ſie nöthig und wiſſe nicht, wie ſie holen, da ſie alle Hände voll zu thun und alle Tage gleich nach Morgens 2 Uhr zwei Züge im Felde haben müßten. D'Kalbete, die könnte man allfällig durch einen

Jungen holen laſſen, aber d'Lade, die mangelten Zeit und Roſſe, und er wüßte ſy Seel nicht, wie machen; ſe z'v'rdinge z'führe, vertheure ſie ihm gleich, daß er ſie ringer, es wüß ke Mönſch wo, kauft hätt. Deretwegen, ſagte Aenneli raſch, ſollte er nicht Kummer haben, ein Paar Bäume Laden zu führen, hätten ſie immer Zeit, zugleich könne man B'richt bringen und z'Sach usmache; am Donnſtag oder Freitag, wenn es ihm recht ſei, gebe ſich das ſchon.

Eingemärtet habe er das Führen nicht, ſagte der Bauer, und wenn es etwa viel koſten ſollte, ſo wollte er lieber noch warten. Das ſei nun gleich, eingemärtet oder nicht, was man anerbiete, ſei anerboten, und dafür nehme man öppe kein Geld, ſagte Chriſten. Er ſolle nur ſagen, an welchem Tage es ihm am anſtändigſten ſei. Wenn das ſo gemeint ſei, antwortete der Dorngrüter, ſo wolle er es mit Dank angenommen haben, all Tag ſeien ihm gleich, d'r Freitag noch ſchier lieber als der Donnſtag. Oeppe Futter brauchten ſie nicht mitzubringen, der Gattig hätte er genug, mit Haber zwar ſei er nicht am beſten verſehen, aber deſt beſſer ſei das Heu, und wenn es noch etwas mehr ſein müſſe, ſo thäte es Reiterkorn auch. Aber jetz hulf er fort, bis ſie daheim ſeien, ſei es längſt Nacht. Er ſolle nicht preſſiren, hieß es, allweg doch vorher noch recht eſſen und trinken, wofür ſonſt wär's da? Das ließ er ſich allerdings nicht lange ſagen, und Glas um Glas rutſchte ihm runter, man wußte nicht, wie, und wer weiß, wie lange er geſeſſen, wenn Anne Mareili nicht immer heftiger am Heimgehn getrieben hätte. Es hatte, wie unſere Weiber zu ſagen pflegen, voll bis oben aus, es zwitzerte ihm vor den Augen und unendlich viel hätte es darum gegeben, wenn es ſein

Haupt hätte legen können auf ein Bett in dunkler Kammer, und da ſo recht ausweinen Liebeszorn und Liebesangſt, verbergen können das eigene Herz vor den eigenen Augen. Es war ihm ſo wind und weh, da weg zu kommen, es fühlte immer mehr, daß es ſeiner nicht Meiſter ſei, ein Reiz ſeiner Herr werde, dem unterthan zu ſein es nicht gut iſt, ſintemalen man nie weiß, was alles zu thun er im Stande iſt. Es fühlte ſich in einem Zuſtande, in welchem eine Wolke iſt, die regieren möchte, aber bereits ein Weſen fühlt, das den Regen hemmt, dafür aber hageln läßt; denn ob's regnet oder hagelt, hängt nicht von der Wolke ab, ſondern von der Luftſchicht, in die ſie geräth, von dem Winde, der über ſie hinweht. So brachte es Anne Mareili zum Aufbrechen, aber holdſelig war es dabei nicht, es ſah aus, als wenn es zürnte, und es zürnte allerdings und zwar über alles, über ihns, weil es mit dem Weinen kämpfen mußte, über den Vater, weil er ſo gethan, daß den andern der Muth zu entfallen ſchien, über Resli und ſeine Leute, weil ſie die Sache ins Bedenken gezogen, ſo gleichſam ſie an eine Kommiſſion gewieſen. Ach ja, an Kommiſſionen weiſen, das iſt ein prächtig Ding, denn jedwede Sache ſoll doch reiflich erwogen, jeder Beſchluß rundum bedacht ſein, ehe er gefaßt wird. Aber wo ein jung Herz in Liebe ſchlägt, da ſind ſolche Kommiſſionen und ihr Erwägen ein gräßlich Ding, denn was kömmt da wohl alles ins Spiel, und was wird wohl alles bedacht, und wie lange geht es wohl, bis eine Kommiſſion eine Sache ausgedacht! Und wo ein ander Herz in Eifer für eine ſchöne Sache ſchlägt, im Feuer der Begeiſterung ſie erfaßt, in der Klarheit eines reinen Aufblickes ſie erſchaut hat, wie werden dieſen Herzen ſo oft Kommiſſionen für ein ſchändlich gräulich

Ding! Es kömmt einem manchmal vor, als ob ſolche Kommiſſionen nichts reſpektirten, als ihren eigenen Koth und ſich als Käfer dächten, und alles ihnen Vorgelegte als Düngerklötze, die ſie nach Luſt und Bequemlichkeit zu durchwühlen hätten, um an dem einen Theil ſich ſelbſt zu mäſten, vom Reſt aber zu ſagen, es ſei halt Dünger, und Dünger gehöre auf den Miſt. Es gibt Kommiſſionen, die weder Sinn, Verſtand, noch Willen haben zu dem, wofür ſie kommittirt ſind, die nichts als Kyb, Neid und Eigendünkel haben, und daher wirklich nichts reſpektiren, als den eigenen Koth. Manchmal ignoriren ſie vornehm, was ihnen übertragen worden, und man hat Beiſpiele, daß ſie es verlieren, und doch nach Jahren mit beiſpielloſer Frechheit rapportiren über das, von dem ſie höchſtens den Deckel geſehen. Da kömmt es dann komod, wenn man lügen kann, daß die Schwarten krachen, und ſchamlos iſt wie eine fuhrothe Kuh, die auch nie röther werden kann, als ſie bereits iſt, es mag geben, was es will.

Nun war es allerdings ein parlamentariſcher Kniff von Aenneli, daß es die Sache aufs Referendum ſchob, aber es geſchah nicht in böſer Abſicht. Es ſah, was kochete, und eben dieſe Kocheten wollte es nicht anrichten laſſen. Es gibt Augenblicke im Privat- und Staatsleben, welche man verrauſchen laſſen muß, wenn man nicht g'raune Sachen machen will. Dieſe Augenblicke erfordern Tackt, den hat man leider nicht immer, in neuen Kantonen nicht, ja, am Vorort ſelbſt nicht, die Aargauer z. B. könnten Beiſpiele von Exempeln erzählen. Anne Mareili aber, noch eine junge Kreatur, gleichſam ein neuer Kanton, begriff das nicht, und daß es ohne Sicherheit und Gewißheit heim mußte, vom vermeintlichen ſichern Port weg wieder aufs unſichere

Meer hinaus, wo jeder Hayfiſch und jeder Kellerjoggi aufs neue nach ihm ſchnappen konnte, das wollte ihns faſt zerreißen. Sie gaben ihm das Begleit faſt bis nach Herlige, aber es ging trüb zu zwiſchen ihnen und als man Abſcheid nahm, wurde manch üblich Wort gewechſelt, aber kein herzliches, troß dem, daß das Augenwaſſer in manchem Auge ſtand und gäb wie man anwendete, das klare, wahre Wort fand ſich nicht, und furios iſt's, wie es ſo ſelten ſich findet, wie ſo ſelten es ſich im Gemüthe geſtaltet, und wo es ſich auch geſtattet, doch die Kraft fehlt, es auszuſprechen. Es iſt halt auch in unſerm Gemüthe wie am Himmel, welcher ſo ſelten wolkenrein iſt, und iſt er's, ſo weht meiſt ein rauher Wind oder ehe noch die Sonne niedergeht, kömmt ſchon der Sturm gezogen und verhüllt das Helle wieder.

Finſter zog nach vollendetem Abſchied es hinter dem Vater her und als der einige Male keine Antwort erhielt, blickte er zurück und ſah, wie Anne Mareili mit dem Nastuch im Geſichte focht. „Pläriſt?“ fragte er. „Nein, ſagte es, aber ich bin fleſſig (Rheumen haben).“ „Ich wüßte auch nicht, was z'pläre hätteſt, ſagte der Vater, gehe es wie es wolle. Kömmſt du dahin, ſo iſt für dich geſorget, thun ſie hinterſtellig, he nun, ſo gibt es was anders. Das ſind dumm altväteriſche Leute, die für jede Sache einen appartige Brauch haben, meinen, wie witzig ſie ſeien, und doch nichts verſtehen, einmal für vierzig Kronen habe ich ſie mögen. So dumm Lüt habe ich längs Stück nicht angetroffen. Denen muß man den Marſch machen zu rechter Zeit, wenn du unter ihres Regiment müßteſt, in acht Tagen machten ſie dich z'Tüfels. Darum habe ich für dich geſorget, wenn du z'Maul ſchon nicht haſt aufthun wollen.“

„Aber Vater, ſagte endlich Anne Mareili, und wenn ſie nicht wollen, es iſt doch auch wohl ſtrengs für ſie.“ „He nun, ſo habe ich doch wohlfeile Laden, und eine Kalbete, woran auch etwas zu verdienen iſt. Aber habe nicht Kummer, die thun's, ſie hätten ſich nicht dafür, zurückzugeben. Uv'rſchants von ihnen iſt es geweſen, daß ſie nicht gleich eingeſchlagen, nachdem ſie uns haben kommen heißen, ſo daß man hätte meinen ſollen, es ſei ihnen im Voraus ſchon alles recht. An uns wäre es geweſen, ſi z'bſinne, und nicht an ihnen. Sie hätten's ſchon für eine Ehre nehmen ſollen, daß es uns nur d'r Werth gſi iſt, ga z'luege, da in ihr Gitzineſt hinauf (Gitzi, junge Ziegen, die an den wildeſten Orten geweidet werden). Am täubſte hat mich d'r Jung gemacht, dem wär's doch am meiſten angeſtanden, ſein Maul aufzuthun und einzureden, ſo nöthli, wie er gethan hat; aber ein Wort iſt ein Wort, das er geſagt hat. Es muß notti nicht alles mit denen Leuten ſein, ſonſt hätte er nicht ſo weit laufen müſſen für eine Frau und hätte nicht brauchen ſo nöthlich zu thun. Es iſt gut, hat man ſich in Acht genommen, u nit g'meint, mi müß z'ſämefüßlige dry. So wie es jetzt ateiget (der Teig zum Kneten zurecht gemacht) iſt, kann man der Sach abwarten.“ Anne Mareili kannte den Vater, ſonſt hatte deſſen Wort nicht gute Statt in ſeinem Herzen, jetzt aber fand es Boden, ſchwoll auf und keimte. Es ſteigerte eine Stimmung, die bereits vorhanden war, gab unbeſtimmten Gefühlen feſte Richtung, übernachtete die Liebe, erbitterte das Herz, kurz, that, was Aufweiſung gewöhnlich thut, machte einen Schaden größer, trieb ihn der Unheilbarkeit entgegen, zeitigte Empfindungen, die ohne ſie raſch verglommen wären, zum Brande, und was ein ſolcher Brand alles zu verzehren im Stande iſt, wer weiß es nicht? O, Aufweiſungen ſind Teufelswerke und Aufweiſen iſt ein hölliſch Wort. Als der Teufel es bei der Eva anfing, Gottes Gebot ihr vernütigte, ihr weiß machte, der liebe Gott gönn ihr gut Sach nicht, da wußte er wohl, was er damit in die Welt pflanzte, denn Aufweiſerei bricht aller guten Lehr und Strafe die Spitze ab, raubt der Gutmeinenheit das Vertrauen, iſt die Handhabe, an welcher der Teufel die Dummen hält, denn wer einmal der Aufweiſerei die Ohren geöffnet hat, der iſt gerade, als wenn er auf einem Schlitten ſäße am ſtotzigen Berge, an deſſen Fuß das Höllenthor iſt, oben gibt ihm der Teufel einen Mupf, und ſtötzlige, hü, trärerä, gehts dem ſchwarzen Loche zu. Wie viele aber ſie treiben, dieſe Aufweiſerei, die ſind des Teufels Diener, und wie die Metzgerbuben und Metzgerhunde den Metzgern Kälber, treiben ſie dem Teufel Seelen zu. Bedenken dieß dann die nie, welche Niemand von ſich laſſen, es ſei denn, ſie hätten ſie aufgewieſen gegen die, durch deren Hand ſie Gott regieren will. Wenn Jemand unverſehens der Kopf aufſchwillt zu einem unförmlichen Klotze, groß wie ein Mäß wird, ſo heißt es, man ſei in einen böſen Luft gekommen, oder ſei uf enes Ung'hür trappet. O Menſch, bedenk, wenn du ein klein Aergerniß haſt, und Jemand bläst es dir auf, daß es dir Kopf und Herz zerſprengen will, daß es dir vorkömmt, es habe die Seele nicht mehr Weite in der Haut, bedenk, o Menſch, das iſt der wahre böſe Luft, und dem Teufel ſelbſt biſt du auf den Stiel getrappet, und ſeine giftigen Klauen hat er in dein Herz geſchlagen. Mach, daß du los wirſt, ſalbe dich mit Demuth und waffne dich mit Sanftmuth, ſtrecke den Schild des Glaubens vor dich und rufe: „gang furt, Tüfel, ih wott nüt vo d'r!“ Schwer iſt dieſes freilich, denn wenn der Menſch mißſtimmt iſt, gereizt iſt, ſo macht er's nicht, wie ein Doktor, der, den Mißklang zu löſen, den Reiz aufzuheben ſich müht, ſondern eine eigene Verkehrtheit macht es ihm zur Luſt, den Reiz zu ſteigern, die Mißſtimmung immer mächtiger zu machen, und dieſer Verkehrtheit läßt er freien Lauf, und ſinnet nicht, was ſie iſt, wohin ſie treibt. Wir haben ein gutes Wort dafür, abbrechen müſſen wir, wer ihm ſelber nit abbrechen kann, iſt e arme Tropf, ſagt man. Abbrechen ohne Gnade muß man ſolche Stimmungen, abgebrochene Pflanzen haben keinen Wachsthum mehr, ſie verdorren. Nun brach Anne Mareili Niemand ab, es ſelbſt vermochte es auch nicht, und was der Vater begonnen, ſetzte die Mutter fort. Sie hatte ſich gefreut, die Sache werde richtig gemacht werden, hatte auf einen guten Tochtermann gehofft, der zuweilen ihr krame, ein Pfündlein Kaffe, zu dem ſie ziehen könne, wenn's mit Ihrem fertig gemacht hätte. Nun war die Sache noch in hängenden Rechten und in Zweifel geſtellt, das ärgerte ſie ſehr. Ihr Alter ſei der uv'rſchantiſt Hung wo's gebe, ſagte ſie, und g'heuſche heyg er, wie ne Narr, aber das duech ſi an ihm nichts anders, von wegen, er ſei ſo, ſei immer ſo geweſen, und werde immer ſo bleiben. Aber von dieſen dueche es ſie wüſt, und ſie könne es ihnen nicht verzeihen, daß ſie werweiſen wollten und abrathen. Es müſſe doch nicht alles mit ihnen ſein und wenn d'r Jung es auch nur ein Aug voll lieb hätte, ſo würde er anders angeſetzt und ſeinem Alten wüſt geſagt haben, bis es gegangen wäre, wie ihrer Buben auch gemacht hätten. Es hulf, es ihnen zeigen, daß man ſich nicht zum Beſten halten ließe, und wenn er jetzt auch mit gutem Beſcheid käme, ſo müßte er lange nicht wiſſen, ob man wolle oder nicht. O Jere, ſie müſſen nicht meinen, daß hier nicht auch Leute ſeien, die ſelber zu eſſen haben, und wiſſen, was der Brauch iſt, o Jere! Ein Reicher wär's, u gut Sach könntiſt ha, aber die müſſe de notti wiſſe, we me da ungeruche (aus dem Lande hinauf) in ihre Wildnuß chunt, mi nit chunt, für ſi la z'regiere u z'kuſinire, das cha me hie unger o ha, ſondere für gut Händel z'ha, und ſe z'brichte, was o unger rechte Lüte d'r Bruch iſt, u d'rnah z'fahre, u ſe dra z'gwenne (gewöhnen).

Solche Reden umſurreten Anne Mareili, und wenn ſchon zuweilen ein Gedanke ihm kam, daß, was man zu Liebiwyl geſagt, nicht ſo ungegründet ſei, ſo faßte der nicht Fuß. Es duechte ihns, alle Leute ſehen ihm an, daß es auf der G'ſchaui geweſen, und möchten es ihm gönnen, daß es unverrichtet heim gekommen. Es nahm ſich vor, am Freitag, wenn Resli komme, recht kühl und kalt zu ſein, ſich lange nicht zu zeigen, und wenn er komme mit dem beſten Beſcheid, ſo wolle es ihn anhalten laſſen bis g'nug, damit er für alle Zeit wiſſe, wie man mit ihm umgehen müßte, von wegen, wie man ſie gewöhne, ſo hätte man ſie. Zudem kam noch das, daß Kellerjoggi ſich wieder zeigte, und dringlicher und nachgiebiger als nie. Wahrſcheinlich hatte er Wind von dem, was unterhänds war, möglich, auch noch andere Gründe zur Ehe, kurz, eines Abends kam er daher getrappet. Er that, als ob nichts vorgefallen wäre, ſetzte ſich aufs Bänklein vor der Küche, frug nach dem Aetti, und b'richtete unterdeſſen der Mutter von ſeinem Reichthum und ſeinen Vorhaben. Und als der Vater endlich kam, lauernd und es dick tragend hinter den Ohren, ſagte Kellerjoggi unbefangen: Es hätte da Reuis gäh, aber jetzt ſyg er d'rüber cho, und g'ſeh, wie's ſyg, und darum komme er wieder, und wolle ſehen, wie es ſtehe zwiſchen ihnen. Man habe ſo allerlei b'richtet übers Meitſchi vo d'r Brunſt nache. Er hätte es nie geglaubt, aber wiſſe hätte er doch wollen, was an der Sache ſei, von wegen, wenn man afe d'Jahr uf eim heyg, wie er, ſo lueg me z'erſt, ehe man d'Sach richtig mach. Darum hätte es ihm nicht preſſirt, jetzt aber ſei es ihm daran gelegen, daß d'Sach i d'Richtigkeit komme, er wiſſe jetzt, daß man gelogen habe; aber wie lang man lebe, wiſſe man nie, es gehe manchmal geſchwinder als man mein. Erſt vorgeſter ſei d'r Kuderwirth g'ſund und wohl ins Bett gegangen und todt ufg'ſtange, u ke Mönſch heyg's g'hört, wo n'r g'ſtorbe ſyg. Selb grus ihm, ſo möcht er doch nicht ſterben. We me i g'wüßne Jahre ſei, ſo ſollte man immer Jemand bei ſich haben, die wüß, was gang, und emel o öppe chönnt es Gebet verrichte, wenn's ung'ſinnet a Rothknopf köm. „He ja, ſagte die Frau, ich habe auch ſchon manchmal daran geſinnet, wenn mein Alter ſo gehuſtet hat, daß es mich duechte, er ſött z'Herz a d'Diele uche ſprenge, es wär gut, wenn ich ein Gebetbuch z'weg legte, man könnte nicht wiſſen, was es gebe, und wenn man in der Angſt etwas ſuchen ſoll, ſo findet man es nicht, b'ſungerbar öppis, wo me öppe nit viel brucht. Und denn könnt's z'ſpät werde, u das chönnt m'r doch de gruſe, vo wege, es könnte etwas bleiben hangen, wo beſſer wär, es bliebe hier u daß de ſo ne armi Seel müßt ume cho, u ſelb wär doch de neue grüslig; we's einiſt het müſſe ſy, ſo wär's doch de beſſer, es blieb d'rby un es nieders blieb we's wär, mi het öppe g'nue chönne binangere ſy bi Lebzyte." „Du biſt e Sturm u weißt nicht, was d'redſt, ſagte der Bauer, geh und gib den Schweinen, hörſt nicht, wie ſie nöthlich thun. So haben es die Weiber, was ſie nichts angeht, darum kümmern ſie ſich, u darob vergeſſe ſi ihr Sach, es weiß key Tüfel, wie es ging, wenn man nicht immer hinten und vornen wäre.“ „He ja, öppis iſt an der Sach, ſagte Kellerjoggi, aber gut iſt's doch allweg, wenn me albe einiſt an die Seele auch ſinnet, gang's de, wele Weg es well, ſu het me doch de nüt g'fehlt. Es iſt mir manchmal ſo wunderlich, es geht mit mir alles ringsum und es duecht mi, ih fahr Gutſche, wyt, wyt, weg, u z'letſt bin ich doch am gleichen Ort, wo ich abg'ſeſſen bin. Lang mache thue ihs nimme, ih förcht, ih förcht! He nu, gang's, wie's well, mi muß's anäh. Aber öppe, wie g'ſeit, ſo alleine, daß Niemere für eim betet, ſturb ih nit gern, z'Lebe iſt längs, u d'rwyle geit mängs, wo's beſſer wär, es wär nit gange, u wo's gut iſt, we's d'rhinger blybt u we's eim öpper abnimmt Drum ha nih denkt, ih well hüt no cho, es wird öppe nüt meh im Weg ſy, daß mes richtig mache cha. Iſt's daheim, z'Meitſchi, wo iſt's?“ So ſprach Kellerjoggi, und der Dorngrütbauer hörte es nicht ungern, ſagte aber, ſövli g'ſchwing mach ſich das doch nicht. Schreiber hätte man keinen bei der Hand, und mit dem Meitſchi müß da wieder friſch geredet werde, es hätte ſich jetzt darauf verlaſſen, es ſei nichts mehr, und denn wiſſe man nie, was d'Meitſchi ag'ſtellt heyge. Dabei möchte er doch wiſſen, wie er's jetzt im Sinn hätte, die Sache machen zu laſſen. Darauf huſtete Kellerjoggi grimmiglich, kam lange nicht zu Athem, that, als ob ihm faſt etwas verſprengt wäre, ſagte endlich, als er wieder zu Athem kam: „Ja, ja, ſo geht's nicht mehr lang, und was du thun willſt, heißt es, das thue bald, er müſſe jetzt heim, er mög d'r Nachtluft nicht mehr erleiden.

Aber er ſolle doch zu ihm kommen die nächſten Tage und darauf zählen, d'Sach werd richtig; aber ſäumen ſolle er nicht, man wiſſe nie, wie reuig man werden könne. Er leu ihm guten Abend wünſchen, ſagte er, und ſtopfete davon. „Du alte dolders Schelm, was du biſt,“ brummte ihm der Dorngrütbauer nach. Aber das nahe Sterben machte doch Eindruck auf ihn und er dachte, etwas könnte doch an der Sache ſein, u luege müß me. Anne Mareili begriff noch beſſer den Kniff; aber das machte ihns um ſo böſer über Resli, je mehr es Kellerjoggi haßte. Nun war es neuen Drangſalen ausgeſetzt, die Sache ins weite Feld geſtellt, und vor dem allem hätten ſie ſein können, wenn ſie nicht ſo eigelich gethan, ſondern ſich hinzugelaſſen, wie man es öppe begehrt hätte.

Ueber Liebiwyl war der Himmel auch nicht helle. Als die Familie vom Begleit zurückging, redeten ſie abgebrochene Worte von gleichgültigen Dingen, aber keins frug das andere: „was ſagſt du dazu, wie haben dir die gefallen?“ „Du ſollteſt noch Bohnen g'winnen“, ſagte Aenneli zu Anneliſi. „Ich habe geglaubt, es gebe ein Wetter,“ ſagte Chriſten. „Vater, ſoll ich das Waſſer abreiſen?“ frug Resli. „Es duecht mich, das Emd hätte brav ag'ſetzt“, bemerkte Chriſteli. So ging's nach Hauſe, dort jedes ſeinen Geſchäften nach. Anneliſi ertrug das ſchwer, es machte ihm ordentlich eng über den Magen, ſo alles verſchlucken zu müſſen, was ihm durch die Gedanken lief; aber es wußte wohl, wenn Vater und Mutter von einer Sache nicht anfingen, ſo ſtund es ihm nicht zu. Als es einen Korb ſuchte für die Bohnen, ging Chriſteli vorbei. Da konnte es ſich nicht enthalten, ihn zu ſtellen und zu fragen: „du, wie het ſi d'r g'falle?“ „So bös nit, ſagte Chriſteli, ſo ne weneli e ſchüchi oder e ſuri, ih weiß ſelber nit, welches von beiden.“ „Mich, ſagte Anneliſi, nimmt ume z'Schinders Wunder, wie die es Resli hat können anthun und was er an der ſieht, er, der ſonſt ſo ne Crafte un e Figgeſtiel iſt, wo nihm ſo lang keini recht g'ſi iſt hie ume. Brav genug wär ſi, aber daß man de öppe kei bräveri fände hier herum, ſelb nit. Aber z'rede weiß ſi i Gottsname nüt. Ich habe alles mögliche angefangen, von Schießete und Märite, von Buben und Mägden, aber ein Wort iſt ein Wort, das ich anders heraus gebracht, als ſo trockne Ja und Nein und: e d'r Tuſig. Und was das für e ſtolzi iſt, keim Meitli het ſi es fründligs Wort gäb, und hättiſt g'ſeh, wie die ere nahgrännet hey! Und de Maniere het ſi de öppe nit gar, haſt nicht geſehen, wie ſie z'Fleiſch noch mit dem Finger ab der Gablen ſtößt? Und dann ein Naſelümpli hat ſie gehabt, ſo es flys und es dünns, daß ich mich geſchämt hätte, mit einem ſolchen z'Dorf z'fahren, und wenn ſie es hat brauchen wollen, ſo hat ſie längs Stück nit g'wüßt, wo's iſt oder hat die Naſe nicht finden können. Ich will wetten, die braucht daheim keinen Lumpen, ſondern d'Finger u z'Fürtech.“ „Du biſt immer das Gleiche, ſagte Chriſteli, es nöſührisch Meitli. Denk, wenn dich Jemand hörte, was ſagte er von dir. An einem fremden Ort kannſt du thun, wie der heilig Feierabend, daß d'Lüt meine, ſi müßten mit dir ine V'rſammlig. Vielleicht iſt's bei dieſen umgekehrt, liebliger daheim als z'Dorf.“ „Du biſt ein böſer Chriſteli, ſagte Anneliſi, aber wart du nur, kein gut's Wort gebe ich dir mehr. Wenn ich aufrichtig bin gegen dich und meine, ich habe einen Freund an dir, ſo kömmſt du mir ſo.“ „Zürn nit, ſagte Chriſteli, ich habe da nur ſo was nachedampet, was ih am Sundi g'hört ha. Es iſt einer im

Wirthshaus geweſen und der hat geſagt, es gebe zweier Gattig Mönſche, die eine ſeien gut für d'Gaß, die andern gut für z'Hus, und die einen hätten Manieren daheim und die andern daheim keine, aber z'Tüfels viel z'Dorf, und es gäb ſchöne Viſiteg'ſichter, die v'rſlurt wüſte Kuchig'ſichter ſeien. Nun komm es darauf an, was me lieb, aber wenn me das ſcho wüß, ſo werd me doch gern b'ſchiſſe, vo wege, man ſehe die Meitleni doch meiſt nur auf der Gaß, und könne ſich daher gar nicht vorſtellen, was ſie in der Küche für Geſichter machen, oder wenn ſie ſollten Bohnen g'winnen und lieber klappern möchten und d'Lüt usführen.“ „Wart numme du, ſagte Anneliſi, kein Wort ſage ich dir mehr, und wenn de d'r Dokter mangliſt, ſo kannſt du ſelbſt laufen,“ ſo ſchnauzte es, und ſchoß dem Bohnenplätz zu.

Als alles zu Bette war und Chriſten und Aenneli in ihrem Stübchen, redete lange keines, aber ſchwer ſeufzte Chriſten. „Was haſt du?“ fragte Aenneli. „Ich weiß es ſelbſt nicht, ſagte Chriſten, aber es iſt mir neue ſo ſchwer. Was ich zur Sache ſagen ſoll, weiß ich nicht, ſie gefällt mir nur halb.“ „Was gefällt dir nicht?“ fragte Aenneli. „Z'Meitſchi noch gut genug, von dem will ich nichts ſagen, obſchon öppis e wenig holdſeliger nichts ſchadte, aber der Alt hat mich geärgert, das iſt ſo recht Einer, wo meint, es ſei Niemand geſcheid als er, und wenn er aus ſeinem Dorfe weg ſei, ſo komme er zu lauter halbwitzigen Menſchen. Er hat doch wohl gewußt, wo er iſt, und hat gethan, als wäre er auf dem Märit, als hätte unſer einem keinen Verſtand und gemärtet, wie ich mich unter den fremdeſten Leuten ſchämte. Ich glaube, er hätte uns die Kleider am Leibe abgekauft, wenn ich nicht geſagt, ich brauche ſie ſelbſt.“ „Das, ſagte Aenneli, ſind Gewohnheiten, einer hat's ſo, ein anderer anders, und wer öppe viel auf den Märten herumkömmt, meint, er ſei immer darauf.“ „Von dem wollte ich nichts ſagen, ſagte Chriſten, das könnte mir gleich ſein, aber die Gedinge, die er geſtellt hat, die ſind uverſchant. Wenn er noch viel geben wollte, ſo hätte er z'Recht, auch etwas z'fordern, aber nichts zu geben und alles zu wollen, das het afe kei Gattig. Er hat gethan, als wär kein Meitſchi mehr in der Welt als ſeins.“ „He, ſagte Aenneli, ſie haben es ſo da unten. Geht es ihnen an, ſo nehmen ſie alles, will man nicht, ſo nehmen ſie auch mit minderem vorlieb. Es hat mich auch gedrückt, und b'ſunderbar Resli, der hat mich dauern können. Aber was meinſt, wie macht man das?“ „Ich hulf, die Kinder machen zu laſſen, ſagte Chriſten, es iſt ihre Sach, was den Preis anbelangt, hingege wegem Abtrette, das iſt m'r z'wider. Aber am Meitſchi het's mi o nit ſchöns duecht, daß es em Vater nit abbroche het, und ne ſo het lah mache, es hätt ſölle meh V'rſtand ha un abwehre. Ih muß ſäge, wenn ſo nes gytigs, wüſt's Fraueli da ſött uf e Hof cho, ih dräyti mi no im Grab um.“ „Wir wollen öppe nit hoffe, ſagte Aenneli, Resli ſagt gar, es ſei nicht ſo und der Gyt daheim ſei ihm z'wider. Daneben weiß man es nicht, es duecht ſe manchmal, wenn ſie daheim ſind, ſie möchten es ganz anders machen und haben, als im elterlichen Hauſe, und doch dann muß es einmal in ihrer Haushaltung akurat am gleichen Schnürchen gehn. Doch das Beſt wollen wir hoffen, es iſt müglig, daß es nit g'wüßt het, was ſäge, u daß es ſi z'Vaters g'ſchämt het, und's nit het dörfe lah merke. Es iſt nichts, das einem ſo weh thut und eim es dumms oder es bös Geſicht macht, als wenn man ſich Oepperem ſchämt, und ſich's doch nicht darf merken laſſen, da iſt man, wie vor den Kopf geſchlagen. Sagt man etwas, ſo macht man die Sache noch ſchlimmer, ſagt man nichts, ſo gehts am Ende über einen los. Ich weiß, was das kann. Ich habe auch Jemand gehabt, der zuweilen gethan, daß ich durch den Boden durch hätte kriechen mögen, und je wüſter er gethan hat, deſto weniger habe ich ihn verlaſſen dürfen, es hätt kein Menſch gewußt, was er angeſtellt hätte. Das iſt ein Dabeiſein, es glaubt es kein Menſch, als wer es erfahren hat. Drum iſt's auch möglich, daß es dem Mädchen ſo ging, man muß das Beſſere hoffen. Wenn es ſich öppe apparti vor dem Resli verſtellt hätte, ſo wüßte ich nicht, warum es ſich nicht auch vor uns hätte verſtellen können. Aber es wird eben ſo eine Natur haben, daß es zeigen muß, wie es ihm inwendig iſt, und das ſind nicht die ſchlechtern. Wenn man einander öppe einmal verſteht, und ſagen darf, wie es einem iſt, ſo kömmt man dä Weg hundertmal beſſer z'weg als mit Jemand, der ſich ſtellen kann, wie er will, und ganz anders, als er es meint. Oeppe ſo wege e re jedere Fliege, wo ſurret, wird man dann auch öppe nicht ein Geſicht machen, als wenn man Tannzäpfen ſchlucken ſollte." „Du redeſt immer z'beſt, ſagte Chriſteli, und heſt recht, es iſt beſſer dä Weg, as wenn me allen z'böſt redet. Aber hürathe het geng e Naſe, u gäb wie me no oppe brav iſt un recht denkt, ſo cha's doch übel gehen, wenn man einander nicht recht verſteht oder enandere z'Mul nit gönnt. Es muß immer einer da ſein, der Friede macht, wenn d'Welt wott z'wüſche yche cho und d'Zwängigi (Selbſtſucht, Herrſchſucht). Resli weiß ſonſt wohl, was er macht und hat die Augen am rechte Ort, d'rnebe iſt er nit link, und wenn er ſieht, daß d'Sach fehle will, ſo wird er nicht meinen, daß er auf dem Wagen bleiben müſſe bis z'letſcht, er weiß ſonſt, was er macht, u weiß o no z'rede, wenn's ſy muß, weder hüt, da het's ihm nit füre welle." „Z'Herz wird ihm z'volls gſi ſy, ſagte Aenneli. Es iſt eine wichtige Sach für uns, aber Gottlob, daß wir einig ſind und üſe Herrgott üſe Friede iſt. Zwängen wollen wir nichts mehr in der Welt, wer weiß, wie bald ſie uns unter den Füßen wegſchlüpft, öppe rathe können wir, und unſern Herrgott bete, daß er unſere Kinder durch's rechte Thürli führe wie uns, wenn's auch z'Zyte ruch g'nue geyt. Und er wird ſcho, ich habe nicht Kummer, es iſt noch der alt Gott, wo auch uns geführt. Als wir zuſammenkamen, waren wir auch nicht was wir jetzt ſind, und doch hat er uns nicht verlaſſen, ſondern geführt bis hieher, daß wir Gottlob noch ſo recht aufrichtig zu ihm beten dürfen, und mein Troſt iſt, daß es heißt, frommer Eltern Segen baue den Kindern Häuſer. Oeppe die Beſten ſind wir nicht, aber das weiß ich und fühl ich, üſe Herrgott hat uns doch für die Seinen, am Segen ſöll's nit fehle, und üſe Herrgott wird ihm ſcho Kraft geben. Wottſch du oder ſoll ich?" „Bet ume," ſagte Chriſte.

„Vater im Himmel, betete Aenneli, vergib uns unſere Schulden, wie auch wir vergeben unſern Schuldnern, rechne ſie üſe Kinge nit a. We m'r öppis Guts tha hey uf d'r Welt, das rechne de Kinge a u hilf ne deſſetwege. Aber nit, daß de ſe rych machiſt u vornehm, aber b'halt ſe uf dyne Wege, b'halt ne d'r Friede im Herze u d'r Friede im Hus u d'Freud für e Himmel. B'halt ſe als G'ſchwiſterti unter enandere, daß eys em andere ſy Troſt iſt, ſys Hauptküſſi, we's Herz ſchwer iſt, u d'r Kummer z'vorderiſt. Lah nüt zwüſche yche cho, nit d'r Tüfel, nit e Mönſch, und was is

Hus chunt, o Vater, das ſegne auch, nimm's uf i Bund, durchfür's mit dym Geiſt, lah ihs es zum Engel werde, der ihs d'r Himmel no beſſer zeigt. Gern wey m'r ihm nahgah, mir bigehre nit vorus z'gah. Gib am Resli e rechti Frau mit d'm rechte Geiſt, der nam Friede trachtet, u na dem, was Noth thut fürs ewig Lebe. Gib beide Sanftmuth und Geduld, daß ſie d'r Glaube u d'r Muth anenandere nie v'rliere, daß d'Sunne nie untergeyt vor ihrem Zorn, daß ſie nie ſchlafe, oder ſie heyge vor dir enandere d'Händ gäh u gut Nacht g'ſeit u du heigiſt ſe g'ſegnet. O Vater, viel hey m'r di betet, aber wo's us rechtem Herze chunt, wird's d'r nie z'viel ſy, u wer weiß, wie lang m'r no Zyt hei z'bete. Mach's wie'd witt deretwege, aber üſi Kind v'rgiß nit u üſe Seele erbarm di!" „Amen," ſagte Chriſten.

Es war an den beiden folgenden Tagen faſt, als ob eine Leiche im Hauſe wäre, ein Gegenſtand ſtiller Trauer, über den zu reden Jedermann ſich ſcheute, in ſtillem Weſen verrichtete man ſeine Arbeit, aber Jedermann ſchien gerne allein zu ſein, als ob er noch mehr innerlich als äußerlich zu verwerchen hätte. Dieſes innerliche Verwerchen iſt eine altadeliche Tugend, oft ſtillen Leuten angeboren, es iſt eine reiche Werkſtätte, in derſelben werden die Grundſätze geſchmiedet, auf welche Menſchen abſetzen, um ihre Namen im Himmel anzuſchreiben, da werden die Seelen geläutert zu reinen Spiegeln, in welchen Gott zu ſchauen iſt, da werden die Leben geweiht zu heiligen Opfern, welche ewig und in alle Ewigkeit gelten. Knechte und Mägde merkten wohl, daß etwas obhanden war, und aus einem natürlichen Inſtinkte verſchwanden ſie ſo viel ſie konnten, gaben Raum zu einem vertrauten Wort. Dennoch gab es ſich nicht bis am Mittwoch Abends, als eben auch Knechte und Mägde abſeits waren. Der Vater, der auf dem Bänkchen ſein Pfeifchen rauchte, ſagte, er hülfe hineingehen, der Wind ſei ſauer und neuis ſollten ſie doch abreden.

Drinnen frug der Vater: „Wer fahrt?“ „Ich, denk,“ ſagte Resli. „Was wotſch für e Wage näh?“ „Denk d'r breitſchienig,“ antwortete derſelbe. „Iſt der nicht z'ſchwere?“ „Sechs Bäum ſoll ich doch lade, u da muß es e gute Wage ſy.“ „Iſt's nit z'viel?“ fragte der Vater. „Es macht ſich, der Weg iſt gut, d'Lade ſy dür, un es geyt alles nidſig, u was me ungereiniſt führt, dara bruchet me nit zwure (zweimal) z'mache,“ antwortete Resli. „Wenn d'g'fahre magſt, mir iſt's recht,“ ſagte der Vater. „Aber was willſt du für Beſcheid geben, darüber muß man doch auch reden,“ ſagte Chriſteli. „He, ich habe gedacht, kurzen,“ antwortete Resli, und ſtützte den Kopf in die hohle Hand, als ob ihm das Licht weh thäte in den Augen. „Man kann kurzen geben und doch mancher Gattig,“ antwortete der Vater. „Da iſt nur ein Beſcheid möglich, ſagte Resli, auf die Geding hin gibt es nichts aus der Sache, ich will nicht, daß alle ihr Glück einſchießen müſſen für mich, und für was am End? Für öppis, wo no ke Mönſch weiß, was daraus wird. Zuerſt iſt's m'r gſi, d'r Knecht chönn fahre, aber du ha nih denkt, anſtändig ſyg's, was ih ag'fange heyg, das mach ich ſelber us. U de iſt m'r z'Meitſchi z'Sinn cho, das duret mi, ſo iſt's nit, wie's d'r Schyn het, es het mi duecht, emel einiſt möcht ih's no g'ſeh. Gang's de nache wie's well.“

„Was meinſt du, das nicht gehe? fragte Chriſteli, man muß doch zuerſt über eine Sache reden, ehe man den Muth verliert und den Stecken wirft.“ „Das iſt doch ĕppe nicht nöthig zu ſagen, antwortete Reſli. Der Alt hat d'Sach ſo geſtellt, daß gar nichts daran zu machen iſt. Der infam Hund weiß wohl, was er macht, er will nichts von der Sach, und will damit nur einen andern in das Garn jagen. Ich merke ihn wohl, aber dem ſage ich noch was, ehe wir auseinander kommen, der graue Schelm muß wiſſen, daß wir auch an einem Ort daheim ſind, und nit Hunde ſind. Belle chen ſi de nadiſch da niede beſſer als wir hier oben." „Nit, ſagte Aenneli, ſo mußt du nicht thun; wenn man ein Meitſchi lieb hat, ſo muß man deſſen Vater nicht ſchelten. Aeſtimire ſött me ne, ſyg er de wie n'r well. Aber von der Sach muß man reden ſtückswys, u ſe nit ſo arfelowys dedusſchieße. Was meinſt, was geht nicht, was iſt nit z'gattige (bez'wältigen)?" „He, da will er vor allem aus, daß mir der Hof nicht höher angeſchlagen werde als vierzigtauſend Pfund, und förli Kronen iſt er werth, wenn alles aufs höchſte getrieben würde. Ich will nicht ſagen, daß er mir ſo theuer gegeben werden ſolle, weniger wär billig, aber wenn ich ihn um vierzigtauſend Pfund begehrte, ſo wäre ich ein Schelm an diesne, und eins von ihnen bekäme nicht mehr als dreißigtauſend Pfund, und ich faſt ſo viel als beide." „Was, dreißigtauſend Pfund, rief Anneliſi, ſo viel bekäm ich, da nimm du nur den Hof für vierzigtauſend Pfund, wenn ich dreißigtauſend Pfund bekomme, ſo will ich ausleſen z'Land auf z'Land ab und erſt jetzt mi recht uſlah u bäumele wie's Wetter, Potz Hegel!" „Nit, nit, ſagte Chriſten, es g'ſpaßet ſich da nicht." „He, Aetteli, es iſt mir Ernſt, ſagte Anneliſi, da ſpaße ich nicht." „So macht ſich das, Bruder, ſagte Chriſteli, wenn Anneliſi ſo denkt, ſo will ich ihm auch daran denken, und wenn einmal ſein Mann muggeln ſollte, ſo hab ich's in der Hand, ihn z'gſchweige, wele Weg er will. Das ſoll alſo nichts heißen, wenn's nur das iſt, ſo iſt d'Sach e g'machti." „Das iſt ume käret, ſagte Reſli, du weißt ja wohl, daß da noch anderes iſt, was nit gut iſt u wo nit geyt." „He, man muß doch darüber reden, es wird ſein wegem Verſchreiben." „Iſt das nicht ein Unſinn! Wenn mir der Hof abgetreten würd, und es könnte ihn erben, wenn ich ſtürbe, ſo wär's ja möglich, daß ihr ihn alle mit dem Rücken anſehen und ſo ne Aergäuerkaſti darauf müßtet g'nürzen und huſtern (eng und nöthlich thun) ſehen. Das möcht ich euch doch um keinen Preis von der Welt z'Leid thun." „Ich will mich in dieſes eigentlich nicht miſchen, antwortete der Vater, aber wie wär's, wenn man machen würde, daß Chriſteli in dieſem Fall das Recht hätte, ihn um den Preis, wo er dir angeſchlagen iſt, an die Hand zu ziehen? Das wäre nicht unbillig, vierzigtauſend Pfund trüge ſie allweg hinweg und ſagen muß ich, weh thät's mir, wenn der Hof ſo ung'ſinnet aus der Familie kommen ſollte; und ich weiß es, es thäte allen Leuten weit umher ung'wohnt. Nit, ich will nicht hoffen, daß du ſterbeſt, aber man weiß ja nie, was es gibt." Er hätte es auch gedacht, ſagte Chriſteli, es thäte ihm b'ſunderbar weh, ſo fort zu müſſen, aber ſagen habe er es nicht wollen, er möchte doch nicht, daß man ſich an dem alleine ſtoße. Wenn es ſo zu machen wäre, ſo ſei es ihm recht, ja, wenn es öppe dem Wald nicht zu wüſt gegangen in der Zeit, ſo nähmte er ihn zurück um fünfzigtauſend Pfund. So duech es ihn, das Meitſchi ſollte es wohl wagen dürfen, zu ihnen hinauf zu kommen, gehe es wie es wolle, ſo gehe es ihm nicht bös, und öppe beſſer werd's niene mache. „Aber recht iſt's auch nicht, ſagte Resli, daß alles auf eine Seite kömmt und daß z'Hürathe iſt wie Krüß und Bär, wo man macht, welches dem andern das Seine abgewinne, da muß ich ſagen, das drückt mich, daß ich alles verwerben und vielleicht nichts erwerben ſoll. Es iſt grad ſo, als wenn öppis an mir z'ſchüche wär, das ich mit Geld ſollte gut machen. Und doch wüßt ich nicht was, und wenn man gegeneinander rechnen wollte, ſo wüßte ich nicht, wer am andern herausſchuldig wär. Das iſt ein Hochmuth und e Uv'rſchantigkeit, daß es m'r i alli Glieder ſchießt." „He, ſagte Anneli, wenn dir das Meitſchi recht lieb iſt, ſo ſieh das nicht an, in den Ehetag wird der liebe Gott wohl ein Loch machen, ehe es lang geht. Wegen etwas, wo zwanzig gegen eins zu wetten iſt, daß es nichts abträgt, ſollen zwei nicht von einander laſſen, welche ſich lieb gewonnen ſo recht. Das iſt gar eine ſeltene Sache, rechte Liebe, und ſo wege Bagatellſache muß man ſie nicht zerſtören, man muß nie vergeſſen, daß einer glücklich iſt, wenn er einmal in ſeinem Leben zu ſolcher Liebe kömmt, zum zweiten Male gibt es ſich ihm kaum. So, wenn deine Geſchwiſter nichts dagegen haben, ſo wollte ich das annehmen. Wenn dein Meitſchi öppe es Herz het, wie's z'hoffe iſt, ſo ſinnet es ne ihr Lebtag d'ra." „Es iſt gut, ſagte Resli, es iſt wäger beſſer, als es ſich hier gezeigt hat. Ich habe mich ſelbſt nicht darauf verſtehen können, aber ſagen muß es mir noch, was es gehabt hat." „So wär man ja richtig, ſagte Chriſten, ohne Streit und ohne Zank, wie es öppe nicht an manchem Orte ſo gegangen wäre; das freut mich, und blybit ſo, es wird euch noch wohl kommen im Leben, und man kann einander gar oft z'Gutem ſein, wenn man ein Herz zu einander hat und ſich kann verſtehen. Sinnet daran, Kinder.“ „Ja nein, ſagte Resli, es iſt noch eins, aber us ſelbem gibt es nichts, und da es wegem Geld nicht darauf ankömmt, ſo denke ich, werden ſie nicht z'wüſteſt alles machen, um es dure z'wänge, und wette ſi, ſu thät ih's nit. Ich will doch de nadiſch auch wiſſen, ob ich dem Meitſchi lieb bin oder nicht, und ob es meinetwegen auch nachgeben und ſich etwas gefallen laſſen kann.“ „Was wär denn das, fragte Anneliſi, habe ich ihm etwa nicht gefallen, und ſoll ich aus dem Hauſe? Wenn's das iſt, ume zug'fahre, mit dreißigtauſend Pfund will ich ſchon nächſten Sonntag verkünden laſſen, mit zweien ſtatt mit einem, oder ih gange is Weltſchlang, ga lere bradle u Kürbsbrei eſſe, es heißt, für fünfzig Dublone es Jahrs überchöm me ebe halb g'nue dere im Weltſchlang.“ „Schweig doch mit deinen Flauſen, ſagte Aenneli, es wird öppe von dir nicht faſt die Rede geweſen ſein, dulden wird man dich wohl müſſen, ſo lange wir auch da ſind.“ „Ja, Mutter, das meine ich auch, ſagte Resli, aber habt ihr nicht gehört, daß der Alt von Abtreten geredet hat, er meint, ihr ſollet abgeben, ich ſolle den Hof gleich übernehmen, Nutzen und Schaden mir gleich angeben und dann wär Anne Mareili Meiſterfrau.“ „He nun ſo dann, ſagte Aenneli, geſchehe nichts böſeres, die Ruhe iſt mir auch zu gönnen, daran einmal ſtoße dich nicht.“ „Wohl, Mutter, ſagte Resli, das iſt's eben, woran ich mich ſtoße und was ich durchaus nicht thue. So lange ihr lebt, ſollt ihr da zu befehlen, zu ſchalten und zu walten haben, wie ihr es von je im Brauch gehabt habt, anders thue ich es nicht, es freute mich nicht mehr, hier zu ſein.“ „Du biſt doch e Göhl, ſagte Aenneli, warum doch nicht, eine junge Frau mag der Sache beſſer nach als eine alte, ſie kann gleich anfangen, wie ſie es gerne hat. Es drückt junge Weiber oft gar ſehr, wenn ſie ſich in einem andern Hauſe neu gewöhnen ſollen.“ „Drück es ſie nun oder drück es ſie nicht, ſo will ich, Mutter, ich mag nun die oder eine andere Frau bringen, daß ihr, ſo lange ihr mögt, die Meiſterſchaft im Hausweſen behaltet. Mit dem Aetti und mir wird's öppe, ſo Gott will, im Alte blybe, ſo lang m'r lebe, und wie ihr es mit Anneliſi habt, ſo ſollt ihr es mit meiner Frau haben, das will ich,“ und mengere d'wege (um mehreren Urſachen willen).“ „Mach dich deretwege nit kerſig, ſagte Aenneli, ich wüßte nicht, warum du gerade das erzwängen wollteſt, der Eigenſinn trägt nichts ab.“ „Mutter, es iſt nicht Eigenſinn, aber ich habe die Sache wohl überlegt. Wir haben öppe ein Hausweſen, wie wir uns deſſen nicht zu ſchämen brauchen, wir haben genug, und für andere Leute iſt auch etwas da, ſo iſt's bei Mannsdenken geweſen, und ſoll ſo bleiben, ſo lang wir hier ſind. Es würd öppe a me ne Niedere von uns wehe thun, wenn's ändern ſollte. Dort unten haben ſie ganz andere Bräuche, und die begehre ich nicht hier herauf, ſie wären mir und euch nicht anſtändig. Und dann würd es auch viel Lachens geben deretwegen, die Leute würden öppe z'reden haben und ſelb begehre ich auch nicht. Meine Frau kömmt in mein Haus, und da ſoll ſie öppe fortfahren, wie ich mich gewohnt bin, wie es mir anſtändig iſt, das, mein ich, ſei nicht über Ort. Das muß ſie aber alles lernen, ſie weiß von unſern Bräuchen nichts, ſie muß ſich ſelbſt zuerſt daran gewöhnen. Und unſere Mütter iſt öppe eini, wo ein Söhniswyb öppe mi der Liebi nachziehn wird, wie öppe nit e Niederi. Sie wird nicht alles an einem Tage wollen, ſie wird Geduld haben, ſie hat ja von je mit uns allen

Geduld gehabt; wir haben ſie öppe erfahren, ſeitdem wir leben, auch ein Söhniswyb wird nicht bös Sach bei ihr haben, und im Trab ſein, ehe es daran denkt, we's e fly B'rſtand het und d'r Friede bigehrt. Soll aber meine Frau gleich das Heft in die Hand nehmen ſo nimmt ſie es, wie es daheim üblich war, frägt vielleicht die Mutter einige Male und andere Male vergißt ſie es. Sagt ihr die Mutter ung'fragt, was nicht recht iſt, wer weiß, wie ſie es aufnimmt, und ob ſie nicht meint, die Mutter wolle ſie kujoniren, und es gehe ſie nichts mehr an. Und muß ich es ihr ſagen: „die Mutter hat es ſo gemacht, ſo ſind wir es gewohnt, frag doch die Mutter,“ wer weiß, wie ſie das dünkt, ob ſie nicht im Herzen denkt, ſie könne nichts recht machen, ob ſie nicht ſchalus wird und meint, ich habe die Mutter lieber als ſie und dann ſich und andern das Leben ſchwer macht mit plären und kublen oder ſonſt wüſt thun. Und wenn wir nichts ſagten, es verdrückten, ſo wären wir auch nicht wohl dabei, und Zufriedenheit wär keine.“ „O, ſo wird ſie doch nicht ſein, du wirſt doch wohl wiſſen, an wen du ſe geſetzt haſt,“ ſagte der Vater. „Vater, was weiß ich, ſagte Resli, die Mutter kenne ich, und ihr darf ich vertrauen, ſie wird mir öppe es Fraueli nit plage. Aber wie ein Meitſchi ausfällt, kann man nicht wiſſen, und wie es in ihm ausſieht, nicht ſehen. Es hat einmal einer gemeint, es komme ſchon viel darauf an, ob ſie am Hochzeittag die Sonne anſcheine oder es regne, regne es, ſo hätte man manchmal z'Schinders Noth mit ihrem Geſicht die ganze Ehe durch. Es kann etwas ſo in ein Herz hineinkommen, gäb wie wenig, und es iſt ganz angers und v'rpfuſcht für geng.“ „He ja, ſagte Aenneli, haben wir das nicht ſelbſt erfahren, und nicht etwa jung, ſondern wir alte

Stöcke." „Darum möchte ich lieber z'G'wüſſere ſpiele, man kann ſich an einen Hausbrauch gewöhnen, wenn man Kind im Haus iſt, man weiß nicht, wie, hingegen wenn man einmal regieren ſoll, läßt man ſich nicht mehr gerne b'richten, ſondern macht, wie es ſich einem ſchickt, ſagte Resli. Und d'Mutter iſt witzig g'nueg, wenn z'Meitſchi öppis chumligs weiß, wo kürzer oder beſſer geyt, ihm ſy Sach auch gelten zu laſſen und einzuführen, d'Mutter iſt nicht von denen eine, wo meine, d'Kunſt b'ſtand darin, alles, was man nicht ſelber macht, zu vernütigen, my Mutter weiß wohl, daß d'Kunſt die iſt, aus allem immer des Beſte zu nehmen, und alles am Beſten ſuchen z'mache. Darum meine ich, ſolle meine Frau bei ihr in die Lehre geben, und darum übernehme ich den Hof nicht." „Um öppis heſt recht, ſagte der Vater, aber wenn du ſo damit kömmſt, ſo machſt du ſie bös und ſie ſtange d'r z'ruck. Sag du das Ding ſo, daß, wenn ich dir die Sache verkaufe, und dir Nutzen und Schaden gleich antrete, ſo wirſt du mir alſo vierzigtauſend Pfund ſchuldig, die muß ich verteilen, du aber den Hof nicht minder, ſo gibt es doppelte Teile, und das ſei mir z'wider, ſäg, das wär nur ſo ne G'ſpaß von dreißig bis vierzig Kronen, das begreift der Dorngrütbauer allweg." „Nein Vater, ſagte Resli, das ſage ich nicht ſo, verzeiht, Vater, man kann ſich doch auch z'faſt unterzieh. Sie könnten zuletzt meinen wie dumm oder wie ſchlecht wir wären, daß wir uns alles gefallen ließen, und das könnte dem Meitſchi doch endlich auch in Kopf kommen, daß es meinte, wie viel mehr es ſei als wir, und das thät wäger nit gut. Das möchte ich nicht erleiden, und wenn ihr ſchon nicht viel ſagen würdet, ſo ging's euch doch hinein." „An dem, ſagte die Mutter, wollte ich

doch nicht hangen, wenn es ſonſt ginge ohne das; denk, das iſt ume e Meinig, und vielleicht noch e lätzi, und ſo blos ere Meinig wege vonenandere z'lah, wär doch e ſtrengi Sach." „Mutter, ſagte Reſli, es chunt nie gut, wo eins alleine ſich unterzieh ſoll, und ſich nicht eins dem andern unterzieht. Nun haben wir uns unterzogen auf eine Weiſe, wie ſie mir grauſam z'wider iſt, es müſſen ja alle darunter leiden, und in der Hauptſach thut man, was ſie wollen, und läßt ſich in unſern Sachen befehle, wo man ihnen doch nichts ſagt, was man von ihnen haben möchte, und wie ſie es mit dem Lande halten ſollen. Was ich jetzt will, iſt eine Nebenſache, wo nur das Meitſchi angeht, wo dem Vater hell gleich ſein kann. Het mi z'Meitſchi lieb, ſo thut es m'r d'r G'falle, het's doch deretwegen nüt deſt meh, nüt deſt minger, u wott's m'r dä G'falle nit thue, he nu, ſo erfahre ich noch zu rechter Zeit, was ich zu erwarte hätt, denn was es Meitſchi eim nit thut, das thut eim de e Frau auch nicht, u das thut ſi nit."
„Du biſt lätz dra, ſagte Aenneli, wäger. Wenn ich zurückdenke, wo ich Chriſten genommen habe, und es vergleiche mit Jetzt, ſo iſt das ganz anders. Selbiſt, und er iſt m'r doch recht lieb geweſen, habe ich immer Kummer gehabt, ich gebe ihm zu viel nach, ich verderbe ihn, und wenn er etwas von mir gewollt hat, ſo habe ich lang ſtudiert, ob's ächt nüt mach, wenn ich ihm's z'G'falle thue, und dergege habe ich ihm manches vorgelegt, es iſt mir nicht Ernſt geweſen, aber ich habe nur ſehen wollen, ob er mich recht lieb habe, und hätte er es nicht gethan, ſo hätte ich, es weiß kein Menſch wie, gethan, und mi g'ha, als wenn m'r z'größt Unglück geſchehen wäre. Wenn Chriſten nicht ſo gut geweſen wäre, und es hätte machen wollen, wie du, es

weiß kein Menſch, wie es gegangen, ich glaube nicht, daß wir zuſammengekommen. So iſt's gſi, jetzt ducht es mich, ich wollte ihm thun können, was er begehrte, und nüt ducht mi z'ſtrengs, dä Weg het's g'änderet. Es gruſet m'r geng, wenn man einander ſo ſecken will, es iſt geng Gott v'rſucht, und es chunt meiſt uf es Nüt a, mengiſt uf es einzigs Wort, uf e Blick. Und meine ſöll man doch nie, daß, wenn man zuſammenkomme, man ſei, wie man ſein ſolle, ſonſt hat's ſchon gefehlt, Liebi u V'ſtang muß me all Tag als Schlyfſteine bruche, we's gut che ſöll. Wenn meine Mutter ſelig noch lebte, die würd d'r d'r Text leſe." „Mutter, verſtecht mich recht," ſagte Resli. So ſecke, blos um nichts und wieder nichts, in einer Lumpeſach, ume ſo für z'luege, wer nachgebe müß, das möchte ich auch nicht, das iſt ja g'rad, was unter Eheleute nicht ſein, nie anfangen ſoll, das Nünizieh (eine Art ländlich Damenziehen) ums Recht haben, das iſt e Elend, ihr habt recht. Aber hier iſt's nicht ſo, hier handelt es ſich um eine Hauptſach, um Recht und Unrecht, es handelt ſich darum, wer dem andern ſich unterziehen ſoll, eine alte Frau einer jungen, oder die junge der Alte, ob denn eigentlich d'Mutter uf d'Syte ſött vu d'r Vater, wie es Paar alti usbruchte Schuh, oder ob es jungs Meitſchi no i d'Schul ſöll und ſich ſolle den Alten unterziehen, ſo lang öppe Gott will, und zweitens auch, ob ſich eine Frau dem Mann unterziehen will, wie es doch auch in der Bibel ſteht, Mutter, oder ob der Mann d'r Löhl machen ſoll. Ich muß es ſagen, wenn ich an euerm Platz wär, ſo begehrte ich gar nicht ſo abzugeben, ehe ich wüßte, wie es käme, oder ich möchte keinen Krauch (zu erſchöpft, um Athem zu ziehen) mehr, oder es wär mir gruſam erleidet. Und, Mutter, ich muß euch ſagen, ich hätte geglaubt, ihr hättet mich lieber als ſo, und möchtet euch doch g'mühen, um ſo mit Liebi und V'rſtang d'Frau nachezieh. Aber ich merke, die ganze Sach iſt euch nicht recht, z'Meitſchi g'fallt euch nicht, darum möchtet ihr ganz drus und dänne, und lieber nüt mit ihm z'thue und eure Sache apparti haben. Das merk ich, und ſo wär's beſſer, man gebte die ganze Sach auf und redti g'rad uſe, währet es noch Zeit iſt, als daß man dann ſo hintendrein ſagt: „ih ha's doch denkt, ih ha's doch glaubt, ih ha's doch g'meint, u g'ſeit ha nih's o, aber ume für mi ſelber.“ „Los, los, ſagte der Vater, wird nicht bös, du ſollteſt doch wiſſen, daß d'Mutter es beſſer meint, als du es ihr andichten willſt, und daß ſie deinetwegen noch nie eine Mühe g'ſchoche (geſcheut) hat. Aber öppis recht haſt du auch, da muß ich dir Beifall geben; ſo da von vornenherein zu regieren, und d'Eltern von ihrer Sach weg z'ſprenge, ſelb iſt nicht recht, ſo lange ſie es nicht gerne von ſelber thun, oder eins von ihnen geſtorben iſt. Ja, wenn eins oder das andere ſturb, ih oder d'Mutter, das wär es angers, de ſchickt es ſi bas, daß es jungs Ehpaar d'Sach übernimmt z'grechtem, vo wege, für es rechts Hus z'führe, müſſe Ma u Frau ſy. Iſt d'Mutter g'ſtorbe, u buret d'r Vater furt, u z'Sühniswyb macht d'Hushaltig, ſu het äs meh z'bidüte as d'r Ma, es iſt d'Meiſterfrau, u är ume d'r Bub, lebt d'Mutter no u wott furt bure, ſo iſt d'r Bub wie d'r Ma, u d'Frau ſött ume d'Jumpfere ſy, u ſelb thut o nit gut. Lebe aber Vater und Mutter noch, ſo haben's Sohn und Söhniswyb eins wie das andere, ſind beider G'hülfen, u keis het ſi z'chlage. Darum biſt du nicht ſo über Ort, aber ſagen will ich nichts dazu. Ueberſinn d'Sach noch recht, und ſtell dir alles vor, und auch, wie es dir wäre, wenn es aus der ganzen Sache nichts geben, und was die Leute dazu ſagen würden." „He, ſagte Resli, darauf durfte ich es ankommen laſſen, wenn d'Lüt öppe wüſſe, wer me iſt, ſo wiſſen ſie wohl, auf welcher Seite der Fehler iſt." „Du gute Tropf, ſagte der Vater, meinſt? Ich hätte geglaubt, du kenneſt d'Lüt afe beſſer als ſo. Weißt du nicht, daß es Leute gibt, die immer froh ſind, wenn ſie Jemand einen Schlemperlig anhängen können, und je mehr ſie einen beneidet haben, deſto lieber thun ſie es, und deſt ung'rymter. Und weißt nicht, daß man, ſei man wer man well, immer Freund und Feind hat, das zeigt ſich nie beſſer, als wenn eine Hochzeit z'Waſſer geht. Da geht es ärger ringsum, als im Frühling im Seeland, wenn d'Frösche ihre Singverein hey, ich habe einmal dort Wein geholt, u z'ſälbiſt bin ih faſt e Narr worde. Wenn ſo ne Hürath z'nüte wird, ame ne Ort muß geng d'r Fehler ſy. Manchmal iſt der Brütigam ein afechtig Bürſchchen und möcht d'r Schwäher klemme, weiß nit recht, wie, geyt z'Rath, u dummi Wyber dampe ihm's us u hingerdry thut er de no, wie es häſſigs Kothhänели. Oder d'r Schwäher iſt e hochmüthige G'nürzi u möcht d'r Tochterma für e Schuhwüſch ha, un ihm d'r Gotteswille gäh, was ihm vo Rechts wege g'hört. Oder d'Schwiegere iſt e brutali Gränne, und meint, d'r Tochterma ſött Tag u Nacht vor ihre oder vorem Meitſchi uf de Kneue ſy u lache, we ſi z'Mul ufthut, wie ne Löhl. U wenn er das nit thut, u witziger iſt as ſi, u ſi ſi no mängiſt vor ihm ſchinire muß, vo wege d'r Dummheit, ſu wyst ſi d'Tochter uf u ſeit ere, dä möcht ih afe nit, lue de, wie's d'r geyt, we'd einiſt furt biſt, er iſt e Tyrann, e Tyrann, ſäg i d'r, u bi de Lüte verſchreit ſi ne, u wil er ſie nit u d'Tochter nit het welle zum Götz mache, ſu ſeyt ſi, er heyg ke Religion u weiß doch ſelber nit, was für eine ſie hat oder ob gar keine. Und manchmal iſt z'Meitſchi es Laſchi (dummes, gedankenloſes Ding) u thut wie ne Löhl, u nüt iſch ihm ſchön g'nue, u kes Mannevolk wüſt g'nue, und Er überchunt am End auch g'nue. An allen dieſen Orten duecht eim doch, me wüß, wo d'r Fehler ſyg, aber das git es G'red, dä Wäg u dieſe Wäg, daß me ganz ſturm wird, nit weiß, was obe, was unte iſt, nit meh weiß, het me e Kirſiſturm vor ihm oder Surkabis. So geht's, wo d'Sach am Tag iſt, daß es eim duecht, me chönn ſe mit em B'ſchüttgohn näh, u was meinſt, wie würd es bei uns gehen. Da iſt nichts am Tag, da iſt keis längs Dreiß (Säumniß) gſi, da iſt nicht eins hier aus geſprungen um Rath, das andere dort aus, man iſt nicht zu den Wahrſagern g'lüffe, und auch nicht zu den Verwandten oder Bekannten, wo gruſam vornehm ſy u doch gern alles wüſſe, man hat es unter ſich gehabt, und die Leute haben kum gewußt, daß etwas obhanden. Jetz denk auch, was erſt das für ein Gerede geben würde, denk doch, wie ſie uns es gemacht, als wir ſo z'weg waren, und doch war da d'Urhab am Tage genug. Eben daß man es ſo geheim gehalten, würde gegen uns geltend gemacht, die einen würden ſagen, wir hätten uns der Sach geſchämt, die andern, wir hätten einen reichen Fiſch vor der Bähre gehabt und gefürchtet, es könne uns Jemand z'böſt reden, die einen würden ſagen, wo wir das Vermögen hätten weiſen ſollen, ſo ſei nichts da geweſen, jetzt wiſſe man, warum es ſelb mal ſo wüſt gegangen, die andern dagegen würden lachen und ſagen, du ſeieſt hineingeſprengt worden und wo es um eine Eheſteuer zu thun geweſen, habe es ſich gezeigt, daß der Vater der Braut am Geldstagen ſei, und chum no d'Naſe ob em Waſſer berg Man würde von unehlichen Kindern reden, die zun Vorſchein gekommen, und was erſt alles vom Dorngrüt her erſchallen, was ſie dort ausbreiten, in die Wel hinaus blaſen würden, das kann ich dir nicht ſagen Aber glaub mir, Resli, es wären wüſte Sachen, du würdeſt z'lyde g'nue ha, und viel möchten dir's gönne, und wer weiß, vor was allem es dir wäre, vo wege, ſellige Lärm läßt immer was dahinten. Die eigelige Meitli ſind gewöhnlich die beſte, und öppe von weitem her läuft nicht bald ein Meitſchi herbei, das nichts von allem weiß; bi de Bube git ſi das eh. Glaub nur, du würdeſt Verdruß genug haben, gäb wie unſchuldig wir dabei ſind und das Recht auf unſerer Seite haben. Das ſage ich dir nicht, damit du alles thueſt, was man von dir will, ſondern nur, damit du weißt, wie es geht, und du hintendrein nicht ſagſt, du hätteſt es nicht g'ſinnet, wenn du es g'ſinnet, du hätteſt es anders machen können. U jetz gut Nacht, u faß di gut, damit, es mag gehen, wie es will, du auf den Beinen bleibſt. Du haſt jetzt alles in deiner Hand, und mahnſt mich an einen am Steuerruder, wenn's zwüſche Wirble durch geht. häb an di u lue gut."

Nun war die Sache äußerlich abgethan bis ans Z'wegmachen und Laden; geredet wurde nicht mehr darüber, es ſann jetzt jedes wieder. Und, wie geſagt, wo der rechte Sinn iſt, da kömmt beim Sinnen mehr heraus, als man denkt, meiſt mehr als mit Reden.

Wenn man dem Treiben zu Liebiwyl zugeſehen hätte, ſo würde Jedermann geglaubt haben, Chriſteli ſei der Bräutigam, und wolle eine Hoffahrt thun das Land hinab. Faſt den ganzen Morgen hatte er mit den Roſſen zu thun, nahm eins nach dem andern zum Stall hinaus, zum Brunnen und ward nicht fertig mit Striegeln und Wäſchen. Anneliſi, das vorbeiging und ſah, wie oft er jeden Schweif ins Kübli tauchte und ihn dann ausſtrich, meinte, es wäre ſchade, daß er nicht eine Kammerjungfer gegeben, es gebe gewiß manche vornehme Frau, ſie wäre froh über ſo eine. „Ich denke, antwortete Chriſteli, u manges Buremeitli hätt mi nöthig, es ſött dere gäh, wo me ringer e Stall miſteti, als ſo eins ſüfereti.“ „O ſtich ume, du breichſt mi doch nit, un mit em Süfere weiß ich nicht, wer fleißiger iſt, öppe es jungs Meitſchi, oder ſo ne alte Vetter, wo z'letzt z'fule wird, es Jahrs zweumal es angers Hemmli az'legge.“ Da ſtäupte Chriſteli einen naſſen Roßſchweif aus und Anneliſi ſchrie mörderlich auf: „Nu du, du Uflath, Herr Jemer, wie g'ſeh nih us, u myn Gott, mys Mänteli, un ha nih's erſt hüt früſch ag'leit.“ Am Nachmittag putzte Chriſteli das Geſchirr, holte das ſchönſte aus dem Spycher und ſpiegelblank mußte ihm das Meſſing werden. Er machte ſie in der Küche faſt z'Guggers, wollte immer etwas, bald einen leinenen Lumpen, bald einen wollenen, bald wollte er Eſſig, bald wollte er Oel. Chriſteli wollte zeigen, wer man ſei, und daß man zu Liebiwyl noch einen Roßzug vermöge. Chriſteli hatte es wie alle alten Vettern, dieſe ſind mehr den Katzen ähnlich als den Hunden, ein Hund nämlich hängt mehr an der Perſon, eine Katze mehr am Ort. Nun, die beſſern Katzen lieben auch Menſchen, laufen der Bäurin nach bis in den Kabisplätz und der Tochter bis in des Weges nächſte Krümme, dann kehren ſie aber um, wenn es weiter geht, und machen, daß ſie heim kommen. So haben es alte Vettern (Onkels) auch. Sie lieben wohl Perſonen, beſonders die, welche ihnen das Kännli auf den Ofen ſtellen, oder Dänne decken, wenn ſie im Holz ſind; ſie lieben auch irgend ein Kind, ſo lange es ihnen nachläuft und bei ihnen gerne ſchlafen will. Aber von allem, was weiter geht, dem Hauſe den Rücken kehrt, wenden ſie ſich ab, denn ſo wie ihnen im Hauſe am wöhlſten iſt, ſorgen ſie auch fürs Haus, und ſo wie es in ihrer Familie am beſten ging, ſorgen ſie für ihre Erhaltung, balgen wohl über deren gegenwärtige Glieder, aber auf die Jungen bauen ſie ihre Hoffnung, daß ſie die Vergangenheit herſtellen und ſuchen, für die Mittel dazu zu ſorgen. Darum ſorgte Chriſteli ſo ſorgſam für ſchönen Aufzug; man ſollte von dem Zug und von dem Hof, zu dem er gehörte, noch lange reden da unten, wo kein rechtes Haus ſei.

Die vornehme Welt hält viel auf einer ſchönen Equipage. Zwei Pferde d'ran ſind ſchon was, für vier aber muß man ein Graf ſein. Bei einem rechten Bauer gräfelts, der hält wenigſtens vier Pferde, zwei tüchtige Stuten hinten, zwei luſtige junge Mönche vornen. Ehrenfeſt ziehen die einen daher, tänzelnd die andern, aber wenn Noth an Mann kömmt, der Wagen an den Berg, dann vereinen ſie treu ihre Kraft und liegen ins Geſchirr, jedes ſo ſtark es mag. Es iſt eine Freude, ſo mit vier tüchtigen Roſſen zu fahren in Wald und Feld, Fuhrmann und Pferde aneinander gewöhnt, daß die letztern dem erſtern ohne Worte unter der Geiſel laufen, wie und wohin er will. Darum iſt die Geiſel auch eine Art von Scepter, ſie führen zu können, ein Ehrenpunkt. Man liest von jungen, vornehmen Engländern, wie ſie die Kutſcher machen, ſich hoch meinen, wenn ſie vier Pferde vom Bocke führen können; man liest von Pariſern, welche gerne engeländerlen, daß ſie es auch verſuchen; die alle machen es eigentlich nur unſern Bauernſöhnen nach. Es bildet ein eigentlich Ereigniß, wenn ein Vater ſeinem Sohn die Geiſel gibt, er erhebt ihn damit zu ſeinem Mitregenten und Stellvertreter. Die Geiſel iſt gleichſam ein Marſchall- oder Feldherrnſtab, welchen der König ſeinem beſten und treueſten Soldaten gibt. Aber ebenſo iſt es ein Ereigniß, wenn ein Vater ſeinem Sohne die Geiſel wieder nimmt. „Denk o, er het ihm d'Geisle g'no!" heißt's. Aergeres droht ein Vater ſeinem Sohne nicht leicht, als: „ich nehme dir die Geiſel!" Das geht gleich vor dem Enterben her, und wenn man einen General wieder zum Gemeinen macht, es kann ihm nicht ärger als einem Sohne ſein, der vom Pfluge weg wieder unter die gegemeinen Hacker auf den Acker muß. Und dieſe Strafe wird nicht blos verhängt oder gedroht, wenn Einer ſchlecht fährt, den Wagen in den Koth, die Pferde zu todt, ſondern auch, wenn der Sohn zu einem Mädchen geht, welches dem Vater nicht anſtändig iſt, oder in ein Wirthshaus, welches dem Vater verhaßt oder verdächtig iſt, und wegen andern wichtigen Vergehen mehr.

Resli hatte die Geiſel; Chriſteli hatte ſie nie begehrt: deſſenungeachtet wandte er alle Sorgfalt an den Zug, und labete ſich an dem Gedanken, wie die Leute lugen, wie ſie fragen werden, wem der Zug ſei, wenn ſie die vier ſtolzen Braunen mit dem ſchönen Geſchirr und dem mächtigen Ladenfuder durchs Land laufen ſehen, als wäre die Laſt federleicht. Als ſie das Fuder luden, ſparte er die gewaltigen Ketten nicht zum binden, und als Resli bemerkte, es mangeln ſich nicht ſo viele, die Wege ſeien gut und öppe ſchlagen werde es nicht faſt, ſo meinte Chriſten, es ſei beſſer zu viel binden als zu wenig, d'Kettenne hätte man dafür, und ſie müßten da unten wiſſen, daß ſie hier die Ketten nicht zu ſparen brauchten und nicht mit Seilſtümpen zuſammen zu plätzen, wie er ſie ſchon manchmal da unten herauf habe Holz holen ſehen, wo ſie dann nicht einmal genug deren gehabt, ſondern von Haus zu Haus hätten ſpringen müſſen, um zu entlehnen.

Früh um drei wollte Resli fort und alleine. Der Vater hatte ihm anerboten, mit zu gehen. Es möge gehen, was es wolle, ſo ſei es komod, wenn ihrer zwei ſeien, hatte er geſagt. Aber Resli hatte es abgelehnt, er wollte ſeine wichtigſte Angelegenheit ab Ort treiben alleine, mit freier Hand, nach ſeinem Sinn, ſo ziemt es eigentlich dem Manne.

Wenn eine ſolche Ausfahrt in einem Bauernhaus im Werk iſt, ſo wird eppe nicht viel geſchlafen, und am folgenden Tag merkt man es doch den Leuten gar nicht an. Das iſt nicht wie in einem Herrenhaus, wo die Köchin drei Wochen grännet, wenn ſie einmal um fünf auf muß, ſtatt um ſechs, und ſieben Wochen, wenn man es ihr für um vier Uhr zugemuthet hat. Im Stalle füttert Jemand, und wer es thut, geht ſelten zu Bette. Bauernpferde freſſen langſam und viel, laſſen ſich behaglich alle Zeit dazu. Es iſt wirklich, als ob es ihnen dieſer und jener, der in einem Stalle nächtlich viel gefüttert hat, abgeguckt hätte, wenn er acht bis zehn Stunden an einer Kindbetti ſitzt, und langſam immer iſſet, eins nach dem andern, von der Suppe bis zur Tattere, und zwiſchen durch tapfer tränket. Und wie im Stalle geſorgt wird für den abfahrenden Geiſelherr (Gwiſelherr), ſo vergaß man auch ſeiner vornen im Hauſe nicht. Da legt die Mutter halbangekleidet ſich zu Bette, damit ſie ſich nicht verſchlafe, denn nicht nur die Pferde, ſondern auch der Fuhrmann muß gut ſeine Sach haben, wird nicht mit etwas gewärmtem abgeſpieſen, oder einem dünnen Kaffe, oder gar blos mit einem Glaſe Brönz, ſondern wenigſtens eine gute Röſti, wenn nicht ein Eiertätſch, wird ihm vorgeſetzt, und was er überläßt, erhält, wenn er fort iſt, der treue Wärter im Stall. Die Köchin iſt eben gewöhnlich die gute Mutter ſelbſt; das Werk vertraut ſie ſelten einer Magd, wenn der Sohn fährt, das wäre der Magd zu viel vertraut, ſo vertraulich hält man ſie nicht. Es iſt auch eigentlich die alte, ächte Hausfrau, welche das Feuer anzündet im Hauſe des Morgens, und des Abends es löſcht; ſie iſt des Feuers Herrin, und das Feuer ihr Diener, ſie iſt des Hauſes Prieſterin, ſie wahret, ſie brauet des Hauſes Segen auf ihrem Heerde. Es iſt etwas wunderbar ehrwürdiges und alterthümliches in dieſem Beherrſchen des Heerdes, dieſem Schalten und Walten mit dem Feuer, der wahren Hausfrau eigenthümlichſte Pflicht.

So ging es auch ſelbe Nacht zu Liebiwyl. Als Resli gegeſſen hatte, war auch angeſpannt, die Knechte hatten freiwillig ſich hervorgelaſſen und geholfen. Anneli hatte ihrem Resli noch ſehr zugeſprochen, er ſolle es nicht zu ſtreng machen, ſich ihrer nicht achten, wenn es zuletzt nur an der Meiſterſchaft hange, wenn z'Meitſchi öppe e gute Wille heyg, ſu chönn me's geng no b'richte. Er ſolle doch recht an alles ſinnen, was der Vater ihm geſagt, wenn man einmal ſo weit ſei, ſo ſei's immer bös, wenn d'Sach i Krebs gang. Aus dem Stübli rief noch der Vater, fragte erſt: „willſt Geld, z'Schlüſſeli iſt im Hoſeſack, nimm, was mangliſt." Dann ſprach er auch zu und ſagte, er ſolle nur machen, daß er das Meitſchi bekomme, wenn er an ihm hange; wenn man es einmal hätte, ſo werde doch öppe ſo nes Meitſchi geng no z'dreſſire ſy, es ſyg doch geng ume es Meitſchi. „Ebe, ſagte Resli, d'rum ducht mi, man ſollte ſo einem nicht ſo ganz unger d'Füß ga ligge, daß es meint, es bruch ſyr Lebtig nüt, as uf eim ume z'trappe. Wenn's dann nicht ſo iſt, als man ihm vorgeſpiegelt hat, man hintendrein anders iſt, dann geht z'Pläre a, es ſeit, mi heyg's b'ſchiſſe, heyg ihm da es ſüßes Mul g'macht, u jetz thüy me, wie we me's freſſe wett, u wie wenn es alleine alles nötrappe ſött. Und öppis het's de recht, aufrichtig gege ihm iſt me nit gſi. Wie me's ha wett, ſo ſoll me's ſäge, Aetti. Un i Gottsname, darauf will ich es jetzt ankommen laſſen." „Mach wie'd witt, ſagte Chriſten, öppis Recht heſt, aber es ma gah wie's will, nimm's de öppe nit gruſam z'Herze, denk de, es ſyg gut gange." „Ich will machen, was möglich iſt," ſagte Resli, gab dem Vater die Hand, wünſchte ihm einen glücklichen Tag, und ging. Die Geiſel ſtach am Sattelroß, das rüchelend den Kopf an Resli rieb, als dieſer nach der Geiſel faßte, während Chriſteli zündete dem alles überſchauenden Fuhrmann. „Iſt der Haber im Kratten?" frug Resli, der des Bauern halbzentnerigen Wink nicht vergeſſen hatte. „Ein halber Mütt liegt unten, ſagte Chriſteli. Ich habe gedacht, du könnteſt z'Schwähers Roſſe auch einmal etwas kramen, Haber wird ihnen wohl ſeltſam ſein." Nun kam die Mutter noch mit ihrem Laternli und frug: „du haſt doch nichts vergeſſen, heſt e Lumpe, u Zwick, u d'Sackuhr?" „Ja Mutter, ſagte Resli, ich glaub, alles." „He nu ſo de, ſagte ſie, ſu ſchaff de wohl, mach ume hübſchli u chum nit z'ſpät hei, b'hüt di d'r lieb Gott!"

„Hü, i Gottsname," ſagte Resli, und hob die Geiſel; ſatt zogen die Roſſe an und vorſichtig zündete Chriſteli, bis ſie aus dem Hofe draußen im Wege waren. Es ging immer etwas eng zwiſchen den Thürliſtöcken durch, aber das war eben die Kunſt, darum wurde das Thürli nicht größer gemacht, ſondern die neuen Stöcke immer in die alten Löcher gepflanzt. Der junge Geiſelherr hätte es für eine Schande gehalten, wenn er nicht zu einem eben ſo engen Thürli hätte einfahren können als der alte; und allerdings, im ganzen Dörſchen hätte es geheißen: „e Fuhrme git z'Bure Resli ſyr Lebtig nit, denkit ume o, ſi hey ihm z'Thürli müſſe wytere, wo me ſcho hundert Jahr us u y g'fahre iſt, u iſt alle wyt g'nue g'ſi, u mi het öppe nie g'hört, daß Neuer ag'fahre ſyg."

Glücklich, wie üblich, kam Resli durch und fuhr, trotz der ſchweren Laſt, raſch ſeinem Ziele zu. Die Geiſel in der Hand, vier raſche Roſſe unter ſeinem Wink, ſteigerte in Resli das Selbſtgefühl ſich immer mehr, und immer mehr fand er ſich in ſeinem Recht, wenn er ſich nicht ganz untern ließe, als einer, der mit Geld es zwängen müſſe, wenn er eine Frau wolle.

Die Liebe iſt wunderlich, iſt ſtolz und demüthig, ſie duldet alles und iſt wie ein Pulverfaß, das aufſprüht, man weiß nicht wie; ſie iſt ſüß, wie die gute Sommermilch, und wird ſauer, wie ſich der Wind dreht; ſie ſetzt das Leben ein und weigert Kleinigkeiten; ſie bietet ungeheißen Hab und Gut, ſchlägt Kreuzer ab, wenn ſie gefordert werden, hält die ſchwerſten Proben aus und verſchmäht am Ende den Lohn, um deſſentwillen man die Proben beſtanden. Als Fräulein Kunigunde den Ritter Delorges ihrem Händſche nachſandte, da ging Ritter Delorges und holte ihn. Aber es wuchs ihm, das Schwert an der Seite und des Muthes Brand in der Bruſt, der Kamm, als er aus der Ungeheuer Mitte zurückkehrte. Er fühlte, ſein Leben ſei mehr werth, als an eine flüchtige Laune geſetzt zu werden, daß, wer mit einem Leben ſpielen könne, von ſittlichem Ernſte nichts wiſſe (wohlverſtanden: er fühlte es, aber was ſittlicher Ernſt ſei, hat Ritter Delorges kaum gewußt) und als er wieder vor das Fräulein trat, ſchmiß er ihr den Handſchuh ins Geſicht und ſprach: den Dank, Dame, begehr ich nicht. Dieſes Selbſtgefühl muß die rechte Liebe zu einem Menſchen in ſich tragen (die Liebe zu Gott iſt eine andere, ſintemalen Gott einem nichts niederträchtiges zumuthet), ſonſt iſt ſie eine hündiſche, d. h. ſie iſt nichts als eine Begierde, welche um jeden Preis befriedigt ſein will, ſei es nun eine Begierde nach purem Fleiſch, oder eine Begierde nach einem vollen Mußhafen, worin vielleicht noch Würſte ſind, oder nach einem ſchönen Hundshalsband, wo auf blankem Meſſing ein glänzend Wappen ſteht. Die heraldiſche Begierde möchte dato, wenn das Halsband nicht aus einem Mußhafen hervorguckt, oder um einen Hals von ſchönem Fleiſch gelegt iſt, rar geworden ſein. Aber es iſt auch der beſte Menſch dem Fleiſche unterthänig und hangt mehr oder weniger von äußern Zuſtänden und Einwirkungen ab. Den hielte ich mit Feuer und Geiſt getauft, der der gleiche wäre mit Hudeln an den Beinen oder mit einer Krone auf dem Kopfe, an der Spitze von hunderttauſend Mann oder zwanzig Dutzend Beſen ziehend, hungrig und durſtig, ohne Schuh, in Koth oder Schnee, oder ſich erhebend von einer engliſchen Lordstafel in bequemem Wiz, oder voll Läuſe und voll Schulden, einem guten Schick nachgehend, oder Geld im Sack und Muggen im Kopf, auf ſtolzem Engländer der Liebe nachreiten. (Apropos, es wird Mode, daß, wer heirathen möchte, und nur Körbe gekriegt, ſich ein

Pferd anſchafft. Ein ſchlechtes Kompliment für den Menſchen, der zweibeinig die Liebe nicht erreicht und vierbeinig glaubt, verſuchen zu müſſen; es iſt aber auch ein ſchlechtes Kompliment für unſere Zeit; es wird wahrſcheinlich im Zeitgeiſt ſein; es iſt aber das allerſchlechteſte Kompliment für die Damen, erſtlich, weil es den Anſchein hat, daß man mit vier Beinen ihnen näher komme, als mit zweien, und zweitens, weil man gegen einen grollenden Unterleib und gegen ſpröde Damen das gleiche Mittel verſucht.) Wer in allen genannten Lagen der Gleiche bleibt, die gleiche Ruhe, das gleiche Selbſtbewußtſein bewahrt, das Herz am gleichen Flecke behält, den Kopf auf gleiche Weiſe, gleich hoch und doch gleich einfach trägt, den hielte ich für den beſten Mann. Der wäre wohl zu groß für des bayeriſchen Königs Walhalla; der gute König wüßte nicht, in was für einen Sprachmäntel er ihn einwickeln, auf was für einen ung'hürigen Satz er ihn abſtellen ſollte. Wer aber, der kein Düpfi iſt, kein Bayer, keine Regierungsmajeſtät, hat nicht ſchon erfahren, wie man in verſchiedenen Um- und Zuſtänden, bei der größten Ehrlichkeit, doch ein ganz anderer iſt, anders vor einem Gläschen als nach demſelben, anders hinter einem Schultheiß als vor demſelben, anders vor den Wahlen als nach denſelben, anders, wenn man eintrittet, als wenn man austrittet. Ach Herrgott, wer wollte die vielen Anders alle nennen, bei denen es einem anders wird, ſchwyßerig zu Muth oder kühn, niederträchtig oder hoffährtig, oberländeriſch oder aargaueriſch, weibelochtig oder jünkerlig u. ſ. w.

Nicht nur Schmiede und Schloſſer ſind halt Naturprodukte, wie jene ſchulmeiſterhafte Geiſtbüchſe ſagte, ſondern wir alle werden es wahrſcheinlich ſein, nach ſeiner Meinung, ſomit ſind wir auch chemiſche Stoffe, und chemiſche Stoffe wirken aufeinander, und je nachdem ich mit dieſem oder jenem Stoff in Verbindung komme, werde ich auch anders, werde ſo oder ſo bewegt und verändert, nehme an oder ſtoße ab, werde ein ander Produkt, ſo daß ich z. B., wenn ich mit jenem Schulmeiſter in Verbindung gebracht würde, vielleicht, was weiß ich, für ein Hauptkerl werden könnte, oder vielleicht wieder ein Blütterlüpf ſonder gleichen, nachdem er halt mir ſpendete oder entzöge, ich müßte es halt erwarten ſein.

Nun möchte ich fragen, ob ſo einem chemiſchen Stoff, einem jungen hübſchen Burſchen nämlich, der einen ſtarken Arm hat und Geſchick mit Sparren, Ketten, Winden umzugehen, wenn er mit einer Geiſel, einem Sattel, vier ſchönen Pferden, welche ſein und circa hundert Dublonen werth ſind, einem guten Kaffe Röſti und Käſe, in Rapport und Beziehung gebracht wird, nicht ein eigen Selbſtbewußtſein entſtehen muß, das Gefühl: du biſt auch was werth, in der Wagſchale ſollſt auch du ein ziehend Gewicht ſein und nicht Silber und Gold allein. Wie er das frühere Mal blöd und bang hinunter gewandelt war, ſo ward er jetzt nicht keck und trotzig, doch aber muthig und feſt, und als er auf dem Dorngrüt einzog, trugen nicht nur ſeine Braunen den Kopf hoch auf, ſondern auch er, und wie ſie friſch und munter rüchelten, ſo knallte luſtig ſeine Geiſel. Dießmal brauchte er nicht lange Jemand zu ſuchen, gar freundlich kam zuerſt Anne Mareili ihm entgegen, reichte ihm die Hand und ſagte: „ich habe d'langet afe und gemeint, du kommeſt nicht mehr. Bringſt guten Bericht?“ Und dazu guckte es ihm gar lieblich in die Augen, und während er die eine Hand hielt, tätſchelte es mit der andern das wilde Dragunerroß, das ſcharrte und that, als kömme es erſt aus dem Stalle. „Ich mein's, antwortete Resli. Meine Leute waren b'ſunderbar gut gegen mich, daß ich mich fry ſchämen mußte." „O Herr Jere, wie froh bin ich, du glaubſt es nicht. Denk nur auch, dä alt Uflath, d'r Kellerjoggi, iſt wieder da geweſen, hat alles liebs und guts v'rſproche, hat unſerm Vater den Mund ſüß gemacht, ſich geſtellt, als ob er ſterben wollte, daß ich den größten Kummer ausgeſtanden, der Vater laſſe ſich wieder mit ihm ein. Das iſt nun zwar nicht geſchehen, er hat ihm ausweichenden Beſcheid gegeben, aber ich fürcht, ich fürcht, wenn es den geringſten Anſtand geben würde in unſerer Sache, ich entrönne dem Kellerjoggi nicht. Lieber ſterben wollte ich." „Häb nicht Kummer," ſagte Resli. Da kam die Mutter und als Resli ihr die Hand geben wollte, ſagte ſie: „ih ha gar e wüſti, ih darf d'r ſe faſt nit gäh, ih ha mym Alte d'Schuh g'ſalbet. Es iſt gut daß du kömmſt, z'Meitſchi hat ſich faſt die Augen aus dem Kopf geſehen, gäb wie ich geſagt, du werdeſt nicht vor Mittinacht dich auf den Weg gemacht haben. Ih ha afe g'förchtet, es werd blings. Aber iſt Niemand umdeweg (bei der Hand, am Weg), der dir abnehmen hilft und d'r zeigt, wo du mit den Roſſen hin ſollſt? Es wird afe heiß, u d'G'ſchmeuß (Fliegen, Bremſen) wird bös. Lue doch, wo Hans un Joggi ſy, die Stopfine" (von ſtüpfen, ſtolpern, aus Trägheit die Beine nicht heben mögen). Aber Anne Marcili hörte die Mutter nicht, ſondern blieb bei Resli ſtehen, rühmte ſeine Roſſe und ſagte ihm, wie es afe Längizyti gehabt, es hätte es duecht, die paar Tage ſeien eine Ewikeit (Ewigkeit), es hätte gemeint, es g'ſtang's nicht mehr aus. So was geſtehen die Mädchen ſonſt nur unter vier Augen, vor den Leuten wollen ſie den Namen gewöhnlich nicht haben, daß ſie Jemand anhangen mit Leib und Seele. Ja, es gibt welche, die meinen, es ſchicke ſich ſelbſt unter vier Augen nicht, ſo etwas zu bekennen. 'S ſind kurioſe Dinger, die Mädchen, und man verſteht ſich nie auf ſie, ſo lange man nicht weiß, daß viele eine Rolle ſpielen müſſen, andere eine Rolle zu ſpielen dreſſürt werden, und die Zahl derer nicht ſo groß iſt, welche ihre Seele zeigen dürfen, wie ſie iſt, oder welche weder durch dumme Mütter, noch durch dumme Gouvernanten, noch durch dumme Bücher verleitet werden, eine dumme Rolle ſchlecht zu ſpielen, ſtatt das Schönſte an ihnen, reine Liebe, zu zeigen in ihrer edeln Natürlichkeit.

„Sövli dumm gah z'rede, ſagte Mareilis Mutter, gäb wie lieb ſi eim ſy, ſu muß me ſe's nie lah merke u d'Nägel geng halbers davorne ha, ſuſt meine ſi ſche, ſi chönne mit eim mache was ſi welle. Mach ume ſo, du wirſt es bald z'merke übercho. Aber du loſſt m'r nüt, ih wirde no ſelber dene Stopfine nah müſſe, dene ſchießige Schlürfene.“

„Seh, rief ſie mit greller Stimme gegen das Haus, iſt de Riemere umdeweg!“ Da kam der Dorngrütbauer ſelbſt von der Bühni hinunter und ſagte, die andern ſeien eben mit der Miſtbütti fort, ſie werde wohl ſelbſt abſpannen können. Er war nicht halb ſo freundlich als das Weibervolk, kam langſam heran, ging erſt um die Laden herum ehe er zu Resli kam, und frug dann, ſtatt Gottwilche zu ſagen: „Heſt m'r die, wo ich ausgeleſen, oder öppe anger?“ He, ſagte Resli, er ſolle ſelber ſehen, er werde ſie wohl noch kennen, und ſeien es ſie oder ſeien es ſie nicht, ſo werde er öppe an dieſen Laden wenig auszuſetzen haben, öppe ſchöner würden kaum zu finden ſein. Aber er ſoll ihm ſagen, wo er hinfahren ſolle, die Laden müßten abgelegt ſein, es wär ihm lieb, wenn die Roſſe ab der Sonne kämen. Der Bauer zeigte ihm den Ort, Gräbel lag herum und eng war der Weg für's große Fuder. „Zuchefahre wird ſich kaum geben,“ ſagte der Dorngrüter. „M'r wey luege,“ ſagte Resli, hob die Geiſel und ohne Huſtern und ohne Donnern liefen unter der Geiſel und durch einige Worte geleitet die Roſſe ſcharf und ſchnell wohin ſie ſollten, und ſtunden alsbald aufs Wort. „Du biſt ſchon mehr gefahren,“ konnte der Bauer ſich nicht enthalten, zu ſagen; vielleicht wäre es ihm anſtändig geweſen und es hätte ihn gelächert im Herzen, wenn Resli das ganze Fuder überleert hätte. „Lue, ſagte die Mutter, wie der fahre cha, ich glaube nicht, daß einer von unſern Buben es ſo könnte; aber geh und nimm Eier aus, es werden wohl ſein. Ich habe nicht einmal mehr für einen Eiertätſch im Keller; we me ke Krützer Geld het, aber e wüſte Hung zum Ma, u doch albeeiniſt es wyßes Brödtli möcht oder e Wegge, was wett me d'r Weggefrau anders gäh as Eyer?“ „Mutter, ih weiß nit, wo ſie s'Neſt hey,“ antwortete Anne Mareili, ſchoß den Roſſen nach und half ſie abnehmen, troß dem Mahnen, es ſolle es nur ſein laſſen. „Ja wolle, weißt du d'Neſter nicht, ſagte die Mutter, wo iſt es Meitſchi, das d'Hühnerneſter nit weiß! Aber es hat den Narre g'freſſe a dem Kerli, we's ne nit überchäm, ih glaub, es hinterſinnete ſich. He nu, er gefiel mir auch, un ſchynt nit ſo ne Hündligürter und Batzeklemmer z'ſy. Het er m'r ächt aber öppis kramet, es hätt ihm's ſauft tha, b'ſungerbar, wenn ih myner Eier für ihn bruche muß.“

Es beelendete Resli, als er ſeine Roſſe in den dunkeln engen Stall preſſen und im Zweifel leben mußte, ob er je wieder eins lebendig aus der Preſſe kriege, und wie ſeine Roſſe ſich mit den andern Roſſen vertragen würden, die ſcheu und wild an die Krippe heraufſchoſſen, ſobald Jemand in den Stall kam, wie verwilderte Kinder ums Haus ſchießen, wenn ein Fremder gegen das Haus kömmt. Und wie dieſe ſich nicht mehr zeigen, als allfällig um gegen den Fremden den Hund zu hetzen, oder Steine zu werfen, oder ihm wüſt zu ſagen, ſo konnte ſich auch ſeines Lebens wahren, wer hinter dieſen Roſſen durchgehen wollte. Das Beſte war, ſie erſt tüchtig abzuſchlagen und dann den Gang zu wagen. Wie Kinder thun, wenn man gegen ein Haus kömmt, und Roſſe, oder auch Kühe, wenn man in den Stall kömmt, daran kann man viel errathen von dem, was inwendig im Hauſe iſt, ja, ſelbſt der Hund, der auf der B'ſetzi liegt, verräth ſchon viel.

Nun mußte Resli mit dem Alten abladen, oder wenigſtens es anfangen, und peinlicheres gibt es wohl nichts für einen jungen raſchen Kerli, der alle Handgriffe los hat und gerne raſch zu Ende wäre, als mit jemand, von welchem man nicht weiß, macht er's expreß unbeholfen, oder iſt er's von Natur, ein Werk gemeinſam verrichten zu müſſen. Und wenn der raſche Kerli noch dazu eine wichtige Ausmacheten vorſtehend hat, wenn es ſich entſcheiden ſoll, ob er ſein Lieb kriege oder nicht, ſo wird eine ſolche Arbeit doppelt peinlich. Zudem wollte der Alte die Laden, um ſpätere Arbeit zu erſparen, gleich aufgeknebelt; es fehlten aber die Knebel dazu, die Scheiter waren auf alte Mode, noch vier Schuh lang, ſie mußten alſo abeinander gemacht werden, und dazu waren ſie noch ſo ungleich dick, ſo krumm und holpericht, daß man ſie ärger ausleſen mußte, als heut zu Tage die junge Mannſchaft. So wußte der Bauer den armen Resli gut Dings zu verſäumen, zudem mußte er noch alle Augenblicke von der Arbeit in den Stall, weil dort die Roſſe rumorten und zuſammenſchlugen, daß man meinte, ſie wären daran, den Stall auseinander zu ſchlagen. Endlich band er ſein Sattelroß zuvorderſt gegen die andern Roſſe zu, die konnte er getroſt machen laſſen, die wußte ſich Platz zu machen, wie eine häſſige Frau an einer Feuerplatte. Wenn ſie die Roſſe nur weißen (aufſchreien) hörten, und der Bauer ſagte: „los, was geht aber, mi muß denk gah luege,“ ſo antwortete Resli: „ih hulf ſe lah mache, ſi werde e nangere nit freſſe.“ Wenn's aber zum zweiten Mal wieder kam, ſo lief doch dann der Bauer, fürchtend, ſein Nebenroß zöge den Kürzern und hieb mit der Geiſel ein, wohl weislich aber zumeiſt auf Reslis Roſſe. Das war ſo ein Vorpoſtengefecht, aber ganz auf die alte Mode, daß wenn die Könige ſich grollen, es über der Völker Haare geht.

Es war gar nicht früh mehr, als man zum Eſſen kam, und da hatte es auffallend gedunkelt auf Anne Mareilis Geſicht. „Wir können dir nicht aufwarten, wie ihr uns aufgewartet habt, ſagte es, du mußt vorlieb nehmen, es iſt einmal ſufer (reinlich), das kann ich dir ſagen.“ „Verir nit, ſagte er, es wär mir leid, wenn ihr Umſtände gemacht hättet. Es iſt eigetlich uv'rſchant, daß ich ſchon wieder da bei euch zuchehocke, aber wil's da iſt, ſo will ich einmal nehmen ins Gottes Namen. Aber den innern Aerger Anne Mareilis, daß die Mutter es nicht hatte, um ſo recht aufzuwarten, auch kein ſchönes Geſchirr, keine ſchönen Gläſer, den merkte er nicht, wohl aber die Wolken auf dem Geſicht. „Was hat's wohl aber wieder, dachte er, vorhin ſo z'weg u jetzt ſo muggig (von Mucken haben, muggeln), iſt's de ſövli lünig (launenhaft), oder hat's mit den Alten etwas gehabt? Was auf einem Geſichte liegt, das ſieht man leicht, aber was es darauf geſtoßen, das zu faſſen iſt ſchwer. Es iſt mit den Wolken auf den Geſichtern faſt wie mit den Wolken an dem Himmel. Manchmal ſieht man ſie wohl ſichtbarlich aufſteigen aus einem vorliegenden Nebelloch, manchmal weiß man mit ziemlicher Gewißheit, daß es Byſenebel ſind, Kinder des kühlen, ſauern Windes, aber unzählige Male begreift man ihr Entſtehen nicht, ſie erſcheinen und ſchwinden, man weiß weder woher noch wohin, und nur das weiß man, daß verflümeret gerne der heiterſte Himmel in den ſchwärzeſten umſchlägt. Ein gelehrter Hansdampf hat mir einſt das ganz gründlich erklärt, er hat mir geſagt, Wolken ſeien eigentlich verdichtete Dünſte, entſtünden alſo aus Dünſten. Ich konnte ihm nichts darwider haben, aber als ich ihn frug, woher die Dünſte entſtünden, ſo ſagte er, aus Feuchtigkeit, und als ich ihn frug, woher die Feuchtigkeit, und ob alle Dünſte gleicher Beſchaffenheit ſeien, ſo ſagte er mir, ich ſolle ſelbſt hingehen und ſehen. Was hätte mir der erſt geantwortet, wenn ich ihm meine Bedenken wegen den Wolken auf einem Mädchengeſicht mitgetheilt? „Schluf abe u lueg,“ würde er mir geſagt haben. Der Rath, wenn man ihn befolgen wollte, würde gewiß manchem Mädchen den Huſten machen, und was hülf's, unten zu ſein, wenn's ſtockfinſter da unten wäre und man zufällig die rechte Laterne nicht bei ſich hätte? Indeſſen, wenn man einmal den Hals runter wäre, ſo käme es ſicher manchem Mädchen komod und wohl, wenn man ſehen thäte, woher die Wolke käme und was ſie für Dunſt enthielte, denn gar manche

Wolke entſteht aus heißem Liebesgrunde, ſieht aber akkurat aus, wie eine aus giftigen Gründen. Ein gut Liebeswort würde ſie zerſetzen in ein freundlich Lächeln, eine zärtliche Thräne, und hätte man von weitem meinen ſollen, ſie berge Donner und Blitz, oder gar ein Erdbeben.

Und weil eben Resli den Grund nicht ſah, woher die Wolke kam, ſo ſchien ſie ihm verdächtig und er hätte viel darum gegeben, ſie wäre nicht geweſen, der Kaffe ſchien ihm bitter und der Eiertätſch, an welchem in der That der Mangel an Eiern mit Mehl erſetzt war, bodenbös. Und je weniger gut er Anne Mareili ſelbſt dünkte, und je weniger Resli davon aß, deſto ärgerlicher ward Anne Mareili, ja, recht häſſig, und durfte es doch nicht mit Worten erzeigen. Das wußte es, daß Kinder mit nichts ſich einen böſern Namen machen, als wenn ſie Vater oder Mutter vor den Leuten widerreden, oder gar ſie vernütigen, das that es nie, auch wenn es ihm das Herz faſt verſprengen wollte. Es retirirte ſich dann in ſein Stübchen, lag übers Bett, und ſchnüpfte gruſam, wobei ihm höchſtens eine Thüre etwas härter als ſonſt aus der Hand entrinnen mochte. Dießmal konnte es nicht fortlaufen, es konnte nichts, als der Katze einen Stupf geben, aber wenn ein Mädchenherz ſo recht ſchwer geworden iſt, vermag es der bloße Stupf einer Katze zu entladen? ich frage.

„Und jetz, was haſt für B'richt, fragte der Bauer, als die Weinflaſche auf dem Tiſche ſtund. Es wär mir lieber, es wär nüt, aber weil doch einmal das Wort heraus iſt, ſo will ich loſe, ob es euch recht iſt, wie ich geſagt habe. Aber, wie geſagt, lieber wär's m'r, es wär nichts, vo wege, wenn eine Katze Bratis ſchmöckt, ſo läuft ſie den Mäuſen nicht mehr nach.“

„Ja, aber ſchon manche Katze hätte verhungern müſſen, wenn ſie auf das Bratis hätte warten wollen, welches ſie geſchmöckt,“ antwortete Resli. „Sei es nun mit der Katze, wie es wolle, antwortete der Bauer, ſo iſt's wie g'ſeit, we z'Wort nit gäh wär, ſu gäbt me's nimme.“ „Und du, fragte Resli Anne Mareili, biſt du etwa auch reuig?“ „Es iſt mir geng wie geng,“ antwortete Anne Mareili. „He nu ſo dann, ſagte Resli, ſo hoffe ich, ſei der Sach nichts im Weg, myner Lüt ſy gut gege m'r gſi und haben in allen Pünkten yg'williget. Der Hof ſoll mir verſchrieben werden um vierzigtauſend Pfund und wenn ich ſterben ſollte ohne Kinder, ſo kann es die vierzigtauſend Pfund nehmen und damit machen was es will.“ „D'r Hof wirſt meinen,“ ſagte der Bauer. „Nein, ſagte Resli, der Hof iſt, ſo lang man ſich hintere b'ſinne mag, in der Familie geweſen, und da thäte es uns weh, ihn daraus zu laſſen. So hat Chriſteli gemeint, wenn er noch lebte, ſo wollte er ihn an ſich ziehen, vo wege d'r Familie.“ „So, Bürſchli, antwortete der Bauer, ſoll das Märten angehen? werdet meinen, wir wüßten nicht, was mehr werth ſei, vierzigtauſend Pfund oder der Hof. Sövli uv'rſchant hätte ich euch nicht geglaubt. Aber das wird nicht das einzige ſein, was du im Kropf haſt, gib gleich alles füre, ſo iſt z'Chär us.“ Es dunke ihn, was er mit dem Hof geſagt, ſei ſo unbillig doch nicht, und hundert gegen eins ſei zu wetten, daß es nicht dazu kommen werde, das ſei auch alles, was man begehre. Daß Nutzen und Schaden ihm erſt angingen, wenn Vater oder Mutter ſtürbe, und bis dahin d'Sach noch unter ihrem Namen gehe, das werd ihnen öppe gleich ſein, antwortete Resli. Da ſtand der Bauer auf; „ſo, meinſt? meinſt, du ſeieſt liſtige g'nue, das ſo einzuſchlirggen, daß man nichts merke, was ihr im Sinn habt? Ja wolle." „Es iſt da wäger keine böſe Abſicht, ſagte Resli, und nichts einzuſchlirggen." „Mach nicht d'r Löbl, ſagte der Bauer, du wirſt doch nicht Lappis genug ſein, nicht zu merken, daß es ein Unterſchied iſt, wenn du den Hof um vierzigtauſend Pfund jetzt antritteſt, oder erſt in zwanzig Jahren, oder noch ſpäter, vo wege, we me ſo uf öppis paſſe muß, ſo thäten es die Leute einem nicht z'G'fallen, zu ſterben. Wenn'd jetzt der Hof nimmſt, ſo kannſt in zwanzig Jahren etwas machen, und daß man den Alten öppe zinſe, wie a mene Frömde, iſt öppe niene d'r Bruch, we ſi's ume mache chönne, ſu iſt's alles, was nöthig iſt." Gege de Eltere begehre er nicht wüſt zu ſein, er würd es öppe auch nicht begehre, daß ſeine Kinder gegen ihn wüſter wären als gegen andere Leute, ſagte Resli. Das zähle ſich nicht zuſammen und gehe einander nichts an, aber wie man es mache, ſo hätte man's, antwortete der Bauer, und ſövli dumm ſolle man ihn nicht meinen, daß er ſei. Daran hätte man nicht gedacht, antwortete Resli. Er zweiſle nicht, ſeine Eltern würden ihm jährlich geben, was man öppe bigehren könne billigerwys. „Aber warum dann nicht, wie ich es haben will, wenn es auf eins herauskommen ſoll?" fragte der Alte. He, ſagte Resli mit ſchwerem Herzen, er wolle es fry grad uſe ſäge. Ihre Mutter hätte viel an ihnen gethan und ſei eine gute Frau, da möchte er nicht, daß ſie ſo nebe us g'ſchoſſe würd, wie ne alte Wäſchlumpe, es thät ihre viel z'weh, ſie g'ſtünd es nicht aus, wenn ſie auch nicht d'rglyche thät (ſich nicht äußerte). Und dann ſeien hier und bei ihnen andere Bräuche, und wie man ſich gewohnt, ſo ſei man ſich's gewohnt, wie öppe d'r Bruch ſyg um ein ume, u fahr me angers, ſo hätte d'Lüt z'reſinire und ſpottete eim us. Da hätt es ſe duecht, Anne Mareili ſöll zunene cho, wie z'King vom Hus und leere, was öppe d'r Bruch ſyg, u wie me's mach bei ihnen, und wenn d'Mutter de öppe dehinge blybe ſött, ſu könnt's de furtfahre, wie's ihs öppe aſtändig wär. Bös brauchte es nicht zu haben, z'werche wurd ihm Niemere z'viel zumuthe, und g'wahnet ſy m'r, d'Sach öppe z'ha, daß me's d'rby mache cha. Z'Conträri, dä Weg hätte es beſſer, als wenn es d'Sach alle übernehmen müßte, und wenn's d'r Mutter ume guti Wort gibt, ſo hats die beſte Händel." „Das g'fiel mir, ſagte die Frau Bäurin, aber es muß noch ein arig (ſeltſam) Weſen ſein bei euch, daß du ſo viel von der Mutter ſagſt. Hie ume ſinnet man an die nicht, als wenn öppis wüſt's z'mache iſt, oder Deppere a neuis d'Schuld ſy ſöll. Und wenn wir hundert Kinder z'verheirathen hätten, ich käme niene vor, als öppe, wenn vom Troſſel d'Red wär u nit Sache da wäre, Tiſchlache u Lylache, da fluchete man öppe über mi, daß ih nit hätt lah tuche, u wo nih mit em G'ſpünſt hi cho wär. Ja wolle, tuche, we me eim d'r Flachs ung'hechlet verkauft, wie's jetz afe die Möſſe, die Händler, yg'führt hey." „We du gingeſt ga abwäſche, ſagte der Mann, ſo könnte man im Tage einmal das Feuer löſchen." Unterdeſſen hatte Resli dem Anne Mareili verſichert, daß es die Mutter gewiß wie ihr eigen Kind haben würde, und daß es viel beſſer hätte, wenn die Mutter es nach und nach anleitete, als wenn es auf einmal alles befehlen ſollte und doch um nichts wüßte; es gehe viel ringer zu helfen, wo man es gut mit einem meine, als zu befehlen, wo man die Sach nit kenn. (In einer vernünftigen Haushaltung iſt es nämlich umgekehrt, als in einer Knabenhaushaltung, in einem Staat z. B., oder bei einem Bataillon).

Und Anne Mareili hatte der Sache Beifall gegeben und geſagt, es wäre ihm recht ſo, es hätte ihm Kummer genug gemacht, wenn es auf einmal alles übernehmen ſollte, es hätte wohl geſehen, daß ein Hausbrauch nicht wie der andere ſei. Als der Bauer ſeine Frau hinausgemuſtert hatte, ſagte er: „aus der Sache gibt es nichts, ich will dir die Laden zahlen. Ich ſehe ſchon, wie ihr's wollt, mys Meitſchi für e Hung ha u Usrede uf alli Füli (auf alle Ränke). Darum iſt abbreche am beſten. Wie geſagt, wenn me Bratis ſchmöckt, ſu lauft me nit de Müſe nah, ih will gah Geld reiche.“ „Aber Vater, ſagte Anne Mareili, d'Sach wär m'r recht, u lieber ſo, ih bi bas d'rby. Was ſoll ih gah bifehle, wo ih d'Sach nit chenne? Ih wett mi ihne emel av'rtraue.“ „Das v'rſteiſt nit, u d'rum heſt nüt dry z'rede,“ ſagte der Alte. „Aber Vater, antwortete Anne Mareili, ich muß doch dabei ſein.“ „U müßiſt, ſu ha nih z'bifehle. Was g'redt iſt, iſt g'redt,“ und ſomit ging er, Geld zu holen. „Aber du mein Gott, ſagte Resli, was iſt der Vater preußiſch, iſt es uns dann nicht erlaubt, bei dieſer Sache unſere Meinung zu ſagen, und Unbilligs wollen wir nichts. Aber ſo Hudel und ſchlecht Lüt ſind wir doch nicht, daß wir uns alles müſſen gefallen laſſen und G'ſetzi machen.“ „Er iſt geng ſo, klagte Anne Mareili. Er zwängt alles durch in der Gemeinde und meint, es ſolle daheim auch ſo gehen. Jetzt hat er die Sache mit dem Kellerjoggi wieder im Kopf, der alte Schelm hat ihn wieder andrehen können. Aber laß dich nach, ich halte dir d'r Gottswille an. Am Vater bringe ich nichts ab, ich weiß es wohl, was er im Kopf hat, das iſt darin, und lieb hat er mich nie gehabt. Du mußt dich meiner annehmen, wenn du mich lieb haſt, gib ihm nach, ich verſpreche dir, ich will deinen Eltern ein Kind ſein, habeſt du den Hof oder habeſt du ihn nicht. Wenn ich hier einmal entronnen bin, wenn wir einmal beiſammen ſind, ſo können wir es immer machen, wie wir wollen, dann hat uns Niemand mehr etwas zu befehlen. Und was du willſt, das thue ich, es ſoll dir verſprochen ſein.“ Er glaube es gerne, ſagte Resli, er wüßte, daß es ihn lieb hätte, aber es ſei immer wegen Leben und Sterben, und darin hätte der Vater recht, daß, wie man es mache, man es hätte. Was an ihm ſei, wolle er von Herzen thun, aber für die andern könne er doch nicht verſprechen, und billig ſei es auch nicht, daß ſeinetwegen alle ſich entgelten ſollten und alle thun, als ob ſie nichts wären, das dürfte er ihnen nicht zumuthen. „Aber haſt du mich dann nicht lieb, und wenn du willſt, ſo ſagen die andern alles nach, ich habe wohl geſehen, wie ſie an dir hangen, und wenn du nicht dem Vater alles nachſagſt, ſo bindet er auf und macht es mit Kellerjoggi richtig. Denk an mich!“ „Du biſt mir lieb, lieber als ich mir ſelbſt, aber wenn der Vater ein Wort hat, ſollen wir nicht auch eins haben, und iſt etwa das unſere das unbillige (ungerechte), ſoll ich Vater und Mutter auf die Seite ſtoßen?“ antwortete Resli. „Glaub mir nur ich will Kind an ihnen ſein, mich unterziehen, ich bin's ja gewohnt, aber mach wie's der Vater will, ſonſt heißt er dich gehen, und was er einmal geſagt, nimmt er nicht zurück,“ ſprach dringlich das Mädchen, trat vor Resli, ſah angſtvoll und liebvoll ihm ins Auge. Resli that es im Herzen weh, er ſchlang den Arm um Anne Mareili, drückte es an ſich: „Wie lieb du mir biſt, weißt du nicht, ſagte er, und wenn ich ſieben Leben hätte, ich gäbte ſie dir alle, vo wege, die Lebe wäre myni. Ich weiß, du hielteſt dein Wort und wäreſt wie recht.

Aber die erſte Woche könnte ich ſterben, dann kämen andere über dich, und du wäreſt nicht mehr Meiſter.“ „Du ſtirbſt aber nicht, ſagte Anne Mareili, du mußt Gott vertrauen.“ „Ja, ſagte Resli, aber vor dem, wo man ſelber thut, muß man ſelber ſein, da nützt z'Vertraue nüt. Das hat Gott einem ſelbſt zugeſtellt, daß man luege, was man mache.“ „Los, los, ſagte Anne Mareili, wie er Geld zählt, bald wird er fertig ſein, o verſprich mir, ſag zu allem ja und mach's ab.“ „Aber Meitſchi, ſagte Resli, denk doch, wenn ich ſterben müßte, und läge da, und müßte denken, ſobald ich begraben ſei, müßten meine Leute ihre alte Heimath mit dem Rücken anſehen, denke, o Meitſchi, wie mir wäre, wie dir wäre und ob ich wohl beten könnte für meine arme Seele, und hoffen dürfte auf ein ſeliges Sterben?“ „Los, los, d'r Vater iſt fertig. D'r erſt Tag können wir es ja ändern, verſprich nur, was der Vater will, z'halten brauchen wir ja nur, was wir wollen, aber mach, daß ich fort komme.“ „Aber ſoll ich den Vater anlügen, ſagte Resli, und auch meine Leute, ſollen wir unſer Glück auf Lug und Trug bauen, denk, o Meitſchi! Standhaft wollen wir ſein, treu einander, und von Menſchen uns nicht ſcheiden laſſen, dann können wir auf Gott vertrauen, kommen ſicher zuſammen, und dann mit reinem Gewiſſen.“ „Los, los, er thut das Gänterli zu, er kömmt, er kömmt, ſäg d'r tuſig Gottswille nache, was er vorſagt, oder du haſt mich nicht lieb, und ich will nichts mehr von dir, u wett, ih hätt di nie g'ſeh. Uf de Kneue halte ih d'r a,“ ſo rief zitternd, mit unterdrückter Stimme Anne Mareili; ſeine Lippen wurden blaß und ſeine Augen ſtunden groß und ſtarr in ihren Höhlen. Und ehe Resli eine Antwort geben konnte, trat der Alte herein, frug nicht um den Beſcheid, ſondern zählte in Päcklene und möglichſt ſchlechtem Gelde ſeine Schuld auf den Tiſch, an deſſen Ecke Anne Mareili bebend ſich hielt. „Da haſt's, ſagte er, du wirſt preſſire für heim, und aufhalten will ich dich nicht."

Da trat auch Reſli zum Tiſche, das Geld ſah er nicht an, aber ſchwer kämpfte es in ſeiner Bruſt: „So da weg, ſagte er, möchte ich doch nicht, und ein vernünftig Wort wird wohl erlaubt ſein. Was Geld und Gut anbelangt, will ich nicht märten, was möglich iſt, ſoll geſchehen. Daß man da den Vortheil nicht begehrt, hat man gezeigt, und mit keinem Wort gefragt, ob das Meitſchi etwas mitbringe oder nichts. Einſtweilen haben wir genug, und was es künftig geben ſollte, überlaſſen wir Gott. Gebe es etwas oder nichts, ſo hoffe ich, können wir es mit Gottes Hülfe fürder machen. Aber etwas will ich offenbaren, damit könnt ihr dann in Gottes Namen machen, was ihr wollt. Es gibt in jeder Familie zuweilen etwas, manchmal kann man es mit Gottes Hülfe verwerchen, manchmal aber nicht. So hat es auch etwas bei uns gegeben, und damals hat mein Vater g'werweiſet, ob er mir nicht den Hof abtreten ſolle. Da aber hat der Vater erfunden, daß die Mutter das nicht verdiene, weil ſie bedeutend Gut eingebracht und eine Hausmutter ſei, die für alles Sinn hätte und B'ſtang für alle, und ſo eine, hat er gedacht, ſoll man nicht bei guten Kräften auf die Seite ſtellen, weil es ihr leicht in das Gemüth kommen könnte, wenn ſie nicht mehr über alles könnte, zu nichts mehr etwas ſagen ſollte. Das iſt eine ſchwere Verantwortung vor Gott, wenn man ſo um zeitlichen Nutzens willen Jemand bei Seite ſtellt, dem Gott ſeine Kräfte noch erhalten hat. So hat der Vater gedacht, und ihm wäre es öppe gleich geweſen, hintere z'ſtah, u mih lah z'mache. U ſött ih angers denke gege d'r Mutter, wo geng e Mutter a m'r gſi iſt, vo d'r erſte Stung a bis jetz, u geng z'erſt u z'letzt gſi iſt, wo's üſe Nutze gſi iſt, u ke Ruh g'ha het, we's eim öppe g'fehlt het, oder ſi öppis Bös a eim erzeigt het? Ih hätt wäger nit z'G'wüſſe, ſo lieb m'r z'Meitſchi iſt, ih könnt's nit v'rantworte vor Gott u Mönſche, u deſſetwege ſoll my Frau nit deſt böſer ha u nüt deſt minger. U ſinnet o d'ra, daß d'r o King heyt, u nit wüſſet, wie's ech gah cha, un d'r o froh ſy chönntet, we d'King öppe gut gege ech wäre." „Was frage ich deiner Mutter nach, die geht mich nichts an, ſagte der Bauer, und zu meinen Kindern will ich ſchon ſehen, die werden öppe nicht viel anders machen, als ich will. Du haſt's gehört, was g'redt iſt, iſt g'redt. Zähl du dein Geld, ich will d'r heiße g'ſchirre," und ging. Resli liefen, ihm unbewußt, Thränen die Backen ab, blaß und lautlos, mit bebenden Lippen, ſtund am Tiſche Anne Mareili. „Iſt's auch möglich, ſagte Resli, ſo habe ich doch noch Niemand erfahren, und nicht geglaubt, daß einer, der ſelbſt Kinder hat, einem gegen die Eltern ſo etwas zumuthen dürfte. So wollen wir treu aneinander halten, dann wird öppe kein Menſch viel zwängen." So ſprach er und bot Anne Mareili die Hand. Aber laulos ſtand dieſes da, nur die Lippen bebten, und immer größer ſtarrten die dunkeln Augen. „Gib mir noch ein gutes Wort, bat Resli, an dem will ich mich halten und auf Gott vertrauen, und wenn du mich nöthig haſt, ſo mach mir Beſcheid, die Wirthin thut dir ſchon den Gefallen." Damit faßte er Anne Mareili in ſeinen Arm. Da flammte deſſen Geſicht, hart ſtieß es ihn zurück: „geh mir weg, rühre mich nicht an, jetz weiß ich, wie du mich liebſt, zitterte es heraus. Wie habe ich dich gebeten, und was haſt du gethan, was habe ich dir verſprochen, und wie haſt du mir vertraut! Ja, vertraue ſo einer nur auf Gott, verlaſſen wird er dich, wie du mich verlaſſen!“ Wie Resli reden wollte, es hörte ihn nicht: „geh weg, rief es, ich mag dich nicht ſehen, nicht hören. Ein Wort, und du hätteſt mich erlöst, und willſt nicht, und machſt mir's ſo, und jetz —.“ Da ging ſeine Rede in krampfhaftes Schluchzen über, es ſtürzte ins Nebenſtübchen, warf ſich aufs Bett und weinte, daß es das ganze Bett erſchütterte.

Verſtummt war Resli, Schrecken ergriff ihn, er wollte tröſten, entſchuldigen, ging nach zum Bette, bat um ein gutes Wort, wollte deſſen Hand ergreifen; aber es hörte ihn nicht, zuckte, wenn es ſeine Hand fühlte, zuſammen, als wenn dieſe eine Schlange wäre. Wie er ſo da ſtund und es ihn faſt zerriß, ſo weg zu ſollen, kam die Mutter und ſagte: „Laß du das Mädchen ſein, es hilft jetzt nichts mehr. Was gehſt und verkegelſt d'Sach, ſelber tha, ſelber ha. Es iſt öppe recht, we me zure Mutter luegt, un ere albeeiniſt öppis kramet, aber mit ihre gah d'r Narr z'mache iſt dumm und trägt nichts ab. Einiſt muß ſi doch vom Hof, gäb es Jahr früher oder ſpäter, und was ſoll ihr das machen! Einmal mir wär's recht, wenn mir Jemand d'Burde abnähmte und ich meine Sache gleich hätte, öppe albeeiniſt es Tröpfli Kaffe un es äſigs Möckli. Aber jetz mach, daß fortkömmſt, vom Meitſchi bekömmſt du doch keinen Beſcheid mehr, es iſt es grüsligs, we's ſo z'weg chunt, und wenn d'r Alt d'rzu chunt, ſu ſeyt er d'r wüſt“. „So gehe ich doch nicht gerne fort,“ ſagte Resli. „Biſt ſelber ſchuld, ſagte die Alte, nimm z'Geld u gang, angers git's jetz nümme.“

„Er ſoll cho, rief eine harte Stimme zur Thüre ein, es cha ke Mönſch die D— Keibe g'ſchirre.“ „Mi ſöll ſe lah ſy“, rief Resli, trat noch einmal zum Meitſchi, „ume no es guts Wort, bat er, d'r tuſig Gottswille, ſo lah mi nit furt.“ Aber Schluchzen war die Antwort, und tiefer drückte das Mädchen den Kopf ins Dackbett. „Komm, komm, rief die Mutter, ih g'höre d'r Alt! Nimm z'Geld, es git d'r ke Mönſch es guts Wort d'rfür,“ und ſomit wiſchte ſie das Geld in Reslis daliegenden Hut, drückte ihm dieſen in die Hand. „Adie, ſagte ſie, und zürn nüt, es geht nicht allemal, wie man gerne möchte, und es iſt gut, wenn man ſich früh daran gewöhnt.“ „Es wäre Zeit, daß du kämeſt, ſagte der Bauer, ſo ung'rymti Roß habe ich noch nie im Stall gehabt.“ Weh und Zorn wogten hoch auf in Resli, des Bauern Worte waren eine Art Aderlaſſe. „Wenn man vernünftig mit ihnen umgeht, ſo ſind ſie vernünftiger als mancher Menſch,“ ſagte er. „Du wirſt uns doch nicht lehren wollen, mit Roſſen umgehen, ſagte der Bauer, dazu biſt du noch z'junge.“ „Ha's nüt im Sinn, es chönnt m'r z'lange gah,“ ſagte Resli. „Wie meinſt?“ fragte der Alte. „Es gäb menger Gattig Lüt un mänger Gattig Roß, u die eine möge erlyde, was die angere us d'r Hut ſprengt, es chunt geng uf z'Gwahne a.“ „Da mußt du deine wunderlich g'wehnt ha,“ ſagte der Bauer. Reslis Antwort ging im Stall verloren. Dort war ein ſtark Brüllen, Knechte ſtanden mit Stecken und Geiſeln im Gang, ſeine Roſſe waren in der Krippe oben, des Bauern Roſſe hatte man geflüchtet. Als er die Zuverſicht ſah, hieß er ſie alle hinausgehen mit Stecken und Stangen und fing mit ſeinen Roſſen zu reden an. Da war's, als ob ſie, verirrt in der Wüſte, eine bekannte Stimme hörten, in Noth und Drangſal einen Retter erblickten, ſie wieherten laut auf, drehten ihm die Köpfe zu, und wenn ſie ſchon noch hin und her fuhren, ſo biß oder ſchlug doch keines mehr. Er g'ſchirrete und zäumte ohne Noth und ohne Zorn, denn die Roſſe erbarmten ihn, darum ließen ſie es auch willig geſchehen und folgten ihm auch willig aus dem Stalle. Draußen kriegte er aber wieder ſeine liebe Noth mit ihnen, als ſie den Bauer und die andern erblickten. Eins wollte hier aus, das andere dort aus, wahrſcheinlich den kürzeſten Weg der Heimath zu. Er mußte alleine anlegen, denn ſobald Jemand von den andern zu nahe kam, ſchoſſen die Roſſe in die Zügel oder ſchlugen aus; er hatte mit ſeiner häſſigen Mähre zu thun, der er in der Haſt den unrechten Kommet angelegt und jetzt nicht Vorroß ſein wollte, und es doch bleiben mußte, da er nicht ändern wollte und der Draguner ihm wirklich dießmal unterm Sattel anſtändiger war. Während dieſem ſchweren Geſchäft (vier verwilderte Pferde allein zu ſchirren und anzulegen, iſt nämlich nicht leicht) hatte er ſich gefaßt und in dem Maaße, als ſeine Roſſe ruhiger wurden, ward auch er es. Mit aller Gelaſſenheit räumte er ſeine Sachen zuſammen, ſuchte noch eine Kette, die vergeſſen worden war, ob abſichtlich oder nicht, unterſuchte er nicht, leerte den Haberſack in des Bauern Futterkaſten, gab zehn Batzen Trinkgeld einem Knechte, trat zum Bauer und ſprach: „Lebt wohl, dankeiget, es ſieht z'v'rgelte." „Heſt nüt z'danke, antwortete dieſer. Dankeigiſt du für z'führe, was es koſtet, habe ich nicht gefragt, ihr habt es mir anerboten." Resli achtete ſich der Rede nicht, ſaß in raſchem Schwung im Sattel, doch bäumte ſich ſein Braunroß, laut wieherten alle, aber in gemeſſenem Schritte zügelte er ſie, unter ſich das tanzende Roß, und erſt hundert Schrite vom Hauſe ließ er in Trott die Pferde fallen, der raſcher und raſcher ward, ſchnell ihn den Augen der Nachſehenden entführte. „Das iſt e ſtolze Burſch und kann d'Reiten," ſagte der eine, „der weiß mit den Roſſen umzugehen und weiß öppe auch, was der Brauch iſt," ſagte der, welcher das Trinkgeld empfangen. Nachdenklich hatte ihm der Bauer, die Hände in den Weſtentaſchen, nachgeſehen, dann ſagte er zu den Knechten, es dueche ihn, es wäre jetzt genug g'öhlgötzet, u es wäre Zeit, wieder etwas zu machen, hätten ſie doch faſt einen halben Tag verſäumt, dann ging er vom Hauſe weg, hinter ihm drein ſein rother Mutz.

Raſch liefen Reslis Roſſe, immer raſcher rollte ſein Blut in den Adern, und je raſcher es rollte, um ſo heißer ward es, um ſo langſamer ſchienen ihm die Roſſe zu laufen. Hand und Fuß juckten ihm unwillkürlich, zum ſchnellſten Jagen die Pferde zu treiben. Es kochte in ihm auf glühendem Herde in einem Keſſel beiſammen Zorn und Weh, Liebe und Leid, Stolz und Demüthigung, und wie der Wind die Gluth erhitzt, ließ das ſchnelle Reiten den Brand unterm ſchauerlichen Keſſel immer heißer erglühen.

Es iſt allerdings ein eigenthümliches Heimgehen oder Heimreiten mit einem Korbe auf dem Rücken, ſei derſelbe nun ein grober oder ein feiner, ſei er von den Eltern geflochten oder des Mädchens ſelbſteigenen Händen, immerdar wird er ähnlich ſein einem Stück Schwamm, der auf unſerm Herzen gleichſam als auf einem naſſen Feuerteufel ſitzt, daſſelbe ziſchen und Funken ſprühen läßt, daß es ein Graus iſt. Natürlich ziſchen nicht alle Feuerteufel gleich, die einen haben mehr Pulver als die andern, und auch nicht alle Funken haben die gleiche Farbe, aber ſprützen und ſpretzeln, mehr oder weniger, thut jeder allweg. Ein Korb iſt jedenfalls ein dumm Ding, ein Naſenſtüber, eine Demüthigung, ein Urtheil, daß man einen nicht möge, nicht werth ſei, die Schuhriemen aufzulöſen, es iſt ein Dämpfer, der einem aufg'ſetzt wird. Ob dieſe Körbe handfeſter oder zierlicher ſeien, mit verzuckerten Mienen gegeben werden oder mit höhniſchen, darauf kömmt wenig an, das Hauptgewicht liegt anderswo.

Iſt der Korb nichts als das Fehlſchlagen einer Spekulation, gleichſam das Ablecken des Pulvers auf der Pfanne, ſo iſt's richtig eine fatale Sache, eine verfluchte ſagt man, wird taub über Meitſchi und Eltern, aber da es halt ſo iſt, ſo ſchüttet man anderes Pulver auf die Pfanne, räumt vorſichtiger das Zündloch und ſucht aufs neue zum Schuſſe zu kommen, am liebſten natürlich auf eine fette Wildſau oder ein blankes Rebhühnchen, wer aber gar zu taub iſt, läßt ſich verleiten und ſchießt auf den erſten beſten Spatz. Solche Schüſſe gehen gerne los, worob aber Niemand mehr erſchrickt, als wer ſie ſelbſt losgedrückt.

Anders geſtaltet der Feuerteufel ſich, wo er mit Liebe halb oder ganz getränkt iſt, der iſt näſſer, ſprüht langſamer, aber länger, und wehmüthig flimmern die Funken, und betrübte Gedanken ſtreifen, durchkreuzen den Horizont der Seele. War man zu wenig hübſch, zu wenig reich, zu wenig vornehm, zu wenig galant und elegant, ach, und auf ſolche Lumpereien und Nebendinge achtet die Welt, und z'Herz ſieht ſie nicht, z'Herz, die Hauptſache, wie der Docht in der Kerze, und wie wäre dieſes Herz ſo ſchön, ſo gut, ſo voll Liebe, und wäre auf den Knieen gelegen lebenslänglich, und hin- und hergerutſcht, auch lebenslänglich, hätte Kartoffelrinde zuſammengeleſen emſiglichſt, hätte ſie ungeſalzen und geſchmalzen mit Liebe, gekocht oder gebraten nach Belieben am Feuer der Liebe, und ſie dargereicht auf den Knien der Liebe, und unter Säuſeln von Liebe, und auf Schüſſeln der Liebe. Und ob dem Verſchmähen dieſer ſüßen, lebenslänglichen Koſt weint man bitterlich, ſetzt ſich an einen Bach, ja, ſelbſt an einen Fluß, damit die Thränen gleich unſchädlichen Abfluß haben, und balancirt, ob man ihnen ſelbſt nach wolle oder nicht. Wenn unterdeſſen die Sonne untergeht, ſo hat man die innigſte Sehnſucht, mit ihr unterzugehen ins Bett der Nacht; wenn dann aber der Wind kühl weht, thut man einige Knöpfe ein, und weht er noch kühler, ſo geht man einſtweilen heim, von wegen dem Pfnüſel. Aber über Nacht hat man große Gedanken über Menſchenwerth und wahres Glück, und vor dreißig Jahren oder noch länger hat man unter ſolchen Umſtänden viel an Werther gedacht. Das war nämlich ein Menſch, der ſich von wegen Liebe und allerlei ſonſt erſchoſſen.

Wiederum anders iſt's, wenn der Korb nur ein halber iſt, entweder nur von den Eltern oder nur vom Mädchen ausgeht. Da iſt Stolz dabei und man ſinnet auf Eroberung oder Ueberliſtung des den Korb austheilenden Theiles. Iſt man mit den Eltern einig, und hat das Mädchen ſich ſpröde gemacht, ſo denkt man viel an elterliche Rechte und an die alte gute Zeit, wo ſo ein dummes Meitſchi keinen Gur mehr ausgelaſſen, wenn einmal die Eltern ja geſagt, ja, man denkt ſogar an Zwangsmaßregeln, und ob jenes Syſtem nicht auch hier anzuwenden wäre, jenes Syſtem nämlich, wo man einem das Reden verbietet, bis man ſich gebeſſert hat. Iſt man aber von den Eltern geſchaßt worden, und war man doch mit dem Mädchen einig, ſo denkt man an den Zeitgeiſt, der den Eltern allen Zwang verbietet, dagegen den Kindern das Zwängen zuläßt, (aus welchem Grunde wahrſcheinlich einige Gelehrte meinen, der Zeitgeiſt ſei kindiſch geworden), oder ſieht die Eltern rundum an, ob nicht hinten die Rückenmarkauszehrung oder vornen die Waſſerſucht, unten das Podagra oder oben eine reſpektable Gehirnentzündung zu hoffen ſei, wodurch am natürlichſten jeder Zwang beſeitigt würde, und nebenbei weiß man ſich gut auszudrücken über elterliche Beſchränktheit, Standesvorurtheile, oder des Alters ſtupiden Geiz, der meine, man lebe vom Gelde alleine. Und wenn man einen Stock in der Hand hat, ſo können die Vorbeigehenden zu ihren Beinen Sorge tragen, ſind aber Tüſeln bei der Hand, ſo werden die richtig geköpft, und jedem fliegenden Kopf wird nachgerufen: „gall du Ketzer, jetz heſch's,“ wobei die, welche es allfällig hören, im Zweifel bleiben, ob unter dem Ketzer der Vater oder die Mutter zu verſtehen ſei, oder einfach blos der Tüſelkopf.

Auf Resli paßt, wie man ſieht, keiner dieſer Fälle, darum ward ihm auch ganz apart. In ſeiner Macht wäre es geſtanden, den Korb abzuwenden, das Mädchen liebte ihn, den Eltern konnte er gewähren, was ſie wollten, und jetzt war er von beiden verſtoßen, von den Alten verhöhnt, und das Mädchen hatte ihm kein gutes Wort gegeben, im Zorn den Rücken ihm gewandt. Und doch war er im Recht, bei ihnen aber Unverſtand, an dem ſcheiterte ſein Lebensglück. Nun iſt nichts, was man weniger begreift, als Unverſtand, nichts erbittert daher mehr, als dieſer, und den von Einzelnen erlittenen ſchreibt man zumeiſt der ganzen Welt und Gott auf Rechnung, daher zumeiſt junge Menſchenfreunde (Philanthropen) alte Menſchenhaſſer werden, denen die ganze junge Begeiſterung in einen alten zähen Gallenſatz ſich niedergeſchlagen hat. So ging es auch Resli. Die ganze Welt ſchien ihm ein Saunest, dem er im Galopp hätte entrinnen mögen, je eher je lieber, und dem lieben Gott warf er Blicke zu, nicht für G'ſpaß, daß er ſolchen Unverſtand habe zur Möglichkeit werden laſſen. Er hatte die größte Mühe, ſeine Roſſe nicht abzuflachſen, ſo recht vaterländiſch, aber es dünkte ihn, wenn nur ſo ein rechter Bauerndrüſſel auf einem Wägeli oder mit einem Zug ihm begegnen würde, oder gar ein läſterlicher, roth gefütterter Kommis, mit einem erzwängten Schnauz, die wollte er mit einem Riß zuſammenwettern, daß nicht eine Hand groß ganz an ihnen bliebe; aber glücklicher Weiſe begegnete ihm Niemand als ein Hund, der herlief, die Pferde anzubellen, wie es eben Thiere gibt, ſogar Menſchen, welche alles anbellen müſſen, was in ihren Geſichtskreis kommt. Dieſer kriegte einen ſo tüchtigen Geiſelhieb, daß er das Bellen einſtweilen vergaß und heulend nach Hauſe lief, und. eine Zeit lang nicht gewußt haben ſoll, ob das Bellen ganz verboten ſei oder nur zu Zeiten.

Allmälig ſetzte ſich das Fieber und das allgemeine Gefühl wandelte ſich in ein beſonderes Denken, gleichſam in ein Wiederkauen des Vergangenen, in ein neues Ueberſchlagen, ob er Recht oder Unrecht gehabt. Wenn er an den Bauer dachte, ſo juckte es ihn immer neu im Arm, und wehe dem Pferde, das in dieſem Augenblick die geringſte Untugend erzeigte, es kriegte richtig eins aus dem Salz, denn es war Resli in ſolchen Augenblicken nie, daß er ein Pferd ſchlage, es kam ihm immer vor, der Bauer kriege die Hiebe, und da war's ihm, je härter ſie wären, deſto wöhler thäten die dem Ketzer. Dann glitſchten ſeine Gedanken, er wußte nicht wie, aufs Meitſchi, und dort bieben ſie, aber uneinig untereinander. Anfangs zürnte er auch ihm bitterlich, dann tauchte in ihm ein Fürſprech auf, der ſtellte ſich an des Meitſchis Platz, behauptete deſſen Rechte, zeigte ihm, wie ſein Nachgeben nur ein formelles geweſen, indem er recht behalten, wie es da nur um eine Wendung ſich gehandelt, nur auf ein Stücklein Zutrauen angekommen wäre, und wenn dieß zwei Liebende nicht mehr zueinander hätten, wer es dann noch haben ſollte! Wie wenn er wirklich das Mädchen lieb gehabt, und Erbarmen mit deſſen Lage, er ja wohl hätte nachgeben müſſen, was in dieſem Punkte ganz alleine an ihm geſtanden, wozu noch die Mutter ſelbſt ihn gemahnt, ja, ihn gewarnt hatte, die Sache auf die Spitze zu treiben, da es gar nicht am Mädchen geſtanden, ob es nachgeben wolle oder nicht, ſondern rein in der Gewalt des brutalen Vaters, der einen Pfifferling nach Recht und Billigkeit fragte. So war's ja nichts als Eigenſinn von ihm, daß er darauf beſtund, den Hof jetzt noch nicht zu wollen, und alſo am eigenen Eigenſinn, nicht am Unverſtand anderer, ſcheiterte ſein Lebensglück. Wenn nicht ein dichter Haſelhag zu beiden Seiten den engen Weg begrenzt hätte, wer weiß, ob er nicht raſch umgelenkt und in ſauſendem Galopp dem Dorngrüt zugefahren, ſeinen Eigenſinn abgebeten hätte? Aber dieſem Fürſprecher gegenüber ſtund von Anbeginn, anfangs in nebelhafter Ferne, in unbeſtimmten Umriſſen, ein ſchaurig Bild, das Bild kam näher und näher, beſtimmter wurden ſeine Züge, es war das Bild des zitternden, zornigen Mädchens in ſeiner krampfhaften Aufregung, wie es ſo blaß da ſtand, wie ſo zornig deſſen Augen leuchteten, ſo blaß ſeine Lippen bebten, ſo wild es ihn zurückſtieß, ſo haltlos aufs Bett es ſich warf, ſo maßlos weinte und winſelte. So hatte er noch keinen Menſchen geſehen, die Mutter nicht, Anneliſi nicht, keine Jumpfere. Etwa bös (höhn) waren alle geweſen, hatten raſcher geredet oder ſtreng geſeufzt, auch geweint, und waren in einen Ecken geſtanden und hatten das Geſicht nicht gerne ſehen laſſen, aber ſo außer ſich und ſo ohne Antwort auf ein freundliches Wort, unverſöhnlich und rückſichtslos, war nie eine ihm vorgekommen. Es kam ihm in Sinn, was ſein Bruder ihm geſagt von ertaubeten Meitſchene auf die neue Mode, auf und ähnlich hatte Anne Mareili gethan. War er nicht glücklich, daß er das zu rechter Zeit noch geſehen, daß er dieſes Weh in ſeiner ganzen Wüſte erfahren; denn wie unglücklich hätte er werden können, wenn er es erheirathet, und welche Schande erleben müſſen, wenn er eine Frau heimgebracht, welche etwas an ſich hatte, das man bei ihnen nicht kannte, das gerade ausſah, als wäre ſie vor's Hüsli uſe, und von dem er nicht wußte, wie oft es ſie ankam, und ob vor den Leuten oder nur privatim, vor den Eltern und dem Manne. Vom fallenden Weh hatte er ſchon viel gehört, und immer hatte es ihm darob gegruſet, aber dieſes Weh ſchien ihm noch viel ärger. Es hatte das Mädchen verzerrt, daß er es gar nicht wieder erkannte, es war ein durchaus anderes geworden, eines, das er lieber nicht mit einem Stecklein anrührte, geſchweige dann lieben mochte, und gar noch zur Frau es haben. So ſtellte die letzte Erinnerung dem armen hin und hergewobenen Resli das Mädchen immer greller dar, daß er ſich faſt ſeiner Liebe zu ſchämen, ſich zu freuen begann über das letzte Ereigniß.

Die letzte Erinnerung, der letzte Blick, das letzte Wort, ſetzt ſo gerne ſich feſt dem Abgehenden, alles Außergewöhnliche ſo leicht jedem, der es ſieht, daß eine große Bedeutſamkeit in der letzten Geberde liegt, daß überhaupt eine große Bedeutſamkeit darin liegt, wie jemand Geberden macht, die bei andern Menſchen Eindruck hinterlaſſen; und ganz beſonders bei einem Mädchen ſind dieſe Geberden von Bedeutſamkeit. Kokettiſiren, die Schöne und Liebliche machen, ſoll kein Mädchen, aber ſo viel Herr über ſich ſelbſt ſein ſollte jedes, daß es ſich nie ſelbſt unſchön, wüſt macht, unſchön, wüſt werden läßt. Es gibt einen hohen, ſchönen Zorn, der die Jungfrau zur Göttin macht, der aber iſt ſelten, jeder andere verzehrt das Mädchen, und der gröbſte Benz, der gar nicht weiß, was ſchön oder unſchön iſt, ſagt: „Nei aber, das cha aſe wüſt thue, ſo eins begehr ih nadiſch nit!“ Es iſt freilich viel gefordert von einem Mädchen, daß es immer ſeiner Herr bleibe, ſich nicht fortreißen laſſe, kann's doch mancher Mann nicht! — Nun iſt's ſicher eben ſo unrecht, und noch unendlich unrechter, wenn ein Mann ſich hinreißen läßt, als wenn es ein Mädchen thut, und ſchaden thut es ihm, und öppe viel hält ihm Niemand darauf, aber ſo unſchön, ſo widerlich macht es ihn doch nicht, wie es das Mädchen, wie es die Frau macht. Das iſt halt Sache des Gefühls, und weil es das Gefühl iſt, welches uns von wegen der Schönheit und dem freundlichen Maaße in Allem zum Weibe zieht, ſo kann man halt nichts dafür, wenn dieſes Gefühl durch widerliche Ausbrüche verletzt wird, halt lieber im Heidenland wäre, oder gar bei den Heiducken, als ſo einem kannibaliſchen Weibsgeſicht gegenüber.

Wie es nun Zufälle geben, Umſtände ſich häufen können, wo ein Mann in einen Zorn gebracht wird, der ihn zum Mörder macht, des Mörders Strafe er auch ausſtehen muß, während man ihn allgemein bedauert und Barmherzigkeit bei Gott für ihn hofft, ſo kann Weh, Leid und Zorn ein Mädchen in einen Zuſtand verſetzen, durch welchen es ſeinen Liebhaber abſprengt. Es war ihm nicht möglich, anders zu ſein, es war ihm auch nicht zuzumuthen; aber die Wirkung, der Eindruck ſind einmal da, ſind geborne Dinge, ein fait accomplit, welches ſelbſt die Tagſatzung anerkennt, wer wiſcht ſie nun aus, wer macht ſie ungeſchehen, übertüncht das Bild wieder, das vor den Augen des Liebhabers ſchwebend bleibt? Wer bricht die Folgerungen ab, die aus dem Bilde entſpringen, denn das iſt gleich, wie wenn ein Mädchen einen böſen Beinbruch thut. Heilen werde es wohl, anſehen werde man ihm einſtweilen nicht viel, aber ſellige Ding gäbten halt böſe Alter, ſo redet man. Bei Allem, was auf Anne Mareili laſtete, bei dem innigen Wunſche, aus ihrem Hauſe in Reslis Haus zu kommen, bei dem Glauben, Niemand könne ihm dazu helfen, als Resli, bei dem Glauben, der Liebhaber müſſe, wenn er treu liebe, alles hintanſetzen und zum Opfer bringen, bei dem Glauben an den eigenen guten Willen, der das Opfer nur ſcheinbar machen, alle Folgen und Schwere ihm nehmen würde, bei allem dem, wem wäre nicht ſo geworden, wie dem armen Meitſchi, wer hätte nicht Augen gemacht, und hintendrein noch was ganz anderes, als geweint und geſchluchzt? Aber was die Augen ſehen, das haben ſie halt geſehen, und woher es gekommen, daran denken viele nicht, bei andern kommen wohl Gedanken daran, aber die Gedanken kommen meiſt lang hintendrein, werden leicht verweht, wenigſtens immer von neuen Zweifeln angeweht. Bei Resli war es umgekehrt gegangen, die Gedanken waren vor dem Bilde da, von wegen, der gute Boden in ſeiner Seele war ziemlich tief und trug lieber das Gute als das Böſe, und die Liebe ging als Samen über ihn hin. Das Bild trat Reslis Gedanken gegenüber und kämpfte mit ihnen. Das Bild war die böſe Fee, welche in ſeinen Liebesgarten ſchlich und ſeine Geliebte verzaubern wollte in ein ſcheußlich Drachenbild, zum Wehrwolf mit feurigen Augen, zur wüthenden Hyäne mit den grimmigen Zähnen, das Haar bolzgradauf vor Zorn und Wuth. Aber als ein treuer Ritter kämpfte er redlich gegen die böſe Fee, und wie ſie auch immer neu anſetzte und mit Liſt und Kunſt in immer neuen Geſtalten daher fuhr, ſtund er als wie mit breitem Schwerte vor der Geliebten, und wehrte dem böſen Zauber. Wie der Kampf ein innerlicher ward, verſchwand die äußere Aufregung, ernſt ſaß er im Sattel, ruhig lenkte er ſeine Roſſe, und wer freundlich den ſtattlichen Fuhrmann grüßte, erhielt freundlichen Dank.

Das Mitleid mit dem Mädchen gewann die Oberhand, er bedauerte es von Herzensgrund, die Rohheit des Alten verwand er, ſo ein Menſch habe keinen Verſtand, dachte er, und wie man mit einem rechten Menſchen umgehe, das wiſſe er nicht. Es freute ihn, daß er keinen beſondern Aerger erzeigt, ſondern feſt geblieben war bis hundert Schritte vom Hauſe weg, und mehr war ihm doch auch nicht zuzumuthen. Aber eins ſtund ihm feſt, daß die Sache aus und ab ſei, es war ihm, als thue ſich ein unendlicher Abgrund auf zwiſchen dem Dorngrüt und ihm, als ſeien die vergangenen Tage eine verſunkene Welt, die er nur noch im Traume betrachten könne, die mit ſeinem zukünftigen Leben nicht zuſammenhingen. Daß es ſo war, that ihm weh, denn wen ſchmerzt das Herz nicht, wenn was Liebes zu Grabe geht, wer trauerte nicht in tiefſter Seele, wenn die Sonne ihm aufgegangen wäre, und ſie verſänke, Nacht wäre es wieder, und keine Hoffnung da, daß die Sonne wieder käme? Und wenn an einem ſolchen Grabe ein Mann ſteht, ſo träufelt wohl Thräne um Thräne nieder, aber ins Grab ſtürzt er ſich nicht nach, eine ſtarke Hand hält ihn oben, es iſt der Glaube, daß nichts aus Zufall kömmt, ſondern alles aus der väterlichen Hand deſſen, der die Sterne ihre Bahnen führt, und die Haare auf unſerm Haupte hütet. Die Bruſt zerſchlägt er ſich nicht, die Haare zerrauft er nicht, klagt als Mörder, als Urſache des Todes, ſich nicht an. Wenn ſein Thun ein überdachtes war, und ſeine Verſuche nach dem Maaße ſeiner Kräfte, dann ſind Selbſtanklagen nichts als Zeugen eines unklaren Verſtandes, eines kindiſchen Gemüthes, welches dem einmal Verhängten ſich nicht fügen will, welches nie dahin gelangt, Recht und Unrecht nicht nach dem Erfolge zu meſſen, ſondern als Dinge, die für ſich beſtehen. So ward es Resli auch mehr und mehr, je ruhiger er wurde, je beſtimmter er ſeinen Verluſt erkannte und fühlte, um ſo weniger plagten ihn Zweifel über ſein Thun. Er hatte nicht anders handeln können, er hatte ſich nicht nur ſo ausgeſprochen, ſondern es war auch das Rechte, was er geſagt, und dieſes Rechte beugt ſich nicht nach den Umſtänden, es iſt nicht ein Bohnenſtecken, den man abbrechen kann, wenn er zu lang iſt, auch nicht eine Summe Geldes, an der man märten, wo es endlich für den, der es hat, und dem an einem Handel etwas gelegen iſt, auf ein Stück mehr oder weniger nicht ankömmt, wenn nur der Handel richtig wird. In dieſem Rechtthun ohne Märten und ohne Beugen liegt ein unendlicher Troſt, es fordert aber auch eine große Kraft, es iſt das Ausharren und getreu ſein bis ans Ende, es iſt das Aufgeben des Wahnes, daß man mit Ducken und Klügeln, auf ſelbſtgewählten Wegen wie auf ebener Bahn, an ein ſeliges Ziel gelangen könne, es iſt das Aufgeben des Wahnes, daß man weiſer als Gott ſei und ſeines eigenen Glückes Schmied in des Wortes falſcher Bedeutung. Wohl wird es ſehr oft ſchwer der menſchlichen Klugheit und der menſchlichen Schwäche, weil wir in unſerer Kurzſichtigkeit für uns und Andere das Aergſte bei dem ſtrengen Feſthalten des Rechts fürchten, und ſo oft iſt doch eben in dieſem Rechtthun ohne Märten und ohne Beugen unſere und anderer Rettung, wo wir in unſerer Kurzſichtigkeit das Gegentheil gefürchtet. Wenn wir aber märten und uns beugen, ſo kommt es ſehr oft ganz anders, als wir gemeint, und das Märten und das Beugen wird uns zum Mühlſtein, den wir uns ſelbſt an den Hals gebunden, und dann, wenn wir ob mäckeln und beugen verſunken, wo das Meer am tiefſten iſt, was haben wir für einen Troſt? Ihr Rechtsgelehrten, welche ihr den Zeitgeiſt anbetet, der eben nichts iſt, als ein ſolches Beugen vor dem eigenen Aberwitz, als ein Märten mit dem Teufel, ſagt mir, mit dem Mühlſtein um den Hals, was wächst uns für ein Troſt empor aus dem Meere, wo es am tiefſten iſt? Da ſind keine Aeſte, wo man wie ein Eichhörnchen von einem Aſte auf den andern ſpringen kann, wenn der eine oder der andere vom Winde zu ſtark geſchaukelt wird; da iſt dann nichts mehr, als unter uns das tiefe Meer und am Halſe der Mühlſtein.

Dieſer Troſt kam allmälig immer mehr über Reßli, er hatte aufrichtig und ehrlich recht gethan, und nun in Gottes Namen! Das kann aber der nie ſagen, der gemeint, geglaubt, gedacht, gehofft, ſich geduckt, gemärtet hatte, und nun getäuſcht wird, der Erfolg ein ganz anderer iſt, als er gemeint, gedacht, dem gehen die Worte: „in Gottes Namen“ nicht aus dem Munde, ſie bleiben hängen auf der Zunge, wie Fliegen im Karrenſalb.

Langſam und ſpät kam er nach Hauſe, und alle warteten ſeiner guter Dinge, hielten dieſes Spätſein für gute Vorbedeutung, ja, Anneliſi redete ſchon von zu Bette gehen, denn er komme doch nicht heim, es wolle ihnen das für gewiß ſagen, und einen Meyenſtock oder eine Halbe darauf wetten, mit wem da wolle. „Es gult, ſagte Chriſteli, wenn d'auch zahlteſt, was d'v'rlöreſt, aber du haſt ja nie kes Geld. Resli kömmt ſo gewiß heim, als Heu nicht Stroh iſt. Es iſt möglich, daß der Bauer da unten im Grüt hie und da öppe e Mönſch z'Gaſt het, öppe viel nit, ih bi o dert gſi, un öppe viel het me m'r nit anerbote, aber vier Roß hat der nicht über Nacht. Z'Selbiſt ha nih ume eys by m'r g'ha, u ſelb het niemere bigehrt, ine Stall z'thue, ume öppe für e Stung oder e halbi.“ Bald darauf hörten ſie durch die nächtliche Stille Rädergeraſſel. „Das iſt ihn,“ hieß es. „Nein, es iſt ihn nicht, man hörte ihn klepfen, er würde ſtrenger fahren,“ ward entgegnet, und während dem Werweiſen noch lenkte er ſtill und ohne Peitſchenknall durchs Thürli. „Es het g'fehlt,“ ſagte die Mutter.

Trübe und ſtille ward es in Liebiwyl, aber eine Innigkeit, eine ſtille Freundlichkeit verband die einzelnen Glieder der Familie, wie noch nie. Wer hat es nicht ſchon erfahren, wie ſtill und öde es in einem Hauſe wird, aus dem ein geliebtes Weſen zu Grabe getragen worden, wie leer und trüb den Zurückkehrenden vom traurigen Begleit das Leben ſcheint, allenthalben ihnen etwas fehlet, während ſie um ſo inniger an einander ſich ſchließen, in liebevoller Sorge um das Glied ſich reihen, welches durch den Verluſt am härteſten getroffen worden, die verlorne Liebe ihm zu erſetzen ſuchen. Wie überhaupt in allen Herzen die Liebe klarer und leuchtender aufbrennt, wie ja auch die Sonne nie heller ſcheinet, als nach gewaltigen Gewittern. Das iſt der Segen der wahren Liebe, daß in der Liebe ſelbſt der Balſam liegt für die Wunden der Liebe.

So lebten ſie in ſtiller Freundlichkeit zu Liebiwyl, und jedes redete ſanfter mit Resli, und jedes ſuchte es ihm zu zeigen, wie lieb es ihn hätte und alles für ihn thun möchte. Ueber die Sache ſelbſt ward wenig oder nichts mehr geredet. Resli hatte natürlich erzählt, wie es ihm ergangen war, und die ganze Familie es tief empfunden, wie Resli behandelt worden, die Jungen hatten ſich hauptſächlich über Anne Mareili geärgert, und Anneliſi geſagt, ſo könnte es es doch keinem machen, zu dem es nur einen Funken Liebe hätte. Die Alten aber ſchmerzte der Uebermuth des Vaters am meiſten gegen eine Familie, deren er ſich doch nicht zu ſchämen hätte, am Meitſchi dünke es ſie nichts anders, es King ſyg emel geng ume es King, wüß doch mänge Alte mängiſch nit, was er thue. Die Mutter deutete darauf hin, daß ſie ſo etwas gefürchtet, und gerne ſich unterzogen hätte, aber tadeln that Resli Niemand, die Sache war abgethan, und was nützt es, wenn hintendrein ein jedes ſagt: „ſo hätte ich es gemacht, und ſo hätteſt du es auch machen ſollen?“ Hintendrein iſt gut reden, ſagt das Sprüchwort, und die Erfahrung beſtätigt es auch. Während vor der That guter Rath theuer iſt, hat nach der That jedes Babi Steinkrätten voll, und trägt ſie einem nach und dringt ſie einem auf, und zwar gratis. Es iſt nichts ärgerlicher, als dieſes Ausbündeln von Weisheit, wo ſie nichts mehr abträgt, mit dem verſchonte man Resli.

Am meiſten drückte es Aenneli, daß die Hoffnung, eine Sohnsfrau zu erhalten, in ungewiſſe Ferne gerückt war, es hätte ſo gerne die noch geſehen, die nach ihm ſchalten und walten ſollte in dieſem Hauſe. Aber zu etwas Neuem drängen, das mochte es dem Sohn nicht; ein ſolches Drängen zur Unzeit vergrößert nur den Widerſtand, iſt eine von den bittern Früchten der Liebe, die einem Menſchen als Glück etwas aufdringen will, zu welchem derſelbe weder Luſt noch Liebe hat. Resli war darum auch ſo gerne bei der Mutter, die ihm von alten Zeiten b'richtete, ihn bekannt machte mit vergangenen Sitten und den Vorgängen in der Familie, ſo weit hintern ſie ſelbſt etwas wußte. Wo das Ringen mit der Gegenwart den Menſchen nicht mehr allein faßt, ſein Herz ſich losgemacht hat von den Dornen und Diſteln des gemeinen Lebens, da denkt er an die Vergangenheit, kümmert ſich um die Zukunft, ſorget für das Loos ſeiner Kinder, forſchet nach denen, die ihn auf die Welt geſtellt, ihm ein Daſein verſchafft. Ueber der Menſchheit tiefſten Niederungen, wo der Menſch beginnt, Vergangenheit und Zukunft in Beziehung auf ſich und die Seinen ins Auge zu faſſen, entſteht die Familie.

Der Familie Schatzkäſtlein ſoll aber nicht ſein das Verzeichniß der bloßen Namen der geſtorbenen Familienglieder, ſoll nicht blos enthalten die Sparpfenninge der haushälteriſchen Ahnen, ſondern dieſes Schatzkäſtlein ſoll enthalten Sitten und Erlebniſſe der Väter, zu Warnung und Weisheit der Kinder. An dieſer Familiengeſchichte ſollen Kinder aufwachſen, wie am Spalier der edle Fruchtbaum. Der Väter Sinn und Art, welche ſie über das Geſtrüpp erheben, wird auf die Kinder übergehen. Dieſes wird vergeſſen; Namen oder Geld, am liebſten Namen und Geld, meint man, machen die Sache, das ſind aber beides todte Dinge, und erhalten ſich nicht, ohne Seele ſind ſie, ein Leib, der verfault, weil eben die Seele gewichen. Freilich ſchämt man ſich zuweilen der Familiengeſchichte, darf den Kindern ſie nicht erzählen; Thorheit! Wie treu und ſchön erzählt nicht das Alte Teſtament den Kindern Iſraels das Thun der Väter Iſraels, beides zum Vorbilde und zur Warnung!

In ſich trug Resli ein Leben, welches er der Mutter Auge, ſo innig er ſie liebte, nicht erſchloß, es war das Leben ſeiner Liebe, ſeine verſunkene Liebeszeit. Eine ſolche verſunkene Liebeszeit gleicht den Sagen von verſunkenen goldenen Zeiten und Ländern, mit dem Unterſchiede jedoch, daß die Sagen der Völker ſich immer grauer färben, im Herzen der Liebenden die verſunkene Zeit immer goldener wird, wie auch oft das Abendroth immer dunkler erglüht, je tiefer die Sonne geht, je weiter es vom Weſten ſteht. In ſich trug er, je heller das Abendroth erglühte, um ſo feſter den Entſchluß, keinen Verſuch zu machen, das verſunkene Liebesland herauf zu zaubern aus des Meeres Grund. Aber eben deßwegen verbarg er es in den Tiefen ſeiner Seele und verhüllte es mit finſterm Schweigen, er wußte der Menſchen Art, die ſo gerne heraufbringen möchten das Verſunkene, die ſo gerne denen, welche ſie lieben, wieder geben möchten das Verlorne und oft mehr verlieren im Suchen als ſie wieder finden, wenn ſie das Verlorne finden. Er kannte ſeiner Mutter Milde, ihre Liebe, die, wenn ſie erkennen würde ſein inneres Leben, ihr eigen Leben opfern würde, um wieder anzuknüpfen das zerriſſene Band, um ihm wieder zu gewinnen, was er als verloren ſo hoch im Herzen trug. Es war ſeine heilige Ueberzeugung, daß es alſo gut ſei, dieſe Ueberzeugung ſtand ihm wie ein Fels in der Brandung, vom ſchönen Abendroth geröthet, der Liebe Weh umbrandet. Er vermied alles Reden davon, allen Fragen darnach, er fühlte, wie leicht ein Wort zum Zauberwort wird, das Schranken ſprengt, Felſen zerſtäubt, wie leicht es zum Taucher wird, der Verſunkenes zu Tage bringt, zur bewegenden Gewalt, die den Willen der Menſchen dahinrollt nach ihrem Belieben. Aber wenn er alleine war, ſo durchlebte er immer wieder das erlebte Liebesleben, und allemal erglühte es in neuen Farben, und ſüßer ſchien ſein Mädchen, und ſüßer die Liebe, die ſie verbunden. Darum war er auch ſo gerne alleine, und ſo oft ſtand er auf des Nachts, legte ſich unters Gadenfenſter, und verſank in ſüßes Träumen. Wenn ſeine Augen den Wagen am Himmel ſahen, wie er ſo ehrenfeſt und ſonder Wanken durch den Himmel fährt, himmliſche Geiſter führt, ohne Halt, ohne Umleeren, ſo dachte er des dunkeln Hauſes im Dorngrüt, über das der Wagen lautlos dahinfuhr in hehrer Majeſtät, dachte an ſein Mädchen unterm grünen Dache, und wie es ihm ums Herz, und ob auch er darin noch lebendig ſei, und das vergangene Leben zuweilen erblühe in wehmüthigem Glanze? Die Antwort hätte er für ſein Leben gerne vernommen. O, wenn es ſo wäre, wie gerne wäre er nicht mit ſeiner Seele aus ſeinem Leibe gezogen, er hätte Haus und Hof verlaſſen und ſich im Bilde angeſiedelt, welches das Mädchen im Herzen trug, hätte da im dunkeln Grunde ſeine Wohnung aufgeſchlagen, und ein ſüßes Leben geführt mit des Mädchens Gedanken in freundlichem Koſen, wäre verſchwunden geweſen für die Welt und hätte die Welt nicht gemißt, denn auf Erden ſchon hätte er im Himmel gelebt in des Mädchens Liebe, in deſſen liebender Seele. O, wie es da ein Leben ſein müßte, voll holder Wonne, die kein menſchlicher Blick befleckt, kein Wort ſie auszudrücken vermöchte! Des Morgens zu lauſchen, wie das Mädchen ſeine Augen aufſchlägt, wie die erſten Strahlen der Sonne in ſeinem Auge flimmern, der erſte zu ſein, den deſſen Liebe begrüßt, den es wecket im Herzen, mit dem es tändelt und ſpricht, für den es betet zu Gott und ihn vertrittet vor den Menſchen; den ganzen Tag mit ihm gehen zu können Schritt und Tritt, in jedem einſamen Orte ſich rufen zu hören, küſſen zu fühlen, ja, mitten im Gedränge, ſelbſt mitten unter höfelnden Menſchen, vom treuen Mädchen mit Innigkeit umfaßt zu ſein, ſein Alles zu ſein, in ſeinem innerſten Heiligthum zu ſein, und zu ſehen und zu hören, wie deſſen Augen blind, deſſen Ohren taub werden, wie deſſen Sinnen und Sehen ſich nach innen zieht, auf das Bild im Herzen ſich richtet, in ihm aufgeht, wer möchte das Bild nicht ſein im Herzen ſeines treuen Mädchens? Und wenn der Abend kömmt, des Mädchens Sehnen wächst, allein zu ſein mit ſeinem lieben Bilde, wenn es daſſelbe endlich und ungeſtört tauſendmal herzt und küßt, dann ſeine Augen ſchließt, vertrauensvoll ſein Herz deſſen Hut überläßt, um nun zaubern zu können liebliche Träume in des Mädchens weichen Schlaf, welch ein Reich voll Wonne öffnet da nicht ſeine Thore! O, wer möchte nicht ſo wohnen als liebes Bild in des lieben Mädchens reinem Herzen, möchte da nicht ſein lebenlang warten, bis der Vater aus dieſem Himmel in den ſeinen uns nimmt. Lebensjahre hätte Resli darum gegeben, wenn er dort oben in den großen Sternen, gleich als wie in einem Spiegel, es hätte ſehen können, was da unten in ſeines Mädchens Herz ſich rege, ob er auch noch in ſelbem ſei, und in welchem Glanze. Gar oft dachte er: „wenn wir einander nicht mehr ſehen in dieſer Welt, und beide ſterben, ſehen wir uns dann wohl wieder in einer andern Welt, erkennen wir uns wohl, und iſt da auch noch etwas zwiſchen uns, oder können wir dort bei einander ſein in ungetrübter Liebe?“ So ſinnete, ſo träumte er, und mancher abenteuerliche Plan ging an ihm vorüber, wie er erfahren könne, was im Dorngrüt gehe, und wie dort die Sachen ſtünden. Er konnte dort als Bettler erſcheinen, oder als Kiltbub bei den Mägden, konnte bei der Wirthin in eigener Geſtalt ſich einſchleichen und vernehmen oder Bericht machen laſſen, er konnte als ſtilles Ung'hür das Haus umkreiſen, und bewachen jeden Eingang und Ausgang. Dieſes und eine Menge anderes bedachte er und that nichts, nicht aus Unſchlüſſigkeit, und weil er werweiſete zwiſchen dieſem und jenem, ſondern weil er eben nichts thun wollte, und ſeine Ueberzeugung feſt ſtund, daß es ſo bleiben müſſe. Hundert Mal juckte es ihn, mit ſeiner Mutter zu reden über ſeine Gedanken, aber weil er wußte, wie ſie ſich verbünden würde mit ſeiner Sehnſucht, hielt er das Wort gefeſſelt an ehernen Banden.

Dieſes ſtille Liebesleben ward nachgerade doch Anneliſi langweilig, und es wachte in ihm die Sehnſucht nach etwas luſtigerem, lebendigerem. Und es iſt ſeltſam, wie es Buben und Wespen faſt gleich haben. So lange eine Birne hart und bitter iſt, da fliegen die Wespen wohl darum, aber raſch vorbei; ſobald ſie aber nur gäb wie zu mürben beginnt, ſo iſt's, als wenn's die Tilders Wespen von weitem ſchmöckten, ſie kommen ſchaarenweiſe daher, und ſtechen an, und geben nicht lugg, bis die ganze Birne kaput iſt. So machen's die Wespen nämlich. Nicht ganz gleich die Buben, die merken alſo auch faſt auf hundert Stunden, wenn Birnen mürben, aber jeder möchte die ganze Birne für ſich und frißt nicht gerne in Gemeinſchaft mit andern ſie an. Und wenn das Mädchen nicht gleich gekapert wird, ſo iſt oft nur das große Gedränge ſchuld, und weil das Mädchen nicht ins Klare kömmt, wer ihns am angenehmſten und zärtlichſten freſſen würde.

So ging es auch um Anneliſi wie wild. Ja, ſogar einige Fürſprecher ließen ſich herbei, gleichſam wie große Raubvögel (denn je größer das Aas, deſto größer die Vögel ſind, welche es herbeilockt) und breiteten roth verbrämte Mäntel ſtattlich aus, und ſchlenggeten die Haare, oder ſtrichen den Schnauz und redeten zärtlich nach neuer Mode, welche freilich zuweilen ans kannibaliſche ſtreift. Sie machten aber keinen Eindruck, ſtrichen umſonſt Schnäuze und ließen Mäntel flattern und wedelten mit den Haaren, eine neue Art ungebundener Zöpfe, nur daß man ſie jetzt vornen trägt, ſtatt, wie ehedem, hinten. Ein junger Bauer, mit dem Anneliſi aufgewachſen war, über den es von ſeinem erſten Schuljahr an bis zum letzten geſchimpft, ſich mit ihm gezankt, gekratzt, geſtriegelt, über den es von dort an beſtändig zu lachen und zu ſpotten hatte, der ſchlich ſich auch unter die Wespen, welche um die Birne flatterten. Anneliſi ſpottete nur ärger und richtete alle Pfeile des Witzes und der Bosheit auf ihn, daß ihm die Mutter oft abwehrte und ihns bat, es ſolle doch ſchweigen und denken, es könne ſich verſündigen. Dann bat es wohl ab, aber handkehrum fiel es in den gleichen

Fehler, nur noch ärger. Da kam derſelbe eines Sonntags, als Chriſten alleine hütete, zum Haus, ſetzte ſich zu Chriſten und bat ihn um ſeine Tochter. Der horchte natürlich gewaltig auf und ſagte: „Hans Uli, du kömmſt mir ung'ſinnet, an dich habe ich aſe nicht gedacht. Meinetwegen hätte ich nichts darwider, aber bigwyſt, ehe ich etwas ſagen kann, muß ich doch mit meinen Leuten reden, und was z'Meiſchi ſeyt, weiß ich nicht." „Was ſelb iſt, ſagte Hans Uli, wir wären neue richtig." „Das wär arig, ſagte Chriſten, es wird öppe nit ſy." „Wohl wäger iſt's, ſagte Hans Uli, es het m'r's emel verheiße, u ſövli e Schalk wird's öppe nit ſy." „Oeppe ſelb nit, ſagte Chriſten, mit ſellige Dinge iſt nit z'g'ſpaſſe. Aber Wunder nimmt's mich doch, daß es ſo iſt, und wenn du es nicht ſelbſt ſagteſt, ſo glaubte ich es nicht." „He, ſagte Hans Uli, es ginge mir ſelbſt ſo, wenn es mir Jemand anders ſagte. Nit, g'falle het's m'r geng, u wär m'r lieb gſi. Aber es hat immer nur z'G'ſpött mit mir triebe un z'zanke g'ha, nüt hätt ih dra dörfe ſinne, z'Guntrari, ih ha mängiſt denkt, wenn das einiſt heirathe, ſo müſſe dem g'hornet, g'klepft, tha ſy, daß es e grüsligi Sach ſyg. Da bin ich letzthin im Neuenbad z'Herrlige, und ſtande e ſo, u luege, u ha nit g'wüßt, will ih oder will ih nit, oder wo's m'r fehlt, da klopft m'r neuer uf d'Achsle u ſeit: „Heſt aber z'Oel v'rſchüttet, du arms Tröpfli? Aber weißt, ih wüßt d'r öppis. Wenn'd drei mit m'r heſt, und de e Plätz wyt mit m'r her chunſt, ſo zahl ich dir e Halbi, u we's ſy muß no für e Krützer Käs u für e halbe Brod, aber meh nit." Und ih ha z'Mul längs Stück off v'rgeſſe u nit g'wüßt, was das bidute ſöll, vo wege, es iſt eues Anneliſi gſi, wo mi ſüſt ume usg'lachet het un z'G'ſpött mit m'r triebe u ha g'meint, es well jetz o. U wo nih nüt ſäge, ſeyt es du: „Los Hans Uli, kannſt mir es G'falle thue, es ſy da zwen Raubthier hinger m'r, grüslig Burſte, ih weiß nit, ſy's Rathsherreſühn oder ſuſt Ung'hür, eys gyt ſi für e Dokter us u z'angere für e Mediziner, weiß nit, was das iſt, aber eine iſt zottleter as d'r anger, u wüſter u ufläthiger thut üſe Melcher nit, un iſt doch e Länder. Vor dene förchte ih mih, und ih bigehre d'Schang nit, daß mi d'Lüt by ne bim Wy g'ſeh oder mit ne tanze. Ih ha z'Zutraue zu d'r, du laviſt mich öppe nit im Stich.“ Ih ha nit g'wüßt, wo's ſo mit m'r g'redt het, ſtange ih uf em Kopf oder uf de Füße, aber es iſt emel du mit m'r z'friede gſi, un eys het z'anger gäh, un ih ha müſſe g'ſeh, daß ih ihm nit förli z'wider bi, as ih geng glaubt ha. Aber hundert Ränk het es doch g'ha, bis es mir endlich nache g'ſeit un erlaubt het, daß ih's abſordere dörf. Aber dabei hat es nicht ſein wollen, wie es öppe anſtändig geweſen, und ich es auch gemeint. Gehen könne ich ſeinethalb, aber vor Mitternacht ſehe es dann Niemand daheim, hat es geſagt.“ „Es iſt immer das Gleiche, ſagte Chriſten, nit es bös, ſelb nit, es iſt m'r lieb, und wenn es ſi öppe g'ſetzt het, ſu git's no e rechti Husfrau. Aber jetz het's d'r Kopf no voll Fuge, und es meint, wenn me nit d'r Narr tryb all Tag, ſu ſyg das nit g'lebt. Aber das wird ihm auch vergehen, noch wie mancher andern, ohne Wallisbad. We du's wage witt mit ihm, ſu iſt m'r d'Sach recht, aber b'ſinn di recht, es iſt es ketzers Meitſchi.“ „He ja, ſagte Hans Uli, ih has erfahre —“ da war es Chriſten, der dem Tenn zunächſt ſaß, er höre etwas hinter dem verſchloſſenen Thore. Es könnte etwa eine ihrer Jungfrauen ſein, dachte er, die müßten doch ihre Naſen in allen Ecken haben, ſtand auf, raſcher als gewöhnlich, that z'Thöri auf, da dünkte es ihn, einige Burden Roggenſtroh, welche in der Ecke aufgeſchichtet waren, bewegten ſich, er deckte ab, und ſiehe, da hinter denſelben ſaß ſein Töchterlein und horchte aufs Scheltwort. Chriſten mußte herzhaft lachen und das Meitſchi war nicht einmal verlegen. Es hätte es Wunder genommen, wie ſo ein Bürſchli einem Vater einen Heirathsantrag mache und was man nebenbei von ihm ſage, es werde da wohl etwas zum Vorſchein kommen, das es ſonſt nicht zu hören bekäme, und akkurat ſo ſei es gegangen, ſagte es. „Du, wandte es ſich zu Hans Uli, du hätteſt dann nichts zu ſagen brauchen, daß ich dich geheißen, mit mir zu kommen, und gäb ich dich wolle, iſt auch noch die Frage, es kömmt darauf an, was der Vater ſagt, beſtimmt verheißen habe ich dir nicht.“ Verlegen ſtund der arme Hans Uli da, bis Chriſten ſagte, es hätte gehört, was er geſagt, und G'ſpaß treibe man mit ſolchen Dingen nicht. Aber er hülfe, es noch nicht vor die Leute laſſen, und einſtweilen davon ſchweigen. Es ſei nächſtens heilig, da könne man ohnehin nicht verkündigen laſſen, und dann ſei es ihm auch wegen Resli, dem würde ſein Unglück neu aufrüchen, wenn es ſchon jetzt eine Hochzeit geben ſollte. Oeppe der Mutter müſſe man es ſagen, und zwar noch dieſen Abend, es werde ihr ein Troſt ſein, von wegen, wenn man ſo leichtſinnige Meitſcheni habe, ſo wüßte man nie, was man noch an ihnen erleben müſſe. Hätten ſie einmal gemannet, ſo könne der Mann zuſehen und hüten. Da ward Anneliſi halb böſe und meinte: „So, Vater, wenn ich euch ſo viel Kummer gemacht habe, ſo iſt es Zeit, daß ich gehe, aber ich habe doch gemeint, ich führe mich auf, daß ihr öppe nicht viel z'förchte hättet.“ „Ich klage nicht über dich, ſagte Chriſten, aber wie ſchwach ein Menſch iſt, weiß er ſelbſt gewöhnlich zuletzt, und wenn er mit Ehren durchkömmt, ſo hat man es unſerm Hergott z'danke, nicht ihm, g'hörſt!“

Es war die ſogenannte heilige Zeit im Herbſt, die der Bettag ſchließt, welcher vor der Thüre ſtand.

Heilige Zeit — als ob nicht jede Zeit und jeder Tag zu unſerer Heiligung uns gegeben, Gott geweiht ſein ſollte. Aber der Menſch findet ſo gerne mit Gott ſich ab, gibt ihm etwas, das Uebrige will er appart haben und gebrauchen nach ſeinem Sinn. Einige Tage nimmt er ſich etwas in Acht, nennt dieſes heilige Tage, glaubt damit Gott einſtweilen abgefunden, geht getroſt ans alte Leben wieder hin, und treibt es mit um ſo größerer Luſt, faſt wie es Schlemmer treiben, die expreß einige Stunden faſten, um nachher mit um ſo größerem Appetit zu freſſen. So wird alles verkehrt dem verkehrten Gemüthe, und ſelbſt die heilige Zeit wandelt ſich für ein ſolches in einen Fluch um. Schön aber ſind unſere vier heiligen Zeiten, unſere vier geiſtigen Jahreszeiten, wo jede die andere gebiert, jede aufs Gemüth der Menſchen eigens wirkt, und in beſtändigem Wechſel und Wiederkommen den Menſchen vor geiſtigem Schlafe wahren ſoll. Wenn im Herbſte die Erndte in den Scheuern liegt, junge Saaten einer neuen Erndte entgegen grünen, an den Bäumen die Blätter gelben und zwiſchen ihnen die hellen Früchte glänzen, dann ſoll der Menſch es ſich bewußt werden, daß auch er ein Baum ſei, von dem Früchte gefordert werden, daß die Menſchheit ſei der große Weltenacker, und gerichtet werde nach den Früchten, die auf ſelbigem ſtehen. Es ſoll im Geiſte der Menſch den Herrn ſehen, wie er alle Tage am Baume vorüber geht, und nach Früchten ſucht, ſoll nun ſelbſt ſeine Augen richten nach dieſen Früchten, ſoll ſchauen nach dem, was der Herr ſucht. Da wird ein Weh im Herzen geboren, ein göttliches Leid, denn wie wenig trägt der Menſch, die ſogenannte Krone der Schöpfung, dem Baume gegenüber, und das Wenige iſt wurmſtichig und befleckt, wie krankhaft und ſpärlich ſteht die Saat auf dem großen Acker, und wie üppig und reich das Unkraut, welches der Feind dazwiſchen geſäet! Da ſoll der Strom der Buße anſchwellen in ſeinem Herzen, da ſoll das innige Verlangen geboren werden nach dem, der da kömmt, das Verlorne zu ſuchen, der den Himmel öffnet, daß die Engel Gottes niederſteigen mit reichen Geiſtesgaben, der den guten Samen bringt, uns das Mangelnde ergänzt mit ſeiner Fülle. Es iſt ein Gedenkfeſt, daß wir noch in der Irre wandeln, und verloren gingen in der Wüſte, wenn Gott uns nicht einen Führer ſenden würde; es iſt eine Mahnung, getroſt zu bleiben in der Wüſte, denn hinter ihr liege das verheißene Kanaan, und zu ihm gelange, wer dem Führer folge.

Dieſer Tag hat noch immer ſeine hohe Bedeutung unter uns, feierlich wird es uns zu Muthe, und je näher wir ihm kommen, deſto demüthiger werden wir, deſto klarer ſtellt das Bewußtſein ſich heraus, daß wir vor Gott des Ruhmes mangelten, daß all unſere Gerechtigkeit ſei wie ein unfläthig Kleid. Es gibt freilich Leute unter uns, welche ſich dieſes aufdringenden Bewußtſeins mit aller Macht zu erwehren ſuchen. Es ſind hier nicht die gemeint, welche theoretiſch Chriſtus und die Sünde abſchaffen wollen, ſich ſelbſt zum Götzen machen möchten; welche, bei Lichte beſehen, akkurat dem Kalbe gleichen, welches die Juden anbeteten, mit dem

Unterſchiede jedoch, daß dieſe Kälber dato noch nicht golden ſind, aber um ſo unverſchämter an die Welt die Forderung ſtellen, daß dieſelbe ſie vergolde, und bis dahin wenigſtens reichlich füttere und tränke, und das letztere lieber mit Wein als mit Bier, und dieſen ebenfalls je beſſer deſto lieber. Das ſind die, welche in ihrer ſtupenden Anmaßung ſingen können:

„Und vor der Menſchheit ſchreit ich groß
Noch durch Jahrhunderte daher,“

und die eben deßwegen nichts ſind, als Zeugen der Wahrheit des Evangeliums, welches ſie vernichten wollen, als Denkſteine, daß, wer ſich ſelbſt erhöht, erniedrigt werden werde, daß ſie eben nicht länger dauern als das Kalb, das noch dazu golden war, das zu Pulver geſtoßen ward, und welches Pulver verſchlucken mußten die, welche das Kalb angebetet hatten, und und welches ihnen ſehr übel bekam, denn es machte ihnen Bauchweh und einer erwürgete den andern. Akkurat wie es heute geht, wo, wer heute der Götze war, morgen zu Pulver zerſtampft wird und übermorgen die, welche ihn zerſtampft, ſich gegenſeitig erwürgen. Und jener arme Tropf, der die ſchmählichen Worte ſang: „Und vor der Menſchheit ſchreit ich groß, noch durch Jahrhunderte daher,“ um den bei Lebzeiten kaum tauſend Menſchen wußten von tauſend Millionen, von dem nur einige Kameraden Lärm machten und ihn herum führten und zeigten, wenn er irgendwo durchkam. — (Apropos, die Literaten haben den Schneidern etwas abgeguckt. Wenn nämlich ſo ein Schneider auszieht, ſo ſingen alle Schneider um ihn her, einer trägt ihm die Stiefel nach, ein anderer. die Flaſche, er ſelbſt hat das Glas in der Hand, bedankt ſich ringsum, indem er vortrinkt und hintendrein brüllt, was die andern vorgebrüllt. Wer ſo ein Schneiderlein hat ausziehen ſehen, und ihn nach zehn Jahren ſitzen ſieht, krummbeinig, erlahmt, an Leib und Seele erſiecht, der hat was geſehen, der hat geſehen, was jetzt die ſogenannten Literaten auch machen, die ziehen gerade ſo aus und rum, wie ehedem die Schneider; ob's ihnen wohl auch nach zehn und abermal zehn Jahren ergehen wird, wie dem armen Schneiderlein, von dem in zehn Jahren nicht Zehne mehr wiſſen werden, einige Bibliothekare in fürſtlichen Bibliotheken ausgenommen, jener arme Menſch iſt ein lebendiger Denkſtein von dieſem grenzenloſen Uebermuth, und jetzt wird er es in dem verſchmähten Jenſeits erfahren haben, was der Hochmuth kann, was an der Selbſtvergötterung iſt, und wie tief die Selbſterhöhung ſtürzt. Wer weiß, ob er nicht auch gebeten hat, zurückkehren zu dürfen, denn er habe Brüder, und die ſeien wie er, und wohl noch ärger! Ob er zurückgekehrt iſt, wiſſen wir nicht, ſeine Brüder haben weder etwas davon geſagt, noch ein Beiſpiel genommen, wir zweifeln aber, denn einem recht, dem andern billig, und was der reiche Mann vernommen, das wird wohl auch ein aufgeblähter Wiſſender vernehmen müſſen.

Von denen, die ich hier beſchrieben, kann ich in Beziehung auf den Bettag nicht reden, er macht ihnen weder kalt noch warm, und wie ſie ihn zubringen wollen, darüber ſind ſie nicht in Verlegenheit, ſie bringen ihn zu, wie das vergangene Jahr, und daß man ihn ſo zubringen kann, dafür iſt bei Zeiten geſorgt.

Die Leute, von denen ich reden möchte, ſind die, denen es ſtörend in ihr Leben trittet, Handwerker, die in den gewohnten Pinten nicht ſchöppeln, Agenten, die in Wirthshäuſern nicht auf gut Schick paſſen, Gebildete, die nicht in Leſezimmer können, und in ſich nichts zu leſen haben, und endlich unglückliche Leiſtherren, deren Zuſammenkunftsort an dieſem Tage ebenfalls verſchloſſen iſt. Es gibt Leute, ſie ſind von unglücklicher Furcht geplagt; wenn's Nacht wird, oder wenn ſie alleine ſind, ſo haben ſie Angſt, fürchten ſich vor dem Teufel oder einem Geſpenſt und ſchreien Zetermordio um Hülfe; die Leute bedauert man. Es gibt aber Leute, die dürfen nie mit ſich ſelbſt alleine ſein, ſie fürchten ſich vor ſich ſelbſt, ſie ſind ſich ſelbſt ihr Teufel; es gibt Leute, deren größter Graus es iſt, mit ihrer Familie alleine zu ſein im eigenen Hauſe, ohne Wein und ohne Klang, es wird ihnen, wie in der Hölle, das ſind unglückliche Leute, die ſind zu bedauern.

Es iſt auf dem Lande wohl mehr Sinn für das Ernſte, und im Hauſe unter den Seinen iſt's dem Landmann wöhler, und mit dem Bettag weiß mancher Bauer weit mehr anzufangen, und empfindet mehr ſeine Bedeutung, als gar mancher, der viel von Geiſt zu reden weiß, aber doch eigentlich nur von Fleiſch, Brod, Wein und ähnlichen Dingen lebt. Ruhig geht ſchon der Vorabend ein und eine wunderbare Stille liegt am Tage ſelbſt überm ganzen Land. Man hört kein Geräuſch, als nur hie und da ein Chaischen, in dem Stadtleute ſind, welche ihrem eigenen Teufel entrinnen möchten. Es wird an rechten Orten wenig Bauern geben, welche an dieſem Tage ein Roß aus dem Stalle nehmen würden. Man ſieht nichts als Predigtleute, vielleicht ſolche, welche die Neugierde in eine entferntere Gemeinde getrieben, um zu hören, wie den Nachbarn der Text geleſen wird, wie man denn allerdings lieber Andern abkapiteln hört, als ſich ſelbſt, und, ſeltſamer Weiſe, eine Predigt in einer fremden Kirche nicht auf ſich bezieht, als ob das Wort Gottes nur in unſerer eigenen Kirche das Recht hätte, unſer Herz zu züchtigen. Hie und da ſieht man bei einſamen Häuſern wohl eine Wäſche flattern, die irgend eine verwahrloſte Frau an die Sonne gehängt, und die da ruhig hängen bleibt, obgleich es eigentlich verboten iſt. Aber es iſt halt die Welt eine Kugel, und dreht bekanntlich ſich um, was oben war, kömmt unten, und wie man zu Zeiten beim Erlaubten ruhig war, beim Verbotenen geſtört wurde, ſo dreht ſich natürlich mit der Welt auch dieſes Ding um, bald wird man ganz getroſt das Verbotene treiben können, aber ſich wohl in Acht zu nehmen haben vor dem, was erlaubt, geſetzlich einem zugeſichert war. Und wer kann was dafür, daß die Welt ſich dreht?

Und wie die Gemeinde in feierlicher Stille des Wortes harret, das zur Buße rufen, eine tiefe Furche reißen ſoll ins eingeriſſene Leben, ſo ſinnet der Prediger auch mit Ernſt und Andacht über dieſem Worte, ſchaut über das Saatfeld, ſchaut die Krankheiten an, die auf demſelben ſichtbar werden, der Erndte die größte Gefahr drohen, und was er tief und ernſt erwogen, das legt er ſeiner Gemeinde vor, nicht in Anſchwellungen des Zornes, als ein Oberherr, der ſeine Sklaven züchtigt, nicht als ein Schweinehirt, der ſeine Schweine peitſcht, ſondern ernſt und bewegt, im Bewußtſein, daß auch er der Gemeinde Glied, und vielleicht nur dadurch über den andern Gliedern, daß ſein Auge ſchärfer ſchaut, ſein Mund genauer beſtimmt die Krankheiten, die durch die Saaten gehen.

In Liebiwyl war dieſer Tag von je ein heiliger geweſen, den man in der Stille zubrachte, und wo, Krankheitsfälle ausgenommen, keinem Menſchen im Hauſe es nachgeſehen worden wäre, wenn er nicht wenigſtens einmal die Kirche beſucht hätte, und zumeiſt waren die Predigten des Pfarrers noch lange der Gegenſtand ernſter Unterhaltungen.

An dieſem Tage gehen die Leute nicht langſam, gemächlich, zur Kirche, ſie eilen, die zahlreichen Züge gleichen Strömen, die Niederungen zueilen, zu ſpät will Niemand ſein, jeder Platz noch finden, je älter die Leute ſind, deſto früher machen ſie ſich auf den Weg, und längſt, wenigſtens bei ſchönem Wetter, iſt die Kirche angefüllt, wenn der Prediger kömmt, ernſt und feierlich, im Bewußtſein, daß, was in ſeiner Bruſt ſich rege, auch in den meiſten andern lebe, und auf den Herrn hoffend, daß der Herr das rechte Wort ihn finden laſſe, das, was ſich innenregt, äußerlich zum Leben zu bringen.

Chriſten und Aenneli hatten darüber nachgedacht, wie das Jahr ein ſo wichtiges für ſie geworden, und wie der Herr in demſelben ſie geſegnet und gezüchtiget, wie noch in keinem, und wo wohl noch die Sünde ſei bei ihnen, und wie es mit Resli gehen, Gott ihn führen werde. Lange hatten ſie am Abend vorher ernſte Gedanken gewechſelt und die bewegte Seele wollte lange ſich nicht in des Schlafes Ruhe finden. So verſchliefen ſie ſich faſt am Morgen, und ungern hatte es Aenneli, denn an ſolchen Tagen hatte es Haſten und Jagen nicht gerne, denn gar ſchwer wird es dann dem in die häuslichen Wirren verſenkten Gemüthe, zu der Ruhe zu kommen, welche alleine der fruchtbare Schoos für des Herrn Wort iſt. Aber zu ſeiner großen Verwunderung war ſchon die meiſte Morgenarbeit abgethan und das Meiſte z'weg, ſo daß die Haushaltung nicht verſäumt war und Aenneli ſeine Zeit auf ſich verwenden konnte. Dieſes Vorthun war ihm eine ſeltſame Sache, weil die Jungen wegen dem Aufſtehen ſich zumeiſt auf die Alten verlaſſen, darum fragte es auch verwundert die Tochter, welche geſchäftig am Heerde waltete: „Wer het di g'weckt?" „He gute Tag, Mutter, ſagte Anneliſi, mit geröthetem Geſichte ſich umwendend, biſt auch erwacht?" „Guten Tag gebe dir Gott, antwortete Aenneli, aber ſag mir doch, warum biſt du ſchon auf, und wer hat dich geweckt?„ „Mutter, Niemere, aber ich habe auch etwas g'ſinnet und an mich gedacht, und da hat es mich duecht, es würde mir wohl anſtehen, wenn ich in Zukunft aufſtehe und ihr liegen bliebet, ihr habt den Schlaf nöthiger als ich, und wenn es mir einmal dazu kömmt, aufſtehen zu müſſen, ſo bin ich daran gewöhnt." „He ja, ſagte die Mutter, das ſchadet dir nichts, aber wie biſt du vor lauter Flanſen zu dieſem Sinnen gekommen?" „He, Mutter, ſagte Anneliſi, es iſt de öppe wäger nit, daß ich nicht ſchon manches geſinnet habe, aber ich kann es nicht ſo erzeigen, wie andere. Es iſt wahr, ich habe viel Fehler, aber daß es mir de öppe nit Ernſt ſyg, beſſer z'werde, ſelb iſt doch dann nicht, und wenn ih werde will, öppe nit glych, aber doch ſchier, wie du, Mutterli, und das möchte ich, ſo habe ich noch viel zu thun, und einen weiten Weg. Daran habe ich geſtern g'ſinnet, und es iſt m'r Angſt worde, u fry recht, und ih ha m'r vorg'no, mi grad hüt uf e Weg z'mache, u dir nache, vo wege, ih weiß o nit, wie lang m'r üſe Herrgott Zyt git. Es iſt ſo plötzlich us mit eme Mönſch, mi weiß nit, wie, und het mängiſt ume nit Zyt, dra z'ſinne." „Du haſt recht, und b'ſunderbar junge Wybere geht's gerne ſo, ſagte die Mutter, und wenn ſie erſt echt glücklich ſein wollen, ſo nimmt ſie Gott weg. Darum, Kind, freut es mich, daß du daran ſinneſt.

und von ſelbſt, ich hätte es dir nicht zugetraut. Fahr ſe fort, ſo kann ich fröhlich ſterben, denn du biſt doch immer das geweſen, wo mir am meiſten Kummer gemacht hat. Aber eine ſchönere Freude hat mir auch noch keins gemacht, als du jetzt, und ich wüßte wäger mich nit z'bſinne, daß m'r grad ame ne Morge, wo ih uf cho bi, Neuis ſo fröhligs bigegnet wär, als hüt. Denn woran haben die Eltern Freude, als an den Kindern, und die größte iſt die, daß ſie gut werden und fromm, daß me öppe einiſt alli wieder z'ſäme chunt. Wenn ih ume wüßte, wie's mit Resli ging, u daß der noch glücklich würde, de wett ih gern ſterbe." „Oeppis dumms e ſo, Mutterli, ja welle, ſterbe, wo wir dich je länger je nöthiger haben! Sagſt du nicht manchmal, wenn wir etwas darnach ſagen: „ſchweiget, Kinder, verſündiget euch nicht." „Das iſt nicht das Gleiche, Kind, ſagte die Mutter. Wenn die Bäume gewachſen ſind, ſo nimmt man ihnen die Stecken weg, läßt man ſie zu lang, ſo ſchadt's ne, thut's der liebe Gott, er weiß, wenn es Zeit iſt. Aber wenn wir noch nicht eſſen können, ſo will ich mich z'weg machen, ſo preſſire für z'Chilche thue ich nicht gern, u de faht m'r d'r Athe fehle."

Es war ein ſchöner Herbſttag, klar und mild die Luft, und ganz voll Glockentöne, ſchwiegen ſie hier, ſo hallten ſie, bald milder, bald ernſter, von anderswo her. Es war, als ob ein treu Elternpaar zuſpreche ſeinem Kinde, und ſchwiege des Vaters ernſte Stimme, ſo begönne leiſe, milder, aber gleich innig, die Mutter.

Sonſt iſt allem voran immer die leichtbeinige Jugend, dießmal zogen alte Mütterchen vorauf, langſam, und oft noch ſtille ſtehend, und alte Männer gingen mit ihnen, ſprachen von alten Tagen, und was zu ihren Zeiten geprediget worden. Und was iſt die Menſchheit anders, als eine große Heeresſäule, die dem Grabe entgegen wandert, dort des Leibes los wird, und durchs ſchwarze Thor den hellen Himmel ſucht! Wo an dieſe Wahrheit gemahnt wird, und an die Heimat, und über die Gräber gewandelt wird, da gehen billig die Alten voran, ſie ſoll es drängen dem Ziele entgegen, ſie ſoll es freuen, Bahnen zu brechen der Jugend, die ſo viel ſchwerer ſich losreißt vom heitern Sonnenlicht. Aber rührend iſt's doch, die alten Leutchen, die Spitze der Todesſäule, zu ſehen, wie ſie ſo andächtig und gläubig dem Herrn zuwandert, ſo vertrauensvoll zwiſchen den Gräbern geht, ſo ergeben über die letzte Reihe blickt, ob wohl das nächſte zum eigenen Kämmerlein ſich geſtalten werde. Unter den Erſten war auch Aenneli, und wie that das manchem armen Mutterchen ſo wohl, daß es mit der guten Bäurin zu Liebiwyl zur Kirche gehen konnte, die ſo freundlich fragte und ſprach, und gar manches Mütterchen ging grader auf, als es ſeit zehn Jahren gegangen war. O, es iſt ſeltſam, wie freundliches Weſen wohl thut und armen Herzen erquicklich iſt, wie Kranken der Sonne Licht und wenn ein Armer am Sterben iſt, ſein himmliſcher Vater zunächſt ihm iſt, wenn ein Reicher und Hoher als freundlicher Bruder an ſeine Seite trittet, es erquickt und ſtärket den Armen, belebenden Tropfen gleich, er richtet ſich empor, es iſt ihm, als wenn es ihn erſt jetzt recht freute, zu ſterben, er weiß, wie unbeſchreiblich ſüß der Hauch der Liebe durch die Seele fährt. O, wenn man wüßte, was in freundlicher Liebe für eine Kraft läge, es würde nicht nur Mancher ſeine aufrichtige Liebe freundlich zu machen ſuchen, es würden Juden, alte und junge, ſie nachahmen, der Prozente wegen. Sie thaten ſich um

Aenneli, und als ſie in die Kirche kamen, wollte jede wiſſen, wo man den Herrn am beſten verſtehe, und ordneten es in eine Bank mit Rücklehne und an die Wand, wo es öppe am bequemſten ſei und hingeſer u nebeſer anliegen könne, vo wege, d'r Herr mach mängiſt wohl lang, u de werd me gruſam müd, b'ſungerbar im Krüz. Nach und nach ſchwoll die Kirche an, die Glocken riefen, der Schulmeiſter las, und ſo herzhaft, er wollte noch über die Glocken übere, und auf einmal verſtummte alles, oben auf der Kanzel erſchien der Pfarrer, blaß und angegriffen, und nachdem er ſein Gebet verrichtet, verlas er leiſe das zu ſingende Lied.

Ernſt ſchwollen die Töne auf, ernſte Andacht ließen ſie in den Herzen zurück, und demüthig beteten ſie um ſegensreiche Empfängniß des ſegenreichen Wortes. Begierig horchten ſie auf das Grundwort, welches der Herr der Schrift entnommen, und hörten folgende Worte: „Gefällt es euch nicht, daß ihr dem Herrn dienet, ſo erwählet euch heute, welchem ihr dienen wollt, es ſeie den Göttern, denen eure Väter gedient haben, welche jenſeits des Fluſſes waren, oder den Göttern der Amoniter, in welcher Land ihr wohnet. Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen.“

Es war ein ſchwer Wort, aber viele dünkte es doch ſeltſam, daß der Pfarrer jetzt noch davon ſprechen könne, daß man wählen ſolle, wem man dienen wolle, es ſei ja längſt ausgemacht, daß ſie alle Chriſten ſeien, meinten ſie.

Der Pfarrer begann mit der Bemerkung, daß er auf eines aufmerkſam machen müſſe, was alle Völker, welche ihrem Untergange entgegen gegangen, mehr und mehr außer Acht gelaſſen hätten, was aber ganz eigenthümlich im Alten Teſtament bezeichnet ſei, und deſſen

Eckſtein das fünfte Gebot ſei: „Halt in hohen Ehren Vater und Mutter, auf daß du lange lebeſt im Lande, das dir der Herr dein Gott geben wird;“ aufmerkſam machen müſſe er auf das Haus und deſſen Bedeutung. „Daß unter Haus die Familienglieder, welche in einem Gebäude wohnen, zu verſtehen ſind, ſo wie unter Kirche nicht blos der Tempel, ſondern Alle, welche ſich darin verſammeln, das brauche ich wohl nicht zu bemerken. Das Haus iſt der erſte Tempel Gottes geweſen, der Hausvater der erſte Prieſter, der dem Herrn das Liebſte geopfert, den einigen Sohn. Die Frömmigkeit des Hauſes iſt vom Herrn belohnt, des Hauſes Irrungen gezüchtigt worden; leſt die Geſchichten von Iſaak und ſeiner Söhne Zwieſpalt, von Jakob und ſeines Hauſes Gräuel, von Eli, Samuel und ihren Söhnen, von David und dem Lieblingsſohne Abſalon, der den größten Jammer über den Vater gebracht; aus dem ſchlecht geleiteten Hauſe iſt den Vätern das Leid erwachſen. Als die Familie zum Volke geworden, hat man ein gemeinſames Haus gebaut, damit man nie vergeſſe in allgemeinen Zuſammenkünften, daß man eigentlich nur eine Familie ſei; ein jedes Haus iſt der Tempel geblieben einer jeglichen Haushaltung, das Leben des Hauſes der tägliche Gottesdienſt, das Walten des Hausvaters des Prieſters Amt und Verrichtung. Darum haben die Juden nur einen Tempel gehabt, den zu Jeruſalem, der das ganze Volk als eine Familie faßte, in der Zwiſchenzeit war jedes Haus der heilige Ort, wo der Hausvater mit all den Seinigen Gott diente, jeder andere Tempel, jedes Errichten eines Altars auf Höhen oder in Wäldern war Abfall, war Götzendienſt, ein Zeichen, daß ſie ihre häuslichen Tempel verließen, nicht mehr zu heiligen wußten, nicht mehr ſie und ihr Haus dem Herrn dienen wollten. Dieſes Verhältniß hat im neuen Bunde ſich nicht geändert, iſt nur verklärt und ganz beſonders geheiliget werden. Unter vielen Stellen will ich nur die anführen, wo es heißt: „Ihr aber ſeid das auserwählte Geſchlecht, das königliche Prieſterthum, das heilige Volk, das eigenthümliche Volk, daß ihr verkünden ſollt die Tugenden deß, der euch berufen hat aus der Finſterniß in ſein wunderbares Licht.“ So iſt jeder Chriſt ein Prieſter, ſein Haus ſein Tempel, ſeine Familie ſein Altar, auf welchem er als Weihrauch dem Herrn ſoll aufſteigen laſſen die Tugenden deß, der ihn berufen hat aus der Finſterniß in ſein wunderbares Licht; unſere Kirche iſt nichts als das allgemeine große Haus, wo wir uns bewußt bleiben ſollen, daß, wenn auch die Nothwendigkeit es gebietet, in beſondern Häuſern zu wohnen, wir doch alle nur eine Familie ſeien, und daß, wenn die Umſtände uns auch verſchiedene Häuſer geben, Paläſte den einen, Hütten den andern, wir darum doch nicht größer werden oder kleiner, ſondern daß es bei jeglichem auf Treue ankömmt, und was für einen Haushalt er mitbringt, und was für eine Rechnung er davon abzulegen vermag. Es iſt alſo jetzt noch jedes Haus ein eigener Tempel Gottes, gleichſam eine Zelle im Reiche Gottes, iſt die Pflanzſtätte des wahren Gottesdienſtes und hat die Verheißung von Gottes Huld und Gnade, denn wo Vater und Mutter verehrt werden als Stellvertreter Gottes, ſich aber auch als ſolche betragen, da ſoll Gottes Segen wohnen, da gibt Gott Beſtand dem Hauſe, er heiliget es zu ſeinem Tempel. So ſoll es ſein im Chriſtenthum, und da wir uns Chriſten nennen, ſo ſoll es ſo unter uns ſein.

Liebe Andächtige, heute haben wir einen Bußtag, unſeres Elendes ſollen wir uns bewußt werden, ſollen jammern und klagen darüber. Wenn jeder unter euch reden wollte, an Jammer und Klage würde es nicht fehlen, und wirkliches Elend wäre der Klage Gegenſtand. Aber wie ſelten einer würde des Elendes Grund und Wurzel da ſuchen, wo ſie iſt. Es iſt des Menſchen Art, über alles zu klagen, nur nicht über den eigenen Abfall, die eigene Verkehrtheit. Liebe Andächtige, ich will euch Hauptklagen anführen, die man hört, wenn man nur einige Worte mit Menſchen ſpricht, nur einige Augenblicke an einem Orte ſieht und hört, was andere reden. Alle Klagen, welche ich gehört, führe ich nicht an, aber die, welche ich auslaſſe oder vergeſſe, die nehmt und macht es ſo, wie ich mit den angeführten, ſo werdet ihr auch über dieſe ins Klare kommen.

Ihr klagt, nicht Jeder über ſich, nein, es klagt der Mann über das Weib, das Weib über den Mann, der Mann klagt, das Weib ſei nicht mehr des Hauſes Mutter, nicht mehr ſeine ſichtbare Vorſehung, nicht mehr deſſen Amme, von der die geſunde Speiſe kömmt für Leib und Seele Allen, die im Hauſe wohnen. Das Weib klagt über den Mann, daß er außer dem Hauſe des Hauſes Mark verzehre, des Hauſes Dienſt verſäume, daß er ob ſammeln oder verzehren des Geldes vergeſſe die Menſchen, die um ihn wohnten, das Weib, das ſeine Hälfte ſein ſollte, die Kinder, die ſeine Zeugen vor Gott ſein werden. Die Eltern klagen über die Kinder, über Mangel an Treue, an Gehorſam, über den hochmüthigen Sinn, der alles, was nicht jung iſt und nagelneu, verachtet, der meint, es ſei mit allen Dingen, allen Menſchen, wie mit ſchlechtem Zeuge, welches nur ganz neu ſchön ſei und zu gebrauchen. Ihr klagt über die Dienſtboten, wie ſie ſtörriſch ſeien und begehrlich, unzuverläſſig und treulos, kein Gewiſſen hätten, und nichts im Auge, als den Lohn, und daß der Tag umgehe ſo ring als möglich. Ihr klagt über die Armen im Allgemeinen, daß ſie an die Stelle der Barmherzigkeit das Recht geſetzt, daß ſie meinen, es heiße beten und betteln, ſtatt beten und arbeiten, daß ſie giftigen Neid im Herzen trügen, von Chriſtus ſich immer mehr entfernten, dem Thiere ſich immer mehr näherten. Ihr klagt über Lehrer und Schulen, daß die Kinder immer weniger nutz wären, je mehr ſie lernten, und doch am Ende von der Hauptſache nichts wüßten. Ja, ihr klagt über Regierung und Regenten, klagt über ihr Thun und euere Täuſchung, über ihr Nichtthun und euere Zweifel, klagt ſo manches, das ihr wohl wißt, hier aber nicht auszuſprechen iſt. So klaget ihr, oder iſt's nicht ſo? Aber auf wen fallen die Klagen zurück? Auf euch, ihr Hausväter, auf euch, ihr Hausmütter! Wo bilden ſich die Urſachen zu dieſen Klagen? In euerm Hauſe, in euerm Sinn, ihr Hausväter, ihr Hausmütter. Iſt euch euer Haus noch der heilige Tempel, ſteht in ihm noch der heilige Altar, auf dem ihr dem Gott, der im alten und neuen Bunde ſich ſo herrlich geoffenbaret hat, alles, was er begehrt, und vor allem das Liebſte opfert? Oder habt ihr den Tempel verlaſſen, eigene Höhen euch auserwählet, weilet dort, bauet Altäre dort, und opfert dort ſelbſterwählten Göttern Alles, Leib und Seele, Heil und Seligkeit, Knechte und Mägde, Söhne und Töchter, Eigenthum und Vaterland, kurz, alles, was unter abgöttiſch gewordene Hände kömmt?

Liebe Andächtige, ihr wißt, daß meine Sitte es nicht iſt, Verdammungsurtheile auszuſprechen, von denen ich Niemand ausnehme als mich ſelbſt, aber wo durch die Zeit eine Krankheit geht, da bleibt ſelten Jemand von ihr unberührt, am wenigſten ich; es ſchwebt über jeglichem der Zeitgeiſt, der die Krankheit mit ſich führt oder die Krankheit ſelbſt iſt, gerade, wie wenn in der äußern Luft ein Krankheitsſtoff getragen wird, z. B. der rothe Schaden (Ruhr), ſehr ſelten Jemand unberührt bleibt, ſondern die Meiſten davon berührt werden, wenn auch die Krankheit nicht ausbricht, auch der Tod nicht droht, ſo doch durch ein Unbehagen, das durch unſere Glieder ſchwebt, von dem wir nicht wiſſen, woher es kömmt, und zumeiſt auch nicht, was es eigentlich iſt. Ich bin der Meinung, daß es eben niemand zieme, zu ſagen: „ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie jener arme Zöllner.“ Darum werdet ihr auch nicht zürnen, wenn ich keine Ausnahme mache, nicht rede von abſonderlich braven Leuten, die keinen Fehl hätten, von Häuſern, die nichts als heilige Tempel wären, zu anmaßlichen Sektirern will ich euch nicht ſtempeln, und als Esra betete: „ich ſchäme mich, mein Antlitz aufzuheben zu dir, denn unſere Schuld iſt groß geworden bis an den Himmel,“ wen nahm er da aus? Die Prieſter, die Regenten, die Reichen? Er nahm Niemand aus. Wen man vom allgemeinen Bekenntniß der Sündhaftigkeit, der Sündenſchuld, ausſchließt, den ſtößt man damit aus der Gemeinſchaft der Gläubigen. Daß je reicher, je mächtiger einer ſei, auch ein deſto größerer Sünder ſein müſſe, wollen wir nicht ſagen, aber lebendiger ſoll das Schuldbewußtſein in ihm ſein, denn ihm ſind zehn Pfund anvertraut, und nicht nur ein Pfund, und wie ſchwer es einem Kameel ſein muß, durch ein Nadelöhr zu gehen, das ſoll er fühlen im eigenen Gewiſſen. Wer ſich ausnehmen will, und ich zweifle nicht, daß es ſolche gibt, es gab und gibt und wird immer ſolche geben, die ſich zu den andern nicht zählen, dazu bedarf man weder appart geboren noch appart weiſe zu ſein, die mögen es ſelbſten thun, aber dann Sorge tragen, daß in ihrer Ausſcheidung ſie nicht ſich ſelbſten richten, und zwar mit einem harten Gerichte.

Alle die vorgebrachten Klagen ſind richtig, aber ihr, ihr Hausväter, ihr Hausmütter, die ihr klagt, ihr ſeid zumeiſt die Schuldigen, und aus dem verwahrlosten Hauſe herauf wachſen, wie im Moraſte Schwämme und Giftpflanzen, die Dinge auf, über die ihr klaget.

Wenn Mann und Weib über einander klagen, was klagen ſie eigentlich? Daß das Haus nicht mehr ihr Tempel ſei, daß Gott nicht mehr zwiſchen ihnen ſei, daß jedes dem eigenen Götzen ſich zugewandt, daß eins vom andern fordere, daß es ihm als ſeinem Götzen diene, daß er auswärts opfere, was das Haus ſelbſt bedürfe; was klagen ſie eigentlich, als es ſei der Friede fort zwiſchen ihnen, der Friede, der nur von Gott kömmt, und der nur in ſeinen Tempeln wohnt? Das eine oder das andere, zumeiſt beide, ſtehen nicht als Prieſter am Hausaltare, warten des heiligen Feuers nicht, das die Herzen rein glüht von irdiſchen Schlacken, daher die Klagen, daher das Weh, das durch zerriſſene Glieder fährt. Ihr klagt über die Kinder und wundert euch darüber. In der Taufe habt ihr verſprochen, ſie dem Herrn zuzuführen, thut ihr es? Vater, zeigſt du deinem Kinde Gott, des zeitlichen Lebens ewige Bedeutung? und du, Mutter, nährſt du in frommem Sinne der Kinder geiſtigen Hunger und Durſt, und öffneſt ihnen die Augen, daß ſie im Sichtbaren das

Unſichtbare ſehen, und die Quelle des Leides über jegliche Sünde, jegliche Befleckung? Gewöhnt ihr ſie, euch als Prieſter nicht nur, ſondern als Engel Gottes zu betrachten, die ihnen der Herr auf Erden vorausgeſandt, um an erfahrner Hand ſie zu geleiten auf rechter Bahn zum ewigen Ziele? Gewöhnt ihr ſie, das Haus zu betrachten als eine Freiſtätte des Guten? Thut ihr das? Oder was meint ihr, wenn die Kinder euern Abfall von Gott ſehen, dem Allmächtigen, dem Allwiſſenden, und euern Ungehorſam gegen ihn, ſollen ſie dann euch gehorchen, euch, den Schwachen und Gebrechlichen? und wenn ihr ſelbſt mit der Muttermilch ſie einſaugen laßt Fleiſchesluſt, Augenluſt, Hoffart des Lebens, was wollt ihr euch da der Früchte weigern, die aus ſolchem Saamen entſtehen? Oder wollt ihr ſagen, Religion zu lehren ſei der Lehrer Sache? Religion lehrt ſich eben nicht, wie ein Rechnungserempel, und ließe ſie ſich auch lehren, wie ſoll ſie da gelehrt werden, wo ihr mit Wort und That das Gegentheil von dem thut, was der Lehrer lehrt? Was würdet ihr von einem Acker erwarten, den man anſäet und alſobald nach der Ausſaat wilde Schweine und andere Thiere hineinläßt? Wenn ihr von den Lehrern fordert, daß ſie die Kinder zu Chriſten machen, ſo müßt ihr erſtlich Lehrer wählen, welche ſelbſt Chriſten ſind, und nicht etwa dem Chriſtenthum den Krieg angekündigt haben, und wenn ihr Chriſten zu Lehrern habt, ſo müßt ihr ſie weder verhöhnen noch verdächtigen, noch gar ihre Arbeit und ihren Fleiß verwünſchen, oder dann ſuchet nicht Trauben an den Dornen, müßt nicht von der Thorheit beſeſſen ſein, nicht chriſtliche Kinder zu begehren, ſondern blos gute, ſo allgemein Gute, ohne Glauben, ohne Chriſtus, ohne Gott. Man klagt über die Hausgenoſſen, über die Dienſtboten. Aber woher die Klagen, als weil jedes chriſtliche Band zwiſchen Herren und Dienern zerſchnitten iſt, das Verhältniß nur auf dem hohlen Recht beruht, wo jedes das ſeine ſucht, und nicht das, was des andern iſt! Woher anders, als weil zu wenig chriſtlicher Ernſt in den Häuſern iſt, um die Seelen man ſich nicht kümmert, ſein eigen Haus geduldig zum Schlupfwinkel der Sünde machen läßt, und zufrieden iſt, wenn der Leib ſeine Pflicht thut. In ſo vielen Häuſern hält man die Dienſtboten nie zur Kirche, ja, man iſt froh, wenn ſie nicht gehen, gibt ihnen weder Platz noch Buch zum leſen, läßt ſie faſt abſichtlich verwildern. Ich will Niemand Schuld geben, daß gerade er Schuld an dieſen Klagen ſei, aber urſprünglich liegt der Grund des Verderbens der Dienſtboten nicht in ihnen ſelbſt, ſondern in den Häuſern; in den Häuſern, denen ſie entwuchſen, in den Häuſern, in die ſie geriethen. Es trifft dieſer Vorwurf arme und reiche Häuſer. Es ſind leider ſehr viele Arme, welche blos noch leiblich leben, geiſtig aber todt ſind, deren Hütten nicht viel beſſeres ſind, als die Höhlen, in welchen die Thiere des Waldes wohnen. Aber auch viele arme Kinder wurden in reichen Häuſern erzogen, und viele wurden nicht beſſer, als die Kinder in jenen Höhlen, geſchieht es ja, daß man ſie in den Stall hinaus zum Vieh verſtößt und Kälber es beſſer hätten als Kinder. Aus dieſem Grunde auch, weil des Hauſes Dienſt fehlt, weil die Kirche nicht mehr das gemeinſame Vater-Familienhaus iſt, das bindende Band zerriſſen wird, entſteht der Haß zwiſchen Reich und Arm, den die Bruderliebe nicht mehr mittelt, der verſöhnende Geiſt entſchwindet, es verſchwindet der Geiſt, der alles, was der Vater gibt, als gut nimmt, der

Geiſt, der ſich freut, dem Herrn dienen zu können, wenn auch an kleinerem Altare, hängt doch des Feuers Glanz und Größe nicht vom Altare ab, auf dem es brennt, ſondern von der Treue und dem Eifer deſſen, der des Feuers wartet. Thorrecht aber auch iſt das Klagen über Regenten, denn aus eurer Mitte, aus euern Hausvätern, ſind ſie nicht nur hervorgewachſen, ſondern von euch ſelbſt auserkoren; haben die Hausväter den rechten Sinn, ſo werden ſie auch die Rechten ſehen, die da wüßten, worauf es ankömmt, wenn es das Heil eures Volkes gilt. Dürſtet ihr euch bekennen zu dem, der bekennt ſein will, wenn auch er euch bekennen und erkennen ſoll, ſo hättet ihr weder über Regenten noch über Regierung zu klagen. Die Gründe eurer Klagen wachſen alſo aus den Häuſern heraus und ihr wißt es nicht, ihr ſehnt euch nach beſſern Zeiten, nach freundlichem Morgen, und ſchafft doch Finſterniß, webet ſelbſt das Böſe in die Zeit hinein.

Darum lege ich auch euch die Frage vor wie Joſua, der auch ſeinen guten Grund gehabt, doch keinen beſſern, als ich heute: Wem wollt ihr dienen, irgend einem Götzen oder dem Herrn, dem ich und mein Haus dienen wollen. Ihr werdet meinen, das ſei eine müßige Frage, aber das iſt ſie eben nicht; ihr werdet ſagen, das verſtehe ſich von ſelbſt, daß ihr Chriſten ſeiet, und mit euerm Hauſe dem Herrn dienet, aber das verſteht ſich eben nicht von ſelbſt.

Ein Haus will man machen, ein Haus will man bauen, ein Haus möchte man beſitzen, aber alles das in Beziehung auf die Welt, auf den äußern Schein, man will ein braver Mann ſein, eine berühmte Frau, aber an das recht chriſtliche Haus, an's chriſtliche Prieſterthum, denkt man nicht; bedenkliche Verlegenheit würde über ſo manchem Geſichte ſich lagern, wenn man manchen Hausbeſitzer, manche ſogenannte Hausfrau, nach ihrem chriſtlichen Prieſterthum fragen würde; man heißt ſich Chriſt und dient der Welt, man hat ein Haus, darin zieht die Welt ein und aus, aber dem Herrn iſt es nicht geweiht, man meint es nicht bös, aber was man eigentlich will und iſt, weiß man nicht, man hat eben nicht daran gedacht. „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen,“ ſo ſprach Joſua, und wir, was wollen wir?

Es iſt, ihr mögt wollen oder nicht, das Haus der Spiegel euerer ſelbſt, eueres Inwendigen; iſt euer Herz zerriſſen, oder hoffärtig, oder zuchtlos, ſo wird alles dieſes auch euer Haus ſein, wird als Zeuge und Spiegel täglich euch vor Augen ſtehn. Seht, darum iſt's auch, warum ſo oft Menſchen nicht daheim ſein mögen, warum es dem Manne wird im eigenen Hauſe, als ob er im Gefängniß wäre, der Frau wie einem Vogel, der in eine Stube ſich verirrt, daß ihnen wind und bange wird innerhalb der eigenen Schwelle, was ſie im Spiegel ſehen, vor dem grauet ihnen, des Hauſes Predigt, die ohne Worte, aber wie ein zweiſchneidend Schwert durch ihre Seele fährt, möchten ſie nicht hören, aber wo wollen ſie hinfliehen! Das Herz, ſo öde und ohne Troſt, aber voll Stürme; Wind und Graus, das folgt ihnen überall, dem entrinnen ſie nicht, das ſitzt ihnen nicht blos auf der Ferſe, das ſitzt mitten in ihnen. Und das Haus ſollte doch eben ſein der ſüße friedſelige Zufluchtsort des Pilgerims nach vollbrachtem Tagewerk, der freundliche Hafen, den der Schiffer ſehnſuchtsvoll ſucht, wenn hart des Lebens Wellen ihn geſchaukelt, im Hauſe findet er den Frieden, der aus der Liebe wächst, die ſüßeſte Frucht eines Gott ergebenen

Herzens. Und laßt euch nicht irren durch ödes Geſchwätz unſeliger Thoren, es iſt nicht der Staat, nicht die Schule, nicht irgend etwas anderes des Lebens Fundament, ſondern das Haus iſt es; nicht die Regenten regieren das Land, nicht die Lehrer bilden das Leben, ſondern Hausväter und Hausmütter thun es; nicht das öffentliche Leben in einem Lande iſt die Hauptſache, ſondern das häusliche Leben iſt die Wurzel von allem, und je nachdem die Wurzel iſt, geſtaltet ſich das andere. Täuſchet euch nicht, es mag zuweilen die Krone des Baumes noch grün ſcheinen, während ſchon die Wurzel welket, aber lange bleibt die Krone nicht grün, dürre wird es bald in ihren Aeſten, und wenn ein Sturm übers Land kömmt, ſo wird ſie einen großen Fall thun, die Wurzel hielt den Baum nicht mehr: ſo wird es dem Vaterland ergehen, wenn man es bauen will auf öden Wüſten, ſtatt auf gottſeligen Häuſern.

Darum, ſo kehret, wenn ihr klaget, die Augen in euere Häuſer, betrachtet ſie, ſind ſie Tempel Gottes, brennt darin als ewig Feuer die Liebe und die Treue, wartet ihr als treue Prieſter eueres Gottes heiligen Dienſt Tag und Nacht, ſeid ihr euch bewußt, daß, was ihr auch ſeid unter den Menſchen, euer höchſt Amt und Beruf eben das Prieſteramt, eben das Warten von Gottes heiligem Dienſte iſt im Tempel, den ihr euer nennt, im Tempel, in dem ihr mit euerer Familie wohnt, im Tempel, wo ihr ſelbſt die heiligen Opfer ſein ſollt. Und wenn ihr und euer Haus dem Herrn fürder dienen wollt, ſo meine ich eben dieſen heiligen Dienſt, und nicht ein kühles Halten irgend eines Gebotes hie und da, wenn es die Leute ſehen, oder es ſonſt eben nicht unbequem iſt oder ſchwer fällt. Ich meine eben den Dienſt, den auch Paulus meint, wenn er ſagt: „So ermahne ich euch nun, lieben Brüder, durch das Erbarmen Gottes, daß ihr euere Leiber darſtellet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig ſei, welches ſei euer vernünftiger Gottesdienſt.“ Und wollt ihr alſo dem Herrn dienen, ſo bekennt es offen vor den Menſchen und ſteht in all euerm Thun zu euerm Glauben und gebt deſſen Zeugniß, darf doch auch ſo mancher öde Wicht zu ſeinen todten Götzen ſtehen, warum dann nicht ihr zu euerm lebendigen Gott?“

So ungefähr redete der Pfarrer, aber ausführlicher. und namentlich den letzten Spruch erklärte er, wie man ſich heilig darzuſtellen hätte als ein Gott wohlgefälliges Opfer, und ſein Haus zu machen habe zu einem heiligen Tempel, und es war große Stille und Andacht in der Kirche, und wohl nicht manches Herz war darin, das dem Pfarrer nicht recht gab, und nicht manche Seele, die nicht an das eigene Haus dachte, und manches Auge ward naß, wenn es erkannte, wie es im Hauſe ausſah, und weil ihm jetzt die Verſtändniß kam, warum ihm ſo übel darin war. Und manch anderer durchlief ſeines Hauſes Geſchichte, und klar ward es ihm, warum der Friede deſſelben geſtört war und ſich herſtellte, warum die Freudigkeit verdunkelt war und hell widerſtrahlte Alles das in dem Maaße, als auf des Tempels Altare dunkel oder hell brannte das heilige Feuer. Und manches arme Weib wiſchte im Stillen eine Thräne ab, denkend, welchem Dienſte der Mann fröhne und nahm ſich vor, eine deſto treuere Prieſterin des Herrn zu ſein, und mancher Mann freute ſich ſeines Weibes, dem das Haus Alles war, und mancher hatte es umgekehrt. Und manches Kind begriff beſſer der Eltern Zucht und gelobte willigere Treue. Auch

Aenneli fühlte ſich eigends bewegt, es ſäuſelte in ihm wie himmliſches Weſen, es ward ihm ſo wehmüthig und doch ſo unausſprechlich wohl. Vor ihm ſtand ihr Haus in freundlichem Glanze, es durfte deſſelben ſich freuen vor Gott und Menſchen, es fühlte ſo recht innige Wonne, daß dort ſein Eingang, ſein Ausgang ſei und Chriſten, ſo einig mit ihm, ſo freudig, des gleichen Dienſtes wartend, und die Kinder ſo treu, anhänglich, nichts zwieträchtiges zwiſchen ihnen, und kein Zweifel, daß auch ſie das Haus im gleichen Glanze erhalten würden und nicht vor den Menſchen nur, ſondern auch vor Gott. Es fühlte ſo recht innig das Glück, wenn Eltern mit Zuverſicht ſagen können: „Jetzt laß deinen Diener im Frieden fahren,“ und das können ſie nur dann, wenn ſie ſicher wiſſen, daß ihre Kinder in Gott gewurzelt, ihre Namen im Himmel eingeurbet ſind. Aenneli war nicht ſtolz, es betete nicht: „ich danke dir, Gott, daß unſer Haus beſſer iſt als andere Häuſer,“ aber es freute ſich herzinniglich, daß, wenn Gott es abrufe, es nicht zu erſchrecken brauche, es nicht umſonſt auf der Welt geweſen, es das Pfund, welches der Herr ihm gegeben, nicht vergraben, ſondern ihm mit Wucher zurückgeben könne ein Haus, im Herrn erbaut, drei Kinder, im Herrn erzogen, der Welt mächtig, aber ihrer nicht die Welt; und kann eine Hausmutter Höheres, Köſtlicheres, bringen vor Gott, und erwartet er anderes von ihr, als ein frommes Haus und fromme Kinder? Wohl fiel ein Schatten in die Freude, es war der düſtere Resli, der nicht klagte, aber wenig lachte, viel ſchaffte, aber gerne alleine war, und dann ſo trübe war, wie die Mutter im Stillen oft bemerkt hatte; es war das Bangen, daß er alleine bleiben möchte, der ſtumme Wunſch, die noch zu ſehen, welche einſt an ihrer Stelle ſtehen ſollte als fromme Prieſterin an des Hauſes heiligem Altare. Und dieſer Schatten war's, der der guten Mutter Auge trübte, aber bald glänzte durch die Wolke hell und klar des Vertrauens goldener Stern; der Herr, der bis hieher geholfen, der Alles ſo wohl gemacht, ſollte der nicht ferner helfen, war's nicht getroſt ihm zu überlaſſen, nicht mit ergebenem Herzen zu ſagen: „wie du willſt, und nicht wie ich will!" Und ſo faßte Aenneli es auch, aufgerichtet und freudig ging es heim, es war ihm, als ziehe Jemand an ihm; ſo leicht und wohl war es ſeit Jahren nicht gegangen. Dieſe Predigt war nicht ohne Eindruck an den Leuten vorüber gegangen, hatte Beifall gefunden, wie ſelten eine. Da hatte der Herr recht, ſagten ſie, z'Hus ſei d'Würze vo allem, u wenn's da fehl, ſu chönn's Korn u Heu gäh, ſo viel es well, es b'ſchüß alles nüt. „Ja, ſagte ein fürwitziger Schneider, und was mir am beſten gefallen hat, iſt, daß d'r Herr afe ſelber ſäge muß, d'Schul trag nüt ab, u d'Ching lere nüt drin, emel nüt gut's. Wenn ih myni Ching nit daheime lehrti, i d'r Schul lerte ſi i Gotts Name nüt. Un wenn's d'r Herr afe ſelber ſeit, ſu muß es ſy. Aber ih hätt nit glaubt, daß er ſövli witzig wurd, und o nit, daß er's ſeyti, wenn er's ſcho g'ſäch. Deretwege muß ih Reſpekt vor ihm ha, ſo zu eim cha me d'r Glaube ha, daß er ſeyi, was wahr iſt, aber es ſy nit die Halbe e ſo."

Was das für ein freundliches Heimkommen iſt, wenn in allen der Friede Gottes iſt, wenn man nichts Störendes daheim hat, die einen in der Stille des Hauſes Geſchäfte beſorgt, die andern im Hauſe des Herrn neue Kraft gefunden, neues Licht, neuen Troſt, dann beiderſeits ſich ſammeln um des Hauſes Tiſch, alles in der

Ordnung iſt, alles zufrieden iſt, die einen auftragen, was ſie daheim bereitet, die andern mittheilen und zerlegen, was ſie in der Predigt geſammelt, da faßt man es, was Paulus damit meint, Eſſen und Trinken zu Gottes Ehre, und in ſolchem Eſſen und Trinken iſt dann auch Gottes Segen.

Es wolle hüten dieſen Nachmittag, ſagte Aenneli, es werde öppe keins von ihnen daheim bleiben wollen, an einem ſolchen Tage ſolle man nichts verſäumen, man wiſſe nicht, wenn man wieder dazu komme. Und wenn der Pfarrer dieſen Nachmittag wieder anwende wie Vormittag, ſo könne Jedes ſein Theilchen nehmen, und es wäre Schade, wenn Eines es nicht hörte. Es ſöll mir aber doch Depper Reis heimbringen, es halb Dutzend Pfund oder was. Sie hätten b'richtet, wie d'r roth Schade ſo gruſam regier und ſo bös ſyg; bi z'Stwni Glauſe ſeien vier Ching krank, und d'Mutter ſelber auch, keis chönnt am andere mehr Rath thun und hätten von allem nichts. Das iſt ein ſchrecklich Dabeiſein, und die Leute können mich erbarmen, ich kann es nicht ſagen. Wenn ihr heim ſeid, ſo will ich noch hin und ſehen, wie da zu helfen iſt; ſo kann man die Sache nicht gehen laſſen, denk man doch auch, wie es eim ſelber wär, ſövli krank, u Niemere, daß eim hilft, und nüt im Hus, und vielleicht kein Menſch, der ihnen zum Doktor geht. „Mutter, ſagte Chriſteli, ſchicket öppere, es geht euch ſcho eys vo dene Meitlene, oder wartet bis Morgen. Das iſt noch e Plätz (Weg), bis zu dene Leute, und ihr ſeid ſchon in der Kirche geweſen.“ „Von denen Meitlene kann ich keins ſchicken, ſagte die Mutter, die ſehen nicht, was fehlt, und die Leute wiſſen es vielleicht ſelbſt nicht, oder können es nicht ſagen, oder dürfen es nicht, und dann weißt wohl, Chriſteli, wie häſſig es einem macht, wenn man krank iſt und nicht reden mag, und man da immer gefragt wird und B'ſcheid und Antwort gäh ſöll. Da muß man es einem an den Augen abſehen ohne langs G'frägel. Und wenn die Meitleni ſcho d'r gut Wille hätte, ſo fehlte ihnen die Erfahrung, man muß bei ſolchen Sachen geweſen ſein, wenn man wiſſen will, was nöthig iſt." „So wartet bis Morgen," ſagte er. „Aber Chriſteli, was denkeſt auch, was meinſt, wenn's dir fehlte, und z'Mittag ſagte man es mir, und ich antwortete: „he nu ſo de, mir wey öppe luege, wenn es mir ſi de ſchickt, ſu will ih ihm de morn einiſt Neuis arichte." „Ja Mutter, ſagte Chriſteli, das zählt ſich nicht zuſammen, ich bin dein Kind." „Oeppe zählt ſich das nicht zuſammen, denk doch auch, vier Kinder, und nicht nur ein Kind, liegen an der wüſten Krankheit, und kann keins dem andern anders helfen, als helfe pläre u gruchſe (ſtöhnen). Und dann eine ganze Nacht ſo, denk, wie lang, wie ſchrecklich!" „Aber ihr könnet da doch kaum helfen;" ſagte Chriſteli. „Das weißt du nicht, und ich nicht, aber ich glaube, wohl. Schon das thut ihnen wohl, wenn ſie ſehen, daß Jemand ſich ihrer annimmt, daß ſie doch auch nicht ſo ganz verlaſſen ſind. Denk doch, es könnte ja vielleicht eins ſterben über Nacht, und Niemand wäre da, und nehmte es von den Lebendigen weg, und legte es bei Seite." „Aber Mutter, du wirſt doch nicht über Nacht dort bleiben wollen?" antwortete der Sohn. „Das weiß ich nicht, ſagte Aenneli, es kömmt darauf an, wie es öppe iſt, aber wenn ich zu rechter Zeit nicht heim ſein ſollte, ſo habt nicht Kummer, denket, ich ſei dort. Und möglich wär's, daß, wenn ich Jemand fände, ich nach etwas ſchicke, was etwa mangeln ſollte, gebt es ihm dann.“ „Aber Mutter, gang mir nicht, es heißt, d'r roth Schade ſyg anſteckend, ſchicket es Meitli,“ rückte Chriſteli endlich mit ſeiner eigentlichen Meinung heraus. „Aber Chriſteli, Chriſteli, was ſinneſt auch, ſchäm di. Welle die gute Lüt ſy und öpperem öppis ſchicke, wo wir nüt g'ſpüre, wo grad iſt wie nüt, u d'rmit es Meitli ſchicke, wo nüt het, as d'G'ſundheit, u die ſött es ga opfere, u mir hätte d'r Ruhm, un ihm danketi nume Niemere, nei Chriſteli, das iſt nie üſe Bruch gſi, u mit ſelligem chum m'r nümme.“ In den Hütten der Armen iſt wohl keine Krankheit, die Cholera etwa ausgenommen, fürchterlicher und ekelhafter als die rothe Ruhr, der rothe Schaden. Wo vielleicht nur ein rechtes Bett iſt, und noch dazu ein ſchlechtes, die Uebrigen mit einzelnen Bettſtücken ſich behelfen müſſen, ſelbſt mit Hudeln, bald in leeren Bettſtätten, bald auf dem Ofen, vielleicht auch auf den Tiſchen; wo kein Glied mehr als zwei Hemder hat, eins am Leib, eins am Zaun zum trocknen, kein Vorrath irgend einer Art iſt, ſelbſt das Holz für den täglichen Gebrauch zuſammen geleſen werden muß, wo man einem, der zu Mittag eſſen wollte, nichts gekocht fand, und klagte, es ſei längſt Zwölf vorbei, antwortete: „Du Narr, we mir eſſe wey, ſu luege m'r nit a d'Uhr, mir luege i Kuchiſchaft, wenn nüt drinn iſt, ſu hört me koche, ſygs de Zwölfi oder nit;“ wo es ſo iſt, da denke man ſich das Elend bei einer Krankheit, wo Reinlichkeit, Wäſche, Wechſel, Diät und Pflege die Hauptſache ſind! Als Nachmittags die Leute heim waren aus der Predigt, machte Aenneli ſich auf, Niemand widerredete mehr, aber ſie boten ihm alle das Geleit an, und als es keins annehmen wollte, baten ſie dringlich, es möchte an ſein Alter denken und bald heimkommen.

So hatte es ſich Aenneli, welches doch ſchon bei vielem Elend geweſen, nicht vorgeſtellt, wie es es fand; daß ſo Alles in Allem fehlen könnte, ſich nicht gedacht. Es hatte allerlei mitgebracht, alſo Reis, etwas Wäſche für die Kinder, Brod, und ſelbſt in einer Flaſche Nidle, weil es gehört hatte, daß ſie drangſtillend (einhüllend) ſei. Aber Holz fand es nicht, Butter fand es keinen, an Wäſche und Reinigungsmitteln einen ſchauderhaften Mangel, ſo daß es ihm faſt übel ward. Es waren allerdings, beſonders weil es Sonntag war, auch Menſchen da, einige hatten etwas mitgebracht, Brod, Lebkuchen, ſelbſt Fleiſch, und zwar geſalzenes und geräuchertes, andere legten einen Batzen oder ſechs Kreuzer dar und jammerten: „Herr Jemer, wie ſieht das aus, da hielte ich's wäger keine Stunde aus, nein, das iſt afe grüslig. Andere leiſteten einige Handbietung, ſagten dann, ſie müßten heim, es koche ſonſt Niemand; aber wer ihre Stelle vertrat hier, darum kümmerten ſie ſich nicht. Man ging ab und zu, frug, antwortete, urtheilte, daß wahrſcheinlich alle ſtürben bis vielleicht an die Alte, wenn ſie es ausſtehen möchte, aber die Sache in die Hand nahm Niemand, ehe Aenneli kam. Aenneli band das Stückwerk aneinander. So einer verſtändigen Hausfrau iſt es unmöglich, in der Unordnung zu ſein, es iſt ihr zum Inſtinkt geworden, jedes an ſeinen Platz zu ſtellen und die vereinzelten Thätigkeiten zu einem Ganzen zu ordnen, wo keine Kraft der andern entgegen arbeitet, ſondern eine der andern vor und in die Hände. Und das thut ſo eine erfahrne Hausfrau nicht dadurch, daß ſie mit vielem Reden daherbraust wie eine Windsbrut, daß ſie unter die Leute fährt und ſie auseinanderſprengt wie ein Wirbelwind, der über das Heu auf dem Felde kömmt, ſondern das geht faſt auf die Weiſe, wie unſer Schöpfer es macht, es ſteht jedes auf ſeinem Platz, es weiß eigentlich nicht, wie, und jedes bildet ſich ein, es hätte eigentlich den Anſtoß gegeben, und wenn es nicht da geweſen wäre, ſo wäre es viel z'übel gegangen; was ihm, wäre kem Mönſche z'Sinn cho. Zum Doktor ging Jemand, und im Vorbeigehen mit Aufträgen nach Liebiwyl, Holz kam herbei für die Noth, Butter, Reisſuppe übers Feuer, gelüftet ward, geſäubert, und je mehr gethan ward, deſto weniger ward geſtürmt und geſchwatzt, ſo daß die arme Frau ſagte, es duech ſe, es well afah beſſere, es heyg ere ſcho viel g'wohlet. Wenn öpper d'r V'rſtang het, d'r Wille wär geng no öppe da, aber mit em V'rſtang, da iſt me mängiſt übel z'weg. Am Abend noch kam Anneliſi daher, ſchwer bepackt, und mit dem Auftrage, die Mutter ſolle heim, es wolle da bleiben. Aber es konnte lange reden, die Mutter wollte nicht. Wenn ſo eine rührige Frau einmal daran iſt, etwas in Gang zu bringen, Hand an ein Werk gelegt hat, die Hand kann ſie nicht davon abbringen, ſie kriegt eine Art Fieber, kömmt in Jaſt (Gährung), den man nicht ſtellen (calmiren) kann. Zu dem kam noch ein zweites. Wer arme Kinder mit Leiden und Tod ringen geſehen, der weiß, daß in ihrem Anblick zumeiſt etwas unendlich rührſames liegt. Zumeiſt iſt ſo armen Kindern von Jugend auf eingeprägt, daß ſie eine Laſt ſind, daß Vater und Mutter um ihretwillen ſo ſchwer ringen müſſen mit dem Leben. Wenn man es ihnen auch nicht deutlich ſagte, ſo ſehen ſie es doch. Wenn ſie ganz klein ſind, ſo trägt ſie die Mutter, nimmt ſie der Vater, ſo wie ſie aber ab deren Armen kommen, ſo entfremden ſie ſich auch mehr oder weniger den Herzen, es ſei dann ein b'ſungerbar hübſches u g'wirbiges Kind, das ſich feſt zu ketten weiß an dem einen oder dem andern Herzen. Es iſt aber eigentlich weder Hübſchi noch G'wirbigi (Tüchtigkeit und Wille zum g'werden, ſchaffen), es iſt Flattirigi der Hacken, mit dem ſie ſich ins Herz gehängt. Wie ſchon tauſend Mal geſagt worden, es iſt jedes Herz, ich möchte faſt ſagen, das Wüſteſte, liebedurſtig, verſucht es nun ein Menſch, und Kindern iſt es beſonders gegeben, (denn ſie ſind liebevoll, ehe die Liebe in der kalten Welt zu Eis erſtarrt, zur Selbſtliebe ſich verknöchert und zuſammengezogen hat), das Brünnlein der Liebe in ein Herz zu reiſen, ſo wird dieſes den ſüßen Trank begierig in ſich ſaugen, und das Kind freudig gewähren laſſen. Das ſind aber eben nur Ausnahmen zumeiſt, und trifft meiſt die jüngſten Kinder, die noch nicht in der Welt erkaltet, verknöchert ſind. Die andern müſſen ſich ſelbſt behelfen, entbehren, man kann ihnen nicht gewähren; leiden, man hat nicht Zeit, ſich zu achten; tragen, man hat nicht Zeit, ſich mit ihnen zu plagen. Es iſt eine harte Schule für weiche Herzen, und wie viele werden wohl da zerdrückt, und doch liegt in dieſer natürlichen Schule eine Art Barmherzigkeit, es iſt eine Schule fürs harte Leben, wie man Baumwieden härtet im Feuer, leider aber oft ſie verbrennt dabei, damit ſie nicht faulen in Waſſer, Schnee und Erde. Es ſoll ſich dabei Ergebung bilden, eine Gewohnheit, zu dulden und zu tragen, ohne zu klagen, und dieſe eben ſieht man ſo oft bei armen, kranken Kindern. Sie ſchreien nicht, ſie weinen nicht; in glühender Hitze, im ärgſten Fieberfroſt liegen ſie auf dem jämmerlichſten Lager, ihre Lippen ſind braun im Brand, auf dem Ofen iſt ein zerbrochen Geſchirr mit etwas Naſſem, aber Niemand hat Zeit, es ihnen zu reichen, ſie ſchweigen, leiden, ihre Augen richten ſich wohl dem Geſchirr auf dem Ofen zu, aber ſie warten, bis die Mutter im Vorübergehen es merkt und frägt: „Wottſch öppe trinke?“ Wenn man dagegen reiche Kinder ſieht in ihrer Begehrlichkeit, in ihrer Unfähigkeit, den Schmerz zu ertragen, wie ſie ſchreien, wenn ſie beinahe ſich gehauen, und wie ihrer ſieben um ſie ſpringen müſſen, wenn ſie ſich wirklich gehauen, und ſie doch nicht g'ſchweigen können, ſo iſt es wirklich zum Erbarmen. Man fängt dann wohl an zu werweiſen, wer glücklicher ſei fürs Leben, das reiche oder das arme Kind, fängt an, immer ſtärker darüber zu ſinnen, warum es ſo ſchwer ſei, und namentlich den Eltern, die rechte Mitte zu treffen für das Leben, ſo ſchwer ſei, das Herz zu härten für das Leben, es weich zu erhalten für das Lieben?

Durch die harte Schule waren auch die kranken Kinder gegangen, ſie lagen ergeben, ſtumm, ſtumpf, würden ſolche ſagen, die das nicht verſtünden, in ihren Hüdelchen; was ſie dachten, was ſie empfanden, ob ſie an das Leiden dachten, oder an den Tod, von dem ſo viel geredet ward, oder an Geneſung? Sie gaben kein Zeichen von ſich. Aber als die alte, ſchöne freundliche Frau ſich ihrer annahm, ſie ſäuberte, reine Hemder ihnen anzog, ihnen hülfreich beiſtand, ſie tröſtete, ihnen zu trinken gab weiche, warme Sachen, da war es faſt, als ob ſie aufwachten, als ob ſie wieder reden möchten, und das Kleinſte, ein blaſſes, aber lieblich Mädchen mit krauſen, blonden Härchen um den Kopf, fragte: „biſt du öppe my Gotte?“ „Ja, King, ſagte Aenneli, dy Gotte will ih ſy.“ „Gäll, du gehſt nicht von uns, du bleibſt jetzt bei uns, bis es für (vorbei) iſt, u Müetti wieder ufmah,“ ſagte es. „Ja, du guts Kind, ich verlaſſe euch nicht,“ hatte Aenneli geſagt, und jetzt konnte es wirklich nicht fort. Die Kinder, und beſonders das blaſſe, blonde, hatten es gefeſſelt, es war ihm, als ob es ihre Großmutter wäre, und als ob Gott, wenn es ſie verließe, ſie aus ſeiner Hand fordern würde. Dieſes ſagte Aenneli Anneliſi freilich nicht, ſondern anderes, aber es iſt ja ſo häufig ſo, daß wir viel ſagen, aber gerade das nicht, warum wir etwas geſagt, warum wir das wollen, und nicht was anderes. Von wegen, was wir nicht wiſſen, können wir nicht ſagen, und wie oft geſchieht es uns nicht, daß wir etwas wollen, wir wiſſen nicht warum, der Entſchluß ſteigt uns auf, als wie ein Geſpenſt aus dunkelm Schlunde, und erſt, wenn es ſo da vor uns ſteht, ſuchen wir nach Gründen, ſein Daſein zu rechtfertigen.

Eine rechte Reisbrühe zu kochen für dieſen Fall wüßte Niemand, ſagte Aenneli, man koche das Ding gewöhnlich ein wenig, aber den Reis verkoche man nicht; wenn man anrichte, ſo ſei das lautere Waſſer oben auf und der Reis hocke ganz am Boden, und und d'Hauptſach bei einer ſolchen Brühe ſei, daß ſie ſchleimicht ſei, anhänke in den Därmen, wie der Doktor geſagt habe, eine ſolche Brühe wolle es ſelbſt kochen. Dann müßten die Kinder Dokterruſtig nehmen, die Frau ſage zwar, man könnte ihnen nichts beibringen, ſie nehmten nichts. Das müſſe nun ſein, und wenn ſie Jemand etwas abnehmen, ſo nehmten ſie es von ihm, ſie ſeien jetzt an ihns gewöhnt, und es wolle das einmal probieren. Es gebe ihm ſchier leichter, jetzt hier zu bleiben, als heimzulaufen. Am Morgen könnten ſie ihm dann Roß und Wägeli ſchicken, und wenn Jemand kommen wolle, ihn's abzulöſen, ſo ſei es ihm recht, daneben, wenn einmal die Sach im Gang ſei, ſo werden ſich wohl Leute aus der Nächſemi (Nähe) zeigen. Aber vergeſſen ſolle man nicht, noch Haberkernen zu bringen, und von denen Bettdecken eine, wo im Spycher hingen. Gäb was es ſich ſträubte, Anneliſi mußte gehen, und gäb was die arme Frau dagegen einwandte, Aenneli blieb als Wärterin. Sie dürfte das nicht annehmen, ſagte die Frau, ſie wüßte nicht, wie es vergelten. Oeppe ſo bei einer Kindbetti, da wollte ſie nichts ſagen, da ſei es der Brauch, da hätte öppe eine Frau die andere nöthig, und ſie ſei manchmal froh darüber geweſen, aber bei einer ſolchen Krankheit hätt's afe ke Gattig. Wenn man das Trinken auf den Ofen ſtellen wollte, ſo wollte ſie ſehen, wie ſie es mache. Sie weinte, als Aenneli auf ſeinem Willen beſtand, und meinte, ſie hätte nicht geglaubt, daß ſo eine gute Frau auf der Welt noch lebe, und noch ſo eine vornehme, und wo ſelligs nit nöthig hätt auf der Welt und nit für e Himmel, weil ſie ſonſt ſchon darein käme, und ihn für g'wüß hätt. Aber wie ihr das Erwarmen wohl thäte, weil ſie nicht immer auf ſein müſſe, ſie könne es nicht ſagen. Endlich kam Zeug und das Verſprechen, der Doktor werde morgen früh da ſein, man ſolle alle Stunden von der Ruſtig geben, und Brühe z'trinke, ſo ſtreng man möge. Vielleicht, daß dann noch müſſe friſtirt ſein. „E aber nein, ſagte die Frau, ſövli Hung wird er doch nicht gegen uns ſein wollen, ſövli, daß wir ſchon auf müſſen, wird er uns doch nicht noch mehr kujiniren wollen.“ „Habe nicht Kummer, Frau, nimm jetzt und ſchlaf dann ein wenig. Lue, aufs Doktern verſtehen ich und du uns nicht, und manchmal iſt, was unſer Gattig Lüt z'Dümmſte dunkt, z'Witzigiſt,“ ſagte Aenneli. Darauf machte es ſich an die Kinder, die ſonſt keinen Zeug einnehmen wollten. Schmeichelnd fing es beim Jüngſten an, verſprach gute Brühe, und das

Kind nahm, und ſagte, das ſei fry gut, es hätte nicht geglaubt, daß Dokterzüg ſo gut ſei. „Haſt du noch nie gehabt?“ fragte Aenneli „Nein, aber man hat mir oft geſagt, ih ſöll folge un is Bett, ſuſt werd ih krank, u de gäb me m'r Dokterzüg, u das ſteych vom Tüfel und dräy eim ganz z'rinſetum, und ſyg vz'näh öppis ſchröckligs.“ „Jä ſo,“ ſagte Aenneli. Auch die andern Kinder nahmen ein, theils weil das Jüngſte es genommen hatte, theils weil ſie der freundlichen fremden Frau es nicht recht weigern durften. Die Nacht war eingebrochen, die Mutter ſchlief, Aenneli, das beſtändig beſchäftigt war, bald mit den Kindern, bald mit Kochen und andern Dingen noch, wollte Licht machen, fand die Lampe, aber kein Oel dazu, gäb wie es ſuchte an allen Orten, wo man ſonſt das Oel zu haben pflegt, leiſe fragte es eins der Kinder darnach. „Wir haben ſchon geſtern keins mehr gehabt,“ antwortete das Kind. Glücklicher Weiſe war es Mondſchein und ſehr helle, indeſſen unbequem war es jedenfalls. Wenn Aenneli zuweilen abſitzen konnte, ſo mußte es immer und immer wieder denken: „kein Oel und vier krankne Kinder! Unſer eim weiß doch wahrhaftig nicht, wie es ſolche Leute haben, wir haben viel zu gut. Wie wäre mir doch, wenn was mangelte, gäb wie leicht, in meiner Haushaltung, und nur eine Nacht lang, es lezte mich ſchlaflos, und wenn's nur kein Kaffe wäre, oder kein Mehl, und ich wüßte, den andern Tag könnte ich deren wieder haben, ſo viel ich wollte. Und hier nichts, kein Geld, kein Brod, von allem nichts, und alle krank! Nüt ha u nit wüſſe, wo näh, nein, das ſtünde ich nicht aus! Und doch würde ich müſſen, dachte es, wenn unſer Herrgott es wollte, aber ich weiß nicht, wie mir wäre. Und doch müßte ich es ertragen, wenn Gott es wollte! O, wenn man geben kann, man weiß nicht, wie es einem anders iſt, als wenn man nehmen muß. Und wenn ich meine Kinder auch ſo hätte müſſen liegen ſehen, in ſchlechten Hüdlene, ſo matt und mager, nichts als die Haut über die Beinchen; Herr Jemer, wenn ich eins von ihnen noch ſo ſehen müßte, nein wäger, das ertrüge ich nicht! Und wenn mir Gott die Wahl ließe zwiſchen dem Reichthum und den Kindern, entweder ſie ſo ſehen, ohne alle Sachen, in ſchlechtem Bett, oder ſie gar nicht zu haben: was lieber? Ach Gott, ach Gott, dachte Aenneli, wie gut iſt doch der da oben, daß er einen nicht in Verſuchung führt, ſolche Fragen nicht thut, es macht, wie er's am beſten findet! Aber wenn ich denken müßte, ich müßte Alles, Alles, geben, und hätte nichts mehr für meine Kinder, und ſie lägen ſo da, und ich könnte nicht einmal für ſie betteln, es würde mir das Herz zerreißen, und doch gäbte ich ſie nicht. Was hülf's mir, reich zu ſein, wenn ich keine Kinder mehr hätte, da müßte ich mich ja zu Tode weinen und könnte nichts mehr ſagen, als: „hätt ih ſe doch no, hätt ih ſe no!“ Wie doch das ein hübſches Kind iſt, mußte es denken, als es das kleine Mädchen aufheben mußte, und der Mond auf deſſen Geſichtchen ſich ſpiegelte, durch die Locken ſchimmerte, golden ſie ſäumte. O du armes Kind, was wird aus dir werden, wie bös wirſt du es einſt haben, und wie reich wäre manche Frau, wenn ſie dich hätte! Da lägeſt du in einem andern Bettchen, und wer weiß, was du für Aufwart hätteſt! Gott hat es ſo gemacht, er wird wiſſen, warum. Aber unſer eim begreift es nicht. Ach, man begreift ſo manches nicht! Warum der armen Frau nicht mehr geben, mit Minderem könnten wir es ja auch machen, und müßten doch lange nicht ſo wohnen, und hätten noch lange

Geld für Oel! Aber ſo hat er's gemacht, es wird gut ſein ſo, und muß gut ſein, d'Hauptſach iſt, daß man ſich nicht verſündige, ſei man reich oder ſei man arm, die Reichen nicht an den Armen, die Armen nicht an den Reichen. Nein wäger, verſündigen will ich mich nicht! Wenn Chriſten das ſehen würde! Doch Chriſten iſt gut, und b'ſungerbar in der letzten Zeit, aber wenn er das Elend ſehen könnte, und die Kinder, er würde mir noch manches verzeihen, und begreifen, wie's mir iſt, wenn mir Jemand was bettelt. Ih muß gäh, i Gottsname. Was weiß man, wie die Leute z'weg ſind, denke man doch an dieſes Elend! Chriſten braucht das nicht zu ſehen, er hat ein gutes Herz; aber andere ſollten es ſehen, es gibt deren, die bodenbös ſind, und wenn ſie einen armen Menſchen ausdrücken, das Blut ausſaugen könnten, ſie ſparten es nicht, die wüſte Hüng, Gott v'rzieh m'r my Süng. Aber eine jede Frau und ein jeder Mann ſollte wiſſen, wie es einem gehen kann in der Welt, und ſollte ſehen, was Elend iſt. Es klagt ſo Mancher, iſt nie zufrieden, und weiß nicht, was bös ha iſt, ſinnet nit, wie gut er's hat, und verſündiget ſich ſchröcklig mit Neid und Klage. O wenn man g'ſund in ein warm Bett ſchlüpft, und d'Kindli alli deckt ſind, und öppe ihr Sächli haben, wie ſollte man da glücklich ſein und Gott loben und preiſen."

So ſinnete Aenneli in ſelber Nacht, und keinen Preis der Welt hätte es genommen, daß es dieſe Nacht nicht erlebt hätte. Wenn ſo ein Tag für gang wie der andere, und man nicht aus ſeinem Hauſe komme, und immer das gleiche ſehe, ſo wiſſe man nicht, was das Leben ſei, und die Gedanken würden ſo kurz, daß ſie an nichts dächten, als an ſich und die eigenen Sachen, und daß man nicht begreife, wie es anderwärts anders gehe, als um ein herum, und es einem auch anders gehen könnte. Denn das Unglück, welches hier ſei, könnte ja ſo leicht auch zu ihnen kommen; ein oder zwei lange Schritte, ſo wäre es bei ihnen, und wie ſie das angreifen müßte, wenn es ſo ung'ſinnet daher käme, dachte es bei ſich, und wie eben deßwegen ſo viele Leute hart und gleichgültig werden, weil ſie nicht ſehen, wie es andere hätten, und ſo verzagt und faſt gottlos im Unglück, weil ſie den Wechſel vergeſſen hätten, und wie über Nacht der Herr die Prüfung ſenden könne, und nicht nur in eine Bettlerhütte, ſondern ins vornehmſte Herren- oder Bauernhaus. So verging Aenneli raſch die Nacht, an ihm war ſie geſegnet, aber auch an den Kranken, und friedlichen Schlaf und freundliche Geſichter ſah der Morgenſtern, als er durch die Fenſter blickte. Mit dem Morgen kamen andere Leute, kam Chriſten ſelbſt daher mit finſterem Geſichte, aber dem Nöthigen. Aenneli kannte das Geſicht, Chriſten mußte das Roß anbinden, mußte ins Stübchen kommen, mußte das Elend und die Noth anſehen, mußte die Kinder ſehen, wie ſie ſo erbärmlich ausſahen. Aber Chriſten machte deßwegen kein freundlicher Geſicht, es duechte ihn, das hätte alles ſo ſein können, ohne daß deretwegen ſeine Frau eine Nacht hier zu ſein gebraucht, deretwegen ſei die Sache doch ſo, wie ſie ſei. „Komm du jetzt," ſprach er. „Willſt du fort, ſprach das kleine Mädchen, nein Gotte, bleib, du haſt es ja v'rſproche," und hing ſich an Aennelis Hals, und ließ ſich faſt nicht begütigen mit allerlei Verſprechen, und die andern Kinder, wenn ſie auch nicht viel ſagten, ſo ſah man doch, wie hart es ihnen ging, daß die gute Frau, die ſo viel Erbarmen und freundliche Worte hatte, fort wollte. Die Mutter aber weinte und konnte wenig ſagen, als daß der Vater im Himmel es ihr vergelten möchte, e ſelligi Frau gebe es nicht mehr auf der Welt, und in Zeit und Ewigkeit wolle ſie dieſe Nacht nie vergeſſen, es ſei gerade geweſen, als ob ein Engel da wäre und ihnen wachete. Als Chriſten das hörte, zogen ſich die Wolken fort von ſeinem Geſichte, er begriff erſt, was Aenneli gethan, ſein Herz ward weich, das Erbarmen kam, er ward freundlich, ſagte, wenn ſchon die Frau heimkomme, deßwegen ſollten ſie nicht vergeſſen ſein, aber ſie alte aſe, und mög nümme alles erlyde. Sie ſollten nicht Kummer haben, es werde ſchon beſſere, und wenn ſie wieder geſund wären, ſo ſolle ſi de öppe cho, mi well de luege, was me thue chönn. Das war von Chriſten viel, der ſonſt derlei Dinge ſeiner Frau überließ, und was ihm die Frau auf dem Heimwege erzählte, rührte ihn noch mehr. Man wiſſe nicht, wie man es hätte, ſagte er, aber v'rwundere thue es ihn, daß ſövli Noth da z'mitts unter ihnen ſein könne. „Oeppe am wüſteſte ſei man doch hier gegen die armen Leute nicht, und doch könne es ſolche Fälle geben. Aber man ſinn nit dra, öppe ſelber z'luege, u wil ſo viel zum Hus chöme, ſu meint me, wer öppis mangli, der lauf ſelber nache.

Es war ein kühler Herbſtmorgen, als ſie heimfuhren, ein ſcharfer Nordwind ſtrich ihnen entgegen, es fröſtelte Aenneli, als ſie heimkamen, es hatte warm gehabt, und ſich nicht wärmer angezogen, als es aufs Wägeli ſaß. Daran hatte Niemand gedacht, und weit war übrigens der Weg nicht. Seit geſtern hatte es nichts genoſſen, den Kindern mochte es die Brühe nicht wegtrinken, und Anderes hatte es nichts. Wenn man ſo leer im Leibe ſei, ſo friere man doch aſe, ſagte es, es hätte es nicht geglaubt. Anneliſi werde aber ſchon an ein Kaffe geſinnet haben, und es müſſe ſagen, ſo hätte es nie nach demſelben blanget, als jetzt.

So war es auch, das Kaffe war z'weg, und Aenneli lebte wohl daran, aber bei jedem Schluck mußte es ſagen: „O Kinder, wir wiſſen nicht, wie gut wir's haben, und wie's hergege arm Lüt hey, warms Eſſe, es warms Bett, u we m'r öppis mangle, ſu cheu m'rs ga näh im Keller oder im Spycher, o, mi weiß nit, was das iſt, u was me het!“

Die Kinder waren an der Mutter, daß ſie gang ga ligge, um wieder recht zu ihr ſelbſt zu kommen, mit großer Mühe brachten ſie es dahin. Aenneli war ſo voll des Geſchehenen, daß es lieber den Kindern den ganzen Morgen b'richtet hätte. „Schlaf du jetzt, Mutter, mußte Anneliſi mehr als ein halb Dutzend Mal ſagen, ehe ſie es entließ; „Los no das, u denk doch“ hielten es immer aufs Neue feſt. Und lange wollte der Schlaf nicht kommen, und als er kam, war er unruhig und bewegt. Anneliſi hatte die Thüre nur zugezogen, um zu hören, wenn die Mutter was begehre. Es hörte ſie reden, ſah hin, und fand ſie ſchlafend. „Komm doch, rief es Resli. Komm hör, wie d'Mutter redt, und ſchlaft doch, ſoll ſe ächt wecke?“ „Ich ließe ſie ſchlafen, ſagte Resli, ſie hat gar es lings Herz, die Lüt hey ſe gruſam erbarmet, un das chunt ere jetz für. Ih glaub, es ſyg nüt angers, aber gang nit da dänne u gib wohl acht.“

Aenneli erwachte mit Kopfweh, ſagte aber nichts, es war recht unwohl, wollte aber nicht den Namen haben, wie die andern auch fragten. Aenneli fürchtete, die andern möchten ſagen: „Jä lue, Mutter, warum gehſt und machſt ſolche Dinge, haben wir es dir nicht geſagt, du magſt wäger ſo etwas nicht erleiden.“ Dieſe

Furcht iſt ein Ding, das oft zu finden iſt, und viel Unheil ſtiftet, denn ſie iſt Urſache mancher Verheimlichung, die einen übeln Ausgang nahm. Manchmal liegt dieſe Furcht im Bewußtſein einer Schuld, man war gewarnt worden, man that es dennoch, manchmal entſteht ſie durch allzugroße Aengſtlichkeit oder Zärtlichkeit anderer Perſonen, die ſich gleich gruſam geberden, aus der Haut fahren, und einen Güterwagen in die Apotheke ſchicken, um Medizin zu holen. Dann gibt es aber auch Leute, welche den Gugger im Leib haben Predigten anzubringen, die laſſen ſich, wie bekannt, an Sündern am bequemſten appliziren. Erwachſenen Perſonen kann man nun ſo mit Anſtand doch nicht jede Kleinigkeiten vorhalten, die Anläſſe zum Predigen fänden ſich ſelten, wenn ſie nicht glücklicher Weiſe zuweilen unwohl würden. Merkt man nun ſo etwas an ihnen, oder klagen ſie gar, ſo iſt dieß nun die prächtigſte Gelegenheit, die bekannten Sprüchlein anzubringen: „Han d'r's nit ſcho mängiſt g'ſeit, lue, jetz heſch es, du wottiſch m'r geng nüt glaube, aber mira, ih cha ſchwyge, ih will nüt meh ſäge, du wirſt es welle zwänge, he nu ſo de, i Gotts Name, wenn's ha witt, ſu häb's, aber nume gib de mi nit d'Schuld." Es gibt Leute, denen man ſo aufwarten muß; aber, wie geſagt, es gibt Leute, die allen ſo aufwarten, und die, wenn man ihnen alles mit der größten Sorgfalt verheimlicht, daß ſie gar keine Predigt anbringen können, an einem ſchönen Morgen ſo anfangen: „Hör, ich muß dir einmal was ſagen, wird nit ſche ungeduldig, es iſt dy Sach, und ih chönt eigetlich ſchwyge, wenn's m'r nit um di wär. Du darfſt das gewiß nicht mehr ſo gehen laſſen, du mußt abführen oder ſonſt etwas machen." „Aber es fehlt mir ja nichts," ergeht die Antwort. „Eben das iſt, was mir Kummer macht. Es fehlt dir ſonſt von Zeit zu Zeit etwas, und jetzt ſo lang nichts mehr. Das iſt nicht gut, du heſt nit Sorg g'nue, u lue, ih ſäge d'r jetz zur rechte Zyt, lue was d'machſt, g'wüß git's öppis bös d'rus, was, cha nih d'r nit ſäge, ih bi key Dokter, aber öppis git's. Und drum thue d'rzu, z'Marei geyt d'Stadt ab, es chönnt dir doch die Larierig lah rüſte, wo d'r geng ſo wohl tha het."

Solche Gängle waren freilich Aennelis Leute nicht, aber hätten doch vielleicht nicht gedacht, daß man geſchehenen Dingen z'beſt reden ſolle, hätten geſagt: „Mutter, warum meinſt auch, du ſeieſt noch zwanzigjährig. Mutter, warum glaubſt Niemere nüt und vertrauiſt üs nüt a!" Aenneli verbarg daher, daß zum Kopfweh, zur Mattigkeit, noch Bauchweh kam, ein Durchfall begann, ſo geheim als möglich machte es ſich Thee, und da es ihn nur trank, wenn es Niemand ſah, ſo kam es ſelten genug dazu. Endlich merkten es aber Anneliſi und Chriſten. „Los, Mutter, es fehlt dir, wo het's, ſäg's doch, du biſt nit z'weg." Es ſei nichts anders, ſagte Aenneli, es hätte nur ein wenig d'r Dürlauf, das werd ſcho beſſere, es hätte Kamillenthee angerichtet. „Hör, auf der Stelle muß man zum Doktor ſchicken, das kann man nicht ſo gehen laſſen, wer weiß, was es geben könnte," ſagte Chriſten. Das wäre ſich wohl d'r werth, ſagte Aenneli, ſo wege eme Bitzli Dürlauf zum Dokter z'ſchicke, er wurd ihs ſchön uslache. Man kann noch Brühe kochen, und wenn es dann nicht beſſert, ſo kann man immer noch luegen." „Jä, mit em Luege iſt ſcho mänge Mönſch g'ſtorbe," antwortete Chriſten. „He, ſagte Aenneli, emel bis morn wird es nit alles zwänge, und wenn's de nit beſſeret, ſu cha me ſchicke. Es ſollte ohnehin Jemand in die Oehle, und bifehle, daß man uns doch unſern Lewat öhle, wir haben faſt kein Oel mehr, und ich habe keine Ruhe, bis wir wieder haben, ich weiß jetzt, wie es einem iſt, wenn man kein Oel im Hauſe hat.“

Am folgenden Morgen aber war es Aenneli nicht beſſer, ſondern viel ſchlimmer, es war ſehr matt, und ſein Uebel hatte nicht abgenommen. Früh lief Jemand zum Doktor ab, mit dem ſtrengen Befehl, ſich nicht zu ſäumen auf dem Wege. Der Bote kam wieder mit dem Beſcheid, die Mutter müſſe gruſam Sorge tragen mit dem Dürlauf ſei nit z'gſpaſſe, d'r roth Schade regier, und bös. Nachmittag komme er da durch (der Doktor nämlich) und wolle dann zuche cho. Als dieſe Nachricht kam, war es, als ob der Blitz eingeſchlagen hätte ins Haus, da war kein Geſicht, welches nicht bleich ward, keine Hand, die nicht zitterte, daran hatte man nicht gedacht; daß die Mutter den rothen Schaden bekommen konnte, war ihnen nicht eingefallen, ſelbſt Chriſteli, der vor der Anſteckung gewarnt hatte, ſinnete nicht mehr an ſo etwas, da die Mutter ihn nicht gleich mit ſich brachte, wie irgend ein Ungeziefer, das man auf der Straße aufgeleſen. „Herr Jeſus, Herr Jeſus, d'Mutter d'r roth Schade,“ jammerte alles, bis auf den Güterbub hinunter, den man hinter dem Hauſe weinend antraf, und der jammerte, wenn die ihm ſtürbe, ſo hätte er Niemere meh uf d'r Welt, und aufs Gutjahr hätte ſie ihm eine neue Kleidung verſproche, wenn er ſich gut ſtelle, und ihm ſie gewiß auch gegeben. Chriſten war ganz geſchlagen, hatte faſt den Sinn verloren; wenn er zur Thüre aus wollte, ſo fand er die Falle nicht, mußte lange ſie ſuchen. Man wußte eigentlich nicht, warum man ſo erſchrak, noch ſchien keine Gefahr da, der Doktor hatte nur vor ihr gewarnt.

Aber die Mutter war nie krank geweſen, nie dahinten geblieben, man ſah ſie an, als des Hauſes Vorſehung, von der alles ausging, und daß die auch zurückbleiben, vielleicht gar ſterben könnte, das kam allen erſt jetzt in Sinn, und ſchlug daher alle, als ob ein Blitz durchs Haus gefahren wäre. Dem Anneliſi, das der Mutter den Zeug geben ſollte, liefen die Thränen ſtromsweiſe die Backen ab, und die Hand bebte ihm ſo gewaltig, daß es weder den Löffel halten, noch mit dem Gütterli den Löffel treffen konnte. Resli mußte ihm helfen. Aenneli blieb gelaſſen, tröſtete, ſagte, ſie ſollten doch nicht ſo machen wegen öppis, das noch nicht da ſei, und wenn es ihn bekomme, ſo ſei es noch nicht geſagt, daß es daran ſterben werde, und wenn es ſtürbe, ſo hätt es ja einmal ſein müſſen, und gäb e chly früher, e chly ſpäter, darauf komme es ja nicht an, ſie hätten Urſache, Gott zu danken, daß er ſie ſo lange beieinander gelaſſen. Vor zwanzig Jahren, da wohl, da wäre es ihnen übel gegangen, aber jetzt ſei's ja gleich, jetzt könnten ſie es machen ohne ihns.

Als Nachmittag der Doktor kam, war auch der rothe Schaden da. Was das für ein Jammer war! Der Doktor machte erſt ein bedenklich Geſicht und ſagte: „Richtig, da hey m'r ne, wie nih g'ſeit ha.“ Als er aber die Geſichter der Andern ſah, da tröſtete er auch, und ſagte, ſo ſollten ſie nicht thun, ſie machten der Mutter nur Angſt. Was er machen könne, das wolle er machen, und ſövli eine gute Frau werd öppe üſe Herrgott nit welle lah ſterbe, es ginge den armen Leuten und allen ſammen viel z'übel. Sie kamen ihm noch alle nach, bis weit vor das Haus hinaus, um zu fragen, was er meine, und ihn zu bitten, er ſolle doch anwenden, und alles machen, was zu machen ſei, und biſchle, was ſie thun ſollten, je mehr, je lieber. Und als ſie wieder hinein kamen, ſaß eins hier ab, das andere dort, ſtützte den Kopf und barg die Augen hinter die Hand, ſchlich dann hin, und ſah, was die Mutter mache. Es wollte alles wachen, wollte dabei ſein, wollte helfen heilen, und am Morgen ſtand ſelbſt der Melker früher auf als ſonſt, weil er nicht mehr ſchlafen konnte, und die Angſt um die Mutter ihn auftrieb, zu vernehmen, wie es durch die Nacht gegangen. Von wegen, wenn es einem Dienſtboten fehlte, ſo hatte er ſich auch der Mutter zu tröſten, ſie ſchlief um ſeinetwillen manchmal nicht, und ſtand ung'ſinnet an ſeinem Bette mit einem Kacheli. Und wenn er ſchon brummte innerlich über den Trank, ſo that ihm doch die Sorge wohl und das Bewußtſein, daß er nicht vergeſſen ſei, wenn er ſchon nur ein Knecht ſei.

Der Anfall war ſehr ſtark für eine ältere Frau, und der Dokter machte ſehr bedenkliche Geſichter, befahl großen Fleiß und hatte ſelbſt auch großen. Das müſſe einander helfen, ſagte er. Am Morgen früh war er ſchon da und Abends kam er meiſt wieder, und noch größern Fleiß hatte die ganze Familie; ſie kam nicht aus den Kleidern; wenn ſchon nicht alle in der Stube waren, es zog doch keines ſeine Kleider aus, und wenn eins ſchon ſchlief, die Unruhe weckte es doch bald wieder, um vor der Mutter Thüre zu horchen, was drinnen vorgehe, oder in die äußere Stube, wo Botſchaft zu vernehmen war, wenn Jemand aus dem Stübli kam. Der Doktor hatte verboten, daß man nicht alles in die Stube laſſe, weil das der Kranken nur Angſt mache, und namentlich bei dieſer Krankheit, wo man immer auf müſſe, und die Leute dabei einem hinderlich ſeien. Damit hatten ſie große Noth. Sobald es bekannt wurde, die Bäurin ſei krank, ſo kamen die Leute weit herum her und wollten ſie beſuchen; die Stube wäre nie leer geworden, eins hätte geſagt: „Herr Jeſis, wie ſieht die aus, die erlebt den Morgen nicht.“ Jemand anders hätte geſagt: „Nein aber, wie hat die g'leidet, aber es iſt ſchon mancher Menſch wieder z'weg gekommen, und iſt doch noch viel ſchrecklicher z'weg geweſen;“ ein Schauerfall hätte den andern gejagt, und dazu hätten ſie brav pläret, arme Weiber hätten gejammert, und wenn eins Abſchied genommen, ſo hätte es geſagt: „he nu ſo de, umez'ſeh würde ih di nümme, aber bete will ih, daß d'r öppe Gott dyner Sünde v'rgeb,“ und ein anderes hätte geſagt: „Ih muß hey, ſu leb de wohl, u we m'r e nangere hie öppe nümme g'ſeh ſötte, ſu wey m'r hoffe, daß m'r dert öppe wieder z'ſäme chöme.“ Sie hatten große Noth, die Menge abzuhalten, es meinte jedes, das Recht zu haben, hinein zu gehen, und Leute ſind's, die halten es für eine eigentliche Sünde, wenn man nicht alles zum Kranken läßt, oder meinen, er liege in großen Sündenängſten, und rede Sachen, die Niemand hören ſolle; eine Krankenſtube, meinen ſie, ſolle öffentlich ſein, wie die heutigen Kammern oder Großrathsſitzungen. Wir verhehlen es nicht, daß manchmal ſicher mehr Erhebung und Erbauung zu finden wäre in einer Krankenſtube, als in einem Großraths- oder Tagſatzungs-Saal. Indeſſen kömmt es hier auf das Heil der Kranken an, und wenn man Säle als Krankenſtuben betrachten wollte, ſo wäre es den Patienten darin zu ihrer Geneſung vortheilhafter, ſie wären geſchloſſen, von wegen, es macht der Kranke ſich gerne vor den Leuten ferſch, und ſollte eigentlich auf den Nachtſtuhl, oder der größten Ruhe ſich befleißen und fleißig einnehmen und abführen.

Mit lieblichem Weſen und Eſſen und Trinken däſelete man die Leute ab, und ſchützte den Doktor vor. Das begriffen wenige. Die einen meinten, die Bäurin werde gewiß ſchon geſtorben ſein und z'grüslig ausſehen, als daß ſie ſie dürften ſehen laſſen, andere ſagten, ſie ſeien zu vornehm, öppe ſonſt an allen andern Orten hätte man ſie hineingelaſſen, und die dritten flüſterten endlich, die Bäurin möchte gerne was offeniren (offenbaren) und ihre Leute begehrten lieber, daß es nicht gehört würde und vor die Leute käme, vielleicht, daß ſie auch dieſem oder jenem was geben möchte, ſie ſei notti eine gute Frau geweſen, aber die Kinder möchten es ihnen nicht gönnen. So redeten die Leute auf ihre gewohnte Weiſe, in der ſie nie denken, was ſie reden, ſo daß man von den meiſten hoffen muß, der Grund ſei beſſer als der Mund.

Anneli aber redete nichts von Sterben, und das machte den Seinen gute Hoffnung, ſie dachten, es müſſe ſelber am beſten wiſſen, wie es ihm ſei, und wenn es Neuis g'ſpürte, ſo würde es es ſagen; ſie hofften wieder, da der Tod nicht einsmal kam. Und eines Morgens ſchien der rothe Schaden aufgehört zu haben, da hatten ſie große Freude, und daß es nach fövli Leiden ſchwachs ſei, duechte ſie nichts anders. Es ſtrengte ſelbſt ſie an, um auf den Acker zu gehen, alleſammt, Resli könne bei ihm bleiben. Er hätte die ganze Nacht gewachet, da könne er vielleicht ein wenig ſchlafen. Wenn es etwas geben ſollte, ſo ſei es ja nicht weit, man hätte ſie plötzlich. Es war ſo heiter und ſchön draußen, und allerdings Arbeit noth, daß ſie gingen, obſchon es ſie duechte, ſie könnten nicht fort, und es war keins, das nicht noch vorgab, etwas vergeſſen zu haben, und nachſah, ob es der Mutter nicht noch was thun könnte.

„Sind ſie alle fort?“ frug die Mutter. „Ich glaube es, ſagte Resli, ich höre keinen Menſchen mehr.“ „So komm und ſitz da neben mich, ich habe mit dir zu reden, und öppe laut mag ich nicht mehr. Los, Kind, lang macht es nicht mehr mit mir, und da möchte ich ab dem Herzen thun, was noch auf demſelben iſt.“ „E Mutter, öppe das nit, es wird ſicher beſſere, wollt ihr nicht einen Augenblick ſchlafen?“ ſagte Resli. „Es iſt jetzt nicht Zeit zum ſchlafen, ſagte Aenneli, meine Zeit iſt aus, ich fühle es, es gibt de bald e länge Schlaf zum leue (ruhen). Los, ſchwyg, u gib m'r d'Hand, es iſt ja Gottes Wille, daß die Einen gehen, die andern kommen. Aber eben das iſt jetzt mein großer Kummer, und das Einzige, wo ich auf dem Herzen habe, daß die noch nicht da iſt, die nach mir hier ſein wird, daß ich mein Tagewerk niemand abgeben, Mann und Kinder Niemere anempfehle kann. Das drückt mich. Fragen habe ich dich nicht wollen, wie es dir ſei im Herzen, ich habe geſehen, daß du viel zu verwerchen haſt, und das lieber alleine machſt. Aber jetzt möchte ich deinen Sinn doch wiſſen: liebſt das Meitſchi, oder ſinneſt an ein anderes? Denn eine Hausfrau mußt du haben, Anneliſi folgt dem Mann, ich dem Vater droben, da muß Jemand anders herbei.“ „Nein wäger, Mutter, an kein ander Meitſchi habe ich geſinnet, wie wollte ich auch!“ „So liebſt das andere noch?“ fragte Aenneli. „Mutter, ich ſollte nicht, aber aus dem Sinn bringen kann ich's nicht, und wenn ich ſchon etwas anderes denken will, es iſt immer wieder da und ſteht mir vor den Augen.“ „Los, Kind, das freut mich, du nimmſt es alſo, wenn ich nicht mehr bin?“ „Was denkt ihr, Mutter, antwortete Resli, da wär's ja, als hätte ich auf euern Tod gewartet, und ihr wäret mir jeꜩt aus dem Weg gegangen. Nein, Mutter, das ſoll Niemand glauben. Auch kann ich's nicht vergeſſen, wie es mir Augen gemacht hat, ſo zornige, Mutter, ſie haben fry zündet, und kein gutes Wort hat es mir geben wollen, d'r tuſig Gotts Wille habe ich darum bete, wie ih no kei Mönſch bete ha, un keis Wörtli het's m'r g'ſeit, u ſo het's mih lah gah. U ſo könnt ih Niemere lah gah, u wär's my ärgſt Find. U da ſoll ih ga ane kneue, u ga ſäge: „Gottlob, d'Mutter iſt jeꜩ todt!“ U für was für es Meitſchi; wo m'r keis guts Wort het welle gäh. Mutter, wenn's als Frau ſo thät, ſo wüſt un läz, ih wär d'r unglücklichſt Tropf uf d'r Welt u müßt mi ja ſchäme vor alle Lüte, vor Knechte u Mägde.“ „Kind, du mußt das nicht ſo nehmen, ſagte Aenneli. Daß du nicht auf meinen Tod gewartet, das weiß öppe, wer uns kennt, und die andern machen uns nichts. Und wegem Meitſchi mußt du nicht ſo ſein, und das ſövli böch ihm näh. So wege einem einzigen Augenblick es zu verſtoßen aus deinem Herzen, und z'Meitſchi hanget a d'r, denk doch, wenn unſer Herrgott auch ſo ſein wollte!“ „Nein, Mutter, wenn's mich lieb hätte, ſo hätte es nit ſo tha, es het ſcho hie ſo nes g'fräßigs G'ſicht g'macht, ih ha nit g'wüßt, was ih drus mache ſöll, es het m'r himmelangſt g'macht,“ antwortete Resli. „Ich habe der Sach auch nachgedacht, Kind, und anfangs het's mi duecht, ich habe geglaubt, es gefalle ihm hier nicht, man warte nicht gut genug auf und erweiſe ihm nicht genug Ehre, und bin faſt mißtreus worde. Da iſt's mir aufgegangen auf einmal, es het mi duecht, ſein Mänteli ſei ein Fenſter, und was dahinter ſei, könne ich ſehen, ſo deutlich, wie wenn es mir vor Augen wäre, und doch iſt der Spiegel eigentlich in meinem Herzen geweſen.

und was ich in dem des Meitſchis erkannte, las ich eigentlich ab in mir. O Kind, glaub, wenn man ſich zurückbeſinnt, wie es einem geweſen, und was man gedacht und erfahren, ſo iſt das gerade, als ob man leſen könnte eine unbekannte G'ſchrift, wo die meiſten Menſchen nicht einmal die Buchſtaben ſehen, geſchweige dann ſie verſtehen. So iſt's mir gegangen. Von meinem Vater habe ich nie viel geſagt, aber betet für ihn viel. Er hat viel wüſt gethan, daheim und in den Wirthshäuſern, es het mi mängiſt duecht, ih möcht i Bode ſchlüfe, un wenn Lüt d'rby gſi ſy, ſi ha nih nit viel g'ſeit, aber es G'ſicht g'macht akkurat wie dys Meitſchi, u ha ſo weni as mügli voruf g'luegt, damit ih d'r Vater nit g'ſäch, u nit, was d'Lüt für Auge mache, un es guts Wort hätte ich keinem Mönſche chönne gäh, und hätt's z'Lebe golte, es het mi duecht, ih möcht entweder pläre oder täubele, daß es kei Gattig hätt. Und mein Vater wäre mir doch noch lieber geweſen, als der andere, e ſo wüſt mit Märte un uf e Gyt hi jeſte iſt er doch de nit g'ſi. Das hat das Mädchen drückt, hier hat's ihm gefallen, und viel iſt ihm ungewohnts geweſen, ich habe mich dann wohl geachtet, wie es dieß und jenes g'ſchauet het, und wie es ihm fremd geweſen, und daheim wär's gruſam gerne fort, b'ſungerbar, wenn's ſo e Wüſte hürathe ſött, und gruſam Angſt iſt's ihm worde, es gäb aus allem nüt, b'ſunderbar, wo d'r Alt ſo uv'rſchanti Geding g'ſtellt het. Es hätte gerne was mögen dazu reden, aber es hat ſich nicht trauet, hat Kummer gehabt, es müſt ajah pläre, u zeige, wie's ihm drum wär, oder es chönnt d'Sach verſtöre, ih ha recht Erbarme mit ihm g'ha. Und grad ſo, es duecht mih, ich ſehe es, wird ihm daheim geweſen ſein, wo du und der Alte die Köpf gegen einander gemacht, es iſt ihm übers Herz cho, und was es ſo lang v'rha (verhalte) het, iſt usbroche, die Meiſten, glaub mir's, hätte no wüſter tha.“ „Mutter, ich will euch glauben, ſagte Resli, daß es ihm ſo gſi iſt, aber thue hätt's nit ſo ſölle, ih hätt kes Herz meh zu nere Frau, die ſo Auge macht, und kes Wort meh vo re gäh will, gäb wie me ahet. Eine ſchücht das, e angere dieſes, aber ſelligs iſt mir gruſam z'wider, wo de vor all Lüt chunt un d'Chilche- und d'Märitlüt d'rvo rede, wie die Frau aber tha heig un usg'wüthet, ſi ſyg gar nit here ſelber gſi meh.“ „Höre, Kind, ſagte die Mutter, du biſt unbarmherzig, wegen einem Male willſt du das arme Kind verwerfen, welches nicht ſo gethan hätte, wenn es dich nicht ſo lieb gehabt. Glaub mir, eben die, wo an einer Frau keinen Fehler wollen, die werden am meiſten geſtraft; eben die, wo nicht genug ausleſen können, werden am öfterſten betrogen, von wegen, die aufrichtigen Mädchen denken nicht daran, die Heuchlerinnen zu machen, die Pfiffigſten aber merken, was Trumpf iſt, verſtellen ſich und führen ſie an. Glaub mir, Eine ohne Fehler erhalteſt du nicht, und wohl dir, wenn du die Fehler vorher weißt. Glaub mir, wenn wir jung ſind, können wir alle recht böſe werden. Lies aus, wie du willſt, behalteſt du nicht Geduld und Liebe, übeſt Sanftmuth, wirſt ein rechter Mann, den die Frau äſtimiren muß, und hilft Gott nicht nach, ſo hilft dir alles Ausleſen nichts. Du haſt mich ſo lieb, und willſt z'Muſter für eine Frau an mir nehmen, willſt von einer Jungen fordern, daß ſie ſei wie eine Alte, die dur ſo vieles dure müſſe het, Resli, iſt das recht? Glaub mir, wenn du mich jung gekannt hätteſt, du hätteſt mich nicht genommen, ich wäre dir z'wüſt und z'wild g'ſi. Aber für was iſt me uf d'r Welt, als für ſi z'beſſere? Du willſt das Meitſchi v'rſtoße, und denkſt nicht, wie es ſo einem armen Kind ſein muß, wenn an einem einzigen Wörtchen ſein Glück hanget, und vielleicht das zeitliche und ewige Glück, und das Wörtlein wird nicht geſprochen, und das Glück geht unter, denk dir das! Und das Mädchen muß da zuſehen und darf nicht viel dazu ſagen, darf nicht zeigen, wie es ihm ums Herz iſt, und ſoll da gleichmüthig bleiben, aber Resli, denk! Eine Abgefeimte wäre dir um den Hals gefallen, und hätte es mit flattiren verſucht, das Meitſchi that aufrichtig, that, wie es ihm war, und das, Resli, willſt du ihm übel nehmen! Nein, thu mir das nicht, verſprich mir, du wolleſt ihm verzeihen und es wieder ſuchen. Verſprich mir's, denk daran, du haſt auch Sünden und mangelſt Barmherzigkeit. Das wär no mys einzig Bigehre uf d'r Welt, de wett ih gern ſterbe. Glaub m'r, ih ha's lang überlegt, ih weiß, was es Hus v'rmah, in einem andern Hus wär ich auch anders geworden. Es iſt i mängem Hus, als ob e gute Geiſt d'rin wär, mi cha nit angers, un es wird m'r meh un meh, als wenn ih ne g'ſpürti, wer weiß, vielleicht g'ſeh ne bald." „Mutter, redet nit ſo, wollt ihr was?" ſagte Resli. „Wottſch m'r's v'rſpreche, wieder um das Meitſchi z'luege?" „Mutter, aber wie ſoll ich, ſoll ich mich wieder laſſen weg jagen wie ein Hund? Ja, wenn ich ein gutes Wort hätte von ihm, aber ſo muß ich glauben, es habe mich nicht lieb, und kein Zeichen hat es ſeither gethan." Da ſah er einen eigenen Schein fahren über der Mutter Geſicht, ſie faltete die Hände, er erſchrak. „Mutter, Mutter, was haſt?" frug er. Er ſah ihre Augen gegen die äußere Stube blicken, dorthin deutete ſie, er ſah ſich um, dort ſtand in der Zwiſchenthüre, den Kopf an den

Poſten gelehnt, ſein Meitſchi, Anne Mareili, blaß, mager, und weinte bitterlich. Da ſtand Resli, als ob ein Geiſt vor ihm ſtünde, weder Laut noch Schritt ſtund in ſeiner Macht. Da ſtreckte Anne Mareili ihm die Hand entgegen. „Bring m'r's," ſagte Aenneli leiſe. Was ſie gebot, that Resli willenlos und Aenneli faßte Beider Hände und ſagte: „Jezt ſehe ich, daß ich Gott lieb bin, was ich noch gewünſcht, hat er mir gegeben. Jezt bleibt beiſammen, ſeid treu einander, ſeid aufrichtig, und was eins im Herzen hat, das zeig's dem andern, daß es kein Mißverſtändniß gebe. Mißverſtändniſſe ſind ſchrecklich, ſie wachſen mitten aus der Liebe heraus, ſie wachſen zwiſchen die Herzen hinein und ſprengen ſie von einander. — Sinnet daran, denket an uns, und habt einander immer lieb, denket dra, ih luege uf ech. — Resli, gang, lauf, rüf ſe, es duret nümme lang, ih g'ſpüre's — es wird m'r ſo kalt, ih möcht ſe no alli g'ſeh. Lauf, ſpring." Als er draußen war, frug Aenneli Anne Mareili: „Gäll du heſt m'r ne lieb un lebſt ihm z'G'falle?" Da ſank Anne Mareili vor dem Bett auf die Knie und ſchluchzte: „O Mutter, o Mutter, ihr ſeid kein Menſch, ein Engel ſeid ihr, o, wenn ich ſein könnte wie ihr!" „Nein, kein Engel, e ſchwache Mönſch, ſagte Aenneli, aber üſe Herrgott macht mi vielleicht d'rzu. Wenn'd d'r Wille heſt, u nit vo üſem Heiland lahſt, du wirſt o eine, wirſt beſſer als ih, du heſt e herteri Schul g'ha als ih. — Lieb m'r ne geng, u bis ufrichtig, er iſt m'r o gruſam lieb gſi, ume z'lieb, aber er iſt o ne gute, e beſſere Bub git's nit uf d'r Welt. — Gäll, du heſt m'r ne lieb, u ſchickſt di i ne! — Glaub m'r es geit d'r gut, du weiſt no nit, wie gut er iſt, u wie er es Herz het. — Es het mih hert von ihm, er iſt m'r lieb, ih cha's nit ſäge, aber üſe Herrgott wird m'r's wohl v'rzieh, er het m'r ne ja gäh. — Häb mi e weneli, ih möcht uſſitze. — Es wird m'r ſo wunderlich, ſo kalt, und doch ſo heiter vor de Auge; geit m'r ſcho die anderi Welt uf? — Wenn ſie doch kämie, ih würd ſe gern g'ſeh, alli bi enander, e. nu ſo de, ſo ha nih doch dih g'ſeh. — Wenn er krank wird, gäll, du heſt Sorg zu nihm, und wehrſt ihm z'Werche ab? — G'hörſt nüt, chöme ſi? — Wenn ſi nume chämte. — Deck mi beſſer, es iſt, als wett's mi früre um's Herz. — Wenn'd zornig wirſt, erzeig's nit, gang dänne u bet es Vater Unſer. — O Gott, Gott, witt mih, es duecht mih, ih g'ſey my Mutter!“ Da kamen die Gerufenen, weinend, in voller Haſt. Anne Marcili erſchrak, wollte Platz machen am Bette, es war ihm, als hätten die andern näheres Recht, es ward ihm auf einmal wieder ſo fremd und leid ums Herz. Aber Aenneli hielt ſeine Hand und ſagte leiſe: — üſes King! Heit's lieb! Es iſt jetz die neui Mutter. — Zürnet m'r nüt, u ſinnet albe einiſt a mih. — U du, b'häb mi lieb, ſagte Aenneli zu Chriſten, ih will d'r o nes Plätzli ſuche im Himmel —.“ Dann nahm es ſeine Hände zuſammen, die blaſſen Lippen bebten, in eigenem Glanze ſchlug es ſeine Augen empor. So betete es leiſe, leiſe neigte ſein Haupt ſich auf die Seite — um eine gute Frau, um eine gute Mutter war die Erde ärmer.

Schluß.

Meine günſtigen Leſer werfen mir ſo oft vor, meinen Erzählungen fehle der Schluß, daß ich genöthigt bin, die Schlüſſe förmlich herzuſetzen. Ich beginne alſo hier damit, da auch hier der gleiche Tadel ſich erheben könnte. Allerdings iſt die Neugierde in Beziehung auf die perſönlichen Verhältniſſe nicht vollſtändig befriedigt, die Umſtände, welche Anne Mareili an der ſeligen Mutter Bette brachten, ſind nicht angegeben, Aenneli iſt nicht zur Erde beſtattet, die Hochzeit von Anne Mareili und Resli nicht gefeiert. Das alles hätte ſich wohl erzählen, einſchalten laſſen, wenn der Verfaſſer blos die Neugierde ſeiner Leſer im Auge hätte. Aber er iſt unterthan einem eigenen Geiſte, der in jeder Erzählung lebendig wird, ſie leitet und ſchließt; der Verfaſſer kann eine Erzählung beginnen, aber dieſer Geiſt iſt es, der ſich ihrer bemächtigt, und ſie geſtaltet nach ſeinem Willen. Es iſt dieſer Geiſt ein eigenthümlich Weſen, er war es, der mit Aennelis Tod einen freundlichen Schlußſtein ſetzte der Erzählung „Geiſt und Geld," welche die Leſer ſo freundlich aufgenommen. Das Betragen des Kellerjoggi und des Dorngrütbauern, Anne Mareilis Leiden und das Ereigniß, welches ihns nach Liebiwyl brachte, hätte den Schluß nur getrübt, freilich den Gegenſatz greller gemacht, aber vielleicht neue Klagen über die Länge der Erzählung erzeugt, zur Verſtändniß des Ganzen, zur Verklärung des Bildes einer guten Mutter nichts beigetragen. Die Leute ſind manchmal wunderlich, klagen bald über Kürze, bald über Länge, theilweiſe iſt es mir ſchmeichelhaft, theilweiſe wohl peinlich. Es läßt ſich Holz nach Schuhen meſſen, Kopiſtenarbeit nach der Seitenzahl, aber wie lang ſein Kind werden wird, weiß kein Vater, und wenn daſſelbe über Gebühr aus wächst, ein Mädchen z. B. über ſechs Schuh hinaus, ſo wird kein Vater zu finden ſein, der den natürlichen Wachsthum künſtlich oder gewaltſam hemmt, unten oder oben abhaut. Freilich mögen Körpertheile zu kurz oder zu lang ſein; aber wo iſt der Vater, der vollſtändiges Ebenmaß in ſeiner Gewalt hat, und wo iſt der Vater, der Verkürzungen und verunſtaltende Verlängerungen immer richtig erkennt; erkennen es doch die Leſer ſelbſt nicht, denn wenn man ihnen das Urtheil überließe, wo abzuſchneiden, wo zuzuſetzen ſei, ſo würden ſie vielleicht nach langem Reden darin einig werden, das Ding ſein zu laſſen, wie es von Anfang geweſen.

Es wäre leicht möglich, in einigen folgenden Bändchen den Tod des Dorngrütbauern zu zeichnen, den Gegenſatz zu zeigen zwiſchen dem Tod im Geiſte und dem Tod im Gelde; aber eben der Geiſt weigert ſich deſſen. Erſtlich weil er ſich Aennelis Tod nicht trüben laſſen, weil er zweitens nicht von ſich ſagen laſſen will, er hätte es, trotz dem, daß er im Geiſt ſei, doch nur aufs Geld abgeſehen. Somit iſt die Erzählung „Geld und Geiſt“ vollendet.

Ueber den Verhältniſſen ſtehen die Perſönlichkeiten, wie über der Neugierde die Liebe. Sollte es mir gelungen ſein, den in vorſtehender Erzählung aufgeſtellten Perſönlichkeiten Leben einzuhauchen, Leben, welches Leſer lieb gewonnen, lieb gewonnen, wie das Leben werther Bekannter, theurer Kinder, welches ſich entwickeln zu ſehen zu den weſentlichſten Lebensgenüſſen gehört, ſo daß man im Geiſte ſie fortbildet, auch wenn Gott den Faden derſelben abbricht, die Erſcheinung löſcht, ſie anders hin verſetzt: ſo ſteht der Entwicklung dieſer Leben in neuem Rahmen nichts im Wege, als zwei Dinge:

Erſtlich das Mißtrauen, als ob ſolche Erzählungen eben ſo viele Schrepfhörner ſein ſollten, angeſetzt den Finanzen des Publikums. Der Verfaſſer ſagt es dem Publikum frank und frei ins Geſicht, daß er weit mehr zu des Publikums Nutzen zu ſchreiben glaubt, als zum eigenen. Zweitens der Kopf des Verfaſſers und die Zeit, welche Gott ihm gibt. Dieſer Kopf iſt ungeordnet, unorganiſirt, treibt Allerlei, einem neu aufgebrochenen Acker gleich, deſſen wilde Triebe nicht gezähmt und geregelt worden; die Zeit aber des Ausführens wird kaum mehr lange dauern, denn ſpät ward der Acker aufgebrochen, eine beſchränkte Zeit hat jede Jahreszeit. Wie kein Jahr nur aus einem Frühling beſteht, welcher Leben, und einem Sommer, welcher die Reife bringt, ſondern auch aus einem Herbſte, in welchem wohl manches keimet, aber für einen andern Sommer, und einen Winter, welcher die feierliche Ruhe bringt zur Sammlung für den andern Sommer; ſo werden die Leben ſelten gefunden, welche die ſchaffende Kraft und die Wärme, welche zur Reife das Geborne führt, bis zu ihrem Ende bewahren. Wenn nahe dem Verfaſſer der Herbſt ſchon iſt, der Saaten keimen läßt, doch nur für einen andern Sommer, wie nahe der Winter, der nichts mehr gebiert, ſondern das Geborne nur wahret für das neue Gottesjahr, das weiß eben Gott alleine.

* * *

Bilder und Sagen

aus der Schweiz.

Von

Jeremias Gotthelf.

* * *

Sechstes Bändchen.

Die Gründung Burgdorfs, oder: die beiden Brüder Sintram und Bertram.

Solothurn.
Verlag von Jent und Gaßmann.

1846.

Universitäts-
[illegible]
Bibliothek

Druck von J. Gaßmann, Sohn,
in Solothurn

Die Gründung Burgdorf's,

oder

Die beiden Brüder Sintram und Bertram.

Blutroth ſah man den Himmel über der Erde. Es war der Wiederſchein des auf Erden vergoſſenen Blutes. Das geſchah zur Zeit, als im fränkiſchen Königshauſe, dem merovingiſchen, Brudermord üblich war, Weiberwuth und Weiberrache wie zornige Kometſterne über den Völkern flammten, Brunhilde und Fredegunde ihre fluchbeladenen Namen mit dem Blute ihrer Männer oder Kinder in die Geſchichte gruben. Das waren Weiber, von denen der alte Lauſer ſchreibt: „Sonderlich gingen allen fränkiſchen Landen in den zwei Königinnen Brunhilde und Fredegunde, die in der Ausübung aller Laſter um den Vorzug ſtritten, zwei peſtilenziſche Geſtirne auf, welche mit ihrem giftigen Einfluſſe unzähligen Jammer, Mord und Blutvergießen geſtiftet haben.“ — Wir wollen dieſe ſchwarze Nacht der Laſter durch unſere Feder nur mit wenig Worten um etwas aufheitern. Damals war's, wo das große fränkiſche Reich wie ein alter Lappen bald auseinandergeriſſen, bald wieder zuſammengeflickt ward. Hatte es eine mächtige Hand endlich unter einen Hut gebracht, ſo ward es nach dem Tode des Beſitzers in ſo viele Theile zerſtückelt, als derſelbe Söhne hatte, und kaum hatte jeder ſeinen Theil, ſo kehrten ſie die Waffen gegeneinander und kriegten gegeneinander, bis einer nach dem andern ermordet war oder ſonſt ſtarb, und endlich einer wieder alles hatte. Damals ging es unſerm Vaterlande übel, denn es gehörte auch zu dieſem unglücklichen Reiche und ward faſt bei jeder Theilung von einander geriſſen, indem der weſtliche Theil deſſelben zum burgundiſchen Theile genommen ward, der öſtliche zum deutſchen, und wenn die Könige ſich in den Haaren lagen, ward das arme Land zertreten, und wo das Land auseinander ging, die feindlichen Brüder zuſammenſtießen, da wollte Niemand mehr wohnen, da entſtand eine Wüſte, und dieſe ward Uechtland genannt. Moraſt und Wald bedeckten das Land und grauſe wilde Thiere ſiedelten darin ſich an, der Ur brach durch die Gebüſche, die Schlange kroch im Schlamme, und in der Wälder unerforſchten Tiefen hausten grimme Thiere, einzelne Ueberbleibſel vergangener Zeiten, von denen nur noch die Sage ſpricht, deren Reſte man jedoch im Schooße der Erde noch findet.

Das durch königliche Hände vergoſſene königliche Blut mäſtete die Pflanzen rund um den Königsſtamm herum, daß ſie üppig aufſchoſſen, zu mächtigen Stämmen erſtarkten, die ihre Kronen ſtolz und kühn emportrieben, bis über die Krone hinauf, welche der königliche Stamm trug, welche nun in düſtern Schatten ſtand, bis ſie endlich in dieſem Schatten erblaßte. Wer dem königlichen Stamme am nächſten war, ſchoß am üppigſten empor, und am nächſten ſtunden demſelben die Hausmeier, anfangs in einzelnen, dann in allen Fällen Stellvertreter und Statthalter des Königs. Je gieriger die Könige ihren eigenen Lüſten leben, deſto leichtfertiger überlaſſen ſie andern die Arbeit, und bekannt iſt es in der Weltgeſchichte, wie die Luſt verzehrt, die Arbeit ſtärkt, und zwar Großes und Kleines, Einzelne und Völker, Königsſtämme und arme Leute. So haben die morgenländiſchen Despoten ihre Beamteten, welche ſo oft und ſo weit ihnen über das Haupt wachſen, daß ihnen das eigene Haupt nicht mehr ſicher auf ihren Schultern ſteht; ſo geſchah es auch den merovingiſchen Königen. So ſchoß am Saume ihres Thrones Pipin auf, der Heriſtaller genannt, nnd im Schatten ſeines Stammes erloſch ſpäter der königliche Glanz der Merovinger, und ſein Urenkel trug die fränkiſche Krone königlicher als keiner aus dem verdorrten Stamme ſie je getragen hatte. Doch hatte das neue Haus ſchwere Kämpfe zu beſtehen, bis es ſo hoch ſich erhob und Kämpfe im eigenen Schooße. Wie kräftig es auch kämpfte und ſchaffte, von der Seuche der Zeit blieb es nicht frei, ſetzte frech göttliches und menſchliches Recht hintan der Luſt nach irdiſchem Beſitz oder ſinnlichem Genuſſe.

Pipin hatte durch ſeine Kraft als Hausmeier das ganze Reich unter eine Krone gebracht, ſchaffte Ruhe und hielt ſie aufrecht mit gewaltiger Hand, aber daß die Herzen vieler Großen ihm abhold waren, entging ihm nicht. Er wußte, daß der Schwaben Herzog ihn haßte, von den burgundiſchen Edeln jeder ſelbſt am liebſten der Größte geweſen wäre, mancher nach neuer Trennnng lüſtern war, um im getrennten Theile der Größte zu ſein.

Pipin that gerne fromm, wenn es ihm was eintrug, war eifrig in der Ausbreitung des Chriſtenthums, wenn er Hoffnung hatte, daß die Länder der neu bekehrten Chriſten dem Reiche, welches er verwaltete, zufielen. In dieſem heiligen Eifer vergaß er blos eins: ſich ſelbſt zu bekehren und zu heiligen alle Tage mehr. Den Frieſen war er mit ſeinem Chriſtenthum tapfer zu

Leibe gegangen, hatte es ausgebreitet im Lande, hatte des Herzog Radbods Tochter bekehrt, und darauf ſie ſeinem Sohne Grimoald zum Weibe gegeben. Da dieſer Grimoald nicht ſehr chriſtlich mit ihr umging, dieweilen er an ſeinem Vater nur böſes Beiſpiel hatte, ſo ließ ihn ſein Schwiegervater in der Kirche zu Lüttich, als er dort ſein Gebet verrichtete, heidniſch erſtechen. Das war heidniſcher Spott, der zeigen ſollte, daß ja dem Gott der Chriſten ein heidniſch Plappern nicht gefalle, ſondern blos das Opfer ſeiner ſelbſt; es war ein faſt verdienter Lohn für einen, der andere zu Chriſten macht und dieſe Chriſten behandelt ärger als ein Heide es könnte.

Pipin ergrimmte darob gewaltig und rüſtete ſich ſeinen Gegenſchwäher blutig zu züchtigen. Zu Baſel ſammelte er ſeine Macht, dort war eine königliche Pfalz wohlgelegen, wenn das Frankenreich unter einem Hute war, wohlgelegen überhaupt durch die Mündung der Thäler und Flächen in dieſe Enge, durch welche muß, wer von einem Land ins andere Land, von einem Thal ins andere will. Als Augſt zerſtört worden war in ſeinem lieblichen Grunde von den wilden Allemanen, hatte man einen feſtern Platz gewählt zur Anſiedelung an dieſer durch die Natur ſo bedeutſamen Stelle. Schon unter den römiſchen Kaiſern war es geſchehen, wahrſcheinlich zu Ehren einer kaiſerlichen Mutter trug der Ort den Namen, und die fränkiſchen Könige mißkannten ſeine Bedeutſamkeit nicht, weilten dort oft, bereiteten Großes, oder ſuchten in prächtigem Hofhalt die Gunſt der Völker, welche ſie durch ein ſchauerlich Thun verſcherzt glaubten. Zu Baſel weilte alſo Pipin, und wie der Rhein ſeine ſchweren Wogen wälzte an der Pfalz vorüber, ſo wälzte Pipin ſchwere Gedanken in ſeinem Gemüthe. Ob er ſeine Schuld fühlte, wiſſen wir nicht, aber das wußte er, daß wenn nach langem Glücke ein Schlag den Menſchen trifft, derſelbe nicht alleine bleibt, ſondern dem Erſten mehrere folgen, und daß, wenn die Schläge der Vorſehung beginnen, auch der Abfall der Menſchen beginnt. Auf dem hohen Altane, welchen Gott ſelbſt über dem Rhein erbaut, überſah er die Lande, bedachte ihren Zuſammenhang und was Noth thäte ſie zuſammenzuhalten. Pipin war kein ſchwacher Geiſt, ſchwere Gedanken hatte er, aber mit der Kraft ſeines Geiſtes läuterte und lichtete er ſie zu klaren feſten Entſchlüſſen. Um ihn ſammelten ſich ſeine Helden, mit ihnen ging er zum feſtlichen Male in weitem Saale. Da tafelten Helden aus hundert und abermal hundert Gauen; von Spaniens Bergen, aus Sachſens Niederungen, kamen ſie her, grau lockigt die Einen, in der Fülle der Jugend die Andern, hell wie das Morgenroth von Oſten her, dunkel wie die beginnende Nacht aus des Südens Mittagsgluth. In gewaltiger Gliederfülle prangten die Erſtern, auf kühnem ſchlankem Baue trugen die Andern ihre ſtolzen Häupter. Wer kennt nicht die Namen der kühnen Recken, welche die Schlachten Karls des Großen, Pipins berühmtem Enkel, ſchlugen; doch größere Helden ſaßen kaum an Karls des Großen Tafel, als um Pipins Male ſaßen; aber Namen und Thaten der letztern liegen begraben im Dunkel der wilden Jahrhunderte, während das hellere Licht, welches Karl über ſeine Zeit erglühen ließ, die Namen ſeiner Helden durch die Jahrhunderte bis auf uns herab zu tragen vermochte. — Helden verrichten wohl Heldenthaten, aber den Helden und den Thaten verleiht der Unſterblichkeit, welcher ſie aufzufaſſen und der Nachwelt zu überliefern vermag;

darum nennt die Geſchichte nur diejenigen Könige groß, deren Geiſt Helden ſchuf und Licht, in welchem die Namen der Helden zu ſtrahlen vermochten, unvergänglich und unvergeſſen.

Verſchieden, wie die Helden ſelbſt, waren der Helden Rüſtungen. Während die Einen in ſchmucken Rüſtungen ſilbern glänzten, ſchreckten die Andern, in wilden Thierſchmuck gehüllt, und auf mehr als einem Haupte ſaß als Helm des wilden Urs drohend Haupt. Fleiſchhügel bedeckten die Tafel, Hirſch, Bär und Eber hielten friedlich und gelaſſen ſtille den Meſſern, die über ihnen ſchwebten, und mitten unter ihnen ſah man die großen Bewohner des Rheinſtromes, die ſchnellkräftigen Lachſe, und zwiſchen den Hügeln ſprudelten ſüße Quellen welſchen Weines und deutſchen Biers; doch feines Gebäcke ſah man keins und ſüße Zwiſchenſpeiſen nicht; nach der Art der Gäſte waren auch die Speiſen rauh und kräftig. Tapfer, wie auf den Gefilden der Schlacht, hieben auch an der Tafel die Helden ein, in großen Stücken flog von den wilden Thieren das Fleiſch, und je größer die Stücke waren, deſto behaglicher ließen die Helden ſichs ſchmecken.

Nur einer ſäumte mit dem Eſſen, Gedanken hatten ihm den Hunger geſtillt; es war Pipin. Wie ein ſteinern Götterbild ſaß zu oberſt im Saale der alternde Held, müßig ſtand vor ihm der Humpen, ſeiner Helden Eſſen und Reden ſtörte ſein Sinnen nicht, noch hatten zu Entſchlüſſen ſeine Gedanken ſich nicht geſtaltet. Doch als lauter und lauter die Rede ſchwoll, der Brandung des Meeres gleich vor beginnendem Sturme, da belebte ſich des Herzogs Auge, ſeine Seele kehrte zurück, faßte des Mahles Zügel; er kannte ſeine Helden und wußte, daß er Herzog ſein müſſe in der

Schlacht und am Mahle, daß eine ſtarke Hand von nöthen ſei, ſie zu zügeln in der Schlacht wie am Mahle. Pipin faßte die Zügel, er miſchte ſeine Rede in der Andern Rede, ſeine Stimme ſchwoll allgemach empor über die Stimmen der andern, eine nach der andern erloſch, bis alle horchten auf des Heerführers gewaltige Worte. Zornig donnerten ſie vorerſt durch die weite Halle, es war die Todtenklage um den erſchlagenen Sohn, ſeine Worte waren Feuerbrände, welche er in die Herzen ſeiner Helden warf, zur Rache ſie entflammend. Hoch auf flammten ſie auch, der Rache Brand verſchlang die Zorneswellen der Einzelnen, und wenn die Schwerter raſſelten, die Meſſer blitzten, ſo galten die wilden Geberden nicht dem Nachbar, ſondern dem fernen Frieſen Herzog.

Als er die Herzen gelenkt hatte, begann die Stimme ruhiger zu rollen, doch vernehmbar in jeder Ecke des großen Saales; er theilte Befehle aus, theilte Entſchlüſſe mit, feſſelte die Herzen durch das Vertrauen, mit welchem er Jeden zum Mitwiſſenden ſeiner Pläne zu erheben ſchien. Als er mitgetheilt hatte, was er klug fand, blieb ſein Auge ruhen auf zwei jugendlichen Recken, welche weit unten ſaßen im Saale, obgleich von Keinem überſtrahlt an Heldenherrlichkeit. Dunkel wie die beginnende Nacht, war des Einen Haupt, hell wie das Morgenroth das Haupt des Andern, doch die gleichen Blitze ſchoſſen aus den blauen Augen des Einen, aus den ſchwarzen des Andern, dieſelben Züge trugen beide Geſichter; gleich an Kraft und Größe, ragten ſie empor über die Meiſten im Saale. Brüder waren beide; Sintram und Bertram hießen ſie, in einer Stunde hatte eine weltſche Mutter ſie geboren, ihr Vater war der Graf von Rore, aus uralt helveliſchem Stamme. Ein alter celtiſcher Thurm, den Spätere einen römiſchen nannten, an der Aare Strand, war ſein und ſeiner Väter Sitz. Weit umher gehörte ihm das Land, doch lag es wüſte zumeiſt, war Uechtland, auf einzelnen Alpen weideten die Heerden, einzelne Meierhöfe waren urbar im weiten wüſten Lande. Früh war ihr Vater erſchlagen worden, in einem der vielen Bruderkriege. Ihre Mutter hatte die Kinder gerettet; unter Pipins Schutz und Schirm waren ſie erzogen worden, er liebte ſie, als wären ſie ſeine leiblichen Söhne, ſie verdienten es aber auch. Wo es ein kühn Wagniß galt, ſah man Sintram und Bertram; was Niemand wagte, wagten ſie, wo jede Kraft erlahmte, ſiegten ſie, wo ihr Schlachtruf erklang, wo ihr wilder Helmſchmuck drohte, da wandte der Allemane ſein Pferd, ſuchte der Frieſe ſeine Moräſte. Es waren beide wie zwei Arme an einem Leibe, bald ſchien der Eine das Schwert, bald der Schild des Andern, und waren in allen Dingen wie von einer Seele regiert. Darum legte Pipin gerne Schweres in ihre Hand, und wenn Entſcheidendes oblag, wählte er gerne die jungen Recken zur Ausführung, den grauen Helden zum Aergerniß. Der Thaten der helvetiſchen Recken aus dem einſamen Stamme, vom öden Strande der Aare her, freute er ſich, als ob ſie ſeine eigenen geweſen; was fränkiſche, burgundiſche Helden vollbrachten, ſchien ihm ein drohend Wachſen der Kronen ihrer Stämme über den eigenen empor. An dieſe Beiden richtete er jetzt ſeine Rede und ſprach zu ihnen: „Ihr aber, Grafen von Rore, zieht nicht mit, ihr kehrt zurück in euer Väter Erbe, welches ihr noch nie bewohnt, wo ein ſchwerer Kampf euch bereitet iſt. Dort iſt's wild und wilde Thiere beſitzen das Land, doch gut und ſtark iſt das Land, eine ſichere Wohnſtätte ſtarker Männer. Dort ſollt ihr in die öde Wildniß, welche Schwaben und Burgund trennt, Burgen bauen, räuten den Wald, trocknen den Moraſt. Dorthin will ich euch Männer ſenden aus dem Lande der Frieſen herauf, ſie ſollen Wald und Sumpf das Land abgewinnen, ſie ſind es gewohnt in ihrem Lande. Unten im Lande der Frieſen, wohnen mir der Männer zu viele, zu wenige in Helvetien. Denn dort will ich eine Burg mir bauen, ſtärker als eine Königsburg; die Berge ſollen die Mauern ſein, Flüſſe die Graben, und hinter beiden ſollen die ſtarken Männer mir wehren den frechen Feind, der an Mauern und Graben ſich wagt. Dieſe Burg ſoll mir das Uechtland ſein, die Oede zwiſchen Burgund und Schwaben ſoll beide mir verbinden, ſoll das Lager ſein, aus welchem heraus gezüchtigt werden ſoll, wer zum Abfall ſich neigt, ſei es der Oſten, ſei es der Weſten. Es ſoll mein und meiner Kinder Kleinod ſein, unſere Herberge in freundlichen Tagen, unſer letzter Thurm, wenn alle andern Thürme gebrochen ſind.“ So ſprach er und gab den ſpäter von ſeinem größern Enkel weiter ausgedehnten Wink, wie man ein Land ſchwächen könne und ein ander Land ſtärken, eine Mauer aufbauen, indem man die andere niederreißt.

Doch die Grafen von Rore hörten mit Mißmuth des Herzogs Auftrag, ſie begriffen die Bedeutſamkeit deſſelben nicht, wenn ſie auch ihn auszuführen die Kraft beſaßen, ſie hatten dieſe Kraft zumeiſt auf Schlachtfeldern gemeſſen, und der Ruhm, welchen ſie dort gewannen, ſchien ihnen der einzig ihrer würdige Lohn. Mißmuthig ſchauten ſie auf die grauen Häupter, ſie ſchienen ihnen beſſer zu paſſen zum bauen des Landes, zum führen des Pfluges, als ſie, die ſich noch Jünglinge dünkten, obgleich das dritte Jahrzehnt ihnen ſeine Pforten bald öffnen wollte. Doch Pipin kannte das Schwere ihrer Aufgabe, welche eine Kraft erforderte, die jeden Morgen verjüngt erwachte, die Jahrzehnte feſtzuhalten vermochte das Begonnene auf dem betretenen Wege, mit immer gleichem Scharfſinn den neuen Fällen begegnete, die einſchleichenden Fehler bemerkte, er kannte die Macht der Eingebornen über die heimiſche Erde, und wenn er ſchon Fremde ſenden wollte, ſo ſollte doch der eingeborne Name die fremden Kräfte regeln, brauchbar erhalten, heimiſch machen. Pipin widerſprach man nicht; als er geſprochen hatte, endigte er das Mahl, ritt zur luſtigen Jagd im nahen Forſte, wendete die auflodernde Kampfluſt dem wilden Eber zu, ſeiner Helden heißes Blut gedachte er drunten im Frieſenlande nützlicher zu gebrauchen, als zu blutigem Streit beim Mahle.

Am folgenden Morgen war der Tag des Aufbruches; es ſammelten ſich um die Pfalz die Schaaren, wild verwegene Geſtalten, ob's Menſchen, ob's Ungeheuer ſeien, Ungethüme aus irgend einem unbekannten Urwalde, wüßte wirklich nicht, wer heut zu Tage ſolche Schaaren vor Augen bekäme, da jeder trug, weſſen er habhaft werden konnte, eine Kuhhaut, oder ein Bärenfell, ein gut Wamms, oder eine ſchlechte Rüſtung. Es war ein luſtiger Morgen, was flattern konnte, die Felle, die Haare, die Büſche aller Art, wogte im Winde; es war ein wunderſamer Anblick, ein ganz anderer als ein wogend Kornfeld, als blühende Bäume im Winde gewiegt. Abgeſondert harrten die Brüder bei ihrem kleinen Gefolge auf Pipins letztes Wort; halb zornig, halb traurig, blitzten ihre Augen, wild bäumten unter ihrem Unmuthe ſich ihre Hengſte. Endlich ritt aus der Pfalz der alte Held langſam, als der, welcher weiß, daß weder Feind noch Sieg ihm entrinnen. Er wandte vor allem ſich zu den Brüdern und ſprach zu ihnen freundlich, als ob ſie ſeine Söhne wären: „Reitet mit Gott, ſorget für feſte Stätten, für Männer will ich euch ſorgen. Werdet mir Mauer und Schild, und bleibet treu wie dem Leibe der Arm. — Stark, wie ihr wißt, ſind durch ihr Land die Frieſen, ſtärker noch iſt Helvetien; wohnen Helden darin, ſo wird es ein unbezwingbar Heldenland. Euch vertraue ich es, mein Vertrauen täuſcht ihr nicht. Was euch wartet, wißt ihr nicht, aber was auch kömmt, ihr erliegt ihm nicht. Zieht mit Gott und murret nicht, der Ruhm liegt nicht hier, nicht dort, nicht in dieſem, nicht in jenem, ſondern darin, daß ihr wohl und treu beſteht in allem, was Gott und ich gebieten."

Darauf wandten Sintram und Bertram der Heimat ſich zu zögernd, als ob ſie bei jedem Schritte umzukehren gedächten, und Bertram, der blondgelockte wildere der Brüder wäre umgekehrt, wenn Sintram, der Beſonnenere, ſeinen Sinn nicht zum Gehorſam gelenkt hätte. Sie führten auf manchem Roſſe reiche Beute mit ſich, aber was half die ihnen in der öden Heimat, wo keine Feſte waren, keine Hoflager, keine glänzenden Schlachten, wo das Beſte ein Kampf mit einem Bären war, und bei dieſem Kampf das Beſte ein ſcharfer Dolch, ein gutes Schwert. Doch des Weges Mühen zerſtreute bald ihr trübes Sinnen, nahm ihr gutes Auge, ihre ſtarke Hand in Anſpruch. Mühſam wanden ſie ſich durch die Sümpfe der Birs, mühſam drangen ſie jenſeits durch den dichten Wald, und noch manchen Sumpf und manchen Wald durchbrachen ſie, bis auf einer Höhe der Abend ſie fand, wo vor ihren Augen der Gau ausgebreitet lag, den ſie ihr eigen nannten und doch kaum kannten; hier raſteten ſie. Die Knechte entzügelten die Pferde, bereiteten das Mahl; ſtumm ſtunden die Brüder, ſtarrten hinaus in ſtumme herrliche Wildniß, die vor ihnen ſich ausbreitete. Die heutige Sonne leuchtete damals in gleicher Pracht wie heute, und immer duftiger und immer milder ſtrahlend, je mehr ihrem Untergange ſie ſich näherte, und über die gleichen Berge wie heute noch, ging ſie ſchon damals unter.

Wie heute glühten die Berge im goldenen Abendſchein, Roſen gleich, hehre herrliche Schweizerroſen, die ſich nicht verpflanzen laſſen aus einem Garten in den andern Garten, die unſer eigen bleiben, ſo lange Gottes Huld und Gottes Sonne leuchten über unſern Garten. Doch anders war das Land. Aus ſchwarzem dunkeln Walde herauf blühten dieſe hehren Schweizerroſen, Jungfrauen gleich, welche über wildes Geſtrüpp ihre lieblichen Häupter heben. Die ſchwarze Wüſte war durchwirkt wie mit Silberbändern, die zu flattern ſchienen von den ſchneeichten Gewändern der Jungfrauen, es waren die klaren Flüſſe, welche durch die dunkeln Gründe rauſchten, und mitten in den ſchwärzeſten Gründen ſtrahlten gewaltige Edelſteine; es waren die hellen Schweizerſeen, damals zahlreicher als jetzt, und nicht von blühenden Auen, ſondern von düſterm Walde umrandet. Wohl ſah man auch hie und dort grüne Seiten an den nähern Alpen, im weiten Thalgrunde tauchte ſelten eine bebaute Stelle auf, die groß genug war, dem Auge bemerkbar zu werden. Ihren Stammſitz ſahen ſie an der Aare Strand, den altersgrauen bemoosten Thurm, ein Krähenneſt in reichbelaubter Eiche.

So lag vor ihnen die ſchöne Wildniß, die zum Heldenlande werden ſollte, aber die Brüder erfreuten ſich ihres Anblicks nicht, düſter ſahen ſie in den Grund hinab, der ihr Stammfeld werden ſollte, auf dem kein Feind zu ſehen war, nichts als eine ſchauerliche Oede, eben der Feind, gegen den ſie ſtreiten ſollten. So ſtarrten ſie ſtumm hinaus ins öde Land, die Sonne ging unter, die Berge wurden blaß, ſchwarz der Wald, froſtig rauſchte der Abendwind durch die Blätter der großen Eiche, bei welcher ſie ſich gelagert hatten, kleine Käuzlein ſtrichen übers niedere Gebüſch, hoch über den Wipfeln der Bäume hörte man des Uhu's eintönigen Ruf. Luſtig kniſterte unter der Eiche ein munteres Feuer und emſig bereiteten die Knechte einen Hirſch zum ſtattlichen Imbiß, packten aus und ordneten was zum bequemen Lagern nöthig war. Kein fröhliches Zechen begann auf der wilden Höhe, das ſtumme Mahl war bald beendigt, die Knechte wurden ſtill, da die Herren ſich ausſtreckten auf den ausgebreiteten Fellen. Doch lange mied ſie der Schlaf, ſie ſtarrten hinauf in die blauen Gewölbe, wo ſo tiefe Räthſel ruhen, aber derſelben enträthſelten ſie keines, ſie grollten nur.

Endlich ſchlich doch der Schlaf herauf, legte leiſe ſich auf ihre Augenlieder, ſchlang leiſe um ihr Bewußtſein ſeinen wunderbaren Schleier und ſchaukelte nun die ſtarken Recken auf den luftigen Wellen des Traumes. In Bertram quoll die Kampfluſt auf, es drängte ihn zur Schlacht, er hörte Hörner rufen, hörte das Toſen der Schlacht, er ſprang zu Roß, er ſprengte zur Schlacht. Doch vorwärts konnte ſein Hengſt nicht, vor ihm ſtand Gebüſch, dicht verſchlungen, einer Mauer gleich. Wild hieb er mit dem Schwerte drauf, aber keine Bahn öffnete ſich, immer enger und dichter verſchlangen die Zweige ſich. Da ſpornte er den Hengſt zum hohen kühnen Sprunge, weit über das Geſtrüpp flog derſelbe weg, er glaubte mitten in die Brandung der Schlacht hinein, und hoch ſpritzte es an ihm auf, aber nicht blutige Kampfeswellen, faules Sumpfwaſſer war's. Bis an die Seiten herauf hatte das Roß in Moraſt geſetzt, ſaß dort feſt, und je wilder Mann und Roß arbeiteten, ſich frei zu machen, deſto weiter dehnte langſam und zäh der Sumpf den geöffneten Schlund auseinander, Roß und Reiter zu verſchlingen. Schon ſchnaufte verſinkend das Roß, ſchon fühlte Bertram das Grauen eines ruhmloſen Todes, da glänzte vor ihm ein Speer, jenſeits auf feſtem Boden ſtand der Bruder. Wie Bertram den Speer ergriff, waren er und ſein Roß auf feſtem Boden, friſch jagte er in die vor ihm aufs neue brauſende Schlacht. Da rollte plötzlich vor ihm her eine ſchwarze Kugel, je raſcher er jagte, deſto ſchneller rollte die Kugel vor ihm her und je ſchneller ſie rollte, deſtomehr ſchwoll ſie auf, ſchwoll hoch über ihn empor. Plötzlich platzte die Hülle, ein ſchrecklicher Knäuel ward ſichtbar; Beine, Köpfe, Schwänze, Flügel, ragten daraus hervor, der Klumpen entwirrte ſich, rollte auseinander, die einzelnen Gebilde wurden frei, ſcharten aber feindſelig ſich ihm entgegen, es rannte mit geſenktem Haupte der Ur auf ihn ein, bäumend ſchritt der Bär ihm entgegen, mit blankem Gebiſſe ſprang am Roſſe empor der Wolf, die wilde Katze bog ſich zu kühnem Sprunge, der Eber ſchlug ſeine Hauer gegen des Roſſes Weichen, ſelbſt der Hirſch rannte drohend an mit zackichtem Geweih. Unter allen herauf, zwiſchen allen hindurch, frech groß und dick ein nie geſehen Ungeheuer, ein ſchrecklicher Wurm, einer ungeheuern Eiche gleich, an die ein Hals gewachſen war, vornen dran ein Kopf mit Augen, einer glühenden Kugel gleich, einem Maule voll blanker Meſſer und von oben her rauſchen die Thiere der Luft, Geier und Adler hackten ſich auf ſeine Schultern, ſchlugen mit Schnäbeln und Flügeln auf ihn ein. — Bertram ſtritt unverzagt mit jeglicher Waffe; ſcheu bäumte ſich ſein Pferd, erwildet hieb es bald mit den Vorderbeinen, bald ſchlug es wüthend hinten aus, aber alles umſonſt. Immer neue Thiere entwirrten dem Knäuel ſich, und alle drangen auf ihn ein, drängten wieder um ihn ſich zuſammen, als ob ſie wieder zum Knäuel zuſammenwachſen, nur auseinandergerollt ſeien, um um ihn ſich neu wieder zuſammenzuwinden. Immer enger rangen ſie ſich um ihn zuſammen, die Hand hatte zur Abwehr keinen Raum mehr und dicht vor ſeinem Geſichte gähnte des ſcheuslichen Wurmes Schlund, deſſen Augen brannten dicht vor ſeinen Augen, glühender Athem verſenkten ihm Bart und Haar, Nacht ward es um ihn, enger und enger ward er umwunden, der Athem ging ihm aus, zuſammengeballt hatte ſich der ſcheusliche Knäuel, als Kern lag er mitten in der ſcheuslichen Schale. Da fuhr es wie ein Blitz durch die athemloſe Nacht, der Knäuel ſprang auseinander, die Thiere der Nacht waren verſchwunden, frei waren ſeine Glieder, ſein Bruder ſtand bei ihm, ſein Schwert hatte den Knäuel geſpalten. Keine Schlacht toſete mehr, die Sonne glänzte, ein weites Feld dehnte vor ihnen ſich aus, goldene Aehren ſchwebten in leiſem Abendwinde, blumenreiche Matten erquickten das Auge, mächtige Burgen thronten auf ſtolzen Hügeln, friedlich lagerten zu ihren Füßen ſich weite Dörfer, wunderbare Töne klangen durch die Lüfte, goldene Kugeln zierten hohe Thürme, ſtrahlten weithin durchs freundliche Gelände. Verglommen war in ihm der Schlachtenmuth, ein ſüßer Frieden ſtrömte durch ſeine Seele, es war die Wonne des müden Wanderers, der nach ſchwerem Tagewerk in der Heimat ruht. Es war ihm, als ſei er gekommen ins Paradies und ſelige Gefühle umſpannen ihn immer wonniglicher, lösten ſein Bewußtſein auf zu ſeliger Ruhe.

Während Bertrams wilde Träume ſich verklärten, zum Frieden des Paradieſes, träumte auch Sintram, aber wie in eiſernen Klammern hielt ihn ſein Traum gebunden. Es war ihm, als liege er müde und matt nach ſchwerer Jagd im Schatten einer Burg und pflege der Ruhe; da hörte er des Bruders Horn ſchreien um Hülfe in Todesnoth. Er wollte emporfahren, wollte zu Hülfe, aber er konnte nicht, in eiſernen Klammern war er gebunden, kein Glied konnte er regen, kein Auge öffnen, keinen Ton entfeſſeln aus den engen Klammern. Wehlich und wehlicher ſchrie das Horn um Hülfe, wie ein zum Tode Gebundener rang Sintram gegen die wunderbaren Bande, in denen er lag, doch weder ein Sinn noch ein Glied gehorchte ihm. Er fühlte die Todesangſt um den Bruder, aber todt war ſein Körper, ſeine Seele hatte keine Gewalt über ihn, die Bande zwiſchen beiden ſchienen gelöst. Lebendig war nichts im Körper als der Athem, der ſeine Wege zog, aber im Kampfe der Seele mit dem Leibe regten auch dieſe Wege ſich mehr und mehr, hoch auf hob keuchend ſich des geängſtigten Bruders Bruſt. Es iſt fürchterlich für das Leben, geſchloſſen zu ſein in den Tod, fürchterlich für den lebendigen Leib, geſchloſſen zu ſein in den todten Sarg, fürchterlich für die Seele, geſchloſſen zu ſein in den todten Leib, fürchterlich für das Ebenbild Gottes, gebunden zu liegen in der Materie, in welcher nur das Leben der Verweſung iſt. Als ſo in Sintram rang die durch den Traum erregte Seele, ohne daß ſie Macht über den im Schlafe erſtarrten Körper erhielt, da legte eine kühle Hand ſich auf Sintrams Stirne, vermittelte den Zuſammenhang zwiſchen den geſonderten Theilen wieder, rief die Seele zurück aus den Gebieten des Traumes, löste den Körper aus den Banden des Schlafes. Leiſer begann der Athem zu quellen, die Seele öffnete die Augen wieder, und raſch zuckte der ganze Leib empor, als Sintram zwei fremde Männer vor ſich ſtehen ſah, griff nach Schild und Schwert. Doch der eine der Männer faßte mit ſtarker Hand ſeinen Arm, während er mit der andern Zeichen des Schweigens machte und auf Bertram deutete, der zur Seite ruhig ſchlummerte. Erſtaunt ſtand Sintram, hatte Mühe ſich zurecht zu finden, der Ort war ihm fremd, die Männer, welche vor ihm ſtanden, ebenfalls. Es waren große Männer, umwallt von weißen Gewändern, weit herab floſſen die grauen Haare und der graue Bart; waren es Menſchen, waren es Geiſter? Sintram wußte es nicht. Er ſchlug das Kreuz, denn Sintram war ein Chriſt, aber die Männer flohen nicht. „Wir fliehen das Kreuz nicht, ſprach der Aeltere der Männer. Frei und unabhängig wollten wir das Volk und ſtärkten es zum Kampfe gegen das Fremde und die Fremdlinge, darum verfolgten uns, wilden Thieren gleich, die Römer, als ſie noch Heiden waren, die Römer und Franken, als ſie Chriſten wurden. Es kommt einſt eine Zeit, wo man auch das Kreuz verfolgen wird, unter einem andern Vorwande die Gelüſte bergend, des Landes Freiheit zu zerſtören, die eigenen Begierden zu ſättigen. Wir fliehen das Kreuz nicht, wir haſſen es nicht, wir wiſſen in ſeinem

Schatten wird groß und herrlich das Land erblühen, und herrlich bleibt das Land, ſo lange das Kreuz auch recht ſteht in ſelbem. Aber wir weichen ihm, den Göttern der Väter bleiben wir treu, weil wir nach dem Tode zu den Vätern wollen.“

Da erkannte Sintram, daß es Druiden waren, welche vor ihm ſtunden, er hatte deren keinen noch geſehen, doch von ihnen gehört von Jugend auf. Er ſah die Eiche geöffnet, ſah, was er früher überſehen hatte, in der Runde Steine gelegt, er ſtand auf einer alten Opferſtätte. Sintram war Chriſt, aber den Glauben der Ahnen haßte er nicht, in der Tiefe des Herzens bewahrte er noch manche alte Lehre und in Tagen der Noth hätte er unbedenklich zu geheimen Gebräuchen ſeine Zuflucht genommen. So bleibt das Alte in den verborgenen Tiefen der Seele, wenn auch die Welt ſcheinbar neu wird; erhält ſich doch auch oft Altes draußen in der Welt ſelbſt, trotz dem, daß die ganze Welt dagegen kämpft. So hatten durch Jahrhunderte einzelne Druiden ſich erhalten, trotz dem bittern Haſſe und ſchweren Verfolgungen römiſcher und anderer Despoten; denn ſie waren es, welche den Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit fort und fort in den Völkern nährten. Als Gott unter dem Kreuze die Völker geſichert, da rief er die treuen Wächter heim, und die treuen Wächter werden erkannt haben, daß der Gott der Chriſten jede Treue zu lohnen weiß, in welcher Geſtalt ſie auch durch die Welt gehen mag. Sie fühlten es, dieſe Prieſter, daß die Zeit des Heimgangs nahe; noch einmal wollten ſie das geliebte Land ſehen, zu welchem ſie den Glauben hatten, daß es ein Land der Gottheit bleiben müſſe.

Mit Ehrfurcht beugte vor ihnen ſich Sintram und der Aeltere der Männer ſprach: „Sei willkommen, Graf von Rore, im Lande deiner Väter, deinen Einzug mögen die Götter ſegnen, zu des Landes Heil mag er gedeihen. Dem Gott der Chriſten haſt du dich zugewandt, aber der Menſchen Weiſe iſt nicht der Götter Weiſe; ſei ein treuer Graf deinem Lande, ſo werden die Götter mit dir ſein; was du dem Lande thuſt, werden ſie empfangen, als hätteſt du es ihnen gethan. Denn dieſes Land haben ſie ſich zu ihrem Thron erbauet, und wer dieſen Thron zu Ehren bringt, in Ehren hält, mit dem ſind ſie auch. Nun lebe wohl, ſei tapfer im Kampfe, welchen Pipin dir aufgetragen, auf Eingebung der Götter. Wir wollen ſterben gehen, unſer Tagewerk iſt vollendet, unſer Leben iſt bei den Vätern.“

Da neigte ſich in Demuth der ſtolze Held und ſprach: „Ich danke euch, Prieſter meiner Väter, daß ihr einmal mir erſchienen, meinen Eingang geſegnet habt; aber verlaßt mich nicht, ihr habt mir dann mein Loos verkündet, meines Stammes Schickſal, meines Auftrages Ausgang; ſei es hell, ſei es finſter, ich ertrage die Stunde.“

Da trat zu ihm der zweite der Prieſter, welcher noch nicht geredet hatte, legte ſeine Hand auf Sintrams Achſel und ſprach: „Bleibe treu deinem Bruder, ſo wird es dir wohl ergehen, und der Götter Segen wird in euern Werken ſein. So lange treu unter einander des Stammes Glieder bleiben, wird dein Stamm blühen im Lande, mächtig ſein durch ihn das Land. Kehrt aber Untreue bei ihm ein, geht Verrath von ihm aus, dann wird er erlöſchen wie eine Kohle ziſcht und löſcht im Waſſer, wird untergehen in Schmach und Schande. Die Erde, die den Regen trinkt, die

Waſſer, die im Lande fließen, das Feuer, das in und über der Erde glüht, die Lüfte, die im Lande weben, das Leben, das ſich reget zu Berg und Thal, in Klüften und Lüften, ſie alle ertragen nicht Untreue, ertragen nicht Verrath; es gährt die Erde, es brauſen die Waſſer auf, es ſchwellen die Winde an, es wirbelt das Feuer empor, es empören die Thiere ſich, und die Eichen ſchütteln die gewaltigen Häupter, wenn der Bruder den Bruder ſchlägt, und wo der Bruder den Bruder ſchlägt, ſchlägt er die Axt in die Wurzeln des eigenen Stammes, fällt den eigenen Stamm."

Und wie der Prieſter ſo geſprochen hatte, kam ein dick Gewölke über den Mond, ſchwarz wards auf dem Hügel und wie das Gewölke vorüber war, war Sintram alleine, die Eiche hatte keine Oeffnung mehr, aber neben ihm ſchlief Bertram einen milden Schlaf, athmete leiſe und lächelte. Sintram war tief bewegt, lange noch hielten des Prieſters Worte ihn wach, ängſtlich ſann er nach über ihr tief Bedeuten, aber wie die Probe der Treue ſich geſtalten werde, errieth er nicht. Endlich beſchattete ſein Sinnen der Schlaf, und als die Brüder erwachten, ſtrahlte hoch am Himmel die Sonne, beſtrahlte mit ihrem Lichte das ſchwarze Gelände. Die trübe Schwärze war verſchwunden, wie lichtgraues Dämmern lag es über dem Thale. So mag es geweſen ſein über den Waſſern, als Gott geſprochen hatte: es werde Licht! und das Licht ward und durch die Nacht drang, die Dünſte niederſchlug, reicher und immer reicher ſich ergoß über die junge Welt.

Heller ſah es auch im Gemüthe der Brüder aus, Mißmuth und Müdigkeit waren verſchlafen, kühnen Muthes ſahen ſie mit hellen Augen ins große Tagewerk hinein. Ihre Träume und Geſichte theilten ſie einander nicht mit, keiner wußte warum, jeder öffnete mehrmals den Mund dazu und doch that es keiner. Sie ſuchten den Stammſitz von Rore, fanden ihn mit Mühe, es war faſt, als ob ſie geſtrandet wären an einer wilden Klippe im öden Meere. Sie fanden ihn offen, doch Niemand darin; faſt war's, als ob er ausgeſtorben ſei. Während ſie im kleinen Hofe das Schlößlein betrachteten, ſich deſſen vor den Knechten, welche es noch nie geſehen, wohl aber die mächtigen königlichen Pfahlburgen und andere Sitze mächtiger Herren, faſt ſchämten, erſchien unterm engen Thore eine große Geſtalt. Die Knechte fuhren zuſammen, ſelbſt die Hunde drängten ſich unter die Bäuche der Pferde; auch die Grafen riſſen die Augen auf, wußten nicht, war es Thier oder Menſch, ein Geiſt oder ein Weſen. Mit dunkeln Fellen war die Geſtalt behangen, mit weißen Haaren war der ganze Kopf bedeckt, kaum daß man in dem ſilbernen Gelocke das große aber gleichfarbige Augenpaar bemerkte; es war ein ſeltſam Gebilde. Einen Augenblick war die Geſtalt ſtille geſtanden, dann ſchritt ſie vor, unwillkürlich drängten die Knechte ſich zurück, unter den Pferden heulten die Hunde. Vor den Grafen ſtellte ſich das Weſen; da ſah man wohl, daß es ein Mann war, und nachdem es dieſelben betrachtet hatte, blitzte es im grauen Gelocke auf, da ſah man, wo die Augen waren. „Seid willkommen, Grafen von Rore, in euerm Erbe, es mögen die Götter euern Eingang ſegnen, eines hohen Stammes herrliche Aeſte, euers Vaters Ebenbilder." So ſprach der Alte und reichte den Grafen die wilde Hand. Sie reichten ihm die ihren und Sintram frug: „Wer biſt denn du, wohnt Niemand hier?" „Ich wohne hier und Hug heiße ich. Habt ihr nie von euers Großvaters Milchbruder gehört, dem wilden Hug, der mit euerm Vater in alle Kriege zog, bis derſelbe die Augen ſchloß.“ „Biſt es doch nicht ſelbſt, würdeſt ja mehr als hundertjährig ſein“, ſprach Bertram. „Der Hug bin ich und die Götter mögen euch ſegnen, daß meine Augen euch noch geſehen. Euer Erbe habe ich gehütet, damit kein Anderer komme und ſetze ſich ein; jetzt mögt ihr ſelbſt es bewahren, ihr kühnen Knaben und Hug kann ſchlafen gehen.“ So ſprach der Alte, half mit rüſtiger Kraft den Knechten, zeigte ihnen die Stallungen, führte die Grafen zur Halle, tiſchte dort auf, was das Haus enthielt, Käſe, Fleiſch und Wein, ließ dann das Horn erſchallen vom Thurme herab, und bald fanden Menſchen ſich ein, und während die Einen dem Alten dienten, entfernten ſich die Andern auf deſſen Geheiß, kamen dann wieder und ſchleppten herbei Speiſe aller Art, doch nach damaliger Weiſe, und es war ein Leben da, wie ſeit vielen Jahren im alten Thurme nie geweſen war. Es war Hug's Familie, Kinder und Kindeskinder, welche er rundum ausgethan hatte, während er alleine im Thurme blieb, ihm zur Huth. Fruchtbare Flecken an ſonnigen Rainen, in waſſerreichen Thälern, hatten ſie ſich angebaut nach der Anweiſung des Vaters, der viele Länder geſehen hatte auf ſeinen weiten Zügen und eifrig das Gute pflanzte ins eigene Land, was auswärts er geſehen.

So ward den beiden Grafen ein ſtattlich Mahl bereitet, ein wenig geringeres als zu Baſel ſie eingenommen hatten in der königlichen Pfalz, bloß am Wein merkte man den Unterſchied zwiſchen einem königlichen Lager und einem am Rande des Uechtlandes im Aargau ſtehenden Thurme. Hug, der Alte, mußte zu ihnen ſich ſetzen, das Mahl mit ihnen theilen; doch ehe er als wollte er wiſſen, was die Grafen hier wollten, wie lange ſie weilen würden, was er anordnen ſolle. Als er hörte, was der große Herzog ihnen aufgetragen und daß ſie gekommen, den Auftrag auszuführen, da ſprang er begeiſtert auf, lobte die Götter, rang die Hände und ſtromweis rannen über das ſilberne Geſicht ſilberne Thränen. Den Grafen ward bange, es möchte der Alte kindiſch geworden ſein, doch rann dieſe Freude, ächter Liebe entquollen, ihnen heiß zu Herzen, denn ſo recht heiß waren ſie, ſeit die Mutter geſtorben, von Niemand geliebet worden. Sintram hieß den Alten ſich ſetzen und bedächtig hören, was ſie eigentlich ſollten, möglich, daß die Freude ihm dann verſiege. Doch ſie verſiegte nicht. Als Hug des Beſtimmtern hörte, was die Grafen ſollten, leuchtete die Freude erſt ſo recht ſtrahlend aus ſeinen hellen Augen und begeiſternde Worte entſtrömten ſeinem Munde. Was er längſt gedacht, ſagte er, hätten die Götter in Pipins Seele gelegt, und was die Götter wollten, dem fehle ein glücklicher Ausgang nicht, was dazu nöthig ſei, hätten ſie auch längſt beredet. Ein Land beſäßen ſie, wie gut, wie ſtark, wüßten ſie nicht. So arm an Menſchen, wie es ſcheine, ſei es nicht. Gar manchen Meierhof kenne er, der ihr eigen ſei, viele Hirten weideten auf ihren Alpen zahlreiche Heerden, und wo eine zahlreiche Heerde ſei, da finde man zumeiſt auch eine gewaltige Kinderſchaar, ſtark und ſchön, von fetter Milch getränket. Gar manche Familie werde noch zu finden ſein, deren Daſein er nicht kenne, da er lange nie weit von Rore weggekommen. Aber er wiſſe es, wie manche Wittwe mit ihren Kindern, mancher Alte mit dem Enkel, mancher Mann mit den Seinen in dieſe Marchen geflohen, in düſterem Walde ſich angeſiedelt habe. —

Ringsum, in Italien, in Gallien und weit den Rhein hinab, hätten Mord und Brand gewüthet, der Bruder ſei vor dem Bruder nicht ſicher geweſen, den Höchſten hätte des Mörders Dolch am liebſten geſucht. Darum ſeien Hohe und Edle in dieſe Wildniß geflohen, hätten als ein Paradies ſie erfunden, friedlicher mit den Thieren des Waldes gelebt, als mit den Menſchen draußen in den ſonnebeſtrahlten, köſtlich gebauten Ländern; deren würden viele zu finden ſein in den tauſend Thälern, welche ihr Gebiet durchfurchten. Wer müde ſei des wüſten Weltgetümmels, ohne Treue, ohne Sicherheit, dem wäre es unglaublich wohl in der ſtillen, friedlichen Einöde, wo er leben könnte, ſicher und frei, einen Tag um den andern, wie er es wünſchte und wollte. Es ſei ihm wie dem Schiffer, der aus den wilden Meereswellen ſich gerettet an ein ſtill Geſtade, wo er feſten Boden wieder habe unter den Füßen und ſeine Schritte lenken könne nach Oſt und nach Weſt, nach Süd und nach Nord, grade wie er wolle. Nichts hätte gefehlt als ein weiſer Wille, ein ſtarker Arm, ein guter Name, die Kräfte allmälig zuſammen zu binden, die Wildniß zu lichten, zu einem Heldenland umzugeſtalten nach des Herzogs Wille, der von den Göttern in deſſen Sinn gelegt worden. Ihr habt den Arm dazu, Kunde euerer Waffenthaten iſt zuweilen bis zu uns gedrungen, und einen höhern Namen als den euern gibt es nicht in Helvetien. So alt das Land iſt, ſo alt iſt euer Name, und ſo alt der Name iſt, ſo alt iſt deſſen Ruhm, doch weit vom Lande ward in den letzten Zeiten derſelbe geſammelt, die fränkiſchen Könige ernteten die Früchte, wild blieb euer Erbe, Blut und Kraft ſetztet ihr für andere ein, und hatte beides doch euer eigen Land ſo nöthig. Doch jetzt wendet ſich die

Zeit, die Sonne geht auf, Morgen ſoll es werden über dieſem Lande. So ſprach begeiſtert Hug, der Alte, der Jugend Gluth und des Alters Erfahrung beiſammen trug in hundertjähriger Bruſt. Mitten im Erzählen, durch welches er Muth zu machen ſuchte den bangen Grafen, ſtand er auf und hieß ſie folgen. Eine Thüre welche ſie nicht geſehen, ſchloß er auf, ſie führte in ein eng aber reich Gemach, es war die Schatzkammer des Hauſes. Hier ſahen ſie die treue Huth des alten Hugs. Freudig zeigte er ihnen die wohlbewahrten Schätze, die ein Geſchlecht dem andern überliefert hatte, mit eigenem Erwerb vermehrt. Was die Helden Koſtbares gewonnen hatten auf wilden Zügen, in blutigen Schlachten, hier ward es niedergelegt und manch große Heldenthat wußte der alte Hug zu erzählen, indem er Bericht gab, wo dieß, wo jenes gewonnen worden. Hier ſah man wie alt der Stamm war. Wie an den Ringen der Bäume man die Jahre zählt, welche ſie gelebt, ſo konnte man hier wie an einem Stammbaume an der Beute die Aeſte zählen, die der alte Stamm getragen. Es freute die Grafen, nicht blos des gefundenen Schatzes und mancher Kiſte Geldes, welches ſie brauchen konnten, das große wilde Erbe urbar zu machen, ſondern daß auch ſie Manches zu legen hatten zu der Beute ihrer Väter, zu bezeugen den Kindern, daß auch ſie gelebt und als Helden geſtritten. Sie dachten nicht, daß Geſchlechter kommen würden, welche was die Väter gewonnen, nicht mehren, ſondern verzehren würden, und zwar nicht die Schätze bloß, ſondern auch den Ruhm.

Das war aber auch eine Stunde, eines hundertjährigen Lebens werth, als der treue Hüter, des alten Stammes Wächter, den Erben des Stammes, an die er ſo ſehnlich gedacht, die im Leichtſinn der Jugend das verwilderte Erbe faſt vergeſſen und nach dem Erwerb einer neuen Grafſchaft in ſchönem Lande durch treuen Dienſt getrachtet, des Stammes Hort übergab und Zeichen und Zeugen empfing, daß die Söhne der Väter ächte Sprößlinge ſeien. Es war den Jünglingen gegangen wie andern vor ihnen und nach ihnen, den Werth des väterlichen Hauſes und Erbes kannten ſie nicht, trachteten nach einem glänzendern, das aber oft ſo flüchtig iſt, wie der Sonne Wiederſchein auf dem Spiegel eines Sees, wie das Morgenroth am Himmel, das ſo gerne zu Koth auf Erden wird. Alte bewährte Diener kennen und hüten beſſer das alte Erbe, als junge leichtgeſinnte Erben. Wohl den letztern, wenn die Diener treu hüten, bis der Erben Sinn ſich abgeklärt hat, die Dinge nicht mehr ſieht durch roſigen Morgennebel, ſondern unverſchleiert in ihrer eigenthümlichen Geſtalt.

Als die Grafen aus der Erbkammer traten, ſchien ihr Sinn ein anderer geworden, über ſie der Geiſt der Ahnen gekommen zu ſein, es hatte ſie ein Ernſt erfaßt und der Drang zur That, wie er über die Könige kommen muß, wenn ſie vor ihren Heeren herſchreiten zur Schlacht und als Sieger aus dem Wogen des Kampfes ſich arbeiten wollen. Sie ſetzten mit Hug ſich hinter die Humpen, lobten ihn freudig, ehrten ihn wie einen Vater und begannen den Rath über das zu Beginnende. Sie waren bald einig, daß der Thurm, in welchem ſie waren, nicht an der rechten Stelle ſtehe, keine ſattſame Wehr ſei gegen einen mächtigen Feind. Ihre Voreltern bauten ihre Thürme gerne ans Waſſer, an die Fuhrten der Flüſſe, jetzt baute man ſie auf Höhen, wo die Zugänge mühſam waren, Maſchinen ſchwer zu gebrauchen und die durch Eiſen gegen Pfeil Geſicherten, mit Steinen zu zermalmen, mit Feuer zu verbrennen. Je weiter man es in der Sicherung des Menſchen brachte, deſto ſtärker mußten auch die Plätze geſichert werden, welche feſt ſein, Menſchen bergen ſollten, vor ſonſt übermächtigem Feinde. Schon der alte Hug kannte die Uebung der Franken, beſſer erfahren in der neuen Weiſe waren Eintram und Bertram und berichteten den Alten, wie ſie einen Platz wünſchten, um gegen Schwaben hin eine Feſte zu bauen, vor Uechtland ein feſtes Thor, wo man bewachen könne den vorwärts liegenden Feind und ſchirmen das dahinter gelegene Land. Als Hug ſorgfältig erforſcht hatte wie ſie es meinten, erzählte er ihnen, wie 2 Stunden niederwärts ein Felſen liege, eigenthümlich ins Thal hineingeſtellt, dort hätten in frühern Zeiten ein Stamm der Allemanen, die Lenzier, eine jetzt verfallene Warte gehabt, er liege hinter der Reuß, hinter dem Zuſammenfluß der Ströme, manches Thal öffne ſich rund um ihn, und wie ein Schloß liege er da, welches ſeine Riegel ſchieben könne, hierhin, dorthin, und verſchließen Aus- und Eingänge der Thäler, und namentlich links das Aarenthal, rechts das Thal der Reuß.

Was der Alte von dieſer Lage den Brüdern ſagte, gefiel denſelben und alsbald ward beſchloſſen, dieſelbe zu beſehen, ſobald ein neuer Morgen aufgehe über der Erde.

Am folgenden Morgen brachen ſie auf, von Hug geführt, der mit manchem Mann ihr Gefolge vermehrt hatte, ſie hatten die Wildniß zu bekämpfen, den Moraſt; denn wo jetzt die ſchönſten Felder liegen, da war im Schatten der Wälder bodenloſes Moor. Doch wie mühſam ſich die Grafen auch ringen mußten durch die wüſte Ebene, es geſchah auf eigenem Grund und Boden, und dieſes Bewußtſein floß als ein ganz eigen Gefühl durch Mark und Bein. Schöner war das Gras gefärbt, kühner ſtand die Eiche, größer war der Hirſch der aus dem Lager ſprang, anziehender die wilde Sau, welche durch die Gebüſche brach, freudiger und luſtiger hatten ſie nie gejagt, ſchöner keine Wüſte geſehen; daß ein Eigenthümer ganz andere Augen hat als der Fremdling, der durch fremde Gauen jagt, daß wußten ſie nicht. Selbſt die Hunde ſchienen es zu fühlen, daß ſie auf ihrer Herren eigenem Grund und Boden ſeien, und wo die Fährte eines Wildes unter ihre Naſe kam, oder gar eines aufſprang, ſichtbarlich vor ihren Augen, begannen ſie ein wild luſtig Jagen, hitzig und eifrig, daß ſie hinter ihnen drein die Herren riſſen, hinter den Herren drein das Gefolge jagte; umſonſt der alte Hug warnte zur Ruhe, rief zu beſonnenem Zuge. Doch bald waren die Jäger verrannt in unwegſamen Moraſt, in undurchdringlichen Wald, ſie mußten laſſen von der Jagd, den Hunden den Ausgang anvertrauen. Hug kannte die Läufe der Welt. Bis an die Reuß ging ſeiner Herren Gebiet, Menſchen, es zu vertheidigen, hatte es nicht, das Land ſelbſt mußte ſich ſchützen. Von vielen Bächen war der Strich zwiſchen Rore und der Reuß bewäſſert, kein Damm faßte ſie ein, keine Brücke führte darüber, ſie liefen oder liefen nicht, wie ſie mochten und konnten. Keine Art ward ans Holz gelegt, keine Reute gemacht irgendwo, was wachſen wollte, konnte wachſen, ſo dicht und hoch es wollte. So entſtand ſtundenbreit eine faſt undurchdringliche Schanze, durch die wenige verborgene Wege führten, welche Hug kannte und die Seinen, ſonſt niemand, und wer ſie nicht kannte, fand ſie nicht. Wer Wild bedurfte, fand deſſelben die Fülle, doch mit wilden luſtigen Rüden es zu jagen, dazu verging den Jägern bald die Luſt; denn wo Hunde wohl kommen durch Wald und Moor, da bleiben oft die Roſſe ſtecken, da findet ſelbſt der Mann keinen Durchgang. Hug jagte zwar auch hier, aber nicht hoch zu Roß, ein ſchwer Gefolge hinter ſich, er ſuchte das Wild im Lager auf, wartete ſein des Abends an freundlichen Quellen und Weidplätzen, oder ließ es ſich durch einen alten wohlerfahrnen Hund langſam treiben, irgend einer Lichtung zu.

Wie hart es ſie hielt, ſie mußten vom wilden Jagen laſſen und ſchwer genug ward es dieſem und jenem, ſich herauszufinden aus Wald oder Sumpf, wohin er ſich verrannt hatte; ſie mußten zum alten Hug zurück, der die verſteckten Wege kannte, in dieſem ſtundenbreiten Zaune. Das zahlreiche Wild, vom ungewohnten Lärm erſchreckt, ſprang vom Lager, wimmelte durch die Büſche, ſetzte über die Wege, und mancher Bolz flog von der Armbruſt und mehr als einen ſtattlichen Braten ſchleppten die Knechte mit zum Lagerplatz in der Mittagszeit. Und Mittag wars, als der Wald noch wilder wurde, der Sumpf unergründlicher, der Pfad verborgener, als unerwartet ein Felſen ihnen den Weg verſperrte; mit dünnem Wald war er bewachſen, ſteil von allen Seiten ſtand er da, wie ein Hauptmann vor ſeinem Heere. Hier herauf kletterte Hug voran, oben auf dem kahlen Gipfel fand ſich noch einiges Gemäuer; hier ſtieß Hug den Speer in die Erde und ſprach: „Da ſtund der Lenzier Thurm, hier iſt Platz für ein Schloß vor das Land.“ Mit kundigem Auge prüften die Brüder die Stelle, und je mehr ſie prüften, deſto freudiger glänzten ihre Augen; hier mußten ſtarke Männer unüberwindlich ſein, wie der Löwe in ſeiner Höhle, hier konnten ſie aber auch liegen und lauern, gleich dem Löwen der auf die Lauer ſich legt, wenn ihn der Hunger plagt, wenn er Beute will. Ohne Wechſelrede waren ſie einig. Die Knechte wurden gerufen bis an die, welche unten die Roſſe zu hüten hatten, für welche kein Weg in die Höhe führte. Während dieſe ein Feuer anbrannten, das Mahl bereiteten auf damalige Weiſe, deutete Hug den Brüdern, welche faſt fremd dem Lande waren, die Gegend, machte ſie bekannt, wer drüben hinter der Reuß wohne, wer an der Limmatſtrand, zeigte ihnen wo die großen Seen lagen, aus denen die Flüſſe kämen, wer ihre Mündungen bewache, und wie, wenn nicht in Franken es losgehe und Schwaben und Burgunder aneinander geriethen, hier im Lande zumeiſt Friede ſei. Der Menſch habe alle Tage zu kämpfen mit den Elementen, darum wenig Zeit zum Krieg unter ſich, kehrten die Menſchen die Schwerter gegen ſich, ſo würden ſie die Beute der mächtigen Natur, die feindſelig dem Menſchen ſich gegenüber ſtelle, ſobald ſie feſſellos ſich bewegen könne. Er zeigte ihnen, wie weit ihre Berge gingen, den unermeßlichen Wald, das Land hinauf, der mehr Wild barg, als heut zu Tage vieler Herren Länder zuſammengenommen. Dann tafelten ſie auf des Felſens Scheitel ein köſtlich Mahl, und das Köſtlichſte am Mahle war die Freude Hugs, daß ſeiner Herren Stamm neu gefeſtigt werden ſollte im Lande, waren der Grafen ſchwellende Gedanken. Wer jetzt ein einfach Haus baut zu täglichem Gebrauche, was hofft er nicht alles, was träumt er nicht, über des Hauſes Geſchick? Wenn damals, wo mehr als je auf des Schwertes Spitze ruhte die Welt, was mußten nicht zwei junge heldenmüthige Grafen träumen vom Geſchicke des Hauſes, das ſie als feſten großen Grafenſitz, als eine Huth des Landes bauen wollten an ihres großen Erbes Eingang?

Doch dieſes Sinnen ward verdrängt durch das Rathen über die Ausführung; was man wollte, mußte man bald thun damals; wenn die Reiche ſchwanken, wenn die Menſchen in- und durcheinander gerüttelt werden, wie durch ein Erdbeben, da iſt nicht lange Zeit zu langem Beſinnen, da muß raſchen Entſchlüſſen raſch die That folgen, wer nicht kühn und raſch zu handeln weiß, wird herumgewirbelt, geht thatenlos unter.

Es war ein kühnes Unternehmen in dieſer öden Wildniß, durch welche keine Wege führten, im menſchenarmen Lande eine Burg zu bauen, groß und feſt. Doch Hugs faſt hundertjährige Erfahrung wußte für alles Rath, während bei ihm das Zagen vor der That, welches ſo oft im Alter ſich findet, nicht war, ſondern die ganze Thätigkeit der Jugend. Er wußte, daß hundertjährige Greiſe eilen müſſen, wenn ſie ein angefangen Werk zu Ende bringen wollen, daß Zagen und Zaudern eher der Jugend, vor welcher noch ein ganzes Leben liegt, erlaubt ſei.

So wurde muthig der Bau begonnen und raſch fortgeſetzt. Pipin, obgleich bald darauf erkrankt, vergaß denn doch den gegebenen Auftrag nicht, ſondern ſandte vom untern Rheine herauf eine Anzahl Menſchen, welche zu verſetzen ihm paſſend ſchien. Das war aber auch die einzige Schaar, welche er ſandte, denn mitten aus ſeinen Entwürfen heraus riß ihn der Tod, und der Wirrwar, welcher in den letzten Zeiten in ſein Leben gekommen war, ging auf das Reich über, ſtürzte es für Jahre in blutige Verwirrung. Das iſt der Fluch der Könige, welcher ſie ins ewige Leben begleitet, daß die Schatten, welche ſie heraufrufen, in ihr Leben ſich erſtrecken, über das Leben der Völker, daß die Flecken, mit welchen ſie ihr eigen Leben beſudeln, ſich einfreſſen ins Völkerleben, daß ſündiger Könige oder Volksführer ſündlich Leben zum Zeugniß wird gegen das Königsthum überhaupt, als ob bei demſelben nicht beſtehen könne des Volkes Heil und Wohlfahrt. Es ſollte ein König, oder deſſen Stellvertreter, immer denken, daß, je höher er ſtehe, deſto weniger ihm erlaubt ſei, dieweilen man es deſto weiter ſehe. Je mehr ein König ſich erlaubt glaubt, dieweilen Niemand angehe, was er treibe, deſto leichter werden die Wurzeln ſeines Thrones angefreſſen und faulen. Das lehrt das alte Teſtament und die neue Geſchichte, daß ſchlechte Bauern ihre Kinder um die Höfe bringen und ſchlechte Könige ihre Kinder um ihre Throne.

Wenn die Zuſendungen von Menſchen aufhörten, ſo trieb hinwieder die neue blutige Zerwürfniß in Pipins eigenem Hauſe, manche Familie über die Berge, welche Ruhe ſuchte und lieber bei wilden Thieren wohnte als unter erwildeten Menſchen.

Die Brüder ſchafften raſch fort und freudig leiſtete jeder Handbietung, der in ihren Marchen wohnte und vom Baue hörte, denn jeglicher betrachtete denſelben als ein Bollwerk für das eigene Gehöfe. Doch fehlten hinwieder dem Baue die Anfechtungen nicht. Die ſchwäbiſchen Herren jenſeits der Reuß verſuchten ihn zu hindern, doch vergeblich. Die großen Angelegenheiten nahmen den Herzog in Anſpruch, bei ihm ſtund die größte Macht, die kleinern Herren vermochten nichts über die Brüder, holten ſich blutige Köpfe und ließen manchen Mann in den unnützen Verſuchen; der Bau ward vollendet, in der Nähe deſſelben ſiedelten ſich wackere Männer an, ſchirmten die Burg und die Burg war wieder ihr Schirm.

Kaum waren die Thore vollendet, die Thorflügel eingehängt, gedachten die Brüder des weitern Auftrages und rüſteten ſich zu ſeiner Ausführung. Gegen Burgund hin wollten ſie eine ähnliche Burg bauen, eine feſte Stirn gegen den Feind, hinter welcher die Bewohner des offenen Landes in Sicherheit den wilden Boden bauen konnten. Eine Stelle, wo es geſchehen konnte, kannten ſie nicht, ſie mußten ausziehen, eine zu ſuchen; ſichere Auskunft konnte auch der alte Hug nicht geben. Wohl hatte er das Uechtland durchbrochen auf mehr als einem Zuge, war hinaufgedrungen bis ins Burgunderland, aber es war lange her ſeitdem. Er wußte zu berichten, wie immer wilder und dunkler das Land werde, je näher man dem hellen lichten Land der Burgunder ſich nähere, wo um die heitern Seen ein gar fröhlich Leben ſei; er wußte zu berichten, wie oben an der Aare ein ſeltſamer Thurm einzeln ſtehe, dabei ein ſchön herrlich Gotteshaus, zu Ehren zweier Märtyrer, die dort getödtet wurden, Namens Viktor und Urſus; ſo wußte er noch Manches, von hier, von dort, aber um eine Burg zu bauen, hatte er das Land ſich nicht angeſehen. — Den Alten wollten ſie als Vogt ſetzen in die neue Burg, welche ſie Lenzburg nannten, er aber wollte nicht. Er und der alte Thurm zu Rore paßten beſſer zuſammen, ſagte er, und bald werde der Tod kommen und ihn holen, dann wäre die Burg ohne Vogt; einem rüſtigern Manne zieme hier die Wart. So ſetzten ſie einen von Hug's Söhnen hinein, den jungen Hug, ein Jüngling von ſechzig Jahren, ein Mann wie eine Eiche, der bis dahin die Heerden gegen die wilden Thiere geſchützt und geſchirmt hatte.

Es war wieder Frühlingszeit, als die jugendlichen Helden auszogen auf die neue Fahrt, mit rüſtigem doch nicht großem Gefolge. Langſam bewegte ſich der Zug, und alle Tage langſamer, vorwärts kamen ſie wenig, da ſie rechts und links ausbogen, um zur Kenntniß des Landes zu kommen und deſſen Bewohner. Anfangs waren die Pfade lichter, die bewohnten Stellen häufiger, und bekannt waren den Bewohnern die Brüder, ſie flohen nicht vor ihnen, ihre Erſcheinung war ihnen eine erfreuliche. Aber je weiter ſie hinaufdrangen ins Land, deſto wilder, grauſiger ward daſſelbe. Wohl weideten einzelne Hirten auf den Bergen und auf den Seen ſchiffte hie und da ein Fiſcher, aber in den Thälern war es finſter und unheimlich, düſtern Mächten, wildem Spuke ſchienen ſie verfallen. Was Hirten und Fiſcher ihnen erzählten von dem vor ihnen liegenden Lande, klang immer ſchrecklicher; von alten Göttern des Landes ward erzählt, wie ſie umgingen und jeden Chriſten erwürgten, der in ihr Gebiet ſich wage, von ſchrecklichen Thieren, gegen welche kein Menſch beſtünde, in deren Nähe kein Wohnen ſei. Was eine Stunde abſeits des Sees war, eine Stunde von der Weide, das war Fiſcher und Hirt ein abenteuerlich Land, des Spukes voll, und je Gräulicheres davon erzählt ward, um ſo lieber, um ſo feſter glaubte er daſſelbe.

Eines Tages hatten ſie ſich durch tiefen Moor mühſam gearbeitet, es war ein unluſtig Tagewerk geweſen. Ein duftiger ſchöner Abend war niedergeſtiegen auf die Erde, als ſie den Auslauf eines Hügelzuges vor ſich liegen ſahen. Sie arbeiteten ſich zu ihm durch und klommen mühſam an ihm auf, denn auch da war noch weiche Erde und dieſe ſchien ſich zu ziehen, nicht blos rund um des Hügels Fuß, ſondern hoch herauf bis auf des Hügels Rand, ein Lehmkegel oder Torfhügel, mitten im Lande abgelagert, als die Fluth über die Erde ſtrömte und einige Stunden weiter oben die mächtigſten Granitblöcke liegen ließ, mit dem harten Geſteine einen weichen Hügel krönte. Das muß furchtbar gewogt und getobt haben, als die wunderlichen Lager aufeinander ſich lagerten, die ſeltſamſten Schichten aufeinander ſich ſchichteten, daß weder Witz noch Scharfſinn bis dato begreiflich und handgreiflich darzuſtellen vermochten, wie es bei dieſem Schichten und Lagern zugegangen und wie es gewogt und getobt

So arbeiteten die Wanderer ſich mühſam hinauf, hofften auf eine trockene Lagerſtelle, auf eine Lueg übers Land, und mehr als einmal waren ſie am Umkehren, dann trieb ſie der Sinn, der dem Schweren nicht weichen will, ſondern es überwinden, weiter nach oben. Da ſtießen ſie an ein Gehäge, dichtes Tannengewächs, wo offenbar des Menſchen Hand gewaltet hatte. Friſch ward es durchbrochen, ein weites, ſchönes Gehöfe that vor ihnen ſich auf, eine ſchöne Inſel in ſchwarzem Moor, und links, drüben, reckten nahe in ſilbernem Glanze noch die Bernerberge ihre gewaltigen Häupter in den blauen Himmel auf. Hunde ſchlugen an, ſprangen gegen das Dickicht vor und immer wilder, je kecker die Hunde der Reiſenden antworteten. In das Gebell der Hunde tönte Pferde Wiehern, der Kühe Gebrüll, ein Chaos von Tönen ward lebendig, welches ſattſam verkündete, daß Fremdlinge hier eine außergewöhnliche Erſcheinung ſeien. Um das weite, aber niedere Haus tauchten Geſtalten auf und verſchwanden wieder, wilder ſetzten die Hunde an, wilder brüllten durcheinander die Thiere, wild ſchnaubten, bäumten ſich die Roſſe der Brüder. Da ſchritt vom Hauſe her ein hoher Mann, königlich war ſein Gang, doch unbewehrt ſeine Hand. Mit weit tönender Stimme rief er die Hunde, ſie gehorchten, doch ungern, drängten hinter ihm dicht an ſeinen Ferſen ſich zuſammen. Er ſchritt auf die Brüder zu, die abgeſeſſen von den Hengſten, dieſelben ſelbſt an der Hand führten, da jeder der Männer für ſich und ſein eigen Roß zu ſorgen hatte, und damals die Ritter nicht blos Reiter waren, welche, abgeſtiegen nichts anders zu thun wußten, als den Reitknechten die Zügel zuzuwerfen. Vor ihnen ſtand er ſtill und auch ſie zügelten die Hengſte, die hoch auf ſich bäumten, trotz der ermüdenden Tagefahrt, aber einmal erregt, kehrt im edlen Pferd die einmal verjagte Müdigkeit nicht alſobald wieder. Sie waren überraſcht von der königlichen Erſcheinung, doch noch mehr, als dieſelbe ſie alſo anredete: „Seid mir willkommen, ihr Grafen von Rore, eines edeln Vaters mir willkommene Söhne.“ Unwillkürlich beugten die edeln Grafen ſich vor dem Manne, der in der einfachſten Kleidung damaliger Zeit vor ihnen ſtand, aber königlicher als je Pipin vor ihnen geſtanden hatte. „Seid mir willkommen, fuhr er fort, auf euerm Erbe, in euerm Eigenthum. Ich habe es mir ſelbſt zu Lehn genommen im verwilderten Lande, wo keine Grafen von Rore zu finden waren. Daß ihr ins Land gekommen, blieb mir unbekannt; freudig empfange ich jetzt das Lehn aus eurer Hand. Es iſt mir lieb geworden, zu euerm Schaden habe ich es nicht verwaltet, ein Obdach vermag ich euch anzubieten und freundliche Herberge, wo ihr ohne mich nur den Molch gefunden hättet im

Sumpf, oder Bär und Eber in undurchdringlichem Gebüſche." Es überraſchte die Brüder ſich erkannt zu ſehen, als Herren begrüßen zu hören, doch dem Manne gegenüber dachte keiner von ihnen ſich als Herr zu geberden, ſeine Rechte gegenüber dem Lehenmann geltend zu machen, es war ihnen, als folgten ſie ihrem Lehnsherren auf freundliche Einladung als demüthige Gäſte. Sie ſchämten ſich dieſer Demuth vor ihren Knechten, denn eben demüthiger Art waren ſie ſonſt nicht, wenn auch nicht aufbegehriſcher oder hochfahrend, ſie verſuchten ſich als Herren zu geberden und vermochten es doch nicht. Sie hatten zu viel unter den Großen der Welt gelebt, als daß das Hochgebietende im Weſen des Mannes, wenn es auch in keinem einzigen Worte ſich äußerte, ſie nicht hätte beugen ſollen. Knechte nahmen ihnen die Roſſe ab, ins Haus geleitete ſie der Mann. In weitem Raume brannte ein mächtig Feuer, Keſſel hingen darüber, am Spieße ſchmorte Wild, ums Feuer herum ſchwebten Weſen, von denen die Brüder durch Rauch und Duft hindurch anfänglich nicht wußten, waren es irdiſche oder waren ſie herabgeſtiegen aus einer höhern Welt. Es waren die ſieben Töchter ihres Wirthes, königliche Geſtalten, von reichem Gelocke umwallt, in einfache Gewänder gehüllt, die ſcheu und leicht, wie Rehe im Walde, das Haus beſorgten. Als die glänzenden Rittergeſtalten in den weiten Raum traten, flatterten ſie durcheinander wie Tauben, die einen Habicht wittern. Hier hatten ſie noch keine Ritter geſehen, und was dieſe wollten und wer ſie ſeien, wußten ſie nicht, und wer in ſicherm Verſteck vor blutdürſtigen Feinden ſich geborgen hat, erſchrickt vor jedem Geräuſch, geſchweige dann vor jeder Geſtalt, die dem Verſteck ſich naht. Als ſie den Vater ſo friedlich und freundlich mit den Jünglingen verkehren ſahen, ſchwand allmählig ihre Angſt, doch ſcheu wie wilde Rehe, blieben ſie, wie neugierig, ja wohlgefällig, ihre Augen auch durch Duft und Rauch die ſchönen Ritter anblitzten.

Am Herde des Mannes erzählten die Brüder nicht blos ihre Tagefahrt, ſondern auch Pipins Auftrag, was ſie bereits vollbracht und das Ziel ihrer gegenwärtigen Fahrt. Hell leuchteten des Wirthes Augen, als er ihre Rede gehört. Er lobte Pipins Einſicht und pries das Land, in welchem er wohnte, als eine ſichere friedliche Freiſtätte für Alle, welche Frieden liebten und Freiheit, fern von den blutigen Händeln der Welt. Seit vielen Jahren wohne er hier, hier ſeien ſeine Kinder geboren, hier habe er ſein Weib begraben und nie habe er ſich zurück in die Welt geſehnt, nie ſei ihm zu klein geweſen das enge Gehäge auf dieſes Hügels Rücken. Um das was draußen vorgehe, habe er ſich nicht bekümmert, und allemal, wenn zur Seltenheit Einer von draußen ſich hieher verirrt und Kunde gebracht von dem, was draußen vorgehe, habe er Gott gedankt, daß er ihn hieher geführt. Doch habe er lange Niemand hier geſehen, daher ihre Rückkehr nicht vernommen, nichts von Pipins neuem Beginnen. Als die Brüder ihn frugen, wie es dann gekommen, daß er ſie alsbald erkannt, ſo vernahmen ſie, daß er die Züge ihres Stammes erkannt, aber des Mannes Namen und Stand vernahmen ſie nicht. Beides ſei begraben, ſagte er, und Begrabenes grabe man nicht aus. Sigbert ſollten ſie ihn nennen, ihr Lehnsmann wolle er ſein, doch ſollten ſie ſein Begleit nie begehren, um das bitte er, als um die einzige Gunſt. Hier habe er ſich eingelebt, geborgen von den Stürmen der Welt, hier möchte er auch ein Grab, ſtill und friedlich finden. Die Brüder dachten nicht daran, die Bitte ihm abzuſchlagen, boten ihm vielmehr Leute und Mittel an, ein feſtes Haus zu bauen, den urbaren Boden auszudehnen, er ſchlug es aber aus, zur Nahrung hätte er Land genug, hätte Wild genug, und feſt ſei ſein Haus durch des Hügels ſumpfigte Seiten, und der Wenigen, welche durchbrächen bis zu ihm herauf, erwehre er ſich mit ſeinen Knechten leicht, und müßte es ſein, ſo verſtünden auch ſeine Mädchen Speere zu werfen und den Bogen zu ſpannen. Es glaubten es auch die Brüder, da ſie die Kraft und Gewandtheit ſahen, mit welcher die Jungfrauen das Mahl bereiteten, die Keſſel handhabten, die Fleiſchſtücke auf die Tafel ſtellten. Es war ein wunderbarer Anblick, dieſe königlichen Geſtalten, mit königlichen Geſichtern, welche die niedern Dienſte verrichteten, als ob es königliche Aemter wären. Die Brüder hatten es nicht gewußt, aber jetzt ſahen ſie es, daß nicht in der Verrichtung die Hoheit und die Würde liege, ſondern in der Art, wie ſie verrichtet werde. Sie vergaßen nicht ſelten den Hirſchbraten in der Hand über dem Anblick der Jungfrauen, die geſchäftig um die Tafel ſchwebten, wo auch ihre Knechte ſaßen und die Knechte des Hauſes. Es war ihnen, wie es einem armen Brunnengräber ſein muß, der mühſam nach einem Tropfen Waſſer in die Erde bricht und plötzlich ſieht er ſich in weiter Halle, eine reiche Quelle ſprudelt in derſelben Mitte und köſtliche Demanten funkeln aus den Wänden. Sie waren in eine Wüſte gezogen, durch Wälder gebrochen, durch Sümpfe gedrungen, Ur und Molch, Hirſch und Bär, hatten ſie als Bewohner ihres Landes erwartet und gefunden, — auf einmal that ſich vor ihnen auf in ihrem Lande und als ihr Eigenthum ein Hofhalt, den ſieben edle Jungfrauen führten um einen königlichen Greis auf freier Höhe in fruchtbarem Lande, im Süden die gewaltigen Berge gegen Italien hin, im Norden der blaue Berg, der wie ein Zauberband Gallien von Helvetien ſcheidet. Köſtlicheres hatten ſie in ihren Erblanden nicht gefunden, daß es reicher ſei an Schätzen als ſie geträumt, das glaubten ſie jetzt dem alten Hug. Sigbert wußte von der Landesbeſchaffenheit ihnen wenig zu berichten. Eine Stunde von da würden ſie finden eine Stätte, wo zwei fromme Männer wohnten, im Buchenwald über dem See. Dann aber werde es wild und fürchterlich, und was da oben hauſe, das wiſſe er nicht. Schreckliches hätte er berichten hören, aber gelüſtet hätte es ihn nie, das Gehörte ſelbſt zu ſchauen, die Kämpfe der Welt hätte er hinter ſich, Neugierde trübe ihm nicht den ſüßen ſtillen Frieden, welchen er ſo ſchwer gewonnen. Deſto mehr wußte er ihnen zu erzählen vom Lande der Franken, von Italien. Das ganze Reich ſchien ihm bekannt, und wo die Brüder gekämpft, kannte er den Ort und die That. Und vieles wußte er, von dem ſie nie gehört, Verhältniſſe faltete er auseinander, an die ſie nie gedacht, und eine Zukunft rollte er vor ihnen auf, welche ſie nicht geträumet. Sigbert kannte das Vergangene, betrachtete mit ruhigem, ungetrübten Gemüthe, ohne Furcht und ohne Kummer die Gegenwart, darum erkannte er auch die Knospen, aus welchen das Kommende ſchwoll, an den Tag ſich drängte.

Ein wunderſchön Bild war es, wie die drei herrlichen Geſtalten zuſammenſaßen in dem weiten Gemach, vom Feuer erleuchtet, Sigbert ſtrahlend einem Propheten gleich, Bertram und Sintram in der Blüthe jugenblicher Kraft, ſtaunend den Reden des Sehers horchend. Im Hintergrunde der Küche ſaßen die Knechte, wild und gewaltig durch Rauch und Dampf waren ſie anzuſchauen; ſie theilten einander mit, was ſie wußten und erfahren hatten, und zwiſchen ihnen ſchwirrten und ſchwebten die Jungfrauen, bald hell vom Feuer beleuchtet, bald halb ſichtbar blos in wolkichtem Nebel, den Engeln gleich, die zwiſchen Himmel und Hölle fliegen und zuweilen ſichtbar werden den Menſchenkindern, doch alsbald entfliegen, ſobald man ſie anruft. Es war ein wunderbar Bild in dieſem öden wüſten Walde und wunderbar war allen in der Halle zu Muthe, aufgeregt waren alle, alle hatten Unerwartetes getroffen. Wie Weſen einer höheren Welt, ſah man ſich gegenſeitig an, und wie in höheren Welten Tag und Nacht zuſammenſchmelzen, und Jahre verrinnen wie Augenblicke, ſo kam aus der Nacht der Morgen, und es dämmerte der Tag in die Halle, ehe an Schlaf Jemand gedacht, das Rinnen der Stunden Einer bemerkt. Da begannen die erwachenden Thiere ſich zu künden, die Pferde wieherten, die Kühe brüllten, vom Giebel krähte der Hahn, die Hunde wurden rege, endlich blitzte die Sonne auf, verklärte die Erde, wie ein Bräutigam die Braut verklärt, wenn er ihr erſcheinet. Da ward man auch in der Halle rege, erwachte aus dem Traume der Nacht, die man ſo ſchnell und ſchön durchlebt hatte, von der Schwerfälligkeit des Irdiſchen, dem langſamen Schleppen der Zeit entbunden. Erſtaunt erhob man ſich, trat hinaus, den jungen Tag zu begrüßen, der klar und ſchön aufging über der Erde. — So weit das Auge reichte, reichte der Wald, die Berge ſäumten ihn ein, aus ihm blitzten Seen, und hier und da ſah man am blauen Berge fruchtbare Flecke, wo

Kühe zu Weide gingen, wo vielleicht eine verborgene Hand Samen ausſäete in den goldenen Boden. Dann bewunderten die Brüder das gewaltige Vieh, die ſtarken Roſſe, während Sigbert ſein Auge an den ſchlanken Hengſten ergötzte, daß es manchmal war, als zucke die Luſt in ihm auf, die Hand zu legen auf ihren geraden Rücken, mit raſchem Schwunge ſich aufzuſetzen und einmal wieder einen Hengſt zu tummeln mit mächtiger kundiger Hand. Doch die Luſt zuckte nur, ſie that ſich nicht kund, auch hielt Sigbert die Brüder nicht, als zum Aufbruch ſie ſich rüſteten, er ließ ſie gewähren, wie es einem Vaſallen, gegenüber ſeinem Lehnsherrn ziemt; ob noch andere Gründe ihn leiteten, wiſſen wir nicht.

Ehe ſie zogen, ward ihnen ein Morgenmahl geboten, paſſend zum Tagewerk, welches vor ihnen lag. Es war ein Mahl vom edelſten Wild bereitet, auch die Erzeugniſſe der eigenen Wirthſchaft fehlten nicht, vorab der ſchöne goldene Käſe nicht, der nicht von Noah her kommt, welcher den Wein erfand, der vielleicht noch älter als Noah iſt, und im Schweizerland wahrſcheinlich faſt ſo alt als die Tannenwälder auf deſſen Hügeln und die Buchwälder in deſſen Gründen. Auch edler Wein fehlte nicht, und zwar ganz anderer, als der alte Hug zu Rore ihnen aufgetiſchet hatte. Kaum hätten die Brüder ſich losgeriſſen, hätten die Pferde ſich nicht geſchlagen vor der Halle, wohin die Knappen ſie gebracht, es war ihnen faſt, als müßten ſie da weilen und bleiben, als hätten ſie ein Heim gefunden, wie ſie noch keines je gehabt. Es war dieſes Heimatliche, Wohnliche, welches ſie feſſelte. Es war Sigbert, von dem ſie ſich ſchwer losriſſen, es war ihnen, als hätten ſie einen Vater gefunden, und Vater hatten ſie keinen gehabt, von Kindheit an. Es war ein ſüßes Gefühl, welches die Nähe der Jungfrauen in ihnen weckte, es war das Gefühl des armen Kranken, der immer kalt hat und fröſtelt, wenn's ihm einmal vergönnt iſt, zu ſitzen in der warmen Sonne. Es war nicht Liebe, nicht Luſt. Sieben Jungfrauen hatten ſie umſchwebt, gleich gekleidet, ähnlich in allen andern Dingen, kaum wußten ſie, wenn an ihnen eine vorüber ſchwirrte, war die ſchon früher da geweſen oder war's eine andere. Es war das Ganze der Erſcheinung, welches hold und lieblich ſie umwehte, aber nichts Perſönliches, welches ſie ergriff; wo ſieben einen umſchwirren und alle in gleicher Huld und Schöne, da geht es eine Weile und nicht blos eine Nacht, bis eine ſich geltend macht, das Herz andreht, den Scepter ſchwingt über daſſelbe.

Als ſie fortritten war es den Brüdern ſchwer ums Herz, es war ihnen, als verließen ſie erſt jetzt das Vaterhaus, als ritten ſie zum erſten Mal in die wilde Welt hinaus. Sigbert zeigte ihnen den Weg durch die verſchlungenen Gehäge, den Rücken des Hügels entlang, gegen Weſten zu. Als er ſie verließ, wünſchte er ihnen den Segen des Allerhöchſten, bat ſie um ihren Schutz; wenn ſie ſeiner Knechte bedürften, ſo ſollten ſie gebieten, einkehren bei ihm, wenn ſie vorbeizögen.

Die frommen Männer überm See fanden ſie nicht, wohl aber ihre Hütte, von einem Buchenkranz ſtundenweit umgeben, dabei ein Kirchlein, roh aus Steinen aufgeführt; hier beteten ſie und drangen weiter. Das war das mühſamſte Tagewerk, der heißeſte Tag ihres Zuges. Nie war der Sumpf in den Niederungen tiefer als ſie heute ihn fanden, nie der Wald mit Unterholz verwachſener, oft ein faſt undurchdringlich

Brombeergeflechte, nie die Wände der Hügel abſchüſſiger, oft ganz ſteile Felswände, an die man unerwartet gerieth, wo ein Schritt weiter den Tod bringen konnte. Sumpf und Fels, See und Wald, wechſelte unerwartet, plötzlich, hatte man dem einen mit aller Anſtrengung ſich entwunden, ſo befand man ſich im andern, und nun begannen noch größere Mühen. Kein Pfad war ſichtbar, hier ſchien ſeit der Sündfluth keines Menſchen Fuß gewandelt zu haben; deſto zahlreicher waren die Thiere, die Thiere, die im Sumpfe ſchleichen, die Thiere, die durch die Wälder brechen. Sie ſchienen keinen Menſchen geſehen zu haben, nicht zu wiſſen von Jagd und Flucht. Sie hoben ſich von ihren Lagern empor, ſahen erſtaunt nach den nie geſehenen Weſen, und je nach ſeiner Natur floh das Eine, ſtund das Andere, brach wild und wüthend das Dritte auf Roß und Reiter ein. Blutige Kämpfe hatten ſie zu beſtehen, mehr als ein Leben ward gefährdet, mehr als ein Pferd ward unbrauchbar, jeden Fuß breit mußten ſie erſtreiten, bald den Thieren ab, bald der Natur. Sie waren verſtrickt in Berg und Sumpf, je härter ſie arbeiteten, deſto tiefer geriethen ſie in die ſo ſeltſam ineinander geknetete, verſchlungene Wildniß, und ſtieg einer auf eine Tanne zur Umſchau, ſo ſah er nichts als Wald an Wald, Tanne an Tanne, Buche an Buche, hier und da die gelblichgrüne Ecke eines Sumpfes, nicht einmal mehr eines kleinen Sees klaren Spiegel, keine Handbreit urbar Land. So weit er ſah, ſah er ein Meer von Wald, welches mitten im Sturme, als die Waldwellen hügelhoch waren, erſtarret ſchien. Sintram und Bertram waren kriegs- und jagdgewohnt, hatten in den Niederungen ſich getummelt und in Galliens Hügeln, aber ſo darin waren ſie doch nie geweſen; jetzt begriffen ſie es erſt ſo recht, warum Uechtland dieſe Gegend hieß. Sie bangten nicht, aber ſie wurden doch müde. Eine helvetiſche Wüſte war noch lange nicht eine afrikaniſche Sandwüſte, eine Windſtille im heißen Ocean. Speiſe fehlte nicht, nicht Trank, aber grauſig wohl war es und ſtarke Herzen und ſtarke Arme brauchte es, um ſich durchzuringen durch die wilde Natur, durch die wilden Thiere. Schon neigte ſich die Sonne und noch in gleichem Irrſaale waren ſie. Es fiel ihnen auf, daß die Thiere ſeltener wurden, aus dem Walde kein wilder Ur mehr brach, kein Wildſchwein mehr ſeine Jungen ins Dickicht führte, kein Bär mehr brummend und knurrend vor ihnen her humpelte.

Sie waren wieder durch eine finſtere Schlucht gekommen, hatten ſich durch ein ſchmales Moos gearbeitet, das quer über ihrem Wege lag, die Hügelreihen theilweiſe durchſchnitt, vor ihnen lag ein ſchwarzer Hügel, mooſicht bis an die Seiten hinauf. Sie dachten an ihren geſtrigen Fund an ähnlichem Hügel, wenn auch die Umgebung eine ganz andere war. Mit neuer Kraft arbeiteten ſie ſich den Hügel hinauf, drangen unverdroſſen vorwärts durch das natürliche Dickicht, denn kein künſtlich Gehäge wollte kommen. Aber es wollte auch keine Lichtung kommen, der Rücken des Hügels war bewachſen und finſter wie die andern und mühſam drangen ſie weiter, ſuchten eine trockene freiere Stelle zum Nachtlager, an welches die ſinkende Sonne ſie immer dringlicher mahnte. Da blitzte die Sonne durch den Wald, in roſichtem Lichte ſchimmerten die mooſigen Baumſtämme, die Strahlen mußten in der Nähe einen freien Zugang haben. Bertram, der hitzigere der Brüder, hieb zuerſt ſich durch und fand vornen an der Stirne des Hügels eine Felſenplatte, frei von Geſträuch und Baum. Da ſtellte es ihn unwillkürlich. Was ſie ſo lange geſucht, das ward ihm hier und herrlicher, als er's ſich gedacht. Eine himmliſche Wüſte, eine verklärte Oede lag vor ihm. Wieder lag alles im duftigen roſichten Schimmer der ſinkenden Sonne, rechts der blaue Berg, in ſeiner blauſilbernen Schöne, links die weißen Häupter der ehrwürdigen Bernerberge in unerwarteter Nähe, rund um ſo weit das Auge ſah war Wald, aber es flachten die Hügel ſich ab, ließen rechts nach dem blauen Berge zu, in helle Fläche aus. Dahin ſchlang ſich das wilde Waſſer, welches zu ihren Füßen rauſchte, in weitem weißen Bette. Es brauſte aus einem lieblichen See, welcher den Bergen zu nach Süden lag, durch ein klein eng Felſenthor oder Spalte. Jenſeits des Waſſers lag ein Felſen, der ſich wie ein Riegel ſchob zwiſchen See und Fluß, der diesſeitigen Fluh zu, der kühn und trotzig niederſah in die treuloſen Waſſer, die ſich in ſeine Seite gefreſſen, ihn getrennt hatten von der gegenüberſtehenden Fluh. Sintram war neben den Bruder getreten, auf dem Vorſprunge ſtunden beide, ſahen bewundernd ins Weite, ſahen zwei Göttern ähnlich, welche aus dem Schooße des Waldes getreten, beſchauten ihre Herrſchaft. Stumm betrachteten die Brüder die ſchöne eigenthümliche Landſchaft, ſtill wälzte jeder ſeine eigenen Gedanken, und während dieſe ſich lichteten, ſchweiften die Augen über Berge und Thäler, und wurden nicht ſatt nach des Tages Dunkel und Graus, der lichten Sonnenpracht der verklärten Erde, und je tiefer die Sonne ſank, deſto freundlicher röthete ſich Berg und Wald, deſto lieblicher glänzte der See. — Da weilten plötzlich der Brüder Augen auf einem Flecke drüben, jenſeits des Fluſſes ſahen ſie eine menſchliche Geſtalt, mit weißen Gewändern war ſie angethan, von goldenem Haare ſchien ſie umwallt, ob Mann oder Weib, wußten ſie nicht. Die Geſtalt ſtand an des Fluſſes Rand, ſah nach ihnen hinüber, das erſte lebendige Weſen wieder, welches ihnen ſeit mancher Stunde zu Geſichte kam. Doch war es ein menſchlich Weſen oder ein Ueberſinnliches? Es regten ſich wunderbare Gedanken in der Brüder Bruſt, aber tapfern Gemüthes, nach Abenteuer begierig und in tapferes Beſtehen jeder Wagniß die höchſte Tugend ſetzend, warfen ſie ſich wieder zu Roß, ritten zum Ufer nieder und mit Müh und Noth durch den Fluß. Drüben ſtand das Weſen noch, eine wunderſchöne hehre Maid, die furchtlos ſie erwartete. Als die Brüder zu ihr das Ufer hinaufritten, erhob ſie zuerſt ihre Stimme, bot ihnen einen Gruß und hieß ſie ihr Gefolge hinüberrufen, weil nach der Sonne Untergang drüben ein gefährlich Weilen ſei. Sie zeigte ihnen eine Stelle, wo eine ſüße Quelle ſprudelte, ein bequemes Lagern war, und die Brüder gehorchten ihr, als ſei ſie Königin des Landes oder die Göttin des Fluſſes. „Hier ruht ihr ſicher, ſprach ſie, über das Waſſer darf er nicht.“ Da frugen ſie, wer drüben das Weilen gefährlich mache und das Wild vertreibe, da ſie wirklich jenſeits lange kein lebendig Geſchöpf getroffen. „Drüben im Walde und droben vor dem Ausfluß des See's hauſt ein Drache, ein ſchrecklich Thier, doch hier hat er keine Macht, ruhig könnt ihr lagern dieſe Nacht.“ So ſprach die Maid und verſchwand, wohin, wußten die Brüder nicht.

Sie ſattelten die Roſſe ab, machten Feuer an und bereiteten das ſo wohl und ſchwer verdiente Mahl. — Ernſt ſannen die Brüder, bald ſprang der Eine, bald der Andere auf und ſah ſich um, ob nach dem Drachen, ob nach der Maid, ob nach etwas anderm, es ſagte es keiner dem Andern. Sie legten ſich wohl zum Schlafen nieder, aber zu ihnen kam der Schlaf nicht, unruhig wälzten ſie ſich herum und alle Augenblicke fuhren ſie auf und traten an des Ufers Rand. Das Waſſer rauſchte ſo ſeltſam und wunderlich durch die Felſenſpalte, bald glaubten ſie Menſchen Stimmen zu hören, bald Schlachtgetöſe, bald eines Ungethüms wildes Schnauben. Und drängten ſie auch mit Gewalt die Augen zu, ſo kam doch der Schlaf nicht, wenn auch kurze wilde Träume, in denen ſie bald die Maid, bald den Drachen ſahen, bald beide miteinander, die erſtere vom letzteren verſchlungen. Als der Morgen graute, die übliche Zeit zum Aufbruch nahte, ſtanden längſt beide Brüder über der Lagerſtätte und endlich ſprach Bertram: „Ziemte uns nicht, hier zu weilen und den Drachen zu erſchlagen, ehe wir weiter ziehen?“ Sintram ſtimmte bei und frug weiter: „Was meinſt du wohl, wäre hier nicht eine Stelle für eine neue Burg und Waffenplatz gegen Burgund hin, welches nicht mehr ferne ſein kann. Dort unten fließt die Aare, feſt wäre die Burg auf dem Felſen und rundum öffnen ſich eine Menge Thäler und Gründe.“

So ſprachen die Brüder, verſtunden ſich ohne weitere Worte, ſetzten zum Imbiß ſich, befahlen den Knechten eine Hütte zu ſchlagen, ſie aber griffen zu den Waffen der Jagd und riefen die Hunde, nahmen wenige Knechte mit. Als ſie vom Ufer in das Bett des Fluſſes hinabſteigen wollten, ſahen ſie vor ſich die Jungfrau ſtehen in ihrer hehren Schöne. „Warum weilt ihr hier und wo wollt ihr hin“, ſprach dieſe. Die Brüder berichteten in raſcher Wechſelrede, weſſen ſie geſonnen ſeien, denn was ſie in kurzen Fragen ſich vorgelegt, hatte bereits zu feſten Entſchlüſſen ſich geſtaltet. Doch die Jungfrau ſchüttelte halb wehmüthig, halb zornig, die goldenen Locken und ſprach: „Zieht weiter, hier iſt euers Bleibens nicht. Laßt den Drachen, er haust im finſtern Walde, in tiefen Waſſern. Uebels hat er euch nicht gethan. Laßt das Land, lockt den Feind nicht hinein: wo der Menſch einzieht, da zieht er den Krieg nach und den Streit. Zieht weiter, kein guter Stern hat euch hergeführt, wagt euer Leben an ebenbürtigern Feind, mir aber laßt im Frieden die Stätte, wo im Frieden ich gewohnt bis heute.“ Dieſe Rede trieb die Brüder nicht fort, die Maid übte eine Macht, welche ſtärker als ihr Wille war. Sie gaben ſich zu erkennen als die Grafen des Landes aus dem uralten Stamme von Rore, daß es ihr ebenbürtiges Werk ſei, ihr Erbe des Stammes würdig zu machen, daß ihre Väter ſich ſchämen würden der Söhne, wenn ſie ſolchem Kampfe wichen, ein ſolch Ungeheuer in ihrem Erbe ließen.

Da hob die Maid das Haupt, ihre tiefblauen Augen brannten auf den Brüdern, die Quellen in den Augen brachen auf und verſchwunden war ſie im Gebüſche. —

Da zogen Sintram und Bertram über den Strom, brachen wiederum in die Wildniß ein, aus der ſie ſich gerungen, doch hielten ſie, den Wurm zu ſuchen, mehr nach Süden an, den Ufern des Sees empor, der aber zumeiſt eingerandet war von ſteilen wilden Felſen und Schlünden. Eine ſchöne Ebene ſchien das Land, durch welches ſie geſtern gekommen, gegen die Gründe und Wände, Schluchten und Sümpfe, welche ſie heute fanden. Doch wie ſie ſuchten, den Wurm fanden ſie nicht.

Von Drachen und Lindwürmern hatten ſie viel gehört, doch in jeder Erzählung war anders das Thier beſchrieben. Einer wollte es gräulicher geſehen haben als der andere. Wie dieſes ausſehe, hatten ſie die Jungfrau nicht gefragt. Sie ſpähten in Wald und Moor, und manch bemooſter Baumſtamm, der modernd im Farnkraut oder Schilfe lag, erhielt einen Pfeil ins morſche Holz. Im eifrigen Suchen ſchwand der Tag, ſie achteten in den finſtern Gründen das Sinken der Sonne nicht, bis allmählig auch die Dämmerung ſchwand. Grauſig war's in der ſchwarzen Nacht und in der öden Wüſte ward es lebendig. Die Vögel der Nacht verließen ihre Höhlen oder das dichte Geſtrüpp, ſchwebten in geringer Höhe durch den Wald, ihre glühenden Augen funkelten den Jägern plötzlich vor dem Geſichte, ohne daß ſie das Rauſchen der Flügel gehört. Kaum war ſo ein glühend Augenpaar wieder in die Nacht getaucht, ſahen ſie es glühen groß und feurig im Gebüſche, einem ungeheuern Auge gleich. Rannten ſie den Speer ins glühende Auge, ſo wand kein lebendiges Weſen ſich am Speere, aber tief ſtach er in einem faulenden Strunke. Dann hörten ſie ein ſeltſam Schnauben durch die Nacht, dann gurgelte es wieder, wie wenn ein zorniger Wirbel einſaugen würde was in ſeinen Schlund gerathen iſt. Tief von unten herauf ſchien das Schnaufen und Gurgeln zu kommen, näherte ſich, ſchwand wieder, in der ſchwarzen Nacht ſahen ſie nichts, ſahen nicht einmal ein glühend Augenpaar, und leuchteten ſie auch mit angezündeten Spänen, ſo waren die doch ſchnell erloſchen, nur um ſo ſchwärzer die Nacht geworden. Sie waren überzeugt, daß da unten der Feind ſei, und je weniger ſie ihn ſahen, um ſo hitziger war die Jagd nach dem Drachen, der da ſchnaufte und gurgelte ſo ſonderbar und graulicht. Plötzlich ſchwand unter Bertram der Boden, er ſtürzte hinein in den grauſigen Schooß der Nacht, dem gurgelnden Wirbel zu. Doch mit dem Boden ſchwand ihm die Beſonnenheit nicht; er fühlte ſich fallen durch einen Baum, welcher aus einer Klippe ragte, ſeine ausgeſpannten Hände faßten einen Aſt und mit Rieſenkraft hielt er ſich feſt. Niemand hatte ihn ſchwinden geſehen, erſchrocken hörten ſie plötzlich ſeine mächtige Stimme aus dem unheimlichen Bauche des Abgrundes. Sintram erkannte alsbald die Noth des Bruders; raſch zu Hülfe eilend, hätte ihn faſt das gleiche Loos getroffen, doch hielt er ſich beſonnen am eingeſchlagenen Speer und ordnete alsbald das Nöthige zur Rettung. Bertram hörte, wie man droben an der Klippe Stand das Nöthige rüſtete, aber auch von unten her hörte er ſeltſame Töne, wie er ſie nie vernommen, es war ein ſchauerlich Schnaufen und Gurgeln, das faſt in regelmäßigem Wiederkehr laut anſchwoll und leiſe verſcholl. Höher herauf ſchienen die Töne zu ſchwellen, immer näher dem Baume, der ihn hielt. Wie ſein Ohr im Lauſchen ſich ſchärfte, da glaubte er auch ein unheimlich Rauſchen und Schleifen zu hören, das näher und näher kam. Und wie er das Rauſchen und Raſcheln näher hörte, ſchien ihm als ſteige ein wüſter Qualm herauf, der betäubend um ſeine Stirne ſich lege. Nun kam auch von oben herab ein Schimmer, näher und näher, es ſchien das Blitzen aus glühenden Augen, und näher und näher ſchwebten die funkelnden Augen, und hinter den Flammen bewegte ſich langſam ein dunkler rieſiger Leib, der am Geſteine klebte und ſpähend ſich dehnte nach allen Seiten. Von unten ſchleifte und ſchnaubte es an ihn heran, nach unten zog ihn eine unſichtbare unnennbare Gewalt, von oben nahten ihm die feurigen Augen, ihre Gluth fühlte er im Geſichte. Mit beiden Händen war er am Baume gefeſſelt, preisgegeben den andringenden Gewalten; doch erſtarrte ſein Herz ihm nicht in Furcht, ſo lange ein Tropfen warmes Blut ihm durch die Adern rollte, ſchwand ihm Kühnheit nicht und der Glaube an die Möglichkeit des Widerſtandes; ſtatt einer Hand, ſchlang er den Arm um einen Aſt, die andere Hand griff nach dem Dolche. Da faßte es von oben herab ſeine Hand, die Krallen des Unthiers glaubte er in ſeine Beine geſchlagen und doch ſchwand ihm der Wille zum Widerſtand nicht, auch den Arm, mit dem er ſich hielt, ließ er los, griff nach oben, nach der Macht, welche ihn von daher gefaßt, haltlos ſchwebte er über dem Abgrunde, und gegen das, was ihn hielt, kämpfte er an, wollte es hinunterreißen, nur vom Falle Rettung hoffend, hoffend auf feſten Boden zu kräftigem Kampfe. Da drang durch die beginnende Nacht ſeiner Sinne ein Laut, den er erkannte, der ihn weckte. Es war nicht des Drachen Gurgeln und Grollen, es war des Bruders Stimme, die ihn bat, nicht zu widerſtreben, ſonſt ſeien ſie beide verloren. Es war Sintram, der an ſtarken Riemen, von den Knechten gehalten, ſich herabgelaſſen hatte, mit brennenden Spänen den Bruder an der Felswand ſuchte, und faſt an ſeiner Rettung verzweifelt hatte, da derſelbe auf ſein Rufen ihm nicht antwortete. Endlich hatte er ihn gefunden, ihn gefaßt, und wollte ihn aufwärts ziehen, ward aber von dem Betäubten faſt mit hinuntergeriſſen in den gurgelnden Schlund. Sobald Bertram des Bruders Stimme erkannt hatte, erwachte er zu voller Beſinnung und bald ſtunden ſie wieder auf dem Rande des ſchauerlichen Keſſels. Kaum waren ſie oben, ſo ordnete Bertram, der eiſernen Herzens war und Rache nehmen wollte für die kurze Betäubung, aufs neue Jagd auf das Ungeheuer. Lauern wollten ſie, ſagte er. Da unten ſei des Wurmes Aufenthalt, da unten hauſe er und werde heraufkommen zum Raube, nachſchleichen der entriſſenen Beute. Oder habe er, Bertram, ſich getäuſcht und ſei er nicht mehr unten, ſo werde er zurückkommen, wenn der Morgen graue, ſo ſei hier jedenfalls der Ort, wo ſie ihn treffen müßten, vielleicht bald, ſchon blättere der Morgenwind in den Wipfeln. Sie tilgten jedes Feuers Spur, ſtellten einzeln ſich zur Lauer auf, und wahrten jagdkundig die größte Stille. Stille war es aber auch im Walde, ſtille in den Lüften, kein Leben rauſchte in den Büſchen, keine Eule ſtrich hier durch die Bäume, kein Flügelſchlag einer träumenden Taube wurde gehört. Wie ſie ſo einzeln harrten in der todten Oede, ſchlich Grauen und Furcht die Knechte an, ſie, die ſonſt vor keiner Wagniß bebten, fühlten ihre Herzen zuſammengeklemmt in Bangen vor Etwas, welches ſie weder ſahen noch hörten. Bald ſchien hinter ihnen aus der Tiefe ein ſeltſam Rauſchen heraufzuquellen, bald aus des Waldes Schooße ein geheimnißvoll Raſcheln ſich ihnen zu nähern, dann ſchwand das eine, ſchwand das andere, dann ſchiens wieder hoch oben in den Bäumen, dann weithin im Graſe.

So umwogte ſie die unheimliche, unſichtbare Gefahr, immer Aengſtlicheres, Grauenvolleres flüſterten ihnen die Sinne zu, und kein Glied ſollten ſie regen, mit keinem Geräuſche durften ſie dem eigenen Bangen zu Leibe gehen. So war noch keiner von ihnen auf der Lauer geſtanden, ſelbſt dem ſtarken Sintram ſchlich zuweilen ein leiſes Fröſteln durch die Glieder, ein langes dunkles Weſen ſchien zu ſeinen Füßen ſich zu winden, während hinter ihm dumpf und langſam es zu rauſchen ſchien wie der Flügelſchlag ungeheurer Fittige. Nur Bertram blieb eiſern und ſeine ſchwach geweſenen Sinne ſchienen jetzt um ſo ſchärfer und getreuer. Mißmuthig ſah er durch die Bäume den Morgen grauen, den die Andern in ſtillem Jubel begrüßten und wieder vollſtändig geſundeten an Sinnen und Seele. Doch zu dieſem innerlichen Jubel geſellte ſich kein äußerlich Leben, ſtill blieb es in dieſer Oede, nur der Wind blätterte in den Wipfeln der Bäume, nur das Waſſer rauſchte unten im Keſſel, wo See und Fluß von einander ſchieden. Endlich blitzte die Sonne durch den Wald, kein Drache war ſichtbar geworden, weder vom Waſſer noch vom Walde her, aus ihren Verſtecken traten die Laurer, traten zur Stelle, wo beide Brüder ſo große Noth gelitten. Es war eine grauſige Stelle, aber ein wunderſchöner Morgen. Steil ſtürzte die Wand des Felſens in die Tiefe, mit einiger Erde war die Wand beſtreut, in einzelne Spalten hatten Fichten ſich eingeklemmt, ungewöhnlich groß und ſtark war die, auf welche Bertram gefallen, an ihr ſich gehalten hatte, an gebrochenen Aeſten kannte man ſie. Es ſenkte ſich die Wand gerade zum Keſſel hinab, wo es ſo ſchaurig ſchnobend gurgelte, wo aus dem See der Flußbrach, wo der gegenüberſtehende Fels ſeinen Fuß vorgeſchoben hatte, einem Riegel gleich, faſt bis an die Fluh, auf welcher die Brüder ſtunden. Auf dem Keſſel ruhte eine dichte Nebelwolke, füllte die Spalte zwiſchen beiden ſich gegenüber liegenden Felſen und unter der Wolke brummte und brauste es ſeltſam und wunderbar. Ueber derſelben aber glänzte es lieblich und ſchön, die Berge hoben ihre lichten Häupter in den klaren Himmel, hell ſtrahlte der See, fröhliche Waſſervögel ſtreiften darüber hin und als ob am obern Ende Kähne ſich bewegten, dünkte es ſie. Doch in der Nähe der Wolke regte ſich nichts, kein Hirſch kam zur Tränke, kein Vogel ſtreifte das Waſſer, kein Kahn ſchnitt durch die Wellen. Drüben aber auf dem nahen Felſen ſtrich ein lichter goldener Schein durch die Büſche, ſcharf ſchauten die Brüder hin; auf des Felſens kahler Spitze erſchien die Maid, ein wunderbar Bild in der goldenen Morgenſonne.- Raſch ſchaute ſie ſich um, ihre Augen ſchweiften über die Brüder, raſch, wie ſie erſchienen war, verſchwand ſie wieder. Da gedachten die Brüder an die Lagerſtätte und daß das Thier jetzt bei der Helle des Tages kaum werde zu finden ſein, ſuchten eine Rinne zum Niederſteigen, fanden ſie, kehrten zum Lager zurück, wo bange die zurückgelaſſenen Knechte ihrer harrten, an ihrer Rückkehr bald verzweifelnd. — Sie erzählten ihr Bangen und wie es ſo ſtark und gewaltig über ſie gekommen. Als am Abend der Herren ſie geharrt, an tüchtigem Feuer das Mahl bereitend, als es endlich dunkel geworden und ihnen bange um die Herren, da ſei plötzlich eine hohe wilde Jungfrau ans Feuer getreten, einen blinkenden Speer in der Hand. „Was ſäumt ihr hier, hätte ſie geſagt, packt auf und ſucht den Rückweg, dieweil er noch zu finden iſt, eure Herren kehren nicht wieder, wer drüben im Walde weilt nach der Sonne Untergang, ſieht ihren Aufgang nimmer. Drüben iſt der Drachenwald, des Drachen iſt, wer in deſſen Gebiet ſich wagt, vermeſſen gar, ihn beſtehen will. Darum iſt drüben kein Leben, kein Fiſchlein weilt im Waſſer, kein Vögelein im Gebüſche, und wo alles Leben begraben worden, da wird auch der Grafen Leben begraben liegen. Als ſie darauf ſich trotzig geſtellt und erwiedert, ſie ſolle zu ihrem Feuer ſitzen und den Imbiß mit ihnen theilen, aber um die Grafen ſich nicht kümmern, dieweilen dieſe ganz andere Gefahren ſiegreich beſtanden, als was da drüben im ſtillen Walde ihrer auch warten möge: da habe die Jungfrau ſich hoch aufgerichtet, daß ſie anzuſehen geweſen wie eine alte Zauberkönigin und habe geſagt: „Knaben ſeit ihr, wißt nicht was ihr ſagt, wißt nicht wo ihr ſeid, wißt nicht wer ich bin. Dorthin aber ſeht, wo die Wolke ruht auf dem See, wo Wirbel wirft der See und kocht, dort iſt es fürchterlich. Dort wo es ziſcht und ſiedet, daß die ſchauerlichen Töne bis hieher und durch des Feuers Praſſeln dringen, dort iſt ein Drachenhaus, dort wohnt der Unthiere eins, denen früher das ganze Land zu eigen geweſen, bis die Götter kamen, die freundlichen und mächtigen, bis Hertha kam, die gütige mächtige Mutter. Sie ſtürzte des Drachen Reich und ſchwang ihren blühenden Stab über die Erde, die Finſterniß ſchwand und die Erde blühte. Doch die alte Drachenmutter, die Königin der Nacht, tödteten die Götter nicht, ſie ſchloſſen nur den Schlund, wo ihr Thron aufgeſchlagen war, thürmten Berg um Berg darauf, hielten ſicher ſie verwahrt. Doch die alte Königin ſchwoll auf in Zorn, ſprengte der Berge Schooß, ringelte ſich das Land nieder, immer wieder, ſetzte Brut ab in den wildeſten Höhlen und Klüften; das that ſie, wenn die Götter am heiterſten ſich freuten, am hellſten die Erde blühte, am wenigſten an die alte Drachenkönigin dachten, am läſſigſten ſie wahrten. Dann bannten die Götter die grimme Königin wieder in den alten Schlund, thürmten Berg auf Berg über ihr zuſammen. Aber die Brut wuchs auf in den Höhlen und Schlünden. Drüben, wo es ſiedet und ziſcht, die Waſſer über die Nebel ſpritzen, der dunkle ſchwarze Schlund hinauf in den Berg ſich windet, da iſt ein Drachenneſt, da hauſt der Drachen einer. Drinnen in dem Bauche der Berge wird von ſchrecklichem Weh nach ihren Kindern, deren wenige mehr in den finſterſten Schlünden hauſen, wo die Sonne nicht hineinſcheint, ſie nicht erwärmt, zuweilen die alte Mutter ergriffen. Dann windet, bäumt, bögelt ſie ſich in ſchrecklichen Wehen, bis der Bauch der Berge ſpringt, und hoch aufgeſchwollen von Gift und Zorn bricht ſie zu Tage, die Erde bebt, die Quellen der Tiefe brechen auf, der ſchwarze Wolkenſchooß öffnet ſich, hoch auf ſchwillt die Fluth, und mit der Fluth ringelt ſie ſich donnernd und toſend, Felſen brechend, Wälder verſchlingend, Tod bringend, überall die Thäler nieder. Und wie der Schooß der Erde ſpaltet, reißt die ungeheure Kette, mit welcher die Götter den König der Berggeiſter an der Berge Fuß geſchmiedet. Ein grüner Zwerg ſei es, ein ungeheurer Demant ſei ſein Thron, auf dem er ſitze mit gräulichen Geberden, wie man ihn ſehen könne hoch oben im Lande in den Stunden, wo es ihm vergönnt ſei, im Lichte des Mittags ſich zu ſonnen. Er ſei Herr der Schätze, welche im Schooße der Berge liegen, und dort ſei er angeſchmiedet von den Göttern, damit er mit Gold und Edelſteinen nicht das Land überſchwemme, die Menſchen verderbe, denn das rothe Gold in den Händen der Menge, ſei was rothe Gluth in den Dächern der Hütten. Sei ſeine Kette gebrochen, ſo ſetze er ſich auf die Stirne der Drachenmutter, halte an hohem Tannenbaume ſich, fahre hohnlachend zu Thale, weide ſich am Verderben, freue ſich, wie das Leben im Tode erblaſſe. Wo die Mutter ihre Brut finde, da weile ſie, ergötze ſich mit den Jungen in grauſenhaftem Spiele; es winde, ringle ſich das gräuliche Geſchlecht hoch am Felſen auf, ſchlinge ſich nieder, tobe, toſe, donnere, ſpritze hoch auf den dampfenden Giſcht, daß weit und breit das Leben erſterbe. Darum geht, habe die Maid geſprochen, eilt, es naht die Stunde wieder, wo die alte Drachenkönigin die Berge ſprengen, das Land niederfahren wird. Geht, eilt, ſonſt ſeid auch ihr verloren." Als ſie darauf die Maid gefragt, warum denn ſie hier weile an dem gefährlichen Orte, hätte ſie geſagt, die Götter, welche den Drachen gebannt in der Erde Schooß, hätten ſie hier geſetzt, zu Huth und Wache; ihr Leben ſei im Schutze der Götter; der Götter Rache aber verfallen der Fremdling, der hier ſich eindränge in der Götter Gebiete. So hätte ſie funkelnd und zornig geſprochen und ſei verſchwunden.

Die Brüder, vieler Rede nicht gewohnt, wie es helvetiſche Weiſe iſt, hörten geſpannt den Bericht, aber was in ihnen vorging, ſagten ſie nicht. Stille lagen ſie ums Feuer, es ward Abend und von Aufbruch war die Rede nicht. Sie beſtiegen den Fels auf dem linken Ufer des Fluſſes, wo ſie gelagert waren, betrachteten Höhe und Fläche, die Wände und die Lage. Sie war ſchöner, tüchtiger, als ſie dachten. Rundum öffneten ſich Thäler, herrlich glühten in nie geſehener Nähe die Alpen, nicht ferne war der Jura und trotzig und mächtig ragte der Fels empor über den See und die bis zum blauen Berge ſich ausdehnende Fläche. Tief unten brauste das Waſſer, ſiedete im ſchauerlichen dunkelen Keſſel, ſpritzte hoch auf den Schaum, und düſter war es überm Keſſel und froſtig lief es über die Haut allen, die zu ihm hinunterſahen. Aber was

Feiglinge ſchreckt, reizt Helden, und wie Feiglinge kühn werden, wenn ſie keinen Widerſtand zu finden glauben, ſo iſt der wildeſte gefährlichſte Kampf die ſtärkſte Lockung für den Helden. Bertram ſteckte ſeinen Speer tief in den Grund und ſprach: „Hier, Bruder, bauen wir die neue Burg.“ Eintram war deſſen nicht ab, und ſtieß tief in den Grund neben des Bruders Speer auch den Seinen und forſchend ſah jeder ins Auge des andern, denn jeder fühlte, daß es nicht der Fels allein geweſen, welcher zum Bau ſo raſch den Ausſchlag gegeben, und wie es jedem war, das ſuchte er auch bei dem andern. Da war, als ob unter ihnen der Grund erbebe und vor ihnen ſtand die Jungfrau, ihr Auge glühte, ihre goldenen Locken ringelten ſich, lebendigen Schlangen gleich. „Was wollt ihr hier, ſprach ſie bebend. Den Graus dieſer Stätte habt ihr in dieſer Nacht erfahren, und unerwartet und unverdient die Huld der Götter; ſie ſchützten euch, die Söhne von Vätern, welchen die Götter hold geweſen. Nun weicht und laßt den Göttern dieſe Stätte, die ihnen treueigen geblieben beim Abfall der Völker. Seid dankbar, doch wenn ihr auch untreu geworden, gönnt Ruhe hier denen, welche euch gerettet.“ Da ſtreckte Bertram die Hand aus mit freundlichen Geberden, aber ſcheu trat die Jungfrau zurück, wie vor der züngelnden Schlange der Menſch weicht. „Zürne nicht, Jungfrau, ſprach Bertram, aber deine Götter ſind nicht unſere Götter; unſer Gott will keine Oede, will keine Drachenbrut, es ſoll der Menſch Herr ſein auf der Erde, und die Erde ſoll der Menſch bauen, daß ſie Korn trägt, und ſoll in Ordnung ſie geſtalten. Bete dieſen Gott an, es iſt ein milder guter Gott, der den Schwachen und das Weib ehren heißt. Darum fürchte nichts, dir geſchieht kein Leid, weile wo du willſt, doch hier bauen wir eine Burg, bauen Gott einen Altar, und dieſen Gott wirſt auch du ehren lernen und anbeten.“ Da hob zornig die Maid die rechte Hand empor und rief: „Da möge mir die Hand verdorren wie der Zweig, der abgehauen wird vom Baume, möge die Zunge mir vertrocknen wie das Laub, welches vom Baume fällt, wenn meine Hand zu euerm Gott ſich erhebt, meine Zunge ihn preiſet. Möge im Hauſe, welches hier gebaut wird, die Zwieſpalt ſein, Mord unter den Blutsverwandten, und an den Kindern, die hier geboren werden, das Mahlzeichen von der Väter Frevel, ſo lange ein Stein auf dem andern ſteht, ſo lange ein Fuß durch die Thore wandelt. Mögen die Hände, die den Bau beginnen und enden“ — da ſtockte die Jungfrau, unſtät flog ihr Auge von einem Bruder zum andern, vor das Geſicht ſchlug ſie die Hände und — war verſchwunden.

Erſtaunt ſtanden die Brüder; als ſie ihr nach wollten, fanden ſie ihre Spur nicht mehr. Seltſam bewegt fanden ſie ſich wieder auf des Felſens Spitze, lehnten ſich auf ihre Schwerter und ſtarrten lange rundum über das Land. Drüben lag die Wolke noch über dem ziſchenden Waſſerkeſſel, unter der ſteilen Fluh, barg das grauſe Thier, das dorten hauste. Hier, wo ſie ſtunden, war die ſchönſte Lueg ins Land, ein Schlüſſel und ein Thor zugleich vor ihrem Beſitze, hier hauste die ſchönſte Maid, die je ihr Auge geſehen, aber ſie kam, ſie ſchwand, man wußte nicht woher, wohin. und auf die Stätte hatte ſie einen ſchauerlichen Fluch gelegt. Lange ſtunden ſie, jeder erwartete vom andern das entſcheidende Wort, was bei ihm längſt entſchieden war. Endlich legte Sintram die Hand auf ſeinen eingeſteckten Speer und ſprach: „Alſo hier wird die Burg gebaut, und alſobald hoch und ſo feſt, ſo ſchnell als möglich.“ „Alſo hier“, ſprach Bertram und ſein Auge blitzte ſeltſam über des Bruders Geſicht, doch die Augen begegneten ſich nicht. Eintram hatte vom Geſichte des Bruders ſein Auge weggewandt. Was ſie feſter an die Stelle feſſle, die Lage, der Drache oder die Jungfrau, deſſen gab keiner ſich Rechenſchaft. Wunderbar hatten die Augen der Jungfrau, ihr wild, kühn Weſen eingeſchlagen bei den Jünglingen; daneben brannten die Herzen der kühnen Recken, den Drachen zu beſtehen, ihre Ehre hielten ſie gefährdet, einem ſolchen Feinde zu weichen, ihn hinter ſich lebendig zurückzulaſſen; endlich befahl der gräfliche Sinn, der mit kundigem Auge Vortheil und Nachtheil ermißt und Werth und Unwerth der Stellen eines Landes wiegt und prüft, hier zu weilen, eine bleibende Stätte hier zu gründen, eine Huth des Landes, ſchön und ſtark. Wie Männer ergriffen ſie das Werk, wie Männer in bewegten Zeiten, welche nicht wiſſen, iſt's morgen noch ein Tag zum Schaffen, findet ſie der Mittag nicht als blaſſe Leiche auf blutigem Felde, in mooſigem Walde.

Sie und ihr Gefolge konnten das Werk nicht beginnen, darum ſuchten ſie das fromme Stift an der Aare Strand, welches nach Hug's, ihres Hausvogts Angabe, ungefähr in dieſer Richtung dem Berge zu liegen mußte und Solothurn genannt ward, hofften dort Hülfe und von dort gangbare Pfade nach ihrem Stammſitze. Eintram und Bertram unternahmen ſelbſt die Fahrt, während ſie einige der Knechte am See hinauf ſandten, zu forſchen nach dem was droben ſei und ob nicht auch Menſchen zu finden ſeien, welche Hülfe leiſten und Kunde vom Lande geben könnten. —

Die Brüder hatten einen ſtreitbaren Weg das Land hinab, Urwald, Bäche, Moräſte wechſelten ab und faſt jeden Schritt mußten ſie erſtreiten, mußten auf- und abwärts wandern, bis ſie irgendwo eine halsbrechende [illegible], wo ſie wirklich, aber mit Lebensgefahr, [illegible] konnten. Mit unendlicher Mühe hatten ſie ſich durch einen tiefen Sumpf gewunden, der quer durchs Land ſich zog, den ſie nicht zu umgehen vermochten, und müde raſteten ſie an eines Waldes trockenem Saume. Da hörten ſie ein ſeltſam Tönen, über ihnen aus den Tiefen des Waldes her. Es klang faſt wie die Stimme eines Menſchen, aber ſo tief und ſonderbar, als käme ſie vom Himmel her, oder aus der Erde Schoos, als käme ſie aus dem Munde der Geiſter, die über uns, die unter uns wohnen, die rings uns umfließen. Die Brüder waren nicht aufgeklärt, ſie glaubten an alles was zu glauben war, am Tage vornehmlich an Jeſus Chriſtus, des Nachts aber waren heidniſchem Spuk ihre Herzen eben ſo offen, als chriſtlicher Offenbarung. Tag war's, und am Tage laſſen böſe Geiſter ſelten ſich ſehen, darum machten ſie ſich auf, ſchlichen leiſe den Tönen nach. Um einen Felſen traten ſie in eine gelichtete Stelle, zwei Schafe weideten da und unter einer Höhle, an der Sonne, ſahen ſie ſitzen einen Mann, ſein Bart wiegte ſich in ſeinem Schooße, ſeine Haare floſſen zur Erde nieder. Dieſer war's, von dem die Töne kamen, der mit gewaltiger, faſt übermenſchlicher Stimme ein fromm Lied ſang, zum Preiſe deſſen, der auch ihn erhielt im einſamen Walde.

Ein Einſiedler war es und mitten in die Lichtung waren die Brüder getreten, ehe derſelbe aus frommer Begeiſterung erwachte und ſie wahrnahm. Verklärten

Auges ſah er ſie an, hielt die hellen Ritterbilder für heilige Engel oder verklärte Heilige, welche ihm erſchienen ſeien in ſeiner Einſamkeit, als beſondere Gnadenzeichen des himmliſchen Vaters. Die Brüder hatten Mühe, den großen gewaltigen Mann, der faſt um Kopfslänge ſie überragte, zurück zu rufen aus ſeinen Träumen, ſich ihm zu erkennen zu geben als Sterbliche, welche mühſam kämpften mit Weg und Wald und Beſcheid wünſchten, wie ſie nach Solethurn gelangen könnten. Freundlich ſtellte der mächtige Mann ſich zu ihren Dienſten, ſchürzte ſein Gewand, führte ſie aber fort und fort mit der Ehrerbietung, als geleitete er Engel des Herrn durch irdiſche Pfade. Er kannte die ſchwer zu findenden Pfade, er kannte Solothurn und die frommen Männer, welche dort ſchalteten und walteten über wildes Land und wilde Herzen, und freundlichen Beſcheid gab er über alle Fragen, nur wenn er Auskunft geben ſollte über ſich ſelbſt, wich er aus oder ſchwieg. — So führte er ſie durch Gründe und über Höhen, bis er vor ihnen herſchreitend auf einem Hügel ſtehen blieb. Hier ſahen ſie vor ſich einige Thürme, ſtattliche Gebäude, manch gelichtete Ackerſtelle, ſahen die Aare ſich winden durchs lange, fruchtbare Thal und gegenüber den langen blauen Berg mit ſeinen Klüften und Weiden. Ein ſchmaler Saumweg führte ins Thal, eine alte Fähre über den Fluß. Es war ein ſchön Luegen und erquickte die Brüder ſehr, welche Tagelang mit der Wildniß ſich herumgeſchlagen hatten. Menſchen und der Menſchen Werke ſind wohl weniger hehr und herrlich als Gottes blau gewölbtes Haus, als die gewaltigen Gebirge, welche wie Säulen des Himmels ragten zum blauen Himmel auf; aber lieblich iſt es doch unter Menſchen ſich zu wiſſen, und wohl ums Herz wird es einem erſt dann, wenn man wieder Seinesgleichen gefunden oder doch wenigſtens Spuren ihres Daſeins und ihrer Macht über die Erde; ſo ſprachen die Brüder. Wild ſchüttelte bei ſolchen Worten der Einſiedler das Haupt, drohend hob er auch ſeine gewaltige Fauſt und ſchüttelte ſie zornig, ob nach dem Himmel auf, ob nach dem Berg hinüber, wußten die Brüder nicht, fragen konnten ſie nicht, — denn nach den wilden Geberden wandte er ſich und verſchwand im Gebüſche.

Es war Abend, als die Brüder über dem Fluſſe waren und am niedern Thore des unſcheinbaren Stiftes klopften. Auch eine Art Pfahlburg war daſſelbe, mit lebendigem Waſſer war es umfloſſen und innerhalb dem tiefen Graben war eine ſtarke Mauer, Brücke und Thor waren gut verwahrt. Als die Brüder nach langem Klopfen Eingang gewannen, öffnete ſich vor ihnen ein weit größerer Raum als ſie erwartet hatten, derſelbe war belebt wie die Arche Noahs geweſen ſein mußte, wo Thiere von allen Sorten, ſchön gepaart, Platz gefunden und ſich getummelt haben. Doch waren den im Stift mehr Menſchen als in der Arche geweſen waren. Im weiten Mittelraume waren viele mit den Thieren beſchäftigt und als der ſeltene Zuſpruch durch die Pforte ritt, ward es lebendig unter den Thüren des niedern aber weitläufigen Hauptgebäudes und gewaltige Geſtalten traten heraus, ſchloſſen einem Greiſen ſich an, welcher in Gewand und Geberden der Erſte war und zum Willkomm der Gäſte hinaus in den Hof ſchritt. Es war ein ſeltſamer Gegenſatz, die blühenden jungen Gäſte und die dunkeln ernſten Männer. Die einen ſtrahlten von blühender kecker Luſt, zu ringen mit Noth und Tod, den andern ſah man die Spuren des Kampfes an, und wenn auch nicht die kecke Luſt zu neuen Kämpfen, ſo doch das ſtille ernſte Gefaßtſein auf jeglichen Kampf. Wer tüchtige Kämpfer mit kundigem Auge geſucht hätte, dem wäre die Wahl ſchwer geworden zwiſchen der brauſenden und der gefaßten Kraft. Wer damals den Frieden in Klöſtern ſuchte, that es wohl kaum aus Faulheit, ſondern weil er ſatt war der Kriege der Welt, ſatt war des Lohns der Welt, der ſo oft den heldenmüthigſten Gemüthern am kargſten zugemeſſen wird, am bitterſten ihnen ſchmeckt, er that es, weil er nach Frieden durſtig war und im freundlichen Bezwingen der Natur dieſen Frieden ſuchte. Hohe Namen hatten viele der Mönche ins Kloſter gebracht, doch ſie dort verſenket, voran in die Gruft ſie geſandt, Bruder hieß einer wie der andere, Euſebius dieſer, Theodorus der andere. Sie waren demüthig vor Gott, aber nicht niederträchtig vor den Menſchen, die Kraft ihrer Seele gab ihnen das Gefühl der Ebenbürtigkeit mit jeglichem Helden. Was ſie in der Welt gethan, das ließen ſie dahinten, aber jeglichen Tag bewährten ſie ihre Kraft am wilden Lande, die blühenden Höfe, die prächtigen Heerden zeugten von ihrem unverdroſſenen Schaffen nnd fröhlich erzählten ſie des Abends von den Kämpfen mit Waſſer und Wurzeln, die ſie den Tag über beſtanden hatten. Dann las ein Bruder auch was die chriſtlichen Helden gethan, wie ſie mit Heiden und Juden gerungen, wie freudig ſie bis in den Tod von ihrem Glauben gezeuget und wie hell und freudig ſie auf glühendem Roſte Gott geprieſen und gelobt.

Unter dieſen Männern waren die Grafen wie unter Brüdern, waren auch die einen in der Rüſtung von Eiſen, die andern in härenem Gewande, ſo war auf beiden Seiten der adeliche Sinn, der das Beſte will und das adeliche Ziel, das Land zu ſäubern und zu ſchirmen, zu ſäubern und zu ſchirmen vor wilden Elementen, wilden Thieren und ungezähmten Menſchen. Abſonderlich leuchtete der Abt hervor an adelichem Weſen und geläuterter Weisheit, und nicht lange waren die Grafen mit den Brüdern in weitem Saale, ſo dankten ſie Gott, daß er ihnen in den Sinn gegeben, hier den rechten Rath zu ſuchen, und die Brüder freuten ſich, daß ſo mächtige Hände ſo nahe bei ihnen ans gleiche Werk ſich legten. Sie erzählten, wer ſie geſandt und wer ſie ſeien, was ſie unten im Lande gethan und was ſie oben im Lande gefunden und wer ſie endlich hieher geleitet.

„Das iſt ein ſeltſam Land, ſprach der Abt, ſcheinbar ſo öde und leer, und doch voll Geheimniſſe und voll Wunder, bewohnt von grauſigen Thieren und ſeltſamen Menſchen. Wen die Welt vertrieb, ſucht hier die Ruhe, und findet er ſie in düſterm Walde, in tiefer Kluft, ſo bringt in tiefſte Einſamkeit das Leben doch mit ſeiner Bewegung, und Ruhe findet nicht im finſterſten Thale, wer die Ruhe nicht mitbringt ins finſtere Thal. Der Eremit, der euch geleitet, hat in wüſter Stelle, wo ſelten ein menſchlicher Fuß gewandelt hat, Ruhe geſucht und ſie nicht gefunden. Wer er iſt, wiſſen wir nicht, von hohem Stamme muß er ſein, ſchweren Verrath hat er erlitten oder ſchwere Blutſchuld liegt auf ihm, ſein Friede ſcheint dahin, das Gleichgewicht ſeiner Kräfte auf immer zerſtört. — Lange oft lebt er in ſtillem Frieden, weidet ſeine Schafe und ſingt wundervolle Lieder, daß die wilden Thiere ergriffen werden, ſeiner Höhle ſich nähern ohne Kampf und Streit, dieſelbe umſtreichen. Dann aber, wenn wild. Wetter kommt, hört man in wilden Nächten ſeine Stimme donnern über den Fluß, wiederhallen am Berge, hört gewaltiges Schlagen im Walde, es toſet wie Schlachtgetümmel. Wehe dem, welcher in ſolchen Anfällen in ſeine Hände fällt; ſein Leben iſt dahin, ſein Gebein wird nicht mehr gefunden, ſchrecklicher als das ſchrecklichſte der Thiere wüthet er. Ueber den Fluß kömmt er nie; aber wenn hier wir beten, den Herrn verehren, deſſen Leib genießen, dann ſieht man ihn drüben auf dem hellen Vorſprunge knieen und beten. Wir haben verſucht, was wir konnten, uns ihm zu nähern, und konnten es, wenn wir lichte Stunden trafen; er ſang ſeine Lieder fort, aber ſein Vertrauen gewannen wir nie, ſelten vernahmen wir ein Wort von ihm. Zuwider iſt es ihm, wenn wir am jenſeitigen Ufer etwas verſuchen, als ſein Eigenthum ſcheint er die Oede zu betrachten, welche ihn umgibt, unheimlich macht er, es iſt ein wilder Geiſt in ihn und unſere Leute fürchten ihn als ein ſchrecklich übernatürlich Weſen. Fürchten und meiden ihn ärger, als ſie den Drachen, von dem ihr ſprachet, fürchten und meiden würden, wenn er in der Nähe wäre.“ Er erzählte, daß er auch von demſelben gehört, jedoch nicht gewußt, ob er an das Daſein eines ſolchen Thieres glauben ſolle. Hier ſei keine Spur eines ſolchen und nirgends, wo er geweſen, hätte er ein ſolches geſehen; indeſſen ſei möglich, daß in der ſchrecklichen Wildniß, zwiſchen Sümpfen und Felſen, ein ſolches Ungeheuer entſtanden ſei und ſein Daſein zu friſten vermöge. Was ſie von der Drachenmutter gehört, ſei heidniſche Fabel, und das Mädchen, welches ſie erzählt, werde eine Heidin ſein, deren noch hie und da im Lande lebten, abſonderlich in den einſamen Bergen. Vielleicht ſei es gar ein Druidenkind und Prieſterin heidniſcher Götter, der Aufenthalt am Waſſer mache es wahrſcheinlich. Ihre Bekehrung würde ein verdienſtlich Werk ſein, ſo verdienſtlich als das Erſchlagen des Drachen. Er erzählte ihnen von dem Alterthum dieſes Orts, der lange vor den Römern bewohnt geweſen, wie Krieger, welche bei der Zerſtörung Jeruſalems geweſen, hier ſich angeſiedelt, mit der Wüſte gerungen hätten, wie in der wilden Zeit es auch hier wieder wild geworden, zwei heilige Männer hier den Tod gefunden, die Stätte aber auch ſo geheiligt, daß der Glaube von ihr nicht mehr verſchwunden und dieſes Stift allgemach entſtanden. Nicht Begierde nach dem Gute des Kloſters, nach ihren reichen Heerden, regte ſich in den edlen Grafen, gemeinen Sinnes waren ſie nicht, wohl aber Neid in großartigem Schaffen von dieſen Mönchen übertroffen zu ſein, Bewunderung über dieſe Männer, welche das Siegel hohen Adels auf ihren Stirnen trugen, ſchafften und arbeiteten im Bewußtſein, daß Arbeit ſie nicht entehre, daß ſie die Arbeit adelten. Sie ſahen an ihnen den Sieg des Chriſtenthums und wie er die heidniſchen Vorurtheile überwunden, wie Adel und Arbeit ſich ſo ſchön verklärten, für unadelich nur gemeiner Sinn galt und was unchriſtlich war. Sie blieben dort mehr als einen Tag, nur der Trieb, der in jeder Stunde feuriger entbrannte, den Männern nicht nachzuſtehen, alsbald ihr Werk zu beginnen, kürzte ihren Aufenthalt. Der Abt übernahm die Botſchaft nach Rore hinunter, gab ihnen Führer mit, Werkzeuge und einen baukundigen Bruder, verſprach jede fernere Hülfe, welche er leiſten könnte.

Dießmal ging die Reiſe leichter und ſchneller, den Einſiedler brauchten ſie nicht, es nahte des Mondes

Hülle, wo zumeiſt ſeine Anfälle kamen, wo alles Leben um ihn gefährdet war, bloß das ſeiner Schafe nicht.

Doch war es ſpät am Abend, als ſie endlich an ihrem Felſen landeten, zu großer Freude ihrer Knechte, denen es bange geworden war bei der Grafen längerem Ausbleiben, ſowohl um die Grafen ſelbſt, als um das eigene Leben. Die, welche oben im Lande geweſen, waren längſt zurückgekehrt. Sie hatten droben Menſchen gefunden, doch viele nicht. Dieſelben hirteten und lebten von ſpärlichem Ackerbau, abgeſchloſſen von der Welt und faſt unbekannt mit ihr. Doch waren ſie gaſtfreundlich, nicht roh in ihren Sitten, wohnten reinlich und hielten ſich reinlich. Sie hatten die Knechte wohl aufgenommen, ihnen bedächtigen Beſcheid gegeben, Freude bezeugt, wenn der Drache erſchlagen werde, den ſie auch bei ihnen wahrgenommen haben wollten, den ſie fürchteten in Fluß und Wald, aber um Ehrfurcht für die Maid gebeten, welche ſie wohl kannten und von welcher ſie behaupteten, ſie könne das Wetter machen und Krankheit rufen über Menſchen und Thiere. Zwei Bewohner hatten ſie begleitet und ſaßen am Feuer; es war ein Greis und ſein Großſohn, Männer mit Löwengliedern und Löwenkraft, daß bewundernd die Grafen ſie anſtaunten. Sie waren halb Heiden, halb Chriſten, wie man unter den nordiſchen Völkern es damals ſo häufig fand, hatten doch ein klein Kirchlein in ihrem Lande, oben über dem See, auf der lützeln Fluh (Lützelflüh), wo es trocken war, ſchon früh, und ein wohnlicher Platz an der Sonne. Wie ſie in das Land gekommen, wußten ſie nicht, ſo lange man gedenken könnte, ſeien ſie da geweſen, doch ſolle es vor Altem lebendiger geweſen ſein oben in ihrem Lande, ein fremd Volk ſolle da geweſen ſein, über den Bergen her, ſei aber wieder verſchwunden; wohin es gekommen, wiſſe man nicht. So berichtete der Alte, doch eben nicht in geläufigem Fluſſe; was ſie wiſſen wollten, das mußten die Grafen fragen. Am folgenden Morgen waren die beiden Männer verſchwunden, man wußte nicht wohin, warum, denn zur Hülfe und zu Führern im Lande hatten ſie ſich zugeſagt. Der Knechte einer erzählte, er hätte etwas geſehen, aber geglaubt, es ſei im Traume. Er hätte die Jungfrau geſehen mit dem goldenen Haar, und vor ihr knieend den Alten und den Jungen, und plötzlich ſeien Alle verſchwunden geweſen und er wieder in Schlaf gefallen.

Dies hielt jedoch den Bau nicht auf, man ſchritt alſobald an deſſen Ausführung. Der baukundige Mönch glänzte in Begeiſterung, als er die zu bebauende Stelle ſah, und alsbald maß er aus, ſteckte er ab und ordnete das Ebnen der Stätte, ſo weit es ſich thun ließ. Und handlich ging man ans Werk und wenn auch der ſchaffenden Hände nur wenige waren, ſo ſchafften ſie um ſo fleißiger. Nach und nach mehrten ſich jedoch dieſelben. Der alte Hug ſandte aus dem Aargau hinauf manch rüſtigen Mann und an Zugthieren, was er auftreiben konnte. Der Abt vermehrte wiederum den Zuzug durch rüſtige und kundige Männer.

Was es damals mit dem Bau einer Burg für eine Bewandtniß hatte, davon macht man ſich heutzutage keine Vorſtellung. Eine Hütte baute man leichter als heutzutage. Man ſchlug auf dem Platz, wo man bauen wollte, die Bäume, hieb ſie auseinander, pfählte die einen ein, bog die andern zuſammen, deckte das Ganze zu mit was man hatte und fertig war das Haus, in welchem aber heutzutage kaum der geringſte Taglöhner wohnen würde. Der Bau aber einer Burg, das war ein ander Ding. Holz, Steine, waren nicht weit abhanden, aber, und wenn ſie nur hundert Schritte weit waren, ſo war doch keine Hand breit Straße, auf welcher ein Gefährte laufen konnte; es war Moraſt rundum, Bäche mit ſteilen Ufern, Abhänge, Gebüſch, Wald, kurz alles Mögliche, nur kein Weg, ſo war es damals. Und da wo Sintram und Bertram bauen wollten, lag vor ihnen ein wilder Drach und um ſie, ſie wußten nicht wo, hauste eine wilde Maid, der Eine verſchlang die Leute, die Andere fluchte ihnen, und was ſie mehr fürchteten, fluchen oder verſchlingen, das war damals zweifelhaft, die fluchenden, heidniſchen Götter fürchteten ſelbſt die damaligen Chriſten mehr als viele der heutigen Chriſten unſern liebenden Vater im Himmel achten. Das war ein ſchwerer Bau, koſtete viele Leute und den Bauherren manch ſchlafloſe Nacht. Freilich verſcheuchte ihnen den Schlaf nicht die Unruhe, welche heutzutage den Schlaf ſcheucht vom modernen Bette moderner Bauherren, nicht die Angſt ums Geld, die Angſt vor den Rechnungen, welche ohne den Wirth gemacht worden, welche die Bauleute nun nach anderm Maßſtabe entworfen für Bauten, welche nicht zu edelm Zwecke, ſondern aus bloßem Hochmuth, oder aus dem Sinne aufgeführt, mit welcher die Spinne ihre Netze webt. Ihre Unruhe war höher und edler. Den Drachen wollten ſie erlegen, der ihre Leute ſchreckte und zehndete, die Maid wollten ſie aufſuchen, verſöhnen, oder gar bekehren, oder tödten, bald das eine, bald das andere, je nachdem das Blut durch ihre Adern ſchoß. Gegen den Drachen verſuchten ſie jede ordentliche Jagd, ſie lauerten ihm auf, ſie ſuchten mit den Hunden ſeine Spur, ſie lärmten mit allen Knechten, welche ſie dazu bringen konnten, durch den Wald, ſie ſchlichen einzeln durch die ſchwarzen Klüfte, ja ſie verſuchten ſelbſt die Kraft der frommen Beſprechungen des baukundigen Bruders, und alles umſonſt, den Drachen fanden ſie nicht, und doch war er da. Bald fehlte ein Hund, bald ein Roß, bald ein Mann, welche der Drache verſchlungen haben mußte, bald hörte man es ſo grauſig ſieden und ziſchen, ſo ſeltſam gurgeln im finſtern Schlunde, durch welchen der Fluß aus dem See ſich drängte, daß keiner zweifelte, drüben ſei der Drache, aber ſchlauer als die Jäger, oder mit der Kraft begabt, ſich zu zeigen oder zu verſchwinden, je nachdem es ihm gefiel. Dann wiederum in anderen Nächten forſchten ſie nach der Maid, doch ſeltſam wars, weder mit Hund, noch mit Knechten, vnd nicht blos jeder alleine, ſondern auch ohne daß er dem andern von ſeinem Vorhaben was ſagte. So manches ward ihnen verdorben, ſo manch Werkzeug kam weg, was der Drache, der nie auf dieſe Seite des Fluſſes kam, nicht gethan haben konnte, Krankheiten kamen über Thiere und Menſchen und ſo manches wollte ſich nicht fördern und ſo manches mißrieth, was alles nur von der Jungfrau kommen konnte, der feindſeligen, die dieſen Platz ſelbſt eigen behalten wollte. Vergebens hielten ſie Wache. Wachten ſie an einem Orte, ſo geſchah Schaden, wo Niemand daran gedacht; vergeblich ſpürte man nach ihr, — aber unerwartet erſchien ſie, drohte und ſchreckte. Und ſeltſam wars, die Brüder haßten ſie nicht und ſprachen nie von ihr unter einander, aber jeder hätte ſie gerne bekehrt, hielt dieſes für ein gottſelig Werk, und damit der Andere ihm nicht zuvorkomme oder das Verdienſt mit ihm theile, ſo hielt er ihm ſein Vorhaben verborgen, theilte ihm nie mit, wenn er die Maid zu ſuchen ging.

Sie hatten feſten Grund zum Glauben, ſie wohne nicht ferne, komme nicht her aus den Wäldern oder vom See, ſondern wohne im Felſen ſelbſt, deſſen Spitze ſie krönen wollten mit einem Schloſſe, aber wie ſie ſuchen mochten, welche Künſte anwenden, ſie fanden keinen Eingang, ſie fanden keine Maid. Aber da ſie in ſo engem Umkreis jagten und ſuchten, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſie nicht auf einander trafen; oft, wenn Sintram meinte, es rauſche die Maid im Gebüſche und raſch einbrach oder ſtille lauerte, ſo ſtand Bertram vor ihm und ebenſo ging es Bertram. Dann ſahen die Brüder ſich an, lauernd und ſcharf, doch ſprach keiner zum andern ein Wort, ſtumm ging jeder ſeines Weges wieder. Aber die Schärfe ſenkte ſich ins Herz, dort gebar ſie Gedanken und aus den Gedanken erſtand Neid und Groll, und die Brüder, die ſo einig gelebt hatten, viel einiger als in gar vielen Menſchen Leib und Seele, oder wie andere ſagen, Herz und Seele, ſie ſahen ſich mit düſtern Blicken an und ſelten gönnte einer dem andern ein Wort; aber je karger mit Worten gegen einander ſie wurden, deſto eifriger bewachten ſich gegenſeitig ihre Augen. Wohl begegnete dem einen und dem andern die Maid, doch nie wenn die Brüder ſich begegnen konnten, und nie ſo, daß ſie gehaſcht werden konnte. Wenn ſie es auch verſuchten, raſch ſie haſchen wollten, ſo fielen ſie in Brombeerſchlingen, oder ſtießen an Steinen ſich Wunden, oder traten in eine Grube, und wenn ſie aufſahen, ſo waren ſie alleine. Aber wunderbarlich wars, wenn die hohe Maid auf einem Felsblock ſtehend, oder an einer Klippe Rand, oder hinter üppigem Geſträuche der Brüder einem wartete, wie feindſelig ſie ſchienen, eines dem andern drohte, und doch wie eins das andere ſchonte, es zu gewinnen, zu bekehren ſuchte, und wie mitten in drohenden Worten und drohenden Geberden freundliche Blicke blitzten, wie aus ſchwarzem Gewölke im Rollen des Donners freundliche Sonnenblicke. Offenbar waren die Herzen ſich nicht feind und die Seelen ſuchten ſich, aber woran ein jedes das Leben geſetzt, als das Höchſte erachtet, duldete ſich nicht, konnte neben einander nicht beſtehen und treu blieb jedes ſeiner Pflicht, ordnete ihr unter jedes Gelüſten, Liebe und Haß. Wunderſchön war's anzuſehen, wie hoch und trotzig die Jungfrau ſtand, wie kühn ſie ſprach und drohte, wie ihre Augen glühten, die Spitze des Speeres blitzte, wie ſchön der Jüngling ihr gegenüberſtand, mit ruhigem Worte ſie belehren wollte, mit feſtem Sinn ihr das Vergebliche ihres Thuns auseinanderſetzte, mit freundlichem Worte ſie gewinnen wollte, wie das wärmer, lebendiger ward, das einemal die Jungfrau ſich hineinredete in zornige Gluth, funkelte, ſtrahlte, einem ſprühenden Feuerbrande gleich, der Jüngling faſt in Andacht ihr zuhörte, höher und höher erglühte, ob in Haß, ob in Liebe, wußten die Götter, endlich mit kühnem Schwunge ſie faſſen wollte, und ſtrauchelte, oder am Boden lag, die Jungfrau verſchwunden war. Oder hinwiederum der Jüngling redete, ſo weich und warm ſie bat, ihr anhielt, ſich zu verſöhnen, ihren Wahn aufzugeben und Chriſtum anzunehmen, und ſie milder und milder ward, leiſe, leiſe, die ſüßen Wellen der Liebe an ihrem Herzen ſpielten, ihre Augen lieblich glänzten, warm und ſüß ſie ſich füllten, bis ſie plötzlich, wie von ſcharfem, jähem Biß geweckt, aus freundlichem Traume auffuhr, dunkelroth Zorn und Scham über ihr Geſicht ſich ergoſſen, den Speer gegen den Jüngling warf und in Scham und Zorn von dannen floh. Welchem der Jünglinge ſie öfters erſchien, gegen welchen ſie zorniger den Speer ſchleuderte, das wußte ſie ſelbſten nicht, und lange wird es wirklich unentſchieden geweſen ſein, denn ſo ſeltſam ähnlich ſahen ſich die Brüder und ſo gleich ſchön waren ſie, Bertram in ſeiner blonden, Sintram in ſeiner dunkeln Pracht, daß es ihr ſcheinen konnte, als ſeien beide ein Weſen, das eine Mal im Schatten ſtehend, das andere Mal von der Sonne vergoldet.

Trotz Drach und Maid förderte ſich der Bau. Der alte Hug that ſein Möglichſtes ſie zu unterſtützen und als einmal die nöthigſten Wege geebnet waren, waren bald viel Steine oben. Gar manche Hütte ſtund um den Felſen her, es war bald eine ſtattliche Anſiedlung, recht feſten Fuß zu faſſen hier oben im Lande, hatten die Grafen die ſicherſte Ausſicht.

Da ſandte der Abt ihnen heimlich Botſchaft, wie ſich ein ſtarkes Wetter unerwartet ſammle über ihren Häuptern. Die großen Barone im vordern Burgund, welche in großen Burgen auf ſonnigen Hügeln um die blauen ſchönen Seen wohnten, wo der goldne Wein wächst, wo nie eine Wüſte war, wo trotz Krieg und Graus immer wieder ein luſtig munter Leben ſich geſtaltete, dieſe ſahen das Andringen der Grafen von Rore mit Unlieb, lieber war ihnen das Uechtland, eine ſtarke Mauer gegen Deutſchland hin, als ein bewohnt Land, welches nicht das ihre war, jeden Augenblick zu einem feindlichen werden konnte. Was einem nicht lieb war, gegen das erhob man damals raſch die Hand, Gewalt war das Recht welches galt, das Schwert der Rechtsgelehrte, welcher jeglichen Streit führte. So hatten ſie einen Zug beſchloſſen gegen die Grafen, den Bau für immer zu hindern.

Dieß erſchreckte die Brüder wenig, Krieg war ihr Leben, und doch bewegte ſie die Nachricht ſo ſeltſam. Hier, wo noch kein Schutz für ſie war, dagegen alles Angefangene gefährdet, wollten ſie den Anfall nicht gewärtigen, wollten ausziehen trotz ihrer kleinen Macht, wollten den Feind ſuchen, hofften vom Unerwarteten und von ihrer guten Sache die beſte Hülfe. Doch meinten Beide, einer ſollte hier bleiben, allfälliger Hinterliſt zu wehren; jeder muthete das Bleiben dem andern zu, keiner wollte es übernehmen, keiner den Entſcheid dem Looſe überlaſſen; jeder fühlte, das Bleiben des Andern ertrüge er nicht. Sie fühlten die Eiferſucht früher als die Liebe, wenigſtens trat ſie ihnen klarer ins Bewußtſein. Die wunderliche wilde Maid hatte es ihnen angethan, und kannten ſie doch ihren Namen nicht, aber das Weſen wars, was ſie bezwungen hatte, und dieſes Weſen war adelich, zum Herrſchen geboren. Jeder hätte ſich einem König gleich gehalten, wenn die wilde Jungfrau die Königin dieſer Wüſte, zum Weibe ſich ihm ergeben. Da keiner bleiben wollte, erbot ſich der zum Baumeiſter gewordene Mönch, die Huth zu übernehmen nach beſtem Vermögen. Wenn beide gingen, ſo ſei um ſo ſicherer ihnen der Sieg, um ſo eher kehrten ſie wieder. Wenn es ſein müſſe, ſei ſeine Hand dem Schwert nicht fremd, und wie ſein Auge zum richtigen Maaße geſchärft ſei, ſo wiſſe es auch den Pfeil ins rechte Ziel zu ſenden; ſo ſprach der Mönch.

So geſchah es auch; zum Aufbruch war die kleine Schaar bald bereit und freudig zum Streite. Ein fröhlicher Sonntag voll Sonnenſchein ſchien ihnen ein Schlachttag auf freier Haide, ſo ein Kampf gegen einen Feind mit ordentlichem Fleiſch und Bein Luſt und leichtes Spiel. Unheimlich wird es auf die Länge auch dem Kühnſten, im Felde zu liegen gegen einen Feind, der wohl da iſt, den man aber nicht ſieht, ihn ſucht und nicht findet, deſſen Grimm und Kraft man kennt, doch weder ſeine Geſtalt noch ſeine Kampfesweiſe. —

Die Nacht vor dem Auszuge fand keiner der Brüder Ruhe auf ſeinem Lager, leiſe ſchlich jeder von dem ſeinen und ſtrich am Felſen herum, ſtrich durch die Büſche, ſuchte jede Stelle auf, wo die Maid ihm erſchienen war. Doch nirgends fand ſich eine Spur von ihr, wohl aber geſchah es, daß die Brüder zwei-, dreimal ſich täuſchten, zuſammentrafen, daß grimmer Zorn in ihrem Herzen aufſtieg, daß zornige Worte ſie ſich zuſchleuderten, daß ſie vielleicht noch Zornigeres verſucht hätten, da keiner von der nächtlichen Stunde laſſen wollte, wenn nicht der Hahn gekräht und ihnen ins Gewiſſen gerufen hätte, daß Anderes zu thun ſei, als das Schwert gegen den Bruder zu zücken.

Rege wars ſchon in ihrem Lager, denn noch mehr Lager als Burg war ihre begonnene Feſte. Nicht träge fließt das Blut durch die Adern, nicht ſchwer liegen auf den Augen die Deckel über Nacht, wenn am Morgen ein Jagen iſt, oder ein Auszug zu Ruhm und Streit. Und als ob es die Thiere merkten, als ob ſie es am Abend zuvor ihren Wärtern und Herren angeſehen hätten, iſt's. Sie haben wenig Ruhe, die Hunde träumen, bellen dumpf im Traume, das geringſte Geräuſch dringt durch den Traum, und auf fahren ſie, bellen wild und laut in die Nacht hinein, reißen an den Ketten, beißen in die Thüren. Es ſcharren und ſtampfen die Roſſe, wiehern wild, beißen gegen einander, oder ſchlagen zornig gegen die Wände, bis ſie krachen und ſplittern. Die Menſchen fahren auf und lange vor der angeſagten Stunde ſind ſie wach und ſehen zu Hunden und Pferden. Und alsbald wie dieſe Menſchen gewahren, merken, daß ihre Herren wach ſind, geben ſie ſich zufrieden, werden ſtille, freſſen raſch das Vorgeworfene, nur hie und da wiehert mitten aus dem Hafer herauf fröhlich ein luſtiger Hengſt, ſchlägt mit dem Fuße die Steine. Und zum Wiehern des Hengſtes ſingt der Knappe luſtig ein Schlachtenlied, während ein anderer ein Liedchen ans Liebchen ſummt und wer mit den Hunden ſich abgibt, ruft ſein freudiges Halloh, ſein Hu da, da, und heulend ſtimmen die Hunde ein, ſpringen hoch auf an Pfählen oder Jägern. So geſchah, daß mit dem erſten Sonnenſtrahl die kleine Macht gerüſtet ſtand, der Grafen gewärtig, die Roſſe wieherten und ſchnoben, hieben die Erde, die Hunde heulten, ſprangen an den Pferden auf, umkreiſten ſie in weiten Ringen, Schwerter klirrten, Schilde raſſelten, mit Mühe hielten die Knappen die hauenden Hengſte der Grafen, die mit dem neuen Burgvogt noch nöthigen Rath pflogen. Doch dauerte der nicht lange, lange Reden um Nichts, waren damals, wo das Leben eine That war, nicht Sitte. Sie kamen raſch die hochgebornen Helden und wie ſie nahten wurden die Hengſte ruhig, ſtellten feſt ſich auf die Füße, ſchnoberten und wieherten freudig aus weitgeöffneten Nüſtern, hoben dann, als die Herren im Sattel ſaßen, hoch ſich auf, als ob ſie anſetzen wollten zu weitem Sprunge, weit über Berg und Thal, in die tobende Schlacht mitten hinein. — Es hat etwas Götterhaftes, heilige Schauer rieſeln durchs Gebein, wenn ein Held zu Pferde ſich ſetzt, hoch auf das Roß ſich bäumt, wild die Hörner blaſen, hell die Waffen blitzen, ein reges Leben aus allen Augen, allen Gliedern brennt, wenn es iſt als wachſen Flügel heraus aus der muthigen Schaar, als wolle ſie ſich heben zu luſtigem Fliegen durch blutige Schlacht, zu luſtigem Siege. So ſah man an jenem Morgen vom Hügel, wo jetzt noch zu Burgdorf das Schloß ſteht, zwei Heldenbilder nieder reiten, Bertram auf ſchwarzem wildem Hengſte, auf ſchlankem ſchnellem Schimmel Sintram, hinter ihnen ihr muthig Häuflein. Wohl zog ſpäter manch glänzendere, manch zahlreichere Schaar aus oder ein zu den Thoren der berühmten Fürſtenburg, doch kaum eine ſie übertreffend an Manneskraft und Mannespracht. Es waren Männer wie Flüh und Jünglinge wie Tannen, es waren Väter und Großväter der Helden, welche ſpäter mit Karl dem Großen fochten in Sachſen und Spanien, wo der Thurgauer Kisherr, der in einem Anlaufe ſieben Heiden auf einmal an ſeinen Spieß ſteckte, einen Ruhm erwarb, der bis auf unſere Tage kam, wo in Roncevals Felſenthale von den Helvetiern Rolands Noth ſo treulich getheilt ward, daß noch heutzutage, wenn im Kanton Bern einer in Klemme und Verderben kommt, das Volk ſagt, er ſei im Runzival.

Die Schaar war nicht uniformirt, d. h. einer wie der andere angethan, ſie war ſeltſam gerüſtet, mit heidniſchen und römiſchen Waffen, mit Schwerten und Keulen, welche ſpäter Morgenſterne genannt wurden, mit Bogen von ſeltſamen Formen, war ſeltſam zum Schutze bedeckt mit harter zäher Rinde, mit ſteinernen Fellen, mit Eiſen wenige. Aber was einer auch für eine Waffe hatte, todtbringend war ſie in ſeiner Hand und was auch einer für eine Rüſtung trug, ſie war gehärtet und geſtählt mit dem Muthe, der Wunden nicht achtet, den Tod nicht ſcheut.

Mit viel größern Heeren waren die Brüder ſchon ausgezogen, aber noch nie mit einem ſo ſtark gegliederten, wo jedes Glied deſſelben eine unabhängige Macht war. Doch düſter ritten beide, ihre Augen begegneten ſich nicht, achteten auch ihrer Rüden nicht, [illegible] freudigem Jubel ihnen faſt auf die Sättel ſprangen. Da ſahen ſie nahe über ihnen auf dem Scheitel des Hügels, wo jetzt die Kirche ſteht, die wilde Maid im Glanze der Morgenſonne; wild ſchüttelte ſie ihre Locken, drohend war die eine Hand erhoben, bedeutſam deutete ſie mit der andern das Land hinab, wo Rore lag und Lenzburg.

Zu gleicher Zeit ſahen ſie die Brüder, und als ob ein ſcharfer Pfeil ihre Bruſt getroffen, wars, ſie riſſen an den Zügeln, die ſcharfen Spornen ſtachen in den Seiten der Hengſte, in zorniger Wuth ſchnoben und bäumten ſich dieſe, Rüſtung und Waffen tönten und halsbrechend ging's dahin ins wilde Land, und lange ging's bis die Brüder verarbeitet und herausgewunden hatten theilweiſe, was ſie ſo ſcharf getroffen. Doch die Spitze des Pfeiles, der in ihnen ſtach, die kam nicht heraus, ſie blieb und eiterte.

Als das Bewußtſein des Führers wieder über ſie kam, welches das Eigene hinunterwindet, um für das Ganze zu ſorgen, da ordneten ſie in ſtillſchweigendem Einverſtändniß den Zug, wanden ſich ſtill und ſpähend durch das auskundſchaftete Land. An der Aareſtrand hielten ſie Rath, ob ſie den Feind hier erwarten oder weiterhin ihn aufſuchen wollten. Früher hätten ſie vielleicht das Letztere gethan, aber jetzt fanden ſie viele Gründe zum erſtern, der Gluth, welche tief in ihnen brannte, war Geduld unmöglich, ſie entſchied, wenn auch den Brüdern unbewußt, doch allen willkommen.

Sie ſetzten über den Strom, wo auf beiden Seiten trockne Hügel ſich abdachten bis zum Strome, der behaglich in breitem Bette floß, vielleicht nicht weit von der Stelle, wo Bern jetzt ſein alt ruhmgekrönt Haupt erhebt. Längs dem Rücken der Aare dann über die Höhe, welche die Aare von der Sane ſcheidet. Den trocknen Boden ſuchend, zogen ſie vorſichtig fort, bis ſie den Feind vor ſich im Thale gelagert ſahen, in großer Pracht, in großer Zahl, aber eben ſo großer Sorgloſigkeit. Es war Abend, die Gelegenheit ſo günſtig als möglich zu nächtlichem oder alſobaldigem Ueberfall, und wer weiß, wo der Feind iſt, unvermuthet einbricht zur Schlacht, der iſt Meiſter der Schlachtweiſe und hat zum Voraus die entſchloſſene Beſonnenheit, das Wiſſen deſſen, was man thun will. Wenigen iſt es gegeben, in der Ueberraſchung ſich raſch zu faſſen, den richtigen Blick zu bewahren und das ruhige Blut. Doch ſie verſchmähten den nächtlichen Ueberfall. Wie der Hirſch in gewiſſen Zeiten trotzig durch die Wälder ſchreitet, ſein Geweih kühn zur Schau trägt, ſo wollten die Grafen von Rore am hellen Tage mit fliegendem Panner an den Feind, der Feind ſollte wiſſen, wenn er vor ſich habe.

Still hielten ſie im Walde und erwogen die Schlacht, Bertram wollte, ſobald die Sonne ſcheine, Leben im Lager ſei, mit aller Macht gerade auf den Feind, Sintram meinte, nur die eine Hälfte ſolle einbrechen, gerade und von vornen herab, die andere aber den Feind hinterziehen, und einen zweiten Schrecken, dem ſelten widerſtanden werde, bereiten dem ſorgloſen Feind. — Die große Zahl der Feinde, welche leicht den kleinen Haufen nach dem erſten Schrecken umringen und einſchließen konnte, wog ſchwer für Sintrams Meinung und Bertram fügte ſich, obgleich er lieber trotzigen Muth an Muth, Kraft an Kraft geſetzt hätte. Doch begriff er auch, daß eine Ausgleichung der Kräfte, durch erlaubte Feldherrenkünſte nicht unritterlich ſei, daß wer an ein [illegible] ſein Leben ſetze, das Leben nicht muthwillig verſchleudern dürfe, und noch war unvollendet der Bau, noch lebte im Keſſel der Drache, noch lebte unbezwungen in der Felſen Schoos die Maid.

So raſteten ſie hinter der Hügel Rand im Walde, ohne Feuer und ohne Lärm, und als ob ſie der Herren Sinn verſtünden, waren ſtille Roſſe und Hunde, ließen höchſtens ein verdrücktes Muggeln hören. Doch ehe am Morgen der Sonne Licht die Wolken ſtreifte, war zum Aufbruch die Hälfte bereit, welche den Feind hinterziehen ſollte in aller Stille, dann einbrechen im Augenblick, wenn die andere Hälfte, wie zu erwarten ſtand, vom Feind umrungen war, derſelbe ſeines Sieges ſich gewiß glaubte, wo der vermeintliche Sieger dem Schreck am zugänglichſten iſt.

Bertram, der wildere, welcher den einfachen Streit gewollt, hatte den offenen Angriff begehrt, Sintram nachgegeben, die Führung der Schaar übernehmen müſſen, welche den Feind umziehen ſollte.

Als Sintram ſeinen Hengſt beſteigen wollte, riß des Roſſes Rüſtung, riſſen des Sattels Bänder; zu beſteigen war es dieſen Augenblick nicht und Eile that noth, um zu rechter Zeit an einer paſſenden Stelle zu ſein, denn der Angriff durfte nicht zu lange verſchoben werden, da er vor des Heeres Aufbruch ſtatt haben mußte. Bertram bot ſein Schwarzroß dem Bruder, der es aber trotz Kraft und Kunſt nicht beſteigen konnte, da der Hengſt in toller Wuth biß und ſchlug, ſo oft Sintram ſich nahte. Da mußte Bertram reiten mit der harrenden Schaar, in kochendem Grimm ſprengte er fort, in wilden Sätzen brach ſein Schwarzroß durch den Wald.

Als Sintrams ſchlanker Schimmel neu gerüſtet war, hatte die Sonne die Barone geweckt und ſtaunend ſahen ſie über ihnen auf der Spitze des Hügels einen Ritter auf weißem Roß, ſahen Panner wehen, hörten wilden Schlachtruf, ſahen den Ritter niederreiten, hinter ihm eine kriegeriſche Schaar, offenbar in feindlicher Abſicht zum Angriff. Da erkannten ſie die Zeichen von Nore, und während die Einen verwirrt durchs Lager liefen, zum Streite riefen, warfen die Beſten dem geſuchten, aber nicht erwarteten Feinde ſich entgegen. Sintrams Schwert glich dem flammenden Blitze und wie ein lange gehemmter Strom mit unwiderſtehlicher Wuth ins Blachfeld bricht, ſo wild brach Sintrams lange gehemmte Schlachtenluſt in den Feind. Wie der heilige Georg brach er ein und vor ihm ſtürzte alles zuſammen, ihm nach mähten ſeine Mannen, Hauf um Hauf ward zerrieben, und lange gings bis der Feind hielt, ſeine Reihen anſchwollen, ein ordentlicher Widerſtand ſtatt fand; denn wie die Sichel das Gras, mähte Sintrams Schwert die Menſchen, und wie am Fels die Wellen, ſplitterten an Sintram Speere und Pfeile, und wer mit ſtarker Fauſt den Speer entſandt hatte, ihn ſplittern ſah auf Sintrams Schild wie ein dünn Röhrlein, floh entſetzt von dannen und kehrte nicht wieder. Doch ſchwollen allgemach die Reihen der Burgunder an, und wenn auch Sintram eine tiefe Furche hieb durchs Feld, ſo wurden zu den Seiten die Feinde dichter, und dichter zuſammen ſtauchte ſich ihre Menge. Wild und kühn ward geſtritten, Blut rann durchs Feld und der Tod war gewaltig auf dem Felde.

Bertrams Zorn hatte die Beſonnenheit des Feldherrn nicht verzehrt, dieſelbe hatte die paſſende Stelle gefunden zum Einbruch, zu rechter Zeit. Bertram überſah von wohlgewählter Stelle weg das Feld und die auf demſelben wogende Schlacht. Er ſah ſeines Bruders blauen Helmbuſch wehen im Felde, ſah wie hoch an ihm auf des Kampfes Wogen ſchlugen, aber wie ein gewaltig Schiff bricht durch das Wellengewühl und machtlos hoch an ihm auf Schaum und Waſſer ſpritzen, ſo ſchien Sintram zu ſegeln durch der Schlacht blutige Wellen. Still ſtand unter Bertram der ſonſt ſo unruhige, brauſende Hengſt und in Bertrams Auge loderte noch nicht der Brand der Schlacht. Da ward auf dem Felde das Gedränge dichter, lauter toste die Schlacht, um Sintram und ſeine Schaar waren die Feinde zuſammengefloſſen und enger und enger preßten ſie das gewaltige Schiff, das ſo kühn ſegelte durch die ſchäumenden Wogen. Da war es Bertram, als hebe der Helmbuſch ſich höher, als ſpähe der Bruder übers Gedränge weg nach dem Bruder, als funkle winkend das blutrothe Schwert über die Schlacht. Aber lahm lag am Zügel Bertrams Hand, ſtarr, wie betäubt, ſaß er zu Roß, ſtarr hielt unter ihm der Hengſt, nur hinter ihm in des Waldes Schatten regt es ſich, wie ungeduldiges Murren tönet es, aber Bertram vernimmt es nicht, unheimlich leuchten ſeine Augen. Da wirbelt hoch auf Sintrams blutiges Schwert, dann verſinkt in die blutigen Wellen der blaue Helmbuſch und hoch über ihm zuſammen ziſcht und ſchäumt der Kampf. Da zuckt es wie ein jäher Blitz durch Bertrams rieſige Glieder, wie aus tiefer Betäubung fährt er auf, mit beiden Sporen ſticht er in des Hengſtes Seiten, daß hoch auf derſelbe ſteigt; aber ſtatt zu ſetzen von des Waldes Rand, haut derſelbe mit den Hufen, als ob ihn hielte am Zügel eine unſichtbare Hand. Da beugt Bertram ſich vorwärts, ſchlägt mit ſeines Schwertes Heft, geſtaltet wie ein Kreuz, dem Hengſt aufs Haupt. Alsbald ſcheint daſſelbe los zu werden, ſetzt mit gewaltigen Sprüngen ins Feld, gewaltig donnert Bertrams Schlachtruf vor ihm her in die Feinde, gewaltig donnern ſeine Mannen ihm nach, wie die Lawine donnert zu Thale, wie der Berg bricht und in Graus und Schutt das Thal begräbt, ſo kam Bertram zur Schlacht. Wie Poſaunen Gottes drang Bertrams Schlachtruf in die Feinde, wie ein Würgengel brauste er nach. Zerbrochen war der Feinde Ring, lahm ward ihre Hand, ihr Muth verſank, an blaſſen Geſichtern ſpiegelte Bertrams blutrother Helmbuſch ſeltſam ſich wieder, zerſtäubt floh vor ihm der Feind und den Bruder fand er aufrecht mit ungebeugtem Muthe, aber fremdem Schwerte den Feind vom Leibe ſich haltend. Es war Bertram, als geſtalte vor ihm in Wirklichkeit ſich der Traum, den er beim Einzug ins Land gehabt, nur daß er es jetzt ſei, der den Bruder löſe aus dem über ihm ſich zuſammenringelnden Knäuel. Matt ſtand Sintram unter einem Haufen von Leichen, am Schwerte war faſt die Hand erlahmt, neben ihm ſtund ſein Hengſt, blutroth wie Bertrams Helmbuſch, ritterlich hatte er für ſeinen Herrn geſtritten, blutroth waren die Mannen alle, die nicht im Tode erblaßt im Felde lagen.

Gewonnen war die Schlacht, reich die Beute, todt oder gefangen viele der Barone, geſichert der Brüder Bau, aber ſeltſam ſahen die Brüder ſich an. Bertram grollte über das eigene Säumen, das er nicht zu deuten wußte, trug es aber dem Bruder nach, nicht ſich ſelbſt. Sintram war ſtumm und ſtill, kein Wort des Dankes ſprach er dem Bruder für ſeine Rettung aus. Keiner ſprach zum andern ein offen Wort, keiner frug nach des Kampfes Einzelheiten oder den Urſachen des Zögerns, es war als ob jeder es ſich ſelbſt geſagt, was er zu wiſſen begehre. So ritten ſie heim, und wie groß ihr Sieg, ſo klein ſchien ihre Freude, und wie viel ſie gewonnen, ſo wars doch faſt, als ob ſie noch mehr verloren. So kamen ſie wieder heim zu großer Freude des hartbedrängten Burgherrrn, über welchen Gefahren aller Art gekommen waren. Bewohner des obern Landes hatten ihn angefallen, mit Mühe er ſich derſelben erwehrt, und mehr durch die Furcht vor der Kraft des Kreuzes, als durch die Waffen. Die heidniſche Jungfrau habe ſie aufgereizt, behauptete er, große Scheu hatten ſie vor ihr, weil ſie den Hagel machen könne und den Regen hinterhalten. Der Fels habe gewankt mehr als einmal, geſiedet und gebraust im Keſſel habe es fürchterlich, keinen Menſchen habe er übers Waſſer mehr gebracht, aber auch dieſſeits ſei man nicht ſicher mehr geweſen, und bald wären ſämmtliche Männer ihm davon gelaufen, Werkzeuge ſeien zerſtört, verführt worden, die Stricke zerſchnitten, Pfeile und Speere ſeien unter die Arbeitenden geflogen, ohne daß eine Hand ſichtbar geweſen wäre, von der ſie gekommen. Er habe alles durchſucht, den ganzen Berg, Stein um Stein, und als er fertig geweſen und nichts gefunden, habe ein Stein ſein Haupt getroffen, daß er beinahe die Sinne verloren und geſtürzt ſei in den brauſenden Keſſel. Ernſt müſſe zu Werke gegangen ſein, die Jungfrau vertrieben, der Drache getödtet, ſonſt komme der Bau nicht zur Vollendung; wo man von Feinden umringt ſei Tag und Nacht, da werde kein Werk vollendet, man vertreibe erſt die Feinde. So ward dann mit neuem Eifer an die Jagd auf den Drachen gegangen, und des Nachts ſuchten verſtohlen die Brüder die Jungfrau. Den Drachen fanden ſie nicht, und ob dem Suchen der Jungfrau wuchs der Ingrimm der Brüder, denn wenn ſie auch hier, dort, ſie zu erblicken glaubten, in der Nähe ſahen ſie nichts als einer des andern Angeſicht, und aus dem Geſichte ſprühten zornige Augen, wie ſie dem Uhu ſprühen in dunkler Nacht, aus dunkelgelben Gefieder.

Da ſtund am Abend eines hohen Feſttages der Baumeiſter auf des Felſens äußerſtem Vorſprunge, in Gedanken tief verſenkt. Es war ein ſchwüler, düſterer Abend. Auf dem See ſtrichen tief die Waſſervögel und über dem Jura war ein finſterer Wolkenſtreif gelagert. Blutroth waren die hohen Berge, faſt hellgrün die Vorberge, ſchwarzblau die Hügel in der Runde und dumpf und ſchaurig kochte der See an ſeiner engen wirbelreichen Mündung. Eine ſeltſame Färbung, reich an grellen Abſtufungen, übergoß die Gegend, und neben den ſinnenden Mönch traten die Brüder, und ſeltſam ſtachen auf der ſcharfen Felſenkante die drei Gebilde ab untereinander und gegen den dunkeln Himmel hinter ihnen. Stumm ſtunden ſie eine Weile, dann ſprach der Mönch: „So geht es nicht, mit Ernſt müſſen wir ans Werk. Dort unten, wo der See tief und dunkel ſeine Wirbel zieht, dort unten hauſet der Drache, dort unten liegt er lang und giftgeſchwollen auf des Sees dunkelm Grunde. Dort müſſen wir die enge Mündung weitern, daß in raſchem weitem Strome das Waſſer zur Ebene ſtrömt, ſeicht und trocken das obere Land wird, dann finden wir den Drachen, kommen ans Ziel. Wollen wir dieſe Burg bauen, müſſen wir des Drachen Burg da unten brechen und zerſtören. Die Brüder pflichteten dem Mönche bei. Es war ein ſchwer grauſig Werk, aber gerade ſolche Werke ſind's, an welchem am liebſten Helden ihre Kräfte erproben. Raſch-ſchritten ſie zur Ausführung, aber ſchwer war es ihnen, die Arbeiter da unten hin zu bringen, ſchwer ſie zu bewegen, Hand an zu legen an die Wände der Felſen, hinter denen das Unthier liegen könnte, an Felſen, die gleichſam geweiht durch des Unthiers Aufenthalt, das ſich ſchrecklich rächen könnte für deren Entweihen. Was einer wilden großen Macht gehört, das taſtet der ſchwache Sterbliche mit Zagen an, während der freche Frevler, der vor dem Teufel bebt, Gott zu läſtern ſich nicht ſcheut. Die Grafen ſelbſt mußten mit dem Mönche Hand anlegen, die Brecheiſen einſetzen in die geſprungenen Steine.

Der Mönch verſtund das Steinbrechen wie keiner, er kannte die Kraft des Hebels und die Kunſt der Alten, ihn anzuwenden, und was er wußte, hatte er in den Brüchen bei Solothurn an hartem Geſteine geübt und erprobt. Seltſam mürbe war hier das Geſtein und oft graute ihm faſt, wie es wich und brach, während umgekehrt in die Dienenden wieder Muth kam, als ſie ſahen, wie Stück um Stück brach und brösmelte und kein Drache das feuerſpeiende Haupt erhob, oder den ſchweren Leib herausringelte aus einer Höhle, keine überirdiſche Macht den Felſen ſchützte und ſchirmte. Unglaublich war das Werk gefördert, da ſtießen ſie auf eine feſtere Bank im Felſen, muthig ward ſie hintergraben, ward hineingehauen. Da ſchien es den Arbeitern, es beginne, je tiefer ſie kämen, ein ſeltſam unheimlich Schluchzen und Gurgeln, wie hohles Lachen klang es aus dem See, wie ſchweres Seufzen hinter dem Felſen. Trübe, dick, war die Luft, kein Wind regte ſich, aber heiß ſtach die halb verſchleierte Sonne. Keinen Vogel ſah man fliegen, aber häufig ſprangen im See die Fiſche, das Waſſerhuhn ſtrich tief und plätſcherte ängſtlich im ſtillen See. Weißgeſäumte Wolken ragten über den blauen Berg herauf, die hohen Berge hatten ihre Häupter verhüllt, vor ihnen ſtand eine ſchwarze Wolkenwand mit weißlichten Streifen durchzogen. Dumpf donnerte es in der Ferne, leiſe kräuſelten ſich die Wolken des dunkel gewordnen Sees, ſchwere Regentropfen fielen aus dem düſtern Himmel, aber kühler ward es nicht und lauter und unheimlicher gurgelte und ſchluchzte es aus dem See heraus und ſchauerlicher klang in die Stille der Natur aus dem Felſen hervor Seufzen und Stöhnen. Unheimlich ward es den Arbeitenden, ſcheu ſah einer zum andern, läſſig ſchafften die Hände und ob die Füße weichen wollten oder warten, wußte man je länger je weniger. Da erſcholl ein wildes Lachen hoch über ihnen, und als ihre Augen erſchrocken ſich nach oben wandten, ſahen ſie auf der Mauer Zinne die wilde Jungfrau. Die Rechte war ausgeſtreckt gegen die Berge hin, ein wild Lied begann ſie zu ſingen, das gar ſeltſam wiederklang an den Flühen gegenüber, und lauter ſang ſie und lauter und lauter gurgelte und ſchluchzte es im See, ſeufzte es im Felſen und im Laube ſpielte der Wind, und höher kräuſelten ſich die Wellen, durch die ſchwarze Wand zuckten Blitze und dumpf rollte der Donner über die Berge, anhaltend, ohne Unterbrechen, lauter und immer lauter, und wild in den höchſten Tönen klang das Lied der Maid und plötzlich ſchmetterte ein Blitzſtrahl gegenüber in die höchſte Tanne, ſchrecklich praſſelte der Donner, hoch auf loderte die dürre Tanne davon ſtoben die Arbeitenden mit ſtockendem Athem, mit erblaßten Geſichtern.

Der Mönch und die Brüder blieben alleine zur Stelle, riefen umſonſt die Fliehenden zurück. Schreck geht über Gehorſam. Land- und Wetterkundig, wie der Mönch war, fürchtete er Gewaltiges im Gebirge, und wo Gewaltiges bevorſteht, da bringt der Fleißige und der Treue noch gerne zu Ende, was er unter Händen hat. Dies iſt ein unwiderſtehlicher Zug, der ſchon manch edles Leben gekoſtet hat, doch dem, welchen dieſer Zug das Leben gekoſtet, wird es nicht deſto übler gegangen ſein. — Gerne hätte der Mönch das Felsſtück noch durchbrochen und abgewälzt, er hoffte, der Waſſerſturm, den er erwartete, werde dann das Werk vollenden in Augenblicken, wozu der Menſch Tage gebraucht hätte. Da donnerte es ſo ſeltſam von den Flühen her, vom Waſſer fliegen die Vögel, kein Fiſchlein ſpringt mehr aus dem Grunde, verſtummt iſt die Jungfrau, verlodert die Tanne. Was ſchnaubet näher und näher, ſind es wilde Reiter, die donnernd anſprengen, tauſend und abermal tauſend? Was windet auf einmal im See ſo fürchterlich ſich das Waſſer, was krachen die Bäume, was wirbelt in der Luft, daß es ſo finſter wird und dunkel auf einmal? Was donnert näher und näher, ſchwillt an wie tauſend Donner? weſſen iſt die Stimme, die da brüllet von den Bergen her, daß die Felſen beben, die Thiere fliehen mit ängſtlichem Geſtöhne? Iſt's der Geiſt der Berge, der da brüllt aus der Berge zerriſſenem Schooße, iſt's die Stimme des Herrn, die das Gericht verkündet, die letzte Poſaune, die in die Gräber dringt, zum Leben die Todten ruft? Und was iſt's, das ſich bäumt und wirbelt den See hinunter, ſind es Rieſen, die mit

Felſen ſpielen, Wälder werfen durch die Luft? was iſt's, das ſo grauſig und gräßlich, ſo windesſchnell, ſo todesgelb ſich ſchlingt durch die werdende Nacht? Es bebt der Mönch und ſteht an ſeinem Eiſen, es beben ſelbſt die Brüder, laſſen das Heben und Wiegen und greifen nach den Waffen. Da ſauſt es durch die Luft und an den Felſen brechen Tannen und unter ihren Füßen rauſcht und gurgelt es ſchauerlich, gewaltiglich, unter ihnen bebt der Berg, und vor ihnen bäumt ſich auf, nie geſehen, nie gedacht, ein lebendig Ungethüm mit klaffendem, gähnenden Rachen. „Der alte Drache von den Flühen her", ſchreit Sintram, wirft den Speer, vom Felsſtück reißt ihn ſchnell bedacht der Mönch zur Felſenwand.

Die Nacht hat den Tag verſchlungen, losgebrochen ſind aus verſchloſſenen Kammern die Elemente, zerriſſen haben ſie ihre Feſſeln, vierſtimmig toſen ein ungeheuer Lied Feuer, Luft, Erde und Waſſer, den Sterblichen zittert das Herz, es bricht der Muth, es werden die Sinne ſchwach, ſchwinden faſt. — Des Mönchs geſtählte Seelenkraft rettet Sintram, der in ſolchen Wettern nie geſtanden, ſie erreichen eine geſicherte Stelle, ſchirmen ſich dort, daß der Wirbelwind des wilden Liedes ſie nicht dahin führe. So ſtanden ſie geſchirmt, aber umdonnert vom wilden Lied, unfähig die einzelnen Stimmen zu unterſcheiden, ſo gewaltig donnerten ſie ineinander: Die Fluth von den Flühen her, die Fluth vom Himmel nieder, der Sturm, der die Bäume brach und die Wellen peitſchte, das Feuer, das in den Wäldern ſich entband und den Sturmwind peitſchte, das Feuer, das in der Erde ſich entband, Gewölbe ſprengte, Felſen zerriß, die Erde rüttelte als wie der Müller das Getraide ſchüttelt im Siebe. Sie wußten kaum, ſaßen ſie auf brauſendem Keſſel, wirbelte ſie der Wind oder wirbelten ſie Wellen, fluthete es von oben oder trieben ſie in Fluthen, war's das Feuer des Himmels oder Feuer aus der Erde, das ſie umringelte, umziſchte, und doch erlebten ſie den Morgen, und zwar auf der Stelle, wohin ſie ſich geflüchtet, am weſtlichen Abhange. Aber graublaß, wie eine im Waſſer gelegene Leiche, dämmerte er herauf und Bertram fehlte. Sie ſahen, wie hohe Wellen, langen Furchen gleich, den See niederkamen, und doch wehte kein Wind. Auf den Wellen ſchwammen hundert dunkle ſchwarze Dinge, hoben ſich, ſenkten ſich, es ſchien wie ein Schlachtfeld, auf welchem Tauſende von Reitern, Tauſende zu Fuß überritten. Sind die Geſchwader vorüber, ſo hebt ſich was da lebt, hier ein Fuß, dort die Arme, dort der ganze Leib mit allem was er in die Schlacht geſchleppt. Mühſam wanden ſie ſich den Fels hinauf, traurig ſahen ſie Schritt für Schritt zertrümmert, halb oder ganz, was ſie mit ſo viel Mühe geſchafft, ſahen keine Wege mehr, Steinſtücke weit unten, welche ganz oben gelegen, und oben die Mauern zuſammen gerüttelt, wenig Steine mehr aufeinander, und als ſie oben waren, ſtanden ſie erſtarret ſtill. — Weit auseinander geriſſen waren die Felſen, verſchwunden die enge wirbelnde Mündung, in ſtattlichem breiten Bette fluthete ein gewaltiger Strom den Niederungen zu, was ſie verſucht, mit ſchwerer Mühe einen kleinen Anfang gemacht, das hatten die Elemente in einer wilden Nacht vollbracht und viel vollſtändiger und großartiger, als ſie je daran gedacht. Es war ein gewaltig Brauſen durch das weit geöffnete Thor, und Bäume, blanke Stämme und geäſtete, riß die Macht des Stromes in luſtigem Wirbeltanze, mit raſchem Zuge ins weite ebene Grab da unten. Doch Bertram fehlte, nirgends ſahen ſie ihn. Wie ſie ſo da oben ſtanden, fanden ſich nach und nach Knechte und Knappen zu ihnen, lebend noch und blaß von den nie erlebten Schreckniſſen. Die Thiere, welche der Strom nicht fortgeriſſen, die Bäume nicht erſchlagen, ſuchten die Nähe der Menſchen. Sintrams Schimmel, geſundet von ſeinen Wunden, rieb an des Herren Schultern ſeinen ſchlanken Hals und rüchelte kurz und abgebrochen in den grauen falben Morgen hinein. Bertrams Schwarzroß kam auch hergerannt und nüſterte nach ſeinem Herrn; locken, fangen, wollten es die Knappen, aber als es den Herrn nicht fand, ſchlug, hieb und biß es nach allem Lebendigem, rannte wild die Klippen nieder, rannte tobend und ſchlagend am ſtrömenden Fluſſe auf und nieder; doch umſonſt, es fand den Herrn nicht, der Tag verrann und Bertram ward nicht geſehen, ward trotz allem Suchen nicht gefunden.

Und Bertram war nicht verloren, war nicht ferne von ihnen, doch ſo wenig als ſie wußten, wo er war, wußte er es ſelbſt. Er war erwacht, aber rabenſchwarz war die Nacht um ihn, wo er war, wußte er nicht; im Freien nicht, kühl war es wohl, doch kein kühler Wind ſtrich über ihn hin und auf weichem trocknem Lager lag er. Daß er nicht träumte, wußte er, wie er hieher gekommen, darüber ſann er. Wie er mit Bruder und Mönch an der Mündung des Sees gearbeitet, die Arbeiter entflohen, die Elemente aufgewacht, Sintram plötzlich geſchrieen, der Drache ſei da, deſſen entſann er ſich allmählich. Da dunkte ihn, ſei es plötzlich geweſen, als gähne vor ihm des alten Drachen gräulich Haupt, als grinſe von deſſen Stirne der grüne Zwerg ihn an, als Ruder einen gewaltigen Tannenbaum in knochichten Händen, als habe er Speer und Schwert dem Ungethüm entgegengeſtoßen, als ſei er rückwärts gefallen, überwältigt von unwiderſtehlicher Macht, und während die Sinne ihm vergingen, ſchien ein eiſern Band ſich um ſeinen Leib zu ſchlingen. — Deſſen entſann er ſich nach und nach, matt fühlte er ſich, Durſt plagte ihn. Wie er ſich erheben wollte, griff er an einen Krug, im Kruge war ſüßes Waſſer, beim Kruge aber fand er Speiſe. Er labte ſich und wußte alſo, daß nicht das Ungefähr ihn hieher getragen, ſondern ein rettender Arm, und daß ſein Retter es wohl mit ihm meinte. Er hoffte, er werde ſich zeigen, wenn derſelbe ſein Erwachen höre, aber ſtille blieb es und jeder Lichtſtrahl blieb aus. Da erhob er ſich, begann zu taſten, wollte fühlen wo er ſei. Doch er ertappte nichts, fand nichts als Finſterniß und endlich ſtieß ſein Fuß wieder an den Krug, aus welchem er getrunken hatte. Da kam es ihn doch an faſt die Bangigkeit. Sollte er gefangen ſein, Gefangener, ohne daß er wußte wo, ohne daß Jemand anders es wußte, ohne Waffen, in einem Kerker ohne Ausgang, ohne Licht, ohne Hoffnung. Dem ſann er nach, darüber ſchlief er ein, ſchlief, wie lange, wußte er nicht, doch war er nicht mehr matt, aber noch war es finſter wie zuvor, jedoch gefüllt der Krug und friſche Speiſe neben ihn. Als er ſich geſtärket hatte, verſuchte er aufs neue zu erforſchen wo er ſei. In endloſer Finſterniß tappte er herum, wie lange, wußte er nicht; aber allgemach wurden ſeine Schritte raſcher, ſeine Vorſicht ging in eine Art Rückſichtloſigkeit über, dieſe Rückſichtloſigkeit in immer ſich ſteigernde Haſt. Bertrams Herz war eiſern, Furcht hatte er nicht gekannt, aber zu wandern, raſtlos, endlos, in ſchwarzem finſtern Raume, ohne einen Schatten von Abwechslung, einen ſteinernen Boden unter den Füßen, ſonſt nichts rundum als Finſterniß und Leere, ſchwarze Nacht und ſonſt nichts, das iſt doch fürchterlich. So ward ſein Wandern ein Rennen, ob Zorn, ob Angſt ihn trieb, er hatte nicht Zeit darüber zu ſinnen, es zu ergründen, er rannte immer haſtiger und errannte nichts als Finſterniß und immer wieder Finſterniß. Da wards ihm eng auf der Bruſt, wars der Athem, wars die Angſt, er wußte es nicht, aber das Beten kam ihm und inbrünſtig that er es, und wie er dann den Fuß weiter ſetzte, ſtieß derſelbe an den Krug, Speiſe war dabei und daneben das Lager, auf dem er geruht hatte. Da war es Bertram, als habe er eine verlorne Heimat gefunden, als ſei er ſelbſt verloren geweſen und wiederum gefunden worden. Er legte ſich auf das Lager, jetzt erſt fühlte er, wie müde er war, aber unbeſchreiblich wohl war es ihm. Er war wieder daheim, und wenn er ſchon ſein Heim nicht ſah, ſo fühlte er doch etwas, fühlte ein Lebenszeichen mehr als ſchwarze tiefe Finſterniß. Mit Wonne genoß er Speiſe und Trank, ſtreckte auf dem Lager ſich aus, und in dem Maaße, als durch ſeine Glieder das Behagen rann, ſtrömten lichte, tiefe Gedanken durch ſeine Seele. Wo war er wohl, wars die Hölle, wo er war, alleine in der Nacht der Hölle, zur Strafe, daß er alleine gelaſſen den Bruder in dem Brand der Schlacht? Aber kühler Trank ward ihm hier und kühler Trank iſt ja in der Hölle nicht. Speiſe ward ihm, Ruhe ward ihm, beide erquickten ihn; in der Hölle iſt Heulen und Zähneklappern, und weder das eine noch das andere war über ihn gekommen, und beten konnte er hier, und können verdammte Geiſter beten in der Hölle? Wer brachte ihm Speiſe und

Trank, wars ein Engel von oben, war hier eine der dunkeln Kammern zwiſchen Himmel und Hölle, wo Engel und Teufel ein- und ausgehen, je nachdem ein Sinn ſich reget in der Gefangenen Bruſt? Wer war der Engel, der ihn ſpeiste in dieſer Dunkelheit, und wenn es ein Engel war, warum ſchimmerte nicht der Glanz des Himmels um ihn, warum leuchtete er nicht wenigſtens einem Sterne gleich, die am Himmel auf- und niedergehen? Oder wars vielleicht die wilde liebe Maid, die hier hauste, die ihn dem Drachen entriſſen, geborgen in ihre dunkeln Kammern und verborgen bleiben wollte vor ihm, ſelbſt ein dunkel Geheimniß, ihren Kammern gleich? Und während er ſo dachte, vor ſeinem innern Auge die wilde herrliche Jungfrau ſchwellte, wie ſie auf der Mauer ſtand, einer Göttin gleich, welche die Zügel der Elemente hält, ſie bändigt und loßläßt nach Belieben, wars ihm, als fühle er um ſich ein leiſes Schweben. Tritte waren es nicht, ein Säuſeln des Windes war es nicht, etwas Unnennbares umſchwebte, umſchwamm ihn. Er fühlte nach dem Kruge, er lauſchte in die Finſterniß hinein, aber zu grob waren ſeine Sinne, an ſeiner Stelle ſtand der Krug, lautlos, nichts als ſchwarz war die Finſterniß.

Dieſes Lauſchen verlor ſich in ſtilles Träumen und das Träumen umwob leiſe der Schlaf mit ſeinen Schleiern. Und hat der Schlaf des Leibes Auge, das irdiſche und ſinnliche verhüllt, dann geſtaltet ſich oft vor der Seele des Menſchen eine neue Welt, Geſtaltung und Form erhält das Unſichtbare, es wird hell die Finſterniß und ſeltſam und wunderbar belebt ſich die Oede und ein nie geſchautes Leben entfaltet ſich. Noch iſt es ſchwarze Nacht um Bertram, doch ſieht er die Maid nicht ferne ſtehn, von Licht iſt ſie umfloſſen, ein blankes Opfermeſſer glänzt in ihren Händen, wild ringeln ums ſchöne Haupt ſich die Locken, wild rollen die Augen, nach ſeinem Lager iſt ihr Fuß gehoben, doch ſchreitet ſie nicht vorwärts, erſtarrt ſcheint ſie mitten in der Bewegung. So ſieht Bertram in ſeiner Nähe die lange umſonſt geſuchte Maid. Zu ihr hin zieht es ihn, doch wie mit eiſernen Reifen ſcheinen ihm ſeine Glieder gebunden, trotz aller Anſtrengung kann er ſich nicht bewegen. Da läßt die Maid das Meſſer fallen, ſchlägt die Hände vor das Geſicht und ſtürzt in die Nacht; aber es wird die Nacht zu Licht, ein Lichtſtrom fluthet durch die Finſterniß, Bertram ſieht ein unermeßlich endlos Gewölbe, ſieht von Sonnenglanz einen Thron gewoben, auf demſelben ſitzt ein Götterbild, eine Sternenkrone auf dem Haupte, um den Thron ſtehen andere Bilder, gewaltige Geſtalten, drohend und fürchterlich, und vor dem Throne lag auf den Knieen die Jungfrau, rang die Hände, hob ſie bittend empor zum hohen Götterbilde. Doch zornige Blicke ſchoß dieſes herab auf die Flehende, ſchüttelte drohend das mächtige Haupt, und Blitze fuhren aus den Sternen der Krone und wild ſchwangen die Geſtalten um den Thron die Waffen, und zornig ſtampfte die Göttin des Thrones Stufen, und das Gewölbe bebte und gewaltiger Donner rollte durch die endloſen Räume. Da erkannte Bertram, daß es die alte Göttin des Landes war, welche auf dem Throne ſaß, daß er in ihrem unterirdiſchen Schloſſe war, tief im Schooße der Erde, und die Erde bebte beim Zürnen der Göttin, und vor der Göttin erhob aus der Erde ſich ein großer Altar, auf dem Altare lagen aufgeſchichtet Tannen und Eichen, und Blitze fuhren aus den Sternen in der Krone in das Holz auf dem Altare, hoch auf loderte es, den

Prieſtern zu ihren Seiten winkte die Göttin, in ihren Händen blinkten ſchaurige breite Opfermeſſer, ſie nahten ſich Bertram mit gemeſſenen Schritten, und Bertram konnte ſich nicht bewegen, die eiſernen Bänder ſchnürten ſich immer enger um ſeine Glieder. Da raffte die Maid ſich auf, hob drohend ihr Auge zur Göttin auf, hob raſch ihr Meſſer vom Boden auf, ſtürzte auf Bertram zu mit gezücktem Meſſer und auf der Bruſt fühlte er des Meſſers ſchauerliche Kälte. Da verſank ihm der Altar, der Thron der Göttin mit ihren Prieſtern, die Maid, das Licht, die Nacht, das Gewölbe, das Bewußtſein.

Am dritten Morgen hörten Knechte, welche Eichen fällten, unten am linken Ufer des noch immer hoch angeſchwollen thalabwärts donnernden Fluſſes ein gar ſeltſam Roßgewieher aus dem Erlengebüſch herauf. Vorſichtig gingen ſie ihm nach, ſpähten vorſichtig durchs dichte Laub, ſahen das wilde Schwarzroß ſchnobernd die Nüſtern zur Erde geſenkt auf den Knieen, dann das Haupt erheben und das wilde weithin tönende Gewieher ausſtoßen. Vorſichtig drängten ſie ſich näher, ſahen endlich einen Körper am Boden liegen, ſahen, daß es Bertrams Körper war, den das Roß gefunden, ihm hütete, um Hülfe rufend. Sie drängten ſich jammernd durch, ſie glaubten den Grafen todt, doch hell auf jauchzte das Schwarzroß und ſtieg grad auf, es wußte, daß ſein Herr lebe und nicht todt war. Und wirklich, als ſie den Körper anfaßten, betrachteten, ſahen ſie, daß er tief ſchlafe, einen geſunden, ſtarken Schlaf. Sie hoben ihn auf und willig bot das Roß ſeinen Rücken, den ſchlafenden Herrn zu tragen, und zügelten ſeinen raſchen Gang zu ſachtem Schritte, während es durch ein fröhlich Gewieher den Herrn zu wecken, hinauf zur Burg mit fröhlichem Geſchmetter verkünden zu wollen ſchien, Bertram ſei gefunden worden und lebe.

Noch ehe ſie oben waren, erwachte Bertram und öffnete ſtaunend die Augen und ſchloß ſie wieder dem eindringenden Lichte. Er begriff lange nicht wo er war, träumte er, oder ſaß er wirklich auf ſeinem Roſſe unterm freien Himmel und zog der Burg zu.

Da ſprach er in ſeinem Staunen fragende Worte zu den Knechten und wie das Roß des Herrn Stimme hörte, ſprang es auf, daß nur der Inſtinkt des Reiters Bertram oben erhielt. Die Anſtrengung brachte ihn zu vollem Bewußtſein. Mit neuem Staunen hörte er, was geſchehen war und wie lange er vermißt worden, ſah ſtaunend wie in breitem Bette der See abfloß und ſichtlich ſeine Ränder tiefer lagen, ihr begonnen Werk durch der Elemente Gewalt nach weit größerem Maßſtabe zu Ende geführt war. Hier ward er von Sintram geſehen. Derſelbe erſchrak gar ſehr, hielt anfänglich den Bruder für ein Geſpenſt, welches umgehe an hellem Tage; nur zögernd nahte er ſich ihm und lange ging's, bis die Freude durch die Furcht ſchlug und einigen Schimmer um ſich warf. Doch derſelbe war nur blaß und ſpärlich, und ernſt und wortkarg war auch Bertram. Wo er eigentlich geweſen, wußte er ſelbſten nicht, und ob er geträumt oder Wirkliches erlebt, ward ihm faſt zweifelhaft. Aber ob Traum, ob Wirklichkeit, er theilte gar nichts mit, wollte nichts wiſſen von ſeinem Leben, während er verloren geglaubt war. Im Erlengebüſche konnte er nicht immer gelegen haben, behauptete Sintram, denn er ſelbſt habe die Ufer durchforſcht, Strauch um Strauch, Baum um Baum, und was er ſelbſt überſehen, hätten jedenfalls die Hunde erſchnobert. Hätte ihn aber der Fluß erſt jetzt ausgeſpühlt, würde Bertram nicht mehr am Leben ſein, ſo meinte Eintram. Da ward die Kälte groß zwiſchen den Brüdern, wenn es auch in den Herzen heiß geſiedet haben mag; wenig ſprachen ſie zuſammen, wenig ſah man ſie beiſammen, und doch förderte ſich der Bau, aber der Mönch war deſſen Seele und der, welcher den Willen der Brüder vernahm und vermittelte.

Beide Brüder ſtreiften mit immer größerer Hitze in Feld und Wald, aber was ſie ſuchten, wollte ſich nicht zeigen. Die Jungfrau ſah man ſeit der Fluth nicht wieder, wie eifrig die Brüder ſie auch ſuchten. Deſſen ward Eintram zornig, es mehrte ſeinen Verdacht, als habe Bertram ein geheim Einverſtändniß mit ihr, ſei vielleicht durch ſie gerettet worden aus des Drachen Schlund, und verborgen gehalten in ihren geheimen Kammern, und finde ſie jetzt dort, oder ſonſt an geheimen Stellen. Dazu ward auch Bertram ernſter und düſterer, weil er die Jungfrau nirgends ſah, die Angſt um ihr Schickſal machte ihn noch wilder, als er ſonſt geweſen. Wars kein Traum, was er geſehen, ſo hatte die Maid ihn gerettet, war aber in ſeiner Rettung untergegangen, dem Zorn der Göttin verfallen. Wars kein Traum, ſo mußte es leer und hohl ſein unter ihnen, ein endlos himmelhoch Gewölbe, in welchem berghoch der Thron der Göttin ſich erhob, einer gewaltigen Fluh gleich der Altar ſtand, auf welchem Wälder loderten zu Ehren der Göttin, und dieſes Gewölbe mußte Eingang und Ausgang haben, irgendwo und hierherum. Dieſen Eingang ſuchte er und fand ihn nicht. Er wollte wiſſen was aus der Maid geworden, wollte ſie fordern aus der Göttin ſelbſt eigenen Händen, oder wollte ſie rächen, wollte ſein gut Schwert verſuchen am hohen Throne, an der Göttin eigenem Leibe. Gar ſeltſam waren verſchmolzen und wogten durcheinander in ſeinem Gemüthe Zorn und Wehmuth, und wie er Tage lang wild ſtürmen konnte durch Klüfte und Wälder, ſo konnte er lange, lange liegen an wilder Stelle, träumen und ſinnen, er wußte nicht was, an ihm konnte vorübereilen Sonne und Mond, Hirſch und Bär, er wurde nichts gewahr.

So ſann und träumte er wo es ihn ankam, auch am jenſeitigen Ufer, wo der Drache hauſen ſollte. Der brauſende Keſſel im See war nicht mehr, die wirbelnde Mündung war verſchwunden, aber doch ſollte dort der Drache noch ſein, Bauleute wollten ihn geſehen haben, wie er ſich den Graben, welcher in den wirbelnden Keſſel ſich mündet, und der bis auf den heutigen Tag der „Keſſelgraben“ genannt wird, hinaufgewunden, grau, ſchwarz, grauſig, von lichten Nebelſtreifen halb bedeckt. Spuren ſeiner Verheerungen wollten die Arbeiter gefunden haben, und Hirten kamen und klagten wie ſeine Gier ihn weiter treibe, weit über ſeine frühern Grenzen hinaus und wie ihre Herden nicht mehr ſicher ſeien.

Darum hatten die Brüder die Jagd auf das Unthier wieder eifriger aufgenommen, doch jeder trieb ſie für ſich, ſagte dem andern nicht, wann und wohin er ging, jeder traute ſeinem Herzen von Stahl und ſeinem Arm von Eiſen. Bald forſchte der Eine auf leichtem Kahne im See, ſuchte Höhlen in den bloß werdenden Felſen, welche früher mit Waſſer hoch auf bedeckt geweſen, forſchte auf dem Grunde des Sees, deſſen Gewäſſer ſich läuterten, ob er dort nicht liege, ſchwarz, lang und hoch aufgeſchwollen von Gift und Grimm. Unterdeſſen ſtreifte der andere durch die Klüfte, ſpähte jeden Graben aus und jedes Dickicht, hetzte die heulenden Hunde an jedem Abhange herum, wo des Jägers Fuß nicht Raum zum Stehen fand. Je länger ſie aber wiederum forſchten vergeblich, und nie den Wurm zu Geſicht bekamen, deſto ſorgloſer wurden ſie, deſto mehr ſetzten ſie die Vorſicht bei Seite, ja es begann ſich der Zweifel zu regen, ob denn das Thier, welches ſie ſo eifrig ſuchten und nicht fänden, wirklich ſei und nicht bloß ein Nebel, ein Traum, den abergläubiſche furchtſame Menſchen geſehen oder gehabt, oder ob vielleicht in der Schreckensnacht, wo das Felſenbett zerriſſen ward, der alte und der junge Drache miteinander verſchwunden ſeien für immer oder wenigſtens hinaufgebannt in hoher Berge tiefen Schooß?

Wie noch bis auf den heutigen Tag das alte Heidenthum ſteckt in den Kindern dieſer ſogenannten aufgeklärten Zeit, ſo machte es ſich auch geltend in den wilden Söhnen jener wilden Zeit und deſſen ſollen wir uns nicht wundern. Und wie heute noch der Unglaube wechſelt mit dem Aberglauben, heute einer Gottes ſpottet, weil er ihn noch nie geſehen habe, morgen der Gleiche bei einem alten Weibe ſich wahrſagen läßt und morgen den Kapuzinern Zieger und Butter bringt, damit ſie den Bann heben, der auf ſeinem Käſen liegt, ſo ſoll es uns nicht wundern, wenn die wildgewachſenen Kinder des ſiebenten Jahrhunderts bald nicht glaubten, was ſie nicht ſahen, bald wieder Götter und ihre Thaten glaubten, welche ihre Väter geſehen haben wollten. Sintram war der Ungläubigere der Brüder, ſeinem Auge that die unſichtbare Welt ſich nicht auf in der Wirklichkeit und ſelten im Traume. Die Druiden auf jener Höhe in der Nacht hatte er geſehen, ihre weiſſagenden Worte gehört, aber damals gehörte ein ſolch Kommen und Schwinden, ein ſolch Verkünden, was das innere Auge ſah, oder glaubte, oder dachte, zu den gewöhnlichen und alſo auch zu den natürlichen Dingen. Bertram dagegen, wenn auch der wildere, ungezähmtere, ward tiefer hineingezogen in die Wunder des Unſichtbaren im Sichtbaren, war dem Kerne des Lebens ſo näher gezogen worden, daß er im Begreiflichen die Räthſel ſah, wie in der Schale den Kern; wenn er ſie auch nicht löſen konnte, ſo wußte er doch, ſie waren da. Er hatte es erfahren, daß Dinge ſeien, die nicht bloß Niemand ſah, ſondern deren Nähe Niemand ahnte. Er glaubte daher feſt an den Drachen, ſuchte ihn eifriger als Sintram, wenn auch ſorglos, denn das ſchien ihm immer möglicher, ja wahrſcheinlicher, daß eine mächtige Hand die Jungen wie den Alten verſchloſſen hätte in die unterirdiſche Kammer und angekettet an ſtarke demantene Ketten.

So war er auch eines Morgens vor der Sonne ſchon auf der Lauer geſtanden über dem Keſſelgraben, den ſtarken Speer zur Hand, das Schwert blank neben ſich im Boden geſteckt; doch umſonſt, ruhig blieb alles, kein Eichhorn ſpielte mit einem Tannzapfen. Als die Sonne es hell werden ließ über den finſtern Schlünden, kein Thier der Nacht mehr zu gewärtigen war, ſchritt er tiefer in den Wald hinein, ſchritt über den Rücken des Berges, ſchritt tief an ſeinen Seiten hinab, zu beiden Seiten, ſchritt weit hin bis er wieder Leben fand im Walde, die Vögel in den Zweigen der Bäume ſich tummelten, die Eichhörnchen unter den Tannen ſich jagten, Wild durch die Büſche ſprang, ein einzelner Hirt ſich fand, der noch hier zu weiden wagte, weil man ſo weit hin vom Drachen noch keine Spur geſehen. Dann kehrte Bertram zurück zur Lauer auf den

Abend, ſein Auge blieb des Jägers Auge, das jede Bewegung ſieht in Baum und Buſch, jede Erhöhung und jede Färbung am Boden und zwiſchen den Wurzeln der Bäume; aber in ſeiner Seele wälzten ſich allerlei Bilder. Die Jungfrau ſah er wieder, ſeine Geſichter im Gewölbe ſtiegen neu vor ihm auf. Was er da werden ſolle, dachte er, welcher von ihnen gehen und welcher weilen, und wenn er weilen könnte und die Jungfrau wieder fände, wie da reiche freudige Tage herausquellen ſollten. So war er gekommen bis oben auf den Felſen über dem Keſſelgraben, hatte keinen Drachen gefunden und ſeit langem ſchon kein ſich regendes Leben mehr. Noch ſchwebte die Sonne über dem blauen Berge, warf über die Erde ihre freundlichſten Strahlen, wie eben auch die lieblichſten Bilder in ſeiner Seele erglühten. Des Drachen nicht gewärtig, ſo lange die Sonne ihr Licht auf die Erde wirft, legt er ſich auf den Felſen hin, zu ruhen und zu träumen. Gegenüber ſtehen die Anfänge der Burg, die Mauern erheben ſich, die Thürme ſind begonnen, er ſieht Leben zwiſchen den Steinen, noch ſchaffen fleißige Hände am Bau. Vor ſeinem innern Auge vollendet ſich der Bau und in ihm verklärt ſich das Leben. In die feſten Thore zieht königliche Pracht ein, füllt alle Gemächer, mächtige Vaſallen reiten den Burgweg auf, füllen die Höfe, und wie eine Sonne geht der Hochzeitmorgen auf und, ein königlich Paar, ſteht er mit der Jungfrau am Altare, und herrlicher als der Göttin Sternenkrone ſtrahlt der Tag mit ſeinen tauſend Freuden, und in immer ſchönerer Farbenpracht ſprühen dieſe Freuden vor ihm auf, und wenn ſie auch verglühen, es wird nicht Nacht, ein mild lieblich Licht, wie es kömmt, wenn leiſe und lind der Abendwind ſäuſelt im Laube, legt ſich über Berg und Thal, leuchtet in der Burg. Lieblich duftet der Wein, den ſein Weib ihm kredenzt in goldenem Pokale, ſüß beginnt es zu glühen in ihm, wenn des Weibes Hand er faßt, wenn ſie ihren weichen Arm legt um ſeinen ſtarken Leib. Und in dieſem Glühen flimmern Königskronen, goldene Spangen glänzen und reicher Waffenſchmuck, blanke Schwerter funkeln und bald ſchlingen fröhliche Reigen ſich, bald entfaltet ſich ein munteres Schlachtgetümmel. Dann ſcheint ihm, es ziehe die Schlacht ſich hinter blaue Berge, die luſtigen Töne verklingen, das Glühen ſchwand, die Farben verglimmen; aber eine Wolke ſah er jetzt, blaß war ſie zuerſt, dann flog ſie ein purpurrother Schimmer an, dann ward ſie grau, ward dunkler und immer dunkler, ward ſchwarz zuletzt, und ſchwoll auf, und wie ein langer ſchwarzer Leib ſchwebte ſie langſam näher und näher, hoch über ihm zuerſt, dann ſenkte ſie ſich tiefer und immer tiefer und je tiefer ſie ſich ſenkte, deſto ſchwärzer war ſie. Und ein ſeltſam Schnauben und Schnauſen, Gurgeln und Schluchzen grollte aus ihrem Bauche und wie heißer feuchter Hauch wehte es ihn an, und wie ein ſchaurig eiſiger Leib legte es ſich kalt und feucht über ihn, und plötzlich ſpaltete die Wolke, und wie ein blutig feurig Thor gähnte ſie ihn an, und das Thor bewegte ſich, gähnte näher und näher, und während ſchwer und bleiern die Glieder an ihm hingen, fühlte er ſich mit unſichtbarer Gewalt dem blutigen Thore zugeſchoben. Eiſige Schauer rieſelten über ſein ſonſt ſo ſtählern Herz, er wollte ſich ſtemmen, aufſpringen, aber die eiſernen Bänder, mit welchen er ſchon früher gebunden war, banden ihn auch jetzt. Jetzt war er im Thore, feurig und blutig rann es über ihn hin, wild ringt er noch einmal, wie einer, der mit ſchrecklichem Traume ums Erwachen ringt; — endlich entreißt er die Augen den Banden, reißt ſie auf, dunkel iſt's, doch blutig iſt's über ihm, über ſeinen Augen wölbet ſich das blutig klaffende Thor einen Augenblick, doch ſchnell gleitet er tiefer auf abſchüſſiger glatter Bahn, der letzte Schimmer von Licht erloſch, ſchwarze Nacht wars um ihn, feucht, heiß, erſtickend, wie ein durch kochend Waſſer gezogenes Tuch legte ſich ein Dunſt um ihn; doch das Bewußtſein erloſch ihm nicht, er fühlte und dachte. Er fühlte in heißem Keſſel ſich, er wußte, er war in des Drachen Bauch kampflos, wundlos hinuntergewürgt worden im Schlafe. Er verſuchte ſich zu regen, aber wie einem Kinde durch Binden Arme und Beine feſt gebunden werden, ſo fühlte er ſeine Glieder zuſammengeſchnürt, keines konnte er regen, fühlte wie das Erſticken im heißen Dampfe mit jedem Augenblicke näher kam. Da fühlte er raſch ſich erhoben, lichter ward es einen Augenblick, faſt wie friſche Luft wehte es um ihn, es ſchien ihm als höre er Roſſeslauf, Kampfesruf, Schwertesſchlag. Wie der Menſch, wenn auf dem Meere der Sturm ſein Schiff erfaßt, hin- und hergeworfen wird, nur Wände und Feſthalten es hindern, daß er nicht hinausgeſpühlt wird in die tobenden Waſſer, oder zerſchlagen an ſcharfen Kiſten und Fäſſern, ſo ward Bertram hin- und hergeworfen, doch waren Wände die ihn hielten, und nicht kantig waren die Wände in des Drachen Bauche, ſondern glatt, heiß und feucht. Fürchterlich wars wie der Drache ſich hob und wand, ſich niederſchlang und weiterſprang. Es war Bertram, als ob ſein Bruder niederglitte die gleiche glatte Bahn, durchs blutige Thor, ins gleiche, feuchte, heiße Bett, wo es immer fürchterlicher ſchnaubt und grollt. Da ziſcht es von außen herein, einem Blitzſtrahl gleich, der durch des Hauſes Dach fährt. Eiſen klirrt auf Eiſen, hoch auf bäumt ſich der Wurm, ſchlägt zur Erde nieder wie die Eiche vom Sturm entwurzelt, dreht krampfhaft ſich auf dem Boden, zuckt zuſammen, ſtreckt lang ſich aus, peitſcht mit gewaltigen Schlägen den blutigen Grund und aus der weiten Wunde bricht das Gedärme und zu Tage rollt Bertram, wird wieder geboren, der erſte Mann in Eiſen. Als die kühle Luft ihn umfloß, dunkelten ihm die Sinne und umdüſtert ward auf Augenblicke ſein Bewußtſein; doch bald erhob er ſich, erhob vor allem ſeine Seele in inbrünſtigem Danke zu dem, deſſen mächtige Hand ihn lebendig aus lebendigem Grabe gerettet; dann hob er auch mühſam den gequetſchten Leib, an dem alle Bänder loſe hingen, und trat zu Sintram ſeinem Retter, der matt mit zerriſſener Rüſtung an eine Buche ſich lehnte und den verlornen Athem wieder ſuchte. Zwiſchen ihnen lag groß und gräulich der Wurm, lang ausgeſtreckt und todt. Bertram ſtreckte ſeine Hand aus, bot ſie Sintram und dankte ihm für die Rettung und frug ihn wie er hieher gekommen und ſeine Gefahr ihm kund geworden?

„Sieh, erzählte Sintram, als du am Morgen fehlteſt, Niemand dich geſehen haben wollte, da ergriff mich aufs Neue der Verdacht, du hegeſt ein Geheimniß, pflegeſt Umgang, den ich nicht wiſſen ſolle. Der Verdacht, den ich haben mußte, ſeit am Ufer man dich fand, wo du Stunden zuvor nicht geweſen, du aber nichts ſagen wollteſt, wo du geweſen und wie dort hingekommen. Ich ſuchte dich und die Jungfrau, die ich ſeither nie geſehen, ſuchte ſie und dich an irgend einem verborgenen Orte, in verſteckter Kluft, oder in den Wipfeln einer Eiche, der Speer lag in der Hand, das Schwert war blank. So ſuchte ich dich bis es Abend war, kehrte jeden Stein um, rüttelte an jedem Felſenſtück, umging jeden Baum, doch umſonſt. Da war's als huſche ein Schatten um eine Ecke, ich raſch nach, ſehe gegen die Mauern zu Gewänder fliegen, ich zweifle nicht, es war die Maid, im Sprunge war ich oben, eine Geſtalt verſchwindet im Stalle. Dort iſt Niemand, aber es wüthet dein Roß, ſcharrt den Boden auf, iſt in Schweiß gebadet, und wie es mich ſieht, reißt es von ſeinen Ketten ſich los, kömmt auf mich zu in wilden Sätzen. Wie ich es abwehren will, ſteht es vor mir ſtille, ſtreckt ſich aus, als wie des Reiters gewärtig, reibt haſtig den Kopf an meiner Schulter, ſcharrt ungeduldig den Boden, wiehert wild in den Abend hinein; eben iſt die Sonne untergegangen. Es wird, mir bang und ſeltſam zu Muth, wie in heißer Schlacht, wenn du im Gedränge wareſt, ich ſpringe aufs Roß, das ſonſt Niemand trug als dich. Wie es mich auf dem Rücken fühlte, trug es mich dahin in geflügeltem wüthenden Laufe, über Schlünde und Gründe, hieher nach des Keſſels obern Rande. Hier oben lag der Wurm, ſchwarz, grauſig, aufgeſchwollen, wie Fackeln glühten ſeine Augen, und weit und blutroth ſtand offen des Unthiers Rachen, neben ihm lagen Bertrams Speer und Schwert. Da ſcheute das Roß und mir zog ein Grauſen die Bruſt zuſammen, doch nur einen Augenblick; denn plötzlich faßte eine unnennbare Wuth Roß und Reiter, und mit ungeheurem Satze ſprang das Roß auf den Drachen ein. Doch der zog den Kopf ein, hob dann hoch ihn auf, um auf Roß und Reiter ſich niederzuſchlingen; das Roß, keinen Anhalt findend an des Felſens Rand, ſtürzte hinaus in den Abgrund, ich warf mit Noth mich zur Seite, doch raſch wand der Wurm ſich heran, umwand mich bis zur Todesnoth. Da kein Schwerthieb half, da kein Speer zur Hand mir war. Da ſah ich eine junge Fichte kleben am Felſen, raſch riß ich ſie aus und rannte ſie mit aller Kraft in des Drachen Rachen. Schrecklich wüthete derſelbe, riß in Winden und Bäumen mich nieder. Dem Erſticken war ich nahe, da fand mein Schwert des Thieres Bauch und riß ihn auf, und aus der Wunde quoll ſein Leben, kamſt du lebendig zu Tage.“

So erzählte Sintram langſam und matt, denn groß war ſeine Erſchöpfung, und auch Bertram ſchwankte, als er heraus auf den Felſen trat und ſein treues Roß ſuchte im Abgrunde. Er ſah es nicht, erſt ſpäter fand man es todt mit zerſchlagenen Gliedern im Weidengebüſch, wohin der Strom es gewälzt hatte. Traurig mißte er das treue Thier, — wenn er alles verlieren ſollte, was lieb ihm war im Leben, was half ihm dann ſein Leben? Da tönten Hörner, Stimmen klangen durch den Wald, Hunde heulten, Fackeln ſah man ſchimmern durchs dichte Holz. Es war der ganze Troß der Dienerſchaft, die unter des Mönchs Führung den Brüdern zu Hülfe kommen oder ſie rächen wollte. Er hatte Sintram auf Bertrams ſchaumbedeckten Roß jagen geſehen über den Fluß, war auf die Mauerzinne geklommen. hatte von dort auf gegenüberſtehenden Felſen durch die Dämmerung des Roſſes Sturz geſehen und Sintrams Kampf, hatte die Mannen zuſammengerufen, doch erſt, als er ſie mit heiligem Waſſer geweiht gegen des Teufels Kunſt und Macht und des Drachen feurige Dünſte, ſie bewogen, ihre Herren zu ſuchen. Vergeblich hatte er ihnen geſagt, wie es ihm geſchienen, ſei der Wurm todt und die Grafen Sieger, aber auch das todte Unthier fürchteten ſie, ſelbſt di Hunde wagten ſich nicht herbei, umkreisten es blos mit fürchterlichem Geheule.

Seit langem wieder zum erſten Male ſaßen ſie an ſelbem Abend brüderlich zuſammen, bei ihnen der Mönch, labten ſich an Speiſe und Trank und ſchloſſen ſich wieder ihre Herzen auf. Bertram vor allem war tief bewegt nnd hatte viel zu ſagen. Er erzählte, wie er in jener Schlacht wohl geſehen des Bruders Noth und gewußt, daß er einbrechen ſollte, aber ein unerklärlich Etwas habe ihn gebannt und gehalten. Ein äußerer Zauber müſſe es geweſen ſein, der Roß und Reiter gefeſſelt, denn erſt dem Kreuze ſei er gewichen. Nicht der innere Groll ſei es geweſen, den er wohl gegen Sintram im Herzen gehegt, weil er geſehen, wie er gleich ihm, die Jungfrau ſuche, und wahrſcheinlich glücklicher als er, weil er von ihr nicht rede, ſein Herumſchweifen ein heimliches ſei. Und als Sintram ihn anſah, ſprach er, wohl that ich ebenſo, und darum trugſt du den gleichen Groll in deiner Bruſt. Der ſchlimmſte Wurm war dieſer Groll wohl zwiſchen uns nnd wer weiß, wie giftig er geworden und wie hoch er angeſchwollen, wenn dein Schwert ihn nicht mit dem andern zum Tode getroffen hätte. Aus gleichem Grunde ſchwieg ich von dem, was ich erlebt, während ihr mich verloren glaubtet. Staunend hörten die Beiden ſeine Erzählung. Sehr weh that, was er hörte, Sintram, und bald hätte der Wurm ſich geregt und wäre wieder lebendig geworden. Er ſah, daß Bertram der Geliebtere war, es that ihm ſo weh, daß ſie verſchwunden war, vielleicht gemordet auf dem ſchrecklichen Altare, wo von je Menſchen gelitten und geblutet. Er wollte hadern mit dem Bruder, daß er das Schweigen nicht gebrochen, um mit vereinter Kraft die Rettung der Jungfrau zu verſuchen, die, wenn er ſich nicht getäuſcht, noch lebe, ihn zu Bertrams Roſſe geführt, wenn es nicht der bloße Schatten derſelben geweſen, der nicht weichen könne vom Ort ihrer Liebe.

Ernſt hatte der Mönch zugehört, ernſt ſprach er jetzt: „Täuſcht euch nicht, ihr Grafen, mengt nicht zuſammen Traum und Wirklichkeit. Die Jungfrau mag ein irdiſch Weſen ſein, mit Fleiſch und Bein, kein heidniſcher Spuk, kein gebannter Geiſt. Hier wird ſie ihre Wohnung haben in verborgener Kluft, in unterirdiſcher Höhle, deren Eingang wohl geſchloſſen und verſteckt iſt. Eine Heidin iſt ſie, die Waiſe einer untergegangenen Welt, welche hier wahrſcheinlich auf den Gräbern ihrer Väter trauert über den Untergang ihrer Macht, einſam und wild. Doch übt ſie noch Macht über die Einwohner des Landes, wie ich es erfahren, für eine Prieſterin der alten Götter ſcheinen ſie ſie zu halten oder ſelbſt für eine Göttin. Die Jungfrau kämpfte für ihren Felſen, ihre Einſamkeit mit den Mächten die ihr zu Gebote ſtanden, und während ſie äußerlich kämpfte, ward ſie innerlich beſiegt, und der Sieger war die Liebe. Was du geſehen, was du geträumt im Gewölbe, ich weiß es nicht, doch Wahnbilder waren die Götter der alten Welt, Hertha, Wodan und Odin, und wie ſie alle heißen mögen, ſind Wahnbilder und waren nie, wie Baal und Moloch, Jupiter und Juno. Wer im Gewölbe war, ich weiß es nicht, aber um dein Leben ging es dort, die Liebe rettete es. Was die Jungfrau in wildem Streit erſiegt, das entriß die Liebe ihr wieder, und als der Drache dich beſchlich zu vollbringen, was die Jungfrau ſelbſt nicht vermochte, da ſandte ſie den Bruder als Retter, verſöhnte ſelbſt wieder in Liebe, was ſie durch Haß getrennt hatte.“

Nun erzählte Bertram was ihm geträumt auf den Höhen des Jura's, wie der Bruder ihn gerettet im Traume und Sintram gab Kunde von der Erſcheinung welche er gehabt, und dem Spruche, welchen die Druiden ihm mitgegeben, und von der Verwünſchung, mit welcher die Jungfrau ſie hier empfangen. Da ſprach der Mönch, als er dieß gehört: „Zu hohen Dingen iſt euer Stamm berufen, wunderbar hat der Herr durch allerlei Mund zu euch geredet, aber an die Bruderliebe iſt des Stammes Heil gebunden, Bruderhaß die Axt die ihn fällt. So lange die Glieder des Stammes in guten Treuen einig gehen, blüht derſelbe, ſtreckt weit ſeine Krone aus; ſobald der Hader kömmt, die Eiferſucht, Stammesblut an Stammesgliedern klebt, kömmt auch der Untergang." „Durch uns kömmt er nimmer, Gottes Hand war über uns, wir vergeſſen ſie nimmer. Wenn die Jungfrau lebt, ſo ſoll ſie Bertrams Hausfrau werden und Bertram Burgherr allhier, dann bleibt ſie die Königin hier, bleibt nicht die Waiſe eines untergegangenen Geſchlechtes, ſondern wird die Mutter eines neuen. Ich aber ziehe nach Lenzburg hin, und durch die Wildniß hauen wir Wege, reichen uns brüderlich die Hände zu Schutz und Trutz in Noth und Frieden." So ſprechend reichte Sintram dem Bruder die Hand, aber ehe derſelbe antworten konnte, hörten ſie über ihnen weiche ſchöne, aber ſchmerzliche Töne. Sie fuhren auf, ſahen Niemand, merkten nun, daß die Töne, die über ihnen ſchwebten wie Sonnenſtrahlen, kämen wie die Sonnenſtrahlen, aus der Ferne her. Als ſie hinaustraten, ſich umſahen, da war es herrlich draußen, weich, wundervoll die Nacht. Drüben über den Felſen ſtand klar und voll der Mond, ſchwarz war der Wald, den ſeine Strahlen nicht trafen, ſilbern glänzte der See und auf der ſilbernen Fläche kräuſelten ſich kleine goldene Wellen und hinter dem See ſtunden wie in weißen Schleiern die hohen Gebilde, die Gottes eigene Hand aus dem Schooße der Erde entbunden, und alle Morgen und alle Abend ſie krönet mit ſelbſt eigener Hand mit der goldenen Krone, gewoben aus den erſten und den letzten Sonnenſtrahlen. Auf dem Felſen aber, wo der Drache erſchlagen lag, ſtand eine Geſtalt in weißen flatternden Gewändern und hinter ihr ſtand der Mond, von ihr her kamen die Töne und ſchwebten zu ihnen hin, ſchmerzlich klagend ein ſchweres, ſchweres Leid. Alsbald erkannten die Brüder die Jungfrau, aber wie Bertram gebunden war an des Waldes Rand, in der Erde Schoos, ſo war's jetzt, als feßle der Töne Gewalt wie mit eiſernen Bändern ihre gewaltigen Glieder, daß ſie regungslos horchen mußten dem mächtigen Liede von drüben her. Auf der Felſen äußerſter Spitze ſtand die Maid und ſang mit ausgebreiteten Armen langſam und gewaltig, als wollte ſie Abſchied nehmen auf immer, bald hinauf zu den Bergen, bald hinüber zum See, bald über die Felſen hin und die Wälder, hob zu den Sternen die Hände auf und klagender, markdurchdringender ward das Lied ward zum entſetzlichen Wehruf, und über den Felſen hinaus warf ſie ſich, wie eine Lichtgarbe aus Mondesſtrahlen ſchwebte ſie zum Fluſſe nieder und verſchwand darin.

Ein jäher Schreck ergriff die Brüder, ſie ſtürzten den Felſen ab zum Strome nieder, während der Mönch die Hände faltete, andächtig flehend, daß der Vater droben das Blut ſeines Sohnes auch verirrten Seelen zutheilen möge. Umſonſt war der Brüder Suchen, die Maid fanden ſie nicht, fanden keine Spur von ihr, ſie war und blieb verſchwunden. Lange hoffte Bertram, ſie habe ſich bloß verſchloſſen in ihre verborgenen Gemächer, werde wieder kommen, wenn ſie ſeinen Schmerz ſehe, ſein treu und ängſtlich Suchen und Harren. Aber wie er auch irrte und ſuchte nach der Thüre zu dem verborgenen Gemächern, wie er harrte an des Stromes Ufer, an des Felſen Rand, in dunkeln und hellen Nächten, die Maid erſchien nimmer wieder.

Da, als er einmal nach wieder vergeblichem Harren durch eine lange dunkle Nacht zur Burg wieder kehrte, die nun bald vollendet war, traf er den Mönch und ſeinen Bruder am Herde bei wärmendem Morgenbrod. Es fragte ihn keiner woher er komme, was er gefunden, ſie wußten es. Da begann er ſelbſt und ſprach zu den andern: „Vergeblich iſt mein Suchen, hier in der Welt finde ich nicht mehr was ich ſuche, darum haſſe ich die Welt und verlaſſe ſie. Doch nicht als ein Heide durch die eigene Hand, ſondern wie ein Chriſt. Ich verlaſſe die Welt und will harren auf Gottes Ruf und Hand in einem Gotteshaus. Mönch will ich werden, als ſolcher meines Endes warten und beten für die, die mich liebte und rettete und ſelbſten unterging.“ Sintram widerſtrebte heftig, des Bruders Kraft kannte er, was er ohne ſie ſollte, wußte er nicht, hatte er ihn auch gehaßt, ſo hatte er doch nie gedacht, daß er ihn entbehren könnte. Er meinte, Bertram ſolle hingehen ins Frankenland, wo nach Pipins Tode neue Stürme ſich erhöben, ſollte da in Kampf und Schlacht, in des Hofes wildem Treiben verſenken ſeinen Schmerz, vergeſſen das Vergangene, und in neuem Leben auch neues Leben gewinnen. Er wolle hier harren, das Werk vollenden, und wenn Bertram einſt wiederkomme, ſolle er eine Grafſchaft finden, an die er ein Königreich nicht tauſchen würde. Doch Bertram wich nicht, ſein Entſchluß war kein übernächtlicher, lange war er gekeimt, groß gewachſen, ehe er an den Tag trat, und was Bertram einmal erfaßt hatte, ließ er nicht wieder, und Sintram war 'es immer geweſen, deſſen Wille wohl ſchneller beſtimmt, aber dem feſten Willen Bertrams gewichen war. „Du, ſagte Bertram zu Sintram, du ziehſt jetzt aus, doch nicht in Krieg und Schlacht, ſondern ſuchſt dir ein Weib. Unterdeſſen bauen der Mönch und ich die Burg und ſtatten ſie aus, ſo gut wir es vermögen, damit du Hochzeit halten könneſt und abwechſelnd hier wohnen oder drunten auf der Lenzburg, wo es euch gefällt oder die Noth es fordert. Dann gehe ich ins Kloſter und mein Lauf in der Welt iſt vollbracht.“

Der Mönch miſchte ſich nicht in den Streit der Brüder, aber es verklärten ſich ſeine Züge, und erſt, als Bertrams Wille den Streit entſchieden hatte, ſprach er: „Du, Bertram, haſt den beſſern Theil erwählet, und wenn du auch der Welt entſagſt und dem Lohne der Welt, ſo wird dir doch Gott ein großes Tagwerk auftragen in dieſer Welt, und groß wird auch dein Lohn ſein, aber im Himmel. Du haſt den Frieden ſchon in der Welt gefunden, die Meiſten von uns dagegen nur den Sündenſaft; Frieden ſahen wir keinen in der Welt, darum ſuchten wir ihn in heiligem Gewande und gar mancher hatte ein Blut befleckt Gewiſſen und mit neuen Flecken drohte die Welt, und brannten die alten doch ſchon ſo fürchterlich, er rettete ſich ins Kloſter, um den neuen Brandflecken zu entrinnen, die alten zu löſchen, Ruhe und Frieden zu finden für ſeine arme Seele. Seinen Namen ließ jeder dahinten, draußen die Güter der Welt, brachte nichts mit als das Weh, welches ihm die Welt gemacht, die Kräfte, die Gott ihm gegeben. So kamen große Kräfte ins Kloſter und thaten und thun Großes, doch nicht mehr im eigenen, ſondern in Gottes Namen, denn das treue Haushalten mit den erhaltenen Gottesgaben, zu Gottes Ehre und in Gottes Namen, iſt der beſte Balſam gegen das Weh der Welt, die Brandflecken der Seele. Ein arger Sohn der Welt war ich, trug einen berühmten Namen, war ſelbſt berühmt, war reich, war glücklich, wie die Welt es heißt, und im ſchönen Italien war meine Heimath. Ich war aber ein Knecht meiner Leidenſchaften, und für alles Schlechte, welches ich that, fand mein Verſtand gute Gründe, hing einen glänzenden Namen ihm um, als wäre es der glorreichſte Sieg geweſen, und wie ein Krieger ſtolz wird auf jeden Sieg, ward ich ſtolz auf jede Laſterthat, die ich, als mein' eigener Prieſter, ſchön getauft hatte. Vor mir war kein Mann, kein Weib, keine Burg ſicher, wenn mich das Gelüſten darnach gereizt, und wie viel Glück, wie viel Leben, wie viele Häuſer ich muthwillig zerſtört, das hat Gottlob eine gütige Hand nicht aus meinem Gedächtniß geſtrichen, aber doch die Summe nie überſchauen, die Folgen nie zuſammenzählen laſſen. Dem eigenen Bruder zerſtörte ich ſeine Burg um ſeines Weibes willen. Das Weib floh in ein Gotteshaus, ich brannte das Gotteshaus an. Das Weib floh vor mir tiefer und tiefer in den Brand hinein, hinauf auf einen lockeren Balken. Da ich auch dort die frevelnde Hand nach ihm ausſtreckte, ſtreckte es die Hände zum Himmel. Der Balken brach zuſammen, das arme Weib retteten die Flammen vor meiner Wuth. Doch zürnend verfolgten ſie auch mich, Schlangen gleich, brannten ſchrecklich mich an. Als ich endlich genas, da war ich ein anderer. Als mein Leben wankte, von den Flammen faſt zerſtört, da erkannte ich, was zerſtören ſei und wie weh es dem Zerſtörten thut und wird, und gelobte mit Bauen und Erhalten zu ſühnen was mit Zerſtören ich gefrevelt hatte. Als ich geneſen war, verſchwand ich aus meiner Heimat, ſuchte die Wildniß auf, fand dort unten das Stift, ward Steinbrecher erſt und Baumeiſter nach und nach, freue mich Gottes, daß er mir Leben gegeben zum Sühnen, freue mich auch der Welt, weil ſie die Pfänder meiner Buße und Bekehrung trägt." So ſprach der Mönch, und Bertram reichte dankend ihm die Hand und drängte Sintram hinaus in die Welt zum Suchen zu ziehen. Doch lange zögerte Sintram. Das Mißtrauen der Welt war nicht aus ihm, wie er ſich dagegen auch zu feſtigen ſuchte, ſo in ſchlafleeren Stunden kams ihm immer wieder, Bertram wiſſe wo die Maid ſei und zwiſchen ihnen walte ein geheim Verſtändniß. Doch als er keinen Schimmer von geheimer Freude durch Bertrams Ernſt blicken ſah, als derſelbe gleich lauter und klar blieb, da kam endlich auch Sintram der Glaube an des Bruders Treue feſt und klar, er rüſtete ſich zum Aufbruch. Mit wenigen tüchtigen Männern zog er aus und nicht über Solothurn, den gleichen Weg wollte er ſuchen, auf dem ſie hinauf gekommen waren. Leichter war es dießmal, ſchon fanden ſie theilweiſe gebahnte Pfade, trockener ſchienen ihnen die Sümpfe, lichter die Wälder, weniger tückiſch die Schlinggewächſe, die Brombeeren zumal. So kamen ſie raſch, d. h. nach damaligem Zeitmaße als noch hoch die Sonne ſtand zur Kapelle des Waldbruders, welche über dem herzoglichen Buchſee ſtand, ehedem den Ausgrabungen nach ein fröhlicher Römerſitz, jetzt nichts als eine kleine Kapelle und eine armſelige Waldbruderhütte. Sintram, kriegs- und jagdkundig, hatte ſich zurechtgefunden bis zu ihr, und vor ihr ſaß ein Waldbruder, alt und grau und blaß und rührte ſich nicht. Bis dicht vor ihn kamen ſie, er machte keine Bewegung, und ſchlafen that er nicht, denn offen waren ſeine Augen und ſtarr ſah er ſie an. Als er keinen Beſcheid gab und keine Bewegung machte, da wurde den Meiſten bange, aber Sintram ſprang vom Pferde, und als er ihn anrührte, ſiehe, da war er todt, und todt war es um die ganze Hütte, keine Spur nirgends von irgend einem Leben. In der Hütte war ein armſelig Lager, darauf legten ſie ihn, und vermachten die Thüre aus Baumrinde ſo gut ſie konnten. Sie begruben ihn nicht, weil ſie vom andern Waldbruder nicht wußten, ob er lebe oder geſtorben ſei, und lebte er noch und kam heim, ſo hätte er nicht gewußt, was mit ſeinem Bruder ſich begeben. War er aber auch fort oder todt, ſo ſei es doch ſchrecklich, ſagte Sintram, nicht alleine zu leben, ſondern alleine zu ſterben, und vielleicht nur halb zu ſterben und dann ganz unter den Zähnen der Thiere, ohne daß man um Hülfe rufen oder Hülfe errufen könnte.

Noch war das Grauen nicht ſowohl vor dem Waldbruder als vor dem Schickſal, ſo alleine zu ſterben in der Wildniß, nicht aus ihrem Herzen, als ſie an das dicke Gehäge kamen, welches Sintram kannte. Die Tännchen waren höher aufgeſchoſſen, das Durchdringen leichter als früher, doch mußte man ſich wahren vor den Sproſſen, die oft ſcharf werden und ſchwer verletzen. Sonſt hatte ſich hier nichts verändert, es war noch der alte Sumpf, der alte Wald, bis man endlich ſich durchgerungen auf den trocknen Rücken des Hügels.

Da war es auch lieblich wie vordem, nur ſtille wars und bis zum Gehöfe faſt konnten ſie reiten, ehe ſie Leben hörten. Hier endlich begann ein alter Hund ein mühſelig Gebell. Sie fanden die Thore offen und als Sintram, die Roſſe den Knechten überlaſſend, dem Hauſe zutrat, kam ihm Niemand entgegen, und als er die Thüre öffnete zum weiten Gemach, wo ſie ſo traulich die Nacht verbracht, war es auch ſtille und öde. Doch da regte ſich etwas im dunkeln Hintergrunde, und aus dem Dunkel trat ihm eine der Töchter entgegen, blaß, aber königlich. Als ſie ihn ſah, zuckte es wie Freude über ihr Geſicht, ſie winkte ihm, und als er ihr nachging ſah er den Greis auf dem Lager liegen, in Felle gehüllt, in unruhigem Schlafe. Er träumte ſchwer, einzelne Worte kamen vernehmbar über ſeine Lippen, es waren Seufzer eines kummervollen Gemüthes. Endlich ſchlug er die Augen auf und als er Sintram an ſeinem Lager ſtehen ſah, richtete er erſtaunt ſich auf, faltete die Hände und betete. Dann reichte er die kalte feuchte Hand Sintram und ſagte: „Euch, Graf, ſandte mir Gott, ein Engel ſeid ihr mir erſchienen, nun gehe ich ruhig und gerne zu meinen Vätern. Schwer ſuchte Gott mich heim, von meinen Töchtern iſt dies die einzig mir übrig gebliebene, ſechs raffte ein böſes Fieber hin, die Letzte tragen die übrig gebliebenen Knechte heute zu Grabe in geweihte Erde, jenſeit der Aare, wo ein Kirchlein ſteht. Was aus dieſem Kinde werden ſollte, machte mir bange, ängſtigte mich wachend und ſchlafend. Da führt Euch Gott her. Euch, dem Lehnsherr, übergebe ich ſie, ſorgt für ſie wie es dem Ritter ziemt und wie ihr es vor Gott verantworten könnt. Euch will ich das Geheimniß meiner Herkunft mittheilen, doch ſchwört mir erſt, es nie laut werden zu laſſen, es mit euch zu begraben. Wißt, ich bin der verlorne Dagobert, Sigberts Sohn, der von dem treuloſen Hausmeier Grimwald entführt und verſteckt wurde. In Schottlands wilden Bergen erwuchs ich, entfloh dort, ſuchte in Schwaben Verwandte meiner Mutter auf. Ich fand die Hülfe nicht, welche ich gehofft, ſie trauten mir nicht, wollten meinetwegen ſich nicht in Gefahren ſtürzen, ja ein alter Diener meiner Mutter warnte mich vor verwandtſchaftlichem Verrath. Ich entfloh mit ihm. Er führte mich weit ins Gebirge, wo eine nahe Verwandtin meiner Mutter lebte, welche bei ihrem Tode gegenwärtig geweſen war, ihren Segen und ihre Schätze, ſo viel ſie verheimlichen konnte, für mich empfangen hatte, wenn ich je zum Vorſchein kommen ſollte. Sie ward meine Mutter, ſie wußte, daß ich der rechte Dagobert war, doch rieth ſie mir, meine Rechte nicht geltend zu machen, denn alle würden gegen mich ſein, weil jeder das Zerriſſene als freie Beute in Anſpruch nehme, und jeden, welcher Anſprüche darauf mache, als ein Beeinträchtiger ſeiner Rechte anſehe; ich würde gemordet ſein oder in ein Kloſter geſteckt, ehe ich daran dächte. Ich glaubte ihr und that nach ihrem Rathe, obgleich ich anfänglich es für heilige Pflicht gehalten, den Thron meiner Väter zu fordern, troß jeglicher Gefahr; aber was ſie rieth, das ſtimmte zu meinen Neigungen. Ich war in der Einſamkeit erzogen worden, war fremd in den Ränken der Welt, verſtund das Regieren nicht, weder im Krieg noch im Frieden, ich fühlte mich glücklich, einer Pflicht entbunden zu ſein, fand ein treues Weib, aber lange die gewünſchte Ruhe nicht. Mir ward nachgeſtellt in aller Stille; ich flüchtete mich von Ort zu Ort, bis ich endlich dieſe Stelle fand und verborgen blieb und im Frieden, viele, viele Jahre; die Welt vergaß mich und ich die Welt. Im Frieden ſchied mein Weib aus der Welt, ſo gut ſollte es mir nicht werden, die Angſt der Welt ſollte ich noch fühlen, die Angſt, was aus meinem Kinde, das von der verheerenden Krankheit verſchont, einzig mir blieb, werden ſolle, alleine in der Welt. Es jammerte nicht, meine Adelgunde hat ein ſtarkes Herz, aber was es iſt, allein zu ſein in der Welt, das hat ſie noch nicht erfahren." „O Vater, ſprach die Jungfrau, die blaß und ſchön, der königlichen Lilie des Feldes gleich, neben dem Lager ſtand, du wirſt nicht ſterben, o Vater, dein Tod wäre mein Tod." „Rede nicht ſo, Kind, ſprach der Vater, einmal zu ſterben iſt dem Menſchen geſetzt, und was Gott thut, das iſt wohlgethan, zu ſich rufen wird er mich, hat er doch den Beſchützer hergeführt, um den ich gebeten, daß er ihn vor meinem Tode ſenden wolle. Folge dem Grafen, wenn ich geſtorben bin, eine ſichere Stätte wird er dir gewähren." „Vater, ſprach Adelgunde, laß mich bleiben wo ich bin, von hier weg mag ich nicht, dem Grafen nicht folgen", ſo ſprach ſie haſtig, mit glühendem Roth überflogen. Trüb ſah der Greis ſie an, man ſah, er ſammelte ſeine erſchöpften Kräfte zu ernſterer Einrede. Da trat Sintram näher zum Bette und ſprach: „Vater, gieb mir deine Tochter zum Weibe, wenn mein Stamm dir nicht zu niedrig ſteht. Als eine Königstochter will ich ſie ehren, ein treu Gemahl ihr ſein, ſo wahr ich Graf von More bin und hoffe auf ein ſelig Ende. Wie ihr mich aufgenommen als von Gott geſandt, ſo danke ich Gott, daß er meine Schritte hieher gelenkt, denn ausgezogen bin ich um ein Weib zu ſuchen." So ſprechend, bot er dem königlichen Greiſe die Hand, und haſtig, wie einer der keine Zeit zu verſäumen hat, ergriff ſie derſelbe, winkte der Tochter. Dieſe war wieder blaß geworden, nahte ſich leiſe, hob langſam und zögernd die Hand dem Vater entgegen. Dieſer legte beide Hände zuſammen und ſprach: „Bleibt treu und ohne Falſch, und wie euch der Tod verbunden, ſo ſcheide euch nur der Tod, und ſchnell wie euer Bund ſei er auch feſt und werde wohl bewahret.“ Friede und Freude leuchtete auf ſeinem Geſichte und glücklich wie nach vollbrachter großer That, aber erſchöpft, lehnte er ſich zurück, faltete die Hände über der Bruſt zuſammen, ſchlief ein, und daß freundliche Träume ſeinen Schlaf bewohneten, ſah man am freundlichen Lächeln, das über ſeinen Zügen ſchwebte.

Da wandte ſich Sintram zu ſeiner ſtummen Braut, zu welcher er ſo raſch gekommen war, erzählte ihr offen und treu, was ſie erlebt, ſeit ſie hier durchgezogen, verhehlte ihr die Geſchichte von der wunderbaren Maid nicht, welche ſie beide geliebt, welche Liebe ſich faſt wie der Drache ſelbſt ſich zwiſchen ihre Herzen gelegt, wie aber alles ein Ende genommen, Bertram ein Mönch werden wolle, er ausgezogen ſei ein Weib zu ſuchen, und ſo glücklich und ſo nahe eins gefunden, das gewöhnt ſei an das Land, und gewohnt habe in der Einſamkeit und eine Hausfrau geweſen ſei bei lebigem Leibe, wie ein helvetiſcher Graf ſie bedürfe. — Während Sintram ſprach, wuchs Liebe und Vertrauen auch in der Jungfrau Bruſt, ſie ſchlug die Augen auf, nicht mehr kalt und leblos lag ihre Hand in Sintrams Hand, ſie faßte dieſelbe wie er ihre gefaßt, und als er geendet, da hatte ihr Auge ſeine Feſtigkeit wieder, und mit der ihr eigenen ruhigen Entſchloſſenheit begegnete ſie ſeinem Auge, und mit leiſer aber ſicherer

Stimme gelobte ſie ihm, ſein treu Weib zu ſein und eine würdige Gräfin von Rore. Eine unbeſchreibliche Freudigkeit durchſtrömte beide, und je raſcher die Liebe entbrannt war, deſto höher und gewaltiger loderte ſie auf. Schön wie die wilde Maid war Adelgunde, doch anders. Ihr Geſicht war nicht eine lodernde Fackel, ſondern ein klar ruhig Geſtirn, ihr Haar war nicht wild gelockt, es floß ſittig und ſeiden über ihre Schultern, ihre Geſtalt war hoch und feſt, ſie glich der Gemſe nicht, die wild von Felsblock zu Felsblock ſetzt, ſittig ſaß ſie neben Sintram, ihre Hand lag in der ſeinen, warf nicht Speere ihm gegen das Geſicht oder zornige Reden, ſondern wechſelte freundliche, liebende Worte aus. Da war kein zornig Weh, das im Zerſtören ſeine Rettung ſucht, da war ein traulich Nähern, das im Anſchmiegen und Zuſammenhalten das Heil gefunden.

Schön war Sintram, wie Adelgunde die ritterlichen Heiligen ſich dachte, oder die frommen Helden, von denen Dagobert ſeinen Kindern ſo oft erzählt hatte am warmen Herde, wenn es draußen ſtürmte oder die ſchwarze Nacht über die Erde ſich gelagert hatte. Er war eine Eiche, an die nicht bloß eine ſchwache Jungfrau ſich lehnen konnte, ſondern ein ganzes Geſchlecht, und ſo freundlich doch leuchteten ſeine Augen ihr entgegen, wie die Sonne leuchtet, wenn ſie den jungen Tag wecket über der ſchlafenden Erde. — Vor einer Stunde noch war auch ſie eine einſam verlaſſene Maid, die letzte Blume auf einem verwelkenden Stamme, und war der Stamm erſtorben, was wartete der Blume? Blumen mögen zeugen von untergegangenen Geſchlechtern, aber wie bald kömmt der Wind, der ſie verweht. Stämme ſind es, welche die Geſchlechter erhalten und auf denen Blumen ſicher blühen. Und jetzt ſaß ſie neben einem hohen Helden aus edelm Stamme, der ſie zu ſeinem Weibe erkohr, wo ſie als edle Gräfin walten konnte in weitem Beſitzthum, feſt und hoch im Leben, nicht ein Rohr im Winde, nicht ein Blatt im tanzenden Bächlein, eine Stammmutter auf hoher Burg, ein ehlich Gemahl eines edlen Grafen, eine liebe Frau eines treuen Mannes. Daß da lieb und freundlich die Augen leuchteten, Wonne die Herzen ſchwellte, die Zeit ungemeſſen verrann, begreift, wer einmal ein verlaſſen Fräulein geweſen, ein ſuchender Ritter.

Da zuckte Adelgunde plötzlich auf und eilte zur Thüre. Sie hatte auf den Vater ihre Augen geworfen und geſehen, wie er die Augen offen hatte und freundlichen Angeſichts ihnen zuſah, und nie ein Menſch hatte ſie bei einem Manne holdſelig ſitzen ſehen, geſchweige der Vater. Als es zum erſten Male geſchah, erſchrak ſie billig. Die Freude ſchien den Vater zu ſtärken. Am folgenden Tage wärmte er ſich an der Sonne, ſie hofften Geneſung. Es ward verabredet, daß Sintram ſeinen Zug vollenden, nach Rore- und Lenzburg, dann aber raſch zurückkehren ſolle. Darauf wollten Vater und Tochter mit ihm nach Burgdorf ziehen, wo der Mönch die Ehe trauen, Dagobert aber ſeinen Tod erwarten wolle.

Hart hielt Adelgunde das Scheiden und ſchwer ward es ihr an Sintrams Wiederkehr zu glauben. Seine Erſcheinung war ihr wie ein Traum, und wenn am Morgen die Sonne kömmt, der Menſch erwacht, ſo ſchwinden die Träume, und des Traumes Gebilde kehren nicht wieder, und je mehr Sintram eilte, um ſchneller wieder zu kehren, deſto ſchmerzlicher ward ihr dieſes Eilen, ſetzte ſich wie ein Wurm in ihre junge

Liebe. Adelgunde wußte nicht wie tief die Liebe in Sintrams Herz ſich gegraben und wie Ernſt es ihm mit der Ehe war, bei der wahren Demuth wohnt gar oft der Unglaube, doch nicht der Unglaube an Gott, ſondern der Unglaube an die Kraft der eigenen Liebenswürdigkeit.

Sintram fand den alten Hug noch rüſtig und erfreute denſelben hoch mit ſeinem Erſcheinen und ſeiner Botſchaft. Es wunderte Sintram wie wacker geſchafft worden in ihrer Abweſenheit und wie Viele im Schatten der mächtigen Burg ſich angeſiedelt und fröhlich da lebten im lieblichen Lande und unter den milden Herren. Tüchtige Anläufe hatten ſie zu beſtehen gehabt, aber mit dem Muthe ſie abgewehrt, der den Bär durchſtrömt, welcher kämpft vor der Höhle, in welcher ſeine Junge ſind.

Nicht mancher Tag war vergangen, als Sintram ſich ſchon wieder drängte durch Sumpf und Gehäge. Dießmal geleitete ihn der alte Hug, der ſeine neue Gräfin ſehen wollte. Auch dießmal war es ſtille auf dem umzäumeten Hügel, und wenn ſchon Hunde ſich hören ließen, ſo ſah man doch keine Menſchen. Dieſe fand man erſt im weiten Raume des Gehöfes. Dort ſtund die Dienerſchaft, dort kniete Adelgunde am Lager, auf welchem Dagobert aufgerichtet ſaß und mit ſchwacher aber klarer Stimme ſeinen Segen gab den Seinen. „Lebt wohl, ſprach er, und Gott ſegne euere Treue, was ihr mir ward, ſeid meiner Tochter und ihrem Manne, und was ich euch war, werden ſie euch ſein. Dienet treu eurem Gott und euch wird es wohl ergehen unter jeglichem Herrn.“ Unterdeſſen war Sintram durch den Kreis gegangen und war nieder geknieet neben ſeine Braut. Freudig hatte des Greiſes

Auge aufgeleuchtet, auf beide legte er ſeine Hände und ſprach: „Geſegnet mit doppeltem Segen ſeit mir, meine einzigen Kinder. Liebet euch, ſeit offen, ohne Falſch, haſſet die Lüſte der Welt, ſorgt für die Euern, wie ihr wünſcht, daß Gott für euch ſorge. Bannt die Selbſtſucht und den Neid, flieht Treuloſigkeit und Hinterliſt, flieht, als des Teufels Brut, wer zum Böſen euch reizt, ſei's Fürſt oder Diener, Weib oder Pfaff. An üppiger Luſt und Hinterliſt, an Weibertücke und Pfaffenränke, fürſtlicher Gottvergeſſenheit und ſclaviſcher Niederträchtigkeit, verblutete mein Stamm, modert einem ſchmählichen Ende zu. Gott ſegne euch, erhalte euch — treu." Das letzte Wort ſprach er langſam, mit dem letzten Laute entwich der Geiſt und zuſammen ſank der Leib.

Hug hatte ans Fußende des Lagers ſich geſtellt, mit erſtauntem Blick den Greis betrachtet. Als die Knechte weinend das Gemach verlaſſen, trat er zu ſeinem Herrn und ſagte: „Hier iſt ein Merowinger geſtorben, ich kenne die königlichen Züge. Wer er war, weiß ich nicht, aber ein ſelig Ende wird ihm Gott gegönnt haben, darum hielt er ihn ferne vom fluchbedeckten Throne und blutbedeckten Stamme."

Sintram antwortete nicht und der alte Hug war an Herrendienſt zu gut gewohnt, als daß er Antwort verlangt hätte. Dagobert ſollte nicht hier begraben werden, ſondern der erſte ſein in der Gruft, welche unter der Kapelle in der Burg durch den Mönch eingerichtet worden war. Damals ſorgte man bei ſolchem Bau, daß auch Platz für die Todten ſei, damals hatte man auf Erden noch Platz für die Lebendigen und die Todten, damals ehrte man die Todten gleich im Tode, denn jeder dachte daran, daß es auch ihm geſetzt ſei, einmal zu ſterben. Es war freilich ſchwer, mit der Leiche durchs wilde Land zu kommen, indeſſen war das Gefolge dießmal zahlreich, und die Meiſten ſolcher Mühen gewohnt und gewandt ſie zu überwinden. Eine alte große Truhe mußte geöffnet werden, da ſie auf dieſe Weiſe nicht mitgenommen werden konnte. Sie war ſchwer, aber was darin ſei, wußte Adelgunde nicht. Dagobert hatte ſie nie geöffnet vor ſeinen Kindern, doch der Schlüſſel fand ſich in ſeinen Gewändern. Als der Deckel aufgehoben ward, ſahen ſie königliche Gewänder liegen und königliche Schätze, und ein Brautſchatz trat an den Tag, wie ſelten eine Fürſtentochter ihrem Manne zugebracht. Als Adelgunde auf Sintrams Bitten und Befehl ſich geſchmückt hatte mit einem der Gewänder, mit Ketten und Spangen, war ſie kaum einer Sterblichen ähnlich, ſchien geſtiegen zu ſein vom Throne des Himmels, die Sterblichen zu blenden mit Glanz und Pracht. Da ward Sintram demüthig und bot Adelgunde an, ſie zu führen in die Welt, für ſie in Anſpruch zu nehmen ihre Rechte, ſie ſuchen zu laſſen einen ebenbürtigen Gemahl. Doch Adelgunde hielt ihre Liebe höher als einen Thron und zog mit Sintram das Land hinauf. Als ſie hinauf kamen an die Höhen, gegenüber der Burg, war wie das erſte Mal die Sonne am Scheiden, ihre Strahlen verklärten Berg und See, das ganze Gelände; doch vieles war anders geworden, als Sintram das erſte Mal es geſehen. Kleiner war der See, breiter der Strom, freundlicher das Land und auf breiten Scheitel der jenſeitigen Felſen erhob ſich eine ſtattliche Burg, die drohend und warnend ihre Thürme ſtreckte übers Land. Bewundernd ſah Adelgunde die Burg, daß es noch gewaltigere gebe, wußte ſie nicht, ſie hatte keine geſehen, ſie freute ſich laut und freudig blies Sintram ſein drüben wohlbekanntes Horn. Alsbald ward es drüben vernommen, man ſah es lebendig werden auf den Mauern. Verwundert wollte Jeder der Erſte ſein. Keiner konnte ſich denken, was Sintrams ſchnelle Rückkehr zu bedeuten hatte.

Sogleich erkannten ſie den Ritter mit dem blauen Buſch auf blankem Schimmel. Aber was iſt das für ein Götterbild an ſeiner Seite, in goldener Pracht ſtrahlend in der ſcheidenden Sonne Liebesblicken? — Brachte Sintram eine Göttin oder hatte er die Huld einer Fee gewonnen? die Wahrheit errieth Keiner. Aber große Freude war in der Burg, eine hohe Zeit, nicht bloß eine Hochzeit. Doch das Geheimniß von Adelgundes Abkunft bewahrte Sintram wohl und Hug ſchwatzte ſeine Vermuthungen nicht aus. Er hatte viel zu thun mit Schauen und Rathen, und obgleich es ihm drunten im Lande viel beſſer gefiel als hier oben, ſo war er doch mit ſeinem jungen Grafen wohl zufrieden, lobte die Auswahl der Stelle, den Bau und deſſen ſchnelles Fördern, und konnte nicht ſatt werden nach dem Kampfe mit dem Drachen zu fragen, ſich ihm immer wieder erzählen zu laſſen, bald von Sintram, bald von Bertram. Doch ſobald die Hochzeit vorüber war, ſehnte er ſich nach ſeiner alten Heimat, er fühlte, ſein Leib wolle bald zur Ruhe ſich legen. Einen heitern Abſchied nahm er von den Grafen, er freute ſich des neuen Glanzes des alten Stammes und daß er wieder feſte Wurzeln gefaßt im eigenen Lande, er hatte erlebt, nach was er ſich geſehnt, jetzt ſchied er gerne.

Auch Bertram wollte jetzt ſcheiden, was er in der Welt noch übernommen hatte, war abgethan, und was er beſchloſſen hatte, war er gewohnt alſobald zu vollbringen, gefaßte Entſchlüſſe waren Feuer, die ihm auf der Seele brannten. Vergebens bat Sintram noch zu weilen, vergebens bat die ſchöne Frau, vergebens wollte Sintram ihn bewegen, mit dem Mönch ins Land oberhalb dem See zu ziehen, dort die Hirten zu gewinnen, dem alten Irrglauben vollends abzuwenden und ſie an ihr Haus zu feſſeln. Bertram ſehnte ſich nach Ruhe, nach Zeit zu ſtillem Sinnen, zu leben dem, was in ihm war, den Gefühlen, die in ſeinem Herzen ſich regten, den Gedanken, die ſeiner Seele entſtiegen. Es iſt auch eine Welt, dieſe innere Welt, und wer treu ihr dienet, fromm ihrer wartet, der lebt nicht müßig, der ſchafft an einem ſchönen Tagewerk, und wenn es auch nur Gott ſehen ſollte, was er ſieht, kömmt ja einſt auch an die Sonne, Gott ſtellt es ſelbſt an dieſelbe, das Häßliche nicht allein und Finſtere, das Schöne auch und Göttliche. Nach Solothurn wollte er gehen, dort die Weihen nehmen, dort den Dienſt Gottes lernen und alles thun in Gottes Namen, nichts in dem eigenen mehr. Die Männer hatten ſein Herz gewonnen, ihnen ebenbürtig zu werden an hohem Gottesſinn, wollte er verſuchen, auch hatte er das Land lieb gewonnen, und was er Niemand ſagte, ſich ſelbſten damals kaum, weit von der Stätte, wo die Maid verſchwunden, wo ſie vielleicht weilte, vielleicht wieder kam, wäre er nicht gerne gezogen.

Da ſein Wille unabänderlich war, ſollte er dort einziehen, wie es einem edlen, hochgebornen Grafen ziemte, ſo wollte es Sintram. Ein ſtattlich Geleite rüſtete er, einen guten Theil ſeiner gewonnenen Schätze legte er als Morgengabe ins Stift zurecht, und am frühen Morgen, den Bertram zum Abſchied beſtimmt hatte, wartete ſein ein reiſiger Zug, wie ſie keinen noch unter eigenem Panner ins Feld geführt. Als Bertram nun hinaustrat, die Hörner blieſen, die Hunde heulten, die Pferde wieherten und den Boden ſchlugen, daß die Steine ſchwirrten, hoch auf ſein Hengſt ſich ihm entgegenbäumte, da ward es Bertram doch ſchwer, ſchwerer als er gedacht. Die Kampfesluſt, der Schlachtendurſt, die wilde Freudigkeit, welche aus der Seele des Mannes ſprudelt, wenn Hörner blaſen, Hengſte wiehern, Hunde heulen, quollen unwiderſtehlich auf, füllten ſeine Bruſt, ſie drohte zu zerſpringen, es zuckte ihm die Hand zum Schwerte, zum freudigen Halloh ſetzte die Stimme an, und im Hintergrunde der Seele tauchte eine Geſtalt auf, und die rief ihm zu: Thor, der du biſt, willſt nach dem Kloſter reiten! Raſch, wie du biſt, wirf von dir die Thorheit, reite zur luſtigen Jagd, jage nach einem ſchönen Weibe!

Bertram griff an die Bruſt, hielt mit ſtarker Hand ſie zuſammen, trat hinter dem Zuge weg an die Mauer, wo er das Land überſah, wo er den Felſen ſah, auf dem der Drache todt gelegen, von dem herab die Maid in den Strom geglitten. Dort ſtund er lange, dann kam er langſam, aber heiter wieder, beſtieg ruhig und langſam ſein wildes Roß, das zu wildem Sprunge anſetzend, ungern ſich zügeln ließ zu gemeſſenem Gange und doch es mußte, von Bertrams ſtarker Hand gezwungen.

Der Mönch hatte Bertrams Kampf wohl geſehen, vielleicht eben weil er ihn einmal ſelbſt durchgekämpft. Forſchend ſah er Bertram ins Auge, als derſelbe zurückkehrte, eine heitere Freude ſtieg in ihm auf, als er ſah, wie es friedlich und gefaßt leuchtete, der Brand aus demſelben verſchwunden war. Schweigend ließ er den Zug von der Burg wegreiten, dann begann er mit den Brüdern, wie es das Reiten erlaubte, ernſte heitere Reden über des Landes Bedeutung, über die Stellung der Edeln und der Geiſtlichkeit, und wie ſtark es werden würde, wenn beide wie Zwillingsbrüder Hand in Hand gehen, ſtärken und reuten würden Land und Seelen, beide den gleichen Zweck im Auge, beide das Eigene verſenkend in das Streben zur Ehre Gottes und der Menſchen Wohl, das von Gott geſchenkte Leben zu gebrauchen.

Mit großer Freude wurde Bertram im Kloſter empfangen, aber nicht bloß der Schätze wegen, welche Sintram mitbrachte, ſondern des Mannes wegen, der in Bertram war. Damals wußte man in den Klöſtern eben die Kraft im Manne zu würdigen und jeder hochbegabte Mann war hoch willkommen, und keiner ſah mit ſcheelem Auge ein neu Licht aufgehen, aus Furcht, es könnte das Eigene verdunkelt werden ob dem neuen, ein neuer Mann in die eigene Bahn treten, mit Kummer, er könnte einen Titel vorabkriegen, eine Würde, keiner hielt ſich für etwas und keiner ſuchte die eigene Ehre, jeder war ſich bewußt ein ſündiger Menſch zu ſein, der der Erlöſung bedürfe, ein armer Knecht, der das verliehene Pfund anzuwenden habe zu Gottes Ehre und in Gottes Namen, und damals war's als auf dieſer Bahn ſo Göttliches geſchah und ſo groß die Männer wurden, eben weil ſie alles thaten für den großen Gott. Ach Gott, wo die ſündigen Menſchen für ihre Perſönchen und um ihre Kleinigkeiten ſich mühen, da iſt der Schacherhandel der Juden, da geht's um lauter Kleinigkeiten und kleine Perſonen, um kleine Intereſſen, und für dieſe Kleinigkeiten marktet man, ſezt an, macht einen Lärm als ob es ums Himmelreich ginge, und will die Schacherjuden bekehren und ſchachert ſelbſt mit Einſetzung von Leib und Seele, von Heil und Seligkeit, um ein klein Stück Geld oder ein klein Stück von einem kleinen Titelchen. Ach Gott, und dabei redet man nichts als vom Reiche Gottes und lebt und ſtirbt für Kleinigkeiten! Damals waren die Klöſter groß und das chriſtliche Element der Sauerteig in ihnen.

Dieſes Wehen eines großen Geiſtes fühlte auch Bertram im Kloſter. Als Sintram Abſchied nahm von ihm, das reiſige Gefolge im Hofe hielt, ſein Hengſt nach ihm wiehernd den Kopf wandte, die Hunde heulten, die Sonnenſtrahlen ſo luſtig in den blanken Rüſtungen ſich ſpiegelten, ſtand Bertram, der ritterliche Graf, in härenem Gewande da, barfuß und barhaupt, fühlte keinen Schmerz der Welt, ſah gelaſſen ins Getümmel, und Sintram beugte ſich vor ihm, und hatte nie gefühlt bis in dieſer Stunde, und zwar jetzt in wahrer Demuth und ohne Zorn, daß Bertram über ihm ſtehe, deſſen Kraft größer ſei als ſeine Kraft.

Nun ward Bertram ein Schüler und ſetzte ſich zum Lernen. Je wilder er aufgewachſen war, deſto fleißiger ward er jetzt, und wenn er in weltlichen Dingen ein Meiſter war, um ſo eifriger wandte er ſich dem zu, worin er unkundig war, fremd ihm alles, und die gleiche Kraft, welche in der Welt er bewährt, welche ſo manchen Sieg errungen hatte, kämpfte auch hier ritterlich, brach ſich Bahn und machte ſich zu eigen Gebiete, deren Daſein er früher nicht gekannt. Ein Eroberer war er geworden, was er erobert hatte, blieb ſein; Niemand machte es ihm ſtreitig, Niemand entriß es ihm wieder. Doch, das war das Gleiche wie in der Welt, daß jemehr er eroberte, ſein er nannte, deſto höher er geachtet ward, deſto eifriger geſucht und benutzt. Nicht lange ging es, ſo ward der Schüler zum Lehrer, der Lehrer ein Leiter. Das Schwerſte hatte er vollbracht, dem Seltenſten ſich unterzogen, hatte nicht die Hut der Schafe gewählt, nicht den Bau der Aecker, nicht den Kampf für des Kloſters Eigenthum, ſondern was am fernſten ihm lag, unerreichbar ſchien, dem Erforſchen geiſtiger Wahrheit hatte er ſich zugewandt, hatte erſt in Schweiß und Angſt den Schlüſſel dazu geſucht, hatte leſen gelernt im beginnenden Mannesalter. Weil ſeine Kraft an ſo Schwerem ſich erprobt und die Probe beſtanden, ſo ward ihm auch ſchweres anvertraut, ſein Rath geſucht, und je mehr und mehr des Stiftes ſchwerſte Angelegenheiten auf ſeine Schultern abgeſtellt.

So verrannen Jahre, Bertram ward ein hochwürdiger Kirchenfürſt, und Sintram ſtarb, erſchlagen in einer Saracenenſchlacht, in welche er gezogen war Karl dem Hammer zu Hülfe. Seine Wittwe Adelgunde regierte mit weiſem Geiſte und ſtarker Hand ihre weite Grafſchaft, ihre zahlreiche Familie, und bedurfte ſie Hülfe, ſo ſtand Bertram ihr zur Seite. So gründete ſich feſt ihr Haus und es begann das Land zu blühen, und die beiden von den Brüdern gebauten Burgen erhoben ſich zu den erſten des Landes, während der arme Thurm von Rore vergeſſen ward, Moos wuchs über Thurm und Name von Rore, während der alte Name in den neuen Burgen unter neuem Namen blühte und ſtark blieb, ſo lange Friede zwiſchen den Gliedern war und der Bruder den Bruder liebte, kein giftiger Wurm zwiſchen ihre Herzen ſich ſchlich.

Auch Adelgunde ſegnete das Zeitliche, wackere Söhne wohnten in ihren Schlöſſern, tapfere Enkel ſchlugen die

Schlachten der Pipine, jagten die Eber in den gelichteten Wäldern, bauten neue Burgen, und friſch blühten an neuen Stellen die Zweige des alten aber lebenskräftigen Stammes.

Bertram überlebte ſie lange und lebenskräftig wie ſein Stamm. Doch hatte er großem Wirken entſagt, weilte in Solothurn und leitete das Stift als Abt. Wie zu hohen Bergen die Menſchen wallen, mühſam ihre Gipfel ſuchen, um von ihnen herab die Welt zu überſchauen, einen Geſichtskreis zu gewinnen, zu dem ſie im Thale nie kommen konnten, ſo wallfahrten die Menſchen auch zu großen Männern, die wie Berge die Thäler, ihr Geſchlecht überragen. Wie manchmal Nebel auf den Bergen iſt, ſo iſt zuweilen auch Nebel um die Menſchen, und nichts wird einem als das Bewußtſein, bei ihnen geweſen zu ſein und deſſen ſich rühmen zu können. Aber wie es auf den Bergen oft herrlich iſt, der Eindruck ein lebenslänglicher, unvergeßlicher, ſo geſchieht es auch bei Männern, die wie Berge über die Thäler, ragen über das Menſchengeſchlecht. So war Bertram nicht einſam, wenn er auch im Kloſter blieb. Von weit und nah war das Kloſter beſucht, und Bertram war's, den man ſuchte, deſſen Kloſtername aber Modeſtus war. Und Bertram war nie wie ein Berg im Nebel, und nie ging einer von ihm der den Troſt vergaß, der ins Herz ihm geträufelt wurde, oder den Rath, den er erhielt, oder das Licht über Irdiſches und Ewiges, das aus jedem ſeiner Worte ſtrahlte, dem ſeine Worte nicht wurden faſt Sternen gleich, die in gleichem Lichte funkeln für und für. — Seltſam war's, jemehr der Schnee des Alters ſein Haupt bedeckte, deſto lebendiger, grüner und friſcher ward in ſeinem Herzen die Jugend, gleich einem

Zaubergarten tauchte ſie auf in all ihrer Schöne, und die verſchwundene Maid war des Gartens Göttin und wenn auch viele, viele Jahre verfloſſen waren, ſeit ſie entſchwunden, ſie glänzte in ſeiner Seele in immer hellerer Jugendpracht.

Der Herbſt nahte dem Winter ſich, roth glühte das Laub der Buche, lieblich ſchien die Sonne und klar wie eine fromme Seele war der Himmel. Das ſind die Tage, welche die Alten locken hinaus in den warmen Sonnenſchein, ſie wiſſen, es naht der kürzeſte Tag, aber ob ſie den nächſten Frühling erleben und deſſen warmen Sonnenſchein, wiſſen ſie nicht. Drückte die Sonne oft heiß auf ihr Haupt, preßte ſauern Schweiß ihnen aus, es iſt ihnen die Sonne doch lieb geworden und ſüß ſchmeckt dem träger gewordenen Blute die herbſtliche Sonne, und ſo lange ſie ſcheinet, freut man ſich ihrer ſo gerne.

An einem ſolchen Tage war's, daß Bertram die Erinnerungen der Jugend lebendiger als nie vor den Augen ſchwammen und er auch des Waldbruders gedachte, welcher aus dem Walde ſie geleitet, Solothurn ihnen gezeigt hatte. Er hatte nichts von ihm gehört und Niemand wußte ihm Beſcheid zu geben über ihn. Die Sonne ſchien ſo warm, ſo erquicklich duftete die Luft, unwillkürlich zog es Bertram hinaus, hinüber über den Strom, dem wilden Walde zu, wo ſie den Bruder getroffen hatten. Gehorſam, doch kopfſchüttelnd, folgte ein jüngerer Bruder dem greiſen Abte, der rüſtig und gewandt Bahn ſich brach durch den Wald. Sie gingen lange und ehrerbietig frug der Bruder, ob nicht wohl möglich, daß im großen Walde man die Stelle nicht wiederfinde, ob's wohl nicht beſſer wäre, umzukehren, während die Sonne ſcheine in den dunklen

Wald hinein? Der Abt aber ſchritt weiter und nicht irren Schrittes, bald hiehin, bald dorthin, ſondern in beſtimmter feſter Richtung, als einer der das Ziel im Auge hat. Endlich war es wirklich, als ob es lichter werde im Walde. Sonnenlicht ſah man an einzelnen grauen Stämmen, während anderwärts nur den Wipfeln die Sonnenfreude beſcheeret war. Ein heiterer Platz ward ſichtbar, lebendig war es auf demſelben, es waren Schafe, die weideten, junge Lämmlein, die luſtig ſprangen; erſchüttert ſtand Bertram ſtill, ſo war's vor vielen, vielen Jahren geweſen, an die gleichen Bäume hatte die gleiche Sonne geſchienen, auf dem gleichen Platze weideten wie ehedem die Schafe, ſpurlos ſchien die Zeit vorübergegangen hier über dieſer Oede, und wie gewaltig hatte es draußen in der Welt getoſt und gedonnert, Throne hatte Gottes Hand geſtürzt, Völker hatten Gottes Wetter durcheinander gerüttelt. Es war Bertram, als ſollte der Harniſch um ſeine Glieder klirren, das Schwert raſſeln in der Scheide, als müſſe der Waldbruder vor der Hütte ſitzen, mit wallendem Barte und rieſigem Weſen. Und raſch trat er aus dem Gebüſche und vor der Hütte ſaß wie damals eine Geſtalt, aber der Waldbruder war es nicht, kein Bart kräuſelte ſich im Schooße, kleiner war die Geſtalt und ſchmächtiger, und als ſie bei den nahenden Schritten auffuhr und nach dem Speere griff, der zur Seite lehnte, ſah Bertram, daß es ein Weib war, ein alt, alt Weib, doch von ungebeugter Geſtalt und hellleuchtendem Auge, und Bertram ſchiens, als ſei das Weib ihm wohlbekannt, als ſollte er es grüßen mit dem Namen der Liebe, und wieder wußte er nicht warum, konnte keines Namens ſich entſinnen, den er ihm hätte geben können. Das Weib ſtand vor ihm, faſt wie vom

Blitze getroffen, erſtarrt mitten in der Bewegung, dann kam wieder Leben ins Auge, die Hand bot es und ſprach: „Sei mir willkommen, Bertram.“ Als ob flüſſiges Feuer durch ſeine welken Adern rinne, war es Bertram, als die welke Hand er faßte. Er fühlte, er wußte, es war die Hand, nach der er ſo oft gehaſcht und umſonſt, die gleiche Hand welche ihm jetzt geboten ward, und die er mit ſeiner hundertjährigen Hand umſchloß. „Biſt du es die da oben, wo der Drache erſchlagen liegt, mir das Leben gerettet, die ich längſt todt glaubte, vom Fluſſe verſchlungen, die ich nie vergeſſen konnte, und die lebendiger als nie in den letzten Tagen in meinem Geiſte lebte.“ „Die bin ich, Bertram, ſprach das Weib, die bin ich und habe an dich gedacht, gedacht, ob du es wohl ſein werdeſt, der mich ſenke ins dunkle Gehäuſe, damit ich nicht eine Beute der Thiere werde. Suchen wollte ich dich nicht, aber eine Stimme, der ich nicht glauben wollte, ſagte mir, du würdeſt kommen. Darum ſei willkommen mir, jetzt weiß ich, daß meine Stunde nahe iſt, auf die ich ſo harre, wie harret auf den Tod, wer Alles überlebt hat, was lieb ihm iſt, und todt iſt längſten alles, was theuer mir war bis — “ und aufs neue bot ſie Bertram ihre Hand. Und heiß ward es in des alten Abtes Augen, und alle ſeine ſo oft bewährte Kraft bedurfte es, um die Würde zu bewahren, welche dem Greis und dem Abte ziemte, und welche er ſo lange mit Ehren getragen hatte. Wer ſiebenzig Jahre treu geliebt und nach dem hundertſten Altersjahre zum erſten Male der Geliebten Hand in der ſeinen hält und das Bekenntniß ihrer Liebe vernimmt, der mag das ermeſſen, wie gewaltig in ſüßer Wonne das weiche Herz Bertrams anſchwoll. Doch er faßte ſich und auf der Bank vor der Hütte ruhend, ließ er die Wellen ſeiner Bewegung ſich ebnen. Als ſie die Pflicht der Gaſtfreundſchaft geübt, ſetzte ſie ſich zu ihm und ſprach: „Als ein ſeltſam Weſen muß ich dir erſcheinen, und ich bin es auch. Höre, was ich dir ſagen kann, und was ich nicht ſage, das frage nicht. Ich bin ein Prieſterkind, heiße Emma und Treue hatte mein Stamm den alten Göttern gelobt, und ob dieſer Treue wurden meine Eltern erſchlagen. Darob wurde ich von Kind an wild und kühn und gelobte Trotz zu bieten der ganzen Welt und allen Mächten. Ich hielt den Schwur in aller Keckheit eines unbeſiegten Kindes, aber es beſiegte mich die Natur. Die Feinde der Götter vermochte ich nicht zu tödten, als ſie gegeben waren in meine Hand, ich mußte retten, wo ich verderben ſollte, da war meine Kraft zerbrochen, ich mußte fliehen, wollte fliehen aus der Welt, mußte ſtranden an den Geſtaden des Lebens. Der Waldbruder, der vor mir hier lebte, fand mich und nahm mich hieher. Es war ein armer Mann, war gränzenlos betrogen worden von ſeinen Nächſten und hatte gränzenlos ſich gerächt, nun fand ſeine Seele nicht Ruhe, und von Zeit zu Zeit wachte ſchrecklich erſt die zornige Rache, dann das tiefſte Weh in ſeiner Seele auf. Ich pflegte ihn wie eine treue Tochter, und er ſchonte mein wie er ſeine Schafe ſchonte, während er Bäume zerhieb und Felsſtücke durcheinander warf. Wenn es ſeiner Seele ſo recht Angſt ward, dann lief er hinaus, wo man über dem Fluß Solothurn ſieht, es war ihm, als müſſe er dort Ruhe ſuchen, aber ſobald er den Fluß ſah und eine Glocke hörte, dann erſt brach ſeine Wuth ſo recht fürchterlich aus und ſeine Stimme erſcholl wie die eines verwundeten Löwen, ja erhob ſich zum Donner eines gewaltigen Waſſerfalles. Was ihn reizte, hat er nie geſagt, wenn er mich auch wie eine Tochter liebte, und weich war in ruhigen Zeiten wie ein Kind, ſanft und ruhig ſah er dem Tod entgegen, erlag ihm vor vielen, vielen Jahren. Ich aber blieb hier und pflegte die Schafe des Geſtorbenen in allen Treuen, das war mein Tagewerk und tödtete Bär und Wolf unerbittlich, unerbittlicher als meines Gottes Feinde. So verrannen mir die Jahre und die Welt trübte meine Tage nicht, in mein Daſein drang ſie nicht. Wenn der Mond voll war, da ging ich wohl hinaus, wo ich dein Stift ſah und den ſchönen Strom ſich winden durchs lange Thal, oder trat hinaus auf den Gipfel eines Hügels an meinem Strome, und ſah hinauf zu den Flühen, wo meine Heimat geweſen auf den Felſen und in den Felſen, dann ward mir wohl weh ums Herz, ich mußte das Haupt verhüllen, weinen Tage lang, bis der Strom ſo recht wild und wüthend zu meinen Füßen donnerte. So verrannen meine Tage und ich harrte dein, und wenn ich nun geſtorben bin, ſo laß mich begraben und komme bald nach, ich harre dein.“ Bertram frug nicht, was Emma nicht geſagt, von der Vergangenheit, er frug bloß: „Eine Chriſtin biſt du alſo jetzt und chriſtlich ſoll ich dich begraben?“ „Was ich immer war bin ich noch jetzt, ſprach Emma, und ein anderes werde ich nicht, was meine Väter gelobt, dem bleibe ich treu, aber wenn dein Gott Treue liebt, und einen Himmel für die Treuen hat und nicht bloß für beſondere Geberden und eigenthümliche Worte, ſo begrabe mich auf deine Weiſe und pflanze ein Kreuz auf mein Grab, zum Zeichen, daß ich auch in den Himmel möchte. Von den Thieren möchte ich nicht gefreſſen werden, Ruhe möchte ich für meinen Leib, möchte nach dem Tode bei dir ſein im Himmel der Treuen, wo meine Väter ſein werden, wo auch du hinkommen wirſt.“ „Laß dich taufen, Emma, ſprach Bertram, werde eine Chriſtin, verlaß die wilde Hütte, ſorge für den Leib, rette die Seele.“ „Ich bleibe hier, ſprach Emma, der Hütte iſt mein Leib gewohnt, zu enge wäre es mir in euern weiten Häuſern. Taufen laſſe ich mich nicht, wie meine Väter es auch nicht thaten, ich die Letzte, will nicht was anders ſein, was neues beginnen. Meines Glaubens habe ich gelebt, treu, ſo weit ich es vermochte, und wo ich treulos ward und ſchwach, da trägſt du die Schuld. Bedarf es mehr als ich geweſen, um in deinen Himmel zu kommen, ſo ſorge du für das Mangelnde, rette meine Seele, wie ich dein Leben gerettet. Ein hoher Prieſter biſt du geworden, viel wirſt du vermögen bei deinem Gott, ſo gedenke dann mein bei ihm, und ſchaffe mir was mir nöthig ſein mag. Und begräbſt du mich, ſo denke, du habeſt mit mir das Heidenthum begraben, und iſt deine Religion die rechte, ſo wird ſie zu ſorgen wiſſen, daß das Heidenthum im Grabe bleibt, nicht neu wird, und zur Welt wieder kömmt aus den Herzen der Menſchen hervor.“ So ſprach Emma mit der alten Entſchiedenheit, die nicht mit der Jugend verflogen war, ſondern noch im alten Leibe wohnte, und Bertram widerredete nicht, er war es ſich bewußt, daß er bei Gott zu ſchaffen vermöchte, was Emma bedurfte und daß um ihrer Liebe willen ſie auch der göttlichen Liebe theilhaftig werden würde.

So ſaßen ſie beiſammen bis die Alpen glühten, die Stunden waren vorüber geronnen, wie ſie alten Menſchen rinnen, wenn nach jahrelanger Trennung ſie ſich wieder ſehen. Bertram ſchied, gemahnt durch den dienenden Bruder. Ein neu Leben glühte in ihm, glühte in Emma, aber hundert Jahre vertragen das Erglühen eines neuen Lebens auf Erden nicht. Bloß zweimal kehrte er wieder und freute ſich Emma zu finden, wo er ſie ſuchte, und nicht zum Speerwurf fertig, ſondern freundlich die Hand ihm reichend. Das dritte Mal als er kam, ſtunden die Schafe um die Bank und blökten ſo ängſtlich, ſie wollten Emma wecken, welche dort ſaß, aber todt, und die armen Schafe vermochten es nicht; das Wecken der Todten hat eine andere Stimme ſich vorbehalten.

Bertram ertrug den Tod, wenn auch mit Wehmuth, er wußte, bald werde er wieder finden und dann ohne Scheiden, was ihm erſchienen war in ſeinen letzten Tagen, wie ein ſchönes flüchtiges Abendroth. Er ſorgte für ein geweiht Grab, für ein Kreuz auf dem Grabe und für Gebete, die aus frommen gläubigen Herzen kamen, er ſorgte für ein bleibend Denkmal; den wilden Strom, an deſſen Mündung Emma gehauſt, wo ſie ihm das Leben gerettet, nannte er Emma oder Emme, und deſſen Namen er führt bis auf den heutigen Tag.

Und als der Tag kam, wo der Herr geboren ward, der ein Herr ſein ſollte in der Stadt Davids, und Frieden bringen ſollte auf Erden, da ward auch Bertram begraben und neben ſeine Emma gelegt, wie er es befohlen hatte.

Ihre Gräber werden nicht mehr gefunden, es möchte aber Gott es wenden, daß ihre Kraft, ihre Treue, ihr Glaube gefunden werden mögen über ihren Gräbern, als die Blumen, welche aus dem Reiche der Todten hinüberwachſen, um das Leben zu ſchmücken und die Lebendigen zu krönen mit den Kronen, welche grün bleiben und nicht abfallen in alle Ewigkeit. Es möge Gott es wenden, daß das begrabene Heidenthum nicht neu wieder geboren werde und ſtröme in die Welt durch tauſend und aber tauſend Thore, durch die Herzen der Menſchen, daß der alte Drache erſchlagen bleibe, der giftige Wurm, der zwiſchen Brüdern ſich legt und zur Wüſte das Land legt, nicht wieder lebendig werde, daß aus den Gräbern nichts wachſe als Treue, und Glaube, und Liebe, Blumen, die um das Kreuz ſich ranken.

Im Verlage der Unterzeichneten iſt erſchienen:

Darſtellende
Geometrie
von
J. Adhemar.
Deutſch bearbeitet und bereichert mit den neueſten Fort
ſchritten der
iſometriſchen Projektionslehre
nebſt einer
allgemeinen Begründung dieſer Wiſſenſchaft
von
O. Möllinger.
Ein Band Text von 35 Bogen in gr. 8. und ein Atl
von 86 Folio Tafeln.

geh. Preis 18 Schw.-Fr. oder 12 fl. oder 7 Thlr. 8 ggr.

Wer dieſes Werk von Adhemar näher prüft, wird d Grund ſeiner Vortrefflichkeit ſogleich erkennen; eine gewiſſe w ſenſchaftliche Sicherheit und Ruhe zieht ſich durch das ganze We hindurch; der Weg iſt allenthalben ſchön gebahnt, und nicht w in ſo vielen mathematiſchen Werken nur für geübte und geiſti kräftige Bergſteiger berechnet. Selbſt die ſchwierigſten Theile h der Verfaſſer ohne im Geringſten weitſchweifig zu ſein, oh wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit einzubüßen, mit einer ſolchen Kl heit behandelt, daß nicht leicht ein Werk zu finden iſt, welch dem ſeinen in dieſer Beziehung gleichgeſtellt werden könnte.

Durch den Anhang über die iſometriſche Projektion methode, in welchem mehrere ſehr wichtige Fortſchritte nied gelegt ſind, wodurch dieſe Methode von der allgemeinen Metho der darſtellenden Geometrie gleichſam emanzipirt worden iſt, u nun eine höhere Stellung einnimmt als früher, hat dieſe deutſ Bearbeitung eine ſchätzenswerthe Bereicherung erhalten.

Deſor, E., die Beſteigung des Jungfrauhorns durch Agaſſ und ſeine Gefährten. Aus dem Franzöſiſchen von C. Vo Mit 3 Anſichten der Jungfrau und einer Karte der Gletſch des Berner Oberlandes. 8. geh. 15 ggr. — 1 fl.

Diſteli, M., Abenteuer des berühmten Freiherrn von Mün hauſen. Mit 16 radirten Blättern. gr. 8. geh. 18 ggr. 1 fl. 12 kr. — 16 Bz.

Hugi, F. J., Grundzüge zu einer allgemeinen Naturanſ für höhere Schulen und das gebildete Publikum. 1te Ab Die Erde als Organismus. gr. 8. geh. 2⅓ Th — 3 fl. 36 kr.

Möllinger, O., Taſchenbuch des Rechnenden für Mechaniker, Geometer, Forſtleute, Pharmazeuten, Kaufleute, Techniker und Gewerbtreibende jeder Art. Mit 5 lith. Tafeln. 16. geh. 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr.

Ein vortreffliches Büchlein, das nicht nur bald in allen Schulen eingeführt, ſondern das jedem Gewerbtreibenden ein unentbehrliches Vademecum werden muß.

Möllinger, O., Iſometriſche Projektionslehre (Perſpektive). Wiſſenſchaftlich begründet und in ihrer Anwendung auf das techniſche Zeichnen zum Gebrauche in Schulen ſo wie zum Selbſtunterricht bearbeitet. Theoretiſcher Theil. Text in gr. 8. Atlas in Folio. geh. 2⅔ Thlr. — 4 fl. 30 kr.

Walker, J., Höhenkarte der Schweiz. In Mappe 1 Thlr. — 1 fl. 36 kr.

Anleitung zur ökonomiſchen Verfertigung der **Preß-Hefe** und der als zweckmäßig erprobten „Kunſt-Hefen“ für Bäcker, Bierbrauer, Branntweinbrenner, Eſſigfabrikanten und Haushaltungen. 8. geh. 12 kr. — 3 ggr.

Der Verbreiter
gemeinnütziger Kenntniſſe.
Eine Zeitſchrift für Volksbildung.

Vierzehnter Jahrgang für 1846.

Preis des Jahrg. von 4 Heften mit vielen Abbild. 28 Bz. od. 2 fl. 24 kr. od. 1 Thlr. 8 ggr.

Der „Verbreiter“ iſt ſchon längſt als treffliches Haus- und Familienbuch hinlänglich bekannt. Es werden in demſelben vollſtändig und ſchnell die neuen Beobachtungen, Erfahrungen und Fortſchritte in den verſchiedenen Zweigen der **Landwirthſchaft** zur Kunde gebracht und alle Verbeſſerungen und Erfindungen mitgetheilt, welche in das Gebiet des kleinern **Gewerbeweſens** gehören.

Die frühern Jahrgänge ſind noch zu etwas ermäßigtem Preiſe zu haben.

Schultheiß Wenge
von Solothurn.
Vaterländiſches Schauſpiel.

Von

Franz Krutter.

8. geh. Preis 10 Bz. oder 54 kr. oder 12 ggr.

Jent & Gaßmann in Solothurn.

Uli, der Knecht.

Ein Volksbuch

von

Jeremias Gotthelf.

Bearbeitung des Verfaſſers für das deutſche Volk.

Berlin, 1846.
Verlag von Julius Springer.

Vorwort.

Dieſes Buch, Uli der Knecht, erſchien vor mehreren Jahren in der Schweiz. Der Berner-Dialekt war in demſelben, wenn auch nicht vorherrſchend, doch ſehr häufig gebraucht. Der Verfaſſer ſchrieb zunächſt für Berner, an weitere Verbreitung dachte er nicht; indeſſen fand das Büchlein den Weg über die engen Gränzen des Kantons, des Schweizerlandes, fand Anklang jenſeits der Berge. Die Stammesgenoſſen gehen nie ſo weit auseinander, daß ſie nicht Antheil nehmen am inneren Leben der Brüder, nicht verſtehn, was aus dem Herzen der Brüder kömmt. Der Dialekt hemmte aber Verſtändniß und Verbreitung des Buches. Darum entſchloß ſich der Verfaſſer, der Aufforderung, dieſes Hinderniß bei

Seite zu ſchaffen, zu entſprechen. Er unternahm dieſe Arbeit ſelbſt, weil er die Ueberzeugung hat, er alleine ſei im Stande, das obwaltende Hinderniß zu heben, ohne die individuelle Eigenthümlichkeit und die nationale Färbung zu verwiſchen. Aus dem ſchweizeriſchen Buche wollte er ferner kein deutſches machen, weil er ebenfalls überzeugt iſt, das allgemein Wahre werde in Deutſchland auch in ſchweizeriſchem Gewande verſtanden werden, ja das ſchweizeriſche Gewand werde dem Deutſchen theils ergötzlich ſein, theils zur Belehrung dienen.

Jeremias Gotthelf.

OTHECA
ICA
ENSIS

Capitel 1.

Es erwacht ein Meiſter, es ſpukt in einem Knechte.

Es lag eine dunkle Nacht über der Erde; noch dunkler war der Ort, wo eine Stimme gedämpft zu wiederholten Malen „Johannes“ rief. Es war ein kleines Stübchen in einem großen Bauernhauſe; aus dem großen Bette, welches faſt den ganzen Hintergrund füllte, kam die Stimme. In demſelben lag eine Bäurin ſammt ihrem Manne, und dieſem rief die Frau: „Johannes“, bis er endlich anfing zu brummen und zuletzt zu fragen: „Was willſt, was gibt's?“ „Du wirſt auf müſſen und füttern. Es hat ſchon bald fünf geſchlagen und der Uli iſt erſt nach zwei Uhr heimgekommen und noch die Treppe herabgefallen, als er in ſeine Kammer wollte. Es dünkte mich, du ſollteſt erwachen, ſo hat er einen Lärm verführt. Er iſt betrunken geweſen und wird jetzt nicht auf mögen, und es iſt mir auch lieber, er gehe ſo ſturm mit dem Licht nicht in den Stall.“ „Es iſt ein Elend heut zu Tage mit den Dienſten, ſagte der Bauer, während er Licht machte und ſich anzog, man kann ſie faſt nicht bekommen, kann ihnen nicht Lohn genug geben, und zuletzt ſollte man Alles ſelbſt machen und zu keiner Sache nichts ſagen. Man iſt nicht mehr Meiſter im Hauſe und kann nicht eben genug arbeiten, wenn man nicht Streit haben und verbrüllet ſein will.“ „Du kannſt das aber nicht ſo gehen laſſen, ſagte die Frau, das kommt zu oft wieder, erſt in der letzten Woche hat er zwei Mal gehudelt, hat ja

Lohn eingezogen, ehe es Faſtnacht war. Es iſt mir nicht nur wegen dir, ſondern auch wegen Uli. Wenn man ihm nichts ſagt, ſo meint er, er habe das Recht dazu, und thut immer weiter. Und dann müſſen wir uns doch ein Gewiſſen daraus machen, Meiſterleut ſind Meiſterleut, und man mag ſagen, was man will, auf die neue Mode: was die Dienſten neben der Arbeit machen, gehe Niemand etwas an. Die Meiſterleut ſind doch Meiſter in ihrem Hauſe, und was ſie in ihrem Hauſe dulden und was ſie ihren Leuten nachlaſſen, dafür ſind ſie Gott und den Menſchen verantwortlich. Dann iſt mir noch wegen den Kindern. Du mußt ihn in's Stübli*) nehmen, wenn ſie gefrühſtückt haben, und ihm ein Capitel leſen."

Es herrſcht nämlich in vielen Bauernhäuſern, und namentlich in ſolchen, die zum eigentlichen Bauernadel gehören, d. h. in ſolchen, wo der Beſitzthum lange in der Familie ſich fortgeerbt hat, daher Familienſitte ſich feſtgeſetzt, Familienehre entſtanden iſt, die ſehr ſchöne Sitte, durchaus keinen Zank, keinen heftigen Auftritt zu veranlaſſen, der irgend der Nachbaren Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen konnte. In ſtolzer Ruhe liegt das Haus mitten in den grünen Bäumen; in ruhigem, gemeſſenem Anſtande bewegen ſich um und in demſelben deſſen Bewohner und über die Bäume ſchallt höchſtens das Wiehern der Pferde, aber nicht die Stimme der Menſchen. Es wird nicht viel und laut getadelt. Mann und Weib thun es gegen einander nie, daß es Andere hören; über Fehler von Dienſtboten ſchweigen ſie oft, oder machen gleichſam im Vorbeigehen eine Bemerkung, laſſen blos ein Wort, eine Andeutung fallen, welche nur in das Ohr deſſen fällt, dem ſie gilt. Wenn etwas Beſonderes vorgefallen oder das Maß voll geworden iſt, ſo rufen ſie den Sünder in's Stübli, und zwar ſo unvermerkt als möglich, oder ſuchen ihn bei einſamer Arbeit auf, und leſen ihm unter vier Augen ein Capitel, wie man zu ſagen pflegt, und dann hat der Meiſter gewöhnlich ſich recht vorbereitet. Er lieſ't dieſes Capitel in vollkommener Ruhe, recht väterlich, verhehlt dem Sünder nichts, auch das Herbſte nicht, läßt ihm aber auch Gerechtigkeit widerfahren, ſtellt ihm die Folgen ſeines Thuns in Bezug auf ſein zukünftig Schickſal vor. Und wenn der Meiſter fertig iſt, ſo iſt er zufrieden, und die Sache iſt ſo weit abgethan, daß der Abcapitelte oder die Andern im Betragen des Meiſters durchaus nichts ſpüren, weder Bitterkeit, noch Heftigkeit, noch etwas Anderes. Dieſe Capitelten ſind meiſt von guter Wirkung, wegen dem Väterlichen, welches darin vorherrſcht; wegen der Ruhe, mit welcher ſie gehalten werden; wegen der Schonung vor Andern. Von der Selbſtbeherrſchung und ruhigen Gemeſſenheit in ſolchen Häuſern vermag man ſich kaum eine Vorſtellung zu machen.

---

*) Das Stübli iſt in einem Bauernhauſe was in einem Herrenhauſe das Kabinet neben dem Empfang- oder Wohnzimmer.

Als der Meiſter im Stall faſt fertig war, kam Uli auch nach, aber ſtillſchweigend; ſie ſagten kein Wort zu einander. Als die Stimme aus der Küchenthüre zum Frühſtück rief, ging der Meiſter alſobald zum Brunnentrog und wuſch die Hände; aber Uli drehte noch lange, ehe er nachkam. Er wäre vielleicht gar nicht zum Frühſtück gegangen, wenn die Meiſterfrau nicht eigenmündig ihm noch einmal gerufen hätte.

Er ſchämte ſich, ſein Geſicht zu zeigen, das braun, blau und blutig war. Er wußte nicht, daß es beſſer iſt, ſich vor einer Sache zu ſchämen, ehe man ſie thut, als hintenher über ihre Folgen; aber er ſollte es erfahren.

Ueber Tiſch fiel keine Bemerkung, keine Frage, welche ihn betroffen hätte, nicht einmal ſpöttiſche Geſichter durften die beiden Mägde machen, denn der Meiſter und die Meiſterfrau machten ernſthafte. Als aber abgegeſſen war, die Mägde die Schüſſeln hinaustrugen, und Uli, der zuletzt fertig war, die Ellbogen von dem Tiſche hob und die Kappe wieder auf den Kopf ſetzte, alſo gebetet hatte und auch hinaus wollte, ſagte der Meiſter: „Komm, und her!“ ging in's Stübli und machte hinter ihnen zu. Der Meiſter ſetzte ſich oben zum Tiſchchen, Uli blieb an der Thüre ſtehen und machte ein Schafsgeſicht, das ſich gleich leicht in ein trotziges oder ein reumüthiges verwandeln ließ.

Uli war ein großer, ſchöner Burſche, noch nicht zwanzig Jahre alt, von kraftvollem Ausſehen, aber mit etwas auf ſeinem Geſichte, welches nicht auf große Unſchuld und Mäßigkeit ſchließen ließ, das ihn im nächſten Jahre leicht zehn Jahre älter konnte ausſehen laſſen.

„Hör, Uli, hob der Meiſter an, ſo kann das nicht länger gehen, du thuſt mir zu wüſt, deine Nachtſchwärmereien und dein Betrinken kommen mir zu oft wieder, ich will meine Roſſe und Kühe keinem anvertrauen, der den Kopf voll Branntwein oder voll Wein hat, einen ſolchen darf ich nicht mit der Laterne in den Stall laſſen und ganz beſonders nicht, wenn er noch dazu tubacket wie du, es ſind mir ſchon zu viele Häuſer ſo verleichtſinnigt worden. Ich weiß gar nicht, was du auch ſinneſt und was du denkſt, wo das hinaus ſoll?“ Er hätte noch nichts verleichtſinniget, antwortete Uli, er hätte ſeine Arbeit immer noch gemacht, es hätte ihm ſie Niemand zu machen gebraucht und, was er trinke, zahle ihm Niemand; was er vertrinke, gehe Niemand an, er vertrinke ſein Geld. „Aber es iſt mein Knecht, antwortete der Meiſter, der ſein Geld vertrinkt, und wenn du wüſt thuſt, ſo geht es über mich aus und die Leute ſagen, das ſei aber des Bodenbauern Knecht und ſie wüßten nicht, was der auch ſinne, daß er ihn ſo machen laſſe und daß er ſo einen haben möge. Du haſt noch kein Haus verleichtſinniget, aber denk, Uli, wär es nicht an einem Mal zu viel, und hätteſt du noch eine ruhige Stunde, wenn du denken müßteſt, du hätteſt mir mein Haus verleichtſinniget, und wenn wir und die Kinder noch darin bleiben und verbrennen müßten? Und was iſt's mit deiner Arbeit? Es wäre mir lieber, du lägeſt den ganzen Tag im Bett. Du ſchläfſt ja unter den Kühen beim Melken ein, ſiehſt, hörſt, merkſt nichts, und ſtolperſt ums Haus herum, wie wenn du ſturm wäreſt an der Leber. Es iſt ein Elend, dir zuzuſehen. Da ſtauneſt du ſo grade aus, daß man wohl ſieht, daß du an nichts als an dein liederlich Frauenzimmer ſinneſt, mit welchem du dich abgegeben haſt.“ Er habe mit keinem liederlichen Frauenzimmer ſich abgegeben, ſagte Uli, Solches nehme er nicht an. Und wenn er ihm nicht genug arbeiten könnte, ſo wolle er gehen. Aber ſo ſei es heut zu Tage, man könne keinem Meiſter mehr genug arbeiten, wenn man ſchon immer mache; es ſei einer wüſter als der andere. Lohn wollten ſie je länger je weniger geben, und das Eſſen werde alle Tage ſchlechter. Am Ende werde man noch Erdflöh, Käfer und Heuſtöffel zuſammenleſen müſſen, wenn man Fleiſch haben wolle und Fett im Kraut. „Hör, Uli, ſagte der Meiſter, ſo wollen wir nicht mit einander reden, du biſt noch ſturm, ich hätte noch nichts zu dir ſagen ſollen. Aber du kannſt mich dauren, du wäreſt ſonſt ein braver Burſch und könnteſt arbeiten. Ich habe eine Zeitlang geglaubt, es gebe etwas Rechtes aus dir, und habe mich gefreut. Aber ſeitdem du das Hudeln angefangen und das Nachtgelauf, biſt du ganz ein anderer geworden. Es iſt dir an nichts mehr gelegen, haſt einen böſen Kopf und wenn man dir, wie leicht, etwas ſagt, ſo hängſt du einem das böſe Maul an oder ſchmollſt eine ganze Woche lang. Ja wohl giebſt du dich mit ſchlechten Dirnen ab, und zähle darauf, du wirſt unglücklich. Du mußt nicht glauben, ich wiſſe nicht, daß du zu Gnaggelers Anne Liſi gehſt, ihm Alles anhängſt. Und das iſt ja die ſchlechteſte Dirne ringsum, es geht bei ihr wie in einem Taubenhaus, ſie giebt ſich mit jedem Halunk ab, und da biſt du ihr gerade der Rechte, für dich anzugeben, wenn's gefehlt hat, kannſt Kindbett halten für andere, dein Leben lang die Sünden Anderer büßen und dein Leben lang mitten in der theuren Zeit ſein, wie ſo viel tauſend andere, die es gerade machten, wie du, und jetzt im Elend ſind und in der theuren Zeit. Denn für einen, der nichts vermag, der immer zu wenig hat, der entweder betteln oder Schulden machen oder hungern muß, währet ja die theure Zeit, wie wohlfeil es übrigens ſein mag, von Jahr zu Jahr in alle Ewigkeit. Geh jetzt, beſinne dich, und wenn du dich nicht ändern willſt, ſo kannſt du in Gottes Namen gehen, ich begehre dich nicht mehr. Gieb mir in acht Tagen den Beſcheid."

Da hätte er ſich bald ausbeſonnen und brauche nicht acht Tage dazu, brummte Uli im Herausgehen; aber der Meiſter that, als hörte er es nicht.

Als der Meiſter auch hinaus kam, fragte ihn die Meiſterfrau, wie üblich: „Was haſt du ihm geſagt, und was hat er wieder geſagt?“ „Ich habe nichts mit ihm machen können, antwortete der Meiſter. Uli iſt noch ganz aufbegehriſch geweſen, hatte den Rauſch noch nicht verſchlafen; es wäre beſſer geweſen, wenn man erſt den folgenden Tag mit ihm geredet oder am Abend, wenn der natürliche Katzenjammer ihn bereits mürbe gemacht hatte. Nun habe ich ihm Zeit gegeben, ſich zu beſinnen, und will jetzt erwarten, was herauskommt.“

Uli ging bitterbös hinaus, als ob ihm das größte Unrecht geſchehen. Er ſchoß das Werkzeug herum, als ob Alles drauf müßte an einem Tage, und die Thiere brüllte er an, daß es dem Meiſter in alle Glieder kam; allein er hielt ruhig an ſich, ſagte ein einziges Mal: nur ſachte! Mit dem andern Geſinde verkehrte Uli nicht, machte ihm auch ein böſes Geſicht. Da der Meiſter nicht vor den Andern ihm abcapitelt hatte, ſo mochte er ſeine eigene Schande ihnen nicht auskramen; und weil er nicht mit ihnen gemeinſame Sache machte, ſo hielt er dafür, daß ſie auf des Meiſters Seite, ſeine Gegner ſeien, nach dem tief wahren Spruch: wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich. So machte ihm alſo hier Niemand den Kopf groß, und er hatte nicht Gelegenheit, ſich zu verreden: dieſer und jener ſolle ihn nehmen, wenn er eine Stunde länger hier bleibe, als bis ſeine Zeit aus ſei.

Nach und nach wichen die Wein- und andern Geiſter aus ihm, und immer ſchlaffer wurden ſeine Glieder. Die frühere Spannung machte einer unerträglichen Mattigkeit Platz. Dieſe Mattigkeit blieb aber nicht nur im Leibe, ſondern ſie ging auch in die Seele über. Und wie dem matten Leib alles, was er thut, ſchwer und peinlich iſt, ſo nimmt die matte Seele auch alles ſchwer, was ſie gethan hat, und was ihr bevorſteht. Worüber ſie früher gelacht, darüber möchte ſie jetzt weinen, und was ihr früher Luſt und Freude gemacht, das macht ihr jetzt Gram und Kummer, und in was ſie früher mit beiden Beinen geſprungen, über das möchte ſie ſich die Haare vom Kopfe reißen, ja den ganzen Kopf von dem Leibe. Wenn dieſe Stimmung über der Seele ſchwebt, ſo iſt ſie unwiderſtehlich, und über alles, was dem Menſchen in Gedanken kömmt und was ihm ſonſt vorkömmt, wirft ſie ihren trüben Schein.

Während Uli, ſo lang der Wein in ihm war, über den Meiſter ſich geärgert hatte, kam ihm nun, als der Wein aus ihm war, der Aerger über ſich ſelbſten. Er ärgerte ſich nicht mehr über den Meiſter, der ihm die Liederlichkeit vorgehalten, ſondern über ſich, daß er liederlich geweſen. Es kamen ihm die 23 Batzen in Sinn, die er an einem Abend durchgebracht, an denen er nun faſt vierzehn Tage arbeiten mußte, ehe er ſie wieder hatte. Er ärgerte ſich über die Arbeit, die er deßhalb thun mußte, über den Wein, den er getrunken, den Wirth, der ihn gebracht, u. ſ. w. Er dachte an das, was ihm der Meiſter von Gnäggelers Anne Liſi geſagt; es ergriff ihn immer mehr eine Angſt, die ihm den Schweiß auf die Stirne trieb. Jetzt kam ihm Manches an dieſem Mädchen verdächtig vor; und müßte er es wohl heirathen? Er mußte ohne Unterlaß daran ſinnen, ſich das Für und Wider denken, und wenn er es im Schweiße ſeines Angeſichtes dahin gebracht hatte, ſich zu überreden, daß alles nichts ſei, keine Gefahr vorhanden; oder wenn er ſich ein untrüglich Mittel ausgedacht hatte, wie er ſich bei vorhandener Gefahr und wenn Anne Liſi ihn anſuche, herausläugnen wolle, und er ſah auf tauſend Schritte eine weibliche Geſtalt gegen das Haus kommen, ſo fielen alle ſeine Pläne und Tröſtungen zuſammen, wie ein Haufen Stroh, in den das Feuer kömmt, die Beine ſchlotterten ihm vor Angſt, und er floh in den Stall oder auf die Tenne. Er ſah hinter jedem Halstuch Anne Liſi, und wenn Jemand an die Hausthüre klopfte, ſo fuhr er zuſammen wie Eſpenlaub und meinte, Anne Liſi ſtehe draußen und wolle ihn herausrufen laſſen. Und wie ſollte er heirathen? Er hatte ja kein Geld, war Schneider und Krämer noch die letzte Bekleidung ſchuldig, hatte nur drei gute Hemden und vier böſe. Und wer ſollte ihm das Geld leihen, welches die Gemeinde von jedem Bürger, der ſich verheirathet, zu ziehen hat, wer ihm die Hochzeitkleidung bezahlen, und wie ſollte er Weib und Kind durchbringen und die Schulden bezahlen, da er ſich jetzt alleine nicht helfen konnte? Ob dieſen Gedanken verlor er allen Sinn, vergaß Alles, machte Alles verkehrt. Er war unbehaglich, unzufrieden mit ſich ſelbſten, daher auch unzufrieden mit allen Menſchen, der ganzen Welt; er gab Niemand ein gutes Wort und Nichts war ihm recht. Es dünkte ihn, die Meiſterfrau koche abſichtlich ſchlecht und alles, was er nicht gerne habe; der Meiſter plage ihn mit unnöthiger Arbeit, die Pferde ſeien alle kolleriſch, und die Kühe thäten ihm vorſätzlich alles zu leid, was ſie konnten; ſeien die dümmſten Kühe, die auf Gottes Erdboden Gras fräßen.

Hätte er Geld gehabt oder nicht die Begegnung von Gnäggerlers Anne Liſi befürchtet, er wäre aus Trotz und Angſt dem Wein nachgelaufen, um Groll, Gram, Mißmuth in ihm zu ertränken. Nun mußte er zu Hauſe bleiben, zeigte ſich ſo wenig als möglich vor den Leuten und fuhr alle Augenblicke in den Stall, wenn er ein Weibsbild von Weitem ſah. Wem es vielleicht auffallen mag, daß Uli ſolche Angſt vor Anne Liſi hatte, daß ſeine Liebe zu demſelben ſo ſchnell vergangen ſchien, dem muß ich bemerken, daß Uli gar keine Liebe zu Anne Liſi hatte. Er gehörte unter die vielen, vielen Burſche, welche aus Gewohnheit die leidige Sitte des Kiltganges treiben ſo früh möglich; welche dabei ohne Gewiſſensbiſſe, ich möchte faſt ſagen, ganz gedankenlos, alles treiben, was Luſt und Gelegenheit ihnen darbieten; welche ohne Ahnung von Gefahr flattern um das Licht, wie die Fliegen, und auf eine, wenn man dieſer Leute Gedankenloſigkeit nicht kennte, faſt unglaubliche Art aufſchrecken, wenn die nothwendigen natürlichen Folgen eintreten, wenn ein Mädchen ſie der Vaterſchaft beklagt; aufſchrecken wie Menſchen, die man mit verbundenen Augen an einen Abgrund geführt, ihnen die Binde erſt abnimmt, wenn man ſie hineinſtößt. Bei ihnen wird nie Liebe ſichtbar, ſobald ein Mädchen ſie anklagt; ſie fliehen die Mädchen, mit welchen ſie früher ſo zärtlich gethan, ſie ſo oft zu Gaſt gehalten, nicht nur, ſie haſſen ſie recht eigentlich. Und dies wollen die Mädchen trotz tauſendfältiger Erfahrung nie begreifen, die Mädchen, welche mit ihrer läſterlichen Willfährigkeit, ja Zutäppigkeit ſich Huld und Liebe zu erwerben und zu erhalten meinen.

Der Bauer und ſeine Frau ließen den Burſchen machen; es war, als ob ſie ſich nicht um ihn kümmerten. Es war aber nicht ſo. Die Frau hatte ein paar Male zum Manne geſagt: Uli thue doch ſo wüſt, ſie hätte ihn noch nie ſo geſehen; ob er ihm wohl nicht zu ſcharf zugeſprochen? Der Mann wollte das nicht glauben: Uli ſei ja nicht über ihn allein böſe, ſondern über die ganze Welt, ſagte er. Er glaube, Uli ſei eigentlich am meiſten böſe über ſich ſelbſt und laſſe es nun an Andern aus. Am Sonntag wolle er mit ihm noch einmal reden, ſo könne es nicht mehr gehen, das müſſe nun einmal halten oder brechen. Er ſolle es aber doch nicht zu grob machen, ſagte die Frau. Uli ſei nicht der Schlimmſte, man wiſſe, was man an ihm habe, aber nie, was man bekomme.

Capitel 2.

Ein heiterer Sonntag in einem ſchönen Bauernhauſe.

Der Sonntag kam am Himmel herauf, hell, klar, wunderſchön. Die dunkelgrünen Gräslein hatten mit demantenen Kränzlein ihre Stirnen geſchmückt und funkelten und dufteten als ſüße Bräutlein in Gottes unermeßlichem Tempel. Tauſend Finken, tauſend Amſeln, tauſend Lerchen ſangen die Hochzeitlieder; weißbärtig, ernſt und feierlich, aber mit den Roſen der Jugend auf den gefurchten Wangen, ſahen die alten Berge als Zeugen auf die holden Bräutlein nieder, und als Prieſterin Gottes erhob ſich hoch über alle die goldene Sonne und ſpendete in funkelnden Strahlen ihren Hochzeitſegen. Der tauſendſtimmige Geſang und des Landes Herrlichkeit hatten den Bauer früh geweckt, und er wandelte andächtigen Gemüths dem Segen nach, den ihm

Gott beſchert hatte. Er durchging mit hochgehobenen Beinen und langen Schritten das mächtige Gras; ſtund am üppigen Kornacker ſtill, an den wohl geordneten Pflanzplätzen, dem ſanft ſich wiegenden Flachſe; betrachtete die ſchwellenden Kirſchen, die von kleiner Frucht ſtarrenden Bäume mit Kernobſt, band hier etwas auf, und las dort etwas Schädliches ab und freute ſich bei Allem nicht nur des Preiſes, den es einſt gelten, nicht nur des Gewinnes, den er machen werde, ſondern des Herren, deſſen Güte die Erde voll, deſſen Herrlichkeit und Weisheit neu ſei jeden Morgen. Und er gedachte: wie alles Kraut und jedes Thier jetzt den Schöpfer preiſe, ſo ſollte es auch der Menſch thun und mit dem Munde nicht nur, ſondern mit ſeinem ganzen Weſen, wie der Baum in ſeiner Pracht, wie der Kornacker in ſeiner Fülle, ſo der Menſch in ſeinem Thun und Laſſen. „Gott Lob und Dank!“ dachte er, ich und mein Weib und meine Kinder, wir wollen dem Herren dienen, und er braucht ſich unſer nicht zu ſchämen. Wir ſind wohl auch arme Sünder und haben nur einen geringen Anfang der Gottſeligkeit, aber wir haben doch ein Herz zu ihm und vergeſſen ihn nie einen ganzen Tag lang und eſſen nichts, trinken nichts, daß wir ihm nicht danken, und nicht nur mit Worten, ſondern von Herzensgrund.“ Aber wenn er des Uli gedachte, und wie der liebe Gott ihn ſo fürſtlich ausgeſtattet mit Geſundheit und Kraft, und wie Uli ſeines Schöpfers ſo ganz vergeſſe, ſo ſchnöde ſeine Gaben mißbrauche, ſo wurde er ganz wehmüthig und ſtand oft und lange ſtill, ſinnend, was er ihm wohl ſagen ſolle, daß er wieder werde ein Preis ſeines Schöpfers. Es war ihm an ſeiner eigenen Seele viel gelegen, darum an den Seelen Anderer auch; und wie er Theil nahm, wenn ein Knecht oder eine Magd am Leibe krank war, ſo ſchmerzte es ihn auch, wenn er ihre Seelen in Gefahr ſah; und wie er für kranke Dienſtboten den Doctor kommen ließ, ſo ſuchte er auch ihre kranken Seelen zu doctern. So was iſt nicht immer der Fall. Den meiſten Menſchen iſt an den eigenen Seelen nichts gelegen, darum auch an den Seelen der Andern nicht. Das iſt ein Grundübel dieſer Zeit.

So verweilete ſich der Bauer unvermerkt, und die Mutter hatte ſchon lange gefragt, ſie wollte zum Eſſen rufen, wenn der Mann da wäre. Als derſelbe endlich zur Küchenthüre einkam mit der freundlichen Frage: ob ſie gekochet hätten? und als ihm die freundliche Antwort wurde: man hätte ſchon lange eſſen können, wenn er da geweſen wäre; mit wem er ſich wohl wieder verſchwatzt hätte? und als er ernſthaft ſagte: „mit dem lieben Gott“, ſo kam ſeiner Frau faſt das Augenwaſſer und ſah ſie ihn gar ſinnig an, während ſie den Kaffee einſchenkte und die Mägde den Knecht riefen und das Eſſen auf den Tiſch ſtellten.

Aus dieſem Schweigen heraus frug der Bauer: „wer geht zur Kirche?“ Die Frau ſagte, ſie habe es im Sinne, und deswegen ſchon ſich angezogen, damit ſie zu rechter Zeit hin kommen möge; und in ihre Stimme fielen mehrere Kinderſtimmen: „Mutter, ich will mit!“ Zwei Knechte aber und zwei Mägde blieben ſtumm. Auf die Frage: ob denn keines gehen wolle? fehlte es dem einen an den Schuhen, dem andern an den Strümpfen. Zu keinem war der Trieb, zu gehen; aber Ausreden dagegen in Menge. Da ſagte der Bauer: ſo könne das nicht mehr gehen. das komme ihm doch ſtreng vor, daß ſie zu jedem Gelauf Zeit hätten, aber nie zum Kirchengehen. Am Morgen ſei keins vom Hauſe wegzubringen, und am Nachmittag ſei es, wie wenn man ſie mit Kanonen davon wegſchöſſe, und bis am ſpäten Abend ſei keins mehr zu ſehen. Das ſei ihm eine ſchlechte Sache, wenn man nur Sinn hätte für alles Narrenwerk, aber keinen für ſeine arme Seele. Und er wolle ihnen gerade heraus ſagen, daß kein Meiſter einem Dienſtboten trauen könne, der Gott aus dem Sinn geſchlagen habe und Gott untreu geworden ſei. Wenn ein Menſch Gott untreu ſei, ob man dann erwarten könne, daß er Menſchen treu ſein werde? So wolle er es aber nicht, und heute hätten ſie gar keinen Grund, daheim zu bleiben, nur um um's Haus herum zu ſtolpern. Zudem habe er Sachen zu verrichten. Er müſſe 10 Pfd. Salz haben, das könnten die beiden Mägde holen und einander ablöſen. Hans Jacob (der andere Knecht) ſolle in die Mühle und fragen, wann man Spreuer haben könne; er wollte lieber nicht alle Mal auf Bern fahren, billiger ſei es doch. Der Müller gebe ihm die Spreuer von dem Korne, welches er ihm zu machen gebe, als andern Leuten. „Aber, Vater, ſagte die Mutter, wer kochet dann zu Mittag, wenn du Alles fortjagſt?“ „He, ſagte der Vater, das Annebäbeli (ſein zwölfjähriges Mädchen) kann zu dem Eſſen ſehen, es muß ſich auch gewöhnen, daß man ihm etwas überläßt, und hat noch Freude daran. Uli muß mit mir daheim bleiben; ich weiß nicht, was es mit der tragenden Kuh geben kann, ſie fängt an einzufallen und ſcheint bereits ſehr unruhig; ein Kalb iſt manchmal ungeſinnet da, und dann geht es bös, wenn Niemand dabei iſt.“ Zu den Worten ſchaute er die Mutter* gar ernſthaft an. Da fiel dieſer ein, daß der Vater mit Uli allein ſein wolle, um mit ihm zu reden, und daß er deßwegen Alles fortſchicke, damit die neugierigen Mägde nicht ihre ſpitzigen Ohren an Orten hätten, wo ſie nicht ſollten. Die Mutter trieb alſobald die beiden Mägde, die gar langſam herum drehten und es ſichtbar an den Tag legten, wie zuwider es ihnen ſei, in die Kirche zu gehen und ſich jetzt ſchon zu waſchen und zu kämmen, aus Furcht, Nachmittags ſehe man ihnen beides nur noch halb an, und die ſchön glatt und roth geriebene Haut ſei wieder gelb und ſchlumpelig geworden. Und zwei Mal eigentliche Toilette zu machen, iſt bei Bauernmägden doch noch nicht Brauch, Gottlob! ſie ſehen höchſtens im Spiegel nach, ſo oft es ſich ſchickt, wie das Ding noch hält, und ob das Löcklein vorn an der Stirne noch ſchön gekräuſelt ſei. Dem Knecht war es auch nicht recht: er hätte noch nicht bartet, ſagte er, und ſein Meſſer haue nichts; er hätte gedacht, dieſen Sonntag überzuſpringen und das Meſſer während der Woche ſchleifen zu laſſen. Allein der Meiſter ſagte: er könne diesmal ſein Raſirzeug nehmen und hier in der Stube barten, er ſelbſt könne es nachher machen. Dieſe Befehle waren unwiderruflich, aber ihnen zu folgen ging hart. Die Mutter mußte zehnmal mahnen. Bald wußte eine Magd den Waſchlumpen nicht, die Andere hatte einen ihrer Sonntag-Strümpfe verlegt, und als ſie ihn endlich fand zwiſchen dem Strohſack und der Bettſtelle ſah ſie zu ihrem Schrecken, daß ſie ihr beſſeres Schnupftuch nicht hatte und dieſes war nirgends zu finden. Sie hätte faſt Luſt gehabt, dem Bauer zu trotzen und nicht zur Kirche zu gehen; allein die andere, mit der ſie zufällig heut einig war, warnte ſie und verſprach, ihr das ihre zu leihen, wenn etwa Noth an Mann kommen ſollte, da man in der Kirche nicht wohl weder in die Finger noch in das Fürtuch die Naſe ſtecken darf.

Die Bäurin war ſchon lange fertig, hatte ihrem Johannes „B'hüti Gott!" geſagt und: „machs nit z'ruch"; dem Annebäbeli anbefohlen, nicht zu viel Holz anzulegen, das Fleiſch ſei von einer jungen Kuh, und der Pfarrer mache zuweilen wohl lang, beſonders wenn zu taufen ſei; und ſtund mit zweien Kindern, von denen das eine, ein Bube, das Pſalmenbuch trug, vor dem Hauſe, und immer waren die Mägde noch nicht da: der einen wollte ſich das Vorhemdchen nicht recht ſchicken, und die andere rieb noch an einem Schuh, der halt nicht glänzender werden wollte, als es ſeine Art war. „Meieli (Mareili), ſagte die Bäurin, geh und ſage ihnen, ich gehe voran, und ſie ſollten nachkommen und machen, daß ſie in der Kirche ſeien, ehe es verläutet habe, und nicht ſo hintendrein in die Kirche ſchießen wie aus einer Büchſe." Und ſie wandelte ſtattlich voraus, deñ hübſchen Buben an der einen Hand, das hübſche Mädchen an der andern; in des Buben Kappe eine Nelke, um deſſen Hals ein rothſeidenes Halstuch; das Mädchen unter einem ſchönen gelben Schwefelhütchen ein ſchönes Sträußchen im Corſet, während in der Mutter ſtattlichem Bruſtlatz ein ſchöner Rosmarinſtengel ſich wiegte und in ihrem Geſichte wohl erlaubte Mutterfreude. Eine Viertelſtunde nachher ſchoſſen den gleichen Weg zwei Mädchen mit Geſichtern wie angelaufene Krebſe. Plötzlich ſtand das größere ſtill und fragte: „Haſt du das Salzſäckli?" — „Nein, ſagte das andere, ich habe gedacht, du häteſt es." — „Das verfluchte Salzſäckli! ſagte das erſte, ich wollte, der Meiſter müßte es ungewaſchen freſſen. Du mußt gehn und es holen. Aber lauf, was du magſt, ſonſt balget die Meiſterfrau, wenn wir ſo hinten drein kommen." Es ging hier auch, wie allenthalben in der Welt, die Meiſterjungfrau, wie man die erſte Magd zu nennen pflegt, da die Titel Köchin, Kammerjungfer in ein Bauernhaus nicht paſſen, hatte es vergeſſen, die untergebene Magd mußte die Mühe haben, es zu holen, und das iſt eben in der ganzen Welt ſo: wenn der Obere etwas Dummes macht, ſo ſoll der Untergebene daran ſchuld ſein, oder wenigſtens es wieder gut machen.

Unterdeſſen war der Meiſter mit Barten fertig geworden, hatte im Stalle ſich umgeſehen, ſtund auf der breiten Terraſſe unter dem Dache, das rund um die ſchönen Bauernhäuſer geht, eine Pfeife ſtopfend und Sinns, auf das Bänkli vor dem Stalle ſich zu ſetzen und hier dem Uli, der noch im Stall war, an's Herz zu greifen. Während er ſo da ſtund und ſtopfte und über das Capitel ſann, ſah er ein ſogenanntes Bernerwägelchen von der Straße ablenken, ein ſtattlich Roß davor mit ſchön beſchlagenem Geſchirr, Leute darauf, große und kleine. Bald erkannte er ſeine Schweſter, die mit ſeinem Schwager kam und drei Kindern, eines noch an der Bruſt der Mutter. Mit herzlichem Gottwilche trat er ihnen entgegen, konnte ſich aber nicht enthalten, zu denken, es ſei doch ein Unglück, daß ſeine Frau heute hätte zur Kirche gehen müſſen. Nachdem mit Mühe das Weib den ſchweren Weg vom hohen Wägelchen auf den Boden gefunden, die Kinder ebenfalls, wurde gefragt: wo er ſeine Alte habe? Es ſei Alles zur Kirche, ſagte er, aber ſie ſollten nur hinein kommen, ſie würden bald wieder da ſein. Er führte ſie zum Hauſe, doch brachte es der Schwager nicht über's Herz, dem Uli, der das Roß abgenommen hatte, nicht in den Stall nachzugehen, zu ſehen, wo er das Roß hinſtelle, wie er es abſchirre und anbinde, und zu hören, wie Uli es rühme. Das Letztere that Uli auch. Es war ihm offenbar ein Stein vom Herzen gefallen, denn er hatte des Meiſters Abſicht wohl gemerkt, und daß dieſe jetzt vereitelt war, machte ihn freundlicher, als er die ganze Woche geweſen. Drinnen hatte der Bauer ſeinem Annebäbeli befohlen, ein Kaffee zu machen. Er ſelbſt ging in den Keller, nahm die Sahne ab, hieb Käſe ab und brachte alles nebſt einem tüchtigen Laib Brot herauf und ſtellte es dem Mädchen zur Verfügung, welches ſich gar emſig rührte und für ein ganzes Königreich dieſe Gelegenheit, der Mutter und der Pathin zu zeigen, was es ſchon verrichten könne, nicht gegeben hätte. Bald war in der That die Sache fertig und die Tante ermangelte nicht, das Annebäbeli zu rühmen, wie raſch und emſig es ſei und wie guten Kaffee es gemacht habe. Einmal ihr Liſabethli wäre das nicht im Stande geweſen, und ſei doch 27 Wochen älter. „Trini, ſagte der Bauer, als das Frühſtück eingenommen war, zu ſeiner Schweſter, die Predigt iſt aber lange nicht aus und du thäteſt mir einen Gefallen, wenn du kücheln (Kuchen in einer Pfanne bereiten) wollteſt. Meine Alte wird froh ſein, wenn ſie heim kömmt und das gemacht iſt. Es iſt Butter im Keller, ich will ſie dir hinauf holen.“ „Nein Johannes, das thue ich nicht, ſagte Trini. Es iſt gar nicht nöthig zu kücheln und dann küchle ich nicht in einer fremden Pfanne und mit fremder Butter. Ich hätte es auch nicht gern, wenn mir Jemand über meine Butterkübel ginge.“ „Du machſt mehr Complimente, als unſere Frau Pfarrerin,“ ſagte Johannes. „Warum, was hat denn die gemacht?“ fragte Trini. „Der Herr Pfarrer und ſeine Frau ſind letzthin hier geweſen, und da war meine Alte auch nicht daheim. Sie geht manchmal ſo lange nicht von Haus, aber allemal, wenn ſie fort iſt, dünkt mich, komme Jemand. Da habe ich ihnen geſagt, es ſei mir gar leid, meine Alte ſei nicht daheim, ſonſt hätte die küchlen müſſen. Ich wiſſe wohl, Küchleni (in einer Pfanne bereitete Kuchen) ſeien den Herrenleuten etwas Rares. O, ſie wolle ſchon küchlen, ſagte des Pfarrers Frau, ich ſolle ihr nur Butter geben, das Mehl wolle ſie ſchon finden. Und iſt ſie nicht gegangen und hat geküchelt, daß man es im ganzen Dorf gerochen hat, und hat noch geglaubt, was ſie verrichte. Wohl, da hat meine Alte etwas geſagt, als ſie heimgekommen iſt. So unverſchämt, meinte ſie, ſei ſie doch nie geweſen, wenn ſie ſchon nie im Weltſchland geweſen ſei.“ Während Trini lachte, ging der Bauer hinaus und ſagte Annebäbeli: es müſſe noch mehr Fleiſch in den Hafen und ein ſtattlicher Schinken und dann ſolle es der Mutter alles zurecht machen zum Küchlen. Annebäbeli wäre im Zuge geweſen und hätte gerne ſelbſt geküchelt, um zu zeigen, daß es das auch könne, und wer weiß, was Annebäbeli noch unternommen hätte, wenn nicht glücklicherweiſe die Mutter dazwiſchen gekommen wäre. Sie kam im Schweiß ihres Angeſichts. Sie hatte von weitem das Wägelchen vor dem Hauſe ſtehen ſehen, und alſobald ſtund vor ihren Augen alles, was ſie noch zu thun hatte, um am Mittageſſen mit Ehren beſtehen zu können. Das trieb zur Eile und unterwegs dachte ſie immer: wenn ſie nur daran gedacht haben, noch mehr Fleiſch über zu thun; wenn ich jetzt ſchon wollte, ſo wird es nicht mehr gahr; aber das kommt meinem Mann nicht in Sinn und Annebäbeli iſt einmal noch ein Kind. Und ehe ſie in die Stube kam, ſah ſie noch über die Häfen, und als ſie das hinzugekommene Fleiſch und den Schinken ſah, war ſie ganz verwundert und ſagte: das hätte ſie nicht geglaubt, daß das Jemand einfiele. Als drinnen ſchön gegrüßt worden war, ſagte Trini: „Was hätteſt du geſagt, Eiſi, wenn ich es gemacht hätte, wie eure Frau Pfarrerin, und dir über die Butterkübel gerathen wäre? Der Johannes hat mich wollen dahinter ſchicken.“ „Ja das wär' mir ganz recht geweſen, ſagte Eiſi, wäreſt du nur dahinter gegangen.“ Aber im Herzen dachte Eiſi doch, es ſei beſſer, Trini habe das nicht gemacht; es hätte ſaure Augen gegeben und der Johannes ſei hie und da noch immer ſo dumm, wie wo es ihn geheirathet, das Mannevolk ſei nie zu bekehren. Mit Schwitzen und Eſſen und Brummen über die Mägde, welche mit ihrem Salzſäcklein gar nicht heimkommen wollten, ging der Mittag vorüber; der Nachmittag wurde mit Anderem zugebracht. Die Kinder handelten mit Kaninchen. Des Johannes Bube verkaufte dem andern eine aſchgraue Mähre um 3 Batzen. Als derſelbe ein ſchönes ledernes Säckeli hervorzog und die 3 Batzen hervorblechen wollte mit fröhlichem Herzen (denn er hatte einen ganzen Batzen abgemarktet und glaubte einen ſehr guten Kauf gemacht zu haben), ſah es Eiſi und fuhr dazwiſchen und wollte es abſolut nicht thun, daß er die aſchgraue Mähre bezahle: ſie hätten ja deren Kaninchen mehr als genug, ſie hätten des

Jahres Junge, es wiſſe kein Menſch, wie oft, und er ſolle ſich ja nicht unterſtehen und einen Kreuzer abnehmen, das hätte ja keine Art. Das Bübli, das aufrecht und ehrlich gehandelt hatte und von Kaninchen ſchenken nichts wußte (denn es hatte den Vater auch nie Kühe und Pferde verſchenken ſehen, ſondern verkaufen), machte ein ſehr verblüfftes Geſicht und das Weinen war ihm nahe. Trini nahm des Buben Partie, wollte es lange nicht thun und ſagte: gehandelt ſei gehandelt und es wäre unverſchämt, wenn ſein Bub das Kaninchen umſonſt nehmen würde. Als aber Eiſi ſtandhaft blieb (ging es doch nicht über ſeine Kaſſe aus), gab endlich Trini nach unter dem Beding, wenn ſie ihm verſprechen wollten, bald zu ihnen zu kommen; ſo könne ihr Bub die aſchgraue Mahre nehmen, er müſſe aber dann dem Johanneoli einen haſengrauen Bock geben, ein langhaariges Kaninchen, ſie hätten deren Böcke zwei, die plagten einander nur. Als das Johanneoli hörte, vergaß er das Weinen, und der haſengraue Bock kam ihm ſo lange im Traum vor, bis er ihn wirklich in Händen hatte. Auf dem Wege aus dem Garten nach den Pflanzplätzen waren Trini und Eiſi zufällig zu dieſem Handel gekommen. Eiſi machte dieſen Spaziergang dießmal nicht ganz ſo freudig, wie ſonſt. Die Erdflöhe waren hinter dem Flachs geweſen und der Hanf war etwas ungleich gewachſen. Trini rühmte aber Alles gar ſehr, während Eiſi es ausmachte; Trini dachte freilich bei ſich, während es rühmte, zur Zeit, wo es daheim geweſen wäre, hätten ſie viel ſchönere Sachen gehabt, als jetzt, und Kohlköpfe, wie es ſie daheim habe, ſeien hier auch keine. Als es den Flachs ſah, dachte es bei ſich: Gottlob! der iſt noch viel ſchlechter als der meine. Indeſſen ſagte es dieſes nicht, ſondern: es ſei gar ſchade, daß die Erdflöhe ſo viel geſchändet hätten; es wäre ſonſt der ſchönſte Flachs, welchen es in dieſem Jahre noch geſehen; der ſeine ſei viel ſchlechter. Aber Eiſi ſagte, das würde kaum möglich ſein. Gar ſchöne gelbe Rüben bewegten Trini etwas zum Neid und es rühmte dieſelben beſonders und ſagte: bei ihnen herum hätte es nie ſolche geſehen, und wenn es von dieſer Art

Samen bekommen könnte, ſo wollte es dafür zahlen, ſo viel man wollte; aber es wüßte nirgends welchen zu bekommen. Eiſi mußte ſagen, es wolle ihm ſchon geben, der nichts koſten ſolle. Trini ſagte, es wolle gerne zahlen; aber Eiſi ſagte: was es doch denke! Bei ſich dachte es: es werde es Niemand merken, wenn es ſchon andern Samen darein miſche. Endlich ließ ſich Trini bewegen, vom Bezahlen abzuſtehen; dagegen verſprach es, es wolle, wenn ſie zu ihnen kämen, Eiſi Bohnen geben, wie es ſicher auch noch nie gehabt. Die Hülſen würden über einen halben Schuh lang, ſeien breit wie ein Daumen und doch ſo zart, daß ſie einem im Maul ganz vergingen wie Zucker. Eiſi dankte gar ſchön, dachte aber bei ſich: da werde wohl etwas abzumarkten ſein; es könnte nicht begreifen, wie Trini zu Bohnen käme, von denen es noch nichts gehört.

Unterdeſſen war Johannes mit dem Schwager im Stall geweſen und hatte ihm alle Herrlichkeit gezeigt. Es war mehr als ein Pferd heraus genommen worden, und Johannes hatte geſagt, er hätte ſo und ſo viel löſen können, aber er gebe es nicht, es müſſe ihm wenigſtens 2 Louisd'or mehr gelten. Dann war der Schwager ringsum gegangen, hatte es billig gerühmt, ſich aber nicht enthalten können, ſo mit einigen Winken zu verſtehen zu geben, daß er auch Augen im Kopf habe. Etwas mehr Leib würde ihm nichts ſchaden, ſagte er; wenn das Zeichen etwas kleiner wäre, ſo würde es ihm wohl anſtehen, und wenn es die Ohren etwas näher bei einander hätte, ſo glaube er, er würde löſen, was er fordern dürfe. Von da waren ſie zu den Kühen gekommen. Johannes erzählte, wie lange jede trage und wie viel Milch jede gebe und was die und jene ihn gekoſtet und wie beſonders glücklich mit dieſer und jener er geweſen. Unterdeſſen waren des Schwagers Blicke durch eine ſchöne junge ſchwarze Kuh gefeſſelt worden. Von dieſer zog er, wie im Vorbeigehen, die genaueſte Erkundigung ein und frug endlich um den Preis derſelben. Johannes ſagte, ſie ſei ihm eigentlich gar nicht feil, und wenn ihm nicht ſo und ſo viel geboten würde, ſo gebe er ſie nicht fort. Der Schwager ſagte, das ſei viel zu viel. Es ſei wohl ein braves Rind, aber er hätte noch viel mächtigere geſehen; es ſei wohl ſchwer im Kopf und habe kein ſchönes viereckiges Euter, aber es kriege das Kalb zu gar gelegener Zeit, denn zur ſelben Zeit müſſe er bei zwei Kühen das Melken laſſen, und da müſſe er etwas Friſches einſtellen, das Milch gebe, ſonſt gäbe es Lärm im Hauſe. Sie markten lange mit einander, markten bis an einen großen Thaler Unterſchied, aber da wollte keiner mehr nachgeben und der Handel zerſchlug ſich. Hingegen beſtellte der Schwager das Kalb davon, wenn es ein Kuhkalb ſein ſollte, und Johannes verſprach, das ſollte er nicht zu theuer haben, ſondern ungefähr ſo, wie es Kauf und Lauf ſei.

So war der Nachmittag vergangen und Trini ſuchte den Mann, um ihn an die Abreiſe zu mahnen. Man redete ein, wie früh es ſei, und ſie ſollten noch in die Stube kommen. Als Eiſi immer nöthlicher preſſirte, verſtund man ſich dazu. Drinnen ſtund wieder die ſtattliche Kaffeekanne, eine mächtige Butterballe, Kuchen, ſchön weißes Brot, Honigſcheiben, Kirſchmuß, Käſe, Schinken und ſüßer Wein. Trini ſchlug faſt die Hände über dem Kopf zuſammen und fragte: was Eiſi doch auch ſinne; ſie hätten ja erſt zu Mittag gegeſſen, es dünke ihns, es ſei noch voll Speiſe bis oben aus, und ſatt bis Morgen Abends. Wenn ſie zu ihnen kämten, ſo könnte es ihnen einmal nicht ſo aufwarten: es wüßte nicht, wo es daſſelbe nehmen ſollte. Aber Eiſi ſagte, es wolle ſeiner nur ſpotten, denn das Aufwarten hätte es bei ihm gelernt; wenn man bei ihnen wäre, ſo käme man ja den ganzen Tag nicht vom Eſſen weg. Nachdem ſich in der That noch hie und da ein Plätzchen für ein Küchli oder eine Butterſchnitte gefunden, nachdem die Kaffeekanne der Weinflaſche Platz gemacht, auch dieſer trotz vielem Weigern zugeſprochen und noch Geſundheit gemacht worden war, beſtieg man das ſchon lange bereit ſtehende Wägeli. Trini mußte dreimal anſetzen und Johannes den Sitz auf der andern Seite halten, ehe es oben war; dann wurden die Kinder aufgepackt, aus deren Taſchen noch Stücke Brot ſahen, und endlich ſtieg der Schwager nach. Wohin der eigentlich ſollte, begriff Niemand, bis er mitten in die andern hineinplumpſte. Es war faſt, als ob ein Menſchenfreſſer da hinauf gefahren; denn hinter ſeiner breiten Geſtalt verſchwanden die Kindlein, nur hie und da ſtreckten ſich Aermchen hervor, die faſt ausſahen, als ob ſie direkt aus ſeinem Bauche kämen. Als der Beſuch fortgefahren war, gab es viel Wegräumens und ſpäter wurde zu Nacht gegeſſen, als ſonſt der Brauch war. Während demſelben ſagte Johannes: „Mutter, du mußt uns die Laterne rüſten; Uli und ich müſſen dieſe Nacht der Kuh wachen, denn ſie giebt ein Kalb, ehe es Morgen iſt.“ Uli ſagte, des Michels Hans hätte ihm verſprechen, dieſe Nacht wachen zu helfen, und wenn es bös gehen ſollte, ſo ſei es immer noch früh genug, den Meiſter zu wecken. Der Meiſter aber ſagte, er ſolle dem Hans nur abſagen, er hätte nicht gerne, wenn man fremde Knechte unnöthiger Weiſe und ungefragt brauche. Michel habe morgen Hans nöthig, und man erfahre es alle Tage, was ein Knecht, der nicht geſchlafen habe, werth ſei. Uli meinte, ſo könnte ja ſein Nebenknecht wachen helfen. Dieß Mal ſei er lieber von Anfang an ſelbſt dabei, ſagte der Meiſter. Es ſei das letzte Mal bös gegangen, er möchte dieß Mal davor ſein. Uli mußte den Meiſter haben.

Capitel 3.

Eine Kinderlehre während der Nacht.

Nachdem ſie drauſſen im Stalle die Laterne aufgehängt hatten, den Pferden über Nacht gegeben, ſtreute der Meiſter ſelbſt der Kuh noch, die unruhig hin und her trappete und in ihrer Unruhe nicht liegen konnte; und ſagte: es gebe wohl noch eine Stunde oder zwei, ſie wollten hinaus auf das Bänkli ſitzen, und noch ein Pfeifchen rauchen, die Kuh werde ſich ſchon künden, wenn es Zeit ſei.

Es war eine lauwarme Nacht, halb dem Frühling, halb dem Sommer angehörend. Wenige Sterne glitzerten im blauen Himmelsmeer, ein helles Jauchzen, ein fernes Fahren unterbrach zuweilen die ſtille Nacht.

„Haſt du dich nun ausbeſonnen, Uli?“ fragte der Meiſter, als ſie auf dem Bänklein vor dem Stalle ſaßen. Es ſei ihm noch ebenſo zu Muthe, ſagte Uli, doch nicht in einem böſen Ton. Alles annehmen, das wolle er nicht, aber zuletzt könne er es ſich auch gefallen laſſen, zu bleiben. Er hatte halt auch ſchon den allgemein angenommenen Grundſatz, daß man es nie zeigen dürfe, wenn einem an etwas gelegen ſei, indem ſonſt der Gegner Vortheil daraus ziehe. Daher die merkwürdige Ruhe und Kaltblütigkeit, die Diplomaten an Bauern bewundern müſſen. Es iſt aber in ſeiner Ausdehnung und Anwendung ein heilloſer Grundſatz, der unſäglich viel Böſes ſtiftet, unzählige Menſchen aus einander bringt, ſie gegenſeitig als Feinde gegenüber ſtellt, und wiederum Kaltblütigkeit da erzeuget, wo heiliger Eifer brennen ſollte, und aus der Kaltblütigkeit eine Gleichgültigkeit macht, welche jedem Freund des Guten unwillkürlich Gänſehaut den ganzen Rücken hinauf laufen läßt. Glücklicherweiſe war der Meiſter auch kaltblütig und nahm die Sache nicht ſo übel, ſondern ſagte: Ihm ſei's auch gerade ſo. Er hätte nichts wider Uli, aber ſo dabei ſein wolle er auch nicht. Es nähme ihn Wunder, wer gefehlt hätte, und ob er in ſeinem Hauſe nichts mehr ſagen dürfe, wenn er nicht eine ganze Woche kein gutes Wort hören und ein Geſicht ſehen wolle, mit dem man ganz Amerika vergiften könnte? Er könne nicht helfen, ſagte Uli. Sauer ſehn ſei ſeine Freundlichkeit, und wenn er ein apartig Geſicht gemacht habe, ſo ſei es nicht des Meiſters wegen geweſen, er hätte über ihn nicht zu klagen und über Niemand ſonſt. Aber er ſei halt auch ein armes Knechtlein und ſollte nirgends ſein und keine Freude haben; er ſollte nur auf der Welt ſein, um bös zu haben, und wenn er einmal ſein Elend vergeſſen wolle und ſich luſtig machen, ſo käme Alles auf ihn los und ſuche ihn untern zu drücken. Wer ihn in's Unglück ſprengen könne, der thue es. Da könne man nicht immer ſüß darein ſehen.

Er ſollte doch ſehen, daß er ihn nicht begehre in's Unglück zu ſprengen, es ſei ja ganz das Gegentheil, ſagte der Meiſter. Wenn ihn Jemand in's Unglück ſprenge, ſo ſei er es ſelbſt. Wenn ein Burſche ſich mit ſchlechten Mädchen abgebe, ſo ſei er ſein eigener Unglücksſtifter und Niemand anders. Er wiſſe wohl, es tröſte ſich jeder damit, es treffe nicht ihn, ſondern einen andern: aber einen treffe es immer, und wenn einer auch ſieben Mal entronnen ſei, und ein anderer ſtatt ſeiner in der Falle geblieben, ſo gebe es ihn zum achten Male, er ſolle nur darauf zählen. Aber ſo lang er noch nicht darin ſei, lache er alle aus und ſage allen wüſt, die ihn davor warnen: und wenn er einmal darin ſei, ſo ſollen Alle daran Schuld ſein und er ſage wiederum Allen wüſt, daß ſie ihm das Unglück nicht abgewendet. „Nicht wahr, Uli, ſagte der Meiſter, es iſt dir dieſe Woche ſchon angſt genug geweſen, es hätte dich in der Falle. Ich habe wohl geſehen, wie du vor jedem Weibsbild geflohen biſt und hinter allen Zäunen Anne Liſi geſehen haſt. Deine Angſt haſt du dann uns und unſer Vieh entgelten laſſen, nach Art ſo vieler Dienſtboten, welche allen Zorn und alles Ungerade, das ihnen über den Weg läuft, an den Meiſterleuten oder an ihren Sachen, an Kühen oder Kacheln auslaſſen. Deine Angſt war in dieſer Woche dein Böshaben und an der war Niemand Schuld, als du. Du hätteſt es ohne die Angſt ſo gut haben können, als wir ſelbſt. Nein, Uli, du mußt von deinem Lumpenleben laſſen, du machſt dich unglücklich, und ſolchen Aerger, wie dieſe Woche, will ich deretwegen nicht mehr haben."

Er hätte noch nichts Schlechts gemacht, ſagte Uli. He, das nehme ihn doch Wunder, ſagte der Meiſter, ob betrunken ſein etwas Braves ſei, und was er mit Anne Liſi getrieben habe, werde auch nicht das Sauberſte geweſen ſein und wohl auch im ſiebenten Gebot bezeichnet. O, es ſeien noch viel ſchlechtere Leute, als er, ſagte Uli, und es gebe viele Bauren, mit denen er ſich dann noch lange nicht zuſammenzählen laſſe. Da habe er nichts darwider, antwortete der Meiſter, aber ein ſchlechter Menſch mache den andern nicht gut, und wenn ſchon mancher Bauer ein Trunkenbold ſei oder gar ein Schelm, ſo ſei es deßwegen um nichts bräver, wenn Uli ein Hudel ſei und noch Anderes mehr. Es werde doch wohl erlaubt ſein, eine Freude zu haben, ſagte Uli, wer möchte dabei ſein, wenn man keine Freude mehr haben dürfte? „Aber, Uli, was iſt das für eine Freude, wenn man darauf eine ganze Woche nirgends ſein darf, es einem nirgends wohl iſt? was iſt das für eine Freude, die einem für das ganze Leben elend und unglücklich machen kann? ſolche Freuden ſind des Teufels Lockvögel. Ja, freilich kannſt du dich freuen, es darf jeder Menſch Freude haben, aber an guten und erlaubten Dingen. Das iſt eben ein Zeichen, ob ein Menſch gut oder ſchlecht iſt, je nachdem er an guten oder ſchlechten Dingen ſeine Freude hat.“ „Ja, du haſt gut krähen, ſagte Uli, du haſt den ſchönſten Hof weit und breit, haſt die Ställe voll ſchönes Vieh, den Spycher voll Sachen, eine gute Frau, von den beſten eine, ſchöne Kinder: du kannſt dich wohl freuen, du haſt Sachen, woran du Freude haben kannſt: wenn ich ſie hätte, es käme mir auch kein Sinn ans Hudeln, und auch an Anne Liſi nicht. Aber was habe ich? Ich bin ein armes Bürſchli, habe keinen Menſchen auf der Welt, der's gut mit mir meint; der Vater iſt mir geſtorben, die Mutter auch, und von den Schweſtern ſieht jede für ſich. Bös haben iſt mein Theil in der Welt: werde ich krank, ſo will mich Niemand haben, und ſterbe ich, ſo thut man mich unter, wie einen Hund, und kein Menſch pläret mir nach. O, daß man unſer einen nicht todt ſchlägt, wenn wir auf die Welt kommen!“ Und damit fing der große, ſtarke Uli an, gar bitterlich zu weinen. „Nit, nit, Uli, ſagte der Meiſter, du biſt gar nicht ſo bös daran, wenn du es nur glauben wollteſt. Laß dein wüſtes Leben ſein, ſo kannſt du noch ein Mann werden. Es hat mancher nicht mehr gehabt, als du, und hat jetzt Haus und Hof und Ställe voller Vieh.“ Ja, ſagte Uli, ſolches geſchehe nicht mehr und dann müſſe man mehr Glück haben dazu, als er habe. „Das iſt eine dumme Rede, ſagte der Meiſter; wie kann einer von Glück reden, wenn er alles fort wirft und verthut, was ihm in die Hände kommt? Ich habe noch kein Geldſtück geſehen, das nicht aus der Hand wollte, wenn man es fort gab. Aber das iſt eben der Fehler, daß du den Glauben nicht haſt, daß du noch ein Mann werden könnteſt. Du haſt den Glauben, du ſeieſt arm und bleibeſt arm und an dir ſei nichts gelegen, und darum bleibſt du auch arm. Hätteſt du einen andern Glauben, ſo würde es auch anders gehen. Denn es kommt noch immer alles auf den Glauben an." „Aber um Gottes willen, Meiſter, ſagte Uli, wie ſollte ich auch reich werden? Wie geringen Lohn habe ich! wie viel Kleider brauche ich! dazu habe ich noch Schulden! was hilft da ſparen? Und ſollte ich dann kein Freudeli haben?" „Aber um Gottes willen, ſagte der Meiſter, wo ſoll das mit dir hin, wenn du jetzt ſchon Schulden haſt, bei geſundem Leib, und haſt für Niemand zu ſorgen? So mußt du einen Lump geben, und dann mag dich Niemand mehr; du verdienſt immer weniger und hätteſt doch immer mehr nöthig. Nein, Uli, ſinn doch ein wenig nach, ſo kann das nicht mehr gehen. Jetzt iſt's noch Zeit, und ich ſage es dir aufrichtig, es wäre Schade um dich." „Es trägt nichts ab; was hilft mir das, wenn ich ſchinde und mir nichts mehr gönne? ich bringe es doch zu nichts; ſo ein arm Bürſchli, wie ich bin, bleibt ein arm Bürſchli," ſagte Uli.

„Sieh doch, was die Kuh macht", ſagte der Meiſter. Und als Uli mit dem Beſcheid kam, ſie verdrehe ſich noch, das Kalb komme noch nicht gleich, ſagte der Meiſter: „Ich denke mein Lebtag daran, wie unſer Pfarrer uns das Dienen ausgelegt hat in der Unterweiſung und wie er die Sache ſo deutlich gemacht hat; man hat ihm müſſen glauben und es iſt Mancher glücklich geworden, der ihm geglaubt hat. Er hat geſagt: Alle Menſchen empfingen von Gott zwei große Capitale, die man zinsbar zu machen habe, nämlich Kräfte und Zeit. Durch gute Anwendung derſelben müßten wir das zeitliche und ewige Leben gewinnen. Nun hätte Mancher nichts, woran er ſeine Kräfte üben, ſeine Zeit nützlich und abträglich gebrauchen könnte: er verleihe daher ſeine Kräfte, ſeine Zeit Jemandem, der zu viel Arbeit, aber zu wenig Zeit und Kräfte habe, um einen beſtimmten Lohn; das heiße dienen. Nun ſei das eine gar unglückliche Sache, daß die meiſten Dienſtboten dieſes Dienen als ein Unglück betrachteten und ihre Meiſterleute als ihre Feinde oder wenigſtens als ihre Unterdrücker; daß ſie es als einen Vortheil betrachteten, im Dienſt ſo wenig als möglich zu machen, ſo viel Zeit als möglich verklappern, verlaufen, verſchlafen zu können: daß ſie untreu würden, denn ſie entzögen auf dieſe Weiſe dem Meiſter das, was ſie verliehen, verkauft hätten, die Zeit. Wie aber jede Untreue ſich ſelbſt ſtrafe, ſo führe auch dieſe Untreue gar fürchterliche Folgen mit ſich, denn, ſo wie man untreu ſei gegen den Meiſter, ſei man auch untreu an ſich. Es gebe jede Ausübung unvermerkt eine Gewohnheit, welcher man nicht mehr los werde. Wenn ſo ein Dienſtmädchen oder ein Knechtlein Jahre lang ſo wenig als möglich gethan, ſo langſam als möglich an einer Sache gemacht, allemal gebrummt hätte, wenn man ihm etwas zugemuthet, entweder auf und davon gemacht hätte, unbekümmert, wie es komme, oder darob geklappert, daß ihm das Gras unter den Füßen gewachſen ſei, zu nichts Sorge getragen, ſo viel als möglich unnütz gebraucht, nie Angſt gehabt, ſondern für Alles gleichgültig geweſen ſei, ſo gebe das erſtlich eine Gewohnheit, und die könne es ſpäter nicht mehr ablegen. Zu allen Meiſtern bringe es dieſe Gewohnheit mit und wenn es am Ende für ſich ſelbſt ſei, ſich verheirathe, wer müſſe dieſe Gewohnheiten, dieſe Trägheit, Schläfrigkeit, Meiſterfräßigkeit, Unzufriedenheit haben, als es ſelbſt? Es müſſe ſie tragen und alle ihre Folgen, Noth und Jammer bis ins Grab, durch das Grab, bis vor Gottes Richterſtuhl. Man ſolle doch nur ſehen, wie viele tauſend Menſchen den Menſchen zur Laſt ſeien und Gott zum Aergerniß und ſich als widerwärtige Geſchöpfe herumſchleppten, den Denkenden als ſichtbare Zeugniſſe, wie die Untreue ſich ſelbſten ſtrafe. Aber ſo wie man durch ſein Thun ſich inwendig eine Gewohnheit bereite, ſo mache man ſich auswendig einen Namen. An dieſem Namen, an dem Ruf der Geltung unter den Menſchen, arbeite ein Jeder von Kindsbeinen an bis zum Grabe, jede kleine Ausübung, ja jedes einzelne Wort trage zu dieſem Namen bei. Dieſer Name öffnet oder verſperrt uns Herzen, macht uns werth oder unwerth, geſucht oder verſtoßen. Wie gering ein Menſch ſein mag, ſo hat er doch einen Namen, auch ihn betrachten die Augen ſeiner Mitmenſchen und urtheilen, was er ihnen werth ſei. So macht auch jedes Knechtlein und jedes Mägdlein an ſeinem Namen unwillkürlich, und nach dieſem Namen kriegen ſie Lohn, dieſer Name bricht ihnen Bahn oder verſchließt ſie ihnen. Da kann eins lange reden und über frühere Meiſterleute ſchimpfen, es macht damit ſeinen Namen nicht gut, ſein Thun hat ihn längſt gemacht. Ein ſolcher Name werde Stunden weit bekannt, man könne nicht begreifen, wie. Es ſei eine wunderbare Sache um dieſen Namen, und doch beachteten ihn die Menſchen viel zu wenig und namentlich die, welchen er das zweite Gut ſei, mit dem ſie, verbunden mit der inwendigen Gewohnheit, ein drittes, ein gutes Auskommen in der Welt, Vermögen, ein viertes, den Himmel und ſeine Schätze, erwerben ſollten. Er frage nun: wie ein elender Tropf einer ſei, wenn er ſchlechte Gewohnheit habe, einen ſchlechten Namen und um Himmel und Erde komme!

Daher ſoll, ſagte der Meiſter, habe der Pfarrer geſagt, jeder, der in Dienſt tritt, den Dienſt nicht betrachten als eine Sclavenzeit, den Meiſter als den Feind, ſondern als eine Lehrzeit und den Meiſter als eine Wohlthat Gottes: denn was ſollten die Armen, d. h. die, welche nur Zeit und Kräfte, alſo doch eigentlich viel hätten, anfangen, wenn ihnen Niemand Arbeit und Lohn zu geben hätte. Sie ſollen die Dienſtzeit betrachten als eine Gelegenheit, ſich an Arbeit und Emſigkeit zu gewöhnen und ſich einen recht guten Namen zu machen unter den Menſchen. In dem Maße, als ſie dem Meiſter treu ſind, ſind ſie es auch an ihnen, und wie der Meiſter an ihnen gewinnt, gewinnen ſie ſelbſt auch. Sie ſollen ja nie meinen, nur der

Meiſter ziehe Nutzen aus ihrem Fleiße: ſie gewinnen wenigſtens eben ſo viel dabei. Kämen ſie auch zu einem ſchlechten Meiſter, ſie ſollten ja nie meinen, ihn zu ſtrafen durch ſchlechte Aufführung; ſie thäten damit nur ſich ſelbſt ein Leid an und ſchadeten ſich innerlich und äußerlich. Wenn nun ſo ein Dienſtbote immer beſſer arbeite, immer treuer und geſchickter ſei, ſo ſei das ſein Eigenthum und das könne Niemand von ihm nehmen und dazu beſäße er einen guten Namen, die Leute hätten ihn gerne, vertrauten ihm viel an und die Welt ſtehe ihm offen. Er möchte vornehmen, was er wollte, ſo fände er gute Leute, die ihm hülfen, weil ſein guter Name der beſte Bürge für ihn ſei. Man ſolle doch nur achten, welche Dienſtboten man rühme: die treuen oder die untreuen? ſolle ſich achten, welche unter ihnen zu Eigenthum und Anſehen kämen. Dann hat der Pfarrer noch ein Drittes geſagt und das geht dich beſonders an. Er hat geſagt, der Menſch wolle Freude haben und müſſe Freude haben, beſonders in der Jugendzeit. Haſſe nun ein Dienſtbote ſeinen Dienſt und ſei ihm die Arbeit zuwider, ſo müſſe er eine beſondere Freude ſuchen. Er fange daher an zu laufen, zu hudeln, mit ſchlechten Sachen ſich abzugeben und habe daran ſeine Freude und ſinne daran Tag und Nacht. Sei aber einem Knecht oder einer Magd das Licht aufgegangen, daß ſie etwas werden möchten, und der Glaube gekommen, daß ſie etwas werden könnten, ſo liebten ſie die Arbeit, hätten Freude daran, etwas zu lernen, etwas recht zu machen; Freude, wenn ihnen etwas gelinge, wachſe, das ſie geſäet, fett werde, was ſie gefüttert; ſie ſagten nie, was frage ich dem nach, was geht mich das an? ich habe ſo nichts davon. Ja, ſie hätten eine eigentliche Luſt daran, etwas Ungewohntes zu verrichten, etwas Schweres zu unternehmen; dadurch wüchſen ihre Kräfte am beſten, dadurch machten ſie ſich den beſten Namen. So haben ſie auch Freude an des Meiſters Sache, ſeinen Pferden, ſeinen Kühen, ſeinem Korn, ſeinem Gras, als ob es ihnen gehöre. „Woran man Freude hat, daran ſinnet man auch; wo man den Schatz hat, da hat man auch das Herz, ſagte der Pfarrer. Hat nun der Knecht ſeinen Dienſt im Kopf, erfüllt ihn der Trieb, ſo ein vor Gott und Menſchen recht tüchtiger Menſch zu werden, ſo hat der Teufel wenig Macht über ihn, kann ihm nicht böſe Sachen eingeben, wüſte Sachen, an die er Tag und Nacht denkt, ſo daß er keinen Sinn für ſeine Arbeit hat, und die ihn noch von einem Laſter zum andern ziehen und innerlich und äußerlich verderben.“ Das hat der Pfarrer geſagt, ſagte der Meiſter; es iſt mir, als ob es noch heute wäre, als er uns das ſagte, und ich ſchon hundertmal geſehen, daß er Recht hatte. Ich habe gedacht, ich wolle es dir ſagen, es paſſet gerade auf dich. Und wenn du nur glauben wollteſt, ſo könnteſt du einen von den braviſten Burſchen abgeben und es einſt haben, wie du nur wollteſt.“

Capitel 4.

Wie eine ſchlechte Dirne einem braven Meiſter die Ohren des Knechtes aufthut.

Des Uli's Antwort ſchnitt die Kuh ab, die ihre Nöthen deutlicher kündete. Es gab nun Arbeit, das Geſpräch konnte nicht mehr fortgeſetzt werden. Es ging Alles gut und endlich war ein ſchönes, brandſchwarzes Kälbchen da mit einem weißen Stern, wie beide noch nie eins geſehen, und das aufzuziehen erkannt wurde. Uli war bei dem Geſchäft noch einmal ſo thätig und aufmerkſam geweſen, als ſonſt, und das Kälbchen behandelte er ganz ſanft, faſt zärtlich, und betrachtete es mit einer eigentlichen Zuneigung.

Als ſie fertig waren mit der Kuh und dieſelbe ihre Zwiebelnſuppe hatte, dämmerte der Morgen herauf und ließ keine Zeit zur Fortſetzung ihres Geſprächs.

Die anbrechenden Werktage nahmen den Bodenbauer und ſeine Leute mit ihren Arbeiten hart in Anſpruch, auch war der Meiſter in Gemeindsgeſchäften abweſend, ſo daß er und Uli nicht mit einander weiteres redeten. Aber es ſchien von beiden angenommen, daß Uli bleibe, und wenn der Meiſter heim kam, konnte die Frau nicht genug rühmen, wie Uli ſich zu der Sache gehalten und wie ſie nicht gebraucht hätte, ihm etwas zu heißen: es ſei ihm Alles von ſelbſt in den Sinn gekommen, wenn ſie an etwas gedacht habe, ſo ſei es ſchon gemacht geweſen. Das freute natürlich den Meiſter gar wohl und machte, daß er dem Uli immer beſſere Worte gab, ihm immer mehr Zutrauen zeigte. Es iſt nichts verdrießlicher für einen Meiſter, als wenn er Abends müde oder ſchläfrig heim kommt und er findet Alles verkehrt und hintereinander, ſein Weib voll Klagens; ſieht nicht die halbe Arbeit gethan, die hätte abgefertigt werden ſollen; Vieles verpfuſcht und ſchlecht gemacht, daß es beſſer wäre, es wäre gar nichts gethan worden, und muß über das aus die halbe Nacht ſein Weib jammern hören, wie die Dienſtboten ſich unbehändig eingeſtellt, unverſchämten Beſcheid gegeben und Jedes gemacht habe, was ihm gefallen, und wie es ihr erleidet ſei, ſo dabei zu ſein, und wenn er ein ander Mal fortgehe, ſo laufe ſie auch fort. Es iſt gräßlich für einen Mann, der fort muß (und das muß der Mann), wenn ihm auf dem Heimwege, ſo bald er ſein Haus von weitem ſieht, die ſchweren Seufzer kommen: was hat es wohl aber gegeben, was muß ich ſehen, was muß ich hören? und er ſo faſt nicht zum Hauſe herzu darf; wenn er mit Liebe und Freude heim kommen möchte, und mit Donner und Blitz einziehen muß in ſein aufrühreriſch gewordenes Reich.

Bei Uli war etwas Neues erwacht und in die Glieder gefahren, ohne daß er es ſelbſt noch recht wußte. Er mußte der Rede des Meiſters je länger je mehr nachſinnen, und es dünkte ihn immer mehr, der Meiſter hätte doch etwas recht. Es that ihm wohl, zu denken, er ſei nicht dazu erſchaffen, ein arm, verachtet Bürſchchen zu bleiben, ſondern er könnte noch ein Mann werden. Er ſah ein, daß man dieſes nicht mit Wüſtthun werde, und daß, je mehr man wüſt thue, man um ſo mehr Boden verliere unter den Füßen. Es dünke ihn gar ſeltſam, was der Meiſter geſagt von der Gewohnheit und dem guten Namen, die man neben dem Lohn ſich verarbeiten könne, und ſo auch immer mehr für ſich verdiene, je treuer man einem Meiſter ſei, und wie man nicht beſſer für ſich ſelber ſehen könne, als wenn man recht treu zu des Meiſters Sache ſehe.

Er konnte je länger je weniger abläugnen, daß es alſo ſei. Es kamen ihm immer mehr Beiſpiele in den Sinn von ſchlechten Dienſtboten, die unglücklich geworden, arm geblieben, und hinwiederum, wie er andere von ihren alten Meiſterleuten habe rühmen hören, wie ſie einen guten Knecht, eine gute Magd gehabt, und die jetzt recht gut im Stande ſeien.

Nur Eines konnte er nicht begreifen: wie er, Uli, je zu Geld, zu Vermögen kommen ſollte; das dünkte ihn rein unmöglich. Er hatte 30 Kronen, alſo 50 Gulden, bar, zwei Hemden und ein Paar Schuhe zu Lohn. Nun hatte er noch faſt vier Kronen Schulden, bereits viel von ſeinem Jahrlohn eingezogen. Er hatte es bisher nicht machen können mit ſeinem Einkommen, nun ſollte er Schulden zahlen, vorſchlagen: das kam ihm unmöglich vor. Dem natürlichen Gang der Dinge war er darauf gefaßt, ſeine Schuld jährlich größer zu machen. Von den 30 Kronen brauchte er doch wenigſtens 10 für Kleider und konnte dabei noch nicht hoffährtig ſein; für Strümpfe, Schuhe, Hemden, deren er nur drei gute und vier böſe hatte, Waſchen ꝛc. gingen doch wenigſtens auch 8 Kronen darauf; alle Wochen ein Päcklein Taback (und er brauchte meiſtens mehr), war wieder 2 Kronen; es blieben noch 10 Kronen. Nun waren fünfzig Samſtagsnächte, fünfzig Sonntagsnachmittage, von denen noch ſechs extra Sonntage, an welchen allenthalben getanzt wurde, Märkte, es wußte kein Menſch, wie viel, war eine Muſterung, vielleicht gar noch eine Garniſon, die zufällig ſich ergebenden Gelegenheiten zum Hudeln nicht einmal gerechnet. Rechnete er nun für's Ordinäre alle Wochen nur 2 Batzen für Gebranntes oder Wein, ſo machte das wieder 4 Kronen. Ueberſprang er drei Tanzſonntage, ſo brauchte er doch, wenn er mit dem Geiger abſchaffen mußte, ein Mädchen zu Gaſte halten und, wie es der Brauch war, betrunken heimgehen wollte, wenigſtens eine Krone und manchmal 2 Gulden 20 Kreuzer, für jeden der drei übrigen Sonntage. Jetzt hatte er für Märkte, Muſterungen und die übrigen Hudeleien nur noch 3 Kronen. Mit dem, dachte er, ſei es doch wirklich nicht menſchenmöglich aus zu kommen. Schon zwei Märkte und die Muſterung brauchten mehr als das, für das Andere hatte er alſo gar nichts. Er rechnete immer von neuem, probirte, an den Kleidern, an den andern Ausgaben abzuſchneiden; aber das Ding ging nicht. Er mußte doch gekleidet ſein, mußte waſchen laſſen, barfuß konnte er auch nicht laufen. So brachte er, er mochte rechnen, wie er wollte, immer die traurige Wahrheit heraus, daß er, ſtatt vorzuſchlagen, zu wenig hätte.

Als er einſt ſo in ſeine troſtloſe Rechnung vertieft war beim Einmachen von Gras für die Kühe und immer von vornen anfing und hinten aus immer zu wenig hatte, und eben bei ſich feſtſtellte, es müſſe dem Meiſter nicht recht im Kopfe ſein, ſo ein Bauer wiſſe nicht, was ein Knechtlein alles brauche; ein Bauer brauche nichts waſchen zu laſſen, nehme Schuhmacher und Schneider in's Haus und hatte am Ende vom Jahr alle Schöpplein vergeſſen, welche er getrunken, weil er ſie ſeinem Geld nicht anmerke: wie er ſo ſinnend ſtund, tönte es hinter ihm: „Biſt am Graſe?" Wie von einer Schlange gebiſſen, fuhr Uli auf und Anne Liſi ſtund neben ihm. „Ich habe geglaubt, ſagte Anne Liſi, du ſeieſt krank, daß du nicht zu mir gekommen biſt. Ich ſah allenthalben auf dich und konnte dich doch nirgends erblicken. Da konnte ich es nicht mehr erleiden vor Sehnſucht nach dir, es hat mir ganz das Eſſen geſtellt. Ich habe ſchon geſtern dort hinter dem Hag auf dich paſſet, aber du biſt nie allein geweſen. Es dünkt mich, es hätte mir ſchon gebeſſert um das Herz, daß ich dich nur ſehen kann. Aber Uli, mein Uli, warum biſt jetzt mehr als vierzehn Tage nicht zu mir gekommen? Das iſt doch nichts gemacht von dir. Ich bin manche Nacht durch immer mit dem Kopf auf dem Ellbogen geweſen, es war mir, du müßteſt kommen. Warum biſt du nicht gekommen?" So angedonnert war Uli in ſeinem ganzen Leben nicht geweſen. Er kannte Anne Liſi, hatte ein böſes Gewiſſen gegen ſie, und durfte ihr nicht ſagen, daß er nie mehr zu kommen gedenke. Dazu war er feſt entſchloſſen, es war ihm zu angſt geweſen und jetzt kam die Angſt in verdoppeltem Maße wieder. Er brummte etwas von einem kranken Roß, dem er hätte abwarten müſſen; von einer Kuh, zuletzt ſogar von Gliederſucht. Anne Liſi trat nicht lange in die Vergangenheit ein, ſondern ſagte: ſie könne da nicht recht mit ihm reden, ſie hätte ihm viel zu ſagen; er ſolle in dieſer Nacht zu ihr kommen, ſie könne es unmöglich länger ohne ihn ausſtehen. Uli wollte das nicht verſprechen: der Meiſter ſei fort mit Roß und Wägeli; er müſſe warten, bis er heim komme, ſagte er, und dann müſſe er noch füttern, und dann werde es ſich kaum mehr der Mühe lohnen. „Was iſt mit dir? ſagte Anne Liſi, wenn es dir etwas daran gelegen wäre, es würde ſich dir wohl ſchicken. Das ſind nur Ausreden, es hat dich Jemand aufgewieſen, den Kopf groß gemacht. O, ich weiß ſchon, Kudernoggelis Annebäbi hat dich aufgeſtiefelt. Aber wart ſie nur, dem rothe D... will ich die Lauſe runter machen, daß ſie mich nicht vergeſſen ſoll. Aber wie magſt du dich auch mit einem ſolchen Stumps, der nicht größer iſt als ein dreitägiges Kalb, abgeben? Das iſt nichts Braves von dir. Schäme dich, du wüſter Kerl du! Ich will du's zeige! Aber gell, du kommſt dieſe Nacht? unterſiehe dich und komm nicht!" Uli ſagte: ſie hätt's ſchon gehört, er könne nicht. „Was, du willſt nicht? Du wirſt doch nicht wüſt thun wollen, wie die andern Hunde? Du wirſt doch nicht wollen vergeſſen, was du mir geſagt haſt?" Er wiſſe nichts Appartigs, daß er ihr geſagt habe, ſagte Uli. „Was, du weißt nicht mehr, was du mir geſagt haſt? Haſt du nicht geſagt, daß du, wenn du eine zur Kirche führen wolleſt, mich zur Kirche führen werdeſt?" Er wiſſe nichts mehr davon, ſagte Uli, das ſei ihm etwas Neues. „So, du beſinnſt dich nicht mehr daran, du verfluchter Lumpenkerl, was du biſt! Ich will du's zeige! Aber es lohnt ſich nicht der Mühe deinetwegen! Ein ſolches Affengeſicht finde ich hinter jedem Zaunſtecken, und wenn ich Einen haben muß, ſo will ich nicht einen ſolchen Lump, der nie drei Kreuzer beieinander hat, und der Meiſterfrau alle Waſchlumpen ſtiehlt, um ſeine Sonntagskutte zu flicken. Nein, beim Wetter, eine ſo unwerthe Dirne bin ich doch dann nicht, daß ich bei einem brävern und reichern Burſchen anzuklopfen wüßte, als bei einem halbverhungerten Bauernknechtlein, wie du eins biſt. Zu dir käme ich zuletzt, wenn ich einen haben müßte; habe nicht etwa Kummer, ich wolle dich. Solche, wie du biſt, wollte ich, ein Mädchen, wie ich bin, zehn an jeden Finger kriegen. Aber wart, des Kuderjoggis Annebäbi, dem will ich ſagen, was ſie für eine iſt, und ich will nicht lebendig daweg kommen, wenn ich dem nicht ſein Maul aufthue, daß man es zu Merlingen für ein Tennthor brauchen könnte. Das verflucht Menſch, dich ſo gegen mich aufzuweiſen. Aber du kannſt es noch machen, wie du willſt; kommſt du in dieſer Nacht, wohl und gut, ſo will ich dir's vergeſſen und dir aufthun! Kommſt du aber nicht, ſo ſieh zu, was geht, und ich will keine geſunde Stund mehr haben, wenn ich dir noch einmal aufthue! Ja wolle! ſo wüſt zu thun und ſo den Kopf zu machen!" Uli wohlete es bedenklich, und er ward ganz trotzig und ſagte: ſeinetwegen brauch es in dieſer Nacht nicht auf dem Ellbogen zu ſchlafen, er bleibe lieber daheim, als daß er Andern ihre Suppe auseſſen wolle, und mit einer Solchen wolle er ſich nicht mehr beſchmutzen. Sie ſolle jetzt ihrer Wege gehn und ihn ruhig laſſen, er hätte genug von ihr — Da fing Anne Liſi auf's Neue an, wüſt zu thun: bald ſagte ſie Uli alle Schande, dann heulte ſie über die Schlechtigkeit des Mannenvolks, dann rühmte ſie ihr gutes Herz, das ſo ſchändlich angeführt werde ſeiner Güte wegen und weil ſie ſo einem Lumpenkerl getraut habe. Dann flattirte ſie dem Uli wieder auf das Zärtlichſte und ſagte: es ſei ihr noch Keiner ſo lieb geweſen, als er; ſie hätte ſich für ihn lebendig können ſchinden laſſen, es dünke ſie, es wolle ihr das Herz zerreißen. Aber Uli blieb unbeweglich, und als er genug hatte, fuhr er mit ſeinem Graskarren nach Hauſe und ließ Anne Liſi im Klee ſtehen. Aber bei ſich ſetzte er doch ein, das Mal ſei er entronnen, und das wolle er ſich als Warnung dienen laſſen und ſo müſſe ihm Keine mehr kommen aus einem Haſelbuſch hervor.

Und ſeiner geſprengten Feſſeln ſich freuend, ließ er ein Jodeln ertönen, daß ſeine Kühe in den Bahren fuhren, die Pferde in die Zügel ſchoſſen, die Katze von dem Ofen ſprang, der Hund aus ſeinem Stalle kroch und die Magd ſagte: „Was kommt wohl den Uli an, daß er ſo luſtig iſt; man hat ihn ſo lange nicht gehört?"

Bald darauf fuhren Meiſter und Knecht Steine zu einem neuen Stubenofen. Auf dem Heimweg kehrten ſie ein, da ſie einen weiten und bergichten Weg hatten. Da der Meiſter nicht hundshärig war und vom ſchlechteſten Wein befahl, wenn der Knecht bei ihm war und für zwei Perſonen nur um einen halben Batzen Brot aufſtellen ließ, ſo wurde Uli auf dem Reſt des Weges geſprächig. Er erzählte dem Meiſter die Begegnung mit Anne Liſi, und wie er froh ſei, daß er nun des Kummers und dem Menſch ein für alle Male los ſei. Es hätte ihm gewohlet, er könne es Niemand ſagen, wie. Er begreife erſt jetzt, was man mit dem Sprichwort ſagen wolle: „es ſind mir Centnerſteine von dem Herzen gefallen. „Der Meiſter freute ſich der Nachricht, aber warnte, er ſolle es nicht machen, wie gar Viele, die, ſo lange ſie die Folgen ihres Laſters fühlen, reuig ſeien, dann aber wiederum um die Sünde herumführen, wie die Fliege um ein Licht, bis ſie ſich die Flügel verbrannt und vielleicht ein für alle Male. So kenne er manchen Trunkenbold, der alle Mal, wenn er ſein Geld ver- und einen ſturmen Kopf ertrunken, ſich vornehme, ſich nie mehr ſo zuzuputzen — und das nächſte Mal, wenn er zum Wein komme, ſei er wieder ein volles Kalb; ſo gehe es Manchem mit dem Weibervolk. Denen, welche meinen, die Lüngſten geworden zu ſein, gehe es oft am wüſteſten. „Nein, Uli, halt dich jetzt, ſo kannſt du noch einen Mann abgeben, wie ich es dir ausgelegt habe", ſagte der Meiſter.

„Hör, Meiſter, ſagte Uli, ich habe der Sache nachgeſinnet, und der Pfarrer, welcher dich unterwieſen hat, iſt nicht ganz ein Narr geweſen; aber was ein Bauernknechtlein für Lohn hat und was er braucht, davon hat er nichts gewußt: er wird gemeint haben, ungefähr ſo viel als ein Vicar. Aber du ſollteſt es beſſer wiſſen und ſollteſt es wiſſen, daß es aus ſei mit Erſparen und Reich-werden. Ich habe manchen Tag lang gerechnet, daß es mir faſt den Kopf oben abgeſprengt hat; aber ich habe immer das Gleiche herausgebracht: aus Nichts wird Nichts, und Nichts von Nichts geht auf.“ „Wie haſt du denn gerechnet?“ ſagte der Meiſter. Uli machte ihm die ganze Rechnung Punktum wieder durch, und als er fertig war, fragte er ſpöttiſch den Meiſter: „Und jetzt, was ſagſt du dazu, iſt's nicht ſo?“ Der Meiſter ſagte: „Deiner Rechnung nach macht es allerdings ſo viel; aber man kann noch ganz anders rechnen, Bürſchchen. Hör einmal, ich will dir jetzt auch eine Rechnung machen auf meine Art; es nimmt mich Wunder, was du zu dieſer ſagen wirſt.“

„An dem, was du für deine Kleidung angeſetzt haſt, will ich nicht viel ändern. Es iſt möglich, daß du, wenn du dich ordentlich in Stand ſtellen und namentlich Hemden haben willſt, um den Waſcherlohn zu erſparen, und überhaupt angezogen ſein Sonntag und Werktag, wie es einem braven Burſchen wohl anſteht, in der erſten Zeit noch mehr brauchſt. Für Taback hingegen haſt du 2 Kronen angeſetzt; das iſt zu viel. Ein Knecht, der in den Stall und auf die Tenne muß, ſoll den ganzen Tag nicht rauchen, nie als nach dem Feierabend. Um den Hunger zu vertreiben, brauchſt du bei mir nicht zu rauchen, und wenn du es dir ganz abgewöhnen könnteſt, ſo würde es dir als Knecht viel nützen. Wenn einer nicht raucht, ſo macht er allenthalben mehr Lohn.“

„Die andern zehn Kronen, welche du für Luſtbarkeiten aller Art rechneſt, die ſtreiche ich dir ganz durch, vom erſten Kreuzer bis zum letzten. Ja, thue nur das Maul auf und ſieh mich an, wie Störche ein neues Dach. Willſt du dich kuriren und etwas werden, ſo mußt du dir auf ein Mal etwas Rechtes vornehmen, vornehmen, von deinem Lohn keinen Kreuzer zu verhudeln, auf keine Weiſe. Nimmſt du dir vor, nur etwas weniger als früher zu laufen, etwas weniger zu verthun als ſonſt, ſo iſt das nur den Mäuſen gepfiffen. Biſt du einmal im Wirthshaus, ſo biſt du deiner nicht mehr Meiſter, die alte Kameradſchaft, die alte Gewohnheit reißt dich hin, und du verthuſt wieder zwei bis drei Wochenlöhne. Dann kömmt der Nachdurſt und du mußt andere Abende nachbeſſern und verlierſt immer mehr allen Glauben, daß du dir je aufhelfen könneſt, wirſt alle Tage liederlicher und verzweifelſt immer mehr an dir ſelbſt. Das iſt übrigens nicht ſo ſchrecklich, als du ein Geſicht machſt. Sieh doch, wie Viele Jahr aus Jahr ein nie einen Schoppen trinken und in kein Wirthshaus gehen. Es ſind nicht nur arme Tagelöhner, welche genug zu thun haben, der Beſſerung ſich zu erwehren, ſondern es ſind darunter auch vermögliche, ja reiche Leute, welchen es zur Gewohnheit geworden iſt, nichts unnütz zu verthun, und ſie ſind nicht nur wohl dabei, ſondern ſie können noch viel weniger begreifen, wie einem vernünftigen Menſchen wohl beim Hudeln ſein könne, als du mich jetzt begreifen willſt, daß ein Menſch, ohne zu hudeln, leben könne. Ich bin einmal mit einem Mannli vom Langenthalermarkt früh heim gegangen. Es verwunderte ſich, mich ſchon auf dem Heimweg zu finden, es müſſe ſonſt gewöhnlich alleine heim, ſagte daſſelbe. Ich antwortete ihm, ich hätte nichts mehr zu thun gehabt, und im Wirthshaus ſitzen bis am Abend ſei mir auch zuwider geweſen. Das Geld gehe drauf, die Zeit damit und am Ende wiſſe man nicht, wann und wie man heim komme. Ja, ſagte er, ihm ſei es auch ſo. Er hätte mit nichts angefangen und gar kümmerlich thun müſſen. Lange hätte er Vater und Mutter alleine erhalten, aber doch jetzt Haus und Hof ohne Schulden und Jahr aus und Jahr ein zwei Kühe, von denen keine weniger als ſechs Centner wiege. Aber er habe auch von Anfang an keinen Kreuzer unnütz verthan. Nur einmal erinnere er ſich, in Burgdorf ein halbbatziges, weißes Brödchen gekauft zu haben, welches er hätte können bleiben laſſen, da ſein Hunger nicht ſo groß geweſen, daß er ihn nicht hätte ertragen können, bis er heim gekommen, wo er wohlfeileres Eſſen gefunden hätte. Ja, ſagte ich, ſo viel könne ich nicht ſagen, es ſei mir mancher Batzen entronnen; aber man könne es auch zu weit treiben, der Menſch müſſe doch auch gelebt haben.“

„„Ja freilich, ſagte er. Ich lebe auch und bin froh dabei. Ein Kreuzer, den ich erſpare, thut mir wohler als ein Neuthaler einem, der ihn verhudelt. Wenn ich es nicht ſo angefangen hätte, ſo wäre ich wohl zu nichts gekommen. Ein armes Bürſchchen hat nicht den Verſtand, wenn er einmal angefangen hat, aufzuhören zu rechter Zeit; hat er einen Batzen verſchleudert, ſo zieht dieſer zehn andere nach. Du mußt aber nicht etwa glauben, daß ich dabei ein wüſter Geizhals ſei. Es iſt ſchon Mancher leer von großen Bauernhäuſern weggegangen und hat bei mir erhalten, was er nöthig hatte. Ich habe nicht vergeſſen, wer mir den Segen zu meiner Arbeit gegeben hat, und wem ich bald Rechnung ablegen muß.““ Auf dieſe Rede hin habe ich das Mannli von oben bis unten angeſehen mit großem Reſpekt; es hätte ihm kein Menſch angeſehen, was hinter ihm ſtecke. Ehe wir von einander gingen, wollte ich ihm noch eine Flaſche Wein zahlen für ſeine gute Lehre. Allein er wollte nicht und ſagte, er hätte gar nichts nöthig, ob er mein Geld oder ſeines unnütz verthäte, das käme ja einſt bei der Rechnung auf das Gleiche heraus. Seither habe ich das Mannli nicht mehr geſehen; es hat wahrſcheinlich ſeine Rechnung ſchon abgelegt, und wenn Niemand eine ſchwerere hätte als der, ſo käme es Vielen wohl.

„Siehe, ſo meine ich, iſt jeder Kreuzer, den du von deinem Lohn für ſolche unnütze Sachen brauchſt, durchaus ein ſchlecht gebrauchter. Bleibe zu Hauſe, und damit erſparſt du nicht nur 10 Kr., ſondern noch gar viel dazu. Es klagen alle Knechtlein, wie viel Schuhe, wie viel Kleider ſie brauchen, wie ſie an Wind und Wetter ſein müßten; aber weißt du, womit ſie die meiſten Kleider verderben? Mit ihrem Herumfahren des Nachts bei allem Wetter durch Dick und Dünn und mit allem dem, was dabei vorgeht. Wenn man die Kleider 24 Stunden am Leibe hat, ſo verdirbt man ſie offenbar mehr, als wenn es nur 14 Stunden geſchieht. Zu Mädchen läuft man nicht in Holzſchuhen, und wann ſprengt man mehr Schuhnägel aus, des Tages oder des Nachts, wo man keinen Stein ſieht, kein Loch, keinen Graben? Und ſag mir, wie ſehen die Sonntagskleider aus, wenn man betrunken herum geſchweiſt iſt, einander herum geriſſen, im Koth herum gewälzt hat? Wie mancher Sonntagsrock iſt ſo in Stücke gegangen, wie manches Paar Hoſen unbrauchbar, wie manche Kappe verloren worden!"

„Es brauchte gewiß manch Knechtlein halb weniger für ſeine Kleider, wenn es daheim bliebe; von den Mädchen will ich nur nicht reden. Und denk daran, Uli, wenn du jetzt ſchon 10 Kreuzer für ſolche unnütze Gewohnheit brauchſt, ſo brauchſt du in 10 Jahren 20 und in 20 Jahren 40, wenn du ſie haſt; denn ſo eine Gewohnheit ſteht nicht ſtille, ſie wächſt — und führt das nicht ſchnurſtracks dem alten Bettler zu?"

„Endlich, Uli, haſt du nicht blos 30 Kreuzer, ſondern auch noch manchen Batzen Trinkgeld, wenn eine Kuh, ein Roß ꝛc. verkauft wird. Dieſe brauche, wenn du wohin laufen mußt und das Einkehren nicht vermeiden kannſt. Daraus kannſt du meinethalb an einer Muſterung einen Schoppen trinken, kannſt etwas zuſammen thun, wenn du in Garniſon mußt; das reicht vollkommen hin dazu. Du haſt ſchon viel Lohn eingezogen; aber wenn du mir glauben und folgen willſt, ſo kommſt du ſchon dieſes Jahr aus den Schulden; das andere Jahr kannſt du an's Sparen geben. Und wenn du mir glaubſt, ſo iſt dann nicht geſagt, daß ich nur 30 Kreuzer Lohn geben könne. Wenn ein Knecht ſo recht bei der Sache iſt und mit ſeinem Sinn nicht nur beim Narrenwerk; wenn man ihm etwas anvertrauen kann und es gleich geht, ſei ich dabei oder nicht, und ich nicht alle Mal mit Kummer heim muß, es ſei etwas Ungrads gegangen, ſo, Uli, kommts mir auf ein Paar Kronen nicht an. Denk daran, Uli: je beſſer die Gewohnheit, je beſſer der Name, deſto beſſer auch der Lohn."

Dem Uli gingen ob dieſen Reden Maul und Naſe auf, und endlich ſagte er: das wäre wohl ſchön, aber es werde es kaum geben; er glaube nicht, daß er das aushalte. „He, probire einmal einen Monat und ſiehe, wie es kommt, und ſinn nicht an Saufen, Schoppen und das Wirthshausgehen, ſo wird es ſich ſchon machen.“

Capitel 5.

Nun kommt der Teufel und ſäet Unkraut in den guten Samen.

Und es ging recht ordentlich manchen Sonntag lang; Uli ging wieder in die Kirche und dachte daran, daß er ein Menſch ſei und daß er auch ſelig werden möchte. Er fing auch an, zu glauben, daß der Meiſter doch etwas recht haben möchte; denn wenigſtens zwei Neuthaler hätte er früher in dieſer Zeit für nichts ausgegeben, die er jetzt noch in der Taſche habe. Er war auch ein Anderer bei der Arbeit; es ging ihm Alles noch ein Mal ſo raſch von der Hand, und weil er wirklich des Nachts ſchlief, des Sonntags ruhte, den Körper nicht durch Ausſchweifungen ſchwächte, ſo ſchien ihm keine Arbeit mehr ſchwer; es war ihm faſt, als ob er nicht mehr müde werden könnte. Der Meiſter ſah mit Freuden, daß es ſo gut gehe, und wenn er ihm etwas zuwenden konnte, ſo that er es; er handelte ein größeres Trinkgeld ein, wenn es ihn dunkte, der Mezger vermöge es und es ſei ihm an dem zu erhandelnden Stück Vieh viel gelegen; nahm Uli mit auf den Markt, oder ſchickte ihn hier oder dort aus, wenn etwas zu verrichten war, damit Uli doch auch ſein Plaſier hätte, und wenn Uli einen Schoppen trank auf dieſen Wegen, ſo zahlte ihn der Meiſter.

Natürlich fiel Uli's Betragen auch Andern auf; zuerſt ſeinen Mitdienſten, dann den Nachbaren. Es geht unter den Dienſtboten gerne, wie unter Jakobs Söhnen. Wenn eines beſſer iſt als die andern und daher auch den Meiſterleuten lieber, ſo verfolgen es die Schlechtern, ſpotten es au-

und ruhen nicht, bis ſie es vertrieben haben oder ſo ſchlecht gemacht, als ſie ſelbſt ſind. Sie wollen nicht, daß Meiſterleute es erfahren, was ein guter Knecht, eine gute Magd ausrichten könne; ſie fürchten, es möchte dann allzu ſichtbar werden, wie ſchlecht ſie ſeien, und ihnen auch mehr angemuthet werden, ein anderes Betragen, ein rührigeres Schaffen. Das wollen ſie nicht; es ſoll der Meiſter keinen Vortheil an ihnen haben; ſie wollen nicht Narren, Tröpfe, Kühe ſein und ſich todt arbeiten, wo ſie nichts davon hätten. Sie machten, wie ſie es gewohnt ſeien, und wenn es ſo nicht anſtändig ſei, ſo gingen ſie weiter, ſo reden ſie. Es iſt daher ſehr oft die Dienerſchaft eine gegen die Meiſterleute verſchworne Bande. Das Complott beſteht darin, ſo viel Lohn, ſo viel Freiheit, ein ſo gut Leben zu erzwingen, als möglich, und, wenn es nicht nach den Köpfen geht, die Meiſterleute ſo zornig als möglich zu machen. Es braucht viel Kraft und viel Klugheit, ſolche Complotte zu zerſtören, und viel Liebe und viel aufrichtige Wohlmeinenheit, ſie nicht aufkommen zu laſſen. Es giebt jedoch Dienſtboten, deren [illegible] Sinn auf keine Weiſe zu brechen oder zu verſöhnen iſt, und die daher gegen jeden Meiſter feindſelig verfahren und allenthalben den Frieden ſtören, wohin ſie auch kommen.

Die andern Dienſtboten fingen daher bald an, auf Uli zu ſticheln, zu ſagen: er wollte einmal Narren ſein, ſo auf den Meiſter zu ſehen; ſie begehren nicht die Liebſten zu ſein, oder aber, wenn ſie eine Viertelſtunde an ihren Hauenſtielen [illegible] hatten, zu trumpfen, ſie müßten ſich zur Arbeit halten; der Meiſter wüßte am Abend, wie manchmal eins geruhet hätte. Das machte Uli böſe, denn er machte nicht den Ohrenträger, und mehr als einmal ließ er ſich verführen, mit der Bande zu räſonniren und wieder mit ihr gemeine Sache zu machen. Wenn er aber darüber dachte, ſo dünkte es ihn doch, es ſei dumm von ihm. Sobald er mit machte und mit räſonnirte, war er unzufrieden und mißmüthig; ſobald er nicht von Herzen arbeitete, hatte er Langeweile und er wurde noch einmal ſo müde dabei. Er that ſich ſelbſt alſo ebenſoviel zu Leid als dem Meiſter, und wenn er ſo fortfahre, ſo ſah er wohl, daß er einen mißmuthigen, unzufriedenen Menſchen abgebe, dem die Arbeit eine Plage ſei. Er ſah doch, daß auf des Meiſters Seite die größere Gutmeinenheit ſei, und daß, wenn er dieſem gehorche, es ihm beſſer gehe, und wenn auch der Meiſter Nutzen hätte von ſeiner guten Aufführung, ſo hätte er ſelbſt doch noch den größern und bleibenderen davon.

Es kam ihm vor, als ob da zwei Mächte ſich um ſeine Seele ſtritten, faſt gleichſam ein guter und ein böſer Engel, und jeder ihn haben wollte. Der Pfarrer hatte nämlich einmal in einer Predigt geſagt: Zu den erſten Eltern im Paradies hatte Gott geredet und die Schlange. Gott hätte ihnen etwas zu ihrem Beſten verboten, und die Schlange hätte ſie aufgeredet, Gott und ſein Gebot verdächtigt, als ob er daſſelbe nur zu ſeinem eigenen Nutzen gegeben hätte; hätte auch den Menſchen geſchmeichelt, und ſo hätten die erſten Eltern der Schlange, der Anredung mit ihrer verführeriſchen, ſchmeichleriſchen Kunſt Gehör gegeben und ſeien darob unglücklich geworden und hätten ihre Nachkommenen mit in's Unglück gezogen. Nun ſei das ſehr wunderbar, daß dieſe beiden Stimmen alle Menſchen durch's Leben begleiteten und aus Menſchen Mund zu ihnen kämen. Es ſei ſelten ein Menſch, den nicht gute Menſchen zum Guten mahnen mit Liebe und Ernſt; den hinwiederum nicht böſe Menſchen aufreden und zum Böſen antreiben, indem ſie ſich mit ſüßer Rede als Freunde ſtellen oder mit Spott ſeine Eitelkeit erregen. Auch in uns ſei Etwas, welches mahne, den guten Menſchen zu gehorchen; aber noch ein Anderes ſei in uns, welches lieber den böſen Menſchen höre, welcher ſich durch Schmeichelei gerne verführen laſſe, größern Glauben habe zu denen, welche zum Böſen antreiben; als zu denen, welche zum Guten mahnen. Daher geſchehe es zumeiſt, daß die Böſen die Gewalt bekämen und die Menſchen in's Unglück führen könnten; hintendrein lachten ſie dann und hätten ihr Geſpött mit dem Unglücklichen, der es zu ſpät einſehe, wer es eigentlich gut mit ihm gemeint hätte.

So kam es Uli manchmal in Sinn, es gehe ihm jetzt gerade ſo, und doch war er ſo oft nicht Meiſter über ſich, und die böſen Stimmen erhielten Gewalt über ihn. Beſonders als nun auch Nachbaren auf Uli aufmerkſam wurden und ihr Maul hineinhängten und den Uli aufzureden ſuchten. Einer war Uli's Meiſter feindlich und verſtund es meiſterlich, fremde Dienſtboten anzulocken und, wenn er ſie hatte, ihre Kräfte auf eine unglaubliche Weiſe zu mißbrauchen. Dieſer tadelte ſelten einen Knecht, er rühmte ſie, daß die Schwarten krachten, trieb ſie damit zu übermäßigen Anſtrengungen und lachte den Buckel voll, wenn ſie ſo recht außer Athem ſich abarbeiteten. Er hatte es nicht ungern, wenn ſie hudelten, und ſie hatten in ſeinem Hauſe auch Freiheit zu allem Schlechten, Mägde und Knechte konnten mit einander umgehen wie Eheleute; das behielt Viele trotz des ſchlechten Lohns bei ihm. Er ſtreckte ihnen gerne Geld vor; denn wenn ſie ſeine Schuldner waren, ſo waren ſie auch mehr oder weniger ſeine Sclaven; die Schulden waren das Seil, an dem er ſie feſt hielt.

Dieſem Meiſter hatte Uli ſchon lange in der Naſe geſteckt, denn derſelbe war ganz wie gemacht für ihn: ein hübſcher Lockvogel für Mägde, die nicht ungern in ein Haus dingen, wo Freiheit iſt und ein hübſcher Knecht dazu; ein guter Laſteſel, der die Arbeit verſtund, aber liederlich war und etwas einfältig, ſchien eben recht zum Brauchen und Ausnutzen. Dieſer Meiſter ſpottete erſt, wenn er Uli des Sonntags daheim ſah: er werde wollen geiſtlich werden, oder in die Verſammlungen gehen! Es gehe auch kurzweilig zu dort, was unter dem Tiſche vorgehe, ſehe man nicht, und noch viel weniger, was vorgehe, wenn die Lichter ausgeblaſen würden. Das reizte Uli, daß man ihn für einen Geiſtlichen anſehen ſollte, und es juckte ihn, recht wüſt zu thun, damit man ja nicht glaube, er ſei beſſer als ein Anderer. Es iſt gar merkwürdig, für was alles die Jugend ſich ſchämen zu müſſen glaubt: nicht nur, minder Geld zu haben, minder hübſch zu ſein, minder ſtark, minder ſchön gekleidet: ſondern es ſchämen ſich gar Viele auch, minder wüſt zu thun als Andere. Doch hielt Uli noch an ſich. Als der Nachbar mit Spötteln nichts abbrachte, ſo verſuchte derſelbe es mit einem andern Ton. Er begann, Uli zu rühmen, wie er Einer ſei, und wie ihm ſchon lange keiner unter die Augen gekommen ſei, der ihm die Schuhriemen auflöſe. Gerade ſo Einen hätte er ſchon lange gewünſcht, allein er hätte das Glück nicht. Es ſei nur Schade, daß ihn ſein Meiſter hätte; der wußte nicht, was er an ihm habe. So machte er Uli den Kopf groß und fing allgemach an, ihm ſeinen jetzigen Dienſt verhaßt zu machen. Er deutete ihm darauf hin, wie man Alles an ihn laſſe, ihm immer mehr aufbürde, ihm Sachen anmuthe, wie ſonſt nirgend einem Knecht, und wie ſein Meiſter faullenze, ihn allenthalben am ſchwereren Orte arbeiten laſſe. Der Meiſter hatte nämlich im Herbſt den Uli einen Acker ſäen laſſen, während er ſelbſt geeggt; hatte ihn Pflug halten laſſen, während er die Pferde führte. Er hatte Uli geſagt, er müſſe das auch lernen, wenn er ein Hauptknecht werden wolle. Es gebe gar manchen Dienſt, und das ſeien gewöhnlich die beſten, wo ein Knecht alle Arbeit müſſe machen können, und es ſei doch nichts Traurigers, als ſo ein Bauernknechtlein, das nicht die halbe Landarbeit verſtehe: und deren gäbe es ganze Körbe voll, die nichts Anderes könnten, als ſo gerade hin hacken, holzen und heuen. So hatte der Meiſter geſagt und den Uli an den Pflug geſtellt, was hundert Väter an den eigenen Söhnen nicht thun, ihnen, ſo lange ſie ein Bein machen können, Pflug halten und Säen nie anvertrauen, aus Furcht, es könne eine Hand voll Korn mehr gebraucht oder ſonſt irgend ein Fehler gemacht werden. Und gerade ſeine Wohlmeinenheit wurde dem Meiſter nun ſo übel ausgelegt, und dem Uli der Kopf alle Tage größer gemacht, wie der Meiſter Alles an ihn laſſe und wie der Meiſter es nicht mehr machen könnte, wenn Uli einmal fort ſei.

„Es nimmt mich nur Wunder, wie es einmal gehen ſoll, wenn du nicht mehr da biſt; ſie werden es dann erfahren, wer du biſt und was du gemacht,“ das iſt ein Spruch, mit welchem man ſchon viele hundert Dienſtboten von ihren Plätzen weggeſprengt hat. Es reitet ſie der Teufel immer mehr durch die Neugierde, wie es gehen werde, wenn ſie nicht mehr da ſeien. Es ſteigt immer mehr die Luſt zu Kopfe, einmal ſeine Unentbehrlichkeit zu zeigen; zu erfahren, ob es gehe ohne ſie; zu erfahren, daß ein Meiſter oder eine Meiſterfrau bittend komme mit dem Bekenntniß: ſie könnten es durchaus nicht mehr machen ohne Liſi, ohne Benz. So träumen tauſend halbbatzige Knechtlein und Mägdlein ganze Jahre durch von dieſer Unentbehrlichkeit, und wenn Weihnacht kommt und ſie ihren Bündel weiter tragen, ſo will Niemand ihnen nachlaufen und ſagen: „Benz, Liſi, bleib doch da um Gottes willen;“ wie ſie zurückſchauen, es kömmt Niemand. Da treibt ſie vielleicht ſchon die nächſte Woche die Neugierde, wie man es ohne ſie mache, in ein Nachbarhaus, wo ſie etwas ſehen und etwas vernehmen können über die neuen Dienſten und den Stand der Dinge. Und ſiehe da, es geht, und die neuen Dienſtboten ſind ungefähr wie die alten, und wie ſie ſich auch mit der Hoffnung tröſten, das bleibe nicht vierzehn Tage bei einander, ſo geht es doch wie das vorige Jahr von einer Weihnacht zur andern. Und mit jeder Weihnacht ziehen ſie weiter, und Niemand will ſie zurückrufen, und allenthalben geht es ohne ſie. Ach es möchten die Menſchen ſo gerne unentbehrlich ſein, und verſtehn doch ſo ſelten, ſich unentbehrlich zu machen.

So ſtieg die Aufreizung dem Uli nach und nach ins Haupt. Es verſtehen gar ſelten Menſchen und ſelbſt nicht bloß Hochgeſtellte (die am allerwenigſten), ſondern auch Hochgebildete, der Aufreizung zu widerſtehen; es iſt alſo Uli nicht zu verargen, wenn er die Laus nicht hinunter warf, welche ihm hinter den Ohren krabbelte. Was ihn der Meiſter aus Gutmeinenheit machen ließ, das ſchien ihm eine ungerecht und muthwillig aufgebürdete Laſt. Er dachte ſelten mehr an die guten und böſen Stimmen, und ſein Kopf ſchwell immer mehr an, und immer unwirſcher ward es inwendig, und der Nachbar ſah mit mächtiger Schadenfreude die Wirkung des eingeſpritzten Giftes und wie Uli näher und näher dem aufgeſpannten Garne kam. Der Meiſter dagegen bemerkte mit Bedauren, daß etwas wie eine finſtere Wolke zwiſchen ihr Vertrauen getreten. Er wußte nicht was, und mit angeſtammter Kaltblütigkeit überließ er das Aufdecken dieſes Unbekannten der Zeit, denn beſondere Gelegenheit, mit Uli zu reden, bot ſein Betragen nicht dar, er war äußerlich noch geregelt.

Capitel 6.

Wie das Hurnußen dem Uli vom Unkraut hilft.

Es war ſchon lange die Rede davon geweſen, daß die Burſche aus Uli's Gemeinde, die Erdöpfelkofer, mit den Brönzwyleren einen Wetthurnußet abhalten ſollten. Das Hurnußen iſt nämlich eine Art Ballſpiel, welches im Frühjahr und Herbſt im Kanton Bern auf Wieſen und Aeckern, wo nichts zu verderben iſt, geſpielt wird, an dem Knaben und Greiſe Theil nehmen. Es iſt wohl ſelten ein Spiel, welches Kraft und Gelenkigkeit, Hand, Aug und Fuß ſo ſehr in Anſpruch nimmt als das Hurnußen. Die Spielenden theilen ſich in zwei Partien, die eine hat den Hurnuß zu ſchlagen, die andere ihn aufzufangen. Der Hurnuß iſt eine kleine Scheibe von nicht zwei Zoll im Durchmeſſer, in der Mitte etwas dicker als an den Rändern, welche abgerundet und zwei Linien dick ſind. Derſelbe wird mit ſchlanken Stecken von einem Sparren, der hinten auf dem Boden, vornen auf circa ein bis anderthalb Fuß hohen Stützen liegt, geſchlagen, auf den er aufrecht mit Lehm angeklebt wird. Etwa zwanzig Schritte weit vor dem Sparren wird die Fronte des Raumes bezeichnet, innerhalb welchem der Hurnuß fallen oder abgethan werden muß. Dieſer Raum oder dieſes Ziel iſt an der Fronte auch ungefähr zehn bis zwanzig Schritte breit, erweitert ſich manchmal nach und nach auf beiden Seiten, hat aber keine Rückſeite, ſondern iſt in ſeiner Längenausdehnung unbegränzt; ſo weit die Kraft reicht, kann der Hurnuß geſchlagen werden. Innerhalb dieſes Zieles muß nun der ſehr raſch fliegende Hurnuß aufgefaßt, abgethan werden, welches mit großen hölzernen Schaufeln mit kurzen Handhaben geſchieht. Fällt derſelbe unabgethan innerhalb des Zieles zu Boden, ſo iſt das ein guter Punkt. Wird er aber aufgefaßt, oder fällt er dreimal hinter einander außerhalb der Gränzen zu Boden, ſo muß der Schlagende zu ſchlagen aufhören. Die zwei Parteien beſtehen aus gleich viel Gliedern und ſchlagen und thun wechſelſeitig den Hurnuß ab. Haben alle Glieder einer Partie das Schlagrecht verloren, indem der Hurnuß entweder abgefaßt worden oder außer das Ziel gefallen, ſo zählen ſie die guten Punkte und gehen nun ins Ziel, um den Hurnuß aufzufaſſen, den nun die andere Partie ſchlägt, bis auch alle Glieder das Schlagrecht verloren. Welcher Partie es gelungen iſt, mehr Punkte zu machen, den Hurnuß ins Ziel zu ſchlagen, ohne daß er abgethan wird, die hat gewonnen. Nun muß man wiſſen, daß dieſer Hurnuß 50 bis 70 Fuß hoch und vielleicht 6 bis 800 Fuß weit geſchlagen wird, und doch gelingt es bei geübten Spielern, den Partien oft nicht einen einzigen Punkt zu machen, höchſtens zwei bis drei. Es iſt bewunderungswürdig, mit welcher Sicherheit gewandte Spieler dem haushoch über ſie hinfliegenden Hurnuß ihre Schaufel entgegenrädern, wie man zu ſagen pflegt, und ihn abthun mit weithin tönendem, hellem Klange; mit welcher Schnelligkeit man dem Hurnuß entgegenläuft oder rückwärts ſpringt, um ihn in ſeinen Bereich zu kriegen. Denn je gewandter ein Spieler iſt, ein deſto größerer Raum wird ihm zur Bewachung anvertraut. Je gewaltiger einer den Hurnuß zu ſchlagen vermag, um ſo mehr müſſen die Auffaſſenden ſich vertheilen, ſo daß große Zwiſchenräume zwiſchen ihnen entſtehen, und auf den geflügelten Hurnuß eine eigentliche Jagd gemacht werden muß. Dieſes Spiel iſt ein ächt nationales und verdient als eins der ſchönſten mehr Beachtung, als es bisher gefunden hat. Daß es ein nationales iſt, beweiſt das am beſten, daß ein ausgezeichneter Spieler durch eine ganze Landſchaft berühmt wird und die Spieler verſchiedener Dörfer ordentliche Wettkämpfe mit einander eingehen, wo die verlierende Partie der gewinnenden eine Urti zahlen muß, d. h. ein Nachteſſen mit der nöthigen Portion Wein ꝛc.

Zur Zeit, als die Erdöpfelkofer und die Brönzwylerer mit einander hurnuſen wollten, war noch der Dorfhaß in vollem Leben. Es war nämlich eine Zeit im Kanton Bern, wo jedes Dorf das andere haßte, jedes Dorf ſeinen Spottnamen hatte; wo dieſer Haß bei jedem Tanz, an jedem Markt und zwiſchendurch im Jahr noch ſehr oft mit Blut neu beſiegelt wurde, daher nie veraltete, ſondern in ſeiner gleichen Schärfe von einem Geſchlecht auf das andere überging. Damals ſchlug man ſich mehr als jetzt, es floß mehr Blut als jetzt, aber damals war es ein nationales Schlagen mit Scheiten, Stuhlbeinen, Zaunpfählen, und die harten Bernerköpfe wurden wohl ſturm davon, aber brachen nicht ein. Jetzt aber iſt es mehr ein banditenmäßiges Morden, ein unnationales Meſſerbrauchen, und je ſtumpfer das Schwert der Gerechtigkeit wird, deſto ſchärfer werden die Meſſer, und je feiger die Richter ſind, deſto frecher wird das Pack. Ach Gott! wenn doch ſo ein Richter durch ſeine vermeintliche Popularitat hindurchſehen könnte, wie geehrt und beliebt er ſich durch ſeine Feigheit macht, wie hoch ihn die Mit- und Nachwelt ſchätzt, wenn er jedem Spitzbuben, jedem Vieh herauszuhelfen ſucht, ja dadurch ſo recht eigentlich zu ihrem Helfershelfer ſich macht, er würde zittern und ſchlottern vor Scham und Angſt — und doch vielleicht nicht anders können als blinde Kuh mit der Frechheit ſpielen — von wegen ſeinen natürlichen Anlagen.

Schon lange hatten ſie ſich gegenſeitig ausgeboten und verhöhnt, ſchon manches Loch in die Köpfe war geſchlagen worden, ehe man dazu kam, einen Tag zum Wettkampf anzuſetzen. Nun entſtand in beiden Dörfern ein reges Leben, jede Abendſtunde wurde zur Vorübung benutzt. Die Alten brummten über viele Zeitverſäumniß, ſagten voraus, das werde eine ſchöne Geſchichte abſetzen, und doch nahmen ſie eifrig Theil an Allem, nahmen ſelbſt noch die Schaufeln zur Hand und probirten die Schlagſtecken, wie ſie ſich in die Hand ſchickten und was für einen Zug ſie hätten, bis ſie ſich nicht enthalten konnten, den Hurnuß auch zu ſchlagen. Zugleich zuckten ſie die Achſeln über die Jungen, wie ſie gar nichts mehr konnten und wie die Andern ihnen den Marſch machen würden, und doch ließen ſich noch einige alte Berühmtheiten mit faſt weißen Haaren erbitten, am eigentlichen Kampfe Theil zu nehmen. Die Auswahl der Spielenden geſchah mit der größten Sorgfalt und nach langem Prüfen und Wägen, denn die Ehre des Dorfes ſtund auf dem Spiele, und es war luſtig anzuſehen, wie die Auserwählten ſich ordentlich in die Bruſt warfen, die Nichterwählten aber ſich klein machten und demüthig zu den andern aufſchauten. Unter den Auserwählten ſollte auch Uli ſein, denn für ſo ein Spiel war er ein Meiſter, und wenn ihm ſchon im Schlagen noch hie und da ein Streich fehlte, ſo war er doch im Abthun, wo es Springen und Werfen galt, einer der Tüchtigſten. Sein Meiſter rieth ihm, die Wahl nicht anzunehmen. Das ſei nicht für ihn, ſagte derſelbe. Verliere ſeine Partie, ſo komme er unter **25** — 30 Batzen nicht daraus; das ſei noch das Wenigſte. Am Abend gebe es Streit, und was dann das koſten werde, das wiſſe man nicht voraus. Wenn es bös gehe, ſo könne es in Verbannungen kommen, und man habe Beiſpiele, daß ſo ein Streit viele hundert Thaler gekoſtet habe. Das ſei für reiche Bauernſöhne, welche gern ihre Thaler ſonneten und denen ihre Alten nichts darauf hätten, wenn ſie nicht alle halben Jahre einen Prozeß hätten, wenn ſie nicht während ihrer ledigen Zeit einige hundert Thaler an Schmerzengeld und Bußen zahlen müßten. Ob ſolchem ſei ſchon mancher Bauer arm geworden, ein Knechtlein vermöge es vollends nicht. Er ſolle daher zurückbleiben, meinte der Meiſter, es könnte ihn ſonſt um manches Jahr zurückſchlagen, ja machen, daß er nie mehr in's Geleiſe käme. Den Uli dünkte, was der Meiſter ſagte, gar vernünftig, obgleich es ihn hart hielt, nicht an der Ehre Theil zu nehmen, an jenem Sonntag vor der großen Zuſchauerſchaft als ein bewährter Hurnußer aufziehen zu können. Er ging den nächſten Abend hin, um abzuſagen. Natürlich nahm man ſein Wort nicht gerne an und unglücklicherweiſe war gerade jener eben genannte Nachbar auch dabei. Nachdem man lange umſonſt in Uli gedrungen war, nahm jener Nachbar ihn neben aus und ſtellte die Sache nun anders dar.

Der ſagte nun dem Uli, wie es ſeinem Meiſter nur darum zu thun ſei, daß er ihm nicht etwas verſäume, und daß er nicht etwa einen Abend für ihn füttern müſſe. Er kenne den Bodenbauer von Jugend auf, ſagte er. Das ſei ihm der größte Fuchs und ſcheinheiligſte Ketzer unter der Sonne, und ſo, wie er, wiſſe Keiner die Dienſtboten auszunutzen. Da gebe er ihnen alles Mögliche an und ſtelle ſich nur gutmeinend, nur um ſie zu Hauſe zu behalten, damit Niemand einen Augenblick verſäume und er ſie brauchen könne Tag und Nacht. Auch wolle er nicht, daß ſie mit andern Leuten Gemeinſchaft hätten und Bekanntſchaft machten, damit ſie nicht vernehmen könnten, wie viel Lohn man hier oder dort gebe, wie gut man es hätte u. ſ. w. So mache er es mit allen ſeinen Dienſtboten, und wenn er einen recht ausgenutzet habe, ihm Alles aufgebürdet und derſelbe endlich etwas mehr Lohn wolle, ſo jage er ihn fort und ſtelle wieder einen wohlfeilern an. Jetzt wolle er nur nicht, daß Uli gute Kameradſchaft mache mit reichen Bauernſöhnen, und dadurch vielleicht ſein Glück machen könne, man wiſſe nicht, wie. Er, Uli, ſolle nur dem Meiſter ſagen, man hätte ihn nicht loslaſſen wollen. Es ſei ihm nützlicher, der Meiſter brumme ein wenig, als wenn die ganze Dorfſchaft ihn haſſen würde. Uli ſchwankte, gab nach; ſolche Worte fanden noch Glauben bei ihm, zudem gefiel ihm die Kameradſchaft mit reichen Bauernſöhnen; er wußte nicht, daß auch hier das Sprüchwort gilt, es ſei bös mit großen Herren Kirſchen eſſen, weil ſie den Miteſſern gerne Steine und Stiele in's Geſicht würfen, das Fleiſch aber behielten. Wer mit Höhern ohne eigenen Schaden umgehen will, muß ſehr klug ſein, ſonſt wird er mißbraucht, muß die Ehre theuer bezahlen und wird am Ende doch mit Spott und Hohn weggeworfen, wenn man ſeiner ſatt hat, oder ihn nicht mehr zu brauchen weiß, oder wenn er ſich einfallen läßt, Anſprüche zu machen. Das iſt ganz akkurat gleich zu Erdöpfelkoſen wie zu Paris, zu Brönzwyler wie zu Bern.

Als Uli dem Meiſter ſagte, er müſſe doch mithalten, man wolle ihn nicht loslaſſen, ſo erwiederte dieſer wenig darauf, nur ermahnte er Uli, daß er ſich wohl in Acht nehmen möchte; es wäre ihm leid, wenn er in Ungelegenheit käme und wieder in den alten Zuſtand. Dieſe Milde rührte Uli faſt, und beinahe wäre er jetzt noch zurückgegangen, aber die falſche Scham war ſtärker in ihm als die gute Regung.

Der erſehnte Sonntag brach endlich an und mit deſſen Anbruch endigte ſich Manchem eine ſchlafloſe Nacht. Wenige hatten Zeit, die Kirche zu beſuchen; alle Theilnehmer mußten ſich rüſten, Schaufeln und Stecken probiren; die Andern hatten ihnen zu helfen, und alle Weiber mußten das Mittagsmahl wenigſtens eine halbe Stunde früher bereit halten als ſonſt, was für die Einen eine ſchwere Aufgabe war, welche Fleiſch im Hafen hatten, das drei Jahre im Kamin gehangen und von einer Kuh gekommen war, welche, wenn ſie eine Frau geweſen, faſt gar zur goldenen Hochzeit gekommen wäre.

Indeſſen wenn das Fleiſch auch blieb wie mittelmäßiges Sohlleder, heute nahm es Niemand übel, und glücklich war man, als endlich nichts mehr zwiſchen dem Nachmittage war, an dem des Dorfes Ehre für Kind und Kindeskinder neu bewährt werden ſollte.

Noch lange hatte die beſtimmte Stunde nicht geſchlagen, als man ſchon mit dem Rüſtzeug auf den Achſeln Einzelne dem Sammelplatz zuziehen und dort Stecken und Schaufeln von Hand zu Hand zu ſorgfältiger Prüfung wandern ſah. Die Knaben drängten ſich eifrig herbei, ſchwangen mit großem Ernſte die Stecken und redeten mit gar wichtigen Geſichtern, welche Schaufel am beſten in die Hand ſich ſchicke; die Alten aber ſtunden ſcheinbar kaltblütig draußen auf der Straße, die kurzen Pfeifchen trotzig im Munde, die Hände in den Rocktaſchen und Weſtentaſchen, und redeten vom Winde und vom Säen. Endlich wurde aufgebrochen, die jubelnde Jugend voran. Mit glücklichen Geſichtern die, welche eine Schaufel, einen Stecken tragen konnten; lärmend und zankend die, welche leer nebenbei liefen; kühn und trotzig hie und da Einer, einen ungelenken Sprung verſuchend, wenn er eben ein Mädchengeſicht erblickte, welches ihm nicht gleichgültig war, marſchirten die Kämpfer in halb militäriſcher Ordnung nach, und hintendrein trappeten, wie in halbem Selbſtvergeſſen die Alten, und Einer ſagte dem Andern: er müſſe auf ſeinen Acker, man habe ihm geſagt, die Schnecken machten gar wüſt in ſeinem Roggen, und da gehe es ihm in Einem zu, zu ſehen, wie die Jungen es verſpielten. Es ſei unter ihnen kein einziger, der ihm die Schuhriemen aufgethan hätte, wo er noch jung geweſen, und doch ſeien noch ein halb Dutzend eben ſo gut geweſen oder noch beſſere Hurnußer als er. Und als die Mannſchaft aus dem Dörfchen war, hielt das Weibervolk Rath, welchen Vorwand ſie wohl haben könnten, um auch auf dem Kampfplatz zu erſcheinen oder wenigſtens von weitem zuzuſehen. So mir nichts dir nichts dem Zuge nachzulaufen, ſchämten ſie ſich. Ei nun, die Vorwände waren bald gefunden! Die jungen Mädchen zogen aus in langen Zeilen, Hand in Hand, und flatterten herum, bis ſie mitten unter den Buben ſaßen; etwas ältere zogen langſam, in weiten Kreiſen um den Platz herum und ſtellten ſich in geziemender Entfernung auf einem kleinen Hügel auf, wo ſie weithin geſehen werden konnten, und eine Alte nach der andern trappete nach mit einem Kinde an der einen, einem Rosmarinſtengel in der andern Hand und ſagte jedem Begegnenden: ſie müſſe auch noch da hinaus, wenn es ihr ſchon zuwider ſei; aber das Kleine hätte ihr keine Ruhe gelaſſen. Es wolle auch ſehen, wie der Vater hurnußen könne, hätte es geſagt.

Es war ein ſchöner herbſtlicher Tag, hell die Luft und grün die Erde; einzelne Schäfchen gingen am Himmel, ganze Schaaren weideten auf der Erde und eine liebliche Wärme lag auf Menſchen und Thieren, die in ſüßer Behaglichkeit ſich ausſtreckten im grünen Graſe an der hellen Sonne.

Draußen trafen auf einer weiten Matte die Partien zuſammen und ordneten ſich zum Spiele, das hundertmal ſchöner und tauſendmal nationaler iſt, als das fratzenhafte Komödiſpielen, welches den Leib nicht übt, an dem die

Seele nicht wohl lebt; welches eine leidige Nachahmung iſt und Gelegenheiten zum Faullenzen oder Hudeln giebt.

Der günſtigſte Standpunkt wurde auserleſen, die Sonne für die Abthuenden in den Rücken genommen, der Sparren zum Schlagen des Hurnußes ſorgfältig geſtellt, ſo daß kein dunkler Hintergrund das Aufſteigen des Hurnußes verbarg, ſondern derſelbe gleich von der Stange aus in freier Luft wahrgenommen werden konnte. Wo dies nicht beachtet wird oder der Tag etwas dunkel iſt und der Schläger den Hurnuß raſch und kräftig trifft, da fliegt er mit ſolcher Schnelligkeit, daß er nicht wahrgenommen wird, bis er einem ſchwer verletzend an den Kopf fliegt oder mit dumpfem Schlage neben einem zu Boden fällt. Daher haben auch die Vorderſten im Ziele die Aufgabe, denſelben, ſobald ſie ihn erblicken, ihm mit Händen und Schaufeln den Hintern zu zeigen, und weithin ſchallt dann das ängſtliche: da da, da da, hier hier!

Lange ging's, bis der Sparren oder die Stange aufgerichtet war in ebenrechter Höhe, bis das Ziel ausgeſteckt war in ebenrechter Weite und Breite, bis die Regeln des Spieles feſtgeſetzt waren und gelooſet war, wer aufſchlagen ſolle. Jede Partie ſuchte ihre wirklichen oder vermeintlichen Vortheile, und eine brauchte nur etwas vorzuſchlagen, ſo verweigerte es die andere hartnäckig, etwas Verdächtiges dahinter witternd. Dann zankte man ſich, bis die Alten ſich darein legten, den Einen oder den Andern zu ſich riefen, ihm etwas in's Ohr ſagten, welches gewöhnlich darauf hinauslief: mit Aufgeben eines kleinen Vortheils einen größeren zu erliſten.

Es war ſchon über zwei Uhr geworden, ehe die Spieler in's Ziel traten, ſich ſtellten, vom Sparren herauf der Ruf ertönte: „Wollt ihr ihn?“, von dort her die Antwort kam: „Gebt ihn!“, ein Schläger raſch hinzutrat, aufzog, den Stecken über den Sparren, ihn hörbar berührend, niederſauſen ließ, alle Herzen pochten, alle Mäuler aufgingen, alle Augen in zitternder Spannung zum Hurnuß ſahen, ihn ſuchten in der Luft, ihn nirgends ſahen: und während ſich Alle die Augen aus dem Kopfe ſahen, tönte ein zweiter

Schlag; da flog der Hurnuß hoch herein über's Ziel, wurde zu ſpät entdeckt und machte einen gültigen Punkt. Der erſte Schlag war ein Verirſchlag geweſen. Ich will nun nicht fortfahren, wie ich angefangen: nicht den Lauf des geſammten Spiels erzählen, wie oft man zankte mit einander über vermeintliche und wirkliche Täuſchungen, wie man ſich manchmal die Fäuſte unter die Naſe hielt, wie die Alten Schiedsrichter ſein mußten, wie ſie mittelten von beiden Seiten und wie die Jungen ſich ihnen fügten, freilich oft unwillig; wie die Alten ſich nicht enthalten konnten, praktiſchen Unterricht zu geben, einem Schläger zuzurufen: er ſolle weiter zurück oder weiter vorwärts ſtehen; den Abthuenden: ſie ſollen ſich beſſer auseinander laſſen und ihre Schaufeln nicht zu früh werfen, das ſei nichts werth. Ich will auch nicht weiter beſchreiben, wie allmälig ein dichter Kranz von Zuſchauern die Spielenden umſchlang; wie die alten Mütter mit pochendem Herzen an dem Spiele Theil nahmen; wie die Mädchen vor Angſt oder Freude zitterten, wenn ihr Liebſter an's Schlagen trat oder den Hurnuß abthat; auch nicht, wie die Buben von Erdöpfelkoſen und Brönzwyler ſich boshaft neckten und endlich jämmerlich prügelten, bis die Mütter und Schweſtern ſie auseinander riſſen, während die Väter und Brüder es nicht der Mühe werth fanden, einzuſchreiten. Das Alles will ich nicht erzählen, ſondern bloß noch ſagen, daß die Erdöpfelkoſer es verloren; freilich nur um Eins, aber doch verloren. Sie zankten ſich zwar tüchtig, ehe ſie es glauben wollten; verſuchten alle Liſt und alle Ranke; konnten wirklich einen noch einmal ſchlagen laſſen, nachdem er ſchon abgethan worden; ſtießen einen Hurnuß, der in's Ziel gefallen war, hinaus und hoben ihn erſt draußen auf, und läugneten es dem alten Brönzwyler, der pfiffig in der Nähe aufpaßte, ab: aber es half Alles nichts, ſie mußten es endlich verloren geben. Sie waren unwirſch und hielten den Entſcheid des Schickſals für durchaus ungerecht, weil ſie offenbar die Beſſern geweſen, und hie und da einer konnte ſich nicht enthalten, einen Kamerad zu beſchuldigen, er habe ſchlecht geſchlagen oder im Abthun ſich verfehlt. Die Alten verließen brummend den Plaz und meinten, ſie hätten es ſchon lange geſagt, es komme ſo: ehemals wäre es anders gegangen, ſie ſeien manchmal dabei geweſen, aber ſo ungeſchickt hätten ſie ſich nie geſtellt. Und die Weiber und die Mädchen gingen auch mit ſchweren Beinen heim und ſagten: das mache ihnen zuletzt noch nichts, wenn's Ihrer ſchon verſpielt hätten: wenn es dieſe Nacht nur nichts Ungereimtes gebe, aber ſie fürchteten, die kämen nicht ohne Schläge auseinander. He nu, was das denn mache, ſagte ſo ein alter Schläger, er ſei auch manchmal dabei geweſen, wo es Schläge gegeben habe, und noch ganz andere als heutzutag, und er ſei doch immer mit dem Leben davon gekommen.

Uli hatte ſich brav geſtellt, und doch ſtichelte ein Bauernſohn, der ſelbſt den Hurnuß mehr als einmal liederlich vorbeigelaſſen, als ob er am Verluſt ſchuld ſei. Das und die Ausſicht, ſo mir nichts dir nichts um 2—3 Livres zu kommen, machte ihn ganz böſe und ärgerlich; er ſagte: er denke, er komme nicht mit zum Trinken, es ſei ihm nicht darum, und er müſſe daheim füttern, der Meiſter werde kaum daheim ſein: es ſoll doch einer für ihn zahlen, was es auf ſeinen Theil mache, er wolle es ihm dann wieder geben. Aber da ſagte man ihm, ob man ihn hinter ſich daraus laſſen wolle! Er hätte es verſpielen helfen, er müſſe jetzt auch zahlen helfen und mit den Andern halten, es möge kommen, was da wolle. Das wäre luſtig, wenn jetzt ein Jeder heim wollte, unter der Mutter Schürze ſich verbergen. Uli mußte mit, unzufrieden mit ſich ſelbſt und der ganzen Welt. Er hatte im Stillen gehofft, einmal wieder recht trinken zu können auf anderer Leute Koſten; nun ging es ihm umgekehrt.

Es war wirklich für die Erdöpfelkofer eine harte Nuß, ſo gleichſam im Triumph von ihren Siegern aufgeführt zu werden dem auserwählten Wirthshaus zu und in dieſem Zuge die fröhlichen Geſichter der Brönzwyler Weiber und Mädchen zu ſehen und hören zu müſſen: wie ſie es nicht geglaubt hätten, daß es Ihrer ſo wohl könnten; aber da hätten ſie keinen vorbei gelaſſen, wie hoch einer auch daher gekommen ſei und wie ſchnell. Sie mußten es indeſſen leiden, gebehrdeten ſich dabei aber ſo trotzig als möglich, waren auf Spottreden mit Schlagworten bereit, und wenn die Mädchen mit ſchelmiſchen Blicken ſie neckten, ſo vergalten ſie es ihnen mit ſchlüpfrigen Reden.

Im Wirthshauſe glimmte das heimliche Feuer vom Weine genährt immer mehr auf. Stichelreden flogen hin und her und manche Fauſt hob ſich und manche Flaſche wurde zum Wurfe gefaßt; aber noch mittelten die Aelteren, beſänftigten die Jüngeren und mahnten, ja nicht anzufangen, aber wenn die Andern anfingen, ſo ſollten ſie ſich wehren vom Teufel und nicht ſchonen. Aber immer mehr ſtieg auch den Aelteren der Wein zu Haupt. Sie begannen zu erzählen von vergangenen Zeiten, wie ſie hier und dort ſich geprügelt, daß das Blut durch die Wagenſpuren gelaufen ſei; wie aus allen Häuſern die Leute zuſammengelaufen ſeien, wie wenn man zuſammengeläutet hätte, und wie ſie Allen Meiſter geworden wären. Die Erdöpfelkofer hielten den Brönzwylern vor, wie oft ſie dieſelben gejagt, ihnen die Haut gegerbt hätten. Die Brönzwyler führten Anderes an und namentlich den heutigen Tag, und wenn ſie es ſo verſpielt hätten, ſo wollten ſie ſich nicht ſo groß machen: es hätten es ja alle Leute ſehen können, welche die Schwächeren ſeien. Und Einer begann dem Andern vorzuhalten, wie er ihn dort in einen Bach geworfen, oder in einer Miſtpfütze herumgezogen, mit einem Zaunpfahl traktirt, daß er am Boden gelegen ſei, wie ein Kalb. Und der Andere erhob dann die Fauſt und wollte erfahren, wer heute Meiſter ſei? Und die Aelteren, die früher abgewehrt, waren jetzt die Hitzigſten geworden, und hier griff ein Paar zuſammen, und dort drückten ſich einige alte Mannlein an die Wand, während einige mächtige Männer ruhig hinter den Tiſchen ſaßen und mit bewundernswürdiger Gravität in das Getümmel ſchauten, nur hie und da einige gewichtige Worte ſprachen, als: „Ich wollte nicht, laß ihn gehen, ſetze dich, ſonſt komme ich;“ und ihre Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Es waren die bewährten Helden der vergangenen Zeiten, die man kannte, von denen man wußte, daß, wenn die einmal aufſtünden, es den Fall Vieler zu bedeuten hätte; denen es aber ſelten mehr der Mühe ſich lohnte, ihre Kraft in die Wagſchale zu legen. Ihre Worte unterſtützten die Bemühungen des Wirthes, der Ruhe halten wollte, ſeiner Tiſche und Stühle, ſeiner Flaſchen und Gläſer wegen. Er war ein kräftiger und beliebter Mann, der ohne Furcht mitten unter die Streitenden trat, ſie aus einander that, den einen hie hin, den andern dort hin ſetzte, wenn ſie ſich wehren wollten, und mit mächtigem Arme den aus der Stube warf, der ſich nicht ergeben, nicht ruhig ſein wollte.

Dem guten Mann floß von der Stirne heiß der Schweiß: wenn er hier aus einander gethan, ſo klebten dort Andere zuſammen; aber er gab nicht nach, ſondern rief immer mächtiger: hier ſei er Meiſter und hier dulde er keinen Streit; wer für des Teufels Gewalt Schläge haben wolle, der ſolle hinaus, dort hätten ſie Platz genug, dort könnten ſie einander ſeinethalb die Köpfe abreißen. Die recht Streitbrünſtigen ließen ſich das geſagt ſein. Es verſchwand einer nach dem andern, einer wollte dem andern auflauern, und ehe er recht draußen war, hagelten Streiche auf ihn ein, wie von unſichtbaren Händen; er konnte kaum ſeinen Kopf ſichern und mit Dreinſchlagen den Feind ſich vom Leibe halten. Als man es draußen ſo klapfen und klepfen hörte, nahm es die drinnen immer mehr Wunder, wie es draußen ginge; ſie ſtürzten hinaus und begaben ſich auch in den großen, immer blutiger werdenden Knäuel, auf den mild lächelnd die heitern Sterne ſchienen, aber nicht hell genug leuchteten, daß der Freund vor Freundes Schlag ſich wehren, der Feind den Feind erkennen konnte. Es ging wüſt draußen und hie und da kam Einer in die Stube zurück, mit Blut überſtrömt, ſagte, er werde faſt ohnmächtig, und man ſolle ihm Waſſer geben. Der Wirth, der Waſſer holen wollte, kam auch blutend, mit zerſchlagener Flaſche wieder und ſagte den alten Helden, die noch immer am Tiſche ſaßen, es wäre doch nun Zeit, daß ſie hinausgingen, zu ſehen, was es gebe; es dünke ihn, es gehe wüſt genug. Die Mannen tranken aus, klopften ihre

Pfeifen aus, erhoben langſam ihre Rieſenglieder und ſchritten langſam hinaus; ſie wären ſchneller gegangen, wenn man ſie gerufen hätte, draußen einem Pferde die Fliegen zu wehren. Draußen ſtellten ſie ſich, betrachteten gemächlich das Gewühl der auf dem Boden Liegenden, der in Maſſe Kämpfenden und endlich rief einer mit gewaltiger Stimme: es dünke ihn, es ſollte jetzt genug ſein; ſie ſollten jetzt aufhören, ſonſt wolle man es ihnen theilen, aber dann unſanft. „Laßt ſehen, wollt ihr auseinander oder nicht!“ rief ein anderer, und als der Streit fortdauerte, nahm er den Nächſten und ſchmiß ihn rücklings in einen Haufen hinein, daß er durch denſelben fuhr, wie eine Kanonenkugel, und jenſeits in einem Zaune hängen blieb. Die andern griffen auch zu und es war merkwürdig zu ſehen, wie die wildeſten Schläger im Arme eines der alternden Kämpfer zappelten, wie Füchſe in der Hand einer Köchin, und in kurzer Zeit war der Platz von Streitenden leer, nur noch hie und da, in immer zunehmender Ferne hörte man Schläge fallen, Flüche ſchallen. Auf dem Kampfplatze wurden die Verwundeten aufgehoben, ausgewaſchen und ſuchten ſich im Geleite der gewaltigen handgreiflichen Schiedsrichter den Weg nach Hauſe. Nur zwei von Brönzwyler wollten nicht fort, ſondern blieben, wie man zu ſagen pflegt, in der Leiſtung liegen und begehrten einen Doctor, d. h., ſie blieben auf Koſten ihrer Schläger liegen, ſo lange als möglich, oder bis der Handel ausgemacht, eine geſetzliche Entſchädniß ausgemittelt war. Das wollte zwar den Alten nicht gefallen, ſie ſagten: zu ihren Zeiten hätte man ſich wegen ſolchen Flöhwunden nicht umgeſehen, es ſei nichts mehr mit den Leuten. Aber die Burſche ließen ſich nicht abwendig machen; es waren halt nicht die reichſten und es war ihnen nur um ein Stück Geld zu thun.

Uli war gereizten Gemüthes zum Weine gekommen und hatte viel getrunken. Er dachte, wenn er doch mitzahlen müſſe, ſo wolle er wenigſtens machen, daß er redlich ſeinen Theil bekäme. Er war auch im Streit geweſen, aber nur ſo im Allgemeinen, weil gerade kein beſonderer Haß gegen irgend einen Brönzwylerer in ihm war. Er theilte tüchtige Schläge aus, aber mißhandelte Niemand insbeſonders; er erhielt einige geſalzene Streiche, blutete und ſein Sonntagsſtaat hing ihm zerriſſen am Leibe. Als die alten Jäger dem Streit ein Ende machten, hatten die Erdöpfelkeſer die Oberhand; auch waren die beiden in der Leiſtung Liegenden Bremzwylerer. Die Erſtern ſchrieben ſich daher den nächtlichen Sieg zu, tröſteten ſich deswegen über die Niederlage beim Hurnußen und verführten beim Heimgehen einen Mordsſpektakel, und manches unſchuldige Bäumchen und manch noch unſchuldigeres Fenſter mußten ihren Sieges- und andern Rauſch büßen. Die Helden von Waterloo oder Morgarten konnten nicht ſiegestrunkener heimgekommen ſein als ſie. Am Morgen verging Einigen der Jubel. Als Uli erwachte, der zerſchlagene Kopf ihm brannte, ein Arm ſich faſt nicht wollte bewegen laſſen, ſeine zerfetzten Sonntagskleider ihm in die Augen und die mächtige Zeche ihm in's Gedächtniß fielen, da hätte er faſt weinen mögen. Jetzt ſei Alles aus, dachte er, Sparen lohne ſich nicht der Mühe mehr. Er habe doch recht, ein arm Knechtlein komme zu nichts, und wenn er ein einzig Mal über die Schnur haue, ſo ſei er fertig. Er hatte allen Muth verloren, gab nicht nur Niemand ein gutes Wort, ſondern ging umher, wie eine geladene Kanone, vor der Jedermann floh, weil man fürchtete, ſie könnte jeden Augenblick losgehen.

Unterdeſſen hatten die in der Leiſtung liegenden zwei Männer nach Erdöpfelkeſen geſandt mit der Frage: ob ſie es mit ihnen in Freundlichkeit ausmachen oder ob ſie es dem Landvogt anzeigen ſollten? Dieſe Männer hatten ſich an den Bauer gewandt, der den Uli aufgeſtiftelt hatte gegen ſeinen Meiſter, und dieſer gab ihnen den Beſcheid: man werde wohl ausmachen, wenn die Wunden der Rede werth ſeien; es werde wohl nicht ſo bös gegangen ſein. Indeſſen müſſe er mit den Andern reden; man könne ihnen morgen den Beſcheid ſagen laſſen. Der Fuchs hatte ſeinen Plan ſchon gemacht, wie er und ſeines Gleichen daraus kommen wollten, ohne daß es ſie etwas koſte. Er gab unter der Hand den Andern an, ſie wollten den Uli vermögen, daß er ſich als den Schuldigen, welcher jene beiden mißhandelt, dargebe und entweder mit ihnen abmache oder ſich dem Landvogt als Thäter anzeigen laſſe. Das thue der Uli ſchon, ſagte er, wenn man ihm den Mund recht ſüß mache, ihm nicht nur verſpreche, ihm Alles zu vergüten, ſondern noch einen ſchönen Lohn obendrein zu geben. Man könne von dieſem allem hinten drein immer halten, was einem anſtändig ſei. Zugleich ſchmiere man ſo die Brönzwylerer an, die an Uli auch nicht reich werden würden.

Das gefiel den Meiſten wohl, daß Uli die Suppe auseſſen ſollte; ſie hatten ſo halb und halb Angſt, der Landvogt könnte diesmal nicht blos eine Geldſtrafe auferlegen, ſondern verbannen; und wenn ein reicher Bauernſohn ſchon das Geld lieb hat, ſo zahlt er doch zehnmal lieber, als daß er die Heimath meidet, und ſein Vater hundertmal lieber und das Müti gar tauſendmal.

Resli, wie der alte Fuchs hieß, machte ſich alſo an Uli, als derſelbe fütterte am Abend, und ſagte ihm, die Sache ſtände ſchlimm, die Brönzwylerer hätten Männer geſchickt und es komme jetzt darauf an, wie man es etwa ausmachen könne; viel Geld könnte es allweg koſten. Das war bei Uli die Lunte auf die Kanone, und die brannte nun krachend und donnernd über Resli los. Uli nannte ihn einen alten Schelm, der ihn in's Unglück geſtürzt. Er hätte nicht kommen wollen, Resli hätte ihn beredet; er hätte den Streit nicht angefangen, gerade ſie Alten, welche am verſtändigſten hätten ſein ſollen, hätten am wüſteſten gethan und namentlich er, Resli. Nun ſollte er, ein armes Knechtlein, ein halbes oder ganzes Jahrlöhnchen dargeben, ein ganzes Jahr umſonſt arbeiten; das ſei vor Gott und Menſchen nicht recht! Aber ſo habe man es mit den verdammten Bauern; wenn ſie ein arm Knechtlein in's Unglück ſtoßen könnten, ſo beſännen ſie ſich nicht zweimal. Resli ließ den Sturm gelaſſen austoben und ſagte endlich: wenn er ihn wollte zu Worten kommen laſſen, ſo ſollte er gerade das Gegentheil erfahren: man hätte ſein Glück im Sinn, und wenn er vernünftig thue, ſo wolle man es einrichten, daß er allein den Vortheil vom ganzen Handel hätte. Er hatte Mühe, Uli zum Schweigen und zum Hören zu bringen.

Als es Resli endlich gelang, zu ſagen: daß Uli ſich als Thäter dargeben ſolle, ſo ging ein neuer Schuß los, Uli wollte vom Nachtrag gar nichts hören. Endlich gelang es Resli doch, anzubringen, wie man hinter ihm ſtehen und nicht nur alle Koſten tragen, ſondern auch dem Uli ein Schönes geben wolle für ſich; er ſolle nur fordern, man wolle ihm geben, bis er zufrieden ſei. Wenn Uli ſich dargebe als Thäter, ſo könne man es viel wohlfeiler ausmachen; oder wenn es endlich vor den Landvogt komme und Uli verbannt werde, ſo mache ihm das ja nichts. Ein Kerl, wie er, finde allenthalben Meiſter; ja, es hätte ſchon Mancher in der Fremde, wohin er nie gegangen, wenn er nicht verbannt worden wäre, ſein Glück gemacht. Und die fünfzig oder hundert Kronen, die man ihm geben wolle, er ſolle ja nur fordern, kämen ihm auch wohl; er könne lange arbeiten, ehe er ſo viel verdient hätte. Und wenn man ihm weiter ſonſt dienen könne, ſo ſolle er nur zuſprechen, man werde ihn nie ſtecken laſſen, ſondern ſein Lebenlang ihm daran denken. Kurz, Resli wußte dem Uli die Sache ſo ſüß vorzuſtellen, ihm es glaublich zu machen, daß er noch großen Gewinn aus dem ganzen Handel ziehen würde, ſtatt Schaden zu haben, daß derſelbe verſprach, nach dem Feierabend in eine Verſammlung zu kommen, wo man das Nähere verabreden wolle.

„So komm dann," ſagte Resli, „aber ſage deinem Meiſter nichts, der braucht eben nicht alles zu wiſſen, was wir unter uns machen; es geht ihn ja nichts an, darum hat er nichts dazu zu ſagen."

Kaum war der Resli fort, ſo trat der Meiſter zu Uli in den Stall, und nach einigen gleichgültigen Worten fragte er: „Iſt nicht der Resli bei dir geweſen? hat er etwa zu mir wollen?" Uli ſagte, er wiſſe es nicht, er hätte nichts davon geſagt. Der Meiſter meinte, er wüßte auch nicht, was er mit ihm hätte; er werde mit Uli beſondere Geſchäfte haben. Uli ſagte, ſie hätten noch von geſtern mit einander geredet. Der Meiſter wußte wohl, was. Er war, während Uli und Resli mit einander geredet, die ganze Zeit über im Futtergang geweſen, hatte Alles gehört. Es ward ihm daher nicht ſchwer, durch eine Reihe von Fragen Uli endlich zum Geſtändniß der Wahrheit zu bringen. In ſeiner angeſtammten Bedächtigkeit hatte der Meiſter einen Kampf in ſich zu beſtehen gehabt: ob er ſich weiter in eine Sache miſchen wolle, die ihn allerdings nichts anging, und ob er eines Knechtes gegenüber von Nachbarn ſich annehmen wolle? Indeſſen ſiegte ſeine Gutmüthigkeit, ſein Wohlwollen zu Uli und auch etwas der Aerger, daß man hinter ſeinem Rücken an ſeinen Knecht ſich mache, ihn erſt aufweiſe und dann mißbrauchen wolle. Er ſagte daher Uli: „Du kannſt meinethalben machen, was du willſt: du haſt mir nicht gehorcht, als ich dir von dem Mitmachen abgerathen; du kannſt jetzt auch machen, was du willſt. Indeſſen, wenn ich dir gut zu Rathe bin, ſo laß dich nicht ein; man will dich hineinſprengen, und die Andern wollen ſich hinter dir draus machen. Man wird dir alles verſprechen, was du willſt, aber gar nichts halten. Wenn du mit den Brönzwyleren abmachſt, ſo kannſt du bezahlen; wenn du verbannt wirſt, ſo kannſt du ihrethalben gehen, wohin du willſt, keiner wird dir Dankſeigiſt ſagen. Glaub' mir nur, ſo gehts; dergleichen hab' ich ſchon mehr erlebt. Aber das wär' ihm doch d'r Tüfel, ſagte Uli, was man ihm verſpreche, werde man ihm wohl halten, oder er müßte ſich dann gar nichts auf die Leute verſtehen. „Ja, du guter Tropf du, ſagte der Meiſter, man hält, was man gerne will oder halten muß, aber mehr nicht, am allerwenigſten in ſolchen Händeln; das ſind die ſchmutzigſten Händel von der ganzen Welt. Wenn man einen hineinſprengen kann, ſo lacht man ſich den Buckel voll." Da wurde es Uli angſt, es war ihm faſt, als wäre er ſchon hineingeſprengt, und weinerlich ſagte er: er könne nicht glauben, daß die Menſchen ſo ſchlecht ſeien; wenn es alſo wäre, ſo erleide es einem, dabei zu ſein, man wäre am wohlſten, wenn man für immer aus Allem heraus könnte, ganz aus der Welt heraus. Er müſſe die Leute nehmen, wie ſie ſeien, ſagte der Meiſter, er könne ſie nicht beſſer machen. Je geſcheuter man ſei, deſto beſſer komme man mit ihnen nach, denn da fänden ſie nicht Gelegenheit, einen zu betrügen, und ſcheuten ſich auch mehr oder weniger davor: es heiße ganz recht, man ſolle klug ſein wie eine Schlange, aber auch ohne Falſch wie eine Taube. Ein dummer Menſch ſei eine immerwährende Verſuchung für andere, ihn hinter's Licht zu führen, ihn zu betrügen. Er ſolle nur geſcheut thun, ſo hätte Alles nichts zu ſagen. Ja, was er dann zu machen hätte? fragte Uli. „Vielleicht wäre das das Geſcheuteſte, du gingeſt gar nicht hin, ließeſt dich nirgends finden: ſo würden ſie dann von ſelbſt deinen Namen aus dem Spiel laſſen müſſen. Indeſſen gehe und wehre dich, dann werden ſie dir das Schönſte verſprechen und immer mehr und mehr, und werden ſchwören und alle Zeichen ſetzen, daß es dir ganz warm um's Herz werden wird, daß es dich dünkt, es müſſe wirklich ſo ſein und es wäre die dümmſte Sache von dir, wenn du nicht nachgäbeſt und dein Glück zu machen ſuchteſt. Dann ſag' in Gottesnamen, ja, aber man ſolle dir die Sache ſchriftlich geben. Sieh dann, was das für Geſichter giebt, und wie man dir ſagen wird, das ſei nicht nöthig: wenn es dir ja Alle verſprechen, ſo werde das wohl gut ſein, und man wollte ſich doch ſchämen, ſo etwas zu verſprechen und nicht zu halten. Indeſſen beſtehe darauf und ſieh dann zu, was man dir giebt, wer es unterſchreibt, und daß darin Alle genannt ſeien und Einer für den Andern gut iſt." Ja, ſagte Uli, das wäre wohl gut, aber er könne nicht Geſchriebenes leſen. „Ei nun, ſagte der Meiſter, das macht nichts: nimm das Papier nur heim, man kann ſehen, was darin iſt, und du kannſt morgen noch immer machen, was du willſt." „Aber meinſt dann, Meiſter, fragte Uli mit Beben, das mache nichts und ich verfehle mich nicht?" „Das kommt darauf an, ſagte der Meiſter: wenn du mir diesmal glauben willſt, dich nicht willſt mißtrauiſch machen, aufweiſen laſſen, ſo verſpreche ich, dir hinauszuhelfen. Willſt du aber den Andern wiederum mehr glauben als mir, ſo kannſt du meinethalb: ſiehe dann, wie es dir geht. Ich habe es dir im Voraus geſagt, wie das Ding auslaufen werde: aber du hatteſt zu den Andern mehr Glauben als zu mir. Ich weiß wohl, wie ſie mich werden verdächtigt und geſagt haben, es ſei nur Mißgunſt von mir, nur

Zwang, ich wolle meinen Leuten keine Freude gönnen: und nicht recht von dir, Uli, war, daß du ſolche Dinge von mir glauben konnteſt. Ich hätte geglaubt, du ſollteſt wiſſen, wie ich es mit dir meine, und du verdienteſt wirklich, daß ich dich ſtecken ließe. Aber das ſage ich dir rundweg: wenn du mir noch einmal ſo mißtrauiſch wirſt und jedem Ohrenbläſer und Lumpenhund mehr glaubſt als mir und ſeine Aufweiſungen gegen mich annimmt, ſo ſind wir geſchiedene Leute für immerdar. Wenn ich ein Vater an dir ſein will, ſo kann ich doch fordern, daß du Glauben zu mir habeſt; und den ſollteſt du wohl haben können!“ Uli bekannte ſein Unrecht und daß er nicht geglaubt, daß die Menſchen ſo ſeien. „Was, ſagte der Meiſter, daß die Menſchen ſo ſeien? Du haſt ja geglaubt, ich ſei ein ſchlechter Meiſter und wolle dich ausnutzen; du haſt geglaubt, daß der, der mit der That ſein Wohlwollen dir zeigte, ſchlecht ſei, hingegen gut diejenigen, welche dir flattirten, ſchmeichelten, aber auch nicht ein Augvoll an dir thaten. Du haſt es gehabt wie Alle: du haſt den Glauben an die Schlechten gehabt und Unglauben gegen die, welche gut an dir waren; dann kommſt du, wie alle Andern, du hätteſt nicht geglaubt, daß die Menſchen ſo ſchlecht ſeien. Das iſt eine unvernünftige Rede. Aber ihr könnt gut von ſchlecht nicht unterſcheiden und habt eine natürliche Vorliebe für die, welche euch aufweiſen, und eine natürliche Abneigung gegen die, welche euch befehlen, euch in Ordnung halten müſſen, und darum glaubt ihr zehnmal einem Hallunk und nicht einmal einem Meiſter. Darum gehts den Meiſten auch ſo gut und kommen ſo weit. Glaubs mir nur, die, welche Knechte und Mägde haben müſſen, ſind weit mehr geſtraft als die, welche Knechte und Mägde ſein müſſen.“ Der Meiſter war wider ſeine Gewohnheit ganz heiß geworden. Uli bat: er ſolle doch recht nicht böſe ſein; wenn es jetzt ſo gehe, wie er geſagt habe, ſo wolle er ſein Lebtag an ihn glauben und nie mehr an Aufweiſungen und Hallunken.

Am andern Morgen früh kam Uli zum Meiſter und ſagte ihm: er hätte es nicht geglaubt, aber Paulum ſei es gegangen, wie er geſagt; er glaube, der Meiſter könne heren. Sie hätten ihn faſt gefreſſen vor lauter Liebe und Freundſchaft und zwiſchenein habe hie und da einer ihn wollen zu fürchten machen und am Ende hätten ſie ihm über Alles aus 500 Gulden für ihn verſprochen. Da habe er nachgegeben und es ſchriftlich gefordert. Lange hätten ſie mit ihm gezankt, und endlich habe Reſli geſagt: he, was das dann mache, ſie könnten es ihm wohl geben und er ſolle ſelbſt ſchreiben, wie er es haben wolle. Da habe er geſagt, er verſtände ſich nicht auf das Schreiben; und Reſli habe geſagt, ſo wolle er es machen und Zwei müßten es im Namen Aller unterſchreiben. Nun hätten ſie ihm dieſes Papier mitgegeben, aber ihm geſagt, er ſolle es bei Leib und Leben einſtweilen Niemand zeigen, ſonſt könnte das Ganze ſchief gehen; und wie ſie es ihm abgeleſen, ſei Alles ſo geweſen, wie ſie es abgeredet. Aber das hätte ihm nicht gefallen, ſie hätten ſpöttiſche Blicke ſich zugeworfen und Jeder habe das Maul verzogen, wenn er darein geſehen. Der Meiſter ſagte: „Soll ich dir jetzt ableſen, was darauf ſteht? Hör:

„„Daß vergangenen Sonntag es ſchlecht gegangen mit dem Hurnußen und daß nachher auch übel geſchlagen worden, woran des Bodenbauern Knecht ſchuld iſt und ſich auch als ſchuldig dargegeben und bekannt hat und Alle hiemit liberirt ſind, das bezeugen mit ihren Unterſchriften für ſie und die Andern:

Heuſchrecken, den ſiebeneſiebezigſt Jänner 1000,8005.
Jobnes Fürfuß.
Bendicht Hemmliſchilt.""

Als Uli das Papier ableſen hörte, wurde er bald roth und bald weiß, und als es aus war, hatte er beide Hände geballt und konnte nichts ſagen, als: „Die Donnere, die Donnere!" „Und jetzt, Uli, ſagte der Meiſter, wem iſt nun zu glauben?" „Schwyg doch, Meiſter, ſagte Uli: aber wart, dem verfluchten Reſli ſchlag ich auf der Stelle beide Beine entzwei." „Das käme gut heraus, ſagte der Meiſter. Da kämeſt du vom Regen unter die Traufe." „Aber was ſoll ich machen? ſagte Uli, ſo will ich es nicht annehmen."

„Gehe an die Arbeit, ſagte der Meiſter, und laß mir das Papier da, ich will das Ding in der Stille fertig machen: es iſt am Beſten, man mache nicht Lärm, es könnte für beide Theile nichts Gutes dabei herauskommen, nichts als Futter für die Lämmergeier, welche vom Streite der Bauren leben.“ Als der Meiſter ruhig gefrühſtückt hatte, trappete er ſo wie von ungefähr gegen Resli's Hofſtatt, in welcher dieſer Aepfel auflas, rühmte ihm, wie viele und ſchöne Bäume darin ſeien und wie ſie ſo ſchön trügen. Er ging darauf einige Schritte, kehrte ſich dann um und ſagte: „Jä, jetzt hätte ich es bald vergeſſen! Uli geht heute nicht an die Ausmacheten, das Papier hat ihm nicht recht gefallen wollen.“ Resli bückte ſich nach Aepfeln und ſagte: „He nun, er hat die Wahl, aber ſehe er zu, was er macht.“ „He, ja ja, ſagte der Meiſter, aber ich habe dir nur ſagen wollen, daß man mir Uli in Ruhe laſſe, es iſt euch nützlicher, ihr machet aus und zahlet, und fordert dem Uli keinen Kreuzer, als daß er das Papier dem Landvogt zeigt.“ Darauf gab Resli gar keine Antwort, ſondern ſagte: „Johannes, es wäre mir lieb, wenn du deinen Zaun beſſer im Stande hätteſt; deine Schafe ſind immer in meiner Hofſtatt und wenn eins an einem Apfel erſtickt, ſo will ich nicht ſchuld ſein.“ Noch dieſen Nachmittag ſolle die Lücke vermacht werden, ſagte Johannes; es wäre ſchon lange geſchehen, wenn man Zeit gehabt hätte. Er ſolle es nicht für ungut halten. Nein, ſagte Resli, aber es hätte ihn gedünkt, es wäre Zeit. Er hätte nichts dawider, ſagte Johannes, „aber Resli, du weißt wohl, wenn das Hurnuſſen nicht geweſen wäre, ſo wäre Manches gemacht, was nicht gemacht iſt, und Manches wäre unterwegs geblieben, was nichts abträgt.“ Dem Resli kam der Taback in die Luftröhre, er mußte huſten, und Johannes ging fürbas; zu Uli ſagte von wegen dem Zahlen Niemand mehr etwas.

Capitel 7.

Wie der Meiſter für den guten Samen einen Ofen heizt.

So kam Uli faſt ungeſchlagen aus großer Gefahr. Freilich reute ihn das verthane Geld, die verderbte Kleidung, und er konnte dieſen Schaden faſt nicht vergeſſen. Indeſſen erkannte er auch den großen Gewinn, den er gemacht hatte: daß er nämlich für immer begreifen gelernt, wer es gut und wer es bös mit ihm meine; daß die vom Teufel ſeien, welche einen auf den breiten Weg locken, und die von Gott, welche an den ſchmalen Pfad mahnen, der ſo mühſelig iſt in ſeinem Anfang, aber ſo herrlich in ſeinem Ausgang. Um dieſes Gewinnes willen verſchmerzte er den Verluſt und verlor den Muth zum Sparen nicht, wurde aber doch erſt dann recht froh, als er den Schaden wieder erarbeitet und da fortfahren konnte, wo er bereits geweſen war. Das war ein großes Glück, denn nichts lähmt den Muth mehr und oft für immer, als wenn man wieder von vornen anfangen ſoll. Raſch will Einer einen Berg hinauf, er kugelt wieder hinab; er ſetzt noch einmal an, es geht ihm wie das erſte Mal: da ſchleichen die Meiſten lendenlahm weiter und laſſen den Berg ſtehen. Laßt Pferde umſonſt einen Wagen anziehen, durch einen ungeſchickten Fuhrmann ſchlecht geleitet, und der Wagen kömmt nicht nach, ſo werden ſie allemal ſchlechter anziehen und zuletzt es gar nicht mehr verſuchen wollen. Gerade ſo iſt es beim Sparen insbeſondere, beim Beſſerwerden, ſich Bekehren im Allgemeinen: fruchtloſe Verſuche, Rückfälle ſind die gefährlichſten Feinde wirklicher Beſſerungen.

Uli erhielt ſich indeſſen oben, wenn ſchon das eigene Fleiſch und Blut und manche Gelegenheit ihn hinunterziehen wollten. Am ſchwerſten waren ihm die Winterabende, in welchen es nichts zu arbeiten gab, und die Sonntage im Winter; da dünkte es ihn, es ziehe ihn Jemand an allen Haaren nach irgend einem Verſammlungsort der Jugend, wo man anfänglich ſcheinbar Unſchuldiges treibt, um Nüſſe ſpielt, dann um Branntewein, dann um Geld, und endlich noch ausſtiegt, um ſeine Luſt weiter zu büßen. Es iſt in gar vielen Häuſern eine Eigenthümlichkeit, welcher man beſtimmt viele ſchlechte Dienſtboten zu verdanken hat. In gar vielen Häuſern haben nämlich die männlichen Dienſtboten keine helle oder warme Stube, in welcher ſie ſich aufhalten können. Sie ſchlafen in den obern Kammern; dieſe ſind an den meiſten Orten finſter, an allen kalt, ſelten eine enthält Stühle, noch weniger Tiſche: es ſind bloße Schlafſtätten, in welchen oft im Winter der Reif an die Bettdecke ſich ſetzt, und wer einen Schnupfen hat, ſoll häufig Eiszäpfen unter die Naſe kriegen, ungefähr ſo, wie ſie an Strohdächern zu hunderten hangen. Hier können ſich die Knechte im Winter nicht anders aufhalten als im Bette, und ſchlafen mag man doch nicht immer; von irgend etwas anders machen iſt nicht die Rede, nicht einmal von einem Knopf annähen oder einem Strumpf ſticken für die Nothdurft. In der Stube, in welcher gegeſſen wird, duldet man ſie meiſtens nicht. Gewöhnlich iſt es die Wohnſtube der ganzen Haushaltung, nur die Knechte ſollen nicht darin ſein. Bis man zum Eſſen ruft, ſollen ſie nicht hineinkommen, und wenn abgegeſſen iſt, ſo ſollen ſie wieder hinausgehen; ſonſt macht die Hausfrau ſaure Augen, und wenn die nichts nützen, ſo erhält der Meiſter den Auftrag, dem Knecht zu ſagen, ſein Taback ſtinke gar, oder aber kurzweg: wenn er gegeſſen habe, ſo hätte er nichts mehr in der Stube zu thun, er könne in die Kammer hinauf, dort ſei ſein Platz. Etwas beſſer haben es die Mägde: dieſe können doch in der Stube ſein, auch an den Abenden, wo für den folgenden Tag weder Aepfel noch Kartoffeln zu bereiten ſind, ſie müſſen ſpinnen. An Sonntag Nachmittagen ſieht man ſie aber an vielen Orten auch nicht ungern wandern und ſchon manche Bäurin hat zu der Magd geſagt: Ob ſie denn nie von Hauſe weg wolle; das zu Hauſe Herumſitzen trage doch hell nichts ab, und es gebe nichts aus einem Meitſchi, wenn es nicht von Hauſe wegkomme. Als ſie jung geweſen ſei, da hätte man ſie des Sonntags nicht ſtark genug anbinden können zu Hauſe, irgend wo hinaus hätte es müſſen geſtattet ſein.

Es giebt hie und da auch Geſindeſtuben: aber da bemächtigen ſich meiſt die Mägde derſelben und entblöden ſich nicht, die Knechte unter irgend einem Vorwand wegzujagen: bald wollen ſie die Hühneraugen abhauen, bald ſich anders anziehen ꝛc., und die Knechte müſſen weichen. Einige Abweichungen von dieſer Regel giebt es, wo die Meiſterleute nicht aufpaſſen und die Dienſtboten unter ſich leben können, wie ſie wollen, und die Knechte gerade die Liebhaber der Mägde ſind; da wird die Toilette ziemlich ungeſcheut vor Aller Augen gemacht. Nun ſtelle man ſich vor, was aus einem Knechte werden muß, der Jahre lang keinen Platz hat, etwas zu ſchreiben oder zu leſen; der während einem ganzen Jahre vielleicht nicht ein halbdutzend Male dazu kommt, etwas im Kalender nachzuſchlagen; der hinaus verwieſen iſt in den Stall zum Vieh, oder hinauf in die finſtere Kammer; der noch dazu ausgelacht wird, wenn er ſtatt in den Stall einmal in die Kinderlehre wollte. Man denke vernünftig nach, ob natürlicher Weiſe dieſe Menſchen nicht mehr oder weniger zum Vieh herabſinken müſſen; denn Menſchen, welche zu keiner geiſtigen Speiſe mehr kommen, müſſen auf feinere oder gröbere Weiſe dem Thiere ähnlich werden. Die, welche noch einen beſſeren Trieb in ſich fühlen und nicht ein völlig Thier werden wollen, die verlaſſen Stall und Kammer und ſuchen andere Menſchen auf — Geſellſchaft. Dieſe Geſellſchaft beſteht aber eben aus Leuten zumeiſt, welche keinen Ort haben, keinen ruhigen Platz in heller warmer Stube daheim; deren Seele zu etwas Höherem weder geſpeiſet noch getränket wird. Hie und da wird ein harmlos Spiel getrieben, an vielen Orten aber reizen ſchon die Geſpräche die gröbſte Sinnlichkeit, Getränke thun es nicht weniger, und man mag kaum die Nacht mit ihren dunkeln Schatten erwarten, um die mühſam gezügelte Begierde ganz los zu laſſen. Es würde ganz beſtimmt ſelbſt die, welche den Sonntag nicht als einen Tag des Herrn betrachten, ſchaudern an Leib und

Seele, wenn man ihnen vor ihrem Angeſicht all das Treiben an den Winterſonntag Nachmittagen und Abenden könnte aufgehen laſſen. Und ein bedeutender Theil dieſer Unſitte rührt davon her, daß die dienende Klaſſe in ihren unbeſchäftigten Stunden keinen heitern Platz an einem Tiſche, keinen Platz an oder auf einem warmen Ofen hat. Es klagen ſo viele ſonſt vernünftige Leute über die Schlechtigkeit der Dienſtboten, und wie ſie kein Gefühl, keinen Verſtand und, ich weiß nicht was alles, hätten, und dieſe weiſen ihren Dienſtboten oft einen Wohnort an, den man nicht einmal unter die hoffährtigen Hundeſtälle rechnen könnte. Und wenn man ihnen die Bemerkung macht, daß, wer wie das Vieh wohne, doch wohl nicht viel beſſer als das Vieh ſein könne, ſo ſagen ſie, ſie könnten ſich nicht anders einrichten, die Hauszinſe ſeien gar theuer oder das Holz zum Heizen einer Stube nicht wohlfeil. Ich habe nichts dawider; aber dann müſſen ſie auch mit den Dienſtboten vorlieb nehmen, wie ſie in Hundeſtällen und in Löchern werden.

Dieſer Uebelſtand iſt aber nicht nur auf dem Lande zu Hauſe, ſondern je länger je mehr auch in den Städten. Man mag kein Stübchen mehr für Mägde miethen; ja man baut große Häuſer, wo man nur wirkliche oder eigentliche Hundeſtälle für Dienſtboten anbringt, keine Stube für Menſchen. Aber wie Alles ſich vergilt, ſo auch dieſes, und es giebt Häuſer, welche gerade wegen dieſer Unſitte nie rechte Dienſtboten haben können, ſie nie haben werden, ſo lange ſie dieſe Unſitte nicht abſchaffen. Man glaube mir nur, einen großen Segen würde manchem Hauſe eine Stube bringen, wo der arme Knecht, der eine ganze Woche im Wetter geweſen, wenigſtens am Sonntag Licht und Wärme, einen freien Platz am Tiſch, ein vernünftig Buch, ganz beſonders die Bibel, und zuweilen auch ein Schreibzeug finden würde. Man bedenke, die Dienſtboten ſind keine Hunde; je vornehmer man ſich gegen ſie beträgt, um ſo gemeiner werden ſie, und wenn unſer Betragen gegen ſie nicht menſchlich iſt, ſo werden ſie ebenfalls Menſchen immer unähnlicher.

Dieſer Uebelſtand drückte auch Uli. Er wollte die

Sonntag Nachmittage daheim zubringen; aber was ſollte er machen? Sie wurden ihm ſo lang, wie des Samiſanſe Tagelöhnern im Buchiberg die Vormittage, wenn er dieſelben mit dem Frühſtück des Morgens um 5 Uhr angehen läßt, durch keinen Imbiß ſie unterbricht und erſt Nachmittags um 2 Uhr mit dem Mittageſſen ſie ſchließt. (Wir wollen wetten, das iſt der einzige an der ganzen Bucheggberg Sonnſeite, bei dem es ſo halb und halb auf Pariſer Mode zugeht.)

Einſt traf der Meiſter Uli an, wie er unter der Traufe des Daches ſtund und das eine Bein ſchon außer demſelben hatte und doch nicht ganz darüber aus kam. Nachdem er ihm lange zugeſehen, fragte er ihn endlich: „Was haſt du? biſt du da angeklebt, daß du nicht fort kömmſt?" „Nein, Meiſter, ſagte Uli; aber es reißt mich faſt von einander, etwas reißt mich hinaus und ein Anderes hinein, und keines wird dem andern Meiſter, und ſo bin ich übel daran und faſt wie gebannt; ich wollte, es würde mir Jemand entweder hinaus oder hinein helfen; es friert mich bereits, daß ich meine Knie gar nicht mehr fühle." Der Meiſter lachte und fragte: was er da Wunderliches habe, welches ihn ſo hieher und dorther ziehe; er ſolle ihm es eröffnen.

„He, Meiſter, ich habe grauſam Langeweile und weiß gar nicht, was machen, und da habe ich gedacht, ich wolle ein wenig zur Geſellſchaft. Aber ich weiß nur an einen Ort hin, und weiß, wie es da geht; wie ich davon komme, das aber weiß ich nicht; da dachte ich, es ſei beſſer, daheim zu bleiben. Aber was ſoll ich daheim machen? in's Bett mag ich nicht, im Stall iſt es mir auch erleidet und um's Haus herum geht der Wind, daß es einem faſt die Knöpfe von den Kleidern nimmt, ſo daß es mich wegtreibt und gar nicht daheim dulden will. Meiſter, was ſoll ich machen?"

„Du biſt ein dummer Burſche, ſagte der Meiſter. Kannſt du nicht in die Stube? Dort iſt der Ofen warm, geht der Wind nicht, und wenn du ſchon einmal ein Kapitel leſen würdeſt, ſo würde es dir gar nichts ſchaden."

„Jä, mit der Stube weiß ich es nicht recht, ſagte Uli, ob's denn Allen recht iſt, wenn ich da drinnen ſitze: ich habe es einſt probiren wollen, und da hat es mich gedünkt, als wäre ich allen Leuten im Wege."

„He, das wär' mir ſpaßhaft, ſagte der Meiſter: wenn es mir recht iſt, wenn du da drinnen biſt, ſo wird's den Andern wohl auch recht ſein müſſen."

„Ich zweifle faſt," ſagte Uli. Indeſſen kam er doch vom Wind weg und dem Meiſter nach in die Stube. Doch gebehrdete er ſich, wie wenn er zum Beſuch wäre, und wußte nicht recht, wo er ſich ſetzen ſollte. Er ſetzte ſich endlich an die untere Ecke des Tiſches, und der Meiſter gab ihm die Bibel, welche in der obern Ecke des Tiſches ſtand, und zeigte ihm noch andere Bücher auf dem Schranke und ſagte ihm: wenn er in der nicht mehr möge, ſo ſoll er da nehmen, was ihm gefalle. Angeklebt an Tiſch und Bank, begann Uli zu leſen; aber den beiden Mägden war er da im Wege. Die eine wollte da, wo er die Bibel hatte, gerade den Napf mit Waſſer ſtellen, welches ſie zum Kämmen brauchte; und als er weiter rutſchte, ſo wollte die zweite gerade da, wo er jetzt war, ein Vorhemdchen plätten; und als er noch weiter ging, war er mit den Beinen im Wege, und ſie klagten, daß ſie nicht ungehindert zu und von dem Tiſche könnten. Da begann er doch auch aufzubegehren: daß er ſo gut das Recht hätte, da zu ſein, als ſie; der Meiſter habe ihn ja ſelbſt geheißen hineinkommen, und es dünke ihn, die Bibel ſollte ſo gut Platz auf dem Tiſche haben als ſo ein ausgeriſſener Hemeededel. Die Mägde ſagten aber: Was frügen ſie den Meiſter darnach. Es ſei, ſo lange ſie hier ſeien, nie Sitte geweſen, daß ihnen die Knechte hier am Tiſche den Platz verſchlugen. Das wär' ihnen luſtig, wenn der Meiſter alle Tag' eine neue Sitte einführen wollte, und ſie die Kühdreckhoſen einen ganzen Tag in der Naſe haben ſollten; es ſei genug, wenn ſie dieſelben während dem Eſſen riechen müßten. Das gebe den Meiſter nichts an, da habe er nichts zu befehlen. Uli ſagte, er dächte, der Meiſter hätte ſo viel zu befehlen hier, als ſo eine halbbatzige Magd, und er wiſſe, daß ſeine

Hoſen nicht ſo ſtänken als andere, welche ſie ganze Nächte in der Naſe gehabt.

So zankten ſie, bis die Meiſterfrau aus dem Stübchen kam und ſagte: es ſei doch eine böſe Sache. An den Werktagen kämen Leute wie ſie nie dazu, ein Buch zu nehmen. Und wenn man dann am Sonntag eins nehmen wolle und auch thun, wie es recht ſei, ſo könne man nicht einmal mehr ruhig ein Kapitel leſen. Ehemals ſei das nicht ſo geweſen, und die Dienſtboten hätten auch gewußt, was Sitte ſei. „Verzeiht, Meiſterfrau,“ ſagte Uli, der den Trumpf wohl begriff: „der Meiſter hat mich hinein geheißen, aus mir ſelber wäre ich nicht gekommen; aber ich kann wieder gehen.“ „Bleib nur, Uli,“ ſagte die Frau, als ſie vom Meiſter hörte, „ich habe dich ja nicht geheißen, zu gehen; aber des Zanks mag ich nicht, und ihr könnet einander ruhig laſſen. Wenn ich etwas leſen will, ſo mag ich das Zanken neben nicht.“ Das Zanken hörte auf; aber es war Uli doch nicht recht wohl da, er war froh, als die Fütterungszeit kam und er hinaus konnte. Dort traf ihn der Meiſter, der von einem Gange heim kam, und fragte ihn: wie ihm jetzt der Nachmittag vorbei gegangen? Ho ſo, ſagte Uli, das Leſen in der Bibel ſei ihm noch kurzweilig genug vorgekommen, er hätte es nicht geglaubt; aber er wiſſe nicht recht, es hätte ihm doch geſchienen, er ſollte nicht drinnen ſein. Ob ihn Jemand hätte hinausgehen heißen, fragte der Meiſter. O appartig nicht, ſagte Uli, aber er hätte es ſonſt merken können. Weiter fragte der Meiſter nicht; aber als er hinein kam, ſagte ſeine Frau: ſie möchte ihn doch fragen, aber er ſolle nicht böſe werden, was ihm denn eigentlich in Sinn komme, den Knechten zu erlauben in die Stube zu kommen am Sonntag Nachmittag? Das ſei bei ihnen nie ſo geweſen. Wo man dann eigentlich ſein ſolle, wenn auf jeder Bank ſo ein Klotz einem im Wege ſei; und wenn ein Menſch zum Beſuch komme, wo man dann mit ihm ein vertrautes Wort reden wolle, wenn die Stube voll Dienſtboten ſei? Im Sommer könne man in die Hinterſtube, aber im Winter ſei es dort zu kalt, und man müſſe mit den Leuten in die Vorderſtube, wo es auch viel freundlicher ſei von wegen der Sonne, die den ganzen Tag da hineinſcheine. Der Meiſter hatte ernſthaft der Frau zugehört und ſagte dann: „Jetzt, Frau, höre mich auch und werde auch nicht böſe; aber ich will dir ſagen, was ich gemacht habe, und während ich da ſo herumgelaufen bin, habe ich darüber nachgedacht, und die Sache iſt mir viel wichtiger vorgekommen, als ich anfangs gedacht.“ Nun erzählte er, daß er ſo ganz zufällig den Uli getroffen, und wie, und dann habe hineinkommen heißen aus Erbarmen; denn es ſei doch wirklich ſchrecklich, wenn ſo ein Knechtlein nirgends ſein ſolle, und in ſchlechte Geſellſchaft müſſe, um nur irgendwo zu ſein. Dieſem habe er ſo nachgedacht, und die Sache ſei ihm je länger je ernſthafter vorgekommen. So könne ja kein Knecht ein Buch nehmen, keiner zuweilen einen Buchſtaben machen; alles, was er in der Schule erlernt habe, vergeſſe er, und wenn er einmal etwas anfangen wolle, oder Kinder bekomme, ſo könne er kaum das Gedruckte mehr, geſchweige denn das Geſchriebene. So komme ja gar nichts mehr Vernünftiges in ſeinen Kopf und er vergeſſe ganz und gar, daß er ein Menſch ſei. Und noch eins habe er gedacht. Faſt allemal, wenn ein Dienſtbote fortgehe, ſo komme er mit einem großen Kopfe heim; ſie machen ſich die Köpfe gegenſeitig ſo groß wie Backöfen. „Eine jede Frau hat die Freude, auszuhecheln, aufzuweiſen, und die boshafteſten können ſich dabei ſo vermaledeit gutmeinend ſtellen, daß es mich ſchon manchmal gejuckt hat, ſo einem Giftlöffel eins auf den Kopf zu geben, daß es ihn dünke, er fahre rings um die Welt. Da habe ich gedacht, wenn man ſie ungezwungen und ungeheißen daheim behalten könnte, ſo wäre man noch einmal ſo wohl, und wenn ſie bei dem daheim Bleiben vernünftiger würden und auch denken lernten, was ihr eigener Nutze wäre, ſo wäre man halb im Himmel.“ „Eh Johannes, ſagte die Frau, ſchweig doch, du kömmſt ja ganz von Athem und machſt es akkurat wie unſer Prediger, der redet auch, es iſt am Halbe zu viel. Es iſt mir zuwider, einen neuen Gebrauch anzufangen; und wo ſollen wir ſein? Sollen wir keine ruhige Ecke haben, wo wir für uns ſein ſollen, wo uns nicht immer ſo ein Kloß im Wege iſt, wenn man auch etwa ein vertraulich Wort mit einander reden möchte, wozu man durch die ganze Woche keine Zeit hat?" Der Johannes meinte, ſie hätten immer das Stübli, oder man könnte am Sonntag die Hinterſtube heizen, es trage es einem wohl ab, wenn man die Dienſtboten nicht in der Wohnſtube haben möchte. „Was würden die Leute ſagen, wenn wir ſo etwas Neues anfangen wollten?" ſagte die Frau. „O Kind, ſagte Johannes, merkſt du noch nicht, daß die Leute immer zu reden haben, du magſt alte oder neue Sachen machen? Den Leuten entrinnt man nie, man mag es machen, wie man will; aber man kommt am ungebiſſenſten davon, wenn man es mit ihnen gerade macht wie mit den Hunden, ihre Ehre vorbehalten: dieſe beißen die am meiſten, welche ſich am meiſten vor ihnen fürchten." „Aber, Johannes, denkſt du denn nicht an deine Kinder? Die werden immer bei den Dienſtboten ſein wollen, und du weißt ja, was ſie da für wüſte Sachen lernen. Es iſt gerade, verzeih mir Gott meine Sünde! als ob der Tüfel ſie treibe, ihnen das Wüſteſte zu ſagen." „Aber Frau, ſagte Johannes, du verhüteſt es nicht, daß die Kinder nicht bei ihnen ſind, und finden dieſelben die Dienſtboten nicht in der Stube, ſo laufen ſie zu ihnen in den Stall; du kannſt nicht immer daran denken. Gerade jetzt habe ich zwei bei Uli gefunden. Nun werden ſie ihnen in der Stube unter unſern Ohren gewiß weniger wüſte Sachen vorbringen als draußen im Stall. Und wenn ſie etwas Vernünftiges vornehmen in der Stube, ſo iſt es mir weit lieber, daß die Kinder bei ihnen ſeien, als draußen auf der Gaſſe, woher ſie dir ja gewöhnlich heim kommen, als hätte man ſie durch Dornzäune gezogen und in Pfützen herumgewälzt." Die Frau hatte noch Manches einzuwenden, doch gab ſie am Ende nach und Johannes führte den neuen Gebrauch ein, daß ſeine Knechte an Sonntagen und nach dem Feierabend einen ruhigen Platz hatten an einem warmen, hellen Orte. Unwille gab es freilich allemal, wenn an Abenden hie und da zwei Lichter nothwendig wurden. Es wollte die Bäurin faſt von Athem kommen, wenn der Johannes die zweite

Lampe anzündete, damit ein Knecht im Kalender leſen könnte. Mußten doch an vielen Orten Knechte ohne Licht ins Bett, und jetzt gab ihnen Johannes eins nur ſo für die Unterhaltung! Es ſchien ihr, als hätte dieß denn doch keine Art!

Indeſſen ſie gewöhnte ſich daran, und es ging je länger je beſſer und zu ihrer eigentlichen Freude.

Die Dienſtboten gewöhnten ſich daran, daß immer ein Platz für ſie da ſei, und am Sonntag bald in der Wohnſtube, bald in der Hinterſtube, wie es ſich ſchickte. Dort konnte einer auf dem Ofen liegen oder am Tiſche ſitzen, wie er wollte; aber meiſtens geſchah das Letztere. Einer las, Einer machte Buchſtaben, zwei Andere verſuchten etwas zu rechnen; die Einen halfen den Andern, und wenn Niemand mehr aus und an wußte, ſo ward man einig, den Meiſter zu fragen; und wenn der z. B. ein vorkommend Wort nicht zu erklären wußte, ſo mußte ein Kind am folgenden Tag den Schulmeiſter fragen, der aber auch nicht einen Kopf hatte, in dem Alles ſtand, was Andere nicht wußten. An allem dieſem nahmen die Kinder Theil und hatten eine unbändige Freude, wenn ſie die großen Knechte etwas brichten konnten, und wenn es hieß: „Der Johanneſli iſt doch ſo geſchickt, wahrhaftig der Schulmeiſter kann ihn bald nichts mehr lehren.“ Aber ſie hatten nicht nur Freude. Selbſt die Bäurin mußte ſagen: es ſcheine ihr, die Kinder hätten noch keinen Winter ſo viel gelernt als in dieſem, und man hätte ſo wenig mit ihnen zu thun und wüßte doch immer, wo ſie wären

Aber auch die Dienſtboten ſchienen anders zu werden. Es gab viel weniger Verdruß mit ihnen, viel weniger Streit unter ihnen. Sie hatten etwas, das ihre Gedanken beſchäftigte, und mußten nicht, um etwas zu denken, ihren böſen Gelüſten, ihrem Neid gegen den Meiſter, den Aufweiſungen abhorchen und ſie immer wiederkauen. Es rührte ſich etwas Beſſeres in ihnen, und ſie begriffen immer mehr, daß es doch eigentlich ein Unterſchied ſei zwiſchen einem Mooskalb und einem vernünftigen Menſchen. Wie beim geſundwerdenden Menſchen der Hunger kömmt und, ſo lange kein Hunger da iſt, immer noch der Tod ſeine Krallen bereit hat, ſo kam bei ihnen auch der Appetit nach Gottes Wort, und ſie gingen gerne in eine Predigt, ja ſogar hie und da in eine Kinderlehre, und wußten dann nicht nur zu ſagen, was ſie Neues geſehen oder gehört, ſondern auch, wo der Herr den Text gehabt, und bald dieß, bald das, was ihnen in der Predigt aufgefallen. Daran knüpften ſich dann über Tiſch Geſpräche, und zwar recht ernſthafte, und wenn einer etwas ſpotten wollte, ſo wurde er zurechtgewieſen. Sie wurden dabei ſich immer mehr bewußt, daß es doch etwas Hohes und Bedeutendes ſei, ein Chriſt zu ſein, und daß ein chriſtlicher Knecht doch viel beſſer daran ſei als ein heidniſcher König, der nicht recht wiſſe, warum er auf der Welt ſei, während der chriſtliche Knecht doch wiſſe, daß er da ſei, um ein Kind Gottes zu werden und das Himmelreich erblich zu erwerben. Die Nachmittage gingen vorbei wie im Fluge, und allemal, wenn es viere ſchlug, wollte es Niemand glauben: das könne unmöglich ſein, ſagten ſie, man hätte ja erſt gegeſſen. Die Bäurin ſagte ſelbſt, ſie hätte das nicht geglaubt und hätte ſelber recht kurze Zeit dabei. Ja es kam ſie mehr als einmal an, daß ſie am Nachmittage einen Kaffee machte über den ganzen Tiſch weg, und nicht einmal daran dachte, was die Leute ſagen werden, daß ſie am Sonntag Nachmittag einen Kaffee mache für Knechte und Mägde.

Etwas Unerwartetes hätte die ganze Geſchichte beinahe verkehrt und zerſtört. Man ſieht im Winter da, wo die Sonne warm und viel ſcheinet, die Fliegen ſich hinziehn und hier an der Sonne ihr Leben genießen: gerade ſo iſt's an Sonntagen, wo ein warmer Ofen für Dienſtboten frei iſt, mit den Dienſtboten. Es iſt recht traurig zu ſehen, wie ſie ſich faſt unwillkürlich herzulaſſen, wie die Fliegen an die Sonne, und ſich wärmen und im Gefühl der Wärme aufthauen und ihres Lebens ſich freuen. Freilich iſt dann dieſes Aufthauen oft ein ſchmutziges und die Freude giebt ſich auf eine wüſte Art kund.

Es ging nicht lange, ſo merkte hie und da Einer, daß am Sonntag beim Bodenbauer eine warme Stube ſei. Wo nun das Gelüſten treibt, macht ein Knechtlein nicht lange Komplimente. „Komm, ſagt er zu ſeinem Kameraden, wir wollen da hinein, ſie werden uns hoffentlich nicht freſſen. Er iſt noch lange kein Herr, man wird doch wohl in ſeine Stube dürfen. Er hat zwei muntere Mägde, welche gerne Buben ſehen; dieſe werden wohl auch in der Stube ſein.“ Mit dieſem Sinne drängte der Eine den Andern hinein und wollten nun drinnen Flauſen machen, den Narren treiben. Es kamen nicht nur Knechte, ſondern dieſen nach zogen auch Mägde, und dieſen war es auch nicht um etwas Vernünftiges, ſondern nur um die Knechtlein zu thun. Das gab nun ein Nachziehen, ein wüſt, unſauber Weſen in Reden und Geberden, in Liedern und Werken, daß der Bodenbauer Holla machen mußte, ſo unangenehm es ihm war. Denn es wird wohl einem Landmann nichts unan- tändiger ſein, als wenn er fremde Dienſtboten zurechtweiſen, a überhaupt, wenn er ſich geradeaus einen Tadel, eine Zurechtweiſung erlauben muß, die man ihm übel nehmen, übel auslegen, nachtragen könnte. Aber es mußte geſchehen. Er ſagte daher einmal: Er wolle Niemand verbieten, in ein Haus zu kommen; allein daſſelbe ſei kein Haus, für Kirchweih zu halten das ganze Jahr durch; wer nur wüſt hun wolle, ſolle an ein ander Ort hingehen, und des Zu- nges begehre er nichts. Man könne ja bald nicht einmal ehen in der Stube und es ſtinke von Tabak, daß man aſt erſticken müſſe. Das half nun. Freilich räſonnirten inige kreuzerige Knechtlein und einige Pfennings-Mägde ümpften die Naſe; aber was frug dem der Bodenbauer nach!

Capitel 8.

Ein Knecht kömmt zu Gelde und alsbald zeigen ſich die Spekulanten.

Den ganzen Winter über hatte Uli faſt kein Geld ge- raucht und ſo wenig Kleider, daß er ſich ſelbſt verwunderte. in einziges Mal war er im Wirthshaus geweſen, und da hatte ihn der Meiſter noch ſelbſt gehen heißen. Er ſolle auch einmal gehen und eine Flaſche Wein trinken (eine Flaſche vier oder fünf Groſchen), damit er nicht vergeſſe, wie es in einem Wirthshauſe ſei. Er komme ſpäter ſelbſt nach, dann wollten ſie mit einander heim. So ging es auch. Der Meiſter zahlte ihm noch einen Schoppen, und zum erſten Mal in ſeinem Leben kam Uli mit einer Zeche von wenig Batzen und als ein vernünftiger Menſch zum Wirthshaus hinaus. Er hätte nicht geglaubt, ſagte er dem Meiſter, daß das möglich ſei.

Es ſchien, als ſei er mit der Erkenntniß dieſer Möglichkeit um einen ganzen Fuß größer geworden. Als er ſo mit ſeinem Meiſter vernünftig heim ging und mit ihm redete als wie mit einem Kameraden, da durchrieſelte ihn eine Ahnung, daß er auch einſt als Meiſter aus einem Wirthshauſe gehen könne, wenn er ſo fortfahre, und er träumte die ganze Nacht durch von Höfen, die er kaufen wollte, und von Säcken Geld, die er mit ſich herumtrug, um die Höfe gleich zu bezahlen. Aber er ſchnaufte und keuchte unter dem Gewichte dieſer Säcke, daß er manchmal faſt zu erſticken fürchtete; und wenn er ſie abſtellte, ſo wurden ſie ihm geſtohlen, oder er konnte ſie ſonſt nicht mehr finden. Dann verſprach ihm ein ſchönes Mädchen, es wolle ſie ihm zeigen, und ging voran; ihm aber fielen die Schuhe von den Füßen, als er dem Mädchen nach wollte, und als er dieſe in beide Hände nahm, konnte er ſeine Beine nicht vorwärts bringen, es war ihm, als ob ſie zuſammengebunden wären. Das Mädchen aber lief immer geſchwinder, er konnte je länger je weniger Schritte machen, obſchon er ganz naß ſich ſchwitzte. Endlich verſchwand das Mädchen und eine alte Frau kam mit dem Beſen und wollte ihn fortjagen, weil er ihr durch die Hanfpflanzungen gehe, und er wollte davon laufen und konnte wieder nicht, und mußte den Beſen aushalten, und ſich wüſt ſagen laſſen, und endlich rief er aus: „Uh, Uh, ſu hör doch, du alte Räſſ!" Darob erwachte er, und ſein Mitknecht fragte ihn, was er doch gehabt hätte, er hätte ihn ſchon lange geſtoßen, aber er hätte nicht erwachen wollen. Er hätte ſich bald angezangen zu fürchten und hätte noch den Meiſter geholt, wenn er jetzt nicht erwachet wäre. Der Alp hätte ihn gedruckt, ſagte Uli. Den Traum konnte er lange nicht vergeſſen, und wenn er ſich nicht geſchämt hätte, er wäre ſeinetwegen zu einer Wahrſagerin gelaufen, denn er ſelbſt konnte gar nicht einig darüber werden: ob derſelbe bedeute, daß er einſt einen Hof werde kaufen können, oder aber das Gegentheil; heute dunkte ihn dieß und morgen das andere. Auffallend war es, daß, wenn er gegeſſen und gut geſchlafen hatte, es ihm immer ſchien, als ſei er eine gute Vorbedeutung; hingegen wenn er müde war und hungrig, ſo hätte ihm Niemand ausgeredet, der Traum bedeute, daß er um Alles kommen werde, was er habe oder ſich erwerbe, und zuletzt aller Menſchen Schuhwiſch abgeben müſſe.

Unterdeſſen ging es ihm ſehr gut. Er ging dem Meiſter mit allem Fleiße an die Hand, als ob es ſeine eigene Sache wäre, und fühlte dabei alle Tage mehr, daß er doch auf dieſe Weiſe ein ganz anderer Kerli werde, als er zu ſelber Zeit einer geweſen ſei, wo er es für eine Schande geachtet, ein guter treuer Knecht zu ſein, und ſeinen Ruhm darein geſetzt, den Meiſter zu überliſten, zu viel zu freſſen und zu wenig zu arbeiten. Er ſetzte eine Ehre darein, das ganze Jahr durch vom Lohne nichts einzuziehen, ihn ganz ſtehen zu laſſen, und er zwang es auch durch. Er ließ es ſich geſagt ſein, daß man nicht auf die Zukunft hin oder vielmehr auf künftigen Erwerb hin anſchaffen dürfe, ſondern daß der zukünftige Erwerb der Zukunft gehöre und die Vergangenheit die Gegenwart ernähren müſſe, d. h. daß man aus dem verdienten Lohn ſeine Bedürfniſſe müſſe beſtreiten können. Und da in der Zukunft der Gebrauch wohl ſicher iſt, aber nicht der Erwerb, ſo muß die Vergangenheit uns auch die Nothpfennige liefern für die Tage, von denen man ſagt: ſie gefallen uns nicht.

Es war aber auch ein Tag großer Freude für Uli, als auf Weihnacht Nachmittags der Meiſter ihn ins Stübli rief, ihm 30 Kronen vorzählte und noch einen großen Thaler als Trinkgeld dazu legte. Dem ſtarken Burſchen zitterte die Hand, als er es einſtrich, denn ſo viel Geld hatte er noch nie beiſammen gehabt. Und als der Meiſter ihn noch lobte und ihn ermahnte, ſo fortzufahren, ſo gäbte er noch ein Kerli ab, bekam er Augenwaſſer. Er begann nun auch zu denken und zu erzählen, was er mit dem Gelde machen wolle. Kleider müßte er haben, Hemden beſonders; aber wenn nicht den halben, doch den Drittel des Lohns wollte er bei Seite thun. Er hätte nicht geglaubt, ſagte er, wie viel 30 Kronen ſeien, wenn man Sorge dazu hätte; es ſchienen nur ſo 30 Krönlein, und doch könnte man weit langen damit, wenn man abzutheilen wüßte. Er hätte nie geglaubt, daß das Geld ſo zuſammenhalten könne; früher hätte er es immer damit gehabt, wie der Bauer mit dem herbeigeführten gekauften Heu, wo man ein Klafter nur anzuſehen brauche, ſo ſei es nicht mehr da. Jetzt gehe es ihm mit dem Gelde wie mit einem ſelbſtgemachten gutgelegenen Stock Heu: wie man davon nehme, ſo ſcheine es einem, er würde nicht geringer und man hätte immer gleich viel. Der Meiſter mußte lachen ob dieſer Vergleichung, die Meiſterin dagegen wurde gerührt und ſagte ihm: er ſei ihr recht lieb geworden, und wenn die Näherin in's Haus auf Arbeit komme, ſo werde die ihm als Weihnachtskindli von ihr ein Hemd machen, die Leinwand ſei ſchon lange bereit dazu. Uli meinte, der Meiſter hätte ihm ſchon zu viel gegeben, und Alles dürfte er nicht nehmen, er hätte es nicht verdienet. Der Meiſter hätte ſo viel an ihm gethan, daß er ein Lehrgeld fordern könnte. Aber wenn ſie ihm einen Gefallen thun wolle, ſo ſolle ſie doch ſo gut ſein und ihm Leinwand für etwa drei Hemden kaufen; er wolle gleich recht viel zuſammen machen laſſen, es hätte es dann eine gute Weile. Wenn man nur ſo eins ums ander kaufe, ſo ſei das den Mäuſen gepfiffen, denn man hätte immer keine und müſſe doch immer die Hand in der Taſche haben. Er verſtehe ſich nicht auf die Leinwand, und ſei allemal betrogen worden; entweder hätte man ſie ihm zu theuer gegeben, oder ſei dünn geweſen, oder der Faden mürb oder ſpröd, es hätte immer an einem Orte gefehlt, und es ſei nicht lange gegangen, ſo hätte er Hemden gehabt, wie Spinngewebe. Sie wolle ihm wohl den Gefallen thun, ſagte die

Bäurin, aber daß ſie es allemal treffe, ſei auch nicht geſagt. Die Weber und Krämer ſeien ſo einer Bäurin je länger je mehr zu ſchlau. Vielleicht daß ſie ſelbſt hätte, von dem ſie ihm für drei Hemden geben könnte, ſagte Uli. Ja, ſie hätte wohl, ſagte die Meiſterfrau, aber ſie verkaufe den Dienſtboten nicht gerne etwas. Sie hätte es auch ſchon gethan, aber noch allemal Verdruß davon gehabt. Die Dienſtboten ſeien den Krämern faſt die beſten Kunden, denn ſie profitirten am meiſten an den Dienſtboten, könnten ihnen die dümmſten Sachen anhängen, allweg die, welche kein geſcheuter Menſch kaufen wolle. Es brauche nur eine Bäurin einem Dienſtboten etwas zu verkaufen, ſo führten es alle Krämer, alle Schneider, alle Näherinnen, kurz alle die, welche mit einander das Handeln mit den Dienſtboten als ihr Eigenthum betrachteten wie Sperlinge ein Feld mit Hirſe, aus und ſagten: an einem andern Ort hätten ſie es wohlfeiler gekauft; wenn die Bauern es für ſich hätten brauchen können, ſie hätten es den Dienſtboten nicht verkauft. Es ſei doch ſchlecht, ihnen fürs Erſte ſchlechten Lohn zu geben und dann noch für gutes Geld ſchlechte Sachen. „Bald ſagt der Schneider, es halte den Stich nicht, und die Näherin behauptet, es bekomme ihr Löcher unter den Fingern; und ſo wird man verdächtigt und verbrüllet, daß es eine ſchreckliche Sache iſt. Ich weiß wohl, daß es Meiſterleute giebt, welche ihre Dienſtboten betrügen und ihnen den ſauer verdienten Lohn ablocken; aber der Art ſind doch wenige, und es meinen es mehr Meiſterleute gut mit den Dienſtboten, als die Dienſtboten glauben und die Krämer ſagen. Darum, Uli, will ich ſehen, daß ich dir irgendwo kaufen kann, ſo gut, als wenn es für mich wäre. Ich brauche meine Leinwand dann ſo, daß mich kein Krämer verbrüllet und kein Schneider verdächtigt." Uli hatte gar große Freude an ſeinem Schatz und betrachtete ihn oft im Stillen. Es hatten aber noch andere Leute ihre Augen auf demſelben. So ein Bürſchchen, das Geld hat, iſt gerade wie ein Honigtopf für die Weſpen; es ſucht ein jeder, der gerne Geld hätte und es nicht verdienen mag, daraus zu lecken. Da ſollte er dieſem fünf Batzen leihen, weil derſelbe gerade kein Geld bei ſich hatte, dort wollte ein Anderer nur einen Batzen für ein Päckli Taback. Sein Nebenknecht wußte auf einmal einen herrlichen Handel zu machen mit einer Uhr, allein es fehlte ihm ein Thaler. Die eine Magd wollte ein prächtiges blaues Tüchlein kaufen von einem Aargauer, der ins Haus geſchlichen ſeine Baumwollenwaare für ſeidene ausgab, allein Uli ſollte ihr dreizehn Batzen leihen, weil ſie es der Meiſterfrau nicht ſagen mochte. Der Schuhmacher, der im Hauſe arbeitete, hatte abſolut vier Kronen nöthig und verſprach theuer und feſt, bis Oſtern ſie wieder zu geben mit einer Krone Zins. Der Hechler, der bald darauf kam, ſollte vier große Thaler haben, er wüßte mit Flachs gerade jetzt viel zu machen und wollte mit Uli den Profit theilen. Dem Uli gefiel das ganz prächtig, es flimmerte ihm lauter Geld vor den Augen. Er dachte, es wäre ja dumm, wenn er das Geld im Kaſten haben wollte, während es ihm ſo viel verdienen könnte: da ſei er nicht ein Narr und gebe es nicht. Er ließ es ſich noch einmal gut verſprechen, daß man ihm auch halten wolle, und gab es dann hin. So hatte er auf einmal freilich kein Geld mehr, ſondern Gülten, ſchöne Kapitale: an einem Orte vier Kronen, am andern mehr als ſechs. Das ſei beſſer, dachte er, als ſo die kleinen Anleihen zu ein bis zwei Batzen, welche gar keinen Zins trugen. Jetzt könne er doch ſagen, er hätte kein Geld mehr, er hatte alles ausgeliehen. Er kam ſich recht gewichtig vor unter ſeinen Schuldnern. Aber ſeinem Meiſter ſagte er nichts davon. Der brauche nicht Alles zu wiſſen, dachte er, und vielleicht hätte er den Profit lieber ſelber genommen und dem Hechler das Geld ſelbſt gegeben. Er müſſe auch etwas anfangen, welches nicht alle Leute wüßten. Er hatte den beſten Glauben zu ſeinem Meiſter, indeſſen das Mißtrauen noch nicht ganz verloren, und gar wenige Dienſtboten laſſen es gerne den Meiſter wiſſen, wie viel Geld ſie haben, und beichten ihm noch weniger, was ſie mit demſelben anfangen.

Das ging eine Zeit lang recht ſchön und Uli rechnete zum öftern nach, wie viel Zins ihm bereits auch gelaufen ſei. Oſtern ging vorbei und der Schuhmacher brachte kein Geld, aber er entſchuldigte ſich bündig, indem er vornehme Kunden bekommen, Stiefelgeſchäfte gekauft und dieſe baar hätte bezahlen müſſen, und verſprach, der Zeit nach am Zins nachzuthun. Nun mühte ſich Uli ab, zu rechnen, wie viel per Woche der Schuhmacher ihm nachzuthun hätte; aber das brachte er trotz vielem Schwitzen nicht heraus. Es preſſirte übrigens auch nicht, denn Michelstag kam, und Uli hatte ſeine vier Kronen noch nicht geſehen. Dem Hechler ging es ſehr fatal. Der Flachs hatte eher ab- als aufgeſchlagen. Er fand, mit dem einen Theil wäre beſſer, zu warten, als ihn jetzt zu verkaufen, den andern aber hatte er einem Händler auf Kredit verkauft, und den konnte er auf keinem Markt antreffen und hatte vergeſſen, zu fragen, wie er heiße, und Niemand wolle von ſo einem wiſſen, er habe ſchon viele Leute gefragt, behauptete er. Da begann Uli doch Angſt zu kriegen. Es fing ihm an vorzukommen, wenn er nur ſein Geld wieder hätte, ſo wollte er zufrieden ſein, an den Zins nicht denken, von Profit nichts ſagen: aber eben, das Geld wieder zu kriegen, das war die Kunſt. So oft er es forderte, waren neue Ausreden da, und wenn er ungeſtüm wurde, ſo blieb man ihm die Antwort auch nicht ſchuldig. Man könne es einmal nicht aus den Steinen herausſchlagen; er höre ja, wenn man es hätte, ſo wollte man es ihm geben. Er ſolle machen, was er wolle, und wenn er ſehe, es zu nehmen, ſo ſolle er es nehmen. Man hätte gar nicht geglaubt, daß er ein ſo Wuſter ſei, ſonſt hätte man lieber nichts mit ihm wollen zu thun haben. Er wußte ſich gar nicht zu helfen und lief wie ſturm herum. Der Gedanke, es ſei doch ſchrecklich, was er ſo ſauer verdient, ſo liederlich zu verlieren und gar nichts dafür zu haben, ließ ihn nicht mehr eſſen, nicht mehr ſchlafen. Ehedem beim Hudeln, dachte er, hatte er doch gewußt, was er mache, und ſein Geld ſelbſt verſchleudert; jetzt, wo er meine, gut zu thun, und bös habe, gehe es ihm noch ärger als zuvor, und er komme gerade ſo weit als der ärgſte Hudel; das ſei doch ſchrecklich, und er ſei der unglücklichſte Menſch auf der Welt und das werde wohl an einem Orte geſchrieben ſein, daß er zu Nichts kommen ſolle. Jetzt wüßte er, was ſein Traum bedeuten ſolle und die Geldſäcke, die er nicht mehr finden könne.

Der Meiſter konnte gar nicht begreifen, was Uli hatte. Endlich glaubte er ihn krank, denn er ſah keine andere Urſache ſeines ſonderbaren Weſens. Er ſah der Sache noch einige Zeit zu; aber als Uli immer ſchlechter ausſah, fragte er ihn einmal, was ihm doch fehle, etwas ſei nicht recht da. Uli wollte nicht mit der Sprache heraus. Erſt als der Meiſter ſagte, wenn er ſo dumm thun wolle, ſo könne er ſeinethalben; aber er hätte doch geglaubt, mehr Vertrauen zu verdienen als ſo. Uli wiſſe ja, daß, wo er ihm helfen könne, es nie Nein ſei bei ihm. Nachdem Uli noch manchmal geſagt, er dürfe es nicht ſagen, geſtund er endlich ſeinen Kummer und wie ſeine ganze Erſparniß vom letzten Jahre, auf die er ſich ſo gefreut, dem Teufel zu ſei; er werde wohl nie einen Kreuzer davon wiederſehen.

„Ja, das hätteſt du denken ſollen, ſagte der Meiſter, es wiſſen ſo viele Dienſtboten nichts mit ihrem Gelde anzufangen, laſſen es ſich ablocken und kommen ſo darum. Ich miſche mich nicht gerne in dieſe Sache, wenn man mich nicht darum fragt, fuhr er fort. Man meint ſonſt gleich, ich wolle Vogt ſein oder gar das Geld für mich, und wird mißtrauiſch. Es iſt mir leid um dich; aber den Hechler und den Schuhmacher hätteſt du kennen ſollen, du weißt ja, was das für Vögel ſind. Aber nicht wahr, Uli, der Geizteufel hat dich plaget. Weißt du, daß dir der Schuhmacher nicht weniger als hundert Prozent verſprochen hat per Jahr, während ehrliche Leute ſonſt nur vier geben? und der Hechler hat dir das Maul auch ſüß gemacht. Aber eben ſo fängt man die einfältigen Leute, und wenn einer ſoviel verſpricht, ſo ſollte man doch denken können, der werde nicht halten wollen, er würde ſonſt nicht ſo viel verſprechen." Ja, ſagte Uli, das Alles komme ihm jetzt hintendrein ſelbſt in Sinn; aber er möchte dem Meiſter doch angehalten haben, daß er ihm zu ſeinem Gelde verhelfe, er ziehe es ſich ſonſt noch zu Sinnen. Der Meiſter ſchüttelte den Kopf zu dem Anſinnen, übernahm aber den Auftrag;

indeſſen rettete er mehr, als er Anfangs erwartete, da weder Schuhmacher noch Hechler gerne ſeine Kundſchaft verlor. Als er Uli das Geld übergab, ſagte ihm dieſer: „Meiſter, behalte du es und bewahre es auf. Ich brauche es nicht, und wenn ich es habe, ſo behalte ich es nicht lange; ich bin unglücklich mit dem Gelde: entweder verthue ich es, oder man betrügt mich darum, oder es wird mir geſtohlen, und zuletzt, wenn Niemand ſonſt dazu käme, ſo würden es mir die Mäuſe freſſen." „Nein, ſagte der Meiſter, das Geld will ich nicht behalten, ich habe genug an meinem zu hüten, wenn ich ſchon nicht viel habe. Aber weißt du was, thue du das in die Kaſſe." „Was iſt das?" fragte Uli. „He, das iſt eine Kaſſe, wo man das Geld, welches man nicht braucht, hineinlegen kann, bis man es braucht, und unter der Zeit bekömmt man einen billigen Zins, dazu iſt es gut verſichert, daß man gar nichts zu fürchten hat." „Das iſt kommod, ſagte Uli; aber kann man hineinthun, ſo viel man will, und kommt es einem dann nicht aus, wenn man dort Geld hat?" Das ſei eben gar kommod, bekam er zur Antwort, daß man viel und wenig hineinthun könne, und wann man wolle. Was das Auskommen anbetreffe, ſo ſolle er ſich deßhalb nicht fürchten. Wer Geld am Zins habe, dem komme es früher oder ſpäter immer aus. Und zudem glaube er nicht, daß es einem Knechte ſchade, wenn man vernehme, er hätte Geld am Zins. Im Gegentheil, er glaube, das vermehre nicht wenig ſeinen guten Namen und verſchaffe ihm einen gewiſſen Reſpekt. In einer ſolchen Kaſſe brauche er ſich auch um den Zins nicht zu bekümmern. Sobald ein Jahr um ſei, werde der Zins zum Kapital geſchlagen und trage wieder Zins; ſo könne ſich, zu vier Prozent gerechnet, in zwanzig Jahren das Kapital verdoppeln. Und ſobald er es nöthig habe, kriege er es ohne Umſtände in geſetzlicher Friſt wieder ganz beſtimmt, denn ſolche Kaſſen ſeien gut verbürget und verſichert. Da könnten Dienſtboten weit aus am beſten ihre Gelder einlegen, eben weil man auch Weniges nehme und zu jeder Zeit; weil ſie ſich da vor keinen Schelmereien, Kunſtgriffen rc. in Acht zu nehmen hätten, nichts zu thun hätten mit Konkurſen und Advokaten. Da könnten ſie ganz ruhig ihr Geld hin thun, arbeiten laſſen, bis ſie es einmal brauchten, und könnten Jedem, der von ihnen leihen wolle, ohne Lüge ſagen: ſie hätten keins. Da ſchmollte Uli mit dem Meiſter, daß er ihm dieſes nicht früher geſagt; dann wäre er nicht zu Schaden gekommen. „Du haſt's gehört, ſagte darauf dieſer, ich kann einen Knecht nicht behandeln wie ein kleines Kind. Willſt du aber, daß ich dich halte wie ein Kind, ſo mußt du vor Allem aus mit Zutrauen an mich kommen, mußt mir das Maul gönnen. Das Kind kömmt zum Vater und frägt um Rath und ſagt: Vater, was meinſt; Vater, was glaubſt?"

Uli bekannte ſich im Fehler und bat den Meiſter, ſein Geld in die Erſparnißkaſſe zu thun; es waren fünfzehn Thaler, welche er übrig zu haben glaubte. Es trage zwar nicht viel ab, meinte er, aber es ſei ihm doch ſicher. „Das ſcheint dir, ſagte der Meiſter, und eben dieſe Ungeduld iſt's, welche ſo viele Menſchen um Hab und Gut bringt. Wem es auf dem rechten Wege zu langſam geht, wird entweder ein Spitzbube oder ein Hudel. Warte nur einige Jahre, lege immer zu, ſo wirſt du ſehen, zu welchem Kapital du kommen wirſt."

Capitel 9.

Uli ſteigt im Anſehen und kömmt Mädchen in den Kopf.

Und Uli that ſo. Er blieb ſparſam, ward immer anſchlägiger und emſiger und wuchs zugleich an Weisheit und Verſtand und an Gnade bei Gott und den Menſchen. Es war recht merkwürdig, auch äußerlich die Veränderung wahrzunehmen, die mit ihm vorging. Er ging eigentlich erſt jetzt recht aufrecht, wie ein Menſch; man ſah es ihm von Weitem an, daß das kein Schmutzfink ſei; man nahm ihn ſehr oft für einen Baurenſohn und nicht für einen Baurenknecht, und zwar nicht bloß wegen der Kleidung und weil er eine ſilberne Uhrenkette trug, ſondern wegen ſeiner guten Haltung, ſeinem anſtändigen Betragen. Es redete jeder Bauer gerne mit ihm, fragte ihn: Uli, was meinſt? Und ſeine Worte hatten eine Bedeutung. Er fühlte auch, daß ſie eine Art von Gewicht erhielten: darum ſchwatzte er nicht mehr in den Tag hinein, ſondern beſann ſich, was er ſagte; wog ſeine Worte ab, ſo daß es ſchon hie und da hieß: z'Bodebure Uli hat's geſagt, hat's auch gemeint.

Er fühlte, daß er nicht mehr nur ſo ein arm Knechtlein ſei, welches nirgends ſein ſollte, ſondern daß er in der Welt ſich auf einen Platz geſtellt, wo man ihn gerne ſah, wo er etwas zu bedeuten hatte. Wie das Alles ſo nach und nach kam und bei welchen einzelnen Anläſſen, indem er dem Meiſter vor Schaden zum Nutzen war, Mängel an Roſſen entdeckte, welche der Meiſter kaufen wollte, günſtige Witterung benutzte in deſſen Abweſenheit u. ſ. w., kann ich nicht erzählen, es wäre zu weitläufig. Er begann auch zu fühlen, daß man ganz anders auf die Erde trappe, auch ſie mit andern Augen anſehe, wenn man ein Beſitzer iſt, als wenn man ein Habenichts iſt. Es kommt ſo eine Art ruhige Sicherheit, die bei Vielen in dummen Stolz ausartet, über den Menſchen, wenn er angehängt hat an der Welt, d. h. wenn er Früchte ſeiner Arbeit, Ertrag ſeiner Kräfte vorgeſpart, Vorrath gewonnen hat auf künftige Jahre. Er fühlt, er iſt nicht mehr ganz allen Winden, fremder Willkür preisgegeben, er iſt ſchon ſelbſtſtändiger, mehr Herr ſeiner ſelbſt. Er kann ſchon einige Krankheitswochen unbeſorgt ertragen, kann wenige Wochen ohne Meiſter ſein; das macht ihn zufriedener, gelaſſener: er ſchießt auch nicht mehr herum, wie wenn er in einem Wespenneſt wäre, denn mit der inneren Ruhe nimmt auch die äußere zu, und in dem Maaße, als er wirklich zufrieden in ſeinem Inwendigen wird, wird er auch zufriedener mit ſeinen Meiſterleuten. Und je mehr er zu etwas kommt, um ſo mehr erkennt er den Werth der Dinge, ſpart nicht nur für ſich, ſondern es reut ihn überhaupt, etwas zu vergeuden, er ſpart alſo auch den Meiſterleuten, um ſo zufriedener werden dieſe auch mit ihm. Es ſtellt ſich ſein Name feſt: er iſt ein ſparſamer, arbeitſamer Burſche.

Was dieſer Name bedeute und wie jeder Name auch ſeine Verſuchungen herbeilocke, ſo wie jede Blume ein Inſekt, jede Frucht einen Eſſer, das ſollte er bald erfahren. Der Titel „es iſt ein ſparſamer Burſche“ iſt ein Lockvogel, und auf der Stelle finden ſich, freilich nicht Inſekten, ſondern Mädchen ein, die den Vogel locken möchten.

Der Bodenbauer hatte zwei Mägde, die Meiſter- und die Untermagd. Die erſtere war griesgrämlich, gab nicht drei gute Worte im ganzen Jahr, häßlich, ſie hatte haarichte Warzen im Geſicht und Blattergruben, rothe Augen, weiße Lippen und eine blaue Naſe; daneben war ſie arbeitſam, ſparſam und hätte für ihr Leben gerne einen Mann gehabt; aber ihre Liebe konnte ſie nicht anders zeigen, als durch Murren und Knurren (ſo ein Gemiſch von Hunde- und Katzengeſchrei); und jedesmal murrte und knurrte ſie mit dem am meiſten, den ſie am liebſten hatte. Es ſchien, als ob ſie alle Augenblicke auf ihn ſchießen, ihn kneipen, kratzen oder beißen wollte. Dieſe ſagte: erſt wenn ſie einen Mann hatte, lohne es ſich der Mühe, zu arbeiten und zu ſparen; dann wolle ſie zeigen, daß mit Sparen ſie keine möge.

Die andere aber war ein leichtfertig Ding, mit leichtfertigem Gemüth, leichtfertigem Geſicht, leichtfertigem Leibe: Alles ſchön roth und weiß angeſtrichen, glatt gerieben, und die Augen wußte ſie ſo ſüß glänzen zu laſſen und den Mund ſo ſüß zu ſpitzen, daß es Jeden dünkte, er müßte daran kleben bleiben. Sie putzte ſich gerne, arbeitete um ſo ungerner, wußte nichts von Sparen, gut leben war ihr um ſo lieber, aber am allerliebſten wäre ihr ein Mann geweſen. In einem Mann dachte ſie ſich Heil, Glück und Seligkeit, kurz Alles bei einander. Die knurrte nicht und biß nicht; die wußte ſich anläßig zu machen und ſtrich an einem herum, wie eine Katze, wenn ſie bei guter Laune iſt. Die meinte, wenn ſie einmal einen Mann hätte, ſo wollte ſie ihn lieb haben, wie keine, und dann wollten ſie es ſich recht wohl ſein laſſen. Dann zwinge ſie kein Teufel, länger zu dienen, dann wollte ſie kochen, was ihr ſchmecke, und aufſtehen, wann es ihr gefalle.

Beide richteten ihre Augen auf Uli und wollten ihn glücklich machen; beiden gefiel er. Die erſte meinte, der werde ihr ſparen helfen; die zweite, der werde ſparen, daß ſie mit ihm glücklich ſein könne, d. h. daß ſie nichts zu thun brauche und doch Alles habe, nach was es ſie gelüſte.

Beide warfen ungefähr zu gleicher Zeit nach dem Glücklichen ihre Netze aus.

Stini zankte allemal mit Uli, wenn er in der Küche mit einem Schwefelholz oder auch mit einem Span die Tabackpfeife anzünden wollte: ſeine Finger wären nicht zu vornehm, eine Kohle zu nehmen, er werde ſie einmal nicht verbrennen darob. Sie ſchnauzte ihn allemal an, wenn er Oel in die Laterne wollte; bald füllte er die Ampel zu ſehr, bald kam ein Tropfen daneben. Er werde noch anders müſſen ſparen lernen, ſagte Stini. Seine Lederſchuhe ſtunden oft eine Woche lang zum Einſchmieren in der Küche. Stini rührte ſie nicht an. Holzſchuhe ſeien lange gut genug für ein Knechtlein ums Haus herumzutrappen; dazu brauche man keine Lederſchuhe. Stini hoffte, wenn Uli keine Lederſchuhe habe, ſo müſſe er daheim bleiben. Wenn zuweilen nach dem Feierabend die Knechte noch auf den Bänken vor dem Hauſe ſaßen, ſo jagte Stini ſie ins Bett. „Kein Wunder, ſagte ſie Uli, daß du am Morgen ſo faulenzeſt, wenn du des Abends nicht zu rechter Zeit ins Bett kannſt, ſo giebt es dein Lebtag nichts aus dir.“ Der Meiſterfrau redete Stini beſtändig von Uli, aber unter lauter Schimpfen und Schelten: es war nichts rechts, was er machte, ſo daß die Meiſterin manchmal ſagte: „Aber Stini, ich weiß gar nicht, was du über Uli haſt; er thut doch Niemand etwas zu leid und iſt einer von den bravſten Burſchen, wo es giebt, einen wackerern ſieht man nicht.“

Urſi machte es ganz anders. Urſi flattirte, machte ein ſpitz Zuckermäulchen, ſtund ganz nahe unter die Augen, hatte immer bei Uli was zu thun, entweder mußte ſie ihm helfen oder er ihr, ſie neckte ihn, bis er ſie anrühren, mit ihr ringen mußte. Bald wollte ſie ihm das Schnupftuch ſtehlen, bald eine Blume von dem Hut, wollte ihm ſüße Aepfel zuſtecken oder weiche Birnen. Beim Kornmähen wollte ſie ihm nachlegen und hatte immer ein gutes Wort für ihn auf der Zunge und eine Liebeserklärung in den Augen. Sie wolle einen Mann, ſagte Urſi oft, und der ſolle es gut haben bei ihr, man lebe ja nur einmal und da wäre man ja einfalt, wenn man mit einander bös haben, nicht mit einander glücklich ſein wollte.

Natürlich ſagte ihnen der weibliche Inſtinkt bald, daß ſie Nebenbuhlerinnen ſeien, und jede ſuchte die andere auszuſtechen.

Stini ſchimpfte über die Mannsleute, welche einem jeden Schlärpli nachliefen und beim Heirathen nur auf das Geſicht ſehen, und ſagte Uli, er ſei gerade einer von den Dümmſten und Nichtsnutzigſten, er ſei eigentlich gar nicht werth, daß ein brav Menſch ſich mit ihm abgebe. So Einer, der ſo einer wie der Urſi, dem liederlichſten Unflath, nachſehe und ſich mit ihr abgebe, dem ſollte man noch die Ruthe geben. Mit ſo Einer zähle es ſich nicht zuſammen. Wenn es ſchon kein ſolch Geſicht hätte, das man nicht an der Sonne brauchen könne, wenn es nicht ausbleichen ſolle, ſo hätte es doch zwei Dutzend Hemden und ſieben Paar Sommerſtrümpfe und fünf Winterſtrümpfe (einer ſei ihm verloren gegangen), vier Mieder, zwe verflucht brav und zwe minger, und dann Geld hätte es auch noch, es ſage nicht, wie viel. Aber wenn es mit einem anfinge, Haus zu halten, ſo für zwei Bett und zwei Kühe und vielleicht für ein Schaf auch noch brauchte der keinen Kummer zu haben. Das wäre doch dann etwas Anderes, als ſo ein liederlich Menſch, welches nicht einmal Geld hätte, um Wolle zu kaufen, wenn es einmal ſeine Strümpfe flicken möchte. Es könnte viel noch ſagen, aber es meine dann nicht, daß es geheirathet ſein müſſe; es hätte zu leben, und ſein lediger Leib ſei ihm auch noch etwas werth. Ehedem hätte es ſchon lange einen Mann gehabt, und vor zwanzig Jahren hätte es mehr als einmal heirathen können, aber jetzt ſei nichts mehr zu machen, unter Hunderten gäbe es keinen vernünftigen Burſchen mehr; ſo 'ne Miſtmore ſei heut zu

Tage allen lieber als ein brav Menſch mit etwas Geld. Zu einer ſolchen Rede machte ſie gewöhnlich ein Geſicht, daß man junge Katzen hätte vergiften können, und ließ Klauen hervor, daß ein Lämmergeier neidiſch geworden wäre.

Urſi war nicht halb ſo böſe über Stini, ſondern lachte und ſpottete über daſſelbe, führte es aus, wie gerne es heirathen möchte, aber wie es auch ſeine Zähne vorſtrecke, ärger als ein Eber, ſo wolle doch kein Burſche darein rennen und daran hängen bleiben. Es ſchnarche des Nachts, daß es Späne abſprenge von der Wand, und brülle manchmal gerade aus mitten in der Nacht. Und wenn ſie dann frage, was ſie ſo brülle, ſo ſchreie ſie: „es hat mir geträumt, es habe mich Einer ſitzen laſſen, und habe doch gemeint, ich hätte ihn wirklich." Hemden habe ſie in der Nacht an, von denen ſieben keinen Ofenwiſch geben würden und ſtatt Unterröcke ziehe ſie Fetzen an einen Faden, als ob es Bohnen wären, binde ſie dann um den Leib und rühme, wie die grauſam warm gäbten. Wenn es an einem Morgen Stini's Strümpfe anziehen ſollte, ſo könnte es die ganze Nacht nicht ſchlafen, aus Angſt, wie es das vornehmen ſollte, denn ſie hingen nur noch an einzelnen Faden zuſammen, daß man müſſe Wunder thun können, um ſie an die Beine zu bringen. Es nähme es nur Wunder, wo ſie mit dem Geld hinkomme; ſie ſchaffe nichts an und hätte doch nie fünf Kreuzer bei einander. Es wollte nur, es ließe ſich einer anſchmieren durch Stini und heirathe ſie in der Hoffnung, er kriege eine reiche Frau; der könnte ihns lächern, wenn er Hudlen zu erleſen bekäme, ſtatt Geld zu zählen. „Uli, das wäre Eine für dich, ſagte dann Urſi, da könnteſt du eine Naſe voll kriegen, daß du den Säumiſt nicht mehr riechen würdeſt; du hätteſt ſie dein Lebtag voll genug von der Frau. Ich rühme mich nicht halb ſo, als das Menſch; aber es wäre mir doch noch ein himmelweiter Unterſchied, eine reinliche Frau zu bekommen, als ſo ein Mülech, ſo ein ungewaſchenes Thier: es gruſet mich alle Nächte, wenn ich zu ihm ins Bett muß, und es kötzeret mich allemal, wenn es kocht, und nicht die Meiſterfrau

So führten die Nebenbuhlerinnen ihre Gefechte hinter ihren reſpektiven Rücken; indeſſen auch vorwärts ſchonten ſie ſich nicht, und Stini ſchimpfte Ueſi und Ueſi verſpottete Stini. Und Uli, den vernünftigen Kerli in ſeinem übrigen Betragen, hätte man vernünftig glauben ſollen; glauben ſollen, da werde es ihm nicht gehen wie einem Eſel zwiſchen zwei Heuhaufen: und doch ging es Uli, dem verſtändig gewordenen Knechte, ſo. Es iſt eine ganz merkwürdige Sache, wie der geſcheuteſte Kerli in allen Dingen der Welt beim Heirathen ein dummer Stöffel werden kann. Wie irgend ein Trieb im Menſchen, eine verborgene oder ſchon offenkundig gewordene Luſt durch ein Weibsſtück faſt wie mit einer Lunte entflammt werden kann, daß Feuer in ihm aufgeht, wo Dach ſchießt und ihm wird, als müßte er mit dieſem Stück glücklich werden und hätte die ganze Welt gerade nichts für ihn als dieſes Stück, nichts Reiz für ihn mehr als dieſes Stück, das ſieht man alle Tage, und wer es hundertmal geſehen, dem geht es gerade zu ſeiner Zeit, er iſt an Andern nicht klug geworden. Man ſieht tauſend Ehen geſchloſſen werden, wo Tauſende ſagen mit aller Beſtimmtheit, ſo gewiß 1 und 1: 2 machen, werden dieſe unglücklich. Alle pflichten bei, der Erfolg giebt ihnen Recht, nur die Beiden, oder wenigſtens Eins iſt blind, hörlos, es ſchmeckt und riecht nichts. Irgend eine Begierde lag in ihm in noch unentwickelter Kraft, in mächtiger Anlage: ein Weibsſtück tritt als Leben gebendes Element hinzu, und nun entſteht eine Gährung, in welcher alle Beſonnenheit untergeht, in welcher dieſe Aufwallung einzig den Willen beſtimmt, alle ſonſtigen Rückſichten verdunkelt und einzig das ins Licht ſtellt, was Ziel jenes Triebes iſt. Das iſt allerdings eine ſehr handgreifliche Erklärung vieler ſogenannter Liebe. Oder man erkläre es mir anders, wenn die widerwärtigſte Perſon wegen hundert Kronen geheirathet wird; das faulſte Schlarpli, weil es eine ſchöne Haut hat: die unreinlichſte, üppigſte Wittwe, weil ſie das Flattiren verſteht, während ihr früheres Leben, welches noch dazu meiſt den Betreffenden bekannt iſt, ihre Umſtände, ihre Anlagen die unglücklichſte Ehe wie mit Kanonendonner predigen?

Kann man bei einem Menſchen die Zeit dieſer Gährung vergehen laſſen, ehe er ans Heirathen gekommen iſt, ſo geht der Rauſch vorbei, er erwacht wie aus einem Traume; es iſt ihm, als ob die Augen ihm aufgingen, Schuppen von denſelben ſielen; ganz anders ſieht er Alles an, ganz anders rechnet er, und ſein Dringlichſtes iſt, von ſeinem ſogenannten Lebensglück ſich zu befreien. Daher das Geſchrei über verſchwundene Liebe, über Untreue; daher die Trennung vieler Brautpaare; daher die noch zahlreicheren ſogenannten unglücklichen Ehen. Einen ſolchen Gährungsprozeß hat man halt für Liebe angeſehen; er hat nun ausgegährt, der natürliche Zuſtand kehrt wieder: da iſt nun keine Liebe mehr; was Eins werden ſollte, hat ſich nicht binden wollen, ſondern liegt ausgeſchieden feindſelig ſich gegenüber.

Nun ſteckte in Uli noch immer der einige zwanzig Jahre alte Burſche, der beim Flattiren warm wird, und ein hübſches Mädchen lieber hat, als ein wüſtes; dem die Sinnlichkeit zur Brille wird, mit der er ein Mädchen und das durch daſſelbe zu erlangende Glück anſieht. Aber in Uli regte ſich auch die Sparſamkeit, der Trieb, etwas Selbſtſtändiges anzufangen, ein Meiſter zu werden. Einige hundert Kronen und eine ſparſame Frau hatten daher eigene Bedeutung in ſeinen Augen; mit ſo Einer glaubte er Alles gewonnen und ſeine Dienſtjahre um Vieles abgekürzt.

Daher konnte er ſich nicht enthalten, mit Uerſi zu ſchätzelen, zu denken, es ſei doch ein liebes und gutes Meitſchi, und mit ihm würde er ein gut Leben haben. Er ſpielte oft in Gedanken mit dieſem Leben und wie er und Uerſi es treiben, wie ſie mit einander Freude haben und einen Haushalt führen wollten. Dann kam ihm wieder vor, daß man am Ende von der Hübſchi nicht leben könne und daß Uerſi nicht nur nichts habe, ſondern noch hoffährtig ſei, zu ihren Kleidern nicht recht Sorge tragen könne, wie ſie eben nicht die eifrigſte in der Arbeit ſei. Indeſſen, dachte er, daran könnte er ſie gewöhnen. Dann kam ihm aber auch Stini in Sinn, und es kam ihm vor, als ob er es mit derſelben viel beſſer machen würde. Stini hatte

Geld, war arbeitſam und ſparſam. Freilich war ſie häßlich; aber daran gewöhne man ſich, dachte er, daß man es zuletzt gar nicht mehr achte: ſie war ſehr wüſt; aber, dachte er wieder, zuletzt ſei eine Frau wie die andere, es könnten nicht Alle ſchöne Weiber haben, und Mancher würde ſeine ſchöne Frau an eine häßlichere tauſchen, die aber minder hoffährtig und arbeitſamer wäre. Dann ſchwatzte er wohl mit Stini und ließ ſich mit ihr an: dann grinzte Stini ihn noch grimmiger an, es war faſt, als ob die Haare ſich ihr zu Berge ſtellten, und zankte ihn noch einmal ſo innig und inbrünſtig aus und ſparte die Uſtäthe und wüſten Hunde nicht, während ſie noch einmal ſo wenig Mehl und Butter in die Suppe that. Dann dachte Uli, es ſei doch wahrhaftig nicht Alles, mit einer Frau leben zu müſſen, deren Freundlichkeit Sauerſehen, deren Wohlmeinenheit Zanken ſei, und wenn ſie ihm nichts gönne und er bei ihr keine Freude haben könnte, ob er nicht ein geſchlagener Mann wäre, und was ihm dann das Häuſchen Geld hülfe?

So wurde Uli von zwei Gewalten angezogen und abgeſtoßen; immer dringlicher kam es ihm vor, ſich bald zu entſcheiden: denn es ſchien ihm, als ob er nach und nach veralte, und daß, wenn er ſich nicht bald entſcheide, es bei ihm mit dem Heirathen vorbei ſein werde, ſo einen Alten keine mehr nähme. Denn man kommt ſich heut zu Tage viel früher alt vor, als ehemals; der Schnuderbube will ſchon ein Mann ſein, was kann daher ein Mann anders ſein als ein Greis? Ehedem ſchämte ſich einer zu heirathen vor dem dreißigſten Jahre; jetzt rümpfen die Mädchen die Naſe, wenn einer über fünfundzwanzig iſt, und nehmen am liebſten mit den Flaumbärtigen von achtzehn bis zwanzig verlieb. Das giebt einen guten Begriff, wie witzig die heutigen Mädchen ſind und für was ſie die Ehe anſehen und wie wenig ſie danach fragen: was Kinder mit Kindern anfangen ſollen?

Glücklicherweiſe für Uli wurde in dieſem Hauſe nicht geduldet, daß die Dienſtboten ſich nächtlich beſuchten: zudem waren die beiden Nebenbuhlerinnen in einem Bette: da wäre jedenfalls ein ſtrubes nächtliches Beſuchen geweſen. Aber

eben dieſer Hemmungen wegen ſuchten ſie ihn um ſo eifri-
ger bei Tage auf, denn auch bei ihnen wuchs der Drang,
die Vereinigung zu beſchleunigen, Uli's ſicher zu ſein. Deß-
wegen war Uli nirgends ſicher. Im Stall beim Melken,
in der Futtertenne beim Füttern, auf der Bühne beim Fut-
terbereiten, beim Graſen und Miſten ſchlich ſich bald
Stini, bald Uerſi herbei: Stini zankend, Uerſi liebelend.
Aber kaum war Stini da, ſo war auch Uerſi nicht weit,
trennte entweder die Zwieſprache oder plagte Uli ſpäter deß-
wegen. Und kaum war Uerſi dem Uli an einem Ort un-
ter die Augen geſtanden, und blinzelte mit den Augen zu
ihm auf, ſo ſchoß Stini daher wie aus einer Büchſe, ließ
die Milch ins Feuer laufen, ziſchte wie eine wilde Katze,
warf mit unverſchämten Menſchern um ſich und Hudel-
buben u. ſ. w. Je länger je ungerner ließen Uerſi und
Stini ſich vertreiben, immer mehr hielten ſie einander Stand,
ielten ſich gegenſeitig die wüſteſten Sachen vor, und eine
rohte der andern immer, beim Meiſter ſie zu verklagen:
s nähme ſie Wunder, ob er denn ein ſolches Nachziehen
und Zuſammenkommen dulden wolle? Der Meiſter und die
Meiſterfrau ſahen das Ding ſchon lange und allerdings im-
mer mehr mit Unwille, denn es ſtörte den Gang der Ar-
eit und weder Stini noch Uerſi hatten Sinn für ihre Ge-
häfte, vergaßen Alles unter den Händen; auch Uli ward
iſſiger. Die Meiſterin meinte ſchon lange, Johannes ſollte
och mit dem Uli reden; ſie hätte ſchon manchmal den
Mägden abgeputzt, aber es ſei nur, wie wenn ſie Oel ins
euer ſchütte: es dünke ſie, dieſelben würden alle Tage
ürmer, und ſie hätte Kummer, Stini werde ein Narr; ſie
ätte letzthin laut pläret, und das hätte ſie noch nie ge-
an, ſo lange ſie ſie kenne. Uerſi nehme es nicht ſo ſchwer,
e denke: giebts nicht Dieſen, ſo giebt es einen Andern. Jo-
annes ſagte, es ſei ihm zuwider, mit Uli zu reden, er
ätte ihm noch nichts davon geſagt; aber wenn es nicht
ld beſſer werde, ſo werde es doch ſein müſſen, ſo könne
nicht länger gehen.

Uli kam die Sache auch immer peinlicher vor. Er
ämte ſich nach und nach ſeiner beiden Schätze, die Gah-

rung war am Verrauchen; eine war der andern im Wege geſtanden und beide hatten dem Uli Zeit verſchafft, wieder zu ſich ſelbſt zu kommen. Er begann nach und nach, die Zwieſprachen zu vermeiden; deſto hitziger ſtellten die Mädchen ihm nach, deſto wüſter ſagten ſie einander. Er war ohne Laterne im Stall; deſto emſiger ſuchten ſie ihn. Einmal gab er den Roſſen über Nacht, und kaum hatte er angefangen, ſo war Ueſi da und ſchätzelte mit ihm und fragte endlich ganz bedauerlich, was er auch habe, er ſei nicht mehr der Gleiche? Daran ſei nur Stini ſchuld; aber der ſolle es gezeigt werden, ſie wolle Stini dahin helfen, wohin ſie gehöre. Und wie Ueſi dieſes ſagte, fing es draußen an zu poltern, zu plätſchern und dann ſo wunderlich zu tönen, es war nicht Muhen und nicht Mäckern, es war Beides untereinander gerührt und gerüttelt. Ueſi jauchzte auf und ſchrie: „ſie hat's, ſie hat's!" lief hinaus und Uli leuchtete nach; aus dem Hauſe liefen die Leute herbei und da fanden ſie Stini im Miſtloch, das triefende Haupt aus der ſchwarzen Jauche emporſtreckend und gar erbärmlich ſchnaubend und gurgelnd, huſtend und brüllend in allen Tönen. Sie konnte nicht ſelbſt hinaus und Niemand mochte das triefende Frauenzimmer anrühren. Die ganze Haushaltung ſtand ums Loch herum, Niemand konnte ſich des Lachens enthalten, ſelbſt die Meiſterin mußte auf die Seite, weil ſie nicht mehr Meiſterin ihrer Mienen war. Stini ſtreckte beide Hände empor und begann zu fluchen. Ueſi lachte immer lauter, Stini brüllte immer wüſter: ſie wolle es Ueſi zeigen, ſobald ſie heraus ſei; denn das Menſch und Niemand anders hatte das Loch abgedeckt, daß ſie auf dem Weg zum Brunnen hätte hineinfallen müſſen. Während die beiden Mägde lachten und fluchten, wollte Niemand zugreifen: der Eine redete vom Miſthacken, der Andere von einer Heugabel, der Dritte meinte, man ſolle ſie mit Pulver herausſprengen. Endlich erbarmte ſich der Meiſter, nahm einen drei bis vier Fuß langen Knebel, hielt ihn an einem Ende und gab Uli das andere und Stini mußte nun mit beiden Händen dieſen Knebel in der Mitte faſſen. So hoben ſie mit Anſtrengung aller ihrer

Kräfte Stini langſam aus dem Loch empor. Man kann ſich keine Vorſtellung machen, was das im Scheine der Laterne für ein Anblick war, als die von Jauche triefende Geſtalt, in ſchwarzen Koth gehüllt, mit den rothen Augen, der blauen Naſe, den weißen Lippen ſo nach und nach aus dem ſchwarzen Loche tauchte, und ſchwarze Ströme nach allen Seiten aus ihren Kleidern ſich ergoſſen, bis ſie endlich wie ein eigentlicher Dreckſack auf feſten Boden geſtellt werden konnte. Die Zuſchauer wollten ſich faſt am Boden herumwälzen vor Lachen. Aber kaum fühlte Stini feſten Boden, ſo ſtürzte ſie wie eine Hyäne auf Ueſi los. Dieſe, laut aufſchreiend, wollte fliehen, aber ſchon war ſie von Stini umkrallt, an den Haarflechten zu Boden geriſſen; auf dem ſchönen Ueſi wälzte ſich die gräßliche Stini, deren Finger wühlten in Ueſi's Geſicht, und wie auch die niedliche Ueſi der Tuſiggottswillen um Hülfe ſchrie, ſchrie, wie am Meſſer, es kam ihr Niemand zu Hülfe; Niemand mochte Stini anrühren, welche bei jeder Bewegung Jauche weit um ſich her ſpritzte. Da mußte endlich Ueſi ſich wehren und Stini ſchrie auf und ſie wälzten, verſchlungen, zu einem Knäuel geballt, ſich am Boden. Von ferne her hörte man Schritte; die Meiſterin ſagte, wenn man die Menſcher nicht bald von einander thun wolle, ſo wolle ſie es ſelbſt thun. Das durfte man ſich nicht zweimal ſagen laſſen; man ſuchte Ueſi zu ergreifen. Aber Ueſi war um nichts ſauberer als Stini; wer zugriff, wurde beſudelt, und als Uli helfen wollte, wären beide bald über ihn hergefallen, an Allem ſollte er ſchuldig ſein. Stini fluchte, daß er ſie habe ins Loch ſprengen helfen, und Ueſi, daß er ihr Stini angehetzt, und wenn der Meiſter nicht aus Angſt vor den nach und nach ſich nähernden Nachbarn die beiden Unholdinnen ins Haus gewieſen hätte allen Ernſtes, ſo hätte Uli mit ihrem Zorn noch härter zu kämpfen gehabt, als mit ihrer Liebe.

Wie die beiden Liebhaberinnen ausgeſehen, wie ſie zuſammen in die Kammer geſchwommen und dann endlich auch ins Bett, das muß ich der Einbildungskraft meiner Leſer überlaſſen. Nur das kann ich ſagen, daß ihr Anblick Uli

ANSIS

wirklich über den Magen kam und er von Stund an von beiden genug hatte. Sie fühlten es beide auch ſelbſt, daß das Ding ein Ende haben müſſe, und erneuerten nur ſehr ſchwach ihre Verſuche. Stini tröſtete ſich damit, daß das Menſch ihn auch nicht kriege, und Ueſi faßte ſich im Vertrauen: es gebe noch andere als Uli, und wenn ein ſchönes Mädchen einen Mann wolle, ſo brauche es nur zum Fenſter hinauszupfeifen, ſo liefen zehn herbei: einen Jeden nehme es aber auch nicht, es ſei nicht gewachſen, für an einem Orte der Schuhwiſch zu ſein. Aber ganz war Uli die Luſt zum Weiben noch nicht vergangen: es dünkte ihn noch immer, es wäre jetzt Zeit und länger dürfe er nicht ſäumen.

Capitel 10.

Wie Uli um eine Kuh handelt und faſt eine Frau gekriegt hätte.

Einmal, und damals war es heiß, hatte Uli eine Kuh zu Markt geführt. Der Meiſter hatte ihm geſagt, wie viel er löſen ſolle; was er darüber aus erhalten könne, das könne er behalten, aber er ſolle ſich dabei wohl in Acht nehmen, daß er nicht zwiſchen Stühle und Bänke komme und am Ende die Kuh heim bringen müſſe. Es ſei ſchon Manchem ſo gegangen, daß er einen ordentlichen Preis hätte löſen können, aber zu hoch geſpannt und zuletzt keinen Käufer mehr gefunden habe. Uli hatte beim Mäſten dieſer Kuh ſich viele Mühe gegeben und ging geſpannter Erwartungen voll auf den Markt. Kann ich wohl 20, kann ich 40 Batzen herauszuſchlagen, oder muß ich mit gar nichts vorlieb nehmen? das ging ihm beſtändig rund um im Kopfe. Schon weit vor der Stadt paßten Leute auf, ſchrieen ihn an: „Junge, wie theuer das Kuhli?“ Sie griffen mit ihren Händen um die Kuh herum, aber Alles war nicht recht an ihr, und die Haut ſei gar dünn, ſagten ſie, und Unſchlitt nicht viel mehr, als für einem Kind die Schühli zu ſchmieren. Sie machten die Kuh aus, daß Uli bald drein geſchlagen hätte. Dann kamen Andere und fingen an zu loben, ſo halb und halb: man müſſe ſie dieſes Jahr nehmen, wie man ſie finde: es ſeien Haufen Kühe feil, aber das ſei noch keine von den ſchlechteſten; das Mäſten gehe etwas hart bei grauem Heu.

Faſt wie Bremſen das Vieh beim Eintritt in einen Wald empfangen, wurde Uli und ſeine Kuh von Leuten umſumſt, die ausſpotteten, rühmten, bald die Kuh, bald ihn, und verlangten, er ſolle ſie ſchätzen, er ſolle doch ſagen, was er fordern dürfe für ſo ein mager Thierchen. Uli begann zu ahnden, daß die Waare beſonders geſucht ſei, daß er einen Schnitt machen könne. Er forderte fünf Neuthaler mehr, als der Meiſter ihm geſagt hatte, daß die Kuh gelten müſſe. Nun erhob ſich ein Gebrüll gegen ihn, wie wenn er ein Wespenneſt aufgeſtöbert hätte, und allmal ſo fuhren die Menſchen von ihm weg. Indeſſen bemerkte er doch, daß ihn einige nicht aus den Augen ließen und ſich den Ort merkten, wo er auf dem Markt ſich und ſeine Kuh ſtellte. Einen Bekannten, der vorbei ging, rief er herbei, um die Kuh ihm einen Augenblick zu halten, und durchſtrich flüchtig den Markt, um zu hören, was Kauf und Lauf ſei. Er ſah zu ſeiner Freude, daß ſeine Ahnung ihn nicht betrogen und heute etwas für ihn zu machen ſei. Als er zurück kam, fand er ſeinen Stellvertreter in großer Verlegenheit: es waren Käufer da, wollten den Preis wiſſen und er kannte ihn nicht. Alſobald kam Uli in Handel. Er blieb bei ſeiner Forderung: man bot, man handelte, man ging weg, aber er merkte, daß die meiſten der Bietenden die Kuh im Auge behielten, daß man ungern aus dem Handel trat und einen Andern dazu ließ; er kam zur Einſicht, daß er um einen Louisd'or theurer verkaufen könne, als der Meiſter geglaubt, und er that es endlich auch, fürchtend, durch zu langes Hinhalten möchte er endlich um alle Käufer kommen. Es verzögerte ſich, bis er das Geld in Empfang genommen, und es brannte eben die heißeſte Nachmittagsſonne, als er heimging. Er war noch nicht weit außerhalb der Stadt, als er ein großes Weibsbild mit vier kleinen Schweinen ſich herumtreiben ſah. Dieſe wollten nicht pariren und alle fünfe lechzten und ſchauften zum Erbarmen. Er erkannte die Tochter eines ihrer Nachbarn, die faſt athemlos und erſchöpft ihn um Gottes willen bat: er möchte ihr beiſtehen, ſie bringe ſonſt die Ketzern nicht lebendig heim. Uli half mit etwas mehr Ruhe, als das Mädchen gehabt, und bald brachten ſie auch die Schweinchen in einen ruhigen Gang. Denn wie die Thiere thun, hängt meiſt von ihren Treibern ab. Es ließe ſich da ein merkwürdig Kapitel für Eltern und Regenten anknüpfen. Doch dießmal haben wir nicht Zeit, uns mit ihnen abzugeben; wir müſſen jetzt erzählen, wie Käthi wieder zu Athem kam, und wie ſie mit den erſten freien Athemzügen zu erzählen begann, wie manches Schwein ſie daheim hätten und wie viel ſie jährlich nur mit dem Schweinemäſten gewönnen. Aber die Mutter verſtehe das ganz beſonders; ſie gebe aber ihren Maſtſchweinen im Winter mehr Sahne als nur ſo bloße Milch. Aber mit Flachs und Hanf machten ſie noch viel mehr. Sie pflanzten alle Jahre gruſam viel und alle Jahre gerathe es ihnen beſonders wohl, und dann hätten ſie Fleiß mit Spinnen und ſchon zu Weihnacht die ganze Stube voll Strangen geſponnenen Garns. Der Händler habe ſchon manchmal geſagt, er treffe in keinem Hauſe ſo vieles und ſo ſchönes Garn an. Und wenn die Mutter ſchon weben ließe, daß man ſich ſchrecklich verwundern müſſe, ſie hätte den halben Speicher und alle Tröge voll leinen Zeug, ſo könne doch die Mutter von Weihnacht bis Oſtern alle Wochen mit großen Bürden Garn zu Markte gehen. Für ein jedes Kind hätte ſie ſchon lange die Ausſteuer bereit; da ſeien Anzüge und Ueberzüge und flächſerne Leinwand für Hemden und feineres zu Tiſch- und Betttüchern, man könne weit laufen, ehe man ſolches ſähe. Schon manchmal, wenn ſie Beſuch bekommen und die Mutter die Leute in den Speicher geführt hätte, ſo hätten ſie die Händ über dem Kopf zuſammengeſchlagen vor Verwunderung und hätten geſagt, ſo viel Sachen und ſo ſchöne hätten ſie noch nie bei einander geſehen. Wo das ſei, werde auch noch Anderes ſein; da möchten ſie einſt helfen theilen. Der Vater hätte aber auch ſchon manchmal geſagt, es ſei Mancher, er meine, er ſei ein Bauer, aber er ſtünde es nicht aus, nur was jährlich die Mutter an Weber- und Bleicherlohn ausgebe. Es käme ihm wohl, ſeien die Zinſe gegeben. Es käme ihm wohl, wüßte er aus dem Stall zu löſen mehr als ein Anderer; da vermöchte man wohl ſo etwas. „Aber das iſt noch Alles nichts, fuhr Käthi fort; aber es hat mir manchmal übel gruſet, was jährlich der Müller dem Vater für Geld geben muß, ich glaube, viele hundert Kronen. Aber er ſagt auch allemal, ſo gutes Korn, wie unſeres, finde er nirgends, es ſei allemal wenigſtens eine halbe Krone mehr werth, als das der andern Bauern im Dörfli. Aber wir haben auch Acker dafür, viel Jucharten an einander, ich weiß nur nicht, wie viel, und alles eben wie ein Teller, und ſo ſchöne, ſchwarze, mürbe Erde, man kann nicht genug ſehen, und die Leute haben ſchon manchmal geſagt, ſolchen Acker treffe man nirgends an, das Land auf das Land ab, man möge hinkommen, wohin man wolle.“ Es ſei kein ſchönerer Anblick als einer ihrer Aecker voll Korn, wenn es ſo ſchön grad aufſtehe und dicht wie eine Bürſte und alle Halmen gleich lang, wie wenn man ſie mit der Scheere verſchnitten hätte. Es ſtünden dann alle Leute dabei ſtill und ſagten, ſie wüßten doch nicht, wie es der Vater auch mache, aber ſolches Korn ſehe man nirgends, und es dünke einem, er müſſe es voraus wiſſen, ob es einen frühen Winter gebe oder nicht; ob er dichter oder dünner ſäen müſſe; er treffe es allemal und hätte alle Jahre immer gleich ſchönes Korn, immer eben recht dicht und ihm falle es nie, nur hie und da eine Hand voll an einem Abhang. So ſchwatzte Käthi in Einem fort, während der Schweiß ihr von der Stirne rann und es einem dünkte, der Mund ſollte ihr zuſammen kleben und nicht mehr von einander wollen. So etwas muß wahrſcheinlich auch geweſen ſein; denn als man zu einem Wirthshauſe kam, ſagte Käthi: wenn es die Ferkel könnte in einen Stall laſſen und ihnen etwas zu ſaufen darhalten, ſo glaube es, es thäte ihnen wohl. Unterdeſſen könnte ſie Uli eine Halbe zahlen, weil er ihr ſo behülflich geweſen; ſie glaube nicht, daß ſie dieſelben allein heim gebracht hätte. Uli ſagte, es ſei ihm recht, eine zu haben, wenn ſie ſich nicht ſchäme, nur ſo mit einem Knecht im Wirthshauſe zu trinken; er hätte aber auch Geld, um eine zu zahlen. Käthi ſagte: er ſolle nicht ſpotten; ſie ſei ſchon mit manchem Baurenſohn im Wirthshauſe geweſen, der weniger vorgeſtellt als er. Der Vater hätte ihn auch ſchon manchmal gerühmt und geſagt: er wollte, er hätte einen Knecht, wie er ſei, und er wüßte manchen Baurenſohn, er wäre ihm als Tochtermann weniger anſtändig als Bodenbauren Uli, wenn der ſchon nur ein Knecht ſei.

Der Stall fand ſich und eine Halbe auch. Es waren nicht viel Leute im Wirthshaus. Zwiſchen drei und vier Uhr findet man nicht auf dem Heimwege, wer an einer ordentlichen Mahlzeit ißt oder tanzen will. Die gehen heim, welche mit einem halben Schoppen vorlieb nehmen; Butter, Garn verkauft haben, oder ſonſt etwas; Ziegen, Schafe, Schweine gekauft; die ſogenannten kleinen Hausväter oder die Hausmutter, welche ſich nicht gerne lange ſäumen und doch noch etwas möchten, ehe ſie heim an den dünnen Kaffee müſſen. Derlei Leute ſaßen einige in der Gaſtſtube, hatten ihre halben Schöpplein vor ſich, ihre Körbchen oder ihre Marktſäcklein neben ſich und verhandelten den Markt, und was dieß oder jenes gegolten, und wenn man es nur gewußt hätte, wie es ginge, ſo hätte man etwas Anderes auf den Markt gebracht, das geſuchter geweſen, als die Butter, welche man gehabt. Es ſei gar ſchrecklich viel geweſen, faſt hätte man glauben ſollen, die Körbchen mit Butter wüchſen aus dem Boden heraus und die Leute ſollten aus Waſſer Butter gemacht haben. Käthi rühmte, wie ſie es getroffen. Sie hätten auch Butter gehabt; aber die Mutter hätte es geſagt: heute ſolle man nicht mit Butter kommen, die Leute, welche einen Kreuzer Geld brauchen, werden alle heute Butter verkaufen wollen. Es dünke ihns, ſagte ſie zu Uli, ſie möchte etwas eſſen, der Wein mache ihr Hunger; ob ſie etwas beſtellen wollten? Es ſei ihm recht, ſagte Uli. Er könnte es machen, aber er wolle mit halten. Käthi rief den Wirth und fragte: was ſie hätten? Der Wirth ſagte: wenn ſie noch ein wenig Geduld hätten, ſo könnten ſie Braten haben und Würſte und von einem Schinken; aber es ſei noch alles über dem Feuer, ſie hätten nicht geglaubt, daß die Leute heute ſo früh kämen. Käthi war es recht, zu warten, von wegen den Schweinchen, ſagte es; es werde unterdeſſen kühler. Da werden ſie noch eine Halbe haben müſſen; ſie hätten ſo raſch getrunken und nicht daran gedacht, daß ſie noch etwas eſſen wollten. Endlich war aufgegeſſen und ausgetrunken und Käthi rief: „Wirth, was ſind wir ſchuldig?“ „Kann man euch nicht noch mit Etwas aufwarten? ſagte er, etwa noch mit einem Schoppen?“ Als er das Nein vernahm, ſagte er: „He nun, wenn es denn ſein muß, ſo iſt es ſechszehn Batzen.“ Sie fuhren beide in die Taſchen und Käthi ſagte dem Uli: er ſolle nicht Geld hervornehmen, ſie wolle zahlen. Uli ſagte: das wäre ihm luſtig; er ſei auch froh geweſen, etwas zu nehmen. Uli zog eine Handvoll Münze hervor und Käthi nur ſechs Kreuzer oder drei Batzen, dazu dann drei oder vier große Thaler. Sie müſſe wechſeln laſſen, ſagte Käthi, aber ſeine großen Thaler reuten es ſchier, man bekäme immer ſo ſchlechte Münze in den Wirthshäuſern. Sie hätte einen ganzen Sack voll Münze bei ſich gehabt, aber dem Vater davon geben müſſen, als er die Schweinchen gezahlt habe, ſein Geld habe ihn gereut. „Weißt was, Uli, ſagte Käthi, zahle du auch für mich; ich will es dir wieder geben, ſobald wir heim ſind. Ich habe zu Hauſe noch mehr Geld, als dieß da; es hat noch Manche nicht ſo viel, als ich; es wäre mancher Bauer froh, er könnte mit mir tauſchen. Die Mutter ſagt immer, es ſei nicht manche Baurentochter z'Land auf und z'Land ab, die ſo viel Sackgeld habe, wie ich. Aber ich bekomme Trinkgelder allemal, wenn wir Schweine verkaufen, auf das Mindeſt immer fünf Batzen von einem. Und wenn etwas zu vertragen iſt, kömmt es an mich. Die Metzg ins Pfarrhaus trage ich auch; aber dort iſt es böſer geworden. Die vorige Pfarrerin hat fünf Batzen gegeben, wenn ein Schinken dabei geweſen iſt; dieſe giebt nur drei und einen halben Batzen, wenn es viel giebt. Alle Jahre habe ich einen eigenen Flachsplatz, auf welchem ich ſchon manchmal 25 Pfund gemacht habe. Aber die Mutter ſagt, es ſei nichts als billig, daß ich für mich pflanzen könne; es gebe z'Land auf und ab nicht Viele, die ſich zum Spinnen hielten wie ich, und ſie wolle ausbieten, es ſeien im ganzen Kanton nicht ein Dutzend, die mit mir arbeiten könnten. Dann iſt auch der Vater gar gut gegen mich; wenn ihm Geld eingeht, und ich bin zugegen, ſo thut er es nicht in den Kaſten, ehe er mir einen oder zwei Neuthaler gegeben; ja ich weiß ſchon, ich habe einen Louisd'or bekommen. Aber der Vater hat ſchon manchmal geſagt, das ſei nichts als billig. Wenn er einen Knecht bekommen ſollte, der mir die Stange hielte, und den er brauchen könnte wie mich zu aller Arbeit, er müßte ihm vierzig bis fünfzig Thaler Lohn geben und dann könnte er ihn im Winter doch nicht zum Spinnen brauchen, wie mich. Er hat ſchon manchmal geſagt, er hätte noch kein Mädchen geſehen, welches mähen könne wie ich. Als er jung geweſen ſei, ſo hätte er mich müſſen fürchten; und doch hätte nie Einer ihm nachgemäht. Aber das Wetzen verſtehe ich aus dem ff, es haut mir durch Maulwurfshaufen und durch die Wurmerde wie durch Schnupftaback, und ich fahre noch lange zu, wenn die Andern ſchon lange nichts mehr machen können. Aber ſie haben mir auch ſchon manchmal alle ihre Senſen zu wetzen gegeben und haben geſagt, es nehme ſie nur Wunder, wie ich es mache; ſo ſcharf hätten ſie noch Niemand wetzen ſehen, und doch meine man, ich nehme die Senſe bloß in die Hand und richtig ſei es, ſo leicht gehe mir die Sache. Da bin ich am Morgen immer zuerſt auf, und wenn Abends die Knechte ſchon lange im Bette ſind, ſo ſchaffe ich noch in der Küche und waſche ab und helfe der Mutter das Frühſtück für den nächſten Morgen bereiten. Sie hat ſchon manchmal geſagt, es nehme ſie nur Wunder, wie ich es ausſtehen möge. Aber ſchau meine Arme, Uli, und Beine habe ich noch dickere, da iſt was darin. Voriges Jahr habe ich 2000 Korngarben, ſo ſchwer wie wir ſie machen, wo wir von acht immer einen Malter dreſchen, in einem halben Tag allein auf den Wagen gegeben; der, welcher ſie hat abnehmen müſſen, iſt ohnmächtig geworden. Die Leute haben von allem Wunder erzählt und geſagt, das ſei noch nie erlebt worden, daß ein Mädchen 2000 ſolcher Garben in einem halben Tag allein hinauf gegeben habe, und ich bin doch gar nicht müde geweſen. Unſer Melker hat geſagt, jetzt werde ich doch ſteif und müde ſein. Und da habe ich ihm geſagt, ich wolle ihm es zeigen, wenn er wolle; und da habe ich ihn dreimal auf den Rücken geſchlagen. Da hat er geſagt, es ſei im ganzen Berner Gebiet keine Küherstochter ſo ſtark wie ich, und es werde es wohl auch kein Küherssohn es ſein. Aber wie hat der ein Geſicht gemacht, als ich ihm einmal habe melken helfen und immer zwei Kühe gemolken habe, ehe er eine. Da hat er geſagt: es ſei verflucht ſchade, wenn ich nicht eine Kühersfrau gebe. Es könnte Einer denken, er wäre glücklich, wenn er mich bekäme; der wüßte dann, daß er eine Frau hätte, und der könnte ausbieten: im Berner Gebiet und im Luzerner Gebiet fände man keine ſolche. Aber da hat unſer Aetti geſagt, und das Augenwaſſer iſt ihm gekommen, ſo wahr ich lebe wie ein Hausbrunnen, er begehre nicht, daß einer käme; und wenn ihm einer die beſte Kuh im Stall wegnehme, es ginge ihm nicht ſo übel, als wenn ich ihm fortkäme, und es müßte nichts mehr zu machen ſein, ſonſt laſſe er mich nicht. Und darauf iſt er ins Stübli gegangen und iſt mit einer ganzen Handvoll großer Thaler herausgekommen und hat mir ſie gegeben und hat geſagt: eine ganze Schürze voll reuten ihn nicht für mich, wenn es ſein müßte. Und im Aargau habe ich vier reiche Baſen, und wenn es zu machen iſt, ſo erben wir ſie alle; und die kommen nie zum Beſuch, daß ſie mir nicht Röcke und Schürzen mitbringen, von den ſchönſten, welche es giebt; und wenn ſie fortgehen, ſo drückt mir eine jede noch Silber in die Hand, ſo viel dieſelbe faſſen kann. Dieſe ſagen aber alle Mal: erſt wenn ſie mich ſähen, werde es ihnen recht leid, daß ſie keinen Sohn hätten; wie der doch glücklich mit mir ſein könnte. Im ganzen Aargau ſei keine, die mir nur von weitem die Schuhriemen auflöſ'te. Sie hätten es ſchon manchmal drunten geſagt; und es nähme ſie Wunder, daß nicht ganze Haufen aus dem Aargau gekommen ſeien, die mich hätten haben wollen, denn da wäre ich doch von anderem Zeug als ihre baumwollenen Mädchen, welche man entzwei ſehen könnte. Aber das ſeien gar einbildiſche Leute da unten. Sie meinten, es gebe nirgends etwas Gutes als in ihrem Aargau, wo der Wein einem die Zähne abfreſſe, und die Rüben Magen und Bauch verderben und verkälten thäten, daß man glaube, man habe ganze Körbe voll Eiszapfen im Leibe. Der Vater hätte ſchon manchmal geſagt, wenn ich wollte bei ihm bleiben, und die Baſen geſtorben ſeien und ſie dieſelben beerbt hätten, ſo wollte er mir ein Wohnhaus bauen laſſen, wie in der ganzen Stadt Bern keins ſei; und Land zum Pflanzen müßte ich genug haben. Da könnte ich mir laſſen wohl ſein, beſſer als manche Herrenfrau. Sie wiſſe es noch nicht, ſagte Käthi, wie ſie es machen wolle. Ja ein ſchönes Wohnhaus ſei ſchön. Aber ſie wiſſe es nicht; ſo ein arbeitſam Menſch, wie ſie ſei, fürchte ſie, hätte nur Langeweile. Was ſie doch anfangen wollte ſo alleine? Es dünke ſie immer, wenn ſo Einer käme, der ihm anſtändig wäre, ſie wollte noch lieber heirathen. Sie hätte ſchon Manchen haben können; aber einen Jeden nehme ſie nicht, ſie wolle dann ausleſen, ſie könn's, und wenn ihr Keiner anſtändig ſei, ſo hätte ſie ſonſt zu eſſen und dann ſei es noch früh genug mit dem Wohnhauſe. Sie ſehe nicht auf den Reichthum; ſie hätte ſchon ſolche haben können, welche eigen Haus und Hof gehabt hätten und große, aber die Perſon habe ihr nicht gefallen. Sie wolle einen Hübſchen und einen Sanftmüthigen, auf das Geld brauche ſie nicht zu ſehen, ſie bekäme für ſich und noch einen genug. Es dünke ſie, wenn ſie ſo Einen bekäme, ſie wollte ſich nicht lange beſinnen, und die Eltern hätte ſie nicht zu ſcheuen, beſonders, wenn der etwa bei ihnen bliebe. Wenn Einer käme, ſo ein rechter Burſche, der ihm anſtändig wär und ſagte: Er wolle Käthi ihnen laſſen, ſo lange ſie es nöthig hätten, und wenn man ihn etwas ſchätzte, ſo wolle er auch kommen, ſo glaubte ſie, ſie würden ihm manch tauſend Mal lieber Ja ſagen, als dem Reichſten, wenn der ſie fortnehmen wollte. Sie haßten die Dienſtboten gar; denen ſei es nicht zu treffen. Wunderſelten treffe man Einen an, der zufrieden ſei mit dem, wie man es ſelbſten habe, und ſie hätten es doch bei ihnen gut; aber ſie meinten, man ſolle die Erdäpfel ſelbſt freſſen und ihnen Pfannkuchen backen. Ja, wenn ſie alle wären, wie Uli, ſagte Käthi, ſo wollte ſie nichts ſagen; aber ſolche treffe man unter Hunderten nicht Einen mehr an. „Es nimmt mich, mein Seel, nur Wunder, daß du immer dienen magſt; ſo Einer wie du, ſo ein mächtiger und ſparſamer Burſche, der ſchon etwas erſpart hat, der kann etwas wagen, wenn er will; und wenn ihm das nicht preſſirt, ſo kann er eine Frau bekommen, wo er zu eſſen hat, wenn er ſchon nicht Knecht iſt.“ Es wäre Manche froh, wenn ſie ſo Einen genommen hätte, ſtatt ſo einen reichen Geizhund, der ihr Nichts gönnt und ihr alle Tage vorhält, wie reich er ſei. Die Mutter hatte manchmal geſagt, ehe ſie ihre Tochter ſo Einem geben wollte, wollte ſie ſie lieber dem erſten Beſten von der Gaſſe geben. So Einen aber möchte ſie doch nicht, ſagte Käthi; aber ſie wolle nicht ſagen, daß ſie ſich lange beſinnen würde, wenn ein rechter Burſche käme; eigentlich ſei man doch auf der Welt um zu heirathen, und man hätte Exempel, daß die, welche am ſorgfältigſten ausgeleſen, die unglücklichſten Kreaturen auf der Welt geworden ſeien. Und wenn ſie Einen hätte, ſo wollte ſie, mein Seel, eine manierliche Frau ſein, und zu eſſen müßte Einer haben, ſo gut als ſie ſelber. Da ſei ſie doch nicht von denen Eine, die etwas Appartigs freſſen und dem Mann nichts davon geben. Das ſcheine wüſt; es ſcheine ihr, wenn man Alles gemeinſchaftlich habe, ſo ſollte man das Eſſen auch gemein haben; es hätte es ja Eins vom Andern zu genießen.

Käthi erzählte, Uli konnte nicht mit einem Hämmerlein dazwiſchen; und ſo kamen ſie bis zu ihrem Scheideweg. Da dankte Käthi dem Uli gar ſchön, und ſagte, ſie hätte die Teufels-Thiere nicht heim gebracht ohne ihn. „Sollſt Dank haben dafür; dann bin ich dir noch 8 Batzen ſchuldig, und ich bin nicht gerne etwas ſchuldig, man könnte es vergeſſen, und das hätte ich ungern. Komm bald und hole es, hörſt! ſonſt hab' ich's ungern. Oder weißt was, ſagte Käthi, ſchon zehn Schritte weiter mit ſeinen Schweinchen: Komm ſchon dieſe Nacht, es einzuziehen!" „Iſt's Ernſt?" frug Uli. „Ja, bei meiner armen theuren Seele," antwortete Käthi.

Ganz wunderlich ging es dem guten Uli im Kopf herum. Käthi war eine Perſon, wie man ſagt, von den Stattlichſten eine, hatte eine Poſitur wie eine Fluh, einen Kopf wie ein Mäs, Arme wie ein Butterfaß, und Beine, wie es ſelbſt geſagt, noch dickere. Käthi war eine Baurentochter: der Vater hatte ein großes Heimweſen; Käthi hatte Sackgeld, mehr wie mancher Bauer Geld: die vier Baſen im Aargau waren auch nicht zu verachten, und Käthi war nicht ſpröde, und Käthi heirathete vielleicht Uli, er glaubte das aus deſſen Worten abnehmen zu können. Ein glücklicher Burſch war, wer Käthi erhielt, ſo ein arbeitſam Menſch! Das Alles machte Uli ſturm, daß er faſt den Weg nicht getroffen hätte.

Als Uli vom Stolpern ſich aufſchnellte, ſah er das Haus des Meiſters in der Nähe. Da vergaß er Käthi und dachte an den Louisd'or, welchen er heute verdient hatte. Es fiel ihm ein, daſſelbe werde den Meiſter reuen, und ob es eigentlich nicht beſſer wäre, er verheimlichte ihn und rede nur von 2 oder 4 Gulden. Kein bekannter Menſch war beim Kauf geweſen und ein fremder Händler der Käufer. Er erſparte auf dieſe Weiſe dem Meiſter Aerger und behielt nichts für ſich, als was ihm von Gott und Rechts wegen zugehörte, was er im eigentlichen Sinne verdient hatte. Aber wußte der Meiſter, wie Kauf und Lauf ginge; ſollte er deſſen Gutmeinenheit, daß er ihm das Verkaufen anvertraut, alſo mißbrauchen? Denn, wenn der Meiſter nicht gut gegen ihn geweſen, ſo wäre er ſelbſt gegangen und als einem alten Fuchs, den die Zwiſchenhändler oder Juden nicht täuſchen, wäre auch ihm der Profit nicht entgangen. Das arbeitete in ihm, die Wage ſtieg auf und ab, und es war noch nichts entſchieden, als er zum Hauſe kam und am Stüblifenſter ihm der Meiſter klopfte und ihn hinein kommen hieß.

Er kam und trat mit einer Art Reſpekt in dieſes Heiligthum, in dieſes Kämmerlein, das Allerheiligſte des Hauſes.

Das Allerheiligſte in der großen Welt iſt ein Salon. Nach dieſem fragen die Herren und Damen, wenn ſie ein Haus miethen wollen; meſſen, wie hoch er ſei, ob ein Leuchter darin Platz habe, wie breit er ſei und wie manchen Spieltiſch man placiren könne, und ſehen ſich an den Wänden um, ob Glanzfarbe daran ſei oder geſchmackvolle Tapeten: aber nach einem Stübli fragen ſie nicht. Und haben ſie einen Salon gefunden, ſo gehen ſie glücklich heim, machen ein glücklich Geſicht und rathen ab, ob man die alten Meublen noch brauchen könne, oder neue nöthig habe. Und Mann und Weib machen ein glücklich Geſicht, ſo lange beide einer Meinung ſind, und ſobald in dieſe irgend ein Unterſchied tritt, ſo ziehen die Geſichter ſich ſchief, das Unglück tritt in alle Züge, die Frau kriegt Krämpfe, der Mann Tobſucht, eins fällt hier aus, das andere läuft dort aus. Da können ſie den Salon nicht mehr brauchen, und Stübli haben ſie keins, höchſtens einen Alkoven. Kein Stübli, wo ſie mit treuem Sinn und halblauter Stimme die gemeinſamen Angelegenheiten berathen, keines zu einem hohen oder lauten Ton ſich hinreißen läßt, keines anders als einig mit dem andern das Stübli verläßt, das Stübli, der Ehe Heiligthum, wo Leiden und Freuden, Hoffen und Kümmern, Meinen und Glauben treuherzig getheilt, treuherzig aufgenommen und treuherzig verarbeitet, getragen werden. Ja, wenn ihnen ein Stübli Bedürfniß würde, und ſie nach einem Stübli fragen würden, ſtatt nach einem Salon, es würde manche Ehe wieder eine Ehe, die jetzt nichts anders iſt als ein Salonſtück, beſtehend aus einem Mann und einer Frau in einem Salon, beide nach Möglichkeit aufgeputzt, wenigſtens die Frau geſchnürt und mit einem Schnepf (eine Art Rock) verſehen, aber jedenfalls beide mit langweiligen Geſichtern und mit unfläthigen hängenden Mäulern, bis das Kammerkätzchen die erſte Perſon anmeldet. Dann ſtrengt man ſich zu gratiöſen Geſichtern an, macht glückliche Augen und rudert wie in einem Meer von Wonne dem Sopha zu. Es iſt aber nur Salon-Wonne!

Kein Kammerkätzchen meldete den Uli an, ſondern er trat alleine ein, aber doch mit einer Art von Reſpekt: denn in demſelben war er noch nie geweſen, als wenn ihm der Meiſter den Kopf gewaſchen oder den Lohn gegeben. Darum trat er diesmal ein wie in einen geheimnißvollen Hain, in welchem einem Dinge begegnen konnten, die noch kein ſterbliches Auge geſehen. Drinnen ſaßen der Meiſter und die Frau Meiſterin bei einem Kaffee und der Meiſter frug den Uli nach ſeiner Verrichtung: er werde den Scheck verkauft haben, daß er ihn nicht heim gebracht? Die Frau Meiſterin aber ſtund auf, ob auf einen Wink oder eigenmächtig, war nicht bemerkbar, holte ein Kacheli, ſchenkte es voll, ſtellte es zurecht und ſagte: „Setz dich und trinke, Brot haue dir ſelbſten ab; du ſollſt durſtig ſein, es macht heiß!“ Nachdem Uli geſagt hatte, das wäre nicht nöthig geweſen, ſetzte er ſich doch und begann zu berichten, wie es ihm ergangen; und von Anfang bis an's Ende war alles lautere Wahrheit: Alles, was er geſagt, gedacht, gethan, erfuhren der Meiſter und die Frau Meiſterin; es wäre ihm unmöglich geweſen, hier im Stübli ein unwahres Wort aus dem Mund zu bringen. Zuletzt zählte er das Geld auf und alles bei Batzen und Kreuzer, was er gelöſt, und ſchob es dem Meiſter dar. Der Meiſter lachte und die Meiſterin ſagte: er hätte es den Händlern recht gemacht; aber ſie hätte nicht geglaubt, daß er ſo liſtig wäre. Sie aßen und tranken, und als der Meiſter fertig war, nahm er ſein Geld und ſchob, was er verſprochen, dem Uli hin mit der Bemerkung, daß er dieſes nicht wolle, dies gehöre ja ihm laut Abrede. Uli ſagte: ja, wenn es ein Gulden wäre, ſo möchte es angehen; allein ein Louisd'or ſei zu viel, das nehme er nicht. Das wäre ſonderbar, ſagte der Meiſter, wenn Uli nicht an ſeinen Profit gedacht hätte, er wäre vielleicht auch nicht ſo liſtig geweſen. Er hätte es verdient, und er ſollte es auch nehmen. Uli weigerte ſich und meinte: er ſage nicht, daß er gar nichts wolle; aber er ſolle ihm geben, was ihn billig dünke, ein Louisd'or ſei zu viel. Der Meiſter ſagte: „du haſt's gehört, weiteres Reden iſt unnütz.“ „Aber hör',“ ſagte die Meiſterin, die, wie die meiſten Frauen, nicht gerne grundſätzlich verfuhr, beſonders wenn ein ganzer Louisd'or auf dem Spiele ſtund (einen Louisd'or in Kreuzern hätte ſie an ſo viel Perſonen, als Kreuzer waren, unbedenklich ausgetheilt), „hör, wenn der Uli vernünftig ſein will, ſo ſei nicht thöricht: es ſcheint mir, wenn ihr halbiren würdet, ſo hätte keiner ſich zu klagen. Seh da, nimm Uli, zwei große Thaler; und du, Johannes, thue das Geld weg, es könnte ſonſt noch Jemand dazu kommen, und lachen über euern Streit, und ihr kämet noch in den Kalender." Uli ſagte: „ich danke, aber es iſt zu viel!" Im Hinausgehen dachte er nichts; aber es regte ſich doch ein Gefühl in ihm, welches ihm ſagte, die Sache ſei nicht ganz nobel zugegangen. Indeſſen, was wollte er anders, er mußte ſich darein ſchicken. Der Meiſter aber ſtrich ſein Geld ein, that es weg, ohne daß er etwas ſagte, weder mit einer Miene noch mit einem Worte.

Nachdem die Tagesgeſchäfte vorbei und abgegeſſen war, ſagte Johannes zu ſeiner Frau, er müſſe noch hinaus. Uli hätte noch die Sonntagshoſen anbehalten; es nehme ihn Wunder, ob der noch fort wolle, etwa zu Hubeckbure Käthi; da wolle er doch auch noch ein Wort dazu ſagen. Draußen traf er allerdings den Uli an, verdächtig in den Sonntagshoſen und der Gelegenheit abpaſſend, wo er am unbemerkteſten ſich vom Hauſe wegſtehlen konnte. Der Meiſter trat zu Uli und gab ihm zwei große Thaler. „Da nimm noch, was dir gehört, ſagte er. Haſt du geglaubt, ich wolle dir das vorenthalten, was von Rechts wegen dein iſt, da kannteſt du mich nicht." Uli wollte wieder Komplimente machen und ſagte: aber es ſei doch nicht billig; der Meiſter hätte es auch gelöſt, wenn er ſelbſt gegangen wäre, und 16 Livres ſei doch ein zu großer Taglohn für ein Knechtlein. „Haſt du es gehört? ſagte darauf der Meiſter, geredet iſt geredet, und wenn es zehn Louisd'or wären; was einer verſprochen hat, das muß er halten, und ich bin zufrieden. Aber wegen meiner Alten habe ich da nicht wollen zanken, man muß den Weibern etwa ein Mal Recht geben; man kann dann immer noch machen, wie man will, oder wie es recht iſt. Die Weiber haben in ſolchen Sachen nicht immer den rechten Verſtand, wenn ſie ſchon das beſte Herz haben." Uli nahm endlich den Reſt des Louisd'ors, und hoch vor Freude ſchlug ihm ſein Herz, an einem Tage um ſo viel reicher geworden zu ſein, und er legte bei ſich ſelbſt das Zeugniß ab: ſein Meiſter müſſe doch wirklich ein braver Mann ſein; unter Hunderten hätte das nicht Einer gethan. Und wie der Meiſter ſo bei ihm ſtund, ſo ging das Herz ihm immer mehr auf, es kam ihn an, er möchte ihn doch Etwas fragen. Aber er redete doch von etwas Anderm; und wenn der Meiſter gehen wollte, ſo fing er wieder etwas Friſches an, aber doch nicht das Rechte. Endlich ſagte der Meiſter: „es iſt Zeit, daß wir zu Bette gehen; gute Nacht." „Gute Nacht, Meiſter, ſagte Uli; aber wenn's dir gleich wär, ſo hätte ich dich gerne noch was gefragt." „He, was da?" ſagte der Meiſter? „He, es iſt mir wunderlich gegangen mit der Hubechbure Käthi. Die hat mir zu Kopfe geredet, daß es ſcheint, als hieße es dort nicht „Nein," wenn ich ſie begehrte. Sie muß ein beſonder arbeitſam Menſch ſein, für alle Arbeit zu brauchen; ſie geht für einen Knecht. Und für einen, der nicht viel hat, muß da ein großes Vermögen ſein; das wäre ein ſchöner Anfang. Käthi hat mir ſo um die Stauden herum geſchlagen, daß ich glauben muß, ſie thue mir die Kammer auf, wenn ich komme; und es wiegt mir ſich, ob ich gehen ſolle. Da habe ich gedacht, ich wolle dich fragen, du meineſt es gut mit mir und könneſt mir die beſte Auskunft geben."

„Für was bedarfſt du einen Knecht?" fragte der Meiſter. „Knecht bedarf ich eben keinen, ſagte Uli; aber ich habe geglaubt, Käthi wäre eine rechte Frau für mich." „Jä ſo, ſagte der Meiſter, aber du haſt mir an Käthi ausgeſtrichen, was zu einem guten Knecht gehört, und nicht zu einer Frau; und eine Frau und ein Knecht ſind nicht nur ganz verſchiedene Krebſe, ſondern ein guter Knecht kann eine ſchlechte Frau, und ein ſchlechter Knecht eine gute Frau ſein. Was trägt es dir ab, wenn deine Frau den Knecht macht und von der Haushaltung ſo viel verſteht, als ein junges Kind vom Geigen? Und ſo iſt es mit Käthi. Sie mäht und miſtet, wie Mädchen dies können, und trappet dir den

Miſt mit den bloſen Füßen, daß er ihr bis weit über das Knie hinaufſpritzt; aber eine repetierliche Suppe, die man von irgend einem G'ſchlüder unterſcheiden kann, iſt ſie nicht im Stande zu machen. Die Mutter macht die Haushaltung, und nur wenn ſie krank iſt, treiben die Töchter Allerlei in den Pfannen herum, und ſagen, ſie müßten kochen, und kochen dann, daß es eine reinliche Sau nicht freſſen möchte. Wenn der Vater nicht zu Hauſe iſt, kochte eine jedere für ſich, was ſie gelüſtet. Wenn ſie nur viel Butter und Eier und Mehl vergeuden können, ſo meinen ſie, die Sache müſſe auch gut ſein. Keine kann dir ein Loch flicken; ich glaube nicht, daß eine noch je eine Nadel in den Fingern gehabt hat. Es iſt da ein ſchrecklicher Hausbrauch; es ſind Sachen genug, Jedes braucht, ſo viel es kann, und Niemand achtet ſich, wie viel. Deswegen ſind die Leute nicht reich; da geht es eher zurück, als vorwärts, wie es allenthalben geht, wo keine Ordnung iſt. Eine Tochter wird da niemals viel erhalten; Käthi mag ſagen, was ſie will: das Vermögen iſt im Land, dieſes nehmen die Buben, und die Mädchen können ſehen, was ſie kriegen. Von den Baſen aus dem Aargau habe ich auch ſchon gehört; aber das ſind nur ſo Zuckerſtengel, die ſie den Leuten durch's Maul ziehen. Ich wüßte gar nicht, woher ſie Baſen im Aargau haben ſollten. Es iſt nicht richtig mit dieſen Mädchen, ſie rühmen ſich viel zu ſehr, da denkt man, es hätte ſich nöthig. Schon ihre Mutter hat es ſo gehabt. Sie hätte mich auch beinahe gefangen, und ich wäre mich übel reuig geworden. Ich glaube, du bekämeſt Käthi; aber was wollteſt du mit ihm? Geld kriegteſt noch lange keins, du könnteſt hingegen dort Knecht ſein ohne Lohn, Schwiegerſohn. Oder wenn du etwas anfangen wollteſt, ſo könnteſt du eine Magd anſtellen, für die Haushaltung zu machen, während Käthi dir den Miſt vertrappet. Dann würde Käthi nirgend genug ſehen, und wenn ſie nicht die Milch von vier Kühen verſchleudern könnte, ſo würde ſie über Mangel und Noth ſchreien. Du glaubſt nicht, was man mit Baurentöchtern oft angeführt iſt, aus denen man das größte Weſen macht und die aus einem großen Weſen herauskommen.

Die wiſſen oft in Gottesnamen nichts, als mit einem Werkzeug drein zu ſchlagen, wo man ſie gerade hingeſtellt hat, nie genug zu ſehen; wenn ſie nicht bis an den Hals in der Milch und in der Butter baden und plätſchern können, ſo meinen ſie, es gehe ihnen übel, und wenn nicht immer der Schneider hinter ihnen, die Näherin vor ihnen iſt, ſo ſehen ſie aus, daß man nicht weiß, was hinten und vornen iſt. Und wenn man nicht Mägde vermag, oder dieſe nicht mehr Verſtand haben, als die Meiſterin, ſo weiß man oft in einem ſolchen Hauſe nicht, wo trappen, und das Eſſen iſt, wie wenn es die Hühner von dem Miſt gekratzet hätten. Dafür wollen ſie manchmal Pflug halten, meinen, was das ſei, wenn ſie einige Tage im Jahre vom Morgen früh bis am Abend ſpät mit dem Geſinde auf dem Felde ſind. Zwiſchen den großen Arbeiten machen ſie gewöhnlich den Faulpelz. Wenn du ſo eine kriegteſt, ſo hielte ſie es dir das ganze Jahr alle Tage vor, und in den langen Tagen zweimal, wie gut ſie es daheim gehabt hätte und aus welchem Hauſe ſie käme, und wie bös ſie es bei dir habe und wie ſie doch die dümmſte Gans geweſen ſei; ſie hätte andere haben können als ſo ein Baurenknechtlein. Das iſt meine Meinung, Uli, ſagte der Meiſter; mach darneben, was du willſt; aber weil du mich gefragt haſt, ſo rathe ich es dir nicht."

Uli hatte ganz andächtig zugehört und ſagte endlich: „So will ich gehen und meine Sonntagshoſen abziehen; du haſt mir ſo eine Baurentochter ganz aus dem Kopfe getrieben, aber du magſt Recht haben. Wenn man eine Frau will, ſo muß man nicht auf einen Knecht ſehen, und ich könnte da ſelbſt der Knecht ſein und nichts davon bringen, als ein Trupp Kinder und eine böſe Frau, die nicht genug ſehen würde, und nie genug brauchen könnte. Wenn du mir nicht gewehrt hätteſt, ich wäre gegangen und hätte da vielleicht den Schuh noch völler herausgenommen als mit Stini oder Ueſi. Es iſt doch gut, wenn man noch Jemand hat, der weiſer iſt, als man ſelbſt iſt." „Ja, ſagte der Meiſter, das iſt bequem; aber dann muß man ihn fragen und ihm glauben, ſonſt trägt es einem nichts ab."

„Du haſt Recht, ſagte Uli; ſo weiſe bin ich doch jetzt auch worden, zu fragen und zu glauben; du ſolleſt Dank haben.“ „Iſt gerne geſchehen, ſagte der Meiſter. Gut Nacht.“ „Gut Nacht,“ antwortete Uli. „Aber hör', daß du dann Niemand plauderſt, was ich dir geſagt,“ ſetzte der Meiſter hinzu. „Habe nicht Kummer, antwortete Uli, ſolche Sachen behalte ich für mich.“

Capitel 11.

Wie bei einem Knechte Wünſche ſich bilden, und wie ein rechter Meiſter ſie in's Leben ſetzt.

So vergingen Uli einſtweilen die Heirathsſtauſen und er ward wieder der recht emſige Knecht, der ſeinem Dienſt alle Aufmerkſamkeit widmete. Seine Roſſe waren die ſchönſten weit und breit, die Kühe glänzten und einen ſolchen Miſthaufen hätte er noch nie gehabt, ſagte der Meiſter. Wenn es einer verſtehe, ſo könne er mit dem gleichen Stroh faſt die Hälfte mehr Dünger machen als ein anderer; das ſehe man hier. Aber er hätte ſchon Knechte gehabt, wie er es ihnen auch geſagt habe, ſie ſeien in ihrer Gewohnheit fortgefahren und hätten gelächelt in den Maulecken. Es mach ihn aber auch nichts böſer, als ſo ein einbildiſches Bürſchchen, das nichts verſtehe und ſich doch nicht wolle zurechtweiſen laſſen; das, meine der Meiſter, habe zu ſeiner eigenen Sache nichts zu ſagen. Das ſeien die, welche in Gottesnamen nichts lernten und ihrer Lebenlang gleich dumm blieben, welche zuletzt Niemand gerne als Tagelöhner brauche für 10 Kreuzer des Tags. Uli hielt ſich aber auch zu allen Arbeiten außer dem Hauſe. Im Fahren war er ein Meiſter und ſeine vier Roſſe zogen ſo ſachte und gleichmäßig an, wenn er die Geiſel hob, daß ſie wenigſtens ein Drittel mehr als andere vom Platz zogen; ja ſo viel der Wagen tragen mochte, zogen ſie, ſie ließen nichts ſtehen.

Er hielt Pflug trotz einem alten Bauer und mit Säen mochte ihn nicht bald Einer. Selbſt den kleinen Samen, Klee, Flachs ꝛc., konnte ihm der Meiſter zu ſäen überlaſſen, und die Meiſterfrau ſagte: ſie ſehe faſt keinen Unterſchied, wenn der Johannes ſäe oder der Uli. Der Meiſter ſagte manchmal, das gehe auf's Haar ganz gleich, ſei er daheim oder nicht, und man wiſſe gar nicht, wie viel wöhler man ſei, wenn man einen Knecht habe, dem es am Dienſt gelegen ſei und dem man etwas anvertrauen könne, als wenn man ſo einen Stock habe, dem nichts in Sinn komme, als heute eine Unflätherei und morgen eine Lümmelei. Er habe das ſchon Manchem geſagt: dann habe man ihm geantwortet: du haſt gut haben, du vermagſt Lohn zu geben; ich muß Zinſen geben, da vermögen wir nicht vierzigkrönig Knechten, wir müſſens mit geringern machen. Dann habe er ihnen geſagt, wenn ſie doch rechnen wollten, ſo würden ſie finden, daß die wohlfeilſten Knechte die theuerſten ſeien; aber das hätten ſie nicht faſſen wollen.

So predigte Johannes oft und war ſtolz auf ſeinen Knecht. Uli hatte nach und nach bis auf vierzig Thaler jährlichen Lohn erhalten und von dieſen wenigſtens zwanzig jährlich vorgeſpart, und doch war er ſtolz gekleidet und hatte mehr Hemden, und zwar gute, als mancher Baurenſohn. Er hatte viel über hundert Kronen in der Sparkaſſe und ſah ſich bereits für einen vermöglichen Mann an. Doch wie oft mit dem Eſſen der Hunger kömmt, ſo kömmt oft mit dem Sparſam-werden, mit dem Vermögen-gewinnen die Ungeduld. Es ſcheint viel zu langſam zu gehen; es ſcheint Einem, es ſei nicht zu erwarten, bis etwas Erkleckliches beiſammen ſei, und das müſſe anders gehen. Das iſt ein eigen Kapitel über dieſe Krankheit, die alle mehr oder weniger ergreift, die zu einigen Kronen kommen und denen der Gedanke geboren worden iſt: vermöglich zu werden. Sie ergriff auch Uli, und es dünkte ihn von Zweien eins: entweder ſollte er etwas Eigenes anfangen, oder noch mehr Lohn zu machen ſuchen; ſo ſechszig Kronen, dünkte ihn, ſollte er an einem Orte darnach wohl zu erhalten im Stande ſein, und wenn er einen guten Platz als Stallknecht bekommen könnte, ſo könnte er leicht auf hundert Kronen kommen. Es reue ihn freilich, hier fort zu gehen, dachte er, und es ſeien ihm Alle lieb: aber es müſſe ein Jeder für ſich ſelbſten auch ſehen. Der Meiſter ſah dieſe Krankheit und merkte ſie aus einzelnen Aeußerungen; aber er zürnte nicht darüber. Er war nicht von denen Einer, die glauben, wenn ſie einem Dienſtboten Gutmeinenheit zeigen, ſo ſolle derſelbe dafür ein lebenslängliches Opfer bringen, d. h. ihnen um einen Lohn dienen lebenslang, der ihren Kräften nicht angemeſſen iſt. Wohlverſtanden, ich rede hier nicht von der Sucht der meiſten Dienſtboten, alle Jahre weiter zu ziehen, um eine, zwei Kronen Lohn mehr, wobei ſie gar nichts in Anſchlag bringen, weder ihre Fähigkeit, noch die ihrer wartende Arbeit, noch den ſittlichen Namen, den ſittlichen Schutz eines Hauſes. Das Bewußtſein, etwas Gutes an einem gethan zu haben, iſt auch ein Lohn, und jedenfalls genießt man einige Zeit lang den beſſer gewordenen Menſchen. Aber dann gehe man nicht zu weit. Kann man denſelben bei ſich nicht ſeinen Kräften angemeſſen ſtellen und lohnen, ſo ſei man ihm nicht ſelbſtſüchtig vor ſeinem Weiterkommen, ſondern ſetze ſein Werk alſo fort, daß man ihm ſelbſt weiter zu helfen, ihn recht zu ſtellen ſucht; dann hat man für Zeitlebens ein dankbares Herz, einen Freund gewonnen.

So recht klar ſah Johannes das gleich Anfangs nicht ein, und es wurmte ihn, daß er Uli für einen Anderen erzogen haben ſollte; aber er ließ es ſich nicht merken und kam endlich doch zum Schluß: entweder mußt du ihn belohnen, bis er zufrieden iſt, oder ihn gehen laſſen. Als daher Uli in ſeinem zum Meiſter gewonnenen Vertrauen ihm einmal eröffnete: er wiſſe nicht recht, was anfangen: ob etwas kaufen oder miethen, oder was? ſo konnte derſelbe ohne Bitterkeit ihm rathen. „Ich begreife es, ſagte er, daß du nicht immer bei mir bleiben kannſt: du biſt jung und mußt deine jungen Jahre brauchen, und dir an dem Lohn noch viel zuzulegen, kann ich auch nicht, wenn es mir vielleicht ſchon nützlicher wäre. Aber wie kannſt du an Kaufen oder Empfangen denken? Was willſt du mit deinen hundert Kronen anfangen? Etwas Großes iſt nicht möglich, da ſind hundert Kronen grad wie nichts. Und wenn man nicht auch etwas Geld in den Fingern hat, ſo kann man gar nichts machen und iſt immer am Hag. Man muß Alles wohlfeiler verkaufen denen, die baar zahlen und die es wohl merken, wenn einer Geld haben muß: man kann nie warten, bis es die rechte Zeit iſt. Dagegen muß man Alles theurer kaufen von denen, die es einem auf Borg geben: man kann ſich nie wehren, iſt immer in Schulden, bis man die Beine ob ſich kehren muß. Noch ſchlimmer iſt es mit etwas Kleinem. Es graut mir allemal, wenn ich Jemand ſo an ein kleines Heimweſen ſich hängen ſehe, wo man Alles, was darauf wächſt, ſelber braucht: woraus ſoll man den Zins geben? Die Heimweſen für eine oder zwei Kühe ſind zum Kaufen und Empfangen weitaus die theuerſten: auf ſolchen gehen die Meiſten zu Grunde, wenn ſie den Zins innerhalb des Hages nehmen müſſen. Wo ein Gewerbe dabei iſt, oder ſonſt ein anderweitiger Verdienſt, da iſt es ein Anderes. Mit deinem Gelde kannſt du keines zahlen, haſt höchſtens genug für das nöthige Vieh: was willſt du daran anfangen? Nein, habe noch Geduld: du kämeſt um deine Sache, ehe du daran dächteſt. Aber wenn ich etwa einen Platz vernehme, wo du recht Lohn machen kannſt, ſo will ich dir nicht davor ſein. Doch nicht Stallknecht: da giebt es gerne böſe Alter: der Gliederſucht oder der Weinſucht entrinnen nicht Viele. Du reuſt mich freilich: aber ich kann doch nicht klagen, daß du gleich fortgewollt haſt und unverſchämt Lohn gefordert, nicht eingeſehen hätteſt, daß du mir auch etwas zu verdanken. Du biſt nun bald zehn Jahre bei mir, und ſo habe ich allerdings auch deine Beſſerung zu Nutzen gehabt. Zähle darauf, wenn mir etwas anläuft, ſo will ich an dich ſinnen. Du kannſt ſelber auch nachſehen, nur ſag es mir immer zu rechter Zeit." So offen redeten Knecht und Meiſter mit einander: ſie mochten ſich das Maul gönnen, und es war Keinem zum Schaden.

Herbſt war es. Voll Obſt hingen die Bäume, voll Kühe waren die Matten, voll Erdäpfelgräber die Aecker, voll Eichhörnchen die Birnbäume, voll Jäger die Wälder, voll Wirthe das Weinland. Der Johannes hatte die Pferde heim gebracht vom Felde und ſtopfte auf der Terraſſe die Pfeife, um ſie auf dem Bänkchen zu genießen vor dem Abendeſſen; ſeine Frau kam eben aus dem Keller, wo ſie Obſt auf die Hürde hatte ſchütten laſſen, und ſagte ſchwer Athem ſchöpfend: „Du, Johannes, ich weiß einmal nicht, was anfangen; drunten ſind ſchon faſt alle Hürden voll hoch auf, und es hängen noch faſt tauſend Körbe; du mußt ſehen, daß da etwas geht, ſo kann es nicht länger bleiben; wenn es ſchon faſt nichts gilt, ſo iſt Etwas doch immer beſſer, als es faulen laſſen und gar nichts kriegen dafür. Der liebe Gott hat es wachſen laſſen, und da muß es für Etwas gebraucht ſein.“ „Ich möchte mich nicht verſündigen, Frau, ſagte Johannes, ich habe auch ſchon daran gedacht. Willſt morgen mit auf den Markt damit? Ich habe allerlei zu thun, ſollte für eine Kuh ſehen, ſollte den Metzger ſuchen, der mir das Kalb noch nicht bezahlt hat, und hätte noch Etwas zu reden mit einem Schreiber wegen Gemeindsſachen, und da hab ich gedacht, es ſollte ſein, daß ich auf den Markt gehe. Da kann ich nachſehen, ob je ein Eſſig- oder Branntweinbrenner ſie gleich alle mit einander wolle.“ „E, was denkeſt, Johannes, wie könnte ich fort! Ich will von allem Andern noch nichts ſagen; aber wir haben die Schneider im Hauſe; denk doch, was das ſagen will! Da müßte ich Leinwand und Faden für den ganzen Tag rüſten und preisgeben, ich glaube, es wäre ihnen eben das Rechte, aber mir nicht, ich verdiene am meiſten, wenn ich daheim bleibe. Auch laſſe ich Schneider und Mägde nicht gerne einen ganzen Tag alleine, das ginge wohl wunderlich. Aber gehe du und nimm Roß und Wägeli und nimm ein Füderli Aepfel mit.“ „O Frau, das trägt Nichts ab, ſagte Johannes. Morgen iſt der ganze Markt überfüllt. Ein Jeder bringt ein Füderli, und man löſet nicht, was Roß und Wagen verſäumen und verthun. Aber Roß und Wägeli will ich doch nehmen. Es iſt mir zuwider, zu Fuß zu gehen; es iſt mir gar in den Beinen und morgen können wir doch nicht pflügen.

Es muß Miſt geführt ſein, und da kömmt man mit drei Roſſen ſo weit als mit vieren. Man kann nicht ſchwer laden, der Boden iſt zu naß." „Du haſt Recht, daß du fährſt. Aber da mußt du mir doch eine Butterballe mitnehmen, ich will gleich noch buttern laſſen. Ich kann dann den Schneidern morgen im Vormittag ein Butterbrod geben. Es iſt ihnen eine rare Sache und macht vielleicht, daß ſie weniger zu Mittag eſſen. Es iſt in Gottesnamen kein Segen in den Speiſen, wenn die da ſind.

„Uli, ſagte am Abend der Meiſter, mache mir doch morgen den Blaß zurecht und putze mir das Wägeli ein wenig, man hat es lange nicht gebraucht. Ich mag, weiß Gott, nicht mit einem Wägeli fahren, wie die Oberaargauer und die Bauren um Bern: ſie jährigen Koth an den Rädern, an den Speichen und an der Nabe, und Gras in den Spälten. Es meint einem, ſie könnten keinen Wagen waſchen. Das muß ſauber ausſehen um ihre Häuſer; da wird man wohl noch nach fünfzig Jahren des Großvaters Späne und ſonſtigen Kehricht ums Haus herum finden, damit, wenn er wieder käme, es ihn heimelete." Da lachten die Schneider und jeder wußte dem Johannes zu Lieb und Ehr etwas von den Bauren um Bern herum.

Am Morgen ſtund der ſtattliche Blaß und das ſaubere Bernerwägeli vor dem Hauſe. Die Bäurin legte dem Johannes noch das Halstuch um, machte ihm den Hemdekragen zurecht, wie ſie meinte, daß er ihm am beſten ſtehe; ſteckte ihm ein Schnupftuch in die Taſche, nachdem ſie es auf gemacht, um ſich zu vergewiſſern, daß nicht etwa ein Loch darin ſei; fragte ihn: „haſt du jetzt Alles?" Und als Johannes nach allen Taſchen griff, fehlte ihm noch Schwamm, den die Frau ihm aus der Küche holte. Draußen war die Butter gerüſtet in einem Bogenkorbe und mit einem ſchönen weißen Tuche mit rothen Borden bedeckt. Johannes ſetzte ſich auf, nachdem er dem Uli die nöthigen Anweiſungen eingeſchärft; hinter ihm war die Bäurin und gab ihm den Korb hinauf und ſagte: er könne ihn einſtweilen auf den Sitz ſtellen; aber wenn eine Hübſche und Muntere ihn ums Mitfahren frage, ſo ſolle er es ihr nicht etwa abſagen: ſie ſei nicht ſo eiferſüchtig wie die Guſebüri, welche eigene Leute beſtelle und bezahle, welche ihr aufpaſſen müßten, mit wem ihr Mann gefahren ſei, daß ſie es allemal wüßte, ehe er noch heim wäre. „Komm aber doch nicht zu ſpät heim", ſagte die Frau, „und bring den Korb und das Tuch wieder mit. Haſt jetzt Alles?" „Ja, ſagte Johannes, behüt euch Gott und tragt Sorge zu einander. Hü, in Gottes Namen!" Der Blaß ſchritt ſtattlich vor, und Uli ſtund im Wege und die Bäurin auf der Terraſſe und ſahen dem ſtattlichen Meiſter nach. Nach hundert Schritten, eben als Uli umkehren wollte dem Stalle zu, hielt der Meiſter. „Lauf geſchwind, Uli, ſagte die Frau, er hat Etwas vergeſſen. Es nimmt mich nur Wunder, daß der nicht einmal den Kopf an einem Orte vergißt; einen vergeßlicheren Menſchen als ihn giebt's nicht unter der Sonne", brummte die Bäurin, während Uli lief und den Beſcheid vernahm, der Meiſter hätte im Stübli auf dem Tiſchli noch Schriften vergeſſen: die Frau ſolle ihm ſie geben, er hätte ſie zurecht gelegt. Von Weitem ſchon vernahm die Frau den Auftrag und brachte die Schriften dem Uli. Nun fuhr der Meiſter fort und kam aus den Augen; und als die Frau in die Stube ging, abzuräumen, ſagte ſie zu ſich ſelbſt: „Ich bin allemal froh, wenn er endlich fort iſt; man hat immer nur mit ihm zu thun: er kann nie fort kommen, und doch hat er immer noch etwas vergeſſen."

Unterdeſſen fuhr Johannes dem Markte zu. Seine Augen betrachteten allenthalben den Stand der Herbſtarbeit, die Kornäcker, welche geſäet waren, die Erdäpfel, welche noch auszumachen waren; überſah die Bäume, wie ſie behängt, und ob nicht hier oder da eine ſchöne Sorte ſei, die er noch nicht beſitze.

Er ſah vor ſich mit einem ſchweren Korb am Arme mühſam ein ſchlank Weibchen gehen, welches zuweilen ein roſiges Geſicht zurück drehte. „Hü, Blaß, ſagte er, ſpring ein wenig." Aber kaum war der im Zuge, ſo zog der Meiſter das Leitſeil wieder an und frug: „Anne Mareili, willſt mit fahren?" Und Anne Mareili ſtund ſtill und ſagte: „Gar gern, wenn ich dir nicht im Wege bin; ſchon von weitem erkannte ich dich und dachte, wenn der mich nehmen will, ſo ſchlage ich es nicht ab." „So gieb mir dein Körbchen", ſagte Johannes, ſchlug das Leder, welches über die Füße geht, zurück, verſorgte die Körbchen unten im Geſtell und bot dann dem Weibchen die Hand, während er mit der andern den Blaß mühſam zügelte. „So, ſagte Anne Mareili, jetzt wäre ich oben: es iſt mir viel zu gut gegangen. Mein Korb hätte mich würden plagen, wenn ich ihn hätte tragen müſſen bis hinein. Aber ich habe viel zu kaufen, und da habe ich gedacht, ich wolle ſo viel zum Verkaufen nehmen, daß ich etwa löſen könne, was ich brauche." „Ihr werdet kein Geld mehr haben daheim!" ſagte Johannes. „Das nicht", ſagte Anne Mareili, eine junge, thätige Nachbarsfrau, „aber es meine, ſo lange man Etwas zu verkaufen habe, welches einem Nichts abtrage, ſo ſolle man verkaufen, und nicht das Geld, welches man habe, wiederum aus dem Hauſe tragen." „Für ſo eine Junge, ſagte Johannes, biſt du nicht die Letzte." O, ſagte Anne Mareili, es ſei nicht geſagt, daß die Aelteſten immer die Beſten wären und die Weiſeſten; wenn manche Junge machen könnte, was ſie wollte, es würde noch an manchen Orten beſſer gehen. Nicht daß ſie etwa klagen wolle; aber es hätte ſie ſchon manchmal dünkt, ihres Manns Mutter hätte einen Gebrauch, es wäre beſſer, er wäre nicht. Aber ſie ſage nichts, man könne alte Leute nicht anders gewöhnen, und es ſei eine Sohnsfrau immer dumm, wenn ſie Alles nach ihrem Brauche machen wolle. Wenn man jung ſei, ſo könne man ſich am beſten gedulden; wenn man einſt alt werde, ſo hätte man es auch nicht gerne, wenn ſo eine Junge käme und Alles beſſer machen wollte. Johannes antwortete darauf, wie es einem ſolchen Manne anſtändig war. Unter ſolchen Geſprächen fuhr man durch die ſich mehrende Menge von allerlei Geſchöpfen, grüßte links und grüßte rechts, und Anne Mareili machte ein recht glückliches, faſt ſtolzes Geſicht auf dem ſchönen Wägeli und neben dem ſtattlichen Manne. Endlich angelangt, ſprang Anne Mareili zuerſt herab, empfing die beiden Körbchen und ſagte: wenn er ſeins ihm anvertrauen wolle, ſo wolle ſie ſeine

Butter auch verkaufen; es gebe ihr in Einem zu, und ſie wolle es machen, ſo gut ſie könne: ſie wiſſe wohl, daß die Männer mit dem nicht gerne zu thun hätten. „Anne Mareili, ſagte Johannes, du thuſt mir einen großen Gefallen; aber ich will dir die Körbchen tragen bis auf den Buttermarkt. Ich trage ſie leichter als du.“ Anne Mareili machte Komplimente; indeſſen, ſie ließ es geſchehen, und Johannes fragte ſie noch, wann ſie wieder fort wolle? Sie ſolle mit ihm heim fahren, er wolle auch nicht ſpät ſein. Es könnte ihr doch zu lange gehen, ſagte Anne Mareili. Er ſolle doch ſagen, wo ſie ihn antreffen könne, ſo um Mittagszeit. Sie wolle ihm dann das Geld bringen, und da könne man immer noch ſehen, ob es ſich ſchicken wolle.

Johannes ging ſeinen Geſchäften nach, that dieſes ab und jenes, und bald war es Mittag. Da ſchien's ihm in dichtem Gedränge, er höre rufen hinter ſich: „Vettermann, hör doch! Johannes, wart doch!“ Endlich ſtund er ſtill, ſah um ſich, wollte wieder gehen, hörte wieder rufen, ſtund wieder ſtill, bis ein altes gebrechliches Männchen ſich zu ihm durcharbeitete und keuchend ſagte: „Ich habe geglaubt, ich bringe es nicht z'weg, bis zu dir zu kommen, Vetter Johannes.“ „Eh, ſeid willkommen in Gott, Vetter“, ſagte Johannes. „Ich hätte eher an den Tod gedacht als an Euch: was bringt Euch hier auf den Markt ſo weit?“ „Gerade deinetwegen komme ich, ſagte er; ich habe Etwas mit dir zu reden, wenn du der Zeit haſt, mich zu hören.“ „Warum nicht, Vetter? redet nur.“ „Hier nicht, ſagte das Mannli, hier ſchickt es ſich mir nicht; aber wenn wir etwa an einen Ort könnten, wo wir ein ruhig Stübli haben könnten, wo nicht Alles hinein lauft, ſo wär es mir recht. Aber ich bin hier gar nicht bekannt.“ Kommet nur, Vetter; ich weiß ſchon, wo wir hin wollen. Da, wo ich eingekehrt bin, da giebt uns die Wirthin ſchon ein Stübli; ſie iſt noch von weitem meine Baſe, und wenn ich etwas will, ſo iſt es nie: Nein, wenns einmal zu machen iſt.“

Es ging nicht lange, ſo ſaßen ſie in der freundlichen Wirthin Schlafſtübli, nachdem die viel Entſchuldigung gemacht, daß ſie kein anderes habe; aber es ſei heute Alles voll, ſie glaube, noch nie ſo. Hier ſeien ſie ruhig, und womit ſie aufwarten könne. „Denk jetzt mit einer Flaſche und dann, wenns Mittag iſt, auch etwas zu eſſen.“ „Was begehret ihr zu eſſen und was für Wein ſoll ich bringen?“ „Bring guten, und zu eſſen, was ihr habt; aber jedenfalls mürbes Fleiſch, ich kann gar nichts mehr daran machen, wenns nicht weich gekocht iſt. Ehedem war es mir gleichgültig, wie man es brachte, aber jetzt fühle ich das Alter an allen Orten, und oft wünſche ich, wenn ich nur nicht mehr da wäre.“ „He, Vetter, ſagte Johannes, man ſieht's Euch noch gar nicht an; und wenn Ihr ſo klagen wollt, was ſollen wir andern dann ſagen, die nicht den Zehnten Eueres Vermögens beſitzen?“ „Hör, Vettermann, auf den Reichthum kömmt es nicht an, das erfahre ich alle Tage und das iſt gerade, was mir Kummer macht, und deßwegen kam ich heute, um mit dir zu reden. Du weißt, ich habe ein großes Heimweſen und muß eine große Menge Leute haben, um es zu bearbeiten. Meine Alte und ich ſind alt und können nicht mehr recht fort. Mein Bub, der Johannes, iſt zu vornehm geworden im Welſchland, um auf dem Lande zu arbeiten, dem mußte ich ein Wirthshaus kaufen; den kann ich nichts rechnen, als daß er hie und da kömmt, wenn er Geld nöthig hat, oder etwas Anderes. Meine Tochter iſt gar nichts. Sie hat geglaubt, ſie käme gegen den Bruder zu kurz, wenn ſie nicht auch ins Welſchland könnte. Und jetzt iſt ſie, helf mir Gott, nichts anders als ein kränklich träges Ding, ſtrickt zuweilen etwas am Schatten und meint, wenn ſie etwas anrühren ſoll, man wolle ſie hängen, und kriegt dazu ein ſolches Geſicht, als ob man es aus jungem Käſe gemacht hätte. Du kannſt dir vorſtellen, wie das nun geht bei der Menge Leute, die ich haben muß. Da verſchleppt Eines hier aus, das Andere dort aus, die Sache wird nur halb gearbeitet, das Land wird alle Jahr ſchlechter, der Hof trägt mir faſt nichts mehr ab, und was es noch giebt, geht in den Koſten auf. Ja, weiß Gott, wenn ich nicht noch Kapitale hätte, ich könnte es nicht mehr machen bei einem ſolchen Hof, wie vielleicht nicht ein Dutzend ſind im ganzen Bernbiet. Ich habe geglaubt, ich hätte einen guten Meiſterknecht, und habe ihm Alles anvertraut. Er iſt eilf Jahre bei mir geweſen und ich hätte ein Haus auf ihn gebaut, ſo hat er mir reden können. Und jetzt, was macht er mir? Verkauft mir der Hundsbub nicht ſechszig Mütt Korn und der Müller zahlte mir nur fünfzig, und den Reſt theilen die Schelmen mit einander, und das iſt ſchon oft ſo gegangen. Es hat's mir endlich ein Tagelöhner verrathen, deſſen Pathe ich bin. Er könn's nicht mehr über's Herz bringen, wie es mir gehe, hatte er geſagt; er müſſe mir etwas ſagen, aber ich ſolle ihn um Gottes willen nicht verrathen. Und das haben Alle gewußt, und Niemand mir etwas geſagt, weil Alle das Gleiche treiben; da kannſt du wohl denken, wie es mir geht. Was ſoll ich anfangen? Verkaufen will ich nicht, obgleich es der Sohn meint. Der könnte noch einmal froh über den Hof ſein, oder wenigſtens ſeine Kinder. Pächter mag ich auch keinen. Da hätte ich gar nichts zu befehlen und der Hof käme vollends in Abgang. Und du magſt mir's glauben oder nicht, ich kann nicht ruhig ſterben, bis der wieder im Gang iſt. Mein Vater hat mir ihn gut im Stand übergeben. Wie durfte ich wieder zu ihm kommen, wenn ich ſchlecht hinterlaſſen würde, was er mir gut übergeben? Ich möchte einen Meiſterknecht, aber recht einen, der Hand und Kopf, an den ich kommen könnte, der Alles wohl verſtünde, und dem ich trauen dürfte. Aber er müßte aus einer andern Gegend ſein; bei mir herum iſt Alles unter einer Decke und ſie betrachten mich Alle, wie die Adler das Aas, noch ehe ich geſtorben bin. Da habe ich gedacht, vielleicht könnteſt du mir am beſten zu einem verhelfen; und darum bin ich expreß hieher gekommen, ich habe gedacht, ich treffe dich an. Auf den Lohn käme es mir gar nicht an: ich wollte einem ſechzig Kronen geben, wenn es ſein müßte; ja hundert Kronen reuten mich nicht, wenn ich einen kriegte, wie ich ihn haben wollte."

Unterdeſſen war Johannes ganz ſtill geſeſſen, und auch als der Vetter ausgeredet hatte, antwortete er nichts. Die Wirthin kam darauf herein, deckte den Tiſch und ſagte:

ſie müßten heute vorlieb nehmen, wie es komme; ſo an einem Markte könne man es nicht immer geben, wie man es gerne möchte; ſie wüßte nicht, wie die Speiſen ihnen ſchmecken werden, ſie hätte zwar ausgeleſen ſo gut als möglich. Der Vetter redete allerlei mit der Wirthin. Johannes ſagte nicht viel dazu. Es kam eine Magd herein und fragte: ob der Bodenbauer da ſei: es frage ihm drauſſen eine Frau nach? Er werde etwas Beſtelltes haben, ſpöttelte die Wirthin. Die Magd ſagte, es ſei einmal eine Hübſche. Sobald Johannes drauſſen war, ſagte der Vetter: Ob denn der ſo Einer ſei? er hätte das nicht von ihm geglaubt. „Bewahre, ſagte die Wirthin, da iſt nichts Böſes, das iſt von den Bräſten Einer. Es wird wahrſcheinlich Eine ſein, die mit ihm heim fahren will.“ Johannes brachte die Körbchen herein, und beſtätigte der Wirthin Meinung und ſagte, es ſei eine Nachbarin geweſen, die ihm ſeine Butter verkauft habe. Sie habe nicht warten wollen und wolle mit einem Anderen heim fahren, wenn es ſich ſchicke. „Das ſei ihm leid, entgegnete das Männchen, wenn er im Weg geweſen ſei: es hätte ihm ſchon lange geſchienen, er erwarte Jemand: er habe ihm nur halb zugehört und keine Antwort gegeben.“ „Behüte, Vetter, ſagte Johannes, da habt Ihr unrecht: wißt Ihr, was ich geſinnet habe und warum noch keine Antwort gegeben? Es iſt mir Etwas im Sinn herum gegangen und es hat ſich bei mir gerungen, ob ich es Euch ſagen wolle. Ich will es jetzt offen bekennen. Ich hätte gerade ſo einen Knecht, wie Ihr ihn nöthig habt: aber er reut mich: Ich kriege einen ſolchen nicht bald wieder, und doch möchte ich nicht vor ſeinem Glück ſein.“ „Das wäre, ſagte der Vetter; aber warum willſt du ihn fort laſſen, was ſcheuſt du an ihm?“ „Gar nichts, ſagte Johannes, er iſt mir gerade recht und ich wünſche mir keinen beſſern; allein er trachtet nach großem Lohn und er verdient ihn auch. Er kann einem Bauernweſen vorſtehen mit Arbeiten und Handeln, wie der beſte Bauer: und dazu iſt er treu, man könnte ihn in Königsſchatzkammer laſſen, er würde um keinen Kreuzer betrügen, da iſt Alles ſicher vor ihm.“ „Das wär mir, ſagte der Vetter; grad ſo einen möchte ich. Und was meinſt du, käme mir der um vierzig Kronen? das iſt ein ſchönes Geld.“ „Gerade ſo viel gebe ich ihm ſelbſt, ſagte Johannes; Vetter, wenn Ihr den wollt, ſo koſtet er ſechzig Thaler und keinen Rappen weniger.“ „Iſt er dir verwandt?“ fragte der Vetter. „Nein, ſagte Johannes, er iſt ein armer Burſche geweſen, als er zu mir kam.“ Noch ein gar langes Examen ſtellte der mißtrauiſche Vetter an, bis er ſich endlich entſchloß, mit Johannes heimzufahren und den Knecht ſelbſt in's Auge zu nehmen. Johannes war faſt reuig, daß er etwas geſagt. Bald befahlen ſie anzuſpannen und der Vetter bezahlte die ganze Zeche, wie Johannes ſich auch wehrte. Als ſie hinunter kamen, kam Anne Mareili wiederum daher, und ſagte: Da ſei es ihm ſchön ergangen: der Burri Uli hätte ihr verſprochen, ſie mitzunehmen; er wolle nur noch eine Verrichtung machen, ſie ſolle hier warten. Sie habe nun gewartet, ihn noch geſucht, und könne ihn nirgends finden, und wenn ſie jetzt noch heim laufen müſſe, ſo komme ſie, es wiſſe Niemand wann, heim; ſie ſchämte ſich ſchon jetzt, ſo lang auf dem Markte zu ſein. Johannes ſagte, der alte Platz warte ihr noch; und ſo fuhren ſie fort. Johannes voran, der Vetter in ſeinem ſchönen Wägeli hintendrein. Er dachte allerlei, ſo alleine fahrend, und als ſie noch etwa eine Stunde vom Bodenhof waren, rief er Johannes: ob nicht im nächſten Dörfchen eine Schmiede ſei; er müſſe ein Eiſen feſtſchlagen laſſen, er verliere es ſonſt. Johannes ſagte, ja, und er wolle ihm warten, es ſei gleich dabei auch ein Wirthshäuschen. Aber der Vetter wollte nicht. Die Frau, welche er führe, preſſire ja, ſagte er, und es lohne ſich nicht der Mühe, einzukehren; er komme gleich nach. So fuhr Johannes voraus. Joggeli, der Vetter, gar langſam nach, ließ beim Wirthshaus ausſpannen und zum Schein einen Nagel einſchlagen. Beim Ausſpannen frug er den Stallknecht: was das für ein Bauer ſei, der da vor ihm her gefahren? Ob das ſeine Frau ſei? Nein, ſagte der Stallknecht. Sie werden einander ſonſt lieb haben, meinte Joggeli. Er wiſſe Nichts, er hätte von beiden nichts dergleichen gehört, ſagte der Stallknecht. Er hatte ein braves Roß im Wägeli gehabt, ſagte Joggeli, er bedürfe ſo eins und hätte auf dem Markte nichts Anſtändiges gefunden; ob das wohl dem Bauer feil wäre und ob er noch mehrere hätte? Der hätte einen ganzen Stall voll Roſſe, ſagte der Stallknecht. Da finde man ſelten die beſten Roſſe; wenn man ſo viele habe, ſo werde gewöhnlich ſchlecht gefüttert und ſchlecht zu ihnen geſehen, warf Joggeli ein. Das ſei da nicht der Fall, antwortete der Stallknecht, der Bauer thäts nicht ſo, das ſei einer von den Beſſern; und dann hätte er einen beſonders guten Knecht, wie weit und breit kein ſolcher zu finden wäre. Joggeli ſchwieg, ließ den Stallknecht das Pferd beſorgen, ging in die Stube und fing dort mit der Wirthin faſt das gleiche Examen an, während er ſeinen Schoppen trank, nur mit ganz andern Wendungen, kam aber am Ende aufs Gleiche heraus: daß ſein Vetter Johannes ein gar braver Mann ſei, ſo viel man einmal wiſſe, ſeine Gefährtin ein ehrbares, unbeſcholtenes Weib, und daß der Bodenbauer allerdings einen berühmten Knecht hatte, den ihm ſchon Mancher gerne abgedungen hätte; aber der Meiſter und der Knecht ſeien gar wohl für einander, die ließen nicht von einander. Ob es denn nicht kurzum etwas zwiſchen ihnen gegeben habe? frug Joggeli. Gar nichts, daß man wiſſe; ſie hätten erſt am Sonntag hier mit einander eine Halbe getrunken: daneben wüßten ſie nichts Genaueres, erhielt er von den Wirthsleuten zur Antwort.

Unterdeſſen war Johannes heim gefahren, hatte Anne Mareili bis zum Hauſe mitgenommen, und als ſeine Frau zum Wägeli kam und die Peitſche abnahm, ſagte Johannes: „Jetzt, Frau, magſt recht liebenswürdig ſein, ſonſt will Anne Mareili bei mir bleiben.“ „Da werde ich mir Mühe geben müſſen“, ſagte die Bäurin freundlich, nahm auch die Körbchen ab, hieß Anne Mareili hineinkommen, ſie hätte Kaffee bereit und thät es nicht anders, als daß Anne Mareili ein Kacheli nehme. Anne Mareili wehrte ſich, ſagte, es werde daheim auch finden; ſagte, es hätte ſchon früher abſteigen wollen, es wüßte Weiber, es wollte nicht um zwanzig Batzen mit ihren Männern bis zum

Hauſe fahren. „Haſt du geglaubt, ich ſei ſo eine Eiferſüchtige?" ſagte die Bäurin lachend. „Nein, da bin ich zu alt dazu. Nicht, ich will nicht ſagen, daß es nicht auch eine Zeit gegeben habe, wo es mir ſcharf in den Kopf gekommen, wenn der Johannes eine andere angeſehen hat; dazumal ſchien es mir, er ſollte allen Weibern und Mädchen böſe ſaure Augen machen, nur mir nicht. Aber es vergeht einem ſo nach und nach, wenn man ſieht, daß man keine Urſache hat, eiferſüchtig zu ſein." Das gab zu einigen Geſchichten Anlaß von eiferſüchtigen Weibern, bis die Bäurin auffuhr und fragte: „Was kommt dort für ein Wägeli gegen das Haus?" „Ja, das habe ich vergeſſen, es iſt der Vetter Joggeli aus der Glungge, er kommt zu uns zum Uebernachten", ſagte Johannes. „Und ſagſt einem nichts? du biſt mir doch Einer! Was will der, daß der kommt; der iſt ja viel Jahr nie da geweſen?" „Du wirſt es ſchon erfahren", ſagte Johannes; und Anne Mareili nahm Abſchied und ging am herbeifahrenden Vetter vorbei. Beim Hauſe ſtund Alles bereit, den Vetter zu empfangen, der etwas ſchlotternd und mühſelig vom Wägeli ſtieg, während Uli herbeiſprang, das Roß abzunehmen. „Reib es mir doch ein wenig ab, ſagte Joggeli, und gieb ihm nicht gleich zu ſaufen, es hat warm. Ihr füttert noch Heu?" fragte er den Johannes; und erſt, als er über Alles beruhigt war, ging er auf ſeinen wackeligen Beinen ins Haus. Kaum war er abgeſeſſen, ſo fragte er: „Iſt das Uli geweſen?" „Ja", ſagte Johannes. „Er ſcheint mir etwas jung und leichtfüßig." „Er iſt bald dreißig, ſagte Johannes, und raſch auf den Beinen; aber ſo iſt es mir doch lieber, als wenn ſie gehen wie mit Centnerſteinen an den Beinen." Da er alſo geantwortet, ging er in den Keller und holte Wein und Kas, und im Vorbeigehen in der Küche frug ihn die Frau: „Was hat der nach Uli zu fragen, was will der mit Uli?" „Ich habe jetzt nicht Zeit, es dir zu ſagen, antwortete Johannes; komm herein, du wirſt es dann ſchon hören." „Was hat's dem Johannes gegeben? dachte die Frau; er iſt ganz wunderlich, und ſo angefahren hat er mich jetzt lange nie." Darinnen fing der Vetter wiedermu an, ſein

Leid zu klagen, und wie ſie arme, betrogene Leute wären; und kaum war Johannes hinaus, um das heutige Tagewerk zu überſchauen, ſo fragte er: „Baſe, was iſt mit eurem Knecht, dem Uli? Johannes hat mir ihn angetragen als Meiſterknecht.“ „Das wird doch nicht ſein! fuhr die Bäurin auf, Uli iſt der beſte Knecht, den man weit und breit antrifft; wir haben noch nie ſo einen gehabt.“ „So? ſagte der Vetter; aber wie hat er's denn mit den Weibsbildern? es hat mir geſchienen, er ſei gerade ſo Einer, wie ſie am ſchlimmſten ſeien.“ Es wäre gut, ſagte die Frau, wenn es keine ſchlimmeren geben würde; er ſei mehr als ein Jahr des Nachts nie aus dem Hauſe geweſen. „So, ſo,“ ſagte der Vetter. „Der Johannes iſt da mit einem hübſchen Weibchen heim gefahren und hat ſie bis zum Haus gebracht, wie ich geſehen; wer iſt das geweſen?“ „Das iſt unſere Nachbarin, ein beſonders braves Frauchen, ſie iſt mir beſonders lieb und ihr Haus das einzige, in welches ich zuweilen gehe.“ „So, ſo, ſagte der Vetter; Uli wär euch denn eigentlich nicht erleidet?“ „Wer ſagt das? fragte die Frau; der Johannes wird doch nicht ſo dumm ſein und den Uli fortthun wollen; da wollte ich auch noch ein Wort dazu ſagen.“ Da kam Johannes wieder herein, redete von Gleichgültigem; die Frau ging hinaus, und der Vetter ſagte: „Sag, Vettermann, es ſcheint mir, deine Frau vertrage ſich ſehr gut mit Uli, er ſei ihr gar werth.“ „Ja, ſagte Johannes, es iſt ihr noch keiner ſo werth geweſen; über all hat ſie mir zu klagen gehabt, aber ſeit manchem Jahr über den kein Wort. Es iſt ein ganz anders Dabeiſein.“ Es ſchade dann vielleicht nicht, wenn ſie aus einander kämen, ſagte Joggeli. Er wolle aber ja damit nichts Böſes geſagt haben; aber es ſei doch nicht allemal gut, wenn es die Weiber und die Knechte zu gut mit einander hätten. O, das mache nichts, ſagte Johannes, wenn es dabei die Weiber noch beſſer mit den Männern hätten, als mit den Knechten. Und das ſei bei ihnen ſo. Er und ſeine Frau ſeien einig und keins mache eine Partei weder gegen die Kinder noch gegen die Dienſtboten, und ſeit einiger Zeit ſeien ſie auch mit ihren Dienſtboten einig und die machen keine Partei gegen ſie und unter ſich, und ſo befänden ſie ſich beſonders gut dabei. „Ich weiß es nicht, ſagte der Vetter; wenn ſie zu einig ſind, ſo hat ſich ſonſt der Meiſter zu klagen. Wenn es Allen gegangen wäre, wie mir, ſo würde noch Mancher anders reden.“ Die Bäurin konnte nicht ins Klare kommen, was das Gerede in die Kreuz und in die Quere bedeuten ſolle, bis endlich bei Tiſche das Capitel wieder auf Uli kam und ſie ſich überzeugen mußte, daß es Ernſt ſei mit einem Dienſt für Uli bei Joggeli. Da ſagte ſie: „Aber Johannes, denkſt auch, was du machſt?“ „Ich möchte dem Uli nicht vor ſeinem Glück ſein“, antwortete er. „Es iſt nicht immer alles Glück, was glänzt“, ſagte ſie halb laut und ging zur Thüre hinaus. Da fing der Vetter an, zu treiben, daß man den Uli hineinkommen heiße, er möchte mit ihm reden; und Johannes meinte, das preſſire dieſen Abend noch nicht, morgen wolle er dem Vetter Alles zeigen, und dann könne er noch immer machen, was er wolle. Aber der Vetter ſagte, er müſſe morgen zeitlich fort, wolle die Sache heute noch richtig machen, ſo könne er vielleicht wieder einmal gut ſchlafen; und Uli mußte herein.

Uli war ganz voll Neugierde, was er im Stübli ſolle, und ſtellte ſich an der Thüre auf. Der Vetter füllte ſein Glas, brachte es Uli und ſagte: „Thue Beſcheid und komm und ſitz: ich möchte Etwas mit dir reden.“ Nun begann er, wie Johannes ihm Uli als Meiſterknecht angeboten habe, wie er einen brauche, wie er einen ſchönen Lohn gebe und bei Zufriedenheit noch mehr nicht ſcheuen wolle. „Und wenn es dich gelüſtet, zu kommen, ſo fordere Lohn; wir wollen es gleich mit einander richtig machen.“ Uli war ganz verſtummet. Endlich ſagte er, es ſei ihm hier ganz wohl, er begehre gar nicht fort. Wenn der Meiſter meine, es ſei ſein Glück, ſo wolle er probiren, aber ungern. „Du kannſt probiren“, ſagte Johannes; und wenn ihr nicht für einander ſeid, ſo nehm ich dich wieder jede Stund.“ „Und nun, was forderſt du für Lohn?“ „Der Meiſter ſoll für mich fordern“, ſagte Uli. „Was dünkt Euch: ſechzig Kronen, zwei Paar Schuhe, vier Hemden und dann noch Trinkgelder?" ſagte Johannes. Ihm ſei es recht, ſagte Uli, wie es der Meiſter mache. Es ſei wohl viel, ſagte der Vetter, und ſo für den Anfang hätte man es mit etwas Wenigerem auch machen können; indeſſen wolle er nicht markten. Nur mit den Trinkgeldern könne er nicht viel verſprechen; für die Roſſe nehme ſie der Pferdeknecht, für die Kühe der Melker und ſonſt gebe es nicht viel. „He nun, ſagte Johannes, ſo gebt Ihr am Neujahr noch einen ſchönen Kram, wenn Ihr zufrieden ſeid." Das werde ſich ſchon machen, ſagte Joggeli; da hätte er für's Erſte zwanzig Batzen Haftpfennig, und dann ſoll er ihm zur rechten Zeit kommen, um anzuſtehen. Somit gab er Geld und Hand, und die Sache war abgethan, ehe Johannes und Uli es ſich verſahen und ehe die Bäurin ein Wort dazu ſagen konnte. Er hätte gedacht, er wolle es heute noch richtig machen, ſagte Joggeli; es hätte ſonſt vielleicht nichts mehr daraus werden können; man wiſſe nie, was es über Nacht gebe.

Und Joggeli, der alte Fuchs, hatte verdammt Recht. Die Frau ſchwieg jetzt, ſie fühlte, jetzt könne ſie nicht mehr reden. Aber ſobald Johannes neben ihr hinter dem Vorhang lag, begann ſie mit der Frage: „Aber ſag mir auch, was ſinneſt du? Ich hätte nie geglaubt, daß du ein ſolcher Tropf wäreſt. Einen ſolchen Verdruß haſt du mir nicht gemacht, ſeit wir verheirathet ſind. Du biſt oft fort, und wie ſoll es gehen, wenn Uli nicht mehr da iſt? Der alte Verdruß kommt wieder an mich. Dem alten wunderlichen Narr, der Niemand trauet und meint, alle Leute ſeien ſchlecht, den beſten Knechten anzubieten! Man ſollte dich, mein Seel, bevogten. Ich glaube, du biſt betrunken geweſen, wo du das gemacht haſt. Sag mir nur, was haſt du auch geſinnet?" Aber Johannes, dem der Handel ſelbſt über's Herz gekommen, wußte nicht viel zu ſagen; ſeine Gründe ſchienen ihm ſelbſt nicht mehr ſtichhaltig. Er wiſſe es ſelbſten nicht, ſeufzte er. Er habe geglaubt, dem Uli ſein Glück zu machen. Knecht könne der auch nicht immer bleiben; und um etwas anzufangen, müſſe er Geld haben, und einen größern Lohn zu geben, vermöge er nicht. Aber die Frau that ihm Alles durch und wollte von dem Glück nichts wiſſen, welches Uli mache, oder daß ſie ihm einen größern nicht vermöchten: kurz, ſie war zu einem eigentlichen Redhaus geworden und ließ Johannes in ſelbiger Nacht wenig ſchlafen. Auch Uli ſchlief nicht, er war auch halb reuig, nur der Vetter ſchnarchte behaglich, daß man meinte, es ſprenge Laden an der Diele auf und Steine vom Dache.

Am andern Morgen war Alles wie verſtört: aber deſſen achtete Joggeli ſich wenig; er machte, daß er fort kam, gab Uli noch einen ſtark rothen Batzen Trinkgeld und fuhr vergnügt von dannen.

Uli hätte den Handel gerne aufgegeben und auch die Frau Meiſterin war der Meinung. Was frage man dem Vetter nach, man hätte ja ſein Lebtag nichts von ihm gehabt und werde nichts von ihm haben und er wohne ja ſieben Stunden weit draußen in der Welt, man ſehe ihn vielleicht in ſeinem Leben nicht mehr. Uli ſagte, wenn er am neuen Dienſtorte noch alleine wäre, ſo würde es ihm noch weniger machen; aber daß er da drei, vier Knechte regieren ſolle, noch Jungfrauen dazu und Tagelöhner die Menge, das gruſe ihm. Er wiſſe wohl, wie er es mit denen bekomme. Sage er zu Allem nichts, ſo ſei er nur ihr Schuhwiſch, und der wolle er nicht ſein; wolle er regieren, ſo gebe es Händel, er hätte lauter Streit und wiſſe nicht, wie dann der Meiſter ihn unterſtütze. Es wäre wohl am beſten, er ſchicke das Handgeld zurück zu rechter Zeit. Aber Johannes war nicht dieſer Meinung. Es wäre ſchlecht, einen fremden Menſchen ſo anzuführen, geſchweige dann einen Vetter. Es komme nichts von ungefähr, und man wiſſe nicht, wofür das gut ſei. Gewöhnlich ſeien die Sachen, welche einem im Anfang am meiſten zuwider ſeien, ſpäter einem die vortheilhafteſten. Jetzt müſſe man der Sache ihren Lauf laſſen; es werde wohl beidſeitig gut gehen. Wenn Uli nur im Anfang recht leiſe thue und ſuche, Boden zu bekommen, ſo werde ſich Alles machen. Hans, ihr zweiter Knecht, ſei gut angeleitet und hätte vielen guten Willen; es wäre möglich, daß man mit ihm auch ſchlecht fahren werde. Jedenfalls ſei die Sache jetzt ſo, laſſe ſich nicht ändern; es wäre daher am beſten, wenn man ſich hineinſchicken würde und ſo wenig als möglich davon redete.

So verſtrich die Zeit und Weihnachten nahte. Schneider, Näherinnen, Schuhmacher wechſelten ab im Hauſe; und wenn man es auch nicht ſagte, ſo war es doch größtentheils Uli's wegen, deſſen Kleider man alle in den beſten Stand ſetzen ließ, faſt wie einem Sohne, der in die Fremde will. Bald hatte die Meiſterin noch ein Reſtchen Leinwand, das ſie ſonſt nicht zu brauchen wußte, zu einem Hemde, oder der Meiſter einen Rock, der ihm zu enge war, oder eine Weſte, welche ihm der Schneider verpfuſcht hatte. Eines Abends ſagte der Meiſter: „Uli, du mußt noch einen Heimathſchein holen beim Pfarrer; gehe morgen, damit man Zeit hat, ihn ausfertigen zu laſſen.“ „Meiſter, das iſt mir zuwider, ſagte Uli. Zwar iſt mir der Pfarrer lieb, und ich halte viel auf ihn, ſeine Predigten haben mir wohl gethan, und ich habe bei ihm einſehen gelernt, daß, wenn man ein Menſch ſein will, man unſerm Heiland nachfolgen müſſe. Aber ich bin gar ein wüſter und ungeſchickter Bube geweſen in der Unterweiſung, er hat viel mit mir müſſen ſich plagen und daher habe ich ihn ſeither immer geflohen und kein einzig Wort mit ihm geredet. Das habe ich nun ungern, ich darf mich nicht vor ihm zeigen: denn wenn ich gehe, ſo wird er glauben, ich ſei noch immer der wüſte Bube, wie früher, und mir einen Abrunner geben aus dem Salzfaß. Du könnteſt mir ihn nehmen, Meiſter; du kommſt wohl zum Pfarrer.“ „Nein, ſagte der Meiſter, es iſt anſtändig, daß du ſelbſt gehſt, und wenn er dir ſchon noch eine Ermahnung giebt, ſo ſchadet die dir allweg nichts.“

Uli mochte wollen oder nicht, er mußte ſelbſt gehen. Aber es wurde ihm recht ſchwer, als er gegen das Pfarrhaus kam; das Herz klopfte ihm, als er hinein geheißen wurde, und als drinnen der Pfarrer fragte: „Was willſt, was wär du lieb?“ da fand er das einfache Wort „einen Heimathſchein“ faſt nicht und brachte es mit Mühe heraus. Der Pfarrer ſchlug große Bücher auf, frug: „Du heißeſt Ulrich Merk; dein Vater hat Chriſtian geheißen, deine Mutter Madle Schmied, dein Pathe iſt der Brenechbur geweſen.“

Das wunderte Uli gar faſt, wie der Pfarrer das Alles ſo wiſſen könne, und daß er ihn noch gekannt hätte; ſeit der Unterweiſung ſei er doch faſt einen Schuh größer geworden. Dann fragte ihn der Pfarrer wieder: „Du gehſt in die Glungge, in die Gemeinde Ueſtige? He nun, es ſoll mich freuen, wenn es dein Glück iſt, ſagte der Pfarrer. Es hat mich ſchon lange gefreut, daß du dich ſo brav aufgeführt haſt; es freut mich allemal, wenn ich Einen auf einem beſſern Weg ſehe. Als du in die Unterweiſung gekommen biſt, hätte ich das nicht von dir erwartet. Aber es iſt dem lieben Gott gar viel möglich, woran der Menſch nicht denkt. Vergiß aber in der Glungge nicht, daß dort der gleiche Gott iſt, der hier ſein Auge auf dir gehabt hat, und daß es dir nur ſo lange wohl geht, als er dir hilft und du ihm treu biſt. Vergiß nie, daß er Alles ſieht und Alles hört, wenn es ſchon dein Meiſter nicht ſieht und nicht hört. Jetzt wirſt du über Viel geſetzt; es wird auch Viel von dir gefordert werden. Jetzt haſt du Gott nöthiger als je, und denke immer, was du ſagſt, wenn du beteſt: Führe mich nicht in Verſuchung! Denke daran, was der Heiland geſagt hat: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtungen fallet! Es wird mich immer freuen, wenn ich gute Nachricht von dir habe, und wenn du hieher zum Beſuch kömmſt, ſo komm auch zu mir und gieb mir Bericht, wie es dir geht, es wird mich recht wohl freuen."

Uli ging ganz gerührt und verwundert fort und konnte kaum erwarten, bis er dem Meiſter ſagen konnte: „Denke, der Pfarrer hat mich noch gekannt und es iſt ihm Alles bekannt geweſen. Er hat gewußt, daß ich mich geändert, daß ich in die Glungge komme, und wie es dort iſt, hat mir geſchienen, wiſſe er auch. Wie iſt das auch möglich, er hat doch nie mit mir geredet und iſt die längſte Zeit nicht bei dir geweſen?" „Ja, ſagte der Meiſter, das iſt der Name, von dem ich dir geſagt habe. Der gute Name kommt weit und der böſe noch weiter und es iſt kein Menſch ſo gering, es wird von ihm geſprochen. Und ſo ein Pfarrer ſoll auf dieſe Namen mehr oder weniger Acht haben, damit, wenn die Gelegenheit kommt, er weiß, wie er mit den Leuten reden ſoll. So ein unerwarteter Zuſpruch bei Gelegenheit thut manchmal recht gute Wirkung; es ſchadet Niemand, wenn man weiß, daß auf Einen geſehen wird." „Ja, das muß ich ſagen, ſagte Uli, der Zuſpruch hat mich gefreut, und ich wollte nicht, daß ich nicht ſelbſt gegangen wäre. Er hat mir da ein Paar wichtige Worte geſagt, die ich nicht vergeſſen will."

Der Meiſter hatte ſich entſchloſſen, Uli ſelbſt auf ſeinen neuen Platz zu führen; er ſoll mit dem Ziehen nicht Koſten haben, ſagte er, und dann könne er ihm vielleicht noch einen oder den andern Rath geben, wenn er die Gelegenheit ſelbſt angeſehen. Uli ließ ſeinen Lohn faſt ganz zurück und hatte nun in der Kaſſe ordentlich über 150 Kronen. Einen Kaſten hatte er machen laſſen mit einem guten Schloß, damit ihm nicht Jeder über ſeine Sachen könne.

Neujahr kam, dieſes wurde gefeiert nach allgemeinem Gebrauch. Wein und Fleiſch war genug auf dem Tiſch; ſonſt ging es nicht luſtig zu. Jetzt ſaß man beiſammen, aß und trank und wollte luſtig ſein. Da ſagte Uli: „Sitze ich wohl zum letzten Male da?" und das Augenwaſſer ſchoß ihm über die Backen und er ſtund auf und ging hinaus. Und Allen kam das Augenwaſſer und benahm ihnen den Appetit und ſie redeten lange nichts, bis endlich die Frau ſagte: „Johannes, du mußt hinaus und ſehen, wo Uli bleibt; er ſoll hinein kommen. Es iſt jetzt ſo, und ich bin nicht ſchuld daran; aber wir wollen die letzte Stunde doch bei einander ſein."

Capitel 12.

Wie Uli ſeinen alten Dienſtort verläßt und an den neuen einfährt.

Am folgenden Morgen wurde der Schlitten zurecht gemacht, der Kaſten aufgebunden und Uli mußte noch im Stübli mit ihnen frühſtücken, Kaffee, Käs und Eierkuchen.

Als angeſpannt war, konnte er faſt nicht fort, und als es endlich ſein mußte und er der Meiſterin die Hand reichte und ſagte: „Lebet wohl, Mutter, und zürnt mir nicht!" da ſchoß ihm wieder das Waſſer aus den Augen, und die Bäurin mußte die Schürze vor die Augen nehmen, und ſagte: „Ich wüßte nicht, was ich zürnen wollte, wenn's dir nur gut geht: aber wenn es dir nicht gefällt, ſo komm wieder welche Stunde du willſt, je eher, je lieber." Die Kinder wollten ihn faſt nicht laſſen: es war Uli, als wolle es ihm das Herz zerreißen, als endlich der Meiſter ſagte: ſie ſollten ihn laſſen; ſie müßten fort, wenn ſie noch heute an Ort und Stelle wollten, und es werde nicht das letzte Mal ſein, daß ſie einander ſehen. Es ſei einmal jetzt ſo. Als ſie fort fuhren, wiſchte ſich die Frau noch lange die Augen ab und mußte die Kinder tröſten, die faſt nicht vom Klagen und Jammern laſſen wollten.

Die Beiden fuhren lange ſtillſchweigend durch den glitzernden Schnee. „Na, na!" mußte der Meiſter zuweilen ſagen, wenn der wilde Blaß in Galopp fiel, den leichten Schlitten pfeilſchnell dahin riß und mit hoch aufgeworfenen Beinen den Schnee weit in die Luft warf. „Es macht mir Kummer, ſagte Uli, und je länger, je mehr, je näher wir kommen: es iſt mir ſo ſchwer, ich kann nichts Anderes glauben, als daß ich meinem Unglück entgegenfahre: es iſt mir, als wenn es mir vor den Augen ſtünde."

„Das iſt nichts Anders, ſagte der Meiſter, und ich wollte das nicht für eine böſe Bedeutung nehmen. Denke daran, vor bald zehn Jahren, wo du ein Nichtsnutz geweſen biſt, und ich zum Beſſern dich angetrieben: wie ſchwer kam dich die Beſſerung nicht an: wie wenig Glauben hatteſt du an die Möglichkeit, daß Alles gut kommen werde! Und doch kam es nach und nach gut, dein Glaube mehrte ſich und jetzt biſt ein Burſche, von dem man wohl ſagen kann, daß es mit dem gewonnen ſei. Darum ſo kümmere nicht: was du jetzt vor dir haſt, iſt viel leichter; da kann es nicht übeler gehen, als daß du nach einem Jahre wieder zu mir kommſt. Halte dich nur gut, nimm dich in Acht, der Vetter iſt grauſam mißtrauiſch: aber wenn er dich einmal erkannt hat, ſo kannſt du dich ſeiner tröſten. Mit den Dienſtboten wirſt du es am ſchlimmſten haben; da mach ſachte nur nach und nach; ſo lang es geht, in der Liebe, und nützt das nicht, ſo rede einmal recht auf, daß du weißt, woran du biſt; ſo darinnen hangen ein ganzes Jahr möchte ich auch nicht."

Es war ein heller, klarer Jännertag, als ſie durch ſchöne Felder, dann zwiſchen weißen Zäunen, glitzerenden Bäumen durch der Glunggen zufuhren. Dieſes Gut lag etwa eine Viertelſtunde von Ueſligen, war über hundert Jucharten groß, ſehr fruchtbar, doch nicht ganz in einer Einhäge; einige Aecker und eine Matte lagen entfernter. In naſſen Jahren mochte es an einigen Orten wohl naß werden, doch dem ließ ſich helfen. Als ſie anfuhren, trottete Joggeli an einem Stock ums Haus herum, welches etwas in der Tiefe lag, und ſagte: Er hätte ſchon lange auf ſie geſehen und geglaubt, ſie kämen nicht mehr. Es ſoll Einer kommen, und das Roß abnehmen, rief er gegen die Ställe, welche ans Haus gebaut waren. Es kam Niemand. Uli mußte ſelbſt abſpannen und frug, wo er mit dem Blaß hin ſolle? „Seh, es ſoll Einer kommen!" Keiner kam. Da ging der Alte ärgerlich gegen den Stall, riß die Thüre auf, und da ſtriegelte der Pferdeknecht ganz gelaſſen Pferde. „Hörſt denn nichts, wenn man ruft?" ſagte Joggeli. „Ich habe nichts gehört." „So hör einmal und komm, nimm das Roß." Er müſſe ihm zuerſt Platz machen, ſchnauzte der Burſche, und fuhr nun unter ſeine Roſſe, wie der Habicht in ein Taubenhaus, daß die in die Krippe ſchoſſen, aufwarfen und Uli unter beſtändigem ü, ü, ü und Lebensgefahr ſeinen Blaß zu hinterſt in den Stall brachte. Dort konnte er lange keine Halfter kriegen. „Hätteſt eine mit gebracht!" erhielt er erſt zur Antwort. Als er wieder zum Schlitten kam und ſeinen Kaſten abband, ſollten Holzhacker ihm tragen helfen; aber lange rührte ſich keiner. Endlich ſchickten ſie den Bub, der auf der Treppe die Handhabe fahren ließ, ſo daß Uli beinahe rückwärts hinabgeſtürzt wäre, und nur ſeiner Kraft es zu verdanken hatte, daß es nicht geſchah. Das Gemach, in welches man ihn führte, war nicht hell, unheizbar und mit zwei Betten beſetzt. Etwas trübſelig ſtund er darin, als man ihn hinunter rief: Er ſolle kommen und etwas Warmes nehmen. Draußen nahm ihn ein munteres, ſchönes Mädchen in Empfang, nußbraun an Haar und Augen, roth und weiß an den Backen, kußlich die Lippen, blendend die Zähne, groß, feſt, aber ſchlank gebaut, mit ernſten Mienen, hinter denen der Schalk lauerte, aber auch die Gutmüthigkeit. Ueber das Ganze war das bekannte aber unbeſchreibliche Etwas gegoſſen, das da, wo es ſichtbar wird, von innerer und äußerer Reinlichkeit zeuget, von einer Seele, die das Unreine haßt, deren Leib daher auch nie unrein wird oder nie unrein ſcheint mitten in der wüſteſten Arbeit. Vreneli, ſo hieß das Mädchen, war eine arme Verwandte im Hauſe, die ihr Lebtag nirgends hätte ſein ſollen, allenthalben für Aſchenbrödel gehalten wurde, aber immer die Aſche abſchüttelte, weder äußerlich noch innerlich getrübt wurde, Gott und Menſchen an jedem jungen Tage in neuer Friſche entgegen lachte, daher auch allenthalben ſein konnte, und ſich Platz machte in den Herzen, wie man ſich dagegen wehren mochte; daher es oft ſchon lange von Verwandten innerlich geliebt wurde, während ſie glaubten, ſie haßten es noch als den Zeugen des unerlaubten Umganges einer vornehmen Verwandtin mit einem Tagelöhner. Vreneli hatte die Thüre nicht aufgemacht. Als Uli heraustrat, überflogen ihn die braunen Augen und ganz ernſt frug Vreneli: du wirſt der neue Meiſterknecht ſein ſollen; du ſolleſt hinunter kommen und etwas Warmes nehmen. Es ſei nicht nöthig, ſagte Uli, ſie hätten unterwegs etwas genommen. Indeſſen ging er ſtillſchweigend hinter dem raſchen Mädchen her der Stube zu. Dort ſaßen Joggeli und Johannes am Tiſche hinter dampfendem Fleiſche, friſches und geſalzenes; hinter Sauerkohl und Birenſchnitzen, und eine alte, runde, freundliche Frau trat ihm entgegen, ſtrich die Hand noch an der Schürze ab, bot ihm ſie dar und ſagte: „Biſt du der neue Meiſterknecht? He nun ſo dann, wenn du ſo treu biſt als hübſch, ſo wird es ſchon gut kommen, ich zweifle nicht. Sitz ab und iß, ſei nicht ſchüchtern, das Eſſen ſteht da, da mit man es brauche. Auf dem Ofentritt ſaß noch eine dünne Geſtalt mit weißem Geſicht, blaſſen, glanzloſen Augen; die that, als bekümmere ſie ſich um Alles nicht, eine ſchöne Schachtel vor ſich hatte und blauen Seidenfaden von einem Knäuel auf den andern wand.

Joggeli erzählte, wie er es mit dem letzten Meiſterknechte gehabt habe und über was Alles er ſeither noch gekommen ſei und wie es ihn dünke, es ſei noch viel übler gegangen, als er jetzt nur ſinne. „Was einem doch ſo ein Kerl Verdruß machen und ſchaden kann und ſolche darf man nicht hängen: es iſt, mein Seel, nicht recht. Ehedem iſt das nicht ſo geweſen; es iſt eine Zeit geweſen, wo man Jeden gehängt hat, der eines Strickes werth geſtohlen. So war's recht, aber jetzt iſt es mit aller Ordnung aus. Man ſollte glauben, die ſchlechteſten Leute ſollten lauter ihres Gleichen an der Regierung haben, ſo ſehen ſie ihnen durch die Finger. Ja, nicht einmal die Weiber, welche ihre Männer vergiften, hängt man mehr. Es nimmt mich nur Wunder, was ſchlechter iſt, wenn man einen gegen das Geſetz tödtet, oder einen gegen das Geſetz lebendig läßt; es deucht mir eins wie das andere. Und dennoch dünkt mich, wenn die, welche die Geſetze aufrecht erhalten ſollen, ſelbſt ſie auflöſen, ſo ſei das ihnen vor Gott und Menſchen nicht zu verzeihen. Ja, dünkt es mich, ſollte man das Recht haben, die zu thun, wo ſie hin gehören, ſtatt ihnen noch den Lohn geben zu müſſen." Während dieſer langen Rede von Joggeli, die er glücklicherweiſe innerhalb ſeiner vier Wände hielt, anſonſt ſie ihm leicht nicht ſo wohl einen Preßprozeß, denn die waren damals noch nicht Mode, ſondern eine Hochverrathsgeſchichte hätte zuziehen können, ſagte ſeine Frau fortwährend zu Johannes und beſonders zu Uli: „Nehmt doch, nehmt, es iſt da, damit es gegeſſen werde, oder ſchmeckt es euch nicht? Wir geben es, wie wir es haben, ſchlecht genug, aber gönnen thun wir es deſto beſſer. Joggeli ſchenke doch ein, ſieh, ſie haben leere Gläſer, trinket doch, es iſt noch mehr, wo der geweſen. Der Sohn hat uns ihn gegeben, er ſoll gut ſein, er hat ihn ſelbſt gekauft im Welſchland, er hat wahrhaftig fünf und einen halben

Batzen die Maaß gekoſtet, und war noch ſchlecht genug gemeſſen. Als Uli nicht mehr nehmen wollte, ſo legte ihm die Alte immer noch vor, ſtach die größten Stücke mit der Gabel an, und ſtieß ſie dann mit dem Daumen ihm auf den Teller ab und ſagte dazu: „He, du wäreſt mir Einer, wenn du dieß nicht noch zwingen möchteſt; ein ſo gewaltiger Burſche muß gegeſſen haben, wenn er bei der Kraft bleiben ſoll, und wir gönnen es den Leuten: wer arbeiten ſoll, muß auch eſſen. Nimm doch, nimm.“ Indeſſen, Uli vermochte doch endlich nichts mehr, nahm die Kappe in die Hände, betete und ſtund auf, um weiter zu gehen. „Bleib doch, ſagte Joggeli, wo willſt hin? ſie werden ſchon zum Platz ſehen, ich habe es ihnen ſtreng befohlen.“ „He, ich will ein wenig hinaus, mich umzuſehen, wie es mir gefalle,“ ſagte Uli. „So gehe; komm aber wieder, wenn es dich friert, arbeiten ſollſt du heute nicht, hörſt!“ ſagte die Mutter. „Der wird noch etwas erleben, ſagte Joggeli; ſie ſehen ihn gar grauſam ungern kommen; ich glaube, der Pferdeknecht wäre ſelbſt gerne Meiſterknecht geworden. Aber es iſt mir recht, wenn ſie ſchon wider einander ſind. Es iſt nie gut, wenn das Geſinde zu einig iſt: der Meiſter muß es immer entgelten.“ „He, ſagte Johannes, das iſt, wie man es nimmt. Ja, wenn das Geſinde auf einer Seite iſt, und der Meiſter auf der andern, ſo geht es dem Meiſter bös, und er kann nichts machen. Aber wenn auch das Geſinde wider einander iſt, und Eines dem Andern das Mögliche zu leid thut, keines dem Andern helfen will, ſo geht es dem Meiſter auch bös; denn es geht am Ende doch Alles über den Meiſter und ſeine Sache aus. Ich meine, das Wort ſei allweg richtig: Friede bauet, Unfriede zerſtört. Es will mir hier nicht recht gefallen. Da iſt kein Menſch gekommen, das Roß abzunehmen; Niemand wollte dem Uli tragen helfen; da macht ein Jeder, was er will, und ſie fürchten Niemand. Das, Vetter, kommt nicht gut. Das muß ich ſagen, ſo bleibt Uli nicht dabei. Wenn er Meiſterknecht ſein, die Verantwortung haben ſoll, ſo will er auch Ordnung; da läßt er nicht Jeden machen, was er will. Da wird's nun Lärm geben; Alles wird auf ihn her kommen, und wenn Ihr ihn nicht unterſtützet, ſo läuft er fort. Ich will es gerade aus ſagen: Ich habe ihm geſagt, wenn er es hier nicht länger ausſtehen könne, ſo ſolle er wieder zu mir kommen, für ihn hätte ich immer Platz. Er reut uns übel genug, und meine Frau hat geweint, als ich mit ihm fortgegangen bin, wie wenn er ihr Kind wäre." Das dünkte die alte Mutter gar ſchön und ſie wiſchte bloß vom Hörenſagen ſchon die Augen aus und ſagte: „Habe nicht Kummer, Vetter Johannes, dem ſoll es einmal nicht übel bei uns gehen, wir vermögen es auch, zu ihm zu ſehen. Es dünkt mich, wenn wir nun endlich einen hätten, dem man trauen könnte, und dem an der Sache gelegen wäre; es reute mich kein Lohn." „Baſe, ſagte Johannes, es kömmt auf den Lohn nicht Alles an, aber Unterſtützung muß Uli haben und glauben muß man ihm. Wir haben ihn faſt gehabt, wie ein Kind vom Hauſe, und da thäte es ihm gar ungewohnt, wenn er nur ſo der Knecht ſein ſollte." „He, ſagte die Mutter, habe nicht Kummer, Johannes, wir wollen das Mögliche thun. Wenn wir für uns einen Kaffee machen in der Zwiſchenzeit, ſo muß es nicht zu machen ſein, oder er muß ein Kacheli davon haben. Und wir haben alle Tage unſer Stücklein Fleiſch, die Dienſtboten aber nur am Sonntag. Wo käme man hin, wenn man ihnen alle Tage geben wollte? Aber, wenn du meinſt, ſo wollen wir es ſchon machen, daß Uli zuweilen auch Fleiſch bekömmt." „Baſe, ſagte Johannes, das macht die Sache nicht aus, und Uli begehrt das auch nicht, es macht die Andern nur eiferſüchtig. Wie man es anſtellt, die Andern merken es doch. Wir haben eine Magd gehabt, die hat allemal, wenn ſie vom Felde kam, in alle Töpfe gerochen und hat allemal es richtig errathen, wenn ein Kaffee gemacht worden, von dem ſie nichts erhielt, wohl aber ein anderer Dienſtbote; und dann hat ſie acht Tage den Koller gehabt, daß man es bei ihr kaum aushalten konnte. Aber Zutrauen müſſet ihr haben und ihm helfen, dann kömmt's gut." Der Vetter mochte das Geſpräch nicht länger dauren laſſen und führte den Johannes herum, in Ställen und Speicher, ſo lange es Tag war. Fragte um Rath und erhielt welchen; aber rühmen wollte ihm Johannes nichts. Bei den Kälbern, ſagte er, es wäre gut, wenn man dazu thäte, die hätten Läuſe, und bei den Schafen, die wären wohl dicht in einander, ſie erdrückten ſich und die Lämmer verkümmerten ganz. Die übrige Inſpektion that er ſtillſchweigend ab. Als ſie wieder hineingingen, trafen ſie Uli trübſelig vor dem Hauſe an, nahmen ihn hinein, aber trübſelig blieb er den ganzen Abend. Das Weinen war ihm nahe, ſobald Jemand ein Wort zu ihm ſagte.

Am folgenden Morgen rüſtete Johannes ſich zur Abreiſe, nachdem er über Vermögen hatte eſſen und auf Alles hinauf noch ein Schnäpschen hatte trinken müſſen, wie er auch ſagte: er trinke nie Solches des Morgens. Uli hing ihm faſt am Rocke, wie ein Kind, das fürchtet, der Vater laufe ihm fort; und als er ihm die Hand geben wollte, ſo ſagte Uli, wenn's ihm erlaubt würde, ſo wollte er noch ein Stück mit ihm fahren, er wiſſe nicht, wann er ihn wieder ſehe. „Und wie gefällt es dir?" ſagte Johannes, ſobald ſie vom Hauſe weg waren. „O Meiſter, ich kann nicht ſagen, wie es mir iſt. Ich bin an vielen Orten geweſen, aber ſo habe ich es nirgends angetroffen. Da iſt, helf mir Gott, nirgends Ordnung. Die Jauche läuft in den Stall, der Miſt iſt noch nie recht ausgemacht worden, die Roſſe ſtehen hinten höher als vornen, am Stroh iſt noch das halbe Korn, auf der Bühne iſt es ſchweiniſche Unordnung, das Werkzeug ſieht aus, man darf's nicht anſehen. Sie ſehen mich alle an, als ob ſie mich freſſen wollten. Entweder geben ſie mir keinen Beſcheid, oder meſſen mir unverſchämte Worte zu, daß es mich dünkt, ich müſſ' ihnen eins hinter den Kopf geben." „Habe Geduld und beruhige dich," ſagte Johannes. „Fange ſachte an, nimm das Heft unbemerkt, mach ſelbſt, ſo viel du kannſt, ſag Alles mit Manier, und ſieh, daß du ſie nach und nach herum bringeſt, oder wenigſtens einige auf deine Seite. So warte eine Zeitlang und ſieh, wie es geht, und bis du recht gut mit Allem bekannt worden biſt, daß du ſiehſt, wo du am beſten zurecht kommen magſt. So gleich anfangs in's Zeug zu fahren, trägt nichts ab; man kennt die Sache gewöhnlich zu wenig und greift's nicht recht an. Wenn du dann weißt, woran du biſt, und gutet es nicht, ſo turnire dann einmal recht aus dem ff aus, damit ſie wiſſen, woran ſie mit dir ſind, und mach, daß einer oder zwei fort müſſen, es wird dann ſchon beſſern. Darneben habe nur guten Muth, du biſt ja kein Sclave, kannſt gehen, wann du willſt. Es iſt aber eine Lehrzeit für dich, und je mehr ein junger Menſch ausſtehen muß, deſto beſſer iſt es ihm. Du kannſt da viel lernen; kannſt lernen Meiſter ſein, und das iſt eine größere Kunſt, als du meinſt, und es iſt mir immer, als könneſt du da ſo recht dein Glück machen und ein Mann werden. Mach nur, daß du es mit den Weibern einig biſt, aber doch nicht, daß der Alte mißtrauiſch wird: wenn's mit denen einig biſt, ſo haſt du ſchon viel gewonnen. Aber wenn ſie dich zu viel neben aus rufen wollen zu einem Kaffee, ſo thue es nicht; habe es wie die Andern und in der Arbeit ſei immer voran, ſo müſſen ſie ſich am Ende ergeben, ſie mögen wollen oder nicht."

Das richtete Uli auf, er fand neuen Muth, und doch konnte er faſt nicht vom Meiſter. Erſt jetzt kamen ihm eine Menge Dinge in Sinn, die er noch hätte fragen ſollen. Es ſchien ihm, als wüßte er gar nichts. Er fragte über's Säen, und wie er wohl dies hier anfangen ſolle, oder jenes; ob dieſe Pflanze hier käme, wie jene beſorgt ſein müſſe? Er wurde nicht fertig mit Fragen, bis Johannes endlich bei einem Wirthshauſe anhielt, noch eine Flaſche mit ihm trank und ihn dann faſt gewaltſam heim ſandte. Ermuthigt ging endlich Uli und fühlte nun allein zum erſten Mal ſo recht ſeine Bedeutſamkeit. Er war etwas, er that ſeine Augen ganz anders auf, als er auf das anvertraute Gut trat, welches von ihm allein ſeine Beſorgung erwartete: er ging mit ganz andern Schritten dem Hauſe zu, wo er gewiſſermaßen regieren ſollte, wo man ihn erwartete, wie ein rebelliſch Regiment ſeinen neuen Oberſten.

Capitel 13.

Wie Uli ſich ſelbſten als Meiſterknecht einführt.

Ruhig, mit gefaßtem Entſchluß kam er zu den Arbeitenden; es war Nachmittag, bald nach dem Eſſen. Zu ſechſen wurde gedroſchen. Der Melker und der Pferdeknecht rüſteten Futter; zu dieſen trat er und half mit. Sie brauchten ihn nicht, ſagten ſie, und könnten das alleine. In der Tenne könne er heute nicht helfen, bis das Korn gereinigt werde, und ſo wolle er ihnen helfen heute Futter rüſten und dann miſten, antwortete er. Sie brummten; allein er griff zu, ſchüttelte mit ſeiner gewohnten Geſchicklichkeit das Futter durch einander, den Staub davon und zwang dadurch die Andern ſtillſchweigend, es auch beſſer zu machen, als ſonſt. Drunten im Gange ſchüttelte er wieder und häufte das Futter ſchön in gleicher Höhe an die Wände hin, und kehrte dann mit dem Beſen den Gang zwiſchen dem Roß- und Kuh-Futter, daß es eine Freude war. Der Melker ſagte: Wenn das alle Tag ſo gehen ſollte, ſo vermöchte man in zwei Tagen nicht zu rüſten, was das Vieh an einem Tage freſſen möchte. Das käme darauf an, ſagte Uli, wie man ſich gewohnt hätte, zu rüſten, und je nachdem das Vieh gewohnt wäre, mit dem Futter umzugehen. Beim Miſten hatte er ſeine liebe Noth mit dem Melker, der nur das Gröbſte oben abnehmen wollte, ſo gleichſam die Sahne von der Milch. Es ſei ſchön warm draußen, ſagte Uli, da erkalte ihnen das Vieh nicht; ſie wollten einmal gründlich miſten. Und wirklich war es nöthig; es waren da alte Reſte, daß ſie faſt die Bickelhaue nehmen mußten, um nur zu den Steinen zu kommen, mit welchen der Stall beſetzt war, den Miſt jedoch, welcher zwiſchen die Steine getreten war, herauszugäbelen, dazu kamen ſie nicht einmal. Es mußte aus dem Jauchebehälter geſchöpft werden, da das Waſſer ſich aufſtrich, faſt bis zu hinterſt in den Stall; und daß das Ausgeſchöpfte in die Hofſtatt geführt und nicht auf die Straße geſchüttet würde, konnte er nur mit Mühe erzwingen. Als der Miſt draußen war, wollte ihn Niemand auf dem Düngerhaufen gehörig zerſtreuen, in Haufen, wie er ausgeleert worden, wollten ſie ihn liegen laſſen, und auf ſeine Frage erhielt er zur Antwort: „Heute hätte man nicht Zeit, man müßte bald füttern, es ſei morgen noch früh genug." „Das ſei gar kommod zwiſchen dem Füttern zu machen und den Miſt müſſe man ſtreuen, während er warm ſei, beſonders im Winter. Sei er einmal gefroren, ſo ſetze er ſich nicht mehr und man erhalte keinen gut gefaulten Dünger," bemerkte Uli. Somit ging er ſelbſt an's Werk und die beiden ließen getroſt ihn machen und ſpotteten ihn aus hinter den Stallthüren und in der Futtertenne.

Drinnen hatte man ſchon lange ſich gewundert, daß der neue Meiſterknecht nicht heim komme, und ſchon Kummer gefaßt, er möchte auf und davon gefahren ſein. Joggeli hatte ſich an das Fenſter geſetzt, von wo aus er auf den Weg ſehen konnte, und ſah ſich faſt die Augen aus und begann zu ſchimpfen: den Johannes habe er doch ſo ſchlecht nicht geglaubt und dazu ſei er ſein Vetter, und Solches möchte er dem fremdeſten Menſch nicht machen. Aber es ſei ſich heut zu Tage auf Niemand zu verlaſſen, nicht einmal auf die eigenen Kinder. Während er am beſten im Zuge war, kömmt Vreneli herein und ſagt: „Da könnt ihr lange hinausſehen, der neue Knecht verlegt draußen den Miſt, den ſie herausgemacht; er wird auch der Meinung ſein, es ſei beſſer, ihn nicht von zwei Malen laſſen zuſammen zu kommen. Wenn es Niemand anders thut, ſo wird er meinen, er müſſe es ſelber machen." „Warum kündet der ſich nicht, wenn er heim kommt?" ſagte Joggeli; und: „Du mein Gott, warum kömmt er nicht zum Eſſen?" ſagte die Mutter. „Gehe und ſag ihm, er ſolle auf der Stelle hineinkommen, es ſei ihm Eſſen an die Wärme geſtellt." „Wart, ſagte Joggeli, ich will ſelber gehen und ſehen, wie er es macht und was gegangen iſt." „Aber heiß ihn kommen, ſagte die Mutter, es dünkt mich, der Appetit ſollte ihm gekommen ſein." Joggeli ging hinaus, ſah, wie Uli den Miſt ſorgfältig verſtreute und tüchtig niedertrat; das gefiel ihm. Er wollte den Melker und den Pferdeknecht ſuchen, um ihnen zu zeigen, wie Uli es mache, und daß ſie es künftig auch ſo machen ſollten; er blickte in die Futtertenne und konnte lange ſeine Augen nicht heraus bringen, als er die ſchönen runden, appetitlichen Futterwalmen ſah und den geſäuberten Gang dazwiſchen. Er blickte in den Stall, und als er wohlbehaglich die Kühe in reinem Stroh ſtehen ſah und nicht mehr auf altem Miſt, da ward ihm auch wohl und erſt jetzt ging er zu Uli und ſagte ihm, das ſei doch dann eigentlich nicht ſo gemeint, daß er das Wüſteſte ſelbſt mache, das ſei eigentlich an andern Leuten. Er hätte wohl Zeit gehabt, ſagte Uli, beim Dreſchen ſei er zu viel geweſen und da hätte er es gemacht, um zu zeigen, wie er es künftig haben wolle. Joggeli hieß ihn in die Stube kommen, aber Uli ſagte, er möchte noch gerne beim Reinigen und Putzen des Kornes ſein; er möchte auch wiſſen, wie es da gehe. Dort ſah er, daß Alles nur auf frühen Feierabend hin gemacht werde. Das Korn war ſchlecht gedroſchen, es waren noch eine Menge halber Aehren, dann noch ſchlechter geſiebt und gewannet; das Korn in der Bütti war unſauber, es gelüſtete ihn, es auszuleeren und die Arbeit von neuem anfangen zu laſſen; indeſſen faßte er ſich und dachte, er wolle das morgen anders machen. Joggeli aber ſagte drinnen: der neue Knecht gefalle ihm wohl, er verſtehe die Sache; aber wenn er nur nicht zu viel regieren wolle, das wäre ihm doch zuwider. Man könnte es nicht an einem Orte machen, wie am andern, und zuletzt hätte er ſelbſt nichts mehr zu befehlen.

Nach dem Abendeſſen ſuchte Uli den Meiſter und fragte ihn, was eigentlich alles noch zu thun ſei dieſen Winter; es dünke ihn, man ſollte ſo die Arbeit ordnen, daß, wenn der Frühling komme, man fertig und parat ſei für die neue Arbeit. Ja, ſagte Joggeli, es wäre wohl gut; aber zwingen könne man nicht Alles auf einmal, es wolle Alles ſeine Zeit haben. Man habe noch circa 3 Wochen zu dreſchen, dann könne man anfangen zu holzen, und wenn man mit dem fertig ſei, ſo werde der Frühling wohl da ſein. Wenn er etwas ſagen dürfe, ſagte Uli, ſo dünkte es ihn, man ſollte jetzt das Holz herbeimachen. Es ſei gar ſchön Wetter und der Weg gut, es gebe noch einmal ſo leicht. Im Februar ſei meiſt ſchlecht und weiches Wetter, da bringe man nichts vom Platz und verfahre alle Wagen. Das könne es nicht wohl geben, meinte Joggeli, es ſei nicht Sitte, erſt im Februar zu dreſchen. Das ſei nicht ſeine Meinung, ſagte Uli. Man ſolle fortfahren, zu dreſchen. Er und noch einer wollten dem Pferdeknecht wohl ſo viel Holz niedermachen und zurüſten, als er heim zu fahren vermöge. Und bis etwas fertig ſei, könne der Pferdeknecht ihnen ja auch im Wald helfen. Dann könne man nicht mehr zu ſechs dreſchen, wenn er einen aus der Tenne nehme, ſagte Joggeli, und wenn alle mit einander holzeten, ſo hätte man bald viel geholzet. „He, ſagte Uli, wie Ihr wollt; aber ich dachte, der Melker könnte wohl auch dreſchen, wenn man über Mittag ihm Futter rüſten oder miſten hilft. Und manchmal verrichten zwei im Walde mehr als eine ganze Truppe, von welcher keiner etwas anrühren will." „Ja, ſagte Joggeli, es geht manchmal ſo; aber wir wollen das Holzen doch bleiben laſſen, das Dreſchen iſt jetzt nöthiger." „Wie Ihr wollt," ſagte Uli, und ging gedankenſchwer in's Bett.

„Du biſt doch ein wunderlicher Menſch," ſagte die Alte zu ihrem Manne. „Es hat mir beſonders wohl gefallen, was Uli geſagt hat. Es wäre unſer Nutzen geweſen; und wenn ſchon da die zwei Mudjö, der Pferdeknecht und der Melker, nicht könnten beſtändig ihre Naſenlöcher an der Sonne trocknen, ſo ſchadete es dieſen zwei Lumpenhunden nichts. So thut dir Uli bald nicht mehr gut, wenn du es ſo machſt." „Ich will aber von einem Knecht mir nicht laſſen befehlen. Wenn ich ihn ſo machen ließe, ſo würde er gleich meinen, es hätte Niemand zu befehlen, als er. Man muß es ſo einem gleich von Anfang zeigen, wie man es haben will", brummte Joggeli bäſſig. „Du biſt der Recht, für es ihnen zu zeigen: die Guten verderbſt du, und die Schlechten fürchteſt du, und läſſeſt ſie machen, was ſie wollen; ſo haſt du's, ſagte die Alte. Wir haben es immer ſo gehabt, und es wird jetzt auch nicht anders gehen ſollen.“

Am andern Morgen ſagte Uli der Meiſterfrau, eine Magd ſei überflüſſig in der Tenne, ſie ſolle die für das Haus behalten, welche ihr anſtändiger ſei. Und Uli hielt nieder (dreſchen, daß der Schlag durch die ganze Schicht bis auf den Boden geht) in der Tenne, ſtellte den Flegel und tra den Nebenmann auf den Flegel, daß er über die ganze Länge des Korns, von der Wurzel bis zur Aehre, dreſchen mußte; und wenn eine Tenneten fertig war, ſo wurden die Zwiſchenarbeiten raſch abgethan und zu einer neuen geſchritten, und das zwang Uli nicht durch Worte, ſondern durch das Drängen mit der eigenen Arbeit. In der Stube ſagten ſie, es dünke ſie, ſie hätten in der Tenne ganz andere Flegel; das töne ganz anders als ſonſt, das gehe doch auch bis auf den Grund. Die Magd, welche in der Stube bleiben konnte, erzählte Vreneli, wie man es dem Uli machen wolle; der müſſe nicht meinen, daß er eine neue Ordnung einführen wolle; von ſo einem wollten ſie ſich nicht plagen laſſen. Er daure ſie noch, es wäre ein manierlicher Burſche und arbeiten könne er, man müſſe es bekennen. Alles, was er in die Finger nehme, ſtehe ihm wohl an. Unterdeſſen man in der Tenne droſch, war der Pferdeknecht auf einem Roſſe ausgeritten; es hieß, er ſei in die Schmiede. Der Melker war mit einer Kuh fortgefahren, er hatte aber Niemand geſagt, wohin. Es war Mittag, ehe einer von ihnen heim kam; keiner hatte einen Streich gearbeitet. Nach dem Mittageſſen half Uli noch die übrig gebliebenen Kartoffeln ſchälen, wie es in geordneten Haushaltungen, wenn die Zeit es erlaubt, üblich iſt; die Andern liefen hinaus, nahmen ſich kaum Zeit zum Beten. Als Uli hinaus kam, war Lärm in der Tenne; zwei Paare tanzen auf dem Stroh der letzten Tenneten, die Andern ſahen zu. Uli rief dem Melker, er ſolle kommen, ſie wollten geſchwind die Kälber heraus nehmen und ſehen, wie es mit ihnen ſtehe; wahrſcheinlich müßten ſie geſchoren und geſalbet werden. Der Melker ſagte, das gehe Uli nichts an; die Kälber ſolle ihm Niemand anrühren, die ſeien noch lang wohl ſo. Und der Pferdeknecht trat zu Uli und frug: „wollen wir etwa auch eins mit einander probiren, wenn du darfſt?“ Es kochte Uli in den Adern, und er ſah, daß das ein angelegtes Spiel ſei, dem er ſich nicht wohl entziehen könne. Früher oder ſpäter, das wußte er wohl, mußte er ihnen ſtehen und ſich probiren laſſen. Darum alſo gerade jetzt, ſo wüßten ſie doch, woran ſie mit ihm ſeien. „He! wenn's probiren willſt, es iſt mir gleich,“ antwortete er, und zweimal hinter einander warf er den Pferdeknecht auf den Rücken, daß es krachte. Da ſagte der Melker, er wolle es auch probiren: es ſei ihm zwar faſt nicht der Mühe werth mit einem ſolchen Spazierſtock zu ringen, welcher Beinchen hätte wie Pfeifenröhrchen und Waden wie Fliegenſchmeißen. Mit ſeinen braunen haarigen Armen packte er Uli an, als ob er ihn wie einen alten Lumpen verrupfen wollte. Aber Uli hielt Stand, der Melker brachte nichts ab. Er wurde immer zorniger, ſetzte immer giftiger an, ſchonte weder Arme noch Beine, ſtieß mit dem Kopf wie ein Thier, bis endlich Uli die Sache auch ſatt hatte, alle Kraft zuſammen nahm, und dem Melker einen ſolchen Schwung gab, daß er über den Kornwall in die Mitte der Tenne flog und auf dem jenſeitigen Schenkel der Tenne niederfiel, alle Viere in die Höhe ſtreckend, lange nicht recht wiſſend, wo er ſei. Wie zufällig hatte Vreneli den Schweinen ihr Freſſen gebracht und Uli's Sieg geſehen. Drinnen ſagte es der Bäurin, es hätte etwas geſehen, welches ihr gefreut. Sie hätten Uli zu Schanden machen wollen, er hätte mit ihnen ringen müſſen, aber er hätte ſie alle überwältigt. Den borſtigen Melker hätte er auf den Rücken geworfen, als ob er nie geſtanden wäre. Das ſei ihm kommod, wenn er ſtärker ſei als die andern, ſo müſſen ſie ihn doch fürchten und Reſpekt haben. Uli aber, an ſeinem Kälberexamen geſtört, ergriff den Flegel und ſagte dem Melker blos: heute habe er keine Zeit mehr für die Kälber, ſie wollten denen dann an einem andern Tag lauſen. Das Kornreinigen nahm diesmal mehr Zeit weg, und doch war man früher fertig als ſonſt, und das Korn beſſer geputzt; aber man hatte ſich auch anders gemühet als ſonſt und dabei auch weniger gefroren. Als Uli dem Meiſter angab, wie viel es Korn gegeben, ſo ſagte der: ſo viel hätten ſie noch nie gemacht in dieſem Jahre, und doch hätten ſie Gefallenes gedroſchen.

Am Abend, als ſie bei Tiſche ſaßen, kam der Meiſter und ſagte: es ſcheine ihm, das Holzen wäre jetzt kommod, man hätte die Pferde nichts zu brauchen und das Wetter ſei ſchön; und es dünke ihn, das Holzen und das Dreſchen ſollten mit einander gehen, wenn man es recht einrichte. Der Pferdeknecht ſagte, die Wege ſeien mit Eis belegt, die Pferde nicht geſpitzt; und ein Anderer meinte, dann könne man nicht mehr zu ſechſen, ſondern höchſtens zu vieren dreſchen und werde ſo nie fertig. Uli ſagte nichts. Endlich fragte Joggeli, als er nichts mehr zu antworten wußte, von den Dienſtboten übermaulet: „Was meinſt denn du?" „Wenn der Meiſter befiehlt, ſo muß es gehen," antwortete Uli. „Hans, der Pferdeknecht und ich bringen das Holz ſchon heim, und wenn der Melker dreſchen hilft, und die Andern ihm miſten und Futter rüſten helfen, ſo ſäumt das Holzen das Dreſchen nicht." „He nun, ſo machet es ſo," ſagte Joggeli und ging. Nun brach das Wetter über Uli los, in einzelnen Schlägen erſt, dann in ganzen Batterien Donnerwettern. Der Pferdeknecht verfluchte ſich, er gehe nicht in's Holz; der Melker verfluchte ſich, er rühre keinen Flegel an; die Andern verfluchten ſich, ſie wollten nicht zu vieren dreſchen. Sie ließen ſich nicht kujoniren, ſie ſeien keine Hunde, ſie wüßten, was recht und gebräuchlich ſei ꝛc. Sie wüßten wohl, von wem es käme; aber der ſolle ſich in Acht nehmen, wenn er hier wolle Sechſe läuten hören (im Winter läutet es Abends um 3, im Sommer um 6). Es ſei ſchon Mancher gekommen wie ein Landvogt und hätte ſich ſtreichen müſſen wie ein Hund. Es ſei einer ein ſchlechter Kerl, wenn er, um dem Meiſter die Augen auszubohren, ſeine Nebendienſten vermaleſtire. Aber einem ſolchen hätte man bald das Handwerk gelegt. Uli ſagte nicht viel dazu, als daß, was der Meiſter befohlen, vollzogen werden müſſe. Der Meiſter hätte befohlen, und nicht er, und wenn keiner ſchlechter da weg käme, als er, ſo ſollten ſie Gott danken. Er wolle Niemand kujoniren, aber er laſſe ſich auch von Niemandem kujoniren; er hätte keine Urſache, einen von ihnen zu fürchten. Der Meiſterfrau ſagte er, ſie ſolle doch ſo gut ſein und für ihrer drei Etwas rüſten zum Mitnehmen, denn ſie würden zum Eſſen kaum heim kommen aus dem Walde.

Am Morgen ging es in den Wald. Wie der Pferdeknecht brummte und fluchte, er mußte mit. Der Melker wollte nicht dreſchen und der Meiſter zeigte ſich nicht. Da nahm die Meiſterfrau ſich zuſammen, ging hinaus und ſagte: es dünke ſie, er ſollte nicht zu vornehm ſein zum Dreſchen; es hätten ſchon viel vornehmere Leute als er gedroſchen. Sie vermöchten keinen Melker zu haben, der den ganzen Morgen die Zähne am Winde trocknen wolle. So wurde das Holz heim gebracht, man wußte nicht wie, und im Februar war Wetter und Weg ſo bös, daß man bös gelebt hätte beim Holzen.

Wie Uli auch draußen gearbeitet hatte und bös gehabt im Walde (denn er nahm immer am ſchwereren Orte, er wollte der Meiſter ſein nicht nur im Befehlen, ſondern auch im Arbeiten), ſo half er doch am Abend rüſten, was die Meiſterfrau anzuſchütten befahl: es mochte ſein, was es wollte. Er drehte ſich nie davon und wehrte auch den Andern, es zu thun; je mehr man einander helfe, deſto eher ſei man fertig, ſagte er, und wenn man davon eſſen wolle, ſo ſei es doch billig, daß man helfe das Eſſen rüſten, wie es überall üblich und bräuchlich ſei. Ueberhaupt war er behülflich, wo er nur konnte. Wenn eine Magd einen Korb mit Kartoffeln gewaſchen hatte und ihn nicht gerne alleine trug, weil ſie dabei ganz naß wurde, ſo half er ſelbſt tragen, oder befahl es dem Buben (halb Knecht, halb Kind); und als der ſich Anfangs weigerte, an ſeine Worte nicht kam, ſo gewöhnte er ihn mit Ernſt zum Gehorſam. Das ſei nichts gemacht, ſagte er, wenn ein Dienſtbote dem andern nicht helfe Sorge tragen zu ſeinen Kleidern, überhaupt ein Dienſtbote den andern plage. So mache man ſich ja ſelbſt das Dienen muthwilligerweiſe noch ſchwerer, als es ſonſt ſei. Sie wollten das lange nicht faſſen. Es war überhaupt da eine merkwürdige Weiſe. Die Knechte plagten die Mägde, wo ſie nur konnten; da war nirgends eine gegenſeitige Hülfsleiſtung. Wenn ein Knecht dem Weibervolke Hand bieten ſollte, ſo höhnte er und fluchte, und rührte ſich nicht, ſelbſt die Meiſterfrau mußte ſich dieſes gefallen laſſen; und wenn ſie Joggeli klagte, ſo ſagte er: ſie hätte immer nur zu klagen. Er hätte die Knechte nicht, um dem Weibervolk zu helfen; die hätten Anderes zu thun, als das Blumenzeug herumzuſchleppen. Das Benehmen von Uli, der an eine ſolche Zwieſpältigkeit in einem Hauſe nicht gewohnt war, fiel daher auf und zog ihm von den Knechten argen Hohn und Spott zu. Dieſer Hohn, dieſer Spott ſteigerte ſich noch wegen andern Sachen bis zum Unerträglichen auf. Am erſten Samstag ſchon wollte der Melker aus bloßem Muthwillen nicht miſten, ſondern es verſparen auf den Sonntag Morgen. Uli ſagte, das thue er nicht; es ſei durchaus kein Grund dazu da, es aufzuſchieben. So könne man ja am Samstag nicht aufräumen um's Haus herum, wie es der Gebrauch ſei. Zudem heiße es, man ſolle am Sonntag nicht arbeiten, du und dein Knecht und deine Magd. Am allerwenigſten ſchicke es ſich, die wüſteſte Sache auf den Sonntag zu ſparen. Der Melker ſagte: „Sonntag hin, Sonntag her: was geht mich der Sonntag an, und heute miſte ich nicht.“ Uli kochte es hoch im Kopf; indeſſen faßte er ſich und ſagte blos: „He nu, ſo miſte ich.“ Der Meiſter, der den Zank hörte, ging hinein und brummte für ſich: „Wenn doch Uli nicht Alles erzwingen wollte und neue Gebräuche einführen; das iſt mir nicht recht. Man hat lange am Sonntag gemiſtet, und es iſt Allen recht geweſen; es wäre auch noch gut genug für ihn.“

Capitel 14.

Der erſte Sonntag am neuen Orte.

In der Samstagnacht ging es aus und ein, wie in einem Taubenhaus. Als am Sonntagmorgen Uli zur gewohnten Stunde hinunter kam, war es ſtill von Menſchen; aber die Pferde ſcharrten, die Kühe brüllten und kein Melker, kein Pferdeknecht waren da. Uli gab einmal Futter, gab zum zweitenmal, ſetzte ſich endlich ſelbſt an's Melken; denn es iſt nichts ſchlimmer, als wenn nicht immer zur nämlichen Stunde gemolken und gefüttert wird. Mit Schrecken ſah er, wie verwahrloſet die Euter der Kühe waren; nicht die halben Striche gut; es ſchien ihm, als wenn der Melker nicht melken könne, oder ſich nicht Zeit nehme, es gut zu machen. Er war faſt fertig, als der Melker fluchend kam und ſagte, das hätte nicht ſo preſſirt, die Kühe hätten wohl Zeit gehabt, zu warten, bis er gekommen, und wenn er ihm mehr unter eine Kuh ſitze, ſo ſchlage er ihn unter ſie, daß er ſich ſeiner Lebenlang daran beſinne. Uli ſagte, das könnte er machen, wie er wolle; aber es wäre möglich, daß der Melker eher unter der Kuh wäre, als er. Uebrigens wolle er, daß zur rechten Zeit gemolken würde, und zwar gut, ſonſt thue er es. Die Kühe hätten es ſehr nöthig, daß man gut zu ihnen ſehe. Im Hauſe verwunderte man ſich gar ſehr, als diesmal die Milch ſo früh kam, und Vreneli ſagte: es ſei gut, wenn es eine andere Ordnung gebe; es wäre ſchon lange nöthig geweſen. Als man zum Eſſen rief, war Uli zuerſt auf dem Platz; ſelbſt die beiden Mägde erſchienen erſt ſpäter, zerzauſ't und flebricht (ſchlüpferig) anzuſehen; die Knechte drehten ſich mit unerträglicher Langſamkeit herbei. Vreneli klagte ärgerlich: es ſei ein unerträglich Warten, man könne an einem Sonntag gar nicht mehr fertig werden, um in die Kirche zu gehen. Von den Schlingeln gehe keiner; es wäre auch ſchade um die Kirche, wenn einer hinein käme; aber das ſei das Arge, daß ihretwegen auch Niemand anders hinein komme. Uli fragte, wie weit es ſei, bis zur Kirche, und wann man gehen müſſe, um zu rechter Zeit zu kommen, und wo Burſche wie er ſäßen darin? „Die werden doch Augen machen, ſagte Vreneli, wenn einer aus der Glungge in die Kirche kommt; das iſt ſchon manches Jahr nicht geſchehen. Der Vetter geht, wenn er Pathe ſein muß; die Baſe zweimal im Jahr zum Nachtmahl und über's ander Jahr an dem Bettag; Liſabethli (Elſi ſollte man ſagen) allemal, wenn ſie ein neues ſeidenes Jäckchen bekommen; ich, wenn ich einmal Allen wüſt geſagt, daß ſie doch zur rechten Zeit zum Eſſen kämen; die Andern gar nie, dieſe denken ſo wenig daran, daß ſie eine Seele haben, als unſer Hund, der Ringgi. Es nimmt mich Wunder, was einſt der liebe Gott aus ſolchen Klötzen, wenn ſie geſtorben ſind, macht; beſonders mit dem Melker. Wenn ich er wäre, den wollte ich einbeizen hundert oder zweihundert Jahre, und ihn dann erſt hervornehmen und ſehen, ob er noch ſtinke; dann wär es erſt noch Zeit, zu denken, was man aus ihm machen wolle. Aber, Uli, ſie lachen dich aus, ſagte Vreneli, wenn du gehſt, und du haſt Verdruß.“ „In Gottesnamen, ſagte Uli; aber zur Kirche zu gehen brauche ich mich doch nicht zu ſchämen; und wenn ich hier nicht gehen dürfte, ſo wollte ich lieber fort. Der Lohn wäre mir noch lang zu klein, als daß ich meine Seele darob vergeſſen ſollte.“ „Du haſt Recht, ſagte Vreneli, geh du nur; ich wollte, ich könnte mit dir. Aber dieſen Halunken will ich einmal wieder recht wüſt ſagen, vielleicht kann ich dann den andern Sonntag gehen.“ „Warum ſagt auch der Meiſter zu ſolchen Sachen nichts? frug Uli. Mein Meiſter, wohl, der hat uns geſagt, ob wir in die Kirche wollten oder nicht.“ „Der Peter, ſagte Vreneli, ſagt: es gehe ihn nichts an, was ſie mit ihren Seelen anfangen wollten; wenn ſie ihm nur brav arbeiten und nicht ſtehlen thäten; und das ſei faſt nicht zu erwehren.“ „Das glaube ich, ſagte Uli, das kann er nicht erwehren; wenn da nicht ein Anderer wehrt, ſo iſt Joggeli lang zu klein dazu.“ Uli machte ſich zurecht, trotz dem Geſpött der Andern, nahm ein Pſalmenbuch in die Taſche und wanderte der Kirche zu. Die Andern lachten ihm nach und ſagten: er wolle zu Uetzigen den neuen Meiſterknecht zeigen; er werde meinen, die Leute werden auf die Bänke hinaufſteigen, um ihn zu ſehen. Aber ſolche hätte man ſchon manchen geſehen und noch ſchönere. Vielleicht meine er gar, der Pfarrer beziehe ſich auf ihn in der Predigt; aber ſolche Flauſen wollten ſie ihm ſchon vertreiben. Vreneli war vielleicht zufällig, vielleicht nicht unter der Thüre geſtanden und hatte ihm nachgeſehen und ſagte den Andern: es wäre eher möglich, daß der Pfarrer ſich auf ſie in der Predigt bezöge und von Hurenbuben, Faullenzern und Lügenbuben redete, — darum dürften ſie nicht in die Kirche gehen. Vielleicht ſage ihnen auch das Gewiſſen, daß ſolche Schuſte an Leib und Seele nicht in die Kirche gehörten. „Höre du, ſagte Einer, ein unverſchämt Maul haſt du. Das iſt wahr; aber auch wahr wird ſein, daß dieſer dir gefiele, ſonſt redteſt du nicht ſo. Denken wirſt du, wenn der nur einmal mit dir zur Kirche ginge, ſo daß er es hielte dein Lebtag. Dann könnte die Kirche deinetwegen auch ſein, wo ſie wollte.“ „Das geht dich nichts an; einmal mit dir begehre ich nicht z'Kilche, lieber mit einem Schinderhund,“ ſagte Vreneli, und verſchwand. Wildes Gelächter ſcholl ihr nach.

Uli fand bald Begleiter auf ſeinem Wege und viele Leute um das Schulhaus, wo die Predigt abgehalten wurde. Das werde der neue Meiſterknecht in der Glungge ſein, ſagte hier Einer, dort Einer. Es nehme ſie Wunder, wie lange er es mache. Meiſterknecht möchten ſie da nicht ſein. Alle Andern, welche dort arbeiteten, hätten es gut; der müſſe für Alle ausſtehen. Könne er es wohl mit den Dienſtboten und mache auch, was ſie, ſo paſſe ihm Joggeli auf, wie ein Polizeidiener, bis er ihn fortſchicken könne. Wolle einer Ordnung halten und das Volk arbeiten laſſen, wie es etwa üblich ſei, ſo paſſen ihm die Dienſtboten auf, und Joggeli werde zuletzt noch gar eiferſüchtig und meine, er wolle regieren, und ſtatt ihn zu unterſtützen, kujonire er ihn, bis er fort laufe. Hinten drein ſei er dann reuig und laufe ihm nach; aber kaum habe er ihn wieder, ſo fange das alte Spiel von Neuem an. Das ſei der wunderlichſte Joggi, den es auf der Erde gebe.

Jeder wußte von Joggeli eine Geſchichte zu erzählen, was er gemacht und wie es ihm dieſer und jener wieder gemacht, und Alle ermahnten ihn, er ſolle ſich da nicht plagen, ſondern für ſich ſehen; wenn er es verſtehe, ſo ſei da etwas zu machen. Uli wurde ganz ſturm darob und konnte ſeine Gedanken gar nicht bei der Predigt behalten. Alles, was er ſchon geſehen, beſtätigte ihm das Geſagte:

daſſelbe kam ihm immer ärger, greller vor: das Unangenehme wuchs handgreiflich vor ſeinen Augen bis zur Unerträglichkeit. Er werde wohl nicht mehr oft in die Kirche gehen, dachte er, da halte er es nicht lange aus. Als er heim ging, finſter und trübſelig, ſchien die Sonne ſo freundlich, und es glitzerte der Schnee ſo rein und weiß, und traulich hüpften und flogen die Goldammern vor ihm her, daß ihm ganz heimelig zu Muthe wurde: daß es ihm ward, als ſei er wieder am alten Orte und Johannes gehe neben ihm und rede zu ihm. Und da ward ihm, als hörte er ihn ſagen: „Weißt du noch von den zwei Stimmen, die einen begleiten im Leben, einer verführeriſchen und einer mahnenden; und weißt du, wie die aufweiſende, ſchmeichelnde Stimme vom Verſucher kömmt, der Schlange im Paradieſe, und wie ſie einem den Kopf groß machen, ableiten will vom rechten Pfade und hintenher auslachet, wenn ſie einen in Unglück und Schande gebracht? Wie man die von ſich weiſen und ſagen muß: Weiche von mir, Satanas! wie ſollte ich ein ſo großes Uebel thun und wider den Herrn, meinen Gott, ſündigen!" So glaubte Uli den Johannes reden zu hören; und da gedachte er, was die Menſchen, welche gekommen waren, an Gottes Wort ſich aufzuerbauen, zu ihm geſagt; wie ſie ihn aufgeredet, den Kopf groß gemacht. Da erkannte er, was das für Stimmen ſeien, was ſie für eine Bedeutung hätten und wie er vor ihnen die Ohren verſchließen müſſe. Aber es fing ihm faſt an zu grauen vor den Leuten, die zuſammen kommen, das Wort Gottes zu hören, Gott zu dienen, wie ſie ſagen, und die, ſtatt Gott zu dienen, dem Satan dienen; ſtatt ſich zu erbauen, Andere niederziehen wollen in den Abgrund der Sünde. Es ſei doch fürchterlich, dachte er, wenn den Leuten die Kirchenwege zu Höllenwegen würden; und es ſei doch fürchterlich, ein Herz zu beſitzen, welches einem das Wort Gottes in Gift verkehre und dem Satan angehöre, während man mit dem Leibe Gott zu dienen vermeine. Da richtete er ſich wieder auf und ward wohlgemuth, daß er wieder wußte, woran er ſei, und den rechten Weg wieder unter den Füßen fühlte. Doch ſchämte er ſich faſt, daß er beinahe und ſo leicht verführt worden, und er dachte, daß der Menſch faſt ſei, wie ein Rohr, das der Wind hin und her bewege: und wie nothwendig es ſei, zu wachen und zu beten, damit man nicht in Verſuchung falle. Nun begriff er, was aus den Menſchen werden müſſe, die nicht wachen, nicht beten: und es kam ihm faſt verwunderlich vor, daß nicht noch größere Ruchloſigkeit ſei unter den Menſchen.

Beim Mittageſſen konnte er ohne Zorn die Spöttereien ertragen: Er ſolle ſich ſchicken, er werde wohl noch in die Kinderlehre gehen und den Katechismus aufſagen wollen. Er ſolle doch für ſie alle beten: es käme ihnen jetzt kommod, daß ſie einen Geiſtlichen unter ſich hätten: der könne es für ſie alle machen. Aber fluchen werden ſie denn doch dürfen? Uli hatte es nie geglaubt, daß an einem Orte die Gottloſigkeit auf einem ſolchen Punkte ſtünde; daß ſie ſo frech ſich zeigen und die offen verfolgen dürfe, welche Gott dienen wollten. Uli wußte darum nicht, daß alle, die etwas Apartiges wollen, Glaubensfreiheit, Gewiſſensfreiheit nur ſo lange fordern wollen, bis ſie in dieſer Duldſamkeit zur Macht erwachſen ſind, dann deſpotiſch und gewaltſam Zwang und Tyrannei des Gewiſſens und des Glaubens einführen, ſondern Zaudern und Erbarmen, ſiehe Exempel an der franzöſiſchen Revolution. Und merkwürdigerweiſe iſt gerade die Gottloſigkeit am unduldſamſten, ſobald ſie das Recht erſtritten hat, mit Frechheit offen ſich zeigen zu dürfen. Sie will keine Gottesverehrung mehr dulden und verfolgt jede mit allen ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln; legt Euch Glaubens- und Gewiſſensfreiheit ſo aus, daß Niemand mehr einen Glauben haben, Niemand ein Gewiſſen zeigen ſolle. Wer fühlt nicht dieſe zur Macht ſtrebende Gottloſigkeit und den Zwang, den ſie bereits auszuüben beginnt? Nach dem Eſſen ging Uli in ſein Stübchen hinauf, welches kalt und dunkel war. Er nahm die Bibel hervor, die er im Kaſten verſchloſſen hatte; es war eine ſehr ſchöne, die ihm ſeine Meiſterfrau zum Andenken geſchenkt, mit großem, weitem Druck und ſtattlichem Einbande. Da ſchlug er gleich das erſte Kapitel auf, las die Schöpfungsgeſchichte und ſtaunte ob den Wundern, die Gottes Hand geſchaffen, und dachte, wie weislich Alles ſich geſtaltet und wie unendlich der Raum ſein möge, den Gottes Allmacht mit Sternenbeeren bevölkert. Er freute ſich ob der Herrlichkeit des Paradieſes und dachte ſich in dieſes wunderherrliche Thal, über das ein ungeſtörter Friede ſich gelagert hatte; das noch keine Leidenſchaft geſehen, keine Störung erfahren. Er mußte es ſich denken in herrlichem Sonnenſchein wie ein himmliſcher Sonntag, der in aller ſeiner Heiligkeit ſich ausbreitet, wie ein unſichtbarer, aber Alles verklärender Teppich über dieſen ſchönen Garten. Vor ſeine Augen ſtellte ſich, wie ein himmelanſtrebender dunkler Tannenbaum an ſilbernem Gewäſſer der Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen. Goldene Früchte ſah er ſtrahlen in dunklem Laube; er ſah die bunte Schlange ſchimmern in den dunklen Aeſten, ſah ſie ſpielen mit der goldenen Frucht und naſchen davon mit luſtfunkelnden Augen. Und wie zwei Lichter ſtrahlten dieſe Augen weit hin in die Ferne; zwei andere Augen begegneten ihnen, und er ſah flüchtigen Schrittes die junge Mutter des alten Menſchengeſchlechtes nahe dem verhängnißvollen Baume. Und in zierlichen Ringen funkelte die Schlange, ſo herrlich in dunklem Leibe, und naſchte ſo zierlich von der prangenden Frucht, und ringelte ſich noch funkelnder hinaus auf des Baumes Aeſte, wiegte ſich in ſüßem Behagen; und hinauf mit glänzenden Augen ſah die junge Mutter. Die Schlange prangte ſo üppig, die Frucht duftete ſo ſüß, in der Mutter Bruſt ſchwoll das Gelüſten auf. Da wiegte die Schlange näher und näher ſich, wälzte ſpielend die ſchönſten Früchte zu des Weibes Füßen und lockte in ſüßen Tönen die neu geborne Luſt zum fröhlichen Genuß. Schmeichelnd pries ſie des Weibes Wohlgeſtalt und herrlich Weſen und ſchalt bitter des Allvaters Mißgunſt, der ihr dieſen Genuß verpönt, damit ſie nicht an Herrlichkeit würden wie er. Er ſah, wie die giftig ſüßen Worte ſchwellten die Luſt, wie ſie höher und höher wuchs, wie die ſchmeichelnde Stimme verdrängte des Allvaters gebietend Wort; er ſah, wie Eva naſchte in neugieriger Schüchternheit; wie ſie eilte, mit Adam die Sünde zu theilen; wie einer düſtern, geheimnißvollen Wolke gleich ein düſteres Gewas über das Thal ſich ſenkte, es verhüllte. Wüſt und dürre breitete der Erdboden vor ihm ſich aus, und im Schweiße ihres Angeſichtes ſah er die erſten Eltern verdüſtert und verſtört den erſten Acker bauen, ſie die erſten Opfer der verlockenden Stimme, die vom Vater die Geſchöpfe lockt und ihnen Elend giebt zum Lohne.

So ſaß Uli in ſeinem kalten Stübchen vertieft in die heilige Geſchichte, und ſeine Einbildungskraft ſtellte ihm das Alles ſo lebendig vor, als wenn er es wirklich vor Augen hätte. Er vergaß, daß er in der Glungge war, und es kam ihm wirklich vor, als ſei er im Paradies hinter einem alten Hollunderbaum und erlebe Alles mit. Da wurde plötzlich die Thüre aufgeriſſen und eine rauhe Stimme ſagte: „Biſt du da, und wieder geiſtlich!“ Uli, obgleich er nicht an den Nerven litt, fuhr doch hoch auf, als die unerwartete Stimme ihn anrief; er wußte es nicht gleich, war es die des Engels Michael, der ihn dem Adam nachjagen wolle; und erſt bei näherem Beſinnen merkte er, daß es einer der Knechte war. Sie hätten ihn allenthalben geſucht, ſagte dieſer, aber nicht gedacht, daß er in dieſem kalten Loche ſei. Er ſolle hinüber kommen, in die Küherſtube. Uli war aufgeſtanden und fühlte erſt jetzt die Kälte, die ihn ganz ſteif gemacht. Was er dort ſolle? fragte Uli. Er ſolle nur kommen, hieß es, er werde es dann ſchon ſehen. In des Kühers großer, warmer Stube, welche in einem alten Nebenhauſe war, war die ganze Dienerſchaft verſammelt, ſogar die zwei Mägde. Einige ſpielten mit einem Kartenſpiel, welches ſo beſchmutzt war, wie zehnjährige Küherhoſen; Andere lagen auf dem Ofen herum. Fluchen und Zotenreißen waren Trumpf. Als Uli kam, brüllte ihm Alles entgegen: er müſſe Branntwein oder Wein zahlen, was er lieber wolle; das thäte jeder neue Meiſterknecht. Es komme auf ſie an, ob er da bleiben könne oder nicht, und ſie wollten ihn bald weg haben, wenn er ſich nicht nach den Andern richten wolle. Uli wußte Anfangs gar nicht, was er da machen ſolle. Das Geld reute ihn, er hatte nicht Luſt, gemeine Sache mit ihnen zu machen, fürchtete ſich nicht vor ihnen; aber geizig mochte er auch nicht ſcheinen; und zulezt dachte er, wenn er hier etwas nachgebe, ſo könne er vielleicht um ſo beſſer beharren auf ſeinen Anforderungen an ſie.

Es wurde abgeredet, daß ſie nach dem Abendeſſen in's Wirthshaus wollten; und die Leute, die nicht Zeit hatten, für die Kirche ſich anzuziehen, die hatten jezt Zeit genug, ſich anzuziehen für das Wirthshaus; die Leute, welche um Gottes und ihrer armen Seele willen zu faul waren, zu rechter Zeit aufzuſtehen, dieſe waren jezt mit Freuden bereit, um einer Maß Wein willen viele Stunden ihres Schlafes zu opfern. Als beim Nachteſſen die ganze Sippſchaft ſonntäglich angezogen erſchien und die Mägde mit dem Eſſen preſſirten, machte Vreneli große Augen und fragte, was das geben müßte? He, ſie wollten Alle in's Wirthshaus, hieß es; Uli müſſe Wein zahlen. Vreneli war das nicht recht. Es konnte nicht begreifen, warum Uli dazu ſich verſtanden habe. Wollte er jezt auch mit ihnen gemeine Sache machen, und war es ſchon ſatt, ihr Gegentheil zu ſein? oder hatte er ſich bethören laſſen? Es hätte das für ſein Leben gerne gewußt. Vreneli war kurz angebunden beim Nachteſſen und trümpfte Alles, was ihm nahe kam, verzweifelt ab. Und als Uli, ehe er wegging, fragte: Vreneli, willſt nicht auch mit kommen? ſo antwortete ſie: Es würde ſich ſchämen mit ſolchem Geſindel in's Wirthshaus zu gehen; für ſo was ſei es noch lange nicht gut genug. Als Uli ſchon unter der Thüre war, rief es ihm noch nach: „Nimm dich in Acht, wenn ich dir rathen ſoll!" Auf dem Wege nach dem Wirthshauſe und in demſelben wollte Jeder Uli der Liebere ſein. Einer drängte ſich näher als der Andere; Einer rühmte dieß an ihm, ein Anderer etwas Anderes. Hie und da warf einer einen Zweifel auf, aber nur, damit die Andern ihn deſto höher heben könnten. Der Melker meinte: er hätte nicht bald Einen geſehen, der ſich auf das Vieh beſſer verſtünde; und der Pferdeknecht ſagte: im Fahren fürchte er Keinen; aber beim Holzführen hätte er von Uli lernen können. Und wenn der jüngſte Knecht ſagte, ſie wollten ſehen, ob er vormähen könne, da wollten ſie ihm noch heiß machen, ſo ſagte ein Anderer:

einmal er begehre nicht, mit ihm zu wetteifern, ſondern e
wolle es im Voraus verſpielt geben. Und wenn die eine Mag
klagte, er ſei gar ſo ein Stolzer und möge ſich nicht mi
einem Mädchen von ihrem Stande und Schlage abgeben
ſie wiſſe aber wohl, wer ihm in die Augen ſcheine, ſagt
die andere: einmal ſie hätte nichts über ihn zu klagen, ſ
ein Hülfreicher und Manierlicher ſei ihr noch nicht bal
vorgekommen. Die ſeien ihr dann auch nicht die Liebſte
welche meinten, es ſei ihnen alſobald Alles erlaubt. Un
dann ſei Uli auch erſt acht Tage da und wiſſe es noc
nicht, mit wem er ſich könne einlaſſen, und wer es eigent
lich gut mit ihm meine. Während ſie ſo rühmten, ver
ſchwand eine Maß nach der andern und Uli konnte ga
nicht Einhalt thun. Vom Rühmen ging man in Vor
ſchlage über und ſagte ihm, er werde bald ſehen, wer e
gut mit ihm meine. Er ſolle doch nicht ein Narr ſein un
meinen, er wolle dem Meiſter ſparen und zu ſeiner Sach
ſehen. Gerade das wolle der ſelbſt nicht; und wer es am
beſten mit ihm meine, den nehme er am meiſten auf's Korn
Wenn man aber mache, wie es Einem in den Kopf komm
und mit ihm aufbegehre, wenn er etwas ſage, ſo fürchte e
Einen und habe Reſpekt. Er ſollte doch nicht ſich un
Andere plagen für nichts und wider nichts, ſein eigene
Sohn mache es akkurat nicht beſſer, und wenn er den Alte
beſchummeln könne, ſo lache er ſich den Buckel voll. Wen
man einander verſtehen wolle, ſo ließe ſich da etwas machen
nur müſſe er es nicht machen, wie der frühere Meiſterknecht
der habe Alles für ſich wollen, und Andern nichts gegönnt
darum ſei es ihm auch ſo gegangen. Wenn er auch An
dern etwas gegönnt, er hätte noch lange gut Sach habe
können, Joggeli hätte nichts vernommen. So erzählte un
berichtete man Uli, daß er ganz ſturm wurde und lang
nicht wußte, waren dieß die gleichen Leute, welche die ganz
Woche durch ihm alles Mögliche in den Weg gelegt, ode
waren es ganz andere. Ein Glück für ihn war, daß di
Vorgänge des Tages ihm noch im Gedächtniß waren; de
Wein, das Rühmen, die Gutmeinenheit hätten ihn über
wältigt. Nun aber an das Erlebte, an Vreneli's Rath den

kend, blieb er vorſichtig, konnte ſich aber des Gedankens faſt nicht erwehren: die Leute ſeien doch beſſer, als er ſie gedacht und ſie im erſten Augenblick ihm geſchienen hätten, und es müßte bös geben, wenn er mit ihnen nicht fertig werden ſollte. Endlich wollte der Wirth keinen Wein mehr geben, weil es über die geſetzliche Zeit ſei. Hier wußte man noch, was für Zeit es ſei. Wo man aber nie weiß, was für Zeit es iſt, da iſt eine Hudelordnung, mag's nun ein Haus, ein Bureau oder gar ein Oberamt ſein. Ach, ſo ein verhudeltes Oberamt iſt doch eine gräßliche Sache! Es ſchämt ſich jeder Menſch, in verhudelten Kleidern zu gehen, und Mancher, der keinen vorräthigen Kreuzer hat, ſchickt doch ſein Kleid zum Schneider zum Flicken: aber ein Oberamt läßt man verhudeln und läuft in dieſem verhudelten Oberamte herum dick und breit und meint noch, wer man ſei. Du guter Gott, hat man denn ganz vergeſſen, daß die Welt Alles verachtet, was in Hudeln herumgeht, Hudeln an ſich hangen hat? Wenn aber Einer nie weiß, was für Zeit es iſt, ſo iſt er immer wie ſturm im Kopf, legt die Nachtkappe an, wenn er einen Dreimaſter aufſetzen ſollte; ſetzt ſich auf's hohe Roß, wenn er kuſch machen ſollte unter den erſten beſten Ofen.

Während Uli mit innerlichen Seufzern die ziemlich hohe Zeche bezahlte, ging einer ſeiner Gäſte nach dem andern hinaus, nur ein Knecht blieb bei ihm. Draußen war es dunkel, es ſchneite ſtark, man ſah kaum eine Hand vor den Augen. Sein Begleiter ſagte ihm: jetzt wolle er ihn vor das Fenſter eines Mädchens führen, wo ſie vielleicht einen Beſuch machen könnten. Ihm ſeien alle Mädchen bekannt, weit und breit, und er wolle ſie alle unter's Fenſter bringen, und es ſei in der ganzen Gemeinde nicht manche Kammer, in welcher er noch nicht geweſen ſei. Uli weigerte ſich und ſagte: er ſei noch fremd hier und habe keine Luſt, zu erfrieren an unbekannter Mädchen Fenſtern; ſie wollten machen, daß ſie den Andern nachkämen, welche vorausgegangen ſeien. So ſolle er doch mit ihm nur einen Augenblick da nebenaus kommen, nicht fünfzig Schritte vom Wege; es nehme ihn Wunder, ob dort die Tochter des

Hauſes einen Beſuch hätte oder nicht. Es ſolle ſie nicht fünf Minuten aufhalten. Uli ging. Kaum war er vom Wege ab, in einem dunkeln Gäßchen, zwiſchen ſchwarzen Gebäuden, ſo pfiff ein Scheit ihm hart am Kopf vorbei; ein Streich ſauſte ihm in den Nacken, ein anderer auf die Achſel. Raſch griff er in das Dunkel hinein, packte eine Hand mit einem Scheit, riß es aus derſelben, that zwei, drei tüchtige Schläge um ſich, daß es krachte, ſchmiß mit gewaltiger Kraft einen im Wege ſtehenden Gegenſtand weit in eine Hofſtatt hinaus und war verſchwunden, wie wenn ihn der Boden verſchluckt hätte. Man hörte noch hie und da einen fallenden Streich, dann flüſternde Stimmen: „Nicht doch, nicht. Donnerwetter, ich bin es ja! Wo iſt er, wo iſt er? Ich weiß es nicht, es iſt, als ob ihn der Teufel genommen. Kommt doch, helft mir den Pferdeknecht aufſtellen, der hat einſtweilen genug. Ich blute wie ein Schwein: aber dem verfluchten Kerl muß es noch eingetrieben werden. Wir wollen ihm vorlaufen und dann beim Thürli ihm warten: es müßt der Teufel thun, wenn wir ihn dort nicht erwiſchen, und dort wollen wir ihn dann ſalben, bis er zufrieden iſt.“ Sie liefen, taumelten, warteten beim Thürli, aber kein Uli kam. Endlich wurde ihnen Angſt, er könnte vielleicht bewußtlos niedergefallen ſein und nun erfrieren. Sie ſchlichen ſich heim, und der Pferdeknecht fluchte in einem fort: einen ſolchen Streich hätte er noch nie bekommen und er wollte, Uli erfriere: aber wenn es dann nur nicht auf ſie herauskäme, weil ſie mit ihm aus dem Wirthshaus gegangen: es ſei jetzt gar verflucht kalt im Gefängniß. Am Morgen erſchraken ſie heftig, als Uli's Stimme, wie gewohnt, ſie weckte und aufrief. „Der Hund lebt, ſcheint's noch!“ ſagte der Pferdeknecht zum Melker. „Wie Teufel iſt der heim gekommen?“ Aber Niemand konnte Beſcheid geben. Sie fragten Uli, wie er heim gekommen; ſie hätten ihm lange gewartet, doch umſonſt; er werde bei einem Mädchen geweſen ſein. Darauf erzählte Uli's Begleiter, wie es ihnen im Gäßchen ergangen, und klagte Uli an, daß er ihn im Stich gelaſſen und davon gelaufen ſei, ohne ſich darum zu bekümmern, ob er zu todt geſchlagen würde. Uli antwortete bloß, daß Jeder zu ſich ſelbſt ſehen müſſe. Er hätte übrigens nicht gewußt, wie ihm helfen, da er ihn gleich nicht mehr geſehen. Die Andern thaten gar unbefangen, und wünſchten nur, daß ſie dabei geweſen; denen hätten ſie es zeigen wollen. Uli nahm das hin, ohne nach ihren Beulen zu fragen, ohne einläßlich über die Art ſeiner Heimkunft zu antworten. Breneli, welches auf die Heimkehr der Abweſenden bange gewartet, hatte Uli zuerſt und alleine heimkommen hören und ſchlief darauf ein. Am Morgen ſahe es blaue Beulen an einigen Köpfen, und im Vorbeigehen ſagte ihm Uli: „Du ſollſt Dank haben, du haſt Recht gehabt.“ Aber mehr zu ſagen ſchickte es ſich nicht. Breneli wurde natürlich neugierig, und endlich gelang es ihm, von der einen Magd, die ſich etwas auf Uli's Seite neigte, zu vernehmen, wie die Abrede geweſen, Uli recht tüchtig zu prügeln, nachdem man ſeinen Wein getrunken und mit Rühmen ihn recht zutraulich gemacht hätte. Man habe das ſchon im Dorfe verſucht, damit man die Schuld auf die Dorfbuben werfen könnte. Aber ſie wiſſe nicht recht, wie es gegangen, und Niemand könne rechten Bericht geben. Es ſeien ein Paar Streiche gewechſelt worden, der Pferdeknecht ſei ohnmächtig geworden, der Knecht ſei unter einen Wagen gefahren, wie aus einer Kanone, der Melker habe ein Loch in den Kopf erhalten, daß das Blut herausgefahren wie aus einer Brunnröhre, aber keinen Uli hätte man mehr gemerkt, ſo daß ſie faſt glauben, ſie hätten einander ſelbſt geſchlagen. Sie hatten ihm noch gepaßt beim Thürli, aber kein Uli ſei gekommen; dagegen habe er ſie heute geweckt; ſie könnten gar nicht wiſſen, wie das gekommen, da auch ſie Mägde, die auf der Straße geblieben, von Uli gar nichts gemerkt. Heute beim Bettmachen habe ſie Blut auf Uli's Hauptkiſſen geſehen, ſo daß ſie glaube, er müſſe doch dabei geweſen ſein. Aber wie es zugegangen, könne ſie nicht ſagen, und wenn man ihr den Kopf abreiße. Und Niemand kam darüber. Auch Breneli hätte es nie erfahren, wenn Uli es ſpäter nicht ſelbſt erzählt, wie er, nachdem er einige ausgewiſcht, unter das ſchwarze Dach eines Ofenhauſes geſtanden, weil er zu alt dazu geweſen, eine Schlägerei auf Tod und Leben fortzuſetzen. Da, ganz in ihrer Nähe, hätte er ihre Reden vernommen, ihre Stimmen gekannt, und ſei unvermerkt aber ſchnell ihnen, die noch mit dem Pferdeknecht zu thun gehabt, voraus gekommen und heim, ehe ſie daran gedacht. Es hätte ihn freilich gelüſtet, ſelbſt beim Thürli zu lauern, allein am Ende habe er gedacht, es könnte ein Unglück geben und am wöhlſten ſei er daheim im Bett. Das habe ihm wieder die Augen aufgethan, was man den Leuten trauen könne und wie er hier ſtehe. Er ſolle nur nicht gleich erſchrecken, ſondern ſich an Niemand kehren und ſeine Sache recht machen, ſo werde das ſchon gut kommen, ſagte Breneli. Dann aber ſagte es auch der Mutter, was vergegangen und wie die Dienſtboten den Meiſterknecht verfolgeten, und man müſſe doch ein wenig zu ihm ſehen, ſonſt laufe er fort, ehe man daran denke. Er ſcheine ein braver Burſche und nehme ſich der Sache an, man kriege vielleicht nicht bald wieder ſo einen. „Wir wollen ſehen, ſagte die Mutter, wir wollen machen, was wir können; wenn nur der Vater nicht ſo ein Wunderlicher wäre, dem iſt beim Tauſend keiner recht.“

Capitel 15.

Uli kriegt Platz in Haus und Feld, ſogar in etlichen Herzen.

Am nächſten Sonntag rief die Mutter Uli in's Stübli. Joggeli war zum Sohn gefahren mit der Eliſe (z'Eliſi ward ſie aber genannt), die dort einem Ball beiwohnen wollte und deßwegen Schneider, Näherin, Schuhmacher faſt auf den Tod geplagt hatte, ſie ſchön zu machen, und, da Alles nichts helfen wollte, weinte und Krämpfe kriegte: „Im Welſchland, jammerte ſie, ſei ſie immer von den Schönſten eine geweſen, und hier wolle Alles nichts helfen, wie ſie anwende und kein Geld ſie reue; aber die Schneider und die Näherinnen könnten in Gottsname nichts, und dann ſcheine es ihr immer, man hätte hier gar nicht ſolches Zeug, wie im Welſchland; dort möge man anziehen, was man wolle, ſo ſtehe es einem wohl an, und ſollte es der Ofenwiſch ſein. Wie unbedeutend es ſich angezogen, ſo hätten doch die Frauen, bei welchen es in Penſion geweſen, geſagt: „o wie niedlich, o wie ſchön, die Figur ſo elegant, das Geſicht ſo nobel, wahrhaftig wie ein Engel!“ Und hier ſage man ihm nur: „wie bleich biſt du doch und ſo mager wie ein Rebſtock!“ Das ſei noch das Schönſte, was man ihm ſage.

„Uli, ſagte die Mutter, ſitz, trinke, nimm Brot und ein Stück von dem Schinken, wenn du magſt.“ Er begehre nichts, ſagte Uli, er hätte ja erſt gegeſſen. Er möchte ſie nur etwas Anderes fragen, und wenn es ihr nicht recht ſei, ſo ſolle ſie es ihm nur gleich ſagen, er zürne es nicht. Er wiſſe wohl, daß an jedem Ort ein anderer Gebrauch ſei. Er möchte fragen: ob ſie ihm nicht erlauben wollte, an Sonntag Nachmittagen in der Wohnſtube zu ſein, wenn ihn der Meiſter nicht etwa ausſende? Er gehe nicht gerne, wohin die Andern gingen; er wiſſe nur zu gut, wie es da gehe. Ins Bett möge er auch nicht. Er leſe am Sonntag gerne ein Kapitel und möchte ſeinem frühern Meiſter einen Brief ſchreiben, und dazu ſei es gar zu kalt in ſeinem Stübchen. „He, ja freilich, ſagte die Frau, ja freilich; Joggeli wird wohl nichts dagegen haben, und dem Eliſi wird es auch nichts machen. Du biſt nicht wie die Andern; die begehrte ich nicht, die können meinethalben ſein, wo ſie wollen. Mit dem Ruſten und mit dem Garnhaspen magſt du dich mühen, wie es noch keiner gemacht hat. Und überhaupt, wenn du ſo fortfährſt, ſo bin ich mit dir beſonders wohl zufrieden und der Joggeli auch. Aber er kann es nicht zeigen, und wenn er ſchon zuweilen ein wenig wunderlich iſt, ſo mußt du dich ſeiner nicht achten und deine Sache nur fort machen.“ Während ſie ihm ſo zuſprach, nöthigte ſie ihm doch etwas vom Schinken und etwas aus der Flaſche auf, und trug ihm noch auf: er ſolle morgen Korn zu Mehl für die Schweine beſorgen, der Joggeli brauch eben nicht Alles zu ſehen. Er ſagte freilich nichts darwider, aber er hielte ihr doch immer vor, wie viel ſie brauche zum Saumäſten. Verſchleppen wolle ſie ihm nichts, und er eſſe ſo viel von den Schweinen, als ſie, und ſo werde das wohl keine große Sünde ſein.

Breneli machte ein kurios Geſicht, als Uli mit ſeinem Schreibgeräthe daher gezogen kam. „Was ſoll's?“ fragte es, „was kömmt dich an?“ „He, die Meiſterfrau hat mir erlaubt, am Sonntag Nachmittag hier zu ſein,“ ſagte er. „Beim Küher mag ich nicht ſein, droben iſt's mir zu kalt, und alle Sonntage ins Wirthshaus will ich nicht.“ Breneli ging zur Baſe und ſagte: es habe nichts gegen Uli; aber wenn es mit ihm ins Geſchrei komme, ſo ſolle ſie daran denken, daß ſie ſchuld ſei; und der Vetter werd auch ein wunderlich Geſicht machen, wenn Uli thue, wie wenn er da daheim wäre. „Du Närrchen, ſagte die Baſe, was hab' ich machen ſollen, als er mich fragte ganz manierlich? Und er iſt doch auch kein Hund, ſo zu ſagen, wenn er ſchon ein Knecht iſt, und zuletzt iſt es doch beſſer, er ſei da, als daß er uns beim Küher hilft ausſpotten und hinuntermachen.“ „Wie geſagt, ſagte Breneli, ich habe nichts darwieder; allein ſinnet dann daran, daß ich nicht ſchuld bin, wenn allerlei geredet wird.“

Das ärgerte allerdings den Joggeli den nächſten Sonntag gar ſehr, als er Uli Platz nehmen ſah in der Stube, und die gute Mutter hatte manches Stichwort auszuſtehen, ja ſie ſollte ihn fortſchicken. Das wollte ſie aber doch nicht; er könne es ihm ſelber ſagen, ſagte ſie: das wollte aber Joggeli nicht.

Am meiſten rümpfte Eliſi die Naſe. Die packte gewöhnlich alle Nachmittage ihren Kram aus, ſonnete ihn und packte ihn dann wieder ein in die ſchönen Schachteln: Korallen, ſeidene Faden, Kettchen, Ringe, ſilberne mit Geld belegte Hafte, ſchöne Tüchlein, geſtickte Vorhemdchen u. ſ. w.: ſie hatte manchmal damit, wenn es ſie recht ankam, den ganzen Tiſch überlegt und alle Stühle dazu, hielt eins nach dem andern bald ans Licht, bald an den Kopf oder an den Rücken, und dann ſollten ihr die Anweſenden ſagen, was ihr am beſten ſtehe; das legte ſie zurecht für den nächſten Sonntag. Da ſie dieſes aber faſt alle Nachmittage vom Montag bis am Samſtag trieb, ſo änderte der projektirte Putz gar manchmal; denn man trieb das Spiel mit ihr. Die Eltern durften ihr nichts ſagen, ſonſt plärete Eliſi, lag ins Bett, wollte ſterben, weil ſie verfolget würde; man mußte den Dokter holen laſſen, und es gab eine Geſchichte vom Henker. Breneli und Eliſi waren einander nicht hold. Eliſi behandelte Breneli wie eine arme Verwandte, die das Gnadenbrot ißt, und bedachte nicht, daß die Laſt der ganzen Haushaltung eigentlich auf Breneli lag; auch mochten Breneli's geſunde Farbe und rüſtiges Weſen nicht wenig geheimen Neid erwecken, obgleich Eliſi manchmal ſagte: im Weltſchland hätten ſie ein Wochenmenſch gehabt, welches Breneli auffallend ähnlich geweſen ſei, von der hätten ſeine Frauen immer geſagt: „o Himmel, welch gemeines Ausſehen dieſe doch hat!“ Breneli dagegen ſah mit Bedauern der Verwandtin kindiſches Weſen und Meiſterloſigkeit, nahm derſelben Hochmuth nicht ſehr zu Herzen, ließ hie und da ein Wort fallen, um Eliſi abzumahnen, ſich doch nicht lächerlich zu machen, was aber allemal übel aufgenommen und ausgelegt wurde, als ob Breneli nur eiferſüchtig ſei.

Eliſi rümpfte ſchrecklich die Naſe, als ſich Uli an den Tiſch ſetzte und etwas zu leſen begann. Er war ihr allenthalben im Wege, er ſollte nicht an dieſem Platze ſein, ſondern an einem andern, und war er an dem andern, ſo war er doch wieder nicht am rechten. Eliſi hatte wieder den ganzen Tiſch überlegt, eine ganze Menge Haarſchnüre aufgerollt, eine ſchöner als die andere; Uli hatte kaum ein Plätzchen für ſein Buch. Er ward in ſich böſe. Er ſah die verdrießlichen Geſichter wohl und die offenbare Abſicht, ihn zu verdrängen, und nun meinte er bei ſich ſelbſt: wenn er eine ganze Woche bös habe, an Wind und Wetter ſei, allenthalben der Gäſte und der Leute, ſo ſollte doch wohl zwei oder drei Stunden für ihn Platz in einer warmen Stube ſein. Er war darauf und daran, ſeinen Unmuth laut werden zu laſſen und aufzuprotzen, obgleich es ihm ſo halb und halb vorkam, als wäre dieſes dumm, indem er ſich damit ſelbſt ſtraſe; das Klügſte ſei, zu thun, als achte er ſich ihrer nicht, und zu machen, was ihm bequem ſei. Aufzubegehren ſei es dann immer noch Zeit, wenn man ihm etwas ſage. Wenn aber Aerger im Menſchen iſt, ſo macht er ſelten das Klügſte, ſondern gewöhnlich das Dümmſte. Da fiel eins der Bänder Uli zu Füßen, er hob es auf, ſah darüber hin und ſagte unwillkürlich: das ſei das ſchönſte Seidenband, das er noch geſehen; es nähmte ihn nur Wunder, wie man ſolche Blumen hineinweben könnte. Das ſei noch gar nichts, ſagte Eliſi, ſie hatte noch viel ſchönere. Dieſe ſchönern brachte ſie herbei, und Uli bewunderte ſie aus aufrichtigem Herzen, denn er hatte wirklich noch keine ſolchen geſehen. Es nehme ihn aber nicht Wunder, ſetzte Uli hinzu, daß ſie ſchöne Haarſchnüre begehre, ſie hätte auch ſchöne Haare darum zu flechten. Von da an fand Uli Platz am Tiſche und Gnade in Eliſi's Augen. Eliſi war nun alle Sonntag-Nachmittage in der Wohnſtube, flocht die Haare darin und Uli mußte rathen, welche Haarſchnur einzuflechten ſei. Uli war aber auch ein hübſcher Mann, freilich bald dreißig Jahre alt, aber ſchön von Wuchs und Farbe; im Kopf hatte er blaue, heitere Augen und auf demſelben dunkelblondes, gekräuſeltes Haar, eine ſchöne Naſe und darunter weiße Zähne, welche die Juden auch geſtohlen haben würden, wenn ſie ſich an einen ſolchen Mann getraut hätten.

Das ſah aber Joggeli wiederum nicht gerne; er wurde überhaupt immer ärgerlicher auf Uli. Der Schnee war vergangen und mit dem Holzen war man fertig geworden. Aber Uli hatte zugleich unnöthiges Holzwerk aller Art, welches um das Haus lag, aufgeholzt und weggeräumt und die Scheiterbygen ſo zierlich gemacht, daß die Bäurin große Freude daran hatte und ſagte: jetzt ſei einem doch recht wohl, man könne rings um das Haus gehen, man ſtolpere über nichts und könne rings um das Haus ſehen, und es mache einem nichts zornig. Joggeli aber brummte gewaltig: ſo Einen hätte er noch nicht gehabt, dem nichts recht ſei; er laſſe nichts am alten Orte und zuletzt komme er ihnen noch ins Stübli und räume da auf. Zugleich hatte er um Erlaubniß gefragt, die Bäume, die in ganz jämmerlichem

Zuſtande, voll Moos, Miſteln und dürren Aeſten waren, putzen zu dürfen. Er machte es meiſterlich, aber Joggeli doch nicht recht; und alle Knechte ſchimpften, er ziehe die Arbeit aus der hinterſten Ecke hervor, um ſie zu kujoniren. Die Jauche mußte ausgethan werden, damit man für das Frühjahr neue machen könne: das war wieder Keinem recht. Sobald es recht auffirer, ging es hinter die Matten, die eigentlich im Herbſt hätten in Stand geſetzt werden ſollen. Hier waren die kleinern Waſſergänge zu reinigen und neue Schleuſen hätten ſollen gemacht ſein. Aber Joggeli, obgleich er das Holz hatte, ſperrte ſich mit allen Füßen und wollte nicht; es war, als ob Uli den Nutzen davon hätte. Die ſeien lange gut geweſen, ſagte er, er wüßte gar nicht, warum jetzt auf einmal Alles neu ſein ſolle. Die andern Knechte hätten mit denen wäſſern können, und wenn Uli ſo ein Meiſter ſein wolle, ſo dünke es ihn, er ſollte es mit denen auch können.

Im März, an einem hellen Sonntag-Nachmittage, ſagte Uli zu Vreneli, er möchte gerne ein Wort mit dem Meiſter reden, es ſolle ihn doch bitten herauszukommen. Vreneli richtete den Auftrag aus und Joggeli brummte: „Was will er wohl wieder, was iſt ihm Neues eingefallen? er iſt ein unerträglicher Treibauf, läßt einem weder Sonntag noch Werktag Ruhe.“

Draußen nun fragte ihn Uli um die Frühlingsarbeit. Sein Meiſter und er, ſagte er, hätten in jeder Jahreszeit und vor jeder Hauptarbeit alle Geſchäfte ins Auge genommen und dann ſich eingerichtet, daß Alles zuſammen gegangen und nichts zurück geblieben ſei. Wenn man Alles ein wenig ins Auge nehme, ſo wiſſe man, was für Leute man nöthig habe, wenn man anfangen, und wie man die Leute brauchen müſſe, daß an allen Orten etwas gehe. Wenn man die Sache nur ſo von einem Tag zum andern nehme, ſo vergeſſe man immer etwas; man glaube immer, mehr Zeit zu haben, als es ſich ergebe, und weniger Geſchäfte, als ſich dann nach und nach zeigen; ſo rücke die Arbeit nicht vor mit der Jahreszeit und zuletzt werde Alles zur Unzeit gemacht und ſchlecht, ſo auf und davon gearbeitet. Er möchte daher fragen, da es bald angehen werde: was für Sommerfrucht gepflanzt werde, wie viel Erdäpfel, wie große Hanf-, Flachs- und Rabisſtücke ꝛc. und wo man dieſes und jenes haben wolle. Wenn es ihm anſtändig wäre, ſo ſollte er ihm heute das Land anweiſen; es ſei ein ſo freundlicher Nachmittag, daß es ein rechtes Pläſier ſei, ein wenig an der Sonne herum zu gehen.

Da ſei es noch lange Zeit dazu, ſagte Joggeli, der Schnee ſei ja kaum ab; wenn es dann Zeit ſei, ſo wolle er es ihm ſchon ſagen. Das Preſſire trage nichts ab; ſie hätten bis dahin den Hof arbeiten können ohne ein ſolch Preſſier. „Aber nichts deſto beſſer, ſagte die Frau, es giebt ja bald keine Sachen mehr. Und ich wollte mit Uli gehen; es thut dir nur wohl, wenn du dich auch ein wenig an die Sonne laſſeſt. Warum willſt du zurückhalten und den Leuten umſonſt zu eſſen und den Lohn geben? Andere Jahre ſind wir mit Holzen und Dreſchen drei Wochen ſpäter fertig geweſen und mußten immer um ſo viel ſpäter anfangen, als andere Leute, und blieben ſo das Jahr durch zurück. Was ſollen die Leute jetzt machen, wenn du nicht Arbeit anweiſen willſt?“ Joggeli zog brummend ſeine warmen, wollenen Schuhe aus und andere an; die Frau mußte ihm das Halstuch umbinden und ein Schnupftuch in die Taſche thun. Hinter dem Ofen ſuchte er einen Stock und ging endlich zankend und ärgerlich.

Joggeli hatte ſein Lebtag noch nie ſein ganzes prächtiges Gut ins Auge genommen und darüber nachgedacht, wie es zu benutzen ſei, daß nicht nur ein bedeutender Ertrag herauskomme, ſondern daß das Gut ſelbſt geſünder werde, ein Theil dem andern nachhelfe u. ſ. w. Er ſäete ſo viel an, als er Miſt hatte, oder die Zeit erlaubte. Mußten Kartoffeln geſetzt werden, ſo ſuchte er ein Stück Land dazu, aber immer ſo klein als möglich, daß man nach dem Neujahr mit den Erdäpfeln zu ſparen anfangen mußte. So machte er es mit den Flachs-, Reps- und Hanfplätzen. Er ließ ſich die von der Frau nur ſo abmarkten, und Miſt dazu und Jauche mußte faſt geſtohlen werden. Alles Land, welches nicht Korn oder Futter trug, reute ihn; er hielt es wie für verloren. So war auf dem ganzen Gute nur ſo eine Stümperei. Hier ein Plätzli von dem, dort ein Plätzli von jenem, je nachdem zufällig ein Stücklein wenig oder viel Gras gehabt. Zudem ſtund das Angebaute mit dem Liegenden nie in rechtem Verhältniß. So wenig als ſein Gut nahm er ſeine Dienerſchaft ins Auge, berechnete und vertheilte nie ihre Kräfte in der Bearbeitung des Gutes. Er hatte eben nicht am liebſten zu viele Leute, die Leute aber, die er hatte, wußte er nicht zu beſchäftigen und anzuleiten; er brummte freilich, wenn ſie ſo wenig und ſo ſchlecht als möglich arbeiteten; allein weiter brachte er es nicht. Daher fehlten dem Gute die nöthigen Kräfte, es wurde nicht bearbeitet, bald fehlte Miſt zum Anſäen, meiſt die Zeit. Man wurde nie fertig, und doch wurde kaum die Hälfte von dem, was nöthig geweſen wäre, gethan. Daher nahm das Leben des Gutes, denn jedes Gut hat ein Leben, das halb von der Beſchaffenheit des Bodens, halb von der Arbeit abhängt, ab, und ſomit auch alle Jahre der Ertrag. Und das iſt die Urſache vom unglücklichen Siechthum vieler Güter, daß man das Gleichgewicht nicht zu finden weiß zwiſchen dem, was das Gut will, und dem, was ſein Beſitzer will; zwiſchen den Kräften und Bedürfniſſen des Gutes; daß man das Maß und die Art und Weiſe der Arbeit nicht gehörig würdigt. Uli hatte ſeine liebe Noth mit dem Alten. Es reute ihn jeder Boden, den er hergeben ſollte für dies oder das, aller Miſt, der nöthig war. Er wollte Boden und Miſt immer für etwas Anderes, Beſſeres ſparen. Vergebens ſtellte ihm Uli vor: man könne doch nicht Alles auf den Herbſt ſparen, und es dünke ihn, für eine ſolche Weite Landes ſei viel zu wenig angeſäet; man müſſe ſchon den Frühling benutzen, um mehr Land umzupflügen, und Miſt für den Herbſt wolle er ſchon genug beſorgen. Mit der größten Noth brachte er ein größer Erdäpfelſtück heraus, als ſonſt Sitte war, und einigen Sommerwaizen, in den er dann Klee ſäen wollte. Daneben ſah er auf dieſer Wanderung Häge, zwei Klafter breit; unbenutzte Ränder und wilde Stücke; ſah Arbeit für die Zwiſchenzeit auf viele Jahre.

Auf dem Heimwege ſagte Uli: er müſſe ihm noch etwas ſagen, wenn er es nicht ungern haben wolle. Joggeli ſagte: es dünke ihn, er hätte ihm ſchon viel geſagt und ſollte zufrieden ſein für heute. Doch ſolle er es auch noch ſagen, es gehe am Ende in Einem zu. „Meiſter, ſagte Uli, es iſt in den Ställen nicht Alles, wie es ſein ſollte. An unſern Roſſen iſt nicht mehr viel zu erfüttern; wenn man nicht etwas ändert, ſo kommen die meiſten in Abgang. Bei den Kühen iſt es noch viel ſchlimmer. Sie geben nicht Milch, wie ſie ſollten; die meiſten haben nur zwei oder drei Striche, ſind auch wohl alt und es dünkte mich, wenigſtens mit vieren ſollte man fort, und dagegen etwas Junges einſtellen, mit ganzen Eutern; man käme viel weiter. So wie es jetzt iſt, füttern wir Thiere ohne Nutzen und Ertrag.“

„Ja, ja, ſagte Joggeli, verkaufen kann man wohl, verkaufen kann ein Jeder, wenn er etwas hat; aber wenn man dann etwas Anderes hätte!“ Man werde heut zu Tage mit Allem betrogen. Und wer ſich mit dieſem Handel abgeben ſolle? er möge nicht mehr nach, und wem er es anvertrauen ſolle, daß er nicht betrogen werde? O, ſagte Uli, das müſſe ein jeder Bauer riskiren, und betrogen ſei ſchon ein Jeder geworden; aber bei ſeinem Meiſter habe er Roſſe und Kühe gekauft und ſei noch glücklich geweſen dabei. „Ja ſo, ſagte Joggeli, du wollteſt das alſo machen: verkaufen und einkaufen; ja ſo, das iſt etwas Anderes, jetzt nimmt's mich nicht mehr Wunder. He nun, wir wollen ſehen, wir wollen ſehen: das iſt eine wunderliche Sache.“

Daheim klagte er ſeiner Alten wieder, wie Uli ihn gedrängt und geplagt habe. Nichts ſei ihm recht. Er würfe ihm das ganze Gut um, wenn er ihn machen ließe. Und beide Ställe wolle er ihm neu beſetzen. Er merke aber das Bürſchli wohl und wolle es ihm zeigen, wer er ſei. So Einer, der keine Hand breit Land hätte, wolle, wie man ein Gut behandle, beſſer wiſſen als Einer, deſſen Vater und Großvater ſchon vornehme Bauren geweſen ſeien. Das ſei ein Hochmuth in den Leuten vom Teufel; es ſei gar nicht mehr auszukommen. Als er nun insbeſondere erzählte, warum Uli ihn gedrangſalet, ſo ſagte ſeine Alte: „Bauren hin, Bauren her; aber wenn Mancher nur halb ſo geſcheit geweſen wäre, als mancher Knecht iſt, ſo wäre er noch einmal ſo reich und ſein Hof trüge ihm noch einmal ſo viel ab.“

Indeſſen lief die Arbeit, und alle Welt verwunderte ſich, wie früh man in der Glunggen erwacht ſei. Kamen die Ueſliger zu den Dienſtboten, zum Pferdeknecht, der Miſt führte, zum Melker, wenn er Salz holte ꝛc., ſo ſagten ſie: das müſſe ſcheint's ſtreng gehen in der Glunggen; das ſei doch ſchlecht von einem Knecht, die Leute ſo zu kujeniren; aber ſie thäten es nicht, ſie würden aufbegehren und ſo von einem herzugelaufenen Burſchen ſich nicht laſſen befehlen; ſie wollten ihm zeigen, daß ſie länger da geweſen ſeien, als er. Es gehe Alles, bis es genug ſei, ſagte der Pferdeknecht; man ſolle nur ſehen. Kamen ſie zu Joggeli, ſo ſagten ſie: Was ihn ankomme, daß er ſo preſſire? Oder ob er etwa einen neuen Meiſter bekommen habe? Es ſei eine Gegend nicht wie die andere, und ſie hätten noch nie geſehen, daß zu viel preſſiren viel abtrage. Er laſſe den neuen Knecht wohl viel Meiſter für den Anfang. Daneben wollten ſie nichts geſagt haben; er werde wohl wiſſen, was er mache. Kamen ſie dann zu Uli, ſo ſagten ſie: ſo Einer wäre auf der Glunggen ſchon lange nöthig geweſen. Man ſehe es ſchon von weitem, daß da ein Anderer predige. Daneben ſei er ein Narr, daß er ſich ſo plagen möge; er bleibe doch nicht lange da, bei Joggeli halte er es nicht aus, und ein ſolcher Kerli, wie er, werde nicht immer Knecht ſein wollen, oder dann doch auf einen andern Platz.

Dieſes trug nicht dazu bei, die gegenſeitige Anhänglichkeit zu vermehren, den Gang der Dinge zu erleichtern. Erſt jetzt nahm Uli's Bürde zu, und es war ihm, als ob er bis an die Kniee im Lehm wandeln müſſe. Alles mußte er Joggeli abdisputiren, abzanken, und wenn er es endlich ausführen wollte, ſo hatte er allenthalben unwillige, ungeſchickte Hände. Er mußte allenthalben ſtoßen, ziehen und ſchieben; an Allem machte man ſo lange und ſo ſchlecht, als möglich. Er glaubte es nicht dahin bringen zu können, daß man die Flachsſtelle ſauber rüſte, daß man auf irgend einem Acker die Furchen auch recht zu Boden hacke. Man ſah noch in zweijährigem Grasboden Furchenſtreifen; ſo oberflächlich war gehacket worden hier in ſo ſchwerem Boden, was freilich in leichterm Sandboden nur ſo obenhin oder gar nicht zu geſchehen braucht. Er wußte, wie ſchwer ſich über das Arbeiten etwas ſagen läßt; wie ungern ſich ein Menſch vorwerfen läßt, er mache eine Landarbeit nicht gut; wie ein ſechskreuzeriges, drei Schuh hohes Knechtlein auffährt, wie ein Hahn, wenn man ihm ſagt, er könne nicht mähen oder nicht hacken; wie er ſagt: „ich bin ſchon bei manchem Meiſter geweſen und habe es ihnen recht gemacht, und wenn ich dir nicht genug arbeite, ſo brauchſt du es nur zu ſagen; ein Kerli, wie ich, findet Meiſter ſo viel er will.“ Nehmen es die Leute von einem Meiſter nicht an, wie ſollen ſie es von einem Knecht annehmen? Er meinte daher auch, Joggeli ſollte dieß, ſollte jenes ſagen; aber Joggeli wollte nicht. „Sag du es ihnen, wenn es dir nicht recht iſt, was ſie machen, ſagte er; das iſt deine Sache, darein miſche ich mich nicht. Ich wollte ein Narr ſein, einem Meiſterknecht einen großen Lohn zu geben, und dann noch Alles machen zu ſollen, was an ihm iſt!“ Wenn aber die Dienſtboten Joggeli klagten, heute hätten ſie das machen müſſen und jenes noch und am Ende wieder von vornen müſſen, es ſei Alles nicht gut genug geweſen, ſo klagte Joggeli: von dem hätte er nichts gewußt; es thäte es Uli doch wohl, zu fragen; aber er mache, wie wenn ihm Niemand etwas zu befehlen hätte, wie wenn der ganze Hof der ſeine wäre. Uli begriff es alle Tage beſſer, wie man von einem ſagen könne: er habe die Wände auf ſpringen wollen; kam es ihn doch ſelbſt alle Tage an.

Indeſſen ging die Sache doch, wenn auch mühſelig. Sie waren mit den Frühlingsarbeiten ſo früh fertig, als andere Leute, und hatten mehr gepflanzt als ſonſt. Sie konnten dieſes Jahr zweimal in die Erdäpfel, konnten hacken, die Erde um die Stauden häufen und mußten nicht das Unterlaſſen des Einen oder des Andern mit einem Drittheil oder der Hälfte der Ernte büßen. In den Flachs wurden kleine

Stöcke geſteckt, von Fuß zu Fuß Faden gezogen, das Fallen des Flachſes zu hindern und er war ſo ſchön, daß die Bäurin faſt alle Tage hinging, ihn zu beſehen, und wenn die Ueſtiger vorbeigingen, ſo ſagten ſie zu einander: „Es iſt Schade, daß Joggeli dieſen Knecht hat. Man ſieht, er verſteht die Sache; es bekäme gleich Alles eine andere Naſe in der Glungge. Er wird ihn aber bald fortgekneiſt haben."

Capitel 16.

Uli kömmt zu neuen Kühen und neuen Knechten.

Unerwartet ſagte Joggeli eines Morgens dem Uli: Er hätte der Sache nachgeſinnet und gefunden, daß es nicht übel wäre, wenn man im Stall etwas ändere. Morgen ſei zu Bern Monatmarkt, dort mache man es gewöhnlich am beſten. Er ſolle den Zingel und den Stär (Kuhnamen) nehmen und Nachmittags mit ihnen Bern zu. Er könne übernacht ſein, wo es ſich ihm ſchicke, damit er Morgens zeitlich auf dem Markte ſei. Wenn ihm auf dem Markt etwas Anſtändiges anlaufe, ſo ſolle er es kaufen; ſonſt könne man am Burgdorfmaimarkt ſich umſehen. — Uli hatte nicht viel einzuwenden, obgleich es ihn ſeltſam dünkte, daß er mit zwei alten Kühen fünf Stunden weit auf den Markt gehen ſollte auf die Gefahr hin, im Fall Nichtverkaufens ſie nicht mehr heimbringen zu können auf der harten Straße mit ihren aus des Stalls gewöhnten Füßen.

Es war ein warmer Mainachmittag, Staub auf den Straßen, die Kühe des Gehens, des Sonnenſcheines ungewohnt; Uli hatte Mühe mit ihnen. Doch die Kühe kannten ihn; ſie ſprangen nicht erſchrocken, wenn er ihnen nahe kam; ſie folgten ihm zutrauensvoll ohne Metzgerhund. Während er langſam ihnen den Weg zeigte, hatte er Augen für Alles, an welchem er vorbei kam: keine Pflanzung entging ihm, keine Hofſtatt, keine Einrichtung an einem Hauſe, und Alles erwog er in verſtändigem Gemüthe. Und wenn er nichts Beſonderes bemerkte, ſo dachte er über die Preiſe nach, die er machen müſſe; denn Joggeli hatte ihm durchaus nichts ſagen wollen. Er ſolle ſehen, wie Kauf und Lauf ſei, hatte er geſagt, und dann machen, was ihn gut dünke. Uli hatte ſich lange geweigert, mit dieſer allgemeinen Inſtruktion ſich zu begnügen, bis endlich die Frau ſagte: „Was willſt du doch da lange dich weigern? du hörſt ja, daß er dir's überläßt; mach's, ſo gut du kannſt, und da wird es wohl gut ſein." Joggeli hatte ihm noch einige Louisd'or mitgegeben, damit er mit dem Einkaufen es machen könne ſo gut als möglich. Uli ergötzte ſich an dem Gedanken, wenn er doch die alten Kühe verkaufen könnte und junge ſchöne heim bringen für das gleiche Geld und dem Joggeli ſeine Louisd'or darzählen! Wie der Alte Augen machen würde! dachte er.

Weiter als vier Stunden kam er nicht mit ſeinen Kühen. Er dachte, wenn er ſie heute nicht übertreibe, ſo komme er am folgenden Morgen um ſo beſſer vorwärts. Es war wenig Ruhe im Wirthshauſe, wo er einkehrte; das kam und ging die ganze Nacht durch; redliche Leute und Hudelpack, ſchmutzige Juden und geizige Chriſten, Käufer und Verkäufer, Alles im Schweiße des Angeſichtes rennend und jagend gutem Glücke nach, das Vorſpiel der morgigen Schlacht bereits eröffnend um die Ställe herum, in der Gaſtſtube, ja bis in die Schlafkammern hinauf: das war ein Handeln und Markten, ununterbrochener als in einer großen Schlacht der Kanonendonner. Es war ihm nicht geheim unter dieſem Volke mit ſeinen Louisd'ors im Sacke: er nahm ſeine Hoſen unter's Hauptkiſſen, zog ein Bein davon herab und lag darauf und ſchlief nur wenig. Er wollte aus den Juden heraus, die ihm ſchon am Abend zugeſetzt hatten, und zog am Morgen in aller Frühe von dannen.

Der Morgen war heraufgezogen in aller Schöne, die Mattenblumen dufteten köſtlich, in ſüßem Thau erglänzend, munter und heiter wanderten er und ſeine Kühe in die Zukunft hinein.

Nicht lange war er gegangen, ſo geſellte ſich ein langer, hagerer Mann zu ihm, von dem er nicht wußte, wie er zu ihm kam. Alſobald begann derſelbe mit ihm zu handeln um die Kühe, ließ nicht nach, bis Uli ſchätzte, und ehe ſie in Bern waren, hatte Uli verkauft, und zwar, wie er glaubte, wenigſtens um zwei Louisd'ors zu theuer. Noch vor der Stadt zahlte ihn der Mann aus, trieb die Kühe von dannen, und er ſah ihn nicht wieder. Es wurde Uli doch noch Angſt, er möchte ſich übereilt haben, der Preis anders ſtehen, als er gemeint. Allein er ſah bald viele Kühe daher kommen, ſah, daß ſie ſehr wohlfeil waren, weil man wegen trockenen Wetters nicht viel Heu erwartete. Das ſei ihm gut gegangen, dachte er, und er hätte Glück gehabt. Er wartete nicht weit vom obern Thore und ſah die ſchönen Rinder herbei treiben, die aus den reichen Gemeinden oberhalb der Stadt und aus dem Freiburger Gebiete kamen. Es fiel ihm eine große junge Kuh mit gewaltigem Knochengebäude in die Augen, welche ein kleiner Mann mit einem lang- und breitſchößigen Rocke und breitem, niederm Wetterhute führte. Die Kuh war mager, borſtig, kriegte das Kalb noch lange nicht; aber an der ſei etwas zu machen, dachte er, wenn ſie geſund ſei. Das war ſie, die Haut ließ ſchön von den Knochen. Aber der Mann roch gar übel, daß man ihn auf zehn Schritte in die Naſe faßte; ſein ganzes Ausſehen belehrte, daß er nebenaus wohne und in der Welt nicht recht daheim ſei. Dieſe ſind ſehr oft im eigenen Hausweſen auch nicht daheim, haben abſonderliche Gebräuche, wiſſen ſich nicht zu helfen, fangen Alles verkehrt an, geizen, thun genug bis aufs Blut, und kommen doch nicht vorwärts, ſondern hangen ſo zwiſchen Leben und Sterben. Das Mannli ſagte, als Uli die Kuh viſitirte: „Ja, viſitir ſie nur, der Kuh fehlt nichts. Ich habe den halben Winter durch Stroh füttern müſſen, ich habe zu viel Vieh gehabt, und doch hat es mich gereut, etwas zu verkaufen, und Heu kaufen vermag unſer einer nicht. Ich habe mich auf das Gras getröſtet und jetzt will das auch fehlen und ſo muß ich jetzt verkaufen. Sie reut mich übel; aber wenn ich alles Gras verfuttere, ſo habe ich dann im Winter kein Heu. Der Vater hat immer drei

Kühe gehabt, und ich zwinge es jetzt, fünf Stück zu halten; es iſt mir von wegen dem Miſt; aber es geht manchmal kaum genug zu.“ Das gute Nebenausmannli wußte auch noch nicht, daß zwei gut gefütterte Kühe mehr Nutzung und Miſt geben, als vier ſchlecht gefutterte. (Dem Nebenausmannli war aber das nicht zu verargen, wiſſen dieſes große Männer an großen Straßen nicht, halten dreizehn Kühe und bringen es auf zehn Maß Milch von dreizehn Kühen.) Das Mannli weinte faſt, daß er das Thier verkaufen mußte, und Uli hatte das Herz nicht, ihn zu drücken, wie er vielleicht gekonnt hätte; denn Niemand ſah auf die ſtrubligе Kuh, Niemand kam ihm in den Handel. Er kaufte ſie wohlfeil; doch war das Mannli zufrieden, und wünſchte ihm alles Glück zu der Kuh, der er mit naſſen Augen nachſah. Zu dieſer kaufte Uli noch eine andere, nahe beim Kalben, leicht in den Hörnern, fein von Haaren, hinten aus breit, ſpitz und feinen vornen aus, kurz, wie man die Kühe, von denen man Milch haben will, gerne hat. Bald nach zehn Uhr fuhr er ſchon zum Thore hinaus mit fröhlichem Herzen, denn er hatte drei Neuthaler weniger ausgegeben als gelöſ't, und glaubte doch viel beſſere Kühe heimzutreiben, als er fortgeführt.

Was Joggeli ſagen werde und der Melker! dachte er. Freilich werden ſie ihm die Magerkeit vorhalten; aber er wolle ſie nur reden laſſen, bis zum Kalben ſolle ſie ein anderes Ausſehen haben, wenn er das Salz an ihr nicht ſpare und zu rechter Zeit ein Trank gebrauche, damit die beſſere Futterung nicht böſe Säfte erzeuge und krank mache. Die drei Neuthaler konnte er dabei nicht aus den Fingern laſſen. Es kam ihm immer mehr vor, als ob die eigentlich ihm gehörten. Es war ja ganz ſein Verdienſt, daß ſo theuer verkauft, ſo gut eingekauft worden. Dazu hatte er ſchon manchen Batzen für Joggeli gebraucht, den er nicht anrechnen konnte; hatte ſchon manchen Schuhnagel ausgeſprengt, der bei minderer Anſtrengung ihm Schuh geblieben wäre. Es begann ihm vorzuſchweben die große Zeche, die er den Dienſtboten bezahlt um Fried und Ruhe willen, wovon der größte Nutzen eigentlich Joggeli zugefallen wäre.

An der hatte ihm auch Niemand etwas gegeben, zu ſeinem Lohn war ihm auch nichts gekommen, die Trinkgelder aus den Ställen fielen dem Melker und dem Pferdeknecht zu. Billig und recht war es nicht, daß er, der die meiſte Mühe und Sorge hatte, nichts extra erhielt. Wenn er die drei Neuthaler für ſich behalte, ſo könne der Meiſter ſich wahrhaftig nicht klagen: er müſſe noch zufrieden ſein, daß er ihm nicht mehr anrechne. Die gekauften Kühe wolle er ihm nicht theurer anſchlagen, hingegen könne er den Erlös für die zwei verkauften um drei Neuthaler geringer angeben, ohne daß das Jemand im geringſten merke. Sie ſeien ja immer noch zu theuer, er habe ſie einem fremden Mann verkauft und kein Menſch ſei ja dabei geweſen, der etwas ausplaudern könnte. Hatte er das ſo recht ſich feſtgeſtellt, ſo tauchte bald wieder etwas Unheimliches in ihm auf, das ſagte ihm, es ſei doch nicht recht, und was er da ausſinne, ſeien nur Ausreden des Teufels, nur Verſuche, einer Schelmerei ein ſchönes Mänteli umzuhängen. Er begann ſich zu erinnern aus früheren Zeiten, daß er damals für ſein Wüſtthun auch gerade ſolche Ausreden gehabt und ſich ſelbſt eingeredet habe, er thue von Gott und Rechts wegen wüſt. Es fiel ihm ein, wie er ſchon früher einen ähnlichen Kampf beſtanden und die Ehrlichkeit ihm wohl bekommen. Und mehr und mehr erhob ſich in ihm das Bewußtſein, es ſolle ihm Niemand etwas vorzuhalten haben; er wollte unbeſcholten, untadelich ſein, damit er mit ungebrochner Kraft gegenüber den Andern Meiſterknecht ſein könne. Er fühlte es in ſich, wenn er dieſe Untreue begehe, ſo ſei er ſchon nicht mehr der Gleiche: er müßte Vieles überſehen; er hätte das Herz nicht mehr, gegen die Andern aufzutreten, weil er ſich als Ihresgleichen fühle. Und wenn es herauskäme, welch Geſicht ſollte er machen? wie würden die Andern frohlocken! welche Schmach würde ihn überfluthen! (Der gute Uli könnte es einem faſt glaublich machen, die gegenwärtige Schonung des Laſters habe ihren Grund nicht in chriſtlicher Milde, ſondern in ſchlechtem Gewiſſen — ein Schelm hängt ſelten gerne einen andern Schelm; er müßte ja denken: heute dir, morgen mir.) Vor

Gott könne er es ja auch nicht verantworten, dachte er, und wie kindlich zu Gott beten mit ſolcher bewußter Untreue auf dem Gewiſſen? Nein, das wolle er nicht thun, dachte er, und ließ die drei Neuthaler aus den Fingern fahren, pfiff munter ein Liedchen, bis er zu einem Wirthshauſe kam. Da ſtellte er ſeine Kühe in den Schatten, ſetzte ſich hinter einen Schoppen, ließ ſich etwas Warmes geben: ein Stücklein Fleiſch, Suppe und Gemüſe, und ließ die größte Hitze vorübergehen. Unerwartet früh und wohlgemuth kam er heim. Seine Kühe wollte man ihm nicht beſonders rühmen. Es komme auf den Preis an, meinte Joggeli, und mit ſo mageren Kühen wiſſe man nie, wie es einem gehe. Die einen würden ſo zäh, daß ſie nicht mehr nachzuwintern ſeien. Daneben wolle er nichts ſagen, ſondern zuerſt hören, was ſie koſten. Uli mußte ins Stübli, legte dort Rechnung ab frank und wohlgemuth und zählte das erhaltene und gewonnene Geld vor. Joggeli hörte mit wunderlichem Geſicht zu, verwunderte ſich über den guten Handel, meinte aber, ob er aus den Kühen nicht noch mehr gelöſ't hätte, wenn er ſie bis nach Bern genommen? Indeſſen ſeien ſie gut bezahlt; die gekauften ſeien auch nicht theuer, indeſſen wiſſe man noch nicht, wie es mit ihnen gehe. Das Trinkgeld für die verkauften Kühe, welches Uli auch dargelegt, ſolle er mit dem Melker theilen, und ſeinen Antheil nehmen an Vergütung des ausgelegten Geldes. Jä, ſagte Uli, das verſtehe er nicht ſo: er ſei geſinnet, die Koſten ihm anzurechnen, denn er habe ihn geſchickt, und ſolche Auslagen zahlten allenthalben die Meiſter. Da komme bei dem weiten Marktgelaufe nicht viel heraus, ſagte Joggeli, und bezahlte mit Widerſtreben die wenigen Batzen. „Du biſt doch beim Kreuz ein wüſter Mann," ſagte die Frau, als Uli heraus war. „Der hätte einen Neuthaler aus deinem Sack verdient, und jetzt willſt du ihm noch das Trinkgeld abzwacken. So verderbſt du alle Dienſtboten; es iſt keine Freude, dir helfen zu ſparen." „Meinſt du, das ſei ein guter Verkauf geweſen und Uli ſchuld daran? Jä, nein! Ich habe Einen geſandt, der hat ihm auf meine Rechnung die Kühe abgekauft; ich habe wiſſen wollen, ob er mich betrügt oder nicht." „Du biſt doch abſcheulich, ſagte die Frau. Und jezt iſt es dir noch leid, daß er nicht ein Schelm an dir geweſen iſt! Nein, das hat doch auf meine arme theure Seele keine Art! Statt daß du dem lieben Gott danken ſollteſt, einen ſolchen Knecht zu haben, willſt du ihn noch zum Schelm machen. Nimm dich in Acht, wenn er dich merkt, ſo wirft der dir den Bündel an den Kopf, daß er dir dein Lebtag wackelt."

Es ging nicht lange, ſo kam Uli zum Meiſter mit der Frage: wann man anfangen wolle zu heuen; es dünke ihn, es wäre Zeit, daran zu denken. „Du biſt ein ewiger Treiber; es hat ja noch Niemand angefangen und ich habe nie gemeint, daß es gut ſei, in Allem der Erſte zu ſein." „Ja, ſagte Uli, wir können nicht auf andere Leute ſehen: wir haben weit aus am meiſten zu heuen, und wenn wir nicht bei Zeiten anfangen, ſo ſind wir bald ein ganzes Stück hinter allen drein. Wenn man einmal zurück iſt, ſo kömmt man nie nach und hat am böſten dabei. Das iſt akkurat gleich wie beim Militär, die Hinterſten müſſen am ſchnellſten und mühſamſten laufen, und verſäumen ſie ſich ein Bischen, ſo kommen ſie gar nicht mehr nach: und wenn man zurück mit dem Geld iſt, ſo ſcheint kein Sparen helfen zu wollen. Joggeli ſperrte ſich, drehte, doch mußte er dießmal der Erſte ſein, der zu heuen anfing.

Uli war gewohnt, mit gutem Werkzeug zu arbeiten; als man aber das Sommerwerkzeug unterſuchte, war alles im ſchlechteſten Zuſtand. Er fand keine einzige Senſe, die ſich ihm in die Hand ſchickte. Joggeli behauptete, er hätte im vergangenen Jahre vier neue und Rechen und Gabeln in Menge gekauft. Er wiſſe nicht, wo Alles hingekommen, und wenn es ihm geſtohlen werde, ſo wollte er ein Narr ſein, immer Neues zu kaufen. Ja, ſagte Uli, das könne er machen, wie er wolle; aber mit den Beinen könne er nicht mähen, mit den Fingern nicht rechen: wenn die Sache gehörig gemacht ſein ſolle, ſo müßte Werkzeug dafür da ſein. Endlich kaufte Joggeli, aber Alles ſo wohlfeil, als möglich. Wie nützlich ſchlechte, wohlfeile Senſen ſind, weiß Jeder. Uli kaufte ſich endlich eine aus eigenem Gelde. Wollte er nun aber dem Einen oder dem Andern über ſein Mähen etwas zu verſtehen geben, ſo ſagte ihm dieſer: er ſolle ihm eine beſſere Senſe geben, oder aber ſchweigen.

Uli war gewohnt, mit dem Mähen Morgens um drei anzufangen. Um dieſe Zeit wollte ihm anfangs Niemand aus dem Bette; er hatte Mühe, um vier ſie auf die Matte zu bringen. Der Melker und der Pferdeknecht wollten nicht anbeiſſen und mähen helfen, ſelbſt wenn man zunächſt des Hauſes mähte; und wann ſie kamen, ſo trieben ſie nur Flauſen, wollten es Uli zuvorthun und ihm vormähen, bis er ihnen ſeine Meiſterſchaft beurkundet und ſie zehn Schritte im Rücken gelaſſen hatte. Hatte er endlich die Knechte auf der Matte, ſo fehlten ihm noch die Taglöhner und kamen erſt, um vor dem Morgenbrot noch einen Zug durch die Matte zu thun. Der Eine hatte etwas für ſich gemäht, der Andere ſeine Senſe anders aufſchlagen müſſen, der Dritte ſeiner Frau Jauche geführt; aber Alle meinten, der Meiſter brauche es nicht zu wiſſen, und wollten den ganzen Taglohn.

Uli hatte es nie geglaubt, welch Unterſchied es ſei, von drei bis zehn Uhr Morgens, mit zehn rüſtigen Burſchen, verſehen mit gutem Werkzeug und gutem Muth, zu mähen, oder aber mit zehn läſſigen, wo alle nach dem Takte „komm' ich nicht heute, ſo komme ich doch morgen" arbeiten, Einer hier aus zieht, der Andere dort aus liegt. Es ſchien ihm, als ſei man förmlich verhext, während die Andern jammerten: ſo drangſalirt und kujonirt ſeien ſie noch nie worden. Hatte er ſeine liebe Noth am Morgen ausgeſtanden, ſo war am Abend erſt das rechte Elend da. Kam er des Mittags nach dem Dängelen (das Schärfen der Senſen mit dem Hammer) und Rüſten der Wagen auf die Matte, ſo war das Heu nicht einmal gewendet, geſchweige zuſammengemacht und zum Laden bereit, er mußte warten; ging er mit den Andern hinaus, ſo mußte man auf die Wagen warten. Lud er auf der Matte, und ſollte ein Theil der Leute die heim gebrachten Fuder abladen, ſo verrichteten dieſe nichts; die Wagen kamen nie zurück, ſie mußten halbe Stunden auf der Matte müßig warten. Ging er an's Abladen, ſo wurden ſie fertig, aber der Pferdeknecht brachte kein Heu, ſie konnten lange Zeit ruhig am Schatten liegen. Am Abend hatte Niemand Zeit zum Aufharken, er mußte es mit Wüſthun erzwingen; von Haufen machen war vollends keine Rede: die konnte er ſelbſt machen, wenn er welche gemacht haben wollte. Er trieb und quälte ſich faſt zu Tode von früh bis ſpät, die Weiber hatten rechtes Mitleid mit ihm; aber es half Alles nicht; er fühlte, es war da ein angelegtes boshaftes Spiel. Und Joggeli ſah der Sache nicht bloß kaltblütig, ſondern faſt boshaft zu, wie die Weiber hinter ihm waren, er ſolle doch auch ein Wort ſagen: er ſehe ja, Uli möge nicht Meiſter werden und die Andern thäten ihm Alles zum Aerger. He, ſagte er, dem ſei es nur gut, wenn er nicht Alles zwingen könne; wenn Alles nach ſeinem Kopf ginge, ſo kriegte er bald einen ſo großen, daß Sonne, Mond und Sterne nicht mehr neben ihm Platz hätten.

Es war zudem ein Sommer mit ſehr unbeſtändigem Wetter. Es gab wohl ſchöne Tage, aber mit vielen andern untermiſcht, an denen man nicht Heu machen konnte. Es bedurfte alſo an den ſchönen Tagen doppelten Fleiß; mit dieſem iſt ein guter Landmann im Stande, mittelmäßiges Wetter gut zu machen. Uli konnte das; aber nicht bloß einer, ſondern zehn Hemmſchuhe legten ſich ihm unter die Beine. Das iſt ein peinvoller Zuſtand; es begreift ihn aber nur der, welcher ihn erlebt hat. Entweder erſtickt, erwürgt man in demſelben, oder aber es giebt einen Ausbruch, daß Funken ſtieben, die Wände zittern, Haare fliegen und Brülle durch die Welt fahren, daß Kometen und Planeten davon fliegen und nirgends mehr warten dürfen. Uli ſchrieb am Sonntag ſeinem alten Meiſter: So halte er es nicht mehr aus. Der Zorn ſei ihm zu oberſt, er könne ihn mit einem Finger erreichen. Eſſen bringe er keins mehr hinunter; es dünke ihn, er müſſe an jedem Stücklein Brot erſticken; und wenn er einen von den Schlingeln nur ſehe, ſo jucke es ihn in den Fingern. Sie hätten noch viel zu mähen und morgen das Gemähte von dreien Tagen einzuführen. Wenn ſie es ihm nun machen, wie die andern Tage, und der Meiſter noch ſeine Freude daran hatte, ſo ſchirre er aus und komme ungeſinnet zu ihm. Das ſei ein teufels Dabeiſein, wenn man das Geſinde wider ſich hätte und auch noch den Meiſter. Die Frau ſehe das wohl ein, aber ſie könne nicht viel zwingen; wenn ſie Meiſter wäre, ſo ginge es anders. — Schön Wetter war es am Morgen; auf den Abend drohte ein Gewitter. Schon um acht hörte Uli auf, zu mähen, um bei Zeiten das Heu rühren zu können, damit es dürr werde; ſchon am Morgen wurden zwei Fuder eingeführt. Beim Mittageſſen ſagte Uli, das Abendeſſen ſoll man nicht früh bereit haben, heute werde es wohl ſpaten Feierabend geben. Das Heu werde alles gut, ſollte alles hinein; es wäre Schade, wenn es noch einmal Regen kriegte. Im Nachmittag fing die Arbeit an zu ſtocken, es wollte nichts mehr vorwärts; man ſteckte die Köpfe zuſammen, ſtatt daß man die Arme rührte. Wo Uli war, ging es; wo er hin kam, war Alles im Stocken. Der Melker zeigte ſich nicht auf der Matte, der Pferdeknecht fuhr, wie wenn er Schnecken hätte vor dem Wagen, und als Uli ihm ſagte: er ſolle doch ſchneller laufen laſſen, die Pferde vertrügen es wohl, warf er muthwillig ein Fuder in den Bach, daß man darob faſt eine Stunde verlor. Und als Uli dazu kam und aufbegehrte, es müſſe einer doch fahren, wie ein Blinder, um da ein Fuder umzuwerfen, ſo ſollte er an Allem Schuld ſein mit ſeinem Preſſir; ſo lange er da ſei, gehe es ſchlecht, hieß es. Er könne nichts, ſagte der Pferdeknecht, als alle Leute kujoniren, und wenn er ihm nicht recht fahre, ſo ſolle er ſelbſt fahren: er rühre keine Peitſche mehr an, bis der Meiſter es ihm ſelbſt befehle. Damit warf er Uli die Peitſche zu und legte ſich behaglich auf einen Heuwalm. Uli hatte ſchon die Peitſche am dünneren Ende gefaßt, um zu verſuchen, was ungebrannte Aſche vermöge; doch faßte er ſich und fuhr kochend im Zorn das Fuder heim.

Die Mutter rüſtete zum Abendeſſen, und als ſie Uli mit dem Fuder kommen ſah, fragte ſie Breneli, die voran kam: was es gegeben, daß Uli fahre? „Frag ihn ſelbſt, Baſe,“ ſagte Breneli. „Es iſt ein großer Streit unter den Dienſtboten, und wenn ſich der Vetter des Uli's nicht annimmt, ſo kömmt's nicht gut. Ich wäre ſchon lange fortgelaufen." Da ſtund die Baſe auf, ging Uli entgegen und frug: „Warum fähiſt du? was hat's gegeben?" Uli fragte mit bleichen, bebenden Lippen: „Wo iſt der Meiſter, er ſoll herauskommen." „Du mein Gott, wie ſiehſt du aus! Komm du in die Stube, er iſt dort. Es ſoll Einer die Roſſe halten." Uli ging nach und die Baſe nahm aus einer Ecke auf dem Ofen ein Kacheli mit Kaffee und ſagte: „Nimm das geſchwind und trink's. Ich hatte es dem Vreneli bei Seite geſtellt, aber nimm du's; es bekommt dann ein ander Mal. Aber ſag mir geſchwind, was hat's gegeben, was iſt's?" „Meiſterfrau, ich will fort, und das auf der Stelle; ſo will ich nicht mehr dabei ſein. Ich will dem Meiſter die Peitſche geben, will meinen Lohn und noch heute fort. Ich will mich nicht tödten für Andere und noch dazu ausgelacht ſein." „He Uli, Uli, wer lachet dich aus?" „Gerade der Meiſter; der treibt nur den Narren mit mir und iſt kein Meiſter, ſonſt würde er begreifen, was ſeine Pflicht und ſein Nutzen iſt; darum will ich fort." „Und was iſt denn meine Pflicht und mein Nutzen?" ſagte Joggeli, der eben zur Thüre hereinkam. „Ich will meinen Lohn, ſagte Uli, und will fort." „Du haſt keinen Grund, ſagte Joggeli, du mußt wohl bleiben." „Nein, Meiſter, ich bleibe nicht und habe guten Grund. Ihr habt mich als Meiſterknecht angeſtellt, und unterſtützt mich nirgends. Ihr befehlet ſelbſt nichts; ich ſoll aber auch nicht befehlen; da kann ein Jeder machen, was er will. So braucht Ihr keinen Meiſterknecht und habt mich falſch gedungen, und deßwegen will ich nicht mehr dabei ſein." „Aber was haſt du denn zu klagen?" fragte Joggeli, ſchon nicht mehr recht keck. „He, daß Ihr kein Meiſter ſeid. Wenn Ihr ein Meiſter wäret, ſo wäret Ihr heute gekommen, und hättet auch preſſirt und befohlen, oder hättet wenigſtens geſagt, man ſolle ſich ſpuden. Aber ſtatt deſſen habt Ihr mich allein ſtecken laſſen, habt wohl geſehen, wie ſie drehen, der Melker, der Pferdeknecht nicht vom Hauſe wollen; darum will ich fort." „He nur nicht gleich ſo preußiſch, ſagte Joggeli, ich kann nicht immer an allen Orten ſein. Hätteſt du mir das Maul gegönnt, ſo hätte ich kommen und etwas ſagen können: aber wenn man ſo viel zu denken hat, wie ich, ſo kann man nicht immer an Alles denken." „Denken hin, Denken her, ſagte Uli, ich will meinen Lohn, ich bleibe nicht mehr." „He, Uli, ſagte die Meiſterfrau, nimm noch ein Kacheli Kaffee und beſinne dich. Du biſt uns ganz der Recht und es hat dir noch Niemand von uns ein böſes Wort gegeben. Im Gegentheil; das Vreneli und ich haben ſchon manchmal zu einander geſagt: wenn es ſo ſeinen Fortgang nehme, ſo komme der Hof wieder in Stand und es gebe auch wieder eine Ordnung." „So lang der Pferdeknecht und der Melker da ſind, kömmt es nicht gut, und mit ihnen bleibe ich nicht mehr, keine Stunde: entweder gehe ich, oder ſie müſſen gehen." He, he, ſagte Joggeli, man mache im Zorn leicht etwas Unrechtes, ſie wollten ſich gegenſeitig noch beſinnen, bis morgen: man könne dann immer noch ſehen. „Meiſter, das iſt ausbeſonnen, ſagte Uli, das iſt mir ſchon zu lang auf dem Magen gelegen: entweder gebt Ihr dem Pferdeknecht und dem Melker noch heute den Lohn, oder mir, eins von beiden." „Ich werde mir doch von einem Knecht nicht ſollen befehlen laſſen!" ſagte Joggeli. „Ich will Euch nichts befehlen, ich laſſe Euch ja die Wahl: aber eins von beiden muß ſein." „Bis doch geſcheit, ſagte die Meiſterin, da wollte ich mich bald ausbeſonnen haben." „Ja, aber wo dann einen andern Pferdeknecht und einen andern Melker hernehmen in dieſer Zeit, wo man keine Hand entbehren kann? das kann nicht gehen." „He, ſagte Uli, wenn die fort ſind, ſo geht die ganze Sache noch einmal ſo leicht, und dann kann ich auch noch melken und fahren, ſo gut als die. Ich will einſtweilen den Dienſt für beide machen, und ich denke, es wird nicht lange gehen, bis man andere hat. Aber Ihr könnt's machen, wie Ihr wollt, es iſt mir ganz recht, zu gehen. Ich habe es geſtern dem Johannes geſchrieben, ich werde wohl bald wieder kommen."

Das ſchlug bei Joggeli ein und er bequemte ſich, den Pferdeknecht und den Melker kommen zu laſſen, um ihnen den Lohn zu geben. Dieſe meinten, er wolle ihnen nur ein Kapitel leſen, und begehrten gleich von Anfang ganz fürchterlich auf und machten, als ob ſie die ganze Erde dem Mond ins Geſicht ſprucken wollten. Als Joggeli ſo ſachte von Lohn geben zu reden anfing, da ſagten ſie, das ſei ihnen gerade recht, und ſie begehrten es; aber dann könne er ſehen, wie es ihm ergehe, wenn Uli alle die weggebiſſen hätte, die ihm im Wege ſeien. Er ſolle nur hervorrucken mit dem Gelde, es ſei ihnen mehr als recht; größern Lohn hätten ſie ſchon längſt haben können. Joggeli wurde ganz weich. Glücklicherweiſe war die Frau in der Stube geblieben, um den Wagen zu leiten, wenn er ſtecken bleiben oder in den Graben fahren ſollte. Dieſe ſagte nun: „Seh, Joggeli, gieb ihnen ihren Lohn, ſie haben ja geſagt, ſie begehrten ihn. Die zwei Schlingel ſind mir ſchon lange im Wege geweſen; es iſt gut, wenn die einmal fort ſind; ich hoffe, ſie gehen noch heute.“ Keine Stunde länger blieben ſie in einem ſolchen Hauſe, ſagten beide. Sie könnten ihrethalben heuen bis Martini, es lächere ſie nur, und je eher ſie fort könnten, deſto lieber ſei es ihnen.

Joggeli zählte beiden den Lohn vor. Draußen fing es an windig zu werden; die Wolken flogen am Himmel, ſchwarze Wände, der Zukunft einer kummervollen Seele vergleichbar, erhoben ſich langſam, die Vögel ſuchten die Gebüſche, die Fiſche ſprangen nach Mücken, Wirbelwinde riſſen hoch in die Lüfte bald Heu, bald Staub. Draußen mühete ſich Uli, Heu ſo viel als möglich einzubringen; drinnen zählten hohnlächelnd die Beiden ihr Geld und meinten: ob Joggeli nicht auch noch wolle gehen und helfen, es wäre nöthig bei dem ſchönen Heuwetter. Der Wind riß das Heu von den Gabeln, die Mähnen der Pferde flogen im Winde, die Heulader flogen den Walmen nach, die ſchönen Recherinnen ſpudeten ſich wie flüchtige Rehe, in hochgefüllten Schürzen das Zuſammengerechete nachtragend. „Halte dich!“ ſcholl es von unten herauf; die mächtigen Roſſe jagten im Trabe, die Heraufgeber ſprangen nach, warfen mitten im Laufe Gabeln voll auf den Wagen, welche der kundige Lader auf den Knieen mit ausgebreiteten Armen empfing. Schwere Tropfen rauſchten, der Wind ſtieß heftiger, nach dem Bindbaum ſprang einer; im Hui war er auf dem Fuder, mit dicken Wellenſeilen wurde er niedergeſchnürt; flink eilten die Recherinnen um das Fuder, kämmten es glatt. Da jagte das Wetter heran, es glitzerte der ſchwere Regen, es krachte aus den ſchwarzen Wolken, Staub ſtob weit dem Regen voran. Die mächtigen Roſſe flogen weit ausgreifend, aber durch Uli's ſichere Hand geleitet, der Scheune zu. Mit den Gabeln auf den Achſeln rannten die Heuer nach, und mit den Schürzen über Achſeln oder Kopf formirten den flüchtigen Nachtrab die luſtigen Heuerinnen, die unter Lachen und Schäkern ſich ſchüttelten unter ſicherem Dache. Da platzte der Regen herab in ungemeſſenen Strömen; es zuckte die Glut des Blitzes durch die dunkle Tenne, hart krachte es über dem Hauſe. Aengſtlich und andächtig ſtund das Geſinde unter dem ſchirmenden Dache; es wußte, der Herr rolle nahe über ſeinen Häuptern weg. Es dunkelte, man rief zum Eſſen, ſchwarz war es noch am Himmel, aber der Regen rauſchte ſanfter, der Donner rollte ferner; da kamen aus der Kammer herab der Melker und der Pferdeknecht in Sonntagskleidern, ſagten Lebewohl ihren Freunden, die ganz erſtaunt frugen, was das geben ſolle? He, ſie ſollten Uli fragen, hieß es, der ſei jetzt der Meiſter, und weil ſie nicht unter einem ſolchen ſein wollten, ſo gingen ſie lieber, ſie möchten für kein Geld bleiben. Nachdem ſie ihre Sachen, die ſie würden holen laſſen, guter Obhut empfohlen, den Andern geweiſſaget, daß ſie es auch nicht lange mehr da aushalten würden, wanderten ſie fort wie zwei Nachtvögel zwiſchen Tag und Nacht, das angebotene Eſſen verſchmähend. Uli ſah ſie nicht gehen, aber als er hörte, daß ſie fort ſeien, leichtete es ihm ordentlich um's Herz und die ihm zugefallene Arbeit kam ihm faſt wie ein Lohn, eine Freude vor. Es war auch, als ob zwei Sperrhölzer aus einer Maſchine genommen worden. Trotz dem, daß zwei Arbeiter weniger waren, wurde doch nicht weniger gemacht. Uli ſpudete ſich freilich ganz wunderbar und es ſchien manchmal, als ob er zwei- und dreifach ſei. Er mähte und beſorgte doch die Ställe, dängelte größtentheils die Senſen, und war doch nicht viel länger daheim als die Andern; aber er wußte Alles einzurichten, konnte zwei, drei Sachen faſt mit einander machen. Im Vorbeigehen gleichſam ging ihm dieß und jenes, wozu ein Anderer eine Stunde brauchte. Erſt da ſieht man, was für ein Unterſchied es iſt zwiſchen einem Kloz und einem beſeelten Menſchen. Indem konnte nun Uli die Kräfte recht zuſammenſpannen, daß Eins dem Andern helfen mußte. Unter ihm verrichtete der Bub ſo viel als ſonſt ein Knecht. Aus der übrigen Diener- und Tagelöhnerſchaft ſchien ein böſer Geiſt gefahren zu ſein, es war Alles willig und rührſam. Es ſchien faſt, als ob ihnen ſelbſt etwas an der Sache gelegen ſei. Die, welche in der Verſchwörung gegen Uli am tiefſten verflochten waren, zeigten ſich nun nach deren unglücklichem Ausgang als die eifrigſten in der Arbeit. Ja ſie rühmten nun Uli und erzählten ihm Alles, was der Pferdeknecht und der Melker gethan, geſagt und im Sinn gehabt, und wie ſie ihnen oft abgewehrt und geſagt hätten, es komme nicht gut; wie es ſich ihnen aber nicht geſchickt hätte, ſich darein zu miſchen, und dazu hätten ſie ihn nicht gekannt, wie jetzt.

Der Melker und der Pferdeknecht hielten mit großem Jubel in einer nahe gelegenen Schenke ſich auf, rühmten mit weitem Maul, wie ſie es gemacht, und konnten vor Freude nicht ſchlafen, weil ſie nicht erwarten mochten, welche Zerſtörung und Verwirrung nun in der Glungge zum Vorſchein kommen werde, weil ſie nicht mehr da ſeien. Aber es ging den erſten Tag. Da ſagten ſie: ja, das ſei noch ſo gegangen, aber man werde es morgen ſchon ſehen. Es ging aber morgen auch. Da vertröſteten ſie die Leute auf den dritten Tag. Aber auch dieſer verſtrich; in der Glunggen war Alles emſig und ruhig. Kein Menſch fragte nach ihnen. Ja, wenn ſie ſich von weitem zeigten, ſo thaten ihre ehemaligen Freunde, als hätten ſie keine Augen. Das begann doch ihnen fatal zu werden, denn es hatte insgeheim jeder für ſich die Erwartung gehegt, man werde nach ihm ſchicken und ihn wieder haben wollen. Jeder hatte bei ſich ſchon ausgedacht, wie er aufbegehren, wie viel Lohn er mehr fordern wolle; und jetzt kam Niemand.

Niemand ſah nach ihnen. Da ſandte der Pferdeknecht eine geheime Botſchaft an Joggeli ab. Dieſe ſollte verblümt zu verſtehen geben, der Pferdeknecht käme wieder. Eigentlich ſei der Melker an Allem ſchuld, der habe immer Alles hinter einander gehetzt, und der Pferdeknecht es nicht beſſer verſtanden. Es ſei ihm jetzt leid, er ſehe ſein Unrecht ein. Der Melker aber ſandte eine gleiche Botſchaft an Uli, ließ ihm einen Neuthaler verſprechen, wenn er mache, daß er wieder an ſeinen Platz komme. Der Pferdeknecht ſei an Allem ſchuld; wenn der nicht da geweſen wäre, ſo hätte der Melker nicht daran gedacht, ſo wüſt zu thun. Sobald er zu Uli komme, wolle er ihm ſagen, was der Pferdeknecht für einer ſei. Er wiſſe neue Sachen, woran jetzt Niemand denke.

Als Uli dängelete, kam Joggeli zu ihm und ſagte: „Der Pferdeknecht wäre Willens, wieder zu kommen; er hat ſich eines Beſſern beſonnen, der Melker ſei an Allem ſchuld. Es wird wohl am richtigſten ſein, wenn man ihn wieder kommen heiße? Er iſt ſich gewohnt hier, einen Neuen muß man erſt wieder mühſam dreſſiren, wie man ihn haben will."

„Meiſter, ſagte Uli, das könnet Ihr machen, wie Ihr wollt; aber mit dem Pferdeknecht will ich nichts zu thun haben. Der Melker hat mir einen Neuthaler verſprechen laſſen, wenn ich ihm zum Guten rede, und giebt dem Pferdeknecht an Allem ſchuld. Es iſt Einer wie der Andere, ich kehre nicht die Hand um. Und ſo gewiß Einer wieder kömmt, ſo haben wir wieder Streit."

„Ja nun, ſagte Joggeli, ſo iſt's. Aber was meinſt du denn, was ſollen wir anfangen, wenn dir kein Anderer recht iſt? Gehörig muß doch Alles gearbeitet werden; ſo kann es nicht länger gehen."

„He, ſagte Uli, er glaube, die Sache ſei gearbeitet worden, ſo gut als zur Zeit, wo der Melker und der Pferdeknecht da geweſen. Mit dem Heuen ſeien ſie ja bald fertig und hätten trotz dem ſchlechten Wetter weit weniger lang daran gemacht, als die Leute ſagen, daß man andere Jahre damit ſich geſchleppt habe. Er glaube nicht, daß etwas verſäumt worden ſei. „Du biſt wie ein Pulverfaß, Uli, ſagte Joggeli, man kann gar nicht mit dir reden." „Nein, ſo bin ich nicht, ſagte Uli, aber ich habe auch gemeint, ich ſchaffe, daß nicht viel dahinten bleibt; und da macht es mich böſe, wenn ich immer hören muß, ohne Melker und ohne Pferdeknecht gehe es nicht." „Ja, das habe ich nicht geſagt, antwortete Joggeli, verſtehe mich wohl. Aber was ſoll dann gehen? ſo kann es nicht bleiben. Jemand muß herzu." „Ja, ſagte Uli, das meine ich auch, und ich habe geglaubt, Ihr hättet für andere geſehen." „Nein, ſagte Joggeli, ich habe geglaubt, du wolleſt nach andern ſehen, weil du die andern nicht mehr gewollt." „Ich bin ja nur Knecht, ſagte Uli, und kann ja nicht andere Knechte miethen; das würde Euch doch wohl nicht anſtändig ſein. Aber wenn Ihr nichts darwider habt, ſo möchte ich Euch etwas ſagen." „He, ſagte Joggeli, ſo rede; ich habe nicht geglaubt, daß ich dir das Reden noch erſt erlauben müſſe." Nun ſetzte Uli auseinander, daß, wenn es gut kommen ſolle, Einer Meiſter ſein müſſe. Bisher ſei ein Jeder Meiſter geweſen; der Pferdeknecht, der Melker, jeder Herr in ſeinem Stall, über ſeine Perſon, ſeine Zeit, und alle Andern hätten nach ihrem Beiſpiel nach der gleichen Freiheit geſtrebt. Joggeli ſolle es ihm nicht für übel nehmen, aber er müſſe es ſagen, er habe nicht recht den Meiſter gemacht und befohlen; die Leute hätten ihn nicht gefürchtet und doch hätte er Niemand die Meiſterſchaft anvertrauen wollen; daher ſei ein Jeder Meiſter geworden, Eins habe hier aus, das Andere dort aus gezogen und mit Allem ſei man in Rückſtand gekommen. Er wolle nicht lebendig da weg kommen, wenn mit dem Hof nicht noch einmal ſo viel zu machen wäre, wenn man recht zum Lande ſehe und auch aus den Ställen ziehe, was an andern Orten. Aber dafür müſſe Einer da ſein, der befehle, und die Andern müßten wiſſen, daß ſie zu gehorchen hätten. Nun ſei ihm ganz recht, wenn Joggeli befehlen wolle; aber wenn er es nicht thue, ſo müſſe es ein Anderer thun in ſeinem Namen, ſonſt wolle er lieber nichts mit der Sache zu thun haben. „So befiehl doch, ſagte Joggeli, ich habe dir ja manchmal geſagt, du ſolleſt befehlen, es ſei deine Sache."

„Ja, geſagt habt Ihr mir es wohl, aber den Andern nie, daß ſie mir gehorchen ſollen.“ „Du bildeſt dir das nur ein, ſagte Joggeli, aber du mußt nicht meinen, man könne da ſo Einem, den man nicht kennt, gleich das ganze Heft in die Hand geben und ihn machen laſſen, als wenn Niemand ſonſt mehr daheim ſei. Meinethalb befiehl Allen, nur der Frau nicht, was ſie kochen ſoll.“ „Das begehre ich nicht, Meiſter, ſagte Uli; aber dem Pferdeknecht und dem Melker muß man befehlen dürfen, was ſie machen ſollen und wie man es haben will. Man kann nicht in einem Stall die Ordnung haben und im andern eine andere, und Einer muß dem Andern helfen. Das geht bei den Herren, welche Güter haben, gewöhnlich ſo ſchlecht, weil die nicht wiſſen, wie eine Sache ſein ſoll, und daher auch nicht befehlen können, wie ſie es haben wollen. Es macht es nun ein Jeder nach ſeinem Kopf. So iſt man hinter dem Haus im Emmenthal, vor dem Haus im Oberland und neben dran im Seeland, und zuletzt ringsum im Uflath.“

Joggeli ergab ſich in ſein Schickſal. Zwei Knechte wurden angeſtellt mit der Weiſung, Uli zu gehorchen. Der alte Pferdeknecht und der Melker wanderten endlich in die Weite hoffnungslos, nachdem ſie in der Nähe umſonſt Platz geſucht. Sie fluchten nicht übel über die Falſchheit der Leute. Als ſie noch in der Glungge geweſen, hätte ſie Jeder gerühmt, ihnen den Kopf groß gemacht, als ob Jeder ſie wolle; jetzt, da ſie zu haben wären, begehre ſie Niemand.

Capitel 17.

Wie Vater und Sohn an einem Knechte operiren.

In der Glungge zog Alles ſchön an einem Seile, und die Mutter ſagte: es ſei ihr lange nicht ſo wohl geweſen, es ſei ganz ein anderes Leben, und ſo freu es einem auch, dabei zu ſein. Es ſei ihr ganz ungewohnt, als wie man jetzt melke im Stall. Von den gleichen Kühen kriegten ſie faſt noch einmal ſo viel Milch. Sonſt ſei es geweſen, als ob die Kühe ihr es expreß zu Leide thäten, daß ſie ſelten in einer Hauptarbeit genug Milch gehabt, und wenn man nicht Milch habe, ſo wiſſe man gar nicht, wie die Haushaltung machen. Jetzt dürfe ſie die Ernte auch erwarten, die Buttervorräthe gingen ihr am Erntefeſt nicht aus.

Joggeli hingegen war es nicht wohl. Es ſchien ihm immer, als hätte er zur Sache nichts mehr zu ſagen. Noch einmal ſo häufig ſtrich er auf dem Lande herum, in den Ställen, ſuchte etwas zu ſehen, an dem er ſich ärgern, über das er zürnen konnte, wenigſtens vor ſeiner Frau. Gegen Uli redete er nicht recht heraus, ſtichelte nur ſo hinten um, konnte ſich aber nicht enthalten, hie und da das Gegentheil von dem zu befehlen, was Uli angeordnet hatte.

Einſt ſtrich er auch ſo mißmuthig um einen Kornacker herum, ärgerte ſich über deſſen ſchlechtes Ausſehen und hätte gerne Uli ſchuld gegeben; aber der hatte noch keine Hand daran gelegt. Da trat der Müller zu ihm und ſagte: „Da haſt du einen braven Acker voll und bald reifes Korn! Und ich möchte dich eben gefragt haben, ob du mir nicht etwa dreißig Mütte geben könnteſt. Ich hätte ſie ſehr nöthig und weiß ſie gar nicht zu bekommen.“ Joggeli und der Müller wurden des Handels einig. Da ſagte der Erſte: „Du könnteſt mir einen Gefallen thun. Verſprich meinem Knecht einen Neuthaler, wenn er mache, daß du das Korn um den und den Preis kaufen könneſt. Es nimmt mich Wunder, was er macht. Man kann Keinem zu viel trauen; wenn man ſchon meint, man habe es getroffen, ſo iſt man gerade am übelſten dran.“ Der Müller verſprach es natürlich und machte ſich an einem Abend an Uli. Dieſer las juſt einen Brief von ſeinem alten Meiſter, worin ihm dieſer zuſprach, auszuhalten. Er ſolle nur mit Joggeli recht reden und ihm die Sache in der Manier ſagen. Das ſei weit beſſer, als den Aerger ſo in ſich zu verſchlucken; da gähre dann dieſer, mache einem übel und breche zuletzt unaufenthaltſam und ungereimt aus, daß man ſich deſſen ſchämen müſſe. Er ſei kein Mädchen, welches am Aerger und Herzweh ſterben müſſe. Darum ſolle er nicht muthlos werden, es hätte im Leben Jeder ſeine Bürde, und je eher man ſich daran gewöhne, ſie manierlich zu tragen, deſto leichter komme ſie einem ſpäter vor. Er ſolle nicht Alles auf einmal wollen, und wenn er wieder dinge, auf die Entlaſſung derer dringen, mit denen er nicht fertig werden könne. Dann waren noch viele Grüße dabei und wie er bald einmal kommen ſolle, es verlangten Alle gar grüſam nach ihm.

Zu dem in ſeinen Brief Vertieften trat der Müller, ſetzte ſich zu ihm und redete mit ſchönen Worten von Allerlei über Uli's Verdienſte, rühmte den Miſthaufen und das Gras in der Hofſtatt, dem man es anſehe, daß es beſchüttet worden ſei. Nach langem Vorſpiel kam er endlich zum Kornkauf. Er müſſe Korn haben und Joggeli könne ihm geben. Aber der ſei ein gar Wunderlicher und könne die Sache nie im Preis geben. Zuerſt wolle er viel zu viel, hernach werde er ihrer überdrüſſig, und er gebe ſie um's halbe Geld. Er könne dießmal aber nicht auf die zweite Periode warten, und doch möchte er nicht gar zu viel bezahlen.' Er wiſſe nun, daß auf Uli Alles ankomme, und was er ſage, das müſſe geſchehen. Er ſolle ihm doch zu Gunſten reden, und wenn er mache, daß er den Mütt um neunzig Batzen kriege, ſo komme es ihm auf einen oder zwei Neuthaler nicht an. Neunzig Batzen ſeien zwar immer noch zu viel, indeſſen hätte er das Korn ſehr nöthig und wiſſe vor der Ernte nirgends zu bekommen. Uli ſagte: darein miſche er ſich nicht, das ſei ſeines Meiſters Sache. Der Müller aber gab nicht nach, zog endlich einen großen Thaler heraus und wollte ihn ihm in die Hand drüken. Uli ſtund auf und begann nun dem Müller wüſt zu ſagen; er müſſe ein ſchlechter Mann ſein, daß er Dienſtboten ſchlecht machen wolle; es müſſe ihm, ſcheine es, Alles um Geld feil ſein, daß er meine, Andere hätten es auch ſo. Aber um eines Müllers willen wolle er ſein Gewiſſen nicht beladen, und wenn er ihm alles Mehl geben wollte, welches er in ſeinem Leben den Bauren geſtohlen habe u. ſ. w. Das machte am Ende den Müller auch warm, und er ſagte: es gebe Bauren, die noch ſchlechter ſeien als die Müller, mit denen er ſich noch lange nicht zuſammen zähle. Uebrigens habe er das nicht aus ſich ſelbſt gemacht und er habe noch Niemand ſchlecht machen wollen. „Wer hat dir denn das angegeben?“ fragte Uli. „He, das ſollte dir doch in Sinn kommen, wenn du ſo ein geſcheiter Kerl ſein willſt,“ antwortete der Müller. „Etwa der Meiſter?“ „Ich will nichts geſagt haben, antwortete der Müller, aber da ſollteſt nicht lange fragen.“ Da faßte eine zornige Wehmuth Uli, preßte ihm die Bruſt, daß ihm faſt der Athem fehlte, große, ſchwere Tropfen aus den Augen kamen, und die geballten Fäuſte ſtieß er gerade aus. Er konnte nichts mehr ſagen, als: „iſt das ſo gemeint?“ und ſprang hinauf in ſeine Kammer. Der Müller ſchlich ſich hinter dem Haus durch zur Küche und ſagte dort der Meiſterin: ſie ſolle doch hinauf in die Kammer gehen und ſehen, was Uli mache; er glaube, man hätte etwas Dummes gemacht; und darauf erzählte er, wie er ihn habe prüfen ſollen, und wie Uli es aufgenommen und den Meiſter errathen. „Vreneli, geh', ſieh', ſagte ſie, und bring Bericht, was er macht.“ Zum Mann aber ging ſie und ſagte: „Du biſt doch der abſcheulichſte Menſch; haſt du denn nicht an einem Male genug gehabt? du haſt den beſten Knecht weit und breit, und es reitet dich der Teufel, bis du ihn fort getrieben.“ Man könne Niemand zu viel trauen, ſagte Joggeli, und weil ſie an Uli den Narren gefreſſen, ſo müſſe er zuſehen; es wüßte kein Menſch, wie es ginge, wenn er nicht ein wenig zur Sache ſehen würde, und es könne ſich ein Menſch von einem Tag zum andern ändern. Man probire ja jedes Roß, und ſo wüßte er nicht, warum man nicht auch einen Menſchen, auf den es doch noch viel mehr ankomme, als auf ein Roß, ſollte probiren können. Und wenn er ſchon den Neuthaler genommen hätte, deßwegen hätte er ihn nicht fortgeſchickt, aber er hätte dann gewußt, wie weit er ihm trauen könne oder nicht. „Aber Joggeli, glaubſt du denn, ein braver Burſche ſei an einem Ort, wo man ihm nicht trauet, wo man ihm alle Finger lang eine Falle legt? Wer ein rechtes Gefühl hat, kann nicht in einem Hauſe ſein, wo er ſieht, daß man eine ſchlechte Meinung von ihm hat." „Du biſt immer ein Kind, Alte," ſagte Joggeli. „Heut zu Tag ſieht man auf den Nutzen und nicht auf die Meinung, und es nähmte mich Wunder, wo Uli einen größern Lohn machen könnte. Er wird ſich wohl beſinnen, was er macht."

Unterdeſſen war Breneli hinaufgegangen und hatte geſehen, wie Uli einpackte, während ihm große Tropfen über die Backen kamen und zuweilen „der Donner!" halb verdrückt über die Lippen kam. Breneli trat unter die Thüre und fragte: „was machſt, was haſt?" Uli antwortete lange nicht, bis Breneli näher trat und endlich vernahm: „fort will ich" „Das thue nicht, ſagte es, es lohnt ſich ja nicht der Mühe; du mußt den Vetter nehmen, wie er iſt." Aber Uli ſagte: an Solches ſei er nicht gewohnt, und habe es nie erfahren. Ob das nun der Lohn ſei, daß er ſich halb todt arbeite und dem Meiſter ſeinen Nutzen ſuche, wo er könne. Er ſehe wohl, wo das hinaus ſolle. Zuletzt hänge ihm der alte Donner noch einen ſchlechten Namen an; er begehre ihn zum Schelmen zu machen. Er wolle gehen, während es Zeit ſei: der Tropf könne dann ſehen, wo er einen Andern hernehme. Er ſei ſchon mehr als ein halbes Jahr da und der wüſte, alte Teufel hätte ihm noch nie geſagt, daß er zufrieden ſei. „Du haſt es dann auch wie die Andern, ſagte Breneli. Ich mache die ganze Haushaltung, er giebt mir keinen Lohn und iſt noch im Stande, mir zu ſagen, er hätte mich um Gottes willen. Wenn die Baſe nicht wäre, wer weiß, was ich ſchon gemacht hätte. Aber hör', thue es uns nicht zu leid: du biſt Allen anſtändig, es iſt jetzt ein freundlich Dabeiſein und es geht Alles, daß man Freude daran hat. Denk nur, was der Melker und der Pferdeknecht für Freud hätten, wenn du auch fort gingeſt! Sie würden dir einen Lärm machen weit und breit, wie du fortgejagt worden. Du möchteſt ſagen, was du wollteſt, die Leute glaubten doch das Böſere." „Meinethalben, ſagte Uli; was kümmert's mich; ſo dabei ſein will ich nicht mehr." Da dröhnten die ſchweren Schritte und der ſchwere Athem der Mutter die hölzerne Treppe auf, welcher die Verhandlungen in der Kammer zu lange dauerten. „Es iſt gut, kommſt du, Baſe, ſagte Vreneli; du kannſt ihm nun ſelbſt ſagen, er ſolle nichts Einfältiges machen. Er will abſolut fort.“ „Das ſollſt du mir nicht, ſagte die Alte. Was haben wir dir zu Leid gethan?“ „He, Ihr nichts, ſagte Uli, Ihr wäret mir gar recht, aber der Meiſter iſt wüſt gegen mich, und trauet mir nichts, will mich zum Schelmen machen, und bei einem ſolchen bleibe ich nicht, meine arme —“ „Schwöre nicht, Uli, ſagte die Alte. Denk, es iſt ein alter Mann: man muß Geduld mit ihm haben: du wirſt einmal auch froh ſein, wenn man Geduld mit dir hat. Das ſoll nicht mehr geſchehen, ich verſpreche es dir, und wenn wir dir etwas thun können, ſo ſag es nur, es ſoll nicht Nein ſein.“ „Ihr könnet lange verſprechen, ſagte Uli, ich weiß wohl, daß das nicht Euer Wille iſt, aber für Euren Mann könnt Ihr nicht gut ſagen.“ „Wohl, das kann ich, wenn es ſein muß; er muß mich zuweilen auch noch fürchten; aber er ſoll ſelbſt noch kommen und verſprechen, daß er dich künftig mit Verſuchungen und Fallenſtellen verſchonen will. Vreneli, geh und ſag ihm, er ſolle herauf kommen.“ Aber Vreneli hatte einen ſehr harten Stand; Joggeli ſagte: Das wäre das erſte Mal, daß er vor einem Knecht die Kniee beuge; das thue er nicht. Wenn Uli es auf das Aeußerſte treiben wolle, ſo könne er; aber mit Bitten ihn abhalten, thue er nicht. Vreneli ſagte: „Aber Vetter, Ihr ſeid doch zuerſt wüſt gegen Uli geweſen; wenn Ihr mir es ſo machtet, ich lief auch fort.“ „Würdeſt aber bald wieder kommen, wenn dir Niemand nachliefe,“ ſagte Joggeli. „Das iſt noch die Frage, ſagte Vreneli; aber Uli kömmt nicht wieder, das kann ich Euch ſagen, und wer ſoll dann ernten?“ „Ach, ſo ſag' der Alten, ſie ſolle ihm gute Worte geben und ein paar Batzen in die Hand drücken, ſo wird er ſich ſchon niederlaſſen.“ „Baſe hat Euch ſchon manchmal gut gemacht, ſagte Vreneli, aber dasmal macht es ſich nicht damit. Uli will fort, wenn Ihr ihm nicht verſprechet, daß ſo etwas nicht mehr geſchehen ſoll, und dann könnt Ihr ſehen, wie es gehen wird in der Ernte, während jetzt ja Alles wie am Schnürchen läuft.“ „Gell, es ging dir am übelſten, wenn Uli fort ging; du könnteſt dann nicht mehr mit ihm dich herum treiben.“ „Vetter, ich treibe mich mit Niemand herum; aber Ihr ſeid der wüſteſte Mann, den es giebt; Ihr müſſet ein arger, nichtsnutziger Menſch geweſen ſein, daß Ihr Niemand trauet. Aber machet meinethalb, was Ihr wollt; was kümmert mich Uli, und was kümmert's mich, wenn das Korn auf den Aeckern bleibt!“ Damit war Vreneli verſchwunden, umſonſt rief ihm der Vetter nach. Er nahm nun ſeinen Stecken, ging langſam hinaus, rief ſeiner Frau. Als die nicht Beſcheid gab, kam er immer näher an Uli's Kammer, bis ſeine Alte ihm ſagen konnte, er ſolle hinauf kommen, ſonſt gehe es nicht gut. Das ſei ihm doch ein Lärm um nichts, ſagte Joggeli, er könne gar nicht begreifen, was er da thun ſolle und warum Uli ſo den Kopf mache; das lohne ſich doch der Mühe. Er hätte es ja nicht böſe gemeint und nur wiſſen wollen, woran er ſei; und dazu habe er das Recht, das laſſe er ſich nicht nehmen. „Du hätteſt doch Urſache gehabt, dem Uli zu glauben,“ ſagte ſeine Frau. Er hätte auf dem Glauben nicht viel, ſagte Joggeli, er wolle ſeine Sache lieber gewiß haben. Wenn Einer ſo viel betrogen worden ſei in ſeinem Leben, wie er, ſo ſei es ihm erlaubt, genau aufzupaſſen. Es ſei immer Alles unter einer Decke gegen ihn, er nehme Niemand aus. Das ſei ſchon lange geweſen und werde immer ſo bleiben, bis er die Augen zuthue. Darum begehre er nicht mehr dabei zu ſein, ſagte Uli, er ſehe wohl, daß er ihm nie trauen werde, und er möge nicht an einem Orte ſein, wo Keins dem Andern traue. Ja, ſagte Joggeli, da könne er weit laufen, ehe er einen Ort finde, wo Alles einander traue. Darum ſolle er nicht ſo wüſt thun. Verſuchen wolle er ihn nicht mehr, das wolle er ihm geſagt haben. Aber er ſolle dann deßhalb nicht meinen, er hätte nicht zwei Augen im Kopf. Es müſſe ſich ein Menſch immer etwas zu fürchten haben, der Teufel gehe ja umher wie ein brüllender Löwe und ſuche, wen er verſchlinge. Dießmal ſei aber er der Teufel geweſen, der ihn habe verſchlingen wollen, und das ſei wüſt von ihm, ſagte Uli. He, er wolle es nicht mehr thun, ſagte Joggeli, er ſolle jetzt zufrieden ſein, er ſelbſt ſei auch zufrieden, und es wäre ihm zuwider, wenn er wieder um einen neuen Knecht aus müßte, und er glaube, er fände kaum einen beſſern. Die Leute ſeien ſo heut zu Tage nichts mehr werth. Wenn man ſie ſchon übergülden wollte, ſo finde man ſie nicht, wie man ſie ſuche. „He, ſagte die Frau, wir ſind alle arme Sünder und du biſt auch kein Engel. Gebt jetzt einander die Hände und laßt das Wortwechſeln. Uli, du haſt gehört, mein Mann will das nicht mehr thun, und komm jetzt herab, ich habe einen Kaffee bereit, du mußt auch ein Kacheli nehmen. Man wird erſt recht mit einander zufrieden, wenn man mit einander ißt und trinkt, beſonders ein Kacheli Kaffee.“ Uli, auch an den Brief ſeines Meiſters denkend, ließ ſich dazu verſtehen, ward wieder zufrieden. Joggeli that auch zufrieden, bei ſich ſelbſt aber dachte er: ſeinem Weibervolk müſſe er aufpaſſen, das könne es viel zu gut mit Uli; wenn das ſo fort gehe, ſo ſei er verrathen und verkauft.

Die Ernte kam mit all ihren Anforderungen. Zur Erntezeit treffen mehrere Arbeiten zuſammen. Die Kirſchen ſind reif; Flachs, Hanf, wollen gezogen, beſorgt ſein. Es beginnt auch an manchen Orten ſchon das Ackern, Repsſäen ꝛc. Es iſt keine Hauptarbeit, wo ſo das Ganze ins Auge gefaßt, die Zeit benutzt, die Arbeiter vertheilt ſein wollen, damit Allem ſein Recht geſchehe, nichts zu Schanden gehe, wie die Ernte. In derſelben wird recht eigentlich die Tüchtigkeit des Landmannes auf die Probe geſtellt. Faſt allemal in der Ernte hatte Joggeli's Frau das Gallenfieber gehabt. Entweder war Niemand da, der ihr Kirſchen pflücken wollte, als die Sperlinge; der Hanf überreifete, oder man ließ ihn an Haufen heiß werden; den Flachs vergaß man entweder zu ziehen oder auszubreiten und gehörig zu wenden. Für nichts hätte man Zeit. Wohl aber konnte man ganze halbe Tage ums Haus herum drehen und ſich bedenken, ob man an dieſes hin wolle, oder an jenes? Und während man für dieſes die Zeit zu kurz fand, für jenes zu lang, verrann die Zeit, und es blieb keine mehr als für zu eſſen und zu Bette zu gehen.

Nun ging die Sache anders. Uli hatte Alles im Auge und daher auch für Alles Zeit. Jeder Augenblick wurde benutzt, jeder Arbeiter wußte, was er zu thun hatte. Hatte man nicht mit dem Korn zu ſchaffen, ſo wußte man ſchon im Voraus, woran man mußte; verlor mit Stehen, Fragen, Bedenken keine Zeit. Es wurde auch nicht gezankt, nicht die Laſt von Einem zum Andern geſchoben; denn ſie war gleichmäßig vertheilt; daher fühlte ſich Niemand gedrückt. Die Arbeit ging aus den Händen fort, man wußte nicht, wie, und der Meiſterfrau lachte ununterbrochen das Herz im Leibe, wenn die Körbe mit Kirſchen kamen, Flachs und Hanf in ſchönen Spreiten vor ihr ſich ausdehnten — dort hing man den Flachs nicht an Schatten, ehe man ihn vom Samen befreite. Hingegen Joggeli trippelte gar unruhig umher, er dachte nur an's Korn, hatte Angſt, man verſäume daſſelbe, und konnte gar nicht begreifen, wie das zuging, daß man an Allem ſein konnte, und doch das Korn auch einſam, und zwar ſo, daß ſie das häusliche Erntefeſt mit den andern Leuten am gleichen Samstag haben konnten. Sonſt war es Sitte, daß man ſie in der Glunggen 8 oder 14 Tage ſpäter hatte. Und Joggeli meinte ſich noch damit. Er ſagte: „Wir haben unſer Erntefeſt erſt über acht Tage; es iſt ſich aber nicht zu verwundern, kurze Haare ſind ſchneller gebürſtet als lange." Er wollte es daher faſt ungern haben, als er mit Andern fertig war. Die Leute werden meinen, dachte er, er vermöchte nicht mehr ſo viel anzuſäen, als ſonſt. Die Leute wußten aber wohl, woher es kam.

Das Erntefeſt iſt einer der Haupttage im Baurenleben. Einem armen Tagelöhner und ſeinem Weibe, welche das ganze Jahr durch die Erdäpfel ſparen müſſen und kein Stückchen Fleiſch ſehen, iſt ein Erntefeſt, an welchem Wein, zwei- oder dreier Arten Fleiſch und Kuchen genug ſind, wirklich ein Tag aus dem tauſendjährigen Reiche, auf den ſie ſich das ganze Jahr durch freuen, und traurig ſeufzen, wenn er vorbei iſt. Der Geizigſte ſchämt ſich an dieſem Tag, zu ſparen, und wenn es ihn ſchon reut, er verbirgt es. Es liegt auch eine Art von religiöſem Gefühl, oder wenn man will, eine Art von Aberglaube zu Grunde. Es iſt eine chriſtliche Opfermahlzeit. Der Geber alles Guten hat wiederum ſeine Hand aufgethan, den Fleiß des Landmanns geſegnet, den Schooß der Erde geſegnet; da kömmts auch dem Härteſten in's Gemüthe, daß er Gott Dank ſchuldig ſei, etwas opfern ſolle. Er rüſtet eine Mahlzeit, giebt ungezählt den an ſolchen Tagen faſt heerdenweiſe herumziehenden Armen die Kuchen weg an der Küchenthüre und läßt eſſen und trinken eine Nacht und einen Tag lang ſeine Leute, ſeine Söhne und Knechte und Mägde und den Fremdling, der bei ihm wohnet, ſo viel ihr Herz gelüſtet. Wo die rechte alte Freigebigkeit noch verwaltet, da heißt man nicht nur die, welche in der Ernte gearbeitet haben, kommen, ſondern Alle, welche durch das Jahr für das Haus gearbeitet haben. Und weit und breit wird erzählt, wie einſt Einer einen Arbeitsmann im Hauſe gehabt habe an einem Samſtag, der am Abend mit aller Arbeit fertig geworden wäre. Am Mittag ſei der Bauer zu ihm gegangen und habe ihm geſagt, er wolle mit ihm richtig machen, ſie könnten ihn jetzt entbehren. Darauf habe jener geſagt, es ſei ihm zuwider, jetzt fort zu gehen, ſo verliere er einen halben Tag, und bis am Abend würde er fertig. „Nein, ſag du nur, was ich dir jetzt ſchuldig bin. Ich will dir es gerade ſagen, warum: Dieſe Nacht haben wir das Erntefeſt, da haben wir nicht Platz für dich. Komm dann eher morgen ein wenig wieder, wenn du magſt."

Iſt dieſer Opfertag vorbei, dann lieſ't der Geizige die Broſamen zuſammen, benutzt ſie ſorgfältig und ſchließt Kiſten und Käſten für ein Jahr lang zu.

Freilich muß es dem Landmann an dieſem Tage wohl zu Muthe ſein. Es hat ihm der Herr für ein Jahr das tägliche Brot beſchert, ſein Fleiß iſt geſegnet worden, ſeine Kinder dürfen nicht Hunger leiden, und ſeine Frau kann wieder Arme ſpeiſen, Dürſtende tränken; in behaglicher Fülle ſitzet er. Da kann es ihm wohl ſein, es iſt ihm erlaubt.

Aber Eſſen und Trinken ſollten doch nicht das einzige Opfer für Gott ſein, nicht die einzigen Dankeszeichen. Der Herr hat die eingeernteten Früchte ein ganzes Jahr durch geſegnet und behütet: kann man ihm wohl mit einem einzigen Tage abſpeiſen? Sollte man für dieſen Herrn nicht auch das ganze Jahr hindurch ein Herz im Leibe tragen, welches in Dankbarkeit fruchtbar iſt, nie vergißt, daß ohne den Willen des Herrn kein Haar von unſerm Haupte fällt, und daß jedes Wort und jeder Gedanke vor ihm offenbar iſt, und daß wir die Armen allezeit bei uns haben, und nicht nur am Erntefeſte?

In der Glunggen war das auch ein ſehr feſtlicher Tag und nichts wurde geſpart. Viele Menſchen genoſſen ihn da, und aus der Butter, welche verküchelt worden war, ſeit die Glungge beſtund, hätte man wohl einen Murtenſee machen können. An dieſem Tage, wenn auch das ganze Jahr nie, kam der Sohn mit ſeiner Familie von Freylingen, wo er ſein Wirthshaus hatte, und that ſich gütlich an dem väterlichen Kuchen. Er that wie Einer, der gerne hätte, man meinte, er ſei vornehm: er ſetzte den Hut auf die Seite, hatte die Hände in den Hoſentaſchen, oder ſchlenderte die Arme, und machte ein Geſicht, wie wenn er die ſieben Haimonskinder ſammt ihrem Roſſe Bayard lebendig gefreſſen hätte, und ſagte Allem: Bunſchur, Bunſchur! Seine Frau war ein Zierpüppchen und ſah aus, wie eine Pflanze, welche blos am Schatten gewachſen iſt, und ſagte merci. Sie war eine reiche Tochter geweſen und hatte gelernt zu ſchletteren und zu zittern, wenn ſie etwas anrühren ſollte. Sie zog ſich prächtig an, aber Alles hing an ihr herum, wie an einem Peitſchenſtock. Sie that ſehr herriſch und ungezogen, der Flügel von einem Hähnchen war das Gemeinſte, an dem ſie leckte und kaute. Sie gebehrdete ſich ſehr vornehm, aber das gemeinſte Menſch war ihr gut genug, um ihm zu rühmen, wie reich ſie ſei und wie vornehm, wenn es ihr nur zuhören wollte. Sie hatten drei Kinder, in denen Vater und Mutter verſchmolzen waren. Sehr hoffährtig waren ſie angezogen und ſchrecklich aufgedonnert und machten ſehr freche Geſichter. Alle Augenblicke ſchrie eins, und dann ſchrie der Mann: „wer macht die Kinder brüllen? Ich will doch ſehen, ob dann dies immer ſo gehen muß!" Sie aber ſchrie: „ſchweig nur, ſchweig, du mußt dann eine Feige haben und ein Paar Mandeln dazu!" Hatte dieſes das erhalten, ſo ſchrieen die andern, bis ſie auch hatten. Sagte die Mutter: „jetzt hab ich keine mehr," ſo fingen alle drei zu ſchreien an. Dann fluchte der Vater: warum ſie auch nicht genug mitgenommen hätte; ſie mache es immer ſo. Aber ſie ſollten nur ſchweigen; beim nächſten Krämer wolle er kaufen, bis ſie genug hätten. Die Knaben hießen Stewarti und Rudeli, das Mädchen aber Carolini.

Joggeli hatte immer einen heimlichen Schrecken, wenn ſie kamen; er wußte wohl, warum; indeſſen that er doch freundlich mit ihnen. Die Mutter hatte eine recht mütterliche Liebe zu ihrem Sohne und eine noch größere zu ſeinen Kindern; indeſſen klagte ſie, ſie kämen ihr gar ſo fremd vor, und wenn ſie fortfuhren, ſo leichtete es ihr allemal, denn ſie wußte nach zwei Tagen ſchon nichts mehr zu eſſen zu geben, daß es ihnen recht war. Eliſi hatte rechte Freude, wenn ſie kamen. Eliſi und die Schwägerin Trinette (ehemals Trini, Verkürzung für Katharine) zeigten einander ihre Koſtbarkeiten und eine redete vornehmer als die andere von ihren Krankheiten, und eine that dümmer als die andere mit ihren ſogenannten feinen Manieren. Glaubte nun Eliſi Meiſter zu ſein mit den Koſtbarkeiten und Krankheiten und Manieren, ſo hatte ſie große Freude und ließ Trinette ungern ziehen und plärete und wollte nicht Abſchied nehmen. Ward aber Trinette Meiſter und hatte ſchwerere Hüte oder ein ſeideneres Tſchöppli, mehr Krämpfe gehabt oder eine längere Badefahrt gemacht, eine vornehmere Mine erſonnen oder ſüßere Geberden, ſo plärete Eliſi, ſo lange ſie noch da waren, verſteckte ſich und kam erſt wieder zum Vorſchein, wenn Trinette ſchon im Charabank war. Da lächelte Eliſi dann, hatte Handſchuhe an, an denen die Fingerſpitzen abgeſchnitten waren, ein ſchönes weißes Schnupftuch in der Hand, eine Kappe mit koſtbaren Spitzen oder koſtbaren Bändern verziert auf dem Kopf, glitzerte von lauter Gold und Silber, ſagte: „à revoir" und „bon voyage", und wenn der Rappe zog, ſo ſagte Eliſi: Sie ſei doch froh, daß ſie endlich fort ſeien; der Bruder ſei ein Grobian, Trinette hätte ſchlechten Geſchmack und die Kinder ſchlechte Manieren. Sie möchte keinen Mann, pſt Tuſig! Aber wenn ſie einen bekommen ſollte, ſo möchte ſie keine Kinder, pſt Tuſig! Aber wenn ſie deren bekommen ſollte, und man wiſſe ja, was man haſſe, müſſe man haben, ſo wolle ſie die ganz anders erziehen; ſie müßten ihr nicht ſo dicke Klötze ſein, ſo erfrorne Naſen haben und rothe Schuhe; ſie müßten ſchlanke Tournure haben und feine Geſichter und g'wirte Stiſeli. Sie würde ſich ſchämen, mit ſolchen groben Geſtalten ſpazieren zu fahren.

Vreneli ſprach ſelten ein freundlich Wort, ſo lange der Beſuch da war. Sie behandelten ſie nicht wie eine Dienſtmagd, ſondern mit recht eigentlicher Verachtung; höchſtens verſuchte der Sohn, einige handgreifliche Späße an ihr auszulaſſen. Zudem ärgerte es ihns, wie ſie die Alten auszubeuten ſuchten auf jegliche Weiſe, und ihnen doch Alles nicht gut genug war. Trinette konnte nicht genug erzählen, wie viel ſie von Hauſe erhielte und wie ſie es gar nicht machen könnten, wenn ihre Eltern nicht ſo viel geben würden. Dann wußte ſie zu ſagen, dieſes hätte ihr der Vater gegeben und jenes die Mutter, und als ſie das letzte Mal bei ihnen geweſen, hätte ihr der Vater 6 Neuthaler gegeben und die Mutter 10 und beide ihr geſagt, wenn ſie etwas mangle, ſo ſolle ſie nur kommen; wo das geweſen ſei, ſei noch mehr. Natürlich wollte dann die gute Mutter auch nicht die Letzte ſein, rückte auch aus, faſt über Vermögen, und bekam kaum einen freundlichen Dank dafür.

Die Kinder waren in Allem, verdarben Alles, und wehrte man ihnen das Geringſte ab, ſo ſagten ſie einem entweder wüſt oder ſchrieen wie angeſchoſſene Seekälber. Der Sohn trieb ſeine Speculationen in der Glungge dagegen in's Große. Bald kaufte er dem Vater eine Kuh ab und zahlte ſie ihm nie, oder brachte ein lahmes Roß und nahm das beſte von des Vaters Roſſen mit, vorgebend, das eine zurückzuſenden, das andere holen zu laſſen, vergaß es aber; oder er mußte einen Wechſel zahlen, den ein Weinherr auf ihn gezogen, und war nicht überflüſſig im Gelde, und der Vater ſollte es ihm vorſchießen, erhielt es aber nie wieder. Irgend einer dieſer Aderläſſe ging allemal vor, wenn er da war. Dabei behandelte er Vater und Mutter als dumme Baurenleute mit ſouverainer Verachtung, nicht viel beſſer als zwei Geldſäcke, zu denen man Sorge trägt, ſo lange Geld darin iſt. Er brachte es allemal als einen Tageswitz heim nach Frevligen, wie er ſeinen Alten abermals zu Ader gelaſſen. Er wunderte ſich diesmal gar ſehr über die Ordnung, die er in der Glunggen antraf. Die ſchönen glatten, ſaubern Bäume, aufgebunden die jungen, der ſtattliche Miſthaufen, die Reinlichkeit allenthalben, trotz der Ernte, fielen ihm alſobald in die Augen. Als er ſein Pferd in den Stall begleitete, wie üblich, wunderte er ſich noch mehr über die Sauberkeit im Stall, über die ſchönen, wohlbeſorgten Pferde, und ärgerte ſich, daß er diesmal kein lahmes mitgebracht. Nicht weniger gefiel ihm der Kuhſtall und abſonderlich die junge Kuh, welche Uli in Bern gekauft, die jetzt zu kalben ſtand und wenigſtens 3 Louisd'ors mehr werth war, als vor drei Monaten, ſo gut hatte ſie zugenommen. „Vater, was fängſt du an in deinem Alter? ſagte der Sohn; fängſt erſt jetzt recht an, dich zu rühren? haſt das ſchönſte Vieh, und es iſt allenthalben wie an einem Sonntage.“ „Gefällt es dir?“ ſagte Joggeli kurz. Aber die Mutter konnte ſich nicht enthalten, zu ſagen: „Wir haben einen gar guten Meiſterknecht; der nimmt ſich der Sache an, wie wenn ſie ſein wäre, und verſteht Alles wohl, wie ein alter Bauer; es iſt jetzt auch eine rechte Freude, dabei zu ſein.“ Der Sohn ſagte nicht viel darauf, aber er trappete mehr als ſonſt auf dem Lande herum, ſah das letzte Korn laden und einführen, ging durch die Matten, daß der Alte ſagte: er könne nicht begreifen, was der Johannes habe, er laufe allenthalben herum und beſehe Alles ſo wohl; ob er wohl meine, er könnte den Hof vielleicht bald erben? Aber er habe nicht im Sinne, bald da weg, und es hätte ſchon mancher Alte mit jungen Beinen Aepfel von den Bäumen geworfen. Nicht daß er das begehre, aber nur ſo zu ſagen.

Als es dunkelte, ſollte das Erntefeſt angehen; aber man hatte ſeine liebe Noth, die Leute herzuzubringen. Vreneli, ſtrubhörig von backen und kochen den ganzen Tag, war zuletzt zornig und ſagte: die dummen Leute hätten den ganzen Tag ſchon die Finger geleckt bis zu den Achſeln und noch weiter nach hinten, jetzt wollte ſich Keiner dafür halten, Keiner ſich herbeilaſſen; ſo könne man nicht anrichten, nicht mit der Sache vorwärts, und dann am Morgen ſei Keiner vom Tiſch wegzubringen, und ſäßen da wie eingebrannt oder angenagelt. Man müſſe dieſem nachſchicken und jenem, und am Ende war doch noch Jemand nicht da, den man bei den Ohren hätte herbeireißen ſollen.

Da war Fleiſchſuppe mit Saffran in mehreren Schüſſeln auf dem Tiſche, in welche das Bret ſo dick eingeſchnitten war, daß man auf eine Schüſſel hätte knieen können. Dann kam Rindfleiſch, grünes und dürres, Speck, ſüße Apfelſchnitze, Kuchen von drei Arten, alles hoch aufgethürmt, und einige weiße Flaſchen mit Wein, von welcher jede eine Maaß faßte, ſtunden auf dem Tiſch, und für Alles war kaum Platz, daß die Auftragenden oft in der größten Verlegenheit waren, wo abſtellen. Sperlingen im Hirſe muß es wohl ſein; aber die wiſſen doch noch lange nicht, wie es Einem an einem Erntefeſttiſche iſt, der unter ſeinen Laſten ſich biegt, und unter dem man ſeine Beine gar nicht zum Stillehalten bringen kann, weil ſie auch hinauf möchten und ſehen, was da oben ſo herrlich riecht.

Und doch war es nicht Allen gut genug dort. Eliſi und Trinette mochten nicht zu den groben Leuten und groben Speiſen. Im Stübli war ein beſonderer Tiſch gedeckt, auf dem war rother Wein, waren Fiſche an einer Sauce und Zuckererbſe und Braten von Kälbern und Tauben, gebackene Fiſche, Schinken und Kuchen, Eierwecken ſtatt Bret, und ein Kännchen voll ſüßen Thees für die Liebhaber, und Deſſert, den die Wirthin ſeit ihrem letzten Kindbetteſchmaus aufbewahrt hatte. Die Kinder gingen von einem Tiſch zum andern, thaten immer an einem Tiſche wüſter als am andern, bis ſie endlich, zu voll von Speiſe und Trank, wie wüſte kleine Teufelchen zu Bette gebracht werden mußten. Eliſi und Trinette erzählten einander, was ſie ertragen möchten, was nicht: rümpften über Alles die Naſe und ſagten, was ihnen dies mache und was jenes; das Eine blähte ſie und das Andere lag ihnen ſonſt im Magen; das Eine ließ ſie nicht ſchlafen, das Andere brachte ihnen den Alp; das Eine ſchlug ihnen in die Augen, das Andere in die Ohren; das Eine verſtopfte ſie, das Andere machte ihnen den Durchlauf.

Unterdeſſen aßen ſie von dem, was ſie verſtopfte, und was ihnen Durchlauf machte; das mußte ſich ja gegenſeitig aufheben; und auch dem Trinken ſah man ihre Kränklichkeit eben nicht ſehr an.

Johannes hielt ſich nicht lange am Familientiſche auf, ſondern machte ſich bald hinaus zum Geſinde und blieb dort, bis der Morgen grauete und Alles die Betten ſuchte. Er gab ſich beſonders mit Uli ab, ſetzte ihm zu mit Trinken, gab ihm Taback und führte mit ihm Geſpräche über Allerlei, daß es Uli vorkam, der Wirth von Freiligen ſei nicht halb ſo hochmüthig, als man ihn verſchreie. Am meiſten aber verwunderte ſich Uli, als derſelbe ſchon Morgens früh in den Stall kam, wo er alleine handtierte, während die andern Knechte noch ſchliefen.

„So, biſt du ſchon auf und alleine?“ ſagte der Wirth. „He ja, antwortete Uli. Die Thiere haben geſtern nicht Erntefeſt gehabt und hart arbeiten müſſen; da wäre es nicht billig, wenn ſie lange auf ihr Freſſen warten müßten.“ „Es denken aber nicht Alle ſo, ſagte der Wirth, und darum habe ich dich etwas fragen wollen. Weißt du was? komm du zu mir; ich hätte einen Platz für dich, wo du wenigſtens zehn Thaler höher kömmſt als hier, und all Tage mußt du deinen Wein und dein Stücklein Fleiſch haben.“ „Aber was ſagt der Meiſter, wenn Ihr mich abdinget?“ „Was geht das dich an? ſagte der Wirth; da laß du mich ſorgen. Du bleibſt doch nicht lange hier; mein Alter iſt viel zu wunderlich und mißtrauiſch, er kann Niemand behalten.

Bei mir iſt das ganz anders: ich bin viel nicht daheim und meine Frau iſt ein Pflartſch; da muß ich einen Knecht haben, dem ich Alles anvertrauen darf. Wenn' mir einer anſtändig iſt, ſo hat einer bei mir einen Poſten, wie im ganzen Lande keiner mehr iſt; er kann es haben wie ein Herr. Komm, du ſollſt dich nicht reuig ſein. Sieh, da haſt du einen großen Thaler Traufgeld.“ „Behaltet nur Euer Geld, ſagte Uli, das macht ſich nicht ſo geſchwind. Ich habe dieſen Augenblick nichts zu klagen; vor vier Wochen wäre es anders geweſen. Man iſt gut gegen mich, beſonders die Meiſterfrau; und dann halte ich nichts darauf, weiter zu gehen, wenn es einem an einem Orte wohl iſt.“ Der Wirth ließ nicht nach mit Drängen, man hörte Geräuſch am Brunnen, Uli ſagte endlich, er welle ſich beſinnen. Er mußte verſprechen, in 14 Tagen den Beſcheid zu geben. Als ſie aus dem Stall traten, ging eben Vreneli mit einem Eimer Waſſer in's Haus.

Am Mittag ging Eſſen und Trinken von neuem an; nur Eliſi und Trinette thaten ſchmächtig, klagten über Allerlei und thaten, als ob ſie kein Bischen herunterbringen könnten, packten aber doch unvermerkt ziemlich ein. Im Nachmittag reiſete der Beſuch wieder ab, nachdem Johannes noch einen neuen, ſchönen Fünfbätzler dem Uli in die Hand gedrückt und mit den Augen bedeutſam zugewinkt hatte. Die Großmutter ſah dem Charabank lange nach und ſagte endlich: „Die Kinder ſind mir lieb, aber wüſt thun die doch, es hat keine Art; die müßten mir noch anders gewöhnt werden, wenn ich immer um ſie ſein ſollte.“ Drinnen ſagte ſie zu Vreneli: „Johannes macht doch je länger je mehr den Großen; denk doch, hat der Narr nicht dem Uli einen neuen Fünfbätzler Trinkgeld gegeben!“ „Er wird wohl wiſſen, warum er das gethan hat,“ ſagte Vreneli. „Den Herrn will er ſpielen, zeigen, daß er wiſſe, was unter der Herrſchaft Sitte ſei, das will er,“ ſagte die Alte. „Nein, Baſe, ſagte Vreneli, er will noch etwas Anderes; ich darf es Euch faſt nicht ſagen; es iſt aber ein wüſtes Stücklein vom Johannes. Dieſes Mal hat er den Vetter weder um ein Roß, noch um eine Kuh gebracht, aber den Uli will er ihm abdingen; darum hat er ihm auch das Trinkgeld gegeben.“ „Was du nicht ſagſt, der Uflath! ſagte die Alte. Wenn man den eigenen Kindern nicht mehr trauen darf, dann iſt doch nicht mehr dabei zu ſein. Johannes, Johannes, was biſt du doch für ein Unmenſch! Aber ſeine Frau iſt ſchuld daran, ſie macht ihn ſo: er iſt ehemals doch nicht ſo geweſen! Aber woher weißt du das?“ „Ich holte am Morgen früh Waſſer; es wollte aber keine Magd aufſtehn. Da war Johannes, der ſonſt bis um 10 Uhr im Bett liegt, ſchon bei Uli im Stall: das wunderte mich. Während mir das Waſſer in den Eimer lief, paßte ich der Sache ab, und hörte, wie Johannes den Uli drangſalirte, bei ihm Dienſt zu nehmen und ihm einen großen Thaler drauf geben wollte.“ „Uli, hat er ihn genommen?“ frug die Mutter ängſtlich. „Nein, er ſtellte ſich recht brav: ich hätte es nicht von ihm geglaubt. Sie hörten mich wahrſcheinlich, und brachen ab; ich vernahm nur noch, wie Uli vierzehn Tage Bedenkzeit nahm. Aber ich glaube, wenn der Vetter ihn zur rechten Zeit frägt um das Dableiben, ſo werde es keine Noth haben.“ „Er hat mich ſchon manchmal faſt wild gemacht, ſagte die Alte. Er will die Dienſtboten nie fragen; er meint, es ſei an ihnen. Aber ſeit wann frägt ein rechter Knecht ſelbſt? Dann ſagt er, ſie arbeiteten viel beſſer, ehe man ſie gefragt habe. Sobald man ſie einmal wieder für ein Jahr gedungen, ſie des Dienſtes ſicher ſeien, ſo würden ſie ganz gelaſſen, ſie dächten, es hätte es wieder für ein Jahr, ob ſie nun etwas mehr oder etwas weniger arbeiteten.“ „Ja, ſagte Breneli, der Vetter meint halt, es ſeien alle Menſchen über einen Leiſten geſchlagen, und weil er die guten wie die ſchlechten hält, ſo kömmt er nie zu guten.“ „Er muß den Uli noch heute dingen,“ ſagte die Alte. „Aber verrathet mich nicht, daß ich es gehört, ſonſt hängt mir der Vetter wieder eine Verdächtigung an; er trauet mir auch nicht mehr, als der ſchlechteſten Dirne,“ ermahnte Breneli.

Die Alte ſuchte ihren Eheherrn und brachte ihm vor: „Denke doch, was Johannes für ein Unflath und Unmenſch iſt, will er uns nicht den Uli abdingen!“ Joggeli that nicht halb ſo verwundert, ſondern meinte, etwas müſſe der Johannes immer verüben, entweder ihm etwas abſtehlen, oder abſchwatzen; er ſei von Jugend auf ſo geweſen; aber er ſei nicht ſchuld daran. Darauf wollte er wiſſen, wie ſeine Frau die Sache vernommen. Natürlich bekannte ſie bald, daß ſie es von Vreneli habe. „Ich kann dir nicht ſagen, Frau, ſagte Joggeli, wie mir das Mädchen zuwider iſt; es hat ſeine Naſe in Allem und hinten und vornen heißt's immer nur: Vreneli, Vreneli. Das zieht dem Uli nach, zähl darauf, da wird es wieder einen ſchönen Verdruß abſetzen von wegen der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Was hätte es ſo früh beim Stall zu thun gehabt, wenn es ihm nicht hätte nachſtreichen wollen? Aber zähl darauf, ſo bald ich darüber komme, ſo jage ich es fort. Es hat ſchon Schande genug in die Familie gebracht, es ſoll nicht noch mehr bringen, die wüſte Dirne!" Dann könne er ſelbſt die Haushaltung machen, ſagte ſeine Frau. Das ſei nicht recht, daß Vreneli jetzt Alles ausesſen ſolle. Es hätte es ja mit ſeinem Bericht gut gemeint, und jetzt wolle er es ſchlecht machen. Wenn ſie von Allen verrathen und verkauft würden, ſo ſei er ſelbſt ſchuld daran. Sobald eins ihnen einen Dienſt erweiſe, ſo hänge er ihm etwas an, ſtatt ihm zu danken. „Aber mach meinethalb, was du willſt, man iſt thöricht, wenn man um dein Beſtes ſich kümmert."

Joggeli bedachte ſich die Sache wohl, und ſie ging ihm im Leibe herum, wie ein Wurmpulver.

Capitel 18.

Wie eine gute Mutter viel Ungerades gerade, viel Böſes gut macht.

Am Abend ging Uli den Kirſchbäumen nach, um zu ſehen, wo noch gekirſchet werden müſſe; unverſehens war

Joggeli bei ihm. Nachdem ſie allerhand verhandelt, ſagte Joggeli: die Ernte ſei gut gegangen, die Arbeit gut gelaufen, nur müſſe er nicht meinen, daß man dem Weibervolk alles machen müſſe, woran es ſinne; das Korn ſei die Hauptſache, der andern Sache hätte man ſich wenig zu achten, wenn es nur mit dem Korn gut gehe. Zum Zeichen der Zufriedenheit wolle er ihm da etwas geben. Er drückte ihm einen großen Thaler in die Hand. Uli dankte, ſagte aber doch: es ſei ihm nicht wegen dem Weibervolk, und er wiſſe wohl, daß das Korn die Hauptſache ſei; aber er meine, man müſſe alle Sachen achten und wo möglich gar nichts Schaden leiden laſſen. Er hätte ihn auch gleich fragen wollen, ob er gedenke bei ihm zu bleiben, fragte Joggeli. Er wiſſe nicht recht, was er ſagen ſolle, es ſei ihm zuwider, weiters: aber er ſei auch nicht gerne an einem Orte, wo man nicht mit ihm zufrieden ſei, ihm nicht traue. Wenn er wüßte, daß noch etwas der Art geſchehen würde, wie letzthin, ſo wollte er gleich gehen, antwortete Uli. Er hätte es ja gehört, ſagte Joggeli, daß er zufrieden ſei, und ſo wolle er ihm gleich noch einen großen Thaler Traufgeld geben. Er thäte es ſonſt nicht, wenn er wieder dinge; aber am Ende vermöchte er es ſo gut als Andere. Er wolle lieber ſeine Thaler ſelbſt brauchen, wie er wolle, als Andere mit ſeine Thaler ihm Streiche ſpielen laſſen. Da dachte Uli an dieſen Morgen und ſagte: wer ihm das ſchon wieder geſagt habe? „He, Uli, ſagte Joggeli, es iſt denen immer am mindeſten zu trauen, welche vorwärts am meiſten lecken und einem nachſtreichen. So machen es gewöhnlich die falſchen Katzen; die geben einem hinterrucks die Tatzen;" und damit trippelte Joggeli an ſeinem Stecken gegen Ueſtigen zu, wo er gerne an einem Sonntage ſeinen Schoppen nahm.

Die letzten Worte warfen Uli einen Stachel in's Herz; er wollte faſt, er hätte den letzten Neuthaler nicht genommen. Wem ſollte er nicht trauen? wer hatte ihm die Tatzen eingeſchlagen? doch wohl Vreneli! Das war vom Brunnen weggegangen, mußte, aller Vermuthung nach, die Verhandlungen gehört haben. Er hatte es mit Allen gut gemeint, Niemand etwas zuwider gethan, und glaubte ſich namentlich mit Vreneli in einem gewiſſen zutraulichen Einverſtändniſſe ohne alle Liebe. Die Bezüglichkeit, die mehr oder weniger zwiſchen einem hübſchen Burſchen und einem hübſchen Mädchen, welche in einem Hauſe wohnen, entweder anziehend oder abſtoßend, ſtatt findet, merkt man oft lange nicht. Aber Vreneli war im Hauſe, was Uli außer dem Hauſe; ſie konnten einander viel zu wider, viel zu lieb thun. Uli hatte nun geglaubt, das Letztere gethan zu haben, weil es auch der Meiſterleute Nutzen war, daß ſie einander in die Hand arbeiteten und gemeinſam das Gemeinſame förderten. Uli's ſchlichter Verſtand begriff, wohin es kommen muß, wenn eine Behörde, eine Gewalt in einem Hauſe oder in einem Staate hie aus will, die andere da aus, und die Gewalten ungefähr das vorſtellen im Staate, was die unbändigen Hengſte an einem Verbrecher, der zerriſſen werden ſoll.

Nun war alſo Vreneli falſch an ihm und verklagte ihn hinterrücks: das that ihm weh. Er haßte die Ohrenbläſerei, wo immer Feindſeligkeit herrſcht, bald die Einen verbündet ſind, und bald wieder die geſtern Verbündeten als Feinde ſich gegenüber ſtehen; er war daran nicht gewohnt.

Je länger die Sache ihm im Herzen wurmte, deſto ärgerlicher wurde er; er war oft darauf und daran, das Draufgeld wieder zu geben und expreß zu Johannes zu gehen. Natürlich war er dabei mürriſcher als ſonſt, hatte ſein fröhliches Ausſehen nicht, war einſylbig über Tiſch, ließ hie und da einen Trumpf fliegen und that manchmal, als höre er etwas nicht, das ihm geſagt wurde. Die Mutter fragte mehr als einmal: „Was hat doch auch Uli, er iſt ganz ein Anderer; was iſt ihm über den Weg gelaufen, oder wer hat ihm etwas zu leid gethan?" Es wußte Niemand etwas. Sie fragte Joggeli: ob er ihm etwas gethan, und ob er ihn eigentlich gedinget oder nicht? Der lächelte und ſagte: ſie ſolle nicht Kummer haben, es ſei Alles im Reinen. Sie ſagte Vreneli, was doch wohl das ſei? und es ſolle mit Uli reden. Aber Vreneli ſagte: das thue es nicht. Es hätte Uli nichts zu leid gethan, und doch ſei er gerade gegen ſie am wüſteſten. Wenn es ihm etwas ſage, ſo thue er, als höre er es nicht, und handkehrum laſſe er etwas fliegen, welches ein Trumpf ſein ſolle: aber es wiſſe nicht, auf was. Sie ſolle ſelbſt mit Uli reden, es ſchicke ſich für ſie am beſten. So ſei allerdings ein langweilig Dabeiſein und es wollte lieber, das währte nicht zu lange.

Die Mutter ging einmal wieder zur Kirche, es war ein Ereigniß zu Ueſtigen. Die gute Mutter hatte ſo viel zu ſehen: die Kanzel war neu angeſtrichen worden, einige Bänke hatten Lehnen bekommen, junge und alte Menſchen waren da, welche ſie nicht kannte, ſo daß die Predigt aus war, ehe ſie daran dachte. Sie hatte ihr Lebstag noch nie ſo kurze Zeit in einer Predigt gehabt, ſagte ſie, ſie müſſe künftig wahrhaftlich öfter gehen. Der Pfarrer könne das Predigen wohl, es komme ihm wie zu einer Brunnenröhre heraus, nur mache er es wohl kurz, ſagte ſie. Nach der Predigt ging ſie zum Krämer, kramete Allerlei, unter Anderm auch ein ſeidenes Halstuch mit ſchönem Rande.

Als ſie heim kam, wartete Alles mit Verlangen auf ſie zum Eſſen, denn die gute Frau hatte gar lange beim Krämer ſich aufgehalten. Dort war ja faſt noch mehr zu ſehen, als in der Kirche; dazu mußte man noch handeln und konnte darüber ein noch über manches fragen, das man in der Kirche geſehen. Sie konnte ſich nicht ſatt erzählen von ihren Genüſſen während dieſem Morgen und ſagte auch: Das müſſe ihr künftig wahrhaftig fleißiger in die Kirche gegangen ſein. Wenn der Pfarrer nur nicht ſo craft läuten ließe; ſie glaube, ſie ginge alle Sonntage. Nachmittags, als das Volk verflog, ſah ſie unvermerkt Uli nach, und ſah, daß er in ſein Stübchen ging.

Als ſie ihm nach einiger Zeit dorthin folgte, fand ſie ihn in der Bibel leſend. „Du ſiehſt ja nichts hier, ſagte die Frau, warum kommſt du nicht mehr hinab in die Stube? Du thuſt ſeit einiger Zeit ſo wunderlich, ich kann mich nicht auf dich verſtehen, und ſonſt wäre ich ſo zufrieden mit dir. Du haſt mir ſo ſchön zum Flachs und zu den Kirſchen geſehen und deswegen habe ich dir nur ſo als ein Zeichen ein Halstuch gekramet; aber jetzt möchte ich auch wiſſen, was du haſt. Hat dir Jemand etwas in den Weg gelegt oder dich aufgeredet; oder was iſt's?“ „Das hätte ſich nicht gebraucht, ſagte Uli, das Halstuch mit Wohlgefallen betrachtend, er hatte nichts Apartes gemacht.“ „Aber was ſchmolleſt, was haſt dann?“ He, ſo wolle er es gerade aus ſagen. Böſe ſei er über Breneli. Das hätte ihn nicht gebraucht beim Meiſter zu verrätſchen und anzuſchwärzen, als Johannes ihn hätte dingen wollen; er hätte ſich deſſen nichts vermocht und nichts geſagt, was nicht alle Leute hätten hören dürfen; aber was es dazu gelogen habe, das wiſſe er nicht. „Wer hat dir geſagt, daß Breneli dich angeſchwärzt? ſagte die Frau. Das iſt gar nicht wahr.“ „Es wird doch wohl wahr ſein, ſagte Uli, der Meiſter hat es ſelbſt geſagt; freilich nicht gerade heraus, aber er hat es merken laſſen, daß man es mit den Pelzhandſchuhen greifen konnte.“ „Er iſt doch immer der Wüſteſte, verzeih mir Gott meine Sünde, antwortete die Frau. Breneli hat ihm ja gar nichts geſagt, ſondern bei mir den Johannes verklagt und dich noch gerühmt dazu; du biſt aber auch nicht der Klügſte, daß du gleich Alles glaubſt. Du weißt ja, wie er iſt. Du ſollteſt doch wohl ſehen, daß Breneli dir nichts in den Weg legt, ſondern daß du ihm gar anſtändig biſt.“ „Was weiß man? ſagte Uli, es iſt ſchwer ſich auf das Weibervolk zu verſtehen, und es iſt doch auch traurig, wenn man dem Meiſter nicht glauben darf.“ „Was willſt, ſagte die Frau, es iſt einmal ſo, und ich meine, wenn man wolle, ſo ſei es ſich auf das Weibervolk beſſer zu verſtehen als auf das Mannenvolk; von dem ſagt man ja: es ſei falſcher als Galgenholz. Und dann möchte ich auch wiſſen, wer den Heiland verrathen hat: ob ein Mann oder eine Frau? Sei wieder zufrieden, aber ſage es dem Breneli nicht, was du gehabt, es haſſete ſonſt meinen Alten noch mehr als jetzt, thäte wüſt mit ihm und bekehrte ihn doch nicht. Er iſt ehemals nicht ſo geweſen, aber ſeit Alles ihn betrügen will und an ihm zangen, iſt er ſo mißtrauiſch geworden und traut keinem Menſchen mehr, ja ſelbſt mir nicht. Anfangs habe ich plärret, daß es mir den Kopf faſt eben ab geſprengt. Ich habe gemeint, das müſſe nicht ſein, das könne ich nicht leiden. Aber ſo nach und nach habe ich mich darein ergeben, ich weiß jetzt nichts anders mehr, und ich lebe doch und, ich will es gerade heraus ſagen, nicht ſchlimmer als ehemals. Als dies nicht war, war etwas Anderes da, etwas muß man immer haben, iſt es nicht dies, ſo iſt es jenes, und was man eben tragen muß, ſcheint begreiflich am ſchwerſten. Da kömmt es nur darauf an, ob man ſich darein ſchicken kann oder nicht, und ob man annehmen kann, was man nicht wehren kann: das iſt die Kunſt. Uli, das laß dir geſagt ſein, an allen Orten iſt etwas, und Meiner iſt noch nicht der böſte. Wenn du immer bleibſt, wie du biſt, ſo haſt du ihn ja nicht zu ſcheuen, und er plagt ſich am meiſten ſelbſt. Er hat mich manchmal erbarmet, daß ich pläret habe ſeinetwegen. Ich habe gedacht, er müſſe unter ſeinen eigenen Fehlern weit aus am meiſten leiden. Mit den Meiſterleuten müſſen die Dienſtboten auch Geduld haben, es haben ja alle Menſchen ihre Fehler. Aber ſag doch dem Vreneli nichts; ich glaube, es lieſe fort oder ſagte meinem Alten wüſt. Es iſt ein gutes Meitli, aber ſolches verträgt es nicht, und kann dann wüſt thun, daß es einem übel gruſet." Uli verſprach es, und die Meiſterfrau hatte im Treppeabgehen eine Ausrede bei der Hand für das Vreneli, welches wiſſen wollte, was ſie da oben gemacht habe. Als der Friede wiederkehrte, die Spaltung aufhörte, welcher der Alte mit Freuden zugeſehen hatte, wunderte er ſich ſehr; aber er fragte mit keinem Worte. Eben ſo wenig verrieth ihm ſeine Frau, daß ſie ihm über ſeine Schliche gekommen und den Friedensſtifter gemacht. Diesmal ging Alles ſo diplomatiſch zu, daß ſelbſt Louis Philipp ſich darob verwundert hätte.

Nun lief die Arbeit wieder freudig fort, wie am Schnürchen. Denn wenn man einig iſt und zufrieden die Gemüther, ſo geht Alles noch einmal ſo leicht; und es that Noth, es war ſehr viele Arbeit. Aber eben wenn am meiſten Arbeit iſt, dieſelbe faſt über den Kopf wachſen will, ſo bemächtigt ſich eine gewiſſe Haſt, eine Ungeduld des Menſchen: dieſe läßt ſich an den Umgebungen, an den Mitarbeitenden aus; dieſe werden böſe, hinterſtellig, und der Hemmſchuh iſt untergeworfen.

Der Herr hatte die Bäume geſegnet, daß man faſt nicht wußte, wo mit dieſem Segen hin. Es war viel Miſt, viel Land bedurfte deſſelben: es war alſo viel anzuſäen. Wildes Land kriegte man unter den Pflug, welches doppelter Arbeit bedurfte. Nun war man aber in der Glunggen, wie ſchon geſagt, an ein Hacken gewöhnt, das dem Sahne von der Milch nehmen gleicht. Man hieb nur ſo das Gras von oben ab, die zähe Furche und das darin befindliche Wurzelgeflecht blieb unverhauen, das Samkorn fand keinen mürben, uneingenommenen Boden zum Wurzeln und zur Nahrung, daher mageres, ſchlechtes Korn trotz allem Miſten. Zu gleicher Zeit wurde der Pflug nicht tief geführt, trotz dem, daß es in der Glunggen nicht ſteinichter Boden war. So mußte der Boden unfruchtbar werden. Tiefer gefahren, beſſer gehackt mußte er werden, wenn es eine gute Ernte geben ſollte. Dazu es zu bringen, hatte Uli Mühe; man war der Sache halt nicht gewohnt. Es gruſete Joggeli, als er die dichte Reihe der Hacker ſah, als Uli ſechs Thiere verſpannte, ſtatt ſonſt nur viere, als der rohe, wilde Boden an die Sonne gekehrt ward. Das ſei ja die dümmſte Sache von der Welt, ſagte er halb laut vor ſich hin, die gute Erde zu vergraben und die böſe, magere obenauf zu kehren, ſo mache man ja den Boden expreß wieder mager, wenn man den Miſt ſo tief hinunter fahre, daß er ganz gegen Amerika hinunter komme, und dort hervor gewäſſert werde, während man in den ſchlechten, wilden Boden pflanze. Das könne unſer Lebtag nichts geben, das komme doch jedem Kind in Sinn. Glücklicherweiſe ging er mit ſeinem Sohne ins Welſchland, um Wein zu kaufen, oder vielmehr, um für den Sohn zu zahlen, was dieſer kaufte. Er mußte alſo freie Hände laſſen und war ganz verwundert, als er, zurückgekehrt, die junge Saat ſo ſchön emporgeſchoſſen ſah im rein gemachten Acker. Man werde es aber im Frühling ſehen, dachte er, wie das komme; der größte Theil werde im Winter dahinten bleiben.

Indeſſen war vergnüglich eingeerntet worden, denn wieder hatte man früher angefangen, als Andere. Nichts mußte unter dem Schnee hervorgeholt werden; man fand Zeit, bei ſchlechtem Wetter unter Dach zu bleiben, und fand dort auch immer Dinge zu thun, welche die Arbeit draußen förderten. Das Wetter mache freilich viel, ſagte die Mutter, aber ſie erinnere ſich an Herbſte, wo das Wetter noch ſchöner geweſen ſei, und doch ſei man ſpäter fertig geworden und habe nicht ſo viel angeſäet und nicht ſo viel Miſt auszuthun gehabt. Da ſehe man, daß man ſelbſt auch etwas zwingen könne. Freilich, wenn das Wetter darnach ſei, ſo könne man nichts machen (im ſechszehner Jahr ſtund der Haſer noch um Weihnacht draußen), aber ſie wiſſe Leute, die nicht fertig würden, und wenn der Herbſt bis Faſtnacht dauern würde, die meinten, es ſei eine Sünde, wenn ſie nicht Etwas den ganzen Winter draußen ließen, Kartoffeln, Rüben, oder ſollten es nur die Bohnenſtangen ſein.

Die Matten kamen in Ordnung. Gräben, große und kleine, wurden aufgethan, der gewonnene Schlamm aufs Land geführt, ja Uli ſchlug ſogar noch das Tonen vor in der naſſen Matte. Tonen ſind nämlich tiefe Graben im Boden, unterirdiſche, mit Steinen oder Holz bedeckte, mit Erde überworfene Kanäle, welche das Waſſer ſammeln und abführen, ſo daß die Oberfläche austrocknet und fruchtbar wird. Solchen Tonen hat man viele tauſend Jucharten gutes Land zu verdanken, und noch viele könnten durch ſie gut gemacht werden. Das kam Joggeli aber zu ſtreng vor. Sie wollten doch nicht Alles auf einmal machen, ſagte er, es ſei das andere Jahr auch noch ein Jahr. Und dann ſei es Zeit, das Dreſchen anzufangen, ſonſt werde man ja bis Oſtern damit nicht fertig. Wenn man Zeit finde, ſo könne man im Frühjahr ſehen; aber das Unterſte zu oberſt zu kehren ſei ihm nicht anſtändig. Es gebe nur Koſten und man wiſſe nicht, was dabei herauskomme. So redete er. Bei ſich dachte er noch, die Leute müßten doch nicht meinen, daß dem Uli Alles allein in Sinn komme, und daß man in der Glungge nur auf ihn gewartet habe, um ſolche Sachen zu machen. Der Burſche würde ihm nur zu übermüthig, er mache jetzt ſchon, wie wenn Alles ſein wäre, und wie wenn vorher Niemand da daheim geweſen wäre. Ja Joggeli rühmte noch den andern Knechten: was ſie würden geſagt haben, wenn ſie noch den ganzen Winter hätten tonen müſſen? Uli hätte wollen. Er aber hätte es doch beſſer mit ihnen gemeint, als ſie hinter eine ſolche Arbeit zu ſchicken, bei welcher man alle Kleider verderbe. Uli könnte doch etwa nicht Alles zwängen, er ſei ſelbſt immer noch Meiſter, und das komme ihnen noch manchmal wohl. Er hätte noch mehr Verſtand als Mancher, der es doch eigentlich mit ihnen halten ſollte. Begreiflich fanden die Knechte die Rede des Meiſters ſehr erbaulich. Alle Extra-Arbeiten ſind den meiſten Knechten zuwider, weil die laufende Arbeit doch gethan, alſo ſtrenger und fleißiger gearbeitet werden muß. Gar manch Knechtlein verlaßt ſeinen Platz, wenn es eine ſolche Arbeit kommen ſieht. „Machen ſie es meinethalb, wenn ich fort bin, ſagt es, ich aber wollte ein Narr ſein, mich da halb zu tödten und meine Kleider zu verderben. Da kann ein Anderer den Genuß haben.“ Dieſe Sucht, nichts Ungewohntes zu machen, geht ſo weit, daß viele, wenn ſie nur die geringſte nicht täglich vorkommende Arbeiten machen ſollen, den Kopf aufſetzen, poltern, fluchen, aus dem Dienſte laufen. Daher kömmt es auch, daß ſo viele die geringſte Handbietung dem weiblichen Geſchlechte verweigern und nie Ohren haben für einen Befehl oder Wunſch der Meiſterfrau. Das giebt die Leute, die nie zum Geſchwindſchritt und aus dem ordinären Marſch zu bringen ſind, die ſich nie weder anſtrengen können, noch anſtrengen mögen, die mit der gelaſſenſten Laubheit dem Elend zuwandern, im Elend ſich wälzen. Allerdings ſind viele Meiſterleute da daheim, daß ſie mit wenig Dienſtboten das Unmögliche erſchinden wollen. Und wie das Kameel ſich weigert aufzuſtehen, wenn man ihm zu ſchwer aufgeladen, ſo werden übermäßig angeſtrengte Dienſtboten halsſtarrig und weigern ſich des Dienſtes. Dieſen kann man es nicht verübeln. Nun aber verbreitet ſich von dieſen aus die Halsſtarrigkeit nach und nach über die ganze Klaſſe, und wenn einmal ein Dienſtbote ſchwitzen muß, ſo ſchreit er Zetter Mordio, und wenn er einmal ermahnt wird, ſchnell zu machen, ſo wirft er den Bündel vor die Füße und begehrt auf wie ein Bürſtenbinder. Du mein Gott, was ſoll aus Menſchen werden, welche ſich nicht raſch rühren können, nicht raſch rühren wollen: die, wo es immer möglich iſt, vier Stunden an einer Sache machen, welche in zwei leicht abzuthun wäre! Das giebt die armen Leute. Sie ſtrafen ſich alſo ſelbſt, und da erfüllt ſich das Sprüchwort wieder, daß Untreue den eigenen Herren ſchlägt. Da entſteht die böſe Gewohnheit, von der wir ſchon geſprochen haben, und die Rührigkeit, welche durch das Leben hilft, vergeht.

Gar viel beſſer als andere waren Joggeli's Knechte nicht, und wenn man ſchon dem Meiſter es verübelt und flucht, wenn er etwas extra vornimmt, ſo mußten ſie es dem Mitknecht noch weit böſer aufnehmen, daß er eine ſo wüſte Arbeit ihnen aufſalzen wolle. Sie fluchten nicht nur über den Arbeitsteufel, den er im Leibe habe, und der ihm und Andern nie Ruhe laſſe, ſondern ſie ſuchten hinter ſeinem Fleiß und Eifer, der ihnen ſo ungewohnt vorkam, Gründe, und zwar eigennützige und ſelbſtſüchtige. Es iſt dieß ein eigenthümlicher, tief liegender Zug im Volke. Im Fragenbuch heißt es: alle unſere guten Werke ſeien mit Sünden befleckt, und Paulus ſagte: all unſere Gerechtigkeit ſei wie ein unflätig Kleid. Dieſe Ausſprüche haben allerdings ihren guten Grund in unſerer Natur. Gar zu oft regt der äußere Nutzen uns zu einer guten That an, und wenn wir auch aus innerm, ſchönem Triebe etwas Gutes vollbracht, ſo kommt hintendrein gezogen die Eitelkeit, der Stolz, der Uebermuth, und beſchmutzt die That. Das ſind die Befleckungen der guten Werke. Nun nimmt das Volk dieſe Befleckungen, obgleich die Meiſten der eigenen ſich nicht bewußt ſind, ſo allgemein als ſich von ſelbſt ergebend an, daß alſobald, ſobald man etwas Gutes ſieht, nach den Flecken geſpürt wird. Und je weniger man ſich ſelbſt innerer, guter Triebfedern bewußt iſt, um ſo mehr ſucht man nach den äußern Befleckungen, nach eigenſüchtigen, äußern Beweggründen, die zum Guten angeſpornt. Je eifriger Einer z. B. der Uneigennützigkeit ſich ergiebt und mit raſchem Hervorthun für Andere lebt, um ſo eifriger wird man ihn der geheimen Eigennützigkeit zeihen und verdächtige Abſichten ihm zudichten. Die unwillig gewordenen Knechte begnügten ſich daher nicht mit bloßem Fluchen und Stichelreden, ſondern ſie ſuchten nach den Triebfedern von Uli's Thun, und die glaubten ſie mit leichter Mühe gefunden zu haben. Sie wüßten wohl, was der Narr meine, aber er habe den Bären noch nicht im Sack. Er wolle ſich liebes Kind machen, hätte Flauſen im Kopf, und meine, da Bauer zu werden. Aber das komme nicht nur auf das Püppchen an und die alte ſturme Frau, da predige dann noch ein Anderer. Dieſem allgemeinen Satz reihten ſie eine Menge Einzelnheiten an, und Jeder wußte neue dazu zu fügen ſammt neuem Spott und neuem Hohn.

Capitel 19.

Eine Tochter erſcheint und will Uli bilden.

Eliſi hatte nämlich großes Wohlgefallen an Uli und that recht dumm mit ihm.

Schon im Winter hatte ſie daſſelbe gefaßt, und wenn des Sonntags Nachmittags Uli allein in der Stube war, ſo machte ſich Eliſi an ihn, kramte ihm Alles aus, und er mußte rathen und bewundern, ſo daß es Uli unangenehm wurde, in die Stube zu kommen. Die beſſere Jahreszeit unterbrach dieſe Konferenzen; da bekam Eliſi Langeweile. Sie hatte ein halb Dutzend Blumentöpfe. Dieſe hatten bisher Monate lang ruhig an einem Orte ſtehen können, wenn Vreneli ſie nicht der Sonne oder dem Regen nach trug. Nun waren ſie Eliſi nie am rechten Orte. Uli ſtund ſelten vom Eſſen auf, daß Eliſi ihm nicht ſagte, er müſſe ihm ſeine Blumentöpfe irgend wohin tragen, das Vreneli trüge gar keine Sorge zu ihnen, es ließe ſie je eher je lieber zu Grunde gehen. Und ſelten kam Uli ſo ſchnell fort, als er wollte; er mußte bald an dieſer bald an jener Blume riechen, und wenn er fort wollte, ſo kam es Eliſi in Sinn, an einem andern Orte wären ſie noch beſſer, und er mußte ſie noch einmal weiter tragen und noch an einer andern riechen, welche das vorige Mal überſprungen worden war. Saßen die Knechte am Abend auf dem Bänkli vor dem Stalle, ſo kam Eliſi mit einer Gießkanne zum Brunnen und that ſo ungeſchickt und ſchüttete ſich Waſſer in die Schuhe, bis Uli ging und half, während die Andern tapfer lachten und ziemlich unverholen über das dumme Ding ſpotteten. Regnete es, oder waren ihm die Blumen ſonſt nicht im Kopf, ſo trippelte ſie doch um die Bank, ja einige Mal nahm es ſogar eine Stricketen in die Hand und ſpazierte damit unter dem Dache auf und ab, weil es ſeine kalten Füße erwärmen müßte, wie es ſagte. Ja einmal im Grumet ſetzte es ſein gelbes Schwefelhütchen auf, zog lange Handſchuhe an, ſchob zwei Paar Bracelets daran herauf, nahm ſein Sonnenſchirmchen und ging hinaus, als ſie mit dem Wagen Grumet holen wollten. Uli mußte ihm einen Rechen ausleſen und nun fuhr Eliſi, mit der einen Hand das Sonnenſchirmchen haltend, mit der andern den Rechen, in die Matte, ſich ſchrecklich gebehrdend über den harten Sitz auf dem Wagen und deſſen jämmerliche Stöße. In der Matte wollte ſie Uli, der Heu auf den Wagen gab, nachharken; das ging aber nicht. Erſtens ſaß der Rechen immer im Graſe, daß ſie ihn nicht loskriegen konnte: zweitens konnte es nicht harken und zugleich das Schirmchen halten, und die Sonne ſchien doch ſo heiß! Eliſi ſetzte ſich daher auf den Wagen mit ihrem offenen Schirmchen. Es war eine ſchwere Aufgabe für den Lader, den Wagen gehörig zu laden bei der darauf ſitzenden Eliſi, welche kein Glied rühren durfte; welche, wenn ſie etwas Platz machen ſollte, Brülle ausließ, daß die Schwalben, welche den Wagen umflogen, faſt ohnmächtig wurden. Er mußte ſie hin und her heben ſammt ihrem Sonnenſchirmchen wie ein kleines Kind. Rings um in den Wieſen ſtunden die Leute ſtill, als ſie das Sonnenſchirmchen auf dem Heufuder ſahen, wußten zuerſt nicht, was das war, denn ſo etwas hatten ſie noch nicht geſehen, und lachten ſich dann faſt todt, als ſie unter dem ſeidenen Ding auch das Eliſi wahrnahmen. Als das Fuder höher und höher wurde, war Eliſi in einem beſtändigen Kreiſchen und wollte doch nicht herab. Als ſie auf dem ſchwankenden Wagen heimfuhr, hörten die „ach haltet mich, haltet mich um Gottes und des Heilands willen!“ nicht auf. Endlich war man glücklich in der Tenne; aber nun fing die Noth erſt an. Eliſi durfte weder hinten dem Wellenſeil nach hinunter, noch vornen über das quasi Leiterchen, in welchem der Bindbaum befeſtigt war. Der Vater und die Mutter kamen heraus, als ſie das Geſchrei hörten, und als die letztere ihre Tochter mit dem Schirmchen ſchreiend auf dem Fuder ſah, ſagte ſie: „Du dummes Babeli, was kommt dir doch in Sinn? hat man unſer Lebtag einen ſolchen Narren mit einem Sonnenſchirm auf einem Heufuder geſehen?“ Joggeli begehrte mit der Mutter auf, daß ſie jetzt hinten drein aufbegehre; ſie hätte vorher wehren ſollen, daß Eliſi die Dummheit nicht verübe; jetzt mache ſie ihm nur Angſt. Dieſe war in der That groß. Uli hatte hinten an's Fuder eine Leiter angeſtellt, und Eliſi ſollte auf die hinaustreten und da hinunter. Aber Eliſi ſtund zitternd auf dem Fuder, das offene Schirmchen in der Hand; und allemal, wenn ſie den Fuß hob, ſchrie ſie: „Du mein Gott! haltet mich, haltet mich, ich falle!“ Endlich ſagte Joggeli: das gebe nicht ſo! Uli ſolle hinauf und Eliſi holen; es ſei aber dumms von ihm, daß er Eliſi einmal da hinauf gelaſſen; er hätte wohl denken ſollen, das komme ſo. Uli ging die Leiter auf und wollte Eliſi die Hand bieten. Aber Eliſi ſchrie noch ärger. Da ging er aufs Fuder und wollte Eliſi hinaus auf die Leiter heben, damit ſie auf derſelben allein hinunter gehen könne; da ſchrie aber Eliſi auf, als ob man ſie am Meſſer hätte. Es blieb Uli endlich nichts übrig, als Eliſi auf den Arm zu nehmen, wie ein kleines Kind, und ſo ſie zu tragen. Das ließ auch Eliſi ſich gefallen und hielt ſich ſo wacker an Uli's Hals, daß er ganz braun und blau den Boden erreichte. So lange Eliſi lebte, bildete dieſe Heufahrt ihre Hauptgeſchichte. Wenn man ſie erzählen hörte, was ſie da ausgeſtanden und erlebt, ſo ſtunden einem faſt die Haare zu Berge und man kam zur Ueberzeugung, daß, was der Kapitain Parry auf ſeiner Nordpolexpedition erlebt, nur Kleinigkeiten ſeien gegen das, was Eliſi von der Matte bis in die Tenne erfahren. Darneben behandelte Eliſi Uli, ehe man ſich's verſah, wieder mit gar mächtigem Hochmuth, antwortete ihm ſo wenig als den andern Dienſtboten, wenn er guten Tag oder gute Nacht wünſchte; hielt ihm vor, er rieche nach dem Kuhſtall; redete über ſeine rauhen, großen Knechtenhände, konnte ſich aber denn doch nicht enthalten, mit ihren magern bleichen Händen daran herumzufingerlen.

Uli war dieſes ſehr unangenehm, ohne daß er eine weitere Bedeutung darein ſetzte. Er meinte, das gehöre zu den Eigenthümlichkeiten und Meiſterloſigkeiten des verzogenen Kindes. Er war damit geplagt und wurde von den andern Dienſtboten ausgeſpottet. Indeſſen benahm er ſich anſtändig, denn es war immerhin die Meiſterstochter, während hingegen die Andern das Mädchen zum Beſten hielten oder es ſo rückſichtslos verhöhnten, beſonders wenn ſie zu Weihnacht aus dem Dienſte wollten, daß Eliſi gar oft heulend und ſchreiend vor ſeinen Alten Klage führte und ſich ins Bett legen mußte, ſich gebehrdend faſt wie ein wirbelſinnig Kind. Joggeli nahm dann ſeinen Stock und hopperlete zum Hauſe hinaus. Die Mutter ſprach zu, ſie ſolle doch nicht ſo plären, es ſei doch nicht des Weinens werth, gab ihr Tropfen, und wenn es weit kam, ſo ging ſie hinaus und putzte dem Sünder ab, daß er inskünftig ihr Kind ruhig laſſe. Dagegen erhielt ſie gewöhnlich zur Antwort: daß man Eliſi gern ruhig laſſe, aber ſie ſolle dann in der Stube bleiben und brauche nicht zu ihnen zu kommen und anzufangen. Man ſei doch nicht dafür da, ſich von einer Solchen, welche auf der Himmelswelt nichts ſei, kujoniren zu laſſen.

Eliſi kam es auf einmal in Kopf, ſie wolle ihren Bruder beſuchen; es wußte Niemand, warum? Es war eine unbequeme Zeit. Der Vater wollte ſie nicht fahren laſſen, man wollte es ihr ausreden: aber Eliſi fing an zu plären, zu ſchnopſen, als ob ſie erſticken wolle, bis es endlich hieß: Uli ſolle ſie morgen fahren. Nun kam Eliſi ſchnell zu ſich ſelbſt, that Käſten und Schränke und Kommoden auf und füllte die ganze Stube mit ihren Herrlichkeiten und rief das ganze Haus zu Rathe, mit was ſie die Trinette ärgern könnte. Uli war die Reiſe nicht lieb, er ging nicht gerne zu Johannes, und auch hörte er den Spott ſeiner Mitknechte nicht gerne, die ſich luſtig darüber machten, daß er mit der Meiſterstochter im Lande herum fahren könne. Zudem ſchien ihm Vreneli yuckt und böſe, gab ihm kurzen Beſcheid und warf ſeine Schuhe, die er zum Einſchmieren brachte, gar unſanft in eine Ecke. Dieſe Unfreundlichkeit wurmte Uli doch und er hätte gerne gewußt, woher ſie ſtamme; aber er hatte keine Gelegenheit, zu fragen. Als er am Morgen erſchien, ſchön angethan, mit dem Halstuch, welches ihm die Meiſterfrau gekramet, warf Vreneli ihm ſpöttiſche Blicke zu und ſagte ihm: er hätte ſich ja unbändig herausgeputzt; aber er werde gedacht haben: Helf, was helfen mag! aber mit Eliſi komme er doch nicht mit. Allerdings erſchien dieſe gar ſchön und glitzerig, umbunden und aufgezäumt mit allem Möglichen. Zwei Mägde hinter ſich, von denen jede ein Pack mit Kleidern trug, und hinten drein die Mutter mit einer Schachtel, worin noch die Kappe und die Vorhemdchen waren, die nicht verdrückt werden durften. Eliſi wollte freilich den andern Tag wieder kommen, Aber ſie ſagte: man wiſſe nie, was es gebe, und es ſei einem nicht wohl, wenn man ſich nicht wenigſtens zweimal anders anziehen könne. Als der Zug durch die Stube war, ergriff Vreneli die Katze und trug ſie einige Schritte nach mit der Frage auf der Zunge: ob ſie die nicht auch noch mitnehmen wolle. Doch beſann es ſich eines Andern, ſetzte die Katze wieder ab, ging zurück und drückte trübe Augen an das angelaufene Fenſter.

Uli hatte ſich vorauf geſetzt, im verdeckten Sitze ſaß vergnügt Eliſi. Es verſuchte, ſobald das Haus im Rükken war, mit Uli zu reden; aber das wilde junge Roß feſſelte deſſen Augen ſo, daß er nicht rückwärts ſehen, ſeine Antworten nur ſo abgebrochen über die Achſel geben konnte. Da wurde Eliſi ungeduldig, und einige Regentropfen gaben ihr den Vorwand, den Uli zu heißen, hinein auf den Sitz zu kommen. Er machte Umſtände; allein da er endlich den Regen und ſeinen Hut bedachte, ſo ſetzte er ſich neben Eliſi.

Nun war dieſer recht wohl neben Uli und ſie ſagte ihm mehrere Male, er ſolle ſich nur nicht ſo in die Ecke drücken, ſie hätten gar wohl Platz neben einander, ſie ſeien ja beide noch nicht ſo dick wie der Vater und die Mutter, und die müßten doch auch Platz haben. Die Mutter ſei auch nicht immer ſo dick geweſen wie jetzt, ſie hätte manchmal geſagt, ſie ſei zu ihrer Zeit noch dünner geweſen als Eliſi. Es werde ihr auch ſchon beſſern, der Dokter hätte ihr ſchon manchmal geſagt, wenn ſie einmal einen Mann habe, ſo werde ſie ſchon wieder rothe Backen bekommen. Aber pfui, wer möchte doch, dem Dokter kratze ſie noch einmal die Augen aus, wenigſtens eins, und dabei rückte ſie um ein Gutes näher zu Uli. Sie ſei das ſchönſte Kind geweſen, wo man hätte ſehen wollen. Die Leute ſeien bei ihm ſtill geſtanden, und hätten die Hände über dem Kopf zuſammen geſchlagen und geſagt: Nein aber, wie iſt das doch ein Kind! ſo ein ſchönes haben wir noch nie geſehen! Sie beſinne ſich gar wohl daran. Noch als ſie ins Welſchland gekommen ſei, ſei nicht manches ſo ſchöne Mädchen im Kanton geweſen. Backen hätte ſie gehabt, wie gemalen, und eine Haut, ſo glatt, man hätte ſich können darin ſehen wie in einem Spiegel. Wenn ſie damals ihre Guitare an einem roth und ſchwarzen Bande umgehängt habe, und vor dem Hauſe auf und ab ſpaziert ſei und ſchöne Lieder geſpielt und geſungen habe, z. B.: Im Aargäu ſy zwey Liebi und die händ e nandere gern, oder: Uen Schatz und z'Herre Schatz hey e nandere bine, — ſo ſeien ganze Haufen Welſch um ſie herum geſtanden und hätten ihr flattirt; ſie hätte nur brauchen Ja zu ſagen, ſo hätte ſie zehn für einen haben können von den Vornehmſten, welche im Welſchland ſeien, und ſo ſchön, ſo ſchön, daß man hier nichts ſo ſehe. Das ſeien dort andere Leute als hier. Da ſei ſie aber krank geworden und hätte wieder heim müſſen, und da ſei man gar wüſt gegen ſie geweſen; ſie hätte arbeiten ſollen, wie eine gemeine Baurentochter, und Speiſe hätte ſie brauchen ſollen, ſo wie ſie andere Leute auch hätten, wie ſie aber kein Hund im Welſchland freſſe. Seither hätte ſie, ſie könne es wohl ſagen, keine geſunde Stunde gehabt;

aber es werde ihr ſchon noch beſſern. Darauf erzählte Eliſi ihre ganze Krankengeſchichte dem Uli; dieſe dauerte, bis ſie das Städtchen vor ſich ſahen, wo Eliſi noch einkaufen wollte. Da ließ es halten und ſagte dem Uli, es regne nicht mehr, er ſolle wieder vorauf ſitzen, die Leute wurden ſonſt nicht wiſſen, was das gegeben habe, daß ſie mit dem Knecht im Chaischen ſitze, und könnten einen wüſten Lärmen machen, den es nicht begehre. Das ſtach Uli in die Naſe, und ſchweigend ſetzte er ſich vorauf. Im Wirthshaus machte ſich Eliſi ganz bereit, ließ ſich nicht übel aufwarten, nachdem ſie doch auch an Uli gedacht und befohlen hatte, daß man ihm einen Schoppen gebe und etwas Weniges zu eſſen, etwa einen Mund voll Fleiſch und eine Hand voll Gemüſe, und aß nur vom Beſten. Eliſi that vornehm am Tiſche. Rindfleiſch nahm es keins; deren hatten ſie daheim alle Tage, ſagte ſie; Gemüſe hätte ſie keins gegeſſen, ſeit ſie konfirmirt ſei, es treibe gar auf, Kalbfleiſch ebenfalls nicht, ſeit ſie im Welſchland geweſen, weil es zu fett mache. Den Fiſchen, Tauben, Hähnchen, den Torten und dem Deſſert ſprach Eliſi zu, als ob ſie gedroſchen hätte. Dann kramete ſie tüchtig und ſagte in jedem Laden, ſie wolle ihren Knecht ſchicken, die Sache zu holen. „Wo iſt mein Knecht?“ frug ſie, ſobald ſie wieder im Wirthshauſe war. „Mein Knecht muß mir das holen, mein Knecht ſoll anſpannen.“ So ging es an Einem fort, bis ſie endlich wieder zum Thor aus waren. Kaum dachte Eliſi, nun könne vom Städtchen aus ſie Niemand mehr ſehen, nicht einmal mehr der Sigriſt im Thurme oder der Landjäger im Schloſſe, ſo zog ſie ein rothes Naſtuch hervor und ſagte Uli: ſie hätte ihm auch etwas gekramet, er ſolle ſehen. Er begehre nichts, ſagte Uli, es ſei unnöthig. „So ſieh doch,“ ſagte Eliſi. Er hätte nicht Zeit, ſagte Uli, er müſſe auf das Roß ſehen. Er ſolle halten und herein kommen, befahl Eliſi. Er ſei wohl da, ſagte Uli, es könnte es ja Jemand ſehen. „Biſt bös, Uli? ſei doch recht nicht böſe!“ ſagte Eliſi. „Was kann ich dafür? Wir Vornehme müſſen thun, was gebräuchlich iſt, wollen wir nicht verbrüllet werden. Gemeine Leute haben es bequem, auf ſie giebt Niemand Acht; ſie können thun, was ſie ankömmt: uns aber paßt die ganze Welt auf. Sei doch ja nicht böſe, ſonſt habe ich ja gar keine Freude mehr!“ So bat, befahl, jammerte, weinte Eliſi, bis Uli hineinging, aus Angſt, Eliſi möchte Krämpfe kriegen. Nicht weit von Freyligen hielt er aber von ſelbſt und wechſelte ſtillſchweigend ſeinen Platz.

Freyligen iſt ein großes Dorf, in ebenem Lande, reich an Feldern und Wäldern: eine Heerſtraße zieht ſich durch daſſelbe und ſchöne Bäche bewäſſern das Land, welches dazu gehört: viel Reichthum iſt dort, aber auch viel Uebermuth. Die Leute können nothdürftig leſen und ſchreiben, haben Bildung, darum ſind ſie auch gränzenlos eingebildet. Weil ſie vom A bis Z alle Buchſtaben geläufig kennen, ſo meinen ſie, ſie kennten auch alle Dinge im Himmel und auf Erden, ſprechen daher mit weiten Naſenlöchern, den Hut auf der Seite und die Hand am Geldſeckel, über himmliſche und irdiſche Dinge ab, daß Funken davon fahren, als ob die ſieben Weiſen Schnuderbuben gegen ſie wären, und jeder von ihnen eine lebendige herumwandelnde Univerſität mit allen vier Fakultäten und den ſieben freien Künſten im Leibe. Und wenn ſie zufällig eine Tabacks-pfeife im Maul haben, dann will ich Niemand rathen, ihnen zu widerſprechen. Jupiter mit Blitz und Donner in beiden Händen, im Begriff, Städte, Länder zu zerſchmettern, muß ein lieblich Geſichtchen gemacht haben, mit dem Geſichte zu vergleichen, welches ein Freyliger macht, wenn er eine Tabackspfeife im Maul hat und Widerſpruch vernimmt. Die Flüche entſtrömen ihm nicht einzeln, ſondern dutzendweiſe, und die Himmelsdonner und der Teufel ſoll mich holen an einander wie Froſchlaich, und je gebildeter er ſich glaubt, um ſo länger und um ſo gräßlicher flucht er, daß einem dunkte, er ſei nicht bloß eine lebendige Univerſität, ſondern auch eine lebendige Dampfmaſchine, die Flüche fabrizirt im Großen. Wenn ſie von weitem eine Wahrheit hören, ſei es nun eine religiöſe oder eine mediciniſche, eine politiſche oder juridiſche, ſo blähen ſie ſich dagegen auf mit Schnauben und Taback, als ob ſie Schwefel unter der Naſe fühlten.

Wenn ihnen aber ein halbwitziger Kreuzreiter oder ein am Verunglücken begriffener juridiſcher oder mediciniſcher oder politiſcher Spekulant die ſinnloſeſten Unwahrheiten, die wüſteſten Läſterungen vorplaudert, ſo thut es ihnen wohl durch den ganzen Leib: ſie ſtrecken wohlbehaglich die Beine von ſich aus und wohl Einer oder der Andere ſteht auf, ſchlägt auf den Tiſch und brüllt, indem er Maul und Augen aufreißt, daß ſein ganzes Geſicht nur ein Loch ſcheint; der hat Recht, auf meine arme, theure Seele, der verfluchte Millions-Tauſends-Donner!! Dieſe Leute ſind ein fürchterlicher Beweis von einem menſchlichen Zuſtande, in welchem man nur Lügen zu lieben, zu glauben im Stande iſt: ſie beweiſen die Wahrheit der Worte, daß nur, wer aus der Wahrheit iſt, ein wahrhaft Gemüth in ſich trägt, Wahrheit begreifen, lieben und glauben kann. Wer dieſe pſychologiſche Wahrheit im Auge behält, der kann ſich gar manches Räthſel im Staatenleben erklären, und gar manche Erſcheinung, mit der er ſonſt nichts zu machen wußte, wird ihm deutlich. Wenn der widerlichſte, wüſteſte, ſelbſtſüchtigſte Lümmel mehr Glauben, mehr Anhang findet, als der aufrichtigſte Menſchenfreund, ſo weiß er, was da einzig treffen kann.

Als ſie dort vor das Wirthshaus fuhren, worin Johannes, der Wirth, war, ſo kam der Stallknecht, das Pferd abzunehmen. Kinder ſtunden vor dem Hauſe, aber bewegten ſich nicht; Geſichter fuhren vom Fenſter weg und zeigten ſich nicht. Eine ſtund da vor dem Wirthshaus in grüner Seide, mit halb erfrornem Geſicht, wie ein Kohlblatt im Winter, und Uli packte aus, Pack um Pack, die ihm Niemand abnahm. Als endlich Alles ausgepackt, das Pferd längſt im Stall war, wanderten ſie der Hausthüre zu, bei den Kindern vorbei, die ſie mit großen Augen anglotzten, die liebe Tante weder mit Gebehrden noch Worten begrüßten, ſondern ſich umkehrten und den Rücken wieſen, wenn man ſie anreden wollte.

Endlich, als ſie unter der Hausthüre waren, kam Johannes durch den Gang und grüßte zärtlichſt ſeine Schweſter: „Bunſchur! Bunſchur! was D.. kömmt dir jetzt in Sinn, daß du zu uns kommſt? Eher an den Tod als an dich hätten wir gedacht! Wo D. willſt du hin mit deinem Bagagi?“ Den Uli grüßte er vertraulich und hätte ihm ſogar die Hand gegeben, wenn Uli eine freie gehabt hätte. Eliſi, ſagte er, hätte Langeweile gehabt, und Luſt bekommen, ſie einmal zu beſuchen. Der Vater und die Mutter laſſen dich grüßen. Somit hatte Johannes die Stube geöffnet, wo die honetteren Reiſenden eintraten, und die Eliſi hineingeführt. Uli legte ſeine Packs ab und ging, Johannes ihm nach, ſagend, er wolle es ſeiner Frau machen, daß ſie da ſei. Die aber hatte Eliſi wohl geſehen, Johannes brauchte es ihr nicht zu melden. Er ging Uli nach, der zu ſeinem Roß ſehen wollte, ſprach mit ihm des Langen und Breiten darüber, zeigte ihm dann ſeine Pferde und Kühe und machte ihm zwiſchendurch Vorwürfe, daß er nicht zu ihm gekommen, er hätte ein ander Leben bei ihm haben ſollen, als er in der Glungge habe, wo ein ewig Tadeln ſei und man es nie treffe, bald zu wenig, bald zu viel mache. Unterdeſſen ſaß Eliſi alleine in der Wartſtube, ſah ſich zuerſt die gräulichen Gemälde an, welche an den Wänden hingen, zu großer Erbauung manches Gevattermannes, der nie etwas Gemaltes geſehen, als die Wegweiſer, die Kirchenuhren und Hochzeitſchränke und Kaſten. Nachdem Eliſi dieſe und endlich alles Andere angeſehen, was in der Stube war, ſo fing ſie an, auszupacken, und Trinette kam noch immer nicht und Niemand offerirte Eliſi Etwas, nicht einmal etwas Kaltes, geſchweige etwas Warmes. Trinette machte nämlich die Toilette. So wie ſie war an dieſem Nebeltage, mit ſchmutzigem Vorhemde und Fingern, ohne Buſennadel und Ringe, in Schuhen ohne Hacken und Rock ohne Häfte, einer gewöhnlichen Haarſchnur und wohlfeiler, baumwollener Schürze wollte ſie ſich vor Eliſi, welches ſie in Seide geſehen, nicht zeigen. Während nun Trinette ſich putzte und aufzäumte, blies Eliſi unten Trübſal und nahm ſich allerhand vor, was ſie thun und ſagen wolle. Mitten in den beſten Entwürfen rauſchte Trinette heran und ſagte: „**Bon soir, Elise:** es freut mich, dich zu ſehen!“ und Eliſi ſagte: „**Merci, Trinette:** ich habe geglaubt, man habe mich ganz vergeſſen.“

Trinette entſchuldigte ſich, ſie habe noch mit der Näherin zu thun gehabt, die ihr das Maaß zu einem neuen Tſchöpli habe nehmen müſſen, und ſie habe geglaubt, der Mann ſei da. Unterdeſſen muſterten die beiden Schwägerinnen einander mit Kenneraugen von oben bis unten, und während Trinette in ſtolzer Freude, dießmal die Schönere zu ſein, Eliſi Erfriſchungen anbot, der Köchin und der Stubenmagd Befehle gab, ſagte Eliſi, ſie möchte in ein Stübli, ſich anders anzuziehen. Sie hatte für die Reiſe die ſchlechteſten Kleider angezogen, welche ſie gehabt. Sie ſei nicht gewohnt, in ſolchen Kleidern zu ſein, und möchte ſich anziehen, wie es der Brauch ſei. Was nun Trinette auch einwandte, Eliſi ſei ja ſo ſchön angezogen, wie wenn es eben aus dem Welſchland käme, ſetzte es Eliſi doch durch, daß man ihr eine Stube anwies und eine Magd ihr Alles nachtrug. Drunten wurde nun aufgetragen allerlei Gutes, die Köchin mußte ein Leibgericht machen und der Johannes ſollte Neuenburger holen im Keller, that aber nur Roquemoore, ein herber, geringer, franzöſiſcher Rothwein, in eine Neuenburgerflaſche und ſagte für ſich: „Was wiſſen doch die, was Neuenburger iſt? Roquemoore iſt lange gut genug für dieſe zwei Närrinnen.“

Endlich erſchien Eliſi, und dießmal nicht grasgrün, ſondern ſchön himmelblau, mit geſticktem Vorhemdchen, großer Buſennadel, goldener Uhrenkette, Haften am Kittel oder Mieder wie Zwanziger und Göllerketteli, welche es ganz vorüber zogen und deren Behänge mit Gold ausgelegt waren. Es war eine helle Pracht, wie das funkelte und ſo neu und ſchön ausſah. Trinette ward ganz grün und gelb vor Neid, und war auf dem Punkte, das beſte Gericht abzuſagen. Indeſſen faßte ſie ſich doch und rühmte Eliſi's Pracht, aber ſtichelte dabei: Wie es gar kommod ſei, hoffährtig zu ſein, wenn man noch bei Vater und Mutter ſei; da habe man, was man wolle. Wenn man aber für Alles ſelbſt ſorgen müſſe und noch Kinder habe, ſo lerne man ſich einſchränken, man möge wollen oder nicht. Sie hätten beide noch nichts geerbt, und wenn ihre Eltern nicht ſo gut gegen ſie wären, ſie könnten es nicht machen. Wenn man ſchon gruſam viel verdiene, ſo gehe doch gruſam viel darauf ſo in einer Wirthſchaft. Eliſi wurde nun ganz fidel, aß und trank nach Herzensluſt, rühmte das Eſſen und beſonders den Neuenburger. Der Vater müſſe auch ſolchen anſchaffen, ſagte ſie, er hätte immer nur ſo Sauren, mit welchem man im Welſchland damit die Mäuſe vergifte; man ſage ihm Taveller, er komme da von Biel her. Nun packte Eliſi auch ſeinen Kram aus, unter welchem feines Tuch zu einem Tſchöpli für Trinette war, über das dieſelbe aber gar ſehr die Naſe rümpfte. Sie ſei gar froh darüber, ſagte ſie, es ſei ſchön warm, und ſie hätte ſchon lange ſo etwas nöthig; ſie ſei voriges Jahr beim Sauerkrauteinmachen ſchier erfroren im Keller. Freilich machten Solches die Mägde; man müſſe doch aber auch zuweilen ſehen, wie ſie es machen. Die Dienſtboten ſeien heutzutage gar ſchlecht, ſie dächten nur an ſich. Das war die längſte Rede, welche dieſen Abend Trinette hielt. Da kriegte Eliſi doch nach und nach Langeweile. Aus der Nebenſtube ertönte Gelächter, der Stoff der Rede ging bei der ſchweigſamen Schwägerin Eliſi aus, und ſie dachte, es ſei doch ſchade, wenn Niemand in Kreyligen ſeine himmelblaue Kleidung ſehe, als die mißgünſtige Trinette und die dumme Stubenmagd, die noch mit keinem einzigen Worte ihre Bewunderung bezeugt hatte. Immer mehr wuchs ihr das Geluſten, wenn die daneben doch auch ſehen könnten, wie ſchön ſie angezogen ſei; vielleicht wäre Einer darunter, der ihr gefiele, und da könnte ſie eine gute Partie machen unerwartet. Sie müſſe daheim verſauren, und komme den Leuten nicht vor die Augen; da ſei es doch kein Wunder, daß ſie noch keine Partie gefunden. Darum wolle ſie doch, wenn ſie zur Seltenheit einmal draußen in der Welt ſei, nicht in einem Hinterſtübli vergrauen und ſich vor Niemand zeigen. Aber Trinette, wie ſehr auch Eliſi auf den Buſch ſchlug, bewegte ſich nicht; und wenn Eliſi fragte: wer wohl drüben ſei? ſo ſagte Trinette, es werden die Säutreiber ſein von Lutern oder von Eſchlismatt. Aber es ſchien Eliſi, die Säutreiber von Lutern ſollten nicht ſo mögen lachen: und endlich ſagte ſie: unſer Knecht werde wohl auch dort ſein? Trinette antwortete: er werde wohl. Da ſagte Eliſi, ſie müßte doch gehen und ihm ſagen, wann ſie morgen fort wollten; ſie hätte ihm noch nichts befohlen. Trinette aber antwortete: ſie wolle ihn kommen laſſen, man könne ihm hier ja auch befehlen. Aber Eliſi wollte hinüber, ſtund auf, entſchuldigte ſich, daß ſie nicht Mühe machen wolle, und that die Zwiſchenthüre auf.

Drinnen ſaßen an zwei Tiſchen, einem den Fenſtern, einem der Wand nach, viele Männer, fluchend, lachend, rauchend, trinkend, ſpielend. Es waren aber allerdings nicht Säuhändler von Luzern, ſondern alte und junge Frevliger, die an ihrem gewohnten Abendwerk ſaßen; denn da war des Wirthshauſes wegen alle Tage Sonntag, in der Küche aber alle Tage Werktag. Bei ihnen ſaßen Johannes und Uli, der letztere vom erſtern zu Gaſt gehalten mit Taback und Wein. Langſam kam aus dem dunklen Hintergrunde das himmelblaue Eliſi, klopfte dem Uli auf die Schulter und ſagte ihm: ſie wollten am Morgen früh fort, er ſolle machen, daß zu rechter Zeit gefüttert ſei. Jenſeits dem Tiſche ſaß ein luſtiger Gemeindsvorgeſetzter; der fragte: was das für eine Jungfer, für ein vornehmes Mädchen ſei, ob er ihr ſein Glas anbieten dürfe? Ein Wort gab das andere. Eliſi ſaß bald auf einem leeren Platz und freute ſich über die Späſſe der Alten und Jungen, ſagte aber nicht viel, ſondern lachte nur zimperlig und fuhr oft mit dem ſchönen Schnupftuch manierlich zur Naſe, wobei man die Fingerringe ſah, und zog oft an der goldenen Kette, wobei man dann eine kleine goldene Uhr ſah nach alter Façon, wie man ſie wohlfeil beim Uhrenmacher kauft. Eliſi ſaß da gar wohl, mehr als zwei Stunden lang und hatte ihre Schwägerin ganz vergeſſen. Als endlich Niemand mehr viel zu ihr ſagte, ging ſie wieder in die Nebenſtube. Da war aber keine Trinette mehr, ſondern nur die Kellnerin, die den Tiſch deckte und ſagte, Trinette ſei zu Bette gegangen, ſie hätte gar Zahnweh gehabt. Ob vielleicht etwas auf dem Wege ſei? fragte Eliſi. Sie wiſſe es nicht, ſagte die Stubenmagd; daneben könnte es wohl ſein, wunderlich genug ſei ſie dafür. Da war Eliſi auf das rechte

Thema gebracht, und vielleicht wären die Beiden die ganze Nacht hinter Trinette geweſen, wenn nicht die Köchin mit einem Fluch zur Thüre hereingefahren wäre: Ob die Kellnerin wieder angebacken ſei, daß es die Suppe nicht hole? es brenne draußen Alles an. Als aufgetragen war, kam Johannes mit Uli und fluchte nicht wenig, als er nur zwei Teller ſah; fluchte über ſeine Frau, daß ſie ſchon im Neſt ſei; eine ſolche faule Plättere gebe es keine mehr im Kanton, entweder fehle es ihr am Kopf oder im Kopf; fluchte über die Stubenmagd, daß die dumme Gans nicht drei zählen könne, oder meine, ſie freſſen wie die Säu aus einem Trog. Johannes behandelte Uli wie einen alten Kameraden und ſagte ihm alle Augenblicke: „Seh ſuff! ſeh friß!“ Mit Eliſi war er nicht halb ſo freundſchaftlich, ſondern fragte bloß: „Willſt?“ und wenn Eliſi nein ſagte, ſo ſagte Johannes: „He nun, ſo haſt du ſchon!“ Daneben ſpottete er ſie aus: ob ſie nicht bald einen Mann habe, am Wollen fehle es nicht. Er wollte an ihrem Platz lernen eine Suppe kochen und Strümpfe ſtopfen; vielleicht bekämte er dann einen. „Vielleicht nähmte dich Uli, ſagte er, wenn du ihn fragſt; ſoll er dieſe Nacht etwa zu dir kommen?“ Mit ſolchen brüderlichen Späßen würzte Johannes das Mahl.

Am folgenden Morgen ſah man Uli zuerſt, nicht gar viel ſpäter erſchien Johannes, zu großem Schreck ſeines Geſindes, zu eigenem großen Zorn. Gewöhnlich pflegte Jedes ſeiner Behaglichkeit, im Glauben, der Meiſter thue es ebenfalls; der Meiſter faullenzte im Glauben, es wüßte jeder Dienſtbote, was er zu thun hätte. Als er nun einmal zur unerwarteten Stunde aufſtund, da erfuhr er, was die Faulheit der Meiſterleute für Wirkung thut auf die Dienſtboten. Er fluchte ſich faſt die Zähne aus dem Maul, die Zehen von den Füßen; aber am andern Morgen lag er wieder bis gegen Neune; was half da das Fluchen? Was kann in einem Wirthshauſe Alles gehen von Morgens fünf bis um neune, wo der Herr Wirth und die Frau Wirthin erſt aufſtehen? Nirgends ſtraft wohl Gott die zeitlichen Sünden ſchneller und deutlicher, als die der Wirthe, welche bis ſpät in die Nacht hinein offen haben. Wenn Wirth und Wirthin nicht Ruhe ſchaffen in ihrem Hauſe zu rechter Zeit mit Hudeln, mit Spielen, oder auch nur da ſitzen und zuſehen, wie Andere hudeln über die Zeit, ſo haben die Einen einen ſchweren Kopf und zitternde Glieder am Morgen, die Andern mögen ſonſt nicht auf, und während dieſer Zeit geht ihnen weit mehr zu Grunde, als ſie am Abend verdient haben; und zum Trinkgeld haben ſie den ganzen Tag den ſchweren Kopf, die faulen Glieder; zum Trinkgeld haben ſie ein böſes Alter und ſchlechte Kinder; und was Mancher am Ende ſeines Lebens davon bringt, iſt Bettlerbrot, Spitalſuppe und ein ſchlechter Strohſack. O, wenn mancher Wirth wüßte, was verginge, ehe er aufſteht, er würde wohl am Abend früher Feierabend machen!

Johannes donnerte und wetterte, ſo lange er ſeine verſtrupften Dienſtboten ſah, welche die Gaſtſtube noch nicht aufgeräumt, die Kühe nicht gemolken, die Pferde nicht geſtriegelt hatten, und auf dem Wege zu ſeinem Lande, welches er Uli zeigen wollte, klagte er gar bitterlich über alle ſeine Dienſtboten, wie ſie Alle nichts werth ſeien, und wie er hundert Thaler geben wollte um einen guten Knecht. Er wußte noch nicht, daß ein ſchlechter Meiſter nie gute Dienſtboten hat, daß die einen unter ihm ſchlecht werden, die, welche gut bleiben wollen, ihm weglaufen müſſen.

Als ſie endlich zurück kamen von ihrem Beſchauen, fanden ſie das Eliſi dießmal ganz in ſchwefelgelber Montour, d. h. in ſchwefelgelbem Tſchöpli und Schürze von gleicher Farbe, betrübt in der Nebenſtube, wohin man eben das Frühſtück gebracht hatte, circa um halb zehn Uhr: Küchli von geſtern, Butter, Käs, Sahne, Kaffee und ſchönes weißes Brot. Trinette ließ ſich nicht ſehen. Es hieß, ſie hätte in der Nacht nicht ſchlafen können und hole jetzt etwas nach. Nachdem man fertig war, ſagte Eliſi noch nichts vom Anſpannen. Johannes führte den Uli in ſeine Keller und Eliſi ſpazierte ſchön ſchwefelgelb vor dem Hauſe auf der Terraſſe im Garten, ums Haus herum, die Handſchuhe an den Händen, das Schnupftuch darin, ſpazierte hin und her, auf und ab, bis es endlich eilf Uhr ſchlug. Da winkte Eliſi dem Uli und ſagte: ſie müßten fort, er ſolle das Roß rüſten, ſie wolle gehen und ſich anders anziehen: ſobald ſie fertig ſei, müſſe er anſpannen. Es verging faſt eine Stunde, bis Eliſi grasgrün wieder zum Vorſchein kam. Und wer ſaß da prächtig in chokoladefarbener Seide (Donna Maria war noch nicht Mode), koſtbar um und um, hinten Silber und vornen Gold? Es war Trinette, Trinette, welche die ſchwefelgelbe Pracht nicht ſehen wollte und auf das grasgrüne Eliſi gewartet hatte, um ihr zu zeigen, daß ſie dann auch noch Kleider hätte, wenn ſie ſich zeigen wolle, und noch nicht geerbt hätte und nicht mehr daheim ſei. Eliſi wurde noch einmal ſo grün, als die vor ihr ſitzende Herrlichkeit ſah, und brachte den Mund gar nicht auf zu einem Bonjour und der Frage nach dem Zahnweh. Hingegen Trinette that wohl etwas ſchmächtig, war übrigens die Freundlichkeit ſelbſt, wollte Eliſi nöthigen, heute (ſo grasgrün) noch da zu bleiben. Als alle Bitten umſonſt waren, erhielt die Kellnerin Befehl, ſchleunig den Tiſch zu decken und aufzutragen, wie Eliſi auch wehrte, weil ſie erſt gefrühſtückt hatten.

Es war ein ſtattlich Eſſen da, das Beſte, was das Haus vermochte; allein es ſchmeckte heute dem grasgrünen Eliſi nicht halb ſo gut, als geſtern dem himmelblauen: ſobald ſie Trinette anſah, ſteckte ihr der Biſſen im Halſe, ſelbſt der ſogenannte Neuenburger hatte heute einen ganz andern Geſchmack als geſtern. Eliſi hatte keine Ruhe, bis angeſpannt war.

Als endlich angeſpannt, Alles eingepackt war, Eliſi im Sitz ſaß, wollte Uli vorauf; aber Johannes litt es nicht. Er ſolle doch nicht ein Narr ſein, ſagte er, ſie werden da innen einander nicht beißen, nicht kneifen, hingegen draußen regne es und ſei unluſtig. Sie ſollten ſich nur gut zuſammenlaſſen, ſo hätten ſie nicht kalt; man ſei ja dafür auf der Welt, für einander zu helfen. Uli mochte wollen oder nicht, er mußte hinein, und Eliſi rückte weg, druckte ſich in eine Ecke und ließ ſich nicht hervor, bis ſie weit außerhalb Freyligen waren.

Endlich hob Eliſi den Kopf auf und ſagte, ſie ſei froh, daß ſie auf dem Heimweg ſeien, des Bruders ſeien wüſte

Leute, er ſei ein Grobian, ein Unflath, Trinette ein böſes Menſch, ein halber Narr. Dieſe würden ihr Vermögen ſchön verbrauchen. Sie könnten beide wohl brauchen, aber nichts verdienen; was das Maul wolle, müſſe gefreſſen, was den Augen gefalle, gekauft ſein. Für dieſe ledig zu bleiben, die ſie nur zum Beſten zu halten begehrten, dazu ſei ſie nicht dumm genug; ſollte ſie Einen von der Gaſſe nehmen, ſo wollte ſie heirathen, nur daß die keinen Kreuzer von ihr bekämen. Wenn einſt Vater und Mutter geſtorben ſeien und ſie noch keinen Mann hätte, ſo wüßte ſie wohl, wie es ihr ginge: die würden ſie hinter Schloß und Riegel halten, bis ſie mürbe genug zum Erben wäre. Aber ſie ſei ihnen noch zu ſchlau und wolle dem Trini ſein ſchofelab ſeidenes Tſchöpli eintreiben. Ein Mädchen, welches 50,000 Gulden erben könne, laſſe ſo das Spiel nicht mit ſich treiben. Auf den Reichthum brauche ſie nicht zu ſehen, ſie vermöchte einen Mann zu erhalten, daß ſie beide gut haben könnten. Aber hübſch müßte er ſein und friedlich, ſie wolle Freude an ihm haben können. Die Alten ſcheue ſie nicht; wenn ſie wüſt thue, ſo könne ſie bei ihnen Alles erzwingen. Wenn ſie nur ſchon Einer wollte, noch heute wollte ſie die Sache richtig machen, ihnen zum Trotze. Sie hatte bereits gar Manchen haben können und ſie Alle abgewieſen, ſie hatten ihr nicht gefallen. Aber jetzt meinten die Thoren, ſie wolle gar keinen, und es dürfe ſich Niemand mehr an ſie laſſen. Wenn ſie vornen anfangen könnte, ſo machte ſie es ganz anders; ſie nähme den Erſtbeſten. So redete Eliſi aus ihrem ingrimmigen Herzen und rückte immer mehr aus ihrer Ecke hervor und ſagte: „Uli, du mußt nicht ſo ſchüchtern thun!“ Kurz, aus lauter Zorn wurde Eliſi unter dem Fußſacke recht zärtlich. An dem Städtchen ließ ſie vorbei lenken und beſtimmte einen unbedeutenden Ort zum Füttern. Uli ward es bei dem Allem wunderlich zu Muth; indeſſen vergaß er nicht, daß ſeines Meiſters Tochter neben ihm ſitze, machte von ihrem Gerede keine beſondere Anwendung auf ſich und von allem Näherrücken keinen Gebrauch, trotz der Aufforderung, nicht ſo ſchüchtern zu ſein.

Dieſmal bannte Eliſi Uli nicht zu einem apparten Schoppen in die Nebenſtube, ſondern ließ gleich eine Flaſche für ſie beide bringen, und dann etwas auf einem Teller, und dann ſchien ihr dieſer Wein noch nicht gut genug, ſondern ſie befahl vom beſſern und dem Rappen noch eine Portion Haber, ließ ſich da gründlich wohl ſein und ſorgte dafür, daß es dem Uli und dem Rappen nicht übler ſei. Der Erſtere mußte Schinken eſſen, bis er zuletzt glaubte, ſelbſt zu einem Schinken geworden zu ſein.

Als ſie wieder fortfuhren, ſtörte der Sonnenſchein die Tagesheitere nicht mehr und Eliſi wurde noch zärtlicher, lehnte ſich an Uli und redete Allerlei, bis ſie endlich ſagte: es gelüſte ſie, ihm einen Kuß zu geben; ob er etwas dawider hätte? Seit dem Welſchland hätte ſie keine mehr gegeben; ſie müſſe doch probiren, ob ſie das noch könne. Im Welſchland hätte man beim Pfänderſpiel immer geſagt: es könne das Keines ſo gut, wie ſie. Was ſollte Uli dagegen haben? Eliſi küßte ihn nun nach Herzensluſt ab und er gab wohl hie und da einen Kuß wieder, aber ziemlich kaltblütig. Eliſi waren ſie wirklich auch wohl kalt und ſie meinte, dem Breneli würde er wärmere geben und ungeheißen. Uli wollte von Breneli nichts wiſſen und ſagte, er hätte Breneli noch keine gegeben; er wüßte nicht, wie dazu kommen. Eliſi meinte: das ſei doch kurios; es ſeien nur Küſſe und thäten einem doch ſo wohl; man würde es Niemand glauben, wenn man es nicht ſelbſt erfahren thäte. Und ſie, eine reiche Tochter, hätte ſo manches Jahr keine erhalten, daß ſie ganz vergeſſen gehabt, wie wohl ſie einem thäten. Aber das müß ihr künftig nicht mehr ſo geben, nicht wahr, Uli? Als Uli antworten wollte, that der Rappe einen Satz, daß ſie beide hoch auffuhren, wollte in einen Acker hinaus, daß Uli mit beiden Händen halten mußte. Endlich wieder gerade auf der Straße, war er ſo erwildet, daß Uli aus Leibeskräften ihn halten mußte. Da war es mit dem Küſſen aus, und Eliſi froh, mit ganzen Gliedern heim zu kommen.

Capitel 20.

Uli kriegt Gedanken und wird ſtark im Rechnen.

So lief die Fahrt glücklich und unſchuldig ab, aber nicht ohne Folgen. Es ſtieg Uli nach und nach doch zu Haupt, daß er da leicht zu einer reichen Frau kommen, glücklich werden könne. Denn ſo unſinnig es iſt, ſo iſt doch im gemeinen Sprachgebrauch glücklich werden und reich werden gleich bedeutend. Man hört ja ſo oft: „der kann wohl lachen, er iſt glücklich geweſen im Heirathen und hat mehr als **10,000** Gulden erheirathet. Freilich iſt ſeine Frau ein Trevi und er hat viel Plage mit ihr; aber was macht das, wenn man Geld hat? das Geld iſt doch die Hauptſache.“ Von dieſer allgemeinen und doch ſo unbegründeten Anſicht war Uli nicht frei, wollte er ja doch auch reich, ein Mann, werden. Wenn er an Eliſi's Aeußerungen dachte, die freilich im Nebel und im Regen gethan waren, ſo kam es ihm immer wahrſcheinlicher vor, daß ſie ihn nehmen würde, wenn er es recht begehrte. Der Bruder hatte ihn ſo freundſchaftlich behandelt, ſo viel Zutrauen ihm gezeigt, daß er meinte, der würde wirklich nicht ſehr darwider ſein. Wenn es Einer ſein müßte, ſo wäre er ihm lieber als mancher Andere. Den Eltern, dachte er, wäre es wohl im Anfang nicht recht, und ſie würden wüſt thun, aber wenn einmal Eliſi es erzwungen hätte, die Sache geſchehen ſei, ſo machte es ihm keinen Kummer, ihnen lieb zu werden. Der Gedanke, einmal auf der Glungge Bauer zu ſein und ſo ganz frei ſchalten zu können, that ihm gar unendlich wohl. In zwanzig Jahren, rechnete er manchmal aus, wollte er recht gut noch einmal ſo reich ſein; der ganzen Gegend wolle er zeigen, was das Bauren könne. Es ſtieg ein Plan nach dem andern vor ihm auf, wie er es anfangen, was er Alles vornehmen wolle; was der Pfarrer ſagen werde, wenn er mit der reichen Tochter die Hochzeit angebe; was die Leute in ſeiner Heimath ſagen werden, wenn er einmal mit eigenem Roß und Wagen daher komme und es heiße, der Uli hätte ſechs Roſſe im Stalle und zehn Kühe von den ſchönſten? Freilich, wenn er dann Eliſi ſich herumſchleppen ſah ſo träge und mühſelig, ſo verdunkelte ſich ihm die Rechnung und es gab Klepſe darein. Er ſah wohl, daß ſie für die Haushaltung nichts, daneben wunderlich und verſchwenderiſch. Das leztere würde beſſer werden, dachte er, wenn ſie einen Mann hätte. Er vermöge auch Dienſtboten genug zu haben, und bei ſtolzem Reichthum habe es nicht viel zu ſagen, wenn ſchon eine Frau nichts thue. Es ſei bei einer jeden Etwas zu ſcheuen: er hätte noch von keiner gehört, die geweſen ſei, daß man nicht noch etwas Anderes gewünſcht. Reich, reich! das ſei doch immer die Hauptſache. Und doch, wenn er Eliſi ſah, ſo wollte das Kalkuliren nicht mehr recht rutſchen. Das verſchienene, ſchmächtige, ſchläferige Ding kam ihm gar zu unappetitlich vor. Wenn ſie ihn mit ihren feucht kalten Händen anrührte, ſo ſchauderte es ihn; es war ihm, als müſſe er den Fleck abwiſchen, den ſie berührt. Wenn er ſie erſt reden hörte, ſo zimperlig und doch ſo dumm, ſo wollte es ihn aus der Stube treiben, und er mußte denken: nein, bei dieſer halteſt du es nicht aus; bei jedem Wort, das ſie ſagt, müßteſt du dich ja ſchämen. Aber wenn er dann von Eliſi weg war, ſo ſah er wieder den ſchönen Hof, hörte das Geld klingen, ſah ſich im Anſehen, und es kam ihm vor, als ſei Eliſi doch ſo häßlich nicht, und nach und nach wollte es ihn dünken, als ſei ſie wirklich geſcheiter, als man glaube, und wenn ſie Liebe zu einem hätte und man vernünftig mit ihr rede, ſo wäre noch etwas mit ihr zu machen, und bei einem rechten Mann könnte ſie noch eine recht vernünftige Frau abgeben.

Das Alles ging nur in Uli's Kopf vor; allein es iſt nichts ſo rein geſponnen, es kömmt doch endlich an die Sonnen. Die Reiſe hatte Eliſi und Uli vertraulicher gemacht, es war ein anderer Ton, in welchem ſie zu einander redeten, und mit den eigenen Augen eines gewiſſen Einverſtändniſſes blickte ihn Eliſi an. Uli freilich ſuchte die Augen zu meiden, beſonders wenn ſie in Vreneli's Geſichtskreis waren. Denn ſo wie Eliſi's Reichthum ihn alle Tage heftiger lockte, ſo ſchien ihm Breneli alle Tage hübſcher und anſchlägiger. Am beſten, dachte er oft, würde es gehen, wenn Breneli bei ihnen bleiben und die Haushaltung machen würde. Mehr als früher zog Eliſi Uli nach, und wenn ſie an einem Sonntag Nachmittag einen Augenblick alleine mit ihm in der Stube war, ſo ruhte ſie nicht, bis es an's Küſſen kam. Sie wäre für ihr Leben gerne wieder einmal mit Uli ausgefahren, allein ſie wußte nicht, wohin, und an die Märkte kamen Vater oder Mutter mit. Indeſſen, hätte Uli Böſes im Sinne gehabt und auf ſchlechtem Wege zu einer Heirath kommen wollen, wie man deren Beiſpiele von Schlechtern, als Uli war, viele hat, Eliſi hätte Gelegenheit genug dazu gegeben und in ſich nichts getragen, welches ſie davor geſchüzt. „Uli, ſei nicht ſo ſchüchtern!" hätte ſie vielleicht noch geſagt. Aber Uli war brav, begehrte nichts Böſes, mied ſolche Gelegenheiten, ging der Anläßigkeit von Eliſi recht oft aus dem Wege, wollte viel lieber Eliſi verdienen als verführen. Er arbeitete um ſo emſiger, ließ ſich Alles beſonders angelegen ſein, und wollte ſich das Lob erwerben: wenn er ſchon jezt nicht reich ſei, ſo könne es ihm bei ſolcher Anſtelligkeit nicht fehlen, es zu werden. Das, glaubte er, werde ſo viel bei den Eltern ziehen, als viele tauſend Gulden. Er dachte nicht an das Schreckenswort — es iſt nur der Knecht! Nun aber hatte das übrige Geſinde auch Augen im Kopf, und weit eher, als Uli noch an etwas gedacht, hatten ſie Eliſi's zutäppiſches Weſen bemerkt und Uli damit aufgezogen. Sie ſchrieben immer mehr ſeine Thätigkeit der Abſicht zu, Tochtermann zu werden. Die Veränderung ſeit der Reiſe blieb ihnen nicht verborgen. Sie erſannen allerlei Mährlein über die Vergänge auf derſelben, ſichelten Uli in's Angeſicht und verläumdeten hinter ſeinem Rücken. Alle Zumuthungen zu wackeren Arbeiten, welche er an ſie ſtellte, deuteten ſie, als ob er ſich nur auf ihre Koſten werth machen wolle, nahmen ſie daher böſe auf, ſtellten ſich ungebehrdig und dachten, dem wollten ſie den Fuß ſchon vorhalten. Sie paßten Eliſi und Uli auf, wo ſie nur konnten, ſuchten ihr zufällig oder abſichtlich

Beiſammenſein zu ſtören oder zu belauſchen, allerhand Schabernack ihnen zu machen, und hätten gar gerne irgend ein grobes Aergerniß aufgedeckt; aber dazu gab Uli keine Gelegenheit. Noch ging die Waage bei ihm auf und ab. Es erleidete ihm manchmal Eliſi und das Daſein in der Glungge, daß er gerne 100 Stunden da weg geweſen wäre. Das Mädchen aber ward immer verliebter; kramete Uli bei jeder Gelegenheit; ſchenkte ihm mehr, als er annehmen wollte; that ſo närriſch mit ihm, daß es endlich ſelbſt den Eltern auffiel. Joggeli brummte: da hätte man es jetzt; da könne man ſehen, was Uli eigentlich im Schilde führe; dem wolle er aber einen Strich durch die Rechnung machen. Indeſſen that er nichts; insgeheim hätte er es ſeinem Sohne, der ihn ſo oft beſchummelte, gönnen mögen, wenn Eliſi einen dummen Streich gemacht und hätte heirathen müſſen.

Die Mutter nahm ſie mehr zu Herzen und ſprach Eliſi zu: ſie ſolle doch mit Uli nicht ſo närriſch thun, und denken, was die Leute ſagen und wie ſie in's Gerede kommen werde. Es ſchicke ſich doch wahrhaftig nicht für ein reiches Meitſchi, mit einem Knecht zu thun, wie mit einem Schatz. Nicht daß ſie was hätte wider Uli, aber er ſei doch immer nur der Knecht, und Eliſi werde doch keinen Knecht wollen. Dann plärete Eliſi und ſagte: es ſei Alles nicht recht, was ſie mache; man hätte in Gottesnamen immer an ihn zu balgen; bald halte man ihm vor, ſie ſei zu hochmüthig, bald, ſie mache ſich zu gemein. Wenn ſie mit einem Knecht ein freundlich Wort rede, ſo mache man ihr einen Lärm, einen ärgern könnte man ihr nicht machen, wenn ſie ſchwanger wäre. Aber man gönne ihr in Gottesnamen keine Freude und Alles ſei nur auf ihr. Es wäre ihr am wohlſten, wenn ſie bald ſterben könnte. Und Eliſi plärete dabei immer heftiger, bis ſie keinen Athem mehr hatte, die Mutter in aller Eile das Schnürleib aufthun mußte und wirklich glaubte, Eliſi wolle ſterben. Dann ſchwieg die gute Mutter wieder, denn ſie wollte wirklich nicht, daß Eliſi ſterbe. Sie klagte nur zuweilen Vreneli, ſie wiſſe nicht, was ſie da machen ſolle. Thue ſie wüſt, ſo wäre Eliſi im

Stande, etwas Ungeſchicktes zu machen; laſſe ſie es gehen und geſchehe dann wirklich auch etwas Ungeſchicktes, ſo werde ſie an Allem ſchuld ſein ſollen, und man werde ſagen, warum ſie nicht zu rechter Zeit dazu gethan. Aber einmal jetzt wüßte ſie nichts zu machen. Ueber den Uli könne ſie nicht klagen, er führe ſich vernünftig auf, und ſie glaube, es ſei ihm eher zuwider. Und ſo mir nichts, dir nichts, bis man mehr zu klagen habe, ihn fortzuſchicken, reue ſie. Und wenn ſie es thäte, ſo wäre Joggeli der Erſte, der ihr immer vorhielte, ſie hätte aus leerem Kummer den beſten Knecht fortgeſchickt, den ſie noch gehabt. Aber er mache es immer ſo: da, wo ſie möchte, daß er rede, ſchweige er, und wo er ſchweigen ſollte, da möffele er drein. Breneli ſolle immer gut Achtung geben, und wenn es etwas Appartes ſehe, es ihr ſagen. Aber von Breneli hatte die Alte wenig Troſt, das that, als ob die Sache ſie nichts anginge. Eliſi konnte ſich nicht enthalten, zu Breneli von Uli zu reden, wie er ein Hübſcher und Guter ſei, und wie ſie ſich nicht verſchwören welle, daß ſie ihn nicht noch einmal heirathe; wenn ſie ſie einmal zornig machten, und ſie nicht thun wollten, was ſie begehre, ſo ſollten ſie nur ſehen, was ſie mache. Es beſinne ſich dann nicht lange, und es brauche nur ein Wörtlein zu ſagen, ſo gehe Uli und gebe die Hochzeit an. Wenn Breneli dann auch zu dieſem wenig ſagte, ſo hielt Eliſi ihm vor, es ſei eiferſüchtig. Oder wenn Breneli ſie zuſprechen wollte, ſie ſolle doch Uli nicht ſo zum Narren halten, ſie begehre ihn doch nicht, oder, ſie ſolle den Eltern nicht dieſen Verdruß machen, ſo hielt ſie ihm vor, es möchte Uli ſelbſt, und wolle Eliſi nur abſpenſtig machen, um ſelbſt an's Brett zu kommen; aber ſo Eine ohne einen Kreuzer Vermögen nehme Uli nicht, dafür ſei er zu geſcheit. Es ſolle ſich nicht einbilden, daß es ſobald einen Mann bekäme; der ſchlechteſte Knecht beſinne ſich, ehe er ſo ein arm Meitli nehme, und zweimal, ehe er ein unehliches nehme. Das ſei immer noch die größte Schand, die es gebe. Obgleich Breneli ſolche Reden tief empfand, ſo ließ es es doch nicht merken, weinte nicht und zankte nicht, ſagte höchſtens: „Eliſi, daß du nicht auch unehlich biſt, dafür kannſt du nichts;

und daß du nicht ſchon ein Uneheliches haſt, daran biſt du auch nicht ſchuld.“

Am meiſten Noth machte Vreneli das eigene Betragen gegen Uli. Je mehr dieſem Eliſi's Geld zu Kopfe wuchs, deſto mehr fühlte er ſich zu Vreneli gezogen; er konnte es gar nicht leiden, wenn es ihm kurzen Beſcheid gab oder böſe über ihn ſchien, und ſuchte es auf alle Weiſe zu verſöhnen, gut zu ſtimmen. Er floh Eliſi oft und ſuchte es nie auf; er floh Vreneli nie, ſuchte es aber oft auf, während es ihn floh, und Eliſi ihn ſuchte. Vreneli wollte mit Uli kurz ſein und trocken, und doch konnte es, wenn es den beſten Vorſatz hatte, oft nicht anders als freundlich mit dem freundlichen Burſchen ſein, konnte zuweilen ſich bei ihm vergeſſen und zwei, drei Minuten mit ihm ſchwatzen und lachen. Wenn das dann zufällig Eliſi ſah, ſo gab es gräßliche Geſchichten. Zuerſt hielt ſie Vreneli die wüſteſten Sachen vor, bis ſie nicht mehr reden, kaum Athem finden konnte. In dieſem Zuſtande ſchoß ſie manchmal an ihns hin und hätte es prügeln mögen, wenn es ihr nicht an Kraft gebrochen hätte. Dann ging es über Uli her; er mußte hundertmal hören, daß er ein Unflath ſei und nur der Knecht. Sie ſehe jetzt ſchon, was ſie zu erwarten hätte, wenn ſie ſo dumm wäre, wie man meine. Aber es ſei Gottlob noch früh genug, und ſie wolle nicht ſo ein Narr ſein, ſein Geld Einem zu bringen, von dem ſie fürchten müſſe, er verbrauche es mit H. Dann fing ſie an zu heulen über ſolche Falſchheit und wollte ſterben auf der Stelle, ſich hängen oder mit Pulver in die Luft ſprengen. Manchmal verſöhnte ſie ſich ſchon während dieſen Thränen, und Uli mußte verſprechen, nicht mehr Andern nachzulaufen, dem wüſten Vreni, das ihn locken, verführen wolle, kein gutes Wort mehr zu geben. Bald dauerte der Unfriede lange und Eliſi ſchmollte. Dann kam es Uli doch vor: Eine, die ſo eiferſüchtig ſei, die ihm den Knecht ſo oft verhalte, ſo heulen oder ſchmollen könne, ſei doch nicht die liebenswürdigſte Frau, und da gebe es ein bös Dabeiſein, und es wäre beſſer, wenn er die ganze Sache ſich aus dem Sinne ſchlüge. So wie er nun gleichgültig gegen das

Schmollen ward, ſo ward es Eliſi Angſt und ſie ſuchte die Verſöhnung, kramete etwas, oder ſuchte ſonſt eine Gelegenheit, wo ſie Uli ſtauren, ihm anhalten konnte, er ſolle ſie doch lieb haben, ſie habe ſonſt keine Freude mehr am Leben. Wenn ſie ihn ſo bös mache, ſo ſolle er ſie nicht zürnen; das geſchehe nur, weil die Liebe ſo groß ſei, weil es ihn keiner andern gönne u. ſ. w. Wenn ſie ihn einſt ganz hatte, ſo wollte ſie nicht mehr eiferſüchtig ſein; aber ſo lange ſie ſo da hänge und nicht wiſſe, woran ſie ſei, komme es ſie manchmal, als ob ſie lieber ſterben wollte. Sie wiſſe auch nie recht, ob Uli ſie lieb habe: es dünke ſie manchmal, wenn er ſie recht lieb hatte, ſo ſetzte er ganz anders an und nähme die Sache beſſer in die Hand; er ſei da ſo wie eine Holzpuppe und rühre kein Bein. Wenn dann Uli ſagte, er wüßte es nicht beſſer zu machen, er wiſſe ja auch nicht recht, ob Eliſi ihn eigentlich wolle, und wenn es ihr Ernſt ſei, ſo ſolle ſie mit den Eltern reden, oder ſie wollten zum Pfarrer gehen und die Hochzeit angeben und dann ſehen, was daraus werden wolle, ſo ſagte Eliſi: Das preſſire nicht halb ſo: Hochzeit halten könnten ſie immer noch. Das ſei die Hauptſache, daß er ſie lieb habe; und dann ſei es in einem Jahr noch frühe genug, oder wenn er recht dran ſetze (das komme auf ihn an, ſie wolle ſehen), in einem halben. Aber mit dem Vreni ſolle er nichts mehr zu thun haben, ſonſt kratze ſie Beiden die Augen aus und das Menſch müſſe aus dem Hauſe.

Natürlich gab die Sache ein groß Gerede weit umher, und man redete weit mehr davon, als daran war. Es gab zwei Partien: die eine gönnte die Geſchichte den Eltern, die andere die reiche Frau dem Uli. Je länger die Sache dauerte, und das ging nicht nur ein Jahr, deſto mehr gewann der Erfolg an Wahrſcheinlichkeit, deſto mehr unterzogen ſich die Dienſtboten dem Uli und ſtellten ſich auf die Seite des muthmaßlichen Tochtermanns, ſo daß der Hof ein immer blühenderes Ausſehen bekam und Uli immer unentbehrlicher wurde. Selbſt Joggeli, dem der baare Gewinn in den Sack floß, und der wohl rechnen konnte, was 20 Fuder Futter, 1000 Garben Korn mehr zu bedeuten hätten, verbiß ſeinen Aerger, that ein Auge zu und tröſtete ſich damit, er wolle Uli brauchen, ſo lange als möglich: wenn es einmal Ernſt gelten ſollte, ſo könnte man immer noch ſehen. Als einmal der Sohn daher kam, der auch von dem Gerede gehört hatte, und verdammt aufbegehrte und forderte, daß man Uli fortſchicke, ſo wollte Joggeli nichts davon hören. So lange er lebe, hätte er hier zu befehlen, und Uli wäre Johannes der rechte, wenn er ihn hätte. Was hier gebe, gebe Johannes nichts an, und wenn man dem Uli Eliſi geben wolle, ſo gebe es ihn auch nichts an. Er müſſe nicht glauben, daß er Alles allein erben wolle; einſtweilen ſei, was ſie noch hätten und was er ihnen nicht abgelocket, noch ihr. Je wüſter Johannes thue, deſto eher müſſe Eliſi heirathen; es ſei nicht, daß es Uli ſein müſſe; es gebe Andere auch noch. Sie wüßten wohl, wie lieb ſie ihm alle ſeien; wenn er das Geld hätte, ſo frage er Vater und Mutter und Eliſi nichts mehr nach; ſie könnten ſeinethalb alle noch einmal heirathen; und wenn es Zigeuner, Keßler oder Panduren wären, ſo wäre es ihm gleich. So redete Joggeli zu ſeinem Sohne in ſeinem keiſenden, huſtenden Tone, daß es der Mutter ganz angſt wurde und ſie einredete, Johannes ſolle doch nicht Kummer haben, das geſchehe nicht, ſie ſeie auch noch da, und Eliſi werde nicht Alles erzwingen, und Uli ſei ein braver Burſche u. ſ. w. Johannes wollte nun mit Uli ſelbſt reden; aber der war nicht zu finden. Er ſei um eine Kuh aus, hieß es. Trinette, diesmal noch viel ſchöner ſchwefelgelb, als früher Eliſi, bewegte ſich um Eliſi mit verachtender Miene und gerümpfter Naſe und ſagte endlich zu demſelben: „Pfituſig, wie gemein machſt du dich! Mit einem Knecht ſich abgeben mögen; du mein Gott, es wird mir übel nur vom Darandenken! Es iſt eine Schande für die ganze Familie! Wenn meine Leute gewußt hätten, daß meines Mannes Schweſter einen Knecht ſollte heirathen, er hätte den Korb bekommen; er gefiel ihnen ohnehin nicht ſonderlich. Aber ich war einfältig genug und wollte ihn haben, ich bin ſchon oft genug reuig geweſen. Dich kann man nicht mehr zur Familie zählen; du magſt ſehen, wo du unterkömmſt, denn hier kannſt du nicht bleiben, begreifſt! Pfui, pfui, mit einem Knecht ſich abzugeben! es ſchaudert mir ab dir, ich kann dich gar nicht mehr anſehen. Schämſt du dich nicht in die Seele hinein? dünkt es dich nicht, du möchteſt dich in den Boden verkriechen, da weder Sonne, Mond noch Sterne dich mehr anſcheinen können?" Aber Eliſi ſchämte ſich nicht, ſondern hängte Trinette noch ein viel böſer Maul an und meinte: ein Mädchen hätte die Wahl, ſich abzugeben, mit wem es wolle, und könne einen Knecht oder einen Herrn heirathen; vor Gott ſeien alle Menſchen gleich. Aber wenn es einmal eine Frau ſei, dann ſolle es ſich ſchämen, bald mit dem Stallknecht und bald mit dem Metzger, bald mit dem Landknecht und bald mit dem Pferdeknecht und zuletzt noch mit allen Zundleren und allen Schweinehändlern im Geſchrei zu ſein und Kinder zu haben, von denen keins eine Naſe habe, wie das andere, und eins dem andern gleiche, wie ein Aargauer einem Welſch. Wenn Vreneli und die Mutter nicht geweſen wären, ſo hätten ſich die beiden Schwägerinnen die grasgrüne und die ſchwefelgelbe Seide vom Leibe geriſſen. Als die Mutter Trinette mit Zuſprechen helfen wollte, ſo ereiferte ſich Eliſi ſo, daß man ſie zu Bette bringen mußte. Erſt jetzt ſagte ſie, als ſie wieder zu ſich und zur Sprache kam, erſt jetzt wolle ſie machen, was ſie gelüſte. Sie wolle ſich nicht einmetzgen laſſen, wie eine fette Sau. Und es ſei ſchlecht von den Eltern, daß ſie meinten, es ſolle ein Kind einzig erben und das andere ohne Mann verkommen, nur damit Alles auf einem Haufen bleibe.

Johannes und ſeine Frau blieben nicht lange da. Auf dem Heimwege öfters einkehrend, wobei aller Rückhalt verloren ging, kramten ſie ihren guten Freunden, Kollegen und Kolleginnen die ganze Geſchichte aus, und ihre Erzählung erhob das Gerücht zur vollen Gewißheit. Der Bruder und ſeine Frau haben es ſelbſt geſagt, hieß es, und die werden doch etwas davon wiſſen.

Nicht lange darauf fuhr Uli mit einem Roß zu Markte, ſah aber bald, daß er es nicht ſo theuer verkaufen könne, wie er wollte. Da es ſchlecht Wetter war, ſo nahm er es von dem Markt und ſtallete es in einem Wirtshauſe ein. Wie er in die Gaſtſtube wollte und um eine Ecke bog, prallte er an ſeinen alten Meiſter. Mit unverholener Freude bot Uli ihm die Hand und ſagte, wie froh er ſei, ihn anzutreffen und ein wenig bei ihm zu ſein. Der Meiſter war trockener und redete von vielen Geſchäften, gab aber doch endlich Uli einen Ort an, wo ſie ruhig eine Flaſche trinken könnten. Dort, nachdem ſie in einem Winkel ziemlich gedeckt ſaßen, eröffneten ſie die Vorrede und Johannes fragte, ob es viel Heu gegeben; und Uli ſagte, ja, und ob bei ihnen das Korn auch ſchon gefallen wäre, ihres hätte der erſte Wind gefällt. „Du biſt wohl auf, fuhr der Meiſter nach einigen weitern Zwiſchenreden fort, und was hab ich gehört? Du werdeſt bald Bauer in der Glunggen werden, ſagen die Leute." „So, wer red't das?" fragte Uli. „He, die Leute ſagen es, es ſei weit und breit das Gerede, und man rede es für eine beſtimmte Wahrheit." „Die Leute wiſſen immer mehr, ſagte Uli, als die, welche es angeht." „Etwas wird doch an der Sache ſein", antwortete der Meiſter. He, ſagte Uli, er wolle nicht ſagen, daß es es einſt nicht geben könne, aber die Sache ſei noch im weiten Felde; geredet ſei noch nichts darüber und es könnte noch beide Wege geben. „He, ſagte Johannes, es ſcheint mir, es ſei genug geredet." „He, wie ſo?" fragte Uli. „He, das Mädchen ſoll in andern Umſtänden ſein", antwortete der Meiſter! „Das iſt eine verfluchte Lüge," ſagte Uli, „ich hätte mich geſchämt, durch einen ſolchen Schelmenſtreich zu einer reichen Frau zu kommen." „So? ſagte Johannes, das iſt dann anders, als ich gehört, und ich habe geglaubt, Uli wolle mich anſprechen, ſein Fürſprecher zu ſein. Das wäre mir zuwider geweſen, ich muß es ſagen, und deswegen habe ich lieber gewollt, ich hätte dich nicht angetroffen. Es freut mich, daß es nicht ſo iſt; ich hätte auch noch Schmutz davon auf den Aermel gekriegt. Jedenfalls hätte es mich geärgert, wenn du es auch ſo gemacht, wie andere Lausbuben." Aber etwas werde doch an der Sache ſein? He, ſagte Uli, er wolle nicht läugnen, daß er nicht glaube, die Tochter wollte ihn und es wäre zu erzwingen, wenn ſie recht anſetzten.

Und es hätte ihm allerdings geſchienen, für ein armes Bürſchchen, wie er ſei, wäre das ein großes Glück; beſſer machen könnte er es nie. „Das wird doch wohl das bleiche Mädchen ſein, durch welches der Mond ſcheinen kann, welches in die Stube muß, ſobald der Wind geht, weil er daſſelbe nehmen würde?“ fragte Johannes. „Freilich das Hübſcheſte iſt es nicht, es iſt mager und ungeſund, ſagte Uli, aber es werde ihm ſchon beſſern, wenn es einen Mann habe, hat der Doktor geſagt; aber 50000 Gulden bekömmt es.“ „Sitzt es noch immer ſo um's Haus oder auf dem Ofen herum, oder rührt es auch etwas an, macht es die Haushaltung?“ fragte Johannes. „Arbeiten thut es nicht viel und in der Küche iſt es wenig, aber ſchön ſtricken kann es und mit Korallen allerlei Hoffährtiges machen. Aber wenn es den Hof einmal bekömmt, ſo vermag man eine Köchin zu halten. Wenn es nur hie und da nachſieht, es braucht ja nicht ſelber Alles anzurühren,“ meinte Uli. „Ja, um mit Nutzen nachzuſehen, muß man die Sache ſelbſt verſtehen; das iſt gar dumm, daß man meint, wenn eine Frau bei einer Sache ſitze, ſo ſei damit Alles gethan. Es kann z. B. eine Frau lang in einer Apotheke ſitzen und ſtricken, die Knechte können doch machen, was ſie wollen, ſagte Johannes. Aber es ſchien mir, ſie mache ein ſehr übellaunig Geſicht und ſei nicht gewohnt, Jemand ein freundlich Wort zu geben.“ Es fehle ihm viel, ſagte Uli, und es ſei gar ein empfindliches. Aber wenn ſie einen guten Mann hätte und nach ihren Kräften beſchäftigt wäre, daß ſie ſich ein wenig vergeſſen könnte, ſie würde ihm ſchon beſſeren. Sie ſei doch nicht, daß ſie dann nie könne freundlich ſein. Sie könne b'ſunderbar flattiren; und wenn man den Hof recht arbeite, ſo könne man darauf wenigſtens 10000 Garben machen, und zwar nur Korngarben, Roggen, Weizen u. ſ. w. nicht gerechnet. Das ſei viel, ſagte Johannes, und ſolche Höfe gebe es nicht mehr viel im Kanton. Aber wenn man ihm die Wahl ließe, einen freundlichen Hof und eine unfreundliche Frau dazu, oder keins von beiden, er wolle hundertmal lieber das Leztere. Reich ſein ſei eine ſchöne Sache, aber reich mache noch nicht glücklich;

wenn man ſo ein unfreundlich häſſig Ding daheim habe, das über Alles entweder die Naſe rümpfe oder heule, ſo möchte der Teufel dabei ſein. Und wenn man einmal die Freude außer dem Hauſe ſuchen müſſe, ſo wäre das ein traurig Ding. „Aber Meiſter, ſagte Uli, du haſt mich doch immer ermahnt, ich ſolle ſparen, ſo gebe ich auch einen Mann ab; man ſei nichts, wenn man nichts habe.“ „Ganz recht, Uli, ſagte der Meiſter, das habe ich geſagt und ſage es noch. Es iſt Einer glücklicher, wenn er ſparſam, als wenn er liederlich iſt, und es iſt Einer kein Mann, wenn er in ſeinen ledigen Tagen nicht für die alten ſorgen kann. Wenn Einer in den jungen Jahren nicht einen guten Anfang macht, ſo kömmt er zu einem böſen Ende. Ein braver Burſche mit etwas Geld kann auch beſſer heirathen, als ein Hudel, und ſoll auf eine rechte Frau ſehen; aber die reichſte Frau iſt nicht immer die beſte. Es giebt Weiber, die mir ohne einen Kreuzer lieber wären als andere mit 50000 Gulden. Es kommt immer auf die Perſon an. Mach, was du willſt, aber beſinne dich wohl.“ „Eliſi iſt freilich eine elende Perſon, ſagte Uli, aber ſie kann ſich ändern; es iſt manche mager geweſen in der Jugend, ſie iſt im Alter noch dick geworden, und eigentlich bös iſt ſie nicht, beſonders wenn ſie zufrieden iſt. Wenn ſie zornig iſt, dann weiß ſie freilich nicht recht, was ſie ſagt, und hält mir den Knecht vor und andere Mädchen; aber wenn ſie wieder zufrieden geworden iſt, ſo kann ſie recht kurzweilig ſein und hat das beſte Herz von der Welt. Sie hat mir ſchon gekramet, es weiß kein Menſch, wie viel, und hätte mir noch viel mehr gegeben, wenn ich nicht immer gewehrt hätte.“ „Mach, was du willſt, ſagte Johannes, aber ich ſage dir noch einmal: beſinne dich wohl! es thut ſelten gut, wenn ſo Ungleiches zuſammen kömmt, und es iſt noch ſelten gut gekommen, wenn der Knecht des Meiſters Tochter geheirathet hat. Es iſt mir etwas an dir gelegen; einem Andern hätte ich nicht ſo viel geſagt. Jetzt muß ich heim; komm einmal in müßiger Zeit zu uns, dann wollen wir noch weiter über das Kapitel reden, wenn es nicht zu ſpät iſt.“ Uli ſah ſeinem Meiſter unzufrieden nach. „Ich hätte nicht geglaubt, dachte er, daß der mir mein Glück nicht gönnte. Aber ſo ſind die Donnersbauren, ſie ſind alle gleich; ſie mögen es nicht leiden, wenn ein Knecht zu einem Hofe kömmt. Der Johannes iſt noch von den Beſten Einer: aber er mag es auch nicht vertragen, daß ſein alter Knecht reicher wird, als er iſt, und zu einem ſchönern Hofe kömmt, als er einen beſitzt. Was hätte es ihm ſonſt gemacht, ob Eliſi hübſch oder häßlich iſt? Er hat doch auch nicht allein auf die Hubſchi geſehen, als er ſeine Frau genommen. Sie ſehen das faſt wie eine Sünde an, wenn unſer einer an eine Baurentochter nur denkt, und doch wäre noch manche froh, ſie bekäme einen manierlichen Knecht und müßte nicht ihr Lebtag der Hund auf einem Hofe ſein." Er laſſe ſich aber nicht ſo mir nichts dir nichts abſprengen; das ſei ihm jetzt ſchon zu lang gegangen und das Gerede zu ſehr unter die Leute gekommen, als daß er ſo davon wolle. Aber zu Ende müſſe die Sache, dachte er, er wolle einmal wiſſen, woran er ſei; ſo zwiſchen Thür und Angel zu hangen, ſei ihm nicht länger anſtändig. Er wolle es Eliſi ſagen, ſie ſolle mit den Alten reden; bis im Herbſt müſſe das Hochzeit zu verkünden ſein, oder er wolle auf Weihnacht fort; der Narr im Spiel wolle er nicht ſein.

Capitel 21.

Wie eine Badefahrt durch eine Rechnung fährt.

Solche Entſchlüſſe faßte er hinter einem Schoppen. Als er dann auf ſeinem Braunen heimritt, ging ihm der ganze Hof im Kopf herum, und ob der wohl ſein Erbtheil würde, oder ob Johannes das Wirthshaus verlaſſen und ihn beziehen würde. Das Letztere glaubte er nicht; er hielt Johannes und Trinette zu ſehr an das Weltgetümmel gewohnt, als daß ſie auf der einſamen Glunggen ſich gefallen ſollten. Wenn er den Hof bekäme, dachte er, ſo würde er ſicher nicht viel darauf ſchuldig. Johannes hätte bereits viele Tauſende, und ſo viel er merken mochte, hatte Joggeli noch weit über 40,000 Gulden ausgeliehenes Geld. Nun begann er zu rechnen, was er aus dem Hof ziehen könnte. Er überſchlug die Hauskoſten, dann den Abtrag aus Feld, Wald und Stall, rechnete die ſchlechten Jahre ein, rechnete Alles mäßig, und er glaubte, wenn er weder Zins noch andere Laſten auszurichten hätte, ſo wollte er wohl eher 4 als nur 3000 Pf. jährlich vorſparen. Er rechnete, wenn ihm Gott das Leben ſchenken würde, nur 25 Jahre lang, ſo wollte er ſo viel Geld am Zins haben, als der Hof gelten würde. Dann ſolle Einer kommen und ihm die reiche Frau verhalten und, das Geld komme von ihr! Dem wolle er dann ſagen, es ſei keine Kunſt, viel zu erben, aber 50,000 Gulden zu erwerben, ſei eine Kunſt, und Eliſi hätte manchen Reichen nehmen können und in 25 Jahren hätten Beide nichts mehr zu beißen und zu brechen gehabt, geſchweige dann noch einmal ſo viel, als ſie geerbt. Unter ſolchen Gedanken kam der Weg dem Uli unendlich kurzweilig vor und der Braune wieherte am Stalle, ehe Uli daran dachte, daß er ſchon daheim ſei. Es ging nicht lange, ſo hatte ihn Eliſi gefunden und forſchte nach dem Kram. Uli packte aus: Feigen und Mandeln und Kaſtanien, aber ſagte zugleich: er möchte doch bald wiſſen, woran er ſei: ſo könne das nicht länger gehen, die Leute lachten ihn allenthalben aus. Entweder wollten ſie Hochzeit haben, oder er wolle fort. Eliſi ſagte, das ſei an ihr, zu ſagen, wann ſie Hochzeit haben wollten. Sobald ſie es einmal recht böſe machten, ſo müßte es am nächſten Sonntag ſein, und wenn der Bruder noch einmal komme und das Geringſte ſage, ſo laufe ſie auf der Stelle zum Pfarrer, und der müſſe auf der Stelle Predigt anſtellen und ſie verkünden und aufbieten. Jetzt aber könnte es unmöglich daran ſinnen. Die Mutter hätte ihr verſprochen, mit ihr in den Gurnigel, den berühmten Kurort, zu gehen für acht oder vierzehn Tage. Da müßte nun die Näherin noch kommen, der Schneider, der Schuhmacher: ſie hätte an ſo viel zu ſinnen, daß ſie ganz ſturm ſei, müßte zudem noch hie aus, da aus, Sachen einzukaufen, daß ſie gar nicht müßte, wo man Zeit zum Hochzeit nehmen wollte. Wenn der Gurnigel verrumpelt hätte, dann wollte ſie ſehen, wie ihr im Kopf ſei. So komme ſie auch zweimal zu neuen Kleidern; es nähmte ſie doch Wunder, ob dann die Her zu Frerligen ihre Naſe nicht müßte hintern halten. Uli mochte ſagen, was er wollte, Eliſi aß Feigen und dachte an den Gurnigel. Ganze Tage packte ſie aus und ein, machte die Koffern fertig und packte wieder aus. Sie dachte nicht nur, was ſie wohl für Aufſehen machen werde, ſondern ſie erzählte Allen, die einen Augenblick bei ihr ſtille ſtehen konnten, wie gewiß droben kein Mädchen ſein werde, das ſolche Kleider habe, und was wohl die Herren dazu ſagen werden, es ſollen gar ſchöne und reiche hinauf kommen. Sie frug alle Leute, wie manchmal des Tages man ſich anders anziehe, und wie manche viele Anzüge ſie mit ſich nehmen ſolle? Ob wohl fünfe genug ſeien, oder ob man ſechs haben müßte: ob man die Vorhemdchen droben auch könnte waſchen und platten laſſen. Was man wohl meine: ob es Mode ſei, die hellen Anzüge am Morgen anzuziehen, oder am Abend? Wo man wohl das beſte wohlriechende Waſſer zu kaufen bekomme, zu Bern oder zu Burgdorf, oder ob ſie daſſelbe ſollte von Neuenburg kommen laſſen? Man hätte ihr geſagt, dort rieche man weit aus am beſten weit und breit. So hatte Eliſi faſt Tag und Nacht zu thun, und die Mutter ſagte manchmal: ſie wollte, ſie hätte nichts davon geſagt oder ſie wären ſchon dort, das Meitſchi werde ihr noch zum Narren; ſie hätte ihr Lebtag noch nie ſo thun ſehn. Als die Mutter endlich auch an das Einpacken denken wollte, war kein Platz für ſie. Eliſi hatte ſchon zwei Koffern gefüllt und eine Menge Sachen ſollte noch mit, aber man wußte nicht wie., Die Mutter meinte freilich: Eliſi könnte füglich dieſes und jenes daheim laſſen, ſechs Tſchöpli brauche ſie doch nicht und an zwei Miedern wäre es wohl auch genug. Aber allemal, wenn die Mutter ſo etwas ſagte, ſo weinte das Meitſchi, und ſtatt etwas weg zu thun, riß ſie Neues hervor, noch mehr Mieder, noch mehr Tſchöpleni, und Unterröcke ohne Zahl. Joggeli hatte eine Art Galgenfreude daran und rieth ihnen, ſie ſollten eine große Kiſte von Bern kommen laſſen; man hätte dort welche, wie ein kleines Ofenhaus, da könne man am kommodſten einpacken, nicht nur Mieder und Unterröcke, ſondern die Sachen mit ſammt den Schränken und Käſten; da werde doch am wenigſten zerknicket und verdrückt. Eliſi gefiel das gar wohl und Uli ſollte auf der Stelle fort, eine ſolche Kiſte zu holen. Aber die Mutter, wie auch Eliſi weinte und that, wollte das durchaus nicht zugeben. Sie wolle nicht in's Gerede kommen, ſagte ſie, und was würden die Leute ſagen, wenn ſie mit einer ſolchen Kiſte dort ankämen; man könnte ſie vielleicht nur nirgends hinthun. Es ſei ſchon viel gemacht, daß ſie mit einem ſolchen Narr in den Gurnigel gehe, ſie brauche nicht noch eine ſolche Kiſte. Sie ginge gar nicht, wenn es ihr nicht der Dokter befohlen hätte und ſie fürchten müſſe, das Mädchen würde närriſch. Er ſei immer der Wüſteſt, ſagte ſie zu ihrem Mann; ſtatt etwa einen guten Rath zu geben, oder dem Mädchen abzubrechen, treibe er nur das Geſpött mit ihnen. Sie wiſſe wohl, am liebſten wäre es ihm, wenn ſie gar nicht gingen, und es hätte ihn von je her jeder Kreuzer gereut, den er für ſie hätte ausgeben müſſen, und doch ſei ſie auch nicht mit leeren Händen gekommen. Dann ſagte Joggeli, ſie hätte das Mädchen ſo gemacht, ihm zu Allem verholfen; ſie könne es jetzt haben, wie es ſei; er wiſſe nichts zu machen. Sie wolle doch nicht alle Schuld tragen, ſagte ſie. Wer ihm immer die ſchönſten Sachen gekramet hätte und wer es in's Weltſchland gethan, woher er ſo wunderlich heim gekommen? Einmal nicht ſie. Aber ſie wiſſe es wohl, es ſollten immer alle Leute ſchuld ſein, nur er nie, und doch rede er immer zur unrechten Zeit und ſchweige immer zur unrechten Zeit, nur um Andern Schuld geben zu können. Während ſie zuſammen kapitelten, kapitelte Eliſi mit Uli, dem die Gurnigelfahrt nicht recht gefallen wollte, und der jetzt Eliſi noch dazu verhelfen ſollte, die ganze Garderobe mitzunehmen. Wenn er nur ein Wörtlein einreden wollte, dies oder jenes ſei doch nicht nöthig mit zu nehmen, ſo fuhr ein Wetter über ihn aus, das fürchterlich war. Da könne ſie ſchon ſehen, weinte Eliſi, was ſie von ihm zu erwarten hätte; er ſei ſchon jetzt der Wüſteſt von Allen gegen ſie ꝛc. Er wußte ſich endlich nicht anders zu helfen, als daß er unvermerkt ein tüchtiges Kiſtchen zurecht machte, es durch Eliſi füllen ließ und unter deſſen Adreſſe durch den Boten veranſchickte. Auf dies hin verſprach ihm Eliſi, im Gurnigel wolle ſie mit der Mutter reden und plären, bis ſie Ja ſage, und es ſolle nicht Martistag werden, ſo müßten ſie aufgeboten ſein.

Nun hatten Mutter und Tochter in zwei großen Koffern Platz für ihre Sachen, da die Mutter mit viel Wenigerm zufrieden war. Nur etwas Warmes, ſagte ſie, wolle ſie mitnehmen: man hätte ihr ſchon manchmal geſagt, es ſchneie dort zuweilen wie mitten im Winter. Eliſi war nicht zu bewegen, wollene Strümpfe mit zu nehmen. Wenn es an einem Orte luſtig gegangen ſei, ſo hätte ſie noch nie gefroren, ſagte ſie. Viel Kaffeepulver nahm die Mutter mit, wie die Junge ſie auch auslachte und meinte, ſie wolle im Gurnigel beſſere Sachen haben, als Kaffee. Ein guter Kaffee, ſagte die Mutter, ſei immer die Hauptſache, und ſo an einem Ort verbrenne man ihn immer (ganz beſonders die Basler), man bekomme nie guten. Schmarotzen oder entleiben ſchicke ſich ihr auch nicht, und man ſei manchmal froh, wenn man für eine gute Bekannte ein gutes Tröpfli hätte. Statt ſo viel Kleider wollte ſie lieber eine friſchmelchige Kuh mitnehmen, von wegen des Rahms. Sie hätte manchmal gehört, dort ſei der Rahm noch ſchöner himmelblau als Eliſi's Tſchöpli. Als das Kiſtchen fort war, ward Uli faſt vergeſſen und es ärgerte ihn ſehr, wie Eliſi faſt nicht Zeit hatte, Leb wohl! zu ſagen, als er das Roß hielt, mit welchem Joggeli ſie nach Bern fahren wollte.

Als ſie fort waren, trat eine rechte Windſtille ein; es wohlete dabei ordentlich den Zurückgebliebenen. Uli konnte mit Vreneli reden, ohne daß er immer ringsum blicken mußte, ob nicht Eliſi hinter irgend einem Baum ihnen auflaure. Und obgleich Vreneli ziemlich trocken mit ihm war, ſo floh es doch nicht und brach die Rede nicht ſo kurz ab. Blos als einmal Uli es fragte, warum es ſo ſchlecht ausſehe, es dünke ihn, es hätte ſeit einiger Zeit viel gemagert, kehrte es ſich um und gab ihm keine Antwort. Uebrigens war es eine Freude, zu ſehen, wie es die Haushaltung machte. Das Ding ſchien faſt von ſelbſt zu gehen, wie eine Uhr. Es ſchien Uli, als könne er die Mägde nie ſo oft draußen brauchen, als jetzt, und doch ging Alles im Gleichen fort daheim. Vreneli rührte ſich aber, wie wenn es Räder unter den Füßen hätte; die Hände bewegten ſich flink, wenn ſchon der Mund ging, und wenn auch Mund und Hände im Gang waren, ſo konnte es noch an einem dritten Orte ſehen, was dort vorging. Es ſah mit den Augen ringsum und nicht nur in der Mitte und gerade hinaus. Dabei meinte es nicht, um eine rechte Hausmutter zu ſcheinen, müſſe es ſo recht unordentlich und wüſt daher kommen, um dann ſagen zu können, wenn man in Allem ſein müſſe, ſo könne man an den Werktagen nicht ſein wie am Sonntag. Vreneli war von den Leuten, welche, ſie mögen anrühren, was ſie wollen, immer ein ſauber und nett Ausſehen haben, während es hingegen Leute giebt, die, ſie mögen anwenden, wie ſie wollen, es nie dahin bringen, daß zwiſchen ihnen und einem Ofenwiſch ein merklicher Unterſchied iſt. Mit Fragen und unnützem Geklätſch wurde keine Zeit verloren. Es ſchien, als ob dem Mädchen, ſo bald es aufſtehe, das ganze Tagewerk klar und geordnet, wie Eins nach dem Andern kommen müſſe, vor Augen ſtehe, ſo daß es nie vergebene Gänge gab, man nie von ihm hörte: ich habe nicht geglaubt, ich habe nicht gemeint, ich habe nicht gedacht, wer wollte an Alles ſinnen können, das verfluchte Denken! Als Uli draußen und Vreneli drinnen nach ihrem Sinn unumſchränkt berichten, die Arbeiten in einander greifen ließen, einander in die Hände arbeiteten, ging Alles ſo wie gepfiffen, daß Joggeli brummte, es werde ihm ganz wunderlich dabei und es ginge ihm Alles ringsum. Er ſei froh, wenn ſeine Alte wieder komme, er frage dem nichts nach, wenn Alles ſo ginge wie geheit. So könne man ſich nie ordentlich beſinnen, was und wie man es machen wolle. Das mahne ihn daran, wie wenn man ohne Hemmſchuh im Galopp den Berg herunterfahren wolle; oder, wie wenn zwei in den neumodiſchen Tänzen, denen man Längmüs ſage, davon führen, wie wenn ſie Flügel hätten und in die Hölle fahren wollten.

Indeſſen war die Alte im Gurnigel, wo es dem Eliſi ganz beſonders wohl gefiel, wenn es ihr ſchon faſt die Füße abfrieren wollte bei dem kalten Sommer und ihren hoffährtigen Schuhen und Strümpfen. Peinvoll war ihr die Reiſe geweſen. Sie hatte ſich himmelblau angezogen in Bern, in Riggisberg kam es ihr in Sinn, ſie wolle ſich ſchwarz anziehen, ſchwarz ſcheine viel vornehmer. Die vornehmen Frauen kämen ja auch oft in ſchwarz-ſeidenen Kleidern. Der Kutſcher wollte aber die Koffer nicht abpacken, und fluchte es gar jämmerlich an: das hätte ihm noch kein vernünftiger Menſch zugemuthet, daß er in Riggisberg abpacke, und doch hätte er vornehmere Leute geführt, als er heute habe. Kurz, er that es nicht und Eliſi plärete bis hinauf, wo auf einmal die Kutſche hielt und ſie ausſteigen ſollte, um den ſteilen Weg hinauf zu Fuß zu gehen. Eliſi wollte nicht, wollte auch die Mutter aufreden: ſie hätten bezahlt, um zu fahren, und nicht, um zu laufen, und das ſei ein grober Stadtlümmel, und dem thäte es wohl, ſie hinauf zu fahren. Aber die Mutter war eine zu verſtändige Bäurin, als daß ſie vom Eliſi ſich meiſtern ließ. Ihr Leben lang ſei ſie nie einen ſolchen Berg hinauf gefahren, und die Roſſe vermöchten ſich deſſen nichts, daß der Kutſcher ein Lümmel ſei, ſagte ſie Eliſi. Sie ſtieg aus, drückte aber dem Kutſcher ein Trinkgeld in die Hand, daß er ihr Meitſchi fahren laſſe, es ſei ihm übel, und wandelte nun im Schweiße ihres Angeſichtes und mit ſchwerem Athem den Berg auf, oft ſtille ſtehend und ſchwer aufſeufzend.

Im Gurnigel war große Freude, als Eliſi ſo ſchön himmelblau zum Vorſchein kam. Die Frauen lächelten auf den Stockzähnen und mochten faſt nicht warten, bis die Ankömmlinge im Hauſe waren, um laut zu lachen. Sie mußten aber lange warten, denn da gab es viel auf- und abzupacken. Spazierende Herren lachten ungenirt, und einige mit Schnäuzen traten ganz nahe hinzu, ſtützten ſich mit beiden Händen, wenn nicht die eine den Schnauz drehte, auf ihre Stöcke, hielten ſich ſchön gerade, ließen die Aeugelein zu Zeiten martialiſch zwitzern, beugten ihre ſteifen Oberleiber einander ſeitwärts zu und machten unter ſchallendem Gelächter ihre deutſchen, welſchen und holländiſchen Bemerkungen.

Der Raum dieſes Büchleins, das ſchon viel größer geworden iſt, als es es im Sinne hatte, erlaubt es nicht, dieſe merkwürdige Badefahrt des Näheren zu beſchreiben; nur das Nothwendigſte ſei erlaubt, aufzuzeichnen. Eliſi machte Aufſehen im Gurnigel und war recht glücklich, ja wie im Himmel. Nur zwei Dinge waren ihr nicht recht. Sie konnte gar nicht leiden, daß ſie am Bürgertiſch aßen. Wenn nur eine Schneiderin da geweſen wäre, ſie hätte ſich auf der Stelle ſtädtiſch kleiden laſſen, hätte die Mutter im Stich gelaſſen und wäre an den Herrentiſch gezogen, wo die ländliche Tracht verbannt war. Eliſi ſagte der Mutter manchmal, ſie hätte gar keinen Appetit unter den groben Leuten, wo Niemand höflich ſei, Rückſichten habe für ſie, ein Jeder nur für ſich ſelbſt ſehe und eſſe, wie wenn die Andern nichts bekommen ſollten. Zweitens klagte ſie ſchwer, daß man des Morgens ſo früh aufſtehen mußte, um das Waſſer zu trinken. Die erſten Tage blieb Mademoiſelle im Bette. Als die Herren ſie aber fragten, warum ſie nicht komme, es ſei am Morgen ſo ſchön, zum Schwarzbrünnli zu gehen u. ſ. w., da wollte Eliſi dieſe Zeit nicht verſäumen und zwang ſich, aufzuſtehen. Aber es ging ſchwer genug, und die Mutter ſchwitzte oft mehr, als den erſten Tag den Berg auf, bis ſie Eliſi aus dem Bett, auf den Beinen und aus der Stube hatte. Die ganze männliche Welt gab ſich mehr oder weniger mit Eliſi ab, deſſen Bekanntſchaft man den erſten Tag beim Tanz gemacht hatte; tanzen war nämlich das, was Eliſi wahrſcheinlich am beſten konnte. So tanzte man nicht ungerne mit ihr und trieb dabei ſeinen Spaß mit ihr. Zuerſt meinten die Herren, Eliſi ſei eine der ſentimentalen Närrinnen, die ſich mit Bücher leſen abgeben. Sie fragten nach ihrer Lektüre, ob ſie den Klauren kenne und den Kotzebue, und den Kramer, nach dem Lafontaine und dem la Motte Fouqué und Andern, nach Eberhards Paſtetik und Stapfers Seufzern der Liebe. Aber ſie ſahen bald, daß ſie auf dem Holzweg ſeien. Eliſi las das ganze Jahr aus nichts; ſeit ſie in der Schule das Fragenbuch, im Welſchland die Grammaire, aus der Hand gelegt, hatte ſie vielleicht kein Buch mehr in die Hand genommen, kaum mehr den Kalender; ja es wäre zweifelhaft geweſen, ob ſie eine Zeile ohne Fehler hätte leſen können. Eliſi beſchäftigte ſich nur mit ihren Kleidern, ihrer Perſon, ihrem Eſſen, ihrem Heirathen, ſonſt mit Nichts. In die gelehrten Geſpräche trat ſie alſo nicht ein, und gab ſich nicht einmal den Schein, als ob ſie einen von den genannten Herren kenne: ſie war von dieſer Krankheit unangeſteckt. Die Herren waren einen Augenblick in Verlegenheit, als ſie mit dieſem ausgetretenen Thema nicht Glück machten. Sie ſchwadronirten hin und her, bis ſie endlich merkten, wie wohl das Rühmen bei Eliſi angehe. Das trieben ſie nun Anfangs auf die unverſchämteſte Weiſe, daß ihnen die Augen übergingen, Eliſi in Wonne ſchwamm, die nicht dumme Mutter aber manchmal ſagte: „Aber Meitſchi, wie magſt du dich doch mit dieſen abgeben? ſie halten dich nur zum Narren; glaub es mir doch, ich weiß auch noch, was Trumpf iſt. Wenn mir ehemals Einer ſolche Sachen geſagt hätte, wie ſie dir ſagen, ich hätte ihm eine Ohrfeige gegeben, daß er nicht mehr gewußt, ob er den Kopf noch hätte oder nicht."

Das Ding nahm aber eine etwas andere Farbe an, als man vernahm, das ſchwefelgelbe Ding ſei Erbin von wenigſtens 50,000 Gulden; man betrachtete es nun mit anderen Augen, und kriegte eine Art Reſpekt vor ihm. Fünfzigtauſend Gulden, Pardieu, ſind eine Kleinigkeit! Wenn die Herren beiſammen waren, ſo war der gleiche Spott da, und jeden Abend ging ein neu Geſchichtlein von Eliſi herum. Dem hatte ſie erzählt, wie viel Vorhemdchen ſie habe und wie viel Unterröcke; ein Anderer wußte, woher ſie ihr Riechwaſſer hätte kommen laſſen; ein Dritter brachte eine Krankheitsgeſchichte zum Vorſchein; ein Vierter war darüber gekommen, daß Eliſi nicht wußte, in welchem Lande ſie wohne. Wenn aber die Herren alleine waren, jeder für ſich, ſo dachte mancher an die 50,000 Gulden, ſtellte ſich vor den Spiegel, drehte den Schnauz, warf ſich forſche

Blicke zu und dachte: ein ſchöner Kerl ſei er noch, aber es ſei Zeit, daß er zu Etwas komme; machte ſich dann Pläne zu einem Feldzug auf die 50,000 Gulden. Hier im Gurnigel waren ihm zu viel Leute, bloß geben mochte er ſich nicht; ſpäter dann wollte er das Ding näher beſehen. Hier wollte er ſich unterdeſſen gut Spiel machen, Anknüpfungspunkte ſuchen ꝛc. Wenn ſie zu Eliſi kamen, ſo ſuchte nun Keiner ſie abſichtlich lächerlich zu machen, ſondern ſeine eigene Perſon ins rechte Licht zu ſtellen, ſich angenehm zu machen; redete vom Glück der Bekanntſchaft, vom Glück, ſie fortzuſetzen; wo man die Ehre hätte, ſie anzutreffen; ob es wohl erlaubt wäre, ihr einmal einen Beſuch zu machen; was Vater und Mutter wohl ſagen würden, wenn man einmal käme und ſie um eine Suppe bitten würde ꝛc. Eliſi ſchwamm im Glück. Hie und da wagte ſich Einer an die Mutter mit ſeinen Redensarten, erhielt aber gewöhnlich höchſtens ein zweiſylbig Wort zur Antwort. „Die Alte iſt ein Babi,“ ſagte er dann, ſo was man ſagt ein Baurenkloß. Die Mutter aber ſagte: „Wie magſt du doch auch ſolchen zuhören? das ſind mir doch die dümmſten Menſchen, die ich erlebt habe. So lange ich da bin, wiſſen die mich nichts Anderes zu fragen, als: ob ich nicht meine, daß es bald ſchön Wetter gebe, und ob wir ſchon geheuet hätten. Unſer Bub wäre witziger, er wüßte doch noch von etwas Anderem zu ſchwatzen, als vom Wetter und vom Heu. Solche Herren meinen doch, man ſei ſo dumm auf dem Lande, daß man von nichts zu reden wiſſe, als vom Wetter und vom Heu, die Affen!“ Während dieſe Herren in aller Ruhe ihre Pläne machten, in aller angewohnter Steifheit jeder ſich den Weg zu öffnen ſuchte für die Zukunft, in aller angebornen Selbſtgefälligkeit ſich dachten, das werde ſich ſchon machen, ohne zu preſſiren, verſtund es ein Anderer anders.

Es war ein Baumwollenhändler im Gurnigel, und zwar ein gruſam vornehmer. Er hatte zwar keinen Schnauz, aber er war mit Gold überhängt, und ſein Uhrenbehang läutete faſt wie Pferdeglocken, konnte tanzen wie der Teufel und ſchwatzen wie eine Elſter. Der wußte mit Mutter und

Tochter zu ſchwatzen, daß es ihnen wohl gefiel. Der Mutter wußte er von allen Arten von Baumwollenzeug und Garn zu reden, was gut und nicht gut ſei, daß ſie den Mund offen vergaß. „Wenn man immer einen Solchen bei ſich haben könnte, wenn man etwas kaufen wollte, das wäre kommod," ſagte die Mutter. Dann ſprach er, wie nebenbei, von ſeinen Geſchäften, wie ein großes Lager er habe, um wie viel Tauſende er hier eingekauft, um wie viel Tauſende dort: daß der guten Mutter ganz der Verſtand ſtille ſtund. Wenn der nicht grauſam reich ſei, oder einen Dukatenſch… habe, ſo begreife ſie nicht, woher er das Geld nehme, ſo viel zu kaufen, ſagte ſie. Sie ſeien auch reich, aber ſo viel Geld brächten ſie doch nicht ſo bald zuſammen, und zu leihen ſchäme man ſich, wenn man es ſchon bekäme. Mit Eliſi ſchwatzte er von ihren Kleidern und lobte den Stoff und die Farbe, wußte aber, wo man beides noch beſſer kriege; erbot ſich, ihr zu verſchreiben, was ſie wolle. Er garantire ihr, ſagte er, von ſolcher Qualität, wie er ſie zu bekommen wiſſe, hätte keine Rathsherrenfrau in Bern, und wenn ihm eine ſchon hundert Louisd'ors bieten würde, wenn er ihr auch verſchaffen wolle, er lachete ſie nur aus; was frag' er hundert Louisd'ors nach. Die Jungfer Eliſe müſſe die einzige ſein im ganzen Kanton, die ſolches Zeug trage. Die größte Freude hätte er über die Augen, welche die Töchter in Bern machen werden, wenn ſie ſolches Zeug ſehen würden, und es nicht bekommen könnten. Dann wußte er mit Eliſi vom Welſchland zu ſchwatzen, kannte alle Orte, wo ſie geweſen war, auf das Genauſte, wußte von deſſen Bekannten zu reden, wie wenn er ſie erſt heute verlaſſen, ſo daß Eliſi ſich nicht genug verwundern konnte, daß ſie ihn dort nie geſehen, nie angetroffen. Es war ihr bei dem Baumwollenhändler weitaus am heimeligſten, er beſaß ihr vollkommenes Vertrauen, aber die Schnänze gefielen ihr doch faſt noch beſſer. So viele ſchöne Herren, ſagte Eliſi, hätte ſie nie beiſammen geſehen, ſo lange ſie lebe, ſie gingen ſo gerade auf, der Teufel könnte ſie nicht krümmen; ja ſie glaube, man könne einen bei einem Bein nehmen und gerade ausſtrecken wie eine Ofengabel.

Der Baumwollenhändler war nicht dumm; er merkte das und wußte wohl, daß, wenn eine Spekulation einem vor die Füße fällt, man nicht Wochen lang ſich beſinnen darf, ob man ſie aufheben will oder nicht. Als es endlich wieder recht ſchön Wetter war, lud er Mutter und Tochter ein zu einer Partie nach Blumenſtein, ein zweiter Badeort in der Nähe des Gurnigels. Eiſi war das gleich recht; die Mutter machte Umſtände. Sie ginge nicht ungern einmal nach Blumenſtein, ſagte ſie, aber das gebe große Koſten; nur ſchon das Fuhrwerk ſei unverſchämt theuer. Wenn ſie eins von ihren ſechs Roſſen herpfeifen könnte, ſo wollte ſie nicht Nein ſagen. Das ſolle ihr keinen Kummer machen, ſagte der Einlader, das ſei eine Kleinigkeit, nicht der Rede werth. Es würde eine Schmach für ihn ſein, wenn ſie nur noch ein Wort davon reden würde. Die Freude für ihn ſei unendlich größer, als die Koſten. Aber ſie müſſe doch noch einmal davon anfangen, ſagte die Mutter, er möge ſagen, was er wolle. Sie wolle ſchon mit ihm fahren, die Koſten werden zwar nicht Alles zwingen; allein ihren Theil wolle ſie tragen. Als ſie ein junges Meitſchi geweſen, da hätte ſie Mancher zu Gaſt gehalten, ſie wolle es nicht läugnen; aber jetzt ſei ſie zu alt dazu, jetzt thue ſie es nicht mehr. Mein Baumwollenherr war nicht verlegen. Er lachte: das werde ſich ſchon machen; ſie ſolle nur kommen. Er wolle für ein Fuhrwerk ſorgen; ſie ſollten nur machen, daß ſie um acht Uhr bereit zur Abfahrt ſeien. Wenn ſie nur zur Tafel dort ſeien. Die dürften ſie nicht verſäumen; dort wiſſe man, was Kochen ſei. Hier meine man, wenn man Etwas in einen Topf werfe, Waſſer darauf ſchütte, Feuer darunter mache und das zuſammen kochen laſſe, bis die Eßglocke gehe, ſo heiße dieß kochen und die Gäſte müßten wohl daran leben, und doch ſei es manchmal ein Freſſen, das einem Magenweh machen müſſe.

Es war ein recht ſchöner Sonntag da oben im Lande. Die ſonſt etwas dunkle Gegend wurde durch die Sonne fröhlich, und ihre Einförmigkeit wurde ihr benommen durch die vielen Fuhrwerke, die vielen Wandelnden, die dem Gurnigel zueilten, oder ſonſt wohin. In leichtem, ſchönem Fuhrwerk mit ſchnellem Roſſe eilten ſie windſchnell durch das Thal nieder, funkelnd in köſtlichſtem Putze. Der Mutter ſchönſter Putz war das ſtrahlende Hemd auf der breiten Bruſt. Die Tochter dagegen hatte andere Dinge aufzuweiſen: Gold, Silber, Seide; doch dießmal nicht ſchwefelgelbe, ſondern ſchwarze, aber keine breite Bruſt; dafür aber war ihr Vorhemdchen geſtickt und hob ſich einer Brieftaſche ähnlich in die Höhe bis faſt zum Kinn. Der Herr vorauf ſtrahlte vor Vergnügen, glänzte in neuen Tüchern, mit gelben Handſchuhen und ſchwarzen Stiefelchen, hatte Kaſimirhoſen, ein ſeidenes Schnupftuch in der Taſche und fuhr wie Einer, der nie ein eigenes Roß in den Händen gehabt. Die Mutter hatte immer die Hand auf dem Schlage, als ob ſie ſich halten wolle, und machte allemal, wenn ſie an einem Fuhrwerk vorbei fuhren, das ängſtlichſte Geſicht. So ſei ſie nie gefahren, und doch hätten ſie gute Roſſe im Stall, ſagte die Mutter; aber ſie möchte es einem Roß nicht zu leid thun. Wenn ein Rad abginge, ſo fiele man ja davon, es wüßte kein Menſch, wie weit. Und beſonders bergab ſpränge er, es hätte keine Art; ſie möchte ihm kein Roß anvertrauen. Ein Roß ſei freilich kein Menſch; aber eben deßwegen, weil es ein Unvernünftiges ſei, ſo hätten die Menſchen den Verſtand, daß ſie ihm nicht mehr anmuthen ſollten, als es wohl erleiden möge. Es lachte der Baumwollenhändler gar ſehr über die altväteriſche Sorglichkeit der Mutter für ſein Roß, und er wußte eine Menge Heldenthaten zu erzählen, die er auf Koſten von Pferden verübt: wie geſchwind er hier und dort gefahren, und wie er ſo ein Roß zu handhaben wiſſe, wie Keiner. Viel von ſeines Vaters Roſſen wußte er auch zu erzählen, von Engeländern und Mecklenburgern. Er dachte, die wüßten es ja nicht, daß ſein Vater Baumwollenzeug in einer Schachtel im Lande herum getragen.

Im Fluge waren ſie im bekannten Blumenſtein, wo auf der Laube die zahlreichſten Gäſte den Beſuchern entgegen ſahen und ſie muſterten.

Es geht nun ſplendid zu in Blumenſtein. Der Baumwollenhändler ſpielt den Herrn vortrefflich, regiert und befiehlt, daß die Mutter ganz erſtaunt ſagt: dem ſehe man es an, daß er nicht zu Rüttigen daheim ſei; der könne beim Saker regieren wie ein General; einmal ſie dürfte nicht. Die Kellner kämen ja daher, daß ihrer eins ſich ſchämen müßte, und froh ſei, wenn ſie einen ruhig ließen. Bei Tiſche läßt man es ſich wohl ſein. Kein Wein iſt dem Herrn gut genug, er ſchimpft über jeden, auch der Neuenburger iſt nicht recht, obgleich Eliſi ſagt, er ſei viel beſſer als der des Bruders zu Sterligen, und der ſei doch auch gut geweſen. Er weiß ganz vortrefflich zu nöthigen, und ſeine Begleiterinnen trinken ein Glas mehr, als üblich, ohne daß ſie es merken.

Nach Tiſche geht das Tanzen an, und Eliſi fliegt dahin wie im Himmel. Nun will der Baumwollenhändler auch hinein. Er beginnt, ſich zärtlich zu machen; er drückt die Hände, Eliſi drückt wieder. Er macht ſeine Augen liebetrunken, Eliſi's werden zärtlich; er drückt Eliſi an ſich, Eliſi hilft nach. O wenn er doch ſein Lebtag nicht weiter von ihm wäre, ſagt er. Eliſi ſieht ihn an, was noch nachkomme? Er wollte, er hätte ſie nie geſehen, ſagte er. „Ihr ſeid ein Wüſter," ſagte Eliſi, und giebt ihm einen Stoß mit dem Ellbogen. „Ach Gott, was fange ich an, wenn ich fort muß? Ich ſchieße mir eine Piſtole vor den Kopf!" „Herrgott, ſagt Eliſi, das wollte ich nicht thun, etwas Dummes ſo!" „Wohl, das thue ich, ſagte er, auf **Parole d'honneur.**" „So laßt mich gehen, ſagt Eliſi, ich will nicht dabei und dann noch etwa Schuld ſein." „Ach! flötete der Baumwollenhändler, wenn ich hoffen dürfte," und drückte wieder; Eliſi ſah ihn wieder an und drückte auch. „Ach, wenn ich hoffen dürfte," ſagte er, und drückte. Da drückte Eliſi nicht, ſondern ſagte: „Ach, das iſt ein Gewäſch, ich kann mich gar nicht darauf verſtehen!" „Ach, ſagte er, wenn Ihr Herz redete, Sie würden mich verſtehen!“ „Etwas Dummes ſo habe ich mein Lebtag nicht gehört, man redet ja mit dem Maul und nicht mit dem Herz: wenn die auch noch reden wollten, wo wäre zuletzt nun Hören da?“ „Ach, ſeufzte er, Eliſe, Sie zerreißen grauſam mein Herz!“ „Etwas Dummes ſo, ich habe es ja noch nie angerührt, es wäre mir eine Kunſt geweſen, ſagte Eliſi. „Nun mag es koſten, was es will, und ſollte es das Leben ſein,“ rief der Baumwollenhändler pathetiſch aus, daß die Tanzenden alle auf ihn ſahen, „es muß heraus, Sie müſſen mich verſtehen: Eliſe, ich liebe Sie; ohne Sie gehe ich dem Teufel zu: wollen Sie mein ſein, mich glücklich machen mit Ihrer Hand?“ „Heirathen?“ fragte Eliſi, wieder zärtlich blickend, „ach geht mir, Ihr wollt mich nur zum Narren halten!“ „Ach Gott, nein, es iſt mein blutiger Ernſt!“ rief der Baumwollenhändler; „ohne Sie lebe ich nicht mehr bis zur Zurzacher Meſſe!“ „Ihr ſeid doch ein Uſtath, gleich ſo zu kommen, und ſolche Angſt zu machen, ſagte Eliſi zärtlich; könnt Ihr die Sache nicht auch verbringen manierlich und daß man ſie auch begreift?“ Das that nun auch der Baumwollenhändler, und Eliſi ſagte dem Ja, mit etwas ängſtlichem Zögern freilich, wenn es an die mit den Schnänzen dachte, die keine Krümmung machen würden, wenn man ſie bei einem Bein gerade aus hielte. Indeſſen dachte ſie: „Hätten ſie die Goſche aufgethan und zur rechten Zeit geredet; es geſchehe ihnen jetzt gar recht. Sie wolle nicht ein Narr ſein und jetzt noch länger warten und zuletzt zwiſchen Stühle und Bänke kommen.“ Uli blieb weit aus ihrem Sinn. Nun war auch der Baumwollenhändler im Himmel, tanzte, wie wenn er über den Stockhorn aus wollte, ließ Champagner kommen und ließ es flott gehen, daß es der Mutter, die ſich auch herbei gefunden, angſt und bange wurde. Sie begehrte fort und fragte Dieſen, Jenen, was ſie ſchuld ſeien? ſie wollten fort, und dabei überſchlug ſie immer, ob ſie wohl Geld genug bei ſich hätte; das gebe ein Konto, von dem wollte ſie Joggeli nichts ſagen. Aber die gute Frau fragte eine lange Stunde umſonſt. Immer hieß es: gleich! gleich! Aber Niemand ſtund ihr weiter Rede. Der helle Schweiß ſtund ihr endlich aus lauter Angſt auf der Stirne. Eliſi und der Händler thaten ſo dumm mit einander, daß ſie ſich ſchämte und ſich vornahm: dießmal wolle ſie dem Meitſchi doch die Sache ſagen; es möge dann heulen oder nicht, das ſei ihr gleich. „Was werden doch die Leute ſagen, dachte ſie, und meinen, was ich für eine Mutter ſei, daß mein Meitſchi Angeſichts meiner Augen ſich ſo aufführt?“

Endlich nach einer grauſamen Stunde hieß es: es ſei angeſpannt, abgeſchafft, ſie könnten fort. Jetzt dachte ſie, ſobald ſie einmal im Fuhrwerk ſitze, wolle ſie ihnen das Kapitel leſen, daß es eine Art hätte. Aber kaum hatte ſie dem Kellner, der das Thürchen zumachte, gedankt und Lebewohl geſagt, als es davon ging in ſauſendem Galopp und immer zu, immer zu, was ſie auch rufen mochte, er ſolle doch ſachte fahren, daß ſie endlich zornig ſagte: das ſei ihr doch ein Donners Sturm, mit dem fahre ſie ihr Lebtag nicht mehr. Wie im Hui waren ſie in Riggisberg. Dort ward gehalten, trotz allem Proteſtiren der Mutter: ſie hätte nichts nöthig; es ſei ihr nur, wenn ſie daheim wäre. Auf das Verlangen des Herrn wurden ſie in eine beſondere Stube geführt, trotz dem Proteſtiren der Mutter, die meinte, nicht länger als man bleiben könne, wäre es ihr wohler in der Gaſtſtube. Vom beſten Wein mußte gebracht werden, wenn ſchon die Mutter ſagte: „Du mein Gott, noch immer mehr Koſten!“ und: „wer ſoll den Wein trinken? Ich mag nicht, und es ſcheint mir, die Andern hätten auch genug.“ Als er gebracht ward, die Kellnerin ihn entſiegelt, mit den Händen aufeinander gefragt hatte: „Ihr werdet heute in Blumenſtein geweſen ſein? Es war gar ſchön Wetter! Es werden viele Leute dort geweſen ſein? Wir haben auch Leute gehabt, daß wir faſt nicht zu wehren wußten,“ dann mit raſcher Wendung nach einigem Räuſpern den Abzug genommen hatte, begann der Baumwollenhändler in wohlgeſetzter Rede: Sie möchte ihm doch ja ſeine Aufführung nicht übel nehmen, die Freude hätte ihn übernommen. Er ſei reich, habe ein gut Geſchäft, es hätte ihm nur eine Frau gefehlt, um glücklich zu ſein. Viele hätte er haben können, aber keine ſei ihm recht geweſen. Er habe nicht auf Geld geſehen und nicht auf Schönheit; er habe eine nach ſeinem Herzen geſucht, mit der er glücklich ſein könne. Erſt in ihrer Jungfer Tochter, der Jungfer Eliſe, habe er gefunden, was ſein Herz verlangt. Vom erſten Augenblick an, wo er ſie geſehen, ſei es ihm wie angethan geweſen: die oder keine! habe ſein Herz gerufen Tag und Nacht. Je länger, je mehr habe er gefühlt, daß er ohne ſie nicht mehr leben könne, und es endlich gewagt, ſie auf die heutige Partie einzuladen. Im Gurnigel, unter den vielen Leuten, hätte er es nicht wagen dürfen, ſeine Erklärung zu machen. Er hätte auch ſo faſt nicht dürfen, hätte ſein Herz in beide Hände nehmen müſſen, und doch erſt nach dem Eſſen und beim Tanzen die Jungfer Eliſe fragen dürfen: ob ſie ihn nicht verſchmähe, ob er glücklich oder unglücklich ſein ſolle in Zeit und Ewigkeit? Und meine liebe, theure Eliſe hat mich beglückt, hat meine Hand, mein Herz nicht verſchmäht! O, da habe ich gefühlt, was es heißt: der Himmel thue ſich einem auf! Aber ich bin nicht ruhig geweſen, es hat mich geplagt, bis ich auch der guten Mutter meiner theuren Eliſe meine Abſichten eröffnet, bis meine und meiner theuren Eliſe Bitten zu ihrem Herzen gedrungen, daß ſie mich als Sohn annehmen und mit dem Beſitz der unvergleichen Eliſe ſelig machen wolle ſchon hier auf Erden. — Der guten Mutter liefen die Thränen über die Backen während dieſer ſchönen Rede. Sie dachte bei ſich: ein ſolches gutes Herz habe ſie noch bei keinem Menſchen geſehen. Aber wunderlich müßte doch ſo ein Herr ſein. Sie müſſe ſagen, wenn Eliſi ſchon ihre Tochter ſei, zur Frau wäre es ihr zu wüſt und zu bös; aber in der Stadt ſei Alles gerade das Gegentheil, als auf dem Lande. Da fräſſen ſie ja auch Semmel und verachteten Kuchen. Als er endlich geendet hatte und ihre beiden Hände gefaßt hielt (knieen that er nicht von wegen der Kaſimirhoſen), war ſie in großer Verlegenheit, was ſie antworten ſollte. „He ja, ſagte ſie endlich, das ſei wohl gut und ſchön, aber er müßte den Vater fragen, der hätte zu befehlen, und was der ſagen werde, wiſſe ſie nicht; er ſei zuweilen ein wenig wunderlich. Es komme darauf an, in was für einer Laune er ſei und wie man es ihm beibringen könne. O, ſagte der Baumwollene, das mache ihm gar keinen Kummer, wenn es ihr recht ſei, ſie ein gutes Wort für ihn einlegen wolle. Sie ſolle nur Ja ſagen, ſo ſei ihm ſchon geholfen. „Aber Eliſe, kömmt und helft mir die gute Mutter bitten,“ ſagte er zu ſeiner holden Braut, die unterdeſſen gar emſig Mandeln gegeſſen und Haſelnüſſe aufgemacht hatte. Die gute Mutter war nicht unbarmherzig. Sie dachte an Uli, und wie auf dieſe Weiſe der Lärm ihr erſpart würde, daß die Tochter den Knecht heirathe. Der reiche Tochtermann mit ſeinem guten Mundſtück gefiel ihr wohl; indeſſen ſagte ſie bloß: He, darwider wollte ſie nicht ſein, wenn Eliſi nichts darwider habe, und kein Anderer ihm im Kopf ſei. Aber verſprechen könne ſie nichts, das müſſe der Mann machen, und dann müſſe man doch noch etwas genauer wiſſen, woher er ſei und was er wohl für Mittel hätte. Sie zweifle nicht daran, daß Alles ſo ſei, wie er ſage; aber es habe ſich ſchon Mancher für reich ausgegeben und nachher ſei man darüber gekommen, daß Alles lauter Lügenwerk geweſen. Und beſonders an ſolchen Orten, wie der Gurnigel auch eins ſei, gebe es gar allerlei Leute; da müſſe man wohl zuſehen, wem man traue. Sie denke immer an das Sprichwort: es gebe gar viel Beeren, allein es ſeien nicht alle Kirſchen. Da war der Baumwollenhändler ganz vergnügt und ſagte: O, wenn es nur das ſei, ſo ſei er glücklich und die Jungfer Eliſe ſein. Er wolle ſich ausweiſen, daß es eine Art hätte. Sie ſollte nur keinen Kummer haben, er mache ein Haus, wie es wenige gebe. Er hätte unter den reichſten Fabriktöchtern im Aargau ausleſen können und auch im St. Galler Lande. Man hätte ihm manchmal unter den Fuß gegeben, man möchte gerne ein Geſchäft der Art mit ihm machen. Aber er hätte ſie nicht verſieben wollen. Die Töchter dort ſeien ihm alle zu baumwollen geweſen. Er handle zwar mit Baumwolle, aber das müſſe er ſagen, die Töchter habe er lieber von Seide als von Baumwolle. Die Alte lachte gar herzlich, nahm einen guten Schluck und vergaß faſt das Preſſiren zum Heimfahren. Es ging nun langſamer das

Thal auf und der Herr ſchwatzte ganz traulich mit ſeinen Damen und erzählte ihnen von ſeinen Herrlichkeiten, ſeinen Einrichtungen, Geſchäften, Plänen, daß es der Mutter ganz wunderlich im Kopfe ward und es ihr manchmal ſchien, die Tannen höben die Füße und tanzten Langaus um ſie herum. Wenn es nicht ſo wäre, dachte ſie, ſo würde er es nicht ſagen, und alles Mißtrauen ſchwand. Sie konnte ſich nicht ſattſam an den Betrachtungen erlaben, wie das doch eine glückliche Badefahrt ſei und wie das ſich auch hätte treffen müſſen, daß Eliſi ſo Einen hier gefunden, der ſo reich ſei und gerade ſo eine Natur habe, welche akkurat nur Eliſi haben wolle und keine andere. In hundert Jahren, meinte ſie, hätte das vielleicht ſich nie ſo getroffen. Das Zeichen im Kalender wolle ſie ſich aber merken, in dem ſie die Badefahrt angetreten; das müſſe ihr ein vornehmes ſein, es nehme ſie doch Wunder, was für eines? Während die Alte ihre Betrachtungen machte, ſchätzelte der Herr mit der Jungen, wie es dieſer auch recht war. Die Zeit verrann auf dem langen Weg, ſie wußten nicht wie. Als ſie bald heim waren, ſagte Eliſi: ſie müßten aber droben von dem Allem, was heute vorgegangen, nichts ſagen; ſie begehrte nicht, daß die Herren es wüßten; ſie müßte ſonſt gar viel ausſtehen von ihnen. Möglicherweiſe dachte Eliſi, wenn's dem einen oder andern auch noch einfiele, mit ihr nach Blumenſtein zu fahren, ſo könnte ſie immer noch machen, was ſie wolle. Dem Baumwollenhändler war der Vorſchlag auch ganz recht, aber aus andern Gründen. Im Gurnigel konnte Manches bekannt ſein, was ihm nicht lieb war, und der Neid es leicht vor die unrechten Ohren bringen. Die Mutter meinte, das verſtehe ſich. Das würde einen ſchönen Lärm daheim abſetzen, wenn Joggeli vernähme, ſeine Tochter ſei eine Hochzeiterin im Gurnigel, und er wüßte nichts davon. Und ſo Etwas trage der Wind in einem Tag, man wiſſe es nicht, wie weit; beſonders wenn es Leute ſeien, auf die man ſehe und die nicht zum Pöbel gehörten. Die Mutter hatte nichts darwider, daß der Baumwollenhändler ſeine Eliſe zur guten Nacht noch herzlich küßte und that, als könne er faſt nicht von ihr laſſen.

Endlich ſagte die Mutter, es dünke ſie, es ſei genug, es ſei morgen auch noch ein Tag; es ſei hohe Zeit, wenn man etwas ſchlafen wolle. Aber trotz dem, daß die gute Mutter endlich im Bette war, konnte ſie doch nicht ſchlafen. Zuerſt zog ſie den Athem tief herauf, wie wenn es ihr leichter geworden wäre auf der Bruſt und Eliſi herab gefallen wäre. Dann dachte ſie, was Joggeli wohl ſagen werde? dießmal werde es ihm doch wohl recht ſein, was ſie gemacht, da jetzt Eliſi dem Knecht entronnen ſei. Sie konnte aber auch nicht umhin, an Uli zu denken, was der ſagen und machen werde? Es iſt ihm nicht übel gegangen, dachte ſie zuweilen, er wird wohl noch etwas finden, das ſich beſſer für ihn ſchickt, als Eliſi. Dann dachte ſie an die Mitgabe, ließ alle Bettſtücke, alle Ziechen, alle Leintücher, die zu dieſem Zwecke gemacht bereit lagen, die Muſterung paſſiren; zählte alle Stücke Leinwand, die ſie noch ganz hatte, auf, und ſann und ſann, ob ſie alle hinreichten, die Ausſteuer ſo zu vervollſtändigen, daß ſie für eine reiche Herrenfrau paſſe. Und endlich gingen ihr noch alle Strangen Garn, die vorräthig waren, an den Augen vorüber, ſonderten ſich zu dieſer und jener Beſtimmung, wanderten zu dieſem, jenem Weber, je nachdem es Tiſchzeug oder Bettzeug oder Leinwand für Hemder oder Schnupftücher geben ſollte. Endlich ob dem Rechnen mit den Webern kam der gute Schlaf und ließ die gute Mutter nicht aus den Armen, bis die Sonne hoch am Himmel ſtund.

In wenig Tagen lief der Aufenthalt im Gurnigel zu Ende. Der Baumwollenhändler leuchtete wie ein Siegesheld; bei der Mutter wechſelten Sorgen mit mütterlicher Freude. Eliſi aber war während der ganzen übrigen Zeit in beſtändigen Zweifeln begriffen: ob ſie es mit dieſem oder jenem Schnauz nicht noch beſſer gemacht und ob ſie nicht hätte warten ſollen, bis ſie fort wären, bis keiner etwas geſagt, um das Jawort zu geben. Indeſſen tröſtete ſie ſich damit, daß im gegebenen Fall noch nichts Schriftliches vorhanden ſei, ſo daß ſie noch immer machen könne, was ſie wolle. Dieſe Bedenken ließen ſie nicht zum reinen Genuſſe ihres Glückes kommen. Am Tage vor ihrer Abreiſe ward Eliſi nicht müde, allen Leuten zu ſagen: morgen früh um ſechſe reiſ'ten ſie ab; und dann ging ſie ſpazieren nach jedem einſamen Winkel hin. Dann ſchwebte der Baumwollenhändler hinter ihr drein, wie eine Bremſe hinter einem Pferde, und wollte zärtlich thun im Verborgenen. Aber Eliſi fand, der Wind gehe kalt, und ſteuerte wieder dem Hauſe zu. Kaum dort, ſtrich ſie ſich zu einer andern Thüre aus wiederum ſpazieren. Horch! was ſäuſelt hinter ihr drein: iſt's ein Schnauz, in dem der Wind weht? Ach nein, es iſt der Baumwollenhändler, der Staub von dem Aermel bläſ't und dem Eliſi nachſchießt, wie eine hungrige Fliege einem Suppenteller. Da klagt Eliſi über den Wetterluft, der ihr gehe durch Mark und Bein, und ſegelt wiederum dem Hauſe zu. Endlich am Abend, als Niemand mit ihr ſpazieren gehen wollte, als man nur ſo in allgemeinen Redensarten, die ſie kaum verſtund, ſein Weggehen bedauerte, dachte ſie, Einer ſei beſſer als Keiner, und es kam zu einem zärtlichen Abſchied und näherer Abrede in ihrer Kammer oder Stube.

Endlich hatten ſie den Gurnigel im Rücken und die Mutter meinte: Sie wollte, ihr Herz wäre ſo leicht wie ihr Geldſäckel! „Joggeli wird die Augen aufreißen, wenn er ſieht, wie er die Schwindſucht gekriegt hat. Doch das macht mir wenig, wenn ihm nur das Andere recht iſt. Und was wird Uli ſagen? Es macht mir einen rechten Kummer, heim zu gehen.“ „Mir nicht,“ ſagte Eliſi. „Was wird der Vater ſagen? Er wird brummen und räſonniren und wird mich machen laſſen. Und was frage ich Uli nach? er iſt nur der Knecht. (Die Mutter wußte aber nicht, was Eliſi und Uli Alles verhandelt hatten und wie ſie eigentlich zuſammen ſtunden, ſondern bloß, daß ſie einander ſüße Augen machten.) Er iſt ein Thor geweſen zu glauben, er bekomme eine Bauerntochter, die etwas Beſſeres wiſſe.“ Aber Eliſi's Herz wurde doch ſchwer. Es kam die Eiferſucht und ſpiegelte ihr nun vor Augen, was ihr Baumwollenhändler Alles treiben werde, wenn ſie fort ſei. Alle Mägde, alle weiblichen Gäſte gingen vor ihren Augen vorüber, und die Neugierde und die Angſt tödteten ſie faſt, was er wohl mit allen dieſen anfangen und was er ihnen ſagen werde. Wenn die Mutter nicht Meiſter geweſen wäre, ſie wäre umgekehrt und hätte in irgend einer Verkleidung den Verlobten beobachtet.

Sie wiſſe nicht, ſagte die Mutter, wie ſie es machen wolle, ob ſie es dem Vater gleich ſagen, oder warten wolle, bis der Bräutigam komme. Sie wollte, es wäre vorbei. Am Kummer der Mutter nahm Eliſi keinen Theil; es dünkte ſie, ſie gäbe alles Geld, welches ſie hätte, wenn ſie nur wieder im Gurnigel wäre; ja ſie plärete endlich und ſagte: ſie ſtehe es nicht aus, ſo lang von ihm fort zu ſein! Eliſi plärete bis zum Bären in Bern, wo die Wirthin gar theilnehmend ſich bewies mit Hoffmannstropfen und vielen Fragen. Es beſſerte Eliſi nicht, bis die Mutter ſagte, ſie müſſe doch noch etwas in der Stadt herum. Sie ſei lange fort geweſen, und wenn ſie nicht auch einige Geſchenkle kramete und mitbrächte, ſo ginge es übel. Es gruſe ihr freilich, ſagte ſie, ſie hätte Geld gebraucht, es ſei eine Schande: ſie hätte nicht von weitem an ſo viel gedacht. Wenn ſie etwa nöthig hätte, ſagte die Wirthin, ſo ſolle ſie es nur ſagen, es ſtehe ihr zu Dienſten, ſo viel ſie wolle; ſie wiſſe wohl, wie das gehen könne. Nein, ſagte die Bäurin, ſo ſchlecht ſtehe es doch noch nicht. Sie hätte da noch etwas in einem Säckeli für die Noth. Sie hätte freilich gemeint, ſie wolle es nicht angreifen. Nun wollte Eliſi auch mit, ſie wußte wohl, warum. Die Mutter wollte erſt nur für die Hauptperſonen etwas kramen. Aber wenn ſie für dieſe Perſon gekramet hatte, ſo dauerte ſie jene, wenn ſie nichts bekäme; und hatte ſie für dieſe etwas, ſo kam ihr eine dritte in den Sinn, und als ſie einmal über die Hälfte aus war, ſo dünkte es ſie, es wäre wüſt von ihr, wenn ſie nicht für Alle Etwas hätte. Sie möge die mißvergnügten Geſichter nicht ſehen, ſagte ſie, die ſeien ihr verſtümeret zuwider. Sie mußte das Reſerve-Säckeli zur Hand nehmen, mußte Geld daraus nehmen, und zwar viel, denn Eliſi wollte zuletzt auch noch Etwas. Sie konnte Niemand kramen ſehen, wenn ſie nicht den beſſern Theil davon bekam. Aber je mehr die Mutter daraus nahm, deſto leichter ging es ihr: „Ein wenig mehr, ein wenig minder, gebe jetzt in Einem zu, dachte ſie, und Niemand wiſſe, wann ſie wieder einmal von Hauſe käme!“ Sie hatten faſt nicht Platz in ihrem Chaischen, als ſie heim fuhren, und mußten ſo übel ſitzen, daß Eliſi ein über das andere Mal balgete, die Mutter hätte nicht ſo viel zu kaufen braucht; man könne ja gar nicht ſein.

Es war ein ſchöner Abend, als ſie heim fuhren. Bei jedem Schritt, den das Roß that, wohlete es der Mutter. Wenn nur das Narrenwerk nicht wäre: ſie könnte nicht ſagen, wie froh ſie wäre, heim zu kommen. Solche Betten, wie ſie daheim hätten, hätte man doch im Gurnigel nicht, wenn es ſchon Herrenbetten ſein ſollten. Wenn ſie nicht immer noch das Mieder und den Unterrock auf das Bett gethan hätte, ſie glaube, ſie wäre erfroren und käme nicht lebendig heim.

Sie hatte faſt nicht Augen genug, nach Allem zu ſehen, nach jedem Kohlplatz, jedem Flachsplatz, nach den Kirſch- und Apfelbäumen. Alle Augenblicke ſagte ſie zu Eliſi: „Sieh, die fangen ſchon an, Flachs zu ziehen: dort ſind doch ſchlechte Bohnen!“ Aber Eliſi nahm ſich nicht die Mühe, aufzuſehen, ſondern ſagte: „Sieh, wie mein himmelblau Tſchöpli ausgeſchoſſen iſt; ich darf es nicht mehr tragen, als bloß ſo daheim herum.“ „Es nimmt mich doch Wunder, ſagte die Mutter, ob ſie wohl den Kohl begoſſen haben?“ Dann mußte der Knecht Antwort geben, und auf das Genauſte wurde er über Alles examinirt. Je näher ſie ihrem Hauſe kam, deſto mehr that ſie die Augen auf, zu ſehen, wie Alles ſtehe, und alle Augenblicke nahm es ſie Wunder: ob ſie nicht mehr Gras hätten, als dort ſei, auch ſo viel Brand im Korn, auch ſo ſchönen Hanf. „Sieh, ſieh, ſagte ſie endlich, dort ſieht man unſern Kirchthurm, jetzt ſind wir in einer Viertelſtunde daheim.“ Als ſie den erſten bekannten Menſchen ſah, lachte ihr das Herz im Leibe und ſie ſagte: „Wenn ich gewußt hätte, daß wir den zuerſt antreffen würden, ich hätte ihm auch Etwas gekramet. Wenn ich noch einmal ſo lang fort ſollte, was aber, ſo Gotts Will iſt, nicht mehr geſchehen wird, ſo kaufe ich Etwas, um es dem erſten bekannten Menſchen zu geben, der mir beim Heimfahren begegnet.“ Endlich bogen ſie ein gegen ihr Gut. Vor Verlangen hielt ſich die Mutter am Querholze, woran die lederne Fußdecke befeſtigt war, und eine Bemerkung nach der andern über jeden Baum und jeden Platz entrann ihr unwillkürlich, und daß die Sperlinge in den Erbſen ſeien, beſchäftigte ſie ſo, daß ſie es faſt nicht merkte, als ſie zum Hauſe fuhren. Dort kam aus der Küche Vreneli geſprungen, aus dem Futtergang Uli und am Stecken unter dem Dache ſtand Joggeli. Er ſah doch ſeine Mutter gerne wieder kommen, wenn er es ſchon nicht ſagte. Schon lange hatte die Mutter die Hand am Fußſack gehabt, wollte ihn jetzt abheben, allein er ſteckte ſich, Uli mußte ihn emporreißen. „So, ſagte die Mutter, aber vergiß doch recht nicht, morgen eine Vogelſcheuche in die Erbſen zu ſtellen, die Sperlinge machen ihnen ſonſt viel zu wüſt.“ Drunten gab ſie Vreneli die Hand und ſagte freundlich: „Iſt Alles gut gegangen und haſt gut Sorg getragen zu Allem?“ Dann eilte ſie, nachdem ſie die Schürze glatt geſtrichen, dem Joggeli zu, ſtreckte ihm ſchon von weitem die Hand dar und ſagte: „Gottwilche! Wie iſt es dir gegangen? Ich bin doch ſo froh, daß ich wieder daheim bin; ſo bald bringt mich Niemand mehr fort.“ Uli hatte Eliſi herausgehoben, und das hatte ihm guten Abend gewünſcht und geſagt, er ſolle ſachte machen beim Auspacken und die Sachen hineinbringen, ſie müßten ausgepackt ſein, damit ſie nicht Falten kriegten. Drinnen war der Kaffee ſchon bereit, und die Mutter konnte nicht genug rühmen, wie gut er ſei. Wenn man ſchon meine, man habe den beſten Kaffee, ſo fehle der Rahm, und der ſei doch die Hauptſache im Kaffee. Es hätte ſie manchmal dünkt, ſie wollte gerne die feinen Gerichte alle geben für ein Tröpfchen guten Kaffee. „Gieb mir noch ein Kacheli, ſagte ſie zu Vreneli, alle guten Ding ſind drei; es dünkt mich, ich könne gar nicht aufhören.“ Dann rühmte ſie auch das Brot und den Käs und erklärte endlich: es ſei doch Alles nichts gegen daheim. Wenn man ſchon manchmal auch Etwas zu klagen habe, es iſt einem doch immer am wohlſten daheim. Sie konnte nicht ſatt werden, zu erzählen, was ſie alles geſehen und wie wohl es ihr jetzt ſei.

Capitel 22.

Von innern Kriegen, welche man mit einer Verlobung beendigen will.

Als Eliſi wieder kam, hatte Uli ungefähr das Gefühl, wie wenn auf einmal eine Wolke vor die Sonne kömmt, oder wie es einem iſt, wenn mitten in traulichem Geſpräch eine Perſon, vor der man ſich in Acht nehmen muß, in die Stube tritt. Und doch ſah er in Eliſi ſein Glück heimkommen, freute ſich ihrer und es nahm ihn Wunder, wie lange er jetzt wohl noch warten müſſe. Sonderbar ſchien es ihm, daß Eliſi dieſen Abend nicht aus dem Hauſe kam, ihn nicht beim Brunnen, nicht im Stall, nicht im hintern Gange bei den Schweinſtällen ſuchte. Er grämte ſich aber darüber nicht, ſondern dachte, es werde ihr etwas Wunderliches durch den Kopf gefahren ſein, ſie werde aber ſchon wieder zufrieden werden, und ſchlief getröſtet ein.

Drinnen aber ward nicht ſo bald Ruhe.

Die Mutter hatte den ganzen Abend erzählt und Joggeli Bericht geben müſſen über Alles; denn er war auch ſchon im Gurnigel geweſen. Eins aber hatte ſie noch nicht geſagt, und wenn ſie auch von allen Perſonen redete, die ſie droben angetroffen, der Baumwollenhändler kam nicht über ihre Zunge. Joggeli war lange nicht ſo theilnehmend geweſen, hatte lange nicht ſo ohne Brummen zugehört, daß es ſie dünkte, ſie könne ihm nichts verheimlichen, ſie müſſe ihm das Größte und das Kleinſte beichten. Beſonders als ſie unter dem heimeligen Deckbett ſo behaglich ſich ſtreckte und es ihr ſo wohl ward in ihrem warmen wohlbekannten Bette, ſchien es ihr eine eigentliche Sünde, wenn ſie ihm nicht Alles ſage. „Hör, ſagte ſie, ich muß dir noch Etwas ſagen, ich kann ſonſt nicht ruhig ſchlafen, es kömmt mir ſonſt vor in der Nacht." „Was wird das etwa ſein, ſagte Joggeli, haſt du das Geld alles gebraucht?" „Faſt, ſagte ſie, aber wenn es nur das wäre, ſo machte es nichts; es iſt etwas ganz Anderes, ich darf es faſt nicht ſagen." Endlich nahm ſie das Herz zuſammen und ſagte: „So ſtehts: Eliſi hat Einen, und der wird die nächſten Tage kommen und es dir abfordern, es mit dir richtig machen; zwiſchen ihnen iſt ſchon Alles ausgemacht und richtig." „Das wär mir der Teufel, fuhr Joggeli auf, da will ich auch noch dabei ſein, aus der Sache wird nichts. Was würde der Johannes für einen Lärm anfangen! er ſchlüge Allen die Beine ab. Und was würde Uli ſagen? Der liefe mir fort, und wie ſollte ich dann bauren? Einen Knecht wie Uli bekomme ich nicht wieder. Wegen Eliſi bleibt er da, ſchlägt nicht mit dem Lohn auf; ich habe das ſchon lang gemerkt." „Willſt du denn den Knecht zum Tochtermann?" fragte die Mutter. „Bewahre, ſagte Joggeli, für das begehre ich ihn nicht. Aber ſo lange er ein Auge auf Eliſi hat, bleibt er da; während der Zeit ſind wir wohl, und vielleicht ſterbe ich unterdeſſen, und was frag ich dann dem nach, wie es nachher geht, wenn ich nicht mehr da bin? Ich glaube nicht, daß Eliſi den Uli nimmt, wenn es ihm Niemand wehrt; es iſt zu hochmüthig. Was will doch auch eine ſolche Gränne heirathen?" „Es iſt aber doch ſo, ſagte die Mutter, und gerade ſolche ſetzten am meiſten an, und man wiſſe zuletzt nicht, was es Dumms geben könnte. Jetzt habe ſie einen reichen Herrn an der Hand, ſo gut mache ſie es ihr Lebtag nicht mehr und er werde doch nicht vor dieſem Glück ſein wollen." „Was, noch gar einen Herrn! ſagte Joggeli. Das wird mir ein ſchöner Hallunke ſein und ein Hungerleider. Ein rechter Herr ließe ſich nicht hinter eine ſolche Gränne. Das ſind nur ſo die Ausgepeitſchten, welche Niemand will, und die nichts mehr zu beißen und zu brechen haben." „Potz Tüfel, nein," ſagte die Mutter, und zählte ihre Beweisthümer für den Reichthum des zukünftigen Tochtermanns her: wie er Geld habe, und Geſchäfte mache. „Gelogen iſt bald viel, ſagte Joggeli. Wenn er ſo reich iſt, ſo muß er ein Narr ſein, daß er ſo ein Schlärpli will, nicht recht im Kopf, er würde ſonſt auf eine Hübſchere ſehen und auf eine, mit der mehr iſt, als mit unſerem Eliſi, die nicht einmal weiß, wie man einer Katze das Freſſen hinſtellt, geſchweige denn, wie man es kocht.“

„Botz Tüfel, nein, ſagte die Mutter, er iſt der Geſcheiteſte, der im Gurnigel geweſen iſt; er hat gewußt, woher man die Baumwolle hat, und wie man daraus das Zeug macht, und was für ein Unterſchied iſt zwiſchen der Langenthaler Elle und der Berner Elle. Das hat mir noch nie Jemand können ſo begreiflich auslegen, wie er. Und vom Weben hat er mir berichten können, die Augen ſind mir faſt übergelaufen. Wohl, unſern Webern will ich jetzt anders aufpaſſen! Da iſt er ein ganz Anderer geweſen, als die Stöcke von Bern, die Officierer, wo nichts gewußt, als den Schnauz zu drehen, den Stock unter den Arm zu nehmen und zu ſagen: es ſcheint mir, die Sonne wolle ſich heute doch noch zeigen:‘ „Und ſei er einer, wie er wolle, ſagte Joggeli, ſo iſt er ein Herr, und einem Herrn gebe ich Eliſi nicht. Wenn es noch ein Bauernſohn wäre, ſo wollte ich nichts ſagen. Der könnte zu uns kommen, den Hof übernehmen pachtweiſe; dem brauchte man nichts heraus zu geben und Uli könnte dann meinethalb gehen, wohin er wollte. Aber ſo einen Herrn begehre ich nicht auf den Hof; lieber wollte ich gehn und betteln. Der wird eine Eheſteuer wollen, und keine kleine. Ich weiß wohl, wie es die Herren haben; die markten ſchon unter einander um die Eheſteuer, wie Metzger um Kälber; wenn ſie dann erſt einen Bauer unter die Finger kriegen, ſo meinen ſie, man könne ihnen nicht Geld genug geben für die Ehre, ihnen den Hunger ſtillen zu können. Sie meinen, je unverſchämter ſie gegen einen Bauern ſeien, für um ſo höflicher ſehe er es an. Er hätte ſchon dem Johannes helfen müſſen, daß er gefürchtet, die Schwindſucht komme über ihn: wenn er nun noch ſo einem Herrn eine Eheſteuer geben müſſe, ſo werden ſeine Kapitale an einem kleinen Ort Platz haben, und vom Hofe könnten ſie nicht leben, es müßte dann anders gehen. Wenn man ſo alt ſei, ſo gewöhne man ſich aber nicht gerne anders, und habe noch böſe in den alten Tagen. Das hätte ſie ſinnen ſollen, ſie wäre witzig genug dafür geweſen. Aber wenn eine Frau etwas von einer Heirath rieche, ſo ſei ihr nicht mehr zu helfen, und es ſei gerade, wie wenn der Teufel in ſie gefahren wäre.“

„Du biſt immer der Wüſteſt, ſagte die Mutter. Ich vermag mich deſſen nichts, ſie hatten es unter ſich ausgemacht, ehe ſie mir etwas geſagt, und wenn es dir nicht recht iſt, ſo mache es mit Eliſi aus; du kannſt dann erfahren, was die thun wird.“ Das ſei ihm kommod, ſagte Joggeli, erſt die Sache anfangen und dann nichts davon wollen. Er wolle ſich darein nicht miſchen, aber er ſage ihr, er wolle nichts davon. Sie könne ſeinethalb ſehen, wie ſie wieder abſage. Er hätte ſchon gehört, ſagte ſie, ſie ſei an der Sache nicht ſchuld und er ſei der Vater, und wenn er nicht wolle, ſo könne er den ganzen Handel zerſtören und nicht immer nur die Fauſt im Sack machen und ſie hineinſtoßen. Diesmal wolle ſie nichts davon. Gut Nacht, ſchlaf wohl! Aber weder ſie noch Joggeli ſchliefen bald und wohl. Nicht weit von da war ein ander Geſpräch. Meiſt theilten Eliſi und Vreneli das Schlafgemach, wenn es Eliſi nicht in Sinn kam, die Vornehme zu machen und in's Stöckli zu gehen, wo ſie allerdings ein ſehr ſchön ausgeputztes Zimmer hatte. Kaum waren ſie diesmal in ihrem Stübchen, ſo fing Eliſi an: „Jä, jä, wenn du etwas wüßteſt! aber das ſage ich dir nicht, das brauchſt du noch nicht zu wiſſen.“ Vreneli meinte, es ſei von einem neuen Tſchöpli die Rede oder einem neuen Mieder, und gab ſich zum Errathen nicht viele Mühe. Aber in allen möglichen Redeformen forderte Eliſi das Vreneli zum Errathen auf, bis das Letztere endlich ſagte: Es hätte jetzt des Geſchwätzes genug; entweder ſolle ſie ſchweigen oder ſagen, was ſie habe. „Was ſagſt du, ſagte Eliſi endlich, wenn Einer kömmt in einer ſchönen Chaiſe und mich will?“ „Was wollte ich dazu ſagen? ſagte Vreneli; frag du Uli, was der dazu ſagt.“ „Den hab ich nicht zu fragen und der hat mir nicht zu befehlen; du kannſt ihn meinethalb jetzt haben, ihr werdet ohnehin die Köpfe brav zuſammengeſteckt haben, während ich fort geweſen bin, ſagte Eliſi. Aber es iſt mir jetzt gleich, was frag ich einem Knecht nach, und wär' er noch einmal ſo hübſch; mache jetzt, daß du ihn kriegſt, du haſt doch ſchon lange um ihn nöthlich gethan; ich habe jetzt einen Andern." „Schäme dich, ſagte Vreneli, ſo etwas zu ſagen. Sag, wann bin ich dem Mannenvolk nachgelaufen, Knechten oder Anderen? Sag's doch, wenn du kannſt. Wenn ich ſchon keine reiche Tochter bin, ſo hätte ich mich doch geſchämt. Ich habe nie Einen gelockt, bin nie ſo anläßig an Einem herumgeſtrichen, und laſſe mir daher nichts dergleichen vorhalten, am wenigſten von dir. Behalte, was du haſt, ich begehre nichts davon, weder deinen Uli noch etwas Anderes." „Meinen Uli! Ich habe keinen Uli, was geht mich unſer Knecht an? Haſt nicht gehört? ich habe einen Andern, und bin mit ihm verſprochen. Ach, ſo einen Schönen, ſo einen Reichen haſt du wohl noch nie geſehen! Er kommt die nächſten Tage, da wirſt du die Augen aufthun!" „Rede doch nicht ſo dumm, ſagte Vreneli. Glaubſt, du könneſt mich zum Narren halten? Glaubſt du, ich wiſſe nicht, daß du mit dem Uli verſprochen biſt?" „Schweig mir doch mit deinem Tüfels-Uli! Haſt du nicht gehört, daß ich nichts von ihm will? es iſt mir ja nie Ernſt geweſen. Ach nein, einen ſo Schönen und Reichen haſt du ſicher nicht geſehen. Ich gehe dann mit ihm in die Stadt, laſſe mich anders kleiden. Was man dann von meiner bäuriſchen Kleidung nicht mehr brauchen kann, ſollſt du Alles haben." „Schweig doch mit deinem Geplapper, ſagte Vreneli, ich merke dich ſchon. Ich ſoll dir nur Etwas über Uli ſagen und dir glauben mit dem Andern, daß du es dann morgen Uli ſagen kannſt und Streit anſtellen: ich kenne dich." „Du machſt mich bald böſe, daß du meinſt, es ſei nicht wahr, ſagte Eliſi. Wir wollen die Mutter fragen; die wird dir ſagen, ob es wahr iſt oder nicht." „Aber und Uli? fragte Vreneli. Was willſt du denn mit dem?" „Was geht mich Uli an? ſagte Eliſi; du haſt's ſchon gehört. Es wäre doch bös, wenn man einen Jeden, den man angeſehen hat, gleich heirathen müßte." „Aber du haſt nicht blos ihn angeſehen, du haſt ihm vom

Heirathen geſagt und es verſprochen," antwortete Vreneli. „Warum hat es der Narr geglaubt? was kann ich dafür? Es halten ſo viele Burſche Mädchen zum beſten; es wird doch wohl auch erlaubt ſein, daß hie und da ein Mädchen einen Buben zum Narren halt." „Du biſt ein Unflath," ſagte Vreneli, zog das Deckbett über die Ohren, gab keine Antwort mehr, was Eliſi auch noch plaudern mochte.

Am folgenden Morgen war Waffenſtillſtand, keine der ſtreitenden Partien ließ ſich mit der andern ein. Die Mutter ging umher, jedem Hausgenoſſen ihren Kram insgeheim abzugeben, und verbot jedem, denſelben den andern zu zeigen, ſie könnten ſonſt eiferſüchtig werden — und nach einer Stunde wußte ein jeder, was die andern empfangen, und manch ſaures Geſicht entſtand, manch Stichwort wurde gewechſelt; denn beim beſten Willen, es Allen zu treffen, iſt es doch unmöglich. Eliſi packte aus und verkehrte dabei viel mit den Mägden, die ihr alle Augenblicke Handbietung leiſten mußten. Nachdem ſie ihnen Alles gezeigt, was ſie heim gebracht, verfiel ſie in ihre verblümte Redeweiſe und gab zu verſtehen, daß ſie bald noch etwas viel Köſtlicheres, Schöneres zu ſehen kriegten, welches Eliſi im Gurnigel ſich erworben. Sie redete mit ihnen ſo verblümt, daß ſie die Wahrheit mit geſchloſſenen Augen greifen konnten, und in einigen Stunden wußte das ganze Hausperſonal: Eliſi hätte Einen, einen reichen und vornehmen, und von Uli wolle ſie nichts mehr wiſſen.

Dieſer hatte arglos ſeine Arbeit gemacht, den Nachmittag in der Schmiede zugebracht, wo er Pferde beſchlagen ließ. Abends heim kommend ſah er allerlei Geſichter, hörte hier muckeln, dort muckeln, und wenn er dazu kam, ſo ſchwieg man, ging aus einander. Allerlei Blicken begegnete er, ſpöttiſchen, mitleidigen ꝛc. Es dünkte ihn, die Mutter und Vreneli ſeien nie ſo freundlich gegen ihn geweſen; hingegen that Eliſi, als ſehe ſie ihn nicht, und wich ihm abſichtlich aus. Er wußte nicht, was das zu bedeuten hatte; erſt am Abend, als er zu Bette ging, fragte er den Buben, der in ſeinem Stübchen ſchlief und der ſehr an ihm hing, weil er ihn menſchlich behandelte, was es gegeben habe hier; es mache alles ſo wunderliche Geſichter. Er dürfe es ihm faſt nicht ſagen, ſagte der Bube; er wiſſe übrigens auch nicht, ob es wahr ſei. Uli wollte es wiſſen, und da ſagte der Bube, es heiße, Eliſi hätte einen Bräutigam, der werde die nächſten Tage kommen, ein gar grauſam reicher und ſchöner, und von Uli wolle ſie nichts mehr wiſſen. Uli fragte, woher das gekommen ſei? Der Knabe ſagte, er wiſſe es nicht beſtimmt, aber es heiße, Eliſi ſelbſt habe es den Mägden gerühmt und dieſe es weiter geſagt. Etwas müſſe ſein, der Meiſter mache ein gar bös Geſicht und habe den ganzen Tag zu der Meiſterfrau kein Wort geſagt, auch hätten ſie geſtern im Bette lange ſtark mit einander geredet.

Das traf Uli hart, er konnte es faſt nicht glauben; ſo ſchlecht konnte Eliſi nicht ſein, dachte er: habe ſie ihm nicht das geſagt, jenes verheißen, und ſei ſie es nicht geweſen, welche ihn geſucht, ihn gewollt? Dann aber fielen ihm die Zögerungen auf, das Hinhalten, das gegenwärtig Betragen. Und doch, dachte er, könnte ſie ihn nicht ſo zum Narren halten, das wäre ja ſchlecht, und ſchlecht ſei doch Eliſi nicht, wenn ſie auch nicht die Beſte ſei. Ob das wohl der Lohn ſeiner Redlichkeit, ſeiner Arbeitſamkeit ſein ſolle, dachte er. Mehrere Tauſend Gulden habe er dem Meiſter genützt und zum Dank jetzt endlich Spott und Hohn. Alle Leute hätten von der Sache geredet; wenn es jetzt anders komme, ſo lächerete es Alle und er dürfe ſich nirgends mehr zeigen. Was ſollte dann aus ihm werden? Alle ſeine Träume fielen ſtückweiſe aus einander während der langen Nacht. „So, dachte er, darf man mir mitſpielen, weil ich nur ein Knecht bin, immer und ewig nur Knecht. Es iſt, als ob ein Fluch auf dem Worte läge, und ein Lümmel iſt, wer etwas Anderes will und verſucht, ſich aufzuſchwingen. Ja, mein Meiſter konnte ſchön predigen; aber das war eine Speckpredigt in ſeinen Sack. Er wollte einen guten Knecht. Was habe nun ich davon, daß ich einer geworden? Spott, Hohn, ein weites Nachſehn und eine lange Naſe." Und doch dünkte es ihn dann wieder, ſo könne es eigentlich nicht ſein, die ganze Geſchichte werde wohl ein leer Gerede ſein, ein Spuck, wie ihn Mägde oft anſtellen. Das nahm er ſich vor, morgen wolle er wiſſen, woran er ſei: könne er es nicht von Eliſi vernehmen, ſo gehe er geradewegs zur Meiſterfrau und frage die: ſo darin hangen wolle er nicht länger, und ſei die Sache ſo, wie die Leute ſagen, ſo packe er auf und bleibe keine Stunde länger.

Am Morgen konnte er lange der Eliſi nicht habhaft werden, obgleich er, während alle Andern auf's Feld gingen, zu Hauſe blieb, graſete, dängelete ꝛc. Endlich ſah er ſie im Garten, auffallend geputzt, ſich dort ſchöne Blumen ausſuchend. Er zauderte nicht lange und ſtund vor Eliſi, ehe ſie ſich deſſen verſah. „Warum fliehſt du mich immer? fragte er, was ſoll das bedeuten?" „Ho, nichts," ſagte Eliſi. „Aber warum biſt du ſo gegen mich, und giebſt mir kein freundlich Wort?" frug Uli. „Hab ich denn nicht mehr das Recht, zu ſein, wie ich will? und wenn ich ſo ſein will, ſo geht es dich nichts an." „So, iſt das ſo gemeint? fragte Uli. Dann wird es wohl wahr ſein, daß du einen Andern haſt?" „Und wenn ich einen hätte, was ginge es dich an? Ich bekümmere mich ja auch nicht darum, was du ſeither mit Vreni gemacht haſt." „Das dürfen alle Leute wiſſen, ſagte Uli. Aber ich möchte wiſſen, ob du ein ſo ſchlechteſt Menſch ſeieſt, einen Andern zu nehmen, während du mir verſprochen haſt." „Herr du mein Gott, jetzt ſagt mir noch der Unflath: Menſch, heulte Eliſi. Du, Knecht du, willſt du mich jetzt ruhig laſſen, oder ich rufe Vater und Mutter." „Ruf, wem du willſt, ſagte Uli: aber die ſchlechteſte Perſon biſt du, welche die Erde trägt; nicht werth, daß dich die Sonne anſcheint, wenn es wahr iſt, was die Leute ſagen. Aber nicht wahr, Eliſi, es iſt nicht?" „Warum ſollte es nicht ſein? ſagte Eliſi. Wenn ich einen Reichern und Vornehmern haben kann, warum ſollte ich dann dich nehmen? Das wäre ja dumm. Aber thue nicht ſo wüſt, ich will für dich ein gut Wort einlegen und Meiner muß dich in ſeine Handlung nehmen, da kannſt du ohne Arbeit reich werden." Wie Eliſi dieſes ſagte, fuhr eine ſchöne Chaiſe vor's Haus, ein geputzter Herr darin. Wie Eliſi ihn erblickte, ſchrie ſie: „da iſt er, da iſt er!" und lief auf ihn zu. Die Mutter ſtund unter die Thüre, und wiſchte ſich verlegen die Hände an der Schürze ab. Joggeli ließ ſich nicht ſehen und Uli ſtand im Garten wie Loths Weib, als der Anblick von Sodom ihr in die Glieder ſchoß.

Es ging geraume Zeit, ehe er wußte, was er machte und was er machen wollte. Faſt bewußtlos hatte er geſehen, wie Eliſi den Menſchen empfing und in das Herrenhäuschen führte, wo das ſchöne Zimmer war. Dann ballte er die Fäuſte und ſagte: „Dem Donner will ich es ſagen, der muß wiſſen, was für Eine er hat, und dann will ich fort, keine Stunde bleibe ich länger da.“ Wie er ſo in einem Satz vom Garten auf die Terraſſe ſpringen will, wird er feſt gehalten am Hemdeärmel, daß er faſt in zwei Stücke zerriß. Zornig aufziehend, dem unerwarteten Halter Eins zu verſetzen, ſah er Vreneli neben ſich unerſchrocken ſtehn und ihn feſthalten. Er ſchlug nun nicht, aber ſtieß ein zorniges: „Laß mich gehen!“ „Nein, ich laſſe dich nicht gehen, ſagte Vreneli; ſieh mich an, ſo böſe du willſt, aber gehn ſollſt mir nicht. Du daureſt mich, Uli, Eliſi macht es dir wüſt, aber deswegen mußt du jetzt der Klügere ſein. Bleibe da und thue gleichgültig, als gehe dich Alles nichts an; das macht Eliſi am böſten. Thuſt du wüſt, ſo lachen ſie dich aus, und das thäte ich ihnen an deinem Platz nicht zu Gefallen.“ Uli wollte lange dieſes nicht begreifen und klagte bitter, wie wüſt Eliſi es ihm gemacht. „Sei du froh, ſagte Vreneli, ich habe nichts ſagen mögen; aber danke Gott auf den Knieen, daß es ſo gegangen iſt. Wenn du Eliſi kennteſt, wie ich, ſo nähmteſt du ſie nicht, und wenn die ganze Welt ihr gehörte.“ „Das mag jetzt ſein, wie es will, ſagte Uli, ſo will ich hier fort auf der Stelle; meinethalb kann der neue Fechtermann ihnen den Hof arbeiten.“ „Das wäre noch dümmer, ſagte Vreneli, dann erſt würden die Leute ringsum lachen und brüllen, wie es dir ergangen. Die Einen würden ſagen, ſie hätten Dich fort gejagt; die Andern, du ſeieſt zum Narren gehalten worden, du hätteſt dir eingebildet, du ſeieſt ſchon Glunggenbauer. und ſpotteten dich aus. Stelle dich, als gehe dich Alles nichts an, als lächere dich die Sache noch, ſo werden die Leute nicht wiſſen, woran ſie ſind, dich nicht nur in Ruhe laſſen, ſondern noch ſagen: da ſieht man jetzt, Uli iſt nicht ſo dumm, wie man geglaubt hat, er hat ſie zum Narren gehalten und nicht ſie ihn." „Du biſt eine Tolders-Hexe, ſagte Uli, aber der Henker ſoll mich holen, wenn ich länger da Knecht bleibe" — „als du gedinget haſt, ſetzte Vreneli hinzu. Zu Weihnacht kannſt du meinethalb gehen, vielleicht gehe ich auch. Aber jetzt gehe nicht. Thue es mir und der Mutter nicht zu Leid. Was macht doch das Eliſi, wenn du gehſt? Im Gegentheil, es iſt ihr noch das Rechte. Die ganze Bürde fällt auf die Baſe und mich: der Vetter nimmt ſich ja der Sache nur an, um zu zanken. Was vermögen wir uns beide, daß es ſo gegangen? Aber zähl darauf, du wäreſt unglücklich geworden, und der Herr wird es auch, zähle darauf. Vielleicht aber betrügt eins das andere. Gehe jetzt in Stall, ſieh zum Mutzſchwanz, gieb ihm Haber, mach, wie wenn es dir ganz anſtändig wäre, und zähle auf mich, du wirſt ſehen, es kömmt am beſten ſo. Man kömmt am beſten durch die Welt, wenn man oft die Welt nicht merken läßt, wie es einem um's Herz iſt." „Du magſt etwas Recht haben," ſagte der in der langen Zwieſprache etwas abgekühlte Uli, „aber wenn man nicht zuweilen ausdonnern könnte, es würde einem zuletzt aufſprengen. Es gehörte ſich, daß man einer ſolchen Täſche auch einmal die Sache ſagte." „Das kannſt du eben am beſten, wenn du hier bleibſt; da wird es ſich dir wohl einmal viel beſſer ſchicken, als heute. Und wenn du hätteſt müſſen den Weg gehen, wo ich, ſo wüßteſt du, daß man mit dem Ausdonnern wenig gewinnt. Ausdonnern heißt nicht, klug ſein wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben. Die Noth hat es mich gelehrt. Aber gehe jetzt, ich werde dem Herrn kochen und braten müſſen, und ich thue es ihm von Herzen gerne."

Während die hier ſo verhandelten und Uli endlich gehorchte wider Willen, fand eine andere Verhandlung ſtatt im Stöckli. Dorthin hatte die Mutter Käſe und Wein und weißes Brot gebracht, nachdem ſie Vreneli umſonſt gerufen. Dann war ſie zurückgeeilt zu Joggeli, hatte ihm geſagt, wer da ſei, und nun ſollte er die Sonntagskutte anziehen, ein Halstuch umlegen und hinüber kommen. Aber Joggeli wollte nicht. Dem Schlingel laufe er nicht nach, er begehre ihn nicht zu ſehen, er wolle nichts von ihm und hätte nichts mit ihm: man ſolle ihn ruhig laſſen; er könne wieder gehen, wo er her gekommen. So könne er doch nicht thun, ſagte die Mutter, gerade wie wenn er nicht halbwitzig wäre. Mit ihm reden müſſe er, und er ſolle ſich in Acht nehmen, was er mache. Sie wolle nichts geſagt haben, ſich in gar nichts miſchen, aber ſie wolle dann auch nicht ſchuld ſein, wenn es dem Mädchen in den Kopf ſchlage. Er wiſſe wohl, wie es ſei. Und wenn es etwas Unglückliches machen würde, ſo müßte man ſich ja ein Gewiſſen machen in Zeit und Ewigkeit. Das begehre ſie nicht, ſie begehre ruhig zu ſterben. Damit ging ſie hinaus und hart ſchlug hinter ihr die Thüre zu. Joggeli brummelte faſt eine Stunde lang mit ſich und über die Weiber, die an nichts ſchuld ſein und doch Alles regieren wollten. Unterdeſſen ſchenkte Eliſi dem Baumwollenhändler ein, ſagte, ſo ſtreng es konnte: „nehmt doch, nehmt doch, trinket!“ Endlich ſtreckte Joggeli nach dem Halstuch die Hand aus, band es um und ſagte: eine andere Kutte ziehe er nicht an, ſeine ſei für ſo einen Schmunggel gut genug; dann nahm er den Stock, trätſchete zwiſchen Haus und Stöckli einigen Bäumen nach. Drinnen ſah ihn der Baumwollenhändler und fragte: ob das der Vater ſei? Als Eliſi ja ſagte, ſagte er, ſo wolle er hinaus, ihn zu grüßen. Joggeli wollte eine halbe Wendung links machen, allein er entrann nicht mehr. Er ſei ſo frei, ſagte der Baumwollenhändler, und komme, zu ſehen, wie ſeiner Frau Gemahlin und ſeiner Jungfer Tochter ihre Cur im Gurnigel angeſchlagen; dort hätte er die Ehre gehabt, ihre Bekanntſchaft zu machen, und die glücklichſten Tage ſeines Lebens verlebt. Joggeli ſagte: „He ja, es wird ſo ſein! Ihr werdet krank geweſen ſein, daß Ihr in's Bad habt müſſen?“ Nein, eigentlich nicht, ſagte der Baumwollenhändler, aber er hätte Ruhe nöthig gehabt. Nun erzählte er von ſeinem großen Geſchäft und ſeinen weiten Reiſen, und wie er mit Extrapoſt Tag und Nacht von Petersburg gekommen u. ſ. w., daß dem Joggeli der Verſtand faſt ſtill ſtund und der Reſpekt ſich einſtellte. „Reden kann der, dachte er, wie druckt, und wenn nur das Halbe wahr iſt, ſo iſt das ein ganzer Burſch.“ Aufgezogener Hanf gab dem Händler Anlaß, zu fragen: ob er wohl den Hanfſamen ſelbſt ziehe? Als Joggeli Nein ſagte, verbreitete er ſich über die Orte, wo man ihn am beſten kaufe: von Baſel, von Freiburg im Breisgau; redete von den Pflanzungen aller Art, die man dort ſehe, was für Sämereien dort gewonnen wurden, und wie viel ſie dem Land eintrügen und wie viel auch hier damit zu machen wäre, wenn man nur die Sache verſtehen wollte und nicht zu feſt am Alten hinge. Er garantire, auf einem großen Gut könnte man leicht 1 — 2000 Gulden aus allerlei Sämereien löſen, wenn man nur wollte. „Der Tüfel, dachte Joggeli, wenn nur das Halbe wahr iſt, lohnte es ſich der Mühe,“ und ſein Reſpekt nahm zu. Als die Mutter im Vorbeigehen fragen konnte: „nun, wie gefällt er dir?“ ſagte er: ſo für einen Herrn ſei er noch nicht der Dümmſte; er wiſſe doch noch, daß die Kühe Hörner hätten und die Pferde keine, und wo Bartlome Moſt hole.

Der Baumwollenhändler wußte, was er zu rühmen hatte. Das ſchöne Tiſchzeug bot ihm viel Stoff; dann kam er vom geräucherten Fleiſch auf Hamburg, von dem Schinken auf die weſtphäliſchen Schinken, vom Braten auf die Kälber im Kloſter St. Urban, und was die Bandweber in Baſelland für Kalbfleiſch eſſen, und endlich brachte ihn der gute Wein aus der weißen Flaſche auf den Wein überhaupt. Hier legte er ſo viele Kenntniſſe an Tag, wußte ſo viel Sorten zu nennen, die verſchiedenen Unterſcheidungszeichen anzugeben, daß Joggeli dachte: „Gegen den iſt Johannes nur ein Lümmel. Wenn der den Neuenburger kennt und den Welſchen, ſo iſt das Alles.“ Er ſei doch ſchon bei mancher Kindtaufe geweſen, aber ſo einen Kurzweiligen habe er ſelten angetroffen, die Zeit gehe einem um, man wiſſe nicht, wie, und brauche man doch nicht viel dazu zu ſagen. Die Mutter vergaß faſt das Nöthigen ob all dem Reden, und Eliſi, welche nicht begriff, was der Herr wollte, wurde ganz böſe, daß er immer mit dem Vater redete und ſich nicht mit ihr abgab. Es plärete faſt, und ſagte der Mutter draußen: Sie glaube, ſie wolle nichts mehr von dem: er ſei ſo unhöflich und unmanierlich wie der gröbſte Knecht, und hätte während dem ganzen Eſſen nichts mit ihr geredet. „Du dumms Eliſi, ſagte die Mutter, du biſt doch immer der gleiche Tatſch! merkſt du nicht, daß er beim Vater in Hulden kommen muß, wenn derſelbe Ja ſagen ſoll? du weißt ja, wie er wüſt gethan.“ „Was geht ihn der Vater an, ſagte Eliſi. Er will mich heirathen und wegen dem Vater kann er mir den Kummer überlaſſen, dem wollte ich es zeigen, wenn er etwas darwider haben wollte.“ „Schweig doch, ſagte die Mutter, es dünkt mich, es möge eins herkommen, woher es wolle, ſo ſei es geſcheiter als du, und doch hat man ein erſchrecklich Geld an dich gewandt, und biſt noch im Welſchland geweſen. Aber wo die Gaben nicht ſind, was will man?“ „Und dann, fuhr Eliſi fort, hat er immer das Vreneli angeſehen, wenn es etwas brachte: er iſt ein Wüſter, ich habe es ihm angeſehen. Das Vreneli ſoll nicht mehr hinüber kommen: du kannſt bringen, was wir noch nöthig haben.“ „Du wirſt noch etwas Anderes erfahren, Eliſi, ſagte die Mutter. Das wirſt du keinem wehren können, daß er nicht die andern auch anſieht; froh kannſt ſein, wenn es nur dabei bleibt.“ Es wolle dann beim D. ſehen, ſagte Eliſi!

Unterdeſſen hatten drinnen die wichtigen Verhandlungen begonnen. Der Baumwollenhändler hatte den erſten Augenblick ergriffen, als er mit Joggeli alleine war, die Bewerbung zu eröffnen, noch ſchöner und wohlgeſtellter, als bei der Mutter. Von Eheſteuer ſagte er kein Wort, kein Wort von Ausſteuer; hingegen zog er eine Brieftaſche hervor voll Papiere und ſagte Joggeli, da könne er einen Begriff von ſeinem Geſchäft erhalten und ſeinem Vermögen. Dieſe Brieftaſche enthielt eine Menge Wechſel aller Art, von denen Joggeli wenig anders begriff als die Summen, und dann die für baar Vermögen nahm, ſo daß er, wie die Mutter, nicht begreifen konnte, warum ſo ein grauſam Geſchickter, grauſam Reicher und grauſam Schöner an Eliſi ſich mache. Es habe halt, dachte er, ein jeder Menſch ſeinen beſondern Geſchmack. Die einen wollten ihre Weiber bleich, die andern roth; die einen fett, die andern mager; die einen hoffährtig, die andern thätig; die einen närriſch, die andern witzig. Der werde nun gerade ſo eins wollen, wie Eliſi ſei, das werde ſein Geſchmack ſein, darüber müſſe man ſich nicht verwundern. So dachte Joggeli während der ſchönen Rede des Bewerbers. Aber ſein mißtrauiſch Gemüth war damit noch lange nicht befriedigt; er fragte noch eine Menge Dinge, machte viele Einwendungen, ſuchte über Bekannte, Verwandte ihn auszuforſchen, um allfällige Erkundigungen einziehen zu können, und brachte am Ende ſelbſt die Rede auf die Eheſteuer. Er bitte ſich aus, ſagte der Herr, daß davon einſtweilen keine Rede ſei; er ſei darin gar nicht wie Andere geſinnet und hätte es eigentlich auch nicht nöthig. Er wolle nicht ſagen, daß er das Geld nicht auch lieb habe, aber der Mann ſei dafür da, die Frau zu erhalten. Sollte es ſpäter in ihrem guten Willen liegen, ihm etwas zu geben, ſo werde er es mit Dank annehmen; ſonſt ſei er mit Nichts auch zufrieden, die Jungfer Eliſe ſei ihm Alles. Es werden ſich ſpäter viele Gelegenheiten geben, einander nützlich zu ſein, wenn er das Glück hätte, in ihre Familie zu treten. Ihren Flachs, ihren Kirſchbranntwein ſollten ſie künftig ganz anders verkaufen, als jetzt; aus dem letztern löſe er in Frankfurt wenigſtens drei Gulden aus der Maaß. Auch mit dem Korn laſſe ſich viel machen, wenn man es verſtehe. Dann gebe es ſehr oft Gelegenheit zu ſchönen Speculationen, wenn man baares Geld zur Verfügung habe. Nun geſchehe es, daß auch der reichſte Kaufmann oft zu ſolchen Nebengeſchäften nicht Geld habe; wenn er dann in ſolchen Augenblicken verſprechen dürfte um Vorſchuß, ſo könne er leicht 5 und 6 Procente offeriren und doch noch 10 bis 15 Procente gewinnen. Das gefiel Joggeli nicht übel. Der, dachte er, ſei doch ein kurioſer Held, mit dem ließe ſich noch handeln, noch beſſer als mit einem Bauer. Doch wollte er ſeine Einwilligung noch nicht geben, ſondern forderte 14 Tage Bedenkzeit. Man müſſe mit dem Sohn reden, ſagte er, und hie und da nachfragen; wenn er ihm ſchon traue, ſo ſei das doch ſo der Brauch. Zudem wüßte er nicht, ob Eliſi nicht beſſer thäte, ledig zu bleiben; ſie ſei kränklich und möge wenig ertragen. „Was wollteſt du davon wiſſen? ſagte Eliſi, du weißt viel, was ich ertragen mag oder nicht. Aber wenn immer Alles auf Einem iſt, ſo muß einem zuweilen etwas fehle.“ Der Herr fiel raſch ein und betheuerte, wie die Jungfer Eliſe ihm gerade recht ſei; drückte ihre Hände, betheuerte, wie die Bedenkzeit ihm ebenfalls recht ſei: Ja freilich, ſie könnten über ihn fragen, wo ſie wollten, ſo müßten ſie alles Gute vernehmen, wenn die Leute nicht verleumdeten; was freilich oft geſchehe, beſonders wenn man viele Neider hätte. Unterdeſſen ſolle man ihm doch erlauben, der Jungfer Eliſe einſtweilen ein Andenken zu geben, und ſomit zog er ein Käſtchen hervor, eine prächtige Uhr mit Kette daraus und hängte die mit zärtlichen Geberden der Jungfer Eliſe um und bat ſich ehrerbietig die Erlaubniß aus, der Uhr noch ein Küßchen beifügen zu können. Jetzt war Eliſi wieder zufrieden mit ihm, freute ſich wie ein Kind über das Geſchenk, lief in's Haus, es dem Breneli, den Mägden zu zeigen, und dann wieder zu dem Geliebten, ihn zu fragen, wie man die Uhr öffne, und wo man ſie aufziehe, ihm erzählend, wie des Bruders Frau Augen machen werde, wenn ſie dieſelbe ſehe. Eliſi wollte jetzt gegen die Bedenkzeit ſich auflehnen; der Geliebte aber bat recht dringend, den Eltern nachzugeben. Unterdeſſen könne er ſeine Papiere in Ordnung bringen, daß das Aufgebot alſobald erfolgen könne. Man müſſe die gute Jahreszeit benutzen, um noch eine rechte Hochzeitreiſe zu machen, wohin es ſeine Eliſe gelüſte. Nun erſt begann Eliſi's Jubel, und dann plärete ſie wieder über den Aufſchub, ſie hätte die Reiſe gleich jetzt antreten mögen.

So verrann der Tag. Der Glückliche rüſtete ſich zum Aufbruch und wollte mit Pomp dahin fahren. Dem Breneli wollte er ein Frankenſtück in die Hand drücken; es wandte ſich raſch weg und ſagte: es nehme kein Geld. Vor der Küche traf er auf die, welche ſein Roß zäumten, denen Uli zu Hülfe kommen mußte, weil es den Kopf gar hoch hielt. Da drückte er unverſehens Uli auch ein Frankenſtück in die Hand. Wie der ſah, was er hatte und wer es gab, ließ er es, ohne ein Wort zureden, fallen, wie wenn es ihn gebrannt hätte, machte den Zaum zurecht und that, als wenn der Herr und ſein Geld gar nicht da wären. Derſelbe las das Frankenſtück wieder auf und dachte bei ſich: das ſind mir trotzige, grobe Leute, denen will ich es eintreiben.

Capitel 23.

Von nachträglichen Verlegenheiten, welche ſtatt des Friedens aus der Verlobung kommen.

Als er endlich fort war und die alten Eheleute wieder zur eigentlichen Beſinnung kamen, fanden ſie ſich ſchweren Herzens. Was wird Uli machen, was wird Johannes ſagen, wie wird Alles gehen? rüttelte die Leute gewaltig aus ihrem ruhigen Leben auf. Zu ihrer großen Verwunderung ſagte Uli nichts und that ſo kaltblütig, als ob ihn das nichts anginge, und wenn ſein Mitgeſinde ihn aufziehen wollte, ſo ſchmunzelte er, daß die Leute nicht wußten, woran ſie mit ihm waren. Je mehr und mehr konnte er es auch von ganzem Herzen thun; denn jetzt, da die Sache vorbei war, war es ihm, als ob er aus ſchwerem, dummem Traum erwacht viel leichter geworden ſei. Das Geld, das Gut hatte ihn wie mit einem Blendwerk umſtrickt, er mußte die Sache nur von dieſer Seite anſehen und überſah Eliſi's Perſönlichkeit mehr und mehr. Jetzt, da ihm dieſe wieder in's grelle Licht trat, jetzt ging er mehr und mehr dem Standpunkt zu, auf welchem er Gott danken mußte, dieſer Gefahr entronnen zu ſein. Mehr und mehr begriff er, wie unglücklich ein Mann bei allem Gelde ſein müſſe mit einem ſolchen Ding zur Frau. Jetzt erſt begann er ſeinen alten Meiſter zu faſſen, und er dachte manchmal, wenn er nur bald zu ihm käme, daß er ihm ſein Mißtrauen abbitten könnte. Indeſſen ſtund es in ihm feſt, den Dienſt aufzuſagen; dann wollte er nicht mehr bleiben; er wartete nur eine Gelegenheit ab, es zu thun. Wo ein ſolcher Hallunk Tochtermann ſei, da ſei ſeines Bleibens nicht, dachte er, und daß der Baumwollenhändler ein Hallunk ſei, das ſagte ihm immer deutlicher ſein eigenes Bewußtſein, ſo wie ihm die Gründe immer klarer wurden, warum er ſelbſt Eliſi eigentlich gewollt. Er mußte ſich ſagen, daß, wenn er nur die Hälfte des Zehntens des Vermögens gehabt, welches der Schlingel vorſpiegle, er an Eliſi nie gedacht hätte.

Nicht ſo kaltblütig benahmen ſich Johannes und ſeine Frau. Eliſi wollte hin, es ihnen anzukündigen und ihre Uhr zu zeigen; allein weder der Vater noch die Mutter wollten mit und alleine durfte Eliſi es doch nicht wagen. Man ſchrieb. Wie aus einer Kanone kam das Ehepaar daher gefahren mit Schnauben und Toſen. Geplätet, geflucht wurde an ſelbem Tag in der Glunggen, wie vielleicht ſeit hundert Jahren nie. Es war kein Schimpfname, den Johannes dem Bräutigam nicht gab; kein Laſter, das er nicht haben ſollte; kein Fluch, mit dem er ihn nicht belegte, und Trinette fügte noch unter Schluchzen und Schreien bei, was Johannes vergaß. Eliſi ſparte ihr Maul nicht, wäre aber von dem Bruder geprügelt worden, wenn die Mutter nicht gewehrt. „Da haſt du es jetzt, ſagte Joggeli, da ſiehſt du es, wie es geht; da kann ich die Suppe auseſſen helfen, die ihr eingebrockt.“ Johannes übergab ſich unzählige Male dem Teufel, wenn er je wieder einen Fuß in die Glungge ſetze, wenn ſie einem ſolchen verfluchten Hudel und Lump ihre Tochter geben würden. Jetzt ſuchte er Uli wieder auf und fluchte auch bei ihm ſich aus. Er verfluchte ſich hunderttauſend Mal, daß, wenn das Pflaſter doch einen Mann hätte haben müſſen, er hunderttauſend Mal lieber Uli zum Schwager gehabt, als ſo einen Hund, halb Hudel und halb Herr. Natürlich ledig wäre ihm das Menſch am liebſten geweſen, ſagte er, was brauche es das Geld zu verheirathen! „Aber wie die Schelmen haben ſie an dir gehandelt. Nicht wahr, wäreſt du zu mir gekommen? Aber du kommſt noch, in dem verfluchten Loche bleibſt du nicht!“ Uli gab wenig und ausweichenden Beſcheid und war froh, als Johannes mit Schnauben und Toſen von dannen gefahren war. Der arme Teufel hatte von dem Tage nichts, als daß ſeine Frau ihn um eine Uhr und Kette plagte, wie Eliſi eine geſchenkt gekriegt, bis ſie dieſelbe hatte.

Joggeli hatte Erkundigungen eingezogen; ſie waren ungünſtig, ausweichend, oberflächlich gut. Er ſei ein Windbeutel, dem nicht zu trauen ſei, zeige viel Geld und habe keins, wenn man von ihm wolle, ſagten die Einen; man wiſſe nichts Genaues über ihn; er ſcheine Geſchäfte zu machen, aber man ſei nicht in direktem Verkehr, die Zweiten; er ſei ein artiger, gewandter junger Mann, der ſeinen Weg machen werde, und, ſo viel man merke, Vermögen beſitze, die Dritten. Je näher das Ende des Termins kam, deſto ſchwerer ward das Herz den Alten, beſonders der guten Mutter, der Joggeli Alles aufbürdete. Sie wären lieber zurückgegangen, ja die Alte hätte Eliſi faſt lieber dem Uli gegeben; allein ſo oft davon die Rede war, that Eliſi wie eine Beſeſſene, verdrehte die Glieder, bekam Schaum vor den Mund, daß ſie ſich vor der fallenden Sucht fürchteten. Als der Termin aus war, an einem Tage, an welchem es regnete und windete, daß man nicht leicht einen Hund zur Thüre aus gelaſſen hätte, kam der Baumwollenhändler wieder angefahren. Trübſelig, wie ſein Herbeifahren, war ſein Empfang. Es zeigte ſich kein Knecht, das Roß abzunehmen; Eliſi blieb wegen des Windes zehn Schritte von ihm am Schermen ſtehen, keine Magd kam mit einem Regenſchirm, die Alten zeigten ſich nicht. Es ging noch ärger, als da Uli anlangte als neuer Meiſterknecht.

Es ging lange, bis er unter Dach war, naß und fröſtelnd; lange, bis er ſein Geſicht in die üblichen freundlichen Falten gelegt, und noch länger, bis die Alten kamen, aber auch froſtig, ſo daß Alle waren, Eliſi ausgenommen, wie wenn ſie bei zwanzig Grad Kälte in einem ungeheizten Zimmer einander amüſiren ſollten. Nach langen Vor- und Einreden fragte endlich der Baumwollenhändler: ob er jetzt wohl den Ring, den er mitgebracht, der Jungfer Eliſe als ſeiner lieben Braut an den Finger ſtecken dürfte. Die Alten machten beträchtliche Geſichter. Eins ſah das Andere an; endlich ſagte Joggeli: er wiſſe es nicht recht, ſie hätten Allerlei vernommen und der Sohn ſei ſich gar nicht zufrieden. Das Letztere ſei ihm ganz begreiflich, ſagte der Händler, aber wenn er die Ehre hätte, ihren Herrn Sohn perſönlich zu kennen, ſo würde er garantiren, daß derſelbe nichts gegen ihn hätte, als eben, daß er ſeine Jungfer Schweſter heirathen möchte und ſomit an ſeinem künftigen Erbe ihm zu ſchaden ſcheine. Ebenſo begreiflich ſei ihm das Andere. Er hätte ſchon lange viele Neider gehabt und jetzt ſeien noch viel mehr derſelben entſtanden, die ihm ſein Glück mißgönnten und ihn von der Jungfer Eliſe zu trennen ſuchten. Nun erzählte er lange Geſchichten, was man ihm von ihnen erzählt, und wie man ihn abſpenſtig zu machen geſucht, ihm vorgeſtellt, wie er betrogen, unglücklich werden werde. Aber er kenne die Leute zu gut, kenne nicht umſonſt den Weg von Moskau bis Liſſabon, daß er ihn mit verbundenen Augen finden könnte; er wüßte, was die Leute ſeien und könnten. Sie könnten ſich nun denken, wenn man über ſie, ſo ehrbare, honette Leute, die ein ſo geregeltes Leben auf ihrem Gute führten, ſolche Dinge erzählen könne, ſo müßte man ſicher von ihm, dem lebhaften jungen Manne, noch viel leichter etwas zu erſinnen wiſſen. Es hätten ſich nie Zwei geheirathet, an welchen die Leute nicht ihre Zungen gewetzt und Verſuche gemacht hätten, ſie zu trennen. Er wiſſe nicht, ſagte Joggeli, aber es dünke ihn, es wäre wohl am beſten, wenn man ſich nicht preſſirte und noch ſo ein Jahr wartete; während der Zeit lernte man ſich beſſer kennen und Beide ſeien noch jung, ſie veralteten nicht. In zwei oder drei Jahren könnten ſie perfekt gleich heirathen, wie jetzt, und wären Beide um ſo viel witziger geworden. Man habe ja Beiſpiele, daß Leute zwanzig Jahre mit einander verſprochen geweſen wären, und es heiße, die ſeien gerade am glücklichſten geweſen; und er glaube es, da habe man der Zeit gehabt, einander die Launen abzugucken. Wenn man ſo mit beiden Füßen zugleich darein ſpringe, ſo fehle es einem gar gerne. Da fing Eliſi zu heulen und zu ſchreien an, und als man endlich vernahm, was es ſagte, ſo waren es gräßliche Proteſtationen gegen ſolche Verzögerung. Sie wollten ſie einmetzgen, ſchrie es, damit der Kerl in Frevligen deſto mehr hätte; aber ſo wahr ein Gott im Himmel ſei, ſollte es ſie gereuen; ſie wiſſe ſchon, was es mache, u. ſ. w. Nachdem der Baumwollenhändler dieſen Ausbruch hatte wirken laſſen, beſänftigte er Eliſi mit zärtlichen Reden und wandte ſich dann in rührſamer Ausdrucksweiſe an die Eltern. Ob ſie das Herz hätten, ihr Kind ſo unglücklich zu machen und ihn dazu; ſie könnten ja ſehen, wie ſie an einander hingen. Und warum unglücklich machen ihr eigenes Kind? Wegen neidiſchen, unbegründeten Aeußerungen, die bei jeder Heirath üblich ſeien? Warum? Weil ein Bruder, der, wie es ſcheine, viel nöthig habe, nicht gerne mit ſeiner Schweſter theilen wolle? Nein, ſo hart, ſo unbarmherzig, ſo ſteinernen Herzens könnten ſie ſicher nicht ſein! Nein, er wiſſe, ſie ſeien gute, liebe Leute und glaubten an Gott und an eine Seligkeit, und darum bitte er noch einmal bei ſeiner und ihrer Seligkeit um die Hand der theuren Jungfer Eliſe, damit ſie mit einander die Pfade der Tugend und der Moral wandern könnten, bis ſie Gott einſt zu einem ſeligen Leben hinauf nehme in ſeinen Himmel, wo ſie einander Alle wieder finden, und Alle in alle Ewigkeit mit einander glücklich ſein könnten. Der guten Mutter liefen die Thränen wieder über die rothen Backen, und Joggeli ſagte: „in Gott's Namen, wenn ihr es zwingen wollt, ſo zwingt es; aber ich will nicht ſchuld ſein, es mag gehen, wie es will.“ „In Gottes Namen, ſagte die Mutter, es hat ſo ſollen ſein, und wenn Etwas ſein ſoll, da kann man lange wehren. Aber ſeht jetzt ſelbſt, daß ihr glücklich werdet. Wenn ihr es nicht werdet, ſo vermögen wir uns deſſen nicht.“ „O, ſagte der Baumwollenhändler, was das Glück anbelangt, ſo habt keinen Kummer; wer wollte mit der theuren Eliſe nicht glücklich ſein? Ich garantire, wir wollen nie klagen. Das habe ich doch gedacht, daß Ihre guten Herzen nicht zwei Leute unglücklich machen werden. Kommt, Eliſe, laßt uns den theuren Eltern danken für unſer Glück; danken, daß ſie uns mehr geglaubt, als böſen Leuten.“ Bei der Hand faßte er Eliſi und zog ſie zu den Eltern und fiel darauf der Mutter um den Hals und küßte ſie. Ihrer Lebelang hätte es ihr Niemand ſo grauſam gemacht, ſagte ſie ſpäter: Dann fiel er dem Joggeli um den Hals, daß der den Huſten bekam faſt zum Erſticken. Eliſi hätte eigentlich auch um den Hals fallen ſollen. Aber ſie hatte eben ein Stück Kuchen in der Hand, der wäre zerbröckelt. Sie fand daher vernünftiger, ruhig zu bleiben und den Kuchen zu eſſen. Als aber der Baumwollenhändler mit den Eltern fertig war, riß er in ſeinem mannlichen Ungeſtüm die Tochter an ſeine hochſchlagende Bruſt, achtete ſich aber des Kuchens zu wenig; der kam ins Gedränge, ſo daß Eliſi ſchreien mußte: „Mein Kuchen, mein Kuchen! wartet doch, wartet, bis ich ihn weggelegt!“

Der Baumwollenhändler that ſehr glücklich, konnte nicht aufhören, von Einem zum Andern zu gehen, die Hände zu drücken und zu ſagen, er könne Gott im Himmel nicht genug danken für ſein Glück; es ſei der ſchönſte Tag ſeines Lebens, und der müſſe würdig gefeiert ſein. Darauf ging er hinaus zu ſeiner Chaiſe. Es möge nun gehen, wie es wolle, ſagte die Mutter mit einem Seufzer: jedenfalls habe er ein gutes Herz und Religion. Das ſei aber die Hauptſache; was man mehr wolle? Er kam zurück mit Flaſchen und ſagte: ſie hätten letzthin von Wein geredet; er habe gedacht, er wolle ihnen einige Muſter mitbringen, ſie müßten auch wiſſen, was Wein ſei. Da er das Glück haben ſollte, ſeine liebe Eliſe zu erhalten, ſo zieme es ſich nicht, an einem ſolchen Tag gemeinen Wein zu trinken. Solchen Wein trinke man nicht alle Tage; ihnen aber könnte er ihn liefern um einen Spott, wenn er ſchon nicht Weinhändler ſei. Aber wenn man viel in der Welt herum komme und die Augen mitten im Kopf habe, ſo wiſſe man bald, wo man die Sachen am wohlfeilſten bekommen könne. So habe er gerade die ſchönſten Geſchäfte gemacht. Auch hatte er ein prächtiges Stück Seidenzeug mitgebracht, von aſchgrauer Farbe, wie Eliſi noch keines geſehen und Trinette keins hatte. Solches, ſagte er, würden ſie in Bern und Zürich umſonſt ſuchen. Ein guter Freund hätte es direkt von Lyon gebracht und aus Freundſchaft es ihm abgelaſſen. Nun waren alle glücklich, und bei dem guten Wein und ſchönen Seidenzeug wurde man nach und nach recht gemüthlich und heimelig mit einander, daß die Mutter dachte, es wäre doch ein Unglück geweſen, wenn man ihm die Eliſi nicht gegeben hätte.

„Was habt ihr für wunderliche Leute im Hauſe?" fragte unter Anderm der heimelig gewordene Bräutigam. „Als ich das letzte Mal fort wollte, ging ich in die Küche und wollte dem hübſchen Mädchen, welches uns aufgewartet hat, ein Trinkgeld geben, wie es gebräuchlich iſt; das kehrte mir den Rücken und ſagte: es brauche kein Geld." „Das wird Vreneli geweſen ſein, ſagte die Mutter. Es iſt eigentlich nicht Magd, wir haben es der Gottswille zu uns genommen. Es iſt uns eigentlich von weitem verwandt und hat Niemand gehabt, der ſich ſeiner angenommen." „Jä ſo, ſagte der Baumwollenhändler, dann iſt es mir leid, wenn ich es beleidigt habe; ich muß es ſuchen gut zu machen." Das ſei nicht nöthig, ſagte Eliſi, am beſten thäte er, es nicht immer ſo anzuſehen; es könnte ſonſt meinen, was das zu bedeuten hätte. Es ſei ohnehin ein anläßig Menſch. Das könne man juſt nicht ſagen, ſagte die Mutter. „Aber, wer war denn der große, ſchöne Burſche," durchſchnitt der ſprachgewandte Herr das unangenehm werdende Geſpräch, „der mein Roß zäumte? der hat mir es noch ärger gemacht. Der hat mir gar keine Antwort gegeben, aber das Frankenſtück vor die Füße geworfen, ſo daß ich darauf und daran geweſen bin, ihm eine Ohrfeige zu geben, wenn ich meine Hand an einem Knecht hätte beſchmutzen mögen." Es ſei beſſer, er habe das nicht gethan, ſagte Joggeli. Das werde Uli geweſen ſein, der Meiſterknecht, ein guter Knecht, aber oft habe er lange den Koller, ſo daß nichts mit ihm anzufangen ſei. So einen würde er doch nicht haben, ſagte der Händler. Er ſei ſo bös nicht, ſagte die Mutter. Und für das Land und das Vieh ſei er beſonders gut, ſie hätten noch keinen ſo gehabt, und ſo einen wüßten ſie nicht mehr zu bekommen. Das müßte bös ſein, ſagte der Bräutigam. Wenn ſie ihm den Auftrag geben wollten, ſo wolle er ihnen einen verſchaffen um einen billigen Lohn, wo ſie dann wüßten, daß ſie einen Knecht hätten. Dießmal ſchnitt die Mutter das Geſpräch ab und kam auf etwas Anderes. Endlich begann der Bräutigam davon zu reden, noch heute das Aufgebot zu beſtellen zu Uefligen. Die Mutter ſchlug über dieſe Eile die Hände über dem Kopf zuſammen; Joggeli ſchüttelte den Kopf und ſagte: das Preſſier gefalle ihm nicht. Eliſi ſagte, das Wetter ſei ſehr häßlich, ſie möchte warten bis morgen. Dieſe Meinung ging endlich durch und der Herr blieb da über Nacht. Er ſuchte während dem Abend ſein vermeint Vergehen gegen Vreneli gut zu machen, trappete ihm nach und wollte nach ſeiner Weiſe artig mit ihm ſein. Eliſi merkte es aber, und er hatte Mühe ſelben Abend, ein gutes Wort von ihr zu erhalten. Dem Vreneli packte das Eliſi gräßlich aus, hielt ihm Anläßigkeit vor, daß es ihr den Bräutigam verführen wolle; daß ſie geſehen, wie ſie mit den Augen ein Verſtändniß hätten, und daß ſie, wenn ſie einmal verheirathet ſei, keinen Fuß mehr ins Haus ſetzen wolle, ſo lange eine ſolche ſchlechte Dirne darin ſei. Das ſei ein ſchöner Dank, daß man es ſo lange um Gottes Lohn gehabt habe. Vreneli war nicht von denen, welche Perſonen wie Eliſi ſchwiegen. „Die ſchlechte Dirne, ſagte Vreneli, kannſt du für dich behalten und deinen Schlingel auch; den möchte ich nicht, wenn ich noch einmal nichts hätte. Aber im Weg will ich dir nicht mehr ſein, ich bin lange genug um Gottes Lohn hier geweſen. Was man an mir gethan, glaube ich abverdient zu haben, und begehre nun nicht oben darauf als Trinkgeld, daß man mir alle Tage vorhält, was längſt vergangen iſt, und was dich nichts angeht, denn du haſt nichts an mir gethan, als mich geplagt, wo du konnteſt. Eines ſolchen Affengeſichtes wegen wollte ich ein Narr ſein zu plären und mir die Sache zu Herzen zu nehmen. Aber aus dem Wege will ich dir, darauf zähle. Und jetzt laß mich ruhig, deine Baumwollen-Herrenfratze wird wohl auf dich warten.“ Eliſi wäre dem Vreneli ins Geſicht gefahren, wenn ſie nicht zu gut gewußt hätte, daß Vreneli ſich von Niemand auf den Leib kommen ließ. Sie war ſchon einige Male bei ſolchen Anfällen von Vreneli an den Armen feſt gehalten worden, daß man die Zeichen noch Tage lang ſah.

Die ſämmtlichen Hochzeitgeſchichten aller Art, die Hochzeit ſelbſt ꝛc. wollen wir überſpringen; denn mit dem Baumwollenhändler haben wir es eigentlich nicht zu thun, ſondern mit Uli, daher uns ſchon zu lange mit dieſer unbedeutenden Nebenperſon abgegeben. Als dieſelbe aber einmal aufgetreten war, wollte ſie ſich bei ihrer angebornen jüdiſchen Zudringlichkeit nicht ſo ſchnell abfertigen laſſen, und noch jetzt, nach gefaßtem Entſchluß, werden wir Tüfels Mühe haben, ſie uns vom Leibe zu halten.

Uli's Stillſchweigen und ruhiges Verhalten war den alten Eheleuten ſehr ſonderbar, indeſſen nicht unangenehm vorgekommen. Es wollte ihnen ſcheinen, als hätten ſie das Verhältniß zwiſchen Eliſi und Uli zu ernſthaft genommen, und dieſer ſei froh, daß es gelöſ't ſei, ſo daß er weiters nichts daraus machen, ſondern da bleiben werde. Sie hatten nicht Zeit, während dem Hochzeitſtrudel das Nähere zu erforſchen, ſondern nahmen getroſt das Beſſere an. Als die Geſchichte aber verſurret hatte, mahnte die Mutter Joggeli, daß er Uli doch frage, was er gedenke, ſie hätte alle gute Hoffnung, er werde bleiben. Joggeli meinte, wenn er nicht bleibe, ſo ſei ſie daran ſchuld. Ein Beſſerer wäre wohl zu bekommen, der Tochtermann hätte ihnen ja einen verſprochen; aber man ſei jetzt an Uli gewohnt, daher ſei es ihm recht, wenn er bleibe; aber hängen wolle er ſich nicht, wenn er gehe. „Du biſt immer der gleiche Tropf,“ ſagte die Frau, und ging zur Stube aus.

Als Uli einmal graſete, trappete Joggeli zu ihm und ſagte: ſie werden es, denke er, wohl haben wie gewöhnlich; einmal er ſei nicht anders geſinnet, als daß Uli bleibe. „Nein, Meiſter, ſagte Uli, ich will fort; Ihr müßt für einen Andern ſehen.“ „Was kömmt dich an? ſagte Joggeli; haſt du ſchon wieder zu wenig Lohn, oder hat dich der Johannes mir abgeſtohlen?“ „Keins von beiden,“ ſagte Uli. „Aber warum willſt du denn fort?“ „He, man kann nicht immer an einem Orte ſein,“ ſagte Uli. „Und wenn ich dir noch vier Thaler hinzu mache?“ frug Joggeli. „Um hundert bliebe ich nicht. Es iſt mir erleidet, und wenn es mir einmal erleidet iſt, ſo behält mich kein Geld.“ Mißmuthig ſteckelte Joggeli dem Stübli zu und ſagte ſeiner Frau: „Da haſt du es jetzt, Uli will nicht bleiben; gehe und ſuche jetzt einen Andern, ich will nichts damit zu thun haben.“

Wie auch die Frau fragte: „Warum, was hat er geſagt?“ ſo antwortete Joggeli nichts darauf, als: „frag ihn ſelbſt.“ Und als ſie fragte: „was fangen wir jetzt an?“ ſo ſagte er: „da ſiehe du zu, ich habe von Anfang geſagt, das komme ſo.“ Weiteres brachte ſie auf ihre Fragen nicht heraus. Da ging ſie hinaus in die Küche, wo Breneli waltete, die ihre Vertraute war in allen häuslichen Angelegenheiten, und ſagte: „Denke auch, Uli will fort; weißt du, warum?“ „Apparti nicht, ſagte Breneli; aber Eliſi hat es ihm wüſt gemacht, und er wird denken, er wolle nicht da den Leuten zum Geſpött ſein und dazu ſein Lebtag für Andere arbeiten, wenn man es ihm am Ende ſo mache.“ „Aber was ſollen wir jetzt auch anfangen? ſagte die Mutter, ſo Einen kriegen wir nicht wieder. Er iſt manierlich, fromm, arbeitſam, es iſt Allen wohl dabei, man hat nichts von Streit gehört, und wenn er fort geht, ſo iſt Alles anders; ich darf gar nicht daran denken.“ „Es geht mir gleich, ſagte Breneli. So, wie es vorher gegangen iſt, mag ich nicht mehr dabei ſein. Es iſt mir leid, Baſe, aber ich muß Euch bei dieſer Gelegenheit auch ſagen, daß ich nicht mehr da bleiben kann; ich will auch fort.“ „Was, du? was hab' ich denn dir zu leid gethan? Uli und du werden es abgeredet haben?“ „Nein, Baſe, ſagte Breneli, Uli und ich haben nichts mit einander abgeredet, wir haben nichts mit einander. Ihr habt mir auch nichts zu leid gethan, Baſe, Ihr ſeid immer eine Mutter an mir geweſen; und wenn Alles wider mich geweſen iſt, ſo habt Ihr Euch meiner angenommen; ich werde Euch das nie vergeſſen, ſo lange ich lebe; und ſo lange ich bete, werde ich für Euch beten, daß der liebe Gott Euch vergelten wolle, was Ihr an mir gethan.“ Und Breneli weinte und reichte der Baſe die Hand, welcher auch wieder große Tropfen über die rothen Backen rollten. „Aber warum, du wüſtes Meitli, willſt dann fort, wenn du mich lieb haſt, und ich dir nichts zu leid gethan? fragte dieſe. Ich bin an dich gewohnt, du haſt mir Alles zuver gethan. Wenn ich etwas habe machen wollen, ſo war es gemacht; wie ſoll ich jetzt, wo ich alle Tage älter werde, bald nichts mehr mit mir iſt, die ſchwere Haushaltung machen?“ „Baſe, es iſt mir leid, aber ich muß fort, ich habe mich verſchworen, ich wolle mir von Eliſi nicht allemal wüſt ſagen laſſen, wenn ſie mit ihrem Mann kömmt. Allemal hält ſie mir vor, ich wolle ihr den Mann verführen, und hält mir alle Suppenbrocken vor, die ich hier gegeſſen. So kann ich nicht länger dabei ſein. Wenn mich ihr Schlingel einmal anrührte, ich ſchabte mir die Haut bis auf den Knochen ab, ſo ekelt er mich an. Ich habe Eliſi geſagt, ich wolle ihr aus dem Wege und wolle mir nicht Alles vorhalten laſſen; ich ſei jetzt nicht mehr da um Gottes Lohn.“ „Ach, ſagte die Mutter, du mußt dich Eliſi's nicht achten; du kennſt ſie ja, ſie iſt immer ein wüſtes geweſen, und was ſie ſagt, hat nichts zu bedeuten. Warum läßt du mich entgelten, was ſie dir ſagt?“ „Dafür kann ich, weiß Gott, nichts, ſagte Breneli. Warum kann Eliſi Niemand in Zucht und Ordnung halten? Ich muß ihr aus dem Wege. Dann iſt noch Eins, aber ich will es nur Euch geſagt haben. Ihr Mann iſt allerdings mehr hinter mir drein, als nöthig iſt, das wüſte Böckli! Aber nehme er ſich nur in Acht, kömmt er mir zu nahe, ſo überſchlage ich ihn, daß er mit den Beinen am Himmel hängen bleibt. Ach, Baſe, das geht jedenfalls nicht mehr gut hier; ich könnte ohnehin ſo nicht mehr dabei ſeih; der Tochtermann macht ſchon jetzt, als ob er nur zu befehlen hätte und ſchon Alles ſein wäre.“

Daran war etwas Wahres. Die reiche Fülle, welche bei der üblichen Sparſamkeit in der Haushaltung herrſchte, wo es auf eine Maaß Milch, ein Pfund Butter, ein Brot mehr oder weniger nicht ankam, über die Eier keine Rechnung geführt, Arme, ohne ſie zu zählen, geſpieſen wurden, hatte er aufs Korn genommen. Manchmal ſchon in der kurzen Zeit hatte er dem Joggeli vorgerechnet, wie viel er eigentlich ſollte verkaufen können; jetzt trage ihm das Gut nicht einmal zwei Procente ab. Wenn er das Geld für das Gut in ſeinem Geſchäft hätte, ſo wollte er wenigſtens acht Procente daraus ziehen. Alle Mal darauf hatte dann Joggeli gemuckelt, über den vielen Verbrauch mit ſeiner Frau geſtritten und gemeint, ſie ſollte da oder dort abbrechen. Als man den Baumwollenherrn in Speicher und Kammern herum geführt, in Schränke und Käſten hatte blicken laſſen, erſtaunte er über die reichen Vorräthe. Das trage doch gar nichts ab, ſagte er, das verliege ja. In den Sachen liege ein bedeutend Kapital, das nicht nur kein Procent abtrage, ſondern ſich am Ende ſelbſt aufzehre. Wenn ſie nur das Ueberflüſſigſte verkaufen wollten, und gerade jetzt ſei ein günſtiger Moment, ſo garantire er ihnen, wenigſtens 2000 Gulden wollte er löſen. Aber er würde es nicht den Unterhändlern hier verkaufen, die gewöhnlich fünfzig Procent Gewinn nähmten, ſondern direkt den erſten Abnehmern. So hatte er ihnen Garn, Flachs, Tücher, Schnitze, Korn, Kirſchbranntwein abgeſchwatzt, bedeutend, Kiſten und Kaſten geleert, daß der guten Mutter das Herz blutete und ſie ſich des Weinens faſt nicht enthalten konnte: „So entblößt von Vorräthen, klagte ſie, ſei ſie nicht geweſen, ſeit ſie hier haushalte. Behüte Gott vor einer theuren Zeit, ſie wüßte nicht, was ſie anfinge, ſie dürfte nirgends warten.“ Er hatte Nachricht gebracht, daß er Alles vortrefflich verkauft, aber kein Geld. Er habe es gegeben, wie es im Handel üblich ſei, auf halbjährigen Kredit, hatte er flüchtig geſagt. Das wollte Joggeli eben auch nicht am beſten gefallen.

Capitel 24.

Von einer andern Fahrt, welche durch keine Rechnung fährt, ſondern unerwartet eine ſchließt.

Das fiel der guten Mutter Alles auf das Herz, und daß dazu Uli und Vreneli fort wollten, daß dann der Tochtermann das Heft ganz in die Hand kriege, daß ſie die Haushaltung machen ſolle mit Nichts, gegen die Armen knickern, daß man ihr jede Kelle Mehl nachrechnen werde und alle ungeraden Male, wenn ſie das Kuchenbacken ankäme — und da kam ſie ein Elend an, daß ſie niederſitzen und weinen mußte, daß man die Hände hätte waſchen können unter ihren Augen, ſo daß ſelbſt Joggeli hinaus kam und ſagte, ſie ſolle doch nicht ſo plären, es hörten es ja alle Leute und könnten meinen, was ſie hätte. Was er geſagt habe, ſei ja nichts geweſen; ſie wiſſe ja wohl, daß er zuweilen etwas ſagen müſſe. Auch Vreneli tröſtete und ſagte, ſie ſolle das nicht ſo ſchwer nehmen, es gehe ja am Ende Alles leichter, als man denke. Sie aber ſchüttelte den Kopf und ſagte, man ſolle ſie ruhig laſſen, ſie müſſe ſich ſelbſt faſſen können, das Reden helfe ihr nichts. Sie ſuchte nach Faſſung manchen Tag. Man ſah ſie umher gehen ſchweigend, als ob ſie Schweres im Kopfe wälze; ſah ſie hier und dort, wo ſie ſich unbemerkt glaubte, abſitzen, die Hände in den Schooß legen, hie und da den Zipfel der Schürze ergreifen und mit der Rückſeite die Augen trocknen. Endlich ſchien es ihr zu leichten, das Ungewiſſe ſchien verſchwinden, ſie ſagte: es ſei ihr viel wohler um das Herz, aber es dünke ſie, ſie möchte wohin, es ſei ihr noch immer nicht recht heiter vor den Augen, es beſſerete ihr, wenn ſie einen Tag oder zwei fort könnte. Joggeli hatte dießmal nichts darwider, ſeine Alte hatte ihm ſelbſt Kummer gemacht. Sie könne ja zum Sohn oder zur Tochter fahren, wohin ſie wolle; Uli ſolle ſie führen, er hätte jetzt wohl Zeit, meinte er. Nein, ſagte ſie, dahin möge ſie nicht, da ſei ein ewiges Zänkeln, und wenn ſie die Säcke mit Neuthalern füllte, ſie hätte doch noch zu wenig. Aber es dünke ſie, ſie möchte einmal zu Vetter Johannes; man hätte es ihm ſchon lange verſprochen, nie gehalten und ſie ſei nie dort geweſen. Sie ſehe da einen neuen Weg, eine unbekannte Gegend, und könne vielleicht am beſten vergeſſen, was ſie drücke. Sie wolle Vreneli mitnehmen, das ſei auch lange nie fort geweſen. An Eliſi's Hochzeit habe man es nicht mit genommen, und es ſei doch auch billig, wenn das Meitſchi einmal eine Freude hätte. Gegen das Letztere hatte Joggeli Manches einzuwenden, indeſſen dießmal, der Alten zu lieb, gab er nach und wollte zwei Tage ſich gedulden.

Uli freute ſich, als er hörte, wohin er mit der Frau fahren ſolle. Vreneli dagegen wehrte ſich lange, hatte hundert Gründe dagegen und gab erſt nach, als die Baſe ſagte: „Du biſt mir doch ein wunderlich Ding, und kurz und gut, du kommſt mit, ich befehle es.“ Es war in den erſten Novembertagen eines ſchönen Herbſtes an einem Samſtag Morgens, als das Sitzwägeli vor dem Hauſe ſtund, der Rappe herausgenommen, vor der Stallthüre mit geſchäftigen Händen aufgeputzt und endlich von einem der Knechte zum Fuhrwerk geführt wurde, während nun auch Uli ſeine Sonntagskutte anzog und ſtattlich mit der Peitſche in der Hand an das Fuhrwerk ſich ſtellte. Nicht lange darauf kam Vreneli ſchmuck und ſchön, wie ein aufgehender Morgen, einen kleinen Strauß an der Bruſt, und packte Etwas ein. Dann kam die Mutter, geleitet von Joggeli, dem ſie noch manche Anweiſung zu geben hatte. „Die Leute werden glauben, ihr ſeied eine Hochzeit, ſagte Joggeli, die fahren an einem Samſtag im Lande herum. Vreneli ſieht gerade aus wie eine Hochzeiterin.“ „Etwas Dumms ſo,“ ſagte Vreneli, und ward roth bis weit hinter die Ohren. „Uli muß noch ein Sträußchen haben, dann meinen es alle Leute,“ rief eine ſchnippiſche Magd, riß dem Uli den Hut vom Kopf und ſprang damit ins Haus. Zornig war Vreneli aufgeſprungen im Wägeli: „Mädi, willſt du den Hut geben oder nicht? was braucht Uli einen Meien? wag' es nicht, einen Blumenſtock anzurühren!“ Als Mädi nicht hören wollte, wollte Vreneli von dem Wägeli ſpringen; aber die Mutter, lachend, daß es ihre ganze Geſtalt erſchütterte, hielt es am Mieder und ſagte: „Was willſt du? laß das doch gehen, das iſt nur luſtig. Vielleicht ſieht man ja mich für die Hochzeiterin an, wer weiß?“ Die ſämmtliche Hausbewohnerſchaft nahm an dem Spiele Theil und lachte über Vreneli's Zorn, der ſich gar nicht wollte beſänftigen laſſen, während Uli in den Spaß eintrat und ſeinen Hut tüchtig in der Kopf drückte, den Vreneli ihm abzureißen ſuchte, um das eingeſteckte Sträußchen wegzunehmen. Es hätte ihm doch noch denſelben abgeriſſen, wenn nicht die Mutter geſagt hätte, es ſolle doch nicht ſo dumm thun und den ſchönen Meien zerrupfen. Das wäre doch noch lange nicht das Gräßlichſte, wenn man ſie ſchon für ein Paar anſehen würde. Es wolle es aber nicht, ſagte Vreneli, und nahm den eigenen Strauß von der Bruſt und hätte ihn fortgeworfen, wenn die Mutter nicht geſagt hätte: Es ſolle doch nicht ſo dumm machen. Die, welche am wüſteſten thäten, die heiratheten zuletzt noch am liebſten, wenn es Ernſt gelte. „Einmal ich nicht, ſagte Vreneli; ich will keinen Tropf, wie ſie alle ſind. Ich wüßte nicht, was ich ſo mit einem Schnürfli anfangen ſollte.“ „He, wahrſcheinlich was die Anderen!“ ſagte die Mutter herzlich lachend und fuhr mit dem von nun an ſchmollenden Vreneli in den ſchönen Morgen hinaus. In aller Farbenpracht hing das welke Laub an den Bäumen, unter ihm ſtreckte ſich grün und munter die junge Saat aus, ſpielte luſtig mit den blinkenden Thautropfen, die an der Spitze der zarten Hälmchen hingen; geheimnißvoll und duftig dehnte ſich über Alles der Himmel aus, der geheimnißvolle Schooß der Wunder Gottes. Schwarze Krähen flogen über die Aecker, grüne Spechte hingen an den Bäumen, ſchnelle Eichhörnchen liefen über die Straße und beguckten von einem raſch erreichten Aſte neugierig die Vorüberfahrenden und hoch in den Lüften ſegelten in ihrem wohlgeordneten Dreieck die Schneegänſe einem wärmeren Lande zu, und ſeltſam klang aus weiter Höhe ihr ſeltſam Wanderlied.

Der Mutter verſtändig Auge ſchweifte lebendig über Alles, ihre lauten Bemerkungen nahmen kein Ende, und manche kluge Rede ward zwiſchen ihr und Uli gewechſelt. Beſonders wenn ſie durch Dörfer fuhren, häufte ſich das Auffallende und ſelten ein Haus bot ihr nicht Gelegenheit zu einer Bemerkung. Es ſei doch nichts, wenn man immer daheim hocke, ſagte ſie, da ſehe man immer das Gleiche. Man ſollte von Zeit zu Zeit im Lande herumfahren: da ſehe man nicht nur etwas für die Neugierde, ſondern könne auch viel lernen. Man mache die Sachen nicht an einem Orte gleich und an einem Orte beſſer als am andern, und ſo könne man das Beſte daraus nehmen. Sie waren nicht viel mehr als zwei Stunden gefahren, als die Mutter ſchon davon zu reden anfing, daß ſie dem Rappen Etwas werden geben müſſen. Er ſei es nicht gewohnt, ſo lange zu ſpringen, und ſie wollte lieber ihn geſund wieder heimbringen. „Halt du beim nächſten Wirthshaus, ſagte ſie auf Uli's Einreden, und ſieh, ob er nicht ein Viertelchen Hafer nimmt. Es iſt mir auch anſtändig, Etwas zu genießen, es will mich ſchier anfangen zu frieren.“

Dort angekommen, befahl ſie Uli: „wenn das Roß den Hafer hat, ſo komm hinein.“ Noch unter der Thüre kehrte ſie um und rief: „haſt du gehört? komm dann!“ Nachdem drinnen die Wirthin mit der Schürze die Bänke abgewiſcht, gefragt hatte: „womit kann man aufwarten?“ eine gute Flaſche und ein wenig Thee befohlen war, ſetzten ſich die Frauen, ſahen in der Stube herum, machten halb laut ihre Bemerkungen und wunderten ſich, daß es an dieſer Uhr nicht ſpäter ſei; aber Uli ſei raſch gefahren, man ſehe, es preſſire ihm, hin zu kommen. Als endlich das Verlangte da war mit der Entſchuldigung, es ſei wohl lang gegangen, aber das Waſſer ſei nicht warm geweſen und das Holz habe nicht brennen wollen, ſagte die Mutter zu Breneli: es ſolle doch Uli rufen; ſie wiſſe nicht, warum der nicht komme, ſie hätte es ihm doch zweimal geſagt. Als er da war und gehörig Geſundheit gemacht hatte, wollte die Wirthin ein Geſpräch anfangen und ſagte: es ſei heute auch ſchon eine Hochzeit durchgefahren. Da lachte die Mutter gar herzlich auf. Uli lächerete es auch; hingegen Breneli wurde hochroth und zornig und ſagte: es ſeien nicht Alles Hochzeit, was heute auf der Straße ſei. Es werden andere Leute auch noch das Recht haben, am Samſtag herumzufahren; die Straße werde nicht blos für Hochzeitleute ſein. Sie ſolle doch recht nicht zürnen, ſagte die Wirthin, ſie kenne ſie ja nicht; aber es hätte ihr geſchienen, ſie ſchickten ſich wohl für einander; ein ſo hübſches Paar hätte ſie nicht bald geſehen. Die Mutter tröſtete die Wirthin, ſie ſolle ſich nur nicht lange entſchuldigen, ſie hätten ſchon daheim ein großes Gelächter gehabt und gedacht, es werde ſo gehen, und ſchon damals ſei das Meitſchi ſo bös geworden. „Das iſt nicht ſchön von Euch, Baſe, daß Ihr mich auch helfet plagen, ſagte Breneli; wenn ich das hätte wiſſen ſollen, ich wäre gar nicht mit gekommen.“ „Es plaget dich ja kein Menſch, ſagte die Baſe lachend; du thuſt ſo dumm, es würde ſich ja manches Meitſchi freuen, wenn man es für eine Hochzeiterin anſehen würde.“ „Ich darum nicht, ſagte Breneli, und wenn man mich nicht ruhig läßt, ſo laufe ich noch jetzt heim.“ „Du wirſt den Leuten die Mäuler nicht verbinden können, und kannſt froh ſein, wenn ſie nie etwas Aergeres über dich ſagen,“ antwortete die Baſe. „Das iſt mir genug, wenn mich die Leute verbrüllen mit Einem, den ich nicht will und der mich nicht will.“ Breneli hätte noch lange geeifert, wenn nicht angeſpannt und weiter gefahren worden wäre. Sie rückten raſch vor. Die Meiſterin ſagte öfters: „mach es nicht zu ſtark, Uli; wenn es nur dem Thier nichts ſchadet.“ Als ſie hörte, daß ſie nur noch eine Stunde von Erdöpfelkofen ſeien, befahl ſie, im nächſten Wirthshauſe zu halten. Dort wollten ſie Etwas zu Mittag eſſen, ſie hätte Hunger und ſie möge Vetter Johanneſe nicht zur Mittagszeit kommen, das gebe gar viel Umſtände. So im Nachmittag ſei es am anſtändigſten und kommodeſten, da könne man es mit einem Kaffee machen, das ſei bald gemacht, und man nehme es doch gern. Uli gehorchte, fuhr vor, und höflich wurden ſie vom Stubenmädchen empfangen. Daſſelbe führte ſie in eine Stube, und öffnete ſie mit den Worten: „geht nur hinein, es ſind ſchon Zwei drinnen;“ und drinnen empfing ſie der Ruf: „das geht gut, da kömmt noch Eins“ — Hochzeitpaar nämlich! Die Baſe lachte, daß es ſie über und über ſchüttelte, und ſagte: „Du ſiehſt, es muß ſein. Du magſt dich wehren, wie du willſt, eine Hochzeiterin mußte zu ſein.“ Da hinein bringe es Niemand, ſagte das zornig gewordene Breneli, und wenn das den ganzen Tag ſo gehen ſolle, ſo laufe es zu Fuß heim. „Und von dir, Uli, iſt es auch nicht brav, daß du nicht witziger biſt als ſo; du thäteſt ſonſt deinen Strauß von dem Hut. Ich habe dir aber nichts darauf, weißt du es nur.“ Da ſagte Uli: bös wolle er es nicht machen, er hätte es für einen Spaß angeſehen. Wenn es es aber ſo nehme, ſo wolle er ihm gerne ſeinen Strauß geben, und wenn es wolle heim gehen, ſie könnten mit dem Rappen wohl fahren, er ſei ſicher. Breneli nahm den Strauß und ſagte: „ich danke dir!“ Aber die Baſe ſagte: „ich hätte ihm ihn nicht gegeben, ihr habt euch einander nicht zu verſchämen.“ „Und kurz und gut, Baſe, ſei das, wie es wolle, ſo will ich nichts davon, und zu den Hochzeitleuten will ich nicht, und wenn Ihr nicht mit mir in die Gaſtſtube kommen wollt, ſo laufe ich heim auf der Stelle,“ begehrte Breneli auf. „Das iſt mir doch ein Mädchen, das, ſagte die Baſe. Uli, wenn ich in deiner Stelle wäre, ſo würde ich böſe über ſolche Reden.“ „Meinethalben werde er, ſagte Breneli, aber bald hätte ich geſagt, Uli ſei weiſer als andere Leute und hätte nicht noch Freude an ſolchen Dummheiten.“ „Warte nur Breneli, ſagte die Baſe, es kömmt dir noch anders, zähle darauf. Eine Hochzeiterin zu ſein, iſt am Ende doch eine ſchöne Sache.“ „Was, eine ſchöne Sache! fuhr Breneli auf, ein armer Teufel iſt eine Hochzeiterin, und Hochzeit haben iſt ärger als ſterben. Beim Sterben kann man doch Etwas daran machen, daß man ſelig wird; beim Hochzeithalten weiß man nie, ob Einen nicht der Teufel nimmt. Meint man, man habe den Beſten und der Himmel ſei voller Geigen, ſo ſind es zuletzt lauter Donnerwetter und man hat den wüſteſten Hund.“ „O Mädchen, ſagte die Baſe, akkurat wie jene Bettlerin haſt du es, welche geſagt hatte, ſie möchte keine

Bäurin werden von wegen den Küchlene, das ſei ihr ein Hundefreſſen, welches ſie nicht ertragen möge, und welche man gleich darauf in einem Keller erwiſchte, wo ſie einen ganzen Korb voll ſtehlen wollte. Vor ſolchen Reden hüte dich, man verſündigt ſich ſehr leicht damit, und iſt man auch ärgerlich, ſo muß man doch ſeinem Mund eine Rechnung machen. Man weiß nie, was es Einem geben kann, und kömmt man in die Lage, gegen die man ſich verſchworen hat, ſo ſteigen dann die vermeſſenen Worte herauf wie aus den Gräbern die Geſpenſter und verfolgen Einen als böſe Geiſter, daß man keine Ruhe mehr hat Tag und Nacht, denen ſchon Mancher nicht anders zu entrinnen wußte als durch den Tod.“ „Baſe, ſagte Vreneli, ich wollte Euch nicht böſe machen, und auch dich nicht Uli, aber laßt mich ruhig. Ich bin nichts als ein arm Mädchen und muß mich wehren, wenn man mich zu noch etwas Wenigerem machen will.“ „Na, Mädchen, ſagte die Baſe, das fällt ja Niemand ein; es wäre manche reiche Tochter froh, ſie wäre was du. Ich wollte gerne weniger haben, ja ein Ziemliches weniger, wäre Eliſi wie du. Du machſt einen jeden Mann glücklich, ſei er reich oder arm. Dich kann man ſtellen, wohin man will, und Eliſi iſt, helf mir Gott, nichts und wird nichts. Wie das kam, weiß ich nicht, habe ja auch Beide erzogen. Es wird Einem nicht gegeben ſein, wie dem Andern. Du magſt anrühren, was du willſt, ſo ſteht es dir wohl an; wenn ich ein junger Burſche wäre, ſo ſagte ich: Die und keine Andere! Was aber Eliſi macht, iſt ungeſchickt; wohl da wird es noch Verdruß geben, der mich ins Grab bringt.“ Der guten Mutter ſchoſſen die Thränen in die Augen, und Vreneli, das bei ſich ſelbſt gedacht hatte, es könnten Zwei an einem Orte und von der gleichen Perſon erzogen werden und doch ungleich, ſagte dieſes nicht, ſondern tröſtete: es werde wohl nicht ſo bös gehen, ſondern beſſer kommen, als man denke. Aber die Baſe ſchüttelte den Kopf und klagte fort, wie ſie gedacht hätte, wenn Eliſi einmal verheirathet ſei, ſo werde ſie auch Etwas angreifen, es werde ihr ſchon noch anders kommen; aber es komme ihr nicht. Den ganzen Tag habe ſie die

Hände über einander, mache die Dame; ſie ſei ein Schlärpli und werde ihr Lebtag eins bleiben. Wenn ſie ihr nur den Zehnten eingeben könnte, was Breneli ſei, ſo wellte ſie glücklich ſein. Dem Breneli gehe Alles von der Hand, es möge ſein, was es wolle, und Alles ſei immer gemacht, es ſcheine manchmal, es könne hexen, und wenn Eliſi an einem Stuhle den Staub abwiſchen ſollte, ſo hätte es einen ganzen Tag daran und den andern müßte es im Bette liegen. Manchmal am Nachmittag ſei noch kein Bett gemacht und Abends um neun Uhr wiſſe man noch nicht, was man zu Abend eſſen wolle. Es wäre ihr die Galle übergelaufen, als ſie das geſehen. „Aber ſagt es daheim Niemanden, ich möchte doch nicht, daß es ruchtbar würde,“ ſetzte ſie hinzu und trocknete ſich die Augen. Breneli war wieder gut geworden; das Lob hatte ihm wohl gethan, es wußte eigentlich nicht, warum. Es ſchwatzte, rühmte, ſchalt das Eſſen, ſchenkte ein, und neckte Uli, er hätte immer nur leer. Die Mutter vergaß auch ihren mütterlichen Jammer und fröhlich fuhr man wieder ab, dem vetterlichen Hauſe zu. Uli hatte nun viel zu erzählen, wem dieſes Haus gehöre, wem jener Acker. Als er den erſten Acker ſah, welcher dem Vetter Johannes gehörte, lachte ihm das Herz im Leibe. Alles, was er auf demſelben geſchafft, ging wieder in ihm auf; von weitem zeigte er ihn, pries ſeine Eigenſchaften. Dann kam ein anderer und wieder ein anderer und ſie fuhren zum Hauſe, ehe ſie daran dachten. Dort machte man Kohl ein vor dem Hauſe unter dem Dache, die ganze Haushaltung war da verſammelt. Alles hob die Köpfe auf, als das unerwartete Wägeli daher kam. Erſt kannte man die Leute nicht, dann erhob ſich ein Geſchrei: „es iſt der Uli, der Uli,“ und die Kinder ſprangen ihnen entgegen; dann ſagte Johannes: „die Baſe in der Glungge kömmt mit; was Tauſends kömmt die an, was bringt die wohl?“ Er und ſeine Frau traten nun auch hinaus, reichten die Hände aufs Wägeli hinauf zum Willkomm, und Eliſi, des Johanneſe Frau, ſagte: „Grüß Gott, Uli, bringſt uns deine Frau?“ Da lachte die Baſe wieder herzlich auf und ſagte: „Da hört ihr es, es wird ſein müſſen, ihr mögt nun wollen oder nicht, alle Leute ſagen es ja.“ „An allen Orten ſieht man uns für eine Hochzeit an, erläuterte Uli, weil wir am Samſtag mit einander fahren, wo ſo viele Hochzeit auf der Straße ſind.“ „He und nicht nur das, ſagte Johannes, ſondern es dünkt mich, ihr ſchicket euch nicht übel zuſammen.“ „Hörſt, Vreneli, ſagte die Baſe, der Vetter meint's auch; da hilft wehren nichts mehr.“ Bei Vreneli hatte Weinen mit Lachen gekämpft, Zorn mit Spaß; endlich überwand es ſich der Leute wegen, das Letztere ſiegte, es antwortete: es hätte immer gehört, wenn es ein Hochzeit geben ſolle, ſo müßten Zwei wollen; bei ihnen aber wolle gar keins, und ſo ſehe es nicht ein, wie Etwas aus der Sache werden ſollte. „Was nicht iſt, kann werden, ſagte des Johannes Frau, ſo Etwas kömmt oft ungeſinnet.“ „Es merke einmal noch nichts davon,“ ſagte Vreneli, brach dann aber ab und gab die Hand noch einmal und ſagte: wie frei es ſei, daß es mitgekommen, aber die Baſe habe es haben wollen, ſie könne es jetzt entſchuldigen, wenn es ihnen in den Koſten ſei. Es freue ſie gar wohl, daß ſie einmal gekommen, ſagte die Hausfrau, und hieß dringlich hinein kommen, was die Andern auch ſagten: ſie wollten ſie nicht verſäumen, vor dem Hauſe bleiben, helfen, es ſei ſo ſchön und freundlich da außen!

Wie ſie nun auch ſagten, ſie hätten nichts nöthig, hätten erſt gegeſſen, ſo wurde doch gefeuert, und nur durch dreimaliges Hinausgehen konnte eine förmliche Mahlzeit verhindert, die Gutthätigkeit auf einen Kaffee zurückgebracht werden. Vreneli hatte bald mit dem älteſten Mädchen, welches aus einem rührigen Kinde eine ſchöne Jungfrau geworden war, Freundſchaft geſchloſſen, und mußte alle deſſen Herrlichkeiten in Augenſchein nehmen. Uli blieb aus ſchuldigem Reſpekt nicht gar lange in der Geſellſchaft; die ältern Leute wurden alleine gelaſſen. Endlich mit einem ſchweren Seufzer begann die Baſe, ſie müſſe wahrhaftig gerade ſagen, warum ſie komme, ſie hätte nirgends beſſer hin gewußt um Rath und Hülfe, als hieher. Der Johannes hätte ihnen ſchon ſo oft gedienet, daß ſie gedacht, er laſſe ſie dießmal auch nicht im Stich. Es ſei Alles ſo gut gegangen bei ihnen, es ſei eine Freude geweſen. Freilich hätte einige Zeit lang Uli ihr Eliſi in den Kopf genommen, aber daran ſei das Meitſchi ſelbſt ſchuld geweſen, und ſie glaube, Uli hätte zuletzt doch eingeſehen, daß das Meitſchi nichts für ihn ſei. Da hätte ſie das Unglück in den Gurnigel hinauf geſchlagen, dort das Eliſi einen Mann aufgegabelt, und ſeither ſei Alles wie zerſtört. Ihr Sohn thue wüſt, der Tochtermann ſei nicht, wie er ſein ſolle, ſei ein gruſam intereſſirter, meine, ſie ſolle nichts mehr brauchen in der Haushaltung. Eliſi hätte immer Streit mit Vreneli; das wolle nun fort deswegen, Uli wolle fort, Alles falle wieder auf ſie und ſie wiſſe um ihr Leben nichts anzufangen, ſie hätte manche Nacht kein Auge zugethan und an einem Rucke pläret, daß es ihr in ihren alten Tagen ſo gehe. Da ſei ihr Eins in Sinn gekommen: es könne ihr doch ſicher kein vernünftiger Menſch etwas dawider haben: wenn ſie das Gut in Pacht geben würden; dadurch falle ihr die Laſt ab. Und da hätte ſie geſinnet, einen beſſern Pächter als Uli, der ihnen zu Allem ſehe und ehrlich und brav ſei, könnten ſie nicht erhalten, und Uli könnte da auch ſein Glück machen; denn daß er etwa hart gehalten werden ſollte, das thäte ſie nicht, es ſolle ſein Nutzen ſein, wie der ihre. Aber ſie hätte keinem Menſchen etwas davon geſagt; ſie hätte zuerſt mit ihm reden wollen, was er dazu meine, und wenn er es gut finde, ſo möchte ſie ihm anhalten, daß er mit Uli rede und der Sache ſich annehme, bis ſie im Reinen ſei. Es dünke ſie, wenn ſie das zu Stande brächte, ſo wollte ſie nichts mehr wünſchen auf der Welt, wenn ſchon Manches gerade nicht ſei, wie es ſein ſollte. Das ſei wohl ſchön und gut, ſagte Johannes, und es würde ihn für Uli freuen, aber da ſeien ihm zwei Sachen im Wege. Das ſei eine gar bedeutende Uebernahme und Uli habe dafür zu wenig Geld. Er habe ein Schönes verdient, aber viel zu wenig, für Alles anzuſchaffen, was da nöthig ſei. Er hätte kaum ſo viel, um im Handel Etwas zu machen und nicht zur unrechten Zeit verkaufen zu müſſen, woran bie meiſten Pächter gewöhnlich zu Grunde gehen. Dann kann Uli nicht bloß mit Dienſtboten haushalten, er muß eine Frau haben, und wo nun eine finden, die dem vorzuſtehen weiß? denn das giebt eine ſchwere Haushaltung. „Ich wüßte ihm eine, ſagte die Baſe, gerade das Meitſchi, welches mit mir gekommen. Ein beſſeres giebt es nicht, und es und Uli haben ſich an einander gewöhnt; wir könnten noch heute ſterben, ſie trieben die Sache fort, man merkte nicht, daß Jemand fehlte. Es iſt geſund, ſtark und für ſo ein junges hat es gute Gedanken, es iſt darin mancher Alten überlegen. Es hat freilich kein Vermögen, aber doch einen ſchönen Sparpfennig, viele Kleider, und ganz mit leeren Händen ließen wir es auch nicht. Ihr wißt wohl, wie es mit ſeiner Mutter gegangen iſt. Wenn Uli Vreneli nähmte, ſo glaube ich, er würde für Beſatzung des Hofes an Geſchirr und Vieh und andere Sachen wenig anzuſchaffen brauchen. Die Sache iſt da, man kann ihm ja Alles in Abſchätzung geben, ſo hat man es ja noch, wenn man den Hof wieder übernehmen will, und man braucht es nicht anzuſchaffen. Sie könnten anfangen, faſt wie wenn ſie die Kinder vom Hauſe wären."

„Das iſt ſchön und gut, ſagte Johannes; aber Baſe, nehmt es mir nicht für ungut auf, aber fragen muß ich doch: ob Ihr glaubt, daß Alle ihre Einwilligung geben? Es ſind gar viele Leute, die zu der Sache reden müſſen, wenn ſie gehen ſoll. Was werden eure Leute ſagen! Joggeli iſt zuweilen wunderlich! Und eure Kinder werden auch darein reden und das Gut verpachten wollen, ſo hoch als möglich. Uli macht eine gewagte Sache. Ein einziges Fehljahr, eine Krankheit im Stalle oder ſo was bringt ihn zu Grunde. Auf einem ſolchen Gut ſind 500 Gulden mehr oder weniger Ertrag nicht ſichtbar, während in einem Jahr 2000 — 3000 Gulden verloren gehen können. Und will das Meitſchi Uli? Es ſcheint lebhaft und lebensluſtig und Uli nicht mehr jung, er hat einige dreißig Jahre auf dem Rücken." Das, ſagte die Baſe, mache ihr nicht den größten Kummer. Joggeli ſei am Ende froh, abzugeben, und Uli ſei ihm als Pächter ſicher anſtändig; denn wenn er ſchon wunderlich ſei, ſo ſei er doch nicht der Wüſteſt gegen ſie und werde wohl einſehen, daß ein guter Pächter beſſer ſei, als ſchlechte Knechte. Ihrem Sohn werde das das Rechte ſein. Er habe ſchon über den Schwager geflucht, er nehme Alles fort, und das Gut müſſe zu Pacht gegeben werden. Auch halte er auf Uli viel, und habe ihnen denſelben abdingen wollen. Auf den Tochtermann achteten ſie ſich nicht viel. Er rede ihnen zu viel in ihre Sache, und es wäre ihnen lieb, wenn ſie nicht zu der ſeinigen reden müßten. Breneli, glaube ſie, thäte nicht am wüſteſten; wenigſtens habe es keinen Andern, das wiſſe ſie. Sie glaube, es ſehe Uli nicht ungern, und darum hätte es heute ſo wüſt gethan, wenn man ſie für Hochzeitleute angeſehen hätte. Sie fuhr fort: Sie ſelbſt ſei freilich alt, aber ſie hätte noch nicht vergeſſen, wie es die rechten Meitſcheni machen. Auf die heutigen anläſſigen Dirnen verſtehe ſie ſich freilich nicht. Uli mache ihr am meiſten Kummer. Der ſei ſo politiſch, man wiſſe nicht, woran man mit ihm ſei. Als Eliſi den Baumwollenhändler genommen, habe ſie geglaubt, er werde die Wände auf ſpringen, Alles zerſchlagen; aber er habe kein ander Geſicht gemacht, kein Wort lauter geſprochen, es ſei geweſen, wie wenn Alles ihn nichts anginge. „Uli iſt ein Burſch, er kann ſein Glück machen, wo er will; er iſt berühmt ringsum und wenn mancher Herr wüßte, was das für ein Burſch wäre, es reute ihn kein Geld, er ſetzte an, bis er ihn hätte.“ Uli mache ihr Kummer. Er trage es ihnen wegen dem Eliſi nach. Aber er ſollte dem lieben Gott danken, daß es ſo gegangen; er wäre ein unglücklicher Menſch geworden und hätte doch zuletzt an Allem Schuld ſein ſollen. Wenn Uli wollte, die Sache würde ſich machen, und ein Jahr in das andere gerechnet, ſollte er ſeine 500 Gulden ſparen. „Ich weiß, was der Hof abträgt, wenn man es treibt, wie Uli es treiben kann, wenn er und Breneli zuſammen ſpannen. Das kann Euch kochen, es iſt Allen recht, und ſie lecken noch die Finger bis an die Ellbogen, und braucht doch faſt die Hälfte weniger als manche, die meint, wie ſie kochen könne, während doch die Dienſtboten allemal die Naſe zuhalten, wenn ſie nur bei der Küche vorbeigehen.“ Uli habe ihr Zutrauen, ein böſes Jahr hätte er nicht zu fürchten. „Vetter Johannes, ſagte die Baſe, du mußt doch nicht glauben, daß wir ſo wüſte Leute wären, ein ſchlechtes Jahr den Pächter allein tragen zu laſſen. Wenn wir den Hof ſelbſten hätten, ſo hätten wir ja auch das böſe Jahr, und warum ſollte es der Pächter allein entgelten, wenn es zu trocken oder zu naß iſt? es iſt doch immer unſer Hof und was vermag der Pächter ſich deſſen, daß es nicht günſtigeres Wetter iſt? Es hat mich ſchon manchmal geärgert, wenn ein Lehenmann immer den gleichen Zins geben muß, gebe es etwas oder gebe es nichts. Nein, Vetter, Joggeli iſt wunderlich, aber der Wüſteſt doch nicht, und wenn Alles fehlen ſollte, ſo iſt es dann nicht, daß ich nicht auch noch etwas hätte, womit ich nachhelfen könnte." „Baſe, ſagte Johannes, nehmt es mir nicht für ungut, aber wenn man etwas Rechtes machen will, ſo muß man von Allem reden. Die Sache freute mich, für Euch und Uli und auch für mich; denn an Uli iſt mir etwas gelegen. Es iſt wahr, er iſt mir faſt ſo lieb, wie mein eigen Kind, und was ich für ihn thun kann, das ſpare ich nicht. Er hat mir auch von Eliſi geredet, und da habe ich ihm die Sache mißrathen. Mein Rath iſt ihm damals nicht recht geweſen, ich ſah es ihm wohl an. Es nimmt mich Wunder, ob er mir jetzt etwas davon ſagt. Soll ich mit ihm von der Sache reden, ſo ihm abhorchen von Weitem, was er im Sinne hat, oder gleich mit der Thüre in's Haus, oder wollt Ihr zuerſt mit Vetter Joggeli reden?" „Ich wäre lieber mit Uli und Vreneli im Reinen und deswegen bin ich mit ihnen gekommen, ſagte die Baſe. Fange ich Joggeli davon an, und wollen ſpäter Uli und Vreneli nicht, ſo muß ich mein Lebtag hören, was ich da einmal Dumms hervorgebracht; von wegen er iſt gar wunderlich und kann einem eine Sache nicht vergeſſen; darneben iſt er der Wüſteſt nicht. Wenn es ſich dir ſchickt, Vetter, ſo horche Uli aus; es wäre mir ſehr lieb, wenn ich wüßte, woran ich mit ihm wäre. Es dünkt mich, ich wäre wie im Himmel, wenn die Sache im Reinen wäre. Gefällt euch das Meitſchi aber nicht auch?" fragte die Baſe. Johannes und ſeine Frau rühmten nun, wie hübſch es ſei und appetitlich, und der Erſtere verſprach, zu helfen, was er könne.

Selben Abend ſchickte es ſich ihm nicht, er war mit Uli nie allein. Aber am andern Morgen, ſobald ſie gefrühſtückt hatten, fragte Johannes den Uli: ob er mit ihm auf das Land hinaus wolle, er möchte ihm zeigen, was er angeſäet hätte, und dies und jenes ihn fragen. Die Baſe mahnte, ja nicht zu lange auszubleiben, indem ſie zu rechter Zeit fortfahren wollten, um nicht zu ſpät heim zu kommen. Während nun Johanneſe Frau der Baſe zuſprach, daß ſie heute noch hier bleiben ſollten, wandelten die Männer ab.

Ein ſchöner Morgen war es wieder. Ein Kirchthurm nach dem andern gab ſein Zeichen, daß es heute der Tag des Herrn ſei, die Herzen ſich öffnen ſollen dem Herrn, um Sabbath mit ihm zu halten, ſeinen Frieden zu empfangen, ſeine Liebe zu empfinden. Es ward den beiden Wandelnden auch feierlich im Gemüthe; über manchen Acker waren ſie gewandelt mit wenig Worten. Sie waren an einen Waldſaum gekommen, von wo man das Thal ſchwimmen ſah in dem wunderbaren herbſtlichen Duft und von vielen Kirchthürmen her das Geläute der Glocken hörte, welche die Menſchen zuſammen riefen, in den geöffneten Herzen den Samen zu empfangen, der ſechzig und hundertfältig Früchte tragen ſoll in gutem Herzensgrunde. Schweigend ſetzten ſie ſich dort und ließen einziehen durch die weiten Thore der Augen und Ohren des Herren herrliche Predigt, die alle Tage ausgeht in alle Lande ohne Worte; ließen in tiefer Andacht die Töne wiederklingen im Heiligthum ihrer Seelen. Endlich fragte Johannes: „Du bleibſt nicht in der Glungge?“ „Nein, ſagte Uli. Nicht daß ich es ihnen zürne wegen Eliſi. Ich bin froh, daß es ſo gegangen. Erſt hintendrein ſehe ich, daß ich keine glückliche Stunde mit ihr gehabt hätte, und daß bei einem ſolchen böſen Schlärpli Einen kein Geld glücklich macht. Ich kann nicht begreifen, was ich auch geſinnet habe! Aber ich mag doch nicht bleiben. Der Tochtermann iſt immer da, will anfangen zu regieren, plündert ſie aus, wo er kann, ſo daß ich nicht mehr dabei ſein mag; auch laſſe ich mir von dem nicht befehlen.“ „Aber was willſt du denn?“ fragte Johannes? „Das iſt es eben, was ich mit dir reden möchte, ſagte Uli. Plätze bekäme ich genug, ich könnte auch zum Sohne; der würde mir Lohn geben, ſo viel ich wollte. Aber ich weiß es nicht: Knecht ſein iſt mir eben nicht zuwider, aber es dünkt mich, wenn ich etwas Eigenes anfangen wolle, ſo ſei es Zeit. Ich bin in den dreißig Jahren alt, und gehöre ſchon faſt zu den Alten.“ „Jä ſo, ſagte Johannes, haſt du das Heirathen im Kopf?“ „Gerade nicht! ſagte Uli. Aber wenn ich heirathen will, ſo ſollte es bald geſchehen, und etwas Eigenes anfangen muß man auch, während man ſich noch rühren mag. Aber ich weiß eben nichts anzufangen. Für Alles habe ich zu wenig, denn was ſind 1000 Gulden, um etwas Rechtes anzufangen? Ich ſinne noch immer daran, wie du geſagt haſt, auf kleinen Gütchen ſchlage man den Zins nicht heraus, ein Pächter, der nicht Geld in den Händen habe, könne nicht wohl ein großes Weſen übernehmen, und auf kleinen gehe er zu Grunde.“ „He, ſagte Johannes, 1000 Gulden ſind ſchon was, und es giebt hier und da Güter, wo man das Vieh und die Geräthſchaften gleich gegen eine Beſatzung Abſchätzung mit übernehmen kann, ſo daß du die 1000 Gulden zum freien Handel in der Hand behielteſt, und wenn es dann noch mehr ſein müßte, ſo fändeſt du wohl Leute, die Geld hätten.“ „Ja, aber die geben mir es nicht. Wenn man Geld will, ſo muß man gute Verſicherung oder Bürgen haben, und wo die nehmen?“ „He, Uli, ſagte Johannes, das iſt eben, was ich dir auch geſagt habe: ein guter Name iſt auch eine gute Verſicherung. Vor fünfzehn Jahren hätte ich dir nicht 15 Batzen geliehen; wenn du aber jetzt 1000 — 2000 Gulden bedarfſt gegen eine einfache Schuldanerkennung, ſo kannſt du ſie haben; oder wenn ich dir Bürge ſein ſoll, ſo ſprich zu. Wofür iſt man auf der Welt, als für einander zu helfen?“ „Das iſt guter Beſcheid, ſagte Uli, daran hätte ich nicht denken dürfen; und wenn ich Etwas wüßte, ich wollte gleich darauf los.“ „Das thäte ich nicht, ſagte Johannes. Ich ginge zuerſt auf eine Frau aus, und je nachdem ich eine hätte, finge ich Etwas an. Es ſind ſchon viele Leute zu Grunde gegangen nur deswegen, weil die Frau zu des Mannes Geſchäft nicht paßte, oder weil ſie nicht dazu paſſen wollte.

Um ein Hausweſen gut zu führen, bedarf es einen einträchtigen Willen. Haſt du einmal eine Frau und wählet ihr einträchtig ein Heimweſen zum Kaufen oder Pachten, welches ſich zu euch Beiden ſchickt, ſo iſt ſchon viel gewonnen. Oder haſt du ſchon etwas der Art unter Händen oder im Auge?“ „Nein, ſagte Uli. Ich wüßte wohl Eine, aber die nimmt mich nicht.“ „Warum nicht, fragte Johannes, iſt es wieder eine reiche Baurentochter?“ „Nein, ſagte Uli, es iſt das Mädchen, welches mit der Frau gekommen iſt. Vermögen hat es apparti nicht, aber wer das bekommt, der iſt glücklich. Ich habe es ſeither ſchon manchmal gedacht, mit dem kömmt Einer weiter, wenn es ſchon keinen Batzen hat, als mit der reichen Eliſi. Was es in die Hände nimmt, ſteht ihm wohl an; Alles geräth ihm, und es iſt nichts, das es nicht verſteht. Ich glaube, es wird nie müde; am Morgen iſt es zuerſt und Abends zuletzt, und den ganzen Tag nie müßig. Nie muß man auf das Eſſen warten, nie verſäumt es die Mägde, und es meint einer, es werde nie unwillig und übellaunig; je mehr zu thun iſt, deſto wohlgemuther wird es, während doch ſonſt die Meiſten, wenn ſie viel Arbeit haben, häſſig werden, und nicht gut bei ihnen zu ſein iſt. Es iſt ſparſam in allen Theilen und doch beſonders gut gegen die Armen, und wenn Jemand krank wird, ſo kann es ihm nicht gut genug abwarten. Es iſt keins weit und breit ſo.“ „Aber warum ſollteſt du das nicht bekommen, fragte Johannes, haſſet es dich?“ „Apparti nicht, ſagte Uli. Es iſt gut gegen mich, und wenn es mir etwas zu Gefallen thun kann, ſo iſt es nie Nein; und wenn es ſieht, daß ich möchte, daß Etwas gemacht werde, ſo hilft es mir, ſo viel es kann, und kein einzig Mal legt es mir Etwas in den Weg, wie es die Weiber oft haben, daß, wenn ſie ſehen, daß man etwas abſolut machen will, ſie abſolut etwas Anderes wollen und einem hinderlich ſind, wie ſie nur können. Aber etwas Hochmüthiges iſt nicht in ihm, es kann es nicht vergeſſen, daß es aus einer vornehmen Familie iſt, wie ungerne es auch von der Familie geſehen wird. Wenn ihm Einer nur von weitem zu nahe kömmt, ſo ſchnauzt es ihn an, als ob es ihn freſſen wolle, und etwa groben handgreiflichen Spaß mit ihm treiben, wie an vielen Orten üblich iſt, das wolle ich Keinem rathen. Es hat ſchon Mancher eine ſcharfe Ohrfeige weggekriegt." „Aber das will noch gar nicht ſagen, daß es dich nicht nehmen würde, ſagte Johannes. Wenn es ſich ſchon nicht von Jedem will ſagen und thun laſſen, was demſelben beliebt, ſo kann ich ihm das nicht für übel nehmen." „Ja dann iſt noch Eins, ſagte Uli. Ich darf jetzt nicht mehr an Vreneli ſinnen. Würde es mir nicht ſagen: Nicht wahr, jetzt, wo du die Reiche nicht haben kannſt, jetzt ſoll ich dir gut genug ſein! haſt du mir ja das grüne, gelbe Eliſi vorziehen können, ſo will ich dich jetzt auch nicht; ich mag nicht Einen, der ſo mit einem verwelkten Grasſtengel ſich abgegeben hat. Das muß es mir zur Antwort geben; und doch habe ich auch während der Geſchichte mit Eliſi mehr an Vreneli geſinnet als an Eliſi. Erſt jetzt merke ich, daß mir Vreneli immer lieber geweſen iſt. Wenn ich das Meitſchi hätte, ich wollte ausbieten, einen Hof zu übernehmen und darauf mehr zu machen, als irgend ein Anderer. Aber jetzt iſt es zu ſpät, es nimmt mich nicht, es iſt gar ein Eigenthümliches." „He, ſagte Johannes, man muß nie den Muth verlieren, ſo lange ein Meitſchi noch ledig iſt. Das ſind wunderliche Perſonen und thun gewöhnlich gerade das Gegentheil von dem, was man ihnen zutrauet. Wenn die Sache ſo iſt, ſo wollte ich anklopfen, das Meitſchi gefällt mir." „Nein, Meiſter, nicht um hundert Thaler wollte ich das Meitſchi fragen. Ich weiß wohl, es zerfrißt mir faſt das Herz, wenn ich von ihm muß und es nicht mehr alle Tage ſehen kann. Aber wenn ich es fragte und es würde mich verachten, Nein ſagen, ich glaube, ich hinge mich an die erſte beſte Leiter. Beim Dolder, ich könnte es nicht ſehen, wenn es ein Anderer zur Kirche führte; ich glaube, ich würde ihn erſchießen. Aber das heirathet nicht, das bleibt ledig." Da begann Johannes gar herzlich zu lachen und fragte: woher er wiſſe, daß ein ſolches Meitſchi, 23 Jahre alt, ledig bleiben werde. „O, ſagte Uli, es nimmt Keinen: ich wüßte nicht, wer dem gut genug wäre."

Da ſagte Johannes, ſie wollten doch machen, daß ſie heim kämen, ehe die Kirche aus ſei, er möchte nicht in die Kirchenleute laufen. Uli folgte ihm wenig redend, und was er redete, klang immer gegen Vreneli zu, bald dieſes, bald jenes, und Johannes ſollte ihm verſprechen, ja kein Wort über ſeine Lippen zu laſſen von dem, was er ihm geſagt. „Du Gäuchel du, ſagte Johannes, wem ſollte ich Etwas davon ſagen?“

Die Baſe hatte daheim ſchon lange vor Ungeduld gezappelt, und ſobald Uli und ſein alter Meiſter in die Stube traten, ſagte ſie zu Uli: „Geh doch in die Stube, in welcher wir geſchlafen haben, und ſieh, was Vreneli macht. Es ſoll einpacken, wir wollen fort.“ Uli fand das Mädchen vor einem Tiſche ſtehend, wo es eine Schürze der Baſe faltete. Uli ging ſachte hinter ihns, ſchlang den Arm aber ganz manierlich um daſſelbe und ſagte: „die Baſe preſſirt.“ Vreneli drehte ſich raſch um, ſah wie über dieſe ungewohnte Vertraulichkeit verwundert ſchweigend zu Uli auf. Dieſer fragte: „Biſt noch immer böſe auf mich?“ „Ich bin über dich nie böſe geweſen,“ ſagte Vreneli. „So gieb mir ein Müntſchi, du haſt mir noch keins gegeben,“ entgegnete Uli und bog ſich herab. In dieſem Augenblick wand Vreneli ſich ſo kräftig los, daß Uli in die halbe Stube zurückfuhr; und doch war es ihm, als hätte er ein Müntſchi erhalten, er glaubte noch deutlich an einem gewiſſen Fleck Vreneli’s Lippen zu fühlen. Daſſelbe aber fuhr muthwillig über ihn her: Es dünke ihns, er ſei zu ſolchen Flauſen wohl zu alt, und wahrſcheinlich werde die Baſe ihn nicht heraufgeſchickt haben, um mit ſolchem Narrenwerk es zu verſäumen. Er ſolle doch denken, was Stini, ſein alter Schatz, dazu ſagen würde, wenn ſie dazu käme. Es begehre nicht mit derſelben einen Tanz zu haben, wie Uerſi. Dabei lachte es, daß es Uli ganz zerſchlagen zu Muthe ward und er die Thüre ſuchte, ſo bald möglich.

Die Reiſe ging ſpäter vor ſich, als man dachte. Denn als man anſpannen wollte, mußte man zuerſt noch zu einem Mahl, wobei des Johannes Frau ihre ganze Kochkunſt, den ganzen Reichthum ihres Hauſes aufgeboten hatte. Obgleich die Baſe in einem fort ſagte: „Herr Jeſes, wer möcht doch auch von Allem eſſen," ſo war doch des Nöthigens kein Ende und ſie wurde nicht in Ruhe gelaſſen, bis ſie erklärte: Sie bringe wahrhaftig nichts mehr hinunter; wenn ſie noch ein Brösmeli eſſen ſollte, es würde ſie verſprengen.

Während Uli anſpannte, drückte ſie des Vetters Kindern neues Geld in die Hände, wie die ſich auch wehrten und ihre Eltern die Baſe mahnten, ſie ſolle ſich doch nicht ſolche Koſten machen, und den Kindern zuſprachen, ſie ſollten doch nicht ſo unverſchämt ſein und es nehmen. Wenn ſie es doch nahmen und zu der Mutter eilten und ihren Schatz zeigten, ſo hieß es: „Nein, es hat eine Art, wir müſſen uns ja ſchämen." Und dann ſagte die Baſe: es ſei ja nicht der Rede werth und ſie ſollten doch recht bald zu ihnen kommen und es einziehen, was ſie ihnen in den Koſten geweſen ſei. Das werde ſich ſchon geben, erhielt ſie zur Antwort; aber ſie hätte nicht ſo preſſiren und noch einen Tag bleiben ſollen. So unter vielen Reden kam ſie endlich auf ihr Sitzwägeli und ſetzte oben das Reden fort, Vreneli alle ihre gemachten Betrachtungen mittheilend, deren in der That nicht wenige waren. Denn ſie hatte manches geſehen, von dem ſie ſagte: „wenn ich jünger wäre und noch beſſer arbeiten könnte, das müßte mir auch ſein." Zu Allem redete Uli nichts, war mit ſeinem Rappen beſchäftigt, den er tüchtig traben ließ, ſo daß endlich die Frau ſagte: „Uli, fehlt dir etwas? machſt es dem Pferde nicht zu ſtark? es iſt nicht gewohnt, ſo zu laufen." Uli entſchuldigte ſich und erhielt den Befehl, etwas weiter als halben Wegs zu halten. Es ſei ihr nicht nur wegen dem Pferde, ſagte ſie, ſondern auch wegen ihr ſelbſt. Schinken und Küchli zuſammen machten ihr immer Durſt. Vreneli ſagte, auch ihm ſei es recht, es hätte es gerade wie die Baſe, und heute werden ſie doch in ein Wirthshaus können, ohne für eine Hochzeit gehalten zu werden. Man werde eher glauben, ſie kämen von einem Leichengeleite, ſo mache Uli ein Geſicht. Er hätte keine Urſache, ein anderes zu machen, ſagte Uli, am allerwenigſten ſeinetwegen. Am Samstag ſei es nicht recht, wenn er lache, und am Sonntag nicht recht, wenn er nicht lache; es ſei bald bös es zu treffen. „Du biſt aufbegehriſch, Uli, ſagte Vreneli, ich habe nicht gewußt, daß man dir nichts mehr ſagen darf.“ „So zanket recht, ſagte die Baſe, das gefällt mir: was ſich liebt, muß ſich zanken, und ihr machet gerade wie Zwei am Tage nach der Hochzeit.“ Eben darum wolle es ja nicht heirathen, ſagte Vreneli. So lange es ledig ſei, mache es ein Geſicht für ſich, wie es ihm gerade anſtändig ſei. „Ich mache meine Geſichter auch für mich, ſagte Uli, und du brauchſt ſie gar nicht zu ſehen, wenn ſie dir nicht anſtändig ſind. Habe nur noch ein wenig Geduld, ſo wird dir mein Geſicht nicht mehr im Wege ſein.“ „Nit, Nit! ſagte die Baſe. Machet einander nicht zu guter Letzt noch böſe und kömmt mir erzürnt heim. Man muß aus Spaß nicht gleich Ernſt machen, ſonſt kömmt man nicht durch die Welt. Und wenn man gleich ſo aufbrennen will, ach mein Gott, ſo iſt es allerdings beſſer, man bleibe ledig! Ich bin als Meitſchi auch aufbegehriſcher Natur geweſen und habe nichts leiden wollen; aber wenn ich bei meinem Joggeli ſo hätte bleiben wollen, ſo lägen er oder ich oder Beide im Grabe. Ich habe bald geſehen, daß eins nachgeben, ſich ändern muß, und da iſt die Reihe dazu an mich gekommen. Nicht daß Joggeli nicht auch ein wenig nachgegeben hätte, er hat ſich auch in Manchem gebeſſert.“ „Ich glaube nicht, daß Zwei zuſammen kommen auf der Welt, die ſich nicht mehr oder minder ändern müſſen, wenn ſie glücklich bleiben wollen. Darum iſt es am beſten, man bleibe ledig, ſagte Vreneli, da kann man bleiben, wie man iſt, und es ſchneidet einen Niemand Geſichter für nichts und wider nichts.“ „E, Vreneli, ſinneſt denn nicht an Gott, und daß der will, daß wir uns ändern und alle Tage beſſer werden? Iſt dir der auch zu wenig, daß du um ſeinetwillen kein ander Geſicht machen willſt, als dir anſtändig iſt?“ „Aber Baſe, ſagte Vreneli, wie kommt Ihr mir auch! Wir reden von einem Mann und Ihr kommt mir mit Gott; da iſt doch ja gar keine Aehnlichkeit. Wie einem Gott in Sinn kommen kann, wenn man von einem Manne redet, begreife ich nicht. Wenn man von Männern redet, ſo ſollte einem immer der Teufel in Sinn kommen, denn er iſt ja auch ein Mann, und er hat das Weib verführt; wäre er nicht geweſen, ſo wären wir glücklich geblieben. Von einer Frau Tüfelin habe ich noch nichts gehört; das iſt mir ein ſicher Zeichen, daß der Teufel unter dem Weibervolk keine ſeines Gleichen gefunden hat, ſondern nur unter dem Mannenvolk. Unter dem giebt es ja ganze Legionen, wie es in der Schrift heißt.“ „Verſündige dich nicht, Vreneli, ſagte die Baſe, du weißt nicht, was dir beſtimmt iſt. Ich glaube, du redeſt nicht, wie es dir um's Herz iſt, ſondern wie alle Mädchen, wenn ſie keinen Liebſten haben, oder der Rechte ihnen noch nicht gekommen.“ So wie Vreneli den Mund zur Antwort aufthat, fuhr Uli, der ihnen ganz den Rücken gekehrt und gethan hatte, als höre er von Allem nichts, zum beſtimmten Wirthshauſe. Die Wirthin empfing ſie und führte ſie in eine beſondere Stube, wie die Baſe verlangt hatte, nachdem ſie dem Uli geſagt, er ſolle bald nachkommen. Dort befahl ſie Wein und auch etwas zu eſſen, das Fahren mache hungrig, ſie hätte es nicht geglaubt.

Es war Alles da, nur Uli nicht. Die Wirthin war nach ihm ausgeſchickt worden, kam wieder mit dem Beſcheid, daß ſie es ihm geſagt; aber er kam doch nicht. Da ſagte die Baſe: „geh, Vreneli, und heiße ihn alſobald kommen.“ Vreneli drehte und meinte, man ſolle ihn doch nicht zwingen; wenn er hungrig oder durſtig wäre, er würde ſchon kommen. „Wenn du nicht gehen willſt, ſagte die Baſe, ſo muß ich zuletzt noch ſelber gehen.“ Da ging Vreneli ärgerlich und trieb mit beißenden Worten den bei den Keglern ſtehenden ſchmollenden Uli, der Anfangs nicht kommen wollte, herbei. Seinethalben, ſagte es, könnte er bleiben, wo er wäre; aber die Baſe befehle es. Er ſolle kommen, es hätte nicht Luſt, ihm noch mehr nachzulaufen.

Uli kam endlich, auf die vielen Vorwürfe der Baſe, daß er ſich ſo nöthigen laſſe, wenig antwortend. Dieſe ſchenkte ihm tapfer ein, nöthigte zum Eſſen und ſchwatzte Allerlei durch einander, wie es ihr bei Vetter Johannes wohl gefallen und wie ſie jetzt wohl merke, wo Uli ſeine Lehrzeit gemacht habe. Er müßte aber auch beſonders wohl für ſie geweſen ſein, denn noch jetzt hingen die Kinder an ihm und ſie hielten ihn ja werth, faſt wie ein Kind. „Du wirſt wohl wieder zu ihnen wollen, wenn du bei uns fort gehſt?" „Nein," ſagte Uli. „Es iſt ſonſt nicht üblich, daß man frägt; aber willſt du mir es ſagen, wo du hin kömmſt?" ſagte die Baſe. Er wiſſe es noch nicht, ſagte Uli, es hätte ihm noch nicht preſſirt, einen Platz zu nehmen, obgleich er manchen hätte haben können. „E nun, ſo bleibe du bei uns, das ſchickt ſich für beide Theile am beſten; wir ſind jetzt an einander gewohnt." Sie ſolle es nicht für ungut haben, ſagte er, aber er hätte nicht im Sinn, mehr Knecht zu ſein. „Haſt du etwas Anderes?" fragte ſie. „Nein," antwortete er. „Wenn du nicht mehr Knecht ſein willſt, wenn wir dir da unſer Gut in Pacht geben würden?" Dies Wort traf Uli wie ein Stein. Er ließ die mit einem Stück Schafbraten beladene Gabel auf den Teller fallen, behielt den Mund aber offen, drehte ſeine Augen groß wie Pflugsrädchen der Baſe zu und ſtarrte ſie an, als ob ſie aus dem Mond herab käme. Vreneli, das am Fenſter geſtanden war und ſich über Uli's langes Eſſen geärgert hatte, drehte ſich raſch um und horchte mit ſpitzigen Augen, was das geben ſollte. „Ja, ſieh mich nur an, ſagte die Baſe zu Uli, es iſt mir Ernſt mit der Frage: wenn du nicht als Knecht bleiben willſt, würdeſt du wohl als Pächter bleiben?" „Frau, ſagte endlich Uli, wie ſollte ich Euer Pächter werden können? das vermag ich nicht; da muß einer anders mit Geld hinterſetzt ſein, als ich. Ihr wollt mit mir nur eure Flauſen treiben." „Nein, Uli, es iſt mir Ernſt, ſagte die Frau, und mit dem nicht vermögen iſt das nichts, das könnte man ja machen, daß das Anfangen dich nichts koſtete, die Beſatzung: Vieh, Schiff und Geſchirr iſt da." „Aber was denkt Ihr, Frau, ſagte Uli, wenn das ſchon wäre, wer wollte mir Bürge ſein? ein einziges Fehljahr brächte mich auf einem ſolchen Gut zu Boden. Das Geſchäft iſt zu groß für mich." „He, Uli, das wird ſich alles machen, und die wüſteſten Leute ſind wir doch nicht, daß wir einen Pächter, der uns anſtändig iſt, wegen einem einzigen Jahr zu Grunde gehen ließen. Sag nur, du wolleſt, ſo wird ſich das ſchon machen." „Ja, Frau, ſagte Uli, und wenn das ſich ſchon machte, wer ſollte mir die Haushaltung machen?

Das will da was heißen." „He, nimm eine Frau," ſagte die Baſe. „Das iſt bald geſagt, antwortete Uli; aber wo wollte ich wohl eine finden, die gut dafür wäre und die mich nähme?" „Weißt du keine?" fragte die Baſe. Da ſtockte dem Uli das Wort im Munde, und verlegen grübelte er mit der Gabel auf dem Teller. Breneli aber ſagte raſch: es dünke ihns, es wäre Zeit fort, der Rappe habe den Hafer längſt gefreſſen und Uli werde auch bald genug haben, ſie könnten ein ander Mal mit einander Flauſen haben. Ohne auf dieſe Worte zu hören, ſagte endlich die Baſe: „Weißt du keine? Ich wüßte dir eine." Uli machte wieder Pflugsrädli gegen die Baſe zu; Breneli ſagte: es möchte die auch wiſſen. Die Baſe, in ungeſtörter, ſchalkhafter Gemüthlichkeit, die eine Hand auf dem Tiſche, den breiten Rücken behaglich hinten am Stuhle, ſagte: „Errathe mal, du kennſt ſie wohl." Uli ſah herum an allen Wänden, er konnte das rechte Wort nicht finden, es war ihm, als ob er einen Erdäpfelbrei von einem ganzen Sack Erdäpfel im Halſe hätte, und Breneli trippelte ungeduldig hinter die Baſe und ſagte: ſie wollten doch machen und fort, es finſtere ja ſchon. Aber die Baſe hörte Breneli nicht, ſondern fuhr fort: „Kömmt es dir nicht in Sinn? Du kennſt ſie wohl, es iſt ein arbeitſam Menſch, thut aber zuweilen etwas unartig, und wenn ihr nicht zuſammen zanket, ſo könnt ihr es ſonſt recht gut mit einander." Dazu lachte ſie recht herzlich und ſchaute eins um's andere an. Da ſchaute Uli auf; aber ehe er eine Antwort hervorgeworget hatte, fuhr Breneli dazwiſchen und ſagte: „Geh und ſpanne an; Baſe, man kann den Spaß auch zu weit treiben. Ich wollte, ich wäre nie mit gefahren. Ich weiß gar nicht, warum man mich nicht ruhig laſſen kann. Geſtern haben mich die Leute böſe gemacht, und heute wollt Ihr es noch ärger treiben. Das iſt nicht ſchön, Baſe."

Uli war aufgeſtanden und wollte gehen; aber die Baſe ſagte: „Sitz ab und hör: Es iſt mir Ernſt; ich habe ſchon manchmal zu Joggeli geſagt, es ſchickten ſich nie Zwei beſſer zuſammen, als ihr Beide; es ſei, wie wenn ihr für einander gewachſen wäret." „Aber Baſe, rief Breneli, um Gottes willen, hört doch auf, ſonſt laufe ich fort. Ich laſſe mich nicht ausbieten wie eine Kuh. Wartet doch nur bis Weihnacht, da will ich Euch aus den Augen, oder wenn ich Euch ſo erleidet bin, noch vorher. Was wollt Ihr Euch ſo vergebene Mühe geben, Zwei zuſammen zu bringen, die einander nicht mögen? Uli fragt mir gerade ſo viel nach, als ich ihm, und je eher wir von einander kommen, deſto lieber iſt es mir.“ Da ging doch Uli der Mund auf und er ſagte: „Breneli, zürne mir doch recht nicht: ich vermag mich ja gar nichts deſſen. Aber das muß ich dir ſagen: wenn du mich ſchon haſſeſt, ſo biſt du mir ſchon lange lieb geweſen und ich wünſchte mir keine beſſere Frau. Es muß Einer glücklich mit dir ſein; wenn du mich wollteſt, ich wäre glücklich genug.“ „So, ſagte Breneli, jetzt, wo du vom Hofe hörſt und daß du ihn in Pacht kriegteſt, wenn du eine Frau hätteſt, bin ich dir auf einmal recht von wegen dem Hof. Du biſt mir ein luſtig Bürſchli. Nicht wahr, wenn du nur den Hof kriegteſt, ſo heiratheſt du jede Dirne von der Gaſſe, jeden Zaunſtecken aus einem Hag. Aber, o hä! du biſt an der Unrechten; es iſt nicht, daß ich einen Mann haben muß. Ich will gar keinen; allweg keinen, der jeden Docht zur Frau nimmt, wenn nur ein Tröpfchen Oel daran hanget. Wenn ihr nicht fahren wollt, ſo laufe ich alleine heim,“ und ſomit wollte Breneli zur Thüre hinaus. Aber Uli fing es auf, hielt es mit ſtarkem Arm, wie es ſich auch wehrte, und ſagte: „Nein, wahrhaftig, Breneli, du thuſt mir Unrecht. Wenn ich dich haben könnte, ich wollte mit dir in die Wildniß, wo ich nichts als ſchwenden und reuten müßte. Es iſt wahr, als mir Eliſi ſo flattirte, da iſt mir der Hof in den Kopf gekommen und ich hätte ſie nur des Geldes wegen genommen. Aber ſchwer hätte ich mich verſündigt, denn ſchon damals biſt du mir im Sinn gelegen, und ich habe dich immer hundertmal lieber geſehen, als Eliſi. Allemal, wenn ich ſie geſehen, ſo bin ich erſchrocken; wenn du mir aber begegnet biſt, ſo lachte mir allemal das Herz im Leibe. Frag nur den Johannes, ich habe es ihm heute Morgen geſagt, eine Frau, wie du eine giebſt, wüßte ich, ſo weit die Sonne ſcheint, keine zu finden.“

„Laß mich gehen,“ ſchrie Vreneli, das während der ſchönen Rede gethan hatte, wie eine Katze am Strick, und ſelbſt mit Klemmen und Kratzen nicht ſchonte. „Ich will dich gehen laſſen, ſagte Uli, der männlich das Kratzen und Klemmen aushielt, aber du mußt mich nicht im Verdacht haben, als wollte ich dich nur, wenn ich Pächter werden könnte. Du mußt glauben, ich hätte dich ſonſt lieb.“ „Ich verſpreche nichts!“ rief Vreneli, riß ſich los mit eigener Gewalt und floh oben an den Tiſch. „Du thuſt doch ſo wüſt, wie eine junge Katze, ſagte die Baſe. Ich habe mein Lebtag kein ſolch Meitſchi geſehen. Aber thue jetzt vernünftig! komm, ſitz da neben mich! Willſt du kommen oder nicht? Ich gebe dir mein Lebtag kein gutes Wort mehr, wenn du nicht eine Minute da abſitzen und dich ſtille halten willſt. Uli, ſag, man ſolle noch eine Flaſche bringen. Halt dich ſtill, Mädchen, und rede mir nicht darein,“ ſagte die Baſe und erzählte nun, wie es ihr wäre, wenn ſie Beide fortgingen; was für böſe Tage ihrer warteten; vergoß ſchmerzliche Thränen über ihre Kinder und wie ſie noch glücklich werden könnte, wenn es ginge, wie ſie in ſchlafloſen Nächten es ſich ausgedacht. Wenn Zwei mit einander glücklich werden könnten, ſo wären es ſie Beide. Sie habe Joggeli manchmal geſagt, ſie hätte ihrer Lebtag nie zwei Menſchen geſehen, die einander ſo wohl verſtünden in der Arbeit und einander ſo behülflich ſeien. Wenn ſie ſo fortführen mit einder, ſo müßten ſie zu ſchönem Vermögen kommen. Was ſie ihnen behülflich ſein könnten, das würden ſie thun. Sie hätten es nicht, wie viele Herren, denen nicht wohl ſei, wenn nicht alle zwei Jahre ein Pächter auf ihrem Gut zu Grunde ginge, und die allemal ſchlafloſe Nächte hätten und am Zins aufſchlagen wollten, wenn einmal der Pächter zu rechter Zeit den ganzen Zins geben könne, weil ſie fürchteten, er habe das Gut zu wohlfeil. „Nein, gewiß, ſagte ſie, wir wollten thun an euch, wie wenn ihr unſere eigenen Kinder wäret, und eine Ausſteuer müßte Vreneli haben, deſſen keine Baurentochter ſich zu ſchämen hätte. Wenn ihr das nicht gelinge und Vreneli wüſt thun wolle, ſo wüßte ſie nicht, was anfangen; ſie wollte lieber nicht mehr heim. Sie wolle ihm nichts vorhalten, aber das hätte ſie doch nicht um ihns verdient, daß es jetzt ſo wüſt thue; ſie hätte etwa gethan an ihm, was ihr wohl angeſtanden ſei. Und das Wüſtmachen thue es ihr expreß zu leid, ſie merke es wohl. Es ſei ſchon lange nicht mehr wie ſonſt gegen ſie. Und gar herzlich weinte die gute Frau. „Aber Baſe, ſagte Breneli, wie könnt Ihr auch ſo reden? Ihr ſeid ja meine Mutter geweſen, für eine ſolche habe ich Euch immer gehalten, und wenn ich für Euch durch's Feuer ſollte, ich beſänne mich keinen Augenblick. Aber ſo einem Schnürfli, der mich nicht begehrt, laſſe ich mich nicht anhängen. Wenn ich denn endlich Einen haben muß, ſo will ich doch Einen, der mich lieb hat, und mich meinetwegen nimmt, und nicht mit ſammt den andern Kühen mich zur Pacht begehrt." „Wie kannſt du auch ſo reden? ſagte die Baſe; haſt du nicht gehört, daß er geſagt hat, er habe dich ſchon lange lieb gehabt?" „Ja, ſagte Breneli, das ſagen ſie Alle, Einer wie der Andere; wenn aber Alle an dieſer Lüge erſticken müßten, es würden Wenige zum Hochzeithalten kommen. Er wird auch nicht beſſer ſein als die Andern; wenn Ihr nicht zuerſt vom Hof angefangen hättet, Ihr hättet dann ſehen können, wie lieb ich ihm geweſen wäre. Und es iſt auch nicht recht von Euch geweſen, mir nichts von Allem zu ſagen, und mich da ſo ungeſinnet ihm darzuwerfen, wie einer Sau einen Tannzapfen. Wenn Ihr mir zuerſt ein Wort gegönnt hättet, ſo hätte ich es Euch ſagen können, was Trumpf iſt bei Uli; er ſagt auch: Geld, du biſt mir lieb; und dann ſoll Eine verſtehen: Gäll, du biſt mir lieb!" „Du biſt ein wunderlich Gret, ſagte die Baſe, und thuſt ärger, als wenn du die vornehmſte Herrentochter wäreſt." „Eben, Baſe, weil ich nichts bin als ein Mädchen, ſo ſteht es mir wohl an, vornehm zu thun und mich da nicht ſo verwerfen zu laſſen. Ich glaube, ich habe ein größer Recht dazu, als manche vornehme Tochter, ſei es dann meinethalb eine Herren- oder eine Baurentochter." „Aber Breneli, ſagte Uli, was vermag ich mich deſſen, und ſoll ich es jetzt entgelten? Du weißt im Herzen wohl, daß ich dich lieb habe, und ich habe ſo wenig von dem gewußt, was die Baſe im Sinne hatte, als du. Es iſt daher nicht recht, daß du deinen Zorn an mir auslaſſeſt." „Ach, ſagte Vreneli, erſt jetzt merke ich, daß das Ganze eine abgeredete Sache war; du würdeſt dich ſonſt nicht entſchuldigen, ehe ich dich angeklagt. Das iſt erſt recht wüſt, und ich will von der ganzen Sache nichts mehr hören: ich laſſe mich nicht ſo hineinſprengen, wie man die Fiſche ins Garn ſprengt." Damit wollte Vreneli wieder auf und fort; aber die Baſe hielt es feſt am Mieder und ſagte ihm: es ſei das wüſteſt und mißtrauiſchſte Meitſchi, welches an der Sonne herumlaufe. Seit wann ſie hinter ſeinem Rücken gehandelt hätte? Das ſei wahr, wegen dieſer Sache habe ſie zum Vetter begehrt, und deſſetwegen habe ſie Beide mitgenommen. Aber was ſie im Sinn gehabt, habe Niemand gewußt, nicht einmal Joggeli, geſchweige denn Uli. Sie habe dem Vetter den Auftrag gegeben, Uli auszuforſchen, und es ſei wahr, Uli habe Vreneli gruſam gerühmt, ſo daß der Vetter ihr geſagt, Uli würde Vreneli lieber heute nehmen als morgen: aber er dürfe ihm nichts ſagen, er fürchte, es halte ihm Eliſi vor. Darauf hin habe ſie gedacht, ſie wolle reden, wenn Uli nicht dürfe; denn daß der Uli dem Mädchen nicht anſtändig ſei, deſſen überrede ſie Niemand, ſie habe ihre Augen noch nicht am Rücken. Uli vermöge ſich alſo deſſen nichts. „Aber warum kömmt er denn heute in die Stube, wo ich einpackte, fragte Vreneli, und will mir ein Müntſchi geben? das hat er noch nie gethan." „He, ſagte Uli, ich will es dir grad ſagen. Als ich heute mit dem Meiſter geredet hatte, da bliebeſt du mir im Sinn mehr als je und ich dachte, ich wollte geben, was ich hätte, wenn ich wüßte, ob du mich lieb hätteſt und mich nehmen würdeſt. Vom Pachten wußte ich kein Wort. Als ich dich ſo allein antraf, da übernahm es mich, ich wußte nicht wie, es kam mir in den Arm faſt wie ein Krampf, ich mußte dich anrühren, um einen Kuß dich fragen. Anfangs glaubte ich, ich hätte einen erhalten; allein ſpäter dachte ich, es könnte doch nicht ſein, du hätteſt mich ſonſt nicht ſo wild in die Stube hinaus geſchoſſen; ich dachte, du hätteſt mich nicht gerne, und das machte mich betrübt im Herzen, und ich dachte, wenn nur Weihnacht da wäre, daß ich fort könnte, da wollte ich weit, weit ins Welſchland hinein, daß nie Jemand mehr Etwas von mir höre. Und ſo iſt es mir noch, Breneli; wenn du mich nicht willſt, ſo will ich vom Pachten nichts, will fort, fort, ſo weit mich die Füße tragen, und kein Menſch ſoll erfahren, wohin ich gekommen." Er war aufgeſtanden, vor Breneli getreten, das Waſſer ſtund ihm in den treuherzigen Augen, der Baſe aber rollte es die Backen ab. Da ſah Breneli zu ihm auf, die Augen wurden ihm feucht, aber um den Mund zuckte noch der Spott und der Trotz, die niedergehaltene Liebe brach auf und begann durch die Augen ihre leuchtenden Strahlen zu werfen, während das jungfräuliche Widerſtreben die Lippen aufwarf als Schanze gegen das Ergeben an die männliche Zudringlichkeit. Und während die Augen Liebe leuchteten, kamen doch hinter den aufgeworfenen Lippen hervor die ſpottenden Worte: „Aber Uli, was ſagt dann Stini, wenn du ſchon wieder eine Andere willſt? Wird ſie dir nicht ſingen:

Er hat ein Herz wie es Tubehus,
Flügt die eini dry, flügt die anderi drus."

„Aber wie magſt du auch mit ihm den Narren treiben? ſagte die Baſe, du ſiehſt ja, wie es ihm Ernſt iſt. Wenn ich ihn wäre, ich kehrte dir den Rücken und ſagte dir: „Geh zum Henker!" „Das kann er ja, ſagte Breneli, und vielleicht iſt mir das gerade das Rechte." „Nein, das wäre es dir nicht, ſagte die Baſe, ich höre es dir ſchon an. Und Uli, wenn du nicht dumm biſt, ſo nimmſt du es jetzt um den Hals; es ſchießt dich nicht mehr in die Stube hinaus, glaub es mir." Indeſſen hätte die Baſe faſt Unrecht erhalten. Noch einmal bot das Mädchen ſeine Kraft auf, und Uli wäre in raſchem Umſchwunge bald wieder geflogen. Allein des Mädchens Kraft hielt nicht aus. Das Mädchen fiel an Uli's treue Bruſt und brach in lautes, faſt krampfhaftes Weinen aus. Es wurde den beiden Andern, als das Schluchzen nicht aufhören wollte, faſt Angſt dabei; ſie begriffen nicht, was das ſein ſolle. Uli tröſtete, ſo gut er konnte, und ſagte, es ſolle doch ja recht nicht ſo thun, und wenn es ihn lieber nicht wollte, ſo könne er ja gehen, er wolle ihns nicht plagen. Die Baſe ärgerte ſich zuerſt: es ſei dumm gethan; zu ihrer Zeit hätten die Mädchen nicht die Schoßhunde verſpottet, wenn ſie einen Liebſten gefunden. Dann ward ihr aber auch bange, und ſie ſagte, ſie wolle es nicht zwingen; wenn es lieber nicht wolle, ſo könne es ja ihretwegen machen, was es wolle. Es ſolle doch nur um Gottes willen nicht ſo weinen und ſchreien, die Wirthsleute könnten ſonſt glauben, was es wäre. Endlich konnte ihnen Breneli ſagen, ſie ſollten es doch nur ruhig laſſen, es wolle ſich zu überwinden ſuchen. Es ſei ſein Lebtag eine arme Waiſe geweſen und verſtoßen von Jugend auf. Es habe nie ein Vater es auf den Schooß genommen, die Mutter es nie geküßt; nie habe es ſeinen Kopf an irgend einem Halſe verbergen können. Es hätte ihns manchmal gedünkt, gerne wollte es ſterben, wenn es nur dabei Jemand auf den Knieen ſitzen, Jemand dabei um den Hals nehmen könnte; aber ſo lange es Kind geweſen ſei, habe Niemand ihns lieb gehabt, nirgends hätte es ſein ſollen. Es könne nicht ſagen, wie oft es einſam geweint. Sein Sehnen ſei immer und immer darauf gegangen, irgend einmal Jemand ſo von ganzem Herzen, ganzem Gemüthe lieb haben zu können; Jemand zu finden, an deſſen Bruſt es ſein Haupt in Leid und Freud legen könnte. Eine Freundin, welche ſein Sehnen geſtillet, habe es nicht gefunden. Da habe es gedacht, wenn man ihm vom Heirathen geſprochen, es wolle es nie, es ſei denn, es könne ſo von Herzensgrund glauben, daß das die Bruſt ſei, an die es in Leid und Freud ſein Haupt legen, die ihm treu ſein werde im Leben und im Sterben. Aber es habe keine gefunden, zu der es dieſen Glauben hätte haben können. Uli ſei ihm lieb, ſei ihm ſchon lange lieb, mehr als es ſagen ſollte; aber dieſen Glauben zu ihm habe es noch nicht finden können. Und wenn es dießmal getäuſcht würde, wenn Uli nicht die rechte Liebe, die rechte Treue für ihns hätte, dann wäre ja ſein letztes Hoffen dahin, dann würde es keine ſolche Bruſt mehr finden, dann müßte es unglücklich ſterben. Darum mache es ihm ſo Angſt, und ſie ſollten es doch jetzt um Gottes willen ruhig laſſen, damit es ſo recht überlegen könne, was es mache. Ach, ſie wüßten es nicht, wie es einer armen Waiſe zu Muthe ſei, welche der Vater nie auf dem Schooße gehabt, die Mutter nie geküßt! „Du biſt ein lieb dumm Kind!“ ſagte die Baſe, und wiſchte die naſſen Backen ab. „Wenn ich gewußt hätte, daß es dir nur da fehle, auf einen Kuß mehr oder weniger wäre es mir doch gewiß nicht angekommen. Aber warum ſagſt du es nicht? unſer eins kann doch wahrhaftig nicht an Alles denken, wenn man den ganzen Tag ſinnen muß, was man dem Volke zu eſſen geben muß, ſo denkt man nicht daran, wen man noch küſſen ſollte.“ Uli ſagte, er hätte das verdienet, es geſchehe ihm Recht und er hätte gedenken ſollen, daß es ihm ſo gehen werde. Aber wenn es in ihn hineinſehen könnte, ſo würde es ſehen, wie lieb er es hätte und wie aufrichtig er es meine. Er wolle ſich nicht entſchuldigen, er habe ſchon mehrere Male an das Heirathen geſinnet, aber lieb gehabt hab er Keine wie ihns. Aber er wolle es nicht zwingen, er müſſe in Gottes Namen ſich gefallen laſſen, was ſein Wille ſei. „Du hörſt es ja, ſagte die Baſe, wie lieb er dich haben will! Komm, nimm dein Glas und mach Geſundheit mit Uli, und verſprich ihm, du wolleſt die Pächterfrau in der Glunggen werden.“ Vreneli ſtund auf, nahm ſein Glas, machte Geſundheit, aber verſprach nichts, ſondern bat: man ſolle ihns nur heute noch ruhig laſſen, und nichts mehr davon ſagen; morgen wolle es den Beſcheid geben, wenn es ſein müſſe. „Du biſt ein wunderliches Gret, ſagte die Baſe. He nun, Uli, ſo ſpann an, ſie werden daheim nicht wiſſen, wo wir bleiben.“ — Draußen flimmerten die Sterne in dunkelblauem Grunde, weiße Nebelwölkchen ſchwebten über feuchten Matten, einzelne Streifen hoben neugierig an Thalwänden ſich auf, laue Winde wiegten das matte Laub, hie und da läutete eine auf der Weide vergeſſene Kuh ihrem vergeßlichen Meiſter, hie und da ſchickte ein übermüthig Bürſchchen ſein Jauchzen weit über Berg und Thal. Die Bewegungen des Tages und des Fahrens rüttelten die Baſe in tiefen Schlaf und Uli hielt mit geſpannter Kraft den wild ausgreifenden Rappen in ziemlichem Laufe; Vreneli war alleine in der weiten Welt. Wie weit am fernen Himmel die Sterne ſchwammen in des unermeßlichen blauen Meeres ſchrankenloſem Raume, jeder für ſich in einſamer Bahn, ſo fühlte es ſich wieder, das arme, einſame, verlaſſene Mädchen, im großen Weltengetümmel. Wenn es fort war von Baſe und Vetter, wenn ſie geſtorben waren, ſo hatte es Niemand mehr auf der Erde; kein Haus, wohin es ſich flüchten konnte in kranken Tagen; keinen Menſchen, dem es etwas klagen konnte; kein Auge, das mit ihm lachte, mit ihm weinte; keinen Menſchen, der einmal weinte, wenn es ſterben ſollte; ja vielleicht keinen, der ſeinen Sarg begleitete bis zu dem engen, kalten Hauſe, das man ihm endlich doch gewähren mußte. Allein war es, einſam und verlaſſen ſollte es wandern durch das Weltgetümmel bis zu ſeinem einſamen Grabe, auf langer Wanderung vielleicht durch viele, viele einſame Jahre, gebeugter, muth-, kraftloſer von Jahr zu Jahr, ein alt, verwittert, verachtet Weſen, dem kaum Jemand Herberge mehr gab, wenn auch um Gottes willen dafür angeſprochen. Neues Weh zuckte ihm im Herzen, Klagen wollten aufquellen: warum doch wohl der Vater, der gute, der die Liebe heiße, ſo arme Kinder leben laſſe, die Niemand hätten auf der Welt, die in der Kindheit verſtoßen würden, in der Jugend verführt, im Alter verachtet? Da begann es doch zu fühlen, daß es ſich an Gott verſündige, der ihm viel mehr gegeben, als Vielen; der ſeine Unſchuld behütet bis auf dieſen Tag, es ſo geſtaltet, ſo hatte werden laſſen, daß ein reichlich Auskommen ihm ſicher ſchien, wenn Gott ſeine Geſundheit erhielt. Es begannen ihm aufzutauchen, wie aus dem Nebel die Hügelſpitzen und die Kronen der Bäume, die Liebeszeichen, die Gott augenſcheinlich über ſein Leben ausgeſtreut; wie es viele heiterere Tage genoſſen, als viele, viele arme Kinder, und wie es auch Leute gefunden, viel beſſere, als andere Kinder, die, wenn ſie es auch nicht wie Vater und Mutter an ihre Herzen genommen, es doch auch lieb gehabt und ſo erzogen, daß es vor alle Leute treten durfte mit dem Gefühl, daß man es für einen eigentlichen Menſchen anſehe. Nein, klagen durfte es nicht über den guten Vater droben; es fühlte, daß deſſen Hand ob ihm geweſen. Und war ſeine Hand nicht noch jetzt über ihm? war ſie nicht auch heute über ihm? Hatte er ſich wohl über das arme einſame Meitſchi erbarmet? Hatte er den Rathſchluß wohl gefaßt, weil es getreu geblieben bis dahin und von der Sünde ſich unbefleckt zu erhalten geſucht, nun auch ſeines Herzens Sehnen zu ſtillen, ihm eine treue Bruſt zu geben, an die es ſein Haupt lehnen konnte; etwas Eigenes, damit einſt Jemand weine bei ſeinem Tode, Jemand es begleite auf dem trüben Wege zum ſchaurigen Grabe? War das wohl Uli, der getreue, viel gewandte Knecht, den es ſo lange ſchon in verſchwiegenem Herzen geliebt; dem es nichts vorzuhalten wußte, als ſeine Verirrung mit Eliſi, daß er auch von dem Wahn ergriffen worden, das Geld mache glücklich; der ſo treu und ehrlich ſein Herz dargethan und ſeinen Fehler bereue? War es nicht eine eigene Fügung, daß ſie ſich Beide getroffen gerade an dieſem Orte, daß Uli nicht früher fort gekommen, daß Eliſi ſich habe verheirathen müſſen, daß der Baſe der Wunſch komme, das Gut Uli in Pacht zu geben? Hatte das Alles ſich nicht recht wunderbar treffen müſſen, war darin nicht offenbar des Vaters gütige Hand? Sollte es wohl das Dargebotene verſchmähen? war es etwas Hartes, Widerliches, das ihm zugemuthet wurde? Nun rollte die Seele ihre Bilder auf, bevölkerte mit ihnen die öde Zukunft. Uli war ihr Mann; es hatte Wurzel geſchlagen im Leben, in der weiten Welt; ſie waren der Mittelpunkt, um den ein großes Hausweſen ſich ordnete, um ihren Willen kreiſend. Hundertfältig geſtaltete dieſes Bild ſich vor ſeinen Augen, und immer ſchöner, lieblicher woben deſſen Farben ſich durch einander. Es wußte nicht mehr, daß es im Wägeli fuhr, es war ihm ſo leicht, ſo wohl ums Herz, als ob es bereits athme in jener Welt, wo keine Sorge, kein Leid mehr iſt; da rollte das Wägelein über einen Stein. Vreneli fühlte ihn nicht, aber die Baſe erwachte mit langem Gähnen und fragte, mühſam ſich faſſend: „E wo ſind wir, ich habe doch nicht geſchlafen?“ Da ſagte Uli: „Wenn Ihr recht guckt, ſo ſeht Ihr dort unſer Licht durch die Bäume.“ „Herr, wie habe ich doch geſchlafen! das hätte ich doch Niemand geglaubt. Wenn nur Joggeli nicht balget, daß wir ſo ſpät ſind.“ „Es macht noch nichts, ſagte Uli, und morgen kann der Rappe ruhen, wir brauchen ihn nicht.“ „He nun, ſagte die Baſe, ſo macht es ja gar nichts aus. Aber wenn die Roſſe ſpät heim kommen und früh fort ſollen, ſo iſt das eine Schinderei. Denke man doch, wie es Einem wäre, wenn man es Einem auch ſo machen würde, immer laufen, immer laufen, und keine Zeit zum Eſſen und Schlafen.“ Aus allen Thüren ſchoſſen dießmal mit Lichtern und Laternen die Bewohner der Glungge, als ſie das herannahende Wägeli hörten, die Einen ans Pferd hin, die Andern zum Wägeli; ſelbſt Joggeli trippelte herbei und ſagte: „Ich habe geglaubt, ihr kommet heute nicht mehr, es wäre Etwas vorgefallen.“

Capitel 23.

Der Knoten beginnt ſich zu löſen, und als er ſich ſtecken will, zerſchlägt ihn ein Mädchen und zwar mit einem buchenen Scheit.

Nun ging es wie an allen Orten, wenn die Hausmutter ſpät heim kömmt, mit Reden und Fragen; doch war noch keine Stunde verfloſſen, ſo war's ſtille in der Glungge, nur im Stalle hörte man den Rappen freſſen. Der ſchöne Schlaf hatte ſich über die Bewohner geſenkt und ſeine Gaben gebracht, das Vergeſſen alles Leids und manch ſchön Gaukelſpiel vor die bewußtloſe Seele. Doch auf einem Bette ſah man ihn nicht weilen. Es war ein reinlich Bett, auf demſelben lag eine ſtattliche Federdecke und drinnen ein noch ſtattlicheres Mädchen; zu voll war deſſen Seele, des Schlafes Eindrücke aufzunehmen. Was jener Stein unterbrochen, das tauchte wieder auf: liebliche Bilder aller Art ſchwammen über die Seele, flüchtig eilten die einen vorüber, ſüß und wonniglich weilten andere lange über dem verklärten Mädchen, das nicht in unruhiger Pein hin und her ſich werfend den Schlaf ſuchte, ſondern in ſeliger Hingebung Stunde um Stunde an ſich vorüberrinnen ließ. Als kühle Morgenlüfte durch die Thäler ſtrichen, da begann ein ſüßes, banges Sehnen aufzuwallen, des Mädchens Bruſt zu ſchwellen, das Sehnen, Uli Ja zu ſagen; das Sehnen, ihm zu ſagen, es wolle ſein ſein für immerdar; das Sehnen, ihn auch ſein nennen zu können für immerdar. Je dringender dieſes Sehnen ward, deſto mehr gattete es ſich mit der Bangigkeit, das erſehnte Glück möchte nur ein Traum ſein, möchte ſich verflüchtigen wie des Traumes Bilder, am Morgen möchte Uli nicht mehr zu finden ſein, könnte erzürnt über Breneli's Benehmen anderes Sinnes geworden ſein. O wie ihm jetzt dieſes Zagen und Zögern leid that, wie es ſich nicht begreifen konnte, wie es ihns mehr und mehr drängte,- das Verſchulden gut zu machen, zu vernehmen, ob Uli noch gleichen Sinnes geblieben ſei die Nacht hindurch. Es litt es nicht mehr im Bette, leiſe ſtund es auf, öffnete ein Fenſterchen, athmete Morgenluft, zog ſich an und begann ſein Morgenwerk leiſe, daß Niemand es höre. Leiſe öffnete es die Thüre, ſtille war es draußen, kein Knecht rührte ſich noch, kein Pferd ſcharrte nach Futter. Da ging es leiſe dem Brunnen zu, dort im kühlen Waſſer ſich zu waſchen nach üblichem Gebrauche. Am plätſcherenden Brunnen ſtund eine Geſtalt, gebeugt über den Trog mit Eifer auch ein ſolches Werk verrichtend. Mit pochendem Herzen erkannte Breneli ſeinen Uli, da ſtund der Erſehnte. Da ſchwanden Nacht und Nebel, wie Morgenroth ging es ihm auf, und wie ein Herz ziehen könne, das fühlte es jetzt. Doch den unwiderſtehlichen Zug noch mädchenhaft zu umſchleiern, war ihm ſeine Schalkheit zur Hand, und mit unhörbarem Tritte an Uli getreten, ſchlug es raſch beide Hände vor deſſen Augen. In gewaltigem Schreck zuckte der ſtarke Mann zuſammen, ein halber Schrei entfuhr ihm; dann die Hände vor den Augen faſſend, erkannte er mit ſüßer Wonne der ſchönen Hände ſchöne Eigenthümerin: „biſt du es?" fragte er. Und Breneli wußte, wen er meine, und ſeine Hände ſanken tiefer, umſchlangen den theuren Mann und wortlos lehnte es ſein Haupt an deſſen treue Bruſt. Da, wie aus dem Brunnen Welle um Welle ſprudelte hell und klar, ſo wogte in Uli das Bewußtſein ſeines Glückes auf in mächtigen ungetrübten Wogen. Er zog das theure Mädchen an ſich, und wie die Wellen des Brunnens plätſcherten und Bläschen warfen in blankem Troge, ſo flüſterte Uli dem Mädchen ſeine Freude zu, verſuchte ein leiſes Küſſen und kein Stoß warf ihn diesmal zurück von dem holden Ufer, dem er zugeſteuert. „Willſt du meins ſein?“ hörte der Brunnen: „biſt du mein?“ koſ'te es wieder. Und noch Manches hörte der Brunnen, aber er ſagte es Niemand wieder.

Ein eigenes Gefühl durchſtrömte Beide: das Gefühl, ein theures Kleinod gefunden zu haben; das Verlangen, bei dieſem Kleinod zu ſein für und für und ſonder Unterlaß. Wenn Jemand einen lieben Brief erhält: wie oft fährt ſeine Hand in die Taſche und lieſ't ihn von Neuem! Wenn Jemand einen Acker gekauft hat: wie oft geht er hin des Tages und beſchauet ſeinen Kauf! Wenn Jemand eine liebe Seele gefunden und an ſich gebunden, nicht nur für dieſe Zeit, ſondern auch für die Ewigkeit: ſoll es ihn dann nicht hin zu dieſer Seele ziehen mit Himmelsgewalt? ſoll es ihn nicht in ihre Augen, die Thore der Seele, hineinziehen, um das Gefühl lebendig zu erhalten, Eins mit einer Seele zu ſein in Zeit und Ewigkeit? Dieſes Einswerden mit einer Seele von ganzem Herzen, ganzem Gemüthe und allen Kräften, in welcher Vereinigung alle Ichſucht untergeht, iſt das nicht auch ein Vorläufer des Einswerdens mit Gott, welchem ebenfalls unſere Selbſtſucht zum Opfer fallen muß? Und wie der, der Eins geworden iſt mit dem Vater im Himmel, denſelben vor Augen hat, wenn die Sonne ſcheinet und wenn die Nacht Finſterniß bringt in jedes Land und jede Kammer, ſoll dann dem, der eine Seele gewonnen, nicht auch vergönnt ſein, dieſe Seele zu ſuchen und wieder zu ſuchen, ſo oft die Räume und Geſchäfte der Erde ſie ihm aus den Augen tragen? Der tiefe Seelenzug in dieſen Zeiten wird ſelten recht verſtanden, bringt daher auch ſelten die rechten Früchte. „Sie machen recht närriſch mit einander, hört man ſagen, ſie machen einem Langeweile.“ Das glaube ich gerne; aber warum gönnt man ihnen nicht die ungeſtörte Freude an einander? Ach Gott, die Welt und die Furcht der Welt vor ihrem eigenen Fleiſche! Ach Gott, die Welt und ihre Neugierde, die ſehen will, wie zwei zuſammen thun, und dann, wenn ſie keinen rechten Sinn zu einander haben, ſagt: „die Beiden lob' ich mir, die ſind recht vernünftig; wenn man es nicht wüßte, man merkte es ihnen gar nicht an, daß ſie Brautleute wären.“ Ich möchte faſt ſagen, das ſei eine vermaledeite Vernünftigkeit, welche für die Seele und ihr Sehnen keine Empfänglichkeit hat, höchſtens für des Leibes Reize, deren Empfänglichkeit man allerdings lieber im Dunkeln zeigt, doch meiſtens nur für des Geldes verhängnißvolles Klingen. Vreneli und Uli hätten kaum verſtanden, was da geſchrieben ſteht; aber dieſen Zug der Seelen empfanden ſie. Kaum waren ſie getrennt worden, ſo ſuchten ſie ſich wieder, und der Brunnen war die heilige Stätte, wo ſo oft ſie ſich ſuchten und fanden. Noch nie hatte Vreneli ſo viel Waſſer in die Küche gebraucht, Uli noch nie ſo viel zu waſchen oder zu tränken gehabt.

Während beim Brunnen ein junges Glück aufging, hielt ein altes Ehepaar im Stübli ſeine Zwiegeſpräche. Joggeli und ſeine Frau erwachten frühe, und den alten Gliedern die nöthige Ruhe gönnend, erachteten ſie dieſe Stunde am ſchicklichſten, ein vertrautes Wort zu wechſeln. Nachdem die Frau an Joggeli's unruhigem Drehen deſſen Erwachen wahrgenommen, fragte ſie: ob er ſeither nichts von einem Knechte vernommen, ob geſtern keiner da geweſen? Weihnacht rücke, ſo könne das doch nicht geben. Nun begann Joggeli ſein altes Klaglied über Eliſi's Heirath, an der er nicht ſchuld ſei und die ihm Uli forttreibe. Seit der da ſei, trage ihm der Hof jährlich 500 Gulden mehr ab. Wenn doch das Mädchen habe heirathen müſſen, ſo wollte er zuletzt lieber, es hätte Uli genommen, als ſo einen ungefütterten Baumwollenhändler. Er hätte keine Luſt, einen andern Knecht zu ſuchen; wenn er nur Uli wieder haben könnte, es reute ihn kein Geld.

Sie wiſſe nicht, wie das gehen ſolle, ſagte die Frau;

ſie habe mit Uli geredet, allein er habe nichts davon hören wollen, länger hier Knecht zu ſein. So hätte man es, ſagte Joggeli, die Frauen machten Alles, wie ſie wollten, ſie begehrten Alles zu regieren, und wenn Etwas krumm gehe, ſo ſollten es die Männer gerade machen. Er hätte voraus geſagt, das käme ſo; ſie könne ſeinethalb jetzt ſelbſt einen Knecht ſuchen. Wenn das ſo gemeint ſei, ſagte ſie, ſo wolle ſie mit Allem nichts mehr zu thun haben. Wer am Ende bös hätte, wenn Alles ſchlecht ginge, als ſie, die die Haushaltung machen müßte? Das Beſte wäre, ſie würden das Gut in Pacht geben; ſie wüßte eigentlich nicht, für wen ſie bös haben ſollte bis ins Grab. Es danke ihr doch zuletzt Niemand dafür, ſondern je mehr ſie zuſammengeſpart, deſto mehr lache man ſie aus. Das ſei ihm auch recht, ſagte Joggeli, er begehre nicht länger zu pflanzen, damit ihr Tochtermann komme, die Sache nehme und das Geld für ſich behalte. Aus freien Stücken habe er ihm eine Ehesteuer gegeben, größer, als mancher Landvogt ſie gebe; es ſchiene ihm, der könnte zufrieden ſein und ihn jetzt ruhig laſſen. Wenn ſie ihm einen anſtändigen Pächter wüßte, ſo wollte er noch heute mit ihm die Sache richtig machen. Sie wüßte keinen beſſern als Uli, ſagte ſie. „Uli? ſagte Joggeli. Ja, wenn der Kapitale und eine anſtändige Frau hätte, ſo wäre mir der der Rechte, aber ſo kann er kein ſolches Gut übernehmen.“ „He, ſagte die Mutter, eine beſſere Frau als Vreneli wüßte ſie nicht, und ſie glaube, ſie hätten nichts wider einander. Daneben ſei Uli auch nicht mittellos und vielleicht würde Vetter Johannes ihm helfen, wenn man es begehrte; es dünke ſie, derſelbe habe gar viel auf Uli. „So, ſo, ſagte Joggeli, es iſt alſo ſchon Alles richtig!“ „Was, richtig?“ fragte ſie. „Glaubſt du, ſagte Joggeli, ich ſolle nichts merken? Du biſt nicht umſonſt nach Erdöpfelkoſen gefahren, ſo mir nichts, dir nichts, daß ich mich faſt zu Tode gewundert habe, und haſt Vreneli und Uli mitgenommen. Du mußt doch nicht meinen, daß ich ſo dumm ſei und nichts merke, was hinter meinem Rücken abgekartet wird. Aber ich bin auch noch da, und es iſt nicht brav von dir, ſo mich zum Narren zu halten und mit fremden Leuten unter dem Hute zu ſpielen gegen mich. Aber warte nur, ich will es dir zeigen. Ich will zeigen, wer Meiſter iſt.“

Nun bekam die gute Frau keine Antwort mehr, ſie mochte vorbringen, was ſie wollte, ſo daß ſie endlich ſagte: „He nun dann, ſo ſei meinethalben Meiſter und arbeite meinethalben den Hof ſelbſt und mache die Haushaltung auch noch dazu, ich aber will nichts mehr damit zu thun haben.“ Brummend wälzte ſie ſich auf die andere Seite, ſchlief wieder ein und ſtund am Morgen, ſpäter als ſonſt, ſchweigend und ſchmollend auf. Luſtig tanzte Breneli im Hauſe herum; es war, als ob es über Nacht Federn in die Beine bekommen hätte und eine Mundharmonika zwiſchen die Zähne. Ganz verwundert ſah die Baſe dem Weſen zu und ſagte ihm endlich, als ſie allein waren: „Iſt es dir über die Nacht anders gekommen, willſt du ihn jetzt?“ „O Baſe, ſagte Breneli, wenn Ihr mich zwingen wollt, was will ich dagegen machen, als mich zwingen laſſen? und ſo wenn Ihr's zwingen wollt, ſo zwingt's, aber ich will nicht ſchuld daran ſein, es mag kommen, wie es will!“ „Du biſt eine gottloſe Dirne, mir den Mann zu verſpotten, ſagte die Baſe. Aber das Lachen wird dir ſchon vergehen, wenn du hörſt, daß Joggeli nichts vom Pachten hören will. Er iſt bös darüber, daß Alles hinter ſeinem Rücken abgekartet worden ſein ſoll, und ſagt jetzt: er ſei Meiſter, er wolle es uns zeigen.“ Aber das Lachen verging Breneli nicht, ſondern es lachte nur: der Vetter wolle auch gezwungen ſein, wie es zum Heirathen. Am beſten käme man zurecht mit ihm, wenn man nichts mehr von der Sache ſage und ſich ſtelle, man wolle fort. Es mache ihm ſchon jetzt Angſt, was er um Weihnacht anfangen wolle; zu einem andern Knecht könne er ſich nicht entſchließen. Wenn er in acht Tagen noch nicht ſelbſt mit der Sache komme, ſo wolle ſie den Tiſchler kommen laſſen und ihm einen Kaſten zu machen befehlen, wie Mägde zu thun pflegen, wenn ſie weiter wollen. Helfe dieſes nicht, ſo müſſe man ihm ſagen, Uli komme zum Johannes, man habe es gemerkt; dann fange er von ſelbſt von der Sache an und ſage: „So zwänget's, wenn ihr's zwängen wollt: aber ich will an Nichts ſchuld ſein, es mag gehen, wie es will.“ „Du biſt eine Tüfels-Her, ſagte die Baſe, ich glaube, du wäreſt im Stande ein ganzes Konſiſtorium zum Narren zu halten. Das wäre mir nie in den Sinn gekommen, und ſind wir doch jetzt bald vierzig Jahre bei einander.“ Und richtig, wie Breneli, welches dem Uli eingeſchärft hatte, es anzuſehen, wie wenn er lauter Zorn wäre, geſagt hatte, ging es. Der Tiſchmacher brauchte nicht zu kommen. Lange vor Verlauf der acht Tage fing Joggeli mit ſeiner Alten zu zanken an: wie ſie Alles hinter ſeinem Rücken mache, zu allen Leuten Vertrauen habe und nur zu ihm keines; er möchte doch endlich wiſſen, was ſie jetzt mit dem Uli ausgemacht habe. Es wäre Zeit, daß er auch Etwas davon wüßte. Da ſagte ſie, ſie habe nichts mit ihm ausgemacht und nichts angefangen; das ſei ſeine Sache, ſie miſche ſich nicht darein. Er habe ja geſagt, er ſei Meiſter. Da begehrte Joggeli noch mehr auf, daß ſeine Frau ihn ſo im Stich laſſe und ſich gar nicht darum bekümmere, wie es gehe; es ſei doch ihre Sache ſo gut [illegible] ſeine, und er wüßte nicht, warum immer Alles an ihn kommen ſolle. Er wollte, ſie ſolle gehen und mit Uli reden, und wenn er ſchon eine andere Frau nähme, als das Breni, ſo ſei es ihm gleich; das ſehe ihn ſeit einiger Zeit ſo unverſchämt und ſpöttiſch an, daß es ihn ſchon manchmal gelüſtet habe, ihm die Hand ins Maul zu geben. Aber ſeine Frau wollte nicht, nach Breneli's Inſtruktionen: das ſei Mannsſache, behauptete ſie. Da ſagte er, wenn ſie nicht gehen wolle, ſo ſchreibe er dem Tochtermann, er ſolle ihm einen Knecht oder einen Pächter ſenden; der werde ihm das ſchon machen. Da ließ die Alte das Herz fallen und übernahm den Auftrag. Als ſie mit demſelben zu Breneli kam, ſagte dieſes: „O du gute Mutter, haſt du dich zwingen laſſen! Aber Mutter, Mutter, wie konnteſt du glauben, daß es Joggeli Ernſt ſei, vom Tochtermann einen Knecht oder einen Pächter zu nehmen? Hätteſt du nur noch einmal herzhaft Nein geſagt, ſo hätte er geſagt: He nun, wenn du mir nichts zu Gefallen thun willſt, ſo will ich mit Uli reden, aber Breni, die Dirne, begehre ich nicht, und es mag herauskommen, wie es will, ſo bin ich nicht ſchuld daran, mir wäre es nie in den Sinn gekommen. Schicke ihm aber Uli hinein, der Vetter ſoll und muß doch mit ihm zuerſt förmlich und ernſtlich davon reden.“

So geſchah es auch.

Die Weitläufigkeiten der ganzen Unterhandlung zu beſchreiben, wäre für manchen Pächter belehrend; allein für dies Mal aus guten Gründen nur Folgendes. Joggeli war die ganze Sache mehr als recht, und doch machte er Umſtände und Vorbehälte, an der die ganze Sache hätte ſcheitern müſſen, wenn er feſt darauf beſtanden hätte; aber ſo wie er erfinderiſch war im Erſinnen, ſo war er wieder ſchwach im Nachgeben, ſobald man ihn zu faſſen wußte; und das verſtund der Vetter Johannes, der als Mittelsmann und Bürge recht gefällig ſich finden ließ. Und wenn Alle feſt ſaßen, ſo wußte Breneli noch einen Rath und fand den Ausweg. Joggeli ſagte aber oft: er könne nicht begreifen, warum Uli ſo Eine nehme mit leerer Hand und einem Maul wie eine Schlange. Wenn er ſo ein Burſche wäre und ein ſolches Gut in den Händen hätte, er wollte viele tauſend Gulden erheirathen. So ein ſchnippiſch, unverſchämt Ding würde er nicht mit dem Rücken anſehen, und dreißig Kronen wollte er dem Uli das Gut wohlfeiler geben, wenn das ketzer Mädchen ihm weg käme; das würde dem lieben Gott blau für weiß machen, wenn ſie je zuſammen kämen, was er aber nicht glaube.

Man war faſt richtig, als der Tochtermann die Sache vernahm und einen Mordsſpektakel begann. Der wollte erſt gar nichts davon wiſſen, und behauptete, ſie hätten ja die Verabredung getroffen, daß er ihnen die Produkte abnehme und zu hohen Preiſen ſeinen Bekannten verkaufe. Er hätte deshalb Akkorde getroffen und könne nicht zurück. Endlich wollte er den Hof ſelbſt in Pacht nehmen trotz ſeinem brillanten Geſchäfte, von dem er behauptete, es trage mehr ab als ſechs ſolcher Höfe. Er that ſo wüſt, drohte auf ſolche Weiſe und Eliſi mußte wüſt thun und mit allem Gräßlichen drohen, daß die ganze Geſchichte faſt rückgängig geworden wäre. Den beiden Alten kam es gräßlich vor, wenn ſie an einem Unglück ſchuld ſein ſollten, wenn Eliſi mit ſeinem Mann deswegen in Streit käme, oder es krank würde, oder es ihm ſonſt ſchadete in ſeinen Umſtänden. Ein Jedes ſagte: „Mach, was du willſt; aber gieb mich dann zuletzt nicht an die Art, ich will nicht ſchuld ſein." Da gab Vreneli dem Sohn Johannes einen Wink, daß es darauf und daran wäre, daß ſein geliebter Schwager Pächter in der Glungge würde. Johannes, dem es, ſeit er Kammern und Speicher durch ſeinen Schwager gefährdet ſah, ſehr recht war, daß das Gut in eines Pächters Hände kam, und Uli, als einen guten Landwirth, recht gerne darauf ſah, indem er einſt den Hof lieber gut als ſchlecht zu Handen nahm, kam mit Trinette daher gefahren wie eine Bombe und traf es eben, daß Eliſi und ſein Mann auch da waren. Das gab nun Donnerwetter um Donnerwetter, obgleich es mitten im Winter war. Der Tochtermann machte ſich zuerſt ſehr aufbegehriſch und wollte den Johannes von oben herab traktiren und ihn einſchüchtern, mit Worten hoch vom Himmel her. Aber Johannes kannte als Wirth dieſe Sorte von Leuten auch und redete noch mehr von oben herein; zudem hatte er eine gewaltige Fauſt, die dem Baumwollenhändler abging; mit dieſer ſchlug er auf die Tiſche, daß alle Thüren aufſprangen. Auch hielt er dem Baumwollenhändler Sachen vor, die dieſer lieber hier nicht gehört hätte, ſeine vielen Schulden und vielen Streiche. Woher er den Landbau kennen wolle, da er im Bettel aufgewachſen? Sie hätten ſeinen Vater oft hier in der Glunggen über Nacht gehabt im Stalle, ſie ſollten ſich nur an den alten verhudelten Mann mit der Schachtel und den Schuhen ohne Sohlen erinnern. Er möchte nur die Alten aushäuteln, den Pachtzins könnten ſie im Himmel ſuchen. Uli müßte das Gut in Pacht haben, und ſollte er den D. Baumwollenbub mit eigenen Händen erwürgen, brüllte er, und manöverirte demſelben mit ſeinen dicken Händen ſo nahe am Halſe herum, daß Alles Zetermordio ſchrie und Eliſi ſicher ohnmächtig geworden wäre, wenn es gewußt hätte, wie man das macht. Aber der Baumwollenhändler hatte eine zähere Natur als ſeine Baumwolle. Kaum war er nicht mehr blau im Geſicht, ſo gab er mit Verachtung den Gedanken, ſelbſt Pächter zu werden, auf. Er wollte ein Narr ſein, ſagte er, ihnen ſeine Hülfe aufzudringen; ſein Geſchäft trage ihm hundert Mal mehr ab, als ſo ein Lumpen-Gütchen. Gerade ihretwegen, damit ſie nicht mit fremden Leuten es machen müßten, hätte er es übernehmen wollen. Wenn man ihm ſeine Gutthätigkeit ſo aufnehme, ſo könnten ſie machen, was ſie wollten, er ſei recht froh darüber. Aber das fordere er, daß man das Gut an eine Steigerung bringe und es dem Meiſtbietenden gebe; das hätte er das Recht zu fordern. Er wüßte nicht, warum man einem ſolchen Lümmel, wie Uli einer ſei, der nicht fünfe zählen könnte, ohne fünf Mal zu verirren, den Vorzug geben wolle.

Da ging der Streit von vornen an, in den nun auch Joggeli ſich miſchte, da er ſich vom Sohn unterſtützt ſah. Das gehe ihn hell nichts an, ſagte Joggeli ſeinem Tochtermanne, er könne verpachten, wie er wolle, er ſei denn doch noch nicht bevogtet. So lange er lebe, ſolle in der Glungge keine Steigerung ſein, und auch nach ſeinem Tode nicht; er wolle es ihm vermachen, daß es hafte; er ſei ihm gut dafür. So Einer, von dem man noch jetzt nicht wiſſe, wo er geboren worden, ſolle ihm nicht kommen und ihm hier in der Glunggen befehlen wollen. Er ſei ſein Lebtag da geweſen und Vater und Großvater. So weit man ſich zurückbeſinnen möge, ſei der Hof in der Familie geweſen; da ſolle Keiner kommen, der auf der Gaſſe geboren worden, und ihm befehlen, was er auf der Glungge machen ſolle. Er ſolle ihm zahlen, was er ihm weggenommen. Es dünke ihn, er ſollte einſtweilen genug haben und ſich ſchämen, noch mehr zu begehren, und er ſolle nicht meinen, weil er wie ein Herr aufziehe, ſo könnte er mit ihnen machen, was er wolle. Wenn er die Kleider nicht aus ihrem Gelde bezahlt hätte, ſo wiſſe man nicht, ob er noch ſolche tragen würde.

Der Tochtermann ließ ſich aber nicht erſchrecken. Er laſſe ſich das Geld nicht vorhalten, ſagte er. Ob ſie denn eigentlich ſo dumm ſeien, zu glauben, er hätte ſeine Frau wegen etwas Anderem, als wegen Geld genommen? Daß ſie ein halbwitziges Schlärpli ſei, hätte ihr ja Jedermann angeſehen. Aber wenn er eigentlich gewußt hätte, was ſie für ein wüſtes Reibeiſen, eine häſſige Krot, eine faule Sau ſei, er hätte ſie mit keinem Stecklein anrühren mögen, und wenn ſie noch einmal ſo viel Geld gehabt hätte. Jetzt hätte er ſie in's Teufelsnamen und müßte ſie einſtweilen behalten; jetzt wolle er dazu ſehen, daß er auch zu dem Geld komme, das ihm gehöre. Er laſſe ſich noch lange nicht abſprengen und ſie ſollten verſichert ſein, daß je wüſter ſie gegen ihn ſeien, er um ſo wüſter thue und Alles ehemals ihre Tochter, jetzt ſein Pflaſter, entgelten laſſe; die wolle er rangiren, daß es des Amtmanns Jagdhunde beſſer haben ſollten als ſie. Da fiel dem Joggeli und der Mutter das Herz und ſie wären vielleicht dem aufbegehriſchen Tochtermann hingeknieet; aber Johannes war da. „Mach es nur, ſagte der, je wüſter, deſto beſſer; wir wollen dir den Marſch bald gemacht haben. Je eher du ausgetrieben wirſt, deſto beſſer iſt's. Denke an die Krone zu — und was du da treibſt? Du verfluchter Bube! mit 50 Thalern betreiben wir die Scheidung und dann wirſt du zum Concurs getrieben; das iſt das Beſte für einen ſolchen Donner, wie du biſt; dann kannſt du das Land ab und Rüben freſſen." Sie erſchrecken ihn noch lange nicht, antwortete der Tochtermann. Mit dem Concurs könnten ſie es probiren, wenn ſie wollten, ſie kämen an den Unrechten. Was im Gaſthaus zur Krone gegangen ſei, gehe ſie nichts an, er wolle es auf eine Unterſuchung ankommen laſſen; und wenn man zu Freyligen nachfragen wollte, ſo brächte man vielleicht viel ärgere Dinge heraus. Wenn ſie die Schande haben wollten, daß ihre Tochter ſobald ſich ſcheiden müſſe, ſo ſei es ihm recht, er frage nichts darnach. Er wolle ihnen dann aber den Marſch machen. Indeſſen er ſo aufbegehriſch redete, zog er doch in etwas ſeine Pfeiffen ein, beſonders da Johannes ſich nun auf ſeine Worte berief: ſie ſollten jetzt ſehen, was ſie für einen Tochtermann hätten. Es geſchehe ihnen aber Recht, ſie hätten nichts glauben wollen, und er ſollte ſie jetzt eigentlich im Stiche laſſen mit ihm. Aber es ſei ihm auch um ſeinetwegen; wenn er den Lump machen laſſe, ſo käme es bald dahin, daß die Glungge an eine Steigerung kommen müßte. Davor wolle er ſein, er könne darauf zählen. Von einer Steigerung mußte der Tochtermann endlich ſchweigen; aber nun wollte er ſich in den Akkord miſchen und ihn machen nach ſeinem Sinn, alſo auf eine Weiſe, daß Uli unmöglich hätte eintreten können. Er warf ihn auf's Papier und Joggeli gefiel er ſo übel nicht; er fand von Manchem: daran hätte er nicht gedacht; die Mutter aber und Johannes widerſetzten ſich: was wollte doch ſo ein baumwollener Schuft von einem Pachtcontract wiſſen; keinem Hund würde man einen ſolchen machen und je wüſtere Contracte man mache, deſto weniger würden ſie gehalten und deſto mehr müſſe das Gut darunter leiden. Während man darüber ſtritt im Stübli, verſuchte der Baumwollenherr Privatgeſchäfte bei Vreneli, wollte mit ihm ſo unterhandeln, daß, wenn es ihm nachgebe, ſo wolle er auch mit dem Contract nachgeben, und ließ ſich wohl nahe zu ihm heran. Das aber, nicht faul, nahm ein buchenes Scheit, fuhr auf ihn ein wie eine Furie und traktirte ihn jämmerlich. Das gab gräßlichen Spektakel. Vreneli ſchlug, der Tochtermann ſchrie, die ganze Verwandtſchaft ſchoß zu allen Thüren aus und ſah den Herrn vor Vreneli's Scheit in alle Ecken fliehen. Die Einen lachten, die Andern ſchrieen; Johannes hatte gute Luſt, zuzugreifen: Niemand gab Auskunft, es war wie beim Thurmbau zu Babel. Endlich ſchoß der Herr in eine geöffnete Thüre, und Vreneli wurde vom Verfolgen abgehalten. Wie eine glühende Siegesgöttin ſtund es da mit dem Scheit in der Hand, oder wie ein Engel mit flammendem Schwerte vor dem Paradieſe der Unſchuld, und rief dem fliehenden blutenden Baumwollenhändler nach: „weißt du jetzt, wie ein Berner Meitſchi akkordirt, und mit was es den Akkord unterſchreibt, du keibelige Uflath!“ Und frank weg ohne Hehl erzählte es, was der Lumpenhund ihm für Anträge geſtellt. Da öffnete dieſer die Thüre und rief: „Du lügſt!“ Aber ehe das Wort noch recht aus dem Munde war, fuhr das buchene

Scheit aus Breneli's ſtarker Hand akkurat durch die geöffnete Thüre dem Lügner in's Geſicht mitten hinein, und rückwärts fiel er zurück, fuhr mit der Hand in's Geſicht und drei ausgeſchlagene Zähne rollten ihm entgegen. Nun war neuer Lärm von allen Seiten. Des Johanneſe Stimme ſchallte vor allen in gewaltigem Lachen. Eliſi wußte nicht, ſollte es auf den Mann los, oder auf Breneli, und machte nach beiden Seiten hin ſeine kleberigen Fäuſtchen. Breneli rief: „ſag noch einmal, ich lüge, wenn du darfſt! es ſind noch mehr Scheiter da!“ Die weiche Mutter lief nach Waſſer und einem Lappen; Trinette kickerte und ſagte: ſo einen Herrn, der meine, Alle ſeien für ihn da, begehre es nicht zum Manne. Joggeli ſchüttelte den Kopf, ging in's Stübli und las den Akkord wiederum. Sobald der Baumwollenhändler das Blut ſich ausgewiſcht und recht wieder reden konnte, begehrte er auf über Breneli, redete vom Verklagen und wie er es nicht leide, daß es hier auf dem Hofe bleibe, und Joggeli nickte mit dem Kopfe dazu. Breneli aber ſtund plötzlich vor ihm und hätte ihn gleich noch einmal in die Finger genommen, wenn die Mutter ihns nicht gehalten; aber ſeine Zunge konnte ihm Niemand halten. „Verklag du nur, rief es, ich will dann mit den andern Mägden kommen, ſie können auch ſagen, was ſie von dir erfahren; vielleicht wiſſen die Knechte auch etwas.“ „Beweiſe es, daß ich etwas mit dir gewollt oder mit den Mägden. Ich kann beweiſen, wie du mich geſchlagen.“ „Du Kuh! da iſt Einer nicht ein Eſel und nimmt Zeugen mit, wenn er ein Mädchen verführen will. Aber es wäre böſe, wenn ein Mädchen ſich ſeiner Ehre nicht mehr wehren dürfte, ſo ſtark es mag, oder es hätte Zeugen; und wenn es einem den Kopf abſchlüge und nicht nur Zähne in den Hals!“ „Wir wollen ſehen, was der Richter ſagt,“ rief der Baumwollenhändler. „Meinethalben kann er ſagen, was er will, und wenn er ein Bock iſt, wie du, und dir Recht giebt, ſo mache ich es ihm wie dir. Wenn das Geſetz für die Hurenbuben und Diebe und Händler und Richter da iſt, ſo ſchlägt man euch das Geſetz um die Köpfe, bis ihr geſetzlich zufrieden geſtellt ſeid. Ich bin nur ein Mädchen, aber es nimmt mich Wunder, ob ich dieſen Weg das Geſetz nicht noch viel kräftiger anwenden könnte, als ſo ein abgejagtes Böcklein, wie du biſt und mancher Andere. Hältſt du dich nicht ſtille, ſo wollen wir ſehen!“ Aber der Händler ſchwieg nicht ſtille, räſonnirte fort und fort, jedoch ungefähr ſo, wie eine Colonne, die ſich zurückziehen will, um ſo hitziger feuert, um den Rückzug zu decken. Er ſagte dem Eliſi: in einem ſolchen Haus bleibe er nicht länger, wo er ſei wie vogelfrei und ein jedes Rindvieh auf ihn ſchlagen dürfe und ein jedes wahnſinnige Mädchen; dem wolle er es aber zeigen und ihm ſagen, wie und mit wem er es angetroffen. Er machte einen Lärm mit ſeiner Unſchuld, daß Eliſi auch wild wurde, es meinte, das Vreneli hätte eigentlich ſeinen Mann verführen wollen, und eilenden Schrittes ging, dieſem wüſt zu ſagen. Während Eliſi ſich dort faſt Schläge holte, ging ihr Mann in den Stall, befahl anzuſpannen und begegnete dabei dem Uli, der bereits von der andern Geſchichte wußte, ſo grob, daß er ihm ſagte, wenn er ſich nicht alſobald zum Stall aus mache, ſo werfe er ihn in's Miſtloch, er wolle ihm ſeine Hitze vertreiben. Derſelbe begehrte auf und ſagte Uli: er ſolle nicht meinen, weil er mit einer ſchlechten unehlichen Dirne ſich abgebe, die etwas verwandt ſei, ſo ſei ihm Alles erlaubt; er ſei der Knecht und ſie ein ſchlecht Menſch und damit Punktum. Da ſagte Uli, er wiſſe ganz genau, welche das ſchlechter Menſch ſei, ob Eliſi oder Vreneli, und wenn er es hätte machen wollen, wie er, ſo wäre Eliſi nicht ſeine Frau geworden. Aber die rechten ſeien an einander gekommen, ſie ſchickten ſich zuſammen, wie Miſt und Miſtkarren. Er ſolle jetzt ſchweigen und gehen, ſonſt zeichne er ihn auch noch, obgleich es ihm zuwider ſei, Einen anzurühren, den ein Meitſchi geprügelt. Der Baumwollenhändler wollte vielleicht Streit; aber Uli ließ deſſen Roß heraus führen; das trieb den Herrn aus dem Stalle, und als er wieder hinein kam, war Uli nicht mehr da. Endlich reiſ'ten er und Eliſi ab, aber unter vielen Drohungen: wie man erfahren ſolle, was man an ihnen gethan, und wie man ſie nicht mehr ſehen werde an einem Orte, wo man ſie ſo behandelt.

Es leichtete Allen ordentlich, als ſie fort waren, und Johannes verſprach dem Vreneli ein Stück Hausrath zur Eheſteuer, welches es ſelbſt beſtimmen könne, weil es den Schwager ſo tüchtig abgeklopft. Er wollte gerne einen Louisd'or geben, wenn derſelbe klagen würde; dem wollte er Sünden einbrocken, daß er daran erſticken ſollte.

Capitel 26.

Wie Vreneli und Uli auf hochzeitlichen Wegen gehen und endlich Hochzeit halten.

Von da an ging die Sache von ſtatten, viel beſſer, als Uli gedacht hatte, und er mußte manchmal denken, es gehe ihm beſſer, als er verdient, und mußte denken, was ſein alter Meiſter geſagt: der gute Name ſei ein eigenes Kapital und mehr werth als Geld und Gut. Der Pachtzins war billig; was aber die Hauptſache ausmachte, das waren die Zugaben. Einiges, was ihm beſonders gefiel, nahm zwar der Johannes zu Handen. Es ſei nichts als billig, ſagte er, daß er auch etwas hätte gegen das Korn und den Kirſchbranntwein, welches der Schwager den Eltern abgeſchwatzt. Die Zugaben erſtreckten ſich nicht nur auf den ganzen Viehſtand, Schiff und Geſchirr, ſondern auch auf den Hausrath und die Betten für die Dienſtboten. Die Schatzung über Alles war billig, ſo daß ſie den Empfänger, wenn die Sachen einmal zurückgegeben werden mußten, nicht über Nichts bringen konnte. Es waren einige tüchtige Vorbehälte, die indeſſen bei dem billigen Zins zu überſehen waren. Uli mußte Joggeli eine Kuh füttern, zwei Schweine mäſten, Erdäpfel genug geben, 1 Mäß Flachsſamen, 2 Mäß Hanfſamen ſäen, ein Pferd geben, ſo oft ſie fahren wollten. Wenn man einig iſt, ſo iſt ſelten ein Vorbehalt zu ſchwer; geräth man aber in Mißverhältniſſe, ſo wird jeder Vorbehalt ein Stein des Anſtoßes.

Uli und Vreneli konnten ihr meiſtes Geld ſparen und brauchten ſehr wenig anzuſchaffen: die verſprochene Ausſteuer blieb ihnen auch nicht aus: ein Bett und einen Schrank erhielten ſie, wie man ſie ſelten ſchöner ſieht. Johannes ſandte ihnen, ohne ihre Auswahl zu erwarten, eine ſchöne Wiege, die Vreneli lange nicht in's Haus laſſen wollte, behauptend, die ſei verirret.

Aber was das dem Uli zu ſinnen und zu denken gab, wie er Alles anzuſtellen hätte in Feld, Stall und Haus; wie es ihm Angſt machte, bald um das Korn, bald um den Raps, bald um's Gras; wie er ſchon vor Faſtnacht, wenn der Nordwind ging, jammerte, es gebe in dieſem Jahr nicht Heu; wie hundertmal er rechnete, aus was er den Pachtzins ſchlagen, wie viel er verſpielen, wie viel gewinnen könne: das kann nicht wohl erzählt werden. Es iſt aber auch begreiflich, daß es einem jungen Anfänger im erſten Jahre, welches ihm den Boden unter den Füßen wegnehmen, oder einen Boden darunter gründen kann, etwas bange wird; ein alter, reicher Bauer nimmt es ſchon kaltblütiger. Da thut es dem Jungen wohl, wenn er oft zu dem aufſieht, der in ſeinen geheimen Kammern den Wind macht und den Schnee, der Heuſchrecken ſendet und den Thau fallen läßt. Wenn er aufblickt zu dem da oben, ſo kommt ihm der Troſt in's Herz, daß der den jungen Anfänger ſo wenig vergeſſen werde, als den Sperling auf dem Dache, als die Lilie auf dem Felde, ſobald derſelbe Seiner nicht vergißt. Allgemach wird er es lernen, aber nur allgemach, fleißig ſein und treu und Alles auf das Beſte thun, dann aber dem Herrn getroſt es überlaſſen, was daraus werde, und kummerlos das Gedeihen erwarten oder das Fehlſchlagen; wird mit ergebenem Herzen zuſehen können, wie der Hagel die Felder zerſchlägt, die Flammen das Haus zerſtören, und getroſt und ohne Heuchelei ſagen: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobt! Uli ſah viel auf zu dem, der ſo ſchön ihn geführt bis dahin, und vergaß keinen Abend ſeinen innigen Dank; aber das ſtürmiſche Meer im Herzen, das Wogen der Gedanken in der Bruſt wollte ſich nicht legen: er war zu neu aufgeregt, zu viel ſtürmte auf einmal auf ihn ein. Vreneli klagte gar manchmal, er ſei nicht mehr ſein alter Uli, habe keinen Spaß mehr, keine Worte, keine Ohren. Sie hätten noch ſo viel abzureden, und da ſitze er, ſinne, es ſei, als ob die Worte ihm im Halſe gefroren, und es könne manchmal eine ganze Stunde reden, ohne Antwort zu bekommen. Wenn es gewußt hätte, daß der Brautſtand ſo langweilig ſei, ſo hätte es ihn geſchickt, eine Andere zu ſuchen. Statt zuweilen mit ihm zu ſchätzelen und Flauſen zu haben, ſinne er darüber nach, was ihm mehr abtrage, eine Stute oder zwei Mutterſchweine; oder welche Kühe beſſer Milch geben, die rothſchäcken oder die ſchwarzblöſchen. Wenn Vreneli ſo mit Uli lieblich keifte, ſo weckte das ihn wohl auf und er tändelte und lachte manchmal eine ganze Viertelſtunde lang, bis ihm der Ernſt und das Sinnen wieder kam. Vreneli, ſo leichtfertig es ſchien, war innerlich nicht minder ernſt, konnte es aber verbergen. Es war von den Leuten, welche äußerlich immer luſtig und leichten Sinnes ſcheinen, die tiefen Gedanken aber in der Tiefe des Herzens verbergen, ſo daß man ſie ihnen gar nicht zutraut. Es konnte auch halbe und ganze Nächte ſinnen, was ihm als Hausfrau alles obliege, wie es dieſes und jenes machen wolle, daß es am beſten komme; konnte aus vollem Herzen ſeufzen: ob es wohl der Aufgabe gewachſen ſei; konnte mit naſſen Augen Gott bitten um ſeinen Beiſtand und ſeine Hülfe, ſeinem ſchweren Amte getreulich vorzuſtehen und Uli glücklich zu machen.

Von dieſem Allem ſieht man am Morgen nichts mehr, der feuchte Glanz in den Augen ſcheint von dem Rauch in der Küche zu kommen. Es fährt herum wie auf Rädern und trällert ſeine Liedchen wie ein harmlos Rothkehlchen, und wo es Uli erwiſchen kann, möchte es mit ihm ſpaßen, ihn necken. Hinter dem Tändeln aber ſitzt der ernſte, innige Gedanke, Uli glücklich machen zu wollen; und wenn es leichtſinnig mit ihm zu ſchätzeln ſcheint, ſo iſt es nur, um einen Augenblick ſeinen Kopf an Uli's Bruſt legen, ſich ſeines Glückes recht bewußt werden zu können: eine Seele zu beſitzen, ein vernünftig Weſen ſein nennen zu können. „Du biſt mir auch das leichtſinnigſte Geſchöpf von der Welt, ſagte die Baſe oft. Als ich habe Hochzeit halten ſollen, da habe ich manchmal ganze Tage lang pläret, und wenn mich Joggeli hat anrühren wollen, daß es die Leute geſehen, ſo bin ich zur Thüre aus gelaufen und kein Menſch hätte mich wieder hinein gebracht. Ich weiß nicht, wie das gehen ſoll." Und wirklich ſchüttelte ſie manchmal bei ſich ſelbſt den Kopf und dachte: ſie verſtehe ſich nicht mehr auf die heutigen Meitſchi; aber wenn das ſo fort gehe, ſo komme das nicht gut. Breneli falle nicht gut aus und Uli ſei mit ihm geſchlagen; mit Narrheiten und Neckereien arbeite man keinen Hof. Dieſen geheimen Kummer vermehrte Joggeli noch, der ihr alle Tage ſagte: „Du kannſt ſehen, wie das kömmt; das geht nicht ein Jahr, ſo haben die ausgewirthſchaftet. Aber ich vermag mich deſſen nichts; ich habe es genug geſagt, es komme nicht gut. Aber man glaubt mir nichts, man hat mir nie geglaubt, darum iſt auch Alles ſo gekommen. Ich habe es mit dem Eliſi von Anfang an geſagt, aber es wollte mich damals Niemand hören."

So rückte in banger Stimmung die Zeit heran, wo Uli das Gut übernehmen ſollte, welches ihm das Zutrauen um ſeiner Anſtelligkeit und Treue willen übertrug. Vorher ſollte er mit Breneli Hochzeit halten. Schon ſeit dem Neujahr war davon die Rede geweſen, aber das Meitſchi hatte immer Gründe zum Aufſchub. Bald hatte es nicht Zeit gehabt, recht daran zu ſinnen; bald hatte es eben daran geſinnet und gefunden, es ſei beſſer, noch einen Sonntag oder zwei zu warten. Dann ſagte es, es wolle vom Hochzeittage an als Meiſterfrau eintreten, und nicht erſt noch Magd ſein; oder, der Schuhmacher hätte ſeine Sonntagsſchuhe, in den Holzſchuhen könne es doch nicht wohl zum Pfarrer gehen, das Aufgebot zu beſtellen. So ſtrich ein Sonntag nach dem andern vorbei. Da ſaß an einem ſtürmiſchen Sonntags-Nachmittag die Baſe hinter dem Tiſch und ſagte: „Breneli, gieb mir doch den Kalender, er hängt dort auf." Sie blätterte darin, weit von den Augen ihn haltend, zählte mit dem dicken Finger die Wochen, zählte wieder und ſchrie endlich: „Weiſt du, daß es bis zum 15. März, an welchem Tage ihr das Gut antreten müßt, nur noch fünf Wochen ſind? Du wüſt's Meitli haſt die Sache bis dahin verdreht! auf der Stelle geht mir jetzt und beſtellt mir das Aufgebot an. Das iſt mir eine ſchöne Geſchichte. Ja, wolle!" Breneli wollte es nicht glauben, zählte nach, fand es endlich noch eine Woche zu früh und meinte, wenn ſie nur einen Tag oder zwei vor dem 15ten Hochzeit hielten, ſo wäre es lange früh genug. Aber davon wollte die Baſe nichts hören. Uli ſchlug ſich auf ihre Seite, und wenn ſchon nicht ſelben Sonntag, ſo ſollte doch in ſelber Woche die Hochzeit beim Pfarrer zu Ueſligen angegeben und derſelbe erſucht werden, in Beider Heimath zu ſchreiben, damit ſie auch dort aufgeboten würden. Am Montag hatte aber Breneli ſeine Schuhe noch nicht vom Schuhmacher; am Dienſtag ſchien ihm der Mond zu heiter. Alle Leute würden es ja kennen durch das ganze Dorf, ſagte es. Am Mittwochen war das Zeichen im Kalender, es war der Krebs, ihm nicht gut genug, auch ſei der Mittwochen ja eigentlich kein Tag, behauptete es. Es ziehe an dieſem Tag ja kein Dienſtmädchen ein und ſo ſei das Hochzeitangeben noch wichtiger als einen Dienſt anzutreten, wo man ja das ganze Jahr daraus könne, wann man wolle. Endlich am Donnerſtag gingen Alle mit Ernſt hinter Breneli und ſagten ihm, das ſei kreuzdumm gethan. Es hätte ſich der Sache doch nicht zu ſchämen, und einmal müſſe es ſein, geſchehe es nun einen Tag früher oder ſpäter, und es ſollte froh ſein, wenn es einmal geſchehen ſei. Glücklicherweiſe hatte der Schuhmacher die Schuhe gebracht und der liebe Gott ſandte ein gräßliches Schneegeſtöber, daß kein Menſch mit offenen Augen ein Dutzend Schritte gehen konnte, und eine Nacht legte ſich zwiſchen Himmel und Erde, wie keine noch ſo dick und ſchwarz geweſen, hin. Als es nun ſo recht wild wetterte, Schnee und Hagel an die Fenſter prätſchten, fingershoch an den Einfaſſungen hingen, der Wind ſchaurig durch das Dach pfiff, die Nacht dick und finſter zu den Fenſtern ein kam, das Lämpchen ſelbſt ſich ihrer kaum erwehren mochte, die Katzen ſchaudernd den Feuerherd ſuchten, der Hund an der Küchenthüre kratzte und mit dem Schwanz zwiſchen den Beinen unter den Ofen kroch, da ſagte Vreneli endlich: „Jetzt, Uli, mache dich fertig; jetzt wollen wir gehen, jetzt gucken uns die Leute gewiß nicht nach.“ „Du biſt mir doch das wüſteſt Gret, ſagte die Baſe. Nein, bei ſolchem Wetter käme ich dir auch nicht, wenn ich Uli wäre; da könnteſt du alleine gehen.“ „Das kann er machen, wie er will, ſagte Vreneli; aber wenn er heute nicht kömmt, ſo gehe ich nachher nicht mehr. Und wenn ſeine Liebe ſo groß iſt, wie er ſagt, ſo thut ein ſolches Wetter ihm nur wohl.“ „Wohl, ich wollte dir, wenn ich Uli wäre! ſagte die Baſe. Aber ſo nehmt doch das Wägeli, Hans kann euch fahren; ihr kommt ja um in ſolchem Wetter.“ „Warum nicht gar, Baſe, auf dem Wägeli fahren, um die Hochzeit anzugeben! Da würden die Leute ja erſt recht zu reden haben, und wir kämen das andere Jahr in den Kalender, und das Wägeli in die Mitte der großen Helge.“ Nun wollte die Baſe Uli aufweiſen, er ſolle nicht gehen; aber dem war es recht, wenn Vreneli nur einmal gehen wollte. Aber Wunder nehme es ihn, ſagte er, wie Vreneli durchkommen wolle. Etwas hätte es verdient für ſein wunderlich Thun, und ſo wollten ſie es in Gottesnamen wagen; könnten ſie doch jetzt zuſammen gehen, und brauchte keins dem andern hinter einem Hag oder hinter einer Scheuer zu warten, wie es ſonſt üblich ſei, wenn es helle ſei und man von den Menſchen geſehen werden könne. Die Baſe, beſtändig brummend über dieſe Narrheit, half doch, ſo gut ſie konnte, bei der Ausrüſtung zu dieſer Fahrt, brachte Joggeli's Mantelkragen und ſeine Pelzhandſchuhe; aber bei jedem Stück, das ſie brachte, ſagte ſie: „Höre, Meitſchi, das kömmt gewiß nicht gut. Wenn du ſo wunderlich thun willſt, ſo ſchlägt dir Uli von Hauſe. Wenn ein Mädchen ſo thut, du mein Gott, was ſoll das für eine alte Frau werden! Die Wunderlichkeiten nehmen mit dem Alter zu, das kann ich dir ſagen.“ Als ſie endlich fertig waren und die Küchenthüre aufmachten, mußte Vreneli dreimal anſetzen, bis es draußen war, und Uli mußte ſeinen Hut zu hinterſt in der Küche wieder ſuchen. Die Baſe fing von neuem an zu jammern, ſie zu beſchwören, ſie ſollten doch der Tuſig Gotteswillen nicht gehen, ſie kämen ja um! Aber Vreneli ſetzte zum dritten Male an mit aller Kraft, war im Schneewirbel verſchwunden, der Baſe Gejammer verhallte ungehört. Es war wirklich ein halb halsbrechender Gang und Uli mußte dem Mädchen aushelfen. Den Wind gerade im Geſicht, verloren ſie öfters den Weg, mußten manchmal ſtille ſtehen, ſich umſehen, wo ſie ſeien, mußten Athem ſchöpfen, ſich umdrehen, die grellſten Stöße vorbei zu laſſen: ſie brauchten drei Viertelſtunden für die kleine Viertelſtunde bis zum Pfarrhaus. Dort klopften ſie ſich erſt, ſo gut möglich, vom Schnee rein, dann an die Thüre. Lange klopften ſie umſonſt; der Schall verlor ſich in des Windes Geheul, das ſchauerlich durch die Kamine toſ'te. Da verging Vreneli die Geduld: ſtatt des ehrerbietig klopfenden Uli, klopfte nun es, daß ſie drinnen von ihren Sitzen auffuhren; die Frau Pfarrerin ſagte: „Herr, du mein Gott, was iſt das!" Der Herr Pfarrer aber beruhigte ſie und ſagte: das werde Einer ſein, welcher ein Kind zur Taufe angeben wolle, oder ein Hochzeitpaar ſein, das ſchon mehrere Male geklopft; aber Marei werde wieder nichts gehört haben, wie es ihr Gebrauch ſei. Unterdeſſen Marei Beſcheid gab, zündete er bereits ein Licht an, damit die Leute nicht lange warten müßten, und ſobald Marei zur Thüre hinein ſagte: „Herr Pfarrer, es ſind zwei Lütli da," trat er ſchon heraus.

Hinter der Hausthüre ſtunden die Beiden, Vreneli hinter Uli. Der Pfarrer, etwas klein, in mittlerem Alter, aber bereits mit einem ehrwürdigen Haupte verſehen und klugen Zügen, die ſehr ſcharf und ſehr freundlich ſein konnten, hob das Licht über ſein Haupt empor, ſah etwas vorwärts gebeugten Hauptes darunter durch und rief endlich: „E Uli, biſt du es, bei ſolchem Wetter! und hinter dir wird wohl Vreneli ſein, ſagte er, mit dem Lichte herumzündend. Nein aber, rief er, bei ſolchem Wetter? Und die gute Glunggebäurin hat euch gehen laſſen! Marei, komm, rief er, putz mir die Lütli ab, nimm dieſen Kragen und trockne ihn." Marei kam mit ihrer Lampe ſehr gerne her. Da that die Frau Pfarrerin auch die Thüre auf mit dem Lichte in der Hand und ſagte: „Führe doch die Lütli hier herein, es iſt wärmer als bei dir, und Vreneli und ich kennen einander gar wohl." Da ſtand nun Vreneli im Glanz von drei Lichtern noch immer zwiſchen Uli und der Thüre und wußte nicht recht, was für ein Geſicht es vornehmen ſolle. Endlich machte es gute Miene zum böſen Spiel, kam hervor, grüßte ſittig den Pfarrer und deſſen Frau und ſagte, die Baſe laſſe ihnen guten Abend wünſchen, der Vetter auch. Das ſagte Vreneli mit der unſchuldigſten Miene von der Welt. „Aber, ſagte drinnen der Pfarrer, warum kömmt ihr bei ſolchem Wetter, es iſt ja für darin umzukommen?" „Es hat ſich nicht wohl anders geſchickt," ſagte Uli, der die Manespflicht, den Eigenwillen ſeiner Frau auf ſeine Schultern zu nehmen, zu fühlen begann, eine Pflicht, die man am Ende nothgezwungen üben muß, entweder, um nicht unter dem Pantoffel zu ſcheinen, oder, die Schwachheiten der Frau nicht auszubringen. „Wir durften nicht länger warten, fuhr er fort, da wir den Herrn Pfarrer bitten möchten, die Sache noch da und dort anzuzeigen, damit es auf den nächſten Sonntag verkündet werden könne." Dafür ſeien ſie ziemlich ſpät, ſagte der Pfarrer, er wiſſe nicht, ob die Poſt vor dem Sonntag käme an beide Orte. Es ſei ihm leid, ſagte Uli, daran hätten ſie nicht gedacht; Vreneli that, als ob die Sache ihr nichts anginge, und redete recht eifrig mit der Frau Pfarrerin über den Flachs, der ſo ſchön geſchienen, und doch beim Hecheln gar nichts ausgeben wolle. Als die Formalitäten zu Ende waren, ſagte der Pfarrer zu Uli: „Und Ihr werdet Pächter in der Glungge? das freut mich. Ihr ſeid nicht wie ſo viele Knechte, denen man kaum anſieht, daß ſie Menſchen, geſchweige, daß ſie Chriſten ſind; Ihr ſtellt Euch wie ein Mann dar und thut auch wie ein Chriſt." „Ja, ſagte Uli, warum ſollte ich Gottes vergeſſen? Ich habe ihn nöthiger als er mich, und wenn ich ihn vergeſſe, darf ich dann hoffen, daß er an mich denkt, wenn er ſeine Gaben und Gnaden austheilt?" „Ja, Uli, das iſt ſchön, ſagte der Pfarrer, und ich glaube, er habe euch auch nicht vergeſſen. Ihr habt ein ſchönes Gut in Pacht und ich glaube, Ihr bekömmt eine gute Frau. Ich rede nicht vom Arbeiten und Haushalten, da wird Vreneli gerühmt, ich weiß es wohl; arbeiten und haushalten iſt gut, aber doch nur eine Nebenſache. Vreneli ſcheint leichtſinnig und flüchtig, aber ich weiß, es ſinnet auch tiefer und hat ein gutes Herz.“ Vreneli hatte ſeine Ohren bei dieſem Geſpräche, wie eifrig es vom Flachs redete. So wenig es früher dieſes merken ließ, ſo wenig konnte es ſich jetzt enthalten, zu ſagen: „Aber Herr Pfarrer, Ihr könntet mir auch zu viel zutrauen.“ „Nein, Vreneli, ſagte der Pfarrer, ich ſehe in der Unterweiſung in gar manches Herz hinein, man weiß es nicht; ich höre gar Manches, man glaubt es nicht, und dazu errathe ich noch Vieles. Biſt du nicht auch ſchuld, daß Ihr bei dieſem gräßlichen Wetter hereingekommen? Sieh, ich wünſche von ganzem Herzen, daß dieſes der rauhſte wildeſte Gang iſt, den ihr mit einander während eurer Ehe geht. Doch, was Gott verhängt, weiß Niemand, wenn nur Alles zur Seligkeit dienet. Aber das kann ich wohl wünſchen, daß ihr keinen ſo rauhen Gang mehr thun müßt durch des Einen oder Andern Schuld. Was von Gott kömmt, das läßt ſich alles tragen, wenn Zwei in Gott Eins ſind; aber wenn der Eigenſinn oder die Wunderlichkeit oder die Leidenſchaft von Mann oder Weib Unglück über eine Ehe bringen, Aergerniß und Elend und das Unſchuldige muß mit aus dem bittern Kelch trinken, muß bei jedem Zuge denken: daran iſt mein Gatte ſchuld; wenn er nicht wäre oder anders wäre, ſo wäre das auch nicht: da wird das Leben ein Wermuthstrank und der Gang durch's Leben iſt noch viel ungeſtümer als euer heutige Gang. Und wenn man am Ende iſt und es gehen einem die Augen auf und man ſieht, daß man das Unwetter ſelbſt war auf dem Lebensweg, das einem Gatten die ganze Lebenszeit verfinſtert, getrübt hat, daß er unſertwegen eine ſo ſchwere Wanderſchaft hatte, während er bei etwas weniger Eigenſinn oder Wunderlichkeit eine recht ſchöne, heitere hätte haben können: — denk, Vreneli, was muß man ſich da für ein Gewiſſen machen!“ Vreneli war ganz roth geworden, das Waſſer trat ihm in die Augen und die Frau Pfarrerin ſagte: „Aber Mannli, du machſt ja dem Meitſchi ganz Angſt, kommſt ſo ernſthaft, daß es mir ſelbſt den Rücken auf geht, und du weißt doch nicht, ob die Sache ſo iſt, wie du meinſt.“ „Ich kann mich irren, antwortete der Pfarrer, aber ein ernſtes Wort gehört zu dieſem ernſten Gange. Ihr werdet euch euer Lebtag erinnern an das gräßliche Wetter und das mühſelige Gehen; da kömmt dann auch die freundliche Mahnung euch in Sinn, auch wenn Breneli diesmal nicht ſchuld war, daß Jedes ſich hüten ſolle, daß das Andere nicht durch ſeine Schuld beſchwert werde, leiden müſſe; daß wir da ſeien, einander das Leben zu erleichtern und zu verſüßen, und nicht zu verbittern und mühſelig zu machen. Paulus ſagt, die Ehe ſei ein Geheimniß; er hat Recht; aber die Liebe, die er im 13. Cap. im 1. Brief an die Corinther beſchreibt, iſt der Schlüſſel dazu. Habe ich dir Unrecht gethan, Breneli, ſo zürne mir nicht: du ſollſt wiſſen, daß ich es doch gut mit dir meine.“ Da begannen die Waſſer aus den Augen zu rollen und Breneli bot dem Pfarrer die Hand und ſagte: „Ihr habt mehr als recht, ich bin ſchuld daran, bin ein wüſt und wunderlich Meitſchi geweſen. Was Ihr mir geſagt, will ich nicht vergeſſen, es ſoll mir eine Warnung ſein für mein Lebtag. Ich habe es nicht bös gemeint, habe nicht daran gedacht, daß es ſo kommen werde; es iſt mir zuwider geweſen, zu kommen, und da habe ich Alles hervorgeſucht, um es zu verſchieben. Aber es ſoll mir eine Warnung ſein!“ „Nun, nun, ſagte der Pfarrer, gräme dich nicht. Es iſt allerdings ein ſchwerer Gang, zum Pfarrer, die Hochzeit anzugeben, das Aufgebot zu beſtellen. Ich begreife, daß es einem Mädchen bange werden muß dabei, und daß man das Schwere ſo weit von ſich wegſchiebt, als möglich, iſt menſchlich, und es thun das noch viel andere Leute als nur junge Meitſcheni. Es iſt eben die ſchwerſte Lebensaufgabe, das Schwere auf ſich zu nehmen, vor dem Schwerſten nicht zu zagen und zu zittern. Das meiſte Unglück der Menſchen beſteht eigentlich nur darin, daß ſie ſich mit Händen und Füßen gegen das Kreuz, das ſie tragen ſollen und tragen müſſen, ſtemmen und wehren. Es iſt ganz recht, daß es den jungen Leuten eng um's Herz wird, wenn ſie zum Pfarrer gehen; iſt dieſer Gang doch der entſcheidende für ihr ganzes Lebensglück; darum rede ich gewöhnlich ein ernſtes Wort dazu; denn dieſes Wort wird viel weniger vergeſſen als hunderte, die ich in der Kirche ſage. Wie heute, geben die Umſtände ſie mir in den Mund, und wenn der Herr ſo mächtig auf den Flügeln des Sturmes daherfährt, ſo müſſen die Worte ernſthaft werden. Und wie das äußere Leben ein Bild des geiſtigen Lebens iſt, ſo ward mir euer Gang daher zum Bilde mancher, mancher Ehe, zum warnenden Worte, vor ſolcher Ehe und den Urſachen dazu euch zu hüten. Es muß auch Niemand Wunder nehmen, und auch dich nicht, liebe Frau, die du jetzt vielleicht zum erſten Male bei der Abnahme einer ſolchen Angabe geweſen und zum erſten Male einen ſolchen Zuſpruch gehört haſt, daß ich ſo ernſthaft werde. Es iſt fürchterlich, welcher Leichtſinn einreißt und wie ſchauderhaft unwürdig ſo Viele ihre Ehe angeben. Ein Freund hat mir geſchrieben, daß ihm letzthin an einem Samstag zwei Paare zur Hochzeitangabe gekommen ſeien, beide Bräute hochſchwanger und alle Viere voll Branntwein, ſo daß ſie kaum reden, kaum gehen konnten. Wären wir in einem chriſtlichen Staate und nicht in einer Agentenwirthſchaft, ſo würde man ſolche Thiere zurückweiſen, bis ſie in einem menſchlichen Zuſtande wären. Thäte man es jetzt, ſo riskirte man Anſchicksmänner, Rechtsverwahrungen, Citationen, und die Richter würden mühſelig in der Gerichts- oder irgend einer andern Satzung und Geſetz-Sammlung einen Paragraphen ſuchen, der ſich auf dieſen Fall beziehen ließe, und würden ganz ſicher gegen den Pfarrer auch einen finden. Vom eigentlichen Regieren löſcht der Begriff immer mehr aus, wie auch das Licht immer düſterer brennt, je mehr Rauch und Staub um daſſelbe gemacht wird. Aber was muß das für Ehen geben, wo die Leute in ſolchem Zuſtande den wichtigen Gang thun? und was für ein Bild ihres zukünftigen Zuſtandes wird da dem Pfarrer auf die Zunge gelegt? Und doch darf er es vielleicht nicht einmal ausſprechen dieſen trunkenen Leuten, beſonders wenn ſie etwa Bürger einer Stadt oder ſogenannte Halbherren ſind. Bei ſolchen läuft er Gefahr, daß ſie ihm wüſt ſagen, ihn in eine Zeitung thun oder gar verklagen. So wie es bei ſolchen Erſcheinungen einem recht eigentliche Stiche in's Herz giebt, ſo thut es einem auch wohl, wenn man Zwei zur Ehe ſchreiten ſieht, von denen man weiß, daß Gott bei ihnen iſt, und daß ſie trachten werden, ihre Leiber und ihr Haus zu einem Tempel zu machen, darin Gott wohnen mag. Nicht nur muß der Pfarrer über jede ſolche Ehe ſich freuen, ich weiß, es iſt Freude darüber im Himmel. Wenn nun zwei ſolche zu einem kommen, wo man ſich freuen kann über ſie, da darf man ein ernſthaft Wort zu ihnen reden; man weiß, ſie nehmen es einem nicht übel, ſondern es fällt auf gutes Erdreich, wo es dreißig-, ſechzig-, hundertfältige Früchte bringt.“ „Ja, Herr Pfarrer, ſagte Vreneli, ich werde es nie vergeſſen, was Ihr geſagt, und Uli ſoll es Euch zu danken haben. O, ich habe noch manches Wort von der Unterweiſung her, das ich nie vergeſſen werde. Und wenn es mich ſchon manchmal dünkt, ich hätte Alles vergeſſen, ſo ſteigt bei dieſem Anlaß oder einem andern ein Wort aus der Unterweiſung in mir auf, faſt als ob mir Jemand den Finger aufhöbe und ſagte: e! e!“ Es gehe ihm auch ſo, ſagte Uli; doch jetzt mehr als früher. Es ſei eine Zeit geweſen, wo er wenig an die Unterweiſung gedacht habe. Es komme viel darauf an, was man im Kopf habe, je nachdem komme einem etwas in Sinn. Er hätte es nicht geglaubt, wenn er es nicht ſelbſt erfahren hätte. Da kam die Magd mit den Tellern herein, um Tiſch zu decken. Vreneli merkte es und ſtund zum Abſchied auf, obgleich die Frau Pfarrerin ſagte: man ſolle nicht preſſiren, oder ſie ſollten mit halten. Aber Vreneli ſagte, ſie müßten gehen, die Baſe meine ſonſt, ſie ſeien umgekommen, dankte recht innig dem Pfarrer noch einmal für ſein Wort und bat ihn, zu verſprechen, daß er auch zu ihnen komme, wenn ſie ſchon nur Pächtersleute ſeien. Einen Kaffee vermöchten ſie doch immer, wenn ſie vorlieb nehmen wollten. Es lache ihm allemal das Herz im Leibe, wenn es ihn nur von weitem ſehe. Glück und Segen wünſchend zum heiligen Eheſtand, zündete ihnen mit hoch gehaltenem Lichte der Pfarrer ſelbſt hinaus und gab ihnen einen guten Abend mit für die Baſe und für den Vetter auch.

Draußen hatte der Schneeſturm aufgehört, zerriſſene

Wolken jagten durch den Himmel, einzelne Sterne flimmerten in den lichten Zwiſchenräumen, in ein weißes Schneegewand war die Erde gehüllt. Stillſchweigend wanderten ſie durch das Dorf, wo die Bewohner hinter ihren kleinen runden Scheiben um düſtere Lampen ſaßen, die Spünnräder luſtig ſchnurrten, lang ausgeſtreckt das Bein von manchem Hans Joggi um den Ofen baumelte. Hie und da bellte ein Ringgi ſie an, ſonſt nahm ſie Niemand wahr; überflüſſig war ihre Vorſicht, ſchweigend und leiſe durch's Dorf zu eilen. Zum Schweigen trugen auch ihre vollen Herzen bei, in denen gar Manches ernſt und heiter ſich wälzte, während raſche Wolken vorübertrieben, zwiſchen denen heitere Sterne funkelten in immer größerer Menge, bis die letzte Wolke entſchwunden war, in heiterem Blau Stern an Stern ſich reihte, in heiterer Pracht ein funkelnder Himmel ſie überſtrahlte, die düſtern Lämplein zurückblieben unter des Dorfes düſtern Dächern. Da umfaßte ſchweigend Vreneli ſeinen Uli, blickte hell und ſtrahlend ihm in's Auge, ſtrahlende Augen hoben ſich auf zum ſtrahlenden Himmel. Die verſchwiegenen Sternlein hörten heilige Gelübde, horchten lautlos den heiligen Gedanken, welche leiſe und wonnereich die Herzen der ſeligen Brautleute füllten, die ſtill und leiſe ihren Heimweg gingen, den ihnen Gottes eigene Hand mit des Himmels Blüthen, mit reinem, unbeflecktem Schnee beſtreut hatte.

Näher und näher rückte der verhängnißvolle Hochzeittag. Schon waren die Alten in's Stöckli gezogen, die Baſe ließ das Haus von oben bis unten fegen, bis es blank war und neu ſchien, wie ſehr auch Vreneli wehrte, daß in dieſer kühlen Jahreszeit ſolche Arbeit nicht viel abtrage, aber ungeſund ſei. Sie wolle das Haus nicht übergeben wie ein Schweinſtall, ſagte ſie, und die Leute ſollten ihr nicht nach ihrem Tode nachreden, ſie hätte ihr Haus nicht gereinigt, als ſie daraus gezogen ſei. Gar viele hätten nicht den Verſtand zu denken, daß, wenn ſo viel draußen zu thun ſei und man ſoviel Land habe, man im Hauſe nicht machen könne, was man wolle, und nicht alle Freitage fegen, wie die Herrenfrauen. Der Tiſchler hatte ſeine Arbeit gebracht; Schneider, Näherin waren endlich unter Schweiß und Angſt zu Ende getrieben worden: aber der Schuhmacher wollte nicht anrücken, der kam nicht, und kam immer nicht; der hatte ſeine Freude daran, warten zu laſſen; ſein Wahlſpruch war: ihr wartet wohl, bis ich komme. Vreneli verredete ſich, der habe ihm die letzten Schuhe gemacht, und ſollte es fürder barfuß laufen; und es hielt ſein Gelübde.

Wie an einem Samſtag vor einem heiligen Sonntag, der faſt unwiderſtehlich feierliche Gefühle den Herzen aufdringt, faſt wie am Vorabend ſeiner Admiſſion, war es ihm am Tage vor der Hochzeit zu Muthe. Sinnig und ernſt waltete es im Hauſe, vielleicht hatte es noch nie ſo wenig geredet als an dieſem Tage. Es war ihm manchmal, als ob es weinen ſollte, und doch hatte es ein freundlich Lächeln für Alle, die ihm begegneten. Es verſank zuweilen in ein Sinnen, wo es ſich, Ort und Zeit, Alles, Alles vergaß; es wußte nichts von ſich ſelbſt, wußte nichts von ſeinem Sinnen. Wenn dann Jemand es anredete, ſo fuhr es auf wie aus tiefem Schlafe; es war ihm, als ob es erſt jetzt wieder Ohren und Augen bekäme, als ob es aus einer andern Welt wieder auf Erden fiele.

Als ſie am Abendeſſen ſaßen, knallte es unerwartet auf dem Hügel neben dem Hauſe, daß Alle hoch auffuhren. Es waren die Knechte und einige Tagelöhner, die die Ehre der neuen Meiſterleute der Welt verkünden wollten. Es liegt in dieſem Schießen und Knallen bei Hochzeiten ein tiefer Sinn, ſchade nur, daß ſo manches Menſchenleben dabei gefährdet wird. Kein widriges Horngeheul klang dazwiſchen, keine gräßliche Treſſelfuhr, wie Neid oder Feindſchaft ſie Brautleuten bringen, ſtörte den friedlichen Abend. Die Baſe gab allerlei Ermahnungen, hatte mitunter auch allerlei Späße, brachte warme Schuhe, Handſchuhe und was ſie auftreiben konnte, um am froſtigen Morgen vor Kälte ſie zu ſchützen. Früh wollten ſie fort. Uli wollte in ſeiner Heimath Hochzeit halten, wo Vetter Johannes wohnte. Er ſagte, es koſte dort weniger. Aber inwendig in ihm war etwas Anderes, welches ihn heim trieb. Seine ſchöne Braut, das ſtattliche

Fuhrwerk zeigte er gerne daheim. Man ſollte daheim doch auch wiſſen, daß er aus einem Hudelbub ein Mann geworden, und er wollte es gerne erzählen zu Nutz und Frommen von Vielen, wer ihn dazu gemacht und wie. Unerwartet rief Joggeli ihn ſpät Abends noch in's Stübchen und ſagte ihm: Rühmen und Flattiren ſei nicht ſeine Art; ſeit er da geweſen, habe er ihm nicht viel geſagt: aber daß er zufrieden ſei mit ihm, das hätte er ſehen und daraus abnehmen können, daß er ihm das Gut in Pacht gegeben um ſo geringen Zins; ein Fremder hätte es nicht ſo erhalten. Der Tochtermann habe ihm noch geſtern geſchrieben, er ſolle, ſtatt ſo viel in die Schatzung zu geben, eine Steigerung darüber halten und Schiff und Geſchirr ſammt dem Vieh verkaufen; er löſe ein großes Kapital, welches er ihm zu 5 oder 6 verzinſen wolle. Aber er wolle ſeine Sachen nicht verſteigern, und was er geſchrieben habe, das habe er geſchrieben. Zum Zeichen der Zufriedenheit wolle er ihm aber noch etwas thun. Er ſolle das Päckchen nehmen, es ſei etwas an die Koſten des morgigen Tages. Er wiſſe, Uli ſei ſparſam und halte jetzt beſonders ſein Geld zuſammen; aber morgen ſolle er nicht ſparen und ſich ſehen laſſen. Sparſamkeit ſei eine ſchöne Sache, aber am Hochzeittage dürfe man nicht auf den Kreuzer ſehen: wo es geſchehe, ſei es meiſt eine böſe Vorbedeutung; wenn die junge Frau halb hungrig heim komme und pläre, ſo komme das ſelten gut. Uli weigerte ſich erſt, dankte vielmals für alle ſchon erhaltenen Vergünſtigungen, verſprach noch einmal alles Gute und nahm es endlich doch, obgleich er es nicht bedürfe und dafür Geld bei Seite gelegt hätte. Da lachte die Mutter: das werde ein Haufen ſein, ſie könne es ſich ſchon denken; ſie wiſſe, wie er es habe, ſagte ſie. Was er Ungerades zu einem Neuthaler habe, das werde er wohl dazu beſtimmt haben, aber wechſeln werde er kaum etwas laſſen wollen. Ei, ſagte Uli, wenn man das Geld ſchwer genug verdienen müſſe, ſo zähle man die Batzen, ehe man ſie ausgebe; und jetzt könne er gar nicht begreifen, wie man an einem Tage ſo mir nichts, dir nichts verhudeln könne, was man mit ſaurer Mühe während ſechs Tagen an Wind und Wetter verdient habe. Ehedem hätte er es auch nicht ſo gehabt. Aber für morgen hätte er nicht ſparen wollen und möchte gerne noch ſeinen alten Meiſter und deſſen Frau einladen. Zwei Kronen oder ſechszig Batzen ſollten ihn nicht reuen. Da lachte das alte Ehepaar gar herzlich, ſelbſt Joggeli, der es ſonſt ſelten that. „Nu, nu, ſagte er, es iſt nicht Gefahr, daß du um deine Sache kömmſt, wenn du nie mehr brauchſt, und noch Leute zu Gaſt haben willſt. Es iſt gut, daß ich noch etwas nachgebeſſert, ſonſt hätte der Rappe Hunger haben müſſen, und du hätteſt noch manchen Tag ein ſaures Geſicht gemacht über das zu viel gebrauchte Geld, und das Vreni, weil du ihm Hunger und Durſt gelaſſen. Gute Nacht!“

Uli aber hatte keine gute Nacht. Früh um drei wollten ſie fort. Der Stunden waren alſo wenige bis dahin, aber ſie wollten nicht vorbei. Er konnte nicht ſchlafen: gar Vieles bewegte ihn, warf ihn unruhig hin und her, und jede halbe Minute griff er nach der Uhr. Die ganze Bedeutung, in die er treten ſollte, wälzte ſich in ihrer ganzen Schwere auf ſeine Seele. Dazwiſchen gaukelten liebliche Bilder, und Vreneli in ſeiner ganzen Holdſeligkeit tanzte vor ſeinen geſchloſſenen Augen. Noch nicht lange war die Geiſterſtunde vorüber, als er das Bett verließ, um dem Pferde ſein Futter zu geben und es gehörig zu putzen und zu ſtriegeln. Als er mit dieſer Arbeit fertig war, ging er zum Brunnen und begann das Werk auch an ſich. Da umfingen ihn wieder ſchalkhafte Hände und Vreneli brachte ihm den holden Morgengruß. Ein Vorgefühl hatte es zum Brunnen geführt und ſie koſ'ten in kalter Morgenluft, als ob laue Abendwinde ſäuſelten. Das Beängſtigende, Drückende ſchwand ihm nun und raſch förderte er die Vorbereitungen zur Abfahrt. Bald konnte er in die Stube zum warmen Kaffee, den Vreneli gekocht und zu dem die Baſe weißes Brot und Käſe gerüſtet hatte. Wenig Ruhe hatte das Meitſchi am Tiſche, der Kummer, etwas zu vergeſſen, ließ es nicht raſten; das Zuſammengelegte wurde immer wieder beſehen, ob nichts fehle, und doch wären die gefütterten Schuhe der Baſe bald zurückgeblieben. Endlich ſtund es fix und fertig da, holdſelig und ſchön. Die beiden Mägde, die die Neugierde aus dem Bette getrieben, umleuchteten es mit ihren Lampen und waren ſo in Bewunderung vertieft, daß ſie vergaßen, daß das Oel Flecken mache, daß das Feuer zünde; bald wäre Vreneli in Oel getränkt im Feuer aufgegangen. Ach, in der armen Mägde fleiſchigten Herzen wogte das Verlangen: ach, wenn ſie doch einmal ſo ſchöne Kleider hätten, ſo würden ſie auch ſo ſchön ſein wie Vreneli, dann könnten ſie auch einmal mit einem ſo ſchönen Mann z' Hochzyt ryten!

Lange vor drei Uhr fuhren ſie in den kalten, bereiften Morgen hinaus. Es iſt ſeltſam, wie froh und frei es einem im Gemüthe wird, wenn man des Hauſes beengende Schranken verläßt, von den allenthalben einem entgegentretenden Geſchäften ſich wendet und hinaustritt in einen hellen Morgen Gottes. Da geht es einem weit vor den Augen auf, weit wird das Herz und kühnen Muthes ſchlägt es dem Leben entgegen, dem Leben, roſenroth gefärbt durch das junge Morgenlicht. Wenn der Abend wieder kömmt, dann kehrt in die müden Glieder das Sehnen ein nach des engen Hauſes Ruhe, jede kleine Mühe wird zum Berge, der ſeufzend bezwungen wird, und erſt leuchtet das matt gewordene Auge wieder auf, wenn das düſtere Häuschen ſichtbar wird, wenn das dunkle Kämmerlein ſich zeigt, wo Ruhe iſt für die müden Glieder, wo das an Heimweh kranke Herz heilende Schranken findet. Fröhlichen Gemüthes fuhren ſie der Stunde entgegen, in der ihr Bund für's Leben geheiligt werden ſollte; ein fröhliches Vertrauen zu ſich und Gott hatte ſich auferbaut in ihren Herzen; ſie zweifelten nicht an ihrem Glücke. Fröhlich küßte Uli ſein Mädchen; er wußte, die verſchwiegenen Sterne plauderten es nicht aus. Er hatte ſeine Freude an Vreneli's kalt angehauchten Wangen, die, ſobald er ſie berührte, zu ſchwellen und zu glühen begannen, als ob ſie nur die Wölbung wären des geheimen Feuerherdes, der bei jedem männlichen Hauche zu flammen und zu ſprühen beginnt. Er hatte den Muth, zu ſagen: das ſei doch ein ander Küſſen, als auf Eliſi's kalte Backen, die ihm immer vorgekommen wären, wie eine verweſende

Rübe, und es ſei ihm immer geweſen, als müßte er den Schnupfen bekommen, wenn er Eliſi einen Kuß habe geben müſſen. Breneli nahm dieſe Rede nicht übel, fügte nur bei: Was dahinten ſei, das ſei gemäht, es wolle es vergeſſen. Aber für die Zukunft verbitte es ſich das Unterſuchen, ob andere Backen heiß oder kalt ſeien. Wenn er ihm z' Herrgotts wäre, ſo etwas zu machen, es wüßte nicht, was es anfinge, aber gut ginge es nicht. Unter ſolcher Rede und Gegenrede erbleichten die flimmerenden Sterne und ſuchten ihre himmelblauen Bettlein und die gute Mutter Sonne begann ihnen den goldenen Umhang darum aus funkelnden Lichtesſtrahlen zu weben, damit ihr keuſches Niedergehn ihren unſchuldigen Schlaf neugieriger Sünder Augen nicht beflecken möchten. Der Reif ſchüttelte ſeine Locken mächtiger durch die Sonne von den Sternlein weg, dem dunkeln Schooß der Erde zu getrieben, und von den himmliſchen Liebchen verjagt, verſuchte er, mit irdiſchen zu koſen, wollte um Breneli ſich legen, ſeine kalten Arme ſchlingen um das warme Mädchen, ſein weißer Hauch ſpielte ſchon in den Spitzen von Breneli's Kappe. Das Mädchen ſchauderte zuſammen und bat Uli, ſich flüchten zu dürfen in ein warmes Stübchen nur einen Augenblick, es ſchüttle ihns durch und durch, ſie kämen immer noch früh genug. Uli lenkte alſobald unter einen Herberge darbietenden Schild und Breneli ſuchte Schutz vor dem kalten Liebhaber in einer Gaſtſtube. Dort iſt des Morgens gewöhnlich ein wüſtes Sein, ſie mahnt an eines Trunkenen Erwachen und Katzenjammer; indeſſen, wenn es draußen kalt iſt, ſo nimmt man vorlieb, auch wenn der Ofen nur verglimmende Wärme hat. Das Pferd war bald eingeſtallet, deſto ſchwerer aber die Kellnerin aufzuwecken, welche das Aufſtehen vor hellem Tage nicht liebte, nicht gerne ihr verblühtes Angeſicht zeigte, ehe die Sonne darauf ſcheinen konnte. Endlich kam ſie ſtruppicht und mit ſchweren Beinen. Es war, als ob ſie bei jedem Schritt ein Bein oder gar beide verlieren müßte, und vor Gähnen konnte ſie lange, lange nicht fragen: was ihnen lieb wäre? Lange, lange gings, bis endlich der beſtellte warme Wein kam, den man faſt ſiedend trinken mußte, wenn man ſich nicht verſpäten wollte. „Schon 8 Batzen, dachte Uli, als er die Zeche hörte, und 1 Batzen dem Stallknecht, macht 9. Es iſt gut, daß mir Joggeli etwas beigeſchoſſen, ich käme ſonſt mit 50 Batzen nicht aus!“ Somit zog er das Päckchen, ein Päcklein, welches Münze für einen großen Thaler, wie man ſie im Bernbiet zu machen pflegt, auf Treu und Glauben, um ſich das Zählen zu erſparen, hervor, klaubte es auf und wollte abſchaffen. Als er es endlich offen hatte, waren lauter Fünfbätzler darin und fünfzig an der Zahl, enthielt alſo mehr als ſechs große Thaler. Er war eigentlich erſchrocken, als ſie ihm ſo unverhüllt auf der Hand lagen, und ſagte immer: „Sieh doch, Vreneli, ſieh doch, was mir Joggeli gegeben! Wenn ich das gewußt hätte, ich hätte ihm beſſer gedankt.“ „Das kannſt du ja immer noch, ſagte Vreneli, das Beſte iſt, daß du es haſt. Ich hätte das aber von Joggeli nicht erwartet. Mir hätte er auch etwas geben können. Er hat mich nicht einmal gefragt, ob ich einen Kreuzer Geld habe; und doch weiß er wohl, wie ein bös Zeichen das iſt, wenn eine Hochzeiterin kein Geld im Sacke hat. Aber ich glaube, er möchte mir es gönnen, wenn ich mein Lebtag keinen Pfennig zum Brauchen hätte. „Da, ſagte Uli, nimm die Hälfte, es gehört dir wie mir.“ „Nein, Uli, ſagte Vreneli, was ſinneſt doch? Ich habe Geld genug, und wenn ich keines hätte heute, ſo wollte ich doch, Zeichen hin, Zeichen her, Geld haben, ſo lange, als du welches haſt. Zähle darauf, ich will ein friedlich, gut Fraueli werden, wenn du ein Mann biſt, wie es ſich gehört; aber wenn du mich untern thun wollteſt und vogten, daß ich nichts ſagen, nichts haben ſollte, ſo will ich es mit dir probiren, wer Meiſter werden ſoll. Du weißt nicht, wie bös ich ſein kann. Ich habe mich mein Lebtag wehren müſſen; es hat mich immer Alles unterdrücken wollen, und Niemand hat es gekonnt. Da kann ich das Wehren; und ich glaube immer, du brächteſt ſo wenig ab, als die Andern, im Gegentheil.“ „Aber wir wollen nicht probiren, ſagte Uli; ich glaub's, ich käme zu kurz mit dir. Du kannſt ja Alle um einen Finger wickeln und ſie merken es nicht einmal. Ja, nicht einmal ſpaßen wollen wir darüber, lieb Meitſchi, ſonſt hört es der Böſe und ſucht bei dem Einen oder bei dem Andern aus dem Spaße Ernſt zu machen. Ich habe einmal meine Großmutter ſagen hören, es ſei von gar ſchwerer Bedeutung, was man am Hochzeitmorgen rede, und je näher man der Kirche komme, um ſo ſchwerer werde die Bedeutung. Da ſollte man eigentlich an nichts Anderes denken, als an den lieben Gott und ſeine Engelein, wie die in Friede und Freude mit einander lebten und den Menſchen alles Gute brächten und gönnten, und ſollte nichts Anderes reden, als mit dem lieben Gott, daß er bei einem bleiben möchte, am Abend und am Morgen, im Hauſe und auf dem Felde, im Herzen und im Wandel, und daß ſeine Engelein über einem wachen möchten Jahr aus Jahr ein, damit kein böſer Geiſt Gewalt über einem bekäme, und keiner zwiſchen Beide hinein käme. Sie hat manchmal geſagt, wie es ihr Angſt geworden ſei, als mein Vater und meine Mutter mit einander gelacht und im Spaß geſtritten und viel Weltliches geredet. Da ſei es nicht lange gegangen, ſo ſeien die böſen Geiſter gekommen, Beide ſeien früh in der Welt untergegangen und wir ſeien arme Kinder geworden, allen Leuten im Wege und preisgegeben dem Verderben, wenn ſich nicht Gott ganz appart unſerer erbarme. Gottlob! er hat es gethan; aber der Großmutter Wort kann ich nicht vergeſſen, und je näher wir jetzt kommen, deſto ernſthafter wird es mir im Herzen. Es iſt mir faſt und doch nicht ganz wie beim Sterben: da geht man auch ſo einem Thor entgegen und weiß nicht, was dahinter iſt; und dahinter kann die Seligkeit ſein oder die Hölle. Und wenn man ſchon mehr oder minder glaubt, es ſei die Hölle oder die Seligkeit, die einem wartet, ſo weiß man doch nicht, wie die Seligkeit iſt und wie die Hölle iſt, und beide ſind ſicher viel anders, als man glaubt, die Seligkeit viel ſüßer, die Hölle viel bitterer. Da klopft mir das Herz immer mehr, ich muß mich faſt ſchämen, und doch kann ich es nicht verbergen.“ „Meine Eltern ſind nie zuſammen zur Kirche gegangen, ſagte Vreneli, und ich habe es entgelten müſſen. Während Beide noch gelebt, bin ich doch ein arm, verſtoßen Waischen geweſen, und alle böſen Geiſter haben mir aufgelauert; aber Einer hat mich behütet. Wer weiß, ob nicht auch eine fromme Großmutter für mich gebetet oder gar mich behütet und beſchützt hat, vom lieben Gott verordnet. Nein, Uli, ich begehre nicht zu ſpaßen; ich möchte nicht, daß einmal wieder arme Kinder unſere Sünde entgelten müßten. Und wer weiß, wenn wir recht fromm ſind und unſere Kinder dem Herrn zuführen, ob dann nicht Gott um unſertwillen unſern Eltern ihre Sünden vergiebt. Nein, Uli, glaub, es iſt mir nicht um's Spaßen, es iſt mir gar ernſt im Gemüthe; aber ich habe gar oft ſpaßen müſſen, um den Leuten nicht zu zeigen, wie es mir im Herzen iſt; und mit dem Lachen habe ich das Weinen vertrieben, um nicht ausgelacht zu werden. Und um die Meiſterſchaft wollen wir nicht ſtreiten, da behüte mich Gott davor. Ich habe mich dir ergeben und will dir auch gehorchen, ſo lange du mich lieb haſt, und will thun, daß du mich alle Tage lieb haben kannſt, will kein ſauer, bös Weib werden. Nicht daß ich mich nicht auch wehren würde, wenn du mich quälen, zu deiner Sklavin machen wollteſt; ich glaube, ich würde ein böſer Tüfel; ich könnte, weiß Gott, nicht anders. Aber das thuſt du nicht, und wenn mich Jemand lieb hat, gehe ich für ihn durch's Feuer, Uli, weiß Gott, noch heute, wenn es ſein muß. Sieh, ich verſpreche es dir ſchon hier, und der liebe Gott wird es auch hören, ich will immer Gott vor Augen haben und mit dir zu Gott beten, wann du willſt. Aber zürnen mußt mir auch nicht, wenn ich zuweilen lache, ſinge und ſpringe. Glaub mir, ich habe ſchon manchmal darüber nachgedacht, wenn eine alte Frau mit mir gekiefelt hat, wie ich immer lachen und ſpringen möge und ſo leichtſinnig ſei; aber ich fand mich ſicher nie frömmer, als wenn ich ſo recht fröhlich im Gemüthe war; da iſt's mir oft, ich möchte über alle Berge aus und dem lieben Gott um den Hals fallen, oder möchte für Jemand ſterben, möchte allen Leuten Gutes thun.“ „Bewahre, ſagte Uli, das Lachen und Luſtigſein habe ich gar gerne; aber ſieh, dort iſt der Kirchthurm ſchon, und da iſt mir die Rede der Großmutter in Sinn gekommen, und ich habe gedacht, wie man auch nicht lache und ſpaße, wenn man das Nachtmahl nehmen will, ſo ſolle man auf jedem Gange, den man eigentlich zu Gott thut, an Gott denken und ihn bitten, daß er einem dazu verhelfe, zu halten, was man ihm verſprechen wolle. Sieh, da fliegen uns Tauben entgegen, eine ganze Schaar, und ſieh, die zwei weißen darunter, welche dort zuſammen fliegen, das iſt eine gute Vorbedeutung für Frieden und Eintracht. Es iſt mir faſt, wie wenn der liebe Gott unſeretwegen ein Zeichen gethan, daß es gut kommen werde. Meinſt du nicht auch?" Und Vreneli drückte Uli die Hand und in ſtiller Andacht weilten ſie, bis der Stallknecht des Pferdes Zügel nahm und ſagte: „Es iſt gut kühl dieſen Morgen."

Es war da eins der guten alten Wirthshäuſer, in denen die Leute nicht alle Jahre wechſeln, ſondern eine Generation die andere ablöſt. Die Wirthsleute ſaßen eben an ihrem Kaffee, als die Brautleute hereinkamen, und erkannten alſobald Uli. Nun eine recht freundliche Begrüßung und das Brautpaar mußte, es mochte wollen oder nicht, zu ihnen ſitzen und mit halten. Sie ſollten doch nicht Umſtände machen, hieß es, das ſei ja bereit und an einem ſo kalten Morgen thue Einem nichts wohler als ein Kacheli warmer Kaffee. Vreneli that verſchämt: es ſei unhöflich, da zu Tiſche zu ſitzen, als ob es da daheim wäre. Die Wirthin aber nöthigte es, bis es ſaß, betrachtete es dann und begann dem Uli zu rühmen, wie er eine hübſche Frau habe; lange Zeit ſei keine ſtattlichere Braut da geweſen. Es freue ſie, daß er ſeine Sache ſo gut mache; er hätte ſie alle gereut, als er fort gekommen. Es freue Einen immer, wenn Einer oben auf komme. Sie wolle nicht ſagen, es gebe auch Leute, die das nicht leiden mögen; aber deren ſeien doch nicht recht viel. Ob der Pfarrer wohl auf ſei, fragte Uli, er ſollte vorher noch zu ihm. Er werde wohl, hieß es, beſonders an einem Freitag, wo gewöhnlich Leute kämen. Von den Frühſten ſei er nicht, das Liegen behage ihm, aber er gehöre auch unter die Alten; da ſei es ihm wohl zu gönnen. Aber er hätte einen Winter einen Vicari gehabt, den hätte man des Morgens vor acht Uhr nie ſehen können, und das habe alle Leute geärgert, daß ſie ſo einen faulen Vicari haben müßten. Darauf fragte Uli: ob es wohl der Brauch ſei, daß er Vreneli gleich mit nehme? Nein, hieß es; ſelten warte man im Pfarrhaus. Nachher gingen wohl Viele zuſammen hin, den Schein zu holen. Was aber ſo die Schüchternen ſeien, oder die, welche glaubten, der Pfarrer hätte Urſache, ihnen Etwas zu ſagen, die kämen gleich wieder in's Wirthshaus, und nur die Burſche gingen hin. Nachdem Vreneli das Mitkommen von der Hand gewieſen und Uli noch befohlen hatte, daß man ſeinem Meiſter Beſcheid machen, er und ſeine Frau ſollten doch kommen, machte er ſich auf. In ſeiner ſtattlichen Kleidung und in dem düſtern Stübchen erkannte ihn der Pfarrer nicht gleich, hatte dann aber eine rechte Freude. „Ich habe gehört, ſagte derſelbe, du ſeieſt auf guten Wegen, bekommeſt ein ſchönes Gut in Pacht, eine gute Frau und habeſt ſchön Geld erſpart. Das thut mir gar wohl, wenn ich eine Ehe einſegnen kann, von der ich hoffe, daß ſie in dem Herren bleibt. Daß du Etwas erſpart, iſt nicht die Hauptſache; aber du hätteſt es nicht, und man hätte dir nicht ſo viel anvertraut, wenn du nicht brav und fromm wäreſt, und das iſt's, was mich eigentlich recht freut. Das Weltliche und das rechte Geiſtliche ſind viel näher bei einander, als die meiſten Leute glauben. Sie meinen, um recht wohl zu ſein auf der Welt, müſſe man das Chriſtenthum an den Nagel hängen; und das iſt gerade das Gegentheil: daher das beſtändige Klagen in der Welt, daher betten ſich die meiſten Menſchen ſo, daß ſie liegen wie in Neſſeln. Frage dich nur ſelbſt, ob es dir ſo wohl wäre, wenn du ein Hudel geblieben, verachtet von allen Leuten? Was meinſt du wohl, was für einen Hochzeittag hätteſt du erlebt? Denke dir recht, was du für eine Frau erhalten und was für Ausſichten du gehabt, und was die Leute geſagt hätten, wenn ſie euch hätten zur Kirche gehen ſehen, und ſtelle dagegen, wie es heute iſt, dann ermiß den großen Unterſchied. Oder was meinſt du? iſt das blinde Glück, der Zufall, ſchuld daran? Die Leute ſagen immer: ich habe das Glück nicht, es iſt heut zu Tage nichts mehr zu machen! Was glaubſt du, Uli? iſt es bloß das Glück? hätteſt du dieſes Glück auch gehabt, wenn du ein Hudel geblieben? Aber eben das iſt das Unglück, daß die Leute durch das Glück, den Zufall, reich werden wollen und nicht durch ein frommes Leben, bei dem der Segen Gottes iſt. Da iſt's nun ganz recht, daß die, welche nur auf das Glück warten, vom Glück betrogen werden, bis ſie wieder zur Erkenntniß kommen, daß am Glück Nichts, aber an Gottes Segen Alles gelegen ſei." „Ja, Herr Pfarrer, ſagte Uli, ich kann Euch nicht ſagen, wie wohl es mir iſt gegen damals, wo ich einer von den Schlechteſten geweſen bin, die auf der Gaſſe herumgelaufen. Aber es kömmt doch auch etwas auf das Glück an; denn wäre ich nicht zu ſo einem guten Meiſter gekommen, ſo wäre auch nichts aus mir geworden." „Uli, Uli, ſagte der Pfarrer, war das Glück oder Gottes Fügung?" „Das iſt das Gleiche, meine ich," antwortete Uli. „Ja, ſagte der Pfarrer, es iſt das Gleiche, aber gleichgültig iſt's nicht, wie man ſagt, darin liegt eben der Unterſchied. Wer vom Glück redet, denkt nicht an Gott, dankt ihm nicht, ſucht ſeine Gnade nicht; er ſucht das Glück von und in der Welt. Wer von Gottes Fügung redet, denkt an Gott, danket ihm, ſucht ſein Wohlgefallen, ſieht in Allem Gottes Leitung; er kennt weder Glück noch Unglück, ſondern Alles iſt ihm Gottes gütige Leitung, die ihn zur Seligkeit führen will. Die verſchiedene Redensart iſt der Ausdruck einer verſchiedenen Geſinnung, einer verſchiedenen Anſicht des Lebens; darum liegt ein ſo großer Unterſchied in den Worten, und es iſt wichtig, welche man braucht. Und meint man es auch gut, ſo macht es einen, wenn man nur von Glück redet, leichtſinnig oder mißmuthig; redet man aber von Gottes Fügung, ſo wecken dieſe Worte ſchon Gedanken in uns und richten unſere Augen auf Gott." „Ja, ſo, Herr Pfarrer, habt Ihr etwas Recht, ſagte Uli, und ich will es mir laſſen geſagt ſein." „Du kommſt doch mit deiner Braut nach dem Gottesdienſt zu mir?" „Gar gerne, wenn Ihr es begehret, ſagte Uli; aber wir verſäumen Euch an Eurer Arbeit." „Es verſäumt mich Niemand, ſagte der Pfarrer, denn das iſt nicht nur mein Amt, ſondern auch meine Freude, bei ernſten Anläſſen ein ernſtes Wort zu Herzen zu reden, wo ich auf einen Boden hoffen darf, der Früchte trägt. Was bei ſolchen Anläſſen der Pfarrer redet, das wird nicht ſo bald vergeſſen.“

Unterdeſſen hatte Breneli die wollenen Schuhe ausgezogen, die rechte Kappe aufgeſetzt, und mit eigenen Händen hatte die Wirthin ihm das Kränzchen aufgeheftet. Das ſei eins auf die Langenthaler Mode, ſagte ſie. „Sei es nun eins, auf welche Mode es wolle, ſo ſteht es dir wohl an, fuhr ſie fort. Aber wenn ſie mir daher kommen, mit einem Bündel, der beim Fenſter iſt, wenn der Kopf erſt zur Thüre hineinkömmt, und ich ſoll ihnen dann noch das Kränzchen aufheften, dann kömmt es mir in alle Finger und ich möchte ſie lieber bei den Flechten nehmen und ſie verſlümert haaren, als ihnen ein Kränzchen aufheften. Es iſt eine Schande, daß eine jede ſchlechte Dirne mit einem Kränzchen daher kömmt und damit im Lande herumfährt. Solchen ſollten die Kränzchen verboten werden: es iſt ja nur das Geſpött damit getrieben. Aber es heißt, die gnädigen Herren frügen dem nicht viel nach und hätten an ſchlechten Menſchern ein größeres Wohlgefallen als an braven Mädchen. Ich weiß das nicht, ich bin, ſeit die Oeſtreicher gekommen, nie in Bern geweſen; aber man ſagt es ſo. Ob es iſt, weiß ich nicht, frage auch nicht viel darnach; was gehen mich die Herren an? es iſt mir zuwider, wenn einer zu uns kömmt. Sie ſind ſo hochmüthig, daß ſie einem nicht einmal antworten mögen, wenn man ihnen Gottwilchen ſagt; und wenn man ihnen die Hand langen will, ſo mögen ſie einem die ihre nicht geben, oder ziehen nicht einmal die Handſchuhe aus und haben noch Furcht, man beſchmutze dieſe.“

Es begann zu läuten und laut begann Breneli's Herz zu klopfen, es ſchwamm ihm ordentlich vor den Augen. Die Wirthin brachte ihm Hofmannstropfen, rieb ihm mit etwas die Schläfe und ſagte: „Du mußt das nicht ſo ſchwer nehmen, Meitſchi, wir müſſen Alle da durch. Aber geht jetzt in Gottesnamen, der Herr wartet an einem Freitag nicht lange, er iſt gar ein Haſtiger.“

Uli faßte ſein Vreneli bei der Hand und wanderte mit ihm der Kirche zu: feierlich tönten die feierlichen Klänge im Herzen wieder, denn der Sigriſt läutete ordentlich die Glocken, daß ſie an beiden Orten anſchlugen, und nicht, wie wenn ſie lahm wären, nur bald an dieſem, bald an jenem Orte. Wie ſie auf den Kirchhof kamen, ſchaufelte eben der Todtenmann an einem Grabe und ſtille war's um ihn. Es ergriff Vreneli plötzlich eine unwiderſtehliche Wehmuth. Der ehrwürdige Anblick der Gräber, das Schaufeln eines Grabes weckten düſtere Gedanken. „Das bedeutet nichts Gutes, flüſterte es, Einem von uns ſchaufelt man ſein Grab.“ Vor der Kirche ſtunden Gevatterleute, eine Pathe mit einem Kinde auf dem Arme. „Das bedeutet Einem von uns eine Kindbett,“ flüſterte Uli, um Vreneli zu tröſten. „Ja, daß ich in einer ſolchen ſterbe, antwortete es; daß ich aus meinem Glück weg muß ins kalte Grab.“ „Denk doch, ſagte Uli, daß der liebe Gott ja Alles macht und daß wir nicht abergläubiſch, ſondern gläubig ſein ſollen. Daß einmal unſer Grab geſchaufelt werden wird, iſt gewiß; aber daß das Grab graben Sterben bedeute denen, die dazu kommen, habe ich noch nie gehört. Denke doch, wie Viele ein Grab graben ſehen; wenn es die Alle alsbald nachzöge, denk auch, wie groß das Sterben ſein müßte.“ „Ach, verzeih mir, ſagte Vreneli; aber je wichtiger ein Gang iſt, um ſo ängſtlicher wird die arme Seele und möchte gar zu gerne wiſſen, wie er zu Ende geht, und nimmt daher jede Begegnung als ein Zeichen auf, ein gutes oder ein böſes; weißt du, was du von den Tauben ſagteſt, als wir ins Dorf fuhren?“ Da drückte Uli ſeiner Braut die Hand und ſagte ihr: „Du haſt Recht; laß du uns unſer Vertrauen auf Gott ſtellen, und nicht kümmern. Was er uns thun, nehmen oder geben wird, das iſt wohl gethan.“

Sie traten in die Kirche leiſe, zagend; theilten ſich zur Linken und zur Rechten, ſahen ein Kindlein aufnehmen in den Bund des Herrn; dachten, wie ſchön es doch ſei, ſo ein zart und hinfällig Kind der beſondern Obhut ſeines Heilandes mit Leib und Seele anempfehlen zu dürfen, und wie eine große Laſt es von der Eltern Bruſt wälzen müſſe, wenn ſie in der Taufe das Bewußtſein erhielten, der Herr wolle mit ihnen ſein und mit ſeinem Geiſte ſie das Kind nähren laſſen, wie die Mutter es ſättige mit ihrer Milch. Sie beteten recht andächtig mit und dachten, wie ernſthaft ſie es nehmen wollten, wenn ſie als Taufzeugen es geloben müßten, darauf zu achten, daß das Kind dem Herrn zugeführt werde. Das gewöhnliche Wochengebet verhallte ihnen in der Wichtigkeit des ernſten Augenblickes, der näher und näher kam. Als der Pfarrer hinter dem Taufſteine hervortrat, als Uli Vreneli geholt hatte und Beide an's Bänkchen traten, ſanken Beide auf die Kniee, der Ceremonie weit vorgreifend, hielten die Hände inbrünſtig verſchlungen, und von ganzer Seele, ganzem Gemüthe und allen Kräften beteten und gelobten ſie, was die Worte ſie hießen, ja noch viel mehr, was aus treuen Herzen ſprudelte. Und als ſie aufſtunden, fühlten ſie ſich ſo recht feſt und wohlgemuth; es war einem Jeden, als hätte es einen großen Schatz gewonnen für's ganze Leben, der ihns glücklich machen müſſe, den ihm Niemand entreißen, Niemand abgewinnen könne, mit dem es vereint bleiben müſſe in alle Ewigkeit.

Draußen bat Uli ſein Weibchen, mit ihm zum Pfarrer zu kommen, den Schein zu holen. Verſchämt weigerte ſich daſſelbe deſſen, unter dem Vorwande, es kenne ihn nicht, es ſei ja nicht nöthig u. ſ. w. Indeſſen ging es doch, und nicht mehr verſchüchtert, wie ein Dieb in der Nacht, ſondern wie es einem glücklichen Weib an der Seite eines ehrenhaften Mannes wohl anſteht. Vreneli wußte ſich zuſammenzunehmen.

Freundlich empfing ſie der Pfarrer, ein ehrwürdiger, langer, hagerer Herr. Es war nicht bald einer, wie er, der Ernſt mit holdſeligem Weſen zu miſchen wußte, daß vor ihm die Herzen aufgingen, als wären ſie mit einem Zauberſtabe berührt.

Als er Vreneli betrachtet hatte, fragte er: „Was meinſt du, Uli, iſt das Glück oder Gottes Fügung, daß du dieſes Weibchen bekommen?“ „Herr Pfarrer, ſagte Uli, Ihr habt Recht, ich halte es für eine Gabe Gottes.“ „Und du, Weibchen, welches Sinnes biſt du?“ „Ich meine auch nichts

Anderes, als daß der liebe Gott uns zuſammen geführt,“ ſagte Vreneli. „Ich glaube auch, ſagte der Pfarrer, Gott hat das gewollt; das vergeßt nie. Warum hat er euch zuſammen geführt? Daß Eins das Andere glücklich mache; aber nicht nur hier, ſondern auch dort — das vergeßt mir wieder nicht. Die Ehe iſt auf Erden Gottes Heiligthum, in welchem die Menſchen ſich weihen und reinigen ſollen für den Himmel. Ihr ſeid gute Leute, ſeid fromm und brav; aber ihr habt Beide Fehler. Dir, Uli, kenne ich z. B. einen, der dir näher und näher kömmt, es iſt der Geiz; du, Vreneli, wirſt auch welche haben, aber ich kenne ſie nicht. Dieſe Fehler werden hervortreten nach und nach, und wie an dir, Uli, ein Fehler ſichtbar wird, ſo gewahrt ihn deine Frau zuerſt und du kannſt ihn an ihren Mienen gewahren; und was an Vreneli hervorkömmt, bemerkſt du, und es kann es an deinem Geſichte abſehen. Eines wird zu des Andern Spiegel. In dieſem Spiegel, Uli, ſollſt du deine Fehler erkennen, und aus Liebe zu deiner Frau ſie abzulegen ſuchen, weil ſie am meiſten darunter leidet; und du, Frau, ſollſt ihm mit aller Sanftmuth beiſtehen, ſollſt aber auch deine Fehler erkennen und um Uli's willen bezwingen, und er wird dir auch dazu helfen. Wenn der Liebe dieſe Arbeit zu ſchwer werden will, ſo ſchenkt Gott Kind um Kind, und jedes iſt ein Engel, der uns heiligen ſoll; jedes bringt uns neue Lehren, uns recht darzuſtellen vor Gott, und neues Begehren, daß es zugerichtet werde zu einem Opfer, das da heilig und Gott wohlgefällig ſei. Und je mehr ihr in dieſem Sinne zuſammen lebt, deſto glücklicher werdet ihr im Himmel und auf Erden; denn glaubt es mir, das rechte weltliche Glück und das himmliſche Glück werden akkurat auf dem gleichen Wege gefunden. Glaubt es mir, der liebe Gott hat euch zuſammen geführt, daß Eins dem Andern zum Himmel helfe, daß Eins dem Andern Stütze und Stab ſei auf dem engen, ſchweren Wege, der ins ewige Leben führt, daß Eins dem Andern dieſen Weg durch der Liebe Sanftmuth und Geduld ebne und leichter mache, — er iſt ſo ſchwer und dornenvoll. Wenn nun trübe Tage kommen wollen, wenn Fehler an dem Einen, an dem Andern, an

Beiden ausbrechen, ſo denket nicht an Unglück, daß ihr unglücklich ſeied, ſondern an den lieben Gott, der alle dieſe Fehler ſchon lange gekannt und euch eben deswegen zuſammen gebracht, damit Eins das Andere heile, ihm von ſeinen Fehlern helfe; das iſt Zweck und Aufgabe eures Zuſammenkommens. Und wie Liebe den Heiland geſandt, Liebe ihn an's Kreuz gebracht, ſo muß auch bei euch die Liebe thätig ſein; ſie iſt die Kraft, die über alle Kräfte geht, heilet und beſſert. Mit Fluchen und Schimpfen, mit Drohen und Schlagen kann Eins das Andere unterdrücken, aber nicht beſſern, daß es wohlgefällig vor Gott wird. Gewöhnlich, je wüſter Eins wird, deſto wüſter wird auch das Andere, Eins hilft dem Andern in die Hölle. Darum vergeßt es nie: Gott hat euch zuſammen gebracht, Eins wird er aus der Hand des Andern fordern. Mann, wird er ſagen, wo iſt deines Weibes Seele? Weib, wird er ſagen, wo iſt deines Mannes Seele? Macht, daß ihr wie aus Einem Munde antworten könnt: „Herr, hier ſind wir Beide, hier zu deiner Rechten." Fraueli, vergieb mir, daß ich dir an dieſem Morgen ſo ernſthaft geredet. Aber es iſt ja beſſer, man rede dir jetzt ſo, als ſpäter, wenn Uli geſtorben und man ihn durch deine Schuld verdorben glaubt; es iſt auch dem Uli beſſer jetzt als ſpäter, wenn er dich unter die Erde gebracht hätte. Was ich aber von Beiden nicht glaube, denn ihr ſeht mir Beide wirklich ſo aus, als wenn Gott und Menſchen Freude an euch haben ſollten."

Als Vreneli von Sterben hörte, ſchoß ihm das Waſſer in die Augen und mit bewegter Stimme ſprach es: „O, Herr Pfarrer, da iſt keine Rede von zürnen. Ihr ſollt Dank haben zu hunderttauſend Malen für den ſchönen Zuſpruch; ich will mein Lebtag daran denken. Es würde uns große Freude machen, wenn Ihr einmal in unſere Gegend kämet, Ihr uns beſuchen würdet, um zu ſehen, wie Eure Worte bei uns fruchten, und daß wir ſie nicht vergeſſen haben." Der Pfarrer ſagte, das werde gewiß geſchehen, ſobald er in ihre Gegend komme, und das könne ſehr leicht geſchehen. Er betrachte ſie, wenn ſie auch nicht in ſeiner Gemeinde wohnten, doch ſo halb und halb als ſeine

Gemeindeglieder, und ſie ſollten darauf zählen, daß, wenn es ihnen wohl gehe und ſie glücklich ſeien, Niemand größere Freude daran hätte, als er. Und wenn er ihnen in Etwas dienen könne, ſei es, was es wolle, und es ſtehe in ſeinen Kräften, ſo ſollten ſie nur kommen, er werde ſich eine Freude daraus machen. Darauf nahmen ſie Abſchied und Allen war es recht wohl und heiter im Herzen. Ein wohlthuendes, erwärmendes Gefühl hatten ſie ſich gegenſeitig erweckt, welches eigentlich ein Menſch im andern bei jedem Zuſammenſein erwecken ſollte. Dann wäre es ſchön auf Gottes ſchöner Erde. „Das iſt mir doch der freundlichſte Herr, ſagte Vreneli im Fortgehen; er nimmt die Sache ernſthaft und meint es doch gut; dem könnte ich einen ganzen Tag zuhören, es würde mir nicht die Zeit lang werden."

Als ſie in's Wirthshaus kamen, waren die Gäſte noch nicht da, nur der Beſcheid: Johannes werde bald kommen, aber ſeine Frau könne nicht wohl. Da ſagte Vreneli: „Du mußt ſie holen; fahre hinauf, es iſt nicht ſo weit; wenn du recht fährſt, in einer halben Stunde biſt du wieder da." „Ich plage das Roß nicht gerne, es hat heute noch zu laufen genug," antwortete Uli. „Der Wirth giebt dir wohl ein Roß, da es nicht weit iſt."

So geſchah es auch, und es war gut. Johannes war noch nicht bereit und ſeine Frau trug großes Bedenken, ſo an einem Werktag im Wirthshaus zu ſitzen, ohne daß man Pathin ſei: was würden die Leute dazu ſagen? Er hätte mit ſeiner Frau zu ihnen kommen ſollen, ſtatt da im Wirthshaus Koſten zu haben; ſie hätten ihnen auch zu eſſen und zu trinken gehabt. Das wiſſe er wohl, ſagte Uli, allein das wäre unverſchämt geweſen und dazu wohl weit, denn ſie wollten heute noch heim, er hätte jetzt alle Hände voll zu thun. Aber ſie ſollten doch nur kommen, er hätte es ſonſt ungern und müßte glauben, ſie ſchämten ſich ihrer. „Was ſinneſt doch, Uli? ſagte die Frau: du weißt ja, wie werth du uns biſt. Expreß ſollte ich jetzt nicht kommen, weil du ſolche Gedanken haſt." Indeſſen machte ſie ſich doch zurecht, wollte aber nicht erlauben, daß ihre Tochter mit käme, die Uli auch gerne mit gehabt. „Warum nicht gar, ſagte ſie, noch die Katze und der Hund: das wäre mir! Es iſt unverſchämt genug, daß ich komme. Warte nur, du wirſt dein Geldchen ſonſt noch brauchen können — Haushalten hat gar ein weites Maul."

Mit Verlangen hatte ihnen Vreneli entgegen geſehen von der Ecke des Wirthshauſes aus. Wer vorbei ging, wandte kein Auge von ihm, und wenn er vorüber war, fragte er: „Wem gehört die Braut? ein ſchöner Meitſchi ſah ich lange nicht." Es ging im ganzen Dorfe die Rede von der ſchönen Hochzeiterin und wer nur irgend Zeit oder einen Vorwand hatte, ging beim Wirthshauſe vorüber.

Endlich kam Uli daher gefahren und gar freundlich empfing ſie Vreneli. „Biſt doch jetzt ein Fraueli geworden," rief die Bäurin, ſei mir Gottwilche," und ſtreckte Vreneli die runde, hohe Hand entgegen. Das hab' ich doch wohl gedacht, das werde ein Paar geben; es hätte ſich Niemand ſo gut zu einander geſchickt." „Ja, aber damals iſt noch gar nichts geweſen; erſt auf dem Heimweg haben ſie mich angefangen zu plagen, und daran ſeid Ihr, glaub' ich, auch ſchuld geweſen, ſagte Vreneli, ſich zu Johannes wendend und ihm die Hand bietend. Aber wartet nur, ich will euch recht den Krieg machen, hinter meinem Rücken mich ſo zu verhandeln. Ihr ſeid mir ſaubere Leute! und thut ihr mir das noch mehr, ſo will ich euch bezahlen, wartet nur! Wir wollen euch auch verhandeln hinter eurem Rücken." Johannes antwortete, und Vreneli begegnete ihm wieder mit ſchalkhaft wohlgeſetzten Worten. Als es einen Augenblick hinausgegangen war, ſagte die Bäurin: „Uli, du haſt eine ganz beſonders manierliche Frau; die kann reden, es ſtünde manchem Herrenhauſe wohl an, und das Schönſte iſt, daß ſie das Arbeiten eben ſo gut kann; das iſt ſonſt nicht immer bei einander. Zu dieſer trage Sorge, ſo eine kriegſt du keine mehr!" Da begann auch Uli mit naſſen Aug zu rühmen, bis Vreneli wieder kam. Als bei ſeinem Eintritt plötzlich das Geſpräch ſtockte, ſah es ſchelmiſch Eins nach dem Andern an und ſagte: „Schon wieder habt ihr mich hinter meinem Rücken verhandelt, und das linke Ohr hat mir geläutet; wartet nur. Uli, iſt das ſchön, mich ſchon ſo zu verklagen, wenn ich nur einen Augenblick den Rücken kehre?" „Er hat dich nicht verklagt, ſagte die Bäurin, ſondern das Gegentheil; aber ich habe ihm geſagt, er ſolle Sorge zu dir tragen, eine Solche bekomme er nicht wieder. Auch wenn die Männer wüßten, wie manchmal die Zweite ausfiele, ſie trügen größere Sorge zu der Erſten! Nit, daß ich zu klagen habe. Meiner iſt mir lieb und werth, ich bekäme keinen beſſern und er gönnt mir, was ich brauche; aber ich ſehe, wie es an andern Orten zugeht." „Ich habe hören wollen, es kömmt dir wohl, daß du deine Rede nachgebeſſert haſt, ſagte Johannes. Du haſt Recht, es geht an manchem Ort den Weibern bös, aber an andern den Männern auch, es kömmt immer darauf an, wo auch Erkenntniß iſt und auch der Glaube, daß ein Gott im Himmel ſei. Wo kein Glaube iſt, da iſt das Wüſteſt Meiſter."

Darauf wurden ſie in die Hinterſtube entboten. Dort war die Suppe aufgetragen, eine Maaß Wein auf dem Tiſche, ein Kännlein ſüßer Thee dabei. Sie habe gedacht, ſie wolle gleich Thee machen, ſagte die Wirthin, es könne dann nehmen, wer wolle; die Einen liebten ihn, die Andern nicht. Mit ungezwungener Freundlichkeit machte Breneli die Wirthin, ſchenkte ein, legte vor, mahnte an's Austrinken; es wurde Allen recht wohl und heimelig. Uli machte ſich an den Meiſter und fragte ihn dies und das; wie er ſich einrichten ſolle im Stall; was er für vortheilhafter halte, zu pflanzen; um welche Zeit er Dieſes ſäe und Jenes; für was der Boden gut ſei, für was jener. Johannes berichtete väterlich, fragte wieder und Uli theilte ſeine Erfahrungen mit. Die Weiber horchten anfangs, dann aber ſchwoll auch Breneli's Herz mit Fragen an und es ſuchte Rath bei der Bäurin in den hundert Dingen, in denen eine Bäurin Meiſter ſein ſollte; erzählte, wie es es bis dahin gemacht, aber ob es nicht noch beſſer und vortheilhafter anzuſchicken wäre? Mit Freuden enthüllte die Bäurin ihre Geheimniſſe, ſagte aber oft: „Ich glaube, du machſt es beſſer; das muß mir auch probirt ſein." Die trauliche Heimeligkeit lockte Wirth und Wirthin an, verſtändige Leute, und Beide halfen rathen und wägen, was das Beſte ſei. und zeigten ihre Freude an Manchem, das ſie hörten. Und je mehr ſie hörten, um ſo mehr zeigten Breneli und Uli Begierde, zu lernen, um ſo demüthiger wurden ſie, und horchten den Alten ihre Erfahrungen ab und prägten dieſelben ſich ein in ihr nicht mit unnützen Dingen beſchwertes Gedächtniß. Der Nachmittag ſchwand, es merkte es Niemand. Auf einmal warf die Sonne einen goldenen Schein in's Stübchen und verklärt ſchwamm in ihrem Lichte, was darinnen war. Erſchrocken fuhren ſie zuſammen über das unerwartete Licht, das von ausgebrochenem Feuer zu kommen ſchien. Sie ſollten nur ruhig ſein, ſagte die Wirthin, das ſei nur von der Sonne; die ſchiene, wenn der Frühling nahe, immer hinein, wenn ſie nieder gehen wolle. „Herrgott, ſo ſpät ſchon? ſagte Breneli; wir müſſen fort, Uli.“ „Ich wollte nicht preſſiren, ſagte die Wirthin, der Mond kömmt, ehe es finſter wird.“ „Wie iſt mir doch dieſer Nachmittag vorbei gegangen! ſagte die Bäurin. Ich wüßte mich gar nicht zu beſinnen, wann ich ſo kurze Zeit gehabt hätte.“ „Es geht mir auch ſo, ſagte die Wirthin. Das iſt etwas Anderes geweſen, als ſo viele Hochzeitleute, die vor langer Weile nichts anzufangen wiſſen, als zu ſaufen und zu ſpielen, und einem ſo lange Zeit machen, daß man froh iſt, wenn man ihnen den Rücken ſieht. Ja, es dünkt mich manchmal, ich müßte ſo einem Bürſchchen, das nichts zu reden weiß an ſeinem Hochzeittag, als zu fluchen, und ſeine entlehnte Pfeife gerade ausſtreckt, wie wenn er den Mond hinunter gabeln wollte, eins zum Tropf geben, daß er ihn doch auch wieder da habe, wo andere Leute, und reden lerne, wie andere Leute. Die Bäurin aber gab Breneli die Hand und ſagte: „Du biſt mir, weiß Gott, recht lieb geworden, und ich laſſe dich nicht fort, bis du mir verſprichſt, du wolleſt bald wieder zu uns kommen.“ „Recht gerne, ſagte Breneli, wenn's möglich iſt. Es mir auch geweſen, als rede ich mit einer Mutter; und wer wir nur näher bei einander wären, ich käme nur zu viel. Aber wir haben ein großes Hausweſen und werden nicht viel daraus können, ich und Uli. Aber kommt Ihr zu uns, das müßt Ihr mir verſprechen; Ihr habt erwachſene Kinder und wiſſet, es geht zu Hauſe gleich, wenn Ihr ſchon fort ſeid.“ „Ja, kommen will ich zu euch, das verſpreche ich. Ich habe es dem Johannes ſchon manchmal geſagt, es nehme mich Wunder, wie es in der Glungge ſei. Und höre, wenn ihr etwa einmal eine Pathin nöthig haben ſollt, ſo habt nicht Mühe und läuft weit um eine aus. Ich weiß eine, die ſagt euch nicht ab.“ Das wäre guter Beſcheid, ſagte Vreneli, und zupfte am Schürzenbändel; es wolle ihn nicht vergeſſen und daran ſinnen, wenn es ihnen einmal dazu kommen ſollte; man wiſſe nie, was es geben könne. „Ungefähr wohl, lachte die Bäurin, und dann wollen wir ſehen, ob ihr uns etwas ſchätzet oder nicht.“

Unterdeſſen hatte Uli bezahlt, anſpannen laſſen und ſchenkte nun allſeits ein und nöthigte zum Abſchiedstrunk. Da kam noch der Wirth mit einer Extraflaſche und ſagte: Etwas wolle er auch thun, und nicht umſonſt getrunken haben. Es freue ihn, daß ſie bei ihm geweſen, und er wollte alle Freitage eine vom Mehbeſſeren zum Beſten geben, wenn alle Freitag ſolche Leute bei ihm Hochzeit hätten; an denen hätte er jetzt Freude gehabt. Als er hörte, daß bezahlt ſei, that Johannes es nicht anders, der Wirth mußte noch eine auf ſeine Rechnung holen; und es ſtunden wiederum die Sterne am Himmel, als nach recht innigem Abſchied, wie er ſelten von nicht Verwandten genommen wird, der muthige Rappe ein glückliches Paar raſch davon führte — dem Himmel zu.

Ja, lieber Leſer, Vreneli und Uli und im Himmel, d. h. ſie leben in ungetrübter Liebe, mit vier Knaben, zwei Mädchen von Gott geſegnet; ſie leben im wachſenden Wohlſtande, denn der Segen Gottes iſt ihr Glück, ihr Name hat guten Klang, im Lande, weit umher, ſtehn ſie hoch angeſchrieben, denn ihr Trachten geht hoch, geht darauf, daß ihr Name im Himmel angeſchrieben ſtehe! Aber nicht an einem Tage, ſondern nach manchem hartem Kampfe gelangten ſie auf ebene Bahn und wurden des Zieles ſicher.

Merke dir das, lieber Leſer!

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Capitel 1. Es erwacht ein Meiſter, es ſpukt in einem Knechte 1

Capitel 2. Ein heiterer Sonntag in einem ſchönen Bauernhauſe 9

Capitel 3. Eine Kinderlehre während der Nacht . . 20

Capitel 4. Wie eine ſchlechte Dirne einem braven Meiſter die Ohren des Knechtes aufthut . . 28

Capitel 5. Nun kömmt der Teufel und ſäet Unkraut in den guten Samen 39

Capitel 6. Wie das Hurnußen dem Uli vom Unkraut hilft 45

Capitel 7. Wie der Meiſter für den guten Samen einen Ofen heizt 66

Capitel 8. Ein Knecht kömmt zu Gelde, und alsbald zeigen ſich die Spekulanten 77

Capitel 9. Uli ſteigt im Anſehen und kömmt Mädchen in den Kopf 86

Capitel 10. Wie Uli um eine Kuh handelt und faſt eine Frau gekriegt hätte 98

Capitel 11. Wie bei einem Knechte Wünſche ſich bilden und wie ein rechter Meiſter ſie ins Leben ſetzt 115

Seite

Capitel 12. Wie Uli ſeinen alten Dienſtort verläßt und an den neuen einfährt 136

Capitel 13. Wie Uli ſich ſelbſten als Meiſterknecht einführt 145

Capitel 14. Der erſte Sonntag am neuen Orte . . 153

Capitel 15. Uli kriegt Platz in Haus und Feld, ſogar in etlichen Herzen 166

Capitel 16. Uli kömmt zu neuen Kühen und neuen Knechten 177

Capitel 17. Wie Vater und Sohn an einem Knechte operiren 194

Capitel 18. Wie eine gute Mutter viel Ungerades gerade, viel Böſes gut macht 212

Capitel 19. Eine Tochter erſcheint und will Uli bilden 222

Capitel 20. Uli kriegt Gedanken und wird ſtark im Rechnen 240

Capitel 21. Wie eine Badefahrt durch eine Rechnung fährt 252

Capitel 22. Von innern Kriegen, welche man mit einer Verlobung beendigen will 276

Capitel 23. Von nachträglichen Verlegenheiten, welche ſtatt des Friedens aus der Verlobung kommen 291

Capitel 24. Von einer andern Fahrt, welche durch keine Rechnung fährt, ſondern unerwartet eine ſchließt 303

Capitel 25. Der Knoten beginnt ſich zu löſen, und als er ſich ſtecken will, zerſchlägt ihn ein Mädchen und zwar mit einem buchenen Scheit 335

Capitel 26. Wie Vreneli und Uli auf hochzeitlichen Wegen gehen und endlich Hochzeit halten . 349

Druck von W. Moeſer und Kühn in Berlin.

Jacobs,

des Handwerksgeſellen,

Wanderungen

durch die Schweiz.

Von

Jeremias Gotthelf.

Erſte Abtheilung.

Zwickau,
Eigenthum des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler
Volksſchriften.

1846.

Vorwort.

Für den Leſekreis, in welchem der Verfaſſer bekannt iſt, bedürfte dieſe Schrift kein Vorwort, was ſie will, ſagt ſie klar, und was der Verfaſſer will, wiſſen ſeit zehn Jahren ſeine treuen Leſer. Da dieſes Büchlein aber möglicher Weiſe in Kreiſe kömmt, wo weder der Verfaſſer, noch ſeine früheren Schriften bekannt ſind, ſo glaubt er bemerken zu ſollen: er ſei ein Republikaner, liebe das ganze Volk, nicht bloß einige Glieder deſſelben, und dieſe Liebe ſei die Quelle ſeiner Schriften. In gleichem Maaße, wie er das geſammte Volk, alſo vom höchſten Haupte bis zum niedrigſten, liebt, haßt er die falſchen Freunde des Volkes, welche unter der Larve des Wohlwollens den Teufel wecken in des Volkes Bruſt, und vom Schweiß und Blut des armen Volkes ſich gieriger mäſten, als kaum je ein Tyrann, kleinerer oder größerer Sorte ſich gemäſtet hat. Vor ſolchen verlarvten Blutigeln, gutmüthige deutſche Handwerksburſche, deren ſchon ſo viele durch die verlarvten Freunde zu Grunde gegangen ſind, zu warnen, iſt Zweck dieſes Buches. Der Verfaſſer bezeichnet einſtweilen bloß die Larven, nicht die Geſichter, wer noch für guten Rath empfänglich iſt, wird die Geſichter bald erkennen und ſich vor ihnen zu hüten wiſſen.

Schließlich bemerkt der Verfaſſer noch vorzüglich zu Handen allfällig neuer Leſer, daß er nicht um Gunſt und Gnade ſchreibt, ſondern für das Volk, unbekümmert, ſchmecke es dem Volke ſüß oder bitter; er hält alle Schmeichler für niederträchtige Creaturen, für den allerniederträchtigſten unter den Niederträchtigen aber den Volksſchmeichler.

Lützelflüh, den 28. Jenner 1846.

Jeremias Gotthelf.

Erſtes Kapitel.

Jacobs Herkunft und Lehrjahre.

Jacob war guter Leute Kind, aber Vater und Mutter waren an der Cholera geſtorben, als er wenige Jahre alt war, doch Gott und eine alte Großmutter verließen die Waiſe nicht. Gott behütete das wilde Kind durch ſeine Engel, welche geſetzt ſind über die Kinder zu wachen, die Großmutter pflegte es zärtlich und erzog es ſtreng auf großmütterliche Weiſe. Ein kleines Vermögen hatten ſeine Eltern hinterlaſſen, aber Vermögen iſt nicht die Hauptſache, treue Hände ſind es, welche das Vermögen bewahren, und frommer Sinn, welcher die Seele behütet, wo das Vermögen die Wächter der Kinder zur Untreue verleitet, da leidet auch die Seele der Kinder Schaden. Darum iſt ein arm Waiſenkind, welches in barmherzige Hände kömmt, glücklicher, als eine Waiſe mit Vermögen in ungetreuen Händen. In dieſer Beziehung ging es Jacob wohl, denn ſeine Großmutter war nicht bloß eine fromme, ſondern auch eine herzhafte Frau von ächt deutſchem Stamme. Kein Vormund hätte es gewagt an Jacobs Vermögen oder Seele ſich zu verſündigen, man wußte die Alte würde einen ſolchen Sünder verfolgen durch alle Inſtanzen hindurch auf Erden und im Himmel bis vor Gottes Thron. Was Jacob und die Großmutter beſaßen, reichte hin zu ihrem Unterhalt. Deſſen ohngeachtet arbeitete die Großmutter tüchtig und hielt auch Jacob zu jeder Arbeit an, welche ſeinen Kräften angemeſſen ſchien, ſo daß ſie auch den Dürftigen helfen konnten in der Noth. Die Großmutter war nicht von dem Zeitgeiſte angeſteckt d. h. ſie gehörte nicht zu den Weibern, welche meinen, arbeiten ſei bloß eine Sache der Noth, faulenzen eine Ehre, und wer müßig gehe, ſei wenigſtens halb adlich, wenn nicht ganz. Sie ſandte das Kind begreiflich auch in die Schule, war aber mit derſelben nicht zufrieden. Sie klagte, wie man der Jugend nur dummes Zeug in den Kopf bringe und keine Gottesfurcht, ihnen alle Tage vorſchwatze, was ſie zu bedeuten hätten für die Nachwelt, und nicht was ſie ſchuldig ſeien ihren Mitmenſchen.

Die Jungens ſtolzirten einher, als ob ſie Prinzen wären und verachteten die alten Leute, als wären ſie Hottentoten oder ſonſt bloß halbwitzig. Sie ließ es aber nicht beim Klagen bewenden und legte dabei die Hände in den Schooß, ſie brauchte ſie, hielt ſcharfe Zucht auf alte Mode, wenn ſie ſchon Großmutter war und Jacob ihr das Liebſte auf Erden.

Freilich je öfter ſie Jacob ſtrafen mußte, deſto erbitterter ward ſie über die neue Welt, denn die Welt ſei an Jacobs Unarten ſchuld, er ſchlage wohl der Mutter nach, aber trotz dem käme das Böſe ihm nicht in Sinn, wenn die Welt nicht wäre. Daß er ſo dumm ſei, von böſen Buben zu allem Böſen ſich verführen zu laſſen, das war ihre ewige Klage und wegen ſolcher Dummheit züchtigte ſie ihn um ſo ſchärfer. Es ſei gerade als ob ihm der Herrgott ſeine Hände nur geſchaffen habe, um für andere die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen, warf ſie ihm beſtändig vor; und damit traf die Großmutter den Nagel richtig auf den Kopf.

Jacob war ein guter Junge, mit rothen Wangen, heitern Augen, luſtigem Sinn und ſprang keck in die Welt hinein, als habe unſer Herrgott nichts zu thun, als ihn in Schutz und Obhut zu nehmen. Seine geiſtigen und leiblichen Kräfte waren nicht ausgezeichnet, jedoch hatte er zu vielen Dingen ein gewiſſes Geſchick, daß man leicht meinen konnte, ſeine Gaben ſeien größer als ſie wirklich waren. Leider fehlte ihm Urtheilskraft und Beſonnenheit, ſtatt deſſen war er eitel und gutmüthig, wie es gerade am ſchlimmſten iſt. Bald läßt man ſich mit Schmeicheln und Lobpreiſen zu ſchlechten oder dummen Streichen verführen, weil man glaubt dadurch ſich groß zu machen, bald darf man aus lauter Gutmüthigkeit böſe Zumuthungen nicht abſchlagen, auch wenn man die böſen Folgen, wenn auch nicht geradezu einſieht, ſo doch ahnet. Jacobchen, du biſt der Herzhafteſte, Jakobchen, gehe du voran, ſo hieß es, wenn die Jungen Streiche machen wollten, und Jacobchen ging richtig voran, kriegte dann aber, wenn es Schläge ſetzte, die erſten und derbſten. So bald die Großmutter ſolches vernahm, beſſerte ſie noch nach, d. h. zählte ihm die Schläge noch zu, welche er ihrer Meinung nach zu wenig gekriegt. Jacob, ſagte ſie dabei, Jacob, du biſt ein Eſel und bleibſt ein Eſel. Deiner Mutter ſchlägſt du nach, akurat wie du biſt, war auch ſie. Gott habe ſie ſelig. Sie war drüben von Sturmau her, dort ſind die Leute leider ſo.

Wie es üblich iſt auf Erden wurde Jacob alle Jahre ein Jahr älter, es kam die Zeit, wo entſchieden werden mußte, auf welchem Wege er ſein ehrlich Brot verdienen, zu einem Ehrenmanne werden ſolle. Denn ſo hat es Gott geordnet, daß, wer ein Ehrenmann ſein will, ſein ehrlich Brot muß verdienen können, wenn auch nicht im Tagelohn. Sein ehrlich Brot verdient der König und zwar heut zu Tage ſaurer und mühſeliger als Holzhacker und Schulmeiſter.

Die Großmutter entſchied für das Handwerk, welchem ihr Mann, deſſen Vater und ihr Sohn obgelegen und Jacob ließ es ſich gerne gefallen. Welch Handwerk es war, ſagen wir ſo wenig, als wir geſagt haben, in welchem Dorf, Flecken, Gebiet Jacob zu Hauſe war, und zwar laſſen wir beides aus guten Gründen aus. Hätten wir das Gebiet genannt, hätten wir auch den Ort nennen müſſen, hätten wir den Namen eines Ortes erſonnen, der nicht zu finden geweſen wäre in jenem Gebiete, ſo hätte man über den dummen Schweizer gelacht, der nicht alle Winkel und Neſtchen im weiten Deutſchland kenne. Hätten wir einen wirklichen Ort genannt, ſo hätte jeder Philiſter deſſelben Ortes uns der Verläumdung oder wenigſtens hiſtoriſcher Sünden bezüchtigt. Ließen wir aber einen Spengler (Klempner) oder Schneider durch die Schweiz wandern durch Städtchen und Dörfchen, in denen vielleicht eben nur ein Spengler oder

Schneider iſt, und hätten wir von dieſen Meiſtern und ihren Geſellen etwas erzählt, ſo wären wir Gefahr gelaufen, an Ort und Stelle zur Rechenſchaft gezogen zu werden. Wir hoffen indeſſen, dieſe Auslaſſung des Handwerkes und des engeren Vaterlandes werde unſere geneigten Leſer nicht plagen, ſie werden ſich hinreichend an der Angabe erſättigen, daß Jacob etwas weiter als hundert Stunden von der Schweizer Grenze zu Hauſe war und zwar im weiten und breiten Deutſchland.

Die Großmutter ſelbſt ſuchte einen Meiſter nach ihrem Sinn, einen frommen und arbeitſamen, der eine gute und kluge Hausfrau hatte, eine Frau Meiſterin und nicht eine Madame.

Der Meiſter hatte ferner kein großes Geſchäft, gewöhnlich bloß einen Geſellen und höchſtens zwei Lehrknaben, gerade ſo wollte es die Großmutter. Ihr Alter, Gott habe ihn ſelig, ſagte ſie, habe geſagt große Werkſtätten taugten wenig zum Erlernen des Handwerks, der Lehrjunge ſei nichts als der geplagte Aufwärter Aller, der Sündenbock der Werkſtatt, arbeite wenig im Handwerke, der Meiſter habe nicht Zeit, ſich mit ihm abzugeben, Tage gingen vorüber, daß derſelbe kein Wort mit ihm rede. In kleinen Werkſtätten ſtehe der Junge immer unter der Meiſter Auge, wenn auch nicht Vielerlei, ſo müßte er doch im Handwerk ſchaffen, lerne das Werkzeug gebrauchen und deſſen Meiſter werden; das Vielerlei und das Künſtliche muſſe der Geſelle auf der Wanderſchaft ſich zueignen.

Vier Jahre Lehrzeit machte die Großmutter faſt gegen den Willen des Vormundes aus. Ihr Alter habe geſagt, ſagte ſie, in der Lehrzeit müſſe man Zeit haben zu trocknen hinter den Ohren und flink zu werden im Schaffen. Kurze Lehrzeit, böſe Wanderſchaft, wenig Arbeit, viel Fechten, viele Meiſter, ſchlechten Lohn. Wenn aber einer, ſetzte dann die Großmutter hinzu, einer langen Lehrzeit bedürfe, ſo ſei es der Jacob, der dumme Junge, den jeder Schlingel verleiten könne, zu was er wolle; ſie könne nicht begreifen, warum der ſeiner Mutter, die akurat ſo geweſen ſei, habe nachſchlagen müſſen. Indeſſen kam es der Großmutter doch ſehr ſchwer an, als ihr dummer Junge zum Meiſter zog, als ſie des Abends nicht mehr mit ihm beten, ihm die

Decke über die Ohren ziehen, des Morgens ihn nicht mehr wecken, ihn nicht mehr kämmen konnte. Jacob weinte ſehr, als er auszog, und doch wohnte der Meiſter kaum eine Viertelſtunde weit von der Großmutter Häuschen. Die Großmutter dagegen ſtellte ſich hart, ſprach ihm ernſt zu, daß er nicht für und für der alte dumme Junge bleiben möchte, ſeine Väter würden ſich im Grabe umkehren, wenn ſie ſehen müßten, wie ſehr er aus der Art ſchlage. Als ſie aber des lieben Kindes Rücken ſah, ſah, wie er bei jedem Schritte nach ihr ſich umwandte, da drehte ſie ſich auch um, ging in ihr Häuschen und was ſie da machte, das ſah und hörte der liebe Gott. Was kann wohl eine gute Großmutter, wenn ihr einziger Enkel den erſten Schritt auf den Lebensweg ſetzt, der aus dem Hauſe hinaus in die Welt führt, anderes und beſſeres machen, als ein wenig weinen und viel beten.

Die erſten Wochen, ehe die Arme an die Arbeit ſich gewöhnt hatten, überſtand Jacob ſchwer, wie es übrigens den meiſten Lehrknaben ergeht. Der ganze Leib ſchmerzte ihn, des Nachts ſchlief er nicht, ſein Kamerad redete ihm nach, er habe ihn weinen gehört. Aber bald hatte er ſich gewöhnt, es begann ihm gut zu gehen. Meiſter und Meiſterin wieſen ihn mit Manier zurecht nach dem Grundſatze, daß ihm die Sache nicht von ſelbſt einfallen könne, ſondern daß er eben darum 4 Jahre bei ihnen ſein ſolle, um ſie zu erlernen. Daneben duldeten ſie nicht, daß Jemand ihn plage, wozu namentlich der ältere Lehrjunge gute Luſt zeigte. Derſelbe war alſo durch Jacobs Eintritt um eine Stufe vorgerückt, begann ſich zu fühlen, und meinte nun, dieſes Gefühl dem unter ihm ſtehenden alſobald zu fühlen geben zu müſſen. Das iſt halt Menſchen Art ſo und wird es bleiben trotz allen philoſophiſchen und juridiſchen Theorien von Freiheit und Gleichheit und Gott weiß was allem.

Bei jeder Mahlzeit wurde gebetet, des Sonntags ging man in die Kirche, und gerne ſah es der Meiſter, wenn ſeine Hausgenoſſen etwas Frommes laſen oder ihre Schulkenntniſſe übten. Eine Bibel, Platz und Schreibezeug ſtunden ihnen zu Dienſten des Sonntags oder wenn ſonſt von der Arbeit gefeiert wurde. Feſt hielt er ſeine Hausordnung, welche begreiflich ſtrenger war für ſeine Lehrjungen als für den Geſellen, aber wenn ein Geſelle die ihm gezogenen Schranken zum zweiten Male überſchritt, ſo konnte er wieder wandern. Der Meiſter ſagte: Er ſei der Meiſter und zwar nicht bloß in der Werkſtätte, ſondern im ganzen Hauſe. Als er ſein Haus eingerichtet, habe er die Hausordnung und des Hauſes Zucht mit Gott berathen, nach Gottes Rath ſie feſtgeſtellt, darauf Gottes Segen genoſſen, darum halte er dieſe Ordnung auch feſt, bis ihm einmal die Augen zugingen; wer in die Ordnung ſich nicht fügen wolle, könne weiter wandern. Eines Wandergeſellen wegen, der heute hier ſei und morgen dort, ändere er das Eingericht ſeines Hauſes nicht, und thäten alle Meiſter wie er, ſo käme mancher Wanderburſche beſſer heim und mancher Vater und manche Mutter müßten ihr grau Haar nicht mit Jammer zur Grube tragen.

Jacob wurde dem Meiſter und der Meiſterin recht lieb, ſie konnten lange nicht begreifen, warum die Großmutter ihn immer einen dummen Jungen nannte, ſie meinten, es ſei recht ſchade, daß ſeine Mutter, welcher er nachſchlagen ſolle, geſtorben ſei, indem dieſes eine gute und brave Perſon geweſen ſein müſſe. Jacob half willig und raſch der Frau Meiſterin, wartete nicht immer den Befehl ab, ſondern that auch, was er ihr an den Augen abſah, daß ſie es gerne hätte. Dafür kriegte er manch gutes Wort, manchen Biſſen Brod, oder ſonſt etwas, welches einem hungrigen Jungen gut ſchmeckt. Die Zurechtweiſungen und Belehrungen hatte er nicht immer am folgenden Morgen ſchon vergeſſen, darum kriegte er manche Ohrfeige weniger als andere Lehrjungen, ja zuweilen verſtieg ſich der Meiſter zu dem Lobe: er hatte ſchon manch größern Ochſen in der Werkſtätte gehabt als der Jacob ſei.

Nun ändert ſich die eigentliche Natur des Menſchen noch viel weniger als die ſogenannte Welt. Darum ging es Jacob gerade ſo wie vor uralten Zeiten es dem Joſeph des Erzvater Jacobs Sohn ergangen iſt: die Lobſprüche des Meiſters, das Wohlwollen der Meiſterin ſtiegen ihm und den andern in die Köpfe, er wurde eitel, die andern neidiſch. Jacob ließ es nun die andern auch fühlen, daß er Gunſt habe bei Meiſter und Meiſterin, und wenn er zur Großmutter kam, ſo rühmte er dieſer, wie der Meiſter oft ſage, er hätte ſchon manch größern Ochſen in der Werkſtätte gehabt als er ſei. Dieß freute freilich die Großmutter, aber ſie ließ es Jacob nicht merken, ſo oft Jacob ſo rühmte, ſo oft ſagte ſie: Warte nur, der Meiſter wird es ſchon noch erfahren, wie groß in dir der Ochſe iſt, welch dummer Junge du biſt. Und neben der Scheibe vorbei ſchoß die Großmutter nicht.

Den Geſellen und den andern Lehrjungen freute begreiflich dieſe Bevorzugung nicht, ſie trachteten dieſelbe ihm einzutreiben. Plagen durften ſie ihn nicht, aber ſeine Schwäche hatten ſie erkannt, drehten darum das Ding und verleiteten ihn zu dummen Streichen. Will man einen guten dummen Jungen ins Garn jagen, ſo ſpielen die einen die Spötter, die andern die Freunde, auf dieſe alte Mode, die doch täglich neu wird, trieben es auch der Geſelle und der Lehrjunge. Der Eine ſpottete über Jacob wie er zu dumm, zu ſchwach, zu feig ſei zu dieſem, zu jenem, wie er noch keinen ſo angetroffen, und wie ſein Lebtag nichts rechtes aus ihm werde. Der andere dagegen rühmte Jacob, wollte wetten, was einer könne und dürfe, das könne und dürfe auch er, und komme er einmal in die Fremde und zu ſeinen Jahren, ſo werde man von ihm reden von Paris bis Berlin. Ward dem guten Jacob in dieſem Tone zum Tanze gepfiffen, ſo tanzte er richtig, ward grob gegen Meiſter und Meiſterin, betrank ſich einmal, prügelte ſich ein andermal, warf ein drittesmal einem andern Meiſter einen Stein ins Fenſter. Solches ſetzte den Meiſter, der klare Augen hatte und die Hand am Arme, auf den richtigen Standpunkt, und wie recht die Großmutter hatte, begriff er. Das Herbſte aber für Jacob war immer, wenn er nach einem ſolchen Streiche zu der Großmutter gehen und ihr beichten mußte. Du biſt und bleibſt der dümmſte Junge, ſagte dann dieſe, und war nahe daran zur Ruthe zu greifen. Was ſagt jetzt der Meiſter? frug ſie wohl. Mit Mühe brachte dann Jacob heraus: ein Eſel ſei ich, und der größte, den er je geſehen. So hat der Meiſter auch Verſtand gekriegt, erwiderte auf ſolche Beichte die Großmutter. Aber ſieh, fuhr ſie dann fort, bleibſt du ein ſolcher Eſel, ſo gehſt du in der Fremde im erſten Jahr zu Schanden. Auf einen rechten Burſchen, welcher Gottes Wege gehet, kommen immer ſieben Schlingel, welche im Namen des Teufels ausgehen, um dumme Jungens ins Verderben zu locken und in daſſelbe zu verſenken. Mein Alter und dein Vater haben hundertmal erzählt, wie es zugeht in der Fremde, und wie feſt und klug einer ſein muſſe, wenn er nicht ins Verderben geſprengt ſein wolle. Willſt du nicht geſcheuter werden, willſt du ein Laffe bleiben, wie du jetzt biſt, ſo ware dir beſſer, du wäreſt ein Kuhjunge geworden, dann konnteſt du in der Kuhweide bleiben, brauchteſt nicht in der Fremde einem ehrlichen Handwerke nachzugeben. Solche Worte waren hart für Einen, dem als bald ausgelernten Burſchen ein ſtattlicher Kamm gewachſen war. Da nun der Meiſter und die Meiſterin mit der Großmutter einſtimmten und oft ſagten: Jacob, es iſt doch jammerſchade, daß du ein ſo großer Eſel biſt, wäreſt ſonſt ein ganz guter Burſche, ſo nahm er ſich zuſammen und Abſonderliches fiel während der Lehrzeit nicht mehr vor.

Der Meiſter hätte ihm an der Lehrzeit ein halbes Jahr geſchenkt, aber die Großmutter gab es durchaus nicht zu. Lieber, ſagte ſie, wollte ſie dieſelbe um ein Jahr verlängern als um einen Tag verkürzen. Ihr Alter, Gott habe ihn ſelig, ſagte ſie, würde ſich noch im Grabe umkehren, wenn er ſehen könnte, welch dummen Jungen ſie in die Fremde ſchicken müſſe. Könnte ſie ſich nicht auf Gott verlaſſen und denken, ihr innig Gebet vermöchte auch etwas bei ihm, ſo dürfte ſie ihn gar nicht ziehen laſſen, fürchten müßte ſie, ſchon im nächſten Dorfe ginge er ihr zu Grunde.

Trotz dieſer Strenge liebte Jacob die Großmutter. Ihr Regiment war kein tyranniſches, willkührliches, heute ſo und morgen anders, es war das Gleiche heute und geſtern und ein ſolches, daß Jacob die Wohlmeinenheit darin nicht verkennen konnte. Nicht bloß verſorgte die Großmutter ihn freigebig und ſtattlich mit allem Nöthigen, ſondern nahm auch an allem, was ihn anging, an ſeinem Wohl und Weh den innigſten Antheil. Sie konnte vielen Eltern und Großeltern zum Beiſpiele dienen, wie nur da die rechte Liebe, welche bleibet und nicht verwachſen wird mit den kindlichen Kleidern, in den Kindern wohnet, wo die Liebe mit dem Reſpekt, der da erzeuget wird durch Kraft und Weisheit, ſich paaret. Vor der rechten Kraft beugt ſich Alles, und die rechte Kraft iſt es ja, welche der Menſch unwillkührlich verehrt in Liebe und Demuth. Der Urquell dieſer Kraft iſt Gott, aber wie vom Himmel der Thau kommt, ſo träufelt von dieſer Kraft auch auf den Menſchen nieder und nicht auf Männer alleine, ſondern auch auf Mütter und Großmutter, und glücklich iſt die Familie zu nennen, deren Häupter mit dieſer Kraft von Gott geſegnet ſind.

Als endlich die Lehrzeit ausgelaufen, der ſchöne Lehrbrief in Jacobs Händen war, da mußte die Großmutter Jacob ziehen laſſen nach Handwerksgebrauch und wie der es thun muß, welcher ein rechter Meiſter werden will. Sie rüſtetete ihm ſeine Mitgabe, ſie war nicht groß, aber ſtattlich und wahrſchaft, das Hauptſtuck dabei war das Felleiſen. Drei Felleiſen hatte ſie in ihrer Kammer hängen, dennoch rüſtete ſie dem Großſohne ein neues. Drei Meiſter in gleichem Handwerke waren in ihrem Geſchlechte auf einander gefolgt, und jeder hatte ſein Felleiſen heim gebracht. Der Erſte, ihres Mannes Vater, hatte einen etwas lockeren Sohn gehabt, welchem er ſein Felleiſen nicht gerne anvertrauen wollte. Daſſelbe war ihm lieb geworden, er betrachtete es als ſeinen Gefährten, der die guten und böſen Tage der Wanderſchaft mit ihm durchgemacht hatte, es war zugleich ſein Tagebuch, welches ihn an alle Erlebniſſe erinnerte. Derſelbe kaufte daher ſeinem Sohne ein neues Felleiſen und ſtellte dabei dem Sohne vor, wie ſchwer es dem Vater um das Herz ſein müſſe, wenn ſein Vertrauen zum Sohne alſo erſchüttert ſei, daß er ihm das alte traute Wandergeräthe nicht anvertrauen dürfe. Der Sohn nahm des Vaters Wort zu Herzen, brachte nicht bloß das Felleiſen heim, ſondern auch einen aus einem gebeſſerten Geſellen herausgewachſenen tüchtigen Meiſter. Als dieſer wiederum einen Sohn in die Fremde ſandte, machte er es eben ſo, gab dem Sohne ein neues Felleiſen und es wurden die Felleiſen handwerkliche Familienregiſter, gerade wie ritterliche Schilder und Rüſtungen und ſonſtiger adlicher Familienſchmuck nie verſtummende Mahnungen der Ahnen an die Enkel waren, zu bewahren adelichen Sinn und ritterlichen Muth, ſo lange die Enkel Ohren hätten zu hören und einen Verſtand zu begreifen.

Die Großmutter wollte den letzten Abend mit ihrem Jacob alleine zubringen. Sie war der Meinung, wer im Nebel eines nicht verſchlafenen Rauſches hinaus in die Welt ziehe, laufe Gefahr, ſein Lebtag im Nebel zu bleiben, ein Leben im Nebel aber ſei ein traurig, ſei ein unſelig Ding. Sie war überhaupt der Meinung, ein Chriſt ſolle in keinem ernſten Abſchnitt ſeines Lebens hineintanzen oder hineinſtolpern, ſondern mit Gott und ernſten nüchternen Sinn hineinſchreiten.

Jacob fürchtete ſich vor dieſen Abend ſehr, es war ihm faſt zu Muthe als er zur Großmutter ging, wie es ihm war, als er zum erſtenmale zum Mahl des Herrn trat. Vor ſolchen ernſten Abenden kriegen junge Leute gerne eine Art von Schlotter, manchmal ſteigt er empor aus einem böſen Gewiſſen, manchmal iſt es der jungfräuliche Sinn, welcher zagt und bebt, wenn Geſpräche beginnen, in welchen das Innerſte der Herzen zu Tage gerufen wird, manchmal iſts die Wehmuth, welche man fürchtet und deren man ſich ſchämt. Wer von einer alten treuen Großmutter, welche ihm Vater und Mutter geweſen, Abſchied nehmen will auf mehrere Jahre, der hat allerdings Urſache wehmüthig zu werden, ſo oft er die treue Großmutter anſieht und im alternden Geſichte die Vorboten des beginnenden Todes erblickt. Alle drei Dinge mögen bei unſerm Jacob das ernſthafte verlegene Geſicht bereitet haben, mit welchem er zur Großmutter kam. Dieſelbe empfing ihn in freundlichem Ernſte mit der Bemerkung, daß ſie ſchon lange auf ihn gewartet, hieß ihn zum Eſſen ſich ſetzen, was er auch that in banger Haſt, als einer, der nicht weiß was da kommt, jedenfalls davor ſich fürchtet. Die Großmutter hatte bis dahin Jacob nicht bloß in Unwiſſenheit über ihr bischen Vermögen erhalten, ſondern ſich ärmer gemacht als ſie war. Jetzt begann ſie wider alles Erwarten eine freundliche Erörterung über ihr gemeinſchaftliches Beſitzthum. Jacob, ſagte ſie, jetzt da du fortgehſt, iſt es gut, wenn du vernimmſt, was wir beſitzen, nicht damit du auf Zuſchüſſe rechneſt auf der Wanderſchaft, der wackere Geſelle nimmt nur in der höchſten Noth ſeine Zuflucht zu ſolchen, und wer viel Geld von Hauſe kriegt, iſt unter ſeinen Kameraden nichts als eine goldene Gans, an welcher jeder rupfen will, ſondern damit du weißt, was dein iſt, und was du zu fordern haſt, wenn es unterdeſſen in andere Hände gekommen ſein ſollte. Nun ſetzte ſie ihn, ohne ſein Gefühl bewegen zu wollen, im Tone des Geſchäfts über ihre Habe ins Klare. Gerade durch dieſen ruhigen Ernſt und das bewieſene Zutrauen öffnete ſich Jacobs Herz. Das Bangen ſchwand und mit wehmüthiger Innigkeit hing ſein Auge an der Großmutter. Dieſe führte ihn, als ſie gegeſſen hatten, in die Kammer, in welcher an der Wand die Felleiſen hingen, auf dem Tiſche ſtand das neue, drum herum lag, was eingepackt werden ſollte. Als alte Frau Meiſterin und viel erfahren in ſolchen Dingen packte ſie das Felleiſen, damit er lerne, wie der Platz am beſten benutzt, die Kleider am meiſten geſchont, die Laſt am leichteſten getragen werde. Als es gepackt und zugeſchnallt war, legte ſie die Hand auf daſſelbe und ſprach: Sieh, liebes Kind, dort an der Wand hängen drei Felleiſen, deine Väter trugen ſie mit Ehren durch die Welt, brachten mit Ehren ſie heim, und bewahrten ſie in Ehren zum Gedenken für Kinder und Kindeskinder. Sieh, hier iſt dein Felleiſen, das Vierte ſoll es werden in der Reihe, dort ſteckt in der Wand bereits die Schraube, an welcher es hängen ſoll. Wahre nun daſſelbe in Ehren und bringe es heim wie deine Väter zum Gedenken für Kinder und Kindeskinder. So lange du ein Felleiſen trägſt, biſt du ein ehrenwerther Geſelle, trägſt du die Trümmer deiner Habe in einem Nastuche herum, dann biſt du ein Vagabund und Bettler und vor ſolchem Zuſtande möge Gott dich bewahren, was deine Väter vor dieſem Zuſtande bewahrte, das möge auch dich davor bewahren. Vergiß des Morgens und des Abends das Beten nicht; ſchaffe 6 Tage im Schweiße dein Brot, den ſiebenten aber heilige deinem Schöpfer; ſo du Arbeit findeſt, verſchmähe ſie nicht, ein Geſelle, der Arbeit verſchmäht, iſt wie ein Bettler, der Brod neben die Straße wirft. Die kleinſte Arbeit ſchaffe, als ſei ſie dein Meiſterſtück, raſch und gut; ehre den Meiſter und die Meiſterin, meide Spiel und Liebeshändel; ſorge, daß wo du geweſen, du wieder hin darfſt, daß nie Flüche dich verfolgen, der Segen frommer Menſchen dein Geleite iſt. So ſprach langſam und in Abſätzen die Großmutter, das Herz des jungen Geſellen ward guter Vorſätze voll. Darauf faltete die Großmutter die Hände und betete: Auch du, o Herr und mein Gott, ſei mit meinem Kinde auf allen ſeinen Wegen und Stegen, drücke du am Abend ihm die Augen zu, am Morgen wecke du es wieder, in deine Hände befehle ich es mit Leib und Seele. Führe uns wieder zuſammen, o Herr, mein Gott, wenn nicht auf Erden, doch im Himmelreich und dann in alle Ewigkeit. Amen.

Als die Tone des Gebetes verklungen waren in ihrem Herzen, kußte die Großmutter ihren Enkel und ihre Stimme bebte, als ſie zu ihm ſagte: Gute Nacht, liebes Kind, vergiß Gott nicht und auch mich nicht, ſo ſehen wir uns einmal wieder hier oder dort. Jacob aber weinte laut, und wie ein liebes gutes Kind hing er am Halſe der Großmutter.

Zweites Kapitel.

Jacobs erſte Wandertage.

Wenn einmal der Morgen kömmt, der Tag langſam am Himmel heraufſteigt, wo der Wandergeſelle zum erſtenmale den Fuß auf die Straße ſetzt, vor ihm geht die Welt auf, er kann gehen wohin er will, links oder rechts, er kann machen was er will, ſich niederſetzen oder aufſtehen, des Abends eine Herberge ſuchen oder unter einem Baume ſchlafen, an keine Stunde iſt er gebunden, an keinen Ort, keine Stimme ſchallt ihm nach, keine Stimme ruft ihn hieher, ruft ihn dorthin, er iſt frei in Zeit und Raum, kann machen was er will, dann durchſtrömt ein eigen Gefühl den jungen Menſchen, raſch und heiß rieſelt ihm durch die Adern das Blut, und munter zieht aus und ein in die weite Bruſt der leichte Athem. Die Lebendigkeit dieſes weit und leicht athmenden Gefühles iſt freilich ebenfalls nicht unabhängig, wie nichts auf Erden es iſt, es hängt ab vom Zuge der Wolken, von der Schärfe des Windes, vom Mangel oder Ueberfluß an Sonnenſchein, von der Schwere des Felleiſens, der Leichtigkeit des Geldbeutels, von Nerven und Muskeln, vom Herz und von der Seele, kurz von unendlich wichtigen und unendlich kleinlichen Dingen, welche Einfluß üben auf unſere Souveränität trotz der herrlichſten Theorien über unſere Selbſtherrlichkeit, trotz der herrlichſten Variationen über das Thema: Selbſt iſt der Mann! Aber wenn es ein ſchöner Morgen iſt, ſanft die Wolken ziehen, ſtark der Rücken iſt und rüſtig die Beine, dann wallet und ſiedet es in der Bruſt und helle Dämpfe, ein roſenrothes Morgenroth voll ſüßer Hoffnungen, voll kühner Erwartungen wallet auf und leicht und luſtig wallet der Burſche dahin, als ob er ſchiffe auf leichten roſenrothen Wölklein. Doch wie wenn die Sonne höher ſteiget, das luſtig aufgeſchoſſene Saatkorn, welches nicht viel gute Erde hatte, vertrocknet, ſo geht es gerne und oft dem Jüngling mit Roſenroth und Morgenroth, mit Hoffnungen und Erwartungen, wenn er mit dem ſchweren Felleiſen eine ſtaubichte Straße dahin wandert, nachdem die erſte Stunde verronnen iſt.

Allmählich kürzen ſich die Schritte, nach der zweiten Stunde ſchon macht die Laſt auf dem Rücken ſich geltend, die Tragriemen beginnen fühlbar zu werden, ſcheinen den Athem zu beengen, er fängt zu bedenken an, ob es wohl Zeit zur Einkehr ſei, ob der Handwerksgebrauch es wohl erlaube nach ſo wenig Stunden ſchon wieder abzuſitzen? So ein junger Geſelle trägt noch Bedenken, fügt ſich in die Form; einem Altgeſellen vergehen gerne die Bedenken und gerne ſchneidet er ſeine Formen ſich ſelbſt zurecht, ſetzt ſich ohne Bedenken nach den zwei erſten Schritten wieder in eine Kneipe, wenn es ihm dünkt, er hätte Durſt oder ſonſt etwas. Wer Genie hat begreiflich, und ſolche Glückliche giebt es heut zu Tage bekanntlich wie Sand am Meere, ſetzt ſich, verſteht ſich, über alles Herkömmliche heraus, und ſchneidert ſich ſeine Lebensweiſe zu, eigenthümlich, nagelneu, genial natürlich. Beſieht man das Ding etwas näher, ſo kommen einem die verſchiedenen genialen Weiſen ſehr ähnlich, wirklich ſchon etwas angeroſtet vor und mahnen einen an den verlornen Sohn, der nicht eher zu ſich ſelbſt kam, bis er vor dem leeren Schweintrog ſtand.

Wenn ein junger Wanderer ſeine erſte Tagefahrt ehrlich vollbringt, nicht liegen bleibt auf halbem Wege, ſo geſchieht es gerne, daß am Abend, wenn er endlich zur Ruhe kömmt, ihm ganz anders zu Muthe iſt als ihm am Morgen war. Es ſchmerzen ihn die Fuße, der Rücken thut ihm weh, eng iſts ihm um die Bruſt, weh im Herzen, trüb, ſchwarz ſcheint ihm die Welt, das Weinen ſteigt ihm in die Augen, verlaſſen, elend kömmt er ſich vor. Soll er heim kehren, ſoll er weiter gehen? Zu keinem mag er ſich entſchließen, ſterben möchte er am liebſten. Wohl dem armen Burſchen, wenn er dieſes Weh verwindet, wenn es ſich ihm verklärt nach und nach zum freundlichen Gedenken der Heimath und des Tages, an welchem er als gemachter Burſche heimkehrt und nun ein Mann ſein will im Sitze ſeiner Väter. Aber weh ihm, wenn dieſe Abende häufig wiederkehren, aber immer verwilderter, duſterer nach wild und bös verlebten Tagen; weh ihm, wenn ihm einſt ein Abend kommen ſollte im Spital an der Landſtraße, wo ſeine Fuße ihn auch nicht weiter tragen, es trub und ſchwarz ihm vor den Augen wird, ſchweres Stöhnen aus der Bruſt ſich ringt, das Weinen nach der Heimath kömmt, aber keine Heimkehr mehr iſt, hinter ihm der Weg abgebrochen, vor ihm der Tod, der ihm winket dem ſchwarzen Thore zu, aus dem nimmer wiederkehret wer zu ihm eingegangen, vergeblich er nach dem Vater nach der Mutter ſeufzt, keines kömmt, Niemand kömmt als näher und näher der Tod und ſein dunkel finſter Thor, in welchem endlich die Seufzer, der vergebliche Ruf nach Hülfe ausſterben, der arme verlorne Burſche verſchlungen wird.

Auch unſer Jacob verarbeitete einen ſchweren trüben Abend, als er müde und wie gelähmt endlich zur Nachtherberge kam. Er wäre ſelben Abend von Herzen gerne geſtorben, ſo elend war es ihm im Gemüthe. Am folgenden Morgen hatte er ſich wieder etwas erholt. Doch kam die Welt ihm noch immer ganz anders vor, als am vorigen Tag, gar grauſam lang ſchien ſie ihm, wie er auch die Beine hob und weiter ſetzte, es wollte nicht vorwärts gehen. Er fing an zu glauben, irgend ein boshafter Kobold dehne jede Strecke von einem Meilenzeiger zum andern vor ihm weg aus, daß ſie lang wie eine Tagereiſe werde. Der gute Jacob hatte das Wandern ſich ganz anders vorgeſtellt. Wenn einer vier Jahre Lehrzeit abſitzt, oder abhobelt in einer Werkſtätte; ſelten zu einem freien Tag kommt, wo er ſich ordentlich ſtrecken und ergehen kann, wie er will, wie herrlich kommen ihm die Tage des Laufens und Schlenderns vor, gerade ſo ſei auch das Wandern, denket er, und darum freut er ſich auch ſo darauf. Aber das Wandern iſt ganz was anderes, es iſt kein Spaziergang, ſondern, anfangs beſonders, eine harte Beſchwerde; um ſie unbeſchwert zu ertragen, iſt wiederum eine Lehrzeit von nöthen. Dieſe Lehrzeit des Wanderns iſt von großer Bedeutſamkeit für den rechten Geſellen, er lernt daraus, Schritt um Schritt zu gehen mit Geduld, er erfährt, daß Schritt um Schritt zum Ziele führen, ſo gut als Fliegen oder Rennen und ſicherer noch obendrein, und dieſe Erfahrung, wenn ſie praktiſch angewendet wird, iſt die Grundmauer des Handwerks. Jetzt fährt man auf Eiſenbahnen, für ein Lumpengeld hundert Stunden weit, aber wehe dem Geſellen, dem dieſer Flug zu Kopfe ſteigt, der ihn übertragen möchte auf ſeinen Lebensweg, er kommt von den rechten Schienen ab, geräth aus der Fahrbahn, kömmt nicht ans Ziel oder ſpät oder verſtümmelt. Jacob hatte ſich vorgenommen gleich eine tüchtige Strecke weg von der Heimath ſich zu entfernen, ehe er um Arbeit frage, hatte ſich vorgenommen, hauptſächlich in größern Städten Arbeit zu ſuchen, weil da am meiſten zu lernen ſei, wie er ſagte. Als Glanzpunkt ſtand Parnis (Paris) ihm vor Augen, derhalben hatte er auch alſo bald den Flug nach Weſten genommen um durch die Schweiz in Frankreich einzurücken, Es iſt ein eigner Zug, der immer mehr die Leute in die Städte zieht, dort ſei der rechte Verkehr, heißt es, dort ſei das rechte Leben.

Das iſt wohl nur eine Täuſchung, vielleicht nichts als der Inſtinkt eines unglücklichen Geſchlechtes, weil im Wirbel einer Stadt die Jämmerlichkeit der Perſonlichkeiten, ihr jämmerlicher Untergang am leichteſten zu verbergen iſt, weil im Wirbel der Stadt das Glück ein Zufall ſcheint, während im ſtillen Lande augenſcheinlich nur die perſönliche Tüchtigkeit ſich Bahn bricht, Ruf und Geld erwirbt.

Weit früher, als er gedacht, entſchloß ſich Jacob in einem kleinen vor ihm liegenden Städtchen um Arbeit zu fragen. Es wurde ihm ſchwerer, als er gedacht. Er hatte als Lehrjunge gar oft gelacht, wenn ein müder ſchüchterner Geſelle in die Werkſtatt getreten war und den Gruß vom Handwerk gebracht hatte, hatte hinterdrein über ihn geſpottet, alles Lächerliche hervorgezogen, bis endlich der Meiſter ihn ſchweigen geheißen, wohl mit der Bemerkung, auf ſolche Weiſe verſündige man ſich, und ſpäter habe man Spott und Schmach, die man andern angethan, dreimal auszuſtehen. Er gab wohl auch zu bedenken, wie ſchön es ſei, daß Meiſter und Geſellen des gleichen Handwerkes eine Bruderſchaft ſeien, durch die ganze Welt, durch Botſchaft und Gruß verbunden, daß ſo weit man komme, ein Glied der Bruderſchaft des andern ſich annehme, keiner verlaſſen ſei und verſtoßen ſo weit das Handwerk beſtehe und der Geſelle ſeinen ehrlichen Namen bewahrt habe. Das ſei gerade ſo, ſagte er, wie es vor alten Zeiten mit den Ritterorden und auch den geiſtlichen Orden geweſen ſei, welche auch überall Aufnahme und Hülfe gefunden zu Schutz und Trutz, ſo weit der Orden, ja ſo weit das Chriſtenthum verbreitet geweſen ſei. Was das für ein ſchönes Gefühl ſei, ſagte er, wenn man in der weiten Welt ſei und doch nirgends fremd, ſondern Brüder treffe an jedem Orte, welche mit Rath und That jedem vom Handwerk zur Seite ſtunden und abſonderlich den Jungen und Unerfahrnen nützlich ſeien mit Warnungen und Anweiſungen. Man ſah wohl es war mehr als ein Vierteljahrhundert vergangen, ſeit der gute Meiſter draußen in der Welt gewandert war mit dem Hui und dem Gruße von Meiſter und Geſellen, das war noch in der alten guten Zeit, wo jeder noch das Gemeinſame im Auge hatte und Gefühl dafür, weil dieſes Gemeinſame nicht größer war als ſein Auge es ermaß und alſo auch ſein Gefühl empfand. Als man ſpäter dieſe Schranken einriß des Handwerkes und der

Stände und die ganze Welt aufſchloß und Alles, ſo weit der Himmel blau iſt, jedem gleich lieb ſein ſollte, da ward das Ding den meiſten Herzen und Augen viel zu weit, es ward ihnen Angſt, ſie ſchloſſen Augen und Herzen zu, ſahen weder Stände, Handwerker noch Familien mehr, ſahen nichts mehr als ſich alleine, und was man nicht ſiehet, für das wird man auch ſelten fühlen, wie ſchon der Apoſtel Johannes richtig bemerkte. Darum fanden des Meiſters Worte bei denen, welche Kinder einer andern Zeit waren, einen andern Zeitgeiſt eingeſogen hatten, keinen Anklang; man begriff ihn halt nicht, darum glaubte man ſich über ihn erhaben nach der Weiſe der Zeit. Denn eben darin beſteht die Weiſe der Zeit und ihre Weisheit, daß ſie kurzab verneint, was ſie nicht ſieht oder nicht faßt. So hatte Jacob eigentlich auch keinen Begriff von der Würde ſeines Handwerks und eben deßwegen auch das Hochgefühl nicht, welches das Bewußtſein giebt, einer ehrenwerthen Geſammtheit anzugehören, dagegen bildete er ſich viel ein auf ſeine erlangte Fertigkeit im Handwerk, auf ſein Geſchick zu allem, was ihm vorgelegt wurde, was er ausrichten ſollte. Er begriff daher auch nicht, warum er einen ſchüchternen oder bedürftigen Kameraden nicht hätte auslachen ſollen im vermeintlichen Gefühl ſeiner Ueberlegenheit. Als er vor dem Städtchen die Toilette machte, die Stiefel puzte und die Haare kämmte und nun aufbrach, um nach einem Meiſter zu fragen, da wankte ſein Selbſtvertrauen, ein vergeltend Gefühl kam über ihn und als er in die Werkſtätte trat, den Gruß verrichtete und um Arbeit frug, ſo ſtand er nicht anders da, als der verlegenſte Geſelle geſtanden war, welcher ihre Werkſtätte beſucht hatte.

Jacob fand Arbeit, konnte ausruhen, aber lange blieb er nicht, es war ihm alles nicht recht. Obgleich nicht viele Tagereiſen von der Heimath, war hier auf dieſem Stücklein Erde ſchon Vieles anders als auf demjenigen, auf welchem ſeine Heimath ſtand, andere Gebräuche waren in der Arbeit, andere im Hauſe, anders rochen die Würſte, anders ſchmeckte das Bier, und was anders war, fand er ſchlecht, grundſchlecht und glaubte es ſei nur hier alſo. Ganz beſonders ärgerte ihn das, was anders war in der Arbeit. Einem ſolchen Neſte zu lieb, ändere er ſeine Gewohnheit nicht, ſagte er, und was er ſchaffe ſei für den alten Jörgen (ſo hieß der Meiſter) lange gut genug, derſelbe wäre froh, er konnte es ſelbſten ſo. Es war ein alter Geſelle da, welcher es ihm auseinanderſetzen wollte, wie es verſchieden zugehe in der Welt und daß eben das des Geſellen Kunſt ſei, in das Verſchiedene ſich zu ſchicken und das Beſte zu wählen und wie in der Welt nicht bloß verſchiedene Arbeit ſei, ſondern auch verſchiedene Arbeitsweiſe, verſchiedene Handgriffe, verſchiedene Ausarbeitung und wie eben das die rechte Geſellenkunſt ſei, nicht nur verſchiedene Arbeit zu machen, ſondern auch auf verſchiedene Weiſe und wie eben nur der der rechte Meiſter ſei, welcher alles kenne, was die Geſellen in die Werkſtätte brächten und dann jedem ſagen könne, was er behalten dürfe, was er anders machen müſſe.

Für ſolche Zuſpruche hatte jedoch Jacob keine Ohren. Er ſagte es nicht, aber er dachte es, wenn der Geſelle ſo weiſe ſei, wie er ſich darſtelle, ſo ſei es kurios, daß er nicht längſtens Meiſter ſei, daß er ſchaffe in ſolch erbärmlichen Neſte. Jacob wußte noch nicht, wie verſchieden Lebensläufe und Anſichten ſind und wie ſelten erfahrne Geſellen, welche die unerfahrnen Kameraden nicht mißbrauchen, ſondern mit Rath und That kameradſchaftlich ſich gegen ſie erweiſen. Jacob blieb kurze Zeit, dann ſetzte er ſeinen Stab weiter, ſuchte an andern Orten Arbeit in der Hoffnung, geſcheutere Leute zu finden als im erſten Neſte, d. h. Leute die kochten und ſchafften, wie es bei ihm zu Hauſe der Gebrauch ſei. Aber Jacob fand die Leute immer dümmer, je weiter er kam, d. h. je weiter er kam, deſto verſchiedener trieb man Alles, als bei ihm zu Hauſe der Brauch war. Das machte ihn bitterböſe, er war der gute Jacob gar nicht mehr, der dumme Junge, wie ihn die Großmutter geſcholten hatte, der ſich zu allem verleiten ließ, er hatte ausgelernt gehabt und ſollte jetzt von vornen anfangen mit dem Lernen, ſollte z. B. gekochte Schinken eſſen lernen, die er von Kindesbeinen auf roh gegeſſen, wenn er zuweilen in zwei Jahren vielleicht einmal dazu kam. Er ſetzte ſeine Hoffnung auf die Schweiz. Hier werde es allerdings auch dumm zugehen, dachte er, aber eben ſo dumm, daß die Leute ſich glücklich ſchätzen würden, wenn ſo ein Jacob, wie er ſei, zu ihnen käme, und ſie berichten thäte, wie es draußen bei vernünftigen Menſchen d. h. da wo er daheim ſei, Sitte und Brauch ſei. So ſteuerte er raſch der Schweiz zu und dachte oft, was ſie dort ſagen und wie ſie dort ſchauen würden, wenn Er, Jacob, daher käme in die Schweiz. Er ſtellte ſich die Schweiz etwas wunderlich vor, bald wie einen Eisberg mit einer Stadt auf dem Gipfel, einige Dörfer rund darum herum, bald wie eine große weite Felſenſpalte, vorn daran ein mächtiges Thor, dabei große Schweizermannen mit wilden Bärten und langen Hellebarten; bald wie eine große Weide voll Milch und Menſchen, voll Käs und Kühen, die Straßen mit Butter beſtrichen fauſthoch und nebendran ſchöne Schweizermädel mit Körben voll Semmel und Flaſchen voll Kirſchgeiſt und Muskateller.

Aber lang, lang war die Straße, ehe er ans große Schweizerthor kam, bald hätte er zu glauben angefangen, das Daſein der Schweiz ſei auch eine bloße Fabel, wie hie und da ein vorwitzig Bürſchchen das Himmelreich ein Mährlein nannte. Er hatte ſich ſo ein neu Eingericht angeſchafft, zwei Rädchen und ſonſt noch was, worauf er das Felleiſen laden, daſſelbe ziehen oder ſtoßen konnte. Aber das Ding ging nicht ohne Mühe, es mußte halt geſtoßen oder gezogen ſein und wenn man es genau betrachtete, ſo war ein ſolch Ziehen oder Stoßen vielleicht noch mühſeliger als das Tragen, jedenfalls ſtund das Tragen dem Burſchen viel beſſer an. Ach wenn er ſo mühſelig durch den Koth ſeinen kleinen Karren zog und es rollte an ihm vorbei eine raſche Chaiſe, eine ſtattliche Karoſſe, wie da in ſeiner Bruſt der Neid ſich regte und die Gedanken kamen: ob denn der da drinnen beſſer ſei als er, der mühſelig den Karren zog, während jener raſch dahin flog, ob das wohl gerecht ſei von Gott, daß er, Jacob, da in Koth und Staub langſam dahin trappen müſſe, während andere in Schirm und Schatten mühelos dahin kutſchirten? Indeſſen wenn man alle Tage vorwärts rückt, kömmt man am Ende doch wohin. Jacob nahte ſich der Schweiz, kam durch das Breisgau herauf und ſteuerte auf Baſel zu, nachdem er zu ſeiner Verwunderung vernommen hatte, die Schweiz hätte mehr als einen Eingang und mehr als eine Stadt, und zwiſchen den Städten liege Land faſt wie in Deutſchland, bloß zu hinderſt ſeien die Berge ſo gleichſam wie eine Wand. So recht glaubte er jedoch das Ding nicht. Als er wußte, daß er ſelben Abend noch in Baſel die Schweiz erreichen werde, da ſchaute er gewaltig vor ſich hin um die Schweiz zu entdecken, ſie emportauchen zu ſehen am Himmel als ein ſonderbar und eigenthümlich Stück Welt. Aber wie er ausgucken mochte einem Seemann gleich, der nach Land oder Wolken ſich ſehnt, die Schweiz wollte ſich nicht zeigen unterm blauen Himmel. So weit er blicken mochte, waren die Wieſen grün, die Bäume hatten Laub, die Berge trugen Wälder wie er es allenthalben geſehen und wie es bei ihm zu Hauſe auch war, und die Berge, welche nicht mit Wald bewachſen waren, waren mit Reben bepflanzt, wie er es aber ebenfalls ſchon früher geſehen hatte. Er ward ärgerlich in ſeiner Seele, dachte, er hätte ſich verirrt oder ſei an der Schweiz vorbei gegangen, ohne daß er es bemerkt hätte.

Vor ſich in der Ferne ſah er eine Stadt, eine ſehr große, wie es ihm ſchien. Paris könne das doch nicht wohl ſchon ſein, dachte er. Er hatte in der Schule die Geographie gelernt, der Schullehrer hatte ihm oft geſagt, er ſei ein ganzer Geograph und werde ſich einſt blindlings in der Welt zurecht finden trotz dem berühmten engliſchen Reiſenden, der ſtockblind alleine alle Welttheile durchzieht und hinterher beſchreibt was er geſehen oder vielmehr nicht geſehen. Nun war er in der Welt, fand kaum den Weg mit Fragen und dem Beiſtand der Wegweiſer, aber mit ſeiner Geographie konnte er nichts anfangen, ſie gab ihm kein Licht in der Welt; als er in der Schule ſich ſo ſtark damit beſchäftigte, war eben die Reihe an Hinterpommern und China geweſen. Was half ihm jetzt alles was er von dort wußte, jetzt wo er vor einer Stadt ſtand und nicht wußte, war es Baſel oder Paris, da ja weder die eine noch die andere dieſer Städte in Hinterpommern oder gar in China liegt. Eins tröſtete ihn, daß er nämlich jedenfalls noch in der Chriſtenheit war, denn ſcheinbar auf dem höchſten Punkte gleichſam die Krone oder das Haupt der Stadt ſtand ein hoher Dom mit ſchlanken

Thürmen, der gar ſeltſam und ſchön in dunklem Roth ſich heraushob aus dem blauen Hintergrunde ein köſtlicher Karfunkel im blauen Himmelsgewölbe. Da kam einer daher mit Zundel und Bürſten und Jacob ſprach ihn an: Gut Freund, was iſt denn dieß für eine Stadt? Boſel iſts, antwortete dieſer und ſah dem Jacob ins Geſicht, als ob er erkunden wolle, ob er bei Troſte ſei oder nicht. Boſel, ſagte Jacob erſtaunt. Boſel iſt ja in der Schweiz, wo iſt dann die Schweiz, die ſehe ich ja gar nicht? Darauf ſah ihn der Zundelträger gar wunderlich an, wollte lachend vorüber gehen, aber Jacob rief ihn an und ſprach zornig: Zum Narren laſſe ich mich nicht halten, und wenn das Boſel iſt, ſo zeig er mir auch die Schweiz, wo iſt die zu ſehen? Da liegt ſie ja vor dir und links neben den Thürmen hinauf, da iſt die Schweiz, antwortete der Mann. Das kann nicht ſein, ſagte Jacob, das iſt ja Land wie ein ander Land, und zum Beſten laſſe ich mich nicht halten, Freund, weiß er dieß! Ja ſo, ſprach der Mann, ſeid ihr auch von denen Einer, welche meinen, die Schweiz hange bald wie eine Bratwurſt vom Himmel herab, und bald ſtehe ſie da wie ein dicker, dicker Eiszapfen. Dann marſchirt in Gottes Namen zu, am Thore fragt, wo ihr ſeid und wann ihr hineinkommt, ſo werdet ihr wohl inne werden, daß ihr in der Schweiz ſeid, wenns euch im Kopf nicht fehlt.*)

Der Mann ging lachend fürbas und Jacob ſah bald dem Manne nach bald nach der Stadt hin, welche Baſel heißen und in der Schweiz ſtehen ſollte. Da aber der Mann weiter und weiter ging, die Stadt dagegen am gleichen Orte ſtehen blieb, ſo entſchloß Jacob ſich endlich, ſich der Stadt zuzuwenden, es ſei allweg das

---

*) Wer glauben ſollte, wir hätten unſern Jacob in ſeinen Vorſtellungen über die Schweiz dümmer machen wollen, als er möglicherweiſe ſein konnte, den erinnern wir an den däniſchen Gelehrten, welcher in Zürich mit einem Kutſcher akkordiren wollte, ihn bis auf den Montblanc zu fahren; an die ruſſiſche Gräfin, welche in Thun im Bureau des Dampfſchiffes Billets wollte bis auf die Jungfrau; an Alexander Dumas, welcher in Bern Reben ſah, den Staub der Waſſerfälle, den Donner der Lawinen hörte, ja an Theodor Mundt, welcher die Zürcheriſchen Dampfſchiffe bis nach Italien fahren läßt.

Richtigere, dachte er. Indeſſen that er es doch vorſichtig mit großem Bedacht, wenn es wirklich Baſel war, ſo meinte er, werde er wohl ein Zeichen ſehen, etwas appartes zum Erſchrecken — etwas Schweizeriſches: Männer mit Hellebarden, ein Rudel wilder Stiere, ein Dutzend donnernder Lawinen. Doch von allen dieſen trat nichts in ſeinen Weg, eine ſchöne Straße führte in eine Stadt hinein, in welcher ſteinerne Häuſer ſtanden wie anderswo, die Menſchen akkurat die gleichen Geſichter hatten, in alten Schweizerhoſen wollte Niemand kommen, keine einzige Kuh war ſichtbar; er begann wiederum zu zweifeln. Da rauſchte es vor ihm gewaltig und mächtig, die Thürme des Domes in ihrer dunkelrothen Pracht ſah er wieder, die Straße erweiterte ſich, vor ihm mündete ſich eine breite Brücke und als er auf derſelben ſtand, ſah er einen gewaltigen Fluß, der im vollem Bewußtſein ſeiner Kraft in ruhiger Schöne dahinfloß. Jacob ſtand lange ſtill, er wußte nicht warum, aber bald mußte er den Fluß hinauf bald den Fluß hinunterſehen und ſetzte er auch den Fuß weiter, ſo mußte er wiederum ſtille ſtehen und wiederum hinauf und hinunter ſehen, er kam ſich ſo klein vor, der Strom ſo gewaltig, es war ihm als rauſche derſelbe über die Brücke herauf, als fühle er den Schlag der Wellen an der klopfenden Bruſt, als gleite er dahin von der Fluth getragen — er konnte den Anblick nimmer vergeſſen. Aber jetzt wußte er, das war der Rhein — er war in Baſel.

Drittes Kapitel.

Jacob kömmt nach Baſel und kriegt Gift, aber nicht in den Leib.

In Baſel fand er Arbeit, aber der Muth die Schweizer zu lehren wie man arbeiten müſſe, war ihm vergangen. Den Glauben, daß er es könnte, hatte er nicht abgelegt, aber er fühlte, daß er, Jacob, die Stadt Baſel nicht wohl werde reformiren konnen, er fühlte das Ehrfurcht Gebietende der großen Stadt. Freilich drückte er ſich anders aus, er ſagte, wo die Kerls ſo reich ſeien und in Kutſchen führen wie Prinzen, da gelte ein armer Kerl wie er ſei, gar nichts und wäre er hundertmal geſcheuter als ſie alle. Es gebe halt verflucht ungerecht zu in der Welt! Wenn Baſel nach der Zahl ſeiner Einwohner zu den kleinen Städten gehört, ſo trägt es doch das Gepräge einer großen, auf der europäiſchen Völkerwage bedeutend ins Gewicht fallenden Stadt, und macht auf alle Fremdlinge, welche zu ſeinen Thoren aus- und eingehen, dieſen Eindruck. Der mächtige ſchöne Rhein trägt viel dazu bei, auch die für die verhältnißmäßig kleine Einwohnerzahl große Ausdehnung der Stadt, indeſſen ſind dieß nur Nebendinge. Aber unwillkührlich wird, wer im Herzen der Stadt um die Brücke herum, oder wo von der Brücke weg die Straßen zuſammen laufen, ſteht, vom Gefühl ergriffen, er ſtehe an einer Pulsader Europas, an ihm vorbei rolle ein bewegend Etwas (fluidum), deſſen Anfang, deſſen Ende er nicht kennt, deſſen Beſtandtheile er bloß theilweis zu erforſchen vermöge. Da läuft zuſammen wie in einen Knoten und dann wieder auseinander in vieler Herren Länder, was reiſet und handelt in Deutſchland und Frankreich, in England und Italien; und in den großen alt ariſtokratiſchen Gebäuden zählt und ſondert ein feſter nicht ſchwindelnder Sinn das flüchtige Geld, das leichte Papier und läßt es rollen durch die Adern der Welt, deſſen reichliche Wiederkehr in die Herzkammer mit gleicher Sicherheit berechnend wie die Gelehrten das Kommen und Gehen der ausſchweifungsſüchtigen Cometen. Wer an der Ecke der Eiſengaſſe ſteht, hineinſieht in die Bewegung, der wird von einem jämmerlichen Gefühle ſeiner Ohnmacht ergriffen, ohne an den Himmel zu ſehen in die Schwingungen der himmliſchen Welten, ſieht er hier am Ende der Eiſengaſſe ſo vieles und das Meiſte begreift er nicht, weiß weder das Woher noch das Wohin, weder das Darum noch das Warum, er begreift nichts, als daß er ein arm Menſchenkind iſt, welches wenig faſſet und deſſen Wenige ſich achten.

Während bei ſolchem Gefühl der Chriſt von Herzen demuthig wird, Gott, der ihn erhält, den Bruder, der ſeiner ſich annimmt um ſo inniger liebt, ſo ward Jacob, ein Kind der Zeit, darüber um ſo bitterer, daß ihn, den Jacob, Niemand nach Gebühr und Vermögen äſtimirte, daß er ſtehen konnte an einer Ecke und kein Menſch ſich nach ihm um ſah. Jacob war noch immer ein guter Junge, aber in der Pein der erſten Geſellenmonate, im Staub der Straßen, auf denen er mühſelig vereinzelt wandern mußte, war ſeiner Seele ein Gift angeflogen, welches Anfliegen er aber eben ſo wenig bemerkte, als man den Hauch inne wird, welcher die Ruhr, das Nervenfieber, die Blattern in unſern Körper abſetzt. Er hatte Arbeit in einer großen Werkſtätte, die Koſt dagegen in einem Koſthauſe mit vielen andern Geſellen. Es war das Erſtemal, daß er, wie man zu ſagen pflegt, um Speiſe und Lohn arbeitete, der Meiſter nicht Hausvater und Erhalter war. Im Hausvater liegt eine ganz eigene Kraft und Macht, auf dem Hausvaterthum ruht das Deutſchthum und das Chriſtenthum, vom Hausvater aus geht die erziehende Kraft und die väterliche Liebe, er iſt die ſichtbare Vorſehung, nimmt Antheil an den Freuden und Leiden des Leibes, vermittelt der Jugend überſprudelnde Luſt mit dem chriſtlichen Fortſchritt, kümmert ſich um das Heil der Seelen und um die Ehre ſeines Hauſes, welche vom Betragen Aller abhängt. Das Auge des Meiſters iſt über dem Geſellen auch außerhalb der Werkſtätte, der Geſelle muß ſich anſtändig am Tiſche betragen, muß beten vor dem Eſſen und wenn er gegeſſen, er erfährt es, daß ſein Fortkommen nicht bloß von ſeinem Geſchick im Handwerke abhängt, ſondern eben ſo viel von ſeinem chriſtlichen Weſen und ſittlichen Betragen, er wird freundlich ermahnt, wenn er gegen die Hausordnung ſich verſtößt, er wird fortgeſandt trotz ſeiner Handwerksfertigkeit, wenn ſein Betragen Aergerniß giebt. Er fühlt es, er iſt nicht bloß eine Handwerksmaſchine, ſein Meiſter zieht nicht bloß Vortheil von ihm und nährt ihm den Leib, ſein Meiſter giebt ihm etwas, welches mehr werth iſt als Lohn und Arbeit, er giebt ihm den chriſtlichen Halt im Leben, er iſt ihm, was dem aus dem Baumgarten genommenen ins Weite gepflanzten

Bäumchen der Pfahl, an welchen daſſelbe gebunden wird, damit es die Stürme überwinde und der eigenen Schwäche nicht erliege; das Gefühl wird ihm erhalten, er lerne auf der Wanderſchaft mehr als nur das Handwerk, der Lohn ſei nicht das Höchſte, ſei jedenfalls nicht zu meſſen an den ſinnlichen Geluſten, die ſich ſteigern in dem Maaße je weniger die Seele taugt. Die Handwerke ſteigerten ſich zu Etabliſſements, das Fabrikartige, wo jeder Arbeiter nichts iſt als der Zahn in einem großen Rade, ragte ins Handwerk hinüber, das chriſtliche Band ward zerſchnitten, das Benutzen ward die Hauptſache: der Meiſter benutzte den Geſellen, der Geſelle den Meiſter. Welchem es am beſten gelang, der war mit dem andern nicht bloß am beſten zufrieden, ſondern er machte aus der Weiſe, wie er es getrieben, dem andern gedient, ein Recht, deſſen Fortbeſtand er auf jegliche Weiſe zu ſichern ſuchte. Das was man einmal hat zu ſichern und glaubt man es geſichert, es zu mehren, iſt den Menſchen vom Schöpfer beigegebene Art, es kommt dabei aber auf die Richtung des Erwerbs und die Weiſe des Sicherns an. Der Erwerb und der Genuß ward beidſeitig die Hauptſache, es entſtanden gleichſam zwei Mächte, welche um die Macht ſtritten, ſich gegenſeitig Boden abzugewinnen ſuchten; und die Materie wars, um welche ſie ſich ſtritten und immer heftiger je mehr das geiſtige Element entwich. Zu dieſer Umgeſtaltung der handwerklichen Verhältniſſe trug noch ein Zweites bedeutend bei. Jemehr die Stände ſich ſonderten, deſto eiliger thaten die Weiber, ſo weit hinauf in die Stände ſich zu flüchten; akkurat wie die Mäuſe, wenn das Waſſer ſteigt und Gefahr des Ertrinkens iſt, ſo ſchnell als möglich avancirte die Meiſterin zur Madam, die Madam zur Dame u. ſ. w. Wenns bloß bei den Titeln geblieben wäre, ſo hätte es ſich gemacht, aber mit den Titeln änderten ſich auch die Beſchäftigungen. Die Töchter der Madam trieben feine Handarbeiten und wer Ausſicht zur Dame zu haben vermeinte, ließ auch die Arbeiten ſein und trieb das Klavier oder Piano, daß die Dachziegel ſtumm wurden, handthierte auf der Guitare, daß Ohrenſchmerz epidemiſch wurde, ja zuweilen ward auch gezeichnet, und zwar ſchön, ſo daß man einen Ochſen von einer italieniſchen Landſchaft wirklich unterſcheiden konnte, beſonders wenn man die Brille aufſetzte. Begreiflich koſtete es ſolchen Fräuleins oder Mademoiſelles Muhe eine Mehlſuppe von einem Reisbrei zu unterſcheiden, wenn beide auf dem Tiſche ſtanden. Zu wiſſen jedoch wie die Mehlſuppe oder der Reisbrei entſtand in der Küche, das muthete kein Chriſtenmenſch ſolch hochgebildeten Kulturperſonen zu.

Hatte nun ein Meiſter d. h. der Vorſtand eines Etabliſſements das Glück ein ſo hochgebildetes Frauenzimmer zur Gemahlin zu kriegen, ſo konnte er derſelben nicht zumuthen die Frau Meiſterin vorzuſtellen, ihren eleganten Haushalt mit Geſellen zu beflecken; er fand die Geſellen mit Geld ab, ließ ſie ihre Wege gehen, ihre Speiſe ſuchen, wo es ihnen beliebte. Je eleganter und vornehmer der Meiſter und ſeine Gemahlin lebten, deſto verſchiedener war ihre Lebensweiſe von derjenigen ihrer Geſellen, deſto mehr bildete ſich bei dieſen der grollende Gedanke aus: ſie ſeien es, welche mit ihrem Schweiße dem Herrn ein ſo koſtbares Leben verdienten, während ſie kaum das Nothigſte hätten, das Liebſte entbehren mußten. Dieſem Gedanken nimmt leider kein chriſtlicher Sinn ſein Schärfe; denn wenn Meiſter und Geſellen nicht mehr aus einer Schuſſel eſſen, zu einem Gott zuſammen beten, ſo iſts als ob der milde vermittelnde Sinn, der ſonſt verband, das Ungleiche ausglich, entwichen ſei. Unſer Jacob hatte noch alle ſeine Religion beiſammen, aber auf das Verhältniß zu ſeinem Meiſter wandte er dieſelbe halt nicht an. Sein Meiſter war ein ſtattlicher Mann, verſtand das Handwerk, war ſelbſt gereiſt, wie man zu ſagen pflegt, hatte ein ſogenanntes gutes Herz. Daneben war er rauh und barſch und oft nicht bei den Geſellen; dieweil er Rathsherr war in irgend einem der verſchiedenen Räthe, welche Stadt und Republik Baſel zu beſitzen das Glück haben. Es war ein kurioſes Gemiſch von Verachtung und Reſpekt gegen den Meiſter in unſeres Jacobs Seele. Von einer Republik, in welcher kein Furſt ſei, nicht einmal Vornehme vom Adel, wo ganz gemeine Bürgersleute und gar noch dumme Bauern, welche er als Handwerker gründlich verachtete, regieren thäten, konnte er ſich keine rechte Vorſtellung machen, er urtheilte bloß: das Kind auf der Gaſſe konnte es begreifen, wie das ſchlecht gehen müßte, wo kein Fürſt ſei, wie bei ihm zu Haus, und keine Miniſter vom hohen Adel, welche alles kennen thäten. Deßwegen ſpottete er oft über den Meiſter, was der wohl für ein Rathsherr ſein werde und wie er die Sache kennen thäte. Und doch hatte Jacob trotz ſeiner Reden unwillkührlich Reſpekt vor dem Meiſter. Derſelbe war ein Mann, war reich, war Rathsherr, ging aufs Rathhaus und jeder Titel machte auf Jacob Eindruck. Das menſchliche Gemüth iſt halt ein ſeltſam Ding und was ins Blut ſich geſetzt hat gründlich, das bringt die ganze Welt und ſeine Theorie daraus fort.

Die Frau Meiſterin dagegen haßte er, obgleich er in durchaus keine Berührung mit ihr kam und wahrſcheinlich eben deßwegen. Sie ſtolzire einher als wenn ſie vom Adel wäre und ſei doch nur Frau Meiſterin, ſagte er, und akkurat nicht mehr als einer von ihnen, rede mit keinem, ja thäte als kenne ſie keinen von ihnen. Wahrſcheinlich kannte ſie wirklich keinen. Da die Geſellen in kein häuslich Verhältniß zu ihr kamen, ſo kümmerte ſie ſich durchaus nicht um ſie, ſie waren ihr eben nichts als Handwerksmaſchinen, die keinen Werth für ſie hatten als eben die Arbeit und den Gewinn, welchen dieſelben dem Meiſter abwarfen.

So war Jacob alſo ganz frei und ſeine Perſon außerhalb der Arbeitsſtunden durchaus keiner Aufſicht unterworfen. Aber eben dieſe Freiheit hat anfänglich für jeden etwas Unheimliches und gerne vertrocknen in ihr die beſſern Gefuhle, die gemüthlichen Empfindungen. Beſonders wer eine Großmutter gehabt, an ihre vorſorgliche Theilnahme gewöhnt geweſen iſt, dem wird es unheimlich, wenn er am Sonntag ein friſches Hemd anziehen will, und keines iſt gewaſchen; oder wenn er eins gefunden und angezogen, kein Knöpflein am Hemdekragen findet, weil es die Waſcherin zerwaſchen hat, oder beim Plätten abgeſprengt. Er ſteht nun da im gewaſchenen Hemde, aber was hilft ihm das friſche Hemd ohne Knopf am Kragen und muß er jetzt am ſchönen Sonntage zu Hauſe bleiben, darf er nicht ſpaziren gehen? Nun hilft ihm wohl eine erfahrne und barmherzige Seele mit einer Stecknadel aus, woran er in ſeiner Einfalt nicht gedacht, oder er hat das Glück einen kundigen Schneiderburſchen in der Nähe zu haben, welcher den fehlenden Knopf durch neue zu erſetzen weiß. Doch iſt das nur noch Nebenſache. Aber wenn es ihn fröſtelt über den ganzen Leib herauf, der Kopf ihm weh wird als wäre er mit Blei ausgefüllt oder als ſtecke eine ganze Kanonenkugel darin und dieſe dränge ſich an die Augen und wolle es erzwingen, durch dieſe engen Päſſe hinaus ins Freie zu gelangen, und Niemand ſieht es ihm an, keine Großmutter, keine Meiſtersfrau fragt ihn: Jacob, iſt dir weh, wo fehlt es dir? Geh ins Bett und decke dich zu, ich bringe dir Thee und beſſerts nicht, ſo ſchick ich zum Arzt: da wird ihm gerne weh ums Herz, daſſelbe brennt ihm heißer als der brennende Kopf. Ach, Niemandem bin ich, denkt er, ſterbe ich oder lebe ich, Niemand kümmert es und legt man mich ins Grab, ſo vernehmen ſie's zu Hauſe nicht, und Niemand weint um mich, und Niemand weiß es, wie verlaſſen ich geſtorben.

Vielleicht ſieht ein Nebengeſelle wie er fiebert, wie er ſchlottert, heißt ihn heim ins Koſthaus gehen. Dort achtet ſich Niemand ſeiner, wie er wankt die Treppe hinauf bemerkt Niemand, wenn auch Viele ihn ſehen, denn ſeiner achtet man ſich nicht, der Fünffrankenthaler Koſtgeld, den er zahlt, der nur gilt was hier im Hauſe. Beim Eſſen frägt vielleicht der Nebengeſelle, ob der Naſſauer oder der Hanauer oder der Moldauer nach Hauſe gekommen und wie es ihm ergehe? Dann weiß Niemand was von ihm und geht man hinauf in die Kammer, ſo findet man ihn vom Fieber geſchüttelt, halb verſchmachtet oder bewußtlos. Da war keine Großmutter, welche dem lieben Kinde nachſah, nachtrappte, nachtrug, was ſie ihm gut glaubte. Nun iſt ſo ein Anfall oft vorübergehend, am andern Morgen iſt alles wieder gut am Leibe nämlich, aber in der Seele ſetzt ſich denn doch wenn nicht eine gewiſſe Bitterkeit, ſo doch das Gefühl feſt, daß jeder für ſich ſelbſt zu ſehen und zu ſorgen habe, der Geiſt der Liebe weicht, der Kanibal der Selbſtſucht ſetzt ſich feſt im auf ſich ſelbſt angewieſenen Menſchen. An vielen Orten hat man Krankenkaſſen, es iſt recht ſchön, aber Krankenkaſſen ſind keine Menſchen mit warmen Herzen, ſie haben nur kaltes Geld, höchſtens gewärmte Betten. Wird aber ein Menſch krank in der Fremde, ſo wird auch ſein Herz krank, und für ein krankes Herz giebt es kein Heilmittel als ein warmes theilnehmend Herz. Wir wollen nicht ſagen, daß es Jacob gar übel an Leib und Leben ging in Baſel. Wenn ihn auch zuweilen Hemden und Knöpfe wild machten und ein Fieberchen ihm die Zähne klappern ließ, ſo ging es doch nicht bis ans Leben, ja ſelten eigentlich an den Appetit, welcher zumeiſt recht munter blieb. Er trug bloß eine Krankheit davon, er erkältete ſich das Herz und das iſt hundertmal ärger als wenn man ſich Füße, Kopf und über und über die ganze Haut erkältet. Unſere Erde wird alle Tage älter und wie die Gelehrten ſagen, kühlt ſie ſich immer mehr ab auf der Oberfläche, ſo daß es ganz ſittig und manierlich auf ihr zugeht, während in frühern Zeiten auf ihr lauter Saus und Braus war und ein wilder ausſchweifender Jugendtaumel, daß ein vernünftiger geſetzter Menſch kaum ſicher war auf ihr. Aber ihr Herz bleibt heiß, glüht fort und fort in allerheißeſter Gluth und dieſe Gluth des Herzens erhält die Erde, bewahrt ihre Fruchtbarkeit, bereitet uns das milde liebe Wohnen auf der alten guten Mutter.

So ſoll es auch beim Menſchen ſein. Das Haar wird grau, ſteif werden die Beine, langſamer bewegen ſich die Glieder, langſamer rollt das Blut durch die Adern, aber warm ſoll das Herz bleiben, feurig in der Liebe; und ſchöner iſt wohl nichts auf Erden, als ein grau Haupt über einem warmer Liebe vollen Herzen. Aber bös wirds, wo das Herz erkaltet, während die Sinne glühen; wie ſchön auch die Locken um das Haupt flattern mögen, wüſt wird doch das Thun, ein bös Leben geſtaltet ſich und ein gräßlich kalt Grab wartet am Ende dem ſchon hier erkalteten Herzen.

Dieſes Verlaſſenſein oder dieſe Freiheit, man kann es ja nennen, wie man will, trug Jacob den Baslern ſehr ſtark nach, denn jetzt von der Großmutter weg, empfand er dieſe ſogenannte Emancipation ſchmerzlich, ohne daß er eigentlich wußte, wo ihn der Schuh drückte. Verflucht doch trügen es dieſe Bosler, meinte er, und wären nicht einmal Adliche, hätten keinen Fürſten, während doch bei ihnen der dümmſte Bauer einen hätte. Daneben behagte es ihm in Baſel, der Verdienſt war gut, das Eſſen auch, die Arbeit nicht übermäßig. An einem Orte mußte er doch bleiben, durch die Welt läuft

Niemand ohne die Sohlen der Stiefel abzulaufen, als der ewige Jude. Von hier aus wollte er dann über Geneff nach Parnis, wie er ſagte. Freilich rühmte er weder Speiſe noch Trank, wie es überhaupt heut zu Tage Mode iſt, über alles zu klagen und allenthalben unglücklich zu ſein von wegen dem verfluchten Ding, das allenthalben und zu jeder Zeit war und dem man doch eigentlich keinen beſtimmten Namen geben konnte, hier iſt die verfluchte Arbeit, dort die verfluchte Speiſe, dort der verfluchte Wein, dort die Verfaſſung, dort der Mangel an Verfaſſung, dort die Jeſuiten, dort die Pfaffen überhaupt, am Ende eigentlich der Herrgott ſelbſt, der nicht jedem Schlingel ein Kiſſen unter die Füße ſchiebt und eine Cigarre ins Maul ſteckt. So ſchimpfte unſer Jacob z. B. gar mörderlich über den Wein, rühmte wie ſie zu Hauſe Bier hätten, daß ein Glas deſſelben ſtärker ſei, als ein Eimer Wein, wie daheim überhaupt ein ganz ander Leben ſei; die Gänſe ſeien bei ihnen ſo groß, wie hier die ausgewachſenen Mädchen und zu einem Pfannkuchen brauche man eine ganze Speckſeite.

Er ſchrieb von hier aus ſeiner Großmutter zum erſtenmale. Es gehört zum Handwerksgebrauch nicht zu oft zu ſchreiben, ja die Seinigen oft Jahre lang ohne Nachricht zu laſſen, um hinterdrein ſie deſto ſchöner zu überraſchen. Manchmal hat man auch nicht viel Gutes zu melden, manchmal macht man ſich mit dieſer Unabhängigkeit groß und manchmal hat ein erkaltet Herz die bedeutendſte Schuld. Auch hatte die Großmutter oft erzählt, wie lange der Eine oder der Andere der Väter nicht geſchrieben und wie unerwartet ein jeder wieder vors Haus gerückt. Sie hatte ihm geſagt, er ſolle ihr einmal ſchreiben, wie es ihm ergehe, aber daß es zu oft geſchehe, verlange ſie nicht, man müſſe unſerm Herrgott etwas anvertrauen dürfen, derſelbe ſei ja ſo gut in der Fremde als hier zu Hauſe Herr und Meiſter. Er ſchrieb:

Liebe Großmutter!

Hier bin ich in der Schweiz, in einer Stadt, welche man Baſel heißt. Unglück iſt mir keines paſſirt bis hieher aber auch nicht viel Glück. Die Heerſtraßen waren gar lang und wenn man ſchon einen ganzen Tag darauf fortlief, ſo fand man doch keiner ein Ende. Arbeit habe ich gehabt, aber da das Handwerk ganz ſchlecht getrieben wird, ſo war nichts fur mich zu lernen und ich ging alleweil weiter bis ich hieher kam. Hier iſt Arbeit genug, aber der Meiſter könnte noch viel von mir lernen, wenn er nicht zu ſtolz wäre, dieweil er Rathsherr iſt und alle Wochen aufs Rathhaus geht; ich bin aber auch ſtolz gegen ihn, und ſage ihm nichts, was ich beſſer weiß als er und treffe ich ihn Sonntags auf der Straße an, ſo ziehe ich ihm die Kappe nur ganz wenig ab, was ihn ganz verflucht wild macht. Der Wochenlohn wird alle 8 Tage ausbezahlt, es kriegen viele mehr als ich, darum bin ich nicht ſo dumm, ſo viel und ſo gut zu arbeiten als ich könnte, dem Meiſter thäte ichs nicht zu gefallen. Zu eſſen krieg' man genug aber ſchlecht, bei uns iſt alles viel beſſer, und der Wein iſt auch ſchlecht, er iſt ſo ſauer als bei uns der Eſſig, aber ich trinke ihn doch, weil die andern ihn auch trinken.

Ich bin noch nie krank geweſen, das hat Alle gewundert, in der ganzen Stadt hat man davon geſprochen, daß ich noch nicht krank geworden, alldieweil es ſonſt Alle werden. Aber meine Kleider gehen kaput, die neuen Stiefel muß ich vorſchuhen laſſen und der ſchöne Rock iſt auch ſchon geflickt, was ein großes Geld koſtete. Eine Cravatte habe ich gekauft, koſtete mich einen Gulden, und das Waſchen iſt auch ſehr theuer, und habe noch zwei Kameraden Geld leihen müſſen, hätten mich ſonſt angeſehen fur einen ſchlechten Kerl. Darauf ſind ſie nach Parnis gegangen und wollen mir es wiedergeben, wenn wir dort einander finden im deutſchen Bären, wie ſie mir die Adreß gegeben. Aber jetzunder, liebe Großmutter, habe ich faſt kein Geld mehr, und ſollte mir neue Hoſen machen laſſen und es wäre auch viel an der Waſche zu flicken. Am Sonntag geht man in Baſel in die Kirche, da koſtet es allemal ein friſch gewaſchen Hemde, anders darf man nicht gehen. Es wird Gottes Wort gepredigt faſt wie bei uns, aber begreiflich basleriſch. Wer im Kopf nicht dumm iſt und ſchon in der Welt herum gekommen, der verſteht es recht gut. Aber die Adreſſe, wie ſie unten ſteht, mache Sie nur deutſch, es verſtehn deutſch faſt alle Leute, aber ſprechen thun es nicht alle, und wer nicht basleriſch kann, der verſteht ſie gar nicht. „Wenn Sie mir was ſchicken will, liebe Großmutter, ſo thue ſie es bald, ſonſt könnte es mich nicht mehr antreffen, denn hier bleibe ich nicht mehr lange. Es iſt gar langweilig hier für einen Handwerksburſchen, zu ſehen kriegt man nichts, und was thun und treiben darf man auch nicht, ſonſt nehmen ſie einen gleich beim Kopf, und dann heißts: Marſch zur Stadt hinaus, habs zwar noch nicht erfahren, hab auch nicht Luſt den Rathsherrn noch reicher machen zu helfen, der iſt ſchon viel zu reich und Wunder thut es mich nehmen, was ſie in Parnis ſagen werden, wenn ich mal hineinkomme. Jetzunder lebe Sie wohl, liebe Großmutter, und vergeſſe Sie mich nicht, und den Meiſter und die Frau Meiſterin laſſe ich grüßen, auch den Gottfried, wenn der noch dort iſt.

Ihr getreuer Großſohn
Jacob.

Es war Jacob in Baſel ergangen wie daheim, ſeine Schwäche ward den Kameraden alſobald offenbar, und alſobald auch von ihnen benutzt. Gar feinen Sinn haben die Menſchen für die Schwäche des Nächſten, wenn der Sinn in allem ſo fein wäre, ſo wären wir ſehr feine Menſchen. Schon das halbjährige Kind kennt die Schwäche des Vaters oder der Mutter und weiß ſie zu benutzen. Er war nicht klug genug geweſen, ſeinen kleinen Schatz gehörig zu verbergen. Sobald ſeine Kameraden Geld gewittert, hatten ihre armen Seelen keine Ruhe, bis ſie dem Jacob davon geholfen. So viel möglich liehen ſie ihm ab, den Reſt mußte er verthun, mußte den Großen ſpielen, gaſtfrei die andern halten. Bald rühmten ſie ſeine Freigebigkeit, bald ſchalten ſie ſeine Knauſerei und zapften ihm auf beide Weiſen ſein Geldlein ordentlich ab. Damit der Verluſt deſſelben ihn nicht ſchmerzte, brachten ſie ihm nach der Sitte der Zeit, welche die ſchlechteſte Praxis durch ſpitzfündige Theorie zu begründen und zu rechtfertigen ſucht, den Glauben bei, ein rechter Handwerksgeſelle müſſe kein Geld haben und ſei er nicht im Stande am Sonntag ſeinen Wochenlohn zu verthun, ſo müſſe er am Montag blau machen, um den Reſt durchzujagen. Zugleich gingen ſie ihm mit gutem Beiſpiele voran, wie ſie lehrten, ſo trieben ſie es auch, und es war wirklich als ob ſie eine Ehre darin ſuchten, ihr Lebtag nie mehr zu einem ganzen Hemde zu kommen. Was dann das für ein mühſam verdrießlich Arbeiten war am Dinstage mit beträchtlichem Katzenjammer an Leib und Seele, Blei in den Gliedern, Schlaf in den Augen, Weh im Kopf, das Bewußtſein in der Seele: ſo und ſo viel haſt du verthan und mußt jetzt ſo und ſo lang wieder ſchaffen bis du es wieder eingebracht. An ſolchen ſchwermüthigen Dinstagen, wenn die Arbeit ſo eine rechte Pein war und nicht von der Hand gehen wollte, ſetzt ſich die Unzufriedenheit ſo recht in die Seele, und das Gr[illegible] gegen Gott und Menſchen wird immer lauter und giftiger. Warum iſt man verdammt zur harten Pein der Arbeit, während Herren und Damen in ſchönen Karoſſen durch die Straßen rollen, behaglich in weiche Kiſſen gelehnt, behaglich der Kutſcher auf dem Bocke mit fettem Geſichte und gelben Handſchuhen an den dicken Händen?

Es gibt allenthalben und in jedem Handwerk ältere gelbangelaufene Geſellen mit düſtern Augen und noch dunklerem Gemüthe. Die beſten Jahre liegen hinter ihnen, unter ihnen liegen begraben ihre Hoffnungen; ſie wiſſen es, ſie werden nimmer Meiſter, ſie leben für nichts mehr als um ihr Leben zu friſten, ſie arbeiten zu keinem andern Zwecke, als um was zu haben zum verzehren. Sie haben gewohnlich eine gewiſſe Handwerksfertigkeit, Beſtimmtheit und Sicherheit im Betragen, welche ſehr oft ſelbſt im Rauſche ſie nicht verläßt. Dieſe grollen der Welt, denn in der Welt haben ſie nichts davon gebracht als einen finſtern Sinn, der duſter auf dem Grabe ihrer Hoffnungen ſteht, als eine oder zwei ſchlimme Gewohnheiten, welche an einem Grabe für ihren morſcher werdenden Leib graben tagtäglich. Die Schuld ihres Zuſtandes ſuchen ſie nicht in ſich, in den eigenen Abweichungen; chriſtlichen Sinn, der nach dem Balken im eigenen Auge ſucht, haben ſie längſt keinen mehr, ja ſie haben gar keinen Gott mehr, ſie haben nichts als den feindſeligen Geiſt, der Feind iſt allem außer ihm ſelbſt, der am Verderben und Zerſtören ſeine Luſt und ſeine Freude hat. Dieſe Menſchen ſind Niemands Freund, aber am gefährlichſten denn doch ihren jungen Handwerksgenoſſen; ſie wären auch die gefährlichſten Feinde jeder beſtehenden Ordnung, wenn nicht ein gewiſſes Phlegma ſich ihrer bemächtigt hätte; ſie hetzen wohl, aber das Gefährliche meiden die Meiſten von ihnen. So elend ihr Leben iſt, ſo lieb ſind ihnen ihre ſchlechten Gewohnheiten. Junge Wandergeſellen ſind ihnen aber, was den Spinnen die Fliegen ſind, welche ſich fangen in ihren Netzen.

Solch verwitterte gelbgerunzelte Geſichter, manchmal auch bärtig, mit den ſcharfen Blicken, den kurzen Worten, den ſichern Bewegungen im Handwerke machen allweg Eindruck auf die junge Mannſchaft, es iſt faſt der Eindruck, welchen Napoleons alte Garde auf die Rekruten machte, mit dem Unterſchiede jedoch, daß die alten Gardiſten ſich geſchämt hätten, die jungen Rekruten auszubeuten, wie viele alte Geſellen die jungen ausbeuten. Wie aber auch die alte Garde ſich betrachtete als den Mittelpunkt der Welt, welchen Gott zum Frühſtück und Imbiß Königreiche, zu den Hauptmahlzeiten aber Kaiſerthümer beſchieden hatte, ſo meinen es dieſe Geſellen auch, dieweilen es aber nicht ſo iſt, ſo ſind ſie unzufrieden und hetzen und verbittern junge Gemüther, ſo viel in ihrem Vermögen iſt.

Dieß gelingt ihnen nie beſſer als an unglücklichen Dinstagen, wenn es wüſt iſt im Kopf und öde im Sack. Da wird es ihnen leicht die Welt als nichts nutz darzuſtellen und die Arbeit als einen Fluch, der auf ihnen liege, den ſie abzuſchütteln, auf andere Achſeln zu rütteln hätten. Daß Gott die Arbeit dem Menſchen verordnet hat als Heilmittel ſeiner ſündigen Natur, als Schleifſtein ſeiner Kräfte, den Segen in der Arbeit erkennen dieſe Menſchen nicht mehr, dieweil ſie Gott nicht mehr erkennen und an eine ſündige Natur, welche der Heilung bedarf, nicht mehr glauben. Sie ſind die Geſunden im Geiſte, die arm ſind fürs Fleiſch und einen Meſſias möchten für das Fleiſch, einen der die Arbeit abſchaffete und Wein und Fleiſch und ſonſtige Dinge, nach was den Menſchen gelüſtet, gratis herbeiſchaffte. Dieſen Meſſias für das Fleiſch, welcher nie kommen wird, welchen dennoch die Juden noch dato erwarten vom Himmel, den erwarten unſere Geſellen aber nicht vom

Himmel, von dem wiſſen ſie wenig mehr; ſie erwarten ihn nicht in einer Perſon, ſie wollen ihn ſelbſt fabriziren in einer Form, und dieſe Form heiſt Revolution, Revolution, nicht bloß eine politiſche ſondern eine totale; ſie wollen abſchaffen die 10 Gebote und was auf ihnen beruht und wollen die fünf Sinne, die fünf Könige, die mit Sodom hielten, zur Herrſchaft erheben. Sie predigen dieſen fleiſchlichen Meſſias am eifrigſten bei zerknirſchtem Fleiſche d. h. am Dinstag Abend bei leerem Sack, müden Gliedern und wüſtem Kopfe, wo ſie nichts im Glaſe haben aber viel Zorn in der Seele, und zwar nicht Zorn gegen den, welcher den Kopf wüſt, den Sack leer gemacht, den Zorn gegen ſich ſelbſt, ſondern den Zorn gegen Alle, welche was im Glaſe haben und doch nicht wüſt im Kopfe ſind. Wie andächtig da die armen durſtigen Schlucker, die eben nichts zu ſchlucken haben als dieſe giftigen Worte, dieſe ungottſeligen Predigten anhören, kann ſich Niemand denken, als wer die katzenjämmerlichen Geſichter bei den katzenjämmerlichen Dinstagspredigten ſelbſt geſehen hat.

So wird der heitere Jugendſinn ganz verzehrt, an nichts was Gott erſchaffen oder die Menſchen geſchaffen in irgend einer Kunſt, hat man Freude, die ganze Welt gefällt einem ja nicht, alſo auch das Einzelne nicht; durch das Schonſte wird man geärgert, weil es ein Anderer beſitzt, einem Andern Freude macht. Es wird verzehrt der Sinn für die Arbeit, der Trieb ſich auszubilden, durch die eigene Kunſt ſeine eigenen Verhältniſſe umzugeſtalten, zu Ehre und Anſehen zu gelangen. Man ſchafft, um wieder Geld zu kriegen zu einem wilden Tag und darauf folgenden Katzenjammer. So iſt allerdings das Leben ein jämmerliches und allenthalben Krieg in den Gemuthern, wenn auch die Waffen der Fürſten ruhn, und Krieg iſt darum in den Gemüthern, weil man den Frieden Gottes daraus verjagt, des Fleiſches Luſt, den thieriſchen Sinn auf den Thron gehoben hat. Nun iſt im Thierreich ein ununterbrochener Vertilgungskrieg. Es beißt der thieriſche Sinn in die Ketten und Gitter, in welche er in chriſtlichen Staaten gebannt iſt, raſſelt ſchrecklich, und ſchrecklich gehts, wenn es dem Thier gelingen ſollte, aus ſeinem Zwinger zu brechen. Das iſt der Sclave, vor dem man erzittern muß, wenn er ſeine Kette bricht.

Die Großmutter eilte mit der Antwort nicht; ſie war nicht der Meinung, daß man einem jungen Burſchen auf den erſten Wink alsbald zu Dienſten ſtehen ſolle. Endlich ſchrieb ſie ihm alſo:

Lieber Jacob!

Daß du geſund nach Baſel gekommen, das hat mich wohl gefreut, und noch mehr hätte es mich gefreut, wenn du nicht gleich um Geld geſchrieben hätteſt. Nun muß ich denken, wenn das Geld nicht geweſen wäre, die Großmutter hätteſt du noch lange mit Briefen in Ruhe gelaſſen. Ich und dein Meiſter haben ſchrecklich gelacht, daß du noch immer der gleiche dumme Junge biſt. Darauf habe ich ſehr weinen müſſen, als ich nachgedacht, wie erſchrecklich es dir bei deiner Dummheit ergehen konne.

Nach Parnis kömmſt du nie, denke daran, ich habe es geſagt; und kämeſt du dahin, ſo müßteſt du gute Augen haben, wenn du den deutſchen Bären finden wollteſt; dummer Junge, der du biſt. Wie du von deinem Meiſter ſchreibſt, gefällt mir ganz und gar nicht, ſo ſchreiben nur nichtsnutzige Geſellen, ein ehrlicher Burſche ehrt den Meiſter, er will auch Meiſter werden und geehrt von den Geſellen. Als ich es las, hätte ich auch faſt weinen müſſen, darauf dachte ich, du ſeieſt ein dummer Junge, und deine Meinung ſei es nicht, du habeſt es dir nur ſo angeben laſſen. Läſſeſt du dieß aber nicht bleiben, ſo gehſt du mit Haut und Haar zu Grunde. Iſt der Meiſter reich und vornehm, ſo ſoll das dich freuen, du dummer Junge, es iſt ja auch eine Ehre für dich, bei einem ſolchen Meiſter zu arbeiten. Du kannſt an ihm alle Tage ſehen, was aus einem Meiſter werden kann, wenn er das Handwerk verſteht und ein rechter Mann iſt. Mit deiner Kleidung mußt du liederlich umgegangen ſein, oder haſt mir was vorgelogen; laß dir das ein für allemal geſagt ſein, du kömmſt an die Unrechte. Ein Geſelle wie du, der geſund iſt und Arbeit hat, der ſoll nicht um Geld nach Hauſe ſchreiben, haſt du doch bei zwanzig Gulden von Haus getragen. Du mußt anders thun, ſonſt kommts nicht gut, ich ſage es dir noch einmal. Das hat mich gefreut, daß du noch in die Kirche gehſt, das Beten vergiß auch nicht, ſo lange dich Gott nicht verläßt, können dich deine dummen Streiche, wenn auch ums Leben doch nicht um die Seele bringen. Doch nimm dich in Acht auch fürs Leben, in der Schweiz ſoll es hergehen wie beim Thurmbau zu Babel, und dazu Niemand ſeines Lebens ſicher ſein. Wäre es nicht beſſer, du gingeſt nach Holland, dort iſt der Lohn gut und das Eſſen auch. Dein alter Meiſter und die Frau Meiſterin laſſen dich grüßen, ſie haben ſehr gelacht über deine Dummheit. Von wegen der Dummheit fällts mir ein, daß ich unſere alte Kuh habe verkaufen müſſen, ſie konnte nicht mehr freſſen und wollte keine Milch mehr geben, jetzt habe ich eine junge, die kann freſſen, daß mir die Haare zu Berge ſtehn, aber Milch giebt ſie noch weniger als die alte, ich wollte ich hätte dieſe noch.

Deinen Meiſter laſſe ich grußen und die Frau Meiſterin auch, ſollen nur ein ſcharf Auge auf dich haben, unſer Herrgott werde es ihnen vergelten, ich kanns nicht. Wäre es näher, ſo würde ich ihnen eine Gans ſchicken, war ein ganz beſonder gut Jahr für die Gänſe, und unſere Frau Amtmännin hat Zwillinge gekriegt, ſollen ihr und dem Herrn Amtmann wie aus den Augen geſchnitten ſein. Nun lebe wohl, lieber Junge, denke daran, daß drei deiner Väter ehrlich heimgekommen und ehrliche Meiſter geworden ſind. Du weißt, ich gehe zu meiſt gleich nach 9 Uhr zu Bette und Schlag Fünfe ſtehe ich auf, beide mal bete ich und auch für dich, bete zu gleicher Zeit und auch für mich, dann kömmt Beides zugleich vor des Herrn Ohr, es wird von Boſel und von hier gleich weit ſein dazu. Gott behüte dich und bleibe kein Eſel.

Deine alte Großmutter.

Nachſchrift. Im Brief ſind zehn Gulden, aber mach mir nicht die Schande und ſchreib alleweil um Geld, daß alle Leute ſagen: der dumme Junge käme nicht 10 Stunden weit, wenn ihm die Alte nicht alleweil Geld ſchicken thäte.

Jacob hatte es gemacht, wie ſo viele es machen, er hatte ſeinen Kameraden vorgeflunkert, was er zu Hauſe wäre und wie er zu Hauſe ſäße. Als Deutſcher konnte er nicht ſagen, daß er dem Fürſten in gerader

Linie verwandt ſei, nicht bloß hätte es ihm kein Deutſcher geglaubt, ſondern es fiel ihm wirklich auch nicht ein. Aber dem Schulzen war er nahe verwandt, ſeine Großmutter war Baſe von des Schulzen Frauen Großvater und wenn der Amtmann ins Dorf komme, ſo habe er ſich ſchon manchmal vor ihr Haus geſetzt und einmal ſogar einen guten Schluck Steinkorn mit Kümmel bei der Großmutter getrunken. Seine Großmutter ſei erbärmlich reich, flunkerte er weiter, ſie beſäße einen großen Bauernhof und hätte noch Aktien auf Eiſenbahnen. So ein dummer Bauer habe er aber nicht werden mögen, ein reich Mädchen, das ebenfalls des Schulzen Baſe geweſen, nicht heirathen wollen, wie ſeine Großmutter es im Kopfe gehabt. Darum ſei er zu großem Verdruß der Alten in die Fremde gegangen, wenn die vernehme, wo er ſei, ſo laſſe die anſpannen und ſchicke einen Knecht mit einem ganzen Fuder Thaler und Schinken, komme vielleicht gar ſelbſt angefahren, und bringe ihm einen großen Beutel Geld oder ein Buch voll Banknoten von der Eiſenbahn und werde ihn heim holen wollen. Als er lange keine Antwort erhielt, hatte er mit allerlei Ausreden geholfen, und namentlich damit, es wäre moglich, daß die Großmutter ſelbſt komme oder Jemand ſende. Als endlich der Brief mit den 10 Gulden kam, da ward er erſt ſchrecklich böſe und ließ vor ſeinen Kameraden zornige Worte über die Großmutter fahren, hintendrein kam ihm in Sinn, was er in Baſel über die Großmutter ſage, falle auf ihn ſelbſt zurück, er erfand allerlei Ausreden und Entſchuldigungen, warum die Großmutter ihm nicht mehr Geld geſandt habe. Bald waren ihre Scheuern verbrannt, bald war ihr die Ernte verhagelt worden, bald hatte ſie ſehr wohlfeile Aktien eingekauft um all ihr baar Geld. Jacob erfuhr es, wie ſchwer es hält eine Lüge als Wahrheit behaupten, Aufſchneidereien glaubwürdig machen zu wollen. Jemehr er an ſeinen Erzählungen beſſerte, deſto mehr verrieth er die Unwahrheit, deſto mehr wurde er von ſeinen Kameraden aufgezogen und ausgelacht; und je mehr er ausgelacht wurde, deſto größere Anſtrengungen machte er, ſich wieder in Reſpekt und Anſehen zu ſetzen. Mit dieſen Anſtrengungen geht es aber zumeiſt wie mit den Anſtrengungen Lüge in Wahrheit zu verwandeln. Reſpekt und Anſehen müſſen von ſelbſt kommen; ſie ſind der Eindruck, den unſere Perſon auf andere macht. Nun macht es auf rechte Leute immer ſchlechten Eindruck, wenn einer mehr ſcheinen, mehr gelten will, als er von Natur im Werthe ſteht. Freilich giebt es Leute, denen der Sinn für Wahrheit abgeht, welche die Lüge lieber glauben als Wahrheit, und vor Lügnern und Aufſchneidern größere Achtung haben als für einfachen wahrhaften Menſchen und wären es Propheten und Apoſtel Gottes; das ſind aber eben die Menſchen, welche nicht aus der Wahrheit ſind.

Das weite Baſel wird am Sonntag den Menſchen oft zu enge und namentlich auch den Geſellen von allen Sorten; es zieht ſie ins Freie. Doch iſt es mehr Inſtinkt und Sitte, welcher ſie aus den engen Mauern zieht, als der Sinn für das Schöne, welches außerhalb den Steinen dem Wanderer entgegen tritt. Es giebt allerdings Wanderburſche, welche Augen haben Gottes Herrlichkeit zu ſchauen und Herzen ſie zu empfinden. Doch die Mehrzahl bilden ſie nicht, von ihnen reden wir auch hier nicht. Die, von denen wir reden, bewunderten den herrlichen Rhein nicht, ſie ſagten höchſtens: es ſei verflucht viel Waſſer drin, ſie wollten, der Burgermeiſter von Baſel müſſe ihn alle Sonntage ausſaufen, dann wollten ſie fiſchen gehn, ſo kriegten ſie alle Montage, wenn ſie blau machen thäten, gebackene Fiſche. Dann entſpannen ſich wohl bedeutende Streitigkeiten, indem jeder zu Hauſe die beſten Fiſche haben und die beſte Manier wiſſen wollte, ſie zuzubereiten. Ja wenn es geſchah, daß Solche, welche an der zornigen Donau wohnten, und andere von der breiten Elbe her, und andere vom ſchönen Strande des ſchönen Rheines zuſammentrafen und ſie hatten eben Geld genug um ihren Streit ſattſam mit Wein zu begießen, ungefähr wie man Kalk mit Waſſer begießt, um ihn zu ſieden und abzubrennen, ſo ward der Streit auch ſo heiß, als gings ums Vaterland und gings doch nur um gebratene oder geſottene Fiſche d. h. auf welche Weiſe ſie delicater ſeien, und er kühlte ſich bloß im Blute einiger Köpfe ab. Vom ſchönen Lande ſahen ſie nichts, höchſtens die Weinberge und vielleicht auch die Rübenacker. Ueber die Rüben war man gewöhnlich einſtimmig, nannte ſie ein verflucht Kraut und unter ihnen lief eine Erzählung um, wie es eigentlich Hagelſteine geweſen, groß wie kleine Kürbiſſe, mit welchen der Herrgott die dummen Schweizer habe erſchlagen wollen, weil ſie ihm doch gar zu dumm geſchienen. Das habe ein ſchlauer Pfaff vernommen und alsbald habe er alle Tage dreimal das Vater Unſer gebetet, worauf Gott nicht hätte können hageln laſſen. Darauf ſei Gott zornig geworden, hätte Schwänze an die Hagelſteine gemacht und ſie über Nacht in die Acker fallen laſſen, und hätte geſagt, wenn er die Schweizer nicht verhageln ſolle, ſo wolle er den Hagel doch nicht umſonſt gemacht haben, wolle ihnen denſelben zur Speiſe geben, bis ſie weiſe würden und erkennen: was beſſer ſei, ſich verhageln laſſen oder Rüben eſſen. Aber zu dieſer Erkenntniß ſeien die dummen Schweizer bis zu der Stunde nicht gekommen, und thäten Rüben freſſen wies Vieh.

Des Weines wegen gab es Streit wie bei den Fiſchen. Darin war man einig, daß der hieſige Wein kein Wein ſei für Menſchen, ſondern bloß für die Hunde, und daß es eine heilloſe Ungerechtigkeit ſei, daß ſie ihn trinken müßten, weil ſie einmal trinken wollten und nicht beſſern zu bezahlen vermochten. Wenn ſie dann aber von dem zu Haus zu reden begannen, dann begann auch der Krieg, wenn auch nicht um eine Idee, ſo doch um die Meinung, welche jeder von dem Weine zu Hauſe hatte, und Hitze und Dauer des Krieges hing wiederum nicht von der Würde des Gegenſtandes ab, ſondern von dem Quantum Oel, welches ins Feuer gegoſſen wurde. Ja wenn ſie auch nach St. Jacob kamen, ſo gedachten ſie nicht des vergoſſenen Heldenblutes und der Helden, welche da unten ruhten, ſondern ſchimpften bloß über das ſaure dünne Schweizerblut, welches noch dazu ſo hundemäßig theuer ſei. Bei St. Jacob, eine halbe Stunde von Baſel, ſchlugen ſich nämlich im Jahr 1444 1500 Schweizer mit einem Heere von 20,000 Mann angeführt vom Kronprinzen von Frankreich. Zweimal ſiegten die Schweizer, als ſie aber den Feind über die Birs, welche ſteile Ufer hat, tollkühn verfolgten, wurden ſie getrennt durch grobes Geſchütz und ſchwere Reiterei. Bis an 13 fielen alle, ſtarben als Helden, 8000 Feinde lagen rundum erſchlagen. An den Hügeln, welche wie Kränze um ihre Gräber liegen, wächſt ein leichter Rothwein allbekannt unter den Namen Schweizerblut. Dieſes Schweizerblut tranken ſie, ſchimpften darüber, aber woher der Name komme, das wußte ſelten einer, darum kümmerten die Meiſten ſich nicht.

An einem Sommerſonntag Nachmittag hatten Viele ihre Sonntagsſtiefeln angezogen, waren zur Stadt hinaus gewandert, dem Birsfelde zu. Dort vernahmen ſie, daß Viele nach Muttenz gewandert, wo großer Tanz ſei und allerlei ſonſt.

Nachdem ſie den Staub etwas hinuntergewaſchen, ſtürzten ſie ſich aufs neue in den Staub und ſteuerten Muttenz zu, welches lieblich liegt am Auslauf des Jura und ein großes reiches Dorf iſt in Baſelland. Dort war allerdings Muſik und Tanz, viele Leute füllten die Gaſſen und voll waren die Wirthshäuſer, die großen Tanzſäle zitterten von Jubel und Stampfen der Tanzenden, vom Wehgeſchrei der Clarinetten, das markdurchſchneidend durch Fugen und Fenſter drang. Wie ehedem, wenn Napoleons alte Garde in der Schlacht erſchien, jeder Gardiſt von dem Bewußtſein getragen ward, aller Augen ruhen auf ihnen und bei Freund und Feind werde es heißen: ſie kommt, ſie kömmt die alte Garde; faſt ſo zogen unſere Freunde in Muttenz ein, im langſamen Schritt und mit Bedacht, daß lange man nicht wußte, wollten ſie in den „Schlüſſel" ſich ſetzen oder in die „Sonne". Kaum ſo lange zögerten die alten wilden Eidgenoſſen am Rande der Birs, ehe ſie die ſteilen Wände hinab ſich ſtürzten auf den zwanzigfach überlegenen Feind. Freilich wußten unſere Burſche auch, daß ſie nicht unter lauter Freunden ſich befanden, daß blutige Köpfe in Muttenz nicht ſelten ſind, dieweilen die Bewohner kein geduldig Völklein ſind, welche willig und zahm ſich von Fremden in Schatten ſtellen in die Winkel drängen laſſen. Es iſt klaſſiſch kriegeriſcher Boden um Muttenz, denn wie gegen Oſten St. Jacob liegt, ſo iſt gegen Weſten Dornach, wo an heißem Sommertage bei Schlaf und Bad die Oeſtreicher von den Eidgenoſſen überfallen wurden, bei großer Ueberzahl ſich derſelben jedoch erwehret hätten, hätte ein eidgenöſſiſcher Zuzug ſie nicht erſchreckt und in wilde Flucht getrieben, auf welcher manch öſterreichiſcher Reiter durch die Gaſſen von Muttenz geſprengt, manch anderer auf den weiten Feldern begraben ſein mag neben den wilden Franzoſen, welche ein halb Jahrhundert früher auf wilder Flucht von Pratteln her über Muttenz über die Birs bis St. Jacob geflohen waren. Die Schatten der wilden Reiter ſieht man nicht umgehen in dunkler Nacht aber an hellen Tagen, wann heiß die Sonne brennt, Staubwolken wirbeln durch die Luft, da hört man noch oft durch Muttenz lange Gaſſen ein wild Geſchrei, Schlachtgetöſe, — doch donnern nicht Kanonen, ſprengen nicht Reiter, aber wild ſteigt Geſchrei und Staub gen Himmel und hier und da ſieht man einen laufen gegen Pratteln oder der Stadt zu. Wer ſich näher wagte, würde ſehen, wie wilde Geſellen kriegeriſcher Baslerlandſchaftler ſich die blauen Jacken ausklopfen, im Staube ſich wälzen, im Kleinen wiederholen, was die Alten im Großen gethan.

Unſer Jacob war in heldenmäßiger Laune, er hatte das beſte Hemd an, rauchte Cigarren und fühlte zwei Guldenſtucke von der Großmutter Geld in der Taſche, brannte am ganzen Leibe anzubeißen mit der ganzen Welt, damit die Welt erfahre, welch Kerl der Jacob ſei. Bei ſolchen Anlagen iſt in der Welt wohl nichts leichter als Streit zu kriegen, abſonderlich in Muttenz, — eine basleriſche Helena ward der unſchuldige Zankapfel. Jacob wollte den Paris ſpielen, ſie ihrem inländiſchen Liebhaber verlocken; die Schöne that zweideutig, dachte wahrſcheinlich, wenn ſie heute dem Geſellen ſein Geld vertanzen und vertrinken helfe, ſo ſchade das ihrem inländiſchen Schatze nicht nur nichts, ſondern er habe auch Nutzen davon, nämlich am Montag noch Geld in der Taſche. Der verſtund das Ding aber nicht, ſchätzte wahrſcheinlich den Schaden anders, und bald entbrannte der Krieg der raſch zum allgemeinen wurde, doch nicht zehn Jahre dauerte wie der trojaniſche. Es ging wild her, gewaltig wehrten ſich die Fremden, aber auf eigenem Boden ſtanden die Heimiſchen, kannten Stein- und Scheiterhaufen, die nächſten Wege dazu und ſonſt jede Gelegenheit. Aus dem Felde geſchlagen wurden die Fremden, es gab eine harte Retirade, verloren freilich weder Kanonen noch Kriegskaſſen, wohl aber Hüte und Tabakspfeifen, doch gelang es ihnen ihre Verwundeten mitzuſchleppen, unter dieſen auch Jacob. Als Urheber des Streites war er ehrlich im Vorſtreit geſtanden, hatte nicht die Arrieregarde verſtärkt, wie es ſehr oft ſolche thun, welche hetzen können, aber nicht ſtreiten dürfen. Er hatte ſeinen Nebenbuhler zu Boden geſchlagen, wollte ihn ferner dreſchen, da ſchoß ihm ſeine Schöne mit langen Nägeln ins Geſicht, einer wüthenden Henne gleich, und während er mit Manier ſeine Augen vor den Klauen zu ſichern ſuchte, ward ein Stuhlbein auf ſeinem Kopf zerſchlagen, ein geworfenes Scheit traf ihn in den Nakken, er brach in die Knie und dunkel ward es ihm vor den Augen. Doch wie geſagt, die Freunde verließen ſich nicht, ſchleiften die Verwundeten mit ſich wie ſie konnten und mochten und kriegten darob noch manch harten Schlag; und manchem ward der Tag immer ſo heiß, wenn er auch in keiner eiſernen Rüſtung ſtak, als er manchem Oeſtreicher bei Dornach geworden war. Auf dem Birsfelde ſammelte man ſich, mitleidige Hände wuſchen die Verwundeten, während andere für den Durſt der Geſunden ſorgten, der ſo ungeheuer war, daß es ihnen wirklich vorkam, wenn der Rhein Wein wäre und ſie Bürgermeiſter von Baſel, ſo wollten ſie nicht abſetzen bis ſie fertig mit dem Rheine wären.

So geſchah es denn, daß als ſie endlich aufbrachen, der klügſte Profeſſor der Mathematik nicht heraus gebracht hätte, welches die Verwundeten und welches die Geſunden ſeien, denn in krummen Linien marſchirte jedes Bein und wer einen Augenblick grad auf ſtand, ſchoß im nächſten Augenblick mit vorgeſtrecktem Kopfe vorwärts oder taummelte zur Seite. Bloß der Unterſchied fand ſtatt, daß die einen, nachdem ſie einige Schritte vorwärts geſchoſſen, ſich durch innere eigene Kraft aufhielten und wieder gradauf ſich ſtellten, während die andern dahin fuhren bis entweder ein Kamerad oder ein Baum oder der Boden ſelbſt ihrem entſchiedenen Fortſchritt, Fortſchuß oder Fortflug ins Unendliche ein Ende machte. Am folgenden Morgen freilich war der Unterſchied ſchon ein dreifacher: die, welche noch Geld oder Credit hatten, machten blau, die, welchen beides fehlte, ſchlichen ſich an die Arbeit, einige vermochten weder das Eine noch das Andere, ſie mußten im Bette bleiben. Unter dieſen war Jacob, der am ganzen Leibe wie zerſchlagen war und zerkratzt im Geſichte, als ob man ihn durch eine Dornhecke gezogen hätte. Am zweiten Tage brachten die Kameraden ihm die Nachricht heim, wie der Herr Rathsherr nach ihm gefragt, zornig ausgeſehen und harte Worte über Liederlichkeit, ſchlechte Aufführung und Fortjagen habe fallen laſſen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß jeder ſagte, ſolche Zurechtweiſungen vom Meiſter würde er nicht dulden, er würde ſagen: Mit Gunſt, Meiſter, die Welt iſt groß und der Meiſter giebt es Viele. Man ſei nicht mehr auf der Welt um ſich chicaniren und cujoniren zu laſſen. Der Jacob ſei ein rechter Kerl, der werde dem Meiſter ſchon aufläuten, wie es ziemlich ſei. Bekanntlich iſt ſeit Eva her das Menſchenkind für nichts empfänglicher als für ſolche Reden. Am Donnerſtag konnte Jacob ſeine Glieder wieder ordentlich brauchen, doch ſein Geſicht ſah noch nicht urſprünglich aus, er ging daher zur Arbeit, aber mit trotzigem Sinn und harrte des Meiſters faſt wie eine Katze, welche einen Hund gegen ſich kommen ſieht. Zur gewohnten Stunde erſchien derſelbe, ſah nach der Arbeit, trat endlich auf Jacob zu und frug, warum er mehrere Tage ausgeblieben? Jacob antwortete kurz, er ſei krank geweſen. Was er mit ſeinem Geſichte angefangen habe, daß es ſo ſchmählich ausſehe, frug der Meiſter weiter. Er ſei umgefallen, antwortete Jacob, hatte aber ſchon auf der Zunge zu ſagen, ſein Geſicht gehe den Meiſter nichts an. Er ſolle ſich hüten, ſagte der Meiſter, daß er ihm nicht mehr ſo umfalle, er könne Geſellen nicht brauchen, welche die halbe Woche an den Folgen des Sonntags im Bette lägen. Da meinte Jacob, es werde wohl Niemand was angehen, wenn er wieder ſo umfallen wolle, es ſei halt ſein Geſicht. Dawider hätte er nichts, ſagte der Meiſter, aber ſein ſei die Werkſtätte und von Stund an wolle er dieſes Geſicht nicht mehr in der Werkſtätte ſehen.

Viertes Kapitel.

Jacob bricht mit Baſel und wandert auf Zürich.

Jacob ließ ſich dieß auch nicht zweimal ſagen und der Bruch mit dem Meiſter war fertig. Was nun aber Jacob für ein ungeheuer Bewußtſein in ſeiner Bruſt trug. Geſagt hatte er es dem Rathsherrn von Baſel, dem verfluchten Kerl, geſagt hatte er ihm: ſein Geſicht gehe Niemand nichts an, das hatte er ihm geſagt, geſagt hatte er es ihm! Es war ihm, als hätte er der ganzen Stadt Baſel den Krieg angekündigt, den Fehdehandſchuh vorgeworfen, mitten in dem eigenen Lager. Kühner konnte es den Geſandten Karls des Kühnen nicht zu Muthe geweſen ſein, als ſie dem König Ludwig von Frankreich auf ſeinem Schloſſe ihre Handſchuhe vor die Füße geworfen, als es Jacob war, da er die Werkſtätte verließ. Trotzig ging er dem Koſthauſe zu mit heimlich geballten Fäuſten, denn er erwartete alsbald einen Angriff entweder von der Werkſtätte aus oder von den Garniſönlern, welche als Rathsherr der Meiſter gegen ihn aufgeboten haben könnte. Er war ganz verwundert als er ſicher an die Thürſchwelle gelangte, ohne daß ein Menſch ihm nachſetzte, ohne daß die Bürgerſchaft zuſammenſtand und Anſtalten machte, die Buden zu ſchließen. Als er drinnen war in der Stube, forderte er raſch einen Schoppen Gränzacher 34ger, legte die geballten Fäuſte neben den Schoppen und ließ ſichs herrlich ſchmecken. Wir wetten, dem braven Schweppermann ſeine zwei Eier ſchmeckten ihm nicht beſſer als Jacob ſein Schoppen Gränzacher 34ger. Begreiflich intereſſirten ſich die Koſtgeber um den Vorfall und Jacob erzählte immer wieder von vornen, wie er es dem verfluchten Kerl, dem Rathsherrn, es geſagt habe. Zuweilen näherte er ſich vorſichtig den Fenſtern und ſah nach, ob die Garniſonler etwa anrückten, die Bürgerſchaft ſich nicht ſammle? Als alles ſtille blieb bis um Mittag, wurde er ungeheuer kühn, warten mochte er kaum bis die Geſellen herbei zum Eſſen kamen um zu hören, wie's ſeither in der Werkſtätte gegangen, was der Meiſter geſagt und was ſie geſagt? Als ſie kamen, ſagten ſie dem guten Jacob nicht, daß der Meiſter hinter Jacob drein ein derb allgemein Kapitel geleſen, ſie alle in ſtiller Demuth es angehört hatten, ſie rühmten gewaltig Jacobs Heldenmuth und ſchilderten des Rathsherrn lang Geſicht, das immer länger geworden, je länger er Jacobs Rücken angeſehen. Jacob ſchwoll das Herz, er meinte, es wäre jetzt der Zeitpunkt auch einen blauen Donnerstag einzuführen. Aber der Gedanke fand einſtweilen nicht Anklang, er wurde ſtillſchweigend beſeitigt und zur geſetzlichen Stunde ſtrichen ſich alle ohne Ausnahme ſelbſt die verwittertſten Geſichter an die Arbeit. Verächtlich ſah Jacob ihnen nach und begann zu ſinnen, ob es nicht paſſend wäre und ungeheuern Eindruck machen thäte, wenn er ſich öffentlich zeigen würde, etwa auf der Rheinbrücke oder auf dem Münſterplatze oder ſonſt wo.

Jacob war ein ganzer Kerl, hatte ſich ja am Sonntag zwiſchen St. Jacob und Dornach geſchlagen, er wagte es dem Rathsherrn von Baſel, den er ungeheuer verachtete, vor dem er jedoch eine kurioſe innerliche Anſicht hatte und dazu gehörigen Reſpekt, wobei es ihm immer vorkam als ſei ſo ein Rathsherr, wenn auch nicht ein ganzer, ſo doch ein Stück von einem Fürſt, Trotz und Hohn zu bieten. Er wuſch die Hände, ſteckte eine Cigarre ins Geſicht und rückte aus der Gaſtſtube vor bis unter die Hausthüre, ſtellte ſich nach und nach mitten unter dieſelbe und ſah ungeheuer kühn in die Stadt hinein. Es war alles ruhig, er hörte weder trommeln noch trompeten, ja es ſchien ihm als dürfte ihn Niemand anſehen, die Vornehmſten am allerwenigſten, ſie ſchoſſen vorbei, ſahen ſich gar nicht nach ihm um. Es kam Jacob vor als dankten ſie allemal Gott, wenn ſie an ihm vorbei waren und das Leben noch hätten. Jacob ward noch kühner, er rückte ganz vors Haus allgemach ins Herz der Stadt hinein, den Stolz Baſels, in die freie Straße, der Eiſengaſſe zu und zuletzt ſtand er mitten auf der Rheinbrücke. Alles war ſtill geblieben, kein Basler mukſte, jeder ſchien froh, wenn Jacob ihm nichts that, die ganze Stadt ſchien ihm in ſtiller Angſt, die man ſich jedoch nicht gerne anſehen ließ, ſie verbarg ſo gut man konnte. Ja um das Maaß voll zu machen, als er ſo mit unterſtellten Armen auf der Rheinbrücke ſtand, und bei ſich dachte: „He ihr dunders Basler, wo ſeid ihr denn,“ da ging der Rathsherr, ſein alter Meiſter, vorüber, ſo eilig er konnte, und mit keinem Blick ſah er den Jacob an, der ſo kühn ſtand zu Baſel mitten auf der Rheinbrücke. Jetzt war Jacob nicht mehr zu helfen, alſo auch der, der Rathsherr ſelbſt, der durfte ihm nichts ſagen, und hatte er ihm doch geſagt, er könne fallen auf was er wolle, er, der Jacob, hatte ihm das geſagt! So alſo ſtand es, mitten in Baſel drin durfte Niemand ihm nichts ſagen und kein Menſch that ihn anſehen. Na das war zu viel. Jacob nahm die Rheinbrücke in Beſitz, ſchritt vollends hinüber, Niemand machte ihm was ſtreitig, in Kleinbaſel ſetzte er ſich feſt, dann trank er ſich feſt und zuletzt lag er feſt und zwar unterm Tiſch. Dieß irrte ihn jedoch nicht in ſeinem Bewußtſein, hatte er es ihm doch geſagt, und der hatte ihm nichts wieder geſagt.

Den folgenden Tag trug er ſein kühnes Bewußtſein in der ganzen Stadt und in allen ihm bekannten Kneipen herum. Na, dem hab ichs geſagt, nicht wahr? war gewöhnlich ſeine Anſprache, wenn der Wirth oder das Mädchen den verlangten Trunk brachten. Gewöhnlich wußten dieſe von allem nichts und mußten ſagen: weiß nichts, hab nichts gehört. Das machte dann Jacob ſchrecklich böſe, daß ſie nichts davon gehört, er ermangelte nicht, es des Breitern zu erzählen und ſchließlich zu bemerken, wie man ſchrecklich wild darüber ſei, ſie ſeien die ganze Nacht zuſammen geſeſſen. Aber er fürchte ſich nicht, potz Blitz und Granaten, er, Jacob, fürchte die ganze Stadt nicht, ſie ſollen nur ausrücken laſſen, potz Dunder, und dabei ſchlug er mit ſeinen tüchtigen Fäuſten auf den Tiſch, daß die Gläſer hoch aufſprangen. Er arbeitete ſich in einen Muth hinein, der unglaublich ſcheint. Da die Stadt Baſel nicht mit ihm anbinden wollte, ſo hätte er gerne mit ihr angebunden, es drängte ihn zum Angriff, zur Offenſive. Doch

umſonſt rührte er an den Verſammlungsörtern ſeiner
Kameraden die Trommel, er war halt weder Wallen-
ſtein noch der große Friedrich, Armee wollte keine ihm
zulaufen, er brachte bloß einige Jüngere zur Unzufrie-
denheit, zum Weltſchmerz, daß ſie unverſchämt gegen
ihre Tyrannen d. h. gegen die Meiſter wurden und ihre
Entlaſſung kriegten. Aber aufmarſchiren mit ihm wollte
Niemand, er beſchloß daher mit den andern Unzufriede-
nen am nächſten Montag auszuziehen, weiter in die
Schweiz hinein. Durch die Reiſe wäre ihm beinahe
ein Strich gezogen worden, wobei jedoch ſein ſehnlich-
ſter Wunſch, mit der Stadt Baſel anzubinden in Er-
füllung gegangen wäre. Sie machten am Sonntag
Abend einen ſo abſcheulichen Scandal und Jacob führte
ſich ſo kühn auf, daß die Polizei Luſt zeigte, ſie zu ver-
ſorgen, wahrſcheinlich in den Lehnhof, wodurch Jacob
das Glück gehabt hätte, eine ſehr berühmte Perſon zu
werden. Einige, welche keine Luſt zu Händeln und
zum Lehnhof hatten, gelang es, die kampfbereiten Mächte
auseinander zu bringen und die Hülfsbedürftigen zu
Bette. Am folgenden Morgen war alſo Auszug auf
übliche Weiſe, aber ein ſtattlicher unter gewaltigem
Lärm und Kneipen. Weit wagte ſich ein Theil des
Geleites über das Birsfeld hinaus bis zum Rothenhauſe,
wo die Schweizer jetzt ihr Salz graben, nachdem Hun-
derte von Jahren hindurch die Schwaben und die Fran-
zoſen ihnen ihre Suppe geſalzen hatten. Jacob hatte trotz
allem Kneipen ebenfalls ein ſtark geſalzenes Gemüthe,
viel Basler Salz darin, denn gar bitter ſchimpfte er
über die Stadt: Wart du nur, bis ich wieder komm!
ſagte er mehr als hundert Mal.

Sie hatten ausgemacht, nach Zürich zu gehen, in
kleinen Neſtern, bei den dummen Bauern namentlich,
wollten ſie ſich nicht aufhalten. Da finde man ja nichts
als Langeweile und Kartoffel und für jede Arbeit ſei es
ſchade, welche man für ſo gemeines Volk machen müſſe,
meinten ſie. Sie hatten ungeheuer viel Geſinnung, ſie
verachteten das gemeine Volk gründlich. Sie wanderten
tüchtig angetrunken und flotten Muthes Rheinfelden zu
durch den alten hochberühmten Grund, wo, zu der Rö-
mer Zeiten, die berühmte Stadt Augſt (Augusta Rau-
carorum) geſtanden. Es war ein duftiger ſchöner Abend,

die Sonne ſpiegelte noch einmal ihr freundlich Angeſicht im klaren Rheine, ehe ſie zur Ruhe ging. Darauf erhob ſich der Mond groß und klar, ſeine Strahlen verklärten den Rhein, er ſchien eine ſilberne Fluth, welche dem Himmel entſtrömte. Dieſe Strahlen riefen Nebelwolken aus den Gründen, welche leicht und leiſe über die Egolz (ein kleiner Fluß, der in den Rhein fließt) ſchwebten, an den Rändern der Hügel ſich erhoben, an deren Spitzen ſie ſich verloren. Waren es die Schatten der alten **Rauracer**, welche die untergegangene Pracht ihrer Stadt beweinten, waren es die Schatten wilder Allemanen, welche auf dem Schutte der Stadt ihren Zorn und wilde Wuth, an welcher die Stadt untergegangen, büßen mußten? Doch nach ſo was frugen unſere Reiſenden nicht, ſie dachten weder an die Allemanen, noch kümmerten ſie ſich um den Mond. Jacob erzählte, wie er es dem Rathsherrn, dem Kerl, geſagt, die Andern hatten auch was geſagt, und als jeder wiederholt geſagt hatte, was er geſagt hatte, verlief ſich ihr Geſpräch in ein Hadern mit Gott und ein Schimpfen über die beſtehenden Zuſtände und die himmelſchreiende Ungerechtigkeit, daß Einige hart ſchaffen müßten, ſchlecht eſſen und am Ende noch von einem Orte zum andern zu Fuße gehn mit einem ſchweren Felleiſen auf dem Rücken, während Andere nichts thäten als ſchlemmen und praſſen und ſchließlich noch in Kutſchen führen, wenn ſie zehn Schritte weit wollten. Die guten Burſche dachten nicht daran, daß das Gut der meiſten Reichen durch hartes Schaffen bei ſpärlichem Eſſen erworben worden, daß eben das die gerechte Ordnung Gottes ſei, daß, was einer erworben, er behalten dürfe, ſeinen Kindern hinterlaſſen könne, ſo daß alſo, wenn ſie hart ſchafften und ſparſam lebten, auch ihre Kinder oder Kindeskinder gut eſſen und in der Kutſche fahren könnten, wenn es ihnen beliebe. Dieſes Entbehren auf die Zukunft hinaus, dieſes Tüchtigſein in der Gegenwart, damit man ſich ein Haus erbaue in der Zukunft, daß man eines habe, wenn dieſe arme Hütte bricht, iſt wohlweiſe Ordnung Gottes. Das Hadern mit dieſer Ordnung, das Verzehren der Gegenwart in ſinnlichen Genüſſen iſt aller Gottloſigkeit Anfang, betreffe es nun Reich oder Arm; und das Anſchwellen der Gottloſigkeit iſt aller bürgerlichen Ordnung Auflöſung, iſt der Barbarei Anfang.

In Rheinfelden waren ſie über Nacht geblieben. Als ſie am folgenden Morgen ihre Zeche bezahlten und jeder ſeinen Beitrag dazu lieferte, fand es ſich, daß ihre Baarſchaft eben nicht glänzend beſtellt war. Bei raſchem Wandern und ſpärlichem Leben hätten ſie dürftig ausgereicht bis Zürich; das war aber nicht der jungen Burſche Sinn. Sie beſchloſſen ſo gleichſam aus Uebermuth und im Spaß zu fechten, zu probiren wie das gehe, ſie wollten es treiben aus Kurzweil auf dem Wege und weil den dummen Bauern und den verfluchten Kerls, welche in Chaiſen führen, ihr Recht geſchehe, wenn man ihnen was von ihrem Ueberfluſſe abzapfe.

Geſagt, gethan! Sie begannen es zu treiben, der Jüngſte unter ihnen mußte den Anfang machen; ſie begannen zuerſt mit den Begegnenden. Es war einer unter ihnen, welcher ein geübtes Auge hatte und Fußgänger und Fahrende, welche in den Sack griffen, ſo ziemlich zu unterſcheiden wußte. Fremde mit breiten und tiefen Kutſchen, zumeiſt Engländer oder Ruſſen wurden nie angeſprochen, ebenſowenig diejenigen, welche man an der Geſtaltung des Fuhrwerks als Handelsreiſende erkannte, dagegen alle Fuhrwerke, in welchen Damen waren, Paſtoren, überhaupt Einheimiſche, welche behaglich ſaßen und nicht zu raſch fuhren, dann auch gut gekleidete Spaziergänger oder wenigſtens ſolche, denen man anſah, daß nicht die Noth zum zu Fuße gehen ſie zwang. Man ſprach auch die Poſt an, wenn ſie gerade Berg auf fuhr, war doch leicht möglich, daß in ihr ein mitleidig Herz ſaß und gab einmal eine Hand, ſo öffnete ſich leicht eine zweite und dritte, entweder weil das Mitleid anſteckte oder weil ſpiesbürgerlich gefürchtet ward, durch Nichtgeben erniedrige man ſich ſelbſt.

Nachher klopfte man auch bei Häuſern an, deren Aeußeres etwas Herrſchaftliches hatte, nach und nach auch an beſſere Bauerhäuſer, um welche herum nichts von Polizei zu merken war. Man that es, theils um an den Abfertigungen ſich zu ergötzen und manchmal kriegte man doch etwas, ſelbſt hier und da eine kleine Münze, manchmal Brot. Dieſes diente anfänglich zu allerlei erbaulichen Betrachtungen über das Hundeleben derer, welche ſolches Brot freſſen müſſen, denn Bauernbrot iſt zumeiſt hart und ſchwarz; hatte man ſich ſattſam in ſolchen Erbauungen ergangen, ſo warf man es weg. Bald jedoch erfuhren ſie, daß man es verkaufen konne, oder tauſchen an Schnaps, namentlich da, wo zuweilen Reiſende ihre Pferde mit Brot füttern laſſen. Das Ding war wirklich kurzweilig. Kam Jemand von Ferne, ſo ging das ſpeculiren los, ob da wohl was zu zapfen ſei? Sah man ein Haus von ferne, ſo ward einer abgeordnet. War die Anſprache geſchehen, ſo wurde Bericht abgeſtattet, entweder die Gabe verhandelt oder der, welcher ſie gegeben hatte. War die Zeit da, wo Mittag gehalten werden ſollte oder das Nachtlager, ſo ſetzte man ſich unter einen Baum, unterſuchte die Kaſſe und rieth ab, was ſie ertragen möge und je nachdem man ſie erfunden, marſchirte man raſch und voll kühner Erwartungen oder aber langſamer und mit mißmuthigen Schritten in den Ort. Man beſtellte, was man genießen wollte, frug nach den Handwerkern, nicht um Arbeit zu ſuchen, ſondern um eine Gabe ſich zu erbetteln, und wurde dem einen oder dem andern Arbeit angeboten, ſo hieß es, er ſei verſchrieben oder durch einen Kameraden beſtellt und muſſe den und den Tag in Zürich eintreffen. So ward ihnen bei der guten Jahreszeit das Wandern ein Kurzweil, eine wohlfeile Schweizerreiſe, welche die Schweizer ſelbſt bezahlten. Sie kamen über den Bötzberg, aber von der großen Schlacht, in welcher die Helvetier von den Römern ſo gewaltig geſchlagen wurden, wußten ſie begreiflich nichts. In Brugg ſtanden ſie lange auf der Brücke und ſahen dem Zorn der Aare zu, welche ihr reiches Waſſer durch die engen Felſen drängen muß, wobei ſie grimmige Geſichter zieht, wilde Wirbel und ſchäumende Wellen wirft und ein donnernd Brummen von ſich giebt.

Am berühmten Königsfelden, welches Kaiſer Albrechts Wittwe und Kinder auf der Stelle gegründet hatten, auf welcher der Kaiſer erſchlagen worden war, zogen ſie vorüber, ſahen da nach nichts als nach einer Gabe ſich um und kamen nach Baden. Baden iſt einer der berühmten Kurorte, wo alljährlich Tauſende ihre Geſundheit ſuchen, viele Hunderte ſie finden. Darin iſt er allen Kurorten gleich, daß Viele wegziehen, ohne gefunden zu haben was ſie ſuchten, aber darin unterſcheidet er ſich löblich von vielen andern, daß Niemand da verliert, woran er nicht gedacht, ſein ganz Vermögen an betrügeriſche Spielerbanden. Schöne Anerbieten zu Errichtung ſolch räuberiſcher Höhlen hat die löbliche Stadt löblich zurückgewieſen. Durch den engen Keſſel, wo die Bäder ſtehn, ſchäumt die Limmat, rundum erheben ſich freundliche Rebhügel und ernſt ſtarrt von der Höhe die Ruine, der Stein von Baden, ins fröhliche Getümmel. Unſere Burſche, nachdem ſie im Städtchen oben ihre Ränzel abgelegt hatten, trieben ſich auf den ſchönen Promenaden gegen die Bäder hinunter etwas herum, hielten es aber nicht lange aus unter den ſchönen Herren und Damen, welche auf- und niederwogten. Ob ſie eigentlich bloß neidiſch wurden oder zornig oder vielleicht ſich ſchämten, wir wiſſen es nicht, wir hörten bloß, daß ſie weidlich ſchimpften über das vornehme, hochmüthige Geſindel, welches thäte, als ſei es vom Herrgott appart erſchaffen. Sie vertrieben ſich den Abend damit, auszurechnen, wie viel Handwerksburſche mit dem Gelde, welches hier verthan werde, als wie Majeſtäten leben könnten; auszukalkuliren wenn die Herren und Damen ſchaffen thäten und gehörig lebten, ſie gar nicht hieher zu kommen brauchten. Erſtlich irrten ſich die guten Burſche, daß alle, welche hierher kommen, durch zu gut leben, krank geworden, daß ſie, wenn ſie das Geld hatten, es nur brauchen wollten, um wie Majeſtäten zu leben, nicht weiſer als die thörichten Reichen ſeien. Warum ſollte es unſer Herrgott denen nehmen, welche es beſaßen und unweiſen Kindern es geben? Und wenn ſie es nur haben wollten, um damit die Sünden der Reichen zu erkaufen, was hätten ſie für Nutzen davon, wenn ſie zugleich auch die Krankheiten der Reichen in den Kauf erhielten? Doch an das dachten die guten Kinder nicht, wenn Kinder denken, ſo denken ſie nicht nach allen Richtungen hin, ihre Gedankenreihe iſt eine einfache, was dicht daneben liegt, hören ſie nicht, faſſen ſie nicht. Der Apoſtel Paulus ſagte es ſchon, daß wer ein Kind ſei rede wie ein Kind.

Sie zogen dem alten Zürich zu, der ehrwürdigen Stadt, welche an ihren Kindern noch vielmehr und allerlei erlebt hat, als eine hundertjährige Mutter an ihren Kindern, denn bei tauſend Jahren alt wird dieſe Mutter ſein.

Nachdem ſie vor dem Thore Toilette gemacht hatten ſo gut es möglich und die gemeinſchaftliche Kaſſe liquidirt, zogen ſie in die Stadt der bezeichneten Herberge zu.

Fünftes Kapitel.

Jacobs Gift und Grimm kriegt Hände und Füße — tritt ins Bewußtſein.

Jacob fand Arbeit, dießmal bei einem kleinern Meiſter, der ſeine Geſellen ſpeiſte. Der Meiſter war ein Mann von einigen dreißig Jahren, ein Muſje, kein Rathsherr, wäre es aber möglicherweiſe gerne geweſen, wenigſtens war ihm nichts recht, was die Rathsherren machten und er wußte immer zu ſagen, wie ſie es hätten machen ſollen. Die Frau Meiſterin war eine Madam, wandte mehr Zeit auf die Toilette als auf die Küche, war lieber im Theater als an der Arbeit und wenn ſie einmal dazu gelangen konnte, daß ihr Mann mit ihr ausfuhr, ſo hatte ihr Glück kein Ende und ſo lange ſie fuhren hatte ſie keine böſe Laune. Freilich kam dieſe verſtärkt wieder, ſobald ſie den Fuß auf die Erde ſetzen mußte. Beide waren Leute der neuen Zeit. Die Arbeit war ihnen läſtig, ſie ſchämten ſich faſt derſelben. Sie hatten die Anſicht, der Menſch ſei auf Erden um zu genießen, alles, was ihn am Genießen hindere ſei Uebelſtand, der wegzuſchaffen, oder Bosheit, welche zu bekämpfen ſei, d. h. ſie ſchimpften einfach über die verfluchte Ordnung und die verfluchten Ariſtokraten und Pfaffen, und zwar blieb auch im Fluchen die Madam hinter dem Mußjö nicht zurück. Sie haßten beide, aber Pfaffen noch mehr als Ariſtokraten, es war faſt als ob ſie die Pfaffen für Kinder des Teufels hielten, welche ſie unerwartet ihrem ſelbſtgemachten Himmel entführen und in die Hölle transportiren könnten. Es war wohl nichts Schlechtes, welches ſie ihnen nicht nachredeten und kein Ausdruck des Abſcheues, welchen ſie in Beziehung auf ſie nicht gebrauchten.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie in keine Kirche gingen, nie beteten bei Tiſche, keine Bibel im Hauſe hatten, ob ſie was glaubten, wußten ſie wahrſcheinlich ſelbſt nicht recht und hätten auf eine daherige Frage bald ſo bald anders geantwortet, je nachdem Jemand gefragt oder je nachdem es ihnen eben zu Muthe geweſen; jedenfalls hätten ſie ſich gegen alles verwahret, was die verfluchten Pfaffen den Leuten vorplapperten. Indeſſen wären beide im Stande geweſen zu Wahrſagerinnen zu laufen, ja ſelbſt zu Kapuzinern, wenn eine verlaſſene Katze einige Nächte hintereinander unter dem Dache erbärmlich geſeufzt hätte. Beſſer daheim waren ſie mit dem politiſchen Glaubensbekenntniß. Sie gehörten zu den Radicalen und zwar zu den rechten, in der Wolle gefärbten, hätten beide ohne Beſinnen jedem geantwortet, der ſie um ihre politiſchen Anſichten gefragt hätte. Hätte man ſie ferner gefragt, worin denn ihr Radicalismus beſtehe, ſo hätten ſie im allgemeinen geantwortet, ſo wie es ſei, könne es nicht bleiben, alles müſſe anders werden, ganz anders, gänzlich anders. Dann wären ſie zu der eben obſchwebenden Tagesfrage übergeſprungen. Der Radicalismus hat es nämlich gerade wie die Jahreszeiten. Wie die Jahreszeiten Erdbeeren hervorbringen, dann Johannisbeeren, Kirſchen, Stachelbeeren, Hagebutten, immer eins nach dem andern zum Vorſchein kommt, ſo hat's auch der Radicalismus; bald iſts um den Straus zu thun, bald um Zehnten, bald um Klöſter, bald um Wahlen, bald um Jeſuiten, bald um Gemeinde- oder andere Güter, kurz er hat immer was auf dem Korn, was zur Religion oder zum Eigenthum gehört. Das ſind zwei Dinge, welche ihm ſchrecklich im Wege ſind. Alſo zu dieſem Schlage gehörten Jacobs Meiſtersleute, charmante Leute waren es, er ein gebildeter junger Mann und ſie eine Frau, welche über ihrem Stande ſtand, ſo urtheilte die Welt. Wie kreuzdumm aber die Welt urtheilt ſieht man aus dieſem Urtheile; denn wer über ſeinem Stande ſteht, der ſchwebt in der Luft, und wer in der Luft ſchwebt, ſehe zu, daß er nicht falle und zwar tief. Die Hauptſache iſt die, daß einer in ſeinem Stande feſt ſtehe, daß er im Kleinen getreu ſein kann; bleibt er es, ſo giebt ihm allweg Gott den Lohn, ja möglich iſts, daß ſelbſt die Welt ihn in nüchternen Augenblicken anerkennt und über Großes ſetzt. Und doch wird er nie über ſeinem Stande ſtehen wie hoch er auch das Haupt erhebt, mit den Füßen bleibt er allweg auf feſtem Boden ſtehen.

Jacob gefiel ſich ſehr bei dieſem neuen Meiſter, er war ſtolz auf ihn und ſelbſt auf die Frau Meiſterin. Der Meiſter ſei ein ganz nobler Mann, ſagte er, und ungeheuer äſtimirt, die vornehmſten Herren kämen zu ihm, redeten mit ihm ganze Stunden lang, ja es ſeien auch ſchon Profeſſoren gekommen und hätten mit ihm geſprochen, ganz gelehrt, ſo gelehrt, daß er gar nicht gewußt, was ſie reden thäten. Nachmittags gehe er auf das vornehmſte Kaffeehaus und manchmal Vormittags ſchon und bleibe oft ganze halbe Tage dort, wenn was Wichtiges obhanden ſei, denn die Herren könnten gar nichts machen, wenn der Meiſter nicht dabei ſei. Es ſei aber auch ein Kerl, wie er keinen noch getroffen, der könne es einem ſagen, was für eine verfluchte Ordnung auf der Welt ſei und wie es ganz conträr kommen müſſe. Aber der Meiſter wolle zu rechter Zeit auch noch ein Wort dazu reden und wenn der einmal dazu rede, ſo werde es ſchon kommen, wie es der Herrgott hätte machen ſollen. Es war allerdings des Meiſters Weiſe viel mit ſeinen Geſellen über Politik zu ſprechen, ihnen zu ſagen, wie ſchlecht es hier gehe von wegen der Ariſtokraten und Pfaffen, wie er es ſchon hundertmal geſagt, die müßten runter, beſſer komme es ſonſt nicht. Aber es ſei hier akkurat wie in Deutſchland draußen, wenns aufs Reden bloß ankäme, die Sache wäre längſtens gemacht. Er führte ſie auch an Orte ein, wo ein wenig geſungen, ein wenig gerechnet, ein wenig geleſen und viel geſchwatzt wurde und zwar meiſtens Politik d. h. über die verfluchten Hunde, welche an allem Schuld ſeien. Schon in Baſel, ſagte

Jacob oft, hab ers gedacht, daß es conträr gehe in der Welt, es ſei ihm eingefallen es ſei nicht recht, aber ſo klar wie hier ſei es ihm nicht vorgekommen, ja das ſei eine Hundewelt, ein ſchrecklicher Druck ſei da. Worin eigentlich der Druck beſtehe und das Hundeleben, das unterſuchte man nicht genau, man begnügte ſich damit, daß man ſich gegenſeitig Jammer und Zorn ins Gemüth ſprach, bis alle ſich ſo recht elend fühlten, ſo recht katzenjammerlich an Leib und Seele, bis ſie wirklich in die ſeltſame Meinung geriethen, ſie deutſche Handwerksgeſellen ſammt dem übrigen Volke ſchmachteten hier in ſchrecklicher Sclaverei und Tyrannei. Es ward ihnen, als müßten ſie den Schweizern zeigen, wie ſie ſich durchaus frei machen müßten von den Ariſtokraten und Pfaffen (damals war noch nicht die Jahreszeit für die Jeſuiten). Freilich waren es nur dumme Schweizer und noch dümmere Bauern und ſie, die Geſellen, hatten guten Lohn und nicht ſchlechtes Eſſen d. h. wenn die Meiſterin nicht gerade eine ſchlechte Magd hatte, Geld um genug einzuſaufen und Geld um genug Holz zu kaufen, was in Zürich freilich ſehr theuer war aber ſehr wohlfeil ſein könnte, wenn die verdammten Ariſtokraten und Pfaffen nicht wären, aber ſie hielten dafür, ſie ſeien berufen die verfluchte Sclaverei und Tyrannei allenthalben abzuſchaffen, es war ihnen nur wegen dieſer und um weiter nichts. Die Polizei moleſtirte ſie freilich wenig, das Bier war ziemlich, von der Regierung merkten ſie gar nichts, Steuern zahlten ſie keine, aber es war doch ein Elend und namentlich war um den Zürich-See noch verflucht ſaurer Wein, welcher ganz anders ſein könnte, wenn die Pfaffen ſich die Mühe nehmen wollten, das Volk über die Veredlung des Weinbaues aufzuklären und wie man in jedem Klima die beſten Weinſorten in beſter Qualität pflanzen könne. Himmelſackerment, ſagten ſie alle Abend, die Schweizer könnten ein gut Leben haben, wenn ſie nicht ſo dumme Kühe wären! Nun komme es den Schweizern komod, daß ſie deutſche Burſche da ſeien, ſie wollten es ihnen zeigen, wie man es anfangen müſſe, um der greulichen Herrſchaft los zu werden. So ſchwadronirten ſie nach dem von den Vorſängern angeſchlagenen Tone. Mit der Frau Meiſterin war Jacob weniger zufrieden als mit dem Meiſter, obgleich er anfänglich große Freude an ihr hatte, weil ſie mit ihnen aß, während ſie doch ins Theater ging und der Mann aufs Kaffee. Die hochmüthige Baslerin ſei nirgends hingegangen als in die Kirche, wo ja alle Leute gehen könnten, wenn ſie auch keinen Pfennig hätten, und doch habe ſie nie ein Wort mit ihm geſprochen; und ihr Mann, der Meiſter, gehe aufs Kaffeehaus, welches erſt im vergangenen Jahre neu gebaut worden, ganz neu, mit ſchönen Tapeten und großen Spiegeln. Da gingen die großen Gelehrten hin, die Radicalen, das ſei was ganz anders als ſo ein alt Rathhaus, wohin nur ganz ſimple Bürger gingen, ſo alte verfluchte Zöpfe mit langen Stöcken oben mit Silber beſchlagen oder gar mit Gold, ſo räſonirte Jacob.

Indeſſen war die Zufriedenheit mit der Frau Meiſterin nicht eine beſtändige, ſie war veränderlich, ungefähr wie der Frau Meiſterin Laune. Mit dem Reden iſts nicht gethan, ſintemalen man mit einem Menſchen manierlich und unmanierlich reden kann. Mit einem neuen Geſellen war ſie zumeiſt freundlich, oder es mußte das Wetter gar zu ſchlecht ſein, ſie machte Anſprüche auf Liebenswürdigkeit und war eine gute Patriotin, wollte dem Fremdling eine gute Meinung beibringen von ihrem Vaterland und deſſen Aufklärung im Allgemeinen und vom ſchönen Geſchlechte deſſelben insbeſondere. Wenn ſie dem neuen Geſellen dieſes einige Tage gezeigt hatte, dann hielt ſie dafür, er ſolle davon überzeugt ſein und bleiben, einen feſten unumſtößlichen Glauben haben. Sah ſie dieſen Glauben wanken, dann wehe dem Ungläubigen. Man ſieht, die Frau Meiſterin hatte es wie tauſend und aber tauſend Mädchen, welche, nachdem ſie mit dem Aufwand aller Kunſt und Macht einem Manne einen Begriff ihrer innerlichen Schönheit und Glauben an ihre Liebenswürdigkeit beigebracht haben, ſo daß er ſie zu ſeiner Gemahlin erhebt, nun von ihm fordern, er ſolle Begriff und Glauben an Schönheit und Liebenswürdigkeit unverändert behalten, das ſei er von wegen der Treue ihnen ſchuldig. Auf dieſen Glauben an die Schuldigkeit verlaſſen ſich leider tauſend und tauſend Mädchen, vergeſſen durch andauernde Liebenswürdigkeit den Glauben daran alle Tage neu zu machen, wie Gott den Glauben an ſeine Huld und Liebe, gebehrden ſich wie eben ihre Laune iſt und jammern namentlich ganz abſcheulich über der Männer Veränderlichkeit und Untreue.

Gerade ſo gings auch Jacobs Frau Meiſterin, und nicht mit dem Manne allein, ſondern mit Geſellen, Mägden, mit der ganzen Welt. Sie war eine der Seelen, in welche kein Strahl der göttlichen Sonne fällt, in welche nur die Schatten fallen und darüber ſtreifen, welche die Welt wirft. Zu dieſem kam noch der Frau Meiſterin Unkunde in der Haushaltung und daß dieſelbe ihr völlig Nebenſache war. War ſie mit etwas beſchäftigt d. h. beſchäftigt im Gemüthe z. B. mit einer neuen Mode oder einer Frau Nachbarin, welche ſich beifallen ließ, ebenſo liebenswürdig als ſie zu ſein, ſo vergaß ſie alles unter den Händen, und wenn die Magd ſchon mahnte, ſo hörte ſie nicht. Sie vergaß die Eßſtunde, vergaß für Brot zu ſorgen, vergaß daß man keine Kartoffel mehr hatte, bis ſie übers Feuer ſollten. Eine ſolche Gleichgültigkeit oder wie man es nennen mag, durchdringt alsbald ein ganzes Hausweſen, wird jedem Glied deſſelben fühlbar, wie Rauch, wo ein ſchlecht Kamin iſt, welches nicht zieht; es wird unheimlich im Hauſe.

Es wird überhaupt allenthalben unheimlich, wo die Hauptſache zur Nebenſache wird, die Menſchen tändeln, mit ihrem Hauptgeſchäft ſpielen und all ihr Sinnen und Denken an Kleinigkeiten oder Schlechtigkeiten verſchwenden. Zu dieſer Eigenthümlichkeit der Frau Meiſterin kam noch was anderes, welches noch böſeres Blut machte. Aeltere Geſellen, welche dem Dinge länger zugeſchaut, behaupteten die Frau Meiſterin beute die Haushaltung aus. Zuweilen werde das Eſſen ſchlechter, kärglicher, man begreife nicht warum, denn weder das Brot hatte aufgeſchlagen, noch das Fleiſch. Plötzlich erſcheine die Frau Meiſterin ganz nagelneu aufgedonnert von oben an bis unten aus, oder hätte doch wenigſtens einen neuen Hut auf dem Kopf oder ſonſt was Nagelneues am Leibe. Andere Male ſei ſie ausgefahren, habe eine Parthie gehabt, ſei in Baden geweſen oder habe Jemand geladen gehabt, dann werde das Eſſen 8 oder 14 Tage ganz hundsmäßig, denn an der Haushaltung ſollten die Koſten wieder eingebracht werden.

Wie wir alle wiſſen, hängt die Liebe zu einer Frau Meiſterin nicht von ihrer Liebenswürdigkeit alleine ab, ſondern hauptſächlich von der Suppe, welche ſie auf den Tiſch ſtellt, vom Fleiſch, welches die Geſellen unter die Zähne kriegen, und von der Art und Weiſe wie das Abendbrot verabreicht, überhaupt das Brot ausgetheilt wird. Man begreift, daß bei wechſelnder Liebenswürdigkeit bei Suppe, welche auf- und abnahm wie der Mond, Fleiſch, welches bald fett bald mager war wie die Krebſe, und Brot, das ſehr oft nach den ſieben magern Jahren Egyptens roch, die Zuneigung zu der Frau Meiſterin eine ſehr abwechſelnde und oft ebenfalls ſehr dünne und ſchmächtige ſein mußte. Bei ſolcher Bewandtniß konnte man ſich darüber wundern, daß der Meiſter Geſellen haben konnte. Man muß aber bedenken, daß er es mit der Arbeit ſo genau nicht nahm, daß er oft nicht zu Hauſe war, die Geſellen ſich alſo mit dem Schaffen nicht tödten mußten, daß wenn er auch zuweilen ſchrecklich aufbegehrte, der Vorfall doch bald vergeſſen war; daß der Meiſter zudem den Namen hatte, er ſei ein guter Radicaler, ein ächter Geſellenfreund ganz auf die neue Mode, ſo daß die Geſellen ſich mit ihm rühmten, ſich allemal in die Bruſt warfen, wenn ſie ſagen konnten, ſie ſtunden bei Dem und Dem in Arbeit. Die Reputation macht natürlich viel, aber bis auf den heutigen Tag iſt die Welt nicht klug geworden, die Meiſten vergeſſen immer und immer wieder zu unterſuchen, worauf die Reputation beruhe, ob auf ſoliden d. h. chriſtlichen Tugenden oder ob auf der Farbung des Tages?

Jacob hatte einen Schlafkameraden, einen äußerſt gebildeten d. h. er ſtammte aus einem Städtchen, hatte die höhern Schulen beſucht, eigentlich ein Gelehrter oder Miniſter werden wollen, er war noch nicht entſchloſſen geweſen welches von beiden, aber allenthalben ſei Mißgunſt ſeinem Genie in den Weg geſtanden. Da habe er endlich gedacht: Wartet nur, ihr Hundsfötter, ich will euch auf einem andern Wege zeigen, wer ich bin und was ihr ſeid und ſei Handwerker geworden ſo erzählte er ſein Schickſal, begreiflich mit vielen Einzelnheiten, welche wir weglaſſen.

Jacob hatte noch immer den Gebrauch behalten zu beten, wenn er zu Bette ging und wenn er aufſtand, es war ſo ein Gebrauch, dem er nicht abſagte troß dem, daß er nicht mehr zur Kirche ging, über die Pfaffen ſchimpfen half, überhaupt in alle Spottereien einſtimmte, gingen ſie ſo weit ſie wollten. Beim Beten dachte er dann wohl zuweilen an die Großmutter und wie es ihr ergehen möge. Der Schlafkamerad, den wir Carl nennen wollen, merkte dieſes Beten Jacobs einige Zeit nicht, da ſie ſelten zu gleicher Zeit auf- und niedergingen. Carl konnte des Abends nie zu Bette kommen, am Morgen nie daraus. Einmal traf es ſich, daß Carl unwohl war und ſchon zu Bette als Jacob ſich niederlegte, und einige Zeit nicht Antwort gab, als Carl ihn etwas fragte. Carl war eben nicht geduldiger Natur und wenn er ſchon Gleichheit predigte und über die Reichen ſchimpfte, drohte, wie die über kurzem auf den Kopf geſtellt ſein müßten, daß der letzte Pfennig ihnen aus der Taſche falle, ſo war er doch ſackgrob gegen jüngere Geſellen, und wenn er nicht etwas appartes von ihnen wollte, ſo konnte er ſie behandeln, als ob er wirklich Miniſter geworden wäre, ſie aber ſeine Bedienten oder gar Leibeigenen wären. Carl ſchnauzte daher Jacob an: Kerl, kannſt du mir nicht antworten, wenn ich was frage? Jacob, welcher vom Rathsherrn in Baſel ſo was nicht vertragen hätte, nahm es von Carl demüthig an, dieweil Carl ungeheuer radikal war und die Sachen auseinanderſetzen thäte, daß man die Beine nicht mehr ſtille halten könnte unter dem Tiſche. Eingeſchüchtert antwortete er: Nun was willſt du? habe erſt zu Ende beten wollen. Da ſchlug Carl ein hölliſches Gelächter auf und ſagte: Was, du beteſt noch, ein Kerl wie du betet, betet als ob er noch, bald hätte ich geſagt, ein klein Kind wäre, aber auch die beten ja nicht mehr, höchſtens noch eine alte Großmutter, welche fürchtet, dem Teufel ſei ſie zu böſe und daher, um doch irgendwohin zu kommen, herumtaſtet, ob irgendwo ein Himmel ſei. Jüngſt kamen zu meinem Freunde Fraz, Lehrer in einer großen Mädchenſchule, 2 Mädchen und ſagten: Sie hätten ſich ums Beten geſtritten. Er hatte einige ſchon ſo klug und aufgeklärt gemacht, daß ſie beten für eine Thorheit hielten, andere waren noch nicht ſo weit, behaupteten, man müſſe beten, die Mutter habe es geſagt. Sie kamen nun zu Franz, er ſollte den Streit entſcheiden. Kinderchen, ſagte er, Beten iſt eine ſchöne Sache ja freilich, aber einſtweilen könnt ihrs doch bleiben laſſen. Ja wenn ihr dann Großmütterchen ſeid und nichts beſſeres mehr thun könnt auf der Welt, ja dann könnt ihr beten, ſo viel ihr wollt, dann kanns euch in alle Wege nicht ſchaden. Ein Kerl wie du aber, ſtark zwanzig Jahre und betet noch, iſt ein Eſel und bleibt ein Eſel in alle Ewigkeit d. h. wenn eine Ewigkeit wäre. So ſolle er ihm nicht kommen, ſagte Jacob, beten ſei beten, ſeine Großmutter habe es ihn gelehrt, als Lehrburſche habe er bei ſeinem Meiſter gebetet und ſeither ſo fort und ſchlecht ſei es ihm dabei nicht gegangen. Jacob, biſt doch ein Eſel und bleibſt ein Eſel, wenn du ſolch dummes Zeug fortreibſt. Bete doch einmal, daß die Frau Meiſterin beſſeres Fleiſch aufſtelle, ſchmackhaftere Suppe, das Geld, welches ſie in den Haushalt brauchen ſoll, nicht ins Theater trage; oder bete, daß das Eſſen dir im Schlafe komme, ſieh, ob es dir hilft. Ja, ſagte Jacob, das mag wohl ſein, daß das all nichts hilft, aber was würde unſer Herrgott ſagen, wenn ich nicht mehr beten thäte. Da lachte Carl trotz ſeinem Unwohlſein, daß ein allgemeiner Aufruhr im Hauſe drohte und ſagte endlich: der dummſte Kerl den ich geſehen habe biſt du, Jacob. Hat ſich je ein Herrgott um dich gekümmert, hat er dir je das Felleiſen getragen, einen Stein aus dem Wege geſtoßen oder einen Gulden in den Sack? oder hat er dir eine Ohrfeigege geben oder dir gerufen, Jacob, du Eſel, was thuſt du wieder? Sieh, von all dem iſt nichts, denn was nicht iſt, kann auch nicht hören. Oder ſag mir, haſt du den Herrgott je geſehen, zu dem du beten thuſt? Ne das nicht, ſagte Jacob, aber er hat ja alles gemacht, wie die Großmutter geſagt hat, der Schullehrer, der Pfarrer und auch der Meiſter. Sind denn die dabei geweſen oder haben die den Herrgott geſehen? Ne, ſagte Jacob, aber ſie habens geſagt und weil er Alles gemacht hat, iſt und bleibt er der Herrgott. Dummes Zeug, ſagte Carl, eben weil Niemand geſehen hat, was er gemacht und Niemand ſeine Perſon geſehen hat, ſo iſt all nichts an dem Herrgott, es iſt gar keiner und all das Zeug iſt Pfaffengeſchwätz fürs dumme Volk, was das Gebiß für das Pferd iſt und das eiſerne Gitter für den Löwen. Höre du, ſagte Jacob, ſo komm mir nicht, ſo einfältig als du glaubſt bin ich nicht. Wie konnte die Welt ſein, wenn kein Herrgott wäre, der ſie gemacht hat. Hör mal, du haſt ſie nicht gemacht und dein Vater auch nicht.

Na willſt du noch Witz machen, antwortete Carl. Sag mir doch, wer hat dir deinen Finger ſo ſchlimm gemacht, daß du ihn verbinden mußt und große Schmerzen leideſt? Das hat Niemand gemacht, antwortete Jacob, das iſt von ſelbſt gekommen. Sieh, antwortete Carl, gerade ſo iſt es mit der Welt, die iſt auch von ſelbſt gekommen wie dein ſchlimmer Finger. Ja, ſagte Jacob, die Welt und mein Finger ſind zwei, die Welt iſt groß, der Finger klein. Biſt ein dummer Junge, ſagte Carl, auf groß oder klein kömmts ja nicht an, ſondern darauf, ob etwas von ſelbſt kommen könne. Kann was kleines von ſelbſt kommen, kann es auch was Großes, wie ja aus der gleichen Erde große und kleine Bäume kommen und von den gleichen Eltern große und kleine Kinder. Verſtehſts endlich, begreifſts? 'S iſt kurios, entgegnete Jacob, aber es kann ſein. Aber was wird die Großmutter ſagen, wenn ſie vernimmt, daß kein Herrgott iſt? Himmelſapperment, die wird es gar nicht glauben wollen. Brauchſt es ihr auch gar nicht zu ſagen, antwortete Carl. Solche Dinge ſagt man nicht Jedermann. Die Schweizer ſind alleweil Kühe, in Zürich ſind noch Pfaffen und Ariſtokraten, vernünftige Leute müſſen ſehen, was ſie reden. Die Hunde wären im Stande jeden zu verfolgen, der ſagen thäte, was die Pfaffen predigten ſeien Pfaffenmährlein, beſonders wenn er ein Fremder wäre, auf die haben ſie einen ſchrecklichen Zorn, alleweil ſie viel geſcheuter ſind als die Züricher alle vom Oberſten bis zum Unterſten. Aber, fragte Jacob, was nützt es mich, wenn ich es Niemand ſagen darf, daß ich geſcheut geworden und an keinen Herrgott glaube, anſehen thut es mir doch keiner nicht. Da lachte Carl wieder und ſagte: kannſt ja dann das Beten laſſen, kannſt länger ſchlafen, kannſt deſto beſſer zu dir ſelbſten ſehen, weil du dich nicht mehr dummer Weiſe auf den Herrgott verläſſeſt, und weißt fürderhin, daß du dir alles erlauben darfſt, was dir am Leibe nicht ſchaden thut und ſonſt nicht. Wenn ich dabei bin und wir unter uns ſind, da allerdings darfſt und ſollſt du reden, zeigen, daß du kein dummer Chriſt mehr biſt, ſondern ein Emancipirter, ein Aufgeklärter. Ja ſo, ſagte Jacob, ſchlafen iſt — eine — ſchöne — S — a — ch — e, und langſam begann er zu ſchnaufen und endlich zu ſchnarchen, daß die Fliegen erſchraken, welche bereits an den Wänden ſich zur Ruhe begeben hatten und aufs neue zu ſurren begannen.

Mancher mag urtheilen, daß ein Glaube, welcher ſo leicht genommen werde, nicht der beſte geweſen ſei, nicht viel Bedauern verdiene, und weil es der chriſtliche Glaube ſei, welcher auf ſolche Weiſe vor dem Schlafengehen verloren gehe, ſo müſſe der chriſtliche Glaube überhaupt wenig taugen, und wer ſo urtheilt, würde urtheilen wie einer, der behauptet, dieweil es faule Bäume und faule Zähne gebe, ſo taugten alle Bäume und alle Zähne nichts. Der Glaube iſt allerdings einem Baume gleich und mit einem ſolchen hat Chriſtus ihn auch verglichen. Wie der Baum ſeine Wurzeln in die Erde geſchlagen hat, ſeine Aeſte in der Luft entfaltet, ſeine Krone nach ſeiner Kraft gen Himmel treibt, aus Erde, Luft und Himmel ſeine Nahrung ſaugt, bei guter Nahrung geſund bleibt, blüht und Früchte trägt, ſo ſoll der Glaube im Herzen wurzeln, hinaus ins Leben reichen, hinauf Gott entgegenſtreben, aus Gott, Leben und Herz, aus dieſer Dreifaltigkeit ſoll er täglich, ſtündlich Nahrung ſaugen, unmittelbar, faſt bewußtlos: faſt ohne Mühe dem Baume gleich, dann bleibt der Glaube lebendig, ſchön wird er blühen, ſüße Früchte wird er tragen. Aber wie ein Baum, welcher nicht Nahrung hat, Sumpf oder Stein die Wurzeln finden, die Luft giftig iſt, die Sonne abgeſperrt, herbt, fault, abſtirbt, umfällt, ſo geht es dem Glauben. Iſt derſelbe nicht im Sinnen und Denken gegründet, ſteht er nicht aufrecht am Tage vom ſtrömenden Leben Gottes umfloſſen, iſt er nicht beleuchtet und verklärt durch die Offenbarungen Gottes, ſo entweicht ihm das Leben, es kürzen ſich ſeine Wurzeln, es ſchrumpfen Stamm, Aeſte und Krone zuſammen, es ſetzt ſich der Wurm in die loſe Rinde, es wird das Mark zu Staub, morſch, faul wird das Holz und unerwartet fällt er zuſammen und nicht im Sturme, oft wenn die Sonne lacht und alle Winde ſchweigen.

Jacob hatte Glauben, aber dieſen Glauben hatte ihm die Großmutter ſo gleichſam ins Herz hineinkommandirt, in der Schule hatte er ihn repetirt, in des Meiſters Hauſe ging es nach der gleichen Regel zu, und wenn Jacob im gleichen Kreiſe ſich bewegt, nichts neues in ſein Leben hineingeragt hatte, ſo wäre dieſer Glaube nach und nach ein lebendiger, wäre zu ſeinem wirklichen Lebensbaume geworden. Nun war er aus dieſem Kreiſe weggekommen, in ein ganz ander Leben, in dieſem Leben war der Glaube nicht mehr bemerkt und aus dem Leben zog er keine Nahrung mehr. Dieſes neue ungewohnte Leben verzehrte all ſein Sinnen und Denken, war zugleich auch die Wolkendecke, welche ſich zwiſchen ihm und ſeiner Seele Sonne ſich legte, ſo daß auch Thau und Licht von oben nicht mehr auf ihn herabträufelte. Er glaubte noch, er betete noch; wenn's der Anlaß geboten hatte, ſo hätte er ſich auch noch gefürchtet vor Gott, aber dieſer Glaube war morſch, faul in Mark und Wurzeln, ſo fiel er ihm auch halb im Schlafe um wie man Beiſpiele hat, daß man wackelichte Zähne ſich in vollem Schlafe ſelbſt ausbeißen kann.

So fiel alſo dem Jacob ſein morſch gewordener Glaube um, woran das Chriſtenthum keine Schuld hatte, ſintemalen daſſelbe ewig jung bleibt. Sonderbar aber iſts, wie die Ungläubigen erſtlich über Menſchen ſpotten, welche meinen, das Chriſtenthum ſei gleichſam eine alte Kapuzinerkutte, welche der ſatte Sünder über ſich werfen könne, um in ihr fromm zu ſcheinen und ſelig zu werden, und wie ſie hinwiederum über das Chriſtenthum ſpotten, wenn ein quasi Chriſt zu einem Ungläubigen wird, wenn die umgeworfenen Fetzen im Winde von ihm fahren, als ob wirklich zwiſchen einer frommen Kutte und dem wahren Chriſtenthume kein Unterſchied ſei, und keiner ſein könne. Und ſonderbar, wenn man ihnen ſelbſt anmuthet das wahre chriſtliche Weſen anzuziehen, nicht eine alte Kapuzinerkutte, nicht die Kutte eines ſchmutzigen Fleiſchers, ſo ſchaudert es ſie darob, ſie wollen nicht. Wenn man ihnen klar machen will, die ſündige Natur des Menſchen, welche zu allem Böſen geneigt bleibt und nur zu gerne ſchöne Phraſen für einen Purpurmantel anſieht, aber mit dem Gefallen an den Phraſen wechſelt wie die Gelüſte des Fleiſches ſich ablöſen, das Beſte faulen läßt, nach dem Schlechteſten mit Begierde greift, ſo greifen ſie nach Steinen und wählen zu ihrem Ziele den quasi Läſterer, nicht den Gottesläſterer, ſondern den Läſterer der Majeſtät des menſchlichen Fleiſches. Als ſo unſerm Jacob ſein Glaube umgefallen war wie ein morſcher Baum, da hatte Carl ſeine ungeheure Freude daran und ermangelte nicht mit unendlichem Vergnügen den Vorfall im Kreiſe der Vertrauten zu erzählen, ſich zu verſteigen zu kühnen Gleichniſſen von unſers Jacobs Glauben und dem Chriſtenthum und zu noch kühneren Vorausſagungen, wie des dummen Eſels Glaube zuſammengebrochen, als er ihn mit dem kleinen Finger berührt, ſo wäre der geſammte chriſtliche Quark ſchon längſt zuſammengebrochen, wenn Ariſtokraten und Pfaffen ihn nicht aufrecht erhielten aus Leibeskräften. Doch nur noch eine kleine Weile, ein kleiner Wind, ſo liege derſelbe auf dem Bauche trotz Ariſtokraten und Pfaffen zum Nimmerwiederauferſtehn.

So ſprach Carl. Dem Jacob aber war es am folgenden Morgen wirklich wie einem, welchem ein Zahn ausgefallen iſt. Derſelbe fühlt die Lücke, ſie iſt ihm anfänglich unheimlich; aber ausgefallene Zähne laſſen die wenigſten Menſchen wieder einmachen, ſie gewöhnen ſich an die Lücken. Als Jacob erwachte, ſo wollte er beten, da war es ihm gerade wie einem Erwachenden, der im Schlafe einen Zahn ſich ausgebiſſen, er hatte das Gefühl, daß etwas gegangen und als er nachdachte, was? kam es ihm in Sinn, daß ja kein Gott mehr ſei, daß er alſo nicht zu beten habe. Er that es alſo nicht, wälzte ſich noch einmal rum und ſtand auf. Und doch trotz dieſer faſt unbegreiflichen Leichtfertigkeit, mit welcher er ſeinem guten, lieben Gott den Abſchied gab, und zwar halb aus Gleichgültigkeit und halb aus Reſpekt gegen Carl, der hätte Miniſter werden können, einem verflucht geſcheuten Kerl, der einem den Bart vom Munde reden konnte, war es ihm den ganzen Tag nicht wohl, es dünkte ihn unwillkührlich es fehle ihm was. Es war ihm ſo öde, ſo dumpf, er wußte nicht kams aus dem Magen oder fehlte es ihm im Kopfe. Unheimlich war es dem armen Jacob, dem man das

Beſte, was er hatte, ſo frevelhaft genommen und das er ſich ſo leichtfertig hatte nehmen laſſen, — noch lange, und dabei that er akkurat wie ein junger Bub, der hinter Luſtigkeit ein bös Gewiſſen, oder wie ein Fuchs, der hinter Rennomiren ſein Haſenherz verſtecken will. Er lärmte in ihren Zuſamenkünften gar gewaltig, aller aufgeſchnappten Spöttereien bediente er ſich ſo häufig als möglich, ſelbſt Läſterungen ſparte er nicht und that dick, als ob er alle Könige der Erde, alle Pfaffen und Ariſtokraten vor dem Morgenbrod alleine freſſen wollte. Wenn man den guten Jacob hörte hinterm Glaſe Bier oder ſeinem Schoppen, ſo hätte man ihn für den ſchrecklichſten, blutdürſtigſten Kanibalen und Menſchenfreſſer halten können, für den gefährlichſten aller Menſchen, und doch war Jacob im Grunde ein guter Junge, beſſer als tauſend andere, der zumeiſt nicht wußte, was er ſagte. Freilich wie man ſich in Zorn hineinreden kann, ſo kann man ſich auch hineinreden in Schlechtigkeiten und Gräuel, ſo daß man am Ende auch die That, die Ausführung nicht ſcheut. Da können uns unſere Buben zum Exempel dienen. Laßt dieſe brav Räubergeſchichten leſen und die Räuber ſpielen, ſo wird es ſie jucken, ſich zur Räuberbande zu organiſiren. Da begreiflich eine Räuberbande rauben muß, ſo wird es nicht lange gehen bis die jungen Räuber Höhlen, Schlupfwinkel ſich ausſuchen und zu ſtehlen beginnen. Es wird kaum eine bedeutendere Schule ſein, welche in ihrer Geſchichte nicht ſolche Ausbrüche gefährlicher Spielerei ins praktiſche Leben nachzuweiſen hätte. Die Räuberjungen ſind zumeiſt weniger moraliſch verdorben, als man ſie nimmt, während die Sache ſelbſt ſo gefährlich als möglich iſt und bei längerer Dauer allerdings ein totales moraliſches Verderben nach ſich ziehen würde. Denn mit der Räuberei ſtehen in innigſter Verbindung Saufgelage, Liebſchaften, die größte Rohheit, endlich Dolch und Piſtole. So iſts auch mit den politiſchen Vereinen oder all den Zuſammenkünften, wo beſtändig vom Freſſen und Hängen der Ariſtokraten und Pfaffen, vom Vertheilen ihrer Güter, vom Vertheilen der Arbeit u. ſ. w. die Rede iſt. Dieſe Leute können dabei ſehr ſittlich ſcheinen, faſt wie die Burſchenſchäftler in ihrer ſchönen Zeit, wo ſie die mit hohen Dingen Beſchäftigten von ſchönen Ideen Getragenen ſo ernſt einher ſchritten, ſo verächtlich niederſahen auf Bier und Liebe. Aber das Reden frißt ſich doch in ſie hinein, und wenn das Reden an ſich nicht Tödtet, nicht raubt, ſo bereitet es doch die Gemüther auf Tödten und Rauben vor, ſo daß ſie, wenn der Anlaß zu beiden kömmt, ſie denſelben freudig ergreifen, oder kömmt er von ſelbſt nicht, denſelben ſelbſt ſich machen. Das kennen die, welche die Fäden des Treibens in Händen haben, wohl und darum, da ſie die Kraft zur äußern That noch nicht haben, bereiten ſie einſtweilen das Material dazu vor und zwar auf eigenthümliche Weiſe. Sie ſcheinen die menſchlichen Gemüther zu betrachten wie Kamine, in welche ſich viel alter Ruß angeſetzt und aufgehäuft, als ſolchen Ruß betrachten ſie Gottesfurcht, den chriſtlichen Glauben überhaupt; und wie man nun ſolche Kamine ausbrennt, damit man wieder darunter feuern darf nach Luſt und Belieben und ſie den Rauch durſtig ziehen in friſchem Zuge, ſo brennen ſie auch die Seelen der armen Burſche, welche ihnen in die Hände fallen, aus, ſorgen, daß all ihr Glaube verzehrt werde, nichts mehr da ſei, was, wenn ſie endlich ihr Feuer anzünden können dem friſchen Zug des Rauches im Wege ſtehen möchte.

Es iſt ſehr möglich, daß Jacob in dieſem Augenblick zu blutigen Thaten durchaus unfähig geweſen wäre, es ſetzte ſich bei ihm die Theorie erſt an, zur Praxis war ſie noch nicht durchgebildet. Deſto größern Lärm machte er, ſo daß er ſelbſt den Führern mißfällig war, ſich ſcharfe Mahnungen zur Vorſicht zuzog, während ſie ihn in ihr engeres Vertrauen je länger je weniger zogen. Solche Leute ſind gut zur Zeit, aber wenns noch nicht Zeit iſt, wird man leicht durch ſie compromittirt und bloßgeſtellt. Jacob, der von der Politik, ihren Gefahren, den bewegenden Kräften, ſo wenig einen Begriff hatte als ein alter Pantoffel, nahm dieſes Betragen verkehrt auf. Er meinte, man traue ihm nicht genug Muth und Kraft zu, man meine noch immer, er habe einige Stücke Glauben oder ſo was im Leibe verſteckt und jemehr man ihn abmahnte, deſto ſorſcher machte er ſich, deſto heldenmüthiger wollte er ſich zeigen, wollte zeigen, daß er alleine im Stande wäre den dummen Schweizern zum Glück und zur Freiheit zu helfen.

Sechstes Kapitel.

Um Mitternacht muß Jacob eine Predigt hören und wie ſie wirkt.

Eines Abends wars, daß es dem Jacob ging wie einem Schiff auf dem Meere, wenn der Sturm wüthet, wenn Nebel auf den Waſſern liegt, oder Nebel vor des Capitains Augen, daß ſie den Compaß nicht ſehen und auf die Seekarten ſich nicht verſtehen, er ward verſchlagen von den Kameraden weit aus der üblichen Straße. Er hatte eben auch Nebel auf ſeinen Augen, draußen war es ſchön und klar, denn blau war der Himmel und rund ohne dunſtige Gewänder wandelte der Mond ſeine von Gott ihm vorgeſchriebene Bahn.

Als nach den franzöſiſchen Julitagen in der Schweiz die aus alten ariſtokratiſchen Trümmern neu aufgekleiſterten ariſtokratiſchen Gebäude eingeriſſen wurden, da riß auch die alte Zürich nicht bloß die Verfaſſung ein, ſondern auch ſeine Schanzen und Mauern, füllte die Gräben aus, öffnete die Stadt, daß ſie eins ward mit dem Lande d. h. daß keine Mauern den geheimnißvollen Kampf mehr hemmten, der zwiſchen allen Städten und dem Lande iſt, in welchem, jemehr die Barrieren der Städte niedergeriſſen, ſcheinbar die Städte geſchwächt werden, in Wirklichkeit aber deſto gieriger die Städte das Land verſchlingen. Es iſt ſehr merkwürdig, daß die Höchſten der Städte zumeiſt zum Heil der Städte am meiſten beitragen, daß gerade ſie es ſind, welche gewöhnlich leiblich und geiſtig ſich ſelbſt dem ſchlechteſten Städtegeiſt opfern. An manchem Orte verbarg ſich hinter freiſinnigen Demonſtrationen der Geiſt der Spekulation, der entweder einen ſchönen Hausplatz für ſeine eigene Perſon im Auge hatte, oder aber eine Lücke im Staate einnehmen, welche durch den Verkauf von Hausplätzen zu decken war. Kurz es iſt halt ſo in der Welt, daß hinter allem in der Welt was liegt, hinter dem größten Berge liegt was, hinter dem längſten Meere liegt was, und das iſt halt ſo, dieweilen kugelrund die Welt iſt.

Alſo auch Zürich hieb die alten Zöpfe ab, ward eine moderne Stadt, entblößte ſeinen Buſen dem ganzen Lande, gewann das ſchönſte Quartier, die ſchönſte Promenade zum See hinauf, wo jetzt auf einem Vorſprunge das neue Münſter ſteht mit ſeiner herrlichen Ausſicht in Gottes Herrlichkeit, wo es auch innen herrlich ſein wird, wenn in ſeinem Worte Jehovah dahinfährt in leiſem Säuſeln des Windes oder auf dem Donnerwagen ſeines Zornes. Hieher ward Jacob verſchlagen, es war ein Geiſt in ihm, welcher das Haus Gottes für eine Kneipe anſah, dort Befriedigung ſeines neu erwachten Durſtes ſuchte und an den verſchloſſenen Thüren lärmte. Da ward er hart am Arm ergriffen und als er zornig ſich umſah, ſtand hinter ihm eine hohe ſchlanke Geſtalt, der Mond ſchien auf ein blaſſes, Jacob wohlbekanntes Geſicht. Himmelſackerment, ſagte Jacob, was ſtreichſt du da herum, Bruder Brandenburger, und ſpielſt das Geſpenſt? Hilf mir die Thüre einſchlagen, die Hunde hören nicht, damit wir was für den Durſt kriegen, es iſt ganz verflucht heiß, kein Türke hielte es nicht aus. Hör Bruder, du biſt am unrechten Orte, ſprach der Lange, das iſt kein Wirthshaus, du ſtehſt auf dem Kirchhof und polterſt an eine Kirchenthüre und polterſt umſonſt, denn Niemand wird dir öffnen. Was meinſt, wenn du einmal ſo an die Himmelsthüre poltern mußt, Niemand dich hört, Niemand dir öffnet? Jacob erſchrak, als er hörte, wo er war, doch hatte er ſich während des Langen Rede dürftig geſammelt, ſchlug mit dem Fuße noch einmal gegen die Kirchenthüre, ſtieß ein häßlich Schimpfwort aus und ſchrie: Komm, dort unten iſt ein Wirthshäusle, dort iſt der Himmel und einen andern giebt es nicht. Was Dummes zu glauben, wirſt du doch nicht mehr Narr genug ſein! Da nahm der Brandenburger den Jacob beim Arme, drehte ihn um, daß er die in der wunderſchönen Nacht ſtrahlende Herrlichkeit der Umgebung ſchauen mußte. Und wunderſchön war es wirklich, der Himmel in ſeinem Blau, der See in ſeinem ſilbernen Glanze, die Stadt mit den hohen Thürmen, auf dem See ſtrichen großen Schwänen gleich einzelne Schifflein, durch den großen Ocean über ihren Häuptern ſchiffte der Mond und einzelne Sterne ſchienen feſtgeankert im tiefen Himmelsgrunde. Hör Bruder, ſprach der Lange, wollte dir ſchon lange was ſagen, die Gelegenheit gab ſich nicht. Jetzt will ichs thun, hier iſt gerade der rechte Ort dazu und die rechte Stunde und von ungefähr geſchah es nicht, daß du hier ſo ſeltſamer Weiſe mir in die Hände laufen mußteſt.

Jacob begehrte auf, wollte ſich ſträuben, dem Wirthshäusle zuſteuern, aber der Brandenburger hielt ihn mit eiſernem Griff und innerlich ſchlotterte Jacob doch trotz ſeinen bärenmäßigen Geberden. Der Brandenburger ſtellte Jacob zurecht, ſo daß er ſo recht die Herrlichkeit der Welt ſehen konnte vom Hügel herab, doch den Sinn, in welchem der Verſucher unſern Herrn auf den Berg geführt hatte, trug er nicht in ſich, ſondern den entgegengeſetzten, er wollte Jacob nicht verleiten ſein himmliſch Erbrecht an ein Linſengericht zu tauſchen, ſondern ihn locken vom Linſengericht zurück zu ſeinem Bürgerrecht im Himmel.

Du dauerſt mich, Junge, ſprach der Lange, du gehſt auf ſchlechten Wegen, gehſt deinem Verderben entgegen. Und wenn ichs thue, was gehts dich an? entgegnete Jacob, noch immer ſich ſträubend gegen die ihm überlegene Macht. Ja wohl gehts mich an, du biſt ein Landsmann, ein Deutſcher wie ich, biſt in der Fremde, und weißt du nicht, daß ein Landsmann dem andern helfen ſoll in der Noth mit Rath und That und abſonderlich dann, wenn die eigenen Landsleute zu falſchen Freunden werden und um heimlicher böſer Zwecke willen oder um einfach ſchnoder Selbſtſucht willen ihre Brüder ausbeuten und verführen, ins Elend ſtürzen, dem Teufel zuführen.

Schweig und hör, herrſchte der Lange Jacob, der wieder reden wollte, zu, und hab ich ausgeredet, dann kannſt deine Sache ſagen oder deiner Wege gehen, wie du willſt. Schweig und räſonnire nicht, weißt, ich kenne das Ding, durch das Feuer bin ich ſelbſt gegangen, bin elend geworden, habe Andere elend machen helfen, das Warnen habe ich mir als Buße geſetzt. Ich war ein geſcheuter Kerl als ich zum Handwerk kam, aber ein wilder Junge. Ich wußte mehr als Mancher, der ſtudiren wollte, und darum meinte ich, es geſchehe mir ein himmelſchreiend Unrecht, daß ich Handwerker werden müſſe, während Andere vornehme Herren abgeben könnten. Es war ein verfluchter Unſinn von der Schule her, genährt durch die miſerabeln Bücherwürmer, daß das Handwerk ein niedriger Stand ſei und Handarbeit entehre, als ob ein tüchtiger Handwerker den Kopf nicht eben ſo gut zu brauchen hätte, als der erſte Gelehrte oder Staatsmann, als ob ein wackerer Handwerker nicht ein viel freierer Mann wäre, als der Oberſte der Staatsknechte, und ein viel ſchöner Leben führte im freien Bewegen des Leibes als ſo ein armer Staatsteufel, der von Morgen früh bis Abends ſpät die magern Beine unter einen langen Tiſch ſtrecken muß, ſo gleichſam als hätte er ſie angeſchloſſen am großen Staatsblocke.

Feder oder Hammer führen iſt eins ſo leicht wie das andere, die Gewohnheit iſts, die alles ausgleicht; dem Faulen und dem Ungewohnten wird alles gleich ſchwer ſei es Hammer, ſei es Feder. Indeſſen mir ward die Arbeit leicht, raſch gings mit der Hand wie mit dem Kopf, als ich Geſelle ward, war ich ein halber Meiſter, und wäre der Hochmuth nicht geweſen, ich wäre bald ein ganzer geworden, aber eben dieſer Hochmuth war das Horn, bei welchem der Teufel mich faßte. Das Handwerk mit ſeinem goldenen Boden war mir zu wenig, meinen böſen Kopf glaubte ich zu viel höhern Dingen geboren und ausgepflaſtert. Nun, Junge, geht der Teufel umher wie ein brüllender Löwe und ſucht, wen er verſchlinge, und wo er eine unzufriedene Seele findet, die verſchlinget er; wie ein Aasgeier iſt er, das Faule frißt er, riecht es hundert Meilen weit. So roch er mich auch, ſandte ſeine Helfershelfer an mich, geſchniegelte Kerls, anfangs mit den Haaren hinten, ſpäter mit den geſchmierten Locken vornen; anfangs mit Vatermördern, ſpäter das Antlitz geſpickt mit Schweinsborſten, ſie lockten mich, ſie hoben mich zu ſich herauf, ſie ſagten mir, ſie ſchämten ſich meiner nicht, obgleich ſie es könnten, Gelehrte wären, in Zeitungen ſchrieben, ſogar ordentliche Correſpondenten wären in berühmten Zeitſchriften, ſie erkennten in mir den Bruder trotz dem Handwerk von wegen dem Geiſte, der ſichtbar in mir ſei, und dieſer Geiſt mache alle gleich. Dieß thäten aber nicht alle erkennen, namentlich die Vornehmen und die Reichen nicht, drum müßten dieſe runter, die verfluchten Hunde, Kerls, wie ich einer ſei, denen gehöre die Welt. Begreiflich ſtieg mir eine ſolche Lehre ins Haupt und daß ſie ſich meiner nicht ſchämten, mit mir umgingen, das ſchien mir ungeheuer, das brachte mich vollends um den Verſtand. So ward ich, ſo geſcheut ich auch war, ein Eſel, d. h. ein willenlos Werkzeug in ihrer Hand und verſtehſt du wohl, Jacob, zehnmal geſcheuter als du war ich. Aber wem ein Horn aus der Seele herausgewachſen iſt, eine Leidenſchaft, eine Sünde, den faßt daran der Teufel oder einer ſeiner Helfershelfer und führt ihn dran wie er will, als ob er eine leibhaftige Kuh wäre. Sie rühmten mich, als ob ich Kaiſer von Deutſchland werden könnte. Wenn ich einer vornehmen Dame Tabaksrauch ins Geſicht blaſen oder einen Herrn ſtoßen konnte, ſo meinte ich, ich ſei es ſchon. Sie rühmten mich als ob ich ein Profeſſor wäre, berufen, die Weisheit in den Handwerksſtand zu bringen, ſie lehrten mich Gott läſtern, das Fleiſch predigen, und wenn ich ein paar arme Teufel mit ſolchen Predigten geängſtigt oder verführt hatte, ſo hielt ich mich ſelbſten hoch als ob ich Gott wäre. Sie lehrten mich allen Geſetzen ſpotten, alle Leute höhnen, über alle Schranken ſetzen, und ward ich geſtraft nach dem Geſetz, ſo ſchrien ſie Furio und Mordio, drückten mir die Märtyrerkrone für Menſchenrechte aufs wüſte, trunkene Haupt, mein Name ſtand ſogar in Zeitungen und Journalen, ſchwarz auf weiß und Himmelſackerment, dann ward es mir als ſchütte man mir hölliſches Feuerwaſſer in den Leib, als ſei ich der Hunnenkönig Attila, der die Welt zittern machte, und war nichts als ein betrunkener Gänſerich. Wenn ein Haus verbrennt, ſo verbrennt es einmal und es giebt eine Brandgeſchichte, ich aber verbrannte mir Naſe und Finger zehn, zwanzig Mal, es gab zehn, zwanzig ſchreckliche Geſchichten von ſchrecklichen Mißhandlungen, meine guten Freunde konnten zehn zwanzig Bogen voll Furio und Mordio ſchreiben, wurden zehn, zwanzigfach dafür bezahlt und ich — gab den Buckel dazu. Ich gab den Buckel dazu an manchem Orte. Ward ich an einem Orte ausgewieſen oder fand für gut vor der Ausweiſung mich zu ſtreichen, ſo gab man mir Empfehlungen mit an Gleichgeſinnte, an Leute von ſogenannter Geſinnung an einem andern Orte, und an dem andern Orte gings über die gleiche Note, ſie pumpten aus meinem Budel Stoff zum Schreiben, Stoff ein müſſig üppig Leben zu führen. Ich aber kam dabei ſchlimm weg. Was hatte ich von all dem Gerühmſel als ein unſtät Leben, abgeriſſene Kleider. An dem ſollte die Welt ſchuld ſein, die verfluchte bürgerliche Ordnung. Daß ich ein Staatskerl ſein konnte mit allen Taſchen voll Geld, wenn ich vom Handwerk mich ehrlich genährt hätte, fiel mir Eſel nicht bei. Es gingen mir lange die Augen nicht auf, wenn ich ſchon Urſache gehabt hätte, denn wenn ich Hülfe nöthig hatte, ſo war keiner für mich daheim, keiner hatte einen Kreuzer für mich übrig, keiner ſetzte ſich um meinetwillen, ich will nicht ſagen einer Gefahr, nein nicht einmal einer Verdrießlichkeit aus. Ich hatte mich um ihretwillen auf eine Felſenſpitze hinausgearbeitet, hatte keinen Gott mehr, keine Heimath, keine Kleider, kein Geld, ein verdachtig Wanderbuch, daher einen verdächtigen Namen und da ließen ſie mich ſtehen alleine, ließen mich auf die ſchnödeſte Weiſe im Stich, einer betrog mich noch um meine 2 Hemden.

Da ſtund ich, ein armer verlaſſener Teufel, das war Frucht und Erndte meiner beſten Lebensjahre. Wild kam es mir über das Herz, dem Teufel ſchien ich reif für ſein Reich: Welt- und Menſchenhaß hatten ſich wie ein ſchwarz Leichentuch über meine Seele gelegt, an deſſen Zipfeln zog mich der Teufel, er meinte, ich ſollte die Hand an mich ſelbſten legen. Ich wollte es, ich that es nicht, meine Seele wollte Gott dem Teufel nicht laſſen, er, den ich zuerſt verlaſſen hatte, wars der mich rettete. Ihn fand ich vom allem Verlornen zuerſt wieder. Aufs Waſſer, in welches ich wollte, ſtrahlte plötzlich der Mond, der helle Glanz erſchreckte mich. Als die Strahlen auf den kleinen Wellen ſo freundlich ſich kräuſelten und tanzten, ward ich weich, ich weinte bitter, dann milder; ich weinte die Finſterniß aus der Seele heraus, leichter, lichter ward es darin. Ich faßte Muth, faßte das Handwerk wieder, ward ein anderer, ſah mit andern Augen Menſchen und Welt. Als ob ich in einem Zaubertraum gelegen war es. Die, welche ich für Feinde gehalten, erkannte ich als Freunde und die alten Freunde erſchienen mir jämmerlich häßlich, bockfüßig, natternköpfigt, giftgeſchwollene Geburten, die das Meer und das Trockne umzogen und wen ſie fingen, zu einem Kind der Hölle machten.

Hatte Schweres zu beſtehen von den alten Freunden als ſie ſahen, daß ich mich von ihnen gewandt; ſie verfolgten mich mit dem bitterſten Haſſe und zog ich auch hierhin, dorthin, ſiehe, ſo waren ſie auch dort. Doch ich brachte es dahin, daß ſie mich fürchten, daß ich ihnen Gegenpart halten darf. Schon mehr als einen Verſtrickten habe ich aus ihren Netzen gelöſt. Du biſt auch ſo einer und gerade gehobelt und gefeilt um erſt ſo recht ihr Narr zu ſein — dann um ſo elender zu werden. Drum werde geſcheut, laß ab von ihnen, bete und arbeite, iß Schweizerbrot ſo viel du willſt, es iſt gut und geſund, aber von der Politik laß, die verſtehſt du nicht, und in die Schweizergeſchichten miſche dich nicht, ſie gehn dich nichts an und davon haſt du nichts als daß du im beſten Fall dir die Naſe abklemmſt.

Dein Meiſter iſt ein Taugenichts; ſo lange du bei ihm biſt, wirſt du dem Ding nicht los, kommſt um Gott und Reputation. Gehe weg von ihm, es giebt andere Meiſter und jetzt viel Arbeit, dann wirſt du wieder ein wackerer Burſche. He willſt? Als er keine Antwort erhielt, ſah er ſich des Nähern nach Jacob um, der ſeinen Kopf auf die Hand geſtützt hatte und ſiehe da, Jacob ſchlief wie ein Murmelthier und hatte von dem wichtigen Zuſpruch wahrſcheinlich nichts vernommen. Da ſtand der Lange vor dem ſchlafenden Jacob, ſah lange auf ihn nieder, endlich ſagte er wehmüthig: Da liegt er in tiefen Schlafe, mein Beſtes bot ich ihm, reichte ihm die Hand zur Rettung, darüber ſchlief er ein. Hätten die Gläſer geklungen, hätten die Kameraden Gott geläſtert, er hätte mit gejubelt, mit geflucht in läſterlicher Fröhlichkeit, in dampfichter Stube wäre er munter geblieben, hier in Gottes unendlichem Hauſe, in ſüß erfriſchenden Winden wird er träge, legt zum Schlafen ſich. So iſt die Welt, ſo iſt das heutige Geſchlecht, die Sünde iſts, welche es zum Wachen ruft, in Thätigkeit ſetzt; wenn Gottes Wort ertönt, ſeine Herrlichkeit ſich entfaltet, wird es träge, wird es matt, reißt gähnend das Maul auseinander, ſtreckt die Glieder und legt ſich nieder. Es iſt entſetzlich, was ſoll daraus werden? Du weißt es, Allwiſſender, ſagte er und hob die Augen auf zum blauen Gewölbe, an welchem ſtill und ſchon der Mond ſeinen Weg wandelte, du weißt es, Allwiſſender, aber bange wird es mir. Enthülle dem Geſchlecht dein Angeſicht, wie du es mir enthüllt haſt, als es ſchwarz geworden war in meiner Seele, enthülle es ihm, damit er erwache und ſeinen Frieden bedenke, ehe die Nacht kömmt, wo kein Retter mehr iſt, nichts mehr iſt, als das Verſinken in die Nacht. Dann beugte er ſich zu Jacob nieder und rüttelte ihn auf. Es hielt ſchwer. Endlich regte er ſich, hob ſich aber wie viele Leute und namentlich Trunkene, wenn man ſie aus dem erſten Schlafe weckt, in vollem Zorn, ſagte dem Brandenburger alle Schande, ſchlug nach ihm, achtete auf kein begütigend Wort und taumelte der Stadt zu auf dem langen und breiten Zeltwege her und hin, daß der Brandenburger, der von Ferne ihm folgte, jeden Augenblick glaubte, Jacob wolle mit der Naſe die Straße pflügen. Nach und nach erholte ſich derſelbe jedoch, begriff in welcher Himmelsgegend er ſich befand, begann einen regelmäßigen Cours und fand endlich freilich nach manchem Stolpern, Verſchüſſen und Anſchüſſen ſeines Meiſters Haus. Die Erinnerungen an dieſe Nacht verwoben ſich ſeltſam in Jacobs Kopf, und ſeltſam miſchte er ſie noch oben drein mit eigenen Aufſchneidereien. Gutes ward in ihm nichts entzweckt, im Gegentheil, er ward noch verhärteter, betrachtete ſich als eine hochwichtige Perſon, welcher von der Gegenparthie aufgelauert werde um ſie zu belehren oder zu tödten. Es ging Jacob faſt wie es mit einem Geſchwüre geht, in welches geſchnitten wird, ehe es reif iſt, jedenfalls ging es ihm wie Allen, welche Gott nicht lieben, denen alle Dinge zum Böſen dienen Er machte die wunderlichſten Erzählungen von dieſer Nacht, und wie die Dinge ſich färben, je nachdem viel oder wenig Licht darauf fällt, ſo färbten ſich auch dieſe Erzählungen je nachdem er viel oder wenig Wein im Kopfe hatte. Wenn er am meiſten nüchtern war ſo kam er der Wahrheit am nächſten, erzählte, wie der Brandenburger ein Frömmler, ein Mucker ſei und ihn habe bekehren wollen zu ſeiner Sekte und wie er hätte verſprechen ſollen zu beten und in die Kirche zu gehen, denn Jacob ſtand bereits auf dem Standpunkt, daß ihm Mucker, Pietiſt, Chriſt als Alle eins vorkamen, ſowie man von recht hohem Berge eine große Stadt als einen kleinen Punkt ſieht, kleiner als das kleinſte Haus, ja wie uns umgekehrt die Sonne nicht größer ſcheint als ein kleiner Kuchenſchüſſel. Kam er aber tiefer in den Wein hinein, ſo redete er davon, wie der Brandenburger da draußen verdächtige Dinge getrieben habe, denn umſonſt ſei der nicht um Mitternacht auf dem Kirchhofe geſtanden, ſtand Jacob auf ſeinem Hohepunkt, ſo redete er vom Berauben, ja vom Ermorden, von einem langen, langen Dolch, der ſo groß geweſen wie ein großer Säbel. Die Erzählungen liefen jedoch alle aus in der gleichen Spitze, in eine Schlacht mit dem Brandenburger, in welcher Jacob verſteht ſich einen glorreichen Sieg errang. Nur darin war der Unterſchied, daß dieſe Schlacht nach dem Zuſtande ſeines Kopfes kurzer oder länger dauerte, blutiger oder unblutiger war. War Jacob ſo recht eingeweicht, ſo hätte man glauben ſollen, die Schlacht hätte drei Tage gedauert und blutroth ſei von vergoſſenem Blute der ganze See geworden.

Indeſſen verfolgte Jacob ſeinen großen Sieg nicht, er ließ den Langen nicht bloß unangefochten und unverfolgt, ſondern er ging ihm aus dem Wege und mied ſorgfältig jedes fernere Zuſammentreffen.

Siebentes Kapitel.

Jacob ſetzt Theorien in Praxis und ſein Meiſter und er ſchlagen ſich die Ideen handgreiflich um die Köpfe — Jacob bricht auch mit Zürich.

Jacob glaubte ſich in Zürich der Hahn im Korbe. Oft, wenn er mit Kameraden durch die neuen ſchönen

Häuſer ſchritt, redeten ſie unter einander halb als wie im Scherz, in welchem der Häuſer jeder am liebſten wohnen möchte und wenn Jacob wachend träumte, ſo ſah er ſich in köſtlichem Staate und ſtritt in ſich in Gedanken, ob er lieber Bürgermeiſter wäre oder ganz einfach nur ſonſt ein großer Herr in ſchöner Kutſche. Der gute Jacob hatte es akkurat wie ein Chriſt, der ſich den Himmel vorſtellt wie einen großen Tanzſaal. Er weiß es wohl, daß Eſſen und Trinken das Himmelreich nicht erben werden und daß im Himmel nicht zur Ehe genommen wird und dennoch, wenn er ſich den Himmel denken will, verſetzt er alle menſchlichen Zuſtände und Genüſſe in den Himmel, ſich ſelbſten aber ſetzt er in die ſchönſten mitten hinein. So wußte Jacob in der Theorie gar wohl, daß künftig alle Brüder ſein ſollten, alle einander gleich, jedes Eigenthum aufhören, Alles gemein ſein müſſe, und dennoch dachte er ſich, wenn er ſich die herrliche Zukunft dachte, die gegenwärtigen Zuſtände hinein, dachte ſich ſelbſt in die beſten hinein, Krebſe zu Mittag, Fiſche zu Nacht, ſich oben an als König oder Bürgermeiſter. Himmelſackerment, ſagte er oft halblaut, was wird die Alte ſagen, wenn ſie hört, daß der dumme Junge Bürgermeiſter geworden iſt oder ſonſt was Teufels, vielmehr jedenfalls als unſer Fürſt bei Haus? Aber Potz Himmelſackerment, wie wollte er dann regieren und die Leute kuranzen, Das wollte er nicht dulden, Jenes mußte ihm nicht mehr ſein, und wer ihm dagegen handle, den wollte er thürmen, peitſchen, hängen, ſchinden laſſen, daß die Hunde mal wüßten, daß ſie einen Meiſter hätten und nicht ſo einen einfältigen und dummen, den man anlügen und zum Beſten halten könne wie man nur wolle. Begreiflich mußte ihm dann auch die ganze Schweiz eins werden und nicht jeder dumme Bauer oder Küher meinen, er könne machen was er wollte. Die dummen Kerls hätten da eine Tagſatzung, ſagte er, und räſonnirten jeder nach ſeinem Schnabel und jeder thäte, was ihm wohl gefiele. Wenn er mal was zu ſagen hätte, ſagte er, ſo müſſe ihm das Ding ganz anders kommen, da müſſe alles eins ſein und keiner ſolle ihm mehr räſonniren. Da wolle er nur eine Kaſſe haben, die ſolle in der Hauptſtadt ſein, wo auch er ſei. In die andern Bezirke oder Cantone ſende er dann welche aus ihnen, die müßten die Leute aufklären, die Steuern ziehen und ſie abliefern in die Hauptkaſſe.

Während er ſo träumte und ſich aus allen Cantons Geld wie Heu in die Hauptkaſſe abliefern ließ, ſo daß ſie alleſammt ſplendid und im höchſten Flor lebten, verſteht ſich bloß in Gedanken, war ſeine wirkliche Kaſſe ſchlecht beſtellt und je länger je magerer ſah es auf dem Tiſche aus. Am Putze der Frau Meiſterin merkte man keinen Mangel, da war noch alles nach der neueſten Mode und alle Augenblicke was Neues. Vielleicht daß Kenner bemerkt hätten, wie der Stoff ſchlechter ward und am Waſcherlohn viel erſpart werden ſollte. Zuweilen und namentlich an einem Morgen ſah die Frau Meiſterin aus wie eine Speckſeite, welche direkt aus der Rauchkammer kam, und hätte man ſie an eine Wand geworfen, ſo wäre ſie daran kleben geblieben wie eine erdrückte Fliege. Wenn nun das Brot ſo ſchlecht war und das Fleiſch noch ſchlechter und die Kartoffel ſchwarzbraun faſt wie Kapuzinerkutten, ſo ſchimpfte die Frau Meiſterin ſchrecklich über Metzger, Bäcker und Bauern, welche alles immer ſchlechter lieferten und ſich es doch immer theurer bezahlen ließen, gehe man von einem Metzger oder Bäcker zu einem andern, ſo komme man zumeiſt vom Regen in die Traufe. Die Frau Meiſterin ſagte nicht, daß ſie einigen Meiſtern ſeit langem alles ſchuldig ſei und daher froh ſein müßte vorlieb zu nehmen mit dem, was andere Menſchen nicht wollten; daß ſie in andern Sachen bis zu den allerſchlechteſten Meiſtern gekommen ſei, welche die allerſchlechteſten Waaren hatten, weil rechte Meiſter ihr allen Credit aufgekündet. So geht es; wenn's Geld fehlt, hinkt es an allen Orten, und wer nöthig hätte am wohlfeilſten zu leben, lebt am allertheuerſten und allerſchlechteſten dazu. Dem Meiſter ſchienen darüber keine grauen Haare zu wachſen, er war immer luſtig und guter Dinge, geſprächig und nachſichtig mit den Geſellen, was eben Vieles gut machte, namentlich bei ſolchen, welche mit dem Handwerk unzufrieden waren und zu hohen Dingen ſich berufen glaubten. Daneben war er häufiger noch auf dem Kaffeehaus oder ſonſt in Geſellſchaft, trieb ſich in der Politik herum, ließ zuweilen hinter geheimnißvollem Geſicht den Vorabend wichtiger Ereigniſſe ahnen, daß einer zum andern ſagte: Bruder Schweinfurter, paß auf, himmelſapperment, morgen wirds losgehen, merks dem Meiſter an, bin froh, wenns bald kommt, hielt es, beim Hagel, bei den Knochen der Frau Meiſterin nicht mehr lange aus. Was die verfluchten Schweizerkühe für Beine haben müſſen, Fleiſch kriegt man gar keines nicht zu ſehen.

Das Geheimnißvolle auf des Meiſters Angeſicht mochte jedoch nicht immer aus den politiſchen Tiefen kommen, ſondern aus gar gemeinen manchmal. Denn allgemach begannen ihm die beſſern Kunden untreu zu werden, er merkte mit dem größten Verdruß fremde Arbeit da, wo er ſonſt ſeinen beſten Brodkorb gehabt. Er ſchimpfte anfangs über Ariſtokraten und Pfaffen und verfluchten Brodneid, daher kämen Verläumdungen und ſeine Freiſinnigkeit, Liberalität ließe man ihn entgelten, was grenzenlos ſchlecht ſei und von der niederträchtigen Geſinnung zeuge. Daß er läſſig ſei bei der Aufſicht der Arbeit, daß er Geſellenarbeit liefere, der das Auge des Meiſters fehle, daß er die Arbeit läſſig liefere, verſpreche, nicht halte, über Gebühr die Leute hinſchleppe, daran dachte er nicht, an die eigenen Fehler dachte er überhaupt nicht. Aber nach und nach wurden ihm ſogar politiſche Freunde abwendig und zwar die, welche gut zahlten. Sie liebten denn doch prompte Arbeit, welche ſich gut conſervirt, ihre politiſchen Freundſchaften erſtreckten ſich einſtweilen noch nicht über die Geſinnung hinaus, und wenn ein Meiſter gut arbeitete, ſo war ihnen nachgerade an ſeiner Geſinnung grundwenig gelegen. Eine ſolche Geſinnungsloſigkeit machte den Meiſter faſt krank, ſolche abtrünnig gewordene Kunden nannte er fortan geheime Pfaffen und Ariſtokraten und wie radical ſie reden mochten, ſo ſagte der Meiſter: wenn die Leute wüßten was er wüßte, ſie würden ſolchen Afterradicalen nicht mit ſolcher Andacht zuhören, er wüßte beſſer, was man von ihnen zu halten hätte. Freilich blieben ihm viele ſeiner politiſchen Freunde treu, nämlich die, welche auf bezahlen nicht viel hielten und gerne ſich einredeten ſo einem recht gut Geſinnten, politiſch guten Mann und Meiſter, ſei es bloß um die Ehre, gar nicht ums Geld, denſelben frage er nichts nach, wenn er Menſchen von Geſinnung nur bedienen dürfe, ſo ſei er mehr als zufrieden. Die allerbeſte Kundſame war es alſo nicht. Kundſame findet am Ende jeder Meiſter, aber es giebt eine Kundſame, welche viel ſchlimmer iſt als keine, welche einen Croſus zum armen Pudel machen könnte. Derlei Kundſame kriegte unſer Meiſter und ſie blieb ihm treu und wer bei ſolcher Kundſame bei allem, was er kauft oder machen läßt, wiederum zu ſchlechten Meiſtern ſeine Zuflucht nehmen muß, dem geht es wie einer Fliege im Spinnengewebe, er kommt um allen Saft und kriegt bedenkliche Verlegenheiten. Die ärgſte Verlegenheit für einen Meiſter und namentlich fur einen, der zugleich ein Herr iſt und aufs Kaffeehaus geht, iſt wohl die, wenn er zur üblichen Zeit ſeine Geſellen nicht mehr auszahlen kann.

Dieſe Verlegenheit begann allgemach über unſern Meiſter zu kommen. Er fing an die Folgen einer ſchlechten Kundſame zu fühlen und was es heißt Ausſtände zu haben, die man nicht eintreiben kann, dreimal bitten zu müſſen und immer leer abgeſpeiſt zu werden, während man ſelbſt in der dringenſten Noth iſt. Er mußte den Geſellen ſagen, er konnte ihnen nur ein Weniges geben, hoffentlich das Ganze am nächſten Zahltage. Es ſei eine verfluchte Intrigue angeſponnen, um ihn zu ſprengen, um ſeiner patriotiſchen reinen Geſinnungen willen. Das ſeien die Mittel, welche Pfaffen und Ariſtokraten gebrauchten, um die Freiheit zu unterdrücken und die hohen Ideen nicht geboren werden zu laſſen. Er hoffe aber ſeine braven Burſche ließen ihn nicht im Stiche, ſie geduldeten ſich mit ihm und vereitelten die Intrigue, gonnten den Kerls die Freude nicht, einen Volksfreund auf den Kopf geſtellt zu haben. Breche dann der Tag der Vergeltung an, das Morgenroth einer neuen Zeit, dann ſolle ihnen vergolten werden und zwar tauſendfach. Natürlich ſchlugen die Burſche dem braven Meiſter die Bitte nicht ab, was ſie auch um ſo eher konnten, da ſie nicht in einem Koſthauſe, ſondern beim Meiſter ſelbſt aßen und wohnten. Wer aber in einem Koſthauſe wohnt und der Meiſter bezahlt ihn nicht, der geräth in die bitterſten Verlegenheiten, denn gar viele Koſtmeiſter haben gar kurze Geduld und politiſche Motive haben bei ihnen durchaus kein Gewicht, ſobald vom Zahlen oder Nichtzahlen die Rede iſt. Die braven Burſche freuten ſich noch mit dem Meiſter um der Ideen willen leiden zu können und verfolgt zu werden, brüteten aber neben dieſem Hochgenuß oder Hochgefühl wie man es nennen will, ſchreckliche Rache gegen die Tyrannen und ſtritten ſich Tage lang mit der größten Heftigkeit, was man mit ihnen anfangen wolle im neuen Reiche, ob ſie alle hängen auf einmal an einem langen, langen Waſchſeile, oder nach und nach, um alle Tage was zu haben, um die Langeweile zu vertreiben, oder aber ſie leben laſſen als Sclaven und Knechte, die man dann ſo recht verflucht einweichen und in die Gänge bringen könne? Das war wohl kurzweilig, aber damit kriegte der Meiſter doch nicht Geld, und ohne Geld zu ſein, wird am Ende denn doch langweilig. Der Stolz, mit ihrem braven Meiſter die Verfolgung ertragen zu können, nahm bei den braven Burſchen trotz ihren Hochgefühlen doch alle Tage ab.

Sie begannen zu finden, der Meiſter könnte ſich doch etwas mehr Mühe geben um Geld zuſammen zu kriegen oder um das Aufgehen des Morgenrothes zu beſchleunigen, wo ſie ungehindert zugreifen könnten, wo Geld zu finden wäre. Es ſchien ihnen als ſollten ſie eigentlich die Laſt alleine tragen, ſchmalbarten am Tiſche, geldlos ſein am Sonntag, während der Meiſter ſeine gewohnten Gänge ging und die Meiſterin ſich aufdonnerte nach Noten und noch dazu zuweilen Launen ausließ, mit welchen man die Wanzen hätte vertreiben können. Wenn ein Zahltag ganz oder halb leer vorüberſtrich, dann konnte Jacob ſich einer Sehnſucht, wie ſie die Juden in der Wüſte befiel nach den Fleiſchtopfen Egyptens, faſt nicht erwehren, der Sehnſucht nach dem Rathsherrn von Baſel, dem Himmelsſackerment von Ariſtokraten, der aber auf den Tag auszahlte voll und in ſchön klingendem Gelde. Er unterdrückte indeſſen mit aller Kraft ein ſolch verrätheriſch Sehnen, nur hier und da, wenn er in die leere Taſche griff, konnte er ſich unwillkührlicher Seufzer nicht erwehren. Der Krug geht zu Waſſer bis er bricht, ſagt ein alt Sprüchwort, welches paßt auf alles Irdiſche, am beſten aber wohl auf das Schuldenmachen und Schuldigbleiben.

Wenn ein Menſch in die Klemme kömmt mit dem

Gelde, ſo iſt es ihm begreiflich nicht wohl, und er ſucht das Klemmen ſich zu erleichtern ſo gut er kann. Wohl dem, welchem eine hohe Theorie zu praktiſchen Mitteln hilft! So ein gemeiner Kerl ohne Ideen hilft ſich auch ganz gemein, er zahlt halt nicht, er weiß wohl, daß fremde Geſellen nicht wohl zu Beitreibungen (Verklagen) ſchreiten kennen, er ſagt ihnen alle Schande, droht ſogar mit der Polizei oder ſonſt mit was. Er hat bei der totalen Unordnung im Gewerbe keinen Geſellenverruf mehr zu fürchten und namentlich deßwegen, weil einer Maſſe Geſellen die Politik im Kopfe ſteckt und nicht das Handwerk, während andere am politiſchen Treiben einen Ekel haben, weil ſie dieſes politiſche Jucken als eine Art Krätze betrachten, welche, wenn auch nicht in Krankenhäuſern ſo doch in Zwangshäuſern muß ausgeſchwitzt werden, wenn man nicht gleich Anfangs mit Ernſt ſie zu heilen ſucht. Dieſe Verrückung des Standpunktes, auf welchem ein Unding dem armen losgelaſſenen Lehrburſchen zur Hauptſache gemacht wird, iſt ſchuld an der Auflöſung des Standes, daran, daß die armen Jungen nichts ſind, als was frühreife Kirſchen den Spatzen ſind.

Seit politiſche Vereine ſind, iſt das Handwerksband, das uralte goldene, zerſchnitten, und kein Zuſammenhalten mehr in dem, was zunächſt im Kreiſe der Handwerker liegt. So ſind fremde Geſellen in fremden Landen gegen unverſchämte Meiſter, wenn auch nicht in Theorie, ſo doch in Praxis ſo viel als ſchutzlos. Jacobs Meiſter war nicht gemein, war ein Mann von Ideen, er ſagte daher nicht ſo trocken: ich zahle einſtweilen nicht, oder behauptete gar bezahlt zu haben, was nicht bezahlt war, ſondern er wandte Theorie auf Praxis, Ideen auf das Leben an. Als ſeine Geſellen nach und nach ſtörriſcher, dringlicher wurden, da ſetzte ſich unſer Meiſter auf die Idee als wie ein Koſake auf ſein Roß und legte ſtatt der Lanze das Syſtem ein. Er hätte geglaubt, ſagte er, lauter Leute bei ſich zu haben, welche ihn begriffen, Leute von ſeiner Geſinnung, welche zu leiden vermöchten, bis ſie durchbrechen könnten; er habe geglaubt, auf ſie bauen zu können, bis durchgebrochen ſei. Er ſei das Opfer ſeiner Geſinnung. Ob ſie ihn allein wollten leiden laſſen, ob ſie aufs neue den Beweis leiſten wollten, wie thöricht jeder ſei, der für andere ſich opfere? Wäre er ein Meiſter geweſen von gewöhnlichem Schlage, hätte er auf die Herrſchaften geſehen, ſtatt auf die Geſellen, ſo hätte er hundemäßig arbeiten laſſen von früh bis ſpät, hätte den unterthänigen Diener gemacht, Arbeit vollauf gehabt und Schweizer und ſonſtige Schaafe ſattſam zur Arbeit; hätte jetzt Geld vollauf und keine undankbaren ſtörrigen Geſellen. Das ſei eine troſtloſe Ausſicht für junge Meiſter, welche Hand bieten wollten zur großen Emancipation, und gerade die, für welche ſie ſich ins Feuer legten, empörten ſich und wollten die Früchte, ehe ſie gereiſt ſeien. Schändlich ſeis, ſagte der Meiſter! Da ermannte ſich der Jacob, während die andern verblüfft daſtanden und ſagte: Meiſter, mit Verlaub, ganze Kerls ſind wir alle, opfern dem Teufel die Seele für unſere Sache, aber mit Gunſt, Meiſter, gegeſſen müſſen wir haben, und trinken wäre nicht unangenehm, aber umſonſt wollen die Kerle von Wirth keinen Schnaps mehr geben, Meiſter, das iſt fatal, werdens ſelbſt begreifen. Nun hat der Meiſter noch Credit, geht alle Tage aufs Kaffeehaus und Abends an den See oder auf die Platte oder ſonſt wohin und wir können in keine Kneipe mehr gehen, denn nirgends kriegen wir was auf Pump. Nun dünkt uns, Meiſter, wir könnten mit euch auf das Kaffeehaus oder ſonſt wohin gehn, oder ihr kämt brüderlich mit uns und da verzehrten wir brüderlich mit einander Credit oder Geld, was da wäre, ſind wir doch ja Brüder und Einer was der Andere. Dieſe Schlüſſe kamen dem Meiſter doch kraus vor und da er ohnehin nicht wohl in ſeinen Strümpfen d. h. übellaunig war, ſo ſagte er: Allweg Brüder ſind wir, aber wo Brüder ſind, da muß einer regieren, gewöhnlich der Aelteſte, der theilt erſt die Arbeit aus, dann jedem was ihm ziemen mag nach Verdienen, denn wie jeder verſchiedene Gaben hat, ſo hat auch jeder einen verſchiedenen Verdienſt. Nun bin ich der Aelteſte der Brüder oder Meiſter, der vertheilt nach Gutdünken Arbeit und Verdienſt, und was ich gebe, Arbeit oder Lohn, damit hat jeder ſich zu begnügen, und wie es auch beim Landmann, je nach der Erndte, ſchmale oder fette Biſſen giebt und alle darein ſich ſchicken müſſen, ſo iſts auch beim Handwerker und damit Punktum. Da deutete mit einem Blicke ein junger Burſche dem Jacob, der auch am meiſten aufbegehrt hatte über ihre Drangſale, und Jacob ließ den Blick nicht am Rocke kleben, er nahm ihn in ſich, ſtellte ſich dem Meiſter gegenuber und ſagte: Meiſter, mit Gunſt, ſo iſt das Ding noch nicht, noch iſts beim Alten, wir ſind die Hunde, Pfaffen und Ariſtokraten, die Schmarotzer die verfluchten ſind noch da. Einſtweilen alſo, mit Gunſt. Meiſter, gebt uns den Lohn nach altem Brauch und wie es ausgemacht war. Kommt endlich das Neue, dann fragt es ſich, ob ihr Meiſter in den höhern Ausſchuß kommt, ob an euch das Vertheilen von Lohn und Arbeit kommt, es ſind andere Leute auch noch da, und möglich iſts, daß gar mancher Meiſter von ſeinen Geſellen empfangen muß, was er verdient und angewieſen wird, was und wie er arbeiten ſoll. Das wird ja alles erſt noch ausgemacht durch das freie Mehr, und wer das Zutrauen hat, den trifft es. Einſtweilen nun wollen wir den Lohn, denn wir alle wollen nicht mehr für Einen arbeiten und dieſer Eine ſoll nicht allein flott leben aus unſerm Schweiße, während wir alle darben. Meiſter, ſo iſts!

Man ſieht Jacob hatte Fortſchritte gemacht im Reden und verſtand auch die hundertmal gehorten Phraſen praktiſch anzuwenden, ſobald er im nüchternen Zuſtande war. Er hatte dieſes mit allen Leuten aus dieſer Schule gemein, daß er ein oder zwei Dutzend hochklingende Phraſen herzuſagen wußte und den Centralpunkt der Freiheit und Gleichheit hatte er vollſtändig inne: die Hoffnung ohne Arbeit, vom Schweiße der Andern leben zu konnen, dazu erwählt durch das freie Mehr, Mitglied des hohen Ausſchuſſes, welcher die Vorſehung ſpielen will und jedem geben bei Leibesleben, was er verdient bei Leibesleben. Rückt man jedoch den Kindern dieſer Schule näher auf den Leib, ſchlägt ſich durch die Parade mit den Phraſen durch, dann ſind ſie fertig und man findet liebe gute Kinder, von denen es zweifelhaft iſt, ob ſie vom A B C Buche weg noch zu einem andern Buche gekommen ſind.

Unſer Meiſter ſtand wie verſteinert, als ihm Jacob mit den eigenen Phraſen als wie mit einem Spieß auf den Leib fuhr, eine ſolche praktiſche Anwendung der eigenen Grundſätze auf einen gegebenen Fall war ihm durchaus neu. Zur Steuer der Wahrheit müſſen wir ſagen, ſie gefiel dem Meiſter durchaus nicht, Geſell zu werden und aus des Geſellen Hand zu nehmen, was dieſer für gut fand, ihm abzureichen, das ſchien ihm ein himmelſchreiend Ding und ſo was auszuſprechen eine ſchreckliche, läſterliche Ketzerei. Er gerieth in den heftigſten Zorn und das Ende davon war, daß Jacob mit zwei andern aufprotzte; ob ſie dem Meiſter aufkündeten oder er ihnen, das blieb zwiſchen ihnen ein ſtreitiger Punkt, über den jede Parthei das Gegentheil ausſagte. Nun gab es neuen Lärm, dieweil alſobald die abziehenden Geſellen den Lohn haben wollten, der Meiſter aber kein Geld hatte und wo nichts iſt, hat ſelbſt der Kaiſer ſein Recht verloren. Einige Freunde des Meiſters, freiſinnige Seelen, verſuchten die Vermittlung, ſtellten die Sache auf einen höhern Standpunkt, wie man zu ſagen pflegt, und ſuchten dieſelbe von noch höher herab zu beleuchten. Sie gaben zu bedenken, wie das der guten Sache ſchaden müſſe, wenn Zwiſt im eigenen Lager ausbreche, wenn die tüchtigſten Führer, denen man zum größten Dank verpflichtet ſei, weil ſie ihre Exiſtenz auf das Spiel, ſich ſelbſt allen Verfolgungen ausgeſetzt, um ein paar jämmerlicher Gulden willen, gelähmt und außer Kampf geſetzt würden. Solcher Handlungsweiſe würden ſich Geſellen und Brüder, welche die Wohlthat der Erleuchtung bei ihnen genoſſen und derſelben ſich ſo würdig erzeiget, wahrlich nicht ſchuldig machen wollen, es wäre ja erſchrecklich! Sie ſollten des hohen Zweckes gedenken, der Menſchheit, der Nachwelt, einſtweilen leiden, und um der paar Gulden willen nicht die Hand vom Pfluge ziehn. Das war aber bei Jacob in den Wind geredet, während die andern ſich begütigen ließen. Jacob ſagte, ich bin der Jacob, und laſſe mir nicht ſo kommen von einem, der nicht mehr iſt als ich, ich, der Jacob! Wenn mal die Sache losgeht, ſo wird man erfahren, wer der Jacob iſt, und dann wird Jacob zeigen, wer er iſt. Wegen den Gulden iſts mir nicht und wegen dem Theilen nicht, es iſt mir wegen den Grundſätzen, und Wunder nimmt es mich, ob man mich dann anſehen und äſtimiren wird als den, der ich bin? Drum pfui Teufel zu Kreuz zu kriechen vor einem Kerl wie der Meiſter iſt, der iſt gar nichts als ein Pfaff oder Ariſtokrat, wär ers nicht, er würde ſeine Geſellen anders behandeln. Der Meiſter iſt inwendig gar nichts nutz, nicht einen Kreuzer werth, und wie er redet denkt er nicht, der Schwerenothskerl. So redete Jacob ſich immer mehr in Zorn hinein, ließ ſich nicht begütigen, drohte mit Klagen, begehrte auf, immer wilder und böſer. Er gab 24 Stunden Zeit, in welcher er bezahlt ſein wollte und brach kurzweg alle Friedensunterhandlungen mit kriegeriſchen Geberden ab. Er hatte von ſeiner Bedeutſamkeit große Begriffe eingeſogen, hatte in der Woche ſo oft gehört, die Handwerker ſeien der Kern des Volkes, daß er am Ende den Kern auf ſich ſelbſten bezog, ſich für den Kern von allem hielt, für den Schwerenothskerl, der die Welt auf ſeinen Schultern trage. Er glaubte, die ganze Welt werde ſich für ihn intereſſiren, werde ſeine Parthie nehmen, Feuer und Flammen werde überall geſpien werden. Ach, und Alles blieb ſo kuhl und kalt bei der großen Affaire! Man hörte ihm nur mit halbem Ohre zu, man gab ihm zu verſtehen, daß es nicht an der Zeit ſei um ſolcher Kleinigkeiten willen ſo großen Lärm anzufangen, daß, wer ein rechter Bruder ſei, nicht ſo ſelbſtſüchtig ſein dürfe, daß es billig ſei, wenn Geſellen eines Meiſters der ſo großartig für das Ganze ſich opfere, auch das Ihrige beitrugen, und es ſo ſpitz mit dem Meiſter nicht nähmen. Wenn ſie nichts für ihn thun wollten, warum ſollte er dann Alles für ſie thun? Solche Reden machten Jacob fuchswild, denn es iſt hart, keinen Anklang zu finden, wenn man geglaubt hat, die ganze Welt werde Sturm läuten oder Hoſianna ſingen. Am folgenden Morgen trieb er ſich in mehreren Werkſtätten herum, ſah ſehr vornehm nach Arbeit ſich um, aber allenthalben fand er trockne Worte und kurze Blicke, Niemand begehrte ſein.

Conſervative und radicale Meiſter waren all über einen Leiſten geſchlagen, ſie begehrten den Jacob nicht; ſeine praktiſchen Anſichten über die Anwendung des Zeitgeiſtes und ſeiner Theorien waren ihnen allen gleich mißbeliebig. Was der Jacob für einen Zorn verarbeitete auf die Hundekerls, welche nichts taugten alleſammt, läßt ſich gar nicht ausſprechen. So kam er voll Feuer und Flammen an den Ort, wo er ſeinen rückſtändigen Lohn in Empfang nehmen ſollte. Nun wollte das Unglück, daß ſeine und des Meiſters Rechnung nicht übereinſtimmten, die Abſchlagszahlungen hatten Verwirrung in die Angelegenheit gebracht, oder vielleicht fehlte es ſonſt noch wo. Ein zorniger Mann vergißt gerne Stucke aus dem Einmaleins, und ein Meiſter, der auf dem Trocknen ſitzt, verrechnet ſich gerne zu ſeinen eigenen Gunſten. Wenn ihm das Geld knapp abgemeſſen iſt, warum ſollte er es andern nicht auch knapp zumeſſen? Das war eine ſchlimme Abrechnung, aber der Meiſter blieb feſt, war kurz angebunden, wies auf die Gerichte, wenn Jacob nicht zufrieden ſei. Was ſollte Jacob machen? Er packte aus grimmiglich. Wären Zürichs Mauern noch geſtanden, ſie wären vor Jacobs Donner eingefallen wie zu Olims Zeiten die Mauern Jerichos vor den Widderhörnern der Prieſter. Aber leider gingen Jacobs Schüſſe ins Weite, ins Blaue, warfen nichts nieder, zogen im Gegentheil ihm Gefahren auf den Hals, daß er fur gut fand zu ſchweigen, um nicht eben hinter Mauern, Schloß und Riegel zu gerathen. So ſeis mit der verfluchten Gerechtigkeit in der freien Schweiz, Pfaffen und Ariſtokraten thäten was ſie wollten, und wenn ein deutſcher Bruder dem armen Volke Glück und Freiheit bringen wolle, ſo heute ſo ein radicales ſchweizer Aas ihn aus. Der Basler, der Rathsherr, hätte nie mit ihm aus einer Flaſche getrunken, aber bezahlt hätte er ihn bei Groſchen und Pfennig, das müſſe er ſagen, und hier heute einer ihn aus, der wie ein Bruder gethan und geredet, daß man ihm die Worte hätte vom Munde wegfreſſen mögen, beſonders wenn die Frau Meiſterin nur Knochen gekocht hatte und man hungrig geblieben ſei. Mit dem Meiſter procediren kurz oder lang, wollte er nicht, er traute Niemand hier, und lange zu verweilen, vermochte er nicht, die Bocke (Zürichergeld) und die Schillinge, welche ihm in der Taſche klimperten, machten gar geringen Lärm, er ſelbſt hörte ihn kaum, wie ſtark er auch den Vorrath umrühren mochte. Er faßte daher einen kühnen Entſchluß, er kehrte ſo raſch als möglich der alten Zürich den Rücken, ſchüttelte die Fauſt und ſagte: Wart nur, wenn ich wieder komm!

Achtes Kapitel.

Jacobs Schickſale und Gemüthsſtimmung von Zürich bis Bern.

Er will jezt direkt auf Paris, denn in Zürich hatte er viel vernommen, was dort alles vorbereitet werde, wie die Geſellen angeſehen ſeien wie Barone, wie man in der Bildung und Aufklarung weiter komme, daß man ſich ſelbſt gar nicht mehr begreiſe; ſo donnermäßig werde man gebildet. So ſinnt er doch in ſeinen Gedanken der gute Jacob, aber Paris war weit, kothig der Weg, der Himmel ſchwarz wie das Hemd eines Schloſſergeſellen, welches derſelbe vier Wochen auf dem Leibe gehabt, ohne es zu wenden.

Eiſenbahn war leider noch keine da, ſonſt hätte Jacob einige Böcke an eine gute Strecke gewendet, wäre unerwartet in Paris erſchienen. Wie doch der gute König Louis Philipp geluget hätte, wenn ſo urplözlich der Jacob in Paris eingerückt wäre! Er trappete alſo durch den Koth dahin den kürzeſten Weg nach Paris über Bern Genf zu, von wo es gar nicht mehr weit bis Paris ſei, wie er aus ſichern Quellen vernommen hatte. Indeſſen die Wege von Zürich gegen Bern hin ſind grauſam lang, ſei es Koth, ſei es Staub, und Jacobs Stiefel waren ſchlecht, mit dem Schuhwerk war es nicht für die Reiſe eingerichtet, mit dem Beutel weder für müßiges Weilen noch neue Anſchaffungen. Er ließ ſich daher herab in einem bedeutendern Ort am Wege Arbeit zu ſuchen und fand dieſelbe auch.

Jacob war ein ſtolzer Geſelle, hatte Ideen in Leib gekriegt, einen Schnauz ins Geſicht, dunkle Backen und zornige Augen konnte er machen, daß die Fliegen zitterten an der Wand. Der neue Meiſter dagegen war jung, vom Handwerk verſtand er wenig und mochte noch weniger dabei ſein. Er hatte daſſelbe nothdürftig gelernt, wie es in der Schweiz an vielen Orten Sitte iſt, wo man ſich auch nicht darum kümmert, habe einer einen Lehrbrief oder keinen, wenn derſelbe als Meiſter ſich ſetzen will. Als Lehrbube ſchon war ihm das Heirathen im Kopf geſteckt, war er ſchon jeder Schürze nachgelaufen, hatte bei keinem Tanze gefehlt. Als er ausgelernt hatte, ſollte er auf die Wanderſchaft, das Gerede davon dauerte manchen Monat, endlich ging er und nach wenig Wochen war er wieder da, angeblich weil die Cholera in Frankreich grauſam regierte, daß kaum der zehnte Menſch überbleiben werde, wenn es wohl gehe. Er brachte die Nachricht mit, daß gegen die Cholera kein beſſer Heilmittel ſei als das Heirathen, das that er denn alsbald und ſieben Wochen nach ſeiner Heimkehr war er bereits ein glücklicher Ehemann.

Er hatte zwei oder drei Tauſend Gulden erheirathet, hielt ſich jetzt reich wie Cröſus und gedachte mit der Zeit das Handwerk im Großen zu treiben; er dachte nicht daran, daß beim Handwerk der Meiſter die Hauptſache iſt und Geld in eines ſchlechten Meiſters Hand wie Schnee auf warmem Ofen. Einſtweilen hatte er nur ein klein Haus, redete aber viel vom Bau eines neuen. In der Stube, in welcher gegeſſen wurde, ſchliefen der Meiſter und die Frau Meiſterin. Dieſe beiden hielten dafür, ſie vermöchten es, länger im Bette zu bleiben als andere Leute und faulenzen heiße gut Sach haben. Daß ſie nicht mit den Geſellen aufſtanden, verſteht ſich, aber ſie konnten es auch nicht über ſich bringen zum Frühſtück aufzuſtehen, ſo daß die Magd zur Noth das Zimmer hätte verrichten können. Sie blieben alſo im Bette liegen, doch ſollten es die Geſellen nicht merken, ſie ſchämten ſich denn doch deſſen. Die Magd mußte nun das Betttuch oder das Tapit, wie man ſagt, über das Bett decken als wäre daſſelbe gemacht und die Eheleute ausgeflogen. Unter dem Tapit aber lagen der Meiſter und die Frau Meiſterin ſtill wie Mäuschen, Huſten, Nieſen, Schnarchen, kurz jeder Muks wär vom Böſen geweſen. Dicht neben an gabelten die Geſellen in den Schüſſeln herum oder klapperten mit den Kaffeetaſſen, während ab und zu die Magd ging. Ob die Geſellen die Nachbarſchaft merkten, weil das Tapit gewackelt oder ein verdruckt Huſten hörbar geworden, oder die boshafte Magd boshafte Winke gegeben, wir wiſſen es nicht. Aber einmal an einem ſchönen Morgen ſchmiß Jacob aus Verſehen die Kaffeekanne hinunter, ſeine Taſſe nach, Alles ſchrie auf, ſprang auf und unter dem Tapit hervor fuhr die Frau Meiſterin, neben ihr erhob ſich, doch etwas langſamer, der Meiſter mit halbem Leibe aus den Federn herauf. Wer das malen könnte, wie das ſtand und lag und glotzte und lange keines wußte, ſollte es zur Thüre hinaus oder wieder unter die Decke! Endlich ſtrich Jacob den Schnurrbart und ſagte: Guten Morgen, Frau Meiſterin, das Ding iſt kaput gegangen, wenn ſie ein Neues kaufen, ſo ſollte es was größer ſein. Der Meiſter war ganz verdutzt und ſprach kein Wort. Ein Lehrburſche, der ſich ſelbſt zum Meiſter ſchlägt, hat die gehörige Haltung nicht und nicht das gefaßte Blut und das rechte Wort. Der Frau Meiſterin dagegen, der ging das Maul auf. Potz Himmel, wie ſtrömten ihr die Titel heraus zum weit geöffneten Schlunde, Hallunk und Sch—hund waren die allermanierlichſten und zarteſten wohl von allen. Sie war ein derb Bauernmädel geweſen, verſtand nichts von der Haushaltung, aber auch nicht Spaß und wenn ihre Hände eben auch nicht die fertigſten waren, ſo war die Zunge deſto geläufiger; ſie handhabte ſie wie ehedem Jupiter Blitz und Donner. Sie als Bauerntochter hatte ariſtokratiſches Blut und eine gründliche Verachtung gegen ſo einen fremden ſchäbigen Kerl und beſonders, wenn er einen Schnauz hatte. Sie duzte auch alle Geſellen und wenn dieſe darob ſich ärgerten oder beim Meiſter beklagten, potz wie begehrte die Frau Meiſterin auf, was ſo ein hergelaufener Lumpenhund ſich einbilde! Daheim habe ſie den Schulmeiſter geduzt, den Statthalter, auch den Pfarrer, wenn es ſie angekommen, und zu ſo einem Lump ſolle ſie reden als ob er Schultheiß wäre. Dazu zwinge ſie der Teufel nicht und reiße er ihr den Kopf ab, ſo ſurre ſie noch mit der Röhre du du du!

Als ſie ſo aus der Nachthaube heraus den Geſellen weiſſagte, lachten dieſe erſt, daß das Haus zitterte. Als ſie genug gelacht hatten, warf ſich Jacob in die Bruſt und ſagte: Er gehe und packe ſein Felleiſen, ſei er fertig, ſo komme er den Lohn zu holen. Jacob hatte ſeine Stiefel gehörig ſohlen und beſchlagen laſſen, einige Batzen Geld und große Langeweile, ſo war der Anlaß, wenn nicht herbei geführt, ſo doch ihm gerade recht, um zu künden, und Bern zuzuwandern, auf welches er ſich ſehr freute, denn er hatte viel davon erzählen hören, wie da ſchöne Promenaden ſeien und artige Mädchen. Der Meiſter ließ Jacob ungern ziehen, denn er hatte gehofft ihm etwas abzulernen zu können. Denn das iſt der Troſt und die Hoffnung Aller, welche aus halb ausgemachten Lehrbuben zu Meiſtern gerathen, alles was ſie nicht können, nach und nach von geſchickten Geſellen zu erlernen. Wie widerſinnig ein ſolcher Troſt iſt und zu welchem Ende er führt, kann man täglich an verhudelten Meiſtern oder an ihren armſeligen Haushaltungen ſehen. Aber Jacob wollte fort. Er verachtete ſolch kleine Meiſter und kleinen Orte, es zog ihn nach dem Großen hin, auch hoffte er in Bern kräftig wirken zu können zur endlichen Entwicklung der Ideen der Menſchenrechte, der Gleichheit der Güter, wo ein Ausſchuß, in den er zu kommen hoffte, den andern gebe, was dieſelben verdienten d. h. was der Ausſchuß für gut finde. Er wanderte alſo das ſtattliche Berngebiet, wo die großen Düngerhaufen, die ſchönen Matten, die großen Aecker die Wohlhabenheit der Bewohner bezeugen, herauf, doch dießmal ohne zu fechten. Er war zu ſtolz dazu vor Leuten auf der Straße den Hut zu ziehen und ſich demüthig vor ſie hinzuſtellen, vor Leute, welche nicht taugten, um ihm die Schuhriemen aufzulöſen, denen er einſt den Fuß auf den Nacken zu ſetzen hoffte. Er hielt es für eine Entwürdigung der Menſchheit zu bitten, wo man Rechte habe, für einen Verrath am Recht. Doch konnte er ſich nicht enthalten eine Ausnahme von der Regel zu machen. Etwas ſeitwärts von ſeinem Wege lag ein großer Bauernhof, der weit und breit und namentlich unter den Handwerksgeſellen den Ruf großartiger ächt altteſtamentlicher Gaſtfreundſchaft hatte, dort um Nachtherberge anzuklopfen entſchloß er ſich. Der Weg dazu war etwas ſtreitig, führte durch wohl geſchonte Wälder voll prächtiger Bäume, endlich ins urbare Land hinaus, ſo weit man ſehen konnte alles eines Beſitzers Eigenthum. An einem Ende deſſelben ſtand das große hölzerne Haus, daneben der übliche ſteinerne Stock, rundum kleinere Gebäude, Speicher, Wagenſchoppen ꝛc. Große Holzſtöße von ſchönem Buchenholz waren Zeugen, daß auf dem gaſtlichen Heerde das Feuer ſelten erloſch. Ein großer Hund lag in der Abendſonne; unbehaglich war es Jacob, als er ihn ſah, er hatte Malice auf die Hunde. Aber als der Hund den fremden Wanderer ſah, ſtand er nicht bellend auf das Haar ſträubend auf dem Rücken, ſondern wedelte freundlich mit dem buſchichten Schwanze und blieb ruhig liegen. Als Jacob anklopfte, ließ man ihn nicht lange warten und als er um ein Nachtlager fragte, da lief nicht eins zum andern, um zu fragen, ob es wohl thunlich ſei ihn zu behalten oder wenn man den letzten Uebernächtler gehabt und ob es nicht zu früh ſei, ſchon wieder einen zu haben. Man ſagte ihm freundlich: ja freilich, und hieß ihn abſitzen. Bald ſetzte ſich Jemand neben ihn, fragte nach dem woher wohin und ließ ſich erzählen, mit dem Behagen, welches einſam Wohnende oft an den Tag legen, wenn ſie mit Leuten aus der Welt zuſammentreffen.

Jacob war mit verbiſſenem Ingrimm angerückt, daß er bitten müſſe, wo er befehlen ſollte, und daß er zum Bitten ſich erniedrige, plagte ihn ebenfalls; die ſichtbare Fülle allenthalben, die auf vielen Edelhöfen nicht geſehen wird, vermehrte dieſen Ingrimm noch. Daß ein dummer Bauer da ſitzen ſolle herrlich und in Freuden trotz einem Baron, während Er, Jacob, der Kern des Volkes, da anklopfen und die Mütze abziehen müſſe, war das nicht ariſtokratiſch, pfäffiſch, verflucht, himmelſchreiend! Dieſer Ingrimm und die ihm erwieſene Höflichkeit ließen ihn unwillkürlich ſich in die Bruſt werfen, zeigen, daß er auch was ſei. Nun ſagte er nicht, er ſei der Jacob, und erzählte wie viel er gegolten in Zürich im Verein, und was er für daherige Ausſichten hatte, ſondern er flunkerte wieder gewaltig mit dem, was er daheim ſei und beſäße, wie er aus einer hochanſehnlichen Familie ſei, auf wie großen Gütern ſeine Großmutter ſitze, welch großes Geſchäft, das einſtweilen verpachtet ſei, er beſitze und antreten werde, ſobald er heimkomme. Das Ding ging ihm ganz prächtig vom Munde und wurde ehrlich und gutmüthig buchſtäblich geglaubt. Mutter, hörte er eine Stimme drinnen in der Küche ſagen, Mutter, das iſt einer aus einem vornehmen Hauſe, ein reicher Burſche, dem ſollte man ein Bett friſch anziehen, und ſollte man ihn nicht heißen mit uns eſſen? Wie du meinſt, mir iſts recht, lautete die Antwort. Nun ward Jacob traktirt wie ein ehrenwerther Gaſt, aß am Familientiſche zu Nacht beſſer als man in manchem Wirthshauſe um ſchweres Geld ißt, trank zwei gute Sorten Wein, ſchlief in einem herrlichen Bette, trank am Morgen Chocolade und aß, da eben gebacken ward, vortreffliche Kuchen dazu. Vorher hatte er die Ställe beſehen, acht prächtige Roſſe geſehen, 20 Kühe, von denen jede unter Brüdern wenigſtens achtzig Thaler werth, hatte geſprächsweiſe gehört, daß dieß nicht der einzige Hof ſei, den die Leute beſäßen und daß die ausgeliehenen Gelder ſich vielleicht ſo hoch beliefen als der Werth des Grundeigenthums. Das hatte ihn begreiflich wieder aufs neue ingrimmig geſtimmt, ſeine Beſitzungen waren über Nacht faſt um die Hälfte gewachſen und gewaltig ſtrengte er ſich an, um mit Eſſen und Trinken die Ungerechtigkeit, daß ein dummer Bauer ſo viel beſitze, einigermaßen zu verkleinern. Als endlich Zeit zum Aufbruch war, ſagte man ihm, wie ſonſt der Brauch ſei, jedem Geſellen, welcher hier über Nacht geweſen, einen Zehnpfennig zu geben, ihm aber dürfe man kaum einen anbieten. Da ſagte Jacob: verſteht ſich, einen Zehnpfennig würde ich übel nehmen, aber ein Andenken an dieſen Ort ſchlage ich nicht aus. Nun war drinnen guter Rath theuer, welches Andenken wohl am paſſendſten ſein möchte für den reichen Reiſenden, der ſo große Güter daheim habe? Eine Kuh oder ein Käs waren etwas unbequem zu transportiren. Ein Pſalmenbuch oder ein Teſtament erhielten Beifall, wurden aber doch verworfen, weil man dachte, er werde bereits was ſolches bei ſich haben und könne beleidigt werden, wenn man ihm zeige, man habe geglaubt, er habe weder Teſtament noch Pſalmenbuch bei ſich. Endlich ward man räthig ihm einen ſchönen neuen Berner Fünfbätzler anzubieten, aus welchem er ſich dann zum Andenken einen Uhrenſchlüſſel machen laſſen könne. So geſchah es auch, und Jacob nahm ihn hin mit Gelaſſenheit; zum Vorſchlag mit dem Uhrenſchlüſſel meinte er, das Stück gefalle ihm ſo wie es ſei, am beſten.

Als er wieder der Landſtraße zu marſchirte, ſchimpfte er vor ſich hin gewaltig über den Bauernhochmuth und die Ungerechtigkeit in der Welt. Hätte er nicht das Felleiſen getragen, meinte er, ſo würden ſie ihn wohl in einer Kaleſche einige Stunden Wegs geführt haben, jetzt aber ließen ſie ihn laufen als ob er ein Hund wäre, nur weil ſie ſich ſeiner des Felleiſens wegen geſchämt hätten, und doch ſeien ſie nur dumme Bauern und wenn es mal anders werde, ſo wolle er dieß nicht vergeſſen. Den Hof nehme er unter ſeine eigene Verwaltung, und für etwas beſſeres als für die Schweine zu hüten, wüßte er die Beſitzer nicht zu gebrauchen. In Burgdorf hielt er ſich eine Nacht auf. Er fand da Bekannte und einen lebendigen Austauſch der Ideen. Heut zu Tage ſind Ideen die Hauptſache, der Handwerksburſche wandert nicht mehr auf dem Handwerk, ſondern bloß auf Ideen, und wenn er ißt und trinkt, ſo thut ers nicht des Hungers und des Durſtes wegen, ſondern wegen einer Idee. Guckt man aber dieſen Ideen näher ins Geſicht, ſo ſind ſie zumeiſt nichts als zuſammengeflickte Mäntelchen, welche man den eigenen und zwar thieriſchen Gelüſten umgehängt hat.

Burgdorf iſt ein uralt ſchön Zähringiſches Schloß mit einem reichen Städtchen drum, in wilder und doch reicher ſchöner Gegend. In neuerer Zeit ward das Schloß wieder berühmt durch Peſtalozzi, welcher es einige Zeit bewohnte, das Städtchen aber durch gutes Bier, mit welchem es den ganzen Canton verſieht.

Jacob kümmerte ſich begreiflich weder um die Zähringer noch um Peſtalozzi, ſondern bloß um Bier und Ideen, nebenbei aß er noch brav Emmenthaler Käs, ohne ihn jedoch beſonderer Beachtung zu würdigen; beiläufig frug er auch, ob denn wirklich ſo ſchöne Maitli in Bern ſeien als er habe ſagen hören? Natürlich hielt er ſich am meiſten bei den Ideen auf, erzählte wie er es dem Hund, dem Rathsherrn in Baſel, geſagt habe, und wie weit man jetzt mit den Ideen in Zürich ſei. Auf die Schweizer war er ſehr übel zu ſprechen. Wenn man mit ihnen ſpreche, ihnen die Ideen auseinander ſetze ſo recht handgreiflich, als ob es Heuhaufen wären, welche man ausbreite mit Gabel und Rechen, ſo meine man, ſie hätten einen begriffen und ſeien jetzt eingeweiht in die Grundſätze und ſeien Bundesgenoſſen. Aber wolle man die Grundſätze anwenden im Leben und die Ideen in die Verhältniſſe bringen, ſo brüllten ſie wie Kühe und man habe die dummen Schweizer wieder, welche nichts begriffen, am wenigſten die neue Zeit. Und ſtatt, daß ſie dankbar wären, weil man ihnen zeigen wolle, wie nach der Idee das Vermögen der Reichen zu vertheilen und zu gebrauchen, Verdienſt und Arbeit zu ordnen ſei, wie man Pfaffen und Ariſtokraten den Garaus machen müſſe, ſtatt dankbar zu ſein, könne man ſeine Knochen in Obacht nehmen und auf ſeinen Ideen weiter wandern. Er halte dafür, an den Schweizern ſei Hopfen und Malz verloren, ſie ſeien alle geborne Ariſtokraten und dumme Pfaffenknechte, darum wolle er ſo ſchnell wie möglich nach Paris hinein. Er ſetzte auseinander, wie es ihm in Zürich gegangen, als er ſeinem Meiſter, der als einer der Erſten der Ideen gegolten, ihr Verhältniß grundſätzlich auseinander geſetzt, kein Hund auf ſeine Seite habe ſtehen wollen, auf einmal alle wieder Ariſtokraten und Pfaffenknechte geweſen wären. Ja wenns aufs Reden ankäme, da gebe es wie gepfiffen und geſungen, aber ſollte dann nach dem Pfeifen getanzt werden, ſo liefe alles auseinander und allen hingen die Zöpfe von hinten wie der Herweg geſagt habe.

O wie da den guten Jungen die Augen funkelten, wie ſie die Fäuſte ballten, die langen Pfeifen faſt ſchwindſüchtig zogen und ſagten: Ja, wären wir dabei geweſen, Himmelſakerment! Hier gehts anders zu. Schwerenoth und Sauerkraut! Sie verlebten einen herrlichen Abend, ſtärkten mit dem guten Bier die beiden Ideen der Zeit, daß dieſelben aufſchwellen, ſchwer wurden wie Blei, und die Köpfe, welche ſie tragen ſollten, hin und her wackelten wie Müllerknaben unter ſchweren Mehlſäcken.

Am folgenden Morgen wanderte er Bern zu ſchwerfällig und mißmuthig. Verflucht ſchlecht Bier ſei hier, ſagte er. In Deutſchland drunten hätte er einen ganzen Teich voll Bier austrinken können und alle Morgen einen Kopf gehabt ſo leicht wie eine Feder und hier habe er kein halb Dutzend Maaß getrunken und habe einen Kopf ſo dumm und ſchwer als wie ein Emmenthaler Käs. Seine Reiſe ging daher ſehr langſam, er konnte ſich nicht ſatt ſchimpfen über die Schweiz, dieweil ſie ſo lang ſei. Hätte es das gewußt, ſo wäre er drum rum gegangen. Obgleich er von Burgdorf bis nach Bern nicht mehr als 4 Stunden zu gehen iſt, ſo war es doch ſchon gegen Abend als er von der Papiermühle, wo er ſich an einem Schoppen Wein geſtärkt und dem Wirth den neuen Berner Fünfbatzler als Andenken hinterlaſſen hatte, aufbrach und langſam den Berg aufſtieg. Droben ſah er links in nie geſehener Nähe die großen majeſtätiſchen Bernerberge. Indeſſen Notiz von den Bergen nahm er keine, ſondern bloß von dem langen, langen Baumgang, zu welchem ſich hier die breite Heerſtraße geſtaltet, neben welcher ein ſchöner breiter Fußweg herläuft. Grad aus lief die Straße, an ihrem äußerſten Ende ſtießen die Bäume zuſammen und nirgends noch ſah er die Stadt. Das fiel ihm ſchwer ins Gemüth, daß er ſo lange noch gehen ſollte und hatte er doch geglaubt, wenn er auf den Berg käme, werde die Stadt ihm vor der Naſe ſtehen. Dieſe Täuſchung konnte er Bern nicht vergeſſen, er faßte Malice gegen die Stadt, welche nicht verging. Darum achtete er die Berge nicht, ſondern ärgerte ſich bloß an den Bäumen, wo immer einer nach dem andern kam, und jemehr er hinter ſich ließ, deſto länger ſchien ihm die Allee zu werden. Er wurde ſchrecklich falſch, und je falſcher er wurde, deſto langſamer und mühſamer ging er und immer mehr ſchien ihm man treibe Bosheit mit ihm und was er dran ablaufe, das ſetze man ihm vornen wieder dran.

Endlich hielten die Bäume ſich auseinander, es ſenkte ſich der Weg. Weißes ſchimmerte durch die Bäume, ein mächtig Rauſchen ſcholl herauf, aber was es ſei, nahm Jacob nicht Wunder. Er ſetzte ſich auf eine Bank als wie zum Tode matt und erſt als er eine gute Weile geſeſſen hatte, ging er einige Schritte weiter und ſah vor ſich die gute Stadt Bern, die von der Aare umfloſſene, welche mächtig rauſchend über eine Schwelle ſtürzt, welches Rauſchen Alexander Dumas wahrſcheinlich für Lawinendonner gehalten. Große Notiz nahm er aber ebenfalls nicht von ihr, ſie ſchien ihm ein klein elend Neſt, von dem er nicht begreifen konnte, warum man ſo viel Aufhebens mache, ſo brummte er, während er den ſteilen Weg hinunter humpelte. Er humpelte die Stadt hinauf durch die ſchönen Arkaden, belegt mit großen ſchönen Steinplatten, und fluchte jämmerlich, wie hart die Steine ſeien; daß ſpitze Pflaſterſteine ſeinen Füßen noch ganz andere Leiden gebracht hätten, daran dachte er nicht.

Neuntes Kapitel.

Jacobs Einzug in Bern und erſte Stellung daſelbſt.

Es war eine Jahreszeit, in welcher die Geſellen es haben wie in guten Jahren die Vögel, wenn der Hanf wohl geräth, wohin die Vögel fliegen, lacht ihnen reiſender duftender Hanfſaame und wohin die Geſellen kommen, ſtehen Geſellenhungrige Meiſter unter den Thoren. Jacob konnte alſo, nach gehaltener confidentieller Nachfrage, unter Meiſtern ausleſen, und das that er denn auch. Er wolle zu einem guten Zopf, ſagte er, der ordentlich zahle; die Koſt habe er lieber in einem Koſthauſe als beim Meiſter. Ein Koſthaus könne man wechſeln, und den Meiſter, wenn er gut ſei, behalten, die Meiſterin aber, die könne man nicht wechſeln einſtweilen ohne Meiſter, und wenn ſie zu freſſen gebe als wie den Hunden, ſo müſſe man es ſich gefallen laſſen, dürfe kaum Geſichter ſchneiden und mit den Tellern raſſeln. Zu einem Meiſter von Geſinnung wolle er einſtweilen nicht mehr, die ſolle der Teufel holen, ſagte er. Wenn Alles neu werde, ſo ſei es für die Geſellen und nicht für die Meiſter, die Meiſter hätten jetzt ihre gute Zeit und die Geſellen ſeien die Hunde, das ſei das Ding, das umgekehrt werden müſſe. Meiſter ſeien in der Sache nur Verräther, er habs erfahren. Ein Mohr ändere ſeine Farbe nicht, und wenn ein Meiſter es mit den Geſellen hielte, ſo bleibe er doch im Herzen ein greulicher Ariſtokrat und habe es mit den Geſellen nur wie Ariſtokraten, welche ſich liberal ſtellen, um Stellen zu kriegen und hohe Beſoldungen. Die armen Teufel von Geſellen ſollten dem Meiſter ſeine gute Geſinnung mit ſchwerem Gelde bezahlen.

Man ſieht, Jacob hatte bereits ein Stück Erfahrung gemacht, jedoch zu ſeinem Schaden nur ein Stück. Glauben zu fremder Erfahrung hatte er nicht, den langen Brandenburger ſah er noch immer als Verläumder an und ſchwatzte von ihm als von einem Dieb und Mörder. Er wollte die Weltgeſchichte ſelbſt durchmachen und bedachte die Thorheit des Menſchen nicht, der alle Gifte am eigenen Körper verſuchen und kein Kraut für giftig halten will, er habe es denn an ſich ſelbſt verſucht und ſei dran geſtorben. Was hilft dann die Erfahrung, wenn man darüber das Leben verliert, oder was hilft ſie, wenn darob die Ehre oder der Muth oder die Jahre kaput gehen?

Jacob las ſich alſo einen Zopf zum Meiſter aus, einen Mordiokerl von Philiſter und Spießbürger. Er trug zwar keinen wirklichen Zopf mehr, denn es iſt bereits mehrere Jahre her, daß in Bern die Letzten gefallen ſind, entweder vom Tod ins Grab gelegt, oder als freiwillige dem Zeitgeiſt dargebrachte Opfer. Aber des neuen Meiſters Geſichtskreis ging nicht weiter über die March der Stadt, das ſogenannte Burgernziel hinaus, als öſtlich bis zur Papiermühle, wo man ein gut Glas Wein trank und in günſtigen Monaten ſchöne Krebſe fand, ſüdlich bis Almedingen, wo delicater Neuenburger ſich aufhält, oder Kehrſatz, wo gute Hähneli oder ſonſt ein wacker Stück Fleiſch niemals fehlen, weſtlich bis Bümpliz, wo Schweinefleiſch die Hauptſache iſt und manchmal das Bier recht artig; nördlich bis Reichenbach, wo gebackene Fiſche zu haben ſind, auch Küchli (Kuchen) namentlich Strübli (Spritzkuchen) ehedem in beſonderer Güte fabrizirt wurden. So weit ging unſeres Burgers Geſichtskreis, welchen er mit bedeutſamem Fleiße von Zeit zu Zeit auffriſchte und in inbrünſtigen Augenſchein nahm. Je enger indeſſen der Kreis ſich zuſammenzog, innerhalb deſſelben ſein Blut ſtrömte, deſto wärmer, heißer umfloß es den engern und weitern Mittelpunkt dieſes Kreiſes. Wie der Schütze in der Scheibe einen weitern Mittelpunkt hat, das Schwarze, und einen engern, den Zweck, ſo hat auch der rechte Bernerbürger einen weitern und engern Mittelpunkt; der weitere iſt die Stadt, der engere die Zunft. Der Scheibe Rand geht wie geſagt von der Papiermühle weg nach Almedingen, Kehrſatz, Koniz, Bumpliz nach Reichenbach, von wo er wieder nach der Papiermühle läuft und den Kreis ſchließt. Ungefähr zwei Stunden im Durchmeſſer mag dieſe Scheibe ſein. Man lache darüber, aber dahinter ſteckt doch was Schönes: eine heiße Liebe zum engen Kreis, zur kleinen Stadt, zur lieben Zunft. In dieſer Liebe zeigte ſich der durch alles ſich drängende conſervative Charakter der Berner. Erſt ſchoſſen die Burger Geld zuſammen, um die Stadt frei zu machen und mächtig; dann verwandten ſie die reichen Einkünfte der Stadt nicht für ſich, ſie verſchönerten die Stadt und ſammelten Schätze für die Stadt. Die Zunft dagegen machten ſie reich aus den eigenen Säcken durch Schenkungen und Vermächtniſſe, und was ſie einmal zuſammengelegt hatten, das conſervirten und bewahrten ſie bis auf den heutigen Tag. Die alten Zünfte verloren ihre handwerkliche Bedeutung gänzlich, aber Häuſer und Vermögen blieben den Zunftgenoſſen und ſie vertheilten es nicht, ſtahlen es einander nicht, ſie ſchaarten ſich darum, verwalteten es nach ihrem Verſtand, aber in wahrer Treue, erzogen Kinder, unterſtützten herabgekommene Genoſſen, erhielten Alte, und wo man es vermochte hielt man zuweilen ein währſchaft (ſolid) Zunfteſſen und trug ſich die dabei geholten Haarbeutel nicht nach. An der Verwaltung dieſer Zünfte d. h. deren Vermögen, welches bei einigen nahe an eine Million Schweizerfranken ſteigt, und der Verwendung der Einkünfte Theil zu nehmen, Vorgeſetzter, Stubenmeiſter, Seckelmeiſter oder gar Vorſtand zu ſein, das iſt der ächten Burger Höchſtes und Liebſtes, es iſt die erſte Stufe der Ehre, Manchem die erſte und letzte zugleich, während Andere von ihr bis zur höchſten bis zum Schultheiß hinaufſtiegen und auch auf ihr die Zunft nicht vergaßen, in treuer Anhänglichkeit an ſie ſich ehrten. Die Treue an der Zunft machte treue **Bürger**, für Zunft und Vaterland gingen ſie in den Tod und kühner und tapferer als die heutigen Weltbürger für eine Idee, mit welchem Namen man ſehr oft flüchtige Einfälle zu beehren pflegt, oder eben die Mäntelchen um thieriſche Knochen. Ein ſolcher guter Bürger, welche man in Bern Zähringer, treue Anhänger des Alten, nennt, war Jacobs neuer Meiſter. Eine derbe Freimüthigkeit, welche ſich vor den vornehmſten Herren nicht verkroch und hauptſächlich auf der Zunft oder auf der Geſellſchaft, wie man die Zünfte auch zu nennen pflegt, ſich geltend machte, zeichnete denſelben aus. Er war ein hablicher Mann, verſtand ſein Handwerk, ärgerte ſich ſchrecklich, wenn ſeine Mitbürger bei fremden Hallunken, wie er alle Meiſter nannte, welche nicht Bürger waren, arbeiten ließen. So fremde Hallunken konnten wohl den Bürgern das Brot vom Maul wegſtehlen, ſagte er, nach einigen Jahren aber gingen ſie als Schelme ins Weite und frügen nicht darnach, wer ihre Schulden bezahle. Ein Meiſter, der bei Ehren bleiben und ſeinen Namen mit Ehren den Kindern hinterlaſſen wolle, könne nicht arbeiten wie ein Schelm. Dabei meinte er jedoch nicht, daß er alles alleine machen müſſe, er verſchwand des Morgens zuweilen aus der Werkſtatt, fand des Nachmittags zuweilen ſpät ſich ein, zuweilen nur auf Augenblicke, oder auch gar nicht.

Er verſchmähte Geſpräche mit den Geſellen nicht, aber von ihren Ideen nahm er durchaus keine Notiz, ſie waren ihm böhmiſche Dörfer, deren Daſein er überhaupt in Zweifel zog. Es ſchwatze einer viel, während der Tag lang ſei, und am Ende wiſſe er nicht einmal, was er geſagt habe, geſchweige, daß es ihm mit der Sache Ernſt ſei, ſagte er, übrigens hüteten ſich die Geſellen in ſeiner Gegenwart von ſolchen Dingen viel zu ſchwatzen. Was die Geſellen nebenbei trieben, darum kümmerte er ſich nicht, begehrte er doch auch nicht, daß ſie ſich darum kümmerten, was er mache, wenn er nicht bei ihnen war.

Jacob trat hier ein mit Selbſtbewußtſein und einer kühlen Zurückhaltung, faſt ſo wie ſie auch der alte Burſche kriegt, wenn er eine andere Univerſität bezieht, wie ſie auch der Weltmann an Tag legt und namentlich der Diplomat, welcher das Umgekehrte vom Handlungsreiſenden iſt. In dieſer kalten Ruhe liegt die größte Ueberlegenheit, liegt das beherrſchende Element, ſie iſt aber wenigen Menſchen eigen, wenn auch Viele auf eine Stunde oder einen Tag ſie ſich aneignen können wie ja auch der Eſel in eine Löwenhaut kriechen und für einen Löwen gilt, bis ihm die Ohren zu Tage brechen. So iſt auch vielen Naturen das Bewahren dieſer Ruhe auf die Dauer rein unmöglich, hält nur ſo lange aus, bis ſie im neuen Verhältniß erwarmet ſind, dann bricht die alte Natur wieder zu Tage. Jacob war ein ſtattlicher Burſche und im Handwerk nicht der Letzte, er hatte in einer tüchtigen Lehrzeit einen guten Grund gelegt und in allen Dingen iſt Grund und Fundament die Hauptſache. In der Lehrzeit entſtehen die Angewöhnungen, die meiſt bleiben durchs Leben, und namentlich das raſche oder langſame Arbeiten. Wenn ein Lehrburſche 4 Jahre bei einem Meiſter iſt, bei dem er alle Viertelſtunden nur einen Stich oder Streich zu thun braucht und nach jedem Stich oder Strich eine Viertelſtunde gaffen kann, um ſich zu erholen, ſo wird dieſem Lehrbürſchen dieſe Langſamkeit zumeiſt ſein ganzes Leben nachgehen. Während hingegen der, welcher von Anbeginn 4 Jahre lang raſch arbeiten muß, von der Arbeit nicht abſehen darf, dran ſein muß bis die Glocke zwölfe oder Feierabend ſchlägt, ein guter Arbeiter wird, welcher leicht das Doppelte verdient als Geſelle und endlich zu einem Meiſter geräth, welcher etwas iſt und zu etwas kommt.

Dazu kommt noch, daß demjenigen, welcher raſch arbeitet, die Arbeit lieber und leichter, daß er viel weniger müde wird als derjenige, welcher heute das Bein hebt und es erſt morgen wieder abſetzt, heute die Nadel ins Tuch ſticht und ſie erſt morgen wieder herauszieht. Es fehlte alſo nicht, daß die unbedeutende Mannſchaft die halbwüchſigen Geſellen Jacob mit Reſpekt anſahen, ſich zu ihm drängten und jeder in ſeinen Augen gerne als Held irgend einer Sorte erſchienen wäre; der eine als Held bei den ſchönen Berner Maitle, der andere ein Held in der Unverſchämtheit gegen den Meiſter, ein dritter als Held in Grundſätzen und Ideen, die er ganz verflucht losgekriegt hätte, poß Himmelſapperment. Ja es gingen einige ſo weit, daß ſie Abends einen Schoppen Kirſchenwaſſer (Kirſchgeiſt) oder zwei kommen ließen, weil der Jacob doch auch wiſſen müſſe, wie ganz verflucht gut der ſchmecke. Wenn man bei dieſem Geiſte ſaß, ſo kam das Schwadroniren erſt recht in Fluß, es erglühte die Begeiſterung in jeder Bruſt. Wie ſchön ſein Mädchen ſei, erzählte der Eine, die Schönſte unter allen; wie man es ihm abſpenſtig machen wolle, Geſellen es auf dem Korn hätten, Herren ihm nachſtrichen, wie es reich heirathen könnte, aber ihm treu ſei und er auch und dazu eine Fauſt führe, mit der er jedem die Knochen im Leibe entzwei ſchlage, der nur einen Fuß dem Mädchen nachſehe. Den nächſten Sonntag müſſe Jacob das Mädchen ſehen, bei Weiermanns Haus werde getanzt. Dahin kämen viele Mädchen und er wüßte Jacob e Maitle, das noch keinen Schatz hätte, e ſchön Menſch, aber es ſei noch nicht lange in der Stadt und hätte noch keine Manieren nicht, aber wenn es die mal hätte, ſo ſei es die Erſte obenaus und unten aus. Dummer Kerl, was du biſt, ſagte ein anderer, was ſoll e Mann wie Jacob mit dem Bauernmenſch, das zu allen du ſagt und nicht einmal des Sonntags Handſchuh an hat. Wo ſoll die Manieren kriegen, ſie iſt ja in keinem vornehmen Haus nicht. Ich hab mir ſagen laſſen, ſie ſei bei einem Schweinmetzger, wie ſoll da eine Jungfer zu Manieren kommen, wo im ganzen Hauſe keine nicht ſind? Ne der Jacob muß eine ganz andere Perſon haben, eine gebildete, nicht ſo ein grob Bauernmenſch, das keine Handſchuh nicht hat, allen Menſchen du ſagt und ſo ganz grob immer ſagt: Dank ke giſt (ich danke dir), oder hor, lah mih ruhgig (laß mich in Ruhe), wott nit (weiß nicht). So ein Menſch mag ich gar nicht anſehen, es dünkt mich immer, ich rieche den Kuhſtall. Na da iſt mein Schätzel ein ganz anders; ſo ganz fein und niedlich, hat immer zwei Ringe an den Händen, Handſchuh darüber, geht ganz wie eine Dame und iſt ganz fein gebildet, ſie ſagte immer merci bien (danke ſehr) und o mon dieu, vous badinez (o mein Gott, Sie ſcherzen) und o mon cher (mein Lieber), und hat ganz feine Manieren. Wenn ſie trinkt, ſo nimmt ſie das Glas nur mit den Fingerſpitzen ganz fein und nicht ſo mit ganzer Fauſt wie ein Bauernmenſch. Es iſt aber auch in Condition bei einer ganz vornehmen Herrſchaft vom höchſten Adel, wo es ganz adlich zugeht. Sie haben ein Schloß auf dem Lande und reiſen manchmal ins Bad, und franzöſiſch wird geredet den ganzen Tag, da kann man was lernen und wird auch ein Menſch. Meinſt du, fuhr ein bärtiger Kerl ihn an, wir ſeien nicht auch Menſchen, was biſt du für ein Kerl, wie kommſt du mir vor? Meinte, du wüßteſt auch darum, daß wir von eben ſo gutem Blute ſeien als Kaiſer und Könige oder von beſſerm noch, dieweil das unſere nicht in Faulheit faul geworden. Du Kerl biſt abgefallen, wirſt zum Verräther werden wollen und ſomit erhob ſich der Sprecher drohend. Der Angefahrene aber ſagte gelaſſen: Bleib nur ſitzen, Bruder, und verſteh mich. Wir ſind alle gleich, alleweil wir Menſchen, aber auch Hunde, Katzen und Schweine ſind uns elementariſch gleich, aus den 4 Elementen ſind wir ja alle; auf die Manieren kommt es an, die machen den Unterſchied. Wer Manieren hat wie ein Schwein, iſt ein Schwein und wer bellen thut wie ein Hund, der iſt ein Hund, und weil wir uns kleiden thun und Manieren haben, ſo ſind wir Menſchen und wenn wir vornehme Manieren haben und gekleidet ſind wie die Adlichen, die Haare fein tragen, Bärte und Stegreife wenigſtens am Sonntage und des Montags, wenn wir blau machen, bei der Arbeit gehts nicht, nicht einmal bei den Schneidern, ſo ſind wir ſo vornehm und ſo fein als ſie. Donnerwetter, ſagte der Bärtige, weißt du denn nicht, daß wir alle gleich ſind, der Adel runter muß und das Vornehmſein aufhören, du Dummhut du. Ein Dummhut biſt du ſelbſt, antwortete der andere gelaſſen. Was willſt du, wenns losgeht, mit den Schlöſſern machen, den ſchönen Landhäuſern, den Paläſten? Ja die theilen wir unter einander, antwortete der Bärtige. Na ganz recht, aber willſt du ſo in einem Schloſſe wohnen wie ein Schwein oder ein Hund oder ſo wie ein grober Bauer, wie ein ganz gemeiner Kerl? Wirſt doch was vorſtellen, nicht ſo ein gemeiner Eſel ſein wollen, nicht ſo ein gemeines Menſch haben wollen zur Frau? Frau will ich gar keine, da ſoll ja jeder die nehmen, welche ihm gefällt, und kann ſie dann wieder laufen laſſen, wenn ſie ihm nicht mehr gefällt und eine andere nehmen. Ganz recht, ſagte der Erſte, aber man ſagt zu der, welche man hat alleweil Frau und Manier muß ſie alleweil haben, ſo ein dumm grob Menſch, was ſoll ſo eine im Schloſſe, einem adlichen Hauſe? Dann nimmt man noch ein halb Dutzend hübſche Bauernmenſcher ins Schloß, damit ſie Manieren lernen, und iſt man der alten ſatt, ſo ſchickt man ſie weiter und nimmt aus dem halben Dutzend die, welche die ſchönſte iſt und die beſten Manieren hat, die ſtellt dann die Madam vor und Frau ſagt man ihr. Sieh, Bruder, das ſind Ideen und Grundſätze und wie man ſie anwenden thut. Meine Eliſe wird eine Dame ſein ganz fein und kein Schwein, wie ein grob Bauernmenſch, welches keine Manieren hat und jeden duzt, wenn er auch ganz fein gekleidet iſt, ganz elegant, nach der erſten Mode. Meine Eliſe freut ſich ungeheuer auf die Zeit, wenns eine Aenderung giebt, und ich dann in eine hohe Stellung komme, wo ſie eine Dame wird. Aber hör mal, antwortete der Bärtige, haſt du denn der Eliſe geſagt, daß du ſie willſt laufen laſſen, wenn ſie alt iſt und du eine hübſchere nachgebildet haſt? I bewahre, glaubſt du, ich ſei ein Eſel? Sie freut ſich auf die Emancipation der Weiber und denkt einſtweilen gar nicht, daß ſie alt werde und freut ſich auf die Gleichheit und daß ſie ſtatt ihrer Dame ſelbſt eine Dame werden ſoll, und die Freude verderbe ich ihr nicht. Sie iſt ein fein Menſch, ißt und trinkt faſt nichts, mit einem halben Gulden komme ich des Abends mit ihr aus und von den Geſchenken, die ich kriege, ſage ich nichts. 'S iſt aber eine kapital Dirne, die Eliſe einſtweilen. Sie hat eine Baſe, dieſe dient in einem andern vornehmen Hauſe, haben auch ein Schloß auf dem Lande, das wäre eine für dich, Jacob. Wenn's los geht, kriegteſt du vielleicht das Schloß, es ſoll ſehr ſchön ſein dort, der Keller voll Wein, die Ställe voll Kühe und viele Dörfer voll Bauern. Pos Turk, erſcholl es aus einer Ecke, Bauern und Kühe zählen ſich nicht zuſammen. Das Eiſi iſt zwar meine Baſe, war aber ein Lumpenmenſch von je, ſeit es in der Stadt iſt, iſts verrückt im Kopf und kennt die nächſten Verwandten nicht mehr. Wird ihm aber ſchon wieder beſſern, wenns von einem Hallunk ein Kind kriegt oder zwei. Und wenns ans Theilen geht, ſo ſind noch andere Leute da und was über bleibt, das ſind die Broſamen, welche unter den Tiſch fallen und unter die hergelaufenen Hunde kommen. Pos Himmelſackerment, wer ſpricht wie ein Hund, rief es von allen Seiten. Da fand es ſich, daß es ein Schweizer war, ſo gleichſam einer von der alten Garde, der Fäuſte hatte wie Klammern, ſo daß es von ihm hieß, er habe es wie der Teufel, wen er einmal im Nacken gefaßt, derſelbe trage die Zeichen der fünf Finger ſein Leben lang.

Derſelbe war ein liederlicher Kerl aber ein guter Arbeiter, hatte in Neapel gedient, hätte gerne ſein Leben in ſüßem Nichtsthun zugebracht, denn die Arbeit war ihm verhaßt, er trieb ſie nur um leben, ſeine Gelüſte befriedigen zu können; nur waren leider ſeine Gelüſte immer größer als der Ertrag der Arbeit, und jemehr er zufällig die Gelüſte befriedigen konnte, deſto träger ward er zur Arbeit. Er war leider böſen Mächten verfallen, unter denen nie Friede wird, ſondern ein immer gräulicher werdender Streit, der, nicht gehemmt, zum Verderben führen muß. Die neuen Ideen oder Grundſätze hatten bei ihm vollſtändig Eingang gefunden, ſie entſprachen der Richtung ſeines Geiſtes, wie man zu ſagen pflegt, vollſtändig. Er fand es durchaus vernünftig, ganz im Zeitgeiſte, der Cultur durchaus entſprechend, daß er nach ſeinen erlittenen Strapatzen in einem Schloſſe ſich gütlich thun, ſich auf das Sopha ſtrecken, mit Schinken und Schnaps des Morgens, mit Braten und ſtarkem Rothen des Abends ſich von irgend einem Hund, ders früher gut gehabt, bedienen laſſen ſolle. Aber eine Eigenthümlichkeit beſaß er. Er war alſo in Neapel geweſen, ein wilderer Kerl war nicht im Regiment, dabei war er ein guter Kamerad, wo ein Schweizer in der Klemme war, der konnte auf den Peter zählen. Nun waren von je viele Schweizer in Neapel in Bedrängniß, und wie lieb die Italiener und namentlich die Neapolitaner die Fremden haben, iſt bekannt. Daher müſſen die Schweizer in Neapel zuſammenhalten, um ihr Daſein zu ſichern. Es entſteht daher durch die immer obſchwebende Gefahr in der Fremde ein Nationalgefühl in ihnen, welches in der Heimath bei vollkommener Sicherheit und Ruhe erloſchen ſcheint. Namentlich bei Peter, bei ſeiner gutherzigen und doch ſo aufrichtigen Natur bildeten ſich zwei Dinge, welche ſehr häufig beiſammen ſind, Nationalgefühl und Fremdenhaß zu ungewöhnlicher Stärke aus. Für einen Schweizer wagte er ſein Leben ſo oft man wollte, und wenn er einen Fremden klopfen konnte, ſo ſparte er es nie.

Der Peter war alſo vertheilenden Grundſätzen und Ideen durchaus zugänglich, ſie leuchteten ihm ſo klar in ſeine Seele wie nie eine Frage aus dem Katechismus, aber daß ſo ein Hallunke von Fremden an der Theilung Antheil nehmen ſolle, das war nicht ſeine Meinung. Brauchen konnte man ſie wohl, als Kanonenfutter, bis die Sache durchgeſetzt ſei, dann ſetze man ihnen den Schuh hinten an und jage ſie zum Lande hinaus, dann konnten ſie ſeinethalben draußen probiren, obs bei ihnen ginge, und was ſie abkriegen konnten draußen. So war Peters Meinung, welche er auch äußerte ſonder Hehl und Furcht, denn zu Intriguen und Verſchwörungen hatte er durchaus keine Anlage und was fürchten ſei, wußte er nicht. Prügeln und Tolles treiben war einmal ſeine Luſt, ward nun er geprügelt oder prügelte er andere, er drehte kaum die Hand um. In ſolchen Fällen hatte er ſich wirklich faſt zur reinen Objektivität erhoben. Komod war dieſes für ihn, denn zu Prügeleien kam er oft, nicht wegen den Grundſätzen, ſondern eben wegen ihrer Anwendung. Er meinte, die deutſchen und welſchen Lumpe ſollten ihre Theile draußen in ihren Ländern abkriegen, kurioſer Weiſe aber wollten die nichts davon hören, ſondern wollten in der Schweiz probiren wie es gehe und einſtweilen die beſten Theile für ſich behalten. Sei es einmal hier angefangen, ſo gebe es draußen bei ihnen auch, dann laſſe ſich auch für die Schweizer ſorgen, meinten ſie; aber gerade ſo meinte es Peter nicht. Sie prügelten ſich daher zuweilen um das Fell des Bären, dieweilen er noch nicht geſchoſſen war, ſondern einſtweilen noch ganz unvertheilt das Leben munter ſich behagen ließ. In ihrem Eifer, Jacob aufzuklären, hatten ſie den Peter vergeſſen, der in einem Winkel lag und verächtlich dem Gerede zuhörte, bis es ihn in die alte Wunde traf, da zuckte er auf und ſchlug nach allen Seiten aus. Er hatte in ein Weſpenneſt geſchlagen und die vom Kirſchwaſſer feuchten Weſpen waren kitzlich, abſonderlich empörte ſie der Punkt wegen den Mädchen, das Feuer ſchlug an Peter auf, da fand ſich Jacob bewogen die Reſpectperſon zu machen, ſeine Kameraden zurückzuhalten, an Peter zu ſteigen und ihm zu ſagen, daß er unziemlich geredet habe, er ſolle ſagen, es ſei ihm leid, dann ſolle ihm verziehen ſein, und er könne ungeſchoren ſich entfernen, jedoch alſobald.

Da blitzten dem Peter ſeine Augen auf, ſeinen Pfeifenſtummel klopfte er aus, ſteckte ihn in die Taſche, trat mit verſchränkten Armen vor Jacob und ſagte: Hör du, blähe dich nicht auf; ich bin weiter in die Welt hinaus geweſen als du herkommſt; und ſo weit ich kann, hieß ein dummer Junge, wer ſich in Fremde Händel miſcht. Vor wenig Tagen biſt du eingewandert, kennſt mich nicht, und die andern nicht, verſtehſt von allem nichts. Willſt du nach 11 Tagen noch mit Peter Händel, dann komm, wenn dich das Fell juckt, das Jucken ſoll dir vertrieben werden. Peter hatte nicht getrunken, darum behielt das Gefühl des Veteranen die Oberhand über ſeine angeborne Natur. Wahrſcheinlich jedoch wäre es nicht friedlich abgelaufen, denn Jacob ſtach der dumme Junge, die andern fühlten, daß ſie Jacob zeigen ſollten, wie ſie ſo mit einer Schweizerkuh umſpringen thäten, die Stimmen ſchwollen an, die bekannten Donnerwetter krachten an den hölzernen Wänden. Da ward die Thüre aufgeriſſen, die Wirthin ſchrie hinein: Herr Jeſes, Herr Jeſes, es brennt! Wo, wo? frug alles, die Wirthin antworte nichts, ſondern ſchrie in einem fort: Herr Jeſes, Herr Jeſes, was fangen wir an? es brennt, es brennt! und verſchwand. Die Geſellen glaubten das Feuer ſich auf dem Leibe, ſtürzten zur Thüre hinaus, rumpelten die Treppe nieder. Wo brennts, wo brennts? ſchrien ſie drunten in der Arkade, ſtürzten auf die Straße hinaus, ſuchten das Feuer am Himmel, doch vergeblich, ſchrien aber immer zu, wo brennts, wo brennts? Da trat ein Polizeidiener unter ſie und ſagte: In ihren Köpfen werde es brennen, und wenn ſie nicht auf der Stelle ſchwiegen, ſo werde er ſie an einen Ort führen, wo das Feuer werde gelöſcht werden. Da ſie keinen Funken Muthwillen im Leibe hatten, ſo wollten ſie ſich mit den Polizeidienern verſtändigen, was aber nicht möglich war, da die gar nichts hören wollten, und die Kameraden, da ſie nach der von den Polizeidienern vorgeſchlagenen Operation nicht lüſtern waren, mußten ſich von dannen machen. Einer von den Landjägern ſtieg in aller Liebe zur Wirthin hinan und frug, was haben eure Geſellen gehabt? Die konnte vor Lachen lange nicht antworten, endlich ſagte ſie: Sie hätten ſich prügeln wollen, in welchen Fällen ſie ſonſt Waſſer über ſie ſchütte. Nun ſei das Teufels Mädchen mit dem Keſſel beim Brunnen geweſen, da hätte ſie gedacht, ſie wolle ſchreien, es brenne, das thäte vielleicht den gleichen Dienſt, und richtig, kaum hatten die Burſche das Geſchrei gehört, ſo ſeien ſie auseinander gefahren und die Treppe hinab, es ſei ihr Angſt geworden, ſie hätte geglaubt, ſie müßte unten reichlich ein halb Dutzend ganz oder halb todt aufleſen. Nur der Peter ſei geblieben, er ſei der Witzigſte von allen geweſen, wahrſcheinlich werde er den Spaß gemerkt haben.

Bei dem Auseinanderſtauben war nur ein ganz junges Geſellchen bei Jacob geblieben, dieſer ſchmiegte ſich recht warm und traulich an ihn und ſagte: Hört mal, Jacob, das Leben iſt hier nicht ſchlecht, aber für unſere Ideen iſt der Boden nicht. Der Wein iſt gut und nicht theuer, Küchle ſind delicat und wer mal geſtoßene Nidle (aus Rahm bereitetes Backwerk) kriegt, der kann ſich vorſtellen, womit der Erzvater Abraham den Engeln aufgewartet hat, auch die Mädchen paſſiren und lieben die Deutſchen, beſonders mit Schnäuzen, ganz fürchterlich, aber Ideen haben ſie nicht und die Bauern theilen unſer Lebtag nicht. Sie ſind reich wie die Juden und ſparſam ganz ſchrecklich. 'S iſt all eins hier, Herren und Bauern, ſind alle reich, halten ſchrecklich zuſammen, brauchen nicht mehr Geld als ſie müſſen, und das Volk, welches nichts hat, iſt ſchrecklich dumm, wenn die Pfaffen ſagen: du ſollſt nicht ſtehlen, ſo glauben ſie es noch. Drum glaub ich nicht, daß hier was zu machen ſei, als Küchle eſſen und die Maitle zum Beſten haben. Unſere Gelehrten, welche unter uns herumlaufen, ſagen es zwar anders und machen uns Hoffnung auf die nächſte Zeit. Glaubs aber nicht. Wenn am Dinstag die Bauern hereinkommen, mit Rücken wie Stadtthore und Fäuſten wie zwölfpfündige Kugeln, da muß ich allemal denken, wer von uns eigentlich hinaus möchte, ſo mit einem verfluchten Goliath zu theilen, bis er nichts mehr hätte. So muß ich allemal denken, wenn ich einen ſehe, Jacob, und daß die Küchle doch beſſer ſeien, welche man zahle, als die, welche man bei einem ſolchen Kerl und Moloch holen ſolle. Oder iſts nicht ſo, und was meinen ſie in Zurich? frug gutmüthig der Junge. 'S wird all eins ſein, hier und in Zürich, ſagte Jacob. Die einen haben Stroh im Kopf und Geld im Sack, die andern haben den Verſtand und das Licht, aber kein Curage haben ſie nicht, haben Kraut im Herz, kein Blut nicht und kein Fleiſch. Da fehlts, käme das, ſo wäre in drei Tagen alles gemacht in der Schweiz, in drei Wochen in Europa, die Ketten wären zerſchlagen, die Emancipation des Volkes wäre vollbracht und ein Hurrah donnerte durch die Welt, vor welchem die Geſetze zerſtieben würden wie Spreu, die eine Hälfte der Menſchen erblaſſen, die andere aber erglänzen würde im Morgenroth eines neuen Tages. Das war eine Phraſe, welche Jacob noch von Zürich her hatte. Staunend und bewundernd hörte ſie der Junge, verließ Jacob an deſſen Thüre mit einem innigen Händedruck, ging tief ſinnend heim und als der folgende Tag anbrach, ſann der gute Junge noch über das Morgenroth, von welchem der Jacob ihm geſagt hatte.

Zehntes Kapitel.

Jacob kriegt die Liebe, einen Brief und Verlegenheiten.

Dem Jacob waren dagegen die Mädchen in den Kopf geſtiegen. Die ganze Nacht tanzten ſie vor ihm herum, oder ſaßen um den Tiſch herum, legten ſchöne Manieren an den Tag und zierliche Redensarten. Er hatte bis dahin wohl hie und da mit einem Mädchen getanzt, aber ſein Sinn war nie auf die Weibsbilder geſtellt geweſen, jetzt war es ihm wie angethan. Da es hier alſo mit den neuen Ideen nichts ſei, ſo wollte er es mit was anderm Neuen probiren, um ſeine Zeit nicht zu verlieren. Er mochte nicht erwarten, bis der Sonntag kam, wo er zu einem Schatz zu kommen hoffte. Als er von den Menſchen, welche aus dem Hintergrunde hervor die Gluth unter den Geſellen anblaſen und nähren, angeſtochen und gleichſam ins Examen genommen wurde, gab er ihnen uneinläßliche halbverkehrte Antworten, benahm ſich ſo kuhl und kalt, daß er den Herren ſehr verdächtig vorkam, ſo daß ſie die Andern zur Vorſicht mahnten, indem leicht in dem neuen Geſellen ein falſcher Bruder ſtecken könne. Solche konnten in Bern einſtweilen noch ſehr gefährlich werden, meinten ſie, beſonders die, welche was zu verlieren hatten. Endlich kam der gute Sonntag daher, ſchön und freundlich, als wolle er erſt mit lieblichen Lichterſtrahlen die Augen der Menſchen öffnen, dann ihnen ein heller Spiegel ſein, worin ſie ſchauen könnten die Herrlichkeit Gottes. Aber ach! wie warm und lieblich der Sonntag auch ſtrahlen mag, wie klar und doch ſo wunderbar zeigen Gottes Herrlichkeit, er öffnet ſo viele tauſend Augen nicht, ſo viele tauſend Menſchen erwachen nicht zur Anſchauung Gottes; der arme Sonntag wecket nichts bei dieſen als die Augenluſt, die Fleiſchesluſt und die Hoffart des Lebens. Es geht ihm wie der lieben Sonne. Dieſe mag über ein wüſt wild Feld ſcheinen wie ſie will, mild und heiß, ſie wecket nicht ſüße Früchte zum Leben, unter ihren ſchönſten Blicken ſproſſen nur Dornen und Diſteln auf.

Der arme Sonntag muß zur Handhabe werden, an welcher der Teufel faſſet die Kinder der Welt, daß ſo recht ſichtbar werde, wie denen, welche Gott lieben, alle Dinge, Hunger und Kummer, Krankheit und Tod zur Seligkeit dienen müſſen, denen aber, welche Gott nicht lieben, ſondern nur die Welt, die herrlichſten Gaben, Geſundheit und Jugend, Reichthum und Kraft, die Pracht der Werke Gottes, ja Gottes heilig Wort und ſein heiliger Tag zum Fluche ſich verkehren müſſen. Jacob hatte ein friſch gewaſchenes Hemd am Leibe und ſonſt das Beſte, was er noch beſaß und wanderte mit den Kameraden gleich nach dem Mittageſſen durch das

Aarberger Thor ins Freie, der berühmten Enge zu. Vergeblich hatten die Kameraden gemahnt, noch eine gute Stunde zu warten, weil die meiſten Herrſchaften erſt um 1 Uhr zu Mittag ſpeiſten, und die vornehmſten und ſchönſten Mägde erſt lange nach 2 Uhr ihrer Sclaverei und ihren Tyrannen entrinnen könnten. Aber Jacob war nicht zu halten, ſein Herz brannte ihm im Leibe, auch diesmal ſah er die edle Stadt, den Edelſtein im ſchönen Lande, kaum, die Stadt, welche ſo ſtolz auf ihrem Hügel ſteht, hinter ſich die ſtolzen Berge in ihrer ganzen Pracht und Majeſtät. Er hörte das Läuten der Kühe nicht, die an der Engehalde weideten, ſah die prächtigen Bäume nicht, welche mit ihren ſtolzen Kronen Schatten warfen auf den kleinen Wanderer, freundliche Gaben der Hochgebornen zugeworfen dem im Staube Wandelnden, er ſah nur nach den ſchönen Schaubhütchen aus, dem ſchwarzen ſammetlichten Kopfputz der Bernerinnen, und lauter merci und mon cher tönten ihm in den Ohren. Nicht größere Freude kann der Jäger haben, wenn nach langem vergeblichen Suchen und Harren plötzlich ein Rudel Rehe vor ihm ſtehet, als Jacob empfand, da eine ganze Reihe ſchnabelnder und ſchnäderender Mädchen ſichtbar ward, von weitem zu ſehen und hören faſt wie ein Zug Schneegänſe. Jacobs Herz zappelte ſchrecklich und ſchrecklicher je näher ſie kamen, viel ärger als eine große Forelle an der Angel. Er mußte ſich jedoch in Geduld faſſen, ſchweigend die Mädchen vorbei laſſen, dann ging es zwanzig Schritte hinterdrein, wie Wölfe einer Schaafheerde folgen oder ein Habicht einer Brut Rebhühner. Nicht Weiermanns Haus ging es dießmal zu, ſondern einem ländlichen Vergnügungsorte, wo man nicht bloß tanzt, ſondern auch allerlei Spiele im Freien macht, wobei die traulichern Bekanntſchaften weit beſſer vermittelt werden als in den engen ſchwülen Wirthsſtuben; ob Tiefenau oder das Zehendermattli oder Reichenbach der Ort ihrer Wahl war, wiſſen wir leider nicht mehr. Jedenfalls war es herrlich dort im grünen Graſe, die Herzen gingen auf und Jacobs Herz ging aus ſchrecklichem Zappeln in ein ſüßes Schmachten über. Wollten wir die Geſchichte dieſes Nachmittags erzählen, wie ſo ſüß geſchwärmt wurde hinter handfeſtem Backwerk, wie die Jungfern ſo zart thaten, kaum mit den Fingerſpitzen die Gläſer und Taſſen zu berühren wagten, daß man ihnen wirklich nicht angeſehen hätte, wie die Meiſten von ihnen die Woche durch die ganze Hand, manchmal auch den Arm bis an den Ellbogen hinauf gebraucht hatten; wie Jacob ſuchte und fand; wir hätten eine ganze Woche zu erzählen. Wir wollen daher in aller Kürze bloß oberflächlich dem Gang der Begebenheiten und Zug und Lauf der Herzen folgen. Daß Jacob als eine fremde Erſcheinung Aufſehen erregte, iſt begreiflich, denn nach dem Militäriſchen iſt das weibliche Auge und wahrſcheinlich auch das Herz für alles Fremde am meiſten empfänglich. Hier, dort ward gewiſpert: was iſt das für Einer, wäre ein Schöner von den Schönſten einer, ſieht aber ſo ſauer drein, iſts etwa ein Weltſch? (Franzoſe oder Italiener) Jacob machte allerdings ein ernſt Geſicht, dieweil ſeine Liebe mit der Schüchternheit rang und zwar gewaltig, und wer gewaltig ringen muß, macht bekanntlich ſchrecklich ernſthafte, verbiſſene Geſichter. Uebrigens wird Schüchternheit bei einem großen Bengel ſelten angenommen, wie häufig ſie auch vorhanden iſt, ſondern wenn ſie erſcheint, beliebt man ſie Stolz oder Unfreundlichkeit zu tituliren. Die um Auskunft über Jacob angeſprochenen Kameraden machten ebenfalls ernſthafte Geſichter und ſagten: er heiße Jacob und ſei ein Mordskerl, ein halber Gelehrter, in Zürich draußen ſei er angeſehen geweſen wie ein Profeſſor und drinnen in der Stadt hätten, ſobald er angekommen, die vornehmſten Gelehrten, die es mit ihnen hielten, Schmollis gemacht mit ihm und ſeien jetzt wie Dutzbruder. Das ſei ein ganzer Kerl, von dem werde man einſt was hören.

Das lief wie ein Lauffeuer durch die Damen, aber was jede dabei dachte und welche Pläne jede machte, bleibt einſtweilen Geheimniß. Aber als es Abend ward und man hinter die Kuchli ſaß, ſaß eine ſüße Melanie, welche vor ſieben Jahren Mädi (Magdalene) auf ihrem Dorfe genannt worden war, neben Jacob, packte die allerfeinſten Manieren aus, redete nur halb weltſch, zog nur einen Handſchuh aus, produzirte eine ganz paſſable Hand (wahrſcheinlich hatte die Seife zum Bleichen der andern nicht ausgereicht), redete leiſe von ihrer vornehmen Herrſchaft, wie ſie dort trotz ihrer Verdienſte bloß wie ein Unvernünftiges behandelt werde, nicht einmal alle Sonntage frei habe, ſogar Waſſer tragen müſſe, man denke! Ach darum ſei ihr auch das Dienen ſo ſchrecklich verleidet und wie ſie ſich ſehne nach einer beſſern Zeit, ach man könne es ſich nicht denken! Melanie hatte bereits mehr als einen Cours durchgemacht, verſtund ſich auf deutſche und welſche Redensarten und war daneben ein hübſch Maitle, hatte glatte glänzende Haare, das Schaubhütchen neigte ſich kühn gegen das eine Ohr, ſchön roth und weiß waren die Wangen, daß bereits einige Zähne kaput gegangen, wußte Melanie geſchickt zu verbergen. Daneben war ſie aufgeputzt, glänzend und prächtig, glitzerte hinten und vornen, daß Jacob, der Schein von Wirklichkeit noch nicht zu unterſcheiden vermochte, ganz darob erſtaunte. Und als ihm die Augen aufgingen über dieſe Pracht, ſah er erſt, wie ganz vornehm ſeine Kameraden gekleidet waren und wie er ſich ſchlecht gegen ſie ausnahm, akkurat als gehöre er nicht zu der honetten Geſellſchaft. Er hatte früher viel auf Kleider gehalten, ſo lange nämlich als die Großmutter ſie ihm anſchaffte. Als er in die Fremde kam, dachte er lange nicht daran, daß die Kleider ſich abtragen, endlich brechen, und er brauchte auch ſein Geld ſonſt. Als die Zeit ihn endlich durch den Anſchauungsunterricht eines andern belehrte, da war eben ein ſchön Stück Zeit vergangen und der Zuſchuß der Großmutter reichte nicht weit und hielt nicht lange aus. In Zürich dachte er weder an Kleider noch an Großmutter, die Träume nahmen ſein Denken in Anſpruch, und wenn ihn auch zuweilen ein Loch an die Vergänglichkeit aller Dinge mahnte, ſo dachte er, er wolle nicht ein Thor ſein und ſich Geld für Kleider am Munde abbrechen, gehe das Morgenroth auf, ſo habe er auch Kleider vollauf ſonder Müh und Sorgen. Jetzt in der glänzenden Geſellſchaft gingen ihm plötzlich die Augen auf über ſeine Schäbigkeit und ein angeboren Gefühl ſagte ihm, daß in ſolchen Dingen auf langes Warten die Mädchen nicht viel hielten, bei ihnen entſcheide der Augenblick. Seine Kameraden waren ganz fein angezogen, hatten ſchöne Röcke, ſeidene Tücher, Bruſtnadeln, Uhrenketten, ob ächt oder unächt unterſuchte er freilich nicht. Wie aber erſt die Mädchen aufzogen, was das für eine Pracht war mit Glitzern, Glänzen, Rauſchen, es iſt unausſprechlich.

Da ſaß er unter ihnen und noch dazu neben der ſchönen Melanie, gerade als ob er aus einem Aſchenloche gekrochen wäre.

Er ſchämte ſich wie ein Pudelhund und dankte Gott, als es dunkelte und die Finſterniß Gleichheit ſchuf, dieweil des Nachts alle Katzen grau ſcheinen. Als man endlich aufbrach und er ſeine Melanie am Arme führte, wie es die allerfeinſte Mode iſt, (denn Bauernburſche führe ihre Dirnen an der Hand und wer ein Flegel iſt, ſchwenzelt nur ſo neben her) als er die Melanie am Arme führte, da fühlte er ſich ein Gott und Göttergeſpräche führten ſie. Die Melanie erzählte, welche Anfechtungen ihre Jugend ausgeſtanden und vom Heldenmuth, mit welchem ſie allemal den böſen Feind beſiegt. Zwiſchen durch ſeufzte ſie und drückte Jacobs Arm, daß der ganz Seligkeit war, weil er glaubte, es geſchehe alles aus lauter Zärtlichkeit. Es fiel ihm nicht ein, daß das Seufzen von den engen Schuhen kam und das Drücken ein Zucken war, veranlaßt durch Hühneraugen, deren Melanie an ihren alternden Füßen eine anſehnliche Menge hatte. Während der liebe Gott ſie auf einen großen Fuß geſtellt hatte, befahl ſie dem Schuhmacher, wenn er ihr das Maaß für Schuhe nahm, nur ganz kleine, ganz kleine, und krümmte die Zehe zuſammen, ſo viel es ging. So geſchah es denn, daß Melanies Füße und Schuhe in beſtändigem Zwieſpalt lagen, die Schuhe drückten den Füßen Hühneraugen und die Füße ſprengten den Schuhen Nähte und Leder. Auch Jacob erzählte, ſchwärmte im Feuer der erſten Liebe und ſeufzte ebenfalls zuweilen und zwar in wirklichem Ernſt und Zärtlichkeit. Junge, erſte Liebe iſt großartig, freigebig, ſchenkt nicht bloß das Herz aus dem Leibe, möchte der Geliebten den ganzen Erdball zu Füßen legen. So kams Jacob auch an auf dem langen Wege bis zur Stadt. Erſt ſann er, was er wohl ſeinem Schatz ſchenken könnte, Ring, Nadel, Uhr, Kette, kurz irgend was Herrliches, dann fielen ihm ſeine geſtickten Stiefel ein, ſeine gebrechlichen Hoſen, ſein mondſcheiniger Rock und daß er in ſolcher Geſellſchaft ſich von unten auf bis oben aus nagelneu aufdonnern müſſe, was das alles koſte und woher nehmen und nicht ſtehlen und noch ſchenken dazu, er ſeufzte ſchwer auf, ward ganz fuchswild im Gemüthe über die greulichen Ariſtokraten, welche ſo ſchöne Landhäuſer hätten und ſo prächtig lebten, während er nichts hätte um ſeinen Schatz zu ſchenken, oder nichts zu neuen Stiefeln, von den Hoſen nicht einmal zu reden.

Der gute Jacob hatte das Spruchwort der Alten: ſpart man in der Zeit, ſo hat man in der Noth, rein vergeſſen, er gehörte zur allerneuſten Schule, welche bekanntlich den Sitz des Uebels nie in ſich, ſondern außer ſich ſetzt, die Schuld irgend eines Ungemachs nie bei ſich, ſondern bei andern ſucht. Er kam bei dieſen Gedanken ins Feuer und ſeinen Lippen entſtrömten die himmelſtürmenden Worte alle, welche er in Zürich gelernt, der Zukunft Thore erſchloß er der Geliebten und aus einem Ocean von Blut ließ er goldene Schlöſſer wachſen. Melanie zitterte nicht mehr bloß an ſeinem Arme, ſie zappelte förmlich vor Erſtaunen und wonniglichem Erſchrecken und ein: „Herr Jeſes, Herr Jeſes, was ihr nit ſäget!“ nach dem andern entrann aus den Breſchen, welche die Zeit in ihre Zähne geſchoſſen. Endlich konnte ſie ſich nicht mehr halten und ſagte: Hört, was muß ich euch wahrhaftig fragen: Nicht wahr, ihr ſeid ein verkleideter Profeſſor? Wie man ſagt, ſollen deren viele unter euch ſein. Gewiß ſeid ihr auch einer, und einer von den Erſten und Aufgeklärteſten. Herr Jeſes, wie muß ich mich ſchämen mit Euch zu gehen. Herr Jeſes, ihr werdet doch denken, was ich für eines ſei. Aber unſer einem hat keine Bildung genoſſen, **mon dieu!** Ach wie war es dem Jacob, als er von der Geliebten ſich begriffen ſah, als ſie anerkannte ſeine hohe Beſtimmung und Bedeutung, den Geiſt, der die Welt regiert, der, da bekanntlich Geiſter nicht ſchwitzen, berufen war, vom Schweiße niederer Geſchöpfe zu leben. Ach, ein herrlich Weſen die Melanie, welch eine Seele im Bauernkittel.

Ach, Jacob war dahin, war rein weg, war nichts als ein mächtiger Klumpen Entzücken, ſicher anderthalb Centner ſchwer gut eidgenöſſiſches Gewicht.

Es war aber auch wirkliche Liebe in Jacob, ſüße erſte Liebe, das Gefühl, ein Weſen gefunden zu haben, das ihn verſtand, ihm angehören, mit ihm das platoniſche*)

---

*) Bekanntlich lehrte Plato, der hohe griechiſche Weiſe, daß

Ganze ausmachen wolle. Und wie ſie ſich auch verbrämen, wie wunderlich ſie ſich geſtalten mag, dem Weſen nach iſt die erſte Liebe in allen Herzen gleich, ſchwellt es auf in Freude, gaukelt wachend und ſchlafend ſüße Träume vor die Seele, zieht mit Allgewalt zum geliebten Gegenſtande hin, duldet kein ander Sinnen und Denken, als bei der Geliebten zu ſein, die Geliebte zu lieben, die Geliebte zu beglücken, zu beſchenken.

Beſchenken, ach ja, daran dachte eben Jacob. Er hatte ſein Mädi, genannt Melanie, ſo lieb, aber womit beſchenken, wenn man kein Geld hat, und von der Sohle bis zum Scheitel ſelbſt ſo viel nöthig? Wie die Liebe ſinnig und ſympathetiſch iſt, ſo fühlt ſie, was in der Geliebten Herz ſich reget und beweget. Es fühlte Jacob, daß Melanie ſich ſehne nach einem Andenken von ihm, daß ſie nicht ſchlafen könne vor Erwartung, was der verkappte Herr Profeſſor ihr kramen, welche Schätze er vor ihren Augen auspacken werde. Jacob traf es auch richtig. Melanie hatte ſchon ſo oft geliebt, daß die bloße nackte Liebe ſie nicht befriedigte, auch war ſie nicht von der Gemeinnützigkeit beſeſſen, die ſo um nichts und wieder nichts liebt, ſo bloß ums Vaterland; und wenn ſie an den geheimen Profeſſor dachte, ſo kamen ihr nicht ſeine Ideen und Grundſätze in Sinn, ſondern es kam ſie ein geheimes Rechnen an, wie viel mehr ſo einer geben und im Fall was an ihrem wunderlichen Gerede ſei, wie viel höher es ſo einer bringen könne, als ſo ein ganz gemeiner Kerl von Geſell? Jacob errieth alſo Melanies Gedanken ganz, doch nicht in der Schmutzfarbe des irdiſchen gemeinen Sinnes erſchienen ſie ihm, ſondern im Roſenroth der Liebe. Um ſo wehlicher ward ihm zu Muthe, wenn er rechnete, wie lange er ſchaffen müſſe, um zu was zu kommen und wie er dabei alle Sonntage wenigſtens, wenn nicht noch des Montags ein Erkleckliches aufgehen laſſen müſſe zu Lieb und Ehre der Melanie. Da fiel ein Lichtſtrahl in ſeine Seele, der Gedanke an die Großmutter und ihren Geld-

---

Gott in ſeinem Zorn den Menſchen von einander gehauen, und die von einander geſpaltenen Hälften habe in die Welt laufen laſſen, hier müßten ſie ſich ſuchen, und fänden ſie ſich, ſo entſtände die Liebe und das Getrennte einige ſich nieder.

ſeckel. In Zürich hatte er ihrer nicht gedacht. Was ſoll man mit einer Großmutter, wenn man die Welt umkehren will, wie einen Handſchuh? Aber wenns aus Lieben und Schenken geht, da iſt, wenn auch nicht die Großmutter ſelbſt, ſo doch ihr Geldſeckel vollkommen an ſeinem Platze, ja recht eigentlich eine nothwendige Perſon. Jacob entſchloß ſich alsbald im raſchen Feuer der Liebe zu einem Briefe an die Großmutter; er ſchrieb:

Liebe Großmutter!

Aus dieſem Briefe werdet ihr erſehen, daß ich noch nicht bis Parnis gekommen, ſondern noch in der Schweiz bin, in Bern. Das iſt eine kleine Stadt von Stein gebaut und darum herum läuft ein Fluß, welchen man die Aare heißt. Die Menſchen darin ſind ſchrecklich ſtolz, aber nur Geduld, es wird ſchon anders kommen. Ich bin noch nicht in Parnis, weil die Schweiz jetzt ein ſehr lehrreich Land iſt fur uns arme Geſellen. Wir haben Vereine, wo man alle Zeitungen hat und ſonſt viel lernt, denn da kommen von die gelehrten Herren welche und gehen mit uns um, als ob ſie Brüder wären und ſetzen uns Alles auseinander ganz klar, daß es ein Kind begreifen kann. Wer es kann, ſingt manchmal auch, aber wers nicht kann, kanns bleiben laſſen. Ach, Großmutter, was man da für ſchrecklich wichtige Dinge lernt, kann ich dem Papier nicht anvertrauen, ich will es ihr dann mündlich ſagen, wenn nicht ſchon ehe ich heim komme, die großen Tage kommen, wo die Mundigkeit der Volker anbrechen wird wie ein Morgenroth, das uber die Berge kommt. Aber jetzt muß ich auf etwas anders kommen, liebe Großmutter, ich habe ia Zürich großes Malheur gehabt. Ich arbeitete lange bei einem Meiſter, der ganz liberal war, wir hielten ihn für einen ganzen Kerl, am Ende aber kam es raus, daß er auf dem Hund war, wie ein Hund hat er ſich gegen mich betragen und mich betrogen um ein groß Stück Geld. So bin ich an Kleidern ganz abgeriſſen und hier iſt ein gar theuer Leben, woran die Ariſtokraten und Pfaffen ſchuld ſind, welche mit ſchwerem Gelde das Beſte vorweg kaufen. Wären die nicht, ſo wären die dummen Bauern froh um gering Geld herzugeben was ſie haben, da könnte jeder ſich das Beſte auswählen für ſich. Jetzt habe ich aber ein großes Glück gehabt in Bern, ich bin in die Liebe gekommen von wegen einem Mädchen. O Großmutter, was das für ein ſchönes Leben iſt, wenn man Liebe gekriegt hat zu einem Mädchen! Sie heißt Melanie und iſt ganz ſchön, hat ganz ausnehmend feine Manieren und ſpricht ſchrecklich ſchön franzöſiſch wie ein Fräulein vom Adel, da kann ich mich perfektioniren in der Sprache für nach Parnis. Sie hat mich gleich auch ſchrecklich lieb gehabt, geſagt hat ſie, daß ſie gleich auf den erſten Blick eine ganz ſchreckliche Liebe zu mir gekriegt hätte und daß ſie lieber ſterben wollte als von mir ſcheiden. Ach Großmutter, Liebe und Freiheit, Freiheit und Liebe, hört ihr den Klang in dieſen Worten.

Den Verluſt in Zürich hätte ich verſchmerzt, dieweil ich dort zu großer Bildung und Aufklärung kam, daß ich jetzt die ganze Welt faſſe und begreife, Großmutter, darin werdet ihr mich gar nicht mehr kennen, wenn ich heimkomme. Jetzt ſchmerzt mich der Verluſt ſchrecklich, weil ich ſo ſchlechte Kleider habe, während die Kameraden angezogen ſind wie Barone. Melanie ſagt zwar, ſie ſehe nicht auf das Aeußere, ſondern auf das Herz, ach 's iſt ein Mädchen von der feinſten Bildung! Aber ich ſchäme mich doch in den geflickten Stiefeln, und wer ein Mädchen hat, einen Schatz, der muß ihm alleweil was ſchenken, ſo iſts hier der Gebrauch. Darum, liebe Großmutter, ſchicke ſie mir Geld mit umgehender Poſt, wenn es möglich iſt 100 Gulden, ſonſt wenigſtens fünfzig. Ich brauche das Geld jetzt, und jeden Tag genießen und thun was man kann, das iſt die wahre Philoſophie, über Nacht kann man ſterben, und iſt man geſtorben, ſo iſt man hernach todt, aus iſts mit dem Liebe und was man nicht gehabt, das kriegt man jetzt erſt nicht mehr. Bitte alſo, liebe Großmutter, um ſchleunige Ueberſendung. Schicket das Geld in Gold, das iſt hier ſehr rar. Lebt wohl, liebe Großmutter, und wann ich heim komme, ſollt ihr ſehen, was aus mir geworden iſt.

Euer gehorſamer

Jacob.

In Erwartung eines günſtigen Erfolges ſchaffte Jacob Kleider an, daß die Kameraden ganz neidiſch wurden und Melanie ſagte, er gleiche einem Baron, wie ein Ei dem andern und wenn er nicht ein heimlicher Profeſſor ſei, ſo ſei er ſicher vom Adel, wolle es bloß aus Bosheit nicht ſagen. Nichts konnte ihn glücklicher und zärtlicher machen als eine ſolche Bemerkung Melanies, indeſſen immer nur auf kurze Zeit, denn alsbald mußte er gedenken der ſchrecklichen Ungerechtigkeit, daß er ein geborner Baron d. h. wenn der Schneider eben ſeine Hand an ihm gehabt und ſeine Hoſen mit Stegen verſehen hatte, von ſeiner Hände Arbeit leben müſſe und knapp noch dazu, während die Hundsfötter mit Spatzenbeinen und Rücken wie Rebſtöcke in Paläſten wohnten und alle Tage Braten hätten und delicaten Wein und ſpazieren fahren konnten mit Gemahlin und Töchtern, welche Geſichter hatten als wie aus Käſemilben gemacht, während ſeine ſchöne Melanie, welche ein Geſicht hätte wie das Morgenroth der Freiheit, durch Staub und Koth ſeuzen und trappen müſſe und noch dazu mit ſchrecklichen Hühneraugen, welche der Hundekerl von Schuſter aus Eiferſucht der armen Melanie an die Füße geſchuſtert habe. Immer böſer wurde Jacob je weniger er mit ſeinem Verdienſt reichen mochte. Allerdings für den, welcher einen Schatz hat, Sonntag Landparthien, den Montag blau macht, der Schatz die Geſchenke liebt, für den iſt das Leben in Bern theuer. Melanie hielte auf Geſchenke ſcheinbar gar nicht viel, Jacob mußte allemal die größte Beredtſamkeit anwenden, um Melanie zur Annahme zu bewegen: Nein, aber gewiß nicht, absolument pas, wahrhaftig ich ſchäme mich, nein, ich thue es nicht. Für wen hältſt du mich denn, wenn ich nicht fürchtete, du würdeſt böſe, ich würfe es auf der Stelle in die Aare! Schäme dich doch, mon cher, mon bijoux, ſo oft habe ich es dir ſchon geſagt, doch immer thuſt du nicht darnach, und weißt doch, wie du mir wehe thuſt, fi donc, du Abſcheulicher! Sieh, wenns nicht dich wäre, ich würde es um kein Lieb nehmen, aber dir leider, die kann ichs nicht abſchlagen, aber verſprich mir, daß es das Letztemal ſei. Dann rühmte Melanie doch das Geſchenk und wendete deſto mehr an mit zärtlich ſein. Während ſie eine ſo uneigennützige Liebe zeigte, eine Liebe rein von aller Selbſtſucht und Nebenabſichten, beſaß ſie große Stärke darin, Jacob zu Geſchenken zu reizen. Sieh mal dort die Eliſe (Eiſi) was die wieder für ein ſchönes Halstuchen hat, das iſt gewiß vom Lindauer, der dumme Kerl, fände doch gewiß eine ſchönere um ihr ſein Geld anzuhängen! Nein, aber die Babet (Bäbi) nein, es wird mir faſt übel! Siehſt du, die ſchöne Kette, welche ſie umhängen hat, die iſt gewiß vom Naſſauer. Das iſt das glücklichſte Geſchöpf von der Welt, ein ſo ſchöner Burſche wie der Naſſauer iſt, und dann noch ſolche Geſchenke. Nein, jetzt iſt mir gar nicht mehr zu helfen, wie doch die Fanny (Vreni) daher kommt und wie ſie glänzt, welch prächtig Fürtuch tragt die doch. Es iſt gewiß vom Darmſtädter, dem guten Jungen. Ach wenn der wüßte, wie falſch und untreu ihm das Menſch, die Fanny, iſt, er würde gewiß ſeine Geſchenke einem ehrlichern Mädchen zuwenden, welches ihm treu wäre. Erſt geſtern habe ich die Fanny geſehen, wie zwiſchen Tag und Nacht ein Herr ihr nachſtrich, wie ſie ihm bekannte Augen machte und zwei Stunden ſpäter, als ihre Herrſchaft in Geſellſchaft war, habe ich meine Fanny wieder angetroffen, wie ſie der Metzgergaſſe zu mehr geſprungen iſt als gegangen. Ich habe nicht Zeit gehabt, ſonſt hätte ich es ſchon erfahren wollen, wo ſie hin iſt. Aber dem Darmſtädter ſage ich es doch noch, der muß wiſſen, was er für ein Menſch an der Hand hat. Er ſucht ſich dann vielleicht eine beſſere, jedenfalls kann er ſich in Acht nehmen, ehe es zu ſpät iſt.

Daß ſolche Reden Eindruck auf Jacob machten, begreift jeder, der ſchon Liebe in Leib gekriegt hat, wie Jacob zu ſagen pflegte. Warum ſollte er, der das beſte und feinſte Mädchen hatte, die Melanie, minder geben als die andern, und welche Gefahr lief er nicht dabei? und ſagte ihm Melanie nicht, wenn er recht holdſelig war, zuletzt immer, ſie haſſe nichts mehr als die Geſchenke, aber ſie freuten ſie doch, nicht an ſich, ſondern bloß der Liebe wegen, welche ſie anzeigten, ſie begreiflich und ſo recht klar und faßlich machten. Ach Gott, die Liebe war Melanie die Hauptſache und Nebenſache alles, was daran hing d. h. die Liebe 'war Melanie was dem Fiſcher die Angel, und je reichlicher der Fiſcher an der Angel angelt, deſto lieber wird ihm die Angel.

Zur Verwunderung raſch kam Jacob die Antwort der Großmutter. Als er bloß fur 5 fl. die Poſt quittiren mußte, lachte er und dachte, die Großmutter ſei doch immer die Nämliche, ſie werde ihm die 100 oder 50 fl. in Gold ſenden und um Porto zu erſparen, ſich den Betrug gegen den Staat erlaubt haben. Als er aber den Brief öffnete, fand er nicht Gold, ſondern wirklich fünf Gulden und dazu folgende Antwort:

Lieber Jacob!

Als ich deinen Brief geleſen hatte, habe ich bitterlich geweint, es kam mir vor als wolle unſer Herrgott nichts aus dir machen als einen recht großen Eſel, der Welt zum Exempel, wie es dummen Jungen geht, wenn ſie aller Leute Narr bleiben und gutem Rathe nie folgen wollen. Schreibſt mir einen langen Brief, den ich mit meinen bloden Augen faſt nicht zu Ende kriege und kein Wort vom Handwerke, auf dem du wandern ſollſt, welches dir einſt Brot und Ehre geben ſoll. Was die Bildung, von der du rühmſt, für eine Kreatur iſt, weiß ich nicht, aber viel taugen muß ſie nicht, alldieweil du keine Kleider mehr haſt. Nach den Leuten habe ich gefragt, die da mit dir umgingen als wie Brüder und habe, daß Gott erbarm vernommen, daß das Demagogen ſeien, wie der Schulze ſagt, ſchlechte Burſche und Beutelſchneider, welche das Volk verführen und arme Teufel um ihr Geld bringen, aber ganz auf eine neue Mode. Deren ſollen ganze Banden in Frankreich und in der Schweiz auf die armen Burſche lauern, wie in Bohmen Räuber und Morderbanden ganz friſch wieder ſein ſollen. Darum gingen auch Wenige hin nach der Schweiz und die allerbeſten gar nicht mehr. Dieſer Bande fieleſt du in Zürich in die Hände, kämeſt jedoch mit dem Leben davon, dafür habe ich Gott geprieſen und gelobt. Du aber, du dümmſter Junge, ſtatt klug zu werden und Gott zu danken, läufſt nach Bern und in die Hände von Dirnen und ſchlechten Menſchern und mußt am Sonntag in geflickten Stiefeln herumlaufen und alles bei geſundem Leibe. Schäme dich, Jacob, das hätte ich von dir nie erwartet, das hat keiner deiner Väter gethan, an ein ſchlecht Menſch ſich gehängt. Denn die, von der du ſchreibſt, iſt ein ſchlecht Menſch, ſie hätte ſich ſonſt nicht an einen geſtickten Burſchen gehängt und liefe mit ihm herum am Sonntag ſogar. Wird ein ſauber Menſch ſein, das einen Liebhaber haben will und keinen Ungeflickten findet. Wenn es noch eine ehrbare Meiſterstochter wäre, ſo wäre noch was zu ſagen, obgleich es gar nichts taugt, wenn ein Wanderburſche mit Liebſchaften ſeine Zeit verderbt, aber an eine ſolche Dirne ſich hängen und nicht merken, was ſie für eine iſt und davon der Großmutter ſchreiben, das, Jacob, iſt dummer als dumm, und darum habe ich vor dem Herrgott geweint, daß er dich nicht für was beſſeres haben will. Hier ſende ich dir fünf Gulden für neue Stiefel, dieweil ich mich ſchämen müßte, wenn du in geflickten Stiefeln zur Kirche gehen müßteſt, zum Spazieren mit dem Menſch wären geflickte gut genug. Oder gehſt du etwa nicht mehr in die Kirche, hat die Bande etwa auch den Glauben dir geraubt? Es ſtehen verdächtige Worte in deinem Briefe, aus denen will ich nichts Böſes machen, ſondern denken, das ſei etwas von deiner Bildung, wo du redſt oder ſchreibſt und nicht weißt, was. Aber Jacob, Jacob, verlaſſe unſern alten lieben Gott nicht, damit er nicht auch dich verlaſſe, und wenn du die neuen Stiefel haſt, ſo mach dich auf die Beine, ziehe aus dem Lande fort, wo eine Falle nach der andern den armen Burſchen gelegt wird, darum die Beſten gar nicht mehr hingehen.

Iſts in Frankreich auch ſo, ſo gehe nicht dorthin, aber als ein Stümper und Lump komm mir nicht heim, der Nagel wo dein Felleiſen hängen ſoll, ſteckt in der Wand, und Spott und Hohn am Großkind, wenn es das Handwerk nicht kann, möchte ich nicht erleben. Jacob Jacob, denk an deine Großmutter, ſie hat dich lieber als das Menſch, welches ſich an dich gehängt, darum laß von der Dirne, bete zu unſerm Herrgott, laß dir neue Stiefel machen und wenn du ſie haſt, ſo wandere weiter und denk an deine Großmutter, die nicht Spott und Schande an dir erleben will. Sie hat dich erzogen, muß droben bei Gott den Vätern über dich Rechenſchaft geben. Hanne, werden ſie fragen: was macht der Jacob? Was ſoll ich ſagen, wenn du ein Lump und Taugenichts geworden? Daran denk, o Kind, derweilen bete ich für dich, du aber vergiß es auch nicht, hätteſt du es fleißig gethan, ſo hätte dich unſer Herrgott vor Spitzbuben und vor dem Menſch bewahret.

Deine Großmutter.

Jacob ward über den Brief ſchrecklich böſe. Daß eine alte dumme Frau, welche von Zeit und Welt gar nichts kenne, ihn, den Jacob, als ein Kind behandle, als einen Eſel, das wollte ihm weder in den Leib noch in die Seele, das ärgerte ihn faſt mehr als die lumpichten 5 Gulden für neue Stiefel. Daß doch ſo eine alte dumme Frau immer meine, ſie ſei weiſer als andere Leute, und hatte doch gar keine Bildung nicht, und vom Zeitgeiſte keinen Verſtand nicht. Sie meine, ſie ſei ſein Vormund, und doch könne er mit ſeinem Gelde machen, was er wolle. Aber wenn er ſchon ſeinem Vormund ſchreibe, ſo kriege er doch kein Geld, das ſei ſo ein Eſel, der immer die Großmutter frage, was ſie dazu ſage und was er machen ſolle. Verklagen hülfe nichts, da unten in Deutſchland ſei eine nichtswürdige Ordnung, da ſteckten alleſammt unter einer Decke und eine Krähe hacke der andern die Augen nicht aus. Aber warten ſolle man bis er heimkomme, dann wolle er ihnen ein ander Licht anzünden, wolle ihnen ſagen, was Trumpf ſei und was für eine Stunde geſchlagen habe. Was nun das herzige Kind (beiläufig 27 Jahr alt), die Melanie ſagen werde, wenn er mit den 5 Gulden komme, habe ſie ſich doch gefreut für ihn, daß er eine ganze Hand voll Goldſtücke kriegen werde. Vielleicht meine ſie gar, er habe gelogen und gar kein Vermögen nicht zu Hauſe, ſolche Gedanken wälzten ſich in Jacobs heißem Gehirne.

Unſer guter Jacob erfuhr jetzt die Folgen der Voreiligkeit und was es heißt, wenn man, wie der Schweizer ſagt: Vorfrißt, d. h. auf die Zukunft lebt, heute verzehrt, was man erſt morgen zu erwerben oder zu erhalten hofft. Statt der Melanie Ueberraſchung zu bereiten, vom Briefe und der zu erwartenden Geldſendung nichts zu ſagen, hatte der Jacob wieder allerlei geſtürmt und zwar viel ärger noch als in Baſel. Daß Melanie von einem verkappten Profeſſor geſprochen, gar einen Baron hatte durchſchimmern laſſen, war ihm nicht als unfruchtbarer Saame aufs Herz gefallen. Er redete von ſeiner Großmutter, aber nicht als von einer ehrbaren Handwerkerwittwe, ſie ward eine Art von myſtiſcher Perſon, ein geheimnißvolles Dunkel hüllte ſie ein, man wußte nicht recht, war ſie die Wittwe eines Staatsminiſters, oder die Freundin eines Prinzen oder die Mutter eines hochberühmten aber geviertheilten Profeſſors und Hofraths, von welcher er bedeutende Wechſel erhalten werde, ſobald er ihr ſeinen Aufenthalt bekannt machen könne. So hatte er Melanie erzählt, dieſe aber dem Handel nicht recht getraut. Melanie hatte Erfahrungen, kannte aus Urſachen ſelbſt etwas von Ton und Weſen der höhern Stände, ſie hatte alſo bald raus, daß der Jacob nichts war als ein tüchtiger Burſche, aber ganz ordinär, nicht mehr, nicht weniger als ein Geſelle. Da aber Melanie damals gerade nicht beſſere Ausſichten hatte, ſo hielt ſie ſich am Sprichwort: eine Laus im Kraut ſei beſſer als gar kein Fleiſch, nahm, was Jacob geben konnte, jedoch Alles bloß der Liebe wegen, und harrte zweifelnd auf den Wechſel der prinzeßlichen Großmutter. Wenn die gute Alte gewußt hatte, was Jacob ſo halb und halb aus ihr gemacht, ſie wäre ſtehenden Fußes in die Schweiz gelaufen, und hätte dem dummen Jungen Zunder gemacht, daß kein guter Faden an ihm geblieben wäre. Melanie fragte von Zeit zu Zeit nach Nachricht von ſeiner Heimath und es nähme ſie doch Wunder wie ſeine Großmutter Briefe ſchreibe, wenn er einen erhalte, ſo ſollte er denſelben doch ja zeigen und thue er es nicht, ſo habe ſie ihn ihr Lebtag nie mehr lieb. Er hatte es ihr auch verſprochen. Einen Brief, wie Jacob erhalten, ſteckt man aber nicht hinter den Spiegel, am allerwenigſten zeigt man ihn der Geliebten, er iſt eben nicht geeignet, den armen Schelm von Geliebten in ein günſtiges Licht zu ſtellen. Nun aber hatte Jacob die Unvorſichtigkeit gehabt, ſeinem Zorn über den Inhalt des Briefes vor ſeinen Kameraden den Lauf zu laſſen, welche ihre Galgenfreude daran hatten.

Längſt war von Jacob der Glanz der Neuheit abgeſtreift, er galt wieder für einen guten Jungen, den man hänſeln konnte; jedoch vor ſeiner Fauſt ſich in Acht zu nehmen hätte, ſo galt er bei den Kameraden. Den politiſchen Brüdern war er gerade der Rechte, wenn ſie auch in dieſem Augenblicke ſich eben nicht beſonders mit ihm abgaben, denn akkurat ſolche Leute bedurften ſie, Leute, welche alles glaubten, zu allem zu treiben waren in gegebenen Fällen, dieweil ſie eine Schwäche hatten, an welcher ſie zu leiten waren wie ein Schaaf an einem ſeidenen Bande.

Eilftes Kapitel.

Jacob changirt mit der Liebe, macht Profit, findet ſich veranlaßt, Bern adé zu ſagen in aller Stille.

Seine Kameraden hatten alſo köſtliche Freude an dem Zorn Jacobs und freuten ſich abſonderlich auf den Eindruck, welchen derſelbe bei Melanie machen werde. Sobald ſie merkten, daß Jacob den Brief ſeinem Schatz verheimlichen wollte, ermangelten ſie nicht, der Melanie es heimlich zu ſtecken, die Großmutter habe geſchrieben und Wie. Als am nächſten Sonntag die Schönen wieder ins Freie flatterten, ihre Schätze nachtrampelten und ſich endlich auf dem Breitenrain zuſammenfanden in all ihrem Glanze, da hatte Melanie den Kopf hoch aufgeſetzt, machte ein aufgeworfen Mäulchen, kannte den Jacob nicht, ſaß neben einem neu eingerückten Preuß, der ein recht unſchuldig Bürſchchen, ein fein Hemd anhatte, in welchem eine ſchöne Nadel ſtak, kurz deſſen Aeußeres für eine praktiſche Perſon, eine beſtandene Liebhaberin, ungemein viel Anſprechendes hatte. Melanie hatte des Jungen Bekanntſchaft kürzlich ganz unter der Hand gemacht, wir glauben kürzlich an einem blauen Montag im Maienrysli, wo es hieß, der Jacob habe das

Fieber und liege im Bette, was aber ohne Fieber ſehr begreiflich war, ſintemalen ſein Unentbehrliches in des Schneiders Händen war. Sie hatte die Bekanntſchaft in aller Stille unterhalten, des Abends im Zwielicht oder ſpäter, wenn ihre Herrſchaft in Geſellſchaft war, bald an der Schütti, bald auf der Rathhausterraſſe, wo ſo leiſe die Aare rauſcht. Selbſt auf der Platteform, wo ſo gewaltig wie junge Liebe die Aare brauſt, will man die Melanie und den jungen Preußen, der ganz glücklich war, weil er einen Edelſtein vom reinſten Waſſer erobert zu haben glaubte, eine edle Bernerin und zwar ganz wie Cäſar kommen, ſehen, ſiegen, im erſten Anlauf; alſo auch auf der Platteform will man das ſüße, liebe Paar geſehen haben. Melanie wußte wie man zwei Liebhaber zugleich haben kann, ohne daß einer um den andern weiß, denn glücklicherweiſe für ſolche Mädchen iſt den Liebhabern die Eigenſchaft allgegenwärtig zu ſein nicht gegeben. Auch hatte Melanie es mit ihren Liebhabern wie die Schlangen mit ihrer Haut es haben, ſie ſtieß keinen Alten ab, ehe ſich hinter dem Alten ein Neuer formirt hatte. Ganz glücklich ſaß der junge Preuße neben ſeiner „juten jeliebten Seele", ſelbſt ſein blondes Schnäuzchen glitzerte vor Freude, glaubte ſich in nobler Geſellſchaft, denn Melanie hatte, als ſie die wirklich goldene Nadel geſehen, welche der Preuße im Hemde ſtecken hatte, nicht ermangelt zu ſagen, ſie halte ſich zum Vergnügen bei ihrer vornehmen Verwandten in der Stadt auf, ſonſt aber wohne ſie bei ihrem Vater, einem reichen Edelmann, auf dem Lande, daher ſie auch die Landestracht noch trage. Natürlich hatte das der Preuße, dem die Schweiz ein böhmiſch Dorf war, geglaubt, und war janz jlücklich und janz zärtlich. Jacob machte ganz bedenkliche Geſichter als er ſeine ſchöne Melanie ſo urplötzlich und öffentlich ihm untreu ſah, er ſtrich ſich den Schnauz, blies ſich auf, und kochte in ſich einen gewaltigen Zorn und immer heißer kochte der Zorn, weil er rundum höhniſche Geſichter und ſpöttiſches Lachen wahrzunehmen glaubte. In offenen Streit auszubrechen ging da nicht, es war heller Tag und die Geſellſaft ganz vornehm, und doch mußte Jacob was machen. Er tippte Melanie auf die Achſel und ſagte: er möchte ein Wort mit der

Jungfer ſprechen. Melanie folgte ohne Zaudern mit zornigem Geſicht, und als er anfangen wollte zu fragen und zu richten, fuhr ſie ihn an mit giftigen Blicken und ebenſo giftigen Worten: Was er von einem ſelben Menſch, wie ſie eins ſein ſolle, wolle? was er ihr daneben auszurufen habe, ein Menſch, das in keinen Schuh gut ſei! Potz Donner, ſo laß ich mir nicht zweimal kommen, Adies derweilen, Burſchli! So Melanie, und einer Göttin gleich marſchirte ſie an ihren Platz zurück, ſtieß ſich aber unvorſichtigerweiſe an die Hühneraugen, mußte die Majeſtät fahren laſſen, und mit ſchmerzlichen Geberden, welche aber auf den jungen Preußen tiefen Eindruck machten, denn er hatte noch keine Ahnung von den Hühneraugen, weiter gaeplen (hinken). Jacob ſtand da, wie angedonnert, noch weit verblüffter als der Meiſter in Zürich, als er denſelben mit Grundſätzen und Ideen praktiſch angerannt hatte. Melanie hatte ihm unerwartet einen giftigen Pfeil in den Leib geſtoßen, an dem er nichts zu machen wußte, den er mußte ſitzen laſſen.

Er konnte Melanie nichts antworten, dieſe hinkte bereits neben dem Preußen, und wenn ſie geblieben wäre, was hätte er ihr antworten ſollen auf Sprüche aus der Großmutter Brief, den er hatte verheimlichen wollen?

Jacob war auch der Mann nicht, der ſo aus Stegreif und Aermel Unerwartetem begegnen konnte, er ſtand da als wäre ihm die Sonne vor der Naſe zerplatzt. Er wurde im Gemüth ganz demüthig und zerknirſcht gegen die Melanie, ihr Betragen war alſo Weiberrache und zwar eine gerechte. Aber wer war der Hund, der geplaudert, Melanie die Laus hinter das Ohr geſetzt? Den wolle er in den Boden wettern, daß er unten wieder ausfahre! Er konnte aber nicht errathen, wers gethan, und immer heftiger ſtauchte ſein Zorn auf, da er ihn an Niemand auslaſſen konnte und doch fortwährend ſpöttiſche Blicke wahrzunehmen glaubte. Da klopfte es ihm leiſe auf die Achſel. Als er wild ſich umſah, ſtand hinter ihm ein Mädchen, welches er wohl geſehen aber nie beachtet hatte. Es war ſo eine Art von Aſchenbrödel in ihrer Geſellſchaft, und war noch zu keinem Schatz gekommen, und war doch die Liebe ſo ſtark in ſeinem großen weichen Herzen! Es war nicht elegant gekleidet, was es trug, war ſtark, aber nicht fein, die Mutter hatte es ihm noch angeſchafft. Es hatte ganz grobe Manieren, hatte weder Ringe an den Händen, noch brauchte es viel Seife, und was beſonders auffiel, es verſtand kein Schöndeutſch, d. h. es war noch nicht lange in der Stadt und in keiner Schule erzogen worden, in der man ein Norddeutſch ſprach und durch die Sprache die Verbindung mit Handwerksgeſellen gründlich vermittelt. Ein alter ehrlicher Schulmeiſter hatte ihm bloß das Berndeutſch gründlich eingebläut, ungefähr von der nämlichen Sorte, wie es auch von Vater und Mutter geſprochen wurde. In allem dem war es äußerlich nicht ſchön, eine kleine, dicke Perſon mit einem Geſicht, ſo wie von ungefähr aus Holz geſchnitzt, hatte nichts als ein grauſam groß Herz, gewaltig voll Liebe und doch noch keinen Schatz! Ach ein Herz gewaltig voll Liebe und noch keinen Schatz, was will das heißen, man denke!

Indeſſen ſo vierſchrötig Kathry auch war, weiblichen Inſtinkt hatte ſie doch, ſie fühlte, wenn je, ſo ſei der Augenblick gekommen, die höhern Mächte ihr günſtig, endlich zu dem ſo inbrünſtig erſehnten Ziele zu gelangen. Sie hatte zudem ſchon lange mit ſüßen Augen den Jacob betrachtet, er verſtand ſo ſchön das Schweizerdeutſch, es dunkte die Kathry ſie paßten ſo gut zuſammen, er ſei auch nicht ſo hoffärtig angezogen wie die andern und doch auch nicht ſo eine magere Brunnröhre, ſo ein erbärmlicher Hanfſtengel. Hört, ſagte Kathry zu Jacob, macht nicht ſo ein Geſicht, als ob der Henker euch nehmen wolle. Thut es dem Menſch nicht zu Gefallen, es war ſchon lange falſch an euch, und ihr dauert mich, ich kann nicht ſagen wie. Kommt, ſitzt neben mich, dieſen Abend ſage ich euch mehr, jetzt darf ich nicht. Jacob gehorchte unwillkürlich, dieſe ſüße Theilnahme gab ihm ſeine volle Faſſung wieder und ganz wie ein Menſch, der die Welt geſehen, wie ein Weltmann von der gröbern Sorte freilich, geberdete ſich Jacob ſelben Abend. Er machte ſich luſtig, that zärtlich mit der Kathry, verſuchte zu thun, wie einer, welcher eine Bürde abgeworfen hat und nun in freien Sprüngen ſich ergötzt. O was die Kathry glückſich war, ausſprechen läßt es ſich nicht, ſchreiben noch viel weniger und wenn man Engelsfedern hätte. Melanie ärgerte dieſe Wendung der Dinge ſehr, doch ſuchte ſie es ſo gut wie möglich zu verbergen, geberdete ſich ungeheuer fein und vornehm, daß der Preuße völlig ſelig wurde. So wie ſie es aber unbemerkt thun konnte, grinſete ſie Kathry über die Achſel an. Aber Kathry war zu glücklich, um das zu bemerken. Ach was das für ein ganz ander Heimgehen war, ehedem wo ſie alleine, mutterſeel alleine mit ihrem großen gewaltigen Herzen hinterdrein trampeln mußte und jetzt wo ſie an Jacobs ſüßer Seite ging Arm in Arm! Ach es kam ihr vor, ſie ſei ein Seraphim und Jacob ein Cherubim, ſie ſchwebten nur ſo gleichſam über den Erdboden, himmliſche Wege über das Breitfeld den Stalden ab und endlich noch der Schütte nach, weil Kathry des Schwebens auf himmliſchen Wegen gar nicht ſatt werden konnte. Ach und was das für ein himmliſch Vergnügen war, reden zu können zu einer fühlenden Seele, das große Herz wollte gar nicht leer werden, wie deutlich auch Kathry das Reden ging. Ach es war aber auch ein Gegenſtand, welcher Kathry beredt machen mußte. Sie pries ihren Jacob glücklich, daß er den Klauen Melanies, die eigentlich ganz ſimpel Madi heiße, entronnen ſei, es wiſſe kein Menſch, wie es ihm noch mit ihr hätte gehen können. Das ſei das ärgſte, wüſteſte, ſchlechteſte Menſch, welches auf dem Erdboden herum laufe, urtheilte Kathry, und Kathrys Mund entquell ein Sündenregiſter faſt dem Stammregiſter eines Hohen Hauſes, welches ein Jahr nach der Sündfluth beginnt und nie zu Ende kommt, gleich. Bei den Ur-Urältern fing es an und lange, lange war es nicht zu Ende, als ſie längſt über den Waiſenhausplatz hinauf waren und wieder die Stadt hinunter und endlich geſchieden ſein mußte. Ach das that weh, erſt gefunden und wieder ſcheiden, ach Kathry hätte ihm gerne ihr Herz mitgegeben zur Bewahrung, und da ſie das nicht konnte, ſo drückte ſie ihm ihre Baarſchaft ein ganzes halb Guldenſtück in die Hand und ſagte: Nimm nur, nimm, ich meine es nicht, wie die andern, und brauche das Geld nicht wie ſie für Schmöckwaſſer (Riechfläſchchen) und Bäcklifarb (Schminke) oder für anderes Pflaſter, nimm nur, nimm, was mein iſt, iſt dein, und zehnmal lieber gönne ich es dir als mir. Das war eine Liebe wie ſie in Iſrael ſelten gefunden wird. Kathry war es Ernſt damit und Jacob gefiel ſie nicht übel.

Wir haben oben angedeutet, wie bedenklich es ſei, wenn man heute verzehrt, was erſt morgen verdient oder ſonſt eingehen ſoll. Die Luſt dazu kömmt die Meiſten an, und wer ſich ihr ergiebt, der geräth in tauſend falſche Rechnungen hinein, die ſich nach und nach um ſeine Glieder winden und ihn in den Abgrund ziehen. Falſche Rechnungen macht jeder Menſch und nicht ſelten im Leben wird es begegnen, Glücksfälle ausgenommen, daß man am Ende des Jahres nicht Vieles ausgegeben, an das man nicht gedacht, und Vieles nicht eingenommen, worauf man gerechnet. Nun wer nicht vorfrißt, ſondern erſt erwirbt, ehe er ausgiebt und dieß kann namentlich ein lediger Menſch, ein Wandergeſelle, der Arbeit hat und geſund iſt, den ärgern wohl dieſe Mißrechnungen, beſtärken ihn aber um ſo mehr in ſeiner beſonnenen Vorſicht, ſo kömmt er nicht bloß in keine Verlegenheit, ſondern ſicher und unvermerkt zu einem Nothpfennig. Ganz anders aber geht es dem, der auf die Zukunft hinaus gebraucht hat und zwar nach der Rechnung, welche er über Einnehmen und Ausgeben gemacht, der erfährt es nun auch am Leibe, was Alle geiſtig erfahren, daß die Schuld täglich größer wird. Aber während der langmüthige gnädige Gott den Tod der Sünder nicht will und Schulden tilget, iſt bei Menſchen nicht dieſe Langmuth und Gnade; dem leichtſinnigen Schuldenmacher wird ſelten ein Gläubiger die Schulden ſchenken, ſo lange noch ein Fetzen von deſſen Habe zu kriegen iſt. Jacob hatte auf die Großmutter gerechnet, vielleicht auch auf größern Wochenlohn, an Parthien in und außer der Stadt, an dieß und jenes, was Melanie ſo fein und verſteckt zu wünſchen wußte, nicht gedacht; hatte Kleider machen laſſen, wozu er das Geld nicht hatte. Wie jetzt zahlen, da die Großmutter nur 5 Gulden geſandt hatte und an den großen allgemeinen Theilungstag hier in Bern einſtweilen nicht zu denken war? Nun da war das Uebliche verſucht worden, Entbehrliches verſetzt, weichherzige beſonders junge Kameraden angepumpt worden, aber wie ſich herauswinden, wenn die Schuld täglich größer ward, wie ſollten 2 Gulden 30 Kreuzer, welche er in der Woche über die Koſt hinaus verdiente, langen für Parthien, Geſchenke, Kleider, Wäſche und gar noch Schulden, wir wollen gefragt haben? Nun fiel, was er bei nüchternem Sinn als einen eigentlichen Glücksfall betrachten mußte, die Melanie aus der Rechnung, ſtatt ihr kam die Kathry hinein, das machte einen bedeutenden Unterſchied, Melanie war ein freſſender Poſten, Kathry ſchien zu einem abträglichen ſich zu geſtalten. Ach noch war es nicht manchen Monat her, daß Jacobs Herz ein Altar geweſen war, auf dem das Feuer der erſten Liebe brannte, und jetzt war ſeine Liebe zu einem Rechnungsexempel geworden und ein ein halb Guldenſtück war die Hauptſumme, welche ſeiner Liebe Richtung und Ausſchlag gab. Die Liebe iſt einer Pflanze gleich, und wie verſchieden ſind nicht die Pflanzen in ihrer Dauer und Größe, wie man tauſendjährige Bäume hat, ſo kennen wir Pflanzen, deren Leben wenige Tage zählt. Die Liebe theilt das Loos aller menſchlichen Dinge, je fleiſchlicher etwas iſt, deſto raſcher gehts vorüber, je mehr geiſtiges ihm beigemiſcht iſt, deſto länger dauert es. Die Liebe wird durch nichts mehr gekältet und abgekühlt als durch die Selbſtſucht und den Eigennutz, welcher auf die Liebe ſpekulirt, ſie ausbeuten will wie eine Geldgrube, einen Kramladen, eine Suppenſchüſſel, ein Kartoffelſtück. Doch wie es unerſchöpfliche Geldgruben (bei Kramladen kommt man immer an die nackten Wände, bei Suppenſchüſſeln auf den harten Boden) ſo giebt es auch Herzen und namentlich Mädchenherzen, aus welchen die gierigſte Selbſtſucht die Liebe nicht bis auf den Boden auszuſchöpfen vermag, die Liebe geſtaltet ſich wohl wie Höllenpein, brennt im Herzen mit unausſprechlichem Schmerz, aber ſie bleibt Liebe und wenn ſie das Herz bricht, ſo iſt es eben, weil ſie ſich nicht in Haß verwandeln kann, weil ſie wahre Liebe iſt und wahre Liebe bleiben muß.

Wie aber die Pflänzchen, wenn ſie aus dem Boden kommen, nur vom Kundigen zu erkennen ſind, da ſie alle gleich klein und unter einander ſich ähnlich ſind, ſo weiß man ebenfalls kaum, wenn eine erſte Liebe erſcheint, von welcher Sorte ſie iſt und wie lange ſie dauert. Unſer Jacob hatte ſich auf dieſe Liebe im Voraus gefreut, weil Bern ihretwegen berühmt iſt, weil dort die einen Mädchen ſo heillos dumm ſind, daß ſie meinen, ein fremder Liebhaber mit einem Schnauz ſei das größte Glück, und durch Schande und Jammer von Tauſenden nicht klug werden, und andere ſo heillos ſchlecht, daß ſie ſolche Burſche eben als Liebhaber brauchen als Steine für zwei Würfe, erſtlich von ihnen zu ziehen ſo viel ſie können, und zweitens als Schild, um hinter ihnen ihre ganze übrige Schlechtigkeit zu verbergen. An die letztere Sorte gerieth Jacob zuerſt wie gewöhnlich die Neulinge, lebte in großer Freude und Herrlichkeit, bis die Bedrängniß kam: auf das Juchhe das Ohweh! Seine Großmutter mit ihrem alten, deutſchen, keuſchen Sinn hatte die Melanie vollkommen richtig beurtheilt, hatte nicht Luſt gehabt, ein ſolch Menſch und den Leichtſinn ihres Großſohns zu unterhalten. Melanie lebte nicht aus Luſt und Liebe, ſog aus Jacobs warmer Liebe Vortheile, ſo lange welche zu ſaugen waren, und in dem Maaße als Jacob ausgeſaugt ward, kühlte ſich ſeine Liebe ab, ſintemalen ſie eben auch nicht einer Goldgrube glich. Ihm kam es eben wohl, daß fremde Geſellen in der Schweiz noch Schulden machen können, daß Koſtleute noch 4 Wochen auf das Koſtgeld warten, daß Krämer ſelbſt Fremden auf gute Worte hin auf Borg geben, daß es in der Beziehung noch ganz anders iſt als in Frankreich, wo der Fremde nichts kriegt, als wenn er das Geld auf der Hand hat. Das iſt noch die Ehrlichkeit des Schweizers, welcher ſelbſt ein Wort hat und den Worten Anderer glaubt. Es iſt die gleiche Ehrlichkeit, welcher vor kurzer Zeit noch die Schweizer auf gewiſſen Univerſitäten es zu verdanken hatten, daß ſie Dinge auf Borg kriegten, daß ihre Miethsherren nie ängſtlich waren, wenn auch zuweilen die Wechſel ausblieben. Wie es aber Schweizer giebt, welche im Ausland überhaupt, und auch auf Univerſitäten den ſchweizeriſchen Credit durch ein hundsföttiſches Betragen ſchwächen und untergraben, ſo verſündigen ſich Viele an ihrem Stamme, an ihrer Nation, denn was der Einzelne thut, der Ruſſe, der Polak, der Franzoſe, der Baier, das wird alſobald dem ganzen Stamme zugeſchrieben. Das ſollte jeder ſich bewußt werden, der in die Fremde geht, daß er dort ſeinen ganzen Stamm repräſentirt und darſtellt, daß der Name, den er ſich macht, auf den ganzen Stamm zurückfällt, daß er durch ſein Betragen den Stammsgenoſſen, welche nach ihm kommen, die Thüren ſchließt oder öffnet. Iſt mal ein Meiſter mit einem Sachſen beſonders zufrieden geweſen, ſo wird er es nicht vergeſſen, und jedem nachkommenden Sachſen wird er den Vorzug vor andern geben und Zutrauen ihm ſchenken; aber auch umgekehrt das Gegentheil, wenn der erſte Sachſe ihn angeführt hatte. Schon der Apoſtel Paulus ermahnt die erſten Chriſten, ſich ja nicht Sünden und Laſtern hinzugeben, nicht bloß um ihret- ſondern auch um der Genoſſen willen nicht, damit nicht wegen einem Einzelnen die ganze Gemeinde geſchmäht werde.

Wie hielten die Alten auf des Stammes Ehre, wie freudig ſtarben nicht die erſten Chriſten zur Ehre der Gemeinde und deren Haupte, was duldet noch heute der Indianer um Schmach von ſeinem Stamme abzuwenden, und wie iſt dieſes hohe Gefühl, welches in der Fremde und in Todesnöthen ſo herrliche Früchte getragen, abgeſtumpft, ertödtet, ja, wir möchten ſagen, lächerlich geworden? Ja es wird täglich wirklich lächerlich gemacht und zwar durch die heilloſe neue oder ſogenannte moderne Bildung oder Cultur, welche faſt in allen Bildungsanſtalten von den oberſten bis zu den unterſten den Jungen eingeimpft worden iſt. Sind die Jungens nicht damit vergiftet worden, ſo kriegt man ſie in den Vereinen beim Schopf und träufelt ſie ihnen ein. Es iſt eben die heilloſe Lehre von der Cultur und von der Allgemeinheit und von der Weltbürgerſchaft, alles mit einem merkwürdigen wüſten gnoſtiſchen Anſtrich. Es waren nämlich Gnoſtiker, welche zuerſt lehrten, es komme alles auf den Geiſt an, das Fleiſch könne thun, was es wolle. Dieſe Lehre geſtaltete ſich viel wüſter als jede Muckerei, es iſt die Lehre, welche heut zu Tage ſo ſich ausdrückt: Es komme alles auf die Geſinnung an, zum Genuſſe ſei jeder geboren. Unter Geſinnung verſteht man freches Aufbegehren gegen jede Autorität, freche Begehrlichkeit nach Allem, was andere beſitzen, unter Genuß verſteht man Alles, was das Fleiſch gelüſtet, ſonder jeglicher anderen Schranke als allfällig die, daß einer nicht frißt, von welchem er im Voraus weiß, daß es ihm Bauchweh macht. Daß in dieſer Lehre das Läugnen des Jenſeits, des perſönlichen Fortbeſtehens insbeſondere liegt, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſe verruchte verkappte Lehre, welche viel ärger iſt als jede andere ſchlechte dieſer Zeit, zerſtört jeden ſittlichen Halt, wenn man unter ſittlichem Halt nicht den Clubgeiſt begreift, und die Angewöhnung auf dem gleichen Loche, gleich Mark und Ohr zerreißend, jede ehrliche Seele empörend zu pfeifen und zu brüllen, wie die Führer vorpfeifen und brüllen.

Sie zerſtört die Achtung gegen die eigene Seele, den Trieb der eigenen Fortbildung, des wahren Fortſchrittes in tüchtigem treuen Wandel gegen Gott und Menſchen in Uebung ſeiner geiſtigen und leiblichen Kräfte, um einſt vom Anvertrauten Rechnung ablegen zu können. Sie ſucht den Werth des Ichs nur im möglichſt feinen und allumfaſſenden Genuſſe. Wo dieſe Geſinnung, dieß hohe Ding, wie man es zu benennen beliebt, die Achtung vor dem eigenen ewigen Werthe ertödtet, da ehrt man die Eltern nicht mehr, da ſterben die Familienbande ab, kümmert man um ſeinen Stamm ſich nicht, verhöhnt Gott und Vaterland, da bringt man es in der Fremde dahin, daß Niemand einem einen Kreuzer anvertraut, daß man für einen Spitzbub gilt und der Name ein Fremder gleichbedeutend mit den ärgſten Schimpfnamen wird. So weit bringt es die neue Lehre und zwar nicht bloß bei Sachſen und Baiern, Franzoſen und Polen, ſondern auch Schweizern und Amerikanern. Daher auch, daß der arme Handwerksburſche in der Schweiz je länger je weniger den Credit finden wird, den er früher gehabt und den doch der arme kranke oder arbeitslos gewordene Burſche in der Fremde ſo nothwendig hätte. Freilich dem Liederlichen wäre es beſſer, er fände nirgends Credit, wie es auch dem faulen Bettler beſſer wäre, wenn er kein Almoſen kriegen würde. Aber wenn der Faulen wegen keine Almoſen mehr gegeben werden ſollten, wie mancher arme Alte, den unverſchuldetes Unglück heimgeſucht, müßte es büßen. So iſts auch mit dem Credit in der Fremde, und welche ſchwere Schuld liegt auf denen, welche ihn zerſtört, welche den Namen ihres Stammes anrüchig gemacht und entehrt haben in der Fremde auf Jahrzehnte hinaus. So weit war es nun zu Jacobs Zeiten noch nicht, wenn auch das Borgen ſein Läſtiges und Schwieriges hatte. Jedenfalls war ihm Kathry eine große Erleichterung. Das gute Mädchen war ſelig in ſeiner Liebe und bei dem erſten halben Gulden ließ ſie es nicht bewenden, was es auf- und anbringen konnte, hing es dem Jacob an aus Liebe und Dankbarkeit, daß er ſein Schatz ſein wollte. Es kramete ihm bald ein Nastuch, bald ein Halstuch, ſogar zu einer Weſte verſtieg es ſich. Es darbte ſich den Wein ab, welchen es von ſeiner Herrſchaft erhielt, und wenn es zu einem guten eßbaren Stück kam, welches ſich ohne Gefahr für ſeine Exiſtenz in Papier gewickelt transportiren ließ, Braten, Schinken, Kuchen ꝛc., ſo wanderte daſſelbe dem Jacob zu. Zu dieſem Zwecke waren beſondere Stelldichein verabredet, denn am Sonntag vor aller Welt einen Wurſtzipfel aus der Taſche zu ziehen und ihn dem Jacob in den Mund zu ſchieben, das ſchickte ſich doch nicht wohl. Das alles ließ ſich Jacob recht gut gefallen, es war ſo eine Art von Vorgeſchmack der großen Theilung, wo Jacob dazu zu kommen hoffte, aus fremdem Gute hoch und wohl zu leben; doch hatte dieſes Verhältniß auch ſeine Schattenſeite. Bekanntlich liebt der Menſch ſeinen Schatz nicht bloß, ſondern er iſt gewöhnlich auch eitel oder ſtolz auf denſelben und läßt ſich denſelben gerne rühmen. Bekanntlich hatte Jacob große Anlage zur Eitelkeit und nun mußte er mit der weder ſchönen noch eleganten Kathry ſich zeigen, mußte die ſpöttiſchen Blicke hinnehmen auf der Promenade oder auf den Bällen und Parthien, mußte in der Werkſtätte oder beim Glaſe Schnaps den Spott über ſein Trampelthier, wie die Kameraden die Kathry zu nennen beliebten, hören. Höchſt wahrſcheinlich war bei manchem Kameraden der Neid die Quelle des Spottes. Eine ſo ſchmackhafte Verbindung, welche zu Wurſt und Braten und andern Dingen brachte, wäre wohl Manchem ſehr erwünſcht geweſen. Solcher Spott erbitterte Jacob ſehr, war Urſache zu vielen Händeln, aber die Säure, welche derſelbe ablagerte in Jacobs Gemüthe, mußte doch hauptſächlich Kathry empfinden. Jacob behandelte ſie ſchnöde, tyranniſch, ihre Liebe war die Handhabe, an welcher er alles ertrotzte, was ihm beliebte. Er glaubte gleichſam ein Recht zu jeglicher Schadloshaltung zu haben.

Wir wollen nicht verhehlen, daß Jacob roh geworden war, ein wüſtes Weſen in ſeiner Seele Platz gewonnen hatte, und in dem Maaße als er in äußere Bedrängniß kam, ſetzte er ſich über jegliche Schranke weg und glaubte ſich alles erlaubt, von welchem er Erleichterung oder Entſchädigung hoffte. Er fragte längſt nicht mehr: Herr, was ſoll ich thun, daß ich das ewige Leben erwerbe, er fragte auch nicht mehr: Was iſt erlaubt, was iſt verboten von Gott oder in dem Lande, in welchem ich wohne? Er hatte ſich in offene Feindſchaft geſetzt gegen jegliches Gebot, er läſterte und fluchte über jegliches, als ſei es unwürdig der Menſchheit, nichts als ein verfluchter Zwang der Reichen, Ariſtokraten und Pfaffen gegen die Armen, eine Beeinträchtigung der Freiheit, zu welcher jeder geboren werde. Jede Uebertretung eines Gebotes betrachtete er als eine Eroberung auf feindlichem Gebiete. Wegen dieſer hohen Geſinnung wurde er von den Führern hoch geprieſen, wenn alle Geſinnung hätten, wie er, ſagten ſie, dann wäre der Sieg bald entſchieden und der große Tag ſtiege herauf, einſtweilen jedoch ſei es klug, wenn er dieſe Geſinnung nicht allzu auffallend hervortreten laſſe.

Geſtohlen hatte er nie. Tief unten, wohin ſein Auge vor Nebel nicht mehr ſah, ruhte noch ein Schatz von der Großmutter und zuweilen kam ein Goldkorn davon auf die Oberfläche, er ſah es aber auch nicht, und wenn er es ſah, wußte er nicht, woher, es kam. Stehlen möge er nicht, wegen Kleinem großen Gefahren ſich auszuſetzen, ſo dumm ſei er nicht, er wolle warten, bis Alles fällig und frei ſei, dachte er. Ob aber die Kathry ſtahl, der Tabak, die Cigarren, der Wein ꝛc. ꝛc. wirklich ihr gehöre auf rechtmäßige Weiſe, oder geſtohlen ſei, darum kümmerte er ſich nicht, es genügte ihm vollkommen, wenn das Eine oder das Andere ihm wohl ſchmeckte. Wenn ihn Jemand darauf aufmerkſam gemacht hatte, daß ſein Schatz auf dieſe Weiſe in große Schmach kommen konnte, ſo hatte er, wie die Phariſäer dem Judas, kaltblütig geantwortet: Meinethalben wohl, da ſehe ſie zu. Und dieſe Geſinnung nannte man unter Brüdern: eine ſittliche, dem Zeitgeiſte und der wahren Cultur angemeſſene!

Mit ſeinem Meiſter ſtand Jacob ganz in neutralem Verhältniß, der Meiſter bekümmerte ſich nicht um Jacob und Jacob nicht um den Meiſter. Der Eine arbeitete, weil er mußte, der Andere zahlte, was er ſchuldig war. Oft fluchte der Meiſter über die verdammten Lumpenhunde von Fremden, mit welchen man beſtändig Verdruß hätte, bald ſo, bald anders. Wenn dann Peter, der alte Gardiſt, ſagte: Es nehme ihn Wunder, daß er doch immer wieder Fremde anſtelle, und wenn er wüßte, wie ſie erſt geſinnet ſeien und was ſie im Schilde führten, er ließe keinen über die Schwelle, ſo antwortete der Meiſter: Meinſt du etwa, ich hätte nicht davon gehört? aber das iſt ein dumm Geſturm. Man muß ſie reden laſſen, wenn ſie Freude daran haben, und ſingen laſſen und vereinlen, ſo viel ſie wollen. Wenn ſie Freude haben, ſich den Speck durchs Maul ziehen zu laſſen und wohl daran leben, ſo mag ich es ihnen wohl gönnen. Probiren werden ſie nichts und probiren ſie es, ſo werden ſie ſchon erfahren, wer Meiſter iſt, die Tröpfe. Aber haben müſſen wir ſie. Warum will keiner von unſern Buben das Handwerk recht lernen und Meiſter ſein, wenn er ſeine Naſe noch nicht ſelbſt putzen kann. So ſah der Meiſter die Sachen an und dachte nicht daran, daß auch der Peter von den gleichen Grundſätzen angeſteckt ſei, bloß feindſelig den Fremden, die er haßte, als ſei jeder ein Neapolitaner. Auch vor den Fremden ſelbſt packte der Meiſter ungenirt ſeine Meinung aus und lachte über das Geſtürm. Die Geſellen ſchwiegen dazu und dachten: Warte du nur, du wirſt es ſchon einmal erfahren! Unter ſich lachten ſie über den alten Philiſter und was der mal für Augen machen werde, wenns losgehe. Wenn der Schlag ihn nicht rühre auf der Stelle, ſo werde er doch wenigſtens ſein Lebtag das Maul nicht mehr zubringen vor ſchrecklicher Verwunderung über die neue Ordnung der Dinge.

Von der Frau Meiſterin nahmen ſie wenig Notiz, da ſie mit ihr in keine beſondere Berührung kamen, nur wurden hier und da Müſterchen ihrer Dummheit herumgeboten und belacht, welche die Magd ihrem Liebſten mittheilte, um ſich ſchadlos zu halten für die leibliche Erniedrigung des Dienens. Sie meine, was ſie wiſſe, ſagte die Magd, und wolle die Gelehrte ſpielen, ſei bis zur Unterweiſung in eine Töchterſchule gegangen und nachher zwei Jahre ins Welſchland, und wiſſe doch auf aller lieben Himmelswelt nichts, ſei das dümmſte Babi von Paris bis nach Jeruſalem. Erſt letzlich habe ſie den Holzfuhrmann auf ihr Zimmer kommen laſſen und ihm geſagt: Lieber Mann, ich möchte euch was fragen, worüber ihr mir am beſten Auskunft geben könnt. Ich glaube es zwar zu wiſſen, aber ich möchte der Sache recht ſicher ſein. Nicht wahr, das Tannen- und Buchenholz unterſcheidet man an den Scheitern, weil die tannenen Scheiter viel länger ſind als die buchenen? Letzthin habe ſie einen Haaſen vom Markte gebracht und ihr befohlen, denſelben noch am gleichen Abend zu rupfen. Darauf, als die Magd erwidert, verzeiht, Frau, die Haaſen bälgelt man aus, habe ſie geantwortet: Ueberredet mich doch nicht, meineſt ich habe nicht mehr Haaſen gegeſſen als du? Die Gänſe bälgelt man aus, die Haaſen, die rupft man. So dumm ſei ſie und doch ſei ſie, wenn ſie nicht Viſiten mache, den ganzen Tag über den Büchern. Die Magd hätte ſchon manchmal gedacht, wenn es die Bücher wären, welche die Leute geſcheut machen würden, die Frau müßte ein Weisheitsbündel ſein zum Zerplatzen, und doch wollte ſie wetten, wenn man die Frau ausbälgete, man fände nicht einen Stecknadelkopf groß Weisheit bei ihr. Das war die einzige Berührung, welche Jacob mit der Meiſterfrau hatte; eine geiſtige war es alſo.

Der Großmutter hatte Jacob nicht geantwortet. Anfangs wollte er es thun, wollte ihr den Abſtand zwiſchen ihr und ihm fühlbar machen, ihr zu verſtehen geben, daß ihr ſolche Sprache nicht mehr zieme, daß ſie übrigens auch die Pflicht hätte, ihm Geld zukommen zu laſſen, ſo viel als er begehre, und daß eine alte Frau gar kein Urtheil habe über die neue Zeit und den Werth der Dinge darin. Doch ſchrieb er nicht. Einer alten Frau Verſtand predigen und Krähen ſingen lernen ſei das Gleiche. Aber wenn er heim komme, dann werde er ihr zeigen, wer der Jacob ſei und was ſo eine alte Frau zu bedeuten hätte. So ſprach der Jacob. Im Grund des Herzens fürchtete ſich aber der

Jacob doch noch vor der Großmutter und darum ſchrieb er nicht. Indeſſen den Grund, den er voraus ſtellte, glaubte er ſelbſt und ſeine Furcht im Herzen kannte er ſelbſt nicht.

Es iſt etwas Eigenthümliches mit einem Reſpekt, der durch überlegene Kraft eingeprägt worden iſt, der ſchmilzt nicht, wie Schnee in der Aprilſonne. Ein ſolcher Reſpekt bleibt ſo lange im Herzen, als der lebt, welcher denſelben eingeprägt hat, auch wenn derſelbe gliederlahm im Bette liegt. Die wahre Kraft wird ihre Gewalt und Macht behalten bis an der Welten Ende, wohne ſie in einer gebrechlichen Großmutter oder einem Weltbeherrſcher. Die Welt mag ſie verläugnen, verhöhnen, mit Füßen treten wie ſie will, es iſt dieſes Aufbegehren dagegen nichts als das Sträuben des Kindes gegen die Ruthe, welcher es doch nicht entläuft. Kann es ſich derſelben auch gegen die Menſchen erwehren, ſo giebt ſie ihm Gott und zwar um ſo ſchärfer. Die Nachwelt errichtet ihre Denkmale nicht den Knechten der Welt, den Volksſchmeichlern und Heuchlern, ſondern den Ueberwindern der Welt, den Volksbändigern, den Helden der Wahrheit. Dieſe werden die Lieblinge der Nachwelt, auch wenn die Nachwelt ſie geſchmäht, ſie geſteinigt, gekreuzigt hat.

Winter wars geworden, ſchaurig und kalt. Hoch lag der Schnee zu Berg und Thal; lang hing der Reif an den Bäumen; ſchaurig ſauſte die Aar oder ſchwarze Biſe, der kälteſte unter den kalten Winden, über die Felder, durch die Wälder; trüb und düſtrer Nebel voll war die Luft, ſie glich einer Seele ohne Liebe, aber voll ſchwarzer, trüber, herzloſer Gedanken. In Pelz und Mantel ſchritt, wer welche hatte, gemeſſen einher, wen aber nur dünne Hoſen ſpärlich ſchützten, oder ein leicht Kleidchen am Leibe Schutz zu ſuchen ſchien gegen den jämmerlich erbärmlich kalten Wind, der ſchoß durch Luft, Schnee und Wind, ſo ſchnell als Athem und Beine es ihm erlaubten. Schwer und langſam, dem Gerichte Gottes gleich, knarrten die gewaltigen Güterfuhren durch den Schnee; flüchtig und ſchnell mit munterm Geläute, wie Mädchen-Gedanken durch die Männerwelt, flogen luſtige Schlitten der glatten Bahn entlang.

Draußen vor dem obern Thore, ob in Bumpliz, Bethlehem, wo es manchmal allerdings etwas morgenländiſch zugehen mag, oder in Weiermanns Haus, wir wiſſen es nicht mehr genau, war Tanz geweſen. Abſonderlich luſtig war es zugegangen drinnen an der Wärme, deſto ſchauriger war das Heimgehen, dem kalten Nord entgegen, der durch dichte und dünne Kleider den Menſchen auf den Leib fuhr, wie der gröbſte Zollbeamtete es nicht vermag. Abſonderlich geſund iſt ein ſolches Heimgehen vom heißen Tanz in kalter Biſe eine ganze oder halbe lange Stunde. Gar Mancher klagt bitterlich über ſchweren Beruf, harten Meiſter und ſchwindende Kräfte. Daß am Schwinden der Kräfte weder Beruf noch Meiſter ſchuld ſind, ſondern ein ſolcher Heimgang nach heißem Tanz eine ganze kalte Stunde weit, das würde er Keinem glauben. Die Schuld legt eben wieder die Welt ſelten dahin, wo ſie hingehört, Gott wird es einmal anders machen. Dort hatte auch Jacob getanzt mit ſeiner dicken Kathry, hatte mit ihr ſich gedreht, ſo gut es der Kathry gehen wollte, die eben keine Hexe im Tanzen war und es auch nicht ward, trotz dem Glück, daß ſie einen hatte, der mit ihr tanzte einen langen lieben Abend durch. Was ſie aber auszeichnete vor allen Schönen zu Bethlehem war wohl das, daß die andern Schönen köſtlich lebten auf die Koſten ihrer Liebhaber, Kathrys Liebhaber ſich behaglich that auf die Koſten ſeiner Schönen. Spät brach man auf, ſchneidend pfiff der Wind durch den langen Baumgang. Am Arme ſuchte jeder ſein Liebchen, und jedes Paar drängte eng ſich zuſammen, ſonſt kümmerte ſich kein Paar um das andere, jedes Paar vergaß was hinten, was vornen war; vergaß die ganze Welt, doch nicht wegen der heißen Liebe, ſondern wegen der kalten Biſe. Die Kälte drang bald durch die Kleider, drang durch den Leib bis ins Herz hinein, daß es zu zittern und zu zagen begann, jeder Funke Muth erloſch zu einem eiſigen Weſen, dem Tode ähnlich, es erſtarrte. So wie es kalt und ſchauerlich den Wandelnden ward und eng an einander ſie ſich ſchmiegten, ſo wuchs der Kathry auch etwas. Wars Angſt, wars Vertrauen, wars ein unnennbares Etwas, das in Worten ſich kaum ausdrücken läßt, wir wiſſen es nicht. Sie ſchmiegte noch enger an

Jacob ſich, ging langſamer, frug endlich: O Jacob, wollen wir etwa einander heirathen? Es dünkt mich, es ſolle und müſſe ſein. Dem Jacob zuckte das Herz zuſammen, er wußte lange nicht, was ſagen, endlich meinte er: über ſo etwas ließe ſich beſſer in der Wärme reden als hier in ſauſender Bisluft. Es wäre beſſer, ſie gingen ſchneller, denn ſie ſeien die hinterſten, ihn friere es durch und durch. Wie er wolle, ſagte Kathry. Er ſolle nicht zürnen, ſie hätte gedacht, ſie wolle es ihm ſagen, einmal müſſe es doch ſein. Es ſei ihr ſo kalt und Angſt geworden auf einmal, daß ſie nicht gewußt, müſſe es geſtorben ſein, oder gebe es was anderes. Deß erſchrak Jacob gar ſehr, machte die arme Kathry der Stadt zu zulaufen, daß ſie außer Athem kam und trotz der Eile, welche ſie ſchneller heim brachte, als ſie gerechnet hatten, hatte er ſelben Abend keine Zeit mehr ein vertraut Wort mit ihr zu reden. Ans Heirathen und ſonſt was hatte Jacob nie gedacht, von allerlei Fällen wohl reden hören, aber ihnen weiter keine Aufmerkſamkeit geſchenkt. Heirathen wollte er nicht, abſonderlich die Kathry nicht, wie hätte er ſich ſchämen müſſen einen ſolchen Kürbis als Frau nach Hauſe zu bringen. Aber wie machen um los und weg zu kommen? Gieb dem Menſch gute Worte, ſage, du wolleſt heim, die Sache in Ordnung zu bringen, oder wolleſt nach Paris und auf der Rückkunft es mit dir heim nehmen, wenn es nicht Lärm mache, dich nicht in Verlegenheit bringe. Das Menſch glaubt dir das, zähle darauf, und biſt du einmal zum Thor hinaus, ſo biſt du der Kathry los, die weiß den Weg durch die Welt nicht weiter als bis Bumpliz, ſo rieth ihm ein alt verwettertes Geſicht. Wie ihm gerathen ward, ſo that er auch und die arme Kathry glaubte ihm nicht nur, ſondern was ſie auf- und aufbringen konnte, hing ſie ihm noch an, half ihm ſich flott machen allenthalben, ſo daß er doch noch mit dem Felleiſen auf dem Rücken zum Thor hinaus wandern konnte. Freunde wollten ihn gen Neuenburg ſenden, dort würde er Arbeit finden, meinten ſie, allweg hätte er hiedurch einige Stunden näher nach Paris, aber Geneff ſtach ihm im Kopf, dort durch wollte er.

Zwölftes Kapitel.

Wie Jacob innerlich und äußerlich zuſammen gefroren von Bern auf Freiburg kommt.

Leicht war dießmal ſein Felleiſen und dünn ſeine Kleider, trotz Kathrys Nachhülfe hatte er ſich kaum oben erhalten, und ob er wirklich auch alles, was er ſchuldig geweſen, bei Heller und Pfennig bezahlt habe, möchten wir nicht verbürgen. Als er durch die kalte öde Gegend ging, hatte er Zeit zum Nachdenken und zum Nachrechnen. In drei Städten hatte er geſchafft, aus jeder ging er unzufrieden und leichter als er hineingekommen, trug wenig mit als großen Zorn über die Leute und großen Zorn über die Ordnung der Welt, namentlich der Schweiz. Das ſei ein verflucht Land, dachte er, es wohnten lauter dumme Bauern drin, da ſei kein Verdienſt nicht und kein Verſtand nicht, aber anders werde das noch kommen müſſen, ſie ſollten nur Geduld haben, dann werde ein Geſelle ſo zu ſagen auch noch ein Menſch werden.

Daß an der beſtehenden Ordnung der Fehler lag, daß er ſo dünn angethan, auf ſo kalten Wegen wandern mußte, das war wahr, aber daß es nicht die Ordnung des Staates, die geſellſchaftliche Ordnung war, an der die Schuld lag, ſondern an der zerſtörten Ordnung in ſeinem Inwendigen, dem revolutionären Zuſtande ſeiner Kräfte und Sinne gegen den oberſten Grundſatz, daß die Tugend zum Heil führe und nur in Gott die Kreatur ſelig werden könne, dieß begriff trotz ſeinem Culturzuſtande und ſeinem ſittlichen Halt Jacob nicht. Wo der Menſch ſelbſt in der Revolution liegt, da iſt kein Friede, kein Erbauen, da iſt nichts als Elend und Zerſtörung. Einem ſolchen Menſchen ſind aber ſeine Augen gehalten, daß er nichts ſieht, und eben darin beſteht das größte Elend, daß er die Urſache nie ſucht, wo ſie iſt. Daher das Uebel, das täglich zunimmt, nicht los wird.

O es iſt wirklich eine harte trübe Sache ums Wandern im Winter, wo alle Thüren zugemacht ſind, alle Herzen gefroren ſcheinen, wo die ganze Welt ſo kalt iſt, vor allem aber eiſig die Kammern und die Betten, in denen der halb erfrorene Burſche erwarmen möchte und es nicht kann, ſchlafen möchte, und vor Kälte nicht kann. Am Morgen halb erfroren aufſtehen, in die kalten Kleidchen, die naſſen Stiefelchen ſich hinein zwingen muß, in der kalten Wirthsſtube drunten keine Wärme findet, weil die Stubenmagd ſich verſchlafen, den Ofen noch nicht geheizt hat, eine halbe Stunde ſchlotternd in der kalten Stube auf und nieder hüpfen muß, bis das verſchlafene Menſch endlich kömmt und ihm einen Schnaps giebt und wieder eine andere halbe Stunde warten muß, bis der Ofentritt was Wärme kriegt, woran endlich die erſtarrten Hände aufthauen und der übrige Körper nach und nach aus dem Schlottern kommt. Vermag der Beutel keinen warmen Kaffee, ſo wird, wenn endlich der Burſche zu ſich ſelbſt gekommen, auf den erſten Schnaps der zweite geſetzt, jeden für einen halben Batzen, dazu für einen halben Batzen Brot, wenns hoch kömmt noch um eben ſo viel Käſe. Iſt das endlich abgethan, ſo muß der arme Kerl wieder hinaus, wo ſo wild es ſtürmt, ſo ſchneidend der Wind zieht, ſo eiſig der Schnee ihm entgegen glinzert. Ihn ſchaudert wohl, aber er muß hinaus, ein Pilgrim und Fremdling iſt er ja, keine bleibende Stätte hat er ja, kein Vaterhaus hier zu Lande, verſchloſſen ſind alle Thüren, gefroren alle Herzen, Vaterhaus hat er vielleicht gar keines mehr, weder hier zu Lande noch in einem andern Lande.

Er muß hinaus, wandert ſchaudernd und ſchlotternd weiter in die Fremde hinein mit wenig Brot und Branntewein im Leibe, und lang, ſchrecklich lang dehnt ſich die Straße im unbekannten Lande. Rüſtig ſollte er wandern, mit raſchen Schritten den Weg verkürzen, das Blut erwärmen, es raſch durch die Adern treiben, aber unwillkührlich kürzen die Schritte ſich, langſamer heben ſich die Beine. Der Körper hat nicht mehr die jugendliche Friſche, die wenig müde wird oder in ein paar Stunden jede Müdigkeit verdämmert hat. Im kalten Bette hält es ſchwer den Schlaf zu finden und gar das Müde zu verwinden; Branntewein und Brot reichen auch nicht aus, ſtärken auf die Dauer den Körper nicht. Je kälter es ihm wird, deſto langſamer beginnt er zu gehen, ach es wird ihm ſo wunderlich. Erſt wallte ſein Herz noch in vollem Zorn über die verfluchten Reichen, die in warmen Zimmern ſitzen hinter verſchloßenen Thüren, aber es erliſcht der Zorn, er weiß nicht wie und gleichgiltig wird ihm alles in der weiten Welt; er hat kein Begehren, kein Verlangen mehr, bloß ein wunderbar Sehnen nach Ruhe, nach Stilleſein iſt wach in ihm, kommt immer mächtiger über ihn, Schlafengehen, ſchlafen einen Augenblick iſt ihm ein Königreich, iſt ihm das Himmelreich! Da ſchickt unſer Herrgott, der die armen Burſche wandern ſieht, auch wenn ſie ſein nicht mehr gedenken, eine muntere Jagd dem Müden über den Weg. In weiten Sätzen ſpringt Reh oder Haaſe vorüber, die Hunde heulen nach, die Jäger brechen durch den beſchneiten Wald, ſtellen mit geſpannten Büchſen hier, dort ſich auf, es knallt, es heult, die Hörner blaſen, ſchlafen kann der Burſche nicht, und draußen am Walde ſteht ein Wirthshäuslein, wie eine große Fahne ſteigt aus dem Schornſteine der Rauch, breitet ſich aus und flattert im Winde, einer Siegesfahne gleich, welche das ſiegende Heer ſammeln will auf glorreichem Schlachtfelde. Dort will er ſchlafen, bis dorthin reichen ſeine Kräfte noch, dort findet er den Hafen, wo er ſicher einläuft als ein vom Tode Erretteter. Aber wer ihn gerettet, denkt er nicht, dankt dem Retter nicht. Da iſts jetzt warm, da thaut er auf, aber wie im Aufthauen ihn ſo peinlich Hände und Füße ſchmerzen! Hier kann er was Warmes eſſen, ſich ordentlich ſtärken auf den Reſt des Tages. Aber reichen ſeine Kreuzer aus für eine gute Suppe, ein Glas Wein oder ein Stücklein Fleiſch? Er zählt die wenigen Stücke Geld, aus denen ſein Schatz beſteht, frägt die Jungfer, was dieß für eines ſei und ob jenes gangbar, überſchlägt, was er noch heute bedürfe, was morgen. Endlich entſchließt er ſich zu einer Suppe für einen Batzen, beſſert, als ſie kommt, dieſelbe noch mit einigen Stückchen Brot, welche er irgendwo erübrigt hat, aus, und labet ſich. Aber noch fühlt er einen großen leeren Raum im Magen und im Raume nagt und zerret es, als ob ſieben Schloſſer mit Zangen ihn kneipten und riſſen. Da frägt er, ob ſie nicht noch was von Fleiſch hätten um drei Kreuzer oder höchſtens einen Batzen. Die Magd antwortet, ſie wiſſe es nicht, wolle aber lugen (ſehen). Während ſie lugt in allen Winkeln der Speiſekammer, die Köchin von allen Tellern die Sauçe ſchabt, das Gefundene und Erſchabte zuſammen gerührt und einige Augenblicke ans Feuer geſtellt wird, harrt drinnen der Handwerksburſche mit Bangen und Verlangen der Dinge, die da kommen werden. Vielleicht, während er harret auf dreikreuzigere Beine, denkt er auch der Tage, wo es üppig zuging und flott, wo er mit Thalern um ſich ſchlug und Bratenſtücke an den Wänden herumwarf. Vielleicht aber denkt er auch nicht daran, ſondern wie jetzt ſo manch ſchlechter Kerl von Ariſtokrat und Pfaff praſſen und ſchmauſen thäten, während er zwiſchen Bangen und Verlangen harre auf ſeine Beſtellung für 3 Kreuzer was von Fleiſch betreffend. Endlich erſcheint die Magd, es dampft ein Teller, den ſie trägt. Ob Wohlgeruche was von Trüffeln oder Eſtragon oder ſimplen Muskatnüſſen, ach darnach frägt unſer Wanderburſche nicht, aber heftig fährt er mit der Gabel in den Teller hinein, verſucht jedes Bein aufzuheben, ſtellt Betrachtungen an, ob wirklich für drei Kreuzer Fleiſch an den Beinen und in der Sauçe herum liegen möge, wenn man alles genau zuſammenſchlage und nage. Und wenn ihm auch das Herz lacht vor Freude, alldieweil auch Fleiſch an den Beinen iſt und einige antediluvianiſche d. h. vorſündfluthliche Zwiebelſtücke in der Brühe ſichtbar werden, ſo macht er der Magd doch ein ſauer Geſicht und frägt: ob ſie meine, er ſei ein Bettler oder ein Hund, daß ſie ihm ein ſolch Hundefreſſen vorſetze? Für drei Kreuzer ſollte es ganz was anders geben, ſchon was Delicates. Der dumme Teufel. Seinen Mißmuth an Stubenmagd und Wirthsleuten auszulaſſen, ſtatt einigermaßen diplomatiſch zu verfahren, da zeigt der arme Teufel ſchon ſeine Unfähigkeit zur Weltherrſchaft! Thäte er holdſelig und wehmüthig, lobte er der Magd Gutherzigkeit, ſeufzte einigermaßen ſchwer über gehabt Unglück, über einen Schatz, den er hätte verlaſſen müſſen, oder würde er nur ganz einfach freundliche jedoch nur etwas wehmüthige Worte geben, ſo kriegte er die Magd oder gar die Wirthin ins Mitgefühl, ſie würden vielleicht noch nachträglich ein Stück Fleiſch finden oder einen Kreuzer ihm nachlaſſen. Aber das Bramarbaſiren verträgt halt das Weibervolk im allgemeinen nicht und abſonderlich von denen nicht, welche für 3 Kreuzer abgehend Fleiſch fordern. Begehrt er nun ſo auf, ſo ſagt ihm die Stubenmagd: er könne es ja ſein laſſen, wenn es ihm nicht anſtändig ſei, es zu eſſen, werde ihn Niemand zwingen, nur ſolle er nicht zu viel darin herumſchnürfeln, wenn er es nicht wolle. Durchführen bei hungrigem Magen den Trotz iſt ein ſchwer Ding, welchem ſelten ein Burſche gewachſen iſt. Die Zwiebeln riechen ſo ſüß und die Brühe dampft ſo duftig! Wenn die Knochen blank liegen, keine Spur der Brühe mehr zu erblicken iſt, auch wenn der Herſchel käme mit ſeinem allerlängſten Fernrohre, ach da iſt der arme Junge wohl dürftig geſättigt, aber nun iſt er durſtig geworden und das Waſſer iſt ſo kalt, und dieſen Morgen hatte er ſo ſchaurig die Kälte empfunden bis ins Mark des Herzens hinein, jetzt ſollte er Waſſer trinken, kalt, eiſig Waſſer, das Herz drehte ſich rundum im Leibe bei dem bloßen Gedanken! Jungfer, ſpricht er endlich, gebe ſie mir mal für den Batzen einen halben Schoppen Wein, aber recht guten. Die Jungfer wirft einen verächtlichen Blick auf den Batzen, der allerdings ein abſcheulich roth Blech war und ſchon lange in des Inhabers Sack, und ſagt, den kann ich nicht brauchen, es iſt ein falſcher. Hätte der gute Junge ein freundlich Geſicht gemacht und manierliche Worte gebraucht, die Jungfer hätte den Batzen kaum ſo ſcharf angeſehen, vielleicht gedacht: der geht zu den andern, für einen Weinwelſch (Weinhandlungsreiſender) iſt er allweg gut: Falſcher Wein, falſche Batzen. Freundlichkeit wäre zu vielen Dingen nutz, wers nur glaubte! Wenn ſie den nicht will, ſo kriegt ſie keinen, ſagt man wohl im Sommer, im Winter aber, wo das Bedürfniß nach was Warmem im Leibe ſo ſtark iſt, da muß nach einem andern Batzen geſucht werden in den weiten Taſchen, bis man endlich den rechten hat. Und endlich kriegt man für den guten Batzen ein Getränk, ſieht aus wie Wein, iſts aber nicht, hätte vielleicht um einen ſchlechten Batzen guten Wein gekriegt, wenn er ordentlich gethan hätte von Anbeginn. Indeſſen es thut doch wohl, die warme Speiſe hat inwendig gefüttert, Courage hat man in den Leib gekriegt, marſchirt wieder hinaus, raucht wohl ſeine Pfeife und es geht eine Weile recht ordentlich, bis der Tag ſich neiget, bis es Abend werden will, die Kälte wieder in die Glieder ſchleicht, die Sehnſucht nach der Herberge kommt, dieſe aber nicht erſcheinen will, und kommt ſie endlich, nicht viel Gutes hat für den armen Wanderer: kalte Kammern, eiſige Betten.

Wenn auch nicht ganz ſo elend, doch um nicht viel beſſer wanderte Jacob Murten zu. Dieſes durch alte eidgenöſſiſche Tapferkeit berühmte Städtchen iſt nicht ſieben Stunden von Bern entfernt, doch in einem Tage erreichte Jacob es nicht. Er brachte es am erſten Tage bis Mittag auf Kappeln, Nachmittags wanderte er durch eine lange öde Aegerte (lange öde Gegend), die gar kein Ende nehmen wollte, endlich an den berüchtigten Ort, welcher den bedeutungsvollen Namen Allelüfte*) trägt, wo, alten und neuen Sagen nach, die Biſe ſo ſtark gehen ſoll, daß ſie nicht bloß die Knöpfe von den Kleidern reißt, ſondern, wenn ſie in vollem Zorne iſt, Schnäuze und Bärte ſo glatt von Kinn und Lippe weht, als hätte der beſte Hofbarbier ſie wegraſirt. Die Stelle wird daher von Handwerksburſchen und jungen Offizieren mit jungen Schnäuzen außerordentlich gefürchtet. Doch Jacob überſtand ſie glücklich, er verband ſich nämlich Mund und Kinn mit einem von den Tüchern, welche Kathry ihm geſchenkt hatte. Aber allemal wenn ſeine Augen einen Zipfel von dem rothen Tuche ſahen, ward ihm Angſt, das Gewiſſen ſchlug ihm, er ſah hinter ſich, ob nicht ein Landjäger hinter ihm drein gerannt käme, um ihn der Kathry wieder zuzuführen. Nicht ſeine Lüge und das Verlaſſen des armen Kindes machte ihm Angſt im Gewiſſen, uber eine ſolche Angſt hinaus hatte er ſich cultivirt, ſondern bloß der Gedanke, Kathry möchte ſeine Abſicht gemerkt oder vernommen haben und ihm nun nachſehen laſſen, wie Joſeph ſeinen Brüdern. Er ſuchte daher keine Nachtherberge, auch nicht zu Allelüfte, obgleich ihn erbärmlich fror, ſondern machte ſich noch den langen Berg hinunter bis Gümenen*), fand dort in kalter Kammer ein feuchtes Bett und hatte Zeit zum

---

*) Orte im Kanton Bern.

Nachdenken, welch groß Malheur das ſei, in ſolcher Jahreszeit reiſen zu müſſen, und wie daran nichts ſchuld ſei als die Hundegeſetze, welche Ariſtokraten und Pfaffen gemacht hätten das Volk zu knebeln, Fortſchritt und freie Bewegung zu lähmen. Nicht einmal ein warm Bett ſei zu haben in dem Hundeland, wo nichts als Wälder ſeien, welche doch ja nicht gewachſen ſein werden bloß für die Reichen und Ariſtokraten, ſondern doch wohl auch für Leuten wie er Zimmer und Bette zu wärmen. Am Morgen wanderte er Murten zu, dem freundlichen Städtchen am lieblichen See, der vom Städtchen den Namen trägt, gelegen.

An die große Schlacht, in welcher die Eidgenoſſen unter Waldmann, Hallwyl, Hertenſtein und Bubenberg den kühnen Karl von Burgund mit kleiner Macht ſo vollſtändig beſiegten, daß ſein Heer ſich nie wieder zuſammen fand, er ſelbſt aber ohne Aufenthalt, ohne Speiſe und Trank davon ritt, erſt am Genferſee vor den nachjagenden Eidgenoſſen ſich ſicher hielt, dachte er nicht. Er fror wieder erbärmlich und ſchlug ſich mit Hoffen und Bangen, ob er wohl Arbeit finden werde in dem Hundeneſt? Schon glänzte vor ihm der See, als er aus dem Murtenholze kam, er aber nahm nicht Notiz davon, ſondern ärgerte ſich bitterlich, daß das Städtchen nicht gleich am Fuße des Hügels lag, ſondern eine gute Strecke weiter, welche er durchhumpeln mußte. In der Herberge vernahm er nichts von Arbeit, er mußte, nachdem er durſtig ſich gewärmt, hingehen und welche ſuchen. Wie er hinaus kam, fror ihn wieder. Wer friert, macht eine jämmerliche Figur und habe er einen noch ſo langen Schnauz und erbärmlich wird es ihm im Gemüthe, wie er ſich auch dagegen wehren mag, ſich forſch machen will. Wenn Jacob in eine Werkſtatt oder vor einen Meiſter kam, ſah er, wie ſcharf alle Augen ihn muſterten, auf allen Geſichtern ſah er geſchrieben: Wie ſieht der aus, was muß das für ein Lump ſein, der um dieſe Zeit wandert? Die Meiſter hatten keine Luſt zu ihm, die Arbeit war nicht überflüſſig, es hätte ihnen Einer beſonders in die Augen ſcheinen müſſen, um ihn anzuſtellen. Wenn die Arbeit nicht in Maſſe vorhanden iſt, ſo beſinnt ſich ein Meiſter wohl zweimal, ehe er einen Geſellen anſtellt, deſſen

Aeußeres wenig Gutes verſpricht, aber Verdruß ahnen läßt, welcher durch ihn dem Meiſter zuwachſen könnte. Er erhielt das übliche Zehrgeld, das ihm lange nicht die Demüthigungen bezahlte, welche er ertragen mußte, durch die Art, wie er angeſehen und abgefertigt wurde. Was träumte er in Zürich, und wie ging es ihm jetzt in Murten! Eben darin beſteht die Pein der ſogenannten Zerriſſenheit, daß die Träume und das Leben immer weiter auseinander gehn, die Träume kühner, begehrlicher werden, das Leben lüderlicher, armſeliger, die Kraft des Menſchen ſich aufs Träumen legt, aus dem Leben flieht. Der arme Wicht tobt gegen das Leben, welches ſich nicht ändern will, ſeiner Ohnmacht ſpottet, denkt nicht daran, die Träume zu zähmen, auf feſten Boden ſie zu ſtellen, ſie wohl dem Leben vorauf laufen zu laſſen, doch ſo, daß das Leben mit den Träumen im Zuſammenhang bleibt, ihnen folgen kann, zuerſt wie die öſterreichiſche Landwehr muntern Huſaren, ſpäter wie ein guter Wagen von rüſtigen muntern Pferden gezogen. Glücklicherweiſe war der Wißelacher Wein in ſelbem Jahre trinkbar und in Menge gerathen, ſo daß er für einen Batzen einen recht guten Schoppen Wein kriegte und die Zehrpfennige reichten hin zu einem warmen Bette, ſo daß er am Morgen etwas zufriedener mit der Welt erwachte und ohne Zank mit der Wirthſchaft die Herberge verließ. Nicht einmal das Schloß zu Murten, die Zwingburg, erregte ſeinen Zorn, er ärgerte ſich bloß über einige wohlbeleibte Meiſter, waren es Bäcker, waren es Metzger, wir wiſſen es nicht, welche in guten warmen Röcken vor ihren Häuſern ein behaglich Pfeifchen rauchten, vielleicht daß auch Küfer dabei waren oder Schmiede. Daß die da ſein konnten, während er laufen müſſe wie der ewige Jude, und warum? Bloß weil es den Herren nicht gefalle ihm Arbeit zu geben! Das wollte er ihnen mal eintreiben, wenn die Zeit komme, wo die Arbeit billig vertheilt ſei, und man jedem welche geben müſſe, der ſie fordere, man möge nun wollen oder nicht. Das wird eine ſehr komode Zeit namentlich für Metzger und Bäcker geben, wenn ſie müſſen arbeiten laſſen, ſie mögen wollen oder nicht. Wenn der Metzger muß arbeiten und ſchlachten laſſen nach der Zahl der Knechte, welche er haben muß, und nicht nach der Zahl der Kunden, welche Fleiſch haben wollen, dann kann er allweg froh ſein, wenn die Knechte das Fleiſch eſſen, die Bratwürſte und ſonſtige Raritäten, ſonſt kriegten es ja die Würmer. Der Bäcker aber wird ſich freuen, recht viel Mehl zu verbacken, um zuerſt dem Landbau aufzuhelfen, zweitens um die Knechte ſchönes weißes Brot, Wecken und ſonſtiges Backwerk mit Appetit ſich zu Gemüthe führen zu ſehen. Solche ſüße geiſtige Freuden ſind dann die neuen herrlichen Bürgergenüſſe im neuen himmliſchen Reiche. Was Sinn hat für das Hohe und Feine, begreift, daß das viel edlere hochſinnigere Genüſſe ſind als die Rechte an einer Gänſewieſe, einige Klafter Holz oder gar Stücke Pflanzland, mit dem man kein vernünftig Wort zu reden weiß, auf dem man nichts pflanzen kann als ganz dummen Kohl, noch dümmern Kabis (Weißkraut) oder gar Rüben, welche immer die gleichen Schwänze haben, denen kein Fortſchritt einzupauken iſt, am allerwenigſten der Entſchiedene. Ach Gott, welch herrlichen Fortſchritt dagegen bei Knechten, welche der Meiſter beſchäftigen und füttern muß, ſo viele als kommen. Erſt ſtopfen ſie ſich aus mit dem gröberen Fleiſch, dann ſchreiten ſie vor zu ordinärem Rindfleiſch, wackern Braten, dann kommen ſie zu den Cotelettes, dem Roſtbeefs ꝛc., den feinen Paſteten und Preßkopfen und haben ſie endlich jegliches Fleiſch vom Vieh, ſei es in welcher Geſtalt es wolle, ſatt, ſo freſſen ſie zum Deſſert den Meiſter ſelbſt mit Haut und Haar, als wäre er ein jung zart Rettigen.

Doch dieſem Zorne hing er nicht lange nach, was anderes Banges, Bedenkliches vertrieb denſelben. Jetzt nahte er dem Weltſchland, riskirte mit jedem Schritte in daſſelbe hineinzugerathen, in das ſeltſame Land, wo ſchon die Kinder, reiche und arme, wie ſie auf den Straßen herumlaufen franzöſiſch ſprechen. Schon in Murten witterte er das Franzöſiſch, doch ſprach man es noch ſo, daß er es perfekt verſtand, aber die Kellnerin hatte ihm geſagt, gleich hinten dran komme es ganz anders. Die Sprache hier ſei nur noch Murtenweltſch, weiter hinten aber weltſche man akkurat ſo wie in Paris. Doch gebe es überall deutſche Leute, mit dieſen käme man vollkommen gut durch, bis man die Sprache gelernt, was in ein paar Wochen geſchehen ſei, beſonders wenn man bereits einen guten Anfang habe. Dieſe Nachricht erleichterte Jacob bedeutend und er dachte, es ſeien doch alle Dinge zu irgend etwas nütz, denn wenn Melanie ihn ſchon viel gekoſtet, ſo habe er doch viel Franzöſiſch von ihr abgekriegt, merçi bien, bon jour, eh bien, toujours, fi donc, cochons, mon cher und ma chère und noch mehr dergleichen. Alſobald packte er ſeinen Vorrath vor der Kellnerin aus, welche ſich ſehr darüber verwunderte und ihm den Troſt gab, daß er bei ſolchen Vorkenntniſſen die Sprache in Leib kriegen werde wie eine Priſe Schnupftabak. Indeſſen trotz dieſem Troſte bangte ihm doch als er Murten hinter ſich hatte, und bei jedem Schritte dachte er, ob er nicht vielleicht ins große Land hineingerathen ſei, welches bis Paris gehe, und wo alles franzöſiſch ſpreche, akkurat wie die alte Hofdame, welche bei ihm zu Hauſe auf dem Schloſſe wohne.

Doch wie er aufpaßte, er merkte nichts. Gleich gut deutſch ging die Bisluft, und gleich kalt drang der Schnee durch ſeine Stiefel, verſchloſſen waren die Thüren und wie die Herzen waren, wußte er nicht, denn auf der Straße war Niemand zu ſehen als hie und da eine Krähe, welche traurig neben geſtrigem Roßmiſt ſtand, der über Nacht zu hart gefroren war für ihren Schnabel. Endlich kam eine Perſon daher getrippelt mit kleinen Schritten halb im Trott, wie die Mädchen gerne laufen, wenn der Wind ſo recht kühl ihnen um die Knöchel bläſt. Raſch rüſtete Jacob ein Stück weltſch, repetirte es einige male hinter einander, als endlich das Mädchen in Schußnähe war, feuerte er los: Bon jour, mamselle, ſagte er. Merçi bien, monsieur, antwortete raſch das Mädchen, und trippelte fürbas. Aha alſo, dachte Jacob, alſo bin ich drinnen, alſo das iſt Weltſchland, merçi bien, Monsieur, hat ſie geſagt! Er hätte gern noch was weiter geſagt oder gefragt, aber ehe er wieder aus ſeinem Vorrathe ein Wort Weltſch herauf geſchroten hatte, war das Mädchen ihm längſt aus dem Geſichte. Indeſſen wußte er alſo, er war drinnen! Er faßte ſich zuſammen, mit Vorſicht und Bedacht ſchritt er weiter. So kam er nach Wiſlisburg, dem alten Avertinum, welches die römiſchen Soldaten das helvetiſche Kapernaum genannt hatten. Es war eine große helvetiſche Stadt geweſen, weit umher finden ſich noch die Trümmer ehemaliger Größe, jetzt iſts ein freundlich Landſtädtchen. Um das Vergangene kümmerte Jacob ſich nicht, wie wir geſehen haben, er haßte vielmehr die Vergangenheit, er hatte ſagen gelernt, es komme nicht gut, bis das Vergangene rein vergeſſen, rein ab bis auf den Boden gehauen und ausgerottet worden, dann erſt werde die ſchöne Zukunft kommen, und zwar von ſelbſt, wie ja auch die Welt von ſelbſt entſtanden ſei. Doch ſo hatte Jacob bei Gelegenheiten geredet, heute verſtieg er ſich nicht in die Theorien, das Praktiſche lag ihm zu ſchwer ob, das Arbeitſuchen, das Laufen von Meiſter zu Meiſter, das Stehen im Kreuzfeuer verächtlicher ſpöttiſcher Blicke, und um Nichts und wieder Nichts, denn als er vom ſauern Gang zurück kam, hatte er einige Batzen Zehrgeld aber keinen Meiſter. Das Herz voll Fluchens kam er ins Wirthshaus zurück, fand dort einen Leidensgefährten, dem es gleich gegangen war.

Derſelbe kam von Neuenburg, ſah eben ſo wenig aus wie ein Gentelmann als Jacob. **Mamselle**, einen Schoppen, herrſchte Jacob unwirſch, als er ins Gaſtzimmer zurück kam. **Plait il?** antwortete die Mamſelle gelaſſen, die Hände in den Taſchen der Schürze. Wahrſcheinlich konnte ſie ſo gut deutſch, wenigſtens Murtendeutſch, als Jacob, **mais le ton fait la musique**, d. h. auf den Ton kommt es an wie es tönet. Da ſtand Jacob ſtill und ſchrottete an ſeinem Vorrath, aber rauf kommen wollte nichts, er machte ein verblüfft Geſicht. Da trat der Anweſende ins Mittel, dollmetſchte, und als er fertig war, ſchwieg er wieder, trank in aller Stille an ſeinem Schoppen und nagte an einem Bein. Jacob war überwältigt von des Andern Ueberlegenheit, er ſetzte ſich gegenüber, und frug: Mit Verlaub, wo naus gehts? Weiß nicht, antwortete der andere. Woher? frug Jacob. Von Neuſchatel, antwortete der andere, und brach wieder ab. Nun hatte Jacob Kameraden gehabt in Bern, welche nach Neuenburg oder wie vorzugsweiſe die Deutſchen ſagen nach Neſſchatell gegangen waren, nach dieſen frug er. Der andere antwortete aber immer kurz und abgebrochen und je kürzer er war, deſto mehr Zutrauen gewann Jacob, deſto demüthiger oder gutmüthiger ward er und ſchmiegte ſich ihm an, konnte der Andere doch noch dazu Franzöſiſch. Es war Jacob doch unwillkührlich eng geworden in fremdem welſchen Lande, wo er nur ganz kurze Anfänge hatte von der fremden Sprache, und ein Kamerad mit der Sprache im Leibe und einem ganz gemachten feſten Weſen war ein Fund an den Grenzen. Jacob ſchwatzte daher nach Herzensluſt auf den andern los und erzählte, wie es ihm von Anbeginn der Welt bis dato ergangen ſei. Es ging ihm hier auf welſchem Boden bei unbekannter Sprache wie einem tapfern Grenadier, der martialiſch auftritt zu Fuß, daß der Erdboden zittert, und Reſpekt kriegt; aber zu Roß geſetzt, ſchlottert und zottelt zum Erbarmen, ein ganz ſchwachmüthig Herz kriegt, ſich am Zügel hält, jeden Strohhalm als Retter und Helfer anſieht, und das darum, weil er auf dem neuen Boden weder Halt noch Courage hat, keinen ſittlichen Halt kriegen kann. Der iſt ein ganzer Mann, der auf jedem Boden den gleichen Schritt geht, in allen Sätteln feſt ſitzt, in allen Lagen und Ländern das gleiche Herz hat. Zwiſchen Meinen und Sein iſt oft ein gar großer Unterſchied. Mancher wird enttäuſcht, kömmt endlich durch ſchweres Prüfen und vieles Leid zu dem, was er vor Jahren ſchon meinte bereits zu ſein; Manchem gehen die Augen erſt auf, wenn er über den Rand des Abgrundes fällt, der ihn verſchlingen wird. Die Rathſchläge Gottes ſind unerforſchlich, die Lenkung der Menſchen bleibt ein Räthſel.

Der neue Kamerad, der welſch konnte, war nicht mehr jung, hatte ein verwettertes Geſicht, eine gewiſſe Gleichgültigkeit, Reſignation, oder erhabene Ruhe nenne man es wie man wolle, in ſeinem Weſen, welche auf gewiſſe Leute Eindruck machte. Man ſah es ihm an, er konnte übrig haben und Mangel leiden unbeſchwert. Doch es war dieß nicht ſo, wie der Apoſtel Paulus es meinte, aus innerm Gottvertrauen, ſondern ein ſtilles bitteres Verzweifeln am guten Ende, in welchem Zuſtande man noch nimmt und genießt, was möglich iſt, und das Elend hinnimmt als des unausweichbaren Ausgangs Anfang. So einer ſaß alſo bei Jacob zu Wiſlisburg, ließ Jacob ſchwatzen, rückte nur langſam nach und nach mit ſeinen Worten raus und nahm es ſtillſchweigend hin als Jacob ihm einſchenkte. Da hier keine Arbeit war, ſo mußte vom Aufbruch die Rede ſein, und Jacob meinte grad aus auf Geneff (Genf) zu, wäre das Beſte. Der andere, der jedes Dorf zu kennen ſchien, war anderer Meinung. Auf dem Wege, auf welchen ſie ſeien, wären lauter Lumpenneſter, von Arbeit keine Rede, ſondern eine große Wildniß, wo man leicht todt frieren oder von den Wölfen könnte gefreſſen werden. Am beſten wäre es, ſie gingen auf Freiburg, vielleicht kriege man dort Arbeit, jedenfalls einen erklecklichen Zehrpfennig. Von da komme man an den Genferſee, und könne auf dem Dampfſchiff fahren, wenn derweilen das Wetter milder geworden ſei, und um klein Geld komme man viele Stunden weit. Nach Freiburg gehe er nicht, ſagte Jacob, da ſeien die Jeſuiten, die das Volk verführten und dumm machen thäten. Da ſei der Teufel ſicher, es wüßte kein Menſch, was ſie mit ihm anfangen würden, wenn er in ihr Neſt hinein käme. Narr, gar nichts würden ſie mit dir anfangen, kannſt hinein und hinaus paſſiren ſiehſt vielleicht keinen Jeſuiten, antwortete der andere. Ja und wenn wir Arbeit kriegen, oder krank werden ſollten und liegen bleiben müßten, da käme man doch in ihre Klauen und müßte katholiſch werden, wenn man nicht vergiftet werden wollte oder ſonſt ums Leben gebracht. Na, da wird man ja katholiſch, was iſt das anders, oder ſagt, man ſei es ſchon, entgegnete der Aeltere kaltblütig und nahm einen braven Schluck zu ſich. Ja hör, Bruder, ſagte Jacob, ich will dir was ſagen. ich denke wir verſtehen uns und ſeien von der gleichen Brüderſchaft. Ich habe gar keinen Glauben nicht, ich bin auch von der neuen Cultur und Aufklärung, der Pfaffentrug liegt hinter mir, und die Mährlein vom Herrgott habe ich in die Rumpelkammer gethan, bin jetzt frei im Geiſt und bin mein eigener Gott, meines Schickſals Schmied. Wenns nur nicht ſo verflucht kalt wäre in der Stube, es friert einem ja das Blut im Leibe zuſammen, rief Jacob unwillkührlich aus. Der andere aber ſagte, das letzte nicht beachtend: Eben das iſt ja das Komodeſte von allem, wenn man keinen Glauben nicht hat und ſein eigener Gott iſt, da braucht man ja gar keinen Glauben zu verläugnen, kann machen, was man will, was einem komod iſt. Wo es mir komod iſt, ſage ich, ich ſei katholiſch, oder trägts mir viel ein, ſo laſſe ich mich katholiſch machen, und hab ichs Geld, ſo ſtreich ich mich, lache die Jeſuiten aus, im Grunde ſind es doch nur dumme Kerls. Im Welſchland da werde ich Momiers (ſchweizeriſcher Ausdruck für Pietiſt, Mucker), mache ein verflucht pietiſtiſch Geſicht, plärre mit in den Verſammlungen und kriege dabei was ich will. Komme ich nach Genf, ſo paſſe ich auf, was eben Trumpf iſt, und jenachdem bin ich Separatiſt, oder Atheiſt oder Katholik und was das komodſte iſt, die Stadt iſt groß und wer es anzuſtellen weiß, kann alle drei Dinge zugleich ſein, an drei Eutern ſaugen und ein Herrenleben führen. Jacob hatte bereits viel gehört, doch eine ſolche praktiſche Anwendung des Unglaubens nicht, darum ſperrte er erſt Naſe und Maul auf, dann ſagte er: Ja das iſt aber nicht recht, oder, wenn du lieber willſt, ſeine Grundſätze verläugnen und zu einem Glauben ſchwören, den man nicht gekriegt hat? Du biſt ein dummer Kerl, ſagte der andere, einer von denen, die noch im Vorhofe ſtehen. Darf man, frägſt du? Du darfſt ja, was du willſt, nur ſorge dafür, daß es nicht was Dummes ſei, das dir Schaden bringt, und ſchwören kannſt du ja, was du willſt, Schwüre ſind Worte wie andere, und wenn ja kein Herrgott iſt, was iſt dann ein Schwur, nichts als eine bequeme Sache für uns, gegenüber dem dummen abergläubiſchen Volk, das noch einen Glauben hat. Begreifſt du jetzt das Ding? Ja, ſagte Jacob, ſo wird es ſein, ſo muß es ſein, aber ſonderbar kömmts mir vor, daran hab ich noch gar nicht gedacht. Da könnte man ja auch ein Jude werden, wenn man wollte? Verſteht ſich, ſagte der andere, wenn es was eintrüge, aber da iſt nichts zu erobern, mit dem Glauben verdient man kein Geld bei den Juden. Na, Jude möchte ich doch nicht werden, ſagte Jacob. Nun ſo laß es bleiben, ſagte der andere, kannſt ja eben machen, was du willſt. Mir wärs ſchon recht, aber es wäre dumm, nicht drei Kreuzer kriegte man dafür. Die Juden ſpekuliren im Gelde, nicht im Glauben, ſind geſcheute Leute die Juden! Aber wenn es mal losgeht, ſo wollen wir ihre Beutel ſchütteln, dann können ſie barfuß nach Jeruſalem wandern. Auf dieſe Weiſe getröſtet, ließ Jacob ſich bewegen, ſie wurden räthig (einig) am folgenden Morgen nach Freiburg zu wandern. Doch der Billigkeit wegen dürfen wir nicht verhehlen, daß Jacob dieſe Behandlung des Glaubens, als ob er eine Marktwaare ſei, Indienne, Schwefelholz, Farbholz, Trödlerwaare, wunderlich blieb, ſogar im Traume vorkam. Dieſe Lehre wurmte ihn recht eigentlich im Leibe, ſeine urſprüngliche Natur wand und krümmte ſich dagegen, aber unſer Jacob widerſtand, wie bekannt, keiner Sache, ſobald er meinte, er werde durch ihre Annahme groß, oder klein und verlacht durch ihr Abſtoßen und Verneinen. Er mißhandelte ſich ſelbſt um andern willfährig zu ſein und ebenbürtig zu erſcheinen in Ideen, Culturen, Bildungen, Aufklärungen und Grundſätzen; er hätte nicht ein kleinerer Gott ſein mögen und ein dümmerer als die andern.

Am folgenden Morgen wanderten ſie zuſammen Freiburg zu, der alten Zähringiſchen Stadt, der Zwillingsſchweſter Berns, doch ſelten in Liebe mit ihr eins. Die beiden Städte hatten es zuſammen, wie zwei leibliche Zwillingsſchweſtern, die, wie ähnlich ſie ſich auch ſehen, ſich doch ſchon kratzen an der Mutter Bruſt, und ihr Lebtag ſich dieſes Kratzen nicht vergeſſen können, wie einig ſie zuweilen auch ſcheinen.

Sie wanderten des andern Morgens ziemlich ſchweigſam ihre Straße. Erſtlich macht die Kälte nicht beredt, zweitens ſprach Johann, ſo hieß der Aeltere, ſpärlich des Morgens, erſt wenn es dunkelte, ward er beredt, er war eins von den Geſchöpfen, auf welche erſt die Finſterniß belebend wirkt, drittens war es Jacob doch etwas ſeltſam zu Muth, nicht bloß weil er gegen die Jeſuiten anrückte, mit jedem Schritte ihnen näher kam, näher der unheimlichen Macht, die iſt wie der Wind, von der man nicht weiß, woher ſie kommt, wohin ſie fährt, die aber mächtig iſt und deren erkaltend Wehen erſtarrend durch alle Glieder fährt, ſondern weil ihm die Ungewißheit, was er morgen ſein werde: Katholik, Pietiſt, Separatiſt oder gar ein Jude, im Fall der Cours des Glaubens ſteigen ſollte, doch gar ſo unheimlich vorkam. Der Gedanke war ſeiner ehrlichen deutſchen Natur gar zu neu und fremd, daß er jeden Augenblick zu einem ganz andern gerathen könnte, daß der

Menſch eigentlich nichts ſei als ein Schauſpieler, der immer die Rolle ſpiele, bei welcher das meiſte und beſte Brot ſei, und dieſe Rollen ohne alle Bedenklichkeit und Gewiſſensbiſſe jeden Augenblick wechſeln könne nur nie dumm d. h. ohne Vortheil. Das Ding, obgleich er dem Johann vollkommen Recht gab und ja, ja ſagte, ſo ſtreng er konnte, daß der Menſch nichts Feſtes, keinen Kern in ſich habe, nichts Bleibendes, die Oberfläche eigentlich die Hauptſache ſei und von der Stellung dieſer Oberfläche zur Welt es abhange, welchen Schein der Menſch von ſich werfe, heute einen katholiſchen, morgen einen jüdiſchen, übermorgen ein nagelneu katholiſchen, daß der Menſch eigentlich nichts als ein gläſern Prisma ſei, das in allen Farben ſchillere, je nachdem es ſich drehe oder gedreht werde, das wollte dem guten Jacob nicht ins Mark hinein. Freilich drückte er die Sache nicht ſo aus und recht klar ins Bewußtſein trat ſie ihm ebenfalls nicht, aber unheimlich ward es ihm und unheimlich muß es wirklich jedem Menſchen werden, der nach etwas Bleibendem und Feſtem trachtet und meint, daß man ſich hierfür vorbilden ſolle, wenn er hört und glauben ſoll, das Leben ſei nichts als eine Schauſpielerei, das Höchſte im Menſchenleben, die Kunſt in allen Regenbogenfarben zu ſchillern und jedesmal in derjenigen, welche am meiſten Mode iſt, am theuerſten bezahlt wird, der Kern im Menſchen ſei nicht der Glaube an den großen Gott und unſere ewige Natur, ſondern ein hohler Unglaube oder der Glaube an ein ewiges Nichts, an ein flüchtiges Erſcheinen, das Läugnen alles wahren Seins.

Dreizehntes Kapitel.

Wie Jacob in Freiburg herum läuft, was er träumt, was er erfährt und wie ihn Einer dem Andern zuſchiebt.

Sie lag endlich vor ihnen die wunderliche ſeltſame Stadt, die ältere Schweſter Berns, von der Saane umarmt, wie Bern von der Aare, Freiburg genannt, und doch die Freiheit der jüngern Schweſter nicht gönnend, wie oft die ältere Schweſter die bluhendere Jüngere anfeindet. Die wunderliche Stadt oben weltſch und unten deutſch, oben die Jeſuiten, welche ihre Faden ſpannen über die ganze Welt, unten die freie, ſchöne, luftige Drahtbrücke, die getrennte Klüfte bindet, aber nach Art der Drahtbrucken nicht ohne Wanken iſt und nicht für Jahrhunderte gebaut. Die ſeltſame Stadt mit der ſchönen Orgel, der wilden Saane, den derben Bewohnern, den feinen Jeſuiten, den hohen Adelichen, den ſchmuzigen Kapuzinern, den Trappiſten in der Nähe, den ſchnatternden weltſchen Weibern, die alles in einem Haſen kochen und in einem Munde, wie die Bäcker in einer Mulde, die ganze Stadt verarbeiten, in der Mitte. Dieſe ſeltſame Stadt lag vor ihnen, mit ſeltſamen Bangen betrat ſie Jacob, während der Johann darin ſich zurecht fand, als ob er ſchon hundertmal darin geweſen ſei. Sowohl die gewaltige Jeſuitenburg, die wie ein ſteinern Geheimniß über Freiburg ſchwebt, als die luftige Brücke über die tiefe Kluft, der wilde Fluß jagten dem Jacob Bangen ein. Er war froh, als er wieder weit von der Brücke war, und in weiten Bogen umging er des mächtigen Ordens gewaltiges Haus. Aber Arbeit fand er wieder nicht; kein Meiſter hatte Mitleid mit ſeinem trübſeligen Angeſicht, aber ganz ſicher war manchem Meiſter ſein Erſcheinen nicht unwillkommen geweſen. Nichts macht wohl die Geſellen zahmer und fleißiger, als wenn in arbeitsloſer Winterzeit von Zeit zu Zeit ſo ein hungriger, frierender Bruder in der warmen Werkſtätte erſcheint, und, wenn er ohne Arbeit weiter muß, ein Geſicht macht, als ob ihm das Weinen zu vorderſt ſei. Und warum ſollte es ihm wirklich nicht zu vorderſt ſein, dem armen Teufel? Der arme Burſche iſt 100 200 Stunden von der Heimath und zwiſchen ſich und der Heimath kennt er keine freundliche Seele, kein freundlich Haus, wo er für einige Wochen Herberge fände. Wo er geweſen war, ging er im Unfrieden fort, hatte Groll mitgenommen, hatte Groll hinterlaſſen.

Auf die kalte Straße muß er wieder, hat kein Heim als für eine einige Nacht eine kalte Kammer in der Herberge. Dort muß er am Morgen weiter hinaus in

Schnee und Froſt durch unbekanntes Land, deſſen Sprache er nicht kennt, hat nichts als einige Kreuzer, die traurig klappern im weiten Sacke, wie Todtengebeine im Todtenhauſe, wenn Wind oder Mäuſe damit ſpielen. Denke man ſich doch ſo einen armen Burſchen ohne Arbeit, ohne Geld, ohne einen warmen Strumpf, ohne ein freundlich Geſicht, geſchweige eine freundliche Seele zweihundert Stunden von der Heimath! Aber vor allem ſollte der Burſche ſelbſt an ſolche Lage denken und zwar zu luſtiger warmer Sommerszeit, wo er Arbeit vollauf hat, voll Luſtbarkeit die ganze Welt iſt, ſollte daran denken, daß die blauen Montage des Sommers im kalten Winter wieder aus dem Grabe ſteigen, blau die Hände färben, blau die Lippen, in Angſt und Froſt Seele und Glieder klappern laſſen, wie im Sommer luſtig die Gläſer klirrten, die Mädchen ſchnatterten. Warum ſollte alſo dem armen Burſchen das Weinen nicht zu vorderſt ſein oder wenigſtens zu vorderſt ſcheinen. denn die Lage, wenn man ihr recht ins Auge ſieht, iſt jämmerlich, iſt ſchrecklich möchten wir ſagen, und namentlich, wenn der arme Burſche den vergeſſen hat, der die Lilien kleidet, die Vögel ſpeiſet, ſich deſſen nicht mehr tröſten darf, daß der gute Gott bei ihm ſein werde auf ödem kalten Wege, daß er ihm wieder öffnen werde zu rechter Zeit eine milde Hand, ein warmes Haus. Als Jacob zurück ins Wirthshaus kam, halb zornig über die verfluchten Meiſter, welche aus Bosheit einem armen Kerl das Brot nicht gönnten, halb niedergeſchlagen durch das Gefühl ſeiner Verlaſſenheit und die Ungewißheit ſeiner Lage, fand er ſeinen Gefährten auch wieder dort. Es iſt ſchade, daß wir die Geſpräche der Beiden nicht wieder geben können, ſie verhandelten alles im Himmel und auf Erden. Der Jacob redete am meiſten, der Johann miſchte das Gewürz und ſtreute den Pfeffer aus über alles mit freigebiger Hand. Pfeffer macht bekanntlich durſtig und Jacob trank mehr als ihm bei ſeinem Geldvorrath es erlaubt war, ganz duſelig ſuchte er das Bett und freute ſich, daß er recht eingeheizt, ſo könne er mal warm ſchlafen.

Als Jacob am Morgen erwachte, dämmerte es in der dunkeln Kammer, draußen wird wahrſcheinlich bereits die Sonne geſchienen haben. Wie es an trüben

Tagen lange dämmert, ehe es wirklich Tag wird, ſo ging es auch bei Jacob lange, bis er in ſeinem trüben Kopfe das Bewußtſein zuſammen gefunden hatte und wußte, wo er war. Als endlich das Wort Freiburg ihm einfiel, ſprang er mit einem Satze aus dem Bette, ſah mit weiten Augen um ſich und war endlich ganz verwundert, als es noch die gleiche Kammer war, in welcher er ſich niedergelegt hatte. Denn plötzlich war ihm eingefallen, wie es ihm in der Nacht vorgekommen, es nehme ihn Jemand beim Kopf, hebe ihn auf und als er erwacht, ſeien es 4 Jeſuiten geweſen in langen ſchwarzen Röcken mit gräulichen Geſichtern, die hatten ihn genommen bei Händen und Füßen, hatten ihn geſchleppt hinauf in ihr Haus. Schreckliche Thore ſeien daſelbſt auf- und zugegangen, ſchwarze Jeſuiten mit gräulichen Geſichtern, zahllos wie Krähen und Dohlen, wenn ſie im Herbſt auf ſpät geſäete Äcker ſich lagern, hätten die Höfe gefüllt. Auf eine Bahre ſei er geſchraubt worden, ſchrecklich durch die Waden geklemmt; je mehr er die Beine an ſich gezogen, deſto ſchrecklicher ſei der Klamm geworden. Darauf habe man ihm den Kopf eingeſpannt, zwiſchen zwei ſchreckliche Schrauben, welche ausgeſehen wie zwei alte ſchwarze Thürme, und aus dem unzählbaren Jeſuiten-Haufen ſeien die gräulichſten der Geſichter gekommen mit Augen wie Gluthpfannen, halbrothen Bärten und Naſen gleich Stücken aus ungeheuern Schiffsankern. Sie trugen eine Waldſäge hoch wie ein Schloßthor und lang wie die Drahtbrücke und begannen zu ſägen an ſeiner Stirne und ſägten und ſägten daran, daß Funken ſprühten und Höllenpein Wolluſt war gegen ſeinen Schmerz und trotz dem Schmerz ohne Namen konnte er nicht ſchreien und ſie ſägten fort und fort. Es ſprühten die Funken wie in einer Hammerſchmiede und doch brachten ſie die Säge nicht in den Kopf hinein, hindurch wollte ſie nicht. Da erſchien einer unter dem hohen Portale, zehn Ellen größer als alle andern, ſeine Naſe ſchien ein einziger Schiffsanker zu ſein, ſeine Augen ein brennender Meiler oder ein Schmelzofen und mit donnernder Stimme rief dieſer Halt. Und als ſie hielten, donnerte er, ſie ſollten ablaſſen von dem Kerl, das ſei ein deutſcher Kopf, der müſſe gebeizt und gebuttert werden, nicht zerſägt, ſo kriege man ihn nicht zurecht. Alsbald hielten ſie inne, zogen die lange, lange Säge weg, ſchraubten die Thurme auseinander, die Beine frei, nahmen ihn bei den Händen und Füßen und ſchmiſſen ihn durch ein ſchwarz wüſt Loch, das ausſah wie ein Hundeſtall, war es aber nicht. Es war ein Maul und durch das Maul gefahren, fiel er in die Beize, in ein ſchrecklich kalt Naß. Wars ein groß Eſſigfaß, ein Beizehafen für ganze Elephanten, Nilpferde, Rhinozeros, wars eine Gerbergrube, wo vorſündfluthliche Felle von den Kindern Cains zu Pariſer Stiefeln präparirt wurden, war es ein Eiskeller, wo Noah den Champagner aufbewahrt hatte, war es eine Art holländiſcher Flachsröſte, wo man Seelen weich röſtete, um ſie zu jeder beliebigen Tuchart verarbeiten zu können, das wußte er nicht, aber er fühlte, daß er ganz windelweich wurde in der verfluchten Brühe, ganz aufgelöſt an Leib und Seele, ganz erbärmlich jämmerlich, die kleinſte Faſer im Leibe das gröbſte Bein, alles ſchien ihm aufgelöſt zu einem gräßlichen Schneebrei. Und als er ſo ganz elend war, kamen ſie und luden den ganzen Brei auf ungeheure Schaufeln, warfen die ganze Beize in ein Butterfaß hinein, trullten (drehten) daſſelbe mit raſender Schnelle, viel ſtärker als Milchmägde das ordinäre Butterfaß. Erſt ſchien es ihm, als ſei es um wirkliche Butter zu thun und trotz Elend und Angſt mußte er ſelbſt im Traume lachen bei dem Gedanken, wie die Leute ob dieſer Butter die Naſe rümpfen würden. Aber bald verging ihm das Lachen, denn er fühlte, daß er in der Trulle ſei, in welcher man die Jeſuiten mache, er fühlte, wie ihm die Naſe wuchs und ſich bog, auf dem Kopf ein Ring ſich machte, ſeine Haut zu einem ſchwarzen langen Rock wurde, wie Haut und Haar jeſuitiſch wurden, bis er endlich in einem Winkel des Butterfaſſes kleben blieb wie die Arche Noah auf dem Berge Ararat, das Drehen aufhörte, das große Loch im Faß ſich öffnete, ein ungeheurer Schnabel hineinfuhr und drüber ein funkelnd Augenpaar. Erſt war er erſchrocken, meinte, es ſei ein ungeheurer Habicht, aber gleich ſah er, daß es der Buttermeiſter der Jeſuiten war. Denn als derſelbe ihn betrachtet hatte, ſagte er: ſ' Sach iſt recht; drückte ihm ein dreieckigt Hütlein aufs Haupt, ein Buchlein in die Hand und ſagte: Mach auf und bete! Darauf zog derſelbe den Schnabel raus und machte das Loch zu. Jacob, ſitzend als Jeſuit im Butterfaß, machte das Büchlein auf und wollte darin beten, denn ihm war gar jämmerlich im Gemüthe, er ſchien wirklich zu einem Schneebrei geworden zu ſein. Aber wie er ſich auch mühte, die Schrift konnte er nicht leſen, bald dachte er, es ſei hebräiſch, bald hielt er es für welſch, ſo fremd und ſeltſam kamen die Buchſtaben ihm vor. Ihm kam eine gräuliche Angſt an, weil er nicht beten konnte. Zum Jeſuiten hätten ſie ihn bereits gemacht, dachte er, was ſie jetzt noch aus ihm fabriziren würden, wenn er nicht bete, das wars, was ihm ſo ſchrecklich Angſt machte. Wie es Kinder haben, wenn ſie ſo recht weidlich ſich ängſtigen, daß endlich der Schlaf kömmt und der Angſt ein Ende macht, ſo war es auch Jacob gegangen, im ruhigern Schlaf war der Traum verſchwommen, er hatte vergeſſen, daß er mit dem Hütlein, dem Büchlein als ein klein Jeſuitlein ſaß im Butterfaß in einer Ecke. Als er aber wirklich erwachte, gedachte, daß er in Freiburg ſei, ſtand der Traum vor ihm, daher ſein Schreck, ſein Aufſpringen, ſeine Freude, als er ſich nicht im Butterfaß ſah, ſondern in der gleichen Kammer, in welcher er ſich niedergelegt hatte, und ohne Hütlein und ohne Rock, ſondern im alten Hemde, welches freilich eher ſchwarz als weiß zu nennen war. Er ſah nach dem Kameraden ſich um, doch der war weg, was Jacob nicht wunderte, da es ſo ſpät ſchon war. Raſch machte er ſich hinter die Kleider, denn mörderlich kalt war es in der Kammer. Sonderbar eng und kurz kamen ihm die Hoſen vor und als er den Rock anzog, fuhren ſeine Arme einen halben Schuh lang aus den Aermeln ins Freie, zum nämlichen ſchienen auch die Schultern Luſt zu haben. Da merkte Jacob, daß es nicht ſeine Kleider waren, hielt es für einen dummen Witz ſeines Kameraden, und ſuchte ihn drunten in der Gaſtſtube auf, wo er ihn auf dem warmen Ofen zu finden erwartete. Dort war er aber nicht und als er nach ihm frug, hieß es, er ſei ſchon vor zwei Stunden fort. Jacob meinte, vielleicht bloß um Arbeit zu ſuchen, er werde wohl wieder kommen; allein es hieß, man zweifle daran, denn er habe ſeine Zeche bezahlt, ſein Bündelchen mitgenommen. Das fuhr dem Jacob durch das Gebein immer ſo arg als ſein Traum in der Nacht. Mit ſeinen Kleidern war alſo der Kerl fort, die, wenn auch nicht die beſten, doch 10 mal beſſer waren, als die, welche er dafür gekriegt, welche ihm überdieß zu eng und zu kurz waren.

Man kann ſich denken, daß Jacob einen grimmigen Spektakel erhob, denn mit den Hoſen war auch ſein wenig Geld fort, und in denen, welche er erhalten, war nichts als ein leer ledern Beutelchen, doch beſaß er glücklicher Weiſe ſeine Schriften noch, welche er zufällig beiſeits gelegt hatte. Er beſchuldigte den Wirth, forderte von ihm Schadenerſatz, fluchte über das Jeſuitenneſt, behauptete, der Kerl ſei ein verkappter Jeſuit geweſen, der ihn hierher verlockt und beſtohlen hätte, damit er hier bleiben, katholiſch oder gar Jeſuit werden müſſe, der Wirth ſei unter der Decke, ſei einverſtanden mit der Bande. Nicht umſonſt hätte er den Traum gehabt, aber er wolle es ihnen zeigen, daß er der Jacob ſei, Himmelſackerment! Der Wirth, durch den Lärm herbeigezogen, war ein heißblütiger Berner, verſtand nicht Spaß und donnerte ſeinerſeits den Jacob an: Lumpenpack ſeien ſie alle, von den Schlingeln hätte man nichts als Verdruß, er wollte, er ſähe keinen mehr. Sie beide ſeien als Kameraden mit einander gekommen und wenn die einander beſtehlen wollten, ſo könne kein Wirth das hindern. Uebrigens ſei das Ganze wahrſcheinlich ein abgeredet Spiel, um ihn zu prellen, aber ſie ſeien an den Unrechten gekommen, ſolchen Kerls ſei er noch lange gewachſen, und ſage er ihm noch einmal, daß er mit den Jeſuiten unter einer Decke ſei, ſo gebe er ihm eins zum Kopf, daß er zwirble wie ein Kegel und werfe ihn zum Haus hinaus wie einen Hund. Nachdem ſie einander eine Weile angebrüllt, begriff endlich Jacob, daß der Wirth kein Jeſuit, nicht einmal katholiſch ſei. Als Jacob das begriff, ließ auch der Wirth ſich nieder, begann zu glauben, Jacob könnte wirklich beſtohlen ſein. Sie verſtändigten ſich allmählig indem beide ſchrecklich über die Jeſuiten herfielen, die verfluchten Kerls. Dieſe Eintracht führte zum Mitleid, doch den Wirth nicht ſo weit, daß er dem Jacob in ſeiner Meinung beiſtimmte, daß die Geſchichte ein Complott der Jeſuiten gegen ihn geweſen und der quasi Kamerad einer ihrer Kundſchafter, welche ſie in der Nähe herum auf der Lauer liegen hätten, um die argloſen Wanderer in ihre Netze und Fallen zu locken.

Schlecht genug dazu wären ſie, ſagte der Wirth, und er wolle nicht ſagen, daß es nicht ſein könnte, aber er hätte noch nie ſo was gemerkt, und müßten ſich doch in Acht nehmen, was ſie machten. Auch laufe ſonſt viel Lumpenpack herum, und es dünke ihn, es ſei gar keine Kameradſchaft mehr. Wenn ein Kamerad den andern ausplündern, und der andere gehe und hänge ſich, ſo ſehe der Erſte nicht neben um und ſage: hätte er geluget, er iſt ſelbſt ſchuld. Sei es aber, wie es wolle, einmal müſſe immer das erſte Mal ſein, ſo ſollten ſie nicht die Freude haben, daß er da bleiben müſſe, er ſei dann noch im Stande zu machen, daß Jacob fortkomme. So redete in mancher Wechſelrede der Wirth mit dem Jacob, ſchenkte ihm die Zeche, verhalf ihm zu einem bequemern Rock, der freilich auch nicht ſchön war, und einigen Batzen Geld. So wanderte Jacob weiter beſchwerten Gemüthes, denn in dieſem Aufzuge konnte er doch in Paris ſich kaum ſehen laſſen, und fand er früher Arbeit und Verdienſt, ſo nahm er ſich vor, ihn nicht auszuſchlagen, damit er Parnis würdig ſich zuſtutzen könne. Er dachte einige Male an die Kathry, ob er ihr nicht ſchreiben, ſein Malheur erzählen und ſagen ſolle, daß ſie ihm Geld ſchicke, er war überzeugt, ſie thäte es. Bloß die Furcht, ſie ſei im Stande, ihm nachzukommen in eigener Perſon, um die Unterſtützung zu bringen und nachzufragen, wie er ins Welſchland gekommen und ob denn hierdurch der Weg nach Deutſchland gehe, hielt ihn ab. Kamen ſeine Gedanken von der Kathry ab, ſo glitſchten ſie auf den Kameraden und er ward nicht ſatt zu grübeln, ob derſelbe eigentlich ein Jeſuit oder ein Kommuniſt geweſen, oder beides in einer Perſon? Jacobs Grundſätze hatte derſelbe vollſtändig losgehabt, wandte ſie aufs Leben an, daß grundſätzlich kein Wörtchen dagegen zu ſagen war und doch fand Jacob die Anwendung in Beziehung auf ſich ſchändlich. Daß man, wenn man keinen Glauben habe, mit dem Glauben machen könne, was man wolle, und dieſen oder jenen Glauben brauchen, wenn es komod ſei, das begriff Jacob, aber daß man auch dem Kameraden die Hoſen ſtehlen könne, wenn er die beſſern habe und es eben komod ſei, das fand er verflucht. Wenn er es auch grundſätzlich zugeben mußte, ſo war er doch überzeugt, um ſo was thun zu können, müſſe man Jeſuit ſein mit Haut und Haar. Er war alſo überzeugt, der Kerl war der Perſon nach ein wirklicher Jeſuit geweſen. Dem Glauben nach hätte er Kommuniſt ſein können, aber der That nach mußte er Jeſuit ſein — ſo meinte es Jacob. Nun aber war derſelbe Kerl bekannt mit allen kommuniſtiſchen Perſönlichkeiten, ſchien perſönlich mit ihnen verkehrt zu haben, hatten alſo die Jeſuiten ihre Spione unter den Kommuniſten, ihre Wegelagerer und Kundſchafter? Oder war es zwiſchen beiden wie zwiſchen zwei feindlichen Heeren, wo Deſerteurs hin- und hergingen, bald auf dieſer Seite kämpften, bald auf jener, je nach Laune oder Lohn; ſo dachte der Jacob und hatte Zeit dazu, denn der Weg von Freiburg bis Vivis (Vevay) war grauſam lang. Die Hauptſtraße ging eigentlich direkt auf Lauſanne, aber der Wirth, der nicht gerne den Schaden des armen Teufels alleine trug und gut machte, und doch ihm gerne zum Erſatz geboten hätte, jedoch auf anderer Leute Koſten, welche Art von Barmherzigkeit noch viele Menſchen mit ihm gemein haben, hatte dieſen Weg ihm angerathen und auf Vivis eine Adreſſe ihm gegeben. Dort, hatte der Wirth geſagt, ſeien ganz kanibaliſch freiſinnige und liberale Leute, glaubten an kein Pfaffengewäſch und wo ſie hinkämen, deckten ſie Pfaffen und Ariſtokraten ihre Lumpenſtücke auf, man könne nicht ſatt ſich hören. Die könnten reden, es dünke einem, man höre die Engel im Himmel ſingen. Da die Wirthe auf die Sinnlichkeit ſpekuliren, die Pfarrer den Geiſt pflegen ſollen, ſo ſind die Pfarrer den Wirthen allerdings ſehr oft ein Dorn im Auge, die Weinreiter aber wiſſen wohl, welche Saiten ſie anzuſchlagen haben, die angenehm tönen, ihnen die Herzen der Wirthe und Wirthinnen öffnen, bis ein Faß Wein oder zwei hinein mögen. Sie reiſen halt auf der Sinnlichkeit, leben zumeiſt als derſelben würdige Prieſter und auf den Glauben halten ſie ſo viel, als ſich allfällig hier oder dort Was darin machen läßt. Treffe er dort, wo der größte Weinhandel ſei und viele Leute, welche weit herum lämen, die Rechten an, unterrichte ihn der Wirth, ſo ſolle er ihnen erzählen, wie es ihm ergangen, doch nicht ſo geradezu ſagen, die Jeſuiten hätten es gethan, denn zu weit von Vivis bis Freiburg ſei es nicht und er könnte in Ungelegenheiten kommen. Was dann Dieſe aus dem, was er ſage, machen wollten weiterhin, ſolle er ihnen überlaſſen, die wüßten mit den Sachen umzugehen wie ein Zuckerbäcker mit dem Teig. Allweg werde er dort Geld kriegen und vernehmen, wo er Arbeit kriege, vielleicht ſchon in Vivis, dort ſei ungeheuer viel Geld und groß gehe es her, nirgends ſo als in Paris. Wenn er dort hinkäme, ſo gehe er nie zu Bette, er ſei denn ſelben Tages dreimal betrunken geweſen, ſo hatte der Wirth geſprochen. Während der Wanderung dachte Jacob viel an die zukünftige Herrlichkeit in Vivis, wo man nie zu Bette gehe ohne dreimal beſoffen geweſen zu ſein und zwar nota bene, ohne daß es was koſte, wie der Wirth geſagt hatte.

So ging es auf und nieder in Jacobs Kopf. Zu ſinnen hatte er viel, er klagte aber darüber, daß das Sinnen weder Speiſe, Trank noch Wärme brächte. Endlich kam er nach Vevay oder Vivis, dem Kleinen, das ſich aber doch in die Bruſt wirft, als wäre es groß, akkurat wie ein kleiner Knirps, der aber Wein im Leibe hat, entweder brav guten oder noch halb ſo viel ſchlechten, was bekanntlich in Beziehung auf das Aufſchwellen des Kopfes und das Wachſen des Glaubens über das Ich ungefähr von gleicher Wirkung iſt. Unſer Jacob nahm nicht viel Notiz von der großartigen Natur, konnte er ſie ja weder beißen, noch trinken. Er ſuchte das Haus, welches die Adreſſe ihm bezeichnete, fand dort Herberge, aber von der gehofften großartigen Theilnahme war keine Rede. Er hatte zwar Gelegenheit viel zu erzählen, und er erzählte ſchrecklich, er kam nach und nach dahin, daß ſeine Erzählung dem Traume viel ähnlicher ward, als der Wahrheit, daß ihm manchmal ſelbſt die Haare zu Berge ſtanden und es ihn dünkte, es ſollte gar nicht möglich ſein, daß er das Alles hätte ausſtehen können. Es hörten viele Menſchen und nicht bloß Schiffer, Küfer und Handwerker, ſondern Leute, vor denen der Wirth Reſpekt zeigte und hintendrein von jedem ſagte, das ſei ein ganzer Donner, vornehm, und meine es doch gut mit dem Volk. Wenn derſelbe Pfaffen und Ariſtokraten in einem Tage freſſen konnte, ſo wurde er nicht zwei daran machen. Dieſe hörten ihm wohl zu und ſagten **Bougre!** und **tonnerre de dieu**, ſchenkten ihm ein Glas Wein ein, verſtiegen ſich vielleicht zu einem halben Batzen, aber weiter entfaltete ſich ihre Großherzigkeit nicht. Was ſie aus dieſer Geſchichte machten und wie ſie dieſelbe ausbeuteten, das wiſſen wir nicht, jedenfalls wird das Möglichſte geſchehen ſein und je weiter vom Schauplatz derſelben, deſto ſtärker wird ſie gezogen worden ſein, deſto grader und ſtruppiger die Haare zu Berge geſtellt haben. Jacob wurde wild, daß ſeine Hoffnungen nicht erfüllt wurden, er wußte halt nicht, daß zwiſchen Gläubigen und Spekulanten ein großer Unterſchied iſt. Der Gläubige opfert, der Spekulant ſpekulirt, macht Geſchäfte in den Artikeln, welche ziehn: Pfeffer, Baumwolle, Safran, Farbhölzern, Liberalität, Radicalismus, Kommunismus. Wer aber Geſchäfte macht, ſucht ſeine Artikel ſo wohlfeil als möglich zu beziehen, ſo theuer als möglich abzuſetzen, **voila tout!** (das iſt Alles.) Möglich auch, daß die Leute aus eigener Erfahrung geübt waren, Aufſchneidereien zu begreifen und dafür hielten, Jacob pfuſche in ihr Handwerk und wolle mit ſeiner Geſchichte nichts als ſchröpfen. Am ſpäten Abend kamen einige Kameraden, tröſteten ihn wieder einigermaßen. Sie ſetzten ihn ins Klare über den Stand der Dinge und ihre Hoffnungen. Es herrſche große Bewegung, ſagten ſie ihm, die Verbindungen ſeien ſtärker als je und in Genf werde das Werk beginnen, alles ſei auf das Beſte eingeleitet, man harre nur noch auf gelegene Zeit. Von Genf ſolle es ſich einem Lauffeuer gleich verbreiten durch die ganze Schweiz, die Schweiz ſolle wieder das Bollwerk werden der wahren Freiheit; aber die dummen Schweizer werde man ſo wenig als möglich dazu brauchen, ſie verſtänden es nicht und wenn es an das Theilen ginge, ſo würden ſie doch den beſten Theil wollen. Sie ſeien ſelbſt ſtark, wohl bei dreißig Tauſend brave Burſche nur alleine in der Schweiz, aus Frankreich her würden ganze Heere ſtrömen und hätten ſie einmal die alten Ariſtokraten-Neſter beſetzt, die alten grauen Neufchateller und Basler Thaler an Licht und Luft gebracht, ſo würde Deutſchland ihnen die Arme öffnen, der junge Tag der Freiheit komme herauf und alle würden Brüder. Dann gings nach Rußland hinein, dort müſſe aufgeräumt werden, ſonſt ſei man nicht ſicher, dort ſei auch das goldene Land, man fände bereits Goldklumpen ſo groß wie Häuſer und Edelſteine wie Mannshüte, er ſolle mal denken!

So nahe hatte Jacob das nicht geglaubt. Er wurde ganz friſch im Gemüthe, vergaß den geſtohlnen Rock, die vornehmen Handelsreuter und ließ ſich erzählen, auf welche Weiſe man das neue Reich einzurichten gedenke? Erzählte, wie ihm ſchon in Zürich eine der Oberſtellen verheißen geweſen ſei, wie er einſtweilen, ehe es nach Rußland ginge, in Bern oder Baſel reſidiren würde, dort ſei was zu finden und alte Rechnungen hätte er auszugleichen, möchte mal ſo einem alten Rathsherrn und Burger zeigen, wozu ein Zopf gut ſei und was in einem Geſellen ſtecken könne. Es war ihm alſo ganz recht, daß er in Vivis keine Hoffnung zur Arbeit hatte, daß man ihn nach Lauſanne wies, wo man ihm welche verſchaffen wolle. War er dort doch um ſo näher bei der Hand, wenn es mal losging.

Vierzehntes Kapitel.

Jacob kommt aufs Waſſer, macht Erfahrungen und wird immer dümmer.

Es wurde ausgemacht, Jacob ſolle morgen mit dem Dampfſchiffe abgehen, die Kameraden wollten die Karte bezahlen, er erſpare auf dieſe Weiſe Zeit und Geld. Jacob ſchämte ſich, Einwendungen zu machen, da er vorher mit ſeiner Heldenhaftigkeit ſo groß gethan, aber ihm ward wind und weh, wenn er daran dachte, er müſſe morgen auf die See, wo das Waſſer ſo verflucht naß ſei, kalt und tief. Er liebte überhaupt das Waſſer nicht, war nie zu Schiff geweſen und als er in Bivis eingerückt, war der See ſo groß und ſchwarz vor ihm gelegen wie ein ungeheures Tintenfaß, Wellen hatte es gegeben über den ganzen See weg und wenn dieſe ans Ufer geſchlagen, ſo hatten ſie geſpritzt und gebrauſt ganz ſchrecklich! Die Fahrt kam ihm die ganze Nacht nicht aus dem Sinn, er hätte ſich ſicher aus dem Staube gemacht, aber eben war draußen kein Staub, ſondern Schnee und der Wind ging und ſeine Stiefel ſahen ganz miſerabel aus. Es war faſt als ob die Sohlen auch kommuniſtiſch geworden wären und einmal die Füße probiren laſſen wollten, wie angenehm es ſei, im Schnee und auf der Landſtraße herum getreten zu werden. Am Morgen ſchmeckte ihm das Frühſtück nicht, und als er endlich dem Ufer, dem ſchnaubenden wilden Schiff zugehen mußte, da wars ihm, als ſei es ſein Letztes, als führe man ihn aus, dem Galgen zu, wo der Strick ſeiner warte oder gar das Rad. Als ob er auf glühende Kohlen trete, oder auf einer Hechel laufen müſſe, gebehrdete er ſich, als er auf das Verdeck kam, ſo daß ein allgemein Gelächter ſich erhob. Hätte Jacob ſeine 30,000 bei ſich gehabt, die Lacher hätten es ſchwer büßen müſſen, ſammt und ſonders hätte er ſie in den Dampfkeſſel werfen laſſen, da hätten ſie ziſchen und ſprudeln können nach Belieben. Nun aber war er alleine, fügte ſich der Uebermacht, blieb aber immerfort der Gegenſtand des Spottes. Eine beißende luſtige Bemerkung jagte die andere, aber verfluchterweiſe waren ſie alle welſch, und zwar nicht Murtenwelſch, ſondern ganz echt Welſch, von welchem Jacob gar keine Sylbe verſtand. Er ſah bloß die boshaften Blicke, hörte das laute Gelächter, und das iſt eine Art von Weltſprache, welche in allen fünf Welttheilen geübt und verſtanden wird. Er war wirklich lächerlich, er ſchnitt Geſichter wie beim grimmigſten Bauchgrimmen, er ſuchte ſich immer an etwas zu halten, weil er dachte, wenn das Schiff kaput gehe, am Waſſer könne er ſich nicht halten, das ſei ein ganz verflucht nichtsnutz Ding, habe er aber was feſtes in Händen zu rechter Zeit, ſo wolle er ſchon ſehen, daß er nicht erſaufe. Und that das Schiff einen Ruck oder brauſte eine Welle ſtärker, ſo dachte er doch ans Erſaufen und ſchnitt Geſichter noch viel ärger als im Traume, da er ſich im Butterfaß getrullet glaubte, zum Jeſuiten gebuttert wurde und als ein klein Jeſuitlein im Winkel des Butterfaſſes kauerte. Was ihn am ärgerlichſten machte, war, daß er unter den Spöttern einige elegante Herren zu ſehen glaubte, welche geſtern als gut radical ihm geprieſen worden, als ganz Donnerer! Die nahmen heute gar keine Notiz von ihm, den ſchlecht gekleideten Handwerksburſchen hielten ſie doch nicht für ihres Gleichen, hielten ſich ferne von ihm in faſhionabler Geſellſchaft. Es ſcheint ein wunderlich Gemiſch in dieſen Leuten von Sinn für Gleichheit und Liebe zum Volk und hochmüthigem Betragen und ſtolzem Herabſehen auf alle, welche nicht Stegreife haben, keine Handſchuhe und nicht wenigſtens einen goldenen Ring an den Fingern. Es ſcheint jedoch nur ſo, iſts aber nicht. In allen dieſen Leuten iſt nicht ein Funke von Bruderſinn, nicht die geringſte Liebe zum Volk. Der Bruderſinn und die rechte Liebe, welche nicht ſpekulirt, ſondern Opfer bringt, ſind chriſtliche Zeichen und Siegel, wer aber hat an den Meiſten dieſer Leute auch nur einen Schein Chriſtliches bemerkt, wer aber nicht bei den Meiſten ein Renomiren mit Nichtchriſtlichen? Fragt dieſe Leute, was ſie für Opfer bringen, fragt, was ſie für die Armen geben, für Gemeinnütziges! Keinen Pfennig das ganze Jahr durch, es ſei denn, ſie konnten es dem Hauſe in Rechnung ſtellen, oder es ſei ſo gleichſam eine Wurſt an eine Speckſeite, d. h. ihr Name figurire und der Umſtand, wobei er figurirt, breche ihnen Bahn zu einer Carriere; dieſe Leute ſpekuliren halt in Ideen, Anſichten und Grundſätzen, ſind gräßlich beſchränkt und all ihr Wiſſen beläuft ſich auf einige Dutzend Floskeln und Schlagwörter, welche ſie mit deſto grimmigerem Geſicht vorbringen, je weniger ſie dieſelben begreifen. Wie alle beſchränkten Leute ſind ſie ſchändlich dünkelhaft und ſchrecklich intolerant. Dünkelhaft hauptſächlich auf ihre Perſon, ihre Kleidung, ihren Schnauz, ihren Witz, ihre Galanterie, manchmal auch auf ihre Chaiſe, ihr Pferd oder ihr Hündchen. Von ihrer Intoleranz wüßten wir unter Chriſten in unſerem Zeitalter und unſerer Weltgegend keine Beiſpiele aufzuführen, wir müſſen ſagen, ſie ſeien intolerant wie die Türken, mit welchen ſie nebenbei auch noch manche Aehnlichkeit haben. Wer den Türken nicht nachſagt: Allah iſt groß und Muhamet ſein Prophet, den halten ſie für einen Giaur d. h. ungläubigen Hund, ſpuken aus und werfen ihm dieſe Ehrentitel ins Geſicht, näher tritt ein Türke, im Gefühl ſeiner Selbſtherrlichkeit, nicht ein.

Akkurat ſo machen es dieſe Herren, wer ihnen dieſe Floskeln und Schlagwörter nicht nachbeten will, vor dem ſpuken ſie aus und nennen ihn einen ungläubigen Hund; und ſo wenig als ein Türke zweifeln ſie in ihrer ſouverainen Selbſtherrlichkeit an der Richtigkeit deſſen, was ſie ſagen, oder an ihrem Rechte, zu verdammen, wer nicht in ihr Horn blaſen will. Es ſind wirklich merkwürdige Majeſtäten, dieſe fahrenden Reuter und eine bedeutende Gewalt üben ſie aus, wir möchten faſt ſagen mit Zigeunern und Juden bildeten ſie eine Art unheiliger Dreieinigkeit. Oder, wenn man will, ſo ſind es Miſſionärs, aber Miſſionärs eigener Art, ſie miſſioniren nicht für Gott, ſondern für das Geſchäft, entweder auf eigene Rechnung oder auf Procente oder auf eine fixe Gage. Bei Jacob kamen ſie jedoch mit einem Schlage aus allem Credit und was er innerlich gegen ſie gelobte und mit welchen Titeln er ſie belegte, wollen wir einſtweilen für uns behalten. Dieſe Titel waren um ſo dunkler, je gräulicher ihm das ſchwarze Tintenfaß wurde, durch welches das Dampfſchiff ſchnaubte und ſeine tiefen Furchen zog, deſſen Wellen an das Schiff ſchlugen, unermüdet eine nach der andern in unabſehbaren Reihen einherziehend, den Garden Napolens gleich, wenn ſie gegen ein Centrum vorbrachen. Wie es Ruſſen und Oeſterreichern wunderlich wurde, wenn dicht hintereinander, Welle um Welle, die gewaltigen Mützen und Büſche heranwogten, kein Tritt langſamer wurde, keine Mütze ſich barg, wenn die vorderſten Wellen zerſtoben, ſondern mit erhöhter Kraft jede neue Welle der zerplatzten nachrollte, ſo ward es auch dem Jacob wunderlich an Leib und Seele. Es ſchien ihm, als ſei der Teufel wieder los, als müßte er wieder was Neues werden, als gebe es ihm eigentlich erſt jetzt recht als wie im Butterfaß, und wenn er auch keine ſah, deren Naſen ausſahen wie

Schiffsanker, ſo kams ihm doch vor, als ſeien alles verkleidete Leute, ſeien nur ſeinetwegen auf dem Schiff. Und wenn er ſo recht runter ſei und miſerabel, ſo gehe erſt der rechte Tanz los, die Leute zeigten die rechten Geſichter und ob er dann ein Jeſuit, oder Zeitlebens ein Weltſch werden müßte, das wußte er eben nicht, und gerade das machte ihm ſo ſchrecklich übel und je länger je übler. Er begann zu glauben, er werde zu gar nichts, ſo miſerabel war es ihm ſein Lebtag nicht geweſen. Die Leute ſagten, er werde die Seekrankheit haben, werde eine Landratte ſein, die nie Waſſer gerochen, er aber dachte, redet ihr nur, was ich bin, werdet ihr bald ſehen, da lief man bei Lauſanne an und raus mußte, wer hier bleiben wollte.

Aber kurios war es, den Jacob hatte es alsbald gebeſſert, ſobald das Schiff ſtille ſtand. Aber als beim Herausdrängen einer der Weltreuter ihn noch bei Seite ſtieß und auf den Fuß trat ohne mal excusez (wollet entſchuldigen) zu ſagen, da ward der Zorn groß in ihm. Zornig ſah er dem ſchön Bemäntelten nach und ſagte: wart du nur, du verfluchter Himmelsſappermenter biſt du, ein ſauberer Radicaler. Aber wenn es mal losgeht, ſo rechne ich mit dir auch ab. Der gute Jacob! Was der alles zu rechnen hinterließ! Daß aber Einer ſei, der auch mal mit ihm würde rechnen wollen, daß er mit jedem Schritte eine Rechnung hinterließ, die mit keinem Schwamm, am allerwenigſten mit dem naſſen Finger durchzuwiſchen war, das fiel ihm nicht ein, darüber hinaus war er einſtweilen, er ſtand auf der Cultur.

In Lauſanne fand er Arbeit, wie man es ihm verſprochen hatte, aber der Verdienſt war gering. Im Koſthauſe ſchien es nicht ſo viel zu koſten, aber eine Menge Kleinigkeiten, Beigaben, ließen die nöthigen Ausgaben höher ſteigen, als nirgend. Im Koſthauſe war ihr Verein, Klubb, da wurden kommuniſtiſche Lehrer theuer beſoldet, kommuniſtiſche Bücher theuer gekauft, kommuniſtiſche oder radicale Zeitungen theuer bezahlt. Das Gift, welches ſie hier einſogen, mußten ſie theuer bezahlen. Die armen Teufel, von welchen mancher keinen ganzen Strumpf hatte und kein Geld ihn ſticken zu laſſen, mußten nichtsnutzigen Schlingeln die Mittel liefern, ſich aufzuſtutzen, auf dem Kaffeehaus zu liegen, Champagner zu trinken, Maitreſſen zu halten. Arme Teufel wurden wohl unter keinem König ärger ausgeſogen, als arme Handwerksburſche von ihren radical kommuniſtiſchen Führern ausgebeutet wurden, alles unter dem Schein Rechtens, dem Mantel der Liebe, der väterlichen Sorge, daß ſie durch Mäßigkeit und Faſten auf die hohe Zeit ſich vorbereiten ſollten. Während die Einen in ernſtem Sinne dieſe Lehre freiwillig befolgten, die Andern aus Noth nicht anders konnten, faullenzten und ſchlemmten die Führer. Wahrlich in keinem Jahrhundert haben ſich Pfaffen nichtswürdiger benommen, ärger betrogen, ärger vom Schweiße der Armen ſtinkend gelebt, als viele der radicalen kommuniſtiſchen Führer es thaten und wahrſcheinlich annoch thun.

Für deutſche Handwerker iſts in fremden Landen bei fremder Sprache, ſobald ſie nicht einfach beim Handwerk bleiben, Anderes treiben, den Unſinn ſo weit treiben, ſich in die Landesangelegenheiten miſchen zu wollen, ein fürchterlich gefährlich Ding. Durch die Sprache ſind ſie vom Volke geſchieden, ſind eine kleine Inſel im weiten See, halten zuſammen, haben keinen Verkehr mit des Landes Bewohnern, lernen ſelten die geringſten Anfänge der Sprache. Von des Volkes Sitten und Eigenthümlichkeiten, ſeinen Wünſchen und Bedürfniſſen, ſeinem hiſtoriſchen Boden und der Stufe, auf welches es ſtaatlich und chriſtlich ſteht, haben ſie auch nicht den geringſten Begriff. Was ſie vom Volke, unter welchem ſie leben, wiſſen und hören, haben ſie alles aus zweiter und dritter Hand, und zu prüfen, ob das, was ihnen zugetragen wird, richtig ſei oder blauer Dunſt, ſind ſie durchaus außer Stand; ſie ſind in der Beziehung durchaus in den Händen derer, denen ſie Gehör und Glauben ſchenken. Sie mahnen mich an Bewohner eines flachen Landes, Holländer z. B. oder Leipziger, welche, um Gemſen zu jagen, ſich in die Berge führen ließen und noch dazu mit verbundenen Augen. Man ſtellt ſich nicht vor, was ſolch armen Teufeln vorgefaſelt wird, von des Volkes Noth und Elend, von deſſen Wuth und Flammen über die Tyrannen, die ſchrecklichen Bedrückungen, wie ſie ſehnten und girrten nach den deutſchen Brüdern, die ihnen Verſtand brächten und helfen wollten zu Luſt und Freiheit, und wie es dann von hieraus, wenn mal der Anfang gemacht ſei, weiter gehen müſſe, bis nach Rußland hinein, ja durch Sibirien, durch China mitten hindurch ganz bis zu hinderſt in der Welt. Man ſtellt ſich nicht vor, wie die armen Teufel ſo gläubig die tollſten Faſeleien hören, ach und wie ſie ordentlich gerührt und ganz weich werden, wenn ſie von der herrlichen Berufung der hohen Miſſion hören, welche ihnen, armen Handwerkern, geworden ſei, Verſtand und Freiheit zu bringen in die Welt, vor allen den dummen Schweizerbauern, welche ſo unfrei, ſo unglücklich und ſo dumm ſeien; der hohen Miſſion eine ganz neue Weltordnung zu gründen, wo jeder nur zu arbeiten brauche, was er angemeſſen finde, und dafür kriege, weſſen er ſich würdig hielte. Ach wie ſie gerührt wurden und wie ſie glühten bei all den Faſeleien, die ſo geiſtig tönten, deren Hintergrund aber doch nichts war als Bratwürſte nach Herzensluſt, Weiber nach Belieben, Wein, ſo viel jeder vertragen möge und Alles gratis. Ach und mit welchem Bedauern die Beſſern und Gerührten das arme Volk anſahen, mit den rothen wohlgeſpickten Geſichtern, gerade wie der Samariter den an der Straße liegenden hart Verwundeten angeſehen haben wird, und dabei dachten: ach du gut arm Volk, wenn du wüßteſt, welch Glück wir dir bringen werden, wenn du noch eine kleine Weile harreſt, und dann wurden ſie aufs neue gerührt, wenn ſie an die hohe, hehre, herrliche Stunde dachten, wo alles abgemacht, errungen, die Weltfreiheit deklarirt und publicirt ſei, das ſämmtliche Volk ſich um die Hälſe falle, ſich umarme, ans Herz drücke, abſchmatze, bis kein Bein ſich mehr rühren möge.

Das, was daſteht, iſt wahrhaftig weder Spaß noch Hohn, ſondern ſo war es und ſo ging es Jacob, wenn er glühte und gerührt war. Fror er aber und gedachte dabei ſeines ſchmalen Verdienſtes und wie ſchnöde Geſichter ihm die radicalſten Hechte auf dem Dampfſchiff gemacht, dann ward er mörderlich zornig, daß man ſo theuer die goldene Zeit erkaufen müſſe und ſogar nichts auf Abſchlag erhalte; ja er ward ſogar mißtrauiſch und dachte, es nehme ihn doch Wunder, ob denn wirklich alles ſo ſei wie man ſage, und ob es ihnen nicht gehen werde, wie den Leuten mit den Schatzgräbern, wo die erſtern alles opfern mußten, nichts kriegten, die Schatzgräber aber alles hätten und nichts ſetzten. Indeſſen ſo geſcheut dachte er nur ſo lange es ihn fror, kam er wieder in Gluth, kriegte er auch wieder Courage und glaubte, was man ihm ſagte. Was er hörte, das ward auf der gleichen Geige geſpielt, mit dem Volk konnte er nicht reden, und nur mit Gleichgeſinnten ging er um. Die meiſten deutſchen Geſellen in Lauſanne waren gleichen Sinnes, anderen Sinnes zu ſein war nicht richtig. Wer einen andern Sinn hatte ging entweder alſobald weiter oder er verbarg denſelben, wie vor Zeiten die Juden in Spanien ihren Glauben. Wenn nun aber einer immer das Gleiche hört und alle Tage das Gleiche, ſo wird er feſtgefahren in dieſes Gleiche, es wird ſeine Anſicht, es wird ſeine Religion. Wer nur das Theater beſucht, dem wird eine Theaterprinzeſſin oder ein Theaterprinz zur Gottheit, wer nur das Kaffeehaus beſucht, dem wird das Kaffeehaus-Geſchwätz zum Glauben, wer nur den Clubb beſucht, dem geſtaltet ſich des Clubbes Anſicht zur Religion, gegen die wohl zuweilen flüchtige Zweifel aufſteigen, die man aber nicht äußern darf, die man ſelbſt ſchnell beſeitigt. Daß die Seligkeit, die Verheißungen, welche von ſolchen Gottheiten, Glaubensweiſen, Religionen kommen, gerade ſo ſolid, ſo ächt und ewig ſeien, als das Neuſilber, als das Gold, als die Edelſteine, in welchen die Gottheiten glänzen, daran denkt man nicht, aber man erfährt es wohl, ſo erfuhr es auch Jacob.

Es wurde auf einmal lebhafter unter ihnen, es hieß, die Sache ſei reif, jetzt müſſe es losgehen und zwar eben in Genf, dort mußten die Zöpfe runter, alles ſei vorbereitet, herrliche Männer dirigirten das Ganze, der Ausgang ſei ſicher. Wer Luſt hatte, als Held ſich zu bewähren, in Lauſanne ſich flott machen konnte ohne Hinterlaſſung ſämmtlicher Kleider bis aufs Hemd, machte ſich auf die Beine oder ſetzte ſich auf das Dampfſchiff und ſegelte Genf zu mit Händen und Füßen. Eine ſchreckliche Tyrannei herrſche in Genf, das ſei das alte Ariſtokraten- und Pfaffenneſt, hieß es, die verfluchte aus Frankreich in der Revolution geflüchtete Race habe ſich hier eingeniſtet, um im Sinn die ſämmtliche Freiheit in der Welt zu freſſen mit Haut und Haar. Schon einmal hätte man an dieſem Regiment gerüttelt, es deſorganiſirt, aber zu gnädig ſei man geweſen, über Nacht ſei es wieder dageſtanden, ärger als nie. Jetzt wolle man es anders machen, mit Stumpf und Stiel müſſe es ausgerottet ſein. Wenn die Veränderung einer Regierungsform nicht in Auflöſung aller Ordnung übergeht, wobei es zu plündern und zu morden giebt, ſo iſt eine Menge Menſchen, ſo ſind namentlich die ärgſten Schreier nicht zufrieden, denn bei all ihrem hochtönenden Geſchrei war es ihnen weder um Freiheit noch Ideen zu thun, ſondern um was viel Wahrſchafteres. Erſtlich recht wüſt thun zu können, zweitens nehmen zu können, was ſie gelüſtet, drittens Einkommen zu kriegen und Macht, Gewalt, zu plagen und zu Grunde zu richten Alle, welche ihnen im Wege ſtehn oder ſonſt mißfällig ſind und zwar zu plagen und zu Grunde zu richten von Staatswegen als verdächtige, ſtaatsgefährliche Menſchen. Es ſind Menſchen, die nicht im Frieden und in der Ordnung leben können, ſondern bloß im Unfrieden und in der Unordnung ein Daſein haben, wie es ja auch Thiere giebt, welche nicht leben können in reiner Luft oder in reinem Waſſer, ſondern bloß in Koth und Unflath. Drohen Gewitter am politiſchen Himmel, kriechen ſie zu Tage wie Kröten, wenn es bös Wetter geben will. Geht das Gewitter ohne Hagel und Zerſtörung vorüber, löſt es ſich auf in einen erfriſchenden kräftigenden Regen, dann ſtehn ſie da, glotzen erſt verblüfft die Ordnung an, dann begreifen ſie, daß ihre Hoffnungen dahin ſeien, dann ſchreien ſie über Betrug und Hinterliſt, dann ſetzen ſie aufs neue an, die Ordnung umzukehren, die Revolution mit all ihren Gräueln zu entfeſſeln. So ging es auch in Genf, aber natürlich wußte das Jacob nicht, der arme Teufel hielt ſich aber dennoch nicht blos für berechtigt, ſondern ſogar für verpflichtet in die Angelegenheiten dieſes Landes ſich zu miſchen und recht eigentlich Hand anzulegen.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie Jacob endlich nach Genf kömmt, wieder Erfahrungen macht, bis es ihm übel wird und ſchwarz vor den Augen.

Für Arbeit war in Genf geſorgt worden, wahrſcheinlich hatte ſie Jacob ebenfalls in der Vorſtadt St. Gervais, denn dort war der Heerd, wo die ſchmutzige Brühe gekocht wurde. Jedoch war der Lohn gering, die Koſt theuer, deſto reicher aber die Vertröſtungen auf den Lohn nach gethaner Arbeit. Wenn Jacob die gewaltigen Häuſer, die Paläſte ſah, die Equipagen, die herrlichen Kaufladen, ſo ſchmolz ihm ordentlich das Herz und loſte in lauter goldene Hoffnungen ſich auf. Wie Milch, welche auf dem Feuer ſteht, nach und nach ſich erwärmt, dann leiſe ſingt und brummt an den Rändern der Pfanne, dann das Brodeln anfängt, dann das Tänzeln einzelner Milchatome bis endlich die ganze Maſſe in Bewegung kommt, der Kamm ihr ſchwillt, die Pfanne ihr zu enge wird, eine hohe Erhebung geſchieht, das Ganze über die Pfanne brauſt und platſcht zu großem Schreck der Köchin, die daran nicht gedacht oder die ſich ſonſt vergafft hatte, und nun alles davon abhängt, ob die Köchin raſch Faſſung gewinnt, die Pfanne beim Stiel kriegt und von dem Feuer ſtellt, ſo ging es auch bei ihnen zu.

Ihre Verſammlungen wurden lebendiger, die Führer gingen ab und zu. Jeder, der kam, brachte ein wichtig Geſicht und eine neue Kunde. Wenn man alles verglich, was geſagt wurde, ſo hätte man glauben ſollen, 100 Stunden in der Runde brenne Alles von Zorn und Verlangen und Hunderttauſende wurden ſich erheben wie mit einem Schlage. In Lyon, ſagte Einer, ſei alles Feuer und Flammen, ein Wink, ſo ſeien 50,000 Burſche da, Seidenweber, Kerls wie Felſen mit Elephanten-Fäuſten. Ein anderer brachte die Nachricht, Italien bewege ſich, eine ungeheure Gährung herrſche, nur ein einziger Zug friſche Luft, ſo brauſe es auf, ſprenge den Deckel und ergieße ſich einem glühenden Lavaſtrome gleich uber Ariſtokraten und Pfaffen, über die ganze Welt. Ein dritter kam ſchnaufend, erhitzt und berichtete, das ganze Waadtland ſei wie ein Pulverfaß, ein Funke, ein einziger, ſo gehe es los, und hundert Tauſend Waadtländer ſchneie es zu den Thoren ein, wahre Höllenbrände, welche dem Teufel zwiſchen die Hörner ſprängen und dort ſeine Geſundheit tränken. Hinterdrein kämen noch die Walliſer, wenigſtens 200,000, Leute wie Ungeheuer, centnerſchwere Kröpfe am Halſe, welche ſie in Schiebkarren vor ſich herſtießen, an den Feind gekommen, ſie aufhöben als ſeien es Wollſäcke, und dreinſchlügen mit dieſen Kröpfen, daß auf einen Schlag wenigſtens ſieben Dutzend die Beine ſtreckten. Es werde gräßlich zugehen, man könne verſichert ſein, aber ſie hatten es ſo gewollt, die bougres (Schurken), ſo müßten ſie es jetzt nehmen wie es käme. So kam einer um den andern und berichtete, daß die Burſche brennten und fragten: Warum gehts nicht los? denn bei ſolch herrlichen Nachrichten kam ſie der Kummer an, daß, wenn ſo viele kämen, die Beute für den Einzelnen gar zu klein würde. Abſonderlich die 200,000 Walliſer ſchienen ihnen ganz überflüſſig, ſie dachten, wenn es ans Theilen ginge, ſo ſeien dieſe im Stande mit ihren verfluchten Wollſäcken alles zu erzwingen. In ihren Verſammlungen erſchienen aber noch Männer in weiten Mänteln, die Hüte im Geſicht, die radbrechten Deutſch, redeten daneben rührend von Comfreres (Mitbruder) und deutſch Brüder und von den enfants de Geneve (Kinder von Genf) und wie ſie eins Lyb hätten und eys Seel und alle amateurs für die Freiheit. Die ſchönſt Herz zu Genf ſeien alle für ſie et toutes les braves gens (und alle braven Leute). Dann ward wohl ein Glas erhoben und der Verhüllte ſprach: Allons, buvons un verre à la santé de toutes les braves gens et surtout und Hauptſach für die deutſch Bruder à la santé du peuple libérateur.*)

Solch eine verhullte Geſtalt machte ungeheuern

---

*) Auf, laßt uns ein Glas auf die Geſundheit aller braven Leute trinken und vor Allem auf das Wohl des Volksbefreiers.

Eindruck. Jeder wollte wiſſen, wer es geweſen ſei, man drängte ſich zu den Wiſſenden, doch hörte man ſelten einen Namen nennen, aber eben das wars, was den Eindruck nur um ſo größer machte. Denn nun gerieth man in das Errathen, bei den Bürgermeiſtern von Genf fing man an oder beim Schultheiß von Bern und kam zuletzt gewöhnlich bis zum türkiſchen Kaiſer, ja es dachten welche ſogar an den Napoleon. Waffen, Patronen jedoch ſpärlich wurden an Einzelne vertheilt, man ward nicht ſatt ſie anzuſehen, zu demonſtriren, wie man zielen müſſe und wann losſchießen, jedenfalls nie, wenn man nicht glaube wenigſtens zwei Dutzend auf einmal die Köpfe abſchießen zu können. Das Ding nahmen ſie eben um ſo leichter, weil die Wenigſten unter ihnen je einen Schuß losgebrannt hatten. Daß aber auch die andern Flinten hätten, allfällig auch ſchießen und treffen könnten, daran dachte keiner. Der Tag wurde feſtgeſetzt, aufgeſchoben, bald dieß, bald jenes trat dazwiſchen, die Ungeduld wuchs ſchrecklich. Mancher ſagte, wenn es nicht bald losgehe, ſo laſſe er ſein Hemd waſchen und gehe weiter. Auch war ſchon hier und da die Rede von Verrätherei, man ſah zuweilen die Bedeutendſten unter ihnen die Augen rollen, mit den Zähnen knirſchen und die Fäuſte ballen. Wer ſolch Mißtrauen am beſten an den Tag legte, zog die meiſte Aufmerkſamkeit auf ſich und gewann das größte Zutrauen.

Endlich hieß es: en avant, enfans de Genève! (Vorwärts, ihr Kinder von Genf!) Jetzt gehts los, Himmelſackerment, hieß es von Werkſtatt zu Werkſtatt, man griff nach den Schießprügeln, und gerne hätte mancher gewußt, wie eine Flinte zu laden ſei, aber er ſchämte ſich zu fragen und dachte, im hintern Glied ſei es beſſer, wenn man nicht geladen habe, wie leicht könnte man nicht den Vordermann verletzen! Im hintern Glied fechte man am ſicherſten mit dem Bajonett von weitem. Man lief auf die Sammelplätze, doch war es ſonderbar, in der wohlbekannten Stadt fand auf einmal Mancher ſich nicht zurecht, verirrte ſich ſchrecklich und kam nicht zum Vorſchein, bis alles zu Ende war und klagte dann bitterlich, wie er erſt im Eifer ſich verlaufen, ſpäter von den Feinden abgeſchnitten in eine Ecke gedrängt, aber dort ſich ſo tapfer gehalten, daß der Feind ſich genöthigt geſehen habe, ihn von ferne zu belagern, um ihn durch Hunger zur Uebergabe zu nöthigen.

Auf den Sammelplatzen ging es munter her, die Helden ſchritten durch die Reihen und ſtrichen ſich die Schnäuze, man hörte hier und da ein Gebrüll, hie und da huſchte eine Geſtalt heran, es zeigten ſich auch die geheimnißvollen Männer in Mänteln mit den Hüten auf der Naſe. Dann gingen herrliche Nachrichten durch die Reihen, auf dem Stadthauſe ſei man hintereinander, thurmhoch lägen dort die Leichname, mit dem Stadtrath ſei man bereits fertig, nur der Staatsrath mache die Sache noch ſtreitig. Die einen drängten zum Vorrücken; andere meinten, man habe Befehl zu erwarten, unterdeſſen feierte man die herrlichen Botſchaften mit Hurrah und Vivat. Indeſſen ſobald man verbrüllet hatte, ſpitzte man doch die Ohren und horchte, ob man nicht die Trommeln der Lyoner höre, oder das Murmelthiergepfeife der Savojarden, die **chansons** (Lieder) der Waadtländer und hie und da konnte einer ſich nicht enthalten zu ſagen, es wäre doch vielleicht gut, wenn die Walliſer bald kämen und ihre Kröpfe brauchten. Je geſchwinder ſo was gehe, deſto beſſer ſei es, man könne nie wiſſen, ob der Teufel nicht ein Schelm ſei und der beſten Sache einen böſen Schwanz anhänge. Wer aber ſo redete, der ward billig verhöhnt. Indeſſen wollten die Lyoner nicht trommeln, die Waadtländer nicht ſingen, keine Walliſer Kröpfe prätſchten an die Stadtthore, lange ging es wie es ſchien auch auf dem Stadthauſe. Es begannen die, zu denen man das rechte Vertrauen gefaßt hatte, weil ſie von Verrätherei ſprachen, die Augen zu rollen, mit den Zähnen zu knirrſchen, die Fäuſte zu ballen, und zu murmeln wie ein beginnender Waſſerfall. Dann ſtieß wohl der Eine oder der Andere ſeine Waffe auf die Steine, daß Genf zitterte, ſtrich noch zum Ueberfluß den Schnauz und ſprach: **je m'en vais voir où sont ces bougres!** (Ich will ſehen, wo die Schurken ſind) ſchoß dahin und man ſah ihn nicht wieder. Daß er ſich im blinden Eifer wieder auf einen Schneidertiſch verirrt haben konnte oder gar auf ein Schuhmacherſtühli, daran dachte man nicht, man dachte, die Hitze hätte ihn fortgeriſſen, vielleicht ſei er gefallen. Auf der Stelle wollten einige aus den Gliedern, wollten dem Bruder nach, wollten ihn ſuchen, ihn retten wo möglich, aber man ließ ſie nicht, man ſchlug vor, in Maſſe vorzurücken, die Verlornen zu ſuchen, vielleicht ſtoße man auf die Savojarden oder die Walliſer, konne eine Hauptmacht bilden, das Neſt endlich in Gewalt kriegen, da man es ja eigentlich ſchon habe, oder in die Luft ſprengen, wenn man auf Widerſtand ſtoße. Da krachte es, Schüſſe hörte man, nun wars los, Himmelſackerment, nun gings zum Tanz, zum fröhlichen Jagen! Man fuhr zuſammen, einer ſtand ſo ſchnell als moglich hinter dem andern, wer nicht geladen hatte, ſuchte das hinterſte Glied, um mit dem Bajonett von Weitem den Ausſchlag zu geben, Napoleon gleich, der ſichern Nachrichrichten zufolge eben mit dem Bajonett die größten Siege errungen hätte. En avant, hieß es, enfans de Genève: Einige rückten vor, einige ſchoſſen. Himmelſackerment, wo nur die verfluchten Lyoner ſind, ſchrie ein kleiner Jude aus dem Elſaß, er wolle gehen und ſehen, wo ſie ſeien, er verſtehe die Sprache, und verſchwunden war er um die Ecke. Unten in der Straße wurde ein Trupp Menſchen ſichtbar, ſie waren bewaffnet und rieſen etwas, die Deutſchen verſtanden es nicht, wer aber welſch konnte, rief ſo ſtark er konnte, die einen deutſch, die andern franzöſiſch: Feinde, Feuer, Feuer, Feinde! Nun ſchoſſen die, welche konnten, die mit den Bajonetten ſtellten ſich etwas weiter hinten auf, um der Vordermänner zu ſchonen und beſſer Platz für ihren Muth und ihre Bajonette zu haben. Es ſchoß zum zweiten Mal wer das Loch im Gewehr fand, aber unten in der Straße wollte Niemand fallen, ſtatt ein Dutzend auf einen Schuß, fielen auf ein Dutzend Schüſſe nicht Einer. Das verbreitete Schrecken allenthalben, das Munkeln von Verrätherei ward ſtärker, andere dachten an Hexerei und die Pfaffen hätten die Hunde gefeyt und feſtgemacht, ſo daß ſie die auf ſie geſchoſſenen Kugeln aus den Schuhen ſchütteln konnten. Von Vorrücken war keine Rede, aber von hinten ſchlichen welche heran und berichteten, von den Lyonern ſei noch keine Spur und wie man ſich anſtrengte, man hörte weder die Chansons der Waadtländer noch die Kröpfe der Walliſer donnern wie Wollſäcke an die Thore der Stadt. Da war man alſo, und was rundum vorging, wußte man nicht, es zeigte ſich keine Hülfe, es ſchloß ſich kein Volk an, nur einige Gaſſenjungen ſpielten die Rolle der Hunde bei den alten Schweizern, liefen kläffend herum, lieferten ſich gegenſeitig Vorpoſtengefechte, die Kühnſten unter ihnen vermaßen ſich ſogar zu einigen Steinwürfen gegen die feſtſtehenden Feinde.

Da ward es doch Manchem wunderlich, auf fremdem Boden ſtehend, mit fremder Waffe in der Hand, meiſt fremde Kameraden um ſich, fremd mit allem was vorging, nicht begreifend, was eigentlich werden ſollte. Zu einem Weltereigniß war man ausgezogen, nun ſtand man da, Wenige gegen Wenige, durfte eigentlich weder vorwärts, noch rückwärts, die hintern jedoch ſuchten unvermerkt immer freiern Raum zu ihren Manövers mit den Bajonetten. Man ward ungeduldig und ſprach nun im wirklichen Ernſt von Verrath und Auseinanderlaufen, aber einige wirkliche Kinder Genfs widerſetzten ſich, thaten kühn und ſprachen noch immer vom Sieg. Es war ſtillſchweigend Waffenſtillſtand eingetreten, es kamen wiederum geheimnißvolle Geſtalten, dann nahten Offiziere von der Stadt, die welſchten mit den Kindern Genfs heftig hin und her, aber kein Wort verſtunden die Deutſchen. Dieſe hofften, man unterhandle die Uebergabe der Stadt, wahrſcheinlich höre man die Savojarden kommen oder die Waadtländer, und redeten unter ſich von Hunger und Durſt und wie ſie es den Genfern eintreiben wollten, daß ſie ſie ſo lange unnöthiger Weiſe aufgehalten hätten. Plötzlich hieß es, die Sache ſei einſtweilen aus, da die erwartete Hülfe ausgeblieben, die Bürger Zöpfe ſeien und Luſt zeigten, es mit der Regierung zu halten, ſo habe man Frieden geſchloſſen und jeder könne gehen, wohin er wolle. Ein andermal gehe es vielleicht beſſer. Nachdem die Sache auf dieſe Weiſe abgethan war, ſteckten die Kinder Genfs eine Cigarre ins Maul, gingen heim, ſteckten die Füße in Pantoffel, ließen ſich aufwarten, kurz machten ſich ſo recht behaglich, wie ſich eben die gelegene Zeit und das Andermal am beſten erwarten ließ. Die armen fremden Burſche aber die ſchlotterten in der Kälte, hungrig und durſtig waren, dieſe hatten kein Heim, keine weichen Schlafröcke, keine warmen Pantoffel, hatten an den goldenen Pforten ihrer goldenen Zeit, welche auffallende Aehnlichkeit mit dem tauſendjährigen Reiche der Juden hat, ſich geträumt, und jetzt war der Traum aus. Als arme ſchlotternde Burſche ſtanden ſie auf der Straße. Ein ander Mal, hatte es geheißen! Aber was ſollten ſie machen bis das andere Mal kam, wenige Kreutzer klapperten in ihren Taſchen, kalt wehte der Wind und öde und leer wars im Magen.

Zugeſchnappt vor der Naſe war ihnen das Schloß der afrikaniſchen Höhle Xara, und nichts wirkt ſo entmuthigend, als wenn enthuſcht, was man nach großen Mühen endlich in der Hand zu haben glaubte, und man nicht weiß nach welcher Seite, und ſteht nun da und hat nichts und weiß nicht wo aus, ſteht dazu noch auf fremdem Boden, weiß kaum, wohin die Straße führt, in der man ſteht, weiß nichts als daß man kein Heim hier hat, daß man ein Fremdling und Pilgrim iſt, zwei hundert Stunden nach Hauſe und nicht vielmehr als zwei Kreuzer in der Taſche hat. Ein ſolch Erlebniß gleicht an betäubender Kraft dem Keulenſchlag eines Wilden, das Bewußtſein wird betäubt, man taumelt dahin, weiß aber kaum wohin. So gings den armen verlaſſenen, angeführten Kerls, ſie fuhren auseinander wie Hühner, in die ein Habicht fährt, ſchlichen, ſtrichen, zwirbelten dahin, jeder durch das nächſte Gäßchen oder um die nächſte Ecke. Allmählich erwachte in jedem der Inſtinkt, wenn auch nicht das Bewußtſein, und unwillkührlich richteten ſich eines jeden Schritte nach ſeinem Koſthauſe. Das war doch ſo eine Art Heim, wo man ein vertraut Wort reden konnte, freundliche Geſichter, das Bedürfniß aller Menſchen, fand, nämlich — ſo lang man Geld hatte. Ach wie oft, doch nicht immer, täuſcht ſich der arme Burſche, meint, er habe an Wirth und Wirthin Vater und Mutter gefunden. am Stubenmädchen eine Schweſter oder gar ein Schätzchen, er ſei Liebling, Hahn im Korbe, des Hauſes Kind, die Leute wirtheten eigentlich bloß noch ſeiner Liebenswürdigkeit und Holdſeligkeit wegen. Möglich, daß ſie ihm einigen Vorzug zeigen, vielleicht drei Tage ihm länger Credit geben als einem andern, weil er ein luſtiger Vogel iſt, Schwänke macht, gut ſingt — andere Gäſte lockt — und feſt hält. Den Lockvogel liebt man, wenn der Lockvogel nicht wäre, der arme Kerl könnte ſein wo er wollte, einer hohlen Rübe gleich würde er durch die Thüre geworfen. Wie geſagt, es giebt Ausnahmen, doch in kommuniſtiſchen Koſthäuſern werden ſie ſelten gefunden werden. Da iſt die Selbſtſucht zu Hauſe, freilich im Mantel der Bruderliebe. Glücklich, wer nicht enttäuſcht wird, in der Täuſchung liegt immerhin, ſo lange ſie dauert, ein Glück, wie falſche Edelſteine den unkundigen Beſitzer ſo glücklich machen als ächte.

In den Koſthäuſern fanden ſie ſich allgemach zuſammen, doch nicht alle. Auf unbegreifliche Weiſe waren gerade die Führer verſchwunden, die mit den düſteren Augen und giftigen Zungen, welche das Feuer hauptſächlich angeblaſen und unterhalten hatten und wie man ſie auch ſuchte, ſie fanden ſich nicht wieder. Das waren die alten Füchſe, die allenthalben dabei waren, wo Ausſicht war einen Hühnerſtall zu plündern, einen Taubenſchlag zu zerſtören, die aber immer ein verſteckt Hinterloch offen hatten, um alſobald zu verſchwinden, wenn Gefahr kam, Widerſtand oder gar Unterſuchung; gleich den Füchſen, die zumeiſt ein geheim Loch in ihrem Bau haben, wo ſie hintenaus ſich machen, während der Jäger vornen lauert oder gräbt. Dieſes Verſchwinden verbreitete große Niedergeſchlagenheit, ſie mußten daraus ſchließen, daß ihr Unternehmen nicht bloß in allem Ernſte aus ſei, ſondern daß die Sache einen langen Stiel haben, den darin Verwickelten und namentlich den Fremden trotz dem verkündeten Frieden Gefahr bringen konnte. Sie fanden aber noch was anders nicht mehr. nicht mehr die alten freundlichen Geſichter im Koſthauſe. So ein Wirth kann eben nicht zum hintern Loch hinaus, er müßte zu viel im Stiche laſſen, und läuft als Platzgeber immerhin Gefahr und namentlich, wenn er bei einer allfälligen nachträglichen Unterſuchung ſich nicht geſäubert hat, die gefährlichen verdächtigen Elemente ſich noch vorfinden. Trotz allem Frieden kann die Polizei immer Grund finden, ein ſolches Haus zu ſchließen, ja den Beſitzer, wenn er ein Fremder iſt, fortzuweiſen — man hat Exempel! Nun iſt, wie geſagt, an ſolchen Orten die Bruderliebe ſelten groß, um der Menſchheit aufzuhelfen hält man kein Koſthaus, ſondern zunächſt ſieht man auf ſich, ſchiebt alles, wodurch man gefährdet werden könnte, ſo ſchnell als möglich von ſich. Saure Geſichter fand man alſo und mürriſche oder gar keine Antworten kriegte man. Der Wirth munkelte von ſaubern Helden, die, wenn irgendwo eine alte Piſtole losgehe, davon liefen über Hals und Kopf, wie Haaſen, wenn es hinter ihnen kläffe. Begreiflich nahmen dieſes die Burſche, welche ſich mit irgend etwas geſtackt hatten, nicht ſo hin, ſie ſchimpften über Betrug, wie man mit falſchen Vorſpiegelungen ſie gelockt und endlich im Stich gelaſſen. Denen, welche dazu geholfen, die Lage hätten kennen ſollen, zieme es nicht, hintendrein noch aufzubegehren und zu raiſonniren. Es ging, wie in allen ſolchen Fällen, wo ein leichtfertiges und unbeſonnenes Unternehmen ſcheitert, es gab Streit. Keiner fand die Schuld bei ſich, ſchob ſie den andern zu, überhäufte ſie mit Vorwürfen und Drohungen. Feigheit, Verrätherei, Bosheit u. ſ. w., ſchlug man ſich gegenſeitig um die Köpfe, aber von der Hauptſache, daß das Unternehmen an ſich von der einen Seite eine Schlechtigkeit, von der andern eine That des Wahnſinns war, redete Niemand, auf den Grund geht man bei ſolchen Dingen nicht. Ein Frevel war es und eine Schlechtigkeit von den Einheimiſchen, ein Frevel gegen Vaterland und Geſetz, eine Schlechtigkeit gegen die armen Teufel,. welche ſie anlogen und mit falſchen Vorſpiegelungen bethörten, während ſie bei ſich bereits den Entſchluß fertig bei ſich trugen, im Fall das Unternehmen gelingen ſollte, der fremden Helfer ſich zu entledigen, ſobald als möglich und unter jedem Vorwande. Ein Wahnſinn wars von den armen Handwerksburſchen, daß ſie ſich einſpinnen ließen in den Wahn, in fremden Landen, unbekannt mit Volk, Sitten und Sprache, eine Weltverbeſſerung, eine Umgeſtaltung der beſtehenden Ordnung beginnen und durchführen zu können, ſie, deren Mehrzahl weder eine Flinte ordentlich laden noch irgend einen Begriff hatten von ſtaatlichen Verhältniſſen, denn kommuniſtiſche Träume ſind keine Verhältniſſe und kommuniſtiſche Phraſen enthalten keine geſunden Begriffe. Die Burſche mahnen uns an die römiſchen Gladiatoren, der Wahn, in den ſie geſponnen werden, an die Zwinger der Gladiatoren, beide werden aufgeſpart, geſtachelt, zuſammengetrieben bei beſondern Anläſſen, um für fremde Zwecke ihr Blut zu vergießen, vielleicht einmal in großen Schlägen das Leben zu laſſen. Nur ergeben ſich merkwürdige Unterſchiede: die Gladiatoren wurden beſonders gut gehalten und gefüttert, wurden mit dem größten Fleiße in den Waffen geübt und warum? Um einige Stunden lang die blutige Luſt des römiſchen Volkes zu kitzeln in blutiger Luſtbarkeit, die mit dem Tode der Meiſten endigte; wer aber überblieb, ward hochgeehrt, gekränzt, gefüttert, beſonderer Aufmerkſamkeit und Theilnahme gewürdigt. Die armen Handwerksburſche werden auch aufgeſtachelt, zur Luſt anderer aber, es wird ihnen ein großer Zweck vorgeſpiegelt, bei deſſen Erreichung ſie die beſte Beute machen würden. Um ſie in ihren Wahn recht einzuſpinnen, treibt man ſie in Koſthäuſer zuſammen, füttert ſie ſehr ſchlecht und zwar auf ihre eigenen Koſten, von Waffenübungen iſt begreiflich keine Rede, und wenn man mal was losläßt mit einem Haufen zuſammengetriebener Handwerksburſche zum Verſuch, wie weit man ſei mit der auflöſenden und zerſetzenden Arbeit am Volke, ſo kümmert ſich kein Menſch um die armen übergebliebenen Teufel, und je eher man ſich ihrer entledigen kann, deſto lieber iſt es denen, die eben die Handwerksburſche zu Werkzeugen ihres Frevels und ihrer Schlechtigkeit erkohren haben.

Je weniger man auf dem rechten Boden der Sache iſt, deſto wilder wird, wenn man einmal hintereinander geräth, der Streit, denn ſo lange man im Trug ſtreitet, ſo lange iſt keine Verſtändigung möglich, höchſtens eine augenblickliche auf Koſten eines Dritten. Das Ende des Streites mit dem Wirthe war, daß die Einen ſagten, hier blieben ſie nicht lange mehr, der Wirth aber erklärte, je eher ſie gingen, deſto lieber ſei es ihm, auf der Stelle, wenn ſie wollten, aber bezahlt wolle er ſein bis auf den letzten Kreuzer von jedem; für ſolche Burſche ſei er nicht auf der Welt. Jacob verſtand nicht Spaß und war ohnehin in einer Gemüthsſtimmung, für welche wir keinen Namen haben. Es war nicht Verzweiflung, nicht Schwermuth, nicht Menſchenhaß, nicht ſimpler Zorn, es war alles untereinander durchſäuert mit dem Gefühl, Jahre des Lebens verloren, nichts gewonnen, viel verloren zu haben. Wenn ein Spieler 6 Gulden verliert, ſo plagt es ihn, verliert er ſeine ganze Baarſchaft, ſo zieht er ein flämiſch Geſicht, verliert einer ſein ganzes Vermögen, ſo denkt er an die Piſtole oder an den Strick und Mancher hat gebraucht, woran er gedacht. Und doch ſind 6 Gulden kein Geld, Baarſchaft kann man wieder kriegen, Vermögen wieder gewinnen, aber verlorne Jahre ſind dahin, kehren nimmer wieder, laſſen ſich nimmer wieder gewinnen für den Menſchen dieſer Welt. Bloß dem, der ein Chriſt wird, kehren alle die ſogenannt verlornen Jahre mit Schätzen reich beladen wieder; Schiffen gleich, die in ſtarrem Eiſe feſt gefroren, frei werden, wenn der Frühling kommt, die Sonne höher ſteigt, warme Winde das ſtarre Eis brechen, und wiederkehren und reich machen den Eigner, der bereits arm ſich glaubte und verloren und nicht dachte, wie reich ein Frühling wieder machen kann. Verlorne Jahre, verlorne Hoffnung hatte Jacob, feſt gefroren waren ſie, kein Frühling war für ſie, nichts hatte er mehr, kaum mehr ſo viel, um ein Nachtlager zu bezahlen in einer andern Herberge. Was er an Kleidern noch beſaß, ſammt dem Felleiſen hatte er zurücklaſſen müſſen, da er nicht Geld genug hatte, ſie zu löſen. Da ſtand er jetzt und hatte nichts und tappte mit Mühe durch die Finſterniß und fand mit noch größerer Mühe ein Nachtlager, denn bei ſolchen Anläſſen werden die Wirthe bekanntlich auf einmal vorſichtig. Am folgenden Morgen begab er ſich in die Werkſtätte. Die einen Arbeiter waren da, andere fehlten, endlich kam der Meiſter und ſagte: er ſei genöthigt die Meiſten zu entlaſſen und namentlich die, welche betheiligt ſein könnten bei den letzten Ereigniſſen, übrigens ſei auch keine Arbeit mehr, viele ſei abgeſagt worden, und wenn es einmal Lärm gegeben, ſo erſchrecken die Leute, hielten das Geld zurück und auf Monate hinaus ſei kein Verdienſt. Unter den Entlaſſenen war auch Jacob und mit wenigen Batzen, welche der Meiſter ihm zu zahlen hatte, ſtand er wieder vor der Thüre und kalt war der Morgen und ſauer blies der Biswind durch die engen Straßen, als ſei er gepreßt in enge Röhren. Da ſtand er nun, konnte von der Sprache wenig mehr als er von Melanie gelernt und durch Murten mitgeführt hatte, arbeitslos und obdachlos. Im ſtummen Weh und Zorn ging er nach dem nächſten unbekannten Koſthauſe, in der Hoffnung dort Kameraden anzutreffen und Arbeit zu erfragen. Dort fand er Wirthsleute mit ſauern Geſichtern, die unfreundlich die Gäſte anfuhren und umgekehrt waren wie ein Handſchuh, kommen ſahen ſie Keinen gerne, gehen Jeden. Er fand fluchende Kameraden, die entlaſſen worden waren, und über Meiſter und die alten Führer, welche nirgends zu finden waren, ſchrecklich ſchimpften. Er weilte nicht lange, ſtürzte ein Glas Schnaps hinab, ſuchte in einem andern Koſthauſe Troſt, fand dort die gleichen Geſichter, die gleiche Stimmung. So fand er es allenthalben, wo er einkehrte.

Was er auch trank, wollte ihn nicht wärmen, es war, als ſei es Waſſer, das in herber Winterkälte auf Steine gegoſſen wird. Wie dieſes mit eiſiger Kruſte die Steine überzieht, ſie durchfriert, ſo war es ihm, als werde eiſig ſein Gebein und eiſige Schauer rieſelten ihm durch Mark und Adern, während die ganze Glut des Körpers hinauf zum Haupte drang, brauſend und brennend, den Schädel zu zerſprengen drohte, den Augen den Platz in ihrem Kämmerlein nicht mehr gönnte, daß ſie weiter und weiter hinaustreten mußten auf die Schwellen ihrer engen Häuschen. Es kam Angſt und Bangen, was er anfangen ſolle in der weiten Stadt ohne Arbeit, ohne Freunde, ohne was anders als die Kleider, welche er am Leibe trug? Er dachte wohl an Lauſanne, aber wie dahin kommen, und hatten dort die Geſichter ſich nicht auch gewandt und waren unſichtbar geworden Die, welche die ganze Welt ins Maul genommen hatten ſammt allen Fürſtenthümern und Gewalten? Und die Angſt und das Bangen legten ſich wie ungeheure Laſten ihm aufs Herz, er vermochte es kaum mehr zu tragen, ſo ſchwer war es geworden, und mühſam rang ſich der Athem unter den Hämmern des Herzens hervor. Doch zwang er ſich und aus den Koſthäuſern lief er nach den Werkſtätten, aber beſſern Troſt fand er nicht. Die einen waren geſchloſſen, in andern fehlte der Meiſter, und wo ein Meiſter bei Hauſe war, da war es einer mit zornigem Geſicht, der den klopfenden Geſellen mit Blitz und Donner entgegen fuhr, daß ſie erſchrocken davon ſtolperten und froh waren, wenn ſie mit ganzen Knochen wieder auf der Straße ſtanden. Es war Abend geworden, Jacob hatte es nicht bemerkt. Schwarz war der Himmel über dem ungewöhnlich ſtillen Genf, finſteres nordliches Gewölke hing bis auf die Giebel der Dächer herab, wild ſauſte es durch die Luft, lockere Ziegel machten luſtige Sprünge, und was Lebendiges auf den Straßen ſich zeigte, eilte in ängſtlicher Haſt, als ſei es auf der Flucht vor einem grimmigen Feinde. So eilte auch Jacob in wilder Haſt und ward ihrer ſich nicht bewußt. In ihm brannte, brauſte und ſauſte es und vor ſich hörte er es gewaltig brauſen und branden, und als er die Augen hob, ſah er unterm ſchwarzen Gewölke eine noch finſtere ſchwarze Wüſte, endlos, ſchaurig, wie ein Thor der Hölle. Aber die Wüſte war nicht ſtarr und todt, ſie war lebendig; im wilden Aufruhr jagte ſie daher, ſchäumend und dräuend in gewaltiger Wuth. Es war als ritten aus der Hölle weitem Thore auf lang geſtreckten ſich bögelnden Schlangen der Hölle dunkle Geſpenſter, jagten daher die grauſen Höllenſchaaren zu ſtürmen die Stadt, hoch auf ſpritzte Schaum und Dampf, an den mächtigen Mauern donnerte betäubend der Sturm.

Da loderte es in Jacob noch heißer auf und betäubend brandete die innere Gluth an Jacobs Stirne, es wirrten ſich ſeine Gedanken. Waren es die Savojarden, die ſtürmend und brauſend die erſehnte Hülfe brachten, war es die weite Haide bei ſeiner Heimath, die brauſend daher kam, ihn heimzuholen; war es Waſſer, das ihm kühlen wollte den Brand an der Stirne. Es ſtreckte die Arme nach ihm aus, es rief ihn, es zog ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt und über die Mauer ſtürzte er ſich in die Brandung. Aber er fiel nicht, eine mächtige Fauſt ergriff ihn im Nacken, hob ihn herauf. Mit dunkelm brechenden Blicke bog er den Kopf, ſah hinter ſich eine hohe Geſtalt, die mit ſtarker Hand ihn hielt. Im Dunkel des Abends ſah er ein bekannt Geſicht, das Geſicht ward ihm zur hellen lieblichen Mondnacht, wo am blauen Himmel die Sterne ſchimmerten, ſilbern die Wellen glänzten auf weitem See und freundlich plätſcherten am Hügel, auf welchem eine Kirche ſtand, neben welcher Zürichs wohlbekannte Thürme ſtolz ſich erhoben. Doch kaum war das Geſicht ihm aufgegangen wie eines Blitzes Schein, ſo kam die Nacht, und ſchwarz ward es ihm vor den Augen und wie mit ſchwarzem Leichentuche verhüllte die Hand des Allmächtigen das Bewußtſein des armen Jacobs, der nicht mehr beten konnte, aber dennoch in der Hand des Allmächtigen blieb.

Ende der erſten Abtheilung.

Druck von R. Zückler in Zwickau.

Jacobs,

des Handwerksgeſellen,

Wanderungen

durch die Schweiz.

Von

Jeremias Gotthelf.

Zweite Abtheilung.

Zwickau,
Eigenthum des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksſchriften.

1847.

Erſtes Kapitel.

Jacob erwacht, aber nicht freudig.

In gleichmäßigem Laufe rollt die Erde fort und fort, was wir arme Sterbliche treiben mögen, in ihrem Gange ſtört es ſie nicht: ob Weiber ſpinnen, ob Männer Schlachten ſchlagen, die Erde läuft ihre Bahn ſicher und unbewegt. In gleichmäßigem Flügelſchlage rauſcht die Zeit über die Erde durch die Welt: ob Menſchen die Schläge zählen, ob ſie wachen oder ſchlafen, geboren werden oder ſterben, die Zeit kümmert es nicht, in ewig gleichem Gang rauſcht ſie vorüber. Und wenn aller Menſchen Ohren zugehen, und wenn die Erde vergeht, ſo bleibt unveränderlich der Flügelſchlag der Zeit, ſie ſchlägt die Stunden der Ewigkeit, Augenblicke vor Gott ſind Jahrtauſende dem Menſchen. Die Zeit iſt auch Ewigkeit, die Ewigkeit, deren Flügelſchläge die Menſchen hören, deren Schläge ſie zählen konnen. Aber auch die einzelnen Stunden zu zählen eine nach der andern, welche über das eigene Leben rauſchen, hat Gott kein menſchlich Ohr verdammt. Kurz iſt das menſchliche Leben, aber eine unbeſchreibliche Pein wäre es, und zu Ewigkeiten würden die Stunden werden, wenn der Menſch ſie zählen müßte von der erſten bis zur letzten, eine nach der andern. Aber ob ſie gezählt werden oder nicht, es kümmert die Stunden nicht, die Zeit ſteht nicht ſtill, ſie zieht vorüber für und für. In ſüßen Schlaf hüllt die göttliche Huld wenigſtens einen Dritttheil jedes Menſchenlebens, entrückt den Menſchen dem Jammerthale und ſtärkt ihn für das Jammerthal, haucht die Kraft ihm ein, es zu verwandeln mehr und mehr in das verlorne Paradies. O wenn zu rechter Zeit jeder Menſch faſſen würde, welch ſüße Gabe der Schlaf iſt, es würde keiner mehr ihn ſo muthwillig auf das Nichtswürdigſte verſchleudern, an das hohe Gut nicht tauſchen Sünde um Sünde, Schande um Schande; es würde keiner ſpielen mit demſelben, bis er allen verſpielt, keinen Schlaf mehr hat. Keinen Schlaf mehr haben iſt noch ganz was anderes als keinen Schatten mehr haben. Aber der Menſch kennt ſelten den wahren Werth eines angebornen Schatzes eher, als bis er ihn verloren hat; ſo kennt er den Werth der Geſundheit nicht, bis ſie ſich in Krankheit verwandelt hat, ſo hat er es auch mit dem Schlafe, erſt wenn kein Schlaf mehr kommen will, begreift er, was ſchlafen iſt.

Auch hier iſts der Sünder, der am meiſten und muthwilligſten an dieſer Gabe frevelt, wo eine chriſtliche Obrigkeit ſie ſchirmen will, am wildeſten lärmt gegen dieſen Schutz. Während man ſchläft, ſchlagen die Stunden ungezählt, der Schlafende iſt entrückt in ein ander Land, gehoben über die Schranken der Zeit und des Orts, wandert beſondere Wege, auf welchem Gott ſelbſt ihn durch Bilder unterrichtet, die aus ſeiner väterlichen Hand kommen, ihn kennen lernt ſeine Schwächen, den Glücklichen den Becher des Unglücks koſten läßt, den Unglücklichen tröſtet durch glückliche Träume, den Unzufriedenen durch Zuſtände führt, daß er beim Erwachen zufrieden iſt, die alte Bürde aufzunehmen und geduldig zu tragen. In den Träumen liegt ein Schatz göttlicher Liebe und Weisheit, aber ſelten finden ſich die Seelen, welche ihn zu heben vermögen. Doch nicht der Schlaf allein umhüllt das Bewußtſein des Menſchen, verſchließt ſein Ohr dem Schlage der Stunden, Ohnmacht, Krankheit haben die gleiche Macht, es Nacht werden zu laſſen in des Menſchen Seele, dieſe Nacht lichter und ſchwärzer zu geſtalten. Lichter iſt dieſe Nacht aber um ſo peinlicher, wenn einzelne Vorſtellungen, Bilder hineinragen in dieſelbe, zumeiſt unerträgliche, fixe, welche nicht weichen wollen, wie feſte Ideen in der Nacht des Wahnſinns. Bald ſteht eine ſchauerliche Geſtalt vor dem Bette, zwickt, reißt mit feurigen Zangen, will nicht ſchlafen laſſen; bald ſteht ein Mann zu den Häupten des Bettes, ſägt oben am Schädel, ſägt immer und immer, ſägt nie zu Ende; bald ſteht einer da mit einer Schraube, ſetzt ſie an am Kopfe, ſchraubt und ſchraubt immer ſchrecklicher, die Augen quellen aus den Höhlen, quellen armslang heraus, und nicht laſſen will der Mann mit dem Schrauben; bald ſtrömt Feuer über den Menſchen, er wälzt ſich im Feuer, es ſtrömt Feuer durch den Schlund; wie er nach Waſſer ſchreit, er kommt nicht aus dem Feuer und das Feuer wird immer feuriger. Bald ſteht er im Schlamm, will heraus, und ſinkt immer tiefer, immer ängſtlicher arbeitet er, immer todesmüder wird er; je peinlicher ſeine Müdigkeit wird, um ſo größer wird auch die Angſt, um ſo haſtiger ſein Haſten im Schlamme und wenn auch zuweilen ſein Bewußtſein erliſcht, mit um ſo größerer Angſt und Pein ſitzt er im Schlamme, wenn er erwacht. Ganz ſchwarz wird aber auch dieſe Nacht, kein Bild taucht in der Seele auf, kein Gefühl zuckt in das Bewußtſein hinein; der Nacht des Todes iſt dieſe Nacht vergleichbar, auch wird ſie oft vom Tode verſchlungen. Manchmal lichtet ſie ſich allmählig, es zuckt ein Bild empor und fährt vorüber wie ein Blitz, es dämmern nach und nach andere Bilder auf und ſchweben vor der Seele, bis es taget mehr und mehr, bis das volle Bewußtſein wieder kommt wie die verſchwundene Sonne über die Berge.

Zuweilen bricht dieſes Bewußtſein plötzlich auf, es iſt, als ob eine gewaltige Hand eine Decke von der Seele riſſe, das Auge erhält die Sehkraft wieder, die Ohren gehen auf, der Menſch erwacht und ſtaunt: es iſt das Erwachen deſſen, der todt war und wieder lebendig wird. Sie ſind wunderbar und unerklärlich die Zuſtände unſerer Seele, unerklärlich und wunderbar faſt wie die Rathſchläge Gottes. In einem großen Saale ſtanden viele Betten, düſtere Lampen gaben düſteres Licht, in den meiſten Betten war Unruhe, viel ſeufzen und ſtöhnen hörte man, ein lauter Schmerzensruf hallte zuweilen ſchauerlich an den Wänden wider.

Am obern Ende des Saales war ein Bett, in demſelben war es ſtille; ein Menſch lag darin auf dem Rücken, ſeine Augen ſtanden offen, es war unſer Jacob, aber ſeine beſten Freunde hätten ihn kaum wieder erkannt, ſo hatte ihn wochenlange Krankheit gezimmert. Sein Bewußtſein lichtete ſich allmählig und jemehr es ſich lichtete, deſto größere Todesangſt preßte ihm das Herz zuſammen. Als er beim Erwachen die Augen aufſchlug, ſah er den weiten endloſen Raum um ſich, aber wo er war und wie er daher gekommen, wußte er nicht. Ihm dämmerte bloß ein Dünken, als ob er in ſchrecklichen Kriegen geweſen und getödtet worden ſei. Sein Erwachen kam ihm vor als das Erwachen aus dem Tode. Aber wo erwachte er? Nicht im Grabe, das iſt ein gar eng Kämmerlein, und gar weit war es um ihn, denn im Raume ſah er kein Ende. Auch war es nicht finſter wie im Grabe, es dämmerte um ihn, in der Ferne ſah er feurigen Schein, ſah Flammen, wie ihm dunkte. Seufzen, Stöhnen, Zähneklappern hörte er, ein Weheruf, ein lauter Schrei tönte zuweilen von Ferne her, ihm ſelbſt war ſo weh, nicht hier, nicht dort, aber ein unbeſchreiblich Mattſein lag mit unſäglicher Pein ihm in allen Gliedern. War er am Orte, wo Heulen und Zähneklappern iſt ewiglich, wo der Wurm iſt, der nicht ſtirbt, wo das Feuer iſt, welches nicht erloſcht? Woher ſonſt das Wehgeſchrei in der Ferne, rundum das Wimmern und Wehern, Feuer und Dunkel? Schatten ſah er ſchweben in der Ferne und Ketten hörte er klirren. Lautlos lag er da in Angſt und Schweiß, athmete kaum, hütete ſich vor jedem Lebenszeichen, damit die Peiniger ſein Erwachen nicht merkten, nicht kämen und ihn ſchleppten in die feurigen Marterkammern, woher das Wehgeſchrei der Gepeinigten er zu hören glaubte. Er wollte wieder ſterben, er ſchloß die Augen, er rief dem Tod, daß er ihn vom Teufel rette. Es dünkte ihn, ſie ſtritten ſich um ihn, er ſchwebe zwiſchen Teufel und Tod, dann mußte er doch wieder die Augen aufreißen in ſchwerem Bangen, zuſehen, ob er noch nicht todt ſei, nicht anderswo, ob die ſchwebenden Schatten ſich genähert, die Reiſe bald an ihm ſei geſchleppt zu werden in die Marterkammern? Wie lange dieſer Zuſtand dauerte, wußte er nicht, ſein Ohr folgte dem Flügelſchlage der Zeit noch nicht, aber als er einmal die Augen wieder aufſchlug, war es licht um ihn, voll Sonnenſchein war der weite Raum, der Raum war mit Betten angefüllt, von Bette zu Bette ſchwebten leiſe Wärterinnen mit Löffeln und Taſſen, Köpfe tauchten aus den Betten auf, ſchlürften aus Löffeln und Taſſen, ſanken dann mit Seufzen und Aechzen zurück in die Kiſſen, oft ehe ſie aufgeſchüttelt und zurecht gelegt waren.

Voll Erſtaunen ſaß Jacob unwillkührlich auf, mit Erſtaunen erblickte ihn eine Wärterin. Seit Wochen war er betäubt gelegen, ſeinen Tod hatte man erwartet, nicht ſein Auferſtehn. Alsbald ward der Arzt gerufen. Dieſem war Jacobs Erwachen ebenfalls unerwartet, jetzt hoffte er, ſei das Schlimmſte überſtanden und Geneſung möglich, doch nur langſam. Jacob erfuhr nun, daß er in einem Spital ſei, wohin ihn eines Abends bewußtlos ein großer Mann gebracht habe, dem Ausſehen nach ebenfalls ein Handwerksburſche. Derſelbe ſei Anfangs öfters gekommen und habe mit Theilnahme nach ihm geſehen, ſeit einiger Zeit ſei er ausgeblieben, möglicherweiſe ſei er fortgeſchickt worden, denn in letzter Zeit habe man die Stadt ſtark geſäubert von müßigem und unruhigem Geſindel, oder ſei freiwillig gegangen böſen Gewiſſens wegen. Es dämmerte Jacob eine dunkle Erinnerung an den letzten Augenblick ſeines Bewußtſeins, er gedachte des Brandenburgers, ſehnte ſich nach ihm, ſah nach der Thüre ſo oft ſie aufging, aber umſonſt, der Brandenburger blieb weg. Nun war wohl die Höllenangſt fort, aber Freude am Leben kehrte bei Jacob nicht ein, er wäre lieber eingeſchlafen geblieben für immer. Er ſchlief noch immer viel und wenn er zum Schlafen ſich legte, konnte er ſich des Wunſches ſelten enthalten, nicht mehr erwachen zu müſſen. Wachte er, ſo ſammelte er mühſam ſeine Erinnerungen, ſeine ganze Vergangenheit ſchien in Trümmer gegangen, mühſelig las er die Bruchſtücke zuſammen, mühſelig ſetzte er ſie zuſammen, oft fehlte ihm der Zuſammenhang und lange ging es, ehe er denſelben hergeſtellt hatte. Dieſe Arbeit förderte ſeine Geneſung nicht, dieſe ging ſehr langſam und noch langſamer kamen die Kräfte nach, ſie machte ihn bald zornig, bald traurig, daß er weinen mußte. Jahre lagen hinter ihm, und was hatte er mit ihnen gewonnen bei voller Kraft, Jahre lagen vor ihm, was ſollte er von dieſen erwarten, geſchwächt und elend, wie er war? Ueber ihn kam es, wie über die meiſten ſchwer Verwundeten auf dem Schlachtfelde, und war er nicht auch ein Schwerverwundeter auf dem weiten Schlachtfelde des Lebens? Ihn faßte, wenn auch nicht das Heimweh, ſo doch ein Sehnen nach Heim, ein inniges Verlangen, noch einmal die Großmutter zu ſehen, ihr zu klagen, wie es ihm ergangen in der böſen Welt und unter den ſchlechten Menſchen.

Wachte er, ſo ging keine Stunde vorüber, in welcher er nicht an ſie dachte, dachte was ſie mache, ob ſie ſeiner noch wohl gedenke, was ſie ſagen würde, wenn ſie wüßte, in welchem Zuſtande er ſei? Er war überzeugt, wenn ſie es erführe, ſie käme her ihn zu pflegen, die erſten Worte aber, welche ſie ihm ſagte, wären: Jacob, hab ichs nicht geſagt, du ſeieſt ein Eſel und werdeſt ein Eſel bleiben? Schreiben wolle er nicht, dachte er. Stürbe er, ſo werde es heim geſchrieben werden, und ſterbe er nicht, ſo trage es nichts ab, heim zu ſchreiben und zu bekennen, in welchem Elend er ſei. Geneſe er, dann wolle er ſich aufmachen und gen Hauſe wandern und wenn er heimkomme, wolle er der Großmutter erzählen, wie es ihm ergangen und dann ſagen: Großmutter, ich war ein Eſel, aber ich bin keiner mehr, für keinen Menſchen rühre ich mehr einen Finger. Daß ihm die Großmutter darauf antworten würde: biſt doch noch ein Eſel, Jacob, daran dachte er nicht. Aber welche Kluft war zwiſchen ihm und der Großmutter, faſt zwei hundert Stunden breit war ſie, wie hinüber kommen mit gelähmten Kräften und im Winter obendrein? Wenn ihm dieſe Gedanken kamen, kam ihm das Weinen, kam ihm die Angſt: was aus ihm werden ſolle, wenn er entlaſſen werde in hartem Winter, ohne Geld und wo die Arbeit ſo ſelten ſei? Dann dachte er wohl auch daran, wie er in dieſe Lage gekommen, und ballte die Fäuſte der Welt, daß ſie ihn in dieſes Elend gebracht, und ſagte: Himmelſakerment, wart du nur! Er war ein Weltkind, das thorrechte Kind einer thorrechten Mutter, thorrechte Kinder ſchlagen oft ihre Mütter, während thorrechte Mütter ihre Kinder ins Verderben bringen. Der Himmel über ſeinem Gemüthe ward durchaus nicht klar, er ſah bloß die Begebenheiten, ihr innerer Zuſammenhang blieb ihm verborgen, verborgen, wie eine aus der andern folgte und Alles endlich aus dem eigenen Sein und Thun. So zerreißt oft die ſchwarze Wolkendecke am Firmamente, aber deßwegen wird die Luft weder klar noch lieblich, wild und wirr treiben die zerriſſenen Wolken durcheinander, zweifelhaft bleibt, will es ſich beſſer, will es ſich ſchlimmer geſtalten am Himmel. Jacob geſpanntes Selbſtbewußtſein, ſein gewaltiger Muth, die waren hin, ſeine Anſichten, Hoffnungen jagten zerriſſenen Wolken gleich in ſeinem Gemuthe herum, machten ihn bald zornig, bald weich, bald fluchte er, bald weinte er, aber beſſer ward er nicht, er betete nicht, er ſah ſeine Irren nicht ein, nicht ſeine Thorheiten, nicht den Grund des Uebels in ſich ſelbſt, fegte ſeinen Tempel nicht rein, er ſchaffte die Trümmer ſeiner Hoffnungen und Erwartungen nicht weg, ſondern weinte eben, daß ſie in Trümmer gegangen und fluchte denen, welche er Schuld daran glaubte.

Langſam ſchlichen ihm die Tage vorüber bei dieſen bittern Gedanken, Unterhaltung fand er ſelten. Er verſtand die Sprache nicht, Deutſche waren wenige da. Zwei ganze Schiffe voll, welche man bei der Affaire betheiligt glaubte, hatte man den See hinunter ſpedirt, gratis, ſonſt ohne Complimente. Wer Deutſch konnte, ließ ſich nicht viel mit ihm ein. Da es bekannt war, daß Jacob bei der unglücklichen Geſchichte betheiligt geweſen, mied man gerne den Schein, als ſei man mit ihm bekannt, als habe man der Geſchichte nahe geſtanden und wiſſe Genaueres darüber. So gehts! Gelingts, ſo iſt jeder der erſte dabei geweſen, will den erſten und größten Fetzen des Gewinns; mißlingts, ſtreicht ſich jeder ſo raſch er kann ins Weite, läugnet wie ein Ketzer oder akkurat wie Petrus, was um die Geſchichte gewußt zu haben und ſchimpft wie ein Rohrſpatz über alle Theilnehmer.

Langſam, wie geſagt, genas Jacob und noch langſamer kamen ſeine Kräfte wieder. Nun ſind aber das zwei Dinge: „nicht mehr krank, des Arztes nicht mehr bedürftig und hergeſtellt und arbeitsfähig ſein". In einem Spital wird man kurirt, d. h. die Krankheit wird gehoben, und wie lange man dann den Geneſenen noch behält zur Herſtellung ſeiner Kräfte, das hängt hie und da von der Humanität des behandelnden Arztes, zumeiſt aber von den Umſtänden des Spitals, dem ſtattfindenden Zudrange ab. Iſt der Zudrang groß, herrſchen lang dauernde Krankheiten, da entſteht die Nothwendigkeit vor abzuſtoßen, um den Neuhinzugekommenen Platz zu machen. Das Spital erweitern kann man nicht, und nothwendiger ſcheints, die aufzunehmen, in welchen noch der böſe Geiſt der Krankheit ſitzt, als die zu behalten, aus welchen er bereits getrieben iſt. Jacob traf es in einen ſehr ſchlimmen Zeitpunkt, die Noth machte Humanitätsrückſichten unmöglich, wer den Arzt nicht mehr bedurfte, wurde entlaſſen. Gerne verläßt das Spital, wer ein Heim hat, es iſt doch am heimlichſten daheim, da iſt man auch frei, abſonderlich wenn dazu noch Frühlingslüfte wehen, oder traut und warm die Sonne ſcheint und ſüße Früchte an den Bäumen reifen. Aber wer kein Heim hat als die Straße, kein Geld, nichts hat als dünne Kleider, darunter eine empfindliche Haut und ſchlotternde Glieder; auf der Straße knarrt der Schnee, eiſige Winde fegen ſie, und aus dem Spitale wird er entlaſſen, ſteht vor der Thüre, ſie ſchließt ſich hinter ihm und er weiß keine andere, die ſich ihm öffnet, vielleicht eine einzige ſieht, aber ſie iſt 200 Stunden weit. Er ſieht rechts, ſieht links, weiß nicht, wohin ſich wenden, eiſig fährt ihm der Wind durch den dünnen Leib, haſtig ſchlottern die loſen Glieder, und kein Heim, nirgends eine Thüre, die auf ſeinen Ruf ſich öffnet, es iſt ſchrecklich dieſe Lage!

Als Jacob vor der Thüre des Spitals ſtand, wußte er noch nicht wie troſtlos er dran ſei, wußte nicht wie in politiſchen Wirren nichts feſt iſt, jede Lage eine Sandbank iſt, welche jede Fluth verändert und wie in Meeresſtürmen die kleinen Boote am ſchnellſten untergehn, in politiſchen Stürmen das Daſein und das Behagen der untern Claſſen am meiſten und dauerndſten gefährdet wird. Jacob ſteuerte ſeinem Koſtorte zu, wo er ſein Felleiſen hatte mit dem Reſte ſeiner Habe. Er hatte es mit dem Koſtorte gehabt, wie Noah, als er einen Raben ausſandte um Botſchaft zu bringen, der aber nicht wieder kam, er hatte dorthin Beſcheid machen laſſen, aber Bericht erhielt er entweder keinen oder ſolchen, welchen er nicht glauben wollte. Kalt wars, ſchrecklich kalt, Jacob glaubte, er habe kein Mark mehr in den

Knochen, kein Blut mehr in den Adern, er ſei eine ſaft- und kraftloſe Maſchine, ſo matt war er und ſo fror es ihn, als er endlich an ſeinen Koſtort kam. Aber wie ward ihm, als das Haus ganz anders ausſah, inwendig fremde Geſichter ihn anglotzten, ihn nicht verſtehen wollten, ihm Beſcheid gaben, den er nicht verſtand, als er endlich begriff, hier ſei kein Koſtort mehr und fort der frühere Wirth, da ſtand er ſtumm. Jetzt war er arm und verlaſſen und die einzige Thüre, welche er ſich offen glaubte, verſchloß ſich hinter ihm. Er ſchleppte ſich weiter von Kneipe zu Kneipe, bis er eine deutſche Zunge fand, welche ihm Auskunft geben konnte, aber lange mußte er ſuchen, ſie waren rarer geworden die deutſchen Zungen in Genf. Er vernahm, daß man nicht bloß Geſellen fortgeſchickt hätte, ſondern auch Meiſter und Koſthalter, welche in die Unruhen verwickelt geweſen oder ihnen Vorſchub gethan, dieweil die Genfer Bürger gefunden hätten, wer bei ihnen das Gaſtrecht genieße und ſeinen ſchonen Verdienſt habe, ſolle ſich in die Ordnung ſchicken, welche den Genfern anſtändig ſei, und ſich nicht üppig machen, nicht befehlen wollen, nicht thun wie der Kukuk in fremden Neſtern. Wolle der Fremdling das nicht, ſo konne er weiter wandern. Viele fanden, weit neben das Recht hätten die Genfer nicht geſchoſſen, andere wollten es nicht glauben, begehrten holliſch auf, doch einſtweilen bloß halblaut und wenn es kein rechter Genfer hörte. Dieſes Schickſal, fortgewieſen zu werden, hätte namentlich Jacobs Wirth betroffen, der gar ſchrecklich erbittert gegen die Genfer gethan, dieweil ſie reicher und vornehmer ſein als er, und Bürger, und er nicht. Wohin er ſich gewendet, wußte man nicht, wahrſcheinlich gegen das Waadtland, meinte man.

Zweites Kapitel.

Jacob verläßt Genf und Gott öffnet ihm eine Thüre.

Jetzt hatte er alſo gar nichts mehr, als was er am Leibe hatte, fort war auch das Felleiſen, und ohne Felleiſen ſolle er ihr nicht wieder kommen, hätte die Großmutter geſagt, meinte er, alſo auch heim durfte er nicht! Da ergriff ihn eine unendliche Troſtloſigkeit, ſo alleine auf der Welt, nirgends mehr ein Heim, keinen Vater über den Sternen, keine freundliche Stätte auf Erden, keine Kraft in den Gliedern, keinen Muth in der Seele! Wo kein chriſtlicher Sinn iſt, keine Demuth, welche im Unglück die eigene Schuld anerkennt und in der Züchtigung die göttliche Liebe, da verſteinert eine ſolche Troſtloſigkeit zu Menſchenhaß, die Rachgier entſteht, welche vermeintlich erlittenes Unrecht am menſchlichen Geſchlechte, oder wenigſtens an ganzen Ständen und Claſſen rächen will. Er ſuchte Arbeit und fand keine, wurde ſehr kurz abgewieſen, ſelbſt von Meiſtern, welche er im Bunde glaubte. Sie wollten ſich nicht verdächtig machen, wollten lieber nicht ſelbſt wandern, überdieß ſtockte die Arbeit wie zu jeder Zeit bei bürgerlichen Unruhen. Sie gaben ihm Winke, er thäte beſſer, ſo bald als möglich weiter zu gehen, wenn er nicht auf dem Dampfſchiff transportirt werden wolle den See ab. Was wollte er anders? Zudem graute ihm vor dem Dampfſchiffe, er wollte lieber ſtolpern durch den Schnee ſo lange ſeine Beine hielten. Von ſeinem Unglück waren einige Weiber gerührt geworden, hatten ihm Einiges geſchenkt, zwei alte Hemden hatte er, ein Paar alte Pantoffel, ditto Strümpfe, eine warme Halsbinde, und um dieſes einbinden zu können, hatte ihm die Kellnerin ein Halstuch gegeben, auch einige Batzen Geld hatte er, dem Tod zu wehren in den erſten Tagen. So zog er aus, einer Schwalbe ähnlich, die wegen gelähmten Flügel zurückgeblieben iſt, und den erſten Schnee auf ihrem Gefieder fühlt; oder als ein Lump, wie die Großmutter geſagt hätte. So arm und ſchlotternd zog er aus dem reichen Genf, in welchem achtzig Millionärs wohnen ſollen, und keiner ſtand in bitterm Winde unter der Hausthüre, paßte auf den armen Jacob, führte ihn ans helle Feuer und herbergete ihn ſo lange es Jacob wohlgefiel.

Was dieß doch für ein prächtiger Text wäre für Communiſten, Socialiſten, Furieiſten und andern Unchriſten zu einer donnernden Habakukiade über die Reichen dieſer Welt, die Nothwendigkeit ſie erſt zu beſchneiden, dann auszurotten, endlich die Gebehrden alle zu beginnen, welche nach ihrem Wähnen das Himmelreich bringen ſollen. Alle dieſe Unchriſten ſuchen die Urſache des beſtehenden Elends nie in der Sünde, wo es nach unſern heiligen Büchern liegt, namentlich niemals das eigene Elend in der eigenen Sünde, ſondern ſie ſuchen es in der beſtehenden Ordnung. Ja, hört es, ihr Leute alle, welche wirklich das Chriſtenthum noch für das höchſte Gut halten, dieſe Leute ſuchen die Urſache des Elends in den Geboten Gottes und ihrer Befolgung, ſie nennen die heilige Ehe eine Unſittlichkeit, das Verbot zu ſtehlen einen Frevel an den Menſchenrechten, die Hoffnung eines ewigen Lebens Pfaffenlüge, den Glauben an Gott kindiſchen Unſinn. Chriſtus, der kam, das Verlorne zu ſuchen und ſelig zu machen und nicht um der Welt Lohn willen, ſondern indem er das eigene Leben zum Opfer gab, ſetzt eben in die Ueberwindung der Sünde, in das Opfern des alten Menſchen des Menſchen höchſte Aufgabe in dieſem Leben. Fourier im Gegentheil ſetzt in die Befriedigung aller Leidenſchaften des Menſchen Höchſtes, und für die erſte Pflicht der menſchlichen Geſellſchaft giebt er aus, jeden Menſchen in die Lage zu verſetzen, in welcher er ſeine Leidenſchaften vollſtändig befriedigen kann, denn das ewige Leben hält Fourier für eine pfäffiſche Lüge. Je nachdem nun der Menſch ein Ziel hat, geſtaltet ſich ihm der Dinge Werth, ſucht er den Grund, der ihn an Erreichung ſeines Zieles hindert, ihm Elend giebt ſtatt Glück: Der Chriſt, um es bündig zu ſagen, ſucht dieſen Grund in der Unzucht, der Fourieianer in der Zucht. Der Chriſt hätte den Grund von Jacobs Elend nicht bei den Genſer Millionärs geſucht, ſondern in Jacob ſelbſt. Der Chriſt hätte geſagt: wäre der Jacob bei ſeinem Leiſten geblieben, wie es einem redlichen Geſellen ziemt, der auf ſein Handwerk reiſet, hätte er treulich gearbeitet, ſich im Handwerk fleißig umgeſehen, nicht mehr gebraucht als er nöthig hatte, wäre er geborgen geweſen, geachtet geblieben, in Fällen der Noth hätte er einen Nothpfennig gehabt, und wenn gar großes Unglück gekommen, ſo hätte er doch den Troſt in ſich gehabt, daß er nicht verlaſſen ſei, und wenn auf Erden keine Thüre mehr offen ſei, ſo ſei ihm doch die enge Pforte offen, welche in den Himmel führt. Und wäre er aus der Noth gekommen, ſo hätte er Anker geworfen im Leben, hätte guten Grund gefunden, wäre vom Gehorchen zum Befehlen gekommen, hätte eine feſte Burg ſich erbaut, in welcher er ſicher geweſen wäre vor den Stürmen des Lebens. Der Junge konnte, aber er wollte nicht. Gaben und Gelegenheit fehlten ihm nicht, beſonderes Unglück traf ihn nicht, aber der Junge wollte genießen, wollte ſeine Menſchenrechte benutzen, wollte in fremdem Lande mit Gewalt eine Ordnung wegſchaffen, welche ihm im Wege ſtand, wollte erndten, ehe er ausgeſäet, wollte ſchneiden, was andere geſäet hatten, darum muß er jetzt erndten, was er ausgeſäet, denn wer Wind ſäet, wird Sturm erndten. So hätte der Chriſt geſprochen. Der Chriſt hätte ferner geſagt: Gott der Herr hat die Pflichten zuerſt geſetzt, nach den Pflichten erſt kommen die Rechte, nach dem Säen kommt das Erndten. Das iſt auch ein Naturgeſetz, aber ein von Gott geſetztes: wer nicht ſäet, ſoll nicht erndten, wer ſäet, ſoll erndten, was er geſäet, und wer untreu in ſeinen Pflichten iſt, bringt ſich um ſeine Rechte. Dieß iſt eine Ordnung Gottes, welche er feſt hält mit ſeiner allgewaltigen Hand, welche ſo unabänderlich iſt, als die Ordnung, in welcher die Sterne rollen, im unendlichen Raume, gehalten von Gottes allgewaltiger Hand. Dieſe Ordnung nun wollen die böſen Geiſter, welche, wie Paulus ſagt, in der Luft ſchweben, nicht anerkennen, ſondern umſtürzen. Sie kennen nur Rechte, von den Pflichten wollen ſie nichts wiſſen, inſofern ſie nicht eine Paſſion oder Leidenſchaft dazu haben. Sie begehren das Recht zu erndten, was ihnen beliebt, zu ſchneiden, wo ſie nicht geſäet haben. Das irrt ſie in ihren Grundſätzen durchaus nicht, daß das Leben ſie in verſchiedene Verhältniſſe fuhrt, ſie bleiben ſich in ihren Grundſätzen gleich: Haben ſie z. B. Väter, ſo entziehen ſie ſich allen Pflichten und fordern kindliche Rechte, der Vater ſoll geben, ſo lange ſie begehren. Werden ſie Väter, ſo wollen ſie nichts von den Kindern wiſſen, ſo lange ſie was koſten, würden ſie den Hunden vorwerfen, wenn ſie könnten. Darum nennen ſie die Ehe, welche ſie zu Erhaltung ihrer Kinder verbindlich macht, eine Unſittlichkeit, weil ſie ihnen Pflichten auferlegt. Kämen aber dieſe Kinder zu was, ſo würden ſie väterliche Rechte geltend machen, ihnen auf dem Halſe liegen und ſie ausſaugen. Sind ſie arm, ſo ſollen die Reichen ihnen geben, ſind ſie faul, ſo ſoll alles arbeiten, ſie aber wollen jedem ſeine Arbeit zuweiſen. Werden ſie reich, ſo ſollen ihnen die Armen arbeiten um nichts, Bettelei wird zur Sünde, und wer nicht arbeiten will, ſoll nichts eſſen. Sind ſaubere Kunden dieſe Leute, haben es mit ihren Grundſätzen wie Hanswurſt mit ſeiner Kutte, er hat immer die gleiche Kutte, aber er kann ſie drehen und wenden, wie es ihm komod iſt, daß vernünftige Leute ſich gar nicht darauf verſtehen können. Dieſe Menſchen alle begreifen nicht, daß wir allzumal von bloßer ſimpler Natur aus gar keine Rechte haben, daß das ſogenannte nackte Naturrecht eine Dummheit iſt, ein menſchliches Erſinnen, und daß der Fuchs mit der gleichen Befugniß ſich ein Naturrecht auf den Hühnerſtall oder den Taubenſchlag des Menſchen andichten könnte. Alle unſere ſogenannten Rechte ſind auf Gottes Wort und Ordnung gegründet, ohne dieſe ſind ſie alle Nichts und eitel Dunſt, ſind nichts als die allgemeinen Thierrechte, welche vollſtändig in den kurzen Worten enthalten ſind: Wer Einen freſſen kann und freſſen mag, der freſſe ihn und zwar ohne weitläufige Complimente.

Nun eben möchten die Leutchen die Ordnung Gottes auf den Kopf ſtellen. Sie werden fuchswild, wenn einer nach ſeiner Leidenſchaft auf das Fleiſch ſäet und er erndtet nach der Ordnung Gottes das Verderben, erheben ein entſetzlich Mordgeſchrei und die böſen Geiſter, welche in der Luft ſchweben, ſtimmen entſetzlich ein über die Ordnungen, welche Jemand, der nach ſeiner Natur handle, hemmen oder gar unglücklich machen. Erſt wird revolutzt, die menſchlichen Ordnungen werden über den Hauſen geworfen, der Schelm in Ehren geſtellt, der Bock zum Gärtner gemacht, der ehrliche Mann verfolgt. Von der menſchlichen Ordnung gehts an die göttliche, und unchriſtliche Buben treiben den Frevel ſo weit, daß ſie das Chriſtenthum eine Unſittlichkeit nennen, einen Raub an den allgemeinen Menſchenrechten, der in Bälde gut zu machen ſei. Die hirnwüthigen Buben! Muß man bei ſolchem Frevel ſich nicht ordentlich Gewalt anthun, um zu ſagen: Vater, vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun? Den Menſchen von dieſer Sorte wäre nun Jacobs Auszug, nicht aus Egypten, ſondern aus Genf ein herrlicher Stoff geweſen, Haß und Rache zu entzunden, die Reichen herunterzumachen und ihre Leute zu erheben. So wie man die Ordnung ſelbſt angreift und die Freiheit der Triebe predigt grundſätzlich, ſo pflegt man, um das Volk vollſtändig zu blenden, alle Schelmen, Mörder, Brandſtifter, Blutſchänder als von Natur ganz herrliche Menſchen darzuſtellen, und was an ihnen allfällig nicht zu loben und zu preiſen iſt, alles was man ehedem Schandthaten nannte, daran iſt die beſtehende Ordnung, ſind die chriſtlichen Vorurtheile und unmenſchliche Vorſchriften ſchuld und zwar ſo ſchrecklich, daß der gröbſte Verbrecher nicht bloß zu entſchuldigen, ſondern vollſtändig zu rechtfertigen iſt, eigentlich mit einem Orden oder einer Freiherrei, denn ſolche beginnen bei den rabiateſten Radicalen in Geltung zu kommen, zu bedenken wäre. Umgekehrt dann ſtellen ſie alle Menſchen, welche in höhern Verhältniſſen, in öffentlicher Achtung in Amt und zwar mit Ehre leben, als die allernichtsnutzigſten Menſchen dar, beladen mit Verbrechen von allen Arten, von Herz und Seele zehnmal ärger als der Teufel, Galgen und Rad viel zu leichte Strafen für ſie, und doch würden ſie nicht geſtraft, weil die verfluchte Ordnung ſie ſchütze, das unſittliche Chriſtenthum ihr Schild und Deckmantel ſei. Wolle man ihnen ans Leben, müßte erſt die Sache umgedreht werden, dann erſt konnte man die wahrhaft liebenswürdigen Menſchen, die gegenwärtigen Mörder, Räuber, Brandſtifter zu den gebührenden Ehren bringen, zu Muſterbildern der bis dahin durch das Chriſtenthum heillos verwahrloſten Jugend machen. Um es ganz kurz zu ſagen, in allen in dieſem Sinne ſo geſchriebenen Büchern ſtellt ſich die Sache ſo heraus, daß der Leſer den Richter als einen Unhold, Scheuſal, als tadelswürdig anſehen muß, den Verbrecher aber als eine liebe treue Seele, einen leibhaften Engel, ein beneidenswerthes Opfer chriſtlicher Barbarei und Grauſamkeit.

So ſchreiben dieſe Leute mit vieler Kunſt und Kraft, und werfen, was ſie ſchreiben, unter das Volk. Mit vieler Kunſt und Kraft wollen ſie im Volk den Glauben pflanzen, all ſein Unglück und Elend komme her von der beſtehenden Ordnung, vom Chriſtenthum, darum müßten dieſe weg, dann komme die goldene Zeit, breche ein junger Morgen voll Herrlichkeit den Völkern an. So ſchreiben ſie, und wer anders ſchreibt, den verfolgen ſie, und wer anders geſchriebene Bücher zu leſen giebt, den ſtellen ſie ein im Amte, wenn er eins hat. Wer meint, es ſei nicht ſo oder wenigſtens zu grell dargeſtellt, der leſe, was Franzoſen ſchreiben und Deutſche für das Volk überſetzen, und die Buchhändler in wahrer Wuth verbreiten zu Hunderttauſenden; der leſe ſo manches ſogenannte deutſche Volksbuch, er wird ſeinen Tadel zurücknehmen und bekennen, es ſei noch ärger und ſchamloſer, als es hier dargeſtellt iſt. Solche würden die armen Genfer gräßlich geſchildert haben. Was das für Leute ſeien, die fromm thäten und ſehr fein, wie ſie aber inwendig ſeien voll Moder und Todtengebeinen, hinter ihren kalten Mauern die ſchrecklichſten Laſter übten, Wucher trieben, Champagner ſoffen wie Kühe Waſſer und einen armen Handwerker halb nackt und hungrig ziehen ließen zum Thor hinaus, ohne ihn zu kleiden und zu ſpeiſen, und wollten doch Chriſten ſein und ſeien doch Schuld an ſeinem Elend, die verfluchten Pfaffenknechte und Ariſtokraten! Denn hätten ſie gleich nachgegeben und dem Fremdling geſagt: ihr habt recht und machts wie es euch beliebt, ſo könnte der Jacob, der jetzt halb todt durch die Straßen ſchleiche, eine hohe Stelle bekleiden und einer der Erſten ſein, das ſei ein Kerl, ach Gott! Nun würden ſie ſchildern ſein edles Gemüth, wie hochgeſinnt er ſei und ſchwärme für die Ideen, faſſe das Höchſte, ſei geboren für das Beſte und ein lebendiges Beiſpiel, wie die beſtehende Ordnung der Natur Gewalt anthue und heilloſes Unrecht. Die Natur hätte den Jacob zu einem Häuptling beſtimmt, zu einem Edeln des Volkes, und in der verfluchten Ordnung ſollte er Handwerksgeſelle ſein und arbeiten um ganz gemeines Brot, und habe doch eine ſo hohe Seele und ein ſo tief Gefühl und ſei ſo ſchön, ſo gut und ach ſo herrlich! Würden ihn ſchildern, daß die Männer knirſchten und allen Leſerinnen das Waſſer über die Backen lieſe und mit tiefem Seufzen ihre Herzen dem armen Jacob öffnen und ſie von ihm träumen thäten 14 Tage hintereinander. Wir thun das nicht, wir haben auch Erbarmen mit Jacob, bedauern gar ſehr, daß er in ſolch Elend gekommen und ſind überzeugt, daß die Genfer Millionärs und Millionärinnen ſicher auch Mitleid mit ihm gehabt hätten, wenn ihnen ſeine Umſtände bekannt geweſen wären. Aber ein Menſch iſt eben nicht der liebe Gott, der allein alles weiß, ſo einem Menſchenkind bleibt gar vieles verborgen, auch wenn er Millionen beſitzt. Ja aber, wird man ſagen, da ſollte man Anſtalten einrichten, und das iſt eben an den Reichen, wo alle in ſolcher Lage ſich melden können, wo allem Elend geſteuert, allen Bedürfniſſen abgeholfen wird, allen Wünſchen entſprochen u. ſ. w.

Man ſollte auf Erden eine Anſtalt errichten, zu verhüten, daß je ein Menſch, er mag thun wie er will, in Verlegenheit oder Leiden komme, und eigentlich hätte der liebe Gott mit jedem Menſchen ein himmliſches Kindermädchen ſollen geboren werden laſſen mit einer Unmaſſe von Vorräthen, an Geduld und Vorſicht, daß ja das gute Menſchenkind den Fuß an keinen Stein ſtoße. Aber eben dieß wollte der liebe Gott nicht. Als es dem verlornen Sohne ſchlecht ging, ſchickte ihm Gott keine Köchin nach, daß ſie dem lieben Söhnlein koche und brate, ſondern er ließ ihn zu den Trebern kommen, bis er deren nicht einmal mehr kriegte, bis er in ſich ſchlug, ſich aufmachte und den Vater wieder ſuchte. Denn dieß iſt eben die Ordnung Gottes, daß der Sünder durch Weh zum Wohl geführet wird, daß Züchtigungen wirken friedſame Früchte der Gerechtigkeit, daß, wer ſich nicht bekehrt, untergeht. Gegen dieſe Ordnung Gottes hilft keine Anſtalt, da ſetze man nur ab, und wie auch die Sünder das Ding umkehren, den Sünder warm betten, den braven Mann durch Weh zur Sünde treiben möchten, unter dem Schirmdache des ſogenannten Zeitgeiſtes, es hilft ihnen all nichts. Freilich fallen ihnen alle zu, welche kein ewiges Leben glauben und deren ſind viele, denn ſolche können keinen Lebenszweck haben als Genuß. Wer aber ein ewiges Leben glaubt, weiß, daß man ſich hier läutern, daß man kämpfen muß und ſeine Kräfte ſchärfen, um jenſeits die Vollendung zu erlangen; die begreifen die Ordnung Gottes und beten die Weisheit an, welche ſie geſchaffen. Wie böſe faule Winde über die Erde ſtreichen, Seuchen bringen unter Vieh und Menſchen, oder Pflanzen, Kartoffel vergiften, ſo weht auch zu Zeit ein fauler ſündiger Geiſt durch das Menſchengeſchlecht, Seelen vergiftend, Zeitgeiſt nennt man gegenwärtig dieſen Wind, und ſelten wird auf Erden jetzt ein Menſchenkind gefunden werden, welches nicht kürzere oder längere Zeit an demſelben krank gelegen hat. Aber wie plötzlich friſche Winde kommen, die faulen vertreiben, der Kartoffeltödter ſein Ende finden wird, ſo verblaſt ſich auch der Zeitgeiſt und der geſunde Gottesgeiſt wird wieder heilend und heiligend wehen über dem Menſchengeſchlechte.

Statt nach Paris wanderte Jacob zu dem Thore aus, welches nach der Schweiz führte und durch die Schweiz nach der Großmutter. Es war ihm unheimlich geworden in den welſchen Landen, und wie ſollte er in Paris einziehen mit ſeiner Habe im Nastuch, was würde man da zu dem Jacob ſagen, wenn er ſo daher käme? Zudem hoffte er zu ſeinem Felleiſen zu kommen, den verfluchten Wirth zu erhaſchen, der ſo verflucht liberal gethan und vor lauter Freiſinnigkeit nicht wußte, was ſein oder andern Leuten, mit der Habe armer Geſellen davon gegangen war.

Hochgemuth war er eingezogen in Genf, faſt wie die Oeſtreicher zur Schlacht bei Morgarten, wo ſie Wagen voll Stricke mitführten um die Schweizer zu binden, jetzt zog er ab ganz kleinmüthig, faſt wie die Franzoſen aus Rußland, wo ein einziger Koſak ganze Hauſen gefangen nahm. So wandeln ſich nicht bloß die Dinge, ſo wandeln ſich auch die Stimmungen, gar ſelten ſind die Helden, welche den gleichen Muth bewahren in Glück und Ungluck, nach gewonnenen und verlorenen Schlachten, ſolche heißt man dann aber auch nicht umſonſt Helden. Nun ein Held war unſer Jacob nicht, großer Kleinmuth fullte ſeine Seele, ließ ſelbſt Groll und Bitterkeit nicht ordentlich aufkommen. Ja wer ſo recht kalt hat, die Glieder Eiszapfen ſcheinen, das Blut wie halbgefrornes Waſſer in den Adern ſich ſtauchen will, das Herz nur noch ganz klein wenig klopft, dem ſchwinden die welterobernden Ideen und nach einer warmen Ecke ſeufzt der Menſch, ſie iſt ſeiner Träume höchſtes Ziel. Aber wo ſie finden in fremden Landen und noch dazu im Weltſchland, wo das Holz dünn, die Wärme theuer und man faſt ohne Geld iſt? So humpelte er matt und traurig die todte Straße fort und fror entſetzlich. Er hielt es nicht lange aus, er mußte in einer Kneipe einſprechen, um wieder zu erwarmen und zu ſich ſelbſt zu kommen. Der Wirth konnte deutſch, und da eben Niemand ſonſt da war, verhandelte er mit ihm das woher und wohin. Dieß führte ſie auf die Tagesfragen und die Genfer Geſchichte. Der Wirth war ungeheuer freiſinnig, konnte die Genfer Ariſtokraten nicht ſattſam läſtern und ſagen, wenn er dabei geweſen wäre, es wäre ganz anders gegangen, aber leider hätte er damals den Huſten gehabt und der kalten Luft ſich nicht ausſetzen durfen, aber wenn es noch einmal losgehe, dann ſei er auch dabei und dann ſchone er das Kind im Mutterleibe nicht. Jacob ward es ganz traulich zu Muth und warm ums Herz, Groll und Bitterkeit wurden wieder flüſſig, er erzählte ſeine Malheurs und wie es vielleicht gegangen wäre, wenn es ihm nicht ſo ergangen, wie man ihn im Stiche gelaſſen, wie ſchlecht man es ihm gemacht; wenn er mal wieder komme, dann ſolle man ſehen wie es gehe, er wolle dann abrechnen, daß man davon reden werde. Weil ihm ſo traulich ward und das Herz aufging und der Wirth ein Bruder ſchien, ſo wäre er gerne da geblieben. Er ſagte dem Wirth, es gefalle ihm hier, er gedenke ein paar Tage dazubleiben, um ſich zu erholen und die herbſte Kälte vorbeizulaſſen. Der Wirth machte eine Pauſe, ſah auf das Nastuch, dann frug er, Jacob werde mit Geld verſehen ſein, habe er kein Geld, ſo könne er nicht dienen, es müſſe heut zu Tage jeder zu ſich ſelbſt ſehen und ſehen, wie er durchkomme. Mit Geld ſei er eben nicht verſehen, ſagte Jacob. Aber ihrer Freiheit wegen ſei er hergekommen und entſchloſſen, den letzten Blutstropfen daran zu ſetzen, und gehe es bald wieder los, ſo ſei er am nächſten bei der Hand, wenn er hier bleibe. Das ſei nicht nöthig, ſagte der Wirth, ſie werden es machen können ohne ihn, ſo wie er auch ihretwegen hätte daheim bleiben können. Ich verſtehe ſie nicht, ſagte Jacob. Sie werden mich doch nicht aus dem Hauſe ſtoßen wollen. Sie ſind ja auch ein Bruder und müſſen brüderlich an mir handeln, ſie wiſſen ja, was wir wollen: Was mein iſt, iſt dein, und was dein iſt, iſt mein? Es murmelte der Wirth was von hungrigen Fremden und Emmenthaler Käs, den die Mäuſe gerne theilen thäten, dann ſchmunzelte er und ſagte: am Ende könne er ſich das Theilen noch gefallen laſſen, wenn es ſein müſſe. Er ſei achthundert Franken Miethe ſchuldig, für Wein, Brot ꝛc. auch noch was, wolle er die Schulden mit ihm theilen und ſeinen Antheil daran baar erlegen, ſo ſtehe er nicht an, die Theilung einzugehen, was mein iſt, ſoll auch dein ſein, was dein iſt, begehre ich dann weiter nicht. So ſei es billig, wolle man das Eine, ſolle man auch das Andere nehmen. Dieſen Hohn hätte Jacob gerne gerochen, aber er hatte die Kraft nicht dazu, er machte, daß er fort kam, denn er kriegte Furcht, dachte, der Wirth ſei ein falſcher Bruder und möchte ihm die Gensdarmen nachhetzen. Der gute Jacob wußte nicht, daß ſein ganzes Syſtem oder ſein Glaube im Kerne die thieriſche Selbſtſucht war, freilich als Schaale darum herrliche Phraſen und Redensarten. Theilen wollte man, mit allem, was andere Menſchen Gutes hatten, ihrer Bürden bedankte man ſich, die Hälfte Kinder eines armen Teufels zum Erziehen zu übernehmen, daran hat noch kein Communiſt gedacht, wohl aber daran, die Ehe abzuſchaffen, ſo daß man dann gar nichts, auch mit den eigenen Kindern zu ſchaffen hätte. Aber ſobald einer was abgekriegt hätte, ſo hätte er ſich damit geſtrichen: wie ein Huhn mit dem Brocken Brot, wie der

Hund mit einem Stück Fleiſch aus der Fleiſchbank, oder aber er hätte wie Reineke Fuchs oder wie Johann von Leiden die Menge beredet, einen gemeinſchaftlichen Schatz anzulegen, und hätte ſich dann die Verwaltung vorbehalten oder wäre in einer ruhigen Stunde damit davon gegangen. Der gute Jacob hatte genug erlebt, war aber noch lange nicht weiſe genug Erfahrungen zu machen, d. h. die äußern Erſcheinungen auf ihren innern Grund zurückzuführen und dieſen mit Sicherheit zu erkennen. Am allerwenigſten wäre Jacob im Stande geweſen, ſeinen eigenen innern Sinn zu ergründen. Seine eigenen Begierden hatte er mit ſchönen Redensarten umwunden, dieſe Redensarten, Grundſätze genannt, allgemeine Weltgrundſätze, für Alle, und ahndete von Ferne nichts, daß der Kern, aus welchem alle dieſe Grundſätze gewachſen waren, nichts mehr und nichts weniger war als ganz gemeine Begehrlichkeit und der jederzeit und in jedem Thiere vorhandene Neid gegen alles, was andere hatten. Der gute Junge hätte himmliſch geſchrieen, wenn man es ihm geſagt hätte.

Bitter böſe ging er weiter, bis es ihn wieder fror, dann verging der Zorn und er ward wieder elend und jammerſüchtig. Er verſuchte zu fechten, aber es ging ſchlecht, der Welſche iſt nicht freigebig, macht, abſonderlich wenn es kalt iſt, ſeine Thüre nicht gerne auf und ſtreckt eine milde Hand hinaus. Jacob dachte dießmal an das Fechten in Aargau von Baſel her, wie das luſtig geweſen ſei und abträglich und ſeufzte bei ſich: ach wenn es nur wieder ſo wäre! Aber daß er ſich damals mit dem muthwilligen Fechten verſündigt hätte und jetzt die Bußzucht angebrochen ſei, daran dachte er nicht. Er glaubte, die Heerſtraße, auf der er wanderte, ſei ſchuld an der Kaltherzigkeit, indem die Herzen an der Straße hart getreten worden ſeien, ſo gut als die Straße ſelbſt. Er lenkte landeinwärts ein, er pochte an niedere Hütten, er ſuchte Arbeit, er, der Jacob, in den ſchauerlichſten Winkeln, welche ihm ganz abſeits der Welt zu liegen ſchienen, und bei Meiſtern, welche auch nicht der geringſte Funke von Bildung angeflackert hatte, und von welchen es ihn durchaus nicht verwundert hätte, wenn ſie Hörner auf dem Kopfe und Klauen an den

Füßen gehabt hätten. Aber er fand keine, wie gerne er auch welche gehabt hätte, wie ſehr er ſich herabließ und bat und anhielt. Es war Winter, die Arbeit rar, und wer ihn anſah in ſeiner abgeriſſenen Geſtalt, mußte Bedenken tragen, ihn zum Hausgenoſſen zu machen, denn auf dem Lande wohnt an den meiſten Orten der Geſelle noch beim Meiſter. Er war zwei ganze Tage gegangen, freilich dabei nicht weit gekommen und hatte wenige Gaben empfangen, kein freundlich Wort, konnte kaum mehr das Leben friſten, und es ward ihm mehr und mehr, wenn er nur ſechs Fuß unter der Erde wäre und doch ſchauderte ihm davor. Hui, dachte er, wie kalt es erſt da unten ſein müſſe, wo kein Feuer ſei, keine Sonne ſcheine. So recht kalt haben, keine warme Ecke auf der Welt, keine Ausſicht als das kalte Grab, kein Gedanke an den ſchönen ſonnenreichen Himmel, da iſt ein ſchrecklich Dabeiſein! Eiskalt war er auch am dritten Tage aus ſchlechtem Bette aufgeſtanden, in welchem er eine ganze Nacht umſonſt verſucht hatte zu erwarmen, halb erfroren mußte er in die kalte Welt hinaus, und hatte dazu noch Froſtbeulen an den Füßen, mußte langſamer gehen als nöthig war, das Blut in raſchen Umlauf zu ſetzen. Klar war der Himmel in tiefem Blau, ſilbern flimmerte der Schnee, mit weißen Kränzen hatten ſich die Bäume geſchmückt, es war herrlich auf der Erde, wer aus warmem Pelze heraus ſie anſehen, wer wohl eingepackt in luſtigem Schlitten über ſie hingleiten konnte, wer eine warme Ecke wußte, wo er wieder abſitzen konnte, wenn es ihm zu kalt war draußen. Wer ein Heim hatte, oder einen guten Freund, der mußte ſich freuen über den herrlichen Wintertag und Gott loben, der ſeine Pracht und Schönheit im blumenreichen Frühling, im ſchneereichen Winter in immer gleicher Herrlichkeit entfaltet.

Wer aber böſe Füße hat, dünne Hoſen, eine kalte Haut und nirgends einen Fleck, wo er in Ruhe ſein Haupt ablegen kann, der hat andere Augen im Kopf, und keinen Mund zu preiſen und zu loben, ſondern nur einen Mund zu ſeufzen und zu klagen. Wer auch ſchon ſo im Winter gewandert iſt, der kann erzählen, wie ſchwarz einem die Welt vorkömmt, auch wenn ſie in Sonnenglanz und weißem Winterkleide am hellſten glänzt und glitzert. Die weißen Guirlanden, welche von den Bäumen hingen oder von einem Äſte zum andern, die wollten Jacob vorkommen wie Todtenkränze, welche man über die Särge legt, wenn man Junggeſellen oder Jungfrauen zu Grabe trägt. Es kam ihm vor, als ſeien dieſe für ihn bereitet, und wenn er ſich ſchlafen lege unter einen von dieſen Bäumen, ſo fielen ſie herab und legten ſich über ihn, damit er nicht ohne den üblichen Schmuck im Tode bleibe. Er betrachtete die Bäume einen nach dem andern, und mußte immer denken, welches wohl ſein Todtenbaum ſei und an welchen die Todtenkränze hängen möchten. Das kam ihm unheimlich übers Herz, es war ihm, als ſei jeder Baum eigentlich der Tod und haſche nach ihm, haſtig ſchoß er an jedem vorüber, war froh, wenn er ihn im Rücken hatte; aber dann paßte ſchon ein anderer wieder auf, lange Aeſte über die Straße ſtreckend, an denen die Kränze tief niederhingen. Dieſem galt es zu entrinnen, und dann wieder einem und wieder einem, und ſo in Angſt und Fieber faſt wie ein vom Tode gejagtes Wild, wanderte er den Morgen durch und kam gegen Mittag in einen kleinen abgelegenen Ort, todtmüde. Er hatte nach einem Meiſter ſeines Handwerks gefragt und erfahren, daß ein alter Meiſter im Orte wohne und ſein Häuschen war ihm gezeigt worden. Dort klopfte er an, und mehrere Male, ehe ihm aufgethan wurde. Ein altes Mütterchen öffnete endlich. Da ſie ſich gegenſeitig mit deutſch und weltſch nicht verſtändigen konnten, rief die Alte nach Jemand, und alsbald erſchien ein alter aber noch kräftiger Mann, der bösdings deutſch konnte. Er war der Meiſter, der auf Jacobs Bitte um Arbeit eine abſchlägige Antwort gab und in ſeinen Taſchen nach einem Zehrpfennig ſuchte. Alſo wieder weiter ſollte Jacob ſonder Raſt und Ruhe, wie der ewige Jude und die Todtenbäume ſtunden ſo drohend den Weg entlang, ſo ſchaurig hingen die Todtenkränze über den Weg herein, ſo todtmüde war er an Leib und Seele! Da lehnte ſich Jacob an die Thürpfoſten, das Waſſer ſchoß ihm in die Augen, unwillkührlich faltete er die Hände und ſeufzte: mon dieu, mon dieu! (mein Gott, mein Gott!) Denn wie oft an einem Baume die Blätter noch grünen, wenn auch inwendig das Mark gefault iſt, ſo bleiben vielen Menſchen noch fromme Worte im Munde, wenn im Herzen der fromme Glaube längſt vermodert iſt.

Die Alten kannten Zauberſprüche, in denen bezwingende, übermächtige Kräfte liegen ſollten, fromme Sprüche hatten ſie als Talisman gegen böſe Geiſter, und wer will in Abrede ſtellen, daß nicht ein innig Wort aus dem Herzensgrund herauf, daß nicht ein fromm alt Wort zum Zauberſtabe werden kann, welcher verſchloſſene Herzen öffnet, aus dem Fels der Theilnahmloſigkeit plötzlich die ſüße Quelle des Mitleids kann ſprudeln laſſen? Das Mütterchen war hinter ihrem Beſcheid gebenden Hausherrn ſtehn geblieben, faßte auf Jacobs Ausruf hin, den Alten beim Arme und ſagte ihm was auf Weltſch, was Jacob nicht verſtand. Darauf hin lud der Alte ihn ein, einzutreten, ſich zu wärmen und mit ihnen das Mittagseſſen zu theilen, wenn er vorlieb nehmen wolle. Jacob ließ ſich dieß nicht zweimal ſagen. Wer je in harter Kälte geſtanden, geldlos und ohne eine warme Ecke zu wiſſen, wird es faſſen, wie ein Ruf in ein warmes Stübchen an warmes Eſſen klingen muß. Das Stübchen war klein, aber ſehr warm, wie alte Leute es lieben, auch der Tiſch war klein, daß mit Mühe Jacob daran Platz fand. Seltſam kam es ihm vor, als der Meiſter die Mütze abnahm, das Mütterchen die Hände zuſammenlegte, beide beteten, ehe ſie das Eſſen berührten. Das hatte er lange nicht gethan, das war nicht Sitte mehr in den Koſthäuſern, ſelbſt ſei der Mann, meint man, und davon, daß jede gute Gabe von Gott kommt, will man nichts wiſſen. Aber das Thun der alten Leute hatte auch eine bezwingende Kraft für ihn, er that unwillkührlich wie ſie, faltete die Hände und unwillkührlich kam das Tiſchgebet, welches er während ſeiner Lehrzeit hatte herſagen müſſen, ihm auf die Zunge und kein Wort fehlte dran, was doch Jahrelang im Grabe gelegen, ſtand jetzt auf ganz und unverſehrt. Kurios! Das Mahl war ſehr einfach, es beſtand aus einer ſogenannten Bataillen-, Bettler- oder weltſchen Suppe. Das iſt eine merkwürdige Suppe, alle Tage die gleiche und doch alle Tage anders. Dieſe Suppe beſteht nämlich aus allem Eßbaren, was in einer Haushaltung aufzutreiben iſt, aus Fleiſch, wenn man welches hat, ſei von dieſem oder jenem Thiere, aus Gemüſe von allen Sorten, aus Kartoffeln, Brot, was der Welſche jedoch lieber appart ißt, kurz, es iſt die komodeſte Suppe von der Welt, es paßt alles dazu, was man zur Hand kriegt. Man kann alles Mögliche kochen und braucht nur einen Topf dazu, und je nachdem man Dinge hinein thut, von dieſem mehr, von jenem weniger oder gar nichts, hat man alle Tage eine andere Suppe und ſelten eine angebrannte. Es liegt nicht in ihrer Art anzubrennen, und wenn man nur auf ein Gericht zu ſehen hat, ſo nimmt man es um ſo genauer. Will man das Ding etwas feiner, ſo wird das Fleiſch zu rechter Zeit herausgenommen und auf einen apparten Teller auf den Tiſch geſtellt, ſo kann man es auch mit einigen Gemuſeſorten machen, aber warum ſoll man auf dem Tiſche ſöndern, was in einem Topfe gekocht iſt und wieder in einen Magen zuſammen muß!

Unbeſchreiblich mundete Jacob die wackere Suppe, und mit unbeſchreiblichem Mitleid ſah das Mütterchen ſeinem Heißhunger zu, betrachtete ſeine mageren Hände, hieb ihm große Stucke Brot ab, aß ſelbſt faſt nichts, da die Suppe nicht auf einen ſolchen Appetit eingerichtet war. Zwiſchendurch erzählte er, wie er aus dem Spital komme, wo er mehrere Wochen bewußtlos gelegen, wie er um ſein Felleiſen gekommen und zweihundert Stunden weit ſeine Heimath ſei, wo er nur noch eine Großmutter habe, welche er gerne noch einmal ſehen möchte, aber zweifle, daß er es dazu bringen werde. Unterdeſſen hatte das Mutterherz, um der Suppe nachzuhelfen, eine Flaſche Wein auf den Tiſch geſtellt, und frug, da ſie nichts verſtand, alle Augenblicke mit franzöſiſcher Lebhaftigkeit ihren Alten: que dit il (was ſagt er)? Wenn ſie es dann vernahm, ſo ſagte ſie: le pauvre garçon, (der arme Junge) und ſah ihn mit mutterlichen Blicken an. Der Lauf am Morgen, das tuchtige Eſſen, der Wein, die Wärme, welche endlich einmal durch Haut und Glieder ging, hatten zur Folge, daß Jacob, der ſchon lange unwillkührlich gegähnt hatte, während einer ſolchen Verdolmetſchung einſchlief, ſichtbar und feſt. Der Alte wollte verſuchen ihn zu wecken, aber die Mutter wehrte und meinte, das ſei eine Unbarmherzigkeit, Schlafen dem armen Jungen eine Nothwendigkeit. Wer in großer Kälte ermattet ſei, darauf an die Wärme komme, eſſe und trinke, der müſſe ja ſchlafen. Der Alte gab es gerne zu, er hatte nur wecken wollen, weil er dachte, Jacob habe eigentlich weiter wollen, und in den kurzen Tagen ſei die Nacht da, ehe man daran denke. Nun ließ das nach welſcher Weiſe redſelige Mütterchen ſich noch einmal alles gründlich dolmetſchen, was der arme Junge geſagt hatte. Gar großes Mitleid wuchs in ihrem Herzen auf, beſonders daß er ſo weit von der Heimath ſei, eine Großmutter habe, welche ihm ſo lieb ſei, daß er krank geweſen, und jetzt matt und blos, zu ſolcher Jahreszeit wandern ſolle. Sie begehrte auf über die Meiſter in Genf, welche den armen Jungen in geſunden Tagen in Arbeit gehabt, in kranken ihn laufen ließen. Le pauvre diable (der arme Teufel) müſſe ja umkommen vor Hunger oder Kälte, und ſei doch einer lieben Großmutter einzig Großkind, und was die ſagen würde, wenn er nicht wiederkäme! Aber ſolche Herren hätten kein Gewiſſen und frügen dem Nebenmenſchen gar nichts nach, wenn ſie nur hoch leben könnten. Aber in Städten ſei es ſo, da ſei alles ſteinern, die Häuſer und die Herzen, keiner habe für den andern ein Herz, und das ſei bei Reichen und Armen ſo. Die gute Alte packte einen gewaltigen Groll gegen alle Städter aus, der ſeit langer Zeit ſich aufgeſtaucht haben mußte. Derweilen verfloß eine tüchtige Portion Zeit und Jacob ſchlief immer noch. Der Alte meinte endlich, es ſei doch Zeit zum Wecken, ſonſt komme er heute nicht weiter.

Hör, mein Lieber, ſagte das Mütterchen, aber auf franzöſiſch verſteht ſich, wecke mir ihn nicht, ich möchte dir gerne was ſagen, wenn du es erlaubſt. Rede, meine Liebe, ſagte der Alte, und zündete ſich eine Cigarre an, vielleicht das einzige neumodiſche Ding in dem kleinen Häuschen. Laß ihn ausruhen hier ein paar Tage und bis die Kälte bricht, mein Lieber, ſagte die Mutter. Wir müßten uns ja ein Gewiſſen daraus machen, wenn wir ihn fortließen, nach ein paar Tagen käme die Nachricht, es ſei ein Handwerksburſche erfroren gefunden worden, und es fände ſich, es wäre der unſere. Mein Gott, ſagte der Vater, er iſt ja nicht der unſere. Laß die Genfer Meiſter ſich ein Gewiſſen daraus machen, welche uns alle Arbeit wegnehmen und das Handwerk verpfuſchen. Arbeit habe ich nicht mehr als ich fertigen kann, wie lange ich arbeiten mag, weiß ich nicht, und was erübrigt iſt, iſt für dich, und ein ſolcher Burſche ißt und trinkt mehr als wir beide zuſammen. Lieber Alter, ſagte die Alte, der iſt der unſere, welcher unſer bedarf. Denke an den barmherzigen Samariter. Was willſt du für mich ſorgen? Ueberlaſſe das unſerm guten Vater im Himmel, du weißt nicht, wie bald der mich haben will. Denke, wenn ich ſtürbe oder du in dieſem Winter, und wir hätten auf unſerm Herzen das Bewußtſein, den armen Jungen hätten wir an der Wärme gehabt und an die Kälte gelaſſen und dieſe hätte ihn weggerafft, denke, mein Lieber, was das für eine Bürde wäre, und haben doch ſiebenzig Jahre lang ſo gut als möglich gelebt, damit wir mit leichtem Gewiſſen ſterben möchten und die letzte Stunde uns nicht verbittert ſei. Ja, Mutter, ſagte der Alte, mache was du willſt. Du haſt Mühe und Schaden, alten Leuten wie uns, fällt das Ungewohnte ſchwer, und ſeit vielen Jahren haben wir keine dritte Perſon unter unſerm Dache gehabt. Ich weiß ja wohl, ſagte die Mutter, daß du immer ſo gut gegen mich biſt und für mich denkſt! Wir haben keine Kinder und keine Großkinder, aber denke, wenn wir einen Großſohn in der Fremde hätten bei ſolchem Wetter in ſolchem Zuſtande, und Niemand wollte ſich ſeiner annehmen, er käme elend ums Leben, und wir würden vernehmen, einige Stunden vor ſeinem Ende habe er bei alten Leuten geraſtet und die hätten wohl eingeſehen, in welche Gefahr er komme und ihn doch wegen der Unbequemlichkeit aus dem Hauſe geſtoßen, denke, Vater, was würden wir ſagen zu ſolchen Leuten und würden wir ſie nicht dem lieben Gott verklagen? Vor Unglück hat der liebe Gott uns ſo lange bewahrt, ſollen wir nicht einmal einer Unbequemlichkeit eine kleine Weile uns unterziehen wollen, bis das Wetter ändert, bis er ſich erholt hat, bis er ſelbſt weiter will? Weiß Gott, wenn ich ſeine Großmutter im Himmel antreffen würde, und es wäre ihm ein Unglück zugeſtoßen, ich liefe weg, ich dürfte ihr nicht unter die Augen. Wenn wir vom Handwerk ſeiner uns nicht erbarmen wollen, wer ſoll es dann thun? So redete das gute Mütterchen mit großer Geläufigkeit, und ihr Alter hatte ſeine Freude daran, wenn er ſchon ſeine Einwendungen zwiſchen ihre Reden ſtreute. Es war ein Meiſter und ein Chriſt auf die alte Weiſe, pünktlich, treu und hielt dafür, daß man ſich gegenſeitig aushelfen ſolle abſonderlich die vom gleichen Handwerk. Zur Zeit, als er noch Geſellen hatte, hielt er ſie gut, meinte nicht, er wolle den Gewinn alleine, und erwarb ſich dabei doch ein klein Vermögen, groß genug zu einem ſorgenfreien Alter. Aber er haßte den Aufwand, lebte ſeinem Stande gemäß und wie er es gewohnt war, daher zufrieden mit Gott und Menſchen und zufrieden verließen ihn die meiſten ſeiner Geſellen, denn er ſtellte keinen an, hatte er ihm nicht ordentlich gefallen. Die Unzufriedenheit, die läſterliche Zeitkrankheit rührt meiſt daher, daß die Menſchen über ihrem Stande leben wollen, auf ihnen ungewohnte Weiſe, dadurch werden ſie beides unglucklich und lächerlich. Der Alte gab daher gerne nach, machte bloß die Bedingung, Jacob mit einem guten Zehrpfennig weiter zu ſenden, wenn es ſich nach einigen Tagen ausweiſen ſollte, daß er zu ihnen nicht paſſe, ſondern ihren Frieden ſtöre. Als dieſes ausgemacht war, ließen ſie den armen Jungen ruhig ſchlafen, und dieſer ſchlief, bis es dunkel war im Stübchen.

Drittes Kapitel.

Ein zweites Erwachen, dießmal ein freudiges, hinter der Thüre hat ihm Gott eine bleibende Stätte bereitet, und zwar eine warme geſunde für Leib und Seele.

Da begann er ſich zu dehnen, wachte allmälig auf, wußte aber ſo wenig, wo er war, als vor einigen Wochen bei ſeinem Erwachen im Spitale. Er ſprang auf, ein Dutzend Vorſtellungen kreuzten ſich mit Blitzesſchnelle in ſeinem Gehirne, ehe die rechte kam, bis er wußte, wo er war und wie er hieher gekommen. Er erſchrak, als er ſah, daß er den Tag verſchlafen, die Nacht vor den Fenſtern war, griff raſch nach ſeinem Nastuch und frug nach dem nächſten Orte, wie weit es ſei und ob er dort übernachten konnte. In ihrer Lebhaftigkeit hatte das Mütterchen vergeſſen, daß es mehr als eine Sprache in der Welt giebt und daß Jacob die ihre nicht verſtand. Sie redete raſch auf ihn ein und ſetzte ihm vieles auseinander, flocht zuweilen das Wort „blyb, blyb“ ein, aber in ſo wunderlicher Ausſprache, daß Jacob es auch für ein welſches hielt und aus ihren Berichten nicht klug ward. Er frug, wie weit, combien de heurs, lieus hätte er ſagen ſollen, und darauf ſagte ſie blyb, blyb. Da kam der Alte und dolmetſchte. Wer jemals ſo recht todtmüde geweſen iſt bei einbrechender Nacht und im Glauben ſtand, ſeine Herberge liege noch ſtundenweit und zu ihr hin ſei ein ſtreitbarer Weg, voll Kälte oder ſonſtige Plagen und er ſteht ſchon am Ziele, kann niederſitzen, ruhen, bleiben unter freundlichem Obdach in aller Behaglichkeit, der weiß, wie es Jacob war, als er der Alten Rede hörte. Er konnte im erſten Augenblicke nichts ſagen als: mon dieu, mon dieu! Das klang aber in des Mütterchens Herzen beſſer als die ſchönſte ſtündige Rede. So hatte Jacob wieder eine bleibende Stätte unerwartet in einem ganz kleinen Neſte, welches er früher gar nicht angeſehen hatte. Hätte er in einem ſolchen bleiben ſollen, er würde geglaubt haben, man muthe ihm Unerträgliches zu, ein Weltbürger wie er, müßte in einem ſolchen Neſte vor Langerweile vergehen, für einen gebildeten Menſchen ſei das Wohnen in einem ſolchen Orte eine Unmöglichkeit. Die Kinder dieſer Zeit haben es akkurat wie die unmündigen Kinder überhaupt, ſie mögen nicht allein ſein, können nicht in der Stille leben, nur im Gewühle iſt ihnen wohl; wo am meiſten geklappert wird, gefällt es ihnen am beſten. Es iſt ganz begreiflich. An ſich ſelbſt können ſie kein Genügen haben, denn nichts iſt nichts, und wenns ſtille wird um ſie, fangen ſie ſich an zu fürchten. Die Kinder fürchten ein Etwas ohne Namen. Aehnliches wird es auch ſein bei den Kindern dieſer Welt, ſie fühlen ihre Ohnmacht und wie ſie ohne mächtige Hülfe böſen Mächten verfallen ſeien. Es geht aber oft ſo im Leben, daß das, was man ſchnöde verachtet hatte, der rettende Anker wird, Jacob erfuhr es. Aber darüber reflektiren und paſſende Nutzanwendungen machen, daran dachte er nicht und nicht daran, daß die Großmutter ihm geſagt hatte, er ſolle nie Arbeit verſchmähen, denn damit könne man ſich ſchwer verſündigen, es könne dann eine Zeit kommen, wo man Arbeit ſuche und nicht finde, und aufs jammerwürdigſte irren müſſe durch die Welt. Brot ſchänden und Arbeit verachten, das ſind zwei Dinge, welche ſich ſchwer rächen früher oder ſpäter, je nach dem Gott es fügt, denn ſo hat ers geordnet und die Strafe vollzieht er, wenn er es gut findet. Mit Jacob meinte Gott es gut, am dritten Tage ließ er ihn Arbeit finden, er wußte es, der arme Junge hätte 8, 12 und mehr arbeitloſe Wochen, wie ſie Manchem zugetheilt werden nicht ausgehalten. Als er am folgenden Morgen nicht weiter mußte, wie glücklich war er nicht, und wie wohl that es ihm, ſich verbergen zu können in ſeinem ſchlechten Aufzuge vor den Augen der Welt. Er ſchaffte in der Werkſtatt ſo viel ſeine Kräfte erlaubten und leichte Arbeit wies der Meiſter ihm an. Der Meiſter ſah, daß Jacob des Handwerks nicht unkundig war, jedoch zu, denen gehörte, welche ſchaffen, daß was fertig wird, unbekümmert um Kunſt und Ausbildung trotz ihrer vorgeblichen Bildung. Jacob ſah, daß der Meiſter raffinirte in ſeiner Arbeit, mit innerm Behagen an etwas ſchaffte, unbekümmert darum, werde er eine Stunde früher oder ſpäter fertig, da er eben die unter Händen habende Arbeit nicht erſt abliefern mußte, um Brot zu kaufen, und ihn der Geiz nicht plagte, der gerne ob ſchlechter Arbeit reich werden will.

Hier konnte er was lernen, merkte er zu ſeinem großen Erſtaunen. Denn daß man an einem ſolchen Orte was lernen könnte, daran hatte er nicht gedacht. Der Meiſter war bei ihm bei der Arbeit, nahm ſich alle Zeit, ein Auge auf des Geſellen Hand zu haben und ſagte ihm zu rechter Zeit, wie er es haben möchte, dieweil ſeine Kunden ſo gewohnt ſeien und ſie ja alle Zeit hätten, die Sache recht zu machen. Jacob war ein ſolches meiſtern nicht gewohnt. Potz Himmelſackerment, wie begehrte er ſonſt auf, oder machte wenigſtens ein grimmig Geſicht, wenn einem Meiſter was nicht recht war! Nun es kitzelte ihn anfangs auch, er ſagte wohl: in Genf oder in Zürich habe er es immer ſo machen müſſen. Aber auch das ließ er, denn der Meiſter war nicht bloß in Genf, ſondern ſelbſt in Paris geweſen, verſtand ſein Handwerk und alle Vortheile in demſelben vortrefflich und was er bemerkte, war ſo väterlich und freundlich geſagt, daß Jacob nicht böſe werden konnte, wenn er auch gewollt hätte. Es arbeitete ſich in der kleinen Werkſtätte ſo traulich und heimiſch, daß ein halber Tag um war, ehe er daran dachte. Dazu machte es draußen ſo kalt und wild, daß Jacob allemal, wenn er einen Blick durch das Fenſter warf, zum Bewußtſein kam, wie glücklich er ſei da drinnen ſein zu können und um ſo freundlicher und beſcheidener wurde. Der Alte war recht wohl mit ihm zufrieden und es gefiel ihm ſelbſt, wieder einen Kameraden bei der Arbeit zu haben, und einen, mit dem er plaudern konnte von der Welt, von welcher er ein gut Stuck geſehen hatte. Ganz beſonders aber gab ſich das Mütterchen mit ihm ab, das Mitleid hatte ihr Herz ihm geöffnet, und dieſes Mitleid verwandelte ſich faſt in mütterliche Anhänglichkeit. Es ärgerte ſie in ihrer weltſchen Lebhaftigkeit, daß ſie alle Augenblicke fragen mußte, que dit il (was ſagt er)? und der Alte dann ſo langſam und ihr nie vollſtändig genug dolmetſchte. Sie nahm ſich vor, Jacob franzöſiſch zu lernen und trieb dieß mit ſolcher Lebendigkeit, daß er in acht Tagen mehr loskriegte, als während der ganzen übrigen Zeit, welche er in der franzöſiſchen Schweiz zugebracht hatte. Aber da war er nicht unter lauter Landsleuten, ſondern hörte den ganzen Tag franzöſiſch ſprechen und die Alte verſinnlichte, was ſie ſagte, ſo ausdrucksvoll mit Gebehrden, Blicken ꝛc., daß er ſie bald faſt ohne Hülfe des Alten verſtand und ohne daß er es merkte, weltſche Worte zu brauchen anfing, die ſich immer vollſtändiger an einander reihten, daß er ſich zum Erſtaunen ſchnell verſtändlich machen konnte. Von Weggehen oder Dableiben redete Niemand, das Dableiben hatte ſich ohne alle Worte gemacht, und Jedes wäre erſchrocken, wenn das Weggehen in Rede geſtellt worden wäre.

Sie ſorgte aber nicht bloß für ſeine Sprachfertigkeit, ſondern nahm ſich auch mütterlich ſeiner Habſeligkeiten an. Was zerriſſen war, ward ganz, das Unſaubere ſauber, das Unbrauchbare erſetzt durch Brauchbares. Ja zuſehends mehrte ſich ſein Eigenthum, es hätte ſchon in keinem Nastuch mehr Platz gehabt. Dafür aber war denn auch Jacob der Frau Meiſterin ſehr gefällig, ging ihr zur Hand, wie er es als Lehrbube nie gethan, als Geſelle deſſen auf das Höchſte ſich geſchämt hätte. Höflichkeit iſt überhaupt ſeit der Zeit von Freiheit und Gleichheit ſtark im Abgang, nicht einmal gegen das weibliche Geſchlecht iſt man mehr höflich unter ſogenannten gebildeten Leuten, geſchweige denn ein Geſelle gegen ſeine Meiſtersfrau. Höflichkeit ſcheinen Viele mit Kriecherei zu verwechſeln und Grobheit mit Männerſtolz und Männerwürde; je junger man iſt, deſto mehr iſt man dieſer Verwechſelung ausgeſetzt, und je weniger man iſt, deſto wichtiger glaubt man ſich machen zu müſſen und der Ton iſt ſo, daß ſolche Burſche freundlicher Höflichkeit ſich weit mehr ſchämen als ſchlechter Streiche. Hier hatte ſich Jacob vor Niemand zu ſchämen, der Meiſter war höflich gegen ſeine Frau, und warum ſollte er ihre mütterliche Sorgfalt nicht mit freundlichen Hülfsleiſtungen vergelten? Sie thaten ſeinen Ehren keinen Abbruch, aber ſie befeſtigten ihn im Wohlwollen und machten ihn immer unentbehrlicher. Es glaube aber Niemand, daß Jacob ein anderer Jacob geworden ſei inwendig, da war Alles noch akkurat gleich, und nicht einmal die Spur einer Gährung, welche einer innern Umwandlung voran zu gehen pflegt, war da. Es war aber doch eine Macht über ihn gekommen und regierte ihn, ohne daß er es wußte, und das war die Macht des Hausgeiſtes. Im Hauſe war Liebe, Friede, Freundlichkeit, ein ungetrübtes Weſen von Morgen früh bis Abend ſpät. Da war weder Poltern noch Zanken, kein Sauerſehn, mit welchem ſo mancher dumme Menſch ſich groß meint, und dumm ſpricht, Sauerſehn ſei ſeine Freundlichkeit. Jede mögliche Handbietung leiſtete man ſich gegenſeitig unaufgefordert, dankte für jede mit freundlichen Worten, und das Eine freute ſich über die Hülfe und das Andere über die Worte, und dieß alles ſo ganz ungeſucht und aus gutem Herzensgrunde, daß man unwillkührlich davon ergriffen wurde. Dabei ward es einem ſo wohl und ſo heimlich ums Herz, gerade wie an einem ſchönen milden Frühlingsabend, wenn die ganze Erde ein Altar Gottes iſt und Weihrauchdüfte gen Himmel ſteigen und am Himmel tauſend freundliche Sterne flimmern, heilige Lichter über dem ſüß duftenden Altar. Da wird es einem auch ſo weit und ſelig ums Herz, man möchte ſelbſt als wohlgefällig Opfer gen Himmel ſteigen, man muß ſich Gewalt anthun, ſich loszureißen von dieſer Herrlichkeit um in des Hauſes düſterm Raume den Schlaf zu ſuchen. Und kann in des Lebens Kampfe eine herrlichere Beute gewonnen werden als dieſe freundliche ungetrübte Heiterkeit am Lebensabend, eine Frucht ungetrübter Liebe und des Friedens, welche über allen Verſtand geht? Giebt es ein ſchöneres Bild als ſo zwei alte Eheleute, welche ſo herzinniglich ſich lieben, in deren alten Augen junge Liebe wieder glüht, die nicht ohne einander ſein konnen, eins dem andern ſeine Wünſche aus den Augen lieſt, jedes nur den Schmerz des andern fühlt und nicht den ſeinen? Dieſe ſtehen nicht an des Grabes Rand, ſie ſtehen an den Pforten des Himmels, ihre Herzen ſind geläutert, ſind zwei freundliche Sterne geworden, die zu einem Doppelſterne ſich geeint, und freundlicher Sterne Heimath iſt der Himmel. Wenn die Sonne über der Erde ſteht, verſchwinden die Sterne in des Himmels Gründen, die ſchaffenden Kräfte walten, es donnern des Lebens brandende Wellen über der Erde. Wenns Abend wird, wird es ſtille, aus den tiefen Gründen treten die Sterne wieder friedlich und freundlich, im ſtillem Frieden ſcheint die Erde ſich zu baden. In jungen kraftigen Tagen, in des Lebens Brandungen, da müſſen Mann und Weib kämpfen mit der Welt, müſſen ſich durchringen, muſſen ihr abzwingen, was ſie bedürfen, müſſen im Gewühle ſtehen, die Augen offen für Gefahren und Vortheile, für Alles, was an ihnen voruberrauſcht. Da treten die Gefühle auch in den Hintergrund, die Liebe tritt zurück, giebt Raum den ſchaffenden Kräften, unterſtützt ſie wohl, freut ſich ihres Gewinnes, fächelt Kühlung und Erquickung in des Tages Brand. Aber wenn dann des Lebens Abend kömmt, der fleißige Arbeiter ſich Feierabend errungen hat, die Kräfte übt in der Gewohnheit Behagen, oder ſich pflegt aus errungenem Gewinne, da treten wieder wo im Herzen der Himmel bewahrt iſt, des Lebens Stürme das Herz nicht überſandet, verwüſtet haben, die Gefühle als freundliche Sterne hervor, die Liebe entſchleiert ſich wieder, wird zum glänzenden Abendſterne, leuchtet in wunderſchönem Glanze bis die Nacht kömmt, bis das alte in Liebe wieder erglühte Auge im Tode bricht. Das iſt der wahre Gang im Leben, und ſo ihr Eheleute, ſollt ihr das Leben begreifen und in ihm ſtehn und wohl euch, wenn dann als des Lebens höchſte Beute euere junge Liebe als Abendſtern wieder am Himmel ſteht, euere letzten Tage verklärt in ſeinem freundlichen Lichte, wie ja der gleiche Stern der Morgenſtern iſt und der Abendſtern.

Von dieſem Weſen ward Jacob ergriffen und machte es mit, er wußte nicht wie. Denn bekanntlich war Jacob ein guter Junge von Natur, der immer mitmachte, was man ihm vormachte, und da böſes Vormachen häufiger iſt als gutes, ſagte ihm ſeine Großmutter ſo oft: Jacob, du biſt ein Eſel und bleibſt ein Eſel. Das unbeſchreibliche Behagen des Friedens genoß er mit der gleichen Wonne wie der müde Arbeiter den Feierabend. Es iſt dieſer Friede das irdiſche Paradies und wer dazu den Eingang gewinnt, der hat ein Zeugniß, daß er in den Himmel kömmt, wenn ihn das Paradies nämlich nicht erleidet. Das iſt ein kitzlich Ding, wie wir bereits an Eva ſehen können. Körperlich ſtellte ſich Jacob bald vollkommen her. Die einfache aber nahrhafte Koſt, deren nachhaltige Wirkung durch keine Hudeleien unterbrochen oder zerſtört wurde, behagte ihm vortrefflich. Er ging zwar auch ins Wirthshaus, aber gewöhnlich mit dem Meiſter, der hatte ein beſtimmtes Maaß, welches er höchſt ſelten überſchritt, und wiederum nur um ein Beſtimmtes und in den gleichen Schranken blieb Jacob, da er keine Kameradſchaft hatte, welche ihn über dieſe Schranken hinauszog oder ſtieß. Aber kurios wars, je runder ſeine Finger wieder wurden, je mehr er ſich ausfütterte, deſto mehr begann ſich auch der alte Jacob in ihm zu regen. Erſt begann er ſich zu wundern, wie es ihm, dem Jacob, hier ſo gründlich wohl ſein könne, das hätte er nie geglaubt, dachte er. Dann begann er ſich zu wundern, daß er hier ſo lange bleiben könne in dem langweiligen abgelegenen Neſte, wo man ganz ab der Welt ſei und zwar, was das wunderlichſte war, doch eigentlich ohne Langeweile zu haben. Nach und nach erhob er ſich zur Kritik der beiden alten Leute, und fand ſie zwar grundehrlich, aber eigentlich kreuzdumm, ohne alle Ideen und Bildung, ganz ohne Flug; und daß ſie eben ohne Ideen und Bildung ſo glücklich ſein konnten, das war ihm der klarſte Beweis ihrer Dummheit und Beſchränkung. Sie waren ſo einfältig völlig zufrieden zu ſein mit dem, was ſie hatten und nichts mehr zu begehren, zufrieden zu ſein mit der Ordnung der Welt und dieſe eine Ordnung Gottes zu nennen, von Gott das Beſte zu erwarten in dieſer Welt und in jener Welt das Allerbeſte. Sie glaubten noch, was, wie man ihm geſagt, kein vernünftiger Menſch mehr glaube, ſie glaubten an den Erlöſer, an ihre Sündhaftigkeit, die Nothwendigkeit der Gnade, an Gott und Unſterblichkeit, an die Vorſehung Gottes, an die Gaben des Geiſtes und die Verſuchungen des Teufels, kurz an alles, was man ihm geſagt hatte, daß er es als altes Wiſchiwaſchi in die Rumpelkammer werfen müſſe. Ihre Dummheit ſei ſchuld daran, daß ſie ſich einbildeten, ſo glücklich zu ſein, meinte er, und wie man ſo dumm ſein könne und doch in Paris geweſen ſei, das begriff er lange nicht, bis es ihm einfiel, Dummheit werde halt Naturanlage ſein, welche ſelbſt Paris nicht habe abwaſchen können. Es regte ſich Verachtung in ſeinem Herzen gegen die dummen Leute, und doch konnte er ſich der Liebe nicht erwehren, er mußte oft denken wie ſchade es ſei, daß ſie ſo dumm ſeien, beſſere Leute könnte man ſonſt nicht treffen.

Daß aber ihre Güte Frucht ihrer ſogenannten Dummheit oder ihres Glaubens ſei, das fiel dem Jacob nicht bei. Wahrſcheinlich glaubte er, es ſei Naturanlage, gehöre zur Dummheit, aber komod ſei es für die Andern, welche davon deſto beſſer lebten. Das regte ſich ganz ſtille bei ihm, denn äußerlich war er der Gleiche, beſcheiden, dienſtbefliſſen, und ward als guter armer Junge immer mit gleicher Güte behandelt. Ja das gute Mütterchen ging in ihrer Theilnahme immer weiter, dehnte ſie vom Leibe auch auf die Seele aus.

Je mehr Jacobs Sprachkenntniſſe ſich mehrten, deſto mehr erweiterte ſich der Kreis ihrer Unterhaltung. Vom ganz Einfachen ſchritt man zum Zuſammengeſetzten und Verwickelten, von den Dingen zu den Begriffen. Zuerſt hatte ſie mit Worten und Zeichen gefragt: ob man auch Erdäpfel habe bei ihnen, oder Bohnen, oder Speck ꝛc., dann was es koſte, wobei die Finger vortreffliche Dienſte leiſteten. Von Haus und Haushaltung ging man in Dorf, Feld und Wald, es war ein ſprachlicher Anſchauungsunterricht oder ein anſchaulicher Sprachunterricht, wie man was der Art faſt in den meiſten Schulen hört dato, jedoch zumeiſt nicht halb ſo praktiſch und verſtändlich. Nun blieb das Mütterchen eben nicht bei der einfachen Neugierde und Theilnahme ſtehen, ſie wollte wiſſen, weß Geiſtes Kind Jacob ſei, was für einen Glauben er hätte, ob er reformirt oder katholiſch ſei, ob rechtgläubig oder auch von den Weltkindern eins, welche ſich um nichts kümmern. Wollte ihn mit in die Kirche nehmen, wo ihr Pfarrer ſo ſchön und gewaltig predige, daß man meine, das Herz nicht mehr behalten zu können im Leibe. Der Alte ſagte nicht viel zu ſolchem, er war weiter in der Welt herumgekommen, wußte, wie leichtfertig die Jugend oft das Wichtigſte nimmt und wie es die Religion im Menſchen faſt hat wie das Korn, welches ſich einmal entfärben muß und je früher deſto beſſer, wenn es eine geſegnete Erndte geben ſoll. Jacob verpalliſadirte ſich anfangs hinter ſeine ſprachliche Unkunde. Dieſe ſchwand aber alle Tage und zu dem wuchs in ihm die Luſt, die guten Leute aufzuklären und ihnen noch am Ende ihrer Tage von der Dummheit zu helfen und zu einem Stück Bildung, damit ſie nicht ſo weit hinter dem Zeitgeiſt ſtürben. Jacob war ehrlich und kein Heuchler. Wäre er es geweſen, hätte er der guten Alten in den Kram geredet, hätte fromme Geſichter geſchnitten und im Herzen ſie ausgelacht. So was geſchieht, die ungläubigſten Kerls treiben ſolches Spiel, das Heiligſte mißbrauchen ſie als Köder, um was zu erſchnappen, ſich Bahn zu machen in Häuſer und Herzen, um ihre Spitzbübereien zu treiben. Solche Kerls wird unſer Herrgott lieb haben am Tage, wann er die Todten weckt und die Böcke von den Schafen ſcheidet. Sie verdienen es aber auch, denn ſchlechteres iſt wohl nichts als ſolches Verhohnen des Heiligſten. Aber wohl, ſolchen Böcken werden die Teufel einſt heizen und ihren Hohn mit ihnen treiben, daß feuriger Schweiß ihnen auf der Stirne brennt ewiglich.

Jacob rückte nach und nach vorſichtig mit ſeinen Zweifeln und Einwendungen gegen den Glauben des Mütterchens heraus und ſuchte es einzuweihen in die Aufklärungen des Zeitgeiſtes. Potz Himmeltürk, wie ward es da in der Alten lebendig und raſch ſprudelte ihr das Welſch vom Munde, mit welcher Innigkeit und Angſt ſuchte ſie den Jacob zu bekehren und ihn zu retten vor dem Verderben, dem ſie ihn verfallen glaubte. In ſeiner Sprachungelenkigkeit konnte er ihr nicht das Hundertſte antworten und für gar vieles wußte er keinen Ausdruck, konnte nicht begreiflich machen, was er meine. Wenn er dann ſo ſtockte und ſtotterte, was da die Mutter für eine Freude hatte, dieweil ſie glaubte, ſie hätte ihn überwunden und er wüßte nichts mehr zu ſagen und alles werde wieder gut. Und wenn dann erſt Jacob die franzöſiſche Bibel nahm, drinnen las, ſich erklären ließ und beſonders die Stellen aufſuchte, welche er deutſch im Gedächtniß hatte, ſo meinte ſie, z' Sach ſei richtig. Wie erſtaunte ſie als mit Jacobs Bibelleſen ſeine Einwendungen ſich mehrten, er verſtockter zu werden ſchien, ſie ſchlug oft die Hände zuſammmen und rief aus: mais mon dieu, mon dieu (aber mein Gott, mein Gott)! ließ ſich nicht ausreden, das ſei Hexenwerk, daß Gottes Wort ſich in Jacob zum Böſen verkehre, er liege unter einem Fluche und dieſen zu löſen, das war ihr innigſter Wunſch und brachte doch nichts ab. Jacobs Unglaube hielt viel härter wegzubringen als ſein Glaube und zwar aus zwei Gründen. Sein früherer Glaube war etwas todtes in ihm, nicht die Wurzel, aus welcher ſein Leben wuchs, ſondern ſo gleichſam nur ein Knollen im Gedächtniß, den man heraus machen konnte, ohne daß etwas anderes entſtand als ein klein Loch, welches von ſelbſt wieder zuſammenwuchs. Das kömmt von der Art her, wie der ſogenannte Religionsunterricht zumeiſt gegeben, der Glaube in einzelnen Sätzen eingepaukt wird, ſtatt daß man mit ihm in der geheimnißvollen heiligen Kammer unſerer Seele das heilige ewige Licht entzündet. Sein Unglaube dagegen war jetzt mit ſeinem Leben verwachſen. Er war der Grundſtein ſeiner Anſichten und Anſprüche, er war ſeine Rechtfertigung für das Vergangene, ſeine Berechtigung für die Zukunft. Ließ er dieſen Unglauben fahren, ſo wuchs ihm die Reue auf, ward die Zukunft ihm finſter, mußte er ſeinem Leben eine ganz andere Richtung geben, ganz andere Ziele ſetzen, er mußte mit einem Wort ein ganz anderer werden, ja und das iſt ſchwer und man geht nur in Weh und Angſt daran! Wird der natürliche Menſch in Schmerzen geboren, wird es der geiſtige Menſch noch viel mehr, und wie man ſeines leiblichen Lebens ſich wehrt, wehrt man ſich ſeines geiſtigen Lebens noch viel mehr. Zweitens war der Carl, welcher ihm den Glauben vollends ausriß wie einen wackelichten Zahn, ein ſogenannter gebildeter junger Menſch, den Jacob über ſich hielt, vor dem er ſich ſchämte, der in ſeinen Augen was bedeutete.

Dagegen war das Mütterchen eine alte Frau, eine Frau, welche nirgends hingekommen, nicht wußte, was in der Welt Trumpf war, ganz alt und dumm. Alt und dumm werden nachgerade von den Kindern dieſer Zeit als gleichbedeutend angeſehen, ehedem war es anders. Die Griechen und Römer hatten großen Reſpekt vor grauen Häuptern; vor einem grauen Haupte ſollſt du aufſtehen und dich bücken, ſteht geſchrieben; und die Knaben, welche eines Propheten ſpotteten, fraßen die Bären. Nun iſt es anders und alt und altväteriſch iſt ein Spottname geworden, die Jugend hat das Scepter ergriffen und ſo weit geht der Unſinn, daß bereits Vorſchläge gemacht worden ſind, regierungsunfähig zu erklären, wer das vierzigſte Jahr überſchreitet. Die Hauptſchuld an dieſem Uebel trägt die Schule, denn ſie iſt es, welche den Jungen in den Kopf ſetzt, die Alten ſeien nichts, dieweil ſie nicht alſo geſchulet worden als wie die Jungen, ja nicht einmal lautiren könnten, ſondern bloß buchſtabiren. So trieb man Abgötterei mit der Schule, hielt ſie für den einzigen Faktor, welcher tüchtige Menſchen bildet, bedachte nicht, daß der geſchickteſte Schuljunge der dümmſte oder der ſchlechteſte Kerl werden kann, daß das Leben ſelbſt eigentlich die Hauptſchule iſt, die das Gelernte erſt lichtet, zuſammenkittet, brauchbar macht, daß das Leben die Kräfte weckt und ſtählt, welche den Menſchen tauglich machen. Das Leben bildet den Charakter, die Schule giebt nur das Wiſſen, und weil man die Schule vergöttert, leidet man jetzt an dem ſchweren Uebel, daß man wohl allerlei Wiſſen hat, aber ſchrecklichen Mangel an Charakter. Man leidet an dem Uebel, daß nicht bloß Völker, Stände zerklüftet ſind, ſondern auch die Altersſtufen, die verſchiedenen Jahrgänge faſt ſich nicht mehr verſtehn, der naſeweiſe Schuljunge den gewiegteſten Mann verachtet, weil er allerlei wunderliche manchmal babyloniſche Ausdrücke nicht verſteht. Alle Erfahrungen der Geſchichte und alle Wahrungen der Erfahrnen verachtet ſpöttiſch die Jugend und fabrizirt Geſchichte auf eigene Fauſt nach ihren Schulheften oder fleiſchlichen Einfallen; und etwaige Pädagogen finden das prächtig und bieten Hand dazu, es giebt halt was Neues. Daher nun kömmt es, daß die junge Maſſe ältern Leuten und namentlich einem guten alten Mütterchen halt nichts glaubt, es ſei denn, die Alten ſtießen ebenfalls ins Horn der jungen Schule, was allerdings einige alte Zötteler zu thun nicht verſchmähen. Denn man täuſche ſich ja nicht über die Urtheilsfähigkeit dieſer jungen Welt, ſie hat einen blinden Autoritätsglauben ſo gut als der bigottſte Katholik, nur hat ſie andere Autoritäten: nicht die Autorität der Bibel, der alten Weiſen, der bewährten frommen Männer, ſondern die Autorität der jungen Apoſtel, der jungen Schule, dieſen beten und plappern ſie vollſtändig nach, was ſie ihnen vorplappern.

Aber auch dieſe jungen Apoſtel haben nichts erſinnet, ſondern plappern nur in die Kreuz und in die Quere über den uralten Text, welchen zuerſt der Teufel auf die Bahn gebracht und dem Weibe vorgeſungen hat: Wenn ſie eſſe von dieſer verbotenen Frucht, ſo werde ſie Gott gleich ſein.

Wer das Alles gehörig bedenkt, wird ſich nicht wundern, wenn die gute alte Frau an Jacobs Unglauben nichts abbrachte, wird nicht etwa in den Wahn fallen, der Grund liege in der Güte und Wahrheit von Jacobs Anſichten.

Wenn auch der Alte in den eigentlichen Glaubensſtreit ſich nicht miſchte, ſo kam er doch mit Jacob in's

Geſpräch über communiſtiſche oder ſocialiſtiſche Ideen, denn dieſe rumorten im Waadtlande zu mächtig, als daß ſie in einer Werkſtatt, wo Meiſter und Geſelle ein traulich Wort zuſammen redeten, hätten unbeſprochen bleiben ſollen. Vor ſeinem Mutterchen mied der Alte dieſe Geſpräche, denn er liebte es zu ſehr, um es damit zu erſchrecken, er wußte, daß ſeine lebhafte Einbildungskraft ihm gleich alles vergegenwärtigte, als ob es bereits da wäre, was nur von Ferne in Rede geſtellt wurde. In der Theorie trennt man den Socialismus von dem Communismus ſo gut wie den brutalen Radicalismus von dem philoſophiſchen Syſteme von Freiheit und Gleichheit. Aber um dieſe Trennung möchten wir keinen kurzen Birnſtiel geben. Wenn Mathematiker die ſchönſten, regelrechteſten Figuren in den Sand ziehen und der Wind kömmt ihnen dahinter, ſo iſts aus mit der Mathematik und den ſchonen Dreiecken und Vierecken, das wird durcheinander gewoben und gewehet, bis endlich alles wiederum ſo daliegt, wie es von Alters her immer gelegen hat. So iſt es mit den politiſchen, mit den ſocialen Syſtemen auch. Die guten Gelehrten mögen da kalkuliren und formiren, wohl abzirkeln wunderſchön, daß einem ordentlich das Herz im Leibe juckt, ob dieſer Kunſt und grauſamen Weisheit. Aber bringen einmal dieſe Gelehrten ihre Theorien ins Leben, dann iſts aus mit ihren Kreiſen und Formen, das Leben kömmt dahinter, windet alles durcheinander, daß einem übel wird darob und man ſich glucklich ſchätzt, hört einmal das Winden auf und ſind die Theorien und Syſteme fort und Alles wieder beim Alten. Ja ſo, alſo beim Alten will ders haben, wird ein ſauberer Kerl ſein, der, wirds rufen links, wirds rufen rechts. Ja beim Alten, antworten wir unerſchrocken und haben den Ausdruck wohlbedacht geſetzt. Unter dem Alten verſtehen wir nämlich die alte Ordnung Gottes gegenüber den Theorien und Dummheiten der Menſchen. Nach der alten Ordnung Gottes bildet Gott fort und fort, ſeine ſchaffende Hand iſt im Sande mächtig aber den Menſchen unmerklich; nach der alten Ordnung Gottes ſoll der Menſch Alles, über was Gott ihn geſetzt hat, veredeln. Zur Strafe, daß er das Paradies verloren, ſoll er an einem neuen Paradieſe ſchaffen und thun er es treulich, ſo gewinnt er damit den Himmel, denn wenn er es treulich thut, veredelt er ſich ſelbſt und wird brauchbar für den Himmel.

Aber was anderes als Gott gewollt und nach andern Geſetzen als Gott geſetzt,, da kann der Menſch nichts machen, und verſucht er es, ſo verbrennt er die Finger oder die Flügel, wie ſchon die Alten es erfahren und in ſchönen Fabeln den Nachkommen überliefert haben. Aber die leſen leider nichts Altes mehr, ſondern nur nagelneue Zeitungen, welche am folgenden Tage bereits nicht mehr im Fortſchritt ſind, daher hinterwärts verbraucht werden. Aus einer Kuh kann der Menſch keinen Hirſch machen, aus einer Kröte keinen Adler, aus einem Roſenſtrauch keinen Nußbaum, aus einem Vergißmeinnicht keine Eiche, ſo kann er aus ſich ſelbſt keinen Engel machen mit Flugeln und tugendreich und makellos. Ferner kann er auf einen Felſen nicht Pappeln pflanzen, die Lüneburger Haide nicht mit Hanf beſäen, die Jungfrau im Berneroberland nicht mit Dahlien bekränzen, in Sachſen nicht Datteln ziehen, aus einem Ludimagiſter keinen Kuher machen, einen Roßjungen nicht in ein gelehrtes Haus umwandeln, eine Katze nicht in eine Nachtigall. Nach Gottes alter Ordnung hat Alles ſeine Natur und die Veredlung dieſer Natur hat ſowohl beſtimmte Schranken als beſtimmte Geſetze, nach welchen ſie geſchehen muß. Das kennt der Naturkundige und weiß akkurat die Höhe anzugeben, bis zu welcher dieſe oder jene Pflanze gedeiht; das kennt der Landmann und weiß, was in dieſem Boden gedeiht und was in jenem, wie eine Pflanze nach der andern am beſten kommt, wie die eine der andern vorarbeitet, den Weg bereitet und kein Menſch ungeſtraft die Hand an die unabänderliche Ordnung legt; das kennt der Jäger, mit Dachshunden jagt er nicht Schnepfen und mit Stellhunden nicht Dachſe, kurz in jedem Naturreiche kennt man die Ordnung; nur im Gebiete der Menſchheit will man weder Regel noch Geſetz anerkennen, ſchweift immer und immer über alle Schranken und büßt dann mit bittern Strafen. Daran iſt der Hochmuth und die damit verbundene Dummheit ſchuld, die bethören den Menſchen und verführen ihn, eben ſich ſelbſt zu Gott zu machen. Davon erzählen uns viele alte Fabeln, ſchon

er Thurmbau zu Babel z. B. und der Titanen Him-
elsſturm. Die gleichen Tollheiten der Menſchen wie-
erholen ſich fort und fort, aber davon weiß eben die
unge Schule nichts, ſie verachtet die Vergangenheit, ſie
ill neue Geſchichte machen, die eine Naſe hat, und
enkt nicht an den Mann, der einen Stein den Berg
ufrollen und wenn er ihn oben zu haben meinte, ſammt
em Steine unten am Berge im Kothe ſaß. Akkurat
iſt es mit dem ſogenannten Socialismus, den die
elehrten und ſogenannten Klugen aus dem groben ge-
einen Communismus heraus deſtillirt haben.

Der Communismus iſt ganz einfach der thieriſche
uſtand, wie er auch unter den Menſchen nach Aufhe-
ung des Eigenthums und der Ehe und Einführung
er ſogenannten freien Liebe entſtehen würde. Der So-
alismus will in das Grobe das Feine bringen, will
e von Gott gegebenen Kräfte ordnen, jeder Kraft die
aſſende Arbeit anweiſen und jeder Arbeit akkurat den
ehörigen Lohn, will die ſichtbare Vorſehung ſein und
gänzen die Ordnung Gottes. Aber das geht halt
cht, wer will ſo was handhaben, wer will den Blitz
nken, dem Sturme gebieten, dem Meere ſagen bis
eher und nicht weiter, die Witterung verbeſſern, den
eif abſchaffen und den Mehlthau verbannen und den
aupen die Erde verbieten, und Dreiecke und Kreiſe
ichnen am Meeresufer und Fluth und Wind gebieten
e zu reſpektiren ewiglich? Wir geben gerne zu, daß
oße Unbill in der Welt iſt, daß namentlich in Fabrik-
nden an der Menſchheit mächtig gefrevelt wird und
ancher Unbill mag man durch Geſetze ſteuern, ſo gut
s dem Mord, dem Raub, dem Ehebruch u. ſ. w.,
er an die Quelle des Uebels reicht des Menſchen Macht
cht. Es ordnen, daß es weder Arme noch Reiche
ehr giebt, das vermag der Menſch nicht, denn die
rmen habt ihr allezeit bei euch, hat Chriſtus geſagt.
aß man aber eben vergißt, was Chriſtus geſagt, daß
abrikherr und Favrikarbeiter das Heil nicht mehr bei
hriſto ſuchen, das Himmelreich nicht inwendig ſondern
uswendig, daß Einzelne eine wilde Horde um ſich ſam-
eln, um reich zu werden und nicht daran denken, daß
hme Hunde am Ende doch ihren Herrn freſſen, wenn
hungrig werden, darin liegt das Uebel, und dieß heilt

man nicht mit Dieſem, nicht mit Dem, mit keiner neuen Ordnung und keinem neuen Heiland, ſintemalen ein einziger Name uns gegeben iſt, in welchem wir ſollen ſelig werden, der Name Jeſus Chriſtus. Dieſer ſagt uns, wo das Uebel liege; nicht in den Zuſtänden der Welt, ſondern in den Zuſtänden der Seele, nicht in der Armuth, ſondern in der Sünde; und nicht in Revolutionen iſt das Heil, ſondern in der Wiedergeburt des innern Menſchen, denn wer nicht wiedergeboren wird, wird das Reich Gottes nicht ſehen. Je weiter man von Chriſtus weicht, deſto größer wird Geſchrei und Elend, und begreiflich ſind die größten Sünder am elendeſten, ſchreien am lauteſten, ſehen am wenigſten, wo das Heil iſt, oder werden am fruheſten der Hungrigen Beute. Dieß mag an gar manchem Orte geſchehen, es mag fürchterlich zugehen an manchem Orte, aber mit dem Socialismus beugt man nicht vor, man macht nur zwei Revolutionen ſtatt einer. Erſt zieht man die Reichen aus, hat man keine Reichen mehr, ſo kehrt jeder das Schwerdt gegen den andern, um ſelbſt wieder reich zu werden und dieß trotz allen Einrichtungen und Ordnungen der Menſchen. Es bleibt doch alles beim Alten, d. h. bei der Ordnung Gottes und die will auch den Menſchen veredelt, dafür hat er uns Chriſtus gegeben, der iſt der Sauerteig für unſere Natur, die immer die gleiche iſt bei jedem Menſchen. Die Liebe, die er bringt, ſie alleine ſöhnt die Menſchen untereinander, ebnet die Ungleichheiten, macht Unbill gut und verhindert Ungerechtigkeiten. Der ſogenannte Socialismus iſt nichts als ein ſchlecht Surrogat für Chriſtus, und Surrogate entſtehen nur, wenn das Wahre ſelten wird oder gar nicht zu haben iſt. Ein Surrogat verdrängt das andere, keines hat Beſtand. So wurde der Socialismus alsbald vom Communismus verſchlungen, der Communismus vom Deſpotismus und dieſes wechſelnde Elend brächte die armen Sünder vielleicht wieder zu dem, der den glimmenden Docht nicht auslöſcht, den Elenden nicht verſtößt. Gar Mancher begrundet den Socialismus mit dem Chriſtenthum und weiß nichts von Liebe, iſt geneigt Gott und Menſchen zu haſſen, iſt Socialiſt aus Neid und Haß, und Neid und Haß ſind bekanntlich nicht Liebe. Es iſt hier wie auf dem politiſchen

Markte, es ſchreit gar Mancher von Freiheit die Backen voll, kann nie genug Freiheit kriegen in allen Dingen, und läßt ſich das Volk durch dieß ſchöne Geſchrei bethören, giebt ſolchen die Gewalt in die Hände, ſo werden dieſe die größten Feinde jeglicher Freiheit, der äußern wie der innern. Nicht bloß ſoll jeder reden wie ſie, ſondern auch grännen wie ſie; nicht bloß keiner reden oder ſchreiben, was nicht in ihren Kram dient, ja keiner ſoll im Stillen lachen über ihre Bocksſprünge, ſondern auch keiner im Stillen denken oder glauben, ſolche Dummheit ſei noch nicht erhört worden in Iſrael und werde, ſo Gott wolle, nicht von langem Beſtand ſein. Von ſolchen Freiheitshelden können Berner und Waadtländer ein Wörtlein reden. Es ſind gar wunderliche Geſchöpfe die Menſchenkinder, haben immer noch Augen und ſehen nicht, ſehen die uralte Ordnung Gottes nicht, daß Alle, welche andere Ordnungen ſtatt Gottes Ordnung einführen wollen, zu liebloſen Deſpoten werden, welche mit den gräßlichſten Mitteln ihr auf Sand gebautes Haus halten und befeſtigen wollen und doch umſonſt. Sobald die Winde Gottes ſich erheben, ſtürzt es um und thut einen großen Fall. Siehe die franzöſiſche Revolution und anderes mehr. Das Alles begriff freilich unſer Jacob nicht, wenn er mit ſeinem Meiſter ſich unterredete und auch dieſer verſtieg ſich nicht in die Theorien hinauf, ſondern hielt ſich mehr auf dem praktiſchen Felde. Jacob klagte gewöhnlich zuerſt über die große Ungerechtigkeit, daß es die einen ſo gut hätten, die andern ſo böſe. Dann meinte der Meiſter erſt kurz, das komme vom lieben Gott her, der habe die einen auch klein geſchaffen, die andern groß, die einen geſund, die andern kränklich u. ſ. w. Dann meinte Jacob, damit ſei keine Gleichheit mit dem, was er meine. Er meine, daß die einen in Kutſchen fahren könnten, die andern zu Fuße laufen müßten, die einen im Schatten ſitzen könnten, die andern an der Sonne ſchwitzen müßten, die einen die Hülle und Fülle hätten ohne Sorgen, die andern mit aller Plage kaum das tägliche Brot. Das ſei nicht von Gott, ſagte er, das ſei von den Menſchen, dieweil nicht Freiheit und Gleichheit ſei, ſondern eine verfluchte Ungerechtigkeit. Dann ſagte der Meiſter, wegen dem bös und gut haben ſeien die Anſichten verſchieden. Der

Faule nenne arbeiten bös haben, könnte dagegen der Meiſter nicht arbeiten, ſo meinte er, er hätte bös; arbeiten ſei ſeine Luſt. Ueberhaupt ſeien verſchiedene Kräfte, darum verſchiedene Arbeiten, und wohin jede Kraft am beſten paſſe, das wiſſe Gott alleine, und darum laſſe er den einen da, den andern dort geboren werden, gebe jedem ſeine Beſtimmung, ſein Pfund und fordere nur Treue. Die rechte Vertheilung könnten die Menſchen nicht machen und Gleichheit erſt keine. Gleichheit ſei gegen die Ordnung Gottes, in der ganzen Natur ſei keine Gleichheit, kein Baum ſei wie der andere, keine Kuh wie die andere, kein Geſicht wie das andere. Und ſo wenig ihr alle Geſichter gleich machen könnt, ſo wenig konnt ihr jede Lage gleich machen, jedes Verhältniß. Sieh, Jacob, ich will dir was ſagen. Wer fromm iſt, treu, fleißig und beharret darin und beſteht darin und Hauszucht hält und ſeine Kinder übt in Zucht und Vermahnung Gottes, der hat es wie ein Baum, der gute Erde und eine ſeine warme Sonne hat, der ſchlägt tief ſeine geſunden Wurzeln, ſtreckt weit aus ſeine ſtarken Aeſte, wächſt hoch zum Himmel auf, lebt viele, viele Jahre, ſieht Menſchengeſchlechter kommen und gehn, die ganze Geſtalt der Erde vorübergehn. Ein Hausvater, der dieſem Baume gleicht, grundet ſein Haus auf einen Felſen und im Hauſe wohnt Gottes Segen, und der Segen frommer Eltern baut auch den Kindern feſte Häuſer, wie Gott verheißen hat. Eine ſolche Familie wächſt hoch auf, wächſt uber andere empor, wird mit Reſpekt betrachtet und vornehm geheißen, denn ſie beſteht lange, Gott erhält ſie, ſo lange ein Fünklein guten Geiſtes in ihr waltet. Weicht der, fällt ſie. Und widerum giebt es Familien, ſie ſchießen ſchnell hoch auf, fallen eben ſo ſchnell zuſammen, ſie hatten keinen guten Grund, der Wurm der Ungerechtigkeit ſaß ihr im Mark und die ungerechten Kreuzer fraßen die gerechten. Und wiederum andere kleben mehr an der Erde, genießen, was jeder Tag bringt, ſtreben nach keinem beſondern Ziele, ſchlagen daher nicht tiefe Wurzeln, ſchießen nicht hoch auf, ſind dem Buſchwerk ähnlich, die Welt achtet es wenig, uber ihnen wacht aber auch das Auge Gottes und nach dem Maaße ihrer Treue mißt er den Lohn ihnen zu. Siehe, Jacob, das iſt die Ordnung Gottes und daran werdet ihr nichts ändern, und wenn ihr an Gott glaubtet, ſo würdet ihr euch darein ſchicken. Nur weil man die Gebote nicht halten mag, nur dem Fleiſche fröhnen will, an Gott nicht glaubt und doch leben möchte als hätte man den Segen Gottes und die Fruchte von Treue und Fleiß, vermißt man ſich, will eine andere Ordnung ſchaffen und abſchaffen was ſeit Jahrtauſenden beſteht, und da man ſich für weiſe hält, wird man zum Thoren.

Da möge der Meiſter ſagen, was er wolle, ſagte dann Jacob, ſo ſei es doch verflucht ungerecht, daß die einen gar nichts Gutes hätten im Leben, bloß verdammt ſeien zuzuſehen, wie andere ſchlemmten, praßten, und ſeien doch ſo gut Menſchen als die andern und hätten die gleichen Rechte, wie die Andern und ſchrecklich ſei es doch gelebt zu haben in lauter Noth und Mangel. Ob es da nicht Recht und Pflicht ſei, jedem zu billigem Genuß und ſeinem Antheil an den Freuden der Welt zu verhelfen? Du biſt ein arm Kind, Jacob, ſagte dann der Meiſter, wie du, redet nur, wer an das ewige Leben nicht glaubt, wer meint, hier fange Alles an und ſei Alles aus, hier ſei einer wie der andere und jeder müſſe haben was der andere. So ſpricht er, aber nur ſo lange er nicht hat was die andern haben, er der Schwächere iſt, hat er ſeinen Theil und wird der Stärkere, ſo wird ſeine Kraft zu ſeinem Recht und er nimmt, was er kann. Denn merke wohl, auf Erden giebt es nur zwei Rechte: Erſtlich das Recht Gottes und das Recht des Stärkern, alles andere iſt Lariſari und eitel Geſchwätz. Es ſagte mir einmal Einer, die Erde ſei ein wunderlich Ding, ein Läuterungsort, wohin man wegen einem unordentlichen vergangenen Leben komme, ein Bad, welches einen zum Himmel läutere, ein Bad, in welchem man ſich noch ärger beſudeln könne, daß man nur noch zur Hölle tauge. Wer in die Ordnung Gottes ſich füge, ſteige die Leiter zum Himmel hinauf, wer widerſpenſtig und trotzig ſei, müße hinunter und fürder nichts als Heulen und Zähne klappern. Von dem ſteht nichts in der Bibel, aber dieß ſteht darin, daß wer der Welt Lohn wolle, den Lohn Gottes dahin habe, und wer mühſelig und beladen ſei und Chriſti Joch auf ſich nehme, der werde getröſtet werden. Sieh, Jacob, wie beſchränkt und vermeſſen euer Treiben iſt, es iſt nichts, als die Ungeduld, welche jede Lage verſchlimmert und jedes Unglück noch größer macht und nicht warten will auf die Erfüllung der Verheißungen Gottes, oder vielmehr nicht an ſie glaubt. Wie wollt ihr den unglücklich Gebornen ihren Antheil verſchaffen, den Blinden das Geſicht, den Tauben das Gehör, den Lahmen brauchbare Glieder, den Kranken die Geſundheit? Jacob, wie wollt ihr das? Jacob, und weiter, wie vielen fehlt es nicht in den Augen, nicht in den Ohren, aber im Gemüthe, ſie ſind neidiſch, mißgünſtig, trübſinnig, kummerhaft, ſaugen aus den ſüßeſten Blumen den bitterſten Saft, können nicht Frieden halten und jammern täglich, daß lauter ſtreitbare Mächte ſie umgeben, nehmen das leichteſte ſchwer, und wenn das Geringſte ihnen widerfährt, wälzen ſie ſich um und um im Jammer. Jacob, wie wollt ihr denen zu ihrem Antheil von Weltglück und Freuden verhelfen, wo willſt du in ihnen das Gemüth ſuchen, es ausputzen und wieder hinein machen? Siehe, das eben kann kein Menſch und dafür eben hat Gott einen ganz Andern geſandt, der kanns, und den wollt ihr eben nicht mehr, wollt euch vermeſſen an ſeine Stelle euch zu ſetzen und erkennt nicht, wie zu dieſem Amte euch alles fehlt.

Von Blinden und Tauben iſt nicht die Rede, antwortete Jacob wohl, und den andern allen würde es ſchon beſſern, wenn es beſſer wäre in der Welt, aber wer Teufel wollte nicht mißmuthig und böſe werden bei der verfluchten Ungerechtigkeit. Kurios, ſagte der Meiſter dann, warum ſind ſo viele Reiche, die in aller Welt Güter ſchwimmen, ſo unglücklich und elend innerlich. Das innerliche Unglück hängt nicht von äußern Gütern ab und im Verhältniß ſind ſicherlich mehr Begüterte unzufrieden und eigentlich unglücklich, als wirklich Arme, wenn auch in anderer Richtung und in andern Empfindungen. — Gewöhnlich, denn ſolche Geſpräche, welche ſich oft wiederholen, pflegen einen beſtimmten Gang anzunehmen, eine eigene Rinne ſich auszugraben, in welcher nur an verſchiedenen Stellen die Tiefe oder die Dämme verſchieden, ſtärker oder ſchwächer werden, ſprang dann Jacob abſeits, und ſagte: Das möge nun ſein wie es wolle, ſo ſei es doch verflucht, daß die einen allen Gewinn vom Geſchäft hätten, die andern nicht einmal das trockne Brot. Du wirſt doch nicht auf mich reden, entgegnete der Meiſter? Was denkt ihr? antwortete Jacob. Aber iſts recht, daß ſo verfluchte Maſchinenkonige und Tyrannen zu formlichen Volksblutſaugern werden, den Gewinn an ſich ziehen, die Arbeiter halb oder ganz verhungern laſſen, an Leib und Seele ſie verderben, die Hunde die verfluchten! Die haben Paläſte, fahren wie Konige, freſſen wie Kaiſer und der Arbeiter kann trocknes Kraut freſſen, wenn er Appetit dazu hat. Jacob, Jacob, ſagte darauf der Meiſter, du weißt nicht, was du ſprichſt. Ich habe das Fabrikweſen auch nicht gerne, betrachte es als eine Sünde der Zeit. Aber an derſelben ſind die Fabrikleute ſo viel Schuld als die Fabrikherren, da kehre ich nicht die Hand um. Zur Zeit, als jede Art von Fabrikation entſtand, war der Gewinn groß und jeder Arbeiter wurde reichlich bezahlt, die meiſten unter ihnen hätten ſelbſtſtändig werden können, wenn ſie mit dem Ueberfluß eine Exiſtenz gegründet, ſtatt ihn genoſſen hätten. Sie genoſſen ihn, blieben abhängig von der täglichen Arbeit, gewöhnten ihre Kinder an ihre Genüſſe. Da wurde der Gewinn kleiner, die Lohne ebenmäßig, die Gewohnheiten blieben die gleichen, daher Geſchlecht um Geſchlecht immer ärmer, jedes nachfolgende erbte Leichtſinn und Bedürfniſſe der frühern Geſchlechter, aber nicht die frühern Löhne und zwar das ganz nach der alten Ordnung, denn Gott hat geſagt, er ſtrafe die Sünden der Väter an den Kindern bis in das dritte und vierte Geſchlecht, und zwar darum hat er es geſagt, damit die Väter die köſtlichen Gaben, Kinder, deſto treuer bewahren möchten. Und wenn die Vorwitzigen fragen, ob das gerecht ſei, an den Kindern zu ſtrafen, was die Väter verſchuldet? ſo iſt das eine Frage, welche Gott, deſſen Rathſchläge unerforſchlich ſind, einſt klar genug beantworten wird. Einſtweilen ſollen wir glauben und gehorchen, und wer es nicht will, muß bußen. Zudem ſind die Fabrikarbeiter nicht Leibeigene, ſondern frei, können gehen oder bleiben nach ihrem Belieben, und bleiben ſie und hungern und ſterben faſt, ſo geſchieht es in Folge eigener oder ihrer Väter Sünden, welche Sklavenketten vertreten. Zieht der Fabrikherr dieſe Ketten zu hart, wird entweder ſeine Fabrik verbrannt oder ſeine Perſon todtgeſchlagen. Eine Uebelthat zieht die andere nach. Wären Fabrikherren Chriſten, ſo wäre vieles anders, und wären Fabrikarbeiter Chriſten, ſo wären ſie ganz frei und die Fabrikherren hätten keine Macht über ſie. Denn ſo wie der Menſch, welchen der Teufel faſſen und in den Händen behalten ſoll, irgendwo einen Zopf haben muß, ſo iſts auch mit dem Fabrikarbeiter. Ja ich weiß wohl, was du ſagen willſt, es ſeien nicht die Fabriken, welche du meineſt, ſondern das Geſchäft, das Handwerk, und hier ſei es nicht billig, daß der Meiſter ſo reich werde und groß thue ob dem armen Geſellen, die hätten die Arbeit, jener das Zuſehen, ſie konnten hungern, ihn mußten ſie mäſten. Das iſt wieder Dummheit. Ob dir verdiene ich nicht viel, das weißt du, und wenn Geſellen wandern wollen, ſind ſie froh, Meiſter anzutreffen, welche ein feſtes Haus haben, ſolch ein Haus iſt doch immer beſſer als ein Koſthaus! He? Aber du meinſt große Geſchäfte, große Werkſtätten, wo die Meiſter ſich auch wie Fabrikanten gebehrden. Wer zwingt wiederum die Geſellen dort zu arbeiten und ihren Herren den Glanz zu verſchaffen? Das thun ſie freiwillig, und wären ſie nicht ſo hochmüthig, kämen ſie auch auf das Land hinaus. Und wo bringt ein Geſelle ein Kapital mit, um ein Etabliſſement zu begründen, und wenn es bös geht, wer hält aus und wenn es zu Grunde geht, über wen geht es aus? Und wollt ihr den Lohn nach der Arbeitszeit oder dem Werthe der Arbeit beſtimmen, und wer mißt das aus und wer hält die Republik zuſammen? Zähle darauf, wo Chriſtus nicht der Meiſter iſt und die Liebe die Mittlerin, da wäre Mord und Todtſchlag bis alles auseinander wäre.

Und was wäre dabei für eine Freiheit und wer wollte was dabei verdienen? Jetzt iſt die rechte Freiheit. Der rechte Geſelle kann gehen wo er will, machen mit ſeinem Lohn was er will, als Meiſter ſich ſetzen wann er will, groß oder klein anfangen wie er will. Aber daß ſo jeder hergelaufene Junge die Naſe drein ſtecken und befehlen konne, das wird einſtweilen nichts. Beim Kleinen beginnt alles und je größer und mächtiger etwas werden ſoll, deſto langſamer und ſcheinbar mühſamer wächſt es, das iſt Ordnung Gottes. Und wenn einer nicht ordentlich für ſeine Perſon ſorgen kann, was ihm doch zumeiſt das Liebſte iſt, was iſt dann einem ſolchen Burſchchen anzuvertrauen, was meinſt, Jacob? Und was meinſt, Jacob, die Weiber dabei, was würden dieſe ſagen und wie wurden dieſe ſich vertragen, da wäre ja Revolution alle Tage? Das war ein Punkt, wo Jacob gerne abſtrahirte, denn von der freien Liebe und wie nur in der Ehe das Unglück ſei, redete er mit dem Meiſter doch nicht gerne, zudem hatte dieſer einen ſchlagenden Widerlegungsgrund im Hauſe und hätte fragen können, was bei der freien Liebe für alte Leute heraus käme und ob es dann nicht beſſer wäre, man ſchlüge an ihrem vierzigſten Geburtstage die Männer todt und an ihrem dreißigſten die Weiber? Dieſe Verſchiedenheit in ihren Anſichten ward nachgerade Jacob peinlich und erzeugte in ihm eine gewiſſe Bitterkeit und Verachtung gegen die Alten. Er begann zu denken, es ſei hier doch eigentlich ein langweilig Leben, und für ein ſolches ſei er, Jacob, denn doch nicht geſchaffen, beſſer wäre es, ſie kämen auseinander. Jacobs Geſinnung iſt unduldſam, ſie hält es bei anders Denkenden nicht lange aus, wenn ſie nicht abſichtlich ſich verſtellt. Sie hat es faſt wie das böſe Gewiſſen, welches auch nicht gerne in der Nähe derer weilt, welche einem ein Verbrechen anſehen und ausbringen könnten, lieber noch Einen oder Zwei todt ſchlägt, um ſicherer zu ſein; oder Gott verläugnet, um die Furcht vor ihm zu verjagen. Er begann ſtark daran zu denken weiter zu ziehen. Das Wetter war milder geworden, er war ausgefüttert und an Geld fehlte es ihm auch nicht, da der Alte mit dem Lohn nicht geknauſert und den Beweis geführt hatte, daß es noch Meiſter gebe, bei welchen man ſehr viel lernen könne und welche doch nicht großen Gewinn an ihren Geſellen nehmen. Aber ſolche Meiſter zu ſuchen, ſind die meiſten Geſellen zu hochmüthig, auch ſie ſind vom Wahne ergriffen, eigentlich lebe man nur in den Städten. Auch ſie haben den Sinn verloren für das häusliche Leben und da liegt die große Noth.

Auf einmal begann die Mutter zu kränkeln oder vielmehr ſchwach zu werden, denn es fehlte ihr nicht hier, nicht dort, Fieber hatte ſie keins, aber jeder Tritt, den ſie thun mußte, war ihr zuwider und that ihr weh. Im Anfang gab man nicht viel darauf, denn an krank werden, dachte Niemand; ſie wußten nicht was Krankheit war. Während ihrer langen Ehe hatten ſie keine erlebt. Aber als es nicht beſſern wollte, die Schwäche alle Tage wuchs, die Mutter ihr Tagewerk nicht mehr verrichten mochte, da erſchrak der Meiſter ſehr, und kam in großes Bangen. Er wollte alsbald zu einem Arzte, aber lange wollte die Mutter nicht. Es werde ſchon beſſern, ſagte ſie, und ihr Lebtag habe ſie ein Grauſen vor den Aerzten gehabt. Arznei nehmen ſei wenigſtens ſo viel als halb ſterben und helfen werde es ihr in alle Wege nichts. Indeſſen ſie mußte ſich fügen. Der Arzt ſchickte Arznei, aber die Alte machte es wie viele Weiber, ſie ſtellte ſich, als wolle ſie gehorchen, nahm auch wohl einige Tropfen, das Meiſte blieb in einer Ecke ruhig ſtehen. Als der Arzt ſelbſt kam, die Wirkung ſeiner Kunſt zu beſichtigen, gab er der Alten recht, daß ſie ſich nicht mit ſeinen Tropfen geplagt, verordnete guten Wein und nahrhafte Brühe, ein Huhn hie und da. Als der Alte im Fortgehen ihn fragte: was er meine, daß es ſei und ob es wohl bald beſſer werde? zuckte der Arzt die Achſel und meinte, das Alter ſei hoch, die Schwäche groß, ob dieſe zu heben, der Natur wieder auf die Beine zu helfen ſei, das laſſe ſich gar ſchwer beſtimmen, beſonders bei Perſonen, welche nie krank geweſen. Das machte dem Alten noch banger, in rührender Aengſtlichkeit beachtete er der Mutter Bewegungen, lauſchte auf ihre Athemzüge, ward nicht müde zu fragen, wie es ihr ergehe und ob ſie nicht was wünſche? In freundlicher Wehmuth gab ſie Beſcheid, bat ihn, ſich nicht ſo zu kümmern und Thränen kamen ihr dabei in die Augen. Als er wiſſen wollte, welcher Schmerz ſie bewege, was ſie hätte, geſtand ſie bewegt und zagend, faſt wie ein Mädchen ſeine erſte Liebe, den Glauben an ihren Tod. Sie ſterbe gerne, ſagte ſie, ſie hoffe der Herr ſei mit ihr zufrieden und gebe ihr ein ſeliges Ende. Er ſei ſo mild und gut gegen ſie im Leben geweſen, daß ſie die Zuverſicht in ſich trage, auch im andern Leben werde er ihr gütig und gnädig ſein. Und doch thut es mir weh, ich gehe nicht gerne von dir. Was ſollſt du armer lieber Mann machen, wenn ich nicht mehr bin, ſo alleine auf der Welt und Niemand da, der für dich ſorgt, weiß, was du bedarfſt und wie du es willſt! Da weinte ſie bitterlich und ihr Mann wurde auch ergriffen, es ſchüttelte ihn wie ein Eſpenlaub. Doch faßte er ſich zuſammen, wollte ihr den Glauben an ihren Tod ausreden, aber umſonſt. Sie fühle es wohl, wie es mit ihr zu Ende gehe und daß es ihr ſo wehe thue zu ſterben, das ſei eine wohlverdiente Strafe, ſagte ſie. Sie habe oft den Vater im Himmel gebeten, daß er ſie doch vor ihrem Mann möchte ſterben laſſen, damit ſie ſeinen Tod nicht ſehen, nicht ohne ihn auf Erden leben müßte. Das war ein gar ſehnlicher Wunſch, und ich betete nie: doch nicht mein Wille, ſondern dein Wille geſchehe, o Vater! Nun hätte ich es gerne anders, ich wollte ſo gerne alleine ſein, aber jetzt muß es ſein, wie ich es haben wollte, und das iſt die Strafe für ein Gebet, wo ich nur an mich dachte und nicht an dich, und hätte doch an dich alleine denken ſollen und nicht an mich! Denn trugeſt du mich nicht auf den Händen vom erſten Tage an bis jetzt? Und die Hand bot ſie dem Alten und eine Liebe lag auf ihren alten Geſichtern, wie ſie auf jungen nicht geſehen wird. Es war der Glanz der ewigen Liebe, die in ſterblichen Körpern entſtanden in 50jähriger Ehe ſich abgeklärt und geläutert hatte für den Himmel. Jetzt konnte Jacob nicht mehr fort, wenn er nicht in hohem Grade undankbar hätte ſein wollen. Der Meiſter arbeitete wenig oder nichts mehr und hatte jetzt einen Geſellen wirklich nöthig, wenn er nicht die Arbeit ganz von der Hand weiſen wollte. Jacob half auch in der Haushaltung nach, denn da war kein Geſelle, der ihn ausgelacht hätte. Freilich dachte er oft: was würden ſie ſagen, wenn ſie wüßten, was ich mache? Aber er that es doch und weder zornig noch unwillig, es war der Hausgeiſt, der ihn unter ſeinem Daumen hielt und ihn regierte, er mochte wollen oder nicht. Es waren gar wunderbare, faſt heilige Tage, welche in dem kleinen Häuschen verlebt wurden. Geſprochen vom Tode ward wenig mehr, aber die beiden Alten waren bei einander, ſo oft ſie konnten, die kleinſte Trennung war ihnen unangenehm, ward ſchmerzlich, wenn ſie länger dauerte, es war ein Zug zu einander inniger und ſtärker als in den Tagen der erſten Liebe. Mit unſerm

Jacob disputirte die Mutter nicht mehr, aber eine mütterliche Liebe zu ihm trat immer inniger hervor, es war, als wäre ihr aufgegeben noch eine Seele zu retten, aber auf eine Weiſe, wie kein Verſtand der Verſtändigen ſie erſonnen hatte, wie nur ein kindlich Gemüth ſich ſelbſt unbewußt ſie verſucht. Sie ſprach mit ihm viel von ſeiner Großmutter, ermahnte ihn, bald heimzukehren, damit ſie nicht alleine ſei zum Sterben, ſondern ein liebes Kind an ihres Bettes Seite hätte. Es ſei gar hart, ſagte ſie, wenn man ſterben müſſe und das Liebſte, was man auf Erden hatte, ſo gerne noch einmal ſehen möchte, noch ein Wort der Liebe, der Ermahnung ihm ſagen, das Band, welches Menſchen hier und dort verknüpft, noch feſter und inniger binden, ſei ferne, weit in der Fremde, und umſonſt verlange die Seele darnach, ſende Wünſche um Wünſche nach ihm aus und leer bleibe immerfort des Bettes Seite und in unbefriedigter Sehnſucht müſſe die Seele von dannen. Vielleicht habe ſie noch ſchwere Angſt um ihn und um ſeine Seele und wie es ſie freuen würde, wenn er wieder komme ſo gut und lieb, geſchickt und arbeitſam. Sie ſprach die Hoffnung aus, in einer andern Welt ſeine Großmutter kennen zu lernen, dort wollten ſie viel von ihm reden und ſich freuen auf ihn, wenn er auch komme. Er habe ein gutes Herz und das gute Herz werde ihm auch zum Glauben helfen, ſie zweiſle nicht, denn nur ſchlechte Leute ſeien ohne Glauben und zu denen gehöre er nicht.

Dagegen konnte Jacob nicht proteſtiren und disputiren, ja nicht einmal in einem verdächtigen Lächeln ſeinen Unglauben bezeugen. Die Liebe, welche ihm das Mütterchen zeigte, machte ihm ihr kindlich Glauben und Hoffen heilig. Sein Verſtand glaubte ſich über alle dieſe Vorſtellungen hinaus, und in andern Zeiten hätte er gelacht über eine alte Frau, welche den Himmel ſich vorſtelle wie eine Kaffeeviſite, wo allerlei durcheinander geplaudert werde, oder hätte geläſtert: der Glaube an ein ewig Leben, ein Jenſeits, ſei nur ein Zaum für das Volk, ein offenbarer Betrug um die wahre Volksfreiheit. Jetzt hatte er wirklich nicht das Herz gehabt, die kindliche Zuverſicht des guten Mütterchens mit dem geringſten Zweifel zu beflecken. Es kam ihm ganz ſonderbar vor, wie ein Menſch ſo einfältig und dumm ſein müſſe, ſo was zu glauben, ſolche Leute müßten gar keine Gedanken nicht haben und keinen Verſtand nicht, dachte er. Die, welche es ſagten, glaubten es ſelbſt nicht, und blos Kinder thäten ihnen noch glauben und, wo gute Schulen, auch die ſchon nicht mehr, und wenn die mal groß würden und ſelbſt Kinder kriegten, ſo wären die von Natur geſcheut und begriffen alles und glaubten nichts dummes mehr. Man werde halt alle Tage geſcheuter, und der Aberglaube, der müſſe fort, bis alle Menſchen gleich geſcheut wären. Aber ſo einer alten Frau möchte er nichts ſagen, ſie ſei glücklich dabei, aber die werde mal die Augen aufmachen und drein ſehen, wenn ſie merke, daß all nichts ſei, kein Himmel, keine Hölle, kein ewig Leben, daß todt todt ſei. Da wolle er lieber nicht dabei ſein, ſie könnte ihn doch dauern, denn eine gute Frau ſei ſie, beſſer wüßte nichts. Nur ſei ſchade, daß ſie nicht die rechten Anſichten hätte, wäre ſie jünger, er ruhte nicht, bis ſie zur Einſicht gekommen wäre. So dachte Jacob bei ſich und kurios wäre es ihm vorgekommen, wie eine gläubige Seele es nicht hätte faſſen können, wie es in der Seele eines Menſchen ausſehen müſſe, in welcher kein Glaube ſei. Ungefähr wie ein Geſicht, in welchem keine Augen ſeien, wurde ſie ſich eine ſolche Seele denken. Und eben der Glaubensloſe wirft dem Gläubigen Blindheit vor, und wer iſt wohl blind, der, welcher etwas ſieht, oder der, welcher nichts ſieht?

Des Menſchen Tage ſind gezählt vom Herrn der Tage, jedem Menſchen zählt er ſie zu nach dem ihm auferlegten Tagewerk. An uns iſts, ſie mit Weisheit zu zählen und zu brauchen, damit, wenn der letzte kommt, auch unſer Tagewerk der Vollendung naht. Tage nachkaufen können wir nicht, nicht wieder zurücknehmen, was nutzlos dahin iſt.

Unſerem guten Mütterchen nahte leiſe faſt unbemerkt der letzte Tag. Kränker ward ſie nicht, ſie aß und trank noch alle Tage etwas, ſtand alle Tage ein wenig auf, aber immer hinfälliger und mühſeliger. Sie klagte nicht darüber, war wo möglich noch freundlicher, dankte herzlicher für den kleinſten Liebesdienſt, ward nur traurig, wenn ſie ihren Mann anſah, der wirklich trübſelig ausſah und in den wenigen Wochen ſichtlich gealtert hatte. Jacob ſchlief über den Alten in einer Kammer, und wenn unten laut geredet ward, ſo hörte man es oben.

Viertes Kapitel.

Jacob wird gerührt, dann verjagt ihn der Tod und er thut eine Reiſe.

Einmal des Nachts erwachte Jacob, es war ihm als hätte er laut rufen gehört. Er fuhr auf, um beſſer zu horchen, da hörte er, wie die Frau den Meiſter weckte. Sie möchte ihm noch was ſagen, ſagte ſie, ſie fühle, daß das Ende nahe. Er wollte auf, ihr Warmes zu machen. Sie aber ließ ihn nicht, ſpäter könne er, wenn es noch Zeit ſei, jetzt aber wolle ſie ihm danken für alle Geduld und Liebe und Treue, welche er ihr während ihrer Ehe erzeigt, ſagte ſie. Ich bin eine glückliche Frau geweſen, und habe dir es zu verdanken; weil du ſo gut geweſen, ſo bin ich auch gut geworden, Fehler ſind mir vergangen ich weiß nicht wie, ich habe es dir zu verdanken, daß ich hoffen darf, ſelig zu werden. Darum traure nicht um mich, und wenn es dir weh thut, daß ich nicht mehr da bin, ſo denke daran, daß du mich ſo glücklich gemacht und daß ich es vor Gott bezeuge. Und lange wird es ja nicht dauern, ſo ſind wir wieder bei einander. Nein, Lieber, weine nicht, es muß ſo ſein, alles nimmt auf Erden ein Ende und denke, wie glücklich wir ſind, unſer Glück, unſere Liebe haben kein Ende genommen, mein Leben erlöſcht, dein Leben wird erlöſchen, aber unſere Liebe bleibt, unſer zeitlich Glück wird zum ewigen. So manchmal haben wir zuſammen gebetet, laß es uns noch einmal thun. Manche Anſtrengung machte der Mann, aber Schluchzen nahm ihm immer die Stimme. Bete das Unſer Vater, der Herr weiß ja, wie wir es meinen. Er that es laut, ſie betete laut nach, unwillkührlich oben Jacob mit. Als der Meiſter fertig war, kußte ſie ihn, er brach in lautes Weinen aus. Sie ſuchte ihn zu troſten und bat ihn um was Warmes. Er ſuchte ſich zu ermannen, ſtand auf, auch Jacob that das Gleiche um Handbietung zu leiſten. Als ein Süppchen fertig war, trugen ſie dieſelbe hinein, aber die Gute bedurfte ihrer nicht mehr, ihre Seele war heimgegangen, athemlos lag ihr Leib, der Frieden, der über allen Verſtand geht, den ſie im Leben gefunden, der war aus dem Herzen heraufgeſtiegen und lag als himmliſches Leichentuch auf der Seligen Geſichte. Der arme Mann war vorbereitet, doch brach er zuſammen, als er das Ende ſah. Daß er nicht bei ihrem Scheiden geweſen, konnte er nicht verwinden.

Jacob war zum erſten Male bei einem eigentlichen Sterben. Was er im Spital geſehen, das zählen wir nicht, da ſtirbt bloß eine Kreatur, und keine Liebe waltet überm Bette und legt Zeugniß ab vom geiſtigen Verbande geiſtiger Weſen. Jacob ward wirklich ergriffen und weinte unwillkührlich um die gute Frau und hatte Mitleid mit dem armen alten Mann, der wie eine Waiſe am Todtenbette von Mutter und Vater, am Todtenbette ſeines Weibes weinte. Eine ſolche Frau ſollte nicht ſterben, es ſollte eine Einrichtung ſein, wo die Beſten blieben, die Böſten immer vorab mußten, das würde Mancher den Verſtand machen, dachte Jacob. Und wenn es doch geſtorben ſein müßte Einer wie der Andere, ſo ſollte man ſich hüten, ſo an einander zu hangen und ſich zu lieben, daß man meine, man konne nicht ohne einander ſein. Das ſchutze nicht vor dem Tode und mache nur Schmerz, und da ſei man dann da und müſſe wünſchen, man hätte ſich nie geſehen, ſowie man ſich nie wieder ſehe. Warum gebildet ſein und aufgeklärt und ſich mehr plagen als das Thier und da weinen und jammern einem geſtorbenen Weſen nach, das nicht wieder lebendig werde, und hundert und hundert andere und tüchtigere und währſchaftere Weſen zu haben wären? Lieben ſei ſchön, aber abbrechen müſſe man damit, ſo bald wie möglich, wenn es ſchon ſchön wäre geliebt zu ſein bis ans Ende und ſehr komod; denn beſſer als der alte Mann es gehabt hätte und er auch, könnte man es kaum haben, aber jetzt werde es deſto fataler ſein. Darum ſollte man das Lieben laſſen und jedes ſich für ſich ſelbſt einrichten oder ſonſt eine andere Einrichtung zu machen verſuchen. So dachte Jacob und weinte mit und that ſich um den Alten als wäre er deſſen leibhaftiger Sohn. Es kamen am Morgen die Bekannten, weinten und tröſteten und ergoſſen Lob und Preis über die Selige und zwar ungeheuchelt. Sie hatte nie Plappereien gehabt, denn ſie hatte immer das Gute lieber geglaubt als das Böſe und jedenfalls nur das Gute nachgeſagt, ſie war Vertraute und Rathgeberin geweſen bei Jung und Alt und hatte nie was Anvertrautes zu Markte getragen, nie aufgewieſen und an einander gehetzt, hatte immer eine offene Hand gehabt und faſt mehr Gutes gethan als in ihren Mitteln ſtand. Sie war eins von den ſeltenen Weſen geweſen, welche mehr an andere denken als an ſich, welche mit wenig Unglück geſchlagen ſind, aber dabei nicht das Gefühl für Leid und Weh verlieren, wie es oft geſchieht, ſondern Fremdes deſto inniger fühlen. Das rührte Jacob, aber was hatte ſie jetzt davon? mußte er doch denken. Was die Leute während ihrem Leben ſie geplagt hätten! Hätte ſie ſich um alles nichts gekümmert, ſie hätte ein viel behaglicher Leben haben können. Es verſuchten Wenige den alten jammernden Mann zu tröſten, und wer es verſuchte, dem ſagte er, er habe nur einen Troſt, die Hoffnung, daß die Trennung nicht lange daure, und daß er hoffen dürfe, an den gleichen Ort zu kommen, wo ſeine Selige; ſei er auch nicht gut wie ſie geweſen, ſo wiſſe er doch, ſie werde für ihn zeugen und beten, bis der gute Gott ſich auch ſeiner erbarme.

Jacob mußte geſtehn, dieſe Hoffnung ſei der Liebe einziger Troſt. Sollte er dem guten Alten denſelben verkümmern, in Zweifel ziehen? Das wäre ja mehr als grauſam, das wäre ſchlecht geweſen, es wäre der Neid geweſen, der andern nichts gönnt und gerne nimmt, was man ſelbſt nicht hat. Aber das fand er immer deutlicher, daß ſich hüten müſſe vor warmer inniger Liebe, wer dieſen Troſt nicht habe, denn dann thäte das Scheiden gar zu weh, fatal ſei das, denn die Liebe ſei doch ſüß, ſie ſei dem Leben, was Sonnenſchein der Erde. Die Tage, während welchen die Leiche noch im Hauſe weilt, gleichſam Raſttage, wo der Todte ausruht von ſeiner Pilgerfahrt, ehe er die neue Reiſe antritt durch des Grabes Thor in eine neue Welt, ſind, wo Liebe den Todten umſchwebt, ſtille heilige Tage. Es iſt als ob geliebte Kranke ſchlafen. Und ſchlafen ſie nicht einen ſanften leiſen Schlaf, den erſten ſanften vielleicht ſeit vielen langen Tagen und Nächten, und einen, aus dem ſie nicht erwachen werden zur Pein und neuer Krankheit. Leiſe gehn alle, leiſe mit bebender Hand hebt man die Decke vom blaſſen Geſicht, wenn man die lieben Züge noch einmal ſehen mochte, leiſe weint man, bis vielleicht der Schmerz ſich ſteigert, daß er laut den geliebten Namen ruft, daß er in ſelbſtſüchtigem Vergeſſen den Schlafenden zuruckrufen mochte in ſeine Pein, nur um ihn dieſſeits wieder zu haben. Wo die Liebe nicht iſt, da erſcheint an manchem Orte äußerlich die gleiche Trauer, ein ähnlich Wehklagen, aber dieſe Trauer iſt einem Geſpenſte gleich, das am hellen Tage umgeht mit hohlen Augen, eiskalt um und um. Der letzte Tag, wo der Leib auf Erden weilt, iſt der bangſte Tag. Wie eine Mutter, welcher ihr einzig Kind auf weite Reiſen oder in einen andern Welttheil gehen ſoll, mit Thränen erwacht, jeder Schlag der Uhr ihr ſchmerzlich im Herzen tönt, weil er die Abſchiedsſtunde näher und näher bringt, manches zu beſchicken iſt, manches nicht vergeſſen werden ſollte, ein Kommen und ein Gehen iſt und immer lebendiger, je näher der letzte Stundenſchlag rückt und man nicht Sinn, nicht Kopf hat, nichts denken mag, nichts mag als da ſitzen bei dem Scheidenden, ihn haben will, ſo lange man ihn haben kann, ſo iſts da, wo lebendige Liebe iſt, ſo wars in unſeres guten Meiſters Hauſe. Jacob mußte denken und thun, was ublich urd bräuchlich war, was aber keine leichte Sache war. Allenthalben ſind die Gebräuche anders und allenthalben ſieht man die Verletzung eines Gebrauches als eine Verletzung der allerhöchſten Majeſtät Gottes an, wenigſtens für ungeheuer ſchrecklich, denn allenthalben herrſcht der Sinn, der in das Aeußerliche, in Gebräuche und Ceremonien die Hauptſache ſetzt und ganz beſonders im Waadtlande der Sinn, der ſeine Gebräuche und Ceremonien für die allein rechten und vernünftigen, anſtändigen hält.

So ſchwer er war, er ging auch vorüber dieſer Tag, aber als die theure Leiche aus dem Hauſe war, da war es, wie Moſes ſagt, daß das Weltall war, ehe Gottes Geiſt über den Waſſern ſchwebte, öde und leer. Dieſe Erlebniß hatten Jacob und den Meiſter näher gebracht, als ſie ſich ſonſt ſtanden, denn nichts einigt mehr, als Unglück oder Leid, welche man in Treue und mit ähnlichen Gefühlen beſtanden. Auch ließ Jacob unwillkuhrlich alle Geſpräche, welche des Meiſters Glauben und Hoffen verletzen konnten. Der Meiſter lebte in der Vergangenheit, ſtellte die verlebten glucklichen Tage in die öde Gegenwart hinein, labte ſich an ihnen und war unerſchöpflich in Mittheilungen daruber. Dann kamen, wie üblich, auch die Verwandten mit allerlei liebevollen Räthen, während ihre Augen ſorgfältig Ausſchau hielten über alles, was zu erben war. Dieſe Räthe wurden dann von Jacob und dem Meiſter wieder beſprochen hin und her. Der Meiſter hatte Jacob den Vorſchlag gemacht, er ſolle bei ihm bleiben, ſeine Arbeit ubernehmen, dann ſollte das Häuschen ſein werden, und wenn er es auch nicht hoch bringe, ſo habe er doch ſein ſicher Auskommen, und wenn er ſo glückliche Tage verlebe darin als er, ſo wäre ſein Loos nicht groß, aber beſſer als die meiſten Looſe, welche von den Menſchen im Leben gezogen wurden. Nicht ſehr lange her war es, ſo hätte es Jacob keiner Wahrſagerin geglaubt, daß ihm ein Häuschen angeboten würde in kurzer Zeit ſammt einer Meiſterſchaft. Als er ohne Obdach und Nahrung den Tod vor Augen durch das gefrorne Land wanderte und Jemand hätte ihm angeboten, was jetzt der Meiſter that, er hätte geglaubt, das höchſte Gluck ſei ihm vom Himmel gefallen, er wäre der Seligſte unter den Sterblichen geweſen. Und jetzt ſchätzte er es nicht mehr, ja er fühlte, er würde ſteinunglucklich ſein dabei, wenn er da ſein Lebtag aushalten mußte. So iſt der Menſch, ſein Gluck hängt nicht ab von außen, ſondern wie geſagt von innen. Aber das iſt auch ſo ein Ding, man möchte es Vorurtheil nennen und doch iſt es dieß nicht, es iſt vielmehr menſchliche Dummheit, welche als eine Urſünde zu rechnen iſt, man kann es tauſendmal ſagen und Gott kann ihm alle Tage ſiebenmal den ſogenannten Anſchauungsunterricht geben und zwar beſſer als kein Schulmeiſter, und doch will es der Menſch weder glauben noch ſehen, daß das Glück nicht von außen kömmt mit äußerlichen Gebehrden, nicht an papiernen Verfaſſungen hängt, nicht an Erfüllung halb und ganz dunkler Träume, halb oder ganzer Narren, ſondern von unſerer Seele Richtung und Beſchaffenheit, der Geſtaltung unſerer Anſprüche uud Wünſche, dem Maaße unſeres Genügens oder Ungenügens.

Der Regulator zwiſchen Innerem und Aeußerem, zwiſchen Sinn und Verhältniſſen iſt eben das Chriſtenthum, das liebliche Licht aus der Höhe. Wird dieſes von einem Kinde oder einem Frevler zerſtört, ſo erſetzt man es weder durch Fauſt- noch Stalllaterne. Indeſſen nahm das Ausſchlagen der Meiſter Jacob nicht übel, er ſchrieb die Weigerung zu bleiben dem Zuge nach der Heimath zu und die nimmt ein Schweizer nie übel; hätte Jacob auch geſagt, es ſei der Trieb der Jugend nach Mehrerem, Größerem noch nicht geſtillet, er möchte noch weiter in der Welt, ſo hätte auch dieß der Alte nicht übel genommen, ſondern eben auch begriffen. Das Alter iſt heut zu Tage gegen die Jugend zumeiſt weit toleranter und humaner als die Jugend gegen das Alter, das kömmt aber daher, weil das Alter nicht ſo dumm iſt als die Jugend, die Gründe von gar vielen Erſcheinungen begreift und würdigt, die Jugend die Erſcheinungen für Grundſätze und Weltgeſetze hält, weil ſie eben hinten und vornen nichts davon begreift, was aber eben wiederum ſehr begreiflich iſt. Der gute Alte aber wußte lange nicht was machen. Jemand ins Häuschen nehmen, wo ſeine Selige gewaltet, davor graute ihm. Er wäre alle Tage erinnert worden an ſeinen Verluſt und daß ſeine leibliche Vorſehung im Grabe ſei. Denn ſo eine liebe gute Alte hat ſich vollſtändig verklärt und verkörpert zu ihres lieben Alten Vorſehung, ſie regiert und erhält ihn, aber mit mütterlicher Hand und nicht als eine Xantippe und des Teufels Baſe. Er fühlte wohl, ſein Wandel war nicht mehr hier in der irdiſchen Hütte, ſondern im Himmel, darum wollte er Haushaltung und Handwerk aufgeben und in einem andern Dorſchen bei ſeiner Schweſter ſterben. Von dort war nicht weiter zum Himmel als von da, wo er war, und an einem fremden Orte glaubte er ſeine Geſchiedene weniger zu miſſen, unverwandter ſie da oben zu ſuchen, wo Chriſtus iſt. Jacob widerſprach ihm nicht, der fromme Glaube rührte ihn, er mußte ſich geſtehen, wenn es einmal geſtorben ſein muſſe, ſo wäre es gut, man hatte ihn, und es konnte moglich ſein, daß es ihm einſt auch käme, daß er wollte, er hätte geglaubt und darnach gelebt, das ſei halt Altersſchwachheit, und wenn einer am Ertrinken ſei, ſo ſuche er an jedem Grashalm ſich zu halten, und wenn einem das zeitliche Leben unter den Füßen weiche, ſo ſchnappe man halt noch zu guter Letzt nach einem andern Leben, und werds konne, dem komme es ſomod. So dachte er, aber da er kein Fenſter vor ſeiner Seele hatte, was eine große Wohlthat Gottes iſt, ſo ſah der Alte ſeine Gedanken nicht.

Jacob half dem Alten ſeine Sachen ordnen und verließ ihn nicht, bis derſelbe auch zu ſeinem Weiterzuge gerüſtet war. Der letzte Abend, welchen ſie zuſammen verbrachten, war ſtill und feierlich, er war dem letzten Abend bei der Großmutter in vielem ähnlich. Was doch alles zwiſchen zwei Abenden liegen kann. Nun wenn es zur Weisheit und Läuterung dient, ſo erlebt man nicht zu viel, aber wenn man an jedes Erlebniß eine Sunde hangt, Herrgott was giebt das für Sünden! Da ſteigen ſie wohl auf bis in den Himmel und werden großer, als daß ſie konnten vergeben werden, wie Eſra ſagt. Es hielt Jacob hart von dem Alten zu ſcheiden, den er, wie er wußte, nie mehr ſah. Es war der erſte Ort, von welchem er unbeſchwert und ungern ſchied, an welchen er mit Freuden zuruckdenken konnte, wo ihm ſeine Meiſterleute lieb geworden waren. Das iſt viel erlebt und viel erfahren. Aber wo auf einer langen Wanderſchaft, vom Taufbecken bis zum Grabe, einer Niemanden liebt, man von Niemand geliebt wird, oder man am Ende jede Liebe verliert, verſpielt, du mein Gott, was iſt das für eine Wanderung und was wird da gewonnen! Der Alte rechnete zuerſt mit ihm vollſtändig aus, Jacob hatte bis dahin es nicht begehrt, da er wenig bedurfte und bei dem Meiſter das Geld ſicher wußte. So viel Geld hatte er wirklich auch ſein Lebtag nicht beiſammen gehabt. Der Meiſter hatte nicht gekargt und ein ſchon Trinkgeld dazu gelegt, Jacob weigerte ſich deſſen, Dankbarkeit ſchwellte ihm das Herz, das Waſſer ſchoß ihm in die Augen, er demüthigte ſich unwillkührlich und bekannte: Nein, Meiſter, das habe ich nicht verdient, ihr habt Großes an mir gethan, ohne euch lebte ich nicht mehr. Den Verſtoßenen nahmt ihr auf, hieltet ihn wie ein Kind, die Zeit, welche ich hier verlebte, werde ich nie vergeſſen, und wenn ich noch was werde in der Welt, ſo habe ich es euch zu verdanken, denn ihr gabt mir die Courage und den Glauben wieder, daß ich noch was werden konne; darum beſchämt mich nicht, nehmt das Geld wieder. Jacob, ſagte der Meiſter, du biſt mir lieb geworden, unſere Barmherzigkeit iſt an uns geſegnet worden, du warſt uns wirklich ein Geſandter vom Herrn, ein Engel. Du haſt meiner Seligen manche Freude gemacht und ihr viel gedient, und wie ich alleine ohne dich die ſchwere Zeit hätte überſtehen wollen, weiß ich nicht. Doch die Liebe rechnet nicht, darum nimm, ich kanns entbehren, du wirſt es nöthig haben. Daß du den Glauben gewonnen haſt, daß du nicht zu lauter Unglück, zu einem Opfer der Ungerechtigkeit der Welt beſtimmt ſeieſt, daß du den Glauben gewonnen, daß aus dir noch was Tüchtiges werden konne, das iſt allerdings auch ein Glaube. Ein Glaube aber fehlt dir noch, der höhere und bedeutſame. Lange quälte es mich, als er dir nicht kommen wollte, aber ich habe mich beruhigt und deßwegen keinen Kummer mehr. Ich habe die Ueberzeugung, der liebe Gott, der dich zu uns geführt, habe dieß nicht umſonſt gethan, ſondern er wolle dich erhalten und ſicherlich nicht, um deine Seele verdammen zu können, ſondern um ſie ſelig zu machen. Ich kann mir es nicht anders denken, als deine Großmutter betet für dich, und Gott im Himmel höret ſie, wie er verheißen hat. Darum, wenn die Gefahr am größten iſt, die Welt dich verſchlingen will, iſt ſeine Hand über dir und ein Retter iſt da. Darum bin ich getroſt und zage nicht für deine Seele, ich glaube, der Glaube kommt dir wieder, ohne welchen die Erde eine Hölle wäre, der Menſch das verfluchteſte unter allen Geſchöpfen, der Glaube, der den Frieden bringt und ſelig macht. Darum will ich dir nicht zuſprechen, dir nicht predigen, bei dir hat der Herr ſelbſt das Predigtamt übernommen, er iſts, der deine Ohren ſeiner Stimme öffnen wird. Nun ſprach der Alte mit ihm traulich über die Richtung ſeines Weges, ermahnte ihn, der Großmutter bald ein Lebenszeichen zu geben. Er dürfe das jetzt wohl thun, da er nicht Geld bedürfe, und der Großmutter würde es wohl thun, was zu vernehmen. So war es ſpät geworden. Da holte der Meiſter aus ſeinem Zimmerchen noch ſein alt Felleiſen und gab es Jacob. Nimm, ſagte er, ſchön iſts nicht, aber gut noch und allweg beſſer und ehrenhafter als das Wachstuch, welches du gekauft haſt. Ich wollte es behalten bis an mein Ende, aber was hilft es mir, dir aber kömmts komod und vielleicht habe ich dort, wo ich hingehe, nicht einmal Platz dafür. Trage es, und wenn du heim kommſt, ſo ſage deiner Großmutter, es ſei ein ehrlich Felleiſen, mit Ehren habeſt du es gewonnen, der Ehre, neben den andern zu hängen, ſei es wohl werth. Sollteſt du zu deinem wiederkommen, ſo gieb das meine nicht in fremde Hände, ich konnte es im Grabe nicht ertragen, wenn es in Unehre getragen würde. Fülle es mit Steinen, verſenke es in See oder Strom, wo es am tiefſten iſt. Das hatte Jacob nicht erwartet, es war ihm wie einem Knappen, der im Drange der Schlacht wehrlos geworden, plötzlich zu Pferde ſitzt mit einem guten Schwerdte in der Fauſt. Vor Freude konnte er nicht einmal Complimente machen d. h. höfliche Schneckentänze, wo man ſich erſt deſſen weigert, was man am liebſten hat. Es war kein ſchön ſchwarz glänzend Felleiſen, ſo wie der Lehrbub ſich deſſen freut, wenn er die Geſellenſchuhe anzieht; man ſah ihm Regen und Schnee, viele vergangene Tage an. Aber es iſt mit dem Felleiſen wie mit den Fahnen. Kinder, Waadtländer freuen ſich über ſchöne, neue ſeltene Fahnen, am höchſten aber in geprüften beſonnenen Augen ſtehn die alten zerſetzten.

Rührend war am Morgen der Abſchied von Meiſter und Geſell, ſie hatten mit einander gelebt und erlebt und waren ſich wohl bewußt es war auf Nimmerwiederſehn — in dieſer Welt — hatte der Meiſter beigefügt.

Der Leſer wird vielleicht ſich nicht recht zurecht ſinden in der Zeitrechnung, uns nicht Monate und Tage nachrechnen können, wir bitten uns dieſes zu gut zu halten. Theils iſt es ſo nothwendig, um das Handwerk nicht zu bezeichnen, theils nehmen wir die neu zugeſtandenen Rechte in Anſpruch, laut welchen man ſich in poetiſchen Darſtellungen um Wahrſcheinlichkeiten in Beziehung auf Zeit und Ort durchaus nicht zu kümmern hat.

Es war ein ſchöner Morgen als Jacob auszog. Es war ein anderer Jacob, welcher jetzt wanderte, als der, welcher bisher gewandert hatte, und dieſes fühlte er ſelbſt ſehr wohl. Er war männlicher, reifer geworden, er hatte Wurzeln geſchlagen im Leben, war zu einem ſelbſtſtändigern Weſen geworden. Er war nicht mehr der Junge, welchen die Großmutter den dummen nannte, der rein von der Außenwelt und ihren Eindrücken abhing, der den Himmel anjauchzte, wenn er Wein im Kopfe hatte und die Welt verfluchte, wenn er müde Beine kriegte, der hiehin ging und dorthin, nicht weil er dachte warum er gehen ſolle und was daraus werde, ſondern weil man ihm ſagte: du, Jacob, biſt der Kerl dazu, wie du biſt, giebt es keinen mehr; der deu blindeſten Glauben hatte zu jedem Schalk und Spitzbub, ſo bald der ihn bei der ſchwachen Seite nahm, woran er zu drehen war wie an ſeiner Handhabe ein Butterfaß. Jacob hatte ſich vorgenommen ſich nicht mehr zu fremden Zwecken mißbrauchen zu laſſen, Verbindungen zu meiden und einmal für ſich zu leben ohne mit andern viel ſich abzugeben. Arbeit wollte er nehmen, wo er ſie fand, bleiben an einem Orte kürzere, längere Zeit, je nach der Jahreszeit und dem Meiſter; ſo langſam die Schweiz durchwandern, nach und nach der Heimath ſich nähern, bis er ſie wieder erreicht hätte. Paris hatte er aufgegeben, er ſcheute den Wirbel dort, vielleicht ſagte ihm ſein Gefühl, daß ſeine Selbſtſtändigkeit noch zu ſchwach ſei, um gegen die große Macht dieſes Wirbels beſtehen zu können. Er war geſund und kräftig, ordentlich angezogen, mit Geld reich verſehen und dem Bewußtſein, im Handwerk allenthalben beſtehen zu können. So wanderte er, als die Rührung des Abſchieds ihre erſte Schärfe verloren hatte, unbefangen in die ſchöne Welt hinaus. Er hatte ein offenes Auge für ſeine Umgebungen, und war Beſonderes nicht zu ſehen, ſo dachte er über allerlei nach, ſehr oft über ſeine Vergangenheit, und wenn er mit Heſtigkeit den Stock hob und einen Stein aus dem Wege zwickte, ſo konnte man mit Sicherheit darauf zählen, er war auf eine Erinnerung in ſeinem Leben geſtoßen, wo es ihm jetzt klar war, wie er damals wirklich als der Eſel ſich gebehrdet hatte, wie ihn die Großmutter geſcholten. Es war, als ſei ein Nebel vor ihm gefallen und er ſehe jetzt viel anders ins Leben hinein, in die Welt hinaus, als früher. In ſolchem Nebel ſind wir oft und wiſſen es nicht und glauben es noch weniger. Wenn es natürlichen Nebel giebt, ſo merkt man es, in London zündet man Laternen an, in der Schweiz ſteckt man Stangen auf, in Amſterdam brüllen aus den Kanälen herauf die, welche am Ertrinken ſind, zur Warnung für die noch Lebenden, aber den Nebel im Geiſte, den merkt man leider nicht, bis er weg iſt, man meint im hellſten Sonnenſchein zu ſtehn und daß es finſtere Nacht geweſen, merkt man erſt, wenn das Licht wirklich kömmt. So erlebt man Vieles im Schlaf, aber während man ſchläft, weiß man nicht, daß man träumt, ſo träumt man wiederum vieles bei wachendem Leibe, aber während man träumt, weiß der Träumende nicht, daß er träumt, ein Quaſinachtwandler iſt. Aus Nebel und Träumen zu kommen iſt ſo ſchön, aber nur der kömmt dazu, der höher ſteigt, die Bahn hinan, die gen Himmel geht, nicht der, welcher im Schlamm der Sünde ſich wälzet, denn bekanntlich liegen auf Moräſten die ſchwerſten und dickſten Nebel. Jacob wandte ſich nicht dem See zu, er wollte die Städte meiden, er hatte es ſattſam erfahren, daß er dort nur lieb geweſen ſo lange man was von ihm ziehen, ihn im Nebel herumführen konnte. Er hatte nach Lauſanne geſchrieben, an ſeinen frühern Koſtgeber, noch dazu den Brief frankirt, der ihn nach Genf zu ſeinem dortigen Koſtgeber gewieſen gehabt hatte, dieſen nach dem Genfer Koſtgeber gefragt, aber nie eine Antwort erhalten und doch, wenn Jemand, ſo mußte der in Lauſanne es wiſſen, wo der Genfer ſich hingewandt. Er wanderte behaglich quer durch das Land dem Canton Freiburg zu, denn Neuenburg wollte er meiden. Jetzt da er die Sprache kannte, wenigſtens ſo weit, daß er bequem mit Jedermann das Gewöhnliche beſprechen konnte, jetzt da es warm war und Geld in ſeiner Taſche klingelte, jetzt wars ein ganz anderes Land als damals, wo er im Winter hineingekommen war und noch dazu auf dem ſchwarzen naſſen See hatte fahren müſſen. Das Volk ſchien ihm nicht halb ſo elend und unglücklich, als man es ihm geſagt hatte, ja wenn er von den rothen Backen und gefüllten Bäuchen auf den Reſt ſchließen wollte, ſo hätte er beinahe glauben müſſen, das Volk ſei reich und glücklich, eher zu ſinnlich als zu fromm, das gefiel ihm gar nicht übel. Die Leute räſonnirten wohl auch und begehrten auf, daß die Wände krachten, aber dabei ſchienen ſie ſich wohl zu befinden und erſt recht behaglich zu ſein, wenn es ſo recht donnerte und polterte in allen Ecken.

Fünftes Kapitel.

Jacob findet einen Waadtländer Patrioten und eine fromme Seele, und mit was für Augen er beide anſieht.

Es dünkte ihn, er möchte noch einmal Arbeit nehmen im Canton Waadt. Erſtlich um in der Sprache ſich noch feſtzuſetzen und um ſo recht über die Zuſtände deſſelben ins Klare zu kommen. Indeſſen wollte es ſich lange nicht ſchicken. Das Wandern bei ſchönem Wetter, Geld im Sack und wohlgeſohlte Stiefel an den Füßen behagte ihm gar zu wohl. Zu wandern ganz nach augenblicklichem Gutdünken, nicht gebunden an Zeit, Richtung, beſtimmte Stationen, gehen und bleiben zu können, wie einem gefällt, das hat einen unglaublichen

Reiz, und doch werden ſelten Reiſende und wenn ſie Geld und Zeit im Ueberfluß haben, ſo wandern, es iſt halt nicht Mode. Der dumme Teufel von Reiſenden bindet ſich an die Vorſchriften eines Handbuchs oder Führers ärger als ein afrikaniſcher Sklave, der nach der Meeresküſte zum Verkauf geſchleppt wird, gekettet iſt und ſchreiten muß unter der Peitſche der Treiber. Es iſt merkwürdig wie ſo ein Engländer die Länder durchſurret akkurat wie durch ein Aſtloch der Sturmwind. Wenn laut ſeiner Reiſeroute ein Engländer Abends zehn Uhr an der beſtimmten Station anlangt, Morgens drei Uhr wieder fort ſoll, ſo nimmt er Laternenträger, läßt ſich auf den ſchönſten Punkt führen, wo man die Jungfrau am beſten ſieht, bei Tage verſteht ſich, ſteht fünf Minuten da, ſieht im Laternenlicht die Fernſicht und verreiſt am Morgen ganz befriedigt, denn er hielt pünktlich die Stunden inne, hatte den vorgeſchriebenen Ort beſucht, kurz gethan, was zu thun ihm vorgeſchrieben war. Der freie Engländer! Jetzt wanderte Jacob durchs Waadtland ganz anders als das vorige Mal und viel geſcheuter als Engländer durch die Welt. So wanderte er an einem Sonntag Morgens durch üppiges Land, rein war die Luft, klar der Himmel und hell hörte er es lauten von vielen Seiten her, Stimmen aus der Höhe, welche die Gläubigen weckten zum Schauen nach oben, ſie ſammelten zu Lob und Preis deſſen, der uns Athem und Leben gegeben und von dem jede gute Gabe kömmt. Wie einſt des Herren Stimme in die Gräber dringen und zum Leben die Todten wecken wird, ſo drangen dieſe Glockentone in die Häuſer, lebendig ward es in denſelben, aus den geöffneten Thüren ſtrömte allmählig die Menge, wallte durch üppig Land der rufenden Stimme zu, zu hören wie das Himmelreich den Gläubigen aufgeſchloſſen, den Ungläubigen zugeſchloſſen, die Menge aufgerufen werde durch Buße zur Bekehrung zu kommen, an die Bruſt zu ſchlagen, zu rufen: Gott ſei mir armen Sünder gnädig, dann in neuen Wegen zu wandeln. Jacob ſpottete nicht über dieſe Menſchen, zog nicht in Zweifel den Glauben und meinte, die meiſten ſeien Scheinheilige und wenn man ihre Herzen und Nieren prüfen könnte, fände man vieles, woran man nicht gedacht, aber nicht, was man ſuche, den

Glauben. So weit war er gekommen, daß er an einen aufrichtigen Glauben in einem Menſchen glauben konnte, das iſt ſchon viel gemacht.

Es kam ihm wie einem Bedrängten, der mit Wehmuth zurückdenkt in glückliche Kinderjahre und wünſcht, daß es doch immer ſo geblieben wäre. Die Leute ſeien doch glücklich, daß ſie das Alles glaubten und an einer Hoffnung feſthalten könnten, welche ihnen Scheiden und Tod erleichtere, und wenn alle nach dem Glauben lebten, ſo wäre ein recht gut wohnen unter ihnen, man könnte mit einander auf dieſem Fuße recht glücklich ſein, dachte er. Nun ſei es aber anders, und was hin ſei, ſei hin, komme nicht wieder. Der gute Jacob dachte nicht daran, was Salomo ſagt, daß nichts Neues ſei unter der Sonne, ſo iſt der Unglaube was ſehr altes, ſein zeitweiſes Ueberhandnehmen ſehr alt, und wie oft ſchon ward er bei Völkern und einzelnen Menſchen vom Glauben verſchlungen und überwunden. Als der Morgen vorüber war, ward es noch lebendiger auf den Straßen, aber ganz andere Gefühle und Stimmung traten an den Tag. Wer erinnert ſich nicht, erwacht zu ſein an einem wundervollen Morgen, kein Wölklein war am Himmel, es war als ob der Himmel offen oder Himmel und Erde eins geworden ſeien. Es wird das Herz dem Menſchen weit, er bekennt, ſo ſchön habe er lange die Welt nicht geſehen. Wenn es immer ſo wäre, es reute uns viel zu ſehr, wenn wir fort müßten von dieſer Welt. Aber einzelne Schäflein zeigen ſich am Himmel, werden zahlreicher, bis ſie den ganzen Himmel bedecken, grau der ganze Himmel iſt, die Dünſte ſich ballen, die Winde ſich erheben, ein Wetter losbricht, daß kein Geſchöpf ſicher iſt, jedes eine ſichere Stätte ſucht, die Maus das Loch im Boden, der Vogel das Loch im Baume, der Menſch ſeine Hütte. So ſchön iſts auch an einem Sonntagsmorgen, wenn hell der Himmel iſt, hell die Glocken läuten, hell die Gemüther ſind, feierlich die Chriſten zur Kirche wallen. Aber wenn es Mittag wird, da ſteigen auch aus den niedern Gründen der Seele die Dünſte empor, verdichten die klare Luft, ballen zu Begierden ſich. Es beginnt die Sinnlichkeit ſich zu winden, es zucken die Wünſche über die Geſichter von Geſicht zu Geſicht, es donnern die losbrechenden Laſter, es tobt entfeſſelt die Sünde durch die Völker und zwar durch die chriſtlichen Völker und zwar am Tage des Herren und zu Hohn und Trotz dem Herren. Es iſt oft, als wenn an dieſem Tage der Teufel ſeinen Thron aufſchlüge bald hier, bald dort, die Trommel rühren ließe, die Menge lockte, die böſen Geiſter losließe und Mainacht hielt am hellen Sonntage und nicht auf dem Blocksberge, ſondern in Mitte der Chriſtenheit, als ob der Teufel Demonſtrationen machte, daß denn doch er der Herr ſei auf Erden und ihm verfallen die Menſchenkinder. Die Gebildeten machen ſeine Helfershelfer, ſogenannte Gelehrte klatſchen Beifall und gnädige Obrigkeiten blicken gnädig auf das entfeſſelte Volk, freuen ſich ſeines Glückes, preiſen ſich als Urheber dieſes Glückes. Es freut ſie, die Thoren, wie das Volk gegenüber Gott ſich entfeſſelt hat. Wie würden die Herrgöttlein aufbegehren, wenn das Volk ſich ihnen gegenüber entfeſſelte! Die Thoren bedenken nicht, was das Volk, wenn es gegenüber dem großen Herrgott einmal entfeſſelt iſt, mit den kleinen Herrgöttlein anfangen wird.

So war es auch an jenem Sonntage, als Jacob am heißen Nachmittage in einem ziemlich großen Dorfe Trank und Schatten ſuchte. Es war munter auf den Straßen und noch munterer im Wirthshauſe. Der wohlfeile und gute Wein, wo man drei gute Maaß für einen Gulden kriegt, wurde nicht geſpart und das ſchnatterte und welſchte durcheinander, daß Jacob, obgleich er ſonſt ziemlich alles verſtand, doch lange nicht die einzelnen Töne unterſcheiden konnte. Nach und nach gewöhnte ſich ſein Ohr an den kunterbunten Lärm und er merkte, daß er gerade zum rechten Thema gekommen, um die Stimmung des Volkes zu vernehmen, es ward gewaltig politiſirt. Damals hatte der Radicalismus noch nicht geſiegt im Waadtlande, man durfte noch frei reden, durfte es halten mit wem man wollte ohne Gefahr zu laufen, halb todt geſchlagen und dann noch geſtraft zu werden. Die Einen hielten es mit der Regierung, die Andern ſchrieen ſehr ſchrecklich gegen ſie, die Worte Spitzbuben, Verräther ſtachen oft aus dem Gerede heraus. Tyrannei und Deſpotie kam ebenfalls häufig vor, was allerdings etwas ſeltſam war, da man ſo offen davon ſprach, ohne ſich im mindeſten zu achten wer da ſei und wer es hören konnte. Er begriff, daß die Tyrannei darin beſtand, daß die Regierung nicht thun wollte, was das Volk wollte, und die Verrätherei eben darin, daß ſie, ſtatt es mit dem Volke zu halten, welches ſie doch gewählt habe, jetzt mit Katholiken und Jeſuiten unter einem Hütchen ſteckte d. h. Bund, Verfaſſung und Geſetze handhabte. Man ſprach von ausjagen, von marſchiren, ſchießen, ſtechen, von allem, was morderlich war. Die Gegner dieſer Partei waren meiſt ältere Leute, redeten etwas ruhiger, hielten ſich überhaupt mehr vertheidigungsweiſe, ſuchten zu beſänftigen, ſprachen: dieß und jenes laſſe ſich nicht thun und eine Regierung ſei kein unbeſonnener Junge, der in ein Feld ſpringe ohne zu wiſſen, wo er hinaus ſolle. Darum ſei von Verrätherei keine Rede und die Herren in Lauſanne ſeien ſo gut Bürger und Patrioten als irgend welche im Lande. Jacob merkte alsbald, daß eben die obſchwebende der Propaganda (geheime politiſche Geſellſchaft) ſo hochwichtige Frage verhandelt werde, über Ausjagung der Jeſuiten, d. h. bei welchem man mit dem Namen Jeſuit die dummen Schweizer an einander hetzte, um den langgehegten Plan zu erreichen, die Schweiz zu einer Feſtung der Propaganda zu machen, aus welcher Feſtung Thore in aller Herren Länder führen. Man hetzte die Schweizer an einander um den Bund zu ſprengen, die Kantone in Eine Republik zu verſchmelzen, die zerſplitterten Kräfte zu centraliſiren und dann mit allen Unzufriedenen der Welt vereinigt Kaiſern und Königen Trotz zu bieten und ſich an ihnen kräftiger zu verſuchen, als nur mit Gedichten und Broſchüren. Die dummen Schweizer merkten das begreiflich nicht, beſonders da man dazu ganzen Ständen und den Einzelnen, deren man habhaftig werden konnte, ſüßen Brei an die Lippen ſchmierte und ihnen derlei Brei ganze Kubel voll verſprach, wenn man endlich der Verräther los ſei und der Jeſuiten, und die Religion und der Fortſchritt außer Gefahr wären. Jacob horchte ganz begierig auf, Wunder nahm es ihn, wie weit dieſe Angelegenheit gefördert, beim Waadtländer Volk gegriffen, was in Genf mißlungen. So weit war er gekommen, daß er wohl wußte, wie durch die Jeſuiten die Religion nicht gefährdet werde, ſowie es dem Volke vorgeſagt wurde und in der Propagandiſten Sinne (denn wo man Etwas gar nicht mehr will, da läßt man etwas ja gerne gefährden), ſondern der entſchiedene Fortſchritt oder Fortſprung, wie man bereits zu ſagen pflegt. Er hatte ſeine Freude daran, wie das lebendig ging und offenbar die Gegenpartei der Niederlage zugetrieben wurde trotz ihrem Proteſtiren. Einer that ſich beſonders hervor als Jeſuiten- und Regierungsfeind, als freiſinnig und in Schrecken und Kummer von wegen der Religion. Es war ein Mann im beſten Alter, ſtattlich von Figur und mit einem Geſichte, welchem man keinen Mangel anſah, wohl aber ſpiegelte ſich darin der Wiederſchein des Weines ab, der Flaſchenweiſe in ſeiner Gurgel verſchwand. Zu ſeiner großen Freude erfuhr Jacob, daß derſelbe ein Meiſter ſeines Handwerks ſei, bei dieſem beſchloß er Arbeit zu nehmen, wenn er welche hätte. Er miſchte ſich nun in das Geſpräch ſo ganz vorſichtig, es kam ihm komod, denn bei der leiſeſten Berührung merkte er, daß er hier mit communiſtiſchen und ſocialen Ideen hinterm Berge halten müſſe. Das waren Leute, welche nicht theilen wollten, ſie fürchteten dabei geben zu müſſen ſtatt nehmen zu können, wollten durchaus ungenirt, ſo viel Flaſchen trinken als es ihnen beliebte und ſo oft es ihnen beliebte, wollten nichts von einem Zu- und Abtheilen wiſſen. Aber deſto begieriger horchten ſie auf, wenn er von den Jeſuiten, den ſchrecklichen Ungeheuern erzählte, wie die ſchrecklich wirthſchafteten in Luzern und Wallis gegen die Gutdenkenden und Freiſinnigen; bei den Beinen aufhängen, das war die geringſte Strafe, und wie die gegenwärtigen Herren beſtochen ſeien von Lyon und Rom aus und man raus müſſe mit dieſen, wenn man den armen Brüdern gründlich helfen wolle und wie man Niemand dabei zu fürchten hätte, am allerwenigſten die fremden Mächte, die hätten mehr als genug mit ſich ſelbſt zu thun, ſeien froh, wenn im eigenen Lande die Glocken nicht zum Sturme läuteten, es nicht einmal an einem ſchönen Morgen heiße: Hurrah, die Schweizer ſind da. Potz Himmeltürk! wie wohl kam der Jacob mit ſolchen Redensarten an! Wo ſind je Leute hinter einer Flaſche geſeſſen, welche nicht ganz glücklich wurden, wenn ihnen Ruhm und Preis geſungen wurde? Als Jacob nähere

Auskunft über ſeine Perſon und ſein Handwerk gab, kam ihm der freiſinnige Meiſter zuvor mit dem Anerbieten von Arbeit, Jacob nahm es an, weil es ihn freue, einmal unter ſolchen Leuten zu ſein. Dieſer Meiſter nun hatte Kinder, einen ganzen Rudel und ein Weib, verſteht ſich einſtweilen noch von ſelbſt, und zwar ein Weib, wie ſie ſelten ſind, aber ſie und ihr Mann glichen ſich wie Nordpol und Südpol. Dieſe beiden kommen einſtweilen, ſo Gott will, nicht zuſammen, aber Menſchen von entgegengeſetzten Naturen finden ſich oft. Manchmal geſchieht es, daß ſie ſich nähern, annehmen, endlich in einander aufgehen, aber auch oft, daß jede in der täglichen Reibung deſto ſchärfer ſich ausprägt. Die Frau Meiſterin war eine ziemlich große hagere Perſon, blaß von Farbe, hatte einen geſchloſſenen Mund, Augen voll ſtillen Feuers, welches nicht nach außen flackerte, inwärts brennen mußte. Sie war eins von den Weſen, welche kein Geräuſch machen in dieſer Welt, ſie kommen und gehen, die Arbeit ſchwindet unter ihren Händen, aber man hört es nicht, merkt es nicht, es iſt immer alles gethan, und doch ſcheinen ſie nichts zu machen, in ziemlicher Pomade ſich zu bewegen. Man merkt erſt, wenn ſie nicht mehr ſind, was ſie geweſen ſind. Jacob achtete ihrer anfangs gar nicht, ſie ſchien ihm was von einer Momieres zu haben, einer Pietiſtin, einer Muckererin, oder wie die ungläubige junge Welt alle Perſonen heißt, welche ein chriſtlich Ausſehen haben. Seine frühere ſelige Meiſterin war eine kleine raſche Perſon geweſen, mit ganz chriſtlichem Herzen aber mit weltlichem raſchem Anſtrich, dieſe neue Meiſterin hatte eben ein ſtilles ernſtes Weſen, wie man es wirklich im Welſchland nicht immer findet. Am ſtillſten und ernſteſten war ſie in Anweſenheit ihres Mannes. Wenn er laut ward, wurde ſie ſtumm und wahrſcheinlich hatte eben ſein überlebhaftes redendes und geſtikulirendes Weſen ſie ſtille gemacht, zum entgegengeſetzten Pole. Der Mann begegnete ihr mit einer gewiſſen Verächtlichkeit, manchmal mit dem unausſtehlichen Mitleiden, mit welchem man ungefähr ſagen will: pauvre bête, dummes Babi, armer Tropf! Jacob, dem der Meiſter ein ganzer Kerl ſchien, nahm das ſo an, als verſtehe es ſich von ſelbſt, daß es ſo recht ſei, und behandelte die Frau Meiſterin, ſo weit es einem Geſellen erlaubt iſt, ungefähr gleich. Daß die Kinder an der Mutter hingen und ihr gehorchten, fiel ihm nicht auf, er dachte, die verſtänden es nicht beſſer und hielten ſich an die, aus deren Händen ihnen zunächſt Speiſe und Kleidung kämen.

Jedes Haus, in das ein Fremder tritt, iſt eine Art bezaubertes Schloß, welches nicht bloß ſeine Geheimniſſe, ſondern eigentlich alles ganz anders hat, als es erſcheint. Allmählich verwandelt es ſich vor dem Fremden und die Geheimniſſe werden offenbar. Aber das Merkwürdigſte von allem iſt, daß es Leute giebt, vor deren Augen alles in beſtändigem Wandel kreiſt, daß es Häuſer giebt, welche alle Tage ſich wandeln, ſo daß die Einen alle Tage in andern Stellungen und Verhältniſſen ſich glauben, Andere wirklich in andern Verhältniſſen ſind. Dieſes findet alle Tage und allenthalben ſtatt, und doch kömmt es ſelten zum Bewußtſein. Gar ſchrecklich wundern ſich die Menſchen und ſtehen auf dem Kopfe, wenn ſie plötzlich merken, daß ſie an einem ganz andern Orte ſind, als ſie anfangs geglaubt und gebehrden ſich wie Menſchen, die ſich in Grönland zu Bette gelegt und in Algier erwachen. Jacob war um des freiſinnigen Meiſters willen eingezogen, freute ſich mal einen zu haben nach ſeinem Herzen, ſo faſt einen Kameraden, wie es eigentlich ſein ſollte, der mit ihm ins Wirthshaus ging, Zeitungen las und beſprach, ſo daß er wirklich hoffen durfte, Einfluß auf das öffentliche Leben zu erhalten. Den Meiſter bedauerte er, daß er an einen Haſelſtock für immer gebunden ſei, ein Mann wie er. Da hätte man wieder ein Beiſpiel, wie unglücklich die Ehe mache, wie unſittlich ſie alſo ſei und wie dringlich an der Zeit ſei, die freie Liebe einzuführen. In ſeiner Anſicht beſtärkten ihn bald längere, bald kürzere Ausbrüche des Meiſters, wie unglücklich ein Mann mit einer Pietiſtin, einer Kopfhängerin ſei, welche an allem Aergerniß nehme, alles verſäume, meine, mit Beten ſei die Sache gemacht, die Kinder ihm entfremde, daß ſie ihn für den Böſen ſelbſt anſähen u. ſ. w. Allgemach aber ſah Jacob, daß der Frau Meiſterin doch Unrecht gethan werde, wenn man ihr vorwarf, ſie verſäume ob dem Beten die Haushaltung. Die Haushaltung war tadellos und reinlicher als man ſonſt im Waadtlande es zu finden gewohnt war. Pünktlich, wie die Handwerker es lieben, ſtand immer das Eſſen auf dem Tiſche, gehörig gekocht und beſorgt, über anbrennen oder verſalzen hatte man nicht zu klagen. Wenn ſie auch nicht viel ſprach, ſo war ſie doch freundlich und wenn ein Geſelle unwohl war, ſo zeigte ſie Theilnahme und ſorgte ungebeten für das Paſſendſte. Sie keiſſte nie, wenn der Mann polterte und aufbegehrte, was ſehr oft der Fall war, nahm Unrecht, welches ihr angethan ward, mit einer Ruhe hin, welche Jacob anfänglich ungeheuer böſe machte. Er nahm ſie für Hohn und Verachtung, als ob ſie damit ſagen wolle: rede du nur, es iſt mir halt gleichgültig was du ſagſt!

Das ſah Jacob freilich auch, daß der Meiſter zuweilen mehr Worte mache als nöthig, mehr poltere als anſtändig ſei und manchmal ohne Grund. Aber Jacob dachte, das müſſe halt ſo kommen, wenn die Bitterkeit einmal da ſei und man an die Quelle der Bitterkeit unauflöslich gefeſſelt ſei, da werde man ſo voll Zorn und Aerger, daß man deſſen nicht immer Meiſter ſei und das Ueberlaufen erwehren könne. Der Frau werde ihr Recht geſchehen, dachte er, was ſie ausgeſäet, werde ſie erndten (es iſt ſehr merkwürdig, wie die Sprüche angewendet werden können). Ihn erbarmten am meiſten die Kinder, die ſeien am ganzen Verhältniß unſchuldig und müßten es hauptſächlich entgelten, körperlich und geiſtig darunter leiden erbärmlich. Das käme von der ehelichen Kuppelei, wäre die nicht, die Kinder würden frei und froh aufwachſen wie die Blumen des Feldes, die Bäume des Waldes und duften wie — die Hottentoten, wenn ſie Heuſchrecken dörren und ſich mit dem Fette von 100 Ochſen geſalbet. Allerdings mißhandelte ſie der Vater, ſie aber flohen den Vater. Der Vater war ein ſogenannter Gaſſenlächler, ſo einer, der ſeine Späße jedem Geſichte anhängt, welches an ihm vorübergeht, zu Hauſe dagegen Vorwürfe und Schimpfwörter an den Wänden herumſchlägt hageldick. Sein ganzer Haushalt war ihm ein fataler Anhängſel, der ſeine Flügel lähmte, wie er meinte, ihm das Mark aus den Knochen ſog; darum grollte er beſtändig, wenn er zu Hauſe war und ließ ſein Grollen fühlen allen, die im Hauſe waren. Das Geld, welches er verdiente, ſah er als ſein Eigenthum an, welches er ganz für ſich brauchen könnte, wenn er alleine wäre; was er davon an ſeine Haushaltung abgeben mußte, ſah er als eine Verkürzung ſeiner ſelbſt an, wie eine ungerechte Auflage, einen Raub an ſich, Er klagte bitterlich, er allein müßte verdienen, alle andern wollten nur brauchen, ſeine Haustung verſchlinge ihm ein großes Geld, für ſich ſelbſt bleibe ein Bettlergeld übrig, kaum hie und da für einen Schoppen. Was er geben mußte, gab er alſo mit Widerwillen unter Hader und Zank, deſſen die Kinder begreiflich Zeugen waren und es wohl begriffen, daß ſie dem Vater eine Laſt ſeien, nichts eſſen, nichts koſten ſollten. Dieß macht bei Kindern kein gutes Blut und eine andere Sache machte noch böſeres. Sie liebten die Mutter und ſahen, wie der Vater ſie behandelte, ſie ſahen, daß all Gutes ihnen von der Mutter kam, ſahen, was dieſe ausſtehen und leiden mußte, um es ihnen zu verſchaffen, wie ſie die Haushaltung erhielt und nichts für ſich brauchte und doch die ungerechteſten Vorwürfe hören mußte, denn wer zu viel brauchte, das war der Vater und nicht die Mutter und das ſahen die Kinder wohl. Darum machten die Kinder dem Vater ſaure Augen, gingen ihm aus dem Wege oder gaben kurzen trotzigen Beſcheid. Daran ſollte wieder die Mutter ſchuld ſein, welche die Kinder gegen den Vater aufweiſe, ihm ihre Liebe entziehe. Der aufgeklärte freiſinnige Tropf begriff nicht, daß er mit ſeinem eigenen Thun und Laſſen ſelbſt die Kinder aufwies, aber ſo ein freiſinniger Tropf begreift gar manches nicht, was Unmündigen klar und offenbar iſt. Im Begreifen ſind ſie eben nicht ſtark die Freiſinnigen! Sie begreifen nicht, daß ihre Freiſinnigkeit ſich nur auf ſich bezieht, in dem Sinne, daß ſie ihnen erlaubt, alles zu thun, was ſie gelüſtet, daß ſie aber gegen die Andern als die gröbſte Selbſtſucht ſich geſtaltet, in heilloſe Tyrannei ausartet. Auf der ganzen Welt ſoll Niemand anderer Meinung ſein als ſie und ſo weit, daß wenn ſie meinen: ihnen ſelbſt thäten alle Tage Braten und Schinken wohl und einige Flaſchen Wein, Weib und Kindern aber ſeien magere Erdäpfel und durchſichtige Suppen am geſündeſten, Weib und Kinder akkurat der gleichen Meinung ſein ſollen. Unſer Meiſter fluchte ſehr über ſeines Weibes Aufweiſerei. Das ſei eben das ſchönſte Pröbchen ihrer Frömmigkeit, daß ſie ihm die Kinder aufweiſe, eine ſaubere Religion ſei das! Gut ſei es, daß man mit dem Chriſtenthum bald zu Ende ſei. Darum fluchte er ſo gewaltig mit ihr, wenn er ſie einmal über der Bibel antraf und noch ärger, wenn ſie die Kirche beſuchte. Darum koſte ihn die Haushaltung ſo viel, meinte er, weil ſie ob dem Beten das Arbeiten laſſe, und wenn ſie nur in der Kirche ſitzen könne, ſo könnte ihretwalben die Haushaltung zu Grunde gehen und was bringe ſie heim? Gift, Galle, Aufweiſerei von allen Sorten und wenn ſie noch mehr hinginge, ſo ſchlage er ihr die Beine entzwei, ſie werde dann das Laufen ſchon laſſen. Der Lümmel bedachte nicht, daß, wenn er das Recht hätte alle Tage ins Wirthshaus zu laufen und darin halbe und ganze Nächte zu ſitzen, das Weib doch auch das Recht hätte zuweilen eine Stunde in der Kirche oder über der Bibel zu ſitzen, aber eben er war freiſinnig! Wenn die einmal recht am Bret ſind, ſo verbrennen die die Bibel, ſchließen die Kirchen, verbieten bei Todesſtrafe das Beten und befehlen, alle Tage ſieben Stunden im Wirthshauſe oder im Kaffeehauſe oder auch im Theater zu ſitzen und zwar alles aus Freiſinnigkeit und wegen dem entſchiedenen Fortſchritt. Indeſſen hier gab die Frau Meiſterin nicht nach, ſie las und ging in die Kirche fort und fort, ſie glaubte wahrſcheinlich, man müſſe Gott mehr gehorchen als den Menſchen. Wie aber dann dieß dem Manne Anlaß gab zu ſchimpfen, zu läſtern und Drohungen auszuſtoßen, auch gegen die Geiſtlichen, kann, wer nicht im Waadtlande iſt, ſich nicht vorſtellen, wer aber dort iſt, kann es mit eigenen Ohren hören.

So war im Hauſe eine tief gehende Kluft und dieſe Kluft ging durch die ganze Gemeinde, durch viele Häuſer, eine Kluft, welche durch das ganze geiſtige Leben, heiße es nun politiſches, religiöſes, häusliches, geht. Dieſe Kluft ſtiftete viel Böſes, hemmte viel Gutes, ſie nahm den Frieden aus den Häuſern und aus den Herzen, ſtiftete perſönliche Feindſchaften und feindſelige Parteien und wie Mehlthau an Blumen klebte ſich böſes Mißtrauen an jede Seele, es war, wie es an allen Orten iſt, wo ein neuer Geiſt feurig durch die Menſchen fährt und zum Alleinherrſcher werden will. Man hat dem Pietismus vorgeworfen, er fahre trennend zwiſchen die Ehen, zwiſchen Eltern und Kinder, ſei ein Stifter unendlichen Unglücks. Man hat dem Jeſuitismus den gleichen Vorwurf gemacht und mit Recht, denn dieſes unduldſame zerſchneidende Element iſt Eigenthümlichkeit jedes Sektengeiſtes, er mag ſich zeigen in welcher Geſtalt er will. Dieſes Feindſelige und Zerſchneidende hat auch der Radicalismus, denn der iſt nichts anderes als die neuheidniſche Sekte, welche das Fleiſch anbetet und dieſem Fleiſche Alles opfert, Alles, Alles, Weib und Kinder, Glauben, Leben, Liebe, Ehre, Seele, Alles, Alles. Sein Wahlſpruch iſt: Ehe hin, Ehe her, Eid hin, Eid her, Teufel hin, Teufel her u. ſ. w. Nur eines nicht: nicht Geld hin und her und nicht Dünkel hin und her. Dieſe Sekte geht durch die Welt und lockt die Maſſe mit fleiſchlichen Verheißungen, ſtachelt ſie gegen jede Schranke, welche dem Fleiſche gezogen iſt und verheiſt vollſtändige Befriedigung. Ihre größte Feindin iſt das Chriſtenthum in jeglicher Geſtalt, ſie verfolgt es jeſuitiſch geheim, wo es im Anſehen ſteht, ſie verfolgt es brutal waadtländiſch, wo ſie mächtig geworden, Anerkennung und Schutz gefunden hat. Sie gebehrdet ſich als ob ihr Daſein ſich von ſelbſt verſtände, als ob ſie immer da geweſen und ſchiebt auf jeſuitiſche Weiſe dem alten ſeit Jahrhunderten beſtandenen Chriſtenthume die Schuld der Spaltung zu, das Feindſelige, nennt es mit allen möglichen Namen, verfolgt es in die Kirchen, will es mit Strumpf und Stiel ausrotten in den Häuſern, als eine eingeſchlichene verderbliche unſittliche Sekte, und wo noch ein Funke chriſtlichen Lebens ſich zeigt, ſtempelt ſie ihn mit dem Namen Pietismus. Von Sittlichkeit und Unſittlichkeit ſpricht nämlich der Radicale ſehr viel, verſteht unter Unſittlichkeit alles was ihm nicht gefällt, was irgend ähnlich ſieht einer Schranke thieriſcher Begierde und unter Sittlichkeit ein Ding, das dem Teufel wohlgefällt d. h. einen Wandel nach dem Fleiſche. So ſtand das Ding in dem Dorfe, wo jetzt Jacob war, wenn man es genau beſah, ganz ähnlich dem Zuſtand in dem Hauſe von Jacobs Meiſter. Die Macht lag in den Händen der Radicalen, muntere wilde

Leute, die ganz flott und fidel lebten, faſt nach dem Grundſatze: Alles verſoffen vor ſeinem End, das giebt ein richtig Teſtament!

Sie lebten wie die alten Heiden mehr auf den Straßen, den öffentlichen Verſammlungen, den öffentlichen Häuſern als in ihrem eigenen, in welchen ſie offenbar nicht recht daheim waren, in welchen es ihnen nicht heimiſch war; fluchten ſchrecklich über Ariſtokraten Jeſuiten, Momiers und hätten ihnen noch viel ſchrecklichere Namen gegeben, wenn ihnen welche eingefallen wären. Die ſchwächere Hälfte d. h. die chriſtlichere liebte mehr die eigenen Häuſer als die Wirthshäuſer, lebte in ſtillem Glück, wenn Mann und Frau eines Sinnes waren, oder aber im Stillen ihrer Pflicht und ihrem Gott, wenn der Mann am andern Seile zog. Jacob ärgerte ſich über den Eigenſinn dieſer ſchwächern Hälfte ſehr. Sie ſehe doch ja, daß ſie nichts vermöchte und gegen den Strom ſchwimmen ſei dumm, ſagte er. Wenn ſie Frieden und Eintracht ſo ſehr liebten, wie ſie ſagten, warum fügten ſie ſich nicht, frug er? Jacob wußte noch nicht, daß es Punkte giebt, wo ein ehrlicher Chriſt ſich eben nicht fügen darf, wo er den äußern Frieden muß fahren laſſen. Statt aber nachzugeben, würden ſie alle Tage nur ärger, ſagte er. Das war nun eigentlich nicht, aber er bedachte nicht, daß, wenn eine Partei alle Tage weiter geht, heftiger ſich entflammt, die Kluft zwiſchen beiden Parteien alle Tage größer wird, die ſich ſtille verhaltende Partei ſich von der andern zu entfernen ſcheint. So kam die ſtille Partei Jacob als die ärgſte chriſtliche Sekte vor, während die, welche zu derſelben gehorten, an andern Orten nichts geweſen wären als Chriſten, wie man ſie von Alters her zu haben gewohnt war. Es ſteht alles in der Welt in Beziehung auf das, was uns umgiebt, ſo wird ein mittelmäßig Haus zum großen, wenn lauter Hütten es umgeben, ſo iſt ein kalter Tag im Sommer ein heißer Wintertag, ſo erſcheint ein ganz gewöhnlicher guter Chriſt Unchriſten als Frömmler, Pietiſt, Mucker und Gott weiß was alles. Man prügelte ſich nicht gerade, liebkoſte ſich nicht mit Feuerſpritzen, aber nahm ein großes Aergerniß an einander. Die Gemäßigten waren wirklich übel daran, waren ein Stein des Anſtoßes, ſie mochten machen was ſie wollten. Erſchienen ſie an einem Orte, ſo ärgerten ſich alle über ſie, und erſchienen ſie nicht, ſo ärgerte man ſich wieder. Jacob fehlte begreiflich nicht, wenn irgendwo eine Volksverſammlung ſtattfand oder ſonſt irgend eine öffentliche Feierlichkeit. Er lebte ganz glücklich bei dem Gedanken in einem Lande zu ſein, wo das Volk ſich ausſprechen könne und reden dürfe, wie ihm der Schnabel gewachſen ſei. Daß nur ein Theil dieſe Freiheit genieße, der andere Theil Schläge riskire, wenn er das Maul aufmacht und daß nur der Theil Volk genannt werde, der zu ſeiner Partei gehöre, das merkte er nicht. O es war prächtig, wie das ging! Wo die Politik ſo recht ſchwunghaft betrieben wird, da hat das Volk mehr politiſche Feiertage als die Katholiken katholiſche. O es iſt glücklich ein ſolches Volk, welches aus den Fluthen der Begeiſterung und geiſtiger Erhebungen gen Himmel treibt wie Elias auf dem feurigen Wagen. Auf wirklichen Wagen fuhr man des Morgens aus mit Fahnen und Geſang und Cigarren und vive la patrie! vive la liberté! A bas les Aristocrates, à bas les Jésuites et les momiers! (Es lebe das Vaterland, es lebe die Freiheit! Nieder mit den Ariſtokraten, nieder mit den Jeſuiten und Muckern!) Wo ein Wirthshäuschen an der Straße ſtand ward Halt gemacht, der Trockene gewehrt, die Blasinſtrumente geſalbet und auffallend wars, wie man zumeiſt ſchon mit doppelt ſo viel Fahnen angefahren kam als man ausgefahren war. Kam man zu früh, ſo reſtaurirte man ſich, Mancher, der bis dahin noch keine Fahne hatte, verſah ſich mit einer, dann wanderten die Einen, ſtolperten die Andern dem Verſammlungsorte zu in feuriger Begeiſterung. Dort wurden feurige Reden gehalten, daß es einem dünkte die Sterne begönnen zu hüpfen am Himmelszelt, der Sonne komme das Augenwaſſer und der alten Erde gramsle es im Herzen wie einem ſechszehnjährigen Mädchen. Die Reden hatten zumeiſt drei Theile. Zuerſt Preis und Lob des Volkes, einzelner Patrioten, beſonderer Zuſtände, dann Heulen und Zähneklappern über die Gegner, welche ſchuld ſeien, daß das tauſendjährige Reich noch nicht angefangen, die Weinbeeren nicht wie Kürbiſſe ſeien und der Genferſee nicht voll Muskateller, und ſchließlich beſondere Anträge, welche zu Beſchlüſſen zu erheben waren. Zwiſchen die Reden hinein und beſonders bei gewiſſen Schlagwörtern donnerten die Bravos und die Hurrahs, die à bas les Jesuites, les Aristocrates und bei den vorgeſchlagenen Beſchlüſſen flogen die Hände in die Höhe, wie bei den Soldaten die Ladſtöcke, wenn das Laden kommandirt wird. Und wenn alles beſchloſſen war, fühlte man eine unſägliche Befriedigung, ſicherlich eine viel größere als der liebe Gott, nachdem er die Welt erſchaffen und gefunden hatte, daß alles ſehr gut war. Es war faſt als ſtelle man ſich vor, ſolche Beſchlüſſe hätten Hände und Füße oder wenigſtens vier Beine, liefen nun von ſelbſt in die Welt hinaus und brächten ſich zur Ausführung. Wenn alles beſchloſſen war, was vorgekaut und vorgelegt worden und zwar alles einſtimmig, zog man Arm in Arm und glücklich wie die alten Eidgenoſſen nach einem ihrer großen Siege, der eigentlichen Wahlſtätte zu.

Einſtimmig wurden, wie geſagt, die meiſten Beſchlüſſe gefaßt, denn Oppoſition war an ſolchen Tagen keine ſichtbar, wer nicht mithielt, blieb zu Hauſe, wer gekommen und das Maul aufgethan hätte, der hätte Fäuſte zu beißen gekriegt, daß ihm die Zähne übel geſchlottert hätten von wegen zu reden, was dem ſouveränen Volk nicht beliebt, denn das iſt ein Majeſtätsverbrechen! Ja es iſt namentlich im Waadtlande nicht einmal rathlich, vor dem Volke ſich ſehen zu laſſen. Wie ein König, wenn es ihn ankömmt, mißbeliebige Leute durch ſeine Bedienten vom Hofe wegprügeln zu laſſen, ſo hat auch das ſogenannte Volk ſolche königliche Launen und Bediente genug, ſeine Launen auszuführen, gewöhnlich übernimmt es dieſe Rolle ſelbſt. Im Wirthshauſe war die eigentliche Wahlſtatt, hier wurde disputirt, hier wurde Tauſenden der Hals gebrochen, Flaſchen nämlich. Indeſſen gab es ſich wohl auch, daß man ſich vergriff und einem Nachbar an den Hals fuhr ſtatt einer Flaſche, daß man ihn mit einer Ohrfeige regalirte ſtatt mit einem Glaſe vom Beſſern. Bekannt iſt, daß die Flaſchen ſich nicht ungeſtraft metzeln laſſen, ſondern gerne tückiſche Rache nehmen, die Mörder mit ganzem Leibe zwiſchen die abgehauenen Hälſe werfen und ſie da liegen laſſen. Demohngeachtet ging es doch immer ungeheuer luſtig zu, man ſchwebte immer tiefer in die Begeiſterung hinein, bis ſie einem ordentlich zum Mund einlief, daß man, wenn man nämlich nicht irgendwo Schiffbruch litt, in unſäglicher Glückſeligkeit nach Hauſe ſegelte. Jacob war allemal ebenfalls ungeheuer begeiſtert und glücklich, aber wenn dann der Tag vorüber war, und nichts dabei heraus kam (Jacob erlebte die glückliche Umwälzung im Waadtland nicht) als daß man einige Gulden weniger im Sack hatte, im Andenken an die genoſſenen Freuden glücklich war und ſich nicht ſatt darüber ſchwadroniren konnte bis ein neuer Tag den alten ablöſte, ſo dünkte es ihn doch, damit ſei es nicht gemacht und Niemand gedient. Denn wenn ſchon die Waadtländer an ſolchem Spektakel ſattſam wohllebten, ſo hatte doch die übrige Welt nichts davon, für die Waadtländer aber ſeien es noch vortreffliche Gelegenheiten ihren Wein abzuſetzen und ſomit viel Geld, welches von Fremden bei ihnen verdient worden, im Lande zu behalten. Jacob machte dieſe Erfahrung, denn ſein Geldvorrath minderte ſtark, Anſchaffungen machte er keine weitern als Wein, und gar manche Flaſche ließ ſich der Meiſter von ihm bezahlen und gar manchmal ließ er ihn zahlen und ſprach: gebe es euch wieder, ſo bald wir heim ſind, vergaß es aber allemal. Das begann ihn zu wurmen, wie man ſagt, denn Jacob hatte den Werth des Geldes kennen gelernt, und war längſt über die Zeit hinaus, wo man ſich geehrt fühlt, einem Höherſtehenden Geld zu leihen und es ganz natürlich findet, wenn er in vornehmer Nachläſſigkeit das Wiedergeben vergißt.

Sechstes Kapitel.

Vom Waadtländer Patriotismus, wie der dem Jacob mundet und was derſelbe endlich für Augen kriegt.

Dieſes perſönliche Gefühl war eine ganz merkwürdige Augenſalbe für Jacob. Nach und nach kriegte er ganz andere Augen und mehr als eine Sache kam ihm durchaus anders vor. Es iſt gar kurios mit den Augen, es kriegt oft einer alle Wochen andere, und er ſelbſt merkt es nicht und andere Leute auch nicht, und manchmal wird einer ſtockblind und alles Salben und Waſchen hilft nichts, da ißt er zufällig von einem Kraut darnach und das kurirt ihn von innen heraus total und er weiß nicht einmal, was ihm eigentlich wieder zu geſunden Augen verholfen hat; und wiederum meint einer, er habe Spatzaugen, guckt jedem hübſchen Mädchen ſo nahe und ſo lange ins Geſicht als möglich und iſt doch eigentlich ſtockblind, ſieht weiß für ſchwarz an und roſenroth für dunkelblau. Es iſt aber eben kurios mit den Augen.

Jacob merkte alſo, daß der Meiſter nach dem Grundſatze lebte: ſelbſt eſſen macht fett! Es kam ihm vor, als ob derſelbe nach dieſem Grundſatze auch Frau und Kinder behandle, nicht bloß ihn. Er dachte, die Frau möchte doch vielleicht beſſer ſein, als der Meiſter ſie mache, wenigſtens die Geſellen hätten nicht über ſie zu klagen. Was ſie thun konnte, that ſie jedem; und Jacob konnte nie bemerken, daß ſie für ſich einen Kreuzer brauche. Was ſie an Geld erhalten konnte, wandte ſie an den Haushalt, und Jacob hatte Meiſterfrauen erfahren, die nicht alſo thaten. Die Kinder waren verſchüchterten Hühnern gleich, die auseinanderſtoben, wenn der Vater kam, zeigte ihnen aber jemand Liebe, ſo waren ſie anhänglich und zutraulich. Sie hatten Jacob gerne und dieſer begann allmählig das ungerechte harte Betragen des Meiſters gegen ſeine Kinder zu fühlen, ſie konnten ihn erbarmen und er begriff, daß der Vater ſelbſt es ſei, der ſeine Kinder ſich entfremde, daß da weitere Aufweiſungen keine nöthig ſeien. Der Alte ſei ein guter Patriot, und das ſei er, dachte er, und ein Menſch könne nicht alles in allem ſein. Aber eben das ſei das Unglück, daß die da jetzt bei einander ſein und ſich quälen müßten, der Alte tauge halt nicht zum Hausvater, für das öffentliche Leben ſei er wie gemacht, dem Vaterlande könnte er vom größten Nutzen ſein. Da brauchte man nicht in ſo nahe Berührung mit ihm zu kommen und je weiter man von ihm weg ſei, in deſto angenehmeren Verhältniſſen ſtehe man zu ihm. .In dieſe Verhältniſſe ſich zu bringen gedachte Jacob, er hatte ſich den Stand der Dinge hinlänglich gemerkt, es drängte ihn weiter. Er merkte, daß das Volk d. h der größere Theil im höchſten Grad freiſinnig ſei, d. h. ſich gegen jede Regierung hetzen laſſe und mit den Pfaffen zum Lande rausfahre, ſobald man wolle, dagegen aber in hohem Grade ideenlos und ſelbſtſüchtig Für die Durchführung einer Idee bewege keiner einen Finger, trinke höchſtens einige Flaſchen auf ihre Geſundheit und wenn einer habe, was er wolle, ſo kümmere er ſich den Teufel um den andern, von Bruderſinn ſei wenig Spur. Indeſſen wer A geſagt, müſſe auch B ſagen und ſei einmal die Maſſe in Fluß, müſſe ſie vorwärts, ſie möge wollen oder nicht, und ſei man am Ziele, ſo mache man ihr Ordnung und Geſetz und darein müſſe ſie ſich fügen. Die Hauptſache ſei allweg die, daß der Schweizer nicht merke was man eigentlich wolle, ſonſt ſei der Teufel los, er trete auf die hintern Beine, und ſei er einmal auf dieſen, ſo bringe man ihn nicht wieder runter und die Sache habe gefehlt. Jedenfalls ſei es am klügſten, er ſtecke die Finger nicht zu tief in den Teig, blieben ſie kleben, ließe man ſie kleben. Im Waadtlande ſei wohl keiner, der um ſeinetwillen das geringſte riſkiren würde, das ſei im Grund genommen, ein verflucht Volk! Man ſieht, Jacob dachte und begann Erfahrungen zu machen.

Er wollte noch ein Feſt oder eine Verſammlung mitmachen und wenn dann die auch mit bloßem Maulbrauchen ablieſe, ſeinen Stab weiter ſetzen. Es war ein häßlicher Tag, Wind und Regen machten die Muſikanten, ſpielten den Vaterlandsfreunden ſehr naß auf, brachten die Kommenden in unangenehme Stimmungen und hinderten gar viele am Herbeilaufen. Mit Geduld überwindet man Kurbsbrei, aber ſo feurig iſt die Vaterlandsliebe und der Trieb des entſchiedenen Fortſchrittes denn doch nicht, daß große Haufen ſich durch Wind und Regen ſchlugen, daß die, welche mit dem Maul die halbe Welt zu verſchlingen drohen, mit den Füßen den ſchlechten Wegen trotzen und ihre Haut an die Näſſe wagten. Es haben gar große Neuhelden einen ungeheuren Schlotter vor naſſen Beinen, wahrſcheinlich iſt ihr Heldenmuth eben nur aufs Feuer eingerichtet. Man hatte auf den Tag große Hoffnungen gebaut, hatte auf

Tauſende gerechnet, man glaubte ſie zuſammengewirbelt zu haben, wie der Wirbelwind den Straßenſtaub zuſammenfegt und weht, wohin er will, und jetzt erſchienen Wenige nur, die ſo recht mit Wein und Vaterlandsliebe Ausgerüſteten. Mit dieſen war aber weiter nichts anzufangen, denn dieſe mußte man ſchonen; wirken konnte man nur maſſenhaft d. h. den Pöbel mußte man voran jagen um die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen, nach welchen die Hintenſtehenden und Ausgepichten Appetit hatten. Verdrießlich ſah man ſich gegenſeitig an, machte ſich gegenſeitig Vorwürfe, daß man nachläſſig im Herbeitreiben der Leute geweſen, ärgerte ſich gewaltig, daß es nicht in der Macht des ſouveränen Volkes ſtehe, für ſchönes Wetter zu ſorgen, wenn man zuſammenkommen wolle, ſo gut als für eine ordentliche Mahlzeit und das nöthige Quantum Wein. Man wußte nicht, wollte man anfangen, wollte man nicht, man denke, wie ſchade es um die ſchönen Reden war, die man geladen hatte, Böllern gleich, wie man ſie bei Hochzeiten abſchießt, von unten an bis zur Mündung, wenn man dieſe ſo mir nichts dir nichts abſchießen ſollte! Bekanntlich iſt ein abgeſchoſſener Schuß abgeſchoſſen, man kann ihn nicht von neuem einfangen, um wieder abzuſchießen. Man muß immerhin wieder laden, dann freilich kann man wieder ſchießen und ein Schuß iſt dem andern ähnlich wie ein Ei dem andern mit dem Unterſchiede nur, daß einer mehr kracht als der andere. So iſt es akkurat mit den Reden, iſt eine abgeſchoſſen, ſo bleibt ſie abgeſchoſſen, man muß wieder laden, und wenn es losgeht, krachts manchmal etwas mehr, manchmal etwas weniger, aber wer nicht ganz geübte Ohren hat, kann es nicht unterſcheiden. Eine Rede kracht wie die andere Rede, daß, wers nicht beſſer wüßte, meinen könnte, es ſei eigentlich immer die gleiche Rede. Wer geladen hatte, hätte den Schuß lieber geſpart, es ſchien ihm nicht der Mühe werth, das kleine Häuflein mit dem gewaltigen Donner, welchen er eben im Maule hatte, anzudonnern. Die andern wollten nicht umſonſt gekommen ſein, wollten angedonnert ſein und bis gegen eilf Uhr hatte ſich doch noch ein ziemlich Häufchen, vielleicht faſt hundert (im Bericht über den herrlichen Tag hieß es 700) zuſammengefun den. Es ging alſo los. Aber es war wie beim Schießen wenn das Pulver naß wird, die Reden krachten nicht, die beſten blitzten bloß von der Pfanne und bei andern wollte es nicht einmal blitzen. Ganz flau waren die Redner, ſuchten immer das Beſte zu verſchlucken, weil es ſie reute, es einer ſo miſerabeln Menge zum Beſten zu geben. Die miſerable Menge langweilte ſich, war auch flau im Beifall ſpenden, verſchluckte die Bravos ebenfalls und munkelte laut, wenn ſie gewußt hätte, daß nichts beſſeres käme, ſie wäre daheim geblieben. Stürmiſchen Beifall erndtete der Redner, welcher antrug einen andern Tag anzuſetzen und die Sitzung aufzuheben. Das ging einhellig durch, neues Leben loderte aus den flau gewordenen Seelen, denn nun war kein Hinderniß mehr zwiſchen ihnen und der Suppe ſammt der Flaſche, und im Siegesgefühl dieſer Errungenſchaft marſchirte man in jungeidgenöſſiſcher Hitze, wo jeder gerne der erſte iſt, keiner der letzte ſein mag, zu Tiſche, jetzt war man ſelig und fröhlich. Aber wenn am Morgen was Bitteres, Aergerliches durch die Seele gefahren, bleibt gerne ein bitterer Bodenſatz und hängt ſich allem an, was ſelben Tages noch durch die Seele fährt. Der Wein war gut und doch wars, als ob alle böſen Wein tränken. Ueberall ward gezankt, man las ſich die Worte auf, deutete ſie ſchlimm, keiner wollte dem andern was glauben, jeder ſuchte dem andern ſeine Freiſinnigkeit abzudisputiren und die eigene herauszuſtreichen, ſuchte ſeinen Ort hervorzuheben und den Stand der Dinge in der Heimath ſeiner Nachbarn zu verdächtigen und zwiſchen durch ſchalt man die Aufwärter aus, drohte ihnen die Flaſchen an den Kopf zu werfen und andere Zärtlichkeiten mehr.

Das Geſchrei wurde wohl durch Toaſte unterbrochen, doch mußte der Redner furchtbar brüllen, wenn er die mit Gebrüll Trinkenden zum Schweigen bringen wollte, und ſänftigen that er ſie nicht, ſondern es war immer als ob er neue Galle zur alten ſchütte, denn ſobald er ſchwieg, ging das Geſchrei nur um ſo wilder los. Denn hatte der Redner ſie ſo recht geſtachelt und aufgereizt gegen Ariſtokraten, Jeſuiten, Momiers und Katholiken, ſo konnten ſie an dieſen Abweſenden ihren Zorn nicht auslaſſen, da er aber einmal da war und an die Luft wollte, ſo ſchütteten ſie ihn über ihre Nachbarn aus. Es war ein Mordſpektakel, ungeheure Maſſen von Wein und Worten wurden verbraucht bis es endlich finſter ward draußen und an die Heimfahrt gedacht werden mußte. Aber das will was, bis mehr als ein halbhundert weinfeuchte Waadtländer ihre Zeche berichtigt und einen feſten Sitz auf ihren Wagen ergriffen haben und bis alle aufgeladen ſind, welche hineingehören, daß keiner mehr hinten drein oder vom Fenſter her ſchreit und flucht, man ſolle halten und warten, er ſei auch noch da und wolle mit. Ja ſo mehr als ein halbhundert Waadtländer nach einem ſolchen Tag können was und verführen einen Lärm, gegen welchen der Lärm von Xerres Heer, als es über den Helleſpont wollte, nur ein ganz ſanft Geliſpel war. Das gräßlichſte Donnerwetter hätte man nicht gehört, während die feuchten Waadtländer am Abfahren waren. Endlich waren ſie alle aufgeſackt, fuhren ab und ſtille ward es am Orte, den ſie verließen, aber nicht ſtille auf den Wagen, auf welchen ſie fuhren. Geſungen ward, daß jedem das Herz wackelte, der auf der Straße war, dieweil er glauben mußte, es käme eine Heerde wilder Büffel daher gerannt in ihrer zornigſten Wuth. Und eine Nacht wars, ſo rabenſchwarz wie das Grab, und Wind und Regen heulten mit den Waadtländern um die Wette, daß es Jacob ganz übel ward und er meinte, ſein Kopf werde jeden Augenblick ſchwerer, werde mit Blei gefüttert und wolle ab dem Halſe. Er war in der häßlichſten Stimmung, er hätte jedem, welcher das Maul aufthat, eine Ohrfeige geben mögen, er hätte all ſein Geld gegeben, wenn er vor einigen Tagen weiter gewandert wäre, er hatte einen Ekel ob all dem Treiben, der ſchrecklich war, der freilich nicht in veränderten Anſichten, ſondern im abſterbenden Weine ſeinen Urſprung hatte. Es kam ihn an, er möchte ſeinen Meiſter prügeln, der am lauteſten ſang und deſſen Zeche er großentheils hatte bezahlen müſſen. Bei jedem Wirthshäuschen wurde gehalten. Jacobs Bitte vorbei zu fahren, wurde nie gehört, höchſtens ſagte man ihm: Suf, Allemand, ſuf!

So fuhr man endlich bei einem Wirthshäuschen an, welches kaum eine halbe Stunde von ihrer Heimath lag.

Das hätte man doch überſpringen können, meinte Jacob, aber gerade darum mußte es nicht ſein und weil es das letzte war, füllte man jede leere Ecke mit Wein wohl zu, die Wirthin konnte nicht ſchnell genug die Gläſer füllen und mit einem ſchlechten Licht, das ums Leben mit Wind und Regen kämpfen mußte ſtatt zu zünden, bildete ſich der Wirth ein, er leuchte. Endlich war jedes Loch voll zum Ueberlaufen, jeder brüllte einen eigenen Abſchiedsgruß, der Fuhrmann lenkte der Straße zu, peitſchend und brüllend, der Wirth ſtreckte ſein ſogenannt Lichtlein nach, rief bon soir a revoir braves citoyens! (Gute Nacht, auf Wiederſehn, brave Bürger.) Da gings krach! und um ſchlug der Wagen, der über einen Holzblock hatte fahren ſollen, mit all den brüllenden citoyens, und einen Augenblick wars ſtille. Wer war ſchon dabei, wenn man einen Kübel voll brüllender Fröſche aufhob und raſch auf den Boden leerte. Da lagen ſie die Fröſche plötzlich verſtummt bunt durcheinander, wälzten ſich zurecht, ſetzten ſich auf den Hintern, ſchauten ſich um wo ſie ſeien, begannen auseinander zu hüpfen auf den hintern Beinen ſo gut ſie konnten, einer hier aus der andere dort aus, während wohl der eine oder der andere liegen blieb, weil er nicht mehr hüpfen konnte und ſtatt deſſen erbärmlich zu quaken begann. Akkurat gleich lagen die Waadtländer über und unter einander und neben ihnen wie ein umgeſtürzter Kübel der Wagen. Dann begann es im Haufen zu hopſen und zu hüpfen, zu quaken und zu munkeln und mitten aus dem Haufen kam eine Stimme, als ob mitten drin ein Brüllfroſch aus Amerika wäre, welche bekanntlich neben den Alligatoren und ſonſtigen wilden Thieren in den Sümpfen wohnen. Die Wirthin ſchrie mon dieu, mon dieu, der Wirth fluchte und zündete, aber das Fluchen gerieth ihm weit beſſer als das Zünden und auf der Straße herum gramſelten die Waadtländer, verſuchten die Beine, ſetzten ſich auf den Hintern, verſuchten ob der noch hielte und halfen dem Wirth, nämlich fluchen und zwar immer lauter. Nur einer blieb liegen, der nämlich, welcher brüllte wie ein amerikaniſcher Froſch. Da merkten der Wirth und die Wirthin, daß es mit dieſem was appartes gegeben haben haben müſſe, die andern merkten noch nichts davon, jeder dachte einſtweilen nur an ſich und ob er noch alle Knochen ganz hätte. Wirth und Wirthin wagten ſich dem Schreienden näher und nicht ohne Gefahr von einem hüpfenden rückſichtsloſen Waadtländer umgeſtoßen oder unten ausgenommen zu werden, und als ſie endlich zum Schreier kamen, fanden ſie Jacobs Meiſter daliegen wie ein Klotz, und als ſie ihn aufſtellen wollten, konnten ſie nicht, er ſchrie gar ſchrecklich, nicht mehr wie ein Froſch, ſondern wie ein hundertjähriger Büffel. Er hatte aber auch Urſache dazu, denn er hatte ein Bein gebrochen. Nun war die Mühe groß bis man in das Hüpfen und Quaken Stillſtand brachte und Verſtand, daß man berathen konnte, was man mit dem brüllenden Meiſter anfangen wolle, denn hier in Wind und Regen liegen laſſen konnte man ihn nicht. Auf den Wagen laden konnte man ihn auch nicht, die Deichſel war gebrochen und ſonſt noch mancher Schade daran. Ins Haus nehmen konnten die Wirthsleute ihn auch nicht, denn ſie beſaßen eine von den Kneipen, in welchen Niemand Platz hat über Nacht als der Wirth und die Wirthin und ein Schwein oder zwei. Das beſte war, ihn gleich heim zu tragen. Dorthin wars eine kleine halbe Stunde, dort wohnte auch der Arzt. Der Wirth holte eine Bahre, auf welcher ſonſt er und ſeine Frau den Dünger auf ihren Acker tragen, die Wirthin zwei Stücke Bett, eins auf die Bahre, eins um den Meiſter damit zu bedecken. Ach wie er zetterte und webberte als man ihn auflud, bald betete, bald fluchte, daß ihm die Haut geſchaudert, wenn ein Nüchterner es gehört hätte. Nun ſollten die Patrioten den Kameraden tragen, waren aber ſchwer dazu zu bringen. Die einen begriffen nicht, was man ſagte, die andern hatten mit ſich ſelbſt zu thun, rieben die Knie oder jammerten über ihre Köpfe. Unter die letztern gehörte Jacob. Ein dicker Waadtländer hatte ihm beim Umleeren auf dem Kopfe geſeſſen, als ob derſelbe ein Stabelle (hölzerner Stuhl) wäre, und nun war ſein Kopf weich wie eine überreife Birne, und da auf der entgegengeſetzten Seite des Kopfes am Boden Steine geweſen waren, ſo blutete er ſehr und hatte mit Abwiſchen hart zu thun. Indeſſen mußte er doch dran, denn die Welſchen fanden es am billigſten, daß der Knecht den Meiſter trage.

Er mußte hinten die Bahre faſſen, vornen trat endlich ein anderer ein, nachdem er ſich das Abwechſeln hatte gehörig verſichern laſſen. Von Doktor Fauſt's Höllenfahrt werden wohl alle Leute in Deutſchland gehört haben, nun jetzt ging in Welſchland eine Höllenfahrt an, und wir denken, ärger kann es bei Fauſt's Fahrt nicht zu- und hergegangen ſein. Man denke ſich auf einer zu kurzen Bahre einen betrunkenen Mann mit gebrochenem Bein, vornen ein weinfeuchter Waadtländer, hinten ein Deutſcher mit gequetſchtem blutenden Kopf, ſchwarze Nacht rundum, voll Steine und Löcher der Weg. Wie das brüllte, wie das ſtolperte, abſetzte, wieder aufnahm, fluchte und betete! Wer nicht weiß, was ein einzelner Waadtländer kann und daß jetzt ſiebenzehn beiſammen waren, weinfeucht, in ſchwarzer Nacht, zu Fuß auf ſchlechten Wegen und mitten unter ihnen einer, der das Bein gebrochen, der kann ſich das nicht vorſtellen. Beſchreiben können wir den Spektakel nicht, wir können bloß ſagen, daß ſie für die halbe Stunde Wegs mehr als zwei Stunden Zeit gebrauchten, zwei unendliche Höllenſtunden, Höllenſtunden ſind bekanntlich unendlich, wie lang wird erſt eine hölliſche Ewigkeit ſein? Der Lärm und das Durcheinander von Stimmen aus abgetrockneten Waadtländer Kehlen, welche, wie bekannt, tönen wie ungeſalbete Wagenräder oder ausgehende Dampfkeſſel, war ins Dorf gedrungen. Anfangs hatte man ſeiner nicht geachtet, denn man war gewohnt, heimkehrende Patrioten eine halbe Stunde weit zu hören, es war ein Signal für die Nichtpatrioten ſich bei Seite zu machen, und für die frommen Weiber zu beten um Kraft, alles zu ertragen und auf alles gefaßt zu ſein; für die daheim gebliebenen Patrioten aber ſich zu bereiten auf einen würdigen Empfang der Heimkehrenden. Die, welche zu Hauſe geblieben, deren aber gewöhnlich ſehr wenige waren, liefen dem patriotiſchen Wirthshauſe zu, die Mehrzahl, welche bereits im Wirthshauſe war, füllte die Humpen, trat vor das Haus und ſalbete die Kehlen nochmals zu einem donnernden würdigen Empfang der Patrioten, welche ſich für das Vaterland geopfert d. h. ſich hergegeben, um die bekannten vaterländiſchen Reden anzuhören und für das Vaterland zu eſſen und zu trinken. Solcher Patriotismus verdient doch wirklich geziemenden Lohn und gebührende Ehre.

Wie immer geſchah auch diesmal. Als das bekannte Signal vernommen ward, that man wie üblich, und der patriotiſche Wirth rüſtete dazu die Laterne, weil er wußte, daß die Waadtländer bei der Heimkunſt Lichtfreunde ſeien und ſehr viel Umſicht nöthig ſei, um ſie gehörig zu verbeiſtänden. Die Leute liefen her, die Leute liefen raus, die Weiber faßten ſich, deckten den ſchlafenden Kindern die Ohren wohl zu, alles war bereit, aber das Tönen kam nicht näher, man ſtand, man horchte, man wartete, da ſchien es einen Ruck gethan zu haben und wieder wollte es nicht weiter, und wiederum thats einen Ruck, dann ſchiens als verſinke es und komme tief aus der Erde herauf. Ungewöhnliches erregt Gedanken ſelbſt bei patriotiſchen Waadtländern, deren ſtarke Seite ſonſt das Denken eben nicht iſt. Es bildeten ſich Meinungen, die einen hielten dafür, es ſei ein Unglück begegnet, welches ſie hindere am entſchiedenen Fortſchritt. Die zweiten meinten: es würden noch Reden gehalten und die Herzen entflammt. Die dritten hielten dafür, den Patrioten ſei ſicher ein Faß mit Wein geſchenkt worden und die Schande wollten ſie nicht haben, einen Tropfen darin heimzubringen. Da aber das Faß auf eine größere Anzahl berechnet geweſen ſein werde, ſo gehe dieß halt nicht ſo leicht und ſäume lang. Jede Meinung hatte ihre Stellvertreter, die letzte die größte Wahrſcheinlichkeit für ſich und ſie war es, welche in einigen ſchnellfüßigen Burſchen die Nächſtenliebe erweckte. Sie kriegten nämlich auch Gedanken und dachten: wie ſchlecht es wäre, wenn ein Waadtländer den andern im Weine ſtecken oder gar darin erſaufen ließe, ohne wenigſtens den Verſuch zu wagen, ihm vom Weine zu helfen, wenigſtens ſo weit, daß er ihm nicht weiter ſtieg, als daß er bequem ins Maul laufen könnte. In aller Stille, um die Linke nicht wiſſen zu laſſen, was die Rechte thue, lief einer nach dem andern ab und in die ſchwarze Nacht hinein.

Darauf hin ging es nicht lange, kam das Getöne raſcher näher und näher und die Patrioten der dritten Meinung triumphirten. Nach erhaltener Hülfe ſei man mit dem Faſſe deſto geſchwinder fertig geworden, riefen ſie, und im Herzen dachten ſie: es ſei doch gräßlich dumm von ihnen geweſen, daß ſie ihre Meinung mitgetheilt, ſtatt ſich in der Stille zu ſchieben und ſelbſt (hülfreiche Hand kann man nicht ſagen) hülfreiches Maul zu bieten. Aber ſeltſam wars, durch das Getöne ſcholl es zuweilen ſo brüllhaft, ſo grauſig, daß die Leute zuſammenfuhren und frugen: **mon dieu**, was iſt das? Und je näher es kam, deſto brüllhafter und grauſiger kam es durch die Lüfte. Da änderte ſich die Stimmung wieder, die Meinung vom Unglück gewann die Oberhand, man bemerkte auch, daß man kein Wagengeraſſel höre, keinen Peitſchenklang. Die Neugierde und die Angſt trieb nun alle auf, denn gar Viele hatten Väter dabei oder ſonſtige Verwandte, der Wirth mit der Laterne, die andern mit den Humpen. Vorſichtige, welche ſich mit Flaſchen verſehen hatten, bildeten die Arriergarde, bei welcher gewöhnlich die Freſſalien ſind, und hinter drein ſchlichen gleichſam als Wagenwacht einige neugierige Konſervative, die gar zu gerne von Ferne gehört hätten, wie es heute gegangen ſei und ins Zukünftige gehen ſolle. Aber bald wären alle umgekehrt und heimgelaufen trotz den ärgſten Konſervativen, denn gar raſch kam das Getöſe näher, und je näher es kam, deſto brüllhaftere, grauſigere, ganz unbekannte Töne kamen daher, noch viel unbekanntere und brüllhaftigere als bei Granſon Karl dem Kühnen der Uri-Stier in die Ohren donnerte. Denn wären es nur ſolche Töne geweſen, ſo hätte begreiflich kein waadtländiſcher Patriot Grauſen gekriegt und Schlotter, denn was war Karl der Kühne für ein Blüttelüpf und Haſenfuß gegen den geringſten der waadtländer Helden! Wer je eine waadtländiſche patriotiſche Phraſe zu Geſichte gekriegt hat, wird den Unterſchied begreifen zwiſchen einem waadtländiſchen Junghelden und dem alten verwitterten Karl von Burgund, dem Kühnen. Und wirklich ſie ließen nicht davon die waadtländiſchen Junghelden, ſie ſchlotterten bloß vor Erwartung der Dinge. Nur die mit den Flaſchen machten Stillſtand, dieweil es doch wirklich ſchade geweſen, wenn das edle Gewächs in unrechte Hände gekommen wäre. Wenn man von zwei entgegengeſetzten Seiten auf der gleichen Straße vorrückt, ſo muß man endlich zuſammentreffen, das iſt eine Wahrheit, welche die Radicalen freilich nicht gewußt, aber als Freiſchärler vor Luzern und Freiburg zu ihrem großen Schrecken erfahren mußten und nun hoffentlich einſtweilen nicht mehr in Abrede ſtellen werden.

Als man endlich zuſammen kam und erſah, woher die Töne quollen ſo ſchauerlich, da ward die Theilnahme groß, mon dieu, mon dieu, ſchrie man von allen Seiten und der Nachtrab mit den Flaſchen mußte in vollem Rennen herbei, Stärkung zu bringen dem Leidenden. Aber er nicht allein bedurfte Stärkung, alle wollten geſtärkt ſein, und das gab wieder einen langen, langen Stillſtand, bis der Verwundete wieder zu ſchreien und zu fluchen begann, daß es ſchrecklich war und alle Patrioten, welche noch im Dorfe waren, auf die Beine jagte. Jeder wollte wiſſen, wie der Arme zu dem Unglück gekommen und ob dem Fragen und Antworten vergaß man den Unglücklichen ſelbſt. Niemand wollte an ein einfaches Wagenumwerfen aus bekannten Gründen glauben, etwas appartes mußte dahinter ſtecken und wer ſo was ſucht, findet alsbald. Die Konſervativen hätten ganz ſicher den Block in den Weg geſchoben, meinte einer. Richtig, ſo wars, und aus dem Block machten die einen eine ganze Tanne, andere einen Graben, andere Barrikaden und dazu noch allerlei Beiwerk von Steinwürfen von unſichtbaren Anfällen und Stößen, wodurch einer nach dem andern auf die Naſe geworfen worden. Je ärger das Ding ward, deſto mehr glaubte man daran, deſto langſamer rückte man vor, deſto heftiger parlirte man, deſto ſchrecklicher brüllte der Meiſter auf ſeiner Bahre. Indeſſen hat doch alles ſein Ende auf der Welt und ſelbſt eine Höllenfahrt.

Babette, ſo hieß des Meiſters Frau, hatte unterdeſſen, ihres Herrn gewärtig, in der Bibel geleſen, denn ihr Herr gehörte unter die, welche von ihren Weibern mit gebührendem Reſpekt und mit Anerbieten von allem Guten, was das Haus vermochte, empfangen ſein wollten. Sie hörte auch vom Lärm, achtete ſich aber deſſen als einer längſt gewohnten Sache wenig. Als aber der Lärm nicht vom patriotiſchen Wirthshauſe, dem Wilden-Mann, wie es nicht unpaſſend hieß, verſchlungen wurde und darin unterging, ſondern dort vorbei und näher kam, ſchrecklich und grauſig, da horchte ſie, ſprang bebend auf und heftig begann ihr Herz zu klopfen, ihr ahndete Böſes, bekannt ſchienen ihr einzelne Töne. Sie rüſtete das Licht, ſtand bebend neben ihm, betete, daß der Zug an ihr vorüber ziehen möchte, aber vor ihrem Hauſe ſtand er ſtill und wild hämmerte es an der Thüre. Babette ward blaß, faßte ſich aber, ergriff das Licht und öffnete. Da ſtand vor der Thür die Bahre, auf ihr lag ſtöhnend und ſchreiend ihr Mann, rundum brüllende Patrioten, von denen jeder was beſonderes anordnete und wollte und keiner auf den andern hörte. Einer griff hier zu, ein andrer zerrte dort, was einem Beinbrüchigen eben nicht am wohlſten thut, wie man weiß. Babette entfuhren auch einige Schreckenslaute, aber dann ſuchte ſie Ordnung ins Getümmel zu bringen, beſonnen den Mann ins Haus zu ſchaffen und den Doktor herbei.

Das war ſchwer, ſehr ſchwer, denn Niemand wollte hören, alle parlirten und demonſtrirten ihr, wie ſie ihr Unglück den Konſervativen und Momiers zu verdanken hätte, den Verfluchten, und wie man ihnen noch dieſe Nacht die Häuſer über dem Kopfe anzünden ſollte und ihres mit, wenn ihr Mann nicht darin wäre. Sie hätte ja noch Freude an ſeinem Elend, thue, als ob ſie alles nichts anginge, eine rechte Frau und Patriotin würde ſich die Haare aus dem Kopfe raufen, ſich auf der Erde herumwälzen und ſchreien, als ob ſie am Spieße ſtäke. Es war viel, daß man ihr nicht noch vorwarf, ſie hätte den Wagen umgeworfen und dem Manne das Bein gebrochen. Wenn die Helden des Tages nicht ſo grundſchlecht conditionirt geweſen wären, ſo hätte es den Konſervativen in dieſer Nacht übel ergehen können. Sie hätten es ſchwer büßen müſſen, daß der Fuhrman der Patrioten weinblind geweſen, denn männiglich war jetzt in voller Ueberzeugung, die Konſervativen hätten abſichtlich ihnen den Stein des Anſtoßes in den Weg gelegt. Es ging auch darauf ein Geſchrei im ganzen Canton umher, wie gräßlich den Patrioten von X. durch die Konſervativen mitgeſpielt worden ſei, was das für eine Niederträchtigkeit und Perfidie ſei und wie man ſich zu rächen habe. Es ward ſchrecklich getoſt und getobt, um den wahren Sachverhalt zu vermänteln nicht nur, ſondern den Konſervativen in die Schuhe zu ſchieben und wer radical war, der glaubte es, denn in wem der Geiſt des Irrthums iſt, der vermag nie und nirgends die Wahrheit zu erkennen, er beſitzt Glauben, aber dieſer Glaube glaubt bloß Lügen und verbreitet ſie auf fanatiſche Weiſe.

Jacob war es, welcher der Frau Meiſterin beiſtand, obgleich er ſehr erſchöpft war, erſtlich vom Geſäß des dicken Waadtländers, zweitens weil er am meiſten an der Bahre des Meiſters tragen mußte und drittens, weil man ihm keine Stärkung hatte zukommen laſſen, wahrſcheinlich aus zarter Furcht, er möchte ſie nicht vertragen. Als der Meiſter endlich im Bette war, verlief ſich alsbald die waadtländiſche Patriotenſchaar, denn der Wilde=Mann kam ihnen viel intereſſanter und liebenswürdiger vor als hier der wimmernde Mann im Bette. Endlich, endlich kam der Arzt. Es war einer von denen, welche ungeheuer ſchwer zu wecken ſind, und erſt der ganzen Welt und ſelbſt dem lieben Gott wüſt ſagen, ehe ſie in die Strümpfe fahren. Woher dieſe Eigenthümlichkeit kommt, ſind die Gelehrten verſchiedener Meinung. Die einen halten es für Naturanlage, andere meinen, es komme vom tiefen Denken, welches zumeiſt ſchweres Träumen nach ſich ziehe, die dritten endlich behaupten und zwar mit großer Heftigkeit, das ſchwere Erwachen komme von der Nachtſuppe her, wenn man ſie allzuſehr verpfeffere. Wer recht haben mag, mögen die Gelehrten entſcheiden, aber ſonderbar wars, daß die verpfefferte Suppe unſerm Arzt auch die Beine angegriffen haben mußte, denn dieſe lavirten ganz merkwürdig krumm.

Als er kam, war kein Patriot mehr da als Jacob, und Babette fand ſich nicht veranlaßt ſie vom Wilden-Mann herholen zu laſſen zur nöthigen Dienſtleiſtung, ſondern ſandte nach einigen Freunden, welche ſich alsbald einfanden. Nun kamen zwei Stunden, die ſchrecklichſten vielleicht, welche das alte Haus erlebt hatte. Der Bruch, ein Schenkelbruch, war nicht ſchlimm, es war ein ganz einfacher Bruch, aber bereits war das Bein ſtark geſchwollen, der Mann in einem höchſt gereizten, der Arzt in einem höchſt unſichern Zuſtande, den Helfenden wurde es, einem nach dem andern ſchwarz vor den Augen, Babette allein hielt ſich, blaß war ſie, der kalte Schweiß ſtand ihr auf der Stirne, aber die Beſonnenheit verließ ſie nie. Natürlich waren auch die Kinder alle erwacht, aufgeſtanden, was ſtehen konnte, ſchrieen und wimmerten fürchterlich, als ſie den ſchreienden Vater auf dem Bette ſahen. Wenn auch die Mutter ſie zu Bette ſandte, ſo waren ſie doch immer wieder da, denn wo ſie auch hinflohen, folgte ihnen des Vaters Geſchrei und führte ſie wieder herbei. Endlich wars vollendet, die Leute wurden entlaſſen, der Arzt ging, ob in den Wilden-Mann oder heim, wiſſen wir nicht. Der Meiſter war in eine Art von Schlummer oder Bewußtloſigkeit geſunken, nur Jacob war noch da. Babette hatte ſein blutend Geſicht längſt bemerkt und war ihm ſehr dankbar geworden für ſeine Hülfe, ſie hieß ihn abſitzen, brachte ihm Waſſer, ſich zu reinigen, Balſam für ſeine Wunden und Quetſchungen, die ſo bedeutend nicht waren, brachte an Speiſe und Trank, was ſie für den Mann bereit gehalten hatte, und das alles in ſtiller, wenn nicht Ruhe, ſo doch Gefaßtheit, von welcher er nicht wußte, war ſie Gleichgültigkeit, angeborne oder errungene Kaltblütigkeit oder Beſonnenheit. Gegen das erſtere ſprachen Thränen, welche ihr in aller Stille aus den Augen quollen und daß ſie allemal, wenn ſie am Bette vorüberging, ſtille ſtand und horchte, ob irgend ein Laut einen neuen Schmerz oder einen ins Bewußtſein gekommenen Wunſch verrathe. Als Jacob ihr freundlich dankte für ihre Aufmerkſamkeit, wie er es an ſeinem letzten Aufenthalte gewohnt war und für ſeine Höflichkeit und Freundlichkeit nie zu kurz kam, im Gegentheil reichlich dafür belohnt wurde, brachte er es nicht über das Herz, ſie radical anzulügen, ſondern erzählte ihr einfach, wie es zugegangen, und daß nichts am ganzen Unglück ſchuld ſei als zuerſt mehr als genug zu ſaufen und dann auf dem Heimwege bei jeder Kneipe noch zuzufüllen, bis keiner mehr Babi ſagen konnte. Den Holzblock, über welchen man gefahren, habe er am Morgen wohl geſehen, derſelbe ſei ſchon ſeit Wochen am gleichen Orte gelegen und wenn der Fuhrmann nicht weinblind geweſen wäre oder die Zügel recht in der Hand gehabt hätte, ſo wäre man vielleicht mit heiler Haut davon gekommen. Babette ſeufzte ſchwer, ſagte aber nichts, und als Jacob abgegeſſen hatte, ſchickte ſie ihn zu Bette. Er war erquickt und dankbar für ihre Güte gegen ihn, welche er, wie ihm ſein Gewiſſen ſagte, eben nicht beſonders verdient hatte. Er wollte wachen beim Meiſter, aber ſie nahm es nicht an. Sie ſei geſund und nicht müde, ihm thue der Schlaf noth und morgen ſei ſeine Hülfe vielleicht dringlicher. Jacob ließ ſich ſchicken, jedoch unter der Bedingung, daß, wenn es was geben ſollte, ſie ihn holen wolle, was ſie auch verſprach. Er war zum Tod müde und zerſchlagen, aber doch dachte er: brav ſei es allweg von der Meiſterin, daß ſie in all dem Elend ihn nicht vergeſſen hätte, unter hundert heutigen Meiſterweibern hätte keine gemerkt in ſolchen Umſtänden, daß der Geſelle hungerig und blutig ſei. Ihre Fehler möge ſie haben, das werde der Meiſter wiſſen, aber als Geſelle wünſche er ſich keine beſſere Meiſterfrau. Wohl fromm ſei ſie, ſelbiges ſei wahr, aber wenn man heimkomme, ſo ſei ſie doch auch daheim, man müßte ſie nicht erſt in hundert Häuſern ſuchen laſſen, wenn man ſie haben wolle.

Am folgenden Morgen wars eine trübſelige Zuverſicht zu X. Die Patrioten hatten gar bedenklich wackelige Glieder und in ihren Köpfen brannte ein Licht, in keiner Stalllaterne flackert das Lämpchen düſterer, und Meiſter Pierre lag in großen Schmerzen, hatte gewaltig Fieber und eine Ungeduld, mit welcher man einen ganzen Schafſtall voll Lämmer hätte in die Luft ſprengen können. Doch Babette ward nicht ungeduldig, blieb ſanftmüthig und von Herzen demüthig, ſah ihm an den Augen ab, was er wünſche und tröſtete mit freundlichen Worten, ſo gut ſie es vermochte. Aber die freundlichen Worte waren Waſſertropfen ähnlich, die auf heiße Steine fielen, ſie ziſchen, aber kühlen nicht. Babette konnte den Schmerz und das Fieber nicht wegzaubern und dreinſchicken wollte ſich Pierre nicht. Sie mußte zum Arzte ſchicken, der kam lange nicht, er war ſpät aufgeſtanden und mußte jetzt ſeinen Kunden Beſcheid geben, und wenn ein Arzt des Morgens nicht früh aufſteht, ſo hat es gefehlt, er wird am Abend nicht fertig und macht ſeine Patienten des Teufels. Unterdeſſen waren Patrioten heran gedämmert, ihrem Gange fehlte der entſchiedene Fortſchritt und ihrem Auftreten der beſtimmte Grundſah, ſie füllten die Stube mit Parliren und mehrten dem Patienten Fieber und Schmerzen. Sie ſchrieen ſchrecklich über den Frevel der Konſervativen, denn was geſtern nur ſo hin und hergeſtürmt worden war, das hatte ſich über Nacht als beſtimmter Thatbeſtand in ihre Seele geſetzt, als ausgemacht nahmen ſie an, daß ihr Wagen von den Konſervativen heimlich angefallen und ſo ſchmählich umgeſtürzt worden ſei, und redeten nun davon, wie die Konſervativen die Koſten zahlen müßten und wie man ihnen einbrocken wolle, daß ſie an dieſem einen Fall für immer genug hätten. Es war freilich dabei ein fataler Umſtand, ſie hatten Niemand geſehen, konnten nichts vernehmen, daß ein Konſervativer außerhalb des Dorfes geweſen, konnten alſo ihre Klagen gegen keine beſtimmte Perſon richten.

Indeſſen ein waadtländiſcher Patriot weiß ſich in ſolchen Fällen zu helfen, und andere Patrioten lernen es ihnen ab. Sie ſagten, da müſſe ein Geſetz gemacht werden, welches die Konſervativen im ganzen Lande in Bauſch und Bogen verantwortlich mache für jedes Unglück und jeden Unfall, welcher einem Patrioten zuſtoße, er möge ſein welcher Art er wolle. Denn mit Sicherheit könne man annehmen, alles Unheil käme von ihnen, und wenn es zuweilen auch nicht ſei, ſo ſei doch das gewiß, daß es von ihnen hätte kommen können und daß ſie dem Patrioten ſein Unglück von ganzen Herzen gönnten. Ueber dieſen glücklichen Gedanken wunderten ſie ſich ſelbſt ungeheuer, denn wenn ſie auch ſehr geſchwätzreich waren, ſo kriegten ſie doch ſelten Gedanken. Gedanken waren fremde Produkte, welche eingeführt wurden wie Kaffee und Tabak, welche ſie aber vortrefflich zu verbrauchen wußten, indem ſie ihre Waſſer darüber goſſen und ſie gehörig auf und nachwärmten. Billig war es daher auch, daß ſie dieſen eigenen Gedanken gehörig feierten und begoſſen und nachdem ſie Pierre geſagt, er ſolle nur geduldig ſein, das Ding ſolle ihn zum reichen Manne machen und ihm die Arbeit ſein Lebtag erſparen, ſtoben ſie von dannen. Der Arzt brachte nicht viel Troſt, was er anrieth, hatte Pierre nicht Geduld. Er wollte, der Arzt ſolle den Verband wieder auflöſen, ſolle nachſehen, das ſei nicht gut. Der Arzt wollte nicht, Auflöſen ſei gegen die Kunſt, ſagte er, was gemacht ſei. ſei gut gemacht, und bei einem ſolchen Beinbruch könne Niemand den Schmerzen wehren und wenn es eine Hexe wäre. Pierre war ſo böſe und wild, daß er ſelbſt aufgeloſt hätte, wenn Jacob und Babette ihn nicht daran gehindert hätten. Jacob war ſelbſt nicht zuweg und ſchlich einige Tage zerſchlagen herum, er begriff, daß ſein Kopf nicht ſattſam genug gehärtet ſei, einem dicken Waadtländer zum Sitz zu dienen. Nach ſeinem gefaßten Vorſatz hätte er jetzt fortgehen ſollen. Er glaubte Gewißheit zu haben, daß die Waadtländer ſeine Hoffnungen nicht erfüllen würden, ihre Begeiſterung ſchien ihm ein Strohfeuer und enge Selbſtſucht das Schwefelholz, mit welchem ſie angezündet wurde. Wenn ihre Freiheitspläne auch über die Gränzen des Kantons zu ſtreifen ſchienen, ſo geſchah es nur darum, um ihre ſelbſtſüchtige Freiheit breiter und ſicherer zu untermauern. Aber Babette hatte ihn freundlich gebeten, ſich des Handwerks anzunehmen und der Meiſter gab in lichten Augenblicken ihm ſeine Aufträge, als ob es ſich von ſelbſt verſtände, daß er bleibe und das Geſchäft einſtweilen führe. Jacob war durch nichts gebunden und ſeine Zeit auch wirklich ſein, aber ſein Herz war kalt gegen den Meiſter geworden und er ſah wohl, daß die waadtländiſche Freiſinnigkeit nicht die ſeine ſei, daß man, ſtatt brüderlich mit ihm zu theilen, ſich noch gerne den ſelbſtgepflanzten Wein, den man mit ihm trank, durch ihn bezahlen ließ. Indeſſen war etwas in ihm, welches ihn nicht ſagen ließ, er wolle fort, es war der beſſere Sinn, der ihn abhielt, nicht ſowohl den Meiſter, als vielmehr die Familie nicht zu verlaſſen.

Er mochte wollen oder nicht, ſo dauerten ihn Frau und Kinder vielmehr als der Meiſter. Frau und Kinder thaten das Möglichſte, doch der Vater gab ihnen kein freundlich Wort, er that, als ob ſie an ſeinen Schmerzen, ſeinem Elend ſchuld ſeien und doch ließen ſie ſich nicht verbittern. Man ſah recht gut, ſie fürchteten ſich beim Vater zu ſein, es war ihnen unheimlich an ſeinem Bette. Aber die Mutter brauchte eins nur bittend anzuſehen, ſo ſetzte es ſich hin und weilte geduldig bis die Mutter ihre Geſchäfte beſchickt hatte und wieder kam. Ueber dem Unglück wurde auch die Haushaltung nicht verſäumt und kein Glied derſelben vernachläſſigt. Babette meinte nicht, ſie muſſe die Größe ihrer Theilnahme darin zeigen, daß ſie ſich um nichts mehr kümmere als um den Mann, dieſe Theilnahme gebe ihr das Recht alle ihre Pflichten zu vergeſſen, ſondern ſie erfüllte alle ihre Obliegenheiten mit der gleichen Treue wie ſonſt und dem Manne ging doch nichts ab. Jacob war ſo weit in der Welt herumgekommen und hatte den Verſtand gekriegt, daß er dieß zu ſchätzen wußte. Er brachte das Wort vom Fortgehen nicht über die Zunge, ſondern ſtand ein für den Meiſter. Er konnte dieſes, ſeiner grundlichen Lehrzeit hatte er es zu verdanken, ſie hatte ihm Auge und Hand ſo geubt, daß er, faſt ohne daß er es wollte, Neues ſah und nachmachen konnte, ſo daß er im Handwerk weiter kam, faſt ohne daß er es wußte. Beim letzten Meiſter hatte er ſich in den mannigfachſten Arbeiten, wenn ſie auch nur klein waren, ſo geubt, daß ihm faſt nichts mehr unbekannt war, wie es einem Meiſter wohl anſteht. Er merkte das erſt ſo recht, als er jetzt eine Art von Meiſter wurde unerwartet, befehlen ſollte, regieren konnte. Es kam ein ganz eigen Gefühl über ihn, es war ihm als wäre er über Nacht 6 Zoll gewachſen und hätte eine noch einmal ſo ſtarke Fauſt gekriegt. Mit einer ganz beſondern Freudigkeit befahl er, griff er zu und der Tag war ihm dahin, er wußte nicht wie, er war nicht einmal hungrig geworden. Er hatte ein ähnlich Gefühl wie einer, welchem die Beine zuſammen gebunden geweſen und der ſie wieder frei kriegt, oder wie einer, der in vier engen Mauern gefangen geweſen, der zum Loch herauskommt und nun ſpazieren kann rechts und links und ſo weit er will. Es war ihm faſt als ſei eine Quelle in ihm aufgebrochen, ſprudle ſo prächtig in ihm auf und treibe ihn in die Arbeit hinein als wäre ſie ein Bach und er ein Mühlrad. Er wußte nicht, was es war, aber war es nicht der Familiengeiſt der Meiſterſchaft, der in ihm aufbrach, der in ſeinen Vätern gewohnt hatte und dem ſeine Großmutter von Ferne her in ihn hineingebetet hatte, der Familiengeiſt, den der liebe Gott durch Moſes Kindern frommer Väter in ſo viele Geſchlechter hinunter verheißen hat; der Familiengeiſt, der gute Sprößlinge nicht untergehen läßt, ſie immer und immer wieder aus dem Sumpfe, in welchen die Welt ſie drücken will, heraushebt.

Um einen ſolchen Stammgeiſt iſt es eine wunderbare Sache. Wenn die günſtige Stunde nicht kommt, ſchlaft er eine ganze Lebenszeit hindurch in einem Stammglied, kömmt ſie aber, dann flammt er auf, wie aus des Berges Schooße die feuerflammende Säule. So wallte er bei Jacob auf, als er die Meiſterſchaft führen, mehrere Geſellen regieren ſollte. Es ging ihm wie einem jungen Feldherrn, der aus gemächlichen Händen den Kommandoſtab erhält und nun denſelben ſchwingt in voller Rührigkeit und einbringen will in Kürze langes Zögern. Es juckte ihn, dem Meiſter zu zeigen, was er könne und was möglich ſei. Einſtweilen kümmerte ſich dieſer halt nicht um ſein Handwerk, ſondern blos um ſein Bein und oft lag er in wilden Fiebern, und oft kamen Kameraden zu ihm und ſchwatzten ihm allerlei vor und machten ihm Hoffnung, es werde im ganzen Canton eine Liſte umgehen und alle Vaterlandsfreunde würden reichlich unterzeichnen, um ihm zu vergelten, was er leide um des Vaterlandes willen und um zu zeigen, wie man Patrioten zu ehren und zu ſchätzen wiſſe, den verfluchten Konſervativen zu Trotz und Aerger. Er werde ein reicher Mann werden, beſonders wenn man noch extra die Konſervativen verantwortlich machen könne, hieß es. Das zerſtreute ihn auf Augenblicke, aber bald ſchien die Gewalt des Schmerzes verdoppelt zurückzukehren und ſteigerte ſeine Ungeduld bis zur Unerträglichkeit. Wenn zufällig der Arzt in ſolchen Augenblicken kam, ſo warf ihm Pierre ganze Fuder Schimpfwörter an den Kopf und der Arzt ſeinerſeits drohte, wenn Pierre nicht anders ſich gebehrde, ſo werde ſein Bein nie heil und er möge zuſehen, wer ihn kurire. Da der Schmerz nicht abnehmen wollte, mußte der Arzt endlich den Verband löſen, und da fand es ſich, daß es gut war, daß es geſchah. Ueber jenem Abend hatte kein günſtiger Stern geleuchtet, das Bein mußte neu eingezogen werden. Der Arzt gab es dem Patienten ſchuld und drohte ihm, bei ſeiner Ungeduld ſchoben ſich die Knochen über einander, das Bein werde kürzer und er bleibe lahm ſein Lebenlang und daran wolle dann er nicht ſchuld ſein. Pierre wollte es aber auch nicht ſein und meinte, er hätte nie gehört, daß man ein Bein zweimal einrichten müſſe, wenn man es das erſtemal recht gemacht hätte und ſo wie man eingebunden und eingeſchachtelt ſei, werde Niemand, der bei geſunden Sinnen ſei, glauben, der Patient könne ſelbſt das gebrochene Glied verſchieben, ſo was zu ſagen ſei dumm und für einen Arzt abſonderlich. Pierre war nicht gewohnt, ſich befehlen zu laſſen und ſeit er ein Patriot geworden, erſt nicht, und als Jacob ihm zuſprechen wollte und ſagen, was er im Spital geſehen und gehört, putzte er dieſen aus und ſagte ihm, ob ein Geſelle ſich in ſo was miſchen ſolle oder nicht.

Das fiel heiß in Jacobs Blut, es wollte auflodern, aber Babette ſah ihn an mit dem Blicke, mit welchem ſie ihre Kinder anzuſehen pflegte, und in dieſem Blicke lag eine wunderbare Gewalt, die Jacob alsbald ſänftigte, ſo daß er gelaſſen des Meiſters rohes Schmähen hinnahm und achſelzuckend in deſſen Unverſtand ſich fügte. Da dem Meiſter das Wirthshausgehen verbunden war, ſo blieb Jacob auch mehr daheim, aber nicht wegen dem Meiſter, und jemehr er daheim blieb, deſto mehr änderten ſich ſeine Augen. Die Kinder hatten ihn gerne und bei ihm hatten ſie keine Spur des eingedruckten ſcheuen Weſens, welches über ſie kam, ſo bald der Vater gegenwärtig war, ſondern waren offen, zutraulich, fröhlich und alles mit um ſo größrer Innigkeit, je wohler es ihnen dabei ward gegenüber dem peinlichen Zwang. Es war ihm viel wohler unter dieſen Kindern als unter den ſchwadronirenden Waadtländern, deren Parliren am Ende doch immer das Gleiche war und die alsbald ſackgrob wurden, als ob ſie das Welſchland, wo man die feinen Manieren lernt, ihr Lebtag nie geſehen hätten. Es ärgerte ſich Jacob gar bitterlich über die Haustyrannei eines ſo freiſinnigen Patrioten, der den wahren rechten Grundſatz hatte, wie die Leute zu ſagen pflegen, welche gerne ihre Unwiſſenheit über ein Ding hinter einem mächtigen Worte, einem geiſtigen Feigenblatt verbergen. Er hielt freilich die Ehe für ein Unglück, aber es dünkte ihn, wenn ein Theil in dieſer Ehe zufrieden ſein ſollte, ſo ſei es Pierre. Wenn alle Weiber wären wie Babette, ſo ſtände es um manchen Mann beſſer. Jedenfalls, meinte

Jacob, ziemte es einem freiſinnigen liberalen Manne, freiſinnig und liberal nicht bloß im Wirthshauſe und auf der Straße, ſondern auch gegen Weib und Kind zu ſein. Auch ſie hätten ja Rechte, ſeien ſo zu ſagen auch Menſchen und ſolche ſolle man nicht wie Hunde behandeln, die Eigenen noch viel weniger als die Fremden. So was führe ja gerade zur Sclaverei und wenn die Amerikaner ihre Kinder, welche ihnen Mütter von anderer Farbe geboren, als Sclaven hielten und mißhandelten, ſo ſei es ja das Gleiche oder noch ärger, wenn ein freiſinniger aufgeklärter Waadtländer Weib und Kinder, welche geiſtig anders gefärbt ſeien, einen Glauben hätten und einen Gott, als Sclaven hielte und ihr Tyrann ſei. Sie ſeien wohl im Irrthum und noch dumm, daneben aber gut, könnten ſich ändern und ſeien allweg Menſchen. Bekanntlich hielt Jacob auf die Bibel nichts, aber ſehr ärgerte es ihn, wenn Babette dem Mann die Zeitung vorleſen mußte, ſo ungerne ſie es auch that, während er ſie allemal ausſchalt, wenn ſie ein frommes Buch oder die Bibel ergriff. Die Freiheit zu leſen, worin es ihr beliebe, meinte Jacob, die ſollte er ihr doch laſſen, er wußte nicht, daß gerade die Freiſinnigen alles Leſen mißbeliebiger Sachen mit Gewalt unterdrücken.

So meinte er jetzt, nachdem ſeine Augen ſich gebeſſert hatten; früher hätte ers auch anders gemeint, aber es kömmt halt alles auf die Augen an. Alle Tage ſah Jacob deutlicher es ein, wie ſelbſtſüchtig und unerträglich der Meiſter eigentlich ſei und wie er ganz gleichgültig die ganze Familie könnte hungern ſehen, wenn nur er ſeine Sache hätte. Begreiflich hatte der Arzt vorgeſchrieben, was der Kranke eſſen und trinken ſollte und unter den verbotenen Dingen ſtanden Wein und Fleiſch oben an. Nur in den erſten Tagen, wo Schmerz und Fieber groß waren, verſtand ſich die Enthaltſamkeit von ſelbſt, aber ſobald das Aergſte vorbei war, ſchrie Pierre nach Wein wie ein Hirſch nach einer Waſſerquelle. Babette mußte gehorchen, ſonſt hätte er ihr vorgeworfen, ſie gönne es ihm nicht, ſie wolle ihn verſchmachten laſſen, aber ſie ſagte es dem Arzt. Der Arzt ſtellte Pierre Himmel und Hölle vor, ſagte ihm, wie dieſes ſeine Geneſung verzögere, ja tödtlich für ihn werden könnte, er ſolle doch an Weib und Kinder denken, die von ſeinem Verdienſt leben müßten. Frau und Kinder könnten ſehen, wie ſie es machten, ſagte Pierre, dem frage er nichts nach, er ſehe zu ſich und einſtweilen ſei er noch Meiſter im Hauſe und was er befehle, das wolle er haben. Der Arzt wuſch dann ſeine Hände in Unſchuld d. h. er ſagte, wenn es nicht gut komme, wolle er nicht ſchuld ſein, und Babette mußte mit gepreßtem Herzen dem ſich nichts verſagenden Manne zutragen, was ſie ihm ſchädlich wußte, mußte dazu die immer unleidlicher werdende Laune des Mannes ertragen. Die Kameraden blieben nach und nach aus, beim knurrenden Pierre hatten ſie lange Weile, im Wilden-Mann wars kurzweiliger. Zudem ſollten ſie Pierre immer Bericht geben, wie es mit dem Verantwortlichkeits-Geſetz gegen die Konſervativen ſtehe, was man im Vaterland von ihm rede und wie hoch die Summen ſich beliefen, welche die Vaterlandsfreunde für ihn bereits zuſammengelegt hätten. Nun aber hatte damals wirklich noch kein Waadtländer die Unverſchämtheit einem ſolchen Geſetze Pathe ſein zu wollen, jetzt wärs vielleicht anders. Mit den Summen ſtand es noch kläglicher, denn waadtländer Patrioten ſind bekanntlich nicht freigebig, nach allerneuſten Erfahrungen ſind es auch die Berner Patrioten nicht. Die Meiſten haben nicht hinreichend für ſich und die Andern pfiffen auf eine Vaterlandsliebe, die ihnen nichts einbrächte, ſondern was von ihnen wollte. Dem entſchiedenen Fortſchritt waren ſie wohl im höchſten Grade hold, ſo lange derſelbe zu den Fleiſchtöpfen Egyptens d. h. zu den Staatsgeldern führt, ſobald er jedoch zu den eigenen Säcken ſich wendet, halten ſie ihn für eine entſchiedene Verrätherei am Volke.

Es geſchah auch, um ihn zu tröſten und zu beſänftigen, daß man ihm den Jacob lobte, ſagte, er ſolle nur ruhig liegen und getroſt ſein, es gehe wenigſtens ſo gut, als wenn er dabei ſei. Habe er dieſes Unglück erleben ſollen, ſo ſei doch das große Glück dabei, daß er gerade dieſen Geſellen habe, das ſei ein ganzer Kerl, mache ſeine Sache vortrefflich, alle Leute rühmten ihn. Das war Oel ins Feuer, denn Meiſter Pierre mochte es nicht ertragen, daß Jemand ihn ſollte erſetzen können.

Schon lange hatte er ſeinen heiligen Aerger daran gehabt, daß ſeine Kinder gegen Jacob freundlicher waren als gegen ihn und noch vielmehr hatte es ihn geärgert, daß Babette und Jacob ſich nicht haßten wie Hund und Katze, ſondern ſogar zuweilen ein vernünftig Wort mit einander redeten. Meiſter Pierre war einer von den abſoluten Naturen, welche von Gott und Rechtswegen am meiſten geliebt, geehrt ſein wollen, aber um es zu werden, keinen Finger bewegen, deren Neigungen und Anſichten für alle Maaßſtab und Richtſchnur ſein ſollen. Wen ſie haſſen, ſollen alle haſſen, wen ſie verachten, ſollen alle verachten. Das machte ihn nun fuchswild, daß Babette den Jacob nicht haßte, ſondern ihm alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, denn ihm hatte ſie es zu verdanken, daß ſie nicht darben mußte; daß Jacob Babette nicht verachtete, ſondern behandelte, wie es ſich ziemte, denn ihr hatte er es zu verdanken, daß ein Bleiben im Hauſe möglich war und die Haushaltung im Gange blieb. Babette wußte wohl, daß es bei ihrem Manne übel ging, wenn ſie ſeinen wachſenden Haß gegen Jacob nicht theilte, ſie kannte ihren Mann, und daß es ſehr wohl gegangen wäre, wenn ſie ihm hätte über Jacob läſtern und ſchimpfen helfen. Aber Babette hielt dafür, daß einer Chriſtin eine ſolche Verſtellung nicht zieme, daß ſich hinter eine ſolche Heuchelei und Verläumdung gewöhnlich die Sünde berge, eine ſolche war ferne von ihr. Jacob kannte Welt und Meiſter einigermaßen, merkte, daß es den Meiſter allemal zornig machte, wenn er mit der Frau ein ordentlich Wort ſprach und noch zorniger, wenn er ihm widerredete, ſobald er ſeine Frau zu läſtern begann. Aber in Jacob regte ſich der Stolz. Er war der Jacob, welcher das Geſchäft beſorgte und die Familie erhielt, er hatte den Meiſter nicht zu ſchonen, ſondern der Meiſter ihn und, um gerecht zu ſein, es regte ſich in Jacob noch was beſſeres. Es regte ſich in ihm das wahre Freiheitsgefühl, welches mit dem Sinn für Gerechtigkeit verbunden iſt: was du willſt, das andere Menſchen dir thun, das thue du auch ihnen, das iſt der wahre Grundſatz der Chriſten. Jacob hatte ihn freilich noch nicht, aber es regte ſich das Gefühl für denſelben in ſeinem Herzen. Er mußte die Frau achten, er mußte ſie mehr achten als den Meiſter, und warum ſollte er das verbergen, warum ihr nicht zu Theil werden laſſen, was ihr gebührte. Warum ſich anders ſtellen als es ihm war? Ziemte ſich das wohl einem freien Mann im freien Lande, und wo das Bewußtſein eines reinen, guten Willens iſt, und den hatte Jacob wirklich, da iſt man offen und unverſtellt, kann ſich nicht dazu verſtehn, den Schild der Lüge vorzuſchieben. Da ward der Meiſter grob gegen Jacob, mißtrauiſch, anzüglich, kurz ſo bös und unartig gegen ihn als möglich. Es ſah in Pierre wunderlich aus, wie freilich noch in manch anderm Menſchen. Wenn er bei ſich ſelbſt war, wußte er wohl, was er an Jacob hatte, und daß er ihm in ſeinen Umſtänden unentbehrlich war, indem er ihm Geld verdiente und die Kunden erhielt. Aber in Pierre war noch ein anderer Menſch und dieſen ſtüpfte der Teufel, daß er alles aufbiete den Jacob nicht fortzujagen, ſondern ihn zu plagen und ſtacheln, daß er ſelbſt fortlaufe, ſeinem Weib und Kindern zu Trotz und ihm zur Freude, indem er dann ſehen könnte, was die für Geſichter machen und was ſie anfangen würden, wenn Jacob den Bündel ſchnüre. Zu dem, was er eigentlich nicht wollte, ſtüpfte ihn der Teufel, denn auch in ſeinen Gliedern herrſchte das Geſetz und zwar wohl ſtark, daß es ihn gerade zu dem trieb, was er eigentlich nicht wollte. Und richtig wäre es ihm gelungen, den Jacob fortzutreiben, denn wenn ſich dieſer auch an die waadtländiſche Ungezogenheit und Grobheit einigermaßen gewohnt hatte, ſo vermogte er doch nicht Mißtrauen zu ertragen, er hatte ſolches nie verdient und war daher kitzlich in dieſem Punkte, wie übrigens ganz recht iſt.

Samstag Abends oder Sonntag Morgens, je nachdem es dem Meiſter beliebte, gab Jacob ihm Rechenſchaft, brachte Buch und Geld in Ordnung und empfing die weiteren Befehle. So weit hatte er ſich gebeugt, daß er in Beziehung auf die Anordnung der Arbeit wenig widerſprach, manches ließ ſich in der Ausführung nach Jacobs Sinn beſſer machen und er that es, wenn es zu des Meiſters Vortheil war und ſchwieg darüber. Wars einmal abgethan, ſo kümmerte ſich der Meiſter nicht mehr darum. Unglücklicherweiſe waren einmal am

Samstag Nachmittag einige Verwandte bei Pierre geweſen, hatten mit ihm getrunken und ihre Freude geäußert über ſein Glück, einen ſo guten Arbeiter zu haben, der ihn erſetze, ſo daß er wenigſtens daher nicht Schaden leide u. ſ. w. Das hatte den Meiſter verletzt. Als nun Abends Jacob ganz harmlos von der Arbeit kam, munter zu Nacht ſpeiſte und nachher den Meiſter höflich frug, ob es ihm jetzt gefällig ſei oder lieber morgen, da ſchnurrte ihn der Meiſter an: je eher, je beſſer, man vergeſſe deſto weniger. Die Worte verletzten Jacob und immer verletzender ward der Meiſter, es war augenſcheinlich, daß er einen Bruch wollte und Jacob ſtreckte bereits die Hand aus, den Handſchuh aufzunehmen. Da trat Babette zwiſchen ſie, Thränen liefen ihr die Backen ab, ihre Glieder zitterten, aber den Kopf hob ſie auf und ihre Stimme war feſt, ſie war einem Schiffe gleich, welches von einem gewaltigen Windſtoß erfaßt noch in allen ſeinen Theilen zitterte, aber ſich wieder aufgerichtet und feſten Kurs wieder gewonnen hat.

Jacob, ſagte ſie, ihr ſeid treu und verdient kein Mißtrauen, daß wir zu eſſen haben und das Unglück uns nicht zu ſchwer trifft, haben wir euch zu danken, und dazu ſah ſie ihn mit dem mächtigen Blick an, mit welchem ſie ſtillſchweigend zu regieren pflegte. Aber verſtändiger hätte ich euch geglaubt. Einem kranken Manne, den Schmerzen und Angſt um die Zukunft plagen, muß man nichts übel nehmen, der Geſunde ſoll nie um Worte rechnen mit dem Kranken. Draußen iſts hübſch und die Kinder möchten euch ein Liedchen ſingen, Jacob, ſagte ſie, und Jacob ging. Er knurrte wohl, doch bloß innerlich, dann dachte er, das ſei eine verfluchte Manier, aber wenn alle Weiber die hätten, geduldig wären und viel ſchwiegen, aber in beſtimmten Fällen redeten, als hätten ſie ein zweiſchneidend Schwerdt im Maul, es wüßte kein Teufel, was ſie alles regieren thäten. Nun gab es einen Stillſtand zwiſchen Pierre und Jacob, wie auf den Befehl von Joſua zwiſchen Sonne und Erde. Pierre dachte, wart du nur bis ich wieder auf den Beinen bin, und Jacob dachte: komm mir noch einmal ſo, ſo ſollſt du den Jacob erfahren! Inzwiſchen hielten ſie ſich ſo weit ruhig, daß ſie bloß, wenn ſie mit einander ſprechen mußten, jedem Worte ein leiſes Knurren anhingen und dazu ſich Augen machten, wie Katzen, die auf eine Maus lauern. Die bekannten ſechs Wochen waren vorbei, in welchen ein Knochen durftig zuſammenwachſen ſoll, der Verband aufgeloſt, der Patient auf die Beine geſtellt wird. Der Arzt, welcher dem Ding eben nicht wohl traute, verſchob das Aufſtellen bis nach der ſiebenten Woche, da zwang ihn endlich Pierre dazu. Aber ſiehe da, es ſah ubel aus Pierre konnte noch nicht ſtehen und das gebrochene Bein war bedeutend kurzer als das andere.

Das war eine ſchone Geſchichte und der Spektakel ging von neuem an, wer daran ſchuld ſein ſolle, ob der Chirurg oder der Patient? Wir wollen dieſe Frage auch nicht entſcheiden, ſondern ſie in hangenden Rechten laſſen, aber denken kann man ſich, was das fur Geſichter gab und fur Gemuthsſtimmungen. Allerdings ſoll auch der Arzt ein ſehr langes Geſicht gekriegt haben, welches mehrere Tage nicht kürzer werden wollte und beſonders der Wirthin im Wilden-Mann auffiel, welche gewohnt war auf dem Geſichte des Arztes ihre phyſiognomiſchen Studien zu machen. Man kann ſich aber denken, mit welchen Geſichtern die Leute in Pierres Hauſe ſich anſahen. Die arme Babette, welche ſchon vorher das Aeußerſte ertragen hatte, denn wenn der Meiſter in jener Stunde ihr auch nachgeben mußte, ſo war er doch ferne von irgend einer äußerlichen Beſſerung, ſondern rächte ſich an ſeiner Frau ſo bitter als er nur konnte, die arme Babette wurde vielleicht am tiefſten ergriffen. Die Thore zu neuen Leidenswochen thaten ſich vor ihr auf, aber ſie faßte ſich am frühſten und verſuchte mit milden Worten den Sturm zu beſchworen und Hoffnung anzufachen. Pierre tobte ſchrecklich, Jacob machte ein kaput Geſicht und die Kinder weinten bitterlich. Die armen Kinder hatten ſich ſo ſehr gefreut auf die Geſundheit des Vaters und warum? Sie wußten ſelbſt nicht warum, aber es war nicht Liebe, es war die Hoffnung, der Vater könne wieder gehen, könne das Haus verlaſſen, käme ihnen aus den Augen, das Haus würde mehr oder weniger ſeiner los und ſie hätten dann wieder Ruhe darin. Iſts aber nicht traurig, wenn ſolche Gefühle die Herzen von Kindern vergiften und zwar ohne der Kinder Schuld, ſondern durch der Väter Schuld? Pierre ſchimpfte über der Kinder Thränen, deren Grund ſein Gewiſſen ihm ganz richtig angab, er ſchimpfte über Babettes Faſſung, die er aber nicht faßte. Er behauptete, ſie möge ihm ſein länger Liegen und Leiden gönnen, ſie könne um ſo länger ihn quälen und den Jacob, den verfluchten, behalten. Sein Gewiſſen hatte darin vollkommen recht, daß er ſolche Gefühle bei Babette wohl verdient und daß ſie in ſeinem Gemüthe in gleicher Lage vollkommen ſo ſich geſtaltet hätten, aber was eine Chriſtin in ſolcher Lage fühle, denke, das ſagte ihm weder ſein Gewiſſen noch ſein Verſtand, denn von einem chriſtlichen Gemüthe hatte er keinen Begriff und beizubringen war ihm keiner, ſonſt hätte Babettes Betragen es längſt thun ſollen. Aber Pierre ſetzte in Babettes Herzen immer akkurat das Gleiche voraus, was in ſeinem Herzen war oder in ähnlicher Lage ſich geregt hatte. Von der Verſchiedenheit der Herzen oder Gemüther hat ſo ein waadtländiſcher Pierre keinen Begriff, ſondern meint, ſie ſeien ſich alle ſo ähnlich wie ein Cotteletes oder Carbonade der andern.

Jacob war es von Herzen leid, daß es ſo war, und doch verbrachte er ſelten einen ſo freundlichen Abend, als den, welcher den Tag der fatalen Entdeckung ſchloß. Es war ein Zwieſpalt in ihm zwiſchen ſeinem Wollen und ſeinem Behagen. Trotz dem Meiſter war es ihm doch wohl da, er liebte die Familie, er freute ſich der Meiſterſchaft, des unabhängigen Bewegens im Handwerk, er fühlte, wie dieſes all ſeine Kräfte ſpanne und ſchärfe, daß er viel mehr zu leiſten vermöge, als er ſich eigentlich ſelbſt zugetraut. Aber er wollte doch fort, es zog ihn heimwärts, und jemehr er Freude am Handwerk hatte, deſto gleichgültiger ward ihm die Politik, deſto mehr ekelten ihn die waadtländer Patrioten an, ſo daß er in Gefahr gerieth mit ihnen in förmliche Oppoſition zu kommen und Händel zu kriegen. Und wer weiß, ob nicht perſönlicher Widerwille und der Geiſt des Widerſpruchs im Stande geweſen wären, ihn zu einem leidenſchaftlichen Konſervativen umzugeſtalten? Dieſen Prozeß hat gar mancher ſchon durchgemacht, der ſelbſtſtändiger und klarer in den Stand der Dinge ſah als Jacob.

Hätte Jacob gewußt, wie ſchmerzlich der Meiſter ſeine Frau mit der Eiferſucht plagte und bei jedem Suppenbrocken ihr den Jacob vorwarf und wie ſie freundlich mit ihm thue und ihn zärtlich behandle, er wäre noch ſelben Abend fortgelaufen. Aber der Meiſter, welcher endlich merkte, daß er weder von den Konſervativen noch von den Patrioten eine große Steuer zu ſeinem Beinbruch erhalten werde, begriff endlich, daß er zur eigenen Erhaltung den Jacob ſo weit ſchonen müſſe, daß er ihm nicht fortlaufe, bis er das Handwerk ſelbſt wieder übernehmen könne. Aber an dem Tag, an welchem er dieſes thue, an demſelben müſſe auch der Jacob aus dem Hauſe, das war ſein feſter Entſchluß. Wir wollen die Krankheits-, oder wenn man will die Geneſungsgeſchichte nicht verfolgen, bloß bemerken, daß es eine ſehr lange Geſchichte war und ſich zwiſchen zwei Aerzten und noch dazu zwei patriotiſchen, ſo legte, daß ſie bis dato ſich gegenſeitig vergiftet hätten, wenn einer von ihnen ſo dumm geweſen wäre beim andern eine Arznei zu nehmen oder auch nur ein Zuckerwaſſer. Pierre hatte in ſeinem Zorne einen andern Arzt genommen, der hatte bedenklich das Haupt geſchüttelt, eine Priſe nach der andern genommen und endlich geſagt, die Sache ſei ſchlimm und wenn es nicht ein College wäre und ein ſo guter Freund von ihm, ſo müßte er ſagen: ein vermaledeiter Pfuſcher hätte ihn unter den Händen gehabt. Indeſſen wenn Pierre vernünftig ſei und gehorche, ſo wolle er das Mögliche thun, er glaube garantiren zu können, daß die Sache nicht fehle. Aber am Ende fehlte die Sache doch, das Bein war ſchief und wenigſtens einen Zoll kürzer als das andere. Nun ging der Lärm los, Niemand wollte daran Schuld ſein. Der erſte Arzt triumphirte und ſagte, hätte man ihn machen laſſen, ſo wäre die Sache jetzt recht, daß es das erſtemal ſo gegangen, daran ſei Niemand ſchuld als Pierre ſelbſt, der gefreſſen und geſoffen habe, was ihm geſchmeckt und dazu keine Minute ruhig gelegen. Er wollte aber nicht für hundert Louisd'or, daß es nicht ſo gegangen wäre, nun ſehe endlich die ganze Welt, was er für einen ſaubern Collegen hätte. Das Maul könne er voll nehmen, ſonſt aber könne er nichts als verpfuſchen, was andere gut gemacht. Der andere

Arzt ſagte: für das Krumme und Kurze könne er nichts, er hätte gleich anfangs geglaubt, es komme ſo, aber aus Schonung für ſeinen Collegen nicht ſagen wollen, wie übel es ſtehe. Möglich ſei es immer noch geweſen, daß das Hinken verhindert werde, aber der Patient habe keine Vorſchriften befolgt und keine Schmerzen ertragen wollen. Jedenfalls ſei es ihm eine Warnung, keine verpfuſchten Fälle mehr zu übernehmen, hintendrein müſſe man an allem ſchuld ſein, was die andern Collegen böſe gemacht, und wenn ein Patient ſterbe, ſolle ihn immer der letzte Arzt, welcher ihn behandelt, getödtet haben. Und müſſe er es von wegen der Pflicht, ſo ſchone er keinen Collegen mehr, die ſollten noch ſchauen, was ſie machten. Es iſt wirklich ein ſonderbar Weſen, die Collegialität, und es wäre intereſſant einmal was gründliches zu leſen, worin ſie beſteht und wie weit ſie geht. Pierre dagegen fluchte hinkend über beide, es ſei ein Schelm wie der andere und im Lügen alle gleich, jetzt ſollte er noch ſelbſt ſchuld ſein, daß er ſchlecht geheilt worden, und habe er ſich doch in das Heilen gar nicht gemiſcht, ſondern es den Aerzten überlaſſen und ſie dafür bezahlt. Hätte er gewußt, daß er die Heilung ſelbſt machen könne, ſo hätte er keinen gebraucht, und wenn er mehr ein Bein breche, ſo laſſe er lieber einen Schneider kommen oder einen Schmidt als einen Arzt. Sein erſter Ausgang war in den Wilden-Mann, dort betete er begreiflich nicht und dankte Gott, daß er ihm unverdienter Weiſe noch längere Gnadenzeit geſchenkt, ſondern er fluchte ſich ſatt über alle Menſchen, über Patrioten und Konſervative, über Aerzte und Geſellen über alles, was ihm ins Maul kam. Er verfluchte ſich hoch und theuer, für das Vaterland verſetze er keinen Tritt mehr, er habe jetzt erfahren, was es abtrage und wie man es vergelte, wenn man ſich dem Vaterlande opfere. Am folgenden Morgen trappte er mit ſtürmiſchen Kopf ſeinen Sachen nach und pulverte beſtändig halb und ganz laut über alles was er ſah, nichts war ihm recht und angefangene Arbeit ließ er als Pfuſchwerk vernichten. Das gab Lärm in Jacobs Kopf, man kann es ſich denken. Er begriff den Meiſter wohl, doch that er ihm nicht den Gefallen, mit ihm öffentlich Händel anzufangen. Aber als ſie zu

Mittag gegeſſen hatten, ließ er die andern weggehen, dann ſagte er: Meiſter, ich will fort, will rechnen — meine Sache abgeben, wenn es gefällig iſt. Pierre war das recht und nicht recht. Er ſagte daher: Er halte keinen, aber komod ſei es, ſich aus dem Wege zu machen, ehe er wiſſe, woran er ſei. Da wiſſe kein Menſch, was alles zum Vorſchein komme, dann könne er den Brei eſſen, den Jacob angerührt.

Dies ging Jacob durch die Haut, ein heißes Zornesfeuer ſchlug in ihm auf, doch ließ ihn das Gefühl ſeines Rechts und das Bewußtſein des gewordenen Meiſters, die Beſonnenheit nicht verlieren. Er trat dicht vor den Meiſter und ſagte ihm ſcharf und hart, aber in langſamer Rede, was für einer er ſei in Haus und Handwerk, gegen Weib und Kinder und gegen das Vaterland. Dankbarkeit erwarte er von einem ſolchen keine, aber als ein Dieb gehe er ihm nicht aus dem Hauſe und üble Nachrede wolle er nicht zum Lohn. Der Nachmittag ſei lang, er ſolle nachſehen, was er aufgeſchrieben, dann mit ihm gehen, zu allen, mit denen man im Verkehr geſtanden, dann werde es ſich herausſtellen, was nach ſeinem Weggehen an den Tag kommen könne. Der Meiſter war begreiflich auch nicht faul mit dem Maul und wollte Jacob vom feſten Boden wegparliren in wüſtes Zanken hinein, in einen Lärm, bei welchem man das Ende nie weiß und in welchem ein Fremder zumeiſt übel wegkommt, weil ſelten einer des Abgehenden Partie nimmt, ſondern des Dableibenden, wie Jacob zu Zürich es zur Genüge erfahren hatte. Aber Jacob war klüger geworden, er ſagte, willſt oder willſt nicht, oder ich hole zwei andere Meiſter und will dann mit dieſen gehen und mir von ihnen die nöthigen Zeugniſſe ausſtellen laſſen, damit jedermann wiſſe, wer ich bin und was von nachträglichen Lügen zu halten iſt. Der Meiſter begehrte nicht, daß Jacob mit ſeinen Nebenbuhlern in Verkehr komme und ſie mit ſeinem Geſchäft näher bekannt mache, er wollte einlenken, aber Jacob beharrte darauf, der Meiſter mußte mit ihm herumhumpeln, bis er ſagte, ſein Bein trage ihn nicht mehr, aber er ſei zufrieden, die Sache ſei recht. Babette hatte dieß kommen ſehen, miſchte ſich nicht in den Streit, ſie wußte, das Unvermeidliche hielt ſie nicht auf, und Oel ins Feuer zu ſchütten trägt nichts ab, hatte ſie erfahren. Sie panzerte ſich mit all ihrer errungenen Ruhe, aber es kam ſie ſchwer an und zwar aus zwei Grunden. Jacob war ihr werth geworden, ſie verlor ihn ungern, ſie hatte ihm ſehr viel zu verdanken und konnte ihm nicht vergelten. Sie hatte Hoffnung gehabt, etwas an ihm thun zu konnen, zwar nicht mit zeitlichem Gut, ſondern ſie hätte ſo gerne ſeine Seele gerettet, denn um dieſe war es ihr ſehr Angſt. Sie hatte wohl geſehen, daß Jacob den Glauben nicht hatte und dieſen Glauben ihm predigen, das durfte ſie nicht, aber ſie hatte gehofft, er werde allmälig zum Glauben gefuhrt durch das trauliche Leben bei ihnen, ſie hatte ſich gewohnt, es als eine eigene Schickung anzuſehen, daß Jacob in ihr Haus gekommen, daß ihr Mann das Bein gebrochen, daß Jacob ſo lange bleiben mußte; ſie hatte geglaubt, der Herr wolle durch ſie Jacobs Seele retten und jetzt ging er, ehe er zum Glauben ſich gewandt. Sie ward irre nicht am Herrn, aber an ſeiner Schickung, das that ihr ſo weh und daß ſie Jacob in die Welt hinausgeſchleudert ſehen mußte, ehe er ſeinen Anker in guten Glaubensgrund hatte fallen laſſen. Die gute Babette, ſie hatte es wie viele fromme Leute. Wenn eine Perſon, eine Begebenheit in ihr Leben tritt, welche ſie als beſondere Schickung Gottes erkennen, ſo denken ſie ſich gleich den ganzen Gang und Ausgang, welchen dieſe Schickung nehmen werde, das Warum und das Darum aus dem eigenen Sinne dazu. Wenn es nun ganz anders geht, ein ander Ende kömmt, ſo wird man ſo gerne kleinmuthig und ſagt, es war doch nichts, und wie Großes hatte ich gehofft! Die guten Leute! Es war doch was und viel Großeres als ſie gedacht, aber eben was anderes, Gottes Gedanken waren eben nicht ihre Gedanken, und eben weil es ganz anders ging als ſie dachten, ging es nach Gottes Gedanken, war es ſeine Schickung, welche er mit väterlicher Hand regierte. Die Kinder jammerten bitterlich und ihr Jammer ſchnitt Babette ins Herz. Sie wollte anfangs die Kinder bitten, denſelben vor dem Vater zu verbergen, weil ſie wohl wußte, daß die Kinder ihn entgelten mußten. Pierre that, was ihm wohlgefiel, aber die Seinen ſollten ihn lieben und Niemanden ſonſt, ſo wollte er es haben. Er war in der Aufklärung nicht ſo weit wie der alte Uriſpiegel, wie der Berner Hanswurſt heißt, welcher bekanntlich geſagt hat: es haſſen mich alle Leute, aber ich thue darnach. Pierre that auch darnach und meinte doch, es ſollten ihn alle Leute lieben. Babette unterließ die Mahnung nach beſſerm Beſinnen. Warum ſollten die Kinder ihre beſten Gefühle verbergen, was gab das Ende für eine Gewohnheit, denn was man immer verbergen, unterdrücken muß, das bleibt am Ende ganz dahinten, es wird öde und giebt Platz für Unkraut. Zudem hatte Pierre es auch verdient zu ſehen, wie ſeine Kinder lieben konnten, nur nicht ihn, ſollte er nicht zu ſchmecken kriegen, was er geſalzen und gepfeffert, und wars nicht möglich, daß es gute Wirkung that bei ihm? Wir glauben es nicht, das Bekehren halt bei einem verpichten Pierre gar zu ſchwer.

Es war ein ſchöner Abend, den Jacob als den letzten in dieſem Hauſe zubrachte. Die Kinder drängten ſich um ihn herum, die beiden jüngſten ſaßen auf ſeinen Knieen, er mußte erzählen, wo er hinwolle, der älteſte Knabe, wollte zu ihm hinwandern, wenn er das Felleiſen auf den Rücken nehme. Es war einer von den Abenden, die ſich eingraben im Herzen, die man nicht mehr vergißt, deren Farben nicht verglühen. Jacob war es ſo ſeltſam weh und wohl, ſo eigenthümlich wehmüthig und doch ſo lieblich im Gemüthe, er wußte nicht wie.

Siebentes Kapitel.

Jacob wird wider Willen von Anhänglichkeit geplagt, will ein objektiver Weltbürger werden und macht eine ſchöne Reiſe.

Jacob fühlte die Liebe der Kinder gar warm im Herzen, er erkannte, daß Kinder eine hohe Gabe ſeien und wer keine habe, viel, viel entbehren müſſe. Er hatte nicht immer ſo gedacht, ſondern gerade das Gegentheil, aber er hatte andre Augen bekommen der Jacob. Er mußte es auch erfahren wie wandelbar und vergänglich alle Grundſätze und Anſichten ſind, welche von unſerm Fleiſch und Blute kommen und daß nur feſt und unwandelbar iſt, was der ewige Gott auf ſeine ehernen Tafeln hat graben laſſen. Und als er am Morgen weiter zog, da war es ihm als laſſe er einen Theil ſeines Ichs zurück und nehme dafür von den andern mit. Er fühlte es, daß man eigentlich nur da recht lebe, wo man in Liebe lebe, wo man ſeinen Namen ſo gleichſam einſchneide in die Herzen, daß er in liebem freundlichen Andenken bleibe, ſo lange die Herzen ſchlagen, in die er eingeſchnitten iſt. Jetzt erſt begriff er die Großmutter recht in ihrer Vorſchrift, daß er ſagen ſolle, daß er an jeden Ort, wo er geweſen, mit Freuden wiederkehren dürfe, dazu braucht es ein eigenes Leben, an das eben gar mancher nicht denkt auf der Wanderung und darum fürs Leben zu Grunde geht, dieweil er untüchtig geworden iſt zu allem Guten. Dann wieder kam es ihm, wie es doch dumm ſei, wenn man ſich an Leute hänge, Antheil an ihnen nehme, daß es einem weh thue, fortzugehen. Das ſei ein Weh, welches man ſich erſparen könne. Ehedem ſei er immer froh geweſen, fortzugehen und je mehr Land zwiſchen ihn und ſeine Meiſterſchaft gekommen, deſto wohler ſei es ihm geworden, jetzt ſei ihm das Scheiden zweimal ſo recht ſchwer geworden und während die Beine vorwärts gingen, kehre ſeine Seele immer wieder dahin zurück, woher er komme. Dies ſei peinlich und am klügſten wohl zu vermeiden, daß es ihm wieder ſo gehe. Er dachte viel darüber nach, was klüger ſei oder wie man angenehmer lebe, wenn man ſich um Niemand kümmere, gleichgültig gegen alle Menſchen ſei und für weiter nichts als das eigene Behagen ſorge, oder aber die Menſchen liebe und ihre Liebe ſuche, ein Herz habe für andere, ihr Wohl und ihr Weh. Er wußte für Beides Gründe und wenn er an die glückliche Ehe ſeiner lieben alten Leute dachte, ſo dachte er dann an des Alten bittern Schmerz beim Tode ſeiner lieben Alten, wie ſüß das Andenken wird, nachdem der erſte Schmerz verglommen iſt, kannte er nicht. Wenn er an ſeinen letzten Aufenthalt dachte, ſo mußte er bekennen, daß dort ein unluſtig Weſen ſei wegen Pierres kalter Selbſtſucht und daß er ſelbſt am meiſten Aerger darüber habe, aber nicht wiſſe, wo es fehle und daß Babette mit der Liebe der Kinder doch glücklicher ſei als Pierre ohne dieſelbe. Dann aber mußte er doch denken, daß wenn Niemand Liebe begehrte, ſondern alle ganz gleichgültig wären, ſo wäre es doch am beſten, dann wäre kein Streit wegen der Liebe. Obs aber ſo möglich ſei und in der Natur des Menſchen gegründet, daran dachte Jacob nicht, aber er nahm ſich vor künftig ganz gleichgültig durch die Welt zu wandern ohne Haß und ohne Liebe, zu eſſen und zu trinken was ihm wohl thue, ſichs recht behaglich und bequem zu machen in der Welt. Gleich jetzt auf der Wanderſchaft wolle er damit anfangen. Da er heim wolle, ſo wäre es ja die größte Dummheit, wenn er ſich allenthalben das Weitergehen ſchwer machen wollte, man könne ſich ja ſonſt auch betragen, daß man wieder kommen dürfe. Und wenn er heim komme, ſo wolle er ſo fortfahren. Sterben müſſe man einmal, dann thue das Scheiden weh und wer recht liebe, könne es faſt nicht ertragen, daß wer todt ſei todt bleiben müſſe und ewig nichts ſei und doch ſei es ſo. Darum nicht lieben! Heirathen werde er vielleicht, ein Meiſter müſſe eine Hausfrau haben, aber zu lieben brauche er ſie nicht, ſondern bloß anſtändig mit ihr umgehen und allfälliger Kinder könne er ſich freuen und ihnen Freude machen, aber zu lieben brauche er ſie auch nicht, das könne man ja immer machen wie man wolle. Der gute Jacob, ſo kalkulirte er, ſo philoſophirte er. Aber was iſt Philoſophie? Philoſophie iſt die Quinteſſenz der menſchlichen Gedanken und dieſe Gedanken ſind eben Zeugniſſe, wie kurz die menſchlichen Gedanken ſind und wie wetterwendiſch dazu und daß Fleiſch und Blut eben keine ehernen Tafeln ſind. So kalkulirend wanderte Jacob fürbas und ungefähr wie ſeine Gedanken war auch das Wetter. Es windete, die Wolken flogen, die Sonne ſchien, die Nebel ſchwebten, bald licht, bald dunkel war es auf der Erde, bald ſah man weit tief in den Himmel hinein, bald nur ganz kurz, einen philoſophiſchen Gedanken weit, höchſtens eine ſtattliche Naſe lang. Sein Weg führte ihn nicht durch ebenes Land, ſondern über ziemliche Berge, welche in Deutſchland für ſehr hoch gelten würden. Er wollte durch den Canton Freiburg hinauf gegen das Berner Oberland, er wollte nicht in Rom geweſen ſein und den Pabſt nicht geſehen haben. Er war nicht mehr der Jacob, der von Baſel nach Zürich gewandert war, der wie ein Laffe gaukelte durch die Welt, er hatte Gedanken faſt ſo lang wie der beſte Philoſoph und kümmerte ſich um was in der Welt. Er wollte die großen Berner Berge in der Nähe ſehen, welche er ſo oft von Ferne bewundert hatte, wollte Gletſcher, wollte Waſſerfälle ſehen, wollte was erzählen, wenn er heim komme. Er wollte Arbeit nehmen, denn eine Jahreszeit ſtand vor der Thüre, in welcher nicht gut wandern iſt, wie Jacob wohl erfahren hatte, aber ängſtlich brauchte er dabei nicht zu ſein, denn er hatte Geld in der Taſche, wenn auch keine große Summe und dazu eine Sicherheit im Handwerk, wie ſie ſtets willkommen iſt. Das behagliche Gefühl des freien Wanderers kam ihm wieder, er genoß es in vollen Zügen, ließ ſich herrenwohl ſein, wie man hier zu ſagen pflegt.

Das Wandern in den Bergen iſt im Herbſt gar wunderſchön. Der Himmel iſt ſo klar, die Luft ſo mild, die Färbung der Wälder und Wieſen ſo reich und mannigfach, ſo heimelich tönt das Läuten der Kühe, ſo fröhlich iſt der Leute Gewimmel, alles rührt und tummelt ſich, denn da weiß Niemand, was der

Herrgott will, und jeder möchte doch fertig ſein draußen, ehe der Schnee fällt, Froſt die Erde bindet, den Mauern und Zimmerleuten das Handwerk legt. Im Weinlande, wo die Reben glühn, der Wein perlet, der Moſt ſchäumt, da mag es wilder und luſtiger zugehen, die Stimmen lauter tönen, die Geigen verführeriſcher locken, aber ſchöner und größer iſts doch im Hirtenlande, wo die Berge ſo ehrenfeſt und ruhig ſtehn, ſo ſauber Hirt und Heerde zu Thale kommen, ſo ſtill und leiſe der Hirt ſein Schätzchen ſucht, ſo heiß und keuſch des Schätzchens Herz dem Hirt entgegenſchlägt, ſo ſchwer und ſüß die Milch in der Schüſſel ruht, ſo mächtig und ſaftig der Käſe auf dem Tiſche liegt, ſo klar und rein wie ein unſchuldig Wäſſerlein, der ſtarke Kirſchgeiſt in der weißen Flaſche blinkt, wie wilde Gemſen die Jungen ſpringen, ernſt und feſt wie Hünenbilder, die Alten an langen Stöcken gehn, o es iſt ſchön im Hirtenlande! Jacob fühlte es dießmal. Da er ſtarke Schultern hatte und abſitzen konnte, wenn er müde war, ſo durchſchritt er nicht mit gedrücktem Nacken das ſchöne Gelände, immerfort ſeufzend, ach, wenn es doch Abend wäre und ich ein wohlfeil Lager hätte, ſondern er ging gerade auf, freute ſich des Tages und über alles, was er brachte, und keiner ging ihm zu langſam. Es war ein ausgezeichnet ſchöner Herbſt, faſt ein Tag wie der andere voll freundlichen Sonnenſcheins. Er wanderte das Siebenthal mit den ſchönen reichen Dörfern hinunter, ließ ſich dann rechts hinüber nach der neuen Straße weiſen, welche längſt dem Thunerſee ins eigentliche Oberland führt. Als er zu ſeinen Füßen den ſchönen See liegen ſah, ringsum das großartige Gelände, die reichen Dörfer, die ſchönen Schlöſſer, die herrlichen Nußbäume und rechts oben die ſchneeigten eigentlichen Schweizerburgen, die Schneeberge, auf welchen der Himmel zu ruhen ſchien, da ſtand er lange ſtill, der Athem ſtockte ihm, es kam ihn faſt wie beten an, ſo lieblich und ſo gewaltig hatte er noch nichts geſehen. Er dachte bei ſich, wunderbar ſei es in alle Wege, wie ſich hier nur alles ſo habe geſtalten können, ſo lieblich und ſo gewaltig! Dem See entlang läuft die Straße, wie kein Kaiſer der Welt mit all ſeinem Gelde ſie erkaufen, mit all ſeiner Macht erzwingen könnte und hätte er Hauſen

Geldes ſo groß wie die Schweizerberge, und hätte er Garderegimenter ſo viele als Kühe auf den Schweizerbergen zur Weide gehen und noch gehen werden, ſo lange die Berge ſtehn und ihre Seiten grünen.

Die Nachmittagsſonne vergoldete das Gelände, hauchte ſelbſt roſig an das altersgraue Schloß zu Spiez, der Bubenberge Stammſitz, deren letzte Sprößlinge am Hochzeittage vom zornigen See verſchlungen wurden. Gegenüber ſah er freundlich am See das berühmte Dörfchen Merligen, von deſſen Bewohnern er ſchon ſo viele luſtige Geſchichten gehört hatte im Bernerlande. Von ihnen erzählte man, wie ſie ein Rathhaus erbaut und darin die Fenſter vergeſſen, ſo daß es ganz dunkel ward im Hauſe, und wie darauf der Rath ausgezogen an das Sonnenlicht, jeder Rathsherr mit einem großen Sack, um denſelben mit Licht zu füllen und das Haus zu erleuchten, und wie ſie ſo einen ganzen Tag Licht ins Haus getragen aber leider vergeblich, denn dunkel ſei es geblieben in ihrem Rathhauſe für und für. Dort ſoll es geweſen ſein, wo ſie einen Dieb hatten, der gehängt werden ſollte und dem ſie drei Batzen gaben mit dem Beſcheid, er ſolle ſich an einem andern Orte hängen laſſen, das Ding komme ſie zu theuer zu ſtehen. Dort war es, wo ſie einen Nußbaum hatten an des Sees Strand, der gegen den See ſein Haupt neigte und räthig wurden, der Nußbaum ſei durſtig und ſie wollten ihm zum Waſſer helfen, wo dann der Amann ſeine Hände um den Gipfel ſchlang, ein zweiter ihn an den Beinen faßte, dieſen ein anderer und ſo fort bis an den See hinunter, und als die Kette fertig war, einer dem andern an den Beinen hing, der Amann von oben rief: haltet recht feſt, ich will in die Hände ſpuken! worauf begreiflich die ſämmtliche Mannſchaft in den See ſtürzte und jämmerlich ertrank. Lieblich lag das Dörfchen am See mit ſeinem ſauern Wein und ſeinen luſtigen Leuten. Freundliche Kirchen glänzten hoch auf den Bergen überm freundlichen See, des Sees Hüterinnen, von woher die Glockentöne ſo feierlich klingen über den See, daß die Schiffenden nicht wiſſen, ſind es freundliche Töne aus der Höhe, iſts der ſchauerliche Geſang Ertrunkener herauf aus ihrem feuchten Grabe. Weit oben glänzte zwiſchen himmelhohen Bergen der Brienzer See und zwiſchen beiden Seen ſah er das berühmte Bodeli, das lieblichſte Thälchen der Welt, in welchem das ſchwarze Unterſeen liegt und das helle Interlacken mit ſeinen dünnen Paläſten und dicken Wirthen, mit ſeinen buntartigen Fremdenſchaaren und den ehrenfeſten Nußbäumen, ſeiner reinen Luft und ſüßen Molken, ſauren Rechnungen und unheimlichen Kellnern und hinter Allem und über Allem glühten die Berge im Abendroth, im blauen Himmel. Jacob ſtand ſtill in tiefer Bewunderung, ſo was Herrliches hatte er noch nie geſehen, und in ſtillem Staunen vollendete er ſeine Tagereiſe, ſeine Seele war überwältigt.

Die Saiſon war vorüber, die Menſchenmaſſe auseinander geflattert nach allen Herrenländern hin, aus welchen her ſie hieher zuſammengeſtoben war. Aber wie an warmen Quellen einzelne Schnepfen bleiben den ganzen Winter über, ſo bleiben von den Zugvögeln, die man Menſchen nennt auch welche an ſchönen Stellen, wenn der Zug längſt weiter gegangen. Andere machen abſichtlich die Nachzügler und ſtolpern immer einige Wochen hinterdrein, ſie lieben die bunte Menge nicht. Solche ſah denn Jacob, als er am Morgen ſpazierte, auf dem ſogenannten Höheweg. Es regte ſich gar ſeltſam bei jedem Fremden, dem er begegnete, die Frage in ihm: wäre der wohl vielleicht aus deiner Heimath her, ein Landsmann und was würde er ſagen, wenn er wüßte, daß du ſein Landsmann wäreſt? Das Gefühl hatte er in großen Städten nicht gehabt, überhaupt nie, beſonders ſeit ihm das Weltbürgerthum im Kopfe geſteckt und er auf große Güter irgendwo gehofft hatte. Jetzt, da er wieder an die Werkſtätte dachte, ans Heimgehen und Schaffen, jetzt hatte die Heimath wieder Platz in ſeinem Herzen und ein Landsmann wäre ihm eine Erſcheinung geweſen, wie einem Wanderer ein Licht in der Nacht. Kurios! Iſt das Menſchenherz zu eng, ſo taugt es nichts, iſt es zu weit, ſo iſts wie eine Flaſche ohne Boden und taugt wieder nichts, es muß eben recht weit ſein, wenn es was taugen ſoll. Indeſſen fremd ging alles an einander vorbei, keiner nahm Notiz vom andern, wie es guter Ton iſt in der vornehmen Welt und Jacob ärgerte ſich daran und fügte ſich.

Er dachte, Himmelſapperment, wie viel Intereſſantes könnte einer vom andern zu hören kriegen, wenn man das Maul aufthäte gegen einander und wie viel Freunde könnte man kriegen und ganz unerwartet, wenn einer wüßte, wer der andere wäre und woher.

Der gute Jacob dachte nicht, daß es Leute giebt, welche viel wohler lebten an den eigenen Gedanken als an anderer Menſchen Geſchwätz und daß gar zu viele, welche gerne vornehm ſcheinen aber es nicht ſind, am liebſten wollten, es gäbe gar keine Namen in der Welt. Wären gar keine Namen, ſo wären auch keine obſcure oder gar ſchlechte. Schöne Namen, klare, helle, die glänzen wie die Sterne am Firmament fleckenlos, ſolche Namen ſind gar rar in der Welt. Jacob entſchloß ſich weiter noch zu gehen, einen Gletſcher wollte er ſehen, damit er doch auch ſagen könnte, was das für ein Ding ſei und einen Waſſerfall wollte er hören rauſchen und donnern. Wenn er mal heim käme, dachte er, ſo müßte er ſich ja ſchämen, wenn er ſagen müßte, er hätte Geld gehabt, er hätte Zeit gehabt, ſei aber zu dumm geweſen und hätte nicht daran gedacht. Aber als er hinauf kam, wo die Berge ſich zuſammenziehen, die Zweilütſchene faſt die ganze Spalte füllt, eng der Weg ſich ihr anſchmiegt, Horn um Horn gen Himmel ragt, über ſich der Wanderer den Himmel kaum noch ſieht, da ward es ihm bang ums Herz, mit Beben ſchritt er vorwärts. Du mein Gott, dachte er, was iſt das für eine ſchreckliche Welt, wo der Menſch den Himmel nicht mehr ſieht, nichts ſieht, als gen Himmel ſtarrende Hörner, als Felſen, welche hereinhängen über ſein Haupt. Ja wo der Menſch den Himmel nicht mehr ſieht über ſich, weit, offen, frei, da wird es ihm eng ums Herz und er fragt ſich: wäre umkehren nicht beſſer, wärs nicht ſchöner unterm weiten offenen Himmel als in der engen Spalte, unter den Füßen den Abgrund, über dem Haupte lockere Felſen? Doch Jacob kehrte nicht um, aber als ſo gar nichts kam er ſich vor. Er, der große Jacob, ſchien ſich in dieſer Bergmajeſtät kleiner als der kleinſte Wurm, den je ſein Fuß zertrat. Demüthig ſchritt er leiſe weiter, ſuchte ſich zu faſſen, ſich zu ergeben in jedes Möglich. Gar ſeltſam rauſcht, toſet, donnert es im Gebirge. Wenn eine Tanne fällt, ein Stein rollt über eine Wand herab, eine Welle über einen Abſatz ſpringt, der Gletſcher ſpaltet, Adler oder Geier durch die Lüfte rauſchen, ſo tönt es wunderſam im Gebirge, kracht und donnert, rauſcht und brauſt, und jede Wand und jede Kluft rauſcht und brauſt mit. Jede Wand und jede Kluft hat ihre eigene Stimme, und erhebt eine Kluft ihre Stimme, reden alle Wände und alle Klüfte und donnern und brauſen wie die erſte den Ton angab, bald in regelrechter Ordnung eine nach der andern, wie ſeit tauſend Jahren ſie ſichs gewöhnt, und bald wenn es wilder wird in der Natur, brüllen alle durch einander, daß kein Berg, keine Kluft mehr zu unterſcheiden im Stande iſt den Donner der eigenen Stimme vor dem Donner der andern Stimmen. Und wenn im Wirrwar der Donner die tauſendjährigen Berge die eigene Stimme nicht mehr kennen, wenn die alten Klüfte zittern und beben, wie muß es zu Muthe ſein einem armen Menſchenkinde, welches zum erſtenmale allein ſich wagt in die wunderbare Zauberwelt. Das Menſchenkind weiß von Lawinen, Bergſtürzen, Schlünden und Gründen, Gletſcherfalten und Waſſergraus, von Adlern und Geiern, hat vielleicht gar vom fabelhaften Lindwurm gehört, der auf Felſenplatten an der Sonne liegt, ſeine Höhlen hat und ſeine Launen und wie Reiſende verſchwinden und nie wiedergefunden werden, nie ermittelt, und ob eine Gletſcherſpalte ſie verſchlungen oder ein Lindwurm ſie in ſeine Höhle geſchleppt, und nun beginnt es zu rauſchen in den Lüften, zu brauſen in den Klüften, es kracht hier, es donnert dort, und weiter und weiter in immer verſtärkten Schlägen und dann wird es ſtill; es hört den Athem, des Herzens Schlag und das arme Menſchenkind weiß nicht, was donnert, was kracht, warum es ſtille wird, weiß nicht woher die Töne kommen, was ſie wollen, was ſie bringen, warum es auf einmal ſo ſtille wird, und hinauf zum Himmel ſieht es nicht, über ſeinem Haupte beugen ſich die Felſen zuſammen, Dämmerung umdüſtert den Weg; — ja da wird er klein der arme Menſch, da empfindet er, daß Mächte ihn umringen, deren jede ſein Leben hundertmal in ihrer Gewalt hat, daß ſein einziger Troſt der ſei, daß eine väterliche Hand alle dieſe Mächte an Ketten gelegt, keine dieſer Mächte einen Stein kann rollen laſſen ohne des Vaters Willen, der auch dem rollenden Steine die Richtung giebt. Aber wer an den Vater nicht glaubt, welchem das Rollen des Steines ein Zufall iſt, die blinden Kräfte der Natur ſouverain und ſelbſtherrlich, dem muß es eng werden ums Herz, wenn er zwiſchen den Felſen ſchreitet, umrauſcht von wunderſamen Tönen in der Gewalt blinder Mächte, die ſo launenhaft und ſo zornig werden. Wer in munterer Geſellſchaft die Gebirgswelt durchſtreift, der empfindet derſelben erſchütternde Majeſtät nicht, das ſchauerliche Grauen nicht, welches dem ähnlich ſein muß, welches der Sterbliche empfindet, wenn er klopft an die Pforten der Ewigkeit, wenn ihre Thore zu knarren beginnen in ihren Angeln. Jacob war kein Engländer, er nahm keinen Fuhrer, zudem kann man ſich auf Straßen, welche in den Ritzen der Berge laufen, nicht wohl verirren, da kreuzen ſich die Straßen nicht wie im ebenen Lande oder die Pfade auf den hohen Bergweiden. Er machte einſam den Gang und an eine väterliche Hand, welche jede Gewalt regiere, glaubte er nicht, dachte nicht daran, aber er bebte und zagte und faſt hätte er geſagt: was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkeſt und das Menſchenkind, daß du dich ſein annimmſt! Und wenn man dann ſo eng hat ums Herz, als ob es wirklich eingeklemmt wäre in eine Spalte, und die Spalte klemmte immer enger zuſammen, dann wird es wieder weiter, allmälig in den einen Thälern, plötzlich in den andern, und vor dem Wanderer liegt ſanft und freundlich ein wunderlieblich grünes Thal, in weitem Bogen von Berges-Majeſtät umrandet, während helle Bäche freundlich ſprudeln und im Hintergrunde ein Kirchlein ſteht, ein alter Zeuge von der Güte des Herrn, welche das Thal behütet und von der Dankbarkeit der Menſchen, welche es erkennen, daß er es ſei, der ſie behüte und wahre inmitten der Naturgewalten. Wo ſo ein Kirchlein ſteht, da wird es traulich dem müden Wanderer ums Herz, er weiß, dort findet er Ruhe für ſeine matten Glieder, Herberge für die Nacht. An einem Reiſeabend hat der Wanderer ein ähnliches Empfinden wie der Greis am Lebensabend, auch der Greis ſieht nach dem Kirchlein hin und freut ſich, denn er weiß, dort wird der müde Leib Ruhe finden, ein Kämmerlein für die Nacht, die dem goldenen Morgen voran geht, welcher die Herrlichkeit Gottes vor das Auge der erwachten Seligen bringt.

Jacob konnte gar nicht ſagen, wie ihm zu Muthe war, als er aus der wilden Enge hinaus kam ins liebliche freie Thal, über welchem weit der Himmel offen ſtand und ſichtbar war. Es war ihm nicht bloß wie einem, der aus des Lebens Noth und Elend zu einem behaglichen Daſein kommt, zu den Bequemlichkeiten des Lebens ohne Kümmerniſſe ums tägliche Brot, ſondern wie einem, der aus finſterm Grabe ans Licht kommt, ja faſt wie einem, der wähnte zu fühlen, wie er verſchlungen werde von den Wellen des ewigen Nichts und er ſchlägt die Augen auf in ſeligen Gefilden.

Jacob hatte eigentlich aus dem Lauterbrunnen-Thale wieder den gleichen Weg zurückkehren wollen, allein er ſtand davon ab, nachdem er den Staubbach geſehen, wie er flattert von hoher Wand und als Waſſerſtaub zur Erde kommt, ein lieblich Naturſpiel, beſonders wenn es dem Sonnenlicht einfällt zu gaukeln mit den Waſſerſtäubchen, ſie zu begießen mit der wunderbarſten Farbenpracht und in beſtändigem Wechſel dem armen Menſchenkinde die Augen zu blenden und ihm zu Gemüthe zu führen, was ſie gaukelnd vollbringt und von was ſämmtliche Menſchenkinder und wenn ſie zuſammenſpannen alle ihre leiblichen und geiſtigen Vermögen nicht den Schatten darzuſtellen vermögen. Dazu fand er auch Leute aus dem Lande, die nach Grindelwald wollten, vielleicht noch weiter, und da Jacob zu reden wußte und als ein ordentlicher Mann ſich darſtellte, ſo redeten ſie ihm zu, ſie zu begleiten. Da Jacob frei in der Zeit, Geld hatte, und ein Handwerksburſche im Berneroberland ſo wohlfeil reiſen kann, als irgendwo in der Welt, wenn er nicht beſondere Genüſſe will, ſo ſchloß ſich Jacob ihnen an. Sie ſtiegen lange im Dunkel und dunkeln Rieſen gleich ſtanden in den Schatten der Nacht die Berge herum oder ſchienen gelagert am Thalrande. Als der Morgen dämmerte in unſicherm Lichte ſchien es als würde es lebendig im ungeheuren Rieſenlager, als erhöben ſie ſich, rüſteten ſich zum Aufbruch. Und wenn ſie einmal aufbrechen die Bergrieſen, langſam ſchreiten das Land hinunter und Berg um Berg erſcheint, vor den Thoren der Städte, wie wird es da den Menſchenkindern zu Muthe ſein und was werden die Helden des Tages rathen, was da zu machen ſei in dieſem abſonderlichen Falle. Wahrſcheinlich werden ſie Recht ſprechen und eine Verwahrung zu Protokoll nehmen, — das iſt die Spitze juridiſcher Weisheit, der Höhepunkt im juridiſchen Vertheidigungsſyſtem. Einſtweilen aber ſtehen ſie noch feſt dieſe Rieſen Gottes, und wenn alles auf Erden auf ſo ſichern Füßen ſtände wie ſie, es wäre gar Manchem leichter ums Herz. Das war ein Berg, an welchem er aufſtieg Stunde um Stunde, und doch war es kein ſo ſchwer Steigen, ein gemeſſener Schritt und die leichte Luft helfen bedeutend nach. Als er oben war, da ſtand vor ihm weiß und gewaltig der mächtigſte der Berge, wie der Geiſt der Welt kam er ihm vor, es war ihm als wolle derſelbe ihn fragen: du Jacob, biſt du auch hier, willſt du nun mein ſein?

In tiefem Staunen ſtand er ſtill, ſtarrte den weißen Geiſt an, der ſo gewaltig vor ihm ſtand, geblendet von deſſen ſchneeigtem Gewande, zog er ſeine Augen zurück, wandte ſie in des klaren Himmels blaue Tiefe. Da ward es ihnen wieder wohl, am blauen Himmel ging die goldene Sonne auf, blickte mit dem freundlichſten Lächeln zu Jacob nieder, verklärte mit ihrem Lächeln rundum die Welt, ſchien ihm zu ſagen: Du gutes Menſchenkind, bethoren laß dich nicht, blenden kann jener Geiſt, aber kalt und ſchaurig iſts in ſeinen Armen, und wen er erfaßt, läßt er nur im Tode los. Steig nach oben, da iſts lieblich und warm, licht und klar und wer hinaufkömmt, der ſchwimmt ſelig in den blauen Wellen. So ſtritten der Berg und die Sonne um Jacob, doch diesmal ohne Lärm, nur durch ſtilles Locken. Manchmal aber wird der Kampf anders. Da brennt die Sonne mit ihren heißeſten Strahlen des Berges Seiten, brennt Löcher in ſein Gewand, Lawinen donnern zu Thale, es raucht der Berg, als ob er im Feuer ſtände. Da wird es ihm Angſt, er braut Nebel in ſeinen Schlünden, jagt ſie zur Sonne hinauf, webt einen dichten Schleier um ihr Angeſicht, dichter und immer dichter, bis keine Spur von Sonne mehr am Himmel iſt. Dann wird es der Sonne Angſt, ſie brennt den Nebel an bis Blitz und Donner den Schleier zerreißen der naß über den Berg niederſtürzt, den Berg bis auf die Haut durchnäßt, ſein weißes Gewand beſchmuzt und manch Stuck deſſelben mit ſich in die Tiefe reißt. Jetzt war Stillſtand zwiſchen Berg und Sonne, die Nebel waren verſchloſſen in den Gründen, der Berg glänzte im weißeſten Gewande, die Sonne ſandte ihre mildeſten Strahlen, ſie kämpften wohl um den armen Sterblichen, durch Lieblichkeit, Schone und Majeſtät ſuchte jeder Theil den Sieg. Sonne und Jungfrau, denn ſo heißt der Berg, ſtreiten dieſen Streit ſchon ſeit Jahrhunderten und keine will die Beſiegte ſein und keine nimmt an Schonheit ab, was auf der Welt eine rare Sache iſt. Jacob war ergriffen von dem Anblick und wie ihm geſtern in den engen Schlünden ſo eng ward ums Herz, ward es ihm jetzt weit und groß auf der Hohe, von welcher er freilich die meiſten Berge nicht uberſah, aber doch in eine ungeheure Bergwelt hineinſah, ſah, wie ſtolz und kuhn hundert Berge ihre Häupter zum Himmel hoben. Auf ſolchen Bergen, ſchien es ihm, müßten die Helden alle geſeſſen haben, wenn ihnen die großen kuhnen Gedanken kamen, Volker zu uberwinden, Reiche zu gründen, Revolution zu bringen in die Welt der Geiſter, den Geiſt der Welt in Feſſeln zu ſchlagen oder dieſe Feſſeln zu zerſchlagen. Auch ſeine Seele ward gedankenvoll, aber raſch und ſonderbar, wie Nebel an den Bergen, wenn nach langem Regen die Sonne wieder ſcheint, glitten ſie an ſeiner Seele voruber, und ſeine Begleiter trieben zum Aufbruch, ehe er einen der Gedanken feſt geſtellt und ordentlich betrachtet hatte um und um.

Aber wenn er auch weiter mußte, von der Wengernalp herab, blieb er doch in der großen wunderbaren Welt, wie er ſie nie geſehen, nie gedacht hatte. Denn wenn man die Berge von Ferne ſieht, ſo hat man doch keinen Begriff von ihrer Majeſtät in der Nähe, es geht mit ihnen ganz umgekehrt als mit vielen, vielen Leuten, welche das Anſehen in der Nähe gar nicht vertragen mogen. Fruh kam er nach Grindelwald in das ſonnenreiche freundliche Thal, das einem lieblichen Mädchengeſichte gleicht, welches zu den Füßen vorweltlicher Ungeheuer ſitzend uns entgegenlächelt. Dort ſah er ſich den Gletſcher an, aber er war zaghaft geworden in der großen Welt, dem tückiſchen Eiſe, den verborgenenen Spalten traute er nicht und für die zarten Schönheiten der Gletſcherwelt hatte er wenig Sinn, die große weiße Jungfrau und die goldene Sonne füllten ſein Herz. Eigentlich wollte er von hier aus wieder zurück nach Interlaken, aber er ließ ſich bereden mit ſeinen Begleitern noch einmal über die Berge bis nach Meiringen zu gehen. Zeit hatte er keine zu verſäumen und das war ein ganz ander gehen hoch auf den Bergen mit dem freien Blick und weiter Bruſt als in enger Felſenſpalte mit gepreßtem Athem und der Angſt in der Seele. Zudem hatten ſie ihm geſagt, er werde was ſehen, von welchem er noch gar keinen Begriff habe. Er brachte einen freundlichen Abend in Grindelwald zu. Das ſchöne Dorf war in ſeinen Naturzuſtand zurückgekehrt. Wie aus den wilden lappländiſchen und norwegiſchen Seen die wilden Gänſe und Enten fliegen, wenn ſie fühlen, wie eiſig das Waſſer wird und nicht einfrieren wollen, und Fröſche und Kröten in den Schlamm ſich bohren oder ſich verkriechen in andere Löcher, wo es ihnen wohl iſt und es ſtille wird am See und feierlich, ohne Gänſe und Fröſche, ohne Kröten und Enten, ſo war im lieblichen Grindelwald kein ſteifbeinichter Engländer mehr und keine Lady, war kein ſchnatternder Franzoſe mehr, kein ſchreibend Federvieh, war kein quakender, hupfender Kellner mehr, keine giftige Kellnerin. Die Einen waren der Sonne nachgezogen, die Andern überwinterten in irgend einem Loche, ſaugten an den Tapen und hätten auch gerne geſchlafen, wenn ſie dabei auch was zu eſſen gehabt hätten. Es waren freundliche gute Leute da, treffliche Landesſpeiſe, ein munterer witziger Geiſt ſchwebte über ihnen. Bald wurde geſungen, ächt oberländeriſch, ſo weich und ſanft, daß alle Saiten anſchlugen im Herzen und die Augen voll wurden und die Seele Flügel bekam und ihrem Schatze zuflog, Gott im Himmel oder einer Liebſten auf Erden. Mit dem Singen wechſelten Erzählungen aus der andern Welt, von den Geiſtern der Berge oder aus der Vorwelt von den Tyrannen, welche in den Schlöſſern gehauſt.

Das war ein Abend, wie er ihn lange nicht erlebt hatte und koſtete gar nichts und gar mancher reiche Herr würde viele Louisd'or zahlen, wenn er je zu einem ſo kurzweiligen Abend kommen könnte, aber es giebt eben Dinge, zu welchen vornehme reiche Leute mit all ihrem Gelde nicht kommen können und der Arme hat ſie umſonſt. Der Schlaf war kurz aber gut, der Morgen ſchön, der Weg ſteil, aber prächtig die Welt, welche nach und nach vor Jacobs Augen ſich entſchleierte. Lawinen ſah er keine ſtürzen, ſah keine Gemſen tanzen an den Bergen, aber er ſah Gletſcher in ihrer Farbenpracht und ſeltſamen Gezacke, er ſah ſich umfangen von einer ungeheuren Welt, in welcher das arme Menſchenkind unwillkührlich verſtummt und demüthig wird und nichts empfindet als ſeine Kleinigkeit. Dieſes Gefühl iſt aber nicht einmal ein peinliches, wie es wird, wenn man gegenüber einem andern Menſchen ſein Nichts empfindet, dieſes Gefühl iſt ein Vorgeſchmack der ſeligen Schauer, welche einſt über den Menſchen kommen werden, wenn die Auflöſung der Räthſel kommen wird, wenn der Allmächtige ſich entſchleiert. Man weiß es, ohne zu denken, daß man einer Größe gegenüber ſtehe, zwiſchen welcher keine Vergleichung iſt mit dem eigenen Ich, und wo keine Vergleichung iſt, da iſt auch kein Neid, ſondern nur Ehrfurcht und Andacht und Demuth. Ihr Mittagsbrod hatten ſie verzehrt und noch war nichts gekommen, welches Jacob als das ganz Beſondere erſchienen wäre, was man ihm verſprochen hatte. Die Tagereiſe ſchien dem Ende nahe und doch konnte er nicht glauben, daß die Leute ihn angelogen nur um ihn nachzulocken, dazu ſchienen ſie ihm viel zu gutmüthig und ehrlich. Schon einige male war Jacob ſtille geſtanden, hatte um ſich und an den Himmel hinaufgeſehen, und war weiter gegangen. Endlich frugen ihn ſeine Begleiter, was er habe. Da ſagte er, es komme zuweilen ein gar ſeltſam Rauſchen und Sauſen in ſein Ohr, akkurat wie vor einem Adler es kommen werde, wenn derſelbe auf ſeine Beute ſtürze. Da habe er ſich umſehen müſſen, wo der Adler ſei. Denn er begehre keine Luſtfahrt und möge nicht in ein Adlerneſt getragen werden und zum Abendbrote den jungen Adlern dienen. Da wurde er tapfer ausgelacht um ſeiner Furcht willen. Mit einem Schaf oder Kind flögen die Adler wohl davon, aber ein Kerl wie er und noch dazu mit einem Felleiſen auf dem Rücken hätte gute Ruhe vor ihnen, es wäre denn, daß ihn die Neugierde plagen und er zu einem Adlerneſte emporſteigen würde, wenn Junge darin wären. Da wohl, da könnte er es rauſchen hören über ſeinem Haupte, könnte ſich um ſein Leben wehren, daß ſie ihm nicht den Schädel einhackten oder ihn über den Felſen würfen in einen Abgrund, deſſen Grund kein lebendig Auge je geſehen hätte. Aber hier ſei er ſicher vor ihnen und ſolle ſich nicht ſäumen mit Gucken nach Adlern.

Da ſagte Jacob, ob ſie denn das Rauſchen und Sauſen nicht auch hörten? Sie aber gingen kaltblütig weiter und ſagten, daß ſei immer ſo hier und gar nichts Neues. Nun meinte Jacob, es werde der Wind ſein, der durch irgend eine Felſenſpalte ſich dränge, doch kam es ihm ſeltſam vor, daß der Wind irgendwo ſolchen Lärm machen könne, da man ja hier kein Lüftchen fühle. Indeſſen dachte er an die Töne vom frühern Tage her, dachte, in ſolcher Welt ſei alles möglich aber nicht alles erklärlich und lauſchte verwundert auf das immer lauter werdende Toſen, das dem Donnern immer ähnlicher ward, das endlich zum Donner der Fälle des berühmten Reichenbaches ward, über welchen Jacob ſtand. Da ſtand Jacob erſtaunt, es begann ihm im Kopfe zu wimmeln und zu wirbeln, zu ſauſen und zu brauſen, es war ihm, als werde er ſelbſt zum Bache, müſſe ſeine Wellen ſtürzen, dem Reichenbache nach, müſſe ſich werfen in ihn hinein, mit ihm toben und donnern die Felſen hinunter ſtäubend den Waſſerdampf zum Himmel auf, müſſe mit ihm hinunter zu Thale in tollem Wettkampf. Es lockte ihn, es zog ihn mit wunderbarer Gewalt und wer weiß, was geſchehen wäre, wenn nicht einer ſeiner Begleiter die Hand auf ſeine Schulter gelegt und mit ihm geſprochen hätte. Da verrauſchte der Bach in ſeinem Kopfe, der zauberiſche Zug zerbrach, die Betäubung ſchwand und Jacob geſtand, wie es ihm geweſen und wie plötzlich eine Gewalt über ihn gekommen ſei, die ihn gezogen nach den ſchäumenden Waſſern, daß es ihm geweſen, er müſſe in ſie hinein, müſſe ihnen nach, drunten ſei was, er möchte mit ihnen, vor ihnen unten ſein. Ging ſchon Manchem ſo, ſagte ſein Begleiter, mehr als einer ward überwältigt, ſtürzte ſich den Wellen nach, und Manchem mag es widerfahren ſein, aber bekannt ward es nicht. Es hat eine ſtarke Gewalt, das wilde wuſte Menſch; Menſch hätte er keins geſehen, ſagte Jacob, nichts als Waſſer und Wellen, Menſch hätte ihn keins ſo wirblicht gemacht und verlockt, dazu ſei er zu weit in der Welt herumgekommen. Glaub's, ſagte der Andere, und doch war es die reiche Maid, welche dich lockte, wie ſie ſeit viel hundert Jahren gelockt und locken muß, bis ihr Fluch ſich endet, was kaum geſchehen wird, denn der iſt vernagelt. Da erſchrak Jacob, denn was ihm begegnet war, war zu neu als daß er hätte lachen können. Aber ſollte ihm was Uebernatürliches begegnet ſein, da es doch nichts Uebernatürliches gab? Er frug und vernahm. Da oben auf dem Berge habe in der Urzeit eines Kühers Tochter gewohnt, das reichſte Mädchen ſei ſie geweſen im Gelände und obendrein das ſchönſte, und ſtark ſei es geweſen, daß im Schwingen es die ſtärkſten Sennen auf den Rücken geſchlagen. Aber das alles ſei nichts geweſen gegen deſſen Singen, denn geſungen habe die ſtarke Küherin, daß die Engel im Himmel von ihr hätten lernen können, und zarter und milder als die ſüße Milch, welche ihre Kühe gaben. Wer dem Reichthum nichts nachgefragt und der Schönheit nichts, den hätte ſie mit Singen bezwungen, daß er ihr nachgelaufen ſei wie ein jung Zicklein der alten Ziege. Dieſe ſchöne Küherin ſei inwendig ganz anders geweſen als auswendig, wüſt und böſe wie der Teufel ſei ſie geweſen und es ſei geweſen als wenn der verfluchteſte aller Geiſter in ſie gefahren wäre. So manche Burſche, als ihr nachgelaufen, und deren ſeien die Menge geweſen, man könne es denken, habe ſie unglücklich gemacht bald ſo, bald anders und allemal eine große Herzensfreude gehabt und noch was verfluchtigeres erſinnet und angeſtellt. Da kriegten die Burſche doch endlich ihre Liebe ſatt, denn das Leben iſt am Ende auch was, wenn man es verloren, kriegt man es nicht wieder. Sie mieden alle Orte, wohin ſie kam, denn wenn man ſie einmal ſah, waren alle Vorſätze nichts und man mußte ihr nachlaufen bis es mit dem Laufen aus war. Man mied ſie wie einen böſen Geiſt und wo ſie hinzukommen pflegte, kam Niemand ſonſt mehr, die alten Schwingplätze wurden verlaſſen und wenn ſie an einen Markt kam, ſtob das junge Volk auseinander als käme ein reißend Thier. Aber ſie war im Erſinnen nicht dumm und wußte ſich zu rächen, wollt ihr mich nicht ſehen, ſo müßt ihr mich doch hören, dachte ſie. Wenn es recht finſter war, weder Mond noch Sterne am Himmel, da begann ſie zu ſingen, ſo lieb und lockend, ſo ſchön und ergreiflich, daß die Töne wie Hacken in die Herzen der Buben ſchlugen und ſie zogen, ſie mochten wollen oder nicht, zur wilden Jungfrau hin. Wie vorſichtig ſie auch gingen, je näher ſie kamen, deſto ſchneller riß es ſie hin und in jähem Falle fanden ſie den Tod. Die Böſe ſetzte ſich hier, ſetzte ſich dort wo ſteile Wände waren, an Abgründe unter vorſpringende Felſen, wo, wer ſie ſuchte, in ſchwarzer Nacht den Tod finden mußte. Hier wo der Reichenbach zu Thale ſtürzt, hier ſang ſie, hier wo man ſie hörte im fruchtbaren Meiringerboden und gegenüber auf manchem Hofe, hier fand Mancher den Tod, hier ward auch zerſchmettert der einzige Sohn einer Wittwe. Einen ſchönern Knaben gab es nicht, er war des Thales Liebling; aber ſeine Mutter war gefürchtet, ſie ſoll eine Hexe geweſen ſein. In der erſten ſchwarzen Nacht nach ihres Sohnes Tode, als man die Küherin wieder ſingen hörte, gleichſam der Mutter zu Trotz und Hohn, hörte man weithin über dem Geſang eine zornige Stimme, es war die Stimme der Alten, die verfluchte die Küherin, daß ſie zum Gletſcherbach verwandelt ward, der alsbald dort oben unter den Gletſchern hervorbrach und ſich hier, wo ſie ſang und lockte, hinunterſtürzen mußte mit wildem Gedonner, daß man es hört im ganzen Thale und jenſeits, daß ſie hier locken müſſe und ziehen den Wanderer in ihre Arme und ſo lange, bis ſie Einen hinunter bringe zu Thale, geſund und wohlbehalten, dann ſolle der Gletſcherbach wieder zur ſchönen Küherin werden und glücklich und reich mit dem Geretteten leben. So lockt ſie beſtändig und hat Manchen verlockt, aber leben blieb keiner, wer mit Leben ſpielt, muß Leben miſſen, und koſend und tobend wird der Reichenbach noch lange ſtürzen und brüllen die jähen Felſen hinunter, ehe er wieder zur ſchönen Jungfrau wird. So erzählte der Mann während ſie hinunterſtiegen in den ſchönen Meiringerboden, und als ſie von unten den Fall ſahen, da hätte Jacob bald Mitleid gekriegt mit der ſchönen Küherin, denn jetzt ſah er, wie hart allerdings der Fluch vernagelt war. Wie wild und kühn auch Etwas tobt und ſchäumt, am Ende wird doch alles zahm in der Welt, denn wer würde im alten Rheine die Jünglinge und die Jungfrauen erkennen, wie ſie aus den Felſen brachen und in die Gründe ſprudelten. Vier wilde Geſellen, die Bächlein nicht gezählt, brechen ins Meiringerthal, vertoben ihre erſte Kraft, lernen im Brienzerſee Manieren aber nicht hinlänglich, müſſen im Thunerſee ſich neu mäßigen, bis ſie ordentlich unter die Leute dürfen und vergeſſen doch noch zu Zeiten, was ſie gelernt. Der mächtigſte der Geſellen iſt die Aare, ſie verſchlingt die andern, die ſchäumend ſich in ihre Arme werfen und in tollem Uebermuthe oft das ſchöne Thal gefährden.

Achtes Kapitel.

Im Haslethale ſchlägt Jacob Winterquartier auf, und wie es ihm da gefällt.

Jacob war ſehr ernſt geworden und hier oben gefiel es ihm ſehr. Hier, ſo dachte er, wolle er abgeſchloſſen leben den Winter durch, um Niemand ſich weiter kümmern, dabei auf den Bergen ſein ſo viel im Winter möglich. Er fand Arbeit im Oberhaslethale, doch mit Mühe, man liebte da oben mehr die zahlenden Fremden als die, welche bezahlt ſein wollten. Sein Meiſter hatte unter Napoleon gedient, war in Rußland geweſen, namentlich auch bei der Bereſina und zur Noth entronnen. Er fand, es ſei im Haslethale doch noch etwas angenehmer als drinnen in Rußland oder im heiſen Spanien, wo er auch geweſen war, nahm ein Weib und ſein alt Handwerk zur Hand und ward ein geſcheuter Meiſter. Seine Frau war ein feines Weib, welches den Mann gerne regiert hätte, es aber doch nicht ganz konnte. Sie hatten guten Verdienſt, aber brauchten ihn auch. Er konnte den Wein trinken wie eine alte Kriegsgurgel und ſie war ehedem hoffährtig geweſen und jetzt, da ſie es nicht mehr war, hängte ſie dieſe Untugend, wie Mutter oft zu thun pflegen, ihren Töchtern an ſo viel möglich, ſie hatte deren viere, und vier Mädchen gehörig im Salb zu behalten, das koſtet was. Das jüngſte Mädchen war noch nicht confirmirt, ging aber in die Unterweiſung, alle waren hubſch, heiter, rührig und konnten ſingen faſt wie die wilde ſchöne Küherstochter. Da Jacob alſo den Vorſatz hatte unberührt zu bleiben von den meiſterlichen Verhältniſſen und zu ſorgen, daß er weiter könne ohne Zorn aber auch ohne Weh, ſo war er trocken und einſilbig. Wäre er ein Engländer geweſen oder ſonſt ein Baron, ſo hätte man geſagt, er befleißige ſich einer vornehmen Kälte. Beinahe hätte er in derſelben ſich nicht lange geubt. Die Meiſterfrau machte ihm gleich am zweiten Tage ein gar häßliches Geſicht, beſonders am Tiſche und ſchoß die Teller herum wie die Ruſſen an der Bereſina die Kanonenkugeln. Jacob merkte wohl, daß es ihn angehe und konnte gar nicht begreifen, was er gefehlt. Wäre er noch, was die Studenten ſagen, ein Fuchs geweſen, ſo ein Neuling und Hans obenaus und nirgends an, ſo hätte er das Feuer erwiedert und das Ende wäre geweſen, daß er den Rückzug hätte unter die Füße nehmen müſſen wie die Franzoſen an der Bereſina. Aber er war im Feuer geſtählt worden und wußte ſich zu faſſen und ſein Meiſter war auch geweſt und ließ mit ſich vernünftig reden. So frug Jacob als ſie allein waren den Meiſter, was die Meiſterin hätte, ob das ihr täglicher Gebrauch, oder ob er unwiſſentlich gegen ſie geſündigt? Da lachte der Meiſter, er habe ihn eben auf etwas aufmerkſam machen wollen, ſagte er, es ſei ihm lieb, daß er davon angefangen. Jacob komme aus dem Waadtlande, dort ſeien die gebornen Brotfreſſer zu Hauſe und ſo ein rechter Waadtländer, beſonders wenn er radical ſei, ſtoße Biſſen Brot ins Maul, von denen die kleinſten pfündig ſeien. Hier im Oberland ſei es anders, hier ſei Broteſſen eine Luxusſache. Seine Mutter habe oft erzählt, zu ihrer Zeit habe des Sonntags eine Frau auf dem Kirchhofe Brot feil geboten und wer Kranke und Alte zu Hauſe gehabt, habe ihnen als Leckerbiſſen ein Brot heimgebracht, in der Woche wäre nirgents Brot zu kaufen geweſen im ganzen Thale. Hier baue man nicht Korn, oder nur unbedeutend; Mehl oder Brot mußten von Thun her eingeführt werden und koſte viel. Jetzt ſei es freilich etwas anders, Brot ſei die ganze Woche durch zu haben, doch wolle er nicht dafür ſtehen, daß wenn ſo ein recht weitmäuliger Waadtländer Patriot am Sonntag ins Thal käme, derſelbe bis am Samstag alles Brot alleine eſſen möchte, was ſelbe Woche im Thal zu Winterszeit gebacken wird. Der Oberländer hält ſich hauptſächlich an das, was von der Kuh kommt, an Milch, Käs, Zieger, und zum fetten Käs, wenn er ihn hat, ißt er als Brot magern Käs, hat nebenbei Ziegen und anderes Fleiſch und Kartoffel, mit denen er aber ſparſam umgehen muß. Ueberhaupt eſſen wir hier oben eben nicht, daß die Kartoffel uns zur Haut ausgucken wie denen da unten. Darum ſind wir aber auch nicht ſo dumm wie ſie, ſo wie mit Blei und Lehm ausgeſtopft, ſondern ein heiter geſcheut Volklein und balbiren über den Löffel zehnmal ſo einen dicken Erdäpfelbauch, ehe er es einmal merkt. Nun haben wir wohl Brot auf dem Tiſche, aber wir meinen nicht, daß wir allemal davon eſſen müſſen; ihr aber habt Stücke abgeſprengt, wie die Steinbrecher Stücke aus einer Fluh. Das hat meiner Frau das Haar zu Berge geſtellt, es war ihr, als ſprengtet ihr Stücke von ihrem Herzen. Nun müßt ihr euch in den Landesbrauch ſchicken, das iſt ſo ſchwer nicht. Unter Napoleon lernte ich in Spanien Zwibeln und Schafkäſe mit einander brauchen und in Rußland rohes Pferdefleiſch. Es geht am Ende alles den Hals hinunter, wenn man hungrig iſt. Und müßt ihr Brot brauchen, ſo habt euer eigen Brot, des zürnen wir nicht. Napoleon meinte auch nicht, daß alle über einen Leiſten geſchlagen ſein mußten, er ſagte manchmal: verflucht tapfer ſeien wir Schweizer, aber wunderliche Köpfe hätten wir, mit denen könne man nicht umgehen wie mit andern Köpfen. Iſt euere

Arbeit darnach, ſo kann ich nachbeſſern mit dem Lohn. Jacob fand die Rede des Meiſters vernünftig und meinte, wenn Einer geweſt ſei, ſo laſſe ſich viel vernünftiger mit ihm reden, als wenn er nicht geweſt ſei. Jacob gewöhnte ſich ganz ordentlich an die landesüblichen Speiſen, der Durſt plagte ihn anfangs ein wenig, aber das gab ſich nach und nach.

Am erſten Sonntage als er oben war, wunderte es ihn ſehr, daß faſt die ganze Haushaltung ſich rüſtete, um zur Kirche zu gehen, ſogar der Meiſter, der unter Napoleon gedient hatte. Man ſah ihn verwundert an, daß er nicht mitging, ſagte ihm aber nichts. Beim Mittageſſen frug er halb ſpöttiſch, ob der Pfarrer ſchon gepredigt hätte? Er hätte kommen ſollen und hören, ſagte eins der Mädchen, er hätte es dann erfahren. Dazu hätte er nicht Luſt, ſagte Jacob, es ſei ihm zu kalt. Uebrigens habe er ſchon mehr als einen Pfarrer predigen hören und könne ſich vorſtellen, wie der es mache. Denn am Ende ſei doch alles das Gleiche und eine Predigt gleiche der andern wie ein Kreuzer dem andern. Wer ein gut Gedächtniß hätte, könne es mit einer Predigt 10 Jahre machen, nur die Leute mit ſchlechtem Gedächtniß, welche von einem Sonntag zum andern alles vergeſſen, müßten häufiger gehen. Selb zweifle er, ſagte der Meiſter, er ſei auch geweſt und habe es anders gefunden. Ein ſtark Wort wie ihr Pfarrer habe, habe er nie gehört, es prätſche einem an den Kopf wie Kartätſchen an eine Wand, und wenn man ſchon lange aus der Kirche ſei, führe es einem noch in den Ohren, daß man nicht wiſſe, ſei es der Reichenbach oder komme angeſchwollen die Aare von Birchelt (ein Berg) her. So meinte Jacob, wenn es wegen des Brüllens ſei, daß das die Hauptſache an der Predigt ſei, ſo könne man das haben ohne in die Kirche zu gehen. Er ſei ſchon lange nicht mehr in einer Kirche geweſen, aber ſchon oft dabei, daß gebrüllt worden als von hundert Ochſen und er könne juſt nicht ſagen, daß ihm dieß immer am beſten gefallen hätte, es hätte ihm das Waadtland ganz verleidet.

Da brannte die Mutter zornig auf und ſagte, es müſſe einer ein gottloſer Sünder ſein, eine Predigt mit dem Gebrüll von Ochſen zu vergleichen. Und ſie hätte noch viel mehr geſagt, wenn der Meiſter nicht dazwiſchen geredet und geſagt: brüllen hätte er auf viele Arten gehört und nicht bloß hundert Ochſen, ſondern hundert Kanonen und die brüllten noch ganz anders als hundert Ochſen. Aber das Sauſen und Surren im ganzen Kopf habe er beim Kanonengebrüll nicht gehabt, wie oft nach einer Predigt, wo der Pfarrer den Kalk nicht ab den Wänden geſprengt habe mit ſeiner Stimme, ſondern nur eben laut genug, daß man ihn hätte verſtehen können und langſam ein Wort nach dem andern, aber das ſeien Worte geweſen, welche in die Seele gegangen, wie Knutenhiebe ins Fleiſch, hätten ab dem Herzen geſprengt Verſtockung oder Selbſtgerechtigkeit. Da ſei doch dann einer thöricht, wenn er ſich ſolcher mörderiſchen Worte ausſetze, da könne man eben auch ſagen, weit vom Geſchütz giebt alte Kriegsleut, entgegnete Jacob. Das komme eben darauf an, was einer glaube und was er mit ſeiner Seele im Sinne habe, antwortete der Meiſter und brach das Geſpräch ab.

Jacob fühlte, er war da auf einem ihm unbekannten Boden. Es war ihm unheimlich dabei, er ſteifte ſich ſehr in ſeinem Iſolirungsſyſtem gegen alle Menſchen und in ſeinen Vorſätzen ſich der Natur in die Arme zu werfen, die ihm gar abſonderlich wohl gefallen hatte. Jacob dachte an zwei Dinge nicht, oder er kannte ſie vielmehr noch nicht, weil er ſie noch nicht erfahren. Jacob wußte nicht, daß ein Herz, welches Freude findet an der Natur, für ihre Eindrücke welchen es früher verſchloſſen geweſen, empfänglich wird, am Aufthauen iſt, wie die Erde aufgethaut ſein muß, wenn der Regen rinnen ſoll in ihren Schooß, wenn ſie Samen empfangen ſoll von Pflanzen, die wachſen, blühen, Früchte tragen. Jacob wußte ferner nicht, daß die Natur ſelbſt für ihre Liebhaber im Winter gar verdammt kalt iſt. Freilich ſind die Waſſerfälle ganz prächtig im Winter, wenn ringsum alles mit Eis überzogen wird, Eis in allen Formen und Geſtalten auf Eis ſich häuft, die Sonne es beleuchtet, der Waſſerfall eine Jungfrau ſcheint in demantenem Gewande mit allen Edelſteinen der Welt beſäet. Aber wie ſchön ſie auch ſind, ſieht man ſie zu lange an, ſo friert man an die Füße, was bekanntlich eine unangenehme Sache iſt und ſelbſt von den feurigſten Liebhabern nicht gerne lange empfunden wird. Die Sterne glänzen wirklich in einer Winternacht am ſchönſten, prächtig ſteht der Bär am Himmel und der Orion funkelt ſo herrlich wie nie ſonſt. Aber wer ſie zu lange anſieht, kriegt eine rothe Naſe, die Ohren brennen ihm und wie himmliſch es ihm zu Muthe ſein möchte, es ſchlottert ihn doch erbärmlich, er muß, er mag wollen oder nicht, es empfinden, daß er ein armer Sterblicher iſt, der im Winter wohler auf dem Ofen iſt als draußen unter dem herrlichen Himmelszelte. Wir geben unbedingt zu, die Erde erſchiene dem am herrlichſten einer reinen, weißen, unbefleckten Jungfrau gleich, der an einem klaren kalten Jennermorgen auf dem Gipfel der Jungfrau ſitzen und von dort herab ſie betrachten würde von Sonnenaufgang bis zu Sonnenniedergang. Aber wer zum Kukuk will das Ding verſuchen?

Jacob hatte gar nicht Luſt dazu, er fror nicht gerne an die Füße, nur ein halber Menſch ſei man und Courage habe man gar keine, wenn man friere. Es ſeien einem Glieder und Knochen wie gläſern und man lebe in beſtändiger Angſt ſie zu zerbrechen, man dürfe kaum niedertreten auf den Boden aus Furcht, der Fuß gehe in Splittern, ſo ſagte Jacob. Da war aber der Meiſter anderer Meinung, er war in Rußland geweſen und an der Bereſina. Er war dabei geweſen, daß man vor Ermattung zu Boden ſank, den Tod vor Augen hatte, der Ruf: zu den Waffen, die Feinde! wie ein elektriſcher Strahl durch die erfrorenen Glieder fuhr, die wie eine zur Schlachtbank zottelnde Schafheerde einher trippelnden Franzoſen umwandelte in die Franzoſen von Auſterlitz, die raſch ſich gliederten und in entſchloſſener Haltung und mit kaltblütigem Muthe den vielfach überlegenen Feind vom Leibe hielten. Dann erzählte er von Ney, dem berühmten Marſchall, der wie der Recke Roland von den Arabern, von den Ruſſen gefürchtet worden ſei, wie nie ein Feind vor ihm beſtanden, nie eine Kugel ihn getroffen, bis die verfluchten Franzoſen ihn ſelbſt erſchoſſen. Dieß war eine That, welche der Meiſter ihnen nicht verzeihen konnte und weßwegen er alle noch lebenden Franzoſen haßte. Auf dieſem Felde des Muthes mußte Jacob vor dem alten Napoleoniſten ſich ducken, denn der war dabei geweſen, hatte wirklich Pulver gerochen und zwar in der Nähe und nicht bloß ſo von weitem wie Jacob in Genf. Aber Jacob, der in andern Dingen ſich dem Meiſter hoch überlegen glaubte, ſuchte auf anderm Felde eine überlegene Stellung zu gewinnen, ein Held zu ſein auf anderm Gebiete.

Es kam ihm ganz kurios in dieſem Hauſe vor. Er hatte anfangs von Religion gar nichts bemerkt, als daß man betete vor und nach Tiſche, an was er ſich bereits hatte gewöhnen müſſen und es recht anſtändig ertragen konnte. Dann kam alſo das Kirchengehen, welches ſich zu ſeiner Verwunderung regelmäßig alle Sonntage wiederholte und zwar fehlte auch der Meiſter ſelten. Daneben waren die Leute hellauf und weder in ihren Reden noch in ihren Manieren merkte er die bezeichnenden pietiſtiſchen Merkmale. Er hielt alſo anfangs dafur, ihre Kirchlichkeit ſei Gewohnheit und ihre Religion beſtehe eben im Kirchengehn, ſie ließen dieſelbe auch in der Kirche und brächten bloß die Geſangbucher heim, welche geſtohlen werden konnten, während die Religion nichts riskire. Auch ſah er, daß ſehr viele Leute zur Kirche gingen, daß es auffiel, wenn jemand nicht ging, ſo daß er annahm, es wurden viele nicht gehen, wenn ſie es nicht aus Furcht vor den Leuten thäten, nicht ſchlechter ſcheinen möchten als die andern. Wenn ſie wüßten, was Trumpf wäre in der Welt draußen, ſie würden anders pfeifen und dann würde man ſehen, wie weit die Frommigkeit dieſer Menſchen her ſei. Und wenn die Mädchen ſich nicht putzen könnten zum Kirchgehn und die Kirche nicht Verwand wäre, ein neu Kopftuch oder eine neue Schürze zu kriegen, man würde ſehen, wie viel ſie der Kirche nachfrügen. So ſah er ſich das Ding an und hier wollte er dem Meiſter ſeine Ueberlegenheit zeigen, zeigen, daß wenn er ſchon furchtſam ſei, wenn er kalte Füße habe, er denn doch in den wichtigſten Dingen ein Held und ohne Furcht ſei.

Der Meiſter frug ihn einmal wieder, ob er wohl mit zur Kirche kommen wolle, ihm dem Meiſter wäre es lieb und ihm dem Jacob ſchadete es in allewege nichts? Da meinte Jacob, er für ſeine Perſon brauche ſich nicht zu fürchten, wenn er nicht zur Kirche ginge, er ſei nicht Katholik und brauche nicht Beichtzettel mitzubringen oder zu beichten, wenn er heim komme. Indeſſen wenn der Meiſter zu fürchten habe, wenn der Geſelle nicht zur Kirche gehe, ſo konne er ihm zu lieb wohl einmal gehen hier, an einem andern Orte thäte er es kaum. Da blitzte des Napoleoniſten Auge auf, faſt wie eine Kanone, welche man mit der Lunte getupft, Jacob, ſagte er, wir ſind hier nicht in Spanien und Glaubenszwang haben wir keinen, und hätten wir ihn, ſo ließe ich mich nicht zwingen. Ich habe mich an der Bereſina nicht gefürchtet, bin nie vor Kanonen gelaufen aus Furcht, und aus Furcht laufe ich nicht in die Kirche und aus Furcht jage ich Niemand in die Kirche. Aber warum wolltet ihr hier mir zu lieb gehen, an einem andern Orte aber nicht? Das iſt Furcht, und um der Menſchen willen wolltet ihr gehen und um der Menſchen willen wolltet ihr nicht gehen, ihr ſeid ein Haſenfuß und Bärenhäuter, Jacob. Das fuhr Jacob ins Fleiſch, er ſprach: Aber Meiſter mit Verlaub, wegen wem geht dann ihr in die Kirche, wenn es nicht iſt wegen der Furcht vor den Leuten, die allemal böſe werden, wenn nicht jedermann ihre Narrheiten mit machen will, oder aus Furcht vor den Kunden, ſie möchten denken ihr ſeiet geſcheuter als ſie, oder aus Furcht vor dem Pfaffen, er möchte euch eure Mädchen nicht huldreich behandeln oder gar nicht confirmiren. So, ſagte der Meiſter, ſo meint ihr und in Deutſchland ſeid ihr zu Haus? Ich war in Spanien, dort waren verfluchte Kerls und hatten Gottesfurcht, ich war in Rußland und dort hatten die Kerls auch Gottesfurcht und waren verfluchte Kerls und ihr ſeid in Deutſchland zu Haus und wißt nichts von Gottesfurcht und daß man wegen der Gottesfurcht zur Kirche geht und nicht wegen der Menſchenfurcht. Das muß ſauber ausſehen draußen, daß ihr nichts wißt von Gottesfurcht. Ja, ſagte Jacob, die Zeiten ändern und gleich dumm bleibe man nicht immer Und wenn man ſich fürchten müſſe, ſo ſei es doch vernünftiger ſich vor etwas zu fürchten, das Fleiſch und Bein hätte und einen auslachen könne und blamiren oder ſonſt ſchaden, als vor etwas, was kein Menſch geſehen und gehort, was einem weder kalt noch warm mache und eigentlich gar nirgends ſei als in uns ſelbſten. Er hätte wirklich geglaubt der Meiſter, der unter dem Napoleon gedient, ſei aufgeklärter, von wegen der Napoleon ſei ein ganzer Kerl geweſen und hätte gewußt, wo Bartlome den Moſt hole.

Da ſah ihn der Meiſter groß an aber ganz ruhig. So, ſagte er, ſeid ihr auch von den armen Teufeln einer, die jetzt zu Dutzenden herumlaufen ohne Glauben! Menſchen ohne Glauben mahnen mich immer an Geſpenſter ohne Kopfe. Die armen Teufel gebehrden ſich, als wollten ſie Furſten und Könige freſſen und laufen davon vor jedem Hund, wollen nichts von Gott wiſſen und jeder Schlingel jagt ſie ins Bockshorn. Wird hundert Stunden von ihnen ein Piſtol abgeſchoſſen, kriegen ſie das kalte Fieber. Napoleon glaubte an Gott, wußte, was der Glaube zu bedeuten hat, da waren wenige, welche nichts glaubten, das machte eben, daß man ſich nicht fürchtete, zum Tode wie zum Tanze ging, man wußte, nach dem Tode gabs noch was Beſſeres als Commisbrot und Schnaps. Ja das hat man euch Soldaten weiß gemacht, ſagte Jacob, man hat mit der Gottesfurcht die Todesfurcht ausgetrieben, damit ihr deſto williger Futter für das Pulver würdet. Die Höhern und Obern wußten es beſſer, und lachten euerer. Dummes Zeug ſagte der Meiſter, warum gingen ſie dann voran in den Tod? Napoleon ſelbſt glaubte mehr als andere, vielleicht mehr als gut war, denn kein Soldat in der Armee ließ ſich wahrſagen und glaubte, was ihm geſagt wurde, wie er. Warum hätten die Höhern nicht auch glauben ſollen? Ihr ſeid auch von denen einer, wie es ſcheint, welche meinen, der Unglaube ſei vornehm und weil ihr gerne vornehm wäret, vorerſt die vornehmen Laſter annehmt und euch damit bruſtet wie ein Affe im Herrenrock. Das iſt wahr, hätten wir keinen Glauben gehabt, ſo wären wir auch Haſenfüße geweſen, wie es ſie jetzt giebt und wären im heißen Spanien aus Angſt erfroren. Sei das, wie es wolle, ſagte Jacob, ſo iſts doch geſcheuter den Tod zu fürchten, von dem man weiß, daß er kömmt und was er iſt, als Gott, von dem man nichts weiß und ſtark zweifeln muß, ob er iſt und was er iſt. Ja, ſagte der Meiſter, denn der Meiſter war tolerant und hatte es wie Napoleon, er ließ jedem ſeinen Glauben; das macht mit euch ab, aber dann thut ihr jedenfalls beſſer nicht unter die Soldaten zu gehen, lieber unter die Schneider oder unter unter die Schreider, 's iſt das Gleiche. Jacob ſchwieg eine Zeit. Gegenüber dem napoleoniſchen Soldaten durfte er es nicht wagen, ſich auf ihre Vergangenheit und die darin verübten Heldenthaten zu berufen, machte dann eine Wendung, da er in der Fronte nicht beſtand und ſagte: Wenn auch ein Gott iſt, ſo muß das ein wunderlicher ſein, ein ganz kurioſer, daß der ſeine Freude daran hat, daß man am Sonntage nichts thut, des Morgens in die Kirchen läuft und da ſchreit und betet, und Nachmittags in die Wirthshäuſer und da ſchreit und flucht. Was trägt das ab im Leben? Es ändert an der Welt nichts, ändert am Menſchen nichts, ob man in die Kirche geht oder nicht, es kommt akkurat aufs gleiche. Es iſt nichts als ein dummer alter Brauch, den man abſchaffen ſollte. Die Gebildeten haben ihn längſt aufgegeben und die großen Herrſchaften in den Städten gehen gar nicht mehr in die Kirche, ſie ſchicken nicht einmal mehr den Kammerdiener und die Kammerjungfer, ſondern höchſtens noch Küchenmägde und Stalljungen. Jacob, ſagte darauf der Meiſter, ihr ſeid mir ein kurioſer Kerl, ihr verachtet und haßt alle Ariſtokraten und Vornehmen ſchrecklich und alles ſoll ja gleich ſein und doch ſind ſie eure Muſter und Vorbilder. Ihr möchtet auch halt vornehm ſein! Vornehm ſein das iſt euer Himmel und wäret ihr einmal vornehm, ſo wäret ihr ein Ariſtokrat von den ärgſten und wäret gläubig aus dem ff, denn da möchtet ihr ewig vornehm bleiben. Das iſt der Handel, Jacob, und da liegt der Haaſe im Pfeffer. Was aber das andere betrifft von wegen dem Kirchengehen, daß es nichts nütze und abtrage, das, Jacob, iſt eine andere Sache, das verſteht ihr nicht. Weil ihr nicht zur Kirche geht, ſo müßt ihr ſo reden, aber damit urtheilt ihr wie ein Blinder von den Farben. Habt ihr es nie angetroffen, daß von zwei Eheleuten eins die Kirche beſuchte, das andere nicht, und mit welchem war ein beſſer Leben? Jacob dachte an ſeinen waadtländer Patrioten und deſſen Ehefrau, er ſagte aber bloß: Und wenn es ſchon einmal ſich getroffen hätte, ſo konne die Sache einen ganz andern Grund gehabt haben und eine Schwalbe mache noch keinen Frühling. Nun, ſagte der Meiſter, ſo ſeht unſer Thal an und betrachtet euch alle Leute, auf welcher Seite habt ihr den beſſern Theil:

auf der Seite, wo man Gottesfurcht hat und ſie zeigt, oder auf der andern Seite, wo man keine Gottesfurcht hat, und nichts zu furchten und doch erbärmlich erſchrickt, wenn ein Hund von weitem bellt? Geht von Haus zu Haus und wo ein wackerer Hausvater iſt, der ſeiner Familie wohl vorſteht, in Ehrbarkeit ſein Haus regiert, in Zucht und Sitte Söhne und Tochter hält, ſo hat dieſer Gottesfurcht und glaubt an das ewige Leben, und wo ein Hof lange in einer Familie bleibt, da hatte die Familie ſaubere Hände und fromme Herzen; und wenn ihr jemand etwas ſehr wichtiges anzuvertrauen habt, ſo werdet ihr ſicher einen gottesfurchtigen Menſchen wählen. Ein ſolcher ſieht nicht auf den augenblicklichen Vortheil, er denkt an das ewige Leben. Wer den Glauben nicht hat, der macht, was er kann, kummert ſich nicht darum, was nachkömmt. Je ungläubiger einer wird, deſto kurzere Gedanken hat er, akkurat wie das Thier, das auch nicht an morgen denkt. Sucht die zuſammen, welche keinen Glauben haben, ſpotten und läſtern, ſtellt ſie ein, laßt ſie aufmarſchiren zur Inſpektion, ſeht, was ihr für Kerls habt im Glied, zumeiſt luderliche Menſchen, oder Hochmuthige, welche keinen Boden unter den Füßen haben, ſich aber einbilden, ſie hätten Flugel am Rucken, Leute, welche ihre Familie vernachläſſigen, Schuldenmacher oder Unglucksmacher, welche durch alle Kniffe und Ränke Leute um ihre Sache zu bringen ſuchen, keinen Bibelſpruch im Kopfe haben, aber alle Geſetzbücher und Gerichtsſatzungen, Leute mit keiner Hausordnung und ſchlechter Kinderzucht, mit Läufen oder Prozeſſen behaftet, die nicht arbeiten, ſondern durch irgend einen Griff reich werden mochten, Spieler, welche nichts konnen als Karten miſchen und Trumpf aus brullen ſo laut ſie mogen und ſpielen wurden um alles in der Welt, wenn ſie es hätten. Aber Meiſter, ſagte Jacob, ihr ſpielt ja auch und trinkt euern Schoppen. Da blitzte des Meiſters Auge: Und ſchaffe ich oder ſchaffe ich nicht, und habe ich Ordnung im Hauſe oder nicht Ordnung, frug er ſcharf? Das wohl, gab Jacob zu, aber das alles konnte man ohne in die Kirche zu gehen, er ſehe nicht, wie das zuſammenhänge. Die ganze Woche durch merke er nichts geiſtliches im Hauſe und nichts von dem allen, was ſie in der Kirche gehört hätten. Wenn ihr ein Stück Speck eſſet, Jacob, laßt ihr die Zipfel eine ganze Woche zum Maul heraushängen, oder wenn ihr ein Glas Wein trinkt, laßt ihr es über Kinn und Halstuch laufen, daß ihr den ganzen Tag nach Wein ſtinkt, bringt ihr nicht beides ſäuberlich in den Leib? Wer nicht dumm iſt, wird an eurem Schaffen merken, ob ihr was Schlechtes oder was Rechtes im Leibe habt oder gar nichts? Da frug Jacob den Meiſter ſpitz, wie er mit ſeinem Schaffen zufrieden ſei und was er meine, daß er, Jacob, im Leibe habe? Ungefähr dreiviertel Pfund Käs magern und fetten zuſammen genommen, ein Pfund Zieger, Milch was es erleiden mochte und wer ſo viel im Leibe hat, der mag das Schaffen ertragen und aushalten, daß man damit zufrieden ſein kann, ſagte der Meiſter und ließ das Geſpräch fallen. Wie geſagt, er redete von der Leber weg, aber zwang ſeine Meinung nicht auf, er war im großen napoleoniſchen Wirbel gläubig und tolerant geworden. Jacob hatte dieſes Geſpräch ſehr ärgerlich gemacht und ſeinen Widerſpruchsgeiſt aufgeregt. Er hatte nicht daran gedacht, daß hier oben in den Bergen jemand mit einem Gefühl von Ueberlegenheit, ſo gleichſam von oben herab, ihn behandeln werde und noch dazu ein alter Soldat ohne Bildung, ohne Kenntniß des Zeitgeiſtes. Der gute Jacob wußte nicht, welche gute Schule das Leben iſt und wie eine ganz andere Schule als irgend eine, heiße ſie Primar-, Secundar, Elementar- oder Hoch- oder Dorfſchule. In einer Schule wird allerlei ausgeſäet, aber was aus jedem Samenkorn wird, welch eine Pflanze, welch ein Baum und welche Früchte Pflanze und Baum tragen, das lehrt das Leben, denn an den Früchten erkennt man den Baum. Du mein Gott, was für Schmach und Schande wird manche Schule erleben müſſen, wenn im Leben ihre Früchte reifen! Man ſchreit, in den Schulen ſollten die Kinder die Giftpflanzen kennen lernen, damit ſie fürder nicht mehr in Tollkirſchen beißen und den Tod eſſen und ſtiftet doch eigentliche Giftſchulen, wo die Kinder lauter tolles Zeug kriegen und daran am Leib und an der Seele verderben.

Wer im Leben des Samens Entfaltung, des Baumes Geſtaltung, ſeiner Früchte Wirkung erlebt hat und ſieht, wie Giftkörner den Kindern ausgetheilt, eingepflanzt werden und ſchreit über die Gefahr, will Holla machen der tollen Wirthſchaft, den lachen die Kinder der Schule aus, die da mit dem Samen ſpielen und ihn ausſtreuen ohne Prüfung und Lebenserfahrung, den erſten beſten, welcher ihnen in die Hände fällt, den ſie von einem herumziehenden Samenhändler eingehandelt oder auf einem Markte von einem Marktſchreier ſich haben aufſchreien laſſen, ſpotten über den Kahlkopf, welcher den Unbärtigen Weisheit lernen will. Was ſoll man lernen aus der Schule des Lebens, das da gar nichts war bis dahin als was ganz kreuzdummes und erſt jetzt was wird, da Juriſten und Schulmeiſter das Leben zur Hand genommen und nun daran machen ganz nach der allerneueſten Theorie und vollkommen im Geiſte des Zeitgeiſtes? Die Schule, heiße ſie Primar- oder Hochſchule iſt ganz herrlich, aber bloß dann, wenn ſorgfältig der auszuſäende Same geputzt und geprüft wird und eben nicht bloß durch eine theoretiſche Brille, ſondern durch im Leben gewonnene erfahrne Weisheit. Nun hatte Jacob Schulen durchgemacht und manches Samenkorn hatte ſeine Seele empfangen. Was er in der Dorfſchule empfangen hatte, davon war manches Samkorn ſchimmlicht, viel Staub war darunter und gar oft war der Boden gefroren oder ſonſt hart, das Beſte blieb oben auf liegen und ward vom Winde verweht, und was der Wind nicht verwehte fraßen die Vögel. Die Schulen und Unterrichtsanſtalten, welche er ſeither paſſirt hatte, die wohl hatten lebendigen Samen und der Same fand offenen Boden und das Zeug ging raſch auf, und was für Früchte das Zeug trage, hatte Jacob bereits erfahren, allein noch nicht begriffen. Wer nicht erfahrner Gärtner iſt, iſt durchaus nicht im Stande, wenn auf einem Tiſche Obſtkerne liegen und auf dem andern Tiſche Aepfel und Birnen, zu beſtimmen, von welchen Kernen dieſe Aepfel, jene Birnen ſtammen, erſt lange Erfahrung giebt ihm die Wiſſenſchaft. Laßt ein Kind oder einen jungen Schulmeiſter, es kömmt in dieſer Beziehung auf eins heraus, im Frühjahr in einen Baumgarten gehn, zeigt ihnen Bäume nicht Kerne und fragt ſie nach den verſchiedenen Sorten? Nur die Geſchickteſten werden Birnen von Aepfelbäumen unterſcheiden können, ſowie Mancher Sprach- von Religionslehre unterſcheiden kann, aber wenige werden Bäume, welche ſaure Aepfel von denen unterſcheiden, welche ſüße tragen und noch weniger die verſchiedenen Sorten und ihre Brauchbarkeit angeben können, dazu braucht es Erfahrung und ein ſicher gewordenes Auge. Nun war es bei Jacob ſehr merkwürdig, er hatte die verſchiedenen Schulen im Leibe, akkurat als wie ein Wurmpulver und dieſes Wurmpulver hatte bei ihm zu wirken angefangen, war lebendig geworden, hatte den Verſtand gefangen genommen und war in ihm ſo gleichſam zum Baume der Erkenntniß des Guten und Böſen gerathen d. h. zum Maßſtabe, an welchem er alles maß.

Erfahrungen hatte er auch gemacht, aber dieſe Erfahrungen lagen eben wieder unverdaut und unbedacht durcheinander, und was er erkannte und was ſeiner aufgepfropften Weisheit widerſprach, nannte er ganz einfach eine ſeltene Ausnahme. Und doch hatten alle dieſe Erfahrungen Einfluß auf ihn, machten ihre Rechte geltend, wurmten ihn, ſtachen ihn, wollten Boden ſuchen, Wurzel faſſen, aber ſeine Weisheit hob ſich hoch auf, wie Katze oder Schlange, wenn man ihren Schwanz beleidigt, ſträubte ſich und ziſchte gräulich. Von einem alten Soldaten wollte Jacob ſich nicht weiſen laſſen, wollte ihm beweiſen, wie wenig an ſeinem Glauben ſei und wie das Kirchengehen am Sonntage nichts ſei als dummes Zeug und Larifari. Er that ſeine Augen und ſeinen Mund auf und es war ſehr merkwürdig, in welcher Beziehung ſie ſich zu einander ſtellten.

Erſtlich ſah Jacob ſchärfer ins Leben des Thales hinein, um ſeine Beweiſe gegen den Meiſter zu ſammeln. Dieſes ward ihm dadurch erleichtert, daß er ſehr viel in den Häuſern ſelbſt arbeiten mußte, ſo daß das ganze Leben in den Häuſern vor ihm offen war. Da ſah er im Volksleben gar eigene Dinge, welche ihm, obgleich er mitten aus dem Volke herausgewachſen war, doch unſichtbar und unbekannt geblieben waren. Aeußerlich ſchien das Leben faſt überall ähnlich, heiter und behaglich, ruhiger hier, geräuſchvoller dort, hier als ob man was ſuche, dort als hätte man es gefunden. In den Häuſern jedoch war es anders, es war als ob zwei verſchiedene Menſchenarten ſich vermiſcht und in buntem

Gemiſche ſich hier angeſiedelt hätten. In den einen Häuſern, doch wie es ſich von ſelbſt verſteht, in größerem oder geringerem Grade, war Reinlichkeit, Einfachheit, in allem etwas Beſtimmtes, Pünktliches, war Freundlichkeit und Friede, die Kinder beſcheiden und gehorſam. Was dieſe Leute zu zahlen hatten, zahlten ſie richtig, am Morgen waren ſie früh auf, des Abends ſchloß ſich zeitlich die Thüre des Hauſes, es ſei denn noch jemand drinnen, der gekommen Rath zu holen oder ſonſt ein vernünftig Wort zu vernehmen. Da war recht gut ſein, da waren Vorräthe. Hatte man was nöthig, ſo wars bei der Hand, die Kinder ſahen gerne zu, ſtörten nicht, das Eſſen war gut und wenn es Zeit war, war es da. Dann war ein anderer Schlag Menſchen. Dieſe hatten von außen mehr Glanz, ſtellten von weitem auch mehr vor und wenn man nur ſo oberflächlich hinhörte, ſo ſchienen ſie auch ſehr gebildet, aufgeklärt und wußten von allem was und ſchienen ſehr großen Antheil zu nehmen am Vaterland und ſonſt noch an allem, was etwa vorkam. Offenbar betrachteten ſie ſich als die Beſſergebornen und Berechtigten und gaben ſelbiges auch deutlich zu verſtehen. In ihren Häuſern war auch Glanz, aber gewöhnlich Schmuz darauf, es war etwas Unordentliches, ein Durcheinander, faſt wie ein Mögen und nicht Können, ein Wollen und nicht Wiſſen, ſo wie das Sprichwort ſagt: außen fix und innen nix, ſo ein feines Vorhemdchen und einen Reis- oder Kaffeſack auf dem Leibe.

Es war überall etwas Unſtätes und Unzuverläſſiges, keine Zeit wurde beachtet, am Orte, wo ſie hingehörte, war ſelten eine Sache, was man forderte, war nicht da, am wenigſten Geld. Bei aller Freundlichkeit, ſo lange man ihnen willig zuhörte und ſich geneigt zeigte zu allem, was ſie wollten, wurden ſie doch, ſo bald man etwas von ihnen wollte oder anderer Meinung war und nicht tanzen wollte wie ſie geigten, ſackgrob. Untereinander waren ſie in Friedenszeiten kurz angebunden und es war immer als ob eins dem andern im Wege wäre und als ob man ſich beſtändig in ſtillem Unfrieden ausweichen müſſe, fingen ſie aber zu zanken an, ſo konnten ſie deſſelben kein Ende finden. Die Kinder lobten ſie gewönlich ſehr, waren ſtolz auf ſie, ließen ihnen große

Freiheit und dieſe ward auch von den Kindern benutzt, ſie arbeiteten höchſtens was ſie mußten, gehorchten nicht, waren allenthalben überläſtig, verſchleppten was ſie konnten, waren unverſchämt gegen die Eltern und begreiflich nicht beſſer gegen Fremde. Es war ein Kommen und Gehen und nichts hatte ſeine Zeit, keine Zeit hatte Aufſtehn und Niedergehn und keine Zeit hatten Verſprechen und Halten und keine Dauer hatten die Anſichten. Sie hatten es wie die Blumen der Schlingpflanzen, welche meiſt nur einen Tag dauern, wo es alle Tage neue giebt. Ihre Grundſätze hatten bloß eine Wurzel, dieſe ging durch die ganze Seele, war auf der andern Seite umgebogen, grundſätzlich vernietet, ſie hieß: ſelber eſſen macht fett. Ihre Gelehrſamkeit war ſehr kurz, beſtand höchſtens aus den drei wurſtiſchen Worten: einem Prädicat, einer Copula und einem Subjekt. Manchmal war ſie noch kürzer und außerordentlich bündig zuſammengefaßt in die Worte: Donner, Hagel, Schelm, Spitzbub, Jeſuit. Sie war außerordentlich bündig und faßlich dieſe aufgeklärte Gelehrſamkeit, und wer ſich an ihr nicht hätte erſättigen wollen, mußte ſeinem eigenen Vorwitz es zuſchreiben, wenn mit der Fauſt nachgeholfen wurde, bis er ſich vollſtändig und wirklich gründlich erſättigt hatte. Auch änderten dieſe Leute ihre Handwerksleute häufig, ob der flüchtige Sinn oder das flüchtige Geld an dem häufigen Wechſel ſchuldig war, wiſſen wir nicht. Jedenfalls iſts bekanntlich komod, wenn man bei einem Handwerker ein unbezahltes Conto hat, daſſelbe ſtabil zu erklären, ſich mobil zu machen und bei einem andern ein neues anzufangen. Es iſt viel beſſer ſo, als wenn man riskirt ein Schneider ſage einem: man ſolle erſt das Alte bezahlen ehe man das Neue abhole, und weil man das Alte nicht bezahlen kann, das Neue nicht abholt, der Schneider dann jedem Kunden den ſchönen ſchwarzen Frack zeigt und ſagt: der und der Rathsherr oder Direktor oder Miniſter (man bedient ſich bekanntermaßen ſeit einiger Zeit auch im Canton Bern dieſes Ausdrucks) hat ſich den beſtellt, aber weil er erſt das Alte zahlen muß, ehe er das Neue kriegt, ſo hängt er ſchon ſeit acht Monaten da. Und den Hagel laſſe ich hängen, bis er von ſelbſt herunterfällt, er iſt ganz am rechten Ort, der Hagel der, wenn nur der rechte Hagel auch drinnen wär, er wäre auch am rechten Orte der! Es war unheimlich in den Häuſern dieſer Leute, es war Niemand recht daheim drin, am wenigſten die Bewohner ſelbſt. In den Wirthshäuſern dagegen und an andern Orten da waren ſie wohl und kurzweiliger und gar viel bedeutſamer und einflußreicher als die von der erſten Sorte. Das kam Jacob ſonderbar vor und auf den Grund dieſer Verſchiedenheit kam er nicht. Es war das erſtemal, daß er auf der Wanderſchaft mit dem Volke zuſammenkam ſo recht eigentlich, und da hätte er ja ein Hexenmeiſter ſein müſſen, wenn er gleich alles hätte begreifen wollen. Ein Hexenmeiſter ungefähr wie ein Reiſebeſchreiber, deutſcher oder engliſcher, Kohl oder Kabis, der alles ſo im Fluge aufſchnappt wie eine Schwalbe die Mucken, welche ſie dann raſch den Jungen bringt, welche unter dem Dache liegen, zwitſchern und ſich ohne langes Beſehen in den Schnabel ſtecken laſſen und getroſt ſchlucken, was die Alten aufgeſchnappt. Das Haus ſeines Meiſters und deſſen Familie gehörte offenbar zu der erſten Sorte, wenn ſchon nicht zu den erſten der Sorte. Der Meiſter nahm freilich gerne einen guten Schluck vom Beſſern, aber daneben hatte er ein feſtes Wort und hielt gute Ordnung. Er ſchwatzte wohl gerne, aber er bramarbaſirte nicht. Wenn er von ſeinen Feldzügen anfing, ſo hörte er ungerne auf, aber über Dinge, welche er nicht verſtand, ſprach er nicht, ſo auf angelernte Redensarten, und klangen ſie noch ſo donnernd und krachten ſo ſchön und waren noch ſo komod, weil ſie ſo kurz waren und man doch weiter nichts zu verſtehen brauchte, hielt er gar nichts. Er war zu rechter Zeit daheim, hielt auf feſte Eintheilung der Zeit, was nöthig war in Werkzeug und Haushaltung war da, und ging was aus, ſo wurde alsbald anderes herbeigeſchafft ohne viel Redens und jedenfalls ohne Keifen und Zanken. Die Frau war freilich etwas zu hoffährtig und putzte ihre ſchönen Mädchen gerne ſchön heraus, daneben war ſie eine treue Hausfrau, pflanzte fleißig, kochte, daß man es eſſen konnte und zu rechter Zeit, blieb daheim, mied Klatſchereien; ſie wußte, daß ein klatſchend Weib einem Handwerksmanne bei ſeiner Kundſame eben nicht großen Nutzen bringt. Die Mädchen waren keine Schlampen, waren heitere fröhliche Dinger, ober fleißig und gehorſam. Wenn der Vater was ſagte, ſo wußten ſie, was ſie zu thun hatten, er regierte ſie mit militäriſcher Kürze, daneben hatte er ſie ſehr lieb und ſie ihn auch. Die Mutter ſparte die Worte weniger, ſie mußte eine Sache zuweilen zwei, drei mal befehlen und hielt über ſolche Unachtſamkeiten ſehr lange Predigten. Aber je länger die Mutter über ſolche Dinge redete, deſto mehr ſchienen die Mädchen zu vergeſſen; doch die Achtung gegen die Mutter vergaßen ſie nicht, und wenn eine Spur ſich davon zeigte, ſo vergaß die Mutter das Reden und eine handliche Ohrfeige brachte alsbald den nothigen Reſpekt zurück, ſie führte eine gute Hand, die Frau Meiſterin. Die Familie ſtand, ſo weit Jacob merken konnte, in einem gewiſſen Anſehen. Die Mädchen wurden nicht als arme Mädchen behandelt und und mit dem Meiſter gingen die beſten Thalbewohner als mit ihres gleichen um. Andere haßten ihn freilich ſehr, aber um der Politik willen, dieweil er ein tüchtiger Ariſtokrat ſei und einer von den Rothen (Soldat in franzöſiſchen Dienſten mit rother Uniform), welche um eine Speckſchwarte das Vaterland verhandelten an die Ariſtokraten. Wenn man dieſe Leute hörte, wozu Jacob oft kam, ſo hätte man glauben ſollen, der Meiſter ſei der verachtetſte aller Kreaturen und zu nichts tauglich als in Rauch aufgehangen, gedörrt und dann für Geld gezeigt zu werden als ein rar Stück eines Ariſtokraten und Herrnfreundes.

Neuntes Kapitel.

Es giebt was Neues: Ehre kömmt über den Meiſter und Liebe über den Jacob und wie beide ſich dabei gebehrden.

Einmal hatten ſie eben zu Nacht gegeſſen, da klopfte es am Fenſter und als man nachſah, ſang eine Stimme:

ob der Vater daheim ſei? Man hieß den Mann hereinkommen, es war ein guter Bekannter vom Dorfe her. Guten Abend mit einander, ſagte er, und er möchte gerne das Botenbrot. Das werde eine ſaubere Botſchaft ſein, hieß es, und mit Fragen nach der zu verkündigenden Nachricht wurde viel Spaß getrieben. Ob Hochzeiter ein Heuwagen voll angelangt ſeien, oder ein Brief voll Geld, oder ob ein reicher Herr zu Bern geſtorben und ſie zu Erben eingeſetzt hätte, ſie könnten es brauchen, oder ob der Vater irgendwo Seckelmeiſter geworden ſei, es ſei kein komoder Amt als Seckelmeiſter, da kriege man einen Seckel voll Geld und könne aus demſelben ſpendiren, nach Belieben und unterdeſſen den Seinen ſparen, wenn man nämlich einen hätte. Wer weiß, ob er es nicht noch werden kann, ſagte der Bekannte, einſtweilen iſt er nur noch in den Gemeinderath gekommen! Es war ſelben Tages große Gemeindeverſammlung geweſen, denen ſonſt der Meiſter getreulich beiwohnte, dießmal jedoch hatte Arbeit, welche verſprochen war, ihn davon abgehalten. Der Meiſter hatte nämlich den für einen Handwerker ſeltſamen Grundſatz, daß, was verſprochen worden, auch gehalten werden müſſe, und dieſen Grundſatz dehnte er auch auf die Ablieferung von Arbeit aus. Hatte er einmal den Tag genannt, an welchem was fertig ſein werde, ſo war es fertig, und konnte er dieſes nicht mit Beſtimmtheit vorausſehen, ſo ſagte er bloß: das Ding ſolle fertig werden, ſo bald wie möglich, es ſolle nicht fehlen, mehr verſprechen könne er nicht. Das war der Abhaltungsgrund des Meiſters geweſen und nichts anders. Es war ihm nicht geweſen wie Manchem, welcher mit Beſtimmtheit erwartet gewählt zu werden und deßwegen daheim bleibt, weil er ſich nicht getraut ſeine Freude verbergen und die übliche Beſcheidenheit an den Tag legen zu können. Als die Botſchaft, er ſei Gemeinderath geworden, ſo unerwartet kam, hieß es: Er ſolle nicht veriren, ſie wüßten Ernſt und Scherz gar wohl zu unterſcheiden. Als der Mann aber betheuerte, es ſei Ernſt und er würde ſich ja ſchämen, ſo was lügen zu wollen, zu ſolchen Späßen habe er zu graue Haare, da war es merkwürdig zu ſehen, was das für Geſichter gab in der Stube. Die Mädchen flammten hell auf, wie ein

Bündel Flachs, in welchen man einen Schwefelfaden wirft, unverholen loderte ihre Freude zu Tage. Man ſah es ihnen an, wie fröhliche Gedanken in ihren Herzen auftauchten und wie glücklich ſie durch dieſe Gedanken wurden. Jacob machte ein ſpöttiſch Geſicht und dachte: das werde ein ſauberer Gemeinderath werden, ſo ein Mann ohne alle Bildung, der mit dem Schreiben ſeines Namens kaum in den längſten Tagen einmal des Tages zu Stande komme und nichts vom Südpol wiſſe, und noch gar nichts von Eugen Sue geleſen habe. So gehe es einſtweilen noch, aber kommen thue die Zeit doch, wo die Bildung ihre Rechte erhalte und ſolche Tröpfe das Nachſehen hätten. Der werde am Ende meinen, was für ein Gemeinderath er wäre, weil er ihm Thale bekannt ſei, während ihm doch alle grundſätzliche Einſicht abgehe, mit welcher man allenthalben zurecht komme, ſo gut wie mit dem Finger auf der ganzen Landkarte, ſo dachte der Jacob. Die Mutter fühlte auch ihr Herz groß werden und dachte wahrſcheinlich auch allerlei, indeſſen legte ſie doch nichts weiteres an den Tag, als daß ſie ſehr freundlich gegen den Botſchafter war, ihm dankte für die Mühe, welche er ſich genommen, ihn um den Hergang fragte, Käs holte und Kirſchgeiſt und dem Manne aufwartete und ihn nethigte faſt über ſein Vermögen.

Der Meiſter alleine war ganz ſtill geworden und ſeltſam war ſein Geſicht anzuſehen. Bald war es, als ob die Sonne darauf ſcheine und handkehrum wieder, als ob es im finſterſten Schatten ſtehe, und doch ſtand das Licht auf dem Tiſche, immer am nämlichen Orte. Es ſtritten ſich nämlich zwei Mächte in dem ehrlichen Meiſter: die Freude über die Wahl und das Bangen, welches aus der wahren Demuth kommt, ob man dem anvertrauten Amte auch gewachſen ſei? Der Alte war Korporal aus der napoleoniſchen Schule, bei Poloks war er es geworden, er wußte wie das hebt, wenn man den Fuß auf die unterſte Sproſſe der Leiter ſetzt, die nach oben führt, wußte, wie er ſich ein ganz anderer Menſch fühlte, als die Schnüre ſeinen Arm zierten, wie das Bewußtſein, Korporal zu ſein, ihm Kraft gab, bei ihm mehr wirkte als zwei Rationen vom beſten Pferdefleiſch. Er wußte, was man ſchon ſein mußte, um Korporal zu werden, und was man bei den Andern galt, wenn man es war. Darum freute ihn die Wahl ſehr, er nahm ſie als eine Auszeichnung an, die er nicht gedacht hatte. Zumeiſt wurden ſonſt zu ſolchen Stellen größere Beſitzer, habhafte Leute gewählt, er konnte ſie alſo wirklich als eine Art Auszeichnung anſehen. Zur Freude aber kam das Bangen. Als er Korporal wurde, wußte er, was ihm oblag, er hatte den Dienſt wohl ſchon verſehen und zwar im heißen Pulverdampfe, aber was ein Gemeinderath alles zu thun hatte, wußte er nicht, geſchweige daß er ſeine Tüchtigkeit in der Erfüllung der Pflichten bereits erprobt gehabt hätte, und mit Schanden wäre er nicht gerne beſtanden. Der gute Alte dachte nicht daran, daß das nicht ging wie bei Napoleon, wo die Untüchtigkeit bald an den Tag kam, keiner ſie mit dem Maul, und hätte er eins gehabt wie ein Stadtthor, bedecken konnte; daß man zu den höchſten Staatsſtellen kommen konnte, ohne mehr davon zu verſtehen als ein Eſel vom Flöten, ja daß man, ohne was davon zu verſtehen, darin in großen Ehren ſtehen konnte, wenn man ſich auf drei Dinge recht gut verſtand: auf das Schmeicheln, auf das Verläumden beides am rechten Orte, auf das Welſchen! Wer am tapferſten Welſchen kann ohne ein Wort Welſch zu verſtehen, das iſt der Mann Iſraels, und wenn man noch einmal einen Thurm zu Babel bauen wollte, ſo würde derſelbe Baumeiſter. Er war eben noch vom demüthigen Schlage, welcher zagt bei der Uebernahme von Pflichten, dann aber deſto treuer und tüchtiger iſt in ihrer Erfüllung und nicht von dem Schlage, der ſich alles zutraut, und wenn er hat, was er will, ſich nicht im mindeſten darum kümmert, was er ſoll. Er ſchüttelte daher ſchwer den Kopf, äußerte dieſes Bangen und ſprach vom Ausſchlagen der Wahl. Potz Türk, wie da die Mädchen auffuhren und was für Augen die Frau Meiſterin machte, doch kamen ſie nicht zur Rede. Der Botſchafter war ohne Hülfe im Stande, die Bedenken des neuen Gemeinderathes ſo weit zu beſeitigen, daß er ſich entſchloß, einſtweilen die Stelle anzunehmen unter dem Vorbehalt, ſie wieder abgeben zu können, wenn er ſich als untauglich erfinden ſollte. Nun man weiß, wie das iſt, und viel war es jedenfalls, daß der Meiſter gleich anfangs das rechte Gefühl hatte, und mehr noch war es, daß er ſpäter nicht ſtolz ward. Er hatte es im Gegentheil wie eine verſchämte junge Frau, welche ſich in den erſten Tagen ihrer Ehe nicht gerne vor dem Volke zeigt, woher bekanntlich die Hochzeitreiſen entſtanden ſind. Wären indeſſen gegenwärtig gar ſelten mehr nöthig.

Jacob mit einem ſeltſamen Groll im Herzen, denn hier oben konnte er doch einſtweilen noch nicht Rathsherr werden (warum geht, wer fremd iſt und Rathsherr werden möchte, nicht nach Haus, führt ſich brav auf und ſucht daheim zu Ehren zu kommen?), freute ſich nun ſehr darauf, wie der Meiſter und die Frau Meiſterin ſammt den Fräulein Töchtern ſich ſträußen und brüſten würden? Der Meiſter einen Dreimaſter aufs Haupt pflanzen, noch einmal ſo viel Flaſchen verſorgen, die Frau Meiſterin eine Hoffahrt aufpflanzen, das Häuschen mit Sammet werden überziehen, die Stallthüren mit himmelblauer Oelfarbe und Firniß werde anſtreichen laſſen. Auch andern, welche dem Meiſter die Wahl mißgönnten, ging es eben ſo, ſie lauerten mit Habichtaugen auf alle die Blößen, welche der ehrliche Meiſter an den Tag fördern, wie er das Handwerk vernachläſſigen und auf dem Kopf ſtehen werde, ehe er daran denke. Kurios, die Burſche konnten dem Meiſter die Rechnung machen, welche ſie ſich ſelbſt nie machen können, weßwegen auch ſo viele von dieſer Sorte durchbrennen, oder wie man in der Schweiz zu ſagen pflegt, ſich mit dem Schelmen davon machen. Haben ſie ſich in ein Amt gedrängt, ſo kommt der Hochmuth, ſie wollen es den erſten gleich thun, machen lange zurückgehaltene Gelüſte geltend, welche auf einmal alle wollen befriedigt ſein und weil endlich eine Hoffnung in Erfüllung gegangen, ſo meinen ſie, es werden ſich alle erfüllen, ſie würden z. B. raſch von Amt zu Amte ſteigen, bis ſie mitten im Butterfaß ſäßen, nicht bloß Tauben, ſondern Elephanten ins Maul fliegen und das Gold mit Scheffeln ihnen werde zugemeſſen werden. Nun thuts das Ding halt nicht, der Krug geht zum Waſſer bis er bricht und wenn endlich das Maaß voll iſt, läuft das Waſſer über, und wenn der Hochmuth ſich ſattſam gebrüſtet, welket er und thut einen großen

Fall. So, meinten ſie, werde auch der neue Gemeinderath thun, und irrten ſich, denn es war eben ein anderer Sinn in ihm, als der in ihnen war, und von Innen heraus, aus dem Sinne eben kömmt was ſichtbar wird; und des Lebens verſchiedene Geſtaltung iſt eben im verſchiedenen Sinne zu ſuchen und nicht in verſchiedenem Blute und anderes Stammes Art, wie Jacob meinte.

Zu ſeiner Verwunderung merkte Jacob, daß das Umgekehrte von dem geſchah, was er erwartet hatte. Der Meiſter trank manche Flaſche weniger, ſchaffte manche Stunde mehr, und die Frau Meiſterin hielt die Mädchen knapper, trieb ſie zu größerm Fleiße und an manchem Tanztage blieben ſie zu Hauſe, wo man ſie früher mit ehernen Ketten nicht hinreichend hatte feſſeln können. Der Meiſter wußte, wie er ſich zuſammennehmen mußte, als er Korporal wurde, um das erhaltene Vertrauen nicht zu verlieren, er wußte, daß manches, was ein Gemeiner that, einem Korporal ſchon nicht mehr erlaubt war. Ein Korporal war auch ein Glied in der großen Kette, an welcher das Wohl des Ganzen hing, ein Fehler, eine Nachläſſigkeit deſſelben konnte Hunderte von Menſchenleben, konnte die Niederlage einer Armee koſten. Bei einem Gemeinderath geht die Gefahr nicht ſo weit, indeſſen hängen doch Ehre und Wohlſtand einer Gemeinde von dem Sinne der Vorgeſetzten ab, der Gemeinde Credit iſt durch den perſönlichen Credit ihrer Vorgeſetzten bedingt. Hat eine Gemeinde den rechten Sinn, ſo vertraut ſie nur vertrauten Männern ihr Wohl und ihre Ehre an, ſchlechte Wahlen zeugen immer von ſchlechtem Sinn. Eine bedeutende Eigenſchaft, auf welche eine rechte Gemeinde ſieht, iſt eine gewiſſe Hablichkeit, nicht weil das Geld die Hauptſache iſt, ſondern weil dieſe Hablichkeit ein Zeugniß iſt, der Mann ſei ein guter Haushalter, und wer ſeinem Haushalt nicht vorzuſtehen im Stande iſt, iſt nicht bloß ärger als ein Heide wie der Apoſtel ſagt, ſondern taugt auch nicht zu einem Vorgeſetzten. Wer im Kleinen ungetreu iſt, wird der treu im Großen werden, und wer an Vater und Mutter, an Weib und Kindern ein Schelm iſt, kann der ein Ehrenmann ſein gegenüber der Gemeinde oder gar dem Staate? Das iſt ein Punkt, über den viel zu ſagen wäre, aber man könnte glauben, es ſei geſtichelt, und könnte böſe darüber werden nicht bloß in Deutſchland draußen, ſondern auch drinnen im Canton Bern. Jedenfalls iſt man berechtigt anzunehmen, daß, wer im ſchlechten Gemeindehaushalt was zu verlieren hat, ſei es Ehre, Credit oder Geld, um ſo ſorgfältiger der Gemeinde haushalten werde, daß er auch um ſo weniger nöthig habe im Trüben zu fiſchen und von allerlei Schlichen und ſelbſt erfundenen Vortheilen zu leben. Unſer Meiſter fühlte das, fühlte, was er durch ſeine Wahl der ganzen Gemeinde ſchuldig geworden ſei, nämlich nicht bloß ein ehrbarer Mann zu ſein, ſondern auch ein guter Haushalter zu werden und durch Sparſamkeit ſich einzureihen bei den hablichen Leuten, damit er auch eine Garantie darbiete und man der Gemeinde nicht vorwerfen könne, ſie ſei eine Hudelgemeinde, dieweil ſie Lumpen zu Haushaltern ſetze.

So war der Meiſter geſinnt und die Meiſterin widerſtrebte nicht. Ob es den Mann viele Mühe gekoſtet, ſie ins gleiche Fahrwaſſer zu bringen, wiſſen wir nicht. Wir denken aber nicht, da auch der Mann ſein Opfer brachte und nicht vom Weibe alleine Einſchränkung und Entbehrung forderte. Den Mädchen mag es hart angekommen ſein, indeſſen waren ſie an Gehorſam gewöhnt, und was ſie äußerlich entbehren mußten, das erſetzte ihnen die Freude, daß der Vater Gemeinderath ſei und ſie doch jetzt auch zu den Vornehmern zu zählen ſeien. Man kann ſich denken, wie das Publikum geſpannt war auf das Benehmen dieſer Familie bei dieſer Standeserhöhung, und mit großen Freuden ſah der Theil, zu welchem der Meiſter gehörte, die Wirkung auf die Familie und gar manch gut belobend Wort kam von dieſer Seite her den einzelnen Gliedern zu, und dieſe Worte tröſteten die Töchter für gar manche Entbehrung. Sie ſahen, daß dieſe Häuslichkeit ein viel bedeutenderer Faktor ſei zu ihrem zukünftigen Glück als Tanzen, Singen und luſtig ſein, und daß es die rechten Leute ſeien, welche ſich deſſen achteten. Das ſehen leider noch gar viele Mädchen zu Stadt und Land nicht ein. Sie meinen, das Glück ſei eine Perſon (Mannsperſon, verſteht ſich), welche nur mit Lockvögeln zu fangen ſei, und locken ſie nur mit Springen und Tanzen, Singen und Claviren und ſonſt den Narren machen hinter der Mannsperſon d. h. dem Glücke her, daß einem übel Angſt wird dabei und daß man faſt riskirt, ſelbſt ein Narr zu werden ob all der Narrheiten. Und wenn man ihnen ſagt: das Glück d. h. eine Mannsperſon laſſe ſich nicht ſo locken, ſondern eben mit Locken und ſonſtiger Narrethei mache man ſie ſcheu die wunderlichen Vögel, ſie flögen weiter und kriegten zuletzt eine Angſt in den Leib, daß ſie nirgends mehr abſitzen möchten, aus Angſt, in Leimruthen abzuſitzen und gefangen zu werden. Die Mannsperſonen ſeien Vögel, welche man gar nicht zu beachten ſcheinen müßte, bis ſie ordentlich hergewatſchelt kämen wie Gänſeriche und Enteriche watſcheln, und anhielten, man möchte ſie doch fangen, binden, die Flügel ſchraben: ſo meinen ſie, man vexire oder ſei eine alte Seele aus einem längſt vergangenen Jahrhundert, welche von Mode und Zeitgeiſt gar nichts gerochen. Nun wer keine Ohren hat, dem kann man nicht ſingen lernen, und wer keinen Hals hat, dem kann man nichts einſchütten, nicht einmal Verſtand, was eben für viele ein fataler Umſtand iſt, und wenn ein Mädchen zwei Narren gefreſſen, einen an ſich ſelbſt und einen an einer Mannsperſon, ſo bringt man ihm einſtweilen nichts kluges bei.

Doch jede Sache hat zwei Seiten und was die Einen gerne ſehen, gefällt den Andern übel, und was die Einen loben, dem hangen die Andern böſe Worte an. So ärgerte ſich die eine Partei über der Familie Zuſammennehmen und ſpottete über ſie, ſuchte mit Spott ſie auf die Bahn zu treiben, auf welcher man ſo recht von Herzensluſt über ſie ſich luſtig machen und zuſehen konnte, wie ſie vor lauter Ehre in Unehre käme. Dieſen geſellte ſich, wir müſſen es leider ſagen, mehr oder weniger Jacob bei. Es war ihm im Grunde wohl im Hauſe, aber es ärgerten ihn die Leute und zwar hauptſächlich wegen ihrer religiöſen Anſichten, die im Laufe des Winters immer mehr an den Tag traten, ohne jedoch daß Jacob den Zuſammenhang der religiöſen Anſichten mit dem äußern Leben ſo recht bemerkt und eingeſehen hatte, daß das anſtändige ſchöne Leben in den

Häuſern, in welchen es einem ſo wohl war, aus dem innern religiöſen Leben hervorwuchs. Von dieſem innern Leben ſprach man nirgends viel ohne beſondern Anlaß, ein ſolcher aber gab ſich in dieſem Winter. Das jüngſte Mädchen beſuchte noch die Unterweiſungen, und dieſer Unterricht wurde ſehr wichtig gehalten und gleichſam die ganze Haushaltung nahm daran Theil, das Mädchen ſelbſt war ganz erfüllt davon. Wann es heim kam, mußte es Bericht geben, welche Frage im Katechismus ſie gehabt, wie der Pfarrer dies ausgelegt oder jenes, wer habe antworten können, wer nicht, was für Bibelſprüche als Zeugniſſe angewandt worden ſeien? Nun waren die Eltern und die Kinder nicht von den gleichen Pfarrern unterwieſen worden und jedem war ſein Unterweiſen ſeine Autorität: ſo hat ers geſagt und ſo wirds ſein, ſagte jedes. Sehr oft trafen die Auslegungen zuſammen, zuweilen gab es Abweichungen, welche weitläufig beſprochen wurden und wobei allemal die ſtrengere, ernſtere Auslegung den größten Beifall erhielt, ſowie auch der Pfarrer am höchſten gehalten wurde, welcher dieſem Unterrichte die größte Wichtigkeit beilegte. Wenn es hieß, unſer Pfarrer war ſcharf und daneben doch gut, wir mußten ſo und ſo oft gehen in der Woche und hatten dabei noch zu Hauſe nachzuſchlagen in der Bibel oder Aufſätze zu machen, und Strenge hat er manchmal angewendet, daß man hätte meinen ſollen, er müßte die Herzen alle aufſprengen und hätten ſie eine Rinde klafterdick, ſo ward erkannt, ſo wärs recht, wenn man ſchon anfangs es tadle, hinterdrein ſehe man doch, daß es gut ſei. Das ſei nichts, wenn man den Leuten zu lieb die Sache zu leicht mache, auf ſolche Pfarrer ſei nicht viel zu halten. Wenn ihnen an der Sache mehr gelegen wäre, ſo würden ſie die Sache auch immer ſchwerer machen, ſelb hätte ſich ja ſo nöthig, da die Welt auch immer ſchlechter werde und der Glaube abnehme.

Aber das Mädchen wollte nicht bloß Bericht erſtatten, es wollte auch unterſtützt ſein. Was den folgenden Tag vorkommen ſollte, wurde beſprochen, dem Mädchen geſagt, wenn der Pfarrer das frage, ſo müſſe es jenes antworten. Wenn das Mädchen dann heim kam, ſo wollte man begreiflich wiſſen, ob es gefragt worden, was es geantwortet und ob der Pfarrer geſagt, daß es gut ſei, und was er geſagt, daß es ſtets antworten könne. War dann die Antwort, geſagt hat er, daß man immer merke, wo daheim noch Glaube ſei und mit den Kindern von der Religion geſprochen werde, wo dies nicht geſchehe, ſei wenig zu machen, es ſei als ob man auf eine Fluh Erdäpfel pflanzen wolle. Nun hatte Jacob die Bosheit, ſich in die Geſpräche einzumiſchen und ſeine Anſchauungsweiſe an ihrem Glauben zu wetzen und ſeine Grundſätze im Gewande der Leichtfertigkeit und des Spottes grell und widerlich an den Tag zu geben. Es iſt dies die Weiſe, wie ein ſich erhaben dunkender Geiſt zu Untergeordneten, die ihm nicht ja nachjagen wollen, wenn er ja vorſagt, zu reden pflegt. Der Alte nahm dies auf in kaltblütiger Ruhe, aus welcher zuweilen eine derbe Zurechtweiſung blitzte, wenn ihm das Ding zu arg wurde. Das Weibervolk dagegen wurde gegen ihn im hohen Grade erbittert und wenn es Meiſter geweſen wäre, Jacob hätte den Weg bald unter die Füße nehmen können. Aber der Meiſter ſagte, Jacobs Glaube ſei ſeine Sache, ſie müßten nicht fur ihn dem Teufel zu. Es ſei ihm lieb, daß ſie einen Abſcheu vor ihm hätten, ſo werde er ihnen an ihrem Glauben nicht ſchaden, und gut ſei es, wenn ſie ſich mal ſelbſt überzeugten, was es für Leute gebe, ſo lernten ſie ſich vor ſolchen hüten. Als Geſelle ſei er ihm anſtändig und namentlich jetzt, wo er ſo oft abweſend ſein müſſe, er verſtehe die Arbeit, und ſo viel er wiſſe ſei er treu. Vater, traue ihm nicht, hieß es dann, einem der keinen Glauben hat, iſt nichts zu trauen, betrügt einer unſern Herrgott, was ſollte ſich ſo einer daraus machen, die Menſchen anzuführen. Nicht viel allweg, ſagte der Vater, das laßt euch geſagt ſein Mädchen, und vergeßt es nicht, es kann euch komod kommen. Mich betrügt er nur einmal, dann iſt der Schade leicht geheilt, bei Mädchen iſt das was ganz anders, darum aufgeſchaut! Das Ding ſagte der Alte nicht umſonſt, denn er hatte Augen im Kopf, hatte was damit geſehen und wenn er aus der Werkſtatt ging, nahm er ſie mit allenthalben wo er hinging, und mit dieſen Augen hatte er geſehen, daß etwas in Jacob vorging und daß er ſeiner nachälteſten Tochter Eiſeli nachging.

Das war aber auch ein Prachtmädchen, wie ſie ſelten ſind, ſo eine recht ſchöne Oberländerin mit der feinen Haut, den feinen Zügen, dem reichen blonden Haarwuchs, der ſchlanken Figur, den kräftigen leichten Bewegungen.

Die Luzerner ſagen von einem Mädchen, wenn ſie es recht loben wollen: es könne ſchön beten und gut tanzen. Der Spruch tönt ſeltſam, iſt aber ein tiefer Sinn darin, er bezeichnet ein Mädchen mit tiefem, innigem Sinn und hellem, heiterm Gemüthe, das zu lachen und zu weinen weiß und alles von ganzem Herzen und wir möchten ſagen, mit Leib und Seele. So war Eiſeli. Im gewöhnlichen Leben war es oft ernſt, und wenn es arbeitete, ſo war es auch dabei mit den Gedanken und die Arbeit ſchien ihm unter den Händen wegzufliegen. Hatte es was angerührt, ſo war es vollbracht, und ſtören ließ es ſich nicht dabei. Daß es aber auch anderes dachte, ſah man an den Abenden, wann die Unterweiſungen verhandelt wurden. Eiſeli war es, welches in ſtreitigen Fällen der Sache zumeiſt den Tätſch d. h. den Ausſchlag gab, Eiſeli war es, welches über Jacobs Reden am zornigſten ward und ihn am beißendſten abfertigte, daß es die Andern manchmal dünkte, es ſollten dem Jacob Fetzen vom Kopfe fahren. Wenn es ſang, ſo war es als ſtreckten die Berge ſich höher auf, als ſtänden die Bäche ſtill, den Menſchen ſchwoll das Herz auf und in die Augen kam das Waſſer. War es fröhlich oder tanzte gar; dann wars wie ein Sonnenſtrahl und es war als ob alle andern glänzten in deſſen Widerſchein. Alles mußte Eiſeli anſehen und mehr als einmal hörte man die leichtfertige Rede, der liebe Gott ſei verſchoſſen. Das Mädchen hätte er zu einer Königin oder einer Heiligen machen ſollen, als ob Gott die kleinen Häuschen nicht auch bedenken ſollte mit ſchönen Blumen und holden Gaben. Und dieſes Eiſeli war es, welches es dem Jacob angethan hatte, und je wüſter es ihm ſagte, deſto ſchöner dünkte ihm das Mädchen, je weniger es etwas von ihm wollte, deſto mehr ward es ihm, als müſſe er es haben.

Seit er von Bern fort war, hatte ihn die Liebe unangefochten gelaſſen, ja ſogar ſeine frühern Liebſchaften hatte er vergeſſen. Das Andenken an die abgebleichte

Melanie war von ſelbſt erloſchen, das Andenken an die arme Kathry hatte er mit Gewalt unterdrückt. Erſt hatten ihm politiſche Träume den Kopf gefüllt, im Spital waren ihm vollends alle Liebesgedanken vergangen, ſeither hatte nichts appart Liebenswürdiges ſich dargeſtellt. Die alten Leute waren ihm wohl lieb geweſen, Babette und ihre Kinder ebenfalls, aber dieſe Liebe war ihm ja läſtig erſchienen und er hatte ſich vorgenommen, künftig gar nichts mehr zu lieben, geſchweige denn ſich ſo recht von ganzem Gemüthe zu verlieben.

Das Menſchenkind nimmt ſich gar manches vor und thut handkehrum das Gegentheil, und wer meint, er ſtehe, ſehe zu, daß er nicht falle. Die Menſchen, welche wiſſen, wie ſchwach oder wie ſtark ſie ſind und welche aus dem Anfang auf das Ende ſchließen können d. h. wenn eine Bewegung in ihnen entſteht, einſehen, in welcher Richtung und zu welchem Ziele ſie führt, laufen nicht heerdenweiſe in der Welt herum. Nun war der Jacob wohl geſcheuter und beſonnener geworden, aber ſich ſelbſt kannte er doch noch nicht, und ſo weit war er auch noch nicht, daß er ſich von Vorurtheilen oder vorgefaßten Schlüſſen, welche jedes ſichere Urtheil hindern, hätte frei machen können. So konnte er trotz allen gemachten Erfahrungen es nicht zum Urtheile bringen, daß das Chriſtenthum der gute Hausgeiſt ſei, welcher das Wohnen in chriſtlichen Häuſern ſo lieblich mache, und nicht zwei Stämme das Thal bewohnen, ſondern Menſchen von zweierlei Sinnesweiſe: Gläubige und Ungläubige, wenn man will, obgleich dieſe Ausdrücke nicht bezeichnend ſind, denn jeder Menſch glaubt etwas, es fragt ſich aber was?

Schön mußte das Mädchen auch deſſen bitterſten Feind finden. Jacob fand es auch und wenn er es anſehen konnte, ſo ſparte er es nicht. Er hatte oft gehört, im Oberland ſei die Keuſchheit eben nicht die Haupttugend und die Mädchen beſonders ſpröde nicht. Er genirte ſich alſo nicht, betrug ſich, wie man ſagt, cavaliermäßig d. h. er nahm an, was er thue, dazu habe er das Recht und es ſei recht. War er doch ein Fremder im Thale und hatte er doch von Fremden gehört, es ſei ſo hier oben. Aber Jacob ward zur Ordnung gewieſen und zwar nicht mit dem zarten Lächeln, mit welchen heutige Präſidenten, ungebehrdige Großräthe an die Ordnung mahnen d. h. wenn ſie daran erinnert werden, daß ſie es thun ſollen, ſondern mit einer vaterländiſchen Ohrfeige, welche den Jacob in Kummer verſetzte wegen ſeinem linken Ohr. Denn in deſſen dunkeln Hallen begann es zu läuten und läutete Tag und Nacht fort, daß Jacob dachte, wenn ein Gott wäre, ſo müßte er glauben, derſelbe hätte alle großen Glocken der Erde in ſein Ohr gebannt zur Strafe, daß er der Kirchenglocken ſich nicht geachtet, ſondern bloß der Eßglocke. Wenn es allen Leuten deßwegen läuten ſollte in den Ohren, mit wie viel Ohren ſtände es doch grundſchlecht? Jacob erfuhr es, daß den Fremden nicht alles zu glauben ſei, daß ſie nicht das Volk, ſondern bloß die Heerſtraße kennen, daß ſie, wie es im Liede heißt, nicht Mädchen haben konnten, darum mit Huren getanzt, nach denen das Conterfei geſchnitten und geſagt, ſo ſeien die Oberländerinnen.

Das ſei ein verflucht Mädel, dachte Jacob, der Kröte wolle er es eintreiben, er ſei der Jacob, und ſie müſſe erfahren, wer der Jacob ſei und wie er ſo ein dumm Menſch verachte von ganzer Seele und aus allen Kräften. Um nun Jemand ſeine Verachtung verſtändlich zu zeigen, muß man ſich ihm nähern, mit ihm verkehren, und das that denn auch Jacob eifrigſt, ſo bald es ihm in den Ohren etwas verläutet hatte. Er nahte ſich alſo, nicht um zu liebkoſen, ſondern um zu plagen und zu ärgern und ſo halb und halb dachte er, das Menſch ſtelle ſich nur ſo wild, am Ende lege es klein bei, bitte um Verzeihung, dann frage es ſich, ob er barmherzig ſein wolle oder nicht? So ein Menſch, dachte er bei ſich, wär nicht übel für den Anfang, ſo lang ſie einem gefiele um die Haushaltung zu machen, die verſtände ſie, wäre keine Madam; bei ſo einer brauchte man keine Magd und Concert hätte man alle Tage frei. Da hätte man wieder ein Exempel, wie komod die freie Ehe wäre, namentlich für einen Anfänger. Anfangs könnte er ſo Eine nehmen, welche gut genug wäre für die Magd, ſpäter, wenn er was verdient und im Trocknen ſäße, könnte er ſich eine Gebildete beilegen, eine aufgeklärte Madam, und die Erſte weiter ſchicken, wie es der Erzvater Abraham mit der Hagar ja auch gemacht. Es ſei doch nicht billig und recht, daß ein Mann wie er, der im Drang der Umſtände ſich ein gemein Weib habe beilegen müſſen, weil er keine andere gekriegt hätte und keine andere hätte brauchen können, daſſelbe dann ſein Lebtag behalten müßte, wenn er eine Gebildete kriegen und brauchen könnte. Wer in beſſere Umſtände komme, kleide ſich beſſer, wohne ſchöner, laſſe in Eſſen und Trinken es ſich behagen, er wüßte doch gar nicht, warum man denn ſo ein Menſch ſein Lebtag behalten müßte. Was doch die Großmutter ſagen würde, wenn er ſo mit einer daher käme und ſagte: das wäre ſeine Frau, in der Schweiz könne man heirathen ohne Faren und Schriften. Er glaube, ſie gefiele der Großmutter, und im ganzen Lande würde man reden von der ſchönen Schweizerin, ſie zöge ihm noch große Kundſchaft zu, und hätte er ſie ſatt und nicht mehr nöthig, ſo laſſe er ihr ein paar Schuhe machen, ſtelle ſie auf die Straße und ſage: Marſch! dann könne ſie in Gottes Namen den Weg unter die Füße nehmen und die Schweiz wieder ſuchen. Gedanken ſind bekanntlich wunderlich, die einen ſind wie Nebel, kommen und ſchwinden, andere wie Samenkörner, fallen in fruchtbares Erdreich und kriegen Leben, andere wie Würmer, kriechen herum, hängen ſich feſt, puppen ſich ein, fliegen als Schmetterlinge in die Welt hinaus. Nun hatte Jacob im Sinne heimzugehen und Meiſter zu werden, daran dachte er oft, und an dieſen Gedanken hing ſich nun der andere aber allerdings bloß ſo als Spiel der Einbildungskraft: wie es wäre, wenn er Eiſeli nachlockte und mitnehmen thäte, komod wär ſie ihm und coujoniren könnte er dann das Menſch nach Noten und zeigen, wer der Jacob ſei?

Er begann mehr und mehr die Mädchen von ſeinem Syſtem, von der freien Ehe, in Kenntniß zu ſetzen und auseinander zu ſetzen, wie komod daſſelbe ſei und zwar für beide Theile. Drei Mädel ſeien ſie, ſagte er, und noch keins verbraucht, alle drei harrten noch auf ihren Erlöſer und wahrſcheinlich alle umſonſt, denn das Bleibende ſei nicht mehr Mode. Wenn man nicht mehr bleibende Rathsherren wolle und zwar aus guten Gründen, ſondern alle 6 Jahre andere, ſo wüßte er nicht, warum man bleibende Weiber haben müßte. Hier ſeien zum Wechſel noch viel beſſere Gründe, ſintemalen ein Weib noch lange kein Rathsherr ſei. Wie man aus Stroh nie eine goldene Kette machen kann und brauchte man dazu alles Stroh der Welt, ſo kriege man nie einen Rathsherrn, wenn man auch alle Weiber der Welt in einem Mörſer zerſtieße, den Teig durch alle Bäcker der Welt kneten und alle aufzutreibenden Formen aufs Feuer thäte, auf wahre Höllenfeuer gemacht aus geſtohlenem Holz, man ſiedete noch lange keinen Rathsherrn heraus. Und doch wäre noch Mancher nicht Rathsherr geworden, wenn man nicht gedacht hätte, man könnte ändern. Seine beſten Freunde hätten das Kreuz gemacht und geſagt: pfui Teufel! wenn ſie gedacht, man müſſe ihn haben ſein Leben lang. Nun ſei es doch immer beſſer, Rathsherr zu werden auf ſechs Jahre als gar nie, und ſo ſei es auch unendlich beſſer, einen Mann zu kriegen, wenn auch nur auf ein paar Jahre, als gar keinen. Wenn nun einer wüßte, daß er das Weib laufen laſſen könnte, wenn ſie nicht mehr für einander paßten, oder das Weib ſich nicht in ſeine Lage ſchicken wollte, ſo würde wohl ſelten einer anſtehen, eine Frau zu nehmen, ſo lange es ihm gefalle, die meiſten Mädchen kämen wenigſtens eine Zeit lang zu einem Manne und die ledigen Mädchen würden ſo rar wie die Dublonen. So mache man ſich auch nicht ſo unglücklich, wenn die Sache nicht mehr gehen wolle, ſo plage man ſich nicht lange, ſondern jedes gehe ſeiner Wege. Dann gab er gewöhnlich ſeinen frühern Meiſter zum Exempel, wie da ein Unglück ſei im Hauſe und bloß daher, weil ſie nicht von einander könnten. Der Meiſter ſei ein rechter tüchtiger, braver Mann außerhalb dem Hauſe, aber zu einem Hausvater paſſe er nicht, das ſei halt nicht ſeine Gabe, die Frau wäre recht glücklich ohne Mann, oder mit einem, der Anlage zum Hausvater hätte und viele Geduld. Nun müßten ſie da zuſammen bleiben, würden des Unglücks nie los, und das ſei doch eine heilloſe Sache gegen alle Vernunft und Menſchenrechte. So docirte Jacob. Wären die Leute katholiſch geweſen, ſie hätten das Kreuz vor ihm gemacht, wie vor einem böſen Geiſte. Indeſſen zeigten ſie ſich als gute Proteſtanten, brauchten kräftige Worte, meinten, das ſei eine bequeme Lehre für Lumpe und Strohmer und wer ſolche Dinge rede, dem ſollte man ein beſonder Zeichen in die Ohren hauen, damit Jedermann ſich vor ihm hüten könnte. Der Meiſter redete gründlicher dagegen, der meinte, das würde eine ſaubere Lebensweiſe geben und zuletzt thäte es unter den Menſchen zugehen ärger als unter dem Vieh. Es werde ſich wohl ſelten geben, daß zwei zuſammen kämen, welche ſich akkurat zuſammen ſchickten, nichts Ungerades zwiſchen ſie käme, die nie Luſt kriegten auseinander zu laufen. Aber dafür iſt man auf der Welt, um ſich vertragen zu lernen, eins am andern Geduld zu üben und ſo ſich gegenſeitig zu beſſern, beſtändig in der Liebe und Sanftmuth an einander zu feilen, wie der Pfarrer ſagt, daß man alle Tage beſſer wird, eins dem andern in den Himmel hilft. Wie zwei, welche einander gegenſeitig unterſtützen, auch beſſer eine ſteile Bergwand erklimmen als eins alleine. Ich und meine Alte hatten manchen Strauß mit einander, aber bei jedem lernten wir was, und nach und nach kams, wenn auch nicht vollkommen gut, doch ſo wie es iſt, und ich bin zufrieden und du auch Mutter, nicht wahr? Aber warum ſo ſich plagen und Mühe haben mit Feilen, am Ende hat man nichts davon, als ſein Lebtag ſich Zwang angethan und gelebt wie mit Stricken um die Füße und einem Knebel im Maul. Was hilft es einem, daß man gefeilt worden, geſtorben muß es doch ſein und todt iſt todt, ſo ſagte Jacob. Da kam dann wohl aus einer Ecke eine Zwiſchenrede, daß man es ihm gönnen möchte, wenn es ſo wäre; wenigſtens hofften ſie ihn in jenem Leben nicht anzutreffen und ſolche gottloſe Worte hören zu müſſen. Und dann die Kinder frug der Alte wohl, was ſoll aus dieſen werden, wenn die Menſchen zu leben anfangen wie die Hunde und wie die Katzen? Na die Kinder, ſagte dann Jacob, die wird man nicht todtſchlagen, die kann der Vater nehmen oder kann die Mutter nehmen, wer ſie am liebſten mag, und mag ſie keins, je nun ſo kann ſie der Staat erhalten oder die Gemeinde und das Geſetz muß dafür ſorgen, daß ſie gehörig erzogen werden und gebildet. Das iſt das beſte, da werden alle Kinder gleich erzogen, eins lernt was das andere und ſo wird dem Hochmuth und der verfluchten Ariſtokratie, wo einer nicht bloß reicher, ſondern auch gelehrter ſein will, am gründlichſten ein Ende gemacht. Dann heulen auch die Mütter nicht ſo, wenn ein Kind ſtirbt, man kriegt nicht die Liebe, wie wenn man ſie ſelbſt haben muß, die doch manchmal einem kömmt, man weiß nicht warum.

So eine Liebe iſt nur eine Plage, daß man Weh kriegt, wenn man von einander muß und einander den Tod nicht gönnen mag, und wehklagt, ſtatt daß man ſagen ſollte, es iſt ihm wohl gegangen und mir nicht übel. Die Liebe ſei die dümmſte Sache von der Welt, eine ſelbſt gemachte Plage, wer wohl leben und gleichgültig ſterben wolle, müſſe geſcheut ſein, das Lieben laſſen, thun, was ihm wohl mache und meiden, was er nicht möge. Während Jacob ſo redete, zog gerade die Liebe ein in ſeinem Herzen und er predigte ſeine Lehre nicht mehr ſo aus bloßem Hochmuth und andern zum Trotz, ſondern mit dem eifrigen Triebe, ſie andern beizubringen und namentlich Eiſeli zu bekehren. Das Mädchen wuchs ihm alle Tage tiefer in die Seele, er ward unzertrennlich von dem Gedanken, das Mädchen müſſe ſein werden und ohne das Mädchen könne er nicht ſein. Es kam die Eiferſucht über ihn, der Trieb, dem Mädchen ſich angenehm zu machen auf jegliche Weiſe, der Widerwille einen Tag vom Hauſe zu ſein, die peinliche Unruhe, wenn das Mädchen ausgegangen war, das nicht warten mögen, bis es wieder kam. Es war ihm, als könnte er alles, alles geben, was er hätte, wenn das Mädchen ihm einmal die Hand geben und freundlich ſagen wollte: Jacob, du biſt mir lieb! Dazu ſparte er keine guten Worte und zu gleicher Zeit bot er alle ſeine Gaben auf, Eiſeli zu unterrichten im entſchiedenen Fortſchritt, das Mädchen zu einer Anhängerin der freien Liebe zu machen, und in ſeinem Belehrungseifer ſchob er Dinge in ſeine Grundſätze hinein, die durchaus gegen ſeine Grundſätze waren. Er ſtellte Eiſeli vor, wie das ſo herrlich ſei, wenn man einander frei liebe, ohne Zwang und ohne Feſſel, Zwang ſei der Liebe Tod, und werde die Liebe zur Plage, ſo ſage man einander Adie! Das ſtehe Eiſeli frei wie ihm Er wiſſe für ſich, daß er nie von Eiſeli laſſen werde, aber Eiſeli ſo ſchön und ſo talentvoll könne einmal ein großes Glück machen in der Welt und da ſei ſie dann ja frei und könne ihn verlaſſen, ſo ſei der Vortheil ganz auf Eiſeli's Seite. Wolle ſie aber fein ſein, ſo werde er ſie halten wie eine Königin, was er aufbringe, wolle er ihr zu Füßen legen. Kleider müſſe ſie haben wie die vornehmſte Madam und Handſchuh tragen das ganze Jahr, denn er wolle nicht, daß ſeine Geliebte eine Sclavin ſei oder gar eine Magd. Kurz, Jacob ſtrich den Honig fingerdick auf und ſuchte Eiſeli den Mund ſo ſüß zu machen als möglich, um ſie in die Grundſätze der freien Liebe einzuweihen, jedoch durchaus vergeblich. Eiſeli hielt ihn mehr als armslang vom Leibe und ſagte ihm die derbſten Sachen. Er ſei ein ſchlechter Burſche, wie die meiſten ſeien, ſie verführten die Mädchen, wiſchten das Maul und liefen weiter. So einer ſei er und das erſte mal werde es nicht ſein, daß er dies getrieben, aber dies mal ſei er am unrechten Orte.

Wenn er dann etwas verblüfft immer wieder von ſeiner Liebe anfing, ſo kriegte er eine Menge der ſchönſten Ehrentitel ganz nach Schweizer Manier. Er ſei ein ſauberer Lumpenhund, ſagte Eiſeli. Da mache er die Liebe runter und predige, man ſolle mit der Liebe ſich nicht plagen, und handkehrum ſchwatze er von Liebe. Das ſei eine ſaubere Liebe, die man nur haben wolle, ſo lange ſie nicht plage, ſo lange man ſchmarozen könne, ſobald man aber was thun ſolle und auch was leiden um der Liebe willen, das Maul wiſche und weiter gehe. Von ſolchen Hallunken habe ſie ſchon oft gehört, aber noch keinen geſehen, er ſei der erſte, und ſie wollte ihn noch recht anſchauen, damit ſie ſolche Böcklein kenne ihr Lebenlang. Eins hätte Gott vergeſſen, als er die Menſchen gemacht oder es ſeither nachbeſſern ſollen, ſolchen Burſchen wie er ſei, hätte er noch Hörner ſollen wachſen laſſen, ſo recht ſchöne lange krumme Bockshörner, Bocksbart hätten ſie, es fehlten nur die Hörner, damit Jedermann ſie gleich erkenne für die, welche ſie ſeien. Es war wirklich ſehr merkwürdig, wie der gute Jacob von der Liebe ſprach, bald ſo, bald anders, wer bloß geſunden Verſtand hat, würde nicht glauben können, daß ein Menſch bei geſundem Verſtand und ohne Nebel ſo von der gleichen Sache reden konnte. Aber wer den Styl der jungen Schule, der Jacob eingetrichtert worden war, kennt, begriff dies vollſtändig. Dieſe junge Schule braucht nämlich die Worte bald ſo, bald anders in ganz verſchiedenem Sinne. Sie betrachtet die Worte als hohle leere Formen oder Schachteln, in welche man je nach Bedürfniß oder Bequemlichkeit Sinn und Begriffe ſchieben und bergen kann, akkurat wie z. B. es mit den Hutſchachteln der Fall iſt. So in eine Hutſchachtel kann man thun Hüte von allen Farben, ſchwarze, weiße, röthliche, wie Judenbärte, kann hinein thun Sommerhüte und Winterhüte, Stroh- und Seidenhüte und ſolche von ächtem Filz, wenn ſie nämlich noch zu haben ſind. So ſchiebt die junge Schule in die Worte die wunderlichſten Begriffe und Dinge, welche ſich eben gleichen wie Stroh und Seide, wie ſchwarz und weiß. So ein Handwerksburſche nun kriegt dieſen Styl in ſeinen ſogenannten Singſtunden, er weiß nicht wie, akkurat wie er ſingen lernt ohne es zu wiſſen und ohne daß er was vom jedesmaligen Schlüſſel weiß. Er braucht nun nach dieſem Styl die Worte, ſpottet z. B. die Liebe aus als eine Plage, und damit meint er die Liebe, welche das Wohl und Weh des Geliebten empfindet, weil er wunderbar aber geiſtig an ihn gefeſſelt iſt; er lobt die Liebe ſchrecklich und ſtreicht ſie den Mädchen fingersdick vor und verſteht unter Liebe nichts als die ſinnliche Begierde, wie ſie die Katze hat und der Hund. Wenn ſo ein Burſche ſchnarrt und quaſi ſeufzt: o Maitli, dich lieb ich ſchrecklich, o welche Liebe ich im Leibe habe, ſo ſagt er damit nichts anderes als der Kater, der im Februar auf allen Dächern ſeine bekannte Melodie anſtimmt. Wenn es zu Erklärungen kömmt, da werden ſolche Burſche ſelten verlegen, ſie ſingen halt ganz einfach nach einem andern Schlüſſel. Wenn z. B. ein Mädchen mit weinenden Augen und ſonſt noch was kömmt und jammert, du haſt mir ja geſagt, du liebeſt mich ſo ſchrecklich und jetzt willſt mich nicht, biſt du ſo ſchlecht, haſt mich ſo angelogen? So ſagt der Burſch ganz kaltblütig: Angelogen habe ich dich nicht, das iſt eine verfluchte Lüge! damals liebte ich dich ſchrecklich, aber jetzt iſts vorbei, und was kann ich davor, daß es vorbei iſt? Adie derweilen! Gut iſts jedenfalls, wenn man die Eigenthümlichkeiten dieſes Styls vor dem Unglück begreiſt und nicht nach demſelben, und daß Eiſeli denſelben deutſch faßte, daran war Jacob ſelbſt ſchuld, wie wir geſehen haben. Aber jetzt plagte ihn dies ſchrecklich und er klagte beſtändig, Eiſeli verſtehe ihn gar nicht, denn er liebe ſie ſchrecklich, und was er geſagt, habe ſie nicht verſtanden, ihm den Sinn verdreht, und wenn ſie in ſein Herz ſehen könnte, ſo würde ſie ſehen, wie groß ſeine Liebe zu ihr ſei. Jacob hatte wirklich recht, das Mädchen hatte auf ihn einen Eindruck gemacht, der nicht bloß ſinnlich war, ſondern mit jener wunderbaren unerklärlichen Gewalt, welche die wahre Liebe übt, tief in ſeine Seele reichte. Dieſe Gewalt unterjocht alle andern Gewalten im Menſchen, wird Herr über alle Kräfte, ſetzt alles an den Gewinn des Gegenſtandes ſeiner Liebe, der wirklich der Schatz ſeiner Seele, das Kleinod im Acker wird. Man hätte Jacob willig Eiſeli ſeinen letzten Kreutzer geopfert, wenn Eiſeli das Opfer angenommen hätte. Seine Eiferſucht und Liebeſucht hatte ihm mehr als einen Buckel voll Schläge zugezogen, aber Jacob hätte ſich noch gar mancher Tracht unterzogen, wenn Eiſeli ihn derhalben nur einmal freundlich hätte bedauern wollen. Aber Eiſeli lachte ſein und ließ handgreiflich merken, daß ſie ihm noch einmal ſo viel von ganzem Herzen gegönnt hätte. Als alles nichts half, begann er nach und nach auch ſeine Grundſätze zu opfern, jedoch anfangs mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, was man ſage, ſei nicht geſchrieben und ſo lange etwas nicht unterſchrieben ſei, ſei man nicht daran gebunden. Der gute Jacob war auch noch der Meinung, wenn man dem Teufel ſich nicht förmlich verſchrieben und zwar auf Stempelpapier, ſo ſei man nicht des Teufels, und wenn man es nicht ſchriftlich von ſich gegeben, man ſei ein Spitzbube, ſo bleibe man ein ehrlicher Mann, könne lügen, ſo viel man wolle und ſei doch kein Lügner, ſobald man ſich nicht unterſchreibe. Er begann von der Ehe zu ſprechen. Er ſagte, er für ſich hätte gar nichts gegen dieſelbe, ſobald man ſeiner Liebe ſo von ganzem Herzen gewiß ſei. Er habe früher nicht ſo gedacht, denn er hätte nicht gedacht, daß es eine ſo große Liebe geben könnte, jetzt aber empfinde er ſie, jetzt wiſſe er, was ſie ſei, und in ſolchem Falle ſei die Ehe ganz am Orte und von ganzem Herzen würde er in den Stand der Ehe treten und zwar noch heute.

Freilich hatte anfänglich Jacob den Gedanken als Reſerve: Wenn einmal die Freiheit eine Wahrheit und die freie Ehe zum Geſetz erhoben würde, ſo werde er als ein guter Staatsbürger ſich in die vernunftgemäße Ordnung fügen. Aber allgemach gab er auch dieſen auf, dachte: und wenn es ſein müßte für immer, ſo ſei es ihm recht, ein ſchöner Mädel gebe es nicht, eine beſſere Hausfrau finde er nicht, und wer ſie drei Jahre lang kriege, der ſolle billig ſich verpflichten, ſie dann ferner wenigſtens noch dreißig Jahre haben zu müſſen und dazu noch Gott danken für den vortheilhaften Handel. Dieſen Handel zu ſchließen bot er alles auf, opferte ſeine Anſicht über die Ehe, ja er wollte ſein Verlangen heimzukehren, Eiſeli opfern. Er erzählte Eiſeli von ſeinen Vermögensumſtänden, und wenn er ſich auch reicher machte als er war, ſo war doch, wie bei Manchem, nicht Alles gelogen. Freilich ſagte ihm Eiſeli ins Geſicht, das werde ſein wie bei andern, das große Haus, welches ihnen gehöre, ſei das Spital, das Landgut der Todtenacker, die Werkſtätte das Zuchthaus. So habe ſich ſchon manch arm Mädchen anführen laſſen, einen halben Prinzen zu haben vermeint. Der Prinz habe dann vorgegeben, nach Hauſe zu reiſen, um die Schriften in Ordnung zu bringen und ſeine Güter zu Geld zu machen, und wer nie wieder gekommen, ſei jener Prinz geweſen, wahrſcheinlich ſei er auf ſeinen Gütern zurückgehalten worden, im Spital, im Zuchthaus oder auf dem Todtenacker. Man kenne das Zeug hier, man ſei geſtraft ſattſam von Gott mit ſolchem Zeug für ſeine ſchweren Sünden, und wie Gott über die Iſraeliten Heuſchrecken und Philiſter geſandt um ſie zu quälen und zu verführen, ſende er über die Schweizer auch allerlei Ungeziefer, Mäuſe, Käfer, Franzoſen, Deutſche, ſogar Ruſſen, Schlingel von allen Sorten, daß man in allen Kirchen beten ſollte, daß er mit den Landplagen aufhöre und die Schweizer verſchone mit Läuſen und Mäuſen und ſolchem ungläubigen ſchlechten Volke. Ehedem wären ſolche Reden dem Jacob ins Haupt geſtiegen, Potz Himmelſapperment, wie hätte er gedonnert, wenn er ſie in Zürich oder Bern vernommen hätte, jetzt war es anders. Er gab zu, daß Verdacht und Vorwürfe verdient ſeien, daß es immer ſchlechte Leute gegeben habe und noch gebe, aber man ſolle einen Unterſchied machen, er ſei ein braver Burſche und würde ſich ſchämen ein Mädchen anzuführen — wie Eiſeli, ſetzte er zögernd hinzu, da das Gewiſſen ihm in den Hals kam. Er ſei aufrichtig, und wenn Eiſeli wolle, ſo laſſe er ſein Vermögen her kommen, wolle ſich hier ſetzen, er und der Vater könnten das Geſchäft erweitern und Eiſeli ſollte die glücklichſte Frau im Thale werden. Wenn Eiſeli das nicht wolle, ſo ſei er der unglücklichſte Menſch und vielleicht mache er etwas, welches Eiſeli ihr Lebtag auf dem Gewiſſen haben ſolle, denn was frage er dem Leben nach, wenn er das Mädchen nicht haben könne! Wirklich folgte er demſelben wie ein Schatten und ſah aus zum Erbarmen vor lauter Liebe. Dem Mädchen aber ward er immer widerwärtiger, es fürchtete ſich faſt vor ihm, mied ihn ſo viel als möglich, abſonderlich das Alleineſein mit ihm.

Zehntes Kapitel.

Jacob macht einen Aufſchlag, vernimmt unerwartete Dinge und kriegt eine unerwartete Antwort.

Da geſchah es doch einmal, daß Jacob ſich die Gelegenheit machte. Die Sonne ſchien ſchon ſchön im Thale, der neue Gemeinderath mußte eines Sonntags zu Gevatter ſtehen. Jacob hörte, daß ein Theil der Familie des Nachmittags an den Kindtaufſchmauß gehen und Jemand das Haus hüten müſſe. Er kalkulirte aus verſchiedenen Gründen, es werde vielleicht Eiſeli ſein und wenn er fort wäre, ſo ſei Eiſeli vielleicht alleine, die Uebrigen gingen mit Vater und Mutter. Er putzte ſich alſo auf und ſagte, er wolle nach Interlacken gehen, werde erſt ſpät oder vielleicht erſt morgen wiederkehren, und wanderte Brienz zu. Dort verweilte er in einem Wirthshauſe am See. Wunderſchön glänzte die Welt, als hätte unſer Herrgott ſie mit einem nagelneuen Gewande beſchenkt. Aber wenn es düſter iſt in der Seele, ſo mag die Sonne draußen ſcheinen ſo ſchön ſie will, die düſtere Seele ſieht es nicht. Böſes ſann Jacob nicht, dazu liebte er das Mädchen viel zu ſehr, aber Mittel und Wege ſuchte er, um es zu erhalten, dachte nach, was er ihm ſagen wolle, daß ſein Herz weich werde und nachgiebig ſein Sinn. Im Wirthshäuschen aber war eine Frau Wirthin, welche in der Meinung ſtand, ſie ſei eine bedeutende Perſon in der Welt noch jetzt, beſonders aber bedeutend geweſen. Dieſe konnte nichts weniger leiden, als wenn ihre Gäſte ſannen und dachten; beides ihnen zu vertreiben hielt ſie für ihre höchſte Pflicht. Sie ſetzte ſich alſo zu Jacob und unterhielt ihn auf ihre Weiſe. Es giebt zwei Sorten von Weibern. Die eine möchte alles wiſſen von allen Leuten, was ſie denken, was ſie haben, was ſie machen, was ſie eſſen, kurz alles intereſſirt ſie und mit Fragen werden ſie gar nicht ſatt, ſie fragen Knechte, Mägde, Kinder, ja ſie würden die Ziegel auf dem Dache fragen und die Steine vor den Häuſern, wenn ſie reden könnten. Die andere Sorte hat kein Intereſſe als ſich ſelbſt, ſich betrachten, ſie als die Angel, um welche nicht bloß die Erde, ſondern Sonne, Mond und Sterne ſich drehen, meinen daher begreiflich ſie und alles, was ſie angehe, müſſe die ganze Welt intereſſiren im höchſten Grade. Solche Weiber ſind im Stande einem zu erzählen, wie viel Flöhe ſie im vergangenen Sommer vom Leben zum Tode gebracht, wie viele ihnen entronnen, wie weit ſie geſprungen und wie keinem andern Floh ſolche Sprünge gelungen, als ſolchen, welche an ihrem Blute erſtarket. Die Wirthin war von der letzten Sorte. Sie und ihr Mann lebten beſtändig in ungeheuer wichtigen Welthändeln, und es ärgerte ſie nichts mehr auf der Welt, als daß nicht alle Zeitungen davon angefüllt waren. Das ſei nur ein Vergönnen von böſen Leuten, welche es ihnen nicht gönnen möchten, daß es bekannt werde den Leuten, wie man mit ihnen umgehe, behauptete ſie. Dieſem Uebelſtand ſuchte ſie beſtmöglichſt abzuhelfen dadurch, daß ſie Allen, welche ſie am Rockzipfel erfaſſen konnte, ihr Herz öffnete, doch leider nie bis auf den

Grund, ſintemalen nie einer kam, der warten konnte, bis ſie fertig war. Ihr Mann hatte gewöhnlich Händel mit den Gerichten und wurde auf die ungerechteſte Weiſe geſtraft unter dem Vorgeben, er habe überwirthet, oder den Zoll umfahren, oder brauche ungerechtes Maaß und Gewicht. Dießmal aber lag ein ſchrecklicher Handel, welcher ſie beſonders anging, ihr zuvörderſt auf dem Herzen und ſie mußte immer und immer denken, wenn doch dieß die Welt wüßte, was doch die Welt dazu ſagen würde. Sie hatte nämlich einen ſehr wichtigen Handel mit der Frau Pfarrerin wegen Eiern, man denke! Sie, die Wirthin, hatte ſonſt einen ſehr bedeutenden Handel mit Eiern getrieben, hauptſächlich im Winter. Sie kaufte alle Eier, ſo weit ſie kommen mochte auf und begreiflich ſo wohlfeil, als möglich und ſpedirte dieſelben nach Thun oder gar nach Bern, hatte ein ſchön Profitchen nicht bloß, ſondern hielt ſich in Thun und Bern für eine wichtige und unentbehrliche Perſon, für eine Wohlthäterin des Vaterlandes, und erſt da oben in den Bergen hielt ſie ſich hochverehrt, da man es ihr alleine zu verdanken hätte, daß den Winter über ein ſchön Stück Geld mit den Hühnern zu verdienen ſei, wer ihnen nämlich den Verſtand machen konnte auch den Winter über zu legen oder die ſogenannten Auguſteier aufzubewahren, daß ſie noch verkäuflich waren. Die Wirthin machte den Preis, und wenn in Bern 3 Eier 2 Batzen galten, ſo zahlte ſie oben im Thale für 7 Eier 2 Batzen, las die faulen aus, legte ſie bei Seite, und legte ſie dann, wenn die Verkäuferin fort war, wieder zu den andern, was ein ſehr Erkleckliches ausmachte. Uebrigens gab ſie ſelten baar Geld, ſondern etwas aus der Wirthſchaft, und gar manche Frau trank zuweilen verſtohlen einen Schoppen, welchen ſie nie gekriegt hätte und bezahlte ihn mit Eiern. Es kömmt den Weibern komod, daß ſie, wenn ſie Eier aus dem Hauſe tragen, nicht gaggeln müſſen wie die Hühner, wenn ſie dieſelben legen. Potz Himmeltürk, wie da die Welt auf einmal voll Gaggelns würde und wie viele Weiber verblüffte Geſichter kriegten! Jetzt — man denke, minderte der Wirthin Anfangs Winter der Zufluß der Eier, mit der größten Mühe treibt ſie wenige auf, ſie ſendet Boten aus und dieſen geht es faſt wie den Knechten im Evangelium, ſie brachten ſtatt Eier lauter Ausreden heim. Hier hatte der Fuchs die Eier gefreſſen, dort ſogar die Hühner, hier hatten die Hühner ſich noch nicht vom Mauſern erholt, dort verlegten ſie die Eier, ja waren ſogar verhext und man hätte nach Unterwalden geſandt um Hülfe, und nächſtens würden zwei Kapuziner kommen, die Hühner zu beſprechen und zu löſen. Das kam der Wirthin ſonderbar vor, aber ehrlich und aufrichtig wie ſie iſt, wie ein neugebornes Kindlein, glaubt ſie es doch und denkt daran, auch eine Steuer an die Kapuziner zu geben, obgleich es ſie nichts angeht. Da kam eines Abends, ſo erzähllte ſie Jacob, als kein Mondſchein war und ich Erdäpfel ſchälte, an die Eier und an die Kapuziner dachte und es mich wunder nahm, wie die es machten um die Geiſter, welche das Legen verhielten, aus den Hühnern zu jagen, ein Weib zu mir und frug: wie geht es, Wirthin, und wie läuft dein Eierhandel? Ach Gott, da kam mir das Elend über das Herz und ich packte es der Frau aus und ſagte ihr, wie wir das Geld ſo nöthig hätten, da mein Mann im vergangenen Jahr auf eine verfluchte Art, wie es vor Gott und Menſchen nicht recht iſt, nein, ſie iſt es nicht, und wenn das Kalb, der Gerichtspräſident da wäre, an den Grind (Kopf) hinan, ſagte ich es ihm, geſtraft worden, und jetzt ſchlage das Unglück in die Hühner und Eier gebe es keine in dieſem Winter, ich hinterſinnete mich faſt, und deßwegen mehrten ſich doch die Eier nicht. Da ſagte die Frau, es iſt mir, es ſei erſt geſtern geweſen: Du kannſt mich von ganzem Herzen dauern, und deßwegen komme ich zu dir, du mußt wiſſen, wie man es dir macht. Weißt, es fehlt den Hühnern hell nichts, Eier giebt es, nie mehr, aber es iſt eine und zwar nicht weit von dir, die pfuſcht dir ins Handwerk, ſie giebt 2 Batzen für 6 Eier und nimmt es mit den faulen nicht ſo genau. Die Weiber reden dir nach, du habeſt es mit den faulen wohl ſtark gemacht und ſie noch behalten, die andere giebt ſie zurück. Da wars mir, als ſchlüge mich einer mit dem Holzſchlägel auf den Kopf, und hatte lange keine Sprache mehr, akkurat als hätte mich der Schlag, Gott behüt uns davor, getroffen. Das erſte, was ich ſagte, als ſie mir wiederkam, war, daß ich fragte: und wer iſt das

Lumpenmenſch, welches ſich unterſteht, die faſſe ich noch dieſen Abend mit meinen Zehn z'Acker (pflüge) auf ſeinem Geſichte. Zweifle, ſagte die Frau, es iſt Eine, an die du nicht ſinneſt und die es nicht nöthig hätte, es hält ihr auch Niemand viel darauf, die Pfarrherrin iſts!

Ja da war mir erſt nicht zu helfen, ich glaubte, es wolle mich tödten. An die hätte ich zuletzt gedacht. Ja wenn ſolche Weiber, deren Mann einen ſolchen Lohn hat und ihn nur mit dem Maul zu verdienen braucht, anfangen wollen mit Handeln und armen Leuten das Brot vor dem Maul wegnehmen, ja dann hats gefehlt und der Pfarrherr recht, wenn er ſagt, die Welt werde alle Tage ſchlechter, er kann es am beſten bei ſich ſelbſt abnehmen. Sie iſt die dümmſte Gans, welche auf zwei Beinen läuft, hat keine Zähne mehr im Maul, ein Geſicht wie eine Krähe, wenn ſie ſtudirt, und ſonſt iſt nichts mit ihr; daß der das in Sinn käme, hätte ich nie gedacht. Die ſchickt ſich für das Handeln wie eine alte Pfanne zu einem Sonntagshut. Und was das ſchlechteſte von der Sache iſt, denkt doch nur! Am Neujahr war es ſieben Jahre, da wollte uns eine alte Gans krepiren. Glücklicherweiſe ſah ich es zu rechter Zeit, hieb ihr geſchwind noch den Kopf ab, aber was nun mit ihr machen? Es ekelte uns, ſie ſelbſt zu eſſen. Aber wenn Niemand was in Sinn kömmt, ſo fällt mir was ein, was mache ich? Ich rupfe ſie, Flaum hat ſie gehabt, es war eine Pracht, er iſt jetzt im Deckbett in unſerer Herrenſtube, und ſchicke mein Mädchen, welches eben in die Unterweiſung ging, mit der krepirten Gans ins Pfarrhaus und laſſe ſagen: wir möchten auch mal gerne ein Zeichen thun dem Herrn wegen unſerer Zufriedenheit, wir hätten es ſchon längſt gethan, aber nicht gewußt, was ihnen anſtändig ſein könnte. Wir hofften, die Gans konnten ſie brauchen aufs Neujahr und ließen ihnen ein gutes und glückhaftiges wünſchen. Und was die danken ließen und wie ſie Manover gemacht, wie herrlich die Alte geweſen und wie ſie lange nie was ſo delicates gegeſſen, es iſt nicht zu ſagen! Wir lachten uns faſt zu Tode und jetzt macht die donnſtigs Frau ſo einen Streich und handelt mit Eiern. Ja wenn des Pfarrers Weiber ſo ſchlecht werden und einen an nichts ſinnen, weſſen ſoll man ſich dann von andern gewärtig ſein, denket doch! Nachdem nun dieſe Einleitung vorbei war, begann die Wirthin den gegenwärtig fürchterlich entbrannten Krieg zu erzählen, begann begreiflich mit der Kriegserklärung und Jacob mochte machen was er wollte, ſinnen und denken konnte er nicht, die Wirthin wußte ſich der Aufmerkſamkeit ihrer Zuhörer zu verſichern, ſie forderte alle Augenblicke eine Zuſtimmung: nicht wahr, das war — recht — ſchlecht, verflucht, hättet ihr geglaubt, was ſagt ihr zu ſolchem, kennt ihr Kirchenvoigt Vaters Bruders Sohns Mädeli u. ſ. w.? So redete und frug die Wirthin auf den Jacob ein und nagelte ihn mit ihrem Reden gleichſam feſt, hielt ihn daran wie an einem Strick und zog ihn wieder nieder, wenn er aufſtehen wollte, daß ihm himmelangſt wurde, er käme nicht fort zu rechter Zeit und habe umſonſt ſeine Klugheit aufgeboten und einmal auch einen ordentlichen Plan geſchmiedet. Glücklicherweiſe kamen andere Gäſte, dieſen fing die Wirthin den Handel von vornen an und ließ einſtweilen Jacob los. Den Augenblick benutzte er, zahlte, ging, aber ſtatt an weitere Pläne zu denken, mußte er immer und immer kauen am Zorn über die Wirthin und mußte denken: wie manchmal des Tages ſie von vornen anfangen müßte, und wenn man dort ſitzen bliebe bis drei Tage nach dem jüngſten, ob man wohl das Ende der Geſchichte zu hören kriegte? Erſt als er dem Häuschen näher kam, ſtellten ſich ſeine Gedanken wieder feſt auf das, was er daheim wollte, aber nun kam über das klare Denken das Bangen: finde ich Eiſeli oder finde ich es nicht, alleine oder nicht?

Mit klopfendem Herzen, ganz klein, wie ein Knabe in der Mutter Obſt- oder Milchkammer, trat er in die Stube, da ſaß Eiſeli hinter dem Tiſche und las in der Bibel. Als ſie aufſchaute und Jacob ſah, floh es über ſein Geſicht wie wenn eine ſchwarze Wolke über die Sonne zieht, Jacobs Geſicht dagegen erglänzte wie in der aufgehenden Sonne. So iſts bekanntlich alle Tage in der Welt, hier geht die Sonne unter und ſchwarz wird es vor den Augen, und dort geht ſie auf, vergoldet alles mit ihrem Scheine. Jacob grüßte lang und ſchön, Eiſeli kurz und trocken, wollte aufſtehn und gehen.

Jacob proteſtirte, er wolle Eiſeli nicht vertreiben, ſagte er, er dächte, es ſei für beide Platz da. Eiſeli antwortete, das ſei ihr bekannt, aber er werde was eſſen wollen, da er ſchon da ſei und dies wolle ſie bereiten, damit er wieder gehen könne, denn ein ſolch lang Stück vom Sonntag werde er doch nicht zu Hauſe bleiben wollen. Er begehre nicht zu eſſen, ſagte Jacob, aber ein vertraut Wort mit Eiſeli zu reden. So, meinte Eiſeli, alſo ein abgekart Spiel! Meinethalb, aber Jacob, ſeht euch vor, ihr ſeid an der Unrechten, und ſomit ſetzte Eiſeli ſich wieder hinter den Tiſch und war Jacobs Rede gewärtig oder deſſen, was er weiter wollte. Nun war Jacob gar nicht kouraſchirt wie ein Soldat, der ſich ganz reſolvirt hat, wenn er zum Sturm einer Batterie kommandirt wird, ſondern er war vom Reden der Wirthin ganz weich geworden wie ein weich geſottenes Ei. Aber eben in ſeiner Weichheit ſprach der Jacob ganz ſchön, wie er ſein Lebtag nie geſprochen hatte, daß er ſelbſt ganz gerührt wurde durch und durch. Er ſprach von ſeiner Liebe, wie das Herz ihm ſo voll ſei davon und zwar nicht von vergänglicher ſchlechter Liebe, wie man ſie heut zu Tage habe, ſondern von ächter ewiger Liebe, die halte bis wenigſtens ans Grab. Er ſprach von ſeinem Vermögen und welch Leben man mit demſelben hier im Thale führen könne und wie es der ganzen Familie zu gut kommen ſolle. Er frug Eiſeli, ob ſie denn was ſchlechtes von ihm wiſſe, ob er für einen Kreuzer veruntreut, ob er das Handwerk nicht verſtehe, nicht fleißig ſei? Sie ſolle ihm doch einmal allen Ernſtes ſagen, was ſie an ihn auszuſetzen hätte. Er ſei doch ein Burſche, der ſich mit jedem meſſen dürfe, und er denke doch nicht, daß ſie ihn verſtoßen wolle, bloß weil er ein Fremder ſei. Er habe ja nichts unehrliches von ihr begehrt und wolle ja in rechtmäßiger Ehe ſich hier niederlaſſen. Ja das wolle er, hier bleiben, ſei es nun lebendig oder todt. Nein, Jacob, ſagte Eiſeli, keins von beiden werdet ihr. Ihr werdet, wenn die Matten grünen und die Arbeit geht, euch ſo ſachte nach der Heimath wenden und ſehen, ob die Großmutter noch lebt. Die hat euch erzogen und was gutes an euch iſt, daß ihr nicht ſtehlt und ſonſt ſchlechte Sachen macht, das habt ihr derſelben zu verdanken und ſeid ihr dieſer nicht treu, ſondern abtrünnig, ſo ſeid ihr keinem Weibe treu, ſondern allen abtrünnig. So wird es auch ſein, und darum mag und will ich euch nicht und wenn ihr noch einmal ſo fleißig, geſchickt und reich wäret — denn euch, Jacob, fehlt die Hauptſache. Und dieſe wäre? frug Jacob. Ihr wißt, was ich meine, antwortete Eiſeli, ihr habt keine Religion, ſeid kein Chriſt. Ja was geht das das Heirathen an, frug Jacob? Ja, das geht das Heirathen an, ſagte Eiſeli, ob einer ein Chriſt iſt oder nicht, den dreieinigen Gott anbete und verehre oder nicht? Etwas muß der Menſch haben, was er anbete und worauf er ſein Vertrauen ſetze, hat der Pfarrer geſagt, und welchem er opfert alles, was er hat. Verehre nun einer nicht den allein ſelig machenden Gott, ſo habe er einen Götzen und manchmal ſei er ſelbſt der Götze, auf den er alles ſetze, von ihm alles Gute erwarte. Wer Gott als ein Chriſt anbete, der opfere Gott ſeine Sünden, ſuche alle Tage beſſer zu werden, den Nächſten zu lieben als ſich ſelbſt, Treue zu halten und von ſeinem Weibe ſcheide er nicht und ſeiner Haushaltung thue er Vorſorge und ſei ſanftmüthig und von Herzen demüthig. Mit einem ſolchen Manne ſei ein Weib glücklich, da wiſſe ſie, er trage ihre Fehler, beſſere ſie und hänge ihr nicht noch größere an, reize ſie nicht zum Zorne, zur Weltluſt oder andern Laſtern, ſie wiſſe, er falle nicht ſchlecht aus, ein Chriſt werde alle Tage beſſer, wer aber der Welt Knecht ſei, werde hin- und hergewoben, werde alle Tage anders, bis ihn endlich ein Laſter ſo recht herzhaft bei den Haaren faſſe und ins Verderben reiße. Sie ſei ſicher, daß der Mann ſie keinem Götzen opfere mit Leib und Seele, wie tauſend und abermal tauſend Weiber von gottloſen Männern geopfert würden, erſt ſchlecht gemacht an der Seele, dann einem frühen erbärmlichen Tode verfielen.

Ein Chriſt habe ein Gewiſſen und wiſſe, daß es eine Verantwortung gebe und daß Gott ihm meſſe nach dem Maaße, mit welchem er andern gemeſſen, daß Weib und Kinder ihm nachkämen ins andere Leben, daß er ſie nicht los werde, ſo wenig als ein Menſch ſeinen Schatten, daß ſie vor Gott über ihn Zeugniß reden müßten, ob er treu an ihnen gehandelt als wie ein Chriſt oder untreu als wie ein Heide. Wenn ich heirathe, was aber kaum geſchehen wird, ſo will ich gut heirathen, will mein Glück machen. Aber dumm und blind, wie viele Mädchen, bin ich nicht, die ihr Glück machen wollen und auf Reichthum oder ein gut Gewerbe ſehen. Was hilfts der Frau, wenn der Mann Geld wie Steine hat oder ein Ausbund von Geſchicklichkeit iſt, wenn er auch ein Herz von Stein hat, gegen die Frau ein Unflath iſt, wenn er geizig, verſchwenderiſch, zänkiſch, liederlich iſt und anderm Weibervolk nachläuft. Geld und Kunſt können dahin gehen, was hat dann die Frau, wenn der Mann ein Unchriſt iſt? Wer aber einen Chriſten zum Mann hat, der erheirathet Liebe und Friede, dieſe gehen über allen Verſtand, vergehen nicht, wachſen täglich und machen jede Lage ſüß. Ja, ſagte Jacob, Liebe und Friede kann man haben, ohne daß man alles glaubt, was einem vorgeſagt wird und ja freilich, Tugend und Sittlichkeit ſind recht und wir billigen ſie auch, und um ein guter Mann zu ſein, braucht man kein Chriſt zu ſein, das wäre ja ſchlimm und gar zu übel ging es vielen Weibern. Glücklich machen wolle er Eiſeli und ihr treu ſein, da ſolle ſie nur gar keinen Kummer haben, ſo wahr er der Jacob ſei, halte er Wort. Schlechtes wiſſe ſie ja nichts von ihm, und das ſei ja die wahre Religion, wenn man recht lebe, vernunftgemäß und zwar aus Freiheit und eigenem Antrieb, und nicht wegen des Lohns im Himmel und wegen der Furcht vor dem Teufel. Schlechtes weiß ich nichts von euch, Jacob, vielleicht wenn ich euer früheres Leben kennen würde, wärs anders. Hier hattet ihr eben nicht Gelegenheit, wenn ihr ſie gehabt hättet und die Menſchen um euch anders geweſen wären, wäre es vielleicht auch anders. Euere Religion iſt keine Religion für Chriſten, ſie beſteht darin, daß ihr thun dürft, was euch jedesmal gut dünkt, dem ſagt ihr vernunftgemäß, ich habe das ſchon manchmal ſo erklären hören, wenn auch nicht mit dieſen Worten. Was euch gut dünkt iſt recht, und Liebe und Friede ſind ſchön, ſo lange ſie vernunftgemäß ſind d. h. ſo lange es euch wohl gefällt, und einem Weibe ſeid ihr treu und ſorget für daſſelbe, ſo lange ihr dieſer Anſicht ſeid, euch nichts anderes einfällt oder Andere euch nicht eine andere Anſicht einbläuen.

Wer ſein ganzes Lebensglück auf die Anſicht und das Gutdünken eines wetterwendiſchen Menſchenkindes baut, der hat auf Sand ſein Haus gebaut, wo es nicht einmal großen Wind und Waſſer braucht, um es auf den Kopf zu ſtellen. Ihr habt ja auch einmal Gott Treue gelobt, habt aber dann eure Anſicht geändert, verläugnet ihn jetzt, wie lange würde es gehen bis ihr euer Weib verläugnen würdet, ſo ein Weiblein iſt noch lange nicht Gott? Ja, ſagte der Jacob, das iſt nicht ganz das Gleiche, von einem Weibe merkts der Mann, daß es da iſt, aber wo merkt man Gott? Und Beiſpiele hat man auch, daß ein Chriſt ſeine Anſicht geändert oder ein hölliſch böſer Ehemann geworden iſt, da iſt ein Menſch wie der andere, Chriſt oder nicht Chriſt. Jacob, ſagte Eiſeli, wer Augen hat, die ſehen und Ohren, die hören, und einen Verſtand zum Begreifen, der merkt den großen Gott hundertmal beſſer als ſo ein klein Weiblein, und wer ihn einmal merkt ſo recht von Herzensgrund, fällt nicht wieder von ihm ab, wird nicht von jedem Wind der Lehre hin und her beweget. Er geht immer den Fußſtapfen nach in Regen und Sonnenſchein, welche der eingedrückt hat auf der Erde, welcher das Kreuz vorangetragen hat, in deſſen Anblick wir heil werden ſollen von unſern Sünden. Gott iſt der Ewige und Unveränderliche, in ihm iſt kein Schatten der Umkehr, er hat das feſte Wort gegeben, an welchem kein Düpflein vergehen ſoll und wenn Berge und Erde vergingen. Hier iſt Beſtändigkeit und Treue, hier iſt ein Fels, der nie wanket, und wer dieſem Gott angehöret und treu iſt in Glauben und Wandel, dem dürfen die Menſchen trauen, der iſt treu und feſt, wird nicht umgekehrt, wie man einen Handſchuh kehrt, an einen ſolchen kann, darf ein Mädchen kommen, darf ihm vertrauen, daß er ein Mann, ſein Stab und ſeine Stütze, ſein Glück und ſeine Freude ſein und bleiben werde für und für und nicht bloß dieſſeits, wie ihr ſagt, ſondern auch jenſeits. So meine ich es, Jacob, ſchloß Eiſeli. Ja, ſagte Jacob, es iſt dann gar nicht geſagt, daß ich nichts glaube. Ich glaube an Recht und Tugend und ein göttlich Weſen in uns und es iſt eine Möglichkeit, daß Chriſtus ein guter Mann geweſen, und daß es ſchön wäre, wenn alle ſo wären, je nach ihren Umſtänden und der Möglichkeit, und daß man die Erde ſo einrichten ſollte, daß es allen wohl wäre, das glaube ich auch. Faren und Flauſen glaubt ihr, ſagte Eiſeli, machet die Kreatur zu Gott und die Erde, wo Eſſen und Trinken iſt, zu euerm Himmelreich, und das iſt nicht Chriſtenthum, ſondern Heidenthum, und bei all euerer Weisheit wißt ihr nicht, was Chriſtenthum iſt, habt euch was aufſchwatzen laſſen und ſchwatzt es wieder in den Wind hinaus, ohne zu wiſſen, was ihr ſagt. Ihr ſeid trotz dem, daß ihr euer Handwerk könnt, ein dummer Burſche und am Verſtand noch ganz jung und ohne Bart, macht euch groß mit Worten wie ein Bube, welcher in die Unterweiſung geht mit Fluchen oder der erſten Tabakspfeife, und habt von Gelehrten mit Schnäuzen, auf die ihr euch immer beruft, was läuten hören und wißt nicht was, und plappert es nach, weil es euch komod iſt und ihr meint, es ſei die allerhöchſte und allerneueſte Weisheit, und habt all euer Geſchwätz nie eine Viertelſtunde lang geprüft. Ihr habt es angenommen wie ein fünfjähriger Bube die erſten Hoſen anzieht und ſtolzirt darin herum wie der Bube in den neuen Hoſen, und ſeht Niemand als euch ſelbſt. Daß ihr Liebe zu mir habt, glaube ich nicht, ich ſoll nichts als ein Opfer ſein, welches ihr euerm Götzen ſchlachtet. Und das alles wißt ihr vielleicht nicht, denn euer Verſtand begreift eben nichts und prüfen thut ihr nichts. Thätet ihr es, ſo hättet ihr längſt an den Geſchöpfen bemerkt und angeſchauet Gottes Herrlichkeit und hättet verglichen das Leben, welches die Chriſten führen und das, welches die Neumodiſchen und Neumodiſch-Gläubigen führen und hättet gemerkt, warum es euch in den einen Häuſern wohl iſt, in den andern übel und daß, wer ins Zuchthaus kömmt, zumeiſt nie in der Kirche geſehen ward und daß all die Unglücksmacher und Saufbruder Gottloſe ſind, die an kein ewig Leben glauben, ſondern nur dafür ſorgen, daß es dem Schweine wohl ergehe. Ich bin nur ein Mädchen, aber ſchämen müßte ich mich, nicht zuſammenreimen zu können den Glauben und das Leben der Leute und es hat es euch doch der liebe Gott ſo dicht vor die Naſe geſetzt, damit, wenn euch die Augen fehlen, ihr es doch riechen könntet. Aber an euch wird Hopfen und Malz verloren ſein und ihr werdet beſtimmt ſein zu einem Exempel, wie dumm heut zu Tage euerer Gattig (Leute von euerer Gattung) ſei.

Darum ſetzt nur ab, ich will und mag euch nicht, nehmt den Weg unter die Füße, macht daß ihr heim kommt, vielleicht daß die Großmutter euch den Staar ſticht und dem rechten Licht wieder Oeffnung macht. Durch dieſe ſchwere Rede ward Jaccb hart getroffen, ſagte ihm doch das Mädchen Dinge, welche dem Jacob ſeit ſeiner Großmutter Zeiten nie geſagt worden waren, aber wie ihm auch der Zorn krabbelte auf der Stirne, unten im Herzen fühlte er ſich doch getroffen und zwar ſcharf wie ein Ritter, dem im wildeſten Rennen eine Lanze durch das Herz fährt. Die Hand ſinkt vom Zügel, die Augen verglaſen, die Muskeln löſen ſich, das Rennen iſt aus. Jacob hatte die Frechheit nicht, die Wahrheit, welche ſich ihm handgreiflich aufdrängte, zu verläugnen, die Frechheit der jungen Schule, welche alles für erlaubt hält, was ihnen dient, er konnte noch nicht ſtämzbeln (berner Ausdruck für wiſſend lügen). Der Sinn für Wahrheit erhob ſich in ihm, Nebel flohen weg, Erfahrungen ſtellten ſich dar, daß er ſich verwundern mußte, ſie früher nicht ordentlich gewürdigt zu haben, er mußte ſich ſagen: das Mädchen hätte etwas recht.

Das Mädchen faßte ihn praktiſch, nicht theoretiſch, und die Liebe bahnte dem Glauben den Weg. Das iſt weder neu noch unglaublich, denn wo iſt ein Glaube auf Erden, welchem Liebe, Liebe zum Leben oder Liebe zu einem Mädchen nicht den Weg gebahnt hätten. Wie viele wurden aus Liebe nicht Türken, Juden, Heiden von allen Sorten, warum ſollte endlich einmal einer aus Liebe nicht auch Chriſt werden können? Indeſſen geſchah dies denn doch nicht ſo, wie Buben in eine Pfütze ſpringen und wieder hinaus, ſondern Jacob ſagte: er wolle aufrichtig ſein und ſagen, vielleicht möge Eiſeli recht haben darin, daß er die Sache zu wenig geprüft, daß er ſich durch Vorurtheile habe hinreißen laſſen. Er wolle geſtehen, er ſei gar zu altväteriſch erzogen worden, und als er in die Welt unter andere Menſchen gekommen, habe er gleich geſehen, daß ſein Glaube nicht mehr paſſe, vielleicht ſei da aber der Sprung zu groß geworden, denn das ſei eben das Schwerſte am rechten Orte ſtehen zu bleiben. Wenn es ein junger Burſche nicht konne, ſo müſſe man es ihm nicht ſo übel nehmen, dieß ſei ſchon alten grauen Häuptern und ſogar Staatsmännern begegnet, ganz ausgelerneten, welche Alles konnten, ſogar rechnen an den zehn Fingern, welchen nichts fehlte als ein wenig Franzöſiſch. Aber ſelbſt ſei der Mann und zum Prüfen ſei man ja auf der Welt und hier ſei er gerade am rechten Orte dazu, und er ſei überzeugt, daß wenn Eiſeli ſeine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit ſehe, ſo werde ſie ihm hold werden und nicht mehr nein ſagen, einen, der ſie mehr liebe, kriege ſie nicht mehr. Da ſagte Eiſeli: wolle er ein Chriſt werden, ſo freue es ſie von ganzem Herzen, und wenn er recht prüfe, ſo ſei ſie überzeugt, er ſehe die Wahrheit, auf wie lange wiſſe ſie freilich nicht, denn er ſcheine ihr einer von denen, in welche in jedem Hauſe und in jeder Pinte ein anderer Geiſt fahre. Doch ihretwegen ſolle er das nicht thun, ſondern um ſeiner Seele willen, ſie müſſe ſagen, ſie ſei ein ſchwach Mädchen und nicht der liebe ſtarke Gott, der Herzen und Nieren prüfe. Sie möge ihn nicht, ſie könnte ihm nie trauen, ſie habe ſeine leichtfertigen Worte gehört und die könne ſie ihm leider Gott nicht vergeſſen, ſie kämen ihr immer in Sinn, wenn ſie mit ihm beten würde und je frömmer er ſich ſtellte und vielleicht es auch wäre, ſo müßte ſie doch immer denken, es ſei geheuchelt, im Herzen ſei es ganz anders und es komme mal die Stunde, wo die allmächtige Hand Gottes in ihn fahre, auswendig mache das Inwendige, an die Sonne kehre, was hätte verborgen bleiben ſollen, den alten Unglauben und die alte Leichtfertigkeit. Dieſen Unglauben an ihn ſolle er ihr nicht für ungut nehmen, müſſe ſich doch der liebe Gott Jacobs Unglauben gefallen laſſen, und ſei doch der ganz ein anderer und ſeine Herrlichkeit geoffenbaret ſeit Jahrtauſenden, während Jacobs beſſere Worte noch keine Stunde alt ſeien. Das ſei doch ein Unterſchied zwiſchen Gott und ihm, ſagte Jacob, ihn ſehe Eiſeli, aber Gott nicht. Allweg, ſagte Eiſeli, iſt ein Unterſchied zwiſchen Gott und euch. Gottes Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit iſt beſtätigt, und ſein Wort iſt feſt, von euch weiß man nichts, als daß ihr geſtern ſo geſprochen, heute anders und vielleicht morgen wieder anders. Darum habt ihr kein Recht Glauben an euch zu fordern. Aber eben das iſt ein Elend und ein Zeichen, daß ihr noch immer euer eigener Götze ſeid, daß ihr den Glauben an euere Perſon und euer Geſchwätz fordert, welchen man bloß und alleine Gott ſchuldig iſt, eine ſchauderhafte Verkehrung der Dinge, wenn man weiß, wie armſelige Menſchenkinder und Tröpfe ihr ſeid. Das ſolle ſie erfahren, ſagte Jacob, ob er wirklich ſo ein armſeliger Tropf ſei, dem man nicht glauben könne. Irren ſei menſchlich und ſchon andern Majeſtäten begegnet, aber aufrichtig ſei er und ein Heuchler niemals geweſen. Das glaube ſie wohl, meinte Eiſeli, aber ein unbeſtändiger Menſch, ſei ſo unzuverläſſig als ein Heuchler und das Beſte wäre, er ginge weiter. Das thue er nicht, ſagte Jacob, außer wenn ihn der Meiſter ſchicke. Wenn aber Eiſeli meine, er ſolle jetzt gehen, weil ſie nicht gerne hätte, wenn man ſie bei einander antreffen würde, ſo wolle er das gerne thun, er möchte Eiſeli für ſein Leben keine Ungelegenheit machen. Da ſtand Eiſeli flammend roth auf und ſagte: was bildet ihr euch ein, Jacob! Und wäre ich ſieben Wochen mit euch allein, ſo hätten mich doch die Eltern in keinem Verdacht mit euch. Das mag euch wohl begegnet ſein, daß ihr davon laufen mußtet, wenn ihr jemand kommen hörtet und daß man euch gehen hieß, weil ſchlechte Menſcher ein ſchlecht Gewiſſen hatten. Aber hier könnt ihr ruhig bleiben, Eiſeli wird nicht verdächtig. Und in der That, als die Familie heim kam, war ſie wohl verwundert Jacob anzutreffen, aber nicht wegen ſeinem Alleinſein mit Eiſeli, ſondern daß er gegen ſeinen Vorſatz ſo früh heim ſei. Er habe geglaubt, ſagte der Meiſter, er wolle auch einmal blau machen. In Interlacken gebe ſich das wohl am beſten, dort ſeien ſogenannte Sommerherren, welche im Winter ſieben Tage in einer Woche blau machten, da hätte man Geſellſchaft. Jacob hatte irgend eine Ausrede, warum er gar nicht in Interlacken geweſen und darum ſo früh heim gekommen. Man nahm dieſes auf Treu und Glauben an und kein Menſch dachte an was Weiteres.

Eilftes Kapitel.

Um der Liebe willen läßt der Jacob ſich herab und will das Chriſtenthum prüfen, und wie da das Chriſtenthum über ihn kömmt und ihn prüft.

Nun alſo wollte Jacob prüfen und forſchen, was am chriſtlichen Glauben ſei, ob er ein Chriſt werden könne oder nicht d. h. ob er auch den Glauben kriegen könne an das, was man nicht mit fünf Fingern greifen kann, etwas mehr als das ſogenannte Vernunftgemäße. Denn er hatte es, wie oben angedeutet worden, wie viele Gelehrte, welche ſagen, es ſeien ganz ſchöne Sachen im Chriſtenthum, welche ganz von der Vernunft beſtätigt und gut geheißen würden, und wegen dieſer ſchönen Sachen und ſo weit ſie gingen, ſeien ſie auch Chriſten, und alſo ſei es eine verfluchte Lüge wenn man ſage, ſie ſeien keine Chriſten, ſie ſeien beſſere Chriſten d. h. von ihrem Standpunkte aus, als die, welche ſie verläumdeten und verdächtigten. Und wenn man ihnen dann ſagt, glaubt ihr Dies, glaubt ihr Jenes, glaubt ihr an Chriſtus? ſo fahren ſie mit einem Kauderwelſch um dieſen Standpunkt herum, daß man ſtumm wird und am Ende ſo viel hat als ein Jäger, der mit einer langen Stange im Nebel herum nach Schnepfen und Enten geſtochen. Nun alſo der Jacob wollte prüfen, ob im Chriſtenthum neben den ſchönen Sachen, welche er bereits kannte, noch andere ſeien, welche ebenfalls ſchön ſeien, daß ein Gebildeter ſich ihrer nicht zu ſchämen brauche. Ach der gute Jacob begriff ſo wenig als mancher andere Gelehrte, was eigentlich prüfen ſei und worauf es dabei ankomme, weder auf Griechiſch noch Hebräiſch, weder auf Hegel noch auf Hengſtenberg, ſondern auf das Armſein im Geiſte und das aus der Wahrheitſein, daß man des Hirten Stimme hört. Einer, der verflucht gelehrt thut und alle Tage was Neues weiß um Profeſſor zu werden, wenn auch nur proviſoriſcher, und einer der um ein ſchön Mädchen buhlt und es nicht bloß proviſoriſch, ſondern zur wirklichen und ordinären Frau kriegen möchte, ſie taugen beide nicht zum Prüfen, ſie ſuchen halt die Wahrheit nicht, ſondern ſie ſuchen halt Was, um damit was zu kriegen, eine gute Profeſſur, eine ſchöne Frau oder gar einen Orden und ſei's nur der Bärenorden. Indeſſen an Unfähigkeit denkt ſe ein Jacob nicht und ſo ein Profeſſor wenn er aus der neuen Schule iſt, ſondern er glaubt an die eigene Unfehlbarkeit noch viel feſter als irgend ein Pabſt, und wenn er zehnmal irrt, ja zehnmal des Tages ſeine Anſicht ändert, ſo glaubt er doch alle Tage feſter an ſeine Unfehlbarkeit. Nun der Jacob begann alſo zu prüfen d. h. er machte es wie bei dem ſeligen Mütterchen, er machte weniger Oppoſition in die religiöſen Geſpräche hinein und was da geſagt und ausgelegt war. Beſonders was Eiſeli auslegte, begann ihm zu gefallen und viel beſſer und ſchien ihm viel vernunftgemäßer als was das alte Mütterchen ausgelegt und geſagt hatte, was die meiſten meiner Leſer und Leſerinnen begreiflich und naturgemäß finden werden. Ferner ging er zur Kirche, aber dieß koſtete ihn ſehr viel, er ſchämte ſich vor den Menſchen. Was werden ſie ſagen, dachte er, wenn ſie dich, den Jacob, in der Kirche ſehen? Himmelſapperment, wie werden ſie dich auslachen, die Kinder auf der Straße werden dir nachlaufen und in kein Wirthshaus hinein darfſt du mehr. Indeſſen die Kinder auf der Straße lieſen ihm nicht nach, die meiſten Menſchen achteten es eben ſo wenig, daß er jetzt kam, als ſie früher ſein Ausbleiben bemerkt hatten, nur einige Schnapphähne der Sorte außen fir und innen nir zogen ihn auf und frugen: ob er Betſchweſter werden wolle? Bei denen entſchuldigte er ſich ſtark und ſagte, er ſei ein grauſamer Liebhaber vom Geſang, und da man hier keine Liedertafel hätte, ſo müſſe er in die Kirche gehen, wenn er ſingen hören wolle. Es ſei einer ein ſchlechter Schütze, wenn er keine Ausrede wiſſe, kriegte er zur Antwort, wenn lauter alte Weiber zur Kirche gingen und ſingen thäten, er lieſe dem Singen ſo wenig nach als dem Beten. Dabei blieb es und Niemand achtete ſich weiters Jacobs Kirchengehn. Ins Thal hinauf war die Unduldſamkeit der jungen Schule noch nicht gedrungen, welche nicht will, daß einer anders ſchnäuze, ſpuke, nieſe, gränne, geſchweige meine, als die Meiſter es vorgemacht und Maaß und Form beſtimmt und zwar vermittelſt ihrer Unfehlbarkeit, welche alle Tage was anders macht und ſagt auf ewige Zeiten. Die junge Schule treibt nämlich eine Unduldſamkeit, von welcher die Jeſuiten alle Tage lernen könnten, und noth thäte es, daß alle rechten Chriſten alle Tage beten würden, daß Gott uns bewahre vor Ketzerrichtern, welche Namens der jungen Schule, der ſogenannten modernen Bildung, Dörfer und Häuſer durchſtöberten, Unglückliche aufzuſuchen und ſie zu hängen oder ſonſt zu erwürgen, welche an die Unfehlbarkeit und wahre ſogenannte Rechtgläubigkeit der jungen Schule nicht glaubten. Jacob war es zuerſt unheimlich in der Kirche, und wenn es nicht wegen etwas anderm geweſen, er wäre nach dem erſtenmale ausgeblieben, denn er konnte gar nicht begreifen, was vernünftige Leute beſtimmen konnte, Stunden weit zu laufen, um eine Stunde da zu ſitzen, um Gebete anzuhören, welche für ihn hohle Töne waren, und eine Predigt, die vernunftgemäße Sachen enthielt, welche man aber daheim beim warmen Ofen ganz bequem in jedem Buche leſen könnte. Allgemach bekam er Intereſſe, die leeren Töne kriegten Leib und füllten ſich nach einigen Worten, welche ihn nahe berührten, ſo daß er faſt zu glauben angefangen hätte, der Pfarrer ſtichle auf ihn, er ward geſpannt auf die Predigt und er fand wirklich, der Pfarrer ſei nicht ganz ſo dumm als er ſich die Pfaffen ſonſt in Bauſch und Bogen gedecht hatte. Er dachte zuweilen, es ſei kurios, es gäbe Leute, welche man ſich von weitem ganz ſchrecklich und ſchlecht vorgeſtellt, und kriege man ſie näher zu Geſichte, ſo ſei ihr Ausſehen ganz manierlich, und möglich ſei es, daß noch ganz paſſabel mit ihnen zu leben wäre. Wenn ein Teufel wäre, ſo müßte er faſt glauben, daß, wenn man ſich mal daran gewöhnt hätte, es einem in ſeiner Nähe recht heimelig zu Muthe werden könnte, denn ſchwärzer als ſo ein Pfarrer würde er doch jedenfalls nicht ſein.

Es kamen die Tage, an welchen in ſieben Predigten die Leidensgeſchichte des Herrn dem erlöſten Volke vor Augen geſtellt wird, damit es zu würdigen nicht vergeſſe, die Liebe, welche den Sohn geſandt, und das Löſegeld, welches der Sohn gebracht, welches nicht iſt vergänglich Silber oder Gold, ſondern ſein theures

Blut. Der Pfarrer hatte die Gabe, Zeit, Ort, Perſonen klar vor Augen zu ſtellen, daß es den Zuhörern heiß ward ums Herz, daß ſie meinten, ſie ſeien dabei, erlebten alles mit, daß in ihre Herzen die lebendige Ueberzeugung kam, was ſie hörten, ſei die Wahrheit, und kein erſonnen Mährlein. Das wußte der Pfarrer darzuſtellen mit ganz einfachen Worten und einfachem Weſen und weit entfernt von Declamiren und Schauſpielerei. Die Oede in den Herzen der Völker, das Harren auf die Erfüllung der Verheißung eines Meſſias, die verſchiedenen Richtungen der Harrenden, je nachdem ſie geiſtig oder fleiſchlich arm waren, die Erſcheinung des Meſſias in ſeiner wunderbaren und doch ſo einfachen Größe, ſo unanſehnlich äußerlich, aber in ſo großer geiſtiger Herrlichkeit über allen Verſtand der Verſtändigen hinaus, ſeine Stellung zu den Parteien, das Wogen am Feſte zu Jeruſalem, der letzte Abend und die Einſetzung des Abendmahles, das Gedächtnißmahl des neuen Menſchen in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit ging als Einleitung voran. Jacob hatte dieſes nie ſo im Zuſammenhange gehört, nie gehört, wie der Meſſias der Schlußſtein im Walten Gottes auf Erden, der Eckſtein im Leben der Völker ſei. Er hatte ſich ihn immer gedacht, wie ein vom Himmel gefallener Meteorſtein, und das war ihm, wenn nicht dumm, ſo doch unglaublich vorgekommen. Er hatte ihn betrachtet als etwas ganz Ueberflüſſiges, welches man auf die Seite ſtellen könne gleich wie irgend eine andere alte Geſchichte z. B. die der ſieben Haimonskinder oder die der heiligen Meluſine. Namentlich auf ſeiner Wanderſchaft hatte er in ſeinen Vereinen immer mit dieſer Leichtfertigkeit und höhniſchen Verächtlichkeit von Chriſtus ſprechen hören, und wenn man auch Lehren von ihm gelten ließ, ſo hieß es doch immer, dieſe ſeien nicht neu, man finde ſie bei den Heiden, Römern und Griechen, viel beſſer und klarer Nun ſah er es anders und hörte mit immer ſteigender Theilnahme den Verlauf der Leidensgeſchichte. Er lebte ſie gleichſam mit, fühlte das Beben des Fleiſches im Garten Gethſemane, ſah die ſchlafenden Jünger, den nahenden Verräther, hörte das Raſſeln der Waffen, das Zurückfahren der erſchrockenen Schaar, als der, den ſie ſuchten, deſſen Macht ihnen bekannt war, unerwartet vor ihnen ſtand, ſie erwarten mußten, aus ſeiner Hand, welche ſonſt die Wunden heilte, würden jetzt Blitze fahren und ſie verzehren. Er wohnte den Gerichten bei, und ſein Herz empörte ſich über die ſchlechten Richter, welche ihren Zwecken und ihren Rückſichten den Unſchuldigen opferten, keinen Sinn hatten für ſeine Herrlichkeit, weil ſie nicht äußerlich war, und über das ſchwache blinde Volk, welches bewußtlos hin und her gewebet ward von ſeinen Führern, heute Hoſianna ſchrie und morgen kreuzige ihn. Sein Herz erhob ſich wieder an der ſanften klaren Ruhe des Erlöſers, dem das rechte Wort nie fehlte und die Beleidigungen des Geſindels ertrug, als fühle er ſie nicht. Ihm graute vor dem Volke, als es ſo leichtfertig das unſchuldige Blut auf ſich und ſeine Kinder nahm, als er hörte, wie es über ſie kam und in Graus und Blut Jeruſalem unterging, durch Hunger, Peſt und Schwert verzehrt. Ihm graute vor dem Volke, das in wilder Luſt dem Kreuzigen zuſah und in teufliſcher Rohheit des Gekreuzigten ſpottete, und ſeltſam heiß ward es ihm ums Herz, als er die großen Worte hörte: Vater, vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Es ſchien ihm, als wolbe über dem Kreuze ſich der Regenbogen, das Zeichen der Gnade über die wüſte wirre Welt, die öden grauſigen Herzen der Menſchen. Seltſame Wochen verlebte Jacob in Weh und Wohl. Was er als ein altes Hirngeſpinnſt betrachtet hatte, war ihm nahe gerückt, er lebte mitten darin, er ging mit dem Herrn durch die Straßen Jeruſalems, er ſah die weinenden Jungfrauen und vernahm die troſtloſen Worte: weinet nicht über mich, weinet über euch und eure Kinder, wenn dieß am grünen Holze geſchieht, was ſoll mit dem dürren werden? Er gedachte mit Graus, was daraus geworden iſt. Es ergriff ihn, wie Alles ſo innig zuſammenhing und zwar nicht bloß ſo Wort mit Wort, wie in einem Mährlein, ſondern Wort und Leben, was Chriſtus ſagte und was in der Weltgeſchichte geboren ward und zur allbekannten Thatſache wurde. Der Charfreitag kam, der liebe bittere Tag, wo dem Menſchen unwillkührlich vor Augen treten die große Liebe Gottes und das bittere Bewußtſein ſeiner Sünden nicht nur, ſondern ſeiner Sündhaftigkeit, in welcher er untüchtig iſt zu allem Guten und geneigt zu allem Böſen, und der Gnade bedarf, welche die Sünden vergiebt, die Gebrechen heilet. Es war als ob eine gewiſſe Feierlichkeit in den Lüften ſchwebe, feierlicher ums Thal die Berge ſtänden, feierlicher die Fälle rauſchten, ernſter die Herzen der Menſchen pochten, ſchweigſamer alle wurden, die Blicke in ſich kehrten, in Wehmuth die eigene Natur betrachteten, in inbrünſtiger Andacht zum Himmel ſchauten. Als der Morgen dieſes lieben bittern Tages kam, war ſtill die Luft, bedeckt der Himmel, ſo war es auch in den Gemüthern der Menſchen. Ernſter ward es, je näher die Zeit kam, wo man den Ruf der Glocken hörte, zu begehen die heilige Sterbeſtunde des hochgelobten Erlöſers. Wer je eine theure Leiche im Hauſe gehabt, der weiß, wie ihm ward, wenn die Stunde nahte, in welcher ſie aus dem Hauſe weg getragen werden ſollte zu Grabe, wenn die Leidtragenden ſich ſammelten, der Ruf kam zum Aufbruch und langſam und feierlich aus dem Hauſe der Todte getragen wurde, langſam und feierlich hinter ihm her das Geleite ſchritt zur heiligen Ruhe, der weiß, wie in frommem Lande am Charfreitag die Stimmung iſt, weſſen die Herzen voll ſind. Und wie ſonſt die Kirchenleute mit den Marktleuten verglichen werden Schwatzens halber, ſo ſcheint jetzt verſiegt der Fluß der Rede oder wo er noch fließt, fließt er langſam, ernſt ſind die zu hörenden Worte, meiſt drucken ſie bloß das Bangen aus zu ſpät zu kommen und zu ſpät zu ſein heute, ſchiene manchem eine Vorbedeutung als ob er auch zu ſpät an die enge Pforte käme. Es iſt Allen als müßten ſie mit einer heiligen Leiche ziehen, als gingen ſie nach Golgatha zu empfangen den Leib des Herrn, ihn zu balſamiren und zu geleiten in Joſephs neues Grab, daß er dort harre den Engeln des Herrn und auferſtehe am heiligen Morgen, wenn ſie kämen und wälzten von des Grabes Thüre den verſiegelten Stein. Ja wohl iſts ſo wunderbar und ahnungsſchwer am Charfreitage zu empfangen die heiligen Zeichen des vergoſſenen Blutes und gebrochenen Leibes deſſen, der geſagt hat: wer nicht meinen Leib iſſet und trinket mein Blut, der iſt nicht mein, zu empfangen dieſe Zeichen in das Grab, deſſen Gewölbe unſer Leib iſt. Ein ſteinern Grab, in dem keine gute Frucht, die nicht aus Sünde geboren oder mit Sünde je befleckt war, gewachſen iſt, in welchem jetzt geſäet wird verweslich und auferſtehen ſoll unverweslich der neue Menſch, der nach Gott geſchaffen iſt, und der die Verheißung hat beides des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens. Nun zu harren in gläubigem Vertrauen des Tages, wo die Engel des Herrn kommen, und aus dem Grabe das neue Leben hervorgehen laſſen, das neue Leben, welches ewig iſt und in immer vollkommener Herrlichkeit erblüht. Und wenn auch nicht in allen das volle Bewußtſein iſt, ein dunkel Ahnen von des Tages Bedeutung weht doch alle an. Nicht lange her war es, da hätte Jacob geſpottet, wenn er das Strömen der Menge, welche wie dunkle Bäche die engen Bergpfade hinunter ſich wanden, geſehen hätte. Jetzt wanderte Jacob mit, ernſt allerdings, als ob ein ſeltſam Ahnen einer andern Zukunft ſein Herz umweben würde, als ob er fühle, auch er ſei ein Grab, in welches neues Leben kommen werde, welches bis dahin übertüncht geweſen, innerlich aber voll Moder und Todtengebein. Die große Kirche war mehr als voll und ernſter als gewöhnlich auch der Pfarrer. Er verkündete die Liebe, die ausharrt bis ans Ende, die ſagen kann: Vater, es iſt vollbracht, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt! und den gewaltigen Eindruck der einfachen Worte auf unbefangene Menſchen, daß der heidniſche Hauptmann unwillkührlich ausrufen mußte: Wahrlich, dieſer Menſch war gerecht und Gottes Sohn. Es ergriff Jacob, daß es ihm war als müſſe auch er aufſtehen und Zeugniß ablegen: ja wahrhaftig, ſo iſts, der war gerecht und Gottes Sohn. Der war Gottes Sohn, der arme Nazarener, der vor mehr als 1800 Jahren viele hundert Stunden weit gekreuzigt und deſſen Todestag und Leichenfeier begangen wurde, als ob ſein Tod erſt eben erfolgt und ſeine Leiche mitten unter ihnen ſei, ſeine Leiche mitten in tauſend und abermal tauſend Gemeinden ſei, rings auf dem Rund der Erde und ſeine Liebe und ſein Weh in Millionen Herzen. Das war weder Menſchenwerk noch Pfaffentrug. Menſchenwerk vergeht und an die Sonne kömmt der Trug, und über Millionen hat weder Menſchenwitz noch Pfaffentrug Macht durch ſo viele Jahrhunderte. (Die Radicalen mögen bedenken aus eigener und allerneuſter Erfahrung, wie lange Witz und Trug beſtehen, was ſie vermögen und wie weit ſie kommen.) Es war Jacob wirklich als hätte er alles ſelbſt geſehen und ſelbſt gehört, als ſtände er weinend bei den Jüngern unterm Kreuze und ſchmerzlich fühlte er, daß ihm der Balſam fehle und die Spezereien um Chriſtus würdig zu begraben, daß er von Ferne ſtehen müſſe, damit er ſehe, wohin er gelegt würde, um, wenn er für das Rechte geſorgt, ihm die Ehre geben könne, die ihm gebühre. Es war ihm eigen um das Herz, es drängte ihn hin, wie es die Liebenden drängt ans Todtenbett, an des Grabes Rand, aber er ſchämte ſich und fürchtete ſich und blieb in der Ferne ſtehen, aber immer und immer klang es im Herzen wieder: ja das war ein gerechter Menſch und Gottes Sohn!

Als man heimkehrte, blieb es ſtille, wie es ſtille bleibt, wenn man heimkehrt von einem Leichengeleite. Ernſt und ſinnend ging jedes der Arbeit nach. Der Charfreitag iſt wohl ein heiliger Tag, doch kein Feiertag im Canton Bern, man würde dieſen Tag ſehr ungern miſſen zur Arbeit. Der Same, welcher an dieſem Tage in die Erde kömmt, wird lebendig und ſtehet auf vor allem andern Samen. Am Morgen empfängt die treue Hausfrau im Herzen heiligen Samen, Nachmittags ſtreuet ſie in die Erde den Samen ihrer Lieblingspflanzen, und wenn ſchön und voll die Levkoyen blühen und wohl der Flachs geräth, ſo ſinnet ſie auch an das, was inwendig geſäet iſt, unvergänglich erblühen ſoll, freut ſich deſſen und pfleget es wohl.

Dem Jacob war auch ſehr ernſt zu Muthe. Chriſtus hatte er zum erſtenmal ſo recht geſehen, wie er leibt und lebt, ehemals und noch jetzt in jedem Chriſten. Er fing an zu begreifen, daß man ohne Chriſtus kein Chriſt ſein könne, er verlangte ein Chriſt zu werden, er war überzeugt, an Chriſtus könne er glauben und zwar aufrichtig.

Am Abend frug er: wie es wohl wäre, wenn er Oſtern zum Abendmahl gehen wollte, ob er ſich beim Pfarrer melden müſſe oder ohne weiteres hingehen könne? Der Meiſter meinte, es brauche hier keine weitern Formalitäten, wer zu des Herrn Tiſch komme, dem reiche der Pfarrer das Brod, ohne darnach zu fragen, was er glaube und wie er es meine. Die andern ſahen ihn etwas ſeltſam an, doch ließ man ihn in Ruhe, bloß die Mutter ſagte: es müſſe ihm anders gekommen ſein ſeit er hier ſei. Damals habe er Reden geführt, es hätte ihr gegraut mit ihm aus einer Schüſſel zu eſſen, ſie habe immer gefürchtet, der liebe Gott donnere hinein. Es ſei aber gut, daß es zuweilen einem Menſchen anders komme und beſſer, es gebe dagegen deren viel zu viele, die dem Teufel zuliefen, der immer heftiger herumſtürme wie ein brüllender Löwe und ſuche, wen er verſchlinge. Am folgenden Morgen, als Jacob alleine an der Arbeit war, der Meiſter war im Gemeinderath, kam Eiſeli zu ihm und ſagte: Hört, Jacob, es plagt mich etwas. Ihr wollt morgen zum Nachtmahl, das iſt recht und gut, aber ehe ihr geht, prufet euch recht. Es heißt, ſo wir uns ſelbſt richten, ſo würden wir nicht gerichtet werden. Und vergeßt ja nicht, daß Heuchler und Unbußfertige ſich ſelbſt das Gericht eſſen. Geht ihr um meinetwillen, ſo hilft es euch nichts und ihr verliert die Seele, denn euer Weib werde ich nie und nimmer. So ſprach Eiſeli und wartete die Antwort nicht ab, auf welche ſich Jacob beſann, denn das ſchwere Wort hatte betäubend in ſeine Seele geſchlagen. Euer Weib werde ich nun und nimmer, ſauſte und brauſte ihm wie ein Gewitterſturm in der Seele. Alſo das Mädchen will mich nicht, und ſeinetwegen bin ich hier, bin in die Kirche gegangen, habe mich dem Glauben wieder ergeben, werde wacker ausgelacht werden, wenn ich wieder unter die Burſche komme und Eiſeli, meine Eiſeli ſoll ich nicht haben! Es erhoben ſich in ihm wilde Gewalten: Weh und Leid, daß er Eiſeli nicht haben ſolle, Reue, daß er ihretwillen ſo viel gethan, die Sucht ſich zu rächen an Eiſeli, nicht zum Nachtmahl zu gehen, wüſter zu werden und glaubensloſer ſich zu zeigen als je. Es iſt gar merkwürdig, daß der Menſch ſo oft, um ſich zu rächen, jemanden das Meſſer des Wehs und des Grams ins Herz zu ſtoßen, ſich an ſich ſelbſt verſündigt, ſich ſelbſt zum Racheopfer bringt. Wie mancher hat nicht einen Rauſch getrunken, ein Verbrechen verübt, ja ſich ſelbſt gemordet, nur um Eltern, Gatten, Kindern, Verwandten Schmerz und Herzeleid anzuthun? Es iſt ein eigenthümlicher Zug im Menſchen, daß, wenn in ihm Zorn und Rache recht groß werden, er ſich faſt eher an ſich als an Verwandten vergreift, ſich am Körper ein Leid anthut um jene am Geiſte zu verwuaden oder auch, wie es Jacob einfiel, ſich dem

Teufel in die Arme wirft, um jenen eine ewige Verantwortlichkeit aufzubürden.

Wie am Himmel, wenn ein nächtlich Gewitter getobt hat, durch zerriſſene Wolken der Mond tritt und mit ſeinem freundlichen Geſichte die erzürnten Elemente zu beſchwichtigen ſcheint, ein friedliches Licht über die zerzauſte Erde wirft, ſie tröſtet über die erlittenen Gewaltthaten, ſo ſtieg in Jacobs Seele der Stern der Hoffnung auf und brachte Ruhe in das Toben der Seele. Das ſei vielleicht bloß eine Prüfung, dachte er, Eiſeli wolle ſehen, ob ſein Glaube Wahrheit oder Heuchelei ſei. Weil ſie ſo fromm ſei, wolle ſie nicht, daß er um was Irdiſches zum heiligen Tiſche gehe. Da habe ſie eigentlich ganz recht. Er glaube auch, man ſolle mit einem Herzen gehen, welches zum Opfer bereit ſei und nicht nach Lohn begierig. So ſei es ihm wirklich auch. Wohl habe Eiſeli ihn in die Kirche geführt, aber zum Tiſche des Herrn geleite ihn wirklich der Glaube, und zwar nicht bloß der Glaube an einige Lehren, ſondern der Glaube an den, deſſen Leib gebrochen, deſſen Blut vergoſſen worden. Dieſen Glauben wolle er nun nicht wieder von ſich werfen aus Zorn über ein Weibsbild, wie lieb es ihm auch ſei, ſeiner armen Seele möchte er dies nicht zu leide thun. Sei es Eiſeli auch Ernſt geweſen mit den Worten: euer Weib werde ich nie und nimmer! ſo ſei er doch zum Glauben gekommen und den wolle er nicht wie ein thöricht Kind, welches nichts wolle, wenn es nicht alles haben könne, von ſich werfen, ſo dachte er. Indeſſen, dachte er weiter, glaube er, Eiſeli verſtelle ſich und wolle ſich nach Mädchenart ein wenig zwingen laſſen. Am beſten ſei es, er ſchweige und thue nach ſeinem Vorhaben und ſo bald er könne, rede er mit dem Meiſter. Der gebe ihm die Tochter ſicher gerne, ein Tochtermann mit Vermögen und Geſchicklichkeit ſei ihm ſicher nicht gleichgültig, und wenn der Meiſter ein ernſthaft Wort rede, ſo habe er noch nie geſehen, daß eins ſeiner Kinder Widerſpruch oder Ungehorſam gewagt. Er wolle dann aber auch Eiſeli zeigen, wie er ſie liebe und ob er ein Heuchler und ſein Glaube nur Verſtellung ſei. So faßte ſich Jacob, brachte den Tag ſtill und ernſt zu, ſuchte Eiſeli nicht, mied ſie nicht, berührte mit keinem Worte ihr ausgeſprochen Urtheil. Selbe Nacht ſchlief Jacob wenig. Es wogte heftig in ſeiner Seele, Liebe, Glaube, Hoffnung ſchlugen hoch ihre Wellen, Grollen, Zweifel, Bangen regten ſich ebenfalls, miſchten ihre Wellen mit den andern. Unruhig wälzte Jacob ſich hin und her, und wie es geht in ſolch fieberhaftem Zuſtande, es riſſen alle angeſponnenen Gedanken ſchnell ab, ähnlich der Wolle auf einem Knäuel gewunden, in welche die Motten gekommen und welche abgewickelt werden ſoll, oder wie ein flachſener Faden von einer ſchlechten oder ſchlafenden Spinnerin geſponnen. Früh war er wach. Es war ein wunderherrlicher Oſtermorgen, eine grüne Oſtern, kein Schnee war mehr im Thale, die ſonnigen Bergwände frei davon: es war ein wahrer Auferſtehungsmorgen. Was ſo ein ſonntäglicher Morgen in ſchönem Lande die Seele erhebt, in welcher ſonntägliche Gefühle wallen, wie es wunderbar glüht und kreiſt an einem ſolchen Oſtermorgen in einer Seele, in welcher der neue Menſch ſich regt zum Auferſtehen und Engel niederſteigen vom Himmel zum Grabe, das Siegel brechen, den Stein abwälzen, die Hände legen an die Leichenbinden!

Als das zweite Zeichen ſeine klaren Töne ausgeſandt hatte über das Thal, die Berge hinauf, in die Gründe hinein, da ward es lebendig im Thale. Der Fremdling wäre zweifelhaft geweſen, ob zauberiſche Töne große neue Blumen aus der Erde gerufen oder verklärt die Todten aus den Gräbern. In ſchönem maleriſchen Schmuck eilten die ſchönen Haslerinnen der Kirche zu, mit ihnen die ſchönen ſchlanken Männer, genährt von ſüßer Milch und reiner Luft, und doch hungernd und dürſtend nach anderer Speiſe, anderem Tranke, nach dem Tranke, der das ewige Leben giebt, nach der Speiſe, die für den Himmel kräftigt. Als Jacob hinter Mutter und Töchtern her neben dem Meiſter durch das Thal ſchritt dem Hauſe Gottes zu, da dachte er nichts, aber es ward ihm ſo weich und doch ſo wohl im Gemüthe, daß es ihm war, als möchte er knieen, beten, dann die Augen zuthun, um ſanft zu entſchlafen im Herrn, getroſt, daß, was verweslich geſäet werde, unverweslich auferſtehe. Er freute ſich an Jeſu Tafel zu erſcheinen, zu bezeugen, daß er ſein Jünger ſein wolle, es verlangte ihn das Pfand ſeiner Kindſchaft zu empfangen, an Eiſeli dachte er wirklich nicht. Noch war die Kirche des Thales Magnet und Mittelpunkt, ein großer Theil der Bevölkerung ſtrömte an ſolchen Tagen hier zuſammen, abſonderlich an einem ſolchen Oſtermorgen. Die Alten, welche glücklich den Winter überſtanden, kamen Gott zu danken für das erhaltene Leben und ihn zu bitten, daß er es immer reiner ſich geſtalten laſſe, auf daß, wenn er ſie bettete ins Grab, daſſelbe nur das Thor zu einem neuen reinen Leben ſein möge. Man ſah ſie ſtehn dieſe Alten auf dem Kirchhofe, ſie betrachteten die neu gewordenen Grabhügel, ſie ſchauten ſich um nach einem freundlichen Plätzchen, wo der matte Leib ſanft ſchlummern möge. Sie dachten, wo dann ihre Seele ſei, wenn am nächſten Oſtermorgen ihr Leib im Grabe ruhe und die Oſtern Feiernden an ihrem Grabeshügel ſtehn und ihrer in Liebe gedenken würden? Die Jüngern ſuchten ihre Bekannten, ſuchten Plätze in der Kirche, man ſah, ſie lebten noch mehr dieſſeits, ihre Gedanken ſchweiften ſeltener über das Grab hinaus; ein Platz in der Kirche lag ihnen noch dringlicher am Herzen als ein Platz im Grabe.

Der Pfarrer predigte kurz: Chriſtus der Auferſtandene ſei den Unmündigen das äußere Pfand der eigenen Auferſtehung, der neue Menſch, der da aus Gott geboren ſei, habe das ewige Leben, trage das Bild des Unvergänglichen und ſterbe nimmer, ſei das innere Pfand der Geburt des ewigen Lebens. Wie draußen der Frühling mit ſeinen ſproſſenden Blumen Zeuge und Pfand ſei, daß eine Zeit komme, in welcher die Blüthen zu Früchten reifen und eingeſammelt werden, ſo ſei die Geburt des neuen Menſchen in uns der Frühling eines neuen Lebens in Heiligkeit und Gerechtigkeit, welches alles aber nur ſtückweiſe ſei, mit Sünde noch befleckt, weit, weit von der Vollendung entfernt, Zeugniß und Pfand, daß eine Zeit der Vollendung komme, wo in Kraft erwachſe, was ſich hier in Schwachheit geſtaltet, zur Frucht reife, was hier als Keim und Blüthe erſchienen. Er wies ſie auf ihr Inwendiges, daß ſie forſchen ſollten, ob der alte Menſch im Grabe liege, der neue zur Welt gekommen ſei mit ſeiner Freude an Gott mit ſeinem Trachten nach Gott. Wer dieſen in ſich trage, der fühle es klar und feſt, er werde nicht ſterben, ſondern ewig leben, es werde ihm ein Oſtermorgen anbrechen, das ewige Licht die Schläſer wecken, und ſeine Augen werden Gott ſchauen in ſeiner Majeſtät und Herrlichkeit. Die andächtige Menge horchte geſpannt des Pfarrers inbrünſtigen Worten und als er geendet hatte, verließen Wenige die Kirche, die Meiſten wollten an des Vaters Tiſche die Speiſe empfangen, welche das ewige Leben wirken ſolle, wollten Siegel und Pfand der Kindſchaft empfangen. Stille ward es in der Kirche, einer Fliege Flügelſchlag hätte man gehört, es war ein feierlicher Augenblick. Da ſtieg der Pfarrer von der Kanzel, trat an den Altar, betete ſtille und mit ihm die ganze Gemeinde. Dann brach er das Brot, hob den Kelch, ſprach die Einſetzungsworte und ſeine Stimme klang in jedes Herz hinein wie eine Stimme aus einer höhern Welt. Dann traten Männer heran, des Thales Ehrwürdigſte, empfingen aus des Pfarrers Hand erſt das Brot, dann den Kelch, behielten dieſen, ſtellten hinter dem Pfarrer als Kelchhalter ſich auf, um der Gemeinde den ſchwer errungenen Kelch mit dem Tranke zu bieten, der den Dürſtenden erquicken ſoll, daß er fortan nicht mehr dürſtet. Nun wallte die Gemeinde, erſt die Männer, dann die Weiber, hin zu des Herrn Tiſche, der Zug der Gläubigen wollte kein Ende nehmen, er dauerte weit über eine Stunde. Unterdeſſen ward vorgeleſen aus der heiligen Schrift, ſchöner Geſang wechſelte damit ab und erhielt brennend die Flamme der Andacht.

Es war Jacob bang und ſeltſam zu Muthe als er nach ſo langer Unterbrechung wieder erneuern wollte den Bund, dem er untreu geworden war. Die Arme Gottes ſind immer offen für verlorene Söhne, welche in ſich ſchlagen, ſich aufmachen, den Vater wieder ſuchen, und noch immer iſt Freude im Himmel über einen verloren Geweſenen und wieder Gefundenen mehr als über neun und neunzig Gerechte. Und doch kommen die verloren geweſenen Söhne mit Bangen und Beben, es ſchwillt das Herz, es wird ſchwer der Athem und wenn ſie auch nichts laut zu ſagen, zu bekennen brauchen, nicht einmal: Vater, ich habe geſündigt vor Gott und Menſchen, bin furder nicht mehr werth dein Sohn zu heißen, ſo legt doch die bebende Hand, mit welcher ſie die Zeichen empfangen, das Bekenntniß ab, wie tief ſie ihre Schuld fühlen, wie ſehnlich ſie Gnade ſuchen, wie innig ſie die verſöhnende Liebe empfinden. So war es Jacob. Als er von des Herren Tiſch zurückkehrte ging er faſt bewußtlos ſeinem Meiſter nach, und was er auf dieſem heiligen Gange empfunden, was er gedacht, bis der Gottesdienſt ganz zu Ende war, er wußte es nicht zu ſagen.

Als das Amen geſprochen war läutete es, die Thüren der Kirche thaten ſich auf, wie aus dem Schooße der Erde Blumen und Bäume, wie aus dem Grabe das Leben, ſtrömte aus dem ſteinernen Hauſe das blühende Volk, geſpeiſet, getränkt und ſichtlich erquickt am heiligen Brunnen. Hell leuchteten die Augen, munter förderten ſich die Schritte und ſelbſt alte Weibchen ſchritten rüſtiger, huſteten weniger, ſtiegen leichter hinauf an die Halden, wo ihre Heimath war. Langſamer ſchritten die Männer den Weibern nach, um ihnen Zeit zu laſſen, das Haus zu beſchicken, das Mittagsbrod zu rüſten, damit bereit ſei das Mal und ſie ſich nur an den Tiſch zu ſetzen brauchten wenn ſie nachkämen. Es war Jacob frei und leicht ums Herz, als hätte er eine ſchwere Bürde von ſich geworfen und könne nun wieder grad auf gehen mit aufgerichtetem Haupte und jedem ins Auge ſehen mit unbeſchwertem Gewiſſen. Es war ihm, als möchte er ſingen, jauchzen, pfeifen, und beim geringſten Anlaß hätte er es ſicherlich gethan, zu großer Erbauung Gottes und zu großer Aergerniß chriſtlich ängſtlicher pedantiſcher Seelen, welche glauben, alle Bekehrten und Auserwählten dürften nur nach einer Note ſingen und auf einem Loche pfeifen, und haben Augen, und ſehen nicht, wie wunderbar mannigfach Gott Gaben und Kräfte ausgetheilt, wie viel Töne er erſchaffen, auf wie viel tauſend Weiſen er ſein Lob bereitet hat und namentlich auch im Munde unmündiger Kinder, und die haben doch wirklich oft ſeltſame Töne und wunderliche Sangesweiſen. Der Grundton, den Oſtern im Herzen des chriſtlichen Volkes anklingt, iſt Freudigkeit. Warum ſollte man nicht freudig und fröhlich ſein, wenn der Tod den Stachel verloren, dem Grabe der Sieg entriſſen worden, ſider der Himmel offen iſt und die Engel auf- und niederſteigen?

Zwölftes Kapitel.

Wie ſich am Oſtertag die Liebe rührt und endlich Alles einen Austrag nimmt.

Wer geſunde Glieder hat und ein unbeſchwert Gemüthe, dem wird es, wenn am Oſtertag die Sonne ſcheint, zu eng im Hauſe, er muß hinaus unter den freien Himmel, er mags nicht leiden wenn irgend etwas zwiſchen ihm und dem Himmel iſt, ein Stein vor dem Grabe. Die Mädchen flogen aus, die Mutter ſaß vorm Haus, Jacob und der Meiſter ſtiegen an einer Bergwand empor zur freien Lueg übers Thal. Es drängte Jacob, nachdem er ſich von ſeiner ſchweren Vergangenheit losgeſagt, eine heitere Zukunft ſich zu erbauen, und da drängte ſich Eiſeli als ſein Engel in dieſelbe hinein, er mochte wollen oder nicht. Er wollte wiſſen, woran er ſei, und leicht findet ſich das ſchwerſte Wort, wenn man friedlich und gemüthlich mit jemand wandert. So wie Schritt um Schritt ſich giebt von ſelbſt, ſo bringt die Zunge Wort um Wort hervor aus den innerſten Grunden der Seele. So ſprach Jacob zum Meiſter. Er erzählte ihm, was er mit Eiſeli gehabt, was darauf in ihm vorgegangen, was geſtern noch ihm Eiſeli geſagt, wie er aber glaube, ſie habe das nur gethan, um ihn zu prüfen, und damit er nicht um Lohnes willen gläubig wurde. Wider ihn habe ſie nichts, einen andern im Auge hätte ſie, ſo viel er wiſſe, auch nicht und er denke, wenn die Sache dem Meiſter recht ſei und derſelbe ein ernſthaft Wort mit ihr rede, ſo gebe ſie gerne nach. Er vermuthe immer, ſie ſage nur deshalb Nein, weil ſie fürchte, es könnte den Eltern nicht recht ſein, weil er ein Fremder ſei. Weiß nicht, ſagte der Meiſter und klopfte ſeine Pfeife aus, es iſt dieß nicht des Mädchens Weiſe, was es geredet hat, iſt geredet, und daß es mich nicht zu fürchten hat, weiß es. Ich für mich hätte nichts dawider, ihr ſeid mir recht, ſo bald ihr euch im Thale ſetzen würdet, aber in die Fremde ziehn, wo ich mich Eiſeli's nie mehr von Angeſicht zu Angeſicht erfreuen könnte, ließe ich freilich das Mädchen nicht gerne. Ihr habt euere Leichtfertigkeit abgelegt und ich glaube im Ernſte, denn wer vom beſſern Holze iſt, dem kommt die Zeit, wo er umkehrt und nach einem beſſern Leben trachtet. Ich habe dies an vielen Kameraden erlebt. Freilich giebt es auch andere, welche zu nichts als zu Futter für das Pulver taugen. Aber das Mädchen zwinge ich nicht, will es euch, wohl und gut, will es euch nicht, ſo ſetzet ab. Was das Mädchen im Kopfe hat, das hat es nicht in den Füßen. Er könne es faſt nicht glauben, ſagte Jacob, daß es ihm jetzt abgeneigt ſein könnte, er wüßte ja gar nicht warum? Aber wenn es ſo wäre, er hielte es nicht mehr hier aus, er glaube wahrhaftig, er könnte verwirrt werden im Gemüthe. Wenn ihm das Mädchen ſo ſehr am Herzen liege, ſo glaube er wirklich, ſo leid es ihm thue, es ſei am beſten, er gehe weiter, ſagte der Meiſter. Länger bei einander zu ſein, ſei für beide Theile plaghaft und führe zu nichts. Scheiden und Meiden thue freilich weh, ſei aber nach ſeiner Erfahrung immer noch das beſte Mittel gegen die Liebe. Wenn es auch nicht ſei, wie es heiße im Liede, aus den Augen aus dem Sinn, ſo komme man doch wieder zu ſich ſelbſt und heirathe aus lauter Elend um ſich tröſten zu laſſen, oder finde eine, welche man lieben müſſe, weil ſie akkurat der Geliebten gleiche, oder was habe, Haare, Stimme, Augen, oder ſei es auch nur das Ohrläppchen, welches ihn mahne an die Geliebte. Er habe dies in Spanien mehr als hundertmal erfahren. In Rußland nicht, das ſei kein Land für die Liebe, da gedeihe nichts als Wanzen und Eiszapfen, und an der Bereſina habe man einen Ueberfluß an Kanonenkugeln verſpürt. Jacob ließ noch allerlei Seufzer los, ankerte immer feſter ſich in die Hoffnung hinein, that ſehr ungeduldig in der Ungewißheit, und hatte doch ſehr ſtarke Bangigkeiten vor dem Entſcheid — kurz er that dumm, akkurat wie ein ernſtlich Verliebter. Nun Jacob, ſagte der Meiſter, das hilft euch all nichts, da iſts immer am beſten, wie Napoleon es machte, raſch mitten drauf, nicht ſtille geſtanden, nicht zurückgeſehen, ſei man lebendig oder todt, bis man am Ziele iſt, dann hat man Zeit genug nachzuſehen, ob man lebendig davon gekommen oder todt ſich hinlegen müſſe. Geht heim, voran, ich rücke als Reſerve hinter her und ehe zwei Stunden um ſind, iſt der Handel entſchieden. Dagegen trug Jacob mächtige Bedenken, obs heute wohl der Tag dazu wäre? Dann ſollte der Vater voran, er wollte hinter her, am liebſten gar nicht dabei ſein. Weit vom Geſchütz gebe alte Kriegsleute, wird er gedacht haben. Es war ihm wund und weh als er den Entſcheid ſo nahe ſah, und doch als der Alte bei den vorgebrachten Bedenken ſagte, ihm preſſire es nicht, ſeinethalben wolle er wohl ſchweigen, da kam es dem Jacob wieder anders und er meinte, es ſei doch vielleicht heute der ſchicklichſte Tag. Es ſei ein ſo glücklicher Tag, er habe ſchon ſo viel empfangen, er wüßte nicht warum der Abend unglücklicher ſein ſollte als der Morgen, und wenn Giſeli ſein würde, ſo ſei der Himmel auf Erden ſein. Am Ende wurde alſo doch für heute entſchieden, aber der Vater ſollte voran gehen, Jacob erſt in einer Stunde nachkommen, wo er fix und fertig ſein Urtheil empfangen konnte. Es giebt kurze und lange Stunden auf der Welt, wie bekannt, aber längere hatte Jacob keine als die, welche er verſtreichen laſſen ſollte, ehe er dem Vater nachrückte. Vielleicht tauſendmal zog er ſeine Uhr aus der Taſche und immer und immer ſchien ihm der Zeiger auf dem gleichen Fleck zu ſtehn.

Es iſt ein banges Warten auf den Stundenſchlag, der uns eine Entſcheidung bringen ſoll, welche unſerm ganzen Leben Richtung und Beſtimmung giebt. Endlich glaubte er ſie habe geſchlagen, und machte ſich auf. Wer ihm zugeſehen, hätte glauben müſſen, er habe etwas zu viel im Kopfe, entweder ein Mädchen oder ein Gläschen, denn bald ſchoß er davon wie ein Pfeil, bald wußte man nicht rücke er gegen Süden oder gegen Norden vor. Er ſah Niemand vor dem Häuschen, das war ihm von übler Vorbedeutung, ſein Kommen merkte Niemand, er hörte in der Stube ſtark reden, draußen ſtand er wie ein armer Sünder, durfte nicht hinein. Er war auf dem Sprunge davon zu laufen, da öffnete ſich die Thüre, eine der Schweſtern kam heraus und als ſie ihn ſah, rief ſie: Herr Jeſus, da ſteht er ja! Es hat gefehlt, tönte es ihm in den Ohren, und es ward ihm, als ob all ſein Blut zu Blei würde, ſich mühſam ſchwer wälze dem Herzen zu. Als er hinein kam ſagte der Meiſter zu Eiſeli: nun kannſt du es ihm ſelbſten ſagen. Ja, Vater, wenn es ſein muß, ſo will ich ſchon, obgleich es vielleicht beſſer geweſen wäre, ihr hättet es gethan. Warum, Jacob, glaubt ihr mir nicht, redete Eiſeli ihn an, und meint dann doch, ich ſolle euch glauben? Das iſt nicht recht von euch und beſonders am heutigen Tage nicht. Ich haſſe euch nicht, ihr ſeid von Natur nicht bös, ſeid vielleicht jetzt auf guten Wegen, vielleicht auch nicht, ich weiß es nicht. Was zwiſchen mir und euch iſt, das wißt ihr, Jacob, ich habe es euch ehrlich geſagt und weg iſt es nicht. Ihr ſeid zur Kirche gegangen, euere läſterlichen Reden habt ihr eingeſtellt, habt ſogar das Abendmahl genoſſen und vielleicht wirklich ernſthaft und mit dem rechten Glauben, und am Abend laßt ihr Heirathsanträge machen und ſeid doch gewarnt worden und deutlich genug. Ich ſollte euch zürnen, daß ihr mich alſo plaget und wenn der Vater nicht verſtändiger wäre als ihr, ſo thäte ich es. Nun wollte Jacob auch reden, ſeine Aufrichtigkeit betheuern und mit ſeiner grauſam großen Liebe ſich entſchuldigen, aber Eiſeli ſagte: Seht, Jacob, ihr wißt ſelbſt nicht, was in euch iſt. Ihr habt das Geiſtliche und das Weltliche gar ſeltſam unter einander in euch, das dreht ſich wie ein Eichhorn in einer Trulle, bald iſt das eine oben, bald das andere, bald das Geiſtliche, bald das Weltliche. Am Morgen ſeid ihr ein Chriſt in aller Aufrichtigkeit, am Abend ſeid ihr wieder der alte Jacob, und wiederum ganz aufrichtig. Ihr werdet hin und her bewegt wie ein abgefallenes Blatt, den rechten Fels und Eckſtein habt ihr nicht gefunden. Ich habe nichts wider euch, Jacob, aber zum Manne mag ich euch nicht. Ich kann euch nicht achten wie eine Frau den Mann achten ſoll. Dafür muß der Mann feſt ſein und Boden haben unter den Füßen, muß wiſſen, was er will, und die Frau muß wiſſen, daß ſie auf ihn bauen und an ihn ſich halten kann, und ſo einer ſeid ihr nicht.

Nun wollte Jacob ſagen, daß ja kein Menſch vollkommen geboren werde, daß jeder ſich ändern müſſe, um ein rechter Chriſt zu werden, und nur der verſtockte Sünder feſt und beharrlich bleibe, ſo einen werde Eiſeli doch ja nicht wollen. Das iſt noch die Frage, fuhr Eiſeli zornig auf, ob ich ſo einen nicht lieber wollte als einen, der mit Chriſtus ſpielt, um ein Mädchen zu kriegen, der entweder ein Heuchler iſt oder ein Tropf, der ſelbſt nicht weiß, was er heute iſt, noch viel weniger was er morgen ſein wird, je nachdem ihn was gelüſtet oder jemand Einfluß auf ihn hat. (Da mußte Jacob unwillkührlich denken an den Spruch der Großmutter: Jacob, du biſt ein Eſel und bleibſt ein Eſel!) Doch zornig und böſe werden wollen wir nicht, fuhr Eiſeli fort, wir wollen im Frieden ſcheiden. Prüfet euch ſelbſt und euern Lebenslauf, ſo werdet ihr finden, ich habe recht. Ihr ſeid kein Ausbund im Laſter, kein dummer Menſch, aber ein Spielball von Welt und Menſchen, und die können je nach den Umſtänden zu den gröbſten Verbrechen kommen. Das fürchte er nicht, ſagte Jacob, wenn Eiſeli ſeine Frau würde, aber was es aus ihm gebe, wenn er wieder in die Welt hinaus müßte, das wiſſe er nicht. Allweg hätte es dann Eiſeli auf dem Gewiſſen. Es ſei doch ſchrecklich, wenn man ſich bekehre, nun, ſtatt etwas davon zu haben, geſtraft würde und das Beſſerwerden ſich zum Vorwurf machen laſſen müſſe. Jacob, Jacob, wer den Lohn der Welt will, der hat den höhern Lohn dahin, und wer um Irdiſches ſich bekehrt, deſſen Bekehrung iſt nur ein Uebertünchen des alten Grabes, welches voll Moder und Todtengebeine iſt, entgegnete Eiſeli. Und vielleicht habe ich doch recht gehabt, als ich euch vor des Herrn Tiſch warnte, Jacob, denkt an das Eſſen und Trinken des Gerichtes, und eben da müßte ich mir ein Gewiſſen daraus machen, daß ich euch zu einem unwürdigen, leichtſinnigen Genuß des heiligen Abendmahles verleitet hätte, wenn ich euerem Begehren willfahren wollte. Nein, Jacob, eben darum müßt ihr wieder wandern, damit ihr euer ſelbſt gewiß werdet und prüfen möget, ob euere Berufung eine rechte und wahre ſei. Ihr müßt aufrichtige Buße thun, und manches habt ihr ſicherlich noch zu büßen, jetzt Hochzeit machen iſt nicht büßen, wenigſtens einſtweilen nicht. Wandert langſam nach Hauſe, erquickt eure Großmutter, erſtarket demüthiglich im Guten, dann wünſche ich euch ein brav Weib, dann verdient ihr es. Mich aber plaget nicht mehr, der Vater hat es mir verheißen. Der Vater hätte die Heirath nicht ungerne geſehen, er hatte die

Abneigung gegen die Fremden nicht, war er doch in Spanien und Rußland geweſen, und hätte die Hülfe eines wackern Schwiegerſohnes gerne gehabt. Aber er war ein verſtändiger Mann und gönnte ſeinen Kindern eine verſtändige Freiheit, darin hatte er Napoleon nicht zum Muſter genommen. Er ſagte oft, wenn derſelbe nicht einen ſo verfluchten Starrkopf gehabt hätte, er wäre noch der Napoleon. Die Mutter ſagte nichts dazu, aber wir glauben bloß deswegen, weil Eiſeli entſchieden war. Hätte Eiſeli geſchwankt, die Mutter hätte jedenfalls nicht zu Jacobs Gunſten geredet, die Mitmeiſterſchaft eines Fremden wäre ihr auf keine Weiſe anſtändig geweſen, auch wiſſen wir nicht, ob ſie in Beziehung auf Eiſeli ſich nicht mit höhern Plänen trug.

Jacob war durch dieſe beſtimmte Abweiſung wie zermalmt. Wohl wollte ſein Stolz das Haupt erheben, wollte Eiſeli ſagen, ſie hätte nicht halb ſo große Urſache, ſo wählig zu thun, am Ende ſei es ihm gleichgültig, Die oder eine Andere. Ein Mann, wie er, finde allenthalben ſolche, welche glücklich ſeien, wenn ſie ſo einen, wie er ſei, kriegen könnten. Aber er that es nicht, die Liebe war größer als der Stolz, er verſtummte, ging hinaus, ſetzte ſich draußen auf das Bänklein vor dem Hauſe und weinte.

Es war ein wunderherrlicher Abend. Klar war der Himmel, voll ſtieg der Mond über die Berge, das Rauſchen der Fälle tönte durch das Thal, in ſtiller Majeſtät lagerten ums Thal die Berge mit den weißen Häuptern. Dieſe ſtille Herrlichkeit mehrte ſeine Wehmuth, er fühlte, er ſei ein Nichts, ein Sandkorn, welches der Fuß, der es niedertritt, nicht beachtet, in der That ein Menſch ohne Willen, ein Spielball der wehenden Winde. So ſaß er lange im ſtummen Harme, ſein Herz war wie zerſchmolzenes Wachs, er war wie ausgeſchüttet Waſſer. Da kam der Meiſter, ſetzte ſich zu ihm, rüſtete ſein Pfeifchen und ſprach freundliche Worte. Lange hörte Jacob wenig davon, indeſſen der Meiſter ſetzte nicht ab, griff beſſer zu, daß Jacob hören mußte und erwachen aus ſeinem dumpfen Träumen. Hört, ſprach der Meiſter, es thut mir leid, daß es ſo iſt, ihr könnt es mir glauben, aber ändern kann ich es nicht, und was man nicht ändern kann, muß man annehmen und denken:

Und jetzt — was machen? Hätte Napoleon, als Moskau brannte, gleich gedacht: Und jetzt was machen, wir wären an der Bereſina nicht ſo in Eis und Pech gekommen. Nun, Jacob, was machen? Ich dächte, ihr packtet das Felleiſen und wandert ſachte der Heimath zu. Arbeit findet ihr jetzt allenthalben. Ihr könnt ſchaffen und wandern in aller Bequemlichkeit, im Herbſt könnt ihr in der Heimath ſein. Es thut mir leid, mein Nutzen wärs, wenn ihr bliebet, aber ſo wie es ſteht, iſts beſſer ihr geht; hier mehrt die Qual, ſie mindert, wenn ihr geht. Jacob jammerte erſt noch, wie das doch ſchrecklich ſei, daß wenn man ſich bekehre und ein beſſerer Menſch werden möchte, man einem das nicht glauben wolle, mit Händen und Füßen von ſich ſtoße, ſo müſſe ein Menſch die Luſt verlieren ſich zu beſſern, müſſe zu Grunde gehen und wer daran ſchuldig ſei?

Ja ſeht, Jacob, ſagte der Meiſter, das iſt halt ſo. Wer einmal das Vertrauen verloren hat, hats verloren, und es geht lange bis er es wieder hat. Und es iſt recht ſo, denn ſo muß er ſich lange und ſtark anſtrengen, muß alle ſeine Kräfte zuſammen nehmen und Probe um Probe ablegen, daß es ihm Ernſt ſei. Dabei wurzelt das Gute ein und er wird wirklich beſſer. Würde man ſo leicht Vertrauen finden und alsbald für den Rechten genommen werden, ſo wäre es immer wieder im Alten und gründlich wurde Niemand beſſer. Das iſt akkurat wie beim Militär. Hatte einmal einer unſerer Offiziere ſich dumm oder feig gezeigt, ſo war all Vertrauen hin, und wollte er es wieder gewinnen, ſo mußte er zehnmal tapferer ſein als die andern, kam er dabei mit dem Leben davon, ſo gab es was aus ihm, er wurde Oberſt, General oder Marſchall. Denn ſeht, Jacob, ihr ſeid nicht bloß ſo ein unbekehrter Menſch geweſen, ſo gleichſam ein Rekrut, der kein Pulver gerochen, der ſich duckt, wenn die Kugeln kommen, ihr ſeid einer geweſen, der davon gelaufen und ſich deſſen noch gerühmt, ein Deſerteur gleichſam. Ja da mangelt es was, Jacob, ehe die Scharte ausgewetzt iſt, nicht bloß ſo ein bloßes Sagen: bon jour, bin auch wieder da! Darum, Jacob, müßt ihr Eiſeli nicht zürnen, es hat im Grunde recht, es iſt eines Soldaten Tochter und hat die tapfern Leute gerne, denen man getroſt und muthig nachmarſchirt, wenn ſie mit der Fahne voran marſchiren. Im Grunde kann ich dem Mädchen nichts dagegen haben, hatte ich es doch auch mit meinen Offizieren ſo, und ein Ehemann iſt mehr als ſo ein bloß Lieutenantchen oder Hauptmännchen, welche, wenn es recht angeht, alle Tage wechſeln, ein Mann iſt Feldmarſchall, der das Kommando führen ſollte, der einen feſten Poſten hat und auf den es hauptſächlich ankommt, ob die Bataille gewonnen wird oder verloren geht. Denn was hilft alle Tapferkeit der armen Teufel, wenn alles contrair befohlen wird oder der General ſelbſt zum Teufel geht? Empfindlich ſagte endlich Jacob, er ſehe wohl, wie man es mit ihm meine, daß man ſeiner gerne los ſein möchte. Daran hätte er nicht gedacht, das hätte er nicht um ſie verdient. Deswegen ſei es wirklich am beſten, er gehe und zwar ſchon morgen, er wolle ihnen nicht länger im Wege ſein, maulte Jacob. Jacob, ihr ſeid ungerecht, ſagte der Meiſter, ihr wißt und ſehet nicht, wer es gut und wer es böſe mit euch meint, Eiſeli wird euch gut kennen. Haben wir denn nichts um euch verdient, daß ihr mir jetzt ſo kommt? Doch, Jacob, ich will nicht rechnen, will billig ſein; wenn mich ein Mädchen, wie Eiſeli, ausgeſchlagen hätte, es wäre auch nicht richtig geweſen mit mir umzugehen, ich begreif's. Darum gute Nacht und ein gut Bedenken, morgen in der Früh rechnen wir, denke ich, mit einander.

Gute Nacht kann man einem Menſchen wohl wünſchen, und es iſt ſchön, wenn man es thut, aber daß dann dieſer deswegen eine gute Nacht hat, das iſt ein ander Ding. Nun giebt es aber auch zweierlei gute Nächte, ſüße, ſchöne Nächte, wo der Schlaf weich dem Leibe bettet, helle freundliche Bilder vor der Seele gaukeln, wo, wenn die Augen wieder aufgehn, die Sonne ſcheint, erquickt an Leib und Seele der Menſch vom Lager ſpringt. Aber es giebt auch ſchwere Nächte, wo in bittern Schmerzen Leib oder Seele oder beide liegen, wo es wie Feuer brennt, wo wie in Schrauben alle Glieder ſich krümmen, wo ein verzehrend Weh durch die Seele dringt, und dieſes können auch gute Nächte ſein, Nächte, wo, wie das Gold im Feuer, die Seele geläutert, in Schmerz und Weh der Menſch geboren wird, der ſein Haus auf Felſen ſtellt und deſſen Trachten nach dem Himmel geht. Gar Mancher, der krank lag, ſei es am Leib oder an der Seele, ſegnet die Nacht, wo ſein Bett ſein feuriger Ofen war, in welchem er Gott loben und preiſen lernte, aus welchem er ging als ein in Gott Geläuterter.

Vielleicht war es auch eine ſolche Nacht, welche Jacob verbracht hatte, als er am Morgen früh hinunter kam reiſefertig, blaß war er und tief im Kopfe lagen ihm die Augen. Unten war auch alles auf, doch ſtill ging es zu. Der Meiſter that ſeine Rechnung mit Jacob ab, gab ihm ein ſchönes Trinkgeld, was dieſer lange nicht annehmen wollte. Er hätte faſt geſagt, könne er nicht haben, was er wolle, möge er auch das nicht. Indeſſen nahm er es endlich. Ihr wißt nicht, was es euch geben kann auf der Reiſe und wie ihr dann froh wäret über das Stück Geld, zu was man mit rechten Dingen kommen kann, muß man nie verſchmähen, hatte der Meiſter geſagt. Die Mutter hatte das Frühſtück angerichtet, doch ward wenig dabei geredet, mehr als ein Auge ward feucht über dem Eſſen; der Meiſter mußte alle ſeine Gedanken zuſammen nehmen, um hie und da was zu ſagen. Der Jacob war daneben doch ein guter Burſche geweſen, und wenn einer ſo abgefertigt und verſchmäht abzieht, des Mitleids wird ſelten ein Weib ſich erwehren, wenn nämlich der Abgewieſene nicht gar ein verächtlicher und thörichter Menſch iſt, ſeine Werbung eine anmaßliche Ueberhebung war. Erſt jetzt merkten alle, daß er ihnen lieb geweſen, in ihr Leben eingewachſen war, daß durch ſein Heraustreten eine Lücke entſtand, und wer weiß, wenn Jacob ſein Herz hätte wenden können wie einen Strumpf, einer der andern Töchter zu, ob er unerhört geblieben wäre? Selbſt Eiſeli war weich, und als ſie ihm ſagte: lebt wohl, Jacob, und zürnt mir nicht, von ganzem Herzen wünſche ich, daß es euch wohl ergehen möge, hier und dort, that ihr das Herz weh.

Jacob hatte das ſeine zum zerſpringen voll, und als er endlich alleine ſeines Weges ging, weinte er bitterlich. Schwarz ſchien ihm die Welt und öde und leer war es in ihm, als ob ſeine Seele ihm aus dem Leibe genommen ſei und geſpenſterartig ſein Leib dahin wanke.

Er fühlte, was es heißt, das Herz zerreißen. Und doch wünſchte er nicht, wenn er nur nie da geweſen wäre, es fiel ihm nicht ein ſich vorzuwerfen, daß er ſeinen Vorſatz nicht gehalten, nicht fremd und kalt geblieben ſei, daß er in Liebe in ein Haus hinein gewachſen ſei. Es iſt dies der ächten Liebe Eigenthümlichkeit, daß ſie unerwiedert, verſchmäht doch ſüß bleibt und ein köſtlich Kleinod. Welche Pein ſie auch verurſacht, ihr Beſitzer würde ſie doch nicht hingeben, er härmt ſich nie darüber, daß er ſie hat, er freuet ſich noch des Harmes, welchen ſie ihm verurſacht. Es giebt Menſchen, ſie gehen mit wundem Herzen aus jedem Hauſe, und dieſe warme Liebe bleibt doch die ſchönſte Begleiterin auf ihrem Wege. Es iſt dieſe Liebe, die wahre Lebenskraft, welche allenthalben, wohin ſie kömmt, Wurzel ſchlägt, im Reiche der Geiſter, Blüthen treibt und Früchte bringt, ſie iſt das Höchſte im Menſchen und ihr gehört das Himmelreich. Bequem iſt wohl die kühle Kälte, welche allenthalben ſich Bahn macht, allenthalben das Beſte ſich ausſucht, aus den Blumen den Honig zu ſaugen ſucht, allenthalben unbeſchwert und leichtfertig weiter geht, aber göttlich iſt ſie nicht, hohe Freuden bringt ſie nicht, das Himmelreich öffnet ſie nicht, ſie bringt Genüſſe, wie ſie der Käfer hat, der im Miſt ſitzt, ſie bereitet Freuden, wie ſie der Habicht hat, der Tauben fängt, ein Wohlleben, wie es die Katze hat, wenn ſie mit Mäuſen ſpielt. Es iſt dieſe warme Liebe ähnlich dem Blute, welches der Gemsjäger ſich quellen läßt an der Fußſohle, wenn er an nackten Wänden, an kahlen Scheiteln der Berge herum ſteigt, das warme Blut klebt ſelbſt am kahlen Felſen, ſichert den kühnen Jäger vor tödtlichem Fall in die geheimnißvollen nie erforſchten Gründe, ſo hält die warme Liebe das Menſchenkind auf dem engen Pfade, der durch die ſchmuzigen Sümpfe der Welt führt, ſchützt daſſelbe vor dem Verſinken und ſein Herz vor dem Erfrieren, leitet den Menſchen zu der engen Pforte, welche zu dem Throne führt, auf welchem die Liebe thronet.

Dreizehntes Kapitel.

Wie Jacob auf Bern kommt und was er da erlebt.

Dießmal ging Jacob zu Schiff die Seeen hinunter und that es ohne Furcht, es war jezt etwas in ihm, welches ihn über die Furcht erhob, welches ſelbſt über den Tod nicht erſchrocken wäre. Es war nicht Verzweiflung, aber ein Ergeben in alles, was da kommen mag, ein Ergeben, welches eben kommt, wenn der Menſch ſich Gott ergiebt, wenn er vergeſſen will, was da hinten iſt und ſich ſtrecken nach dem vorgeſteckten Ziele. Als er vor nicht ſo viel Monaten am Rande des Thunerſees hinaufging, wie war er nicht ſo keck und kühn, er hatte Geld, Erfahrungen, die Ueberzeugung: ſein ſelbſt ſei der Mann, in ſeiner Hand liege ſein Geſchick! Wenig Monate waren verfloſſen, es war ihm ganz anders gegangen als er gedacht, er war ein ganz anderer geworden als er geweſen und an dem allem hatte er nichts machen können, das war die geträumte Selbſtſtändigkeit und Selbſtbeſtimmung. Und was ihm zukam, kam nicht aus Zufall, ſondern aus väterlicher Hand, ſollte zum Beſten ihm dienen. Wie ſtark und feſt er damals auch ſchien, jezt war er viel ſtärker, viel feſter, er wollte etwas thun, wozu er vorher auch nicht die geringſte Kraft in ſich gehabt hatte und wozu es allerdings ſehr großer Selbſtüberwindung bedurfte. Er wollte nach Bern gehen und Kathry heirathen. In der vergangenen guten Nacht, als das Weh der Verſchmähung wie ein zermalmend Wagenrad langſam über ſein Herz ging, da zuckte es ihm wie ein Bliz durch die Seele: das haſt du an Kathry verdient! Vor ſeiner Seele ſtand die arme Kathry, wie ſie ihn geliebt, mit ganzer Seele an ihm gehangen, ihm alles geopfert was ſie hatte, wie ſie gerade in dieſem Opfern ihr Glück gefunden, und wie er dieſe Liebe nicht bloß nicht empfunden, ſondern gemißhandelt und verhöhnt in der gemeinſten ſchnödeſten Selbſtſucht. Jetzt erſt, als er liebte und ſein Leben für ſeine Liebe gegeben hätte, erſt jetzt begriff er Kathry und was ihre Liebe werth war. Aber auch erſt jetzt dachte er daran, wie es in ihrem Herzen müſſe geweſen ſein, als er ſich nicht kündete. Wie das Hoffen auf Briefe in ihrer Seele gebrannt, zur glühenden Pein geworden ſei, als Tag um Tag kam, aber kein Brief, ihr Zuſtand ſichtlicher an den Tag trat, der Spott der Andern und ihre höhniſchen Nachfragen dazu kamen und ihre weiſen Zurechtweiſungen; du hätteſt das doch ſinnen ſollen, ein Burſche wie der und du ſo ein klein wuſt Ding. Du hätteſt doch denken ſollen, der mache es dir ſo, wenn es ein rechter Burſche geweſen wäre, ſo hätte er beſſere Kleider gehabt und einen Schatz gewählt, dem er Geſchenke gegeben und nicht einen, von dem er angenommen, zähle darauf, ſolchen iſt nie zu trauen, das ſind die Allernichtsnutzigſten unter allen! Wie Kathry dann geweint, ſich gehärmt, ihr Herz ſei auch gebrannt als ob ein zermalmend Wagenrad langſam daruber hinfahre. Er mußte an Alles, Alles denken, fühlte wie ein brennend Eiſen die Schuld in ſeinem Herzen, das habe ich an der Kathry verdient, mußte er immer wieder ſagen. Und wie Mancher wohl noch ſo denken müſſe im ſpäten Lebenslauf: das habe ich an dieſer, an jener verdient, das mußte er ebenfalls denken. Sehnen, Verlangen kam über ihn, es reifte der Entſchluß nach Bern zu gehen, Kathry zu ſuchen, gut zu machen, was er geſündigt, durch lebenslängliche Buße ſie und Gott zu verſohnen. Es gab eine Zeit, wo man wußte, was büßen iſt, Buße bedeutet. Das war die Zeit, wo kühne Helden ihr Schwerdt wegwarfen, hohe Häupter ihre Kronen, in härenem Gewande und tiefſter Erniedrigung gut zu machen ſuchten, was ſie geſündigt, die Wahrheit ihrer Reue bezeugten, daß ſie das Liebſte opferten und dem ſich unterzogen, was ihrer Liebe am entgegengeſetzteſten war. In unſerer weichen Flaumzeit, in welcher man in heilloſer Verblendung die Kinder kraft- und ſaftlos erzieht, weiß man nicht mehr, was bußen heißt, man verhöhnt die Bedeutung, man ſtriche das Wort aus der Sprache, wenn man es vermochte. Im Hegeliſchen Kauderwelſch, welches der Gaunerſprache ähnlich iſt, wie eine Schweſter der andern, ſteht es bereits nicht mehr. Nun wenn der Sünde Weh wie ein zweiſchneidend Schwerdt durch die Seele dringt, wie den Brüdern Joſephs als ſie ſagten: das haben wir an unſerm Bruder Joſeph verdient, begreift, was Buße iſt, und wie da eine Kraft in der Seele erwacht, welche nicht mit leichten Sühnungen tändelt, ſo wenig als der Held mit Dolchen und Meſſern, ſondern nach dem Schwerſten greift, die Kraft, welche das rechte Auge ausreißt, die rechte Hand abhäut, wenn Aergerniß von ihnen kommen. Nur der wird es begreifen wie Jacob den Entſchluß verbrachte, von der ſchönen Eiſeli weg, die ſeine ganze Seele füllte, hinzugehen und die häßliche Kathry zu heirathen, welcher er ſich vor aller Welt ſchämen mußte, erwarten mußte, daß' wenn er mit ihr heimkomme, die Kinder auf der Straße ihm nachlaufen, mit Fingern auf ſie zeigen und rufen würden: ſieh, wie der Jacob eine mitgebracht! ſeine Großmutter hat nicht umſonſt immer geſagt: Jacob, du biſt ein Eſel und bleibſt ein Eſel! Er war ſich deſſen wohl bewußt, er dachte mit Schaudern an ihr ganzes Weſen wie aus Lehm gebacken, doch nur halb, und doch wollte er, er der Jacob, der ſonſt über die beſte Ehe geſpottet hatte, Kathry heirathen und wollte treu ſein und ehrlich an der armen Kathry und nicht bloß bis einen Tag nach der Hochzeit, ſondern ſo lange als Gott ſelbſt das Band nicht löſe. Dabei war ihm als lächle ein klein Weſen ihn gar lieblich an, zapple mit Händen und Füßen gegen ihn hin. Wenn er das gethan, die Buße vollbracht, dann, dachte er, wolle er Eiſeli ſchreiben, es ihr erzählen und ihr danken, daß ſie ihn nicht genommen, denn nun habe er ſühnen können, was er gefehlt. Dann, dachte er, werde ſie doch denken, der Jacob war kein Heuchler, ich that ihm Unrecht, und vielleicht denke ſie dann noch mehr, ſo dachte er.

Dieſen Entſchluß hatte er gefaßt, mit dieſem fuhr er die Seen hinunter und achtete ſich wenig deſſen, was ihn umgab. So wie ſich, wenn der Magen verdaut, das Blut zurückzieht und ein Fröſteln den ganzen Körper rüttelt, ſo wenn die Seele Schweres verwindet, erlahmt die Wahrnehmungsgabe, todt werden die Augen, ſehen und ſehen doch nicht. Bekannt iſt, daß wo man Gott eine Kirche baut, der Teufel eine Kapelle daneben ſetzt, und eben ſo bekannt ſollte ſein, daß wo einer einmal auf guten Wegen geht, der Teufel ſich in Zaunſtecken verwandelt und jeder Zaunſtecken vom rechten Wege zu locken verſucht. Thun iſt ein luſtiges Städtchen, weltbekannt dafür, alles iſt luſtig dort bis an den Wein, welcher dort wächſt, der iſt verdammt ſauer, und die Radicalen, die ſind akkurat wie der Wein, ſind von Natur ſauer und kriegt man viel davon, ſo macht es einen nicht bloß wunderlich, ſondern kreuzübel und ſteinweh; Bauchweh zum aus der Haut fahren iſt das wenigſte. Nun dort in dem luſtigen Städtchen, wo man aber noch andern Wein hat als radicalen Sauermus, da fand Jacob noch viele andere Burſche. Dieſe haben es umgekehrt wie die Schnepfen. Die Schnepfen weilen in Sommerszeit vereinzelt hier, dort, jede an dem Plätzchen, welches ihr am beſten gefällt und welches ſie noch unbeſetzt findet, treibt dort abſonderliche Geſchäfte, welche Niemand zu wiſſen braucht. Wird es dann unheimlich in der Einſamkeit, weil rauhe Winde kommen, weiße Flocken flattern in der Luft, dann zieht es die Schnepfen zuſammen, ſie ſammeln ſich und ſtreichen luſtigerm Lande zu, ein luſtig Leben zu führen, während man hier zu Lande friert und ſchauert. Die Burſche dagegen haben ſich zu überwintern geſucht, wie ſie konnten und mochten, wie die Mäuſe ungefähr, an Orten, welche ſie den Sommer über mit dem Rucken nicht anſehen, um geringen Lohn und ſpärlich Brot, nur um nicht wandern zu müſſen in den kalten Tagen. Kömmt aber der Frühling, ſchmilzt der Schnee, kann man auch in halb guten Stiefeln kommen durch das Land, hui wie ſie da aufjucken, läufig werden, die Bundel ſchnuren, größere, beſſere Plätze ſuchen, wo ein beſſerer Lohn, ein luſtiger Leben iſt. Am Oſtermontag wimmelte Thun von Handwerksburſchen trotz dem beſten Schnepfenbuſche beim erſten Schnee von Schnepfen. Da ging es luſtig her, die Winterabentheuer wurden berichtet und die allfällig erſparten Batzen kurſirten munter. Drei tüchtige Burſche und luſtige Brüder machten ſich an Jacob, boten alles auf ihn zu bewegen mit ihnen durch das Emmenthal gegen Luzern zu wandern und Bern bei Seite zu laſſen. Sie konnten ihm dieſe Reiſe nicht genug herausſtreichen abſonderlich für ihn, der ſchon in Bern geweſen und der großen langweiligen Heerſtraßen ſatt haben ſollte, wie es ſie dünkte. Zu dem ſei es nicht richtig nach Bern zurückzukehren, es ſei ſchon Manchem fatal gegangen. Nach ſeinem Abgang ſei gegen ihn geklagt worden, ein Mädchen habe ihn zum Sündenbock gewählt, ſein Name ſei angeſchrieben, komme er wieder, greife die Polizei zu und er könne zuſehen, wie er ſich loskriege. Das machte dem Jacob doch warm, wenn ihm ſo was paſſirt wäre von der Melanie z. B., ſo konnte er in Pech kommen ganz unſchuldigerweiſe, und an der Melanie Buße thun, das mochte er doch nicht. Dazu ſchenkten die Geſellen tapfer ein und wer weiß, was geſchehen wäre, wenn nicht der Wirth gekommen und ſie in die Betten gemuſtert hätte. Wer weiß, was am Morgen geſchehen wäre, wenn er nicht einen Traum gehabt hätte. Er wanderte mit den drei Geſellen ins Emmenthal hinein. Die Berge waren nicht hoch, aber ſchwarze Wälder lagen darauf, wilde Bäche ſprudelten, finſtere Klüfte mündeten ſich in die Straße, ungeheure Räuberhöhlen, wie es Jacob ſchien. Die Sonne ſchien nur dürftig, aber ihre Lebern wurden durſtig, ein Bettlermädchen zeigte ihnen den kürzeſten Weg ins nächſte Wirthshaus durch eine dunkle Kluft in Felſen und Wälder hinein. Da kamen ſie auf einen ſchmalen Steig, rechts gings ſteil Waldauf, links tief unten rauſchte der Waldbach, und er ging voran, denn er war der Aelteſte. Da riſſen ſie ihn plötzlich zu Boden von hinten, raubten ihn aus, warfen ihn über die Wand hinaus in die ſchwarze Kluft. Er konnte ſich nicht wehren, die Glieder waren ihm wie gebunden, er ſtürzte durch die Tannen, von oben hörte er der Geſellenölliſch Gelächter. Hart fiel er zu Boden, die Beine waren ihm gebrochen, an des Baches Rand lag er in tiefer Kluft, ſeine Füße lagen im Waſſer, er hatte ſchrecklich kalt, aber er konnte ſie nicht zurückziehen, von heißem Durſte glühte die Zunge, aber zum Waſſer, in deſſen Pein die Beine lagen, konnte er nicht kommen. Da lag er in Gluth und Froſt, dachte ans Sterben und konnte nicht, ein ſchreckliches Verſchmachten begann langſam ihn zu faſſen und er dachte, das haſt du verdient, wäreſt du nach Bern gegangen, ſo lägeſt du nicht hier, könnteſt die Großmutter wieder ſehen, daheim Meiſter ſein, jetzt biſt du der Füchſe und der Raben Speiſe! So dachte er lange, lange und immer wieder, da ſah er über dem Bache zwei Amſeln, die bauten ein Neſtlein, ſangen ſo ſo fröhlich und ſchnäbelten ſo zärtlich, da mußte er denken an ihr Glück und ſein Unglück, wie er da ſo alleine verſchmachten müßte, und ob wohl Niemand wäre auf der weiten Welt, der, wenn er wüßte, wie er hier verſchmachten müßte, ſich aufmachte, ihn ſuchte, bis er ihn fände? So wie er das dachte, wuchſen die Amſeln über dem Bache und auf einmal ſah er dort die Großmutter und Kathry, Flügel hatten ſie an den Schultern, kamen über den Bach, hoben ihn auf, flogen mit ihm in die Höhe. Aber noch waren ſie nicht oben, ſo flogen beide davon und ließen ihn fallen. Er fiel ſo hart, daß er hoch auf fuhr und die Augen aufriß, da ſah er, daß er zu Thun im Bette ſaß und der Tag durch die Fenſter dämmerte. Seine Glieder alle waren ganz, aber das Herz im Leibe zappelte noch in großer Angſt. Jacob fuhr raſch in die Kleider, machte, daß er fort kam, und ruhig ward er erſt, als er Thun im Rücken hatte, die Straße nach Bern unter den Füßen und hinter ihm die drei Geſellen nicht zu merken waren.

Von Thun nach Bern ſind ungefähr fünf Stunden, eine ſchöne Promenade durch blühende Dörfer und Alleen von Obſtbäumen, hie und da, wie in einem großen Parke, von einem Wäldchen unterbrochen, hie und da ſieht man noch ſchöne Eichen in den Zäunen ſtehn, welche ſo prächtig in ihrem mächtigen Wuchſe über die niedern Zäune und Bäume ragen, in ihrem dunkeln Blättergrün und knorrigem Geäſte abſtechen gegen den klaren lichten Himmel. Da ſtehen auch ſchöne Wirthshäuſer, berühmt bald durch gebackene Fiſche, bald durch guten Neuenburger, bald durch eine hoffährtige Wirthin oder eine ſchnippiſche Kellnerin, doch Jacob fragte nach dem einen und nach dem andern nicht, ſah ſie nicht, wanderte in tiefen Gedanken, bis es ihm auf einmal ſo bekannt und ſeltſam in die Ohren klang, und als er ſich des Nähern umſah, ſah er, daß er dieſſeits des ſogenannten Muriwäldchens ſei und daß in Bern am großen Münſter die Stunde ſchlage. So weit alſo ſchon, faſt vor den Thoren der Stadt, ſo nahe alſo ſchon der guten Kathry! Ja, ja man ſteht gar oft ſchon an der Schwelle einer großen Entſcheidung und merkt es nicht, und in der nächſten Stunde ſind die Würfel geworfen und unſer Lebensloos iſt beſtimmt, und wer weiß, ob nicht unſer Sein in Ewigkeit. Der Oſtermontag war für Bern von je ein wichtiger Tag. Vor alten Zeiten hielten an ſelbigem Tage die Zünfte ihre großen Umzüge, die Räthe zogen in die Kirche, dann aufs Rathhaus, ſollten in der Kirche einen heiligen Sinn faſſen zu weltlichem Rathen, ein ernſtes Bedenken zu politiſchen Wahlen. Das Volk jubelte und die Kinder vergaßen ſo lange ſie lebten die Oſtermontage nicht. Jetzt iſt alle Herrlichkeit vergangen, das poetiſche Leben des Volkes iſt zum praktiſchen geworden und in den Kirchen findet man keine Obrigkeit mehr, die ſchöpft ihre Weisheit anderswo, jetzt geht es auch in Bern ganz proſaiſch zu, am Morgen ißt man Kuchen, Krautkuchen, wie der Berner ſie nennt, Gemüſekuchen, wie der ſie ungern eſſende Deutſche, der lieber was von Zucker hat als von Kraut, ihnen ſagt, und Kümikuchen, ein ganz prächtig Berner Eſſen, welches man ſonſt nirgends findet in der ganzen Welt vom Nordpol bis zum Südpol. Hat man an ſolchen Kuchen etwas mehr als ſatt ſich gegeſſen, ſo läuft, wer noch laufen mag, vor das obere Thor, dem Schwinget zuzuſehen. Dort ſchwingen die Oberländer und Emmenthaler gegeneinander und eifern um den höchſten Preis, faſt gar und doch nicht ganz wie ehedem die Griechen bei den olympiſchen Spielen. Wo die Landeskraft am größten ſei, darum wird gerungen und es iſt wirklich ſchön, mit welchem Ernſte und in beſtimmten Formen der feſte Emmenthaler und der flinke Oberländer um die Ehre ringen. Es geſchieht zuweilen, daß ſie nach uralter Weiſe ihren berühmteſten Kämpfer an Ketten bringen zum Zeichen, daß ſeine ungemeſſene unbändige Kraft nur mit Ketten zu feſſeln ſei und einmal losgelaſſen, ſich vor ihr wahren ſolle, wer da könne und möge. So ein Schwinget wirkt auf Bern wie ein Zugpflaſter auf den Körper, zieht die freien Beine ſich nach, wie das Pflaſter die müßigen Säfte, oben aufgelegt, wird unten die Stadt leer. Wenig Menſchen traf Jacob auf der Straße zur Stadt, keinen einzigen, den er zur Rede ſtellen konnte. Als er oben auf den Muriſtalden kam, lag die Stadt vor ihm, die Aarumfloſſene. Klein iſt ſie unter den Städten dieſer

Zeit, und doch barg ſie in ſich, als ſie noch kleiner war, eine gewaltige Kraft. Der große Habsburger, der erſte dieſes erlauchten Stammes, holte ſich vor ihr eine längere Naſe als er ſie ſchon von Natur hatte, und vielfach ward ſie mit Rom und Venedig in Vergleich geſtellt und nicht zu ihrer Unehre. Und jetzt iſt ſie das Grab erloſchener Kraft oder das Bett ſchlafender Kraft, die friſch erwacht, wenn ein junger Morgen an den Himmel tritt — wer ſagt es mir? Unwillkührlich ſtand Jacob ſtill, denn mag die angeborne Kraft ſchlafen oder wachen, ſo iſt Bern in allewege ein Edelſtein in wunderſchöner Einfaſſung. Nun in Gottes Namen, ſagte endlich Jacob, ſtieg den äußern Stalden hinab und lenkte gegen das ſogenannte Klöſterlein, ein Wirthshaus, deſſen Namen und Treiben in klaſſiſcher mittelalterlicher Ironie zuſammenſtehn, ein. Er war dort bekannt, bedurfte der Stärkung und hoffte vielleicht das Nöthige zu erfahren. Als er die Wirthsſtube öffnete, war Niemand darin als die Kellnerin, dieſe kehrte ihm den Rücken. Als die Thüre ſich öffnete, drehte ſie ſich um und vor Jacob ſtand Melanie! Stumm ſahen ſie ſich an und betrachteten ſich eine Weile und Jacob ziemlich erſchrocken, denn er dachte an das, was die Geſellen geſagt. Beide machten ihre Betrachtungen. Jacob war ſtattlicher geworden und ſah aus wie unter den Geſellen die Allerbeſten, Melanie hatte dafür ein Auge wie der allerbeſte Ochſenhändler für die Ochſen, welche ihm zu Geſichte kommen. Melanie dagegen war ſichtlich zurückgekommen an Leib und Kleidern, war zuſammengeſchrumpft wie eine Zwetſchge, über welche ein Froſt gekommen, und die Kleider waren abgegriffen, ſollten hoffährtig ſein und waren armmüthig.

Melanie, welcher ſolche Wiederſehen ſchon öfters zu Handen gekommen, ſich daher einen gewiſſen Takt in der Feier derſelben erworben hatte, ſo daß z. B. je beſſer die Kleider des Wiedergefundenen in die Augen ſtachen, in deſto größerer Freude und Zärtlichkeit ſie dieſelben leuchten ließ, faßte ſich alsbald. Wie viele Kindermägde immer ein Stück Zucker, ſo hatte ſie allezeit ein großes Stück Zärtlichkeit bei der Hand und handhabte dieſes flinker als gar manche Kellnerin die Mehlbürſte. Es fehlte nicht viel, ſie wäre dem Jacob ſchnurſtracks in die Arme geflogen und an den Hals geplumpſt. Ei mein Gott, mein Gott, du Jacob, biſt du's, nein, du alle Gute, ſehe ich dich noch einmal im Leben! Mußte alle Tage an dich denken, konnte dich nie aus dem Sinne bringen! Vom feinen Preußen und von allen denen, die ſeither ſich abgeloſt, ſagte ſie kein Wörtchen. Der Jacob dagegen war verblufft, und je zärtlicher Melanie ward, um ſo verblüffter; der Kukuk mochte wiſſen, was Alles dahinter ſteckte. Die Melanie aber ließ ſich dies nicht merken, fing nicht an zu zänkeln: ihr ſeid ein Böſer, wie ſeid ihr vor mir erſchrocken, hättet mich lieber nicht mehr geſehen, wer ein böſes Gewiſſen hat, dem geht es ſo, und wie die Redensarten alle heißen, mit welchen ungewandte Mädchen das Wiederſehen Ungetreuer feiern und ſich damit zumeiſt die beſte Suppe verſalzen. Sie blieb bei der reinen Freude, frug, womit ſie aufwarten konne, zwang ihn, daß er etwas zu Mittag beſtellte, dieweil er doch Niemand in der Stadt antreffen würde, ſetzte ſich dann zu ihm, und weil auch die Wirthin nicht daheim war, nahm ſie nicht einmal das übliche Strickzeug zur Hand, ſondern legte ſich ordentlich aus zu einer flotten Herzensentleerung. Sie frug nach ſeinen Schickſalen, erzählte, wie Bericht gekommen, daß er umgekommen in Genf, und wie man dann wieder geſagt, er lebe noch aber ſturm im Kopf. Erzählte von Kameraden, Meiſtern und allerlei Begebniſſen, von denen ſie glauben mochte, ſie würden ihn im höchſten Grade intereſſiren. Sie hatte darin viel Aehnlichkeit mit der Eierwirthin im Oberlande. Von dem aber, was ihn einzig und allein intereſſirte, ſagte ſie kein Wörtlein, und wie er fragen ſollte nach der Kathry, das wollte ihm nie paſſend in den Mund kommen. So ſaß er ſchon lange, hatte faſt abgegeſſen, hatte den letzten Bratwurſtzipfel auf dem Teller und die Melanie erzählte von einer herrlichen Parthie, welche ſie an einem ſchönen blauen Montag auf dem Breitenrain gehabt, und um die Zeit genauer zu beſtimmen, ſetzte ſie hinzu, es war am ſelben Tag, an welchem man das Kathry begraben hat, du erinnerſt dich wohl, der dicke Strupf, welchen du auch einigemal pouſſirt haſt? Da flimmerte es Jacob vor den Augen, zog ihm die Muskeln des Halſes zuſammen, war ganz verdrückt, und als Melanie längſt bei was anderm war, brachte er die Frage hervor: alſo geſtorben iſt ſie? Wer, frug Melanie, denn ſie hatte die Kathry längſt vergeſſen? Da mußte Jacob ſagen, und die Antwort war noch viel verdrückter: die Kathry. Ja, die iſt todt, es war ein wüſt Menſch, am beſten iſt's, man rede nicht viel von ihr. Warum, frug Jacob, und er mußte an das Lied denken: die Glocken hallen dumpf zuſammen! Warum, ſagte Melanie, darum! Denk, Jacob, das Menſch war ſchwanger! Nun das wäre nichts anders geweſen, das Malheur kann dem honneteſten Maitli begegnen, warum nicht? Wem Koth auf die Naſe fallen ſoll, dem fällt er nicht auf die Füße. Man hat es freilich ungern, aber was iſts, vor allem Unglück kann man nicht ſein, es giebt deren viel zu viel in der Welt. Aber was macht nun die, die will beſſer ſein als andere, läugnet wie der Henker, ſagt, ſie müßte es mit dem Löffel gegeſſen haben, kurz verheimlicht die ganze Sache und hatte gewiß böſes im Sinne, das laſſe ich mir nicht ausreden, ſo ein wüſt verdrückt Menſch iſt alles im Stande. Aber ihre Meiſterfrau war eine, die nicht mehr glaubt, als ſie muß, wie es recht iſt heut zu Tage, wo es ſo viele ſchlechte Leute giebt und Maitli noch dazu. Die läßt den Doktor holen und Kathry muß endlich beichten und die Sache iſt, wie man geglaubt und ſie hat nichts ſagen wollen, pfui Teufel! Nur etwa wegen der Schande war das nicht, das glaube der Henker. Aber denk nur, das Menſch will, wo die Sache am Tag iſt, nicht ſagen, wer der Vater iſt, mit keiner Liebe brachte man mehr heraus als: es wiſſe es nicht. Es geſchieht wohl auch, daß honette Mädchen dies nicht ſagen wollen und ſagen, das gehe Niemand was an, das ſei ihre Sache, aber dann ſind ſie honnet bezahlt dafür und wiſſen, warum ſie es thun. Aber Kathry hatte nichts, nicht einmal zwei gute Hemden und von Geld auch nichts, blutarm iſt ſie geweſen, und wenn es Jemand geweſen wäre, den ſie hätte nennen dürfen, ſie hätte es gethan allweg. Aber es wird Jemand geweſen ſein, dem ſie nicht hat den Namen geben dürfen, ſich hätte ſchämen müſſen bis in Boden herab, das glaube ich. Ich habe ſo meine Gedanken für mich, noch keinem Menſchen habe ich ſie geſagt, euch will ich es ſagen: der Teuſel war es nicht, es hat mir ein Gelehrter, er hat ſieben Jahre Schullehrer ſtudirt, verſichert und dem habe ich glauben müſſen, es gebe keinen Teufel mehr, ſonſt hätte ich geglaubt, das Kind wäre von ihm. Nun aber glaube ich nichts anders als es ſei ein Jeſuit geweſen, pfui Teufel! Sie kommen oft von Freiburg und das Menſch wohnte an der Brunngaſſe. Denk Jacob, ein Jeſuit und ſo ein Jeſuitli haben zu müſſen! Darum wollte ſie das Kind gewiß umbringen und die ganze Paſtete verheimlichen. Aber dem ging es anders, wie es ihr auch recht geſchehen. Wie, frug Jacob, der Schweiß ſtand ihm auf der Stirne. Begreiflich wollte ſie die Frau nicht mehr haben, berichtete Melanie, der Doktor machte, daß ſie in die Entbindungsanſtalt kam, aber faſt war es zu ſpät, kurz die Sache ging und ging, bis Kathry todt war und das junge Unthier auch, Gott behüt uns davor. Von rechtswegen und wenn noch Glaube wäre in der Stadt, hätte man es gar nicht auf den Kirchhof begraben ſollen. Ich ſage es frank und frei, mir graute es, wenn ich einmal neben ihm liegen müßte auf dem gleichen Kirchhofe, der Teufel könnte ſich verſchießen, Herr Jeſes! Und vielleicht merkte es kein Menſch bis es zu ſpät wäre, du mein Gott! Ich habe meinen Meiſterleuten es ſchon manchmal geſagt, wenn ich ſterben ſollte, Gott behüt mich davor, während ich im Klöſterli ſei, ſo ſolle man mich ja nicht droben im Roſengarten (der untere Todtenhof), wo das Klöſterli hingehört, begraben, ſonſt käme ich ihnen wieder, ſie ſollten darauf zählen. Ich wolle oben aus aufs Montligou (der obere Todtenhof). Alſo dort oben im Roſengarten haben ſie es begraben, frug Jacob und fuhr über die Stirne? Ja dort, aber ihr glaubt nicht, was das für Wetter gemacht hat, als ſie mit ihm hinausfuhren, es war ein Wind, als ob er Roß und Wagen durch die Luft führen wolle, akkurat wie es winden ſoll, wie die Leute ſagen, wenn der Teufel eine arme Seele nimmt und mit ihr davon reitet. So bald es in der Erde war, war wieder das ſchönſte Wetter und wir hatten die charmanteſte Parthie Nachmittags, an der ich mein Lebtag war. Denkt doch nur, wie es mir da erging, und nun ſchnatterte Melanie eine lange Geſchichte her, von welcher Jacob kein Wort hörte. Es arbeitete in ihm wie in einem Schmelzofen, ſein Herz ſchlug wie ein Hammer, aber Melanie hörte es nicht vor ihrem Geſchnatter, wie man an einem Brunnen auch nichts hört als des Waſſers Geplätſcher. Endlich wußte er, was er wolle und frug nach ſeiner Zeche. Melanie zog ihre liebenswürdigſten Künſte aus dem Staube, um ihn zu verſäumen und zu feſſeln. Als alles nichts half, Jacob bezahlt hatte und ſein Felleiſen faßte, wollte ſie ihm das nicht laſſen. Sie wolle es ihm aufbewahren, ſagte ſie, es irre ihn ja nur, wenn er in die Stadt wolle und damit herumlaufen könne er doch nicht. Er ſolle hier herbergen bis er Arbeit habe, es ſei beſſer als irgendwo in der Stadt, und billiger ſolle es auch ſein, da ſei ſie ihm gut dafür.

Als aber der Jacob nicht wollte, das Felleiſen auf die Schultern hing, als alſo alle Hoffnung dahin war, da ward Melanie böſe, ließ ihre Krallen hervor. Nun zwingen wolle ſie ihn nicht, ihrethalben könne er gehen wohin er wolle. Wenn man zuweilen auch glaube, einer ſei um ein Haar beſſer als die andern, ſo ſei es mit ihnen doch wie mit den Katzen, des Nachts da ſeien auch alle grau. Wer ein gutes Herz habe, dem thue nichts mehr weh, als wenn alle Liebe und Freundſchaft immer vergeſſen würden. Indeſſen was ſei, das ſei, und wenn es ſein müſſe, könne man ſich auch daran gewöhnen, ſchnatterte Melanie. Aber nicht wahr, Jacob, du zürneſt nicht und kömmſt bald wieder, ſagte Melanie, und bot ihm die Hand. Leb wohl, ſagte Jacob, behüte dich Gott, und ging zur obern Thüre hinaus. Warum da hinaus, ſagte Melanie, weißt nicht mehr, daß du hier näher haſt, und ging gegen die untere Thüre zu. Während dieſer Wendung war aber Jacob ſchon hinaus und Melanie raſch nach, vor ſich brummend: er iſt doch immer der gleiche Sturm! Als ſie hinauskam, ſah ſie ihn zu ihrem mächtigen Erſtaunen nicht der Stadt zugehn, ſondern von der Stadt weg den Stalden hinauf mit langen Schritten. Jacob, Jacob, rief Melanie, wo aus, dort unten iſt ja das Thor! Da Jacob ſich nicht umdrehte, wollte ſie der Stimme nach, da ward ſie von hinten hart beim Arm gefaßt: Donnerwetter Mädi, rief der rothe Stallknecht, haſt aber keine Ohren, ſo eins wie du hab ich mein Lebtag nicht geſehen, haſt ein Männerbein vor Augen, ſo hörſt du nichts und riechſt du nichts. Der Herr, welcher heute da gefrühſtückt, will fort, was iſt er ſchuldig, das Pferd macht 8 Batzen. Sag 13 Batzen, rief Melanie, und wollte den Stalden herauf. Was Donner, ich ſoll es ſagen? Für was hat man denn dich als für die Zeche zu machen und den Herrſchaften nachzuſchwänzeln. Das käme ſauber, wenn der Stallknecht die Kellnerin vorſtellen ſollte. Willſt oder willſt nicht? Du biſt immer der gleiche Lümmel, Kalb, was du biſt, brummte Melanie, und mußte doch gehn und Beſcheid geben, was ſie ſo kurz und haſtig als möglich that. Aber als ſie wieder hinauf kam, war begreiflich der Jacob verſchwunden, wohin? das wußte ſie nicht und vernahm es bis auf dieſen Tag nicht, obgleich ſie alles ausfragte, aber ſie konnte nichts vernehmen, die unbefriedigte Neugierde hätte ihr beinahe eine ſehr gefährliche Krankheit zugezogen.

Jacob war hinaufgegangen in den Roſengarten, ein Todtenacker gelegen wie wenige, auf der Höhe über Bern mit freier Ausſicht in die prachtvolle Natur. Das Grab der Kathry zeigen konnte der Todtengräber nicht. Niemand hatte ſich gefunden, der die Mühe genommen, daſſelbe irgend wie zu bezeichnen und wäre es auch nur mit einfachem ſchwarz angeſtrichenen Stock und einem Täfelchen, auf welchem ihr Name ſtand, geweſen. Und doch hatte ſie es verdient die arme Kathry, denn ſolche Liebe und Treue findet ſich ſelten mehr in Iſrael, hätte billiger als Viele ein Denkmal verdient und zwar ein großes. Nun wenn nur der liebe Gott ihrer in großer Gnade gedacht hat und das hat er, ſo iſt es der armen Kathry wohl gegangen, reich iſt ſie im Himmel. Und wenn Gott für die Seligen Fenſterchen in Himmel und Hölle hat, aus welchen die Geſtorbenen auf die Ihrigen und ihr Thun und Treiben ſchauen können, was wir beides den Guten und Böſen gönnen möchten, ſo war der armen Kathry an dieſem Tage große Freude bereitet, und ihrer Liebe, ihrer Treue ward reiche Vergeltung. Da ſah ſie Jacob ihr Grab ſuchen und ſich ſetzen, wo ſo von ungefähr da herum der Todtengräber es ihm andeutete, und da weinte er. Er fühlte es ſich regen im Herzen, wie das Regen des Wurmes, der nicht ſtirbt, er fühlte, was es eigentlich iſt in ſchnödem Eigennutz, in herzloſer

Gewiſſenloſigkeit ein armes Mädchen mißbrauchen, welches in aufrichtiger Treue liebt, den loſen Worten glaubt, als wären ſie ein Evangelium, und alles, alles opfert dem trügeriſchen alles verzehrenden Moloch. Er fühlte, was es heißt, ein Herz brechen und was dieſes Herz alles leiden mußte, bis es brach. Er mußte denken, wie das arme Mädchen auf einen Brief wartete, und wie Tag um Tag verging und keiner kam, wie es ihm doch nicht zürnte, ihn nicht verrieth, ihm alle Ungelegenheit erſparte und alles alleine trug, wie die rechte Liebe thut. Wie ihr Zuſtand ſie in Angſt verſetzen mußte, wie ſie rath- und troſtlos geweſen, die bange Stunde näher und näher rückte, und die Arme nicht wußte wo aus und ein. Endlich Schmach und Schande, Drohen und Schelten ertragen mußte, bis endlich das arme treue Herz gebrochen war. Das mußte er denken, mußte Kathry's Weh in ſeinem Herzen fühlen, mußte denken, Alles bis dahin hab ich an Kathry verdient, und wenn mir keine frohe Stunde mehr wird, ſo habe ich das an der Kathry verdient und meine Schuld nicht abgebüßt. Wäre ſie noch auf Erden, keine trübe Stunde ſollte ſie haben, mit der Liebe wollte ich ſie lieben ihr Leben lang, mit welcher Liebe ſie mich geliebet.

Da trat der Todtengräber zu ihm und ſagte: Es ſcheint, das Mönſchli (etwas höflicher als Menſch) ſei euch etwas angegangen und ihr hättet doch noch an ihm geſinnet und hättet wollen ſehen, was es mache, und es hielte euch hart, daß ihr es hier findet, ſtatt an einem andern Orte. Muß ſagen, das iſt noch brav von euch und iſt das erſte mal, daß es mir begegnet, es hätte doch Mancher Urſache. Es liegt gar manch arm Tröpflein da herum, das angeſchmiert ward ſo von einem fremden Hallunk, der, als er hatte was er wollte, die Naſe wiſchte, ſich davon machte und das Menſch im Elend ließ. Es nahm mich ſchon manchmal Wunder, wie es ſo einem Kerl ſein mag ums Herz, wenn er einmal heimkömmt, ein Weib nimmt, Kinder kriegt, ob der nicht immer Angſt haben muß, nicht daß ihm die Maitli, welche er verführt, mit ihren Kindern nachlaufen (Himmelſapperment, da ging es wie auf der Rheinbrücke zu Baſel Anno 1812, als während drei Tagen und und drei Nächten hageldicht Ruſſen und Oeſtreicher nach

Frankreich zogen), ſondern daß der da Oben, der in der Schweiz und in Deutſchland daheim iſt und Alles ſieht, was jeder treibt, daß der ihm nachbringe alles Unglück, welches er angerichtet, es ſeinen Kindern anhänge, es ihm mitgebe ins Grab, denn das alte Wort gilt noch, daß die Sünden der Väter geſtraft werden ſollen an den Kindern bis in das dritte und vierte Geſchlecht. Ja da draußen werden ſie oft nicht begreifen, warum es Dieſem, Jenem ſo grundſchlecht geht, alles Unglück über ihn kommt, nichts vorwärts will, und er doch fleißig und geſchickt iſt, und werden dann verflucht viel ſchreiben, wie der Handwerker nichts mehr ſei und wird dran alles ſchuld ſein ſollen von Kaiſer und König weg bis zum Bettlerbub, der barfuß läuft und den Schuhmacher ums Brot betrügt, ſie werden verflucht gelehrt, lümmeln, daß einem die Haare zu Berge ſtehen; hab ſolch Zeug auch ſchon geleſen. Wenn die alles wüßten, was der Kerl in der Fremde getrieben hat, wo er gedacht hat, es vernehme es weder Vater noch Mutter, nicht einmal der gnädige Herr Bürgermeiſter, ſie würden begreifen, wo es dem Kerl fehlt und warum es nicht vorwärts mit ihm will. Unſer Herrgott, der halt noch immer mehr iſt als ein Bürgermeiſter, hat ihm ſeine Sünden nachgetragen, hat ſie ihm abgeladen auf ſein Haus. Da muß er ſie nun haben und kein Arzt hilft ihm davon, und alle Tage muß er denken, das hab ich ob der oder jener verdient. Möchte mal da ins Deutſchland hinaus, wird aber nichts draus werden, und möchte den Häuſern nachgeben, mich nimmts Wunder, wie manches ich antreffen würde, wo ich ſagen könnte: ſeht, hier hat unſer Herrgott auch ein Fuder abgeladen, welches er dem Kerl, der ſich draus gemacht, nachgefahren hat.

Als der Todtengräber weiter ging, mußte Jacob deſſen Worten nachdenken. Ein Mann, der alle Tage Gräber gräbt, gräbt nicht bloß Steine und Knochen aus, ſondern oft auch ein bedeutſam Wort. Ja was man in der Fremde treibt, vernimmt zu Hauſe der Vater nicht, die Mutter nicht, der Bürgermeiſter nicht, der Schulze nicht, es ſei denn, die Brandmale ſeien aufgedrückt auf den Körper, oder die Polizei miſche ſich gewichtiger Urſache willen drein, dieweil ſie muß, denn was ſie bloß ſoll, macht ſie je länger, je weniger, am liebſten gar nichts. Aber der, der da Alles ſieht, der iſt allenthalben daheim und zöge man bis wo die Morgenröthe beginnt, die Abendröthe endet, für den iſt keine Fremde und der bringt alles aus und an die Sonne, manchmal erſt ins Gewiſſen und dann an die Sonne, und manchmal erſt an die Sonne und dann ins Gewiſſen, und manchmal läßt ers im Gewiſſen ſitzen, bis der Sünder verzappelt iſt. Wenn doch jeglicher dran dächte, dachte Jacob, daß ſo wie mit ihm die Sonne kömmt in alle Fremde, und ſo wie der Mond nachläuft, man mag laufen ſo weit man will, wo auf hundert Meilen weder Bürgermeiſter noch Schulze nachkäme, der Herrgott auch iſt und alles mit anſieht, und daß, wenn man heim geht, er nachkömmt, man mag es merken oder nicht, und dann daheim es kündet auf irgend eine Weiſe, man mag wollen oder nicht! Es war ihm, als ob aus hundert Gräbern Hände kämen und Klagen und Rachegeſchrei und als ſollte er alles auf ſeine Schultern laden und mitnehmen und heimtragen und wandern von Haus zu Haus und jedem ſeine Laſt abladen vor ſein Haus und rufen zum Fenſter hinein: da haſts daß Gott erbarm! Angſt und Weh ward es ihm unter den Gräbern und er fühlte es, wie es innen brennt, wenn der Mund bekennt: meine Schuld iſt in den Himmel gewachſen, iſt größer, als daß ſie mir könnte vergeben werden. Das Angſtmeer wogte hoch auf in ihm, deſſen Wellen brandeten betäubend an ſeines Bewußtſeins Rand, begannen höher zu wogen, über das Geſtade flog der Schaum, ſpritzten bereits die Häupter der Wellen, da fuhr er auf, wiſchte von der Stirne den Schweiß, beſann ſich, ſah um ſich, wo er ſei. Ueber der Stadt ging klar und golden die Sonne zur Ruhe, röthlich, wie die Freude auf alternden Wangen, ſchimmerten die Thürme; zur Linken ſtanden ruhig und groß die Bernerberge, und ihre Seiten begannen zu glühen wie die Wangen glücklicher Bräute am fröhlichen Hochzeitabend, wenn die Sonne an die Kammer der Ruhe mahnt. Sie ſtanden aber auch da ſo in alter Ehrenfeſtigkeit und doch ſo ſchön und lieblich als Zeugen, daß feſt und feſter noch als ſie, ſei des Herrn Wort, als Zeugen von deſſen Milde und Freundlichkeit, die in allen Herzen erglüht, in welche ſcheint das ewige Licht. In mildem, zartem Scheine ſchimmerte die ganze Gegend, es war ein milder ſüßer Frühlingsabend, es war als wehe über die ganze Natur der Lebenshauch aus einer andern Welt, der Geiſt der Liebe und Sühne über alle Herzen. Es ward Jacob mild und wohl, er ſah mit feuchtem Auge die Zeugen von des Herren Treue und Milde, es fiel auf ſein Herz der Thau von oben, die wunderbare milde Kraft, welche die weichſten Herzen zum Ertragen und Vollbringen ſtählt, welche der wahre Heldenmuth iſt, im Kleinſten wie im Größten groß.

Vierzehntes Kapitel.

Jacob hört erbauliche Geſpräche, hat erbauliche Gedanken, ſieht merkwürdige Perſonen und wie er von Bern nach Baſel kömmt.

Ernſt und reifer, wie nach einem großen Erlebniß, nahm Jacob das Felleiſen und pilgerte weiter. Er ging nicht der Stadt zu, ſein Leben dort war begraben im Roſengarten, gegen Oſten in allem Ernſte der Großmutter zu wanderte er. Eine lange Allee lag vor ihm, die gleiche, wie er dachte, durch welche er gekommen war. Er hatte ſich nicht geachtet, wie manche Allee ausläuft von der Stadt und wie manche namentlich beim untern Thore ſich mündet. Bei der Papiermühle gedachte er über Nacht zu bleiben und unterdeſſen rathſchlagte er in ſich, was er jetzt, da ſein ganzer Plan im Roſengarten begraben war, beginnen und auf welchem Wege er nach Hauſe wolle? Am vernünftigſten ſchien es ihm, einen neuen Weg zu gehen, andere Leute, andere Städte zu ſehen, und doch war ihm etwas hart dagegen. Es zog ihn das Bekannte wieder zu ſehen, den alten Bekannten den neuen Jacob zu zeigen. Es iſt eben gar kurios mit der Sache. Es giebt Leute, welche es haben wie Wallenſteins Jäger, die unberührt ſtreifen durch die Welt, das Neue allein ſie freut, nach dem Wiederſehen nie ſie gelüſtet, jeder Menſch ihnen wie eine Kurioſität vorkömmt, welche man genau betrachtet um allfällig eine Beſchreibung von demſelben machen zu können, wie von einem vorweltlichen Ungeheuer, dann vollkommen befriedigt iſt und an der Beſchreibung hundertmal wohler lebt, als am Ungeheuer ſelbſt.

Das ſind die Menſchen vom allerneueſten Schlage, völlig auf der höchſten Cultur-Höhe. Sie betrachten die ganze Menſchheit mit dem gleichen Intereſſe wie ein Schacherjude eine alte Kleiderkammer oder eine Auktion oder Steigerung. In dem Maaße, als an Jemand zu profitiren iſt, hat man Intereſſe an ihm, iſt er was werth; iſt nichts mehr an ihm zu profitiren, ſo wirft man ihn weg wie ein Schneckenhaus, aus welchem man die Schnecke genommen und geſotten hat. Dies iſt die moderne Menſchenanſchauung, eine troſtloſere giebt es nicht, darum ſind aber auch die ihr angehörenden Helden ſo troſtloſe Kerls. Da iſt denn doch die chriſtliche Menſchenanſchauung eine ganz andere, nach welcher uns jeder Begegnende der Nächſte iſt, den wir zu lieben haben als uns ſelbſt und ihm das zu erweiſen, was wir wünſchen, daß auch uns gethan werde. Die Menſchen von dieſer Sorte zieht es wieder dahin, wo ſie bereits geweſen ſind. Unbewußt und unwillkürlich nehmen ſie Intereſſe an den ſie berührenden Menſchen, ja manchmal ſogar an einem Kellner. Es nimmt ſie Wunder, wie es ihnen geht, was aus ihnen geworden iſt. Sie ſtellen ſich vor, auch jene nehmen das gleiche Intereſſe an ihnen, es drängt ſie, ihnen dies und jenes mitzutheilen, dann zu hören, was ſie dazu ſagen. Du liebe Güte, wie werden dieſe guten Leutchen oft betrübt im Gemüthe, wenn ſie es hageldicht erfahren, wie man gar kein Intereſſe an ihnen nimmt, man ſich ihrer kaum noch erinnert, ſich rein nicht darum kümmert, ſeien ſie lebendig oder todt, ja, daß es ſo gar Leute giebt, welche allemal erſchrecken, wenn ein alter Bekannter ihnen entgegen tritt, weil ſie fürchten, er koſte ſie was, und wenn es nur ein Abbruch von 10 Minuten an ihrem Behagen wäre, ja die ſich allemal von Herzen freuen, wenn ihnen einen Bekannter oder Verwandter ſtirbt, weil ſie wieder für Einen weniger Rückſichten zu nehmen brauchen, einer weniger ſie plaget, und wäre es auch nur mit der Angſt, er könnte ihnen einmal eine halbe Stunde läſtig werden. Indeſſen, wo das Gemüth von ächtem Korne iſt, erkältet es an ſolchen Erfahrungen nicht, es wird bloß vorſichtiger, und wenn es reiſen will, ſo zieht es ihn mehr an die Orte hin, wo es ſchon geweſen, wo was ihm lieb geworden, auf irgend eine Weiſe ſeine Theilnahme gewonnen hat. Neues iſt ihm mehr oder weniger unheimlich, es muß ſich überwinden, wie ein ſchüchterner Knabe ſich überwinden muß, wenn er in eine fremde Stube treten ſoll. Zu der letzten Sorte gehörte Jacob, und dieſe Eigenthümlichkeit machte ſich in den letzten Zeiten mehr geltend, trat lebendiger hervor, führte jetzt auch bei Entwerfung des Planes zu ſeiner Heimreiſe die Hauptſtimme. Er entſchloß ſich, die meiſten Orte wieder zu berühren, wenn es ſich wenigſtens ſo gebe, wo er gearbeitet hatte, wollte ſehen, wie es jetzt dort ſtehe, und zeigen, was ſo aus einem Jacob, wie er geweſen, am Ende doch noch werden könne.

Kalkulirend war er fortgeſchritten, endlich merkte er, daß die Allee längſt zu Ende gegangen, die tiefe Senkung ins Thal, in welcher die Papiermühle liegt, nicht komme, daß er in einem Dorfe war mit einem Kirchthürmchen, an einem Orte, wo er nie geweſen, daß er alſo verirret ſei. Statt die unterſte der Alleen hatte er die oberſte eingeſchlagen. Nun in dieſer Gegend des Kanton Bern iſt das Verirren nicht ſo gefährlich, wie es in der großen Wüſte Sahara ſein mag, und namentlich jetzt nicht, wo alle ſieben Schritte ein Wirthshäuschen ſteht, ſo gleichſam ein obrigkeitliches Schröpfhorn, dem Volke die überflüſſigen Säfte abzuzapfen, und wo zu gleicher Zeit eine obrigkeitliche Ausſtopfungsfabrik, ſo gleichſam wie man Vögel ausnimmt und mit Stroh ausſtopft, damit ſie die gleiche Größe, das gleiche Ausſehen behalten, der Abgang der Säfte mit freiſinnigen Redensarten und Knittelſprüchen vom entſchiedenen Fortſchritt ausgeſtopft wird. Er vernahm auch, daß er nicht umzukehren brauche, um ſeine Richtung wieder zu gewinnen, ſondern daß weiter oben ein ſchöner Weg ihn wieder auf die Hauptſtraße führe, ohne daß er einen bedeutenden Umweg mache. Dieſe Abſchweifung ließ ſich Jacob wohl gefallen, beſonders da ihm in einem guten Wirthshauſe ein gutes Nachtlager in Ausſicht geſtellt ward. Er war müde an Geiſt und Leib, die Erlebniſſe des Tages hatte er noch nicht verarbeitet im Gemüthe.

In einem Wirthshauſe auf dem Lande werden Handwerksburſche, welche zum Nachtlager einkehren, gewöhnlich ſehr kaltblütig aufgenommen und mißtrauiſche Blicke bewachen ſie. Bleiben ſie an der Thüre ſtehn, ſo geht ihnen Wirth oder Wirthin entgegen, aber ſehr langſam, harrt ihrer Anſprache und giebt, je nachdem dieſe ausfällt, gnädigen oder ungnädigen Beſcheid. Iſt nichts zu zapfen, ſagen die Burſche, ſie hätten kein Geld, vielleicht bloß Brot, wollen vielleicht einen Tauſchhandel eröffnen, ſo werden ſie oft angewieſen in einem Bauernhauſe Herberge zu ſuchen. Die Wirthe ſind nicht alle weichherzig, es ſoll deren geben, welche Herzen haben als wären ſie lauter Büffelhaut, aber auch an manchem Abweis ſind die Burſche ſchuld, die aus Muthwillen oder Geiz die Leute prellen, auf den Bettel reiſen, als ob ſie ein verbrieftes Recht dazu hätten, und fechten mit vielen Thalern Geld im Sacke. Dieſe machen armen Brüdern böſes Spiel und verdienten für jedes Klopfen an einer Thüre 25 unten an dem Rückgrat. Denen, welche ein Bauernhaus ſuchen müſſen, geht es ſo böſe eben auch nicht. Sie kriegen ein reines Strohlager im warmen Stalle, was weit beſſer iſt als eins in einem italieniſchen Wanzenbette und zehnmal beſſer als manche Streu in manchem Wirthshaus, wo es von Allerlei ſchrecklich riecht und von Flöhen ſtrotzt. Dazu kriegen ſie an den meiſten Orten noch ein Abendbrod, am Morgen ein Frühſtück und waren ſie manierlich, noch ein freundlich Wort zum Abſchied.

So geſchieht es denen, welche an der Thüre ſtehen bleiben. Andere machen es wie andere Gäſte, gehen an eine leere Stelle, legen ab was ſie tragen und gewärtigen die Anſprache: womit kann man aufwarten oder was wäre euch lieb? Wer Platz nimmt, als hätte er das Recht dazu, von dem ſetzt man auch voraus, er habe das Geld im Sacke, auf welches das Recht ſich gründet. Dies Recht erkennt der Wirth an, iſt höflich, aber ſo recht trauen mag er nicht, bis er den Gaſt gemuſtert von oben bis unten, von hinten und vornen und einige Fragen geſtellt hat, faſt wie ein kleiner Polizeicommiſſar ſie thut. So ging es Jacob. Er ſetzte ſich ungeheißen wo er Platz fand, beſtand ſein Examen zur Zufriedenheit, und in Erwartung des Eſſens hatte er bald ſeinen Schoppen vor ſich und begann nun ſich zu orientiren, wie man zu ſagen pflegt. In der Wirthsſtube waren drei Tiſche, der Haupttiſch oben den Fenſtern nah, der kleinſte beim Ofen, ein mittlerer gegenüber, woran Jacob ſaß. Der obere Tiſch war beſetzt und da gings lebhaft zu und manchmal ſprangen Flaſchen und Gläſer in die Höhe, als ob ſie zwölfjährige Mädchen wären und das Hüpfen ſie ankäme; es war aber jedesmal ein tüchtiger Fauſtſchlag, welcher ihnen die Beine gemacht. Wenn disputirt wird, ſo ſind zwei Parteien da, und ſo wars auch hier. Jacob hatte ſie bald raus und geſondert. Sechs dicke Rücken ſaßen am Tiſche, hatten Röcke von Halblein darüber, jeder ſeinen Schoppen vor ſich, zwei gewaltige Hände an den Armen, die eine auf dem Tiſche oder am Glaſe, die andere an der Pfeiſe, deren jeder eine ins Geſicht zu ſtecken hatte. Oben am Tiſche ſaßen zwei ſchmächtige Bürſchchen, hatten eine Flaſche zuſammen, waren ſtutzeriſch angezogen, wenigſtens von weitem zu ſehen, hatten Cigarren im Geſicht und einer noch einen Schnauz darüber. Die Hände, wenn ſie dieſelben nicht für Glas oder Cigarren brauchten, waren in den Hoſentaſchen, als ob ſie da was ſuchten und nicht finden könnten. Der eine hatte noch eine Brille neben ſich liegen, welche er häufig mit dem Nastuch abwiſchte. Er fürchtete ſicher, der Tabaksrauch könnte ihr ſchaden, aufſetzen that er ſie nicht. Er war im Gebrauche derſelben noch ungeübt, er mußte ſich erſt daheim im Stillen unter zwei Augen im unſchädlichen Gebrauche derſelben einüben, von wegen im Hoſenſack fand er nichts für eine Zweite anſtändige, wenn die Erſte Schaden litte. Indeſſen die eine, welche er hatte, hätte er doch gerne ſehen laſſen, und kam das nicht in eins, ob er ſie hatte auf der Naſe oder auf dem Tiſche, wenn er nur eine hatte. Am

Ofentiſchchen ſaßen drei, verwildert im Geſichte, hatten Löcher in den Röcken und Schnappsgläſer vor ſich.

Die zwei oben am Tiſche führten das große Wort, machten die Docenten, der eine mit dem Schnauz, war ein Rechtsagent, der andere der mit der Brille und dem Schnauze ſich noch nicht recht traute, einſtweilen mit einem Bocksbart ſich begnügte, um doch wenigſtens zu zeigen, was er bei entſchiedenem Fortſchritt noch werden könnte, war ein junger Schulmeiſter, eben erſt aus dem Seminar proviſoriſch ausgeflogen. Alle Sprüche dieſer beiden begannen immer: Schauet ihr Männer, die Sache iſt die, man muß ſie nur recht verſtehen, wer die Sache nicht verſteht, verſteht ſie nicht, begreiflich! Aber ſo iſts, ſo gehts und ſo muß es gehen, verſteht ſich, das iſt der Fortſchritt! Wir Gelehrte, die die Sache verſtehen, können es nicht anders finden, wir mögen ſinnen und denken, wie wir wollen. Andere große Gelehrte in Deutſchland, in Frankreich, ja ſelbſt in Amerika ſind gerade der gleichen Meinung, ja in verſchiedenen wichtigen Punkten gehen ſie noch weiter als wir. Wir haben ihnen ſchon manchmal geſagt oder geſchrieben, das laßt noch gelten, unſer Volk iſt noch nicht ſo weit, aber ſie wollen nicht, das ſei im Zeitgeiſte, dadurch müſſe es, ſchreiben ſie. Es wird auch ſo ſein, da hilft all Wehren nichts, dadurch werdet ihr müſſen, ihr Männer, ihr mögt euch ſperren, wie ihr wollt, die Bildung iſts jetzt, die die Sache macht und der Sache den Tätſch giebt. Und ſo iſts, ihr Männer, und ſchauet nur, wenn es kömmt, ſo ſaget dann, wir hätten es geſagt. Das ganze Geſpräch drehte ſich um Jeſuiten und Ariſtokraten, Volk und Fortſchritt herum, Alles mit den Jacob längſt bekannten Stichwörtern, ſo daß er alsbald mitten drin war und vollſtändig im Klaren. Die Männer, welchen docirt wurde, hörten anfänglich ziemlich kaltblütig zu. Nach und nach begannen ſie zu ſagen: Geſchwätz hätten ſie genug gehört und Verſprechungen hätte man gegeben ganze Fuder, aber ſie möchten doch einmal ſehen, wo das Halten ſei, ſie merkten allgemach, daß Verſprechen und Halten zwei verſchiedene Dinge ſeien. Sie begannen zu merken, warum das Ding umgerührt und angerichtet worden für Niemand anders als hungrige Fürſprecher und hochmüthige Schulmeiſter. Den erſten ſei es gerathen Dutzendweiſe, wo man ein Dutzend nicht um einen Kreuzer möchte, hätten gute Plätze gekriegt, wo ſie nicht bloß den Hunger, ſondern auch den Durſt ſtillen könnten. Es wäre dem Lande nützlicher, die Käfer regierten oder es kämen die Heuſchrecken wie Wolken, als ſolche Hungerleider und Schmarotzer. Sie glaubten, ſelbſt mit Schwaben könnte man wohlfeiler fuhrwerken als mit ſolchem Gezüchte. Die Schulmeiſter hätten einſtweilen noch nichts als Hochmuth und Hoffnung, und möglich wäre es, daß er die Brille noch brauchen könnte, um zu ſehen, was noch nachkäme. Eine ausgemachte Sache ſei es noch nicht, daß man ihnen den Reſpekt beweiſe, wie alten Landvögten und zehnte und bodenzinſe nach ihrem Befehl und Gutdünken. Ehe das käme, könnte es noch ander Wetter geben. Begreiflich ließen dies die beiden Docenten nicht ohne Widerſprechen ſich gefallen. Der Rechtsgelehrte führte den Bauern zu Gemüthe, daß ſie, die Bauern einzig gewonnen hätten, Zehnten, Bodenzinſe, die Armenlaſt ſei ihnen erleichtert und werde bald ganz aufhören. Der Schulmeiſter that gekränkt und ſagte: Undank ſei der Welt Lohn. Bei Ungebildeteten ſei keine Anerkennung zu erwarten, die rohe Maſſe wiſſe nicht, was Aufklärung ſei und Bildung, und doch habe man der Bildung allein die Freiheit zu verdanken, die Bildung aber und daß die Leute ihre Rechte kennen, wem hat man das zu verdanken? Aber das dünke ihm gar nicht anders, das Volk wiſſe nie, wer es gut mit ihm meine. Das Volk im alten Teſtament habe es auch ſo gehabt und die Propheten geſteinigt, wenn ſie es weiſen wollten, und jetzt ſind Schulmeiſter, was damals Propheten, und auf und ähnlich geht es ihnen, man will ſie auch nicht haben für was ſie ſind!

Hör du Junger, mach es nicht zu gut, ſonſt kriege ich genug, ſagte der, welcher den breiteſten Rücken hatte. Um euere Bildung gebe ich keinen halben Bohnenſtecken, wäret ihr gebildet, ſo wäret ihr nicht ſo unmanierlich, und an der Freiheit macht die Bildung viel nicht, oder es müßten die alten Schweizer viel gebildeter geweſen ſein als man jetzt iſt. Aber man lieſt nirgends, daß die Schulmeiſter ihnen zur Freiheit verholfen, ſondern Hellbarden und Morgenſterne, ein geſundes Herz und ein gutes Gewiſſen. Die ſind nicht davongelaufen wie die

Lumpenhunde, wenn ſie Jemand ſtark angeſehen oder ungefähr ein Schuß losgegangen iſt. Aber ſie haben auch nicht bloß Rechte gekannt, ſondern auch Pflichten, Bürſchli, Pflichten, weißt, was das iſt? Aber bei der heutigen Aufklärung fehlt das Kapitel von den Pflichten, ihr würdet ſonſt nicht bloß die halbe Zeit Schule halten und die andere halbe unnütz in der Welt herum laufen, und in der Schule die Kinder nichts lehren, was etwas abträgt. Die alten Schulmeiſter blieben daheim und ſaßen über der Bibel, es ſtände den jungen wohl an, ſie thäten auch ſo. Damals ging es beſſer und die Leute waren braver. Der Schulmeiſter wollte antworten, aber da einmal das Eis gebrochen war, ſo drang er nicht durch das mächtige Wort eines ſtarken Mannes. Zur Sache wolle er auch was ſagen, er habe ſich längſt ſatt gehört am Gebrüll von den Erleichterungen. Ehe die Regierug weniger koſte, koſte ſie mehr, man könne das ja an den unerhörten Löhnen, welche ſie ſich ſelbſt ſtipulirt, am beſten ſehen. Aber ſo ſei es immer, der größte Drache im Fordern ſei immer der, welcher am wenigſten könne. Mit Bodenzinſen und Zehnten gehe man mir. Ob ich das Geld aus dem rechten oder dem linken Sack nehmen muß, kömmt am Ende auf eins und zahlen iſt zahlen, ſage man ihm nun Zinſen, Steuern oder Renten, die Hauptſache iſt, daß man Geld habe. Das habe man ehemals gehabt, und wenn man es nöthig gehabt, ſo habe man mit leichter Mühe ſolches erhalten um billigen Zins. Jetzt ſolle mal einer in die Stadt gehen und ſie auslaufen von zu oberſt bis zu unterſt und vom Morgen bis am Abend und ihm dann ſagen, wie viel er zuſammengebracht. Es traue keiner mehr Geld zu geben, weil man Kinder am Rath hätte, ſo wiſſe man nicht, was denen über Nacht in Sinn komme, bloß das wiſſe man, aus allem, was ihnen in Sinn komme, machten ſie flugs ein Geſetz, ließen es drucken und das Land ſolle tanzen darnach. Es gebe nun deren genug, denen es einfallen könnte, ſchuldig ſein ſei dumm, man müſſe das Ding ſtreichen oder die Schulden zum Staatsgut machen, dann hätten die, welche das Geld gegeben, das Nachſehen. Und am Ende gehe doch alles über den Bauern aus. Er könne ſein Land nicht auf den Buckel nehmen und fort damit, könne es nicht in

Amerika anlegen; und wenn kein Geld mehr ſei, ſo werde Korn und was er zu verkaufen habe, nichts gelten, die Steuern aber würden täglich größer, die kann man ſteigern, Zehnten und Bodenzinſe blieben ſich gleich. Obendrein müſſen wir die Armen doch erhalten, todtſchlagen kann man ſie einmal nicht, und was die neuen Herren für Wohlthäter ſind, hat man erfahren. Das kömmt uns kommod, ſonſt wäre es wohl ſchon geſchehen, kam vom Ofen her eine wilde Stimme. Es iſt gut und ich mag es ihnen von Herzen gönnen, daß die Hagelsbauern mal erfahren, wie es einem thut, wenn man betrogen wird und nichts mehr daran machen kann. Sie hatten es, wie die Vögel im Hirſe, aber das Sprüchwort ſagt, wenn es der Geiß zu wohl iſt, ſo ſcharret ſie. Sonſt ſind wir die armen Hunde, über die alles ausgeht, die alles abthun müſſen, an denen Jedermann die Schuhe abwiſcht, denen es zehnmal ſchlimmer geht, ehe einmal beſſer. Wird das Brot wohlfeil, ſo macht man uns die Löhne geringer, aber mit den Behauſungen, dem Holz, ſchlägt man nicht ab. Von den Käſereien haben die Bauern den größten Nutzen. Es iſt Mancher um einen Centner ſchwerer geworden, ſeit er ein paar hundert Thaler Käsgeld zieht und was haben wir davon? Die Maß Milch ward ein Pfund leichter, blieb gleich theuer und wenn wir Milch haben wollen, müſſen wir ſie erſt um Gotteswillen betteln, um 6 Kreuzer die Maß. Die Kinder müſſen alle Tage in die Schule, verdienen nichts, kein Bauer will ſie mehr, und wenn ein reiches Kind was dummes macht, kriegt das arme Kind die Schläge, denn es vermag dem Schulmeiſter keine Bratwürſte zu bringen oder friſch gebackenes Brot. Werden wir mit einem Bauern oder ſonſt einem, dem wir gearbeitet, unrichtig und müſſen wir zu einem Rechtsagenten oder Fürſprech, wie man von ſolchen Koſaken jetzt ſagt (ehedem hieß man ſie Prokuratoren, aber damals hatten ſie noch nicht Schnäuze und Bärte 's ganze Geſicht voll wie jetzt, aber was will man, es ſtellt was vor und koſtet nichts, im Gegentheil, man kann dem Barbier ſein täglich Brot abſtehlen), geht man zu einem ſolchen Heiden und Türken, ſo macht der einem den Kopf groß, geigt einem auf, daß man glaubt, man gewinne halb Rußland, wenn man einen Prozeß anfange. Man machts; die Sach läuft gut, heißts, und läuft ſo lang man Geld hat. Iſt der letzte Kreuzer raus, batſch iſt die Sach verſpielt, und wer der größte Schelm iſt, weiß man nicht. Und wenn es jetzt noch aus wäre, ſo wär es eins, aber jetzt fängt das Spiel erſt recht an. Jetzt kommen ſie hinter einen wie eine Meute Hunde hinter einen Haaſen, und da hat man keine Ruhe mehr, zahl, zahl, zahl, ſchreit es einem Tag und Nacht in die Ohren. Will man zu dem Loch aus, ſo iſt es vermacht, ſucht man ein ander Loch, ſo lauert dort ſo ein Hagel mit einer Büchſe und die Sach hat ſich nicht ſtill, bis man eingejagt iſt. O es hat mich ſchon ſo manchmal gedäucht, wenn ich ſo einen Saukopf zwiſchen den Knieen hätte, wie eine Herrnköchin einen Kapaunen, den Urteufel wollte ich lieb haben, daß er die Hölle für einen Tanzſaal anſehen thäte. Und geht man endlich vor die Gemeinde, weil man ausgeplündert iſt, die Franzoſen konnten es nicht beſſer, ſo hocken da ein Dutzend Mannen und gſchauen einen lang genug, daß man nicht weiß, ſind ſie Oelgötzen oder am Speck erworget. Wenn endlich einem das Maul aufgeht, ſo ſagt er einem alle Schande, hält einem alle Schoppen vor, welche man getrunken und den Aetti und dem Großatti und Großmutter auch noch und ſieht man doch den Donnern allen an, daß ſie ihr Lebtag das Maul auch noch wo anders gehabt als an der Brunnröhre. Wenn einer übel liegt, bettet er gerne anders, das kann ihm Niemand übel nehmen, ſo hatten wir es. Wir dachten, was ändern, wäre gut und böſer könnte es nicht kommen. Wenn der Staat die Armen übernehme, alle Herren dazu ſteuern müßten, wir es gleich hätten wie die armen Bürger in den Städten, Sachen genug um kein Hudel und Lump zu ſein, und die Kinder daheim doch genug zu eſſen, nicht mehr vor die Bauern müßten, ſo hätten wir viel gewonnen, könnten uns mal wohl ſein laſſen, und wenn auch nicht als ganze, ſo doch als halbe Herren, ungefähr wie du eins biſt, du Hagelsfürſprecherli.

Und du, Schulmeiſterli, gerade du haſt uns das Maul auch ſo ſüß gemacht, haſt uns den Honig ins Maul geſchlagen, wie der Hafner den Lehm in die Ofenkacheln, haſt uns geſagt, was wir für Rechte hätten in

Feld, Holz und Weid, in Speichern und Kammern. Wir meinten, ſo müſſe es ſein, ſo ein Schulmeiſter könne nicht lügen. Wir ſahen dich nicht bloß für einen halben Herrn an, ſondern für ein halb Herrgöttlein, ſind dir nachgefahren und ausgefahren mit der alten Regierung, wie eine Bäuerin am Jacobstag mit den Mägden, nahmen die Verfaſſung an zu beiden Händen, es war uns, als wäre es eine Hochzeit und hätten wir Hochzeit mit einer ſchönen reichen Frau und künftig alle Tage Fiſcheli z'Mittag und Krebſeli z'Nacht, und wußten ein lang Stück nicht, gingen wir auf den Köpfen oder auf den Füßen und ſchoſſen aus allen Büchſen, wie die Narren, noch ganz anders als die Freiſchärler, welche es aus lauter Angſt vergaßen, als ob der Himmel auf müſſe und wir mit beiden Füßen zugleich hinein. Und jetzt, Schulmeiſterli, wo ſind unſere Rechte? Auf dem Thunerſee können wir Erbſen ſetzen, in den Nebel Korn ſäen, auf dem Finſteraarhorn holzen und mit den Bären im Bärengraben das Brot theilen, welches man ihnen um Gotteswillen hinunterwirft und um zu ſehen, was ſie für eine Poſitur machen, wenn ſie auf dem Hintern ſtehen. Und wie ſteht es mit den Pflichten? Ja die ſind aufgehoben, die Pflicht, die Armen zu erhalten, iſt aufgehoben, und woran ſind wir gewieſen? an die freie Wohlthätigkeit, daß Gott erbarm! Das iſt heut zu Tage akkurat wie wenn ein Bauer, wenn ich ihn um Land bitten würde, damit ich pflanzen könnte, mir das Ziegeldach ſeiner Scheuer anweiſen wollte. Nicht, daß es nicht auch gute Leute gebe! Gott Lob, es ſind deren immer noch, Leute, welche in der Bibel leſen und in die Kirche gehen. Aber wenn der neue Glaube aufkömmt, welchen ihr predigt in allen Wirthshäuſern und ſonſtigen Verſammlungen, wo kein Teufel und kein Heiland mehr ſein ſoll und kein Himmel und keine Hölle, die Hölle die Kirche iſt und der Himmel das Wirthshaus, dann gehe man und ſuche die Wohlthätigkeit, ihr Sackermenter! dann wird man noch gute Leute finden akkurat wie auf einem Dornbuſch Trauben. Wie es gehen wird, kann man alle Tage erfahren, man braucht nur bei euch anzuklopfen. Keiner von euch hat noch einem armen Menſchen ſo viel gegeben, daß es einer Laus im Auge weh thäte. Ja, wenn wir an ſolche Lumpenbuben kommen müſſen, dann erſt ſind wir arme Teufel. Die Bauern ſind, was ſie ſind, ich will ſie nicht beſſer machen, als ſie ſind, aber frank ſage ichs, Reſpekt vor den Bauern, wenn ſie den Verſtand kriegten, ſolch Volk wie du abzuſchütteln, wie im Sommer die Roſſe die Bremſen, wiederum an die Pflichten zu kommen und ein wenig zu ſchweigen von den Rechten. O wenn nur mir einer winkt von weitem, nur den Finger aufhebt und ſagt: Jaaggi, willſt? In den Holzſchuhen beim Hagel ſpringe ich, und der Erſte, den ich erwiſche, der muß ſich ſpuden mit Beten, wenn er mit dem Unſer Vater fertig werden will.

Nun gab es Lärm. Der Schulmeiſter meinte, für ſolche Reden zu hören ſei man doch nicht da, und ſolche Dinge dürfe man ſich nicht ſagen laſſen. Der Fürſprecher ſagte, er ſolle nur ruhig ſein. Morgen mache er die Anzeige. Die Bauern blieben neutral. Was Jaaggi den Beiden geſagt, gönnten ſie ihnen von Herzen, und was er ihnen geſagt, das ſteckten ſie hinter die Ohren einſtweilen. Die beim Ofen begriffen alsbald dieſe Neutralität und begannen nun dreiſtimmig auf die zwei Stempelherren, wie ſie ihnen ſagten, loszudreſchen, wie keine Bürde Stroh je gedroſchen worden iſt. Ein förmlicher Witzſtrom überfluthete die zwei neuſilbernen Profeſſoren, und den Bauern that ſicherlich noch acht Tage lang der Bauch weh von dem gewaltigen Schütteln, welches ſie nicht gerne ganz ans Tageslicht kommen ließen, ſondern einen Theil deſſelben unter dem Tiſche verarbeiteten. Die beiden Docenten machten es endlich wie die beſten Truppen es machen, wenn das Geſchütz zu ſtark wird und man keine Zeit mehr zum Laden hat, ſie begannen den Rückzug. Wären die Worte Kugeln geweſen, ſie hätten beim erſten Worte Reißaus genommen, denn es waren beide Freiſchärler. Bekannt iſt, daß Worte nicht tödten, da giebt es in Wortgefechten, ſei es in gemeinen Kneipen oder modernen Rathskneipen, viele ausnehmend tapfere Leute, und vornehmlich von den beiden Sorten, zu welchen die Genannten gehörten. Sie protzten alſo auf, ſagten, wo ſolche Lumpenkerls, ſolch roh Pack, das große Wort führen könne, da ſei ihr Platz nicht, ſie möchten nicht, daß am Ende man mit ſolchem Pack ſie zuſammen zähle.

Für gebildete Leute ſchicke ſich ſolche Geſellſchaft nicht, der Fürſprecher ſtrich den Schnauz, der Schulmeiſter brachte ängſtlich die Brille in Sicherheit. Potz Himmeltürk, was kriegten die für Ladungen, es war ein Kreuzfeuer von Kartätſchen, und wenn ihr Ehrgefühl und ihr Herz eins geweſen wären, ſie wären hundertmal todt geſchoſſen worden. Nun aber war das Herz kugelfeſt, das Ehrgefühl aber wie ein grob Sieb, die gröbſten Kugeln, Bomben und Granaten machten durch. Sie kamen alſo glücklich mit dem Leben davon. Draußen ſagten ſie: Wenn die verfluchten Ochſen drinnen nicht geweſen wären, die Schelme und Lumpenhunde hätten ſie abtrocknen wollen, daß die ganze Haut in Fetzen gegangen wäre, aber denen dicken Hageln hätten ſie es nicht zu Gefallen thun mögen, von wegen Bauer ſei Bauer und Schelm ſei Schelm, und wie nahe die Menſchen verwandt ſeien, ſtehe ihnen nicht am Rücken geſchrieben.

Drinnen aber war ein ſtill Gelächter. Die ſechs Dicken warfen ſich verſtändliche Blicke zu. Einer winkte dem Wirth, und die drei an dem Tiſche beim Ofen hatten volle Gläſer. Ein anderer ſagte zu Jaaggi: Hör, wenn du dieſen Winter Holz nöthig haſt, es wäre möglich, daß ich was Abgebendes hätte, aber frage mich, wo? Mache nicht deinen eigenen Bannwart. Danke, das wäre guter Beſcheid, aber es macht mich nichts tauber, als daß jeder Lumpenhund uns guten Beſcheid giebt, ſo lange er uns braucht und wir immer die Tatze ſein ſollen, um die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen, ſind ſie draußen, ſo frißt ſie der, für den wir es gethan, und wir haben nichts als verbrannte Finger. Am allertaubſten macht mich das, daß es ſchon hundertmal ſo gegangen iſt, und beim hunderterſtenmale wir auf den Dupf die gleichen Kälber ſein werden, denn es iſt keine dümmere Kreatur auf der ganzen Welt, ein Mooskalb nicht ausgenommen, als die, welche das Beſte von unzeitigen und ungegerbten Jungen erwartet, ſtatt von unſerm Herrgott. Gute Nacht und ſchlafet wohl, ihr Bauern, ſchloß Jaaggi und drückte mit dem Finger den Schwamm auf das kurze Pfeifchen, und du, Hanslis Ueli, vergiß mir das Holz nicht, ich beſinne mich allweg, zähle darauf; und zeigſt du es mir nicht, ſo nehme ich es ſelbſt.

Als die Bauern alleine waren, jammerten ſie gar bedenklich, und der Wirth bekannte ganz demüthiglich, er ſei früher auch auf der andern Seite geweſen, ja er wäre beinahe ein Freiſchärler geworden, Herrgott, und müßte ſich ſein Lebtag ſchämen, denn das halte er nicht für ein glorreich Heimkommen, wenn man käme wie der Seiler Fritz d. h. wie ein gerupfter Kapaun. Da habe ihm ſeine Frau die Kinder gebracht, jedes mit einem Bündelchen und geſagt: willſt du muthwillig ziehen und denen den Väter entziehen, ſo nimm ſie auch mit, denn ohne dich weiß ich mit ihnen nichts anzufangen. Das hätte ihn abgehalten, aber nachgetragen habe er es der Frau lange. Jetzt merke er, wie ernſt es geweſen und um was es gegangen. Aber Leute wie er, ſeien blind, hätten ein Bret vor dem Kopf, ſeien viel zu gutmüthig und glaubten jeglichem Spitzbub, beſonders wenn er was zu verdienen gebe und allemal 2 Flaſchen 34ger leere, wenn er einkehre. Aber jetzt ſei ihm der Staar geſtochen, es ſolle ihm mehr ſo ein Kerl kommen, dem wolle er zünden und ihm jetzt ein Licht anſtecken, daß er lange genug dabei ſehe. Eine neue Steuer, welche in Ausſicht ſtand, hatte dem Wirth den Staar geſtochen einſtweilen, hatte ihm Angſt gemacht um das Vaterland ſo lange die Steuer in Ausſicht ſtand. Alle jammerten ſehr ums Vaterland, weinten faſt und ſagten: du mein Gott, wo ſoll das aus, die Hagle ſind nicht ruhig, bis wir alle im Unglück ſind. Aber in Gottes Namen, was iſt, das iſt, es wird andern gehen wie uns, man wird ſich darein ſchicken müſſen. Man könnte ungeſinnet unglücklich werden, es heißt, ſie möchten verflucht wenig ertragen, keine Scheere iſt, die ſchärfer ſcheert, als wenn der Bettler zum Herrn wird. Am beſten iſt's immer, es ſehe jeder zu ſich ſelbſt, ſei ſtille, paſſe auf, wo die Sache aus wolle. Aber in einem Dornhag ſind wir abgelegen wie einer, der den Kopf voll Branntwein hat und meint, in welch ſchön Federbett er ſich niederlege.

Dieſem allen hatte Jacob zugehört, ohne ſich darein zu miſchen. So viel hatte er gelernt, daß man in fremde Verhältniſſe hinein nur Dummes ſchwatze, er gehörte nicht zu den Stamm der Vogtskinder (nicht zu verwechſeln mit den Haimonskindern), ſo weit war er gekommen, daß er das Beſondere und Oertliche auf das

Allgemeine übertragen konnte. Er begriff die Urſachen, aus denen die Bewegungen hervorgingen und erkannte die Perſonen, welche von und in denſelben lebten. Er ſah, wie die, um derentwillen man angeblich ſich hingab, nichts kriegten als lange Naſen und wie ſie reuig wurden und allgemach zur Erkenntniß kamen. Er ſah ein ganz ander Volk als das, auf welches man ſich immer berief, und was in der Ferne wie Vaterlandsliebe ſchimmerte, war in der Nähe ſchmieriger Sackpatriotiſmus. Wo er die Flamme der Begeiſterung funkeln ſah von weitem, ſah er in der Nähe einen gähnenden, hungrigen und durſtigen Schlund, auf welchem ein Irrlicht tanzte. Kurz er ſah vieles und begriff noch ungeheuer viel mehr, ſo viel nämlich, daß es ihn dünkte, wenn er noch ein paar ſolche Abende erleben könnte, ſo hätte er Hoffnung, einen Zipfel zur Verſtändniß des eigentlichen Volkes und ſeiner Stimmung in die Hände zu kriegen.

Der folgende Morgen war ſchön, aber früh auf war Jacob nicht. Der geſtrige Tag war ſehr lang geweſen, hatte vieles über ihn gebracht, es ging lange, ehe er ſich den Feſſeln des Schlafes entwand. Es war Dinstag, Markttag in Bern, lebendig war es auf der Straße durch das Lindenthal. Obſt, Holz, Butter und unzählige andere Dinge, kleine und große wurden der Stadt zugeſchleppt. Zwei, drei Stunden um die Stadt herum giebt es eine Menge Menſchen, welche um keinen Preis an einem Markttage fehlen würden, ihnen ſind Markttage die Sterne in ihrem Leben. Wir bekennen aufrichtig, die, welche es ſo haben, ohne daß ein eigentlicher Beruf ſie dazu zwingt, halten wir nicht für die Beſten im Lande. Wir halten dafür, ſolche Tage werden gar zu gerne Aderlaßtage für den Geldbeutel, machen Löcher ins Gewiſſen, und verzehren manchmal den rechten Glauben mit Stumpf und Stiel.

Wenn es wimmelt auf der Straße und alle Augenblicke eine freundliche Anſprache mit einem „guten Tag“ beantwortet werden muß, da iſt es mit dem Denken wenig. Die rechten Gedanken haben es wie die Mäuschen, dieſe ſpazieren auch nicht in den Zimmern herum, wenn Leute drin ſind. Wenn man meint, nun gebe es Ruhe, der Marktſtrom ſei vorbeigewimmelt, ſo kommen immer noch welche hinterdrein. Dieſe rennen und ſchwihen, als ob ſie fürchteten das Himmelreich zu verſäumen, und gerade dieſe ſtören die Gedanken oder ziehen das Denken auf ſich. Man muß Betrachtungen anſtellen, wie ſo ängſtlich der Menſch iſt, wenn er Gefahr läuft, die rechte Marktſtunde zu verſäumen, wie er ſpringt und ſchnauft, das Verſäumte nachzuholen, und wie gleichgültig er ein verſäumt Leben nimmt und wie langſam und gemächlich er Schritte macht, wenn er ſich dem Himmel nähern möchte und ſorgen für ſeiner Seele Heil. Endlich ward es ruhig und einſam der Weg durch das ſchmale wildſchöne Thal mit den fleißig bebauten Bergwänden, an denen Häuschen kleben, wo man im Vorbeigehen ſich bei Seite drückt, weil man fürchten muß, ſie kämen kopfüber dem Wandelnden auf den Kopf. Erſt jetzt fühlte Jacob ſo recht mit Bewußtſein ſeine Lage und faßte ſie klar ins Auge. Wie man zur Reformationszeit getheilte Röcke hatte, wo die eine Seite roth war, die andere ſchwarz, oder dunkelblau und weiß u. ſ. w., ſo war auch ſein Herz zweifarbig gar ſeltſam. Er trauerte aufrichtig um die gute treue Kathry, es that ihm weh, ihre Treue nicht vergelten, ihr Leid nicht in Freude wandeln zu können. Die Heirath mit ihr ſollte der Grundſtein eines neuen Lebens ſein, es ſchmerzte ihn, daß derſelbe fortrollte, als er eben den Fuß auf denſelben ſtellen wollte. Es ſchmerzte ihn aufrichtig, daß er die Vergangenheit nicht durch die Zukunft ſühnen konnte — und zwar gerade an dem Weſen, an welchem er ſich am meiſten verſündigt hatte. Er fühlte das Weh: ſühnen zu wollen und nicht können, fühlte, wie unmöglich es iſt durch ein ſpäteres beſſeres Leben gut zu machen vergangene Sünden. Den Jammer, welchen man verurſacht, kann man nicht ungeſchehen machen, gebrochene Herzen nicht heilen, Todte nicht rufen aus den Gräbern. Verzweifeln müßte er, wenn nicht ein anderer wäre, der die zerbrochnen Herzen heilet und auf ſich nimmt die vergangenen Schulden, und genug gethan hat der ſtrafenden Gerechtigkeit des großen Gottes. Das fühlte er lebendig und daß er eben ein armer Sünder ſei, dem aller Ruhm mangle, der keinen Troſt habe als die Hoffnung auf die Gnade deſſen, welcher den glimmenden Docht nicht auslöſchen will, der kam, das

Verlorne zu ſuchen und ſelig zu machen. Auf der andern Seite regte ſich ein Gefühl in ihm, wie einer es empfindet, wenn eine ſchwere Bürde ihm von der Achſel gefallen; oder einer, der irgend wie in der Klemme war, und frei wird und friſch aufathmet. Dieſes Gefühl war keine Freude über Kathrys Tod, es drang, möchten wir ſagen, auch nicht ein in ſeine Seele, wandte ſich mehr dem Körper zu, goß ihm friſche Kraft in die Glieder, gab ihm ein heiteres Wandern, einen Schritt, der munter nach dem Ziele ſtrebte: heim zur Großmutter, heim, zu zeigen, daß Jacob kein Eſel mehr ſei, ſondern ein Meiſter.

Daß er das Felleiſen nicht heimbringen konnte, that ihm ſehr weh. Er war zwar an deſſen Verluſt nicht eigentlich ſchuld, er verlumpete es nicht, wie es ſo viele machen. Doch fühlte er, daß, wenn die Großmutter ſage: Jacob, da wareſt du wieder ein Eſel, er wenig dagegen ſagen könne. Und glaubte ſie ihm, glaubte ſie, wenn er ihr erzählte, wie ein alter Meiſter ihn als Sohn geliebt und ſein alt ehrwürdig Felleiſen ihm gegeben, wie ehedem ein alter Ritter dem Sohne Schild und Schwerdt? Wenn man ſo denkt und ſinnt, merkt man nicht, wie viel Weg unter den Füßen verrinnt, darum glaubte Jacob, als plötzlich ein großes Schloß vor ſeinen Augen ſtand, er ſei bereits in Burgdorf, und doch ſah er keine Stadt, dagegen Löcher in Felſen und ſogar Fenſter vor manchem Loche. Es war das Schloß des alten böſen Peter, des letzten Freiherrn von Thorberg, der lange die Menſchen plagte, aber endlich doch zur Einſicht ſeiner Sünden kam. Wenn man dies von vielen gegenwärtigen Sündern erwarten dürfte, es ließ ſich noch manches ertragen. Aber faule Bäume laſſen ſich nicht pfropfen und zweien und dürre tragen keine Früchte. Indeſſen bei Gott ſind alle Dinge möglich. Aber eines that der böſe Freiherr, was die, welche des Nachts das Doppelte verhudeln, was ſie des Tages verdienen oder erſchinden, nicht thun können, er gab das Gut, um deßwillen er Menſchen bitter geplagt, es aber nicht verhudelt hatte, den Armen zurück, er ſtiftete ein Kloſter ſtrengen Ordens. Und das Kloſter ward Herberge und Tröſterin der Armen, und noch heut zu Tage lebt nach 350 Jahren mancher Arme wohl an den

Kloſterſpenden, welche fließen aus dem reichen und freiwillig abgetretenen Gute des böſen Peters. Er vermochte auch nicht gut zu machen an denen, deren Herz er gebrochen, aber er bewährte doch den Willen, der es gethan hätte, wenn es in ſeiner Macht geſtanden, er fühlte, wie nöthig ihm das Beten für Gnade ſei. Darum ſuchte er in Vielen die Liebe zu wecken, die da betet für die milde Hand, welche Gaben ſpendet. Gegenüber ſind die bekannten Felſenwohnungen des Lindenthales, ſie ſind armer Leute Schutz und Zufluchtsort. Dort fordert der Hausherr keinen Hauszins, der Hausherr iſt Gott. Dazu ſind ſie noch viel ſolider als viele Paläſte der Neuzeit, es iſt noch keine eingefallen, es hat aber auch kein Baumeiſter ſie gebaut, der die Arbeit im Verding und es nöthig hatte, an ſchlechter Arbeit reich zu werden, der Baumeiſter war Gott. Im Wirthshauſe erkundigte ſich Jacob nach dem Schloſſe und vernahm, das Schloß hätte einem Zwingherrn gehört, der ein wüſter Hund gegen die Leute geweſen, ſpäter ſei es ein Kloſter geworden und jetzt ſeien halb taube (verrückte) Leute da oben, welche nicht ganz ins Narrenhaus gehörten, und ſonſt noch Leute, von denen man nicht wiſſe, wohin ſie eigentlich gehörten. Von der Bekehrung des böſen Peters und ſeinen Wohlthaten wußte man nichts. Es iſt mit dem böſen Namen wie mit den Flecken vom Blute eines Gemordeten, die wiſcht und reibt man nicht mehr aus, man mag verſuchen, was man will.

Eine gute Stunde von da mündete der Weg in die Hauptſtraße, es war der erſte Punkt, wo Jacob die Straße berührte, auf welcher er hergekommen war. Zwiſchen jetzt und damals lag ein ſchön Stück Zeit, lag manch Erlebniß, aber, Gott Lob, auch eine Frucht dieſer Erlebniſſe. Es giebt wohl nichts ſo unwillkührlich die Vergleichung ſeines gegenwärtigen Ichs mit ſeinem ehemaligen an die Hand, als wenn man nach Jahren Tage lang dieſelbe Straße wandert, welche man vor Jahren gewandert, und zwar alleine. Es fällt einem nicht nur ein, ob man gegangen oder gefahren, Geld im Sack gehabt oder Hunger im Leibe, nicht bloß wo man eingekehrt oder gebettelt, Aepfel von den Bäumen geſchlagen oder von einem Hunde angebiſſen worden, ſondern was man gedacht hat bei dieſem Baume oder als man auf jenem Berge geſtanden, oder was man ausgebrütet auf einer ganzen Strecke Weges während eines heiſſen Nachmittags. Ganze längſt begrabene Gedankenreihen ſtehen auf, als ob ſie alte Bekannte grüßen wollten in den Zäunen und Bäumen den Weg entlang. Es iſt merkwürdig, welche Kraft alte Bäume, krumme Zaunſtecken auf unſere Seele haben, wenn man noch nach Jahren an ihnen vorübergeht. Traurig iſts für Viele, daß ſolchen Denkmälern ſie nicht mehr entrinnen können, wenn dieſelben mahnen an vergangenes Glück und daß die Herrlichkeit des Menſchen ſei wie die Blume des Feldes, welche bald verwelket, beſonders wenn man ſelbſt der Wurm in der Blume, der Todtengräber der eigenen Herrlichkeit war, denken muß: damals warſt du Der und Der, ſo und ſo geſtellt, und jetzt, was biſt du? Etwas, das man kaum nennen mag, etwas, an welchem ein honetter Menſch den Stiefel nicht abwiſchen mag! Aber auch Freude muß es bringen und eine gewiſſe Ruhe und Zuverſicht, wenn nicht bloß die äußern Verhältniſſe ſich beſſer geſtellt, die Ausſicht in die Zukunft eine andere, ſondern wenn man auch innerlich ein anderer geworden, wenn man mit dem Apoſtel Paulus ſagen kann: da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war geſinnet wie ein Kind und hatte Anſchläge wie ein Kind, da ich aber ein Mann war, ſchaffete ich ab, was kindiſch war. Wer das Zeugniß erhält, daß er das Kindiſche abgeſtreift und zu einem Manne gereift, der hat das Zeugniß, daß er ein guter und geſunder Baum iſt, an welchem reife und geſunde Früchte ſein werden zur Zeit der Erndte, daß er auch für den Himmel reifen, das Stückwerk ihm aufhören, die Räthſel ſich auflöſen und er erkennen werde, was da iſt, gleichwie er ſelbſt erkannt iſt. Das ſind eigentlich die allein rechten Menſchen. Ach und dagegen giebt es eine Unmaſſe, gleich Brunnen ohne Waſſer, Wolken ohne Regen, Bäume ohne Früchte, die ganze Tage ſchwatzen, aber nichts Weiſes, die kindiſcher werden alle Tage. Jacob fühlte Troſt und Zuverſicht, als er auf die alte Straße kam und unter den ſchönen Eichen ſtand, bei denen ſeine Nebenſtraße ſich mündete. Als er nun wirklich Burgdorf mit dem alten ſchönen Zähringer Schloſſe, vor ſich ſah, da fiel es ihm plötzlich ein, wie er das vorige Mal erſt den Wegweiſer betrachtet, dann ſich umgedreht und das Städtchen angeſehen hätte, wie damals im Leibe ihm die Galle gekocht und ſein Auge gefärbt worden ſei, daß er weder das ſchöne Gelände geſehen noch des Städtchens maleriſche und doch ſo behagliche Lage. Wie er ob dem Schloſſe das kalte Fieber gekriegt und über die reichen Häuſer und Matten ein noch kälteres, und wie er gedacht: wartet nur, ihr verfluchten Ariſtokraten und Städter, ihr Finſterlinge und Pfaffenknechte, wartet nur, bis die Stunde ſchlägt, es los geht! Und bald geht es los, unter den Füßen brennt euch der Boden, habs ſelbſt gehört! Dann ſollt ihr erfahren, wer heute durch euer Städtchen gegangen, ihr habt Augen und habt ihn nicht geſehen. Aber wenn der Jacob wieder kömmt, dann macht der Jacob euch den Verſtand, daß euch die Augen nicht bloß auf-, ſondern auch übergehen, daß ihr ein andermal wißt, wer der Jacob iſt! Das kam ihm jetzt wie kaltes Waſſer den Rücken auf und die Backen wurden ihm roth vor Scham. Erſt jetzt fühlte er ſo recht, wie kindiſch er war, und er mußte laut ſagen: o wie dumm! Und ſo dumm war ich! Aber Gott Lob! das wäre vorbei, als ich ein Kind war, da dachte ich wie ein Kind. Was würde aus einem Städtchen, wenn ein Rudel Elephanten vom Schlage, wie ich damals war, ſich deſſen bemächtigten und es unter ſich theilten? Das würde eine ſaubere Wirthſchaft geben, und ſauber würde es bald mit allen Gewerben ausſehen. Im Wirthshauſe wird nicht geſchafft, und wenn alle gleich ſind, ſo ſitzen alle im Wirthshauſe und wenn alle trinken und Niemand ſchafft, wer Teufel ſoll am Ende das Trinken ſchaffen und bezahlen? Als die Scham verflogen war, hatte er Freude an dem Orte, wo Geld ſei und reiche Leute. Da ſei was zu verdienen, an ſo einem Orte möchte er ſich ſetzen, dachte er, wenn er keine Heimath hätte. Solche Leute ſeien auch in der Welt herumgekommen, hätten oft mehr Verſtand und ſeien freundlicher mit den Leuten, als die geringſten Schreiber und ähnliche Majeſtäten, welche ſich höher dünkten als Salomo und Sokrates, weil ſie dürftig leſen könnten und was ſie vor einer halben Stunde geleſen, noch halb wüßten und ausbrüllen könnten und wenn es endlich nicht anders ſein konnte, daß ſie müßten die Strümpfe flicken laſſen, ſie erſt in ſieben Häuſer laufen müßten, ehe ſie den Credit fänden, es auf Borg machen zu laſſen. Er hatte einen Unterſchied machen gelernt zwiſchen den Leuten und er fühlte, daß er wirklich ein Eſel geweſen, aber keiner geblieben ſei. Und wen würde eine ſolche Entdeckung nicht glücklich machen, wir fragen? Ach Gott! und wie Vielen wäre ein ſolch Glück zu gönnen und kommen doch ſo gewiß wie 2×2 4 machen, ihr Lebtag nicht dazu, daß Gott erbarm! Anfangs, als noch die Scham auf ſeinen Wangen brannte, da jukte es ihn ums Städtchen herumzugehen, damit nicht etwa jemand ihn erkenne und halblaut ſage: ah da iſt er wieder, der dumme Kerl, der ſchon mal da war! Indeſſen ging er doch ins Städtchen und Niemand achtete ſich ſeiner und Niemand kannte ihn wieder. Von den Burſchen, welche er damals geſehen, ſah er keinen mehr, ſo viel er ſich ihrer erinnern konnte. Freilich iſts mit den Handwerksgeſellen faſt wie mit den wandernden Störchen oder Dohlen, man ſieht ſie wegfliegen und herfliegen, aber ob es die gleichen Dohlen ſind, die gleichen Störche, wer will das ſagen, wenn man nicht ganz beſondere Kennzeichen angeheftet hatte? Kühe haben ihre Kennzeichen, verſchieden zeichnet ſie die Natur, aber Störche ſind halt Störche und Dohlen ſind Dohlen. An denen, welche er fand, ſah er nicht ſowohl eine Aenderung ihrer Anſichten als ihres Benehmens. Er ſah nicht mehr die Zuverſicht in die Erfüllung ihrer Träume. Man müſſe die Zeit abwarten, hieß es, auch war die Schweiz nicht mehr ihre Hoffnung. Der Schweizer ſei zu plump und zu dumm, hieß es, habe man ihn einmal auf die Beine gebracht und durch ein Loch geſtoßen, ſtehe er jenſeits, ſtatt in gleicher Richtung fortzuſtürmen, gelaſſen wieder ſtill und freſſe Käs. Zu dem ſei er ungeheuer ſelbſtſüchtig. Was errungen werde, ſtecke er in die eigene Taſche, ſelbſt was unter den Tiſch falle, gönne er Niemand als ſeinem eigenen Hund oder einem Bettler, wenn derſelbe nämlich ein Mitbürger ſei. Sie waren auch viel vorſichtiger in den Reden, und ſobald ſie merkten, daß Jacob nicht gleichen Sinnes war, klappten ſie ab, und Jacob vernahm nichts mehr über den Stand der Dinge. Er ſah daraus, daß ſie nicht mehr ſo ſicher waren und Hans oben im Dorfe zu ſein glaubten, ſich mehr ins Geheimniß hüllten, wie jede Partei es thut, wenn ſie die Oberhand nicht hat und nicht Kraft genug zu haben glaubt zu offenem Widerſtand. Er verſuchte einige vernünftige Worte anzubringen, aber er fand für gut, zu ſchweigen. Man ſah ihn mit gar ſeltſamen Augen an, man hielt es unter der Würde und allen Verſtand ſich mit ihm einzulaſſen, bloß einige höhnende Worte flogen ihm um den Kopf, welchen vielleicht noch was anderes nachgefolgt wäre, wenn er nicht abgebrochen. Er ſah dieſe junge Weisheit mit ihrem Uebermuth, welcher jede Einwendung als gräßliche Dummheit gründlich verachtet, keiner Widerlegung würdigt als höchſtens mit einigen Schimpfreden oder Fauſtſchlägen, zum erſtenmal ſich gegenüber als wie in einem Spiegel. Jetzt ſah er, wie ungeheuer widerlich oder lächerlich ſie iſt, mußte ſich aufs neue ſchämen, daß er einmal auch ſo geweſen. Er wußte, daß, wenn der Menſch dieſes junge Weisheitsfieber hat, zuſprechen nichts hilft, ſo wenig als das Blaſen in einen kalten Ofen warm macht. Er machte ſich dieſe Erfahrung zu Nutz für ſeine übrige Reiſe, denn zum Märtyrer fühlte er ſich nicht berufen, hatte keine Luſt als ein Abgefallener gerichtet zu werden, welche Gerichte zuweilen blutig ausfallen, wie man Exempel hat. Zum Märtyrerthum braucht es eine eigene Kraft, ſie iſt ſelten, nicht jeder Jacob hat ſie, und wenn er ſie nicht hat, nehme man es ihm nicht übel, beſonders in dieſem Zeitalter, wo die Feigheit werth iſt was vor Zeiten die Tapferkeit. Die bei St. Jacob Entronnenen wurden gebrandmarkt lebenslang, jetzt werden die Entronnenen mit ſchnellen Beinen die Oberſten, doch hoffentlich nicht lebenslang.

Weiter unten fand Jacob den Meiſter, wo er die Kaffekanne umgeſchlagen und die Frau Meiſterin im Bette aufgefahren war, nicht mehr. Die hätten längſt ausgehauſet, hieß es. Er ſei zu ſeinen Schwiegereltern gezogen und mache dort den Knecht, lebe aber übel dabei, denn von den übrigen Geſchwiſtern ſei er verfolgt und müſſe ſich alle Tage vorrechnen laſſen, wie viel er ſchon gekoſtet und wie man obendrein ihn noch mit Weib und Kind ernähren müſſe. Wenn einſt der

Schwiegervater ſterbe, falle er der Gemeinde zur Laſt, denn eine Familie ernähren, könne der ſein Lebtag nicht. So gehe es aber, wenn einer den Meiſter vorſtellen wolle und verſtehe vom Handwerk ſo wenig als ein Kameel vom Geigen. So geht es: an unbeſchränkter Freiheit gehen die Menſchen nicht Dutzendweiſe, ſondern zu Tauſenden zu Grunde! Sag', was würde aus den meiſten Studenten werden, wenn keine Examen wären? Wie zum Himmelreich muß zu jedem Stand auf Erden ein eng Loch ſein mit ſchwerem Pfad dazu, wo man alle Kräfte zuſammenfaſſen muß, nicht rechts, nicht links gaffen darf, bis man durch iſt. Dann ſind Kräfte da, dann iſt Gewohnheit da, dann kann man beſtehn im Leben, wie man im Examen beſtanden iſt. Läßt man einen Menſchen lümmeln nach Belieben, bleibt er zumeiſt ein Lümmel ſein Leben lang. Anblaſen mit ſogenannten Ideen kann man wohl einen Menſchen, das iſt aber eben nichts als blaſen in einen kalten Ofen. Will man den Ofen warm haben, muß man einheizen, will man aus einem Jungen keinen Lümmel machen, ſondern was beſſeres, muß man ihn heizen und beizen in tüchtiger Zucht. Der muß wiſſen und zwar beſtimmt, was er ſein muß, wenn er was werden will, denn Zwang und Druck muß ſein, wenn das Edle und Gute keimen und wachſen ſoll im Menſchen. Eggt man doch ja auch den Samen ein auf dem Acker, walzt ſpäter noch den Acker mit einer ſchweren ſteinernen Walze, damit der Same feſten ſoliden Boden habe und feſte und ſolide Wurzeln ſchlage. Es nimmt uns Wunder, wie lange noch mit der unbedingten perſönlichen Freiheit in Schule, Gewerbe, kurz allenthalben experimentirt wird, ehe man zum Verſtand kömmt. Scheinen halt trotz aller Bildung und Aufklärung nach und nach zu verdummen — die Menſchen nämlich, und die Gebildeten vorzüglich.

In Aarau nahm Jacob Arbeit. Er wollte nicht vom Erſparten zehren, ſondern ſeine Reiſe ſich verdienen und noch hie und da was ſehen. Aarau iſt ein gar freundlich Städtchen, beſonders wenn auch ein freundlicher Geiſt darin weht. In Aarau war hauptſächlich Etwas, was er für ſein Leben gerne ſehen wollte, das war Vater Zſchokke. Er hatte deſſen Meiſter Jordan geleſen und zwar mit großer Freude, und zwar zur Zeit, als er noch

ganz verflucht überall wär und Pfaffen und Aristokraten
gerne den Schweinen hätte vorwerfen lassen. Aber so
mit einem Erbprinzen hätte er doch große Freude gehabt
und gedacht, wenn so einer ihm mal eine Börse voll
Gold geben thäte, wollte er ihm auch Reden halten ganz
verflucht und ihm sagen, wie es gehen müsse in der
Welt. Dann würde er ihm noch mehr Gold geben und
dann wollte er ein groß Haus bauen lassen wie ein
Graf, und wenn der Fürst ihm einen Adelsbrief gebe, so
wolle er ihm kurzweg sagen: bin von Adel von Natur!
Wenn es dann aber nicht anders sein könne, der Fürst
es für des Teufels Gewalt so haben wolle, nun dann
könne man doch immer sehn. Einem guten Herrn könne
man wohl schon was zu Gefallen thun. Ein Rittergut
werde er dann wohl auch geben, und das könne man
wohl nehmen dem Fürsten zu Gefallen auf Abrech-
nung, und ein liberal Herz behalten, wenn man
schon auswendig von Adel sei. So ein Stern auf der
Brust, akkurat so einer wie sie am Himmel stehn, sei
eine schöne Geschichte, man möge sagen, was man wolle,
wenn man nämlich selbsten einen hätte, und dann alle
Leute den Hut abzögen und sich beugten und „Gnädiger
Herr“ sagten, wenn sie mit einem sprechen thäten. So
hatte der Jacob viele Freude daran gehabt und viel dar-
über nachgedacht, und diese Gedanken so gleichsam als
Dessert und Zuckerzeug zu seinen schrecklichen freisinni-
gen Grundsätzen gehabt, welche solches Zeug schrecklich
verachteten einstweilen d. h. so lange man es nicht selbst
hatte. Er hatte darauf hin noch Anderes von Vater
Zschokke gelesen, da dessen Schriften in einem Leseverein
zufällig Gnade gefunden hatten, und an der Lieblichkeit
und Anmuth derselben große Freude gehabt, freilich
dazu dann immer gesagt: der gute Mann habe Lunte
gerochen, aber wo es eigentlich brenne, das wisse er
doch nicht! Nützliche Regeln hätte der Alte, hatte ihnen
einmal ein behaartes Maul gesagt, aber von Ideen nicht
die blasse Idee! Das hatte der gute Jacob so nachge-
leiert, aber wenn man ihn gefragt, was für ein Unter-
schied zwischen Ideen und Regeln sei, ja du mein Gott,
da wäre der Ochse am Berge gestanden. Es giebt Leute,
ja Professoren, provisorische, ordentliche, ja selbst außer-
ordentliche, welche dies auch nicht könnten, welche eben

nichts anders ſagen können, als ſie gehört, und zwar, was ſie in Leipzig gehört, ſagen ſie Leipzigeriſch und was ſie in Berlin gehört, Berlineriſch, und was ſie von Schleiermacher gehört mit Schleiermacheriſchen Gebehrden und anders können ſie es nicht ſagen. Wenn es ihr Leben koſten ſollte, ſie brächten es nicht ordentlich Berndeutſch zu Tage. Was alſo gelehrte, ja ſogar proviſoriſche Majeſtäten nicht können, wie ſollte man es von Wanderburſchen erwarten? Nun, den Mann wollte er ſehen, der ſo viel Gutes ſo angenehm und faßlich zu ſagen wußte, daß das Leſen ſeiner Schriften akkurat war, wie das Biertrinken vom beſten. Es floß hinunter, man wußte nicht wie, man konnte, wenn man einmal angefangen, gar nicht mehr aufhören. Man zeigte ihm über die Aare hinüber ſein Haus, kenntlich durch eine prächtige Trauerweide. Mit großem Reſpekt betrachtete er das Haus, in welchem ſolche Sachen geſchrieben wurden, und es kam ihm faſt wunderlich vor, daß das Haus ungefähr wie ein anderes Haus war und nichts abſonderliches hatte. Nun konnte er zu Hauſe wohl ſagen, er hätte das Haus geſehen, aber wie würden ſie erſt aufpaſſen und Reſpekt vor ihm kriegen, wenn er ſagen könnte, er hätte den Mann ſelbſt geſehen. Aber wie machen, um dazu zu kommen? Man zeigte ihm ganz nahe dabei ein ander Haus, welches man Kirſchgarten nannte, dort wohne Zſchokkes Schwager, in einem prächtigen Garten, dort habe man eine prächtige Ausſicht, finde gutes Bier und ſonſt noch was, dort könnte er am leichteſten dazu kommen ihn zu ſehen, beſonders wenn ſchön Wetter ſei. Nun dort pflanzte ſich Jacob auf die Lauer, akkurat wie ein Jäger an des Waldes Saum, wenn die Sonne ſinkt, der Thau die Blätter feuchtet, harret mit geſpannter Büchſe auf das arme Häschen, das mit munterm Satze ins Freie ſetzt, dann ſtille ſitzt, die Ohren ſpitzt, und wenn nichts Verdächtiges ihm auffällt, luſtig tanzt auf freier Wieſe, bis die Büchſe knallt und den Tod bringt, die Luſt verjagt. Nun eine Büchſe hatte Jacob nicht und ſo Arges nicht im Sinne, aber wie der Jäger kein Auge hat für Sonnen Untergang, wie prächtig er auch ſein mag, ſo hatte Jacob kein Auge für die Ausſicht, wie herrlich ſie auch iſt. Vor dem, welcher Augen hat, liegt ein großer

Theil und zwar der ſchönſte des ſchönen Gaues der Aare mit ſeinen prächtigen Feldern und Schlöſſern, Himmel und Land ſäumen die großen Berge, die wohlbekannten und ehrenfeſten, leider die modernen Wallfahrtsſtätten der modernen Welt. Jacob ging es wie dem Jäger, die Lauer iſt nicht immer glücklich. Mehr als einmal mußte er wieder über die Aare ohne ſein Ziel erreicht zu haben. Indeſſen nicht nachlaſſen gewinnt, wie das Sprüchwort ſagt. Einmal ſah er ihn, den Vater Zſchokke wirklich, wie er leibt und lebt und ganz in der Nähe, und die Augen gingen dem Jacob noch einmal ſo weit auf und den Mund zuzumachen vergaß er ganz und gar. Es war ein großer Mann, ſein hohes Alter trug er mit ſtarken Schultern, und, Himmelſapperment, in dem Kopfe hat was Platz, dachte Jacob. Der Mann kam näher und näher gegen ſie heran. Der wird denken, wir wollen was mit ihm, oder ſieht, daß wir Deutſche ſind, wird fragen wollen, wie gehts daheim? Und ganz bange ward es ihm und doch ſchlotterte er vor Freude, dann konnte er daheim ſagen, er hätte mit dem Zſchokke geſprochen, ganz vertraulich, ganz akkurat ſo wie zwei Menſchen zuſammen ſprechen. Noch drei Schritte und die Sache war richtig! Da ſtieß ihn ſein Kamerad, der halt von dem Schlage war, wie Jacob früher auch, an nichts Intereſſe nahm, als was ihn angenehm oder unangenehm berührte, heftig an, daß Jacob erſchrocken herumfuhr, und als er herum war, faßte ihn der Kamerad beim Arme, zeigte dann auf einen Mann und ſagte: ſiehſt den dort, das iſt ein verfluchter Kerl, ein Hund, den man zu Pulver ſtoßen ſollte! Unterdeſſen hatte Vater Zſchokke nicht 3, ſondern 6 Schritte gethan. Rund vorbei, hatte es geheißen. Da ſagte Jacob bitter: was geht mich der Kerl da an? haſt du was mit ihm, ſo ſtampfe ihn meinethalb zu Pulver oder ſprenge ihn mit Pulver in die Luft, es iſt mir Wurſt. Es geht dich auch an, ſo gut als mich, ſagte der Kamerad. Es iſt ein Pfaff, hat ein Buch gegen die Deutſchen geſchrieben, ein ganz verfluchtes, darin macht er die Deutſchen runter ſchrecklich, läſtert über die Freiheit und ſagt: man ſollte alle Freiſinnigen bei den Beinen aufhängen 10 Fuß über den Boden und dann unter ſie feuern nur langſam; und das Feuer ſolle man mit den freiſinnigen Büchern anmachen und mit den verfluchten Zeitungen. Das darf ſo ein Kerl ſchreiben, hier iſt Aarau. Denk mal, was die Schweizer für dumme Kerls noch ſind, daß ſie ſo was noch ſchreiben laſſen! Aber warten die nur, wenn mal wir Deutſche ans Ruder kommen, wollen wir den Schweizerkühen das Schreiben vertreiben.

Da ſah Jacob eine kühne Geſtalt mit einem trotzigen Gange, und einem Kopfe, welchen ſchwer geweſen wäre zu zerſtoßen, den man eher hätte brauchen können, um ein Stück Granit in einem Mörſer zu zerſtoßen. Unwillig frug Jacob: wie heißt der Kerl, was für ein Buch hat er geſchrieben und iſts ein Deutſcher? Nein, was denkſt, wärs ein Deutſcher, der hätte längſt den Unterſchied zwiſchen Aarwaſſer und Salzwaſſer zu koſten gekriegt. Es iſt eine Schweizerkuh, heißt Fröhlich und iſt ein Pfaff, ſein Buch heißt der Deutſche Michel. Hab es aber nicht geleſen. Unſere Leute ſagen, man dürfe es nicht leſen, es ſei gar zu ſchlecht, und reden ſolle man gar nicht davon, dieweil es ein wüſt Ding ſei, ein ganz verfluchtes, und wenn man nicht davon rede, ſo werde es gar nicht bekannt. Mit Stillſchweigen ſchlage man ſolch Zeug am beſten todt. Drum ſage auch Niemand, daß ich dir was davon geſagt, aber ſieh dir den Kerl noch einmal an, iſts nicht ein ganz verfluchter. Einſtweilen ſcheint er am Stillſchweigen noch nicht erſticken zu wollen, meinte Jacob. Warte nur, es wird ſchon kommen! antwortete der Kamerad. Ob die beiden berühmten Männer daran gedacht, daß ſie wie auf einer Bühne ſeien, ein Publikum hätten, welches ſie beobachte und kritiſire? Nein das dachten ſie nicht. Gottlob, iſt rechten Männern das Leben noch keine Schaubühne, auf welcher man ſo feine Schrittchen, ſo zierliche Gebehrden, ſo heldenkühne Mienen macht, ſo zärtliche Töne von ſich giebt, als man auf- und anbringen kann, weil man weiß, daß unten im Parterre und Sperrſitzen welche ſind, welche das Alles auffaſſen wie Hunde, welche kein eigen Vieh haben, ſondern von fremdem leben, von zugeworfenen Brocken, und die, was ſie heute zugeworfen erhalten, morgen wieder von ſich geben in kritiſchen Blättern, wo man dann zu leſen kriegt akkurat wie man geräuſpert und ausgeſpukt und was man ſonſt von ſich gegeben.

Rechter Männer Wandel iſt vor Gott in Ernſt und Demuth, in Fröhlichkeit und Freundlichkeit nach Zeit und Ort. Rechter Männer Wandel iſt kein Affenſpiel! Nun hatte Jacob Zſchokke geſehen und war glücklich, er ſuchte jetzt nach dem Buche, dem verfluchten, aber hier war er nicht glücklich, geliehen konnte er es nirgends kriegen, hingegen manch harten Vorwurf, wie er eine ſolche Schweinerei in die Hände nehmen möge.

Nach einigen Tagen pilgerte er gen Zürich. Als er dort war, ward er reuig dieſen Umweg gemacht zu haben und nicht gerade auf Baſel gegangen zu ſein. Es war ihm in Zürich alles unbekannt geworden, ſein früherer Meiſter war verſchollen, bekannte Wirthſchaften waren eingegangen oder es fanden ſich nicht mehr die gleichen Perſonen darin, nirgends kannte man ihn mehr. Nichts Bekanntes fand er wieder als den Geiſt unter den Geſellen, der war der gleiche geblieben, eher noch trotziger geworden. Es ſchien ihm als werde er da geſteift und genährt, und die armen Teufel ſeien ganz abſonderlich in böſer Gewalt. Vom Geſellenhaus in Hottingen iſt es bekanntlich nicht weit bis Neumünſter, nur liegt eine unergründliche Kluft dazwiſchen, über welche viele, viele Beine nie kommen. Jacob hatte die Brücke über dieſe Kluft gefunden und traurig gedachte er, als er eines Abends auf dem Kirchhofe zu Neumünſter ſaß, jener Nacht, wo er trunken an die Kirche gepocht um Mitternacht, und wie viel ihm erſpart worden wäre, wenn er dem Brandenburger geglaubt und ſich von ihm hätte leiten laſſen. An einem Haar hatte ſein Leben gehangen. Wie wäre es ſeiner Seele ergangen, wenn damals ſeine Seele von ihm genommen worden wäre? Er dankte Gott inbrünſtig für ſein Leben, denn jetzt hoffte er ſeine Seele gerettet, dankte auch für alle die ſchweren Erfahrungen, die er überſtanden, für die wunderbaren Führungen, durch welche er geläutert worden. Wie ein Räthſel war es ihm, daß er glücklich durch dieſelben gekommen, es war ihm, wie es dem Krieger ſein muß, wenn er in mörderiſcher Schlacht im heftigſten Feuer geſtanden, in Haufen die Todten um ihn liegen, und er ſteht da unverſehrt, von Kugeln und Klingen verſchont. Er dankt Gott für das bewahrte Leben, er trauert um die, denen es genommen ward. Jacob hatte gar viele zu Grunde gehen ſehen auf elende Weiſe durch eigene Schuld, Vater und Mutter erwarten ſie umſonſt daheim, ſie kehren nicht wieder. Hatten ſo viel auf den Sohn geſetzt, hatten auf ſeine Rückkehr Hoffnungen gebaut, an ſeine Ausſteuer gedacht, auf ſeine Hülfe gezählt bei wachſender Altersſchwäche, hatten vielleicht ſchon ein Mädchen für ihn ausgeſucht, ein raſches, fleißiges mit einem ſchönen Thaler Geld zum Anfange, aber er kehrt nimmer wieder. In fremder Erde modern ſeine Gebeine. Und wie Viele kehren nicht zurück und ihre Gebeine modern noch nicht in der Erde, aber ihre Seele modert, möchten wir ſagen, in ſündigem Leibe, mag nicht mehr heim, liebt weder Vater noch Mutter mehr, weder Heimath noch Vaterland, liebt nichts mehr als Laſter und Sünde. Die Kraft, die in ſich ſchlägt, den Entſchluß aus der Seele ſchlägt: ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehn, die iſt vertrocknet. Und wie Viele kehren heim und große Freude iſt daheim über den Sohn, der wieder gekommen. Die Mutter ſiedet und bratet, der Vater ſchickt nach Bier oder Wein, die Geſchwiſter laufen in alle Häuſer, bringen die fröhliche Kunde, der Bruder ſei heimgekommen aus der Fremde. Aber nach einigen Tagen gehen die Geſchwiſter zerſtreut umher, die Mutter weint, der Vater ſeufzt, ſchlechten Kram hat der Bruder heimgebracht, einen Hallunken, der zu nichts als zu allem Böſen taugt, den guten Bruder, der ausgezogen war, den fraß die Sünde, das wilde Thier. Was heimkehrte war ein wildes wüſtes Weſen, eine Pein fürs Haus, ſein Lebenlang ein Herzeleid für Vater und Mutter ſo lange ſie lebten. Konnte er dies Elend nirgends abwenden, nicht wenden dieſen und jenen zum Beſten, wie er ſelbſt gewendet worden war, nicht ſo den wahren Dank bezeugen, gewinnen, was der Apoſtel Jacob ſagt: Lieben Brüder, ſo Jemand unter euch irren würde von der Wahrheit und Jemand bekehret ihn, der ſoll wiſſen, daß, wer einen Sünder bekehret hat von dem Irrthume ſeines Weges, der wird deſſelben Seele vom Tode erretten und wird bedecken die Menge der Sünden? Jacob fühlte es in ſeinem Gewiſſen, er ſollte dies verſuchen, ſollte auf dieſe Weiſe die Buße bringen, welche durch Kathris Tod ihm geſchenkt worden war. Freundlich ging dazu die Sonne unter, golden glitzerte der See, wunderſchön blühte die Erde einer holden Jungfrau gleich in weißem Brautſchmuck, einen goldenen Kranz auf dem Haupte. Offen war ſein Herz dieſer Herrlichkeit, ſchlug weich und warm, trank in vollen Zügen aus dem Becher des Friedens und der Verſöhnung, und ein freudiger Wille glühte mehr und mehr in ihm auf, an ſeinen Brüdern zu vergelten, was Gott an ihm gethan. Mit Wehmuth erinnerte er ſich der Zeit, wo er ein vergiftet Gemüth durch die Welt trug, wie er ein Aergerniß genommen an allem Schönen und Guten, böſe ward, wenn ein Menſch was Schönes hatte, was Gutes that, ſich ärgerte über jeden ſchönen Baum, zornig ward, wenn die Sonne ſchien, weil ſie den reichen Bauern das Korn reifte, zornig, wenn es regnete, weil der Regen das Land der reichen Bauern tränkte, zornig über einen ſchönen Abend, weil die verfluchten Herren und Damen ſchön geputzt herumflackern könnten, zornig über einen ſchönen Morgen, weil die verfluchten Bauern die armen Teufel von Knechten wieder plagen könnten auf offenem Felde an heißer Sonne. Was ein ſolch vergiftet Gemüth für Leiden bringt, das wußte Jacob aus Erfahrung, das fühlte er doppelt jetzt, wo er in vollen Zügen trank die Herrlichkeit Gottes und die Freude über ſein Walten. Und wie herrlich wärs, mußte er immer denken, wenn ich meine armen Brüder heilen könnte von der böſeſten aller Krankheiten, von dieſer Vergiſtung des Gemüthes, wo alles, alles bitter und ſchwarz iſt, der Menſch nichts mehr iſt, als ein großer, wüſter, ſchwarzer Gallenſack. So ein Arzt hätte er werden mögen und für jeden bereiten und ihm eingeben die koſtbare Tinktur, welche das Gemüth ausputzt und ihm das Gefühl wieder giebt für Liebe, Güte, Gnade, und es zum Frieden führt, der über allen Verſtand geht. Er dachte ſich das ſo ſchön, er war ſo glücklich in Gedanken es zu verſuchen, es kam ihm ſo unendlich leicht vor, er glaubte, es brauche da weiter nichts als zu ſagen, wie es ihm im Gemüthe ſei, daß er ſich alsbald aufmachte und Hottingen wieder ſuchte.

Aber ſo wie er Neumünſter den Rücken kehrte, ſank ihm der Muth, bei jedem Schritte kam ihm die Sache ſchwerer vor; und wie das Abendroth verglühte, erloſch in ihm der Glaube, daß er was über ſeine armen Brüder vermochte. Er fühlte, daß dazu eine eigene Kraft nothwendig ſei, daß das Bekehren einem Anfänger, wie ihm, nicht gegeben ſei. Statt rechts hinauf bog er links hinunter der Stadt zu. Dort an der ſchönen langen Straße der Limmate nach, war ein Buchladen und nach üblicher Weiſe allerlei ausgelegt. Zum Zeitvertreib muſterte Jacob Bilder und Titel, und da las er auf einem Buche: der Deutſche Michel! Das mußt du haben, ſagte Jacob alsbald zu ſich. Der Michel wird ſo ein Kerl ſein, wie die Großmutter ſie nicht leiden mag, ſo ein Eſel wie ich, wie ſie meinte, wenn ſie ſagte: Jacob, du biſt ein Eſel und bleibſt ein Eſel. Er kaufte das Ding, obgleich ihn das Geld faſt reute, und als es ſein war, ſah er drein, und da reuete ihn das Geld erſt, denn er ſah lauter Verſe und von dieſen war er von je nicht Liebhaber. Aber gekauft iſt gekauft, und wenn ein Buchhändler einmal ein Stück Geld zwiſchen den Fingern hat, giebt er es nicht wieder heraus, es wäre ihm als ginge Haut und Herz damit. Na, dachte Jacob, habe lange keine Medizin eingenommen, nicht abgeführt, kann es einmal mit den Verſen probiren, vielleicht thun ſie den gleichen Dienſt, doch mit Vorſicht, denn morgen will ich fort, mag da nicht bleiben, mag da nicht Arbeit ſuchen. Bei einem Schoppen Seewein zum Nachtrinken verſuchte er die Medizin. Er fand ſie aber bald ganz anders, als er gedacht, jedenfalls viel kräftiger als die dünne Brühe, welche er nachtrank. Er fand da nicht die gemeinen Eſel, wie er gedacht, und wie er auch einer geweſen, er fand da gezeichnet und geſchildert mit Worten wie Pfeile und zweiſchneidende Schwerdter eben die Verführer, eben die Apoſtel der verruchten Lehren, an welchen er ſo lange krank gelegen, welche ſein Gemüth ſo verödet und verbittert hatten, eben die Blutſauger, welche ſich nicht bloß vom Herzblut ihrer Brüder nährten wie die Vampyre, ſondern vom Verderben der Seelen ſich mäſteten, wie die Hyäne an vergrabenen Körpern. Er fand die gezeichnet; die ſich da einſchleichen mit ſüßen Gebehrden, die, waren ſie einmal eingeſchlichen, alsbald einen Packeſel, der immer bei ihnen iſt, gleich als wie bei hauſirenden Juden, voll Laſter abpackten um ſie eins nach dem andern an

Mann bringen zu ſo hohen Preiſen als möglich. Schlingel, welche ſchon der Apoſtel Paulus kannte, als er redete von Menſchen, welche in die Häuſer ſchleichen und die Weiblein gefangen führen, welche da mit Sünden beladen ſind, immerdar lernen und nie zur Weisheit kommen; Schlingel, welche das Meer und das Trockene umziehen, Genoſſen werben, ſie zu Kindern der Hölle machen, zweifältig mehr als ſie ſind; Schlingel, welche kein Haus haben, und zum Dank für freundliche Aufnahme dem Gaſtfreund ſein Haus anſtecken möchten; Schlingel, welche durch eigene Schuld die Heimath verloren, und nun die ganze Welt anſtecken möchten, damit Niemand mehr eine Heimath habe. Zuckerſüße Schlingel, welche den Teufel im Leibe haben und derowegen jegliche Rolle ſpielen können, fromme, gleißende, zärtliche, ſchlüpfrige, bramarbaſirende, muſikaliſche, brummbärliche, kühne, ſchleichende, kurz jegliche Teufelsrolle, welche erdacht werden mag, ſogar gelehrte, ja ſogar neuhegeliſche zu ſpielen vermögen. Jacob kannte ſie wohl dieſe Burſche und was ſie verübten an dem armen Volke und lange dünkte ihm, das Büchlein ſei wahr, der Schnupftabak darin nicht zu ſcharf, aber den rechten Titel trüge es nicht, das ſeien keine Micheln, die ſeien mehr als Micheln. Wie er aber ſo recht darüber nachdachte, kam es ihm doch vor, der Titel könnte recht ſein und all dieſes Geſindel ſei doch nichts als Micheln und die Großmutter werde auch zu ihnen ſagen: ihr ſeid Eſeln und bleibet Eſeln! Hohle Leute, die wie man Gänſe ausſtopft mit allerlei Zeug, daß ſie eine große Leber kriegen und tapfer ſaufen mögen, ſo mit allerlei Ideen ſtopfte aus Frankreich, daß ſie auch eine große Leber kriegten und der Durſt ſie trieb von einem Land in das andere Land. Sie merkten nicht, woher ſie dieſe Ideen hatten, meinten wahrſcheinlich, ſie hätten ſie ſelbſt erdacht oder geträumt, viele ſagen, ſie hätten ſie mit der Muttermilch eingeſogen, ſo dumm ſind ſie, merken nicht, wie dumm dieſe Ideen ſind und gar nicht zu gebrauchen in der Welt, oder wenn man ſie einmal einfuhren wollte in der Welt, das Eingericht nicht ſo lange hielte als das allerſchlechteſte Baumwollenzeug, welches bekanntlich oft auseinander fährt, wenn der Mond darauf ſcheinet, geſchweige daß es die Sonne ertragen möchte. Liefen mit dieſen angeſtopften Ideen in der Welt herum, klapperten damit wie die Klapperſchlangen mit dem Schwanze und merkten nicht die dummen Micheln, welch Unheil ſie anrichteten, wie ſie ſich nicht bloß verdächtig machten, wie krätzige Leute, ſondern ſich ſelbſt ums tägliche Brot, für welches ſie nicht mehr beten wollen, predigten. Wohl, wenn er recht nachdachte, ſo wären es wirklich Micheln und zwar von der dümmern Sorte, Franzoſenaffen, welſche Papagejs, welche erlernte Sprüche nachplapperten, ihre Geſichter fremdländiſch zuſchnitten und da herumliefen; ſich für Deutſche ausgaben, für die wahren ächten Deutſchen, und von wegen was, von wegen dem welſchen Geſicht und Franzoſenthum, welches ſie im Leibe hatten und zuweilen auch am Leibe. Michel, welche, ſobald ein anderer Blasbalg angeſetzt wird und eine andere Hand ihre Leber ſtopft, alsbald pfeifen auf einem andern Loch, verſteht ſich immer grundſätzlich und mit Geſinnung. Ja Michel, welche ſogar zu Judenaffen wurden, von Juden ſich Schwernoth und Fleiſchesluſt in den Leib blaſen laſſen und damit in der Welt herumlaufen unter Heulen und Zähneklappern in Freſſen und Sauſen, an Zweckeſſen und mit Fackelzügen. So dachte Jacob und machte ſich am folgenden Morgen auf den Weg nach Baſel. Er hätte kurzer gehen konnen, aber es ſtach ihn, ſeinem Meiſter, dem Rathsherrn, der nur den Lummel gekannt hatte, den wahren Jacob zu zeigen.

Auf dieſem Wege ſtand er viel Elend aus, der Erinnerungen halben, welche ſich ihm allenthalben aufdrangen. Es beelendete ihn recht eigentlich, wenn er immer und immer wieder denken mußte: hier haſt du den Lümmel gemacht, und hier, und hier, und hier, immer und immer wieder Gott danken mußte, daß man ihn nirgends wieder erkannte; und immer und immer an das üppige, frevelhafte Fechten und Betteln denken mußte, und wie unſer Herrgott es ihm eingetrieben, als er ſo bitter im Elend war, ſo ſchwere Noth ausſtand und Thuren und Herzen ihm verſchloſſen waren. Ja das iſt eine eigene Sache, ſo ſich ſelbſt nachzugehen, wie ein Hund ſeinem Herrn und die Thüren zu riechen, in welche man eingetreten. Es ſollte dies Jeder von Zeit zu Zeit machen, es würde mancher der eigenen Naſe zu lieb anders thun. Doch heimelte es ihn zuweilen, er genoß es aber im Stillen, ſuchte keinen alten Bekannten, um Erinnerungen aufzufriſchen, und keiner lief ihm an die Naſe. Es war ihm, als ob er im wirklichen ſei, wo Niemand eine bleibende Stätte hat, ſondern nach der Hirten Weiſe hin und her zieht und bald hier, bald dort ſich niederläßt, wo die Weide gut, ein guter Trunk zu finden iſt. Von Rheinfelden weg bis zum Rothenhauſe rechnete er, aber eine ganz kurioſe Rechnung. Er rechnete und verglich, was er damals gedacht, geſchwatzt, gehofft, und was er erfahren und was er mitbrachte, dies ſtellte er zuſammen und verſuchte, die Bilanz zu machen. Damals hatte er Nichts und ungeheuer viel, Er hatte nämlich nebſt ungeheuer viel Geſinnung die Anſicht: die Welt ſei ein Eierkuchen, welcher eben in der Pfanne gar gekocht und von welchem er ein prächtig Stück abkriegen werde, dieweil er zunächſt am Anrichtloch ſtehe. Daneben war er eigentlich noch ein Lümmel, indeſſen im entſchiedenen Fortſchritt begriffen und zwar ſo gewaltig, daß ihn ſelbſt ſeine Stiefel nicht mehr ertrugen, ſondern am linken Fuß vornen geplatzt waren. Damals war es ein ſchöner Abend, aber weil denſelben der Herrgott gemacht hatte, äſtimirte er ihn gar nicht. Damals hatte er ihn noch nicht abgeſchafft, den großen Gott, aber was derſelbe that, nahm er hin, als hätte derſelbe blos ſeine Schuldigkeit gethan und noch ſchlecht dazu. Entweder achtete er ſich deſſelben nicht oder er fluchte darüber wie ein Mutterſöhnchen, dem ſeine zärtliche Mutter nichts mehr recht machen kann, ihr den ſchönſten Braten, welchen ſie ihm auftiſcht, als ein ſchlechtes Hundefreſſen hinter die Thüre wirft. Ferner beſaß er eine ungeheure Liberalität, wünſchte daneben allen die Schwernoth an den Hals, welche beſaßen, wornach ihn gelüſtete, welche auch von dem Eierkuchen wollten, an den er die Hauptanſprache zu haben glaubte. Nun waren die Träume dahin, goldenes Abendroth ſäumte den Himmel nicht, keine Nebel ſchwebten an den Hügeln, es war ein heller klarer Morgen, wo jegliches Vöglein heller ſingt, jeder Blutstropfen ſchneller ſpringt. Neid und Haß waren verſchwunden, hinter ihm lag eine trübe Zeit. Aber wie nach einem Präriebrande junges Gras ſproßt, die Wüſte am ſchönſten wird, ſo bluht ihm aus der trüben Zeit herauf die Fülle von Erfahrungen, dazu hatte er Geld im Sack, Hoffnung gegründet nicht auf Staub, ſondern durch das Bewußtſein eigener Tüchtigkeit in der Seele, und was die Hauptſache war, einen Gott im Herzen und zwar den rechten. Wohlgemuth wanderte er in den ſchönen Morgen hinein, er trug reiche Beute dem Rheine zu und das Bewußtſein in ſich, daß ſeine Wanderjahre nicht verſchwendet waren, daß der Herr ihn wohl an die Hölle geführt, aber auch wiederum heraus. Beim Rothenhauſe erlabte er ſich an einer Flaſche Mönchenſteiner, ſchritt dann raſch durch den Baslerhord. Es war ein eigener Zug, der ihm raſche Beine machte. Er wußte nicht, war es die deutſche Luft über den Rhein her, welche ihn zog unwillkührlich, das Sehnen nach der Heimath anblies in ſeinem Herzen zu ſtärkern Flammen, war es blos Neugierde Baſel wieder zu ſehen und zu vergleichen den Eindruck, welchen Baſel ihm beim Eingang machte mit dem, welchen er beim Ausgang empfing. Jetzt wußte er, daß die Schweiz nicht wie eine große Bratwurſt oder ein dicker Eiszapfen vom Himmel hängt, daß ſie ein ſchönes Land iſt, voll der Herrlichkeit Gottes, aber auch mit dem Stempel der Sünde gezeichnet, voll Aufbegehrens, ſtatt voll Demuth, voll Ungenügens, ſtatt voll Dankes, voll Streit um Nichts, ſtatt voll Friedens um Gottes und des Heilands willen: ein Land wie ein anderes, daß man darin des Teufels oder ein Kind Gottes werden kann, je nachdem die Geiſter ſind, unter die man fällt.

Fünfzehntes Kapitel.

Jacob hat Freude in Baſel und findet einen Freund.

Endlich ſah er ſie die rothen Thürme, welche ihm beim Einzug aufgefallen, ſah die Stadt, gedrängt um die Thürme wie um die Henne die Küchlein. Dieſſeits der alten ehrwürdigen und ehrenfeſten Baſel was lag da ſo weiß und ſchimmernd im Felde? Dort war damals das Birsfeld geweſen mit einigen Dutzend Häuſern und jetzt faſt ein Feld voll Häuſer! Das war doch das Birsfeld, was eigentlich Baſeltrutz heißen ſollte, aber gewaltig hatte es ſich ſeit er da geweſen aufgebläht, war angeſchwollen zu einem Städtchen. Es iſt die neue Stadt, welche Baſel Trotz bieten ſoll von der Landſchaft aus, ja es iſt eigentlich der große Laufgraben; den man näher und näher der alten Stadt auf die Haube rückt, von welchem aus der landſchaftliche Geiſt den alten Baslergeiſt umſpinnen, ertödten, Baſel mit Leib und Seele erobern will. Glitzern thut die neue Stadt von weitem, iſt man aber drin, ſieht man, daß ſie zumeiſt aus Dreck gebaut iſt, ſchrecklich dünn die Wände, ein Schneider käme faſt mit der Nadel durch und ſchrecklich kalt ſoll im Winter das Wohnen in dieſen Spinngeweben ſein trotz allen Tapeten. Ob von dieſem dünnen Laufgraben aus die alte Stadt erobert werden wird? Ja wer weiß, da kömmt es eben nicht darauf an, ob die Häuſer von Stein oder von Dreck ſind, ſondern wie die Herzen ſind und was für ein Geiſt in denſelben wohnt. Wohnt in denſelben noch der alte fromme, ehrenfeſte Baslergeiſt, welcher die Stadt groß und berühmt gemacht hat, ſo wird der Geiſt, welcher die Landſchaft berüchtigt gemacht hat eine Zeit lang, lange nicht Meiſter; der windige, verzehrende Geiſt nicht Meiſter über den Geiſt, der von oben ſtammt und auferbaut. Aber ſind nur noch die Hände fromm, nicht mehr die Herzen, beſteht bloß noch die Form und iſt der Geiſt entwichen, ſind die Seelen befleckt mit der Cholera des Geiſtes, dem ſogenannten Zeitgeiſte, ſchämt man ſich des Evangeliums von Chriſtus und knieet nieder bei jedem Phraſengeklingel der neumodiſchen Propheten wie Chorbuben bei dem Geklingel des heiligen Glöckleins, verachtet man den Herrgott und zieht vor einem bärtigen Geſicht nicht bloß den Hut, ſondern ſchüchtern auch die Segel ein, läßt man von dem beſonnenen Prüfen und nur das Beſte behalten, wirft ſich in den trüben Strom des entſchiedenen Fortſchrittes, dann Adieu Baſel! Mache deine Stadtgräben tiefer, die Mauern höher, ſchaffe neue Kanonen und ſogar neue Käppi an, denn ſonſt biſt du verloren, Baſeltrutz überwältigt dich, du wirſt erſt Neugenf, und was du ſpäter noch alles wirſt, das wird dich dann Gott lehren. Iſts wohl von Gott geordnet, daß allenthalben auf Erden das Solide dem Modernen, der Fels dem Sande weichen ſoll!

Etwas von dieſem, doch nicht alles, dachte Jacob, als er durch die neue der alten Stadt zumarſchirte, ſich vorher ſorglich ſäuberte, wie es einem ehrbaren Geſellen, der nicht als ſchmutziger Lümmel ſich brüſtet, wohl anſteht, ehe er zu dem ehrenfeſten Thore einging. Er trat nicht in ſeinem alten Koſtorte ab, ging auch nicht den großen Weg durch die Freieſtraße, ſondern hinten ab, wie man in Bern ſagt, über den Münſterplatz den Rheinſprung hinunter und kehrte, wenn wir nicht irren, beim Schiffe ein. Er wollte nicht Arbeit, wollte den alten Meiſter, den alten Zopf beſuchen, den neuen Jacob ihm vorſtellen und dann weiter ziehen, denn den Zug nach heim fühlte er bei jedem Schritte ſtarker. Er hatte da ein recht gut Eſſen. In Baſel ißt man nicht ſchlecht, wenn es nicht Freiſchießen iſt, auch nicht unbillig ißt man, wenn es nicht Freiſchießen iſt, man ißt ein Cottelette unter einem Gulden und eine Kaffeetaſſe voll Kartoffel koſten keine Schweizerfranken. Aber wunderlich tönte ihm das Gerede um die Ohren, er glaubte in Zürich zu ſein und nicht in Baſel.

Sein Eſſen war eher zu Ende als das Gerede; er dachte: draußen auf der Rheinbrücke ſei es erquicklicher. Draußen auf der Brücke feſſelte ihn der Anblick wieder unwillkührlich, er wußte lange nicht, was ihn ſo ergriff. Endlich fühlte er, es war die gewaltige Kraft, welche ſtätig, ſchön in gewaltiger Gelaſſenheit, aber in ſichtbarer Unwiderſtehlichkeit dahinfließt, unbekümmert um alles Menſchengerede, ungehindert vom menſchlichen Getriebe, es war eine ſichtbare Gotteskraft, welche allen menſchlichen Kräften zu Dienſten ſteht, aber auch über alle menſchlichen Kräfte geht, und wenn ſie im Zorne erbrauſt, alles Menſchenwerk zermalmt. Es iſt eine lebendige Predigt den Baslern, ein Prediger, ſie mögen ihn auf 4 Jahre wählen die Basler, oder lebenslänglich, welcher nie verſtummt, welcher lange ihre Frömmigkeit geſpeiſet und getränket. Gehn zu Baſel die Ohren zu für ſolche Predigten, dann wehe Baſel, es wird Sidon und Tyrus erträglicher ergehen an jenem Tage, denn wer Ohren hat und wem geprediget wird und er hört die Predigt nicht, der wird mit doppelten Streichen geſchlagen werden. Wie er ſo daſtand und ſtaunte und die Macht daher rauſchen ſah unwiderſtehlich und unaufhörlich in immer gleicher Macht und Kraft, wenn ſie verſchwunden ſchien, immer wieder kam und er ſo recht klein und demüthig ſich fühlte, da leuchteten ihm plötzlich, als wären ſie aus dem Rheine herausgeſtiegen, zwei dunkle Augen ins Geſicht. Er zuckte zuſammen unwillkührlich, denn es waren des Brandenburgers Augen, welche ihm zum dritten Male erſchienen in bedeutungsvollen Augenblicken, ſo gleichſam an Lebensbrücken, unter denen die Waſſer ſchwollen und rauſchten. Biſt's oder biſt's nicht, frug er? Bins, ſagte Jacob, und bot ernſt und bewegt ihm die Hand. Und das Fieber iſt, wie es ſcheint, aus Leib und Geiſt, frug der Brandenburger mit leuchtendem Auge. Aus Leib und Geiſt, Gottlob, erwiderte Jacob mit feſtem Blick. Wo treffe ich dich, frug der Andere? Ich muß an die Arbeit und bin pünktlich. Im Schiff, ſagte Jacob, bin ich eingekehrt, kömmſt nach dem Feierabend? Freilich, ſagte der Brandenburger, Punkt ſieben ſtelle ich mich ein. Das war Jacob ein ſeltſam Zuſammentreffen jetzt auf der Rheinbrücke, einmal am Züricherſee und einmal an der Rhone. Er machte ſich auf nach dem Werkplatze oder der Werkſtätte ſeines ehemaligen Meiſters, er wußte, daß derſelbe gewöhnlich zu dieſer Zeit ſich vorfand. Derſelbe kannte ihn ebenfalls nicht, als er ſich ihm vorſtellte und wunderte ſich nicht wenig, als er in dem saubern, anſtändigen Burſchen den ungehobelten aufbegehriſchen Lümmel wiederfand, den er einmal fortgejagt hatte.

Auch Jacob wunderte ſich über die Freundlichkeit, mit welcher ihn der Rathsherr behandelte, faſt wie ſeines Gleichen, und mit welcher Theilnahme er Stücke aus ſeinen Erlebniſſen vernahm. Begreiflich ſo alles auf einmal ſagt man einem Rathsherrn nicht. Jacob begriff, daß man mit Menſchen, wie er ehemals auch einer war, gar nicht freundlich umgehen kann, ſie 10 Schritte vom Leibe haben muß. Solche Menſchen mißbrauchen jedes gute Wort, oder deuten es mit Mißtrauen und gebehrden ſich deſto ſchnöder. Ein viel beſchäftigter Meiſter, der die Geſellen noch dazu nicht an ſeinem eigenen Tiſche hat, kann mit Erziehung und pädagogiſchen Künſten ſich wenig befaſſen, er muß die Geſellen nehmen wie ſie kommen, ſie behandeln wie ſie ſind, und thut er dies mit Verſtand, ſo iſt es alles, was man von ihm fordern kann. Der Rathsherr drückte ihm ſeine Freude aus, daß die Wanderjahre gut bei ihm angeſchlagen hätten, frug nach ſeinen Plänen, wollte ihm Arbeit geben, kurz behandelte Jacob ſo, daß es ihm im Herzen wohl that. Das Hochgefühl der Ebenbürtigkeit regte ſich in ihm, er fühlte, der Rathsherr ſehe in ihm den zukünftigen Meiſter und Zunftgenoſſen und rede mit ihm, als ob er es ſchon wäre. Dies iſt ein Gefühl, welches erlaubt iſt, es iſt das Ehrgefühl des Handwerkers, welches nicht ausarten darf in Stolz und Hochmuth, ihn aber begleiten ſoll bis ins Grab. Wie der Ritter ſeine Ehre wahren, ſeinen Schild unbefleckt erhalten, ſich ritterlich betragen muß, wenn er in Ehren ſterben will, ſo ſoll auch der Meiſter ſeine Ehre wahren, als ein ehrenfeſter Meiſter, in wahrer Ehrenhaftigkeit und Treue leben und ſterben, darum muß er ſich als Meiſter fühlen ſein Lebenlang. In großer Freudigkeit fand ihn der Brandenburger und als derſelbe den Grund vernommen, ſagte er: Siehſt nun den Grund, warum ſo viele Geſellen über Stolz und Hochmuth klagen, bei ihnen ſelbſt liegt die Schuld. Man kann ſie nicht ehren, nicht mit ihnen ſich abgeben, wenn man ſich nicht beſchmutzen will. Es giebt wohl hochmüthige Leute, aber es giebt noch mehr ſchlechte Leute, welche in der Ehrenhaftigkeit und Verſtändigkeit weit unter Null ſtehen, wo alſo der Fehler, daß man ſie vom Leibe hält, an ihnen liegt. Es haben dieſe Klagen viel Aehnlichkeit mit den Klagen über den Luxus der Reichen. Ach Gott, wie viel Unverſtand iſt nicht in der Welt! Ueber dieſen Luxus ſchimpft man, ſchimpft, wenn ſie in Kutſchen fahren, ſchimpft, wenn ſie Bediente halten, Fiſch und Braten eſſen nach Belieben und ſchön gekleidet herumſpazieren. Aber was ſollen ſie mit ihrem Gelde machen? Es in Haufen legen, vergraben, außer Lands ſchicken. Darüber ſchimpft man ja eben, über die Kapitalien in todten Händen, über das Geizen und Schaden, daß alles auf einen Haufen müſſe. Sollen ſie es vertheilen, die Thüren offen halten, Bettler ſpeiſen, kleiden, tränken; Gutes thun mit vollen Händen? Darüber ſchimpft man ja eben, daß Unwürdige das Beſte erhielten, ſchlechtes Volk erhalten werde, darum eben hebt man ja reiche Klöſter auf, weil ſie Schmarotzerpflanzen und das Volk faul und dumm erhalten. Sollen ſie das Volk arbeiten laſſen, Kutſchen machen laſſen, Häuſer bauen, Brunnen graben laſſen; dem Bauer ſchöne Pferde, dem Fiſcher gute Fiſche, dem Jäger fette Rehe abkaufen, Schneider und Putzmacherinnen in Bewegung ſetzen, den Handel durch großen Verbrauch in vielen Artikeln ſchwunghaft erhalten? Bewahre, darüber wird ja eben geſchimpft, daß die Reichen ſo viel Geld verbrauchten, ſo großen Luxus trieben mit Kutſchen, Fiſchen, Pferden, Champagner, Hauben und Röcken, daß ſie das arme Volk beſtändig quälten mit Arbeit, meinten, es könne nicht auch eſſen ohne zu arbeiten, es für ein Sklavenvolk hielten, welches 6—8 Stunden arbeiten ſolle, die Himmelhunde die verfluchten! Was ſollen ſie machen am Ende mit dem Gelde, es freſſen wie die Pferde das Heu? Nein, erſt dann würde geſchrieen und geflucht werden! Sie ſollen es vertheilen an einige hundert Hungerleider, welche nicht Bettler ſein wollen, nicht arbeiten mögen, nicht arbeiten können, nichts ſind, gar nichts, aber Brüder von Königen und Fürſten ſein, in Hermelin an der Sonne liegen, mit Auſtern und Hammelfleiſch ſich füttern, mit Champagner und Schnapps ſich tränken laſſen möchten. Die Hunde! Du kennſt ſie und ich auch: Doch von was anderm. Wie ging es dir? Jacob, erzähle. Der Brandenburger freute ſich der Erzählung und wünſchte, daß es Allen ſo ergehen möchte, auch wenn einige kalte Seebäder wirklich genommen werden müßten. Er bedauerte ſehr, daß er Jacob im Spital zu Genf hätte verlaſſen müſſen. Ein Schuft, den er gewarnt, habe ihn als Rädelsführer angegeben zum Dank, wie er ihn ſchon mehrmals erfahren. Bei der ſummariſchen Juſtiz, welche bei ſolchen Anläſſen geübt werde, habe man ſich nicht mit langen Unterſuchungen abgequält, ſondern ſie halt ſammt und ſonders den See hinunter ſpedirt. Er ſei bis Baſel gekommen und habe da eine ſchöne Anſtellung gefunden. Ein vernünftiger Mann habe ihm auch einmal Gehör gegeben zufällig, und alsbald ſich ſeiner angenommen. Solche durch und durch vom Geſinnungsfieber und dem entſchiedenen Fortſchrittstaumel kurirte Leute habe man in Baſel nöthig und zwar in allen Zweigen des Gewerbes, habe der Mann geſagt. Im Dünkel der Macht achte man ſich durchaus nicht der Geſinnung der Menſchen, welche man aufnehme, den Einfluß ihrer Denkweiſe ſchätze man gar nichts. Wenn ſie die gehörigen Stunden ſchafften, der Meiſter Gewinn von ihnen hätte, ſo ſei ihm alles recht daneben. Daß von ihnen geiſtige Einwirkungen ausgehen könnten, daran denke er gar nicht, und ſage es ihm Einer, ſchüttle er verächtlich den Zopf. Das ſei im höchſten Grade unklug, denn man dürfe keinen Feind verachten, am allerwenigſten eine einreißende Geſinnung oder Denkweiſe. Waſſertropfen höhlten einen Stein aus, man könne denken, was Anſichten und zwar lockende und reizende, mit aller Beharrlichkeit und allem Nachdruck verbreitet, und immer und immer wiederholt, am Ende für Wirkungen auf das im Allgemeinen grundſatzloſe Volk haben müßten. Wenn man die Gewiſſen nicht ſchärfe, ſondern mit aller Gleichgültigkeit zuſehe, wie durch die wüſten zerſetzenden Lehren allmählig jede Scheu und jedes beſſere Gefühl im Volke aufgelöſt, dem Thiere die Ketten abgenommen würden, ſo könne man das Ende vorausſehen. Dann müſſe man ja nicht glauben, all dieſes ſaubere Gerede bleibe nur bei des Volkes Hefe. Wie das Grundwaſſer durch Bohrlöcher nicht bloß quelle bis auf der Erde Oberfläche, ſondern ſpritze hoch in die Luft hinauf, ſo ſteige, was in des Volkes Kopf ſich feſtſetze, in die Häuſer, die Mägde trügen es aus der Mezg (Fleiſchverkauf) heim, wenn die Weiber zur Bauche kämen, ſo brächten ſie es in ihren großen Krügen mit, die Hausknechte hingen es den Kindern an, und Handlungsdiener ſchmuggelten es bei zarten Töchtern ein. Ja er ſei überzeugt, es ſteige noch höher und was man in Eckenſteiners Bierhaus, bei Silbernagel, ja beim Käsmerian ſchwatze, werde bald, wenn es ſo fortgehe wiederhallen an den Wänden des Rathhauſes. Akkurat wie in Bern, wo auf dem Rathhauſe nur widergekaut wird, was im Wirthshauſe zum Bären vorgekaut werde, und daß auf den Kanzeln gepredigt werde, was man in Zimmermanns Kneipe zum Bier brülle, dazu bahne man bereits die Wege und zuletzt werde es zu Baſel auch nicht beſſer gehen, wenn man dem Pferde nicht zum Auge ſehe. Wie nun die politiſche Propaganda, die alles zerſtörende Bande mit ihren geheimen Obern ihre Miſſionäre und Sendboten in jedem Bierhauſe hätten, Dirnen im Solde hätten, akkurat wie die ruſſiſche Diplomatie ſchöne Damen, ſo müßte dafür geſorgt werden, daß die Geſellen auch was anderes und beſſeres hörten. Gar viele hätten den Sinn dafür, aber aus Mangel an Gelegenheit fielen ſie in die ſchlechteſten Hände. Aehnliches habe man früher gefühlt und wegen mangelnder Bildung für Schulen geſorgt, aber dieſe nicht vor vergiftendem Sinne gehütet, vor den Wölfen im Schaafspelze, und über das Wiſſen gehe Glauben und Willen. Beſſern Glauben, einen höheren Willen zu erhalten und zu pflanzen, das ſei dringliche Noth, aber ſo viele Meiſter hätten leider aus Mangel an eigenem Glauben weder Augen für dieſe Noth, noch Sinn dafür ihr abzuhelfen.

Dieſe Hülfe ſei vor allem in den Geſellen ſelbſt zu ſuchen. Geſellen, welche durch Erfahrung zu Einſicht und Weisheit gekommen, müſſe man in die Menge ſtellen die können erzählen, wo Barthlome den Moſt hole. Tüchtige Geſellen würden weitaus am leichteſten Glauben finden, einen Anhaltspunkt bilden für jüngere, einen Damm aufwerfen gegen das einreißende Verderben, den Weg bahnen zu geiſtiger Rettung der dem Verderben zugeführten Geſellenwelt, die man vergifte, um durch ſie die ganze Geſellſchaft zu vergiften, ſtatt daß aus dieſer jungen Welt eine muntere geſunde Kraft der Geſellſchaft zuſtrömen ſolle, um ſie fort und fort zu erfriſchen und fruchtbringend zu erhalten. So müſſe eingewirkt werden, Opfer müßten die Meiſter bringen, Geiſt müſſe mit Geiſt bezwungen werden, böſe Geiſter durch gute, mit Polizeiverboten ſei da nicht geholfen, ſo wenig als mit Gleichgültigkeit und Ignoriren. So lange dies die Meiſter nicht begriffen, nur ſich kümmerten um den größtmöglichſten Gewinn aus dem Geſchäfte, ſo lange hätten immer böſere Geiſter über die Geſellen Macht, es wachſe der Krebsſchaden immer tiefer dem Herzen zu.

So hat der Basler Meiſter zu mir geſprochen, erzählte der Brandenburger, und hat mich angeſtellt, daß ich zufrieden ſein kann, behandelt mich mit Manier, wie ein Mann den Mann behandeln ſoll. Ich ſtehe aber auch in böſer unangenehmer Arbeit, ärger als ein Heidenbote unter den Heiden. Ich werde mit Mißtrauen angeſehen, als Spion verſchrieen, wie ein räudiger Hund geflohen, und habe es nur meiner guten Fauſt zu danken, daß das Ding nicht weiter geht. Es herrſcht da ein Zwang, eine tyranniſche Macht bereits, ärger könnte ſie in China nicht ſein. Wenn ſchon einer oder der andere ſich gerne zu mir ließe, ſo darf er nicht aus Furcht vor den andern, es iſt im Kleinen wie im Großen, was Trumpf iſt, iſt Trumpf, und wer was anders will, muß einen harten Kopf und langen Athem haben. Indeſſen habe ich Muth und Glauben nicht verloren, ich habe mir wenigſtens Platz gemacht, es ſitzt hier und da ſchon einer näher zu mir hin, oder geht mit mir, wenn wir auf dem Wege uns treffen. Sind einmal unſerer ein Dutzend tüchtige erfahrne Burſche mit Gott und Muth im Herzen, ſo wird das anders, dann ſind wir ſchon eine Macht, und wo eine Macht iſt, da ſchließt man ſich ihr an, ſucht Schirm und Schutz in ihrem Schatten. Wenn du dableiben wollteſt, ſo kämeſt du mir wie vom Himmel herab, du hätteſt gerade die nöthige Schule durchgemacht und alles noch ſo recht brühwarm im Leibe, daß du es auch ſo recht warm den andern eingeben könnteſt. Das müßte wirken!

1846
–
1924
!

Jacob gab der Sache Beifall, er wußte ſelbſt am beſten, wie abhängig ein Menſch von der Luft iſt, welche ihn umgiebt, aber bleiben wollte er nicht. Er ſagte dem Brandenburger wie es ihn heimziehe zur Großmutter, wie es ihm bange ſei, ob ſie noch lebe oder geſtorben ſei, und ſchreiben möge er doch nicht; habe er ſo lange gewartet damit, ſo wolle er jetzt auch die paar Tage oder Wochen noch warten. Er könne ihm nicht ſagen, wie wehmüthig es ihn mache, ſagte er, wenn er denke, wie die Großmutter die Jahre zugebracht haben werde, und doch werde es ihr Niemand angeſehen haben als der liebe Gott. Er habe die Großmutter nicht begriffen, ſie ſei ihm geweſen wie einem Kinde eine Nuß in harter, doppelter Schaale, vom Kern hat es keinen Begriff, weil es ihn weder geſehen noch gekoſtet. Nun ſo weit von ihr, brächen ihm dieſe Schaalen auf, er ſehe den Kern, er fühle ſogar, was dieſer fühle und wie es ihm zu Muthe ſei. Er müſſe, er möge wollen oder nicht, nicht bloß an die Großmutter denken, ſondern mit ihr leben. Er erwache mit ihr des Morgens und höre, was ſie bete, höre, wie inbrünſtig ſie flehe, daß, wenn er todt ſei, Gott ihm doch gnädig ſein möchte und es anſehen, daß er gewißlich nicht aus Bosheit gefehlt, ſondern nur aus Dummheit, die habe er von ſeiner Mutter geerbt gehabt, und ſie ihm durchaus nicht abgewöhnen können. Anderer Fehler ſolle er ihm nicht anrechnen, ſondern der Genugthuung Chriſti, der doch wohl auch für ihren armen Jacobli geſtorben ſein werde. Lebe er aber noch, ſo ſolle der liebe Vater im Himmel mit ihm machen, was er gut finde, er wiſſe am beſten, was ihm gut ſei. Sehen möchte ſie ihn gerne noch, aber gebeſſert, den Sohn ſeiner Väter, damit ſie im Frieden hinfahren könne, und wenn ſie in den Himmel käme und die Väter fragten: Hanne, wo haſt du den Jungen? Sie ſagen könne: Unten in der Werkſtätte ſchafft er, ein frommer und guter Meiſter. Und wenn es ungebeſſert ſein muß, o lieber Gott! dann gieb mir eine Ruthe ſcharf und zäh, daß ich meine Pflicht noch üben kann, ſo lange mein Arm ſich noch rühren mag. Doch wie du willſt und nicht wie ich will. Dann ſehe ich ſie die Augen wiſchen, aufſtehn, ihren Geſchäften nachgehen, kein Menſch ſieht ihr an, was ſie im Herzen trägt. Tapfer, wie ein Kriegsheld, ficht ſie mit der Welt. Fragt ſie jemand nach dem Großſohn, ſo ſagt ſie: er ſtrolchet in der Welt herum, wie andere auch, wo, weiß ich nicht, allweg läuft er nicht weiter als Gottes Arm reicht, was will ich mehr! Und wenn dann ein Armer kömmt und bittet um eine Gabe, ſo ſchneidet ſie ein Stück Brot ab, daß man einen Türken damit todt ſchlagen könnte und denkt an den Jacob und bittet, daß Gott auch an ihn denken möchte in der Fremde und es ihm nicht fehlen laſſen an dem, was der Leib bedarf. Und wenn ein Handwerksgeſelle anklopft, ſo fragt ſie nach Bericht, wärmt Suppe und kocht ein gut Gericht und bittet Gott, daß er ſolche Gutthat dem Jacob zu gut kommen laſſen möchte und fragt dann verblümt nach mir. Aber was der Kerl auch fünkeln mag, (ſo ſagt man im Canton Bern ſtatt flunkern) wie lieb ich ihr bin, merkt er nicht. Und ehe ſie niedergeht, ſieht ſie noch die Felleiſen an, bittet dann Gott, daß er mich bewahren möchte vor ſchlechten Geſellen und Dirnen, vor dem Tod und vor dem Teufel, und ſelten eine Nacht wohl wird vergehen, daß ich ihr nicht vorkomme im Traume. Sieh, dies ſehe ich als eine Mahnung an, darum muß ich heim, habe keine ruhige Stunde mehr, bis ich die Mühle wieder klappern höre, an der ich vorbei muß, ehe ich in unſer Dörſchen komme. Aber es iſt noch weit und noch gar manchen Tag wird es gehen, bis ich dort bin. Nimm die Eiſenbahn, kaum biſt du abgeſeſſen, biſt du an einer neuen Station angelangt, kaum haſt du an einen Teller Suppe gerochen, geht es weiter, kannſt für eine ganze Mahlzeit bezahlen. Kannſt nicht vom Geruch leben, ſo raſte über den andern Tag, biſt doch im Hui daheim. Darum bleibe noch einen Tag hier, kannſt mir wenigſtens den Gefallen thun, hier und dort bei Käsmerian z. B. vielleicht auch auf dem Birsfelde und anderwärts, was von deinen Erlebniſſen zu erzählen, man weiß nie, was ſo was nützt. Die Säemänner müſſen ſäen alleweil, der Acker liegt immer bereit, die guten Stunden giebt Gott, aber ſagt es dem Menſchen nicht, wann er ſie macht, der Menſch ſoll jede Stunde nehmen für eine gute, ſo ſprach der Brandenburger. Jacob machte Einwendungen gegen die Eiſenbahnen und gegen das Bleiben. Er fürchtete ſich vor der dämoniſchen Macht, welche die Menſchen dahinführt, akkurat wie der Teufel die armen Seelen der Hölle zu, ohne daß ſie was daran mehr machen können, wenn das Ding einmal im Lauf iſt. Er hatte viel von Unglück gehört, ſchrecklichen Dingen, wie man verbrennen könne, wie man könne geſotten werden noch ganz anders als Krebſe geſotten werden, wie man könne in die Luft geſprengt werden, daß man ſein Lebtag nicht mehr zu Boden komme, ſo hoch hinauf. Im Waadtlande hatte er erzählen hören, ein ſolcher Zug ſei einmal ausgeriſſen, ganz ab der Kette gekommen und davon gefahren. Am grünen Vorgebirge habe man ihn noch geſehen, ſeither aber nichts mehr davon erfahren, bloß Arago, der berühmte pariſer Sterngucker, welcher die Cometen alleeit entdeckt, wenn die Lumpenſammler mit Fingern arnach zeigen, wollte ihn am hinterſten Mond des Ju pikers haben vorbeiſauſen ſehen. Jacob glaubte es nun reilich nicht, es machte bloß Eindruck auf ihn, im Waadtlande hatte es aber viel Glauben gefunden, die Waadtländer ſind ein ſehr gläubiges Volk in ſolchen Dingen nämlich. Nun der Brandenburger nahm Jacob die Furcht, zeigte ſich ihm wohlbehalten und ſtattlich, obgleich er mehr als hundertmale auf dem Unthier gefahren war. Er ließ ſich auch bewegen einen Tag da zu bleiben, ſo recht gründlich blau zu machen und den Geſellen zu predigen des Morgens beim Käsmerian, des Mittags beim Silbernagel, des Abends beim literariſchen Bier des Eckenſtein, zwiſchen durch wo man Verlaufene fand, draußen auf dem Birsfeld oder drinnen im Schüzenhaus oder in der Spalenvorſtadt. Aber als der Tag um war und um ein bischen ſich zu räuchern und geſunde Luft zu faſſen die Beiden auf der Rheinbrücke ſtanden; da ſchlug Jacob die Hände zuſammen und ſagte: Aber, Bruder Brandenburger, was willſt du hier, komm mit nach Deutſchland, wir wollen gemeinſam was verſuchen, da unten iſts doch immer beſſer als hier. Da bin ich mit dir einen ganzen Tag herum gelaufen, habe erzählt, berichtet und Punktum die Wahrheit, daß auch kein Düpflein daran fehlt und was kömmt heraus? Ich habe einen wunderlichen Kopf voll getrunken und Alle haben mich mehr oder weniger ausgelacht, von allem, was ich ſagte, kein Düpflein geglaubt, waren ſo oft bereit ihre Gläſer mir an den Kopf zu werfen als oft verſuchtes Mittel gegen das Lügen. Ich muß ſagen, ich war oft drauf und dran das Stuhlbein umzudrehen, den Burſchen ihre Bosheit in den Schädel hinein zu ſchlagen. Unter ſolchem Volke was willſt du, da iſt Hopfen und Malz verloren, haben Augen und ſehen nicht, Ohren und hören nichts, einen Verſtand und der begreift nichts. Eher wirſt du aus einem Schweineſchwanz Kühmilch ziehen, ehe du ſolchem Volk Verſtand und ſogar Glauben beibringſt. Jacob, Jacob, bedenke, ſagte der Brandenburger, wenn auch unſer Herrgott ſo leicht den Glauben an dich verloren und an dir verzweifelt wäre, wie du an andern verzweifeln willſt, was meinſt du, was wäre aus dir geworden, wo moderten jetzt deine Beine? Unglücklich iſt es allerdings, daß es Leute giebt, welchen es rein unmöglich iſt eine Wahrheit zu glauben, ſondern welchen alle Wahrheit als Lüge erſcheint; ſo wie es Leute giebt, welche den Himmel gelb ſehen, ſtatt blau, denen das Süße bitter vorkommt, welche nur Lügen glauben können und je gröbere, deſto lieber, ungefähr ſo wie du vorhin eine von den Waadtländern angeführt haſt. Aber ſolche Leute giebt es leider zu Tauſenden, ein unſelig Volk des Abgrundes, Futter für die Schulmeiſter des Zeitgeiſtes, die Sendlinge des Abgrundes. Einen heilloſern Zuſtand kann es wirklich nicht geben als ſo verkehrten Geiſtes zu ſein, daß die Lüge Wahrheit ſcheint, die Wahrheit Lüge. Dieſem Zuſtand iſt bloß der zu vergleichen, wo man Haß für Liebe nimmt, Liebe für Haß, die Treue des Vaters mißkennt, heuchleriſchem Schmeicheln des Erbfeindes traut. In ſolchen Zuſtand gerathen ganze Geſchlechter, ganze Klaſſen von Menſchen, ſo wie Einzelne. Der einzige Troſt dabei iſt, daß er bei Einzelnen und ganzen Klaſſen vorübergeht, das haben wir ja beide erfahren. Und wer dieſe Erfahrung gemacht hat, deſſen Pflicht iſt es, den Uebergang bei andern aus der Finſterniß zum Licht zu beſchleunigen. Daß du heim willſt, begreife ich, ich habe aber Niemand daheim und bleibe hier, und iſt auch das Wirken wenig, ſo iſt doch das Wollen mein und dieſes wird Gott auch anſehen. Du aber kannſt daheim auch das Deine thun, kannſt warnen und erzählen, wie es geht in der Welt, kannſt mir zuſenden, was bei dir durchgeht. Freilich werden es Wenige ſein, welche gleich den Glauben haben, nicht durch Erfahrungen kurirt und zum Glauben gebracht ſein wollen.

Sechzehntes Kapitel.

Jacob kehrt heim mit Ehren und wie die Großmutter ſich freut.

Allweg mit Beben ſetzte ſich Jacob am folgenden Morgen auf die Eiſenbahn, und als ſie zu ſurren und zu ſchnurren begann, der Boden unter ihm dahin flog, da klopfte ihm das Herz und es war ihm wirklich, als müßte der Zug Flügel kriegen und gen Himmel fahren. Indeſſen dauerte das Bangen nicht lange, machte dem Behagen Platz und dem Wohlgefallen, Städte und Dörfer an ſich vorbeifliegen und im Rücken Platz nehmen zu ſehen. Als er nach wenig Stunden dreißig im Rücken hatte, da erſchrak er ordentlich, im Hui war er am Ziele, daheim; wußte, ob die Großmutter lebe oder geſtorben ſei. Wie ſehr man ſich auch nach einem Ziele geſehnt, wenn es einem ſo plötzlich auf den Leib gerückt wird, kann man doch unwillkührlich darob erſchrecken und unwillkührlich macht man Halt, macht langſam die letzten Schritte. So that auch Jacob. Der raſchen Fahrt legte er zu mehreren Malen einen Hemmſchuh unter, weilte Stunden, halbe Tage bald hier, bald dort, ſchaute ſich die Dinge an, ſchaute ſich um unter den Menſchen. Wenn er ſich dann wieder zu einer neuen Fahrt einſetzte und zehn; zwanzig Stunden Wegs, an welchen er ſich Tage müde gelaufen hätte, flogen in eben ſo viel Stunden ihm unter den Füßen weg, er wußte nicht wie, und am Ende ging es ihm doch nicht ſchnell genug, die Ungeduld, am Orte zu ſein, ehe man dazu ſich einſetzt, und er konnte auch ſchon ſagen, dießmal ſei man verflucht ſchlecht gefahren, ſo drängte ſich ihm der Gedanke auf: ob nicht die Eiſenbahnen viel Schuld ſeien an den Schwindeleien der Zeit. Ehedem war es ein mühſam Wandern, viel Schweiß vergießen, viel Staub verſchlucken, viel leiden an müden Beinen mußte man, ehe man des Abends abſitzen konnte in der Herberge, dann war aber auch das Ruhen ſüß, und dieſe Ruhe glich die Ungleichheit aus zwiſchen dem Fahrenden und zu Fuße Gehenden, denn dieſe Süßigkeit der Ruhe wird nur im Schweiße ſeines Angeſichts errungen. So nahm man auch das Leben, begriff, der Tag ſei zum Schaffen da, der Abend zum Ruhen, nahm ein mühſames Schaffen als eine Nothwendigkeit, freute ſich deſſen, was man zurückgelegt, wie der Wanderer über zurückgelegte Stunden. Was man mit harter Mühe erworben, hielt man auch feſt und hoch in Ehren und das wars, was dem Handwerk den goldenen Boden gab, in den Herzen ein chriſtliches Genügen erhielt, den Neid vertrieb, die Haushaltungen ehrbar machte und die Menſchen ehrenwerth und tüchtig zu allem Guten. Jetzt ſetzt man ſich auf eine Eiſenbahn wohlfeil, was man am Zehren erſpart, zahlt faſt das Fahren, kriegt keine müden Beine mehr, iſt am Ziele, ehe man es denkt, und Reiche und Arme akkurat gleich ſchnell, es iſt blos der kleine Unterſchied noch, daß die einen etwas weicher ſitzen und etwas mehr zahlen, aber auch dieſer wird ſicherlich noch ausgeglichen werden. Es ſind dieſe Eiſenbahnen ein ungeheurer Schritt in der Gleichſtellung aller Menſchen, und von Eiſenbahnen weg muß man nicht das Sehnen ins Leben hinüber tragen, dieſe Gleichſtellung in allen Verhältniſſen zu vermitteln. Warum ſoll der junge Menſch von vornen anfangen mit Wenigem, ſich hart plagen um Weniges, Vieles aber entbehren, ſparen für Tage, von denen er nicht weiß, ob ſie je kommen werden, ſchaffen und müde werden für einen andern, der es ſich behagen läßt, ſoll langſam im Schweiße ſeines Angeſichtes vorwärts ſteuern, wo Tag um Tag verrinnt, die zurückgelegte Strecke aber kaum erſichtlich iſt? Warum nicht auch wie auf einer Eiſenbahn, ein raſcher Zug und die Sache iſt fertig? Nicht daher das Schnappen und Haſchen, die Sucht, mit einem Wurf für das ganze Leben zu ſorgen, die Ungeduld, welche am Ziele ſein will, ehe man zur Reiſe angeſetzt, welche vorfrißt, wie der Schweizer ſagt, was man in Jahren erſt zu erarbeiten gedenkt, genießen will beim Anfang, des Alters Beute, die Frucht eines fleißigen tüchtigen Lebens? Daher das Scheuen aller Mühe, das Ungenügen bei ehrlichem Lohn, der Haß gegen die, welche das Roß nicht beim Schwanze wollen zäumen laſſen, der Neid wegen jedem Biſſen, den ein anderer in den Mund ſtößt oder mit leichterer Mühe erhalten iſt, als ihnen ihre Biſſen koſten. Daher die gleichmachende Richtung der Zeit, wo man nicht einmal mehr den Unterſchied im Werthe der Arbeit anerkennen will, ſondern blos den Aufwand der rohen Kraft berechnet, welcher zu einer Arbeit verbraucht wurde, wo der Steinbrecher ſeine Arbeit höher ſchätzt als die des Bildhauers, der Töpfer beſſer bezahlt ſein will als der Maler, der Schulmeiſter um größerer Anſtrengung der Lungen willen größere Anſprüche auf Beſoldung macht als Profeſſoren an einer Hochſchule, und zwar nicht etwa blos proviſoriſche, ſondern ſogar ordentliche. So mußte Jacob immer denken und beſonders wenn er daran dachte, er ſollte nun die durchgeſauſten Meilen zu Fuße wieder zurückmeſſen. Es ſchauderte ihn ordentlich den Rücken auf, wenn er ſich vorſtellte, er müſſe morgen das Felleiſen aufnehmen und wieder daran hin. Das Wandern war ihm in der letzten Zeit durchaus nicht beſchwerlich geweſen, im Gegentheil und jetzt nach wenig Tagen war er ſo verwöhnt, daß er mit Grauſen daran dachte, wie ſchnell eine Gewohnheit komme über einen Menſchen, wie ſchnell über einen kommen könne das Grauſen vor Anſtrengung und Arbeit. Ob luſtigem Fahren und ſchwerem Denken kam Jacob ehe er ſich umſah auf die letzte Station, wo er die Eiſenbahn verlaſſen mußte um heimzukommen.

Am Orte war er bekannt, es heimelte ihn eigens und faſt wäre er dem erſten beſten Menſchen um den Hals gefallen und hätte ihn abgeküßt. Doch hielt er ſich, wollte warten, bis Jemand ihn erkenne, aber das geſchah nicht, als einen wildfremden Menſchen behandelte man ihn. Es war auch ganz natürlich. Er war als ein Junge ausmarſchirt, als Mann kam er wieder, war um mehrere Zoll gewachſen, viel dicker geworden, hatte mächtigen Bart gekriegt und eine dunkle Haut, wie die Frühlingsſonne alle Backen färbt, welche ſich ihr ausſetzen. Keine Seele dachte daran, daß das der Jacob ſei, von welchem die Großmutter geſagt: du biſt ein Eſel und bleibſt ein Eſel. Als Jacob dies merkte, hielt er mit Gewalt an ſich, that fremd, behielt ſein Incognito, hütete ſich auch vor allen verdächtigen Fragen, durch welche man ſich ſo leicht verräth. Fragen iſt eine ſchwere Kunſt, wird ſelten verſtanden, ſehr oft von Profeſſoren nicht, nicht einmal von proviſoriſchen. Er nahm ſein Felleiſen auf und machte ſich bangen Herzens auf den Weg, und je weiter er ging, deſto höher ſchwoll es ihm auf, deſto ſchwerer ward es ihm. Und doch wollte er nicht fragen, ob die Großmutter noch lebe, wollte wie ein Fremder thun bis zum Häuschen. Er hatte viel hundertmal ſich es ausgedacht, auf welche Manier er heimkommen wolle und wie das gehen werde, wenn man endlich darüber komme, daß er der Jacob ſei. Nun dachte er an keine Künſte und Späße mehr, zum Häuschen wollte er gehen und die Großmutter ſuchen, wie es dann ihm und ihr ſein werde, wenn er ſie noch finde, das wußte er.

Als er endlich ſein Dörfchen wieder ſah, ſaß er nieder und weinte, aber er wußte es nicht. An ſeiner Seele gingen die Wege vorüber, durch die ihn Gott geführt; jetzt am Ziele dankte er inbrünſtig und aus Herzensgrund der väterlichen Hand, die ihn gezüchtigt und dem Vater, der ihn ſo ſehr geliebet. Er hatte Urſache dazu. Welcher Geſelle hätte ſie nicht, der nach Jahren heimkehrt aus der Fremde und zwar mit reicher Beute. Kehrt ein Schiff heim dem reichen Kaufherrn mit koſtbarem Gut beladen übers wilde Meer her unverſehrt und wohlbehalten, ſo dankt derſelbe, wenn er nämlich nicht die moderne Bildung im Leibe hat, wohl auch ſeinem Gott, daß er es geführt durch Sandbänke und Klippen und den Wellen geboten, daß ſie es ſicher ließen. Nun aber, wenn ein Burſche heimkömmt nach Jahren mit Gott im Herzen, in der Seele die Weisheit, die Quinteſſenz der Erfahrungen, in den Gliedern die volle Handwerkstüchtigkeit, da möchten wir wohl fragen: Wo iſt das Schiff, ſei es von welcher Sorte es wolle, von welcher Nation es wolle, ein Oſtindienfahrer oder wäre es ſelbſt das erſte und reichſte aller Schiffe, welche je von Mexiko nach Spanien gefahren, welches ſo reiche Beute heimgebracht hat, als ein Burſche, der Tüchtigkeit in den Gliedern, Weisheit in der Seele und über beiden Gott heimbringt? Ja Kaufmann, hätteſt du alle Silberflotten, welche je über das Meer gefahren, in deinen Gewölben, und hätteſt weder Weisheit in der Seele, noch Gott im Herzen, ſo wäreſt du ein armer Tropf gegen jenen Burſchen, welcher ſein Felleiſen auf dem Rücken hat, aber auch Gott im Herzen. Und was hilft es dir, du armer Tropf, wenn du auch die Schätze der Welt haſt, und haſt in deiner Seele nichts, im Herzen nichts, haſt nichts in dir als viele Würmer und noch mehr Gelüſte. Und was iſt das Meer gegen die Fremde? Das Meer hat Wellen und Klippen, Sandbänke und Seeräuber, elendiglich kann der Menſch ums Leben kommen. Die Fremde aber, was hat die Alles? Nicht blos Meere, ſondern Waſſer von allen Arten, hat Gründe und Schlünde, hat Dampfwagen und Theater, wo der Menſch ums Leben kommen kann auf die jämmerlichſte Weiſe. Dann geht nicht blos der Teufel alleine umher wie ein brüllender Löwe und ſucht, wen er verſchlinge, es fahren Legionen Höllengeiſter herum und ſuchen um Leib und Seele zu bringen den Menſchen.

Darum geziemt es dem, der glücklich gerettet aus der Fremde heimkehrt und mit reicher Beute noch, zu beten und zu danken Dem, deſſen Auge über ihm gewacht, deſſen Angeſicht man nicht entflieht, ſteige man gen Himmel oder bettete man ſich im Grabe, deſſen Hand jeden geleitet und würde er die Flügel der Morgenröthe nehmen und bleiben an des Meeres äußerſten Grenzen. Langſam, leiſe, wie die Mutter an die Wiege des Kindes tritt, wenn ſie ſehen will, ob es wache oder ſchlafe, ſchritt Jacob der Großmutter Häuschen zu. Es war Feierabend, die Straße war belebt, die Einen gingen Geſchäften nach, Andere ſaßen vor den Häuſern. Freundlich grüßte er, man dankte, ſah ihm verwundert nach, aber Niemand erkannte ihn. Da ſtand es endlich vor ihm das wohlbekannte Häuschen, zugemacht war die Thüre, Niemand ſichtbar um daſſelbe. Aengſtlich pochte Jacob das Herz, er durfte nicht klopfen, es war ihm, als würde weit her eine Stimme rufen: Gieb dir nicht Mühe, hier wohnt Niemand mehr, das Häuschen ſteht leer! Er ſuchte durch die Fenſterchen zu gucken. Da ſchien ihm eine Geſtalt am Tiſche zu ſitzen, und die Geſtalt ſchien ihm der Großmutter Geſtalt. Gerade ſo ſaß ſie, wenn ſie in der Bibel las. Da kam ihm Troſt ins Herz, er faßte Muth und klopfte, denn ſo gerade hineingehen wie ehedem der Jacob und ſagen: guten Abend Großmutter, wollte er doch nicht, ſondern ſehen, ob ſie ihn kenne oder nicht. Geſpannt horchte er auf das Oeffnen der innern Thüre, das Klappern von der Großmutter Schuhen, aber ſtille blieb es drinnen. Er klopſte wieder, horchte wieder, ſtille blieb es wieder. Er klopſte zum drittenmale und ängſtlicher kann der nicht draußen ſtehen, der pocht an des Himmels Thüre und ſie will ſich nicht öffnen, ſtille bleibt es drinnen, als Jacob ſtand vor dem verſchloſſenen Häuschen, in welchem ſich Niemand regen wollte. Da pochte er hart zum viertenmale, da regte es ſich drinnen, die innere Thüre ging auf, Schuhe klapperten, es raſſelte an der äußern Thüre, ſie öffnete ſich ein wenig, in der Spalte ſtand die Großmutter mit der Brille auf der Naſe und unwilligem Geſichte. Scharf ſah ſie ihn an, ſeiner Rede gewärtig, plötzlich riß ſie die Brille ab und rief: Jacob, Jacob biſts oder biſts nicht! Mein Gott, wie gut du biſt! Um den Hals fiel ſie dem geliebten Kinde, ließ ihrer Liebe freien Lauf, wie Jacob es nie erlebt hatte. Endlich führte ſie ihn mit freudetrunkenen Augen ins Stübchen, ihr geübter Blick hatte alsbald erkannt, daß der Jacob nicht wiederkehre als Vagabund und Bettler, ſondern als ehrenwerther Burſche, gereiſt zum ehrenfeſten Meiſter. Als Jacob in das Stübchen trat, war die Kammerthüre offen, unwillkührlich warf er einen Blick hinein, ſah dort die drei Felleiſen hängen und daneben das vierte, und alsbald erkannte er es als das Seine, welches in Genf ihm verſchwunden war.

Erſtaunt ſtand er ſtill und frug: Um Gott, Großmutter, wie kömmt dies hieher? Sollſt es erfahren, aber jetzt ſitz nieder und wart, ſprach ſie. In ihrer alten Rührigkeit bereitete ſie ihm einen Imbiß ſammt einem guten Trunk. Da nimm und labe dich. Wie es mit dem Felleiſen kam, will ich dir ſagen, großen Kummer und Verdruß hat es mir gemacht. Deine dummen Briefe machten mir Kummer, ich betete viel für dich, daß Gott auf beſſere Wege dich führe. Nachher bekam ich keine Briefe mehr, das machte mir weiter keinen Kummer, ich dachte, beſſer keine als ſo dumme, und wenn ich inbrünſtig bete, ſo werde unſer Herrgott nicht weit von dir ſein. So ging es lange, da kam im letzten Herbſte zu deinem Lehrmeiſter ein Burſche und ſuchte Arbeit. Der Alte erkennt, daß das Felleiſen, welches er auf ſeinem Rücken trug, das Deine ſei, iſt dumm genug und ſchreit auf: du mein Gott, das iſt ja das

Felleiſen vom Jacob, was wird die Großmutter ſagen, wenn das Felleiſen ohne den Jungen wiederkömmt! Der Schuft riecht gleich Lunte, es war einer von den Abgeriebenen, welche zu allen Streichen fir ſind, und ſagt alsbald: wie er froh ſei, daß man ſogleich es erkannt habe, nun ſei er doch ſicher, daß man ihn für keinen Betrüger halten werde. Er habe eben den Auftrag von dir erhalten, es mir zu bringen ſammt den letzten Grüßen. Wie es nun kam, daß er in aller Eile bei deinem Lehrmeiſter viel herauslockte oder ob er dich wirklich kannte, ich weiß es nicht, allein er wußte mir dich ganz natürlich zu machen, daß ich immer ſeufzen mußte, blieb er denn immer der gleiche Eſel! Er erzählte mir, wie du ſtatt dem Handwerk obzuliegen, für die Freiheit und die Rechte der Menſchheit gelebt, ſo daß ich immer denken mußte, was ging das dumme Zeug dem Eſel an? Aber dann wußte er es recht rührend zu machen, wie er dich verwundet aus einer großen Schlacht getragen, wo du ein Held geweſen ſeiſt für die Freiheit und die Religion, dieweil man dich zu einem Jeſuiten habe machen wollen. Da habeſt du ihm geſagt: nimm mein Felleiſen, bringe es der Großmutter, ſage ihr, ich ſei groß geſtorben und ſei du ihr Sohn; darauf ſeieſt du geſtorben, und lange habe er bei dir troſtlos geweint, und habe dich ehrlich begraben wollen, da aber ſeien die Feinde über ſie gekommen und er habe raſch das Felleiſen genommen um ſeinen Auftrag auszurichten, jetzt ſei er da damit, und wenn es das Leben gekoſtet, er hätte ihn ausgerichtet, denn er hätte dich ſchrecklich lieb gehabt, ihr ſeiet akkurat wie natürliche Brüder geweſen. Dabei ſchluchzte dann der Hund, daß Steine breiweich wurden. Und ich dumme Alte glaubte das Zeug, nahm ihn auf ins Haus, wollte als Sohn ihn halten. Da that der Kerl erſt ſpröde, ließ es ſich endlich gefallen, ließ aber alsbald ſeine Hörner ſo hervor, daß er mich ins Grab oder auf die Gaſſe gebracht hätte. Er hudelte ganze Wochen, ich ſollte nur Geld ſchaffen und ſchaffte ich es nicht, that er wie ein Ungethüm, behandelte mich als ſeinen Schuhwiſch. Da faßte ich mich kurz: Auftrag hin, Auftrag her, dachte ich, entweder hat der Kerl gelogen oder der Jacob war ein Eſel, als er ihn gab. Mich geht er nichts an, dummerweiſe in die Grube bringen laſſe ich mich nicht. Als er einmal trunken heim kam, daß er nicht ſtehen konnte, nahm ich einen Stock, jagte ihn von der Thüre weg und warf ihm ſeinen Bündel nach, das Felleiſen behielt ich. Er ſpektakelte grimmig, aber die Nachbarn halfen mir und endlich war er froh, mit ganzen Knochen fortzukommen. Hinterher hatten ihm alle den Betrüger anſehen, aber mich nicht betrüben wollen. Hintendrein, als ich ſelbſt den Verſtand gekriegt, gingen plötzlich Allen die Mäuler auf, hielt ihnen nicht viel darauf. Wie er fort war, kam mir alles vor wie Lug und Trug, und immermehr ſtellte ſich mir der Glaube feſt, du lebteſt noch und meine Augen würden dich noch einmal ſchauen. Ich betete fleißig und wartete getroſt auf dich, denn es ward mir nach jedem Gebete leichter ums Herz. So war es mir auch vorhin, es war mir als ſehe ich dich im Buche hinter jedem Blatte, darum konnte ich nicht aufhören, nicht aufſtehen, ich hörte dein Klopfen wohl. Und als ich es endlich that, aber unwillig, da ſtandeſt du draußen und Gott Lob und Dank, weder als Bettler noch Vagabund, ſondern als ehrlicher Leute Kind, mit einem Felleiſen, wenn ſchon mit einem von der ältern Sorte, und biſt gewachſen in die Länge und in die Breite und ſiehſt mir aus wie ein Menſch und nicht wie ein Lümmel. Als nun die Großmutter fertig war mit Nöthigen und Erzählen und Jacob mit dem Eſſen, kam an ihn das Erzählen. Er that es kurz aber aufrichtig, die Großmutter ſtreute bündige Gloſſen dazwiſchen, ſeufzte zuweilen, und ſchloß Jacobs Erzählung mit den Worten: Gott Lob und Dank, daß du wieder heim biſt! Was doch ſo ein Menſch ausſtehen kann, wenn Gott mit ihm iſt, und Jemand iſt, der für ihn betet, wenn er es ſelbſt nicht thut, und wie ſich ihm Alles zum Beſten wendet! Und daß du ein Mädel mitgebracht, iſt mir lieb und dir gut. Daß du die Kathry gewollt, war recht, aber lieb hätte ich die nie gehabt, es war ein dumm Menſch, hätte ſich ſonſt nicht ſo an einen Eſel gehängt. Die Eiſeli möchte ich einmal ſehen und ihr danken, daß ſie dich wieder zur Religion gebracht und nicht zum Manne genommen, dein Lebtag wäreſt du vor dieſer der dumme Jacob geblieben und fremde Meiſtersfrauen taugen ſelten viel.

Aber du mein Gott, wenn ich gewußt hätte, wie ſo ganz du vom Glauben gekommen, ich wäre dir nachgelaufen, hätte es barfuß ſein müſſen, hätte dich bei den Ohren heimgeführt. Aber lieb muß der liebe Gott uns haben, mich und dich, daß er aus ſo großem Elend dich heimgeführt hat und nicht als ein Bettler, ſondern als ehrlicher Leute Kind. Die Welt wird wird neu, aber der alte Gott bleibt der gleiche, und für die verlornen Söhne hat er immer noch das alte gute Herz. Lob und Ehre gebührt ihm und die ſollſt du ihm bringen dein Lebenlang. Jetzt ſterbe ich gerne, ich fahre im Frieden hin. Wenn ich zu den Alten komme und ſie fragen mich: Hanne, was macht der Jacob? Dann kann ich fröhlich ſagen: Gott ſei Lob und Ehre, Preis und Dank, er führte ihn in die Hölle und wieder hinaus, als ehrenwerther Burſche kam er heim, als ehrenfeſter Meiſter ſchafft er jetzt, wo ihr geſchafft, und, ſo Gott will, kömmt er ſeiner Zeit auch dahin, wo ihr ſeid in Gottes Freude und Herrlichkeit. So ſprach die Großmutter bewegt und reichte dem Jacob die Hand. Sie hatte ihr Tagewerk auf Erden vollbracht, das machte ſie glücklich und weich, wie Jacob ſie nie geſehen hatte. Noch an demſelben Abend mußte er einen fünften Nagel einſchlagen, neben den vier andern ſein alt Felleiſen aufhängen und die Großmutter hatte an demſelben ſo viel Freude, als vor Zeiten eine Rittersfrau an einem Schilde, welchen ihr Sohn als königliches Ehrengeſchenk oder als Preis aus einem Turniere in die väterlichen Hallen brachte. Selbe Nacht ſchlief die gute Frau wenig, aber die Schlafloſigkeit plagte ſie nicht, ſüße Freude füllte ihre Seele, ſie genoß den Vorgeſchmack der Seligkeit.

Eben ſo ſüß war der folgende Morgen und zwar für Beide. Wer kennt es nicht, das unbeſchreibliche Wonnegefühl, wenn man Jemand wieder hat, den man verloren glaubte und der nun wieder gefunden iſt, da weiß man es, wie man ſich über ein Kind mehr freuen kann als über neun und neunzig andere. Aber iſts nicht auch ſüß, daheim zu ſein, die Heimath wieder ergriffen zu haben, nun ruhen und weilen zu können unter ſicherm Obdach, am folgenden Morgen nicht auf die Straße zu müſſen, nicht wiſſend, wo man am

Abend ſein Haupt niederlegt? Auch dies iſt ein Vorgeſchmack des Himmels. Es ſehnt ſich unſer Geiſt nach einem Feſten und Bleibenden, nach einer Heimath, wo kein Wandern, kein Wechſel mehr iſt, wo man nicht mehr Pilger und Fremdling iſt, ſondern Bürger im von Gott erbauten Reiche. Heil allen, welche jenſeits die wahre Heimath ſuchen und dieſſeits ein freundlich Heim finden mit dem Vorgeſchmack des Jenſeitigen. Möchten alle, die wandern gehen, heimkehren chriſtlich und ehrenwerth, dieſſeits eine freundliche Stätte finden, Pfand und Siegel der feſten und bleibenden im Himmel!

Druck von R. Zückler in Zwickau.

ICH

Allgemeine
Deutſche Volks-Bibliothek.

Erſter Jahrgang.

Erſter Band.

Käthi, die Großmutter,
oder:
der wahre Weg durch jede Noth.

Von

Jeremias Gotthelf.

I.

Berlin,
Verlagshandlung des allgemeinen deutſchen Volksſchriften-Vereins.
(M. Simion. Jul. Springer.)
1847.

Käthi, die Großmutter,

oder:

der wahre Weg durch jede Noth.

Eine Erzählung für das Volk,

von

Jeremias Gotthelf.

Erſter Band.

Berlin,
Verlagshandlung des allgemeinen deutſchen Volksſchriften-Vereins.
(M. Simion. Jul. Springer.)
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſtes Kapitel.

Von einem Gewitter, welches ſchönen Flachs in die Erde ſchlägt, dagegen aus der Erde gute Leute.

Wer dabei geweſen wäre, als die Erde die Berge gebar, als die ungeheuren Kinder der Erde Schooß ſich entwanden, die nackt geboren aus glühendem Schooße, erſtarrten in der kalten Luft, welche über der Erde lag; wer dabei geweſen wäre, als lauere Lüfte kamen, die kalten Kinder aufthauten in warmer Sonne, ihr eiſig Gewand zu Waſſer ward, die Waſſer aus den Bergen brachen, Rinnen riſſen, Gründe gruben, Thäler ſchufen, die Schweiz ein ungeheurer Waſſerfall ward — deſſen Mund wäre verſtummt im Schauen der Allmacht, ſeine Sinne wären erloſchen, ſeine Seele ein ewig Gebet geworden.

Wer in tiefem Bergesthale, Bergwände ringsum, über ihnen weiße Häupter, die gen Himmel ſtarren, eine enge Rinne der einzige Ausgang, es erlebt hat, daß warme Winde über die weißen Häupter kamen, an die ſteilen Wände ſchwarze Wolken ſich legten, Gottes Hand die ſchwarzen Wolken ſo preßte, daß ſie Blitze ſprühten, ihr donnernder Weheruf die Erde erſchütterte, ihre Thränen über die Seiten der Berge rannen, zu Fluthen wurden, welche zu Thale donnerten; wer ſo ſtand im engen Bergesſchlund, wenn auch des Lebens ſicher, von Blitzen umzuckt, alle Bergwände ein Waſſerfall, das Thal ein ſchäumender Waſſerkeſſel, verhallt im Donner der Waſſer der Donner des Himmels, deſſen Seele hat ſich wohl in Demuth gebeugt. Zum Gebete ward ſein Wangen, es dämmerte ihm die Ahnung, wie die Erde die Berge geboren, wie Welten erzeugt worden ſind. Wer ganz hinten im Schächenthale, im Lande Uri, im Boden, „im Anſch“ genannt, vor ſich die ſteile Palmwand, zu beiden Seiten himmelhohe Berge, Waſſerfälle an jeder Wand, den 22. Auguſt geſtanden wäre, der hätte erlebt, was oben angedeutet worden, über den wäre ein Beben gekommen, wie das Beben des Todes. Gebet wäre ſein Zittern geworden, auf die Kniee wäre er geſunken und hätte ſeine Seele vor dem Allmächtigen gebeugt in unausſprechlicher Demuth.

Wer nun aber auf einem runden Hügel ſteht in üppigem Grün, ſchöne Häuſer ſieht in den Thalgründen und an den Bergwänden prächtige Bäume, ein lieblich, reich Gelände, dem wird es ſchwer, an den Graus und Kampf zu denken, in welchem dieſe lieblichen Thäler und Hügel geboren oder gebildet wurden; und zwingt er ſich, daran zu denken, ſo beugt er ſich vor der Allmacht Gottes, die nicht bloß im Schaffen der Welten, im Aufruhr der Elemente ſich kündet, die am größten iſt im ſtillen lieblichen Schaffen, im Wandel einer wilden Wüſte zum freundlichen Garten.

Wer auf einem der freundlichen Hügel des Emmenthales ſteht, die erſten ſchwellenden Gedanken überwunden hat, das Einzelne in's Auge faßt, der wird in einem ſchmalen Thale, welches die Emme ſich geriſſen hat, über welchem zu beiden Seiten eine Reihe fruchtbarer Hügel, die Dörfer trägt und das reichſte Gelände, ein klein Häuschen ſehen, aus Holz erbaut, mit Stroh gedeckt. Das Häuschen liegt gar lieblich in grünem Grunde, und gar Manchem, der die Hütte ſah und dem der Welt Getümmel zur Plage geworden iſt, wünſchte ſeufzend, dorthin ſich retten zu können, aus der Welt Getümmel in die ſtille Ruhe des freundlichen Häuschens. Wen dieſer Wunſch bewogen hätte, das Häuschen in der Nähe zu ſehen, dem verging der Wunſch ſicherlich nicht. Das Häuschen iſt freilich alt, die meiſten der kleinen Scheiben in den kleinen Fenſtern ſind blind, aber reinlich iſt Alles um's ganze Häuschen her, und in jedem Winkel, an jeder Seite hat es ein klein Bänklein und vor dem Hauſe iſt ein Gärtlein. Freilich iſt der Zaun zerfallen, aber drinnen ſieht es doch niedlich aus. Es iſt nicht Kraut und Unkraut darin, ſondern kein Unkraut, und ſtatt deſſen Nelken und Roſen, nebſt einigen andern lieblichen Blümchen. Und über das Gärtlein weg ſieht man die gewaltigen Berner Berge ſo kühn und ehrenfeſt, auf der Erde die gewaltigen Füße, halb im Himmel die ehrwürdigen weißen Häupter. Wer auf das Bänklein vor dem Häuschen ſich ſetzt, hat eine ſchöne Matte vor Augen, ſittig und ſtill fließt zu ſeinen Füßen ein Bach, aus deſſen klarem Waſſer Forellen nach Mücken ſpringen. Auf dem Bänklein hinter dem Häuschen wäre es für manches Gemüth ſchöner noch. In tieferm Grunde zieht ein Streifen Land ſich hin, eine ländliche Speiſekammer, bepflanzt mit Flachs, Bohnen, Kartoffeln, auch Rüben, Möhren und Kohl hätte man bei genauerm Nachſehen gefunden. Das Land ſtößt an ein Gebüſch, und aus dem Gebüſche ſteigt ein herrlicher Vogelgeſang, denn es iſt der befiederten Sänger Lieblingsaufenthalt. Sogar die in der Schweiz ſo ſeltene Nachtigal ſoll hier ſich hören laſſen. Hinter dem Gebüſche rauſcht tief und einförmig der Baß zum luſtigen Gezwitſcher, es iſt die wilde Emme, welche das Thal gegraben hat, und welche es von Zeit zu Zeit dem Menſchen in's Gedächtniß ruft, daß ſie des Thales Mutter ſei, und zwar eine gewaltige und zornige.

Wer den 12. Brachmonat 1845 des Nachmittags dieſe Hütte beſichtigt hätte, hätte hinter dem Häuschen im Kartoffelſtück auch des Häuschens Bewohner geſehen, deren viere waren, eine alte Frau, ein Bub zwiſchen vier und fünf Jahren, und zwei Hühner, ein ſchwarzes und ein weißes.

Die alte Mutter ſtand in den Kartoffeln und hackte darin das Unkraut aus; ſie war ärmlich aber ſauber gekleidet, ſie hatte Runzeln im Geſichte, aber auch zwiſchen den Runzeln war ſie ſauber. Glatt war des Knaben Geſicht und von Natur ſchön roth und weiß, aber man merkte es faſt nicht, denn nicht ſo ſauber war es als der Großmutter Geſicht. Aber daran war dieſe nicht ſchuld, denn wenn ſie es ihm alle Viertelſtunde abgewaſchen hätte, ſo hätte ſie allemal viel abzuwaſchen gefunden. Es war ein hübſcher Bub mit weißem Krauſelhaar, der aber wohl viel Recht bei der alten Frau, ſeiner Großmutter, hatte, daher auch des Glaubens war, er könne mit ſeinen Händen anrühren, was er wolle, und dann mit den Händen fahren, wohin und worein er wolle, natürlich alſo auch in das eigene Geſicht. Koſtbar war er nicht gekleidet, etwas beſſer als Eva ihre Buben gekleidet haben wird, jedoch hätte man ihm durchaus nicht angeſehen, wie ſchwunghaft jetzt das Schneiderhandwerk betrieben wird. Er ſchnitzte an Schindeln zu einem Hühnerbauer und wollte alle Augenblicke von der Großmutter wiſſen, ob der Bauer groß genug würde, um ausgebrütete Hühnchen zu beherbergen. Unterdeſſen weideten traulich und friedlich das ſchwarze und das weiße Huhn in ihrer Nähe, beſonders um die alte Frau herum, da ſie dort in der aufgehackten Erde das beſte Futter fanden. Zuweilen jedoch trat das eine oder das andere zum Buben und blinzte mit ſchiefem Kopfe deſſen Treiben an. Eben dahin ſchaute auch ſehr oft das alte Mütterchen mit ſichtbarem Wohlbehagen, ohne die Hacke ruhen zu laſſen deswegen. Sie konnte die Hände rühren und die Augen brauchen zu gleicher Zeit, was gar manche junge Dirne nicht kann. Ja es war Allemal, wenn ihre Augen zurückkehrten vom Jungen zu den Händen, als ob ſie neue Kraft brächten den Händen, die um ſo rüſtiger ſich rührten. Die Großmutter hatte nicht bloß große Freude an dem Großkinde, ſondern es war ihr Leben, es war ihre Liebe, und weil es ihre Liebe war, ſo diente ſie ihm auch mit voller Hingebung. Ihr Leben ging nicht bloß in ſeinem Leben auf, ſondern ihr Leben hätte ſie mit aller Freude zehn mal des Tages für ſein Leben gegeben. Man ſah es aber auch ihren Augen, wenn ſie auf dem Buben ruhten, an, daß es alſo war.

Es war ein ſehr ſchwüler Nachmittag, einzelne ſchwarze Wolken ſtanden hier und dort am Himmel, Diviſionen gleich, des Rufs gewärtig, zuſammenzuſtoßen zur beſchloſſenen Schlacht. Die Hitze hemmte jedoch die alte Frau an der Arbeit nicht, ſelten ſtand ſie an ihrer Hacke, friſchen Athem zu ſchöpfen. Die Frau wußte, wie ſchnell der Abend kömmt, wie raſch die Zeit von dannen eilt, die Nacht da iſt, wo das Arbeiten ein Ende nimmt.

Wie Viele die einzelnen Geldſtücke erſt dann bedächtig und beſonnen ausgeben, wenn ſie an den letzten ſind, ſo haben es gar Viele mit ihren Tagen. Die beſten Tage verſchwenden ſie, laſſen ſie dahinrinnen, wie Sand durch die Finger, ſo lange ſie noch eine unzählbare Menge derſelben im Hintergrunde wähnen. Geht dann das Leben zur Neige, ſtehn unerwartet nur einzelne wenige Tage vor ihren Augen, dann ſoll auf einmal die Arbeit beginnen, mit Weisheit wollen ſie dieſe Tage zählen; dann aber wiſſen ſie gewöhnlich nicht, wie ſie dieſes machen ſollen. So hatte es dieſe Frau nicht gemacht. Sie hatte treu gearbeitet immerdar, doch fleißiger, je älter ſie ward, und heute mit ganz beſonderm Fleiße; ſie hatte ein Tagewerk, welches ſie vollenden wollte, ſie wußte nicht, war morgen Zeit dazu, ſie wußte nicht, wie lange das Gewitter ſäumte. Sie freute ſich im Herzen, wie die Leute dann ſagen würden: Käthi ſei doch immer die Fleißigſte, ſei fertig mit ihrer Sache, wenn die Andern erſt anfingen, wenn alle Leute ſo wären, würde es weniger arme Leute geben und die Zuchthäuſer nicht mehr ſo voll ſein. Endlich war die letzte Reihe gehackt. Gott Lob, ſo wäre das auch gemacht, ſagte die Frau, welche alſo Käthi hieß, Käthi Hänzig vollſtändig, ſtrich und ſchabte ſorgfältig die Erde von der Hacke und ſagte: Jetzt, Bubi, wollen wir heim, aber erſt nach dem Flachs ſehen, ob er bald blühen wird. Der ſogenannte Flachsplatz war von den Kartoffeln nur durch zwei Reihen Bohnen getrennt, und wie man ſich wohl denken kann, nicht ſehr groß und doch gleichſam die Schatzkammer der alten Frau, denn derſelbe gab ihr zumeiſt den beſten Theil an ihrer Miethe. Sorgfältiger konnte wohl auch ein Flachsplatz kaum gepflegt werden als der ihre, der auch den Vortheil ſehr günſtigen Bodens hatte, eine ſandige, durch die Emme angeſchwemmte, wahrſcheinlich mit etwas Mergel vermiſchte Erde. Käthi war berühmt ihres Flachſes wegen. Es that ihr auch nichts wohler auf der Welt, als wenn ihr Jemand ſagte: ſie habe doch da das ſchönſte Bübli und dazu den ſchönſten Flachs, den man ſehen könne das Land auf und ab. Mit großem Behagen ſtand ſie auch diesmal an ihrer Pflanzung und ſagte für ſich: Wenn es Gottes Wille iſt, ſo habe ich ein gutes Jahr und brauche nicht zu ſorgen, was eſſen und wo die Miethe nehmen? Wirklich gewährte das kleine Stück ein ſchönes Anſehen. Der Flachs ſtand wenigſtens zwei Ellen hoch, blühte noch nicht, war dicht, fein und aufrecht durchaus in ſeinem Netze. In demſelben ſtanden nämlich, etwas mehr als einen Fuß von einander, keiner eine Linie weiter als der andere, kleine Stäbe und alle akurat gleich hoch geſteckt und von einem zum andern und dann über's Kreuz liefen grobe Fäden und bildeten kleine Felder oder Quadrate. In dieſe war der Flachs hineingewachſen, fand da Halt und Kraft, ſo daß der Wind ihn nicht beugte und übereinander warf, wodurch bekanntlich der Flachs krank wird, wenig und ſchwachen Stoff liefert. In Gedanken rechnete Käthi den

Ertrag auf dem kurzen Heimwege, verglich ihn mit dem Bedarf, zog die Bilanz. So eine Frau trägt ihr Hausbuch im Kopf mit herum, und rechnet auf Stegen und Wegen wie der erſte Kaufmann, verrechnet ſich kaum weniger und mehr als derſelbe, nur klingen die Summen, um welche ſie rechnen, anders.

Das Häuschen ſtand, wie erwähnt, etwas höher als der Grund, in welchem die Pflanzungen lagen, gewährte alſo eine freiere Ausſicht. Noch im Rechnen vertieft, ſtellte Käthi die Hacke weg, ging vor's Häuschen, Holz zu holen zum Kochen des Abendeſſens, und ſah nun die zornige Geſtaltung des Himmels. Ueber dem Jura, gegen Norden, lag eine ſchwarze Wolkenwand, nach Süden, an den Alpen, thürmten ſich Wolkenmaſſen, ragten, weißlich gezackt, hoch herauf am Himmel, neue Berge auf den alten Bergen. Du mein Gott, ſeufzte die Alte, wie ſieht das aus! Wenn uns nur unſer Herrgott verſchont mit Hagel und harten Wettern. Verdient hätten wir es wohl, aber wer wollte es aushalten, wenn er ſtrafte nach Verdienen?

Da kam das Bübchen gelaufen und ſagte: Großmütti, komm und ſieh wie die Fiſche ſpringen im Waſſer, da ſoll es gut ſein zu angeln, mußt mir geſchwind eine Angel machen. Die Großmutter ſagte es dem lieben Kleinen nicht rund ab, ſondern nur beziehungsweiſe, gab Gründe an, erkannte halb und halb den Gegenſtand an ſich für ganz recht, nur den Zeitpunkt dafür nicht paſſend; akurat that die Großmutter wie unſere Staatslaffen, durch deren Schuld die größten Dummheiten ins Staatsleben hineinlavirt und bugſirt werden.

Was wollteſt du mit den Fiſchen anfangen, ſagte ſie, du wüßteſt ja nichts damit zu machen? Verkaufen, Großmutter, verkaufen; des Wirths Mareili hat mir geſagt, die Fiſche gelten viel Geld, viele, viele Batzen. Ja, die großen, ſagte die Großmutter, aber ſolche ſind keine in dem Bach, nur kleine ſind darin, nur ganz kleine, und die gelten kein Geld. Die backe man und eſſe ſie ſelbſt; ſie ſeien gar gruſam gut, hat Wirths Mareili geſagt, ſie hätten oft ſolche, wenn der Vater nicht daheim ſei, entgegnete das Kind. So, geht es dort ſo? ſagte die Großmutter. Sie würden dir nicht ſchmecken, und die Fiſche haben Gräten und daran erſtickt man. Möchteſt erſticken? Nein, Großmutter, das nit. Aber Wirths Mareili hat ſchon manchmal gegeſſen, und es lebt auch noch, und was es eſſen kann, das kann ich auch eſſen, und es wird mir ſchmecken, ſo gut als ihr. Sieh, Bübli, ich habe jetzt nicht Zeit, muß kochen, eine Erdäpfelröſti (Bratkartoffeln) machen, denke, eine Röſti, wie du ſo gerne iſſeſt. Mag nicht mehr Röſti, ſagte das Bübli, mag keine Erdäpfel mehr, ſie ſind mir verleidet, Großmutter. Eine Angel will ich, eine Angel, und zu heulen begann das Bübli: Großmütti hat mich nicht lieb, Großmütti hat mich nicht lieb (akurat das Geheul der Staatslaffen, daß man das Volk nicht lieb habe, man liebe das Volk nicht). Das Bübli wußte, das war der Kernſchuß auf der Großmutter Herz, der nie fehlte, den Zweck immer traf. Bübli, ſchweig doch, ſchweig, ſagte die gute Frau erſchrocken, ſchweig und verſündige dich nicht. Die Erdäpfel verleidet! Du mein Gott, was willſt du denn eſſen? Und was meinſt, wenn jetzt der liebe Gott die Erdäpfel verhageln thäte oder die Emme kommen ließe, was wollteſt du eſſen, und was ſollten wir eſſen? Dann würdeſt du wohl wieder Erdäpfel wollen, du weißt noch nicht, du gut's Bübli, was Erdäpfel ſind, bitt Gott, daß du es nie erfahren müſſeſt wie ich im ſechszehnten Jahr; du arm's Tröpfli, die rothen Backen würden dir vergehen, wenn du von Fiſchen leben ſollteſt und keine Erdäpfel mehr hätteſt. Während ſie ſo dem Kleinen zuſprach, machte ſie ihm eine Angel zurecht, d. h. ſie band an einen langen Faden eine krumme Stecknadel. Jubelnd ſah der Kleine zu, und wir zweifeln ſehr, daß er ein Wort vom Zuſpruch vernommen habe. Sieh, da haſt jetzt eine Angel, aber falle mir nicht in den Bach, ſonſt ſieh, wie es dir geht! Ehe die Frau vollendet hatte, hing der Faden bereits im Bache. Nun erſt konnte ſie feuern, ihre Hacke recht waſchen und den Hühnern ihr Abendbrot geben, welche darauf ängſtlich ihren gewohnten Nachtſitz in der Küche ſuchten. Du mein Gott, ſagte Käthi, welche zuweilen unter die Thüre trat, nach dem Bübchen zu ſehen, wie das doch blitzt, iſt's nicht, als ob man ganze Körbe Feuer ausleere? Erbarme ſich Gott der armen Leute, über welche das Wetter dahinfährt! Sieh, Großmutter, wie feurige Ketten herumfahren. Ja Tauſend, wenn die ganz von Gold wären und ich hätte eine und du hätteſt eine, dann, Großmutter, wären wir reich genug, könnten es gut haben und dann wollten wir einen Hahn kaufen und noch mehr Hühner und Schafe und Roß und Kühe, und dann würde ich auch ein reicher Bauer, nicht wahr, Großmutter? Du arm's Bubi, was du nicht ſagſt, ei aber nein, was dir nicht Alles in Sinn kömmt. Komm du herein, hörſt, wie es donnert in der Ferne? kömmt es hier durch, dann erbarme ſich Gott unſer! Die Großmutter hatte viel zu thun, ehe ſie den Kleinen in der Küche hatte. Er war auf die Fiſche verſeſſen und es donnerte noch nicht ſattſam verſtändlich, bloß ſo von ferne, als ob ein Wagen über eine hölzerne Brücke fahre. Wenn es weit iſt, ſo ſind Kinder und große Leute außerordentlich keck, und wenn es donnert von ferne oder hinter den Bergen, ſo ſtehen die Helden im Lande ſo dick als der Flachs in Käthi's Pflanzung. Dann, wann Blitz und Donner über die Häupter brechen, die Fluth um die Füße ſpühlt, der Augenſchein da iſt, daß, was ferne war, nahe kommen kann, dann werden die Helden dünn, und wer unter ihnen der größte ſchien, als das Wetter jenſeits der Berge war, der iſt verſchwunden, wenn der Blitz über dem Haupte ziſcht. Umgekehrt geht es auch, daß die zu Helden werden in der Gefahr, welche vor ihr warnten und zu zittern ſchienen, als ſie in der Ferne noch war und nichts ſchien, als eine dunkle Nebelwolke im Traum.

So brachte die Großmutter an ihrem Kinde nichts ab, bis ein ſo recht blendender Blitz vorüberfuhr und ein ziemlich ſtarker Donner folgte, ein verlorner Vorläufer. Da waren die Fiſche vergeſſen und die goldenen Ketten. Das Kind lief der Alten voraus und bat ſie, die Thüre feſt zuzumachen, daß Blitz und Donner nicht hineinkönnten. Aber was zur Thüre nicht hineinkann, findet oft durch die Fenſter den Weg und wie ſie die Thüre öffneten, zuckte ein rother Schein ihnen entgegen. Johannesli ſchrie laut auf: Großmutter es brennt! und ſteckte ſeinen Kopf in ihre Schürze. Mit Mühe brachte die Großmutter den Kleinen hinter den Tiſch, auf welchem ihr ſpärlich Mahl ſtand. Kaffee und Erdäpfelſtücke in wenig, wenig Butter gebraten. Der Kleine war ein kecker Bube und ein furchtſam Kind; was er faſſen konnte, dem ſah er kühn in's Geſicht, vor Allem aber, was aus der unſichtbaren Welt in ſeine ragte, vor jeglichem Geiſte, der erſcheinen konnte, bebte und zitterte er, und weil Geiſter des Nachts erſcheinen, ſo fürchtete er die Nacht. Wenn er im Stübchen ſaß an der Großmutter Seite, und ſie erzählte von Geiſtern, oder er hörte Gott donnern in der Höhe, ſah deſſen Blitze feurig zur Erde fahren, ſo bebte er, aber es war keine Pein in dieſer Furcht, ſondern etwas Süßes, Wohlthuendes, er war der Zuverſicht, hier im Stübchen ſei er ſicher und wohl behütet und keine böſe Gewalt habe Macht über ihn. Bet', Johannesli, ſagte die Großmutter. Beide falteten die Hände. Speis' Gott, tränk' Gott alle arme Kind, die auf Erden ſind, betete Johannesli.

Die Blitze wurden häufiger, dagegen faſt Nacht über der Erde, obgleich die Sonne kaum untergegangen ſein konnte. Aber es hatten tief die Wolken ſich geſenkt, hingen ſchwarz und drohend über niedern Hügeln, einem Kriegsheere gleich, das ſich erhebt und langſam in die Ebene ſteigt zur mordenden Schlacht. Die Vorboten des nahenden Gewitters brauſten heran, einzelne Windſtöße ſauſten durch die Bäume, beugten ihre Wipfel zur Erde, dumpf und mächtig rollte der Donner näher und die Hütte bebte.

Du mein Gott, ſeufzte Käthi, es wird Nacht, und hör', wie es toſet, und die Wolken ſtreichen ganz über den Boden. So ſchwarz habe ich es lange nicht geſehen. Was will unſer Herrgott wohl mit uns? Bet', Johannesli, bet' das Gebet vom Wetter. Wenn's ſchon donnert und windet, unſer Herrgott hört es doch. Johannesli faltete wieder ſeine Händchen und betete: Behüt uns Gott vor aller Noth, vor Wetter, Waſſer und dem Tod, ſtell für uns Engel auf zur Wacht, die uns behüten dieſe Nacht, und wenn wir einſtens müſſen ſterben, ſo laß uns dann den Himmel erben. Amen. Kannſt das Vaterunſer noch? frug Käthi. Johannesli begann, da klopfte es an der hölzernen Wand des Häuschens und auf dem klein gehauenen Holze, das an der Wand aufgeſchichtet war, ſcharf und ſeltſam. Da ward Käthi blaß, fuhr auf und rief: Du mein Gott, das iſt Hagel! Stille ward es wieder draußen; bet', Johannesli, bet', es ging viel zu übel, wenn's noch hageln ſollte, was ſollte man eſſen, was ſollte man machen! Und kaum hatte die gute Frau dies geſagt, als es draußen wieder klopfte, raſcher und raſcher, bis endlich die Hagelſtücke heftig an Wände und Fenſter praſſelten, Blitz um Blitz vom Himmel fuhr, die einzelnen Donnerſchläge ineinanderfloſſen, in einem Donnerſchlag die Erde bebte.

In grauſer Nacht und Pracht tobte ein Gewitter über die Erde, wie ſie ſelbſt im Berglande ſelten ſind, ein Gewitter, in welchem die Sterblichen beben allzumal, die frechſten Lippen ſich nicht weigern, Jehova, den Allgewaltigen, anzurufen um Gnade und Erbarmen. Die Elemente ſchienen ihre Feſſeln zerriſſen zu haben, entbunden gegen einander zu toben in ihrer wildeſten Wuth. In Feuer und Waſſer gemiſcht, getragen auf den Schlägen des Sturmes war die Erde gebadet, die Erde ward geſtürmt, als ob ihre Feſte zertrümmert, die Splitter weggeſpühlt werden ſollten in den Ocean, in welchem Gottes Welten ſchwimmen. In wildem Zorn waren die Elemente, drei Schweſtern gegen die vierte entbrannt, trachteten wüthend nach ihrem Untergange, unbekümmert um das Elend der Geſchöpfe, ihr Bangen und Zittern. Hagel und Regen raſſelten in dichten Maſſen nieder, Blitze flammten durch Häuſer und Wälder, in der Gewalt des Donners bebten die Grundveſten der Erde, die Brunnen der Tiefe brachen auf, Bergwände rollten zu Thale, Flüſſe rauſchten an die Berge auf, brachen durch die Dämme, ſtrömten über das Land.

Es war ein Aufruhr, in welchem unwillkührlich Könige und Bettler ihre Ohnmacht zu Gemüthe faſſen, jede denkende Seele es fühlt in tiefer Demuth, wie nichtig der Menſch iſt: eine Blume des Feldes, die verwelket, wenn ein Hauch vorüberfährt; die Augen unwillkührlich aufſchauen nach der Hand, welche die Welten gegründet hat, die Elemente ordnet, den Sturm zügelt und in Feſſeln legt. Verſtummt waren Großmutter und Kind im Donner der Elemente, gefaltet lagen ihre Hände auf dem Tiſche, und dicke Thränen rannen der guten Frau die Wangen nieder. Vor ihr ſtanden ihre Pflanzungen, zermalmt, verſchüttet, dahin die Frucht ihres Fleißes, was ſie im Schweiße ihres Angeſichtes erarbeitet hatte, das ſollte ſie weder erfreuen noch nähren. Ueber ihr Gemüth lagerte ſich eine dunkle, ſchwarze Wolke. Es war nicht die Stimmung des Schiffahrers, wie ſie ihn erfaßt, wenn auf weitem Oceane Feuer ausbricht auf ſeinem

Schiffe, um's Schiff die Wellen rauſchen, kein rettend Segel das Auge ſieht, der Schifffahrer ſein Haupt verhüllt, in ſtillem Gebete des Verſinkens gewärtig. Ueber Käthi kam die Stimmung des erſchöpften Wanderers, der einen ſchweren, langen Tag gerungen hat mit des Weges Pein und Noth, einen freundlichen Abend hoffte in traulicher Herberge, und auf der Höhe des Weges ſieht er keine Herberge, ſondern eine endloſe Ebene, tief mit Schnee bedeckt, über welche eiſige Winde wehen, und hinein in dieſe ſoll er, ſieht kein Ende, kein Ziel, ein unausſprechlich Ermatten ergreift ihn, alle Gedanken fliehen, nur einer bleibt: ſchlafen, o ſchlafen, ruhen, o ruhen, nur nicht weiter gehen, nicht ringen mit Schnee und Weg. So kam es über Käthi, die ſiebenzig Jahre gewandert war in Treue und Ehrlichkeit auf ſchwerem Wege, und jetzt ſtand ſie vor dem ſteilen Berge der Noth im Gefühle ermatteter Kraft, und kein Weg führte um den Berg, freundlicher Ruhe zu, als der Tod. Aus dieſem Verſinken in troſtloſes Ermatten wurde die Großmutter plötzlich geriſſen durch des Kindes Stimme: Großmutter, Waſſer, Waſſer, wir ertrinken! Käthi fuhr auf aus dem trüben Sinnen, um die Füße plätſcherte ihr bereits das Waſſer, welches durch die gebrechlichen Fenſter und die vom Hagel zerſchlagenen Scheiben fluthete, und durch die Fenſter drang ein Rauſchen und Toſen, wie Käthi es nie gehört. In größter Angſt riß ſie die Thüre zur Küche auf, fand auch dort Waſſer, riß die Küchenthüre auf, welche in's Freie ging, da ſchlugen Blitz und Regen ſie faſt nieder, kaum, daß ſie die Thüre wieder ſchließen konnte. Sie tappte zurück in's Stübchen, das Waſſer war geſtiegen, war ſo hoch als die Schwelle zwiſchen Küche und Stübchen. Sie nahm Johannesli, ſetzte ſich auf das Bett, hielt ihn auf dem Schooße, und bangte jetzt nicht mehr um ihre Pflanzungen, ſondern um's Leben, nicht um ihres, ſondern um das des armen Kindes. Sie wußte nicht, ging's zum Leben, ging's zum Tode. Es donnerte und brauſte ſo gewaltig um das Häuschen her, das Waſſer ſtieg, daß ſie den Donner der Emme zu hören glaubte, die gewaltig die Dämme durchbrochen und ſie dahinreißen werde ſammt dem Häuschen in ihren Wogen. In ſolchen Wettern war Flucht unmöglich, Rettung in Gottes Erbarmen allein. So harrte zwiſchen Hoffen und Fürchten

Käthi bange lange Stunden auf das Erbarmen des Herrn, denn das Gewitter war von ſeltener Dauer. Schien es vorüber, ſo kehrte es wieder in erneuetem Zorne, als ob zu zerſtören es noch was vergeſſen hätte. Die Hand, welche in Feſſeln legt die Elemente, ſchien erlahmt. Johannesli ſchlief, Käthi bangte und betete, begann endlich wieder zu hoffen, als die Blitze ſeltener wurden, der Donner ſchwächer, der Hagel ausblieb, der Regen nicht mehr ſo praſſelnd an die Fenſter ſchlug, das Waſſer nicht mehr ſtieg. Dies war ein beſonderer Troſt, als Zeichen, daß das Waſſer vom Regen komme, und nicht vom Fluß, welcher zumeiſt erſt recht anſteigt, wenn das Gewitter vorüber iſt. Doch hörte ſie in dem Maaße als der Donner ſchwieg, lauter des Waſſers Toſen und Toben, über ihr blieb lange noch ſchweben wie ein zweiſchneidend Schwert die Gefahr des Todes. Endlich ſchien es Käthi, als ſei die Gefahr vorüber, ſie legte ſachte das Kind auf's Bett, ſchob das Schiebfenſterchen zurück und verſuchte, ſich umzuſehen draußen. Aber finſter war die Wolkenmaſſe, wogte noch unzerriſſen am Himmel, und ſeltſam war's auf Erden, graulicht ſtatt grünlicht, daß Käthi erſt glaubte, es liege hoch übereinander der Hagel auf der Erde; aber ſeltſam rauſchte es, und beweglich ſchien die Oberfläche, daß Käthi zweifelhaft wieder ward, ob es nicht Waſſer ſei, was ſo grau die Erde bedecke, und von ihm das ſeltſame Rauſchen komme.

Sie plätſcherte durch's Waſſer bis zur Küchenthüre; diesmal ſchlug kein Sturm ſie zurück, ſie konnte über die Schwelle, aber Anfangs ſah ſie nichts. In der Rinne des Daches lag der Hagel, es rauſchte und wogte um's Haus, wie Waſſerfluthen, aber die Emme ſchien es nicht, ihr Donner war es nicht. Endlich riß die Wolkendecke, es ſchimmerte einige Augenblicke der Mond, Waſſer war, ſo weit Käthi's Augen ſahen, es wogte wild und brauſte mächtig, aber der Donner der Emme war es nicht. Es waren unbekannte Waſſer, welche Käthi nie geſehen, darum ward es Käthi von neuem Angſt; was die wollten und konnten, wußte ſie nicht. Sie ſchloß die Thüre wieder, ſetzte auf's Neue neben ihr Kind ſich zu beten und zu wachen über daſſelbe. Aber ſtiller ward es draußen, leiſe zog das Kind den Athem, es zog Käthi neben daſſelbe hin. Nur ein wenig die Augen zuzuthun, dachte ſie und als ſie dieſelben wieder aufthat, ſchimmerte der Tag in's Stübchen, aber blaßgrau, einem Angeſichte gleich, welches dem Grabe verfallen iſt, oder welches aus dem Grabe kommt. Lange durfte die gute Frau den Kopf nicht heben, nicht nach dem Schaden ſehen, den ſie erlitten, es war ihr wieder ſo matt um's Herz, daß es ſie dünkte, ſie möchte ſterben. So war es ihr, bis ſie das Bübchen ſah, welches ſo ſchön und ſüß neben ihr ſchlummerte. Ach du arms Kind, wie wird es dir gehen, ſeufzte ſie und betete. Das ſtärkte ſie, ſie erhob ſich, ſah hinaus und ſah Himmel und Erde grau, ſo weit ſie ſehen konnte. Sie ſah nicht näher nach, feuerte, machte das Morgenbrot, Kaffee und geröſtete Kartoffeln. Das Feuer praſſelte, ein Huhn gakelte, darob erwachte das Kind, rief nach der Großmutter, wollte aufſtehen, ſah durch's Fenſter den Wandel der Dinge draußen, und konnte ihn nicht begreifen. Die Angſt vor Geiſtern hatte er verſchlafen, wußte nichts mehr vom Wetter. Es vergeſſen die Kinder Vieles ſo leicht vom Abend bis zum Morgen, und Anderes will nicht mehr aus der Seele, hat wie mit Wiederhaken ſich feſtgemacht, und gewöhnlich iſt dies das Schlimmſte von allem Schlimmen. Als die Großmutter ihm erzählte, mit Klagen und Jammer, daß der Flachs dahin ſei, die Kartoffeln, Alles, auf was ſie gehofft, und ſie nun arme, arme Leute ſeien, die nichts mehr zu eſſen hätten, nicht mehr wüßten, wo ſie hin ſollten; da ſagte der Kleine: Iß du, Großmütti, es beſſert dir dann ſchon b'ſunderbar, wenn du Kaffee gehabt haſt. Und wenn es mir jetzt ſchon beſſer, du arms Bübli, was hülfs, wenn wir nichts mehr zu eſſen haben? Hungers ſterben iſt doch grüslich, denk, Bubi, mys Bubi. Großmütti, ſo grüslich wird es nicht ſein, es iſt keine Schlacht ſo groß, daß nicht ein Paar übrig bleiben, ſagſt du ja ſonſt. So wird's auch Kartoffeln geben, an den Kirſchbäumen röthelen die Kirſchen, die Bäume hängen voll Aepfel und dann, Großmütti, gebe es immer gute Leute, ſagſt du ja, und der alte Gott lebe noch, und obendrein denke an meine Hühner, die legen faſt alle Tage, an denen hätten wir ja faſt genug, und wer weiß, wenn ich ſie recht füttere, ob ſie mir nicht zweimal legen des Tags, und damit ſtreichelte er die beiden Thiere, welche zu ſeinen beiden Seiten ſtanden, faſt wie der ſchwarze und der weiße

Engel, mit dem Unterſchied, daß ſie es beide gleich gut meinten, beide Broſamen aus ihres Herrchens Hand gewärtig. Es klingt uns Anfangs wunderlich, wenn die Worte, mit welchen wir ſonſt Andere tröſten, uns wiederkommen, aus fremdem Munde, uns zu tröſten; wir ſind zuweilen geneigt, ſie als Spott aufzunehmen, böſe zu werden darüber. Aber wenn ſie uns kommen aus dem Munde eines Großkindes, abſonderlich, wenn wir ein Großmütti ſind, werden ſie ihre Wirkung nicht verfehlen. Im traurigſten Herzen wird es blitzen wie Freude, wenn aus dem lieben kleinen Mund Troſt uns träufelt, unſere eigenen Worte als Balſam auf unſere Wunden gelegt werden. Es iſt wohl nichts weiſer, als wenn Großeltern die Herzen ihrer Großkinder zu ihren Schatzkammern machen, aus denen ſie dann, wenn die Tage kommen, von denen man ſagt, ſie gefallen mir nicht, ſchöpfen können Troſt, Freude, Hoffnung, Glaube, Liebe, Alles, was ſie bedürfen. So ging's auch Käthi. Alsbald blitzte ihr Licht in's Herz, doch ſagte ſie, wenn der Flachs verhagelt ſei, die Kartoffeln verwäſſert, ſo ſeien ſie dahin, und weder Gott noch gute Leute könnten da helfen. Aber Großmütti, verſündige dich nicht, bei Gott ſeien alle Dinge möglich, ſagſt du ja, und warum können gute Leute dir nicht Flachs geben oder Erdäpfel, oder vielleicht noch was Beſſers, wenn's gute Leute ſind. Darum, liebs Muetti, weine nicht, und iß, dann wollen wir hinaus, wenn es dir gebeſſert hat. Es beſſerte Käthi, ob's der Kaffee machte oder des Bübli's Zuſpruch, wiſſen wir nicht, denken aber, es werde Beides geholfen haben.

Als ſie hinauskamen, war das Waſſer bis auf einige Pfützen verlaufen und Käthi ſah nun, daß es wirklich nicht die Emme geweſen, von welcher das viele Waſſer gekommen war. Ein unerhörter Wolkenbruch, theilweiſe mit Hagel vermiſcht, hatte ſich ergoſſen über die Umgegend und einige Seitenthäler, deren jedes einen Bach zur Emme ſendet. Dieſe Bäche waren zu Strömen aufgeſchwollen, hatten entſetzlichen Schaden angerichtet, ehe das weite Bett der Emme ſie aufnahm, wo ſie wieder unſchädlich wurden. Brücken waren gebrochen, Straßen zerriſſen, und vieles Land mit Sand und Kies überſchüttet. Was der Hagel übrig gelaſſen, hatte das Waſſer verdorben. Für Käthi namentlich ſah es ſchrecklich aus. Der Flachs war zerhackt, die Trümmer im Sande begraben, das Laub der Kartoffeln hatte Löcher, der Sand war mehre Zoll hoch herbeigetragen, in den Furchen ſtand noch Waſſer, und trat Regenwetter ein, ſo gab es faule Kartoffeln. Während zerſchlagen im Gemüthe Käthi den Schaden betrachtete, der unermeßlich für ſie war, ſo wenig er für einen Reichen zu bedeuten gehabt hätte, kikerten luſtig um ſie herum die Hühner. Das Gewäſſer hatte ihnen überſchwengliches und zartes Futter gebracht, wie ſie es nie gefunden hatten, Würmer und Gramſelthiere von allen Sorten, welche Gelehrten unbekannt geweſen wären, geſchweige Hühnern. Aber bekannt oder nicht bekannt, was gramſelte, das fraßen ſie. Was Andern Schlimmes gebracht, brachte ihnen Gutes, ſie genoſſen es unbedenklich, doch auch ohne Bosheit und Schadenfreude, was man leider in ähnlichen Fällen nicht allen Menſchen nachrühmen kann. Verſunken in ihrem Jammer, achtete Käthi der Hühner nicht, aber als das Bübchen neben ihr aufjauchzte: Sieh, Großmütti, ſieh! und einer Pfütze zuſtürzte, ſah ſie auf, und ſah eben, wie, plumps, kopfüber der Kleine in die Pfütze fiel, daß Schlamm und Waſſer hoch aufſpritzten. Er hatte Bewegung im Waſſer geſehen, an Fiſche gedacht, und lag nun ſelbſt als ein kleines Waſſerungeheuer mitten im Waſſer. Nun vergaß Käthi plötzlich Flachs und Kartoffeln, ſtürzte mit lautem Aufſchrei dem Liebling nach, und, plumps, wäre ſie beinahe an ſeiner Seite gelegen. Mit Mühe zog ſie den Buben, einem kleinen Seehund ähnlicher als einem Menſchen, aus dem Loch, jammerte und wimmerte, ihn halb oder ganz todt glaubend, da derſelbe den Mund zu voll hatte, um ordentlich ſchreien zu können.

Es war ihr ein großer Troſt, als er wieder ſchreien konnte, als ob man ihn am Spieße hätte, und ſtatt wie ſonſt zu ſagen: ſchweig doch, mein Bübchen, ſchweig! ſagte ſie: eh Gott Lob, daß du wieder ſchreien kannſt, ſchrei nur recht, ſo laut als du magſt, ſo kömmt raus, was dir in Hals gekommen. Mit dem Schreien kam auch das Zappeln, er wollte durchaus von Großmutters Armen weg, den Fiſchen nach; ſie hatte Mühe, ihn feſtzuhalten, da ihr der Schreck noch in allen Gliedern lag, ſintemalen er in alten Gliedern länger liegen bleibt als in jungen, aber aus dem

Kopfe brachte ſie ihm die Fiſche nicht. Er mußte ſich reinigen laſſen, mußte was Warmes zu ſich nehmen, denn was Warmes hielt die Großmutter als das beſte Mittel gegen jeglichen Schaden an Leib oder Seele. Eſſen und Trinken ließ begreiflich Johannesli ſich gefallen, ſobald es aber vorüber war, war es aus mit dem im Bettebleiben, die Großmutter mußte ihn anziehen, ja mußte einen Keſſel nehmen und mit dem Bübchen auf's Neue an's Fiſchen gehen, denn es ſeien Fiſche dort, behauptete der Kleine, ganz ſchrecklich viel und große. Der Kleine hatte allerdings recht, in einigen Pfützen rührte ſich was, und es waren wirkliche Fiſche, wie es bei plötzlichen Waſſerſtürzen, wo die Fiſche nicht Zeit haben ſich zu ſichern, zu geſchehen pflegt; da müſſen die armen Fiſche aus ihrer ſchönen, klaren Heimath plötzlich wegbleiben, gleich anderm Gerölle auf verwüſteten Feldern liegen und eines elenden Todes ſterben, wenn nicht eine mitleidige Hand ihnen ein raſches Ende ſchenkt, oder ein ſcharfblickender Vogel ihnen ein Grab geſtattet im ſeinem hungrigen Magen. Es war aber kein Leichtes, dieſe Fiſche zu fangen, ſie trieben ein boshaft Spiel mit den ſteifen Händen der Alten, den ſchwachen des Bübchens. Und während der wilden, verwegenen Jagd, jammerte Käthi in einem fort, wie das keine Art habe, daß es in ſeinem Alter noch fiſchen müſſe, wenn nur kein Menſch es ſehe, ſie glaubten ſonſt, ſie ſei ein Narr geworden, und thäten ſie in den Kalender. So komme es, wenn Kinder ſo zwängiſch würden in der heutigen Welt, ehemals ſei das nicht ſo geweſen, wohl, ſie hätte ihrer Mutter ſo was zumuthen ſollen, die hätte ihr würden — Und jetzt ſei es ſo, es gehe witzigern Leuten, als ſie ſei, auch ſo, es werde ſo ſein ſollen, und da werde man ſich in Gottes Namen darein ſchicken müſſen, wie dumm daſſelbe auch ſei.

So jammerte die gute Großmutter, jedoch mit aller Ergebung, bis endlich die Fiſche bezwungen waren und im blechernen Keſſelchen wild ſchwaderten, ſieben ganze Stücke, als der Junge jauchzend und die Großmutter mit einem gewiſſen Behagen ſie zählten. Aber mörderlich ſahen die beiden Fiſcher aus; als die Großmutter es endlich merkte, ging ihr Jammer neu an. Das Kind jedoch hatte keine Theilnahme für ſie, ein Held, der ſieben Länder bezwungen, ſieben

Kronen erobert hatte, fühlte kein ſtolzeres Selbſtgefühl. Man denke ſich aber auch ſieben ganze Fiſche, einige freilich von der Sorte, welche Niemand eſſen mag, aber das wußte das Kind nicht, einige eßbare und endlich einen großen, großen, er kam Johanneßli wie ein Wallfiſch vor, war ungefähr acht Zoll lang und hatte ſo ſchöne rothe Punkte, wie Johanneßli nie geſehen hatte, und alſo auch nach der Schlußweiſe junger Weisheit nie geſehen und erlebt worden waren. Nun entſtand, wie bei allen Helden nach der Eroberung, die große Frage: was jetzt? Vor Allem, meinte Johanneßli, ſolle die Großmutter ihm dieſelben kochen, Wirths Mareili habe geſagt, wie ſie ſo gut ſeien. Auf den Einwurf der Großmutter, ſie könne nicht Fiſche kochen, meinte Johanneßli: aber Großmütti, nicht Fiſche kochen: Feuern mußt, und dann brav Sachen dran, was du haſt, ſo ſieh dann, obs nicht gut kömmt. Du einfalts Kind, jetzt, wo wir nichts mehr haben, nicht wiſſen, was eſſen, ſollen wir anfangen Fiſche eſſen, ich brächte kein Stücklein hinunter. Da nahm Johanneßli ſichtlich ſich zuſammen und ſagte, wenn die Großmutter nicht möge, ſo möge er auch nicht; ſie wollten die Fiſche verkaufen, da löſten ſie viel, viel Geld und könnten damit Brot und Erdäpfel kaufen, viel, viel, für manche Dublone. Du arms Kind, ſagte Käthi und weinte faſt, was haſt du für einen Verſtand von der Sach. Es wäre wohl gut, wenn wir zu vielem Gelde kämen, aber ſolche Fiſche kauft kein Menſch. Wenn du ſie nicht kochen willſt und nicht verkaufen, warum hilfſt ſie fangen, Großmütti? ſagte das Kind. Aber probire und komm in's Dorf, da kaufen viele Leute ſie uns ab. Aber zu wohlfeil gieb ſie nicht und ſag den Leuten, ich hätte ſie zuerſt geſehen und die meiſten gefangen. Die Großmutter wollte ablenken mit mancher Einwendung und namentlich, wie ſie jetzt aus ihrem Lande das Waſſer ableiten, das Gröbſte wegräumen müſſe, aber es half Alles nichts, ſie war nicht mehr Meiſter, ſie mußte verſprechen, die Fiſche zum Verkauf auszutragen. Nur wollte ſie es verſchieben bis zum Abend, am Abend dann bis zum Morgen, nach Art vieler Eltern, die verſprechen und nicht halten, durch Verſchieben betrügen.

So was iſt kein Laſter, fromme Leute treiben's, aber es iſt ärger als ein Laſter, es iſt eine hölliſche Mode. Die

Kinder nehmen daran ein Exempel, und nach der Eltern Treiben ſchneiden ſie ſich den himmliſchen Vater zurecht, halten dafür, er verſpreche auch und halte nicht, verſchiebe von einem Morgen zum andern Morgen, und nie komme der Morgen, an dem er das Verheißene erfülle, dieſſeits nicht, und jenſeits erſt recht nicht, das Jenſeits ſei bloß erfunden, um die dieſſeitigen Täuſchungen zu bemänteln. Johannesli wollte aber davon nichts wiſſen, vielleicht hatte er bereits Erfahrungen in dieſem Punkte, jedenfalls hatte er es wie größere Kinder, welche auch nicht warten mögen, bis ihre Heldenthaten und namentlich ihre erſten bekannt werden, und wenn Niemand es thut, ſich ſelbſt dran machen, und wenn ſie eben keine Heldenthaten gethan, ihre Kindereien oder Schelmereien zu Heldenthaten ſtempeln, und die Welt vollbrüllen damit. Jetzt, Großmütti, ſagte er, jetzt muß es ſein. Die Fiſche könnten ſterben, und dann könnten wir ſie nicht eſſen und andere Leute auch nicht, und dann löſten wir kein Geld und hätten umſonſt Mühe gehabt. Jetzt, Großmütti, komm, jetzt iſt es gerade am beſten, jetzt ſind die Fiſche noch fett, und wenn ſie nichts zu freſſen haben, ſo magern ſie. Sie mußte, die gute Frau, und ſchämte ſich gewaltig. Alle Leute würden ſie auslachen, dachte ſie, der alt Narr, würden ſie ſagen, und wahrſcheinlich war dabei das Gewiſſen in etwas im Spiele, welches ihr ſagte, die Leute könnten merken, wie ſie ſehr Närriſches zu thun im Stande ſei, wenn Johannesli es wolle. Es war ihr, als wären ihre Beine Blei, und als ſie von Weitem den erſten Menſchen ſah, kam es über ſie wie über gewiſſe Thiere, wenn ſie plötzlich ein neues Thor erblicken, die alte Käthi hätte Seitenſprünge verſucht, wenn ihre Beine leider nicht alt und obendrein wie von Blei geweſen wären. Die Augen durfte ſie nicht aufſchlagen, bis der Mann ſie freundlich anredete, ſie frug, wie es ihr ergangen, er habe mitten im Wetter an ſie denken müſſen, da ſie ſo nahe am Auslauf des Baches in die Emme wohne. Als Käthi, erquickt durch die freundliche Theilnahme des angeſehenen Mannes, ihre Noth erzählt hatte, frug er, was ſie da habe in dem Keſſelchen. Da ſchämte ſich Käthi wieder und ſagte: ach was — und erzählte was wir wiſſen, und mit offenen Augen und offenem Munde paßte Johannesli auf die Rede des Mannes.

Die Erben eines reichen Mannes ſperren bei Eröffnung ſeines Teſtamentes ihre Augen ſicherlich nicht weiter auf, als Johannesli es that. Jetzt machte der Mann den Mund auf und rühmte den Buben, daß er begehre der Großmutter zu helfen und auch was zu verdienen, das gebe einmal einen tüchtigen Kerl, es wäre gut es wären alle ſo. Aus den Fiſchen löſten ſie allweg Geld, und wenn auch wenig, ſo ſei es doch beſſer als nichts.

Das machte Käthi guten Muth, und der kam ihr wohl, denn ſonſt wäre ſie trotz Johannesli's Zerren und Proteſtiren wahrſcheinlich umgekehrt. Heute waren alle Menſchen vor den Häuſern, ſelbſt Kranke verließen ihre Betten und wankten herum, alle wollten den Schaden ſehen, die Zerſtörungen an eigenen und fremden Sachen, und während die Einen wehklagten und jammerten, lobten und prieſen die Andern Gott, weil es noch viel übler hätte gehen können und was man hätte anfangen wollen, wenn auch die Emme groß geworden und losgebrochen wäre! Das Gefühl der Ohnmacht, und daß der der Herr ſei, der da Licht ſchafft und Finſterniß, Regen giebt und Sonnenſchein, taucht doch noch an ſolchen Morgen auf, wo der Menſch die Wirkungen einer Macht vor Augen hat, welche augenſcheinlich keine Gränzen hat. Dieſes Gefühl, Schlechten eine Pein, thut guten Gemüthern wohl, iſt ein kühler Balſam in heiße Wunden. Allenthalben wurde Käthi mit Theilnahme angeſprochen, allenthalben erhielt ſie freundliche Worte. Im Donner Gottes da fühlt man es, daß wir Alle gleich ſind, der Donner Gottes ſprengt Herzen auf und macht ſie weich, welche gegen alles menſchliche Gerede eine Steinwand waren. Dieſes Aufgehaltenwerden that ihr wohler, als den Fiſchlein, welche alle auf dem Rücken lagen, als ein freundlicher Mann ſie aufmerkſam gemacht hatte, ſie bringe die Fiſche nicht lebendig an den Mann, wenn ſie dieſelben nicht tränke mit friſchem Waſſer. Aber der alten Frau, die ſich auf Fiſche nicht verſtand, war dieſe Unaufmerkſamkeit zu verzeihen in einer Stunde, wo der reichſte Bauer ihr Verſtand zeigte und daß er es begreife, wie es ihr, welche Alles eingebüßt, viel übler gegangen als ihm, welcher noch gar manche Jucharte unbeſchädigtes Land hatte, einen gefüllten Speicher, einen gut beſetzten Stall und einen nicht ſchlecht verſehenen Geldſäckel. Endlich ſchlugen ſie ſich durch bis in's Dorf, da ging das Schämen von Neuem an und zugleich das Ueberlegen, wo ſie ihre Fiſchlein zuerſt feilbieten ſollten, ob im Pfarrhaus, oder im Wirthshaus, oder beim Krämer, oder beim Schreiber, oder beim Doktor, oder bei irgend einer Frau, welche gerne etwas Gutes aß, doch ſo, daß nicht bloß Niemand was davon kriegte, ſondern auch Niemand was davon wiſſen ſollte? Wenn Johannesli nicht dabei geweſen wäre, Käthi hätte die Fiſche ausgeleert in's erſte beſte Gräbchen. Da trat das Pfarrhaus ihr vor Augen, dorthin ſteuerten ſie. Pfarrers lachten ſie am wenigſten aus, und verſtünden ſich am mindeſten auf die Sache, dachte Käthi, und Käthi hatte nicht Unrecht. Freilich lächerte es die Pfarrerin faſt, als ſie die Fiſchlein ſah, indeſſen begriff ſie den Zuſammenhang der Dinge alsbald, gab einige Batzen für die Fiſche, freundliche Worte Beiden, und ſagte Käthi, wenn ſie in's Dorf komme, ſo ſolle ſie zu ihr kommen und erzählen, wie es ihr auch gehe.

Die gute Alte wußte faſt nicht wie ihr war, als ſie ſo manchen Batzen in der Hand hatte und ſo guten Beſcheid obendrein, ſie hörte faſt die Freude des Kindes nicht und wie er ihr vorhielt: Großmütti, gäll gäll, hab ich's nicht geſagt, gäll, Großmütti, wenn ich nicht geweſen wäre, ſo viel Geld hätteſt du nicht! Wer aus dem Pfarrhaus kömmt, wird gerne angeſprochen, beſonders wenn Weiber in der Nähe wohnen, die vor Neid ganz gelb ſind, daß nur Gott allwiſſend iſt und ſie nicht auch; ſo geſchah es auch Käthi. Sie mußte an gar manche Küchenthüre treten, erzählen, wie es ihr gegangen, was ſie im Pfarrhaus gemacht, und was die Pfarrerin geſagt. Dann wurde noch mehr als ein Herz weich, und eine Bäurin reinigte ihren Keſſel, gab ihr Milch darein, eine andere ſteckte ihr ein halbes Brot unter den Arm, eine dritte hieß ſie das nächſte Mal vorbeikommen, ſie wolle ihr was zurecht machen, ſo daß die gute Käthi einen ihrer glücklichſten Gänge gemacht hatte und hatte ihn doch ſo ungern angetreten. Sie brachte die Hände voll Sachen heim, das Herz voll Dank und Hoffen, und was will der Menſch mehr?

Freilich mußte ſie wieder weinen, als ſie heim kam und die Zerſtörung wieder ſah. Denn ſie war nicht der Art, daß ſie ihre Zukunft auf fremde, wenn auch gute Leute hätte ſetzen können, zudem liebte ſie, was ſie gepflanzt, faſt wie was Lebendiges, und jedes Unglück, das daſſelbe traf, that ihr im Herzen weh und nicht bloß im Kopf, wegen dem erlittenen Batzenſchaden. Aber es lag doch nun ſchon ein Tag zwiſchen jetzt und ihrem Unglück, und ein viel glücklicherer, als ſie erwartet hatte. Der Schmerz hatte ſich nicht eingraben können, ſtatt deſſen war ihr Hoffnung in's Herz gekommen. Weine nicht, Großmütti, weißt nicht, wie viel wir erhalten, und wenn das gebraucht iſt, und du weißt nichts anzufangen, ſo bin ich noch da, ich will dir dann ſchon wieder was angeben! tröſtete das Bubi. Früh faßte diesmal der verſöhnende Schlaf Käthi in ſeine Arme, und als ſie am Morgen erwachte, war ſie wieder feſt im Gemüthe, ſah ohne Jammer den Schaden an und überdachte, was vorzukehren ſei, daß er ſo gering als möglich werde. Iſt einmal der Menſch bei einem ſtattgehabten Unglück ſo weit, ſo iſt er wie einer, der in einen Sumpf gefallen, ſich aber hinausgearbeitet und wieder feſten Boden unter den Füßen hat. Vor Allem aus ging ſie hinter die Erdäpfel, ſäuberte ſie beſtmöglichſt von Kies und Sand, und nahm die abgeſchlagenen Zweige weg. Der Flachs war dahin, das Land umzugraben und Kartoffeln zu pflanzen hielt ſie für das Beſte, den 12. Juni war noch Zeit dazu.

Einer, der nicht meint, er müſſe vor der Sonne aufſtehn, behauptet ſteif und feſt: die Kartoffeln, welche er drei Tage nach dem jüngſten Tage (längſten wollte er ſagen) pflanzte, geriethen ihm immer am beſten. Eins war Käthi im Wege. Kartoffeln hatte ſie kaum dürftig zum Hausbrauch, und welche zu kaufen, fehlte ihr das Geld. Sie dachte freilich an die Leute, welche ihr ihre Hülfe verheißen, aber ſie meinte, es ſei unverſchämt, ſie jetzt ſchon anzuſprechen, wo ſie mit ſich ſelbſt genug zu thun hätten, und da, wo Acht bis Zehn um einen Tiſch ſäßen und Alles verloren hätten, ſei es noch übler gegangen als bei ihr und dieſen möchte ſie die Gutthaten nicht vorwegnehmen.

Das iſt ein Sinn, der ſelten mehr gefunden wird in Iſrael, der aber, wo er ſich findet, vom alten Gott nie überſehen wird, und ſeinen Segen in ſich trägt. So dachte Käthi, während ſie das Stücklein Land umgrub, ſo tief als ſie konnte, damit die gute Erde wieder obenauf komme, und dann fiel ihr ein, ob's wohl wahr ſei, daß es in alten Zeiten Feen gegeben hätte, welche umher gegangen und fromme Leute mit dem Nöthigen beſchenkt hätten, und wie ſie doch froh wäre, wenn der Buſch ſich aufthäte und eine Fee käme heraus und brächte ihr einen Korb Kartoffeln oder zwei. Und wie Käthi ſo dachte, that der Buſch ſich auf, aus dem Gezweige junger Tannen trat eine Geſtalt. Da ließ Käthi die Hacke fallen, ſtieß einen Angſtruf aus, als ob ſie auf eine Schlange getreten, ſchlug die Hände zuſammen und hätte zu beten angefangen, wenn ſie vor Schrecken gekonnt hätte. Da lachte die Geſtalt, und zwar ganz wie ein Menſch, und ſagte: aber nein, Käthi, ſo alt und noch ſo klüpfig (leicht zu erſchrecken), wollte dich doch wirklich nicht erſchrecken, ſondern bloß ſehen, wie es dir ergangen iſt und deinem Flachs, er war der ſchönſte weit und breit; ich hatte immer große Freude, wenn ich hier vorüberging. O aber nein Liſi, ſagte Käthi, wie kömmſt du da in das Gebüſch? es iſt ſich nicht zu verwundern, daß man erſchrickt, wenn auf einmal Jemand vor einem ſteht. Du weißt, ſagte Liſi, eine tüchtige, muntere Bäurin, wir haben da unten unſern Kornacker, und die Leute machten den Schaden ſo groß, daß es mich dünkte, es wäre am halben zu viel, wenn's ſo wäre. Ich wollte wiſſen, wie es ſei, und viel zu übel iſt es uns ergangen, ſchlimmer noch, als ſie ſagten. Es gab Jahre, wo es uns weniger geſchadet hätte, aber du weißt, wir bauen, und Waſſer, Hagel und Bauen in einem Jahr iſt wohl ſtreng. Mancher hat an einem zu viel. Aber in Gottes Namen, man muß es annehmen, wie er es ſchickt, er wird wohl wiſſen, für was es gut iſt. Es iſt dir auch übel gegangen, dein Flachs reut mich, als wäre er mein geweſen, was willſt du jetzt mit dem Platz? Ich dachte an Kartoffeln, ſagte Käthi, aber ich habe ſie nicht wohl.

Wenn du dieſen Abend Milch holſt, ſo nimm dein Karrli mit, ich kann dir geben, was du nöthig haſt. Nein, Liſi, das darf ich nicht, das wäre unverſchämt, ſagte Käthi, ſo übel wie es euch ergangen und ſo viel Leute als ihr zu ſpeiſen habt alle Tage. Meinſt, wir ſeien ſo übel dran, daß wir nichts mehr hätten für eine alte Frau? Können wir das nicht einmal mehr, ſo will ich dann lieber das

Haushalten aufgeben. Du haſt es alſo gehört, und daß du kommſt, ſonſt zürne ich, ſagte Liſi und verſchwand wie ſie erſchienen war, beinahe wie eine wirkliche Fee. Nein aber, ſagte Käthi, war's Liſi oder ein Geiſt? Das iſt wahr, glücklich bin ich, und klagt man doch ſo viel über die Welt, und daß keine guten Leute mehr ſeien, die ſeien ausgeſtorben wie die Engel, und nichts mehr als ſchlechte Leute und Teufel, Blutſauger und Schelmen. Ich will nicht ſagen, daß es nicht Teufel und Schelmen giebt und Blutſauger gegen die Armen, aber gute Leute giebts noch viele; ungeſucht habe ich deren viele gefunden und dieſelben mir tauſendmal mehr genützt, als die ſchlechten geſchadet.

Die gute Käthi wußte nicht, daß es ein eigen Weſen iſt mit dem Finden von guten und böſen Leuten. Gute Leute finden immer gute Leute und böſe ſcheinen zumeiſt nur böſe zu finden, und finden ſie zuweilen Jemand, von dem ſie ſelbſt bekennen müſſen, er gehöre zu den guten Leuten, ſo mißbrauchen ſie ihn ſo lange, bis er ſich ändert und bös wird, wie ſie klagen, d. h. bis er ſich nicht länger will mißbrauchen laſſen. Dies möchte Vielen Manches erklären, und hierin ein ſchwer Urtheil für Viele liegen, ein warnender Vorläufer des noch ſchwereren Urtheiles Gottes.

Das Bewußtſein, gute Leute zu haben, den Leuten lieb zu ſein, giebt gar kräftigen Troſt und macht das Vertrauen auf Gott erſt ſo recht lebendig und in's Leben greifend. Es iſt damit faſt wie mit der Liebe, von welcher Johannes ſagt: Wenn du deinen Bruder nicht liebſt, den du ſiehſt, wie willſt du Gott lieben, den du nicht ſiehſt. Wenn rund um uns keine Liebe iſt, alle Menſchen gehäſſige Blicke auf uns richten, ihre Hände uns verſchließen, dann verhärtet ſich ſo gerne auch unſer Herz, dann wird es ſo ſchwer, uns über alle irdiſche Pein und Troſtloſigkeit, ohne alle Stufe, gleich zur Liebe und Vertrauen zu Gott zu erheben, es wird dann ſo gerne auch dunkel über uns, wie es dunkel um uns iſt. Dagegen halten Liebe und Güte unſer Herz offen; liebe, gute Leute ſind uns Zeugen der Liebe und Güte Gottes, ſeine Engel, welche er uns ſendet, zu verkünden, der alte Gott lebe noch in alter Liebe und Güte, habe uns nicht vergeſſen, wir ſollten nur getroſt ſein und ausharren, es ſei der Herr, der in die Hölle führe und wieder heraus, der ſelig mache, wer getreu bleibe bis an's Ende. Härte und Unbarmherzigkeit, Unglaube und Gottloſigkeit ſind immer beiſammen.

So arbeitete Käthi getroſt an ihren Erdäpfeln, verwand mehr und mehr den Verluſt, obgleich ſie nicht wußte, wie es ferner gehen ſolle. Sie ſehnte ſich nach dem Sonntage, wie ein müder Wanderer nach der Spitze des Hügels, an deſſen Seiten er emporklimmt, wie ein dürſtender Wanderer nach der kühlenden Quelle. Die Sonntage waren ihr Sterne im Leben, waren die Tage, wo ſie neu ſich ſtärkte mit geiſtiger Nothdurſt zur fernern Wanderſchaft; ſo war's nicht immer geweſen, aber ſo war es jetzt geworden.

Zweites Kapitel.

Der Sonntag nach dem Gewitter.

Als endlich der Sonntag Morgen anbrach, ſchön und klar, das erſte Zeichen klang durch die ſtille Luft, da war es Käthi ſo recht ſonntäglich oder hochzeitlich im Gemüthe. Den Frieden ſtörte ihr Verluſt nicht mehr. Sie dachte bei ſich, Gott habe ein Zeichen gethan aus Liebe, woran die Menſchen erkennen ſollten, daß er der Allmächtige ſei und ſonſt keiner mehr. Es gehe ſo ſchrecklich in der Welt und der Abfall ſei ſo groß, daß, wenn es nicht anders komme, die Menſchen ſich änderten, die großen Gerichtstage einbrechen und alle mit einander zu Grunde gehen müßten. Sie freute ſich, wie der Pfarrer das Ereigniß kräftig anwenden werde, daß es gehe wie ein zweiſchneidig Schwert in die Herzen und ſie bekehre.

Käthi gehörte nicht unter die Kirchenleute; welche lange, ehe der Prediger kömmt, um die Kirche ſtehen und über die Menſchen reden, oder über die Kühe. Sie nahm ſich zwar jeden Sonntag vor, einmal zu rechter Zeit fertig zu ſein, daß ſie nicht ſo preſſiren müſſe, und jedesmal war ſie froh, wenn ſie zur Kirche kam, ehe der Geſang zu Ende war und ohne Schnaufen und Huſten. Der Pfarrer hatte zum Text das ſechsundzwanzigſte Kapitel im Buche Hiob, welches alſo lautet: „Da antwortete Hiob und ſprach: Ei, wie fein haſt du geholfen dem, der keine Kraft hat, wie fein haſt du errettet den Arm, der keine Stärke hat. Wie fein haſt du Rath gegeben dem, der keine Weisheit hat, und haſt ihm den Handel nach der Länge erklärt. Lieber, wem haſt du dieſe Reden verkündigt, oder weſſen Athem iſt von dir ausgegangen. Es wäre kein Wunder, daß die Todten wiedergeboren würden, die unter dem Waſſer ſind und darinnen wohnen. Die Hölle iſt aufgedeckt vor ihm, und das Verderben hat keine Decke. Er breitet die Mitternacht aus auf das Leere, er hängt die Erde an Nichts. Er faſſet das Waſſer zuſammen in ſeine Wolken, und die Wolken zerſpalten darunter nicht. Er hält ſeinen Stuhl, er bereitet ſeine Wolken darauf. Er hat um das Waſſer her ein Ziel in die Runde gezogen, bis daß das Licht ſammt der Finſterniß ein Ende nehmen wird. Die Säulen des Himmels erzittern und erſtaunen ob ſeinem Schelten. Durch ſeine Kraft ſpaltet er das Meer, durch ſeinen Verſtand ſchlägt er deſſen ſtolze Wellen nieder. Durch ſeinen Geiſt hat er den Himmel gezieret, ſeine Hand hat erſchaffen den Wallfiſch. Siehe, dies ſind Stücke ſeiner Wege, und wie geringe iſt es doch, das wir von ihm gehört haben. Wer möchte den Donner ſeiner Macht genugſam betrachten.“

Nun ſtellte er dar Gottes Majeſtät, Weisheit und Macht, ihr gegenüber die Ohnmacht der Menſchen in Einſicht und Kraft, wie thöricht alſo der Uebermuth ſei, wie köſtlich dagegen die Demuth. Wie das eine falſche ſogenannte Weisheit ſei, welche zum Stolz den Menſchen verführe, daß er ſich dünke ein ſelbſtſtändig, unabhängig Weſen, deſſen Wiſſen und Vermögen keine Schranken geſetzt ſeien in der wohlbedachten Einrichtung ſeines ganzen Weſens; wie dies dagegen die wahre Weisheit ſei, welche die herrlichen Gaben des Menſchen wohl würdige, ehre, anerkenne als von Gott, und ſie weihe Gott, aber auch die Schranken ſehe, welche Gott ſelbſt geſetzt und geſagt, bis hieher und nicht weiter, und alle Tage unſere Schwäche erkenne und bekenne, welche kein Haar auf unſerm Haupte feſtigen und unſerer Länge keine Linie zuſetzen könne, annehmen müſſe in aller Ohnmacht, was Gott verhänge, Regen oder Dürre, Geſundheit oder Krankheit, fruchtbare oder unfruchtbare Jahre, Leben oder Tod, Noth oder heitere Tage. Sie ſollten doch gedenken, was ſie dagegen vermocht hätten, als der allmächtige Gott in den letzten Tagen ſeine Donner rollen ließ, die Wolken ſpaltete, die Grundfeſten der Erde erſchütterte. Da hätten ſie gezittert und gebebt, und ob es Einem eingefallen ſei, dieſer Macht ſich zu widerſetzen oder bei einem ſterblichen Menſchen Schutz und Erbarmen zu ſuchen, ihn anzuflehn für's Ablaſſen oder ſonſtige Hülfe gegen die entfeſſelten Elemente? Da habe Gott gewaltet und in ſolchem Walten verſtumme jede Afterweisheit und alles läſtige Ueberheben. Nun, nachdem Gott ſeine Macht gezeigt, erwarte er vom Menſchen, daß er den Sinn zeige, welcher in ihm ſei, ob er den habe, in welchem in fruchtbaren und unfruchtbaren Jahren, in nöthigen oder heiteren Tagen ein großer Segen liege. Der Schaden ſei groß, aber wo Liebe und ein chriſtlich Genügen ſei, ſei er wohl zu ertragen, denn es ſei mehr übrig geblieben, als vernichtet worden, mehr als genug, daß Jemand Hunger leiden ſolle. Solche Tage ſollten die Liebe anfachen, die brüderlichen Bande enger ſchnüren, denn in ſolchen Tagen trete es hervor, wie wir Alle vor Gott ohnmächtige Kinder ſeien, eins des andern bedürftig, und wie ſolche ſchwere Tage des Unglücks nur in Friede und Eintracht zu ertragen ſeien. Schwer hätten ſo Viele gelitten, aber wenn ſie den Sinn erringen könnten, den Hiob mit den Worten ausgedrückt: der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn ſei gelobt, ſo hätten ſie unendlich mehr gewonnen als verloren. Liebe Kindlein, liebet euch unter einander, rief er ihnen mit Johannes zu. Vielleicht liege ſchweres Unglück in der nächſten Zukunft, welches nur in Liebe zu überwinden ſei, durch den Donner ſeiner Macht habe der Herr die Schläfer wecken wollen, damit ſie noch Zeit hätten, nach der Liebe zu trachten, welche Alles erduldet und Alles überwindet.

Die Predigt hatte Eindruck gemacht, hatte Armen und Reichen gefallen, denn weder der eine noch der andere war auf Koſten des andern erhoben worden, und wenn auch einige mit der allerneuſten Weisheit Behaftete zugegen geweſen wären, ſo war die Angſt noch zu rege in den Herzen, der Donner von des Herrn Macht noch zu unvergeſſen in den Ohren, als daß ſie ſich mit ihrem Spotte hervorgewagt hätten. Ihr Glaube iſt von der Art, daß er nicht gerne Schläge riskirt, auch mag er die Sonne nicht ertragen, er kömmt am beſten fort bei eben rechter Feuchtigkeit, und läßt ſich am liebſten des Nachts hervor, ungefähr wie die kriechenden Thiere und unter dem Geflügel die Eulen und die Fledermäuſe, die eigentlichen Philoſophen unter den Thieren. Den Tag ertragen ſie nicht; in etwas Licht und ſich mehrender Nacht, da tummeln ſie ſich luſtig und machen ſich bedeutend, ſogar gefürchtet, beſonders bei den Frauenzimmern. Iſt's ganz Nacht geworden, ſo ſieht man bekanntlich gar nichts mehr, weder Philoſophen von dieſer Sorte, noch Fledermäuſe, noch anderes Vieh.

Käthi hatte beſondere Erquickung in der Predigt gefunden, ſie kam ſich nicht bloß vor als eine arme alte Frau, ſondern als ein Kind Gottes, mit welchem der Vater auch geſprochen und welches ſeinen Beitrag zu leiſten habe, damit die Welt gebeſſert und Gottes Barmherzigkeit ergriffen ſtatt mit den Füßen weggeſtoßen werde. Es ſei traurig, ſagte ſie einer Nachbarin, welche mit ihr heimging, daß die Menſchen nicht wüßten, wie man Nahrung und Kraft in der Kirche finde, ſondern meinten, bloß bei'm Bäcker hole man das wahre Brot, nicht wüßten, wie der rechte Menſch nicht von Bäckers Brot allein leben könne, ſondern auch von jedem Wort leben ſolle, welches aus des Herrn Mund gehe. Das ſeien ihr doch die allerärmſten Leute, welche dieſes wahre Himmelsbrot nicht kennten, keine Nahrung hätten für ihre arme Seele, ſo daß dieſe kein Kräftlein mehr hätte zum Dulden, zum Hoffen, zum Troſt, zur Heiligung, keinen Theil an der Welt und keinen am Himmel, nichts als Hölle hier und dort, Hölle inwendig und Hölle auswendig.

So wanderte Käthi heim und verwiſchte den guten Eindruck nicht, weder mit eiteln Worten, noch mit eiteln Gedanken. Als ſie heim kam, mußte ſie feuern, das Mittagmahl bereiten. Der Leib will auch ſeine Speiſe, das faßt der Menſch, wollte Gott, er faßte es eben ſo gut, daß die Seele ebenfalls der Speiſe bedürftig iſt, auch wenn der Leib die Fülle hat und geſättigt iſt bis oben aus.

Käthi hatte weder ein Huhn noch ſonſt Fleiſch im Topfe, es war ihr zu theuer, und den ganzen Morgen Feuer zu unterhalten, fehlte das Holz. Indeſſen ließ ſie doch nicht gerne einen Sonntag verſtreichen, ohne etwas Beſſeres als gewöhnlich auf dem Tiſche zu haben, wenigſtens für Johannesli, das gehörte gleichſam zu ihrer Religion. Er ſei nicht ein Tag, wie ein anderer Tag, ſagte Käthi, derſelbe ſolle mahnen an die guten und heiligen Tage im Paradieſe, welche verloren ſeien, und an die guten und reinen Tage im Himmel, welche verheißen ſeien, und darum ſolle der Menſch an dieſem Tage reiner und beſſer leben als an den gemeinen Tagen und ebenfalls inwendig und auswendig. Zumeiſt kochte ſie etwas von Eiern, oder was von ſüßem Obſt, oder einen Speckſalat, oder es erſchien gar für einen halben oder gar ganzen Batzen Käſe zum Brot. Diesmal hatte ſie Eier und Brot geröſtet und zwar in ſo bedeutender Menge, daß Johannesli ſagte: Heute haſt du einmal recht viel gemacht, warum? Sie wiſſe es ſelber nicht, aber was man nicht auf einmal möge, ſei ein andermal auch gut, antwortete ſie.

Der Sonntag Nachmittag hat eine gar eigenthümliche Bedeutung. Er iſt ein Meilenzeiger auf unſerer Pilgerſtraße, er iſt aber auch eine Geiſtesprobe für unſer Inwendiges. Junge Beine laufen Spiel und Freuden nach, zum Verſtande gekommene Beine gehen allerlei nützliche Gänge, alte Beine ruhen gerne auf warmem Ofentritt oder einem ſonnigen Bänklein. Sinnliche Gemüther müſſen die Beine tragen zu Luſt und Tanz, andere pflegen den faulen Leib, andere tragen ihn umher zu allerlei Erwerb, andere verbringen ihn in ungeheurer Langeweile, das ſind die öden Seelen, die aller geiſtigen Speiſe entwöhnt, den höheren Gefühlen abgeſtorben ſind, die für nichts mehr Gefühl haben als für das Werktagstreiben, das Geklatſch des Tages, einen guten Schoppen und eine appetitliche Bratwurſt. Andere giebt's denn doch auch, die ihn feiern, indem ſie dem Wehen des Geiſtes die Seele öffnen, Gott ſchauen in ſeinen Werken, in ſeinen Worten, ihre vergangenen Tage ſchauen und das Walten Gottes in denſelben, hinausſchauen in die kommenden Tage, prüfen ihre Stellung, ſich ſtärken, gottesfürchtig zu bleiben für und für. So hatte es unſere Käthi, ſie ruhte gerne am Sonntage in ſtillem Sinnen, freute ſich der ſchönen Stunden, wo ſie, ungeſtört von der Welt, nachdenken konnte über das Vergangene und Zukünftige, wie Gott ihr ſchon ſo manchmal geholfen und ferner wohl auch helfen werde.

Als Käthi die Reſte vom Mittagbrot wohl zugedeckt, das Geſchirr ſauber abgewaſchen, den Haushalt wohl beſtellt hatte, ſetzte ſie ſich auf ihr Bänklein gegen den Bach zu, wo ſie das Bübchen im Auge hatte, welches in großem Zorne angelte, weil die Fiſche nicht anbeißen wollten, zwiſchen Beiden theilten die Hühner ihre Aufmerkſamkeit. Wer nicht ſechs Tage arbeitet, wer noch nicht morſche Glieder hat, welche ſiebenzig und mehr Jahre des Lebens Laſt getragen haben, der kennt die Süßigkeit der Sonntagsruhe nicht. Wer in geſchäftigem Müßiggange lebt oder in gierigem Jagen nach des Lebens Gütern oder Genüſſen, dem iſt Ruhe Langeweile, eine läſtige Pein, der macht den Sonntag zu einem Werktage, den andern gleich. Aber unbeſchreiblich wohl iſt's dem alten Mütterchen, welches Sonntags in der Sonne ſitzt, in ſüßem Behagen die Stunden kann verrinnen laſſen, ohne aufzuſtehen, ohne ſie auszufüllen mit Arbeit, es iſt ihm der Vorgeſchmack der Seligkeit. Wohl hat ein alt Mütterchen, welches des Sonntags auf ſeinem Bänklein in der Sonne ſitzen konnte, zuerſt von himmliſcher Ruhe geſprochen und ſo recht innig Sehnen und Verlangen empfunden, an dieſe Ruhe zu kommen. Diesmal ſchien Käthi dieſes Behagen nicht ſo ungeſtört zu empfinden. Anfangs ſah man nichts Beſonderes, heiter und freundlich redete ſie mit Bübchen und Hühnern, ſah mit hellen Augen zum hellen Himmel auf. Allmählig aber richtete ſich ihr Auge ſtätiger vom Bübchen weg, einem Wäldchen zu, in welches der Weg ſich verlor, welcher bei dem Häuschen vorbeiging, eine Wolke legte ſich über ihre Augen, Unruhe kam in ihre Glieder, ſie ſtand auf, ſetzte ſich wieder nieder. Man ſah keine äußere Urſache, wer jedoch der Menſchen Art und Weiſe nur wenig kundig geweſen wäre hätte errathen, Käthi erwarte Jemand mit großem Verlangen, das Ausbleiben mache ihr Kummer und Verdruß, preſſe ihr manchen ſchweren Seufzer aus, mache ihr die Augen feucht. Und wer gar in die Seele hätte ſchauen können, würde geſehen haben, wie dort die Liebe mit der Seele rang, jeden plagenden Gedanken, der zum Vorwurf ſich geſtalten wollte, zu unterdrücken, damit nicht etwa Gott in ihrer Seele eine Anklage ſehe, Entſchuldigung um Entſchuldigung aufbrachte und damit zudeckte Alles was Unzufriedenes in der Seele aufſteigen wollte.

Schon ſenkte ſich die Sonne, als ein hager lang Weib mit böſem Geſicht des Weges kam, bei Käthi ſich ſtellte und ſagte: So allein mit dem Sohn? Nimmt es deinen Johannes nicht Wunder, wie es dir geht, dem würde doch wohl zukommen, einen Beſuch zu machen und zu ſehen, wie es der Mutter ergangen. Es iſt aber gar eine elende Welt und faſt nicht auszuhalten. Er iſt nicht gekommen, ſagte Käthi, aber es nimmt mich nicht Wunder, Alles was zu machen iſt, kommt an ihn, dann werden auch die Meiſterleute (Dienſtherrſchaften) alle Tage ſchärfer und wunderlicher und Werktag und Sonntag ſoll gearbeitet werden. So iſt es nicht, ſagte die Frau, welche man Beſeliſe nannte. Ich war in vergangener Woche dort, ſeine Meiſterfrau nahm mir ein Dutzend Beſen ab, das iſt eine reſolute, die hat die Hand am Arm, daneben aber hat ſie Verſtand, und bös ging es nicht, wenn Alle wären wie die. Die hat gefragt, wie es bei uns ergangen, es nehme ſie Wunder, einer ihrer Knechte habe ſeine Mutter dort, und ſie habe ihm ſchon geſagt, er müſſe am Sonntag hin und ſehen, was ſie mache. Es werde etwas dazwiſchen gekommen ſein, ſagte Käthi. Möglich, und auch nicht möglich, ſagte die Beſeliſe. Aber, daß ich es dir gerade herausſage, es halten ſich alle Leute darüber auf, daß dein Bub noch nicht bei dir war, und wie er ſo ſchlecht iſt, dir das Kind auf dem Halſe zu laſſen und ſelbſt den Großen zu ſpielen, das geht ſauber zu, wenn alte Weiber ihren Söhnen die Kinder erziehen ſollen. So iſt es nicht, ſagte Käthi, er iſt b'ſunderbar-gut gegen mich, aber was kann er dafür, daß er im Militair iſt und zBern b'ſundbar äſtimirt, daß er immer hinein muß, wenn etwas los iſt, und ſein Geld brauchen muß auf dieſe Weiſe. Er hat es mir ſchon manchmal geklagt, daß es mich recht erbarmet hat. Aber wenn du in dieſer Woche dort durchgehſt und dir die Mühe nehmen wollteſt zu ſehen, was er macht, ihm den Gruß zu verrichten und zu ſagen, es freute mich, wenn er bald käme, ſo ſollſt du großen mächtigen Dank haben. Aber ſieh, daß du zu ihm ſelbſt kömmſt, und richte es nicht der Bäurin aus, ſie könnte meinen, wie nöthlich ich thun wollte. Zähl darauf, ſagte die Beſeliſe, dem Bürſchli will ich Beine machen, und wenn du nöthlich thäteſt, ſo hätten alle Leute mehr für dich, als jetzt, wo du dem Möff alles giebſt und es für ihn bös haſt in deinen alten Tagen. Nun leb wohl, und ehe Käthi was entgegnen konnte, war ſie weg. Wenn es noch Hexen giebt, ſo iſt das eine, brummte Käthi ihr nach.

Drittes Kapitel.

Der Großmutter Vergangenheit.

Der geneigte Leſer wird es nicht ungern haben, wenn wir Käthi's Vergangenheit und gegenwärtige Lage einigermaßen beleuchten.

Vor fünfzig Jahren war die alte Frau ein armes aber rüſtiges und hübſches Mädchen geweſen. Kätheli hatte man ſie damals genannt. Da war ihr begreiflich auch die Liebe angekommen zu einem gutmüthigen Burſchen, der aber ärmer war als ſie, d. h. beide hatten kein Geld, aber Kätheli mehr Gaben, mehr Ueberlegung und Ausdauer. Er that, was ihm geheißen wurde, nahm was ihm geboten ward, aber etwas für ſich zu beginnen, ſeine Lage zu verändern, dazu fehlte ihm nicht bloß Kraft und Einſicht, ſondern wir glauben wirklich, er habe niemals daran gedacht, das war zu kühn ſelbſt für ſeine Gedanken.

Die Leute hatten Kätheli dieſe Heirath ſehr widerrathen, denn Kätheli war von denen eine, welche allen Leuten lieb ſind. Wenn es geheirathet ſein müſſe, ſo finde ſie in dreißig Jahren noch einen ſolchen, ſagten ihr Alle. Allein, wer allen Leuten lieb iſt, muß auch viele Liebe im Herzen haben. Kätheli's Liebe fand kaum Platz in ihrem Herzen, ſie glaubte es ſei jetzt gut und ſonſt nimmermehr, und heirathete Sami. Das erſte Kind gaben ſie in Koſt und Kätheli diente wieder. Als das zweite anrückte, mußte ſie den Dienſt verlaſſen; ſie glaubten, zu zwei Koſtgeldern reiche ihr Lohn nicht hin, mit einer Haushaltung kämen ſie beſſer fort und ein Mal müſſe es doch ſein. Das Anſchaffen des Hausgeräthes, ein Bett, eine Pfanne, einige Töpfe und Schüſſelchen zehrte ihr ganzes Vermögen auf. So eine Haushaltung einzurichten ſei ein ſchrecklich Ding, ſagten ſie, ſie hätten es nie gedacht, daß das ſo viel koſtete, bis man nur das Halbe habe von dem, was man nöthig hätte. Sami hatte 30 Thaler Lohn und einiges Trinkgeld von verkauftem Vieh, 15 Thaler betrug die Miethe für eine kleine Wohnung und ein Stück Pflanzland, 15 Thaler blieben noch für den Reſt übrig, das heißt für die ganze Haushaltung, Eſſen, Trinken, Kleidung und das beiderſeitige Privatvergnügen. Kätheli rechnete daneben auf vielen Nebenverdienſt. Wenn man den Leuten anſtändig ſei, ſo gebe es viel zu verdienen und daneben noch Manches. Man müſſe in Gottes Namen ſehen wie man es mache. Die Hauptſache ſei, daß man ſich nach der Decke ſtrecke. Das Uebrige werde Gott dann ſchon machen, ſo rechnete Kätheli. So begannen ſie guten Muthes, und es ging wirklich und zwar recht wunderbar. Es ging umgekehrt wie in vielen reichen Häuſern, wo man von vorne herein mehr als genug ſieht und hinterher viel zu wenig hat. Hätte man ihren Bedarf in Zahlen gefaßt — ihren Verdienſt dagegen geſtellt, ſo wäre immer viel zu wenig geweſen, und doch hatten ſie am Ende des Jahres genug, und manchmal noch einen Kreuzer Geld. Knapp ging es freilich zu, und was Kätheli that und entbehrte, davon haben Tauſend und abermal Tauſend Damen zu Stadt und Land keine Vorſtellung, aber Kätheli liebte ihren Haushalt, Sami, Kinder und alles, was dazu gehörte; ihm in guten Treuen vorzuſtehen, das war ihr Ehrenpunkt, ihre Krone, und wo Liebe und Treue iſt, da wird die Bürde leicht und ſanft das Joch. An Privatvergnügen dachte keines, für Wein und Schnaps gab Sami das Jahr durch keinen Batzen aus, und ſtand deswegen keine grauſamen Entbehrungen aus. Erſtlich war er nicht daran gewöhnt und zweitens dachte er nicht daran, ſondern an Weib und Kinder.

Kätheli brauchte nichts für ſich, als dann und wann etwas für Schuhe. In der ledigen Zeit hatte ſie für Kleider geſorgt und zwar für gute, haltbare und nicht für lumpichte Fähnchen. Jetzt konnte ſie für die Kinder ſorgen und doch ehrbar vor die Leute treten. Kätheli trug die Hauptlaſt, hatte Kinder im Umſehen, keins konnte dem andern helfen, man hätte alle mit einer Wanne zudecken können. Vier Kinder warten und verdienen dazu, dafür ſorgen, daß die Kinder aus den Händen wachſen, das iſt eine ſtrenge Sache. Aber Kätheli hatte die Kinder lieb, ſie waren keine Laſt, ſie waren ihre Blumen, ſie zu reinigen und zu pflegen war ihre Freude und Erholung. Darum ſiechten ſie nicht, überſtanden raſch und leicht die Kinderkrankheiten. Freilich mußte dabei die Mutter oft ganze Nächte wachen, wenn eins ſchwieg, ſchrie das andere. Sie ſpann dann zwiſchen den Kindern, legte, wenn der Schlaf gar zu mächtig wurde, für einige Augenblicke die Arme auf den Tiſch, den Kopf darauf, und mußte doch am Morgen früh wieder an die Arbeit. Aber Kätheli meinte nicht, es müſſe nicht ſo ſein, ſondern ſchickte ſich darein, ſchimpfte nicht über den Mann, daß der ihr nicht half, ſondern wahrſcheinlich ruhig im Bette lag. Sie ſchimpfte eben ſo wenig über die reiche Bäurin, welche eine Kindermagd hatte, Milch im Keller und Geld im Sack; daß ſie arm geboren worden, hatte Gott geordnet, und an der Heirath war ſie ſelber ſchuld, und zur ſelben Zeit haßte und verfolgte man ſeinen Nebenmenſchen nicht um Dinge willen, welche Gott gethan, oder welche man ſelbſt gethan. Kätheli's Hauptſorge war: genug Erdäpfel zu pflanzen, und gelang es, daß die alten langten, bis die neuen kamen, ſo war ſie freudenvoll, gerieth dazu noch der Flachs, daß ſie einige Pfund verſpinnen und verkaufen konnte, ſo dankte ſie Gott am Neujahr für das geſegnete Jahr und bat, wenn es ſein Wille wäre, daß das kommende nicht ſchlimmer ſein möchte. Wenn dann an einem Sonntage Sami, der Vater, heim kam, was ſelten geſchah, da er nicht in der Nähe diente, ſo war es ein Familienfeſt. Wie am Baume die Raupen, krochen die Kinder an ihm auf, in heller Freude lief Kätheli herum und that ihm Gutes, was in ihren Kräften ſtand. Nie klagte ſie, wie bös ſie es hätte, oder verglich neidiſch die beiderſeitige Bürde, ſondern lobte die Kinder, hatte die größte Freude, verdiente Batzen zu zeigen, oder das Flachsgeld zu Sami's Lohn zu legen als Steuer für die Miethe. Solche Tage ſtärkten dann aber auch Sami, das Lob ſeiner Frau poſaunte er aus ſo weit er konnte, ſparte um ſo eifriger und wandte das nächſte Mal ein Trinkgeld zu einem kleinen Krämlein für Weib und Kinder an, zu einem weißen Brötchen, einer Flaſche Wein oder einigen Lebkuchen (Pfefferkuchen.)

Freilich, wenn der Winter vor die Thüre kam, gab's ſchwere Tage, wie das Geld geſtreckt werden könne, daß es reiche den lieben langen Winter durch zu Kleidern, Oel, Holz und was eine Haushaltung ſonſt noch bedarf. Und Kätheli ſtreckte es ſo gut wie möglich, und da ſie vielen Leuten lieb war, thaten ihr dieſe Leute auch viel Gutes. Manchmal war die Noth ganz vor der Thüre, dann erſchien wie von Gott geſandt plötzlich ein Pathe oder eine Pathin vor der Thüre und verjagte die Noth. Wahrſcheinlich hatte der liebe Gott ſeine abſonderliche Freude daran, wie dankbar und demüthig Kätheli jede Gabe empfing und wie ſie dann dieſelbe alſo zu Gemüthe faßte, daß nie verzagen ſolle, wer noch glaube an den alten Gott und daß er gezählt habe alle Haare auf unſerm Haupte. In der Gegend, in welcher Kätheli wohnte, gehörten die Wälder einzelnen Beſitzern, arme Leute baten dieſe um Holz, da war wohl kein Bauer, welcher Kätheli eine ſolche Bitte abgeſchlagen und nicht beigefügt hätte: Haſt du es zuſammengeleſen, ſo ſag's, ſo kann man es dir heimfahren. Und wenn Kätheli ſagte, ſie dürfe doch nicht ſo unverſchämt ſein und dieſe Mühe ihnen zumuthen, ſo hieß es: wenn Niemand unverſchämter wäre, ſo wäre es gut. Und wer treu ausharrt, dem bleibt die Hülfe nicht aus, und Kätheli's Pflege der Kinder ward vergolten durch die Kinder ſelbſt. Freilich iſt dieſe Hülfe zuerſt nur klein und thörichte Mütter weiſen ſie ganz von der Hand, weil dieſelbe ſie Anfangs nur zu verſäumen ſcheint. Sobald die Kinder ihr von dem Arme ließen, leitete Kätheli ſie an ſich ſelbſt zu helfen, ſich gegenſeitig zu helfen, der Mutter bei der Arbeit nicht im Wege zu ſein. Von Natur war Kätheli freundlich gegen fremde Leute und gegen ihre Kinder. Dieſe Töne hörten die Kinder der Mutter ab, wurden freundlich untereinander, die Mutter verſäumte wenig

Zeit damit, Streit zu ſchlichten und Heulen zu beſchwichtigen. Jedes Haus hat ſeine eigene Tonart. Man ſpricht viel vom guten Ton, der wahre gute Ton für Alt und Jung, für Reiche und Arme und für alle fünf Welttheile wäre doch der milde Ton, der freundliche Ton, in welchem die Liebe liegt, welche aus dem Herzen kommt.

Das älteſte Mädchen konnte bald geſchickt werden, Oel, Kaffee beim Krämer, Brot beim Bäcker holen. Für ein fleißig Weibchen, welchem jede Minute eine Münze iſt, iſt dies ſchon eine bedeutende Erleichterung. Redſelige Weibchen freilich fragen ſolchen Erleichterungen wenig nach! Dann lernten ſie auch einen Kreuzer verdienen. Was das für ein Jubel war, als ſie den erſten verdienten Kreuzer in Händen hatten, ſie konnten kaum mehr ſchlafen, konnten nicht erwarten bis der Vater heim kam, daß ſie ihm denſelben zeigen konnten. Der gute Sami begriff nicht, was das Freudengeſchrei zu bedeuten hatte, mit welchem man ihn empfing; ob etwa ein Sack mit Geld durch's Dach gefallen, oder die Mäuſe im Häuschen zu Ochſen gerathen ſeien.

So viel Verſtand hatte Sami, zu begreifen, daß der erſte Kreuzer, welchen ein Kind verdient, mehr werth iſt als ein Sack Geld, welcher durch's Dach fällt. Der Fund vermindert ſich nach und nach, der Verdienſt mehrt ſich, wird alle Tage neu. Es kam ein großer Trieb zu verdienen in die Kinder, das Ziel ihres Strebens war, der Mutter eine Ziege kaufen zu können, damit ſie ſelbſt Milch hätten, die Mutter nicht mehr ſo ſauer das Geld dazu verdienen müßte. Futter für eine ſolche wollten ſie ſchon ſammeln, meinten ſie, alle Jahre kriege eine Ziege eine Gitzi, ſo hätten ſie alle Jahre eine Ziege mehr, könnten Milch verkaufen, viel, viel, und mit dem Gelde könnten ſie dann ein Häuschen kaufen und eine Kuh, vielleicht gar ein Roß.

Das ſind ſchöne Tage in einer Mutter Leben, wenn ſie Kraft in den Kindern ſich entfalten ſieht, aber noch ſchöner werden ſie, wenn ſie ſieht, daß die Liebe der Kinder ihr dieſe Kräfte weihen, die Erſtlinge ihrer Anſtrengungen ihr zum Opfer bringen. Indeſſen fehlten auch die böſen Tage in Kätheli's Leben nicht, Krankheiten und Mißwachs ſtellten ſie oft weit, weit zurück, aber Kätheli nahm ſie hin in Ergebenheit und Geduld. Sie weinte wohl auch bitterlich, aber ſie verarbeitete die Drangſal im Gemüthe bis ſie beten konnte: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobt. Darum wurde Kätheli bei allem Unglück nie unglücklich, war bei allem Unglück unendlich glücklicher als mancher arme Teufel, Graf und Fürſt, welche Geld haben wie Heu und Hochmuth wie ein Bauernhaus, aber weder Frieden noch Genügen.

Aus dem Kätheli ward ein Käthi, es wußte Niemand wie, gerade ſo wie Niemand weiß, wann er eigentlich alt wird, ja oft nicht einmal, wie er aus einem Dreißiger zu einem Fünfziger geräth, Die Kinder wuchſen ihr nicht bloß aus den Händen, ſondern auch aus dem Häuschen. Die Leute ſtritten ſich faſt um ſie für Dienſtboten, ſie waren treu und fromm, reinlich und fleißig, genügſam und freundlich, an Arbeit und nicht an Butterbrot gewöhnt. Nun konnte es Käthi nach vieler Leute Meinung gut haben, d. h. weniger arbeiten und beſſer eſſen. Aber das wäre für Käthi kein Guthaben geweſen, denn es iſt eben nicht bloß ein Guthaben auf der Welt, ſondern jede Richtung des Sinnes oder des Gemüthes hat ihr eigenes Guthaben und dieſes begreifen viele Philoſophen, ja ſelbſt viele Räthe nicht. Käthi's Guthaben war, wenn ſie ihren Kindern was Liebes und Gutes erweiſen konnte, und es dünkte ſie zehn Mal beſſer ſich etwas abzudarben, um einem Kinde eine Freude zu machen, als daſſelbe ſelbſt zu genießen.

Sie war ihre Wäſcherin, ſtrickte ihnen Strümpfe an, ſchenkte ihnen Leinewand zu Hemden, wenigſtens zu Hemdenärmeln, ſie war ihre ſichtbare Vorſehung und an das Sorgen für ihre alten Tage dachte ſie nicht, dachte auch nicht daran, daß eine ſolche aufopfernde Liebe eben das beſte Sorgen ſei. Die Kinder erkannten aber auch dieſe Treue, denn Käthi hatte ſie nicht verzärtelt, nicht meiſterlos erzogen, Käthi's Liebe war nicht die blinde, dieſe iſt's, welche ſelbſtſüchtige, undankbare Kinder erzieht. Käthi's Kinder vergaßen die Mutter nicht, ſie beſuchten ſie oft und krameten ihr was in ihren Kräften ſtand. Dafür kriegten ſie jedesmal Schelte und Käthi war im Stande, ein weißes Brötchen 14 Tage zu ſparen, weil es ſie reute, es ſelbſt zu eſſen und hoffte einem andern Kinde damit aufwarten zu können. Die Kinder beſuchten ſie oft, denn ſie hielten das Bewußtſein, eine Heimath zu haben, als ihr höchſtes Gut; Gott Lob, ſagten ſie, es mag mir gehen wie es will, ſo weiß ich doch wohin, und muß nicht zu fremden Leuten oder gar auf die Gemeinde. Dieſes Bewußtſein, eine Heimath zu haben, in derſelben ein mitleidig Herz, eine milde Hand, eine ruhige Ecke, um unverkümmert zu geneſen oder zu ſterben, iſt ein unbeſchreiblicher Troſt und bewahrt vor Vielem: viele Mädchen vor leichtſinnigem Buhlen, viele Burſche vor unzeitigem Heirathen. Wer einen warmen Ofentritt weiß, wo er ruhig abſitzen kann, ein gut Mütterchen dazu, welches von weitem frägt: was haſt, was magſt, wo fehlt's? der hat einen Halt im Leben, eine gewiſſe Zuverſicht, er kann warten, bis er erſtarket iſt, auf eigenen Beinen zu ſtehen vermag, ehe er einen eigenen Haushalt gründet und auf die Schultern nimmt. Dieſem nebſt dem guten Grunde im Herzen hatte es Käthi zu verdanken, daß es keinen ſogenannten Verdruß an den Kindern erlebte. Anderem Leiden und Weinen jedoch enthob Gott ſie nicht, ſie war ihm lieb und wen er lieb hat, deſſen Herz läutert er durch Leid. Erwachſen erkrankten die meiſten ihrer Kinder, ſuchten die Heimath und ſtarben dort. Ein ſolcher Tod that jedesmal Käthi grauſam weh, es war ihr als ob ein Stück vom Herzen geſchnitten würde, denn ihr, Leben war in ihren Kindern, und doch blieben alle dieſe Ereigniſſe in ſüßem Gedenken. Nie ſagte ſie in ſolchem Falle, daß ſie dem armen Tröpflein nicht gerne die Ruhe gönne, es ſei ihm ja ſo wohl gegangen. Aber doch zerreiße es ihr das Herz, denn ein ſo Gutes ſei es geweſen, und hätte ſie ſo lieb gehabt. Mütti, o Mütti hätte es am letzten Tage noch geſagt, wenn ich wieder aufkommen ſollte, ſo werde ich dir nie vergeſſen, was du an mir gethan haſt und ſo lange du lebſt, will ich für dich ſorgen als dein treu und aufrichtig Kind, und ſterbe ich, ſo ſoll es dir unſer Herrgott vergelten und mir nehmen von der Seligkeit und dir zulegen, ſo lange du auf Erden biſt, daß du zu beſſern Tagen kömmſt. Als der Tod ihm über's Herz kam, reden konnte es nicht mehr, nahm es meine Hand, ſah mich an, den Blick vergeß ich nie, wenn ich dran denke, rührt es mir das Herz noch, ich muß denken, wenn ich nur drüben bei ihm wäre.

Käthi mußte manchmal jammern im Laufe der Jahre, denn bis auf zwei ſtarben ihr alle Kinder, und eben wie es elterlichen Herzen gewöhnlich am ſchmerzlichſten iſt, erwachſen und gut gerathen, wenn die Freude an ihnen eben in der ſchönſten Blüthe war. Freilich ſollte theoretiſch (wiſſenſchaftlich!?) beim Tode erwachſener wohlgerathener Kinder der Dank gegen Gott größer ſein als der Schmerz, der Dank, daß er ſie ſo lange gelaſſen, ſo große Freude an ihnen beſchert und die Gnade, eine Seele für den Himmel erzogen zu haben. Aber die Liebe iſt eben weder theoretiſch und Gott Lob auch nicht wiſſenſchaftlich, ſondern akurat noch ſo, wie ſie Gott geſchaffen hat, nicht zum dividiren, ſpekuliren und ſubtrahiren, ſondern ſich zu freuen über Freudiges, zu weinen, wenn es wieder dahin geht. Zwei Kinder blieben, eine Tochter und das jüngſte Kind, ein Knabe. Die Tochter heirathete weit weg ins Züribiet. Züribiet und das Mohrenland lagen für Käthi, welche nie drei Stunden von der Heimath weggekommen war, unter dem gleichen Himmelsſtrich, und ob ihr ein Kind ſterbe oder in's Züribiet oder unter die Mohren und Kindlifreſſer komme, das kam Käthi akurat auf das Gleiche. Wehren konnte ſie die Heirath nicht, ja ſie half dazu mehr als klug war und weinte doch in einem fort darüber. Von dem armen Kinde werde ſie hienieden nichts mehr vernehmen, jammerte ſie, und ſie fürchte, auch im Himmel nicht, für die da unten werde darin kaum mehr Platz ſein, denn wenn die auch noch hinein wollten, ſo müßte er, es weiß kein Menſch, wie groß ſein. Kaum war ihr das Mädchen aus den Augen und im Züribiet wie vom Nebel verſchlungen, ſo brachte man ihr Sami heim. Eine harte Krankheit war in langſames Siechthum übergegangen, und hatte Sami zu jeglichem Dienſt unfähig gemacht. Sami war grauſam wunderlich, nichts war ihm recht, und was Käthi auch that, es war ihm immer zu wenig. Die Art ſeiner Krankheit ſoll dieſe Wunderlichkeit mit ſich bringen und was wäre nun Sami für ein armer Tropf geweſen, wenn die unchriſtliche Freiheit ſchon eingeführt geweſen wäre, welche dem Manne erlaubt vom Weibe und dem Weibe vom Manne zu laufen, gerade wenn das Eine das Andere am nöthigſten hat. Sami beſaß die ſogenannte politiſche Freiheit, aber was half ihm die in ſeiner Krankheit und ſeiner Wunderlichkeit. Da wäre die chriſtliche Freiheit eine hohe Wohlthat geweſen, die, welche frei macht von Welt und Materie, den Geiſt zum Herrn über den Körper, ihn erhebt über des Körpers Leiden und ſeine Freuden regelt nach dem Maaßſtabe ſeines Heils. Dieſe Freiheit beſaß Sami nicht, er faſelte aber auch über die Freiheit nicht, ſein Kreuz trug er nicht mit Geduld, aber er erhob doch nicht den Freiheitsbaum über das Kreuz, fröhnte weder dem Fleiſche, noch höhnte er die chriſtliche Freiheit, tanzte weder als Wolf im Schafpelze, noch als Fuchs mit eingezogenem Schweiſe um das goldene Kalb, das immer neu aufgerichtet wird, ſobald über Sinai oder Golgatha einen Augenblick ſich ein Nebel legt. Sami war kreuzwunderlich, wie ein Kind, welches die Blattern hat, er war von Ungeduld nach Geſundheit verzehrt, er verzappelte vor Angſt, nichts verdienen zu können, denn woher ſollte die Miethe kommen, wenn ſein Lohn ausblieb? Und daß es ſo langſam ging, daran ſollte Käthi ſchuld ſein, wenn ſie beſſer zu ihm ſehen, ſeine Sache beſſer beſorgen würde, er wäre längſt wieder geſund. Der Doktor predigte ihm dringlich Geduld, aber Sami verlor allen Glauben zu ihm. Der Schelm könnte die Sache, aber er begehre ihm nicht zu helfen, er gebe ihm abſichtlich ſchlechtes Zeug, welches nicht anſchlagen wolle, um deſto länger ihm ſein Geld abnehmen zu können. Er wollte daher zu andern Aerzten und mit brav eſſen ſeine Geſundheit erzwingen. Käthi, welche einige Erfahrung gewonnen und zum Arzt, der ihr ſchon oft gar treu beigeſtanden, ein unbedingtes Zutrauen hatte, war gegen beides. Nun trug Sami das Mißtrauen gegen den Arzt auf Käthi über, meinte, auch ſie begehre nicht, daß er aufkomme, ein jüngerer Mann wäre ihr lieber, ſonſt würde ſie das Geld nicht reuen zu andern Aerzten zu gehen, oder beſſere Speiſe ihm zu geben, von der er auch eſſen möge. Der gute Sami war zum erſten Male krank in ſeinem Leben, und zum erſten Mal daheim in ſeinem kleinen Haushalt, das brachte er aber nicht in Anſchlag. Er konnte nicht arbeiten, daher dünkte ihn das Eſſen ſchlecht, bei ſo ſchlechtem Eſſen könnte er alſo nicht geſund werden. An eine große Haushaltung gewöhnt, wo Hülle und Fülle war und große Schüſſeln auf den Tiſch kamen, ſah er nirgends genug, und meinte, Käthi gönne es ihm nicht, obgleich immer mehr da war, als er aß. Er begann zu glauben, Käthi hätte ſchlecht gehaushaltet, ſei Schuld, daß ſie nicht zu Gelde gekommen, die Kinder ſo früh geſtorben, und wenn er es Käthi auch nicht auf den Kopf zuſagte, ſo ſah man doch, daß er es dachte. Das that Käthi ſehr weh, daß ſie dies am Ende ihrer Ehe noch erleben mußte, war doch Sami ſonſt ganz anders, und hatten doch die Kinder der Mutter Güte empfunden und erkannt bis zum letzten Augenblicke. Und that ſie Sami noch mehr als den Kindern! Sie kannte die Urſachen von Sami's Stimmung nicht recht, verſuchte alle Tage, es ihm recht zu machen, ihm zu zeigen, wie gerne ſie ihn pflegte, und traf es doch nicht, ſtellte ihn nicht zufrieden. Es wollte ihr faſt das Herz abdrücken, wenn Sami ſeufzte: er hätte ſein Lebtag ſo großen Lohn verdient, allen heimgegeben, und jetzt wiſſe er nicht, wo er hingekommen, denn wohin man ſehe, ſei nichts. Wußte doch Käthi am beſten, wie ſie abgetheilt, wie kleine Theile es gegeben, wie hart ſie gearbeitet und dabei doch zuweilen hungrig zu Bette gegangen ſei. So durfte ſie Sami die Bedrängniß in welche ſie nach und nach gerathen nicht einmal mittheilen, aus Furcht, er werfe ihr vor, daran ſchuld zu ſein; dennoch verwand Käthi dieſe geiſtige und leibliche Noth recht ritterlich, ließ ſie Sami nicht entgelten. Sie werde das verdient, ſich mit etwas verſündigt haben, dachte ſie. Sie wiſſe zwar nicht, worob, aber unſer Herrgott werde es wiſſen, und ſie hätte Urſache ihm zu danken, daß er ſie hier die Schuld abbüßen laſſe, drüben hoffe ſie dann um ſo eher zu Gnaden zu kommen.

Käthi ſagte ebenfalls nicht, wie es wohl manche Frau in ihrer Stelle gethan hätte, es werde hoffentlich bald eine Aenderung geben, es ginge dann ihr und Sami wohl, und wenn's geſtorben ſein müſſe, ſo wolle ſie am liebſten, es würde je eher je lieber geſchehen, von wegen der Mühe und wegen den Koſten, ſie möge Sami die ewige Ruhe von Herzen gönnen. Und als Sami endlich ſtarb, weinte ſie nicht bloß, ſondern ſie trug wirklich großes Leid im Herzen. Er ſei ein gar Guter und Treuer geweſen, und keinen Kreuzer hätte er unnöthig verthan, es könnten Tauſende an ihm ein Exempel nehmen, aber ſagen, wie gut er's meine, das habe er nicht gekonnt, und wenn er in der Krankheit zuweilen häßig geweſen, ſo ſei ſich deſſen nicht zu wundern, und es ſei ihm ſelbſt am übelſten dabei geweſen. Wenn ſie ihn wieder lebendig machen könnte, ſie wartete keinen Augenblick, ſie habe grauſam Längizyt nach ihm, es dünke ſie, ſie habe Niemand mehr auf der Welt.

Buchſtäblich war dies nicht zu nehmen und bald darauf hätte Käthi auch nicht mehr ſo geſprochen, denn einen Anhaltepunkt in der Welt, ohne welchen ein Menſch nicht gerne iſt, abſonderlich ein Weib nicht, fand ſie alsbald wieder und zwar in ihrem noch übrig gebliebenen Kinde. Johannesli hieß dieſes, war bereits aus dem elterlichen Hauſe als der Vater ſtarb, ein munterer, aufgeweckter Burſche, dieſem wandte ſie nun das Herz ungetheilt zu, und ſobald ſie ſich aus den dringendſten Nöthen gearbeitet hatte, begann ſie dem Sohne zu helfen mit Allerlei. Wenn er ihr etwas kramte oder ſonſt helfen wollte, ſo entſchuldigte er ſich wohl wie üblich, daß es nicht mehr ſei, aber der Lohn ſei klein, mit dieſem wollten die Bauern nicht nach, während doch alles theuerer ſei als ehedem, und man ohnehin auch mehr brauchen müſſe des allgemeinen Gebrauches wegen. Das glaubte Käthi natürlich, verbat ſich alle Hülfe und bedauerte ſonſt noch das arme Kind gar ſehr. Nun aber hat es eine ſehr eigenthümliche und zwar ſehr gefährliche Bewandtniß mit dem Bedauern. Gar zu gerne iſt jeder Menſch geneigt ſich ſelbſt zu bedauern, zu glauben, es gebe ihm bös, er werde nicht nach Verdienſt angeſehen von Gott und Menſchen. Kommt aber noch Einer hinzu und ſagt ihm, und er braucht es ihm nicht alle Tage dreimal zu ſagen: Du Armer, wie du mich doch dauern kannſt, ſo Einer wie du und ſo bös haben, und ſolchen Dank, ſolchen Lohn, nein, es iſt gar zu arg, ich und meine Frau ſagen es alle Tage zu einander, einen geplagteren Menſchen als du ſeiſt, gebe es nicht, ſo iſt der Teufel los! Iſt der ſo Bedauerte ein vierſchrötiger Bauer, ſo wird ihm halb ohnmächtig, er muß ſich ſetzen, aber dann ballt er die Fäuſte und flucht: aber jetzt habe ich's ſatt, den — will ich wohl! Iſt derſelbe aber nicht vierſchrötig, ſondern ſchmächtigerer Art, Schulmeiſter oder gar Regent, ſo wird der ganz ohnmächtig, fällt dahin wie ein Ochs, und kommt er wieder halb zu ſich, ſo weint er Ströme und ſeufzt, daß es knallt und grollt, als ob Lawinen donnerten und wirft die Hände über den Rücken, daß es dem Mond übel wird, die Sterne das Zittern kriegen, die Sonne ſelbſt ein verblüfft Geſicht macht, weil ſie nicht weiß, ſoll ſie retiriren oder ſtehen bleiben. Geſchieht ſolches Helden, ſo kann man es Käthi's Johannesli nicht verübeln, wenn er bei ſtätigem Bedauern der Mutter wirklich den Wahn kriegte, er ſei zu bedauern und hätte der Mutter Hülfe wirklich noch nöthig. Es ging ihm wie vielen Kindern, ſie überſchätzen die Lage der Eltern, wollen nicht begreifen wie es ihnen geht, beſonders wenn ſie nicht bei ihnen wohnen oder ihre Geſchäfte nicht theilen. Er dachte nicht daran, wie leicht ein Thaler ihm aus den Händen ging, und wie ſchwer es der Mutter ward, wie manchen Biſſen ſie ihrem Munde abbrechen mußte, ehe ſie für ihren Johannesli ein Hemd errungen und erſchunden. Es giebt ſich wirklich mancher Menſch tauſendmal weniger Mühe für ſeine Seele und ſeine Seligkeit als Käthi ſich gab um ein Hemd für ihren Johannesli. Leider gefiel derſelbe nicht blos der Mutter wohl, ſondern auch den Mädchen und das Geſchick wollte, daß, wie um den Paris drei Göttinnen, um Johannesli drei Näherinnen ſich ſtritten. Die eine ſäumte ihm unentgeltlich, was er zu ſäumen hatte, bald ein Schnupftuch, bald ein Halstuch; die andere zupfte ihm den Hemdekragen zurecht, band das Halstuch ihm ſchön um; die dritte tanzte ſchön und zahlte ihm Wein, alle drei thaten zimperlig aber ſpröde waren alle drei nicht, auch waren alle ſehr beredt wie Rathsherren und wußten z. B. handgreiflich darzuthun, wie darin das größte Lebensglück liege, daß man die Unfläthen, die Schneider loswerde, und dies geſchehe auf keine Weiſe bündiger und angenehmer, als wenn einem das Glück wolle, daß man eine Näherin zur Frau kriege.

Da nun wirklich Johannesli ſich ſo bedaurungswürdig glaubte als die Mutter es ihm ſagte, ſo begann er zu denken, es ſei wenigſtens ſchon etwas gewonnen, wenn er einem Unglück entrinne, den Unfläthen, den Schneidern; daß man aus dem Regen in die Traufe kommen könne, war er zu jung, um es zu wiſſen. Schwierigkeiten und Bedenken verurſachte ihm die Auswahl. In der Zärtlichkeit merkte er keinen großen Unterſchied, wenn ſie nähten machten alle drei Stiche, und wegen Schönheit und Reichthum konnte keine der anderen etwas vorhalten. Endlich kam er zum Schluß, da werde Liebe und Hülfe am größten ſein, wo man ihm am meiſten ſchenke und ihn am meiſten rühme. Der gute Johannesli hatte die Welterfahrung ebenfalls noch nicht, daß Näherinnen und heutige Volksliebhaber darin ſich auf's Haar gleichen, daß ſie Würſte nach Speckſeiten werfen, darum mit ihrer anläſſigen Liebe ſo nöthlich thun, um deſto bälder auf Koſten der Geliebten leben zu können; ja, daß gar oft die geworfene Wurſt nicht einmal bezahlt iſt, ſondern nachträglich von den Geliebten bezahlt werden muß. So heirathete Johannesli ſein Liſettli, glaubte ſich nun aller Noth enthoben, von allen Unfläthen frei, und dachte wirklich an einen Himmel, nicht bloß voll gewöhnlicher Geigen, ſondern voller Baßgeigen.

Käthi hatte große Freude an dieſer Heirath, obgleich ſie ſich in ihrer Demuth vor einer ſo vornehmen und geſchickten Frau faſt ſchämte. So ein anſchlägig und geſchickt Menſch ſei ihr viel lieber, ſagte ſie, als eine reiche Bauerntochter, welche alle Tage ihrem Bub' den Reichthum vorhielte. Begreiflich hatte Johannesli ſein Liſettli der Mutter ſehr gerühmt und geſagt, wie es eine rechte Mutter an ihm geweſen. Das zog bei Käthi, ſie war nicht wie viele Mütter ſind, ſie war nicht eiferſüchtig, liebte ihren Buben nicht um ihretwillen, ſondern um ſeinetwillen. Wenn ihr auch an der Schwiegertochter einiges auffiel, ſo nahm ſie ihren Verſtand gefangen und urtheilte: es ſei halt eine neue Welt und nicht mehr wie ehedem, das werde jetzt ſo ſein müſſen; und zweitens ſei ſie eine Näherin und die werden zeigen müſſen, was wohl anſtehe und jetzt Mode ſei, wegen Verdienſt. Der Schwiegertochter gefiel die Schwiegermutter deſto weniger, das ſei eine alte dumme Frau, ſagte ſie, ehe ſie bei einer ſolchen ſein möchte, wollte ſie lieber betteln gehen. Liſettli dachte nicht daran, daß man ſich mit Worten ſo gut verſündigen könne als mit Thaten. Aber Worte und Thaten ſind Saamenkörner, Saamenkörner gehen auf, der Säemann muß ſie koſten, er mag wollen oder nicht, früher oder ſpäter, ſeien ſie ſüß oder bitter.

Als nun Liſettli Frau war, ſo änderte ſich das Ding akurat wie bei den Volksliebhabern, das Rühmen und Schenken hörte auf, jetzt ſollte der Mann den Brotkorb vorſtellen, jetzt wollte Liſettli ernten, es hatte lange genug ausgeſäet, wollte ruhen einem Wanderer gleich, welcher einen ſteilen Berg erſtiegen hat. Es kam dem Johanneſli, der nun ebenfalls zum Johannes avancirte, ſonderbar vor, als die Sache ſich ſo änderte, als nun auf einmal Liſettli's Verdienſt nicht reichte, als er an allen Enden und Ecken zuſchießen ſollte, und wenn er es nicht that, ein ſchlechter Kerl, ein Bauernlümmel und grober Joggi genannt, mit Thränen und Schmollen regalirt wurde. Er hatte einmal gehört, man müſſe ſich nicht unterdrücken laſſen, und einmal komme der Fall, wo man zeigen müſſe, wer der Mann ſei und die Hoſen anhabe, dann habe man gewonnen für immer. Bei einem Anlaß, wo Liſettli munter ihre Schrepfhörner an ſeinen Geldſäckel ſetzte, der ohnehin nicht viel ertragen mochte, da wollte er nun zeigen, wer Meiſter ſei, und fabrizirte ein Donnerwetter was ſchrecklich ſein ſollte. Aber gemachte Wetter bleiben gemachte Wetter, es knallt, aber es wirkt nicht. Liſettli, potz Wetter, führte eine Batterie auf, daß Johannes lange ſchwieg als Liſettli's Batterie noch lange, lange fortdonnerte, ja daß er Liſettli dertuſig Gotteswillen bat, es ſolle wieder zufrieden, gut ſein, wenn er gewußt hätte in was für Umſtänden ſie ſei, er hätte ja nichts geſagt, und ſie hätte ihm ſagen ſollen, wie es zwei mit ihm ſtände, dann wäre er nicht ſo gekommen, er wiſſe doch wohl noch, was Brauch ſei. Je mehr er einlenkte, deſto ſchärfer donnerte Liſettli's Batterie. Wer nicht beſonnen angreift, beſonders wenn er zum erſtenmal ein Gefecht macht, der wird nicht bloß diesmal vollſtändig geſchlagen, ſondern er wird zumeiſt ſein Lebtag kein Held mehr. Je mehr er gut machen wollte, deſto länger ſchmollte Liſettli und lebte derweilen beſſer als gar manche Bäurin in ſolchen Umſtänden; das gute Leben ſchlug ihr in die Glieder, daß ſie nicht nur übermüthig ward gegen ihren Mann ſondern auch vornehm that gegen die Kunden. Leider ſind nun Kunden mit einer Näherin nicht verheirathet, meinen bei der ſtattfindenden Auswahl nicht, daß ſie ſich alle Flauſen gefallen laſſen müßten; ein Kunde nach dem andern ging ab. Nun gab es böſe Zeiten, und Liſettli hielt ſie nicht aus.

Daß die Enden ſich berühren, ſagt das Sprüchwort, daß aus dem unverſtändig hoffährtigen Mädchen nicht eine Hausfrau ſondern eine Hausſau wird, das lehrt die Erfahrung. Liſettli ward das unappetitlichſte Weib, welches man ſehen konnte: Sauberes einen Kreuzer groß hätte man am Leib und um den Leib nicht gefunden, und hätte man einen Fürſprecher mit einer Doppelbrille dazu beauftragt; Beſen hatte es keinen und flicken that es nichts, und wärs ein Loch geweſen, durch welches man ein Dorf ſammt der Kirche hätte ſtoßen können. Johannes that, was er aufbringen mochte, aber es war als ob er Waſſer gieße auf einen heißen Stein. Das erſte Kind ſtarb, das zweite war auf dem Wege. Liſettli bedurfte je länger je mehr, verdiente je länger je weniger. Johannes wußte keinen Rath als für ſeine Frau die Heimath anzuſprechen, wie alle ſeine Geſchwiſter gethan, wenn Noth an Mann kam. Die Mutter war mit allen Freuden bereit, obgleich ſie von Liſettli nie ein Liebeszeichen empfangen hatte, deſto wüſter aber that Liſettli, das ſei nichts als Ausweiſung von der alten Hexe, ſagte ſie, aber der wolle ſie es eintreiben, ſie ſei ihr gut dafür. Was ſie dachte, hielt ſie auch.

Was Käthi that, war ihr nicht recht und was Käthi hatte, verthat Liſettli und klagte daneben allen Leuten und abſichtlich daß die Mutter es hören mußte, wie dieſelbe wüſt gegen ſie ſei und wenn ſie ſterben müſſe, ſo ſolle ſich darüber Niemand wundern. Anfänglich nahm das Käthi ſehr zu Herzen, Liſettli und Johannesli waren als ein Fleiſch und nicht mehr zwei im gleichen Verſchlag ihres Herzens. Aber allmählig nahm Käthi eine geheime Eheſcheidung vor, bugſirte Liſettli hinaus und bedauerte Johannes grauſam, daß er an eine ſolche Frau gerathen und einen ſolchen Schuh voll habe herausnehmen müſſen. Sie wiſſe wohl, daß was einem beſchieden ſei, ſei ihm beſchieden, und was einem auf die Naſe fallen ſolle, falle einem nicht auf die Füße, aber ſie müſſe bekennen, vom lieben Gott dünke es ſie ſtreng, daß gerade ihr Johannes, ihr einzig Kind, mit einer ſolchen Frau geſchlagen worden ſei. Es liefen doch der Maulaffen genug herum, für die es gar nicht ſchade geweſen wäre, wenn ſie ein ſolches Liſettli hätten haben müſſen. Sie könne nicht beſſers wünſchen, als daß der liebe Gott wieder von einander thäte, was er zuſammen gethan, und je eher er es thäte deſto weniger würden ſie ſich an einander verſündigen. Sie wünſche Liſettli gar nicht den Tod, aber denken hätte ſie ſchon manchmal müſſen, ein Menſch, wenn er nicht geſund ſein könne und nicht arbeiten möge, ſei nirgends wohler als im Himmel.

So redete Käthi, aber nicht vor der Schwiegertochter. Doch für ſolche Dinge, für Haß und Liebe haben die Weiber ein fein Gefühl, Liſettli warf der Mutter nicht bloß vor, ſie ſähe ſie gerne ſterben, ſondern behauptete ſteif und feſt, ſie bete ſie zu Tode, ſie fühle ganz deutlich, wie ein Stück Leben nach dem andern weggebetet werde. Das ſolle ihr aber nichts nützen, wenn es geſtorben ſein müſſe, ſo wolle ſie der alten Hexe eine Suppe anrichten, worob ſie das Maul verbrennen ſolle, daß ihr das Beten vergehe in alle Ewigkeit. Kam dann Johannes, ſo fielen beide Theile ihn mit ihren Klagen an, daß er nichts zu ſagen wußte, als, er könne in Gottes Namen nicht helfen, ſie ſollten Geduld haben, der Fehler werde auf beiden Seiten ſein; was aber Niemand ſo recht glauben wollte. Endlich gebar Liſettli einen Knaben, mochte ihn aber kaum anſehen, hatte gar keine Liebe zu ihm. Die Großmutter dagegen empfing ihn mit der größten Freude, breitete ihre ſchützenden Fittige über ihn aus, unter welchen er zu einem kräftigen Buben gedieh. Je mehr die Großmutter daran Freude hatte, deſto mehr ärgerte ſich Liſettli und behauptete, die Großmutter pflege das Kind ſo gut bloß aus Bosheit, um zu zeigen, daß ſie Kinder mit dem Leben davonbringen könne, was Liſettli nicht gekonnt. So verzehrte Liſettli ſelbſt noch den Reſt ihrer Lebenskräfte, ſie ſtarb, und als ihr Leib der Erde wiedergegeben war, war es in Käthi's Häuschen faſt, als ob ein bös Geſchwür, welches alle geſunden Säfte an ſich gezogen, den ganzen Körper krank gemacht, aufgegangen ſei. Der Schmerz hatte aufgehört, das Behagen, welches Geneſende empfinden, ſtellte ſich ein, Käthi athmete friſch auf, ein trüber Schleier, welcher ſich über ihr Leben gelegt hatte, war zerriſſen, ſie ſah in eine Zukunft hinein, voll Roſenroth und Sonnenſchein, wie es ſie dünkte, eine unbeſchreibliche Freude am Großkinde glänzte in ihrer Seele auf. Dieſe Freude war nicht bloß die übliche großmütterliche, ſondern ſie hatte noch eine tiefere eigenthümliche Bedeutung.

Es war Käthi gegangen, wie es vielen Weibern geht. Sie hatte ſich, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, der Kirche entwöhnt. Ein Weib, welches allein haushaltet, ein Kind nach dem andern hat und kein Kindermädchen dazu, entwöhnt ſich leicht der Kirche. Es fehlt die Zeit dazu, die Kinder darf man nicht allein laſſen, und der Sonntag Morgen iſt für ein Weib, welches die Woche durch verdienen muß, eine gar verführeriſche Zeit, Manches in der Haushaltung nachzuholen, für was in der Woche keine Zeit war. Es wäre auch anders zu machen, wenn das Beiſpiel da wäre und ein rechter Ernſt in der Zeit, denn bei den Katholiken ſteht das anders aus. Als endlich andere Zeiten kamen, die Pflege von Kindern Käthi nicht mehr ſo ſcharf an's Haus feſſelte, da waren die Kleider alt geworden; und was die Leute ſagen und denken würden, wenn ſie wieder zur Kirche ginge, daran dachte Käthi ebenfalls, und das Letzte namentlich hielt ſie ab, denn die Furcht vor den Leuten und was Dieſer oder Jener ſagen würde, oder gar denken, will den Leuten nicht aus dem Leibe, ſogar Majeſtäten nicht. Dabei war Käthi treu und fromm geblieben, dachte an Gott, betete zu Gott, las fleißig Gottes Wort und übte ſein Gebot nach dem Maaße der erhaltenen Kräfte. Eine Lücke blieb ihr doch im Herzen, ein wunder Fleck, welchen zu heilen ſie nicht die Kraft fand. Das Miſſen der Sacramente und der Verkündigung des lebendigen Wortes ſchmerzte Käthi. Mit tiefer Sehnſucht dachte ſie an die Zeit der Unterweiſung, des Tages, an welchem ſie die Erlaubniß zum heiligen Abendmahl erhalten, an den Tag, an welchem ſie es zum Erſtenmale genoſſen hatte, und wie es ihr da ſo heiß geweſen ſei im Herzen, als ob Feuer darin ſei, oder Gottes Auge, welches ſchaue, was darinnen ſei, und wie ſie ſich gefreut, daß ſie, das arme Mädchen, in einem Bunde ſei mit Gott und den beſten Menſchen der Erde, mit Hohen und Niedern, Weiſen und Unmündigen. So freute ſich alſo Käthi der großen Tage in ihrem Leben und auch des Tages, an welchem ihre Ehe vor Gott geheiligt wurde, aber die eingeriſſene Gewohnheit zu überwältigen, dazu fehlte ihr die Kraft. Das aber ließ ſie ſich nicht nehmen, am Samstag aufzuräumen um's Häuschen, zu fegen, was ſich fegen ließ, ſich und die Kinder zu waſchen, und zwar gründlich und nicht ſo oberflächlich, wie zuweilen die hoffährtigſten Mädchen thun. Am Sonntag waren ſie und die Kinder rein angezogen, die ſchlechten Hemdchen ſo rein als möglich gewaſchen. Das ſei der Tag des Herrn, ſagte Käthi, habe der Pfarrer geſagt, und da ſchicke es ſich doch, daß man rein zu ſein ſuche vor dem Herrn inwendig und auch auswendig; zudem ſei er auch der Gedächtnißtag an das verlorne Paradies und der Verheißungstag, daß, wer wieder rein zu werden trachte, wie der Heiland rein geweſen, ſtatt des Paradieſes den Himmel finden werde.

Wenn die Leute lachen und ſpotten wollten, ſolch Aufräumen und Reinhalten ſei nicht für arme Leute, die hätten das Arbeiten nöthiger, das ſei nur Hoffahrt, ſo blieb Käthi hier ſtandhaft und ſagte, ſei das wie es wolle, ſo ſei ſie ſo gewöhnt von Jugend auf, und habe noch nie gemerkt, daß es ihr ſchade. Sie denke, der Herr des Sonntags ſei auch der Herr der Woche, und wenn man ſeiner am Sonntag gedenke, ſo werde er nicht Gutes mit Böſem vergelten, ſondern durch die Woche auch derer gedenken, welche den Sabbath feierten und heiligten, daß ſie nicht darum weniger hätten. Wenn am Sonntag es dann zur Kirche läutete, ſo ſaß Käthi gerne auf einem Bänklein und gedachte ſeiner ſchönen großen Tage, und Thränen kamen ihr in die Augen, aber deswegen ging ſie doch nicht mit den Chriſten, den Herrn zu verehren.

Als Johannesli geboren wurde, da ſollte Käthi deſſen Pathin ſein. Lange weigerte ſie ſich deſſen, mußte am Ende doch nachgeben. Am Abend vor dem Tauftage war es ihr gar ſeltſam zu Muthe, faſt wie am Abend vor dem erſten Abendmahl oder vor dem Hochzeittage, im Schlafe ängſtigten ſie allerlei Träume, ſie ließ das Kind fallen, ſie gab es dem Pfarrer verkehrt, daß er es bei den Beinen taufte, ſie ſagte die Namen unrichtig, daß das Kind Anne Bäbi geheißen ward. Als ſie das Kind zur Taufe trug, hatte ſie Angſt, wie ein ſiebenzehnjährig Mädchen, und erſt als ſie das Kind abgegeben hatte, ſaß und ſingen hörte, da wich die Angſt und es ward wirklich wieder ein großer Tag für Käthi. Derſelbe brach die Macht der Gewohnheit, verwiſchte das Bangen vor den Menſchen und knüpfte Käthi wieder mit der Gemeinde zuſammen. Sie hatte erfahren, daß an den geringen Kleidern Niemand Aergerniß nahm, ging nun ſo oft ſie konnte zur Kirche, und es that ihr unbeſchreiblich wohl, es ſtärkte ihren Glauben an die Menſchen, ihr Vertrauen auf Gott, es ward ihr viel heiterer vor den Augen, viel leichter im Herzen, und dieſes hatte ſie dem Johannesli zu verdanken, er war ihr von Gott geſandt, ſie wieder einzuführen in ſein Haus. Sie hatte nun wieder ein Kind, welches ſie nicht mit der Welt theilen mußte, bloß mit einzelnen Spenden erfreuen durfte, ein Kind, welchem ſie leben, vergelten konnte, was er ihr gethan. Wie in einem Brennglaſe die Sonnenſtrahlen zuſammenlaufen und zum zündenden Strahle werden, während ſie vereinzelt bloß leidlich wärmen, ſo ſammelte ſich Käthi's Kindesliebe auf Käthi's großmütterlichem Herzen und ſtrahlte in vielfach erhöhter Glut über das geliebte Großkind. Ein Armer, welcher einen Schatz gefunden, ein Seefahrer, welcher ein neu Land entdeckt, ein Held, welcher einen Welttheil erobert oder zwei, können nicht größere Freude haben als Käthi am Großkinde, denn ein Menſch kann nicht mehr Freude haben als das Herz voll, und ſoviel Freude hatte Käthi. Dann aber war ein großer Unterſchied zwiſchen Käthi's und des Helden Freude: die Freude des Helden iſt am größten gleich nach errungenem Siege, ſchrumpft dann alsbald wieder zuſammen in den Mühen und Kümmerniſſen, welche die Behauptung der Eroberung mit ſich bringt; die Freude der Großmutter wächſt jeden Tag, wächſt mit dem Kinde, jede Sonne beſcheint neu entdeckte Schönheiten und Tugenden, und dieſe wachſende Freude dehnt das Herz aus täglich und zerſprengt es doch nicht. Tag und Nacht ließ Käthi ihren Schatz nicht aus den Augen, ging ſie einen Schritt von Hauſe, trug ſie ihn auf den Armen mit herum, bei der Arbeit lag er in einem Korbe neben ihr, des Nachts hatte ſie ihn in ihrem Bette, und wenn er ſie nicht ſchlafen ließ, ſo war ſie am glücklichſten, denn dann konnte ſie ſich ungeſtört ihres Bübchens freuen. Etwas Wunderbares, Unbegreifliches liegt in ſolcher Liebe, denn die Liebe iſt auch eine Kraft, welche Berge verſetzt, welche das giftigſte Unkraut tödtet im Herzen des Menſchen, die Selbſtſucht und den Eigennutz, ſie krönt aber auch dieſe Hingebung des eignen Ichs mit hohen Freuden, und zwar ſchon hienieden, während auf der Selbſtſucht, welche Kinder für eine Laſt hält, ein ſchauerlicher Fluch liegt, und zwar ſichtbarlich.

Dieſe Liebe dachte begreiflich an kein Koſtgeld. Als Liſettli ſtarb, nahm man als ausgemacht an, das Kind bleibe bei der Großmutter. Komm zuweilen und ſieh, was es macht, ſagte Käthi zum Sohne. Ja, ſagte der Sohn, und was mir möglich iſt, werde ich thun. Das war die Abrede, und bei dieſer blieb es. Was der Sohn brachte, nahm Käthi gerne, nicht ihretwegen, ſondern um ihres kleinen Abgotts willen, dann hatte der es deſto beſſer. Kam der Vater aber lange nicht, oder brachte er nichts, ſo klagte ſie nicht, forderte ſie nichts, ſondern dachte, er werde nicht fortkommen können, oder ſein Geld haben brauchen müſſen. Dieſer Mangel an Nöthigung jedoch taugte für den Vater Johannes nicht, er mochte ihn nicht ertragen. Johannes war kein böſer Menſch, aber von denen einer, die am ſchlimmſten werden können. Ihm fehlte die Kraft der Selbſtüberwindung und Selbſtbeſtimmung, er hing von denen ab, mit welchen er in Berührung kam. Wer ihn zum Beiſpiel recht unter dem Daumen hielt, konnte ihm all ſein Geld abnehmen, wer es ihm aber nicht abnöthigte, dem gab er keinen Kreuzer, ſondern opferte es alsdann ſeinen Gelüſten. Er hatte viel zu früh geheirathet, weder an Leib noch Seele ausgewachſen, er wußte, daß er eine Frau hatte, die ſagte ihm, was er zu thun hätte, was er mit ſeinem Gelde machen ſolle. Als Liſettli ſtarb, hörte dieſer Druck auf und Käthi legte ihm keinen neuen auf, er ward frei, athmete wieder friſch auf. Nun geſchieht es gar oft, daß namentlich junge Männer, welche lange in Noth und Druck geweſen und frei werden, in den Wahn fallen, ſie wollten Verſäumtes nachholen, ſie hätten es lange bös gehabt, wollten es nun auch gut haben, auch wieder einmal an ſich denken, ſie ſeien keine Hunde, es ſei ihnen auch was zu gönnen. Wie weit aber ſolches Sinnen und Denken führt, daran denken ſie leider nicht.

Es giebt Zeiten, wo der Verſucher gar heftig umhergeht, wie ein brüllender Löwe und ſucht, wen er verſchlinge, und da nimmt er denn gar gerne die, welche friſch aufathmen, ſich was gönnen wollen. Unglücklicher Weiſe traf es ſich gerade in einer ſolchen Zeit, als Johannes friſch aufathmen, ſich was gönnen wollte. Johannes war Soldat und zwar ein hübſcher, der Freude am Soldatenſpiel hatte, dem Auge der Obern ſich gefällig darſtellte, dem man eine Sache nicht ſieben Mal ſagen und dazu noch jedes Wort mit ſieben

Rippenſtößen begleiten mußte. Es traf ſich in einer Zeit, wo er alle Augenblicke in die Uniform mußte, das koſtet Geld, bringt gar Manchen rückwärts, abſonderlich einen Knecht, der mit ſeinem Lohn noch Jemand ernähren ſollte. Er war, obgleich Knecht, ausnahmsweiſe noch Corporal, und darauf hielt er viel, und Käthi noch mehr. Wir ſind weit davon entfernt, Johannes und Käthi auszulachen, weil ſie Gewicht auf einen Ehrenpoſten ſetzten, wir ſind überzeugt, ſolche Stufen-Erhöhungen in der Geſellſchaft ſind durchaus nothwendig, nicht bloß um der Ordnung willen, ſondern um der Trägheit aufzuhelfen, den menſchlichen Kräften einen höhern, edlern Schwung zu geben. Wir gehören nicht zu den Narren, welche den Menſchen annehmen als ein rein Tugendbild, einen Tugendhelden von Natur, der rein tugendhaft ſei aus innerm Trieb, und nicht bloß ohne Lohn, ſondern auch ohne Zweck, indem er in allerhöchſter Majeſtät ſelbſt die Seligkeit verſchmähe, zum Zeugniß, daß er den ſittlichen Halt in ſich habe und tugendhaft ſei um der Tugend willen, und in vollem Bewußtſein, daß er kein ander Ziel habe als das 6 Fuß lange und 3 Fuß breite Loch, in welchem ihn die Würmer freſſen. Ein ſolcher Narr ſind wir nicht, wir erkennen den Menſchen als ein ſchwach Gebilde, dem hundertfältig unter die Arme gegriffen werden muß. Wir meinen, der Narr ſolle er nicht ſein, ein eng Loch dem unendlichen Himmel vorzuziehen, bloß um der ſogenannten Tugend und des beliebten ſittlichen Haltes willen. Das ſogenannte Zopfthum wird lächerlich gemacht, aber die Geſchichte liefert den Beweis, und zwar einen vaterländiſchen und chriſtlichen, welchen Einfluß das Bewußtſein übte: Vater, Großvater, Ahn ſeien in Liebe und Ehre geſtanden im Gemeindeweſen, im Vaterlande, und wie gar Mancher dadurch geſtärkt und gehoben ward zu einer Würdigkeit, welche er ſonſt nicht erreicht hätte. Wir nehmen es daher unſerm Johannes durchaus nicht übel, wenn er auf ſeine Würde viel hielt, nur meinen wir, es ſollte auf die rechte Weiſe wirken, es ſollte ihn zur rechten Würdigkeit ſpornen und nicht bloß eitel machen und zur Meinung verleiten, er müſſe ſich nun auch zeigen und glänzen und genießen, dieweil er Corporal ſei.

An dieſer Sucht wird gar manche neuſilberne oder galvaniſch übergoldete Majeſtät unſerer Tage erblaſſen und erblinden. Johannes ſprang allemal hoch auf vor Freude, wenn ein Aufgebot kam, für eine Garniſon oder ein Lager oder ſonſt was, war zehnmal lieber unterm Gewehr als im Tenn oder am Pfluge. Es war nicht ſeine Sache, welche er verſäumte, und das Geld, welches er verthat, reute ihn nicht, er gönnte es ſich, lag doch keine Schuldigkeit auf ihm, und wenn er mit leeren Händen zur Mutter kam, ſo entſchuldigte ihn dieſe beſſer als er ſelbſt konnte. Mit leeren Händen kam er gewöhnlich, denn als Corporal wollte er nicht gerne der Letzte ſein, und wenn er ſchon nicht beſondere Ausſchweifungen beging, ſo iſt's doch immer zu viel für einen Knecht, wenn er es Bauernſöhnen gleichthun will. Das Jahr 1844 nahm die militäriſche Jugend gar ſehr in Anſpruch mit allerlei Spielereien und allerlei Teufeleien, und als man endlich ſich in Ruhe glaubte für dieſes Jahr, ſprengte ein quasi diplomatiſcher Handſtreich die Bataillone neu auf die Beine, aber zu früh, die Mine ging zu früh los, der Schuß hinten aus. Es iſt heillos, mit welcher Gewiſſenloſigkeit ſogenannte Volksliebhaber und Republikaner mit dem Volke umgehen, mit den Milizen manövriren, als ob ſie Hollundermännchen oder bleierne Soldaten wären. Die Leute, die im Warmen ſitzen, reich beſoldet ſind, reich ſonſt ſind, oder reich auch werden möchten, ſprengen, um einen Streich zu machen oder Rache zu üben, Tauſende von der Arbeit weg und kümmern ſich keinen Augenblick um die armen Weiber, welche darben, die Kinder, welche frieren, die Mütter, welche Noth leiden, die Väter, welche die Arbeit liegen laſſen müſſen; um die Haushaltungen, welche zerrüttet werden, um das Alles kümmern ſich dieſe Volksliebhaber nicht, und dieſes ſagen ſoll man nicht, ſonſt ſchlagen ſie einen auf's Maul. Sie ſpielen mit dem Wohl des Ganzen, dem Glücke der Hütten, wie Spieler mit Karten ſpielen, und verſpielen ſie Alles, ſchieben ſie das Unglück Andern in die Schuhe, und laufen davon, wie Kinder von einem Hauſe, welches ſie in Brand geſteckt. Den Reſt ſeines Lohnes, den er für die Mutter aufgeſpart hatte, mußte Johannes einziehen, und wenn es ſchon nicht lange dauerte, ſo ging doch ſein Geld dahin. Im Winter bei den langen Abenden, im Gebirge in Eis und Schnee macht ein Corporal es nicht mit ſeinem

Solde, und was bei ſolchem Wetter an Schuhwerk daraufgeht, iſt ebenfalls keine Kleinigkeit. Die Mutter mußte es entgelten, mußte den Hauszins allein ſchaffen, ging wahrhaftig manchmal hungerig zu Bette, um einige Tropfen Milch, einige Biſſen Brot zu ſparen. Daran denkt der Schlingel, der um das Vaterland ſpielt, an einen politiſchen Rappel das Glück von Tauſenden ſetzt, nicht, an die arme Käthi dachte der politiſche Seiltänzer nicht, während er ſeine politiſchen Trabanten fütterte und füllte mit Gänſeleberpaſteten und Champagner. Die Gemeinde durfte Käthi begreiflich auch nicht angehen, man hätte ſonſt gleich nach dem Sohne gefragt, der ja Corporal ſei, und was er Koſtgeld zahle für ſein einzig Kind. Die Welt ſei bös, ſeufzte Käthi oft: ich und Sami haben ſechſe erzogen, und es iſt gegangen ohne Jemand anzuſprechen, jetzt kömmt man mit einem nicht durch, und Johannes muß in Gottesnamen Alles dargeben, was er verdient, wegem Vaterland, und an das arme Kind dächte kein Menſch, wenn ich nicht wäre. Johannes hatte verſprochen, Lohn einzuziehen, ſobald er dürfe, da hagelten neue Aufgebote in alle Häuſer, und auf die Beine mußte auf's Neue die Miliz. Die Regierungen und die entſchiedenen Fortſchrittler hatten Blindemaus mit einander geſpielt; unter den ſogenannten Augen der Regierungen hatten die Freiſchärler ſich gebildet, waren bundesbrüchig in den Canton Luzern eingefallen, und wer von ihnen noch laufen konnte, zu allen Löchern, welche ſie fanden, wieder hinaus geſtoben. Jetzt konnten die unſchuldigen Milizen büßen, konnte der Landmann büßen, welchem die Arbeit ſtille ſtand, mußten des gebrochenen Friedens wegen auf den Beinen ſein, die Ruhe zu bewahren. Der arbeitsreiche April wurde vermilizlet, theilweiſe in ausgehungerten Quartieren brauchte der Soldat ſein Geld, und Johannes kam ſo arm heim, daß er die Mutter dringlich bat, ſie ſollte ihm doch waſchen, er hätte weder ſaubere Wäſche mehr, noch einen Kreuzer Geld für die Wäſcherin, und Käthi that es mit großem Bedauern für den Johannes, aber daß ſie manchmal nicht genug aß, das ſagte ſie nicht. Daß ſie im Rückſtand mit dem Hauszins geblieben war, welcher halb am ſogenannten Frauentag oder der Maria Verkündigung fällig geweſen war, das wußte Johannes. Käthi hatte auf den

Johannes gezählt, der mußte in's Feld, hatte die Hoffnung auf den Flachs geſetzt, der war verhagelt. Nun, als ſiebenzigjähriges Mütterchen, nach ſo vielem Schaffen und Arbeiten, war ſie übler daran als je. Rückſtände, nichts zum verkaufen, Niemand, einen Sohn, der kam nicht einmal zu ſehen, wie es Mutter und Kind gehe, und die Mutter hatte ihn doch ſo ſehnlich erwartet. Das war Käthi's Lage und dieſes ihr Lebenslauf. Daß es der armen Frau wehe that, daß ihr Sohn nicht kam, iſt begreiflich, aber ſie klagte es keinem Menſchen, ſie ſchlug es ſich aus dem Kopf, ſo gut als möglich, und wenn die Leute fragten, ob ihr Sohn noch nicht da geweſen, ſo ſagte ſie, er habe Beſcheid bringen laſſen, er werde nächſten Sonntag kommen, er könne da, wo er ſei, faſt nicht weg.

Viertes Kapitel.

Des Sohnes Beſuch und der Mutter Glück.

Als am folgenden Sonntag Käthi aus der Kirche kam, fand ſie ihren Johannes auf dem Bänklein. Er hatte eingerichtet, daß er nicht in die Kirchenleute laufen mußte. Es war ein ſtattlicher Burſche, ſchade, daß auf ſeinem Geſichte nicht die herzliche Freude lag, welche Käthi und 's Bubi an den Tag legten. Es war etwas in ſeiner Miene, es wäre ſchwer geweſen, zu entſcheiden, war es etwas Verlegenes oder etwas Mißvergnügtes. Er übergab der Mutter ein großes Säcklein, das ſei was für ſie, ſagte er. Käthi ſagte: Du biſt doch immer der Beſte, das wäre doch nicht nöthig geweſen, ſorge du für dich. Zu eſſen haben wir einſtweilen. Ihr habt mir nichts zu danken, ſagte Johannes, die Meiſterfrau hat es mir gegeben für Euch. Aber nein, ſagte Käthi, daran hätte ich doch gar nicht gedacht, und ſo viel, e aber nein, gebackene Birnen, ſo ſchöne, und noch was in einem Papier, Speck, ein großes Stück, und ſo ſchönen und fetten, wie ich lange nicht geſehen. Wohl, die muß das Mäſten verſtehen! Eine beſonders gute Frau muß das ſein, mir ſo viel zu ſchicken und kennt mich doch nicht, und du mußt ihr auch grauſam anſtändig ſein, daß ſie dir das gegeben. Aber komm hinein und nimm ein Bischen Brot, bis ich Warm's gemacht, anders habe ich weiß Gott nichts. Eine wunderliche Frau iſt's, ſagte Johannes im Hineingehen, von der Güte iſt nicht viel zu rühmen. Das iſt eine, es dürfte kein Metzgerhund hinter ſie abputzen, und einen heruntermachen wie ſie kann kein Landvogt, und wenn es ſie ankömmt, ſo nimmt die noch den Stock und jagt die Leute vom Hauſe weg. Ha, ſie wird Recht haben, und wird ihre Leute kennen, es giebt jetzt gar viele ſchlechte Leute in der Welt, wenn man ſich ihrer nicht erwehren könnte, würde man ja von ihnen gefreſſen, wie ein Hund von den Flöhen, entgegnete Käthi. So ſpitz nimmt ſie das nicht, ſagte Johannes, ſie macht dies, wie es ſie ankömmt, treffe es dann, wen es wolle. Sie hat mir auch ſchon manchmal wüſt geſagt, gerade heute auch, aber zähle darauf, die macht mir das nicht mehr oft ſo. Es wird nicht ſein, ſagte Käthi, du wirſt dich mit etwas vergangen haben. Wegen Euch hat ſie mir wüſt geſagt, als ſie mir das Säcklein gab, ich hätte es ihr bald um den Kopf geſchlagen, erſt, daß ich nicht letzten Sonntag gekommen, und wußte ſie doch, daß ich nach Gräulige mußte, wohin mir Einer Geld für eine Sackuhr bringen ſollte, und dann, daß ich immer Lohn einziehe durch's Jahr durch, und dann nichts hätte, wenn es plötzlich etwas gäbe. Du mußt das nicht ſo übel aufnehmen, ſie wird es nicht ſo bös gemeint haben, meinte Käthi. Wohl, freilich meint die es bös, und dann, was geht es ſie an, ziehe ich Lohn ein oder nicht, begehrte Johannes auf. Aber die meint, unſerein ſei ein Hund, der ſich gar nichts gönnen ſolle, ſondern das ganze Jahr vorlieb nehmen mit halbguter Milch, halblauterm Kaffee, ganzer Erdäpfelſuppe und ungeſchundenen Erdäpfeln. He, wenn man geſund ſein kann, ſagte Käthi, und brav arbeiten mag, ſo dünkt einem Alles gleich gut, und das iſt die Hauptſache. Mutter, ſagte Johannes, eine Zeit iſt nicht alle Zeit, und was einem Menſchen zu gönnen, das iſt dem andern auch zu gönnen, und geſchrieben iſt's nirgend, daß die Einen wie das Vieh leben ſollen und die Andern wie die Herren, und wenn ich zuweilen einen Schoppen trinke, ſo habe ich das Recht dazu und es geht die Meiſterfrau nichts an. Es wird ſein, ſagte Käthi, aber wenn ſie es daneben gut meint, ſo muß man ihr die Worte nicht abwiegen. Ich pfeife auf ſolch Gutmeinen, aber zähl' darauf, es kommt anders, ſagte Johannes. Willſt etwa gehen und ſehen wie es mir gegangen iſt, grauſam übel, der Johannesli zeigt es dir. Unterdeſſen koche ich, aber da mußt du wahrhaftig vorlieb nehmen, ich gebe es, wie ich es habe, ſagte Käthi. Das eben macht den Unterſchied, ſagte Johannes, ſie gäben es nicht, wie ſie es hätten.

Nun wendete Käthi alle Kochkunſt auf, den Kaffee ſparte ſie für den Nachmittag. Da ſie Speck hatte, ſo ſprang ſie in's nächſte Häuschen, ſuchte, ob da ein halb Glas voll Eſſig zu leihen ſei, was glücklicher Weiſe der Fall war. Salat hatte ſie im Garten, Eier und Mehl waren vorräthig, ſo war das Mittagmahl bald fertig, ein wahres Herreneſſen. Suppe, geröſtete Kartoffeln, Eierkuchen und Speckſalat. Ehe noch Johannesli dem Vater alles erzählt und gezeigt hatte, konnte Käthi ſie zum Eſſen rufen, und die Freude erleben, dem Sohn aufſtellen zu können, was ſie in Haus und Heim vermochte und das Lob zu vernehmen: Er hätte das Alles nicht gebraucht, Geringeres hätte es auch gethan. Nachdem wie üblich zuerſt die Vergangenheit durchgemuſtert war, und Käthi erzählt hatte, was ſie jenen Abend erlebt und gedacht, und wie es ihr am Morgen geweſen ſei, glitt man allmählig auf die Zukunft, verhandelte dieſe und zwar ohne alles Hehl vor dem Kinde, das wohl aufpaßte und nicht ſelten ein Wort darein redete. In höhern Ständen oder gar ſogenannten vornehmen Häuſern hat man hundert Geheimniſſe vor den Kindern, dieſe bleiben eine Art von Fremdlingen im elterlichen Hauſe, was ſie davon vernehmen, vernehmen ſie zumeiſt durch Dienſtboten oder ſonſt fremde Menſchen, dadurch entſteht eine Theilnahmloſigkeit gegenüber den Eltern, welche oft haarſträubend iſt. In armen braven Familien iſt es anders, da wird dem Kinde wenig verhehlt, es iſt Zeuge von dem Meiſten was verhandelt wird, es kennt namentlich auf's Haar den Finanzzuſtand, weiß, ob die Miethe gegeben iſt, wie viel daran noch fehlt, worauf man zählt, was der Vater verdient, die Mutter braucht, was anzuſchaffen, was zu verkaufen iſt. Aus dieſem Wiſſen wächſt die Theilnahme, das Kind iſt keine Schmarotzerpflanze, ſondern ein lebendiges Glied, welches Freuden und Leiden der Familie empfindet, die Quellen von beiden kennt, die Sorgen theilt. Da entfaltet ſich die Treue der Kinder, ihre empfangenen Gaben zu Nutz und Heil der Eltern anzuwenden, da werden Kinder ein Segen Gottes.

Freilich ſcheint dann das Kind nach dem üblichen Maaßſtabe zu viel zu vernehmen, aber je mehr man in einem Hauſe einem Kinde verbirgt, deſto mehr wird ſeine Neugierde erregt, deſto mehr vernimmt es anderwärts und richtig gerade das Unpaſſendſte, und dadurch wächſt es eben nicht in die Familie hinein als Freund, ſondern ſteht ihr gegenüber mehr als Widerſacher. Verhehle man es ſich auch nicht, an dieſer Geheimnißkrämerei iſt ſehr oft das böſe Gewiſſen, ſind Familienſünden ſchuld, oder eine unglückliche Stellung zur Welt, welche zu den Verhältniſſen und dem Zuſtande des Hauſes durchaus nicht paſſen, welche zum Abgrund werden wird, und welche aufzugeben man die Kraft nicht hat.

Käthi kümmerte ſich hauptſächlich um die Miethe. Nicht daß man ſie drücke, ſagte ſie, auch habe der Bauer nicht aufgeſchlagen damit, er werde es angeſehen haben, daß ſie ſeit 40 Jahren da ſeien, ſchon unter ſeinem Vater ſelig, und ihm nie zur Laſt geweſen und ihm immer die Miethe gegeben, daß er nie lange darauf habe warten müſſen. Aber jetzt wiſſe ſie gar nicht, woher ſie nehmen, und der Bauer ſei ſtreng auf dem Gelde, er ſei viel auf der Straße und viel der Hallunken kehrten bei ihm ein, und wer viel Geld brauche, müſſe ſehen, woher er es nehme. Für das Andere ſei ihr nicht bange, es gebe immer gute Leute, welche an arme Leute dächten, ohne daß man zu klagen und zu betteln brauche an den Thüren. Johannes hatte kein verſtockt Gewiſſen gegenüber der Mutter, er fühlte, was er ſollte. Es ſei ihm leid, daß er dieſen Augenblick nicht helfen könne, ſagte er, aber es ſolle bald geſchehen, wenn den Großköpfen nicht was neues in Sinn fahre, daß ſie auf die Beine müßten und den Jeſuiten nachſpringen im Land herum wie Hunde den Dachſen, wo keiner weder zu riechen noch zu ſchmecken ſei, da können wir ſpringen und unſer Geld brauchen, während ſie am Bratentiſch ſitzen, anderer Leute Geld verzehren und anderer Leute Geld vertheilen. Wegen ſelben ſage mir nichts, antwortete Käthi, und wenn man dich noch zehn Mal gegen die Falliten oder Iſlliten ſchickt, ſo marſchire noch zehn Mal, das ſollen mir ſchreckliche Leute ſein. Gräßlich, nicht viel minder als der Teufel, und wo ſie hinkommen, den Leuten die Religion nehmen und das Geld dazu, wenn ſie nämlich deren haben. Wegen Geld wäre es mir gleich, deren fände man keins bei mir, aber wegen der Religion. Denk, o Johannes, was iſt eine arme Frau, wenn ſie keine Religion mehr hat? Darum, wenn man dich wieder ſchickt gegen die Utüfle, Iſmaeliten oder wie man ihnen ſagt, ſo kriege gegen ſie, bis keiner mehr ein Bein machen kann, daneben thue nit z'grüslich, vergiß nie, zuletzt ſind es immer Menſchen, und wenn du einen fängſt, ſo laſſe ihn wieder laufen, aber heiße ihn laufen über alle Berge. Hörſt du!

Wegen der Religion ſei es nicht halb ſo gefährlich, meinte Johannes, die, welche an der Sache trieben, hätten wegen der Religion ſo wenig zu fürchten als die Mutter wegen Geld. Das ſei ihnen um ganz andere Sachen, ſie wollten den Nutzen haben und ſie arme Burſchen hätten den Schaden davon. Im Aargau verlor ich letzthin mein beſtes Hemd; ich gab es zu waſchen, wir mußten plötzlich fort, man verſprach es mir nachzuſenden, und wer es mit keinem Auge wieder ſah, das war ich. Da hätte dir die Regierung wohl ein anderes geben können, ſagte Käthi, aber ſie werden ſie vielleicht ſelbſt nicht wohl haben, oder allweg nicht ſaubere; deretwegen ſei aber nicht böſe, über mich nicht und über andere nicht. Ich wollte dich wahrlich nicht betrüben. Wenn du die Strapatzen haſt, ſo iſt's billig, daß ich mich ein wenig einrichte, und wenn ich dem Bauer anhalte, ſo wird er wohl noch warten. Aber du kannſt mich dauern wegen dem Hemde, ſie werden es nöthig gehabt haben im Aargau, ſie hätten es dir doch ſonſt nicht genommen, einem ſo armen Bürſchli. Zürns deßwegen nicht an ihnen, es kommt mir in Sinn, ich könnte dir vielleicht helfen, ein ſchön Hemd iſt allweg das bravſte, was man anhaben kann. Sie zog aus einem Schrank ein Bündel hervor: ſieh', ſagte ſie, es giebt vielleicht für zwei und iſt b'ſunderbar ſchöne Leinwand, ich hatte es für das Bubi da geſpart, wenn es zum erſten

Mal zum Nachtmahl geht, und ich es erleben ſollte. Bis dahin aber geht es noch lange und der Flachs wird, ſo Gott will, wohl wieder einmal recht gerathen, daß ich für ihn ein paar Ellen kann auf die Seite thun. Mutter, Leinewand iſt mir anſtändig, ſagte Johannes, übel habe ich es nöthig, aber ich will es zahlen, anders nehme ich es nicht, nur habe ich jetzt das Geld nicht. Was denkſt, zahlen, ſagte die Mutter, die ganz glücklich war, freigebig ſein zu können (geben iſt ſeliger denn nehmen) von ſelben red' mir kein Wörtli mehr. Stürbe ich unter der Hand, ſo wäre es ja ohnehin dein. Das ging Johannes doch in's Herz. Wenn er auch nicht dachte, er ſei einer ſolchen Mutter nicht werth, ſo kam ihm doch ein, es ſei nicht recht, wie er an ihr handle, daß eine alte Frau ihm ſein Kind erhalte und obendrein noch ihn unterſtütze, das ſei doch wohl nicht in der Ordnung, und es wäre doch wohl Zeit, daß er wenigſtens den guten Willen zeige. Johannes begann vom Aufbruch zu reden, den ließ die Mutter nicht zu, bis er Kaffee getrunken hatte. Mutter, Ihr gebt mir ein wenig das Geleite, ſagte Johannes. Was denkſt auch, Johannes, ſagte ſie, ſo eine Alte und Wüſte wie ich bin, du würdeſt dich meiner wohl ſchämen und dazu noch an einem Sonntage, wo ſo viele Leute auf der Straße ſind; geh' in Gottes Namen und komme bald wieder. Kommt, Mutter, ſagte Johannes, wehren hilft nichts, ich wäre vielleicht weiter gekommen, wenn ich mit Niemand gelaufen wäre, der hübſcher und hoffährtiger war, als Ihr, Mutter. Leeret das Säckli ganz, ich muß es mitbringen, ſonſt ſagt mir die Frau wüſt, und kommt, daß wir nicht ſo preſſiren müſſen.

Plötzlich ſchrie Käthi laut auf, und als Johannes ſich umwandte, ſah er, daß Käthi Geld in Händen hatte. Ich habe geglaubt, es habe Euch ein Löwe im Maul oder ein Scorpion gebiſſen, ſo habt Ihr mich erſchreckt, ſagte er. Ei aber nein, rief Käthi, ſieh', 10 Gulden noch im Säckli zu allem Guten, nein, das muß mir eine Frau ſein, das Säckli darf ich ihr doch ſo leer nicht zurückſenden, und was anderes als Eier habe ich nicht. Zürnen wird ſie mir nicht, wenn ich ein Dutzend hinein thue, ſage ihr dann, es ſei nur ein Zeichen, und ich wolle Gott alle Tage bitten, daß er ſo viel Jahre als Eier im Säcklein ſeien, ihrem Leben zulege; einer armen Frau zu lieb' wird er es wohl thun, und er wird am beſten wiſſen, wie vielen andern Leuten es dabei noch wohl geht. Johannes wollte wehren, ſie hätte Hühner und Eier genug, aber es half nichts. Käthi wollte auch geben, und zwar geben aus frommem, gutem Herzen.

Endlich ging der Zug von dannen. Käthi war ganz ſtolz auf den Sohn und daß er ihrer ſich nicht ſchäme. Johannes war ſtolz auf ſeinen Buben. Es wäre ſchade, wenn zu dem nicht recht geſehen würde, aus dem könnte es etwas geben, dachte er; und der Bube war ſtolz auf ſich ſelbſt, daß er ein ſo großer ſei, Fiſche gefangen habe, und jetzt mit dem Vater komme weit, weit weg. Käthi war aber nicht bloß ſtolz, ſie war auch glücklich. Sie konnte dem Sohne ſagen, wem dieſer und jener Acker ſei, und es thut einer Mutter immer wohl, wenn ſie erwachſenen Kindern etwas ſagen kann, das ſie nicht wiſſen, ſie hörte ihn Bemerkungen machen, wobei ſie denken mußte: ei, aber nein, wie hat der einen Verſtand von der Sache, einen ſolchen habe ich die längſte Zeit nicht angetroffen. So wäre die Welt eigentlich voller Freuden, man könnte deren aufleſen bei jedem Schritt und Tritt, aber man muß eigene Augen haben, ſie zu ſehen, man muß eine Art von Glückskind ſein dafür. Es giebt Augen, welche keine Freude ſehen, und wenn man ſie darauf ſtieße, wer ſolche Augen in ſeinem Kopfe hat, der iſt ein armer Tropf. Mehr als eine halbe Stunde weit waren ſie miteinander getrappet, hatten daran mehr als eine Stunde gemacht, da ſtand Käthi ſtill und ſagte: Wir wollen dich nicht länger ſäumen, ſo leb' wohl, habe Acht, daß du die Eier nicht zerbrichſt, danke der Frau z'hunderttauſend Malen und der liebe Gott wolle es ihr vergelten, und läſſeſt du die Hemden machen, ſo gieb ſie einer Näherin, welche dir nicht die halbe Leinewand ſtiehlt, es iſt zwiſchen ihnen und den Schneidern faſt kein Unterſchied mehr. Mutter, ſagte Johannes, das macht ſich jetzt nicht ſo, dort iſt ein Wirthshaus, dort zahle ich noch eine Flaſche Wein, wir können da noch ein Wort miteinander reden. Verirt nicht, ſagte Käthi, biſt nicht witzig, ja wolle ich in's Wirthshaus. Es weiß kein Menſch, wann ich in einem war. Ebendarum müßt Ihr jetzt kommen, ein Tropfen Wein thut Euch wohl, ſagte Johannes, nahm ſie bei der Hand und wollte mit ihr gehen.

Nit, nit, rief Käthi, mach nit da Narr mit mir. Denk, was würden die Leute ſagen, wenn du ſo ein alt verhagelt Wittfraueli in's Wirthshaus brächteſt, ich müßte mich ja ſchämen, mein Leben lang. Da half aber alles Wehren nichts, der Sohn zog, der Großſohn, dem das ſehr recht war, ſtieß, und es war ein luſtig Zuſehen, wie die alte Frau ſo gleichſam in's Wirthshaus geſchoben wurde, halb weinend, halb lachend. Halb weinte ſie, wie der junge und der alte Uflath ihr Gewalt anthäten, halb lachte ſie, wie ein jung hoffährtig Mädchen, daß die ſich wehrten, ſei der Brauch, aber daß man ein alt Fraueli zum Weine ſchleppe, das ſei doch wohl noch nie erhört worden, die ſagten es ſonſt, wenn ſie Wein möchten. Und doch freute ſich Käthi innerlich, daß Johannes ſich ihrer nicht ſchäme und noch dazu vor ſo vielen Leuten, und während ſie immerfort grollte und klagte ſo oft ſie der Wirthin anſichtig wurde, nippte ſie doch mit ſichtlichem Behagen den Wein, freilich klagte ſie nach dem erſten Schlucke ſchon, ſie werde ſturm, das würde was abſetzen, wenn ſie das Glas austrinken wollte. Indeſſen Johannes zwang ſie zum zweiten und Wecken mußte ſie eſſen, obgleich ſie ſagte, die ſeien nicht für arme Leute, und wenn ſie Jemand darnach ſehen würde, er würde ſie ſchön bereden. Wenn mein Hausbauer hinein käme, ich glaube, ich ſtürbe vor Angſt, die Hausmiethe nicht gegeben und jetzt hinter Wein und Wecken. Der würde mir! Du gute Frau, ſagte die Wirthin, du lebſt abgeſchieden von der Welt, und weißt nicht mehr, wie es geht. Wenn Niemand in's Wirthshaus gehen und trinken wollte als wer die Miethe bezahlt hat, müßten wir ja Hungers ſterben. Gerade ſolche ſind die beſten Kunden, zahlen ſei ein verfluchter Zwang, ſagen ſie, es ſei ja jetzt Freiheit, und ſo hätten ſie das Recht, mit ihrem Gelde zu machen was ſie wollten. Und es wird wohl ſo ſein, allweg iſt's mir ſo recht. Du mein Gott, ſeufzte Käthi, kein Wunder, hagelt und wettert es ſo, und wer weiß, wie es noch kömmt! Es wird einem recht Angſt, und am wohlſten iſt man daheim, wo man ſolches nicht vernimmt. Indeſſen vergaß ſie dies Elend wieder und nach herzlichem Abſchied ging ſie ganz glücklich heim, es war recht rührend zu ſehen, ſo glücklich wird in obern Regionen wohl ſelten ein Menſchenkind gefunden. Der Mund brummte zwar immerfort, aber das

Herz hatte die freudigſten Empfindungen. Traf ſie einen bekannten Menſchen an, ſo ſtellte ſie ſich zu ihm und ſagte: er werde nicht wiſſen, wo ſie herkomme und wenn es nur der tauſig Gotteswille kein Menſch vernehme. Der Sohn ſei bei ihr geweſen, wo Corporal ſei beim Militär, er ſei gar gruſam gut gegen ſie und gekommen zu ſehen, wie es ihr ergangen. Sie hätte ihm das Geleit gegeben und habe der Uflath ſie nicht ins Wirthshaus geriſſen, als ob ſie ein jung Meitſchi wäre! Sie habe trinken müſſen, ob ſie habe wollen oder nicht, und ſei nun ganz betrunken, und wenn ſie nur der Gotteswille Niemand anrede, ſie wüßte gar nicht, wie Beſcheid geben, und wenn es nur der Hausbauer nicht vernehme, daß ſie im Wirthshauſe geweſen ſeien. Sie ſeien ihm noch an der letzten Miethe ſchuldig, es wiſſe kein Menſch was er ſage, wenn er es vernehmen ſollte; aber ſie hätte es nicht erwehren können. Der Sohn habe es nicht anders thun wollen, er gönne ihr z'Sach gruſam. Aber ſie müſſe machen, daß ſie heim komme, es ſei ihr lieber es ſähen nicht alle Leute, wie voll ſie ſei, und fragten ſie woher ſie käme. Aber Großmutter, ſagte endlich Johannesli, wenn du es ſo ungern haſt, wenn die Leute wiſſen, wo du geweſen, ſo mußt du dich nicht bei Allen ſtellen und es ſelbſt ausdampen. Wenn du es allen Leuten ſagſt, ſo vernimmt es der Bauer noch dieſen Abend und kommt er und jagt uns aus. Du tauſends Bubeli du, ſagte Käthi, was dir nicht in Sinn kommt, ei, nein, aber was du für einer biſt. So komm jetzt ſchnell, daß kein Menſch uns mehr ſieht. Und beim nächſten Menſchen ſtellte ſich Käthi wieder und war nicht wohl, bis ſie gebeichtet hatte; von wegen weſſen das Herz voll iſt, deſſen läuft der Mund über.

Dieſer Tag ward auch zu einem der freundlichen Sterne, welche Licht werfen in's Leben des Menſchen. Wohl dem, über deſſen Leben viele ſolche Sterne ſtehn und wehe dem, deſſen Augen keine ſehn, vor deren Augen beſtändig nur Graus und Noth ſtehen, oder Zorn und Neid.

Fünftes Kapitel.

Wie Käthi kummert und was ſie von den Erdmännchen erzählt.

Mit großer Anſtrengung, wie aus hartem Geſteine, mußte Käthi der Welt das tägliche Brot abpreſſen und hatte noch einen Schaden gelitten, an welchen ſie anfänglich gar nicht dachte. Die Zeit war gekommen, wo ſie die erſte ihrer drei kleinen Erndten halten ſollte, und manchen Batzen erübrigen für die Zeit, wo der Herr auch dem Sperling ein ſpärlich Futter giebt. Der Arme hat keinen eigenen Acker ererbt, auf dem er ſäet und erndtet, und hat er genug geſchnitten, ihn wieder auf ſeine Kinder vererbt. Aber ein großes Erndtefeld hat der Herr dem fleißigen Armen doch bereitet, auf welchem er nicht zu pflanzen braucht, auf welchem er und Kind und Kindeskinder ſammeln können, wenn ſie fleißige Hände haben und den Sinn, der das Kleine nicht verſchmäht aus Trotz, weil das Große ihm verſagt iſt. Wenn im Walde der Kuckuck ſchweigt, im Buſche die Amſel verſtummt, dann reifen in Wald und Buſch Beeren von allen Sorten für Alle, welche der Herr im Himmel ſpeiſet. Frei iſt ihr Sammeln, kein Herr nimmt den Zehnten, kein Markſtein beengt das weite Sammelfeld, in kühlem Schatten flattert das Vögelein der Speiſe nach, welche Gott ihm bereitet hat, ſucht der Arme die ſüßen Beeren unter dunklem Laube, und mancher Junge, der den Kreuzer nicht nöthig hätte, erinnert ſich mit unverwiſchter Freude der glücklichen Stunden, wo er Beeren geſucht im dunklen, geheimnißvollen Walde*).

Nun ging eines Abends Käthi aus, zu ſchauen, ob die Erdbeeren bald reif ſeien und ſah nun zu großem Schrecken, daß auch dieſes Feld verwüſtet ſei. Die beſten Stellen verſandet, die lieben Sträucher begraben. Sie weinte, als ſie dieſes ſah und nicht bloß aus getäuſchter Hoffnung, aber es waren ihr dieſe Sträucher liebe Bekannte ſeit 40 Jahren, hatten alle Jahre ihr freundlich geblüht, ihr willig ihre ſüßen Früchte geboten. Jetzt waren ſie begraben, die höhern Sträucher der Himbeeren und Brombeeren verſandet, ſchauten wehmüthig ſie an wie Leidtragende in Sack und Aſche, wie Sterbende, welche ihr Angeſicht verhüllen. Wenn Käthi in den Wald ging, ſo war es ihr allemal gar ſchaurig wohl zu Muthe, ſie betrat ihn immer wie ein groß Geheimniß, ihr bangte, ſie müßte doch einmal einen Waldgeiſt ſehen, oder aus einer Eiche herab rufe ein Luftgeiſt ihr zu, oder eine Fee erſcheine ihr. Sie lebte unendlich wohl an dem Schreck, welcher ſie dann erfaſſen werde und ſann Stunden lang an die Antwort, welche ſie zu geben hätte, daß es die rechte ſei. Am liebſten aber weilte ſie, wenn ſie Erdbeeren ſuchte, bei dem Glauben: nachdem die Erdmännchen der böſen Leute wegen die Häuſer verlaſſen, hätten ſie ſich in Buſch und Wald zurückgezogen, die Erdbeere, ſo züchtig verdeckt unterm grünen Schirme, ſo duftig, ſo ſüß, ſo demüthig und verſchämt, ſei ihrer Hände Werk; Gaben für arme Leute, welche nicht eigene Acker hatten, nicht eigene Bäume. Und allemal, wenn Käthi die erſte reiſe Erdbeere pflückte, dachte ſie, Gott Lob, glücklich haben die lieben Leutchen ſich überwintert, ſind nicht aus dem Buſche gewichen und gedenken meiner noch. Jetzt, als Käthi die Verheerung ſah, die Erdbeeren-Sträucher begraben in grauem Grabe, mußte ſie weinen und denken, ihre Zeit ſei ausgelaufen geweſen, ihre Händchen, welche den armen Leuten die lieblichen Blüthen, die ſüßen Früchte gewoben, ſeien erſtarrt, und für die armen Leute komme nun eine böſe Zeit, wo Niemand mehr ihrer gedenke. Oder ob ſie wohl weiter gezogen ſeien in ein ander Land, ſatt der Menſchen, welche weder dankbar mehr ſeien noch demüthig, weil ſie nicht mehr gläubig ſeien, ſondern ungläubig, ſich nicht mehr liebten, ſondern einer des andern Feind ſei, weder der Menſchen Obrigkeit unterthan, noch der Obrigkeit Gottes; Diebe den Wald plünderten mit Fluchen und wildem Geſchrei und unter dem Schutze der Obrigkeit! Und ſie müßten es büßen, ſie, die armen Weiber und die armen Kinder, was große und kleine Sünder frevelten gegen Gott und ſeine heiligen Gebote, und ob das gemacht ſei von Gott, ſo dachte Käthi und weinte bitterlich, an eine Tanne gelehnt. Da kam es ihr aber doch ein, daß ihr Grollen ein ungerechtes und ſündiges ſei, daß der Heiland auch habe leiden müſſen und zwar um Aller Sünden willen, und daß es eine Gnade Gottes ſei, um Anderer Sünden willen leiden zu müſſen und nicht der eigenen wegen, und daß ſie Gott zu loben und zu preiſen hätte, daß ſie Käthi ſei, welche Niemand unglücklich mache und nicht ſo ein gewiſſenloſer Schurke, welcher das Verderben über viele bringe. Der liebe Gott werde die armen Leute ernſtlich läutern wollen, damit ihnen ja der Himmel nicht fehle, und ſie die böſen kommenden Zeiten geduldig und Gott ergeben überſtehen könnten, ſo werde es ſein dachte ſie, und nicht wie jüngſt ein alter Keſſelflicker geſagt habe, daß der Teufel von Zeit zu Zeit neue Treib- und Jagdhunde nöthig hätte, und ſich dieſelben hier dreſſire auf der Welt und ſie abrichte auf die Menſchen. In ſolchen Zeiten hätten es die guten Menſchen und die armen Leute bös, auf ſie abſonderlich dreſſire ſie der Teufel und was nicht des Teufels ſei, ſei vor ihnen nicht ſicher, und das wäre ſo lange bis der Teufel ſie gehörig dreſſirt habe, daß er ſie brauchen könne in der Hölle, dann gehe es wieder beſſer auf der Welt, ſo habe der Keſſelflicker geredet. In Gottes Namen, ſagte Käthi, ſei es was es wolle, ſo wird man ſich darein ergeben müſſen, und wandte ſich nach Hauſe, aber weder aus dem Herzen noch aus dem Geſichte brachte ſie die Trauer weg. Als Käthi heim kam, merkte Johannesli dies alsbald, denn Käthi lachte gar nicht, als er die Nachricht brachte, beide Hühner, das ſchwarze und das weiße, hätten gelegt. Solche Trauer konnte aber der Kleine nicht dulden, ſie mußte ihm fort, und er war Herr in der Großmutter Herz. So ein kleiner Herzensherr iſt viel mehr als ein ſogenannter Hausherr, der vielleicht nicht über einen andern Finger als über die zehn ſeinigen zu befehlen hat, geſchweige denn über Geberden oder gar über Stimmungen. Solche kleine Herzkönige, man nennt ſie auch Herzkäfer, laufen gar viele in der Welt herum, leider aber wachſen die meiſten aus den Herzen heraus. Ach und wie viele ſind, welche, wenn ſie zu Grabe getragen werden, nur noch ein klein Plätzlein in irgend einem Herzen bewahrt haben, geſchweige denn einen Thron in vielen Herzen. Der Kleine hatte es wie alle Könige, vertrug nicht Widerſpruch, geſchweige Widerſtand. Großmütti, ſagte er, wenn du ſo gegen mich ſein willſt und ein ſolches Geſicht machen, ſo habe ich dich nicht mehr lieb und laufe fort zu Käsreſe, ſie haben mir einen Widder verſprochen, wenn ich kommen wolle, und dann ein lebendig Roß, wenn ich groß bin. So, ſagte Käthi, alſo ein Roß iſt dir lieber als ich, haſt's auch wie die andern. He, nun in Gottes Namen, ich bin froh, daß ich alt bin und bald ſterben kann. Nein, Großmütti, ſterben ſollſt nicht, ſagte Johannesli, aber thue nicht ſo wüſt, und rede und mach' ein freundlich Mineli wie ſonſt, dann biſt du mein lieb Großmütti und ich will nicht zu Käsreſe. Ach Gott, Bubi, ſagte Käthi, gern wollte ich, wenn ich könnte, aber unſer eins hat gar viel Kummer, welcher einem faſt das Herz abdrückt, von welchem du nichts weißt. Daran biſt du ſelbſt ſchuld, Großmütti, ſagte der Kleine, warum ſagſt du es mir nicht. Man kann einem Kinde nicht Alles ſagen, ſagte Käthi. Das wäre wunderlich, meinte Johannesli, und jetzt thue doch nicht ſo wüſt und ſag mir auf der Stelle, was dir das Herz abdrückt.

---

*) Bei uns leider! müſſen in vielen Gegenden die Armen, die Beeren ſuchen, eine Abgabe dafür entrichten.

Anmerk. des Verlegers.

Aber Bubi, ſchämſt du dich nicht, mit der Großmutter ſo zu reden, kein Wort ſage ich dir, wenn du ſo thuſt. Willſt lieb und gut ſein, ſo mußt du's wiſſen, aber erſt muß ich kochen. Das ließ Johannesli ſich gefallen, denn er hatte Hunger, half aber nach ſeinen Kräften, trug Holz herbei und ſchaltete, daß die Großmutter, welche wußte, was das Holz werth war, aus Leibeskräften wehren mußte. Die gute Großmutter hatte überhaupt mit der Ungeduld des Kindes viel Plage und war ſie doch ſo geduldig, aber der Unterſchied war der: der ſtarke Gott hatte ſie erzogen, die ſchwache Großmutter den Johannesli. Endlich war das Nöthigſte gethan, Käthi ließ vom Kinde auf das bekannte Bänklein ſich zerren, jetzt red', ſagte das Bubi und Käthi that alſo. Nun, wenn's ſein muß, ſagte ſie, aber ſchweig mir ſtill und unterbrich mich nicht, habe gar ein ſchwach Gedächtniß, und vergeſſe, was ich habe ſagen wollen. Ehedem war's nicht ſo, aber wenn man altet ſo ſchwachet man. Großmütti, ſtürme nicht mehr, fange doch an. Bös Bubi, was du biſt, ſagte Käthi und begann: Gott der Herr liebte die Menſchen und verſtieß ſie nie ganz, wenn ſie auch böſe wurden. Einmal als der liebe Gott die Engel im Himmel zu brauchen hatte, und der Heiland ebenſalls noch nicht Zeit hatte auf die Welt zu kommen, da wollte der liebe Gott, daß die Menſchen doch nicht verlaſſen wären, denn der Menſch iſt gar ein arm Weſen und nichts für ſich alleine. Tief unten im Boden, viel tiefer als der längſte Kirchthurm auf Erden oder im Himmel, leben kleine, kleine Leutchen, die größten wie mein Daumen, die kleinſten wie dein klein Fingerchen. Sie leben in unſeres Herrgotts unterirdiſchen Kammern, ſind gar gute Leute, lieben den Frieden und was ſchön ſonſt iſt und herrlich. Sie kochen unſerm Herrgott die Diamanten und Edelſteine, ſondern vom groben Geſtein die edlen Metalle, tragen jedes an ſeinen Ort und weben die Blümlein und bereiten den himmliſchen Thau. Es iſt ein gar zahlreich Völklein, ſie haben einen König und eine Königin, die tragen die herrlichſten Krönlein auf ihren Häuptchen, aus einem Karfunkelſteine iſt des Königs Krone, aus einem Diamanten die der Königin, denn in den Stunden, welche unſer Herrgott ſie nicht braucht, machen ſie aus den Edelſteinen und Metallen ihr Hausgeräthe und Zierrathen, ſo ſchön wie kein Menſch ſie machen kann, und das leuchtet und glänzt in ihren Kammern ſo herrlich und ſchön, als ob die Sonne ſcheine für und für. Aber unterirdiſch iſt immer unterirdiſch, da leuchten die himmliſchen Sterne nicht, weben friſche, laue Winde nicht, wandelt der Mond nicht durch den blauen Himmel, wohnen nicht vernünftige Menſchen, da ſind ſchreckliche Schlangen und Drachen, welche Gott gebaut hat und gefeſſelt in ſchauerlichen Höhlen, deren Gebrüll tönt bis in die Kammern der guten Leutchen, da wohnen böſe Geiſter, welche Schätze hüten und zu Zeiten wieder kommen müſſen, die einen zu plagen, die andern zu warnen. Als eben nun einmal der liebe Gott viel zu ſchaffen hatte im Himmel, und doch die Menſchen nicht ganz ohne Hülfe und Hüter wollte ſein laſſen, ſandte er den Engel Gabriel zu den Leutchen und ließ ihnen ſagen, ſie ſollten ſich aufmachen auf die Erde hinauf und da den Menſchen helfen und ſie hüten; die guten Leutchen ſollen anfangs ſich gar grauſam erſchreckt haben über den Auftrag. Sie liebten den Frieden ſo, und ſo böſe, wüſt und zänkiſch ſollten die Menſchen ſein, haben ſie geſagt. Da hat ihnen der Gabriel zugeſprochen und geſagt, ſie brauchten nur zu den guten Menſchen zu gehen, die

Böſen begehre ja der liebe Gott nicht hüten zu laſſen, und ſobald an einem Orte Unfrieden und Streit einreiße, den ſie nicht verhüten könnten, ſollten ſie ſich aufmachen und weiter ziehen. Da ihnen das verſprochen war, machten ſie ſich an's Werk und gruben Gänge hinauf auf die Erde gar ſicher und ſchnell, denn ſie ſind Bergleute von Natur und wiſſen umzugehen mit den Steinen gar wunderbar und mächtig. Als ſie auf die Erde kamen zum erſten Male, ward ihnen faſt übel in der friſchen, kühlen Luft. Aber bald gefiel es ihnen gar gruſam wohl hier oben unter'm Himmel, wo die Sterne ſcheinen und der Mond ſchiffet durch den Himmel. Die Sonne war ihnen zu hell und heiß, es war ihnen ein zu großer Abſtand zwiſchen den Sonnenſtrahlen und der Luft in ihren unterirdiſchen Gewölben, und mußten ſie am Tage auf Erden ſein, ſo hauſten ſie in Kellern oder im dunkelſten Waldesſchatten. Aber in ſchönen Nächten, wenn im Sternenglanz und Mondeslicht die Erde ſilbern ſchimmert und leiſe, warme Winde wehen, dann machte das liebe Völklein ſich auf, voran Spielleute, welche auf goldenen Flöten und Schalmeien gar herrlich ſpielten, dann kamen der König und die Königin, ihre Kronen auf den Köpflein, die roth und weiß gar wunderbar erglänzten durch die Nacht und hinterdrein in unabſehbaren Reihen des Völkleins ungezählte Schaaren, und wo die Blumen am ſüßeſten duften, die Quelle am reinſten rieſelt, der Wieſengrund am lieblichſten und zärtlichſten ſich lehnt an den dunkeln Waldesſaum, da ſchlingen ſie ihre Reihe und tanzen in fröhlicher Luſt in der klaren Luft, bis der Hahn kräht und einzelne Lichtſtrahlen, Vorreiter der Sonne, in der Luft erzittern, dann ordnen ſie ſich wieder in lange Reihen, und wer nicht auf Erden Arbeit hat, zieht unter hellem Spielen, voran der König und die Königin, hinunter in die untere Welt.

Wenn es aber Winter war, weiß die Erde, kalt die Luft, und ſie hatten eine große Freude, welche ſie gerne gefeiert hätten ſo recht von Herzensgrund, eine Hochzeit, eine Taufe oder ſonſt was Schönes, da ſuchten ſie ſich ein fromm vornehm Haus aus, wo ſchöner Platz wär und doch ein ehrbar Weſen. Dort hauchten, wenn der Abend kam, Geſandte des Völkleins die Bewohner mit ſüßem Schlafe an, ordneten dann und ſäuberten den Platz, dann kam Hauſe um

Hauſe der Leutchen mit goldenem Geſchirre, mit demantenen Bechern und Näpflein, gar ſo klein Alles und doch ſo herrlich und ſchön, wenn alles geordnet war kamen der König und die Königin mit den Spielleuten, den Hochzeitleuten und allen die fröhlich waren im Gemüthe und bankettirten da die ganze Nacht in großer Luſt und Freude bis der Hahn krähte, der erſte Tagesſchimmer erzitterte in der Luft. Dann gingen der König und die Königin und legten ſchöne Geſchenke, kleine niedliche Geräthe aus Gold oder Edelſtein auf die Betten der ſchlafenden Bewohner, und am Morgen, wenn ſie erwachten, fanden ſie dann die herrlichen Sachen, daran merkten ſie, wer da geweſen, freuten ſich ſehr, denn es war ihnen ein Zeichen, daß ſie vor Gott angenehm ſeien und ſein Segen mit ihnen ſei. Was aber das Allerbeſte und Köſtlichſte war, das war, daß ſolche Häuſer von den guten Leuten abſonderlich bewacht und behütet wurden, weit mehr als alle andern. Sie hüteten die Kinder und das Vieh, kein Kind fiel in einen Bach, vom Baume, kein Vieh wurde verhext im Stalle, an der Milch oder am Fleiſch. Sie verſcheuchten die Wölfe, reinigten von giftigen Kräutern die Wieſen, bewahrten die Häuſer vor Feuer, die Felder vor Waſſer, ſchafften viel für Fleißige, wenn dieſe am Morgen an die Arbeit wollten, war ſie gemacht, treue Knechte fanden Tannen und Buchen gefällt, welche an gefährlichen Orten ſtanden, treuen Mägden ward die Milch nie ſauer in ihren Milchgeſchirren, arme Weiber fanden Bürden Holz vor den Fenſtern und armen Vätern trugen ſie Heu zum Stalle von den ſteilen Felsbergen. Die Menſchen wußten um dieſe Gäſte, freuten ſich ihrer, erzählten von ihnen den Kindern, damit dieſe ſich nicht fürchteten, wenn ihnen die Erdmännchen erſcheinen ſollten, was ſie zuweilen bei lieben, guten Kindern, thaten, mit ihnen ſpielten, die Zeit ihnen verkürzten, während die Eltern auf dem Felde waren.

Aber wenn Erwachſene ſie belauſchten, duldeten ſie es nicht, und gar manch vorwitzig Knechtlein fand man mit umgedrehtem Kopfe, denn was Gott verborgen hat, das ſoll der Menſch nicht ergründen, und wer's ſucht, muß gar ſchrecklich büßen ſeinen Vorwitz. Sonſt hatten ſie große Freude auf der Erde, das Arbeiten unter dem Himmel war ihnen viel lieber als das Arbeiten unter der Erde, und wer ſich auszeichnete da unten und in Gunſt kam bei dem Könige und der Königin, wurde ein Auserwählter und durfte oben die Werke thun, die Gott ihnen auftrug. Da Gott ſah, wie geſchickt ſie ſich ſtellten auf der Erde und wie lieb ihnen das Arbeiten da oben war, ſo ließ er ſie da, auch als er die Engel nicht mehr ſo nöthig brauchte im Himmel und der Heiland geboren worden. Aber eines blieb ihnen: Zank und Streit, Geiz und Unbarmherzigkeit mochten ſie nicht leiden, und wo ſo was in einem Hauſe einriß, da verließen ſie es und kehrten nimmer wieder. Wo Unfriede einzog, Zank und harte Worte an den Wänden wiedertönten, die Menſchen Geld zählten ſtatt beteten, ſchlemmten und praßten und die armen Leute vergaßen, da blieben die Kinder ohne Huth, erkrankten, fielen todt, über das Vieh kamen Krankheiten, über die Felder ſtürzten Ströme, und oft vom Feuer wurden die Häuſer verzehrt. So ward Haus um Haus, Schloß um Schloß verlaſſen und weil ſie nimmer wiederkehrten, wurden die Häuſer, wo ſie ihre Banketts hielten und abſonderlich ſie hüteten, immer ſeltener, bis ihnen endlich hier in weiter Umgegend ein einziges blieb, eines reichen Bauern Haus auf dem Brittenwalde. Jetzt ſteht dort manch ſtattlich Haus und Platz iſt da für mehr als einen reichen Mann, damals ſtand dort ein einzig Haus und der Bauer auf dem Brittenwalde war reich wie Salomo, ſeine Wälder, Felder und Matten waren ungemeſſen und ſein Vieh ungezählt und Knechte und Mägde hatte er faſt wie Abraham. Es waren gruſam gute Leute die Bauern auf dem Brittenwald, ſo lange man wußte; ſie lebten in der Eintracht, und ohne Troſt verließ kein Menſch das Haus, und wer den Brittenwald erreichen konnte in Noth, Winter oder Krankheit, der brauchte nicht mehr ſich zu kümmern bis Noth und Winter und Krankheit vorüber waren, und wenn es aus war mit ihm, konnte er auf einem ruhigen Plätzlein in der Wärme ſterben. So war's gegangen ſeit Menſchengedenken und der Leutchen liebſtes Haus blieb es, und ſie hüteten ſorglich auch das einzige Söhnelein von dem Brittenwaldbauer, unter welchem ſie das Haus verlaſſen mußten. Derſelbe und ſein Weib waren auch gute Leute ganz von der alten Art und ihr Söhnelein war gar ein gut Kind und gehorchte den Eltern und war darum auch gar ſchön groß und ſtark.

Nun gewann derſelbe ein Mädchen gar lieb und wollte es heirathen. Das Mädchen war auch ſchön, hatte himmelblaue Augen und Haare gelb wie Gold und zart wie Flachs, aber es war nur eines Knechts Tochter und arm. Drüben über der Emme wohnte eine gar erſchrecklich reiche Bauerntochter, dieſe gefiel den beiden Alten abſonderlich und viel beſſer als das arme Mädchen, und waren ſtreng hinter dem Sohne, daß er ſich hinter die reiche Tochter mache. Es waren recht gute Leute, ſie ſagten, je reicher ſie ſeien, deſto mehr Gutes könnten ſie thun und gleich und gleich geſelle ſich am beſten. Aber vielleicht meinten ſie eigentlich nur, wer reich ſei, ſei gut, und hatten ein Gelüſte nach noch größerem Reichthume, und was ſie eigentlich meinten und was ſie im Herzen hatten, merkten ſie ſelbſt nicht. Der Sohn wollte die Eltern nicht traurig machen, er heirathete die Reiche, ließ die Arme. Dem ſchönen Kinde brach das Herz. Erſt weinte es, bis ſeine Augen ſchwarz wurden wie die Nacht und grämte ſich, daß ſeine Haare weiß wurden wie friſch gefallener Schnee, dann ſtarb es. Die Reiche zog in's Haus, nun erfuhren es die Alten, daß nicht alle Reichen gut ſind und daß reich und reich nicht immer gleich und gleich iſt. In der Reichen ſteckten zwei Teufel, aber wie es auch bei den Menſchen geht, nicht gleich große, erwachſene Teufel, ſondern nur ganz kleine, kleine Teufelchen, welche man gar nicht merkt, Hörner und Schwänze ſind auch noch nicht gewachſen, wie es auch bei den Hähnen geht, welchen der Kamm und die Schwanzfedern erſt lange hinten herkommen. Die beiden Teufel hießen der Hochmuthsteufel und der Geizteufel, und wo dieſe beiden ſich zu rühren anfangen, Schwanz und Hörner ihnen wachſen, da geht es gar grob und unmanierlich zu und es wird den Leuten übel dabei, wenn auch nicht wegen des Geſtancks, ſo doch ſonſt wegen Wüſtthun. Nach und nach ſahen die alten Leute mit Grauen, wie die Schwiegertochter die armen Leute verachtete, ſie für zu ſchlecht hielt für gute Worte und immer mehr auch für gute Gaben, und wie ſie einen Kopf bekam wie der Hahn einen Kamm, ſo roth, kühn und trotzig, und herum ſchoß den Arbeitern nach, wie die Schwalben den Mücken. Sie thaten das Möglichſte mit Geduld und Sanftmuth, die junge Frau in's alterthümliche Geleiſe zu bringen, und die alte Hausart und Sitte ihr beizubringen, aber mit Sanftmuth und Geduld bändigt man bekanntlich zwei Teufel, den Hochmuthsteufel und den Geizteufel in einer Schwiegertochter nicht.

Die armen Leute, ſie ſollten es gewahr werden, was es heißt: einen reichen Menſchen einem armen vorzuziehen, unbekümmert darum, ob werdende Teufel oder werdende Engel in dem einen oder in dem andern wohnen. Dieweil auf dieſes zu ſehen, gründlich genommen, die Hauptſache iſt. Auch der Sohn ſah das Unglück, und beſſer noch als die Alten, denn gegen ihn ließ ſie abſonderlich ihre wachſenden Teufel los. Er verſuchte, ihr dieſelben mit guten Worten und ſchönen Sprüchen aus dem Leibe zu jagen, aber er fand die rechten nicht, die Teufel wuchſen alle Tage mehr, und die ſchönen Sprüche ſchienen für ſie zu ſein was Hafer für die Roſſe.

Die junge Frau hatte alle Tage größern Zorn im Herzen über die alten Leute und ihren Mann, alle Tage wuchs der Widerwille gegen die alte Hausordnung und alle Tage glühte heißer der Vorſatz, dem alten dummen Weſen ein Ende zu machen und ein neues einzuführen nach ihrem Sinn und wie es recht ſei und Brauch ſein ſollte. Sie ſah in nichts mehr Heil, als daß es anders werde, und daran, daß ſie das Rechteſte wolle und das Beſte, kam ihr kein Zweifel. Alle Tage blitzte es mehr und mehr um ſie herum, ſo wie es auch wettert an den Bergen herum oder ſonſt von weitem, bis das rechte Wetter kömmt und über unſern Köpfen losbricht. Die alten Leute fühlten alle Tage bitterer die Reue, aber ungeſchehen macht man kein geſchehen Ding, gebrochene Herzen nicht mehr ganz, und todte Leute nicht mehr lebendig. Die Reiche, die da herumſchoß im Hauſe wie eine Wespe an den Fenſtern, konnten ſie nicht mehr austauſchen gegen das arme Mädchen, welches nun ruhig im Grabe lag. Dort hätte auch der Sohn gerne gelegen, ihm ahnte das ſich ſammelnde Wetter, aber ihm fehlten Muth und Liebe, ſein Weib zu ändern.

So ging's eine Weile, da kam ein heißer Erndtetag, und der letzte dazu; die letzten Garben, und zwar viele, viele Fuder, ſollten, des ſonnigen Wetters wegen, eingefahren werden. Das war von je ein großer Feſttag auf dem

Brittenwalde, für den eigens geſchlachtet ward, mancher Malter Korn in die Mühle wanderte, als weißes Mehl zurückkehrte und mehr als ein Centner Butter zum Kuchenbacken harrte. Der Arbeiter waren viele auf dem Hofe, zumeiſt waren ihre Familien groß, Schaaren von Aehrenleſern deckten die weiten Felder. Alte, Lahme, Blinde trabten daher, alle wußten, daß an dieſem Tage Niemand ungeſättigt den Brittenwald verließ. Darum, wenn es auch heiß war auf dem Acker, ſo war es doch ohne Vergleich heißer noch in der Küche, wo während zwei Tagen das Feuer nicht ausging, um das Gehörige zu backen und zu kochen, damit Niemand ungeſättigt den Hof verlaſſe und Greis und Kind dieſen Tag und den Brittenwald lobe und preiſe, und noch mancher Kranke daheim und manches Mütterchen, deſſen Füße es nicht mehr trugen, und denen Gaben und Labung in's Haus geſchickt wurden. Sie hatten's und ſie gönnten's.

Das war ein Tag, an welchem die Erdmännchen ſehr große Freude hatten, aber auch große Arbeit. Sie hatten große Freude am Fleiße der Arbeiter, an der Gutthätigkeit des Bauern und ſeiner Frau, an den glücklichen Geſichtern Derer, die gaben und Derer, die nahmen. Sie hatten große Arbeit, alle Störungen zu vermeiden und in der Hitze der Arbeit die Ordnung und die nöthige Sanftmuth zu bewahren überall. Sie wehrten auf dem Acker den Roſſen die Bremſen, damit die Roſſe nicht wild würden, dämpften des Feuers Wildheit und Tücke, damit die Butter nicht zornig werde, ſich in das Feuer ſtürzte; ſie ſchafften neue Butter in die Kübel, damit dieſe nicht leer würden; ſie hüteten aber auch das Geſchirr der Roſſe, das Werkzeug allzumal, ſie hüteten Alles und vorab der Menſchen Gemüther, daß dieſe nicht heiß würden, nicht überliefen in Zorn und Wuth, Streit und Zank den Tag nicht verdürben. Darum hatte ſeit Menſchengedenken an dieſem Tage kein Unfall auf dem Brittenwalde ſich ereignet, kein Wagen ſtürzte um oder fiel ein, weder Roß noch Menſch nahm Schaden, keine Butter kam in's Feuer, kein Feuer in's Dach, kein Streit entweihte dieſen Tag, es war immer der glücklichſte Tag auf dem Brittenwalde. Nun war der Tag da, wo es anders werden ſollte, die junge Frau ward die Butter, welche in's Feuer lief und das Feuer in's Dach brachte, und die Erdmännchen aus dem Hauſe. In ſtummem Zorn hatte ſie ſchon lange von dem Erndtetage reden hören und geſehen, wie die Leute ſich darauf freuten, ſie wußte nicht warum? Als ſie nun eine Kuh ſchlachten ſah und zwei Schafe, die Körbe dürren Fleiſches ſah, welche gekocht werden, die Körbchen voll Eier, die Kübel voll Butter, die Säcke voll Mehl, welche verbacken werden ſollten, alles für einen Tag, ſah, wie es wimmelte auf dem Acker, wie es ſchlich und lief von allen Seiten dem Hauſe zu, da wuchſen Zorn und Angſt in ihrem Herzen gewaltig. Angſt kriegte ſie, ſie kämen um Hab und Gut, ſie hatte es nie erfahren, wie ſolche Güte durch größern Fleiß und größere Treue reich vergolten werden, Zorn, daß man für ſolche Menſchen ſolche Mühe habe, und ſchaffen müſſe für ſie, und ſchwitzen ärger als Knechte und Mägde für ihre Herren. Und je heißer es ward in der Küche, deſto heißer ward ihr Blut, und je ſtärker die Butter brodelte in der Pfanne, deſto wilder kochte der Zorn ihr im Gehirne. Bös wurden ihre Augen, ſcharf ihre Worte, und polternd flog das Geſchirr aus ihren Händen auf Tiſchen und Bänken herum. Die Erdmännchen, welche unſichtbar in der Küche wachten und ſchalteten, erſchraken und flohen, und alsbald zeigte es ſich, wie es fehle an der üblichen Huth: Schüſſeln brachen, aus den Vorräthen wich der Segen, aus Feuer und Butter die Mäßigung, mit der größten Mühe waren ſie auseinander zu halten. Darüber erſchraken die einen Gemüther, in heißer Ungeduld ſiedeten die andern auf, heißer und immer heißer und immer ungeſtümer ging es zu in der Küche, im ganzen Hauſe herum lärmte und polterte es. Auf dem Acker ging's wie üblich, die Roſſe ſtanden, die Arbeit ging luſtig von der Hand, grad auf luden ſich die Garben, kein Rad brach oder ſank ein, kein Strick und kein Riemen riß. Aber als der erſte Wagen in die Einfahrt lenkte, ſtürzte er um, denn da waren keine Erdmännchen mehr, welche die Pferde in die gehörige Runde führten, die Räder hüteten vor dem großen Abreißſteine. Ein umgeworfener Wagen in der Einfahrt, welche nicht zu umfahren iſt, bringt große Säumniß, und wenn dazu noch zornige Wolken auf die Berge ſich ſtellen, wenn es wetterleuchtet in der Ferne, allmälig dumpf donnert, und viele Garben gebunden im Felde liegen, dann kömmt eine unheimliche Haſt über den Menſchen, er ſtolpert über die eigenen Beine und meint, ſein Nachbar habe ihm einen Knittel dazwiſchen geworfen. Je mehr er zappelt und wirthſchaftet, deſto mehr ſcheint ihm Harz in den Händen zu wachſen, nichts will ihm mehr aus den Händen, und je mehr die Eile noth thut, deſto mehr ſtockt es allenthalben. Endlich, ehe noch das Wetter losbrach, aber ſpät und unmuthig ſammelten ſich die Arbeiter im Hauſe, unmuthig ſaßen Aehrenleſer und Dürftige, denen die gewohnten Gaben noch nicht verabreicht waren, um's Haus. Doch war man drinnen noch nicht fertig, die angetriebenen Mägde ſtolperten über die Schwellen, zerbrochene Näpfe flogen in der Stube herum, Fleiſch wälzte ſich unterm Tiſche; immer lauter ward das Schelten in der Küche, glühender züngelten am ſchwarzen Himmel die Blitze, und lauter begann es zu donnern.

Den alten Leuten und ihrem Sohne ward es bang und ſchwer um's Herz, unheimlich, denn ſo war es noch nie geweſen, bei ihrem Gedenken. Sie gingen von Einem zum Andern, ſühnten und ſänftigten mit freundlichen Worten, trugen den draußen Vergeſſenen Gaben zu. Sie wollten mit Liebe und Güte ſühnen die Schuld und ihre Folgen, welche ſie ahnten, aber wann haben leiſe Winde und der Bäume Fächeln ein Gewitter gehemmt, die Wolken aufgelöſt, die Blitze ausgelöſcht, den Donner erſtickt?

Der Sohn war der Mundſchenk, trug den Wein herbei in großen Flaſchen und zählte ſie nicht, ſchenkte ein, und je mehr man trank, deſto mehr freute es ihn, Alles wie üblich. Aber was nicht üblich war, es tranken Alle böſen Wein, und allenthalben züngelte der Zorn hervor, die Flamme des Streits ſchlug auf, wenn auch nur auf Augenblicke; wie Oel nicht gut thut im Feuer, ſo Wein nicht in entbrannten Herzen.

Wenn Knechte im Stalle zornig werden über den Meiſter, pflegen ſie ſein Vieh zu ſchlagen, wenn Menſchen zornig werden an einem Mahle über Meiſter oder Mitmenſchen, ſo muß gewöhnlich zuerſt das gebrechliche Geſchirr herhalten, ein Glas oder ein Teller, oder was ſonſt am nächſten zur Hand iſt, und das klirrte und klingelte als ob Kobolde das Oberſte zu unterſt kehrten, und das Unterſte zu oberſt. Als die junge Frau, deren Kopf glühte wie eine ſeit drei Tagen über dem Feuer geſtandene Kuchenpfanne, ſah, wie der Mann nach Wein rannte und einſchenkte, wie das Eſſen verſchwand, Schüſſeln und Teller brachen, da zerſprengte der Zorn ihr Herz, und wie aus einem zerborſtenen Dampfkeſſel das ſiedende Waſſer über die Reiſenden, ſo nun ihr Zorn über die Eſſenden und Trinkenden. Das ſei ein theurer Tag für eine ſchlechte Erndte, und viel Eſſen für ſchlechte Arbeit; mehr Aufwand und nichtsnütziger Volk hätte ſie nie an einem Erndtetage geſehen. Lieb wär's ihr, ſie ließen ihr wenigſtens die Schüſſeln ganz, und d'rin noch was übrig für den nächſten Tag, ſonſt wolle ſie rechnen mit ihnen ein für allemal. Frau, ſagte ein Graubart, ſeit ſiebenzig Jahren bin ich an dem Erndtetage auf dem Hofe, ſie hatten's und gönnten's. Wie ſie gaben, ſo geſchah, was wir ihnen wünſchten, ſie hatten nie deſto weniger, ſondern alle Jahr mehr, denn Alles ging in Frieden und hatte den Segen, ſie gönnten es uns und wir ihnen. Heute geht es anders, und an dir liegt's. O Frau, bedenke, halte uns weder Arbeit vor noch Eſſen, laß dich Gutes nicht reuen und meide Zank, ſonſt, o Frau, treibſt du mit deiner neuen Mode den alten Segen aus.

Da ſchwur die Frau, dem alten Segen frage ſie nichts nach, wenn ſie neue Arbeiter hätte. Siebenzehn hätten heute gemäht in der Matte und was ſie abgehauen, freſſe eine Kuh in einem halben Tage; und was ſie heute verzehrt und zerſchlagen hätten, ſei mehr als aller Segen in zehn Jahren gut machen könne. Frau, frevle nicht! Was du ſagſt, weißt du nicht. Was es iſt durch Wurmerde mähen, kennſt du nicht, und was der Segen Gottes iſt, daß du nie erfahren, darum ſchweige; ſchweige, ſchweige wenigſtens in dieſer Nacht! Wie nahe dir Gott iſt, weißt du nicht. Da ſchlug die Frau auf den Tiſch, daß die Flaſchen zitterten, die Gläſer aufſprangen, riß den ſchäumenden Mund auseinander, aber ehe dieſem ein Laut entfahren war, füllte ein Lichtſtrom die Stube, und ein Donner praſſelte, als ob der Himmel gläſern geweſen und in Millionen Scherben zerſprungen wäre. Geblendet, betäubt waren Alle, ſtille wie im Grabe ward es einen Augenblick, dann raſſelte das Feuer über alle Balken, an allen Wänden auf, zur Thüre ſtürzte, wer ſeiner Sinne mächtig war. Der Greis trat hinter dem Tiſche hervor, ihm war's geweſen, als fahre der Blitz zwiſchen ihm und der Frau herab, er ſah ſie nicht, ſuchte ſie am Boden, fand ſie nicht, und gefunden ward ſie nimmer. Die alten Leute und der Sohn waren nicht im Hauſe geweſen. Als die junge Frau in die Stube ſtürzte, hatten ſie Geld in die Taſche genommen, waren in die Küche gegangen, hatten zuſammengerafft an eßbaren Sachen, was ſie noch fanden, hatten alles hinausgetragen und gelabet und beſchenkt, wen ſie draußen noch fanden. Dann ſetzten ſie ſich an den Zaun, weinten beide bitterlich, und ob's auch immer wilder wetterte und donnerte, mochten ſie doch nicht in's Haus.

Da hörten ſie hinter ſich ihren Namen und als ſie aufſahen, ſahen ſie Niemand, aber auf den beiden Zaunpfählen über ihnen glänzte es wie zwei Sterne und als ſie genau hinſahen, waren auf den Zaunpfählen zwei Erdmännchen, von denen ſie von Kindsbeinen auf gehört und keines je geſehen. Dieſe waren ungefähr einen Daumen hoch und hatten Krönlein auf den Köpfen, denn es waren der König und die Königin, und die Krönlein waren es, welche leuchteten in der Nacht.

Der König mit der rothen Krone ſprach ganz fein und daß es ihnen doch durch Mark und Bein ging: Lebt wohl, wir müſſen ſcheiden. Durch manches Geſchlecht gingen wir in dieſem Hauſe aus und ein, uns war es lieb und dem Hauſe zum Segen. Ihr habt einen Geiſt in's Haus gebracht, der vertreibt uns, wir ziehen aus mit Leid und Schmerz und kehren nimmer wieder. Lebt wohl, ſprach darauf die Königin mit dem weißen Krönlein, ihr habt uns weh gethan, doch weher noch euch ſelbſt, aber ohne Andenken wollen wir nicht ſcheiden. Gar mühſam ward oft das Mähen in den Matten dem armen Arbeiter, der nicht viel Kräfte hatte, dieweil ſo viel Wurmerde in der Matte war. Von dieſer Stunde an ſoll zu Nutz und Frommen von Bauer und Knecht, ſo lange auf dem Brittenwalde gemäht wird, keine Wurmerde daſelbſt zu finden ſein. Das waren ihre letzten Worte, darauf verſchwanden ſie, und wie ſie verſchwunden waren, fuhr der Blitz vom Himmel, das Haus ſtand in Feuer, fiel in Graus und Aſche, aber auch Wurmerde war keine mehr in der Matte und ward keine mehr gefunden auf dem Brittenwalde bis auf den heutigen Tag.

So erzählte Käthi dem kleinen Herzkönig ihr Mährlein, pünktlich, wie ein Mährlein erzählt zu werden pflegt, und der Kleine horchte lautlos zu und unterdrückte alle Fragen, weil er nach dem Ende begierig war und bereits erfahren hatte, daß das Ende gar nicht kommen wolle, wenn er die Großmutter unterbreche und aus dem Geleiſe bringe. Jetzt, ſagte Johannesli, und weinte faſt, jetzt, wegen der wüſten Frau kommen die Erdmännchen nicht mehr auf Erden, und iſt's auch recht, daß der liebe Gott wegen Einer Viele ſtraft? Aber, was du nicht ſagſt, ſchäme dich, denk', wenn es der liebe Gott hörte, was würde er ſagen, meinte Käthi. Nein, ſo iſt der liebe Gott nicht. Es erbarmte ſich der liebe Gott der Erdmännchen, welche gar ſehr trauerten, daß ſie jetzt kein Haus mehr hatten, wo ſie einkehren konnten und keine Menſchen, welchen ſie Gutes thun könnten, denn dieſes war ihnen gar lieb geworden, und ſie hatten keinen Muth mehr in den unterirdiſchen Gewölben, und was ſie da arbeiteten, kriegte Flecken und war ohne Glanz und Schönheit. Der liebe Gott ſchickte ihnen wieder den Gabriel, den Engel nämlich, und ließ ihnen ſagen, ſie ſollten Stäudchen und Blümlein flechten, welche ſüße Beeren trügen, ſollten, wenn die Sonne ſteige, der Schnee weiche, in lauen Nächten dieſe pflanzen in Buſch und Wald, dann gute, fleißige Leute, fried- und folgſame Kinder locken, ſie zu pflücken zur eigenen Labung oder zum Verkauf, hungerige Vöglein locken zu den Sträuchen zur ſüßen Nahrung.

Das freute nun die Erdmännchen ſehr, ſie bekamen neuen Muth, und was ſie arbeiteten, hatte wieder den alten Glanz, und als der Frühling kam, zogen ſie in großen Reihen hinaus in Buſch und Wald, pflanzten die zarten Sträuche und tanzten luſtig in den Wieſengründen, wenn Mond- und Sternenglanz die Erde verſilbern. Im Sommer bergen ſie ſich im kühlen Waldesſchatten, locken und lauſchen, freuen ſich der hungerigen Vögelein, der guten Kinder, der armen Leute, welche kommen, den Hunger zu ſtillen oder Beeren zu ſammeln, um Brot zu kaufen. Aber Großmütti, iſt es denn wahr, ich habe auch Beeren gewonnen und keine ſolche Leutchen geſehen, und weißt nicht, was letzthin der Krämer geſagt hat, man müſſe nicht Alles glauben, was die Leute ſagen und was man nicht ſelber ſehe? O Bubi, o Bubi, mußt du ſolche wüſte Worte behalten, und denkſt nicht, daß du den lieben Gott ja auch nicht ſiehſt. Ja freilich glaube ich an die Erdmännchen, wenn ich ſie ſchon nicht ſehe, ſagte Käthi. Wenn du recht gut und folgſam biſt und ich noch lebe im andern Frühjahr, dann will ich dir was zeigen, wenn die guten Leutchen nicht erſchrocken und fortgezogen ſind. Wo, Großmütti, wie, Großmütti? ſchrie Johannesli. Käthi wollte anfänglich nichts ſagen, wollte ihn vertröſten auf den Frühling, wenn ſie noch lebe, aber umſonſt, ſie mußte reden, ſie mochte wollen oder nicht. Sieh, ſagte ſie endlich, wenn ſie in warmen hellen Nächten die Sträuchchen gepflanzt, das Erndtefeld für die armen Leute bereitet haben, ſo freuen ſie ſich und ziehen hinaus auf eine nahe Wieſe oder in einen Baumgarten und ſchlingen da ihre Reihen, bis die Sterne bleich werden, der Morgenwind in den Blättern liſpelt, dann ziehen ſie hinunter in ihren unterirdiſchen Palaſt. Wo ſie einmal getanzt ungeſtört, da tanzen ſie alle Frühling wieder. Im jungen Graſe ſieht man dann die Ringe rund und ineinander geſchlungen, wo ſie getanzt haben und freut ſich, daß ſie da geweſen und hofft auf viele Beeren. Droben bei dem Dorfe nun tanzen ſie, dort ſieht man die Ringe im Graſe, dort will ich ſie dir auch zeigen, wenn ſie wieder kommen, aber eben werden ſie ausbleiben und darum war ich auch ſo traurig. Aber warum, Großmütti, ſagte Johannesli, das wäre ja nicht recht vom lieben Gott, wenn er ſie nicht kommen ließe, denn daran, daß die Erdbeeren verſandet worden, iſt ja Er ſchuld, und die armen Leute vermögen ſich deſſen nichts, und den Erdmännchen wird Gott ihre Freude nicht verderben wollen. Nein, Großmütti, habe nicht Kummer, wenn nur ſchon der Schnee ab wäre, ich kann es nicht erwarten, bis ich die Ringe ſehe im Graſe.

Sechstes Kapitel.

Vom Aehrenleſen und Kräuterſammeln, von Müllern und Apothekern.

Es kam Käthi die zweite ihrer Erndten allmälig näher, und darüber freute ſie ſich ſehr. Kornäcker hatte Käthi keine, aber an die Kornäcker ein Recht, welches ihr Gott ſchon durch Moſes gewährleiſtet hatte, wie man heut zu Tage zu ſagen pflegt. Käthi war eine treue, fleißige Aehrenleſerin, wie ſie ſchon vor 4000 Jahren in Ehren ſtanden, eine, die mit frommem Sinn und ohne Sünde Aehren las, den Bauer um ſeine Garben nicht beneidete, ein fröhlich Genügen fand an ihrem Körbchen voll Aehren. Das iſt der fromme Sinn, der aus dem Glauben hervorgeht, daß nichts aus dem Zufall hervorgehe, ſondern Alles von Gottes väterlicher Hand uns zugetheilt werde, Vieles oder Weniges, und Alles zu unſerer Seligkeit. Dieſer Sinn findet eben das fröhliche Genügen in dem Wenigen, was ihm Gott beſcheert, in dieſem Wenigen iſt Gottes Segen, und frei von dem verzehrenden Neid iſt ſein Herz, von dem Neid, dem nichts recht iſt, was Gott geordnet, und der an dieſer Ordnung nichts ändern kann, nichts kann, als durch das Auflehnen gegen dieſe Ordnung ſich und Andere unglücklich machen. Dieſer Neid kommt, wenn der fromme Glaube geht, ein Kind dieſes Neides iſt der Communismus dieſer Zeit, der eigentlich gar nichts iſt, als ein reißender Wolf im Schafspelz, dieſes reißende Kind würde dem Aehrenleſen ein für allemal ein Ende machen. Erſt würden Aehrenleſer und Bauern ſich gegenſeitig erſchießen oder todtſchlagen, darauf würde Niemand mehr der Narr ſein wollen, den Acker zu beſtellen, dann iſt's begreiflich aus mit der Erndte.

Käthi freute ſich allemal ſehr auf dieſe Zeit und abſonderlich jetzt, wo Johannesli zu helfen begann, an jeder Aehre, welche er auflas, hatte ſie eine Freude, als ob ſie eine goldene wäre. Es iſt freilich eine ſtrenge Sache für einen ſiebenzigjährigen Rücken Aehren leſen zu müſſen, aber Käthi trug dies unbeſchwert. Sie mußte dabei immer an den ſchönen Spruch des Heilandes denken: Sorget nicht für euer Leben, was ihr eſſen und trinken werdet, auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Iſt nicht das Leben mehr als die Speiſe, und der Leib mehr als die Kleidung? Sehet die Vögel des Himmels an, ſie ſäen nicht, ſie erndten auch nicht, ſie ſammeln auch nicht in die Scheunen, und euer himmliſcher Vater nähret ſie doch. Seid ihr aber nicht viel beſſer denn ſie? Wer iſt aber unter euch, der mit Sorgen ſeiner Länge eine Elle zuſetzen möge. Und warum ſorget ihr für die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie ſie wachſen, ſie arbeiten nicht, auch ſpinnen ſie nicht, doch ſage ich euch, daß auch Salomo in aller ſeiner Herrlichkeit nicht bekleidet geweſen iſt, als derſelben eine. So dann Gott das Gras auf dem Felde alſo kleidet, das doch heute und morgen in den Ofen geworfen wird, ſollt' er nicht viel mehr euch kleiden? O ihr Kleingläubigen! Darum ſollt ihr nicht ſorgen und ſagen, was werden wir eſſen oder was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Denn nach ſolchem Allen trachten die Heiden. Denn euer himmliſcher Vater weiß, daß ihr des Alles bedürfet. Trachtet aber am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch dies Alles zugegeben werden. Darum ſorget nicht auf den morgenden Tag, der morgende Tag wird für das Seine ſorgen. Es iſt genug, daß ein jeglicher Tag ſeine eigene Plage habe.

Viele Aehren fanden ſich aufzuleſen. Das Korn war mürbe, mußte oft mehrere Tage liegen, wurde zuweilen in großer Haſt eingeſammelt, wobei dann nicht ſanftmüthig mit den Garben umgegangen ward. Käthi hätte eine ihrer beſten Erndten gemacht, wenn nicht ein Umſtand eingetreten wäre, der ihr hinderlich war. Eben dieſe Haſt, welche über die Menſchen gekommen war, auf ſeltſame Weiſe, ohne daß ſie eigentlich in andauerndem Regenwetter zureichenden Grund hatte, verleitete die Menſchen, an den Sonntagen zu erndten, und zwar gerade an dieſen Tagen mit einer Haſt, als ob ſie vor Gott die Sache retten, ſie ihm gleichſam aus den Händen reißen müßten. Aber der Herr zeigte ihnen, wer Meiſter ſei. Am Sonntag wurde ſchlecht und feucht das Korn geſammelt, am Montag war ſchön Wetter, und wer gewartet hatte, dem wurden Gehorſam und Vertrauen geſegnet. Der arme Menſchentropf, erzwingen kann er nichts, iſt nichts ohne Gott, wohin geräth er nun ohne Gehorſam gegen Gottes Gebot? Es mag Jahre geben, in welchen man von Chriſtus die Erlaubniß hat, am Sonntag zu erndten, wenn man das Korn faſt aus dem Waſſer ziehen muß, wie den Ochſen aus dem Brunnen; eine ſolche Nöthigung war aber lange nicht vorhanden. Käthi brachte es nun aber nicht über's Herz, am Sonntag Aehren zu leſen. Sie ſagte, wenn die armen Leute, welche Niemand hätten als Gott, ſeine Gebote nicht mehr hielten, wer ſie dann eigentlich halten ſolle, einmal den reichen Leuten ſei es nicht zuzumuthen, welche noch ſo viel Anderes hätten neben Gott, worauf ſie ihr Vertrauen ſetzen könnten? Was die armen Leute aber, welche Gottes Gebote verachten, dächten, das begreife ſie nicht. Sie hätten keinen Theil an der Welt, bekämen keinen am Himmel, hier bös haben, dort noch böſer und dann in alle Ewigkeit, Schrecklicheres könne man ſich doch nicht denken! Nun hatte Käthi auch ſo gleichſam ihre Erbäcker, Aecker, auf welchen ſie ſeit vierzig oder mehr Jahren Aehren geleſen hatte, wo ſie gleichſam die privilegirte Aehrenleſerin war, zunächſt hinter dem Wagen ging, und vom Bauer Winke bekam, wenn er unter einer Garbe, die er an die Gabel ſteckte, ein Häuflein Aehren ſah. Wenn nun auf einem ſolchen Acker am Sonntage eingeſammelt ward, Käthi es wimmeln ſah von Aehrenleſern, ſo that das weh, und ſchwer war es zu verwinden. Käthi dachte dann wohl: in Gottes Namen, deretwegen werde ich nicht verhungern, und wenn es ſein müßte, ei nun, ſo würde ich es annehmen müſſen, wenn nur dann die Seele in den Himmel kömmt, das iſt allweg die Hauptſache.

So ſaß einmal Käthi an einem Sonntage auf dem Bänklein, ſah in einiger Ferne nach einem Acker, worauf es wimmelte, und hatte faſt Thränen in den Augen, denn das gerade war immer ihr ergiebigſter Acker geweſen. Biſt krank, Käthi, daß du nicht auf dem Acker biſt? tönte plötzlich eine Stimme und eine Bäurin ſtand neben ihr, die Käthi, verſunken in Betrübniß, nicht kommen gehört hatte. Gott Lob nein, ſagte Käthi, aber es iſt heute Sonntag, Anne Bäbi. Selb weiß ich, ſagte die Bäurin und ward roth im Geſichte. Habe bloß geglaubt, wenn wir uns heute mit Erndten mühen mögen, werdeſt du nicht zu vornehm ſein zum Aehrenleſen. Wirſt es aber beſſer können als wir, Sonntag zu halten! So ſprach ſie und ſchritt weiter. Sei doch nicht böſe, Anne Bäbi, ſagte Käthi, es iſt nicht wegen Hochmuth, ſondern wegem lieben Gott. He nun, ſagte Anne Bäbi, wann du dann Holz mangelſt oder ſonſt was, ſo gehe auch zu dem, mag er dir ſelbſt helfen.

So ſei es doch faſt nicht dabei zu ſein, ſeufzte Käthi, ſehe man auf Gott, ſo mache man böſe Leute, und wolle man es den Menſchen treffen, ſo verſpiele man es mit Gott. Guten Abend, Käthi, tönte es wieder, und wieder kam die Frage: Warum nicht auf dem Acker? Sitzeſt da ſo ruhig, als ob du allen Aehren auf der Welt nichts nachfrügeſt. Da erſchrak Käthi und eine Lüge war ihr auf der Zunge. Da dachte ſie, Sünde ſei ja Sünde, und was es ihr hülfe vor Gott, hier ruhig zu ſitzen, wenn ſie dabei lüge und trüge. Darf es dir nicht ſagen, Mädeli, ſeufzte Käthi, du wirſt ſonſt auch böſe über mich, und das ginge mir viel zu übel. 'S iſt keine Gefahr, ſagte Mädeli, ich wüßte nicht, was ich dir übel nehmen ſollte? Hör', ſagte Käthi, ich mache mir ein Gewiſſen daraus, am Sonntag Aehren zu leſen. Wenn ich auf den lieben Gott mein Vertrauen ſetzen will, ſo muß ich auch ſo viel möglich ſeine Gebote halten. Daneben will ich die nicht tadeln, welche erndten, ſie werden wohl wiſſen, was ſie machen, bei mir hat es in Gottes Namen nicht gehen wollen. Das iſt die Frage, ſagte Mädeli, ob ſie wiſſen, was ſie machen, und ſetzte ſich faſt neben Käthi. Mein Vater war ein ſehr alter Mann, er ſagte oft, er habe am Sonntag nie eine Garbe eingeführt, und deswegen doch nie weniger gehabt als die Andern. Mein Vater ſelig war ein reicher Mann, aber er verlumpte die heiligen Werktage auch nicht im Wirthshauſe, darum konnte er den Sonntag heilig halten. Aber die neue Ordnung hat Alles verkehrt, ſechs Tage ſudeln und arbeiten am ſiebenten, das wird einen ſaubern Ausgang nehmen. Ich habe heute großen Verdruß gehabt, vielleicht noch keinen ſo, dir darf ich's wohl ſagen. Wir haben zwei ſo hoffährtige Knechtlein, die nie in die Kirche wollen, aber nach Mädchen laufen alle Nächte, und den Lohn weit voraus eingezogen haben; die haben ihre Freude daran, Alles auszuſpotten, und den Menſchen und dem lieben Gott Alles z' Trotz zu machen, was ſie können, werden aber, ehe es lange geht, ſauber an die Koſt kommen, und Kopf voran in's Elend. Die hatten die Freude, meinem Buben in Kopf zu thun, heute müſſe geerndtet werden, dieſe thaten es meinem Alten in Kopf, ich redete dagegen, aber wie gegen eine Wand, was die Knechtlein wollten, das galt: Das that mir weh, ich glaubte, ich könnte es nicht verwinden. Nun freut es mich, daß es noch Jemand giebt, der meinen Sinn hat. Wenn du heute auch nicht auf dem Acker biſt, deswegen ſollſt du nicht weniger haben. Willſt du Obſt im Herbſt, ſo hole es ungeheißen, haſt ſonſt was nöthig, ſo ſag's; kann man, ſo hilft man, kann man nicht, ſo habe es nicht ungern. Jetzt muß ich gehn, ihnen das Abendbrot bringen, hätte lieber ſechs Tage arbeiten wollen wie ein Roß, als dieſes thun.

Als Käthi allein war, dachte ſie, wie es doch wunderlich ſei mit den Menſchen, mache man einem bös, ſo treffe man es dem andern, wer es allen treffen wolle, ſei ein Narr oder müſſe einer werden. Da ſei es doch am beſten, Gott zu gehorchen und nicht den Menſchen, der bleibe allezeit der Gleiche, mit Gott hätte man noch die guten Leute, und wie Gott einem helfen und lohnen könne, wenn man es mit ihm halte, habe ſie gleich jetzt erfahren.

Haſt Sonntag und gute Ruhe, erſcholl plötzlich eine rauhe Stimme neben Käthi, und als Käthi ſich umſah, ſtand Mädeli's Mann neben ihr, ein großer, dicker Bauer. Es iſt gut zu feiern, wer's vermag, und nicht ſehen muß, woher das Brot kömmt, ſagte er. O Hans, ſagte Käthi, ſpotte mich nicht aus. Aermer und nöthiger iſt Niemand als ich, und Andere plagen, thue ich nicht mehr als es ſein muß. Aber eine arme alte Frau, mit einem Fuß im Grabe, hat Niemand nöthiger als Gott, und dem es recht zu machen, iſt ihr die Hauptſache. Ein paar Aehren aufzuleſen, hätte dich nicht um die Seligkeit gebracht, ſagte der Bauer. Daneben mache was du willſt, an deinem Glauben will ich dir nichts befehlen, aber behalte ihn für dich und hetze nicht andere Weiber auf. Machſt du das noch ein Mal, ſo iſt es mir lieber und dir beſſer, du kommeſt mir niemals mehr in's Haus. Aber Hans, deine Frau habe ich nicht aufgeredet, wir haben nur mit einander geredet, und ſo wüſt wirſt nicht gegen mich ſein. Wenn du vielleicht bald mit mir zu Grabe mußt, ſo würde dir das doch leid ſein. Leid ſein oder nicht leid ſein, aber mich dünkt, du könnteſt thun wie andere Leute. So eine alte Frau wird die Ordnung nicht machen wollen, weder auf der Welt noch im Himmel. Gute Nacht geb' dir Gott und denk daran! Dahin ging er und kehrte ſich nicht um, wie Käthi ihm auch nachrief. So gehe es einem, ſagte Käthi für ſich ſelbſt, wenn man alſobald den Lohn der Welt haben wolle, ſo gehe einem der Ruhm bei Gott dahin. Aber ſchrecklich ſei das doch, dachte ſie bei ſich, daß man nicht mehr ſeines Glaubens leben dürfe, und verfolgt werde, wenn man Gottes Gebote halten wolle. Man rede immer von der Freiheit, aber ein ſolcher Zwang ſei doch noch nie erhört worden (Käthi's Geſchichtskunde reichte nicht über's Großmütti hinauf). So könne es ja dahin kommen, daß man Gott verläugnen oder abſchwören müſſe, und daß man in jedem Dorfe einen zum Moloch mache, den man als Herrgott zu verehren und anzubeten hätte. Käthi nahm die Worte ſehr ernſthaft und mit Recht. Man könnte zwar ſagen, ſie hätten nichts zu bedeuten, nur Einer habe ſich ſo ausgeſprochen, oder gar: nur Hansli hab's g'ſagt, aber man hätte ſehr Unrecht, wenn man ſolche Redensarten und Zumuthungen überſehen wollte, ihnen alles Gewicht abſprechen, ſie ſind im Gegentheil von hoher Bedeutung.

Was ſo e Hansli ſagt, erſinnet der Hansli nicht, es ſind Floskeln, Phraſen des Zeitgeiſtes, mit denen man erſt ſpielt als wie mit Zahlpfennigen, dann aber werden ſie Samenkörner des Zeitgeiſtes, gehen auf, geſtalten ſich zu lebendigen Formeln, zu den Grundſätzen der Zeit, zu den Zauberſprüchen, mit welchen man den Teufel ruft; aus ſcheinbar leeren Redensarten ſolche Grundſätze und Zauberſprüche zu machen, iſt des Teufels Bande thätig nach und nach. Mitten in Europa als Chriſt verfolgt zu werden, gehört zu den Wahrſcheinlichkeiten des Tages.

Bei gedachtem Hans hatte die Zeit allerdings noch nicht ſo tief gegriffen, denn als Käthi bald darauf ſcheu an ſeinem Hauſe vorüberſtrich, rief er ſie, hieß ſie hineingehen, da ſeine Frau etwas mit ihr wolle. Es iſt brav, daß du wieder kommſt, ſagte drinnen Mädeli. Was bringt dich Gut's? Hans hat mich gerufen und heißen hineingehen, du wolleſt was mit mir, antwortete Käthi. So, hat er das? ſagte Mädeli. Der Wüſteſt war er nie, und wird's hoffentlich nicht auf die neue Mode. Ich hatte es grauſam ungern, daß er dich ſo angefahren. Er rühmte ſich deſſen, ſobald er heimkam. Aber wohl, dem machte ich die Läuſe runter. Es ſei kein Wunder, wenn die armen Leute die reichen haßten, wenn dieſe ihnen nichts mehr gönnen, nicht einmal mehr die Religion und die Gnade Gottes, und ihnen den Glauben zu nehmen begehrten. Das ſei eine ſaubere Freiheit, wenn eine alte Frau nicht einmal mehr die Gebote Gottes halten dürfe. Das ſei ja viel ärger als zu Eleaſars Zeiten, wo die Egypter die Juden zwingen wollten Schweinefleiſch zu eſſen, jetzt aber wollten Chriſten Chriſten zwingen zu ſündigen und vom Gehorſam abzufallen. Wohl, denen werde der alte Gott ihre ſaubere Freiheit und ihr noch ſauberer Chriſtenthum tapfer ausklopfen ſeiner Zeit. Hans hat's eingeſehen, und jetzt hocke du nur vor deinem Häuschen am Sonntag. Hans wird dir nichts mehr ſagen, er mag heuen oder erndten. Für den Schreck mußt jetzt Aepfel haben. Wir haben ſie in dieſem Jahr, und z' danken brauchſt nicht ſo nöthiglich, ich bin froh, wenn ich die frühen los werde und Platz kriege für die ſpätern. Sie füllte Käthi einen Korb und meinte: du wirſt wohl daran leben, ſie ſind honigſüß, und Holz brauchen ſie faſt keins, ſie brauchen nur kurze Zeit auf dem Feuer zu ſein, ſo ſind ſie weich und gut. Wer es nie erfahren, weiß nicht, wie glücklich eine arme chriſtliche Frau iſt, wenn ſie unerwartet zu einem Korb voll Speiſe gekommen iſt, während ſie denſelben nach Hauſe trägt. Sie iſt viel glücklicher als ſo ein Kröſus, wenn er eine Million gewonnen hat. Bekanntlich haben es unchriſtliche Weiber ganz anders, ſie entbehren dieſes Glück, weil ſie nichts wiſſen von der Dankbarkeit, ſie ſind unzufrieden, daß es nicht mehr iſt oder denken, es ſei doch verflucht, daß ſie das ſelbſt tragen müßten, daß der Bauer ſie nicht in einer Chaiſe habe heimfahren laſſen.

Als Käthi heimging, begegnete ihr Hans wieder und als ſie danken wollte, fragte er: Kennſt du den Hubechbaum im Acker, gegenüber deinem Häuschen am Zaun? Ja, ſagte Käthi, den ſchönen runden Baum wirſt meinen? Gerade den, ſagte Hans. Haſt du unſere Aehren nichts geſchätzt, ſo nimm dort die Aepfel, wenn du ſie was ſchätzeſt, und meinethalb hol ſie am Sonntag oder am Werktag, das kannſt dann machen, wie du willſt. Käthi verſtummte ordentlich ob ſolcher Güte, und als ihr das Reden wiederkam, war Hans ſchon weit weg.

Käthi hatte übrigens beim Aehrenleſen einen guten Ertrag gehabt, Johannesli hatte tapfer geholfen, es war ordentlich zu merken; neun ganze Mäß hatte Käthi zuſammengeleſen, und das iſt viel für eine alte Frau, da bekanntlich alte Frauen auch alte Rücken haben. Mit geſenktem Kopfe ging ſie manchen Tag herum, man wußte nicht, war's ihr beſonders im Rücken oder was Apartes im Kopfe. Bald ſchaute ſie den Sack mit Korn an, bald einen hervorſpringenden Schrank, der bis an die Decke der Stube reichte und ungefähr zwei Schuh hoch war. Dieſen Schrank nennt man das Gänterli, und er iſt, wenn nicht in den meiſten Stuben, ſo doch faſt in allen Nebenſtübchen zu finden. Dieſes Gänterli iſt ein gar bedeutſamer Behälter, an manchem Orte faſt was das Herz im Leibe, er iſt die Schatzkammer des Hauſes, birgt Kleinodien, Schriften und Baarſchaft. Bei ärmern Leuten ſind begreiflich die Kleinodien ſehr einfach, es iſt ein Ring, der ausſieht wie Gold, ein glänzend Silberſtück, ein ſchönes Glas, eine weiße Flaſche. Den Uebergang von den Kleinodien zu den Schriften bilden die ſogenannten Einbünde der Kinder, Geſchenke der Pathen am Tauftage. Der Einbund beſteht vor Allem aus einem gemalten Blatte, ſchön gefärbt, oft zwei Engel obenan, unten ein ſchöner Spruch aus der Bibel oder ein Vers mit Anmerkung des Tages und vom Pathen unterſchrieben. Dieſes Blatt iſt künſtlich zuſammengefaltet und enthielt urſprünglich den eigentlichen Einbund, ein ſchönes Geldſtück von einem Gulden weg bis zu einem Doppellouisd'or. Bei dieſen Einbünden befindet ſich die Baarſchaft der Kinder, gewöhnlich in einer Büchſe oder einer kleinen Schachtel, die Batzen, welche ſie hier und dort geſchenkt kriegen oder verdienen. In einer großen Schachtel liegen die Schriften, Tauf- und Copulationsſcheine, Zeugniſſe, manchmal ſogar Quittungen, ſogar manchmal ein Miethakkord, ja vielleicht ſogar eine G'ſchrift, eine Erbtheilung, ein Erbauskauf, die weiß Gott wie in den Händen des Beſitzers geblieben, durchaus werthlos iſt, aber doch mit großer Sorgfalt aufbewahrt wird, von wegen, man könne nie wiſſen —! Hier befindet ſich endlich auch die Baarſchaft, der Hausſchatz, und in zwei Theile geſondert. Vornen in einem Körbchen oder einer zerbrochenen Untertaſſe befindet ſich die Kaſſe für die laufenden Ausgaben, ſie beſteht aus mehr oder weniger ſchlechten Münzen. Hinten in einer Ecke liegt ein Säcklein oder ein alter Strumpf, jedenfalls wohl verbunden, um unbedachtes Dreinfahren zu verhindern, darin liegt das Silber, welches man das Jahr durch in die Hand kriegt, es iſt beſtimmt, Miethe oder ſonſt Zinſe zu entrichten. Bleibt nach Bezahlung des Schuldigen was übrig, dann giebt es was Neues, Nothwendiges, ein Bettſtück, ein Karren, eine Axt, einige Hemden oder ſonſt Kleider, und bleibt dann noch was übrig, ja dann iſt die Freude groß, und bedenklich wird das Ueberlegen, was jetzt? Die Einen denken an die Kinder, ſammeln künftige Lehrgelder; Andere an die alten Tage und ſparen ein Ruhkiſſen; Andern zuckt es in allen Gliedern und: Frau, ſagt der Mann, was meinſt, wenn wir uns einmal ein Freudeli gönnen würden? Was willſt lieber, einen Spiegel, einen Schrank, oder wollen wir zu Markte gehen und es einmal luſtig flädern laſſen, Fraueli, was meinſt?

Dieſes Gänterli war's, welches Käthi eine ganze Woche bedenklich angeſehen hatte und endlich am Sonntag Nachmittag öffnete. Das war allemal ein feſtliches Ereigniß für den Kleinen, denn da erhielt er zum Beſehen ſeine Einbünde, von denen nicht blos das Papier übrig war ſondern auch die Zulagen. Gewiſſenloſe Eltern gebrauchen dieſelben als ihr Eigenthum, mißbrauchen ſie namentlich zu einem Taufſchmauſe. Sie wollen auch einmal freigebig ſein, groß thun, Gäſte bewirthen. Das iſt ſchön und gut, wenn man es hat. Aber dafür die Einbünde brauchen, darüber aus drei bis vier Thaler ſchuldig bleiben, dabei Frau und Kinder darben laſſen, das iſt nicht bloß unverſtändig, es iſt ſchlecht. Käthi hätte manchmal die Einbünde brauchen können, aber ſie dachte nicht einmal daran, und wäre es ihr angerathen worden, ſo hätte ſie es mit Abſcheu als einen großen Frevel von der Hand gewieſen. Während Johanneßli an ſeinem Schatz ſich erfreute, nahm Käthi den ihren zur Hand, welcher in einem ihrer Hochzeitſtrümpfe enthalten war. Er war dünn, dieſer Strumpf, und als er ausgeleert war, lag ein gar klein Häuſchen auf dem Tiſche, einige Basler Dreibätzler, ein halber Brabanter Thaler, einige Franken und halbe Guldenſtücke. Als Käthi das ſorgſam zuſammenzählte, ſo fand ſie, aber nicht beim erſten Male, daß ungefähr 3½ Thaler ihr Schatz betrug, und 7½ Thaler betrug ihre Schuld, und das halbe Jahr, wo wieder ein Miethzins entrichtet werden ſollte, war mehr als halb verfloſſen. Da ward es Käthi recht himmelangſt, ſie faßte den Entſchluß, diesmal die Aehren zu verkaufen, und dieſer Entſchluß kam Käthi ſehr hart an. An dieſen Aehren hatte Käthi ſonſt große Freude gehabt, es war ihr Korn, ſie konnte auch in die Mühle geben, das Mehl, welches ſie erhielt, war vom eigenen Gewächs, und jeder weiß, was es ſagen will: vom eigenen Gewächs! und wie ganz anders ſolches ſchmeckt als gekauftes. So hält der Weinbauer ſein eigenes Gewächs höher als Burgunder und Rheinwein, während es andern Leuten vorkömmt, wenn ſie davon trinken müſſen, als kratze man ihnen mit einem Dornbuſche den Hals hinunter, als fahre eine ſcharfe Lauge nicht bloß durch den Magen, ſondern den Leib hinunter durch die Schuhſohlen tief in den Boden hinein. Dieſes Mehl hatte Käthi das ganze Jahr hindurch in beſondern Ehren gehalten, nur bei beſondern Anläſſen, wenn ſie ſo recht gut leben wollte, daſſelbe gebraucht, ein Breichen gekocht, wenn die Kinder ſo recht gut geweſen, dem Mann, wenn er zum Beſuch kam, einen Eierkuchen gebacken, am Neujahr Kuchen gebacken, um das Fleiſch zu ſparen u. ſ. w. Verkaufte nun Käthi dieſe Aehren, ſo opferte ſie alle die damit verbundenen Freuden, aber dann war ſie die Schuld größtentheils los, denn allerwenigſtens 3 Thaler ſchätzte ſie die Aehren, ja, ſie dünkten ihr ſo ſchön, ſauber und ſchwer, daß 3½ Thaler nicht übertrieben ſchienen; löſte ſie ſo viel, dann hatte ſie ja 7 Thaler, und wer weiß, wenn ich ihm die 7 Thaler bringe und er den guten Willen ſieht, ſo ſchenkt er mir den halben, weil ich verhagelt und verwäſſert worden, ſo dachte Käthi, doch nur ganz leiſe und ja nicht, als ob ein Recht zu ſolchen Erwartungen da wäre. Freilich war dann gar kein Geld mehr da als einige St. Galler Halbbätzlein, hinter welchen nicht viel Troſt liegt. Dies machte ihr jedoch nicht Kummer, es gab im Herbſt nicht bloß Verdienſt, ſondern es ging ihr jetzt eine Erndte an, von welcher Käthi manchen beſſern Batzen hoffte. Käthi ſammelte alle Jahre Bocksbart, Kamille, Kümmel, Wachholderbeeren, und was ſie nicht in den ſogenannten beſſern Häuſern abſetzen konnte, trug ſie in die Apotheke, und löſte dort immer etwas, wenn auch eben nicht viel. Die Apotheker heißen die Neunundneunziger ſicher nicht umſonſt. Doch wir gönnen ihnen den Profit von ganzem Herzen. Aber wenn in demſelben ſo ein rechter Gottesſegen ſein ſoll, dürfen ſie keine harte Hand haben gegen die alten Mütterchen und die Kinder, welche ihnen Beeren und Kräuter bringen, müſſen ſich nicht mäſten wollen am Schweiße der Fleißigen, müſſen ſich begnügen laſſen am Verdienſte von der Thorheit der Reichen und den Seufzern der Kranken. Wenn ſo eine Proviſors- oder Principals-Seele, die eine wie die andere dürr wie getrockneter Hollunder, von denen die erſte je den dritten Sonntag den Nachmittag frei hat, die andere jeden Abend, beide aber alle Tage was Fettes und gut Gepfeffertes auf dem Tiſche, von unſerm Herrgott verurtheilt würde, durch Sommer und Herbſt, in Thau und Regen und Sonnenbrand einem alten Mütterchen, welches für ſie Kräuter ſammelt und Beeren, nachzukriechen und dazu zu eſſen und zu trinken, was das Mütterchen ißt und trinkt, die würden weicher werden und nicht wegen Mangel an Concurrenz und weil ſie wiſſen, daß die alte Frau Hollunder und Kamille nicht ſelbſt vertrinken kann, ihre Waare wie einen andern Handelartikel betrachten, den man am liebſten um Halbnichts hätte, ſondern würden Fleiß und Armuth betrachten und ihr Privilegium mit billigem Profit ſich begnügen, würden leben und leben laſſen.

Wenn ſo eine ausgetrocknete Pillen-Seele auf Kanonenſchußweite hören könnte, wie alte Mütterchen, denen man ſchlecht gewogen, ſchlechtes Geld gegeben, vielleicht erſt eine halbe Stunde der Gotteswillen hat bitten laſſen, daß man ihr ihre Sache abnehme, ſeufzen und brummen, wenn dieſe Seele eine Apothekerwaage würde, auf welcher er dieſe Seufzer und die damit verbundenen Wünſche wägen müßte, wir glauben, die Kamille und der Bocksbart würden aufſchlagen und die dürreſte Apothekerſeele aufthauen.

Nun ſind aber nicht alle Apothekerſeelen dürr und trocken wie Kamillenſtengel nach Michelstag, ſolchen noch grün und ſaftigen Seelen wünſchen wir ebenfalls Ohren, welche hören auf Kanonenſchußweite (was übrigens nicht blos den Apothekern, ſondern auch andern Majeſtäten zu wünſchen wäre). Solche würden dann auch hören: das iſt noch ein rechter Herr und ein guter, wenn ſie nur alle ſo wären, der führt einem die Sache nicht aus, als ob's lauter Hühnerdreck wäre und thut, als ob er's der Gotteswille nehme, und er lieber ſonſt ein Almoſen geben würde, und putzt einem aus, daß man ihm dieſes Jahr nicht mehr vor das Haus komme. Der hat noch Verſtand, der weiß, wie genug man thun muß, bis man zuſammengeleſen hat, daß man an's Verkaufen denken kann. Der ſchnauzt einen nicht aus, als ob man ein Hund ſei, ſondern giebt einem ein gut Wort und das thut einem auch wohl. Biſt aber fleißig geweſen, Mutterli, ſagt er, das hat manchmal Bückens gekoſtet, bis du das beiſammen hatteſt. Wenn Alle wären wie du, es wären Viele weniger arm, und Reichs und Arms beſſer gegen einander als jetzt. Wenn alle Herren Verſtand hätten wie der, und wüßten, wie wohl unſereinem ein freundlich Wort thut, man liefe für ſie durch's Feuer. Ja, ein b'ſunderbar ein guter iſt das, nach unſerm Herrgott iſt der mein Troſt, und wenn er nur länger lebt als ich. Wenn der mir ſtürbe, ich grämte mich zu Tode, und hör', du Bubi, ſagte ſie zu dem Kinde das ihr an der Schürze hing, den Herrn, der dir den Zuckerſtengel gegeben hat, den vergiß du nie, und wenn du ihm einſt was thun kannſt, ſo ſpar es nicht, laß es dich nicht reuen, das iſt einer wie es unter Tauſenden nicht zwei giebt. Unſer Herrgott muß bös zufrieden ſein mit den Menſchen, daß er ſolche ſo rar werden läßt. Sieh, wie ſchönes Geld er mir gegeben hat und einmal, wo mir ſo wunderlich geweſen, gar ein Gläsli, und hat nichts dafür wollen, Ewas b'ſunderbares muß das geweſen ſein, hab mein Lebtag ſo was nicht gehabt. D'Wunderligi iſt mir auf der Stelle vergangen und es iſt mir in die Glieder geſchoſſen, es dünkte mich, ich werde wieder jung und möchte über Stock und Stein. Ach ja, wenn der nur hundertjährig würde, ich möchte es allen armen Leuten gönnen. Bubi, wir wollen fleißig für ihn beten, vielleicht daß unſer Herrgott noch auf uns hört.

Von ganzem Herzen gönnten wir einem guten Apotheker, der nicht bloß alle Tage was Fettes und gut Gepfeffertes auf dem Tiſche liebt, ſondern wirklich noch Beſſeres, Ohren, ſolche Herzergießungen zu hören auf Kanonenſchußweite.

Käthi zählte alſo auf dieſen Verdienſt, darum ſcheute ſie ſich nicht ſo ſehr, ſo ganz von Gelde ſich zu entblößen. Sie hatte einen Herrn an der Hand, wenn auch nicht einen von den Beſten, ſo doch auch nicht einen von den Böſen, er hatte wohl die Batzen ſehr lieb und die guten reuten ihn immer mehr als die ſchlechten, aber gute Worte hatte er doch und Manieren, welche einer alten Frau wohl thaten.

In zwei Bündeln, da Käthi das Ganze nicht tragen konnte, lud ſie ihren Reichthum auf einen Schiebkarren, fuhr damit zur Mühle, trug dem Müller ihr Anliegen vor und ſagte: ſie hätte ſonſt die Aehren nie verkauft, ſondern ſie mahlen laſſen, aber jetzt ſei ſie die Hausmiethe ſchuldig, der Flachs ſei ihr verhagelt, ſie müſſe zu Geld machen, was ſie könne und möge. Der Müller glich vielen Apothekern, im Handel hatte er nur einen Grundſatz: ſo wohlfeil als möglich zu kaufen. Zu dieſem Zwecke machte er die Waare ſo ſchlecht als möglich, ſtellte ſich, als hätte er dieſelbe durchaus nicht nöthig und merkte er noch dazu, daß die Verkäufer Geld nöthig hatten, dann wußte er ſich zu drehen und zu winden, und während er mit dem Munde ſagte, er wolle lieber mit der Sache nichts zu thun haben, klingelte er mit der Hand fortdauernd im Hoſenſack mit dem Gelde, und wenn er am Ende die Sache um's halbe Geld kaufte, ſo ſollte es doch den Schein haben, als nähme er es höchſt ungerne, eigentlich nur ſo der Gotteswille, und wegen guten Herzens, den Leuten zu Gefallen. Das war ſein Grundſatz, von dem er nie ablieſs, der nur in ſoweit eine Veränderung erlitt, daß der Müller denſelben um ſo ſchärfer und härter anwendete, je geldnöthiger die Leute waren, alſo am allerhärteſten gegen die Allerärmſten. Der Müller konnte das, ſein Herz war ein Mühlſtein, und wenn Jemand kam, der ihm ſagte: Müller, ich habe Geld nöthig, dann hatte er eine Freude akurat wie eine Katze, welche eine Maus kommen hört. Der Müller gehörte unter die ſcheuslichſte Klaſſe der Wucherer, welche mit ihrem Gelde armen Leuten ihre Kreuzer abpreſſen, ihnen alles zu theuer verkaufen, zu wohlfeil abkaufen, er konnte es, weil er Geld hatte und ſie keines. Was doch ſolche abgepreßten Kreuzer brennen müſſen in der Hölle!

Dieſer Müller alſo machte mit Käthi keine Ausnahme, erſt kriegte er Galgenfreude in's Herz, als er hörte, was Käthi ſagte, dann machte er das Korn ſchlecht, wog es ſchlecht, maß es ſchlecht, zahlte es ſchlecht und zwar wollte er dieſes noch mit ſchlechtem Gelde thun, und dieſer Mann beſaß vielleicht hunderttauſend Thaler. Käthi mußte ſich alles gefallen laſſen, nur das ſchlechte Geld wollte ſie nicht, ſie müſſe damit die Hausmiethe zahlen, ſagte ſie, und ſolches dürfe ſie dem Hausbauer nicht bringen. Der Müller begehrte ſehr auf und meinte, auch dieſen Profit wolle er ſich nicht entgehen laſſen, und erſt als Käthi erklärte, lieber wolle ſie das Korn zurück und dieſes ſtatt Geld dem Hausbauer bringen, rückte er mit Silber heraus. Dieſes Silber tröſtete Käthi einigermaßen, daß ſie nur 2 Thaler in der Taſche hatte, ſtatt 3 oder 3¼, alſo mit den gehabten 3½ Thalern nur 5½ an der Miethe bezahlen konnte, 2 Thaler ſchuldig bleiben mußte, welche geſchenkt zu erhalten ſie keine Hoffnung hatte.

Siebentes Kapitel.

Käthi erzeugt ein ſchreckliches Donnerwetter und iſt doch keine Hexe.

Die Bäurin gab Beſcheid, als Käthi an der Thüre klopfte und dem Bauer nachfrug. Bin froh, daß du kömmſt, daß er von dem verfluchten Gſtürm weg muß, ſagte dieſelbe. Er hocket ſchon den ganzen Abend darob, buchſtabirt daran, kein vernünftig Wort kriegt man aus ihm, und hat er genug geleſen, läuft er fort, und es weiß kein Hund, wann man ihn wieder ſieht. O ich wollt! — der Reſt verhallte. Wahrſcheinlich meinte die Bäurin mit dem Gſtürm die Darſtellungen, welche dem reichen freien Bauernvolke ſeinen Druck und ſein Elend handgreiflich klar machten.

Der Bauer war ſehr unwillig, als er im Stübli, wohin er gerufen wurde, nur Käthi fand. Wahrſcheinlich hatte er eine jener Majeſtäten erwartet, welche im Lande herumliefen, den Leuten einen Begriff von deren Elend beizubringen, und zu gleicher mit Schmarotzen ihr Leben friſteten. Solche thaten ſeit einiger Zeit dem Bauer häufig die Ehre an, bei ihm einzukehren, weil der Bauer eine gute Speiſekammer hatte, und ſolche lieben bekanntlich ſowohl geiſtliche als politiſche Speisprediger. Käthi brachte Entſchuldigungen vor, daß ſie ihn geſtört, daß ſie ſo lange mit der Hausmiethe gewartet, ſobald ſie etwas gelöſt, hätte ſie es gebracht, leider ſei noch nicht alles da, ſobald möglich wolle ſie den Reſt bringen. Sie löſte das Band um den Strumpf, leerte das Geld auf den Tiſch und ſagte, er ſolle zählen wie viel es ſei, ſie hätte es auch gethan, aber ſie könnte ſich geirrt haben. Während er zählte, frug die Frau: Was haſt du denn zu verkaufen gehabt? Käthi erzählte es. Biſt ſo lang hinter uns zu Haus, und haſt ſolch Zutrauen zu uns, daß es dir Angſt wird, als ob wir die wüſteſten Leute von der Welt wären, und armen Leuten den Auspfänder auf den Hals ſchicken. Wohl, das iſt ſauber von dir, brummte die Bäurin, Käthi entſchuldigte ſich ſehr, daß dies nicht alſo ſei. Sie ſeien ja immer gut gegen ſie geweſen, aber ſie plage ſich ſo, wenn ſie Jemand ſchuldig ſei, und ſie müſſe immer denken, die Leute könnten denken, ſie begehre gar nicht zu zahlen. Solche Leute ſind rar, ſagte die Bäurin. Alſo zwei Thaler fehlen noch, ſagte der Bauer, der das Geld gezählt hatte, die bringſt du mir ſobald du kannſt.

Es wäre mir lieb, ich könnte es machen, ehe wieder einer verfallen iſt, aber dieſen Augenblick weiß ich wahrhaftig nicht, wo ich das Geld hernehmen ſoll, antwortete Käthi. He, ſagte die Bäurin, wegen denen zwei Thalern wollte ich mich kümmern Käthi, Chriſten wird dir, ſo Gott will, daran denken, daß du Hagel gehabt haſt. He, ſagte Chriſten, ſieh einmal daß du ſie bekömmſt, kann ich dir dann was ſchenken, ſo wirſt es immer noch nehmen. Ich bin auch verhagelt worden, und es kommt keinem Menſchen in Sinn, mir einen Kreuzer daran zu geben. Käthi dankte für den guten Beſcheid und ging. Der wüſteſt Hund biſt du doch, ſagte die Bäurin, der armen Frau die zwei Thaler nicht gleich zu ſchenken, ſondern ſie in der Angſt zu laſſen, und wenn ſie dieſelben bringt, ſo biſt du Hunds genug, ſie zu nehmen. Solche Leute muß man nicht leichtſinnig machen, ſagte Chriſten, ſie müſſen wiſſen, daß ſie nicht bloß auf der Welt ſind, für einen zu plagen und zu ſchmarotzen. Dieſe Frau machſt du wenigſtens nicht leichtſinnig, aber der Brauch war's unſer Lebenlang bei braven Leuten, den Lehnsleuten zu ſchenken, wenn ſie verhagelt wurden, entgegnete die Frau. Meinethalb ſei es der Brauch oder nicht. Aber wofür wird man alle Tage geſcheuter und witziger als um ſolche alte dummen Bräuche abzuſchaffen und deſto beſſer zu ſich ſelbſten zu ſehen. So redet mancher Lümmel, ſagte die Frau, und ſieht nicht, wie er mit all ſeiner Weisheit, mit Leib und Seele, mit Weib und Kind dem Teufel zuſteuert.

Das war der Eingang zu einem gewaltigen Ehegewitter, welchem lange böſes Ehewetter folgte. Es iſt am Ehehimmel ähnlich wie am natürlichen Himmel. Am natürlichen Himmel ſammeln ſich allmählig Dünſte, der elektriſche Stoff häuft ſich, die Dünſte ballen ſich, es kömmt Reiz in die Wolken, ſie reiben ſich, es blitzt hier, es blitzt dort, Lücken reißt der Blitz, in's Leere ſtürzen Maſſen nach, ihnen nach ſtrömt und fluthet, was hinter ihnen liegt. Je mehr von hinten nachgeriſſen wird, deſto gewaltiger wettert, donnert und blitzt es vornen, deſto mehr dehnt das Gewitter ſich aus, deſto wüthender brauſt der Sturm, deſto feuriger gießt der Himmel ſein Feuer aus, deſto gewaltiger kracht der Donner, deſto jämmerlicher bebt die Erde. Und ſolche Gewitter enden nicht, bis alle Maſſen herangezogen ſind, bis es wettert von einer Bergkette zur andern über alle Thäler, alle Kräfte im Kampfe erſchöpft ſind. Ohnmacht kömmt über die ſtreitenden Mächte, es hüllt ſich Alles in trübes, dunkles Nebelwetter. Das Ehewetter iſt einem feuerſpeienden Berge auffallend ähnlich. In tiefen Schlünden grollt und gährt der Berg, und je mehr er gährt und innerlich grollt, deſto ſtiller wird es äußerlich, ja ſelbſt der übliche Rauch bleibt aus, ſtaucht ſich wahrſcheinlich innerlich auf, um, wenn das Ding reif iſt, loszubrechen mit vollem Rachen. Wenn es losbricht innerlich, der ſchauerliche Bauch die glühende Maſſe, den qualmenden Dampf nicht mehr faſſen mag, dann bricht's los, in Abſätzen erſt, hier ein Maul voll, dann wieder eins, bis endlich in ungemeſſenen, unbezähmbaren Strömen die zurückgehaltene Wuth des Berges ſich ergießt, Schrecken verbreitet, Verderben ausſtrömt weit über den Fuß des Berges, weit über die Wurzeln des Berges hinaus, bis die Kraft erſchöpft iſt und Jahrelang die erſchöpfte Kraft nichts mehr vermag als grollen und grollen, brummen und brummen und rauchen immerfort und ohne Unterlaß. Ein rechtes Ehegewitter am Ehehimmel iſt ungeheuer ähnlich einer Schlacht in weitem Felde, geliefert von großen Armeen, zuſammengeſetzt aus allen möglichen Truppengattungen, vom Baſchkiren an, der mit Pfeilen ſchießt, bis zum Artilleriſten, der feuert mit dem ſchwerſten Poſitionsgeſchütz, drei Batterien auf einmal, lauter Vierundzwanzigpfünder und wenn er's hätte, ſchöſſe er aus Vierundſechzigpfündern. Beide Armeen ſind giftig auf einander und wollen ſtreiten, aber jede um Vortheil. Oft ſind die Jäger losgebrochen, haben geſchoſſen mörderlich, aber zur eigentlichen Schlacht fand ſich keine Armee bewogen. Nachdem einige Jäger erſchoſſen worden, zog ſich jede in ihr Lager. Endlich giebts eine Schlacht, manchmal weil es beide ſuchen, manchmal weil der Zorn und das Gift ſo mächtig ausbrechen, daß alle Vorſicht und aller Rückhalt zum Teufel gehen. Im Anfang ging es wohl auch gemeſſen zu, hier ein Schuß und dort ein Schuß, hier ein Stich und dort ein Stich, wie aber ein Stich durch's Leder ordentlich auf's Leben geht, ja da wirkt's wilder, da praſſeln die Schüſſe von Regimentern, da hauen Huſaren ein, dann rücken Maſſen nach, dann donnert die Artillerie, Batterien fahren auf, eine ſpeit der anderen in's Geſicht bis eine ſchweigt, Maſſen rücken nach, Küraſſiere reiten auf, die Bajonette werden aufgeſteckt, die Pferde kriegen die Sporen in Leib, das geht einander in Ernſt auf den Leib, die Schlacht geht los. Zum Wirbel wird die Schlacht, ſchwankt hierhin, ſchwankt dorthin, in Donner und Blitz, in Rauch und Dampf. Das ringt nun mit einander bis die Kräfte dahin ſind, jedes abſetzt um ermattet zu ruhen, zu grollen, einen gelegnern Augenblick abzupaſſen; oder es bricht die Reſerve los von einer Seite, eine verborgene herbeigezogene Macht, eine verdeckte Batterie, oder Utüſel von Dragonern, die ſtille in einem Graben geſeſſen, brechen, donnern los auf den betäubten Feind, ſprengen ihn auseinander, reiten ihn zu Boden, machen ſtumm ſeine Geſchoſſe, erringen einen vollſtändigen Sieg, jedoch nur einſtweilen, denn gar mancher Feind am Boden erholte ſich wieder und nach einer Weile war es anders: der Sieger lag am Boden, gebunden an Händen und Füßen, das Maul verſtopft, entweder mit einer Bratwurſt oder einem braven Knebel, oder einer tüchtigen Bombe.

Wie Gewitter, Feuerberg und Schlacht ſich ähnlich ſind in Feuer, Donner, Dampf und Graus, Anfang, Fortgang und Ende, und doch weder das eine noch das andere ſich gleich ſind, ſo umfaßt ein Wetter am Ehehimmel alle jene drei in Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten, es iſt ein wild, wüſt, grauſig Ding, und ein ſolches brach auch aus zwiſchen Liſi und Chriſten, ſcheinbar ganz um nichts und wider nichts. Aber da hatte es ſich auch ſchon lange angeſammelt, aufgeſtaucht innerlich, während es äußerlich ganz windſtill geweſen war. Liſi war über ihren Mann ſehr böſe, der immer freiſinniger ward, immer weniger that, das Vaterland immer mehr liebte, immer weniger daheim war, immer hochmüthiger wurde je weniger er taugte, immer brutaler je liberaler er ſich nannte, immer unbarmherziger gegen die Armen je mehr er als Volksliebhaber und Freiheitsfreund ſich gebehrdete, immer mehr über die Herren ſchimpfte, immer mehr den Herren machte, immer mehr von beſſern Zeiten ſprach und immer mehr den Grund zu Böſem legte und legen half, immer lauter von Selbſtſtändigkeit ſprach und immer handgreiflicher von Andern ausgebeutet wurde. Dieſes Alles kochte ſchon lange in Liſi's Herz und ſeit einem Jahre immer heftiger, ſo lange kocht es ſelten in einem Weiberherz ohne loszudonnern. Bei Chriſten kochte es ebenfalls nicht ſchlecht. Es ſchien ihm, ſeine Frau hielte zu wenig auf ſeine Sache, äſtimire ihn zu wenig, muthe ihm zu viel zu, trage ſeiner Stellung zu wenig in Rechnung, habe zu viel ihren eigenen Kopf, ſei zu träge ihre Sachen zu machen und ſeine dazu, ſei viel zu altväteriſch, eigentlich viel zu dumm für ihn, ſpare am unrechten Orte, ſei wiederum freigebig am unrechten Orte, gebe ſich überhaupt viel zu viel mit ſchlechten (armen?) Leuten ab, und ſei viel zu abergläubiſch d. h. chriſtlich, und wenn man leben wolle zeitgemäß, ſo ſpränge ſie an den Wänden hinauf wie eine tolle Katze. Das Alles ging längſt in ihnen herum wie Wurmpulver, und Selbſtgeſpräche waren längſt gehalten worden, lange und bündige, gegen welche die Reden der angebrannteſten Großräthe zarte Wiegenlieder ſind. Die unglückliche Käthi berührte unglücklicher Weiſe die aufgeſchwollenen Zornwolken, ſie geriethen aneinder und jetzt brach's los, was längſt in Beider Herzen kochte. Raſch ging die Schlacht los, alle Truppen wurden in's Feuer gejagt, die Batterien ſpieen einander die Grundſuppe in's Geſicht, die Schüſſe brannte man ſich in die Augen, die Munition wurde verſchoſſen bis auf die Patrone, welche ſchon am Tage nach der Hochzeit gemacht wurde, nur zum Handgemenge kam es nicht, das Terrain gab's nicht zu, Mangel an Munition und Entkräftung machten der Schlacht ein Ende. Chriſten lief in's Wirthshaus, ergab ſich dem Vaterland und verſchrie ſeine Frau, Liſi blieb daheim und weinte ſich faſt die Augen aus dem Kopfe über des Mannes entſchiedenen Fortſchritt.

Wie ſchnell einer fleißigen alten Frau die Tage durch die Finger rinnen, begreift nicht, wer im geſchäftigen Müßiggange lebt; der Buß- und Bettag, die eigentliche Herbſtweihe war da, ehe Käthi daran dachte. Wenn die Aecker getragen haben, der Wind mit den Blättern zu ſpielen beginnt, ſoll der Menſch ſeine Schuld fühlen und faſſen ſeine Vergänglichkeit, ſich ſehnen nach der Sühnung ſeiner Schuld, faſſen nach der Hand, welche ihn zieht aus dem Wirbel der Vergänglichkeit, ihn ſtellt auf den Fels, deſſen Fuß ruht in der Ewigkeit, deſſen Gipfel die himmliſche Krone trägt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Dieſer Tag iſt frommen Leuten überaus lieb, beſonders alten. Er iſt ihnen die Weihe für den langen Winter, vielleicht auch die für das kalte, dunkle Grab. Es rieſelte ihnen im vergangenen Winter ſo kalt durch die Glieder, ſie wiſſen was ſolch Rieſeln ſo gerne bedeutet, das manchmal lange vorauskömmt, ſehr oft aber erſt, wenn der Angekündigte vor der Thüre iſt. Sie freuen ſich auf das, was jenſeits iſt, aber mit Furcht und Zittern, ſie fühlen im Gewiſſen, daß zwiſchen ihnen und Gott noch manches iſt, zwiſchen ihnen und dem neuen Menſchen in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit noch ein großer Unterſchied. Deſſen möchten ſie ſich daher noch verſichern ſo recht von Herzensgrund, daß der Heiland ihr Wahrer und Hüter ſei, wenn die Nacht kömmt, durch die man muß zum Grabe, daß er ihr Führer und Fürſprecher ſei durch die enge Pforte und vor Gottes Throne. Aber nicht Alle lieben dieſen Tag, abſonderlich junge Regenten nicht, denen iſt's wie Schwefel unter die Naſe, wenn man von Sünde ſpricht, denen klingt's wie Hochverrath, daß Strafe und Gnade bei Gott ſind, nicht bei ihnen, und daß ſeine Züchtigung ſo gut über junge Regenten kommt als über alte arme Sünder.

Je älter Käthi ward, deſto inbrünſtiger feierte ſie dieſen Tag, ſie fühlte, wie leicht in den kurzen Tagen ihr der immer kürzer werdende Athem ausgeben könnte. Selig zu ſterben, war ihr höchſter Wunſch, aber zu leben bis Johannesli ſelbſt fortkommen könnte, das war der zweite, den ſie freilich nicht mit Worten ausdrückte am Bettage, aber alle Tage mit unausſprechlichen Seufzern. Käthi freute ſich aber auch, Gott zu danken an dieſem Tage. Dankbarkeit iſt ein ſehr merkwürdig Kennzeichen der Beſchaffenheit eines einzelnen Herzens, ſowie der Culturſtufe eines ganzen Geſchlechtes. Bei der Dankbarkeit iſt Demuth, Freude, Friede in Gott und die Liebe, welche unbeſchwert giebt und nimmt, der Geber den Begabten liebt, der Begabte den Geber; bei der Undankbarkeit iſt ein ewig Begehren, ein ewig Ungenügen; iſt Neid und Hader, ein Dunkel auf Nebel gegründet, ein Ueberſchätzen, welchem der Fall folgt, eine Selbſtſucht, welche ſich ſelbſt vernichtet. So bei Einzelnen, ſo bei gänzen Geſchlechtern.

Käthi, trotz kürzlich gemachten Erfahrungen behauptete doch, ſie hätte nie geglaubt, daß die Leute ſo gut ſeien und ſie ihnen ſo lieb, und wenn ſie nicht verhagelt worden wäre, ſo hätte ſie dies nie erfahren, darum habe ſie Gott zu loben und zu preiſen, daß er ihr dies in ihren alten Tagen noch gezeigt.

Der Pfarrer predigte gewaltig von der Sünde und von der Gnade, den Uebelthaten der Menſchen, den Gutthaten des Herrn. Es ſei Zeit umzukehren und ſich zu bekehren; der Herr habe warnend den Finger aufgehoben, auf den Unbußfertigen und Verſtockten werde ſich legen des Herrn ſchwere, gewaltige Hand. Käthi hatte gebetet, geſchauert, ſich gefreut und ging heim faſt wie in einer heiligen Wolke. Käthi fluthete nicht lange im Strome der Menge, ſie lenkte ſeitwärts ab, ſie liebte das Geſchwätz der meiſten Kirchengänger nicht, welche ſtatt der eigenen Sünden die muthmaßlichen Schwächen der Nächſten verhandelten. An ihrer Hand zottelte Johannesli, welcher in der Kirche vaterländiſch geſchlafen hatte, jetzt übellaunig war, über Durſt klagte, um's Trinken die Großmutter übel plagte. Dem mußt' abhelfen, Frau, erſcholl hinter ihnen eine rauhe Stimme, ein ſolch Bübli darf man nicht ſo befehlen laſſen. Potz Sacker! Hörſt jetzt, ſagte Käthi, der Mann, hat es gehört wie du ein zwängiſcher biſt, jetzt kannſt dich ſchämen. Er wird es ſo gewohnt ſein, ſagte der graue Mann von dem die Stimme kam, mit gutmüthigem Lachen. Allweg iſt's beſſer, man ſage es, wenn man durſtig iſt, als man ſaufe den Leuten hinter'm Rücken kübelweiſe. Sieh, dort bei jenem Hauſe mußt du zu trinken haben bis du ſelbſt ſagſt, jetzt ſei es genug. Mag nicht Waſſer, will Milch, ſchrie der Junge. Was Käthi das ungern hatte, und wie ſie auch redete, ſie machte die Sache immer ſchlimmer. Tritt ein, Frau, ſagte der Mann, heute dreſſirſt du deinen Jungen nicht anders. Frau, da bringe ich dir einen Jungen, der Milch will, haſt welche? ſagte er zu ſeinem Weibe, welches ſie erwartend auf des Hauſes Terraſſe ſtand. Der ſoll Milch haben und Kaffee dazu, wenn er will. Wir kochen am Bettag nie Fleiſch, ſagte ſie zu Käthi, machen es kurz über Mittag, damit zur Kirche kann, wer laufen mag, Nachmittags ſchmeckt dann ein Kaffee doppelt gut. Der Mann ging dem Hauſe zu, Johannesli zögernd nach, Käthi blieb ſtehen mitten auf der Straße. Seh, komm! rief die Frau und halte mit, du haſt doch nichts zu thun daheim. Käthi weigerte ſich, ſagte, das wäre viel zu unverſchämt, das mache ſie nicht, und ließ ſich erſt bewegen, zu gehn, als der Mann ſagte: He, nun, wenn du ihn nichts ſchätzeſt und meinſt, meine Frau mache den Kaffee dir zu ſchlecht, ſo wollen wir dich nicht zwingen. Kommend wehrte ſich Käthi doch noch und meinte, ſie dürfe wahrlich nicht mit ihnen Kaffee trinken, das ſei gar nicht anſtändig. Hätte nicht geglaubt, daß du ſo hochmüthig ſeieſt und dich unſer verſchämteſt, ſagte der Mann. Komm du, meinte die Frau, ſonſt mußt du noch mehr hören. Wenn er an's Trümpfen (Sticheln) kommt, ſo wäre es mir manchmal lieber, er hätte die Peitſche in der Hand als Trümpfe im Maul. Noch vor dem Hauſe meinte Käthi, in die Stube dürfe ſie nicht, wenn man ihr eine Taſſe da auf die Bank geben wolle, ſo wolle ſie es mit grauſamem Danke angenommen haben. Mach nicht länger Schneckentänze. Haſt nicht gehört, was der Pfarrer geſagt hat: wir ſeien Alle arme Sünder, Reiche und Arme, und in manchen Stücken hätten ſich die Reichen vor den Armen zu ſchämen, erſtlich wegen dem Beiſpeil und zweitens wegem Hochmuth. Und jetzt marſch!

Es war Käthi ganz eigen zu Muthe, als ſie da in dem vornehmen Hauſe zu Tiſche ſaß und wenn der Kaffee ſchon ſehr gut war, wie ſie ihn ſeit Jahren nicht getrunken, ſo that es ihr noch wohler und zwar nachhaltender, daß ſolche Leute ſich ihrer nicht ſchämten und mit ihr umgingen akurat wie mit ihresgleichen. Drei Taſſen voll mußte Käthi trinken, den Reſt des aufgeſtellten ſchönen Emmenthaler Käſes wickelte die Frau ihr in ein Papier, ſie mußte ihn in die Taſche ſtecken und als ſie fortwollte, fragte der Mann: haſt zu preſſiren? Appart nicht, antwortete Käthi, zu kochen brauche ich heute nicht mehr, ich habe gegeſſen und getrunken, ich könnte es 24 Stunden aushalten. Das könnte dir doch wohl zu lange werden, bemerkte er. So komm und ſitz ab. Somit ſaß er ſelbſt ab auf die große grüne Bank vor dem Hauſe, rief ſeine Frau, ſie ſolle auch kommen und Käthi mußte zu ihnen ſitzen, wo alle Leute es ſehen konnten.

Es war ein ſchöner Abend. Wunderbar klar war der Himmel, und wunderbar ſtille ward es unterm Himmel, ſo eine rechte Sabbathsſtille, wo es einem ſo unendlich weit wird um's Herz, es einen dünkt, man fühle Flügel wachſen und werde aufgehoben ſtille zum Himmel auf. Kein Fuhrwerk rollte durch die Straße, keine Stimme ſcholl von einem Hügel zum andern Hügel, der Mühlebach rauſchte leiſer, die Vögel regten ſich nicht im Baume, es war, als ob auch ſie Bettag hätten und in ſtiller Andacht dem Herrn dankten für den grünen Baum, auf dem ſie ſaßen, für das reiche Feld, welches er ihnen bereitet hatte. In ſtiller Freude ſaßen ſie auf der Bank, wechſelten trauliche Worte, und wenn ſie ſchon weltlich lauteten, klangen ſie doch feierlich und geiſtlich in den Seelen. Sie merkten das Eilen der Zeit nicht und wer weiß wie lange ſie zuſammengeſeſſen hätten, wenn Johannesli nicht nach Kinderweiſe Heimweh bekommen und immer ungeſtümer heim begehrt hätte. Den dreſſire dann anders, ſagte der Mann beim Abſchied, und komm bald wieder. Es Plätzli und es Bißli iſt immer da für dich. In ſtillem Glücke ging Käthi heim, ſo wohl war es ihr lange nicht geweſen. Sie hatte im Herzen Gottes Gnade gefühlt und die Güte der Menſchen erfahren, was will der Menſch mehr auf Erden? Wie am wolkenloſen Himmel heute die Sonne unterging, ſo legte ſich auch Käthi's Seele ſorgenlos in die Arme des Schlafes, und ein unbeſchwert Gemüth iſt vielleicht ſeltener noch als ein wolkenloſer Himmel. Solche Tage hinterlaſſen im Gemüthe lange einen freundlichen Eindruck, wie die Furche, welche ein Schiff im See gezogen, ſichtbar bleibt, wenn längſt das Schiff vorüber iſt. Aber auf wolkenloſen Himmel folgt gerne der Sturm, auf ein unbeſchwertes Gemüthe lagern ſich gar zu gerne ſchwere Tage ab.

Achtes Kapitel.

Gott ſtellt eine Lebensfrage, da werden die Gelehrten ſturm und die Unmündigen bange.

Die Tage wurden kürzer, wer nicht mit den Hühnern zu Bette wollte, mußte die Lampe hervorſuchen. In andern Jahren hatte Käthi Oel gehabt von ihrem Flachsſamen, ach, und wie brannte das eigene Oel ſo ſchön und hell, ſolches kriegte ſie nie beim Krämer, wie theuer es auch war! Dieſes Jahr hatte Käthi keinen Flachsſamen, mußte zum Krämer gehen. Fleißige Weiber thun ſolche Gänge gegen Abend. Das Reſtchen Sonnenlicht reicht nicht zur Arbeit, iſt aber vollkommen genügend zu einem kurzen Gange auf bekanntem Wege. Leichtſinnige Mädchen benutzen die gleiche Zeit zu luſtigem Geflatter, das Bischen Licht reicht hin zu finden was ſie ſuchen, und willkommen iſt ihnen dann die Nacht, ihren Fund zu verbergen, zu verhüllen in Finſterniß, weſſen ſie ſich ſchämen müßten, nicht vor den Menſchen nur, ſondern vor jedem Lichtſtrahle, der vorüber ſtreift.

Als Käthi in's Dorf kam, ſah ſie viele Leute beiſammen ſtehen, andere liefen fort, andere herbei, dabei war ein Reden und Hände verwerfen, daß es Käthi recht Angſt wurde. Feuer ſah man keins, Krieg war nicht, vom Ausjagen der Obrigkeit war nicht die Rede geweſen, und doch mußte es was Wichtiges ſein. Es werde ein Mann ſeine Frau halb todt geſchlagen, oder ein Pintenwirth ſich gehängt haben, es werde für ſie nichts Schlimmes ſein, allweg werde es ſie wenig angehen, dachte Käthi und wollte vorübergehen. Einen Vorwand, ſich zu verſäumen, ſuchte Käthi nie, ſie mied das Verſäumen, wie ein Mütterchen es wohl thun muß, welches einem Corporal ſein Kind durchzubringen hat. Da riefen zehn Stimmen auf Käthi los: Haſt ſie auch, haſt ſie auch? Käthi erſchrak; Herr Jeſus, was ſoll ich haben? rief ſie. Die Erdäpfelkrankheit, die Erdäpfelreſten, rief es von allen Seiten. Sie fühle nichts, ſagte Käthi, ſie ſei eine alte Frau, aber arbeiten und eſſen möge ſie Gott Lob. Keine Miene verzog ſie ob dieſer Antwort. Nicht am Menſchen iſt die Krankheit, ſondern an den Erdäpfeln. Sind deine Stauden nicht auch ſchwarz und ſtinken ſchrecklich? rief's von allen Seiten. Weiß nichts, ſagte Käthi. Habe ſie ſeit einigen Tagen nicht geſehen. Aber es wird nicht ſein, bin eine alte Frau und habe von ſolcher Krankheit nie gehört. Da ſagte ihr eine Bekannte, die Zeitungen hätten ſchon lange davon geſtürmt, aber man habe ſich deſſen nicht viel geachtet und gedacht, das ſei gerade ſo wie das andere Geſtürme, wo das Halbe nicht wahr ſei und das andere Halbe gelogen. Aber jetzt ſei die Krankheit da, kein Menſch wiſſe woher. Schwarz wie ein Leichentuch ſeien alle Aecker, es ſei eine grauſame Peſtilenz. Die Erdäpfel haben Peſtilenzflecken und wer davon ißt, Menſch oder Vieh, muß ſterben. Denk, o Käthi, was ſoll man eſſen bis das andre Jahr? Von allen Seiten her kamen mehr und mehr Menſchen, brachten von allen Seiten her Bericht, daß die Peſtilenz auch bei ihnen ſei, alles ſchwarz. Niemand weinte, aber Rathloſigkeit, Troſtloſigkeit lag auf allen Geſichtern. Es war ein Donnerſchlag aus hellem Himmel, in Angſt wie verſteinert ſtanden die Menſchen, wie das Vögelein vor der Schlange verſteinert, deren Beute es im nächſten Augenblicke werden wird.

Auch Käthi war wie vom Schlage gerührt, vermochte kaum die zitternden Glieder zum Krämer zu ſchleppen, die Krämerin konnte kaum das Oel ausmeſſen, ſo zitterten ihr die Hände. Es wird nicht ſein, es kann nicht ſein, ſo wird unſer Herrgott uns doch nicht heimſuchen, ſeufzten beide. Aber wie in heißen Fiebern kein Trank den Durſt löſcht, ſo ſtillte kein Seufzen ihr Bangen. Die Angſt zog Käthi heim, die zitternden Beine wollten nicht fort, der Athem ſtockte in der gepreßten Bruſt, ſtille ſtehen, abſitzen mußte Käthi manchmal, ehe ſie zu ihren Erdäpfeln kam. Es war Nacht geworden, mondlos der Himmel, an demſelben glitzerten viele Sterne und doch war es finſter auf Erden, ungefähr wie es bei vielem Wiſſen doch dunkel bleibt in mancher Seele. An den Erdäpfeln war nichts zu ſehen, wie Käthi auch die Augen anſtrengen mochte. In der Ungewißheit bleiben eine liebe lange Nacht durch konnte Käthi nicht. Sie ging heim, zündete die Lampe an, ſtellte ſie in ein Laternchen, und eilte wieder den Erdäpfeln zu, hintendrein Johannesli, der wiſſen wollte, was das gebe, und immer lauter ſchrie, je weniger die Großmutter den Athem fand zu gehöriger Auskunft.

Gebeugt leuchtete Käthi in den Erdäpfeln herum, hintendrein ſchrie immer lauter Johannesli. Wer aus einiger Ferne das wackelnde Licht geſehen, des Kindes Geſchrei gehört hätte, würde wahrſcheinlich geglaubt haben, da ſpuke es, entweder habe ein böſer Geiſt ein Kind geraubt und fahre damit von dannen, oder Einer wolle einen Schatz heben und ſuche die Stelle, wo er zur Hebung deſſelben das Blut eines Kindes vergießen müſſe. Jetzt ſah Käthi im Lampenſcheine die grauſe, ſchwarze Peſtilenz an allen ihren Erdäpfeln, und es war ihr, als werde, je mehr ſie zünde, die Peſtilenz immer ſchwärzer und grauſiger. Da überwältigte der Jammer die alte Frau. Sie ſetzte ſich an die Furche und weinte bitterlich und Johannesli ſetzte ſich neben ſie und weinte noch weit bitterlicher aber nicht wegen den Erdäpfeln, ſondern weil die Großmutter ſo bitterlich weinte und ihm nicht ſagen wollte, warum? Das war eine viel bitterere Nacht als die Gewitternacht. Damals war es früh im Sommer, Hoffnung zum Gedeihen einer neuen Pflanzung, jetzt war dieſe dahin, der Winter vor der Thüre. Verkaufen zur Bezahlung der Miethe konnte Käthi nicht nur nichts, ſondern es ſtand ſchwarz und grauſig die Frage vor ihr wie ein wildes Thier und wollte nicht weichen von ihrer Seele: Was ſollen wir eſſen, und womit ſollen wir uns kleiden? Käthi rang mit dieſer Frage faſt wie wenn ſie der Teufel ſelbſt geweſen wäre, Käthi wußte, die Frage war Sünde, wußte, daß man ſich nicht kümmern ſolle um den folgenden Tag, aber ſie konnte in Gottes Namen nicht anders, ſie mußte fort weinen und zwar bitterlich.

Das Auge, welches nie ſchläft, ſah wohl dieſen Kampf in Käthi's bebender Seele, aber der, welchem das Auge gehört zürnte wohl nicht, hielt wohl ein mild Gericht. Ein ganz ander und ſchwerer Gericht wird ſicher der Herr über Manchen haben ergehen laſſen, der ganz ſorglos an ſeiner ſchwarz gewordenen Pflanzung ſtand, ſich gar nicht darum kümmerte, was ſollen wir eſſen, womit ſollen wir uns kleiden, vielleicht zehn Kinder daheim hatte und nicht zehn Kreuzer vorräthig Geld dazu, ja vielleicht mehr als zehn Thaler Rückſtände. Aber dieſe Sorgloſigkeit war nicht die Frucht eines ſchwer errungenen bewährten Gottvertrauens, ferner als nie ſtand der Sorgloſe von Gott, es war das Erzeugniß eines übermächtig gewordenen thieriſchen Sinnes. Mit großem Behagen glaubte ſo einer einen guten Grund erhalten zu haben, ſich einſtweilen gütlich zu thun. Unter dem Vorwande, ſeine Kartoffeln ſeien angeſteckt, es ſei beſſer etwas daraus zu löſen als ſie faulen zu laſſen, brachte er was er hatte dem Brenner, nahm Branntewein dafür oder Geld, um es anderwärts zu vertrinken. Mit großem Behagen glaubte er einen fernern Grund gefunden zu haben, ſich ſammt ſeiner Familie ohne Arbeit durch Andere erhalten zu laſſen, oder das Recht, zu nehmen, was ſie nicht freiwillig geben. Eine ſolche Sorgloſigkeit iſt keine chriſtliche, ſondern das Gegentheil. Der Chriſt weiß, daß was er erndten will, er ſäen muß, er auf Anderer Fleiß ſich nicht verlaſſen dürfe, ſondern das eigene Pfund gebrauchen, jeder im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brot eſſen müſſe, wer nicht arbeiten wolle, nicht eſſen ſolle, und wer ſeiner Haushaltung nicht Vorſorge thue, ärger als ein Heide ſei. Der Chriſt weiß, Gott hilft da nicht, wo er Kräfte gegeben hat, ſich ſelbſt zu helfen, und giebt zur menſchlichen Hülfe nur da den Segen, wo ſie dem Unvermögen nachhilft und nicht dem Kreuzer, welchen der faule Bettler erhält, nicht der Gabe, welche dem Müßiggänger wird. Hat der Chriſt im Schweiße ſeines Angeſichts treu gearbeitet, und die Wetter kommen, die Waſſerwogen brauſen, Hagel fällt, ein giftiger Hauch weht über die Felder, die Früchte ſind verſchwunden, am öden Acker ſteht der Chriſt, zagt und weint, da zürnt ihm wohl der Herr nicht. Es iſt ja das Zagen und das Beben das Urſprüngliche in der menſchlichen Natur, ſo bebte auch Hiob, denn ein armſündig Menſchenkind iſt der Menſch, und nicht umſonſt heißt es: Was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkeſt, und das Menſchenkind, daß du dich ſeiner annimmſt! Gott iſt unſer Fels und Hort, und reicht uns ſeine Hand, auf dieſen Fels uns zu ſtellen, abzuſtellen darauf unſern Glauben, unſer Vertrauen, unſer ganzes Sein, das iſt unſere Aufgabe; und auf dieſem Felſen ſollen wir uns halten in guten und böſen Tagen, im Leben und im Sterben. Aber daß hier auf dieſer Erde das Kind ſelbſt zum Felſen werde, der nie wankt, nie bebt, nie erſchüttert wird, nie das Haupt beugt im Gefühle unausſprechlicher Ohnmacht, wenn die Schläge fallen, die Wogen rauſchen, das Vergängliche dahinrollt, das Liebſte auf Erden untergeht, das will ja Gott nicht.

Ein Gott kann der Menſch nicht werden, bloß ein Götz, einen ſolchen nimmt jeder Wind; ein Kind ſoll er werden, ein lieb, gut Kind, ſolchen gehört das Himmelreich. Und wenn die Nacht kömmt und noch dazu der Sturm, der Blitz über die Erde zuckt, das Haus im Donner bebt, da bebt auch jedes Kind, ſchaurig rieſelt es ihm durch die Glieder, und eben in dieſem Zittern ſucht es den Vater, klammert ſich an ihm feſt und dann noch zittert es lange fort und lange geht's, bis es zum Bewußtſein ſich erholt, daß es unter des Vaters Schutze ſicher ſei und keine Macht und keine Kreatur es von deſſen Liebe ſcheiden könne. Und wie lange Einer bebt, und wie ſtark der Sturm iſt, in dem er bebt, und wie groß die Gefahr iſt, in welcher er bebt, Alles dies zu wägen und daraus auf die Größe des Vertrauens zu ſchließen, dafür hat der Menſch weder Waage noch Urtheil, beide hat Gott ſich vorbehalten. Die arme alte Frau, welche bebend und zitternd am vergifteten Aeckerlein ſitzt, deſſen Ertrag wenige Thaler beträgt, iſt vielleicht vor Gott doch viel ſtärker im Vertrauen, als der Handelsmann, der kaltblütig zerfahrenen Millionen nachſieht, der König, der um einen umgeſtürzten Thron, der Schultheiß, der um einen eingebrochenen Seſſel flennt.

Dieſer Gott nun, der für ſolche Dinge allein die rechte Waage hat, wenn auch keine obrigkeitlich geſtempelte, der ſah die arme Käthi weinen und wußte, wie lange ſie weinte, ſie wußte es nicht. Neben ihr war Johannesli eingeſchlafen, das Lämpchen erloſchen, ſie hatte es nicht bemerkt. Allgemach rieſelte es ihr kalt durch die Glieder, ein kühler Wind weckte ſie aus ihrem Weinen und Sinnen. Tiefe Nacht war ringsum, kein Licht flimmerte mehr im Dorfe, in tiefem Schlafe ſchien alles Lebendige begraben, aber klar glänzten am dunkeln Himmel die Sterne. Es kam Käthi wunderbar in's Herz. Es ward ihr, als ſei ſie mit Gott allein und nicht im engen Kämmerlein, ſondern in ſeiner unendlichen Weltenkammer, und er öffne ihr alle Geheimniſſe der Natur und zeige ihr alle Geſchöpfe, die da in den Waſſern ſind und in der Erde kriechen, unter dem Himmel fliegen und rennen, für welche er ſorge tagtäglich; und er rolle vor ihr die Jahrtauſende auf und zeige ihr, wie er mit väterlicher Hand Alles geleitet bis auf dieſen Tag, und der Zufall nichts gemacht habe, weder Regen noch Dürre, weder Laub noch Gras, weder Geſundheit noch Krankheit, weder fruchtbare noch unfruchtbare Jahre. Und als er ihr Alles gezeigt habe, da nehme er Käthi ihr Herz aus der Bruſt, falte es auseinander weit, weit und ſuche darin und ſehe Käthi an, als ob er fragen wolle: Käthi, und wo iſt dein Vertrauen? Da ward es heiß und ihr Kopf brannte ihr, und ihre ſiebenzig Jahre ſtanden vor ihr und in jedem Jahre ſah ſie Gottes Hand mächtig über ſich, ſah ſich ſichtbarlich ſo manchmal von Gott gerettet, und trotzdem kein Vertrauen, und wie ſie doch bei jeder neuen Drangſal die alte Hülfe vergeſſen, in der neuen Noth gewimmert habe, als wäre es die erſte und wüßte ſie von keinem Helfer. Jetzt ſei wieder ſo eine Noth da, eine nie erlebte zwar, aber jede Noth ſei einmal zuerſt geweſen und über jede Noth ſei der alte Gott mächtig geweſen, warum ſollte er es nicht auch über dieſe ſein? Siebenzig Jahre ſei ſie alt, und ſo nahe der letzten Noth, welche über jeden Menſchen auch nur einmal komme, wie es ihr dann ergehen werde, wenn da auch kein Vertrauen ſei, der Herr ihr Herz auseinanderfalte, und ſie anſehe fragend: Käthi, und das Vertrauen? Käthi kam ſich vor wie eine der fünf thörichten Jungfrauen, welche kein Oel in ihren Lampen hatten, als der Bräutigam kam. Sie weinte, daß die Ergebung nicht bei ihr einkehren wolle, welche mit Hiob ſage: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobt; das Jagen nicht aufhören, das Beten nicht kommen wolle: Vater, nicht wie ich will, ſondern wie du willſt.

Als Käthi ſo weinte, ward es ihr nach und nach heller im Gemüthe, es ſchien ihr, Gott vergebe ihr das Wanken, weil es doch kein Abfall ſei, und ſie ſich aufrichte und ihn zu ergreifen ſuche, und weil ſie das könne, ſei ſie doch unendlich viel beſſer daran ohne Erdäpfel mit Gott im Herzen, als andere Menſchen mit viel Erdäpfeln aber ohne Gott im Herzen. Nun wolle ſie ihn aber auch behalten, dachte ſie, damit, wenn die letzte Noth komme, er drinnen ſei, vielleicht, daß dann keine Zeit wäre, ihn lange zu ſuchen. Da regte ſich Johannesli im Schlafe, mahnte Käthi an ſein Daſein. Da erſchrak Käthi gar ſehr, begann laut zu reden und ſagte: Ei aber nein, du arm's Tröpfli, habe ich dich ſo ganz vergeſſen hier in Thau und Nachtluft, wenn das arm Bübli nur keinen Schaden nimmt. Hab ich dich vergeſſen, und wie würde es dir erſt gehen, wenn du kein Großmütti hätteſt, das noch an dich denkt, keinen Menſchen hätteſt du, der deiner ſich annehmen würde, ganz verlaſſen wärſt du, du arm's Tröpfli! Ja weiß Gott, wenn ich ſterben ſollte, es wüßte kein Menſch, wie es dir erginge. So kummernd trug Käthi ihren Johannesli heim und kümmerte noch daheim ſich lange um ihn, daß ſie faſt nicht ſchlafen konnte. Die gute Käthi, welche ſich wegen der Erdäpfel Gott ergeben hatte, dachte nicht daran, das errungene Vertrauen auch auf Johannesli auszudehnen, und daß das wieder nicht recht ſei, daran dachte ſie wieder nicht. O es iſt ſchwer für den armen Menſchen, ein unumſchränktes Gottvertrauen zu faſſen, welches über alle Gebiete des Lebens ſich erſtreckt. All unſer Jagen führt nicht zum Ziele, unſer Ringen iſt kein Erringen, unſere Siege ſind nur Bruchſtücke und Stückwerke im Kampfe, der alle Morgen neu beginnt; uns mangelt der Ruhm vor Gott, unſere Gerechtigkeit iſt wie ein unfläthig Kleid, mit Sünden befleckt ſind unſere beſten Werke.

Käthi hatte am folgenden Morgen Mühe, den vergangenen Tag ſich zu vergegenwärtigen, ſich zu erinnern, wann und wie ſie zu Bette gekommen. Als es endlich geſchah, wollte neue Angſt ſie erfaſſen, beſonders als die Erdäpfel ihr am Tage noch viel ſchwärzer vorkamen als des Nachts, ſo recht grauſig, daß ſie nicht einmal wagte den Fuß hineinzuſetzen, aus Furcht, derſelbe könnte angeſteckt werden von der Peſtilenz. Es duldete Käthi nicht daheim, ſie mußte in's Dorf, mußte zu vernehmen ſuchen, was da zu machen, was Menſchen vorzukehren hätten. Denn die Frage: was ſoll ich thun? ſtellt dem Menſchen ſich um ſo dringlicher, je feſter ſein Vertrauen auf Gott iſt, dieweil er weiß, daß Gott dem Menſchen das überläßt, welches im Bereiche von deſſen Kräften liegt. Innerhalb dieſes Bereiches erwartet der Chriſt nie göttliche Hülfe. Käthi fand nun des Geredes viel im Dorfe, aber guter Rath war nicht nur theuer, ſondern gar nicht zu haben. Man hatte ſeit einiger Zeit ſo viel von Lebensfragen geſchwatzt, jede Lumperei zu einer ſolchen erhoben, mit Gewäſch und Geſchrei ſich darum gerauft, verlogen und verläſtert; man hatte an ſolchen Lumpereien, welche man Lebensfragen nannte, ſo gewaltig ſich verſündigt, daß Gott es für gut fand, den Völkern einmal ſelbſt eine Lebensfrage zu ſtellen, und zwar die Kartoffelfrage.

Da hatte der Menſch Gelegenheit zu zeigen, wie ſelbſtſtändig, mündig, unabhängig er ſei, ſein eigener Gott; da konnten die Weiſen der Zeit ihre Weisheit an den Tag legen, ihren Nutzen für das wirkliche Leben, konnten den Beweis führen, daß ſie auf der Culturhöhe ſtänden, von welcher aus ſie alle Lebensgebiete nicht bloß überſehen ſondern auch beherrſchen könnten, viel beſſer als weiland Satan auf ſeinem bekannten Berge alle Reiche der Welt; da konnte das gegenwärtige Geſchlecht den Weisheitszahn, mit welchem es ſich allen geweſenen Geſchlechtern gegenüber ſo gewaltig brüſtet, erproben, den Verſuch machen, ob es eigentlich wahr ſei oder eine bloße Verläumdung, derſelbe tauge eigentlich zum Beißen nicht, und obgleich er am ſpäteſten komme, gehe er doch am früheſten wieder ab.

Es war in der That eine Lebensfrage, wie nur Gott ſie ſchaffen konnte, welche dem Menſchen vom Scheitel bis zur Fußſohle durch's Mark und alle Glieder fuhr, an welcher die Maſſe menſchlichen Wiſſens am beſten ſich erproben konnte, ſo an einer ſcheinbar einfältigen und geringen Sache, wie die Kartoffeln ſind. Und ſie begriff ihren Beruf und die Gelegenheit, die menſchliche Weisheit und Wiſſenſchaft, ſie ſtürzte ſich auf dieſe Frage, wie auf ein fettes Lamm der hungrige Wolf. Von Rathſchlägen und ſichern Hülfsmitteln wimmelten die Zeitungen, fuderweiſe flogen die guten Räthe unter dem Volke herum, und zwar unentgeltlich, und doch kamen ſie Manchem theuer genug zu ſtehen.

Gründlich und zwar wiſſenſchaftlich gab man die Gründe an, warum dieſe Krankheit entſtanden ſei, habe entſtehen müſſen, wie nun ihr Fortgang zu hemmen, der Krankheit künftig gründlich vorzubeugen ſei, dann kamen die Räthe und Mittel, wie man mit den Kartoffeln zu verfahren hätte, ſie zum Theil ganz zu retten, die angeſteckten ſo gut als möglich zu benutzen, denn nach einigem Schwanken und Zweifeln hatten die Gelehrten mit Glanz zur beſtimmten Wahrheit erhoben, daß weder Schweine noch Menſchen vom Genuſſe der angeſteckten Erdäpfel ſtürben, es hatten nämlich einige Schweine und Menſchen davon gefreſſen, und es hatte ihnen nichts geſchadet, und darauf hin eben bewieſen die Gelehrten gründlich, daß es ihnen wirklich nichts geſchadet und auch nichts hätte ſchaden können.

Ueber den Urſprung der Krankheit waren die Gelehrten verſchiedener Meinung, begreiflich behauptete jeder, er habe recht. Nach dem Einen war der Regen ſchuld, nach dem Andern die Sonne, nach dem Dritten der Dünger, nach dem Vierten der Boden, nach dem Fünften der Saame oder die Setzlinge, nach dem Sechsten Schwämme, nach dem Siebenten Inſekten u. ſ. w., u. ſ. w. Nun ſollte man das Kraut abmähen und vergraben kirchthurmtief, ſollte eggen, ſollte ſchnell graben nach dem Einen, nach dem Andern die Erdäpfel im Boden laſſen, bis ſie zu ſich ſelbſt gekommen und ſich wieder erholt hätten, denn warum ſollten Erdäpfel ſich nicht ſo gut erholen können als Menſchen, ſeien ja doch die Vorrechte aufgehoben. Nach dem Einen ſollte man ſie auf dem Acker liegen laſſen, nach Andern an trockne Orte ausſchütten. Dörren ſei gut, ſagten die Einen, beizen noch beſſer, die Andern. Die Allerklügſten gaben an, man ſolle die Erdäpfel in kleine feine Scheibchen ſchneiden, ſorgfältig dann jedes Scheibchen mit Salz beſtreuen, ſäuberlich ſie dann im Backofen langſam trocknen, dann kriege man ganz herrliche Kartoffelſchnittchen, vornehmlich für Salat. Eine äußerſt intereſſante Arbeit für einen Bauer, der die Erdäpfel von zwei bis drei Jucharten in Scheibchen zu ſchneiden und dieſe ſäuberlich mit Salz zu beſtreuen hätte. Die Einen riethen, im Herbſte Kartoffeln zu ſetzen, die Weiſeſten aber meinten, am allerſicherſten führe man, wenn man im Februar die Kartoffeln in Blumentöpfe ſtecke, ſie ſo an der Wärme hätte im Zimmer, bis es draußen warm werde, dann ſetze man ſie hinaus in's Feld, eine allerliebſte, intereſſante Arbeit, für drei Jucharten die Setzlinge in Blumentöpfen zu ziehen. Das wäre ein Herrenfreſſen für die Töpfer, eines Abſatzes von Billionen Millionenmal Blumentöpfen wären ſie ſicher. Ach das wäre ſchön!

Die Trompeter der Wiſſenſchaft, die Hauſirer der Cultur, welche dieſelbe en detail vertragen und verſchachern bis in die unterſte Klaſſe der Culturmenſchen, die Zeitungsſchreiber, ermangelten nicht, was die Gelehrten entdeckten ſo kräftig auszupoſaunen, daß Jericho's Mauern eingefallen wären, wenn ſie nicht glücklicherweiſe ſchon eingefallen geweſen wären.

Je merkwürdiger und intereſſanter ſo eine gelehrte Entdeckung war, deſto lauter wurde ſie ausposaunt, deſto nöthlicher angeprieſen; die Regierungen gebehrdeten ſich wirklich ſehr landesväterlich, es fehlte nicht viel, ſie wären ausgezogen, die Räthe, die Schreiber allzumal hätten den Bauern gezeigt, wie man Erdäpfel in Scheibchen zerſchneide, mit Salz beſtreue ſäuberlich; wären mit Töpfen (Setzer, ſetze nicht etwa Tröpfe) gekommen und hätte den Bauern gezeigt, wie man Erdäpfel ziehen könne akurat wie Hyazinthen. Ach Gott, wie ſchön wäre das geweſen. Wie hätte dies das Vertrauen zwiſchen Regent und Volk feſtigen müſſen, ganz anders als ſo ein lumpichtes Vertrauens-Votum oder eine noch lumpichtere Adreſſe! Und welch Exempel für die Nachwelt, wenn die Regenten ſelbſt die Träger der Cultur

gemacht, mit leeren Töpfen im Lande herum von Hütte zu Hütte gezogen wären, mit leeren Töpfen, worein man was ſetzen könnte. Ha, das war eine Zeit, wo die Wiſſenſchaft ſich geltend machte, die ihr gebührende Stelle einnahm, wo, wie ein Hirſch zur Waſſerquelle, zu dieſem Borne der Weisheit jeder Landmann lief um Rath und Regeln, welche die Erfahrung bei dieſer unerhörten Erſcheinung ihm nicht an die Hand gab. Da hätte mancher dumme Zeuge lernen können, was das Wiſſen ohne Erfahrung iſt, und das wollte Gott vielleicht auch zeigen, als er dieſe Lebensfrage vor die Völker ſtellte. Und mancher Gelehrte hätte ſich veranlaßt finden können, alle ſeine unumſtößlichen Sätze von Neuem zu durchgehen. Vielleicht wollte Gott diesmal nicht bloß den Unmündigen was zeigen, ſondern auch den Gelehrten. Indeſſen dumme Jungen und Gelehrte ſind nicht immer ſo weit auseinander als man denkt, nicht ſelten haben ſie mit einander gemein: Augen, die nicht ſehen, Ohren, die nicht hören, einen Verſtand, der nichts begreift, und namentlich Gottespredigten nicht. Wir ſind weit davon entfernt, den Werth des Wiſſens nicht zu ſchätzen, aber ſein Ueberſchätzen mögen wir nicht leiden. Das Wiſſen allein hat noch keine Nation groß gemacht, wohl aber deſſen Ueberſchätzen ſie verdorben und in Knechtſchaft gebracht. Als die Babylonier reden wollten wie Gott, wurden ſie verrückt, und als die Griechen nur räſonniren, disputiren, definiren wollten, wurden ſie erniedrigt bis zu Hunden der Türken. Es ſoll in Allem Maaß und Schranke ſein, werden dieſe überſchritten, ſo öffnen ſich die Abgründe.

Nun ſtand Käthi, wir wollen es offen bekennen, nicht einmal auf der Culturhöhe, daß die Wellen des Wiſſens ihre Schwelle beſpühlt hätten, ihr Lebtag hatte ſie keine Zeitung geleſen, höchſtens eine geſehen, jedoch immer nur von weitem. Was Andere geleſen, gehört hatten, das vernahm allerdings auch Käthi, aber ſo kraus und kunterbunt durch einander, daß ſie recht traurig war und dachte, wenn es doch Gottes Wille wäre, daß er Jemand ſchicke, der Einem ſage, welcher unter den Räthen der beſte ſei, ſo aber habe man vor lauter Räthen gar keinen Rath.

Neuntes Kapitel.

Vom Verlauf der Frage und wie es Käthi und Andern dabei geht.

Das Erſte, was man Sicheres vernahm, war eben, daß die angeſteckten Kartoffeln nicht giftig ſeien und mit Vorſicht genoſſen werden könnten. Wenn es recht finſter iſt, kömmt das kleinſte Licht willkommen, und wo man das Aergſte erwartet hat, iſt jede Milderung ein Troſt.

Gott Lob, ſagte Käthi, ſo iſt doch nicht Alles verloren. Es war mir von Anfang, ich wollte mich darein ergeben, wenn man doch nur zur Nothdurft zu eſſen hätte. Gott Lob, es iſt doch Einer über uns, und der lebt noch. Das Zweite, was man glaubte, war, daß man die Erdäpfel ſo raſch als möglich aus dem Boden machen müſſe. Das traf ſich nun in eine Zeit, wo man ohnehin alle Hände voll zu thun hat, und in ein Jahr, wo man, der vielen Regentage wegen, ohnehin mit allen Arbeiten zurück war. Mit Grummet, Haſer hatte man noch zu thun, ſollte dazu den ganzen Tag mit dem Pfluge im Felde ſein, denn früh ſäen hat Gold im Munde, und voll Obſt hingen an vielen Orten die Bäume, und jetzt, in das Alles hinein, das Erdäpfelausmachen, welches man ſonſt zületzt vornahm, oder wenn an den Erdäpfelacker die Reihe kam geſäet zu werden, was zumeiſt zuletzt geſchieht.

Da wurden die Hände rar. Nicht bloß die gewohnten Leute mußten alle an Tanz, und kein Bauer knauſerte und wollte Alles mit ſeinen eigenen Leuten erzwingen. Da ſandte man hinaus auf die Kreuzwege und las zuſammen, was man fand, fragte nicht, ob ſie taub, blind oder lahm ſeien, ſondern bloß, ob ſie Erdäpfel ausmachen oder doch wenigſtens aufleſen könnten.

Die meiſten ärmern Leute haben ihre Häuſer oder ihr Haus, aus welchem ihnen ihr Verdienſt zuwächſt, wo ſie nachrechnen, wann ſie wieder hingeben, oder ihnen was zufallen könne, und wo ſie es ſehr übel nehmen, wenn ſie einmal übergangen werden ſollten. So Einer macht oft ein ſauer Geſicht und ſpitzt die Ohren, man weiß nicht warum.

Er hat vernommen, Jöre Joggi ſange morgen an zu heuen, und ihm hat noch Niemand was geſagt. Da pocht es an ſeinem Fenſterchen, plötzlich macht er glückliche Augen, öffnet und hört: Peter, morgen geht's Heuen an, fehl nicht, der Melker ſollte es dir geſtern ſagen, vergaß es aber. Der iſt ein Löhl und bleibt ein Löhl, ſagt Peter, und fragt, in welche Matte geht's, und iſt glücklich, daß der Verdienſt wieder angeht. Jetzt aber dachte jeder Arme, wenn es nur Gottes Wille wäre, daß mich Niemand beſtellte, daß ich meine zuerſt ausmachen könnte, und nun klopfte nicht bloß ein Finger an ſeinem Fenſterchen, ſondern mancher, die Fragen purzelten ordentlich über einander. Hab' dich wollen fragen, ob du morgen kommen könneſt? Bin ſchon an ſieben Orten geweſen und an allen hatten ſie ſchon verſprochen, und Leute müſſen wir haben, ſelb iſt fertig! Dieſe reichen Nachfragen freuten den Armen nicht. Gepreßt ſagte er: Kann nicht kommen, hab' ſchon verſprochen, wäre aber lieber daheim geblieben, und macht mit Seufzen das Fenſterchen wieder zu. Er muß gehn und andere ausmachen, ſeine im Boden laſſen. Aeußerer Zwang iſt freilich keiner da, aber er denkt, laſſe ich den Bauer ſtecken in ſeiner Noth, ſo hilft er mir auch nicht in meiner Noth. Es ſcheint ſchrecklich, daß der Arme dem Reichen helfen muß, ſein Vieles retten, ſtatt daß der Reiche dem Armen zuerſt hilft, ſein Weniges aus dem Boden machen, daß der Arme einem ſolchen Zwange zu unterliegen ſcheint, nicht von einem ſolchen emanzipirt wird.

So ſcheint es theoretiſch, und ſo würde es auch ein Dachſtübchen-Gelehrter darſtellen, der für die Emanzipation des Volkes ſchreibt, im Grunde aber ſich vom Dachſtübchen emanzipiren und zu einem conform Leben, zuweilen mit etwas Champagner, verhelfen möchte. Indeſſen ſieht dieſes viel grauſamer aus, als es wirklich iſt. Vor allem aus darf man das patriarchaliſche Verhältniß, welches Gott Lob noch öfter ſtattfindet als man denkt, nicht vergeſſen. Der Reiche, welchem der Arme arbeitet, wird vom Armen betrachtet als ſeine ſichtbare Vorſehung, welche ihn nicht im Stiche läßt, und der Reiche iſt's auch. Bedarf der Arme was, Geld, Holz, Zug, Taufzeugen, ſo iſt's bei ſeinem Bauer nie Nein, wie er ſagt; und ſagt jener: ich ſollte morgen abſolut daheim ſein, ſo ſagt der Reiche: es iſt läz, es iſt mir z'wider; aber wann du es nicht anders machen kannſt, ſo ſei's, aber übermorgen komme mir, du weißt, was zu thun iſt. Nun betrachtet ſich der Arme auch als dem Reichen nothwendig, er glaubt, ohne ihn könne es dort nicht gehen, das iſt ſein Stolz. Er betrachtet ſeinen Verdienſt als die Hauptſache, die eigenen Pflanzungen als eine Nebenſache, welche durch Frau und Kinder zu beſchicken ſind, und wenn Noth an Mann kömmt, ſo ſagt er: Meiſter, wenn du die Frau oder die Kinder brauchen kannſt, ſo ſag's, ſie müſſen auch kommen, was ſie daheim zu machen haben, können ſie immer noch machen. Ferner hat der fromme Arme, welcher ſeine Abhängigkeit von einem höhern Willen täglich erkennt und bekennt, zumeiſt mehr Ergebung und Geduld als der Reiche, welchem mehr Mittel zu Gebote ſtehen, den eigenen Willen durchzuſetzen, welcher mehr zwängen kann. So bös, wie man ſagt, wird es kaum geben, der liebe Gott wird wohl noch an die armen Leute denken. Und wenn's iſt, wird man es extragen müſſen, bis es beſſer kömmt, wer weiß, für was es gut iſt, wenn er nur die guten Leute nicht alle nimmt und der alte Gott bleibt, ſo wird es wohl zu leiden ſein, ſo heißt's. Was der Arme entbehrt, darf ferner nicht beurtheilt werden vom Standpunkte des verwöhnten Menſchen und des verderbten Menſchen, der meint, was der Reichſte genieße, ſei Bedürfniß für Alle, weil ihm der Neid daſſelbe zum Bedürfniß macht. Es muß beurtheilt werden mit den Augen des Armen ſelbſt. Per Exempel, ſo ein Taugenichts von Stadtſchlingel muß das Leben eines Tagelöhners für eine Hölle anſehen, während der ehrliche Tagelöhner den Stadtſchlingel von oben bis unten mit der allerſouverainſten Verachtung anſieht. Mit viel mehr Reſignation ſtirbt auch der Arme aus den gleichen Gründen, bleibt bei einer Gefahr, welche in ſein Leben hineinragt, gelaſſen, während der Reiche zappelt und mit Händen und Füßen dreinſchlägt. So iſt's im Gewöhnlichen, nun aber war die Kartoffel-Krankheit was Ungewöhnliches, Ungeheures, ſie war eine Lebensfrage und ergriff Reiche und Arme, und mancher Arme hörte den Ruf zur Arbeit nicht gerne, es war ihm wie einem Hausvater, der bei einem Brande erſt die eigenen Kinder, ſein Weib, ſeine Habe retten will, ehe er Andern zu Hülfe eilt, denn da ſchien eben kein Warten zu ſein, ſo wenig, als bei manchem Brande. Er machte Tag und Nacht Kartoffeln aus in ſeiner Seelenangſt, reiſe und unreiſe, während Andere ſich Gewalt anthaten und Andern halfen.

Käthi gehörte zu den Letztern, ſie gehorchte, ging und half, aber manchen Kampf hatte ſie zu beſtehen, und manchmal brannte ihr der Boden unter den Füßen, meinte ſie, vom Acker laufen zu müſſen. Verſchieden waren die verſchiedenen Sorten angeſteckt, die Leute meinten, es liege an den verſchiedenen Sorten, meinten, die Inſekten oder die Schwämme liebten die einen mehr als die andern u. ſ. w. Machten ſie nun an einer Sorte aus, wo es keine oder wenig Angeſteckte gab, ſo waren die Arbeiter wohlgemuth, und Käthi ſchlief prächtig ſelbe Nacht. Kam nun eine andere Sorte, bei welcher die meiſten Knollen Flecken trugen oder ganz krank waren, dann war's, als ob keine Sonne am Himmel ſei, wie ſchön ſie auch ſcheinen mochte, keinen Spaß hörte man, kein hell Geſicht ſah man, und wer in die Gemüther geſehen hätte, der hätte geſehen, wie in mancher ſonſt leichtfertigen Seele die Wolken des ſchwerſten Kummers heraufgezogen waren. An ſolchen Tagen mochte Käthi den Feierabend nicht erwarten, und ob's auch Nacht war, wenn ſie heim kam, ging ſie mit dem Laternchen auf ihr Aeckerlein, hob Stauden auf, forſchte, wie es mit den Erdäpfeln beſtellt ſei, und vielleicht entrann ihr wohl zuweilen das Wort: Gott Lob, noch lange nicht ſo böſe, wie dem Bauer ſeine!

Das war ein Herbſt, in welchem die Hausfrauen geprüft wurden, eine recht feſt ſein mußte, wenn ſie beſtehen wollte, und ob Eine beſtanden ohne Ungeduld, das weiß Gott. Im Herbſte wartet der Bäurin in gewöhnlichen Jahren Arbeit, daß ſie oft nicht weiß, ſteht ſie auf den Füßen oder geht ſie auf dem Kopf, und wo ſie zu Allem die Hände hernehmem ſoll. So viel Hände als er kann, nimmt der Mann ſelbſt, wenn er kein ſchlechter Hauswirth iſt, auf den Acker, zu dem großen Geſchäfte des Sammelns, der Hausfrau bleiben die Geſchäfte des Innern. Was ſie nicht ſelbſt machen kann, dazu muß ſie Zeit und Hände ſtehlen. Sie muß die Beſorgung von Flachs und Hanf zu Ende bringen, den Samen der Gartengewächſe einſammeln, das Obſt, den Kohl, die Rüben und Möhren dörren und einkellern, ſollte waſchen, ſollte noch eine Menge Dinge machen, denen man keinen Namen geben kann. Zu dieſem Allem kam nun noch die Erdäpfelplage mit allen den unſäglichen Plakkereien, welche die Gelehrten anriethen, von denen kaum Einer eine Kartoffel geſehen anders als geſchunden und gebraten. In die Keller ſollte man ſie nicht thun, was ſchon in den Kellern war, herausnehmen, ſie um's Haus herum legen, bald an die Sonne, bald nicht an die Sonne, bald rühren, bald nicht rühren, gedörrt, gebeizt, geſcheibelt mußte werden, ausleſen alle Tage die neu ſich Anſteckenden aus den geſund Gebliebenen. Dazu kam an vielen Orten das Obſt, mit welchem man nicht wußte wohin, das auch gedörrt ſein wollte oder faulte. Das Alles ſollte die Bäurin beſorgen, dazu einen Trupp hungriger Arbeiter ſpeiſen, die Speiſen ſelbſt rüſten und kochen, und dazu nicht wiſſen, wo laufen, ohne über Erdäpfel zu fallen oder Aepfel zu zertreten. Das war ein Herbſt, an welchen jede Bäurin denken wird, und ob welchem mancher Herrenfrau, wenn ſie nämlich was davon begreift, das Haar ſich zu Berge ſtellt beim bloßen Denken daran.

In dieſem Herbſte ſah man ſelten eine Bäurin Erdäpfel graben auf dem Felde. Das Sammeln jeder Frucht erweckt ſonſt Freude, ein fröhlich Leben regt ſich auf den Feldern, in den Weinbergen, es iſt ein Vorgeſchmack der ſeligen Zeit, wann der Landmann die Erndte ſammelt, die auf dem Acker ſeines Geiſtes in's ewige Leben wuchs. Unter allen Erndten iſt die Kartoffelerndte wenn nicht die fröhlichſte, ſo doch die bedeutſamſte für den Lebensunterhalt. Es erndtet da der Reiche und der Arme, und der Arme und der Reiche verrichten wenige Arbeiten lieber als das Ausgraben von Erdäpfeln. Es giebt Bauern und Bäurinnen, welche wenig mehr arbeiten im Felde, aber beim Erdäpfelgraben ſind ſie dabei, und ſelten wird Bauer oder Bäurin zu finden ſein, welche nicht wenigſtens einen halben Tag an dieſem eigenthümlichen Schatzgraben Theil nehmen, denn da geht es hell und luſtig zu bei heiterem trocknen Wetter, und was da für ein Treiben iſt um die ſchönen Stauden, welche der verborgenen Schätze viele verſprechen, wie hoch die Hacke gehoben wird, um glatt und ſauber in einem Ruck den ganzen Schatz zu Tage zu fördern. Nein, aber ſehet, ſehet, ſchreit der glückliche Gräber auf, wie große, wie viele, und während man ſieht und zählt, ſchreit am andern Ende ein Anderer auch über einen noch glücklicheren Fund. So läuft ein halber Tag herum, man weiß nicht wie, und unerwartet tönt die Feierabendglocke, welche die auf den Feldern Zerſtreuten zu Weib und Kind und Vieh, zu ruhigem Schlafe unter ſicherm Dache ruft. Freilich mag wohl hie und da ein faul Knechtlein, eine meiſterloſige Magd, ein verzärtelt Töchterlein nicht bloß die Abendglocke gerne hören, ſondern auch bei jeder Kartoffel, die ſie aufleſen müſſen, ſeufzen: Ach Gott, wenn die nur ſchon gegeſſen wäre, oder, wenn's ein Pfannkuchen wäre, oder gar ein Speckſalat! Ja, es mag ſein, daß hie und da ein ganzer zuchtloſer Haufe, vielleicht einem Wirthe, einem Müller oder einem Fabrikanten angehörend, ſich ärgert am Erdäpfelſegen, flucht, wenn ſie doch nur alle z' D... würden ehe man ſie zu freſſen kriege, oder, daß der Bauer oder die Bäurin ſie allein freſſen müßten, und daß der in alle Ewigkeit nichts als Erdäpfel freſſen müſſe, welcher ſie erſinnet hätte. Neben dieſer heilloſen Schaar gräbt vielleicht ein einzig Weib Erdäpfel auf einem kleinen Acker. In der Furche ſitzt oder liegt ein Kind, ein bedeckter Topf iſt nicht weit davon, ein ander Kind trippelt mühſam um die Mutter, fällt alle Augenblicke nieder. Bald muß die Mutter dieſes aufheben, bald das in der Furche tröſten und ihm zu trinken oder zu eſſen geben, das andere neben ſich ſetzen, daß es mit ihm ſpiele, die Zeit ihm vertreibe und die Fliegen. Trotz dieſen Mühen wird die Mutter nicht ungeduldig, ſondern iſt freudig bei der Arbeit. Groß und prächtig rollen die Erdäpfel zu Tage, bei jeder Staude ſchöner. Die gute Frau zählt ſie mit freudeglänzenden Augen. Nein aber, ſiebenundzwanzig unter einer einzigen Staude, und ſo ſchöne, zwei ganze Mahlzeiten, und wie die gut ſchmecken werden! O, man weiß nicht, wie gut man lebt, wenn man gute Kartoffeln hat. Gott Lob, für ein Jahr wäre wieder geſorgt! Gott Lob, daß mrs hey, können wir beten, und daß wir dazu beten können, Gott Lob, daß mrs mey (Gott Lob, daß wir's haben, Gott Lob, daß wir's mögen)! das wird er wohl auch ſchaffen. Unſereinem ſollte nicht kummern, lebt doch der alte Gott noch, und daß er an uns ſinnet, das ſehen wir den Kartoffeln an. So ein klein Stücklein Land, unſerer viere leben davon, können vielleicht noch verkaufen, und bringen wir das Geld zuſammen für eine Ziege, ſo iſt genug auch für die da. Gott Lob und Dank. So ſpricht eine Mutter, deren Mann den Hauszins verdient und vielleicht was an die Kleider, welcher alſo die Sorge für die Haushaltung und deren Unterhalt faſt allein obliegt; freudig gräbt ſie bis es Abend wird, und wenn ſie endlich ihren Karren an den Wagen eines Bauern, der mit vier Roſſen ſeine Erdäpfel heimfährt, hängen darf, geht ſie, ein Kind auf dem Arme, eins an der Hand, freudevoll, mit munterm Schritt und kühnem Geſichte, faſt wie ehedem, wenn ſie vom Tanze kam und die Buben ſich um ſie die Haare aus dem Kopfe geriſſen. Sie belebt das freudige Gefühl, ſie habe nun Speiſe, welche ſie ſelbſt gepflanzt und beſorgt, für ſich und ihre Kinder einen langen Winter durch und einen noch längern Vorſommer, ſie denkt in demüthiger Freude, ſie müſſe Gott doch lieb ſein, daß er ihr Alles ſo wohl behütet, ſo ſchön und reich habe gedeihen laſſen.

Wer die Erdäpfel kauft, hat ſolche Freuden nicht, und wer nicht Mutter iſt, und arm dazu, der begreift ſolche Freuden ſchwer. Sie ſind ſüß und wonnereich und ſtärken ein ſolch arm Weib mit der großen Kraft, ſein Kreuz zu tragen und auszuharren treu in allen Nöthen des Lebens, und die Kinder zu erziehen in der Zucht und Vermahnung des Herrn. Solche Freuden ſind wahre Zaubertränke, durch welche der Herr arme Menſchenkinder erfüllt mit wunderbaren Kräften, ſie groß macht in der Treue, wenn auch über Wenigem. Aber ſolche Freuden ſind nur bei dem, welcher ſich genügen läßt und demüthig iſt, der den Bruder nicht beneidet, Gott ſeine Gelüſte nicht vorzählt, ihr Gewähren fordert als ein Recht; nur bei dem, welcher Weniges und Vieles empfängt dankbar als unverdiente Gabe, und in dem Wenigen und Vielen die Huld ſieht, welche zum Heil führt, den Einen durch Weniges, den Andern durch Vieles, und Jeden mit der gleichen Liebe und der Weisheit, welche die Mücken geſchaffen hat und die Sterne gerundet. Wer auf einem großen Felde die Menſchen überſieht, welche in der gleichen Ernte ſtehn, und er könnte ſehen in die Herzen hinein und erfaſſen, was da wächſt und wuchert, da würde er ſehen, wie der Herr der großen Ernte auf dem gleichen

Felde Tauſende von Aeckern hat, und jeden verſchieden; es würde ihn ſchaudern, wenn er denkt, was mit ſo vielen Aeckern der Herr machen muß, er würde aber auch demüthig werden und beſchämt, wenn er ſieht, mit welchem Wohlgefallen der Herr in Herzen ſieht, welche der Menſch nicht achtet, welche aber in Liebe und Treue blühen und vor Gott die reichſten Früchte tragen.

Im Herbſte 1845 war bei der Kartoffelerndte keine helle Stimmung, ſtille war es auf den Feldern, trüb waren die meiſten Geſichter, und wenn man ſchon einen Bauer und hie und da eine Bäurin auf dem Felde ſah, ſo war es nicht wegen der Freudigkeit, ſondern wegen der Bangigkeit, und wer ſonſt arme Weiber freudvoll ſah, ſah jetzt ſie weinen bitterlich. Hie und da wohl mag ein frech Knechtlein oder gar eine ruchloſe Geſindeſchaar frohlockt haben, daß die Erdäpfel bald gegeſſen ſeien, mit Reis und Mehlbrei der Bauer jetzt aufwarten, zwei Mal in der Woche backen und mit dürrem Obſt und vorräthigem Fleiſch zum Vorſchein müſſe, jetzt einmal ſei die Zeit, wo der Bauer ſeinen Dienſten gönnen müſſe, er möge wollen oder nicht, was ſonſt Müller und Metzger kriegten. In ſolchem Geſindel iſt keine Spur von der Treue, welche im Hunde wohnt, kein Blick, der über die nächſte Stunde reicht, während in ſo vielen Thieren die Ahnung der Witterung iſt, und bedächtige Vorſorge für kommende Gefahren. Solche Tröpfe dachten nicht, daß in dem Maaße, wie die Speiſe fehle, deſto mehr Leute verabſchiedet würden, weil der Bauer Arbeit verſchob, mehr ſelbſt machte, mehr den Kindern zumuthete, und daß der Bauer den Inſtinkt habe, die zu verabſchieden, welche ſich am meiſten auf Reis und Mehlbrei freuten. Wo ſollte dann ſo ein verabſchiedet Knechtlein Platz finden bei dem Mangel an Speiſe, den überflüſſigen Händen, den hungrigen Bäuchen ohne Zahl? Verflucht Wunder nehme es ihn, was die Bäurin für ein Geſicht machen werde, wenn ſie den erſten Reisbrei an einem ungeraden Werktage auf den Tiſch ſtelle, ſagte ein halbbatzig Knechtlein. Am folgenden Tage ſchon kam eine große Schüſſel Reisbrei auf den Tiſch, und eine zweite noch brachte die Bäurin eigenhändig, ſtellte ſie vor das Knechtlein ab und ſagte: Jetzt ſieh, was ich für ein Geſicht mache, dann iß und wenn du genug haſt, ſo komm und hol den Lohn, er iſt ſchon aufgezählt. Dann kannſt an andern Orten auch ſehen, was die Bäurin für ein Geſicht macht, wenn ſie Reisbrei auf den Tiſch ſtellt, da waren dem Knechtlein Freude und Hunger ſo ziemlich vergangen, indeſſen hielt er ſich nicht dafür abzubitten, er machte ein trotzig Geſicht, ſagte, er laſſe ſich das Maul nicht verbinden und was er rede, ginge Niemand was an, holte den Lohn und marſchirte ab. Aber wohl, dieſem verging der Trotz; ſechs Wochen marſchirte er und noch hatte er keine Bäurin geſehen, welche Reisbrei auf den Tiſch geſtellt hatte, ja er hatte noch keinen Tiſch geſehen, an welchem man ihm einen Platz angewieſen hätte. Er mußte gebettelt Brot eſſen, mußte in Ställen ſchlafen, wohl, da verging ihm der Trotz und froh war er, als er nur alle Tage genug Erdäpfel ganze Tage dreſchen durfte, und was ihm dabei ſo noch alles in die Brüche gegangen, durfte er nicht einmal ſagen.

Er war kaum 20 Jahre alt, aber das Dienen hatte er ſchon grauſam ſatt. Solche verfluchte Sklaverei ſtehe er nicht länger aus und lieber wollte er ein Hund ſein als ein Knecht, hatte er alle Tage geſagt. Nahe wohnte ein Mädchen, welches kürzlich dreißig Thaler ererbt hatte, auf die hatte er ſpekulirt. So viel Geld hatte er ſein Lebtag nie beiſammen geſehen, ſein Lohn zog er immer ein batzenweiſe, dreißig Thaler kamen ihm vor wie ein großes Vermögen, auf welchem er ſich behaglich zur Ruhe legen, die Füße von ſich ſtrecken, eine Pfeife in's Geſicht ſtecken und ſo gemächlich den jüngſten Tag erwarten könnte. Nebenbei dachte er, könnte er Tabacksfabrikant oder Muſterler (Muſterreiter) werden, am liebſten Wirth, der brauche den Leuten nicht nachzulaufen, ſie kämen zu ihm, und werde er durſtig, ſo habe er den Wein nicht weit. Er glaubte die Katze im Sack zu haben, denn das Mädchen hatte ſich ſchon bei ihm geſtellt und mit ihm geſprochen: Er ſei ein Unflath, hatte es ihm geſagt, ein Schlingel, nicht werth der Sonne, welche auf ihn ſcheine, wenn es der liebe Gott wäre, es verſchlüge ihm das Maul mit D..., und das wäre noch faſt ſchade, es wäre das Sauberſte, was er je darin gehabt. Komme er ihm näher als drei Schritte zum Leibe, ſo zeichne es ihm mit ſeinen fünf Fingern das Geſicht, daß man meine, der Teufel und ſeine Großmutter hätten darauf g'neujahrt. Das hatte der Burſche für Liebe genommen und geſagt, ſie hätten es alle ſo, je ſtärker ſie einen liebten, deſto wüſter ſagten ſie ihm, die Mutter hätte manchmal geſagt, ſie hätte ihrem Alten nie anders geſagt als Hung und Schelm und ſonſt noch mehr. Er hatte ſchon lange geſtürmt, nach Weihnacht müſſe geheirathet ſein. Jetzt war es aus mit dem Heirathen, um bittere grüne Erdäpfel konnte er einen ganzen Tag dreſchen und nach Weihnacht wußte er wieder nicht, wo er ſein Haupt hinlegen ſolle, und was eſſen? So gehts in der Welt, ſo oft iſt der Menſch ſelbſt der Bengel, den er ſich ſelbſt zwiſchen die eigenen Beine wirft, wir meinen nicht bloß wegen Mädchen, ſondern auch wegem Reisbrei.

Auf ihr Aeckerlein kam Käthi lange nicht, an gar manchem Orte mußte ſie Kummerzhülf ſein, wie man zu ſagen pflegt. Eine vertraute Perſon, welche man über Alles ſchicken konnte, kam gar mancher Bäurin wohl in dieſem Herbſte. Käthi verdiente ihrer Anſicht nach ein ordentlich Stück Geld, wenn auch der Taglohn nicht mehr als drei Batzen nebſt der Speiſe betrug, und an den Erdäpfeln litte ſie nicht Schaden, eher das Gegentheil. Nach und nach war der vor lauter Gelehrſamkeit ſtille geſtandene ſchlichte Verſtand wieder in Fluß gekommen und hatte begriffen, daß das Herumrühren der Erdäpfel um die Häuſer, wie man geſchmolzene Butter rührt, daß ſie nicht Knollen kriegt, nicht bloß die Krankheit nicht hemme, ſondern auch die Geſunden verderbe, indem Erdäpfel das Trockenliegen und abſonderlich die Sonne nicht ertragen mögen, Erdäpfel wollen Erde über ſich oder Kellerluft um ſich. Wer ſpät ausmachte, hatte den Verdruß nicht, daß ohne Flecken ausgemachte hintendrein die Peſtbeulen zeigten; was er geſund ausmachte, blieb geſund. Indeſſen hatte auch Käthi kein freudig Ausgraben, denn ſehr viele angeſteckte fanden ſich, und je mehr Erdäpfel im Boden ſich fanden, deſto mehr drängte der Gedanke ſich auf: wie ſchade, ſo viel angehängt und ſo viele nichts werth. Bei dem vielen Graben jedoch und dieweil man anfänglich Alles verloren gab, hatte Käthi ſich angewöhnt, jeden geſunden Erdapfel als einen gefundenen anzuſehen, während man zuerſt jeden kranken als einen verlorenen betrachtete. In Beziehung auf den Ertrag kam es wohl auf eins heraus, ob man es auf die erſte oder zweite Weiſe anſah, doch in Beziehung auf die Gemüthsſtimmung lag zwiſchen beiden Anſichten eine himmelweite Kluft. Nur reuten Käthi die ſogenannten Tſchägger oder Corſikaner grauſam, ſie blieben am längſten und Käthi hatte viele dieſer Art, und wenn man deren übrig hat, ſo gelten ſie am meiſten, weil ſie noch um Michelstag ſo ſchön mehlicht ſind, daß Einem ordentlich das Herz im Leibe lacht, dieſe fehlten faſt ganz. Der giftige Wind hatte gerade dieſe in der Entwickelung im Blüthenſtande getroffen, in welcher die Pflanze Schädliches am wenigſten ertragen mag, wie man an den Obſtbäumen das Exempel ſo oft hat. Mit den kranken wußte Käthi nichts zu machen als ſie zu eſſen oder zu dörren, um eingebeizte zu brauchen muß man Schweine haben, dieſe fehlten Käthi. Scheibchen zu machen, ein Büſchelchen Salz auf jedes zu ſtreuen, wie Kinder auf das Butterbrot, dazu fehlten ihr drei Dinge, Glauben, Salz und Zeit. Dem Brenner mochte ſie ſie nicht geben, ſie hatte ein Grauſen darob, ſie ſah, wie viele Menſchen ſich ob dem Brennen und dem Branntewein verſündigten, und wie ſehr ſie ſich bei dieſen Sünden betheilige, wenn ſie ihre Erdäpfel brennen ließe, vermochte ſie nicht zu ermitteln. Alle auf einmal eſſen war wohl ſtark, beſonders für eine alte Frau und ein Kind, denn zehn Centner angeſteckter Kartoffeln waren ungefähr zu verſorgen.

Zum Dörren hat man Holz nöthig, Käthi beſaß keinen Wald und auch kein Recht in irgend einem Walde. Wohl hatte ſie eine ſogenannte Kunſt in der Stube, d. h. in der Stube einen Tritt am Ofen von Sandſtein, welcher durch das Kochen von der Küche her warm wurde. Aber ſo ein arm Fraueli, welches das Holz kaufen oder von guten Leuten erbitten muß, kocht weder Schinken noch Rinder, hat nicht wie eine Herrenköchin, entweder halb zu viel Feuer oder halb zu wenig, ſondern geht mit dem Holze um, wie ſparſame Weiber mit dem Zucker, ſo ein Tritt wird daher vom gewöhnlichen Kochen nicht heiß zum Dörren. Eigentlich zu heizen ſchon im Oktober brachte Käthi auch kaum über das Herz, ihre Großmutter ſelig hatte es auch nie gethan. Käthi wäre eigentlich eine Frau geweſen für die neue Zeit, wo unvernünftig Holzſchlagen und unvernünftig Holzbrennen viele Länder holzarm machen. Es iſt ein heillos Ding, wie Staatsmenſchen und Küchenmenſcher aus Muthwillen, Bosheit, Hochmuth, Unverſtand Holz brauchen, das Holz verdünnern. Was Küchenmenſcher nutzlos verbrauchen, diente Tauſenden von Armen für einen warmen Ofen. Waren doch die Küchenmenſcher auch arm, ſind arm und bleiben arm! Und was die ſogenannten Staatsökonomen in dieſem Punkte ſündigen, werden ſie wahrſcheinlich büßen müſſen, daß ſie in der Hölle nicht in's Feuer geworfen, ſondern in Eis geſetzt werden, denn ſie ſündigen nicht bloß an dieſem Geſchlechte, ſondern auch an dem zukünftigen und nicht nur wegem Holz ſondern auch wegen dem Clima, wegen Waſſergüſſen, Schneelavinen und Erdfällen. Der Arme muß Holz haben, je ſchlechter er gekleidet iſt, um ſo mehr bedarf er der Wärme. Ehedem ward es ihm zugänglicher, jetzt je länger je weniger und je theurer es wird, deſto ſpärlicher fallen die freiwilligen Holzſpenden aus, und in dem Maaße, als Alles theurer wird, ſteigen die Tagelöhne nicht, und am Ende, wo nehmen und nicht ſtehlen? Und wenn gar noch reiche Spitzbuben das Holz ſtehlen zum Verkaufen, was bleibt den armen alten Weibchen zum Erdäpfel dörren? Zu alten Weibern iſt in Forſt- und andern Räthen ſelten Sympathie, dieſelbe nimmt zumeiſt ganz conträre Richtungen. Und wenn das Sprüchwort ſo handgreiflich ſanktionirt wird, daß man die großen Diebe ungeſtraft laufen läßt, ſo iſt ja jeder ein Narr, wenn er nicht gleich mit einem Satz ein großer Schelm wird. Erſtlich lohnt es ſich beſſer der Mühe, zweitens wird er nicht als kleiner gehängt, und drittens hat er die Hoffnung, daß jedes Juſtizbabi ihm Schmollis anträgt und um ſeine Gunſt buhlt, Theorien einſammelt, den Communismus von oben herab praktiſch einzuführen.

Käthi wohnte an einem Orte, wo man noch Verſtand hatte, wo kein Rathsherr wohnte. (Bei einer Bücherſteigerung forderte ein Herr den Ausruf eines Buches außerhalb ſeiner Reihe, es geſchah. Alsbald forderte ein Student das Gleiche, es wurde ihm abgeſchlagen. Derſelbe begehrte auf, weil dem Herrn Rathsherr X. daſſelbe ſo eben gewährt worden ſei. Seid Ihr auch ein Rathsherr? frug der Buchhändler. Nein, antwortete der Student. Nun ſodann, meinte der Buchhändler, ſo habt Verſtand). Es herrſchte noch nicht die herzloſe moderne Selbſtſucht und die eiskalte Freiſinnigkeit war noch nicht allgemein, ſondern das patriarchaliſche Verhältniß beſtand noch und ein gewiſſer väterlicher vorbauender Sinn dachte an die Bedürfniſſe der Armen, ehe ſie gen Himmel ſchrien. Es traten die beſitzenden Bauern zuſammen und beſchloſſen, damit die Armen nicht genöthigt ſeien, die kranken Kartoffeln faulen zu laſſen oder dem Brenner zu geben, ſondern für Speiſe ſorgen könnten, ihnen das nöthige Holz zum Heizen in ihren Wäldern anzuweiſen. Leider weckte dieſe Freigebigkeit in vielen Armen eine Begehrlichkeit, daß ſie den Reichen ihr Thun verbitterten, daß man ſich ordentlich zwingen mußte, zu ſagen: Vater vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht was ſie thun. Sie verläumdeten ſich gegenſeitig, um Einer den Andern aus dem Verzeichniß der Bedürftigen zu bringen, ſie verläumdeten die Geber, als ob ſie damit die Armen für immer abſpeiſen wollten, als ob ſie eine allgemeine Maaßregel nur darum verabredet hätten, damit einzelne Hausbeſitzer ihren Miethsleuten nicht mit Holz helfen müßten u. ſ. w. Kurz ſie trieben es ſo, daß den beſſeren Armen bange wurde, eine ſolche Unverſchämtheit werde die milden Hände verſchließen für immer, daß ſie um ſo inniger dankten, um gut zu machen, was die andern böſe gemacht. Freilich ſoll man ſeine Gaben nicht um des Dankes willen geben, aber wo kein Dank beim Empfänger iſt, da iſt in der Gabe kein Segen, da wird die Wohlthat zur Rechtsanſprache. Thut doch auch Gott von Zeit zu Zeit ſeine milde Hand zu, läßt die Sonne nicht ſcheinen, nicht regnen zu rechter Zeit, den trotzig gewordenen Menſchenkindern zu zeigen, daß ſie nicht ſouverain ſeien, ſondern Sonne und Regen, Gedeihen und Leben Gnadengaben ſeiner Hand ſind. Dank iſt keine Erniedrigung, ſondern ein Zeichen hellen Verſtandes, welcher die Verhältniſſe erkennt und ein Zeichen eines guten Gemüthes, welches der Liebe fähig iſt, denn wer nicht danken kann, kann auch nicht lieben, ſteht unter dem Hunde, welcher, wenn er's auch nicht ſagen kann, ſich alle Mühe giebt, mit Wedeln und Lecken ſeine Dankbarkeit ſichtbar zu machen. Wie man böſen Hunden aus dem Wege geht, ſie meidet, ſo hat man es mit unverſchämten, hoffährtigen Armen, während dem Demüthigen und Dankbaren die Gunſt der Menſchen ſich zuwendet; wer ſich erniedrigt, wird erhöhet werden. Frau, haſt gehört, wie der gedankt ſo recht von Herzen, ſo wär's noch eine Freude zu geben, ſagte der Bauer. Denk dem daran, wenn er wieder kömmt, und wenn er krank werden ſollte oder ſonſt in Leiden kommen, ſo gieb ihm!

Wo unverſchämte Arme ſind, ſind auch harte Reiche, beide ſind böſe Geſchwüre, Zeugen innerer Fäulniß, Vorboten ſchwerer Krankheit, und jede Krankheit kann in Auflöſung übergehen. Käthi's Bauer hatte Schandenhalber mitſtimmen müſſen, aber von Herzen ging es ihm gar nicht, die Sache machte ihm böſes Blut. Er war eigentlich kein böſer Mann, aber er hatte es wie viele Andere und namentlich ſehr hohe Herrſchaften, er war in einer Uebergangsperiode. Er wollte ſein Gut nicht verſchwenden, im Gegentheil, er wäre gerne alle Tage reicher geworden. Nun aber mußte er, wie er meinte, ſtandesgemäß leben d. h. wegen ſeiner Freiſinnigkeit alle Tage mehr Zeit verſitzen und mehr Geld verblitzen im Wirthshauſe. Damit brachte er ſeinen Hof nicht in Aufgang, ſondern in Abgang, aber er wollte doch nicht zurückkommen. Wie nun das machen, wie den Ausfall decken? Da ſind allenthalben zwei Wege und akurat die gleichen in Moskau und in Niedau, z. B. erſtlich tröſtet man ſich mit der Zukunft, der Aufwand ſoll nur ſein, was eine Wurſt an eine Speckſeite, entweder iſt's eine Heirath oder das Vaterland, ein vaterländiſcher Aderlaß was man im Auge hat; zweitens zwackt man ab, wo man kann und mag, will an Knechten und Mägden, Arbeitern und Armen, Schneidern und Schuhmachern, an Weib und Kind, kurz an allen Seelen und allem Vieh, mit welchen man in Verkehr kommt, einbringen was man verſitzt und verblitzt. So hatte es nicht bloß Käthi's Bauer, ſo haben es ſehr hohe Herrſchaften in Moskau und ſonſt noch wo. Demſelben waren einige alte Weiber, unter dieſen auch Käthi als ſeine ſogenannte Hausfrau zugetheilt worden, und dieſen wies er nun eine ſteile wüſte Halde an, auf welcher nicht viel andres ſtand als Dornen, um da Reisbündel zu machen. Mancher, welcher nicht vorräthiges Holz beim Hauſe hatte, wies die Armen in ſeinen Wald, aber Keiner an eine Dornhalde und namentlich alte Weiber nicht. Das Ding wurde natürlich bekannt, und erregte großes Aufſehen und es wurde viel von der Freiſinnigkeit gegen alte Weiber geredet.

Zehntes Kapitel.

Volksdiplomatik und Volksjuſtiz.

Wenn man alte Roſſe ausſchirrt, ſo gehen ſie ordentlich dem Stalle zu und machen ſich's behaglich, ſchirrt man junge Roſſe unachtſam aus, ſchlagen ſie hinten und vorne aus und ſuchen das Weite. Hört am Samstag Abend die Arbeit auf, freuen ſich die Alten der Ruhe, das junge Volk aber, wenn der Zügel ihm frei gelaſſen iſt, ſpringt erſt jetzt zu vollem Leben auf, zu allen Streichen und Schwänken aufgelegt.

Vor dem Dorfe, zu welchem Käthi gehörte, lagen gezimmerte Balken zu einem neuen Hauſe, dort ſammelten ſich eines Samstag Abends die jungen Burſche; tubackten und ſchwatzten, als ob ſie eigentlich nichts wollten, als tubacken und ſchwatzen. Als aber allgemach die Leute ſich verlieſen, Niemand mehr zu ſehen war als der Mann im Monde, frug Einer: Laßt ſehn, was muß jetzt gehn? Er ginge mit, ſagte Einer, bis nach Sprüzligen, und thäten ſie einen Sprüzliger Burſchen erwiſchen, wollten ſie ihn abklopfen nach Noten und dann durch's Waſſer ziehen, wie gebauchtes Garn. Die Sprüzliger Buben wollten allenthalben Hans oben im Dorfe ſein. Am letzten Solothurner Markt ſeien ſie ihnen den Weg vorgelaufen, aber mit langer Naſe hätten ſie abziehen müſſen, ein Mädchen hätte es ihnen verrathen und da ſei es ihnen wohl gekommen, daß mehr als ein Weg ſei auf der Welt. Heute ſeien jetzt ihrer viele bei einander, ſie könnten es ihnen eintreiben. Dem, welcher dieſen Vorſchlag machte, war aber an den Sprüzliger Buben nicht viel gelegen, ſondern der Weg nach Sprüzligen führte durch Schlüfligen, dort wußte er ein reich und hübſch Mädchen, hoffte unter der ſtarken Begleitung ſicher und doch unvermerkt zu demſelben gelangen zu können. Das ſei weit und prügeln koſte Geld, ſagte ein Zweiter. Er ginge lieber dem Raggerbauer zu Schnürfligen in ſeine Birnen. Erſtlich ſeien die Birnen gut und zweitens könnten ſie große Freude am Bauer haben, denn der ſchlafe das ganze Jahr nur auf dem Ellbogen und wenn er höre, daß Jemand hinter ſeinen Birnen ſei, ſo komme er im Hemde heraus, den könne man dann narren nach Herzensluſt. An den Birnen war aber dieſem wiederum nichts gelegen, aber der Bauer hatte eine ſchöne Tochter, die hüteten er und ſein Hund gar ſorgfältig. Sprangen nun der Bauer und ſein Hund den Birnendieben nach, ſo war der Weg zum Meitſchi (Mädchen) frei. Das war ziemlich richtig kalkulirt. Die Birnen ſeien noch nicht reif, rief ein Dritter. Zum Wirth im Surgraben ginge er mit, der ſolle ganz beſonders guten neuen Wein haben, noch ganz ſüßen, und da wiſſe man doch, wie viel man zu zahlen habe, auf den andern Wegen könnte die Zeche leicht größer werden, als man denke. Klug war das geredet und dem Burſchen doch nicht Ernſt. Aber der Wirth im Surgraben hatte eine gar ſüße Stubenmagd oder Kellnerin, und dieſe hatte obendrein ſüße Hoffnungen zu bedeutenden Erbſchaften. Dieſe Süßigkeiten stachen dem Burſchen in die Augen und in ſolchem Geleite hoffte er ganz unvermerkt ſeine Laufgräben eröffnen und Breſche ſchießen zu können.

Gewöhnlich nimmt man an, fein ſei die Jugend nicht, und um ein Diplomat zu ſein, müſſe man wenigſtens halb grau geworden und beim Gonzenbach oder gar beim Amryhn (berühmte eidgenöſſiſche Diplomaten) in die Lehre gegangen ſein. Du mein Gott, das Ding iſt nicht halb ſo rar und ſchwer und mancher Bub ſuchte in eidgenöſſiſchen Räthen und Kanzleien umſonſt ſeines Gleichen, müßte vielleicht bis zum Metternich laufen, ehe er ſeinen Meiſter fände. Ja, wenn ſolche Buben an die Tagſatzung könnten, da wäre erſt der Bürgermeiſter von Zürich, welcher der Tagſatzung vorſitzen ſollte, in grauſamer Verlegenheit und wüßte nicht, ob er ſtehen oder ſitzen, das Maul zu oder aufmachen ſolle.

Er ſoll Arzt von Natur ſein, der Bürgermeiſter von Zürich, daneben kann er uns manchmal ſehr dauern, der arme Tropf, denn es ſcheint ihm wirklich manchmal zu gehen wie einem Doktor, der oben an einem Tiſche ſitzt, rundum Patienten von allen Sorten. Der Doktor hat ſo quasi kannibaliſche Sympathieen, die Patienten zarte Nerven und andere Syſteme, welchen Milchſpeiſen wohl thun und ſonſt was Zartes, der Doktor iſt nicht für das Zarte, den Patienten iſt das Kannibaliſche tödtlich, jetzt was machen? Wer kein Tropf von Natur iſt, thäte begreifen, daß an einem eigenen, beſondern Tiſch zu ſitzen das beſte wäre. Wer ein

Arzt wäre, würde begreifen, daß wirklich doch wohl nichts ſchädlicher ſei, als wenn der Arzt zwiſchen ſeinen Sympathien und ſeinen Pflichten ſchwankt, er bald um der Patienten willen was Zartes nimmt, handkehrum die Patienten um des Doktors Sympathien willen an was Kannibaliſchem würgen müſſen. Wer aber gar ein Bürgermeiſter von Zürich wäre, ſollte achten, daß er von Dorf- und andern Buben an Manier, Takt und comme il faut nicht übertroffen würde. Unſere Dorfbuben brachten nichts Anzügliches vor, auch war kein Präſident da, der Gift ſtreute, um Sturm zu erndten, oder der kannibaliſche Sympathien hätte, ſo ſah man ruhig einander an, ohne ſich die Fäuſte zu machen, wußte aber doch nicht recht, was machen. Da erhob ſich noch eine Stimme: Ein andermal ſei ihm das Eine, das Andere recht, auf ein paar Prügel mehr oder weniger komme ihm es nicht an, Birnen liebe er und auch den Wein, aber diesmal hülfe er zur Seltenheit alten Weibern was machen z'Lieb und z'Ehr. Der Grozenbauer habe alten Weibern die Dornhalde angewieſen, um Reisbündel zu machen zum Erdäpfeldörren, er hülfe ausziehen dort den alten Weibern, die Bündel hacken, und wenn Buchäſte und Tännlein ihnen in der Dunkelheit in die Finger kämen ſtatt Dornen, ſo ſei eben die Dunkelheit daran ſchuld und nicht ſie. Gingen ſie raſch dahin, ſo ſei gemacht, was die alten Weiber in acht Tagen nicht fertig brächten, und vielleicht ſei noch Zeit, ſie ihnen gleich vor das Haus zu bringen, daß die Bauern mit dem Fahren nicht geplagt würden. Der Vorſchlag fand raſch Beifall, es war was Neues, und bei allgemeinem Beifall verſtummen bekanntlich diplomatiſche Bedenken. Selbſt ein Bürgermeiſter von Zürich ſoll zuweilen, nach der Sonne laufen, um ſein Sackührlein zu richten.

Bloß ein klein eitel Knechtlein, an dem nichts groß war als der Hochmuth, welcher dann aber auch ſo groß war, daß er in Sonne, Mond und Sterne und daneben auch in allen Planeten und Kometen nicht Platz hatte, begehrte ſchrecklich auf: Für ſolch alte Hexen, welche einem nicht einmal einen Schnaps zu geben vermöchten, rühre er keinen Finger, und er habe Durſt und wolle ſaufen bis er nicht mehr Babi ſagen könne. So brüllte das Bürſchli und ſtreckte dabei ſeine Pfeife hoch, als ob er Löcher ſtechen wolle in die

Sterne. Aber kein Menſch ſah den Brüllhund über die Achſel an. Wer nicht in zehn Minuten mit einem Werkholz beim Kräzernthürli iſt, zahlt ein Maaß, hieß es, und zerſtoben war der ganze Hauſe bis an das halbbatzige Knechtlein, dies fluchte erſt eine ganze Zeit weg. Endlich ſagte es: He nun, wann ſie nicht wollen, ſo will ich. Das Meitſchi im Surgraben wird es haben wie die anderen, wenn Hirſche nicht kommen, ſind Haſen auch gut. Er ging, machte den Zärtlichen, kriegte Kopf und Buckel voll Schläge, mußte 8 Tage das Bett hüten, und wußte nicht einmal, von wem er das Schmerzengeld fordern könne, und das war das Schlimmſte.

Am folgenden Morgen war, wo zwei zuſammen kamen, zwiſchen ihnen die Frage: Nein aber, haſt's auch gehört, in Grozenbauers Dornhalde, wie doch das gemacht hat. Was iſt's wohl geweſen? Wer es nicht gehört hatte, dem erzählte man: Zwei Stund vor Mitternacht und zwei Stund nach Mitternacht habe es an der Dornhalde gehackt, geraſſelt, geſchleift, als ob hundert Holzer dort geweſen ſeien und doch ſeien es nicht Holzer geweſen, man habe keinen menſchlichen Laut gehört, zuletzt ſeien Wagen davon geraſſelt, aber Pferde hätte man keine gehört. Die Gelehrten waren auch da verſchiedener Meinung, die einen meinten, es ſei der Zwingherr auf der Wartburg, welcher dort den Schatz hüten müſſe, der habe Holz geholt und müſſe Dornen hacken, wenn er Holz haben wolle. Es werde einen grauſam kalten Winter geben, man könne ſich in Acht nehmen. Andere glaubten nicht an den Zwingherren, aber Herrenköchinnen ſeien es geweſen, ſagten ſie, welche grauſam Holz verſchwendet und immer drei Scheiter gebraucht, wo ſie es mit einem halben hätten machen können, die ſchicke der Teufel auch bei aufgehendem Mond herum, Dornbündel zu machen, zu Hauptkiſſen für böſe Weiber, welche Kinder in Koſt genommen und ſie ſchlecht und unbarmherzig hielten. Die hätten ringsum Feuer wie die andern, aber unter'm Kopf Dornen, weiter unten Neſſeln, die Füße in einem Eiskübel und ein Deckbett von Scorpionen und Hurnuſſen (Horniſſen). So erzählten die Leute, und ſelben Morgen ward gar mancher Kaffee ſpäter getrunken als ſonſt, weil die Bäurin das Feuer wieder ausgehen ließ, die arme Frau die geholte Milch eine Stunde ſpäter als ſonſt nach Hauſe brachte.

So ging's auch mit der Kirche. Der Pfarrer war ganz verwundert, ſo wenig Leute zu finden, als er auf die Kanzel kam. Viele kamen ſpäter, viele nicht, ſie gingen nach der Dornhalde, nachzuſehen, ob man da etwas ſehe und was? Käthi hatte ſich auch verſpätet, ſo kam ſie nicht mit Menſchen zu reden, bloß ſo im Hinterdreingehen hörte ſie etwas von Dornhalden und Teufel, aber ſie wußte nicht, was die Leute damit meinten. Ob Käthi in der Predigt andächtig war, wiſſen wir nicht; aber ſobald die Kirche aus war, fingen die Leute wieder davon an und Käthi vernahm Bericht, was man gehört und was man denke und meine und Käthi erſchrak ſehr. Der liebe Gott ſoll mich bewahren, was muß ich erleben, ſollte ich dem Teufel, Gott ſei bei uns, ſo lieb und werth ſein, daß er mir Holz zum Hauſe ſchafft, das kann doch wohl nicht ſein? Als die Leute ſie anſahen, erzählte ſie, wie ſie dieſen Morgen, als ſie Waſſer im Bache geholt, um Kaffee zu machen, einen prächtigen Haufen, wohl bei hundert Bündel vor ihrem Fenſter geſehen und prächtige Bündel, viel grobes Holz, tannenes und ſogar buchenes darin. Sie ſei ganz verſteinert, und habe denken müſſen, ſie ſeien aus dem Boden gewachſen, denn ſie habe einen ſo leiſen Schlaf, daß ſie es höre, wenn ein Mäuslein gähne, und die ganze Nacht ſei ſie nie erwacht, hätte keinen Menſchen um's Haus herum gehört. Sie ſei ganz wie verblüfft geweſen, hätte mit nichts fertig, nicht zum Fragen kommen können. Wenn ſie doch der tuſig Gotteswille wüßte, wie der Haufe daher gekommen ſei und ihr nur Jemand wieder davon hülfe. Fürs ſelbe laß dir keine grauen Haare wachſen, ſagte ein Mann, vom Holz kömmt man ,immer und wenn man es vom Teufel ſelbſten hätte. Aber ,warſt du nicht an die Dornhalde gewieſen, um Bündel zu machen? Wohl, ſagte Käthi, dort wurde dieſe Nacht gehölzet. Haſt du etwa Jemand hingeſandt? frug der Mann. Was denkſt, ſagte Käthi, wer wollte mir gegangen ſein, und ſolche Bündel giebt es nicht an der Dornhalde. 'S iſt doch kurios, ſagte der Mann, da wird wohl ein Zuſammenhang ſein zwiſchen deinem Holz und dem Holzen dort. Es will mir faſt in Sinn kommen, wer die Ungeheuer waren. Da ſtellte ſich eine Bäurin mit unterſtellten Armen, ſo dick wie Zwölfpfünder-Röhren und einem Geſichte, wie das Zifferblatt an einem Kirchthurme, vor ihr Haus und rief mit einer Stimme, wie ſie der Goliath gehabt haben wird, als er das Volk Iſrael ausſpottete: Kann euch aus dem G'wunder helfen! So eben brachte man unſer Knechtlein halb todt geſchlagen, und als man ihn fragte, ob denn die Andern ihm nicht geholfen, ſagte er, es ſei keine Gerechtigkeit mehr im Himmel und auf Erden, er habe nicht einen Holzſchelm abgeben wollen, wie die andern, die gegangen, dem Grozenbauer zu holzen, und weil er keinen Schelm habe abgeben wollen, ſo habe er jetzt ſo heillos Schläge gekriegt, ob das jetzt recht ſei?

So, alſo die Nachtbuben haben den Spuk gemacht, ſagte ein Mann, und viel ward gelacht über das Stücklein und nur hier und da nannte man es ein kreuzdummes, dieweil es noch nicht erhört worden ſei, daß man wegen drei armen alten Weibern einen Bauer bös gemacht. Da erſchrak Käthi ſehr, denn wer ſiebenzig Jahre alt wird, iſt ſo weit in ſeinen Erfahrungen, daß er weiß, wie, wenn zwei große Mächte (und Nachtbuben ſind eine Macht) einander recht böſe gemacht, eine dritte ſchwache ihren Zorn entgelten muß. Alſo warm machte ſie ſich dem Grozenbauer zu, den ſie nicht in der Kirche geſehen hatte. Seit er freiſinnig geworden, ſah man ihn ſelten dort. Er ſchäme ſich, ſagte er, ſo mit allem Schelmen- und Lumpenpack zuſammen zu ſitzen, für einen Liberalen ſchicke ſich das nicht. Dann wolle es ihm je länger je mehr dünken, z'Kirche laufen ſei überflüſſig. Einer mit der rechten Geſinnung brauche das nicht, und dann frage es ſich noch, was am ganzen Gerede wahr ſei. Er hätte einen Ton davon gehört, es werde nicht mehr lange gehen, ſo werde man den Leuten ſagen, woran ſie ſeien, und daß ſie ſich wegen Himmel und Hölle nicht mehr zu ſchiniren (geniren) hätten. Käthi traf ihn noch am Frühſtück an. Geſtern Abends war er in einer Kneipe dem Vaterland obgelegen und hatte es grauſam geliebet, bis er den Mond nicht mehr von den Sternen unterſcheiden konnte, den Dorfbach für die Heerſtraße anſah, den Kirchthurm für den Nachtwächter, und ihn prügelte, weil er ihm nicht aus dem Wege wollte. Es ging lange, bis er was von der Sache begriff, deretwegen Käthi ſich tauſendfältig entſchuldigte; als ihm endlich ein Licht aufging, ward er ſchrecklich zornig, und je mehr Käthi ſich entſchuldigte, wie ſie ſich der ganzen Sache nichts vermöge, ſie ihr von ganzem Herzen leid ſei, deſto mehr zog ſie des Bauern Zorn auf ſich. Wenn es ſo gemeint ſei, ſagte er, ſo vermöge er das Häuschen leer zu laſſen, wenn er nicht Hausleute finde, welche es beſſer mit ihm meinten und ſeine Geſinnung mit ihm theilten. Aber er wiſſe es wohl, ſie ſei auch ſo eine verfluchte Konſervative! Käthi erſchrak ſehr, aber jetzt ſchwieg ſie, ſie wußte nicht, was das Wort bedeute, dachte aber, da der Grozenbauer als Ungläubiger galt, Konſervative ſei Eine, welche noch an Gott und Teufel glaube, darum ſchwieg ſie, ſie wollte weder den einen noch den andern verläugnen. Vom Frühſtück weg lief er ſtracks den Schaden zu ſehen, kam noch zorniger heim, aber langſamer, denn bei jedem Begegnenden ſtellte er ſich und fluchte ſich faſt die Finger ab, wie er es den Schelmenbuben anſtreichen wolle. Er wiſſe wohl, er müſſe das nur leiden wegen ſeiner Freiſinnigkeit, aber jetzt ſei nicht mehr die Zeit der Landvögte, welche über ſolche Dinge nur gelacht hätten, die Donnersbuben müßten ihm in's Zuchthaus.

Auf der Stelle ſpannte er an und fuhr die Bündel heim, welche die Weiber zu viel erhalten. Er wollte alle nehmen, aber das litt ſeine Frau nicht. Drei Weiber waren ihm zugetheilt, und jede ſollte vierzig Bündel machen können, nun hatte jedes Weib einen Haufen von wenigſtens achtzig beim Hauſe, und nicht Dornbündel, ſondern ganz andere. Es wollte ihm faſt das Herz abdrücken, daß ſeine Frau mit geballter Fauſt ihm erklärt hatte, er ſolle ihr z'Herrgott ſein und ein Stück von den vierzig einem Weibe wegführen, ſie ſei dann auch noch da und habe was zur Sache zu ſagen. Der Grozenbauer kannte ſein Weib und hatte Urſache, es einſtweilen nicht auf's Aeußerſte kommen zu laſſen. Aber, ſagte er für ſich, es komme noch die Zeit, er ſei gut dafür, wo man den Weibern zeige, wofür ſie gut ſeien und was ſie der wahren Sache noch zu bedeuten hätten. Nun richtete er ſeinen ganzen Zorn gegen die Nachtbuben, denen wolle er einen Conto machen, daß ihnen das Bündelmachen ihr Lebtag verginge, drohte er. Man wollte es ihm ausreden, ſtellte ihm vor, an den Nachtbuben gewinne Niemand was, am beſten komme man aus mit ihnen, wenn man lache zum Spaß. Wolle man ſich rächen, ſo greife man in ein Weſpenneſt; den letzten Streich wollten ſie haben, das ſei gewiß. Seine Frau ſagte bloß: ſieh, was du machſt, daneben, wenn du es zwängen willſt, ſo zwängs, vielleicht iſt es dir gut. Er klagte förmlich, und ward, wie üblich, zur Verſöhnung gewieſen. Volksthümliche Behörden befaſſen ſich nicht gerne mit Klagen gegen das Volk, und namentlich nicht gegen Nachtbuben; die Partheien zur Verſöhnung weiſen, iſt kürzer. Bleibt der Fortſchritt entſchieden, ſo wird ganz ſicher bei allen Diebſtählen nicht weiter amtlich verfahren, als die Partheien, d. h. den Dieb und den Beſtohlenen an eine Verſöhnung zu verweiſen. Der Urheber des Vorſchlags erſchien an derſelben. Es war ein ſtiller Burſche, aber einer, der ein heißes Herz hatte. Er haßte alle Ungerechtigkeit, alle Heuchelei, geiſtliche und weltliche, haßte ärger als falſches Geld alle falſchen Worte, z. B. daß einer ſich liberal und freiſinnig nannte, und war doch der ärgſte Zwängkopf, hart gegen die Armen, und unduldſam und unverträglich gegen jeden mit einer andern Meinung. Hans hätte unter Umſtänden ein Räuberhauptmann werden können. Er hatte ſchon manchmal Juſtiz geübt, Prügel ausgetheilt, dem Schwächern zum Recht geholfen, ſchon manchem ſogenannten Freiſinnigen die Larve vom Geſicht geſchlagen, und ihn erſcheinen laſſen, ärger als einen Jeſuiten und ärger als einen Dominikaner, welche bekanntlich die Inquiſition einführten und alle marterten oder verbrannten, welche anders dachten als ſie und ihnen nicht nachbeten wollten. Daneben war Hans vermögend, hatte ſo viel Bildung, um ein eigen Urtheil zu haben, war alſo wirklich innerlich und äußerlich unabhängig und ſelbſtſtändig, ſouverain.

Hans trieb an der Verſöhnung Geſpött mit dem Grozenbauer. Das werde ſeine Liebe zum Volke ſein, daß er alte Weiber, um Bündel zu machen, an ſeine Dornen weiſe, und das ſeine Freiſinnigkeit, daß er nicht einmal Andern erlauben wolle, der alten Weiber ſich zu erbarmen. Wenn es junge Weiber geweſen wären, vielleicht, daß er ihnen näher einen ſchicklichern Platz gewußt hätte um Bündel zu machen! Begreiflich loderte der Grozenbauer auf wie ein Feuerteufel, auf welchen feuriger Schwamm gelegt wird, und wer weiß, wie weit er in ſeiner freiſinnigen Cultur gegangen wäre, wenn er nicht einen unwillkührlichen Reſpekt vor Hanſes ſehr tüchtigen Knochen verſpürt hätte. Er begnügte ſich daher mit Schimpfen und ſagte: wer ihm wegen Weibervolk Schlechtes nachrede, lüge wie ein Schelm, und in anderer Leute Wald zu holzen, wie ein Schelm und Spitzbub, deſſen hätte er ſich ſein Lebtag geſchämt. Wenn das ihn angehen ſolle, ſo wolle er vermahnt haben, ſagte Hans. Sie hätten für alte Weiber Reisbündel gemacht, da wo es ihnen erlaubt geweſen ſei, und geſagt habe ihnen Niemand, daß nicht Jemand anders ſie machen und daß es bei Tage und nicht bei der Nacht geſchehen müſſe. Tann- und Buchenholz dazu zu nehmen, hätte ihnen Niemand verboten, und als man den Armen Holz erkannt, hätte gewiß Niemand daran gedacht, daß einer Hunds genug ſein könnte, alten Weibern Dornen anzuweiſen, ſonſt würde man Dornen ausdrücklich verboten haben. Daß ſie ſich verzählt, dafür könnten ſie nichts, es verrechne ſich Mancher, der meine, er ſei mehr als gut zum Rathsherrn, und wenn ſie der Schulmeiſter beſſer gelehrt hätte, ſo könnten ſie es beſſer. Uebrigens ſei er nicht zu Schaden gekommen, ſie hätten die Bündel dahin geführt, wo ſie hingehört, dort habe er, wie die Leute ſich nicht genug darüber aufhalten könnten, die, welche zuviel geweſen, weggenommen. Es wäre noch nachzuſehen, ob er ſich nicht auch verzählt, jedenfalls ſei er ihnen den Macherlohn ſchuldig, und unverſchämt genug werde er nicht ſein, ihnen nicht wenigſtens einen Schnaps einzuſchenken, wenn ſie ihm nächſten Samstag vor's Haus kämen. Sie wüßten zwar wohl, daß er freiſinnig ſei, aber für ſo unverſchämt hielten ſie ihn doch wirklich nicht, daß er für das Bündelmachen nicht wenigſtens ein Trinkgeld gebe. Da meinte der Vermittler, ja darum ſei es nicht zu thun. Der Bauer habe geklagt, und jetzt frage es ſich nicht, was derſelbe thun wolle, ſondern wie ſie ihn zufrieden zu ſtellen, und was er zu empfangen hätte an ſeinem Schaden. Da gebe er keinen faulen Rappen, ſagte Hans, und wie ſonſt üblich, ſolle der Vermittler in der Mitte ſein und nicht dem Einen oder dem Andern ſein Agent, aber das werde die neue Mode ſein, ſei es wie es wolle, ſo behalte ich mir meine Rechte vor, und Adie wohl! ſo ſprach Hans. Man wollte ihn zurück behalten, aber Hans war fort. Nun ſaß man da, ſah ſich verblüfft an und endlich ward man einig, das beſte ſei, man rede ſo wenig mehr von der Sache als möglich, denn der Hans ſei ein Donnersbub.

Eilftes Kapitel.

Neuer Kummer und ein großer Entſchluß.

Bei der ganzen Sache, und beſonders als der Ausgang bekannt wurde, war es Käthi bang, ſie hatte nicht vergeſſen, was der Bauer gedroht hatte. Nun war Käthi kein Diplomat, ſo wenig als der Bürgermeiſter von Zürich, was freilich bei einer alten Frau weniger auffallend iſt, ſie bedachte nicht, daß es Leute giebt, welchen man, wenn ſie zornig ſind, aus dem Wege gehen muß, indem ſie am erſten beſten Gegenſtand, welcher ihnen vor die Augen kömmt, ihren Zorn auslaſſen, ſei er nun mit dem Zorn im Zuſammenhang oder nicht, daß es ferner Leute giebt, die deſto gröber werden, je mehr man ſich demüthigt, um ſo mehr Urſache zu Zorn und Wüſtthun zu haben glauben, je mehr man ſich in Entſchuldigungen erſchöpft. Käthi meinte, ſie müſſe da handeln, abwenden, zuvorkommen, und Gott weiß, was Alles, was eben nur gut iſt, wenn die Perſonen darnach ſind, und ſind ſie nicht darnach, ſo iſt's eben hundsſchlecht. Mit leeren Händen dürfe ſie nicht kommen, dies war allerdings das Richtigſte bei Käthi's Kalkuliren, daß, wenn ſie dem freiſinnigen Grozenbauer unter die Augen wollte, es am richtigſten war, es geſchehe wenigſtens nicht mit leeren Händen. Käthi raffte alle Batzen und Kreuzer, welche ſie zuſammentreiben konnte, zuſammen. Als ſie Alles, was ihr noch übrig war vom Erlös von Beeren und Kräutern, von ihren Tagelöhnen, beiſammen hatte, ſo hatte ſie an den zwei Thalern, welche ſie an der Miethe noch ſchuldig war, noch drei Batzen zu wenig, an die Miethe dagegen, welche in wenig Tagen auf's Neue verfiel, keinen Kreuzer, und wußte nicht, wo einen nehmen. Indeſſen, dachte ſie, bezahle ſie das Alte, ſo habe der Bauer deſto eher Geduld mit dem Neuen, und der alte Gott lebe noch, er habe bisher geholfen und werde ferner helfen, wenn nur einſtweilen der Bauer wieder zufrieden ſei. Käthi ſuchte die drei fehlenden Batzen zu leihen, und als es gelungen, wanderte ſie dem Grozenbauer zu. Die Bäurin ſtand am Brunnen, ihr zu trappte Käthi und wünſchte ihr guten Abend und ſagte, warum ſie komme. Lieber wäre mir, du wäreſt nicht gekommen, ſo lieb du mir ſonſt biſt, ſagte die Frau. Aber es iſt noch nicht gut Wetter, und ſieht er dich, ſo geht es friſch los. Hat er dich nicht geſehen, ſo gehe wieder und zeige dich nicht, bis ich dir Beſcheid mache. Du kannſt dich auf mich verlaſſen, aber erzeige es nicht, daß du es weißt. Während Käthi dankte für den guten Beſcheid, aber leider etwas lange, kam der Grozenbauer um die Ecke, und machte Augen wie Pflugsrädli. Nun mußte Käthi warten, rückte mit den zwei Thalern aus und vielen Entſchuldigungen, Bitten um einſtweilige Nachſicht, Verſprechen, daß es beſſer werden müſſe. Der Bauer nahm das Geld, vom Nachlaß wegen Hagel war keine Rede, ſchimpfte viel über ſchlechte Münze und frug endlich, wie es ſei mit der Miethe, welche in wenig Tagen verfallen ſei?

Die müſſe er gewiß haben, ſagte Käthi, aber wann? könne ſie ihm nicht beſtimmt ſagen. Sie habe alles Geld zuſammengerafft, welches ſie im hinterſten Winkel gehabt, und noch drei Batzen dazu leihen müſſen (das dumme Babi, ſagte die Bäurin am Brunnen halblaut), und jetzt wiſſe ſie nicht, wie ſchnell ſie wieder was zuſammenbringe. Und dein Maulaffe, hilft der dir nicht? frug der Bauer. Er macht was er kann, ſagte Käthi, aber z'Vaterland hat ihn im letzten Jahre zurückgebracht, er mußte die Ismaeliten helfen erwehren, und das koſtet Geld, und dazu verloren ihm die Aargauer noch ein Hemd. Ja wolle, was geht einem Solchen das Vaterland an, ſagte der Grozenbauer. Verſoffen hat er ſein Geld, ſonſt hätte er es machen können mit dem Solde, ſo gut als die andern. Und kurz und gut, mache daß du zahlen kannſt, zahle dann wer wolle! Sonſt ſieh, wie es dir geht. Vielleicht, daß dir die Nachtbuben auch hier helfen, geh und frag ſie. So ſprach er und ſchoß von dannen faſt wie ehedem die Hexen auf den Beſenſtielen, wenn ſie auf den Blocksberg ritten. Da ſtand nun die arme Käthi angedonnert, und als ſie ſich endlich aufmachte, war ihr Gemüth beſchwerter als je. Bisher war des Herrn Hand über ihr geweſen, jetzt ſollte ſie noch in die Hände der Menſchen fallen. Beim erſten Unglück beugte Käthi ihr Haupt bis auf den Boden, ſie glaubte ſich geſchlagen auf das Härteſte. Da kam die Peſtilenz über die Kartoffeln, Käthi's Seele erbebte in ihren Grundfeſten, und wie mühſam ſie ſich wieder ſtellte auf den Fels, der nie wankt, weder im Sturmwinde noch in den Waſſerwogen, haben wir geſehen. Jetzt ſchwebte der härteſte Schlag über Käthi's Haupt, an den ſie nicht gedacht, den ſie auch nicht zu überleben dachte. In dem Häuschen zwiſchen Bach und Emme, im freundlichen Boden hatte Käthi ſeit vierzig Jahren gewohnt, hier war ihre Heimath, die ſie nicht zu verlaſſen gedachte, bis der Herr die himmliſche ihr öffne. Mit dem Häuschen war ſie zuſammengewachſen, wie die Seele mit dem Leibe, und das Stücklein Land war ihr auch in's Leben gewachſen. Seit vierzig Jahren hatte ſie es verbeſſert und hielt mehr darauf als mancher Bauer auf ſeinen Hof. In der Welt war ſie ein Fremdling geworden, ein Gang in einen andern Ort, als da, wo ihre Kirche ſtand, ihr Krämer, ihr Apotheker wohnte, kam ihr vor wie eine Reiſe nach Amerika, und bloß bei dem Gedanken, dort wohnen zu müſſen, kam ſie ein bitter Heimweh an. Und wie ſollte ſie das Kind durchbringen, wenn ſie das Land nicht mehr hätte, und die Häuſer nicht mehr mit den guten Leuten und dem ſchönen Verdienſt? Eine wahre Seelenangſt kam über Käthi, ob welcher ſie Flachs und Kartoffeln vergaß, welche ſie nicht ſchlafen ließ. So geht's dem Menſchen oft, das Schwerſte hat ihn getroffen, Schwereres hielte er nicht aus, ſo glaubt er. Nun kömmt Schlag auf Schlag und immer Schwereres, und er hält es aus. Es ſoll der Menſch zuweilen erfahren, wie groß ſeine Kraft iſt, und wie wenig ihm Gott gewöhnlich zu tragen giebt, wie wenig er ihm nimmt, wie viel er ihm läßt.

Wie Einer, der in finſterer Nacht in der Wüſte irre gegangen, die Augen anſtrengt, einen Weg zu finden, doch umſonſt, nichts erblicken kann als Nacht um und um, ſo wanderte Käthi heim, dachte nach, wie ſie die Miethe ſchaffen ſollte in ſo kurzer Zeit, und dachte immer umſonſt. Nur Kreuzerweiſe tropfte der Verdienſt, drei Batzen hatte ſie geliehen mit großer Mühe, wie zu ſieben und einem halben Thaler kommen? In dieſem Kreiſe bewegten ſich Käthi's Gedanken, darüber hinaus ſtreiften ſie nicht. Gar manche Frau wird ſich über Käthi's Dummheit wundern und ſagen: dieſer kömmt doch nichts in Sinn, hat die denn nichts zu verkaufen? Es giebt Leute, und namentlich Weiber und Frauen, welche immer was zu verkaufen und zu verſchachern haben; Leute, ſie haben den Eltern gemauſt und verkauft, dann dem Mann gemauſt, dann wiederum den Kindern, ja wenn unſer Herrgott ſie zu ſich nimmt, ſo iſt er nicht ſicher, daß ſie ihm nicht den Himmel mauſen und ihn verſchachern um's halbe Geld. Es giebt andere, welche alle Tage ſchachern, weil ſie, was ſie acht Tage im Beſitz haben, nicht mehr mögen, Neues ſie gelüſtet; Weiber, welche ihre Röcke verſchachern, ihre Männer um neue plagen; Dienſtmädchen, welche Hals- und andere Tücher verſchachern um's halbe Geld, weil eine andere Farbe Mode geworden, Hemden verſchachern, um eine neue Haube, Kappe oder Hut zu kaufen. Es giebt leichtſinnige Leute, welche von der Hoffnung leben, Alles die Fülle ſehen, im Herbſt die gewonnenen Speiſen verſchachern um geringen Preis, im Frühjahr hungern, betteln und vielleicht Kleider und Betten verkaufen müſſen, um Speiſe zu kaufen zu hohen Preiſen. Dieſe alle an Käthi's Platz wären durchaus nicht verlegen geweſen, war da doch um mehr als ſieben und einen halben Thaler zu verkaufen: Kartoffeln, Kleider, Hühner, Geräthe, kurz in vielen Augen große Reichthümer. An das Alles dachte Käthi wirklich nicht. Käthi war eine viel zu gute, treue Hausmutter geweſen von jeher. Gute Hausmütterchen nun können ſelten was verkaufen, was einmal zu ihrem Haushalt gehörte. Geräthe laſſen ſie flicken bis es zuſammenfällt, die Röcke werden zu Unterröcken, Unterröcke zu Futtertuch, auch giebt's Kinderkleidchen, das Futtertuch, die unbrauchbaren Hemden liefern ſogenannte Plätze, Lappen, Hudeln, komod in hundert Fällen, und ſelbſt die Hudeln kriegt der Lumpenſammler nicht, ſie werden zu Ehren gezogen bis ſie gar nichts mehr ſind. Grämplerinnen (Trödlerinnen) und Hauſir-Juden machen bei ſolchen Hausmüttern ſchlechte Geſchäfte. Nicht einmal an die Erdäpfel dachte Käthi, welche vielleicht entbehrt werden konnten. Man war ſo in Angſt gekommen wegen der Speiſe im Frühjahr, und bange, die meiſten möchten in den Kellern faulen, daß Frauen, wie Käthi, gar nicht an's Verkaufen dachten.

Johannesli war ein verwöhnter Junge und regierte die Großmutter meiſterlich, aber er war kein böſer, ſelbſtſüchtiger Junge, noch wie verwöhnte Jungen ſpäter gerne werden. Er liebte die Großmutter innig, ihr Leid war ſein Leid. Als ſie ſelben Abend ſo kummervoll am Tiſche ſaß, und weder eſſen noch trinken mochte, da wollte er wiſſen, was ſie habe. Als ſie Ausflüchte machte, brauchte er ſein unfehlbar Mittel, er begann zu weinen und zu ſagen, wenn ſie ihn nicht mehr lieb hätte, ſo habe auch er ſie nicht mehr lieb, wolle fort, wolle ſterben, du wüſte Großmutter du, daß ich von dir fortkomme! Da war begreiflich die Großmutter überwunden und erzählte ihm, wie der Bauer es ihr gemacht, und wie es ſie faſt tödten wolle, daß ſie aus dem Häuschen müßten, und wüßte nicht wohin, und ſei hier gewohnt, wiſſe an einem andern Orte nichts anzufangen, könnte nicht mehr pflanzen, und ſeine Hühner würden auch fort müſſen, und das werde ſein müſſen, ſie ſehe keine Hülfe. Johannesli hörte alsbald auf zu weinen, ward dagegen zornig und ſagte: Weißt was, Großmütti? Morgen, wenn's Tag iſt, wollen wir zu ihm und ihm recht wüſt ſagen, und ihm ſagen, wenn er arme Leute ſo plage, ſo nehme ihn der Tüfel! Da ſagte Käthi: du gut's Bubi, das hülfe wenig, das iſt einer von denen, welche an keinen Teufel glauben und ſonſt nichts. Warum nimmt ihn dann der Tüfel nicht, ſagte Johannesli, du ſagſt ja, ſolche Leute, welche nicht an den Tüfel glaubten, die nehme er zuerſt. Kann es dir nicht ſagen, ſagte Käthi, er ſpart ſie vielleicht zuſammen und nimmt dann einen ganzen Haufen miteinander. Oder weißt was, Großmütti, er wird z' alte ſein und wohl fule (taub), oder keine Zähne mehr haben, um recht zu beißen. Wir wollen den lieben Gott bitten, daß er einen neuen Tüfel mache, ſo einen recht haarigen und e wüſten und e böſen, was gilts, der nimmt dann den Hausbauer, und dann können wir dableiben. Kind, ſagte die Großmutter, mit ſolchen Reden könnteſt dich verſündigen. Was dir doch nicht z' Sinn kömmt, ein neuer Teufel! Der liebe Gott wird dem Teufel ſchon Beine machen, wenn er es an der Zeit findet, aber dann bin ich wohl längſt todt, und du, weiß Gott, wo! Die Großmutter weinte jetzt, Johannesli ſchmiegte ſich an ſie und ſagte: Weißt du was, Großmütti, ſo nimm du die großen, ſchönen Batzen in meinen Taufzetteln, ſie gefallen mir nicht mehr, ich mag ſie nicht mehr ſehen, die Buchzeichen im Pſalmenbuch und die Bilder im Kalender gefallen mir viel beſſer. Nimm die Batzen und bringe ſie dem Bauer, und dann ſolle er ſtille ſein, oder er ſolle ſehen, wie es ihm gehe! Das löſchte faſt die Gluth von der Großmutter Schmerz, daß das Bubi von ſeinem Liebſten, ſeinem einzigen Eigenthum ſich trennen wollte um ihretwillen. Aber ſie nahm das Opfer nicht an, ſie müßte ſich ſchämen ihr Leben lang, wenn ſie ihm ſeine Einbünde verbrauchen wollte, und die wenigen Tage, wo ſie noch zu leben habe, wolle ſie ſich nicht noch ſo was auf das Gewiſſen laden, ſagte ſie.

So weißt du was, ſagte das Bubi, wir wollen zum Vater gehen, der hat Geld, und giebt uns davon, was wir nöthig haben, oder er nimmt den Säbel und haut dem Bauer den Kopf ab, dann wird er ſchon aufhören uns zu plagen. Du gottlos Kind, rief die Großmutter, was dir nicht alles in Sinn kömmt. Ja wolle, den Kopf abſchlagen, das käme noch Manchem wohl, wenn's erlaubt wäre, ſo ſeine Schulden zu bezahlen. Aber komm, Kind, wir wollen in's Bett und beten, das ſind Gedanken vom Teufel, die giebt er dir ein, weil du ihn vorhin verſpottet haſt; o Kind, man kann ſich nicht genug in Acht nehmen mit den Worten, gar leicht kommt's, daß man ſich verſündigt. Wie die Großmutter geſagt, geſchah es, ſie gingen zu Bette. Aber der Junge war aufgeregt, ſchlief lange nicht, begehrte auf, bis er einſchlief. In Renomiren und Schwadroniren zeigte er bedeutende Anlagen, wenn er eines Rathsherren Sohn geweſen wäre, es hätte mancher Rathsherr ſeine große Freude an ihm gehabt. Wenn ich bete, kann mir der Tüfel nichts thun, und kömmt er, nehme ich mein Meſſer und ſteche ihn todt, dann iſt kein Tüfel mehr, dann hat er's! Ob dieſen Worten ſchlief er endlich ein.

Die Rede des Kindes hatte ſich eingehakt im Herzen der Großmutter, freilich im hinterſten Winkel nur. Dort war der wunde Fleck, wo Gedanken entſtanden, welche Käthi ſo gut als möglich vor Gott ſelbſt zu verbergen ſuchte. Dort ſtand zuweilen der Gedanke, es ſei doch nicht recht von Johannes, daß er ſich ſo wenig um ſie kümmere. Sie meine nicht, er ſolle mehr thun als er könne, aber doch zuweilen kommen, ſehen, wie es ihnen gehe, und rathen, was ſie anfangen ſollten, das ſollte er doch können. Ein b'ſunderbar Witziger müſſe er ſein, und andere Leute werden es auch finden, er wäre ſonſt nicht Corporal geworden, und ſie hätte ſonſt Niemand auf der Welt, wo ſie beſſer z' Rath könnte als ihn. Dieſer Gedanke ſtand gar feſt und aufrecht in Käthi's Seele, die ganze Nacht durch konnte ſie denſelben nicht los werden. Es war aber auch, als ob derſelbe in Johannesli's Seele ſich feſtgeſetzt hätte, denn er erwachte mit der Frage, wann ſie zum Vater wollten? Als es Morgen war, da kam der Gedanke, zum Sohne zu gehen, Käthi viel ſchrecklicher vor als geſtern Abend, denn das war mehr als Amerika, mehr als zwei Stunden weit wohnte Johannes! Es iſt ein merkwürdiger Unterſchied zwiſchen Jungen und Alten, nicht bloß an der Haut, ſondern auch darin, daß die Jungen reiſeſüchtig ſind, die Alten reiſemüde. Das iſt auch eine Ordnung Gottes. Eine ſchwere, weite Reiſe liegt vor den Jungen, darum hat Gott ihnen Reiſekraft und Luſt in's Herz gegeben, wohl ihnen, wenn ſie munter ſind und klug, Luſt und Zeit wohl nützen und ſorgfältig achten auf den Weg. Lange ſind die Alten gewandert, darum kommt das Sehnen der Ruhe über ſie, darum mögen ſie nicht mehr reiſen, nicht mehr wandern; wohl ihnen, wenn ſie klug gewandert ſind, in die Nähe des Haſens gekommen ſind, wo das Schifflein wartet, welches fromme Seelen zur ſeligen Ruhe führt. Die Müdigkeit mahnt die Alten ernſt, zu gedenken dieſes Schiffleins, es zu ſuchen zu rechter Zeit.

Alſo nicht bloß Großmütti und Großkind, ſondern die alte und die junge Welt ſtritten ſich um die Frage: ſoll's gewagt werden, ſoll es nicht, wollen wir zum Vater gehen oder hier bleiben? Darum war dieſer Kampf andauernder als ſonſt einer und dauerte mehr als einen Tag. Und als es endlich dem Grundſatze nach entſchieden war, daß ſie reiſen wollten, entſtand erſt ein langes Berathen über das Wann und das Wie. Käthi wußte, daß Meiſterleute nicht gerne von den Angehörigen ihrer Dienſtboten überlaufen werden. Nun war Käthi noch nie beim Sohne geweſen, aber an was der Unbeſcheidene vielleicht beim zwanzigſten Male denkt, das hat der Beſcheidene ſchon beim erſten Male im Auge. An einem Werktage ſchicke es ſich nicht zu gehen, ſagte Käthi, man dürfe einen Knecht bei ſeiner Arbeit nicht verſäumen, ſie hätten den Lohn zum Arbeiten, nicht für das Klappern. An einem Sonntage, wo Fleiſchtag ſei, möge ſie auch nicht gehen, meinte ſie, die Bäurin könnte ſonſt glauben, ſie käme wegem Schmarozen, wegen Speck und Fleiſch und nicht wegen dem Sohne. Da nun aber zwiſchen Sonn- und Werktagen keine andern Tage ſind, ſo war guter Rath theuer. Johannesli war ſehr geſtimmt für den Sonntag, es iſt möglich wegem Speck und Fleiſch, indeſſen gab er die neuen Hoſen vor, welche er dann anziehen dürfe, an einem Werktage aber nicht. Als die Großmutter ihm ſagte, eine ſolche Reiſe mache eine Ausnahme, da ziehe ſie dieſelben ihm auch am Werktag an, ſo ſagte er: Aber was ſagt dann die Bäurin, wenn du an einem Werktag herumläufſt? Balgeſt du nicht immer über die, welche am Werktag herumlaufen und ſagſt, es ſeien faule Leute, ſonſt blieben ſie daheim und thäten was? Das ſchlug die Großmutter, denn wer nicht völlig radikal unverſchämt iſt, den ſchlägt nichts mehr als die eigenen Worte. Sie ſtand da, die Großmutter, ganz als ob ſie vom Himmel herabgefallen wäre und ſagte endlich: Selbigs habe ich doch noch nicht erlebt, ſo ein Pfiffiger iſt mir nicht vorgekommen. Was wird der Pfarrer für Augen machen, wenn du zu ihm in die Unterweiſung kömmſt, ſo einen Pfiffigen hat er ſicher auch noch nicht gehabt. Der kann ſich nur vorſehen, ſonſt wirſt ihm auch Meiſter. Nein aber auch, mir ſo was aufzuleſen und mich damit abzutrümpfen! Alſo war es abgemacht und beſchloſſen, am nächſten Sonntag ward die Wanderung unternommen; das war ein Ereigniß in ihrem Leben, für Johannesli das allergrößte, welches er mit Bewußtſein erlebte. Er ſollte die erſten, vom Pathen geſchenkten Hoſen tragen, mit denen die Großmutter bis dahin auf das Sorgfältigſte hinter dem Berge gehalten und zwar aus guten

Gründen. Mütter und Großmütter hinterhalten ſie gerne, iſt's ja das Kleidungsſtück, in welchem Buben ihrer Zucht entwachſen, heißt es nicht: der hat Hoſen an, wenn man des Mannes Souverainität bezeichnen will, und giebt's nicht ſo viele Weiber, welche dem Mann die Hoſen nehmen, an ihre Unterröcke ſie tauſchen möchten. Ach, 's iſt oft nicht einmal nöthig. Ja, der Bube, der die erſten Hoſen anzieht, kömmt ſich vor auf das allerwenigſte ſo groß wie der große Philiſter, der Goliath, als ein Held von erſter Sorte, und ſtatt zu Helden gerathen die meiſten zu erbärmlichen Höſelern. An ſo was denkt freilich der Knabe nicht, wenn er zum erſten Male in den erſten Hoſen ſteckt, mit einer Kaiſermiene die kurzen Beine über die hohe Schwelle ſtreckt, vor das Haus ſich ſtellt, zu triumphiren, d. h. die Bewunderung der Welt in Empfang zu nehmen. Denkt doch gar mancher Erwachſene nicht, der mit Schnauben auszieht als wie ein Held, daß er ausziehen werde vor dem Feind wie ein Haſe, und heim kommen mit Schlottern. Gar Mancher will über Gott aus mit kurzem Sinn, wie der Kleine mit kurzen Beinen über die hohe Schwelle, und wie er das eine Bein am höchſten hat, will ihn das andere nicht mehr halten, er fällt in das allerjämmerlichſte Siechthum, ſchickt ſein Waſſer von einem Wunderdoktor zum andern, ſchickt um Bündelchen aus und Kapuziner nach allen vier Winden, und wäre bereit, mit Leib und Seele zu allen Religionen der Welt zu ſchwören, wenn nur irgend ein Schimmer von Hoffnung das Feuer in Gebein und Seele kühlen wollte. Sie freuten ſich Beide ſehr auf die Reiſe, das Kind wegen Hoſen, Fleiſch und Speck, die Großmutter, einen ſolchen Staatsbuben durch die Welt führen zu können, nur kummerten ſie, es möchte vielleicht nicht ſchönes Wetter ſein. Großmütti, es macht nichts, wenn's ſchon ein wenig regnet, ſagte das Staatsbubi, es macht dann nur weniger warm. Das gute Staatsbubi, es ging ihm wie andern Staatsbübchen, es hatte den Spruch im Sommer gehört, und wendete denſelben nun auf den Winter an, es fehlte ihm halt noch der Verſtand für die rechte Anwendung, er war bloß noch aberwitzig und vorwitzig. Der Samstag rückte endlich ein und zwar ſchön. Johannesli ward es Angſt, je länger es ginge, deſto eher konnte ſich das Wetter ändern und meinte, wenn er ſeine

Hühner z'Mittag in den Stall jage und gleich darauf die Großmutter in's Bett, ſo ſei der Samstag auch vorbei und der Sonntag im Nu da. Er verſuchte der Zeit vorzugreifen. Aber junge Bübchen ändern die alte Welt nicht, die Hühner wollten für alle Gewalt nicht in den Stall. Wären dieſe gegangen, dann hätte Johannesli es wahrſcheinlich bei der Großmutter durchgeſetzt, daß auch ſie mit ihm zu Bett gegangen wäre. Endlich nach vier Uhr ließen ſich die Hühner herbei, ſuchten ihre Sitze, und bald darauf mußte auch die Großmutter daran glauben, wie ſie auch ſeufzte und jammerte: wenn's die Leute vernehmen würden, ſie ſei ſchon zu Bette, ſo würden ſie glauben, es fehle ihr im Kopfe. Deſto früher am Morgen krähte der junge Hahn und die Großmutter mußte auf, was ſie auch ſagte, es ſei nicht viel über vier Uhr. Je früher wir gehen, ſagte der Bub', deſto mehr können wir unterwegs ausruhen, dann weißt du noch nicht, wann wir fort kommen, mit neuen Hoſen geht's manchmal lang, bis man ſie an hat.

Zwölftes Kapitel.

Käthi thut eine Reiſe und hat das Glück wieder heimzukommen.

Mit den Hoſen ging es raſch, aber eine andere Geſchichte gab's, an die,man nicht gedacht. Johannesli hatte gegen Ende des vergangenen Winters Schuhe und Winterſtrümpfe von einer Pathin erhalten. Dieſe hatte geſagt, ſie hätte ſie etwas groß genommen, damit man ſie ſparen könne, wenn man ſie dieſen Augenblick vielleicht nicht nöthig hätte. Dieſe hatte die Großmutter hervorgenommen, es ſei ihr lieber, das Bubi erfriere ihr nicht, ſagte ſie. Hier haperte es, die Schuhe wollten nicht über die Strümpfe. Die Großmutter ſchwitzte und ſchnaufte, Johannesli ſchrie, die Hühner gakelten, es war ein ſtreng Dabeiſein; wer vorbeiging, hätte leicht glauben können, man hätte Jemand am Meſſer. Wirklich ging auch die Thüre auf und eine Stimme frug: Mein Gott, was giebt es doch da? Es war Andreſe Anne Bäbi, des nächſten Nachbars Tochter, welche die Hut des Häuschens übernahm, wenn Beide fortgingen, und die des Buben dazu, wenn Käthi ihn allein laſſen mußte. Als Anne Bäbi die Sache vernommen, ſchlug ſie zuerſt alte Schuhe vor. Wer würde darauf achten, was ſo ein kleiner Junge für Schuhe an hat, ſagte ſie. Aber potz, ſo meinte es der Bube nicht, er hielt ſich für die allerwichtigſte Perſon, welche ſelben Tags auf der Welt ſei, auf den Aller Augen ſehen würden, und Käthi neigte ſich bedeutend dieſer Anſicht zu. Nun meinethalb, ſo lauf barfuß oder wenn doch abſolut die neuen Schuhe mit ſollen und ihr Blaſen wollt, ſo müſſen dünnere und kleinere Strümpfe herbei, in die könnte man ja ein Elephantenbein ſtoßen, ſagte ſie. Das gefiel, und es ging, und Johannesli ſagte: Ja gäll, wenn Andreſe Anne Bäbi nicht gekommen wäre, ſo hätteſt du nicht gewußt, was machen? Das war der Dank, daß vorhin die Großmutter ſeine Meinung wegen den Schuhen getheilt hatte. Nun trat aber was Wichtiges hervor, eine wahre Lebensfrage, die Frage über den Proviant, der mitzunehmen ſei. Da müſſe man zu eſſen mitnehmen, ſagte Johannesli, viel, viel, ſonſt ſtünde man es nicht aus, ſo weit wie es ſei. Das meinte die Großmutter auch, aber wegen dem Quantum konnten ſie ſich nicht verſtändigen. Johannesli wollte an Brot, Aepfeln, Birnen, Pfannkuchen ſo ziemlich einen Tragkorb voll, oder einen Karren, indeſſen mußte er es ſich endlich gefallen laſſen, daß man bloß mitnahm, was man füglich in die Taſchen bringen konnte. Als man das im Reinen hatte, ging's unerwartet noch einmal los. Der Junge wollte nun auch einen Stock, und zwar Großätti's Stock, den langen, dicken, den die Großmutter zum Andenken aufbewahrt hatte. Er müſſe einen Stock haben, ſagte er. Er müſſe ſich wehren, wenn böſe Hunde kämen und die Großmutter beißen wollten, ſie könne nichts mehr machen, ſie ſei afe (bereits) gar eine Alte. Und da in den Dörfern ſeien gar böſe Buben, die werden ihn plagen wollen, die wolle er abſchlagen von Tüfel.

Der Junge zog zu ſeinem erſten Abenteuer aus. Wie der Rittersſohn vor allem gerne des Vaters Schwert umgürtete, wenn er zum erſten Male in die Welt ritt, ſtritt jetzt der Bube um des Großvaters Stock. Die Großmutter rühmte ihn, wie er ein Braver ſei, daß er ſich für ſie wehren wolle, aber der Stock ſei ihm zu ſchwer, ſie wolle ihm einen viel beſſern ſchneiden im nächſten Zaune, aber ſie hätte diesmal vielleicht doch nachgeben müſſen, wenn nicht Andreſe Anne Bäbi mit Spott gekommen wäre: Was doch die Leute ſagen würden, und Buben und Mädchen würden ihn auslachen, wenn ſo ein kleiner Knopf mit einer langen Bohnenſtange daherkäme, noch manche Woche würden ſie davon reden und lachen. So ließ der kleine Held ſich endlich beſchwichtigen mit dem Verſprechen, daß die Großmutter im nächſten Zaune ihm einen großen, dicken Stock ſchneiden wolle, dann befahlen ſie Andreſe Anne Bäbi Häuschen und Hühner wohl, ſagten Adie, und zogen endlich von dannen in die Welt hinaus, zwei Stunden weit!

Es war ein gar ſchöner halb Winter- halb Herbſtmorgen, kurz vor Martinstag, ſo einer von den duftigen Tagen, wo wie in träumeriſchem Glanze die Erde ſchwimmt, ein durchſichtiger Schleier die Welt verhüllt, wie helle Ahnung die zukünftige Welt. Das ſind Tage, an welchen ſo gerne ein ſüßes Heimweh über den Chriſten kömmt. Es iſt nicht das Heimweh, welches mit ſchweren Thränen die Augen füllt, wie eiſerne Klammern um den Hals ſich legt, wie mit ſiedendem Blei das Herz erfüllt: es iſt dies Heimweh ein freundlich Sehnen, dem Wehen der erſten Liebe vergleichbar. Die Seele vergißt die wirkliche Welt, die Seele träumt, das Auge wird feucht, ſieht in den blauen Himmel hinein, ſucht, und weiß nicht was, ſieht der ſcheidenden Sonne nach, fühlt zum Zerſpringen ſüßer Wehmuth voll das Herz. So träumen Jungfrau und Jüngling, wenn die erſte Liebe ſie durchglüht, ſo träumen aber auch der alte Mann, die alte Frau, wenn in ſüßem Bangen die ewige Liebe ihre Herzen ſchwellt, es iſt das Heimweh nach dem Himmel, das Sehnen nach Gott.

Es war tiefe Sabbathsſtille, als die Beiden wanderten in die Welt hinaus, kühn und ſtolz der Junge, bang die Alte, aber Beide neugierig, was die Welt zum jungen Helden ſagen werde, und neugierig die Großmutter noch, wie die Welt dem jungen Recken gefallen und wie er über ſie urtheilen werde. Anfangs hatte er auch Augen für die Welt, zeigte der Großmutter große Tanen, große Bäche, ſpäte Birnen an den Bäumen, Hühner vor den Häuſern, und die Großmutter freute ſich ſehr, was der für Augen habe, und wie er Alles ſehe.

So hatte er Anfangs ein weites Herz und Augen für Vieles, aber nach und nach, wie es auf der Reiſe durch die Welt geht, zog ſich ihm das Herz zuſammen, er dachte mehr und mehr an ſich allein, und ſeine Augen ſahen nur ſein eigen Perſönchen. Großmütti, du zerdrückſt doch das Eſſen nicht, und die Birnen, haſt du die nicht zermatſcht? Bei Feldzügen iſt nicht das die Hauptſache, daß man Proviant mitnimmt, ſondern nach den allerneuſten Erfahrungen das, daß man zu ihm ſteht, zu rechter Zeit ihn vertheilt, und ja eher zu früh als zu ſpät. Wie es Leute giebt von großem Talent, welche der Erfahrung nicht bedürfen, ſo faßte unſer Junge in ſeinem Genie den Satz, beſſer zu früh als gar nicht, mit mathematiſcher Sicherheit auf, und was er erkannte, ſetzte er durch mit rückſichtsloſer Entſchiedenheit, kurz, der Junge entwickelte eine große Natur und hatte noch keinen Schnauz. Gott, was wird aus dem werden, wenn er mal noch einen Schnauz kriegt!

Als er ſich vergewiſſert hatte, daß die Vorräthe noch wohlbehalten ſeien, ſagte er, es dünke ihn, er möchte was, es ſei da ein Apfel geweſen, der hätte ihm b'ſunderbar gefallen. Die Großmutter ſchälte ihn, Johannesli aß ihn, und bald darauf ſagte er: Es dünke ihn, er möchte abſitzen, er ſei ein wenig müde. Gäll Großmütti, jetzt iſt es gut, daß ich preſſirt habe, jetzt können wir abſitzen, wenn wir müde ſind. Als er abgeſeſſen war, nahm es ihn Wunder, ob die Großmutter, als ſie den Apfel aus dem Sacke genommen, den Pfannkuchen nicht zerdrückt hätte. Was ſie ſagen mochte, Johannesli war von denen, welche erſt ſehen, dann glauben wollen. Als er ihn endlich geſehen hatte, nahm es ihn Wunder, wie er ſchmecke, und als er dies erforſcht hatte, war nur noch eine kleine Ecke mehr übrig. Endlich ging es weiter, aber nicht weit. Es klagte Johannesli: Großmütti, hab' ein Steinchen im Schuh. Die Großmutter hatte ſeit dieſem Morgen wegem Schuh abziehen ein Grauen im Leibe, ſie meinte, Johannesli ſolle es extragen, das werde nicht viel machen. Aber das half nichts, ſie mußte dran, ſie ſchlug den Schuh wacker aus, rieb die Sohlen an den Strümpfen rein, und ſchraubte den Schuh unter vielen Seufzern wieder an den Fuß. Kaum waren ſie hundert Schritte gegangen, ſo lamentirte Johannesli auf's Neue: Großmütti, du kannſt nichts, der Stein iſt noch im Schuh, uy! uy! Was die Großmutter auch ſagte, es half nichts, ſie mußte auf's Neue an die Operation, unter ſchweren Nöthen vollbrachte ſie dieſelbe, aber kaum war der Schuh an ſeinem Orte, fing das Jammern des Buben von Neuem an. Jetzt begriff die Großmutter den Stand der Dinge. Schweig, Bübchen, ſchweig, tröſtete ſie, das iſt kein Stein, das iſt eine Blaſe, die kann man dir nicht aus dem Schuh machen, du mußt dich gedulden, bis wir beim Vater ſind, dort zieht man dir dann den Strumpf ab, und vielleicht ſticht ſie dir der Vater auf.

Aber das Bübchen wollte ſich nicht gedulden, was es ſich ſelbſt angelaufen hatte, ſollte die Großmutter wegmachen, geſchwind, ſchnell, auf der Stelle, je weniger er wußte was es war, deſto wüſter that er — begreiflich. Als die Großmutter die Blaſen nicht wegmachen konnte, ſchrie er nach Andreſe Anne Bäbi, da dieſe nicht kam, ſchrie er, die Großmutter ſolle ihn tragen. Begreiflich trägt eine ſiebenzigjährige Frau einen fünfjährigen gewaltigen Jungen nicht lange, in den Schuhen wollte er nicht laufen, und da es ihn ſchmerzte auch in den Strümpfen zu gehen, ſo mußten auch dieſe abgezogen ſein, er wollte barfuß gehen. Und als er barfuß ging, that's ihm wieder weh, und die Großmutter mußte ihn tragen, und auf der Großmutter Armen winſelte er fort und fort, und die Großmutter hatte ebenfalls Luſt dazu. Ach, ſie waren im bitterſüßen Jammer und dazu das Wetter ſo ſchön und von ſchön geputzten Menſchen waren die Straßen voll, und die meiſten ſtanden ſtill bei ihnen, theilnehmend wegen dem Gewimmer, und wenn ſie weitergingen, ſagten ſie, daß es Käthi hören konnte: Das iſt mir jetzt doch der wüſteſte Bub, den ich noch geſehen, wenn der der Meine wäre, dem zerhübe ich den H......, daß man ihn ſpinnen könnte wie den beſten Flachs. Und eine dumme alte Frau iſt's, der ſollte man es auch ſalben, daß man es durch ein Nadelöhr ziehen könnte, es iſt eins wie das andere. Solche Schande mußte jetzt Käthi ausſtehen, und Alles darum, weil ſie eitel war, und mit dem Bubi großthun wollte, und weil ſie ſchwach war und ein jung Bubi das Regiment führen ließ, und jetzt ſie an einander zageten und ſchleppten zum Gotterbarmen, und wimmerten und winſelten gegenſeitig zum Allerweltsgeſpött. So gebären oft die herrlichſten Erwartungen die jämmerlichſten Entſprechungen, und ſo iſt Zeit und Wetter oft ſo herrlich, und ſo gebehrdet ſich oft der Menſch ſo jämmerlich. Mehr als vier Stunden zageten ſie ſo aneinander, da ſtand endlich das Haus, in welchem der Vater diente, vor ihnen. Es war Eſſenszeit, die hätte Käthi gerne vorüber gelaſſen, allein der Kleine, der Speiſe und Trank nach ihrer Bedeutung in der heutigen Kriegskunſt zu würdigen wußte, der wollte nicht. Ihr Proviant war trotz des Jammers aufgezehrt, und jetzt wollte er hinter die Fleiſchtöpfe Egyptens. Freilich ſagte er dieſes nicht, ſondern mitten im Jammer war er diplomatiſch und ſchrie, der Vater könnte hinten aus und fort, und dann kämen ſie nicht zu ihm, und was Käthi dagegen ſagen mochte, das Bubi ſchrie das Gleiche immerzu. Der Kleine war kein Conſervativer, der auf Gründe hört, oder meint, Schreien ſei nicht vernünftig, der Kleine war radikal und meinte, Schreien ſei die Hauptſache, und je unvernünftiger und unbegründeter, deſto beſſer.

Käthi mochte wollen oder nicht, ſie mußte vorrücken zur Thüre und klopfen daran, und zwar zwei Mal, denn bekanntlich machen Dienſtboten ſo wenig gerne eine Pauſe im Eſſen als ihre Herrſchaften, geſchweige denn, daß ſie aufſtehen von demſelben. Endlich, wahrſcheinlich auf Geheiß der Bäurin, öffnete ſich ein Schiebfenſterchen, eine häſſige Jungfern-Stimme fuhr heraus und frug: Was habt ihr wollen? Der Johannes ſolle herauskommen, antwortete Käthi, welche nur an einen Johannes in der Welt dachte, zog ſich dann neben die Thüre zurück, um nicht wie eine Bettlerin davor zu ſtehen.

Johannes, du ſolleſt hinaus, ſagte die Magd. Wer iſt's, frug eine Frau, welcher man die Meiſterfrau alsbald anſah, obgleich ſie unten am Tiſche ſaß. Eine alte Frau mit einem Buben, war die Antwort. Es wird deine Mutter und dein Kind ſein, ſagte die Frau. Geh, heiße ſie hinein, ſie kann mit uns eſſen! Johannes war ganz roth geworden im Geſicht und ſagte: er ſei fertig mit eſſen, wolle hinaus und ſehen, wer es ſei, vielleicht ſei es Jemand ganz anders. Da ward auch die Bäurin roth im Geſicht, ſtand auf und ging hinaus. Während ſie draußen war, munkelte Johannes Vieles, was die Bäurin nicht hörte und doch vernahm. Es dauerte einige Zeit, bis ſie wiederkam, denn Käthi machte ſehr Komplimente, und zwar von Herzen, während der Bub zuerſt dumm that, der Bäurin nicht die Hand geben wollte, ſich unter der Großmutter Schürze verkroch, dann aber unter derſelben hervor rief: Wohl, wir wollen hinein, wollen zum Aetti, zum Aetti will ich. Da lächelte die Bäurin und ſagte: Du wirſt müſſen, magſt wollen oder nicht, und Käthi ward auch roth, ſie fühlte, wie die Sünden der Eltern an den Kindern zu Tage kommen. Da ſtreckte die Bäurin die Hand dem Johannesli dar. Komm, ich will dich zum Aetti führen, ſagte ſie. Alsbald ſchoß derſelbe der Bäurin zu und ließ die Großmutter im Stich. So komm jetzt auch, ſieh, der Kleine will, ſagte die Bäurin. Sie wolle draußen warten, ſagte Käthi. Jetzt mach mich nicht ungeduldig, ſagte die Bäurin, komm herein und iß mit uns. Sie ſei nicht deswegen gekommen, ſie möchte gerne mit Johannes reden, wolle warten, bis ſie fertig ſeien u. ſ. w. Haſt's gehört, und komm, und Käthi mußte nach, aber immerfort proteſtirend, und zwar nicht bloß zum Schein, ſondern wirklich von Herzen. Innerlich weinte ſie über das unverſchämte Bübchen, ſo ſei die Welt jetzt, ſeufzte ſie, ehedem ſei es doch nicht ſo geweſen. In die Stube zu müſſen, wo Alle zu Tiſche saßen, war ihr faſt, als müſſe ſie auf's Hochgericht.

Kennſt du den Aetti? frug die Frau, als ſie in die Stube traten, den Jungen,' welchen ſie an der Hand führte. Als derſelbe mit dem Finger auf den Aetti zeigte, ſagte ſie: ſo geh zu ihm, er ſolle dir zu eſſen geben. Das ließ der Bube ſich nicht zweimal ſagen, deſto größere Noth dagegen hatte man mit Käthi, bis man ſie beim Tiſche hatte. Sie war mit dem üblichen Gruße: Gott wilche und Gott g'ſegnechs! eingetreten, dann drehte ſie ſich dem Ofen zu, wollte dort abſitzen, wollte nicht zum Tiſche, wollte nicht hungerig ſein, und deretwegen ſeien ſie nicht gekommen, ſie hätte warten wollen, bis gegeſſen ſei, aber das Bubi habe ein gar zu großes Verlangen nach dem Vater gehabt. Sie hätte es recht ungerne, daß ſie es ſo getroffen, daß man meinen könnte, ſie ſeien deretwegen gekommen. Aber die Bäurin verſtand nicht Spaß. Eine Schmarozerin hätte nicht ſo lange gewartet, ihren Sohn zu beſuchen, ſagte ſie, und dann ſei es ihr lieber, die, welche einander angehören, lieben ſich, als ſie ſchämten ſich der Verwandtſchaft. Auf ſolche hielte ſie nichts, ſagte ſie, und ſchoß einen ſcharfen Blick gegen den Herrn Corporal hin.

Käthi mußte eſſen, und als die Andern die Löffel abwiſchten am Tiſchtuche und Käthi es auch thun wollte, ſagte die Frau: Noch nicht, iß du nur, die haben lange vor dir angefangen, und mit deinen alten Zähnen ißt man nicht mehr ſo ſchnell wie mit jungen. Biſt du draußen im Stalle fertig, ſo komm herein, ſagte ſie zum Corporal, der mit dem Buben ebenfalls hinausging. Nun legte die Bäurin Käthi vor, was für alte Zähne am beſten paßte, nahm das Kraut weg, und ſagte: Mit dem mühe dich nicht, wirſt deren auch haben, Fleiſch wird dir ſeltener ſein. Das iſt brav, daß du einmal kömmſt, wirſt es nicht gewagt haben, dein Bub wird mich verklagt haben, wie ich eine Böſe ſei? Käthi wollte begreiflich dies nicht glauben, ſondern ſagte: ſie komme ſonſt nicht von Hauſe und ſie wiſſe ſich nicht zu erinnern, wann ſie eine ſo große Reiſe gethan, und wenn nicht der Kummer ſie getrieben hätte, ſie hätte den Weg kaum mehr unter die Füße genommen. Hier war der Punkt, wo wahrſcheinlich die Bäurin Käthi haben wollte, denn ſie war auch ein Weib, und wußte gern Alles. Haſt was Ungerades? frug ſie. Nun erzählte Käthi ihre Lage, wie ſie jetzt fürchte, aus dem Häuschen zu müſſen, was ihr Tod wäre, und wie, wenn Johannes nicht helfe, es werde ſein müſſen, dieweil ihr Bauer, ſeit er ſich mit dem neuen Zeug abgebe, ein gar Harter gegen die Armen geworden ſei. Johannes wird dir ein Tiſchgeld geben für das Kind? frug die Bäurin. Er giebt mir was er kann, er iſt gar ein Guter gegen mich, ſagte Käthi ausweichend. In dieſem Jahre wie viel gab er dir? frug die Frau. Kann's nicht beſtimmt mehr ſagen, das Gedächtniß hat mir gar grauſam g'ſchwächt, antwortete Käthi. Doch ſorgt er für den Hauszins? ſetzte die Frau wieder an.

B'hütis, was denkt Ihr, Frau, der fremdeſt Menſch hätte es ja wohlfeiler, und ich bin die Großmutter, und muß auch was für ihn thun, wie recht und billig. Und mir iſt es nicht einmal ein Muß, es iſt meine Freude; wenn man mir das Bubi nehmen würde, es wüßte kein Menſch, was ich anfinge. Hergegen, der Sohn iſt noch jung, e gruſam ein Militariſcher und ein Poſtirter, und ein ſolcher hat das Geld nöthiger als eine alte Frau, wenn er nicht ganz verachtet ſein will. An Böshaben bin ich gewöhnt, und es iſt mir wohler dabei als Manchem, der Haus und Hof hat und Geld am Zins. Du biſt eine rare Frau, ſagte die Bäurin, ſolche finden ſich heut zu Tage ſelten. Jetzt will Jeder ſeine Bürde dem Nachbar auf die Achſeln legen, du aber nimmſt noch einem Andern ſeine ab und entſchuldigſt dich, daß du nicht doppelt trägſt, während manche Jüngere als du für Niemand ſorgt, dem Bettel nachläuft, oder der Gemeinde zur Laſt liegt. Aber für deinen Jungen iſt's eine blutige Schande, daß er dir nicht beſſer hilft! Da erſchrak Käthi ſehr, merkte erſt jetzt, was ſie eigentlich geoffenbaret, bat dringlichſt, die Bäurin möchte doch ja nichts merken laſſen, er ſei der beſte Menſch unter der Sonne, aber wie Feuer und Büchſenpulver, er wäre im Stande, er nehme ihr das Kind auf der Stelle fort, und das wäre ihr ſchrecklicher, als wenn man ihr bei lebendigem Leibe das Herz aus der Bruſt riſſe. Ehe die Bäurin antworten konnte, kamen Väter und Sohn zur Thüre herein. Gehe mit der Mutter in die Hinterſtube, ſagte die Frau, die iſt warm, und wann ſie wieder fort will, ſo ſage es mir. Johannes meinte, vielleicht, daß die Mutter lieber draußen an der Sonne wäre. Die ſei heute lange genug an der Sonne geweſen, meinte die Bäurin, und Johannes mußte mit der Mutter gehen, aber er that es unwillig. Er war ſehr böſe, daß die Mutter gekommen war, er ſchämte ſich ihrer, fürchtete das Geſpött ſeiner Mitdienſten. Er fürchtete Vorwürfe von der Bäurin, welche ihn ſchon lange gemahnt hatte, einmal wieder zur Mutter zu gehen, was er unter allerlei Vorwänden immer abgelehnt hatte. Er fürchtete ſich, mit der Mutter allein zu ſein. Nicht, daß er ſich vor ihren Vorwürfen fürchtete, aber ſie erbarmte ihn und er konnte ihr doch nicht helfen, und zwar durch eigene Schuld, und nun iſt wohl nichts peinlicher als ein ſolches Erbarmen, dem man keine Folge geben kann, und zwar durch eigene Schuld. Bei vielen Menſchen regt ſich wohl das Gewiſſen, peinlich fühlen ſie deſſen Schläge, aber eben deswegen fliehen ſie ängſtlich Gelegenheiten und Menſchen, welche dieſes Gewiſſen wecken, deſſen Schläge erregen, und können ſie es nicht meiden, kommen Menſchen, welche es erregen, ihnen unerwartet über den Hals, werden ſie mürriſch, unwirſch, unhold, Kindern gleich, welche man aus dem Schlafe weckt.

Die meiſten Mütter verſtehen ſich auf die Mienen ihrer Herren Söhne, und kümmern ſich darum häufig mehr als um die Mienen ihrer Männer. So ging es auch der guten Käthi. Mit ſchwerem Herzen betrat ſie die Hinterſtube und mit Entſchuldigungen begann ſie die Unterhandlungen. Entſchuldigungen recht zu würdigen, dazu muß man etwas mehr ſein als bloß ſimpler Corporal, es vermögen dieſes ſehr viele hochgebildete Leute nicht, es vermögen dieſes nur eigentliche Chriſten. Alsbald entlud ſich auch unſeres Corporals Zorn, doch nicht über die Mutter, ſondern zuerſt über die verfluchten Bauern. Das ſei aber ein ſchön Müſterchen ihrer Freiſinnigkeit, ſagte er. Freiſinnig ſeien ſie, wenn ſie aus anderer Leute Säcke Geld in ihre Säcke kratzen könnten. Würde Jemand ihnen die Häute armer Leute abkaufen wollen, noch heute würden ſie dieſelben ſchinden und geſchunden wieder laufen laſſen. Aber das komme anders, darauf könnten ſie zählen; es ſei die Zeit nahe, wo dieſe Dorfkälber froh ſein würden, wenn man ihnen Brot gebe mit der einen Hand und Schläge mit der andern, und wo ſie barfuß kämen und bäten über Nacht ſein zu dürfen in den Ställen, die Himmels —! Jetzt ſolle ſie den Bauer nur machen laſſen, es komme die Zeit, wo ſie in einem großen Bauernhauſe wohnen werde ohne Zins. Käthi ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, als ſie ſolche Worte vom eigenen Sohne hörte, es war ihr, als dürfe ſie nicht mehr warten, ob aus Furcht vor Gott oder aus Furcht vor der Bäurin, in deren Hauſe ſolche Worte geredet wurden, wußte ſie ſelbſt nicht. Sie hielt ihn der tuſig Gotteswillen an, er ſolle doch ſchweigen, wenn ein Menſch ſolche Worte hörte, ſo könnten ſie ja unglücklich werden zeitlich und ewig. Wenn ſie ihm Ungelegenheit mache, ſo ſolle er es doch recht nur ſagen, ſie wolle ſich ja leiden, und wenn es ſein müſſe, noch in ihren alten Tagen weiter. Sie wüßte zwar nicht wohin, und wenn es bekannt werde, daß ſie den Hauszins nicht zahlen könne, ſo würde man ſie nicht gerne irgendwo hineinlaſſen. Das ſei ein verfluchter Zwang, dem aber bald ein Ende gemacht werden würde, daß die Bauern ihre Häuſer vermiethen wollten, und gerade nur denen, welche ihnen anſtändig ſeien und ſchmeicheln könnten; wen Gott geboren werden laſſe, der hätte ein Recht an eine Wohnung, und das ſei eine verfluchte Ungerechtigkeit noch aus der alten Zwangzeit her, daß die Einen Häuſer hätten, die Andern nicht, Gott hätte die Welt für Alle geſchaffen und nicht bloß für Großköpfe, Geizhälſe und Gerichtſäße, polterte der Corporal. Aber Johannes, aber Johannes, ſchweig der tuſig Gottswill, du weißt nicht, wie leicht man ſich verſündigen kann für Zeit und Ewigkeit. Haſt gehört, ich will mich ja leiden, der alte Gott lebt noch und wird mir ja ſchon helfen, es ging am Ende immer beſſer als ich dachte.

Mutter, habt nicht Kummer, das verſteht Ihr nicht, das iſt nicht halb ſo bös, antwortete der Sohn. Aber verflucht iſt's, daß man immer die Hand im Sack haben ſoll, um Geizhunden und Gerichtſäßen ihren Reichthum zu mehren, ihnen Alles wiedergeben muß, was wir mit ſaurem Schweiße ihnen abverdient haben. Das iſt's, warum wir nie, zu was kommen. Haben wir ein paar Krönlein verdient, ſo iſt ein Hund da und bellt es uns ab, bald wegen Holz, bald wegen Zins, bald wegen dieſem oder jenem. Deßwegen bin ich doch kein Hund, ſagte Käthi traurig, und hab's dir ja geſagt, ich wolle mich leiden, dir nicht Ungelegenheit machen. Mutter, das geht Euch nichts an, ſagte Johannes, Euch habe ich nicht gemeint. Wieviel hättet Ihr nöthig? Wenn's vier Thaler wären, oder auch nur drei, ſagte die Mutter, die eigentlich an den ganzen Hauszins gedacht hatte, ſo könnte ich es machen. Jetzt, gegenüber dem aufbegehriſchen Sohne, fielen ihr die Kartoffeln ein, von denen ſie wohl etwas entbehren konnte, um daraus die überbleibenden drei und einen halben Thaler zu bezahlen. Geld müßt Ihr haben, nur iſt's mir zuwider, daß ich es der Meiſterfrau abfordern muß, die grännet allemal ärger als der Teufel, wenn ſie Geld geben ſoll. Wäre uns das

Arbeiten ſo zuwider, wie ihr das Geldgeben, wohl, der Hof würde ſchön ausſehen. Habt Ihr mich etwa bei ihr verklagt? Bewahre, ſagte Käthi. Ich will ſehen, wo ſie iſt, ſagte Johannes, aber es wäre mir lieber, wenn Ihr mir ein ander Mal Beſcheid machen ließet, ſtatt ſelbſt zu kommen. Das Gehen wird mir leichter als Euch, und mir iſt's lieber, ſie ſtecke die Naſe nicht auch noch in unſere Sache, ſie hat ſie ſchon zuviel an Orten, wo es ſie nichts anginge. Als Johannes zur Bäurin gegangen war, ſeufzte Käthi: Ach Gott, wie hat ſich der doch geändert, ich muß mich faſt fürchten vor ihm. Einen Kummer habe ich fortgetragen, zwei trage ich mit mir heim. So kommt es ihm nicht gut, aber ich will den lieben Gott Tag und Nacht bitten, daß er es ihm nicht anrechne, ſondern ihn bekehre.

Johannes erſchien vor der Frau halb verlegen und halb zornig, akurat wie Einer, deſſen Gewiſſen nicht ganz eingeſchlafen iſt, dem aber der Zeitgeiſt eine Art von Blendung fabrizirt hat, ſo daß er ſeine Schuld großentheils an Andern ſieht, den Widerſchein für die Sache ſelbſt nimmt. Auf ſein kurzes Geſuch um Geld antwortete ſie: wenn du es der Mutter geben willſt, ſo mußt du den Reſt deines Jahrlohnes haben, beſſer kannſt ihn nicht anwenden, aber groß iſt er nicht mehr. Haſt aufgeſchrieben, was ich dir ſchon gegeben? Nein, ſagte Johannes, ich weiß es ſonſt. Selb iſt mir nicht recht, ſagte die Frau. Was man zu fordern hat, vergißt der dümmſte Bub nicht, aber gar kurz ſind die Gedächtniſſe für das, was man eingezogen hat. Sieh, iſt's ſo? ſagte die Frau, und legte ihm ein groß blau Buch vor. 'S wird ſein, und wenn's nicht wäre, ſagte Johannes, was ſollte ich, das iſt ja ein Hausbuch, dem muß man glauben. Johannes, Johannes, ſagte die Frau, ſeit einer Zeit haſt du was im Kopfe, was nicht gut iſt, du lebſt übel daran und Andere auch, und nützen thut's dir nichts. Haſt gerechnet, wieviel ich dir noch ſchuldig bin? Zwei Fünffränkler (20 Kreuzer weniger als 5 Gulden), ſagte Johannes kleinlaut.

Hör, Johannes, ich muß dir was ſagen in Liebe und Ernſt. Noch lange nicht Weihnacht, der Lohn ſo groß, haſt ihn ſchon eingezogen, und giebſt deiner Mutter wenig, ſie muß faſt allein dir dein einzig Kind erhalten. Sie hat es mir nicht geſagt, aber du weißt, ich habe meine Augen nicht hinten am Kopf und Merks muß man mir nicht einſchütten wie einer Kuh einen Trank. Aber denk, wenn es die Leute wüßten, was würden ſie von dir halten, und wenn du noch einen Tropfen gutes Blut haſt, ſo ſchämſt du dich vor dir ſelbſt. Sieh, ſtatt zwei Thaler will ich dir vier geben, zwei Trinkgeld, aber gieb ſie deiner Mutter. Die zwei will ich dir auch das nächſte Jahr geben, wegen der Arbeit biſt du mir anſtändig, aber den Kopf mußt du ändern, der iſt mir nicht anſtändig. Du mußt nicht meinen, daß wir euch den Lohn nicht gönnen. Ja, freilich, haben müßt ihr, was ihr verdient, und gerne, aber nehmen laſſen wir uns es nicht. Meiſter wollen wir im Hauſe ſein und Jedem ſagen, was wir für recht und anſtändig halten, und wem das nicht recht iſt, dem kann es Feierabend geben ung'ſinnet. Merks und ſinns. Jetzt ſag der Mutter, ſie ſolle kommen, es ſei ein Kaffee bereit. Es grauſelte Johannes im Kopf, aber ſein Dienſt war gut und die Zeit ſchlecht, er faßte ſich daher, dankte wenig und ging trotzig.

Käthi machte ſtarke Komplimente, ehe ſie ſich zum Kaffee ſetzte, aber als ſie einmal dran ſaß, da zitterte ihr das Herz vor Behagen, denn derſelbe war ſehr gut. Als der Kleine vom Heimgehen hörte, begann er wüſt zu thun, ſagte, er möge nicht gehen, der Fuß thue ihm weh, er wolle dableiben. Käthi tröſtete, wie ſie konnte und mochte. Die Bäurin bot ihnen das Uebernachten an, was aber Käthi ausſchlug, weil ſie nicht wüßte, wie ihr wäre des Nachts an einem fremden Orte. Dazu müſſe ſie Morgens an eine Wäſche, da gäbe es einen Kreuzer zu verdienen, und das ſei nicht zu verſäumen. Es wäre gut, es dächten Alle ſo, darum will ich dich auch nicht aufhalten, entgegnete die Frau. Geh, ſchirre die Mähre, ſagte ſie zu Johannes, die hat wohl Zeit und in vergangener Woche wenig gethan, und fahre ein Stück mit ihnen. Es iſt mir ſonſt zuwider, am Sonntag die Roſſe aus dem Stalle zu nehmen, es iſt ihnen Ruhe geordnet ſo gut als dem Menſchen, aber ich denke, hie und da eine Ausnahme, und nicht wegen Hochmuth und Hoffahrt, ſondern einer alten Frau zu Lieb, werde keine große Sünde ſein. Die Mähre iſt nicht gut beſchlagen und das Wägeli nicht geſalbet, ſagte Johannes. Das Wägeli ſchmier ein, der Mähre ziehe die Eiſen ein wenig an, und wenn was fehlt, ſo ſag's ein andermal zu rechter Zeit und nicht erſt, wenn man die Sache brauchen will, ſagte die Bäurin unwillig. Er wiſſe nicht, ob noch Wagenſchmiere da ſei, ſagte Johannes. Iſt nicht da, ſo ſieh, daß du bekömmſt, und iſt angeſpannt, ſo komm und ſag's, befahl die Frau in einem Tone, dem man es anhörte, daß ſie wußte, was befehlen ſei.

Johannes hätte gerne noch was geſagt, allein er kannte den Ton und ging. Unterdeſſen hatte Käthi immer geredet, geſagt, ſie dürfe nicht fahren, fürchte ſich, ertrüge es nicht, ſchäme ſich, ſo eine arme alte Frau im Wägeli fahren u. ſ. w. Die Frau hatte ſie reden laſſen, als Johannes endlich draußen war, ſchnitt ſie alles Gerede mit der Frage ab: Und mit den Erdäpfeln, wie ſteht's, halten ſie ſich in den Kellern? So eine Frage gleicht einer aufgezogenen Schleuſe. Wie bei der Schleuſe das Waſſer, ſtrömt bei der Frage unwillkührlich eine ganze, vielleicht längſt aufgeſtauchte Gedankenreihe nach, abſonderlich bei Weibern. Aber lange ehe das Waſſer durch die Schleuſe war, kam Beſcheid, es ſei angeſpannt, doch brachte Johannes ihn nicht ſelbſt, es half ihm aber nichts, er mußte hineinkommen. Da iſt ein Kacheli Kaffee, ſagte die Bäurin, trink, dann fahr ſo weit du willſt, auf ein Bitzli weiter kommt's nicht an, wenn es einmal angeſpannt iſt. Er möge nicht Kaffee, ſagte Johannes, und wenn man lange mache, ſo wäre es beſſer, der Bub fahre, ſonſt ſei er zum Melken nicht zurück. Du fährſt, ſagte die Frau, und wenn du nicht da biſt, ſo milcht ein Anderer. Du wirſt dich wohl erinnern, daß ſchon mehr als einmal ein Anderer für dich gemolken hat, es wäre heut nicht das erſte Mal. Johannes ward roth und ging. Aber ich wollte für ihn angehalten haben, ſagte Käthi, wenn er nicht gerne fährt, daß er nicht muß, er könnte es an mir zürnen. Es deucht mich nicht anders, daß er lieber daheim bleibt, wenn das Melken nahe iſt. Mutter, höre ein Wort, und nimm es nicht für ungut, ſagte die Bäurin. Du biſt viel zu gut gegen deine Buben, gegen den großen und den kleinen, ſo mußt du der Narr im Spiele ſein, ihnen iſt's der größte Schade, und zuletzt verſündigen ſie ſich an dir und ſchämen ſich deiner. Das ſei doch nicht, ſagte Käthi, er habe ſie letzten Sommer in's Wirthshaus geriſſen, wie ein jung Meitſchi. Habe nichts darwider, das war bei dir daheim, wo man dich und ihn kennt, daneben ſind ſolche Burſche heute ſo, morgen anders, je nachdem es ſie ankommt, haben keine Regel und keine Liebe. Aber das weiß ich, Mutter, daß ich denen ganz anders den Daumen auf das Auge hätte, ſonſt ging's mir wie der Regierung, ung'ſinnet müßte ich an einem ſchönen Morgen in den Spital. Aber jetzt komm, ſonſt giebt's noch ſchlimmer Wetter.

Als Käthi das Wägeli beſteigen wollte, ſah man wohl, daß ſie daſſelbe nicht in der Uebung hatte. Sie wußte nicht recht, ſollte ſie der Mähre über den Kopf ſteigen, oder von unten herauf auf den Sitz kommen. Als man ſie endlich an die rechte Stelle gebracht hatte, gab's Mühe, ehe man ſie oben hatte, und als ſie oben war, ſeufzte ſie ſchwer auf: Ach Gott, wenn ich nur wieder unten wäre!

Die arme Mähre mußte Johannes Zorn über die Bosheit und Teufelsſtücke der Bäurin entgelten. Johannes nahm die Gutthat an Mutter und Kind eben auf als eine Bosheit, ihm die Schande zu machen, am hellen Tage, und noch dazu an einem Sonntage, mit einer ſolchen Bettlerfuhre im Lande herum fahren zu müſſen, damit, wenn Jemand die Bäurin oder eine Magd frage: habt ihr jetzt die Bettlerfuhre? man antworten könne: Nein, es waren dem Johannes ſeine Mutter und ſein Kind. Ein vergiftet Gemüth ſaugt Gift aus den ſüßeſten Blumen.

Der Kleine hatte große Freude am Fahren und an der Mähre, ſein Geplauder hinderte den Corporal am Loslaſſen ſeiner Galle. An einer einſamen Stelle der Straße hielt Johannes, von wo ſie noch eine gute halbe Stunde bis nach Hauſe zu gehen hatten. Die Mutter hatte einige hundert Schritte vorher in einem Dorfe gefragt, ob er der Mähre nicht was wolle geben laſſen? Die mangle nichts, hatte er geſagt, und jetzt ſtellte er ſie plötzlich ab. Käthi fühlte wohl warum, es that ihr weh, aber ſie ſagte nichts. Es koſtete viele Mühe wieder, ehe ſie den Boden ergriffen hatte. Endlich unten, wollte ſie abladen, was ihr ſchwer auf dem Herzen lag. Hör', begann ſie den Zuſpruch, laß dich doch recht nicht verführen von denen, welche keine Religion haben und nichts als Neid und Durſt, Lumpenhunde ſind und Herren werden möchten. Bleib fromm und gut, und werd' mir der tuſig Gotteswille nicht freiſinnig, wie unſer Bauer und Andere noch mehr. Denk, der alte Gott lebt noch, an den halte dich und nicht — Adie, Mutter, b'hüti Gott, Bub, d' Mähre will nicht ſtehn, und auf und davon fuhr er und nahm ſich nicht einmal Zeit, die Hand zu faſſen, welche die Mutter ihm in der Eile noch darſtreckte, als er ihr das Wort vom Munde ſchnitt. Plötzlich hielt er ſtille und winkte. Die alte Käthi humpelte ſo ſchnell als möglich, um Mähre und Sohn nicht ungeduldig zu machen. Unterdeſſen hatte der Sohn aus dem Kaſten des Sitzes ein Säcklein genommen und ſagte; Hätt's bald vergeſſen, die Frau hat's hinein gethan für Euch, hätte es auch können bleiben laſſen, aber ſie möchte die Gute machen, und man ſoll nicht merken, wer ſie iſt, und denen nicht glauben, wo es ſagen können. Adie, ſchloß er, und hörte nicht den Dank der Mutter, und alle die Aufträge, welche ſie ihm nachrief, ebenfalls nicht. Eine Handvoll Backobſt, welche im Säcklein waren, tröſtete Johannesli über die davonſprengende Mähre, und machte ihn recht liebenswürdig, ſo lange er Backobſt zu eſſen hatte.

Unterdeſſen war von der Aare her ein dichter Nebel, den man mit dem Meſſer hätte ſchneiden können, einer ungeheuren Schlange gleich, das Land herauf gekrochen, hatte ſich die Emme herauf, links und rechts in die Thäler hineingewunden. Dunkel, ja finſter ward es auf Erden, unheimlich, und Angſt kam über unſere Wanderer. Die Angſt fängt innerlich an, dann kriegt ſie Augen, dann ſieht ſie Geſpenſter, dann ſchreit ſie, dann läuft ſie, wenn ſie nämlich noch die Beine rühren kann. Erſt ſchwiegen Beide, dann begann der Junge zu jammern über Nacht und Nebel, und daß ſie den Weg nicht finden würden; und, Großmütti, wenn jetzt der Böllimann käme, oder gar der Tüfel, Großmütti, was wollten wir machen? Käthi zitterte an allen Gliedern: beten, ſagte ſie bebend. Siehe, ſiehe, Großmütti, jener dort mit den Hörnern, beim Baum, dort iſt er, er kömmt, er kömmt, ſo rief der aufgeregte Bube, und drängte ſich unter die Schürze der Alten. Dieſe ſah zwar nichts, aber ſie glaubte, junge Kinder ſähen mehr als alte Leute, und hätte Reißaus genommen, wenn ihre Beine ſie getragen hätten.

Da Käthi nicht rennen konnte, begann ſie zu beten und zwar ſtark, und obendrein machte ſie noch das Kreuz, ſo viel ſie konnte. Sie hatte einmal gehört, das ſei b'ſunderbar gut gegen die böſen Geiſter. Da Niemand kam, Niemand ſie nahm, erholten ſich Beide langſam, der Schlotter verließ ſie jedoch nicht, mit Beben gingen ſie weiter. Bekanntlich ſtreckt ſich die Zeit einem Menſchen, welcher Angſt hat, unendlich, darin iſt ſie ähnlich dem Golde. Jeder Schritt ſchien ihnen eine Viertelſtunde lang, es ſchien ihnen daher, ſie ſollten längſt zu Hauſe ſein, und rundum ſchien ihnen Alles fremd, ſie mußten verirrt ſein oder verhext, eins von beiden. Wohin ſollten ſie ſich wenden in der trüben Nebelnacht? Einem Schiffer auf dem weiten Weltmeere im Nebel und ohne Compaß kann es nicht banger um's Herz werden, als unſerer guten Käthi. Und wie in ſolchen Aengſten und Nöthen die Einbildungskraft lebendig wird: alle Schreckniſſe und alle böſen Geiſter, von denen die Alte je gehört, dem Bübchen davon erzählt hatte, die wurden jetzt lebendig, erſchienen ihnen, ſtellten ihnen zu Berge die Haare: Schlangen, Drachen, Löwen und Elephanten, feurige Männer, Teufel und Böllimann, Abgründe, Waldmenſchen, Waſſerjungfern, Mörder, Stiere, Alles bunt durcheinander in gräulichem Gemiſche, tanzte vor ihnen, griff nach ihnen, und bald ſchrie Käthi faſt laut auf wegen einem ſchrecklichen Waldmenſchen, bald Johannesli über eine Schlange oder den Böllimann mit den langen, langen Hacken. Und das Ding wollte kein Ende nehmen, immer lebendiger ward der Nebel und ſcheußlicher, eine Ewigkeit glaubten ſie gewandert, und nirgend eine Spur eines Fetzleins bekannter Welt. Schon redeten ſie davon, das Beſte wäre, wenn ſie ein trocken Plätzlein fänden, da zu bleiben und den Kopf zu verhüllen, erleiden möchten ſie es wohl, dieweil es ſo kalt noch nicht ſei. Da glaubte Käthi was Helleres zu ſehen, einen beſſern Weg. Komm, beſſer links wollen wir gehen, ſagte ſie zu Johannesli, und kaum hatte ſie das geſagt, plumps, ſo lag ſie im Waſſer, ſtieß einen gräulichen Schrei aus, und Johannesli, als er die Großmutter plumpſen hörte, ſchrie noch viel gräulicher, denn an natürliches Waſſer dachten Beide nicht. Dazu färbte ſich vor ihnen der Nebel roth, ward ganz wie Feuer, und mitten im Feuer ſahen ſie noch eine Flamme, und die

Flamme kam näher und näher, Käthi konnte vor Schreck nicht aus dem Bache, und betete und bekreuzte ſich immer heftiger, und Johannesli that eben ſo, und jetzt kriegte die Flamme noch eine Stimme und rief: Wo ſeid ihr? Da war ihnen nicht mehr zu helfen. Mein Gott, ſo gebt doch Antwort, wo ſeid ihr? rief's wieder. Das Wort: mein Gott! kam über ſie, wie das Wort Gnade über einen armen Sünder, welcher ſchon einen Fuß in der Hölle hat.

Ein guter Geiſt war's alſo, der da aus der Flamme ſprach, und da er noch näher kam, erkannten ſie ihn. Es war ein Geiſt, der einſtweilen noch Fleiſch und Bein hatte, es war Andreſe Anne Bäbi, welche ſagte, ſie hätte ſchon lange nach ihnen gebanget, die Laterne angezündet, um ihnen entgegen zu gehen, und als ſie hätte ſchreien hören, gleich gedacht, daß ſie es ſeien. Sag' um Gotteswillen, wo ſind wir, wie konnteſt du uns finden? frug Käthi. Aber mein Gott, Mutter, was iſt mit Euch? frug Andreſe Anne Bäbi, und konnte ſich nicht erwehren, an ein Gläschen zu viel zu denken, Ihr ſeid ja daheim, nicht zwanzig Schritte weit ſteht Euer Häuschen. Nein aber nein, ſagte Käthi, daheim ſein und es nicht wiſſen, das iſt mir doch noch nie begegnet, jetzt weiß ich, was verheren iſt, laufen und immer laufen, laufen eine Ewigkeit lang und nicht heimkommen können! Du mein Gott, was ſoll das wohl zu bedeuten haben: bös Wetter, oder gar Krieg? — Kommt, Mutter, heim und geht in's Bett, daß Ihr wieder erwarmen könnt. Unterdeſſen will ich Euch Kaffee machen oder Thee, wenn Ihr glaubt, der mache Euch beſſer. — Du denkſt doch nicht, Meitſchi, daß ich zu viel getrunken! Nicht ein Tropfen Wein oder ſonſt was Hitziges kam heute über meine Zunge, aber wenn du erlebt hätteſt, was wir, Meitſchi, dann dächteſt du nicht mehr an einen Rauſch, dann wüßteſt du was Ungeheuer ſind und was verheret ſagen will. Was iſt wohl für Zeit, es wird bald Mitternacht ſein oder doch zehne? — E aber, was denkſt, Mutter, nicht vor langem hat es ſieben geſchlagen drüben an der Kirche, halb achte iſt's noch nicht. — Aber nein, aber nein, wär' das möglich, ſagte Käthi, und ſind wir doch gelaufen, es dünkte mich, viel, viel Stunden lang und jetzt noch nicht achte! Das war ein ſicherer Beleg der Schrecken, die ſie erlebt, und daß ſie verhext geweſen.

Schon oft ward beſchrieben, wie herrlich es dem Schiffbrüchigen zu Muthe geweſen, welcher aus Meereswellen und Todesnoth auf's Trockne geworfen und jetzt nicht von wilden Menſchenfreſſern empfangen wird, ſondern von Leuten mit Manieren, welche ihn freundlich aufheben, in ihre Häuſer führen, ihm trockne Kleider geben und was zu eſſen, was Warmes, wenn ſie es haben. Ach, wie gut und wie ſchön war's ihm da um's Herz, und lange kam er nicht recht zu ſich und konnte es nicht ordentlich faſſen, daß er gerettet ſei. Als er es endlich loskriegte, da weinte er ſelige Thränen, und als er ſie geweint hatte, trocknete er mit was Trockenem die naſſen Backen ab. Schön, prächtig iſt's, wir geben es gerne zu, denn allweg iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Erſaufen im kalten Waſſer, und gerettet im Trocknen ſitzen mit was Warmem im Munde.

Aber bei allem Wonnegefühl fehlt denn doch ein Element, das Heimelige, das unbeſchreibliche Behagen daheim zu ſein, daheim bleiben zu können. In der Hütte, in welche der Schiffbrüchige aufgenommen wird, iſt er fremd, muß wieder weg, weiß nicht wie? Wo ſind jetzt die Deinen, denken ſie wohl an dich, ſiehſt du je ſie wieder, dieſe Gedanken flattern wie düſtere Nachtvögel vor ſeiner Seele, ſtören das Behagen am Feuer, das Gefühl gerettet zu ſein. Eine ganz andere Wonne ſtrömt durch eine ausgewanderte Familie, die in fremden Landen, ſei es in Amerika oder im Kirgiſen- oder Baſchkirenlande in Noth und Drangſale gekommen iſt, ſtatt ein gelobtes Land ein verlogenes Land gefunden hat, und dazu ſchlich hinter ihr drein leiſe, unſichtbar das Heimweh, und als ſie ſich niederſetzte im fremden Lande, Alles anders fand, als ſie erwartete, fremde Leute, fremde Sprache, fremde Lebensweiſe, als ſie ermattete in Noth und Drangſalen, ſo ergriff leiſe, unſichtbar das Heimweh die Menſchen, ſchlich ihnen in die Herzen bis mitten hinein. Hier nun beginnt es ſich zu regen, es nagt da innen ein Wurm, es brennt ein unausſprechlich Weh, und das Weh dehnt ſich aus durch alle Glieder, zieht den Hals zuſammen, trübt die Augen, bricht die Stimme, lähmt die Kräfte, verſengt den Muth, gießt Blei in's Gebein. Plötzlich ſchwillt es auf zur Meereswelle, brauſt es auf zur Windsbraut, reißt die Familie von der Scholle, auf welcher ſie ſich niedergelaſſen, auf welcher ſie verlaſſen weint, treibt ſie heim durch Noth und Drangſale, faſt wie die Familie Loth aus dem brennenden Sodom. Der Schlaf will nicht weilen bei ihnen, Ruhe nicht kommen über ſie, weiter und weiter über Meer und Land jagt ſie bange Haſt, je näher ſie kommen der Heimath, deſto mehr brennen die Herzen, es dehnen ſich unendlich Weg und Stunden, zu Ewigkeiten werden die Tage, ſie kommen ſich vor wie Geſpenſter, welche ruhelos irren müſſen in unſäglicher Pein, ohne je das Ziel zu finden. Ihre Seufzer vertrocknen, ein ſtummer Harm, ſchwarzem Nebel gleich, legt ſich über ihre Seelen. So wandern ſie Wochen, Monate in unausſprechlichem Sehnen, aber in unausſprechlicher Pein. Die Heimath will nicht kommen, wohl kömmt dem Einen, dem Andern der Tod, löſt die müde Seele aus dem gebrochenen Leibe und trägt ſie in's beſſere Land, die ewige Heimath. Endlich aber, endlich kömmt doch der Tag, der an's Ziel ſie bringt. Hinter einem Hügel taucht der Kirchthurm auf, es breitet ſich das Dörfchen aus, es öffnet die alte traute Hütte ſich, drinnen ſitzen ſie ab, daheim ſind ſie! Nun aber geht es lange, bis das Bewußtſein kömmt, die Seele aufthaut, der Harm ſich verflüchtigt, das Heimweh ſich verklärt in's ſelige Gefühl daheim zu ſein. Dann wird es aber auch den armen Wanderern unausſprechlich wohl, unendlich ſeliger ſind ſie, als gerettete Schiffbrüchige, ſie ſind daheim, müſſen nicht weiter, ſie können ſchlafen gehen, und wenn ſie erwachen, haben ſie das ſelige Gefühl, ſie müſſen heute nicht weiter, ſie ſind daheim, da können ſie weilen, da werden ſie weilen. Wem es ſo recht weh geworden um's Herz in der Fremde, der erſt weiß, was die Heimath iſt, der geht nicht mehr in die Fremde, wo eine Angſt ihn ergriffen hatte, als ob von dort kein Weg zum Himmel führe.

Aehnlich war's Käthi und dem Kleinen, als ſie vom Bache ſich losgemacht, des Häuschens Schwelle ergriffen hatten und daheim ſaßen, behaglich, wohlig, vor ihnen ihr Tiſch, hinter ihnen ihr Bett. Ach Gott, ſolch Glück zu erleben hatten ſie nicht mehr gehofft, und jetzt ſaßen ſie, ſeit Käthi andere Strümpfe angezogen, im Trocknen und zwar daheim, und jetzt kam Andreſe Anne Bäbi mit warmem Kaffee, ſtellte denſelben vor ſie auf den Tiſch, hinter ihnen wartete das warme Bett, in demſelben ſüße Ruhe für viele Stunden, und am Morgen ein Erwachen mit dem ſeligen Bewußtſein, daheim zu ſein, daheim bleiben zu können. Daheim bleiben zu können iſt doch immer das Schönſte für Alle, welche Ruhe gefunden haben für ihre Seele. Und all' dieſe Wonne und das Glück zu begreifen, was daheim ſein ſei, hatten ſie mit einer Stunde Angſt erkauft, ſo wohlfeil giebt Gott denen, welche ihn lieben, was zu ihrer Seligkeit dient, und wer ihn nicht liebt, der faßt, und wenn er die Weisheit der Welt im Leibe hätte, die Liebe Gottes nicht, würdigt ſeine Gaben nicht.

Dem Weltmeer entronnen, war Käthi glücklich am Geſtade ihrer Hütte gelandet, vor den Gefahren der Welt geborgen, und ſo bald wage ſie ſich nicht mehr ſo weit hinaus, ſagte ſie, es ſei denn, man trage ſie hinaus, und der Kleine werde einſtweilen der Welt auch ſatt ſein. Bei jedem Schlucke Kaffee ſagte ſie, wenn ſie ihr Kacheli abſetzte: E Gott Lob, daß wir wieder daheim ſind! O, es weiß kein Menſch, wie wohl es Einem daheim iſt, bis man fort geweſen und geglaubt hat, man komme nie mehr heim! Glücklich iſt, wer vom Reiſen als die beſte Beute den Spruch heimbringt: Gott Lob, daß ich wieder heim bin. Und als am folgenden Morgen Käthi erwachte, war wieder das Erſte, was ſie ſagte: Ach, Gott Lob, daß ich wieder daheim bin!

Ende des erſten Bandes.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

In der Verlags-Buchhandlung von M. Simion in Berlin erſcheint ſo eben:

Volks-Kalender für 1848

von

Karl Steffens.

Mit Stahlſtichen und Holzſchnitten.

Elegant geheftet. Preis: 12½ Sgr.; 45 Kr. Rhein., 12 Batzen Schweiz.

Dieſer Volks-Kalender hat weit und breit ſtets eine ſo freundliche Aufnahme gefunden und ſich nunmehr ſo einheimiſch gemacht, daß er getroſt und wohlgemuth auftritt, ſeine alten Freunde begrüßt, neue zu erwerben hofft und mit feſter Zuverſicht auf die fortdauernde Theilnahme des deutſchen Volkes rechnet.

Der aſtronomiſche Kalender ſelbſt erſcheint vollſtändig, ſowohl mit dem gewöhnlichen wie mit dem ruſſiſchen (alten) und dem jüdiſchen Kalender, der Genealogie der hohen regierenden Häuſer und wiederum mit ergötzlichen Anekdoten und Sprüchen reichlich untermiſcht, und das alphabetiſch geordnete Jahrmarktsverzeichniß umfaßt aufs vollſtändigſte ſämmtliche Jahrmärkte und Meſſen in der Preußiſchen Monarchie und den angrenzenden Staaten (deutlich mit dem Datum der gewöhnlichen Zeitrechnung bezeichnet).

Durch den übrigen Inhalt, der mit neuen und ſchönen, nicht zu kleinen Lettern gedruckt iſt, immer mehr allen Anforderungen zu genügen, liegt uns ganz beſonders am Herzen. Unſer Streben iſt darauf gerichtet, die allerdings ſchwierige Aufgabe zu löſen, durch mannigfache Unterhaltung Jedermann anzuziehen und doch nicht allein zu unterhalten, ſondern auch zugleich und wahrhaft nützlich zu belehren. Wir können unſeren Leſern in dieſem Jahre beſonders ausgezeichnete Beiträge verſprechen, da die vortrefflichſten und berühmteſten Schriftſteller ſich an dieſem Jahrgange betheiligt haben, z. B. H. C. Anderſen, A. Braß, Jeremias Gotthelf, Wilh. Müller, Guſtav Nieritz, Rud. Löwenſtein, Ferd. Schmidt, A. T. Woeniger und Andere.

Die 7 Stahlſtiche haben wiederum einen wahren Kunſtwerth. Dieſelben ſind von ausgezeichneten engliſchen und deutſchen Künſtlern nach vorzüglichen Originalen geſtochen und ſtellen in dieſem Jahre dar:

1) Den Titel. Originalzeichnung von Adalb. Müller.
2) Der gefangene Vogel. Nach Vogel.
3) Auf dem Altan. Nach Herfgarten.
4) Marie. Nach Otte.
5) Römiſcher Hirtenknabe. Nach Williams.
6) Die Findung Moſis. Nach Ch. Köhler.
7) Die Weinſchmecker. Nach Haſenclever.

An vorzüglich ausgeführten Holzſchnitten im ganzen Format des Kalenders geben wir Zeichnungen von Th. Hoſemann und andern anerkannten Künſtlern zu Erzählungen von Anderſen, Braß, Gotthelf, Müller, Nieritz u. A.

Beſtellungen werden in allen Buchhandlungen und bei allen Buchbindern ꝛc. angenommen. Man wolle ſich dabei vor Verwechſelung hüten, indem andere dem unſrigen ähnlich nachgebildete Kalender vielfach herumgetragen und an ſeiner Statt angeboten werden.

Die Jahrgänge 1842, 1843, 1844, 1845, 1846 und 1847 ſind in geringer Anzahl noch vorräthig und à 12½ Sgr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen; ebenſo dieſelben Jahrgänge ohne den aſtronomiſchen Kalender (als Volks-Taſchenbuch) à 10 Sgr. Der erſte Jahrgang (1841) iſt gänzlich vergriffen.

Als Beiwagen zum Volks-Kalender (jedoch als ein für ſich beſtehendes Werk) erſcheint die unterhaltende Monatsſchrift:

Der Hausfreund in Hütten und Palästen,

herausgegeben

von

Karl Steffens,

die in den vier Jahren ihres Beſtehens ſich zu einer der beliebteſten Volksſchriften emporgeſchwungen hat.

Der Preis beträgt nur: **3½ Sgr. für jedes Monatsheft**; oder **1 Thlr. 5 Sgr. für den ganzen Jahrgang.**

Beſtellungen nehmen alle reſp. Buchhandlungen und Poſtämter an (letztere mit einer kleinen Preis-Erhöhung).

Die bisher vollſtändig erſchienenen Jahrgänge 1843, 44, 45 und 46 ſind durch alle Buchhandlungen à 1 Thlr 5. Sgr. zu beziehen.

In demſelben Verlage erſcheint gleichzeitig:

Haus-Kalender.

1848.

Herausgegeben von K. F. Klöden.

Auf den Wunſch des Publikums erſcheint dieſer Kalender nunmehr auch in Oktavformat. Inhalt: Der aſtronomiſche Kalender, untermiſcht mit Anekdoten und Sprüchen, die Genealogie der hohen regierenden Häuſer, das alphabetiſch geordnete vollſtändige Verzeichniß der Meſſen und Jahrmärkte in der Preuß. Monarchie und den angrenzenden Staaten. — Ueber periodiſch wiederkehrende Naturerſcheinungen. — Herzog Hans von Sagan. — Wedego, Biſchof von Havelberg. — Mit einem Stahlſtich:

Bildniß Sr. Majeſtät des Königs von Preußen.

Preis: 6 Sgr.

Die Jugend-Bibliothek,

herausgegeben von **Guſtav Nieritz,**

erſcheint in einer neuen, ſehr gefälligen Ausgabe, mit farbigen Titelbildern von Th. Hoſemann. Monatlich ein Bändchen à 10 Sgr. Es iſt anerkannt, daß dieſe Jugend-Bibliothek ausgezeichnete Erzählungen ſowohl für die reifere Jugend wie für Volksbibliotheken darbietet, ſelten wird in gemüthlichen Familienkreiſen ein anderes Buch mit größerem Vergnügen geleſen. Dies bezeugt auch die ſtets wachſende Theilnahme in allen Gegenden Deutſchlands und über deſſen Grenzen hinaus. Wir machen Eltern, Lehrer und beſonders Volksbibliotheken, welche noch nicht darauf ſubſcribirt haben, auf dies überaus ſchöne und nützliche Werk aufmerkſam.

Theodor Mundt's Allgemeine Literaturgeſchichte.

Von dieſer als vorzüglich anerkannten Literaturgeſchichte erſcheint eine neue, vermehrte und berichtigte Ausgabe in circa 20 Lieferungen, jede Lieferung von 6 Bogen für 7½ Sgr. Monatlich werden 1 bis 2 Lieferungen ausgegeben.

Allgemeine
Deutſche Volks-Bibliothek.

Erſter Jahrgang.

Zweiter Band.

Käthi, die Großmutter,
oder:
der wahre Weg durch jede Noth.

Von
Jeremias Gotthelf.

II.

Berlin.
Verlagshandlung des allgemeinen deutſchen Volksſchriften-Vereins.
(M. Simion. Jul. Springer.)
1847.

Käthi, die Großmutter,

oder:

der wahre Weg durch jede Noth.

Eine Erzählung für das Volk,

von

Jeremias Gotthelf.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlagshandlung des allgemeinen deutſchen Volksſchriften-Vereins.
(M. Simion. Jul. Springer.)
1847.

Dreizehntes Kapitel.

Wie Käthi in Ehren und ohne Jemand zu plagen mit Beten und Arbeiten ſich durchzuſchlagen ſucht.

Darauf trieb Käthi alsbald ihre Hauptangelegenheit ab und verkaufte Erdäpfel, bis ſie die 7½ Thaler beiſammen hatte. Es hielt ſie ſehr hart. Man wiſſe nie, was es gebe, ſagte ſie, aber die Hauptſache ſei, daß ſie dableiben könne, ein paar Mal mehr oder weniger hungrig in's Bett, darauf komme es nicht an. Als es einmal geſchehen war, Käthi das Geld beiſammen hatte, da waren die Erdäpfel auch verſchmerzt. Frohgemuth wanderte Käthi dem Bauer zu und zahlte.

Der Bauer nahm das Geld ſehr gerne und ſchmunzelnd. Er habe es wohl gewußt, daß die Alte zahlen könne, wenn ſie wolle. Es komme nur darauf an, daß man ihnen den Verſtand zu machen wiſſe, und daß ſie wüßten, wen ſie an der Hand hätten. Er wiſſe die Flauſen zu vertreiben und es werde ſich nicht leicht Jemand einfallen laſſen, den Grozenbauer zum Beſten haben zu wollen, ſo rühmte er ſich. Er that ſich viel zu gut auf ſeine gute Manier; wie hart ſie in die Herzen ſchnitt, davon hatte er keinen Begriff. Er hatte trotz ſeiner Freiſinnigkeit keinen Begriff von einem Herzen, ſondern nur vom Gelde. Seine Frau hatte das äußerſt ungern, doch hielt ſie an ſich und ſagte Käthi nur im Vorbeigehen kurz! Das hätte nicht halb ſo preſſirt. Es mag geben, was es will," ſo vergiß nicht, daß ich auch noch da bin. Ganz glücklich ging Käthi heim. Gott Lob, ſagte ſie, dableiben kann ich, und das iſt die Hauptſache, das andere Alles wird ſich ſchon machen.

Für viele tauſend Haushaltungen begann eine ſehr bange Zeit, unter dieſe gehörten aber alle die nicht, welche ſich darauf freuten, wie Käthi auf das Aehrenleſen, um ungeſtraft und gleichſam von Gott und Rechtswegen betteln zu können. Die, welche wir meinen, hatten beim Beginn des Winters wohl alle noch zu eſſen. Aber wie lange noch, und was dann? Das lag ſo ſchwer auf ihren Herzen. Es waren Hausväter und Hausmütter, welche ſich vorgeſetzt hatten, mit Ehren durch die Welt zu kommen und ohne Jemand zu plagen. Mit Ehren durch die Welt kommen und Niemand zu plagen, das iſt ein gar ſchöner Spruch, und der hat einen goldenen Klang. Allerdings iſt's eine Ehrenſache und zwar nicht bloß für dieſen oder jenen Stand, ſondern eine allgemeine, rein menſchliche, mit eigenen Kräften und ohne Beihülfe und ohne Krücke ſich ſo durch die Welt zu helfen, daß man vor Gott und Menſchen beſtehen mag mit Ehren. Dieſes Vermögen bedingt die Selbſtſtändigkeit des Menſchen, es allein macht den Mann zum Manne, es allein giebt die Würde mit Rath und That, das allgemeine Wohl und Heil fördern zu dürfen. Dieſes Vermögen zu erlangen, ſoll das erſte Ziel des Menſchen ſein, an der Hand der Eltern ſoll er ihm zuerſt entgegen geführt werden, der Menſchen höchſtes Ziel iſt es aber nicht. Das höchſte Ziel des Menſchen iſt die Seligkeit im Himmel, aber beide Ziele liegen nicht in entgegengeſetzten Richtungen, ſie liegen auf der nämlichen Straße, ſind bloß verſchiedene Stationen auf der Lebensreiſe. Die erſte zu erreichen, thut Arbeiten Noth, zur zweiten kömmt man ohne Beten nicht. Beten heiligt die Arbeit, denn beten giebt die Treue, die ſich nicht durch jeden Wind hin und herblaſen läßt, ſondern feſt bleibt in den Fußtapfen des Herrn und ausharrt darin bis an's Ende. Beten allein heiligt die Tage des Reichen, daß, wenn er auch nicht für ſein täglich Brot ſchaffen muß, er ſie doch verbringt, daß er Gott Rechenſchaft zu geben vermag über ſeine Gaben.

Bleibt ein Menſch, eine Nation auf der erſten Station, iſt ſie ſo in die Materie hineingerannt, daß ſie den Aufblick zum Himmel nicht mehr hat, ſo gleichen ſie den Ameiſen in einem Haufen von Tannennadeln, mit dem Unterſchiede nur, daß die Ameiſen bewunderungswürdig ſind, denn ſie erfüllen vollſtändig ihre Beſtimmung, die Menſchen aber bejammerungswürdig, denn zum Ziele ihrer Beſtimmung gelangen ſie nie. Sollte es aber je geſchehen, daß der Repräſentant einer Nation von derſelben ſagt: ihr Beten ſei Arbeiten, ſo legt er von dieſer Nation ein traurig Zeugniß ab. Iſt es wahr, ſo ſteht die Nation auf einer ſehr tiefen Stufe, und der Repräſentant iſt zu bedauern, eine ſolche Nation vertreten zu müſſen. Legt er das Zeugniß aber fälſchlich ab, vielleicht bloß um einen gemeinen Witz zu machen, dann iſt die Nation zu bedauern, daß ſie unwürdig vertreten wird von einem Menſchen, der ſein Volk nicht begreift, ja nicht einmal begriffen hat, wie ein Menſch mit Ehren durch die Welt kömmt und ohne Jemand zu plagen. Denn wo das Beten aufhört, das Hinaufſehen zu Dem, welcher die Arbeit geheiligt, befohlen hat, ſechs Tage ſollſt du arbeiten und ſchaffen all deine Werke, der ſiebente iſt der Tag deines Gottes, da ſollſt du ruhen, den Tag ſollſt du heiligen, da verleidet dem Menſchen die Arbeit, das Fügen in die Ordnung Gottes hört auf, die Arbeit wird eine Plage, Fleiſchesluſt, thieriſche Genußſucht die leitende Kraft, dazu geſellen ſich die Raubſucht und ſchließlich der Blutdurſt; Rauben und Freſſen, darin allein beſteht dann noch die Arbeit. Freilich nur der Chriſt, deſſen Seele kein gedankenloſer Geldſack geworden iſt, begreift den Zuſammenhang zwiſchen beten und arbeiten, und den tiefen Sinn in den einfachen Worten: mit Ehren durch die Welt kommen, ohne Jemand zu plagen. Wenn einem Menſchen die Augen zugehen wollen zum letzten Schlafe auf Erden, ſei es ein Held oder ein Hausvater, eine Wittwe oder ein König, was kann er wohl Bedeutſameres ſagen, als, er ſei mit Ehren gewandert alle Tage ſeines Lebens und habe Niemand geplagt? Dazu mußte er den Sinn haben, der Andern thut, was man ſelbſt gerne hatte; dazu mußte man den Fleiß haben, der alle ſeine Gaben und Kräfte zu Nutz und Heil der andern Glieder anwendet; dazu mußte man den Geiſt von oben haben, der nur dem Beter gegeben wird. Der kennt dann aber auch das Genügen mit dem, was Gott beſcheert, das unbeſchwert Mangel leiden kann und übrig haben, der kann zur Ehre Gottes eſſen und trinken, und volles Vertrauen haben zu dem, welcher die Lilien kleidet und die Vögel ſpeiſet. Freilich begreift ein Menſch der Kultur ſolche Grundſätze nicht, ſie kommen ihm vor wie Ringe in der Naſe des Schweins, er ſpottet ſie aus, macht commune Witze in ſeiner communen Dummheit.

Das Gräuliche aber iſt, daß man die communen Witze communer Dummheit dem Volke vorwirſt als hohe Wahrheiten neuer Weisheit, dem Volke ſie aufdrängt mit einer Heftigkeit, die man Fanatismus nennen würde, wenn der Heftigkeit etwas Religiöſes zu Grunde läge und nicht bloß der gemeinſte thieriſche Sinn, den man jedoch mit dem bunteſten Floskelngehänge bekleidet, wie verarmte Comödianten mit kaiſerlichen und königlichen Lumpen. Das Gräuliche iſt, daß das Volk ſie einſaugt, wie dürrer Boden lang entbehrten Regen, die Arbeit ihm verflucht erſcheint, Genießen ſeine Religion wird und alle Mittel dazu ihm geheiligt ſcheinen, Gnadenmittel. Das Gräulichſte iſt die Frucht dieſes Einſaugens: thieriſche Barbarei, aus welcher das Chriſtenthum uns heraufgewunden hat. Der Anfang zum Ende hat begonnen und beſteht eben darin, daß Tauſende ein Recht zu haben glauben, Andere zu plagen, und keinen Sinn dafür, ſich mit Ehren durchzubringen; daß Tauſende jeden Anlaß benutzen, ihr vermeintlich Recht geltend zu machen, jeden Vorwand geltend machen, der von ihnen verfluchten Arbeit ſich zu entziehen, weil Tauſende eben nicht mehr beten, den Glauben nicht mehr haben, daß Alles, Regen und Dürre, fruchtbare und unfruchtbare Jahre, Reichthum und Armuth nicht von ungefähr, ſondern aus Gottes väterlicher Hand uns zukomme. Tauſende können nicht mehr in Liebe empfangen, was Liebe giebt, und im Trotze, der nimmt, erſtarrt ſo gerne die Liebe, die giebt.

Es iſt ſchön, einen Helden zu ſehen in der Schlacht, wie er durch die Reihen bricht, nach den Kronen der Ehre ringt; ſchön das Schiff zu ſehen, welches dem Sturme trotzt und durch die Wellen ſchneidet, aber unendlich ſchöner iſt's, ringen zu ſehen einen treuen Vater, eine treue Mutter mit des Lebens Nöthen, mit den Drangſalen der Armuth, welche Jahre dauern, alle Morgen neu werden, oft nicht enden bis zum letzten Morgen, welcher ihnen anbricht auf Erden. Nur beim treuen Ringen iſt die rechte Demuth, welche zu empfangen weiß, nicht plagt, das Almoſen zu Ehren bringt, und trotz dem Almoſen nicht bloß mit Ehren durch die Welt, ſondern mit Ehren in den Himmel kommt. Wie dem Helden, der in der Schlacht Glieder verloren hat, oder gelähmt worden iſt, die Gaben des Vaterlandes verdiente Ehrenzeichen ſind, ſo ſollen auch dem treuen Krieger mit dem Leben, dem die Kräfte ausgegangen ſind im Kampfe, der an erhaltenen Wunden darniederliegt, die Gaben der Liebe Ehrenzeichen ſein, in Ehren hat er ſie verdient, mit Ehren darf er ſich ihrer rühmen. Dieſes Sinnes ſind wirklich noch Tauſende, ſie kämpften treu einen harten Kampf, Mancher ſiegreich, Mancher erliegend.

Dieſes Sinnes war auch Käthi; war ſie auf der einen Seite der Schuld los, ſo war ſie auf der andern auch geldlos, vor ihr war der Winter, Erndte hatte ſie keine in demſelben, und wie groß der Verdienſt einer alten Frau iſt, iſt bekannt.

Ihr Hauptverdienſt war das Spinnen. Seit Baumwollenzeuge dadurch, daß die Baumwolle mit Maſchinen geſponnen werden konnte, das Leinenzeug im Preiſe hinunterdrückt, nahm der Verdienſt der Spinnerinnen von Flachs und Hanf ab. Mit dem Verdienſt nahmen auch die Spinnerinnen ab, und der Spinnerinnen Geſchicklichkeit, die Aufmunterung begann zu fehlen. Nach vielen Proben und fehlgeſchlagenen Verſuchen gelang es endlich, auch den Flachs mit Maſchinen zu ſpinnen, engliſches Garn überfluthete die Schweiz und der Verdienſt durch das Spinnen ſchmolz faſt auf nichts zuſammen. Im Handel ward faſt nur Maſchinengarn benutzt, für den Hausgebrauch allein ward Handgeſpinnſt gebraucht. Nun bewährte ſich auch hier der alte Grundſatz, daß wer ſich Mühe gegeben hat, ſich in einer Arbeit auszuzeichnen, Verdienſt hat, ſo lange noch irgend etwas von dieſer Arbeit zu machen iſt, während erſt alle ſchlechten, dann alle mittelmäßigen Arbeiter brotlos werden. Und wenn endlich alle Arbeit aufhört, ſo hat der geſchickte treue Arbeiter gute Leute, oder aber, iſt er noch in rüſtigen Jahren, Gewandtheit und Willen, welche ihn leicht was Anderes ergreifen laſſen. Es giebt keine Tugend, welche nicht in gegebenen Fällen den Lohn in ſich trägt. Käthi war eine der treuen fleißigen Spinnerinnen, denen nie das Gewicht fehlt, welche aus einem Pfunde ſchönen Flachſes funfzehn, zwanzig und mehr Tauſend ſpinnen konnte, das Tauſend zu 22 Ellen, wenn man es ſo haben wollte, und trotz der Feinheit doch ſo feſt, daß die Weber nie über dieſes Garn klagten, was doch von einem Weber viel ſagen will. Ihr fehlte es ſelten an Arbeit, aber klein blieb der Verdienſt dabei. Es war eine Zeit geweſen, wo Käthi mehr als zwei Tauſende geſponnen hatte und damals hatte ſie 8 bis 10 Kreuzer vom

Tauſend Spinnerlohn. Jetzt, bei ſteifer gewordenen Gliedern, ſpann Käthi wohl noch Tauſend im Tage, erhielt dafür ſtatt 10 Kreuzer 6 Kreuzer, ſtatt 5 Batzen verdiente ſie alſo 6 Kreuzer, wenn es wohl ging, für jedes von ihnen alſo 3 Kreuzer im Tag, oder wenn ſie anderthalb Tauſend ſpinnen konnte, 8 bis 9 Kreuzer.

Nun aber war es nicht mehr jene Zeit, wo der Baumeiſter, welcher den Münſter in Bern baute, ſeinem Weibe das Mittageſſen hinter die Thüre ſchmiß (wird doch Augen gemacht haben, die Frau Baumeiſterin), dieweil ein Mann, welcher täglich ſeinen Batzen verdiene, nicht bloß mit Bohnen und Speck vorlieb nehme über Mittag. Indeſſen, Käthi murrte nicht, ſondern dankte Gott, wenn ſie zu ſpinnen hatte, und das hatte ſie auch, dieweil ſie eben bewährt war in dieſem Fache. Es giebt noch immer viele Leute, welche mit dem Baumwollenzeug nichts zu thun haben wollen, nicht Maſchinengarn mögen, und ſchönes Leinenzeug für eine Zierde des Haushalts halten. Die Frau Pfarrerin gab Käthi gerne, und noch manche Frau im Dorfe ſagte zu ihr im Vorübergehen: Käthi, wenn du einmal nichts zu ſpinnen haſt, ſo komm, habe ſchon lange was da für dich. Und Käthi war dankbar für den Batzen, hörte ſie doch, daß mancher Händler kaum einen Batzen zahle.

Hier und da gab's wohl größern Verdienſt, an einer Metzg z. B. oder ſonſt einem häuslichen Geſchäfte, zu welchem man mehr Hände bedurfte, als man im Hauſe hatte; doch dieſe Fälle waren ſelten. Indeſſen ging es doch mit Ehren und ohne Jemand zu plagen. Wir können keine Rechnung anſtellen, wie Käthi es machte, für wie viele Kreuzer ſie brauchte von dieſem und für wie viele von jenem. Zwei Dinge waren da, welche ſich durchaus nicht in Rechnung bringen laſſen. Das erſte iſt der Segen Gottes. Was iſt das? frägt man wohl. Der Segen Gottes iſt der Segen Gottes, und mehr kann man nicht ſagen, ſo wie Licht Licht iſt, und Geiſt Geiſt iſt, und Gott Gott iſt; er iſt da, er iſt dort augenſcheinlich, ſo wie da, dort augenſcheinlich der Unſegen iſt; der Wittwe Oelkrüglein iſt an einem Orte, ein Faß ohne Boden an einem andern, und ſagen kann man doch nicht, es liegt an dem, es liegt an dieſem. Es iſt ſo, aber erklären kann man es nicht, ſo wenig man erklären kann, warum die einen Menſchen immer ſaubere Kleider haben, reinlich ausſehen, während andere immer unrein, immer unſauber ſind. Bei Bruder und Schweſter treten dieſe Gegenſätze heraus, und Vater und Mutter wiſſen, daß es ſo iſt, aber das Warum wiſſen ſie nicht, helfen können ſie nicht. So iſt's mit dem Segen Gottes, man kann ihn ſo wenig mit Worten faſſen, als das Licht der Sonne mit den Händen, aber wo er weilet, macht er aus Wenigem Vieles und ſegnet es an Leib und Seele. Dieſer Segen iſt das Erſte, was das Rechnen in Käthi's Haushalt unmöglich macht. Das Zweite iſt gerne bei dieſem Erſten und zumeiſt, das ſind die guten Leute mit ihren freundlichen Gaben. Brachte Käthi Garn in ein Haus, ſo trug ſie wenigſtens zum Lohn noch Brot heim, manchmal noch Aepfel, manchmal was Anderes, was einer guten Frau gerade bei der Hand war, denn es war gar zu ſchön, Käthi, die ſo dankbar empfing, ſo innig dankte, etwas zu ſchenken, als daß man die Gelegenheit dazu vorüber ließ. Nun wird es anderwärts ſein wie bei uns, daß noch gar viele Weiber darauf Anſpruch machen, eine gute Frau zu ſein. Man glaubt gar nicht, wie ſo viele Menſchen vom Wunſche beſeelt ſind, gut zu heißen und lieb zu ſein, und beſonders unter den ſogenannten untern Klaſſen findet ſich dieſes Sehnen nach Liebe, dieſer Drang wohlthätig zu ſein. Man lacht ſo oft über den heiligen Crispin, welcher Leder ſtahl und armen Leuten Schuhe daraus machte. Das iſt eine von den Geſchichten, welche alle Tage neu werden, und daß man darüber lacht, beweiſt nur, daß man ebenfalls noch immer Augen hat, welche nicht ſehen, und Ohren, welche nicht hören. Solche Crispine giebt's noch alle Tage, nur werden ſie nicht mehr heilig geſprochen, ſondern einfach geprügelt oder fortgejagt.

Wie oft mauſen Kinder den Eltern, Dienſtboten den Meiſterleuten aus keinem andern Grunde, als nur um zu verſchenken, lieb zu werden und gut zu heißen. Ach und wie manches Weib erhielt ihre heiligen Prügel, weil ſie gerne die gute Frau ein wollte, und über dieſem Wunſche den Mann vergaß und ſeine Intereſſen. Im Schweizerlande, wo alle Männer ſouverain ſcheinen, ſind gar viele Weiber wirklich ſouverain, und wir möchten den Mann ſehen, welcher

Hand an ein ſolch ſouveraines Weib legen wollte. Daher findet man wirklich viele gute, freigebige Frauen, zwiſchen welchen bloß der Unterſchied obwaltet, daß die einen gut ſind mit Verſtand, die andern gut ohne Verſtand. Die Guten ohne Verſtand ſündigen vielfältig, ſie machen die Armen ſchlecht und unverſchämt, und ſchon manche hat ihren Mann um Hab und Gut gebracht, Kinder oder Kindeskinder zu Bettlern gemacht. Im Gutſein muß Verſtand ſein und Bedacht, ſonſt artet daſſelbe übel aus, es giebt keine Tugend, welche ohne Bedacht und Verſtand ſich nicht zum Laſter geſtaltet. Die guten Frauen mit Verſtand, das ſind nicht bloß Perlen unter ihrem Geſchlechte, Perlen ſind leicht zerbrechlich, das ſind Diamanten in der Menſchheit, und was ſolche gute Frauen Gutes thun, das iſt vom Allerſchönſten, was im Himmel angeſchrieben wird.

Mit Gottes Segen und guten Frauen ſchlug Käthi ſich durch, doch nichts vor, der Hochzeitſtrumpf blieb, kein Silberſtück wanderte in denſelben. Zu dieſem Beiden gab Gott noch ein Drittes, aber nicht bloß Käthi und allen denen, welche mit Ehren und ohne Jemand zu plagen durchkommen wollten, ſondern auch denen, welche um Ehre und Plage ſich nicht kümmern, ſondern bloß um's Guthaben, ſei es nun auf welche Weiſe es wolle, er ließ über Gute und Böſe, Gerechte und Ungerechte ſeine Sonne ſcheinen. Der liebe Gott erbarmte ſich ſicherlich ſo viel tauſend armer Kinder, die bitterlich hätten frieren müſſen bei der theuren Speiſe, wenn es noch ſo recht kalt geworden wäre, und der Vater nicht Geld gehabt hätte für Holz und warme Kleider und gute Schuhe. Und wenn es ſo recht kalt geworden wäre, ſo wäre man auch, wie bekannt, viel hungeriger geworden, hätte um ſo mehr entweder von Kälte oder Hunger leiden müſſen. Abſonderlich der guten, armen Kinder wird er ſich erbarmet haben, welche die Sünden ſolcher Väter hätten büßen müſſen, welche ihr Geld verſchmauſeten, für Branntwein gaben, unbekümmert darum, daß kein Brot zu Hauſe war, keine Erdäpfel im Keller, kein Holz in der Küche, keine warmen Kleidchen an den Gliedern ihrer Kinder.

Dem Reichen, beſonders dem Städter ſind liebliche Wintertage ein Labſal, ſchönen Damen die warme Winterſonne eine Wonne. Was müſſen ſie erſt alten Mütterchen, armen übelbeſchuhten Kindern ſein? Gar manchen Nachmittag ſpann Käthi draußen auf dem Bänklein an der Sonne, ward dabei wie verjüngt, ſagte, das hätte ſie nie erlebt um dieſe Zeit; da könne man ſehen, daß der alte Gott noch lebe, und wie gut er es meine mit den armen Leuten. An andern warmen Nachmittagen ging Käthi mit dem Bübchen in den Wald, vornehmlich in den Schachen (ſo heißt Buſch und Wald der Emme nach), ſammelte Reiſer, obgleich ſie dieſelben jetzt noch nicht nöthig hatte. Aber ſammelt man in der Zeit, ſo hat man's in der Noth, ſo kalkulirte die alte Käthi, junge Gelehrte kalkuliren anders. Unangefochten wanderte ſie durch Wald und Buſch, Johannesli ging ſchon treulich an die Hand, und die Großmutter freute ſich mehr über deſſen Emſigkeit und Anſtelligkeit, als über das gefundene Holz, obgleich noch manch anſehnlich Stück ertappt wurde, welches, hergeſchwemmt, erſt nach abgefallenem Laube ſichtbar wurde. Da wo Käthi wohnte, war es nämlich noch Sitte, daß man alte Weiber und Kinder unangefochten Holz leſen ließ, Holzſchelme aber, welche Tannen und Buchen fällten, ſolche, die mit Roſſen ſie aus dem Walde führen, zuweilen ſogar zur Säge, ja vielleicht ſogar an öffentliche Steigerung bringen, die ſtrafte man als Diebe.

Das ſchöne Wetter ſchlug Niemand aber beſſer an, als den Hühnern, den beiden, dem ſchwarzen und dem weißen. Hühner ſind bekanntlich etwas kurioſe und ſehr capricioſe Perſonen, akurat wie man ſie in Serails zumeiſt finden ſoll. Und je üppiger ein Serail iſt, um ſo kurioſer und kapricioſer ſollen, dem Vernehmen nach, die Perſonen werden, bald rapplicht, bald brütig, bald mit dem Pips behaftet, bald waſſerſüchtig, bald geſchwollen an der Leber, bald ſturm im Kopfe, oder gar kaput an den Nerven, was gar bös ſein ſoll, und akurat auch ſo geht's den Hühnern. Man hat Beiſpiele, daß Hühner grundſchlecht Eier legen, und nichts als üppig ſind, den Hafer verſchmähen, den Hähnen nachſtreichen, an der Sonne liegen, dreimal im Jahre ſich mauſen, und Alles, was ſie freſſen und fordern, mit der größten Unverſchämtheit an die Federn wenden, und immer ſchöner werden möchten, als ſie von Natur werden können. Arme Hühner, d. h. Hühner von armen Perſonen, die haben es ganz anders;

ach, die wiſſen nicht einmal, was Hafer iſt, leben glücklich bei den armmüthigen Broſamen von des Herrn Tiſche, ſind von Herzen glücklich, wenn unſer Herrgott die Sonne ſcheinen läßt, die Erde offen erhält, ſie Futter ſuchen können, ſie denken nicht an die Federn, aber ſie legen prächtig. Ach, und bei Hühnern, was kömmts doch auf die Federn an, ſind nicht die Eier die Hauptſache allerweil. Hühnerfedern — pfui! Käthi's Hühner waren traute Hühner, theilten genügſam die Armuth, benutzten die Sonne draußen, waren zufrieden mit Wenigem, legten Eier, ließen nicht bloß Federn fallen. Sie legten nicht alle Tage, ſondern über den andern Tag, wenigſtens ſo lange ſie an die Sonne konnten; ja und ſieben Eier in einer Woche, wenn das Ei einen Kreuzer werth iſt, oder gar fünf Eier zwei Batzen oder acht Kreuzer gelten, ſind für eine arme Haushaltung keine Kleinigkeit. Wenn am Samstag Käthi in's Dorf ging mit fünf Eiern, konnte ſie vom Bäcker ein Brötchen dafür bringen oder faſt ein halb Pfund Butter und hatte doch noch zwei Eier übrig, am Sonntag einen Eierkuchen zu machen als Feſttagsſpeiſe, ob welcher ſie gar herrlich ſatt wurden, halb am Kuchen, halb an der Freude über die treuen Hühner, welche legten im Winter und den guten Herrgott, welcher die Sonne dazu gab.

Freilich gab es auch trübe Tage, und Schneeflocken wimmelten vom Himmel, aber auch dieſe Tage gingen ihnen heiter und kurz vorbei, und das iſt doch die Hauptſache an den Tagen. Doch machte Käthi den Tag ſo lang ſie konnte. Selten war es viel über fünf Uhr, wenn ſie aufſtand, Licht machte und an's Rad ſaß, bis es tagte oder das Bubli ſich rührte. Dann ſtellte ſie das Rad bei Seite, ging in die Küche, machte Feuer, wärmte Waſſer, Milch, machte Kaffee. Zwiſchendurch kleidete ſie das Bübchen an, rührte Erdäpfelſtücklein in etwas Butter und Waſſer um über dem Feuer, und wenn Alles fertig war frühſtückten ſie. Nun kamen auch die Hühner, welche im Winter unter dem warmen Ofen ihre Herberge hatten, ſchüttelten ſich friſch, machten ſich bemerklich und ſchauten begierig nach ihrem Antheil am Mahle. Hatte Alles abgegeſſen, dann ward das gebrauchte Geräthe gewaſchen, das Bett gemacht, das Stübchen gelüftet und gekehrt, Käthi ſaß wieder am Rade und neben ihr ſpielte Johannesli mit Stäbchen oder Steinchen, klaubte Bohnen aus, verſuchte ſich am Buchſtabenlernen, oder die Großmutter mußte ihm erzählen vom Teufel und dem Böllimann, von Gott und den Engeln und vom Heiland, kurz alles was ſie wußte. Käthi's Wiſſen mehrte ſich begreiflich nicht, das ſchadete aber ihrem Erzählen durchaus nichts, denn Johannesli's Geſchmack war noch nicht ſo verdorben, daß er alle Tage was Neues hören wollte, ſondern das Alte genügte ihm vollſtändig. Er hatte ſeine Lieblingserzählungen, welche ihm die Großmutter nicht oft genug wiederholen konnte, und allemal, wenn er ſie hörte, dünkten ſie ihm ſchöner und ergreifender. Man täuſcht ſich ſehr, wenn man glaubt, im Volksſinn ſei das Streben, alle Tage was Neues zu haben, was Wunderlicheres, Kurioſeres, Gereimteres.

Im Volksſinn, der ſich auch im unverdorbenen Kinde offenbart, liegt das Gegentheil, das Volk liebt das Einförmige, Bekannte, Bleibende, und zwar in ſeinem ganzen Lebenskreiſe, in Sitten und Speiſen, Büchern und Geſängen, Häuſern und Bekannten, kurz in Allem. Dieſe Eigenthümlichkeit liegt in der Natur aller Kernvölker, und was Gott in die Natur gelegt, iſt gut, und wer es aus der Natur thun will, frevelt. Pfropfe man einen Baum alle Jahre neu oder verſetze ihn alle zwei Jahre und ſehe dann zu, wie mächtig er wächſt, welche Früchte er trägt, wie lange er lebt? Ein Baum, der ſchön, ſtark, fruchtbar werden ſoll, muß feſt wurzeln auf ſeiner Stelle, nicht immer neu gepfropft werden, in ſeinen Aeſten und Zweigen darf man nicht herumfahren wie ein Perückenmacher oder Friſeur in den Haaren einer Pariſer Dame. Darum ſind Leute, welche wenig mehr als ihre uralten Hausbücher leſen, gründlich viel geſcheuter, wirklich gebildeter, als die, welche nichts leſen als alle Tage friſche Zeitungen. Würde man dieſe Wahrheit beſſer begreifen, man würde nicht am Volke herumpfuſchen und zerren, ärger als Buben an einem jungen Hunde.

Oft, wenn die Großmutter am beſten im Erzählen war, unterbrach ſie ein Huhn mit fröhlichem Gegakel, die Nachricht verkündend, daß es glücklich ein Ei geboren. Wenn dann bald darauf ein zweites Gegakel ein zweites Ei verkündigte, dann war die Freude groß in der Hütte, denn zwei Eier in einem Tage von zwei Hühnern im Winter: ſelb iſt ein rar Ding. Läutete es endlich von der Kirche her Mittag, was um 11 Uhr zu geſchehen pflegte, damit die Mütter Zeit hätten bis zum wirklichen Mittage ihren Kindern zu kochen in Gottes Namen, ſo ſtellte Käthi ihr Rad wieder bei Seite und ging zu kochen, wuſch Erdäpfel im Bache, kranke, ſo lange ſie deren noch hatte, kochte ſie dann im Waſſer, ein Süpplein dazu und als Deſſert, doch meiſtens nur für Johannesli, ein Schneſelchen Brot, das war ihr Mittageſſen, auf welches ſie ſich allemal freuten, Gott lobten, daß er es ihnen gab, Gott dankten, daß es ihnen ſchmeckte, denn der Hunger würzte es ihnen, der Neid vergiftete es nicht. Sie genoſſen ungetrübt und unverkünſtelt die hohe Wohlthat Gottes, für welche Gott den Menſchen durch die Gabe der Zunge, in welcher der Geſchmack ſitzt, empfänglich gemacht hat. Ihnen ſchmeckte zumeiſt das ärmliche, ſpärliche, einförmige Eſſen herrlich, beſſer als dem reichen Banquier oder Fabrikanten ſein gekünſteltes, verwickeltes, alle Tage neues Eſſen, für welches er zumeiſt noch den Appetit erkünſteln muß. War abgegeſſen, ſo ward abgewaſchen, und wie der Morgen verging der Nachmittag mit Spinnen und Spielen, Erzählen und Fragen; nur fehlte das Gakeln der Hühner. Ehe man es ſich verſah dunkelte es, die Hühner ſuchten ihre Sitze unter dem Ofen, Käthi mußte das Spinnen laſſen, und ging nun an die Hausgeſchäfte, trug Waſſer und Holz, wobei Johannesli ſchon wacker half und die Großmutter häufig ſagte: Ei, aber nein, wie ein Großer du doch biſt und wie du mir ſchon helfen kannſt. Die nothwendigen Gänge wurden gemacht, Milch geholt zum Beiſpiel, auch Brot oder Kaffee. Dann kochte Käthi wieder das Abendbrot, Kaffee und Kartoffeln, und wieder lebten ſie zum dritten Male herrlich an Gottes Gaben, während ein reicher Schlemmer mit großer Mühe es dahin bringt, einmal im Tage wohl zu leben, und dann wenigſtens zwölf Stunden mit Ueberladungen und Beläſtigungen zu kämpfen hat. Nachher wurde das Nöthige für den folgenden Tag beſorgt, namentlich mit den kranken Kartoffeln geſochten und das Dörren beſorgt, ſchließlich Johannesli in's Bett gebracht, mit ihm gebetet, und wenn Alles ſtille war, um die ſieben herum ungefähr, ſetzte Käthi ſich wieder an's Rad und ſpann bis gegen zehne und manchmal weit darüber, wenn ſie einmal wieder verſuchen wollte, zwei Tauſende zu ſpinnen, weil drei Batzen ihr beſonders wünſchenswerth waren. Stille Stunden waren dies, aber kurze für Käthi, da ging die Vergangenheit an ihr vorüber, ein Stück heute, ein Stück morgen, bald ein Kindbette, bald eine Kindtaufe, manchmal der Hochzeitstag, manchmal ein Todestag, und manchmal ſuchte das Auge in die Zukunft zu dringen, ſtellte ſich Johannesli vor in erwachſener Geſtalt, dachte an Johannes oder an die nächſten Tage und was ihr wohl noch beſcheert ſei in ſelbigen, Gutes oder Schlimmes? Wenn dann das Oel zu Ende ging in der Lampe, der Docht ſprenzelte, ſtellte Käthi das Rad wiederum bei Seite, goß neues Oel auf, damit der Morgen keine leere Lampe finde, legte das Feuerzeug zurecht, ging zu Bette, empfahl dann ihre Seele Gott und harrte des Schlafes. Und ſo ging ein Tag faſt wie der andere vorüber, und in dieſer Einförmigkeit war ſie glücklich, und von Langerweile wußte ſie nichts, nichts von Lebensmüde. An jedem neuen Morgen erwachte ſie friſch geſtärkt an Leib und Seele zum neuen Tagewerk. Während des Winters gab es wohl auch einige Abende, an welchen dieſe Einförmigkeit unterbrochen wurde, dies waren Ereigniſſe im Leben. Es kamen junge Mädchen, Andreſe Anne Bäbi und noch eins oder zwei zu Käthi mit ihren Rädern, bei ihr zu ſpinnen. Junge Mädchen machen ſich gar gerne an alte Mütterchen, hören ſie erzählen, von Geſpenſtern ſowohl als von des Mütterchens Vergangenheit, ihrem Hochzeitstage, ihren Kindbetttagen oder ſonſtigen Erlebniſſen. Es iſt ihnen, es rolle ihre Zukunft auf, ſie freuen ſich oder ſchauern, je nachdem ſich dieſelbe geſtaltet, es iſt ihnen, als wären ſie bei einer Wahrſagerin, welche junge Mädchen ſo gern beſuchen, um den Vorhang heben zu laſſen vor den kommenden Tagen, denn jungen Mädchen klopft das Herz gar mächtig und voll der Zukunft entgegen, es könnte zerſpringen, meinen ſie, wenn ſie es nicht zuweilen ſänftigten mit Verſprechungen und Hoffnungen, welche verbotene Blicke in die tiefverborgene Zukunft ihnen geben. Käthi erzählte dann, und die Mädchen hatten es wie Johannesli, jedes hatte ſeine Lieblingsgeſchichte, welche es hören wollte, mit welcher Käthi hervorrücken mußte, ſie mochte wollen oder nicht. Die Mädchen ihrerſeits rückten auch mit etwas hervor, die Eine mit Brot, die Andere mit Nüſſen oder Aepfeln, manchmal brachte eine ſogar ein klein Fläſchchen mit ſüß angemachtem Schnaps, und ſehr möglich war's, daß alle drei, um gute Mädchen zu ſein, ihre Gaben gemauſt hatten, den Schnaps wenigſtens ſicherlich. Spät gingen ſie heim, ſich ſchrecklich fürchtend, legten ſich zu Bette und freuten ſich der Träume, die da kommen würden, denn ſüßere hatten ſie nie.

Vierzehntes Kapitel.

Wie Käthi die Weihnacht feiert und am Neujahr ſich labet.

So kam Weihnacht heran, ein großer Tag im Volksleben wie im Leben der Menſchheit. Es iſt der Tag der Kinder. Durch ein Kind ward die ſündliche Welt geſühnt und geheiligt, darum bringen die Erwachſenen den Kindern Gaben dar, Dankopfer, ſichtbare Zeichen heiliger Gelübde, an den Kindern zu vergelten, was ein Kind an ihnen gethan. Die Kinder freuen ſich inniglich, es iſt ein Gefühl in ihnen, daß ſie die Heiligen der Eltern ſeien. Wo keine Kinder ſind, fehlt oft der kindliche Geiſt, der nach oben zieht, nur zu gerne bemächtigt ſich die Materie in hunderterlei Geſtalt der Menſchen und zieht ſie nach unten. Kinder bleiben die Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen, verbinden und ſühnen die Menſchen mit einander. Ohne Kinder wäre die Welt eine Wüſte, die Wandernden würden erſt zu Thieren werden, dann verſchmachten. Wo Kinder nicht eine Gabe Gottes ſind, jedes ein Zug nach oben, wo Kinder erſt eine Laſt ſind, ſpäter Diener der Selbſtſucht, welche ſich auch auf hundert Weiſen formirt, werden ſollen, da iſt dem Volke der Himmel verhüllt, bei den Wurzeln fault es an. Weihnacht iſt alten Leuten, was den Weiſen im Morgenlande der Stern war, der ihnen erſchien, der Stern, der ihnen den Heiland verkündete, ſie austrieb aus ihrer Ruhe, daß ſie Schätze zuſammenrafften, ſich auf die Beine machten, um den König der Ehren zu ſuchen, ihn anzubeten. Weihnacht iſt ihnen die heilige Nacht, welche ſie weiht und ſtärkt, getroſt zu treten in die Nacht des Todes, denn ſie verheißt ihnen, daß in der Todesnacht ihnen das ewige Licht geboren wird, welches leuchtet zur Seligkeit. Und mit dem Kindlein, welches geboren wird, ſteigt die Sonne höher, die Nacht nimmt ab ſtatt zu, der Tag mehret ſich und lieblicher wird es auf Erden. Aber der Tag nimmt wieder ab, ſteigt nicht für und für, bis er die Nacht verdrängt hat, die Nacht dehnt ſich aus und geht dem Tag an's Leben, und wohl uns, daß das Jahr zu Ende geht, ehe die Nacht den Tag verſchlungen, ein neues Jahr an die Stelle des alten tritt. Wie die Jahre ſich ablöſen, löſen die Geſchlechter ſich ab, und wohl uns. Wie jedes Jahr von vorne beginnen muß, ſo jedes Geſchlecht, ſo jeder Menſch, das vergeſſe man nicht. Und wie die Nacht ihre Gränzen hat und der Tag die ſeinen, ſo hat bei den Menſchen die Barbarei ihre Gränzen, und wohl uns, und wenn die Finſterniß den Tag verſchlungen, die menſchliche Weisheit über alle Schranken ſteigt, zur Thorheit wird, ſagt Einer halt, und zwiſchen Tag und Nacht ordnen ſich die Gränzen wieder, wie eben Einer ſie geordnet haben will.

Käthi freute ſich immer ſehr auf dieſen Tag, aber wir möchten faſt ſagen, mit Furcht und Zittern, es war ihr geiſtiger Loostag. Der Bauer hat viele Loostage im Jahre, Tage, deren Beſchaffenheit ihm deuten auf künftige Witterung, den Ertrag der verſchiedenen Erndten. So z. B. deuten vom kürzeſten Tag weg die erſten zwölf Tage auf die Witterung der zwölf Monate; wenn an alt und neu Lichtmeß die Sonne ſcheint, ſo wird jede Frucht reif, bis in den hinterſten Bergwinkel hinein, wenn es am Agathetag ſchneit, ſo ſchneit es noch vierzig Male. Geht am Gregorstag (12. März) der Nordwind, ſo giebt es eine ſchlechte Heuerndte; iſt es am Urbanustag ſchlecht Wetter, ſo iſt die Weinerndte ſchlecht, und die Wadtländer ſchleppen ein Bild, welches den heiligen Urbanus vorſtellt, im See herum, um ihm ſeine ſchlechte Vorſorge einzutränken. Solche Loostage ſind eingeſtreut in's ganze Jahr. Fromme Frauen aber haben einen geiſtigen Loostag, und das iſt Weihnacht. Wenn die zwölfte Stunde der Nacht geſchlagen hat oder wenn ſie ſpäter erwachen durch die Nacht, ſo ſchlagen ſie die Bibel auf und das Pſalmenbuch, legen in beide ein Zeichen, und wenn der Tag anbricht, leſen ſie die aufgeſchlagenen Stellen, das Kapitel und den Pſalmen, und je nachdem ſie lauten, verheißend oder drohend, klagend oder lobpreiſend, gehen ſie freudig oder zagend in's neue Jahr hinein, Trübes gewärtigend oder Heiteres hoffend. Dieſe Sitte hatte auch Käthi und wenn ſie in der Nacht die heiligen Bücher aufſchlug, erbebte ihr Herz in heiligem Schauer, als ob ſie eine Offenbarung Gottes empfangen ſollte. So hatte ſie auch diesmal gethan und als ſie am Morgen die bezeichneten Stellen aufſchlug, fand ſie in der Bibel bezeichnet das ſiebente Kapitel im Buche Hiob, allwo es heißt: Hat nicht der Menſch eine beſtimmte Zeit auf Erden, ſind nicht ſeine Tage wie die Tage eines Tagelöhners? Alſo habe ich eitle Monat zum Erbtheil bekommen, und mühſelige Nächte hat man mir beſtellt. Wann ich mich lege, ſo ſpreche ich: Wann werde ich aufſtehen? Und wenn der Abend dahin geflogen iſt, ſo werde ich ſatt von hin- und herwälzen bis an die Dämmerung. Mein Fleiſch iſt angezogen mit Würmern und Schollen des Staubes; meine Haut iſt aufgeriſſen und zerfloſſen. Meine Tage ſind leichter denn ein Weberſpuhl und vergehen ohne Hoffnung. Gedenk, daß mein Leben ein Wind iſt, und daß meine Augen nicht wieder kommen werden, zu ſehen das Gute. Und daß mich auch das ſcharfſichtigſte Auge nicht mehr ſehen wird, ja wann auch deine Augen nach mir ſehen werden, ſo werde ich nicht mehr ſein. Eine Wolke vergehet und fahret dahin, alſo wer in's Grab hinunterfähret, kommt nicht wieder herauf. Er kommt nicht wieder in ſein Haus, und ſein Ort kennet ihn nicht mehr. Darum will auch ich meinem Munde nicht wehren, ich will reden von der Angſt meines Geiſtes, ich will klagen von der Betrübniß meiner Seele. Bin ich dann ein Meer oder ein Wallfiſch, daß du mich alſo verwahreſt. Wann ich ſpreche: Mein Bette wird mich tröſten, mein Lager wird von meiner Klage etwas benehmen, ſo erſchreckeſt du mich mit Träumen und betrübeſt mich mit Geſichtern, daß meine Seele wünſchet, daß ich erhänkt werde, und den Tod mehr als mein Gebein. Ich verachte das Leben, ich werde nicht ewiglich leben. Höre auf von mir, denn meine Tage ſind eitel. Was iſt der Menſch, daß du ihn groß achteſt, daß du dich mit ihm bekümmerſt? Und daß du ihn alle Morgen heimſucheſt, daß du ihn alle Augenblicke prüfeſt? Wie lange willſt du dich nicht von mir wenden, wie lange nicht von mir ablaſſen? Habe ich geſündigt, was ſoll ich dir dann thun? O du Menſchenhüter! Warum macheſt du mich zum Zweck, auf welchen du anlaufeſt und bin mir ſelbſt eine Laſt? Und warum vergiebſt du mir meine Uebertretung nicht, und nimmſt nicht weg meine Miſſethat? Dann alſo würde ich nun in der Erde liegen, und wann du mich ſchon frühe ſuchteſt, ſo würde ich doch nicht da ſein?

So las Käthi und ihrer Seele ward bange. Alſo ſollte die Hand Gottes noch ſchwerer auf ihr liegen, bis ſie zu ſterben wünſchte, ihr einziger Troſt der ſei, nicht mehr zu ſein. Was wohl kommen werde? dachte ſie, ob's der Hunger ſei, oder Johannesli ſterben müſſe, oder eine grauſame Krankheit ſie überfalle, ſo dachte ſie und weinte ſehr, aber ſtille, daß Johannesli nicht erwachen möchte. Da dachte ſie an das Pſalmenbuch, daß da vielleicht ein Troſt für ſie ſein möchte; ſie ſtreckte ihre Hand darnach aus, aber die zitterte ſehr, daß ſie die Stelle faſt nicht finden und aufſchlagen konnte. Endlich ſchlug das Buch auseinander und vor ihr lag der zweiundvierzigſte Pſalm, und in Angſt zuckte ihr Herz, denn ſie las:

Ich erhebe meine Seele
Mit Verlangen, Gott, zu dir:
Wie nach einer Waſſerquelle
Ein Hirſch ſchreiet mit Begier,
Nur nach dir, o Lebensgott,
Dürſtet ſie in ihrer Noth.
Ach! wann werd' ich dahin gehen,
Wo ich kann dein Antlitz ſehen?

Meine Nahrung iſt das Klagen
Und das Weinen. Mir zum Spott
Hör' ich meine Feinde fragen:
Wo iſt er, wo iſt dein Gott?
Traurig denk' ich an die Zeit,
Da ich mich in Gott erfreut;
Da ich dankend ging, den Herrn
Mit den Frommen zu verehren!

Seele, was willſt du dich kränken,
Und voll banger Unruh ſein?
Hoff' auf Gott, er wird dir ſchenken
Seines Troſtes Gnadenſchein.
Hoff' auf ihn mit Zuverſicht,
Denn ſein heitres Angeſicht
Giebt dir Freude, Heil und Leben!
Du wirſt ihn mit Lob erheben.

Meine Seele iſt betrübet,
Doch ich denke ſtets an dich.
Gott, den meine Seele liebet,
Siehe doch mit Gnad' auf mich.
Wenn das Elend mich umringt,
Wenn das Unglück auf mich dringt,
Will ich gläubig zu dir beten,
Du, o Gott! wirſt mich erretten.

Zu dir ruf' ich nie vergebens,
Deine Güte, deine Macht
Will ich rühmen, Gott des Lebens,
Und dich preiſen Tag und Nacht.
Wie, vergiſſeſt du mich gar?
Soll ich trauern immerdar,
Wenn die Feinde ſpottend ſagen:
Iſt dein Gott auch zu erfragen?

Meine Seele ſei nun ſtille,
Bleib getroſt und zage nicht;
Hoff' auf Gottes Gnadenfülle
Und ſein liebreich Angeſicht.
Du wirſt in der Ewigkeit
Gott und ſeine Freundlichkeit,
Seine Hülf- und Liebesproben
Einſt mit frohem Danke loben.

So las ſie und ihr Herz bebte fort, doch rieſelte durch die bittere Angſt ein ſüßer Troſt, daß, was kommen möge, Gott bei ihr bleiben und Alles zum Beſten lenken werde, ſo daß ihre Seele wieder froh werden und Gott loben und preiſen könne, daß er ſie ſo geführt und nicht anders. Und ſie betete innig zu Gott und dankte ihm für alles Gute, ſo er ihr bis dahin erwieſen, und bat, daß der Kelch nicht zu bitter ſein oder an ihr vorübergehen möge, doch nicht mein

Wille geſchehe, ſondern dein Wille, daß, komme was da wolle, keine Kreatur, keine Drangſal, keine Noth ſie von ſeiner Liebe ſcheiden möge, ſondern, daß ſie ihrem Heiland eigen bleibe im Leben und im Sterben, mit Leib und Seele, in Zeit und Ewigkeit.

Johannesli erwachte, während das Licht noch brannte, die Weihnachtsfreude hatte ihn geweckt. Die glücklichen Kinder, ſie werden durch Freude und freudige Erwartungen aufgeweckt, das Alter durch Bangen und Kummer. Wer erinnert ſich nicht an die goldenen Tage, wo er nicht ſchlafen konnte, weil am Morgen Beſcherung war, eine kleine Reiſe bevorſtand, oder was Neues in's Leben trat. Das waren die Tage, wo die Menſchen uns noch nicht Spießruthen jagten durch Examen, Gott es noch nicht nöthig fand, uns zu examiniren, ob wir fromm und ſtandhaft genug für das ewige Leben ſeien? Freilich war die Beſcherung, welche Johannesli zu hoffen hatte, nicht groß, nicht viele Kreuzer koſtete ſie, aber auf die Größe, auf die Koſtbarkeit kommt es nicht an, ob die Freude groß oder klein ſei, ſondern auf das Gemüth, welches ſie empfängt, ſo wenig, als das ſogenannte Glück bedingt wird durch ſogenannte große Glücksgüter. Das wahre Glück, welches das Waſſer nicht nimmt, der Hagel nicht verhagelt, hat einen ganz andern Grund. Splendide, große, ſtolze Herren und Damen ſieht man viel in Paläſten und auf Schlöſſern, aber glückliche, he — das iſt was anders! Gar mancher Herr mit ſieben Sternen auf der Bruſt und gar manche Dame, ſplendid und elegant vom Teufel, rauſchen daher, als ob die Glücksgöttin ihre Pathin wäre, und machte der Schönlein ihnen ein Loch in's Herz, ſo thäte lauter Gift und Galle herausſpritzen und kein einzig Tröpflein Glück und Friede. Klein Ding freut Kind, ſagt das Sprichwort. Wohl denen, welche in ihren Kindern den Sinn bewahren, daß kleine Dinge ſie freuen, wohl denen, welche in ihren Herzen den Sinn bewahren, daß auch ſie freut, was die Kinder freut, denn den Kindern gehört das Himmelreich, und wenn wir nicht wie ſie werden, ſo haben wir nur Theil an der Welt und die Welt iſt eng und der Sinn, den die Welt liebt, iſt unerſättlich und findet kein Genügen, und wo kein Genügen iſt, da iſt kein Glück, da iſt keine Freude. Was aber Johannesli für eine Freude hatte über ſeine Beſcherung, ſo wird ſie wirklich ſelten gefunden auf Erden. Die Beſcherung beſtand aus acht Nüſſen, welche einen Kreuzer gekoſtet hatten, einem bezuckerten Schäfchen, deſſen Schwanz ein Pfeifchen war, es koſtete zwei Kreuzer, einem Pfefferkuchen für zwei Kreuzer, Summa Summarum fünf Kreuzer; dabei lag noch ein Semmelring, ſogenannter Weihnachtsring, welchen die Bäckerin Käthi geſchenkt hatte. Das war eine unendliche Freude, ein Glück über alle Worte, und auch Käthi nahm Theil an dieſem unendlichen Glücke, während immerfort Thränen ihr über die Backen rieſelten und ſie denken mußte: ach Gott, du armes Bubi, wenn du wüßteſt, was ich, und wo biſt du wohl übers Jahr?

Als der erſte Rauſch des Kleinen vorüber war, der graue Tag durch die Fenſter guckte, rief der Kleine: Großmütti, habe dir auch was, rathe mal! Aber die Großmutter konnte nicht rathen, da holte der Kleine in großem Triumphe zwei Eier, welche in der Großmutter Abweſenheit gelegt worden waren, und welche er verſteckt hatte, um ihr auch eine Freude zu bereiten. Sieh, Großmütti, ſieh, zwei Eier und wie ſchöne und wie große, daraus machſt du heute Eierbrot zum Kaffee, und dann kannſt den Leuten ſagen, daß ich dir auch das Weihnachtskindlein habe kommen heißen. Ach wie manches Kind bittet ſo innig: Vater, laß mir doch das Weihnachtskindlein kommen; und wie manches Kind danket innig, daß ihm dieſer Wunſch erfüllt worden, und die Eltern freuen ſich der Freude der Kinder, und ihr Gewiſſen rühmet ſie, daß ſie den Kindern gute Eltern ſind, ſo viele Freuden ihnen beſcheren. Aber Leute, klebt nicht am Zeichen, treibt nicht Kindiſches, gedenket an das, was das Zeichen bedeutet, und an das Himmelreich, welches vom wahren Weihnachtskindlein den Kindern beſcheert wurde, und welches Vater und Mutter ihren Kindern öffnen ſollen, das wahre Weihnachtsgärtlein, in deſſen Mitte der Tannenbaum voll Lichter und ohne Schlange. Das Weihnachtskindlein kommen heißen in Zuckergebäcken und buntem Spielzeug, und das wahre Weihnachtskindlein, das vom Himmel kam und zum Himmel führt, verläugnen, den Kindern es verbergen, goldene Schäfchen beſcheren und um das Lamm, welches der Welt Sünden trug, ſie betrügen, heißt das nicht den Kindern Steine, Schlangen bieten, Brot und Fiſche ihnen vorenthalten, mit Kindiſchem ſie kindiſch machen, die Augen blenden für das Ewige, den Stamm verſtümmeln, der zum Himmel wachſen ſoll, zum Zwergbaume, der nicht von der Erde will? Das Weihnachtskindlein kommen laſſen und die Kindlein nicht weihen in der heiligen Nacht dem ewigen Heiland, der um ihretwillen ein Kind geworden, das heißt, geblendet und kindiſch geworden zu ſein, die Augen verſengt zu haben an der Afterweisheit des Tages, wie die Mücken die Flügel am Lichte verſengen, daſſelbe für die Sonne haltend, welche ſie geboren. — So war es aber bei Käthi wirklich nicht, ſondern ſie mußte dem Kinde erzählen vom rechten Weihnachtskindlein, das in Bethlehem geboren worden in einem Stalle und gelegt ward in eine Krippe, und wie die Engel des Himmels den Hirten es verkündet und die es angebetet hätten und die Engel geſungen in der Klarheit des Himmels das himmliſche Lied: Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menſchen das Wohlgefallen. Wie dann die Weiſen aus dem Morgenlande gekommen, der Melchior, der Balthaſar und der Kaspar, mit Kameelen und Elephanten und ganz ſchwarzen Mohren, und Gold, Weihrauch und Myrrhen gebracht und das Kindlein auch angebetet hätten. Wie ihnen dann ein Engel im Traume erſchienen, vor Herodes ſie gewarnt hätte, ſie ſchnell in ihr Land geeilt, und wie Joſeph auch gewarnt worden durch einen Engel und ſchnell ein Eſelein gekauft hätte, und mit der Mutter und dem Kinde geflohen ſei in's Egypterland, wo früher die Kinder Iſrael als wie in einem Dienſthauſe gewohnt hätten viele hundert Jahre lang. Und wie dann der grauſame gewaltige König Herodes von Jeruſalem gekommen ſei mit all ſeinen Soldaten und das Kindlein geſucht, welches der neugeborne König der Juden ſein ſollte, und wie er, da man es ihm nicht gezeigt, weil es nicht mehr da war, er alle Kindlein habe tödten laſſen in und um Bethlehem, und wie ihn darauf eine ſchreckliche Krankheit elendiglich zu Tode gemartert, dieweil Gerechtigkeit im Himmel ſei. So erzählte die Großmutter und Johannesli weinte faſt vor Zorn und Wehmuth, und meinte, wenn er dabei geweſen, ſo wäre es nicht ſo gegangen, er hätte dem böſen König den Kopf abgeſchlagen und den kleinen Heiland zum König gemacht, daß er nicht in Egypten hätte fliehen müſſen und bös haben dort und zimmern nachher. So verſloß ihnen der Morgen, da Käthi diesmal ſchlechten Weges wegen nicht in die Kirche ſich wagte, und ja auch den Heiland zu Hauſe hatte und nach ihrem Vermögen mit dem wahren Chriſtkinde das Kind zu beſcheeren ſuchte. Auch war wohl der Gedanke im Hintergrunde, ſie wollten bei einander ſein, ſo lange ſie könnten, es wiſſe kein Menſch, wie lange es währe, ſie habe Urſache zum Glauben, nicht mehr lange, und wenn es auch nicht im Februar ſei, ſo ſagte das Sprichwort: was der Hornung nit will, das nimmt der April. In ganz eigener Weichheit durchlebte Käthi den Tag, es war ihr immer, als müſſe ſie noch was Beſonderes erleben, und als nichts kam, war es ihr wie Einem, der noch Jemanden erwartet, ſie durfte nicht einſchlafen, aus Furcht, ſie möchte es dann nicht hören, dann nicht bereit ſein. Aber es ging Käthi wie Vielen, wenn man erwartet, kommt nichts, während das Unerwartete unverhofft kommt.

Ein Sprichwort ſagt: wo man Gott eine Kirche baut, da baut der Teufel eine Kapelle daneben, und ein ander Sprichwort ſagt: alle Gleichniſſe thäten hinken. Indem wir die Wahrheit beider Sprüche und namentlich auch des letzteren erkennen, ſagen wir doch, an das erſte Sprichwort mahnten uns Weihnacht und Neujahr, die erſtere an die Kirche, das letztere an die Kapelle. Wir wollen hier nichts Gelehrtes anbringen und von den Römern reden und warum das Jahr am 1. Januar anfange, während die Sonne das neue Jahr bereits acht Tage vorher begonnen hätte, ſondern wir wollen ganz einfach dabei bleiben, zu ſagen, daß das Neujahr eine Lebensſtation ſei, eine alte geſchloſſen werde, eine neue beginne, und zwar ſo eine ziemliche Station, nicht bloß von drei oder vier kleinen, d. h. preußiſchen Meilen, ſondern eine von circa 8790 großen Stunden. Dieſe Station iſt nicht bloß lang, ſondern ſie geht durch unbekannte Gegenden; durch Kornfelder und Schlachtfelder kann ſie gehen, durch üppige Gegenden oder wüſte Steppen, durch ſtürmiſche Meere, über ſchauerliche Abgründe, rechts der Tod, links der Tod, oder über Blumenteppiche, umgaukelt von Freuden ohne Zahl vom Anfang bis an's Ende. Ohnmächtige Geſchöpfe ſind die Menſchen, feige von Natur obendrein, möchten aber doch gerne ſtolz ſich geben, die Helden machen, Herren ihres Geſchickes ſcheinen. Sie gaukeln daher ordentlich in's neue

Jahr hinein, beſteigen, mit Blumen bekränzt, unter fröhlichem Singen und Läuten den Reiſewagen und in luſtigem Galopp tanzen ſie in die neue Station hinein, und vor lauter Galopp und Singen und Jubiliren kommen ſie Tage, Wochen nicht zu ſich, ſie thun, als ob es das ganze Jahr durch auf der ganzen Station alſo gehen müßte, in lauter Saus und Braus und dulci jubilo. So thun ſie, aber innerlich iſt's ihnen wie einem Dreſcher oder einer Kuhmagd, welche mörderlich Zahnweh haben, aber ſchrecklich Angſt, den Zahn ausziehen zu laſſen, und weil es ſein muß, eine Flaſche Branntwein trinken, um Courage zu kriegen und keinen Schmerz, wenn der Zahn raus geriſſen wird; ſie taumeln ſturm in's neue Jahr hinein, um die Angſt vom Leibe zu kriegen, daß wieder eins dahinten iſt und ein neues da, von dem ſie nicht wiſſen, geht es für ſie zu Ende, oder brechen ſie in irgend einem Abgrunde den Hals, oder verſchmachten ſie in heißen Wüſten. Sie ſtecken den Kopf bis an den Hals in Rauch und Staub der Welt, verkleben die Ohren mit Muſik, verkleiſtern die Augen mit Geſchenken und raſen herum wie toll in Wein und Branntwein, in Paſteten und Braten. An's Kindlein, das ſicher durch alle Stationen leuchtet, der Menſchen Bürde trägt, die Thüre des Himmels öffnet, denkt Keiner, in den Himmel will nämlich vorläufig Keiner, ſondern eben nur luſtig leben auf Erden. Darum wird mit dem Neujahr die Weihnacht verſchwendet, und ſtatt dem Himmelskinde zu folgen, wird zu einem Kind der Welt der Menſch neu geſalbet und geſchmiert, und zwar ſehr oft von Obrigkeits wegen. Es iſt oft, als ob die Obrigkeit Angſt hätte, das Volk könnte ihr zu gut, zu fromm, zu chriſtlich werden, als meine ſie, ſie müſſe dem Teufel Gelegenheit machen, ſo recht mal wieder im Volke zu fiſchen und zu krebſen und Rekruten zu machen auf jegliche Weiſe. Wenn wirklich am Schein was Wahres ſein ſollte, ſo wird wahrſcheinlich eine ſolche Obrigkeit meinen, ein chriſtlich Volk könnte am Ende Aergerniß an ihr ſelbſten nehmen, ſich ihrer ſchämen, wie bekanntlich liederliche Mütter ſich über die Fehltritte ihrer Töchter eben nicht härmen, ſondern ſogar mit vieler Schadenfreude ſich daran freuen.

Wenn der Rauſch vorbei iſt, ach, da ſitzt Mancher nackt und bloß im Schnee, hat weder Brot für ſich noch für ſeine

Kinder, und Mancher keinen Muth mehr für's ganze Jahr, Mancher keine Kraft mehr für's Leben, und Mancher alle Freude verſudelt für's ganze Leben. Da iſt vor dem Neujahr keine Polizei mehr und nach demſelben iſt keine, und jeder Wirth ſtellt das Möglichſte an, die Leute anzulocken und auszubeuten. Meint man endlich, der letzte Athemzug ſollte vertanzt, der letzte Kreuzer ausgepumpt ſein, ſo geht's von vornen los, es kommt das ſogenannte alte Neujahr, d. h. das Neujahr nach dem alten Kalender, und noch einmal muß es angeſetzt ſein und verſucht, was noch möglich ſei. So wird die Weihnacht durch's Neujahr verſchwendet und Alles verſucht, den Menſchen nicht bloß nicht zu ſich ſelbſt kommen zu laſſen, ſondern ihn ſo recht planmäßig zu berauſchen, um ihn glücklich über die Stelle, wo er ſich vielleicht bekehren könnte, unbekehrt hinüber zu bugſiren.

Nun, ſo ging's bei unſerer Käthi nicht zu, ſie ging ohne Rauſch bang in's neue Jahr hinein. Es war ſtürmiſch, ungeſtüm Wetter, faſt bis Neujahr. Als am Sylveſter mit allen Glocken das alte Jahr eine Stunde lang ausgeläutet wurde, da mußte Käthi weinen. Es war, als ſcheide ſie von einem Freunde auf Nimmerwiederſehn. Alles Böſe, was daſſelbe gebracht hatte, war vergeſſen, und nur des Guten gedachte Käthi, an die ungeſtörte Geſundheit, den ſchönen Verdienſt, die vielen guten Leute, und es war ihr faſt, als ſollte ſie von dem Allen Abſchied nehmen. Dazu plagte ſie das Bubli, wie ſie morgen neujahren wollten. Andreſe Anne Bäbi hätte geſagt, ſie hätten Wein und Wecken und zwei Arten Fleiſch, und von Allem bis ſie nicht mehr möchten. Darum müßten ſie auch Fleiſch und Wein haben. Käthi mochte tröſten, wie ſie wollte, das Bubli blieb auf ſeinem Sinne, und Käthi brachte es nicht über's Herz, die wenigen Batzen, welche ſie im Körbchen hatte, während noch gar nichts im Hochzeitsſtrumpf war, für Leckerbiſſen auszugeben. Betrübt ging ſie in's Dorf, Milch zu holen, Johanneſli an der Hand, der in einemfort an ihr war, auch zum Metzger zu gehen und in's Wirthshaus. Am Wirthshaus hatte er es akurat wie ein alter Kutſchengaul, er ward ſtätig und wollte nicht vorüber, wie auch Käthi ſich ſchämte und ihm zuſprach, er ſollte nicht ſo thun, ſie hätte ja kein Körbchen, wie er ſehe, um was heimzutragen, und wenn ſie was wollten, ſo könnten ſie es morgen noch immer holen. Aber Johannesli ließ ſich nicht abbringen. Kinder haben viel Inſtinkt für günſtige Augenblicke, und große Standhaftigkeit, ſie zu benutzen, ſie ſind ſehr oft viel nachhaltiger und durchgreifender als große Staatsperſonen. Da kam plötzlich eine Stimme: Was giebt's, Käthi, will der Bub dir einen Schoppen zahlen? Käthi weinte faſt und erzählte. Die dicke Wirthin lachte und ſagte: Der Bub hat Recht, er wird wiſſen, was zwängen iſt, und meinen, wenn alle Leute neujahreten, ſo hätte er auch das Recht dazu.

Sie hieß ſie hineinkommen und Käthi trug ein Stück Braten heim und einen Schoppen Wein, hatte es aber ſehr ungern, ſowohl weil der Bube ſo wüſt gethan, als weil die Wirthin glauben konnte, das ſei ein abgekartet Spiel geweſen, um was zu erhaſchen auf eine unſchuldige Manier.

Am Morgen um fünf wurde Käthi geweckt durch das Läuten aller Glocken, da wiederum eine Stunde lang das neue Jahr eingeläutet wurde, d. h. feierlich begrüßt im Namen Gottes, und den Menſchen verkündet, daß ſie es mit Gott beginnen ſollten, damit ſie es auch mit Gott endigen könnten. Dieſer feierliche Ruf, zu wachen und zu beten, mahnte manchen trunkenen Zecher das Wirthshaus zu verlaſſen, ehe es Tag werde und die Töne geleiteten den Wandernden, aber er hörte ſie kaum, in's Herz drangen ſie ihm nicht, er betete nicht, er ſtolperte, er fluchte, ſo beſchaffen war ſein erſter Gang im neuen Jahre! Wie wird wohl ſein letzter ſein im begonnenen Jahre?

Käthi wachte auf ſchweren Herzens, es war ihrer Seele ſo bange, ſie wußte nicht warum, ihre Gebete waren unausſprechliche Seufzer. Es war ein trüber, ſtürmiſcher Tag. Indeſſen ging Käthi dennoch zur Kirche oder vielmehr in die Predigt, am Neujahr hätte Käthi dieſes nicht gerne unterlaſſen. Im Winter ward die Predigt zumeiſt in der geräumigen, warmen Schulſtube gehalten, was den alten Gliedern und kühlem Blute der Alten beſonders zuträglich war, und denen namentlich, welche weder Wärmflaſchen noch Mäntel vermochten, ſondern höchſtens über ein dünnes Hemdchen ein dünnes Röckchen.

Der Pfarrer hatte den Text Matthäi 7. 24 — 27. „Darum ein jeglicher, der dieſe meine Rede höret und thut ſie, den will ich vergleichen einem klugen Manne, der ſein Haus auf einen Felſen gebaut hat. Da nun ein Platzregen herab fiel, und Waſſerflüſſe daher kamen, und die Winde blieſen und an daſſelbe Haus ſtießen, da fiel es nicht, denn es war auf einen Felſen gegründet. Und wer dieſe meine Rede höret, und thut ſie nicht, der wird verglichen werden einem thörichten Manne, der ſein Haus auf den Sand gebaut hat. Da nun ein Platzregen herab fiel, und die Waſſerflüſſe daher kamen, und die Winde blieſen, und an daſſelbe Haus ſtießen, da fiel es, und that einen großen Fall.“

Der Pfarrer begann zu predigen und es war Käthi anfangs, als thue er ihr Herz auf, und predige aus demſelben, es war ihr ganz wunderlich, und oft wußte ſie lange nicht, rede ſie laut, oder predige der Pfarrer. Er ſprach, wie er erwacht ſei vom Glockengeläute, welches rufe zu wachen und zu beten. Wie ihm da bange geworden ſei, ſprach er, wie die leibliche Noth und die geiſtige Noth ſich vor ſeinen Geiſt geſtellt, wie er habe fragen müſſen: wie ſoll das enden? daß er habe ausrufen müſſen: ach Herr, wie iſt meiner Seele ſo bange! Und er nannte Alles, was ihn bange gemacht, und wie leibliche Augen da keinen Ausgang erblickten, und wie der Menſch in ſeiner Ohnmacht ſich nicht zu helfen wüßte, nichts könnte, als beben und zittern, des geiſtigen und leiblichen Unterganges gewärtig.

Nun aber ſei einer, der nicht ohnmächtig ſei, ſondern allmächtig, wie ſein Weſen unveränderlich ſei, ſo ſei es auch ſein Wille und die Ordnung, welche dieſer Wille geſchaffen. Er ſei der Fels der Welt, und während Alles um ihn in ewigem Wirbel ſich drehe, ſtehe derſelbe für und für und in alle Ewigkeit, und wenn die Welt zu zerſplittern ſcheine, ſo ſei es nur ein Abſchäumen des Unreinen, eine Läuterung, in welcher untergehe das Todte, ausgehauen werde das Faule, weggeſpühlt die Schlacken der Welt und ausgewaſchen die Geſchwüre der Zeit. Was im menſchlichen Lebenskreiſe nicht von Gott ſei und auf Gott ruhe, das gehe unter, und nur das bleibe, was in Gott und mit Gott ſei. Nun zeigte der Pfarrer an einzelnen Menſchen, wie die zerſtört würden, welche durch wilde Triebe ſich treiben ließen oder ſegeln wollten nach den Eingebungen eigner Weisheit, welche am Ende nichts ſei, als die Selbſtſucht mit einer Schlangenzunge, am gefährlichſten dem, der ſie beſitze, wie dagegen der Einfältige und Unmündige, der in treuem Glauben fromm wandle in des Herrn Wegen, mit Ehren beſtehe, ein Ende nehme im Frieden und nicht mit Schrecken. Der Pfarrer zeigte an Häuſern und Familien, wie die, welche in Gott gegründet ſeien und ihm treu blieben, mit Ehren beſtänden, feſte Wurzeln ſchlügen und wahrhaft würden, was die Welt vornehm nennt, hochgeehrt von der Welt und Gott lieb, und zwar von Geſchlecht zu Geſchlecht; und wie Häuſer und Familien fielen, und deſto größer der Fall ſei, je höher ſie ſtünden, ſobald ſie von Gott ließen, die Liebe wiche, der Teufel einzöge mit Hochmuth und Hartherzigkeit, mit Hoffahrt und Ueppigkeit, mit der ganzen Fleiſchesluſt. Ja, ſagte der Pfarrer, und ſein Auge flammte wie ein Prophetenauge, wie es Häuſern und Familien geht, geht es Regierungen und Regenten, nur die, welche Gott erkennen und auf ihn bauen, beſtehen, verlaſſen ſie Gott, ſo verläßt ſie Gott, und ſie thun einen großen Fall. Und warum bangt uns? fuhr er fort. Eben weil wir ſo viele Menſchen, Familien, ja Regierungen und Regenten nicht ſtehen ſehen auf dem Felſen, der nicht fällt, ſondern wirbeln im Wirbel der Welt, dieſer Wirbel immer wilder aufkocht, je mehr in denſelben ſich ſtürzen, je größer Gewühl und Gedränge von Unglücklichen in dieſem grauſen Wirbel iſt. Es wird uns, als ob Alles zu Grunde gehen müßte, Alles verſchlungen werden würde von der Finſterniß und den Schatten des Todes. Und es werden Viele zu Grunde gehen, Menſchen, Familien, Regierungen voran; vielleicht bricht die Zeit einer großen Läuterung an, vielleicht will Gott mit Waſſerwogen und Meeresfluthen ausſpühlen die Geſchwüre der Welt. Aber bangen wollen wir nicht, weinen dürfen wir über Jeruſalem, daß es nicht erkennt zu rechter Zeit, was zu ſeinem Frieden dient; aber zagen wollen wir nicht, und wenn die Fluth unſre Leiber verſchlingt, ſo vergeſſen wir nicht, daß, wer dem Herrn lebt, auch dem Herrn ſtirbt, und daß er in die Hölle führt und wieder heraus. Vielleicht daß er auch nur drohend den Finger aufhebt, damit man umkehre und ſich bekehre, wie er es den Kindern Kains that, daß unſre Lage eine Bußpredigt iſt, wie Jonas den Niniviten eine hielt, vielleicht? wir wiſſen es nicht! aber das wiſſen wir, daß, was Gott thut, wohlgethan iſt, und daß er die Niniviten nur deßwegen ſchonte, weil ſie Buße thaten im Sacke und in der Aſche. Nun, wem das Herz klopft in Sündenangſt, wer ſich bewußt wird, ſein Fuß ſtehe nicht auf dem ewigen Fels, der thue Buße im Sacke und in der Aſche, er ſuche den, der ſich finden läßt von Allen, die ihn ehrlich ſuchen. Und wer ſich bewußt iſt, ergriffen zu haben den ewigen Fels, der traue Gott und zage nicht. Der Herr der Ewigkeiten iſt auch der Herr des betretenen Jahres, was er verhängt, wird zur Seligkeit dienen denen, die ihn lieb haben und ſeine Gebote halten, und wer in dieſem Jahre ſterben ſollte, wird des Herrn bleiben, wenn er dem Herrn gelebt hat. Darum, was kommen mag, laßt uns des Herrn harren unverzagt, ſei in ſeiner Hand die Ruthe der Züchtigung, oder der Zweig des Friedens, ſo laßt dieſe Hand uns verehren in tiefer Demuth, es iſt die Hand, die ſegnet und ſelig macht die, welche Treue halten und die Liebe bewahren.

So ſprach der Pfarrer, und wenn auch Käthi die Beine zitterten, ſo ward ihr doch wohl, im Herzen blühte ihr die Ergebung auf, welche das Größte trägt und vollbringt, die Ergebung, welche mit ganzem Herzen ſagen kann: der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn ſei gelobt!

Solch ein kräftig Wort am Neujahrstage iſt wohl das vornehmſte und beſte Neujahrsmahl, und Käthi empfand es auch, und empfand es fort und fort, trotz dem ſeltenen Mittagsmahle, welches auf ſchönem reinem Tiſchtuche ſtand. Braten, Wein und ſüße Aepfelſchnitte, ein wahres Herrenfreſſen! Johannesli lebte ſchrecklich wohl daran und konnte den Braten nicht genug rühmen, und doch klagte er zwiſchen durch, er könne ihn nicht beißen und Schinken wäre viel kommoder; beſſer, hätte er gerne geſagt, aber er war auch ſchon angeſteckt vom Weltgift, welches das Rare und Theure für das Beſte hält. Und was er den Wein rühmte, und dabei heimlich darüber gränete, und am Ende ſich nicht enthalten konnte, die Großmutter um einen Schluck Milch zu bitten: der Wein ſei viel beſſer, wohl hundertmal, aber er könnte ihn ſturm machen, ſagte der kleine Diplomat. Nachmittags hatte Käthi Beſuch, erhielt Kram, ein ſogenanntes Gutjahr von Johannesli's Pathe. Es beſtand in einem

Hemde, ein Paar Strümpfen und einem großen Neujahrring, und für die Großmutter war ein halb Pfund Kaffee dabei, eine köſtliche Beſcherung für eine alte Frau, welche den Kaffee ſo liebt und doch die Bohnen zählt, welche ſie zu jedem Kaffee braucht. Dabei aber ſtürmte es ſchrecklich draußen, es war, als ob ein ſchrecklich Gewitter heraufziehen wolle, mit Blitz, Donner und Hagel.

Eine ſchreckliche Vorbedeutung am erſten Tage des Jahres. Die Fenſter klirrten, die Hütte wankte, Nacht ward es draußen und drinnen betete Käthi emſig, denn Angſt hatte ſie wieder ergriffen; ſie bangte ſehr, denn das Bangen ganz zu überwinden und das Zagen, daß es nie wieder kommt, wenn ſtark an ihm des Herrn Hand rüttelt, iſt keinem Menſchen gegeben. Endlich ließ der Sturm nach, Tag ward es wieder, das ſchwarze Gewitter jagte nach Oſten. Käthi trat vor das Häuschen; ein milder Sonnenblick empfing ſie auf der Schwelle, und als ſie ſich umwandte, dem jagenden Gewitter nachzuſehen, ſah ſie gen Morgen hin das Gnadenzeichen des Herrn, einen prächtigen Regenbogen, am Himmel ſtehn. Unausſprechlich war der Eindruck auf Käthi, verſtummt blieb ſie ſtehn, ſah mit gefalteten Händen zum Himmel auf, ſie wußte es nun, Gott verließ ſie nicht, und breche auch Sturm und Gewitter los, ſo komme doch die Gnade nach. Das ſeltſame Zeichen in dieſer Jahreszeit am Neujahrstage ward von vielen Menſchen bemerkt, aber wir zweifeln, daß daſſelbe auf Viele einen Eindruck gemacht habe, wie auf Käthi. Um die Zeichen Gottes wahrzunehmen, muß man eben ein auf Gott gerichtetes Auge haben, und um ſie zu empfinden, muß man haben ein Gott ergebenes Herz. Ganz hell ward es Käthi im Gemüthe, und ſie erzählte eben Johannesli eine ſchöne Geſchichte von einem Knaben, welcher in der Jugend geſtohlen worden, endlich aber wieder ein großer Herr geworden ſei: als Andreſe Anne Bäbi kam und ſie einlud, dieſen Abend mit ihnen zu neujahren, wie man zu ſagen pflegt. Es ging Käthi wieder wie geſtern vor dem Wirthshauſe, wie ſie ſich auch ſträuben mochte, Johannesli war Meiſter. Kurzweilig verging der Abend, und es war Zeit auseinander zu gehen, ehe man daran dachte. Die Zeit recht kurz zu machen iſt eine Kunſt, und recht kurze Zeit zu haben ein Glück.

Fünfzehntes Kapitel.

Was das neue Jahr Käthi Neues bringt.

Am folgenden Tag war es Käthi wohler, als hunderten von vornehmen Herren; ſie hatte weder einen ſchweren Kopf, noch ein ſchweres Rechnen. Das iſt gar fatal für ſo Viele, daß ſie, wenn ſie am zweiten Tage im Neujahre aufſtehen, trüb im Kopfe ſind und trübe im Gemüthe; denn nun geht das Rechnen an, und ſie ſollen ausmitteln, ob's im vergangenen Jahre mit ihnen vorwärts oder rückwärts gegangen, wir meinen nicht an der Seele, ſondern bloß im Geldſeckel. Ja, wenn man das wegen der Seele und wegen Ehre und gutem Namen ordentlich ausrechnen könnte, oder wenn man noch beſſer beim Aufſtehen am Morgen die Bilanz gegenüber im Spiegel ſehen würde, Herrgott, was würde das für Geſichter geben am zweiten Tage des Jahres, und was für Gure würde ſo manche Dame auslaſſen!

Ohnedieß aber giebt's bedenkliche Geſichter genug, wenn es am Morgen zu klingeln und zu klopfen beginnt, und die Liebesbriefe kommen von Schuſter und Bäcker, von Metzger und Schneider, von Perückenmachern und Putzmacherinnen, von Kaufleuten von allen Sorten, und es iſt kein Geld mehr da; was eingegangen war, wurde alsbald für das Laufende gebraucht. Aufſchreiben ließ man, was man konnte, und an Niemand hat man zu fordern; und nun liegen ſie da, die unbezahlten Conto's, und wie ein großer und wachſender Verdruß muß man ſie mitnehmen in's neue Jahr hinein, und wer weiß, wie Manchem ſie, noch ehe das Jahr zu Ende iſt, zu Mühlſteinen gewachſen ſind, ſich ihn um den Hals gelegt haben und ihn niederziehen in den Moraſt, zuſammengerührt aus Noth und Schande?

Da iſt doch ein arm alt Fraueli beſſer dran, dem klingelt es nicht, dem klopft es nicht, dem kommen keine Conto's, dem ſagt höchſtens der Bäcker: biſt mir noch eine halbe Krone ſchuldig, wäre mir lieb, du gäbſt ſie mir; die Müller ſind gar geldhungrig, ehemals war es nicht ſo, aber jetzt iſt es nichts mehr mit ihnen!

Käthi hatte es noch beſſer, ſie war Niemand was ſchuldig, hatte nichts zu rechnen, ſie ſchrieb nichts auf, wäre ihr auch eine Kunſt geweſen. Ihr Vermögen konnte ſie alle Tage im Kopf ausrechnen, ſie lief nicht Gefahr, daß es ihr ging, wie zuweilen einem Kaufmann, der ſich Millionär glaubt, und an einem ſchönen Morgen zu ſeiner großen Verblüffung die Entdeckung macht, daß er unter Null ſei.

Ganz friedlich und ſtill begann Käthi das neue Jahr mit Beten und Arbeiten, um mit Ehren und ohne Jemand zu plagen durch zu kommen. Am dritten oder vierten Tage deſſelben war es, ſie ſaßen eben an ihrem Mittagsmahl, und unter dem Ofen gakelte ein Huhn. Da ging die Thür auf, und Johannes trat ein, den Kopf verbunden, den Arm in der Schlinge (den Arm am Schlingel, ſagt ein Volkswitz). Käthi fuhr hoch auf. Mein Gott und Vater, rief ſie, biſt du es oder dein Geiſt? — Nur ich, ſagte Johannes, Gott grüße Euch! — Gott willche, Gott willche, ſagte Käthi, mein Gott was haſt? Hocke nieder und iß! Biſt gefalle? Soll dir Thee machen oder willſt Kaffee? Iſt dir übel? Ach Gott, wenn ich Wein hätte, du müßteſt Wein haben. Johannesli! Kannſt wohl holen, und die Flaſche nicht zerbrechen? So rollte bei der guten Mutter Alles durch einander; Kummer, Theilnahme, der Trieb, ihm was Gutes zu erweiſen, die Angſt, was er hätte. Eine Weile ging's, ehe Johannes ſaß, was vor ſich hatte, die aufgeregten Gedanken Käthi's ſich zur Ruhe gelegt hatten, ſo daß ſie Antworten erwarten, Johannes Bericht anhören konnte.

Dieſer Bericht war nicht lang, aber betrübend; Johannes war ein armer Märtyrer. Johannes war mit Andern den Tag nach dem Neujahr nach Michelhofen in's Wirthshaus gegangen, wie es üblich und bräuchlich ſei allenthalben. Dort war Muſik und Tanz; dört ſaß Johannes ganz ruhig bei einem Schoppen, bis es Feierabend gemacht wurde. Dann ging er ruhig heim, wurde unterwegs von den Neuhäuſern überfallen. Er wehrte ſich ſehr, aber ſie waren ihrer Viele, kamen mit Spießen und Stangen, er wurde wund geſchlagen, durch den Arm geſtochen, mißhandelt ſchrecklich, gräßlich, bis er ſinnlos am Boden lag. Käthi weinte und bebte, Johannesli meinte, wenn er dabei geweſen wäre, ſo hätte er die Neuhäuſer noch ganz anders ſtechen wollen, ganz durch und durch, daß ſie nie mehr hätten aufſtehen können. Als er wieder zu ſich ſelbſt gekommen, ſei er zurück nach Michelhofen gegangen, habe den Doctor holen und ſich verbinden laſſen, ſei einen Tag dort gelegen, dieweil ihm ein über das andre Mal übel geworden ſei. Sobald er gekonnt, ſei er heim gegangen, aber da ſei das Wetter erſt los gegangen. Die Bäurin gönne Niemand eine Freude, geſchweige eine freie Stunde, und wenn ſie nichts zu arbeiten hätte, ſo würde ſie, nur um die Dienſtboten zu kujoniren, Holz um's Haus herum tragen, und acurat an gleichen Ort wieder legen, oder Stroh von einer Bühne zur andern tragen laſſen. Wenn das noch keine Hexe ſei, ſo werde ſie ſicherlich eine werden; es ſagten es alle Leute, die ſei dem Teufel von dem Karren gefallen. Statt daß ſie ihn bedauert hätte und gefragt, wie es ihm ſei und was er möchte, habe ſie ihn in's Stübli genommen, und angefangen, ihm alles Elend vorzuhalten, ihn runter zu machen, als ob er keinen Kreuzer werth wäre, und allerhand zu drohen, jedes Kacheli Thee oder Kaffee, und jeden Kreuzer, welchen er je erhalten von ihr, habe ſie ihm unter die Naſe gerieben. Aber eine Zeit ſei nicht alle Zeit, jetzt laſſe ſich kein Knecht wie er mehr behandeln wie ein Schulbub oder wie ein Sclave. Er habe wohl gemerkt, warum es eigentlich der Bäurin ſei. Die habe gefürchtet, ſie müßte ihn einige Tage behalten, ohne daß er arbeiten könnte, und krank habe ſie Niemand gerne; wenn einer am Sterben wäre, ſie jagte ihn mit der Miſtgabel zur Arbeit. Sie habe wohl gewußt, daß er ſich nicht behandeln laſſe wie ein Hund, und ſie habe auch recht gehabt, wie ſie gewollt, habe er auch gethan. Als ſie ihm ſo gekommen, habe er ihr auch geſagt, wer ſie ſei, und wenn der Teufel nicht ſchon eine Großmutter hätte, ſo müßte ſie es werden; bei einer ſolchen bleibe er keine Stunde länger. Sie könne ſehen, wo ſie Knechte kriege, welche ſich wie Hunde behandeln ließen. Geſund ſei er ihr gut genug geweſen; jetzt, da er krank ſei, da reiße ſie Alles aus dem hinterſten Winkel hervor, um ſeiner los zu werden. So hielten es die eigennützigen Bauern, aber es werde noch anders kommen, da ſei er ihr gut dafür. Mit ihm mangle es nicht halb ſo viel Federleſens, er werde einpacken und gehen, es werde ſich wohl Jemand finden, der ihn krank behalte, wenn er ihn auch nicht geſund gehabt. Das ſei der Bäurin doch in's Leben gegangen, und ſie habe allerlei geſtürmt, und hätte ihn zurück halten mögen, aber ohä, er habe gedacht: jetzt kannſt mir pfeifen. Bis ſeine Sache ausgemacht ſei, wolle er bei ihr bleiben, ſagte er zu Käthi, es ſolle ihr Schade nicht ſein; behalten werde ſie ihn doch wohl können? Wo wollteſt ſonſt ſein, ſagte Käthi, und wer wollte zu dir ſehen? Ich litte es nicht, daß du an einen andern Ort gingeſt; es drückte mir das Herz ab, und ich müßte glauben, du ſchätzteſt mich nicht mehr. Nebenbei dachte ſie, wie man ſich doch in den Leuten irren könne: ſie habe die Bäurin für eine ganz andre gehalten, als ſie ſich jetzt zeige; aber es werde ſein, wie man ſage, eine ſei wie die andre, und dienen ſei bös, ſterben wäre beſſer! Ehedem ſei es doch nicht ſo geweſen. Gottlob, daß ſie nicht mehr dienen müſſe und noch gute Leute habe. Die gute Käthi dachte nicht daran, daß alle ihre guten Leute Dienſtboten hätten, und daß ſchlechte Dienſtboten nirgends gute Meiſterleute finden. Nun, ſo einer alten Käthi und Mutter dazu iſt's erlaubt, trotz handgreiflicher Gegenbeweiſe, zu glauben an die Lügen ihres Sohnes und ſeine Schilderungen über ſeine Meiſterfrau, welche ſeinen freien Aufflug hemmen und ſeinem entſchiedenen Fortſchritt Schranken ſetzen wolle, als eine wahre Jeſuitin. Ja, wir gehen noch weiter, wir wollen allen Magiſtraten und Majeſtäten, allen Capacitäten und Souveränitäten erlauben, an ihre Söhne zu glauben, an gerathene und ungerathene, (man drucke aber nicht etwa: gebratene und ungebratene) aber dann erlaube man uns, von all dieſen Leuten zu ſagen, das wundere uns nicht, dünke uns gar nicht anders, es werde halt es dumms Käthi ſy! Die Sache war wirklich auch ganz anders, als Johannes ſie erzählte, und zwar ſo war ſie: Johannes war nach Michelshofen gegangen, hatte dort ein Mädchen aufgegabelt, ſtark getrunken, das Mädchen machte ſich von ihm los, ſchloß ſich einem Vetter, einem Neuhäuſer an, der ſich mit einem Trupp Kameraden auf den Heimweg machte.

Johannes kriegte Zorn, er ſah es an als einen Mädchenraub, lief mit einigen Kameraden den Neuhäuſern den Weg vor, empfing dieſelben mit Scheitern und Steinen, und ſtürzte ſich auf ſie; die Neuhäuſer aber waren ganze Burſche, verloren weder den Muth noch den Kopf, riſſen Pfähle aus den Zäunen, und nun ging es an ein wildes, blutiges Schlagen, in welchem endlich die Neuhäuſer ſiegten, Johannes liegen blieb mit zerſchlagenem Kopf und einem Meſſerſtich durch den Arm.

Leider gewinnt die verruchte Sitte des Meſſerzuckens immer mehr Eingang, weil die witzigen Richter gewöhnlich fragen: Nicht wahr, du haſt nicht die Abſicht gehabt, das Meſſer zu ziehen? oder wenn du mit Abſicht es gezogen haſt, ſo hatteſt du doch weder den Vorſatz noch die Abſicht zu ſtechen, ſondern der Stich wurde ganz zufällig geſtochen, ganz von ungefähr ging ihm das Meſſer in den Leib; nicht wahr, ſo iſt's? Ja, ſo iſt's, ſagt der Verklagte, der Teufel hat's gemacht mit meinem Meſſer. Nun, das habe ich doch gedacht, ſagt der kluge Richter, ſo ein braver und gebildeter Burſche ſticht nicht mit dem Meſſer. So gehe du nun heim in Gottes Namen, geſchehen ſoll dir nichts. Nur eines möchte ich dir ſagen, aber nimm es mir nicht übel: Ein andermal laß dem Teufel das Meſſer nicht, oder wenigſtens nicht aufthun; denke, der Teufel iſt ein Schelm, zuletzt könnt' es doch fehlen!

Johannes ſchleppte ſich in's Wirthshaus zurück, ließ den Doctor holen, ſich verbinden, ein ärztlich Atteſt ausſtellen, und gedachte die Neuhäuſer anzugreifen und ſich eine tüchtige Summe als Schmerzengeld auszahlen zu laſſen. Da der Wirth in Michelhofen es mit den Neuhäuſern hielt, vielleicht nicht mit Unrecht, ſo wollte er Johannes nicht behalten, ihn nicht bei ſich in der ſogenannten Leiſtung liegen laſſen, er mußte zu ſeiner Meiſterin zurück. Dieſe war allerdings bitterböſe über das Lumpen im allgemeinen und das Lumpen von Johannes insbeſondere, ſchoß im Hauſe herum wie ein Sturmwind, und hielt dem Geſinde über Tiſch eine Vorleſung, zwar nicht aus Heften, ſondern aus dem Kopfe, aber doch, wie ſie mancher Profeſſor nicht zu halten im Stande geweſen wäre. Kaum hätten Knechte und Mägde die wenigen Batzen, welche ſie nicht ſchon im Laufe des Jahres eingezogen hätten, in der Hand, ſo ließe man das Lumpenwerk los, und reize die Tröpfe auf alle Wege, ihr Geld ganz und gar zu verhudeln. Sei das geſchehen, hätten ſie nichts mehr, als leere Säcke und ſturme Köpfe, ſo kämen ſie wieder daher, und die Meiſterleute könnten ſie wieder haben, aber wie? Mißmuthig, übellaunig, unwirſch, daß lange Zeit nichts mit ihnen anzufangen ſei, daß nichts beſſer wäre, als ſie des Tages dreimal zu prügeln, ſtatt dreimal zu füttern. Denn nun müßten die Meiſterleute an Allem ſchuld ſein, jetzt werde geklagt über den ſchlechten Lohn, und daß man halb umſonſt arbeiten müſſe, während die Hunde von Bauern im Wirthshauſe ſäßen. Und daß das Hudeln der Dienſtboten niemand mehr zuwider ſei, als den Meiſterleuten, und daß einem Hudel kein Lohn groß genug wäre, daran denke kein Maulaffe, ſondern jeder ſperre die Naſe auf, mache Glotzaugen, und gebe wochenlang kein gut Wort; und weil er den Meiſter nicht prügeln dürfe, ſo prügle er deſſen Vieh, daß es ſie dünke, ſie möchte ſo Einen huſchen und ohrfeigen, bis er weder Haare auf dem Kopfe noch Ohren am Kopfe mehr hätte.

Das ſagte die Bäurin Allen über den Tiſch in's Geſicht, und als Johannes endlich heim kam, ging ſie zu ihm in ſeine Kammer und kanzelte ihn alſo ab: Es nimmt mich Wunder, ob du niemals witzig werden wolleſt; es wäre Zeit dazu, ſonſt giebt es ſich nicht mehr. Schämſt du dich nicht, zu thun wie ein junger Loffel, Schlägereien anzuſtellen? Du ſollteſt doch wiſſen, was dabei herauskommt, biſt Witwer, haſt ein Kind, und thuſt noch ſo! Wenn du einen guten Blutstropfen im Leibe hätteſt, thäteſt du deinen Lohn nicht verſaufen und deine alte Mutter dein Kind erhalten laſſen! Du wirſt es noch dahin bringen, daß ſie noch dich dazu erhalten muß; du haſt das neue Jahr darnach angefangen, daß es ſo wird kommen müſſen. — Ja, ſo was läßt ein Corporal ſich nicht gerne ſagen, wenn er es auch wohl verdient hat. Johannes begehrte auf: was er für Blut im Leibe habe, gehe ſie nichts an, und wer ihm ſein Kind erhalte, ebenfalls nicht einmal, ſie thue es nicht; es gebe noch an andern Orten zu eſſen und zu arbeiten, als hier; es ſei dann nicht, daß, wenn er nicht mehr hier ſei, ihn die Mutter erhalten müßte; das noch lange nicht. Des Gottswille Brot hätte er nie gegeſſen und wolle er nie eſſen. Red nit ſo, ſagte die Bäurin, du Bürſchli weißt noch nicht, wie weit es mit dir kommen kann. Und wenn ich dich nicht haben wollte in dieſem Zuſtand, wo du, weiß kein Menſch wie lange, nicht arbeiten kannſt, und halb aus Muthwillen, wo wollteſt du hin, als zur Mutter, haſt ja nicht einen Kreuzer Geld! Drum Bürſchli, poch nicht ſo! Ja, ſo laſſe er ſich nicht kommen, er laſſe ſich nicht vorhalten, daß man ihn um Gotteswillen hätte. So hätten es die dolders Bauern; ſo lange man arbeiten möge, geben ſie zu eſſen nothdürftig, und werde man krank, ſo jage man einen zum Loch aus, wie einen Hund. So gehe es einem. Er laſſe ſich ſo was nicht zweimal ſagen; ſie ſolle ihm den Lohn geben, was es auch austragen möge; auf der Stelle wolle er fort. Ich habe dich nicht gehen heißen, ſagte die Frau, habe dir nur geſagt, wie es dir gehen könnte. Und ſagen, was wahr iſt, wird wohl erlaubt ſein: ſagt ihr doch auch, was euch in den Mund kommt; man muß ſchlucken, daß man lange Zeit nicht weiß, bringt man es runter oder nicht. Sie hätte es gehört, ſagte Johannes, er wolle den Lohn und fort. Alles Leids und Schlechts ſich vorhalten laſſe er nicht, dazu ſei er zu alt geworden. Thue nicht dumm, ſagte die Frau, es fiel mir nicht ein, dich gehen zu heißen; ich habe dir bloß geſagt, was dir gehörte und mir zuſtand, ſo lange ich die Meiſterin in meinem Hauſe bin. Das ſtehe ihm zu, ob er es annehmen wolle oder nicht, ſagte Johannes, und ſie hätte gehört, er wolle fort. Anhalten will ich dich nicht, ſagte die Frau, ſo wenig, als ich dich gehen geheißen; aber bedenke es wohl, was du machſt. Die paar Batzen Lohn, die du noch bekommſt, ſind bald gezählt; unterdeſſen komme zu dir und mache nichts, was dich übel gereuen könnte. Aber als die Bäurin zurück kam, war Johannes gleich aufbegehriſch, und die Bäurin ließ ihn ziehen. Sie wußte zu gut, welche Folgen es hat, wenn man Knecht oder Magd zu bleiben bittet; es giebt wenig Köpfe unter ihnen, welche ſolches Bitten ertragen mögen; die meiſten werden geſchwollen und groß wie Backöfen.

So war die Geſchichte, und ſo ſieht man wieder, daß, wer nicht ſelbſt dabei iſt, ſelten weiß, was eigentlich vorgegangen, dieweil ein jeder, der eine Geſchichte erzählt, derſelben eine eigne Kutte oder einen eignen Rock anzieht, und ſo wie der Rock den Mann macht, macht die Kutte die Geſchichte; und je nachdem man ihr eine anzieht, wird ſie ſo oder ganz anders. Nun alſo war Johannes bei der Mutter und aß wirklich ihr Brot, und ſie mußte ihn einſtweilen erhalten, freilich auf die Vertröſtung hin, vom Schmerzengelde wolle er ihr ein ſchönes Koſtgeld bezahlen. Sie pflegte ihn nebenbei treulich, ſchmierte ihm von Salben ein, was ſie auftreiben konnte, und hatte Freude dabei, daß ſie ihm Mutter ſein, ihm zeigen konnte, wie ſie es mit ihm meine, und dazu noch die größte Kurz-Zyti (kurze Zeit). Wenn ſie jemand bedauern wollte, ſo ſagte ſie: wenn ſie wüßte, daß wieder Alles gut käme, ſo könnte ſie nicht einmal ſagen aufrichtig: ſie wollte, es wäre nicht.

Sechszehntes Kapitel.

Käthi kriegt den Johannes in's Haus ſamt einem Prozeß, und wie der Prozeß ausläuft.

Johannes aber war in einem eigenen Zuſtande; er hatte einen Prozeß! Einen Prozeß haben, einen Prozeß, den man gewinnen, den man verlieren kann, mit dem man viel gewinnen, viel verſpielen kann; einen Prozeß, durch den man eingeführt wird in's Labyrinth der Geſetze und Formen, der Ränke und Kniffe, wo man nie weiß, wo man daheim iſt, oft plötzlich wieder beim Eingang, wenn man beim Ausgang zu ſein glaubt, und plötzlich beim fatalen Ende, wenn man eben erſt guten Boden errungen zu haben glaubt; einen Prozeß, der, wie man meint, einen zu einer ungeheuer wichtigen Perſon macht, auf welche Europa ſiehe, indem nie noch ein ſolcher Prozeß geweſen, noch je mehr einer ſo ſein werde. Was unwiſſende Menſchen zum erſten Mal erleben, das, meinen ſie, ſei zum erſten Male in der Welt: ſiehe Exempel an radicalen Häuptern und quaſi Capacitäten. So nahm ſein Prozeß Johannes ein, machte ihn faſt ſturm im Kopfe; er rutſchte auf allen Ofenbänken herum, wo er ihn erzählen konnte. Allenthalben gab man ihm Recht, und allemal kam er ſtürmer heim, baute größere Luftſchlöſſer, lief hie aus, dort aus um Rath und machte, was ihm wohlgefiel, und wählte den

Rechtspraktikanten, welcher ihm den Kopf am ſtürmſten machte, die kannibaliſchſten Luftſchlöſſer vorſpiegelte.

Wir wollen dieſen Prozeß nicht verfolgen, wir könnten unverſehens ein ganzes Buch voll darüber kriegen. Wir wollen bloß bemerken, daß er ſehr verwickelt wurde; denn die Neuhäuſer wußten ſich zu wehren, und ganz beſonders damit, daß die Gegner ihnen den Weg vorgelaufen ſeien und ſie überfallen, ſo daß ſie ſich hätten wehren müſſen, wie ſie hätten können. Es gab Verſöhnungsverſuche, Erſcheinungen, Eide drohten, und unterdeſſen aß Johannes bei der Mutter, und ſie erhielt ihn. Johannes ſuchte keinen Dienſt, erſtlich meinte er, er müſſe Zeit haben, ſeiner Sache nach zu laufen und ſie recht zu betreiben, es habe ſchon mancher ſeinen Handel verſpielt, weil ſo ein Menſchenſchinder von Bauer ihm nicht Zeit gegönnt hätte, zu ſeiner Sache zu ſehen, d. h. mit andern Worten, weil ein Meiſter einem Knecht nicht Lohn und Eſſen geben wollte, um einen Prozeß betreiben zu können. Zweitens wollte es mit ſeinem Arm nicht gut gehen, er konnte denſelben nicht recht brauchen. Die einen Doctoren ſagten ihm, ſie wollten ihm alsbald helfen, und halfen doch nicht; die andern ſagten ihm, er hätte ihn verquackſalbert, und wenn er alle Tage zu einem andern Arzt laufe, ſo komme es ihm nicht gut. Ueber dieſe fluchte er ſehr, und ging zu keinem wieder: das ſeien verfluchte Brandſchätzer, ſagte er, meinten, ſie wollten Alles alleine.

Nun war bei dem Allen eines gut: er ſah nun, wie es die Mutter hatte, und wie er es als Knecht gehabt hatte. Käthi gab es ſo gut wie möglich, aber wie ſehr man dehnbare Dinge dehnen kann, am Ende nimmt die Dehnbarkeit doch ein Ende. Viel mehr Pulver nahm ſie nicht zum Kaffee, mit dem Waſſer vorzüglich beſſerte ſie nach. Brot aß ſie ſelbſt deſto weniger, abſonderlich ging's über die Erdäpfel her. Käthi wagte es kaum mehr, die Lampe mit in den Keller zu nehmen, aber denken mußte ſie manchmal, wie gut es geweſen wäre, wenn ſie den Hauszins anders hätte machen können, nicht Erdäpfel hätte verkaufen müſſen. Aber was ſie dachte, ſagte ſie nicht, ja man ſah es ihr nicht einmal an. Und auch Johannes machte kein bös Geſicht, und ſo manierlich war er doch, wie wirklich nicht alle Corporale es ſein ſollen, daß er es nicht beſſer verlangte, als die arme Mutter es geben konnte. Aber er magerte ſehr bei dieſer Koſt, er war es ganz anders gewohnt; da war Hülle und Fülle geweſen, aufgegeſſen wurde nie. Zwei große halbe Brote lagen oben und unten auf dem Tiſch, Milch genug, und wenn irgend wo was fehlte, ſo muckelte man ſofort über den Tiſch weg, als ob man das Recht dazu hätte. Man muckelte über magere Suppen, ſelten war das Fleiſch Allen recht, entweder ſchien es ihnen zu hart oder zu weich, gewöhnlich zu mager, und oft hörte man halb laut den Witz, das werde von einer Ziege ſein, welche zum Himmel gefahren; und noch ſeltner war das Kraut recht, das ſollte allemal alle Untugenden der Welt am Leibe haben, und manch üppig Knechtlein grännete über das Beſte und läſterte, als ob alle Tage das Eſſen ſchlechter und ungenießbarer würde, und doch kochte die Bäurin bereits ſeit vierzig Jahren, und eher alle Jahre beſſer als ſchlechter.

Nun war bei ſeiner Mutter alles dünn, ſparſam; man durfte faſt in keine Schüſſel fahren, ohne zu fürchten, es bleibe nichts darin und Alles hange am Löffel; und ob das Kraut Butter geſehen hatte oder nicht geſehen, wußte man nicht; denn es konnte es nicht ſagen, und ſonſt merkte man es ihm nicht an; und über das Fleiſch hatte man gar nicht zu klagen, denn da ſah man gar keines. Ja, jetzt ſah Johannes ein, welch großer Unterſchied zwiſchen Eſſen und Eſſen ſei, wie man oft nicht wiſſe, wie gut man es habe, und wie leicht man ſich verſündigen könne. Aber ſo weit war er noch nicht, daß, was er ſah, er auch bekannte. Einen andern ſehr bedeutenden Unterſchied aber merkte er jetzt noch nicht, konnte ihn alſo auch nicht bekennen. Das Knechtlein kommt zu Tiſche und will eſſen, und zwar gut; ob der Bauer es hat und woher er's nimmt und was es koſtet, das kümmert ihn nicht im mindeſten: da ſiehe du zu, denkt er. Er ißt, ſo lange er kann, und manchmal noch ein Stücklein mehr, dem Bauer zu Leid und zu Trotz, und kümmert ſich im mindeſten nicht, bleibt was übrig für den kommenden Tag oder nicht. Da ſtehe du zu, denkt er wieder! Und kommt nicht auf den Tiſch, was er denkt, z. B. nicht Milch, daß er und ſein Babi füglich darin baden könnten, ſo wird er zur lebendigen Brummelſuppe, und giebt deutlich zu begreifen, daß ein ſolch Hundefreſſen ihm nicht anſtändig ſei, und wenn es nicht beſſer komme, ſo könne man ſehen, was er anſtelle. So ein Bürſchchen weiß gar nicht, was es heißt: Ohne Sorgen zum Tiſch und ohne Sorgen davon! So hat es eine arme Hausmutter und namentlich ſo eine arme Käthi nicht. Die muß ſich kümmern, woher nehmen und wie lange daran machen, muß ſich kümmern, wenn das halbe viertel Pfund Kaffee all iſt, woher die 4 oder 5 Kreuzer zu einem neuen viertel Pfund nehmen; muß faſt abwägen die Stücklein Brot, damit das zweipfündige ſeine 8 Tage herhalte, muß unterdeſſen ſich abarbeiten um 2 oder 3 Batzen für ein friſches Brot heraus zu arbeiten, muß zur Butter Sorge tragen, wie zu den eignen Augen; ſelbſt mit den Kartoffeln zart umgehen und es als Gewinn achten, wenn eine weniger gebraucht wird, als man gerechnet.

So eine Hausmutter bricht manchmal ab mit Eſſen; ſie möchte noch viel mehr, und manchmal bricht ihr der Schweiß aus bei dem Eſſen, wenn ſie den muntern Appetit der Kinder ſieht, wie ſie das Eſſen zuſammenſchlagen; ſie darf ihnen nicht wehren, ſie muß ſagen: Gottlob, daß ſie es mögen; aber ſie muß hinzuſetzen: Ach mein Gott, wo ſoll ich genug hernehmen? Zwiſchen den Mahlzeiten geht es ihr im Kopfe herum, was ſie brauchen müſſe, wie viel ihr überbleibe, wie ſie es wohl machen könnten, ohne betteln oder ſtehlen. Und nicht bloß arme Weibchen müſſen ſo denken und ſorgen, ſondern auch weiſe Bäurinnen müſſen denken und ſorgen, was alle Tage kochen, damit die Kirche mitten im Dorfe bleibe, d. h. das Geſinde ihr nicht davon laufe, ſie aber ſich nicht ſelbſt arm koche. Von all dem weiß ſo ein Knechtlein nichts, muß es aber ſpäter zumeiſt bitterlich erfahren.

Das fühlte anfangs auch Johannes nicht; er ſaß zum Tiſch, akurat wie an ſeinem Dienſtorte, er dachte nicht daran, woher die Mutter es nahm, ſondern bloß: wenn ſeine Gegner mit ihm abgemacht hätten und viel Geld ihm gezahlt, ſo wolle er die Mutter mit einem Koſtgeld ſchadlos halten.

Der Staat erbarmte ſich in dieſem Winter der armen Leute, ließ Lebensmittel austheilen, die kamen Käthi wohl. War's auch nicht viel dem Anſchein nach, ſo iſt doch, wo nichts iſt, Wenig eine große Wohlthat. Den alten Joſeph mit ſeinen ſieben guten und ſeinen ſieben ſchlechten Jahren, mit ſeinen Speichern und Vorrathskammern hat man vergeſſen und ſich ganz modern eingerichtet, hat keine Vorräthe und das Geld auf Procente ausgelegt. Die alten großen Schränke der Großmütter ſind zum Trödler gewandert, die Hausfrau behilft ſich mit ſechs baumwollenen Betttüchern und drei baumwollenen Hemden. Die Keller hat man einem Seifenſieder oder Lichtzieher vermiethet und läßt den täglichen Bedarf täglich vom Markte holen; dieweil man ja auch bloß für das tägliche Brod bittet und nicht für zwei oder drei Tage oder gar ein Jahr zuſammen. Die Regierungen haben ebenfalls dieſes Princip angenommen, rechnen nach Procenten, nehmen keine andern Factoren in ihre Rechnungen auf, ja einige Hexenmeiſter im Rechnen haben es klar bewieſen, daß Schulden einem Staat viel vortheilhafter ſeien, als Gulden, das Volk ein verhudelt Vaterland, dem man alle Tage mit neuen Steuern auf die Beine helfen müſſe, viel zärtlicher liebe, als ein habhaftes und zahlungsfähiges. Alſo auch die Regierungen haben keine Vorräthe mehr, die Vorrathskammer verſchenket oder vermiethet. So lange die guten Jahre dauerten, gab es einen klaren Beweis, wie viele Procente ein ſolcher Haushalt eintrüge, und aus dieſen Procenten könnte man in Fällen der Noth ſchon viel anſchaffen, hieß es. Daran dachte man nicht, daß dann, wenn die Noth kommt und die Regierungen kaufen wollen, es einen Mords-Spektakel giebt. Man ſagte, die Transportmittel ſeien jetzt ſo gut, der Verkehr ſo raſch, daß man im Hui aus allen Welttheilen Sachen mehr als genug zuſammengepfiffen hätte. Man dachte nicht daran, daß die Leute, von denen man es kaufen wolle, auch Bericht kriegten vom Mordslärm und nun Preiſe ſtellten aus dem F.F., ja daß der Wucher den Mittler machen und Regierungen nöthigen könnte, den Speck von den Mäuſen zu kaufen, ja daß es Regierungen in den Sinn kommen könnte, den Weg zu verſperren oder Krieg anzufangen. Eine Regierung kann rappelköpfig werden, ſo gut als irgend ein anderer Chriſt. Jedenfalls iſt ein ſehr unheimlich Gefühl dabei wenn's heißt, die Noth iſt da! Getreide haben wir nicht, aber in Amerika iſt mehr als genug, wollen geſchwind holen laſſen. Ja, Amerika iſt ein Stück von hier und gar ein breiter Bach dazwiſchen!

Und wenn überhaupt wenig oder gar kein Vorrath in einem Lande iſt, ſo braucht es gar ungeheuer viel, bis das Bedürfniß befriedigt, das Loch, welches eine ſchlechte Erndte macht, ausgefüllt iſt. Eine einzige mißrathene Erndte kann die Noth bis nahe an den Hungertod ſteigern, vide Irland. Nun, ſo weit ging's im Jahre 1845 noch nicht, aber bedeutenden Lärm gab's doch, als es hieß, die Regierungen wollten was kaufen. Und es war wirklich ſehr luſtig, wie man das anſtellte, ungefähr ſo, wie ein Kaufmann, welcher Kaffee oder Zucker in Marſeille oder in Havre kaufen will, und vor ſich her ſieben blaſende Trompeter ſendet und hinter dieſen ſieben Herolde, welche in allen Gaſſen es verkünden, hinten her komme gefahren der reiche Mutz aus Lümliswyl und wolle Zucker und Kaffee kaufen, ſo viel er finde und um jeden Preis. Indeſſen, man fand was man wollte, brachte glücklich in's Land Waizen und Reis; kaufte noch Hafermehl, theilte Reis und Hafermehl aus, und erquickte manchen Menſchen damit, namentlich mit dem Hafermehl. Reis verſtehen die wenigſten ländlichen Köchinnen zu kochen, jedenfalls brauchten ſie viel Holz. Haferbrei und Hafermuß oder Suppen ſind geſunde vaterländiſche Speiſen, die vorzüglich nährten, ehe Erdäpfel und Kaffee kamen, die alte Landeskraft. Nur wenige Pfunde erhielt jede Haushaltung, aber wenn ſie nur eine Woche oder zwei die Ausgaben unnöthig machten, daß man den Verdienſt zuſammen legen konnte, ſo reichte derſelbe wieder einige Wochen und ſo viel war glücklich überſtanden, vom Winter abgelöſt. Und wir können es nicht oft genug wiederholen, wo Wille, Sinn und Segen iſt, da reicht Weniges unglaublich weit. Indeſſen, wenn ſie ſich freuten, daß der Winter zu Ende rückte, ſo nahte damit was anderes, welches Käthi bange machte und das war der Tag, an welchem die Hälfte des Hauszinſes fällig war, der ſogenannte Frauentag oder Mariä Verkündigung. So iſt es oft im Leben, daß das Eilen der Zeit wohl angenehm und wünſchbar iſt, wenn nur eines nicht wäre, welches mit jedem Tage näher tritt und nicht zu umgehen, nicht zu überſpringen iſt. Oberhalb des Rheinfalls kann man landen und unterhalb wieder einſteigen, aber es giebt Tage, vor denen man bleich wird und durch die man doch muß. Der Candidat durch's Examen, die junge Frau durch ihren ſchwerſten Tag an den Pforten des Todes vorbei, der alte

Mann durch den Begräbnißtag ſeiner alten Frau, mit welcher er manch' Jahrzehnt in treuer Einigkeit gelebt, nun die arme Käthi über den Frauentag, an welchem 7½ Thaler fällig wurden, zu denen kein Kreuzer lag im Hochzeitsſtrumpf, und keine Ausſicht, irgendwie dazu zu kommen, außer wenn Johannes viel Geld erhielt von denen, welche ihn geſchlagen. Dieſe Hoffnung aber verdüſterte ſich mehr und mehr. Johannes behauptete, es helfe alles einander und ein Schelm ſei wie der andere. Seine Gegner ſeien Bauernſöhne und ſeine Richter Bauern; bekanntlich hacke keine Krähe der andern die Augen aus: ſeine Gegner hätten Geld und er keines, bekanntlich aber ſeien die Agenten für das Geld da, und wo ſie welches ſähen, da thäten ſie nehmen und frügen Gott und Teufel nichts nach, wie ſie ſich deſſen ſelbſt rühmten; er merke, wo es hinaus ſolle. Der gute Johannes meinte: es müßten alle Leute die Sache anſehen wie er, und wer es nicht thäte, ſei beſtochen oder ſonſt ein dolders Schelm, und daß er den Weg vorgelaufen und zuerſt geſchlagen, das, meinte er, das könne ihm kein Teufel beweiſen. Es giebt kurioſe Anſichten in der Welt, aber doch die kurioſeſten bei Prozeſſen. Das Hauptunglück dabei war, daß der Arm nicht heilen wollte, er hatte nicht Kraft darin, es ſchien, als ſchwinde er und werde dünner, er konnte in keinen Dienſt, keine Arbeit verrichten, höchſtens ein wenig holzen, wo er das meiſte mit einer Hand machen konnte. Er verdiente dabei nicht das Eſſen, und es kränkte ihn ſehr, wenn er, der große Burſche, kaum ſo viel verrichtete, als ein halbgewachſener Junge, wenn ein alter Mann mehr zu ſchätzen war als er.

In ihrer treuherzigen Ehrlichkeit meinte Käthi: ſie müſſe gehen und ſich bei ihrem Bauer wieder entſchuldigen, daß ſie den Hauszins noch nicht bringe und ihm ſagen, es ſolle ſobald geſchehen, als Johannes ſeinen Prozeß gewonnen hätte. . Sie traf ihn aber nicht zu Hauſe. Die Frau nahm Käthi in's Stübli und ſagte ihr: Hör mal, du biſt das dümmſt Frauelt, welches auf zwei Beinen läuft, du ſchickſt dich nicht mehr in die heutige Welt. Wenn du jemand was ſchuldig biſt, kriegſt du Himmelangſt, läufſt dem, welchem du ſchuldig biſt, auf den Schuhen herum und zappelſt und bitteſt, daß es einem ſelbſt Angſt wird dabei; das iſt nichts, damit mahnſt du die Leute an die Forderung, machſt entweder ſie böſe, oder, daß ſie meinen: weil dir ſo Angſt ſei, ſo müßten ſie eilen mit Eintreiben, ſonſt ſei Alles verloren. Sieh, Käthi, das geht heut zu Tage ganz anders, jemehr ſich jemand duckt, deſto gröber verfährt man mit ihm und jeder Lumpenhund meint, er könne auf ihm herumtrappen. Man muß keck und aufbegehriſch ſein vom Teufel, dann kriegt man was, dann wird man was. Denn ſieh, eine Zeit iſt nicht alle Zeit; ehemals hieß es, wer demüthig ſei, dem ſei Gott hold und jetzt heißt es, wer unverſchämt iſt, der lebt deſt das (deſto beſſer), und wer der Wüſteſte iſt, der wird der Oeberſt! Und der Gebrauch iſt, daß man denen, welchen man ſchuldig iſt, nicht vor der Thüre iſt und unter der Naſe herumläuft, im Gegentheil, man flieht ſie, man läßt ſich verleugnen, man wird wie unſichtbar für ſie und wenn man's nicht meiden kann und ihnen unter die Augen muß, ſo thut man weder ſchüchtern noch demüthig, ſondern daß die Leute ſagen müſſen: er wird es ihm gewiß nicht ſchuldig ſein, oder doch nicht Urſache haben ſich zu fürchten. Wenn aber dein Gläubiger trotz dem dich mahnt, ſo mußt du ihm ſagen: du brauchſt mir den Verſtand nicht zu machen, gieb du mir Geld, ſo will ich dich ſchon bezahlen! Meinſt, du hätteſt den Verſtand allein gefreſſen, und es wäre mir nicht ſelbſt in Sinn gekommen zu zahlen, aber wenn du kein Geld haſt, ſo zahl, du Löhl! So mußt es machen, dann läßt man dich ruhig. Kannſt es nicht machen, wegen der täglichen Ausgaben, ſo geh vor die Gemeinde und ſage ihnen wüſt, und geben ſie dir nicht, was du willſt, ſo ſage, du wolleſt ſie verklagen, oder ſie ſollen ſich in Acht nehmen, daß ihnen nicht die Häuſer ob dem Kopf verbrannt würden; dann laſſen ſie das Herz fallen bis in die Schuhe und du haſt was du willſt. Nur recht wüſt thun, ſo ſchlottert alles, es iſt keine Courage mehr in der Welt, ſind alles Höſeler, und wenn ein Hund einen Obriſt anſieht, ſo wird der Obriſt verlegen und nimmt eine Prieſe Schnupf, und vertreibt das den Hund nicht, ſo ſagt der Obriſt: das iſt ein ſchöner Hund, Landjäger, geht und ſagt der Köchin, dem ſolle ſie zu freſſen geben, ſo gut ſie es habe. Man kann es dann dem Staat aufſchreiben. Beſinnt euch daran und vergeßt es nicht! So geht's, Käthi, und jetzt geh heim, mach, daß mein Mann dich nicht ſieht. Läuft er dir ungeſinnet an, ſo erſchrick nicht, ſondern ſchimpf über die Zeit, ſo viel du in's Maul bringſt; willſt aber was von mir, ſo komm wann er im Wirtshaus iſt; alle Abend ungefähr und alle halbe Jahr eine Stunde länger. Das ſteigt mit der Aufklärung, und wenn ſie endlich ganz aufgeklärt ſind, ſo werden ſie erſt heimkommen wenn die Sonne am Himmel ſteht, im Sommer um viere, im Winter um achte. So ſprach die Frau, zornige Thränen ſtanden ihr im Auge, aber weich blieb ihr Herz für die Armen und offen ihre Hand. Dankend und ſegnend verließ Käthi das Haus.

Wenn es Käthi an einem Ort beſſerte, ſo böſete es ihr an einem andern, es lag ein eigen Verhängniß über ihr. Als die Bäurin ihr dieſen Troſt eingeſprochen hatte, ging Käthi nicht wohlgemuth aber doch gelaſſen nach Hauſe. Wenn kein Menſch in ähnlichen Fällen böſern Beſcheid erhielte, ſo wäre es dabei zu ſein und man hätte Urſache, Gott zu loben und zu preiſen, dachte Käthi. Aber nun begann ein eigen Leiden mit Johannes. Seine Sache ging zum Abdrücken, wie man ſagt, obſchon ſie ſich ſehr verwickelt geſtaltet hatte; dieweil die Rechtsgelehrten es, abſonderlich ſeit die Tarife beſchnitten worden, mit den Prozeſſen haben, wie Buben mit den Schweinsblaſen. Haben die Buben mal einen Federkiel in eine Blaſe gebracht, blaſen ſie, ſo viel ſie Blas haben und aus einem kleinen Ding wird ein gewaltig großes, daß man meinen ſollte, was es wäre. Es wurden die Partheien in den Eid erkannt und die Agenten hatten es mit den Partheien akurat, wie die Engländer mit Hähnen, welche mit einander kämpfen und bedeutende Wetten entſcheiden ſollen. Jeder Agent ſtärkte, ſteifte ſeine Parthei, blies ihr den Kamm in die Höhe, kämmte ihr die Schwanzfedern, ſchnitt die Sporen zu, kurz, that alles, um dieſelbe ſtolz auf den Kampfplatz zu führen, und wenn nicht mit Ehren, ſo doch als Sieger davon wegzugehen. Wie es nun den Hahnen geht, ob ſie auf dem Platz bleiben, Federn verlieren oder lebensgefährlich gepickt werden, iſt denen, welche die Hahnen halten, ganz gleichgültig, wenn ſie nur gewinnen und wirklich Geld kriegen. Merkwürdig iſt's zu ſehen, wie ſolche Hahnenhalter oder Rechtsagenten mit ihren Partheien zu Gericht marſchiren und vor Gericht aufmarſchiren, es iſt ein irländiſch Bild, welches wir auf ein ander Mal verſparen. So wurde von ſeinem Rechtsbeiſtand auch Johannes gekämmt und geſteift und Johannes ließ ſich ſteifen und kämmen, obgleich er das größte Mißtrauen in den Rechtsagent ſetzte, denn gar merkwürdig iſt das Menſchenherz. Es iſt wohl ſelten ein Menſch, welcher nicht den Teufel fürchtet und haßt und doch glauben von Natur alle lieber dem Teufel als Gott, ſetzen ein größer Vertrauen auf den Teufel als auf Gott und von Hunderten würden auf Zureden des Teufels immer ſechzig in den Apfel beißen. Wären wir ein Weib und nicht ein Mann, ſo würden wir wenigſtens von neunzig reden. Käthi hatte darüber eine ſchreckliche Angſt. Ein Eid kam ihr ganz ſchrecklich vor; ſo viel ſie wußte, war in ihrer Familie nie einer gethan worden. Es machte ſie ſchlaflos, ein Eid kam ihr wie eine Verletzung der Seele vor; wenn ſie auch ſo im Allgemeinen ſagte: ja, ja, ſie habe nichts dawider, ein rechtmäßiger Eid werde wohl erlaubt ſein, es heiße ſo im Fragenbuch. Aber doch ſei es ihr grauſam zuwider, wenn Johannes einen thun ſollte, gar leicht ſei die Seele berührt und er ſei ihr einzig Kind und wenn ſie einmal nicht wieder zuſammen kommen ſollten, ſie grämte ſich zu Tode. Doch der Eid ging nicht vor ſich, es legten ſich Mannen dazwiſchen. Das iſt ein ganz eigen Wort: d'Manne — haben geſagt, ſich dazwiſchen gelegt, dem Spiel ein Ende gemacht. D'Manne, das ſind nicht die Erwachſenen, nicht die, welche Weiber haben, oder gar Gemeinderäthe ſind, oder auch Neuhäuſer ohne Knöpfe aber mit Bärten. D'Manne können Gemeinderäthe ſein, Weiber haben, Bärte oder Knöpfe, das iſt gleichgültig, aber drei Dinge dürfen nicht fehlen: ein weiſer Rath, ein feſtes Wort und ſaubere Finger. Das ſind drei Worte und drei Dinge, welche nicht zu oft beiſammen ſind, aber beiſammen ſein müſſen, um Jemand zum Mann zu machen, der als ein ſolcher gilt in allen Dingen und bis zu ſeinem Tode. Dieſe drei Dinge ſind nothwendig, um ein Individuum zu einem Manne zu machen, um unter d'Manne gezählt zu werden, ſo nothwendig, als drei Linien nöthig ſind zu einem Dreieck. Rathsherrn, Regierungs-Dinger von allen Sorten, Präſidenten ꝛc.; ſolche Dinger macht man viel wohlfeiler. D'Manne ohne andern Titel und mit der ſelbſt erworbenen Würde, wozu weder Patent noch Diplom nöthig iſt, bilden eine große unſichtbare Macht, ſie ſind die Felſen am Meeresſtrand; wo d'Manne anfangen zu fehlen, wo der Statthalter ſagen muß: Verzeiht, Junker Landvogt, mr hey ſe nit, mr hey ſe nit (wir haben ſie nicht, wir haben ſie nicht), da hat's gefehlt, da iſt das Volk trotz allen Rathsherrn, und hätte man ſie wie Sand am Meere, unberathen und Beute von Schnapphähnen und andern reißenden Vögeln und Volksliebhabern. D'Manne machen einfach durch ihre Perſönlichkeit den Dorfgeiſt, machen Zucht und Ordnung, erhalten das Streben nach Oben bei aller Unterordnung gegen höhere Geiſter und obere Mächte; erſetzen, wenn es ſein muß, und die Obrigkeit oben abfault, die Gewalt, welche das Volk in ſeinen Fugen hält, ſie ſind die Volksrathsherren, zu welchen Witwen und Waiſen, zu welchen alle Bedrängten und Rathloſen zu Rathe gehen. Sie ſind aber nicht zu verwechſeln mit den ſogenannten Dorfmagnaten oder Dorfmatadoren; oft iſt ein Dorfmagnat wirklich ein Volksrathsherr im beſten Sinne des Wortes; oft aber ein Dorftyrann, und die eigentlichen Volksrathsherren, d'Manne, ſind ſeine beſtimmten und ausgeſprochenen Gegner. Oft geſchieht es wohl auch, daß einer ein Mann ſcheint, aber der Schein vergeht, ein gleisneriſch Wort kommt zum Vorſchein, falſche Räthe und die Finger werden allgemach unſauber, wie Gelegenheit ebenfalls Diebe macht. Ein ſolcher kommt in vernünftigen Zeiten nie mehr zu Gnaden, bloß in trüben, aufgerührten, wo es iſt mit der Zeit wie zu Zeiten mit den Teichen, es hebt der Schmutz ſich obenauf, man mag machen, was man will, man warten muß, bis der da oben ander Wetter macht.

Solche Manne legten ſich dazwiſchen. Dieſe werden von einer Sorte Rechtstreiber gefürchtet wie das Schwert, und gehaßt wie Gift, jedoch nur heimlich und verblümt werden, ſie verdächtigt, denn ſie gehören zum Volke und können bedenklich ſchaden. Einer der Schläger hatte einen Vater, welcher ein ſolcher Mann war, und zwar von den beſſern einer. Es ſollte geſchworen werden, man wiſſe nicht wer geſtochen habe, oder Johannes ſollte ſchwören, er wiſſe beſtimmt, wer geſtochen, beſtimmt, daß nicht einer von ſeinen Freunden es geweſen ſei u. ſ. w. Der

Mann hatte alle Urſache zu glauben, ſein Sohn habe das Meſſer gebraucht, und es ſchien ihm nicht recht, daß derſelbe ſtraflos daraus komme, denn er haßte das Meſſerziehen als etwas banditenmäßiges ſehr. Er gab ſo halb und halb Nothwehr zu, aber es dünkte ihn hart, daß Johannes ſo ſchwer geſtraft ſein ſollte, vielleicht ſein Lebtag arbeitsunfähig, und Koſten und Schmerzen an ſich ſelbſten haben, oder aber einer falſchen Eid thun müſſe. Es dünkte ihn, wegen einigen Thalern ſollte man keine Seele verſuchen, vielleicht verloren gehen laſſen. Er ſteckte ſich hinter einen Mann in Johannes Gemeinde; derſelbe fand die Gelegenheit, Johannes die Sache aus dem rechten Geſichtspunkte darzuſtellen, ihn aufmerkſam zu machen, daß es ſich eigentlich handle um ſeine Seele oder den Verluſt des Prozeſſes, indem die Fragen ſo geſtellt ſeien und er ſo hineingearbeitet, daß kein Ausweg mehr für ihn ſei. Johannes polterte gewaltig, endlich begriff er, daß eine Vereinigung um jeden Preis für ihn das Beſte ſei. Wiederum wurde eine Verſöhnung angeſtellt und dafür geſorgt, daß man nicht mit Schimpfen beginne und mit böſern Köpfen fortgehe, als man gekommen. Die Rechtstreiber wurden nicht beigezogen. Endlich wurde ausgemacht, um eine runde Summe, welche Johannes erhielt, dabei aber ſeine Koſten, ſowohl Rechts- als Arztkoſten übernehmen mußte. Es war Johannes ſchwer, in dieſen Apfel zu beißen. Zwei Geſpenſter ſtanden vor ihm, vor beiden bebte ſeine Seele. Das eine Geſpenſt war ein zweifelhafter Eid, wie es deren viele giebt, wo man ſich mit Gewalt einredet, man habe recht, und es wirklich glaubt, bis der Eid gethan iſt. Dann fällt es plötzlich wie eine Binde, ein Nebel von den Augen, und klar und feſt ſteht der Meineid da und er weicht nicht mehr, er macht ſich Platz in der Seele, gräbt ſeine Krallen alle Tage tiefer ein, denn da will er Herberge für immer, will der wüſte Teufel ſein, welcher in des armen Sünders Seele die Hölle bereitet. Das andere Geſpenſt war ein armer Krüppel, arbeitsunfähig, mit gelähmtem Arme. Der arme Krüppel ſiechte, bettelte, fror und hungerte, war Allen eine ſchwere Laſt, ein Stein des Anſtoßes wohin er kam, und dieſer arme Krüppel war er ſelbſt. Krüppel im fünfundzwanzigſten Jahre, ſonſt ſo ſtolz, aufbegehriſch, Corporal, und jetzt ein Krüppel, und wie viele lange Jahre durch! Und wie oft wird er wohl hören müſſen, daß ein Vater zu ſeinem Buben ſagt: ſieh Bub den da, der war einmal einer der ſtolzeſten Burſche und jetzt ein armer Bettler, ſo lange ich mich beſinnen mag. Er fing Streit an und trug einen lahmen Arm davon. Sieh, ſo geſchwind hats dem Menſchen was gegeben, und ſo wenig iſt nöthig, ſo iſt er nichts mehr. Darum Bub, bleibe demüthig und ſo viel an dir, ſo halte Frieden, damit, wenn es dir was giebt, die Menſchen nicht ſagen: dem geſchieht es recht; du dir nicht ſelbſt vorwerfen mußt, als geſchehe dir recht und ſei wohlverdient. Das iſt ein grauſig Geſpenſt für einen jungen Menſchen, der meinte, er hätte nach Niemand zu fragen, der beim dritten Worte ſagte, er laſſe ſich nicht kujoniren, und frage Niemand was nach. Dieſes Geſpenſt ſah ihn grauſig mit hohlen Augen an, hob die rechte Hand und daran drei Finger auf und ſtand vor ihm Tag und Nacht, und aus dem bleichen Munde quollen ohne Unterlaß die Worte: Schwöre, ſchwöre! Den Eid that er nicht gerne, er ſchauderte, wenn er daran dachte, aber dann ein armer Krüppel ſein, ein Bettler ſein Lebenlang! Er hatte ſich eingeredet, er werde, wenn er ſchwöre, eine Penſion erhalten, oder doch eine ſo große Summe, daß er von den Zinſen leben könnte. Dieſes Hoffen und das Fürchten vor dem Eide hatten in ſeiner Seele täglich ſich geſtritten, bald war das eine Meiſter bald das andere, doch keines lange. Das Beſiegte erhob ſich mit neuer Macht, und ließ nicht ab, bis es die Oberhand hatte, doch nur um wieder unten zu liegen.

Als nun die Manne ihn in die Hände nahmen, redeten ſie ihm ganz anders, als ihm ſonſt geredet worden war. Sie ſagten ihm: ſieh, du erbarmeſt uns, darum wollen wir verſuchen es auszumachen, darum thue vernünftig. Sieh, du thuſt den Eid ungern, und rechtmäßig und ohne Gefährde kannſt du ihn nicht thun, man mag dir ſagen, was man will. Und thuſt du ihn doch, ſo haſt du einen Eid auf dir, den wäſcht der Rhein dir nicht mehr ab, und gewonnen haſt du nicht viel, denn man wird dir beweiſen, daß du deinen Arm ſelbſt verpfuſcht haſt, daß er längſt wieder gut wäre, wärſt du bei einem rechten Arzt geblieben; noch mit anderm kommt man dir vielleicht, was das Blatt wenden, das Procediren dir vielleicht doch dann verleiden könnte. Darum mach aus.

Billig und recht iſt's nicht, daß du alles allein trageſt, denn das Meſſer zu ziehen iſt Unrecht. Aber denk daran, du haſt angefangen, denk, ob es nicht möglich iſt, daß Jemand eure Abrede gehört habe, und hintendrein auch noch reden könnte! Darum iſt es billig und recht, daß du auch was leideſt. Wir geben es zu, es kommt dir ſchwer und du vermagſt es faſt nicht. Aber deretwegen iſt dir nicht mehr erlaubt als anderen, du hätteſt zu rechter Zeit daran denken ſollen. So ſprachen die Mannen und Johannes fühlte die Wahrheit ihrer Worte wie ein zweiſchneidend Schwert, und er mußte bekennen, wenn die gleich anfangs dahinter gekommen wären, ſo wäre die Sache nicht ſo weit gelaufen. Er machte alſo endlich aus um eine runde Summe, und hoffte dabei, daß ihm über ſeine Koſten aus immer noch ein Ziemliches übrig bleibe, und einer der Mannen gab ihm noch den Rath mit: er ſolle ſich im Spital zu Bern, die Inſel genannt, melden, dort werde er unentgeltlich kurirt oder aber in ein Bad geſchickt und ebenfalls unentgeltlich, wie bekannt. Johannes ſagte, er hätte auch daran gedacht, aber des Prozeſſes wegen wäre er nicht gegangen. Der Rechtsagent oder Anwalt von Johannes ward ſchrecklich böſe, als Johannes ihm die Nachricht von der Vereinigung brachte und ſeine Rechnung verlangte. Jetzt ſchimpfte er mörderlich über die Bauern, welche arme Knechtlein auf ſolche Weiſe beſchummelten, und über die dummen Knechtlein, welche ſich ſo beſchummeln ließen. Hätte er ihn machen laſſen, für wenigſtens tauſend Gulden wäre er ihm gut geweſen, jetzt ſolle er ſehen, was ihm übrig bleibe. Er werde Augen machen, ſagte der Rechtsagent. Sei das jetzt wie es wolle, ſo ſei es ihm zuwider geweſen zu eidigen, ein Eid ſei immer eine ſchwere Sache, habe man recht oder habe man unrecht, entſchuldigte ſich Johannes. Ja, du Narr, ſagte der Agent, für dumme Leute, welche noch den Pfaffen glauben, denen dolders ſchwarzen Vögeln, aber wer ein wenig in der Naſe hat, was Trumpf iſt, dem iſt ein Eid und eine Prieſe Schnupf akurat gleich. Ein paar Worte, damit iſt's aus, und kein Hahn kräht darnach. Der Teufel kam noch nie und holte einen, wenn er ſchwur nach ſeinem Kopf und nicht nach der Sache. Was frägſt darnach, todt iſt todt, und was die Pfaffen ſchwätzen von der Ewigkeit iſt Gſtürm, kein rechter Menſch hält ihnen was darauf, und wer leicht aufgeheitert iſt, lacht ſie aus, und nur das dumme Volk und Tröpfe wie du laſſen ſich den Böllimann machen und in's Bockshorn jagen.

Während er alſo ſeine ſcharfſinnigen und tiefgehenden Ideen entwickelte, machte er ſeine Rechnung. Praktiſcher Sinn war ihm nicht abzuſprechen; ſo er Geld witterte, ließ er ſich die Rechnung nicht zweimal fordern, ausgenommen, wenn er Jemand länger im Netz behalten wollte und nicht zu fürchten brauchte, daß das Geld derweilen ausgehen könnte. Gänſe, welche ſich rupfen ließen und welchen die Federn immer nachwuchſen, liebte er ungeheuer. Dieſe Rechnung fiel allerdings aus, daß ſie Johannes die Augen übertrieb, denn ihm blieb faſt nichts übrig. Der Agent ſah ſein Erſchrecken wohl, und gewöhnt, aus dem Stegreif zu reden, ſagte er: Erſchrick nur, du haſt recht. Da nimm Exempel, wie es geht, wenn man ſo dummen Bauern und Dorfmagnaten mehr glaubt, als guten Freunden, welche die Sache verſtehen. Hätteſt du die Finger aufgehoben und mich machen laſſen, die Sache wäre anders gekommen, ich bin dir gut dafür, denen hätte ich es zeigen wollen, was ſtechen koſtet. Aber es iſt einer nur ein Narr, wenn er ſich euretwegen Mühe giebt, was Gutmeinen iſt, das wißt ihr nicht und lernt ihr nicht. Ich habe dir nicht zuviel aufgeſetzt, im Gegentheil, weil du ein armer Burſche biſt, ſo hatte ich ein Einſehen, wenn du Verſtand gehabt hätteſt, und den Andern die Koſten überbunden, wohl, die hätte ich anders ſchroten wollen! Ich habe wollen, ſagte Johannes, aber ſie wollten nicht. Sie ſagten, Ihr ſeiet gar ein Betrügeriſcher, ſie wollten lieber nichts mit Euch zu thun haben. So, haben ſie das geſagt? fragte der Agent, haſt Kundſchaft dafür, kann man es im Fall beweiſen? Es war Niemand weiter in der Stube, ſagte Johannes. Denen grauen Schelmen kommt das wohl; wohl, denen wollte ich den Marſch machen, und ihnen zeigen, wer betrügeriſcher iſt, ſie oder ich, die müßten mich gut machen, daß beſſer nichts nützie. Aber damit du ſehen kannſt, wer es gut mit dir meint, ſie oder ich, will ich dir, wenn du mich gleich bezahlſt, zwei Thaler ſchenken, obgleich mir deine verfluchte Verſöhnung mehr als 20 Thaler ſchadet. Johannes erkannte dieſe Gutmeinenheit, zahlte, kriegte deſto größeren Groll gegen die Bauern wieder in den Leib, dabei dachte er: Er hätte der

Mutter nie glauben wollen, wie ſchlecht die Welt ſei, aber jetzt fange er doch an zu glauben, ſie habe recht. Es ſei keinem der Schelme mehr zu trauen, jeder wolle es gut meinen, und wenn man es glaube, ſo ſei man betrogen und beſchummelt. Wenn es aber einer gut meine, ſo müſſe es der Agent ſein, der habe ſich ſeiner doch noch erbarmet, und als er geſehen, wie ihn die Manne betrogen wie die ärgſten Schelme, ihm zwei Thaler geſchenkt. Der gute Johannes begriff nicht, daß dem Agenten alles am Erhalten des Geldes lag; erſtens, weil er in der Klemme war, großen Durſt hatte, eine leckere Zunge und wenig Verdienſt, und zweitens, weil die Rechnung eine Moderation nicht ertragen mochte. Ging nun Johannes mit derſelben herum und klagte, ſo hätte man ihm geſagt, zahle nicht, laß dich angreifen, das macht ſich dann anders, oder gehe und laß moderiren. War die Rechnung einmal bezahlt, war das Ding viel ſchwerer, da mußte ordentlich geklagt werden, und zwar bei ſolchen, welche eben wieder nichts mehr als Rechtsagenten ſind, und ehe man ſolche Klagen wagt, welche zudem wieder viel Geld koſten, leidet man lieber Vieles.

Mit viel Zorn über die dolders Bauern, aber mit wenig Geld ging Johannes heim. Das ſeien die wahren Unglücksmacher, dachte er, und wenn man denen einmal auf den Leib könnte, ſein guter Arm reuete ihn nicht, ob einer mehr oder weniger, es komme faſt auf eins.

Gar manche Erſcheinung dieſer Zeit kann man ſich nicht erklären, und zwar einfach darum nicht, weil gar viele Menſchen von der gänzlichen Urtheilsunfähigkeit der Menge keinen Begriff haben. Alle die haben keinen davon, welche ſelbſt in dieſem Spitale krank ſind, und dann die größere Hälfte derer noch, welche mit dem Volke ſich befaſſen. Bloß die pfiffigen Demagogen kennen ſie, und wiſſen ſie auch auszubeuten. Man konnte ſich nicht erklären, wie das Volk von heute auf morgen ſeine Anſicht ändern, Leuten volles Vertrauen ſchenken kann, welchen es ohne ſiebenfache Bürgſchaft nicht drei Gulden anvertraut hätte; und doch iſt dies einfach. Eine große Maſſe iſt urtheilsunfähig, hat aber zwei Handhaben, woran man ſie führen kann, wie die Pferde am Leitſeil: Mißtrauen und Eigennutz.

Verläumde, verdächtige man ihr die beſten Leute, welche die Wahrheit ſagen und Recht und Ordnung wollen, und ſtelle ſich dar als gutdenkend, verſpreche, was man alles für ſie thun wolle, lüge Vortheile her, daß Himmel und Erde krachen und fahre dann fort im Lügen, Verläumden, Verſprechen, Aufhetzen, ſo wird man eine urtheilsloſe Maſſe an dieſem Leitſeil führen, bis daß ſie die Beine ſchindet, den Kopf voll Beulen kriegt, die Finger ſtatt im Honig in Wespenneſtern, das Haus leer von Brot, den Bauch voll Hunger hat; dann ſtolpert man über die Wahrheit, und was der Verſtand nicht einſah, das machen Beulen und Hunger begreiflich und klar. Kurz, es geht der Maſſe akurat wie unſerm Johannes, der auch kein eigen Urtheil hatte und doch Korporal war. Nicht bald macht was ſo durſtig als der Zorn; darum kehrte Johannes auf dem Heimweg ein, was er ſonſt wirklich in der letzten Zeit nicht öfters gethan hatte, als er mußte. Dort war auch der Grozenbauer mit einigen andern Freiſinnigen, und alle weingrün. Sie redeten frei und freuten ſich laut über die kommende Zeit, wo ſie zeigen wollten, wer Meiſter ſei, und daß der Kern des Volkes der Bauer ſei. Die Herren ſeien runter, jetzt möchten Fürſprecher und Schreiber auf den Thron, aber ohä, denen wollten ſie zeigen wer Meiſter ſei. Sie, die Bauern, hätten eine Zeitlang gezahlt und gehorcht; jetzt wollten ſie probiren, wie das Befehlen und Nichtzahlen gehe. Der Unglücksmacher und Agenten ſeien viel zu viel im Lande, an den Halben ſei es zu viel. Wenn der Napoleon noch lebte, ſo könnte man ihm ein Regiment auf die Beine bringen und wenn das in Rußland dahintenbliebe, ſo wäre der Schaden nicht groß und Niemand würde ſich zu Tode weinen u. ſ. w. Dieſe Reden machten den Johannes zorniger, alſo durſtiger, und als er auch weingrün war, konnte er ſich nicht enthalten, einige Worte gegen die Bauern fliegen zu laſſen. Wenn alle Unglücksmacher und Leuteſchinder zum Land aus müßten, ſo könnte mancher Bauernhof feil werden, und wenn die Bauern regierten, ſo wäre es den armen Leuten beſſer, man ſchlüge ſie vorher todt, ſo ſagte er.

Nun gab's bös Blut und ungute Worte, und bei ihrem Auseinandergehen ſagte der Grozenbauer zum Beweis ſeiner Freiſinnigkeit und wie Unrecht Johannes den Bauern thäte: Wart, Bürſchli, du biſt mir gerade der Rechte, dir will ich es eintreiben, daß du an mich denken ſollſt, und ehe es lange geht. Ich will dir zeigen, wer du biſt, wenn ich ſchon nur ein Bauer bin, wie du meinſt. Das war auch ein Beweis nicht bloß von der Urtheilsfähigkeit des Grozenbauers, ſondern von ſeiner Logik überhaupt, die mit Thaten beweiſen wollte, welche das Gegentheil auswieſen von dem, was mit Worten behauptet worden war.

Käthi hatte eine gar unendliche Freude gehabt, daß der Eid vermieden worden war. Jetzt, ſagte ſie, ſei ihr wieder wohl, es dünke ſie, man hätte allen Leuten genommen und ihr gegeben. Das hätte ſie geplaget bis in's Grab, und noch im Grabe hätte ſie ſich umgekehrt, wenn ihr Kind einen Eid gethan hätte. Die einen Leute hätten ihr geſagt, Johannes hätte recht, er ſolle nur ſchwören, die andern: er ſolle es nur machen, wenn er dem Teufel zu wolle, und ſo hätte ſie keine ruhige Stunde mehr gehabt auf dieſer Welt. Sie könne dem lieben Gott nicht genug danken, daß es ſo gegangen, und den Mannen, welche ſich die Mühe hätten nehmen wollen, ein gut Wort noch zu rechter Zeit darein zu reden; da das glücklich vorbeigegangen, ſo dünke es ſie, was jetzt auch noch kommen möge, es mache ihr nichts mehr, das Gräßlichſte von Allem hätte ſie jetzt ausgeſtanden. Am folgenden Morgen wuſch Käthi im Bache ihre Erdäpfel mit einem ſtumpfen Beſen und dachte bei ſich: Gottlob, wie ſchöne noch. Vielen ſollen ſie gefault ſein, und keinen einzigen faulen finde ich unter den meinen! Machſt's ſauber, tönte eine rauhe Stimme hinter ihr! Ich ſollte, antwortete Käthi im Umwenden, und erſchrak ſehr, denn es war der Grozenbauer in eigener Perſon. Du wirſt nicht mehr wiſſen wann der Frauentag iſt, fuhr derſelbe Käthi an, oder meinſt, das Häuschen ſei deins und das Zinſen abgeſchafft? Bewahre mich Gott vor ſolchen Gedanken, antwortete Käthi, nein, ſo ſchlecht denke ich nicht, und der Frauentag kam mir nie aus dem Sinn, und ſchon längſt hätte ich mit dir geredet, wenn ich dich angetroffen hätte. Es war mir, weiß Gott, nicht möglich, den Zins zuſammen zu bringen. Konnte nichts verkaufen, der Verdienſt war bös, das Eſſen theuer und wie ich auch geſpart, ich konnte nur dürftig mich durchbringen, ohne Jemand zu plagen. Gewiß, ſobald der Verdienſt kommt, müßt ihr alle Kreuzer haben. Nun brach der Grozenbauer los, faſt wie ein Waldbach, der durch einen Erdrutſch in ſeinem Laufe geſtört worden und endlich Bahn gefunden. Er wolle nicht Kreuzer, ſagte er, er ſei kein Bettler, er wolle den Zins. Er hätte des Dings ſatt und wolle nicht ſchlechte Leute zu Hausleuten, welche andern Leuten zur Laſt wären, und vor denen man nicht ruhig ſitzen könne in einem Wirthshaus; die kein Geld hätten, aber ſchnöde Worte, einen zu ſchanden machen möchten vor allen Leuten. Faule Leute, welche aufeinander ſäßen und nichts zu verdienen begehrten, nur darauf ausgingen, die Bauern zu plündern und zuzugreifen, wo ſie was fänden, ſolche Leute wolle er nicht haben unter ſeinem Dache, entweder ſolle ſie ihn zahlen und zwar in vierzehn Tagen, oder er nehme ihr die Sachen weg und jag' ſie aus, das ganze Pack mit einander, und den großen Schlingel voran.

Siebzehntes Kapitel.

Wie es dem Grozenbauer, dem neuen Helden, ergeht.

Und als der Grozenbauer das gethan hatte, da ging er kühn von dannen; er hatte eine arme, demüthige Frau niedergedonnert, er hatte einer armen Mutter die Schläge gegeben, welche er dem Sohne angeflucht, er hatte gezeigt, potz Himmelſakrament, daß er der Grozenbauer ſei und ſolche Lumpenleute nicht fürchte. Und dahin ging er, das Bewußtſein im Herzen, daß er eine Heldenthat gethan habe an einer ehrlichen alten Frau. Man hat heut zu Tage Helden von gar verſchiedenen Sorten, darum muß man ſich über den Grozenbauer nicht wundern und ſein eigenthümlich heldenthümlich Bewußtſein. Es wechſeln halt die Moden in allen Dingen, und ſo auch die Moden im Heldenthume. Bald heißt man die Helden, welche am längſten ſtehen, bald ſolche, welche am längſten laufen, bald ſolche, welche Eide brechen, das Vaterland verrathen, bald ſolche, welche ihre Treue mit dem Tode beſiegeln, bald ſolche, welche alte Weiber plagen und Kinder kujoniren, bald ſolche, welche keinen Wurm zertreten, aber vornan mähen in der Schlacht, ſich und Hundert in die Luft ſprengen. So iſt's auch mit den Weiſen: Ehedem mußten ſie graue Bärte haben, jetzt liebt man Milchſchnäuze, beſonders wenn ſie etwas nach Wein riechen. Je nach der Mode bildet ſich auch das Bewußtſein; darum wollen wir es dem Grozenbauer, einem treuen Kinde ſeiner Zeit, einem Modehelden, nicht verübeln, wenn er ſtolz war auf ſeine Heldenthaten an unſerer lieben, alten Käthi. Gab er ſich doch auch nicht für einen alten Helden aus, ſondern machte bloß Anſpruch auf das Neuheldenthum, deſſen Kraft beſonders im Maul ſitzt, und zwar in jeglicher Beziehung. Denn eben auch in Beziehung auf das Organ des Heldenthums: ſeinen Sitz, wechſelt die Mode, bald iſt's oben, bald unten, bald hinten, bald vornen, bald im Kopf, bald in den Füßen, bald im Schnauz, bald in den Haarlocken, kurz, bald hier, bald da, was man gar nicht nennen mag. Und wenn man das Ding bloß nach der Wirkung mißt, ſo iſt es manchmal auch wirklich akurat gleich. Hätte man z. B. eine Batterie von Vierundzwanzigpfündern auf ein Regiment Küraſſiere losgelaſſen auf zwanzig Schritte Diſtanz, ſo wäre dem Regiment akurat nichts anders widerfahren, als der alten Käthi durch den Grozenbauer, es wäre halt niedergedonnert worden.

Niedergedonnert war Käthi wirklich auch und kam vor lauter Schreck lange nicht zum eigentlichen Jammer. An den verfallenen Zins hatte ſie nicht gedacht, und jetzt, wo eine ſchwarze Wolke verſchwunden war, ſie lauteren, hellen Himmel geſehen hatte, auf einmal der Donnerſchlag, fortzumüſſen aus der alten Hütte mit dem gelähmten Sohne und dem unmündigen Kinde; war das nicht ſchrecklich? und alles ſo Knall und Fall, nachdem bereits das Stückchen Land umgegraben, der Salat geſäet, die Bohnen geſteckt, der Flachsplatz gerüſtet, und die Kartoffeln zum Setzen erleſen waren! Jetzt fort, und wo ſein, und wo pflanzen, und was eſſen, wo liegen, da der Bauer des Zinſes wegen wahrſcheinlich auch die Betten griff? Und warum kam der Bauer ſo in Zorn, war es wohl einzig wegen der 7½ Thaler? Da kam es Käthi inden Sinn, was der Johannes geſagt, als ſie ihn beſucht hatten, über die Bauern, und was mit ihnen geſchehen ſolle, und ob er etwa hier auch ſo geredet und er wirklich ſo geſinnt ſei, das fiel Käthi bei.

Das machte Käthi noch mehr Angſt, denn wenn das auskomme, werde Johannes, wenn nicht gerädert, ſo doch geköpft, dachte ſie. Die gute Käthi war in Beziehung auf die Welthändel und den Zeitgeiſt auch nicht urtheilsfähig, wie man ſieht. Sie wußte, was recht und ehrlich war, ſie wußte, was ſie ſchuldig war, und daß was man ſchuldig ſei, man zahlen müſſe. Sie glaubte, daß ſtehlen, ſtehlen ſei, ſei es nun viel oder wenig, und daß man halten müſſe, was man verſprochen, ſei es nun Menſchen oder Gott, ſei man ein Obergerichtspräſident oder eine alte Käthi, das glaubte ſie. Sie wußte nicht, daß der Grozenbauer ihr Sachen angedroht, welche er nicht ausführen konnte; denn ſo geſchwind geht ausjagen und ausplündern nicht, und wegen ſolchen Reden, wie Johannes führte, hängt man niemand mehr, ja man hat Obrigkeiten in der Welt, welche in großer Verlegenheit wären, wenn ſie Jemand ſtrafen ſollten, der ſo etwas wirklich auch thäte. Käthi verlebte vielleicht den bitterſten Tag in ihrem Leben, und dachte öfters, ſo ergehe es einem, wenn man ſein Herz an was Irdiſches hängen, etwas erzwingen wolle in der Welt. Wären ſie im letzten Herbſt ausgezogen, ſo hätten ſie doch vielleicht einen barmherzigeren Hausherrn erhalten und könnten jetzt ungeſorgt pflanzen und ſein, und fänden Geduld mit dem Zins, bis der Flachs verkauft ſei, oder ſonſt ein paar Batzen zuſammengebracht. Jetzt ſei der Kelch, welchem ſie damals entronnen, wieder da, werde getrunken werden müſſen, und ſei viel, viel bitterer, als er im Herbſte geweſen, jetzt wo es ſo ſchön werde im kleinen Grunde, ſo ſchön die Vögelein ſängen, ſo fruchtbar alles ſich anlaſſe. Mit ihrem Schmerz war ſie allein, ihr Sohn war nicht daheim, er war nach Bern gewandert, um ſich im Spital vorzuſtellen und Heilung zu erhalten; und Jemand anderes die Sache klagen, durfte ſie nicht, ſie ſchämte ſich, ſie ſchämte ſich wegen Johannes, ſie ſchämte ſich wegen der Sache ſelbſt. Sie durfte nicht einmal dem Johannesli klagen, ſie durfte ihm nicht ſagen, was ſie denke vom Vater, und was er geſagt haben könnte. Selben Tag, die ganze Nacht und den folgenden Tag würgte Käthi an ihrer Angſt, ihrem Leid und konnte ſie nicht verwürgen, da dachte ſie, was ihre Hausbäurin ihr geſagt hatte: wenn es was giebt, ſo komm' Abends, wenn er im Wirthshaus iſt. Sobald Johannesli zu Bette war, machte ſie ſich auf, aber mit klopfendem Herzen. Es machte ihr Angſt, das Kind alleine und ſchlafend im Häuschen zu laſſen; ſie hatte Angſt, ſo ſpät Abends noch fortzugehen, und Angſt, ſie könnte doch unverſehens dem Grozenbauer vor die Augen laufen. Glücklich kam ſie zum Hauſe, ſchlich um daſſelbe wie die Katze um's Mäusloch, guckte zu dieſem, zu jenem Fenſter ein, konnte nichts erguken, mußte endlich klopfen an die Küchenthüre, und glücklicher Weiſe gab ihr die Bäurin ſelbſt Beſcheid. Dieſer klagte ſie ihr Leid. Sieh, ſagte die Frau, daran iſt dein Bub ſchuld. Warum geht er in die Wirthshäuſer, ſäuft ſich voll, raiſonnirt über die Bauern, und wie man ihnen es machen' werde. Dies, begreifſt, macht nicht gutes Blut. Käthi wollte erklären, wie das ſicher nicht ſo bös gemeint ſei. Sei jetzt das, wie es wolle, ſagte die Frau, ſo habe nicht Angſt. Pflanze wie ſonſt, ſo geſchwind geht das Ding nicht, und ich glaube nicht, daß es ihm Ernſt iſt, er will eht nur zu fürchten machen. Ich wäre längſt gefreſſen, wenn er Alles ausübte, was er droht, und kein Menſch weiß, wie Alles ſchon gegangen wäre. Er wollte an dir ſeinen Zorn auslaſſen und dir eintreiben mit Angſt, was dein Bub ſich an ihm verfehlt, ſo geht's ja, daß man den Unſchuldigen plagt ſtatt den Schuldigen. Aber das muß ich dir ſagen, deinem Bub ſage, daß er künftig ſein Maul halte. Es hat keine Manier und Art, wenn man ſo iſt, wie er und unſer einem thut, was er kann, ſo zu kommen und nehmen zu wollen, was ihm beliebt. Es iſt zwar nur geredet, aber aus dem ſieht man doch, wie er es meint. Unſer Pfarrer ſagte uns manchmal: jedes Wort ſei ein Zeugniß unſeres Inwendigen, ein Gedanke mit einem Kleide oder einem Leibe, und Jeder habe ein Recht, dem Menſchen ſeine Worte als ſolche Zeugniſſe aufzunehmen. Darum habe man ſich auch in acht zu nehmen, was man ſage, und wenn hintendrein einer lange ſage, es ſei ihm ſelb mal nicht Ernſt geweſen, ſo könne man auch nicht wiſſen, ob ihm jetzt Ernſt ſei, wann ihm Ernſt ſei, man könne ihm nicht glauben, ſei aber in Verſuchung, ihm das Schlimmſte zuzutrauen, ſo ſagte der Pfarrer. Ich habe es meinem Manne auch geſagt, aber der meint: Reden ſei die Hauptſache, denken könne man, was man wolle, ſelb hätte nicht viel zu bedeuten. Er iſt auch auf die neue Mode. Dein Bub iſt noch jünger, bericht ihn anders; es wäre mir leid, wenn du ſeinethalb noch mehr zu leiden hätteſt, denn du mußt es entgelten, über dich geht's aus, die Welt iſt halt nicht geſcheuter. O, ich bin ſchon manchmal ſo zornig geworden, daß, wenn die Welt gläſern geweſen wäre, ich ſie mit dem Beſenſtiel zerſchlagen hätte. Doch gut Nacht, und ſchlaf ohne Kummer, aber jetzt geh', es iſt mir lieber, er treffe dich nicht an einſtweilen.

Käthi blieb wirklich auch unangefochten, und ſagte oft bei ſich, eigentlich ſei es doch nichts gemacht, eine arme, alte Frau ſo zu erſchrecken, für nichts und wider nichts; daneben ſei es ihr doch lieber ſo, als wenn er Ernſt gemacht hätte. Ein Ereigniß trug auch bei, den Grezenbauer die alte Käthi vergeſſen zu laſſen.

In einer ſchwarzen, ſternloſen Nacht, es war die erſte Mainacht, wo die Hexen auf den Blocksberg reiten, erwachte der Grezenbauer von einem dumpfen, ſeltſamen Geräuſche. Er ſaß auf, er begriff nicht, was es war; es waren nicht die Roſſe im Stalle, es war weder der Brunnen, noch der Wind, er weckte ſeine Frau, ſie begriff auch nichts an der Sache. Er ging an's Fenſter, ſtieß ein klein Schiebfenſterchen auf, die Fenſter konnte man nicht aufmachen, ſie waren nach der alten Mode in die Wand genagelt, er horchte hinaus. Es war ſchwarz draußen, kein Blatt regte ſich an den Bäumen, aber bung, bung, bung machte es um's Haus herum in abgemeſſenem Fortſchritt, akurat wie eine abgeſpannte Trommel ſchlägt an militäriſchen Leichenbegängniſſen. Wer iſt da, was ſoll das? rief der Grezenbauer hinaus, aber nicht mit feſter Stimme, es rieſelte ihm gar kühl von den Fußſohlen her den Rücken hinauf. Aber bung, bung ging's um's Haus herum und nahm von Hans keine Notiz. Als es Hans faſt gegenüber war, ſchlug's wie ein Wirbel, und plötzlich ward's ſtille. Da kam eine Stimme von Oben, gerade über ihm in der Luft, wie es dem Bauer ſchien und die Stimme rief: Nachbarn und Freunde, es iſt euch bekannt, daß der Grezenbauer geſtorben iſt und wie und daß er hinterlaſſen hat, nebſt den Schulden, ſeinen großen Hof, die Freiſinnigkeit genannt. Die natürlichen Erben haben einſtweiden nicht ſatt dazu, und wollen ihm nicht, ihm fehlt die nöthige Ordnung, ihm fehlen gute Dienſtboten und brav Vieh, aber wer ihn recht weiß zu nutzen, der wird ein reicher Mann; es iſt alles da dafür und er liegt darnach. Bietet brav, ihr Nachbarn und Freunde, thuts eurem ſeligen Freunde zu Lieb' und zu Ehr', es wäre doch ſchlimm, wenn ſeine Freiſinnigkeit an eine öffentliche Verſteigerung müßte. Schreiber, leſet die Voröffnungen und die Steigerungsgedinge ab! Eben wollte der Grozenbauer drein reden, da kam eine andere Stimme aus der Luft, faſt wie aus dem Gipfel eines mächtigen Birnbaumes. Mit gebührender Bewilligung läßt der Maſſenverwalter der Hinterlaſſenſchaft des ſeligen Hans Vogelfrei, genannt der Grozenbauer, Sameli Erzbiß, an eine öffentliche Steigerung bringen, und wird auf genugſames Bieten kaufsweiſe hingeben laſſen: Den großen Hof, Freiſinnigkeit genannt, ſo noch nicht ausgemeſſen, aber unſchätzbar und alles in einer Einhäge, Mattland, Ackerland, Waldung und Weidgang für Vieh, ſo viel man will. An Gebäulichkeiten ſtehen darauf ein laufender Springbrunnen, dienlich für's Federvieh, beſonders für Enten oder Schneegänſe, ein Branntweinkeſſel mit zudienlichem Loch, eine Scheuer zum Aufbewahren von Gegenſtänden, das ſchöne Wohnhaus, wenn es neu reparirt wird und endlich viel Platz zu zweckdienlichen Bauten, böhmiſchen Dörfern oder ſpaniſchen Schlöſſern. Rechte gehören noch dazu: zwei Fuß in der Kälberweide zur Hoffnung, ein Achtel Fuß im Seſſelgraben, ſieben Drittel Fuß im Rengloch und endlich Freiholzrechte nach Belieben im Staatswald. — Beigaben: Der diesjährige Staub und ein Wagen, der dazu eingerichtet iſt, Schweine zu Markte zu fahren, aber alsbald zum Staatswagen kann eingerichtet werden. Verhaftungen: Eine Bürgſchaft in der Verlaſſenſchaft des Fürſprech Nix, eine Streitigkeit mit des Seligen Halbbruder Fritzli Häbdi, den Achtel Fuß im Seſſelgraben betreffend; eine Abrechnung mit ſieben Wirthen und einer Kellermagd, dato noch nicht ausgerechnet, und endlich einige noch nicht ausgemittelte Verſprechungen an einige Vaterlandsfreunde. Beſchwerden, Zehnten und Bodenzinſe ſind umgewandelt in perſönliche Leiſtungen: zu erſcheinen bei allen Volksverſammlungen, zu ſtimmen nach Befehl und jährlich bei den gedachten ſieben Wirthen zu verzehren 1400 Gulden. — Gedinge: Aeußerſt günſtig. Die Reſtanz laſſen die allfälligen Erben ſtehen nach Belieben. Bürgen genügen, und auf die Geſinnung wird gar nicht geſehen: wenn ſie ſolid ſind und habhaft, genügt es. Schließlich wünſchen die Erben, daß der Erſteigerer die Freiſinnigkeit, welche in den letzten Tagen des Erblaſſers etwas in Verfall gerathen, neu decken und friſch anſtreichen laſſen zu Ehren der Familie. Schließlich wird bekannt gemacht, daß jedem Bietenden Bon ausgeſtellt werden, gut für 7 Maaß Wein und 7 Bratwürſte, zahlbar in einem Jahr, wer noch lebt nämlich. Alſo gegeben auf der Freiſinnigkeit den 1. Mai 1846. Der Maſſaverwalter (Verwalter des Vermögens) Sameli Stybitz, dato obrigkeitlicher Krüſchler und freiſinniger Honigtopf-Verwalter.

So las der Schreiber und dem Grozenbauer war die Furcht vergangen, der Zorn gekommen. Er dachte an die alten Buben-Witze, welche in unſerm, man kann nicht ſagen nüchternen, auch nicht trockenen aber materiellen, berechnenden Zeitalter ſelten geworden ſind, und gedachte an Hans und die Dornhalde. Schon wollte er hinausſtürzen, da tönte neu die Stimme von oben: Nun, ihr Nachbarn und Freunde, bietet brav, zeigt jetzt eure Freundſchaft; jetzt kann der Geſtorbene und ſo Gott will, ſelig Geſtorbene ſehen, wer ſein wahrer Freund war, ſeine Freiſinnigkeit im wahren Werthe ſchätzte. Und jetzt geht es an, Weibel ruf aus! Da feſſelte ihn die Neugierde wieder am Fenſter, es nahm ihn doch Wunder, wie das ablaufen ſollte, und je mehr er höre, deſto eher gedachte er die Thäter zu erkennen. Auf den Ruf des Weibels begann es lebendig zu werden rundum, von allen Bäumen, aus allen Ecken, das bot, das trieb Witz. Da wurde eine ſchauerliche Kritik geübt, die den Grozenbauer nicht zur Haut aus trieb, ſondern zum Fenſter hinaus. Er ſprengte eins auseinander. Da ward es plötzlich ſtille draußen, jede Stimme verſtummte, kein Blatt rauſchte an den Bäumen, ſtockfinſter war's rundum, verſchwunden war die ganze Steigerung wie ein Geſpenſterſpuck. Dieſe Stille fuhr dem Grozenbauer wieder in die Glieder; denn es giebt wohl nichts Schauerlicheres, als wenn ein reges Leben um uns plötzlich verſinkt, Nacht und öde es um uns wird, kein Sinn was wahrnimmt, wenn man ſo auf ein Mal zur blinden Kuh wird, welche was haſchen möchte und nur an Bäume ſchießt oder ſonſt an was Hartes, aber an keinen Menſchen. Er brüllte wohl, er wolle den D — runter helfen, lief zum Hauſe, rief die Knechte, that als ob er ſieben an einen Spieß ſtecken wollte, wie Leipziger Lerchen. Aber gut zu Muth war ihm doch nicht und der Laterne, welche die Knechte endlich brachten, ging er nicht voran; und auf die Leitern, welche er bringen ließ und an die Bäume legen, ſtieg er nicht, er benahm ſich mit einer Vorſichtigkeit, welche ſonſt nicht ſein eigen war. Und als endlich niemand gefunden ward, auf den Bäumen nicht, beim Hauſe nicht, nirgends, da ward es ihm unheimlich im Gemüthe. Der Teufel werde es doch nicht geweſen ſein, ſagte er und ging in's Haus. Sich als todt ausrufen, ſeine Freiſinnigkeit verſteigern hören, hat ſchon an ſich was Unheimliches, etwas, das böſe Ahnungen wecket; denn man ſage mir nichts; aber die Freiſinnigen ſind in casu immer ſo abergläubiſch als die Konſervativen; man hat Beiſpiele von Exempeln.

Endlich aber niemand finden, nichts als ſchwarze Nacht, nicht wiſſen, wer gerufen und die Stimmen kamen doch von oben, das alles hatte Etwas, welches durchaus nicht freiſinnig im Grozenbauer herumkrabbelte und wurmte. Es ging ihm gleich wie dem Johannes, er ſtand auch zwiſchen zwei Geſpenſtern. Bald glaubte er, das habe ihm der Hans angethan mit den andern Nachtbuben, dann ward er ſchrecklich zornig über ſolche Frechheit und traurig über das Vaterland, daß man ſeinen Liebhabern ihre Liebe alſo lohne, daß noch ſo ſchrecklich viele Jeſuiten und Ariſtokraten im Lande ſeien, daß Geld fließe von ihnen, ſo viele Finſterniß ſei, ſo dumme Leute und ſo viele ſo dumm, das ſei das Schrecklichſte. Er hob den Fuß, daſſelbe der Gemeinde anzuzeigen, daß ſie von ihr aus den Handel unterſuche und auf ihre Koſten die Schande tilge, daß in einer ſo freiſinnigen Gemeinde ſo was begegne, einem freiſinnigen Manne ſeine Freiſinnigkeit öffentlich zu verſteigern und auf ſo ſpöttiſche, anzügliche Weiſe. Dann aber kam es ihm doch wieder vor, das Ding ſei was andres. Die Knechte wollten nichts gehört haben. Der Meiſter fluchte nur mit ihnen und arbeitete ſelten mit ihnen, und ſolche Meiſter ſind ſelten beliebt. Seine Frau wußte auch nicht viel zu ſagen. Als er zum Fenſter gegangen, habe ſie der Schlaf übermannet, ſagte ſie. Die Stimmen kamen von oben, man hatte von ſeinem Tode geredet; allerlei ſonſt, das ihn tief in die Seele brannte, das er Geheimniß glaubte. War's doch vielleicht eine nächtliche Erſcheinung in der Mainacht, eine grauſe Vorbedeutung ſeines baldigen Endes? Das bloß mit Waſſerfarbe übertünchte Alte trat hervor, und der Grozenbauer fing an, ernſt zu bedenken, was er eigentlich ſei, was er werden und wohin er fahren könnte. Es wurde nun viel über ihn geklagt, ſeine Freiſinnigkeit nehme ſtark ab, ſeine perſönlichen Leiſtungen bei den ſieben Wirthen erfülle er nicht, dagegen ward er manierlicher gegen die andern Leute, machte niemand mehr Stieraugen und die alte Käthe ließ er ganz in Ruhe.

Achtzehntes Kapitel.

Johannes wird geſund am Herz, muß aber in's Bad wegen des kranken Arms.

In Bern war, wie man zu ſagen pflegt, der Johannes vor Schauſaal geweſen. Die Herren Doctoren und Profeſſoren hatten ihn beſchaut und befragt, hatten gewelſcht und einander angeblickt, und darauf hieß es: er ſolle die Kutte wieder anziehen und abtreten. Er möchte den Beſcheid wiſſen, ſagte er. Den werde er vernehmen, hieß es, er ſolle nur abtreten. Noch was, ſagte Johannes, er hätte es bald vergeſſen. Die Herren drehten raſch ſich um, glaubten was Neues, eine andere Verletzung, andere Urſache, Motiv, Erſcheinung zu vernehmen. Er ſei Corporal im Auszug, ſagte Johannes, und ſah die Herren ſtark an. So, ſagten dieſe, und drehten ſich ſo, daß Johannes nicht ſah, wie ſein Wort wirkte. Als die Beſchauung vorüber war, wurden deren Reſultate den Wartenden eröffnet. Als Johannes dann abgeleſen wurde, daß er eine Badefahrt erhalten, freilich erſt bei der zweiten Fahrt in der Mitte des Sommers, da ſagte er im Weggehen: es ſei doch gut, daß es ihm noch in Sinn gekommen zu ſagen, er ſei Corporal, ſie hätten ihn ſonſt beim Hagel nicht genommen, das aber habe gewirkt und Reſpekt gemacht, ſie hätten gewußt, daß ſie ihn zu äſtimiren hätten.

Sonſt aber war Johannes nicht breit, wie man dieſen Worten nach hätte glauben ſollen, ſondern ſehr ſchmal. Wie es zu gehen pflegt, auf dem Wege nach Bern hin und her hatte er hundert Mal ſeinen Fall erzählt, und wenigſtens zweihundert Geſchichten hatte er vernommen von ſolchen Fällen und was ſie für einen Ausgang genommen und zwar zumeiſt einen ſchlechten. Den Einen war der Arm ſo klein geworden wie ein Kindsärmlein, daß ſie nicht einmal mehr zu einem Schneider taugten; Andern war er endlich ganz verſchwunden, daß man gar nicht wußte wohin er gekommen, oder es trat der Brand dazu, oder es artete in eine Auszehrung aus, oder in eine Waſſerſucht, oder gar in einen Hirnebrand (Gehirnentzündung), kurz, es war faſt keine Krankheit, welche ihm nicht in Ausſicht geſtellt worden wäre. Das war ihm auch nicht entgangen, daß die Herren einander bedenklich angeſehen, und wenn ſie welſcheten mit einander, ſo ſei die Sache nicht richtig, das ſagte man ihm allenthalben. Und jetzt mußte er noch bei zwei Monaten verdienſtlos warten, ehe er an eine Beſſerung nur denken durfte, mußte von der Mutter Verdienſt leben, ſie aufzehren! Das begann ihm alle Tage härter zu werden. Die Augen waren ihm nach und nach, beſonders ſeit der Prozeß zu Ende war, aufgegangen, er ſah wie ſchwer es der Mutter ward, ſie zu erhalten, wie wenig ſie aß, wie ſichtbar ſie magerte. Von dem Gelde, welches er erhalten hatte, war ihm, nachdem er alle ſeine Koſten berichtigt, wenig übrig geblieben. Was er hatte, wollte er wirklich der Mutter geben, ſie aber wollte nicht alles, nur das Nöthigſte, um einige Rückſtände zu berichtigen beim Bäcker und für Milch. Er werde auch Geld brauchen im Bade und wenn er da ein Paar Batzen habe, ſo ſei er froh, ſagte die Mutter, ſo geldlos ihn in die Fremde zu laſſen, könnte ſie nicht, nur zu ſeinen Hemden ſollte er Sorge tragen, wenn er fort müſſe. Einen Kreuzer Geld im Sack müſſe man allweg haben in einem Bade, ſagte ſie, ſonſt könnte es ſich treffen, daß man faſt Hungers ſtürbe. Damit der Sohn nicht Hunger leide, aß ſie einſtweilen kaum halb genug. Sie hatte auch etwas Grund dazu. Sie war am Erdäpfelſetzen, dabei half ihr der Sohn und das freute ſie ſehr, es gehe noch einmal ſo ſchnell und ſei gar kurzweiliger, wenn man einander helfe, ſagte ſie. Doch verrichtete er bloß die leichtere Arbeit, legte den Miſt bei, die Erdäpfel ein, mit dem Spaten konnte er nicht umgehen. Aber bei dem Setzen minderte ihr Vorrath, ſie ſahe mit Schrecken, daß derſelbe kaum noch wenige Wochen dauern werde und dann — was eſſen? Sie hatte 1 oder 2 Maaß dürre, aber Kochen von dürren Erdäpfeln iſt immer koſtbarer als das Kochen von grünen und dann ſind zwei Maaß auch kein großer Haufe. Zudem grämte ſie ſich heimlich mit dem Gedanken, daß, wenn der Johannes die Speiſe recht hätte, ſo wäre er auch eher auf dem Platze, und gar manches böſen Gedanken gegen deſſen Meiſterfrau, daß dieſelbe ihn zu ſolcher Zeit aus dem Hauſe geſtoßen, ward ſie nicht Meiſter.

Wenn Käthi ihren Flachs zeigte, welcher wirklich ſehr gleichmäßig geſäet war, nicht zu dünn, nicht zu dick, wie der Flachs wirklich ſchwer zu ſäen iſt, ſo konnte ſie ſich nie enthalten zu ſagen: der Johannes habe ihn geſäet; der könne es ſonderbar wohl, er hätte bei ſeiner letzten Meiſterfrau alles allein geſäet, ſie habe immer die ſchönſten Sachen gehabt weit und breit und jetzt gehe ſie und mache es ihm ſo, Schlechteres hätte man nicht leicht gehört. Aber in Gottes Namen, es werde auch vorbei gehen und es werde ſo haben ſein ſollen. Sie müßte es ſagen, wenn es nicht wegem Verdienſt wäre, ſie wünſchte es nicht anders. Man wiſſe nicht, was man habe, wenn man bei einander ſein könne, einander helfen und abrathen bei Sachen, beſonders wenn einer ſo fein und gut ſei, wie der Johannes. Sie müſſe ihn rühmen, wie er mit Allem zufrieden ſei und vorlieb nehme, wie ſchlechtlich ſie es ihm auch geben könne, aber ſie hätte es in Gottes Namen nicht beſſer. Daß ſie es nicht hätte, wolle ihr faſt das Herz zerreißen, beſonders weil ſie ſehe, wie es ihm leid wäre, daß er nicht verdienen könne und wie er das Brot ſchone und vielleicht nicht genug nehme, weil er ſähe, daß ſie es nicht wohl hätte. Er könne ſie grauſam dauern und das Waſſer ſchieße ihr allemal in die Augen, wenn er da ſo ſitze, ſeufze und ein ſchwermüthig Geſicht mache und manchmal nicht wiſſe wo er ſei, daß man oft dreimal ihn anſprechen müſſe, ehe er merke, daß jemand mit ihm reden wolle. Er ſei ganz nicht mehr der Gleiche, wie ein Engel hätte er ein Gemüth und thue ſo weich und ſanft, daß ſie ſich oft von ihm wegkehren müſſe, weil ſie denken müſſe: ſtirbt mir der wohl auch noch? In der That war Johannes ſo und nicht bloß die Mutter ſah ihn ſo: das muß man ſagen, das verſteht ſich nicht von ſelbſt; denn bekanntlich ſehen nur zu oft die Mütter ihre Söhne ganz anders als die übrige Welt. Das Herz der Menſchen iſt ein gar wunderlich Ding, es hat viel Aehnlichkeit mit einer Kalbsleber. Wer das Glück genoſſen hat, zuweilen mit Köchinnen ein vertraut Wort zu reden, der weiß, wie es mit der Kalbsleber ein ſonderbar Ding iſt, daß die gleiche Leber zart wird wie Butter oder zäh wie Sohlleder, je nachdem das Feuer iſt auf dem ſie ſitzt oder ſitzen muß. Akura. ſo hat es auch des Menſchen Herz, d. h. es wird hart oder weich, bitter oder gut, je nachdem die Luft iſt in welcher er iſt, während die entſcheidenden Momente über ihn ergehen. Wäre Johannes bei ſeinen Anlagen und eingeſogenen ſogenannten Anſichten bei ſchlechten Leuten geweſen, welche ſeine Bitterkeit genährt, über Gott und Menſchen aufbegehrt, ihre Zeit mit Plänen verbraucht hätten, wie ſie die Macht in die Hand kriegen und wann der Augenblick gekommen ſei, um los zu ſchlagen und zuzugreifen, ſo wäre Johannes ärger, bitterer, zurückſtoßender geworden als je. Seine Lage hätte zu nichts gedient, als ihm die Glücklichern zeitlebens zu einem Steine des Anſtoßes zu machen, dem er noch gerne einen Mühlſtein an den Hals gehängt und ihn verſenkt hätte, wo das Meer am tiefſten iſt.

Nun war Johannes bei ſeiner guten, weichen Mutter, welche ihr Möglichſtes that, Genügen hatte bei Wenigem und Gott und Menſchen rühmte. Ihre Liebe zu ihm machte ſein Herz weich, mild, und weiche, milde Herzen reflectiren ganz anders als harte, bittere, trotzige; in der Liebe ſpiegelt ſich die Welt ganz anders als im Haß, ſo wie ein Menſchengeſicht auch ganz anders ausſieht in kothiger Pfütze als im klaren See. Quasi Philoſophen möchten vielleicht ſagen: wo bei ſolchen Umſtänden die Freiheit der Menſchen ſei. Denn wenn die Beſchaffenheit des Menſchen abhange von der Luft in welcher er ſitze, ſo ſei er ein unfreies, unzurechnungsfähiges Weſen. Wir haben vorhin von der Urtheilsunfähigkeit vieler Menſchen geſprochen und damit allerdings auch die Unfreiheit vieler Menſchen behauptet; denn wer urtheilsunfähig iſt, iſt unfrei, er wird hin und her getrieben wie Rohr im Sumpf vom Winde. Eben darum thut eines ſo noth, was die quasi Philoſophen ſo gerne weg philoſophiren möchten, das iſt der Glaube und zwar der chriſtliche Glaube, der den Unmündigen geoffenbaret wurde. An den Vater ſollen ſie glauben und was er geoffenbaret und thun was er befohlen hat. Thun ſie dies, ſo bildet ſich ihr Urtheil, ſie kommen zur Freiheit und in dieſer Freiheit wollen ſie eben was der Vater will, und wie die Sonne die Erde verklärt, verklärt die Liebe ihr Herz. So muß auch das Kind an Vater und Mutter glauben, es iſt urtheilsunfähig und ebenſo iſt es der Alte, und er iſt ein Thor dazu, wenn er das Feld des Glaubens verlaſſen und ſeinem Bub Alles erklären will, das Warum und das Darum, das Was und das Wie, das Wann und das Dann und den andern Reſt auch noch. Hat das Kind im Glauben ſich geſtärkt, dann kömmt ihm das Urtheil: es begreift den Vater und auch die Mutter und liebt beide. Nun wird eben dieſer feſte Boden, der Fels im Meer, der Glaube verlaſſen. Buben ſollen räſonniren ſtatt pariren, klauben ſtatt glauben, fliegen ſtatt wandeln; was nicht feſte Wurzeln hat wird nie ein Baum, der Bube in der Luft bleibt ein Bube, wird nie ein Mann, kriegt nie ein Urtheil, wächſt nicht zum Himmel auf. Die hin und her wogende Maſſe, heute ſo morgen anders, heute Hexen ſuchend morgen Gott verläugnend, heute ariſtokratiſch morgen demokratiſch, heute ſchimpfend morgen lobpreiſend, heute das Herz in den Hoſen morgen ein Maul wie Goliath, wird ein Volk am Leitſeil der Verführer wie ein Wachtelhund an der Leine, parirend dem Pfiff von hinten. Nun führte Gott den Johannes zu ſeiner Mutter, bei der Bäurin wäre er nicht kurirt worden an der Seele und auch jetzt war er noch nicht kurirt, doch auf dem Wege zur Beſſerung. Wenn er betrachtete, wie die Mutter es hatte und was ſie that, ſo ſchämte er ſich in ſeine Seele hinein, daß er ihr nicht beſſer beigeſtanden, er hätte es wohl denken können, aber er hatte eben nicht gedacht und weil ſie ihn immer feſtlich aufnahm, ſo dachte er, es ſei immer ſo, alle Tage Juchhe und friſches Brot, und woher es kommen ſollte, daran dachte er wiederum nicht. Jetzt ſah er es und ſie klagte wieder nicht, ſie trug alles mit der Liebe, die nicht das Ihre ſucht, ſich nicht aufbläht, ſich nicht verbittern läßt, die aber auch alles überwindet. Er dachte nach, wie manchen Schoppen er zum Ueberfluß getrunken, während ſeine Mutter aus ihren Kreuzern Milch für ſein Kind gekauft, wie manche Thaler er hätte bei Seite legen können, welche ihm jetzt wohl kämen. Er konnte nicht Latein, aber er dachte was der Lateiner ſagt: o si redderet Jupiter mihi praeteritos annos, o wenn mir Gott wieder ſchenkte die vergangenen Jahre! Vor ſolchem fruchtloſen Wunſche ſchützt eben nichts als der Glaube, der die Jahre braucht wie Gott es geboten hat. Er ſtellte immer wieder vor ſein Gedächtniß die unglückliche Nacht, in welcher er angetrunken, den Streit begonnen, welcher ihn in die Lage verſetzte und wie er repetiren und repetiren mochte, zwei Dinge wurden ihm immer klarer: er hatte den Streit angefangen, er wußte nicht wer ihn geſtochen! Und wenn er jetzt den Eid gethan hätte, einen Eid, den der Rhein nicht abwäſcht und alle Waſſer die auf der Erde und über der Erde ſind, nicht! Den Eid, der brennt mit einem Feuer, welches nicht verlöſcht, den hatte er nicht gethan, das war's, was ihn freute und aufrecht erhielt. So nahe dem Abgrunde war er geſtanden und Gott hatte ihn nicht hinein fallen laſſen, und er durfte daran denken, daß ſein Zuſtand zum Sterben führen, vielleicht eine Waſſerſucht oder ein Hirnbrand kommen könnten, durfte er doch hoffen ſelig zu werden. Er fühlte, daß er wohl ein armer Sünder ſei, aber doch ſtand kein Meineid zwiſchen ihm und Gott, keine Scheidewand, durch welche kein Strahl der Gnade dringt. Er hatte auch getrieben was andere und war noch nicht ſo ſchlecht geweſen wie andere, er hatte gethan, was ihm wohl gefiel und dabei um die Gebote Gottes ſich nicht gekümmert, er hatte nicht gethan was ihm nicht gefiel und dann geſagt: ſo ſchlecht ſei er doch noch nicht, ſolches zu thun, ſelb ſei ja verboten; er hatte ganz nach der gewöhnlichen Religion gelebt, nach welcher der Menſch ſagt: er ſei auch ein armer Sünder, und dabei keinen Fehler haben will, der ſelig werden will, aber wie er will, um Gott ſich nicht kümmert, auf ſeine Gerechtigkeit pocht, auf ſein Weſen ſtolz iſt; dabei über alles andere ſchimpft und mit der ganzen Welt unzufrieden iſt. Und ob das alles recht ſei, darum hatte er ſich gar nicht gekümmert, hatte darüber in keinem Buche nachgeſchlagen, in der Bibel nie mehr geleſen und in der Kirche war er ſelten geweſen. Ungläubig, ein Unchriſt hatte er freilich bei Leibe nicht ſein wollen, aber über alles Chriſtliche lachen, ſpotten, fluchen können, je nachdem er einfaches Waſſer, Kirſchenwaſſer oder Bäziwaſſer im Leibe gehabt hatte oder gar nichts; und hatte dabei gar nicht gedacht, daß er ſich verſündigen könnte, kurz, er hatte eine gar wunderliche Religion, wie leider viele ſie haben, eine Kutte, welche man dieſen, jenen Weg tragen kann, verkehrt und nicht verkehrt oder gar nicht, wenn's ſchön Wetter iſt und luſtig in der Welt. Jetzt kam es ihm anders: er hatte Zeit zu denken, Zeit zu leſen, er ging in die Kirche, ſeine Seele thaute auf wie ein Blumenbeet in der Frühlingsſonne; die Dinge der Welt kamen ihm ganz anders vor und ſeine Perſon ganz anders. Jetzt begriff er, daß er ein armer Johannes ſei und ohne Gottes Hülfe nichts mehr in dieſer Welt und ohne Gottes Gnade ein verſtoßener Sünder in jener Welt.

Er kam zur Demuth, er wurde klein und das kam ihm wohl. Der Polizeidiener, welcher zumeiſt von Polizei nichts weiß, ſondern mit Weibeln ſich die Zeit vertreibt, kam einmal beim Häuschen vorbei und ſagte zu Johannes: du ſollſt zu den Mannen kommen, ſie ſind bei einander (Gemeindrath), ſie wollen dich was fragen. Dem Johannes war das ganz ſonderbar; was iſt's, was haben die mit mir? frug er. Weiß nicht, ſagte der Polizeidiener. Es iſt ein Schreiben da, wo was von dir drin iſt, es wird wegen dem ſein. Mach' gleich und komm'. Das kam dem Johannes ſchwer vor. Daß er ſich in etwas verfehlt, wußte er nicht; endlich dachte er, vielleicht daß ſie ihm ein Pöſtlein geben wollten aus Erbarmen, etwa Mauſer oder Betteljäger oder ſonſt was. Er machte ziemlich lange Schritte, und bald ſtand er vor den Mannen. Schreiber, lies ab, ſagten ſie. Der las nun ein Schreiben ab, von der Inſelverwaltung, worin die Gemeinde aufgefordert wurde, den üblichen Beitrag von ungefähr einem Drittel, welches vier Thaler betragen mochte, zu bezahlen, das war ganz das Gewöhnliche: aber Johannes wußte nichts davon, er erſtaunte daher ganz. Wir haben dich kommen laſſen, ſagte Einer, um dich zu fragen, ob du das etwa machen wollteſt? Es dünkte uns, du könnteſt das wohl; du haſt erſt brav Geld bekommen, und das wendeſt du gerade hier am beſten an, denn um dich heilen zu laſſen, wirſt du es bekommen haben. Wir haben ohnehin ſo viel Unkoſten, daß wir gar nicht auskommen können, und wenn wir anfangen wollen, für ſolche Burſche zu zahlen, wie du einer biſt, ſo gmeinräthlen wir uns ſelbſt von Haus und Hof und können nach Amerika. Ja, ſagte ein Anderer, du weißt dann, was du anderen den Weg vorzulaufen haſt, wäreſt du daheim geblieben, ſo hätte kein Menſch dir was gethan, du biſt an der Sache halt ſelbſt ſchuld. Vor Gott und Menſchen iſt's nicht recht, wenn es zuletzt noch über die Gemeinde ausgehen ſoll, nein, iſt's nicht. Gemeinde, Gemeinde, ſagte ein Dritter, ſoll an allen Orten herbei, den Buckel darhalten. Den Lohn verſauft ihr, und ſagt man ein Wort, ſo heißt es, du haſt mir nichts zu befehlen, ich verſaufe mein Geld und nicht deins. Und Handkehrum iſt er einem vor der Thüre, und zum Helfen iſt man gut genug. So iſt's, ſagte ein Vierter. Zu Allem ſollte man nichts ſagen, Alles gehen laſſen, je wüſter deſto beſſer; aber zu helfen, da iſt man gut genug. Da kommen ſie dann daher und wollen befehlen, und wenn man ihnen nicht nachſagt, was ſie vorſagen, und giebt, was ſie befehlen, ſo muß man wüſte Hunde ſein, iſt nirgends mehr ſicher, und das Haus wolle man einem über dem Kopfe abbrennen, kann man hören. Ja, nicht einmal mehr einen Schoppen in Ruhe trinken kann man. Kommt man in ein Wirthshaus, ſo ſitzen ein Halbdutzend deren Lumpen da, wo die Kinder mit Betteln einem alle Tage vor der Thüre ſind, und die Weiber mit Jammer und Heulen uns bald um Schuhe bitten, bald um Butter, eine Suppe zu machen. Und die Lumpen freſſen Braten und ſaufen rothen Wein, daß man vor Zorn verſpritzen möchte, und darf doch kein Wörtchen ſagen, wenn man nicht Streit haben will, und das Schlechteſte alles hören. Und wenn man ſchon kein Wort ſagt, ſo iſt man nicht ruhig, ſagte ein Sechſter. Es iſt bald, als ob wir kein Recht mehr hätten, in einem Wirthshaus einen Schoppen in Frieden zu trinken. Kaum ſitzt man ab, ſo fängt das an zu ſticheln und zu ſpötteln, daß es ein Elend iſt, daß man meinen ſollte, wir ſeien nur um Gotteswillen da. Sagt man nichts und nimmt Alles an, ſo iſt man kein Mann, und ſagt man was, ſo rührt man im Koth und hat die Naſe voll. Es iſt ein Elend heut zu Tage, aber zähl' darauf, das kommt anders, es iſt dann endlich Einer, wenn der kommt, der macht dann Ordnung, zähl' darauf, Bürſchli! So wetterte es auf Johannes ein, Schlag um Schlag, mit keinem Hämmerlein hätte man dazwiſchen gekonnt. Die Mannen waren offenbar übler Laune, und in Gemeindräthen geht es akurat gleich wie in Miniſterräthen und andern Räthen mehr, von den Stimmungen hängt das Meiſte ab. In Johannes Kopfe pochte ein Hämmerlein alleweil raſcher und ſtärker, es war das Hämmerlein des Zornes, welches auf die Stirn trat, ſagen wollte: Wie das eine ſchlechte Sache ſei, einem Armen ſein Unglück vorzuhalten, und ſie ſeien nicht da, um den Leuten wüſt zu ſagen, ſondern um ihnen zu helfen, und wenn die Bauern beſſere Beiſpiele geben würden, ſo wären die Armen auch anders u. ſ. w. Aber der alte Johannes und Corporal war nicht mehr allein Meiſter, es war nun noch ein anderer Johannes da, es war der arme, lahme Johannes. Dieſer arme, lahme Johannes fand, die Mannen hätten eigentlich recht, und wenn ihnen der Aerger zuweilen auch überlaufe, ſo ſei es ſich nicht zu wundern, und als Gemeindeväter hätten ſie nicht bloß die Pflicht zu geben, ſondern auch das Recht, ein Wort dazu zu reden und zu ſtrafen, akurat wie die leiblichen Väter auch. Und in der That, wenn ſie Allen helfen ſollten, welche faul wären oder Streiche gemacht, ſo wären es nicht rechte Väter, ſie brächten ſich um ihre eigene Sache und pflanzten nichts als Begehrlichkeit, Bettelei und Unordnung. Es fühlte der arme, lahme Johannes, daß er wirklich ein armer Sünder ſei und dieſe Strafpredigt mehr als verdient hätte und daß ſie ihm eigentlich nichts ſagten, als was er ſich oft ſchon ſelbſt geſagt habe, aber wahrſcheinlich nicht wußten, daß er dieſes ſchon gethan und im Glauben ſtanden, ſie kämen ihm mit lauter Neuigkeiten. Der Apoſtel Paulus ſagt: ſo wir uns ſelbſten richteten, ſo würden wir nicht gerichtet werden. Das iſt ein tief und ſchwer Wort, denn wer über ſich ſelbſten zu Gerichte ſitzt, den zu richten werden die Menſchen ſehr ſelten ſich veranlaßt finden, Gott vollends nicht. Beſcheidenen, fleißigen Armen wird kein vernünftiger Menſch Strafpredigten halten oder bloß verſtockte Tröpfe werden es thun, welche bloß auf einer Saite geigen können und meinen, es ſollte Niemand auf der Welt ſein als fette Schweine, gute Kälber, ſichere Zinsleute und ſie. Die Wehmuth rang in Johannes mit dem Zorne. So weit habe er es gebracht in der Welt, dachte er, vor dem Gemeinderath ſtehen zu müſſen wie ein armer Sünder, ſich die bitterſten Sachen ſagen zu laſſen und bei allem geſtehen zu müſſen: ſie haben ganz recht, ſo iſt's, und wenn ſie nichts auf mich halten, ſo bin ich daran ſchuld und nicht ſie. Das Weinen war ihm zuvorderſt und löſchte des Zornes Flamme.

So bald eine Pauſe entſtand, war der arme, lahme Johannes hinterher, die Rede zu ergreifen. Ja, ihr ehrenden Vorgeſetzten, ſagte er, ihr habt Recht, es iſt mir leid, daß ich es ſagen muß. Wenn es mir erlaubt wäre, ſo möchte ich ein Wort ſagen. Red', aber mach's kurz, wir haben noch anderes zu thun, ſagte der Präſident. Da ließ der alte Johannes einen Blitz fahren und der Blitz wollte ſagen: wenn ihr ſo viel zu thun habt, warum reden dann ſechs auf einen einzigen ein und jeder ſo lange er will, und wenn der Einzige reden will, ſagt man ihm: Mach's kurz! Indeſſen der Blitz verzuckte und der neue Johannes fuhr fort: Ihr habt mehr als Recht, die Augen ſind mir aufgegangen und es wird wohl den Meiſten ſo gehen, daß ſie nicht witzig (weiſe) geboren worden, ſondern es erſt mit der Zeit wurden. Ich hätte beſſer hauſen können, es iſt wahr, aber das Militäir koſtet viel Geld und was ich für eine Frau gehabt, wißt ihr und damals habe doch Niemand geplagt, wie ſchwer es mir auch ankam, ſie in ihrer langen Krankheit durch zu bringen. Es iſt wahr, die letzte Schlägerei iſt ein Unglück, aber es war nicht die erſte, es wird nicht die letzte ſein. Ihr Manne wißt wie das geht, es wird wohl keiner ſein, der nicht auch ſchon dabei geweſen iſt. Wenn's Feuer im Dache iſt, ſo kommt man dazu, man weiß nicht wie. Ich habe das Unglück davon, was ich erhielt, war ein Trinkgeld, das Meiſte nahmen wie üblich die Agenten. O, vor denen ſollte man ſich hüten, ärger als vor Wanzen oder Krätzigen. Was mir über blieb iſt nichts, bloß noch ein paar Batzen; nicht einmal ein Tiſchgeld konnte ich der Mutter geben und das iſt, was mich am meiſten plaget, ihr Manne; das iſt eine Frau, wenn ſie alle ſo wären, ihr müßtet weniger verſorgen und erhalten. Ich wußte auch nicht, was ſie thut und hätte ihr beſſer beiſtehen ſollen, als ich's that und daß ich's nicht gethan, das kommt mir oft des Nachts vor, ihr mögt es mir glauben oder nicht. Jetzt weiß ich mir, weiß Gott, nicht zu helfen; was hier nöthig iſt, habe ich nicht, die Mutter hat es nicht, aber ſie würde das Bett unter dem Leibe verkaufen, wenn ſie wüßte, wie ich dran bin. Das werdet ihr aber nicht wollen, das weiß ich und wenn es Gottes Wille iſt, daß ich geſund werde, ſo ſoll es mein erſtes ſein, wieder zu geben, was ihr mir vorgeſtrecket. Glaubt mir, ich weiß jetzt wie es einem iſt, wenn das Bettlerbrot vor's Maul kommt und wenn man nicht zu rechter Zeit denkt, was kommen könnte und an ſeine Schuldigkeit. Gott Lob, jetzt ſind mir die Augen aufgegangen und wie bitter mir manchmal das Eſſen wird, das ſtellt ſich keiner unter euch vor. Ich möchte daher angehalten haben, daß ihr das Geld für mich nach Bern ſchicktet, denket, ihr thätet's der Mutter, ſie hat euch noch nie geplaget und iſt immer mit Ehren durch gekommen. — Die Manne hatten die lange Rede geduldig angehöret und noch mit einer Art Behagen. Es kam ihnen gar ſelten vor, daß Einer ſich als Sünder bekannte und in Demuth unterzog. die Meiſten begehrten auf wie Höflimacher, wollten an nichts ſchuld ſein, ja, behandelten oft die Gemeinderäthe als wären es lauter Schulbuben oder Blutſauger.

Deine Mutter iſt eine brave Frau, ſagte der Präſident, darwider ſind wir, nicht, es wäre gut, es thäte Mancher Exempel an ihr nehmen und du auch. Es will mir ſcheinen, es käme ihm, ſagte Einer, er fängt an einzuſehen, daß andere Leute nicht bloß für ihn da ſind und das iſt ſchon etwas. Ja, ſagte ein Anderer, und wenn ſich Einer auch noch dafür hält und kommt mit Manier und giebt ſich dar wie er iſt, ſo iſt's wieder eins. Man kann auch noch Erbarmen haben einmal, ich will ihm für diesmal das Wort geredt haben. Ja, wenn ſie alle ſo kämen, ſagte ein Anderer, ſo wäre es wieder eins. Wenn man jung iſt, ſo ſinnet man es oft nicht beſſer, es wird ſich ein jeder beſinnen, wie man iſt in ſelber Zeit. Und gäll, wie leicht hat es etwas Ungeſchicktes gegeben, wo man ein Näggis (Schade) hat für ſein Lebtag. Aber was haſt eigentlich am Arm, daß du ihn nicht brauchen kannſt? Nun kam's auf ein neues Feld und es war, als ob plötzlich der Gemeinderath verſchwunden, eine Verſammlung von Aerzten emporgetaucht wäre. Johannes zog die Kutte ab und zeigte die Wunde, erzählte, wie viele Aerzte er gebraucht und was dieſer, was jener mit ihm vorgenommen. Nun hatte ein jeder der Räthe auch was erlebt und noch viel mehr gehört und jeder fand es läz (fatal), daß Johannes nicht zu dieſem gegangen, nicht jenes gebraucht, er wäre ſicher längſt davon, denn die, zu denen er gegangen, könnten alle nichts, zögen die Sache auf die lange Bank, es ſei ihnen nie um die Leute, ſondern nur um's Geld. Geh in's Bad, aber es wird dir nicht viel helfen, ſagte Einer. Wenn ſie nichts mehr anzufangen wiſſen mit den Leuten, ſo ſchicken ſie dieſelben in's Bad, habe ich mir ſagen laſſen. Wenn du wieder kommſt, ſo komme zu mir, ich will dir dann eine Anweiſung geben, die hilft gewiß, wenn einmal noch was zu machen iſt. Iſt nichts mehr zu machen, je nun, ſo hilft kein Zeug nichts, ſelb weiß man. Ich denke, ſagte endlich der Präſident, wir fahren fort. Du kannſt jetzt gehen in Gottes Namen und vergiß nicht, was du verſprochen haſt. Leb wohl. Iſt's erkannt? frug der Schreiber. Ich denke, ſagte der Präſident, oder wenn Jemand was darwider hat, ſo ſag er's und wer's genehmigen will: Heyg uf (hebe die Hand auf), Einhellig! Die Armenkaſſe ſolle das Geld ſchicken, aber es nicht wieder vergeſſen wie ſie es zuweilen thut, oder das Geld lieber an einem andern Orte braucht. Johannes ging viel langſamer nach Hauſe, als er nach dem Gemeinderath gegangen war. Ueber die Behandlung konnte er nicht klagen, ſie war väterlich, ſie war ihm faſt wie eine Bürgſchaft für die Zukunft, daß, wenn er mit guten, freundlichen Worten komme, er ſicher auch gute Leute und offene Hände finden werde. Wenn man ſich das Maul gönnt, wie der Schweizer ſagt, d. h. wenn man nicht zu hochmüthig iſt für ein gut Wort, eine freundliche, manierliche Bitte und nicht alles wollte von Rechtswegen, mit geballter Fauſt und unter Blitz und Donner, es wäre gewiß ganz anders unter den Menſchen, viel Liebe und Erbarmen würde ſich finden und manches Herz, das ganz verhärtet ſcheint, würde ſich weich und voll Mitleid erzeigen.

Es war ihm aber doch, als trüge er eine ſchwere Bürde und er trug auch eine, er war in Schuld verfallen, da ja die Gemeinde für ihn zahlen mußte. Das Wort hat einen eigenen Klang und ein beſonder Gewicht. Nun giebt es wohl Ohren, welchen der Klang nicht auffällt, Gemüther, welche das Gewicht nicht gewahren. Indeſſen giebt es noch viele, welche Klang und Gewicht empfinden werden und ſchwer dran tragen, denen es faſt iſt, als ſeien ihnen Hände und Füße gebunden, als rufe das Wort eine Scheidewand zwiſchen ihnen und anderen Leuten auf, als klebe es ſich wie eine Art Brand, Malzeichen auf ihre Stirn. Das iſt allerdings drückend, aber es liegt dieſes Gefühl in der Natur der Sache und concentrirt ſich im Worte; es liegt nicht in den zufälligen Nachtheilen, welche damit hier oder dort verbunden ſind: es liegt im Bewußtſein des eigenen Unvermögens, der mangelnden Kräfte, ſich ſelbſt zu ernähren oder eingegangene Verpflichtungen zu erfüllen, im Bewußtſein, eine Perſönlichkeit zu beſitzen, welche gleichſam unter der Grundzahl Eins ſteht d. h. unter der Fähigkeit der Selbſterhaltung. Kinder und Kranke und Alte wird dieſes Bewußtſein nicht plagen, denn ihr Unvermögen iſt ein unverſchuldetes und Kinder gleichen den Vögeln des Himmels, ſie nähren ſich aber kümmern ſich nicht, wer ſäet und wer ſchneidet und woher ihre Nahrung kommt. Aber wer das Unvermögen verſchuldet hat, ſei es, daß er die Kräfte brach läßt oder verſchwendet und vergeudet, der ſoll dieſes Gefühl haben, ihn ſoll es drücken, ihn ſoll es plagen, bis er ſucht der Plage los zu werden. Nach den mondſüchtigen Humanitätsideen und Culturanſichten dieſer Zeit geſtaltet ſich das ganz anders, es ſoll dieſes Gefühl verwiſcht werden, es iſt ein Gefühl, der Menſchenwürde unwürdig und wer nicht mag, was er ſoll, oder mehr mag, als er hat, dem ſoll man dies ja nicht fühlen laſſen, ſondern eben brüderlich ſorgen dafür, daß er nicht thun muß, was er nicht mag und daß er alles hat, was er braucht und Nachtheil ſoll das durchaus keinen haben für ihn, der gebende Menſch ſoll darin durchaus Gott gleich ſein, der ſeine Gaben auch Niemand aufdrückt. Das ſind prächtige Ideen, eben von denen erſonnen, welche nicht thun mögen, was ſie ſollen und Dinge möchten, welche ſie nicht haben, und den kreuzdummen, indeſſen aufgeklärten Menſchen dieſer Zeit, dieſelben aufbinden und noch theuer verkaufen als die allerneueſte Weisheit. Dieſe begreiflich wollen alle Nachtheile, welche das Schuldigſein mit ſich bringt, weg, alle daherigen Geſetze aufgehoben, den Schuldner den übrigen Menſchen gleich geſtellt in jeglicher Beziehung. Ja, einige gehen noch weiter und wollen dieſe Gleichſtellung auch auf Züchtlinge und Sträflinge ausdehnen, ſo daß z. B. ein Galeerenſclave Großrichter, ein Ausgepfändeter Tagſatzungs-Präſident werden könnte und iſt man einmal ſo weit, ſo geht man einen Schritt weiter und es wird in den Verfaſſungen ein ſtehender Punkt werden, daß ein Abdecker oder Schinder Cultusminiſter ſein müſſe und zu Rathsherren oder Richtern Niemand erwählt werden dürfe, der nicht gemordet, geraubet, falſch geſchworen oder doch wenigſtens der Faſchmünzerei überwieſen worden, damit eben recht kräftig peinigende Gefühle, herſtammend aus den barbariſchen Culturzuſtänden des Mittelalters, getilget würden. Auch hier zeigt ſich die Richtung der Geſetzgebung; Geſetze zu machen zur Schonung der Schlechten und nicht zur Sicherung der Guten, Geſetze, die Schlechten zu ermuthigen, die Guten zu entmuthigen. Die heutige Geſetzgebung beweiſt von zweien Dingen eines: daß entweder die Geſetzgeber, was faſt ſo viel ſagen will als: die Juriſten, urtheilsunfähig ſind, dieweil ſie keinen Glauben haben, oder aber, daß ſie unwillkührlich mit dem Gedanken beſchlagen ſind, wie froh ſie wären, gelinde weg zu kommen, wenn ſie als Spitzbuben, Räuber, Mörder einmal ergriffen werden ſollten. Wer dem Worte Schuldner für Teufelsgewalt ſein Gewicht nehmen will, der verſucht es umſonſt bei Allen, welche ein Gefühl für wahre Menſchenwürde haben, der ermuthigt nur Faule und Freche, der ſorget nur für ſich, im Fall ihn die Ahnung plagt: er möchte auch in dieſe Klaſſe fallen, der bahnt der Ordnung den Weg, wo der Stärkere Meiſter iſt, der Menſch zum Raubthier wird, des Tages im Walde liegt, des Nachts Beute macht und Fleiſch frißt.

Nun, Johannes fühlte das Gewicht des Wortes Schuldner ſehr ſchwer und wir freuen uns darüber. Und als er nach Hauſe kam und der Mutter erzählen mußte, wo er geweſen und warum, da legte ſich das Wörtlein noch ſchwerer auf die Mutter, ſie weinte faſt und zankte zum erſtenmale mit ihrem Sohne, daß er ihr die Sache nicht geſagt, ſie hätte ſehen wollen, wie machen, um ſich der Schuld zu erwehren. Als ſie der Sohn aber fragte: Aber Mutter, wie hättet Ihr es denn machen wollen? da war ſie freilich in Verlegenheit; denn was zu verkaufen fiel ihr nicht bei und wer hätte ihr drei oder vier Thaler leihen wollen für ſo was? Und was haben ſie geſagt? frug Käthi. Du mein Gott, wie wüſt werden die gethan haben über mich. Es ſind gute Mannen daneben, aber ſteuern thun ſie je weniger je lieber und wenn ich hätte vor ſie gehen ſollen deretwegen, die Beine hätten mich nicht getragen. Da erzählte Johannes, wie alles gegangen, was ſie geſagt, was er geſagt, was ſie dann wieder geſagt und wie es ihm bei allem gefreut, daß ſie Verſtand gehabt und am meiſten, daß ſie die Mutter ſo gerühmt und Einer gar geſagt: vor der hätte er Reſpect, es ſei mancher, man ziehe vor ihm den Hut ab, er ſei nicht, was ſie. Mutter, wenn du vor den Gemeindrath gingeſt, du hätteſt, was du wollteſt. Nein aber, was ſagſt, ſchäme dich, ſagte Käthi, nein aber, ich vor den Gemeindrath, ei was denkſt du. So was ſoll man nicht ſagen, manche Nacht kann ich jetzt nicht ſchlafen, es wird mir immer vor kommen. Ich glaube nicht, daß ich's über's Herz brächte. Vor den Gemeindrath, nein aber, das ſtünd ich nicht aus, lieber noch ſieben Kindbetten. Verzeih mir Gott meine Sünde! Käthi war ſehr unſchuldig in dieſem Punkte, wie man ſieht. Aber was ſie da geſagt haben von mir, das haſt du erſinnet, das haben ſie nicht geſagt, meinte ſie. Als nun Johannes ernſt verſicherte, nicht mehr oder minder hätten ſie geſagt, da kam Käthi das Augenwaſſer: nein aber, ſagte ſie, das hätte ich nicht geglaubt, daß ſolche Manne einem armen Fraueli ſich achteten! Nein aber, und Reſpect hatten ſie geſagt! Sie werden vexirt haben, gedacht haben, ſo einem jungen Löhl könne man ſagen, was man will. Als aber Johannes verſicherte, das hätten ſie gewiß geſagt und ſehr im Ernſte, da ward Käthi gerührt und glücklich, gewiß inniger glücklich als mancher General, dem nach gewonnener Schlacht ſein König ein Kreuz an den Hals hängt, ihn zum Marſchall macht und Graf ſagt, wo er ſonſt nur

Baron geweſen. Käthi hatte aber vielleicht auch mehr Urſache glücklich zu ſein, denn nicht bloß einſtündiger Heldenmuth hatte ihr das Lob verdient und den Reſpect, ſondern ein mehr als vierzigjähriger Heldenmuth, der im Kampfe aushielt und Stand hielt, wenn auch der Feind nie fliehen wollte, ſondern alle Tage neu anſetzte. Sie wiederholte oft: aber nein, ſie werden doch wohl nur verirt haben! Das war, was ſie im Schlafe ſtörte, aber nicht plaghaft, und ihr Vertrauen und Reſpect vor den Mannen gab, die einen Unterſchied machten zwiſchen den Leuten, die doch nicht ſo von ungefähr regierten, wie die Leute immer ſagen wollten und nicht zu vornehm ſeien, ſich einer armen alten Frau zu achten. Das ſeien Manne, ſagte Käthi, wenn es allenthalben ſolche geben würde, es ginge beſſer in der Welt und hatte von Stunde an noch viel größern Reſpect vor ihnen, als vorher und arbeitete viel glücklicher und leichter. Es ſei eine Freude zu arbeiten und ſich zu leiden, wenn Jemand es ſchätzte und äſtimirte, ſagte Käthi. Ja, ja, mit einem guten Worte kann man manchmal viel machen, ſagte ein Sekretairchen, in deſſen Gunſt und Wohlgewogenheit man ſich einmal ſpaßweiſe empfahl. Ja, mit einem guten Worte kann man viel machen! Wenn die Reichen den Armen, die Armen den Reichen gute Worte geben würden aus gutem Herzensgrunde, da wäre ſchon unendlich viel gewonnen. Die Herzen ſtänden ſich freundlich offen, der brüderliche Sinn zöge wieder ein. Aber wo lernt man gute Worte, wie kommt man zu gutem Herzensgrunde? nicht in den Zeitungen, nicht in Volksverſammlungen, nicht in den Kneipen und auf den Straßen, ſondern im Evangelium findet man die Perlen und die Worte, welche das ewige Leben haben und die Liebe, die mehr iſt als Engelszungen, welche über alles geht. Am Tiſche des Herrn, wo um den Hausvater die Kinder ſich ſammeln, gedenken deſſen, der aus Liebe für Alle gekommen, der nach der gegeneinander erzeigten Liebe richten will, wo wir das Pfand erhalten, daß wir durch den armen Menſchenſohn, der da nichts hatte, wohin er ſein Haupt legen konnte, von Sünde und Tod erlöſt werden ſollen und das ewige Leben erhalten, da ſoll die Bruderliebe aufflammen, der brüderliche Sinn feſt werden in den Herzen. Aber wie viele kennen das Evangelium nicht mehr, wie viele ſammeln ſich nicht mehr um des Herrn Tiſch und zwar Arme und Reiche nicht. Iſt ſich da zu wundern, daß die guten Worte fehlen und der gute Herzensgrund?

Es war ein ſchönes Frühjahr; früh that ſich der Schooß der Erde auf und ward fruchtbar; gar manches edle Kraut bot dem Menſchen Speiſe, und fleißig wurde diesmal das weiße Kraut, welches den Winter über unter aufgefahrener Erde gelegen, jetzt frei gehackt, wurde aufgeleſen, gut verkauft oder mit Behagen ſelbſt verſpeiſt.

Früh fand Käthi zu ihrer unausſprechlichen Freude das Zeugniß, daß die lieben Erdleutchen Wald und Buſch nicht verlaſſen hätten, ſondern fleißig geweſen ſeien den Winter über, und reichlicher und üppiger die Sträucher gepflanzt und Blüthen gewoben, und luſtig waren ſie wieder geweſen im grünenden Buſche, im keimenden Graſe, denn verſchlungener und größer waren die Ringe, welche ſie im Graſe getanzt. Bald rötheten ſich lieblich und jungfräulich der zarten Beere blaſſe Wangen, und ehe der Mai zu Ende war, konnte Käthi ihre erſte Erndte beginnen, und löſte gar manchen ſchönen Batzen aus dem ſüßduftenden Waldſegen. Dieſe Batzen halfen etwas nach; kümmerlich ging's, aber von Tag zu Tag ging es doch, und allemal ſtand was auf dem Tiſche. Freilich das könnte man nicht ſagen, daß ſie allemal wohlgeſättigt den Tiſch verließen. Johannes hatte großes Verlangen, bald in's Bad zu gehen, um zu erfahren, was aus ihm werden ſollte. So konnte es nicht bleiben, das begann er zu begreifen. Beſſerte der Arm ſich nicht, daß er wieder ſtark wurde zur Bauernarbeit, ſo mußte er was vornehmen, um zu verdienen. Aber es iſt wirklich ſchwer, wenn Einer bald dreißig Jahre alt iſt, einen Broterwerb ſuchen zu müſſen. Wir ſagen abſichtlich müſſen, denn freiwillig ändern gar Viele, ſpringen von einem Aſt zum anderen und alle Tage auf einen anderen, wollen es immer leichter und bequemer haben, ſchaukeln ſich immer luſtigrr, bis es endlich genug iſt, und ſie groß purzeln und tief hinunter oft bis in's Zuchthaus und noch tiefer, wenn alles mit rechten Dingen zuginge. Bäcker, Mezger, Lohnkutſcher, Verwalter, Schaffner, Garnhändler, Wirthe, Agenten, Rathsherren, Bauern, Schuhmacher, Käſehändler, Gerichtspräſidenten, Spangler, Vorſinger, Trompeter, Schleifer, Bankdirectoren und endlich Müller, Salzfaktoren und Schulmeiſter, und wie eine Laus im Kraut wohl auch ein Pfarrer, das Alles purzelt bunt durcheinander in luſtigem Gemiſch. Heute iſt das oben und morgen das Umgekehrte, und Jeder kann Alles und Eins akurat gleich gut wie das Andere. Es iſt, als ob die Leute das Hexenwerk mit der Muttermilch einſaugen thäten, haben aber doch wahrſcheinlich die Fertigkeit, alle Tage was anderes zu ſein, der heutigen Cultur und Bildung zu verdanken. Aber was anderes werden müſſen, das iſt was anderes, beſonders wenn das Ausleſen nicht frei iſt, nicht die Luſt entſcheiden darf, ſondern ein lahmer Arm die Hauptſtimme hat. Johannes dachte wirklich an Mauſefallenhändler oder Topſträger, Schwammträger, Fußbote, ja es dünkte ihn manchmal, er könnte auch Landjäger ſein, am Spazieren und Tragen von Brieſen hinderte ihn ſein lahmer Arm nicht. Aber es war ihm Alles zuwider, denn Johannes war eine ſtabile Natur, aus freiem Triebe ändern oder erſinnen, das war ſeine Sache nicht. Ein guter Knecht war er geweſen, hatte namentlich Freude am Vieh gehabt, wäre daher gern beim Vieh geblieben. Wir begreifen dieſe Richtung vollkommen, iſt einem doch wirklich beim Vieh oft viel wohler als bei Menſchen; wird wahrſcheinlich wegen der beiderſeitigen Culturſtufe ſein. Käthi dagegen ſchwebte zwiſchen Bangen und Verlangen, Johannes ſah übel aus; er hätte keinen Muth mehr, ſagte Käthi, und wenn man ſo weit auseinander komme, ſo wiſſe man nie, ob man wieder zuſammen komme. Und wenn ſie ſchon bös hätten, ſo ginge es doch. Er ſei ſo ein guter, mit Allem zufrieden, helfe ihr, trage Waſſer, helfe, wo er könne und möge, ſei jetzt immer daheim, leſe in einem Buche, lehre den Johannesli, daß ſie oft denke, wenn es doch immer ſo bliebe. Der Friede, und wenn man einander liebe, ſo ſei das am Ende doch die Hauptſache. Daneben, wenn er wieder geſund werden könne, ſo möge ſie es ihm grauſam wohl gönnen, denn eine ſchreckliche Sache wär's für einen ſolchen Burſch, wenn er ein Krüppel bleiben ſollte ſein Lebenlang. Die Befehle zur Abreiſe in die Bäder kommen raſch; kurze Friſt bleibt zur Zurüſtung, was bleibt darf man nicht verjammern, man muß ſich zurechtmachen und ſcheiden. Käthi und Johannesli gaben dem alten Johannes das Geleit, und ein Stücklein Weges lieſen noch beide Hühner hintendrein. Erſt blieben die Hühner zurück, dann meinte Käthi, welcher der Athem zu fehlen begann, ſie wolle nicht ſäumen, er hätte zu preſſiren. Aber du haſt doch Alles, frug ſie, und als ſie ſich deſſen vergewiſſert hatte, gab ſie ihm die Hand und ſagte: Lebe wohl, und gieb Beſcheid wenn du kannſt, wie's dir geht. Da, nimm das noch und häb nit Hunger. Es war Käthi's ganzer Schatz, es waren fünf Batzen. Nein, Mutter, ſagte Johannes, das nehme ich abſolut nit, bin Euch lange genug eine Laſt geweſen. Glaub' das nit, ſagte Käthi, und nimm's, es thäte mir in der Seele weh, wenn du es nicht nähmeſt. Glaube, du biſt mir werth, kommſt du heim, geſund oder wie jetzt, nur gleich gut gegen mich, wo die Liebe iſt, da ſteht man Alles aus, und hat noch Freud' dabei. O Mutter! ſagte Johannes. Geh', ſagte Käthi, denk', wenn du zu ſpät kämeſt! Mach' Beſcheid, haſt es gehört? Lebe wohl, und geh' mir ſacht. Johannes mußte gehen, aber er hatte noch lange Thränen in den Augen, er mußte denken, wenn das Weibervolk alles wäre, wie ſeine Mutter, was das für ein Leben wäre in der Welt! Aber wie ſie ſei keine mehr, dachte er. Hatte ungefähr ſo recht als der Jeſaias. Der wimmerte: es gebe keine gottergebenen Juden mehr. Wohl, es giebt noch gute Weiber, abſonderlich gute Mütter. An Liebe fehlt's dem guten Weibervolk nicht, zuweilen wohl an Verſtand. Daß es ihm an der Liebe nicht fehlt, ſieht man abſonderlich an der Eiferſucht, welche viele ſo ſchrecklich plagt, noch viel ſchrecklicher als der Bandwurm manchen Mann plagt, was man auch vorkehrt, der Wurm will nicht fort. Wir wollen den Johannes baden laſſen, und uns um ihn nicht kümmern, obgleich ſo eine Badefahrt von manchem Dutzend verſchiedenartiger armer Kranken ein eigenthümlicher und zwar noch unberührter Stoff wäre.

Neunzehntes Kapitel.

Zwei erſcheinen, eine alte Bekannte und eine neue: die Erdäpfelkrankheit und ein hübſches Mädchen.

Bekanntlich war es im Juli 1846 manchmal ſehr warm, das erfuhr Niemand mehr, als Johannes ehemalige Meiſterfrau. Sie ſaß an einem heißen Morgen auf einem Wägeli und ſchwitzte gar mörderlich. So eine Bäurin ſei doch das ärmſte Geſchöpf von der Welt, brummte ſie, arme Weiber könnten Morgens in der Kühle gehen, Leute ihrer Art aber müßten erſt ſorgen für gehöriges Frühſtück, dann noch für das Mittageſſen, denn wenn ein Broſämlein fehlte, ſo ging's über ſie her, es wiſſe kein Menſch wie, und wenn ſie heim käme, kriegte ſie Geſichter, daß eine Kuh daran erſticken müßte. Hinten auf dem Wägeli hatte die Bäurin ein Fäßchen, ſie wollte Weinen (Wein kaufen) für die Erndte. Es war Markttag im Städtchen, doch ziemlich leer war die Straße. Die Meiſten hatten eben die Kühle benutzt Auch dies machte die Frau ärgerlich; ſie war nicht gern lange alleine, hatte Langeweile. Sie ging nicht zu Markte, um nichts zu vernehmen; ihre eigenen Gedanken abhören, konnte ſie daheim auch. Sie pflegte, wenn ſie zu Markte fuhr, alsbald Jemand das Heimfahren anzubieten, doch mit Auswahl. Heirathsfähigen Männern erwies ſie dieſe Gunſt nie, denn wie leicht, ſo komme man in's Geſchrei und das begehre ſie nicht. Sie frage dem Zeug allem nichts nach, und da möchte ſie doch den Namen auch nicht haben, pflegte ſie zu ſagen. Endlich ſah ſie was Weißes durch die Baume. Hü, Mähre! ſagte ſie, du thuſt heute ſo faul, als wäreſt eine Welſchlandjungfer; und ſtark ſchüttelte ſie das Leitſeil, denn ſie fuhr immer ohne Peitſche. Ein Mädchen ging vor ihr her, ein dickes, rundes, und als es ſich umdrehte, hatte es ein freundlich Geſicht, weiß und rothe Backen, blaue Augen, kurz ſo ein Geſicht, wie es ſich für ein liebevolles Mädchenherz am allerbeſten ſchickt. Ei Baſe, hü, Mähre! komm', ſitz' auf. Kannſt nicht ſtehen, du alte Täſche, komm' auf die andere Seite; haſt den Hafer ſchon in der Naſe! Gieb mir das Säckli! So lauf' denn, wenn es dir ſo preſſirt! Alſo eine Baſe beſcherte der Bäurin das gütige Geſchick, und nun kam die Rede in Fluß, was die Frau ungemein erleichterte. Sie ſchwitzte nicht halb mehr ſo ſtark, als früher. Die Baſe war nicht nahe verwandt, wohnte ihr nicht nahe, um ſo mehr hatten ſie ſich zu fragen und zu ſagen. Die Baſe war eine Waiſe, welche ein Vermögen von einigen tauſend Gulden beſaß, und ſo viel Liebhaber hatte, daß ſie vor lauter Liebe zu gar keinem Manne kam. Sie konnte nicht ausfindig machen, welcher ſie am meiſten liebe und am längſten lieben würde, und wie das erforſchen, wußte ſie nicht, und hätte es doch gar zu gern gewußt, ſie war in ſehr großer Verlegenheit, und während ſie ſich beſann, wurden ihr die Liebhaber verjagt, und dies verminderte die Verlegenheit nicht.

Sie hatten ſich noch nicht halb ausgeſchwatzt, als ſie bereits am Ort ihrer Beſtimmung angelangt waren, der Stallknecht erſt nach ſeiner Kappe, dann nach der Mähre griff, die Bemerkung nach hinten ſchickte, es macht warm heute, und zur Mähre ſagte: komm' nur, komm', fürchte dich nicht, du wirſt nicht alle Tage ſolche Fuhrwerke ſehen. Nach getroffenen Abreden wanderte die Frau ihrem Weinlieferanten zu, zu welchem ſie ein unbedingtes Vertrauen hatte. Das ſei ein rechter Herr, ſagte ſie, und der vermöge den Wein recht zu geben, er brauche nicht allen möglichen Dreck drein zu machen, um den Schulden Beſcheid und Antwort geben zu können. Sie wollte aber nur mit ihm ſelbſt verkehren und mit den Schreiberbuben nichts zu thun haben. Das ſei ihr ein Volk das, ſagte ſie, die wären im Stande, ihr halb Waſſer drein zu laſſen und den Wein ſelbſt zu ſaufen, denn das ſei ihr ein durſtig Volk und ein nichtsnutziges! Der Herr aber, der wußte ſie auch zu nehmen. Er begrüßte ſie wie die beſte Bekannte, hieß ſie ſitzen, frug nach dem Stande der Arbeit und der Früchte, zeigte ihr Reſpekt vor ihrer Meiſterſchaft, redete von ſelbem Male, wo er bei ihr geweſen war, und rühmte Kaffee, Milch und Kuchen, verſprach bald wieder zu kommen, hieß Weinproben bringen, ſagte, den kann ich Euch nicht rathen, aber von dem würde ich nehmen, er iſt einen halben Batzen theurer, Euch laſſe ich ihn für fünf Batzen. Wer auf mich hören will, dem rathe ich immer, für Erndten und ſolche Feſte beſſern Wein zu nehmen. Bewahre, nicht wegen mir, ich verkaufe den ſchlechtern Wein viel lieber, als den beſſern. Aber, glaubt mir, Ihr kauft wohlfeiler, den ſchlechten Wein ſaufen ſie Euch weg wie Waſſer und hören nie auf; vom beſſern kriegen ſie bald genug. Und wenn ſie ſchon noch möchten, ſo können ſie nicht, und obendrein rühmen ſie den Wein, und über den anderen ſchimpfen ſie um ſo ärger, je mehr ſie davon ſaufen. Alſo fünfbatzigen. Aber jetzt wollen wir ein Glas beſſern mit einander trinken. Holt vom hintern Geſtell rechts. Da hilft jetzt wehren nichts, und ſei es Morgen oder nicht Morgen, wenn man ſo weit gefahren iſt, ſo thut einem ein gut Töpfli wohl. Es freut mich viel zu wohl, ein Wörtlein mit Euch zu reden, ſobald laſſe ich Euch nicht fort, oder wollt Ihr mit uns eſſen, wie wir es haben, nichts Gutes, es würde meine Frau freuen. Mit dem Gelde preſſirt's ja nicht, hol' es einmal. Nun, wenn's ſein muß, Geld nimmt man immer. Friedrich, rechnet es aus, wie viel bringt's. Wenn alle Leute ſo exakt mit dem Handeln wären, da wär's eine Freude, Handelsmann zu ſein, viel hundert Centner Papier brauchte man weniger und viel tauſend Gulden reicher wäre ich. So und viel anderes redete der Herr, und machte ſich ſehr bemüht um die Frau, ſo daß, wer ſich ein wenig auf die Leute verſteht, es begreift, daß die Bäurin ihren Wein nirgends anders kaufte, und den beſten Wein, der nicht von ihrem braven und rechten Herrn kam, ſchlecht geſcholten hätte.

Indeſſen beim Fortgehen ſagte ſie doch: daß ich aber doch von dem bekomme, wo Ihr geſagt, und der Küper oder einer von Euren Jungen da mir nicht was anderes darein macht! Habt nicht Kummer, Frau, ſagte der Herr, es ſollte ſich Einer unterſtehen, wohl, dem wollte ich. Es kommt kein Fäßchen fort, wo ich nicht erſt verſuche, was drin iſt.

Noch allerlei hatte die Frau zu verrichten, und allenthalben trat ſie ein mit dem heitern Bewußtſein, eine willkommene und reſpektirte Erſcheinung zu ſein. Sie hatte immer Geld, wenn ſie kam, über alle Dinge ein verſtändig Urtheil, und wußte immer, was ſie wollte. Man brauchte ihr nicht den ganzen Kram hervorzuſchleppen und Stunden lang bei ihr zu ſtehen, und ihr Ueberlegen abzuwarten, welches oft noch dahin ausläuft, daß man ſagt: excusez, komm' ein andermal wieder! Die Stunde, in welcher die Bäurin und die Baſe, welche Bäbeli hieß, ſich ein Stelldichein gegeben, hatte längſt geſchlagen, als die Bäurin zu der harrenden Baſe ſich fand, ſchwitzend, müde und klagend, was das für ein Gelauſe ſei. Sie habe ſchon manchmal ſich faſt verſchworen, nie mehr auf einen Markt zu gehen, und dann müſſe es doch wieder ſein, wenn man Niemand hätte, dem man die Sache anvertrauen könnte. Abhocken wolle ſie, und mal auch verſuchen, wie das Sitzen hinterm Tiſch in einem Wirthshauſe ihr zuſchlage, und wie lange ſie es ertragen möge. Beim fragenden Stubenmädchen beſtellte ſie für Beide eine gute Flaſche und was auf einem Teller, doch nichts Aufgewärmtes und keine Ueberbleibſel, ſondern was Rechts, daß es einem freue davon zu eſſen und nicht ekle. Die Stube war voll; es ſchien, die Leute wünſchten die Hitze vorüber zu laſſen. Von einem anderen Tiſche ward die Bäurin gegrüßt, es war die Beſeliſe, welche wir auch ſchon kennen, welche es that. Wie es ſolche Weiber haben, welche vom Hauſiren leben, ſie ſind um Converſationen nie verlegen, der Geſprächſtoff geht ihnen nie aus, ſie führen ihn mit ſich von allen Sorten und wiſſen zumeiſt jede Perſon nach Stand und Würde mit der rechten Sorte zu bedienen. Nach allgemeinen Bemerkungen, es mache warm und wenn's ſo fortgehe, ſo ſeien in acht Tagen allenthalben Erndten oder wenigſtens in vierzehn, frug ſie: und habt Ihr vernommen, wie es Euerm Knecht, dem Johannes geht, wo ſo wüſt gethan. Dem Lumpenbub' geſchieht es recht, es ſollte allen ſo gehen. Die Bäurin ſagte, ſie hätte gehört, er habe lange prozedirt und ſich immer krank beſchrieben, um die Andern recht zu brandſchatzen; als es aber habe zum Eid kommen ſollen, ſei er abgeſtanden, und habe ausgemacht. Wo er jetzt ſei, wiſſe ſie nicht, und nehme ſie apart nicht Wunder; er hätte in der letzten Zeit einen gar zu böſen Kopf gehabt, ſonſt wäre er ihr anſtändig geweſen, einen beſſern Knecht werde ſie nicht bald bekommen. He nun, wenn du es nicht weißt, ſo kann ich es dir ſagen, ſagte Beſeliſe. Es ſollte allen, welche nicht wiſſen, was ſie thun wollen vor Hochmuth ſo gehen wie ihm, die, welche nachkommen, könnten dann ein Exempel nehmen daran.

Nun erzählte ſie auf ihre Weiſe, und färbte das Ganze, wie eine Beſeliſe zu färben pflegt. Er ſei im Bade, ſagte ſie, der Arm ſei lahm, und wahrſcheinlich komme er nicht mehr zurück, denn er habe noch die Auszehrung und ſonſt noch was, dem ſie den Namen nicht geben könne. Er hätte ſeine Gegner mögen brandſchatzen, aber nicht können, derweilen ſeine Mutter faſt aufgefreſſen, die hätte grauſam bös gehabt, man könne denken, eine ſiebenzigjährige Frau, ein unmündiges Kind, und ſolch einen Schlingel alleine durchbringen, das wolle was ſagen. Die Frau hätte ſie faſt erbarmt, wenn ſie nicht eine ſo überwitzige wäre. Sie gehe herum, wie ein Schatten an der Wand, und wenn der Mond ein wenig anwendete, ſo möchte er durch ſie durch. So erzählte die Beſeliſe. Da fing es an lauter zu werden in der Wirthsſtube, die Stimmen polterten zornig durcheinander. Einer, der das redet, iſt ein Ariſtokrat und Lumpenhund! hörte die Frau. Und du biſt ein Donnerslöhl, und was iſt, das iſt, und was ich geſehen habe, das werde ich auch ſagen dürfen, ein Schlingel wie du wird es mir nicht verwebken! Und ich ſage, wer redet, was du, iſt ein Schelm und Spitzbube und kein Vaterlandsfreund! Und ſei ich, was ich wolle, ſo biſt du eine Kuh und die Erdäpfelkrankheit iſt wieder da, und brülle du wie du willſt, ſo iſt ſie da! Herr, was, was ſagen ſie? frug die Bäurin, aber vor dem Streite, der lauter ward, hörte ſie Niemand. Der Streit ward immer lauter, Schläge hätte es wohl gegeben, da kam ein Landjäger und legte ſich darein, wie man zu ſagen pflegt. Er frug, was es gebe, mit gewaltig barſchem Geſicht, und als er endlich gehört, was er ſchon gehört, da entſchied er wie Solon: Wer ſo was ſage und von der Kartoffelkrankheit rede, der ſei der Volksfreund nicht, der wolle nur aufreizen und die Leute böſe machen, ein Lumpenbub ſei er und halbwegs ein Spitzbub. Er wolle nicht fragen, wer ſo was geredet, aber er wolle gewarnt haben, daß in ſeiner Gegenwart Niemand ſo was ſage, ſonſt gebe es ihm nicht gut. Er nehme jeden auf der Stelle, führe ihn in's Schloß, und der Regierungsſtatthalter werde ihn an Schatten thun, wo er dieſen Sommer nicht mehr ſchwarz werde. Man kenne die verfluchten Ariſtokraten, Spitzbuben, Patrioten und Burgdorfer und wie die das Volk aufrührten urd unzufrieden machten, und von denen und von Niemand anders rühre der Lärm her. Aber denen werde man das Handwerk legen, ein- für allemal und nicht für Spaß. Der droben (der Regierungsſtatthalter) habe es ihm geſagt, wenn er Einen höre, der ſo was treibe, den ſolle er ihm bringen und ungeſäumt, und wenn es ſein müſſe gekettet oder mit einem Ring in der Naſe, den wolle er lehren, was reden heiße, und was das ſei, das Volk aufwiegeln. Ihr Leute, ich will euch gewarnt haben, und daß ich kein Wort mehr höre von Kartoffelkrankheit, ſonſt ſeht, wie es geht. Aber lieber wäre es mir, wenn ich Niemand unglücklich machen müßte. — Donner! es wird doch erlaubt ſein zu ſagen, meine Erdäpfel haben die Krankheit, das zu ſagen, habe ich das Recht; ich möchte den Schelm und Lumpenhund ſehen, welcher es mir wehren will. Und will es Einer nicht glauben, ſo ſage ich ihm: komm, ſetze die Brille auf und halte die Naſe dar, und das ſage ich, und ſollte es der Regierungsſtatthalter ſein und nicht bloß ſo ein Lumpenbub und Hallunke! Ja, da brannte der Landjäger himmelhoch auf und hatte Hülfe. Da kam der Wirth herbeigeſchoſſen und ſchrie als wie fünfhundert Ochſen, er dulde hier keinen Streit. Der Himmelstürk, welcher hier Streit mache, müſſe ihm raus und finde derſelbe die Thür nicht, ſo wolle er ihm zeigen, wo das Fenſter ſei. Der arme Teufel, der nicht nachgeben und zurücknehmen wollte, daß keine Kartoffelkrankheit ſei, wurde nun unſauber erſt zur Thüre, und da er nicht aufhörte zu proteſtiren und ſeine Sache zu behaupten, die Treppe hinunter ſpedirt, und zwar unſauber, und verſpritzte faſt vor Zorn, daß man bei aller Glaubensfreiheit Gott verſpotten, aber nicht ſagen dürfe, die Kartoffelkrankheit ſei da. Allerdings kurios! Aber eben das iſt die kurioſe radikale Freiheit, daß ſie alles ſagen dürfen, was ihnen in's Maul kommt, aber was andere ſagen wollen, ſoll entweder ihre Cenſur paſſiren, oder der, welcher es ſagt, wird verläumdet und verketzert. Das iſt die gelinde Strafe; macht er nicht peccavi, ſo wird vom Hangen, Erſäufen, Vergiften und Erſtechen geſprochen. Die Radikalen haben es akurat wie Mucker, Neutäufer und andere religiöſe Sekten. Erſt predigen ſie unbedingte Freiheit und locken dadurch das Volk; läßt daſſelbe ſich äffen, kriegen ſie es in die Hände und durch daſſelbe das Mehr, ſo kehren ſie den Spieß um, predigen die größte Unduldſamkeit über den ſchrecklichſten Zwang und viele Exempel an Cromwell und Robespierre, und manche rauben noch dazu, was ſie können, Geld und Weiber, viele Exempel an Johann von Leyden, welcher zu Münſter einen ſo merkwürdigen Spektakel aufgeführt hat, einen merkwürdigen Zauberſpiegel für alle politiſchen und religiöſen Schwärmer und Fanatiker.

Die Leute in der Wirthsſtube waren ganz verſtaunet und verſtummet der Mehrzahl nach. Erſtlich waren alle ſehr erſchrocken, wie über einen Blitz aus heiterm Himmel, und zweitens dünkte es ſie doch wunderlich, daß man davon nicht reden ſollte. Ja, wenn Einer geſagt hätte, der Schultheiß ſei ein Judas und Lumpenhund, hätte das Vaterland verrathen, das in einem offenen Wirthshauſe zu ſagen, das hätten ſie wohl begriffen, das dürfte man nicht ſagen. Aber ſollte man denn nicht ſagen dürfen, unſer Herrgott habe wieder die Kartoffeln krank gemacht? Was Gott thut, iſt wohl gethan, ſagt der Chriſt, und was wohl gethan iſt, darf man nicht ſagen? Die guten Leute begriffen halt nicht, daß man das wegen der Wohlfahrt des Vaterlandes nicht ſagen darf, ſintemalen die Wohlfahrt des Vaterlandes, verſteht ſich nach moderner Anſicht, davon abhängt, daß das Volk glaubt, die Wohlfahrt des Vaterlandes hänge eben nicht von Gott, ſondern von einer freigeſinnten, kulturfähigen Regierung ab, ſo eine habe zu befehlen im Lande, und Gott, wenn er noch lebe, das Zuſehen, wie ein altersſchwacher Großvater.

Als der Wirth ſchnaufend und keuchend von ſeiner vaterländiſchen Expedition zurückkehrte, und ſehr triumphirende Blicke von ſich gab, ſcholl es hier, ſcholl es da: Wirth, was bin ich ſchuldig; Wirth, mach mir die Rechnung; Wirth, wo iſt wohl der Stallknecht, er ſoll anſpannen; Wirth, wo haſt du mein Säcklein? So erſcholl es aus allen Ecken und Enden. Und wie der Wirth auch ſagte: ich würde noch warten, es iſt noch gar zu warm, es iſt noch viel zu früh für heim, wartet doch bis der Staub ſich geſetzt hat, nahm das Rufen kein Ende. Wirth, ſieh hier einen Thaler, hier einen Gulden, ich bin preſſirt, muß zeitlich heim ſein u. ſ. w. Ganz erſtaunt und verblüfft ſagte endlich der Wirth, die Silberſtücke betrachtend in der Hand:

habe nicht Münze im Sack, muß holen. Im Stübli ſchüttelte er ſchrecklich den Kopf und verzählte ſich beſtändig. Da ſchoß ſeine Frau hinein und rief: wo Tüfel bleibſt, die Leute preſſiren, es iſt, als ob Alle Büchſenpulver unter den Beinen hätten, weiß gar nicht, was die Leute haben, daß ſie alle ſchon fort wollen. Es iſt beim — nicht mehr zu leben heut zu Tage, ſtieß der Wirth als Seufzer aus, man weiß gar nicht mehr, was man ſagen ſoll, um es allen zu treffen; am beſten wäre es, man ſagte gar nichts. Da hätte er dem Landjäger geholfen Einen raus zu ſchmeißen, welcher grade aus gebrüllt hätte, die Erdäpfel ſeien wieder krank. Zum Donner, ſolche Leute könnten einen ganz unglücklich machen; da heiße es gleich, es ſei dort oder dort geredet worden, und dem Landjäger hätte er helfen müſſen, derſelbe ſei auch ein Gutgeſinnter und Vaterlandsfreund, und ſo ein Hagel könne einen gleich unglücklich machen, denn wie leicht könne man ein Geſetz übertreten, bis am Morgen aufhaben, ſtatt um zehn das Haus zu ſchließen, und ganze Feſttage hudeln laſſen, ſtatt gar nicht. Und jetzt brülle Alles fort, fort! wenn er das gewußt hätte, der Landjäger hätte ſeinethalben Mordio ſchreien können, er hätte nichts gehört, er wollte, ſolche Lumpenhunde ſetzten keinen Fuß mehr über ſeine Schwelle. Aber auch die Leute verſtünden ſich nicht mehr, vor acht Tagen hätte Alles gebrüllt, wenn er nicht dem Landjäger geholfen, heute ſchreie Alles, weil er es gethan, ſo möchte am Ende der Teufel dabei ſein. Die Leute hätten halt keine Geſinnung, keine Grundſätze, kein Menſch wiſſe, woran man mit ihnen ſei — den Ketzern.

Als der Wirth endlich mit der Münze wieder kam, wollte jeder zuerſt haben; es ſchrie in allen Ecken, und der Wirth ſpedirte ſehr langſam, wollte wieder gut machen; ſagte, man ſolle doch nicht ſo preſſiren und er habe nichts dawider, etwas könne an der Sache ſein, es ſei Alles möglich; aber allweg ſei es eine wüſte Sache, und beſſer ſei, nichts davon zu reden, oder ſo wenig als möglich. Es ſei ihm wegen der armen Leute, denen müſſe man nicht Angſt machen, und die Landjäger und Regierungsſtatthalter hörten es auch nicht gern, wie ſie ja ſelbſt hätten mögen merken. So daheim herum könnte man reden davon, aber nur leiſe, dawider hätte er nichts, und wenn es ſei, ſo könne man die Sache im Gottesnamen nicht anders machen, aber öffentlich ſolle man ſich's nicht merken laſſen, böſen Sachen müſſe man ja zum Beſten reden, dies ſei allweg das Beſte. So redete der Wirth, aber es half ihm nichts, die Leute ſtoben fort, und wirklich redete kein Menſch mehr von der Erdäpfelkrankheit. Der Wirth machte ein langes Geſicht und ſagte, er würde einen Thaler geben, das wäre ihm nicht paſſirt, ſolches ſeien fatale Sachen. Wär's dem Bärenwirth paſſirt, ſo hätte es ihn nur gelächert, der hätte dann auch erfahren, was einem die Freiſinnigkeit eintrage, und der hätte es beſſer verdient, als er.

Die Bäurin und ihre Baſe gehörten auch unter die, welche Reißaus nahmen wegen der Kartoffelkrankheit und wegen der Freiſinnigkeit. Nicht ſchnell genug konnte der Stallknecht einſpannen, bald hätte ſie den Wein aufpacken zu laſſen vergeſſen, und erſt frei athmete ſie auf, als ſie das Städtchen im Rücken hatte. Es ſei ihr in allen Gliedern, ſagte ſie zur Baſe; wenn's wäre, daß die Erdäpfel wieder fehlen ſollten, ſo gehe es viel übler, als im vergangenen Jahre, da waren noch Vorräthe, jetzt ſind keine mehr. Ich glaube indeſſen nicht daran, allweg habe ich lauter geſunde geſetzt, und hieß es doch, auf den Samen komme alles an, und das Kraut habe ich auch verbrannt, wie's vorgeſchrieben war, obgleich es mich ſehr reute, denn was Miſt giebt, geht über Zucker. Aber eins hab' ich gehört, und das plagt mich, denn es wird das meiſte wahr ſein daran, fuhr die Bäurin fort, und wandte ſich zu ihrem ſehr ſchweigſamen Bäschen, dem Bäbeli. Das iſt wegen dem Knecht, dem Johannes, das iſt dem doch zu übel gegangen, wenn der ein Krüppel geworden ſein ſollte. Und die Mutter dauert mich auch, das iſt die bravſte Frau von der Welt, bös haben, nimmt ſie für gut, wenn nur die Leute zufrieden ſind mit ihr. Und wenn's ſolchen Leuten ganz bös gehen ſollte, ſo iſt's nicht gut, da ſagen einem die Leute gleich, wenn ein Gott im Himmel wäre und gut ſein was nützte, dem oder jenem ginge es beſſer, der erfahre jetzt, was fromm thun und ehrlich ſein abtrage. So bös wie die Liſe es machte, wird's nicht ſein, aber allweg nicht gut, und wenn ich wüßte wie, ich thäte der Frau von Herzen gerne was. Aber eine Magd ſchicken oder ſelbſt gehen, mag ich nicht, du weißt, wie die Leute ſind, und einen in's Geſchrei bringen, abſonderlich eine Wittfrau, man kann nicht Tüfels genug ſein, damit die Leute einem nicht nachreden, man hätte die Knechte zu lieb. Baſe, ſagte das Bäschen, ich möchte dir was ſagen, wenn du hören willſt und mir nicht zürnen. Red', fuhr die Baſe auf, bin ich etwa ſchon im Geſchrei, das wäre mir doch der Teufel! Nein Baſe, ſagte Bäbeli kleinlaut, was denkſt, es iſt wegen meiner. Aber du ſagſt es nicht weiter, verſprich mir's. Du wirſt doch nicht etwa, ſagte die Baſe. Bewahre, was ſinneſt, ſagte Bäbeli. Du haſt dich vorhin, als die Frau das erzählte vom Johannes, der bei dir Knecht war, meiner nicht geachtet, ſonſt hätteſt du geſehen, daß ich ganz blaß wurde, es war mir, als gebe mir Jemand mit einem Schlegel auf den Kopf, ſo daß mir die ganze Welt ringsum ging. Du wirſt gehört haben, daß ſein Streit wegen einem Meitſchi entſtand hauptſächlich. Weißt du, wer das Meitſchi war? Doch nicht etwa du? frug die Baſe mit großen Augen. Eben, ſagte Bäbeli, war ich es. So, das wußte ich nicht, an dich hätte ich zuletzt gedacht, wußte nicht, daß du dich mit Knechten abgäbeſt, ſagte die Bäurin. Baſe, zürnt mir doch recht nicht, ſagte Bäbeli, ich bin nicht ſo viel im Fehler, als ich ſcheine, habe mir ein Gewiſſen daraus gemacht ſchon lange, und jetzt, wo ich weiß, wie die Sache einen Ausgang nimmt, weiß ich nicht, was machen, ich glaube, ich habe keine ruhige Stunde mehr. Ihr wißt, ich wohne bei meinem Bruder, er giebt mir nichts und ich ihm nichts, ich meine, ich verdiene mein Eſſen wohl mit Arbeit, an einem andern Orte bekäme ich für das, was ich mache, einen ſchönen Lohn. Nun, mit dem Bruder ging's, über den hätte ich ſo viel nicht zu klagen, aber ſein Weib, das iſt ein Hagel, böſer iſt nichts. Gönnt Niemand was, und ſelber eſſen macht fett, das iſt ihre Meinung. Es vergeht kein Tag, daß ſie nicht verſtohlen Kaffee oder Pfannkuchen macht; daß ſie mir nichts davon giebt, das dünkt mich nichts anders, aber auch nicht ein Aug' voll davon kriegt mein Bruder, ſelb dünkt mich eine ſtrenge Sache, und macht mir das Herz bluten. Und wenn ſie zum böſen Eſſen mir noch böſe Worte zumeſſen kann, ſo ſpart ſie es nicht. Es dünkte mich oft, es wolle mir das Herz zerreißen. Bleib nicht dort, ſagte die Baſe, du vermagſt an einem andern Orte das Koſtgeld zu geben. Was wollt ihr euch quälen und gegenſeitig an einander verſündigen. Du haſt wohl recht, ſagte Bäbeli, aber der Bruder dauert mich, und er hat mir geſagt, ich ſolle ihm nicht die Schande anthun und weiter gehn. Dann hab' ich mich gewöhnt an ſein Haus, war mein Lebtag darin. Wirſt doch einmal daraus müſſen, ſagte die Baſe. Bäbeli gab darauf keine Antwort, ſondern fuhr fort: Nun am Neujahr und den Tag nachher that die Frau b'ſonderbar wüſt. Man brauchte begreiflich mehr, das reute ſie ſchrecklich, ſie machte ein Weſen und hatte ein Aufbegehren, daß man glaubte, ſie wolle allen wieder aus dem Halſe herauskratzen, was ſie genoſſen hatten.

So verleidete es mir dabei zu ſein. Ich gab vor, bei einer Wollenrüſterin was zu verrichten zu haben, und machte mich fort. Als ich meine Sache verrichtet hatte, war es über Mittag; ich hatte nicht Luſt, des Bruders Frau unter die Augen zu kommen und ſie zur Unzeit um etwas zu eſſen zu bitten, obgleich ſie Fleiſch genug gehabt hätte im Küchenſchrank. Die Wirthin zu Michelhofen iſt mir noch von weitem verwandt, daneben meine gute Freundin. Dorthin ging ich und dachte an gar nichts, als daß ich es mir dort einmal recht wohl ſein laſſen wolle für mein Geld, einmal eſſen ohne ſaure Augen. Es freute die Wirthin, daß ich kam, ſie wartete mir gut auf, und verſäumte ſich bei mir, daß keine von uns dachte, was es für Zeit ſei. Da hörten wir geigen; Teufel, ſagte die Frau, ſind die Geiger ſchon da, und ſchoß hinaus. Sie kam lange nicht wieder und für die Langeweile gehe ich in den Tanzſaal, um zu ſehen, was da gehe. Da ſaßen drei Geiger, geigen in der leeren Stube, nur damit man wüßte, ſie ſeien da. Einige Burſche waren da und tranken in einer Ecke, ich kannte ſie nicht. Wie ich hinein komme, ſchreit ein Geiger, ſeht, da kommt Eine, nehme ſie Einer, wir wollen aufſpielen, es ſoll nichts koſten, nur damit was geht, und es einmal angefangen werde. Nun kam der größte der Burſche auf mich zu und nahm mich, was ſollte ich da machen? Aus einem Tanze wurden zwei, drei u. ſ. w., er tanzte gut, und wenn man tanzt, hat man nicht Zeit zu ſinnen und zu denken, was klug ſei und am beſten wäre, und beſonders, wenn man ſo aus dem Verdruß herauskommt und weiß, daß einem daheim Niemand was nachfrägt, weiß man nicht, wie es einem wird, wenn man ſich einmal luſtig macht und das Elend vergeſſen kann. Nach und nach kamen Leute, die Stube füllte ſich. Ich hätte mich von ihm losmachen ſollen, es iſt wahr, aber ich wußte nicht, wer er war, er that manierlich, und ich kannte ſonſt Niemand hier. Ich mußte ihm mit Wein Beſcheid thun, er wurde wilder, übermüthiger, es kamen Bekannte, und ich vernahm, daß er nur ein Knechtlein ſei, wurde ausgelacht und ausgeſpottet, es ward mir Angſt vor Streit, Angſt vor dem Bruder, abſonderlich vor ſeiner Frau, was die mir ſagen würden, wenn ſie vernähmen, wo ich geweſen und mit wem ich getanzt habe. Ich machte mich von ihm los, und in der Angſt, nicht mit Manier, ſchloß ich mich an Bekannte an, trieb zum Fortgehen, und was geſchah, weißt du. Ich bin nicht ſchuld, und doch hatte ich es ſchwer auf dem Herzen, denn wenn ich nicht geweſen wäre, ſo wäre das Alles nicht begegnet, und erſt jetzt, da ich weiß, was die Sache für einen Ausgang hat, wird es mir Tag und Nacht nicht Ruhe laſſen. Daß mich die Gwundernaſe (Neugierde) in den Saal getrieben, und des Bruders Frau mich böſe gemacht, das iſt daran ſchuld, daß ein Burſche ein Krüppel wird, und eine alte Frau faſt verhungert, wie die Bäbeliſe ſagt. Das iſt doch ſchrecklich, und da weiß man wahrhaftig nicht, wie beten und wie thun, daß man ſich nicht Unglück auf den Hals ziehe, oder Andern, und während man keinem Kinde das kleinſte Leid anthun will, macht man Leute zeitlebens elend, und weiß es vielleicht nicht und vernimmt's erſt, wenn man vor den Richter muß am jüngſten Tag, und links die Böcke ſind.

Es dünkt mich, ich möchte zur Mutter und ihr etwas thun und jetzt, weil er im Bade iſt, ſchickt es ſich am beſten. Sie kennt mich nicht und in der Gegend her. Niemand, ſo viel ich weiß. Wenn's dir recht iſt, ſo will ich mich für deine Magd ausgeben und ſagen: du ſendeſt ihr was. Meitſchi, nimm dich in Acht, was du machſt, ſagte die Bäurin, denk', wenn es dir auskäme, ſo könnteſt du Verdruß haben und Meitſcheni müſſen ſich in Acht nehmen, das haſt du ja erfahren. Ach, was frage ich dem allem nach, antwortete Bäbeli, es hat mich doch Niemand lieb und nirgends ſollte ich ſein, ach wenn ich nur ſterben könnte und unter die Erde, da wäre mir wohl, und gar bitterlich begann Bäbeli zu weinen. Die Bäurin ließ Bäbeli eine Weile machen, wahrſcheinlich wegen eigener Bewegung, denn es zuckte ihr gar ſeltſam um den Mund herum. Endlich ſagte ſie: He nun, wenn du meinſt es mache nichts und die Sache liegt dir am Herzen, ſo iſt es mir ſehr anſtändig. Aber dann kommſt du erſt bei mir vorbei, ich möchte auch was mitgeben und wieder bei mir durch, es nimmt mich Wunder, ob's wirklich ſo iſt, wie die Beſelitte ſagte, der iſt nicht zu trauen, die hat ein Maul, als ob ſie es des Teufels Großmutter geſtohlen hätte. Komm Abends zuvor und bleib bei mir über Nacht, es iſt weit und dann können wir noch eine Weile mit einander plaudern. Und Meitſchi, hörſt, wenn es dir deines Bruders Frau zu arg macht, ſo mach nichts dummes, ſondern komm zu mir, ich habe dir zu arbeiten und zu eſſen. Das iſt guter Beſcheid Baſe, ſagte Bäbeli, ich danke Euch. Aber was meint Ihr, Baſe, wann ſoll ich gehen, wann wäre es Euch recht? Wann du willſt, ſagte die Baſe, wenn es dir am ſchicklichſten iſt. Wäre es vielleicht nicht am beſten, ſo bald möglich, ſagte Bäbeli, er könnte ungſinnet aus dem Bade kommen, dann dürfte ich für mein Leben nicht hin. Es iſt mir völlig recht, ſagte die Baſe, durch dieſe Bereitwilligkeit ſichtlich erfreut, fahre gleich mit und gehe morgen. Das, Baſe, das geht nicht, muß erſt heim, hätte Sachen zu verrichten für den Bruder. Und wenn ich ſo gekleidet ginge, ſo würde man nicht glauben wollen, daß ich eine Magd ſei, eher eine in geliehenen oder geſtohlenen Sachen. Du haſt recht, ſagte die Bäurin, Mägde in ſolchen Hemden und mit ſolch ſilbernen Ketten ſieht man nicht oft und wo man ſie ſieht, geht's nicht mit rechten Dingen zu und viel darauf hält ihnen Niemand. Unter dieſem Geſpräche war die Mähre langſam weiter geſchritten, als ob ſie in Behaglichkeit dem Geſpräch der beiden Baſen zuhöre und endlich an ein Wirthshäuschen gekommen, wo ſich die Wege ſchieden. Gegen alle Gewohnheit trank dort die Bäurin mit Bäbeli einen Schoppen, wegen Durſt, ſagte ſie, aber Bäbeli zahlte ihn, die Bäurin mochte ſagen was ſie wollte. Das offene Herz hatte auch eine offene Hand gemacht und wenn nicht das Hemd, ſo doch das Mieder hätte Bäbeli vom Leibe gegeben, wenn ſie darum angeſprochen worden wäre.

Zwanzigſtes Kapitel.

Von einem Beſuch und alten und jungen Gedanken.

Diesmal ſchlug die Nachricht von der Anweſenheit der Kartoffelkrankheit nicht wie ein Blitz in's Volk, ſie ſchlich wegen den Landjägern verſtohlen ein und niſtete langſam ſich ein, weil des ungläubigen Zeitgeiſtes wegen auch der Unglaube an die Erdäpfelkrankheit von oben her ſehr begünſtigt und unterſtützt ward. Alle Radicalen durch die Bank weg läugneten ſie pflichtgemäß und jeder, der auf ſie aufmerkſam machte, wurde ſchlechter Geſinnung wegen ſehr verdächtig. Es gab bekannte Orte, wo er bei ſolcher Meinungs-Aeußerung Schläge riskirt hätte, auch wenn er ſich mit großen Bürden angeſteckten Erdäpfellaubes legitimirt haben würde. Es gehörte förmlich zum guten Ton, die Sache abzuläugnen und bloß die guten Urner dachten an den, der die Wahrheit iſt, vor dem Läugnen nichts hilft, der alles macht und alles gnädig wenden kann, hielten Bittgänge, unterzogen ſich demüthig ſeinem Willen, ſuchten gläubig ſeine Gnade. Anderswo gedachte man mit Landjägern und Läugnen die Sache zu machen, an Gott dachte man gar nicht. Wenn's mal zu viel regnet, werden die guten Leutchen den Himmel mit Lumpen verſtopfen wollen und wenn's hagelt mit Bundesbrüdern die Wolken verſchlagen, wie man ein Faß verſchlägt mit einem Zapfen. Die guten Leutchen ſind aber eben nur aus einer jungen Schule! Die Gelehrten miſchten ſich wieder drein, ſo wie wenn das Meer aufgeht, die Fröſche zu ſingen beginnen und gaben wunderliches Zeug an, und namentlich, man ſolle alles kranke Laub über dem Boden weghauen, dann kriege man jedenfalls vortreffliche Kartoffeln. Die guten Kinder wußten nicht, daß, ſobald man an den Kartoffeln das Laub oben wegſchneidet, unten das Wachsthum der Knollen ſtille ſteht. Sie wußten nicht, daß ſpätere Sorten oder ſpäter geſetzte Erdäpfel erſt Knollen anzuſetzen begonnen oder eben angeſetzt hatten und daß nach abgeſchnittenem Laub jeder Fortſchritt der Knollen, und ganz beſonders der entſchiedenen, radical abgeſchnitten ſei. Indeſſen trotz Läugnen, Landjägern, Gelehrten kam die Krankheit doch unter die Leute, man gedete davon, jedermann eilte auf ſein Feld, aber vom Zeitgeiſt waren die Meiſten angeſteckt. Denn wenn ſie auch die bekannten ſchwarzen Flecken an den Blättern ſahen, redeten ſie doch ſich ein, das mache dieſes Jahr wenig, die Hitze vertreibe alles wieder, die Stengel ſchlügen neu aus und wenn der Herbſt gut ſei, würde eine Maſſe wiedergeborner Kartoffeln zu ernten ſein.

Auch zu unſerer Käthi war die Nachricht geſchlichen und hatte ſie gräßlich erſchreckt. Diesmal ging ſie Tags hin und ſah zu ihrem Schrecken ganz frühe Erdäpfel ſchwarz im Land. Sie grübelte, wie die Weiber pflegen, und fand zu ihrer großen Freude viele und faſt ausgereifte unter einer Staude, freilich mehrere gefleckt. Sie dachte, Gott Lob, doch wieder was zu eſſen, denn daß man im Juli Erdäpfel graben könne, daran hatte ſie nicht gedacht. Ausmachen wird das Beſte ſein, dachte ſie, und gedacht, gethan.

Aber nicht manchen Tag ging es, ſo waren die ausgegrabenen Kartoffeln größtentheils in Fäulniß übergegangen. Als Käthi darüber ſah, erſchrack ſie grauſam, denn ſelbſt ſie wäre geneigt geweſen, diesmal das Beſſere zu glauben: die Flecken ſchadeten in dieſem Jahre nicht ſo viel, böſe Leute hängen ihnen böſe Verläumdungen an, ſo glaubte auch Käthi, bis ſie durch Anſchauungen anders unterrichtet wurde. Käthi weinte und wußte nichts zu ſagen als: du mein Gott, ſo iſt's doch, du mein Gott, wie ſoll es jetzt gehen? Gott grüß Euch, erſcholl eine Stimme hinter ihr, daß ſie erſchrak und herumſah. Habt Ihr einen Sohn im Bade und heißet Käthi? frug ein Mädchen, ſehr ſchlicht angezogen mit einem großen Säcklein in der Hand. Iſt er etwa geſtorben? frug Käthi und fuhr hoch auf. Weiß nichts davon, ſagte das Mädchen, aber ich habe einen Gruß für Euch und ſonſt noch was von Eures Bubs alter Meiſterfrau. So, ſagte Käthi gedehnt, ſinnet die noch an ihn und hat ihn doch ſo ſchnöde zum Hauſe hinaus gejagt, iſt's ihr etwa über's Gewiſſen gekommen? Glaub nicht, daß ſie Urſache dazu hätte, ſagte das Mädchen, ſo viel ich weiß. Aber man kann eine Sache auf mehr als eine Art erzählen. Eine Meiſterfrau hat das Recht, ein Wort zu ſagen und Euer Sohn mochte nicht viel ertragen und unſere Frau läßt ſich auch nicht auf die Füße treten, da iſt man bald neben einander vorbei. Biſt du bei ihr? frug Käthi. Sollte Jungfrau ſein dort, ſagte das Mädchen. Sie hat letzlich vernommen, es gehe deinem Sohne bös und das hat ſie erbarmet, ſie kann wohl ſcharf auftreten, iſt daneben aber eine Gute und hat ein lind Herz. Ich hatte ſonſt noch was zu verrichten, da gab ſie mir das Säcklein mit einem freundlichen Gruß, läßt fragen, wie es gehe und wenn Johannes zurückkomme, ſo ſolle er einmal zu ihr kommen.

Käthi hatte auf der Zunge zu ſagen: das wird kaum gehen, indeſſen wendete ſich das Wort ihr unwillkührlich im Munde und ſie ſagte: he, das kann wohl gehen. Aber ſieh doch, wie ich Erdäpfel habe, es geht mir viel zu übel, ich darf gar nicht daran denken, wenn die andern auch ſo ſein ſollten. Aber komm hinein und ſitz ab, es wird dich nicht Wunder nehmen, wie es ſo einer alten Frau geht, junge, luſtige Meitli haben anders zu ſinnen. Das Mädchen that manierlich, ſagte, es ſei ſchrecklich für viele Leute, wenn es ſo kommen ſollte; fragte, was ſie da für ein hübſches Bubi habe und ob es auch ſo gut ſei wie ſchön und frug das Bubi, ob das ſeine Hühner ſeien und ob ſie legen thäten oder nicht? Vor lauter Fragen und Antworten brachte Käthi das Mädchen faſt nicht in die Stube. Käthi entſchuldigte ſich, es ſähe ſtrub aus und gar ſo armmüthig, ſie werde es anders gewohnt ſein, in Bauernhäuſern ſähe das anders aus. O, ſagte das Mädchen, das mit hellem Behagen ſich um ſah, es gebe viele Bauernhäuſer, wo es nicht halb ſo ſauber ausſähe und wo man nicht halb ſo gerne abſitze als hier. Das Mädchen hatte aber auch recht, es ſahe ſo hell und nett aus, wie in manchem Herrenhauſe nicht. Selbſt Hühner und Fliegen ſchienen dreſſirt zu ſein, nichts am unrechten Orte fallen zu laſſen. Während drinnen das Mädchen mit dem Kinde ſich abgab, ließ draußen Käthi das Feuer praſſeln, Kaffeebohnen ſpringen in der Pfanne und ſogar an drei Eier vergriff ſie ſich raſch, denn es war Mittagszeit und wenn es Käthi gehabt hätte, ſie hätte alle Hungrigen und Durſtigen in der ganzen Welt geſpeiſet und getränket. Als Käthi mit dem Kaffee herein kam, proteſtirte das Mädchen wohl gegen alle Ungelegenheiten und in Koſten bringen, ließ denn doch das Weitere geſchehen, beſonders da Johannesli, in beiden Händen Pfefferkuchen, ſeine Stimme ſtark geltend machte und als kleiner Hausherr der Großmutter befahl, ſie ſolle Pfannkuchen machen, viel, viel, das Meitſchi ſei gar ein gutes und müſſe auch was haben! Als Käthi mal abgeſeſſen war und Kaffee eingeſchenkt hatte, ſtellte ſich das Behagen ein und der trauliche Redefluß, um deſſenwillen die Weiber den Kaffee ſo ſehr lieben. Käthi erzählte vom Sohne und das Mädchen hörte freundlich zu, erhielt den Fluß warm und die Rede im gleichen Geleiſe. Käthi ward nicht müde zu erzählen, wie er ſo lieb und gut geworden, ganz ein anderer und wenn es nur Gottes Wille wäre, daß er wieder geheilt würde und ſie bei einander bleiben könnten. Doch wenn das erſtere geſchehe, ſo wolle ſie es gerne leiden, hätte ſie doch die Hoffnung, daß ſie einſt im Himmel deſto länger bei einander ſein könnten. Mit dem Eſſen wolle ſie nicht rühmen, aber ſonſt habe ſie nie ſo gut gehabt, wie die letzte Zeit. Holz und Waſſer hätte ihr ihr Lebtag Niemand ſo treulich getragen und angefeuert und alles was er konnte, als der Johannes, es habe ihr oft das Augenwaſſer übergetrieben, wenn er ſie ſo bedient, als wäre ſie eine Herrenfrau.

Sie müſſe ſagen, ſie hätte nie geglaubt, daß er ein ſo gutes Herz hätte. Sie hätte wohl geſehen, wie ihn jedes Stücklein Brot gemüht hätte, welches er habe eſſen müſſen. Sie müſſe ſagen, erſt ſei ſie bitterböſe über die Bäurin geweſen, daß ſie ihn krank ſo ſchnöde aus dem Hauſe gewieſen, aber jetzt wollte ſie um keine Lieb, daß es nicht ſo gegangen wäre. Bäbeli meinte, ſie könne nicht glauben, daß die Bäurin es böſe gemeint, aber hitzig ſei ſie und der Johannes werde es auch ſein, da ziehe ein Wort das andere nach und man ſei uneins, man wiſſe nicht wie; die Frau meine es ſicher gut, ſonſt ſolle ſie nur ſehen und nun erſt packte Bäbeli das Säcklein aus und zog Brot hervor, ein ſchwarzes großes und ein kleines weißes, ein Stück Käſe, Butter und ſonſt noch allerlei und aus dem weiten Sack im Mieder wanderte eine Flaſche Wein und ein klein Papier, in welches was gewickelt war. Käthi ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen über die Beſcherung, rief in einem fort: ei nein aber, das iſt zu viel, das darf ich nicht nehmen! War ich ſo böſe über die gute Frau, wenn ſie gewußt hätte, was ich manchmal über ſie gedacht habe, geſagt habe ich nichts, keinen Mundvoll hätte ſie mir geſandt. Sage es ihr, wie ich mich an ihr verſündigt hätte, aber es ſei mir von Herzen leid, ſie ſolle mir verzeihen und ich will den lieben Gott bitten, daß auch er mir vergebe, ihr aber vergelte hunderttauſendfältig. Eine ſolche Dankbarkeit hatte Bäbeli noch nie geſehen und einen guten Theil davon konnte ſie auf ihre Rechnung nehmen. Der Johannesli vergaß ſeine Kuchen, ſchrie nach weißem Brot, nach Käſe und Wein. Da Käthi bemerkte, ſie wolle einſchenken, wenn ſie ein Glas hätte, ſo ſagte Johannesli, Andreſe Anne Bäbi hätte zwei, er wolle ſie holen. Nun mußte Bäbeli mit trinken, trotz allem Proteſtiren. Da ging der Käthi das Herz erſt auf, ſie erzählte von alten Zeiten, was Johannes für eine Frau gehabt und wie er doch gut geweſen ſei gegen ſie bis zuletzt und jeden Kreuzer, den er hätte aufbringen mögen, an ſie gewandt hätte und wie er erſt gegen eine Frau ſein würde, die anders thäte und auch gut gegen ihn wäre. Sie hätte ſchon manchmal gedacht, wenn es doch Gottes Wille wäre, daß Johannes wieder eine fände, aber nicht, wie er eine gehabt, ſondern eine gute und mit etwas Mittel, daß er was anfangen könnte, ein klein Händeli mit irgend etwas, was er am beſten verſtehe, wenn es mit dem Arm nicht beſſern ſollte. Das Kind ſollte ſie nicht plagen, das laſſe ich nicht von mir, oder wenn ſie zu mir kommen wollte, ſo brauchte ſie nicht zu fürchten, daß ſie das Wüſteſt alles machen müßte, für das wäre ich immer da. Wenn man einander treulich helfen würde, wir könnten die beſten Geſchäfte haben, wenn Gott uns geſund ließe. Waret ihr wohl für einander? Bäbeli frug, wie meinſt? He, ob du und er, als er noch bei euch war, wohl für einander geweſen ſeiet? du weißt, man kann einander viel helfen oder aber einander viel plagen, wenn man am nämlichen Orte dient. Das Mädchen ward ſehr roth und ſagte, es ſei damals noch nicht dort geweſen, ſondern erſt ſeither hingezogen. Selb iſt ſchade, meinte Käthi, ich glaube, ihr hättet euch gut vertragen.

Nun frug Käthi hin und her und das Mädchen mußte ein förmlich Examen beſtehen über ſeinen Lebenslauf. Du wirſt Mitteli haben, oder noch zu erwarten? meinte endlich Käthi. Das Mädchen ward ſehr roth und ſagte endlich: etwas Wenigs aber nicht viel und ob's noch was giebt, weiß ich nicht, allweg auch nicht viel. He nun, wenn es nur etwas iſt, dann kann man es leicht weit bringen. Ich und mein Gemiſelin brachten nichts zuſammen als geſunde Glieder, wie man ſagt. Nun, weit brachten wir es nicht, aber kamen doch mit Ehren durch und ohne Jemand zu plagen, mit Beten und Arbeiten. Hätten wir was gehabt, um was anzufangen, es wäre vielleicht auch anders gegangen, wir hätten etwas vor uns bringen können. Nun, es wird ſo haben ſein ſollen, alle Leute können nicht reich ſein. Wie viel iſt's, was du haſt? Funfzig Thaler, ſagte mit einigem Stottern das Meitſchi, und nur ein Bett. Bhütis, du meine Kraft, funfzig Thaler, ſagte Käthi, nein aber, funfzig Thaler ſind ein Geld, habe mein Lebtag ſo viel nie beiſammen geſehen! Wenn Manche dieſes Geld hätte, ſie ſäße nicht ſo da bei einer alten Frau und hätte Geduld mit ihrem Geplauder, und hätte noch einmal ſo viel geſagt oder g[illegible] von 200 Gulden und die Sache recht groß gemacht; gerühmt iſt bald viel und koſtet wenig. Es hat ſchon Mancher einen Schuh voll raus genommen, er meinte, er hätte eine reiche Frau und als er nach dem Hochzeittag das Vermögen unterſuchte, fand er ein alt paar Schuhe und drei Strümpfe und mehr nicht. Wie du bei einem ſolchen Vermögen ſo brav daherkömmſt, nichts Ueberflüſſiges und alles währſchaft, nicht ſo Hudelzeug, welches in Fetzen fährt, wenn man es von weitem angrännet. O mein Gott, wenn ich an Johannes Frau ſelig denke, was die für Kleider gehabt hat und Schühli, man hätte dieſelben faſt wie eine Brille brauchen und Geld durch dieſelbe zählen können. Kein einzig Stücklein hat ſie angehabt, wie da dein Fürtuch iſt. Wirſt das ſelbſt geſponnen haben und haben machen laſſen? Ja, ſo iſt's recht, ſo gefiel's mir, wenn alle Mädchen ſo wären, es würde weniger arme Leute geben. Ja, wenn mein Johannes ſo Eine bekommen könnte, dann wollte ich mit Freuden unter die Erde, wüßte ich doch, daß das arme Bubi da eine Mutter hätte, welche zu ihm ſehen würde. Johannesli, möchteſt ein ſolches Muetti? Wollteſt du mir dann noch mehr Lebkuchen geben und ſo ſchönes Brot? frug Johannesli. Dem Mädchen ward es eng um's Herz vor lauter Traulichkeit, abbrechen ſei das Beſte, dachte es. Wollteſt mich als Muetti? aber du weißt ja nicht, daß ich grauſam böſe ſein kann. Das kannſt du nicht, ſagte das Bubi. Meinſt! ſagte das Mädchen, nahm den Buben, gab ihm einen herzhaſten Kuß, hätte gerne ihm noch ein Stück Geld gegeben, ſchon griff es in die Taſche, aber daß ſich das für eine Magd nicht ſchicke, kam ihr noch zur rechten Zeit in den Sinn. Muß fort, ſagte ſie, du mein Gott, was wird die Frau für ein Geſicht machen, wenn ich ſo ſpät heim komme, die wird mir was ſagen!

Umſonſt ſuchte Käthi das Mädchen wieder zum Sitzen zu bringen, es wollte fort und ging doch nicht, ein Wort zog immer das andere nach und wirklich ſchien die Sonne ſchon tief durch das niedere Fenſterchen, als das Mädchen endlich ging, mit unendlichem Danke beladen und vielen Wünſchen, daß es ihm doch gut gehen möchte und wenn es da vorbei komme, ſo ſolle es nicht vorüber gehen ohne einzuſprechen. Als es endlich fort ging, ſah Käthi ihm ſo lange nach, als es zu ſehen war. So eins, das einen ſo ſchönen Gang hätte, geſchwind und doch gut abtrappend, hätte ſie lange nicht geſehen, und ſo ein manierliches und ehrbares und doch ſo reich! Ja, das wäre eins! Wenn das der Johannes gekannt hätte vor ſeinem Unglück, ſie glaube, die wären zuſammen gekommen, es hätte nicht gefehlt, die ſchickten ſich zuſammen wie zwei Tropfen Waſſer; aber jetzt! Und Käthi fuhr mit verkehrter Hand über die Augen und ging in's Häuschen.

Das Mädchen aber, Bäbeli, wiſchte die Augen nicht, obgleich ſie glänzten wie zwei flimmernde Sternlein. Leicht wie ein Reh, das im Mondſchein der bekannten Waldmatte zutanzt, flog Bäbeli in den ſchönen Abend hinein, wo die ganze Welt roſenroth ihr entgegen glänzte. Vom erquickenden Wonnegefühl, Jemand eine reine Freude, Jemand glücklich gemacht zu haben, ward Bäbeli zuerſt durchſtrömt; ſo war ihr nie gedankt worden, ſo innig dankbar hatte ſie noch keinen Menſchen geſehen, wie die alte Käthi. Ward in ihres Bruders Hauſe gegeben und empfangen, ſo ſah man zumeiſt dem einen Geſichte an, daß ungern gegeben wurde und dem andern Geſichte, daß es die Gabe gering ſchätze und eine beſſere erwartet hatte. Hier hatte man ſie gehalten wie ein wohlthätig Weſen, faſt wie eine Fee und obgleich angeblich nur funfzig Thaler reich, war ſie doch von Käthi viel höher geehrt worden, als je irgendwo, wo man wohl wußte, wie viel tauſend Gulden ſie beſaß. Wie gute Leute waren das und wie hatten ſie ſich ſo lieb, wie friedlich und ſauber ſah nicht alles aus, wie wußten ſie nicht mit wenigem ſich zu begnügen, als ob es viel wäre und wie ſah es dagegen in ihres Bruders Hauſe aus und was waren da für Geſichter bei allem Reichthum? Wenn man eins derſelben in eine Schüſſel mit Salat getaucht hätte, Pfeffer und Eſſig wären völlig überflüſſig geworden und der Salat doch ſcharf und ſauer mehr als genug. Da ſei es ein gut Weilen wo Freundlichkeit ſei, ein friedlich Weſen, die Leute einander gönnten was ſie brauchten und jedes gerne dem andern diente und in Liebe an ihm hinge. So an einem Orte möchte ſie leben, dachte Bäbeli und ſeufzte ſchwer. Und wenn in ein ſo armmüthig Hausweſen Eine käme mit einem ſchönen Sack voll Geld und ohne Stolz und Hochmuth, ihr Geld brächte und dagegen ihren Frieden mit ihnen theilen könnte, und dieſen Frieden noch höher ſchätzte, als das Geld, und die andern befreiet wären von allen Kümmerniſſen, Speiſe und Trank hätten ohne Sorgen und den alten Frieden, noch neue Liebe dazu! was wäre das für ein Leben, das wäre ja das Paradies!

Was iſt wohl mehr, Friede oder Geld, und wer erheirathete mehr, wer das Geld brachte, oder wer den Frieden brachte, und wer wäre der Vornehmere? Was iſt mehr, Friede und Liebe, oder Geld und Vornehmſein? Und doch dachte Bäbeli: was wäre es für eine Herrlichkeit, wenn ich mit meinen Gulden in dieſe Armuth käme, da wäre ich wie die Sonne, wenn ſie in die Finſterniß kommt. Was hilft es mir, wenn meine Gulden in einen Bauernhof fließen, akurat das, was einem Bach, wenn er in die Ems, die Aare, den Rhein fließt, akurat nichts, er iſt nichts mehr, und man weiß von ihm nichts, während er äſtimirt war und hochgehalten, ſo lange er Bach war und der größte in dem Thale. Hier wäre ich die Sonne und alles in allem und mein Geld wäre, was ein guter Regen in trocknem Sommer in dürſtendem Lande. Wenn ich auch wäre wie der Regen, Niemand es verrückte und demüthig zufrieden wäre, wenn ich das Land tränkte, daß es grün würde, ſo lebten wir im Paradieſe, in Friede und Einigkeit. In Pracht leben könnten wir nicht, in Chaiſen fahren nicht, es hieße nicht, die große Bäurin von da, von dort, oder die Rathsherrin oder was

Narr's ſonſt, aber was hilft das Prächteln, das Chaiſenfahren, das Rathsherrlen, wenn das Weib daheim der Hund ſein muß und der Mann alle Abend mit Stierenaugen heimkommt, wenn der Friede, das Geld, der gute Name alle Tage Stück für Stück abgehen und das Böshaben alle Tage Stück um Stück zunimmt? Das Vornehmſein nun, wie viel verſüßt das das Böshaben und was iſt das Vornehmſein, wenn man in alle Wege drin iſt bis über die Ohren in Schulden, in Verachtung, im Geſpött, kurz, wenn man ſelbſt nichts iſt? Ach Gott, dachte Bäbeli, ſo Mancher hat mich wollen und grauſam gefochten mit Zärtlichkeit und Rühmen und Verſprechen und wenn ich nachfrug, ſo war's Lüge und Lüge. Bald hatte ich der Familie auf die Beine helfen, bald des Burſchen Schulden bezahlen, bald Geld liefern ſollen, für ſich von einem andern los zu kaufen, oder gar um Pulver zu haben, um an ein Scheibenſchießen zu gehen, oder um zu vermögen Rathsherr zu ſein. Wäre ich hinein getrappet, ſo wäre es mir wohl gegangen wie Jemand, der in einen Moraſt kommt, tiefer und tiefer geht, bis zuletzt derſelbe über den Kopf geht. Gott Lob haben ſie es mir daheim immer gewehrt und wüſt gethan, wenn mich Einer wollte! Alles iſt doch zu etwas gut. Wehren iſt doch immer beſſer, als an den Hals werfen, dem erſten Beſten, als ob es niemals mehr gut wäre, oder ein Meitſchi wäre, was ein Stein im Schuh. Hätten ſie nicht gewehrt, wäre ich längſt unglücklich, jetzt ſehe ich's, was will man, ein jung ledig Meitſchi iſt ein Löhl und meint, ein Mann und das Himmelreich ſei akurat das Gleiche, und ohä!

Wenn der Mann heirathet, um mehr vorzuſtellen und das Meitſchi heirathet aus gleichem Grunde, und jetzt will Jedes voran, da giebt es ja erſt den rechten Streit, und am Ende werden beide nichts, beide verachtet, beide arm, ja beide verteufelt, und was das ſagen will, das weiß man. Ach Gott, das ſieht man alle Tage, und glücklich bin ich mit meinem ledigen Leib, und daß ich's machen kann, wie ich will. — Ein ſonderbar Guter ſoll er ſein — was will ein Meitſchi mehr! Wenn er gegen die Mutter ſchon ſo gut iſt, wie wird er es nicht erſt gegen ein Weib ſein, und was hilft einem die ganze Welt, wenn man einen Böſen hat, da hat man ja den Teufel auf der Welt. Vornehm iſt er nicht, aber was iſt das, vornehm und was hat das zu bedeuten, wenn einer ein Wüſter iſt! Was nicht iſt, kann werden, wenn man ſich recht aufführt und Gott und Menſchen liebt. In jeder Familie war einer der Erſte, der vornehm ward. Ach, wenn ich Einen erhielte, der mich ſo von Herzen lieb hätte, daß ich auch ſo recht wüßte, ich ſei Jemanden, was früge ich allem nach, es dünkte mich, der liebe Gott hätte allen genommen und mir alleine gegeben. Aber wehren würden ſie es mir! Mein Gott, wie thun, und wie ſollte ich es zwingen, ſie ſchlügen mich todt oder bänden mich an, und kein Menſch auf der Welt, der mir beiſtünde. Die Baſe vielleicht, aber ſie iſt auch eine Bäurin und wird meinen, Knecht ſei nur Knecht. Und Er? Bin ich ihm anſtändig, und möchte er mich? Da war Bäbeli an einem eigenen Punkte. Geld hätte ich, hübſch genug wäre ich, arbeiten kann ich, und was Schlechtes kann mir Niemand nachreden. Aber gefalle ich ihm, oder hat er eine Andere, oder meint, ich würde ihn verachten nachher, oder ich wollte die Dame machen, und er ſollte der Knecht ſein und vermöchte zuletzt mich nicht zu erhalten. Es wäre möglich, daß es ihm ſo vorkäme, man hat ja Beiſpiele genug, daß es ſo ging. Aber bei mir ging's nicht ſo, ich meine ja nicht, daß ich das Glück alleine bringe, im Gegentheil, was er mir bringen ſollte, Liebe und Friede, das äſtimire ich ja mehr als Geld, und meine nicht, daß ich deswegen mehr ſei als er. Aber, und wenn er mich ſchon wollte, wer ſagte ihm, daß ich ihn möchte, von ihm ſelbſt kommt das ihm nicht in den Sinn, und ihm es ſelbſt ſagen, das thue ich doch wahrlich auch nicht. Er ſah mich ein einziges Mal, und weiß, denk' ich, kaum wie ich heiße. Hundertmal habe ich es ſchon gehört, wie es hundertmal ſo gehe, daß zwei einander liebten oder ſich von Herzen gerne heiratheten und ganz glücklich mit einander würden, aber es weiß keins vom anderen, ſie kommen nicht zuſammen, oder es vernimmt keins, was das andere denket und ſinnet, und darf und kann nicht ſagen, wie es ihm iſt, und Niemand iſt, der berichtet von dem einen zum andern, und ſie kommen nie zuſammen und keins wird je glücklich. Wäre doch ſchrecklich, wenn es mir ſo gehen ſollte und Niemand berichten wollte zwiſchen ihm und mir.

Dem Mädchen kamen Thränen in die Augen;; es hatte ſich ſo in Heirathen und Liebesglück hinein gedacht, als ob morgen ſchon geheirathet werden ſollte, daß der Gedanke, es könnte am Ende gar nichts daraus geben, Niemand zwiſchen ihnen berichten wollen, ihm Stiche durch's Herz gab, daß es hätte laut aufſchreien mögen, und ſich ſetzen mußte. Mädchen werden am beſten begreifen, wie ein Mädchen ſich ſo tief in der Liebe Luſt und Weh hineinreden und denken kann, daß es Alles wirklich zu erleben glaubt, und bald das Jauchzen ihm zuvorderſt iſt, dann des Weinens ſich nicht erwehren mag. Manchmal zieht das ganze Gebilde raſch vorüber, wie ein Frühlingsnebel über'm See; manchmal aber heftet es ſich feſt, hakt ſich an, wurzelt ein, und wie, nach Mahomet, jedes Gebilde von Menſchenhand zu einem Geſpenſte wird, welches ſeinen Schöpfer verfolgt, Leben und Seele von ihm fordert, ſo thut es auch ein ſolch feſtgewurzelt Gebilde, und peinigt die Seele deſſen, der es hervorgerufen und geſtaltet, hinausgeſtellt zu werden in die Welt. Zur Wirklichkeit will es werden, Leben und Seele erhalten. Und wenn wir den Urſprung fixer Ideen in den Seelen der Wahnſinnigen verfolgen könnten, ſo würden wir zumeiſt auf ſolche luſtige Gebilde treffen, die über der Seele ſchwebten, wie ein luſtig Nebelwölkchen über der Wieſe oder über'm See. Ja, den Urſprung von noch andern Dingen könnte man in ſolchen Gebilden finden, wenn unſer Herrgott Fenſterchen gemacht hätte, durch welche man in die Seele gucken könnte. Es iſt ein gar wunderliches Spiel, das Gedankenſpiel, alle Menſchen treiben es, die meiſten, wie ſie meinem, nur zur Kurzweil, die wenigſten erkennen es in ſeiner Bedeutſamkeit, machen es zur Quelle, die Geld führt, Diamanten ſprudelt.

Spät kam Bäbeli zur Bäurin heim. Du haſt lange gemacht, wirſt kurze Zeit gehabt haben, war er vielleicht ſchon heim? frug die Bäurin in einem Athemzuge. Bäbeli ſtattete Bericht ab, und zwar einen ſehr ausführlichen. Wie die Frau gedankt, wie ſie ſo arm ſeien, kein Glas hätten ſie gehabt im Hauſe, und ſie glaube keinen Kreuzer Geld. Die Frau habe lange geſucht, ſie glaube, ſie hätte ihr ein Trinkgeld anbieten wollen, aber nichts gefunden. Und doch ſei Alles ſo ſauber geweſen und in Ordnung, daß man im erſten Augenblick an dieſe Armuth gar nicht gedacht hätte, noch nirgends hätte ſie es ſo geſehen. Dann kam Alles durcheinander vom Bubi und vom Frieden und Liebe und vom Sohn im Bade, und wie es ihm nach erhaltenem Beſcheid nicht ſonderlich gebeſſert, aber wie er ſich geändert hätte, ſo lieb und gut geworden ſei, damit konnte Bäbeli gar nicht fertig werden. Aber vom Andern, den funfzig Thalern, und wie Käthi an eine Sohnesfrau denke, und wie ſie ihr gefallen, und daß das Bubi ſie zum Muetti möchte, davon ſagte Bäbeli kein Wörtchen. Und doch hätte Bäbeli es ſo gerne gehabt, wenn die Baſe Alles gewußt hätte, für ihr Leben gerne geſehen, was ſie für ein Geſicht dazu gemacht und gehört, was ſie dazu meine.

Aber die Frau war eine kluge Frau, brachte Bäbeli nicht zum Plaudern, ſtichelte nicht, machte keine abſonderlichen Mienen. Sie merkte Bäbeli wohl, aber ſie wollte nicht wehren, nicht fördern. Wir glauben nicht, daß ſie ihre Tochter ihrem Knechte gegeben hätte, doch wiſſen wir es nicht. Auch bei Bäbeli ſtieß ſie ſich anfangs an dieſen Gedanken, dachte aber, das werde ihr ſchon erleiden. Als ſie aber ſah, daß das Ding ihr im Kopf blieb, dachte ſie: geſchehe am Ende nichts Böſeres, und leicht zehnmal ſchlimmer als ſo, könne es ihr gehen, wenn man auch anfangs meinte, wie gut man es mache. So Kinder ohne Eltern mit etwas Vermögen ſeien akurat wie Kirſchbäume mit Frühkirſchen, wo man meine, alle Spatzen auf der ganzen Welt thäten ſie riechen, und wollten da abſitzen. Ein blindes Ungefähr gewöhnlich entſcheide, wen ſie heiratheten; wer am nöthigſten thue, kriege ſie gewöhnlich und das ſeien ſelten die beſten, eher das Gegentheil. Es möge gehen wie es wolle, ſo hätten ſie keine Heimath wo ſie klagen, wo ſie rühmen könnten, ſie ſeien verlaſſene Geſchöpfe. Abſonderlich, weil ein dummer Bruder und eine böſe Schwägerin das Heirathen hätten verwehren wollen, ſo hätte ſie keinen Schutz und Schirm in der Welt und ungeſtraft könne man ſie mißhandeln, ihr Vermögen verſchleudern, und am Ende könne ſie Gott danken, wenn man ſie nicht verhungern laſſe, oder gar todt ſchlage. So gehe es vermöglichen Kindern ohne Eltern gerne in der Welt, ſo übel würde Bäbeli allerdings nicht mit dem Johannes fahren, das wußte die Baſe. Indeſſen, daß es gut gehe, verbürgte ihr Niemand, und daß Bäbeli ſpäter nicht reuig würde und ihr Vorwürfe mache, ſie hätte weiſer ſein ſollen, ebenfalls nicht. Jedenfalls gebe es ein mächtig Gerede, dachte ſie, und da wolle ſie lieber, es heiße nicht, ſie hätte da gekuppelt und die Sache gemacht. Man könne es nicht immer erwehren, aber ſagen müſſe ſie, ſie ſei lieber im unfläthigſten Ort als in der Leute Mäuler. So ein böſes Maul ſei ihr der Unflath aller Unfläthe, da werde man dreckig und ſtinke, daß man den Geſtank oft ſein Lebtag nicht mehr weg bringe. Sei es dem Bäbeli Ernſt und unſerm Herrgott recht, ſo werde es was daraus geben, habe ſie die Finger darin oder nicht. Sei die Sache einmal richtig, nun, da ſei ſie immer noch da, und könne dann um ſo beſſer ein Wort zur Sache ſagen und helfen, wenn es ſein müſſe. So kalkulirte die Baſe und nicht dumm, wie wir glauben. Aber recht war es Bäbeli nicht, denn verſchloſſene junge Liebe iſt ungeduldig und verzagt, alte Liebe iſt geduldiger und hat ſich faſſen lernen in Geduld. Sie hatte gehofft, die Baſe werde eintreten, werde wiſſen wollen, wie es ihr um's Herz ſei, die Mittelsperſon zu machen ſich geneigt zeigen, und von Allem dem geſchah nichts. Am folgenden Morgen redete die Baſe weder was von Käthi noch von den geſtrigen Erlebniſſen, und als Bäbeli fort wollte, hieß ſie ſie bloß bald wiederkommen. Da konnte Bäbeli ſich nicht mehr halten und ſagte: Wenn du was vernimmſt, ſo machſt du mir doch Beſcheid? Wenn du willſt, ſagte die Baſe. Aber man weiß nie, wie ſo was verrichtet wird und wann. Das beſte iſt, du kommeſt bald zu mir. Zeit haſt du wohl, und willkommen biſt du immer. Danke, Baſe, du biſt allweg immer mein Troſt, ich ſehe, du meinſt es gut mit mir. Wenn ich dich nicht hätte, keinen Menſchen hätte ich auf der Welt, ſagte Bäbeli, und bitteres Weinen quoll ihr herauf, daß ſie lange nichts ſagen konnte. Lebe wohl und erhalte dich Gott geſund. Mitleidig ſah ihr die Baſe nach. Du armes Tröpfli, ſagte ſie endlich, dein Herzchen iſt dir wohl voll. Aber warte nur, das wird ſich ſchon legen; ich habe noch vollere gekannt, und jetzt ſind ſie leer, wie ein vorjähriges Wespenneſt.

Aber nicht bloß Bäbeli's Herz war ſo angeſchwollen, Käthi's Herz war es nicht minder. Käthi's altes Herz, von dem man glauben ſollte, es gliche dem Geldſeckel eines verarmten Batzenklemmers, Käthi's Herz war angeſchwollen, glich akurat einer alten Blumenzwiebel, die neu treiben will, Grünes und Schönes. Vor Allem aus war daſſelbe mit dem innigſten Danke erfüllt, über die erhaltene Gabe; im Papier waren zwei Fünffrankenſtücke geweſen, eine große Summe für die arme Frau, ein Reichthum, welcher ihr vom Himmel gefallen, an welchem ſie wenigſtens drei oder vier Wochen zu verdienen gehabt hätte. Die beiden Stücke wanderten alsbald in den Hochzeitſtrumpf; denn wenn Käthi Geld kriegte, dachte ſie nicht an Wünſche und Bedürfniſſe, ſondern n ihre Schuldigkeiten, dieſe waren ihr heilig. Und was ajetzt Geld brauchen, wo man ſo viel zu eſſen hätte und ſo gutes! Dann war das Herz voll Reue wegen des Urtheils über die Bäurin. Schon hundertmal habe ſie ſich vorgenommen, ſagte Käthi, nicht leichtlich und ungehört verdammen zu helfen, und nicht Alles zu glauben, ſelbſt wenn es der Johannes ſage, und immer wieder fehle ſie, und glaube das Böſe lieber als das Gute. Das werde daher kommen, daß ſie ſelbſt noch immerdar zu allem Böſen geneigt ſei, und meine, andere Leute hätten es eben ſo, und das müßte ſie der Frau noch abbitten, ſie glaube nicht, daß ſie ſonſt ruhig ſterben könnte. Aber am allervollſten, daß es gar keine Art hatte, war ſie von dem Mädchen, das hatte ihr gefallen, ſie wußte nicht wie, faſt als ob ſie ſelbſt ein junger, heirathsluſtiger Burſche wäre. Sie ſei alt, aber ſo ein anſtändig und geſcheut Mädchen habe ſie nicht angetroffen, und ſo ein hübſches, mit ſolchem Vermögen. Wenn der Johannes ſo eins kriegen könnte oder gerade dieſes, er wäre der glücklichſte Menſch unter der Sonne, und wenn ſie ihm dazu verhelfen könnte, ſie wollte mit aller Freude am Tage nach der Hochzeit unter die Erde, ſie wüßte dann doch, daß der Johannes und das Bubi verſorget wären. Das bringe ſie nicht aus dem Kopfe, es dünke ſie, wenn ſie es nur hätte dabehalten können und einſchließen, bis der Johannes wieder da ſei. Gewiß ſeien ihm zehn nachgelaufen, ehe es heim geweſen, und wenn der Johannes noch lange nicht heimkomme, ſo ſei das gewiß hundertmal verheirathet. Es war Käthi, als ob ſie das Mädchen neu entdeckt hätte und jetzt vor Niemand ſicher ſei, und doch lief daſſelbe ſchon mehr als zwanzig Jahre auf der Erde herum und war weder gekapert noch ſonſt geſtohlen worden. Und mitten in Freude und Dank wuchs ihr der Kummer hinein, ob Johannes ſich darüber berichten ließe? Seit die Erſte ihn ſo angeführt, haßt er alles Weibervolk grauſam, ſie ausgenommen, und eine Reiche möchte er nie, er möchte ſich nicht jeden zugebrachten Kreuzer vorhalten laſſen, habe er oft geſagt. Die gute Mutter! Das Alles glaubte ſie, wie das Evangelium — Aber ſo ſind eben die Mütter. Wenn er nur heim käme, das ſtach der guten Käthi viel mehr im Kopf, als daß er geheilt heimkäme; ſie hatte es ähnlich wie Buben, welche ein Vogelneſt wiſſen, und immer fürchten, andere Buben möchten es auch entdecken und ihnen zuvorkommen. Den allergrößten Kampf hatte Käthi auszuſtehen, wenn die Beſeliſe beim Häuschen vorüberging. Ungeheuer gerne hätte ſie Erkundigungen eingezogen bei derſelben über die liebliche Magd, ob's wahr ſei, was ſie geſagt, und wie ſie daneben ſei, und was die Leute ſagten von ihr, und Käthi wagte es doch nicht. Die Beſeliſe war eine abgefeimte Perſon, handelte nicht bloß um Beſen, ſondern um Witwen und Mädchen, wenn was dabei zu verdienen war. Derſelben Aufmerkſamkeit auf das Meitſchi lenken, wollte Käthi nicht, ſie wußte, ſie waren beide eben nicht wohl für einander, und wenn die Hexe etwas von Weitem riechen würde, ſo rührte ihr dieſelbe Schmutz in die Suppe. Aber die Hexe, die von allem Möglichen redete, könnte wohl einmal ihr zu Gefallen von der Bäurin Magd reden, meinte Käthi, und das wollte die Täſche nie. Alles Mögliche brachte ſie auf die Trommel, nur das Meitſchi nie. Abſonderlich verhandelte ſie die Erdäpfel, und verketzerte Alle, welche nichts aus der Sache machen wollten, und meinte von ihnen, daß ſeien Kühe mit Brettern vor den Augen, welche meinten, weil es ihren Köpfen nach ginge im Kanton Bern, ſo dürfe der Herrgott nicht anders als nach ihrer Geige tanzen, ſagte die Beſeliſe. Aber Käthi, obgleich ihre Stauden alle Tage ſchwärzer wurden, frug den Erdäpfeln wenig nach, glaubte auch, ſie würden alle Tage beſſer, ſchlügen aus, wüchſen nach, und der Teufel weiß was Alles, was die Gelehrten gegen alle Grundſätze in der Pflanzenwelt verbreiteten, und das gläubige Volk gerne glaubte, dieweil es ihm gefiel. Jemehr die Beſeliſe ſchimpfte über die Verblendung, deſto kühler ward Käthi, je mehr die Beſeliſe zu verſtehen gab, wenn die armen Leute Hungers krepirten, deſto mehr thäte es die Bauern und die Herren an der Regierung lächern, deſto eifriger gab Käthi ſie verſtehen, es gäbe Leute, denen nie was recht ſei, und die immer die Leute aufzureizen ſuchten. Wenn ihnen die Tauben nicht gebraten in's Maul flögen, ſeien ſie nicht zufrieden, und viele ſeien gekauft, um den Leuten recht Angſt zu machen, und ſehe man doch augenſcheinlich, wie es beſſer würde. So redete unſere gute Käthi, dieweil ſie Bäbeli im Kopf hatte, und böſe war, daß die Beſeliſe ihr nicht von dem redete, was ſie ſo gerne gehört hätte.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Käthi macht einen entſchiedenen Fortſchritt, beginnt Unterhandlungen, übernimmt eine Geſandtſchaft.

Ungſinnet kam ihr der Johannes heim, nicht geheilt, bloß mit dem Troſte, er ſolle nur Geduld haben, es werde ſchon noch beſſern; die Wirkungen eines Bades kämen erſt hinten her, akurat wie das Gras nach einem Regen. Ach, was die gute Käthi für ein Mitleid hatte mit dem Sohne, was er werde ausgeſtanden haben, wie ſchlecht er ausſehe, aber das dünke ſich nicht anders, man lebe da unten ſo ſchlecht, ſie hätte gehört, da habe man nichts zu eſſen, als abgeſchweizte Rüben und gekochte Kohlſtrünke. Johannes war wohl, daheim zu ſein, rühmte, wie es ihm da unten nicht ſchlimm ergangen, nicht halb ſo bös, als die Mutter denke. So in einem Bade kämen gar viele Menſchen zuſammen, ſagte er, von den Vornehmſten, wo man finden wolle, daß alles um und um glitzere von Gold und Seide. Aber er hätte nicht geglaubt, daß unter ihnen noch ſo viel Vernünftige wären, welche ſich darum kümmerten, wie es anderen Menſchen ſei, und die ſich nicht für zu vornehm hielten, nachzufragen. Freilich gebe es auch andere, welche ſich nur ſpreizeln möchten, Weibervolk und Männervolk, und gerne einen guten

Schick machen möchten mit Heirathen. Aber er habe bei ſich ſelbſt gedacht, wenn er mal wieder weiben wollte, einmal in einem Bade möchte er keine aufleſen (was das Käthi leichtete um's Herz, als ſie das hörte!). Da ſeien ſie daher geflogen und herum gefahren, daß er oft lange nicht gewußt habe, ſeien es Pipfolter (Schmetterlinge) oder Schneegänſe. Solche hätten ſich allerdings armer Leute nicht geachtet und hätten ihre Naſe getragen, wie ein Wachtelhund, welcher ſpüre. Aber Viele andere hätten mit den armen Leuten geſprochen, ſie gefragt, wer, was, wie u. ſ. w., hätten Räthe gegeben, Beſchäftigung, Geſchenke dieſer, jener Art, hätten ſich gegen ſie benommen, daß man geſehen habe, ſie hielten einen auch für Menſchen. Er hätte gedacht, da könnte mancher Bauer und noch mehr der halbbatzigen Schreiberlein oder ſonſt Agenten ein Exempel daran nehmen. Ein alter Herr mit einem grauen Schnautz (dä Göhl (Narr), meinte Käthi) hätte ſich viel mit ihm abgegeben und ihn gebraucht. Da habe er verdient, daß es ihm nicht übel gegangen ſei, und ohne Geld er nicht heimkomme, ſo daß die Mutter ſich einſtweilen nicht ſo zu kümmern brauche wegen der Erdäpfel, mit welchen es ſo ſchlecht ſtehe. Johannes war ganz verwundert, als er die Mutter das Ding ſo halb und halb leichtfertig nehmen ſah, ſie nicht recht an die Krankheit glauben wollte, meinte, wenn man es recht anfinge, ſo käme man davon, allweg werde es nicht ſo übel gehen, als voriges Jahr, und wiſſen thue man nie, ob einem nicht ungeſinnet ein guter Schick in die Hände laufe.

Johannes wunderte ſich über die Redeweiſe der Mutter. Er dachte, ſie werde ſich Zwang anthun ſeinetwillen, um ihm mit Kümmern ſeine Lage nicht peinlicher zu machen. Er ſagte, er ſei müde und ging zu Bette, weil es ihn jammerte, ſo ohne Ausſicht wieder da zu ſein. Käthi war's nicht recht, daß der Johannes ſchon zu Bette wollte, das Bubi ſchlief, und ſpät war's nicht. Indeſſen, Käthi ließ ihn gehen. Käthi war ſiebenzig Jahr alt, und wußte, daß man nicht einen Müden und Schläfrigen mit Gewalt auf den Beinen halten und vom Bette abhalten muß, wenn man ihm angenehme Eindrücke beibringe und mit Behagen was auseinanderſetzen will. Am nächſten Morgen beſichtigten ſie die Pflanzungen, und es war der Johannes, welcher über das Abdorren der Erdäpfelſtauden am meiſten jammerte. Das werde bös kommen, ſagte er, es ſei an allen Orten gleich ſchlimm, bis in die höchſten Bergthäler hinauf. Er könne daher unmöglich glauben, daß die Urſache am Boden liege oder an der Sorte, oder an einem beſonderen Regen, welcher hier oder dort gefallen ſei. Man habe im Bade viel davon geſprochen. Einer habe Allen dargehalten, und endlich habe, was er geſagt, am meiſten gefallen. Die Sache liege in der Luft, im Winde, habe der geſagt. Sonſt ſei der Föhn oder Flühluft nicht gegangen im Sommer, ſondern im Frühjahr, und da habe er ja den Bäumen immer geſchadet. Wenn ſie ſo recht in Saft geweſen, habe er die Blüthen getödtet, manchmal die Bäume ſelbſt. Dem einen Baum habe er mehr geſchadet, als dem anderen, manchen ganz überſprungen. Warum, das könne er nicht ſagen, entweder bringe der Wind das Gift nur ſtoß- oder ſchichtenweiſe oder die einen Bäume ſeien nicht im Zuge geſtanden, oder nicht ſo im Safte geweſen, daß er ihnen habe ſchaden können. Gewöhnlich hätte man im Sommer keinen Föhn oder Südwind gehabt, ſondern Byſe und Regenluft (Oſt und Weſt) hätten mit einander abgewechſelt. In den beiden letzten Sommern habe man Föhn gehabt und Nordwind, die hätten miteinander abgewechſelt. Daher auch die fürchterlichen Regengüſſe, wegen der großen Abwechſelung von kalt und warm in der Luft, und die unbeſtändige Witterung überhaupt. Im vorigen Jahre ſei bei uns der Föhn erſt im September gekommen, wo die Kartoffeln ſchon Knollen angeſetzt hätten, theilweiſe faſt ausgewachſen geweſen ſeien. Daher hätten die frühen Sorten faſt nichts gelitten, man habe viele und große Erdäpfel gefunden, aber viele angeſteckte. In dieſem Jahre werde es viel böſer gehen. Da ſei der Föhn früh gegangen, ſchon anfangs Juli, als die Erdäpfel eben Knollen anſetzten. Daher werde man wenig Erdäpfel finden, und viele ganz kleine, wenn ſie nicht vor dem Ausmachen verfaulten im Boden. Gegen dieſe Krankheit ſei nichts zu machen, die komme von unſerem Herrgott, nur er könne ſie wieder nehmen, und das werde er ſicher auch, wenn der Uebermuth der Menſchen gebrochen ſei, und ſie die allmächtige Hand wieder anbeten würden, gegen welche kein Sterblicher was vermöge, und ohne welche kein

Sterblicher was wäre. So hat dieſer Herr oft geſprochen, und viele Leute ſind dabei geſtanden und haben ihm zugehört. Der müſſe recht haben, meinten die Meiſten. Einigen gefiel er auch nicht, ſie ſagten, das ſei ein verfluchter Pfaff oder Ariſtokrat, der wolle nur das Volk aufreizen und unzufrieden machen, dem ſollte man das Reden abſtellen. Aber man hat ſich ihrer nicht viel geachtet, es dünkte die Leute, über ſolche Dinge ſollte man doch ſeine Meinung ſagen dürfen, und was der Herr ſagte war vernünftig, und beſtätigte ſich, wo man nachfragte. Und ſo, Mutter, ſteht eine ſchwere Zeit vor uns, weiß Gott, wie es gehen ſoll den Winter durch, wenn die Erdäpfel wieder fehlen, und mehr noch als im letzten Jahre. Du mußt nicht jammern, Johannes, ſagte die Mutter, der alte Gott lebt noch, und hat er bis hierher geholfen, ſo wird er weiter auch helfen, ungſinnet kann er einen daraus nehmen, wenn man am tiefſten darin iſt. Sieh, wir haben ſchönen Flachs, bſunderbar ſchönen, man ſieht nicht ſchönern. Morgen wollen wir ihn ziehen, und geht nichts darüber, ſo giebt das eine ſchöne Handvoll Geld, daß der Hauszins uns wenig Kummer machen ſoll. Und dann iſt noch was begegnet, während du fort warſt. Ich wollte es dir ſchon geſtern erzählen, aber du wollteſt zu Bette, du kannſt nicht errathen, was. Wie ſollte ich, Mutter, ſagte Johannes. Denk', ſagte ſie, deine Meiſterfrau hat geſchickt. Sie hatte nicht gewußt, wie übel es dir gegangen. Die Beſeliſe hat es ihr geſagt. Da ſandte ſie auf der Stelle eine Jungfrau, mit einem Säcklein voll Sachen und zwei Fünfunddreißiger in einem Papier, denk' zwei; ich will ſie dir zeigen, wenn wir heimkommen, ich habe ſie in den Strumpf gethan. Ich habe mich ſchämen müſſen gar erſchrecklich, daß ich mich ſo an der Frau verſündigt habe, und gemeint, wie das eine wüſte und eine böſe ſei. Du mußt auch im Fehler geweſen ſein, Johannes, und geredet haben, was nicht recht war. Ja, Mutter, ſagte Johannes. Aber ſie hätte witziger ſein ſollen, und ich wollte nicht, daß es anders gegangen wäre. Ich habe viel gelernt unterdeſſen, und wäre ich Euch nicht zur Laſt geweſen, ſo wollte ich ſagen, es ſei recht gut gegangen. Es ging mir hier über Manches die Augen auf, was ich ſonſt wahrſcheinlich nicht geſehen hätte. Und wenn es nur Gottes Wille wäre, daß ich wieder verdienen könnte, ſo wollte ich von Herzen zufrieden ſein. Aber jetzt muß gſinnet werden, was ich anfangen ſoll, ſo kann das nicht gehen. Wer weiß, wie lang es geht, bis ich den Arm wieder ordentlich brauchen kann wie ehedem, doch wahrſcheinlich nie mehr.

Ja, du kommſt mir gerade recht, ich wollte noch was mit dir reden, ich habe unterdeſſen auch gſinnet und gedacht an dich, ſagte Käthi und erzählte nun Johannes von der Jungfrau, welche das Geſchenk gebracht. Wie die ihr ſo ausnehmend wohl gefallen, von wegen der Hübſchi und der Manierlichkeit und wie ſie doch ſo ehrbar daher gekommen, ſie könne gar nicht ſagen wie. Das Mädchen habe ein ſchön Vermögen, funfzig Thaler, und ſie glaube nicht, daß es gelogen, daneben könne man ſo etwas Beſtimmtes vernehmen. Nun hätte ſie gedacht, er ſolle das Meitſchi heirathen, ſie glaube, es nehme ihn, und dann das Korben (Körbeflechten) lernen. Funfzig Thaler ſeien ein ſchöner Anfang, wenn ſie je ſo viel gehabt, es wüßte Niemand, wie weit ſie es damit gebracht hätten. Die Frau könnte ihm helfen, oder aber die Körbe vertragen. Man glaube gar nicht, was da für ein Verdienſt ſei, Körbe ſeien allweg die Hauptſache in einer Haushaltung und im Umſehen ſei ſo ein Korb dahin. Hier ſei's der beſte Ort für das Korben, hier am Schachen, wo Weiden genug ſeien, dann könnte er auch die obrigkeitlichen empfangen der Straße nach. Das ſei eine Arbeit unterm Dache, welche er vertragen möchte, und ſchon mancher Korber ſei zu Geld gekommen und hätte keinen ſolchen Anfang gehabt. Und du glaubſt gar nicht, was das für ein Meitſchi iſt, es wollte mir ſeither gar nicht aus dem Sinn. Aber Mutter, meinte Johannes, wenn das Meitſchi iſt, wie Ihr ſagt, ſo nimmt ſie mich nicht, Herr, das muß ein anderes Kerli ſein. Das Korben aber wär nicht das Dümmſte, es gefiele mir nicht übel, und ganz unbekannt iſt's mir nicht. Ich habe in den langen Wintern gar manchen Korb gemacht, die feinſten nicht, aber ſie hielten doch und das iſt die Hauptſache, das andere, wenn es ſein muß, iſt dann bald gelernt. Wegem Meitſchi habe nicht Kummer, ſagte Käthi, das iſt gar nicht wie ein anderes, ſondern ganz anders. So den luſtigen Ungeheuern von Buben frägt es nichts nach, ſo einen nimmt das nicht. Geſagt hat es mir's nicht, aber ich habe es ihm angeſehen, ein guter und manierlicher Burſche, bei welchem es nicht bös hat, das iſt dem gewiß die Hauptſache. Und für Körbe zu vertragen und Beſen, wenn es ſein müßte, warum nicht, ſchickte das ſich ſonderbar wohl, es könnte die Sache den Leuten anrekommandiren, ſie müßten ſie nehmen, ſie möchten wollen oder nicht. Und wenn das Wetter ſtrub wäre, oder der Weg bös, ſo wollte ich ſchon gehen und auch mein Möglichſtes thun. Ich weiß Weiber, ſie würden gleich Niemand mehr einen Beſen oder einen Korb abnehmen, als mir. Mutter, wenn das Meitſchi iſt, wie Ihr ſagt, ſo muß das was wurmſtichiges ſein, ſonſt hätte es ja längſt einen Mann, und wäre nicht mehr Jungfere. Gerade ſolche, ſagte Käthi eifrig, bleiben am längſten ledig, die thun nicht ſo nöthlich, wie wenn es nur heute gut wäre und ſonſt nie mehr, reißen den Burſchen nicht die Kuttenſecke (Rockſchöße) vom Leibe und ſchleppen ihn heim, wie die Landjäger einen Hauſirer.

Die wollen ausleſen, und es preſſirt ihnen nicht, die denken, ſie fänden immer noch einen Mann, wenn es ſein müßte. So eine Hübſche mit einem ſolchen Vermögen — denk Johannes! Und vielleicht giebt es noch mehr, einen Deut davon ließ ſie fallen. Mutter, die nimmt mich nicht, ſagte Johannes, Körbe und Beſen tragen thut keine, wenn ſie es anders machen kann. Körb und Beſe trage iſt keine Schande, ſagte Käthi unwillig. Was fragt die übrigens Körb und Beſe nach, der Mann iſt deren die Hauptſache, glaub's doch, Johannes. Das iſt eine ganz andere als die anderen, nicht ſo ein eitel, gedankenlos Ding, wie man ſie ſonſt hat! Geh' ſelbſt und ſchau's, das iſt das Beſt'. Du kannſt zu gleicher Zeit der Frau danken für ihre Gutthaten, und wenn es dir gefällt, ſo redet ſie dir noch zbeſt beim Meitſchi. Nein Mutter, ſagte Johannes, das mache ich nicht, der Frau darf ich einſtweilen noch nicht unter die Augen, mag mich nicht vom andern Geſinde auslachen laſſen, und mit dem Meitſchi iſt es nichts, zähle darauf. Möchte mir keinen Korb holen, daß ich zu allem Unglück noch zum Geſpött würde. Aber wenn Ihr meint, es ſchicke ſich, wenn man gehe und der Frau danke, ſo geht Ihr, ich will gaumen (hüten). Ihr ſeht dann ſelbſt am beſten wie die Sachen ſtehn, ohne daß Ihr mit dem Holzſchlägel an die Wände zu ſchlagen braucht. Johannes wollte nicht den Namen haben, aber der Funke hatte doch gezündet, das Mädchen ſtach ihm im Kopfe. Wenn alles ſo war wie die Mutter ſagte, ſo hätte er wirklich lieber heute angebiſſen, als morgen. Aber er wollte den Schein nicht haben, er hatte es wie hie und da Söhne, welche die Mütter verheirathen möchten. Es iſt nämlich ſehr kurios, ſo ſehr die Weiber über ihre Männer die Naſe rümpfen, ein ſo großes Verlangen haben ſie, Mädchen mit ihren Söhnen glücklich zu machen. Sie müſſen entweder denken, ein Mann ſei ein Herrenfreſſen, oder aber aus Teufelsſucht den armen Mädchen das Unglück an den Hals hängen wollen, unter welchem ſie zu ſeufzen ſcheinen. Die gedachten Söhne kommen nämlich den Müttern durchaus nicht heirathsluſtig vor und die guten Mütter meinen, ſie müßten alle Kräfte im Himmel und auf der Erde anwenden, um ihr Söhnelein zu bewegen, ſich glücklich machen zu laſſen. Und reden nun und ſtellen vor und verwerfen die Hände und ſtützen die Augen und machen Geſichte, als ob ſie poſaunen oder gar donnern und blitzen möchten. Und das alles wäre gar nicht nöthig, denn das Söhnelein iſt von ganzem Herzen und allen Kräften bereit zu heirathen, will nichts lieber, als was die Mutter will, aber zeigen will er es nicht, man ſoll ihn ſo gleichſam zwingen. Er meint, im Fall der Noth könne er dann ſagen: was kann ich dafür, ihr habt es ſo haben wollen, ihr habt mich gezwungen. Der dumme Kerl, was hat er davon, wenn er ſchon ſo ſagen kann, lebt er damit deſto beſſer, und iſt's ihm wohler dabei, wenn er ſein Lebtag denken muß, du warſt ein Eſel, daß du dich haſt zwingen laſſen? Zudem läßt zu ſolchen Dingen ſich gewöhnlich Niemand zwingen, der es nicht halbwegs gerne thut, wenn er auch nicht den Namen haben will und ſelbſt vor der eigenen Seele nicht. Die Mutter werde ſchon reden, dachte Johannes, und wenn es fehle oder ihm allfällig nicht gefalle, ſo könne ihn Niemand hinein ziehen und ihm was anhängen. Der Mutter dagegen war dieſer Gedanke, dieſer Plan ſo in den Kopf gewachſen, daß ſie ſich wirklich zu der Reiſe entſchloß; man denke! Doch wollte ſie ohne Johannesli gehen und nicht an einem Sonntage. Die Tage ſeien lang, ſagte ſie. Zeitlich am Morgen ſei ſie dort, könne vor dem Mittageſſen wieder fort, damit die Frau nicht meine, ſie komme deswegen; auf dem Wege werde dann wohl ein Teller Suppe zu erhalten ſein oder ſonſt was, es gebe aller Orten gute Leute. Gott Lob! Was ſonſt der guten Mutter ſchrecklich war, das wurde ihr auf einmal wie einem jungen Mädchen eine Tanzparthie, welche gewöhnlich nicht warten mögen, bis ſie angeht. Man wiſſe nicht, was es geben könne über Nacht, ſagte ſie, heute roth, morgen todt, ſage das Sprichwort. Was dann eine alte Frau, welche nicht mehr roth ſei, zu gewärtigen hätte? Was ſein ſolle, das müſſe ſein, und wenn es morgen ſchön Wetter ſei, ſo mache ſie ſich auf die Beine, aber dem Bubi müſſe man nichts ſagen, ſonſt wolle der mit.

Am andern Morgen war es wirklich ſchön Wetter und Käthi machte ſich auf in aller Kühle. Ein arm Weib hat es darin beſſer, als eine reiche Frau, ſie hat nicht für ſo Viele zu ſorgen, iſt zehnmal unabhängiger und freier. Man glaubt es nicht, aber es iſt doch ſo, daß ſehr reiche Weiber angebunden ſind, nicht zuſammengezählt aber doch akurat wie der Haushund, und wenn ſie das ganze Jahr durch zu einem freien Tage kommen, ſo iſt es viel; ihre Mägde haben es gar viel beſſer. Unſer Mütterchen beinelte davon, faſt wie ein jung Mädchen. Junge, luſtige Gedanken ſind Flügel, ſie tragen alte Beine davon, als ob es junge wären. Und was giebt es in eines Weibes Herz für luſtigere Gedanken, als Heirathsgedanken, abſonderlich in einem Mutterherz. Wenn ſo eine Mutter einen Sohn unter eine Haube bringen kann, ſo iſt's ihr nicht bloß, als habe ſie das große Loos in der Lotterie gewonnen, ſondern als habe ſie den Sohn aus dem Rachen des Teufels geriſſen und unter ſicheres Obdach gebracht. Käthi war des Glaubens voll, fehlen könne es nicht. Das Mädchen, wenn es das ſei, wofür ſie es anſehe, werde mit beiden Händen nach dem Johannes greifen, dachte ſie. Es ſei jetzt bloß die Frage, ob nichts am Mädchen zu ſcheuen ſei, und ob es nicht gelogen habe. Sie glaube es nicht, ihr Lebtag hätte ſie dann Niemand ſo betrogen, aber man könne doch halt nicht wiſſen, die Welt ſei gar zu ſchlecht und das heutige Weibervolk, ſie müſſe es leider ſagen, nicht das Zehntel mehr ſo viel werth, als wo ſie jung geweſen ſei.

Aber wie bei der Bäurin einrücken: mit der Thür in's Haus, oder hinten um? Das beſchäftigte die gute Käthi ſtark, denn auf die Manier kommt gar viel an, das wiſſen die Diplomaten gut und müſſen ſich manchmal faſt den Kopf zerbrechen, um die beſte heraus zu kriegen, beſonders wenn ſie was Krummes gerade machen ſollen. Das erfährt zum Beiſpiel der eidgenöſſiſche Geſchäftsträger in Wien, der Effinger, wenn er die Bocksſprünge ſeiner lieben Eidgenoſſen vor dem Fürſten Metternich entſchuldigen muß, daß es eine ſtrenge Sache iſt. Der wird, wenn er von einem neuen Bocksſprung hört, manchmal mit der Hand über das Geſicht fahren, und dahinter was muckeln, welches ein Diplomat nicht laut ſagen darf. Eine große Kunſt iſt's auch für ſie, einander die gröbſten Grobheiten höflich zu ſagen, und ſo, daß man nichts daraus machen, oder nach zwei Seiten drehen kann. Der engliſche Geſandte in Spanien war, wie es ſcheint, darin kein Hexenmeiſter, und wird aus dem Platz müſſen; das macht ihm wegem Lohn einen großen Apropos. Doch excusez und nicht für ungut, von einer alten Käthi auf einen Diplomaten zu kommen, iſt wirklich auch ein Bocksſprung. Käthi erwägte die Gedankenreihe ſehr, welche ſie bei der Bäurin in Worte kleiden wollte. Erſt kam natürlich der Dank, dann frug es ſich, ſollte ſie ſagen, ſie ſei expreß gekommen oder hier durch und habe nicht vorbei können, ohne ſich zu künden, ſollte ſie ſo hinten um nach dem Mädchen ſich erkundigen, oder geradezu die Frau um Rath und Fürſprache erſuchen u. ſ. w.? Käthi neigte ſich zur feinen Manier, zum Hintenum. Käthi kriegte Anfälle von Mucken, und dachte, ſie wolle ſchon herauslocken was ſie möchte, ohne daß die Bäurin was merke. Indeſſen war Käthi doch noch nicht zu einem feſten Entſchluß gekommen, als ſie ſchon am Ziel ihrer Wanderſchaft war. Sie traf es ſehr gut. Die Bäurin war alleine daheim, beſorgte die Haushaltung, rüſtete eben Bohnen auf der Bank vor dem Hauſe. Käthi ward alsbald erkannt, freundlich empfangen und konnte nicht anders als ſagen, ſie ſei expreß gekommen um zu danken. Es hätte ſie und den Johannes gedünket, es hätte keine Art, wenn nicht eins von ihnen den Weg unter die Füße nehme um zu ſagen, wie groß ihr Dank ſei, und wie das Geſchenk viel zu groß geweſen, ſie hätte ſich verköſtigt, daß es über alles Maaß gehe. Der Johannes wäre ſelbſt gekommen, aber das Bad hätte ihn angegriffen, und weit laufen dürfe er nicht. Nun erzählte ſie von Johannes, wie er ſich geändert, und jetzt ſo gut ſei gegen ſie, ihr alles thue, was er ihr an den Augen abſehen könne, er ſei gar nicht mehr der Gleiche. Und was will er jetzt anfangen? frug die Frau. Das iſt eben, ſagte Käthi, was uns Kummer macht, und viel zu ſinnen giebt. Es kam mir in Sinn, er ſollte das Korben lernen und weiben, und ihm gefällt es auch nicht übel. Korben iſt eine gute Profeſſion und er kann ſie verrichten, und Körbe ſind Sachen, welche man immer braucht; die Frau könnte helfen und die Körbe vertragen, ich will die Haushaltung machen und pflanzen, und wenn ſo Alles einander hülfe und die Frau Vermögen hätte zum Anfangen, ſo könnte man es weit bringen. So, ſagte die Bäurin, meinſt? Habt ihr Eine im Spiel? Hä, da war die Diplomatik aus. das Hintenum und das unvermerkte Ausfragen, und ſtotternd anfangs rückte Käthi mit der Hauptſache heraus. Eben deretwegen bin ich eigentlich gekommen, darf's aber ſchier nicht ſagen. Ich weiß es wohl, wie es die Meiſterleute haben, wenn Eins für ſie iſt, ſo iſt's ihnen zwider, wenn ſie es fort laſſen müſſen. Weiß nit was du meinſt, ſagte die Frau, und ſpitzte die Ohren. He, ſo will ich es grade herausſagen, aber zürn' mir doch recht nicht. Das Meitſchi, welches die Sache brachte, dein Jungfräull, hat mir ſonderbar wohl gefallen, ſo ein manierlichs und ehrbars iſt mir lange nicht vor die Augen gekommen, dem ſieht man es von weitem an, daß es von rechten Leuten herkommt, und ſcheint arbeitſam zu ſein und anſchlägig, und wie es geſagt hat, hat es ein ſchön Vermögen. Funfzig Thaler hat es geſagt, habe es, und vielleicht könne es noch erben, hat es geſagt, aber beſtimmt ſei es nicht, und ich kann nicht glauben, daß das Meitſchi gelogen hat. Da hielt Käthi an, eine Antwort gewärtigend. Als die gute Frau Käthi's Projekt hörte, Bäbeli zur Korberin zu machen und Hauſirerin, da hatte ſie ein Lachkrampf ergriffen, der ſie faſt von der Bank aufhob und in einen Huſten, überging, der ſie hochroth im Geſichte machte, daß Käthi lange auf eine Antwort warten mußte, denn allemal, wenn ſie ein Wort ſagen wollte, kam der Huſten wieder. Endlich ſagte ſie, eher mehr als weniger, aber rede nur, es kam mir was in den Hals. Beſſer als mit dem Johannes, kann es das Meitſchi nicht machen, fuhr Käthi fort. Ein Hübſcher iſt er immer noch, ein Guter dazu und wenn er einmal was ergriffen hat, ſo iſt er bald darin Meiſter. Und gut hätte es Eine bei uns, hundertmal beſſer, als ſo bei einem Schuldenbäuerlein, wo man über das andere Jahr nur den Zins geben kann, und nur halb genug zu eſſen und zhalb zviel zu arbeiten hat. Sein Geld brächte die Sach in Gang. Der Gemeinde hat Johannes vier Thaler zu zahlen, zehn brauchte er als Lehrgeld, ein Vierteljahr müßte er doch noch zu einem Meiſter, mit vier oder fünf Thalern könnte man ein zweiräderig Handwägelein anſchaffen, daß das Frauelí die Körbe leichter fort brächte (die Bäurin huſtete gräßlich, zum Erſticken), dann blieben immer noch dreißig Thaler übrig, ſo daß man ſich kehren könne und ſich nicht zu ängſtigen brauche, wenn man nicht alle Tage alle Körbe verkauft hätte. Sie ſei gut dafür, wenn Gott ſie geſund ließe, ſo gehe nicht manch Jahr vorbei, ſo hätten ſie ein Vermögen beiſammen, ſie gäben es nicht um hundert Thaler. Aber Johannes ſage, das Geld ſei gut, aber nicht alles, und wenn's ein Mädchen ſei, wie ich ſage, ſo ſei vielleicht was Wurmſtichiges da, ſonſt hätte es bereits einen Mann. Ich habe ihm geſagt, gerade ſolche Meitſchi blieben am längſten ledig, weil ſie nicht ſo nöthlich thäten und ohne alles Bedenken jedem Mannbein nachſpringen. Aber er ſei wunderlich darin, und ſie könne es ihm nicht übel nehmen, gebrannte Kinder fürchteten das Feuer. Da habe ſie gedacht, die Bäurin könnte am beſten darüber Auskunft geben, wenn was Schlechtes an ihr wäre, ſo hätte die das Meitſchi ſicher nicht in's Haus genommen. Was das betrifft, ſagte die Bäurin in Abſätzen, ſo braucht da Niemand Kummer zu haben, wenn ſie alle wären wie das, ſo müßte das nichtsnutzige Männervolk ſich beſſern oder hängen, eins von beiden. He nun ſo dann, ſagte Käthi, ich dachte es doch, es gefiel mir nicht bald ein Weibervölkli beſſer als das. Ich muß fragen, wäre es erlaubt mit ihm zu reden? Ich mag nicht warten bis ich die Sache richtig habe, dann will ich gerne ſterben. Die Bäurin huſtete wieder, doch nicht ganz in gleichem Tone, dann ſagte ſie: Es iſt mir leid, heute giebt es ſich nicht, ich habe das Meitſchi fortgeſandt, mir was zu verrichten, es kommt erſt ſpät Abends wieder, und das wird dir zu lange gehen, um zu warten. Aber wenn du willſt, ſo will ich mit ihm reden, und kann dann Beſcheid machen. Morgen wird es den Johannes erſt ſehen wollen, ſo die Katz im Sack wird ein Meitſchi wie Bäbeli und mit funfzig Thalern Vermögen (da kam der Frau das Huſten wieder an) nicht kaufen wollen. Das wird ſein, ſagte Käthi, aber was meinſt du, nimmt es ihn, oder hat's vielleicht ſchon einen Andern? Ich hätte es nicht meinen ſollen, ſo wie es gethan. Ja, ſagte die Bäurin, da haſt du zu viel gefragt. Du weißt, ſolche Meitſcheni ſagen es nicht zu allererſt der Meiſterfrau, wenn ſie Einen haben, gemerkt habe ich nichts. Im Gegentheil, es thut, als wenn ihm Sterben und Heirathen auf eins herauskäme. Aber du weißt, gerade ſolchen iſt am wenigſten zu trauen, und wenn ihnen der Rechte vor die Augen kommt, ſo haut es ſie, wie die Fliegen. Selb haſt recht, man kann ſich oft gar nicht auf ſie verſtehen. Aber es wäre mir an der Sache grauſam gelegen, und wenn du ein gut Wort einlegen kannſt, ſo mach's doch recht, du weißt ja, mit einem guten Worte kann man oft viel machen, und wenn du zbeſt redſt, ſo thut's das Meitſchi. Weiß nit, weiß nit, ſagte die Bäurin, Meitſcheni thun oft das am liebſten, was man ihnen am meiſten wehrt, haben es von der Eva geſogen, und in ſolche Sachen miſche ich mich nicht gerne. Geht's nicht gut, muß man ſchuld daran ſein. Da kommen ſie mit Heulen und Zähneklappern: hätteſt mir's gewehrt, hätteſt mir's gewehrt, du hätteſt es ſinnen können, wie es gehen konnte, ſo einem jung Meitſchi, wie ich war, iſt nicht zuzumuthen, daß es es ſinnete, für was ſind ſonſt die Alten auf der Welt. Das iſt der Dank, den man hat, wenn es bös geht, und geht's gut, ſo ſagen ſie: i, es geht gut, habe appart nicht zu klagen, aber es iſt auch nicht Eine zehn Stunden in der Runde, die thut, was ich, und er iſt auch nicht der Dümmſte und daneben ein guter Lappi. Es wäre dumm geweſen von dir, wenn du uns abgerathen hätteſt. Einreden will ich darum nicht. Aber reden will ich mit dem Meitſchi, wenn's heim kommt. Es kann ſich die Sache überſchlagen, und wenn es weiß, was es will, ſo ſoll es dir Beſcheid machen. Aber ſo geſchwind geht es nicht, darauf zähle. Habe alſo nicht Langeweile und denke, ich habe es dir verſprochen, daß du es vernehmen ſolleſt.

Wie du meinſt, ſagte Käthi, und Dank ſollſt du haben für den guten Beſcheid. Aber preſſiren thäte es mir doch, von wegen wenn Johannes das Korben lernen will, ſo ſollte er dieſen Herbſt daran hin. Du weißt, das Korben geht im Herbſt am beſten, es koſtet auch am wenigſten Lehrlohn. Wie geſagt, ſagte die Bäurin, du ſollſt Beſcheid haben, aber gar zu nöthlich darf man dem Mädchen doch auch nicht thun, es faßt ſonſt Verdacht, und meint, es ſei was Beſonderes dahinter. Haſt wohl recht, ſagte Käthi, aber kannſt ihm ja ſagen, was es ſei, und vorſtellen, wie gut es es haben werde. Wenn's bös Wetter ſei oder ihm ſonſt nicht anſtändig, ſo wolle ich mit den Körben fahren, und kannſt ihm ſagen, ſo für zu hauſiren und den Leuten was zu verkaufen ſchicke ſich Niemand beſſer als es. So ein manierlich, anſtändig Weibervölkli, wie es, verkaufe zhalb mehr als ein anderes. Und dann ſei es nicht, daß man meinen werde, es ſolle nichts brauchen, und daß man ihm das Geld ſo exakt nachzählen und meinen werde, es ſolle Alles beim Kreuzer heimbringen. O nein, wenn ihm was gelüſte, für einen halben Batzen Suppe und ſonſt noch was um einen halben Batzen, oder ſei es auch um einen ganzen, ſo werde ganz ſicherlich kein Menſch was dagegen haben. Es könne ſicher brauchen, was es ertragen möge, und was ihm wohl mache. Das ſei Alles gut, ſagte die Frau, und ſie wolle es ausrichten, und möglich ſei es, daß dem Meitſchl die Sache gefalle, daneben wiſſe ſie es nicht und zu ſtark darein miſchen thue ſie ſich nicht; Käthi hätte gehört warum. He ja, ſagte Käthi, aber mit einem Worte kann man manchmal ſehr viel machen. Allweg, ſagte die Bäurin, aber komme jetzt hinein, du wirſt hungrig und durſtig ſein und halte es nicht für ungut, daß ich dich nicht früher kommen hieß, aber ich mußte fertig machen. Wie Käthi ſich ſträubte, die Bäurin blieb Meiſter und bewirthete Käthi brav, doch mit einem gewiſſen Weſen, welches eben nicht langes Säumen zuließ, und welches, wo es ſich zeigt, immer ſehr fühlbar wird. Als ſie abgegeſſen hatte, konnte Käthi nicht anders als Abſchied nehmen und die Frau hielt ſie nicht. Es wurmte Käthi zwar etwas, zu gehen, ehe das Volk vom Felde kam, denn das übliche Mißtrauen wollte ſich in ihr regen, das Mädchen könnte doch daheim ſein, die Bäurin ſie nur abſchüſſeln wollen, damit ſie nicht zuſammen kämen. Beinahe wäre ſie hinterm nächſten Zaune liegen geblieben und hätte gelauert, bis das Volk zum Eſſen kam. Käthi jedoch that es nicht, und wenn ſie es gethan hätte, ſo würde ſie wirklich geſehen haben, daß das Meitſchi nicht da war, die Frau inſoweit die Wahrheit geredet hatte. Als Käthi fort war, wußte die Bäurin wirklich nicht, ſollte ſie lachen oder weinen, denn gar zu merkwürdig kam ihr die Sache vor. Sie dachte an das Sprichwort, daß wenn es geordnet ſei, daß Zwei zuſammen kommen, weder Berg noch Thal, weder Menſch noch Teufel es hindern könnten.

Es ſei vom Meitſchi eine ſtrenge Sache, zu meinen, es müſſe ein halb lahm Knechtlein haben, welches es nur einmal geſehen habe. Es ſei wohl wahr, etwas ſei es an deſſen Unglück ſchuld. Aber wenn alle Meitſcheni ſo zarte Gewiſſen hätten, und meinten, ſie müßten all Unglück gut machen, welches ſie anrichteten, der Kuckuck wüßte, wie es ginge. Viele würden um ihren Verſtand kommen, und die anderen ſich wohl gar an das eigene Leben vergreifen. So bloßes Erbarmen habe ich bei Meitſcheni ſelten geſehen, im Gegentheil, viele haben die größte Freude daran, wenn ſie recht viel Unglück anrichten könnten, und thuen, als ob ſie ganz friſch dem Teufel vom Karren gefallen wären. Aber wenn die Liebe in's Erbarmen kommt, dann wird daſſelbe grauſam groß, hab's ſchon erfahren, und ſo wird's bei Bäbeli ſein. Das Meitſchi hat bös, lieb hat's Niemand, Niemand gönnt ihm was, am wenigſten einen Mann, hätten es am liebſten im Kirchhof und ſein Geld im Sack. Und wenn Einer von Weitem dem Hauſe nahe kommt, ſo wird er geplagt, in den Brunnen geworfen oder in's Miſtloch, ſo daß das Meitſchi ganz verlaſſen iſt, und dazu iſt der Bruder noch ſein Vormund. Natürlich iſt, daß ein Meitſchi lieber heirathen will, als eingemezget werden, und er wird ihm gefallen haben, als es mit ihm tanzte, er wird ihm anſtändig und manierlich geweſen ſein, und von ihm wäre es ſchon ſelb Mal nicht gelaufen, wenn es nicht Angſt gehabt hätte vor dem Bruder oder deſſen Weib, dem Hagels Strohſtuhl. Jetzt möchte es ihn, könnte es doch dann mit ſeinem Gelde machen was es wollte, hätte es deswegen dann doch Jemand lieb, während man es jetzt deswegen haßt und verfolgt, und zwiſchen lieb haben und verfolgen iſt doch allweg ein groſer Unterſchied. So viel könne ſie dem Meitſchi nicht dawider haben, fange es nicht auf dieſem Wege an, ſo komme es zu keinem Manne. Es wäre möglich, wenn ſie in ähnlichem Falle geweſen wäre, ſie hätte es längſt ſo gemacht. Was Teufels hätte man am Ende von der Vornehmheit, wenn man nur halb genug zu eſſen hätte und Alles mit Mißgunſt geſalzen und Mißgönnen gepfeffert. Aber das alt Mutterli, das hatte ſie faſt verſprengt, ſie habe gemeint, es müſſe ſein. Da iſt das alte ſiebenzigjährige Fraueli von der Narrheit noch nicht geheilt, daß im Heirathen alles Glück liege. Hat bös gehabt ſein Lebtag wegem Heirathen, und weil auch der Sohn geheirathet, den Angſtkarren gezogen mehr als vierzig Jahre, und nun kommt's zum Drittenmal, läuft in der Welt herum, immer für alle Gewalt ſoll es wieder geheirathet ſein und gekorbet und gehauſirt und für einen halben Batzen Suppe und für einen halben Batzen ſonſt noch was! Wohl, das Bäbeli wird ſehen, wenn es mit Körben hauſiren ſoll, ztodt ſchlüge es der Bruder, das iſt nur zu richtig. Aber wie die Alte das ſich ausgedacht hat und ausgeſpitzt, wenn es nichts daraus geben würde, ich glaube die rührte der Schlag. Nun, Korben iſt nicht nöthig, wenn es was aus der Sache giebt, die Sache läßt ſich anders machen. Groß iſt das Vermögen nicht, aber wenn beide gut thun, ſo kriegen ſie ſchönen Handel bei einer Arbeit, ihrem Stande und Kräften gemäß, ohne korben und hauſiren, deren ich übrigens keines verachte.

Aber, was machen jetzt? Nichts, denk' ich, ſagte die Frau. Steckt das Ding dem Meitſchi noch im Kopf, war es nicht bloß ſo ein Wind, der vorüberweht, ſo kommt es zu mir und möchte was vernehmen. Freilich wird es nicht ſagen, es komme deswegen, es wird wegen Blumen kommen oder einem Muſter zu irgend was, oder einer Perſon nachfragen, die weder im Himmel noch auf der Erde iſt, an welche es dergleichen Dinge zu verrichten hätte. Kurz, es wird kommen, und dann kann man weiter ſehen, und wenn's nicht kommt, he nun, ſo iſt die Sache vorbei, wie's öfters der Fall iſt. So kalkulirte die Bäurin. Uns kommt dieſer Kalkul nicht dumm vor, vielmehr zehnmal geſcheidter, als der Kalkul von Hungerleidern, mögen ſie nun künſtliche Hochzeiten oder künſtliche Revolutionen machen. Es iſt und bleibt immer eine verruchte und verfluchte Sache, wenn man Leben und Lebensglück von vernünftigen Geſchöpfen auf's Spiel ſetzt, um einem Thier Speiſe und Trank zu verſchaffen.

Käthi hatte nicht daran gedacht, ſo früh wieder heimzugehen. Sie hatte nichts anderes geglaubt, als das Mädchen anzutreffen, die Sache mit demſelben richtig zu machen, was ja leicht bis auf den Abend dauern könnte, wenn auch an einem anderen Orte als bei der Bäurin, dann hätte es am liebſten das Mädchen gleich wieder mit ſich heim genommen. Jetzt war Käthi faſt wie ſturm, wußte nicht recht, welchen Weg, hätte ſich gerne irgendwo geſäumt, noch was ausgekundſchaftet über der Bäurin Jungfrauen. Aber die gute Käthi war zum Kundſchafter ſo wenig als zum Diplomaten auserkohren, zudem ſorgte Gott, daß ſie auch nicht in die geringſte Verſuchung geführt wurde, denn auf der ganzen Straße regte ſich nichts Lebendiges, weder Mann noch Maus, ſelbſt die Spatzen ließen den Abfall auf der Straße unbeachtet, und machten es ſich behaglich im grünen Zaun.

Käthi ward recht ärgerlich, und hätte für ihr Lebtag gerne gleich gethan, ſich an ein ſchattiges Plätzchen hingeſetzt, und ein gut Schläfchen gehalten. Allein ſie traute nicht an der Straße, ſie traute nicht in des Waldes tiefen Gründen. An der Straße konnte ſie überfahren, von Zigeunern geſtohlen werden, im Walde konnten Räuber, Schlangen, Leoparden kommen. Alle Geſchichten, welche ſie je gehört, wie es ſchlafenden Reiſenden ergangen, fielen ihr ein, vertrieben ihr den Schlaf gründlich und machten ihr raſche Beine, denn es fielen ihr auch Geſchichten ein, wo Reiſende, welche nicht ſchlafen wollten, endlich wachend gefangen oder gefreſſen wurden. Das waren ganz andere Gedanken, als ſie gehabt beim Hingehen. Es iſt aber auch ſehr merkwürdig, wie die Seele zu jeder Tageszeit Neigung zu anderen Gedanken hat, ſie hat es faſt wie die Erde, welche zu jeder Tageszeit eine andere Färbung hat, eine andere am Morgen, eine andere am Mittag, eine andere am Abend, Nebel und Regen, Winter und Sommer nicht einmal gerechnet.

Dem Johannes kam das Benehmen der Bäurin merkwürdig vor, er wurde mißtrauiſcher als die Mutter. Dahinter ſtecke was, ſagte er. Die Jungfrauen ſchicke ſie nicht ſo mir nichts dir nichts an Werktagen fort, und wenn ſie nicht gefürchtet hätte, die Mutter käme mit dem Mädchen zuſammen, ſie hätte ſie nicht bald um Mittag weggehen laſſen, dies ſei ſonſt auch nicht ihr Brauch. Tag um Tag verging und Tag um Tag gingen die Anſichten der Mutter und des Sohnes weiter auseinander. Der Sohn behauptete immer beſtimmter, die Bäurin hielte ſie zum Beſten und wolle nichts von der Sache, vielleicht habe ſie mit dem Mädchen nicht einmal davon geſprochen. Die Mutter dagegen behauptete immer beſtimmter, wenn nichts wäre, ſo hätte die Frau was ſagen laſſen und hielte ſie nicht ſo hin, und weil ſie nichts ſagen ließe, ſo werde Jemand kommen und guten Bericht bringen; aber einen ſo weiten Weg zu machen, ſchicke ſich einem nicht alle Tage. So kann man halt die gleiche Sache nicht nur ungleich anſehen, ſondern das Gegentheil daraus ſchließen. Endlich wurden ſie einig, bis zum nächſten Sonntag zu warten, wenn dann Niemand komme, ſo müſſe etwas geſchehen. Was? darüber ſprachen ſie ſich noch nicht aus. Am nächſten Sonntag kam Jemand, aber nicht Bäbeli, ſondern eine ganz andere.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Emme bricht los, begräbt, was Käthi hoffte und hatte.

Es war regneriſch Wetter geweſen die Woche über, heiße Winde hatten geweht vom Welſchland her, ſchwärzer waren die Kartoffelfelder geworden, an manchem Orte ſah man die Stauden kaum mehr, während grünes Unkraut luſtig wucherte, die Kräfte des Bodens in Anſpruch nahm, welche durch keine gute Pflanze mehr verzehrt wurden. Da hätten Viele ein Exempel daran nehmen können, denn akurat wie auf dem Feldacker geht es auf dem Seelenacker, die inwohnende Kraft will gebähren, treiben, ſchaffen; liegt nun nichts Gutes da, welches die Kräfte anzieht und verbraucht, ſo ſchaffen die was Böſes und laſſen Unkraut luſtig wachſen, Diſteln und Dornen. Solche verwilderte Aecker, und unbemerkt verwildert, laufen millionenweiſe in der Welt herum. Es iſt, wie der Heiland mit andern Worten ſagt: wenn der böſe Geiſt ausgetrieben wird und man läßt das Haus leer ſtehen, ſo kehrt der böſe Geiſt mit ſieben andern wieder, und der Zuſtand wird ſiebenmal ärger als er zuvor geweſen iſt. An den ſchwarzen, abgeſtorbenen Kartoffelſtauden und dem grünen Unkraut konnten Millionen ihr Herz wie in einem Spiegel ſehen und Exempel nehmen. Aber wir leben halt in einem Zeitalter, wo Niemand mehr Exempel nehmen, aber jeder Bube, der noch nicht trocken hinter den Ohren iſt, dem höchſtens ein Schnauz gewachſen iſt, ein Exempel für andere ſein will, d. h. in einem Zeitalter, welches die Geſchichte verachtet, aus der Vergangenheit keine Lehren mehr ziehen will, ſondern jeder Tropf meint, bei ihm ſolle die Geſchichte erſt anfangen, er ſei der erſte Menſch, der erſte wahre Cultur-Stöffel! Dabei ward es den Menſchen doch bang, trotz den Verſicherungen der Landjäger, denn das ſah man, daß dieſe an der Krankheit nichts machen, auch nicht eine einzige Staude wieder grün machen konnten, ja ſelbſt Leute von ſogenannter guter Geſinnung, d. h. dem Radicalismus blind ergeben, konnten nicht umhin, zu bekennen, es ſei wirklich was an der Sache, die Erdäpfel würden nicht gerathen wie andere Jahre, aber man ſolle doch nicht etwa ſo dumm ſein zu glauben, das ſeien Strafgerichte Gottes, daran mache der ſo wenig als die Landjäger, das ſei halt in der Natur, und wenn es nicht mehr in der Natur ſei, ſo werde es ſchon beſſern. Indeſſen glaubten dies doch nicht alle Leute, und viele hielten an dem Glauben feſt, daß Alles, Kleines und Großes, nicht von ungefähr oder von der Natur, ſondern durch Gottes väterliche Hand uns zukomme. Dieſe ſuchten den Gott, von dem Alles kommt, baten, daß der Kelch an ihnen vorüber gehen, doch wenn es nicht ſein Wille ſei, derſelbe ihnen zum Heil der Seele dienen möchte.

Dieſen Sinnes war auch unſere Käthi, und Johannes begann mehr und mehr in der Mutter Sinnesweiſe Troſt, Ruhe und Kraft zu finden. Wenn früher was geſchah, wallte der Zorn in ihm auf, er fluchte über die Menſchen, faßte böſe Anſchläge, fluchte über die beſtehende Ordnung, und wenn er auch noch nicht Gott verläugnete, ſo ſchimpfte er doch die Religion Pfaffengeſchwätz, und nannte ſie den Ring, den man den armen Leuten durch die Naſe ziehe. Er begriff halt nicht, daß ſie der Ring in des Sünders Naſe iſt, das Schwert, das über den alten Menſchen geſchwungen iſt. Er hatte es wie Tauſende, die wollüſtig, faul, neidiſch, diebiſch, hoffärtig, eitler Ehre begierig und weiß der Gugger was alles noch ſind, und arm obendrein. Nun ſchwingt das Chriſtenthum ſein feurig Schwert gegen die Wolluſt, den Neid, die Diebsluſt, die Faulheit, ſetzt Damm und Schranken ihnen entgegen. Nun ſchreien ſie mörderlich, nicht daß ſie diebiſch, neidiſch ꝛc. ſeien, ſondern arm, arm, und auf dem Armen ſei Alles, und nur gegen die Armen das Evangelium gekehrt, während es doch nur gegen den alten Menſchen iſt, und eine fröhliche Botſchaft gerade für den Armen. Aber damit eben legen ſie Zeugniß ab, daß ſie weder kennen, was in ihnen ſich reget, noch kennen, was das Evangelium iſt und will, daß in ihnen nur das Thier lebendig geworden iſt, das Thier, das Reden, Schreiben und Läſtern thut und weg läſtern möchte, was Gott zum Heil der Menſchen gethan, welche nicht bloß dem Fleiſche leben, ſondern dem Geiſte. Der Arme, der den Armen des Fleiſches ſich entrungen, den alten Menſchen erkannt hat, und ihn tödten möchte, der erkennt im Evangelium das Heil für die Armen, die Kraft, welche ſelig macht, welche tödten hilft den alten Menſchen mit ſeiner Wolluſt, ſeinem Neid, ſeinem Raubſinn, und lebendig macht den neuen Menſchen, der da nach Gott geſchaffen iſt in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit.

Ein ſolcher Armer findet darin Troſt in der Noth, Ruhe für die Seele und den Frieden, der über allen Verſtand geht, und weit, weit über das Glück, welches Reichthum giebt oder Macht der Welt. Dieſem Evangelium hatte Käthi es zu verdanken, daß ſie aufrecht blieb in allen Stürmen des Lebens, daß ſie trotz aller Noth glücklicher war als Millionen, die in aller Fülle ſich wälzen, glänzen in der Pracht der Welt. Dieſem Evangelium wandte Johannes unwillkührlich ſich zu, und daſſelbe verzehrte ihm das Gift, den Neid und den Zorn und das Ungenügen, wie die Sonne den Schnee verzehrt und den Nebel.

So ging auch Johannes wiederum zur Kirche, was ihm um ſo leichter ward, da es hier Niemand auffiel, weil Niemand wußte, wie lange er an andern Orten in keiner Kirche geweſen war. So war er auch den 23. Auguſt mit der Mutter zur Kirche gegangen, während Johannesli bei Andreſe Anne Bäbi blieb, welche ihn mit Haſelnüſſen geködert hatte. Während der Predigt ward Unruhe in der Kirche, Gepolter auf dem oberſten Chor. Man wußte nicht, was es war, achtete ſich jedoch deſſen nicht beſonders, ſo ganz ungewohnt war ein Lärm von dort her nicht. Als die Predigt zu Ende war, die Thüren geöffnet wurden, ſcholl den Heraustretenden ein gewaltiges Brauſen entgegen, ſie ſahen alsbald die Emme hoch aufgeſchwollen in ihrer grimmigſten Wuth das Thal hernieder rollen mit gewaltigem Schnauben und Brüllen, die Ufer überfluthend, bereits über die Dämme ſchlagend. Man hatte hie und da von einer zu erwartenden Waſſergröße geſprochen; man hatte auf trockenem Lande Kröten, Blindſchleichen, Molche gefunden, ſonſtige Anwohner der Emme; man hatte den alten Ritter von Brandis mehrere Nächte durch an der Emme ſchwellen hören; man hatte das Bett der Emme hinauf das Geraſſel eines ſchwer beladenen Wagens gehört am hellen Tage, und als man nachſah, war kein lebendig Weſen auf dem Emmengrund zu ſehen, ſo weit man ihn überblicken konnte, aber jetzt hatte man an das Anſchwellen nicht gedacht. Es hatte wohl geregnet im flächern Lande, über die niedern Hügel, doch nicht überſchwenglich, Furcht erregend. Aber es war wie im Jahre 1837 bei der großen Waſſernoth. Eine Maſſe Dünſte hatte ſich geſammelt in den Bergen und Thälern, ſchwer geſchwängert hatten ſie nicht Kraft, ſich zu erheben über die Berge, und die Berge wollten ſich nicht beugen vor luftigem Gewölke, dem vergänglichen Geſindel, das heute tobt, morgen zu Koth geworden, machtlos liegt, um bald ſich zu verflüchtigen. Da brach die Wolkenburg, maaßlos ſtrömte die Fluth über die Bergwände, füllte die höchſten Thäler und ſtürzte mit der Wuth eines Bergſees, der tauſendjährige Wände gebrochen, in's tiefere Land, verwüſtend, wie vor Zeiten ein wild Tartarenheer, das aus des Morgenlandes geheimnißvollem Schooße daher brauſte wie auf des Sturmes Fittigen, einem ungeheuren Feuerbrande gleich, zerſtörend durch die Länder flammte.

Erſtarret ſtanden die Menſchen auf dem über der Emme gelegenen Kirchhofe, und ſchauten in die Wuth der Waſſer. Wellen, hoch wie kleine Häuſer, wie man ſie nie geſehen, warf die Emme ſtellenweiſe auf, fegte Holz und Bäume an ihren Ufern weg, warf ſie wüthend an Brücken und Schwellen, warf ſich über die Dämme, brach ſie ſtellenweiſe, fluthete weit hin über das wohlbebaute Land, beſuchte die alten Gründe wieder, in denen ſie ſich vor viel hundert Jahren ergoſſen hatte, in denen ſie wahrſcheinlich alle Jahre zur Abwechſelung einigemal ſpazieren gegangen war. Käthi ward ſterbensangſt. Jenſeits der Emme war Johannesli, die morſche Brücke bebte im wilden Wogenſturme, jenſeits der Brücke ſchlugen einzelne Wellen bereits über die Straße. So raſch ſie konnte, eilte ſie trotz allem Mahnen über die zitternde Brücke, aber ſchon war die Straße mit Waſſer bedeckt und jeden Augenblick drohte ein Einbruch und der ganzen Emme donnernde Fluth. Käthi achtete auf das Waſſer nicht, obgleich Niemand wußte, wie tief es war. Da ereilte ſie Johannes, und wollte ihr zureden, dieſſeits zu bleiben, er wolle alleine gehen Aber um keinen Preis wollte die Alte ſich dazu verſtehn. Da lud Johannes ſie auf ſeinen Rücken, und trug ſie durch das Waſſer. Aber ſchon konnten ſie nicht mehr den nächſten Weg zu ihrem Häuschen gehn, auf einem großen Umweg gelangten ſie dazu, und nicht, ohne daß Johannes die Mutter noch einmal auf den Rücken nahm. Trocken ſtand noch die Hütte, aber o Himmel! die Emme lief über ihren Flachs, welcher auf der Roſte lag. (Im Berngebiet wird der Flachs nicht im Waſſer geroſtet, ſondern mehrere Wochen auf einer Wieſe ausgebreitet und fleißig gekehrt, bis das ſogenannte Linti vom Stengel läßt.) Nun iſt nichts ſchädlicher, als das trübe Emmenwaſſer, wenn es über den Flachs kommt, zudem wie leicht es anläuft, ſpühlt es ihn weg und im Gehölze und auf Bäumen kann man einzelne Stengel wiederfinden, natürlich ein ſchmerzlich Wiederſehen. Käthi ſchrie laut auf, warf die Hände über dem Kopf zuſammen und wollte in's Waſſer, ihr Hab und Gut war ja darin. Nit, nit, ſagte Johannes, Ihr könnt doch nichts machen, laßt mich einen Rechen nehmen, ſtellt Euch hier an den Rand und nehmt mir ab, was ich fiſchen kann. Aber wenig war es, denn höher und höher ſchwoll das Waſſer, ſtieg dem Johannes von den Knöcheln bis an die Knie, ſpühlte Käthi um die Füße, ſtieg über die Schuhe. Da brauſte es im Buſche und als ob ein wilder Drache breche durch das Gebüſch, krachte es und ſchoß heran, es war die Emme, welche den Damm durchbrochen. Hoch auf ſchrie Käthi: Johannes ſpring, ſpring! Springen konnte Johannes nicht, aber mächtig brach er zu rechter Zeit noch mit Hülfe des Rechens durch das wüthende Waſſer und frühe genug noch, um die in Schreck erſtarrte Käthi auf die Arme zu nehmen und dem Häuschen zuzutragen, welches, eine kleine Inſel, mitten in dem fluthenden Gewäſſer ſtand.

Dort ſetzte Johannes die Mutter ab und ſchaute aus, wo hinaus ſich weiter retten, aber rundum war Waſſer, Waſſer, das nicht blos ſo ſchwellte über den Boden, ſondern ſtrömend, Wellen werfendes Waſſer. Der Emme Waſſer iſt ein freſſend, grabend Waſſer; wo es in Strömung kommt, entſtehn Löcher und Gräben, leicht verliert den feſten Stand und wird verſchlungen, wer hinein ſich wagt. Johannes ſah, daß ſie im Häuschen ſelbſt noch am ſicherſten ſeien. Es war Tag und alſo ſichtbar, wo das Waſſer am gefährlichſten andrang. Aber Waſſernoth in ſchwarzer Mitternacht, wo man den Donner der Wogen hört, das ſchauerliche, geheimnißvolle Plätſchern näher und näher, der Boden loſe wird unter den Füßen, Wellenſchaum das Geſicht bedeckt, auf einmal man gehoben wird wie von unſichtbaren Armen, und dahin geſpühlt wie ein Blatt, welches in's Waſſer gefallen, das iſt ſchrecklich! Johannes ſah, daß die Strömung im Grunde war, der Zug nicht gegen die Hütte ging, das Waſſer da nur ſchwebte und der Ueberfluß über die Höfe geſpühlt ward, aber einſtweilen nicht gefährlich, bloß daß man naß ward und Kummer und Angſt ausſtehen mußte. Das Waſſer ſtieg noch immer und wenn die Strömung ſtockte, indem Holz ſich ſtauchte, oder ein untergrabener Baum quer über fiel, oder das Waſſer in lockerer Erde Löcher und Graben grub, ſo war die Gefahr groß und Hülfsmittel hatte Johannes keine, als höchſtens ausgehobene Thüren und Bettgeſtelle, den Drang des Stromes bei Seite zu lenken. Er ſtand Wache vor dem Häuschen. Drinnen wimmerte und betete Käthi, redete zum Schiebfenſterchen hinaus mit dem Sohne, die Hühner ſtanden auf dem Tiſche, der Kleine kniete auf der Bank und ergötzte ſich an den Trümmern aller Art, welche auf dem Waſſer trieben. Der arme Kleine begriff die Gefahr nicht und jubelte über die Fiſche, welche nach abgelaufenen Waſſern zu fangen ſein würden. So hat's mancher Junge, beſchwört den Sturm herauf und freut ſich auf die Fiſche, welche er im Trüben zu fiſchen hofft und bedenkt nicht, daß der Sturm ihn verſchlingen könnte. Der Sage nach, beſchwor mancher dumme Junge den Teufel herauf und zum Dank nahm ihn alsbald der Teufel. Es war ein trüb, grauſig Harren auf der umflutheten Inſel für Leute, welche ſo etwas nicht erlebt. Für Leute in Friesland drunten, für Schiffer, welche ſchon auf einem Brette ſich im Meere herum getrieben, hätte die Lage nichts beſonderes gehabt, aber für Leute, an's Trockene gewohnt und höchſtens an der Emme Gebrüll, nicht an ihre Wellen über der Höhe hinein, auf welcher das Häuschen ſtand, war es etwas anderes. Trüb hingen die Wolken auf die Erde herein, über die Erde fluthete graugelb das ausgebrochene Gewäſſer und hinterm Buſch brüllte noch mit voller Stimme der gewaltige Strom. Zwiſchen Wolken und Waſſer, auf den Rändern der Hügel ſah man Menſchen ſtehen, welche ſchauten in den Graus der Wogen, bedeckt mit Holz und Bäumen, mit Trümmern von Schwellen und Häuſern. Aber dieſe Menſchen konnten nicht helfen, konnten nur ſchauen und ſchreien wenn ſie untergingen, denn Stunden in der Runde herum war kein Kahn. Kein Wind ging, es regnete leiſe, man hörte nichts, als das Rauſchen der ausgebrochenen Waſſer, das Donnern des Stromes und manchmal war's, als ſehe man über den Buſch hin der ungeheuern Wellen eine ihr graugelb Haupt erheben, als wolle ſie ſehen, ob jenſeits des Buſches noch was zu zerſtören ſei. Und höher ſchwoll noch immer das Waſſer, ſpühlte durch die Küche hin, bald hier, bald dort brandete es, ſchien das Waſſer Wirbel ziehn, graben zu wollen, die Strömung ſich zu verändern. Es war als ob unter dem Häuschen im Grunde keine Tiefe mehr ſei, die Fluth dem Hauſe zu über die Wieſe hin dem weſtlichen Emmenrande zu getrieben werde. Und Johannes war da alleine, that was er konnte, hinter ihm wimmerte Käthi und ſchloß das Bubi in die Arme, damit daſſelbe, wenn es geſtorben ſein müſſe, nicht ſo allein ſterbe, ſondern mit dem

Großmütti zum Tode entſchlafe, ſo wie es auch im Leben in deſſen Armen geſchlafen. Wenn ein Löwe daher trabt mit donnerndem Brummen, ſich duckt und in wildem Satze auf den Wanderer einſpringt, da zuckt wohl der Schreck, einem Blitzſtrahl gleich, durch deſſen Glieder und ehe die Gedanken ihm kommen, hat er den Tod gefunden. Wenn vor dem Wanderer aus hohem Graſe eine mächtige Schlange ihr Haupt erhebt, weit aus einander die Kinnladen klaffen, über ihnen ein grün Augenpaar glüht, dann erſtarrt derſelbe auch, kalt wird das Blut, kalt ſteht der Schweiß auf der Stirne, langſam hebt ſich die Schlange höher, langſam ſchleift ſie den langen Leib durchs hohe Gras, ringelt ſich dann kalt und eng an ihm herauf, legt eng ſich um ſeinen Hals, ringelt ſich hinunter, zieht enger und enger ihre Ringe; es ſchwellt der Kopf auf, es knackt Knochen um Knochen, es endet der Athem, es bricht der todte Leib zuſammen und langſam ſah der Wanderer die Schlange kommen, fühlte wie ſie ſich ringelte an ihm herauf, fühlte wie ſie legte den kalten Leib um ſeinen Hals, fühlte wie ſie ſich hinunter ſchlang, ihre Ringe enger zog, fühlte alles langſam, eines nach dem andern, konnte denken, konnte rechnen, konnte mit den Gedanken den letzten Athemzug begleiten — Menſch, was meinſt du, was willſt du lieber, durch einen Löwen ſterben oder durch eine Schlange?

Wenn in der Blitze Glut der Himmel brennt, im Donner des Himmels die Erde bebt, von den Bergen die Bäche ſtrömen, die Brunnen der Tiefe aufbrechen, der Sturm die Wälder bricht, die Häuſer umwirft, die Elemente ihre Feſſeln brechen, wüthend auf einander ſich ſtürzen, in einander ſich miſchen und mitten drinnen ſteht der Menſch, vor ihm gähnt der Tod, erſtarrt iſt er ſchreckensvoll, aber es iſt der Rachen des Löwen, der ihm entgegen gähnt. Aber wenn grau der Himmel iſt, tief die Nebel hängen, der Regen leiſe fällt, die Waſſer langſam ſteigen, höher die grauen Wellen ihre Häupter heben, höher ihren Schaum ſpritzen, näher und näher rollen, kalt um die Füße ſpühlen, höher und höher plätſchern, in engeren Ringen um's Häuschen branden, Stück um Stück bricht, endlich das Ganze in einer wilden Woge begraben wird, gleicht das nicht dem Schlangentode, dem langſamen und gräulichen? Dieſer Tod ſchien den Armen näher und näher zu ſchleichen, denn immer höher ſpühlten die Wellen, immer näher dem Häuschen wurde der Zug des Waſſers gedrängt. Johannes hatte die Hausthür entgegengeſperrt, ſie wurde weggeriſſen, einen alten Schweinstrog rammelte er ein, es drohte ihm das gleiche Schickſal. Stunde um Stunde war verronnen langſam in grauſamer Angſt, der Himmel war ſo trübe, daß es Nacht werden zu wollen ſchien. Offenbar mußte der Abend nahen und wenn noch immer die Wogen ſtiegen, ſo war es ihr letzter Abend auf Erden und nach dem Abend kam die Nacht, nach welcher der Morgen nicht mehr anbricht auf Erden. Da ſchien es Johannes, als ſchwanke der Schweinstrog nicht mehr ſo heftig in der Brandung, die Wellen ſchienen nicht mehr ſo hoch über ihn herzuſchlagen, ſeine Oberfläche ragte ſchon mehr aus dem Waſſer empor. Mutter, ich glaube die Emme ſetzt ſich, rief er zum Fenſter in die Stube. Gott Lob und Dank, ſagte Käthi, alſo noch nicht ſterben! Habe geglaubt, es mache mir nicht ſo viel, und doch graute mir jetzt ſo davor. Ach, wenn die Sache weit von einem iſt, ſo erſcheint ſie ganz anders, als wenn ſie einem vor Augen ſteht! Aber, Johannes, gieb wohl Acht, die Emme iſt nie böſer, als wenn ſie abnimmt, erſt dann gräbt ſie ſo recht und frißt ſich ein. Ja Mutter, an den Schwellen und Dämmen iſt's ſo, aber hier, wenn das Waſſer abnimmt, ſo ſind wir gerettet, denn dann zieht das Waſſer ſich zurück und läuft ab. Und richtig, das Waſſer ſetzte ſich, wie man ſagt, tiefer und tiefer, bald ſtand das Häuschen nicht mehr ganz im Waſſer, hier und dort ward eine Stelle frei und die Stelle ward immer größer, und der Stellen gab es immer mehrere. Dann ſchlug wohl eine Welle wieder über alles herein, und alles war wieder ein See. Aber wenn die Welle abgelaufen war, dann war des Trockenen deſto mehr, und bald konnte man um's ganze Häuschen gehen, ohne Waſſer in die Schuhe zu kriegen. Aber kaum freuten ſie ſich ſo recht innig der Hoffnung, das Leben zu retten, ſo begann es zu läuten oben, unten im Thale, wimmernde, ſchmerzliche Töne ſchwammen über dem Gewäſſer, wimmerten um Hülfe. Es war Sturmgeläute. Ausbrechen hier, dort, an Stellen, wo ganze Dörfer, große Ländereien gefährdet waren, wollte die zornige, tückiſche Emme. Die geängſtigten Menſchen verkündeten ihre Noth, riefen nach Erbarmen und

Hülfe. Dazu ward es trüber auf Erden, es begann zu nachten. Lichter ſah man funkeln. Es war, als wären alle ſogenannten feurigen Männer in Bewegung und müßten den Menſchen leuchten bei ihren gefährlichen, unheimlichen Werken. Denn nichts iſt wohl unheimlicher und gefäblicher, als im Laternenſchein zu arbeiten gegen zornige Gewäſſer. Da kommt es einem unwillkührlich über's Herz, als hätte man es zu thun mit geheimen, finſtern Mächten. Die Noth ſchien am jenſeitigen Ufer zu ſein, und die gute Käthi konnte ſich ihres Glückes nicht mehr freuen, ſie mußte ſich ängſtigen für die armen Leute, über die jetzt in ſchwarzer Nacht die wilde Fluth komme. Das hätte man denken können, dort würde die Emme einbrechen, jammerte ſie. Dort ſei ein Wegknecht, der habe keinen Glauben und achte ſich auf keine Zeichen. So lange ſie lebe habe ſie gehört, im Krebs ſolle man die Emme ruhig laſſen. Was man im Krebs an ihr arbeite, ſchwelle, dämme, brücke oder ſonſt was, das ſei verlorne Arbeit, das nehme ſie alsbald weg, und gegen welches Ufer hin man Steine wegmache, grabe, gegen dieſes Ufer richte ſie beim nächſten Anlauf ihren größten Zorn, Schwellen und Dämme müßten dort fort. Nun habe man ſchon lange gemuckelt, Säbelberger, der Schneider, ſei manchen Morgen auf dem Emmengrunde geſehen worden, manche ſagen auf einem ſchwarzen, magern Bock und habe mit einer Hacke gegen das andere Ufer hingeſcharrt, und im Krebs ſolle es geweſen ſein. Ich habe es nicht glauben wollen, daß ein Menſch ſo ſchlecht ſein könne, aber es wird ſein, er wird machen müſſen, was ſein Meiſter will, ſo lange er ihn am Leben läßt. Zum Dank dafür dreht er ihm dann ungſinnet den Hals um. Verdienet hat er's, es iſt nichts dawider zu ſagen, aber erbarmen thut er mich doch, ich muß es ſagen, es iſt doch allweg immer ein Menſch, wenn's ſchon ein Schneider iſt und noch dazu ſo ein boshafter und tüfelſüchtiger. Selbe Nacht ſchlieſen die Anwohner der Emme wenig. Wenn auch das Waſſer abnahm, ſo ward die Emme dadurch nicht weniger gefährlich, verſuchte allenthalben ihre Tücke, und als es Tag ward, dankten wohl alle Gott, denn mit dem neuen Tage kam Troſt und Hoffnung, allen weitern Schaden mit Erfolg abwenden zu können.

Fernerer Schade ward wohl abgewendet, indeß war der geſchehene groß genug. Viel Land war verwüſtet, viel Holz weggeſchwemmt, viele Schwellen weggeriſſen, ja Häuſer und Menſchen. Das Land an der Emme iſt meiſt ſogenannter Schachen, beſteht, ſo weit es urbar iſt, zumeiſt aus kleinen Stücken, welche gewöhnlich von ärmern Leuten beſeſſen oder gemiethet ſind und als Pflanzland benutzt werden. Ganz beſonders iſt dieſer Emmenboden, d. h. von der Emme angeſchwemmtes, aber im Laufe der Jahrhunderte urbar gewordenes Land, geeignet zum Flachsbau, wird daher auch beſonders dazu benutzt. Der Schade war daher beſonders groß. Der ganze Jahrertrag war zumeiſt dahin und verdorben. Der Flachs, wenn auch gezogen, lag in der Nähe auf einem Grasſtück, ward weggeſchwemmt oder verdorben und wo die Emme die Erdäpfel nicht ſelbſten grub, im Boden ließ und bloß überſchwemmte, da faulten ſie doch nach wenig Tagen gründlich und ſämmtlich. Es traf arme Leute, nahm ihnen Alles, ihre ganze Arbeit, ihre ganze Hoffnung, wenn es auch in Silber berechnet wenig war, einem reichen Menſchen nichts geſchienen hätte. Aber denke man ſich eine arme Haushaltung, ſechs Kinder um den Tiſch und die Mutter, der Vater geht der Arbeit nach, ſucht einen Kreuzer Geld zu verdienen. Die Mutter und die Kinder, welche laufen können, haben das ganze Frühjahr durch geſchafft und geſchwitzt, um ſattſam Eſſen zu pflanzen, daſſelbe nicht kaufen zu müſſen. Sie haben Kohl, Rüben, Rübli (Möhren), Bohnen, Kartoffeln, Flachs und alles ſchön und hoffnungsreich. Und am Sonntag, wenn der Mann heimkam, hatte ihn die Frau hinaus geführt, hatte ihm ihre Hoffnungen gezeigt, ihm geſagt, wie ſie geſchafft, vorgerechnet, wie viel ſie erwarte und was noch zu verkaufen ſein werde, was ſie möglicherweiſe noch einſchießen könne in die gemeinſame Kaſſe, woraus, wie wir wiſſen, der Zins gegeben, die Kleider gekauft werden. Wenn dann der Mann ſagte: He nun ja, es iſt gut ſo, ſo iſt's dabei zu ſein und man mag auch gern heim kommen. Es wäre gut, es wäre an allen Orten ſo. Aber mein Nebenknecht ging vor vierzehn Tagen auch heim, kam ganz krank wieder und vorgeſtern hat man ihn begraben. Er hat zu einem Trupp Kinder eine ſchlechte, faule Frau, obgleich er ſein Möglichſtes that, kam er alle Tage tiefer in die Armuth. Er meinte, ſie ſollten auch pflanzen und wenn er nachſah, ſo war alles im

Unkraut erſtickt. Er meinte, ſie ſollten Flachs ſäen, kaufte Saamen und Dünger, die Frau ſollte es beſorgen, und als er vor vierzehn Tagen heimkam und nachſah, war kein Flachs geſäet. Flachs und Dünger hatte die faule Frau wieder verkauft, da ward er ſchrecklich zornig, die Galle lief ihm über und ehe vierzehn Tage um waren, lag er im Grabe. So aber kommt man gerne heim, hat gerne bös und ſpart, wenn man ſieht, daß die andern auch gern helfen, was ihnen möglich iſt.

Wenn der Mann ſo ſpricht, ſo iſt es großer Lohn für die Frau. Sie ſagt ihm wohl: he nun, es wundert mich, daß du einmal zufrieden biſt! Aber ſie iſt doch glücklich im Herzen, braucht noch etwas weniger Mehl in die Suppe, trinkt den Kaffe dünner, ſteht früher auf, geht ſpäter zu Bett und freut ſich allemal beim Eſſen, wenn die Kinder ſo hungrig thun: Gott Lob, für einen Winter hätten wir wieder, wenn's Gottes Wille iſt. Aber Gottes Wille war es nicht, an der verwüſteten Pflanzung ſteht ſie am Montag Morgen, lieſt mit bebenden Händen die Trümmer zuſammen und Muth und Kraft in ihrem Herzen gleichen dem glimmenden Docht, der verlöſchen will. Die Thränen laufen ihr über die blaſſen Wangen, und was anfangen und wie es gehen ſoll, das weiß ſie nicht. Wie ein ſchwarzer, unergründlicher Abgrund gähnt die Zukunft ſie an, wenn die Kinder nicht wären und dazu auch der Mann nicht, am liebſten thäte ſie beide Augen zu, und ſtürzte ſich zu Grabe. So troſtlos ſtand an ſelbem Morgen manche Mutter an ihrem Stücklein Land, ſo troſtlos ſtand an ſelbem Morgen auch unſere Käthi vor ihrer Hütte. Geſtern den ganzen Tag hatte ſie um ihr Leben gebebt, als die Sturmglocken wimmerten, jammerte ſie für die andern armen Leute. Jetzt, als der Morgen kam, das Leben geſichert war, die Sturmglocken ſchwiegen, als ſie vor die Hütte trat, und grau wie der Himmel auch die Erde vor ihr lag, jetzt mußte ſie an den Thürpfoſten ſich halten, jetzt erſt ſah ſie, wie übel es ihr ergangen. Ihr kleiner Grund war überſchwemmt, noch ganz anders als im vergangenen Jahre, er ſah aus wie das Bett der Emme ſelbſt, der Flachs, und auch der, welchen ſie vor dem Durchbruch herausgefiſcht aber nicht geborgen hatten, war ſpurlos verſchwunden. Ueberſandet, fußhoch, war ihr ganzes Grundſtück, keine Spur von Anbau ſah man mehr. Das war hart! Johannesli wollte mit ſeinen Fiſchen tröſten, aber dieſer Troſt war wie mancher andere leer, denn wie er auch ſuchte, Fiſche waren nirgends, des Waſſers Zug war zu mächtig geweſen. Schwermüthig ſtand Johannes da, ſagte lange nichts, meinte endlich, wo er ſei, ſei Unglück, das ſei ausgemacht! Das Beſte ſei, ſie ſchickten ſich drein, thäten es nehmen, wie es komme, arbeiteten bis ſie nicht mehr könnten, das Weitere überließen ſie Gott. Hungers ſterben werde man ſie nicht laſſen, und thäte man es, he nun ſo dann, ſo ſeien ſie Leidens ab und geſtorben müſſe es doch einmal ſein. Sie wollten abzuräumen ſuchen, wo der Sand am mindeſten tief liege, und die Erdäpfel nehmen, welche noch gut ſeien. Es ſei eine böſe Arbeit, aber wenn ſie das Möglichſte thäten, ſo könnte ſpäter ihnen Niemand was vorhalten. Ein Nachbar, welcher vorbei kam, meinte, das Beſte wäre, Johannes laſſe ſich von den Vorgeſetzten ein Zeugniß ausſtellen, wie es ihm ergangen ſei; mit dieſem Zeugniß ſolle er im Lande herum gehen, Almoſen fordern, aber preſſüren und machen, daß er der Erſte ſei. Er könne ihm ſagen, wenn man es recht anſtelle und nöthig thun könne, ſo ſei das eine Sache, die nicht dumm ſei. Der aber hatte Zeit zu gehen, Johannes wollte vor der Hand noch nicht betteln.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Auf den Gräbern wachſen die ſchönſten Roſen, und wenn die Noth am größten iſt, iſt Gott am nächſten.

Traurigere Arbeit gab es wohl keine als ſie jetzt verrichteten. Sie konnten Stundenlang ſchaufeln und Kies abtragen, und wenn ſie endlich zu einer Erdäpfelſtaude kamen und gruben ſie aus, ſo waren einige ſchlechte Erdäpfel darunter, ſie thaten ſie in die Tenne zum Trocknen und wenn ſie nach einigen Tagen nachſahen, ſo war die Hälfte davon ſchon gefault, und was mit der andern Hälfte werden werde, das wußten ſie nicht. Sie ſputeten ſich, ſie wollten das Möglichſte retten. Es wurde geredet, die Emme werde wieder losbrechen und zwar bald. Man bebte davor, denn Schwellen und Dämme waren zerüttet, das Wenigſte wieder hergeſtellt, Sommer-Arbeiten aller Art nahmen alle Hände in Anſpruch. Einige, die Zeit gehabt hätten, hatten nicht Holz und andere plagte der Widerſpruchsgeiſt. Es ſei ſchon viel geredet worden und nicht in Erfüllung gegangen, wenn man ſich jedem Geſchwätz achten wollte, man würde das ganze Jahr nicht fertig. Indeſſen, mit offenen Dämmen und Schwellen läßt ſich nicht ſpaßen. Wenn ein Schloß zerbrochen iſt, ſo läßt man den Schloſſer holen, wenn es einem ſchon unkomod iſt, man läßt es nicht darauf ankommen, ob Diebe kommen und einbrechen. Nun iſt die Emme viel mächtiger als ein Dieb, Diebe kann man noch verjagen, aber verjage Einer die Emme, wenn die einmal vor einer offenen Thür iſt! Aber das Schwellen um dieſe Zeit war eine ungewohnte Sache, man war gewohnt, anderes zu machen um dieſe Zeit, und meinte, gemacht müſſe es ſein, und geſchrieben ſtehe nirgends, die Emme komme wieder. Geleſen habe man es nirgends, daß ſie ſo raſch hinter einander anlaufe, man hatte ſchon vergeſſen, daß es im Jahr 1837 zwei Abende hinter einander geſchah. Und geſchrieben oder nicht geſchrieben, ſie kam wieder. Akurat am Sonntag darauf, als Niemand deſſen ſich verſah, kam ſie wieder die Thäler herunter, aber nicht brüllend und brauſend wie das erſte Mal, ſie ſchlich leiſe, unvermerkt daher, aber tückiſcher und böſer. Als der wahre böſe Thalgeiſt erſchien ſie und jagte die Menſchen mit Schrecken auf die Beine, ſtatt zu Schoppen und Karten mußten ſie greifen nach Aexten und Ketten, mußten in's Wetter hinaus, an den drohenden Strom. Sonderbar, daß die Emme immer die Sonntage wählt zum Anlauf und Ausbrüchen. Oder wählt ſie dieſelben etwa nicht, ſchickt ſie ein Anderer an dieſen Tagen den Menſchen zu, den Menſchen, die am Sonntage an die Arbeit ſich gewöhnen, und keine Zeit mehr haben für Gott? Den ſchrecklichen Prediger aus der Wüſte ſendet er ihnen zu, ihnen zu verkünden, daß wenn ſie doch arbeiten müßten am Sonntage, ſo wolle der Herr ſelbſt ihnen Arbeit ſchaffen und zwar Arbeit genug und für manchen Tag, bis ſie wieder wüßten, was Sonntag ſei und Verſtand bekämen, ihn zu heiligen, damit der Herr ihnen nicht wieder ſende ſeinen ſchrecklichen Prediger aus der Wüſte.

Zornig predigte dieſer wüſte Prediger. Ringsum bebten die Herzen der Menſchen, der Schlaf wich aus den Augen, die feurigen Männer liefen wieder an der Emme auf und nieder, Lichtſchein tanzte hier, tanzte dort auf den grauen Wellen. Käthi's Hütte ſtand diesmal nicht in Gefahr, der Emme Launen wechſeln. Aber nicht weit davon, doch auf dem anderen Ufer, geſchah ein ſchrecklicher Ausbruch mitten in der Nacht durch einen Boden, in welchem die Häuschen ſtehn faſt wie der Hanf auf dem Acker, und in jedem Häuschen Menſchen, abſonderlich Kinder ſind, faſt ſo viel als Schindeln auf den Dächern. Wer Jäger iſt, weiß, wie das flattert im Eichwalde, wenn Nachts ein Zug Wildtauben aufgeſtöbert wird. Man denke ſich, wie das ſchrie und zappelte, als die wilden Fluthen um die Häuschen brauſten, die Kinder aus den Betten mußten, nackt auf die obern Boden geſchoben wurden und wußten nicht warum, und Niemand hatte Zeit, es ihnen zu ſagen, und wer etwas ſagte, ward nicht verſtanden. Alles ſchrie, jammerte und heulte; es war ein Gemiſch von Tönen, wie es am jüngſten Tage kaum verworrener aus den Gräbern brechen kann. Von Häuschen zu Häuschen ſtieg das Schreien auf, dazwiſchen brauſte die Fluth, aber wie es hier ging, wie es dort ging, warum man hier ſchrie und dort ſchrie, das wußte man nicht, Niemand konnte zum andern. Das Aergſte, ſtellte man ſich vor, ergehe über die anderen, erwartete das Aergſte für ſich, und wenn irgendwo eine Laterne loſch, glaubte man das Häuschen im Wellengrabe. Weiter unten ſtand der Emme ein Berg im Wege. Mit ſchrecklichem Gebrülle brach ſie ſich einen tiefen Schlund auf, mitten durch Häuſer, brach Brücken und Maſten, und ſtürzte ſich wieder in's alte Bett, beladen mit Beute aller Art, denn rein fegte ſie um die Häuſer weg, was Sorgloſigkeit nicht hinter eine Thüre gethan, oder was nicht dahinter gethan werden konnte. Droben ließ ſie die Armen in Todesangſt, fuhr mit Schnauben das Land hinab, rüttelte an allen Schwellen, brach deren für viele tauſend Thaler, trug die Kunde von ihrem wilden Thun auf ihrem Rücken durch's Land, und wo ſie durchfuhr, erhob ſich der Jammer, die Weiber weinten um die Gräuel, welche geſchehen ſein mußten im oberen Land, und ſo wie die Weiber zu weinen begannen und die Herzen dem Erbarmen ſich geöffnet hatten, erhob ſich die Sage, oder, wenn man lieber will, die Fama aus ihrem Grabe, blies ihre Backen auf, lief die Emme auf und nieder und ſtreute ihre Merkwürdigkeiten aus. Kinder in den Wiegen hatte ſie geſehen, Mütter mit den Säuglingen an der Bruſt, Kühe Heerdenweiſe, eine ganze Haushaltung von neun Perſonen, alle mauſetodt, ganze Häuschen, auf einem ein Hahn, der unbefangen krähte, ſo ſchön er konnte, ja ſie hatte eine Scheune auf der Emme treiben geſehen, in welcher ſechs Dreſcher emſig fort draſchen, ohne zu merken, daß ſie auf dem Waſſer waren. Dieſes und viel Anderes und Merkwürdiges breitete ſie aus, und es war faſt, als wolle ſie nicht wieder zur Ruhe; denn durch eine lange Reihe von Tagen brachte jeder neue Tag neue Merkwürdigkeiten auf die Trommel, Land auf, Land ab. Beſonders von dieſem Einbruche ward Grauſiges erzählt, und eine unzählbare Menge zog hin, den Einbruch und das neu gegrabene Bett der Emme zu ſehen. Dieſes eine Unglück zog die Aufmerkſamkeit von den übrigen Beſchädigten ab, ſie konnten ungeſtört weinen bei ihren verödeten Pflanzungen, man ließ ſie in Frieden. Da Alles hinlief, ſo wurde auch Johannesli lüſtern, den Einbruch zu ſehen und war ſtark am Vater, er ſolle mit ihm kommen und die Großmutter redete zu. So was ſehe man in hundert Jahren vielleicht nur einmal, und wenn einſt in fünfzig oder mehr Jahren davon die Rede ſei, ſo könne das Bubi dann doch ſagen, es habe die Sache auch geſehen, der Vater ſei mit ihm gegangen und habe ihm alles gezeigt, damals habe die Großmutter noch gelebt, und er habe die erſten Hoſen getragen. Dies war ein ſehr vernünftiger Grund, welchem Johannes nicht widerſtehen konnte. Dies iſt der natürliche allererſte Geſchichtsunterricht, der über den allerkünſtlichſten geſchichtlichen Schulunterricht geht. Käthi blieb alleine daheim mit den beiden Hühnern. Es iſt bekannt, wie es die Leute dahin zieht, wo ihr Schatz iſt, oder nach den Stätten, wo Liebes begraben liegt, nach den Orten, wo man jung geweſen und die harmloſen Freuden der Jugend an einem vorübergegangen ſind. So ſieht man Menſchen auf Gräbern weinen, und wenn auch allemal die Wunden friſch aufbrechen, das Weh neu wird, ſo zieht es ſie doch dorthin an allen Haaren. So ſieht man Menſchen auf Brandſtätten herumirren, hundertmal haben ſie alles durchſtöbert, und doch müſſen ſie wieder hin zum Grabe ihrer Habe. Aehnlich hatte es Käthi mit ihrem Pflanzſtück. Wenn ihr ſchon jedesmal das Herz faſt brach, wenn ſie ſo grau und leer vor Augen hatte, was ſo ſchön geblüht, woran ſie ſo manche Hoffnung geknüpft hatte. Viel ließ ſich jetzt nicht machen, zu irgend einer Ausſaat war es zu ſpät und der Boden nicht tauglich dazu, gute Erde mußte wieder herbei, noch mehr Sand und Steine weg geſchafft werden. Aber Käthi war doch dort, ſchaffte etwas, wußte kaum was, ſuchte und wußte auch nicht was, und wußte vorher, daß ſie nichts finden würde. Wenn ſie dann ſo umſonſt gearbeitet hatte, ſie wußte nicht was und nicht warum, dann ſetzte ſie ſich, wenn ſie alleine war und Niemand ſie ſehen konnte, an des Grundes Rand und weinte und trauerte, ſuchte Hoffnungen und fand ſie nirgends.

Vor etwas mehr als einem Jahre, dachte Käthi, ſei ſie auch da geweſen, hätte Sand weggeräumt, über Flachs geweint und gemeint, ſie habe Alles erlebt, was zu erleben ſei, größeres Unglück könne nicht über ſie kommen. Ach und jetzt, was Alles hatte ſich abgelagert ſeit einem Jahre über ſie! Zweimal die Erdäpfelkrankheit, eine Lähmung des Sohnes, und jetzt nochmal eine Ueberſchwemmung, welche Alles, Alles vernichtete. Damals noch etwas Geld im Gänterli, jetzt daſſelbe mehr als leer; damals noch gute Leute, und jetzt hätten die Leute mit anderm zu thun; damals ſeien Wenige beſchädigt worden, und die Leute hätten mit denen großes Mitleid gehabt und es auch erzeigt, jetzt ſei das Unglück über gar Viele gekommen, und vom Erbarmen und Mitleid ziehe es dem Einzelnen wenig oder nichts. Die Leute hätten mit ſich zu thun oder ſonſt die Köpfe voll, und wen das Unglück nicht betroffen, der laufe zu dem großen Einbruch, und daß es andern ebenſo übel ergangen, daran denke Niemand. Da könne ſie allein verlaſſen ſitzen, weinen, denken, was machen? Um ſie kümmere ſich kein Menſch! Damals ſei ſie auch ſo da geſeſſen, habe gekummert, woher Erdäpfel nehmen, um in den Flachsplatz zu ſetzen, da habe der Buſch ſich von einander gethan, und eine gute Frau ſei herausgekommen und habe der ausgeholfen. Aber jetzt könne ſie lange hier ſtehn, Buſch bleibe Buſch und keine gute Fee trete daraus. Aber wie

Käthi hinſah an die Stelle, wo die Bäurin heraus getreten war, ſtand wieder Jemand dort, aber nicht eine dicke, ſchwere Frau, ſondern ein lieblich Geſicht, wie Milch und Blut, ſah durch die Tannenzweige. Bald hätte Käthi laut aufgeſchrien, ſie glaubte im erſten Augenblick, es ſei eine wirkliche Fee, ein Waldfräulein oder gar ein Engel, den Gott ihr ſende, ihren Jammer zu ſtillen. Ganz nahe mußte das Mädchen kommen und freundlich ſie begrüßen, ehe ſie ſich zurecht fand und in demſelben der Bäurin Jungfrau erkannte, die reiche mit den funfzig Thalern im Vermögen. Sie hatten alle Hoffnung aufgegeben gehabt, da kein Beſcheid gekommen, und vor lauter Elend gar nicht mehr daran gedacht. Die Emme hatte mit dem Flachſe Hoffnungen und Pläne fortgeſchwemmt. Als ſie das Mädchen endlich erkannte, tauchten alle Hoffnungen plötzlich auf, ſtanden wie ein Zaubergarten vor Käthi's Augen, über welchem bloß eine kleine düſtere Wolke hing, der Zweifel nämlich, ob ſie komme um ab- oder zuzuſagen. Doch hoffte Käthi das Letztere, denn den Abſchlag, dachte ſie, würde das Mädchen doch kaum ſelbſten bringen; vielleicht, daß es ſich die Sache noch beſſer anſehen wolle.

Mit glücklichen Augen bewillkommte die alte Frau das liebe Mädchen, führte es dem Häuschen zu und nöthigte es in die Stube. Das Mädchen machte Complimente, ſagte, es könne ſich nicht aufhalten, habe nur im Vorbeigehen ſehen wollen, wie es ihnen gegangen, habe gedacht, ſie hätten auch gelitten, es müſſe noch weiter. Doch ein wenig, ſagte Käthi etwas entmuthigt, da draußen kann man kein vertraulich Wort reden, du wirſt mir doch den Beſcheid bringen. Was für Beſcheid? frug Bäbeli. Die Bäurin wird dir's doch verrichtet haben? frug Käthi. Die Frau hat mir nichts geſagt, antwortete das Mädchen. Nein aber ſeht mir doch, was das für eine Frau iſt, und traue einer mehr einem Menſchen! rief Käthi. Dachte einen Augenblick, ſie könnte ſo was im Sinne haben, als ſie mich ſo geſchwind fortließ und mir das Mittageſſen nicht anbot und war doch ſo heiß, und hatte Luſt zu lauern hinterm Zaun. Sie wird dich nicht fortlaſſen wollen, du wirſt ſie reuen, und deretwegen fertigte ſie mich ſo kurz ab und ſagte dir nichts, die wüſte Frau, was ſie iſt! Ihr waret alſo dort? frug Bäbeli. Ja wohl war ich dort, aber komm hinein und ſitz ab, ich will dir einen Kaffee machen und berichten, wie die Sache iſt. Die wüſte Frau das, was ſie iſt! Indeſſen war die Bäurin nicht ganz ſo wüſt, wie Käthi ſie ſich dachte, Bäbeli war unterdeſſen nicht zu ihr gekommen, und Beſcheid machen, die Unterhändlerin ſein, wollte ſie ja nicht. Bäbeli hatte es gar ſchmerzlich empfunden, als die Baſe ihr nicht mehr Theilnahme zeigte, nicht merken wollte, was ihr auf dem Herzen lag. Das ſei eine grobe, wüſte Frau, dachte ſie, frage Niemand viel nach, wenn ſie nur regieren und befehlen könne, ſo ſei ſie lange zufrieden. Aber ſie hätte keinen Menſchen auf der Welt, der ihrer ſich annehme. Vater und Mutter ſeien im Himmel, ach, wenn ſie auch nur bei ihnen wäre, dann wäre ſie Niemand mehr im Wege und ihr wäre wohl. So dachte Bäbeli, und nicht bloß ſo flüchtig wie ein Schein, der vorüber fährt, ſondern das war ihre Stimmung die ſich ausprägte auf ihrem Geſicht, in all ihren Gebehrden, ihr ward es ſo ſchwer im Gemüthe, und dieſe Schwere legte ſich in alle ihre Glieder, von weitem hätte ein kundig Auge es ſehen können, daß etwas mit dem Mädchen ſei. Auch gab es Augen, welche es bemerkten, dieſe machten Bäbeli einen böſen Lärm; die Schwägerin ſtichelte giftig. der Bruder polterte und ſtellte Bäbeli zur Rede. Dies machte ſie noch trauriger und elender, und auf der ganzen Welt keinen Menſchen, welchem ſie ſich hätte anvertrauen mögen! Es kam ihr wohl zuweilen an, ſie möchte zur Baſe gehen, und dann ließ ſie es doch ſein, die lacht dich aus oder putzt dich gar ab, dachte ſie.

Mit dem eigenen Weh beſchäftigt, hatte Bäbeli keine Theilnahme für die Händel der Welt; daß die Emme wüſt gethan, hörte ſie wohl, achtete es aber nicht. Als der zweite Ausbruch kam und die Leute dahin liefen, wie an eine große Feuersbrunſt, wie von einem Wirbel, der immer weiter und weiter ſeine Kreiſe zieht, ergriffen, da fuhr Bäbeli ein Gedanke durch den Kopf: wie es wohl der armen Frau ergangen, ob ſie noch lebe, ob ſie Alles verloren, ob man ihr vielleicht helfen könne? Der Johannes blieb im Hintergrunde, faſt wie in einem Puppenſpiel, die Hauptperſon, die ſieht man nicht, und doch regiert ſie die Drähte und alles Leben geht von ihr aus. Blos bangte Bäbeli, wenn ſie ginge und nachſehen würde, ſie könnte ihn antreffen, wollte lieber nicht, und doch dachte ſie immer: Du mein Gott, wenn ich ihn antreffe, was will ich für ein Geſicht machen und ihm ſagen und was macht er für ein Geſicht, und kennt er mich wohl, und was ſagt er mir und wie kommen wir wohl wieder aus einander? Und je mehr Bäbeli Angſt vor einem ſolchen Zuſammentreffen kriegte, um ſo mehr nahm es ſie Wunder, ob ſie ihn wohl antreffen und mit was für Augen er ſie anſehen würde. Und dieſes Gewunder ließ ihr keine Ruhe, nahm ihr vollends Eſſen und Schlaf, ſie mußte gehn und ſehn. Zur Baſe wollte Bäbeli aber nicht, wollte die Reiſe auf eigene Fauſt machen, im Gewühl der Menſchen konnte ſie hierhin, dorthin unbemerkt, und daß ſie ging, fiel ja nicht auf, da Alles ging. Was ſie plagte, war, daß ſie faſt kein Geld hatte um mitzunehmen, und hätte ſie doch gern beide Taſchen damit gefüllt, und von dem Vormund fordern mochte ſie nicht. Bäbeli hatte es wie Viele unter einem unverſtändigen Vormund; derſelbe wollte ſchöne Rechnungen machen, d. h. viel ſparen, ob Bäbeli ihre Sache habe, das kümmerte ihn nicht, und wenn ſie Geld wollte, ſo mußte ſie betteln darum, wie ein Bettler bettelt um einen Kreuzer. Gewöhnlich liegt ſolcher ſcheinbaren Unverſtändigkeit wohl ermeſſener Eigennutz zu Grunde, man ſpart nicht dem Mädchen, man ſpart ſich, man betrachtet das Mädchen als ein gut Stück zum Einmezgen, und mäſtet es daher beſtmöglichſt. Es giebt Behörden, welche ſolcher Unverſtändigkeit kein Ziel ſetzen, dieweil ſie eben auch nicht verſtändig ſind, ſowie es wiederum Behörden giebt, welche die Vormünder ungerügt und unbelegt hunderterlei aufſchreiben laſſen, von denen der Mündel nie was geſehen noch gehört. Gewöhnlich ſind die Vormünder der letztern Art dem Mündel nicht verwandt, wenigſtens nicht ſo nahe, daß ſie an's Erben denken können, begreiflich müſſen die für ſich ſorgen, während der Mündel lebt, iſt er einmal todt, ſo iſt nichts mehr zu machen. Bäbeli's Vormund war der erſtern Art. Sie ging bloß mit zwei Gulden im Sack, aber um ſo ſchwerer im Gemüthe, daß ſie nicht einmal mit ihrem Gelde machen könne, was ſie wolle, obwohl ſie es hätte, ein wenig zu helfen, und dazu nicht einige Thaler fordern dürfe. Die Lage des Häuschens war ihr alſo bekannt; ſie wollte auskundſchaften, ob wohl Johannes daheim ſei oder bloß die Mutter, und da ſah Käthi in den Tannenzweigen ein Geſichtchen, das ihr wie das Geſicht eines Engels erſchien, und

Bäbeli trat hervor, erleichtert um's Herz, weil Johannes nicht ſichtbar war, und doch ſah ſie in alle Ecken, ob nicht Johannes aus einer kommen wolle, und da er nicht kam, fehlte ihr was, und fragen, wo er ſei, ſchickte ſich ihr einſtweilen noch nicht. Käthi feuerte und redete, und mahlte Kaffeebohnen und war in einer Aufregung, daß es wirklich ein groß Wunder war, daß endlich die Kaffeekanne wohlbehalten auf den Tiſch kam, und daß wirklich Kaffee darin war. Und als endlich eingeſchenkt war, und Käthi zum Abſitzen kam, legte ſich nach und nach die Aufregung und ſie kriegte den Faden ihrer Gedanken zur Hand. Alſo nichts geſagt hat ſie dir, iſt doch ſchlecht von ihr! He nun ſo dann, ſo kann ich es dir ſelbſten ſagen, es verdreht es mir doch dann Niemand, und du vernimmſt die Sache punktum. Nun erzählte Käthi, was ſie gedacht, wegem Korben und wegen Bäbeli und Johannes, und wie ſich beide dazu vortrefflich ſchickten, und Johannes es recht ſei, und Bäbeli es wohl auch gefallen müſſe, denn wegem Brauchen werde man nicht wüſt ſein, wenn es ihr gelüſte um einen halben Batzen Suppe, ſo werde ihr Niemand was dawider haben, und wenn es wüſt Wetter ſei, ſo wolle ſie gehen, und wenn es ſein müſſe, ſo könne man bei einem ſolchen Vermögen daheim bleiben, wenn es gar zu häßlich Wetter ſei. Wegen der Bäurin brauche ſie ſich nicht zu fürchten, wenn Eins heirathe, könne es aus dem Dienſt, ſo wie der Tod einen Akkord breche, wenn er nicht darnach gemacht ſei, und gewiß werde ſie es nicht bereuen, ſie wollten ſie auf den Händen tragen. So redete Käthi lange und Bäbeli hörte mit Wonne zu, denn ſo viel gegolten hatte ſie lange nicht, und ſolche Liebe hatte man ihr ſeit Jahren nicht erzeigt. Und jetzt, Bäbeli, was meinſt, was ſagſt dazu? frug Käthi. Ja, jetzt war Bäbeli in großer Verlegenheit; anfangs hatte ſie mit Wonne zugehört, und nachher hatte es Bäbeli ſehr gelächert wegen dem Korben und dem Körbevertragen, und ſie hatte gedacht, was die für Augen machen werden, wenn die hören, wer ich bin und was ich habe, und wie wir es ohne Korben können. Aber jetzt, als die plötzliche Frage kam, fiel ſie Bäbeli doch centnerſchwer auf's Herz, hatte ſie doch den Johannes nicht geſehen, alle ihre Verwandte ſtanden ihr vor Augen ſammt der Baſe, die ſie für falſch hielt, und wie ſollte ſo eine arme, verlaſſene Waiſe

Widerſtand thun und durchbrechen? Gegen ſo eine geſchaarte Verwandtenſchaar durchzubrechen! Hat man doch Beiſpiele, daß Männer im beſten Alter und mit Köpfen, wie der Knopf an der Münſterkirche zu Solothurn und mit einem Geldſäkkel wie eine Zehntſcheuer, vor einem ſolchen Gedanken erblaſſen, ſoll es dann einem zarten Mädchen in ſolchen Umſtänden nicht faſt übel werden? Ach, Bäbeli mußte weinen, ſo ſüß und ſo bitter kam es ihr über's Herz, und wenn Nord und Süd hinter einander kommen, ſo giebt's bekanntlich Platzregen. Als nun das Mädchen ſo bitter zu weinen begann, ſo verſtand ſich Käthi nicht darauf. Es fiel ihr nicht ein, was da für ein Jungfräulein zu weinen wäre, wenn es den Johannes kriegen könnte und Alles in der Ordnung wäre, wie es ſein ſollte. Sie begann zu fürchten, ſie komme jetzt zu ſpät mit dem Antrage, Bäbeli wollte und konnte nicht, und wenn die Bäurin das Maul aufgethan zu rechter Zeit, wäre es noch frühe genug geweſen, aber jetzt ſei es aus. Das kam auch Käthi über's Herz, der erſchienene Zaubergarten ward von der ſchwarzen Wolke ganz niedergedrückt, war am Verſinken, und Käthi begann auch zu weinen, ſo recht bitterlich, aber doch nicht ſo ſchön und nöthlich wie Bäbeli. Zwiſchen dem Weinen von jungen Mädchen und alten Weibern iſt nämlich ein Unterſchied. Und als ſie ſo weinten, ungleich ſchön, aber gleich herzlich, kam plötzlich eine Stimme über ſie: Was Tüfels! Und als ſie beide erſchrocken ſich umſahen, ſtand die Baſe hinter ihnen und der Johannes unter der Thüre. Nun gab's auch eine Stille in Käthi's Stübchen, doch keine bei einer Stunde, aber wunderlich ſahen die vier Geſichter einander ſich an. He nun ſo dann, ſagte die Bäurin, jetzt ſage ich nichts mehr. Meinetwegen, was iſt, das iſt, und was ſein muß, wird geſchehen. Seh Mutter, haſt du auch ein Kacheli für mich und ein Tröpflein noch in der Kanne? Durſt hätte ich. Wird von den Bratwürſtchen kommen, welche ich droben aß, ſie werden was Wunderliches drein gehackt haben. Nicht wahr, Mutter, das dünket dich kurios, daß ich daher komme, wie vom Himmel herab. Es iſt mir gegangen wie Andern auch. Da alle Leute den Ausbruch der Emme ſehen wollten, ſo glaubte ich, ich müſſe ihn auch ſehen. He nun, reuig bin ich nicht, aber vorſtellen hätte ich es mir auch können. Wie ich da hinauf komme, dünkt mich,

der Gſtabi (ein ſteifer, unbeholfener Menſch) mit dem Kind
ſollte mir bekannt ſein, und richtig, es war auch ſo. Aber
wer lange nicht zeigen wollte, daß er mich kenne, und auf
die andere Seite ſah, wie es die Herrenleute machen, wenn
ſie einander ſich verſchämen, das war auch der da. Nun, ich
habe ihm den Kopf gedreht, er mußte, ob er gleich nicht wollte.
Von ihm vernahm ich, daß ihr auch großes Unglück gehabt
habt, und da das Kind abſolut fahren wollte, dachte ich, es
gehe in einem zu, auch zu ſehen, wie die Emme hier es ge-
trieben, und wüſt genug iſt's gegangen; treffe da ungſin-
net Geſellſchaft zum Heimfahren. So redete die Bäurin und
ſah mit ſpöttiſchen Augen auf Bäbeli hin.

Käthi konnte von dem Allen nichts begreifen, begriff gar nicht, was das bedeuten ſolle, daß die Bäurin ihre Magd nicht vaterländiſch aushudle, da, wie Käthi vermuthete, dieſelbe ſich hinter dem Rücken der Bäurin fortgemacht hatte, nach dem Sprichwort: wenn die Katze aus dem Hauſe iſt, ſo tanzen die Mäuſe. Käthi hatte Bosheit im Leibe, gedachte der Bäurin ihr verrätheriſch Stillſchweigen einzutreiben, und ſie hier vor Allen zu Schanden zu machen. Johannes, ſagte ſie, das iſt das Jungfräuli, welches einmal hier war und von dem ich dir geredet habe. Wo Stiefmütti werden will, gäll du? ergänzte das Bubi. Bäbeli nahm den Kopf in beide Hände. Johannes aber agte: Mutter, das iſt gverirt, das iſt keine Magd. Was ſagſt, meinte Käthi, wer ſollte es dann ſein? He, antwortete Johannes, das iſt das Meitſchi, wegen welchem ich den Streit gehabt habe, es ſoll eine Bauerntochter ſein, hat man mir geſagt. Wird nicht ſein, rief Käthi, eine alte Frau wird man doch nicht ſo zum Beſten halten! Wohl, es iſt! ſagte Johannes. Nein aber, und kann ſo manierlich thun, und iſt ſo nichtsnutz, und am Vermögen wird auch nichts ſein, und für Jemand, der witziger ſein ſollte, zu helfen, eine arme, alte Frau zum Narren halten, das dünkt mich auch nicht viel gemacht, ſagte Käthi zornig, wie ſie vielleicht ihr Lebtag nie geweſen, ausgenommen zur Zeit, als die Sohnsfrau bei ihr war.

Etwas Recht aufzubegehren haſt du, ſagte die Bäurin halb im Lachen, aber ſo wie du meinſt, iſt die Sache doch nicht. Zum Beſten haben hat dich Niemand wollen, ſondern das Gegentheil, aber wenn ich geglaubt, die Sache ginge ſo weit, ſo hätte ich mich wohl beſonnen, ehe ich mit einem Finger dazu geholfen, aber es wird ſo haben ſein ſollen. Sieh, ich und das Meitſchi haben Erbarmen mit euch gehabt, als wir vernahmen, wie ihr übel daran ſeiet, und ſie hat dazu noch das Gewiſſen gebiſſen, weil ſie die Urſache des Streites war. Ihr ſchickte es ſich nicht, zu dir zu kommen unter ihrem Namen, und ich wußte auch nicht, wie machen, um den Leuten nich in die Mäuler zu kommen und euch doch etwas zu helfen. Baſe, vonwegen, wir ſind doch mit einander verwandt, Baſe, ſagte ſie, wißt Ihr was, dort oben kennt mich Niemand, ich will mich für Eure Magd ausgeben und die Sachen bringen, dann kömmt's nicht unter die Leute. Ich, Narr genug, laſſe es mir gefallen, und ſinne nicht daran, was einer alten Frau und einem jungen Meitſchi Narrs alles in Sinnen kommen könne. Was ihr mit einander alles berichtet habt, weiß ich nicht, aber viel Weiſes wird es nicht geweſen ſein, als das Meitſchi zurückkam, machte es Augen wie ein verſtaunet Huhn.

Jetzt fiel mir ein, daß hier vielleicht wohl viel geredet worden ſei, aber ich dachte, wenn Niemand bläßt, ſo erliſcht es wieder. Da kamſt du, Mutter, mit deinen Heirathsflauſen und wollteſt zu meiner Jungfrau. Es wollte mich faſt verſprengen, ich meinte, es müſſe geſtorben ſein, als du da mit deinen Vorſchlägen wegen Korben kameſt und wegen dem halben Batzen für Suppe. Ich hätte es dir ſagen können damals, aber einerſeits lächerte es mich viel zu ſehr, anderſeits ſagte ich es ungern, wie es ſich verhalte und dachte, entweder erkalte die Sache von ſelbſt, wenn Niemand mehr was ſage, und wenn es doch erzwungen ſein müſſe, ſo ſei es immer noch früh genug. Wäre das Meitſchi zu mir gekommen ſeither, hätte ich ihm vielleicht was geſagt und zugeſehen, was es für ein Geſicht mache. Aber das Meitſchi trauete mir nicht, oder war ſonſt böſe, daß ich nicht mit Händen und Füßen ſchieben half, zeigte ſich nicht bei mir, und ſo ließ ich die Sache gehen, dachte, es ſei dem Johannes und Euch vielleicht auf eine andere Weiſe zu helfen, ohne Meitſchi, denn vergeſſen hatte ich euch wirklich nicht. Aber ſiehe, das Meitſchi weiß ſich ſelbſt zu helfen, ungſinnet treffe ich da mein ſauber Bäschen hinter dem Tiſche, habt wahrſcheinlich tapfer über mich geſchimpft, über die böſen

Leute und die böſe Welt, und werdet jetzt mit dem Korben richtig ſein und wegem halben Batzen für Suppe? Und gar mächtig ſchüttelte es wieder die gewaltige Bäurin, daß die Fenſter klirrten.

Unterdeſſen war die gute Käthi wieder weich geworden und wiſchte ſich die Thränen ab. Sie ſehe, daß es nicht böſe gemeint geweſen, aber übel nehmen ſolle man es ihr auch nicht, daß ſie an ſo was geſinnet; wenn man nicht mehr wiſſe, wo aus und an, ſo habe man allerlei Gedanken und wer ertrinken wolle, halte ſich an jeden Strohhalm. Das Meitſchi habe ihr ſehr gefallen, ſie müſſe es ſagen und das Vermögen auch, mit dem hätte der Johannes etwas anfangen können. Jetzt ſei die Sache aus, ſie ſehe es wohl, eine Bauerntochter ſei immer eine Bauerntochter, wenn ſchon manchmal gar kein Vermögen da ſei. Das daure ſie ſehr, ſagte ſie, ſie ſeien jetzt wieder auf dem alten Flecke.

Höre Mutter, ſagte die Bäurin, man muß nicht gleich verzappeln und alle Hoffnung fahren laſſen. Ich habe den Glauben, ſeit ich das Meitſchi hier angetroffen, es gebe was aus der Sache. Ich und du brauchen die Jungen nur machen zu laſſen, Spektakel wird's geben, aber das geht vorüber. Es iſt doch nichts, ſagte Käthi, was ſoll Johannes mit einer Bauerntochter anfangen, Hof hat er keinen, Körbe vertragen thut ſie auch nicht, wovon dann leben? Funfzig Thaler, wenn ſie da ſind, ſind freilich ein Geld, aber wenn man davon leben ſoll, ſo werden ſie doch bald ausgegeben ſein.

Da kriegte die Bäurin wieder Krämpfe, ſagte endlich, für dieſe Lüge kann ich nichts, die iſt vom Meitſchi alleine. Hat es dann nichts? frug Käthi traurig, das hätte ich ihm doch wirklich nicht zugetraut. – Sieh, antwortete die Bäurin, das iſt eine Lügnerin, wie es nicht bald eine giebt. Sonſt lügen ſich die Mädchen Vermögen zu, daß die Schwarten krachen, einen Hof, ſo groß wie Amerika und ein Zinsbuch, ſo dick wie eine Bibel lügt ſich Manche an, welche keinen ganzen Strumpf hat. Nun, Hof hat das Meitſchi keinen und kein Zinsbuch, ſo dick wie eine Bibel, aber doch ein Büchlein und darin werden wohl, was meinſt Alte? He, wohl zwei Tauſend Thaler ſtehn! Da ſah Käthi die Bäurin auch an mit Augen wie ein verſtaunet Huhn, aber ſagen konnte ſie kein Wort. Komm Alte und zeige mir dein

Pflanzland und wo die Emme eingebrochen, ſagte die Frau und nahm Großmutter und Großkind hinaus. Sie war der Meinung, die Jungen drinnen könnten zuſammen reden, während ſie draußen ihre Anſichten der guten Käthi des Nähern erläuterte. Als ſie meinte, genug Zeit ſei verfloſſen zu allen möglichen Erklärungen, wandte ſie ihre Schritte dem Häuschen zu. Nach ſtatt gefundenen Präliminarien ſchien der Abſchluß bald gemacht und ohne großen Zeitverbrauch. Aber auch eine Bäurin kann ſich täuſchen. Als ſie eintrat mit der Frage: Nun, ſeid ihr richtig? antwortete ihr weder Johannes noch Bäbeli. Sie hatten während der Zeit vielleicht kaum zehn Worte mit einander geſprochen. Jedes meinte, das Andere ſollte anfangen und keines hatte das Herz dazu, Johannes nicht, weil er ein armer, lahmer Burſche war und Bäbeli nicht, weil ſie trotz dem Herzen voll Liebe ein Meitſchi blieb. Da ſagte die Bäurin: jung's dumm's Zeug ſeid ihr, wißt nicht, daß man die Zeit brauchen muß, wenn man ſie hat. Aber jetzt wollen wir fort und du, Meitſchi, fährſt mit mir, es ſcheint mir nöthig, dich im Auge zu haben. Als Johannes ein Wort reden wollte, ſagte ſie: Hätteſt geredet, du haſt Zeit gehabt, jetzt mach, daß mir angeſpannt wird. Haſt noch was mit dem Mädchen zu reden, ſo geh' nicht zu ihm, dort könnteſt du übel wegkommen; komm nicht zu mir, ich will nichts damit zu thun haben, bis die Sache richtig iſt. Man ſoll mir nicht nachreden, ich habe gekuppelt, ſpäter kann ich dann ſchon reden, und je weniger ich vorher mit der Sache zu thun gehabt, um ſo unverdächtiger kann ich helfen wenn's noth thut und im Fall ihr richtig werdet, was ich nicht weiß. Probirt's meinethalben, ich dächte, bei der Baſe zu Michelhofen wäre kein unſchicklicher Platz und bis nächſten Sonntag könnt ihr allfällig noch Schuhe machen laſſen, wenn es einem oder dem andern daran fehlen ſollte, und euch beſinnen, was ihr einander ſagen wollt, und jetzt Adie und lebet wohl.

Wie das Lied ſagt: Scheiden und Meiden thut weh, abſonderlich wenn das Herz ſo voll iſt, und was im Herzen iſt, das den Gang durch den Mund noch nicht gefunden hat. Gerne hätten ſie jetzt noch geredet, aber was die Baſe mal geſagt hatte, das war geſagt.

Käthi war wie ſturm über alles, was ſie gehört und was ihr die Bäurin noch extra vertraut hatte. Sie wußte nicht, träumte ſie oder war ſie ſonſt verwirrt, ſie hatte Fieber, mußte am folgenden Tage, ſeit ihrer letzten Kindbetti zum erſten Male wieder, einen Tag zu Bette bleiben und wenn ſie ſchlummerte, träumte ſie, ſie hätte Flügel und fliege und plötzlich ließen die Flügel und plötſch, ſtürzte ſie zur Erde, fuhr hoch auf im Bette und ließ einen gewaltigen Nothſchrei aus, und wie ſie die Augen wieder ſchloß, ſo kam der Traum wieder, er war wie ein Hund, der, wo er einmal anſetzt, nicht wieder abſetzen will. Wahrſcheinlich redete auf der Heimfahrt die Bäurin ebenfalls deutſch mit Bäbeli und löſte ihr die Zunge, denn als am folgenden Sonntag Johannes von der angeſtellten Zuſammenkunft heim kam, freilich ſehr ſpät, kam er noch zu der Mutter Bette und ſagte ihr, die Sache ſei richtig, er wolle ihr morgen das Nähere ſagen. Da träumte Käthi wieder und ihr wuchſen Flügel und ſie flog in die Luft, aber die Flügel ließen nicht, ſie plötſchte nicht nieder, ſie flog in einen ſchönen Paradiesgarten, dort blühte Flachs, dort ſtanden Erdäpfel, wie ſie in ſolcher Pracht nie geſehen, dort waren die ſchönſten Bäume, war Korn in üppiger Fülle, Bohnen, Salat und Kohl, war ein ſchön Haus, zierliche Tauben flogen darin herum, kleine Engelein mit goldenem Haar und goldenen Flügeln liefen zu den Thüren aus und ein, und die Tauben und die Engelein flogen und liefen durch einander, flogen und liefen endlich alle ihrem Schooße zu, hold und ſchön und wunderbar. Eine unendliche Wonne erfüllte ihr Herz und groß ward ihr Schooß, Tauben und Engelein hatten Platz darin wie viele kamen, und ſanft, leiſe hob ſie ſich mit allen gen Himmel, glitt leiſe durch die Luft, und ſüß und lieblich, wie ſie nie erlebt, ſchwebte ſie höher und höher und herrlicher ſangen die Engelein und über ihnen ſtrömte immer goldener und flammender das Licht, es ward ihr, als athme ſie ewiges Leben ein, als öffne weiter ſich ihr Auge, als trete leiſe vor ihr Angeſicht, was ſie hier nur in Räthſeln geſehen, als ginge ein heilig, unausſprechlich Beben durch ihre Seele, als — da erfaßte ſie plötzlich ein wild Thier, ſchrecklich ſchrie ſie auf, ihre Augen gingen auf, aber wirre irrten ſie herum, Sehkraft war nicht da, lange ging's, bis ſie zu ſich ſelbſt kam, die entſchwundene Kraft ſich wieder einſtellte, ſie wußte, wo ſie war und Johannes an ihrem Bette ſtehen ſah. Mutter, ſagte Johannes, ich mußte Euch wecken, zürnet nicht, aber Ihr machtet ein gar wunderlich Geſicht, ich kriegte Angſt. Ach Johannes, ſagte ſie, du haſt mich grauſam erſchrecket, ich hatte einen ſo ſchönen Traum. Aber und jetzt? Da erzählte Johannes, ſie ſeien einig geworden und am nächſten Sonntag wollen wir verkünden laſſen. O Mutter, Ihr ſeid mein guter Engel. Danken kann ich Euch nicht, aber unſer Herrgott wolle es Euch vergelten in der Ewigkeit. In der Zeit wollen wir thun, was wir können, auf den Händen tragen wollen wir Euch, keine Arbeit ſollt Ihr mehr thun, ſo haben wir es abgeredet. Gott Lob und Dank, ſagte Käthi, und die Thränen lieſen ihr die Backen ab, ſo biſt du verſorget und das Bubi auch. Aber mit mir habt nicht Mühe, ich bringe mich gut durch, und unſer Herrgott und gute Leute helfen mir ſchon nach. Aber Gott Lob und Dank, daß einmal ihr verſorget ſeid, und plagen will ich euch nicht, habe nicht Kummer, die Leute ſollen nicht ſagen, die alte Käthi laſſe die Arbeit jetzt der Sohnsfrau. Aber was ſagt die Meiſterfrau dazu und die andern Verwandten? Die Verwandten werden wüſt thun, aber können nichts machen, und die Frau hat geſagt, wir ſollten machen, was wir gut finden, und wenn wir es zur Hochzeit gebracht, dann ſollten wir kommen, vielleicht habe ſie uns was zu ſagen. Was, ſagte ſie nicht, aber wir haben vermuthet, ſie wolle uns ein Häuschen vermiethen und ich ſolle dann Hausknecht oder ſo was ſein, wo ich machen kann, was ich mag, daneben ein wenig zu ihren Sachen ſehn. E aber du mein Gott! Ja, der alte Gott lebt noch, und wenn die Noth am größten iſt, ſo iſt die Hülfe am nächſten! Aber jetzt, in der theuren Zeit, wo die Erdäpfel fehlen und das Pfund Brot ſechs Kreuzer gilt, da graut es mir doch eine Haushaltung anzuſtellen, haushalten hat ein weit Maul. Haſt das gſinnet, Johannes, und meinſt, du mögeſt es wagen? Mutter, ſagte Johannes, man muß die Schnepfen ſchießen, wann ſie im Lande ſind, das Meitſchi könnte ich nicht laſſen, lieber das Leben, und hat Gott bis hieher geholfen, warum zagen? und Geld iſt ja da. Wie viel doch, was haben ſie geſagt? frug Käthi. Wenigſtens zwei Tauſend Thaler, antwortete Johannes. Das macht mir ganz Angſt, ſagte Käthi, kann mir gar nicht denken, wie viel das eigentlich iſt. Aber, Johannes, um Gotteswillen vergiß nie, daß die Liebe die Hauptſache iſt, und nicht das Geld, und mach nicht — daß das Geld der Roſt wird, welcher die Liebe frißt, viel beſſer wär's, der Roſt käme dir hinter das Geld, als hinter die Liebe.

Es war ſehr merkwürdig, welche Wirkung dieſes Glück vom Himmel herab auf Käthi hatte. Manche Mutter wäre darauf hin ungeheuer aufgeſchwollen, hätte keine bleibende Stätte mehr gehabt, wäre herumgefahren wie ein angebrannter Feuerteufel, hätte allen Leuten gerühmt, was der Sohn für ein Glück mache und ſiebenmal mehr dazu gelogen, als an der Sache geweſen, hätte einen Hochmuth gekriegt faſt wie ein Rathsherr, der keinen Rath hat, ſondern nur den Titel ſo vom Himmel nieder, daß er ſelbſt nicht weiß, wie er dazu kam und daher meint, es ſei appart aus Gottes Gnaden. Käthi blieb nicht bloß beſcheiden, ſondern ſie ſchämte ſich ihres Glücks, ſie durfte nicht in's Dorf, ſie ging aus dem Wege, wenn ſie Jemand von weitem kommen ſah, ſie machte ſich ſchier verdächtig, die Leute wußten nicht, ſollten ſie es als Hochmuth auslegen, oder als ein bös Gewiſſen.

Eine ſehr harte Stunde war es für Bäbeli, dem Bruder zu eröffnen, daß ſie am nächſten Sonntag verkündet oder aufgeboten werde, und das mußte ſie thun des Anſtands willen, damit nicht etwa derſelbe oder ſeine Frau zugegen ſeien in der Kirche und das Kreuzfeuer der Blicke ausſtehen müßten. Der Bruder ſagte eben nicht viel als: ſo, das iſt ſchön, das iſt mir eine ſaubere Sache, aber habe Geduld, den Nagel wollen wir dir ſtecken, daß du weißt, daß er geſteckt iſt! Darauf polterte er hinaus, aber alsbald kam die Schwägerin daher gefahren als wie Eine, welche geradewegs auf dem Beſen von dem Blocksberg kommt, und turnirte aus, daß die Mäuſe Reißaus nahmen und alle Fliegen wieder wach wurden, am Ende Bäbeli ſelbſt aufpackte und die Flucht nahm. Bäbeli wollte erſt zur Baſe, die aber hieß ſie zu ihrer Freundin, der Wirthin gehen. Glaub's, ſagte ſie, je weniger ich jetzt was mache, deſto beſſer kann ich dir hintenher helfen. Geh aber zum Pfarrer und berichte ihn über die Sache, ſo kann er vor jeglicher Einſprache ſein, welche doch nichts hülfe. Bäbeli gehorchte, aber ungerne, brachte einige Nachmittage bei der zukünftigen Schwiegermutter zu, und gar liebliche Nachmittage, denn da war lauter Liebe und keines konnte ausſprechen, wie wohl es ihm in dieſer Liebe war, und jedes blieb dabei ſo demüthig, denn jedes fühlte, wie es viel mehr Liebe empfing, als es geben konnte. Wie die alte Mutter der ſchönen, reichen Tochter einen Reſpekt erzeigte, und den Reichthum von zwei Tauſend Thalern nicht faſſen konnte, das läßt ſich nicht beſchreiben. Die Hochzeit konnte allerdings nicht gehindert werden, wie guten Willen dazu die nächſten Verwandten auch hatten, und wurde baldmöglichſt vollzogen. Ein Mittageſſen wurde bei der Freundin beſtellt, Mutter und Baſe mußten ſich einfinden, ſie mochten wollen oder nicht.

Und jetzt, du neuer Vettermann, fragte die Baſe, wann ſoll jetzt das Theilen angehen, was meinſt? Es ſei ihm nie Ernſt geweſen, meinte Johannes, man ſage Manches, wenn das Blut heiß ſei. Glaub's, Vettermann, der Teufel iſt ein Schelm, und was man erſt im Spaß ſagt, thut man endlich im Ernſt. Aber gäll, Vettermann, wie das kurios iſt, wie man andere Augen hat und einen ganz anderen Verſtand, wenn man ſelbſt ein paar Tauſend Gulden hat. Ja, das ändert, es hat gar Mancher ſeine Grundſätze in der Hoſentaſche und ändert damit, je nachdem was oder nichts darin iſt. Ja gäll, Vettermann, könnte dir Beiſpiele von Exempeln geben, aber es iſt wüſt, davon zu reden.

Die alte Käthi ſaß hinter'm vollen Teller und vor dem Teller ſtand ein volles Glas, aber ſie aß nicht, ſie trank nicht. Aber Mutter, ſagte Bäbeli mit ihren weichſten Tönen, aber Mutter, warum eßt Ihr nicht, warum trinkt Ihr nicht, iſt's Euch nicht wohl? Ach Bäbeli, ſagte Käthi, weiß Gott, wie's mir iſt, ſo voll, ſo voll, Platz hat nichts mehr. Wollt Ihr Tropfen, Mutter, oder Waſſer? frug Bäbeli. Hülf' nicht und will's ja nicht vertreiben, antwortete Käthi. Voll Dank bin ich; voll Glück, weiß nicht mehr, wer ich bin, erſt noch in finſterer Nacht und jetzt mitten in der Sonne. Wenn ich lebendig im Grabe geweſen wäre und man erlöſte mich, es würde mir wahrhaftig nicht viel anders ſein, möchte auch nicht eſſen, nicht trinken, könnte nur Gott danken. Erſt den ſchwarzen Hunger vor Augen und jetzt es manierlichs und es lieblichs Gſchöpfli zur Sohnsfrau, wie wohl nicht manches auf Erden läuft, und ein Vermögen, es weiß kein Menſch wie groß. Weiß Gott, ich muß alle Tage unſern Herrgott bitten, daß er mich nicht zur Närrin werden läßt. Und dann muß ich immer denken, ſo viele arme Leute in ſo bitterer Noth und viel frömmere als mir, und uns hat Gott geholfen, und ſie ſind noch in bitterer Noth und iſt dann Niemand da, ihnen zu helfen! Ach Gott, wer nicht darin geweſen, der weiß nicht, wie es einem iſt, wenn der Winter vor der Thüre iſt, nichts im Keller iſt, nirgend was iſt, als noch Schulden auf dem Halſe. Ach Gott! Gſundheit, Mutter, ſagte die Baſe, und trink und nimm jetzt nicht den Kummer der Andern auf dich, da du deinen eigenen los biſt Ich weiß zwar wohl, daß es derlei Menſchen giebt, die ſich immer kümmern müſſen, und ſind ſie den eigenen los, über fremden, hab's auch erlebt. Es giebt Herzen, denen nichts fremd iſt, es giebt Zeiten, wo einem auf die Seele brennt, was hundert Stunden von einem vorgeht, geſchweige dann, was ſich in der Nähe zuträgt.

Du aber, Johannes, nimm ein Beiſpiel an deiner Mutter. Oft geht's nicht gut, wenn ein armer Burſche ein reiches Meitſchi heirathet; gerne wird derſelbe hochmüthig und brutal gegen ſeine Frau und alle Leute, und gerne wird er im Alter wieder ein Bettler. Weil es ihm gelungen, zu einer reichen Frau zu kommen, bildet er ſich ein, er ſei ein halber Herrgott, und verachtet Alles rundum im Himmel und auf Erden, behandelt Alles ſchlecht, vorab ſeine Frau und dann die Armen. Und weil der Hochmuth alle Liebe austreibt, kriegt er Laſter um Laſter, bis keines Kreuzers groß Gutes mehr an ihm iſt, bis er endlich wieder ein armer Bettler iſt. Glaub's oder glaub's nicht, aber es iſt viel ſchwerer, in Ehren reich zu ſein, wenn man arm geweſen, als in Ehren arm zu bleiben und arm zu ſterben. Wenn es gut gehen ſoll, ſo muß die Frau auch helfen und nicht ſagen, das Geld kommt von mir. Ach mein Gott, es iſt ſo eine Handvoll Geld bald verthan, beſonders wenn beide helfen. Und wenn ihr zehnmal mehr hättet, ſo käme man doch in wenig Jahren zu Ende, wie ſehr man auch einwendete, man brauche nicht viel. Aber was ſollen wir jetzt anfangen? frug Johannes. Davon wollen wir heute nicht reden, bringe du erſt mit Bäbeli's Vormund Alles in's Reine, wenn du weißt, woran du biſt, kann man dann ſehen. Gſundheit alle mit einander, und daß es euch jetzt allen wohl ergehe, und daß es der Mutter vergolten werde ſiebenmal, was ſie an euch gethan und was ſie ertragen, und daß ſie euch Gott noch lange geſund und wohl erhalte, auf daß ihr ein Exempel an ihr nehmen könnt, wie ihr werden ſollet, daß euch Gott und Menſchen lieben, und wie die ſein müſſen, welche Gott im Leben ſegnet und nach dem Leben ſelig macht. Gſundheit wohl alle mit einander!

Dieſem ehrwürdigen Toaſte haben wir nichts beizufügen, es iſt noch nicht manche Woche her, daß er gehalten worden iſt. Wir wünſchen bloß, und zwar von ganzem Herzen, daß derſelbe in Erfüllung gehen möge.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Bei Julius Springer in Berlin iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Uli,
der Knecht.
Ein Buch für das Volk
von
Jeremias Gotthelf.

Bearbeitung des Verfaſſers für das deutſche Volk.
Elegante Ausſtattung. 25 Bogen.
Preis: 25 Sgr.

Inhalt:

Kap. 1. Es erwachet ein Meiſter, es ſpuket in einem Knecht.
„ 2. Ein heiterer Sonntag in einem ſchönen Bauernhauſe.
„ 3. Eine Kinderlehre in der Nacht.
„ 4. Wie eine ſchlechte Dirne einem braven Meiſter die Ohren des Knechtes aufthut.
„ 5. Nun kömmt der Teufel und ſäet Unkraut i. d. guten Samen.
„ 6. Wie das Hurnußen dem Uli vom Unkraut hilft.
„ 7. Wie der Meiſter für den guten Samen einen Ofen heizt.
„ 8. Ein Knecht kömmt zu Felde, alsbald zeigen ſich die Spekulanten.
„ 9. Uli ſteigt im Anſehen u. kömmt Mädchen in den Kopf.
„ 10. Wie Uli um eine Kuh handelt und faſt eine Frau gekriegt hätte.
„ 11. Wie bei einem Knechte die Wünſche ſich bilden und wie ein rechter Meiſter ſie ins Leben ſetzt.
„ 12. Uli verläßt den alten Dienſtort und wie er am neuen Orte empfangen wird.
„ 13. Wie Uli als Meiſterknecht ſich ſelbſten einführt.
„ 14. Der erſte Sonntag am neuen Orte.
Kap. 15. Uli kriegt Platz in Haus und Feld, ſogar in etlichen Herzen.
„ 16. Uli kömmt zu neuen Kühen und neuen Knechten.
„ 17. Wie Vater und Sohn an einem Knechte operiren.
„ 18. Wie eine gute Mutter viel Ungerades gerade, viel Böſes gut macht.
„ 19. Eine Tochter erſcheint u. will Uli bilden.
„ 20. Uli kriegt Gedanken und wird ſtark im Rechnen.
„ 21. Wie eine Badefahrt durch eine Rechnung fährt.
„ 22. Von innern Kriegen, welche man mit einer Verlobung beendigen will.
„ 23. Von nachträglichen Verlegenheiten, welche ſtatt des Friedens aus der Verlobung kommen.
„ 24. Von einer andern Fahrt, welche durch keine Rechnung fährt, ſond. unerwartet eine ſchließt.
„ 25. Der Knoten beginnt ſich zu löſen, und als er ſich flicken will, zerſchlägt ihn ein Mädchen und zwar mit einem buchenen Scheit.
„ 26. Wie Vreneli und Uli auf hochzeitlichen Wegen gehen und endlich Hochzeit machen.

Die Schriften Jeremias Gotthelf's waren bisher durch ihren Schweizer-Dialekt dem deutſchen Volke ſchwerer zugänglich und verſtändlich. Der Verleger hat den Verlag der vom Verfaſſer ſelbſt beſorgten Bearbeitung des „Uli“ mit der feſten Zuverſicht übernommen, durch ſolche dem deutſchen Volke ein wahres Volksbuch zu eigen zu machen. Nach Peſtalozzi's „Lienhardt und Gertrud“ haben keine Schriften im Volke die Aufmerkſamkeit erregt, die die Volksſchriften von Jeremias Gotthelf gefunden haben. Der Uli des Verf. legt die vollkommene Meiſterſchaft deſſelben dar. Seine Darſtellung iſt überall das Leben ſelbſt, ſowohl in der äußern plaſtiſchen Darſtellung als auch in Bezug auf pſychologiſche Wahrheit. Es iſt, als ſchlöſſe der Verfaſſer vor unſeren Augen die Bruſt des Menſchen auf und zeigte uns die tiefſten geheimnißvollen Triebfedern der Seelen, die Gedanken, die dann wieder in der vollkommenſten Natürlichkeit in Wort und That endigen. Die Wahrheit des Lebens iſt ergreifend und überwältigend und über das Ganze weht doch ein milder, poetiſcher Hauch wie Alpenduft; wir empfinden im Buche ein Wehen der Poeſie, wodurch es ſich ſogar vor dem Meiſterwerke „Lienhardt und Gertrud“ von Peſtalozzi auszeichnet. Die Anlage der Geſchichte iſt ſo einfach, aber welche Wunderwelt vermag das geborene Genie im Einfachſten aufzudecken. Die Perſonen ſind aus niederen Kreiſen des Lebens genommen — Knechte, Mägde, Bauern, als unbedeutende Nebenrolle ein Prediger u. ſ. w. Wer nun aber meint, das Buch werde nur Anklang finden in den unteren Schichten des Volkes, der irrt gewaltig. — Das iſt das Hohe, das Unvergängliche in dem Werke, daß es rein menſchliche Seelen- und Herzenszuſtände zeigt, die ſich in verſchiedenen Lagen und auf verſchiedenen Lebensſtufen wohl in ihrer Beſonderheit äußern, aber alle in ihrem Grundton etwas Gleiches haben. Darum klingt es auch in jeder Bruſt an, darum werden auch für jeden, er mag in der Hütte oder im Palaſte geboren ſein, Seelenzuſtände in dem Buche geſchildert, in denen er zu ſeinem Erſtaunen ſich ſelber findet. Gerade hierin offenbart ſich die Größe, die Erhabenheit des Werkes, die ihm den Stempel eines echten Volksbuches für ewige Zeiten aufdrückt. Menſchen treten in demſelben auf, Menſchen mit Fleiſch und Blut, nicht Puppen, nicht Carricaturen, nicht Engel, nicht Teufel; Menſchen ſind's mit Fehlern und Tugenden, die im Kampfe des Lebens ſtehen. Wir empfehlen dieſe echte Volksſchrift allen Freunden des Volkes und beſonders allen Volksbibliotheken.

2.

Hans Joggeli

der Erbvetter;

und

Harzer Hans; auch ein Erbvetter.

Zwei Erzählungen für das Volk,

von

Jeremias Gotthelf.

Berlin, 1848.
Verlagshandlung des allgemeinen deutſchen Volksſchriften-Vereins.
(M. Simion. Jul. Springer.)

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universit[illegible]
München
Bibliot[illegible]

Hans Joggeli

der

Erbvetter.

Ein lieblicher Frühlingsabend dämmerte über die Erde herein. Fröhlich eilten die Arbeiter von den Aeckern heim, einem nahrhaften Abendbrote zu; raſch liefen Kinder mit Milchtöpfen den bekannten Ställen zu, gleich von der Kuh weg gute Milch zu faſſen und eine ſorgliche Hausfrau vor der Verſuchung zu bewahren, zu erproben, wie Waſſer in der Milch ſich mache. Mit königlicher Stimme rief der Hahn ſeine Weiber in's Nachtquartier, und ängſtlich trippelte ſeine Lieblingsſultanin herbei, damit ihr ja der Sitz an ihres Herrn Seite nicht fehle. Einem Bache entlang kam ein alt klein Männchen, auf dem Kopfe eine weiße baumwollene Kappe, ein ſogenannt Wäſſerſchäufelchen auf der Achſel, kurze Hoſen ohne Schnallen an den Beinen, von Halblein Rock und Hoſen. Derſelbe ſchritt gemächlich einem großen Hauſe zu, an welchem ein Schild baumelte. Auf dem Schilde waren die Reſte eines Bären ſichtbar. Dort ſtellte er ſein Schäufelchen hinter die Hausthür, öffnete eine andere ſchwarz angelaufene Thür, trat mit dem Wunſche: „Guten Abend mit einander“ in eine große Stube und ſetzte ſich ſtillſchweigend in die Ecke neben den Ofen.

In der Stube war die Dämmerung bereits ziemlich dick, das Geſpräch ſehr laut, doch bemerkte die Wirthin den neuen Gaſt alsbald und ſchenkte ihm beſondere Aufmerkſamkeit. Ei, guten Abend, guten Abend, Vetter Hans Joggi, ihr ſeid ein ſeltener Gaſt bei uns, womit kann ich aufwarten? rief die Wirthin, auf ihn zutrippelnd, wiſchte die Hand an der Schürze ab und reichte ſie ihm. Guten Abend, Anne Bäbi, ſagte der Alte, bringe mir einen Schoppen, aber guten und ungemiſchten; den Miſchmaſch mag ich nicht mehr vertragen, und wenn es gemiſcht ſein muß, ſo mache ich es lieber ſelbſt.

Ei bewahre, Vetter, welch bös Zutrauen habt ihr zu uns. Meint ihr, wir hätten ſolchen Wein im Keller, und wenn wir ihn auch hätten, denn man wird gar oft angeführt von dem Zeug, den Weinhändlern, wir würden euch von ſolcher Sorte aufſtellen? — Nein, nein, Baſe, nicht expreß, aber du weißt, man verſieht ſich ſo leicht, beſonders eine Wirthin am Abend iſt am unrechten Faß, man weiß nicht wie, entgegnete das Männchen.

Ihr ſeid immer der Gleiche, antwortete die Wirthin einlenkend. Schon oft habe ich es geſagt, es gebe keinen, wie Vetter Hans Joggi im Nidleboden, der könne immer ſpaßen und vexiren: es kämen ihm Sachen in den Sinn, an die ſonſt kein Menſch dächte. Doch damit ihr wegen dem Verſehen nicht im Kummer ſeiet, will ich expreß ein Licht anzünden.

Lauter war unterdeſſen das Geſpräch geworden, nach Abgang der Wirthin wandte der Alte demſelben ſeine Aufmerkſamkeit zu und begriff alsbald, warum es ſich handle.

Ein junger Stadtmetzger ſtritt mit mehreren Bauern. Der Metzger hatte ein gut Stück Stadtſtolz im Leibe und einen noch größern Schluck Wein, er war in dem Zuſtande, welchen die Bauern am geeigneteſten fanden, um ein eigenthümlich Spiel mit ihm zu treiben, welches ſie in angeſtammter Kaltblütigkeit gar trefflich verſtehen. Dieſes Spiel beſteht darin, Jemand, den man ſich auserwählt, durch Reden, Rühmen oder Tadeln, oder beides zuſammen, in Hitze zu bringen und entweder zum wetten oder zum ſchimpfen und ſchelten zu verleiten; in beiden Fällen kömmt er in eine ſtattliche Weinzeche, er weiß nicht wie. Der Metzger war in das Gehäge des Bramarbaſirens mit ſeinem Reichthume getrieben worden. Einer der Bauern hatte geäußert, er hätte wohl auch fettes Vieh, verkaufe es aber keinem Stadtmetzger, dieſe hätten Geld, aber nur um die Herren zu ſpielen und nicht, die Bauern zu bezahlen. Sehe man ſie auf dem Lande, ſo glaube man, es ſeien alles Engländer, gehe man aber in die Stadt dem Gelde nach, ſo finde man ſie ſo arm wie Kirchenmäuſe. Der Metzger ließ ſich andrehen, ſchimpfte über die Bauern, die bei all ihrem Hochmuth oft nicht ſechs Kreuzer zu Hauſe hätten, um Salz zu kaufen, daher kein fettes Vieh mehr zu finden ſei, und wenn einmal einer drei Batzen zahlen ſolle, ſo müſſe er im ganzen Dorfe vergeblich herumlaufen. So ſpann ſich der Handel an, ſtieg zu immer größerer Hitze, bis ſich endlich der Metzger vermaß, er trüge mehr Geld bei ſich, als ſie alle zuſammen, ja mehr, als ſie alle zuſammen zu Hauſe hätten, die Sparbüchſen der Weiber und Kinder eingerechnet. Er werde meinen, ſie hätten es mit ſolchen Sparbüchſen, wie die Herren. Dieſe hätten es nämlich damit, wie die Weiber mit den Hühnerneſtern, welche ſie immer über den andern Tag leerten. Zornig bot der Metzger eine Wette von zwei Maaß Wein an, er trüge mehr Geld bei ſich, als ſie in einer Stunde zuſammenbringen könnten. Kaltblütig ſpotteten ſie ihn aus, ob er denn meine, wegen zwei Maaß lohne es ſich ihnen der Mühe, mit der Hand in die Taſche zu fahren, geſchweige gar nach Hauſe zu laufen, das wäre allfällig eben gut für Kirchenmäuſe. Der Metzger ſah begreiflich dieſes für einen verſteckten Rückzug an, fuhr um ſo hitziger hintendrein, ſteigerte ſeine Wette bis zu ſechs Maaß hinauf vom Allerbeſten. Ja, ſagte Einer, es wäre doch eine Schande für ſie, wenn ſie alle zuſammen ſo gegen ein Metzgerlein ſtünden; verſpiele er auch, ſo würde er doch ſich rühmen, wie viele Bauern hätten zuſammenſtehen müſſen, um ihn aufzuwiegen. Er hülfe wetten, jenes alte Männchen hinter dem Ofen hätte mehr Geld in der Taſche, als der Metzger. Das ſei ihnen recht, riefen die anderen Bauern. Der Metzger, welcher dieſes für eine neue rückgängige Bewegung anſah, war in hohem Grade erboſt, redete von Hudel- und Fötzelbauern, von denen er ſich nicht zum Beſten wolle halten laſſen. Was er mit dem alten Lump da ſolle. Nur nicht ſo aufbegehren ſolle er, kriegte er zur Antwort. Ihnen ſei es Ernſt, er aber ſcheine es nicht einmal mit einem alten Lump aufnehmen zu dürfen. Das wolle er ihnen zeigen, brüllte der Metzger, warf ſechs Gulden auf den Tiſch, ſo viel ſollten ſie, wenn ſie es hätten nämlich, hervormachen. Bei der Wirthin wollten ſie das Geld niederlegen, wer gewinne, dem gebe ſie ſeine Einlage wieder, die Einlage der Verlierenden werde in Wein verwandelt. Zögernd, einredend, es werde wohl früh genug ſein, zum Gelde zu greifen, wenn die Wette entſchieden ſei, für ſechs Gulden ſeien ſie doch wohl noch lange gut genug, legten ſie endlich die ſechs Gulden unter Drohen und Fluchen des Metzgers, der zum Stock griff und dem Hund pfiff, zuſammen. Die Wirthin ſollte es zu Handen nehmen, ſagte aber, ſie wollte lieber überhaupt nichts mit der Sache zu thun haben, und erſt als der Metzger gebrüllt hatte: willſt oder willſt nicht! ſtrich ſie das Geld zuſammen und ſagte: enfin, wenn ihr's haben wollt! Jetzt ſtrahlte der Metzger im Siegerglanz, trat an des Alten Tiſch und rief: Seh jetzt, du altes Rudermännchen, lies deine Kreuzer zuſammen und zeige, wie viel du haſt!

Der Alte hatte zum ganzen Handel kein Wort geſagt, nun aber angeredet, meinte er: Ihn hätte Niemand gefragt, ob er wolle oder nicht, und zwingen könnte ihn eigentlich Niemand, ſein Beutelchen hervorzunehmen. Indeſſen lenkte er, da der Metzger zum Stock griff und dem Hunde pfiff, ein, es ſei ihm am Ende recht, wenn er mittrinken könne, müſſe er doch nicht mit zahlen; doch der Metzger müſſe zuerſt zeigen, wie viel er habe. Dieſer zögerte nicht, ſchnallte den Gurt ab, ſchüttete die Thaler heraus, daß ſie in der ganzen Stube herumfuhren; es fand ſich, daß 150 Gulden ſein Vorrath betrug. Nun, du alter Stöffeler, zeige, was du haſt, ſagte der Metzger und ſtellte ſich triumphirend vor denſelben hin, hinter dem Metzger ſtellten die Bauern ſich auf, zogen an ihren Pfeifchen und machten einen Rauch, daß ſie ſelbſt faſt erſtickten. Der Alte griff in die Buſentaſche der Weſte, zog eine kleine zuſammengedrehte Schweinsblaſe hervor, wickelte ſie auf und ſagte, während der Metzger lachte und ſiegestrunkene Bemerkungen machte über das kleine Beutelchen: es wäre ihm lieber geweſen, man hätte ihn in Ruhe gelaſſen. Indeſſen, wenn man es gehabt haben wolle, ſo habe man es, aber wer verliere, ſolle es ihm nicht nachtragen, nnd allweg werde es dem Metzger nichts ſchaden, wenn er wüßte, daß auch noch außerhalb der Stadt Leute ſeien. Während er dieſes ſagte, ließ er den Inhalt der Blaſe über die Hand laufen und er funkelte ſchön. Es waren lauter Louisd'ors, doppelte und einfache, wenigſtens 60 an der Zahl. Es war eine Zeit im Canton Bern, wo der Bauer, wenn er den Pflug ins Feld führte, oder mit der Schaufel in die Wieſen ging, der Wäſſerung nach, in einer Rinderblaſe wenigſtens ſeine 100 Thaler bei ſich trug, wo man, der Ueberlieferung zufolge, auf großen Höfen bei Erbtheilungen das vorgefundene baare Geld nicht theilte, ſondern mit dem Kornmaaß es den verſchiedenen Erben zumaß. Der erzählte Vorfall geſchah nicht zu jener Zeit, aber Hans Joggi gehörte noch der alten Zeit an und war bekannt deshalb. Der Metzger jedoch in jugendlich ſtädtiſchem Uebermuthe, der ungeheuer beſchränkt iſt und alle Tage, aller Bildung zum Hohn und Spott, beſchränkter wird, hatte von ſolchem Beſitzthum keine Ahnung, obgleich er oft genug aufs Land kam. Aber er hatte eben leider nicht Augen für Alles, ſondern nur für die Häuſer, wo man guten Wein fand oder willige Mädchen. Der Metzger wurde nun mörderlich zornig, denn die Augen gingen ihm auf, er ſah ins angelegte Spiel. Er fing an, ſich grimmig aufzublaſen, mit Schelmen und Spitzbuben um ſich zu werfen, und wer weiß, wie tief in den Schlamm er noch gerathen wäre, wenn der Alte ihm nicht vernünftig zugeſprochen, Wirth und Wirthin nicht rechts und links an ſeiner Seite geſtanden wären, zwei zahmen Elephanten gleich, zwiſchen welche man einen wilden eingefangenen knebelt und bindet. Er ließ ſich beſänftigen, trank einige Gläſer des Wettweines mit, allein es brannte ein ſolch Raketenfeuer verblümten und unverblümten Witzes auf ihn ein, welches er nicht erwidern konnte, daß er es nicht aushielt; theils ſtob er, theils ſtolperte er von dannen.

Die Bauern lachten zuſammen über den glücklich vollführten Streich und ließen den gewonnenen Wein ſich wohlſchmecken. Hans Joggeli, von den Bauern Kirchmeier titulirt, mußte mithalten und ſeinen Schoppen ſtehen laſſen, den die Wirthin zurücknahm und für das nächſte Mal aufzuheben verſprach. Als der Kirchmeier die gewohnte Anzahl von Gläſern getrunken hatte, welche er ſelten und höchſtens um eins überſtieg, brach er, allen Nöthigens ungeachtet, auf. Er war gewohnt, wie ſelten Jemand, in Allem, Zeit, Speiſe und Trank ein beſtimmtes Maaß zu halten. Dabei ſei er wohl, und etwas zu thun, was ihm nicht wohl mache, wäre ja dumm, ſagte der Alte nach ſeiner alten, daher auch bewährten Weisheit. Als Hans Joggeli ſein Schäufelchen hinter der Hausthüre hervorgenommen hatte und von der ihm leuchtenden Wirthin Abſchied nehmen wollte, reichte dieſelbe ihm ein klein Säcklein. Vettermann, ſprach ſie, hier hätte ich ein Paar Dreizinke (die Wirthin war nämlich in der Bereitung dieſes Backwerkes berühmt), wenn ihr ſie etwas ſchätzet. Sie ſind mürbe, und wer mit dem Beißen nicht mehr recht fort kömmt, hat ſie zu einem Glaſe guten Weines lieber als Brot. Wenn Brot noch ſo weiß iſt, ſo iſt es doch immer härter. Ei, danke ſchönſtens, Baſe, ſagte der Alte, daran hätte ich nicht gedacht. Was ſollen ſie koſten! Was denkt ihr, Vetter, ſagte die Wirthin. Wenn ich was dafür wollte, ich hätte ſie nicht anbieten dürfen. Es iſt ein klein Zeichen, um den guten Willen zu zeigen und wie man es meint. Das, Baſe, weiß man ja, wie du es meinſt, Koſten zu haben deretwegen, wäre nicht nöthig. Aber wenn du bald kommen willſt, daß ich es wieder gut machen kann, ſo will ich es mit großem, mächtigen Danke annehmen. Gute Nacht gebe dir Gott, Anne Bäbi! Was ich noch ſagen will, Vetter Kirchmeier. Dem Hauptmanne zu Waſchliwyl, der noch ſo von weitem in der Verwandtſchaft iſt, aber gar weit, es mag ſich eigentlich Niemand beſinnen, wie weit, dem trauet doch recht nicht. Er macht den Herrn, iſt aber ein Lumpenhund. Es weiß kein Menſch, wie geldnöthig er iſt, ſieht er von weitem einen Kreuzer, ſo ſchießt er darnach, wie ein hungriger Hund nach einem Stücke Fleiſch.

Was du mir nicht ſagſt, Baſe, entgegnete Hans Joggeli. Erſt in voriger Woche war er bei mir, konnte nicht genug rühmen, wie er und ſeine Familie im Glanze ſei: Rathsherr zu werden fehle ihm nicht und wahrſcheinlich auch ſeinem Bruder nicht, ſie hätten aber dafür gethan und dem Fuchſe gerichtet. Es ſeie ihnen eigentlich nicht wegen ihnen, ſondern wegen der Familie, in der noch kein Rathsherr geweſen ſei, geſchweige zwei. Das ſei allweg eine Ehre, daneben ſei die Familie ſehr groß und vielleicht könne man dann deſto beſſer einander helfen. Da dachte ich bei mir ſelbſt, wenn es ſo ſei, ſo ſei es doch zuerſt an mir, etwas nachzuhelfen, ein Rathsherr iſt immer Rathsherr und eine Ehre für eine Familie, wenn er ſchon daneben ein Lumpenhund iſt.

O nein, Vetter Kirchmeier, o nein, das thut doch recht nicht, dem helfet nicht, ein jeder Kreuzer, den ihr ihm anhängen würdet, wäre eine Sünde. Daneben möchte ich euch nicht befehlen, begreiflich natürlich, aber ein Lumpenhund iſt ein Lumpenhund, mache man ihn zum Rathsherrn oder nicht, und je weiter ſo einer kommt, deſto mehr Schande macht er der Familie und je mehr Geld er hat, deſto wüſter thut er. Daneben könnt ihr immer machen, Vetter, was euch gut dünket, begreiflich natürlich. Aber was mir in Sinn kömmt, im Küchenſchranke habe ich noch von einer Paſtete, einer bſonderbar guten, die Gerichtsmänner konnten geſtern die Beine nicht unter dem Tiſche ſtille halten, während ſie davon aßen. Sie iſt beſonders mürbe, Teig und Fleiſch, beides vergeht einem auf der Zunge, die will ich euch holen. Sei nur ruhig, Baſe, antwortete der Alte, du haſt dich ſchon viel zu viel verköſtigt wegen mir. Aber ehe er ausgeredet, hatte die Wirthin das Säcklein erhaſcht, und kam alsbald mit den eingepacktem Paſteten-Reſte wieder, hing es ihm an die Hand und ſagte: Keinem Menſchen rede ich ſonſt zum Böſen, und in eure Sache möchte ich mich nicht miſchen, bewahre! Aber im Grabe noch würde ich mich umkehren, wenn ich dort vernehmen ſollte, der Hauptmann von Waſchliwyl mache mit Vetter Hans Joggeli's ſchönem Geld jetzt erſt recht den Lumpenhund und ſei Rathsherr obendrein. Ich glaube, verzeih mir Gott meine Sünde, ich käme wieder und drehte ihm den Hals um in einer ſchönen Nacht. Selb wird wohl nicht nöthig ſein, Baſe, ſagte Vetter Hans Joggeli, und wegen dem zu Waſchliwyl habe nicht Kummer. Daneben kann man nichts ſagen, was einer wird, was einer kriegt, das ſteht in Gottes Hand, daran kann der Menſch nichts machen. Aber jetzt, Baſe, muß ich fort, ſie werden zu Hauſe nicht wiſſen, wo ich bleibe. Vergelts Gott, Baſe, was du an mir thuſt, ich glaube nicht, daß ein Menſch in der Welt ſo an mich denkt, wie du. Aber hörſt, komm bald und ziehe es ein. Gute Nacht. Vetter Hans Joggeli, kommt glücklich heim, und bald wieder zu uns. Nehmt euch in Acht, dort ſteht ein Wagen halb im Weg. Es iſt doch ſo finſter, ſoll der Knecht euch begleiten? ſo ſprach die Wirthin mit hochgehaltenem Lichte dem Vetter nachtrappend, bis derſelbe nicht mehr zu ſehen und zu hören war.

Zurückkehrend brummte ſie vor ſich hin: Das iſt mir ein wunderlicher Heiliger, mit dem weiß man nie, wie man daran iſt. Ein zäh ketzers Mannli, der ſchlägt noch mit unſern Beinen Nüſſe von den Bäumen. Aber geizige Leute (und ein wüſterer Kümmelſpalter als der, läuft nicht auf dem Erdboden herum) haben es alle ſo, ſie können nicht ſterben. Drei Tage nach dem jüngſten wird man ſie noch todtſchlagen müſſen. Man iſt doch eigentlich nur ein Narr, daß man dem ſo viel anhängt; wie hat er geſagt: was einer wird, was einer kriegt, ſteht in Gottes Hand? Der alte Schelm! Zuletzt hat man Speckſeiten nach einer Wurſt geworfen, oder kriegt gar nichts, als eine lange Naſe! Das wäre der Teufel. Wohl, da würde mein Mann mir den Marſch machen.

Unterdeſſen war der Alte bedächtig ſeines Weges gegangen, ſorgfältig die Mitte der Straße haltend, zu ſeinem Säcklein Sorge tragend, damit das ſo gerühmte mürbe Backwerk nicht Schaden nehme. Trotz ſeiner Vorſicht ſtieß er ſich und ſtelperte. Als er unterſuchte, was ihn faſt zu Falle gebracht, fand er einige hingeworfene Zaunſtecken. Er brummte über die muthwillige Jugend, welche ſo die Arbeit der Alten zerſtöre, ſteckte dieſelben unter den Arm, und trug ſie heim, weil er, wie er ſagte, es für nützlicher hielt, wenn er daheim damit einen Kaffee machen ließe, als wenn wilde Buben ſie fänden und mit denſelben ſich die Köpfe zerſchlügen.

Schwer bepackt alſo mit Paſteten und Stecken wandte er ſich einem großen Hauſe zu, welches etwas ſeitwärts vom Wege in einem prächtigen Baumgarten ſtand. Es war des Alten ſelbſt eigenes Haus, denn der Vetter Hans Joggeli und Kirchmeier ſeines Titels, war der reiche Bauer im Nidleboden, ein alter Knabe, welcher größern Hof hatte und mehr Liebhaber als manches ſchöne Mädchen ohne Hof und ohne Geld.

In ſeinem Teſtamente oben an zu ſtehen, hätten ſo viele von ganzem Herzen ſich ſelbſt gegönnt. Es lohnte ſich aber auch der Mühe zu erben, denn das Erbe beſtand nicht bloß in einigem zerbrochenen Geſchirre, etlichen alten Strümpfen und mehreren alten Schuhen ohne Sohlen oder ſonſtigem Gerumpel, ſondern aus einem der ſchönſten Höfe, nicht umſonſt der Nidleboden (Nidle bedeutet fette Milch) genannt und aus Kapitalen, deren Betrag Niemand kannte, welcher aber ſehr hoch ſich belaufen mußte, denn wenn irgendwo ein Hausvater ſtarb, deſſen Nachlaß gerichtlich unterſucht wurde, ſo fand es ſich zumeiſt, daß er dem Kirchmeier im Nidleboden ſchuldig war. Ob der Kirchmeier bereits ein Teſtament gemacht habe, oder nicht, darüber wurde viel disputirt, aber nie ſicher ausgemacht; dieſe Ungewißheit eben unterhielt die Hoffnung der Liebhaber und mehrte den Eifer in ihren Bewerbungen. Zudem hatte er weder Brüder noch Schweſtern, keine ganz nahen Verwandten. Daher die Concurrenz um ſo freier, die Verwandtſchaft aber um ſo größer. Vettern und Baſen hatte er unzählige, wie Sand am Meer. Es war ſich aber nicht zu verwundern, denn wenn auch nicht ganz bis zu Adam hinauf, ſo doch bis zu Noah wußte man ihm die Verwandtſchaft herzuleiten, daß er oft ganz darüber erſtaunen mußte.

Der Nidleboden gewann daher faſt das Anſehen eines berühmten Wallfahrtortes, wohin es Hunderte zieht, bei einem Wunderthäter ihr Heil zu ſuchen. Vetter Hans Joggeli war der wunderliche Heilige, um deſſen Gunſt man buhlte und nie umſonſt, denn hoffnungslos entließ er nimmer eine Creatur. Aber was dann ſo ein Wallfahrer, der ſich erhört glaubte und freudigſt heimzog, für ſaure Augen machte und häßliche Geſichter ſchnitt, wenn ihm, Wegziehenden, Dahinziehende begegneten, welche ihn um die gewonnene Gunſt und Gnade bringen konnten möglicherweiſe. Zwiſchen Gottes Gunſt und Gnade und eines Menſchen Gunſt und Gnade iſt nämlich ein gar mächtiger Unterſchied. Unendlich iſt die Gnade Gottes und groß genug für Alle, endlich und gar klein eines Menſchen Gunſt, und gar wenige vermögen daran ſich zu erſättigen. Vetter Kirchmeier ließ kaltblütig das Ding ſich gefallen, gab kein böſes Wort von ſich, nahm, was man ihm brachte, that daneben, was ihm wohlgefiel.

Mit vielem Behagen legte der Alte, welcher, beiläufig geſagt, aus ſeinen Waldungen jährlich für einige hundert Gulden Holz verkaufte, in der Küche ſeine erbeuteten Stecken ab, und ſagte: Sieh, Mareili, was ich dir gekramet habe, mit denen iſt morgen gut Kaffee kochen. Wenn es Kram hätte ſein müſſen, ſo wäre ihm gar manche Sache anſtändiger geweſen, als ſolche unſläthige Knebel, antwortete die angeſprochene Perſon, ein großes ſtattliches Mädchen, mit breitem Geſicht, unangenehmem Ausdruck, aber ſchön farbicht und ſonſt überall ſchön nach ſelbſt eigenem Urtheile.

Um dieſe Staatsperſon herum ſchoß eine andere Maid, die war nicht viel kleiner, aber um die Hälfte dünner, ſpärlich angethan, während die andere es ſtaatsmäßig war, hatte ein viel weniger gefärbtes Geſicht, keinen Schild, breit wie eine Kuchenſchüſſel, Amors Pfeile herausfordernd, ſondern bloß ein lebendiges, freundliches, zu welchem man alsbald das Zutrauen hatte, es könne mit Andern fühlen und für Andere denken, ſo Eine ſchoß um die Andere herum, nahm dem Alten ſeine Beute ab und legte ſie, wo man am folgenden Morgen zuerſt nach Feuerung griff.

Entlaſtet wandte ſich der Alte der Stube zu, ſetzte ſich hinter den Tiſch und packte ſein Säcklein aus. Ihm nach brauſte Mareili, in der einen Hand die Kaffeekanne, in der andern den Milchhafen, herrſchte über die Achſel: Bäbi, bring die Röſte! (mit Speck geröſtete Erdäpfelſcheibchen). Als Mareili ſah, daß der Vetter für ſich was anders gekramet als hölzerne Knebel, zog es ein noch ſchieferes Geſicht, meinte: Oder ſoll ich es draußen laſſen, der Vetter hat mürbern Kram für ſich, als er mir gebracht, ſolcher könnte mich auch gelüſten. Nimm, wenn du willſt, antwortete der Kirchmeier ruhig, ſie ſind von der Baſe beim Bären; wie die, macht ſie keine, und meint es ſo gut mit einem, nimm doch, nimm! Wer wollte von dieſer was mögen, kein rechter Menſch ſieht die ja mehr an, das iſt die falſcheſte Frau, welche auf zwei Beinen läuft! Aber wenn es nur geſchmeichelt iſt, ſo iſt's Vielen recht, ſchnauzte Mareili und ſchoß zur Thür hinaus.

Der alte Kirchmeier blinzte dem davonfahrenden Mädchen nach, ließ die Dreizinke und den Kaffee ſich wohl ſchmecken, frug Bäbeli, welches Mareili nachwollte, allerlei über den Verlauf des Nachmittags. Plötzlich fuhr Mareili wieder herein und Bäbeli an: ob es denn nichts mehr zu thun wüßte, als da zu ſtehen und Maulaffen feil zu halten, und wenn er nicht mehr möge, ſo wolle es die Kanne und den Topf hinaus tragen, um endlich fertig zu werden mit Abwaſchen, das Feuer brenne bereits lange genug unnöthigerweiſe, und Zeit wäre es auch, daß man an die Ruhe könnte. Am Ende ſei man kein Hund, ein Menſch aber müſſe geſchlafen haben. Nimm, ſagte der Alte, ich kann es machen. Und wegen dem Schlafen, denke ich, könnteſt du es ebenfalls machen, wenn du nämlich die Zeit, welche du dazu haſt, auch zum Schlafen brauchſt.

Pung, fuhr die Thür zu, daß die Fenſter klirrten, und bellend der Hund unter dem Ofen hervorfuhr. Es iſt wieder bös Wetter, ſagte der Alte gelaſſen und ergeben vor ſich hin. Der Liebeshandel mit dem Hallunk verdreht dem Mädchen den Kopf; es iſt Zeit, daß man dem Ding ein Ende macht, ehe es ein Unglück giebt.

Dieſer Hallunk war nämlich ebenfalls ein Vetter, welchen der Alte lange im Hauſe gehabt, ja eigentlich erzogen hatte, und am Ende genöthigt war, ihn fortzujagen. Derſelbe hatte ſich in den Glauben verlaufen, er ſei des Vetters unwiderruflicher Erbe, war ſtolz, ungehorſam, verſchwenderiſch geworden, trieb den dummen Uebermuth, der faſt unerklärlich iſt, wenn man nicht an die Verſtockung denkt, an die Ohren, welche nicht hören, die Augen, welche nicht ſehen, ſo weit, daß er die Ermahnungen des Alten nicht bloß in den Wind ſchlug, ſondern ihnen förmlich Trotz bot. Wenn es aber nicht anders zu machen war, ſo wußte der Kirchmeier ſich ernſtlich und gründlich zu helfen; ſo hatte er den Jungen aus dem Hauſe gejagt, aber aus dem Kopfe konnte er ihm den Traum, Nidleboden-Bauer zu werden, nicht jagen. Durch Mareili, ebenfalls eine ins Haus paſſirte Baſe, welche Erbin zu werden hoffte, meinte er, ſeinen Traum in Erfüllung zu bringen. Er unterhielt mit Mareili einen Liebeshandel, welcher dem Alten äußerſt zuwider war. Aber Mareili hatte ebenfalls keine Ohren für des Alten Warnungen, es ſtand auf der Culturſtufe, wo man durch Vorgänge ſich nicht warnen läßt, ſondern ſich berufen glaubt, ſich ſelbſtſtändig in der Welt ſeine Geſchichte zu machen, nach ganz neuen Grundſätzen und Regeln.

Die guten Kinder begreifen nicht, daß es wohl alle Jahre neue Kinder giebt, die Welt aber die alte bleibt, daß die Kinder nagelneue Träume kriegen, die alte Welt dagegen im alten Trappe und Gange bleibt.

Nicht lange nach jenem Abend, an welchem Vetter Hans Joggeli in ſtillem Selbſtgeſpräch uns ſeinen Entſchluß verkündet hatte, ſah man eine lange Frau auf das Haus zukommen. Sie hatte eine ſpitze Naſe im Geſicht, ein Säcklein in der Hand. Noch war ſie lange nicht beim Hauſe, als Mareili raſch ihr entgegen fuhr und ſich bei ihr ſtellte und ſo lange bei ihr ſtand, daß man faſt hätte glauben ſollen, unſer Herr Gott hätte ein neu Wunder verrichtet und die beiden Weiber zu zwei Thürliſtöcken werden laſſen. Süßes hatten ſie nicht zu verhandeln, wie man von weitem merken konnte. Denn ſie machten Geſichter, als ob ſie angeſtellt wären, um Pfeffer-Körner zu kauen. Endlich wurden beide wieder flott und bewegten ſich langſam dem Hauſe zu. Mareili verwarf ſchrecklich die Hände, die Naſe der Frau aber ſchien um ein ſehr bedenkliches länger und ſpitzer geworden zu ſein.

Vetter Hans Joggeli wartete den Beſuch gelaſſen in der Stube ab. Gott grüße euch, Vetter Kirchmeier, ſagte die eintretende Frau und reichte ihm die Hand. Immer wohl auf, ganz jung noch, fuhr ſie fort, das freut mich. Ja, ja, Gott Lob und Dank, wohl auf bin ich, und wenn es unſeres Herr Gotts Wille iſt, ſo habe ich noch ein Weilchen zu leben und kann Gottes Güte genießen. Meine Großmutter wurde 97 Jahre alt und ich habe manchmal gehört, man ſchlage den Großeltern nach. He, ja, ja, ſagte die Frau, ein ſchönes Alter, ich möchte es euch gönnen. Mir wäre es nur zu lang, kriegte Langeweile. Euer Großvater, wenn mir recht iſt, der ſtarb ſehr jung. Ja, ſagte der Kirchmeier, er fiel von einem Kirſchbaume, aber die Leute, welche ihn gekannt, haben immer geſagt, wenn das nicht geweſen wäre, ſo hätte er hundertjährig werden können.

Da machte die Baſe wieder ein Pfeffer-Angeſicht, ſagte jedoch ſo freundlich als möglich, ſie hätte gedacht, ſie müſſe doch mal ſehen, was der Vetter mache, es ſtürben ſo viele Leute ungeſinnet, man vergrabe faſt alle Tage zwei bis drei Perſonen, daß es einem Angſt werde um ſeine Bekannte, beſonders wenn ſie ſo alt ſeien. Auch müſſe ſie einmal fragen, wie ſich Mareili ſtelle und ob es ihm noch immer anſtändig ſei? Danke, Baſe, meinetwegen brauchſt du nicht Kummer zu haben, ich bin wohl, und Mareili geht es auch nicht bös, es dünkt mich, es werde alle Tage munterer und hübſcher.

Ein ſchlecht Ausſehen habe es nicht, ſagte die Mutter, doch werde das kaum vom Guthaben kommen, aber es ſei von Art ſo, daß alle Speiſen noch einmal ſo wohl anſchlügen bei ihm als bei andern, während die Arbeit ihm nichts ſchade. Das wird ſein, ſagte der Vetter, hieß Mareili Wein bringen und zu eſſen, was es Gutes habe. Unterdeſſen packte die Baſe eine Züpfe aus (ein Backwerk aus weißem Mehl, Eiern und Butter, welches manchmal mehrere Pfund ſchwer und 2—3 Fuß lang, größer als ein kleines Kind, gebacken wird) und legte ſie auf den Tiſch, es war aber eine kleine magere, ſo ein Ding, welches was vorſtellen ſollte, und zu deſſen Herſtellung das Kleinſte einen gereut. Sie habe dem Vetter, ſagte die Baſe, ein Zeichen ihrer Gutmeinenheit bringen wollen, ſo was recht Mürbes, welches ſo alten Leuten ſonſt am anſtändigſten ſei. Jetzt müſſe ſie ſich ſchämen, aber der Schelm der Bäcker ſei ſchuld. Sie habe ihm 2 Maaß Korn gegeben, 2 Pfund Butter und 2 Dutzend Eier, und jetzt mache er ihr ſo ein klein erbärmlich Ding, welches ein Huhn im Schnabel forttrüge. Der Vetter müſſe den guten Willen für die That nehmen. Das wäre gar nicht nöthig geweſen, ſagte der Alte, er hätte ja längſt Urſache, zu wiſſen, wie gut ſie es meine. Und man ſolle ihn nur nicht verderben und ihm zu viel Gutes bringen. Da ſei auch die Wirthin beim Bären zu Zinggiwyl, die meine auch, wenn ſie was Gutes backe, ſo müſſe er davon haben. Selb ſei doch nicht nöthig, am Ende könnte er noch eſſen, was die Andern, der Magen ſei gut und das ſei die Hauptſache. Auch mit dem Beißen gehe es nicht ſo bös, es ſei mancher Junge, welchem mehr Zähne fehlten als ihm, ſie ſolle nur ſehen. Es war faſt, als ob über die gut erhaltenen Zähne des Vetters der Baſe das Beißen verginge. Indeſſen erholte ſie ſich bald, und ließ ſich, was da war, wohl ſchmecken. Die Baſe war eine von den höchſt intereſſanten Perſonen, welche die Kunſt verſtehn, Eſſen und Reden ſo zu vermitteln, daß nicht nur keins dem andern Eintrag thut, ſondern das Reden Eſſen und Trinken gleichſam verdeckt. Eſſen und Trinken der Rede nach, helfen ihr den gehörigen Nachdruck geben, gleichſam die wahre Interpunction. Während die Zähne ſchwere Pflichten erfüllten, ſtieß ſie mit ihrer ſpitzigen Zunge, welche noch ſpitziger als die Naſe war, in der ganzen Verwandtſchaft herum, ſpieſte ein Glied nach dem andern, hielt es kürzer oder länger über das heiße Feuer ihrer Bemerkungen, und wem ſie recht wohl wollte, dem pfefferte ſie noch mit dem früher gekauten Pfeffer. Mit beſonderer Sorgfalt wurde geſchmort und gepfeffert die Bärenwirthin, daß ſie zuſammenſchmorte, nicht größer ward als ein Bein auf einem Schindanger, und einen Geruch von ſich gab, wie eine Katze, welche ſeit acht Tagen im Speicher ein elend Ende gefunden. Dann mußte über das Feuer der Vetter zu Waiſchlywyl, wirklicher Hauptmann und Rathsherr in Hoffnung. Dieſen zerrte ſie auseinander und zerſchnäfelte ihn, daß man mit einer Leber, welche man zu einer ſauern machen will, nicht ärger umgehen kann. Sie wußte alles, was er als Hauptmann gethan, und noch viel mehr, was er als Rathsherr thun werde. Hinter alles, ſo gleichſam als Ausrufungszeichen, ſetzte ſie centnerſchwere Seufzer, ſagte endlich: ſie wüßte noch was, aber ſagen werde ſie es nicht; über das Herz könnte ſie es nicht bringen, geſchweige über die Zunge. Vetter Kirchmeier mußte die Hebeamme machen, das Schreckliche erſt über das Herz, dann über die Zunge befördern, endlich, nachdem die Baſe noch einige, wenigſtens zwei Centner ſchwere Seufzer losgelaſſen, ſagte ſie: Ja, ſie wolle es ſagen, aber der Vetter ſolle doch nicht meinen, ſie habe es erdacht, ſie könne zwanzig Zeugen ſtellen für einen, daß der Lumpenhund es geſagt habe. Wenn derſelbe nämlich ſich feſt getrunken, mit den Thalern um ſich werfe, als ob es Kieſelſteine wären, daß die Leute die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlügen, prahle er, wie das nichts ſei und noch ganz anders gehen müſſe, wenn einmal der Alte im Nidleboden die Naſe unter der Erde hätte. Dort ſei er Haupterbe, der Alte halte viel auf der Familie, und werde er zum Hauptmann noch Rathsherr, ſo fehle es ihm nicht, dem wolle er dann die grauen Thaler ſonnen. Das Herz wolle es ihr abdrücken, wenn ſie ſo was vernehmen, und wenn ſie das ſchöne Gut in ſolchen Händen ſehen müßte, ſie glaube nicht, daß ſie es überlebte. Und Ernſt war's der Baſe, denn ſie nahm das Nastuch und wiſchte die Augen, daß es eine ſtrenge Sache war. Habe deretwegen nicht Kummer, Baſe, ſagte der Alte, mit dem linken Auge blinzend, aber nur ganz leiſe, unſer Herr Gott wird ſchon ſorgen, daß Alles an den rechten Ort kömmt, und was er thut, iſt wohlgethan. Uebrigens wird auch nicht alles wahr ſein, was man über den Hauptmann ſagt, die Leute reden gar viel, beſonders in den langen Tagen. Und wäre es auch, denk, o Baſe, ſo kann er ſich ja bekehren, unſer Herr Gott hat ſchon größere Sünder bekehrt, als der Hauptmann einer iſt. Bei Gott ſeien alle Dinge möglich, ſteht geſchrieben.

Die Baſe wurde blaß und antwortete mit verhaltenem Grimme: es werde noch Manches geſchrieben ſtehen, wo es gut wäre, daß man daran dächte. Daß aber der liebe Gott mit einem Unflath, wie der Hauptmann ſich werde abgeben wollen, ſelb zweifle ſie. So viel ſie wiſſe, ſtehe nirgends geſchrieben, daß er das Wüſteſte alles austrappen wolle. Aber, was ich eigentlich ſagen wollte, lenkte ſie ein, ich hoffe, ihr habet es nicht ungerne, das iſt wegen Mareili's Kleidern. Wie bräuchlich und anſtändig iſt das Mädchen nicht verſehen, jede Herrenköchin geht beſſer. Denkt, es hat nur vier Mieder, das neueſte ſchon drei Jahre alt und nicht mehr als drei Dutzend Hemden, denkt, o Vetter. Vom Uebrigen will ich nur nicht reden. Ich zürne es nicht an euch, ich weiß, daß das Mannevolk in ſolchen Sachen keinen Verſtand hat, aber, da dachte ich, wofür unſer einer eigentlich auf der Welt ſei, als für Verſtand zu machen, wo er fehlt.

Da, Baſe, ſagte der Alte, habt ihr ganz recht, man ſinnet nicht an ſolche Dinge, aber wenn man uns den Verſtand macht mit Manier und nicht mit dem Holzſchlägel, ſo ſind wir dankbar. Ja freilich, Mareili muß Kleider haben, wie es ſich gehört. Laßt ihm machen, was ihr nöthig findet, und was es koſtet, zahle ich. He nun, das wäre eins, und ihr ſollt Dank haben, habe ich doch gleich gedacht, es fehle euch nur am Verſtand und nicht am guten Willen, und wo der Wille iſt, da kann man dem Verſtand immer nachhelfen, mit Manier, verſteht ſich. Nun iſt aber noch eins, was anders ſein muß, mein Mädchen kann ich nicht ſo dabei laſſen. Das andere Mädchen, Babi, oder wie es heißt, welches ihr da ins Haus genommen ohne Mareili zu fragen, ob es ihm anſtändig ſei und ob es daſſelbe auch brauchen könne, das iſt ihm grauſam zuwider und das muß fort, ſonſt geht Mareili. Es hat gar keine Hülfe von ihm, es kann nichts, will ſich nicht berichten laſſen, weiß nichts als Streit und Klatſchereien anzuſtellen, alles hinter einander zu treiben. Es iſt das ſchlechteſte Menſch, welches unter der Sonne herumläuft, Vetter, und das iſt es, ihr mögt es immer glauben oder nicht, Vetter.

Da kömmſt du mir gerade auf den rechten Punkt, Baſe, antwortete der Alte, gerade von dem habe ich dir anfangen wollen, es iſt dann doch nicht, daß unſer einen gar nichts ſinnet. Der Baſe ward doch etwas bange, ſie hatte zu tief gegriffen, indeſſen ließ ſie ſichs nicht merken. Sieh, Baſe, fuhr der Alte fort, ich habe gedacht, Mareili verſaure, bringe hier ſeine beſten Jahre zu ohne etwas zu lernen. Das iſt wahr, ſagte die Baſe, gut hat es das Mädchen nicht, es hat mich ſchon manchmal erbarmet, und dazu ſo angebunden und eingeſchränkt, daß ich es faſt heimgenommen hätte, wenn ich nicht gedacht, es werde einmal dafür belohnt. Verſtoßen werdet ihr es doch jetzt nicht wollen.

Der Alte ließ ſich nicht irren. Bös hat es das Mädchen nicht, es heißt ihr Niemand mehr machen, als es kann, es giebt viele Bäurinnen das Land auf, das Land ab, ſie ſind nicht ſo viel Meiſter als es, aber wie junge Mädchen ſind, es hat es auch je beſſer, deſto lieber. Darum dachte ich, wie es wäre, wenn Mareili noch in's Welſchland ginge, die Sprache zu lernen, das Kochen, Manieren und Lebensarten und ſonſt noch Allerlei. Dort könnte es zuerſt Kellnerin ſein. Ich habe drinnen einen guten Bekannten, wo das Mädchen es hätte, wie eine Herrenfrau, beſſer wäre nichts.

Später könnte es, wenn es Luſt daran fände, zur Wirthin gerathen. Wirthshäuſer zum Kaufen giebt es genug, und kömmt die neue Straße hier durch, wie die Rede geht, ſo wäre dort unten beim großen Nußbaum der ſchönſte Platz zum Bau eines neuen. Der Baſe war bei dieſer Rede ein Stein von dem Herzen gefallen und ein Licht aufgegangen. Die Sache gefiele mir ſo übel nicht, ſagte ſie, aber ich muß an euch denken. Wie könnt ihr es machen, wenn Mareili fort iſt? Mit Bäbi iſt ja nichts, und je eher ihr die Dirne fortjagt, deſto wohler ſeid ihr. Ich werde für Jemand anders ſorgen müſſen? Vielleicht wüßte ich Jemand, wenn die Sache nämlich auch Mareili anſtändig iſt; das iſt die Hauptſache.

Natürlich, ſagte der Alte, und es wird mir ungewohnt vorkommen, wenn es fort iſt, aber man muß ſich leiden können in der Welt. Mareili wird viel koſten, da denke ich nicht, mir neue Koſten zu machen. Ein alter Knecht hat ſeine Frau im Küherſtöcklein, die könnte einſtweilen eintreten. Wenn dann Mareili Sprache und Kochen gelernt hat, und es will einſtweilen wieder zu mir, ſo findet es, wann es will, ſeinen Platz wieder und die Frau kann wieder in's Küherſtöckli. Und dann das Menſch, die Bäbe, was wollt ihr mit dem? frug die Baſe. An dieſes habe ich nicht gedacht, ſagte der Vetter, allweg kann es nicht ſo bleiben, man muß ſehen, was zu machen iſt. Die Hauptſache iſt jetzt, daß ihr mit Mareili redet.

Es war der Baſe etwas da im Wege, ſie wußte aber nicht recht was, denn der Alte machte das ehrlichſte Geſicht von der Welt, überhaupt hatte ſie zu viel Selbſtbewußtſein, um zu fürchten, ſo ein alt dumm Männchen könnte ſie überliſten. Allweg wohne ſie nicht weit, ſagte ſie, und könne immer ein Aug' zur Sache haben, und wenn der Vetter ſie nöthig hätte, ſo könne er ſie rufen laſſen, ſei es Tag oder Nacht, ſo ſcheue ſie für ihn weder Wind noch Wetter.

Unerwartet ſchien Mareili ein Stein des Anſtoßes, bitterlich begehrte es mit der Mutter auf, daß ſie es wolle austreiben helfen; es merke den Spaß wohl, aber lebendig bringe man es hier nicht fort. Unverrichteter Sache mußte die Mutter abziehen, und wie ſpitz ſie die Sache auch überſchlug, in's Klare kam ſie nicht, wer Recht hatte der Kirchmeier oder das Mareili? Aber ſonderbarer Weiſe wandte über Nacht Mareili's Sinn ſich, wie die Fahne auf dem Thurme ſich kehrt, und wer die Ausführung des vetterlichen Vorſchlages auf das emſigſte betrieb, war Mareili. Es gab Leute, welche die Umwandlung über Nacht Mareili's Liebhaber zuſchrieben, welchem die Ausſicht auf eine Wirthſchaft die ſchönſte Ausſicht in der Welt ſchien.

Staatsmäßig ausgerüſtet, mit Geld wohl verſehen, fuhr endlich Mareili dem Welſchland zu, und wenn ein Mädchen zum erſten Male in die Welt hinausfährt, ſo hat es bekanntlich viele Gedanken, über die Glückſeligkeiten alle, welche ſich ihm dutzendweiſe aufdrängen, über den tiefen Eindruck, welchen es auf die Welt machen werde. Mareili dachte abſonderlich daran, daß man nie wiſſe, was es geben könne, daß aber, wenn es im Welſchland zu einem reichen Engländer käme, welcher es mit Teufels Gewalt zur Frau haben wollte, ſo früge es eigentlich dem Nidleboden nicht ſo viel nach und würde nicht Nein ſagen. So ein Tröpflein ſei es am Ende denn doch nicht, daß es meine, man könne nur an einem Orte leben, und dazu noch an einem, wo man ſo bös haben, ſo ſchwere Arbeit verrichten, ſo wenig ſchlafen könne; am ſchönſten ſei es doch da, wo man bei vielem Gelde eſſen und trinken könne, was einem gut dünke, arbeiten könne, ſo wenig, ſchlafen, ſo viel als man wolle, und thun, was einen ankomme.

Auf ſolche Höhe des Weltbewußtſeins erhob ſich Mareili's Mutter nicht, ſie hing an der Scholle, ſie hing am Nidleboden mit Leib und Seele. Sie war öfters dort, als es dem alten Kirchmeier lieb war, und zeigte Gelüſten zu einem Regimente, welches höchſtens der leibhaftigen Nidlebodenbäuerin zukam. Doch zügelte ſie nach und nach ihren Eifer, als ſie ſah, daß im Nidleboden alles in gewohntem Gange blieb, und wenn auch die Bäbi nicht fortgejagt wurde, ſo gab ſie ihr doch keine Urſache zur Bekümmerniß. Der Alte ließ die Bäbi immerfort das Schwerſte verrichten, hielt ſie ſehr knapp in den Kleidern, obgleich ſie eigentlich auch Baſe und Pathin war, gab ihr überhaupt keine Zeichen irgend eines beſondern Wohlwollens, ſondern jagte ſie von früh bis ſpät ununterbrochen auf ihren armen Beinchen herum. Mit des Knechts Frau dagegen ſchloß die Baſe einen Bund. Dieſe ward ihre Vertraute. Und wenn ſie dieſelbe auch nicht zu ihrem Cerberus oder Höllenhund machen konnte, welcher, außer unter gewiſſen Bedingungen, Niemand aus- und einließ, ſo machte ſie dieſelbe doch zu ihrem Wärter und Zöllner oder Berichterſtatter, welcher melden ſollte, wer aus- und einging, überhaupt alles, was paſſirte im Nidleboden. Wie treu dieſer Berichterſtatter der Baſe war, wiſſen wir nicht, aber man hat Beiſpiele, daß ſolche Berichterſtatter zwei Hände haben, daß beide nehmen und beide wohl wiſſen, was ſie thun. Uebrigens war dieſer Poſten wirklich ein wichtiger, es gab viel zu berichten, denn wie oben geſagt worden, der Nidleboden war ein Wallfahrtsort, an welchem die Pilgrimme zahlreich aus- und eingingen, manchmal auch fuhren.

So fuhr eines Tages eine Chaiſe vor das Haus, das war im Nidleboden ein Ereigniß; Bernerwägeli ſah man wohl öfters, aber Chaiſen waren rare Vögel. Aus der Chaiſe ſtieg ein großer Mann oder Herr, wie man lieber will, denn man konnte ihn für das eine oder andere nehmen, je nachdem man ihn von dieſer oder jener Seite anſah. Aus der Chaiſe nahm derſelbe ein rundes Paket und frug dem Kirchmeier nach. Man lief nach demſelben im Hauſe herum. Unterdeſſen ging der Herr um's Haus herum, und ſiehe da, der Vetter Kirchmeier war bereits zum Hinterthürchen hinaus und beinelte im Geſchwindſchritt durch die Bäume, mit dem Waſſerſchäufelchen auf der Achſel.

Der D.... Schelm will entrinnen, wohl, dem will ich, brummte der Herr, dann rief er: Vetter, Vetter, wo aus ſo ſchnell! Vetter Hans Joggeli, der nie die Schärfe eines Sinnes verbarg oder verläugnete (man könne ſich mit ſo was verſündigen, ſagte er), kehrte alsbald ſich um und ſagte: Ei der tauſend, Vetter Hansli, ſeid ihr es, ein ſeltener Gaſt und ſo dick und ſo ſchön! Das trifft ſich doch gut, fünf Minuten ſpäter, ich wäre fort geweſen, und das wäre viel zu übel gegangen. Vetter Hansli, der nagelneue Vetter war ein Prachtkerl, beſonders für alle, welche ihn nicht näher kannten, ſondern bloß reden hörten oder ihn von weitem ſahen. Er redete von Allem, er handelte um Alles, er erlaubte ſich Alles, er übertraf Alles, kurz er war eben ein Prachtkerl. Vetter Kirchmeier, ſprach Hansli, ich will euch nicht aufhalten, es wäre mir leid, wenn ich euch verſäumte, er möchte ihm nur guten Abend ſagen, und was abgeben. Auf einer Reiſe in's Oberland hätte man ihm irgend wo Käs aufgeſtellt, ſo zart und mild, wie ein ſechszehnjährig Mädchen. Da hätte er alsbald an den Vetter Kirchmeier gedacht, der wäre für ihn, und ſo ein Käschen ihm mitgebracht.

Ihr ſeid doch immer der Bravſte, antwortete Vetter Hans Joggeli, ſo an einen alten Vetter zu denken und noch dazu im Oberland, und wenn euch der Käs an die milden, zarten Oberländerinnen erinnert. Kommt herein, drinnen iſt's kühler, beſſer läßt ſich ſchwatzen dort. Nach einigen Complimenten, daß er nicht verſäumen wollte, und nach ſcherzhaften Antworten, wie die Matten ihm nicht fortlieſen, dieweil ſie ſehr alt ſeien und froh ſich ſtill zu halten, brachte Vetter Hans Joggeli den Vetter Hansli in die Stube.

Als Hansli ſaß, ſagte er: ja, aber Schuld wolle er doch wahrhaftig nicht ſein, wenn er heute die Kehr habe und das Waſſer nehmen könnte, jetzt ſei das Wäſſern gut und mit der Sache ſei es nicht, wie mit einer andern, welche man morgen oder übermorgen nachholen könne, wenn man ſie heute verſäume. Habt deretwegen nicht Kummer, antwortete der Alte, was ich nicht mache, kann ein anderer machen. Witzig wäre es nicht für ein alt Männli, wie ich bin, wenn er allein da ſein wollte für eine Hauptarbeit, über Nacht kann es mir ja fehlen, und dann, wenn Niemand da wäre, der um die Sache wüßte, ſo ging es übel. Das Wäſſern lernt man nicht in einem Tage, und wenn man es ſchon auf einer Matte kann, ſo muß man es auf jeder neuen Matte neu ſtudiren. So, habt ihr dann Jemand, dem ihr es anvertrauen dürft? fragte Hansli halb erſchrocken.

Den Melker nehme ich mit, wenn er Zeit hat, und zeige ihm, wie die Sache gemacht ſein müſſe. Er iſt nur ein jung Bürſchchen, aber ein gutes und hat Fleiß zur Sache. Ich bin ſein Pathe und ſoll auch noch der Vetter ſein. Selb weiß ich aber nicht beſtimmt, mein Kopf iſt zu klein für die große Verwandtſchaft, und manchmal hat es mich faſt dünken wollen, es wüchſen alle Jahre neue Vettern und Baſen aus dem Boden heraus wie der Naturklee in guten Aeckern. Sei aber das, wie es wolle, ſo iſt es allweg eine ſchöne Sache um eine ſo große Verwandtſchaft, ſetzte er blinzend hinzu.

Hansli ward krebsroth, als er von einem Melker hörte, welcher Pathe und Vetter zugleich war, dem der Vetter noch obendrein das Wäſſern lehrte und es ihm anvertraute, es ſtellte ihm förmlich den Athem und eine Weile ging es, bis ſein Redwerk wieder lief.

Er wolle ihm nicht mit Kaffee aufwarten, ſagte der Kirchmeier, er denke, er werde es haben, wie er, und mehr Liebhaber ſein von einem Glaſe Guten. Am Morgen nehme er den Kaffee gern, aber am Abend wolle er lieber drei Gläſer guten kühlen Wein, als eine Taſſe heißen Kaffee. Auch holte der Kirchmeier nicht bloß eine Flaſche, ſondern ein ganzes Maaß, ſo daß Hansli das Herz im Leib hüpfte vor Freude und er ſagte: Potz, Vetter, ihr habt es gut im Sinne mit mir, oder meinet, mit Wenigem könne ich es nicht machen. Es ſei ihm um ihn ſelber, er ſei durſtig, und wenn er trinke, ſo ſei er gerne ruhig und laufe lieber nur ein Mal in den Keller ſtatt zwei und drei Mal, ſagte der Kirchmeier, ſchenkte fleißig ein und je fleißiger dieſes geſchah, deſto flüſſiger ward Hansli's Rede. Das waren ſeine Glanzmomente, wenn er hinter einem Glaſe Guten ſchwadroniren konnte über alles Mögliche, daß die Schwarten krachten und zu Jemanden, der ihm nicht widerredete, dem er nicht ſo viel Verſtand zutraute, ihm die Schuhriemen aufzulöſen. Dann war die ganze Welt ſein Gebiet, den Lappländern gab er ſo gut ihren Theil, als den Engländern, Napoleon ſchien gegen ihn ein alt Weib, Metternich ein Schulbub, Peel ein veralteter Eſel, und was das Geſchäftemachen anbetraf, ſo waren die ſämmtlichen Gebrüder Rothſchild im Vergleich zu ihm elende Grämpler und Lumpenſammler und wenn ſie reicher ſeien als er, ſo komme es lediglich daher, daß ſie beſſere Zeiten gehabt, als er. Das ſei halt eine Sache, und wenn man alles könne, und wenn man noch ſo geſchickt ſei und noch ſo kuraſchirt, eins könne man nicht, die Zeit machen, könne man nicht.

Beifällig nickte dazu der alte Kirchmeier mit dem Haupte und ſagte: ja, ja, das iſt allweg eine Sache mit der Zeit, die kann kein Menſch machen; da habt ihr ganz recht, Vetter, das iſt eine ganz apparte Sache mit der Zeit. Von Welt-Politik und Rothſchildiſchem Handel glitt er wie ein Diplomat mit Anlagen unvermerkt weiter bis auf Kühe und Kuhhandel. Weitläufig erzählte er dem Vetter, was das für ein Handel ſei (ja, ja, das iſt ein Handel, nickte der Alte), von den böſeſten, er könne es einem ſagen. Er ſei nie ſicher, daß er nicht betrogen werde und doch werde ihn nicht Mancher darin übertreffen, es würden ihm ſonſt nicht ſo viel Leute auftragen, für ſie Kühe zu kaufen, wenn ſie nicht wüßten, wie berühmt und glücklich er mit den Kühen ſei.

In nächſter Woche gehe er nach Erlenbach, ſo wie dort, treffe man ſie nirgends. Er habe ſchon zwar viele Aufträge, aber wenn er dem Vetter Kirchmeier etwas dienen könnte, und derſelbe es ihm anvertrauen wolle, ſo wolle er ihn verſorgen, daß er ſelbſt ſagen müſſe, ſo hätte ihn noch Niemand verſorget. Das glaube er, ſagte Vetter Hans Joggeli und blinzete leiſe links.

Indeſſen, da er bereits für ſo viele ſorgen müſſe, ſo wolle er ihn nicht beläſtigen, auch glaube er, er könne es einſtweilen machen im Stalle ohne zu ändern.

He, ſagte Hansli, wann Vetter Kirchmeier was nöthig hat, ſo geht dies allem andern vor. Wenn er erlaube, ſo wollten ſie mit einander ein wenig in den Stall. Es nehme ihn Wunder, wie er verſehen ſei, vielleicht könne er ihm was rathen. Er wiſſe wohl, daß der Vetter ſeiner Zeit im Handel ein Tüchtiger geweſen ſei, ſo daß weit umher ihm keiner gleichgekommen. Aber wer nicht auf allen Märkten herumkomme, kenne Kauf und Lauf nicht, und wenn man ſich nicht alle Tage damit abgebe, komme man aus der Uebung. Eben, ſagte der Alte und führte den Vetter dem Stalle zu. Derſelbe unterließ nicht, bei ſeinem Eintritt in denſelben Glück in den Stall zu wünſchen, ein alt üblich Zeichen, oder gleichſam eine Verwahrung, daß man in gutem Sinne ihn betrete, ihn nicht zu verheren begehre.

Hierauf hielt derſelbe über die zehn Kühe und übriges junges Vieh förmlich und ſtaatsmäßig Heerſchau, akurat wie ein General über eine Diviſion. Zuerſt marſchirte er (ein General galoppirt gewöhnlich, was aber in einem Stall nicht wohl thunlich iſt) den Stall entlang, um einen allgemeinen Ueberblick zu gewinnen, dann ſchritt er zur Specialrevue. Er trat zwiſchen die verſchiedenen Häupter, d. h. zwiſchen die Kühe, denn man ſagt in der Schweiz oft, der Bauer hat 10 Häupter im Stalle, d. h. 10 Kühe; kurios das, und faſt anzüglich. An dieſen Häuptern und deren Leibe griff er herum, zog die Haut von den Rippen, faßte die Euter, fuhr in der Krippe herum, wiſchte Allerlei daraus herauf, kurz, that, wie Kenner zu thun pflegen. Das alles that er ſtillſchweigend, bis die Runde vollbracht war (zu Kühen kann man bekanntlich nicht reden, wie zu Soldaten, begreiflich dagegen zu Soldaten, als wie zu Kühen, da liegt halt der Unterſchied) und noch als er auf den erhöhten Gang herauftrat, ſchwieg er ſtille, nur ſchnaubte er ſchrecklich und machte Augen, daß man hätte glauben ſollen, es ſeien Zwölfpfünder, welche eben im Begriffe ſeien', aus dem Loche zu fahren.

Der alte Kirchmeier hatte auch geſchwiegen, aber ganz kaltblütig, ohne Schnauben und apparte Gebehrden, und eben ſo kaltblütig fragte er: und nun, Vetter Hansli, wie findet ihr die Sache, nicht wahr, ich bin verſorgt, oder was rathet ihr?

Vetter Hansli machte es wie ein diplomatiſcher General, vor den Kühen ſagte er nichts, zuckte bloß einige Mal ſehr bedenklich die Achſel, betrachtete draußen noch den Düngerhaufen, ſteckte die Naſe in's Jaucheloch und folgte ſchweigend dem Kirchmeier in die Stube, welche ihm ziemlich ſolide Wände zu haben ſchien, hinter welchen ein Horcher nicht gute Geſchäfte machen konnte. Drinnen ſchenkte, ſo bald man ſich geſetzt, der Alte wieder ein, machte Geſundheit und frug nun neuerdings: nun, Vettermann, wie ſteht's? Dem guten Hansli ging es mit ſeiner Diplomatik faſt wie einem Schauſpieler, welcher eine Rolle ſpielen will, deren Urbild er nur vom Hörenſagen kennt, und daher übertreibt. Statt zu reden ſchnaubte Hansli immer ärger, blies ſeine Augen wieder auf, daß ſie wurden wie die gläſernen Kugeln, welche die Schuhmacher brauchen, ſagte bloß, da ſei ihm lieber, man frage ihn nicht. Zudem müſſe er fort, er möchte heute noch weit. Hä, Vetter, ſagte der Kirchmeier, ſo iſt es nicht gemeint. Ich ſehe wohl, die Sache gefällt euch nicht, und jetzt heraus mit der Sprache, nur ſo mit Zeichen und Gebehrden iſt mir nicht geholfen. Er ſage lieber nichts, je weniger man ſage, deſto weniger komme man in Verlegenheit; je beſſer man es meine, deſto leichter mache man die Leute bös; und je böſer man es antreffe, deſto böſer ſei zu rathen, antwortete Hansli.

Das geſchehe oft, dawider habe er nichts, entgegnete der Alte, entweder, wenn man unberufen rathen wolle, oder wenn eitle, dumme Leute um Rath frügen, bloß um gerühmt zu ſein. Aber jetzt ſei er es, der frage, und für dumm werde der Vetter ihn doch nicht anſehen — oder?

Nun, wenn ihr es dann gehabt haben wollt, brach Hansli hervor, daß es faſt krachte, wie ein längſt geladener Schuß und ſchlug zur Nachhülfe noch faſt gar auf den Tiſch, mäßigte ſich jedoch, ehe die Fauſt fiel; ich hätte nicht geglaubt, an einem ſolchen berühmten Orte einen ſolchen Stall anzutreffen, es iſt ja faſt kein Haupt darin, welches ich mit Freuden in meinem eigenen Stalle haben möchte. Vor allem aus müſſen die beiden vorderſten Kühe fort, bei dieſen iſt kein Aufgang mehr, ſondern täglicher Abgang, jetzt löſ't ihr noch was daraus. Die andern Kühe ſehen bös aus, die Haut geht nicht von den Rippen, die Euter ſcheinen verwahrloſ't. Vollends bös ſteht es mit dem jungen Vieh, dieſes hat Haare, daß man es friſiren könnte und höchſt wahrſcheinlich doch Läuſe darin. Begreiflich ſind aber an ihrem böſen Ausſehen und Zuſtande weder Kühe noch Kälber ſelbſt ſchuld, ſondern der Lausbub, welcher die Kühe zu beſorgen, die Kälber zu erziehen hatte. Der treibt wahrſcheinlich was anders und hat Höheres im Sinne, als zum Vieh zu ſehen — der Hundejunge!

Er nimmt ſich nicht Zeit zum Füttern, die Kühe ſollen ein halb Klafter auf einmal freſſen, in der Angſt zertreten ſie die Hälfte unter den Füßen, ſo wird das beſte Futter zu Miſt. Den Miſt legt er nicht zurecht, die Thiere ſind voll Koth, der ärgſte Miſt iſt in der Krippe, die iſt ganz voll, ſtinkt wie die Peſt, und wie ungeſund das iſt, das wißt ihr, Vetter. Düngerhaufen habt ihr für ſo viel Vieh einen miſerabeln, während die Jauche in den Stall läuft. Das ſind die beſten Zeichen, daß er zu faul iſt, der Schlingel. O, man glaubt nicht, was ſo ein Kerl in einem Jahre in einem Stalle ſchaden kann! Hundert, zweihundert Thaler machen es nicht wieder gut. Wenn er zu den Matten nicht beſſer ſieht, ſo habt ihr Gottes Gnade nöthig. Wenn der liebe Gott einſtweilen nur ſeiner Seele gnädig ſei, ſagte der Kirchmeier, ſo ſei er zufrieden. Indeſſen könne Vetter Hansli wohl Recht haben, daß es im Stalle nicht ſei, wie es ſein ſollte, er ſei alt und habe ein kurz Geſicht, und wenn er es gut mit den Leuten meine, ſo meine er, ſie ſollten es auch gut mit ihm meinen, ſo ſei es ehemals der Gebrauch geweſen.

Keinem Menſchen traut mehr, Vettermann, keinem Menſchen, abſonderlich all dem Lumpengeſindel nicht, welchem ihr Pathe ſeid und obendarauf zu Vettern und Vaſen ſich lügt, ſelbſt von den rechten Verwandten traut nicht allen, es giebt Schelmen und Spitzbuben in den beſten Familien. Aber doch dann auch ſolche, welche es gut meinen, auf welche man fuſſen kann, und die werdet ihr wohl kennen, Vettermann, die ſind gut zu kennen. Allweg ſind es nicht die, welche euch alle Tage mit dem Braten, mit dem Körbchen oder mit dem Säcklein vor dem Hauſe ſind! Ja, ja, ſagte Hans Joggeli, Gottlob giebt es noch immer einen großen Unterſchied in der Welt. Aber recht habt ihr, die Mehrheit iſt böſe, der iſt auch hell nichts zu trauen, vor der muß man ſich in Acht nehmen. Aber das kömmt von der neuen Religion, wo jeder ſein eigener Herr Gott iſt, und von der neuen Politik, wo keiner ein anderes Vaterland kennt, als ſeinen Bauch oder ſeinen Geldſack, jeder ſäuft, ſo viel hinunter geht, und ſäuft er nicht, lügt, ſo viel hinauf mag. Doch nichts für ungut, Vetter, ich habe mich doch nicht etwa verfehlt, will's Gott, ſeid ihr nicht etwa einer von den Neuen!

Bewahre mich Gott davor, ich würde mich ſchämen, ſo lange ich lebte, ſagte Hansli, doch mit ganz verdrückter Stimme, als ob ein Froſchbein ihm im Halſe ſteckte. Ich will nicht ſagen, daß ich nicht meine, manches könnte beſſer ſein, aber wegen der Religion ſoll mir Niemand was vorhalten, potz Himmelſackerment, und das Vaterland iſt die Hauptſache, und das Volk oben drauf, potz Hagel! Aber, um wieder auf die Kühe zu kommen, wenn ich euch zwei oder drei ſchöne junge Rinder von Erlenbach bringen würde. Dort giebt es freilich auch alte Staatsrinder, aber an andern Orten thun ſie nicht gut, man muß ſie jung kaufen, wenn man was an ihnen verdienen will. Unterdeſſen könnt ihr die zwei vorderſten Kühe abſtoßen, ich will euch einen Berner Metzger zuſenden, das ſind die komodſten, die ſehen nicht auf den Kreuzer und daneben noch manch anderes nicht. Ich weiß nicht, wie es kömmt, aber die Städter ſind gar verflucht dumm heut zu Tage. Die Nidauer, Vetter, die Nidauer ausgenommen, warf der Alte ein. Aber Hansli hatte Ohren wie viele, was ihm nicht gefiel, hörte er nicht. Aber, beim Hagel, fuhr er fort, unter ſolche Hände junge erlenbacher Rinder zu geben, wäre eine himmelſchreiende Sache; der Knecht muß fort, wenn ich euch was kaufen ſoll. Ich mag einkaufen wie ich will, in vier Wochen iſt das Vieh verdorben, man kennt es nicht mehr, dann muß ich ſchuld ſein. Ja, ja, Vetter, fortſchicken kann man wohl einen, antwortete Hans Joggeli, aber wo gleich einen andern nehmen? Ich weiß euch einen, ſagte Hansli, ſo iſt keiner das Land auf und ab, den ſende ich euch die nächſten Tage. Nur ſachte, Vetter, nur ſachte, ſagte der Kirchmeier, beim erſten Anlaß will ich mit Benz rechnen. Aber ſo mitten im Jahr mir nichts dir nichts einen Knecht fortſchicken, thue ich nicht. Schelmen, Vetter, Schelmen, dieſe haben nichts zu fürchten, brave Leute aber ſcheuen der Leute Mäuler, müſſen auch die Regierung fürchten, daß dieſe ſie in Ungelegenheit bringe, Vetter!

Alſo zwei Rinder wollt ihr, Vetter, ſagte Hansli, ungehört laſſend, was ihm nicht gefiel. Ja, ſagte Hans Joggeli, ſo iſt es mir recht, und ſchöne möchte ich. Wenn ich euch dreihundert Gulden mitgebe, ſo wird damit auszuleſen ſein! Mehr als genug, für ſo viel Geld ſollte es Staatsrinder geben. Geld, Vetter, iſt nicht nöthig, bis ihr die Waare habt. Ich bin zwar nicht verſehen damit, aber wohin ich komme, habe ich Credit, an manchem Ort mehr als für hundert habe. Darauf iſt ſich nicht zu verlaſſen, antwortete der Vetter, und oft, wenn man ihn am nöthigſten hätte, ſo findet man die Leute nicht daheim, oder die Sache iſt ſonſt nicht richtig. Ja, wenn ihr es wollt gehabt haben, ſagte Hansli raſch, ſo iſt es mir ganz recht; ſowieder iſt es in alle Wege, und wenn es euch gleichgültig iſt, ſo macht gleich 600 Gulden. Man weiß nie, welch guter Schick einen anläuft. Das nächſte Mal, wenn ich komme, wollen wir abrechnen. Der Alte ſtutzte, faßte ſich aber und ſagte: Weil ihr es ſeid, Vettermann, aber ich bin ſelbſt faſt auf dem Trocknen, Jedermann glaubt, ich hätte kein Geld nöthig, darum bezahlt mich Niemand, oder doch immer zuletzt. Alſo ſo bald als möglich, ich zähle darauf.

Darauf könnt ihr euch verlaſſen, wie auf Gottes Wort, ſagte Hansli und ſtellte ſich auf, als ſei er der Berg Sinai, von welchem herab Gott gedonnert und geblitzet hat. Nit, nit, entgegnete der Alte raſch, mit Gott zählt ſich kein Hansli zuſammen, wenn er ein Chriſt iſt. Das iſt neues Zeug, welchen ein Alter, welcher bald vor Gericht muß, nicht brauchen kann, für einen Jungen, der ſein eigener Herr Gott iſt und die Hoſentaſche ſein Vaterland, mag es angehen, nur höre ich es nicht gerne in meinem Hauſe, Vetter! Ei, Vetter Kirchmeier, ſagte Hansli, müßt mir die Worte nicht aufleſen, bin ein frommer Chriſt, kein Neuer (hier huſtete er wieder, doch nicht ſo ſtark als das erſte Mal). Aber, was ich habe fragen wollen, welche Farbe liebt ihr, roth oder ſchwarz oder ſcheckicht? Vielen Leuten iſt die Farbe die Hauptſache. Nur nicht weiß, Vetter, ſagte der Kirchmeier. Weiße Kühe ſind immer ſchmutzig, freſſen noch einmal ſo viel als die andern, und ſehen doch immer mager und elend aus, bei ihnen iſt halt kein Segen. Sonſt iſt mir all eins, es kann halt nicht jede Kuh gleich gefärbt ſein, daß ſie gut ſei, iſt die Hauptſache, und das wäre eigentlich auch mit den Menſchen meine Meinung.

Hansli hatte abermals Ohren, welche nicht hörten. Sapperment, ſagte er, ſeine Uhr betrachtend, wie ſpät, muß preſſiren, ſollte um achte auf der Ochſenweide ſein. Lebt wohl, Vetter Kirchmeier, verlaßt euch auf mich, verſorgt ſollt ihr werden, wie noch nie. Er glaub's, ſagte der Alte und blinzelte leiſe links. Hansli polterte hinaus, gab dem Knechte, welcher ihm einſpannte, einen halben Batzen Trinkgeld, und fuhr, da die Diplomatik im Weine ertrunken war, denſelben an: Höre Bürſchchen, zum Vieh mußt du beſſer ſehen, wenn du dich für einen Melker ausgeben willſt. Sapperment, wenn mir der Meine das Vieh ſo verliederlichte, auf der Stelle jagte ich ihn fort, weißt Bürſchli, die Kühe koſten Geld, die kann man nicht aufleſen, wie die Steine auf dem Acker. Somit fuhr er von dannen, und hinterließ, wenn auch nicht einen Geſtank, wie der Teufel es im Brauch haben ſoll, doch böſe Eindrücke und namentlich bei dem aufgefahrnen Knechte.

Solche Eindrücke verarbeiten ſich oft ſehr langſam, namentlich im Bernbiet, und brechen ſo ſpät zu Tage, daß man mit großem Erſtaunen die Sündeneier lebendig werden, auskriechen ſieht, und gar nicht begreifen kann, wie ſie dahin gekommen und wer ſie gelegt hat.

Eines Morgens war der Kirchmeier, wie er es oft pflegte, beim melken im Stalle. Als Benz die letzte Kuh gemolken, den Melkſtuhl abgebunden und an ſeinen Ort gehängt hatte, ſagte er: Pathe, möchte euch was ſagen, aber zürnt mir nicht. Was haſt? fragte dieſer kurz. Pathe, ich will fort, drückte Benz heraus. Du fort, ſchnauzte der Alte, was fällt dir ein, oder haſt was Schlechtes gemacht und willſt der Schande entlaufen? Nein, ſelb Gott Lob nicht, antwortete Benz, und mir nichts dir nichts gehe ich nicht fort. Aber, da ich ſehe, daß ich nichts mehr recht machen kann, daß man kein Zutrauen zu mir hat, habe ich keinen Muth mehr zur Sache, und was ich machen muß, iſt mir zuwider und ſo mag ich nicht mehr dabei ſein. Aber wer ſagt dir, du macheſt deine Sache nicht recht und ich hätte kein Zutrauen mehr, ſelb möchte ich doch wiſſen? frug der Alte. He, der da, der Herr, oder wie man ihm ſagte, welcher euch das Käsli gebracht hat, der hat es mir geſagt. Ich bin nur einmal reuig, daß ich ihm den halben Batzen, welchen er mir als Trinkgeld gegeben, nicht in's Geſicht geſchlagen.

Was geht dich aber der an und was haſt du dich deſſen zu achten, was er ſagt, fuhr der Alte den Jungen an. Warte, bis ich es dir ſage, dann iſt's frühe genug, aufzubegehren und aufzupacken. Ja, aber ich habe darum geglaubt, ihr hättet es ihm angegeben, er ſolle mir das ſagen, ſagte Benz kleinlaut.

Ein Lümmel biſt, fuhr der Alte zornig auf. Meinſt, was ich dir zu ſagen hätte, dürfte ich dir nicht mehr ſelbſt ſagen, müßte weit her einen Hanswurſt und Böllimann kommen laſſen, um dir was zu ſagen. Bürſchchen, ſelb iſt doch Gott Lob noch nicht. Mann und Meiſter im eigenen Hauſe bin ich doch noch ſo weit, daß ich keinen Halbweltſch muß kommen laſſen, wenn einem Knechtlein ein Kapitel ſoll geleſen werden. Was ſich aber ſo ein junger Laffe gleich einbildet, wenn man ihm einen Augenblick die Hand am Heft gelaſſen hat. Es iſt halt jetzt ſo der Lauf der Welt, der Hochmuth kriecht in die Kinder, ehe ſie buchſtabiren können! Seid mir doch nicht böſe, Pathe antwortete Benz. Aber fragen muß ich doch, warum man mir da eine ſchlechte, krankhafte Kuh in den Stall ſtellt? Am Ende ſoll ich ſie verwahrloſ't haben und nichts verſtehn. Ich bin nicht ſo dumm, daß ich nichts merke.

Was, ſchlechte Kuh, wo iſt eine ungerechte Kuh? fragte Vetter Hans Joggeli. Ho, die, welche der Herr da von Erlenbach geſandt und hat ſagen laſſen, es ſei ein rar Stück. Der fehlt offenbar was und iſt mir gebeizt, um mich zu Schanden zu machen, antwortete Benz. Ein Eſel biſt, hörſt, ſagte der Alte, fehlt der Kuh was, warum thuſt du nicht das Maul auf und ſagſt es mir? Mit dieſen Worten trat der Kirchmeier zwiſchen die Kühe, viſitirte die angeklagte Kuh, welche Vetter Hansli mit dem Beſcheid geſandt hatte, er hätte keine zweite anſtändige finden können zu Erlenbach, vielleicht gerathe es ihm zu Frutigen beſſer.

Der verfluchte Schelm, brummte der Alte zwiſchen den Zähnen. Dann befahl er Benz, den Thierarzt zu rufen, hinzuſetzend: und in Zukunft thue das Maul auf, ich bin der Meiſter. Bilde dir nicht ein, wenn ich dir was zu ſagen hätte, ſo müßte ich einen Dollmetſch kommen laſſen. Du biſt noch lange nicht der türkiſche Kaiſer, ſondern nur der Benz. Bin ich zufrieden, ſo bin ich zufrieden, bin ich nicht zufrieden, ſo ſollſt du es ſchon erfahren, und zwar ohne Dollmetſch, du Tropf, was du biſt!

Die Art und Weiſe, wie der Pathe den Dorn aus der eiternden Wunde zog, that Benz wohl weh, aber was die Hauptſache war, der Dorn ging aus, der Schmerz ließ nach, die Wunde ſchloß ſich und Benz wurde es nach und nach wieder behaglich. Wahrſcheinlich hatte der gute Vetter Hansli dem Benz, welcher ihm ein Dorn im Auge war, die Kuh abſichtlich gebeizt, um ihn um Credit und Gunſt zu bringen, und hatte in ſeiner Weisheit nicht daran gedacht, daß im Nidleboden auch noch Leute ſeien, welche Augen im Geſicht und Hirn im Kopfe hätten. Es giebt aber Leute, welche ſich einbilden, es ſei Niemand ſchlau als ſie, ſolche Leute ſind gewöhnlich am dümmſten und rechnen am ſchlechteſten.

Ein ſchöner Sonntag war in das Land gekommen, voll Sonnenſchein und Blüthenduft. Der alte Kirchmeier hatte einen glücklichen Morgen gehabt. Auf dem Kirchwege hatte er große Freude am Grünen und Blühen der ſchönen Gotteswelt; erbaulich hatte der Pfarrer gepredigt und ſein Herz erquickt; gut hatte er gegeſſen und wohl daran gelebt, ſein Herz, ohnehin nicht ſo eng als es ſchien, war weit und weich. Als Bäbeli raſch und munter abräumte, freundliche Worte mit dem Vetter wechſelnd, ſagte dieſer: Es iſt ſo ſchön heute, und du biſt das ganze Jahr nie fort geweſen als in die Kirche, gelüſtet es dich nicht, heute wo aus? Wenn du willſt, ich habe nichts dawider. Habt ſchönen Dank, Pathe, ſagte Bäbeli, heute, als ihr in der Kirche waret, ging ich den Pflanzungen nach, und da dünkte es mich, wenn ich heute herumſpazieren könnte, ich thäte es. Doch iſt es nicht, daß es ſein muß, wenn es euch nicht anſtändig iſt, ich bleibe gern daheim. Geh, ſagte der Alte, ein jung Mädchen muß doch zuweilen unter die Leute, muß ſehn, wie es geht in der Welt. Sieh, da haſt was zu einer Flaſche, und reichte ihm einen großen Thaler, aber zum Milchausrichten und Abendeſſen biſt du doch wieder da? Bäbeli hätte faſt einen Satz gethan vor Freude, nicht bloß des freien, ſchönen Nachmittags, ſondern vielmehr der Theilnahme und des ſo ſeltenen Liebeszeichen des Vetters wegen. Der Vetter verdarb ſeine Leute nicht, mit dem Tadel ging er vorſichtig um, und geizig mit dem Lobe. Er meinte, wenn er zufrieden ſei und freundlich, ſo ſollten alle zufrieden ſein, daß er obendrein noch appart Lob ſpenden ſolle, ſchien ihm überflüſſig, ja verderblich, weil die Leute meinen würden, ſie hätten mehr als ihre Pflicht gethan, mehr als ſie von rechtswegen ſchuldig ſeien.

Bäbeli putzte ſich in ſeiner Freude beſtmöglichſt auf, doch nicht koſtbar, denn der Vetter hielt es viel knapper als Mareili, über deren Vernachläſſigung die Mutter geklagt hatte. Aber Bäbeli war doch ein allerliebſtes Mädchen in ſeiner netten Zierlichkeit, ſchlank und wild, und doch ſchwamm im Hintergrund des Auges eine feuchte Innigkeit, wie das Reh ſie hat, wenn es durch Büſche bricht um ſein Junges zu ſuchen oder ſeinen Geliebten. Die Freude hatte den Glanz der Verklärung über das Mädchen ausgegoſſen, daß der Vetter große Augen machte, als es gerüſtet in die Stube ſprang, um Abſchied zu nehmen, und ſeine Freude legte es ſo offen und kindlich an den Tag, daß der Vetter ſie mißverſtand, ärgerlich war, und innerlich über den Leichtſinn der Mädchen brummte, welcher bei allen gleich ſei, und über einer Luſtbarkeit Heil und Seligkeit vergeſſen könne. Kurios, hatte er doch Vetter Hansli gleich begriffen, alſobald erkannt, daß es der geſandten Kuh an der Lunge fehle, aber auf das fröhliche Herz des Mädchens verſtand er ſich nicht, begriff die reine Freude nicht, welche er doch ſelbſt hatte empor blühen laſſen.

Als Bäbeli fort war, welchem er mit einem wunderlichen Gemiſch von Wohl- und Mißfallen nachſah, ging er über ſein Bureau, und machte ſich ebenfalls ein Privatvergnügen. Er nahm Hausbuch und Zinsrodel zu Hand. Er führte dieſe Bücher genau und gut, aber ſo heimlich als möglich, nichts konnte ihn ärgerlicher machen, als wenn Jemand ihn über denſelben antraf. Er fürchtete vielleicht neugierige Augen, hauptſächlich aber wollte er das Ding mit allem Behagen ungeſtört und ungetrübt genießen. Ein Genuß, in welchem man geſtört wird, verwandelt ſich alsbald in das größte Mißbehagen.

Aber kaum hatte er ſich zurecht geſetzt, und das Behagen ſeinen Anfang genommen, ſo klopfte es draußen und alsbald kam der Beſcheid, er ſolle hinauskommen, es ſei Beſuch da. Er ſchnitt ein jämmerlich Geſicht, brummte allerlei, räumte weg, und preſſirte eben nicht mit dem Empfang. Draußen fand er eine ſtattliche Frau, eine Bäurin offenbar nach Kleidung und Haltung, hinter ihr ſtand eine lang aufgeſchoſſene Stange, welche die Bleichſucht am Halſe hatte.

Gar mörderlich freundlich ſtreckte die Bäurin Hans Joggeli die Hand entgegen, titulirte ihn ſo ſchön ſie konnte Vetter Kirchmeier, rühmte ſein jugendliches Ausſehen, wie mancher Vierziger nicht ſo rüſtig ſei, und wie dem Vetter Kirchmeier ſicherlich nichts beſſer zuſagen würde, als heirathen, er würde einen luſtigeren Hochzeiter abgeben, als mancher Zwanzigjähriger. Die hintere Figur kam kaum zum ſagen: ſie müſſe doch auch einmal kommen und ſehen, was der Pathe mache!

Gleich einer unbeliebigen Audienz konnte er die Baſenſchaft nicht vor der Thür abfertigen, er mußte ſie hinein in die Stube führen, was er auch that mit bitterſüßem, grämlichem Geſichte.

Dieſe Baſe war zwar kein Prachtkerl, jedoch ein prächtiges Redhaus, und begann mit dem erſten Schritte über die Schwelle auch die erſte Zeile ihres Lobgeſanges, welcher jedoch eine eigenthümliche Geſtaltung hatte und einen doppelten Charakter trug, jedenfalls jedoch hielt die Frau die Einheit des Zweckes bei. Hierin übertraf ſie manchen Dramatiker von der neuſten Sorte. Vor dem Hauſe rühmte ſie des Vetters Bäume, Aecker, Felder. Liſabethli (eben die mitgeſchleppte lange Stange) hätte bei jedem Schritte geſagt: Nein doch, Mutter, o Mutter, ſieh, was der Vetter doch für ſchöne Sachen hat, und wie er das alles verſtehen muß — das muß Einer ſein — der Vetter, ein Geſchickter und ein Weiſer! Als ſie jenſeits der Schwelle war, erging ſie ſich in unbeſtimmten Redensarten über die Schönheit des Hauſes und deſſen zweckmäßige Einrichtung, aber wer Geld habe, könne es machen, eben wie er wolle. Liſabethli habe ſchon manchmal geſagt, wenn es ſich ihnen einmal wohl ſchicke, ein neu Haus zu bauen, ſo wolle es den Plan machen, wie es komod ſei und wohl ſtehe, wolle es ſo gut wiſſen, als der ausgelernteſte Zimmermann, der bei jedem Hauſe ſiebenmal anfangen müſſe und doch nicht fertig werde. In der Mitte der Küche ſtand ſie ſtill und ſagte: o nein doch, Vetter, welche Küche, ſo ſchön groß, und ſo ſchön hell, o wenn mein Liſabethli die unter die Hände kriegte, nein, wie müßte die bald ausſehen! Die Ofenthürli wären bald wie die hellſten Spiegel, daß man ſich darin ſehen könnte zur Verwunderung. Nein doch aber, und welches Geſchirr, wenn das nur unter die rechten Hände käme, das wäre eine Pracht, Silber wäre nur ein Narr dagegen. E, aber nein, Vetter, ſagte ſie und hob die Augen gen Himmel, d. h. in den Rauchfang hinauf, und wie ihr eingeſchlachtet haben müßt. Sieh doch, Liſabethli, zähle, wie manche Speckſeite, 8 beim Tauſend, vier Schweine und ein ganzes Rind, nein aber! Was meinſt du, Liſabethli, wenn du die unter Händen gehabt hätteſt zum Mäſten, was meinſt, Mädchen, was meinſt, was hätte das für Schweine gegeben, mit zwei wahrhaftig wäre man weiter gekommen, als mit dieſen vieren. Denket, Vetter, o denket, was Liſabethli für Schweine gemäſtet hat, und doch fallen ſie, wie ihr wißt, wegen den böſen Erdäpfeln allenthalben ſo ſchlecht aus, und ſchlechtere hatten wir ſeit vielen Jahren nicht, und doch machten die zwei, welche wir für uns behielten, zuſammen 7 Centner und 37 Pfund, und die zwei, welche wir verkauften, machten wenigſtens einen Centner mehr. Aber, Vetter, wenn man Zinſe geben muß, ſo lernt es einem zur Sache ſehen, und dafür thun, daß man mit zwei Schweinen ſo weit kommt, als andere Leute mit vier. Was hat eins von euren gewogen, das ſchwerſte doch kaum zwei ein halb Centner. Groß waren die Speckſeiten wohl, aber wenn der Mond recht Ernſt hätte, ich glaube wahrhaftig, er möchte durch eine durch und durch ſcheinen. Das iſt ſich aber nicht zu wundern, ihr ſelbſt könnt mit dieſer Sache nichts machen, und wenn man mit fremden Leuten fahren muß, ſo weiß man, wie es geht, ach Gott! und mein Liſabethli hat manchmal geſagt, wenn es an einem ſolchen Orte Schweine mäſten könnte, wo man nicht alles abzuwägen braucht und der Ehre auch was zurechnen vermag, da hätte es Freude, es wollte Schweine kriegen, ſchwerer als die ärmeren Bauern Kühe hätten.

He, das iſt ſchön, und rar heutigen Tages, ſagte der Kirchmeier verdrießlich. Aber wenn ich in deiner Stelle wär, ſetzte ich einſtweilen mit den Schweinen etwas ab, und probirte, wie das Mäſten mir zu ſchlüge, du hätteſt es nöthig, nicht zuſammengezählt jedoch, verſteht ſich. Leid iſt es mir, daß ich euch nichts Warmes anbieten kann, einen Kaffee oder ſonſt noch was, es iſt alles ausgeflogen heute, mit einem Schlucke Wein müßt ihr vorliebnehmen.

O Vetter, mit uns macht nicht Umſtände, deretwegen ſind wir nicht gekommen, o Vetter! Wein iſt ja auch nicht nöthig, obgleich er uns ſelten iſt; es geht manchmal von einem Abendmahl zum andern, daß kein Aug' voll über meine Zunge kömmt. Liſabethli thäte er beſonders wohl, wenn es zuweilen ein Glas voll hätte, es hätte auch ein ander Ausſehen. Ja, ja, wir haben ſchon manchmal davon geſagt, wie ein Glas Wein gut wäre, aber es iſt eine erſchreckliche Sache, wenn man den Verſtand hat, aber das Geld nicht. Ja, wenn es ſo an einem Orte ſein könnte, wo es zuweilen ein Glas Wein hätte und einen Mund voll gutes Brot und ein Stücklein Fleiſch, ſo wäre das mehr, als es begehrte, und dann würde es nicht daran denken, am Sonntag im Lande herum zu laufen und einen ſo alten Mann im Stich zu laſſen, daß er nicht einmal einen Kaffee kann machen laſſen, wenn er daran denkt. Nein, ſo wäre Liſabethli nicht, das ganze Jahr begehrt es nicht fort.

Bei Kranken ſonderbar iſt es gut, mit flattiren übertrifft ſie Niemand. Es war mir ſchon manchmal, ich möchte ein ganzes Jahr lang krank ſein, nur damit Liſabethli bei mir ſäße und mir flattirte. Vetter, ihr glaubt gar nicht, wie es das kann und wie es ihm noch wohl anſteht dazu. Aber, was ich habe ſagen wollen, Mareili iſt noch nicht zurück und wird kaum wieder kommen? Mareili iſt noch nicht zurück, ſagte der Alte, es wäre früh.

Was es im Sinne hat, weiß ich nicht, ſo Mädchen ſind wunderlich, über Nacht ändert ſich ihr Sinn. Ja, ja, wunderlich, das iſt wahr, ſagte die Baſe. Aber was will man, wenn eins die Natur nicht hat dazu, ſondern zu was anderm, ſo weiß es nicht, wie glücklich es an einem ſolchen Ort ſein könnte. Da iſt mein Liſabethli doch ein ganz anderes, o mein Gott, das hätte grade die ebenrechte Natur, und würde euch nicht ſo alleine laſſen und derweilen im Lande herum ſpazieren, daß Gott erbarm! Ihr müßt doch ſchlecht verſorgt ſein, lieber Vetter, und liederliches Zeug haben, ſo ſchlecht geſchlachtet, und am Sonntag Niemand da, euch aufzuwarten. Ja, die Welt iſt ſchlecht, ſo was wäre doch zu meinen Zeiten nicht erlebt worden, und ſo was thäte Liſabethli nie, um alles in der Welt nicht. Es weiß, was es heißt, was hülf es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne und litte Schaden an ſeiner Seele. Ja, was ich habe ſagen wollen, wenn Liſabethli euch anſtändig wäre und ihr es verlangtet, ich wollte es euch da laſſen, euch zu Lieb und Ehre. Manchmal haben wir, ich und mein Chriſten, es zuſammen geſagt: Liſabethli wäre eins für den Vetter Kirchmeier, und wenn der wüßte, wie das eins wäre, er hätte keine Ruhe bis ers hätte, und behülſe ſich nicht lange Zeit durch ſo mit nichts werthem Zeug.

Aber wir haben es auch gehabt wie andere Menſchen; was wohl für einen iſt, behält man lieber ſelbſt. Liſabethli iſt uns vor allen lieb und werth, und wenn wir es nicht mehr haben, ſo weiß ich nicht, wie wir es machen, aber dem Vetter zu lieb, könnten wir uns behelfen. Es iſt auch darum, daß der Vetter wegen liederlichen Mägden nicht beredet werde. Was ſagſt du dazu, Mädchen? fragte die Mutter, willſt beim Vetter bleiben, es wird dich hart ankommen, aber du mußt denken, es wäre nicht immer, von der Welt ſeieſt du nicht, wir ſeien auch noch da und nicht ſo weit weg.

Du könnteſt gleich da bleiben, brauchteſt den Weg nicht zweimal zu machen, morgen oder übermorgen könnte man dir deine Sachen nachbringen. Der Vater wird zwar Augen machen, wenn ich alleine heimkomme, aber in Gottes Namen, er wird ſich auch darein ſchicken müſſen, wenn er ſieht, daß nichts anderes zu machen iſt. Weine nicht, Mädchen, der Vetter wird ſchon zu dir ſehen, und dir einmal daran denken, daß du ſeinetwegen Vater und Mutter verlaſſen haſt. Nicht wahr, Vetter! Mit großer Theilnahme hatte der Kirchmeier der lieben Baſe zugehört und zuweilen leiſe links geblinzt, jetzt ſagte er: Großen mächtigen Dank, Baſe, ſollt ihr haben, daß ihr es ſo gut meint mit mir und ſo viel an mir thun wollt, aber helfen wollte ich, nicht zu ſehr zu preſſiren. Drei Weibsbilder haben in meiner Küche nicht Platz, iſt ſie doch manchmal für zwei zu eng. Ich möchte Liſabethli den Verdruß nicht gönnen, wenn es dabei ſein müßte mit den andern. Ja, ſagte die Mutter, ſie meine das auch nicht ſo, er müſſe gleich das junge Menſch, welches hier ſein ſolle, aber ſtatt den Dienſt zu machen, in der Welt herum ludere, fortjagen, neben dem zu ſein, möchte ſie allerdings keinem Hund gönnen, geſchweige ihrem lieben Liſabethli. Da habe ſie ganz recht, vollkommen ſo ſei es ihm auch, ſagte der Alte. Darum eben hülfe er nicht preſſiren, denn aus dem Jahre ſende er nicht gerne Dienſtboten, abſonderlich wenn ſie Pathe zu ihm ſagten, außer bei beſondern Anläſſen, wo Ernſt und Ausräumen noth thäte. Gebe es einen ſolchen Anlaß, ſo wolle er alsbald Beſcheid machen, unterdeſſen ſollten ſie grauſam Dank haben, er wolle ihr Anerbieten als empfangen achten und es nicht vergeſſen. Der Mutter war das aber nicht recht, ſie war darauf eingerichtet, Liſabethli da zu laſſen, und Liſabethli ſelbſt, ſagte endlich, dem Vetter zu lieb, wollte es ſich leiden zu dreien in der Küche, und ſehen wie es ginge, und wenn der Vetter ihm zur Seite ſtünde, und den andern befehlen thäte, daß ſie ihm zu gehorchen hätten, ſo glaube es, es ginge.

Nein, ſagte der Kirchmeier, das darf ich dir doch wahrhaftig nicht zumuthen, und wenn deine Liebe noch ſo groß wäre. Sie freut mich allweg und verdient, daß ich dir auch ein Zeichen thue. Der Vetter ſtand auf, ging in's Stübchen (welchen Augenblick Mutter und Tochter zu raſchem Winken und Flüſtern benutzten), kam mit einigen Thalern zurück, welche er dem lieben Liſabethli in die Hand drückte.

Mutter und Tochter beſtürmten den Vetter aufs neue mit Liebe und Anerbieten, aber der Alte blieb feſt und lenkte jeden Sturm freundlich und gelaſſen ab, wobei die Alte ſichtbar ſaurer und giftiger, die Tochter bleicher und weinerlicher wurde. Da nichts half, ſo beeilten ſie ſich mit dem Aufbruch, trotz dem, daß der Vetter ſagte, ſie ſollten nicht preſſiren, überdem ſei Mondſchein. Sie hatten guten Grund zur Eile, denn die Mutter gehörte zu den ſchnellkräftigen Geiſtern, welche, wenn ſie einmal einen Plan entworfen und ſeine Ausführung begonnen haben, nicht erſchrecken, wenn es auf eine Weiſe nicht geht, ſondern alsbald eine andere Weiſe erdacht haben und raſch es auf dieſe probiren.

Kaum war ſie dem Vetter aus den Augen, ſo ſuchte ſie eine weibliche Bekanntſchaft in der Nähe auf und erkundigte ſich, wo Bäbeli wohl anzutreffen ſein möchte. Zufälligerweiſe konnte dieſe die gewünſchte Auskunft geben, und alsbald ſegelte die Mutter, gleichſam ein Linienſchiff mit geblähten Segeln, dem bezeichneten Orte zu, die Tochter als ſchmächtige Fregatte hintendrein.

Bäbeli war einem Bade zugegangen, wo ſelben Tages getanzt wurde, und tanzte nun friſch und lebensfroh mit Leib und Seele.

Alsbald hatte es die unternehmende Alte ausgekundſchaftet, und wußte es unter einem Vorwande abſeits zu locken, ließ eine Flaſche Wein kommen, ſchenkte ihm ein, machte Geſundheit, dann ein wichtig Geſicht, ſeufzte und ſprach: ſie möchte ihm was ſagen, aber es ſolle nicht böſe werden, ſie vermöchte ſich deſſen nichts. Aber ſie müſſe es ihm ſagen, nur damit es wiſſe, wie ſchlechte Leute es gebe, junge Mädchen wüßten das es nie zu frühe.

Weißt, woher ich komme? Nein, ſagte Bäbeli, wie wollte ich das wiſſen?

Aus dem Nidleboden komme ich, und denk warum? Der Alte dort hat mir Beſcheid machen laſſen, wenn ich eine Tochter hätte, welche ihm die Haushaltung machen könnte und wollte, ſo ſollte ich ſie ihm heute bringen, er ſei gar übel verſorget, könne nicht mehr ſo ſein. Am liebſten hätte er Jemand aus der Verwandtſchaft und beſonders aus unſerm Hauſe, von wegen er wiſſe, wie berühmt wir ſeien wegem Arbeiten und Haushalten. Wir wußten nicht, wie die Sachen ſich verhielten, dachten, auf einen Gang komme es nicht an, zudem iſt er Liſabethli's Pathe, und anſtändig ſei es allweg, wenn Liſabethli ſich ihm einmal zeige.

Nun hätte der Alte ſchrecklich gejammert, wie er mit dir übel verſorget ſei, du an nichts dächteſt als an Buben und Luſtbarkeit, und mit aller Gewalt wollte er Liſabethli behalten, ſonderbar wohl gefiel es ihm, du könnteſt ſchon morgen gehen, hat er geſagt, er habe appart keine Abrede oder Akkord mit dir. Wie du hergelaufen ſeieſt, könneſt du auch wieder fortlaufen. Aber ſo wüſt wie der Alte ſind wir denn doch nicht, und wenn er es dir ſo macht, wie kann er es Liſabethli machen? Verſündigen wollen wir uns alſo nicht, wollen dich nicht vertreiben. Wenn es ſein muß ſpäter, ſo kann Liſabethli nicht wohl anders, von wegen er iſt der Vetter und der Pathe noch dazu. Aber allweg wollten wir es dir zuerſt ſagen, du kannſt dann machen, was du willſt, und weißt allweg, wie der Alte es mit dir meint und was du für Dank haſt für deine Mühe und Arbeit. Aber wenn ich dich wäre, keine Stunde bliebe ich länger, der müßte mir nicht aufſagen, oder gar mich fortſchicken, dem wollte ich es zeigen, daß ein Mädchen wie du noch an einem andern Orte ſein kann, als ſo bei einem alten Schelm, verzeih mir Gott meine Sünde! Ich bin alt und habe viel erlebt, aber das muß ich ſagen, daß es ein Pathe einem Pathenkind ſo wüſt gemacht, das iſt mir nicht zu Ohren gekommen. Das wollte ich dir ſagen, du armes Tröpfli, dieweil du mich ſehr erbarmteſt, damit du weißt, woran du biſt. Mach jetzt, was du willſt, aber dem Alten ſage nicht, daß du uns geſehen haſt und was ich dir geſagt. Dir hülfe es nichts, uns würde er verfolgen, und am Ende alles abläugnen, uns zu Lügnern machen wollen, denn beweiſen könnten wir nichts; das wäre ein ſchlechter Dank für unſer Gutmeinen mit dir.

So ſprach die Baſe, ſo ſprach ſie, daß wir zweifeln, ob ein ruſſiſcher Diplomat oder ein propagandiſtiſcher Emiſſär es beſſer gekonnt hätten. Darauf wanderte ſie weiter und hinten drein ſegelte die Tochter.

Bäbeli hatte zu all dieſen Eröffnungen wenig geſagt, einige dicke Thränen waren aus den Augen gerollt, die blaſſen Wangen herab, und waren auf den Tiſch gefallen. Es war ihm geweſen, als rolle ein ſchwerer Stein ihm auf das Herz, oder als packe es eine gewaltige Fauſt, mit Mühe ging der Athem aus und ein.

Als die Alte davon geſegelt war mit dem edlen Bewußtſein in der Bruſt, einen kühnen Streich tapfer und ſtaatsmäßig ausgeführt zu haben, machte Bäbeli ſich auch fort; alle Freude war verſunken, der Muth zum Tanze dahin. Seine Augen waren ihm dunkel geworden, ſeine Gedanken wirbelten formlos durcheinander, den Weg ſah es nicht, es fand ihn bloß aus Inſtinkt. Wer an ihm vorüberging, bemerkte es nicht, es mußte vor ſich hin ſagen und immer wieder ſagen: ſo ſchlecht, nein ſo ſchlecht hatte ich keinen Menſchen geglaubt, und jetzt noch der Vetter, der Pathe, der Pathe ſelber, ſo falſch und ſo nichtsnutz! Es iſt wohl keine Stunde bitterer im Leben als die, in welcher der Glaube an die Menſchheit bankerott werden will, in welcher einem kindlichen Gemüthe die, auf welche es ſein kindlich Vertrauen geſetzt, zum erſten Male in ihrer nackten, ſchnöden, gräulichſten Selbſtſüchtigkeit erſcheinen. Da wird es ihm, als ob über ihm ſchwarz der

Himmel würde, das öde Nichts die Sterne verſchlinge, unter ſeinen Füßen das Feuer der Hölle brenne, ſeine Flammen ſchlage an's Herz herauf.

Als Bäbeli in ſeinem ſtürmiſchen Lauf an den Waldſaum kam, an welchen der Baumgarten ſtieß, von wo man durch die Bäume das Haus ſah, da war es ihm, als haue man ihm mitten durch's Herz: die Beine trugen es nicht mehr, es mußte ſich ſetzen und weinte bitterlich, weinte, als ſeien die Brunnen der Tiefe aufgebrochen, als wollten die Wellen der Sündfluth zuſammenſchlagen über dem Haupte. Als ſie höher und höher ſchwollen, bereits über Bäbeli's Sinne hinauf, klopfte ihm Jemand auf die Achſel. In plötzlichem Schreck zuckte es empor und hinter ihm ſtund, das Wäſſerſchäufelchen auf der Achſel, der Pathe. Bäbeli hätte keinen wehlichern Schrei ausſtoßen, die Arme nicht erſchrockener vor ſich hinſtrecken können, wenn der leibhafte Satanas vor ihm geſtanden wäre. Meinſt etwa, ich ſei er, daß du erſchrickſt ob mir, als ob ich Schwanz und Hörner hätte! frug der Alte. Aber Mädchen, was haſt, daß du ſo weinſt! Hat dir Jemand was gethan, oder haſt du was verloren! N—e—ei, nei, ſchluchzte endlich Bäbeli heraus. Was haſt dann, daß du da jammerſt und nichts mehr ſiehſt und nichts mehr hörſt! fragte der Alte ordentlich bekümmert. Ich will fort, will fort, noch heute Abend fort! ſchluchzte das Mädchen herauf. Mädchen, biſt du unklug, oder haſt was Böſes gemacht, geſtohlen oder vielleicht noch was Aergeres! frug der Kirchmeier ernſt. Mädchen, gieb ordentlich Beſcheid, da wird wohl noch zu rathen oder zu helfen ſein. Nein, ſelb nicht, ſagte das Mädchen, während der Jammer in Zorn überging. Es wäre wohl gut, es hätte Niemand was Schlechteres gemacht, denn was es gethan, brauche es nicht zu verbergen vor Gott und Menſchen. Gut ſo, ſagte der Vetter, ſo gieb Beſcheid, ich will's; was haſt und warum willſt du fort! Das braucht ihr nicht zu fragen, das werdet ihr ja ſelbſt am beſten wiſſen, antwortete Bäbeli und brach in neues Schluchzen aus. Dummheiten das, entgegnete der Kirchmeier, ärgerlich werdend, wenn ich es wüßte, früge ich nicht, und wie wollte ich daheim wiſſen, was dir dieſen Nachmittag zugeſtoßen oder in den Kopf gefahren? Red', dann geh heim, es iſt Zeit zum Kochen und gemolken wird auch ſein. Das gehe ſie nichts mehr an, ſchluchzte Bäbeli, es könnte es doch nicht recht machen, darum wolle es gehen. Selber gehen ſei beſſer, als ſich fortſchicken laſſen. Wer redet von fortſchicken, du dummes Mädchen, wer ſagt dir, daß ich nicht zufrieden bin? Wer hat dir das in Kopf geſetzt und dich aufgewieſen? frug der Alte, der begriff, daß da wieder Sündeneier ſeien, aber nicht wußte, wer ſie gelegt.

Niemand hat mich aufgewieſen, klagte Bäbeli, Niemand! Aber wenn ſo ein arm Waischen, das keinen Menſchen hat auf dem ganzen Erdboden, vernimmt, daß der Einzige, von dem es glaubte, es ſei ihm nicht unwerth, falſch an ihm iſt und hinter den Rücken es ausmacht und verdächtigt, ſo iſt es kein Wunder, wenn das ihm das Herz abdrücken will.

Biſt du verrückt oder wer hat dir ſo was vorgelogen? fragte der Alte ſtreng. O, das braucht mir Niemand zu ſagen, daß das falſch iſt, wenn man freundlich thut, einem einen Thaler giebt als Zeichen der Zufriedenheit, daß mir faſt das Herz zerſpringt vor Freude, daß ihr einmal zufrieden ſeiet, und das nur darum iſt, um hinter dem Rücken Leute kommen zu laſſen, welche man nicht merken ſoll, und dieſen dann mich darzuſtellen als ein ſchlecht Menſch, welches in keinem Schuh gut iſt. Meitſchi, wer hat dir ſo was geſagt, frug der Alte hart? Daß ſo was falſch ſei, das braucht mir Niemand zu ſagen, das hat ſchon der Pfarrer geſagt, welcher mich unterwies; und falſch iſt falſch! ſagte Bäbeli zornig. Da wurde der Alte wirklich auch zornig und ſagte: red' die Wahrheit, was hat dir die Grauechbäurin, denn mit dieſer wareſt du zuſammen, von mir geſagt? Bäbeli, an Gehorſam gewöhnt, aber auch ehrlich, war zwiſchen zwei Heuhaufen.

und ſtotterte endlich: ich darf es euch nicht ſagen, ſie hat es mir verboten. Willſt oder willſt nicht? frug der Alte mit Augen wie zwei Spieße und trieb ſein Wäſſerſchäufelchen in die Erde, daß dieſe zu zittern ſchien. Nun wenn's ſein muß, ſo will ich es ſagen, ſagte Bäbeli. Aus Erbarmen hat ſie mir geſagt, wie ihr ſie beſchieden mit ihrer Tochter, um dieſe an meinen Platz zu ſetzen, weil ich eine ſchlechte Perſon ſei und nur Buben und der Luſtbarkeit nachlaufe. Das wißt ihr doch wohl, daß das nicht iſt, und wer mich heute fortgeſchickt hat, das hat mir ſo weh gethan und will mir faſt das Herz zerreißen, und das Mädchen weinte laut auf. Ja ſo, ſagte der Alte zornig, iſt das ſo. Können denn die Hagle mich nicht ruhig laſſen in meinem Hauſe, ſo lange ich lebe? Wohl, denen will ich das Einmiſchen vertreiben und es ihnen verleiden in alle Ewigkeit! Du aber, Mädchen, ſchäme dich bis in das Herz hinein. Heute ſaheſt du die alte Hexe zum erſten Mal, mich kennſt du ſeit Jahren, und mit ein paar Worten ſtreicht die alles Vertrauen, alle Liebe zu mir aus deinem Herzen, und du ſiehſt mich für einen alten Unflath an. Iſt das recht von dir und etwa ſchön? Ein ſchlecht Mädchen biſt du nicht, aber ein einfältiges, und aus einem einfältigen giebt es nur zu leicht ein ſchlechtes. Wer es gut mit ihm meint, den begreift es nicht, wer es aber böſe meint, der weiß ſich begreiflich zu machen, als ein Prophet im Schafskleide, während er ein reißender Wolf iſt. Nun freilich kennſt du Welt und Leute nicht, nimmſt für baar Geld, was dir jedes Babi ſagt, darum verzeih ich dir. Aber den Vorfall laß dir zur Warnung dienen, höre nicht auf bloße Worte, ſieh die Werke und prüfe ſie und vergiß nicht, wie es heißt, daß man wohl ohne Falſch ſein ſolle wie eine Taube, aber auch klug wie eine Schlange.

Uebrigens laß dir auch nie zu Kopfe ſteigen, daß ich dich fürchte und hinter deinem Rücken machen müſſe, was ich machen will. Schlechtes, was ich verbergen müßte, will ich nicht, und ſo lange ich lebe, bin ich Meiſter im

Hauſe und dulde darin keinen zweiten, den Ich fürchten müßte. Jetzt mach, daß du heim kömmſt und gekochet ſei, wenn ich nachkomme. Bäbeli ging es vor dem zornigen Vetter faſt wie Loths Weib, als es in Sodoms zornige Flammen ſah, mit offenen Augen glotzte es den Pathen an, und als ihm endlich die Sprache wieder kam, konnte es lange nichts ſagen als: aber nein, aber nein, iſts möglich, können ſo ſchlecht die Menſchen ſein, ſo lügen, ſo falſch ſein! Du dummes Bäbi, ſagte der Alte. Erſt glaubſt du aufs erſte Wort, daß dein Pathe, welcher dir nichts als Gutes erwieſen hat, ein alter verdrehter Schelm ſei, als volle Wahrheit nimmſt du die Verläumdung an; aber daß die alte Hexe, welche du vorher nie geſehen haſt, lügen könne, verläumden ſolle, das kömmt dir fremd vor, da ſperrſt du Maul und Naſe auf, daß man mit Sonne, Mond und Sternen hinein könnte. Willſt du dich wundern, ſo wundere dich über dich ſelbſt und wie die Menſchen ſo verkehrt und thöricht ſein können, den Böſen lieber zu glauben, und das Zutrauen zu denen, welche ſich mit Wort und That bewährt, durch die leiſeſte Verläumdung eines wildfremden oder als ſchlecht bekannten Menſchen ſich rauben zu laſſen. Doch du biſt nicht der einzige Kranke in dieſem Spital. Gehe jetzt, mache deine Geſchäfte, und dieſen Tag vergiß nicht.

Da der Vetter nichts mehr hören wollte, ſo mußte Bäbeli gehn, aber es ging mit zerknirſchtem Herzen und es konnte wirklich nicht begreifen, wie es ſo leichtlich ſich habe bethören laſſen können.

Der alte Kirchmeier hatte lange, bis er ſeinen Zorn verarbeitet hatte. Zorn über die dumme Schlange von Baſe, welche den Verdruß ihm angezettelt, Zorn über die kindiſche Leichtgläubigkeit, welche ſo unendlich viel Böſes anrichtet, welche die Handhabe iſt, an welcher die Verführer, kommen ſie in Geſtalt, in welcher ſie wollen, die Menſchen faſſen. Er tröſtete ſich endlich damit, daß, wenn Gott eine ſolche liederliche Leichtgläubigkeit ſich müſſe gefallen laſſen, ein Menſch dieſelbe wohl auch werde ertragen müſſen. So lange er zornig war, ſo lange wäſſerte er, ſintemalen er ſich vor den Menſchen eben ſo wenig gerne zornig zeigte als ungewaſchen.

Später als die Andern kam er zum Abendeſſen. Breiweich und mit verweinten Augen bediente ihn Bäbeli und wäre für ſein Leben gerne auf die Geſchichte zurückgekommen. Wie bekanntlich ſieht das weibliche Geſchlecht jede Geſchichte für eine Mulde voll Teig an, welchen eine geſchickte Kneterin ſo lange zu bearbeiten hat, bis das kleinſte Knöllchen verarbeitet iſt, alſo keine Geſchichte für abgethan, ehe ſie ſieben Mal von vornen nach hinten und wiederum ſieben Mal von hinten nach vornen durch und durch geſprochen iſt.

Aber gerade nicht ſo hatte es der Kirchmeier. Derſelbe machte Unannehmlichkeiten, ſo viel es ſich thun ließ, bei ſich ſelbſten aus, und was er ſo bei ſich abgemacht hatte, wärmte er Andern nicht auf. Er redete freundlich mit Bäbeli, beſprach mit ihm die Arbeit der kommenden Woche, bloß mit größerem Fleiße und innigerer Freundlichkeit konnte es ſeine Reue zeigen, wie es übrigens auch am beſten iſt.

Wie jeder Tag auf Erden zu Ende geht, ſo auch jedes Leben auf Erden. Der alte Kirchmeier begann zu kränkeln, und zwar gerade an der ſchlimmſten aller Krankheiten. Es fehlte ihm nicht hier, nicht dort, er hatte nicht Fieber, nicht Verſtopfungen, aber er fiel aus den Kleidern, verminderte ſein Eſſen, kürzte ſeine Gänge und unterließ ſie endlich ganz. Er täuſchte ſich nicht über ſeinen Zuſtand, er wußte, er war unheilbar, er wußte, er litt am Alter, welches trotz aller Menſchen Macht und Beten jeden Tag um einen Tag zunimmt, bis die zugezählten Tage zu Ende ſind. Begreiflich fiel dieſes Abnehmen alsbald auf, und die Kunde davon lief raſch wie Feuerlärm durchs Land. Die ganze Baſenſchaft hatte es mit dem reichen Vetter, wie die ehrſame Bauerſame bei trocknem Wetter es mit dem Himmel hat. Wie die Bauern, wenn eben ſonſt nicht himmelsſüchtig, in trocknen Zeiten unverwandt ihre Augen

gen Himmel richten, das Wetter zu erkunden, ob nicht Wolken ſichtbar würden, ob es nicht regnen wolle? die geringſte Veränderung wahrnehmen, als ein günſtig Regenzeichen ſie deuten, ſo hatte es eben die gierige Baſenſchaft mit dem alten Kirchmeier. Sie hatte lange geſpäht in ſeinem Geſichte nach einem Zeichen des nahenden Todes, und umſonſt, und jetzt, als die Runzeln ſich mehrten im Geſichte, die Beine die Schritte kürzten, ſo lang und weit am Rücken die Kutte hing, da gingen die Halleluja's an, doch begreiflich nur im Stillen und im Herzen, äußerlich trat eine ſchreckliche Theilnahme zu Tage und ein jämmerlich Wehklagen begann. Im Nidleboden ward es lebendig, noch ganz anders als ſonſt, wie geſchneit kamen ſie gelaufen und gefahren, und alle mit Geſichtern traurig angeſtrichen, mit Mäulern voll Theilnahme und Schrecken und glänzenden Augen, welche emſig die Runzeln zählten und maßen, um zu wiſſen, wie ſie gewachſen, wie ſie ſich gemehret. Alle hatten ſie, wie ſie dem Kirchmeier es ſelbſten ſagten, vernommen, er ſchlechte ſehr, nehme alle Tage ab, würde nicht mehr lange herum laufen, es werde dem lieben Vetter gehen, wie es im Sprichwort heiße, was der März nicht will, das nimmt der April! Er könne nicht glauben, wie das ſie gemüht und gedauert, ſie und die ganze Familie hätten geweint, es hätte ſie dünkt, ſie ſollten ganz zu Waſſer werden, und da hätten ſie gedacht, ſie müßten doch ſelbſt kommen und ſehen, wie es dem Vetter gehe. Hier ſchieden ſich die Beſuchenden nach dem Grade ihrer Bildung in zwei große Hauptklaſſen. Die erſte, die gebildetere Klaſſe, drückte ſich ungefähr ſo aus: das gehe nicht halb ſo übel, als ſie gedacht, ſie hätten ſich den lieben Vetter viel kränker vorgeſtellt, er ſehe recht ordentlich aus, wenn der Frühling komme und die Sonne, ſo werde das ſchon beſſer werden, ſie hätten die Hoffnung, er lebe noch viele, viele Jahre!

Die andere Klaſſe dagegen ſchlug die Hände mehr oder weniger hoch über dem Kopfe zuſammen und jammerte ungefähr alſo, wozu auch mehr oder weniger Waſſer in die Augen gepumpt wurde: du gütiger Gott, Vetter, wie ſeht ihr aus, nein, ſo hätte ich mir die Sache doch nicht vorgeſtellt, akurat, als wenn ihr ſchon in der Erde geweſen wäret. Schon Manchen habe ich geſehen, der nicht ein halb ſo bös Ausſehen hatte, und nicht eine Woche gings, ſo war er todt. Du mein Gott, wie doch ein Menſch ſich ändern kann in ſo kurzer Zeit! Wann war's, als ich euch zum letzten Mal ſah? Am Herbſtlangnaumarkt wird es geweſen ſein. Damals ſahet ihr noch ſo rüſtig aus, mancher Funfziger nicht beſſer. Und jetzt, du mein Gott! Da ſieht man, was der Menſch iſt! Heute roth, morgen todt heißt's im Sprichwort. Ach ja, ſo iſt der Menſch, über Nacht wird die Seele von ihm gefordert, und weß wird dann ſein, was er bereitet hat? Ach ja, ſo wird es ſein! Wer weiſe iſt, denket daran, und ehe er da iſt, der letzte Tag, wo man ihm die Seele aus dem Leibe nimmt. Ja, ja, es iſt ſchon Mancher reuig geweſen, daß er nicht daran gedacht zu rechter Zeit. Wo er nicht mehr hat reden können, da mußten endlich die Schreiber kommen, aber wie er ſich gemüht hat, kein Wort konnte er machen. Es habe deren gegeben, welche ihre Zunge einen halben Fuß lang zum Munde ausſtreckten, aber keinen Gur konnten ſie machen. Ja, Vetter, das muß ein ſchrecklicher Anblick ſein.

Ja man ſagt, aber man ſpricht nicht gerne davon, daß Solche, welche nicht von dem Herzen gethan, was darauf lag, nicht alles an den rechten Ort gethan, wo es von Rechtswegen hingehört, und alles zurecht gelegt, wie es liegen ſoll, keine Ruhe hatten im Grabe, ſondern wieder kommen mußten, mit Seufzen und Stöhnen und die Leute plagen, bis endlich alles an den rechten Ort gekommen; das gehe manchmal lang, länger als die Ewigkeit. Eigentlich glaube ich an ſolche Reden nicht, ward beigefügt. Dem ſagt man Aberglauben, und wenn es wäre, dem Vetter wird es nicht ſo gehen, er iſt weiſer als ſo, hat allen Menſchen zu rathen wiſſen, und wird ſich ſelbſt wohl auch rathen können, obſchon man ſagt:

daß es gerade dieſen an Rath für ſich oft am meiſten fehle. Aber man ſpricht von ſolchen Dingen einmal, ſelb wird wohl erlaubt ſein, allweg ſchadet es nicht, es wird heut zu Tage manch Schlechteres geredet, nicht wahr, Vetter? Und wenn man noch mehr von ſolchen Dingen hörte, es ginge minder ungerecht zu in der Welt, und manche Seele weniger führe dem Teufel zu. Gott verzeih mir meine Sünd! Solche Geſpräche umrauſchten den armen Vetter täglich, und dazu brachte man ihm Kram von allen Sorten: Wein, Braten, Lebkuchen (bairiſcher Pfefferkuchen), weißes Brot, Züpfen, Paſteten, kurz was man auftreiben konnte oder was Verſtand und Unverſtand jedem eingab. Von jedem ſollte der liebe Vetter eſſen und von jedem behauptete der Geber, es werde ihm ſonderbar wohl bekommen.

Nun kam zumeiſt ein Punkt, in welchem der Unterſchied zwiſchen beiden Klaſſen nicht merklich war. Man fragte nach ſeiner Krankheit, dem Gang derſelben, nach dem Arzte, welchen er brauche, ſchüttelte ſchließlich bedenklich den Kopf und ſagte ungefähr: Vor zwanzig Jahren habe ich akurat die gleiche Krankheit gehabt, kein Menſch hat geglaubt, daß ich davon komme, und doch lebe ich noch und es dünkte mich, nie wohler. Aber was habe ich gemacht? Da ward mir gut gerathen! Nun führte Der oder Die eine alte Frau an, welche zu einem merkwürdigen Mittel gerathen, oder einen entfernten Arzt, gewöhnlich einen Quackſalber, welcher geholfen, oder wenn man alleine war, oder ſonſt recht offenherzig ſich geſchwatzt hatte, ſo redete man wohl von ſympathetiſchen Mitteln, oder von den Kapuzinern, welche gerade zu Heilung dieſer Krankheit beſonders berühmt ſeien.

Wäre der liebe Vetter von Anfang recht behandelt worden, er wäre ſicher längſt geſund, aber auf ſeinem Arzte hätten wenige Leute viel und hauptſächlich für dieſe Krankheit könne er nichts, wen er nur anſehe, müſſe ſterben, ſei es nicht gleich, ſo ſei es doch ſpäter. Wenn aber der liebe Vetter es begehre, ſo wolle man von

Herzen gerne Zeit anwenden und für ihn laufen zu der alten Frau, dem Quackſalber, den Kapuzinern und von dem Zeug ihm holen, ſie wollten wetten, ſobald er davon nehme, beſſere es ihm. Vetter Kirchmeier ſagte auch allemal ernſthaft: er glaub's, aber einſtweilen wolle er ihnen nicht Mühe machen, wenn es ſchlimmer würde, wolle er ſehen. Er redete aber nicht ohne Wahrheit ſo, denn wenn eines Tages drei Vettern und drei Baſen jedes beſonderes Zeug und einen beſondern Doktor ihm zugeſchickt hätten, ſo mußte es ihm beſſern, die Krankheit weichen, ſich wandeln in ſüße Todesruhe. Dann machten ihn die Vettern faſt wirbelſinnig mit Anerbieten von Dienſtleiſtungen aller Art, wobei es der Gewandtheit des Kirchmeiers bedurfte, um denſelben zu entrinnen. Ein Vetter wollte Alles liegen laſſen, zu ihm ziehen, um auf dem Lande zu befehlen und zu ſagen, was und wie es gehen müſſe. Ein anderer wollte ihm Pferde verkaufen und andere kaufen, wenn er das jetzt nicht mache, ſo gingen ihm viele Louisd'or dahin. Ein dritter, ein Notar, bot ſich an zum Verwalter ſeines Zinsbuches und ſetzte ganz beſonders an, denn das ſei von Wichtigkeit, ſagte er, daß man immer dazuſehe, damit keine Termine verſäumt würden. Wie leicht ſei ein Capital verloren, er könnte darüber Beiſpiele von Exempeln erzählen, ſagte er mit einem ſehr wichtigen Notariatsgeſicht. Der gute Notar dachte nicht daran, daß der alte Kirchmeier dieſes Ding verſtand, ehe der Notar aus den Windeln gekrochen war, und daß man auch Beiſpiele von Exempeln hat, wie unter den ſelbſteigenen Händen eines Notars nicht bloß Capitale, ſondern ganze Vermögen verſchwunden ſind.

Mehr aber noch plagten ihn die Baſen, dieſe machten ihn faſt ſelig vor der Zeit, kamen ihm faſt vor wie Wanzen, welche immer wieder da ſind, wie gute Mittel gegen ſie man gebraucht zu haben glaubt.

Eine tadelte, daß er nicht die nöthige Abwartung hätte, ſein Bett ſei gemacht, man ſtreue einem Schweine ſorgfältiger, und zu trinken biete ihm ja kein Menſch was an, oder frage ſonſt, was er begehre? Wo ſie dabei ſei, da gehe es anders. Vor allem aus bette ſie, daß es die Kranken dünke, ſie möchten nicht mehr aufſtehen, alle halbe Stunden müßten ſie ihr trinken, und zwiſchen ein wehre ſie die Fliegen, daß keine einzige abſitzen könne. Es wiſſe kein Menſch, wie Viele unter ihren Händen geſtorben ſeien, aber alle hätten ihr gedankt und geſagt, es dünke ſie, zhalb leichter ſei das Sterben, wenn ſie dabei ſei.

Eine zweite jammerte, wie ſchlecht er zu eſſen habe, ſeine Magd koche, der gröbſte Metzgerhund müßte Bauchweh kriegen, geſchweige ſo ein alter, ſchwacher Menſch. Herrenköchin ſei ſie zwar keine, aber ſie habe ſchon in vornehmen Häuſern gekocht und man habe ſagen müſſen, ſo gut habe man nie gegeſſen. Dann wiſſe ſie aber auch, was man ſo für einen Kranken machen müſſe, von wegen es ſei nicht Alles gut für einen kranken Menſch, es gebe Speiſen, mit denen man einen auf der Stelle tödten könne, es ſei komod, wenn man das wiſſe. Daß ſie das kenne, wiſſe man, und wenn rings um ſie ein kranker Menſch ſei, ſo müſſe ſie herbei.

Da mache ſie dann, je nachdem was bei der Hand ſei, Pfannkuchen, Schaafvoreſſen (ragout), gebackene Leber, oder gebackene Kalbsfüße. Das bekomme Kranken ſonderbar wohl. Sie wiſſe ſchon, daß Leute wie todt dagelegen ſeien, kein Glied gerührt hätten, daß ſie gleichſam wieder lebendig geworden, wenn ſie die Kalbsfüße gebracht, ſobald der Geruch davon ihnen in die Naſe gekommen ſei.

Eine dritte ſprach mit gepreßtem Herzen von Beiſpielen, wie es in Häuſern gebe, wenn der Hausherr ſterbe und Niemand da ſei zu wachen und die Aufſicht zu führen, ſie würden von den Dienſtboten und wer ſonſt dazu kommen könne geplündert wie Bienenſtöcke von den Mäuſen, daß wenn man dazu komme und den Schaden ſehe, man nichts finde als einige alte Strümpfe und ſtumpfe Beſen. Wie ſchade das doch wäre, wenn es hier auch ſo ginge mit den vielen und ſchönen Sachen, das ginge doch viel zu übel, wenn die in unrechte Hände kämen und nicht dahin, wo der Vetter es begehre. Nit, daß ſie dem Vetter nicht das Leben gönnte von ganzem Herzen, aber wenn ſie es ihm ſchon gönne, man wiſſe ja, daß es Gottes Wille ſei, daß der Menſch ſterbe. Und wenn er es begehre, ſo wolle ſie zu Hauſe alles im Stich laſſen und da bleiben, der Vetter könne ihr unbeſorgt die Schlüſſel anvertrauen, kein Stäubchen ſolle ihm wegkommen ohne ſeinen Willen, ſie würde ſich doch ſchämen! Dieſer Kummer, es möchte hier gehen wie in einem Bienenſtock, ſchien übrigens auf der ganzen Verwandtſchaft zu laſten. Mit neugierigen Augen ſchlichen ſie durch's Haus, muſterten alles wohl, öffneten wie im Vorbeigehen alle Behälter, welche nicht verſchloſſen waren, ſahen ſich darin wohl um, und ward eins geöffnet, welches ſonſt verſchloſſen war, ſo zog die anweſende Verwandtſchaft, einem Kometenſchweiſe ähnlich, hinten drein, hielt Inſpection und äußerte an entlegenen Orten, wo man des Vetters Ohren nicht zu fürchten hatte, ganz unverholen Verdacht gegen des Hauſes Bewohner. Bäbeli bekam da Dinge zu hören, welche ihm das Waſſer in die Augen trieben, welche es aus dem Hauſe getrieben hätten, wenn es nicht daran gedacht hätte, daß es auf den Pathen zu ſehen und zu hören hätte und auf Niemand anders. Auch ſagte es ihm nichts von all dem Gerede, es wollte den Aerger und die Noth des armen Vetters nicht vermehren, welchen derſelbe mit der lieben Verwandtſchaft hatte. Denn war er endlich der willfährigen Mütter mit guten Worten losgeworden, ſo rückten dieſe mit den Töchtern in's Feld, mit welchen der Vetter noch viel beſſer verſorgt wäre. Die Eine hatte ein Kätheli, die Andere ein Nüdeli, die Dritte ein Mädeli, und alle waren Ausbünde nicht bloß, ſondern halbe Engel, nur noch ohne Flügel. Sie wüßten es eigentlich nicht, wie machen, wenn ſie fort ſeien, indeſſen wenn Jemand einmal fort ſei, ſo gebe es endlich auch. Eben das ſei das Komodſte, daß unſer Herr Gott die Welt nicht an einen Menſchen gehängt, und keiner ſei, ohne den man es am

Ende nicht machen könnte. Bei ſolchen Anläſſen verfehlten einige Mütter nicht, noch etwas weiter zu gehen und dem mütterlichen Herzen Luſt zu machen.

Sie rühmten einen Vetter ſehr, ſtrichen heraus, wie er einer ſei, Käthi oder Nüdi und er hingen von Jugend auf an einander wie zwei Kletten, aber bis dahin habe es leider nichts daraus geben können. Von beiden Seiten vermöchte man einſtweilen nicht viel zu entbehren, aber wenn die einen Anfang hätten, wie leicht, das würde Zwei geben, denen man ihres Gleichen nicht fände auf Erden. Ja, an dieſen Zweien wäre ein Gotteslohn zu verdienen, wer es doch ſinnen könnte, ſeufzte die Mutter und wiſchte ſich die Augen aus.

Gegen ſolche Mutterliebe zu kämpfen, war dem Vetter Kirchmeier ſchon anfangs ſchwer, denn Mutterliebe iſt ſo ſchön und mütterliche Pläne ſind ſo verzeihlich, daß einem das Herz unwillkührlich weich wird, und wem es nicht weich wird, der ſcheut ſich doch, die heilige Flamme der Liebe mit kaltem Waſſer zu begießen. Darum ſagte der Alte gewöhnlich, es werde ihm ſchier wunderlich, er müſſe gehen und ſich ein wenig hinlegen. Vielleicht daß dann der Schlaf komme, da ſolle ſie ihm doch recht nicht zürnen, wenn er nicht wiederkomme. Der Doktor habe geſagt, Schlaf ſei die Hauptſache, und ſchlafe er einmal, ſo ſolle man ihn bei Leben und Sterben nicht wecken. Darum wolle er ſie nicht aufhalten, danke für alles Gute und werde daran ſinnen, auch die Anerbieten vergeſſe er nicht, und werde Beſcheid machen, ſobald er davon Gebrauch machen könne. War er aber beſſer aufgelegt, ſo flackerte die alte Schalkheit wohl wieder auf und er erwiederte: es thäte ihm leid, daß ſie zu ſpät gekommen, aber geſtern ſei die oder die Baſe da geweſen, die meine es abſonderlich gut und ſei faſt über den andern Tag da, um zu ſehen, wie weit es mit ihm ſei. Dieſe habe einen Ausbund von Tochter, wie ſie ſage, und er habe ihr verſprochen, ihr Beſcheid zu machen, wenn er ſie nöthig hätte. Vielleicht daß dann der Baſe Brudersſohn auch mitkomme, für auf dem Lande zu regieren, das ſolle auch ein Ausbund ſein, das Land auf und ab keiner, ſo. Er hätte ſo ſchier merken können, daß das am Ende eine Heirath abgeben könne. Nun, darwider wolle er nicht ſein, wenn Zwei einander wollten, ſo müſſe man ſie machen laſſen. Was das dann für ein Blähen und Ziſchen gab, akurat, als ob man einer Klapperſchlange auf den Schwanz getreten wäre! Ganz langſam fing die erboſ'te Baſe an mit einigen Seufzern und Püffen, aber mit jedem Athemzug ward das Feuer lebendiger, praſſelte heftiger, donnerte am Ende wie ein Dutzend Batterien Vierundzwanzig-Pfünder, daß an der erwähnten Baſe ihrer Tochter, ihres Brudersſohn längſt kein guter Fetzen mehr war, und das Feuer praſſelte fort, wie es geſchieht, wenn der Eifer einen Kommandanten ſo blind macht, daß er noch immer ſchießen läßt, wenn längſt die Feinde alle niedergewettert ſind.

Nachgerade aber ward dem Alten der Zudrang und das Gerede äußerſt peinlich, er ſehnte ſich nach Ruhe. Hört, Doktor, ſagte er einmal zu ſeinem Arzte, daß man einen armen König nicht ruhig ſterben läßt, ſondern mit Höfeln und Hofiren ihn quält bis an ſein ſo Gott will ſeliges Ende, dünkt mich nichts anders, und eine ſo große Plage wird es für ihn auch nicht ſein. Hat der arme Teufel doch keine Ruhe gehabt lebenslang, hat nie gewußt, wie wohl und behaglich man es ſich auf der Welt könne ſein laſſen. Aber ein Anderes, Doktor, iſt es mit dem Bauer im Nidleboden, der ſollte doch, dünkt mich, an ein ruhig Sterben Anſpruch haben. Während ſeinem Leben hat er ſich an die Ruhe gewöhnt, ein ruhig Gewiſſen geſucht und jede Sache zu rechter Zeit gethan, ſo lange er es vermocht. Jetzt, dünkt mich, ſolle man mich auch das letzte Werk, das Sterben, in Ruhe vollbringen laſſen. Es wäre doch wohl eine ſtrenge Sache, nicht Ruhe zu haben zum Sterben, abſonderlich für einen Bauer, der Leib und Seele im Trocknen hat, und Niemand mehr was nach zu fragen, als Gott. Nun, Doktor, was fange ich an, um zum ruhigen Sterben zu kommen? dazu könnt ihr mir helfen mit euerm Rathe; daß ihr mir nicht vom Tode helft mit euerm Zeug, das wiſſet ihr und ich. Wie halte ich mit Manier die Verwandten ab, die mir ärger zuſetzen, als Flöhe einem Pudelhunde.

Das Geſtürm war mir ſchon lange zuwider, ſagte der Arzt, aber ſagen durfte ich nichts, aus Furcht, es gehe übel. Nichts iſt leichter, als ſie alle zu verjagen, ich ſage bloß, ihr hättet ein anſteckend Nervenfieber gekriegt und wem das Leben lieb ſei, ſolle ſehen, was er mache. Potz Blitz, wie werden die Auszug geben, denn euer Teſtament erlebten doch noch alle gar zu gerne. Höchſtens bis dort zum Holzhaufen kommen ſie mehr, und gucken hinter ihm hervor, ob die Fenſter noch nicht offen ſeien!

Oder ich ſage jedem in's Ohr: ich hätte guten Grund zu glauben, ihr würdet wieder kommen nach dem Tode und wer wiederkomme, plage die am meiſten, welche zuletzt bei ihm geweſen ſeien.

Ihr ſeid immer der Gleiche, ſagte der Kirchmeier, aber weder das eine noch das andere iſt mir anſtändig. Wer einen Fuß im Grabe hat, darf nicht mehr lügen, nicht mehr Spaß treiben. Ich habe während meinem Leben zu manchem Spaße geholfen und Manchen zum Beſten gehabt, mehr als mir jetzt lieb iſt. Freilich könnte ich ſagen, die Leute hätten es ſo gewollt, aber wenn mir eben die Ruhe nicht zu lieb geweſen, ſo hätte ich Ernſt auch brauchen können. Vielleicht ſchadete es euch auch nichts, wenn ihr ein wenig von den Flauſen ließet und an das Abreiſen dächtet. Mir ſcheint am beſten, wenn ihr unter der Hand andeuten würdet, ich liebte die Beſuche nicht, ich ſei ein mißtrauiſcher Mann und hielte dafür, all das Gelaufe gelte nicht mir, ſondern entweder der Neugierde, zu ſehen und zu hören, auf welchem Loche ich pfeife, oder aber meinem Geldſack, um ſich gleichſam wie ein Wurm in's Holz darein einzubohren. Ich könnte Aehnliches zwar ſelbſt andeuten, aber ihr wißt, Doktor, ich liebe das Durchgreifen nicht. Das ſachte Abſchüſſeln und leiſe von der Hand weiſen iſt meine Sache. Mir recht, Kirchmeier, ſagte der Doktor, will ſchon euer Sündenbock ſein. Allweg hilft das Mittel. Es iſt ſchade, daß ſolche Schlauköpfe ſterben. die ſollte man wieder jung machen können. Trüge nichts ab, ſagte der Alte, wächſt ja doch unter alten Bäumen nicht gerne das junge Holz, gewinnt erſt, wenn das Alte fort iſt, den unverkümmerten Wachsthum. Ich mache gerne Platz, aber in aller Ruhe, welche ich erworben und wie ich glaube auch verdient. Das angegebene Mittel, hilft es, was meint ihr? Allweg, ſagte der Arzt, bin euch gut dafür. In wenig Tagen ſeid ihr ſo ungeſtört, wie eine Nonne im Kloſter. Denn vor dem unwerth werden haben eure Vettern und Baſen Reſpekt, wie die, welche in die Regierung wollen vor dem Vorwurf, ſie ſeien Jeſuiten oder Ariſtokraten. Mancher, den ſeine Frau anher gejagt, iſt froh darüber, daheim bleiben und ſeine Hühneraugen pflegen zu können.

Das Mittel erprobte ſich, die Beſuche blieben nach und nach aus, einſam wurde es im Nidleboden, und ruhig konnte der alte Kirchmeier ſeine letzten Tage zubringen. Aber ruhig waren deswegen die Verwandten nicht geworden und aus den Augen ließen ſie den Vetter nicht. Wenn ſie auch nicht geradezu hinter dem Holzhaufen ſich poſtirt hatten, wie der Arzt geſagt hatte, von dort hervorguckten, ſo konnten die Einen ſich doch nicht enthalten, zwiſchen Tag und Nacht um das Haus zu ſpioniren; fremde Geſtalten ſah man im Mondſchein durch die Bäume ſich bewegen. Andere ſtellten Kundſchafter an, das wandernde Geſindel, chriſtliche Zigeuner, denn ſo viel Keſſelflicker, Korber, Schwefelhölzler, Bettler von allen Sorten waren im Nidleboden noch nicht geſehen worden, obgleich er von je mit ſolchen Leuten geſegnet geweſen. Alle weilten länger als nöthig war, frugen das Möglichſte, ſuchten vor allem durch eigenen Augenſchein ſich zu vergewiſſern, der Alte lebe noch. Wer von ſeinem Angeſicht reden konnte, der hielt ſeine Sendung für eine glückliche und ſehr belohnenswerthe. Die angeſehenſten Verwandten gaben ſich dieſe Mühe nicht, ſie kannten die Wahrheit, daß, wenn der König ſterbend ſei, das Hofgeſinde ſich dem Thronfolger zuwende und gefällig ſei auf das Möglichſte. Sie ſteckten ſich daher hinter Nachbarsleute, und dieſe verſprachen ſehr willig, es ihnen alſobald anſagen zu laſſen, wenn es eine Aenderung gebe im Nidleboden, damit ſie alſobald auf dem Platze ſein könnten und die Mäuſe aus dem Bienenſtocke jagen. Sie gehörten unter die Leute, welche durchaus an keine Ehrlichkeit glauben können, ſondern meinen, Jeder mache, was er könne, wozu die Gelegenheit ſich ihm biete. Sie haben guten Grund zu dieſem Glauben, obgleich ſie ihn nie werden angeben können, denn derſelbe liegt in ihnen ſelbſt, wo hinein bekanntlich gar viele Augen nie klar ſehen. Er liegt im dunkeln Bewußtſein, zu was allem ſie ſelbſt fähig wären eben bei ſchicklicher Gelegenheit.

Vetter Hans Joggeli brachte nun ungeſtört noch freundliche Tage zu, wenn auch bei täglich abnehmender Lebenskraft. Er war leidlos und gefaßt, ſein Haus war beſtellt, ſeine Seele freute ſich abzuſcheiden und freundlich war über ihm in den letzten Tagen der Himmel. Alle ſeine Leute thaten, was ſie ihm an den Augen abſahen und mieden auf das ſorgfältigſte, was irgendwie ihm Verdruß machen konnte, und das alles nicht in eigennützigem Sinne, ſondern aus warmer Liebe, denn bei Niemand im Hauſe hatte er die geringſte Hoffnung erweckt, welche mit ſeinem Tode in Erfüllung gehen ſollte, ſondern bloß dafür geſorgt, daß es allen wohl war bei ihm im Leben, daß in allen das Gefühl wach war, es gehe ihnen übel mit ſeinem Tode. Er ſtand alle Tage noch auf; wenn leicht das Wetter leidlich war, ſo ging er noch vor das Haus, beſuchte die Ställe, ſah wenigſtens dem Tränken des Viehes zu oder that einen Blick in ſeine Beſitzungen. War es ſchlimm draußen, ſo ſaß er auf der warmen Ofenbank in der Geſindeſtube, ließ ſich da erzählen, was draußen vorging und ertheilte ſeine Befehle. War was Beſonderes, ſo berichtete ihm Benz im Stübchen, gab über alles Rechenſchaft und zeigte eine Sorgſamkeit, welche dem Alten den üblichen Kummer, es gehe draußen nicht gut, nahm, und ihn recht ordentlich erquickte. Bäbeli dagegen war ſeine getreue Abwart oder Pflegerin, ſo weit er es bedurfte. Gern hätte das Mädchen mehr gethan, aber beſondere Dienſtleiſtungen duldete der Alte nicht. So lange der Menſch ſich ſelbſten helfen könne, müſſe er es thun. Der Schwachheit, dem tödtlichſten Feinde, dürfe man ſich erſt ergeben, wann es ſein müſſe. Deſto größern Fleiß hatte Bäbeli mit Kochen und machte ſeine Sache trotz den Verläumdungen der Baſe recht gut. Sein Lehrmeiſter war der Arzt. Derſelbe ſagte nicht bloß, was es kochen ſolle, ſondern auch wie; und was es gekocht, wies Bäbeli ſo oft es konnte dem Arzte vor, um zu vernehmen, ob es gut ſei ſo oder nicht. Eine halbe Köchin ſollte jeder Arzt ſein, freilich fände er nicht viele gelehrige Schülerinnen. Es giebt Weiber, welche viel lieber der ganzen Haushaltung den Tod an den Hals fütterten, als von ferne eingeſtehn, daß ſie nicht recht kochen und von einem Arzt etwas lernen könnten. Ach, es iſt ein liebenswürdiges Geſchlecht, das weibliche, aber verflucht eigenſinnige Geſchöpfe giebt es darunter, das iſt wahr! So eins war Bäbeli nicht, es that das Möglichſte, und plagte doch den Vetter nicht mit der Liebe, es zeigte ſie bloß, daß der Vetter in ſtillem Wohlgefallen ſie inne ward, wußte, er könnte auf eine Liebe zählen, die da nicht das Ihre ſucht, nicht ungeduldig wird, ſich nicht aufbläht, ſondern alles erträgt und alles erduldet. Nie ſtörte es den Abendſchlummer, nie den Morgenſchlaf, und doch ging es nie zu Bette, ohne am Bette des Vetters auf ſeine Athemzüge gelauſcht zu haben, und ſein erſter Gang des Morgens war hin zu des Vetters Bette.

Bäbeli, welches den lieben Pathen ſtündlich ſah, nahm das Schwinden ſeines Lebens nicht wahr, deſto beſſer er ſelbſt, da er aber gleich heiter im Gemüthe blieb, täuſchten ſich die andern deſto eher über ſeinen Zuſtand. Er ſah dem Schwinden ſeines Lebens zu, wie ein Wanderer, der nach harten Wanderungen müde auf eines Hügels Spitze ſich geſetzt hat, dem Untergehen des ſchönen Abendſternes. Als ſeine Schwäche merklich hervorgetreten war, hatte er einmal des Abends alle ſeine Leute verſammelt und ihnen geſagt: es wiſſe keiner wann er ſterbe, ein Alter beſonders müßte auf alles gefaßt ſein: darum, wenn ihm was Menſchliches begegne, ſo hätten ſie alsbald den und den zu rufen, ſie ſollten es ja nicht verſäumen, damit ſie nicht in große Verlegenheit kämen und üblen Verdacht. Seitdem ſprach er nicht mehr vom Tode, ängſtigen wollte er ſeine Leute nicht.

Viel las er nicht, aber es war nicht öde in ſeiner Seele, die ſchreckliche Oede, welche in den letzten Stunden bis zur Verzweiflung ängſtigt, welche man in Todesangſt noch ausfüllen möchte, Tag und Nacht, Weib um Weib, Mann um Mann am Bette ſchreiend leſen läßt, daß die Wände ſeufzen und knarren, dieſe ſchreckliche Oede kannte er nicht. Er hatte Schätze geſammelt, als er bei guten Kräften geweſen, an dieſen Schätzen nagte der Tod nicht.

Wenn er an ſtillen, hellen Tagen an der Sonne ſaß, ſo ſonnte er dieſe ſeine Schätze, legte ſie aus vor Gottes Augen, und ſah fragend in den blauen Himmel hinauf, zu forſchen, ob ſein Gott Wohlgefallen hätte daran, ob er das Feld ſeines Herzens weiß und reif finde zur Erndte, den Waizen gut für die himmliſchen Scheuren.

Und wenn er in ſtiller Nacht auf ſeinem Lager ruhte, ſo ließ er an ſeinem innern Auge vorübergleiten die vergangenen Zeiten, prüfte wohl den Zuſammenhang der Ausſaat mit der Frucht, prüfte das eigene Thun und unterſuchte: ob alles nun wohl beſtellt, nichts gut zu machen ſei! Dann lauſchte er wohl, ob er nicht höre des Todes leiſes Schleichen, ſein Tappen an den Wänden der Kammer, in welcher ſein Herz verwahret lag: dann ſah er wohl nach dem hellen Himmel zu den flimmernden Sternen auf, ob ſich von keinem ein Lichtſtrahl löſe, zum Engel ſich verkläre, ſchwebe in ſein Kämmerlein, löſe aus irdiſchen Banden ſeine unſterbliche Seele und ſie geleite in das himmliche Land. Einmal in einer ſchönen Frühlingsnacht ſchwebte dieſer Engel nieder, leiſe ſchlich an's Herz der Tod. Am Morgen, als Bäbeli bei des Tages erſtem Schimmer oben an des Bettes Häupten lauſchte auf die Athemzüge des theuren Pathen, hörte es keine. Näher und näher bog es ſich, faßte endlich die auf der Decke liegende Hand, ſie war kalt, ſteif. Es ſchlief der alte Kirchmeier, aber nicht den Schlaf, aus welchem das Krähen des Hahns den Menſchen weckt, ſondern den Schlaf, aus welchem die Stimme Gottes die Schlafenden zum Erwachen rufet. Aber, faſt wie in gewöhnlichem Schlafe, lag er da unentſtellt, leiſe mußte der Tod geſchlichen ſein, ohne Krampf und Zucken der Tod die Seele gelöſ't haben. Der Jammer des Mädchens, der, ſobald es den Pathen nicht ſchlafend ſondern todt erkannte, überlaut ausbrach, rief das ganze Haus zuſammen. Es war wirklich, als ob Kindern an dem Todtenlager das Herz brechen wollte, ſo aufrichtig und gewaltig brach der Schmerz bei allen aus. So weit hatte der weiſe Mann in ſeiner ruhigen, aber ſtätigen, wortloſen Güte es gebracht, daß er in den letzten Tagen Niemand im Hauſe hatte, der auf ſeinen Tod ſpekulirte, daß ſelten über eines Vaters Leiche aufrichtigere Thränen floſſen, als über ſeine.

Bäbeli war untröſtlich, an des Seligen Befehle dachte es nicht, Benz mußte ſie beſorgen. Ein alter Freund des Geſtorbenen, welcher zugleich Gerichtsmann war und die nöthigen Förmlichkeiten vollziehen konnte, wurde geholt und erſchien alsbald. Auch er war ſehr betrübt, viele Jahre lang hatte er mit dem Kirchmeier in treuer ſeltener Freundſchaft gelebt, jetzt war ihm, als ſei er alleine geblieben, auf öder Inſel, ein innig Sehnen, dem Freunde zu folgen in die ſeligen Gefilde ergriff ihn; ach, wer bei dir ſein könnte, ſeufzte er. Hoffentlich vergißt der Herr mich nicht, holt bald mich nach. Doch nicht wie ich will, ſondern wie er will. Lebe ich, ſo lebe ich ja dem Herrn, ſterbe ich, ſo ſterbe ich dem Herrn.

Darauf ging er an ſeine Geſchäfte, verrichtete dieſelben mit der pünktlichſten Beſonnenheit, fand alles in der ihm wohlbekannten Ordnung, nirgends die geringſte Spur von Untreue, verſiegelte allenthalben und nahm die Schlüſſel zu Händen. Kaum waren er und ſein geſetzlicher Gehülfe mit der Arbeit fertig, ſo ſtellten bereits Verwandte ſich ein. Es war, als ob Krähen geflogen über's Land, die Kunde ausgerufen hätten ſtundenweit, endlich todt ſei der Alte im Nidleboden.

Wie Friesländer und Schottländer an den Strand rennen, wenn an ihren unglückbringenden Ufern ein Schiff geborſten iſt, wie ſie rennen, um im Unglück Glück zu fiſchen, Beute zu nehmen von den Opfern des Todes, jeder der Erſte ſein möchte und auch der Letzte, alles alleine möchte, jeden, der mit ihm rennt, mit ihm fiſcht und packt, als Feind betrachtet, ſo kamen ſie daher, die Erben in Hoffnung, die durch den Tod verfallene Beute zu ſichern, jeder angſtvoll, er komme zu ſpät, das Beſte ſei vielleicht ſchon wegſtibizt, halb und halb entſchloſſen, ebenfalls zu machen, was ſie könnten, wenn nämlich noch was da ſei. Etwas mehr Anſtand beobachteten ſie jedoch, als die Friesländer, wenn ſie an den Strand laufen, das muß man ſagen, die Weiber namentlich falteten unter des Hauſes Thüre Geſicht und Hände andächtig, weinten am Bette, worauf der Todte lag, ein Gſätzlein, doch meiſt nur ein kurzes, machten dann die Runde durchs Haus, muſterten, ob wohl noch alles da ſei, was ſie früher angemerkt, nahmen von den Dienſtboten, wen ſie erhaſchen konnten, neben aus, wollten wiſſen, wie alles zu und hergegangen, wer zuletzt bei ihm geweſen, wie lange man gewartet, um verſiegeln zu laſſen, und ob nicht vielleicht der alte Gerichtsmann der größte Schelm von allen ſei? Die Männer thaten im allgemeinen bedächtiger und vorſichtiger, beſonders die, welche bäuriſche Kleidung trugen. Es war nicht, daß ſie nicht auch Luſt zum Aufbegehren hatten, aber ſie wußten, je ſeidener und zufriedener ſie thäten, deſto weniger nehme man ſich vor ihnen in Acht, deſto eher kriegten ſie einen guten Grund zum Aufbegehren.

Ganz auf die entgegengeſetzte Weiſe betrug ſich der wohlbekannte Vetter Hansli, welcher, weiß der Kuckuk wie, die Nachricht auch vernommen, und ſo gleichſam als wie im Vorbeifahren polternd daher kam und praſſelte, wie eine Bombe, welche in einen Ziegelhaufen fährt.

Hansli war diesmal jeder Zoll ein Herr, von außen nämlich, von den Sprungriemen an bis zu den gebürſteten Haaren, that nun auch, wie ein ſolcher gemachter (es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen gemachten und geborenen Herren) Herr zu thun pflegt. Er wollte imponiren, namentlich dem alten Gerichtsmann, und redete drein, als wie vom Himmel herab. Man ſolle ſich in Acht nehmen, was man mache, ſagte Hansli, ſitze einer am Gericht oder nicht: er müſſe ihm beim — in's Zuchthaus, wenn was Ungerades gegangen. Derſelbe wäre nicht der Erſte, welchen er dahin gebracht, er wiſſe, was Ordnung ſei, und habe Niemand zu fürchten, am wenigſten ſo lumpichte Gerichtsmännlein. Er wiſſe, was da ſein ſolle, der Vetter ſelig habe das Zutrauen zu ihm gehabt, und ihm alles geſagt. Er wolle gewarnt haben, ſonſt könne man dann ſehen!

Der alte Gerichtsmann dagegen war jeden Zoll ein Bauer, von den ſchweren, wohl beſchlagenen Schuhen weg, bis zum Zipfel ſeiner weißen baumwollenen Kappe. Der ſteckte ſein kurzes Pfeiſchen in den Mund, ließ es zwiſchen den Zähnen baumeln, nahm Feuerzeug aus der Weſtentaſche, brach ein ganz klein Stückchen Zunder ab, ſchlug langſam am ſtumpfen Steine Feuer, mußte ihn manchmal wenden, ehe der Zunder Feuer fing, ſagte derweilen: Ich kenne dich nicht, und fürchte dich nicht. Dem Anſchein nach möchteſt du ein Herr ſein. Aber ſeieſt du, wer du wolleſt, ſo haſt du allweg hier nicht zu regieren, einſtweilen geht dich die Sache halt nichts an, und es iſt möglich, daß ſie dich nie was angeht. Und geht ſie dich einmal was an, was ich nicht weiß, ſo mach dann, was du willſt. Aber erſchrocken bin ich nicht, und wenn du noch zehnmal ärger ſchnaubteſt, als ein halb tauber

Stier. Was in ſolchen Fällen geſetzlich und bräuchlich iſt, das wußte ich, ehe du die Läuſe zählen konnteſt, welche dir deine Mutter hinunter machte. Und es dünkt mich, große Urſache zum Kummer, daß es nicht recht gegangen, ſollteſt du nicht haben, denn es iſt kein Herr dabei geweſen.

Die Umſtehenden lachten oder drehten ſich um, in die Naſe des Herrn roch die langſame, durch das Feuerſchlagen unterbrochene Rede, wie ſtarker Taback, er ſtieß einige Töne aus, welche drohend klangen, aber nicht verſtändlich waren, ſchoß durch das Haus, ſtieß unglücklicher Weiſe auf das arme Bäbeli, und ſchüttete über daſſelbe den Vorſchuß ſeines Zornes.

Was haſt du mit dem Bureauſchlüſſeli gemacht, als du den Vetter ſelig todt fandeſt? frug er. An das Schlüſſeli habe es wahrhaftig nicht gedacht, antwortete Bäbeli aufrichtig, es hätte nichts zu machen gewußt, als weinen, bis der alte Gerichtsmann gekommen, und ſie aufgerichtet hätte. Das wird ſich erzeigen, ſchnaubte Hansli mit hoch aufgeblaſenen Backen, die Wahrheit wollen wir ſchon an den Tag bringen, die Finger mußt du aufheben, Menſch! Da iſt's ſchon manchem anders gekommen, und an den Tag kam, woran Niemand gedacht. Ja, thue nur wie der heilige Feierabend, gerade ſolche ſind gewöhnlich die Schlimmſten.

Darauf ſchoß er hinaus, befahl anzuſpannen, ſtöberte unterdeſſen durch die Ställe, pfiff, ſchnaubte, fluchte abwechſelnd und hie und da ließ er eine verſtändliche Gloſſe laufen: Verfluchte Ordnung! ſauberer Haushalt! da möchte ich nicht Vieh ſein! wohl, da iſt's Zeit, daß es anders kömmt! da kriegt einer Arbeit, ein Jahr hat er, bis er nur den überflüſſigen D.... weg hat! So war er bis zu ſeiner gelieferten Kuh gekommen, da brach das Wetter, welches ſich durch einzelne Stöße angekündigt hatte, im Zuſammenhange los und zwar unmittelbar über Benzens Haupt. Was er für ein Nichtsnutz ſei, und wie er nichts Beſſeres thun könne, als ſich aus dem Staube machen, ehe man ihm ſeine ſchmutzige Wäſche vor die Füße werfe, war der Hauptinhalt von Hansli's ſalbungsreichem, mit Gewürz durchſpicktem Zuſpruche. Benz verſtummte nicht, ſondern meinte ebenfalls, das gehe ihn einſtweilen nichts an, und wenn er ihm rathen könnte, ſo ſei es für ihn am beſten, er mache ſich zum Stalle hinaus, und zwar ſo ſchnell als möglich. Das fuhr Hansli in's Haupt, die beleidigte Majeſtät zu rächen, wollte er Benz zwiſchen die Kühe in den Koth werfen. Aber Benz, raſch von Hand und Fuß, wich aus, griff zur Miſtgabel und Hansli fand für gut, Benzens Rath zu befolgen und ſich aus dem Stalle zu machen.

Es waren für die Hausbewohner trübe Tage, die drei Tage, während denen die ſterblichen Reſte des alten Kirchmeiers im Hauſe weilen und harren mußten auf die Ruhe im Grabe. Ehedem weilten Sieger drei Tage auf dem Schlachtfelde, ehe ſie es verließen, harrten, ob Jemand den Sieg ihnen zweifelhaft und ſtreitig mache. Wohl dem, der als Sieger auf dem Todtenbette ruht, drei Tage noch weilet in der Welt, welche er überwunden, ohne daß die Welt Klage erhebt über ihn, Zeugniß ablegt gegen ihn, daß er ihr Knecht und Sclave geweſen und von ihr überwältigt geſtorben ſei! Den alten Kirchmeier hatte die Welt nicht beſiegt, und wenn er in ſich den alten Menſchen auch nicht vollkommen ertödtet hatte, ſo war derſelbe doch zuſammengebrochen und hoch über ihn aufgewachſen der neue Menſch. Klage oder Fluch über den da Liegenden hörte man keine an ſeinem Bette, aber viel ſtilles Weinen, viele laute Klagen über ſein Scheiden, und beides aus aufrichtigem Herzen. Was der Himmelsthau im Frühling den erwachenden Blümlein iſt, das ſind ſolche Thränen den in jener Welt erwachenden Seelen. Aber für die im Hauſe Weilenden waren es trübe, troſtloſe Tage. Ein eigenes Gefühl kömmt über die Bewohner eines Hauſes, in welchem eine Leiche liegt, es wird allen, als ſei unter ihnen ein nach langer Krankheit ſüß Schlafender, deſſen Ruhe man nicht ſtören dürfe. Leiſer ſpricht man, leiſer geht man, und doch zieht wiederum ein Gefühl der Leere, Oede nach dem Geſtorbenen hin, es wird einem, als ſollte man ihn wecken oder wachend finden in ſeinem Bette. Dazu mag man nicht arbeiten, muß bei allem, was man vornimmt, an ihn denken, fragen, wäre ihm das wohl recht, oder möchte er es anders? Es iſt einem, als ſei mit dem erloſchenen Leben das eigene Leben gelähmt, als ſei ihm die beſte Kraft entſchwunden. Zu nichts hat man Muth und Luſt, kaum hat man was angegriffen, ſo läßt man es wieder liegen, ſtarrt in's Weite, geht zur Leiche. In das düſtere Leben brachten einige Bewegung die Boten, welche mit Einladungen verſandt wurden, und die, welche mit erhaltenem Beſcheid zurückkehrten und dabei erzählten, was ſie ſonſt noch geſehen, gehört, was ſie gefragt worden und was die Leute gedacht und gemeint.

Da nahe Verwandte fehlten, welchen unmittelbar das Recht zuſtand, im Nidleboden zu befehlen, ſo hatte der ſelige Kirchmeier dieſes Recht ſchriftlich dem alten Freunde übertragen. Derſelbe ſollte verwalten bis zu Eröffnung des Teſtamentes und namentlich das Leichenbegängniß beſchicken und zwar in alter großartiger Freigebigkeit. Sonderbar iſt's, die großen Hochzeiten, an welchen bei dreihundert Perſonen Theil nahmen und drei Tage dauerten, finden nicht mehr ſtatt, die großen Leichenbegängniſſe ſind noch geblieben. Welcher Schluß ließe ſich wohl daraus ziehen? Zu des Kirchmeiers Leichenbegängniß ſollten eingeladen werden alle ärmern Leute in der Gemeinde, alle, welche auf irgend eine Weiſe dem Hauſe dienſtbar geweſen, ſei es als Dienſtboten, Tagelöhner oder Handwerksleute, alle Gevattersleute und endlich alle Verwandte bis zu Noah hinauf. Mit dem Leichenbegleit war nach alter Sitte, welche über alle Geſetze den Sieg davon getragen, ein Leichenmahl verbunden, üppiger oder knapper, nach den Umſtänden. Des Kirchmeiers Wille war, daß für das Eſſen alleine eine Franke bezahlt würde, der Wein, ſo viel man trinken möge und ſo gut als man ihn haben könne, beſonders berechnet. Er wußte aus Erfahrung, wie glücklich ein Armer an einer ſolchen Mahlzeit lebt, wie ſie zu einem Sterne wird, an dem er ſich erfreut mitten in der ſchwarzen Nacht des Elends.

Die Verwandten, und namentlich die Gebildeteren unter denſelben, welche aber leider in der Lage waren, auf ein ſolches Erbe nicht lange warten zu können, eben ſo wenig als gewiſſe Staatslichter auf einen zu hebenden Schatz, hatten darauf gedrungen, daß das Teſtament, welches ſich vorgefunden, durch das außerordentlich zuſammenzurufende Gericht gleich am Begräbnißtag eröffnet werden ſolle. Da der Gerichtsmann anfänglich einige Bedenken hatte und auf das Unanſtändige dieſes Nichtwartenmögens aufmerkſam machte, ſo meinte Hansli, anſtändig und unanſtändig ſei veraltet Zeug, es frage ſich, was geſetzlich ſei! Sei er nur etwas Meiſter, ſo müſſe in die neue Verfaſſung ein Artikel, daß jegliches Teſtament dreiviertel Stund nach dem Tode eines Menſchen eröffnet werden müſſe, und zwar von Rechtswegen und auf Staatskoſten.

Darauf hatte der Alte geſagt: he nun, wann es ſo gemeint iſt, ſo habe ich nichts darwider, es hätte mir nur geſchienen, es möchten Viele noch lange früh genug vernehmen, was im Teſtamente ſteht.

Es war eben wieder ein ſchöner, freundlicher Frühlingstag, als der ſelige Hans Joggeli begraben werden ſollte, ſo recht ein Tag zur Ausſaat, ein Tag, welchen man als Pfand nehmen konnte, daß, was geſäet wird verweslich, auferſtehen werde unverweslich, was geſäet wird in Unehre, auferwecket werde in Herrlichkeit, und in Kraft, was geſäet wird in Schwachheit. Ein duftiger Tag, wo man es ſo recht begreift, was Paulus ſagt: es wird geſäet ein natürlicher Leib und wird auferwecket ein geiſtiger Leib. Es iſt ein natürlicher Leib, es iſt auch ein geiſtiger Leib.

Der Begräbnißtag iſt für viele Ueberlebende ſchwerer als der Todestag, und namentlich, wenn des Hauſes Haupt zu Grabe getragen wird. Da iſt's, als ob des Hauſes Bewohner Glieder eines Leibes wären und bei vollem

Bewußtſein die Seele aus dem Leibe, durch welchen ſie zuſammenhingen, die Seele, durch welche der Leib beſtand, müßten hinaustragen ſehen, nun gewärtigen müßten, der erſte Windſtoß zerſtreue die auseinanderfallenden Glieder nach allen Winden. Da iſt's, wo das innigſte Gefühl, welches am Todestage in's Kämmerlein ſich verbergen durfte, an die heiße Sonne muß, oder an rauhe Winde. Brennen und zucken des Leibes Wunden ſo ſchmerzlich in der Sonne Gluth, im Blaſen der Winde, um wie viel heißer brennen und zucken wohl die Wunden der Seele in roher Kälte, in den Funken ſprühenden Mißtrauens, im Sturme windigen Geredes.

Bäbeli's Kammer lag gegen die Sonne, der erſte Sonnenſtrahl, wenn die Sonne nicht hoch am Himmel ging, ſpiegelte ſich an den dunkeln Wänden und in einigen Tagen des Jahres küßte er das roſige Mädchen wach. Dann fuhr das Mädchen züchtig auf, faltete die Hände, dankte Gott für die gute Nacht, bat um Segen für den Tag, machte raſch und wohlgemuth ſich an's Tagewerk. An ſelbem Tage küßte es auch die Sonne wach, aber ſchwer hob es ſein Haupt, langſam ermunterte es ſich. Wahrſcheinlich hatte das arme Kind wenig geſchlafen und ſchwer geträumt. Als es zum Bewußtſein kam, wo es ſei und was für ein Tag es ſei, da legte es ſein Haupt wieder nieder und weinte bitterlich, weinte bis eine andere Magd kam und es an's Tagewerk rief. Aber ſchwer bewältigte es das unausſprechliche Weh, das keinem beſtimmten Grunde entfloß, ſondern aus dem weiten Borne der Liebe quoll, aus welchem weder Gründe noch Rechnungen fließen, bloß reine Gefühle quellen. Endlich faßte es ſich, faßte die Zügel der Haushaltung, aber mit ſchweren Gliedern, daß es ihm oft war, als müſſe es in die Erde ſinken, lange bevor es dem Seligen zu Grabe läute, und unaufhaltſam floſſen ihm die Augen über. Den andern Hausgenoſſen ging es ähnlich, obgleich die Meiſten aus gröberm Stoffe gebaut waren.

Früh ſchon kam der alte Teſtamentsvollſtrecker, er wußte wohl, daß junge Leute an ſolchen Tagen die Beſonnenheit nicht zu wahren vermögen. Bloß den Alten, im Leben Erkühlten iſt es gegeben, beiſammen zu halten ein Herz voll Schmerz, einen Kopf voll klaren Willens. Er tröſtete vor allem, indem er meinte, ſie würden ſich gewöhnen müſſen im Leben, daß alte Menſchen ſterben, das ſei eine geordnete Sache, an welcher ſich nichts ändern ließe. Sie ſollten nur ſorgen dafür, daß ſie nie weinen müßten aus böſem Gewiſſen. Das Weh, welches aus der Liebe komme, das ſei eine Traurigkeit aus Gott, welche ſich in Freude verkläre, das Weh aus böſem Gewiſſen ſei der Wurm, welcher nicht erſterbe, ſondern immer glühender quäle. So viel er wiſſe, könnten ſie ein ruhig Gewiſſen haben, der Selige ſei zufrieden mit ihnen geweſen, und ſo viel er geſehen, hätten ſie ihm getreulich abgewartet und ihm Frieden gelaſſen in den letzten Tagen. Darum ſollten ſie jetzt ſich faſſen und ordentlich ſchaffen, es liege heute ihnen viel ob. Ja, und am Abend können wir den Bündel machen und wandern, wenn uns nicht der Landjäger nimmt und in's Gefängniß führt, rief die jüngere Magd.

Dafür habe nicht Kummer, ſagte der Alte, das iſt dummes Gerede. Was der Freund gemacht, ſteht verſiegelt im Teſtament, aber das kann ich ſagen, daß Unrecht euch Niemand anthun ſoll, dafür bin ich da, und wenn Jemand ungerecht fortgejagt werden ſollte, ſo findet der bei mir Arbeit und Eſſen, bis er zufrieden iſt und was Beſſeres weiß. Eines aber möchte er, fuhr er fort. Es wären unter ihnen die Meiſten, welche entweder als verwandt oder als Pathen das Recht hätten, den Seligen zu Grabe zu geleiten. Wer wolle, der könne. Aber Jemand müſſe doch daheim bleiben, das Haus könne man nicht unbewacht laſſen, man wiſſe, wie es heut zu Tage gehe. Da wäre ihm am liebſten, es hätte es eins wie das andere, und alle blieben beiſammen daheim. Sie ſelbſt ſeien ſo am ruhigſten und zu kurz ſollten ſie nicht kommen. Bäbeli ſolle Fleiſch kochen vom beſten, welches vorräthig ſei, und ungeſcheut Wein im Keller nehmen, ſo viel ſie möchten.

Jetzt aber ſollten ſie emſig ſeien, aufräumen, bereit machen, daß man den entfernteren Verwandten mit Kaffee, Wein und Käſe aufwarten könne. Es würden zwar die Meiſten ſagen, ſie möchten nicht, ihretwegen ſolle man nicht Mühe haben, indeſſen würden ſie doch nehmen, was da ſei. Anfangs hielt es Bäbeli hart, mit dem Pathen nicht zu Grabe gehen zu ſollen. Soll man von einem Geliebten ſcheiden, ſo geleitet man ihn doch gerne ſo weit als man kann, ſieht ihm dann noch nach ſo lange als möglich: darum auch geleitet man die Geliebten zu Grabe, ſieht ihnen nach in's Grab, bis die ſchwarze Erde ſich häuft im Grabe, ſie und die letzte Hülle birgt.

Doch es ſchickte ſich darein, und allgemach ſchien es ihm wirklich beſſer ſo, wie der Alte meinte. Daheim konnte es alleine ſein, war aus dem Bereich aller feindſeligen Blicke, lief nicht Gefahr, hören zu müſſen: Du, das dort, welches ſo nöthlich thut, iſt das Menſch, welches zuletzt bei ihm geweſen iſt, und ſo vaterländiſch geſtohlen hat. Es iſt ſchade, daß man heut zu Tage die Diebe nicht mehr hängt, dieſe möchte ich baumeln ſehen.

Man hatte zur Vorbereitung keine Zeit zu verlieren. Bei guter Zeit kamen die, welche am nächſten verwandt ſich glaubten, daher, zu Fuß und zu Wagen, ließen den Imbiß ſich nach einigem Nöthigen gefallen, wobei jedoch ſelten eins ein eigen Lächeln verbergen konnte, welches ſagen wollte: ja, nöthigt nur, derweilen es noch geht, wer ſich jetzt nöthigen läßt, der iſt vielleicht bald der, welcher beſiehlt. Es war eine ſeltſame Anwendung des Wortes, wer ſich ſelbſt erniedrigt, der wird erhöhet werden. Darauf ward ſo in aller Stille durchs Haus geſtrichen, die einen zählten die Speckſeiten, ob ſie noch alle da ſeien; andere erbauten ſich an den ſchönen Pferden, überſahen hinterm Hauſe die ſchönen Wieſen, überſchlugen im Stillen, was der Hof wohl gelten möchte, oder muſterten drinnen das ſchöne Geſchirr in den ſtattlichen Glasſchränken, ſchlichen in die Scheune oder in die Kammern, und alles ſo wie unbewußt, daß es ja Niemand merken ſollte.

Als die Baſe mit der ſpitzen Naſe auch in's innere Stübchen brach, ſaß ihr eine große ſchwarze Katze, der Liebling des Kirchmeiers, im Wege. Mit dem Fuße ſtieß ſie dieſelbe auf die Seite und ſagte: willſt aus dem Wege oder nicht, du Unflath! Warte nur, dir läutet es auch bald Feierabend! Es war ſchon vorher etwas Unheimliches in der Katze, ſo hatte ſie nie miaut, wie ſeit der Alte todt war und gefreſſen wenig; es war, als ob etwas Tieferes, Geheimnißvolleres in ihr ſich rege, als im Thiere der Menſch wahrnimmt. Jener Stoß ſchien eine Flamme anzublaſen, die Katze erhob ſich, ſträubte das Haar, hob hoch den Schwanz, feurig glühten die Augen, des Angriffs gewärtig und trotzige Töne ausſtoßend, ſchritt ſie durchs Haus. Einſtweilen ſtieß ſie Niemand mehr mit dem Fuße, Jedermann ging ihr aus dem Wege. Nach und nach fanden die andern Geladenen ſich ein, die Männer, mit Säcklein in den Händen, in welchen die Leichenmäntel waren, ſtanden in Truppen zuſammen, die Weiber ſtanden um den Garten herum, banden ſich die Haarflechten auf, redeten halblaut allerlei.

Endlich kam der Schulmeiſter, rief zum Gebet im Hauſe die Vereinzelten zuſammen, was langſam ging, als ob jeder fürchte, der Erſte zu ſein. Gar wehlich ſchrie die Katze in das Gebet hinein, manchem ward es dabei unheimlich ums Herz und es dünkte ihn, wenn doch nur Jemand die Katze zum Schweigen brächte, aber Niemand that es. Doch erſt, als man den Sarg zuſchraubte, ward ſie recht zornig, ſträubte das Haar hoch auf und folgte dem Sarge mit zornigem Geſchrei vor das Haus.

Zornig, ungefähr wie die Katze, war Hansli, der ſpät gekommen, durch das Haus gefahren, es ſchien ihm, als hätte das Fleiſch im Rauchfang abgenommen. Vor dem Hauſe ſtießen ſie plötzlich auf einander, der zornige Hansli und die zornige Katze. Dieſe krümmte ſich, ſchneuzte ihn grimmig an und machte Augen, wie glühende Kohlen, daß Hansli erſchrak. Er ſah in der Katze ein Ungeheuer, ein Weſen aus einer andern Welt, denn ſo aufgeklärt er ſchien, ſo war er insgeheim doch ſo abergläubiſch, wie das dümmſte Grabenbabi. Drei Schritte fuhr er zurück, ſchrie, man ſolle die Katze wegnehmen, ſie ſei verrückt, um kein Gut der Welt hätte er ſelbſt ſie mit einem Finger berührt, bloß von weitem ſchneuzte er die Katze an, die Katze ihn. Wahrſcheinlich hätte die Katze den Angriff gewagt, Hansli Ferſengeld gegeben, da kam Bäbeli, welches Erbarmen hatte mit dem armen Thiere, trug es liebkoſend in des Vetters Stübchen.

Endlich ward er hinausgetragen, der alte Vetter aus ſeinem ſchönen Nidleboden, dem dunkeln Grabe zu, welches auf dem faſt eine Stunde weit entfernten Kirchhofe der Gemeinde für ihn bereitet war, wo Reiche und Arme ſich ſammelten im Tode, wie weit ſie im Leben entfernt waren. Den Reichen und Armen iſt nur ein Troſt gegeben und allen der gleiche, daß der, welcher vom Tode auferſtanden iſt, auch ſie auferwecke, harrend der Stimme, die da in die Gräber dringen wird und zum Leben wecken, die da Gutes gethan haben. Wohl thäte es Manchem, wenn er im Leben daran dächte, neben wem er im Tode zu ruhen kommen könnte, und ſchon im Leben ſich brüderlich ihm näherte, damit er nicht einſt vielleicht hören muß: Sieh, der neben dir, begegnete dir im Leben in meinem Namen, du aber nahmeſt ihn nicht auf.

Das Leichengeleite des Kirchmeiers zeugte davon, daß er deſſen nicht vergeſſen, und wenn neben ihn der Aermſte gebettet ward in's Grab, ſo mußte der das Zeugniß geben, daß der reiche Bauer im Nidleboden ihm ein Bruder geweſen im Leben.

Nach Landſitte ward auf einem einſpännigen Wägelchen der Sarg gefahren, demſelben folgte ein langer Zug verſchiedener Geſtalten, männlichen und weiblichen Geſchlechtes. Den weiten Weg entlang blieben bloß die Geſchlechter ſo ziemlich geſondert, nicht aber die reiche Verwandtſchaft und die armen Gäſte, zuſammen faſt 200 an der Zahl. Man ſah alte Männchen in groben, röthlichen Mänteln und mangelhaften Kleidern, wanken zwiſchen ſtattlichen Geſtalten mit Stiefeln an den Beinen und Uhrenketten über die ſeidenen Weſten; ſah zwiſchen ſchön ſchwarz gekleideten, üppig genährten, mit dem weißen Hemde auf der breiten Bruſt weithin funkelnden Bäurinnen alte Mütterchen zitternd gehn, deren ärmliche Kleidung, welche die magern Glieder deckte, ein kärglich, trüb Daſein verkündete. Größer jedoch noch, als in den Gliedern und Kleidern war die Verſchiedenheit auf den Geſichtern.

Die ſtattlichen Männer, die dicken Weiber ſahen hell auf, plauderten, wenn auch nicht lachend, doch munter durcheinander, ſchritten raſch dem voranfahrenden Wägelchen nach, und wären noch raſcher geſchritten, wenn das alte Leibroß des Seligen raſcher voraus geſchritten wäre. Aber es war, als ob es wiſſe, was es ziehe, als werde es ihm bei jedem Schritte ſchwerer, ſeinen guten Herrn und Meiſter dem Grabe zuzuführen. Man ſah deutlich, in den ſtattlichen Geſtalten drängte ein Trieb die Glieder vorwärts, der Befriedigung eines Verlangens entgegen. Hing nicht drüben, wo das Kirchlein ſtand, in verſchloſſenem Teſtamente der Schlüſſel zu verſchloſſenen Kiſten und Kaſten, zu Geldſäcken und Schriftbehältern. Und wenn im Grabe die Leiche lag, ſollte der Schlüſſel frei werden, und zu freiem Gebrauch in glückliche Hände kommen? Iſt es ſich zu wundern, wenn bei ſolcher Ausſicht unwillkührlich der Schritt länger wird, raſcher der Fuß ſich bewegt, in entſchiedenen Fortſchritt kommt!

Wie aber den Verwandten ein Schlüſſel wartete, das verſchloſſene Haus mit all ſeinen reichen Behältern ihnen zu öffnen, ſo hatte ſich dagegen den Alten, den Armen eine offene, milde Hand geſchloſſen, für immer, ſie ſahen ſie nimmer wieder, denn eben dieſe milde Hand geleiteten ſie zu Grabe. Wer gab ihnen nun Holz für den Winter, gab ihnen Kartoffeln im Frühjahr, Obſt im Herbſte, Land zum Pflanzen unentgeltlich, ſo manchen ſchönen Batzen das Jahr hindurch, die ſchönen Neujahrsgeſchenke ihren Kindern, die warmen Kleider, die ſchönen Bücher?

Die Hand war todt, welche offen geweſen über ſie zu jeder Zeit, das Haus ging ihnen zu, aus welchem ſie ſo oft und ſo reichen Troſt getragen.

Verſchließen ſehen ſollten ſie ihren theuren Wohlthäter in die dunkle Kammer, wo den Augen der Lebendigen verborgen, die ſterblichen Reſte der Todten wieder in die Elemente aufgelöſt werden, aus welchen die wunderbare, weiſe Hand des Allmächtigen ſie zuſammen gefügt. Darum trauerten ſie hinter dem Sarge her, ſeufzten ſo ſchwer, darum wäſſerte ſo manche Thräne die tiefen Furchen in den verwitterten Geſichtern, darum war das Gehen ihnen ſo mühſelig, und immer mehr kürzten ſich ihre Schritte, je näher ſie der geheimnißvollen Kammer kamen. Es war ihnen, als hätten ſie noch immer einen Troſt auf Erden, ſo lange der alte Kirchmeier über der Erde ſei, als gehe mit ihm unter der einzige Stern, der ihnen freundlich geleuchtet in die Nacht ihrer Pilgerſchaft. Ein doppelt Weſen war der Selige in der Welt geweſen. Ein Vater der Armen mit Rath und That. Ein reicher Vater an Geld und Weisheit war er geweſen, aber in aller Stille, es vernahm die Linke das Thun der Rechten nicht. Ein reiches, aber ernſtes Wohlmeinen trug er in ſich und ließ es zur That werden, wo dieſelbe in Liebe und Treue aufgenommen, gute Frucht verſprach, hütete ſich aber ſorgfältig, ſo weit es Menſchen möglich, von denen er glaubte, ſie wüchſen als Dornen und Diſteln auf.

Dem größten Theile der Verwandtſchaft dagegen war er als geizig und wunderlich erſchienen, ſie lachten über den altväteriſchen, unſcheinbaren Alten, ſie ſpotteten über ſeine ſcheinbare Beſchränktheit, und klagten wiederum über ſeine Eigenthümlichkeiten, ſein Mißtrauen, ſeine Veränderlichkeit, daß, wenn man meine, man ſei oben auf, ſo ſehe er einen morgen kaum mehr an, denn er glaube allem Geſchwätz und jeder Verläumdung, meinten ſie. Sie kannten den Alten nicht, wohl aber er ſie, das aber ahnten ſie in ihrem Hochmuthe, gegenüber dem unſcheinbaren Männchen, nicht. Er war Herr ſeiner ſelbſten, darum auch Meiſter über andere, hielt die Verwandten zehn

Schritte vom Leibe, darum erkannten ſie auch ſein eigentliches Weſen nicht. So ging ein doppelt Geleite, eine doppelte Verwandtſchaft hinter ſeinem Sarge her, eine Verwandtſchaft durch die Liebe, eine durch das Blut. Wehe dem, welchem keine Liebe das Geleite zur dunkeln Kammer giebt, entweder hatte ihm des Vaters Rathſchlag ein ſehr trüb Loos zugetheilt, oder aber er nimmt das Zeugniß mit ſich, daß er ſein Pfund vergraben, daß er nicht Wurzel gefaßt im Felde, auf welchem die ſeligen Geiſter erblühn. Denn wer nirgends Liebe wecket, den hat der beſeligende Hauch der Gottheit nicht berührt, nicht beſeelt, der gehört in's unſelige Reich, wo feindſelig die Kräfte ſich durcheinander ſchlingen, jede nur das Eigene ſucht, und nichts als das Verderben findet. Möglich aber auch, daß, wie zwei Ströme oft lange unvermiſcht nebeneinander fließen, der eine trüb, der andere klar, ſo eine doppelte Verwandtſchaft am Grabe ſteht, eine Verwandtſchaft der Liebe, eine des Blutes, daß, wo das Blut verwandt iſt, keine Liebe iſt, und wo Liebe iſt, das Blut ein fremdes iſt.

Selten wohl wird dieſes ſeltſame Verhältniß dem Todten zum Vorwurf gereichen und ſchwer über ihm die Erde machen, jedenfalls ſind die in Liebe ihn Begleitenden Zeugen, daß er, vom Hauche der Gottheit belebt, Liebe in Herzen zu wecken, in's Reich der ſeligen Geiſter ſeine Wurzeln zu ſchlagen wußte.

Stille wird es in einem Hauſe, aus welchem man einen Todten getragen, nicht nur, weil die Leidtragenden ſich entfernt, ſondern es wird ſtille, wie in einem Leibe, aus welchem die Seele geſchieden iſt. Bleiben auch Lebende im Hauſe zurück, ſo ziehen doch, wo die Liebe wohnt, auch ihre Seelen mit dem Sarge, geben geiſtig das Geleite den ſterblichen Reſten des Geliebten. So war es auch im Nidleboden. Oede und leer war es auch dort geworden, es war, als ob der Schutzgeiſt entſchwunden ſei, der Geiſt, der Ordnung ſchafft, die getrennten Theile bindet, und einem Zwecke dienſtbar macht. Stille war es nicht, bitterlich weinten die meiſten der Zurückgebliebenen, und kläglich miauend ſtrich die ſchwarze Katze herum, bis ſie endlich bei Bäbeli ſtille ſtand, an ihm herumſtrich, zu ihm aufſah und noch jämmerlicher miaute. Ja, ſchreie nur, du armes Thier, ſagte Bäbeli, von Mitgefühl ergriffen, dir iſts übel gegangen, wie mir, der iſt fort, der dich ſo lieb hatte, und was der mit dir anfangen wird, welcher nach ihm kommt, iſt Gott bekannt. Ich weiß auch nicht, wo ich hin ſoll und was aus mir wird. Aber wer weiß, vielleicht nimmt der, welcher mir einen Aufenthalt anerboten hat, auch dich. Sie ſind ſo gute Freunde geweſen, daß er dich ſicher nicht im Stiche läßt, wenn ich es ihm ſage. Es war ordentlich, als ob das ſchwarze Thier den Troſt verſtehe. Es ſtellte das wehliche Geſchrei ein, leckte des Mädchens Hände, legte ſich endlich in deſſen Schooß zur Ruhe und begann behaglich zu ſchnurren.

Wenn aus Oſt oder Südoſt der Wind geht, ſo hört man im Nidleboden das Geläute von der Kirche her, hört das Mittagsgeläute, hört die Schläge der Todtenglocke. Von dort her kam am ſelben Tage der Wind, um's Haus in den Baumgarten hinaus. Jedes für ſich, damit keins das andere ſtöre im Horchen und Sinnen, ſtanden die Zurückgebliebenen, lauſchten auf die Töne vom Kirchlein her, ſahen einander fragend an, ſchüttelten verneinend die Köpfe. Das Läuten beginnt, wann der Sarg dem Kirchhof ſich naht. Sie wollten im Geiſte bei ſeinem Grabe ſein, wollten beten in's Grab hinein, wollten miſchen ihr Gebet mit der über ihm zuſammenrollenden Erde, den Andern gleich, die am Grabe ſtanden. Da hob das Mädchen, welches als äußerſter Vorpoſten auf einem großen Erdhaufen ſtand, die Hand empor und rief: Hört, hört! Da klang es wirklich durch die Lüfte, leiſe, wie Geiſterwehen, lauter ſchwebten dann einzelne Glockentöne heran, Geiſterſtimmen, welche die Kunde brachten, jetzt nahe der ſelige Kirchmeier ſeinem Grabe, jetzt werde der müde Leib in die Erde geſenket, um wieder zur Erde zu werden, aus welcher er genommen worden.

Da weinten alle laut, falteten die Hände und baten den allgütigen Gott um Ruhe für den todten Leib, um Seligkeit für die arme Seele.

Die Töne verklangen, man wußte, jetzt werde es ſtille über dem Grabe, ſtille auf dem Kirchhofe, in ſtiller Todtenkammer ſchlafe jetzt ungeſtört der Selige und harre der Auferſtehung. Stille verließ eins nach dem andern ſeinen Platz, ein jedes ſchlich ſeinen eigenen Weg und ſtille ward es überall, das große Haus ſchien zur großen Todtenkammer geworden. Endlich hörte man eine laute Stimme: ſie rief zum Eſſen. So erfreulich ſie ſonſt den Meiſten erklang, ſo erſchrak doch diesmal mancher darob, erſchrak wie ein Schlafender, ein Träumender vor dem Feuerruf, der durch die Bewußtloſigkeit des Traumes dringt.

Bäbeli war dem Willen des Gerichtsmannes nachgekommen, hatte ein Mahl bereitet, erfreute aber Niemand damit. Die Biſſen quollen im Halſe. Es war allen, wie wenn ſie Abſchied nehmen ſollten vom väterlichen Hauſe, von der Heimath für immer. Ein ſolcher Abſchied ſtillt den Hunger, es ſind andere Mächte, welche die Seele füllen und ſelbſt dem Leibe gebieten, ſeine Muskeln zuſammenziehen und öffnen die Quellen des Wehs. Geſprochen wurde eben ſo wenig, ſein Bangen mochte Niemand zur Schau legen und eben ſo wenig den ſtillen Zorn über die gefühlloſen Verwandten. Bloß ein vorwitzig Knechtlein ſagte: Wenn der alte Kirchmeier noch ſehen könnte, wie es jetzt gehe, er würde ſich verwundern. Warum? frug Jemand. He, darum, da könnte er ſehen, wie es uns hier iſt, und wie keins ein Stück hinunter bringt, nicht einmal Fleiſch, und wie ſie dagegen dort eſſen und trinken mögen, daß es einem übel darob grauſet. Und dazu nicht warten mögen, wer die Arme in den Teig ſtoßen kann und wie tief. Da könnte er abnehmen, wer ihm am meiſten anhing, ob die, welche alle Tage ihm vor der Thüre waren mit falſchen Worten, ſchlechtem Kram und ihn ſchon bei Lebzeiten gerne gerupft hätten, wie einen alten Güggel (Hahn), oder die, welche ihm gearbeitet, was er erleiden mochte, zu ſeiner Sache geſehen, als ob es ihre wäre und ſonſt gethan, was ſie ihm an den Augen abgeſehen.

Bäbeli meinte, er ſolle doch ſchweigen. Hätten ſie recht gethan bei Lebzeiten des Pathen, ſo wollten ſie ſich nicht verſündigen nach ſeinem Tode; es ſei wohl gut, wenn man ein gut Gewiſſen habe, aber deswegen ſei es einem nicht erlaubt, die andern zu richten. Seien ſie, wer ſie ſeien, ſo ſeien ſie des Pathen ſelig Verwandte und ſeinetwegen müßten ſie Reſpekt vor ihnen haben, ſeien ſie daneben, wer ſie wollten. Wenn ſie nicht eſſen möchten, ſo wolle es nachher einen Kaffee machen, ſie ſollten machen, daß ſie nicht weit weg ſeien, oder ſich herbei laſſen zu rechter Zeit. Gegen Abend werde es wohl ein Geſtürm geben, daß man nicht wiſſe, wo einem der Kopf ſtehe, und Niemand Zeit habe, an ſich ſelbſt zu denken.

Es war ein banger Nachmittag, welcher nun anbrach, in demſelben wurde das entſcheidende Wort abgeleſen, wem der Nidleboden angehören ſolle. Dieſes Wort hatte Einfluß auf alle Bewohner, gab dem Leben Einzelner vielleicht eine ganz eigene Richtung. Vielleicht, ſo dachten es ſich wenigſtens mehrere, welche mit dem Gange eines ſolchen Geſchäftes nicht bekannt waren, müßten einige noch ſelben Abend den Nidleboden verlaſſen.

Ob Einige Hoffnungen hegten, wiſſen wir nicht, wenigſtens Niemand große. Der Selige hatte keine erweckt, Niemand bevorzugt, ſondern Jedes für das behalten, für was er es angeſtellt hatte. Einen Jahrlohn oder zwei mochte wohl das Höchſte ſein, worauf, geſtützt auf Vorgänge, kühne Seelen hofften.

Die Knechte vertrieben ſich die Zeit in den Ställen, und, frei von Bäbeli's Zucht, erlaubten ſie ſich gar vielerlei Gloſſen und manch hart Urtheil. Mehrere Verwandte, von weiterher kommend, waren in den Nidleboden gefahren, ob aus Bequemlichkeit oder in gewiſſen Hoffnungen, wiſſen wir ebenfalls nicht. Nun geht man auf dem Lande hinter den Leichen her, man fährt nicht. Wahrſcheinlich glaubt man da noch, daß das Begleiten zum

Grabe die beſte Gelegenheit ſei, den Menſchen zu erinnern, daß man nicht in Kutſchen gen Himmel fahre, weder zweiſpännig noch vierſpännig, ſondern daß man mit Angſt und Noth auf den eigenen Beinen dahin pilgern müſſe, manchmal ſogar, als wenn man Erbſen in den Schuhen hätte, und zwar ungekochte. Die zurückgelaſſenen Pferde nun mußten gefüttert, getränkt, geputzt werden. Die armen Thiere wurden als Repräſentanten ihrer Herren betrachtet, mußten die Achtung und die Zärtlichkeit entgegen nehmen, welche man gegen ihre Herren im Nidleboden hegte, und zwar ohne all den Rückhalt, deſſen in den meiſten Fällen, die Türkei vielleicht ausgenommen, die Geſandten an fremden Höfen ſich zu getröſten haben. Mißhandelt wurden die armen Thiere juſt nicht, aber erſt wurden ihre eigenen Perſonen einer unerbittlichen Kritik unterworfen, ſelten ward ein Bein oder ein Auge tadellos, die Farbe gewöhnlich falſch, die Ohren zu lang gefunden, dann der Pferde Herr noch viel unbarmherziger durchgenommen, und zwar nicht bloß ſeine Perſon, ſondern auch ſeine Geſchichte. Die Pferde konnten nicht rapportiren, nahmen übrigens alle Schmähungen viel kaltblütiger auf, als ſonſt Repräſentanten zu thun pflegen, bloß allfälligen Fußtritten ſetzten ſie wackern Widerſtand entgegen und behaupteten in tüchtigen Auswürfen die Ehre ihrer Nation.

Solche Zerſtreuung war dem weiblichen Geſchlechte nicht geboten. Die Mägde hatten bloß mit einheimiſchem Geſchirr zu verkehren und die Küche beſtmöglichſt in Glanz zu ſtellen. Als dies geſchehen war, gingen ſie in ihre Kammern, muſterten ihre Habſeligkeiten, dachten ſich aus, auf welche Weiſe, ob in Säcken oder Kiſten, ſich im Fall der Noth ihre Kleider am beſten fortſchaffen ließen, ſtürzten die Kaſſe, wie die Kaufleute zu ſagen pflegen, rechneten, was ſie allfällig noch einzuziehen hätten, überſchlugen, wie ſie ſich durchhelfen, wie lange ſie im Falle der Noth ohne Verdienſt ſich durchſchlagen könnten, weinten zwiſchen hinein, überwallt von ihren Gefühlen. Die armen Mägde dachten nicht in ihrer Demuth, daß ſie akurat wie viele ſogenannte Staatsmänner ſich gebehrdeten, welche der Strom der Zeit auf den Strand wirft, mit dem Unterſchiede jedoch, daß wenn die Staatsmänner weinen, ſie über ihre Dummheit, ihr ſchlechtes Steuern weinen müſſen, und nicht wie die Mägde aus Anhänglichkeit an das Schiff, welches ſie verlaſſen zu müſſen glaubten, weil eine fremde Macht es eingenommen.

Doch ob ſeinem Schmerz vergaß Bäbeli ſeine Pflicht nicht. Noch dachten die andern nicht daran, als es zum Kaffee rief, welchem Ruf willig entſprochen wurde. Es dünke ihn doch, ſagte das vorwitzige Knechtlein, man ſollte bald was vernehmen, ſchon habe es drei geſchlagen. Was denkſt, meinte Benz, vor zwölfe kamen ſie nicht zu Tiſche und eine Stunde iſt's bis hieher. Da klopfte es draußen, alle fuhren hoch auf, man ſchoß hinaus, ein alt Mütterchen ſtand draußen, kam auf allſeitiges Geheiße hinein, wußte aber nichts vom Teſtamente, wollte nur ihren Regenſchirm abholen, welchen ſie hier gelaſſen, weil Regen nicht zu fürchten geweſen. Sie erzählte bloß, welch ſchöne Aufwart es geweſen ſei, wie ſie nie ſo dabeigeweſen, und doch hätte ſie keine Freude dabei gehabt. Schaafvoreſſen ſei da geweſen, ſogar Paſteten, Rindfleiſch, Speck, Braten, Schinken, Torten, ganz weißes Brot, goldgelber Wein, ſüßer Thee, ſo habe ſie es nie geſehen und doch ſei ſie wohl alt. Und doch ſei ihr ganz Angſt dabei geworden, und wie ſie ſich auch gewehrt, das Waſſer ſei ihr immer die Backen abgelaufen, denn immer habe ſie denken müſſen, das ſei der Armen Henkersmahlzeit, und wenn die vorbei ſei, dann ſei es aus, dann könnten ſie die Welt auslaufen, wie der ewige Jude nach ſeinem Tode, ehe ſie einen fänden, wie den alten Kirchmeier, der ihnen Holz gebe und Land und Troſt in jeder Noth. Ihr ſei immer geweſen, wenn ſie nur daheim wäre und beten könnte für den Kirchmeier in ihrem Stübchen, denn wie gut einer ſei, ſo ſei er doch allweg ein ſündiger Menſch und hätte das Beten nöthig. Indeſſen, weil es doch einmal da geweſen ſei, ſo hätte ſie auch genommen, eben nicht viel, bloß was ſie wohl habe beißen mögen, und Gott wiſſe es, ſie wäre mitten daraus gelaufen, wenn Jemand hätte mit ihr kommen wollen.

Denn oben am Herrentiſch, wie ſie ihn genannt hätten, da hätten ſie gelacht und geredet, man hätte es in der ganzen Stube gehört, und keine einzige ſündige Seele hätte dort eine Thräne vergoſſen, und der Wirth habe ſich die Beine ablaufen müſſen mit Wein holen, ſo ſtreng ſeien die Flaſchen leer geworden. Wenn der Kirchmeier ſelig das hätte ſehen müſſen, er hätte ſich noch im Grabe umgekehrt. Da habe es auch einmal einen Aufſtand gegeben. Die Leute hätten geſagt, jetzt gehe es mit dem Teſtamente und dem Erben an. Da ſei über ſie plötzlich ein Grauſen gekommen, Niemanden hätte ſie behüte Gott geſagt, Niemanden gefragt, ob er mit wolle, ſie hätte fort müſſen, ob ſie habe wollen oder nicht, und ſei her gelaufen, ſo ſchnell als ihre armen alten Beine es vermocht hätten.

Während die Einen über die Gefühlloſigkeit derer am Herrentiſche ſich ärgerten, die Andern davon redeten, wie übel es vielen ergangen, die jetzt noch nicht daran dächten, vielleicht luſtig heimkehrten, guckte plötzlich Eins am Tiſche auf, und rief: Du mein Gott, wer kömmt da gelaufen! Während alle die Hälſe ſtreckten, polterte es draußen ſchon über die Schwelle, brach zur Thür ein, ſtürzte mitten in die Stube, und ſtand da athemlos und wie verſteinert, ein Knabe nämlich, welcher ſehr oft im Nidleboden war und dem Leichenbegängniß beigewohnt hatte.

Im erſten Augenblick waren alle erſchrocken, und als er endlich mit dem Finger auf Bäbeli zeigte und ſagte: der Hof, der Hof, begriff Niemand, was er meine. Man warf ihm vor, er ſei berauſcht und ſchämen ſollte er ſich, an ſeines Pathen Begräbniß ſich ſo zuzuputzen. Wenn er nicht ſelbſt den Verſtand gehabt, ſo hätten andere witziger ſein ſollen, als er, und es ihm wehren. Da kriegte der Knabe endlich Athem und ſagte: Berauſcht ſei er nicht, aber er ſei gelaufen, was er vermocht, Bäbeli erbe, der Vetter habe Bäbeli den Hof vermacht, ſelb ſei wahr und gewiß, er hätte es ſelbſt gehört und alle andern hätten es geſagt. Da gab es rund um den Tiſch große Freude und alle ſagten: Das hätten ſie nicht gedacht, aber beſſer hätte der Meiſter ſelig es nicht machen können, und beſſer als Bäbeli, gönnten ſie es Niemand. Nur Benz ſagte nicht viel, ging bald hinaus. Bäbeli war ſchneeweiß geworden, hatte den Milchtopf fallen laſſen, mußte ſich ſetzen, ſchwankte zwiſchen Ohnmacht und Unglaube, und wie man ihm auch Waſſer bot zum trinken und ihm zuredete, ſo wollte es ihm doch entweder ſchwarz vor den Augen werden, oder es ſchüttelte ungläubig den Kopf, ſagte leiſe, man ſolle ſie doch nicht zum Beſten halten, die Sache könne nicht ſein, und wenn es wäre, ſo wäre es ihm lieber, es wäre nicht, es wüßte nicht, was damit machen. Du armes Tröpfli du, meinte Eine, da habe doch nicht Kummer, da wird ſchon einer ſich finden, der dich berichtet.

Wie nach einer geſchlagenen Schlacht im Rücken der Armeen Verſprengte erſcheinen, ſolche, welche zuerſt Reisaus genommen, oder die ſchnellſten Beine haben, die erſten Nachrichten bringen, lügen und berichtigen, daß es ſchwer wird, im Knäuel der Berichte den ſichern Faden zu behalten, ſo erſchienen auch im Nidleboden ſogenannte Gräbtleute immer häufiger und mehr oder weniger außer Athem. Jeder hatte ſein Eigenes zu erzählen, doch rühmten alle den Kirchmeier ſelig und ſein Teſtament, denn es waren eben die Armen und Gebrechlichen, welche diesmal den Reichen und Stattlichen weit vorausgekommen waren, und alle beſtätigten, was der Junge zuerſt gebracht, Bäbeli ſei Haupterbin und erhalte den Hof.

Dann erhob ſich das bunte Gerede. Alle hatten viel gehört, aber die Wenigſten das Gleiche. Darüber waren die Meiſten einig, Benz hätte 10,000 Gulden und Vieles die Armen, und Mancherlei die Verwandten. In einer innern Stube war das Teſtament eröffnet worden, anfänglich nur in Gegenwart der nächſten Verwandten, die Kühnſten unter den Andern hatten nur ſo von ferne die Ohren geſpitzt. Aber wie das dann ſo geht, die Hinterſten drängten, der Notar hatte eine Stimme, wie ein zerbrochener Topf, man mußte näher, wollte man was verſtehen. Einiges verſtand man, Einiges nicht, Einiges kam durch Tradition von den Vorderſten zu den Hinterſten, doch begreiflich mit vielen Variationen. Der Herr, der Hansli, habe eine Kuh geerbt, hieß es, welche er in Erlenbach gekauft, und dazu ſei noch von Schulden abgeleſen worden, welche ihm geſchenkt ſeien. Die Wirthin zu Zinggiwyl 20 Scheffel Korn zu Dreizinken, eine andere 10 Scheffel und die Hälfte der Hühner, eine andere die vorräthige Butter nebſt einigem Gelde, die Magd vor Bäbeli: Mareili, 1000 Gulden und 200 Ellen halbflächſerne Leinwand (hätte wahrſcheinlich lieber flächſerne gehabt). Immer mehr habe es ein Gedränge gegeben, daß man faſt nichts habe verſtehen können. Aber wenn was darnach abgeleſen worden, ſo habe es ein Gelächter gegeben, daß man es ganz vergeſſen, daß man an einem Begräbniß ſei. Bald Eins, bald das Andere der Verwandten ſei dann aus der innern Stube gekommen, zornig und brummend, der Herr, welcher die Kuh geerbt, ſei durch die Leute gebrochen, ſchäumend wie ein wüthender Ochſe durch das Gehege. Aber davon gelaufen ſei er doch nicht, ſondern nur bis an den Herrentiſch und habe dort durcheinander geflucht und getrunken, daß es eine ſchreckliche Sache ſei. Von einem ſolchen Teſtament habe man nie was gehört, ſo lange die Welt ſtehe, habe er geſagt, und wer daran geholfen, der müſſe ihm in's Zuchthaus oder gar auf die Galeeren. Einer, der ein ſolches Teſtament mache, dem fehle es im Kopf, und wofür ſeien die Zeugen da, und ein geſchworner Notar, als zu ſehen, ob einer beim Verſtand ſei oder nicht. Aber Bäbeli ſolle nicht Kummer haben, ſetzten ſie gewöhnlich hinzu, mehr als fünfzig hätten geſagt, er ſolle nur probiren, ſie wüßten, ob der Kirchmeiebeim Verſtand geweſen ſei oder nicht, was ſie wüßten, wollten ſie reden, wo man es begehre, es möge kommen, zu was es wolle. Mancher, der ein Herr ſein wolle, wäre wenigſtens zhalb geſcheuter, wenn er den Verſtand hätte, welchen der Alte nur am kleinen Finger gehabt habe.

Doch von den Erzählungen und Tröſtungen vernahm Bäbeli wenig, ſie rauſchten nur ſo in ſeinen Ohren, wie der Wind durch die Bäume, ſeine Glieder zitterten, und daß auch ſein Herz bewegt war, ſah man an den Thränen, welche über ſeine Backen rollten. Draußen im Stalle und um das Scheuerwerk herum war großer Jubel, Freude über den unerwarteten fröhlichen Ausgang, boshafte Freude, die Geſichter der Verwandten erſcheinen zu ſehen, welche hier ihre Fuhrwerke abholen mußten. Allerlei wurde vorgeſchlagen und angebracht, wie man ſie in Wort und That necken könnte. Namentlich wollte man Hansli, dem Herrn, ſeine ererbte Kuh hinten an die Chaiſe binden mit einem großen Blumenſtrauß zwiſchen den Hörnern, wie man von Schützenfeſten Schaafe und Rinder, welche man als Preiſe erhalten, heim zu führen pflegt.

Benz hatte die größte Mühe, das Volk in Schranken zu halten, und jeden Muthwillen zu verhindern, die Geſichter jedoch formen und wegwiſchen auf ihnen Spott und Bosheit, das vermochte er nicht.

Den Verwandten kam es allerdings als eine ſtrenge Sache vor, noch einmal in den Nidleboden zu müſſen, und gerne hätte jeder einen Thaler oder zwei gegeben, ſein Fuhrwerk ſtünde nicht dort. Warum noch einmal ſehen müſſen, was man gerne gehabt und nicht gekriegt, und ohnehin vielleicht ſein lebenlang nicht verwinden und vergeſſen kann? Zudem begriffen ſie nur zu wohl, was für Augen man ihnen dort machen werde, und wie ſchwer es für ſie ſei, dieſen Augen ſich preis zu geben, ohne auf irgend eine Weiſe ſich bloß zu geben. Denn doch mußte es überſtanden werden, denn durch Boten die Fuhrwerke holen zu laſſen, das fühlten ſie wohl, würde ſie am allerlächerlichſten machen, vielleicht gar in den Kalender bringen. Nur einige Weiber verbündeten ſich, gingen einen andern Weg und befahlen ihren Männern, bei einem beſtimmten Wirthshauſe ſie abzuholen.

Kein Menſch und kein Teufel bringe ſie mehr zu dem verfluchten Neſte, ſie wollten, ſie hätten ihr Lebtag nie davon gehört, ſagten ſie.

Endlich rückte ſie heran, die verblüffte Schaar langnaſigter Verwandten, doch nicht in Maſſe, ſondern vereinzelt und jeder machte ein eigenes Geſicht, und zwar ein ſo unbefangenes, als ihm möglich war, aber wenige brachten es dahin, daß ſie aus dem Ton ihrer Stimme den Aerger und den Zorn herausgebracht hätten.

Vetter Hansli, jeder Zoll ein gemachter Herr, brutal und beſchränkt, aber mit etwas Beſenwurf übertüncht, frech und ſchlau, wo es um Batzen ging, kam daher, die ganze Geſtalt voll Zorn und Gift, und ein ärger Geſicht als er, machte ſicherlich der Teufel im Buche Hiob nicht. Er polterte in den Stall, befahl anzuſpannen auf der Stelle und zwar gut. Dann fuhr er in's Haus hinein, wo er Peitſche und Mantel verſorget hatte, und auf dem Wege ſchien ihm was einzufallen, was ſonſt nicht häufig der Fall war. Es fiel ihm nämlich plötzlich ein, woran er bis dahin gar nicht gedacht hatte, daß er ledig ſei, und Bäbeli auch, daß Bäbeli nun eine reiche Erbin ſei, und ſei am Teſtamente nichts anzufangen, ſo laſſe ſich vielleicht deſto mehr mit dem Mädchen anfangen, und ſei es dieſen Weg oder jenen Weg, wenn er nur zum Nidleboden führe; der ſei allweg die Hauptſache. Der Mann kehrte ſich plötzlich, wie ein Handſchuh, öffnete ganz manierlich die Thür zur Wohnſtube, wo er Bäbeli zu finden hoffte und fand, trat mit angeſtammter Unverſchämtheit, welche gar keine Notiz nimmt von dem, was man 5 Minuten oder 5 Stunden vorher geſagt hatte, zu Bäbeli, bot ihm die Hand und wünſchte ihm von ganzem Herzen Glück, er gönne es Niemand beſſer, als ihm, und der ſelige Vetter werde wohl gewußt haben, in welche Hände er es gebe, und wie es dieſes Glück mit Abwartung und Aufrichtigkeit verdient habe. Es hätten das nicht alle geſunden, aber er wohl, habe es auch geſagt, und wenn er ihm was dienen könne, ſei es Tag oder Nacht, ſo ſolle es ihn anſprechen. Ihm ſei alles bekannt, und wenn einer ihm vor Verdrießlichkeiten ſein könne, ſo ſei er es, bei den Einen ſei er wohl an, und die Andern hätten ihn zu fürchten. Jetzt wolle er nichts weiter ſagen, nächſtens werde er wieder kommen. So ſprach Hansli, und verabſchiedete ſich mit all ihm zu Gebote ſtehender Höflichkeit. Hat der eine Frau oder möchte er eine, platzte ein Weib heraus, welches geſehen hatte, wie Hansli bei der Eröffnung des Teſtamentes ſich betragen hatte, ehe derſelbe noch recht die Thür zugemacht hatte; ein ſchallend Gelächter der Uebrigen fuhr ihm nach. Ob Hansli es gehört, wiſſen wir nicht, wenigſtens hob ihn ſein glücklich Selbſtbewußtſein darüber empor. Er war des glücklichen Wurfes ſicher, blieb auch draußen freundlich, gab dem Knechte, welcher ihm ſein Pferd hielt, diesmal einen Fünfbatzler Trinkgeld, und zwar den ſchönſten, welchen er bei ſich hatte.

Endlich rollte das letzte Fuhrwerk fort und ſtille ward es im Nibleboden. Es war Abend geworden, mild und freundlich koſte leiſe der Wind mit den duftenden Blüthen, am blauen Himmel ſenkte ſich des Mondes Sichel ihrem Bette zu, welches die Sonne ſo eben mit ihrer ſchönſten Gluth vergoldet hatte. Verſpätete Krähen ſuchten eiligſt und ſchreiend ein Nachtquartier, vom Walde her hörte man der erwachenden Eule zärtlich Seufzen.

Langſam kam der alte Gerichtsmann den Hügel herab dem Hauſe zu. Erſtlich hatte er ausharren müſſen bis der letzte Gaſt verſchwand, und dieſes ging lange. Es giebt immer Leute, welche alles reut, was bei einer Mahlzeit übrig bleibt, welche meinen, ſie verdienten einen Gotteslohn, wenn ſie eſſen und trinken, bis nichts mehr auf dem Tiſche iſt, und begräbt man einen alten, reichen

Junggeſellen, ſo theilt ſich dieſe Eigenthümlichkeit gar vielen mit. Zweitens hatte er noch mit dem Wirthe abgerechnet. Er wußte aus Erfahrung, daß ſolche Rechnungen, ſo lange ſie in des Wirthes Kopf ſtecken, ſind wie Brotteig, welchen man in geheizten Ofen thut, nämlich anſehnlich auflaufen und anſchwellen. Um dieſen Wachsthum, welcher manchmal nur während einer Nacht unglaublich iſt, zu verhüten, hatte er alſo trotz der erſt höflichen, dann gröberen Ablehnung des Wirthes ausgerechnet, und trotz dieſer Vorſicht hatte er über 200 Gulden zu bezahlen gehabt.

Er wußte nicht, welchen Eindruck die Botſchaft auf die Bewohner des Niblebodens gemacht, indeſſen ging er deswegen keinen Schritt geſchwinder, und als er in die Stube trat, wo er Bäbeli alleine fand, blieb er bei dem üblichen Gruße: Guten Abend gebe dir Gott! Danke Gott, ſagte Bäbeli traurig. Und was haſt geſagt? fragte er endlich, und ſchlug Feuer für ſeine erloſchene Pfeife. Da fing Bäbeli wieder an zu weinen und ſagte, wie es ſo großes Glück gar nicht verdient, wie es damit nichts anzufangen wüßte, und wie es eigentlich, wenn es recht gegangen wäre und der Pathe ſelig nicht hätte auf den Reichthum und die Vornehmheit ſehen wollen, die Sache Jemand ganz anderem gehört hätte. Er wüßte doch nicht, ſagte der Alte. Wohl, ſagte Bäbeli, da ſei der Benz, auf dem ſei in der letzten Zeit die ganze Laſt gelegen, und der hätte ſich betragen, daß der Vetter hätte zufrieden ſein können, dem hätte er gehört. Das thue ihm ſo ſchrecklich weh, daß der jetzt meine, es ſei ihm vor ſeinem Glück geweſen, hätte dem Pathen ſelig die Augen ausgebohrt, ihn vielleicht gar gegen Benz aufgehetzt. He, das wird er nicht meinen, entgegnete der Alte. Wohl, das meint er, ſagte Bäbeli, und das drückt mir faſt das Herz ab. Ich habe es ihm am Geſicht angeſehen und kein freundlich Wort hat er mir ſeither gegeben. Wenn er nur mit mir tauſchen wollte, oder wenn ich nichts hätte, wenn er nur wieder zufrieden wäre und nicht meinte, ich hätte ihm zu Schaden geredet.

Das werde wohl zu machen ſein, ſagte der Alte, es hätten ſich ſchon viel ſchwerere Sachen gemacht, und ging hinaus den Ställen zu. Draußen fand er Benz, der ein Geſicht machte wie ein zorniger Bär. Und biſt zufrieden mit dem Pathen ſelig? frug der Alte Benz. Und wenn er nichts erhalten hätte, ſo wäre er mit ihm zufrieden, antwortete Benz. Aber ſagen wolle er ihm, daß er einſtweilen für Jemand anders ſehen könne, der hier befehle, er wolle fort. Iſt's der Hochmuth, daß du einen Kreuzer Geld haſt, oder der Neid, daß du nicht den Hof haſt, was dich forttreibt? Iſt's das eine oder das andere, ſo ſollteſt du dich ſchämen, Bürſchchen, ſagte der Gerichtsmann. Es iſt weder dies noch das, ſagte Benz, aber beim neuen Nidlebauer will ich nicht Knecht ſein. Darwider kann ich dir nichts haben, ſagte der Alte, möchte ſelbſten nicht. Aber was ich habe ſagen wollen, du ſolleſt hinein, Bäbeli möchte dich was fragen, dann kannſt du ihm ja ſelbſten den Dienſt aufkündigen. Benz ging, aber unwillig. Der Alte wandte ſich dem Kuhſtall zu, hielt Conferenz mit Kühen und Knechten.

Nach einer ziemlichen Weile, als Benz nicht wieder kam, ſchritt der Alte bedächtig wieder dem Hauſe zu, öffnete langſam die Stubenthür. In der Stube ſtanden Hand in Hand Benz und Bäbeli und hörten das Oeffnen der Thür nicht. Ihr werdet Tauſches einig ſein, oder haſt dich friſch dingen laſſen? fragte der Alte. Erſchrocken kehrten ſie ſich um und fuhren auseinander. Nit, nit, ſagte der Alte, ihr habt euch nicht zu ſchämen, die Sache iſt recht, gerade wie es ſein ſoll. Bäbeli wollte ſagen, es wiſſe nicht, was er meine. Das ſind Schneckentänze, ſprach der Alte, gerade ſo wollte es mein ſeliger Freund. Daß ihr beide einander gerne ſahet, wußte er längſt. Ihr waret ihm lieb, euch vertraute er den Nidleboden, welcher ſeit 200 Jahren in der Familie iſt, an dem er mit ganzer Seele hing, am liebſten an, machte ihn auch zum Weibergut, damit er geſicherter ſei, wenn Benz zum Hudel gerathen ſollte. Es wüßte nicht, woran der Pathe ſelig was gemerkt haben ſollte, und er ſolle doch ja Niemand was ſagen, daß ſie von ſo was geredet hätten, bat Bäbeli. Mädchen, ſagte der Alte, das läßt ſich nicht verheimlichen, was gethan werden ſoll, muß alſobald gethan werden, ſo wollte es auch der Kirchmeier ſelig. Aber jetzt gehe und mach, daß das Abendeſſen gebracht wird. Stelle auf, was du haſt, und vergiß den Wein nicht. Bäbeli wollte Einwendungen machen, wollte das Versprechen, daß er nichts ſagen wolle. Allein der Alte blieb feſt und trieb Bäbeli ohne Erbarmen an die Ausführung ſeiner Befehle.

Endlich ward das Eſſen aufgeſtellt, die Hausgenoſſenſchaft verſammelt. Unnöthig war des Gerichtsmanns Vorſorge nicht, denn ein munterer Appetit hatte ſich in Speiſe und Trank wohl ſelten an einem Tiſche kund gethan, und wir müſſen ſagen, ſelbſt Bäbeli aß und trank, freilich weniger als die Andern. Hie und da wurde eine ſcherzhafte Bemerkung laut über die Geſichter der Verwandten, oder ein Vorwurf an Benz, daß er nicht erlaubt, Hansli die Kuh an die Chaiſe zu binden. Da begann der Alte und ſagte: Da könnten ſie ein Beiſpiel nehmen, was Hoffahrt und Hochmuth für einen Ausgang nehmen thäten, weil er die Menſchen mit Blindheit ſchlage, und wohin Fleiß und Treue führten, weil ſie aushielten bis an's Ende und immer Jemand da ſei, der ſie ſehe und lohne. Er kenne Niemand, der ein Auge gehabt bis in's Innerſte der Menſchen hinein, wie ſein Freund, und Niemand, der kaltblütiger genommen, was er geſehen. Er habe die Wurfſchaufel in der Hand gehabt, die Tenne gefegt, habe die Leute geſiebt, bis er im Hauſe gehabt, wer ihm anſtändig geweſen, treu und lieb, und allen denen habe er ein Zeichen gethan. Nun erzählte er, was die Meiſten noch nicht wußten, was er jedem unter ihnen verſchrieben hätte, las dazu die Worte ab, mit denen er es gethan hatte und warum er es gethan. Da war Niemand, der nicht geweint hätte, und nicht wegen der Gabe, ſondern wegen den wahren Worten und der ſchönen Vermahnung. Benz und Bäbeli, fuhr er fort, ſind am längſten bei ihm, beiden war er Vetter und Pathe, beide waren ihm gleich lieb und er wußte auch, daß ſie einander nicht zuwider ſeien, aber vorgreifen, ſich einmiſchen wollte er nicht. Nun ſei Gott gelobt und geprieſen, daß jetzt ſein allerletzter Wille erfüllt iſt, und morgen geht ihr beide und gebt die Ehe an. Da war große Freude unter allen, welche dieſe unerwartete Nachricht hörten, bloß Bäbeli wehrte und wollte weinen oder böſe werden, es wußte nicht recht was. Da ſprach der Alte: mit der Eröffnung des Teſtamentes hat man nicht warten mögen, jetzt da es offen iſt, will ich mit dem Vollzug auch nicht zögern. Wann mir geſetzt iſt zu ſterben, weiß ich nicht. So erfordert es auch die Sitte, welche unter ſolchen Umſtänden das Zuſammenleben von Brautleuten nicht duldet. Uebrigens kennt ihr euch ſeit Jahren, Vorbereitungen ſind keine nöthig und der Selige hat ſeine Freude daran im Himmel. Alſo will ich es und ſo geſchieht es. So geſchah es auch, und es war gut ſo, denn im Nidleboden geht es gut bis auf den heutigen Tag, Hoffahrt, Hochmuth, Müßiggang ſind dort noch nicht eingekehrt, ſondern Liebe und Treue, Fleiß und Frömmigkeit ſind die vier Sterne, welche in unverdüſtertem Glanze über dem Nidleboden ſtehen, nie untergehen.

Harzer Hans;

auch ein

Erbvetter.

Vor einem Dutzend Jahre ſtand ich einmal auf dem Anſtand, eines armen Häschens wartend. Der Jägerburſche war mit den Hunden tief unten im Walde ſchon geraume Zeit, die Hunde ſchlugen an oder gaben Vorlaut, wie man hier zu ſagen pflegt, aber auf wollte das Häschen nicht. Es wird bös Wetter geben wollen, dachte ich, es hebt kein Thier gerne ſich aus dem warmen Lager, wenn ein Sturm im Anzug iſt. Ein kalter Oſtwind rauſchte in den Wipfeln der gewaltigen Tannen, die dicht beiſammen ſtanden, faſt wie das Korn im Acker, ſchlank und hoch hinauf in den Nebel ragten, als ſeien ſie eigens zu Schiffsmaſten gewachſen. Es war ein trüber, ſaurer Novembertag, grau der Himmel, gelb die Erde, ſchwarz der Wald, gerade ſo einer von den Tagen, welche die ſchweren Gedanken bringen, die Schwermuth herauflocken aus der Menſchenſeele, die Schwermuth mit ihrer unerträglichen Pein, mit ihrem ſchwarzen Sinnen, mit ihrem Haß gegen Licht und Leben. Ich hörte nichts mehr von Jäger und Hunden. Der Wald war groß und an einer Bergſeite liegend mit Schlünden durchzogen, aus welchen Laut und Ruf ſchwer zur Höhe dringen. Es ward mir unheimlich im Gemüthe in des Waldes unheimlicher Stille, in welcher nichts vernehmbar war, als des Windes einförmig unheimlich Rauſchen in den Wipfeln der Tannen. Da rauſchte es plötzlich hinter mir im Unterholze, ich ſchrak zuſammen, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen. Da ſchämte ich mich, wandte mich um, mit angezogener Flinte ein aufgeſtöbertes Thier, das von den Hunden ſich geſchlichen, erwartend. Ich ſah nichts, aber langſam bewegte es ſich im Gebüſche und ſchwerfällig, ſo daß ich nicht begreifen konnte, was es ſein möchte. Daß wilde Schweine da ſeien oder Rehe, hatte ich nicht gehört. Zudem geht es bei dieſen Thieren, wenn ſie einmal auf den Beinen ſind, raſcher. Endlich bewegte es ſich ganz nahe. Zwiſchen dunkeln Tannenzweigen ſah ich ein breit Geſicht und neben dem Geſichte auf der Achſel eine Bürde. Es war ein Mann, welcher Reisbündel trug, und hinter dem Mann kam noch ein breit Geſicht mit einer ähnlichen Bürde, das aber war ein Weibsgeſicht.

Sie legten ihre Bündel, welche aus dem ſchlechteſten Holze, zumeiſt aus Dornen gemacht waren, auf einen Haufen an den Weg, ſetzten ſich auf Tannenwurzeln, zogen ihr kaltes Mittageſſen, Milch in einer Flaſche und ein Stück hartes ſchwarzes Brot, hervor und begannen ſchweigend ihre Mahlzeit. Meines Bleibens war nun nicht länger hier, denn wo Leute zu Mittag ſpeiſen, iſt ein ſchlechter Platz, um ſcheues Wild zu erwarten. Ich zog mich dem Jäger nach, deſſen Ruf ich wieder hörte, brachte aber die Leute nicht alsbald aus dem Sinn, ſie waren mir zu ſehr aufgefallen. Sie ſahen nicht aus wie arme Leute, es waren nicht bettelhafte Geſtalten, groß waren beide nicht, aber dick und feſt gebaut, der Mann beſonders hatte Glieder von außergewöhnlicher Stärke und einen Kopf, mit welchem man eine Mauer ſprengen konnte. Die Kleider waren ſchlecht, paſſend um Dornen zu hauen, aber ſie waren aus gutem Stoff, den man an armen Leuten nicht ſieht. Beſonders das Säcklein, in welchem ſie ihre Mahlzeit hatten, war mir aufgefallen, das war wie neu, recht ſchön, paßte gar nicht zu dörnenen Reisbündeln. Während ich dem nachdachte, brach das Geheul der Hunde los, der Haſe war auf, die Jagd ſtäubte durch den Wald, wir hinten drein, ſtellten hier, dort uns an, aber umſonſt, es war ein alter Pfiffikus und überhaupt das Jagen ſchlecht. Nachdem wir einige Stunden lang uns abgehetzt, ging der Burſche ſpurlos verloren; wir hatten den Muth verloren, einen andern zu ſuchen, und machten uns mißmuthig auf den Heimweg zu ungewohnt früher Zeit.

Unſer Weg führte an einem Wirthshauſe vorbei. Es iſt ſonſt nicht meine Sitte, auf der Jagd einzukehren, heute dünkte es mich, ich möchte den Aerger hinunterſpühlen. Hans, hilfſt einen Schluck trinken! frug ich. Zwei, Herr, wenn ihr's zwingen wollt, gab Hans zur Antwort. Vor dem Wirthshauſe ſtand eine Chaiſe mit ſchönem Roß und elegantem Geſchirr, und aus dem Wirthshauſe ſtolperten zwei angetrunkene Schlingel, brüllten und fluchten, kletterten mit Noth in's Fuhrwerk und als ſie oben ſaßen, brüllte der eine: Seh, Wirth, bring noch eine, bin beim — ſchon wieder durſtig, weiß beim Hagel nicht, wie das geben ſoll bis heim, daß ich nicht vor Durſt verſaufe!

Ich mochte dem Spektakel, der mich ärgerte, nicht lange zuſehen, ging in die Stube. Sie ſei doch froh, bewillkommte mich die Wirthin, daß ſie andere Gäſte bekomme und die Unfläthe los werde. Wie viel die auch verthäten und wie nöthig ſie auch das Geld hätte, ſie erſchrecke doch allemal, wenn ſie die von weitem ſehe, vor denen ſei Niemand ſicher. Sei kein Mannevolk da, um zu ſtreiten, ſo geriethen ſie hinter das Weibervolk, und habe ſich dieſes mit Noth geflüchtet, ſo müſſe der Hund unter dem Ofen herhalten, oder die Tauben und Hühner vor dem Hauſe.

Auf meine Frage, wer ſie ſeien, ſagte ſie: Es ſeien zwei reiche Bauernſöhne aus den Dörfern herauf, die aus Hochmuth was Appartes vorſtellen möchten. Da ſie nun nicht thun könnten wie Herren, ſo thäten ſie wie Kälber, verklopften ein Sündengeld, daß einem die Haare zu Berge ſtünden. Beſonders der Aeltere und Größere, Erzlige Joggi heiße er eigentlich, verſchleudere unſinnig. Sage man ihm, e Joggi, Joggi, denk, es hat alles auf der Welt einen Boden, jedes Loch und jeder Sack, ſo lacht er und pocht auf ſeiner Mutter Bruder, wenn der 'mal unter der Erde ſei, und er da geerbt, ſo verthäten es ihrer ſieben nicht, und wenn ſie ſiebenmal mehr verthäten, als er. Das müßte ein Reicher ſein, ſagte ich. Reich iſt der, ſagte die Wirthin, grauſam reich, aber er thut darnach, aber ob der Erzlige Joggi was kriegt, ſelb iſt noch nicht ausgemacht. Er meint den Harzer Hans zu Hartherzige, einen der Reichſten, von denen man hört im Lande, aber unter allen Wüſten vielleicht auch der Wüſteſte, man erzählt von ihm Sachen, man darf ſie kaum hören, geſchweige glauben. Plötzlich ſchoß die Wirthin wie ein Wirbelwind zum Fenſter und rief: geſchwind, geſchwind, ſeht, dort geht er mit ſeiner Frau. Wo Teufel waren die denn, man ſieht ſie ſonſt Monate lang nicht. Es iſt und wie immer, wenn man vom Wolf redet, ſo iſt er weit oder nah. Eben nicht in großer Hitze bewegte ich mich zum Fenſter, ſah nach dem Fußwege, welcher hinter dem Wirthshauſe durchführte, wohin die Wirthin zeigte, dort gingen zwei Leute. Jetzt erſt ward ich lebendig, ſpitzte meine beiden Jägeraugen und wen ſah ich? Die beiden Menſchen, welche Dornbündel zuſammen getragen, und über Mittag mit Milch und hartem, ſchwarzem Brote vorlieb genommen hatten. Sie werde ſpaßen, ſagte ich der Wirthin, das ſeien arme Leute und erzählte, wie ich die beiden angetroffen. Sie ſchlug die Hände zuſammen, und rief: da ſeht ihr, wie er iſt, und könnet daraus abnehmen, daß ich nicht gelogen, wenn ich geſagt, er ſei der wüſteſte Hund, der auf zwei Beinen läuft. Der Wald, in welchem ihr ihn antrafet, iſt ſein Eigenthum und iſt nicht der einzige Wald, welchen er beſitzt. Ich habe oft ſagen hören, er könnte in ſeinen Waldungen für 20 bis 30,000 Gulden Holz ſchlagen, und zwar zum größten Vortheil der Wälder. Aber nicht bloß hat er Holz im Walde, er hat ein großes Holzhaus voll gehauenes daheim, von welchem es heißt, die Franzoſen hätten es noch hinein gethan (1798). Er hat vor den Fenſtern ſeines Stöckleins, in welchem er jetzt wohnt, Reisbündel bis über die Fenſter hinauf, daß die Leute ſagen: Gar geiſtlich müſſe Harzer Hans nicht ſein, wenn er viel in der Bibel leſen würde, thäte er mehr Licht durch die Fenſter laſſen. Aber er denkt wenig an die Bibel, ſondern an's Geld. Hat er die Fenſter mit Holz verſchlagen, ſo hat er die Diebe weniger zu fürchten, braucht nicht zu fürchten, daß die Leute von der Straße weg ſehen, wie er ſtatt hinter der Bibel, hinter dem Gelde ſitzt, und Tage lang ſeine Thaler zählt.

Alle Jahre thut der 5 bis 8000 Gulden an Zins, und ſoll es doch Niemand merken. Er hat nicht umſonſt drei große Höfe und ausgeliehenes Geld, es weiß kein Menſch wie viel, und gönnt doch keinem Menſchen was, ſich ſelbſt nicht einmal. Darum ging er mit ſeinem Weibe an einem ſolchen ſauren Tag in den Wald, und noch dazu in ſeinen entfernteſten, weil er armen Leuten die Dornen nicht gönnt, und den Roſſen ſeines Pächters die Ruhe nicht, denn die müſſen ſie ihm nun herfahren, und ſeine Frau muß ſie grün verbrennen und im Höllenrauch faſt erſticken, während er für viele Jahre dürres Holz beim Hauſe hat. Eine ſolche Bosheit wurde in Iſrael doch kaum erfunden. Ja, ſagte ich, allerdings kommt ein ſolcher Geiz ſelten vor bei ſolchem Reichthum und noch dazu bei einem verheiratheten Menſchen. Heirathen und Kinder haben, laſſen ſolche Dinge ſelten aufkommen, oder es müßten Mann und Weib ſein, und eins das andere im Laſter ſtärken. Kinder hätten ſie keine, ſagte die Wirthin, ſonſt könnte ja Erzlige Joggi ſich nicht auf das Erbe vertröſten. Die Frau wäre kaum ſo, aber ſie müſſe halt mitmachen, ſie ſei zu bedauern, der Geiz ſcheine ein Familienweh zu ſein bei Harzer Hans und immer zu wachſen

Darum auch werde Gott der Familie die Nachkommenſchaft verſagt haben. Was in hundert Jahren Geizhälſe zuſammengekratzt, das wiſſe Gott raſch wieder unter die Leute und zu Nutzen zu bringen. So iſt das Familienübel, frug ich, ein angeborener Fehler? Ja, ſagte die Wirthin, doch ſo wie es bei dieſem war, war es noch bei keinem. Sein Vater durfte noch was brauchen, gab armen Leuten Holz, gab Bauholz denen, welche ein neues Haus bauen laſſen wollten, ließ neue Roßgeſchirre machen. Ja, man redet ihm nach, ob es wahr iſt, weiß ich nicht, er habe alle Jahre ein Dutzend neue Hemden machen laſſen, einen neuen Strick darum geſchlagen, und an eine Schraube im Speicher ſie aufgehängt. Da blieben ſie auch hängen, denn was er machen ließ, durfte er nicht brauchen. Gott ſchickte ihm Motten und Schaben, ſogar Mäuſe, ihn zu warnen und an's Rechte zu mahnen. Roßgeſchirre und Hemden fraßen ſie, aber er begriff Gott nicht, dachte an das Wahre nicht, er hatte Ohren, ſie hörten nicht, einen Verſtand, der ſchwer begriff. Der Junge aber iſt viel ärger, der darf nichts mehr machen laſſen, nicht bloß nichts brauchen, giebt keinem Menſchen was zu verdienen, kaum einem Schneider oder einer Näherin. Er trägt alte Kleider aus, und reißen ſie, ſo flickt er ſie ſelbſt. Ja, es heißt, wenn ſeine Hemden oben Löcher kriegen, ſo nehme er unten weg, ſo viel als oben nöthig ſei, ja, es ſei ſchon manch alt Paar Zwilchhoſen verbraucht worden, um Hemden zu flicken, welche ſelbſt keinen Flickſtoff mehr lieferten.

Aber und dann die Frau? frug ich. Manche ſagen, antwortete die Wirthin, ſie ſei nicht beſſer als der Mann, und gönne auch Niemand was. Wenn ſie ſchon anders iſt, ſo wird ſie es nicht zeigen dürfen, denke ich, es hat alles ſeinen guten Grund. Warum? was iſt? frug ich. Kann ich noch eine Flaſche holen? frug die Wirthin. Wir ſollten fort, bemerkte ich. He, nehmt noch eine, ſagte die Wirthin, ich habe dann Zeit, euch zu erzählen, während ihr ſie trinket, wie es ſich mit Harzer Hanſe's Frau verhält. Na, wer könnte ſolchen Ausſichten widerſtehn! Die Flaſche ward gebracht, die Wirthin ſetzte ſich und begann. Als ich jung war, da war mir das Mannen (heirathen) zuwider, begreiflich! Andere werden es auch ſo gehabt haben und noch haben, begreiflich! Faſt noch lieber als Wirthin wäre ich eine reiche Bäurin geworden. Eine Bäurin kommt weniger zu Wein und Paſteten, kann weniger Geld durch die Finger rutſchen laſſen, dagegen muß ſie auch nicht Jedermanns Narr ſein, kann befehlen, die Thaler im Schranke beſehen, ſtatt mit ſchlechter Münze ſich die Finger ſchmutzig zu machen. So wird es auch die Grub Liſe gehabt haben. Sie war ein hübſches, tüchtiges Mädchen, ihr Vater ein guter Bauer, der allweg ſeine zehntauſend Gulden im Vermögen hatte, und Liſe war einzig Kind. Liſe hielt was auf ſich, das Heirathen war ihm nicht zuwider, aber eine rechte Bäurin wollte es werden, ſo eine, daß, wenn ſie unter der Hausthüre ſtand mit den Armen in der Seite, keine Katze neben ihr vorbei konnte.

Harzer Hans wohnte nicht weit von dem Mädchen, zwiſchen beiden Höfen, welche ſein Vater beſaß, lag der von Liſe's Vater. Etwas ſeltſam war Harzer Hans immer, im Scharwenzeln nie ein Meiſter, er fühlte ſich von Jugend auf ſo gleichſam als der Hans oben im Dorfe. Er ſtrich daher nie Mädchen nach, aber die Grub Liſe, welche ihm zufällig vor die Augen kam, gefiel ihm wohl und immer beſſer. Ein arbeitſam Menſch ſei ſie, dachte er, daneben nicht hoffährtig und doch, wenn nicht reich, eben auch keine Bettlerin. Die Grub Liſe merkte bald, daß ſie dem Harzer Hans wohl gefiel, und ging ihm nicht aus dem Wege, begreiflich! Harzer Hans ſoll zu ſeiner Zeit ein ganzer Kerl geweſen ſein und der Stärkſte weit und breit. Zudem war er das Augenmerk aller Mädchen, welche von ferne an ſo einen denken durften. Er hatte eine einzige Schweſter, und der gebe man, was im guten Willen liege, hieß es. Nun beſaß ſein Vater zwei Höfe, der eine gehörte unter die ſchönſten im Lande, und ausgeliehen Geld hatte derſelbe, hieß es, kein Menſch wiſſe wie viel.

Da einzuſitzen und Bäurin zu werden, mußte allen rechten Mädchen, welche begehrten, zu Ehren zu kommen, gefallen, begreiflich! So an einem reichen Orte Bäurin zu ſein, Kiſten und Kaſten, Keller und Speicher voll Sachen, Fleiſch das ganze Jahr, Milch genug, Roſſe im Stall, immer was für arme Leute, für Weiber, welche Neues bringen und unſere Sachen rühmen, allweil Zeit zu einem Kaffee im Hinterſtübchen, und zu Pfannkuchen, Eier mehr als genug, und wo man hinkommt, das Geflüſter: Sieh, dort die Frau, das iſt die Bäurin zu Hartherzige, von den reichſten Leuten ſind's und eine beſonderbar gute und berühmte Frau ſoll das ſein, das iſt ein Ehrenplatz, an den jedes rechtdenkende Mädchen gerne gekommen wäre, begreiflich!

Harzer Hans gefiel es beſonders wohl, als er ſah, daß er bei Grub Liſe nicht lange Umſchweife machen oder die Zeit verſäumen müſſe mit dem Liebhaber ſpielen, ſondern alsbald die Sache in Richtigkeit bringen konnte. Er ſagte es, ſobald er mit der Liſe und ihrem Vater im Reinen war, ſeinen Eltern, und dachte von weitem nicht an ihr Widerſprechen. Er hatte ſolches nie erfahren, hatte bei ihnen alles Recht, geartet wie ſie, gab er ihnen nicht Anlaß dazu. Aber potz Türk, wie fuhren die auf, als ſie hörten, daß Hans ſo eine von der Gaſſe heirathen wolle, denn 10,000 Gulden waren ihnen akurat, was dem Teufel ein Bettler, der in die Hölle kömmt. Es gab großen Streit und Herzenleid. Aber was Hans im Kopfe hatte, hatte er nicht in den Füßen, und umſonſt hieß er nicht Harzer Hans. Er ſagte ſeinen Eltern an den Kopf hinaus, er ſehe jetzt, wie lieb er ihnen ſei, daß ſie ihm das erſte Mal, wo er etwas für ſich möchte, in den Weg ſtünden und wüſt thäten. Sie hätten Sachen genug, ſo lange ſie lebten, und könne er es ſpäter nicht machen, ſo ſei es ſeine Sache. Sie aber wollten nicht daran gehen, jammerten ſchrecklich, wie es ihm ergehen werde, wenn er ſeiner Schweſter ihr Erbtheil herausgeben müſſe, ſie kehrten ſich noch im Grabe um, wenn er vom Hofe müßte. Sie trieben Verwandte von allen Seiten herbei, dem Hans zuzuſprechen, ihm Himmel und Hölle vorzuſtellen, aber alles umſonſt. Hans hatte ſeinen Kopf, den hatte man jung nicht gebrochen, jetzt brach man ihn auch nicht mehr. Grub Liſe hielt aber auch feſt an Hans, begreiflich! Sie wird ſich grauſam unterzogen und verſprochen haben, mit Sparen und Arbeit einzubringen, was an Reichthum ihr abgehe. Eine gute Frau habe in einem ſo großen Hausweſen alsbald einige Tauſend Gulden herausgeſchlagen, während eine reiche, welche es nicht verſtehe und nur ſtolz und hoffährtig ſei, in gleicher Zeit eben ſo viel verliederliche. Heirathe er eine Reiche, ſo müſſe Hans ſich auch unterziehen, ſie aber wolle thun, was er begehre und ihr Lebtag ihm daran denken, daß er ſie nicht verachtet, wenn ſie auch im Vergleich mit ihm arm ſei. So wird die Liſe geſprochen haben. War zwar nicht dabei, begreiflich!

Genug, Hans zwängte es und heirathete, die Grub Liſe ward Bäurin zu Hartherzige. Aber die Sache kam bös. Hans blieb es doch im Kopfe ſtecken, er habe eine arme Frau geheirathet, wenn er eine reichere hätte, ſo wäre er noch ein ganz Anderer. Als die erſte Liebe vorüber war, ſtand dieſer Gedanke ihm immer oben an im Kopf, und was Hans im Kopf war, nahm er nicht die Mühe zu verbergen, er wärmte es der Grub Liſe bei jedem Suppenbröcklein auf, wie arm ſie ſei und wie reich dagegen er. Die Grub Liſe, von Natur gutmüthig und barmherzig, bot alle ihre Kräfte auf, ihr Verſprechen zu halten, mit Sparen einzubringen, was ſie zu wenig eingebracht. Sie that ſogar ihrer Natur Gewalt an, ward härter gegen die Armen, that als Bäurin weniger Gutes, als ſie als Grub Liſe gethan. Aber wie ſie auch haushalten mochte, es half Alles nichts und wurde ihr nicht im mindeſten angerechnet. Das Eine blieb feſt, ſie hatte kein Vermögen, war arm, was ſie erarbeitete, erſparte, achtete Hans nicht, rechnete es ihr nicht als Verdienſt an, ſondern als Schuldigkeit, hatte doch ſeine Mutter wenigſtens ſo viel gethan und war dazu ſehr reich geweſen, und daß Liſe ſich gegen die Armen Gewalt anthat, das merkte Hans gar nicht. So war es von je bei ihnen geweſen, und wenn Liſe anders hätte ſein wollen, ſo hätte er ihr den Marſch nicht ſchlecht gemacht. Nun iſt's aber ein bös Dabeiſein, wenn man nie genug machen, die Leute nie zufriedenſtellen kann, wenn man uns das Gute nicht anrechnen, das Böſe nicht vergeſſen will, wenn man es hat wie einer, der läuft und läuft, und doch nie von der Stelle kommt, wie es im Traume uns oft ergeht. Es muß einem mehr und mehr in Kopf wachſen und wirbelſinnig machen. Zudem kam es der Liſe immer mehr vor, ſie verſündige ſich gegen die Armen, darum werde ihr nicht Barmherzigkeit, weil ſie auch keine übe, bei ſo großen Mitteln ſo wenig thue an den Armen. Endlich, um dem Faß den Boden auszumachen, ſollte Hans mit ſeiner Schweſter theilen, ſah jetzt ſo recht, wie ſein Vermögen abnehme, jetzt kam die Reue ſo recht, nicht eine Frau zu haben, mit deren Vermögen er den Ausfall decken könne, erſt jetzt ward er ſo recht wüſt gegen Liſe, ſie that ihm immer zu wenig und brauchte zu viel. Weil es nun aber einmal ſo war und es ſich nicht ändern ließ, ſo half Hans ſich anders. Er gab nämlich ſeiner Schweſter das Vermögen nicht heraus und blieb dabei, der Schwager mochte ſagen was er wollte; er hieß nicht umſonſt Harzer Hans, was der mal im Kopfe hatte, hatte er drinnen, mit hundert Ochſen zog man es ihm nicht heraus. Er ſagte nämlich unverholen, ſie könnten machen, was ſie wollten, aber thäten ſie das Wüſteſte alles gegen ihn, ſo mache er es auch gegen ſie. Er habe keine Kinder, ſie wohl, was da das Theilen abtrage, als unnütze Koſten machen! Laſſe man Alles beiſammen, ſo wiſſe man ja, wem es gehöre, wenn er die Augen zuthue. Uebrigens wolle er alle Jahre ihnen geben, was er könne, mehr könnten ſie nicht verlangen. Wollten ſie ſo, wohl und gut, wo nicht, he nun, ſo müßten ſie ſich auch gefallen laſſen, was er für gut finde.

Wenn einer mit drei Höfen und keinen Kindern den Kopf macht, ſo kann er was erzwingen, wenn er pfeift, ſo tanzt man, wie ſehr man innerlich darüber flucht. Nun geſchah aber etwas, woran Hans nicht dachte, woran Hans nichts machen konnte, woran Hans ſich ſtoßen ſollte, daß er nicht Alles erzwingen könne, nicht Zwingherr ſei, ſondern ſich anderer Menſchen auch achten ſolle. Es fing Liſe an im Kopf zu fehlen, ſie ward ſchwermüthig, bald zweifelte ſie an der Seligkeit, bald fürchtete ſie, ſie kämen um ihr Vermögen, bald weinte ſie auf das bitterlichſte, daß ſie Niemand lieb hätte. Anfangs begriff Harzer Hans nicht, was das war, wollte es durchaus nicht leiden, hielt es für Faxen und Flauſen, welche er ſchon vertreiben wolle. Aber Harzer Hans vertrieb ſie nicht, er kam endlich dahin, zu begreifen, daß da was ſei, woran er nichts machen könne, daß er nachlaſſen müſſe, wenn es nicht ein Unglück geben ſolle. Dieſes Unglück, den Selbſtmord nämlich, fürchtete Harzer Hans mehr als Alles auf der Welt, den Verluſt des Vermögens vielleicht ausgenommen. Er fürchtete ihn aber nicht wegen dem lieben Gott und weil er denkt, der Selbſtmord ſei eine große Sünde. Harzer Hans denkt nicht an Gott und nicht an ſeine Seele, Harzer Hans denkt nur an ſein Geld und an alles was es mehrt oder vermindert, aber Harzer Hans fürchtet ſich vor zwei Dingen: vor Dieben und Geſpenſtern. Harzer Hans hätte ſeiner Frau das Ende, ſei es nun ein ſeliges oder ein unſeliges, von Herzen gegönnt, aber wenn ſie Hand an ſich lege, ſo glaubte er, komme ſie wieder, habe nicht Ruhe in der Erde. So wollte er die Frau doch noch lieber lebendig, denn als Geſpenſt, welches ihn plagen konnte, wenn er Geld zähle oder ſeinen Nachbaren beim Wäſſern das Waſſer ſtehle. Darum gab er ſie fort zu einem Arzte. Der war berühmt in ſolchen Krankheiten, und da ihr Niemand ihre Armuth vorhielt, Niemand ihr das Eſſen mißgönnte, ſo beſſerte es ihr bald und nach einigen Wochen ſchon konnte der Arzt Beſcheid machen, die Sache gehe gut. Harzer Hans war das ganz recht, denn das Koſtgeld reute ihn ſchrecklich und dünkte ihn unverſchämt hoch. Er dachte, es ſei vielleicht ſchon lange ganz gut, aber der verfluchte Arzt wolle ihn plündern und unnöthiger Weiſe noch einige Wochen das Koſtgeld abnehmen, es mache jeder Schelm, was er könne, und um ſo mehr, je nöthiger er es hätte. An einem Sonntag machte ſich Harzer Hans auf die Beine, um die Unterſuchung ſelbſt zu machen, ob's nöthig ſei, noch länger Koſtgeld zu zahlen oder nicht. Er hieß die Frau mit ſich in's Wirthshaus kommen, mit ihm eine Flaſche zu trinken. Vielleicht erbarmte ſie ihn und er gönnte ſie ihr, oder er that es nur, um ungeſtörter zu ſein und ungehindert die Unterſuchung zu machen, ob ſie beim Verſtand ſei oder nicht? Allweg freute es die Frau ſehr, es kam ihr vor, als ob Harzer Hans ein ganz anderer ſei, ganz der Alte, wie er vor der Heirath geweſen.

Es dünke ſie, ſagte ſie, ſie möchte was eſſen, Schinken oder Braten, oder was zu haben ſei. Ei, Frau, ſagte Harzer Hans, ich wollte das bleiben laſſen. Wenn du heim kömmſt, ſo eßt ihr zu Abend, es koſtet ohnehin alles ſo viel. He, nun dann, ſagte die Frau, man kann es machen. Aber von Stund an verſchlimmerte ſich ihr Zuſtand wieder, der finſtere Geiſt kam wieder über ſie, Hans hatte mit einem Worte ihn wieder gerufen. Nun ging es lange bis ſie heil wurde und er ohne Gefahr ſie heim nehmen konnte. Seither geht es, die Frau hat ſich an ihr Leben gewöhnt, wenigſtens ſcheint es ſo. Einige ſagen, ganz richtig ſei es doch nicht mit ihr, ſie habe allweg etwas, welches ſie plage und manchmal ſei ſie lange Zeit wie ſinnlos, merke mit offenen Ohren gar nicht, was um ſie vorgehe, und man wolle immer davon ſagen, das alte Uebel komme wieder. Es ſei allweg immer ſo, böſe Geiſter kämen wieder, wenn nicht ein guter Geiſt das Haus beſetzt halte, aber um den Harzer Hans herum werde kein guter Geiſt ſein Bleiben haben. Derſelbe rühre ja kein gutes Buch an, man ſehe ihn nie bei dem Nachtmal, ja er ſcheine die Kirche zu fliehen, ärger als der Teufel ſie fliehe. Kurzum, ein wüſter Hund iſt er, ſei er nun reich oder nicht reich, meinetwegen, begreiflich, ſchloß die Wirthin in hitzigem Eifer ihre lange Erzählung. Indeſſen hatte ich doch andächtig zugehört und hauptſächlich zweier Dinge wegen. Offenbar war in Harzer Hans eine mächtige Natur, aber von Jugend auf im engſten Gehäuſe gehalten, mit dem Himmel in keinem Verkehr, mit der Welt bloß durch Kälber, Kühe, Roß- und Holzhändler, zeigte ſie ihre Gewalt bloß in den engſten Schranken des Zuſammenkratzens. Die von den Eltern angeerbte und angewohnte Richtung bildete ſich in die äußerſte Spitze aus. Seine Eltern wußten, was ſie mit ihrem Vermögen wollten, ſie wollten es ihren Kindern hinterlaſſen. Kind und Kindeskinder ſollten es zu genießen haben, und es ihnen danken. Aber warum knauſerte Harzer Hans, was wollte er, der keine Kinder hatte? Wollte er, was jenes alte Ehepaar? Als die eine Hälfte desſelben, der Mann ſtarb, wurde der Nachlaß verſiegelt, nachdem er unterſucht, endlich auch das baare Geld gezählt worden war. Frau, ſagte der Beamte, es ſind ſieben und ſiebenzig Gulden, wie viel bedarfſt du einſtweilen zu deinem Unterhalt, ich will es dir zu Handen ſtellen. Sieben und ſiebenzig Gulden, antwortete die Frau ſchmunzelnd. Es wird wohl mehr ſein, habt ihr euch verzählt, oder nicht recht nachgeſehen? He, ſagte der Beamte, das Geld überblickend, gezählt wird wohl gut ſein und zum Schranke tretend, wo ſie das Geld gefunden hatten, darin ſehe ich auch nichts mehr, es müßte denn da in der alten Schüſſel was ſein, da haben wir nicht nachgeſehen. Von einer obern Lade wollte er einen ſehr großen Napf, wie er ehedem in großen Haushaltungen als Suppennapf gebraucht ward, herabheben und rief plötzlich: potz Teufel, iſt der angenagelt, oder was iſt darin! He, hebe recht, ſagte die Alte, es geht, wenn du ſtark genug biſt.

Der Napf war voll Thaler, viele Hunderte lagen da in trauter Eintracht und ſüßem Frieden beiſammen. Eine himmliſche Freude hatte die Alte ob der Verwunderung der Männer, und ſo lange ſie lebte, lebte ſie alle Tage wohl an der ſüßen Erinnerung an dieſen glücklichſten Augenblick ihres Lebens. Ein Nachbar von ihnen, deſſen Bett nur durch eine dünne Wand von ihrem Bette geſchieden war, erzählte, er habe ſehr oft gehört, wie die beiden Alten in der Nacht zuſammen geſprochen hätten, und zwar laut, da beide nicht gut hörten, wie doch die Männer, welche zu verſiegeln kämen, ſich wundern würden, wenn ſie es fänden, aber der Sache den Namen gegeben, hatten ſie nicht. Wer es erlebe, ſolle aufpaſſen, was ſie für Augen machen und was ſie ſagen, es werde ſie kurios dünken. Darauf hatten ſie ſich alſo gefreut, auf die Augen, welche bei dem Finden gemacht würden, darum darbten ſie ſich's am Munde ab und hatten's bös bis an's Ende. Darum lebt und darbt ſicher noch Mancher, um der verwunderten Augen willen, welche über ſeinen Nachlaß gemacht werden. Das iſt denn doch jedenfalls ein elend erbärmlicher Lebenszweck, an welchen man das Leben verſchwendet, welches uns Gott gegeben hat, damit wir damit den Himmel gewinnen möchten. Mich wunderte nun: ob Harzer Hans mit ſeinem mächtigen Kopfe bloß dieſem elenden Zwecke lebe? Das Zweite, welches mich beſonders anzog, war der Verlauf der Ehe, welche eine unglückliche wurde, weil darin das chriſtliche Element durchaus fehlte, in Gott keine Verſöhnung war, und die Welt, für welche ſie beide lebten, trennt und nicht ſühnt. Der Harzhans war von der Welt erfaßt, ſie war der Teufel, welcher ſeine arme Seele in den Krallen hielt, er zürnte der Frau um der Welt willen, ſie wollte ihn mit Weltlichem verſöhnen, aber ſie vermochte es nicht, die Welt verſtörte ihren Geiſt und machte die Seele krank. Das war mir ſehr merkwürdig, es war der Schlüſſel zu dem Räthſel, warum ſo viele Ehen nicht bloß unglücklich ſind, ſondern auch die Seelen darin verderben. Die Ehe iſt eine göttliche Anordnung, allen denen dienend zur Seligkeit, welche Gott lieben, aber was denen, welche Gott lieben, zur Seligkeit dient, wird denen zum Fluch, welche Gott weder ehren noch lieben, noch den ehren und lieben, durch den er ſich dargeſtellt in der Welt: Jeſus Chriſtus.

Der Mann war meiner Aufmerkſamkeit entgangen bis dahin und zwar aus ſehr einfachen Gründen. Der Mann war einer von denen, welche daheim leben, welcher von allen Geſchäften der Gemeinden ſich zurückzog, weil er nichts mehr haßte, als einen Schritt zu thun, der ihm nichts eintrug. Er verkehrte mit Niemand, als mit ſeinen Lehenleuten und Schuldnern, und hatte mit allen ſich ſo geſtellt, daß er große Gewalt über ſie hatte und die Gewalt anwenden konnte, ohne viel Lärmen zu verurſachen. Zudem iſts ſonderbar mit den Augen. Wir meinen wenigſtens Tags die Augen zumeiſt offen zu haben und doch haben wir ſie zu für die meiſten Dinge und müſſen faſt allemal geweckt werden, ganz appart, wenn wir was bemerken ſollen. Nun mir der Verſtand gemacht war, nahm ich erſt wahr, was ich unzählige Male geſehen hatte. Ich nahm wahr den prächtigen Hof zu Hartherzigen und die mit Reisbündeln vergitterte Wohnſtube, den an das Haus ſtoßenden Wald mit prachtvollen Tannen und das Holzhaus, in welches die Franzoſen das Holz getragen hatten, welches allerdings alt und ehrwürdig ausſah. Erſt jetzt ſah ich des Mannes abſolutes, zwingherrliches Weſen, in welchem er unumſchränkter Herr auf ſeinem Beſitzthum ſein wollte, daß auf demſelben kein Fuß ſich bewege ohne ſeinen Willen, ja, daß er es eigentlich um und um den Menſchen verſchloſſen hätte, ſo gut als Gott den Erdbewohnern ſeinen Himmel. Er erſchwerte alle Durchgänge durch ſein Gut, und wo er es nicht verbieten konnte, da zerſtörte er doch die Stege über die Bäche oder trug ſie heim. Wenn Arme, wie es allenthalben üblich iſt, Holz zuſammen laſen am Ufer des Fluſſes, an welchen ſein Land ſtieß, und der, wenn ſeine Waſſer anſchwellen, aus den Bergen Holz bringt und in ebenem Lande es liegen läßt, dieſes Holz an's Ufer trugen, welches der Mann das Seine nannte, wenn ſie dann heim gingen, Karren oder Wagen zu holen, um es heim zu fahren, ſo fanden ſie es nicht, wenn ſie wieder kamen. Harzer Hans hatte es unterdeſſen geholt, und zu ſeinem andern Holz es gebracht unter dem Vorwand, was auf ſeinem Lande liege, gehöre ihm und Niemand anderem. So verging ihnen die Luſt, neben ſeinem Lande zu ſammeln und das Geſammelte auf ſeinen Boden abzulegen. In ſeine Stube kam, außerordentliche Fälle ausgenommen, gar kein Lebendiger. Dort ſoll es merkwürdig ausgeſehen haben. Bett ſoll keines zu ſehen ſein, aber in einer Ecke der Stube ſei ein Verſchlag, wie man ſie ſieht in den Ställen, beſonders eingerichtet für trächtige Mutterſchweine. Was in dem Verſchlag war, hat Niemand geſehen, ob ein Bett oder keins, weiß die Welt nicht. Der Mann bekümmerte ſich durchaus um keinen Menſchen in der Welt, als wenn derſelbe ihm ſchuldig war, oder er ihm Geld leihen ſollte, dann kümmerte er ſich um deſſen Solidität und zwar ſorgfältig und genau. Wäre ein König gekommen, und hätte ihm geſagt: Hans, dort ſind Hungrige, elende Menſchen, gieb mir einen Kreuzer Geld oder einen Biſſen Brot für ſie, ſo hätte er geſagt: was er habe, brauche er ſelbſt, und wenn der König ſo großes Erbarmen habe, ſo ſolle er ſelbſt helfen und nicht andere plagen. Gedacht hätte er, wenn der ihm noch einmal zum Hauſe komme, ſo hülfe er ihm unſauber weg, ſeinetwegen König oder nicht König. Akurat gleich hätte Hans gedacht oder geſprochen, wenn ihn Jemand an Gott gemahnt hätte. Das that aber Niemand, und wenn er ſich auch vor Geſpenſtern fürchtete, ſo lag doch Gott durchaus außerhalb dem Bereiche ſeiner Gedanken. Daß er irgend was nicht recht mache, oder daß er über irgend was Rechenſchaft geben müſſe, fiel ihm nicht im Entfernteſten ein. Er plage Niemand, ihn ſolle man auch in Ruhe laſſen, was er mache, mache er für ſich, Niemand gehe es was an. So ſehe er die Sache an, und ſo drückte er ſich aus. Harzer Hans war ein ganzer Mann, und wollte nicht anders ſcheinen als er war, dazu war er zu abſolut und zu ſtolz. Jemehr ich ihn in's Auge nahm, deſto mehr ſah ich, daß nicht der Geiz allein ihn beherrſche, ſondern die Gewohnheit, unumſchränkt ſeinen Willen geltend zu machen und alles zu haſſen, was ſeinem Willen entgegentrat, es war das ganz einfache, natürliche: die Neigung, Gott und ſeinen Nächſten zu haſſen. Er wollte nur von ſeiner Sache nichts brauchen, ob er daran dachte, nach ſeinem Tode großes Vermögen zu hinterlaſſen, zweifle ich, er dachte gar nicht an den Tod, und was nachher die Leute ſagen würden; er wollte halt den Leuten die Freude nicht machen, daß ſie ihn zu dieſer oder jener Ausgabe zwingen oder verleiten könnten. Das machte, daß viele Menſchen eine Art Reſpekt vor ihm hatten, welchen jede Kraft einflößt, ſelbſt wenn ſie ihren Sitz bei einem Verbrecher hat. Aber lieb hatte ihn Niemand. Arme mieden ſein Haus, wie Furchtſame Nachts einen Kirchhof. Wer Hülfe bedurfte, ſuchte ſie nie bei Harzer Hans, außer wer Geld bedurfte, guten Zins verſprechen und gute Sicherheit leiſten konnte. Man kannte kein Beiſpiel, daß er Jemand ohne Bürgſchaft oder Pfand drei Kreuzer anvertraut hätte. Seine Pächter waren die Einzigen, welche ihn in ordinairen Zeiten nicht ſchalten, welche Sorge zu ihm trugen. Harzer Hans kannte das Land gut, er war ein Bauer, und ſeine Höfe wußte er zu ſchätzen. Er wollte ſie daher nicht von Pächtern ausnutzen laſſen, darum las er hablichte Pächter aus, forderte nicht übermäßigen Zins und richtete ſich ſo ein, daß er ſie alle Jahre fortſchicken konnte. Der Pächter Vortheil war es alſo, wenn ſie zum Lande Sorge trugen, es verbeſſerten. Darauf ſah der Pachtherr und ſo lange ſie dies thaten, konnten ſie im Lehen bleiben, dies war ihr großer Vortheil. So wars in ordinairen Zeiten, gab es aber was extra, dann erfuhren ſie, wie lieb ſie ihm waren und konnten marſchiren, wenn ſie im geringſten ſich weigerten, unbedingt ſich ſeinem Willen zu unterwerfen.

So ſah ich dem Manne zu, lange, und ich hätte faſt mit David irre werden mögen an Gott, denn dem Manne ging alles glatt und ſchön, alles wie er es wünſchte, d. h. ſein Vermögen mehrte ſich alle Tage, akurat wie er darauf rechnete. Er hatte keine Verluſte, es hagelte nicht, es verbrannte ihm nichts, ſeine Pächter zahlten richtig und ſeine Schuldner waren ſolid.

Geldanwendungen war ſein Fach, das verſtand er, wie der beſte Notar, er war ordentlich gelehrt darin. Ob es denn dieſem ſo geſchliffen und wie gewünſcht gehen ſolle, bis an das Ende! dachte ich manchmal. Das iſt eine uralte Frage, der himmliſche Vater antwortet darauf, bald ſo, bald anders nach ſeinem Wohlgefallen, und wie er antwortet, wird es gut ſein, wenn auch der Menſch nichts daran begreift.

Harzer Hanſe's Haus war, wie geſagt, ein Geheimniß, er hätte auch ſein Leben gerne zu einem Geheimniß gemacht, wenn es nur möglich geweſen wäre. Ich ging öfter bei ſeinem ſo ſeltſam vergitterten Hauſe vorbei, ohne weiter was zu bemerken, bis mir endlich auffiel, daß ich die Frau nicht mehr ſah. Mit großer Mühe vernahm ich , es fehle ihr wieder im Kopf, ſie hätte keinen rechten Sinn mehr und ſei wieder bei einem Arzt.

Nicht lange darauf ſah ich den Harzer Hans und ſeine Frau auf einem Bernerwägelchen ſitzen und von einem Wirthshauſe wegfahren. Das war ein Weltwunder, das hatte noch Niemand geſehen, da mußte was Außerordentliches, in's Leben tief Einſchneidendes ſich zugetragen haben, was ich erfahren mußte. Ich ging alſo in's Wirthshaus und frug: ob das nicht Harzer Hans mit ſeiner Frau geweſen, und ob das eine Aenderung vor ſeinem Tode bedeuten ſolle, oder was anderes? Ho, ſagte die Wirthin, viel Gutes bedeutet es allweg nicht, aber ſterben wird Harzer Hans noch nicht wollen, ſonſt wäre das wohl das Beſte, wenn es nicht etwa gehen ſollte, wie letzthin ein alter Küher geſagt hat, daß es ihm ergehen werde. Wie dann! frug ich. He, ſagte die Wirthin, er hat geſagt, dem werde es akurat ſo gehen, wie einſt einem in Trubſchachen. Der habe auch keinen Batzen ausgeben wollen, habe keine Kinder gehabt und ſei unbarmherzig gegen alle Menſchen geweſen. Endlich ſei er auch geſtorben, aber ſchwer ſei es gegangen, bis er es endlich gekonnt, und ſein Gut ſei unter lachende Erben gefallen. Der ſei als ſchwarzer Hund wieder gekommen, und müſſe nun allen Batzen nachlaufen, welche von ſeinem Gelde ausgegeben würden. Bald renne er durchs Land, wie toll, bald heule er ganze Nächte vor Wirthshäuſern, in welchen ſeine Erben ſein Geld verpraßten, und Ruhe ſolle er keine haben, bis jeder Batzen wieder an den rechten Ort gekommen, wo er hin gehöre. Einſtweilen aber ſei man noch übel geplagt mit dem Hund, begreiflich.

Seine Frau iſt wieder krank im Kopf und gar furios. Sie grämt ſich nicht mehr wegen dieſem oder jenem, ſie hat gar keine Gedanken mehr, es iſt wie wenn alles in der Welt ſie nichts anginge, ich glaube, ſie weiß oft nicht, iſt es Tag oder Nacht, daneben ſieht man ihr von außen gar nichts an. Es hat ihr ſchon lange angefangen und Harzer Hans hatte wieder Furcht, ſie möchte ſich ein Leid zufügen, von wegen das Gewiſſen wird ihn geplagt und ihm geſagt haben, ſie hätte Urſache.

So war ſie eine Weile bei einem Arzt, es ging ihr recht ordentlich, ſie wußte wieder, wo ſie war, und wann Eſſenszeit, und der Doktor ſagte, wenn er ſie ihm eine Weile laſſe, ſo glaube er, ſie beſſere ſich, und die Gedanken kämen ihr wieder. Aber dem Harzer Hans dauerte das zu lange. Er ſoll geſagt haben, was er von der Frau habe, ſei ein gar Geringes, er vermöge nicht, ſie daraus ſo für nichts und wieder nichts bei einem Arzte zu haben. Der Geizhund denkt nicht, was ſie ihm erſparen half, und was er von ihr erhielt, ſcheint er noch abläugnen zu wollen. Es nimmt einem machmal Wunner, wie viele gute Blutstropfen ein ſolcher Unflath eigentlich im Leibe haben mag? Er ſagte, ſo könne ſie daheim auch ſein, und ihre Sache ſolle ſie haben, ſo gut als hier. Der Arzt meinte, wenn er es erzwingen wolle, ſo müſſe er es geſchehen laſſen, aber er ſolle manierlich mit ihr umgehen, ſie zerſtreuen, mit ihr ausfahren, ihr gönnen, was ſie möge, Fleiſch, Wein, kurz, was es ſei. Je beſſer man es mit ihr meine, daß ſie es deutlich merke, deſto mehr werde ſich ihr Zuſtand beſſern. Gefreſſen hätte er ſie nie, ſoll Hans geſagt haben, ſonſt wäre ſie nicht mehr da, und wenn ſie thäte, wie es üblich und bräuchlich ſei, ſo hätte ſie es auch, wie andere Leute. Aber wenn ſie immer nur verrückt ſein wolle, ſo ſei man geſchlagen mit ihr, das Beſte wäre für ſie und andere, wenn ſie bald von der Welt käme. So brachte er ſie wieder, und fährt zuweilen mit ihr aus, und, damit die Leute glauben ſollen, wie gut er es mit ihr meine, hält er mit ihr vor einem Wirthshauſe ſtill, und läßt für ſie beide einen halben Schoppen Wein herauskommen. Du mein Gott, für ſie beide, wo ein Kind nicht zu viel daran hätte! Davon bietet er ihr an, manchmal nimmt ſie, manchmal ſchüttelt ſie bloß mit dem Kopf, dann trinkt er alleine. Das wird aber bald aufhören, die Leute ſagen, es ſei bereits wieder viel ſchlimmer mit ihr geworden, die Unachtſamkeit komme wieder. Aber es iſt kein Wunder. Wenn ich Jahre lang kein gut Wort bekäme, und kein freundlich Geſicht zu ſehen, zu wenig hätte, zu wenig thäte, zu viel brauchte, es wüßte kein Menſch, was ich anfangen würde, zu Tode grämen, wäre das wenigſte. Dies vernahm ich und machte mir ſchwere Gedanken.

Es iſt ſchrecklich, dachte ich, wenn ein Menſch dem andern das Meſſer in den Leib ſtößt, oder eine Kugel vor den Kopf ſchießt, daß er ſterben muß, aber iſt's nicht viel ſchrecklicher, wenn einer ſeinen Nächſten innerlich tödtet, ſeine Seele alle Tage ausſtrecket auf die Marterbank, ſie da peinigt mit böſen Blicken und böſen Worten, und nie nachläßt, alle Morgen neu anfängt, nicht abſetzt bis zur Nacht, und dies Tag um Tag, Jahr um Jahr, vom erſten Tag der Ehe an, bis die Haare grau werden, viele, viele Jahre lang, bis der Tod das eine oder das andere nimmt! Müſſen da nicht endlich die Gefühle ſtumpf werden, bei dem Gemarterten die Gedanken erlöſchen, Unempfindlichkeit über die Seele kommen! Liegt eben darin nicht eine große Huld Gottes, daß er des Armen Bewußtſein verſchleiert, den Plagen die Spitze bricht, und doch das Leben nicht löſcht. Daß der Arme ſeinem Peiniger vor Augen ſtehen muß, als ein ſichtbares Denkzeichen: Siehe, das haſt du an einem meiner Kinder gethan! Daß er ihm vor Augen ſtehen, an ſeiner Seite wandeln muß, ihn auch quälen und plagen muß durch die Laſt, die er verurſacht, durch den bloßen Anblick, auch wenn ihm die Erkenntniß noch nicht aufgeht, daß er die Urſache iſt, ihm das Schreien zum Himmel um Gnade nicht kömmt. Mich nahm es Wunder, wie es ſo in einer verſchleierten Seele ausſieht, ob es Nacht in ihr iſt ganz und gar, oder ob nicht noch in den tiefſten Tiefen ein Lichtlein iſt, deſſen Strahlen aber nicht bis zu den Sinnen können, ſondern gefangen bleiben in den Tiefen. Aber wer ergründet die Geheimniſſe der Tiefe! Ein Geheimniß iſt der Meeresgrund, geheimnißvoller als der Meeresgrund iſt der Seele Grund, nur was ſpielt und ſich ſpiegelt auf der Oberfläche, wird dem Menſchen kund.

Ungefähr in dieſer Zeit ſtarben Harzer Hanſe's nächſte Erben, namentlich ſeine Schweſter, ihre Kinder traten alſo in der Erbfolge ein Glied weiter hinaus, liefen Gefahr, das ganze Erbe ihrer Mutter, welches noch in Harzer Hanſe's Händen war, in Frage geſtellt zu ſehen, beſonders wenn Harzer Hans vor ſeiner Frau ſterben ſollte. Der eine dieſer Erben war bei Harzer Hans ſehr wohl an, er hatte ſelbſt ſehr viel Aehnlichkeit mit ihm, ſeine Perſönlichkeit würde ebenfalls ein ſehr merkwürdig Bild abgeben, doch wollen wir uns einſtweilen nicht mit ihm abgeben. Dieſer nun riskirte nicht gerne einen Kreuzer, geſchweige, daß er ſo viel Tauſende auf das Spiel ſetzte, dieſer hatte auch einen Kopf, mit welchem man Straßenpflaſter ſtampfen könnte, ohne daß es Beulen geben würde. Er hatte das gleiche Zwingherrliche und konnte ſein Lebtag haſſen, wer ihm einmal widerſprochen; dieſer wollte, daß Harzer Hans ihnen das Erbe ſeiner Schweſter ſicher zuſtelle. Das galt was, man kann ſich's denken, aber was die Beiden ſich ſagten, das hörte man nicht, ſo was blieb Geheimniß. Indeſſen mußte Harzer Hans nachgeben, er kannte die Geſetze zu gut, um einen Prozeß zu wagen, und wußte, daß man auf der andern Seite ebenfalls Geld hatte, Prozeſſe anzufangen, und Köpfe, welche nicht nachgeben, wenn ſie einmal angefangen hatten. Doch ließ man ſich eine Form gefallen, nach welcher Harzer

Hans ſcheinbar nichts aus den Händen gab, ſich einreden konnte, es ſei noch Alles ſein Eigenthum, aber zürnen that er dennoch bitterlich, und mehr als Jahr und Tag durfte ſein Verwandter ihm nicht unter das Dach. Hans konnte es nicht verwinden, daß einmal Jemand ihn zu was gezwungen, ihn, den Harzer Hans! Na, dachte er, wenn der Junge ihn zu was gezwungen, ſo wolle er doch mal auch was probiren. Es ärgerte ihn, daß ſeine Schweſter geſtorben ſei, wo es ihm alſo bös gegangen, d. h. wo er habe theilen und noch Koſten zahlen müſſen, daß dagegen ſeine Frau lebe, deren Tod ihn ſo ſehr erleichtern würde. Gott hätte das umgekehrt machen ſollen, werde es aber nicht beſſer verſtanden haben, wer nun eine Sache nicht verſtehe, dem mache man den Verſtand, ſo ſei es bräuchlich, es werde wohl auch hier erlaubt ſein. Harzer Hans hatte nämlich gehört, ſei Jemand krank, und Allen lieb, wenn der Kranke ſterben würde, ſo ſei es gut, wenn man in der Kirche für ihn beten laſſe, gewöhnlich trete dann eine Aenderung ein. Eine Aenderung aber könne nicht fehlen, wenn man für den Kranken in drei Kirchen beten laſſe, dann müſſe Gott, er möge wollen oder nicht. Harzer Hans lebte nicht im Glauben, ſondern im Gelde, er frug Gott nichts nach; ein Mann mit 300,000 Gulden hat Niemand nöthig, er kann es allein machen; er rechnete wo er ging und ſtand, darin beſtand ſein inneres Leben. Harzer Hans hatte aber von Jugend auf viel Abergläubiſches gehört, er hatte das Nämliche oft gehört, es war ihm geblieben, wie er es gehört, denn nachgedacht hatte er nicht darüber; es war ihm geblieben, wie z. B. die Notiz: Haſt Bauchweh, ſo nimm Hoffmanns-Tropfen; ſind die Kühe gebläht, ſo ſchütte ihnen Oel ein; im Widder laß die Haare ſchneiden. Derlei hat er viel im Kopf und glaubte daran, beſonders wenn es ihm komod war. So hatte er von Jugend auf gehört, wen man haſſe, könne man bei den Kapuzinern zu Tode beten laſſen, und Kranke, für welche in drei Kirchen gebetet würde, beſſere es vollſtändig, daß ihnen kein Glied mehr weh thue. Nun dachte er nicht weiter über die Dummheit und Heilloſigkeit ſolcher Sprüchlein nach, über den Unſinn, den allmächtigen Gott regieren zu wollen, entweder ſelbſt oder durch Kapuziner und Pfaffen, wie Harzer Hans die Pfarrer zu tituliren beliebte. Harzer Hans dachte bloß, wenn Alles mache, was ihm zuwider ſei, ſo wolle er auch verſuchen, was gut ſei, und wenn Gott ſeine Schweſter getödtet, ſo wolle er doch probiren, ob ihm derſelbe nicht auch die Frau abnehmen müſſe.

Harzer Hans ging zu drei Pfarrern und ließ in drei Kirchen beten für die Frau. Die Pfarrer kannten den Aberglauben wohl, ſie wieſen ihn daher nicht ſchnöde ab, ſondern ſie ſagten ihm: Höre, Hans, gerne wollen wir für deine Frau beten, es iſt eine arme Frau, und beten für Arme und Bedrängte ſollen alle Chriſten, und beten mit uns für deine Frau ſoll die ganze Gemeinde. Aber Hans, hör', du mußt aufrichtig und von Herzen mitbeten, mußt an deiner Frau thun, was einem Chriſten ziemt. Hans, hör', meinſt du es falſch, meinſt du deiner Frau mit Beten abzukommen, dann Hans, hör', dann kehrt ſich das Gebet um, wird zum zweiſchneidigen Schwert, das dir durch die Seele fährt. Jetzt beſinne dich, Hans, ſollen wir beten oder nicht?

Wenn es euer guter Wille wäre, ſagte Harzer Hans, ja, ich wollte euch angehalten haben. Harzer Hans dachte: bet' du nur, dann wird es gehen, wie es üblich und bräuchlich iſt, und nicht ſo nach eines Pfaffen Grund, das ſind auch deren Leute, welche heut zu Tage weder was zu bedeuten noch was zu befehlen haben, und zwar weder im Himmel noch auf Erden. Es ſieht nämlich zuweilen wunderlich aus mit der Logik in den Köpfen, namentlich mit der Logik über das Beten, und ſelbſt bei Leuten ſieht es wunderlich damit aus, welche nicht im entfernteſten Hegelianer ſind. Wir ſagen dies nicht in nächſter Beziehung auf den Harzer Hans, derſelbe hatte große ſittliche Anlagen zu einem Hegelianer, und wäre er zu rechter Zeit dem Hegel in die Finger gekommen, vielleicht wäre er der Schüler geworden, der ihn, wenn auch nicht begriffen, ſo doch gefaßt hätte.

Aber wie zornig ward Hans, als ſeine Frau allem Beten zum Trotz die Gleiche blieb, Gott ſich nicht wollte zwingen laſſen. Nun erſt nahm Harzer Hans die Pfaffen auf's Korn und hielt für dumm, wer was von Gott erwartete, irgendwie ſich an ihn wandte. Was man nicht ſelbſt mache, das mache einem Niemand, dachte er, d. h. wohlverſtanden, Hans dachte nicht im Entfernteſten daran, ſeine Frau ſelbſt zu tödten. Er wünſchte der Laſt los zu ſein. Am billigſten wäre es, hatte er gedacht, würde Gott das ſelbſt machen und ſie zu ſich nehmen, er möchte ſie ihm von ganzem Herzen gönnen. Mache der den Kopf, ſo wollte er ſich doch die Sache ſo leicht als möglich machen und nicht ſein Lebtag mit der Frau geplagt ſein und noch dazu mit einer ſo armen. Er nahm den Weg unter die Füße, ging zu einem ſeiner Pächter, ſagte zu ihm: Hör', Sami, du weißt, wie es mit meiner Frau ſteht, bei mir haben kann ich ſie nicht mehr, müßte ihretwegen expreß eine Magd anſtellen und ſie hat mir zu wenig eingebracht, als daß ich das vermöchte. Nimm du ſie, du haſt Platz im Hauſe und ich will dir thun, was billig und recht iſt, du weißt, du haſt eine wohlfeile Pacht. Wenn ich brav arbeite, ſagte Sami, ſo bringe ich nothdürftig den Pachtzins auf, ihr kennt die Sache ſo gut als ich. Daneben will ich nicht klagen, und wenn ich euch einen Gefallen thun kann, ſo ſoll es nicht nein ſein. Aber umſonſt vermag ich es nicht, ihr wißt, ich habe einen Trupp Kinder, und wenn ich ſie nehme, ſo ſoll ſie ihre Sache haben ſtandesgemäß, wie es ſich dazu gehört. Vierzig Thaler ſollſt haben im Jahr, wenn du ſie nicht umſonſt willſt, denke, du kannſt zufrieden ſein, ſagte Harzer Han[illegible] Nein, ſagte Sami, damit kann ich nicht zufrieden ſein. Das macht 100 Franken nach unſerm Gelde. Das zahlt jede Gemeinde für die ärmſten Perſonen, auch wenn es ihnen nicht im Kopfe fehlt, ſagte Sami. Euere Frau hätte ich nicht das Herz, zu halten wie ein Bettelweib, ſie muß eine Abwart haben und Speis und Trank, wie es ſich dazu gehört, ich möchte mir nicht nachſagen laſſen, ſie ſei bei mir verkommen und halb Hungers geſtorben. Wollte ſie lieber nicht, aber wenn es euch einen Gefallen iſt, ſo will ich ſie ſammt einer Magd um 100 Thaler jährlich, aber, wie geſagt, nur euch zu Gefallen. Warum nicht 1000, es ginge in einem zu, ſagte Hans. Wenn du ſie nicht willſt um 40 Thaler, ſo nimmt ſie ſchon ein Anderer, aber dann den Hof dazu.

Hätte es nicht am Gewiſſen, ſagte Sami. He nun, ſo ſieh dich nach einem andern Platz um, du weißt, den 15. März iſt die Pacht aus, ſagte Harzer Hans im Zorn, daß Einer ihm zu widerſprechen wagte, und noch dazu ein Pächter, der freilich ein braver Mann und guter Zahler war, wie Hans ſie ſonſt nicht ungern hatte. Der neue Pächter nahm die Frau, behielt ſie aber nicht lange, wahrſcheinlich dünkte das Wenige, was er zahlen mußte, Harzer Hans auf die Länge zu viel. Jetzt, was machen, daß es nichts koſtet! Harzer Hans weiß ſich zu helfen, er giebt die Haushaltung auf, zieht ſammt der Frau zu einem Pächter, d. h. er in ein Stübchen, die Frau ſperrt er in einen Verſchlag im Kuhſtall, vermacht im Kuhſtall alle Löcher, die Oeffnungen, durch welche man den Thieren das Futter giebt, daß der Pächter ſeine Kühe oft mit der Zunge weit vor dem Maule findet, in aller Eile öffnen muß, daß ſie ihm nicht erſticken. Aber der Frau that es nichts, ſie ſtarb nicht. Sie ſtarb im Winter nicht, wo ſie wieder in die Stube kam, aber nur drei Mal zu eſſen bekam, während ſie ſehen mußte, wie Pächters vier Mal des Tages aßen. Der Mann hatte nur für drei Mal akkordirt und zwar auch für ſich nicht mehr, das muß man zur Steuer der Wahrheit ſagen. Das Brot hatten ſie für ſich appart, brauchten zuſammen in einer Woche oft nur zwei Pfund, und auch daran ſtarb die Frau nicht. Aber beinahe wäre Harzer Hans geſtorben, erſt in großen Gefahren, dann in großem Zorn. Er hatte wieder eine ſchöne Kapitalſchrift eingehandelt von ſechs oder mehr tauſend

Gulden, das Geld mußte einige Stunden weit von Hanſe's Wohnſitz erlegt werden. Das mußte heimlich gehen, begreiflich! hätte die Wirthin geſagt. Um Mitternacht weckte Hans einen Knecht des Pächters, der muß einen ſchweren Klotz, mit Lumpen umwickelt, eine Stunde weit tragen, es ſei ein alter Amboß, hieß es. Dort mußte der Schuldner ein Fuhrwerk bereit halten, um Geld und Gläubiger zu ſpediren. Das Pferd gehörte dem Schuldner, die Chaiſe war geliehen, der Sohn des Schuldners ſtellte den Fuhrmann vor. Hin ging's gut, her aber nicht. Das Roß nahm Reißaus, Hans lief Gefahr, gerädert zu werden, wurde indeß bloß noch geſchunden, übel zerſchlagen wurde die Chaiſe. Das Unglück ſollte ein Geheimniß bleiben, die Chaiſe dürftig geflickt werden, das Ganze aber wurde verrathen, der Eigenthümer ließ die Chaiſe durch einen berühmten Stellmacher kuriren, die Kur koſtete ſchwer Geld und Hans mußte einſtweilen bezahlen, was ihn grimmig, was ihm das Leben, wo nichts mehr ging, wie er wollte, nicht einmal die Roſſe, faſt zur Laſt machte. Er ſtudirte tief, wie er das einbringen, wo er abbrechen könnte, ſtudirte, daß ſein dicker Kopf ringsum ganz heiß wurde, ſo daß man ihn im Winter für einen eiſernen Ofen hätte brauchen und eine Stube damit hätte heizen können, und wer weiß, was er nebſt dem noch erſtudirt hätte, aber da traf ihn ein anderer Schlag, der ihm wieder zeigte, wie nichts an Macht und Vermögen Harzer Hans eigentlich ſei, der ihn mahnen ſollte an des alten Davids ſchöne Worte: Wo der Herr nicht das Haus bauet, ſo arbeiten ſeine Bauleute umſonſt daran, wo der Herr nicht die Stadt behütet, ſo wachet der Wächter umſonſt. Es iſt euch umſonſt, daß ihr früh aufſtehet und lange ſitzet und eſſet euer Brod mit Sorgen, denn ſeinen Freunden giebt er's ſchlafend. Als einmal Harzer Hans hart ſchlief wie ſelten, denn wer immer in Angſt vor Dieben lebt und das gute Gewiſſen nicht hat, daß die Menſchen es gut mit ihm meinen, hat ſelten einen guten, tiefen Schlaf, kam es ihm durch's Ohr plötzlich wie ein

Blitz: Hans, auf, das Haus brennt! Wird nicht ſein, dachte er und meinte, es ſei geträumt, denn daß ihm ſo was begegnen könne ohne ſeinen Willen und Zulaſſung, ſtellte er ſich nicht vor. Auf, auf, tönte es zum zweiten Mal, und als Hans träge das Haupt erhob, hörte er des Feuers Praſſeln, ſah in glührothem Scheine draußen die Bäume ſtehen, eine Flammenſaat fallen in's grüne Gras. Da ſprang er auf, da zitterte der ſtarke Mann, als er nach den Kleidern griff, aber was ihm wartete, wußte er nicht. In vollen Flammen ſtand das gewaltige Haus, an's Löſchen war nicht zu denken, das nackte Leben war kaum zu retten, Thiere verbrannten, dem Pächter ſeine Habe. Werthvolles hatte Hans nichts im Hauſe, und das Haus war in der Feuerkaſſe aſſekurirt, der Pächter hatte den jährlichen Beitrag zu zahlen. Es iſt ſchrecklich, im Feuer zu erwachen, wer es erlebt hat, zittert, ſo oft er deſſen gedenkt. Wie muß es den Sündern erſt ſein, wenn ſie erwachen in der Hölle, Feuer ringsum und nirgends eine Thür zum Entrinnen, gefeſſelt auf ewig mit feurigen Ketten an ewigen Brand! Doch an ſo was dachte Harzer Hans nicht, er dachte bloß an ſeinen nahe liegenden Wohnſtock, dort war ſein Schatz, dorthin zog es ihn, dorthin ward auch die Frau gerettet, gleichgültig und theilnahmlos ließ ſie es geſchehen. In ſtiller Nacht verkündete die große Feuerſäule weit umher den Brand und Hunderte von Menſchen fuhren erſchrocken aus dem Schlafe, die Einen hatte der rothe Schein geweckt, der Glocken Gejammer die Andern. Hunderte eilten in raſcher Haſt zu Hülfe dem Brande zu, und doch ſchien's denen beim Feuer eine Ewigkeit, bis die erſte Hülfe kam, bis ſie das Raſſeln der erſten Spritze hörten, und als ſie es endlich hörten, ſchien ihnen der ſtärkſte Roſſeslauf langſamer Schneckengang, denn ſchneller als die Roſſe liefen, fraß um ſich das Feuer, wuchs die Gefahr. Schon war das Nachbarhaus ergriffen, ſchon rauchte der Speicher, die Macht des Feuers wurde mit jedem Augenblicke gewaltiger. Endlich war die erſte Spritze da, Zäune krachten, mit wildem Rufen ward ſie durch die Bäume gezogen, an den Bach geſtellt, abgeprotzt, Leitern an's bedrohte Dach geſtellt, Waſſer geſchöpft, gepumpt, im Laufe die Schläuche auseinander gewickelt, das Wendrohr eingeſchraubt, im Sprunge das Dach hinauf und Waſſer gegeben auf die brandenden Stellen, und alles das raſcher als es hier zu leſen ſteht. Nun von allen Seiten raſſelnde Spritzen, rufende Menſchen, und immer lauter praſſelt das Feuer, immer höher wirft es ſeine Flammen, gewaltig wird der Kampf zwiſchen Menſchen und Elementen, ſchon wird dem Feuer das Nachbarhaus entriſſen, ſeine Verſuche am Speicher vereitelt, neue Spritzen raſſeln durch die Nacht, große Schaaren mehren die Menge der Helfenden, aber es iſt, als ob eine unſichtbare Macht die Glieder lähme, die Kräfte binde. Die Hände ſinken von den Spritzen, die Eimer liegen unbenutzt am Boden, ſchlaff hängen die Arme an den ruhig ſtehenden Menſchen nieder, und wer ſie hebt, ſucht Tabak und zündet die Pfeife an. Durch die müßige Menge laufen Leute, bitten zu arbeiten, dort ſei Noth zu wehren, dort ſei noch zu retten, um Gottes willen helft, ihr Leute, helft! Da ſchreit's von allen Seiten: das iſt Harzer Hanſe's Haus, für Harzer Hans rührt ſich keine Hand. Hat er ſich keines Menſchen erbarmt, ſo mag er jetzt auch ſehen, wer ihm hilft. In's Feuer ſollte man ihn werfen, den Hund, einmal muß er doch hinein, ob nun ein Paar Jahre früher oder ſpäter. Nun brach ein Volksgericht über Harzer Hans los, wie es auf einer Brandſtätte, wo ſonſt das Mitleid rege wird, oder wo man doch, wenn man auch kein Mitleid fühlt, das Unglück ſo weit achtet, daß man dem Beſchädigten nichts Böſes ſagt, kaum je wird geübt worden ſein. Harzer Hans konnte nun erfahren, wie er ſtand in der Achtung und wie viele ihn liebten. Niemand wollte die Hand für ihn bewegen, weil er Niemand geholfen, ſo ſolle er ſich nun auch ſelbſten helfen, wer arbeitete, that es um des Pächters willen, deſſen Habe nicht aſſekurirt war, welcher daher den meiſten Schaden litt. Dabei blieb man aber

Univ. Bibl.
München

nicht ſtehen. Wo Hans ſich zeigte, empfing man ihn mit Verwünſchungen und Drohungen, es ſei ſchade, liege er nicht todt dort, wo das arme Vieh verbrannt liege, wo er ſeine Frau habe, ob noch im Stalle, wo er eigentlich hingehöre als ein unvernünftig Thier. Wenn er ſich zurückziehen wollte in ſeinen Stock, ſo folgte man ihm auch dorthin nach, ſchonte ihn mit den grimmigſten Reden nicht, da war auch Niemand, der ihn fürchtete, Niemand, der ſich ſeiner annahm. Wenn einmal eine Menge einmüthig war in ihrem Urtheile über einen Menſchen, ſo war es hier, und wenn irgend eine Verſchiedenheit in der Meinung hervortrat, ſo war es bloß die gutmüthiger Menſchen, welche mahnten, ihn in Ruhe zu laſſen, er werde hoffentlich ſein Lebtag denken an das, was er gehört.

Aber ſo wenig dieſe Mahnungen bei der Menge fruchteten, ſo ſehr irrten ſie ſich, wenn ſie glaubten, Harzer Hans werde an dieſes Gericht denken, und um ein Haar breit anders werden. Sie kannten Harzer Hans nicht. Die Menge verfolgte ihn, bis in ſeine Nebenwohnung, forderte Eſſen und Trinken von ihm, wie es bei einem Brande üblich ſei. Er habe nichts als Erdäpfel, ſagte er, dieſe bot er an, er drohte mit Schlägen, er riegelte ſich ein, aber lange duldete es ihn nicht eingeriegelt, er mußte wieder hinaus, er hatte Kummer, es könnte ihm etwas abhanden kommen, ein angebranntes Stück Holz oder altes Eiſen. Er mußte hinaus unter die Menge, mußte ſehen, wie munter der große Holzſchopf mit dem alten Franzoſenholz brannte, mußte ſehen, wie faſt mit Gewalt die Leute dazu gebracht werden mußten, die Nebengebäude anzufeuchten, und das Holz darum wegzureißen, mußte immer und immer wieder neue Schmach hören, neue Zeugniſſe, wie geachtet und geliebt er ſei. Aber glaube man ja nicht, das hätte den alten Mann gebeugt, hätte ihn zu Buße und Reue geführt, zur Einſicht, daß er ſein grau Haar, mit Fluch beladen, zur Grube trage. Gott bewahre, Hanſe's Haus war möglicherweiſe 120 Fuß lang und 60 breit, eine Unmaſſe Holz dran und drum, aber es bedarf ein ganz anderes Feuer, damit Hans aufthaue, damit ſchmelze eines Harzer Hanſe's Uebermuth und Hochmuth, eine faſt wunderbare Verſtocktheit, in welcher man weder vor Gott noch Menſchen den geringſten Fehler zugeben, im geringſten die Richtigkeit ſeiner Lebensweiſe in Zweifel ſetzen laſſen will. Harzer Hanſe's Herz zu ſchmelzen, muß Gott ſelbſt den Tiegel machen, das Feuer darunter darf nicht von Holz ſein, auf der Erde gewachſen, welches von Mitternacht bis zu Sonnenaufgang brennt, und dann verzehret iſt. In Harzer Hans brannte auch ein Feuer, und zwar noch ein heißeres, als auf der Brandſtätte, es war das Feuer des Zorns und der Rachſucht. Warten die nur, denen wolle er es gedenken, das war das Gelübde, welches er ablegte. Hunderte hätten ſeine Frau nicht gehalten, wie er ſie gehalten, und wenn Jemand ſie haben wolle, um den Abnutz ihres Vermögens, ſo könne er ſie haben, ſchrie er Jemand an, der ihm einen Zuſpruch geben wollte. Von der Selbſtüberhebung und Selbſtverblendung eines vernagelten Harzer Hans machen unter hundert Menſchen nicht zwei ſich eine rechte Vorſtellung. Wir wundern uns über einen verſtockten Pharao, aber wahrhaftig, ein verſtockter Pharao iſt gar nichts im Vergleich zu einem vernagelten Harzer Hans. Sein Haus war dahin, ſeine Frau beſaß er noch, und was er lieber geben wollte, darum hatte ihn Niemand gefragt, denn Gott führt Niemand in Verſuchung. Dazu noch das Gericht der Menge über ihn, der ſonſt nur gewohnt war, Bittende oder Zinſende vor ſich zu ſehen, denn wer ihm nicht zinſen oder um etwas bitten mußte, der kam nicht freiwillig ihm nahe.

Seine Rachſucht übte er aus, ſo gut als möglich. Wo er irgend wie konnte, belangte er Leute für ihre Reden, andern ſtieg er privatrechtlich in's Haus, und ſagte ihnen, was ihm gut ſchien. Die böſe Welt ſollte ſchuld am Brande ſein, wenn ſie nicht zu groß geweſen, er hätte ſie auch dafür belangt, während die böſe Welt munkelte, wo man aus Geiz und Eigenſinn noch hölzerne Schornſteine hätte, da ſei es ſehr begreiflich, wenn ein Haus verbrenne. So rächte er ſich, und den Schaden wollte er auch nicht alleine tragen. Wie dem König Pharao die Iſraeliten ſeine Pyramiden umſonſt bauen mußten, ſo mußten dem Harzer Hans ſeine Pächter unentgeltlich das Holz zu einem neuen Baue fahren, ohne daß er ſie durch einen beſtimmten Akkord ſichern wollte, daß ſie den neuen Bau auch benutzen könnten.

Die Arbeiter konnte er nicht zur unentgeltlichen Arbeit zwingen, ſonſt hätte er es gethan, aber er drückte ſie hinunter, ſo weit er konnte, marktete mit ihnen bis auf das Blut, und nicht mit einem Kreuzer kam er ihnen zu Anſchaffung von Material zu Hülfe, wenn ſie ihn nicht ſiebenfach verbürgten. Später wird er ihnen wohl noch den Zins abzuziehen willens geweſen ſein. Er entwickelte eine Energie und Thätigkeit, welche ſonſt ſelten ſind bei einem alten Manne, es war, als ob er der Welt Trotz bieten und zeigen wolle, ich habe Niemand zu fürchten, wohl aber die Leute mich. Bei allem dem dachte er durchaus nicht an Gott, wenigſtens gab er durchaus kein Zeichen davon. Da man Gott vor den Menſchen bekennen ſoll, wenn es etwas gelten ſoll, ſo haben wir vollſtändig das Recht anzunehmen, er habe ſich um Gott durchaus nicht gekümmert, das Unglück nicht angenommen, als aus ſeiner Hand, es alſo auch nicht benutzt zu Buße und Bekehrung, darum ſei es auch umgeſchlagen zum Fluche, zu deſto größerer Verſtockung. Auf die arme Frau dagegen wirkte das Unglück gar nichts, ſie nahm es gelaſſen hin, und am Tage nach dem Brande ſaß ſie ganz getroſt an der Sonne, halb in Manns-, halb in Weibskleidern. Als aber einige, ſonſt mit ihr bekannte Weiber dieſe Gelegenheit ergreifen, und ſich näher über ihren Zuſtand in Kenntniß ſetzen wollten, mußte ſie wieder in die dunkle Spelunke, wahrſcheinlich in den Verſchlag. Sie ließ dies aber auch ganz gerne geſchehen, ſie war es ſchon früh gewohnt, ſtillſchweigend über ſich ergehen zu laſſen, was Harzer Hans über ſie ergehen ließ. Wie Hans ſie haben wollte, hatte Gottes Hand ihm ſeine Frau vollſtändig ausgebildet und an die Seite geſtellt, jetzt war Hans auch nicht zufrieden — ſo iſt der Menſch!

Nun begann für Hans eine qualvolle, peinliche Zeit. Er war gewohnt geweſen, ſeit einer Reihe von Jahren zu leben, wie er wollte, zu zwingen, was er wollte, ſo gleichſam nach feſtgeſetztem Maaß und Modell, und wie er es wollte, zwang er die Leute, während er ſelbſt äußerlich ein ziemlich behaglich und ruhig Leben führte.

Nun beim Bauen geht das Ding anders, wer gebaut hat, begreift es. Freilich iſts ein Unterſchied, wenn man ſelbſt baut, oder durch Handwerksleute nach Akkorden bauen läßt. Wer in der Stadt bauen läßt und zwar ſo, daß er nichts damit zu thun haben, ſondern bloß zu einer akkordmäßig beſtimmten Stunde den Schlüſſel in Empfang nehmen will, der entrinnt Vielem und doch nicht Allem, und oft geſchieht es, daß, je weniger Verdruß und Plage er während dem Bauen hat, er deſto mehr derſelben hintendrein kriegt. Auf dem Lande kann man aber ſelten ſo reine Akkorde machen, beſonders wenn man ſelbſt Material hat und keinen Baumeiſter, welcher das Ganze übernimmt. Da verdingt man das Eine, das Andere nicht, jeder markt dies oder jenes ab oder ein, und wie man es auch macht, wie man es will und meint geht es nie. Beſonders wo Einer Alle drücken und ausbeuten will, da giebt es Verdruß und geht ſchlecht. Hätte Harzer Hans vor 500 Jahren gelebt, er wäre ein Tyrann und Zwingherr geweſen von der beſten Sorte. Kam es ihm doch in den Sinn, wie ſchon geſagt, jetzt, wo man nicht bloß Frohnen, ſondern auch Zehnten und Bodenzinſe überall abſchafft, als mittelalterlichen Plunder, neue Frohnen einzuführen, ſeinen Pächtern unentgeltliche Fuhren zum neuen Bau auflegen zu wollen. Solche Frohnen werden aber nicht ſehr willig geleiſtet, es treten immer Säumniſſe ein, die Arbeit fördert ſich nicht. Harzer Hans hatte darauf gerechnet, alle Nachbarleute und Gemeindegenoſſen weit herum würden zu Hülſe kommen mit Fahren, Holzfällen

u. ſ. w., und zwar richtig unentgeltlich. Die Meiſten erklärten, ihm würden ſie kein Rad umführen, einer wie er verdiene nicht Hülfe, was ſie thäten, thäten ſie den armen unſchuldigen Pächterleuten zu Gefallen. Einmal kam man, um Holz zu fällen. Harzer Hans griff ſich an, ſpendete am Morgen eine Maaß Branntwein, aber ohne Brot, zu Mittag und Abend gar nichts. Am folgenden Tag erſchien Niemand mehr, begreiflich. Der Zimmermann ſelbſt mußte an's Holzfällen gehen, das förderte die Arbeit auch nicht, und wenn auch Harzer Hans in ſeiner Angſt das Maurerhandwerk ſelbſt trieb, mit alten Steinen neue Gänge pflaſterte, das Werk rückte doch nicht vorwärts, es harzete, man ſah es dem Größten und dem Kleinſten an, daß es Harzer Hans war, der das Haus baute und daß er ſeinen Namen nicht umſonſt trug. Was andere in ſechs Wochen bauten, baute er in drei Monaten nicht, wozu andere dreißig Tannen brauchten, dazu hatte er ſechzig nöthig, denn das meiſte Holz, welches niedergemacht wurde, war theilweiſe faul oder unbrauchbar. Mit dem Werkzeug wollte er auch nicht aus dem geretteten Speicher rücken, dort war es eingeſchloſſen, man mußte herumlaufen, mußte leihen, die Nachbarn gaben auch nicht ihr beſtes her, begreiflich, das förderte die Arbeit auch nicht.

Der Pächter konnte das Haus nicht benutzen, konnte das Heu nicht einlegen, kaum das Korn, und wer ſollte den Schaden tragen! Harzer Hans meinte natürlich der Pächter, der Pächter meinte es natürlich anders, kriegte endlich der endloſen Plackereien doch ſatt. Ob alldem fuhr Harzer Hans die Wände auf. Da konnte er endlich einmal nichts zwingen und je mehr er ſprang, deſto ärger harzete alles. Hatte er Vormittags die Freude gehabt, einem Arbeiter etwas ungerechterweiſe abzwacken, aufbürden, zuſchieben zu können, ſo fehlte ihm Nachmittags der Zorn nicht, ſich hier oder dort überliſtet, beſchummelt zu ſehen. Erlaubte er ſich Alles gegen Alle, ſo machte Jeder gegen ihn auch, was er konnte, und Harzer Hans mußte erfahren, daß nicht er allein liſtig ſei, er nicht allen Verſtand allein gefreſſen habe, daß für andere noch ein braver Reſt übrig geblieben ſei. Das beſſerte Hans nicht, das öffnete Hans die Augen nicht, das änderte an ſeiner armen Seele nichts, aber das wirkte auf Hanſe's nun mehr als achtzigjährigen Körper. Da Hans an den Brand ſeines Hauſes ſich nicht gekehrt, ſo begann jetzt Gottes Hand zu rütteln an der elenden Hütte, in welcher Hanſe's harzige Seele harzete; der weitere Bau war zerfallen und während Hans an einem neuen rarete, begann der engere und kleinere aus den Fugen zu weichen. Hans wurden die Beine ſchwer, der Athem kurz, die Nächte unruhig, die Luft in ſeinem Loche ſchien ihm ſo dick, daß er oft unter das Fenſter mußte. Hans hatte einen eiſernen Körper gehabt, darum nie daran gedacht, daß derſelbe einmal zu Staub werden müſſe, wie jeder andere Körper auch, er war kaum je krank geweſen, und wandelte ihn ein Unwohlſein an, ſo kümmerte er ſich nicht darum und daſſelbe ging vorüber. Darum behauptete Hans immer ſteif und feſt, am Krankſein ſeien die Menſchen ſelbſt ſchuld, würden ſie es machen wie er, und ſich allem nicht achten, ſo würden ſie jeder Krankheit Meiſter. Wem es Ernſt ſei, könne es zwingen. Hans hielt eben alles auf dem Zwingen, ſo fern Niemand etwas gegen ihn zwingen wollte, das hielt er für eine ſchreckliche Sünde. Sich hielt er jeden Zwang erlaubt und löblich und Gott ließ ihn lange in dieſem Wahn, in dem ſchrecklichen Wahn, der Menſch könne alles, was er wolle, er ſei die höchſte Macht, der alleinige Urſacher ſeines Geſchicks, ein ſelbſtherrlicher Selbſtregent. So ſah er es an, ſo ſprach er es mit kurzen, derben Sätzen aus, welche den Vorzug vor der Hegel'ſchen Theorie hatten, daß ſie ungefähr das Gleiche ſagten, aber ſo, daß es jedes Kind verſtand. Nun aber war auch Harzer Hans wie jedem andern Sterblichen ein Ziel geſetzt, auch ihm ſtand geſchrieben: Bis hie her und nicht weiter. Je mehr der Bau harzete und zögerte, je größer der Schaden der Säumniß wurde, je augenſcheinlicher, daß der Schade nicht dem Pächter allein aufgebürdet werden könne, ſondern jeder Ehrenmann zu Recht ſprechen mußte, daß er vom Pachtherrn zu entſchädigen ſei, je nöthiger Hanſe's Anweſenheit, ſein Treiben und Hetzen ihm nöthig ſchien, deſto ſchwerer wurden ihm die Beine, deſto kürzer der Athem, deſto mühſeliger das Handanlegen, das Laufen dem Material nach, das Zuſammentreiben der Arbeitsleute, die immer weniger mit ihm zu thun haben mochten. Warum vor Einem ſich fürchten, halb ſchinden und halb freſſen laſſen, der mit einem Fuß im Grabe ſtehe? werden ſie gedacht haben. Hans wollte ſich deſſen nicht achten, wollte immer der Gleiche ſein, zeigen, daß er durch keine Krankheit ſich zwingen laſſe, aber da predigte ein Anderer. Hans mochte zappeln, wie er wollte, Hans konnte ſeine geſchwollenen Füße nicht mehr zwingen in die groben Lederſchuhe, Hans konnte den Huſten nicht zwingen, wenn er über ihn kam, daß er ſich ſetzen mußte, Hans konnte nicht einem Arbeiter nach, wenn ihm der Athem fehlte. Die grobe Koſt vom Pächter, wie er ſie ſich ausbedungen, und ſchlecht genug bezahlte, konnte er hinunterbringen, aber daß ſeine Frau an zwei Pfunden Brot mit ihm genug haben ſollte, konnte er nicht erzwingen, nicht erwehren, daß nicht hie und da die arme reiche Frau einen armen Arbeiter um Brot bat, konnte es nicht erzwingen, daß, wo ein Haus gebaut wurde, ſein Thun und Laſſen, ſein Sinn und Treiben ein Geheimniß blieb. Was Einer nicht ſah, ſah der Andere, und was Alle ſahen, ward auf den Straßen ausgetrommelt, ging von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf. Wie wüſt Hans auch that, wenn er was über ſich hörte, und wie wüſt er jedem ſagte, der ihm die Wahrheit ſagte, es konnte Hans es doch nicht erwehren, daß man von ihm ſprach das Land auf, das Land ab, und daß das Urtheil ſich feſt ſtellte: im Oberland und im Unterland ſei kein wüſterer Mann als der Harzer Hans. Mancher gemäßigte Mann ſagte, wenn alle Reichen ſo wären wie Harzer Hans, bliebe den Armen nichts übrig, als Hungers zu ſterben oder die Reichen todtzuſchlagen, und wie ſträflich auch der Communismus an ſich ſei, ſo finde er doch da, wo die Reichen wären wie Harzer Hans, der weder zu verdienen noch Almoſen gebe, ſeine Entſchuldigung. Wenn man, und noch dazu in Zeiten der Noth, Hunderttauſende auf einander liegen ſieht, Niemand zu Nutz, ſondern allen zur Plag, gehütet nicht von einem böſen Geiſt oder einem ſchwarzen Hund, wie die unterirdiſchen Schätze gehütet werden ſollen, ſondern bloß von einem wüſten, alten, böſen Manne, ſo drängt ſich allen, welche nicht von ganzem Herzen Chriſten ſind, unwillkührlich die Frage auf, ob es recht ſei, daß viele hungern, während einer die Hülle und Fülle habe, nutzlos, vielleicht um ſchwer Geld Nahrungsmittel zu Grunde gehen laſſe, während Hunderte aus Mangel an Nahrung verkümmeren, ob es nicht erlaubt ſei, in ſolchen Fällen das Mannli ein wenig auf die Seite zu ſtellen und ſein Ueberflüſſiges zu Nutz und Frommen der Hungernden anzuwenden! Der Chriſt wird nicht ſo fragen, der Chriſt wird in Geduld und Demuth ſich der Ordnung Gottes unterziehen, wird Geſetz und Rechte ehren, jedem das Seine laſſen und auf ſeine Verantwortung und von Gott alleine alles Gute erwarten. Hingegen würde es einer chriſtlichen Gemeinde wohl anſtehen, wenn die Vorgeſetzten derſelben tagtäglich einem ſolchen Mann ihr Mißfallen zu erkennen geben, ihm ſagen würden, wie er ſich verſündige vor Gott und Menſchen, und auf Erden und im Himmel für ihn weder Glück noch Seligkeit zu finden ſei. Ob die allſeitig und alltäglich ausgeſprochene Mahnung und Verachtung nicht am Ende was helfen würden, wäre eben zu erfahren. Das iſt nicht recht und einer chriſtlichen Gemeinde nicht ziemlich, wenn man ſo einem Harzer Hans um ſeines Reichthums willen Scharwenzel macht, ihn in ſeinem wüſten Thun beſtärkt, ihn lobt und preiſet, wenn er allen wüſt ſagt, welche ihm ſeine Sünde zu Gemüthe führen, ihn betrachtet wie einen biſſigen Hund, den man anhetzt und dann ſeinen Spaß hat an ſeinem Beißen und Bellen. Es iſt ſonderbar, daß ſo wenige wiſſen, was einem Mann und Chriſten ziemt, daher man auch die Laterne anzünden möchte, um am hellen Tage zu Stadt und Land wirkliche und eigentliche Männer zu finden. Wenn die Weiber von heute ſo ſehr nach Emancipation ſchreien, ſo hat das wirklich auch ſeinen guten Grund darin, daß ſie finden müſſen, es ſei zwiſchen einem Manne und einem Weibe der Unterſchied je länger, je geringer, wer einen finden wolle, müſſe bereits die Brille aufſetzen.

Harzer Hans wurde bloß von Untergebenen geplagt, ſeines Gleichen that keiner das Maul gegen ihn auf, bloß Einer, der höher war als Alle, begann zu zeigen, wer eigentlich Meiſter ſei und was ſo ein Harzer Hans ſei. Hans fiel aus den Kleidern und ſeine Frau kriegte alle Tage beſſern Appetit. Sie möchte noch mehr, ſagte ſie faſt allemal, wenn die Schüſſeln, welche der Pächter gebracht hatte, leer waren. So nimm, war gewöhnlich Harzer Hanſe's häſſige Antwort. Nun ſagten alle Leute zu Hans: aber um Gott, Hans, wie ſiehſt du aus, ganz aus den Kleidern fällſt, lange gehſt du nicht mehr herum an der Sonne, und dann mit dem Gelde was machſt du? Aber verwundern muß ich mich, wie gut deine Frau ausſieht, wäre ſie geſäubert, wie es ſich gehörte, und käme ſie daher, wie es üblich und bräuchlich iſt, ſie würde wenigſtens dreißig Jahre jünger ausſehen als du. Hans, wenn es dir nicht beſſert, die überlebt dich lange, die wirft noch mit deinen Beinen Aepfel von den Bäumen. Das war wohl das Aergſte, was man Hans ſagen konnte, ärger als ein dreiſchneidend Schwert fuhr es ihm durch die Seele, denn daß ſeine Frau ihn überleben ſollte, an das dachte er nicht, daran konnte er nicht glauben. Er fuhr die, welche ihm ſolches ſagten, auch ſauber an und ſagte ihnen, was es ſie angehe, wie er ausſehe und ſeine Frau. Sie ſollten ſehen, daß ihre Kinder zu freſſen hätten, ohne andere Leute zu plagen, das Uebrige in der Welt ginge ſie nichts an. Ho, Hans, ſagten ſie, bös wollten wir dich nicht machen, aber thuſt du nicht dazu, ſo hörſt du den Kukuk nicht mehr ſchreien.

Wenn doch nicht jede Kuh in Sachen reden wollte, welche ſie nichts angingen, ſagte dann Hans. Geh heim und lauſe deine Kinder, das ſtünde dir beſſer an, als in der Welt herumzulaufen und den Leuten zu ſagen, ob ſie fetter oder magerer geworden ſeien. O Hans, hieß es dann, wenn es eine Frau war, o Hans, wegem Lauſen brauchte ich kaum heim, fände vielleicht hier ſchon Arbeit, Hans, was zahlſt vom Hundert, wo ich runter mache! Ich hätte den Verdienſt ſo nöthig und wäre dann nicht umſonſt um Arbeit ausgegangen. Nun, dann kam es der Frau wohl, wenn ſie gute Beine hatte und machte, daß ſie vom Platz kam, ſonſt hätte ihr Hans für eine Zeitlang beides, Lauſen und Spotten, vertrieben. Je wüſter Hans that, deſto mehr ward bekannt, mit was man ihn böſe machen konnte, deſto öfter benutzten es die Leute und brachten Hans einen Zorn in den Leib, welcher ihm für ſeine Umſtände eben auch nicht dienlich war. Spekulative Philoſophen ſind nicht halb ſo ſelten, als man in gelehrten Kreiſen glaubt. Spekulative Philoſophen kalkulirten: wird Harzer Hans bös, wenn man ihm ſagt, er ſei krank und ſeine Frau werde jünger, ſo wird er gut, wenn man ihm das Umgekehrte ſagt, und wenn ein Menſch gut wird, ſo giebt oder thut er einem, was man will, ſo iſt's wenigſtens bräuchlich das Land auf, das Land ab. Aber dieſe kalkulirten falſch, wie es freilich Philoſophen und zwar nicht bloß ſpekulativen, ſondern Philoſophen von allen Sorten oft zu gehen pflegt. Hans kalkulirte: das gehe die Leute hell nichts an, ſehe er oder ſeine Frau aus wie ſie wollen, daß die Leute meinten, ſie könnten ſich darein miſchen, ſei eine Unverſchämtheit ohne Gleichen. Aber daraus ſehe man, wie die Welt immer ſchlechter werde, die Menſchen nichtsnutziger, ehedem hätte man gehen können, wohin man gewollt, ohne daß man alle zehn Schritte angeplärrt worden wäre: Hans, wie ſiehſt doch aus! Dem Ding wolle er ein Ende machen. Aber Hans machte dem Ding kein Ende, aber die ſich immer wiederholenden Reden machten Eindruck auf Hans und wurden natürlich unterſtützt durch die täglich wachſenden Beſchwerden, welche Hans peinigten. Hans hätte dieſe vielleicht vor ſich ſelbſt verborgen, ſie ſeinem eigenen Gefühl abgeläugnet, wie es nicht ſelten von Kranken zu geſchehen pflegt, welche ſich fort und fort einreden, wie nicht nur ihre Uebel alle Tage kleiner würden, ſondern wie es eigentlich gar keine Uebel ſeien, ſondern eigentlich genommen klare, helle Geſundheitszeichen. Aber da die Leute beſtändig davon ſprachen, wie wüſt er auch that, ſo fing es ihn doch an unruhig zu machen, er dachte, es könnte beim Teufel doch was ſein und die Sache nicht richtig. Aber die Freude wolle er den Leuten nicht machen, krank zu ſcheinen oder gar zu ſterben, Harzer Hans thäte es denen Hagle nicht zu Gefallen. Er wolle es ihnen zeigen, daß es mit Harzer Hans nicht ſo bald Feierabend ſei, als ſie wohl gern haben möchten, etwas werde geſchehen müſſen, ein Trank oder zwei könnten vielleicht nicht ſchaden, ausputzen ſei allweg gut, und er wüßte ſich nicht zu beſinnen, daß er es gethan hätte.

Ausputzen iſt allweg gut, beſonders wenn man ſich nicht erinnern thut, wann es zum letzten Male geſchehen iſt. Aber nicht bloß den Leib ausputzen ſollte man, der Seele thäte es abſonderlich wohl, die hätte es ſo nöthig, und wie viele ſind nicht, die es haben wie Harzer Hans, ſie erinnern ſich nicht, wann es zum letzten Male geſchehen iſt! Aber wie Alles, was ihn anging, behandelte Harzer Hans auch dieſes als ein Geheimniß. Es ſöllte es ſo wenig Jemand wiſſen, daß Harzer Hans ſich ausputze, als daß es Jemand wiſſen durfte, wann und wo er Geld an den Zins lege und wie viel Koſtgeld er dem Pächter zahle. Die Hagle, dachte er, hätten eine viel zu große Freude, wenn ſie wüßten, daß ich Zeug brauche, es würde Jeder kommen und gucken wollen, ob es Feierabend mit mir mache oder nicht. Hans dachte nicht, daß er in ſeinem Leben nicht halb ſo viel Geheimes gemacht, als er ſich einbilde, daß die Leute gar viel von ihm wüßten, was er ſich nicht träumen ließe. Wüßte der gute Hans Alles, was die Leute von ihm wußten, er würde ſchrecklichen Zorn kriegen, eine Miſtgabel nehmen und trotz kurzem Athem und ſchweren Beinen allen nachlaufen, um ſie zu erſtechen, welche darum wußten. Er beſprach ſich mit einer alten Frau in einer Waldecke bei einbrechender Nacht und verſprach ihr, wenn ſie ihm zu einem guten Trank verhelfe, der tapfer ausputze, im nächſten Winter ein dürres Tännlein, der Pächter müſſe es ihr noch obendrein heimfahren. Wo wäre eine alte Frau, welche eine ſolche Miſſion nicht mit Freuden übernehmen würde, und wo wäre wiederum die, welche, wenn ihr die Wahl überlaſſen würde, nicht zu einem Winkelarzt gehen würde, ſtatt zu einem patentirten? Es herrſcht bei alten Weibern und allen Männern, welche alten Weibern gleichen, ein entſchiedener Zug zu allem, was in den Winkeln iſt, zu Winkelärzten, Winkelpredigern, Winkeladvokaten u. ſ. w. Der Trank ward gebracht, von Hans unter ſchrecklichen Geberden verſchluckt, denn ſchlecht genug war er. Es war auch Zeug, welches angriff. Anfangs ſagte Hans, der, welcher den Trank gegeben, ſei ein rechter Mann, der begehre die Leute nicht lange herumzuziehen, um ihnen mit vielem Zeug, das nicht wirke, das Geld abnehmen zu können Der mache die Sache gleich recht, daß man auch wiſſe, daß man was hätte. Später, als das Zeug noch wirkte, ward ihm doch Angſt. Die Sache könne man auch zu gut machen, ein Hund ſei der Mann. So ſchnell zu Grabe begehre er doch nicht, und wenn er das hätte wiſſen ſollen, ſo hätte er mit dem Ausputzen nicht halb ſo preſſirt. So ſchlimm ging's nicht, aber es beſſerte Hans doch nicht, wurde eher ſchlimmer. Die Frau meinte, der Mann werde für dieſe Krankheit nicht das rechte Zeug haben, ſie wüßte einen andern, der ſei bſonderbar berühmt, bſonderbar wegen kurzem Athem, es wüßte kein Menſch, wie manchem er ſchon ganz davon geholfen. Wie es wäre, wenn man mit dem noch probire, theuer ſolle er gar nicht ſein, für drei Batzen gebe er einen großen Papierſack voll, daß man faſt eine Kuh einen Tag lang damit füttern könnte. Hans willigte ein, aber daß er ihm das Zeug nicht zu ſtark mache, ſonſt ſolle er erfahren, wer der Harzer Hans ſei!

Das ließ ſich der Mann nicht zwei Mal ſagen, von Verklagtwerden und Unterſuchungen war er nicht Liebhaber. Er gab Zeug, um langſam abzuziehen, wie er ſagte, auf ein Mal putze man das nicht hinweg, es ſei zu lange gegangen. Bös zu nennen war das Zeug nicht, es dünkte Hans die erſten Tage, es mache ihm wohl; aber in die Lederſchuhe konnte er doch nicht. Der Athem wurde nicht länger, die Beine nicht leichter, die Nächte immer ſchlafloſer und peinvoller. O, wie Hans zornig ward und ungeduldig, und doch nichts zwingen konnte, nicht einmal, daß die Leute ihm nicht ſagten, wie ſchlecht er ausſehe, und wie ſie nicht glaubten, daß er den Kukuk noch werde ſchreien hören. Dem allen ſah ſeine Frau zu, als ob es ſie nichts angehe, aß munter, ſo viel ſie hatte, je weniger Hans Brot aß, deſto beſſer ließ ſie ſich's ſchmecken. O, es machte Hans ſo zornig, wenn er es faſt hatte wie ein Fiſch auf dem Trocknen, nicht wußte, wo aus, wenn da ſeine Frau, welcher er ſchon ſo lange die ewige Ruhe gewünſcht und ſie unſerm Herr Gott gegönnt hätte, welcher ſie auch ein Weilchen haben könne, da er, Hans, ſie genug gehabt, ganz ruhig und gelaſſen auf der Ofenbank ſaß, wenn der Ofen nämlich warm war, denn Hans gönnte ſich noch immer nicht alle Tage einen warmen Ofen, oder ganz gemüthlich ſchlief und ſchnarchte. An's Sterben, an den Tod wollte Hans durchaus nicht glauben, redete alle Tage neu ſich ein, es werde ihm beſſern im Frühjahr. Da wolle er anders dran hin, wolle den Leuten zeigen, daß Harzer Hans noch da ſei, ſie müßten ſich umſonſt gefreut haben. Hätten die nur Geduld, es ſei noch Mancher, mit dem er abzurechnen habe, es werde ihm nicht anſtändig ſein. Daß Einer ſei, der auch mit ihm zu rechnen habe, und die Rechnung vielleicht bald anſtellen könne, daran dachte Hans nicht, und hätte ihn Jemand daran gemahnt, ſo hätte ihm Hans geſagt, er ſolle ihm vom Leibe, wenn er nicht Schläge wolle, das gehe Niemand was an, und Schlechtes hätte er ſein Lebtag nicht gemacht, daß er ſich zu fürchten hätte, es möge gehen, wie es wolle. Hans wußte natürlich nicht, wie es vom Knechte heißt, der ſein Pfund vergraben, daß das Pfund ihm genommen und er dahin geworfen wurde, wo Heulen iſt und Zähneklappern. Und hätte Hans es gewußt, ſo hätte er das im mindeſten nicht auf ſich bezogen. Sieben Pfarrer wären in ſiebenmal ſiebenzig Jahren nicht im Stande geweſen, dem Harzer Hans begreiflich zu machen, daß er ein ſolch fauler und unnützer Knecht ſei. Er wäre immer und immer bei dem einfachen Satz geblieben, nur ſo und ſo viel geerbt, und jetzt ſo und ſo viel im Beſitz, und ſo einer ſei nicht faul und unnütz, es wäre wohl gut, es wären alle ſo. So ein Harzer Hans hat einen Kopf! Den Erben machte ſein Zuſtand Bedenken, ſie beſuchten ihn, ſie ſchlugen auf den Buſch nur ganz leiſe, aber potz Himmelſapperment, wie hatten die Zeit zu ſchweigen, und wie mußten ſie ſich ducken und ſchmeicheln, bis ſich Harzer Hanſe's ſiedend Blut wieder ſetzte und ſie im Frieden ſcheiden konnten.

So ging ein bedeutender Theil des Winters vorüber. Hans war ſchwächer geworden, konnte kaum mehr im Bette ſein, behauptete aber immerfort, wenn es warm werde, werde es ihm beſſern, die Leute ſollten nur nicht Freude haben.

Der Schnee begann zu ſchmelzen. Die Sonne lockte die Menſchen vor die Häuſer, es iſt die Märzſonne eine gefährliche Lockerin! Harzer Hanſe's Frau ward von einem heftigen Fieber ergriffen. Es werde fehlen wollen, ſagte Harzer Hans. Es ſei ihm ſchon lange geweſen, es könne nicht mehr lange mit ihr gehen. Ob ſie zum Doktor ſollten, frugen ihn die Pächtersleute, ſie wollten gerne gehen, er ſolle nur befehlen. Heute nicht, ſagte Hans, morgen kann man ſehen.

Morgen ſagte Hans, man könne geben, nutzen werde es nichts, es ſei bloß wegen den Leuten. Und wann der Arzt frägt, ob er etwa ſelbſt kommen ſolle? frug der Bote, welcher hingehen ſollte. Sag' nur, ich hätte nichts befohlen. Wann man ihn begehre, werde man es ihm ſagen laſſen.

Harzer Hans begehrte keinen Arzt in ſeinen Schweineſtall. Er war ſelbſt übler als je, konnte kaum ſchnaufen, dachte aber gar nicht an ſich, ſondern nur an ſeine Frau, führte Selbſtgeſpräche: Lang' macht die es nicht mehr. He nun, man wird ſich müſſen drein ſchicken, übel geht es appart Niemand. Wär's übel gegangen, die wäre längſt geſtorben, man hätte nicht müſſen mit ihr geplagt ſein. Was die für ein Geld gekoſtet hat' und ganz unnütz. Zu Grabe gehe ich nicht mit ihr. Die Leute müſſen nicht glauben, daß die ganze Welt eingeladen werden müſſe. Ich hatte zu große Koſten in der letzten Zeit, mit Bauen und ſonſt. Mit dem Wirth muß recht akkordirt werden, er iſt ein Unflath mit Fordern, wenn er meint, es ſei Geld da zum Zahlen. Mehr als fünf Batzen für die Perſon zahle ich nicht, und mit dem Wein macht man es auch ſo wohlfeil als möglich, mehr als vier Kreuzer die Maaß gebe ich nicht. So ſprach Hans abgebrochen, von der Ofenbank aus. Frug wohl auch: lebt ſie noch, es deucht mich, ich höre ſie nicht mehr Athem ziehen? Es wär gut, es wäre bald vorbei. Einmal trappete er langſam am Stock an's Bett, er meinte beſtimmt, ſie ſei geſtorben. Sie lag aber mit offenen Augen auf ihrem Strohſack und lebte. Gar ſeltſam ſah ſie ihn an, und bewegte die Hand, und deutete mit dem Finger ganz ſchauerlich, man wußte nicht wohin, ob nach dem Himmel, ob nach dem Kirchhofe. Hans veränderte die Farbe, drehte ſich um, ſchleifte der Ofenbank zu, ſetzte ſich nieder, that zwei, drei ſeltſame Athemzüge, und Hans war todt. Die Perſon, welche in der Stube war, erſchrak ſehr, als ſie es ſah, ſie wollte nicht mehr alleine darin ſein. Als man es der Frau ſagte, Hans ſei todt, da deutete ſie wieder ſo ſeltſam, daß es den Leuten kalt über den Rücken rieſelte, und eine halbe Stunde nachher war auch ſie eine Leiche. Wie ein Lauffeuer gings umher, Harzer Hans und ſeine Frau ſeien geſtorben, und wer irgend konnte, machte ſich auf die Beine, um ſie zu ſehen. Es war, als ob ein Geheimniß an den Tag gekommen, eine verſchüttete Stadt z. B., die jeder in Augenſchein nehmen müſſe, ehe ſie wieder zugedeckt würde. Waren einmal die Erben und nächſten Verwandten da, dann waren die Thüren wieder zu, das wußte man. Ueber dem Kopf zuſammen ſchlugen die Leute die Hände, als ſie das Elend in der Wohnung ſahen, und wie man kaum das Nöthigſte fand, die Leichen gehörig anzuziehen. Mit Grauen und mit Wonne hörten ſie, wie die Frau den Mann vor Gottes Gericht gefordert habe zur Rechnung, jeder hörte es anders, als die andern, und keiner wagte ſich alleine heim, keiner war, der nicht fürchtete, Harzer Hans möchte ihm begegnen, möchte draußen ſtehn, bei einer Eiche oder Tanne, und ſie hüten, daß kein armer Menſch einen dürren Zweig aufleſe oder abbreche. Wer nicht mußte, ſetzte lange, lange Nacht's keinen Fuß vor's Haus, aus Furcht vor Harzer Hans, und wenn es Nacht's rauſcht im Wipfel der Bäume, heißt's bis auf den heutigen Tag, es werde der Harzer Hans ſein, der die Tannzapfen zähle in ſeinen Wäldern. Was die Frau dem Manne geſagt, und wie es zugegangen in der letzten Stunde in der ſchauerlichen Spelunke, das war wie ein Tropfen Waſſer unter einem Vergrößerungsglaſe, es wuchs in's Ungeheure, und ward jeden Augenblick anders, bis es endlich in ſeiner ſchauerlichſten Geſtalt verſteinerte. Das iſt wahr, eine unheimliche Stille lag über der ganzen Umgegend, und wer vernahm: heute vergraben ſie den Harzer Hans und ſeine arme Frau, dem fuhr es kalt den Rücken auf, er machte, daß er heim kam. Es war, als fürchte jeder, er möchte in eine böſe Luft kommen, oder auf ein Geſpenſt treten. Die Erben freilich hatten es nicht ſo, begreiflich! Es plagte ſie bloß, daß ſie bei dem Ende nicht zugegen geweſen, das iſt für muthmaßliche Erben manchmal ungeheuer fatal, begreiflich! Indeſſen, die Sache war geſchehen und Verdächtiges ergab ſich nichts.

Es war die Rede davon, am ſchönſten wäre es, wenn man die Beiden in einen Sarg thäte und in ein Grab. Zwei Eheleute könnten doch wohl nicht ſchöner und zweckdienlicher begraben werden, und auf dem Kirchhof, der ohnehin zu klein ſei, erſpare man Platz. Er ſei nicht dafür, ſoll der Ammann der Gemeinde gerathen haben. Er hätte nie davon gehört, daß man zwei in einen Sarg gethan, außer etwa eine Kindbetterin mit ihrem Kinde. Die Leute würden ſagen, man habe Bretter ſparen wollen und den Lohn für zwei Gräber, und er glaube, das Vermögen möge zwei Särge und zwei Gräber ertragen. Den Leuten hätte man ſich nicht zu achten, meinte man, wenn man auf die hören wollte, könnte man unter ſie alles austheilen, bis man ſelbſt nichts mehr hätte. Indeſſen geſchah es doch nicht, ſondern jedes erhielt einen eigenen Sarg. Wir haben nicht gefragt, ob die Erben nach dem Voranſchlag von Harzer Hans das Leichenmal beſtellten, wir wiſſen bloß, daß es unheimlich war und jedermann froh, wenn er ſeine Beine unter dem Tiſche hervor hatte. Es war ein Tag, wie die Märzen Sonne ſie häufig bringt, ein Tag voll Schnee und Regen, ſo recht naßkalt und trübe, daß man zehnmal lieber in's Bett mochte als auf die Straße.

Nun war's eine äußerſt ſeltene Sache, Mann und Frau mit einander begraben zu ſehen, es waren auch äußerſt reiche Leute, welche begraben wurden, man hätte glauben ſollen, ein zahlreich Leichenbegleit zu ſehen und viele Leute vor den Häuſern, aber man irrte ſich. Alle Hausthüren und alle Fenſter waren zu, wo der Zug durchkam, es war, als ob Jedermann gefürchtet hätte, ein unwillkommner Gaſt könnte ſchlüpfen durch Thüre oder Fenſter. Selbſt Schabzinger Anderes machte auf das Sorgfältigſte alles zu, er ſagte: Viel glaube er freilich nicht, aber man könne ſy Seel nit wiſſen —! Es war auch ein unheimlich Geleite, es glich einem Trupp erſchrocken flatternder Schneegänſe, welche ein Wirbelwind erfaßt oder auf die ein Geier geſtoßen. Alles eilte, ſelbſt das Roß, welches die zwei Särge zog, ſchien erſchrocken, preſſirte und that, als ob es nicht warten möchte, bis ſechs Fuß Erde zwiſchen ihm und ſeiner Laſt lag. Flüchtige Blicke bloß wurden in das weite Grab geworfen, es ſchien, als wohle es den Leuten erſt wieder, als ſie daſſelbe weit im Rücken hatten. Wer geglaubt hätte, es gehe nun am Leichenmahl luſtig zu, wie es oft geht, wo lachenden Erben ein großes Erbtheil wartet, hätte ſich ſehr geirrt. Es ward wenig geſprochen, meiſt halb laut, und von ganz unbedeutenden Dingen. Heiß und raſch wurde gegeſſen, alles preſſirte, kein Menſch hatte Zeit zu warten, es war, als ob man gleichſam auf einer Flucht Halt gemacht, und jeden Augenblick einen Ueberfall vom Feinde fürchtete, als ob es keinem wohl ſei, bis ſie die eigene Hausthüre hätten zwiſchen ſich, dem heutigen Wege, der ganzen Welt. Daß ſo früh an einem Leichenmahle das Haus leer ſei, hätte er nie erlebt, ſagte der Wirth. Beim Wohnhaus der Begrabenen ging ſelben Abend Niemand vorbei, und das Nebenhaus, in welchem ſie verblichen, ſteht leer bis auf dieſen Tag, ſogar Spatzen ſollen nicht niſten unterm Dache, auf das Dach kein Vogel ſich ſetzen. Oede und wüſt ſteht es da, ein Denkmal von Harzer Hans, wie es paßt, ein ſteinern, wüſt Gehäuſe, mit dunkeln, verſchloſſenen Kammern, in die kein Lichtſtrahl dringt, kein Auge zu ſchauen begehrt, was drinnen hauſet.

Und das Geld, wo kam es hin, und die Erben, wer waren ſie, und was hinterließ der arme Harzer Hans, der Minuten vor ſeiner Frau ſtarb, mehr, als einen ſchlechten Namen der Welt und eine ſchlechte Seele dem —!

Allgemeine
Deutſche Volks-Bibliothek.

Zweiter Jahrgang.

Zweiter Band.

Leiden und Freuden
eines
Schulmeiſters.

Von
Jeremias Gotthelf.

I.

Berlin, 1848.
Verlagshandlung des allgemeinen deutſchen Volksſchriften-Vereins.
(M. Simion. Jul. Springer.)

Leiden und Freuden

eines

Schulmeiſters.

Von

Jeremias Gotthelf.

Bearbeitung des Verfaſſers für das Deutſche Volk.

Erſter Theil

Berlin, 1848.
Verlagshandlung des allgemeinen deutſchen Volksſchriften-Vereins.
(M. Simion. Jul. Springer.)

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Leiden und Freuden

eines

Schulmeiſters.

Erſter Theil.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Uli, der Knecht, bahnte ſeinen Geſchwiſtern den Weg in die Fremde, nun wagt auch Peter, der ſchüchterne Schulmeiſter, denſelben zu betreten: ein Bruder zieht den andern nach. Was in der Vorrede zum Uli ſteht, paßt auch für den Peter, paßt für alle Geſchwiſter, welche es etwa noch gelüſten möchte, nachzufolgen. Nur zweierlei möchte der Verfaſſer hier bemerken. Bitten möchte er, daß alle Brüder, welche das Lehramt üben, ſei es auf welche Weiſe es wolle, beſonders die letzte Hälfte des 2. Theiles beherzigen möchten: hätten es ſeine berneriſchen Brüder gethan, es ſtünde zu Ende des Jahres 1847 beſſer um ſie, als es der Fall iſt. Zweitens bittet er, nie zu vergeſſen, daß er ein Republikaner iſt, in Freiheit geboren und mit Leib und Seele ihr zugethan, das Volk iſt ſeine Majeſtät. Majeſtäten, heißen ſie nun ſo oder anders, die Wahrheit zu ſagen, galt zu jeder Zeit als ehrenwerth und war nie ungefährlich. Schmeichelei iſt allweil ſchlecht, gelte es, wem es wolle. Daran zu mahnen thut noth in dieſer Zeit, und namentlich mag die Mahnung auch den deutſchen Brüdern nicht überflüſſig ſein.

Von einer Uebertreibung in die entgegengeſetzte zu fallen iſt menſchlich, und Menſchen ſind wir allzumal, dieſſeits und jenſeits der Alpen, vor und hinter den Bergen.

Jeremias Gotthelf.

Vorwort für Laien.

Weil dieſes Buch von einem Schulmeiſter handelt, werden viele Laien es nicht anrühren mögen. Es iſt eine alte Mode, daß man die Naſe rümpft, wenn man einen Schulmeiſter von weitem ſieht, daß zu gähnen anfängt, wer nur von einem Schulmeiſter hört. Und doch iſt ein Schulmeiſter akurat ein Menſch wie ein Anderer. Vielleicht trägt er einen kurioſen Rock, halb herrſchelig, halb bäuriſch, vielleicht ſchlendert er hinten die Schöße auch auf appartige Weiſe; aber unter dem Rock im Herzen ſitzt genau der gleiche Menſch wie unter des Ammanns, wie unter des Schultheißen Rock. In dieſem Buche ſteht nun freilich beſchrieben, wie der Schulmeiſter ſeinen Rock appart ſchlendere, aber noch beſſer iſt der Menſch beſchrieben, der auch Euch im eigenen Herzen ſitzt. Schauet Euch dieſen Menſchen recht an, vielleicht macht Euch deſſen Anblick milder gegen Andere, namentlich gegen Schulmeiſter, ſtrenger aber gegen Euch ſelbſt, dann hat dieſes Buch auch an Euch, Ihr Laien, reichlich Frucht getragen.

Erſtes Kapitel.

Von großer Betrübnuß und Elend.

Peter Käſer heiße ich, ein Schulmeiſter bin ich, und im Bette lag ich trübſelig, nämlich den 31. Juli 1836.

Deſſelben Tages, als wir gefrühſtückt hatten, trug meine Frau Kaffeekanne und ſonſtiges Geſchirr hinaus, kam aber nicht wieder herein. Da ging ich nach und wollte fragen: warum ſie den Milchhafen nicht auch hole? Ich halte auf Ordnung, aber ihn ſelbſt hinauszutragen, kam mir nicht in Sinn. Aber ich fragte nicht, denn ich fand ſie übel, mit dem Kopf angelehnt an die Bank, auf welcher unſer Geſchirrvorrath ſtund, die eine Hand auf dem Herz. Mir wurde Angſt, wie es einem rechten Manne ziemt, und beſorglich wollte ich wiſſen, wo es ihr fehle? Als ſie wieder athmen und reden konnte, meinte ſie weinerlich: was wird mir fehlen?

Und weinerlich wurde auch ich, fragte nicht weiter, ſondern ſagte blos: Es wird wohl nichts ſein — und ſtolperte betroffen zur Küche hinaus vor das Haus. Dort trat mich der Polizeidiener an, und brachte mir einen Brief von dem Schulcommiſſär, in welchem der Befehl ſtund, Punkt zwei Uhr Nachmittags bei ihm zu ſein, indem er mir etwas zu eröffnen hätte. Potz tauſend! dachte ich, der wird mir ſagen wollen, wie hoch ich taxirt worden ſei, und wie viel mehr Einkommen ich künftig erhalten werde; und wohl ward mir wieder um's Herz; ich hätte Luftſprünge thun mögen und gerne dem Polizeidiener einen Batzen gegeben für ſeine Mühe, wenn ich nur einen im Sack gehabt hätte.

Es war nämlich von der hohen Obrigkeit auf Antrag des wohlweiſen Erziehungs-Departements einmal 40000 Schweizerfranken (drei Franken thun zwei Gulden) und wie der einmal 30000 ſtipulirt worden zu Gunſten der Schulmeiſter und ihrer Beſoldungen. Und darauf war eine Commiſſion im Lande herumgefahren, um alle Schulmeiſter zu inquiriren, wie gelehrt ein jeder ſei. Es waren gar ſchöne und gelehrte Herren und ſie machten ihre Sache im Ganzen recht manierlich. Ich war recht gut beſtanden, und hatte ihnen oft ſo geantwortet, daß ſie gar nichts darauf zu ſagen wußten. Ein anweſender Bauer meinte: die hätte ich recht beſchlagen, und der Frau ſagte ich daheim: ich hätte manchen Schuß mitten in die Scheibe gethan.

Wir hofften nun alle Tage auf ein Bündel Geld, aber alle Tage umſonſt. Wir hätten es ſo nöthig gehabt, und ich hatte darauf hin ſchon der Frau Flanelle zu einem warmen Unterrock gekramet, war es aber dem Krämer noch ſchuldig geblieben, der das Geld gerne haben wollte. Da hingen die goldenen und ſilbernen Aepfel dicht vor unſerm Munde, wir thaten ihn weit, weit auf, aber ſie fielen nicht hinein, ſie legten ſich ſachte nieder in die Staatsbank und unſere Begierde war doch ſo groß gemacht, und unſere Säcke waren doch ſo leer! Meine Kinder pflegten zuweilen unſerer Katze ein Stück Brot vorzuhalten und es wieder wegzuziehen, wenn ſie darnach ſchnappte; dann ward die Katze böſe, knurrte und kratzte; dann ſchrieen auch die Kinder und wollten die Katze ſchlagen oder verklagen, aber ich ſchalt dann die Kinder, nicht die Katze, und that ihnen gar bündig dar, wie es unbarmherzig ſei, muthwillig eine Luſt zu erregen, und dann ihre Befriedigung muthwillig hinzuhalten. Ich ſtellte ihnen vor, wie auch ihnen wäre, wenn man am Morgen das Eſſen vor ſie hinſtellte und ſie erſt am Abend es genieſſen ließe; ob das nicht ein ſchlechter Troſt fur ſie wäre, wenn ich ihnen ſagen würde: ſchweiget doch und ſeid geduldig, ihr erhaltet es ja, und es kömmt nicht darauf an, ob früher oder ſpäter.

Das begriffen meine Kinder nach und nach und trieben das Spiel nicht wieder.

Leider müſſen die Herren, die uns ſo lüſtern gemacht, weder Kinder noch Katze oder wenigſtens nicht Mitleid mit der Katze gehabt haben, ſie würden uns ſonſt nicht ſo lange haben warten laſſen und dann gar noch, wenn unſer leere Magen murrte und knurrte, über fleiſchliche Gelüſten geklagt haben.

Man kann ſich daher denken, wie ich freudenvoll ward, und nicht warten mochte, wie ein Kind am Neujahrmorgen, bis ich vernahm, wie viel ich nun einſeckeln konnte. Ich lief in die Küche, der Frau unſer Glück anzukünden (ich konnte es aber nur in unbekannten Zahlen nennen) und ihr anzuhalten, heute das letzte Stück Fleiſch, welches wir im Hauſe hatten und das ſie ſo lange geſpart, zum Kraut zu legen: es werde ihr wohl thun, meinte ich. Dann nahm ich mein Töpſchen heißes Waſſer zum raſiren, ſchüttete mir aber einen Theil über die Finger, und mit den verbrannten Fingern ſchnitt ich mir manchen tüchtigen Hieb in's Kinn, denn ich ſchlotterte ordentlich vor Freude, darum that mir alles nicht weh. Mit dem halben Geſicht voll Schwammpfläſterchen ging ich zum Herrn Pfarrer, den Pſalmen zu holen. Weſſen das Herz voll iſt, deſſen läuft der Mund über; ich verkündete ihm mein ungenanntes Glück. Er ſchien auch Freude daran zu haben, was mich Wunder nahm, denn wir glaubten von den Pfarrern, ſie mißgönnten uns größeren Lohn und ſeien Schuld daran, daß wir nicht ſchon lange mehr hätten. Warum wir das glaubten, weiß ich eigentlich nicht, denn auf der andern Seite hörte ich oft von den Bauern mukeln, man könne den Pfarrern nicht genug für die Schule thun und die Schullöhne nicht groß genug machen, man ſehe wohl, daß ſie nichts daran zahlen müßten.

Unglücklicherweiſe gab der Pfarrer einen moll Pſalmen und ich war doch ſo fröhlich geſtimmt, und dazu ſpielte unſer Organiſt ſo gar verzweifelt langſam. So geſchah es, daß ich den moll Pſalm und den Organiſt vergaß in meiner Freude und dem Herrn ein Loblied ſang nach der Stimmung meines Herzens und nach dem Takte meines munter hüpfenden Blutes, hoch und raſch. Da entſtund ein wunderlicher Geſang, der viel Redens gab, wer eigentlich recht gehabt hatte. Zu munterer Weiſe ſang ich fort, und merkte in meinem Jubel nicht, daß der Organiſt unter und hinter mir blieb; und daß er immer zorniger über die Achſel blickte, ſah ich gar nicht; daß der Theil der Gemeine, der fröhlichen Herzens war, mir nachſang, der ſchwerfälligere dem Organiſt; daß der Pfarrer, der eben kein Held in der Muſik iſt, bald mit mir Schritt halten wollte, bald mit den Andern, und gar nicht wußte, woran er war, das alles merkte ich nicht, bis ich mit meinem Liede zu Ende war und mit meinen Mitſängern ſchwieg, der Organiſt aber mit ſeinen Treuen noch fort orgelte und ſang. Da ſah auch ich erſtaunt über die Achſel, erwacht aus meiner Herzens Andacht, und gab ihm mit ſpöttiſchen Blicken meine Verwunderung kund über ſeine Böcke. Aber er ſah mich nun auch nicht an. Was der Pfarrer predigte, kann ich euch wahrlich nicht ſagen. Liebe Leute! verzeiht es einem Schulmeiſter, der 80 Schweizer franken oder 30 Thlr. baaren Lohn und 5 lebendige Kinder auf der Welt hat, der nun zu einer Theilung von 90000 Schweizer franken ſich berufen glaubt, wenn er nicht Platz in ſeinem Kopfe hat für eine Predigt, ſie mag noch ſo ſchön ſein. O könntet ihr ſehen in ſo einen Kopf hinein, wie da die Gedanken wimmeln, ſich drängen, verſchlingen, wenn ſie kaum geboren ſind! Bringt ein Glas Eſſig neumodiſch unter ein Vergrößerungsglas, und ſeht da die Welt voll Thierchen, ſeht das Gewühl, das nie ruhende Gebähren und Vernichten, ſo könnt ihr euch eine Vorſtellung davon machen. Da tauchen zuerſt die Schulden auf, die zu bezahlen ſind, die werden von den Bedürfniſſen verſchlungen, die ſich darſtellen in bunter Mannigfaltigkeit, von den mangelnden Kinderſtrümpfchen weg bis zu einem neuen Ueberzug an das Deckbett, aber auch die gehen ſchnell in einer Wolke von Wünſchen unter, die dicht und ſchwarz herauf ſich wälzt und bald den ganzen Horizont der Gedanken bedeckt. Ach was hat ein Schulmeiſter mit 80 Schweizerfranken Lohn und 5 Kindern nicht alles zu wünſchen, wie unendlich viel hat er entbehrt, von der verſtümmelten Tabakpfeife weg bis zu einem Buche, worin alles ſteht, was er zu wiſſen noch nöthig hätte! Ich war ganz erſchrocken, als die Andern um mich aufſtunden, denn nun erſt fiel mir wieder ein, daß ich in der Predigt ſei, und mir wurde bange, ich hätte geſchlafen, ein böſes Beiſpiel gegeben. Da nahm ich mich zuſammen, betete andachtig mit und hielt diesmal mit dem Organiſten beſſer Schritt.

Noch nie ſchien mir meine Frau mit dem Eſſen ſo lange zu machen, aber auch nie ſchmeckte es mir beſſer als heute. Die Frau ſah ihrem letzten Stück Fleiſch wehmüthig nach, ich aber war ganz holdſelig und trieb das Narrenwerk mit den Kindern, ſo daß ſie endlich ſagte: Peter, ich wollte den Pelz nicht verkaufen, bis ich den Bären hätte. Ich aber lachte ſie aus, wiſchte mit dem Aermel den Mund ab, ließ mir das beſte Halstuch im Hauſe umbinden und machte mich auf den Weg. Das ging wie durch die Lüfte und lange vor zwei Uhr war ich an Ort und Stelle. Zum Schulcommiſſär konnte ich noch nicht, der war noch in der Kinderlehre. Das ungewohnte Fleiſch und der raſche Lauf hatten mich durſtig gemacht; es kam mich daher das Gelüſten nach einem Schoppen an, dem ich ſonſt ſehr ſelten nachgab, denn es dünkt mich unrecht für einen Mann, einen Schoppen zu trinken, während das Weib zu Hauſe einem Kinde, das gerne Brei möchte, ſagen muß: Warte nur, wir eſſen bald, dann bekommſt du Erdäpfelbitzli. Ich hatte bis an 6 kr., die ich der Frau zu Hauſe ließ, all unſer baar Vermögen bei mir, welches ſich auf 4½ bz. belief. Es war nicht viel, aber ich meinte: einen Schoppen möge es immer erleiden, wenn man 90000 Schweizerfranken zu theilen habe. Wie ich in die Gaſtſtube kam, merkte ich, daß es gar luſtig herging in der Nebenſtube, und ehe ich noch meinen Schoppen befehlen konnte, rief es aus derſelben: Komm, Käſer, trink es dir zu, thue Beſcheid!

Ein Schulmeiſter, und beſonders einer, der nur 4½ bz. im Sack hat, ſagt wohl: Bleib nur ruhig, aber er geht doch hinzu und ſieht, wer es ihm bringen will. So machte ich es auch, und ſah da den Unterlehrer von ſelbigem Orte, wie er freudeſtrahlend am Tiſche oben an ſaß, und da regierte und handthierte, als ob er allein Meiſter wäre. Er befahl, mir einen Stuhl zu bringen, hieß mich ſitzen, nehmen, eſſen und trinken, daß ich gar nicht zu Worte kommen und nicht begreifen konnte, wie ein Unterlehrer dazu komme, ſo zu thun, als komme er doch vom Himmel her.

Endlich merkte ich den Leuten am Tiſche an, daß da ein Taufſchmaus ſein müſſe, und es fiel mir ein, daß der Unterlehrer vor gar nicht langem geheirathet und alſo wahrſcheinlich der Gaſtgeber und Taufvater ſein werde. Der Gauch, dachte ich, meint, auch er habe einen Prinz erzeugt, und ſo einen habe die Welt nie geſehen, und macht ſich Pläne, wie er ihn wenigſtens bis zum Schulcommiſſär bringen könne: der Gauch weiß nicht, daß ſolche Mukken die meiſten Väter beim erſten Kinde ſtechen, daß dann beim fünften und ſechsten man ein ganz anderes Geſicht macht, de- und wehmüthig unten an den Tiſch ſich ſetzt, und beim achten und neunten gar unter den Tiſch ſchlüpfen möchte. Aber ich ſollte nicht lange im Irrthum bleiben über deſſen Freude und den Grund, warum vom Mehbeſſern auf dem Tiſche ſtund.

Nicht wahr, du willſt auch zum Commiſſär! ſagte mein Gaſtgeber. Nun ich wünſche dir, daß er dir ſo Gutes verkündet wie mir: ich bin ganz entzückt. Heute, als wir aus der Kirche kamen, ſagte er mir, daß ich auf 300 Schweizerfranken jährlich geſchätzt worden ſei, und da iſt es wohl der werth, einen Schluck über den Durſt zu nehmen. Das begriff ich, und es wurde mir nicht ſchwarz, aber roth, blau und grün vor den Augen, wenn ich dachte, was erſt ich bekommen müſſe, ein mehr als 40jähriger Mann, der über 20 Jahre Schule gehalten und recht gute Zeugniſſe habe und das beſte an einer belobten Schule, wenn ſo ein junger Menſch, der noch nicht trocken ſei hinter den Ohren und ſich nirgends bewährt habe als im Seminar, 300 Schweizerfranken erhalten hätte.

Es gramſelte mir in allen Gliedern, und ich konnte die Beine gar nicht mehr ſtille halten unter dem Tiſche, aber ich durfte doch nicht alſobald fort. Eins gab das an dere, und die Kinderlehre war längſtens aus, als ich endlich aufbrach, recht ordentlich angeſtochen von gutem Wein und guter Hoffnung. Ich mußte noch verſprechen, wieder vorbei zu kommen und zu berichten, wie ich geſchätzt worden ſei. Ich machte recht lange Beine hin zu meinem Herrn, um bald ſeine Botſchaft zu vernehmen und wieder berichten zu können.

Der Schulcommiſſär ſpazierte vor dem Hauſe auf und nieder und rauchte ſein Pfeifchen. Er grüßte mich freundlich und ſagte: Es wird Euch nicht preſſirt haben, Ihr werdet gedacht haben, Ihr vernehmet die Sache immer früh genug. Ein furioſer Eingang iſt das, dachte ich bei mir ſelbſt. Ja, fuhr er fort, es thut mir leid für Euch und noch ein paar Andere, daß es ſo gegangen iſt, ich begreife gar nicht, was ſie auch denken in Bern oben: aber ſo geht es, wenn man allein witzig ſein will. Der gute Herr ſei ein wenig ſturm im Kopf, fing ich an zu glauben, denn wenn die z'Bern oben dem Unterlehrer für den Anfang 300 Schweizerfranken geben und mir nach Verhältniß, ſo ſei das mir einmal witzig genug, und es wäre unverſchämt, noch mehr zu erwarten, meinte ich. He, Wohlehrwürdiger Herr Schulcommiſſär, antwortete ich daher, was ſie gemacht haben, wird wohl gut ſein, unſer einer iſt bald zufrieden, wenn man nur einmal ſieht aus der Noth und dem Elend herauszukommen. Das iſt's aber eben, erwiederte der Herr, was noch nicht bald geſchehen wird, wenn es dem nach geht, was ich in Händen habe. So iſts mir eben leid, Euch ſagen zu müſſen, daß ſie Euch gar nichts mehr geſprochen und unter die Klaſſe verſetzt haben, welcher man noch nicht 150 Schweizerfranken zuſprechen könne, ſondern Sie bei Ihrem einſtweiligen Einkommen laſſen müſſe: doch könnt Ihr bei beſſerer Fortbildung neue Anſprüche machen, und von Glück noch reden, denn wäret Ihr, als Ihr das Examen gemacht, einen halben Monat älter geweſen, ſo würdet Ihr vielleicht für bildungsunfähig erklart worden ſein.

Da ſtund ich mit offenem Munde, konnte lange ihn nicht zubringen, nicht bewegen: endlich ſtotterte ich heute zum zweiten Mal: Es wird wohl nichts ſein. Aber der Schulcommiſſär ſagte: Leider ſei es ſo, er könne es mir ſchwarz auf weiß zeigen, wenn ich wolle. Ich wäre gerne noch da geblieben, hätte gerne mich ausgejammert und gefragt: ob denn da gar nichts zu ändern wäre; allein dem guten Mann machte die ganze Sache ſichtlich Mühe, und ſo hatte er es wie jener Guggisberger, der bei einer unbeliebigen Frage an einem unbeliebigen Orte erwiederte: Na, liebe Herren, das iſt eine wüſte Sache, wir wollen lieber nicht davon reden. Mit ſchwerem, vollem Herzen drückte ich mich ab, machte es aber wie die Weiſen aus dem Morgenlande und hielt mein Verſprechen, wieder zu kommen, nicht. Wer will es mir verargen, wenn ich meine Schmach nicht vor einem Unterlehrer und einer luſtigen Geſellſchaft zur Schau tragen mochte! Ein theilnehmend Herz, um das meinige abzuladen, hätte ich ſo gerne gehabt; aber ein ſolches fand ſich nicht. So drückte es ſchwer mich nieder, es war mir, als ob ich Knie tief in der Erde gehe und Blei in allen meinen Gliedern liege. Vor jedem Menſchen, der mir begegnete, erſchrak ich, fürchtend, er möchte es mir anſehen, daß ich ein Schulmeiſter ſei, den man nicht 150 Schweizerfranken werth geachtet. Um einem Trupp Kuglenwerfer zu entgehen, flüchtete ich mich in das Dickicht eines Tannwaldes; dort war es düſter, wie in meinem Gemüthe. Meine große Bedrängniß ſtieg wie ein Geſpenſt vor mir auf, endlos ſich ausdehnend, immer ſchreckbarer werdend; in feuchtes Moos barg ich mein Antlitz und weinte bitterlich, und die Thränen wollten kein Ende nehmen, weil vor den Augen es immer gleich finſter blieb. Menſch! willſt du, daß die Thränen dir verſiegen und es heiter werde in deinem Gemüthe, ſo mußt du deine Augen nicht an den Schooß der Erde drücken, daß es dunkel bleibe vor denſelben; du mußt ſie aufwärts kehren, dahin, wo die Sonne glüht, die Sterne flimmern, die hellen Zeugen des ewigen Lichtes, mit welchem Gott Herz und Seele erleuchten und jegliche Trübſal in ewigen Frieden und gläubige Hoffnung verklären will. Dieſe ſichtbaren Zeugen am Himmel wirken, du weißt nicht wie, auf dein Gemüthe, tröſten, erheitern es, laſſen es nicht untergehen in die Hölle der Hoffnungsloſigkeit. Sicher hat Gottes Gnade ſie auch deswegen am Himmel aufgerichtet, und nicht blos deswegen, daß ſie heiter machen Stege und Wege zu irdiſchem Treiben. Darum, o Menſch, verſchmähe ſie nicht. Wenn es dunkel wird in dir, ſieh zu ihnen auf, laß durch dein Auge hinein ſie ſcheinen auf des Herzens Grund, ſo wirſt du die Wege Gottes erkennen, die er dich führen will zu deinem ewigen Heile, und wirſt mit neuem Muthe ſie wandeln, wie rauh und dornenvoll ſie auch ſein mögen.

So that ich leider nicht in meiner Betrübniß. Da ging die Sonne unter, die Sterne verſteckten hinter Wolken ſich, finſter ward es um mich, finſter blieb es in mir, ſchwer und mühſelig war mein Heimgang. An einem hell erleuchteten Hauſe führte er vorbei, wo die Fenſter offen ſtunden, eine Menge Menſchen die Stube füllten, um die Fenſter Viele ſtunden, und eine heiſere, angeſtrengte Stimme vernehmbar ward. Wunder nahm es mich, was es da gebe, und überzeugt war ich, nicht erkannt zu werden; darum ſtellte ich mich auf der Straße und horchte. Ich vernahm nur einzelne Worte, deren Zuſammenhang ich nicht finden konnte: daß es eine Verſammlung ſei, merkte ich wohl, aber ob eine geiſtliche oder weltliche ward mir aus dem Benehmen der Menſchen nicht klar. Da entſpann ſich folgendes Geſpräch leiſe in meiner Nähe und gab mir Aufſchluß. Ja, Trini, ſagte eine weibliche Stimme, du glaubſt nicht, wie es uns gut geht, ſeit mein Mann geiſtlich geworden iſt, das iſt ein viel beſſer Handwerk als das Schuſtern. Jetzt haben wir, wie wir es nur wollen, und beſſer zu eſſen als viele Bauern, und wenn er mich auch noch immer ſchlägt und wüſt gegen mich iſt, ſo läßt ſich das doch gar viel beſſer ertragen, wenn man den Magen voll Kuchen und Schinken hat, als nur halb voll Waſſerſuppe und Erdäpfel. Ein andermal hätte ich darüber gelacht, nun aber betrübte es mich noch mehr, daß alle Leute und namentlich ſolche es beſſer und mehr Glück in der Welt hatten als wir.

Je näher ich der Heimath kam, deſto mehr ängſtigte mich der Gedanke: was meine Frau zu dieſem ſagen werde, ob ich ihr alles bekennen oder verbergen ſolle! Ich konnte lange nicht mit mir einig werden, ſie dauerte mich ganz beſonders, beſonders wenn ſie in dem Zuſtand ſein ſollte, von dem ſie mir dieſen Morgen geſagt. Ich konnte aber doch die Hoffnung nicht fahren laſſen, daß ſie ſich getäuſcht; ich konnte nicht begreifen, wie es möglich wäre, daß ein armer Schulmeiſter an einem Tage ſo bitter ſollte getäuſcht werden in dem Guten, das ihm ſo lange vorgeſpiegelt worden, und aber nicht in dem, was eine neue Bürde ihm aufzulegen drohte. Ach ſcheltet mich nicht lieblos, ihr, die ihr dieſes leſet. Wohl weiß ich auch, daß David die Kinder einen Segen Gottes nennt, aber es war ein König und nicht ein Schulmeiſter mit 30 Thaler Lohn. Wohl weiß ich, daß auch bei dem armen Schulmeiſter der Kinderſegen ein wahrer Gottesſegen werden kann, wenn er auszuharren und getreu zu bleiben weiß bis an's Ende. Aber eben dieſes Ausharren und Getreubleiben bis an's Ende in allen Bedrängniſſen, in jeglicher Noth iſt gar zu ſchwer: und wenn ſchon die gegenwärtige Noth ſo ſchwer iſt, daß man beinahe einſinkt, wer will den Stein auf einen werfen, wenn das arme Herz verzagen will bei der Ausſicht auf die noch ſchwerer werdende Bürde! Wer will richten, wenn dieſes Vermehren der Bürde als ein Leidenskelch angeſehen wird von der ſchwachen Menſchennatur und aus dem zagenden Herzen der Wunſch empor ſich ringt: Vater, laß ihn vorübergehen; wenn man dann nur nach langem Kampf und nach vielem Beten hinzuzuſetzen vermag: doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe! Doch das darf ich ſagen, daß ſo wie ein Kind zur Welt geboren war, ich mit der herzlichſten Liebe an ihm hing und gerne alles ertrug um ſeinetwillen, und willig alles geopfert hätte um es zu erhalten.

Ich war noch nicht mit mir einig geworden, als ich zum Hauſe kam, was ich meinem Weibchen zu ſagen hatte: da guggete ich zum Fenſter hinein, und ſah die Kinder um den Tiſch gereiht ein Schullied ſingen, das Mutterli aber im Ofenecken ſitzen, den Kopf hatte es aufgelegt, ſo daß ich nicht ſehen konnte, weinte oder ſchlief es. Dieſer Anblick gab mir den Muth, nicht mit der Wahrheit herauszurücken; ich beſchloß ſie zu verbergen, mich luſtig zu ſtellen, zweideutigen Beſcheid zu geben. faßte das Herz in beide Hände und trat mit einem herzhaften: Guten Abend gebe euch Gott, in die Stube. Die Kinder fuhren fröhlich auf und riefen freundlich: Guten Abend, Vater. Das Mutterli kam auch, wiſchte ſich aber geſchwind die Augen ab, und ſagte: Biſt ſpät, ſitz zum Tiſch, wirſt froh ſein über was Warmes, hab dir was. Sie trug auf, frug mich nichts, aber ſcharf ſah ſie mich an, wie ich mich abmühte mit den Kindern zu ſpaßen. Und übers Herz konnte ich es nicht bringen, ſo oft ich auch anſetzte, zu ſagen: Mutterli, es iſt gut gange. Als endlich die Kinder zu Bette waren, ſetzte ſie ſich zu mir und ſagte weinerlich: Nicht wahr es hat gefehlt, und umſonſt haben wir das Fleiſch gegeſſen! — Ich wollte nicht bekennen, aber ſie ließ ſich nicht täuſchen, behauptete: ſie kenne mich zu gut, als daß ich mich vor ihr verſtellen könne, ſie ſehe es mir auf den erſten Blick an, ob mir wohl oder übel zu Muthe ſei. Ich mußte mit der Sprache heraus und dem guten Weibchen meinen Jammer mittheilen. Es weinte und ich weinte, eins wollte das andere tröſten, aber unſere Troſtgründe waren ſo wenig erheblich, und jedes traute den ſeinigen ſelbſt ſo wenig, daß ſie unſere Thränen nicht ſtillten. Wir wollten Vorſätze faſſen, früher aufſtehen, ſpät uns niederlegen; aber als wir rechneten, fanden wir, daß das uns nicht weiter bringe, beſonders da ich jetzt ſo viel mehr Schule halten mußte als früher, und faſt um den alten Lohn. Wir gedachten daran, unſere Kinder bei guten Leuten unterzubringen; aber der Gedanke that uns ſo weh, daß keins ihn mehr berühren mochte. Wir ſahen keinen Ausweg, fanden keinen Troſt. Da ſagte endlich meine Frau: Es iſt Nacht, wir ſind beide müde und matt, da kommen die guten Gedanken nicht. Laß uns zu Bette gehen. Für arme Leute hat Gott den Schlaf erſchaffen. Er ſei das große Meer, in welches arme Leute ihr Elend verſenken könnten, ſagte meine Mutter. Und wenn ſie es auch immer wieder hinausnehmen müßten, ſo ſei es doch allemal leichter geworden

So ſprach meine fromme Frau. Wir empfahlen uns dem Herrn und thaten, wie ſie angegeben hatte. Aber ſchlafen konnte ich nicht, meine Gedanken verfolgten und hetzten mich wie Geſpenſter, eine heftige Bitterkeit ſtieg in mir auf gegen die, die mich ſo tief gewürdigt hatten, und ich ſann darüber, ob ſie nicht zu verklagen wären, und gezwungen werden könnten, ihre Befehle zu ändern. So wollte der Schlaf lange nicht kommen, bis er mich endlich doch ergriff.

Da trat folgendes Traumgeſicht vor meine Seele: Es öffnete ſich die Thür, und herein trat ein mir wohlbekannter Schulmeiſter, ein klein aber ſtreitſüchtig Bürſchchen, den weißen Hut hinten im Nacken, eine große Porzellanpfeife mit kurzem Rohr faſt gerade ausgeſtreckt. Keck und trotzig ſtellte er ſich mitten in die Stube mit einer langen Schrift in der Hand, die Naſe aufwärts gerichtet, und ſprach: Käſer, es wird dir wie mir gegangen ſein? Ich galt für einen Gelehrten, ich habe mich von jeher dafür ausgegeben, und die Leute glaubten mir. Nun kommen die da und ſetzten mich in eine untere Klaſſe. Es iſt vor Gott und Menſchen nicht recht, ſo das Vaterland zu verrathen. Ich hoffte, die ganze Einwohnerſchaft werde rebelliren und den Gehorſam aufkünden wegen mir, daß man mich ſo behandelt; aber das ſind lauter Strohköpfe und Eiszapfen, und fürchten ſich vor den Magnaten, die es mir wohl gönnen mögen, denn ich bin ihnen halt zu geſcheut, und ſie müſſen mich fürchten ärger wie ein Schwert. Keiner hat meinetwegen den Fuß verſetzt, ich glaube gar noch, auch ſie gönnen es mir. Nun habe ich da eine Schrift aufgeſetzt an den Großen Rath, da ſind doch noch Männer, die Vaterlandsfreunde ſind. Ich will ſie dir vorleſen, du mußt mir ſie unterſchreiben, es wirds noch Man cher gerne thun und mir danken, daß ich immer für Alle ſinne, und mich allenthalben zuvorderſt ſtelle. Er las mir nun vor, wie das Erziehungs-Departement das Volk verſumpfe, entſittliche, ſeine Lehrer verhungern laſſe, alles zwängen wolle und nichts verſtehe, die ausgeſetzten Gelder verſchleudere; wie der Regierungsrath verrätheriſch ſtill ſchweige und nichts weniger verſtehe als das Regieren — dann noch allerlei von den Pfarrern, wie die allein begünſtigt ſeien, und wie man beſſer thäte, die Lehrer, da ſie doch wichtiger ſeien als die Pfarrer, zu beſolden wie die Pfarrer, und dann ſeinethalben die Pfarrer wie bisher die Lehrer; auch vom Obergericht und den Reactionsprozeduren und noch allerlei, das ich nicht verſtund, bis an den Schluß, wo gefordert wurde, daß der Große Rath eine Commiſſion niederſetze, die beklagten Behörden zu unterſuchen, einſtweilen aber, bis dieſe Commiſſion Bericht erſtattet habe, das Obergericht, den Regierungsrath, das Erziehungs-Departement in allen ihren Functionen einſtelle, damit der Schaden nicht alle Tage noch größer werde. Als er fertig war, ſuchte er Feder und Dinte, um mich unterſchreiben zu laſſen. Da ſchlich aus einer Ecke der Stube her eine andere Figur. Wie ſie hereingekommen, wußte ich nicht; ihre Schritte hörte ich ſo wenig, als eine Maus den Schritt eines Fuchſes. Es war eine magere Geſtalt, aber mit rothem Geſicht und einer merkwürdigen Naſe, in der einen Hand hielt ſie einen Kuchen, in der andern eine Schinkenſchnitte; aus der Buſentaſche ſah der Zapfen einer Flaſche. Sie ſchlich ſich hinter den Rücken des ſuchenden Schulmeiſters in die Mitte der Stube, ſchüttelte mit dem Kopfe gar eifrig und machte mit dem Kuchen verächtliche Bewegungen gegen jenen, die Schinkenſchnitte zeigte ſie mir (ſie war groß und ſo ſchön weiß und roth), ſteckte ſie dann in den Mund und ſchmatzete nach Herzensluſt. Als ſie eine Weile gegeſſen hatte, ſprach ſie, aber ſo wunderbar, daß der Andere es nicht hörte, zu mir Folgendes:

Käſer! der Geiſt hat mich zu dir getrieben; er hadein Elend erkannt und erbarmt ſich deiner; er will dich aufnehmen unter ſeine Auserwählten und dich beſtellen, das Evangelium zu predigen den verblendeten Gliedern der Kirche, die zum großen Schweinſtall geworden iſt. Er ſucht vor allem aus Schulmeiſter; denn die können reden und am beſten unvermerkt bei Jung und Alt das große Werk beginnen, und ſie dem Heiland fangen, ohne daß ſie es merken, wie Fiſche in einem Garne. Es ſteht ja geſchrieben: ich will dich zu einem Menſchenfiſcher machen. Entſage, o Käſer, der Welt und ihren Lüſten und folge dem Heiland nach. Siehe, du wirſt es gut haben, brauchſt nicht mehr in feuchtem Webkeller dich abzuzehren, du kannſt herumlaufen und je mehr je lieber. Siehe dieſen Schinken und dieſen Kuchen. Solcher Dinge wirſt du genug haben alle Tage. Und hier dieſe Flaſche wird dich laben und nie leer werden. Es iſt alter Aepfelgeiſt von 1834. Deren hat eine alte Frau noch mehr als einen Saum, und das Alles iſt unſer. Geſchenke wird es dir in's Haus regnen, wie Manna den Kindern Jſrael in der Wüſte, und wenn du heim kommſt, ſo wird dein Schnapſack beſtändig voll ſein, daß du die Kinder ſpeiſen kannſt, wie die jungen Raben am Bache. Und dann wirſt du noch gar manche Freude haben, von denen ich dir jetzt noch nichts ſage. Die Schweſtern werden ſie dir ſchon begreiflich machen, wenn es Zeit iſt. Aber rühmen wird man dich über Berg und Thal, und zulaufen wird man dir aus allen Dörfern und Höfen, und überall wird es heißen: der Käſer iſt doch der beſt, es dünkt einem, er kommt gerade vom Himmel. Und Leitern wird man dann anſtellen in den Rauchfang und aufs neue Schinken und Würſte abbauen, ganze Schürtzen voll. So wird all dein Elend in Zei tund Ewigkeit ein Ende nehmen. Drum ſei mein Jeſusbruder, beiß ab von dieſem Schinken und ziehe eins aus dieſer Flaſche auf heilige Brüderſchaft in dieſer böſen Welt.

Unterdeſſen hatte der Schulmeiſter Feder und Dinte gefunden, Feuer geſchlagen in ſeine ausgegangene Pfeife und ſtreckte mir die Schrift zum Unterſchreiben dar, und auf der andern Seite ſtreckte mir der Bruder die Schinkenſchnitte zum Abbeißen dar. Und da war ich und wußte nicht, ſollte ich abbeißen oder unterſchreiben. Gar ſchwach ſtellte ich mich im Traume dar, wie ein Rohr ſchwankte ich zwiſchen beiden Drängern. Dem kleinen Schulmeiſter durfte ich das Unterſchreiben nicht wohl abſchlagen; ſo klein er war, fürchtete ich ihn doch wie ein Schwert, er konnte gleich thun wie eine wilde Katze am Strick. Denn doch fürchtete ich mich vor dem Unterſchreiben; die Herren könnten uns am Ende noch hängen laſſen, wenn ſie Meiſter blieben. Dann wieder roch der Schinken ſo lieblich, der Kuchen duftete ſo zärtlich, daß Fleiſch und Blut die Luſt empfingen, und dem Mund gar ernſtlich zuſprachen zuzubeißen. Dabei bangte mir doch gar ſehr vor dem Pfarrer, vor meiner Frau und noch vor andern Leuten; ſagen durfte ich denen ja nie, daß ich das Handgeld empfangen um geiſtlich zu ſein. Während es in mir alſo kämpfte, waren die beiden Verſucher näher und näher gerückt. Der Eine, in der einen Hand die Schrift darſtreckend, mit der zweiten Hand die Pfeife haltend; der Andere, mir weit entgegenbietend die Schinkenſchnitte, mit der zweiten Hand innig an's Herz drückend ſeine liebe Flaſche mit dem alten Aepfelgeiſt. Meine Hand ſtreckte ich nur wenig und zagend und zögernd aus nach der Schrift, und ungefähr gleich weit hin ſchob ich den Mund vor nach dem Schinken; ſo wie jene beiden nun mir ihre Lockvögel raſch in Hand und Mund ſchieben wollten, ſtießen ſie an einander, fuhren wie vom Blitz getroffen aus einander und ſtarrten ſich eine Weile an wie verſteinert. Dann faßten ſie Muth und rückten wieder gegen das Bette vor. Der Kleine ſchob ſeinem Feinde als Schild ſeine Pfeife entgegen, der Fromme deckte ſich vorſichtig mit der Flaſche.

Sie kamen zu gleicher Zeit am Bette an, wo ich mich leidend verhielt; ich wollte es mit keinem verderben. Sie merkten, daß ich den Kampf nicht entſcheiden werde, ſondern ihre eigene Kühnheit. Da zog der Kleine mit weit aufgethanen Naſenlöcher kühne Züge aus ſeiner Pfeife, der Fromme that tiefe Züge aus ſeiner Flaſche, und nun begannen ſie ein Drängen und Stoßen an meinem Bette, um meiner Hand oder meines Mundes ſich zu bemächtigen. Ach ich bin zu ſchwach, nun des Kampfes kühnes Walten und der Helden Heldenthaten würdig zu beſingen, auch erlebte ich des Kampfes Ende nicht. Es krachten und brachen ihre kühn geſchwungenen Schilde. Der Pfeife Feuer ſprühete mir funkelnd übers Geſicht, der Flaſche brennend Naß ſtürzte dem Feuer nach, und im Geſicht und im Halſe ſchien mir der Hölle Feuer zu brennen. Und wie im kühnen Männerkampfe, wenn die Schilde brechen, die kühnen Kämpfer zu ringen beginnen, ſo faßten ſich nun auch der Verſucher Hände. Nämlich Jeder faßte den Andern mit einer Hand, während die andere mir aufzudringen ſuchte Schrift oder Schinken. Ach Gott, wie wüthete der Kampf und wie nahe auf den Leib rückten ſie mir! Der Fromme hatte den Vortheil der längern Arme, des längern Leibes. Ihm gelang es, ſich auf mich zu werfen, wie eine ſchwere Alp, und den Schinken mir in den Mund zu ſchieben bis hinten an. Da ſprühete der Kleine auf wie ein Feuerteufel, warf ſich auf uns beide hin und ſchob in verblendeter Kampfeswuth dem Schinken nach ſeine Schrift. In grauſenhafter Angſt glaubte ich erſtickt zu ſein, und mir vergingen die Sinne oder vielmehr des Traumes Bewußtſein.

Es war Morgen, als ich von Mädeli ſanft gerüttelt erwachte, noch immer in Angſtſchweiß gebadet. Mein tiefes ängſtlich Stöhnen hatte meine Frau erweckt, und ſie dann endlich auch mich aus Mitleid.

Ich war wie zerſchlagen am ganzen Leibe und noch muthloſer in der Seele als am Abend vorher, und that nichts als ſeufzen und kummern. Da hatte mein Frauchen Erbarmen mit mir und einen guten Gedanken. Sie ſandte mich zu einem guten Freunde, bei ihm Troſt zu ſuchen und Erheiterung. Dieſen Gang werden meine Leſer am Ende beſchrieben finden. Nur ſo viel kann ich ihnen ſagen, daß dieſem Gang dieſes Buch ſein Daſein verdankt.

Zweites Kapitel.

Von Vater und Mutter.

Mein Vater war ein magerer, blaſſer Mann, von Profeſſion ein Weber. Alle Winter hatte er den Huſten; und wenn der Winter 8 Monate dauerte, wie im Jahr 1836, in welchem es nur während 4 Monaten nicht geſchneit hat, ſo huſtete er auch acht Monate lang. Meine Mutter war eine Frau, wie man ſie auf dem Lande zu Tauſenden ſieht, nicht groß, nicht klein, ohne beſondere Merkmale, aber mit vor der Zeit verwitterten Zügen; am Sonntag, oder wenn ſie das Haus verließ und gewaſchen und gekleidet war, nicht eben häßlich, in der Woche aber und zu Hauſe oft einer Vogelſcheuche ähnlicher als einem Menſchen. Sie beſaßen ein kleines Heimweſen, auf welchem man in guten Jahren eine Kuh und einige Schafe mühſelig durchbringen konnte, wenn man Aepfel- und Erdäpfel-Schalen ſorgſam zu Rathe zog. Korn konnte man wenig pflanzen, aber gar viel hielten ſie auf Spinnſtoff, weil der Vater ein Weber und die Mutter eine Frau war, d. h. weil ſie ſich gerne rühmte, ſo und ſo viel Flachs und Hanf gemacht zu haben. Das war dem Lande kein Nutzen, es blieb um ſo magerer. Und daß man um ſo mehr Brot kaufen mußte, rechnete man nicht; ſparte es aber gar ängſtlich. Es war zudem ein Gütchen, auf welchem die guten Jahre ſelten waren, beſonders, wenn man es nicht recht düngen konnte, ſondern der natürlichen Fruchtbarkeit das Gedeihen überlaſſen mußte. Jener Luzerner meinte, auf die Frage, ob ſie viel Heu gemacht? wo man brav gemiſtet, hätte es viel Heu gegeben; wo man es aber nur dem lieben Gott überlaſſen, wäre nichts geweſen. Dieſe Antwort ſcheint gottlos zu ſein, ſie enthält aber den tiefen Sinn, daß Gott nichts thut, wozu er dem Menſchen Mittel und Kräfte gegeben, es ſelbſt zu machen. Das Gütchen lag an eines

Waldes Saum, hatte ſteinigten Boden, viel Schatten, war uneben und waſſerlos, bis an das Abwaſſer vom Hausbrünnchen, das aber in trocknen Jahren einen Waſſerſtrahl hatte, kaum wie eine Stricknadel. Es gingen einmal fremde Reiſende, während man im Dorfe ihre Pferde fütterte, ſpazierend bei uns vorbei. Als ſie in den Baumgarten kamen, wo die Bäume ſo ſchön grau und grün unter ihrem Mooſe hindurch guggten, und zum Häuschen, das halb blind hinter ſeinen papierenen Fenſtern ſich ſchämte und ſein ſtrohloſes Dach mit allerlei Pflanzen und Trümmern bedeckt hielt, halb verſteckt in den Bäumen und im Schatten des Waldes — meinten ſie: das ſei hier doch gar zu romantiſch. Ich verſtund den Ausdruck nicht, hielt es aber für ein Spott- und Hohnwort, und hetzte hinter dem Tennsthor hervor unſern Spitz auf ſie. Daß Alles nicht beſſer ausſah, hatte ſeine zwei guten Gründe. Mein Vater hatte das Gütlein nicht ſchuldenfrei, ſondern er mußte alle Jahr 50 Thaler Zins haben auf demſelben. Sein Vater war ſchon ſchuldig geweſen. Und er wurde noch mehr ſchuldig, weil er ſeinen Schweſtern herausgeben mußte. So häufte ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht die Schuldenlaſt an. Gewiß iſt aber auch Niemand gedrückter, als der Beſitzer eines kleinen verſchuldeten Heimweſens, er mag ein Handwerk haben oder keins: der hängt ſein Lebenlang zwiſchen Tod und Leben, kann nicht leben, kann nicht ſterben, wenn er auch noch ſo fleißig iſt. Die gemeinen Laſten ſind im Verhältniß größer als bei größern Gütern, Verbeſſerungen laſſen ſich weniger anbringen, auch hat man nicht die Mittel dazu; was gepflanzt wird muß in's Haus gebraucht werden; man bleibt hungrig dabei, und muß noch dazu kaufen. Hat man kein Handwerk, ſo giebt es keinen Nebenverdienſt und der Zins kann nicht aufgebracht werden; hat man ein Handwerk und iſt nicht ſehr geſcheut, ſo pfuſchet man auf dem Gut und im Handwerk, treibt keines recht und kommt auch nirgends hin. So mußte auch bei uns alles aufgeboten werden, um den jährlichen Zins aufzubringen; auf Verbeſſerungen oder gar Verſchönerungen hatte man nichts zu verwenden, nicht einmal auf die nöthigen Reparaturen. Und weil man kleinen Schaden nicht ausbeſſerte zur rechten Zeit, ſo wurde er groß, und um ihn zu heilen mußte man neue Schulden machen. Wer für ſein Dach z. B. zur rechten Zeit 10 kr. ſcheut, der kann ſpäter 10 Gulden rüſten. Aber das bedenken Wenige; ſie fühlen nur den Geldklamm, in dem ſie ſind. Mein Vater hielt ſein Handwerk für die Hauptſache, und es war ihm in der Seele zuwider, wenn er außer ſeinem Webkeller etwas thun ſollte; dann konnte ihm Niemand etwas recht machen. Die Frau und ſpäter die Kinder ſollten alles beſorgen; und das iſt der zweite Grund, warum es nicht beſſer ausſah. Man kann ſich denken, wie es zugeht, wenn eine Frau, die entweder Kindbetterin oder ſchwanger iſt, Alles in Allem thun muß: Kinder ſäugen oder hüten, Schweine mäſten, Kühe füttern, für Menſchen kochen, pflanzen, begießen, jäten, nähen, dreſchen, ſpinnen ſoll; und wie es ihr ſein muß, wenn ſie nirgends kommen mag, weder mit der Arbeit noch mit dem Gelde; wenn ſie manchmal in die Erde ſinken möchte vor Mattigkeit und Müdigkeit mit ihren geſchwollenen Beinen, und dazu ein Kind hier ſchreit, das andere dort, und der Mann mit ſauern Augen ſie fragt: warum das noch nicht gemacht ſei und jenes nicht, und wann man doch einmal eſſen könne, und warum ſie die Kinder brüllen laſſe!

Und wenn ſie zu dieſem Allem nichts brauchen ſoll, nichts anſchaffen darf, und über jeden Kreuzer ein endloſes Gefrägel iſt, und der Mann keinen Verſtand hat über einen Hausbedarf, ſondern nur den jährlichen Zins von 50 Thalern im Sinn und Kopfe hat, ſo kann man denken: wie bös es eine ſolche Frau hat. Das iſt wahr: er ſelbſt arbeitete auch brav. Allein entweder war er nicht beſonders geſchickt oder unglücklicher Art — er kam nicht weit. Früher hatte er Garn gekauft und auf eigene Rechnung gewoben für die Händler, allein das wollte nicht gehen. Und wenn er auf dieſes Kapitel kam, ſo konnte er nicht aufhören zu ſchimpfen über die Ungerechtigkeit in der Welt. Je ärmer man ſei, meinte er, deſto mehr hätte man nöthig zu löſen. Aber das ſei gerade umgekehrt, die Reichſten löſen aus ihren Sachen am meiſten. So ein Händler oder Handelsherr ſehe es einem auf hundert Schritte an, ob man Geld nöthig hätte, und gebe einem ſicher ½ oder einen ganzen Vierer weniger für die Elle, als wenn man kein Geld nöthig hätte. Da werde man gedreht, daß einem die Augen übergehen, und man nur noch ſehen könne, wie ſie einem, der es nicht ſo nöthig hätte, mehr geben für ſein Tuch, das doch nicht ſo gut ſei. Doch das ſei noch nicht alles. Wenn man glaube fertig zu ſein und ſein geringes Profitchen geſchirmt zu haben, ſo müßte es gar nicht zu machen ſein, wenn ſie einem nicht noch einen Abzug zu machen wüßten, entweder für die Fehler im Weben, oder für Bleifäden oder für irgend etwas, an das das arme Weberchen nicht gedacht, das er ſich aber mit blutendem Herzen müſſe gefallen laſſen, weil er halt nichts anders zu machen wüßte und mit ſolchen Großköpfen nicht prozediren könne.

Wenn dieſe wüßten, wie manchmal das arme Weberlein in ſeinem feuchten Keller bei ſeiner mühſeligen Arbeit bei Kreuzer und Pfennig ausrechnet, was es löſen ſollte, und wie es eben ſo oft ſeinen Gewinn gegen ſeine Schulden hält oder ſeine Bedürfniſſe, und das Schifflein emſiger fliegt, weil ihm Angſt wird, es möge es nicht geben: und wie das ein wichtiger Tag iſt, wenn der Vater ein Stück abnimmt und damit auf Burgdorf oder Langenthal zu wandert, und wie auf einen Pfennig mehr oder weniger unendlich viel ankommt, und wie Weib und Kind bang auf die Heimkunft harren, und was der Handelsherr geſagt und gegeben, und wie die ganze Haushaltung entweder ſeufzt, wohl oder übel ſchläft, je nachdem der Handelsherr bei guter oder böſer Laune geweſen — wenn ſie das alles wüßten, ſie würden ſicher eine Flaſche weniger zum Ueberfluß trinken und einen Pfennig mehr zur Nothdurft geben, oder ſie müßten dann ſteinern ſein durch und durch und um und um. So mußte endlich mein Vater ſeine Selbſtſtändigkeit auf- und ſich einem der Herren als Werber zu eigen geben. Nur was man ſelbſten pflanzte, verwob er auf ſeine Rechnung, und wenn er einmal ein eigenes Stück wegtragen konnte, ſo hatte er einen ganz andern Schritt und trug den Kopf ganz anders; und wenn er dann dieſes Stück keinem Händler zu geben brauchte, ſondern irgend einer Frau in der Stadt anhängen konnte, dann kam er wohl auch mit dem Hütchen auf der Seite und einem kleinen Stecher heim. Einmal hatte er einen großen; da hatten wir Kinder Spaß und Freude. Er hatte einer Frau Tuch verkauft, und die hatte ihm, weil eben ihr alter Weber geſtorben, zu weben gegeben. Der Vater hatte ſich Anfangs geweigert es zu nehmen, weil ſein Herr verdammt aufbegehriſch war und keinen Tag auf die Arbeit warten wollte, und ſeine Arbeiter beim geringſten Verzug aushudelte, ärger als ein Paſcha mit 3 Roßſchweifen. Endlich nahm er doch eine Parthie Garn, weil er mehr Verdienſt dabei ſah, und durch früheres und ſpäteres Arbeiten den Andern nicht aufzuhalten hoffte. Als er der Stadtfrau das Tuch brachte und vormeſſen wollte nach Weberſitte, machte die gar ein ſchlaues Geſicht und ſagte: Ja Weber, ich bin auch nicht dumm. Wenn d'Weber ſchon ſchlimme Vögel ſind, ſo können ſie mich doch nicht mehr überliſten. Ich will darum abſolut nicht, daß du mir den Daumen miſſeſt zu der Elle und mich ſo an Ellen verkürzeſt. Ja, Frau, das mache ich Euch, wie Ihr befehlet, hatte mein Vater geſagt ohne zu lachen. Beide ſchieden zufrieden mit einander, die Batzen aber, die der ausgelaſſene Daumen an vermehrtem Weberlohn ihm eingetragen, hatte mein Vater vertrunken und darum den tüchtigen Säbel heimgebracht.

Mein Vater bildete ſich ein, ſein Verdienſt ſolle den Zins machen und der Reſt verwendet werden zu Abbezahlung der Schulden; der ganze Hausbrauch und alle Ausgaben ſollten vom Ertrag des Gütchens beſtritten werden. Er behauptete, Andere ſeien keine Weber, hätten überhaupt keinen Nebenverdienſt aber Schulden wie er und nicht mehr oder beſſeres Land; — die müßten alſo auch gelebt und Zins haben. Und woher müßten dieſe beides nehmen als aus dem Lande? Er rechnete daher alle Jahre mit der Kreide und im Kopf, wie es nun anders gehen müſſe; welches Pöſtchen er ablöſen wolle, und wie er dann das andere Jahr ein noch größeres abzahlen werde. Aber er rechnete alle Jahre falſch, und mußte froh ſein, wenn er ſchlüpfen konnte ohne neue Schulden. Der gute Weber hatte nur das Einnehmen im Kopf, aber nicht die Ausgaben; — die ſchneite es ihm unerwartet zu beliebigem Nachtrag. Es mußte z. B. der Zimmermann ein neues Jauche-Loch machen, weil das alte einfiel. Das koſtete Geld und deswegen gab er der Frau manchen Tag kein gutes Wort. Die Kuh wollte nicht mehr trächtig werden, ſie mußte vertauſcht, Geld zugeſchoſſen werden. Er ſagte: Frau! jetzt kannſt ſehen, daß es mit dieſer nicht eben ſo geht wie mit der alten — ſonſt geht es dir nicht gut. Es kamen Krankheiten über die Kinder, die machten Auslagen, Krankheiten in den Flachs, die verminderten die Einnahmen, und die Frau mußte alle Tage ihre Brummelſuppe ſchlucken. Und wenn dann noch ein Kindbett dazu kam, dann mußte ſie alle Tage hören: Sie könne nichts anders als Kinder haben, und wenn ſie, wie es auf dem Lande der Brauch iſt, zu Ader laſſen wollte, ſo mußte ſie alle ihre Schliche anwenden, um zu den 4 oder 5 Batzen zu kommen, welche zu der üblichen Cur nöthig ſind. Die Weiber bilden ſich nämlich ein, wenn man Blut auslaſſe, ſo ſei eben darauf wenigſtens ein Schoppen rother Wein nöthig und ein Stück Fleiſch; und der Doctor, welcher dieſe Cur am beſten zu verordnen weiß, bei dem laſſen die Weiber am liebſten zu Ader. So ſah man vor einiger Zeit an beſtimmten Tagen eine Menge ſtattlicher Weiber an einem gewiſſen Orte ſtattlich einherſchreiten, und keine ging ohne ein gefülltes Säcklein heim, und eine Menge minder ſtattliche Weiber trank wenigſtens den genannten Schoppen Rothen. Es war nicht Sonntag, nicht Markt, aber es war Aderlaßtag, und der Doctor an ſelbem Orte verſtund das Aderlaſſen beſſer als alle. Er verordnete nämlich den Vermöglicheren nicht blos einen Schoppen, ſondern eine förmliche Cur, die mehrere Tage dauern ſollte und darin beſtand, daß die Weiber während dieſer Zeit friſches Fleiſch und ein Glas guten Wein brauchen ſollten. Das war den Weibern das Rechte, und ſogar die Kinder, denen ein gutes Mutterli immer einen Theil von dem, was es ißt und trinkt, zukommen läßt, freuten ſich auf dieſe Tage und fragten oft: Mutter, willſt nicht bald wieder zu Ader laſſen? Der Doctor, der Schalk, vergaß ſich aber auch nicht, zum Aderlaß gab er mit bedeutſamer Miene ein klein Tränklein, welches nothwendig mit den andern Sachen zu gebrauchen ſei, und ſo zog er über den gewohnten Aderlaßbatzen noch drei Batzen für unſchuldige Kräuter, und verſchaffte ſich ſo nicht nur ſtattliche Weiber zum Aderlaſſen, ſondern auch eine ſtattliche Einnahme, daß er auch für ſich die Cur brauchen, friſches Fleiſch eſſen und guten Wein trinken konnte, ſo viel er wollte.

Die Behandlung des Vaters nahm die Mutter ſo hin, ohne daß es oft Streit gegeben hätte. Sie ſtichelte zuweilen wieder, ſagte z. B.: es ſei kommod am Schatten zu ſitzen, und zu befehlen; klagte bei einer Nachbarin: ihr Mann ſei der unverſtändige Wüſteſte, den es geben könne, und nie wüſter, als wenn ſie guter Hoffnung ſei. Später mußten dann die Kinder hören, was ſie gegen den Vater auf dem Herzen hatte.

So war unſere Haushaltung nicht bekannt als eine ſtörrige, zweiſpältige, ſie war nur, was tauſend andere auch waren. Dieſe täglichen Reibungen, dieſes freudloſe Ringen mit des Lebens Mühen und Nöthen hatte die Gemüther verſäuert durch und durch, ſo daß alles im ſchlimmſten Lichte angeſehen, bitter aufgenommen wurde, am bitterſten das Glück des Nächſten. Wenn einer ein Erbe gemacht oder einen guten Handel, ſo ergoß ſich die Galle der Eltern auf alle erdenkliche Weiſe, und der Vater buſtete noch einmal ſo viel als ſonſt. Unglück mochten ſie aber jedem gönnen, und es nahm ſie immer Wunder, daß es nicht ſchon früher eingetroffen oder nicht ärger gekommen ſei. Aus dieſem kann man ſchließen, daß Beide nicht beſonders viel eigentliche Religion hatten. Sie ſchimpften zwar oft über die Welt, und wenn ſie Jemand recht herunter machen wollten, ſo ſagten ſie: Er glaube an keinen Gott und an keinen Teufel. Sie ließen uns Kinder beten, und mitten drin ſagte die Mutter: dort geht der D… Schelm, der uns unſere Aepfel geſtohlen hat! Der Vater ging öfters in die Kirche, weil er im Dorfe etwas zu verrichten hatte und gerne etwas Neues vernahm; beſonders im Winter, wenn man Schweine zu verkaufen hatte, zu hören was ſie gelten. Die Mutter hingegen ging höchſtens alle zwei Jahre einmal zum Nachtmahl. Wir fürchteten es allemal, denn am Morgen ehe ſie ging, war ſie von einer Laune ohne Gleichen: ſie turnirte in der Küche herum wie wild, und das Kind, das ihr vor die Füße lief, erhielt Schläge. Wenn ſie heim kam, hatte ſie gewöhnlich auf den Pfarrer zu ſchimpfen: der ſei auch einer auf die neue Mode, man verſtehe ſich gar nicht auf ihn. Ehemals hätte man das Abendmahl ausgelegt, wie es einem ſo wohl mache, und wie man ſelig werden könne, wenn man es genieße, wie ja darum Chriſtus für Alle geſtorben ſei, wo das glaubten, und wie die Seligkeit ſo ſchön ſei, und im Himmel alles glitzeri und es luſtig ſei dort. Der wiſſe von dem Allem nichts zu ſagen, ſondern ſage nur immer, man ſolle das thun, und jenes nicht thun, und eine Frau hätte ihr heute geſagt: der Pfarrer habe letzthin geſagt, er wiſſe nicht wie es im Himmel ſei. Ob man denn einen ſolchen Laffen zum Pfarrer machen ſolle? frage ſie. Ehedem wäre er nicht gut geweſen für einen Schulmeiſter, jetzt mache man ſolche Pfarrer. Da wundere es einem nicht, wenn der Unglauben ſo überhand nehme, wenn der Pfarrer nicht mehr wiſſe, wie es im Himmel ſei. Das werde doch wohl in der G'ſchrift ſtehen. Die Mutter und der Vater hatten keinen Begriff davon, daß die Religion etwas ſei für alle Tage und für das Haus, daß ſie im Grunde nichts anders ſein ſolle, als der Urquell all unſers Denkens, Redens, Handelns, der Urquell unſers ganzen Seins; ſie hielten ſie für ein Fürwahrhalten, daß Gott alle Worte in der G'ſchrift geſprochen, und daß man durch Chriſtus ſelig werden könne, verbunden mit einem Dienſt, den man durch Herſagen von Gebetsformeln und in der Kirche zu verrichten habe. Darum gedachten ſie auch nicht von ferne daran, daß die Religion ihr Benehmen gegen die Nächſten und beſonders ihr gegenſeitiges zu beſtimmen habe; gedachten gar nicht daran, daß durch die Religion jedes menſchliche Weſen veredelt werden ſolle, und daß dieſe Veredlung gerade die Beſtimmung des Menſchen ſei. Das Nichtgedenken an dieſe Wahrheit hat die traurigſten Folgen allenthalben und vorzüglich in der Erziehung. So dachte keines, daß es ſich zu beſſern, Fehler zu überwinden, die Kinder vor böſen Neigungen zu bewahren hätte. Dabei waren meine Leute aber doch nicht ſchlechte Leute, was man ſo nennt: ſie galten für brave, von denen man nichts appartiges wiſſe, als daß ſie mit Mühe ſich durchbrächten. Sie hatten ſo die allgemeine Rechtlichkeit, die vor Allem ſich wahret, was auskommen könnte. Wenn wir etwas fanden, das Nachbarsleuten gehörte, ſo mußten wir es alſobald zurückgeben. Was denkſt, wenn es ihnen vor die Augen käme, was würden ſie ſagen? Gehörte das Gefundene aber einem Unbekannten, ſo gab man ſich keine Mühe, ihn aufzufinden, je er müßte guten Beweisthum gehabt haben, wenn man es ihm zurückgegeben hätte. Sie betrogen auch keinen Nachbar und überhaupt Niemand ihresgleichen, aber wenn meine Mutter des Pfarrers oder Doktors Weibern einige ſchlechte Eier unter den guten anhängen konnte, ſo lachte ihr das Herz im Leibe; und wenn ſie ihnen Spinnſtoff verkaufte, ſo that ſie kurzen Hanf unter den langen. Dann lachten beide, die Mutter und der Vater und meinten: das thue ſolchen Leuten nichts, ſie hätten Geld genug und merkten es nicht. Sie aber hätten es nöthig, und was einem Kniffe nützen thäten, wenn man ſie nicht brauchen ſollte. Wenn dann einmal eine der Frauen Unrath merkte, ſich beklagte und drohte, nichts mehr von uns nehmen zu wollen, ſo begehrte meine Mutter nicht übel auf und räſonirte über die geizigen Herrenhunde, die einem nichts gönnten, die einem nichts für eine Sache geben und doch von allem das Beſte haben wollten.

Drittes Kapitel.

Wie es Vater und Mutter mit den Kindern hatten.

Das Ehepaar, das ich bis dahin ſchilderte, beſaß acht Kinder, von denen ich das dritte war. Man nehme mir es doch nicht übel, daß ich ſo offenherzig von meinen Eltern rede. Ich thue es wahrhaftig nicht, um ſie herabzuwürdigen. Weil ich weiß, daß unzählige Ehepaare dem elterlichen gleich ſind, ſo hoffe ich, es könnte vielleicht eine ſolche Schilderung ſie zur Erkenntniß ihrer ſelbſt bringen ,und ſo ihnen und manchem Kinde Heil geſchehen. Ich hoffe, daß je ehrlicher und aufrichtiger ich mich dargebe, um ſo größeres Erbarmen werde das Publikum mit mir haben, und deſto eifriger mein Buch leſen. Wir Kinder wurden von den Eltern eigentlich als eine Laſt betrachtet, die man dadurch zu verringern ſuchen müſſe, daß man alle Kräfte des Kindes in Anſpruch nehme. Wir hörten ſehr oft, die und die ſeien doch glückliche Menſchen und könnten es ſo gut haben, weil ſie keine Kinder hätten oder nur eins. Doch hatte alle Selbſtſucht und die angeſetzte Säure in den Gemüthern die von Gott ſo gütig in die Herzen der meiſten Erzeuger gepflanzte natürliche Liebe zu ihrer Nachkommenſchaft nicht ganz wegätzen können; ſie liebten auch, aber auf eigene Weiſe und Keines, was das Andere. Der Vater hielt viel darauf, daß er ein Gütchen hatte, und wenn er doch Kinder haben mußte, ſo wollte er einen Buben, um daſſelbe auf ihn vererben zu können. Unglücklicherweiſe gebar aber die Mutter zuerſt zwei Mädchen nach einander; die konnte nun mein Vater nicht leiden. Alles an ihnen war ihm zuwider, und über jeden Kreuzer, der um ihrentwillen ausgegeben werden mußte, ärgerte er ſich. Natürlich nahm ſich die Mutter ihrer an, vertheidigte ſie vor dem Vater. Schalt er, ſo liebkoſte ſie die Kinder und belferte gegen den Ehemann.

Hatten die Mädchen etwas gethan, das den Vater ärgern mußte, ſo half ſie es ihnen vertuſchen, den Vater belügen. Für ihre Kleidung wußte ſie immer heimlich einige Batzen auf die Seite zu bringen, entweder aus dem Buttergelde, (denn von der einzigen Kuh wurde neben der großen Haushaltung noch Butter verkauft), oder aus andern Erzeugniſſen des Landes. Ein Weib, das Geld machen will, findet auf dem Lande hundert Mittel dazu, kein Mann iſt ſchlau genug, es zu verhindern: und doch ſind hunderte von Männern, die ihre Weiber durch übertriebene Kargheit zu ſolchen Kniffen zwingen, und dummer Weiſe ſich einbilden, ſie könnten nicht belurt werden. Je älter die Mädchen wurden, deſto mehr bedurften ſie, deſto mehr mußte der Vater betrogen werden und dabei war das das größte Unglück, daß die Mädchen mit betrügen, mit ſtehlen halfen. Sie gewöhnten ſich, ihre Wünſche nicht zu unterdrücken, ſondern die Mittel zu ihrer Befriedigung auf unrechtem Wege zu erlangen. So ſtahlen ſie ſpäter nicht blos dem Vater, ſondern auch ihren Meiſterleuten. Sie kamen in Schande, und wir in großen Verdruß. Es iſt merkwürdig, daß gar viele Leute glauben, den Eltern ſtehlen, ſei keine Sünde. Und doch iſt ſicher die Sünde weit größer, wenn ich Jemandem ſtehle, dem ich Dankbarkeit ſchuldig bin und der mir zu eſſen giebt, mich kleidet, als einem Fremden, der weiter mich nichts angeht. Aber eben ſo merkwürdig iſt es, daß dem Vater ſelten auffiel, daß die Kleidungen, die ſie trugen, nicht aus dem von ihm bewilligten Gelde angeſchafft ſein konnten, daß er wenigſtens ſelten darnach fragte. Zufrieden im Glauben, es ſei nicht aus ſeiner Sache gekauft, bekümmerte er ſich nicht darum, woher es genommen ſein könnte. Und wenn er zur Seltenheit einmal fragte, woher dieſes oder jenes? ſo hieß es ſchnell: der Pathe oder die Pathin hätten es gegeben, und dieſes wurde ohne irgend eine Nachfrage gläubig angenommen.

Als ich ihm endlich geboren wurde, hatte er gar große Freude, daß ihm nun ſein Kronprinz für ſein Kuhgütchen und ſeine 2000 Gulden Schulden geboren ſei, und auf dieſen Thronfolger baute er fortan alle ſeine Pläne und Hoffnungen. Er ſei nichts, ſagte er oft, aber der da müſſe etwas ganz anders werden, der müſſe alles lernen, was auf der Welt einer nur lernen könne. Und würde es 100 Thaler koſten, es ſollte ihn nicht reuen. Er wiſſe auch Leute, die nicht einmal Weber geweſen; die jetzt Geld hätten wie Heu und Häuſer wie Palläſte; die auf allen Märkten Hans oben im Dorfe ſeien und ſo ein Weberlein gar nicht anſehen, wie tief er auch ſich beuge. So ein Händler müßte ich auch werden; hätten es andre ſo weit gebracht, ſo wüßte er nicht, warum ich es nicht auch ſoweit bringen könnte. Und dann müßte ich eine reiche Frau nehmen, ſie hätten auch alle reiche Weiber; ein ſchönes Haus bauen, ſie hätten auch alle ſchöne Häuſer; eine Chaiſe kaufen, ſie hätten auch ſolche. In dieſer wollten wir dann zuſammen zu Markte fahren, und allemal an dem Herrentiſch ſitzen und nach dem Eſſen um den Kaffee ſpielen. Dem Kaffee frage er zwar nichts nach, ein Glas Branntwein ſei ihm lieber. Aber wenn man vornehm ſei, ſo müſſe man auch vornehm thun; ſonſt werde man verachtet. Dann ergötzte er ſich an den Gedanken, wie er dieſem und jenem es eintreiben wolle, daß er ihn ſchnöde angeſehen und wie er dann auch den Hut aufhaben und andere die Kappe wolle heben laſſen. Hatte er ſo recht ſich ergangen in allen Hoffnungen, die er auf mich baute, ſo betrachtete er mich ordentlich mit Reſpekt und behandelte mich darnach. Er wollte nicht, daß ich ſchrie und nie glauben, daß ich auch ſchreie aus unbekannten Urſachen wie andere Kinder, ſondern nur wenn man mich mit Fleiß zu ſchreien mache. Hörte er mich in ſeinem

Webkeller, ſo kam er hervor, und prügelte die Schweſter, die mich warten ſollte, oder begehrte mit der Frau auf, warum ſie mir nicht zu ſaugen gebe, ihm zum Trotz laſſe ſie mich verſchmachten. Es war keine Rede davon, daß man mir etwas abſchlagen durfte. Geſchah es einmal in ſeiner Gegenwart und verzog ich nur eine Miene, ſo brüllte er: Willſt oder ſoll ich!

Er ging auf keinen Markt, daß er mir nicht etwas kramte, keinem andern Kind aber je um einen Kreuzer. Und wehe dem, welcher meine Sache auch nur mit einem Finger anrührte! Ich war kaum zwei Jahre alt, ſo nahm er mich allemal mit, wenn er des Sonntags zur Seltenheit einmal in's Wirthshaus ging, gab mir zu eſſen, was ich wollte, ſchüttete mir Wein ein, mehr als ich mochte, und rühmte dann: der möge ihn ertragen, aber der müßte ihn lernen trinken, der müſſe einmal Wein genug haben. Meine Mutter nahm er dagegen nie mit, ſo oft ſie ſticheln mochte: Einen Tropfen Wein hätte ſie nöthiger, als der Lausbub da.

Man kann ſich denken, wie lieb ich auf ſolche Weiſe der Mutter und den Schweſtern wurde. Sie hatten meinetwegen alle Tage Verdruß, konnten mich nie gut genug halten und mußten zuſehen, was ich alles erhielt, ohne Theil daran nehmen zu können.

Es ſcheint, mein Vater hatte die Geſchichte von Joſeph und ſeinen Brüdern nie geleſen, oder ſie nur ſo geleſen, wie die meiſten Leute leſen können. Er hatte nur die Worte gebrummelt mit den Lippen, ohne ihren Sinn zu verſtehen, und noch viel weniger die Anwendung auf das gewöhnliche Leben und auf ſeine eigenen Verhältniſſe machen zu können. Er hatte nicht begriffen, was der Neid ſei, wie leicht er geweckt werde, wie unglücklich er mache! Das habe ich ſeither nur zu oft bemerkt, daß die Menſchen die Namen von Tugenden und Laſtern wohl kennen, aber ſie nicht erkennen, wenn ſie im Leben in ihnen ſelbſt ſich äußern oder äußern ſollten. Sie merken nicht, wie ſie hervorgerufen werden, gewahren die Zeichen nicht, die ihr Keimen, ihren

Wachsthum ankünden, und wiſſen noch viel weniger, wie der Wachsthum des Böſen könne gehemmt werden. Wenn der Fehler eines Nächſten ſie reizt, ſo machen ſie es wie ein einfältiger Menſch, dem ein Nagel in der Wand die Hand verwundet. Statt mit Vorſicht ihn herauszuziehen und ihn zu entfernen, ſchlägt er ihn zornig an und in die Wand; hat damit die Wand verdorben, ſich die Hand verwundet und wird früher oder ſpäter den Nagel noch empfindlicher fühlen müſſen. So denken die wenigſten Eltern daran, daß das ganze Thun und Laſſen ihrer Kinder aus ihren Herzen entſpringt und ganz nach deſſen Beſchaffenheit ſich regelt; ſie achten blos auf das Thun und Laſſen derſelben. Und ein Thun und Laſſen, das die Eltern ſelbſt durch das Verderben der Kinderherzen erzeugt, meinen ſie dann durch Schläge und Schimpfen züchtigen zu müſſen und vertreiben zu können. Sie ſchlagen die Verdorbenheit nur in die Herzen hinein, Tücke und Verſchlagenheit wölben ſich als Rinde darüber, aber es kömmt die Zeit, wo die Eltern ihre Thorheit büßen müſſen. So hatte mein Vater von Neid gehört und geleſen, aber daß er ſelbſt an ihm litt, wußte er nicht; daß er ihn in Weib und Kind pflanze, dachte er nicht, daß er durch Schlagen und Schimpfen den Neid mehre, in Haß verwandle, merkte er nicht; daß er durch eigene Schuld täglich größern Aerger habe, fiel ihm nicht ein. Und doch war das ſo natürlich, daß man glauben ſollte, ein Blinder hätte es ſehen müſſen. So wie die Mutter die Mädchen liebte, weil der Vater ſie verfolgte, ſo war ich ihr zuwider, weil der Vater mich liebte. So wie er nur für mich Sinn und Sorgen hatte, ſo überwältigte ſie der Neid, weil ſie glaubte, ſie verdiene doch eher ein weißes Brödchen oder einen Schluck Wein, als ich. Und wenn ſie meinetwegen noch mehr Verdruß haben ſollte, als ſonſt, ſo wollte ſie, unſer Herrgott nähme mich wieder, es ginge mir wohl und ihr noch beſſer, ſagte ſie oft. Die Schweſtern, die an der Mutter hingen, theilten natürlich ihre Meinung; und weil ich immer Sachen hatte, die ſie entbehren mußten, ſo mußte der Neid in ihren Herzen groß werden, und dann noch alle Tage Schläge wegen mir, mußte den Neid in Haß verwandeln, mußte die Folge haben, daß der Vater oft mit Recht ſie abſtrafen mußte, weil ſie wirklich ſich gegen mich vergingen. Die Mutter ſchoß mich herum wie einen Strohwiſch, wenn der Vater es nicht ſah. Die Schweſtern ſtahlen mir, was ſie konnten, oder die Mutter gab ihnen, was mir gehörte. Sie ſtießen mich, und war ich gefallen, ſo riſſen ſie mich mit einer Sanftheit empor, die viel weher that als der Fall. Da mein Geſchrei in beiden Fällen ungefähr das Gleiche war, ſo mochten ſie denken, weil ſie allweg Schläge kriegten, ſo ſei es nichts als billig, daß ich doch auch wüßte warum. War mein Vater den ganzen Tag fort, ſo war das ein Herrentag für ſie und ein Leidenstag für mich. Konnte ich doch ſo viel ſchreien als ich wollte, er hörte es nicht; mochten ſie mir nur halb genug zu eſſen geben, er ſah es nicht.

Natürlich hing ich mich, getrieben durch angebornen Inſtinkt, an den Vater, wollte nur bei ihm ſein. Natürlich klagte ich dem Vater, ſo bald ich reden konnte alle erlittene Mißhandlungen, lief zu ihm, wenn eines mich nur ſauer anſah. Natürlich hörte dies der Vater gerne und verleitete mich, all ihr Thun und Laſſen ihm zu berichten. Darum wollten ſie mich auch nicht bei ſich leiden, ſondern jagten mich von all ihren Arbeiten weg; und ich lief zum Vater. Daher wollte auch Niemand mit mir lernen in den ABC-Büchern, welche der Vater mir ſchon im dritten Jahre kramte und immer eines ſchöner als das andere. Die Mutter wollte nicht Zeit finden, mit den Schweſtern gab es Krieg, und da die Lehrenden immer den Kürzern zogen, ſo kam der Lernende nicht weit und ſtrengte ſich nicht beſonders an, er wollte lieber die goldenen Elephanten und Affen außer dem Buche, als die Buchſtaben im Buche betrachten. Da aber dieſes nicht Lernen hieß, ſo kamen die Schweſtern und ich hintereinander, und die Schule endigte mit beiderſeitigem Heulen. Der Vater mußte Lehrmeiſter werden, weil er abſolut mich geſchickt haben und zu einem großen Manne machen wollte. Er war ein wunderlicher

Lehrmeiſter, der, wie ſich von ſelbſt verſteht, keine Ahnung mehr davon hatte, wie lange das A-B-C-Lernen bei einem Kinde geht, wenn es nicht an beſtimmte Anſchauungen mit Bewußtſein gewohnt iſt, ſondern zum erſten Male an den Buchſtaben, die zudem nicht beſonders auffallende Merkmale haben, ſie nicht nur üben, ſondern alſobald die Folgen des gebildeten Anſchauungsvermögens, eine ſchnelle Auffaſſungskraft bewähren ſoll. Er war, außer bei ſeinem Webſtuhle, wo er mit dem ſchlechteſten Garn die größte Geduld haben konnte, äußerſt ungeduldig und reizbar, und konnte daher gar nicht begreifen, warum ich, da ich den erſten Buchſtaben doch alſobald gekannt, die andern immer wieder vergaß und verwechſelte. Er ſchrie mit mir, kratzte in den Haaren, lief fort, aber ſchlagen that er mich doch nicht. Und weil ich gerne bei ihm war, und um bei ihm ſein zu können, den Vorwand brauchte, lernen zu wollen, und damit er nicht fortlief oder mich fortſchickte, mit aller Anſtrengung Achtung gab: ſo kam ich bald glücklich durch das A-B-C zu den Sylben und auch ſchnell durch dieſe. Da ich aber nicht immer lernen konnte, ſo nahm ich faſt von ſelbſt das Spuhlen vor, und machte es bald ſo ordentlich, daß der Vater mich für ein Weltwunder hielt und allen Menſchen rühmte: Er hätte einen Buben daheim, ſolchen gäbe es unter tauſenden nicht. Dieſen Ruhm ſpendete er mir auch in meiner Gegenwart bei jeder Gelegenheit, ſo daß ich ſelbſt nicht wenig auf mir hielt und wirklich glaubte, ich ſei ein Wunderkind.

Sobald ich größer wurde, plagte mich der Gwunder, wohin der Vater Dienſtags oder Donnerſtags gehe und woher er mir den ſchönen Kram bringe! Lange hielt ich ihn an, mich mitzunehmen. Er hätte es längſt gethan, denn er freute ſich ſelbſt darauf wie ein Kind, und mochte nicht warten, zu vernehmen, was man z. B. in Burgdorf von mir ſagen und wie man allgemein über mich ſtaunen werde, indem er überzeugt war, daß man dort noch nie einen ſolchen Knaben geſehen. Als ich ſechs

Jahre alt war, verſprach er mir einmal zur Herbſtzeit, mich an den Markt nach Burgdorf zu nehmen, wenn ich das A-B-C-Buch noch einmal auslerne und ihm fleißig ſpuhle. Wie ich des Tages lernte und ſpuhlte, und dann des Nachts träumte von dem Markt und der Stadt und allem dem, was mir der Vater ſagte, das man da ſehen könne, wie ich in einem beſtändigen Fieber war und an den Fingern Tag und Stunden abzählte und des Tages hundertmal ſagte: Vater, wenn wir noch 4mal oder 3mal geſchlafen haben, dann iſt der Markt, nicht wahr! kann man ſich denken. Endlich brach der erſehnte Tag an. Er traf mich ſchon erwacht und ungeduldig, weil die Mutter expreß mit dem Frühſtücke zu zaudern ſchien, und die Schweſtern mir meine Schuhe auch nicht ſalbten, ſo geſchwind ich wünſchte. Da verklagte ich ſie beim Vater; dafür haareten ſie mich, als ſie mir das Halstuch umbanden. Daß ich auf den Markt konnte und das ganze Jahr ſonſt Niemand, das wollte Mutter und Schweſtern faſt das Herz abdrücken.

Endlich wanderten wir fort, der Vater mit einem Tuch zum Abliefern auf der Achſel, einem Korbe mit einer Balle Butter am Arm und ich mit einem Stecken in der Hand, der wenigſtens eben ſo groß war als ich. Wie bei einem tüchtigen Landregen aus allen Winkeln Bächlein fließen, zuſammenſtrömen, zu Bächen werden und endlich in den Fluß ſich mündend, dieſen anſchwellen zum gewaltigen Strom: ſo ſendet in weiter Umgegend faſt jedes Haus ſeine Stellvertreter aus an einen ſchönen Burgdorfer Markt zu Luſt und Kauf. Jeder trägt zu Markte was er hat, viele nur den eigenen Leib. Auf allen Fußwegen ſieht man Eilende. Sie ſammeln ſich ſchon zu Truppen in den Sträßchen und werden zu einer unabſehbaren Menge, wenn die Hauptſtraße ſie aufnimmt. Da wogt es dann wild durcheinander von Menſchen und Vieh und raſſelnd ſchnurren die Bernerwägeli mitten durch, daß die Schafe nicht wiſſen wohin und die plaudernden Fußgänger aneinander fahren, als ob eine Bombe unter ſie gefallen wäre, und aus einzelnen Chaiſen und Charabunken ſchauen breite Geſichter wohlbehaglich auf die Menge nieder und fahren raſch durch ſie hin, als ob ſie den Herrentiſch ſchon in der Naſe hätten. Was war da für einen Buben, der noch nie auf der großen Straße und an einem Markt geweſen war, nicht alles zu ſehen! Das Vieh zog mich mehr an als die Menſchen, und bei den kleinen lieben Lämmchen mußte ich alle Augenblicke ſtille ſtehen. Je näher wir der Stadt kamen, deſto ſchwerer hing ich an des Vaters Rocktaſche, denn immer mehr hatte ich zu ſehen. Als erſt das Städtchen und das ſchöne Schloß ſo ſtolz ſich mir darſtellten, da wäre ich faſt am Boden feſtgewurzelt, ſo große und ſo viele und ſo ſchöne Häuſer hatte ich nie geſehen. Sobald ich mich von dem erſten Eindruck erholt, machte ich, um bald dort zu ſein, ſo geſchwinde Beine, daß der Vater kaum nach konnte. Als wir in die Stadt kamen, gab es wieder Halt, und zwar bei jedem Kramladen: Nein, ſieh doch, Vater, komm hierher, ſchrie ich bei jedem Schritt und zerrte an der Rocktaſche, daß ſie krachte. Aber der Vater hatte nicht Zeit, er mußte das Tuch abliefern. Der Herr war gar ein exakter, und ſchnauzte die Weber, die ihm nicht zu der Zeit kamen, welche er im Kopfe hatte, gar rauh ab. Wir waren ohnehin ſchon ziemlich ſpät; darum gab der Herr auch gar kurze Worte, würdigte mich keines Blickes und gab mir weder einen Batzen noch ein gutes Wort. Darauf hatte der Vater gezählt und nahm es ſehr übel. Wenn er einen Andern wüßte, der ihm beſtändig zu weben hätte, er ginge auf der Stelle zu ihm und ließe den fahren — ſagte er. Nachdem er das erhaltene Garn verſorgt hatte, ſtellte er ſich mit ſeiner Butterballe zweg zum Verkaufen und legte das Tuch, mit welchem die Balle zugedeckt geweſen, ſchon zurück. Mir brannte der Boden unter den Füßen, ich zappelte um den Vater herum, und hielt ihn an, daß er doch mitkomme aus der finſtern Laube weg, zu den Krämern. Endlich gab er mir einen Batzen mit dem Bedeuten: Ich ſolle mir daraus etwas kaufen, mich ein wenig umſehen, aber nicht weit gehen und ja bald wieder kommen. Er ließ mich ungern von ſich; nicht daß er fürchtete, es könne mir etwas geſchehen, ſondern weil er dadurch um das Lob kam, das er von den Butter kaufenden Frauen über mich einzuſammeln hoffte. Bis dahin hatte mich noch kein Menſch ordentlich angeſehen, geſchweige denn gerühmt; und das machte ihn faſt böſe.

Glücklicher als ein König ſtürmte ich fort mit meinem Schatz unter die Herrlichkeiten alle. Wo der Vater ſtund und welchen Weg ich nahm, achtete ich nicht; und daß ich ihn nicht wiederfinden könnte, dachte ich nicht. Ich ging von Bude zu Bude und verſank in immer tiefere Bewunderung. Hier ſah ich ſo ſchöne Manne auf den Roſſen, oben roth und unten blau, und Säbel und Gewehre daneben und ſchöne Wagen aller Art; dort Pelzkappen und Gold darum, das ganz prächtig glitzerte, gerade wie des Statthalters Bub eine hatte, um welche ich ihn immer beneidet; an einem dritten Orte ganze Haufen von Büchern und Bildern dabei, ach, ſo ſchön, ſo ſchön, wie ich mein Lebtag nicht geſehen; und neben dabei Lebkuchen, ganze Stöße und groß wie Ofenbretter. Vor allem ſtund ich ſtill; wie lange, weiß ich nicht. Ich hatte Vater und Zeit und Alles vergeſſen. Den Batzen hielt ich in der Hand, dachte vor dem Sehen lange nicht an das Kaufen, und als endlich Wünſche nach dem Beſitzen von etwas in mir aufſtiegen, wußte ich lange nicht, was ich nehmen ſollte. Mich hungerte und die Lebkuchen lockten mich gar ſehr. Aber die Pelzkappen waren ſo ſchön, die Manne auf den Roſſen ſo ſtattlich, und die Bilder, ach! die gefielen mir gar zu wohl. Endlich ſiegte die Luſt nach dieſen, ich drängte mich durch, ſtreckte den Batzen dar und begehrte das Bild, welches mir am beſten gefiel. Aber es lachte der Krämer und ſagte: Dieſes koſte manchen Batzen. Kleinere wollte er mir zeigen, aber mein Sinn war einmal auf dieſes geſtellt. Da gedachte ich des Vaters, daß der viele Batzen hätte, kehrte um, ihn zu ſuchen und Batzen zu holen. Ich lief und lief, aber fand den Vater nicht, fand den Ort nicht, wo ich ihn gelaſſen. Aus dem Gedränge der Leute konnte ich nicht kommen, konnte nicht wiſſen, wo ich war. Da wurde mir entſetzlich bange auf einmal um's Herz, eine Angſt, von welcher man ſich keinen Begriff macht, befiel mich, der Schweiß bedeckte mich, das Weinen übernahm mich und ich fing an zu ſchreien: Aetti, o Aetti, wo biſt? Aber kein Aetti gab Beſcheid. Es wurden Leute auf mich aufmerkſam und fragten: wo es mir fehle? Ich fragte nach dem Aetti, ſie nach ſeinem Namen und wie er einer ſei? Hans heiße er, ſagte ich, und habe einen gelben Rock an. Es geb gar manchen Hans und viele gelbe Röcke hier, entgegneten ſie, der Aetti werde wohl noch anders heißen und wie man ihm noch ſonſt ſage? O Mutter, ſchluchzte ich heraus, ſag' ihm zuweilen Zankeiſen und Brummelbär. Da lachten die Leute und ließen mich ſtehen und weinen und Aetti ſchreien!

Alleine war ich in der großen Stadt, die mir endlos ſchien, allein unter den Tauſenden: unter ihnen kein bekanntes Geſicht, keine theilnehmende Seele. Ein jeder ſtolperte Geſchäften nach oder gaffte nach einem guten Schick herum. Nirgends einen Aetti, nicht einmal das Thor fand ich, zu welchem wir herein gekommen. Ich wußte nur, daß ein großes Haus mit einer kleinen Thür dabei ſtund. In unendlichem Jammer drückte ich mich endlich an eine Mauer, hielt die Hände vor das Geſicht und weinte bitterlich, bitter wie in meinem Leben vielleicht nie. O, man kann ſich das Furchtbare der Angſt in einer Kinderſeele, die ſich verloren glaubt, nicht mehr vorſtellen in den Jahren, wo man vergeſſen hat in eitlem Uebermuthe, daß man verloren gehen könne. Wenn einmal das Eisfeld der Selbſtſucht ſich über das Herz gelegt und es kalt geworden iſt in demſelben wie in Lapplands unermeßlichem Schnee, da weiß man nicht mehr, was ein Kind fühlt, wenn es keinen Aetti, keine Mutter weiß, kein bekanntes Geſicht ſieht, und es ſich verlaſſen glaubt, alleine fühlt. Es iſt wahre Höllenangſt, und in dieſer ſieht man nichts und fühlt man nichts als ſie. Die Mannen auf den Roſſen, Pelzkappen, Bilder, Lebkuchen — Alles war noch und auch mein Batzen noch. Aber für alles dieſes hatte ich keine Augen mehr, für mich gab es keinen Troſt, da der eine mir fehlte, der mir alles war, der Aetti. Und mein Aetti, den ich verloren, war nur ein armer Weber mit gelbem Rocke. Da oben iſt ein anderer Aetti, ſtrahlend in ewigem Lichte der allmächtigen Liebe, es iſt der reiche Gott und die Sterne ſind ſein glänzend Kleid. Und den haben viele verloren aus den Augen und ſie wiſſen nicht, wo er iſt; und doch haben ſie keine Angſt und behaglich wandern ſie auf dem Lebensmarkte auf und ab, ergötzen ſich mit Bildern und Lebkuchen, mit Puppen und Pelzkappen. Es wird Morgen, es wird Abend — ſie kümmern ſich um den Aetti nicht: ja, gemahnt an ihn, erſchrecken ſie, und möchten die Reden von ihm für Träume ausgeben, für Träume ſchwindſüchtiger und mondſüchtiger Thoren.

Ihre Herzen ſind gefroren, ſind Eisberge und Schneefelder geworden. Aber bedenk! dieſe Herzen werden aufthauen, auffrieren. Dann wird das Bewußtſein ſie erfaſſen, den großen Aetti verloren zu haben; dann wird ein unendlich Weh ſich feſtſetzen in ihren Herzen, ein Weh über den verlornen Aetti, das keine Zunge ausſpricht. Kennt ihr den Schmerz, wenn man gefrorne Finger unvorſichtig an den heißen Ofen bringt? wie man die Hände zuſammendrückt und von einem Bein auf das andere ſich ſtellt, wie Störche auf den Matten? Was meint ihr? Wie wird es dann thun, wenn einſt die gefrornen Herzen am heißen Feuer der Seelenangſt aufthauen müſſen?

Ich weinte bitterlich; wie lange, weiß ich nicht. Da nahm mir Jemand die Hände von den Augen und eine bekannte Stimme fragte: Eh, Peterli! biſt du's? Was haſt, daß du ſo weinſt? Mit verdunkelten Augen ſah ich durch Thränen auf und erkannte unſern Schulmeiſter. Unſer Schulmeiſter hatte eine Schnupfnaſe und rothe Augen, und die Augen und die Naſe waſſerten beide fort und fort das Geſicht, das ſonſt kein Waſſer ſah; die Bächlein liefen durch die Furchen in alle Ecken hin, oft zuſammen und malten die luſtigſten Striemen in das aufgelaufene Geſicht, beſonders wenn er zuweilen mit dem Aermel unter dem Munde überflüſſiges wegwiſchte und es unwillkührlich auf die Backen ſtrich. Aber ein Engel, und wäre es der Gabriel geweſen, hätte mir nicht ſchöner erſcheinen können, als der alte Mann. O, was ſo ein bekanntes Geſicht einem wohlthun kann, wenn man ſich verloren glaubt. Das glaubt Niemand, als wer es erfahren. Thun nun bekannte Geſichter einem ſchon ſo wohl, was meint ihr, wie müßten dem Verlaſſenen erſt bekannte Herzen thun! Aber leider bleiben auf der Welt die meiſten Herzen ſich fremde; ſind doch die meiſten Menſchen fremde in dem eigenen Herzen. Meinem Schulmeiſter konnte ich nichts anders ſagen als: Ich habe den Aetti verloren; konnte ihm meine Freude über ihn nicht ausdrücken. Aber meine Thränen verſiegten, ſobald er mich bei der Hand nahm, die Angſt ſchwand und es war mir, als ob ich den Aetti ſchon hätte. Je größer ein Elend iſt, deſto dankbarer iſt man für jede Hülfe, und der erſte helfende Menſch, wenn er ſchon nicht der erſehnte iſt, wird zum Engel, zum eigentlichen Gottesboten.

Dem Manne vergaß ich die Hülfe mein Lebtag nicht. Wie er auch ſein mochte, ich behielt ihn lieb; und dieſe Liebe trug das Meiſte dazu bei, mich zum Schulmeiſter zu machen. Er nahm mich bei der Hand und verſicherte mich, daß wir den Aetti ſchon finden wollten. Im Stübli, wo er ſein Garn hatte und das der Schulmeiſter wohl kannte, ſuchten wir ihn, fanden ihn aber nicht, ſondern nur den Beſcheid, daß er außer Athem da geweſen, nach mir gefragt und wieder fortgelaufen wäre. Wir gingen durch mehrere Straßen — wir fanden ihn nicht. Da erklärte mein Begleiter: Es ſei doch dumm, ſo einander nachzulaufen, ſo finde man ſich nicht. Zudem ſei es durſtig Wetter, darum wollten wir in's Stübli gehen; dorthin käme der Vater allweg und man könne doch dabei ruhig warten.

Als wir dorthin kamen, ſtunden wir vor der Thür ſtill und ſahen nach allen Ecken hin. Da ſah ich aus einer hervorſchimmern den ausgewaſſerten weißlichgelben Rock des Vaters, und wie er haſtig und die Hände werfend daher ſchoß. Wie ich da aufjauchzte und ihm entgegen ſchoß! Und wie der Aetti mich empfing und Donnersbueb ſagte und mich bei den Haaren nehmen wollte. Und wie ich von neuem zitterte und weinte und der Schreck mir in alle Glieder ſchoß, daß ſie bleiern wurden und faſt ſteif! So hatte der Aetti mich nie angeredet, nie ſo begegnet, das werde ich nie vergeſſen. So war das Wiederfinden. Begreift ihr es Leute! Ein erwachſener Menſch will nichts Unangenehmes empfinden, und wenn er es empfindet, nie Schuld daran ſein, ſondern das Kind ſoll zu den bereits Erlittenen noch Strafe tragen für fremde Schuld. So geſchieht es zu tauſend Malen, ſo geſchah es auch jetzt.

Mein Vater hatte gewiß Schrecken und Angſt empfunden, ſo gut als ich, hatte Stunden lang mich in Angſtſchweiß geſucht. Die Angſt wurde unbewußt zum Zorn gegen den Buben, der ihm die Noth verurſachte, und Zornausbrüche bewillkommten mich ſtatt Zeichen der Freude. Wer war aber eigentlich an allem Schuld, als der Vater, der nicht daran dachte, daß ich noch nicht ſiebenjährig, nie hier, nie auf einem Markt geweſen; der nicht mehr der Eindrücke ſich bewußt war, die ein Kinderherz empfangen mußte, der nicht merkte, daß es nothwendig ohne ein Wunder ſo gehen mußte. So dachte mein Vater auch durchaus nicht an den Eindruck, den ſein Benehmen auf mich machen mußte, nicht wie er mit roher Hand die ganze Marktfreude mir zerdrückte und noch manches andere mit. Freilich kam mein Vater bald wieder zu ſich. Als er meine Thränen ſah, ward er ſogar weichherzig. Im Stübli ließ er aufſtellen und nöthigte mich zu eſſen und zu trinken. Bratwürſte ließ er kommen und befahl vom beſten Wein. Allein mir war nicht mehr wohl, ich ſchluchzte fort und fort. Um mich zu tröſten und ſeinen Fehler gut zu machen, ſchenkte er mir um ſo fleißiger ein, verſprach mir noch Kram und ſagte alle Augenblicke: Weine nicht, Junge, wir wollen noch auf den Markt und kramen! Allein ich begehrte nicht mehr hin, der Kopf that mir weh von Wein und Weinen, daß ich nicht mehr aufſehen konnte. Ich wollte fort, ging aber ſo mühſelig und klagte ſo nöthlich, ich möge nicht mehr laufen, daß der Vater froh war, als er mich unſerm Muller aufladen konnte. Auf deſſen Wagen ſchlief ich bald ein, und erwachte erſt wieder, als man mich vom Wagen nahm. So endigte dieſer langerſehnte Freudentag mit Noth und Leiden und ich begehrte nachher nicht wieder zu Markt zu gehen, und noch lange träumte es mir, ich ſei verloren und der Vater nehme mich beim Haar, und dann ſchrie ich ſo wehlich auf, daß der Vater aufſtehen und mich tröſten mußte.

Viertes Kapitel.

Wie ich um mein Kronprinzenthum komme.

Nach mir hatte die Mutter noch zwei Mädchen geboren, die ganz munter aufwuchſen. Wenn andern Leuten Kinder ſtarben, ſo jammerten die Eltern oft: ſie hätten nie das Glück, daß ihnen je eins ſterbe. Meine Mutter gebar zum ſechstenmale, und das Kind war ein Sohn, und es ſtarb wieder nicht. Eine Kindbette im Hauſe war eine ſo gewöhnliche Sache, daß man ſich derſelben wenig achtete; nur die Schweſtern fingen an zu mukeln: Die Mutter könnte das bleiben laſſen, das trag nichts ab, ſo kleine Kröten ſeien einem nur zur Plag und zu erben werde es am Ende wenig geben. Zwei Tage blieb die Mutter im Bette, dann fing der Vater zu fragen an, wo es ihr fehle, daß ſie noch nicht auf möge. Dann zwängte ſie ſich auf und fing wieder an die Haushaltung zu machen. Sie mußte zwar alle Augenblicke abſitzen, und klagte ſich bald hie bald da. Dann meinte der Vater, es werd ſchon beſſern, und gab 6 kr. um ein weißes Brötlein zu holen; das ſolle ſie einſtweilen brauchen und etwa auch ein Süppli kochen. So bald moglich ging daher die Mutter in die

Kirche, weil ſie dabei einen Schoppen warmen Wein trinken durfte im Wirthshauſe, ohne daß der Vater was ſagen durfte. Auch mit der Kindtaufe preſſirte ſie gar ſehr, und das aus folgenden Gründen. Das weiße Brötchen hielt natürlich nicht lange an, die Mutter ſehnte ſich nach den Gaben guter Leute, die man nach Landesſitte einer Kindbetterin bringt, aber erſt nach der Taufe. Es heißt, wenn man ſie vorher bringe, ſo ſei das ein Zeichen, daß man zu Gevatter wünſche gebeten zu werden. So aufdringlich will man alſo nicht ſein. Es iſt aber im Grunde mehr die Angſt, zu Gevatter gebeten zu werden, welche abhält, ſich zu zeigen; denn eine ſolche Gevatterſchaft zieht gar bedeutende Koſten nach ſich. Sogenannter Einbund, Kinderkleidchen, Geſchenke an die Wöchnerin, an manchen Orten das ſogenante große Gutjahr, die erſten Hoſen, das erſte Mieder, ein blanker Thaler, gewickelt in ein Papier, auf welchem ein ſchöner Wunſch ſteht, und alle Jahre etwas, an manchen Orten bis man verheirathet iſt; dann die Anſprüche armer Eltern, das ganze Jahr durch, die das Recht zu haben glauben, bei den Gevatterleuten zuerſt anzuklopfen in jeder Bedrängniß; und manchmal, wenn die Eltern ſterben, die ganze Erziehung eines Kindes, das man zu den Seinigen in's Haus nimmt, das ſind die Folgen einer Gevatterſchaft auf dem Lande. Das iſt ſchon bedeutend, aber die Menge bringt erſt die Strenge. Man macht ſich in der Stadt gar keine Vorſtellung davon, wie oft die ſogenannten guten Häuſer von den wildfremdeſten Leuten in Anſpruch genommen werden. Es giebt Häuſer, und nicht wenige, wo ordentlich über die Gevatterkinder Buch geführt werden muß, und wo ihre Zahl über 100 anſteigt. Ja, ich kannte eine Perſon, welcher dieſe einzige Ausgabe jährlich den ganzen Zins einer verpachteten Schmiede wegnahm, und der, wenn ich nicht irre, 240 Thaler betrug. Das iſt eine indirekte Steuer, die auf den Reichen des Landes laſtet, die man nicht beachtet. Zuweilen geſchieht es allerdings, daß irgend ein heirathsluſtiges Töchterlein an dunklem Abend mit einem Backwerk aus Semmelmehl, oft ſo ſchwer wie ein jährig Kind, unter der Schürze vor der Taufe anrückt und zu verſtehen giebt: ſie wäre gerne Pathin, aber mit dem und dem; oder daß eine kuppleriſche Mutter eine Maas Wein bringt und dabei verdeutet: ihr Sohn wolle Pathe ſein, aber jenes reiche Mädchen müßten ſie zur Pathe nehmen; oder daß man eine Mittelsperſon dazu braucht, um armen Leuten den Verſtand zu machen, wen ſie zuſammen bitten ſollten. Zuweilen kömmt dieſes armen Leuten ſelbſt in Sinn, und ſie benutzen die Taufe, um junge Leute zuſammen zu bringen, in der Hoffnung, man ſchlage ihr Geſuch um ſo weniger ab, wenn man höre, wer auch noch da ſein werde. Das hat mich als Schulmeiſter tauſendmal geärgert, wenn ich die heilige Taufe zu ſolchen Kupplereien mißbraucht ſah: wenn ich ſah, wie die jungen Leute gar nicht daran dachten, wo ſie ſtunden, und wie wichtig das ſei, welches ſie hier vor dem Herrn verſprechen mußten. Meine Mutter preſſirte alſo mit der Taufe, um die Geſchenke der guten Leute und die der Gevatterſchaft, ſo wie die Maas Wein und das Stücklein Fleiſch, welches der Vater vom Kindtaufſchmaus heimbrachte, bald zu erhalten und ſie zu ihrer Stärkung zu benutzen. Das wirkte aber wenig, weil ihr die gehörige Ruhe fehlte und ſie zu früh wieder Alles machen mußte. Ich bin überzeugt, eine Menge Weiber verwittern und verfallen vor der Zeit an dieſem Mangel an Schonung und Ruhe in den Kindbetten. Mein Vater hielt den Kindtaufſchmaus im Wirthshauſe; er ſagte, man ſei zu Hauſe nicht dafür eingerichtet; der eigentliche Grund war aber, daß er glaubte, wohlfeiler davon zu kommen. Zu Hauſe hätten die Frau und die Kinder auch miteſſen müſſen, im Wirthshauſe waren die nicht, und manchmal zahlten die Gevattersleute noch die Zeche ganz oder zum Theil. Der Frau ſchickte er das Kind aus der Kirche alſobald heim, ſo daß nicht begegnen konnte, was zu N. einmal ſich zutrug. Dort ſaßen Mann und Weib mit den Gäſten luſtig am Tiſch, auf dem Ofen eingepackt lag das Kind und war endlich nach langem Schreien eingeſchlafen. Als es bald

Mitternacht ſchlug, die Flaſchen leer, die Köpfe ſchwer waren, brach man auf und das Ehepaar wanderte wohlgemuth und ſingend von dannen und vergaß ſein Kind.

Als die Wirthin abräumte, fing es an zu wimmern auf dem Ofen in dunkler Ecke. Sie erſchrak und glaubte es ſei unghürig. Sie lief aus der Stube und ſchrie das ganze Haus zuſammen, und vor der Thür hörten alle das Wimmern, aber keines durfte hinein. Endlich kam der Wirth aus dem Keller und wagte von Ferne zu zünden. Da entdeckte er auf dem Ofen den zurückgelaſſenen Kram, das wimmernde Kind. Sie wollten ihn aber nicht behalten. Der dem ſaubern Elternpaar mit dem Kinde nachgeſandte Knecht hatte die größte Mühe, es ihnen aufzudringen. Sie behaupteten, es ſei nicht das ihrige, das hätten ſie längſtens heimgeſchickt.

Bei der Taufe meiner beiden jüngern Schweſtern war ich mit dabei geweſen, der Vater hatte mich das erſtemal ſogar hin und heim getragen; diesmal mußte ich trotz meines Anhaltens und Weinens zu Hauſe bleiben; ich konnte nicht begreifen warum? Als der Vater fort war, löſten mir die ältern Schweſtern das Räthſel. Ja jetzt, Peterli, biſt abgeſetzt, kannſt es nun haben wie wir, ein anderer iſt nachgekommen, der hat dich durchgethan.

Ich merkte nun wohl, daß ich nicht mehr der Jüngſte ſei, welcher des Vaters Wohnſitz erbt; aber das plagte mich doch nicht beſonders. Ich hatte die Mutter zu oft ſagen hören: wenn ſie nur den verfluchten Bettel nicht hätte, ſie könnte es viel beſſer haben. Und vom Vater hatte ich wieder gehört: ich müßte ein Gelehrter werden, dann bekomme ich Geld wie Heu und könnte Häuſer bauen und Land kaufen, ſo viel ich wollte. Das Gütchen dacht ich dem Brüderli gerne zu laſſen, lieber wollte ich mich unten im Dorfe ſetzen, da ſei es viel luſtiger, ſchöne Matten ſeien da und ſchöne Krämerbuden, und alle Augenblicke führen Kutſchen durch mit ſchönen Herren und Frauen; und wenn ich dann eine Chaiſe hätte, ſo wäre da ein viel komoder Fahren als bei uns, wo Steine, wie Kindsköpfe die kleinſten, im Wege ſeien. So machte ich meine Rechnung, aber ohne Wirth.

Aber der Vater wurde nun auch ein anderer und betrachtete mich mit andern Augen. Wie geſagt, ſein Gütchen war ſein größter Stolz, und von jedem der keines hatte, ſagte er mitleidig und verächtlich: Er iſt nur ein Miethsmann. In mir hatte er den künftigen Beſitzer deſſelben geſehen, als ſolcher war ich ſein Stolz und ihm beſonders werth. Nun war mein Brüderlein künftiger Beſitzer geworden. Der Vater trug daher alles, was er für mich gefühlt hatte, auf jenes über. Es nahm meinen Platz ein nicht nur im Erbrecht, ſondern auch in des Vaters Herzen. Das ging freilich nicht auf einmal zu, und der Vater war ſich ſeiner Umänderung vielleicht kaum bewußt: aber ich fühlte ſie immer ſchmerzlicher. Allgemach erhielt ich keinen Kram mehr; er wanderte dem Erbprinzen zu. Der Vater rühmte mich nach und nach ſeltener, und daß ich ein großer Herr werden ſollte, ſagte er gar nicht mehr. Was ich früher gerne und ſpielend that, um bei ihm ſein zu können, das Spuhlen, das wurde mir zur ſtrengen Pflicht gemacht, und wenn ich nicht die gehörige Portion machte, ſo erhielt ich erſt Vorwürfe, dann Schläge. Zum Lernen hielt man mich auch nicht mehr, im Gegentheil, wenn ich nach dem Buche griff, ſo hieß es: ſpuhl du, du biſt lang geſchickt genug, du kannſt noch viele Jahre lernen, und für einen armen Weber kannſt du bald genug. Dann erzählte wohl der Vater, wie er auch nicht habe viel lernen können, er wüßte nicht, warum ich mehr lernen ſollte als er, er ſei doch auch durch die Welt gekommen. Und wenn das alles nicht fruchtete, ſo erhielt ich das Buch um den Kopf. So redete der Vater kalt und warm aus einem Munde, bei dem einen Kind ſo, bei dem andern anders. Die Mutter hatte gar große Freude daran, daß noch ein zweites Söhnchen nachgekommen und mich aus dem Sattel gehoben hatte. Sie liebte daher den neuen Kronprinzen auch ſo gut wie der Vater, er ward ſo doppelt verzogen und meiſterlos. Wie ich aber nun im Hauſe z'weg war, kann man ſich denken. Der Vater, der die Schuld trug, daß die Andern mich beneidet hatten und haßten, ließ mich im Stich, wandte ſich von mir. Die Geſinnungen der Andern gegen mich blieben. Sogar unſer Spitz, dem ich öſters von meinen Semmeln gegeben hatte, ließ von mir und hielt ſich nun zu dem Bruder, der jetzt die Semmel hatte: Allen war ich Preis gegeben und Niemand war zu meinem Schutze da. Die Schweſtern vergalten mir nun doppelt ihre frühere Zurückſetzung und was ich ihnen beim Vater angerichtet hatte. Es war mir auf dieſe Weiſe recht weh um's Herz; Hund und Vater hatten mich verlaſſen, und es giebt für das menſchliche Herz ſicher keinen größern Schmerz, als Niemand zu haben, den man lieben kann, oder Niemand, der uns unſere Liebe abnehmen will. Im mittlern Alter, wenn die Lebensſonne hoch am Himmel ſteht und unſer Dichten und Trachten auf Gewinn und Gewerb gerichtet iſt, mag der Menſch dieſes weniger fühlen, als in der Jugend und im Alter, denn in der Jugend iſt man liebevoll, im Alter liebedurſtig. Darum bewerben Großeltern ſich ſo ängſtlich um die Liebe der Großkinder, und thun das Thörichteſte, um ſie zu gewinnen. Darum ſchließen die Kinder ſo gerne an die Alten ſich an, die ihnen ihre Liebe ſo gierig und dankbar abnehmen. Wie manches Herz wohl, das ſeiner inwohnenden Liebe kein ander Herz fand, in das es ſie ergießen konnte, iſt allmählig verſteinert und hart geworden, wie Granit. Und wie manches andere wohl iſt zum Verbrecher geworden an den Menſchen aus Rache; weil ſie die Liebe nicht wollten, hat es ſie mit Haß bezahlt in That und Wort.

Glücklich war's für mich, daß es mir nicht ſo ging, und daß die gütige Vorſehung mir einen Retter vor dieſem Zuſtande in den Weg führte, für mich ein Engel, d. h. ein Bote Gottes. Und was für einen — ſollt ihr im folgenden Kapitel hören.

Fünftes Kapitel.

Wie ich aus einem Erbprinzen ein Schulprinz werde.

Mein Engel, den ich fand, hatte keine Flügel, ſondern eine Schnupfnaſe und Augen, die tropften wie ein Schleiferkübel. Es war unſer alte Schulmeiſter, der mich in Burgdorf gefunden, ſich meiner liebreich angenommen und mein Fürſprech geweſen war beim Vater, als er mich in der erſten Hitze ſchlagen wollte. Das hatte ihm mein ganzes Herz gewonnen, ich hing an ihm mit wahrer Ehrfurcht und Zärtlichkeit. Jeder Menſch macht auf den andern einen Eindruck, der gewöhnlich erzeugt wird durch die äußere Geſtalt und die Geſichtszüge. Dieſer Eindruck iſt oft ein ſehr wichtiger, denn der Seele Spiegel iſt das Geſicht, und Mancher hat es bereut, daß er den erſten Eindruck über den Worten eines Menſchen vergeſſen, er hätte ſich bittere Täuſchungen erſpart. Zuweilen aber wird dieſer Eindruck auch erzeugt durch die Lage oder die Handlung, in welcher wir einen Menſchen zum erſtenmal erblikken, und dieſer Eindruck iſt noch bleibender als der erſte. Ein Kind, das zum erſten Male in die Schule kömmt und es ſieht den Schulmeiſter im Zorn, ſieht ihn rauh und auffahrend, wird Jahre lang die Furcht vor ihm feſthalten, und ſelten es bis zur Liebe bringen. Ja, man wird es mit Schlägen in die Schule treiben müſſen, was das Uebel nur ärger macht.

So hatte ich es mit meinem Schulmeiſter; was Andere an ihm ſahen, ſah ich nicht, und wenn Andere ihn neckten, ſo that ich ihm, was ich ihm an den Augen abſehen konnte. Er war häßlich und durch Unreinlichkeit faſt ekelhaft; er liebte neben dem Schnupf auch den Schnaps, und den trank er manchmal vor, manchmal während der Schule. Seine Beſoldung war gering, und um ſich mehr Geld zu verſchaffen, trieb er das Küferhandwerk und im Winter war die Schulſtube ſeine Werkſtatt. Er galt für einen b'ſunderbar Geſchickten, denn er konnte den Bauern das Heu meſſen und ſogar Brieflein und Zeugniſſe ſchreiden für ſie. Sein Schulhalten war aber nicht weit her. Des Morgens mußte man zuerſt lernen, was man aufſagen wollte. Aufſagen hieß ſowohl Herſagen des Auswendiggelernten, als Leſen und Buchſtabiren. Dann fing das Aufſagen des Auswendiggelernten an, und wenn dieſes nicht bis Mittags dauerte, ſo las man noch ein wenig. Des Nachmittags fing man mit Leſen an, ſpäter konnten Einige manchmal etwas ſchreiben oder rechnen; die Meiſten, und beſonders die Leſer und Buchſtabirer, kamen nicht von ihren Büchern weg. Aber auch dieſes Schulhalten war dem Schulmeiſter beſchwerlich und er that es ſelbſt ſo wenig als möglich. Entweder hatte er mit dem Branntwein zu ſchaffen oder mit dem Handwerk. Er hatte daher immer einen oder zwei Adjutanten, denen er ſein Scepter, die Ruthe, anvertraute. Gewöhnlich waren es die Reichſten, denen er damit die Gelegenheit gab ſich einzuüben, künftig die Untergebenen tyranniſiren und quälen zu können nach Noten. Ordnung war keine in der Schule, aber Prügel vollauf von dem Alten und von den Jungen. Die Achtung fehlte, und wer dem Schulmeiſter am meiſten Streiche ſpielen, ihn am beſten ausſpotten konnte, der hielt ſich für den Größten und wurde auch von den Andern dafür gehalten. Man that ihm alles Wüſte, z. B. gefrornen Roßmiſt in ſeine weiten Rocktaſchen, leerte ihm ſeine Tabacksdoſe aus und füllte ſie mit Staub aus Weidenbäumen, ſchlug ihm Nägel in die Aeſte, die er aushauen wollte. Doch der Jubel ging erſt recht an, wenn er des Nachmittags einſchlief, was nicht ſelten geſchah.

Sobald man ſah, daß der Schlaf über ihn komme, verſtummte der gewöhnliche Lärm, und mäuschenſtill ward's ringsum. Glaubte man ihn ordentlich eingeſchlafen, ſo ließ einer zur Probe ein Buch fallen oder ſchlug mit dem Lineal auf den Tiſch. Selten erwachte er. Dann wurde Kriegsrath gehalten, was anzufangen ſei, und nie war man über etwas Luſtiges verlegen. Man band ihn mit Stricken an die Ofenbeine an, ſtrich ihm Tinte in's Geſicht, verſtopfte ihm die Naſenlöcher mit Papier, klebte ihn an den Haaren mit Pech am Ofen an u. ſ. w. War die Sache ausgeführt, ſo machte man ſich in aller Stille aus dem Staube bis auf Eines, welches an irgend einem Fenſter den Austrag der Sache anſehen mußte; denn das Luſtigſte war dann doch, zu wiſſen, wie es abgelaufen. Wenn die Frau (eigne Kinder hatten ſie keine) die Kinder fortgehen hörte und der Mann nicht kam, ſuchte ſie ihn endlich und weckte ihn unſanft auf, betitelte ihn auf allerlei Weiſe und befreite ihn nicht auf die gelindeſte Art, wenn er angepicht war. Das alles dann erzählen zu hören, war die größte Burgerluſt für die Schüler. Der Schulmeiſter fragte nie nach den Miſſethätern, aber am folgenden Morgen handhabte er die Ruthe mit beſonderem Nachdruck, und die, denen er den Streich zutraute, erhielten ihre Heiligen mit oder ohne Anlaß. Aber man war derſelben ſo gewohnt, daß man ſich aus ihnen nichts machte, obſchon er bis zu ſechs Dutzend ſogenannte Tözeni aufzählte auf eine einzige Hand.

Ich war ſchon früher zu ihm in die Schule gegangen, ohne daß ich mich über ihn beſonders zu beklagen gehabt hatte. Durch mein vieles Lernen zu Hauſe war ich meinen Altersgenoſſen zuvorgekommen, konnte immer ohne Fehler aufſagen, und an den Streichen, welche die Aelteren verübten, war ich zu jung um Theil zu nehmen. Seit er mich aber erlöſt hatte aus meinem Jammer und ſeit ich keine Liebe mehr fand zu Hauſe, war die Schule mein liebſter Aufenthalt und der Schulmeiſter mir der liebſte Menſch unter der Sonne. Ich that alles Mögliche um ihm zu gefallen, und dadurch gewann ich ſeine Zuneigung, vielleicht auch dadurch, daß er mir eine Wohlthat hatte erzeigen können. Der Menſch thut ſo ſelten etwas Gutes, daß er ſich ordentlich zu dem hingezogen fühlt, der ihm Gelegenheit dazu gegeben hat, etwas Löbliches zu vollbringen, und ſeinem Gewiſſen Stoff, ihn auch einmal zu rühmen. Freilich waren die Mittel, welche ich ergriff, um mich ihm wohlgefällig zu machen, nicht die ſauberſten. Ich ſah, daß andere Kinder ihm zuweilen Geſchenke brachten, Milch, Brot, Speck, Mezgeten u. ſ. w. Daß die es einige Tage beſonders gut bei ihm hatten, kam bei mir nicht ſowohl in Betracht, als daß ich ſah, wie ſehr es ihn freute und wie ſeine Frau nicht aufhören konnte zu danken und der Mutter und dem Vater alles Gute zu wünſchen. Ich forderte daher einmal, als wir backten, ganz unbefangen ein Brot, um es dem Schulmeiſter zu bringen. Wohl, da kam ich ſchön an!

Der Vater meinte: Ihr freſſet noch nicht genug Brot, ja wolle! Ja denen wohl, die würden unſer Brot ſchön ausſpotten, ihre Ziege kriegte es zu freſſen. So war ich abgefertigt, aber nicht zufrieden. Nun konnte ich freilich nicht thun, was jener Knabe, der gern unterwieſen ſein wollte, und, um den Pfarrer dazu zu bewegen, ihm ein Geſchenk zu bringen trachtete, und es recht gut machen wollte, damit es ja den Zweck erreiche; der daher ſeinem Meiſter zwei Schinken auf einmal ſtahl, aber auch die Sache ſo ausbrachte. Denn hätte er dem Pfarrer nur einen Schinken auf einmal gebracht, ſo wäre es dieſem nicht aufgefallen, allein zwei auf einmal, das war er nicht gewohnt und fragte nach, und die Sünde kam aus. Aber ich ſtahl Eier, und da es dieſe ſelten gab im Winter, ſo ſtahl ich ſie im Sommer in Vorrath und verbarg ſie in's Heu, ſtahl Aepfel, Backobſt, und wollte einmal ſogar der Kuh eine Halbe Milch ausziehen. Die aber verſtund keinen Spaß, ſondern ſchlug den ungewohnten Melker gar tüchtig in den Miſt, daß er Mund und Naſe voll bekam. — Das Zweite, was ich verſuchte um die Gunſt des Schulmeiſters zu erlangen, war, daß ich ihm nach und nach zu ſagen anfing, was die Andern thaten. Es war nicht bloße eigennützige Abſicht dabei, ſondern wahrhaftig großentheils Liebe zu dem Manne, und Aerger, daß man ihm ſo mitſpielte.

Fleißiger Schulbeſuch gehörte ſonſt nicht zu den Tugenden unſeres Hauſes. Erſtlich hatten die Eltern kein Schulgewiſſen, es fiel ihnen Wochenlang nicht ein, daß es

Schule ſei und die Kinder geſchickt werden ſollten. Sie hatten ferner keine andere Vorſtellung von dem Nutzen einer Schule für gewöhnliche Leute, die nicht etwas appartigs werden ſollten, als daß man darin leſen lerne um confirmirt zu werden und weil es einem überhaupt komod ſei, leſen zu können. Und da wir älteren Geſchwiſter leſen konnten, ſo hielten ſie dafür, die Schule trage für uns alſo wenig mehr ab. Endlich hatten ſie auch den gewöhnlichen republikaniſchen Trotz: Es hätte ihnen Niemand was zu befehlen, ſie gäben den Kindern zu eſſen und ſchafften ihnen die Schuhe an.

Die Eltern hätten mich daher nicht fleiſſig zur Schule geſandt, wenn ich nicht gerne gegangen wäre: ſie hätten mich viele, viele Tage um das Haus können ſchlingeln ſehen im Nichtsthun, ohne mich an die Schule nur zu mahnen. Ich bin überzeugt, an wenigſtens einem guten Drittel von Schulverſäumniſſen iſt, beſonders bei den Knaben, nicht die Arbeit, ſondern die Gleichgültigkeit der Eltern ſchuld, die gar nicht an die Schule denken, oder wenn ſie das Geringſte zu machen, nur ein Körbchen mit Erdäpfeln zu waſchen haben, alſobald ſagen: Du kannſt heute nicht in die Schule, es müſſen Erdäpfel gewaſchen ſein — nicht denken, daß dieſes bei gutem Willen füglich vor oder nach der Schule gemacht werden könnte, oder füglich von Jemand, der zu Hauſe bleibt und nichts dabei verſäumen würde. Alle Morgen und alle Mittag war ich bereit zum Gehen. Da glaubten die Eltern Einhalt thun zu müſſen, theils weil ſie glaubten, ich könnte das Spuhlen verſäumen, theils ſagten ſie: Was würden die Leute dazu ſagen, wenn ſie einen ſo groſſen Buben alle Tage zur Schule ſendeten! Sie könnten ja denken, ſie wüßten ihn zu nichts zu brauchen oder hätten ihm nichts zu arbeiten. Und die Schweſtern, ſo wenig ſie zu gehen begehrten, redeten auch darein und ſagten: Wenn ich immer gehen könnte, ſo wollten ſie auch gehen, ſie hätten ſo viel Recht als ich. Das half aber alles nichts; ich zwängte es die meiſten Male durch. Denn ein Kind, das hartnäckig iſt, kann auf dem Lande ungeheuer viel zwängen, ſobald es ſich auf das Zwängen legt, weil man wohl Schläge aber den nachhaltenden Ernſt nicht kennt. Freilich mußte ich zwiſchen durch ſpuhlen über Hals und Kopf, früh und ſpät; freilich bürdete man mir noch immer mehr zu machen auf zwiſchen durch, Futter rüſten, holzen u. ſ. w. Aber ich gab nicht nach, machte ſo viel ich immer mochte; und wenn das nicht genug war, ſo brauchte ich am Ende auch das Maul; drohte mit Fortlaufen, ſagte, der Pathe wolle mich zu ſich nehmen u. ſ. w. Dann ſetzte es wohl Ohrfeigen, aber dies Drohen half doch etwas; denn entbehrt hätte man mich ungerne. Es wäre dadurch eine Lücke in dem Hausweſen und in der Arbeit entſtanden, die Niemand gerne ausfüllen mochte. Ich lernte in und außer der Schule gar gewaltig, und hatte eine Vorrichtung erſonnen, um dem Spuhlen unbeſchadet es thun zu können. Es iſt merkwürdig, daß auf dem Lande ſo wenige Haushaltungen auf den natürlichen Einfall kommen, daß die Kinder und namentlich die Mädchen lernen und arbeiten können mit einander. Freilich bedarf es dabei geſpannte Aufmerkſamkeit, aber eben die Aufmerkſamkeit ſpannen zu lernen, wäre auch eine gar nöthige Sache, welche ſo wenige verſtehen. Beſonders für eine Sache wäre es recht gut. Der Menſch denkt faſt immer etwas, und ganz unwillkührlich kommen und gehen die Gedanken, und bei keiner Arbeit kann man kommoder ſinnen als bei den Mädchenarbeiten, ſpinnen, ſtricken, nähen und bei vielen andern mehr. Da kommen dann den erwachſenden Mädchen die Gedanken von ſelbſt angezogen und ſetzen ſich wie Mehlthau in ihren Seelen feſt und vergiften Keuſchheit und Schamhaftigkeit. Sicher iſt ſo manches Mädchen durch ſeine eigenen Gedanken, die ſich während der Arbeit entſpannen und dann ſich fortſetzten wenn das Licht ausgelöſcht war, verführt worden. Darum wäre es von großer Wichtigkeit, wenn man während der Arbeit die Gedanken mit etwas Gutem beſchäftigen könnte, ſo daß die böſen keinen Platz fänden. Das wäre ſo gar nicht ſchwer, wenn man nur wollte. Aber man legt ſo gar wenig Gewicht auf ſeine Gedanken, und bedenkt nicht, daß Jeſus ſagt: Aus dem Herzen heraus, von den Gedanken her, kommt alles Arge. Man iſt gewöhnlich auch ſo wenig Meiſter ſeiner Gedanken, daß man den einen nicht befehlen kann zu kommen, den andern nicht zu gehen. Man hat es mit ihnen wie mit den Einquartierungen: ſie kommen und gehen nach Belieben; und ſie gehen heißen fällt Niemand ein, weil man wähnt, es hülfe nichts, ſie blieben doch.

So lange aber einer nicht Herr ſeiner Gedanken wird, daß er ſie kann auf- und abmarſchiren laſſen nach Gefallen, ſo lange iſt er nicht Herr in ſeinem Hauſe. Er iſt ein Sclave und weiß weder für heute noch morgen, was ſeine Gedanken aus ihm machen werden.

Bei ſolchem Fleiße kam ich ganz gewaltig vorwärts. Der Heidelberger Katechismus war im Hui auswendig gelernt, Pſalmen eine Menge ebenfalls. Davon verſtund ich freilich nichts, aber aufſagen konnte ich, daß man mit keinem Hämmerlein dazwiſchen ſchlagen konnte. So weit hatte ich es in der Kunſt aufzuſagen gebracht, daß ich bei vielen Fragen nie Athem ſchöpfte, und bei den längſten nicht mehr als einmal. Das gefiel den Leuten gar wohl, und wer am wenigſten zu athmen brauchte, den hielten ſie für den Geſchickteſten. Am Ende des Winters gehörte ich unter die Geſchicktern, und der Schulmeiſter, dem ich gar lieb war, hätte mich gerne auf eine vordere Bank gethan. Er durfte es nicht, weil gerade ob mir eines Vorgeſetzten Bub ſaß. Hätte er mich über dieſen ſpringen laſſen, ſo würde es einen Lärm abgeſetzt haben furchtbarlich, daß des Webers Bub über des Weibels Bub hinauf geſetzt worden ſei im Examenrodel und einen halben Batzen mehr Examengeld bekommen ſolle. Meine Fortſchritte waren jedoch bei Anfang des folgenden Winters recht auffallend.

Als die Schule anfing, ging es vor allem an ein Repetiren, und bis repetirt war, war von Schreiben und Rechnen keine Rede. Dieſes Repetiren dauerte wenigſtens bis zum Neujahr; bei Vielen, die erſt nach dem Dreſchen kamen, bis nach Faſtnacht. Andere brachten es nicht mehr ſo weit, als ſie im vergangenen Winter geweſen waren. Den ganzen Sommer hatten nämlich die meiſten Kinder gar kein Buch angeſehen: mit den Strümpfen im Frühjahr hatten ſie es weggelegt, und erſt mit den Strümpfen oder oft noch nach denſelben nahmen ſie es wieder vor. So war bei vielen Alles rein vergeſſen. Buchſtabirer mußten Buchſtaben wieder kennen lernen. Wer den Heidelberger Katechismus oder die Fragen, wie man zu ſagen pflegt, im letzten Winter zum erſten Mal auswendig gelernt, hatte alle vergeſſen. Das Leſen ging durchaus ſchlecht, und Viele die es gekonnt, mußten wieder zu buchſtabiren anfangen. Daher wurden in der Schule ſo geringe oder gar keine Fortſchritte gemacht. Weil ich nun den ganzen Sommer durch gelernt hatte beim Spuhlen und für mich immer aufſagte, wo ich ging und ſtund, ſo war ich im Herbſt Allen vor, mit dem Repetiren im Nu zu Ende, und konnte bald mehr auswendig als alle Andere.

Das gefiel dem Schulmeiſter gar wohl. Peterli, ſagte er, du giebſt einen ganzen Kerli, ſchade iſt's, biſt du nur des Webers Bub, da lern was du willſt, ſo trägt es dir nichts ab. Ich hielt bei ihm um zwei Dinge an. Vor Allem wünſchte ich, die Andern überhören zu können, oder mit andern Worten, ſein Stellvertreter zu werden. Peterli, ſagte er, das könnteſt wohl, aber eins noch nicht, verkehrt leſen, und bis du das kannſt, kann ich dich nicht brauchen. Wer nämlich ſein Stellvertreter ſein wollte, der mußte mehr auswendig können als die Andern, ſo daß er zum Abhören derſelben kein Buch brauchte. So that es der Schulmeiſter, ſo, meinte man, müſſe es auch deſſen Stellvertreter können. Zweitens mußte er die Buchſtaben verkehrt kennen und ſo leſen können. Der Schulmeiſter ſtund vor den Büchern der Lernenden, ſah in der Kinder verkehrte Bücher und mußte ſie ſo verſtehen. So that der Schulmeiſter, und daß es ſein Stellvertreter auch könne, war ſeine zweite nothwendige Eigenſchaft. — Drittens mußte er, wie ſchon geſagt, vornehm ſein, und es gehörte zu den denkwürdigen Seltenheiten, wenn einer der Untergebenen die Ruthe, d. h. als Scepter erhielt. Und dieſes Letztere war wahrſcheinlich eigentlich der Grund, warum der gute Mann mir das Amt nicht anvertrauen konnte. Im andern Winter ging dann des Schulzen Knabe in die Unterweiſung, und kein vornehmes Söhnchen war vorhanden, das alt genug dazu war.

Das andere, warum ich ihn bat, war, daß ich auch Schreiben und Rechnen lernen dürfte. Peterli! ſagte er, das tragt dir hell nichts ab, darum ſetz ab. Gülten haſt nicht zu rechnen. Vorgeſetzter wirſt du auch nicht, und wer Teufel wollte Vorgeſetzter ſein, wenn ein jeder Lump rechnen und ſchreiben und das Maul in alles hängen könnte!

Aber Peterli ſetzte nicht ab, bis er endlich das Verſprechen erhielt, wenn er verkehrt leſen könne, ſo wolle man ſehen.

Auf das hin ſtudirte ich mit unermüdlichem Eifer in umgekehrten Büchern, bis ich es zu ordentlicher Fertigkeit im Leſen brachte. Mein Vater ſah dem Ding mit Verwunderung zu. Da ſo ein Weberlein ſich gerne rühmt und eben nicht viel Stoff zum Rühmen hat, ſo rühmte er ſich meiner nicht wenig, obgleich er mir deswegen nicht holder ward. Er habe einen Buben, pflegte er zu ſagen, der könne leſen beid Weg in allen Büchern, man möge ihm vorlegen welche man wolle; eine Halbe vom Beſſern wolle er wetten, er möge den Pfarrer weit. Gewöhnlich pflegte er dann noch hinzuzuſetzen: ob er aber ein Narr wird oder etwas anders, das weiß ich ſelbſt noch nicht.

Im nächſten Winter übergab mir der Alte, mit einigem Widerſtreben freilich, die Ruthe; es machte aber auch nicht geringes Aufſehen, daß 'sWebers Bub in der Schule zu befehlen habe. Das komme gut, hieß es im Dorfe, wenn man Bettelbuben mehr äſtimire als Bauernſöhne. Eine Mutter, deren Mädchen ich getroffen mit der Ruthe, kam geradezu in die Schule, ſagte dem Schulmeiſter wüſt, und wollte an mir Gegenrecht üben. Glücklicherweiſe war es nur eine Tagelöhnerfrau, die halt ihre Kinder nicht von ihres Gleichen wollte züchtigen laſſen. Von den Vornehmern hätte ſie es geſchehen laſſen. Weil alſo die Frau auch nicht viel zu bedeuten hatte, ſo wurde ſie bündig zur Thüre hinausgewieſen. Der Schulmeiſter war aber doch in Verlegenheit, und würde mich wohl abgeſetzt haben, wenn er ſich bei meinem Regiment nicht ſo wohl befunden hätte. Früher hatten alle Kinder gegen ihn Parthei gemacht, ja die Lehrmeiſter waren als die Aelteſten oder Vornehmſten gewöhnlich die Rädelsführer gegen ihn geweſen. Jetzt ſtund ich auf ſeiner Seite, und konnte Kraft meines Amtes Vieles abwenden. Darum konnte er ſich nicht entſchließen, mich zu entlaſſen; aber er ſchärfte mir die größte Vorſicht ein, und bezeichnete mir die, welche ich ſchlagen dürfe, ohne daß es etwas mache. Die Andern ſollte ich ihm überlaſſen. Unter denen, die am meiſten kriegten, waren meine Schweſtern. O wie that das mir ſo wohl, wenn ich ihnen in der Schule eintreiben konnte, was ich zu Hauſe von ihnen abthun mußte; o wie wohl that mir überhaupt das Regieren! Wenn ich ſo mit der Ruthe in der Hand die Stube auf und abſpazierte; wenn ich mit angeſtrengter Stimme rufen konnte: lernt; oder einem das Buch in der Hand zurückſtoßen und' ſagen konnte: kannſt aber nichts, lerns beſſer — o da glaubte ich nicht, daß irgend auf der Erde Jemand mehr zu bedeuten hätte als ich.

Freilich ging dieſes Alles mir nicht ungeſtraft hin. Sobald die Schule aus war und die Heerde auf der Gaſſe, ſo war ich wie vogelfrei, und jedes ſuchte ſich an mir zu rächen, und zu Hauſe vergaßen meine Schweſtern auch nicht, was ſie von mir in der Schule erhalten hatten. Ich war keiner der Stärkſten und verſtund Anfangs gar nicht, mich zu wehren. Ich glaubte, ſie ſollten auch außer der Schule vor mir Reſpekt haben, und drohte mit Verklagen ſtatt wieder zu ſchlagen. Allein da der Reſpekt nicht kommen wollte, ſo lehrte die Noth mich beſſer zu vertheidigen, und die andern Kinder ſo viel wie möglich zu meiden. Das machte mir die Schule und den Schulmeiſter immer lieber, weil ich in derſelben und bei demſelben am ſicherſten und wöhlſten war.

Die Erfüllung des zweiten Verſprechens hielt härter als die des erſten. Schreiben und Rechnen wollte ich jetzt auch lernen, aber mein Schulmeiſter wollte lange nicht daran. Er dürfe es nicht verantworten bei den Vorgeſetzten, ſagte er. So lang das Schulhaus ſtehe, ſei es nicht erhört geweſen, daß ein Solcher, wie ich, Schreiben oder gar Rechnen gelernt. Die Bauern würden ſagen, wenn er ſolche Kinder alles lehren wolle, was ihre Kinder, ſo ſollen die ihm auch die Würſte und Brote bringen, welche ihre Kinder ihm ſonſt gebracht hätten. Wenn ſie nicht mehr lernten als die andern, ſo wüßten ſie nicht, warum ſie ihm noch apparte bringen ſollten; ſie müßten ohnehin den Schullohn faſt allein zahlen. Einen ſo großen Schaden vermöge er bei ſeinem kleinen Lohn nicht zu ertragen und ſeine Frau würde auch ein Wörtlein dazu ſagen wollen. Aber ich ließ nicht nach, und unter andern Gründen brachte ich ihm vor, daß ich doch den Andern auch das müſſe zeigen können, wenn er ſchlafe oder küfere; und daß, wenn ich ihnen es nicht zeigen könne, ſie nur wüſt thäten und Ungereimtes anfingen. Er meinte, je weniger ſie ſchrieben und rechneten, um ſo lieber ſei es ihm. Daß ſie während demſelben am unwirrſchſten ſeien, wiſſe er wohl, und habe es ſchon manchmal erfahren. Darum wolle er mir zwar etwas davon zeigen, aber ich müſſe ihm verſprechen, keinen Examenzettel machen zu wollen, es mache dann minder. Vorgeſetzte kämen keine in die Schule, auf Kinderg'ſchwätz achte man ſich doch nicht ſo viel, und wenn der Pfarrer komme, könne ich die Schrift geſchwind unter die Bank thun. Es verſteht ſich, daß ich dieſe Bedingungen einging. Voll Jubel kam ich heim, kündete an, daß ich künftig rechnen und ſchreiben könne in der Schule, daß ich dafür Federn, Tinte, Papier, Tafel und Griffel nöthig hätte, alſo 1 Kreuzer für Federn, 1 Kreuzer für Tinte, 1 Bz. für das Tintenhaus, ½ Bz. für Papier, 2 Bz. für die Tafel; den Griffel hoffte ich dazu einmärten zu können. Summa Summarum alſo 4 Bz. Ein Jude hätte Wai Wai geſchrieen über das Zorngeſchrei, das mich bei dieſem Antrage aus allen Ecken empfing. Es ergoß ſich aus des Vaters, der Mutter, der Schweſtern Mäuler, es ergoß ſich über den Schulmeiſter; was der für ein verrückt Gehirn habe, daß er mich etwas lehren wolle, das ich mein Lebtag nicht brauchen werde (denn ich habe ja weder Gut noch Gülte); daß er dem Vater zumuthe, ſo viel Geld auszugeben. Man finde das Geld nicht auf der Gaſſe, und wenn man Geld hätte, ſo hätte man es für ganz andere Sachen nöthig, als für ſolch Narrenwerk. Lehre er dies alles doch die, welche es begehrten, die Bauernſöhne. Wenn die dem Teufel zu wollten, ſo hätten ſie nichts dagegen. Rechnen und Schreiben mache nur ſchlechte Leute und mache, daß kein Glauben mehr ſei in der Welt. Auch ich erhielt meinen Theil. Sie ſchlügen mir bald die verfluchten Bücher um den Kopf, bis ſie zu Fetzen führen; wenn ich noch einmal das Maul aufthäte und Geld wollte für ſolch Teufelszeug, ſchlage man mit dem Holzſchlägel hinein. Den Alten aber verklage man beim Pfarrer, der ſei zwar auch nicht der Beſte, aber für ſolch Donnerwerk werde er doch wohl Ohren haben.

So hatte ich meine Abfertigung ungefähr wie damals, als ich dem Schulmeiſter Geſchenke bringen wollte; aber wie ich mich damals nicht abſchrecken ließ, ſo auch jetzt nicht. Die 4 Bz. mußte ich haben, und wie ich zu Geſchenken kam, dachte ich auch zu Gelde zu kommen. Schon lange hatte ich gemerkt, daß Mutter und Schweſter mauſeten; ich kannte auch die Krämerin, welcher ſie die Sachen brachten, und bei ihr eintauſchten, was ſie nöthig hatten. So faßte ich heimlich auch einen Kolben Hanf und hoffte damit mehr als das Nöthigſte zu erhalten. Allein die Frau verſtund ihren Pfiff gar zu wohl und gab für geſtohlene Sachen Erwachſenen kaum die Hälfte, Kindern nicht ein Drittel des Werthes. O ſo eine Krämerin iſt eine wahre Peſt, und mich nimmt Wunder, daß Männer ihr das Handwerk nicht legen und ſie auf irgend eine Weiſe recht zu Schanden machen. So eine Krämerin tauſcht von den Weibern Korn ein gegen Wein und Sammetſchnüre, von Kindern Pſalmenbücher gegen Pfefferkuchen, von Dienſtboten Flachs, Garn ꝛc. gegen Zimmetwaſſer und Bänder. Und von allen Bettlerkindern weiß ſie ſich den Zuzug zu verſchaffen und lockt ihnen die erbettelten Kreuzer ab. O ſo eine Krämerin, die den Hausdiebſtahl nährt und die Schleckerei und die Hoffahrt mit ihrem Handel, die müßte mir einſt auch handeln müſſen und zwar in alle Ewigkeit, und zwar müßte ſie mir um Schwefel handeln und Feuer dagegen eintauſchen, und immer mehr Schwefel und immer mehr Feuer müßte vor ihr und hinter ihr ſein, bis ſie keines mehr unterſcheiden könnte Feuer und Schwefel, bis ein jedes ihrer Haare ein brennender Schwefelzopf und jedes ihrer Worte zu einem feurigen Pfefferkuchen würde. Und ſo müßte es an jedem ewigen Morgen anfangen und am Abend müßte ſie mir ſein wie ein ausgebrannter Kohlhaufen, und das ſo lange, bis auch ihrer die ewige Liebe ſich erbarmen müßte ob ihrem Wehgeſchrei.

Dieſe Krämerin, welche aus langer Uebung Geſtohlenes gar gut von etwas Anderem unterſcheiden konnte, kannte meinen Kolben Hanf auch und wußte wohl, daß ich ihn nirgends anderswohin bringen durfte. Darum ließ ſie ſich kaum erbitten, eine Tafel, Griffel und eine ſchlechte Feder dafür zu geben. Und ich gab ihn hin darum, alſobald an neues Stehlen ſinnend, um noch zu dem Reſt zu kommen. Als ich des Abends in der Dunkelheit heim kam, hatte mir der Teufel bereits etwas geheizt. An der Stange vor dem Hauſe hing das Naſtuch des Vaters, das man ihm ausgewaſchen und draußen vergeſſen hatte; das wanderte alſobald in meine Taſche. Am Morgen fand man es nicht, und es erhob ſich ein Höllenlärm. Der Vater prügelte die Schweſter, die es gewaſchen und vergeſſen hatte; die Mutter ſchimpfte auf die Schelmen und warf den Verdacht auf eine Nachbarsfrau, und wenn ſie übrige 6 Kr. gehabt hätte ſo wäre ſie ſicher zu einer Wahrſagerin gelaufen um ſich dieſen Verdacht beſtätigen zu laſſen. Das geſchah zwar nicht, aber die Mutter ſtichelte doch ſo lange, bis es Feindſchaft gab und man ſich von da an alles Leid anthat, was man konnte. Unterdeſſen hatte ich das Nastuch ganz gelaſſen in der Taſche, wanderte zur Krämerin und erhielt endlich den noch fehlenden Schreibbedarf.

Obgleich ich nun auf und mit geſtohlenen Sachen ſchrieb und rechnete, ſo glückte es mir doch beſſer, als ich es verdiente. Ich machte recht muntere wohlbeleibte Buchſtaben, recht kenntlich für den Kenner, und konnte ſagen wie ſie hießen, was nicht jeder konnte. Denn Mancher machte Jahrelang Buchſtaben, er kannte ihre Namen nicht und der Schulmeiſter fand nicht nöthig ſie ihm zu ſagen. Ja ich konnte nach und nach auch alte G'ſchriften buchſtabiren und leſen. O mit welcher Luſt ich ſo hinter altem gelben Pergament ſaß und in einem halben Tag ein halbes Wort lernte!

Im Rechnen, da ging es noch viel beſſer, und der Schulmeiſter ſagte oft: du biſt ein Teufelsjunge, kannſt bald ſo viel als ich. Er pflegte denen, die rechnen wollten, zuerſt eine Addition vorzuſchreiben und dann ſie mit ihnen zuſammen zu zählen. Gab es über 10, ſo ſagte er: Da behaltet man eins; ſtieg ſie auf 20, ſo ſagte er: Hier behaltet man 2, und ſo fort. Weiter ließ er ſich nicht ein, nur daß man dann zuletzt nichts behalten dürfe, ſondern alles hinſetzen müſſe, ſagte er noch. So ging es lange bis man addiren konnte, aber noch länger bis man durch das Abziehen war. Denn hier vernahm man nur, daß man, wenn man von einer Zahl nicht abziehen kann, bei der folgenden 10 entlehnen könne. Beim Multipliziren happerte es. Freilich kam auch das Behalten vor, allein weil man das Einmal Eins nicht konnte (das wurde vorausgeſetzt, obgleich es keiner kannte) und daſſelbe erſt durch hundertfältige Uebung mangelhaft auffaßte, ſo war es eine Seltenheit, wenn eine Rechnung richtig war.

Noch ſchlimmer ging es beim Dividiren. Man wußte zwar wohl, daß man da vornen anfangen müſſe, und beim Multipliziren hinten; aber ſelten kam einer vor dem Schulaustritt dahin, daß er ſagen konnte: 4 in 2 geht nicht, 4 in 24 — 6 Mal. Und das alles ging darum ſo mühſelig und langſam zu, weil auch nicht für das Geringſte ein Grund angegeben war, weil man nie wußte, warum man es ſo machen müſſe und nicht anders. Und eben deswegen vergaß man alles alſobald wieder. Nicht nur mußte man alle Winter mit gleicher Mühe von vornen anfangen, nicht nur wußte man von Rechnen gar nichts mehr, ſobald man aus der Schule war, ſondern ob einer Species vergaß man die andern, und wenn man beim Multipliziren war, ſo hatte man das Subtrahiren vergeſſen. Als einſt der Herr Pfarrer an einem Schulexamen uns eine Addition aufgeben wollte, ſagte der Schulmeiſter: Verzeiht, Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, ſolches haben wir lange nicht gerechnet, ſie können es kaum mehr, wir ſind jetzt beim Dividiren. Darüber verwunderte ſich kein Vorgeſetzter, man fand das ganz natürlich, denn der Statthalter ſagte: gerade ſo gings auch mir, und wenn es mir lange nicht zu Handen kommt, vergeſſe ich es noch jetzt.

Weil ich beharrlich immer aufpaßte und ein gutes Gedächtniß hatte, ſo konnte ich zum Erſtaunen meines Alten ihm mit einer Fertigkeit folgen, die ihm noch nicht vorgekommen war. Daher ſagte er mir einmal an einem Samſtag Nachmittag, nachdem ich eine Diviſion nachgemacht hatte, wo vorher der Alte geſagt hatte: er wolle Morgen auf dem Kopfe zur Kirche gehen, wenn ich ſie machen könnte, Peterli, Morgen nach der Kinderlehre bleibe da, will dir was ſagen. Das ließ ich mir nicht zweimal ſagen. Es war um Faſtnachtzeit: ich hatte mehrere Kinder geſehen, die etwas in den Nastüchern Eingebundenes in des Schulmeiſters Stube trugen; ich hoffte daher auf einen tüchtigen Kuchenſchmaus zum Lohn meiner Stellvertreterei und freute mich gar ſehr. Aber als ich in ſeine Stube kam, ſah ich keine Kuchen auf dem Tiſch, ſondern eine Taſel, und der Schulmeiſter ſprach alſo zu mir: Peterli, biſt ſonderbar ein Guter, einen Kopf haſt wie eine Zehntſcheuer, wäreſt der Meine, müßteſt Schulmeiſter werden. Dennoch will dir was zeigen, habe es noch keinem gezeigt. Die Großköpfe meinten ſonſt gleich, ſie hätten keinen Schulmeiſter mehr nöthig.

Nun fing er an mir zu erläutern, daß er noch keinem gezeigt, wie man die Zahlen ſetzen müſſe, und noch keinem ſei es in Sinn gekommen darnach zu fragen. Sie betrachteten das als etwas, welches ſich gar nicht lernen laſſe. Darum kommen ſie auch in keinen Rechnungen fort und müßten immer zu ihm kommen damit, indem ſie immer das hinterſt zu vorderſt ſetzen. Mir nun, ſagte der Alte, wolle er es zeigen. Es gebe doch vielleicht eine Zeit, wo ich es brauchen könne. Nun paß auf, Peterli, ſagte er. Wenn du Zahlen ſetzen willſt, ſo mußt du immer zuvorderſt anfangen, gerad ſo wie man ſchreibt und wie man redet. Man ſagt hundert und fünfzig, darum ſetze zuerſt 1, das bedeutet hundert, und dann 50 nach, das bedeutet dann hundert und fünfzig. So ſagt man auch tauſend, zehn- hunderttauſend zuerſt und dann erſt was nachkömmt. Aber paß gut auf und vergiß keine Zahl zu ſchreiben, die man ſagt. Es iſt beſſer, du ſetzeſt eine zu viel als eine zu wenig. Und wenn dir Jemand Zahlen aufmacht, daß du ſie ausſprechen ſollſt, ſo vergiß nicht, daß wenn 3 Zahlen ſind, ſo bedeutet es, daß ſie hundert machen, 4 machen tauſend, 5 zehn-, 6 hunderttauſend. Mehr zu wiſſen braucht kein Chriſt. Man ſagt, es gebe noch Millionen, doch deren habe ich noch keine geſehen. Und noch eins, Peterli, vergiß nicht. Wenn dir einer mit hunderttauſend anfängt, ſo mußt allweg 6 Zahlen ſchreiben, wenn er auch nicht 6 ausſpricht. Du mußt dann Nullen zwiſchen ein thun, bis 6 haſt, eine, zwei oder drei, je nachdem es ſie mangelt; und du wirſt bald merken, wo ſie am beſten paſſen.

Das war das große Geheimniß, an dem ich gar unbändig große Freude hatte, und Zahlen ſchrieb und ausſprach, bis ich faſt ſturm wurde. Auch brachte ich es zu einer gewiſſen Fertigkeit und Sicherheit die Nullen anzubringen.

Es möchte irgend Jemand glauben, ich ſchreibe da etwas Erſinnetes in's Blaue hinein, um entweder die alte Zeit oder die alten Schulmeiſter zu verläumden; nein, ich lüge wahrhaftig nicht: ſo iſt es vor 30—40 Jahren nicht nur in einer, ſondern in vielen Landſchulen des Cantons Bern geweſen. Ich berufe mich z. B. auf einen grauſam vornehmen Mann, der jetzt ſeine Kinder beſſer ſchulen laſſen will, ob es nicht ſo geweſen. Der kanns erzählen, wie es ihm ergangen, als er den Katechismus, Pſalmen und Stücke aus dem neuen Teſtament auswendig konnte, die Noten kannte, und nun dem Schulmeiſter ſagte, er möchte noch lernen, er hätte wohl Zeit noch für Rechnen und Schreiben. Der kanns erzählen, wie er nicht zur Erfüllung ſeines Wunſches kam, ſondern wie der Schulmeiſter, der Rechnen und Schreiben für die damalige Zeit recht ordentlich konnte, ihm ſagte: Höre Chriſten, das brauchſt du nicht. Haſt du was zu ſchreiben oder zu rechnen, ſo komme zu mir. Wenn ein jeder Alles lernen wollte, es wäre bald gar keine Religion mehr, glauben doch ſchon jetzt die Leute je länger je weniger.

So hinterhielten nicht nur die Reichern den Aermern das Lernen, ſondern auch die Reichern konnten oft trotz dem beſten Willen nicht dazu kommen, wenn der Schulmeiſter ein Pfiffikus und ein Politikus war. So wäſcht eine Hand die andere. Die Bauern gaben dem Lehrer einen Hundelohn, bei dem er nicht leben, nicht ſterben konnte; und die Lehrer halfen ſich dadurch, daß ſie die Bauern in der Unwiſſenheit ließen und dadurch zinsbar behielten in allen ihren Geſchäften. So ſtraft ſich der Geiz und die unverſtändige Kargheit gewöhnlich. Die Bauern blieben unwiſſend und mußten dieſe Unwiſſenheit ſehr oft mit ſchwerem Gelde büßen, aus welchem ſie viele Schullöhne hätten bezahlen können. Aber merkwürdig bleibt es doch, daß dieſes alles ſo geſchehen konnte, und daß die Schulmeiſter lehren konnten, was und wie viel einer wollte:

daß Niemand da war, der dieſer Willkühr ein Ende machte. Dieſe Zeit iſt bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz vorüber, und das iſt das Merkwürdigſte an der ganzen Geſchichte.

Sechstes Kapitel.

Wie ich auch um dieſes Prinzenthum komme.

Durch mehrere Jahre hatte ich mein Regiment ſtandhaft und am Ende unangefochten geführt. Da war ich herangewachſen zur Unterweiſung und mit derſelben ging meine Herrlichkeit zu Ende. Es war nämlich in unſerer Gemeinde, wie in vielen andern, die Sitte, daß kein Unterweiſungskind die Schule mehr beſuchte. Und als einſt ein naſeweiſer junger Vicar es anders wollte, ſprach die verſammelte ehrbare Gemeinde: Seit Menſchengedenken habe kein Unterweiſungskind die Schule beſucht, ſolche Neuerungen ſeien gegen alle Religion. Wie ihre frommen Vorväter es gehalten, ſo ſolle es bleiben ihr lebenlang. Wer etwas anders wolle, ſolle es nur probiren, ſie wollen b. D. ſehen. Und dabei blieb es. Noch während der Kinderjahre, — denn ſo lange man noch nicht unterwieſen iſt, iſt man ein Kind, und viele bleiben Kinder bis und über das Schwabenalter hinaus, ja bis zum Tode, — während dieſer Zeit noch vergaßen Viele bereits einen Theil des Gelernten; ſie repetirten nicht mehr und in wenig Jahren war das Meiſte in Wind gegangen. So hatten die Menſchen im Grunde auch nicht Unrecht, wenn ſie behaupteten, die Schule trage eigentlich nichts ab und die Geſchickteſten würden ſpäter die Schlimmſten; wenn die Kinder einmal aus der Schule ſeien, ſo rührten ſie kein Buch mehr an. So muß es auch ſein, wenn man mit dem Lernen aufhört, ehe die Kinder am Gelernten etwas begreifen.

Wenn ich an das ſo recht lebhaft denke, ſo werde ich immer neugierig, was der liebe Gott gedacht haben und einſt ſagen werde zu ſolchen Schulen, zu der verſchleudern ten Zeit, zu den Schweißtropfen der Kinder, zu den Schulmeiſtern, die wie Eichhörnchen in einer Trülle rundum liefen aber nirgends hin. Ganz ſicher wird er manches ſagen, aber über die ſchwitzenden Kinder und die trüllenden Schulmeiſter wird er ſich erbarmen: denn ſie wußten es nicht beſſer, und die Andern wollten es nicht beſſer.

Sobald ich in die Unterweiſung eingeſchrieben war, hörte alſo das Schulgehen auf, was mir ſehr weh that, und ich mußte zum Handwerk, ein Weber ſollte ich werden. Wahrſcheinlich dachte das mein Vater nicht einmal, ſondern er dachte nur daran, wenn zwei weben, ſo ſei der Verdienſt größer und er könne es beſſer haben.

Aber Lehrbub ſein bei ihm, das war eine gar ſchlimme Sache. Er hatte keine Geduld mit mir und doch mußte ich das ſchlechteſte Garn, das alle Augenblicke riß, verarbeiten. Schläge bekam ich, wenn ich nicht fort mehr konnte, wenn ich nicht auf der Stelle alles begriff, wie der Vater es mir befahl. Luſt bekam ich auf dieſe Weiſe gar keine zur Arbeit, Furcht vor den Schlägen ließ mich aufpaſſen und arbeiten, ſo gut ich konnte.

Meine einzige Freude war das Beſuchen der Unterweiſung, über die aber der Vater, wenn ſie ihm zu oft wiederkam, läſterlich ſchimpfte. Ehemals ſei die Welt viel beſſer geweſen und doch hätte man nicht halb ſo viel in die Unterweiſung müſſen, pflegte er zu ſagen. Er ſehe gar nicht ein, was das Laufen abtrage. Je beſſer ein Pfarrer unterweiſen könne, deſto kürzer mache er es. Ich ging gar gerne in die Unterweiſung, weil ich dadurch vom Webſtuhl weg an die freie Luft kam und gewöhnlich noch einige Zeit in der Schule mich aufhalten konnte, wo es mich an die alten ſchönen Zeiten nicht wenig heimelte, ſo daß ich noch oft die Ruthe zur Hand nahm und mein altes Amt übte, bis der Pfarrer kam.

Der Pfarrer war ein alter freundlicher Herr, den wir alle lieb hatten. Er hatte mich auch lieb, denn ich war der Geſchickteſte, und mit mir konnte er am beſten fortkommen. Wenn Einige eine Frage nicht beantworten konnten, ſo ſagte er am Ende: Ich weiß Einen, der es kann, Käſer, ſag du es ihnen. Ich war aber aufmerkſam und ſtrengte mich aus allen Kräften an, immer antworten zu können. Aber dieſes Antworten können war mir auch die Hauptſache und war allen die Hauptſache. Wer es konnte, freute ſich. Die Schwachen zitterten und bebten, nicht ſowohl vor dem Pfarrer, als vor dem Spott und dem Auslachen der Andern. Uns unvermerkt bildete ſich freilich ein Glaube, ein Führwahrhalten, zuſammengeſetzt aus dem wunderlichen abergläubiſchen Zeug, das wir bei Abendſitzen und aus dem, was wir in der Unterweiſung hörten. Aber unſer religiöſes Gefühl wurde nicht erwärmt, unſer Wille nicht angeregt, unſere Seele zu frommem Thun nicht begeiſtert. Und das alles ſicher um deswegen, weil wir all unſer Sinnen dahin richteten, antworten zu können und nur auf die Frage paßten, und weil das beſtändige Fragen und Antworten keine erwärmende Rede recht aufkommen ließ, und bei ungeſchickten Kindern entweder grauſam ermüdete oder zum Lachen reizte. Es fiel mir erſt ſpäter ein, daß das Katechiſiren für den eigentlichen Religionsunterricht doch nicht recht paßt. Das Katechiſiren iſt ein mühſelig Herausklauben von Begriffen und Sätzen, recht dienlich den Verſtand zu üben und den Scharfſinn, und läßt in vielen Fächern ſich anwenden; aber daß man daſſelbe beim Religionsunterricht faſt allein gebraucht, die Form zur Hauptſache gemacht, den Stoff und den Zweck dabei aus den Augen verloren, ſcheint mir ein Mißgriff zu ſein. Namentlich in der Unterweiſung, im letzten Religionsunterricht, ſollten die Seelen der Kinder erhoben und geſtärkt werden zu dem vor ihnen ſich öffnenden Leben, und nicht blos ihr Verſtand angeregt und ihr Gedächtniß beſchwert mit einzelnen Sätzen.

Darum ſollte da eine freie Rede ſein aber auch beim Kinde; und es ſollte fragen und nicht nur antworten. Aber, du lieber Gott, dafür müßten wir in den Schulen auch andere Kinder ſchaffen, müßten da einen ordentlichen Religionsunterricht zu geben verſtehen. Denn das Kind, das einen rechten Religionsunterricht empfangen und fühlen ſoll, muß einen geöffneten Sinn bringen; dann laſſen auch die höheren Seelenkräfte leicht ſich anregen. Auch treibt man das Katechiſiren auf die ſchlimmſte Art, ſagt alles heraus bis auf die letzte Sylbe oder fragt, daß man abwechſelnd Ja oder Nein ſagen muß. Ein ſolches Katechiſiren iſt eine wahre Seelenmörderei, und iſt mit die Urſache, daß den Kindern die Unterweiſung faſt fruchtlos bleibt.

So verflog mir nur zu ſchnell der Winter, in dem jeder Unterweiſungstag mir ein Lichtpunkt war, der mich einige Stunden erlöſ'te aus dem Dienſthauſe. Oſtern war da, ehe ich es dachte. Sie war ſo grün und ſchön und die Matten blüheten ſo lieblich, die Bäume knoopeten ſo kräftig, die Vögelein ſangen ſo heiter und munter, auf dem Miſte krähte der Hahn ſein kräftiges Lied, und auch der Vater war luſtig und ſagte: er ſei froh, daß die verfluchte Unterweiſung zu Ende ſei. Halb traurig, halb ſtolz ſchritt ich hinter ihm drein zur Kirche zum erſten Abendmahl und nahm mit bangem Herzen das Pfand des Herrn, daß auch ich erlöſ't werden könne. Ach, ich fürchtete mehr der Menſchen Augen, die auf mich ſahen, als des Herrn Auge, das in mich ſah.

Ein Stein fiel mir ab dem Herzen, als ich wieder aus der Kirche war, und des Nachmittags ſchien ich mir einen halben Schuh länger geworden. Kecker antwortete ich in der Kinderlehre und als es vor dem Wirthshauſe an das Eierſpiel, Düpfen genannt ging, bei welchem man die Spitzen der Eier zuſammenſchlägt, und der das Ei gewinnt, der mit ſeinem Ei die Spitze von des Gegners Ei einſchlägt, da ſchien mir, als guckten alle Mädchen nach mir; aber düpfen wollte ich mit keinem, ich fürchtete künſtlich hartgemachte Eier. Sorgſam wie eine Bruthenne hielt ich meine vier Eier ſchön warm in der Taſche (zwei gelbe und zwei braune waren es); ſah dem Düpfen zu und freute mich allemal, wenn ein fremdes Ei zerbrach und ich die meinen noch ganz fühlte. Allein das Gewinnen der zerbrochenen Eier gefiel mir auch. So ein Sack voll gewonnener Eier, welch Schleck für einen Weberbub! Mit klopfendem Herzen ging ich bei Seite, unterſuchte lange mit Zähnen und Zunge, welchem meiner Eier am beſten zu trauen ſei, und wagte es endlich mit einem gelben. Einen kleinen Buben ſuchte ich aus, um an ihm mein Glück zu probiren; er aber traute mir lange nicht. Endlich ließ er ſich bereden, und nachdem wir lange darum geſtritten hatten, wer ſchlagen ſolle, that ich mit bebender Hand den Schlag und, o Glück! gewann ein Ei, gewann ſpäter noch eins, zwei, drei, eine ganze Taſche voll. In Wonne ſchwimmend, hatte ich die Zeit vergeſſen, hatte die Sonne nicht untergehen ſehen; da wurde es dunkel auf dem Platze, die Leute verlieſen ſich, und einſam war ich mit meiner Taſche voll Eier, Niemand mehr da, der mit mir düpfen wollte. Traurig wanderte ich heim, Ei um Ei eſſend, aber meines Glückes mich nicht freuend, weil mit dem Glücke meine Wünſche ſich gemehrt und die fliehende Zeit ihre Erfüllung unterbrochen hatte. Es iſt eine eigene Sache mit den Wünſchen, wie ſie mit ihrer Erfüllung ſich vervielfachen, wie ein erfüllter Wunſch ein Dutzend andere gebiert. Wem Ruhe und Frieden lieb ſind, der hüte ſich vor den Wünſchen, ſie ſind nimmer ſatt und quälen ärger als Hunger und Durſt. Und wie die Zeiten eilen, wenn ſie unſere Wünſche krönen und glücklich machen, und wie ſie langſam unerträglich ſchleichen, wenn ſie Wünſche verſagen, Hoffnungen tödten, Schmerz ſpenden. Aber die Zeiten ſind menſchenfreundlich, mit ſchnellem Flügelſchlag eilen ſie ſammt dem Glück vorüber, damit das ſchwache Herz ſich nicht ſelbſt verliere; und langſamen Schrittes treten ſie mit Unglück und Unerwünſchtem ihn an, um den irdiſchen Sinn zu bekämpfen, die Seele zu läutern; langſam ziehen ſie an ihm vorüber, denn der Seele Reinigung iſt ein langſam Werk.

Wenn ſo ein glücklicher Augenblick oder Tag entſchwunden iſt, wer hat es nicht erfahren, wie da eine Leere, eine Oede im Herzen bleibt, wenn nicht im Hintergrunde der Zeit ein neuer Tag auftaucht, der neue Freude verſpricht, an den das Auge feſt ſich heftet über die trübe, unluſtige Gegenwart hinweg. So hatte ich auch einen Tag, der mich die geſchwundene Oſtern und ihre Eier vergeſſen ließ, der mir neue Freuden, etwas noch Unerlebtes verſprach. Es war der Sonntag nach Oſtern, an welchem alle Jünglinge, welche die Erlaubniß erhalten hatten, nach der Kirche des Amtsſitzes mußten, um da den Huldigungseid zu ſchwören. Was Huldigung ſei und was ſie zu bedeuten habe, darum kümmerten wir uns wenig. Was ſollten auch Buben von 15 — 16 Jahren wiſſen, was Huldigung ſei, denen man nie etwas geſagt hatte, was ein Staat ſei, was eine Obrigkeit zu bedeuten habe, welche Pflichten jedem Bürger obliegen: Buben, die nur von dem Landvogt gehört, entweder er ſei ein gutmüthiger Tropf, oder ein böſer Teufel, oder ein grauſam Stolzer; Buben, die von keinen Geſetzen einen Begriff hatten und nun einen Eid des Gehorſams ſchwören ſollen: iſt das nicht Unſinn! Von uns kannte wohl kaum ein Einziger den Namen des Landes, in dem er wohnte, geſchweige denn deſſen Begründung und Einrichtung. Von einem Vaterlande hatten wir nie gehört, wußten daher nicht, was ein ſolches Ding ſei, und doch ſollten wir Vaterlandsvertheidiger werden. Heißt das nicht, dem Lande, das nur der Vaterlandsliebe ſeine Begründung dankt, den Boden unter den Füßen wegnehmen! Und doch iſt es merkwürdig, daß von Ur-Ureltern her in jedem Schweizer Vaterlandsliebe ſchlummert, wie in jedem reinen Mädchen Mutterliebe, wie im Feuerſtein der zündende Funke; daß des Schweizers Auge weint um ſein Land, wenn es ihm entriſſen wird, wie die Frau um ihr Kind: daß das Schweizerherz Funken ſprüht des freudigſten Todesmuthes, wenn ein gieriger Feind nach dem Vaterlande, dem theuren, ſeine Tatzen ausſtreckt. Wie gut man wußte, was man ſchwor, bezeugte das Benehmen der ſchwörenden Buben am Tage ſelbſt nach abgelegtem Eide.

Das war nämlich der erſte Tag, an welchem man der Welt zu zeigen gewohnt war, daß man nun Erlaubniß: d. h. mit dem Nachtmahl die Berechtigung empfangen habe, wie ein Erwachſener zu thun, zu Kilt und in die Wirthshäuſer, die früher vom Pfarrer verboten geweſen, zu laufen, auf den Straßen wüſt zu thun und ſich zu prügeln nach Herzensluſt; ſo nämlich legt man die Erlaubniß aus. Man übertrat alſo an dieſem Tage, an welchem man der Obrigkeit den erſten Eid abgelegt hatte, ihr und ihren Geſetzen unterthan zu ſein, auch zum erſten Mal mit Bewußtſein ihre Geſetze, beging brühwarm einen Meineid. Dieſe Uebertretung der beſchwornen Geſetze wurde gewöhnlich nur belacht, während ganz anders verfahren worden wäre, wenn einer nur den Schein des Zweifels an der Rechtmäßigkeit der Obrigkeit hätte blicken laſſen. Eine ſolche Scheidung, wo mehr Reſpekt für die Perſonen als für die Geſetze gefordert wird, iſt ſchlimm. Sie begründet den noch immer unſelig wirkenden Glauben, daß die Obrigkeit um ihretwillen da ſei, um ihres Nutzens, ihrer Ehre willen, und nicht zum Beſten des Landes, zur weiſen Handhabung weiſer Geſetze. Für dieſen Tag ſorgte jeder Bube lange voraus, daß er einen Kreuzer Geld im Sacke habe. Er ſparte zuſammen, bettelte den Eltern, entwendete, lieh — kurz, Geld mußte ſein. Den neu erhaltenen Sonntagsſtaat zog man an und zog dann in Begleit des Statthalters oder Schulzen nach dem Amtsſitze. Nach angehörter Predigt und abgenommenem Eide ſchlug ſich der Statthalter zum Landvogte, der ein ſchönes Eſſen geben mußte; die Knaben ſollten nach Hauſe. Das thaten ſie aber nicht, ſie dachten ſo gut das Recht zu haben zu eſſen und zu trinken als der Statthalter und der Landvogt. Zahlten ſie doch, wie ſie meinten, ihre Zeche aus dem eigenen Sack und nicht von anderer Leuten Gelde.

Sie machten ſich aber von den ſchmauſenden Honoratioren weg, ſo weit, daß dieſe ſie nicht mehr hören konnten, in irgend ein Wirthshaus, wo noch Knaben aus mehreren Gemeinden beiſammen waren. Wie die Burſchen da ſo ſtolz eintraten, ſich in die Bruſt warfen, kommandirten, anſtießen, daß die Gläſer ſpalteten und der Wein überfloß, es war eine Freude für alle Anweſenden. Jeder wollte der Größte ſein und meinte, er müßte es dadurch zeigen, daß er am wüſteſten thäte.

Aber noch auf etwas anderes paßten die Leute. Es war nämlich die Zeit noch, wo jede Gemeinde die andere haßte, jede ihren Namen hatte, keine Gemeinde mit der andern gemeinſame Sache machte, außer etwa im Streit gegen eine dritte; die Zeit, wo faſt allemal, wenn Leute aus verſchiedenen Dörfern in einem Wirthshauſe tranken, blutige Händel entſtunden und nicht nur zwiſchen jungen Burſchen, ſondern wo auch erwachſene Männer, ja ſelbſt Greiſe daran Theil nahmen. Es war die gute alte liebe Zeit, welche die Unverſtändigkeit der heutigen Zeit immer wieder als Muſter der Religioſität und guten Sitte vorhält, vorhält als eine Zeit, in welcher Ordnung und Einigkeit geherrſcht hätten. Die Buben, ſchon lange eingeweiht in dieſen Haß, mußten nun zeigen, daß ſie ihrer Väter würdig ſeien, treue Söhne der Obrigkeit, d. h. unfähig, unter ſich gemeinſchaftliche Sache zu machen. Bald fing der ungewohnte Wein in den jungen Schläuchen an zu gähren, Stichworte folgten, Begegnende ſtießen ſich wie zufällig, Aeltere ſchürten das Feuer; Gläſer folgten den Worten nach und bald war ein Handgemenge zu Stande gebracht, das heftiger und blutiger wurde, je nachdem die Anweſenden, welche am Ende die Streitenden auseinander brachten, vernünftiger oder unvernünftiger waren. Geprügelt zog man heim mit zerzauſtem Sonntagsſtaat und blutigen Schläg- und Weinſturm-Köpfen. Und um ja alles zu thun, was die Großen, rauchten viele zum erſtenmale aus kreuzerigen Pfeifchen dreikreuzerigen Taback in vollen Zügen. Der ſetzte nun den Punkt auf das I und übel zugeputzt kam man nach Hauſe und am folgenden Morgen dachte man an alles andere, nur nicht an den Eid, den man abgelegt.

Dieſer Tag und ſeine Erwartungen waren es, welche mich die entſchwundene Oſtern vergeſſen ließen. Einige Batzen Examengeld hatte ich mir erſpart, hatte meinem Pathen einen Beſuch gemacht, mein Tintenhaus und Federnrohr, die ich doch vor meinem Vater nicht zeigen durfte, verkauft, einige Kreuzer im Spiel gewonnen, ſo daß ich den für mich unerhörten Reichthum von 12½ Batzen zuſammengeſchabt hatte. Dieſe zählte ich doch manchmal während der langen Woche ſo heimlich als möglich, denn um meinen Schatz durfte im Hauſe Niemand wiſſen. Am Sonntag aber, nachdem ich das Haar tüchtig genetzt, eine halbe Stunde lang ſchön glatt über die Augen hinunter gekämmt hatte, that ich das Geld in den rechten Hoſenſack und, kaum vom Hauſe weg, klimperte ich mit der Hand den ganzen Tag darin, bis keins mehr war darin. Andere klimperten freilich mit Thalern.

Wir zogen hin, den Statthalter voran, der gewiß nicht recht gefrühſtückt hatte, damit ihm am Mittag der Appetit ja nicht fehle. Der Pfarrer hielt eine lange Predigt, auf die ich aber nicht viel hörte; denn ich hatte meine rechte Hand im Hoſenſack und mit der linken ſtrich ich meine Haare glatt. Darauf trat der Landvogt vor, ein ſchöner großer Herr, der hatte einen langen Säbel an der Seite und einen Dreimaſter in der Hand, und der that eine kurze Rede dar, der ſagte nämlich: Habt ihr gehört, was der Pfarrer euch ſo ſchön geſagt hat! Jetzt hört auf den Amtsſchreiber, dann hebt drei Finger auf, und ſagt nach, was ich euch vorſage. Herr Amtſchreiber, leſet ab. Derſelbe war ein ſpitzes mageres Männchen, das der Landvogt faſt in die Rocktaſche hätte ſtoßen können, wenn die Naſe nicht geweſen wäre, denn die war gar lang und ſpitz und recht gemacht für ſie in Alles zu ſtecken.

Mit krähender Stimme las derſelbe etwas ab von Obrigkeit und Gehorſam, von Treue und Wahrheit, und darauf ſprach der Landvogt etwas vor, welches man mit erhobenen Fingern nachſprechen mußte; wir hinten Sitzenden verſtunden blutwenig davon, machten und brummten den Vordern nach und konnten nicht warten, bis wir aus der Kirche waren. Der Boden brannte uns ordentlich unter den Füßen und das Geld war wie lebendig in den Säcken. Endlich gingen die Thüren auf, wir wurden losgelaſſen, doch erhielten wir auf dem Kirchhof vom Statthalter noch die Mahnung, alſobald nach Hauſe zu gehen, und nicht wüſt zu thun. Er hätte ſie ſparen können, er wußte wohl, daß wir nicht darum thaten.

Wir gingen und tranken und polterten unſerer Väter würdig. Jeder von uns dünkte ſich ein Held, auf den Straßen wurde Niemand reſpektirt und ſchon auf dem Wege, ehe man noch in's Wirtshaus gelangt war, gab es einige Raufeten, Vorſpiele der kommenden. Der Wein zündete erſt recht an, und was ging, will ich nicht weiter beſchreiben. Ich will kurz ſagen, daß ich um all mein Geld kam, ein ſchönes Halstuch mir zerriſſen wurde, daß ich Schläge erhielt recht tüchtige, zuerſt von andern Buben, dann von Erwachſenen, die ſich in den Streit miſchten; daß ich betrunken heim taumelte mit einer Pfeife im Munde; daß ich aber an einem Zaune liegen bleiben und ſterben zu müſſen glaubte. Da wurde ich nüchtern, der Geiſt des Großmachens lag am Hag im D...l, und marode, matt, krank, elend ſchlich ich nach Hauſe, und war ſeelenfroh, daß der Vater mich nicht noch in die Finger nahm, ich ruhig in's Bett konnte den ſturmen Kopf zur Ruhe zu legen. Das war ein ſogenannter Huldigungstag!

Siebentes Kapitel.

Wie das Vaterhaus mir zum Dienſthauſe gemacht wird.

Schon früher hatte ich alſo das Weben lernen müſſen. Seit aber die verfluchte Unterweiſung, wie der Vater geſagt hatte, zu Ende war, wurde ich förmlich eingeſpannt und an dem Webſtuhl angekettet. Vom Morgen früh bis Abends ſpät ſollte ich daran ſein, und doch wieder der Mutter auf dem Lande helfen. War ich nun durch ſchlechtes

Garn oder durch Arbeit auf dem Lande abgehalten worden, das Stück in der Zeit fertig zu haben, in welcher deſſen Vollendung der Vater ſich in den Kopf geſetzt, ſo ſchnauzte er mich ab ärger als einen Hund. Einige Mal wob ich ganze Sonntags Morgen, um ſolche Verſäumniſſe einzubringen. Flugs machte er das zu einem Recht und verkürzte mir die Zeit, in welcher ein Stück fertig ſein ſollte. Was aber hatte ich von dieſer angeſtrengten Arbeit? Nichts. Kleider hatte ich nur die nothdürftigſten, und auch die nur mit Mühe und Noth und manchem bittern Wort.

Erhielt ich kaum Kleider, ſo bekam ich noch viel weniger Geld; 12½ Batzen brachte ich nicht mehr zuſammen, kaum 6 Kreuzer. Es iſt nicht gut, wenn junge Leute zu viel Geld in Händen haben. Sie verſchwenden daſſelbe nicht nur leicht, ſondern gewöhnen ſich an Verſchwendung, glauben gar zu gerne, die Quelle, welche ihnen jetzt ihre Taſchen füllt, vertrockne nie und gebe immer das Hinreichende. So ſieht man Bauernſöhne, Handwerksburſche, Knechte um die Wette Geld verthun in ihrer ledigen Zeit; Mancher auf eine Weiſe, bei der er nicht einmal Freude hat, ſondern nur den Genuß, daß man von ihm redet als von einem Generalslümmel. Dieſen allen kömmt die Zeit, wo das Geld rar wird bei ihnen, wo ſie ſich für jeden unnützen Kreuzer, den ſie verthan, die Haare ausraufen möchten, und ganze Nächte ſchlaflos zubringen mit dem troſtloſen Rechnen, was ſie jetzt mit dem vergeudeten Gelde anfangen könnten. Es kommt die Zeit, wo ſie für ſich ſelbſt ſein möchten oder eine Haushaltung anfangen müſſen, dann fehlt das Geld hinten und vornen, und Tauſende verlieren den Muth, gehen zu Grunde, fallen den Gemeinden zur Laſt, die Männer gegeben hätten, wenn ſie 50 Kronen zum Anfang gehabt.

Aber wenn ein junger Menſch gar kein Geld in Händen hat, ſo iſt es ebenfalls ſchlimm. Auf jeden Fall lernt er nicht mit demſelben umgehen. Wenn er ſpäter welches in die Hände kriegt, ſo kommt er gar zu gerne um daſſelbe. Mancher wird zu allerlei Böſem verführt, um zu ſolchem zu kommen. Selbſt Bauernſöhne werden Diebe, durch die Kargheit ihrer Väter dazu getrieben. Man ſtelle ſich doch nur einen jungen Menſchen vor, der kein Geld hat, wie er ausgeſchloſſen wird von der Geſellſchaft. Nun giebt es welche (und ich tadle die gar nicht), die keine Kameradſchaft begehren, die Jahr aus Jahr ein zu Hauſe bleiben; aber die haben gewöhnlich ein Intereſſe dabei, ſie wollen kein Geld verthun, wollen ſich etwas erſparen und an den erſparten 10 Kreuzern laben ſie ſich die ganze Woche durch, weil ſie näher zu ihrem Ziele, der erwünſchten Summe gekommen. Allein wenn man gar kein Intereſſe hat, ſich nichts erſparen kann bei aller Arbeit, weil man gar nichts erhält und doch ſich ausſchließen ſoll von Allem — das macht elend. Und ausſchließen muß man ſich ohne Geld. Ging ich zu Kameraden, ſo wollten die etwas treiben, und was getrieben wird von jungen Leuten, koſtet Geld bekanntlich.

Und doch verdiente ich außer dem Koſtgelde in der Woche wenigſtens 30 bis 40 Batzen, faſt ſo viel als der Vater. Gleichwohl hatten wir es in der Haushaltung nicht beſſer, ob ſchon der Verdienſt ſich vermehrt hatte, es war immer das gleiche Klagen, Schinden und Brummen. Der Vater ließ es ſich behaglicher ſein, arbeitete weniger früh und weniger ſpät, ließ ſich leichter verſäumen. Wenn er auf Burgdorf oder Langenthal ging und die Hälfte mehr einſtrich, trank er einen Schoppen mehr, aß eine Bratwurſt mehr, kramte ſeinem Kronprinzen zwei Pfefferkuchen ſtatt einem. Die Mutter wurde auch begehrlicher, erzwang mehr Geld zu Kleidern, kaufte breitere Sammetſchnüre für ihre Mädchen, und wenn ſie zu Ader ließ, trank ſie eine Halbe ſtatt einem Schoppen. So lebten alle aus meinem Verdienſte beſſer, nur ich nicht, und dafür erhielt ich nicht einmal gute Worte.

O wie das mir Stiche gab in's Herz durch und durch, ſo ein Sclave zu ſein ohne Lohn und ohne Liebe! Und wenn ich an einem ſchönen Sonntag vom Waldrain weg Mädchen und Burſche fröhlich ziehen ſah dem Dorfe zu kummerlos, und wenn der Jubel von dort her zu mir ſcholl und Paar um Paar Arm in Arm zurück kamen, und ich da oben allein war verlaſſen und freudelos — o wie oft drückte ich da die brennenden Augen in's grüne feuchte Gras!

Wer will wohl den Stein auf mich werfen: wenn in dem weinenden Herzen böſe Gedanken entſtunden, und dort die ſich ſammelnden Thränen in Tropfen bitterer Galle verwandelten; wenn die Selbſtſucht der Andern auch die meinige erzeugte; wenn ich das vergaß, was die Eltern an mir gethan und nur das ihnen nachrechnete, was ſie von mir genoſſen; wenn der Widerwillen immer größer wurde, etwas für ſie zu thun und der Entſchluß empordämmerte, ſie zu verlaſſen und für mich ſelbſt zu ſorgen?

Man ſieht und ſah immer eine Menge Kinder, die ſich um ihre Eltern nicht bekümmern, ſie gefühllos dem Elend überlaſſen, als ob dieſelben ſie nichts angingen, ſie ihnen gar nichts ſchuldig wären, und es wurden und werden immer Kinder verdammt, die wie des Waldes wildes Thier ihren Erzeugern vor dem Munde weg das Eſſen ſtehlen, wenn ſie die Stärkern geworden ſind.

Und es iſt allerdings kein häßlicheres Geſchöpf als ſo ein aufgeputztes Ding, das all ſein Hab und Gut an ein paar ſilberne Knöpfe, eine ſeidene Schürze gewandt und Handſchuhe an hat: deſſen Mutter barfuß läuft und an der Thüre bettelt, innert welcher ihr Mädchen prächtlet und Buben Wein zahlt. Wenn ſo ein Mädchen, das eine ganze Samſtagnacht nicht ſchlafen kann aus freudiger Erwartung, was wohl die ganze Welt zu dem Kleide und zu den breiten Haarſchnüren ſagen werde, mit welchen es am Sonntag aufzuziehen gedenkt und nicht zweifelt an gutem Schick und hoffet für eine Bauerntochter ſich ausgeben zu können: — wenn ſo ein Mädchen, ſage ich, wüßte, wie die Welt mit Fingern auf ſie zeigt und ſagt: die mag wohl, wir haben ihrer Mutter erſt geſtern Almoſen gegeben! — es würde ſich wohl ſchämen und weniger an die Sache thun. Und ſo ein Bürſchli, dem am Sonntag kein Weg breit genug iſt, mit einer Uhr ſich breit macht und ganze Wolken Rauch aus ſeiner Tabackspfeiſe bläſt, Mädchen herum zieht, Wein zahlt, Semmel frißt wie ein Wolf und meint, er allein ſei groß und mache ſich g'eſtimirt; — wenn dieſes Bürſchchen wüßte, wie man es verachtet und wie man wohl weiß, daß ſein Vater lange Zeit kein Brot hat, auf Lumpen ſchläft, Schwefelholz verkauft und bettelt, — es würde zu Hauſe bleiben und ſeine Kreuzer ſparen, um ſeinem Vater die Kutte flicken zu laſſen.

So laufen allerdings eine Menge Kinder von ihren Eltern weg, ſobald ſie confirmirt ſind; bekümmern ſich um die Eltern nicht nur nichts, im Gegentheil, ſie nehmen noch von ihnen was ſie können. Sie verthun ihren Lohn mit Hoffahrt und Praſſen und ſchamlos laſſen ſie der Gemeinde die Eltern zur Laſt fallen. Fremde müſſen an dieſe Eltern wenden, was ſie mit ſauerm Schweiß aufbringen mögen, während die Kinder ſich den Buckel voll lachen und ſagen: es geſchehe den reichen Schelmen nur recht. Und wenn ſo ein hungriger Vater oder eine frierende Mutter Stunden weit die matten Beine ſchleppt, in der Hoffnung, von Sohn oder Tochter, denen man keinen Mangel anſieht, etwas zu einem guten Tag zu erhaſchen, ſo ſchämen ſich die Kinder, verleugnen die Eltern oder fertigen ſie mit ſchnödem Beſcheid ab, daß ſie merken, wie unwerth ſie gekommen und das Wiederkommen ſie nicht wieder gelüſtet. Schon manche Meiſterfrau hat ſich einer alten Mutter erbarmet, welche die eigene Tochter fortgewieſen hatte. Was meint man wohl, wenn ein ſo abgefertigter Alter mit ſeinen ſchlotternden Gliedern kaum heimzukommen vermag, welche Gebete für ſein Kind wird ſein Herz auf ſeine Zunge legen, welcher Segen kömmt über die brummenden Lippen! Andere Kinder bleiben bei ihren Eltern, aber nur um ſie auszuſaugen und ſie auf die Gemeinde zu bringen; und gar mancher Vater kömmt fort, ſo lange die Kinder klein ſind; ſobald dieſe aufgewachſen ſind, kömmt er in die Armuth. Was ſie verdienen, brauchen ſie für ſich, was er verdient, ſoll er mit Allen theilen.

ſoll dafür Alles anſchaffen, und reicht das nicht hin, behält er nichts für ſich, ſo bekümmert ſich keins der Kinder darum. Da kann der Alte zuſehen, und geht es nicht mehr, ſo laſſen ſie ihn im Stich und die Gemeinde kann zuſetzen und zuſchießen.

Alſo, ſelbſtſüchtige unkindliche Kinder giebt es in großer Menge, die ihren Eltern nicht zur Stütze, ſondern zum Schaden herangewachſen ſind, Kinder, die ihnen nicht Troſt geben, ſondern Schmerz bereiten. Aber bleiben wir nicht blos bei dieſer Erſcheinung ſtehen, ſondern denken wir tiefer nach und forſchen wir nach den Gründen dieſer Erſcheinung, nach den Gründen, warum ſo viele Eltern von ihren Kindern hintangeſetzt und ſchnöde behandelt werden, — dann werden wir finden, daß nicht alle Schuld bei den Kindern zu finden iſt, ſondern daß viele Eltern den größten Theil derſelben tragen.

Betrachten wir das Betragen der Kinder, ſo iſt es dasjenige, welches allen Thieren gemein iſt. Ein alt ſchön Lied ſagt: Der Menſch ſei halb Thier halb Engel, d. h. als Thier wird er geboren, ein Engel ſoll er werden. Dazu beſitzt er die Anlagen, dazu hilft ihm Gott, dazu beruft ihn das Chriſtenthum. Aus dem Thier muß ſich der Engel herauskämpfen, wie aus der Puppe der Schmetterling ſich entfaltet. Das Beginnen dieſes Ringens oder das Trachten nach dem, was droben iſt, das, ſo lange der Menſch im Leibe lebt, kein Ende nimmt, blos rüſtiger und freudiger wird, nennt Chriſtus die Wiedergeburt, Paulus: Abſterben des alten, Auferſtändniß des neuen Menſchen. Zu dieſem Ringen, zu einem werdenden Engel das thieriſch (in der Erbſünde) geborne Kindlein zu erziehen, verflichtet ſich der chriſtliche Vater in der Taufe, und unchriſtlicher Unverſtand, kirchlicher Unſinn iſt's, wenn in einem chriſtlichen Staate dieſe Verpflichtung thieriſch gebliebenen oder aberwitzig gewordenen Vätern erlaſſen wird. Aus der Selbſtſucht geht des Thieres Leben hervor, im Engel lebt die Liebe, ſie tritt aus ihm heraus und wird die Mutter ſeines Thuns.

Nun lebt leider in einer Menge von Eltern nur noch das Thier, der Engel in ihnen weint ohnmächtig, die Selbſtſucht drückt ihrem ganzen Betragen ihr Siegel auf, auch dem Betragen gegen ihre Kinder. Von einer höhern Beſtimmung der Menſchen haben ſie gar keinen Begriff und noch weniger davon, daß man dieſe Beſtimmung theilweiſe ſchon auf Erden erfüllen müſſe. Ihr Dichten und Trachten geht darauf aus, es gut zu haben auf der Welt. Zu dieſem Guthaben ſollen alle andern Menſchen ihnen helfen, und wer ſie daran ſtört, betrachten ſie als eine Laſt oder als einen Feind. Kinder ſtören alſo vor allem aus ihre Behaglichkeit, ihr Guthaben, durch unruhige Nächte und geſchreivolle Tage; Kinder koſten auch. Und wenn es auch nur täglich für einen Kreuzer Milch wäre, ſo muß beſonders bei Armen, wo das Einkommen und Ausgeben gewöhnlich grad auf geht, dieſer Kreuzer an einem Orte erſpart werden, entweder am Kaffee der Frau oder an den Schoppen des Mannes. Kinder ſind oft eine Laſt und je mehr Kinder, deſto größer und fühlbarer wird ſie.

Nun herrſcht aber unter dieſer Klaſſe von Menſchen eine ganz eigene Offenheit. Da weiß man noch wenig davon, unter ſich die Gefühle zu verſtecken und mit erkünſtelter Miene Gefühle der Zärtlichkeit und Liebe zu heucheln, wenn ſie nicht da ſind. Da ſagt z. B. eine Tochter ganz offenherzig vor ihrem kranken Vater: Wir beten alle Tage, daß er bald ſterben könne, es ginge ihm und uns wohl. Und der alte Mann nimmt das gar nicht übel, er findet es ganz natürlich; denn er iſt eine Laſt und einer ſolchen wünſcht man los zu ſein — das weiß er aus eigener Erfahrung. So ſagt ein Mann am Krankenbett ſeines Weibes ohne Hehl: In Gottes Namen, wenn es muß geſtorben ſein, ſo wollte ich, es geſchehe bald, es ginge ihr wohl und uns nicht übel. Unſereiner hat, weiß Gott, nicht Zeit, immer in der Stube zu ſein, es iſt gar viel zu Arbeiten draußen und Jemand anſtellen mag man auch nicht. Das Weib macht dabei nicht nur, denkt vielleicht an Pflanzungen, welche gegätet, und nun wegen ihrer

Krankheit ungegätet bleiben, ſo daß es eine Schande ſei für das ganze Haus, und ſie ſich noch im Tode ſchämen müſſe derenwegen. Mit dergleichen Offenheit drücken ſich die Eltern gegen ihre Kinder über die Laſt aus, die ſie an ihnen zu haben glauben. O, wer Kinder hat, iſt doch ein geplagter Menſch, o, man weiß gar nicht, wie wohl man ohne Kinder iſt — ſind Redensarten, die man tagtäglich in einer Menge Häuſer hören kann. Dieſe Redensarten bleiben nicht wirkungslos beim Kinde, wenn es ſich der Wirkung ſchon nicht bewußt iſt; auf alle Fälle entbehrt es der wahrhaften Liebe, welche Liebe wecket. Doch dieſes iſt noch nicht die ſchlimmſte Seite dieſer elterlichen Selbſtſucht, ſondern das Beſtreben der Eltern, durch die Kinder ſelbſt ſich dieſe Laſt erleichtern zu helfen, ja es bis zum Guthaben zu bringen, das iſt das Allerſchlimmſte. Dieſes ſelbſtſüchtige Beſtreben iſt aber meiſtens eitel, und wird vereitelt durch die im Kinde erzeugte Selbſtſucht. Selbſtſucht trennt, nur Liebe iſt das Band, das unauflöslich iſt und Kinder zu Troſt und Freude an die Eltern bindet.

Das Beſtreben der Eltern geht alſo darauf aus, ſich durch die Kinder die Laſt erleichtern zu laſſen, derſelben Kräfte ſobald möglich zu ihrem Nutzen auszubeuten. Die gar beſchränkten Eltern bekümmern ſich nicht um die Ausbildung der Kräfte ihrer Kinder, überlaſſen dieſelben durchaus ſich ſelbſt und geben ſich nicht die geringſte Mühe, die Kinder zu befähigen, ſich mit Ehren in der Welt fortzuhelfen. Die Fauſt oder Flüche ſind Lehrmeiſter und zwingen zu mechaniſcher Verrichtung des Aufgegebenen. Vom Erwecken des Verſtandes, des eigenen Denkens, überhaupt der geiſtigen Kräfte, iſt keine Rede. Will man einen ſolchen Vater anhalten, ſein Kind ſchulen, geiſtig wecken zu laſſen, ſo antwortet er wohl: Er vermöge nicht ſein Kind alle Tage in die Schule zu ſchicken, es müßte ihm arbeiten; er könne keinen Reichthum hinterlaſſen, es müßte einſt ſeinen Unterhalt verdienen. Und da fragt der Bauer nicht: kannſt beten, ſondern kannſt arbeiten? Sie thun alſo eigentlich gar nichts für das Kind, ſondern ſie ſorgen nur für ſich. Und gar mancher Vater oder Mutter verſhun in wüſtem Leben, was die Kinder mit ſaurem Schweiß erworben und laſſen es ſich recht wohl ſein auf Koſten der Kinder. Und auf gemachte Vorwürfe antworten ſie wohl: jeder müßte zu ſich ſelbſten ſehen. Der Kinder wegen hätten ſie lange bös gehabt, jetzt könnten ſie ſich's wohl ſein laſſen. Andre, welche ihre Kinder nicht einmal zur Arbeit halten, ſchicken ſie doch gewöhnlich dem Bettel nach. Ob das Kind ſtehle oder nicht, das bekümmert ſie gar nicht, wenn es ihnen nur etwas heimbringt. Das Beſte leſen ſie dann aus für ſich, mit dem Uebrigen kann das Kind ſich begnügen.

So wird das Kind von Jugend auf am Buſen der Selbſtſucht auferzogen, das Thier wird genährt in ihm, um den Engel bekümmert man ſich nicht. Es fehlt alſo die rechte kindliche Liebe und auch die Dankbarkeit ſtellt ſich nicht ein. Denn die kommt da niemals, wo man einem alle Tage Wohlthaten vorhält. Sie iſt eine gar wunderliche Pflanze; ſobald man ihren Wachsthum erzwingen will, verdorret ſie. Auf die natürlichſte Weiſe von der Welt wächſt im Kinde ebenfalls die Selbſtſucht. So wie es größer wird, fängt es an zu denken: Es müſſe auch zu ſich ſelbſten ſehen, bei den Eltern komme es nicht zu Gelde, ſo manches erregte Gelüſten zu befriedigen, nicht einmal zu ordentlichen Kleidern. Es ſei nicht billig, daß es alles dargeben ſolle für die Andern, ohne daß ihm „Danke Gott“ dafür geſagt werde. Dieſe Gedanken regen ſich weit früher, als man es glaubt. Schon das Bettlerkind ißt die beſten Biſſen, verthut die meiſten Kreuzer, ehe es heim kömmt, giebt den Eltern je länger je weniger ab. Dieſe Gedanken werden aber immer mächtiger, legen ſich immer feindſeliger zwiſchen Eltern und Kinder, bis die Erſtern von den Letztern entweder ausgeſogen oder verlaſſen ſind. So wie früher die Kinder den Eltern Plage und Laſt waren, ſo werden die Eltern den Kindern Plage und Laſt, die ſie ſo ungern als möglich tragen, ſo ſchnell als möglich von ſich ab auf die Gemeinde wälzen, um zu ſich ſelbſten zu ſehen.

Wie Liebe die Liebe zahlt, ſo zahlt auch Selbſtſucht die Selbſtſucht. Es iſt ſchauerlich, die Hartherzigkeit der Kinder zu ſehen, zu ſehen wie ſie unbewegt und ungerührt der Eltern Noth und Elend zuſehen können, ohne ſich im Geringſten etwas abzubrechen. Aber eben ſo ſchauerlich wäre es geweſen, wenn man früher der Erziehung oder vielmehr Verwahrloſung dieſer Kinder mit aufmerkſamem Auge gefolgt wäre. Ueber ſolche hartherzige, gefühlloſe Kinder erhebt nun die Welt ein Geſchrei, die Eltern ſchimpfen, die Gemeinde begehrt auf, klagen über die gottloſe Zeit. Aber eines bedenken alle dieſe Schreier nicht: daß jede Wirkung eine Urſache, jeder Baum ſeine Wurzeln, jede Erſcheinung ihre vorbereitenden Vorgänge habe. So iſt dieſe Zeit, in welcher wir leben, von einer frühern geboren, und die in ihr hervortretenden Erſcheinungen ſind Kinder der Vergangenheit. Aber auch dieſe Zeit zeuget fort und fort an dem Kommenden und die Zukunft wird Zeugniß ablegen: ob das, was unſere Zeit geboren und der Zukunft überliefert, nicht edlerer Art ſei, als was die letzte Vergangenheit uns als Erbtheil übermacht hat und was jetzt in der Maſſe hervortritt.

Aus dieſer etwas weitläufig gerathenen Durchführung wird hoffentlich männiglich klar geworden ſein, daß an dem ganz natürlichen aber nicht chriſtlichen Betragen vieler Kinder die Eltern eine große Schuld tragen. Für arme Eltern iſt es allerdings viel ſchwerer, als für reiche, von dieſer Selbſtſucht ſich ferne zu halten, die durch die Kinder verurſachten Opfer freudig zu bringen, die Entbehrungen geduldig zu tragen, den Kindern nichts anders zu zeigen als treue Liebe, und aus dem ganzen Betragen hervorleuchten zu laſſen den innigſten Wunſch: zu ſorgen für ihr künftiges zeitliches und ewiges Wohl. Aber das Leben hienieden iſt ein Kampf, und es wird Niemand gekrönet, er kämpfe denn recht. Und wie dem Reichen Kämpfe anderer Art bereitet ſind, ſo findet ſie der Arme außer ſich, beſonders in ſeinen nächſten Umgebungen, im heiligen Familienkreiſe und in ſich mit der einfachen und alſo kenntlicher hervortretenden Selbſtſucht. Hier iſt ſein Saatfeld, und was einer ſäet, wird er auch erndten; wer erndten will ehe er treulich ausgeſäet, iſt eben ein Thor, und wird zur Erndtezeit heulend und zähneklappend am verödeten Acker ſtehen. Nur innigere Religioſität, eine klarere, lebendigere Auffaſſung der Beſtimmung des Menſchen und der menſchlichen Verhältniſſe unter einander wird dieſe Quelle der ſich vermehrenden Armenlaſten verſiegen laſſen. Denn das Chriſtenthum iſt auf der einen Seite die einzig wahre Lehrerin der Ausbildung der menſchlichen Kräfte, und dasſelbe allein vermag hinwiederum die Kräfte in Liebe zu verbinden zu mächtiger Anſtrengung und gegenſeitiger Hülfsleiſtung. Man mag daher in Wirthshäuſern und Rathsſälen lange kannengießern über Armenweſen und Armengeſetze, man driſcht nur leeres Stroh ſo lange, bis die Schoppentrinker und Rathsherren zur Einſicht kommen, daß ächt chriſtlicher Sinn im Hauſe, in der Gemeinde, im Staate das erſte Heilmittel der überall hervortretenden Uebel iſt; und bis ſie mit ihrem Beiſpiele vorangehen, ſind alle ihre Reden umgekehrte Windbuchſen, d. h. ſie knallen tüchtig, treffen aber nichts.

Bin ich nun wohl nicht entſchuldigt, wenn die kindliche Liebe erloſch, wenn ich die Pflicht vergaß, Stütze der Eltern zu ſein, und nur an mich ſelbſt zu denken anfing, weil Niemand anders an mich dachte.

Nun konnte ich aber wenig anders als weben, und zum Bauernknecht fehlte mir Geſchick und beſondere Luſt. Es giebt Stimmungen im Menſchenleben, wo man zu gar nichts mehr Luſt hat, und das ſind wohl die trübſeligſten. Des Morgens erwachte ich mit Ekel an der Arbeit, zu der ich mußte; bei jeder Elle die ich wob, dachte ich, was der Vater mit dem Lohn dafür anfangen, wie die Mutter ihn brauchen werde, und was ich wohl daraus kaufen, genießen könnte. Aber am traurigſten war ich, wie geſagt, des Sonntags, wenn ich ſo einſam blieb mit dem verlangenden Herzen. O das iſt wohl das Traurigſte, wenn es trübe wird außer uns und in uns, wenn Mißgeſchick, Unglück, eine harte Lage auf uns drücken und dieſe das

Gemüth verfinſtern, den lieben Sonnenſchein des Frohſinns uns nehmen, wenn das Herz der Spiegel wird des äußern Schickſals. Da iſt dann Trübſeligkeit ringsum, kein Troſt, keine Hoffnung mehr. Es giebt Menſchen, die in der glückſeligſten Lage finſter werden in ſich, es iſt eine Krankheit des Gemüthes, zuweilen Folge allzu großer Sättigung, allzu reichlichen Genuſſes ihrer Glücksgüter. Sie ſind zu bedauern, daß ihnen die Kraft der Seele fehlt, die Finſterniß zu verjagen; aber ihr Unglück iſt doch nicht ſo groß als jenes, wo mit der innern Noth noch die äußere ſich gattet. Wie glücklich der Menſch wohl wäre, wenn er ſein Inwendiges unabhängig bewahren könnte von dem wechſelnden Geſchick, wenn er in jeder Lage froh und freudig bleiben könnte im Bewußtſein, daß jede aus des lieben Gottes lieber Hand kömmt!

Wäre dieſes nicht die wahre Unabhängigkeit, köſtlicher als Silber und Gold! Würden an ihr nicht die Worte Unglück und Mißgeſchick ihre Bedeutung verlieren! Wäre das wohl nicht der glücklichſte Menſch, der ſie beſitzt? Iſt ſie aber möglich! Dem Chriſten iſt ſie verheißen, es iſt der Friede Gottes, der über allen Verſtand geht. Aber ich armes Weberknechtlein beſaß ſie nicht, ich kannte ſie nicht, und doch konnte ich alle Fragen und das halbe Teſtament auswendig. Jetzt kenne ich ſie und ringe darnach. Aber dieſe Siegeskrone des Kampfes, die Gott ſchon im zeitlichen Leben bietet, hängt gar hoch oben, und an die Füße hängt ſich mit Bleigewicht der irdiſche Sinn und die irdiſche Noth. Aber ich verzweifle nicht.

Achtes Kapitel.

Wie ein alter Freund dem armen Weberknechtlein einen Ausweg zeigt.

So waren zwei Jahre vorbeigeſchlichen, ſeit ich am Huldigungstage meine 12½ Bz. verthan, einen beſudelten Kopf, verſudelte Kleider und ein ödes Herz heimgebracht hatte. Der Sommer war heraufgezogen und brannte heiß auf die Erde. Ein Sonntag ſtund im Kalender. Der Vater war am Morgen früh ausgegangen, eine Kuh zu kaufen, da wir die unſere hatten verkaufen müſſen. In den Webkeller hätte ich eigentlich gehen ſollen, aber es widerte mir davor. Da wandelte mich auf einmal das Gelüſten an, wieder zur Kirche zu gehen, was lange, lange nicht geſchehen war.

Ich ſuchte meinen Sonntagsſtaat zuſammen, ſtreckte die lang gewordenen Glieder durch die gleichgebliebenen Kleider, weit hinaus in die freie Luft, und wanderte getroſt trotz dem Schelten der Mutter und ihren Drohungen: ſie werde es dem Vater ſagen — der Kirche zu. Es that mir ſo wohl zu Leuten zu können auch ohne Geld.

Auch das Sein in der Kirche erquickte mich. Die Orgel klang mir ſo voll und ſo ſchön in's Herz hinein, das Gebet that mir ſo wohl, und während der Predigt vergaß ich mich ſelbſt und erbaute mich gar inniglich an kräftigen Worten von Gottes Macht und Herrlichkeit; ich glaubte mich in einer andern Welt. Aber als die Orgel zum letztenmal erklang und ihre Töne majeſtätiſch verrauſchten, als die Thüren aufgingen und ich wieder aus der Kirche ſollte, wo mir ſo wohl geweſen, heim in die Welt, wo mir ſo übel war, da ward mir weh um's Herz. Weinen hätte ich mögen, als ich über die Schwelle ſchritt und denken mußte: wie manche lange Woche, wie manchen langen Monat geht es wohl, bis ich wieder hin kann aus dem Sündenhaus in das Gotteshaus! Wie ich ſo trübſelig über den Kirchhof ſchritt, da griff mich mein alter Schulmeiſter auf, den ich lange nicht geſehen und jetzt in meiner Traurigkeit überſehen hätte. Er klagte, daß ich ihn ganz vergeſſe, aber er könne mich nicht vergeſſen, einen ſolchen Schüler kriege er nicht mehr. Er fragte, warum ich nie zu ihm komme und was mir fehle, daß ich ein Geſicht mache, als ob ich ein Maaß Eſſig verſchluckt hätte. Da ich unter den Leuten nicht recht zu Worten kommen konnte, ſo zog er mich beim Aermel ſeinem Hauſe zu, und ſagte: Er hätte etwas daheim, ein Schluck davon werde mir nicht ſchaden, und da könne ich ihm dann ſagen, wie es mir gehe, er ſehe wohl, es ſei nicht alles, wie es ſein ſollte, und Andern könne er beſſer rathen als ihm ſelbſten, das hätten Andere und er ſchon oft erfahren.

Bei einem Gläschen Branntwein floß es mir nun beſſer vom Munde.

Ich erzählte meine Noth. Wie hart mich die Eltern hielten, ohne Geld ließen, kaum Kleider mir gönnten. Da fluchte mein Schulmeiſter und wußte von meinen Eltern allerlei Unrepetierliches zu erzählen. Ich ſolle machen, daß ich von ihnen fortkomme und zu mir ſelbſten ſehen: zu weben finde ich an allen Orten, und zu einem Bauern gehen könne ich ja auch im Nothfalle. Nun beichtete ich, daß das Weben mir gar grauſam erleidet ſei, daß ich zu einem Bauern auch nicht möge, indem ich faſt keinen Lohn erhalten würde, da ich nicht ſäen, nicht melken, nicht füttern könne, und mein Lebtag kein Roß in den Händen gehabt habe. Da ſchaute mein Schulmeiſter bedenklich drein, und ſchenkte ſich ein friſches Gläschen ein. Auf einmal ſchlug er auf den Tiſch und rief: Peterli, du mußt Schulmeimeiſter werden! Und ſtille ward's wieder. Er ſchwieg, ich war, als hätte mich ein Blitzſtrahl getroffen und mit großen Augen ſahen wir über den Tiſch einander in's Geſicht, er vor Bewunderung, ich vor Verwunderung. Als ich zu mir ſelbſt kam vor dem unerwarteten Gedanken, wandte ich Manches ein gegen den Vorſchlag. Meine Ungeſchicklichkeit, daß ich ſchon Vieles vergeſſen, daß der Vater mich nicht fortließe u. ſ. w. Aber wie alle Einwendungen, bei denen es einem nur halber Ernſt iſt, waren auch bald dieſe bald widerlegt. Er ſei nicht von den Ungeſchickteſten einer, ſagte er, und ich ſei faſt ſo geſchickt wie er. Den Vater frage man nicht lange. Wolle er mich nicht gehen laſſen, müſſe ich fortlaufen. Wo ich wohl einen Platz finden könnte? fragte ich endlich. Da laß mich machen, ſagte er mir, trank ſein Gläschen aus und ging. Seine Alte hatte ihn ſchon zweimal gerufen zum Eſſen, und mit dieſer durfte er nicht ſpaßen.

Neuntes Kapitel.

Wie es mir im Kopfe rundum und endlich mit mir in's Schulmeiſteramt geht.

So machen es die Leute, ſie ſetzen einem eine Floh hinters Ohr und, ſtatt ſie jagen zu helfen, jagen ſie einen fort, und man mag zuſehen, wie man mit derſelben zurecht kömmt. Es iſt recht ſeltſam, wie ein in beſonderer Stunde angeworfener Gedanke haften bleibt, ſich einbohrt in unſern Kopf hinein, alles Vorhandene auf die Seite wirft, unſere geſammte Einbildungskraft überſchwemmt und als ausgebrochener Strom ſich ergießt in das weite Feld unſerer Zukunft hinaus. Es giebt Leute oder vielmehr Köpfe, die dieſen Ueberſchwemmungen gar häufig ausgeſetzt ſind. Alle Augenblicke ergießt ſich in ihnen die Fluth von Anſchlägen und Vorſchlägen: aber dieſe Ueberſchwemmungen haben meiſt die Art wie die der Emme: ihr Niederſchlag beſteht aus Sand und Steinen, und das Feld, über welches ſie ſich ergoſſen, bleibt unfruchtbar auf lange und für immer, wenn ſie ſich zu häufig wiederholen.

Es giebt aber auch Ueberſchwemmungen anderer Art. Dieſe wiederholen ſich ſeltener, ſie ergießen ſich auch über das leere Feld der Zukunft, aber ſie hinterlaſſen einen fruchtbaren Niederſchlag, wie der Nil im Egypterland; in dieſem wächſt luſtig eine luſtige Erndte, und nicht wieder kommen ſie, bis dieſe Erndte eingeſammelt und des Feldes Schooß zu neuer Empfängniß offen liegt. Der Kopf, in dem gar keine ſolchen Ueberſchwemmungen Statt finden, der iſt ein trockner Kopf, der wird ſich in Schlafrock und Pantoffeln wohl ſein laſſen, wenn er es vermag. Er wird in aller Behaglichkeit den Batzen zu dem Batzen legen oder den Schoppen zu dem Schoppen ſchütten; und wenn er es nicht vermag, ſo wird er entweder arbeiten, was man ihn heißt und was er muß, oder er wird mit Bequemlichkeit den Bettelſack tragen von Haus zu Haus. Die Welt wird ihm weder eine That noch einen Gedanken zu verdanken haben. Auf ſein Grab wird man ſchreiben müſſen: In dieſem Grabe liegt ein Leib begraben, in dem Leib war eine Seele begraben; des Leibes Leben kannten wir, was die Seele that, wiſſen wir nicht.

Unter den überſchwemmenden Köpfen giebt es welche, wo in der unſichtbaren Seele geheimnißvollem Schooß eine göttliche Kraft hauſt und ſchafft. Dieſe zeuget in dem nie erblickten tiefſten Grunde der Seele den lebendigen Gedanken, dieſe nährt ihn, bis er mächtig die Seele füllt; ſie ſprengt ihm Schloß und Riegel, ſtrömt ihn befruchtend aus in die Welt, ſchafft und beſorgt die Erndte. Das ſind die ſelbſtſtändigen Geiſter. In ihnen allein wohnt ungeſchwächt und ungetheilt die Urkraft, die zeuget und gebiert ohne fremde Hülfe; ſie ſind ſelten dieſe Geiſter auf der erkaltenden Erde.

Aber andere Köpfe giebt es in größerer Menge, die Väter bedürfen zu ihren Gedanken, zu ihren Anſchlägen und Vorſchlägen, und dieſe Väter finden ſich wohl auch vielfältig und in vielerlei Geſtalten. Alte Schulmeiſter und junge Mädchen, beide leiſten gute Dienſte. Wenn dann der Gedanke in der Seele ſchwillt, ſo pocht er an allen Wänden dieſer Köpfe an. Doch umſonſt, da iſt keine Kraft in ihnen den Durchbruch zu vollbringen. Wie dieſe Köpfe fremde Väter bedurften, ſo bedürfen ſie auch zur Entbindung Hebammen, die den Gedanken an's Tageslicht fördern, ihn einwickeln in die nöthigen Windeln, ihn hegen und pflegen. Da finden ſich dann oft Vater und Hebamme in einer Perſon.

Gerade einen Kopf auf die letzte Manier hatte ich. Der Schulmeiſter hatte in mir einen Gedanken gezeuget, der wurde nun nach und nach lebendig in mir. Anfangs konnte ich ihn nicht erkennen, es war etwas Neues in mir, aber ich wußte eigentlich nicht was. Ich war ſturm, rundum ging es mit mir, bald hätte ich den mir ſo wohl bekannten Heimweg verfehlt. Das Keiſen der Mutter über mein ſpätes Heimkommen hörte ich nicht; daß ſie geſchwind Teller heraustrugen, und alſo Fleiſch gehabt (denn wenn man kein Fleiſch hat, braucht man keine Teller), ſah ich nicht; daß ich kein Fleiſch erhielt und nur kalte dürre Bohnen, ſo breit und dick wie ein Schmiedsdaumen und mit Faden wie Packſchnüre, merkte ich nicht: ſondern kaute tapfer darauf los, und ſchluckte aus Leibeskräften hinunter, was ſich nicht kauen ließ. Bald darauf kam der Vater heim. Dem wurde ich verklagt. Der ſchalt mich tüchtig aus und jagte mich in den Webkeller. Ich ging ohne Murren und wob, ich weiß nicht was, nicht wie.

Endlich geſtalteten ſich aus dieſem Sauſen und Brauſen, dieſem Wogen formloſer Nebel beſtimmte Gedanken, beſtimmte Gefühle, denen ich mir bewußt ward.

Der Gedanke, ein Schulmeiſter zu werden, verurſachte mir Herzklopfen, wunderbar erzeugt aus Stolz und Bangigkeit. Man wird nicht begreifen, warum auch der Stolz den Klopfer im Herzen bewegt, nicht begreifen, wie man Urſache haben könne zum Stolz, wenn man Schulmeiſter werden will oder wird. Wohl, Leute, das iſt ſehr begreiflich und ſehr natürlich und ſehr ſchwer iſt es, ſich dieſes Stolzes zu erwehren. Das vermögen darum auch nicht alle Schulmeiſter, und manchem ſieht man ihn auf hundert Schritte am Rücken an, andern am Munde, ſie mögen ihn öffnen zum Reden oder zum Singen. Wohl, Leute, daß ſich Mancher des ihn beſchleichenden Stolzes nicht erwehren kann, iſt begreiflich. Viele Jahre fränkelte ich daran und noch jetzt fieberlet er zuweilen an mir. Darum habe ich es mir als Buße auferlegt: dieſe Sünde zu bekennen vor allen meinen Amtsbrüdern, die mich ſicher darüber ſchimpfen werden, daß ich ſo ungeſchämt vor den Leuten bekenne, daß ein Schulmeiſter einen Fehler haben könne und noch dazu einen ſolchen. Aber bedenkt nur, was waren die Meiſten von uns, ehe wir in dieſes Amt traten! Wären wir nicht arme Teufel geweſen, ſo wären wir gar nichts geweſen und wären kaum Schulmeiſter geworden. So ein armer Teufel, ein Waſchlumpen der ganzen Welt, den Alles hudelte, pudelte, der ſieht ſich auf einmal im eignen Hauſe, ſieht unter ſeine Fauſt und Ruthe 100 Kinder geſtellt, ſieht ſich zum Geſchickteſten nach dem Pfarrer gemacht in der Gemeinde von Rechtswegen, kann Kinderlehren halten im Winter und hie und da einen Nachbar oder vielmehr ſeine Frau trümpfen in derſelben. Dann hat er noch obendrein umſonſt eine Maſſe von Hoffnungen aller Art, die ihn umſurren und ſich an ihn hängen, wie an die Pferde im Sommer die Bremſen. Ach wer will es ihm verargen, wenn er dieſen Stolz behält, ſind auch alle ſeine Hoffnungen geſchwunden! Dieſer Stolz allein iſt ihm geblieben aus der ſchönen Zeit der Träume; denn auch ein Schulmeiſter hat eine Zeit der Ideale. Die Einen bilden ſich dieſelben freilich oft etwas fleiſchig und rothbäckig aus, aber auch geiſtiger Andere. Soll er ihn wegwerfen dieſen Stolz, das einzige Andenken an eine beſſere Zeit! Ach, wer will ihn nicht bemitleiden, den armen Schulmeiſter, wenn er zu Zeiten auch dieſen Stolz ängſtlich verbergen muß unter ſeinen zerriſſenen Rock, wenn ihm das Geld ausgegangen und er den Nachbar um ein Anleihen von 10 Kreuzer zu bitten geht, wenn er zur Nachbarsfrau geht kummervoll, daß ſie ihm eine Woche noch die Milch auf Borg gebe? Und wer will es ihm übel nehmen, wenn der arme Mann, ſobald er von dieſen ſauren Gängen heimkehrt, zu ſeinem Troſte den Stolz wieder hervorkehrt gegen ſein noch ärmeres Weib! Und wer will es ihm nicht gönnen, wenn er in ſtiller Freude bei düſterm Lampenſchein ſeine Handſchrift mit der des Pfarrers vergleicht, und wenn er dann an die Bruſt ſchlägt und wonniglich ausruft: Ich bin doch ein anderer Kerl, als der da. Da wird er aber von ſeiner Frau, die in dunkler Ecke ein Kind wiegelt und ein anderes ſäugt, einen ſchweren Seufzer vernehmen und hinten drein die Worte: Ach ja, es geht ungerecht in der Welt!

Ich muß aber doch ſagen, nicht blos Stolz regte ſich in mir, Schulmonarch oder Schulmeiſter (Schullehrer wollen ſie heutzutage heißen! aus Stolz oder aus Demuth? Was iſt mehr, Lehrer oder Meiſter; was ſagt Luther darüber?) zu werden, es war damals noch eine gute Portion Bangigkeit dabei, Bangigkeit nicht blos, wie ich vom Vater loskommen könne, ſondern Bangigkeit: ob ich wohl eine Stelle erhalten und an der erhaltenen Stelle mich werde behaupten können?

Mehr als ein Jahr lang hatte ich von meinen Schulkünſten nichts wiederholt, als ſelten genug das Leſen. Wie lange ſolches Zeug, das man lernt, im Kopfe bleibt, wußte ich nicht aus Erfahrung. Nun nahm mich gewaltig Wunder, was mir noch geblieben ſei, aber ich armer Teufel konnte den Gwunder nicht ſo ſchnell ſtillen als ich wünſchte; meine Wiederholungskurſe mußte ich im Verborgenen vornehmen, wenn ich nicht geprügelt ſein wollte. Ich fand, daß ich in den gewohnten Büchern ſchön laut und fix noch leſen könne z'hinterfür und recht; nur in einer alten Zeitung, welche der Vater um einen Pfefferkuchen für den Erbprinzen gewickelt heimbrachte, kam ich nicht recht fort. Aber das machte mir keine grauen Haare, lieſt man doch Gottlob in der Schule nicht in den Zeitungen. Schreiben und Rechnen zu wiederholen hatte größere Schwierigkeiten, denn im Hauſe war weder Tinte noch Papier, nicht einmal ein Bleiſtift. Endlich fand ich ein Stück Kreide und fand am Tennsthor und an der Stallthür, daß ich noch alle Buchſtaben machen könne, bis an einige große, die ich vergeſſen hatte. Aber ich dachte, die könne man auch klein machen, klein ſeien ſie eben ſo gut und man ſpare Papier. Im Rechnen beſtund ich auch gar nicht übel. Nur beſann ich mich nicht recht: ob man beim Dividiren die eine Zahl unter die andre ſetze und beim Multipliziren beide Zahlen neben einander oder umgekehrt. Aber ich tröſtete mich mit dem alten Schulmeiſter, der mir dieſe Zweifel ſicher tröſtlich löſen werde. Mit der Prüfung war ich alſo im Ganzen recht zufrieden und die Bangigkeit ſchwand nach und nach. Und wie ſie ſchwand, ſo gaukelte gar allerlei mir vor den Augen und in den Gedanken herum, lieblich und lockend. Ich ſah mich des Morgens um 7 noch im Bette und des Abends auf dem Ofentritt ſtatt im feuchten Webkeller; ſah mich ſchön dunkelroth bis hinter die Ohren vorſingen in der Kirche; ſah Kinder Säcklein, Flaſchen Körbchen in meine Stube bringen und abſtellen, hörte ſie ſagen: Guten Tag, Schulmeiſter! Vater und Mutter laſſen dir einen guten Tag wünſchen und da habeſt du Was.

Dann ſah ich mich wieder des Morgens einen guten Kaffee machen, ſah mich des Mittags kochen in der Küche, ſah wie die Blutwürſte ziſchten, die Bratwürſte braſſelten, und den Schweinsbraten roch ich! O es ging mir bereits durch Mark und Bein, und das Waſſer quoll mir im Munde empor und zu beiden Ecken heraus.

Ich hätte es gehabt, wenn ich in dieſen Augenblicken zum Reden gekommen wäre, wie jener barfüßige Junge. Der erzählte mit ganz wunderſamer Beredſamkeit, wie herrlich Braten ſei. Die andern Barfüßler, die den kleinen Prediger umringten, vergaßen Mund und Naſen offen, und endlich ermannte ſich einer aus tiefem Erſtaunen empor und fragte: Haſt ſchon gehabt? Ne, antwortete der kleine Redner, aber meiner Großmutter Brudersſohn beinahe, gerochen hat er ihn ſchon! So roch ich und dachte mich dann eſſen, ohne daß Jemand das Beſte mir vorwegnahm, ſah wie ich die Reſte verſorgte im Schranke, wie ich des Nachmittags über den Schrank ging und mit einem Bratwurſt-Zipfel mir den Mund ſalbte, und des Abends die Blutwürſte mir zu Gemüthe führte. Das Alles ſah ich und noch Anderes mehr, das ich nicht einmal ſagen will, ich würde ſonſt roth und meine Frau hätte es ungern.

Und wenn ich dann ſo recht in's Denken, Sehen und Riechen kam und es mir ward, als hätte ich es ſchon zwiſchen den Zähnen und die Hände unwillkührlich ruhten oder nach dem Munde fuhren, da fuhr ich unſanft aus den ſchönen Träumen empor, erweckt durch Stimme oder Fauſt des Vaters, die beide ſo unſanft als möglich waren und mit Flüchen und Püffen nicht ſparſam. Dann fuhr ich empor und ließ das Schifflein fliegen, aber wenn der Vater dann Weberneſter ſah und Faden zerriſſen, dann ging Donner- und Prügelwetter erſt an, und er wollte wiſſen, warum ich nicht mehr ſehen und riechen könne. Ach! er wußte nicht, daß ich beides konnte nur zu gut, aber auf andere Weiſe als er wollte.

So ſaß ich auf meinem Webſtuhle brütend über meinen Gedankeneiern. Alle Tage legte ich neue zu den alten, der Kopf war zum Zerſprengen angefüllt damit, allein ausbrüten konnte ich ſie nicht. Ich glaube ich ſäße noch heute auf dem Webſtuhle und brütete, wenn nicht der Schulmeiſter darab mich erlöſt und der Brut Luft gemacht hätte.

An einem Samſtag Abends — die ermattenden Bäume ſtreuten ſchon ihre ergelbten Blätter über die ergraute, kahl gewordene Erde aus — wohl die alterthümlichſte Perücken-Art — ſah ich den treuen Alten am Hauſe vorbeigehen dem Wäldchen zu. Ich ſah ihm wohl nach durch die in allen Regenbogen-Farben ſchimmernden Fenſter, aber ihm nachzugehen fiel mir nicht ein. Nach einiger Zeit hörte ich ihn reden mit meiner Schweſter am Brunnen. Ich ging aber wieder nicht heraus; dachte freilich bei mir ſelbſten: Ach, wenn er nur was wüßte. Sie redeten lange mit einander — aber ich ging nicht heraus. Endlich wurde er ungeduldig, fragte nach mir, kam zu mir in den Keller, und das Erſte, was er mir ſagte, war: Peter, biſt ein Lümmel, riechſt und merkſt nichts mehr. Kam dir nicht in Sinn, ich hatte dir was zu ſagen? konnteſt mir nicht nachkommen? Komm Morgen nach dem Mittageſſen zu mir, ich weiß etwas. Mehr konnte er nicht ſagen, denn die Mutter kam ſchon nach, um zu hören, was wir mit einander zu verhandeln hätten.

Was ich nun da für eine Nacht verbrachte, und wie die frühern Träume ſich kreuzten und drängten und dann mit mancherlei Vermuthungen über den Ort und die Beſoldung ſich miſchten — wer kann ſich das wohl recht vorſtellen?

Endlich brach der Morgen an, aber langſam ſchlich er vorüber, und die Mutter leierte mit dem Mittageſſen ſchrecklich. Ich ſchlich einige Male aus dem Keller, wenn ich hörte, daß die Mutter in der Stube war, und legte einige Scheiter in's Feuer, damit ſchneller gekocht ſei; allein umſonſt, man mußte dem Vater warten, der in der Kirche war. Der Pfarrer hielt die Schulpredigt und die dauerte gewöhnlich länger als andere.

Mit verwunderten Blicken ſah man mich an, als ich mit dem Sonntagsrock am Leibe fortgehen wollte. Ich war ſonſt ſo treulich zu Hauſe, beſonders des Sonntags. Die Mutter wollte zu keifen anfangen, allein der Vater ſagte: Laß ihn doch laufen, verlaufen wird er kein Bauerngut. Der Schulmeiſter war bereits z'weg, und unterwegs erzählte er mir: er führe mich zu dem Schulmeiſter nach N, der eine gar große Schule habe und nicht mehr der Rüſtigſte ſei. Daher habe die Gemeinde ihm 10 Thaler verſprochen, wenn er einen Gehülfen anſtelle durch den Winter und ihm dann zu eſſen gebe und Herberge. Der Schulmeiſter hätte ſich dazu verſtanden, weil er müßte, und wolle es heute mit mir machen. Das Ding war mir doch nicht ganz recht ſo. Ich hatte mich ſelbſtſtändig gedacht, allein in einer Schulſtube; der dienſtbaren Verhältniſſe hatte ich ſatt. Ich muckelte meine Gedanken meinem Begleiter: Ich hätte lieber eine Schule allein für mich. Allein er ließ mir nichts daraus gehen, meinte, für den Anfang ſei das lange gut genug, ja ein wahres Glück für mich. Die erſten drei Jahre hätte er Schule gehalten um die Koſt und ein paar Schuhe, und nie ſei ihm mehr ſo wohl geweſen. Dawider konnte ich nichts ſagen, und wenn ich ſchon etwas geſagt hätte, ſo hätte es wenig geholfen: denn wenn der Schulmeiſter einmal etwas angefangen, ſo ſetzte er nicht ſobald ab, weder ein Glas noch ein Unternehmen.

Vor dem Schulhauſe ſitzend fanden wir das ſchulmeiſterliche Ehepaar, beide noch in beſtem Alter, ihn ſchwindſüchtig auf der Bruſt und häßig im Geſichte. Unſer Handel wurde nicht alſobald richtig. Er glaubte wahrſcheinlich, wir wüßten nichts von den 10 Thalern und bot zuerſt nur die Koſt, dann Thaler um Thaler nach, bis er endlich mit allen heraus mußte. Da jammerte er gar ſehr, wie übel es ihm gehe, und er hätte lieber einen Kleinern gehabt — ſo ein Großer möge gar viel eſſen. So gleichſam als Entſchädigung forderte er, daß ich in der Zwiſchenzeit ſein Knechtlein ſei, und mein Alter ſagte zu, ohne mich lange nach meiner Meinung zu fragen, und beſtimmte den Sonntag nach Martini zu meinem Antrittstage. Und nach eingenommenem Kaffee wanderten wir heim — er ſehr redſelig, ich ſehr ſchweigſam.

Zehntes Kapitel.

Der Abſchied.

Mir war bange. Die Leute, zu denen ich kommen ſollte, gefielen mir nicht, und daß ich nebenbei noch arbeiten ſollte, behagte mir auch nicht. Nicht daß ich die Zeit für etwas anderes, etwa für meine Fortbildung, zu gebrauchen gewußt hatte: wie ſollte damals einer, der beidweg leſen und ſchreiben und rechnen konnte (mit Ausnahme einiger großer Buchſtaben und einigen Bedenklichen beim Multipliziren und Dividiren) an Fortbildung gedacht haben! Fortbildung iſt ein ganz neu entdecktes Wort, und darum noch nicht von Allen begriffen, und von denen vielleicht am wenigſten,die es am meiſten gebrauchen. Aber am meiſten lag mir auf dem Herzen die Angſt: wie wegkommen von meinen Leuten! Was wird die Mutter ſagen, wie wird der Vater thun, wenn ſie es vernehmen? wer ſoll es ihnen ſagen? Während ich ſo ſann und faſt reuig ward, redete der Alte immer fort, aber was, weiß ich nicht. Endlich merkte er, daß ich nicht auf ihn achte und ein betrübt verblüfft Geſicht mache. Ich geſtund ihm meine Sorge. Er lachte dazu und meinte: freſſen werden ſie dich nicht, wenn's Prügel giebt, ſo wird es auch nicht das erſte Mal ſein — und dann haſt du um ſo mehr Recht fortzugehen. Noch heute mußt du es ihnen ſagen. Es macht ſich am beſten, es würde dir alle Tage ſchwerer werden. Wenn du heim kommſt, werden ſie mit dir aufbegehren — da wirf ihnen gleich den Bündel vor die Thüre. Aber Courage mußt du haben dazu, darum komm, wir wollen dort im Wirthshauſe eine Flaſche trinken — aus einer wurden zwei. Als ich ſie getrunken hatte, zitterte ich nicht mehr, mir bangte nicht mehr, gar aufrecht ſtund ich da, ſchief ſaß mir die Kappe auf einem Ohr, trutziglich ſchauten die Augen drein, und ſchalkhaft lachte der Alte und ſagte: ſo gefällſt du mir, gehe jetzt nur.

Es iſt kurios, wie der Menſch, in dem der Geiſt nicht eine beſondere Macht übt, ſich geſtaltet und gebehrdet bald ſo bald anders, je nachdem er etwas im Leibe hat oder auf demſelben. Das bedenken die Menſchen ſelten; ſind deswegen ſelten behutſam gegen ſich und billig gegen Andere. Luſtig iſt's, wenn der Weingeiſt im Leibe ſpukt, und ein ganz anderes Leben glüht auf. Aber eben weil man weder behutſam noch billig iſt, ſo beginnt er nur zu gerne Streiche, über denen, wenn der Geiſt ausgefahren iſt, der Leib blutet oder die Seele weint. Nun ſo arg ging es mir diesmal nicht, nur männlicher als ſonſt trat ich auf und zur Stube herein, wo alle eben noch Aepfel rüſteten. Es war Windſtille vor einem Sturm. Niemand dankte auf meinen Gruß, Niemand bot mir etwas an oder rührte ſich, um mir etwas Eſſen zu holen. Wahrſcheinlich hatte man von mir geredet, war böſe geworden über mein ungewohnt ſpätes Heimkommen, und wahrſcheinlich die am meiſten, die etwas hatten thun müſſen, was ſonſt mir oblag. Das machte mich böſe, war es doch erſt 8 Uhr, war es doch das erſte Mal, und kamen doch mein Vater, meine Schweſtern oft ſpäter heim, und Niemand hielt es ihnen vor und fanden immer was zu eſſen. Da mir Niemand das Eſſen anbot, Niemand etwas zu mir ſagte, protzte ich auf und wollte in meine Kammer gehen. Da platzte meine Mutter los: Das wäre luſtig, jetzt in's Neſt zu gehen, nachdem ich den ganzen Nachmittag verhudelt und ſie noch Alle rüſten müßten, damit ich z'Freſſe hätte! Kaum hatte die Mutter ihr Solo fertig, fiel der ganze Chor ein, ſogar der kleine Erbprinz ſchrie einen tüchtigen Diskant in den Baß des Vaters hinein. Nun blieb ich auch nicht ſtumm und begehrte auf, was ich konnte, und es hallte wider an den Wänden der Stube das Schelten. In einer Pauſe kam der in mir wohnende Geiſt noch gewaltiger über mich und ſchrie laut aus meinem

Entſchluß fort zu gehen und nicht mehr Aller Hund ſein zu wollen. Die Mutter ſchrie: Ich ſolle nur gehen, es wäre ihr ſchon lange recht geweſen. Der Vater meinte: ihm ſei es auch recht, nur Schade ſei es, daß ſo einen Lümmel Niemand werde nehmen wollen. Ich aber ward ſtille, nachdem ich meinen Entſchluß einmal heraus hatte. Das Höchſte, was meine Kraft vermochte, war gethan, und mit dem Heldenwort war auch der Heldengeiſt fort, und der da bleibende Ueberreſt war ordentlich erſchrocken über die vollbrachte Wagniß. Mich ärgerte nur, daß ihnen mein Weggehen ſo wenig mache, und daß der Vater ſo gar wenig Glauben an mich hätte, daß er meine, ich fände nirgends Platz. Am folgenden Morgen war ich gar fleißig am Webſtuhle, um das aufgeſpannte Stück noch fertig zu machen. Dies nahm männiglich für ein Zeichen der Reue über mein Aufbegehren und behandlte mich gar höhniſch und puckt. Nun fing ich an, meine Kleider zu muſtern, fand zerriſſene und beſchmutzte Wäſche, überhaupt meine ganze Garderobe in elendem Zuſtande.

Da ich von Wäſche redete, ſo könnte eine Herrenfrau vielleicht meinen, ich rede da von 5 — 6 Dutzend Hemden, dito Strümpfen, dito Nas- und Halstüchern. Nein, meine liebe Herrenfrau: Ich rede von 5 Hemden, 1 Paar wollenen Strümpfen ohne Hacken, 1 Halstuch und 2 Nastüchern. Das war alles, was ich hatte, und das Meiſte war noch ſehr ſchlecht. Die übrige Kleidung paßte dazu. Mich dünkte nun in meiner Einfalt, die Mutter könnte mir gar wohl flicken und waſchen, und der Vater wenigſtens Schuhe und wohl auch Strümpfe anſchaffen. So aufzuziehen in's neue Amt und zu fremden Leuten ſchämte ich mich.

Als die erſte Woche vorbei war und der Vater an einem Dienſtag nach Langenthal wandelte, brachte ich mein Anliegen vor. Potz, was vernahm ich wieder von allen Seiten und hatte dazu keinen Wein im Leibe. Von allen Seiten hieß man mich nur gehen, aber es ſei mir nicht Ernſt, ich wolle nur drohen, um neue Schuhe und neue

Strümpfe zu erhalten. Kleinmüthig nahm ich Alles hin und tröſtete mich damit, daß ich die beſchmutzten Hemden verkehrt anziehen und wohl noch vierzehn Tage tragen, Nastücher ſelbſt waſchen, und als Schulmeiſter mit meinen alten Holzſchuhen den Winter durchmachen könne. So ergab ich mich in mein Schickſal, ungewaſchen und ungeflickt aufziehen zu müſſen, packte am abgeredeten Sonntag Morgens meine Sachen zuſammen, und ſetzte mich ſonntäglich angezogen an den Tiſch. Die Mutter hatte dem Treiben verwundert zugeſehen, aber nichts geſagt; der Vater war nicht zu Hauſe und kam erſt, als wir beim Eſſen waren. Nachdem ich meinen Löffel am Tiſchtuch und den Mund am Aermel abgewiſcht hatte, ging ich hinauf in die Kammer, holte den Bündel herunter, ſtellte ihn glücklicherweiſe vor die Thür und ging hinein, Abſchied zu nehmen. Man hatte mich in den letzten Tagen ſo oft gehen heißen und ſich über mein Fortgehen ſo luſtig gemacht, daß ich wohl Erneuerung des Spottes erwartete, aber nichts anders. Den wollte ich ertragen und feſt hatte ich mir vorgenommen, ihnen nicht zu ſagen, wo ich hingehe, und daß ich ſchon einen Platz hätte. Sie ſollten mich alle Tage umſonſt zurück erwarten, ſollten von Tag zu Tag meinen Verdienſt mehr miſſen, von Tag zu Tag g'wundriger werden nach meinem Aufenthalt, und wenn er ihnen endlich bekannt würde, merken, daß ich es machen könne ohne ſie. So hatte ich es mir ausgedacht, das ſollte meine Rache ſein.

Ich ging alſo hinein und ſagte: jetzt will ich gehen. Behüt euch Gott und zürnet nicht.

Da drehten ſich alle Geſichter nach mir um, in ihren Augen fing es an zu ſprühen wie in Katzenaugen, und als ich der Mutter, die zu unterſt am Tiſch ſaß, die Hand geben wollte, ſchlug ſie mir ſie weg; die andern machten es eben ſo, und als ich zum Vater oben am Tiſche kam, donnerte mich der ganz unerwartet an: Das wäre ihm luſtig, wenn die Kinder, welche man mit großen Koſten auferzogen, ſobald man ſie etwas brauchen könnte, das Maul wiſchen und gehen wollten. Packe dich in den Keller und daß du mir nicht einen Fuß vor das Haus ſetzeſt. Verdutzt ſtund ich da, wußte nicht recht, wie das gemeint ſei, und ſagte endlich: es ſei mir Ernſt, ich wolle fort, ich könne ihnen doch nichts recht machen. Da ging grob und klein Geſchütz los. Der Vater ſprang auf, die Mutter ſchrie: gieb ihm, bis er genug hat, dem Lümmel. Aber ich wartete den Vater nicht ab, ſondern ſtürzte zur Thür hinaus, überrannte den kleinen Bruder, der mir ſie zuhalten wollte, ergriff meinen Bündel, und machte, daß ich den Vorſprung bekam. Der Vater lief mir nach bis in den Baumgarten, und ſich hoch und theuer verfluchend, er erwürge mich, ſobald er mich in die Hände kriege: er wolle zum Landvogt und ſehen, ob Kinder ſo fortlaufen könnten. So tobte der Vater und aus allen Schiebfenſterchen guckten Köpfe, gaben als Echo die Laute des Vaters wieder, und wenn dem der Athem ausging, ſo war, was die Mutter zuſetzte noch gräßlicher, als was der Vater ſagte.

Das war der Segen, den ich von Vater und Mutter erhielt, als ich ihr Haus verließ. Er brannte mich heiß auf dem Herzen, dieſer Segen; es lähmte meine Füße mir, dieſer Segen, ſie erſtarrten, wollten mich kaum weiter tragen. Ein einzig freundlich Wort, und ich wäre ſtille geſtanden, wäre umgekehrt, hätte an den Webſtuhl ruhig mich hingeſetzt und ſäße ruhig wahrſcheinlich heute noch dort. Aber es wollte nicht kommen dieſes freundliche Wort, und die immer noch ſchallenden Flüche ſchreckten die Füße weiter und weiter, während ſie das Blut im Herzen ſtocken ließen. Es ſchauderte mich durch und durch, und Adam und Eva kamen mir in Sinn, als ſie liefen vor des Engels flammendem Schwerte, und faſt wie Kain kam ich mir vor, den das Wort Mörder, das Gottes Hauch ohne Unterlaß durch ſeine Seele dringen ließ, unſtät über die Erde trieb. Aber endlich erſtarben die Flüche, ehe ſie mein Ohr erreichten, ſpurlos verrannen ſie in die Luft, das Blut löſte ſich wieder im Herzen, der Schrecken wich, dem Geiſte kam die Beſinnung wieder. Ich fühlte tief die Schreckniß, mit ſolchen elterlichen Verwünſchungen belaſtet in die Welt zu gehen. Aber gegen das Gefühl erhob ſich der Verſtand und wollte mir begreiflich machen, daß ich recht gehabt. Er rechnete mir vor, daß ich den Eltern wohl ſo viel verdient, als ich ſie gekoſtet, daß ſie mich ſchnöde behandelt und eigennützig, daß ich auf dieſe Weiſe zu Grunde gegangen wäre, und dieſe Behandlung mich aller Dankbarkeit enthoben hätte. Er zeigte mir, daß ich die Eltern früher geliebt und durch ſie ſelbſt um dieſe Liebe gebracht worden ſei. Er zeigte mir, daß je dankbarer, je unterwürfiger ich mich gezeigt hätte, deſto mehr ich mißbraucht werden wäre. Es zeigte mir dieses Alles der Verſtand; er bewies mir, daß er und ich recht, die Eltern unrecht hätten. Aber ein gewiſſes Brennen im Herzen konnte er nicht löſchen, ein tiefes Bangen nicht aus der Seele tilgen, ein Bangen vor den Wirkungen dieſes gräulichen Segens, vor den Wirkungen dieſes ſchauerlichen Begleiters, den Eltern an die Ferſen des Kindes geheftet. In Mark und Bein blieb mir dieſes Bangen, und als ich bei meinem neuen Meiſter über die Schwelle ſtrauchelte, und wo ich ſonſt noch ſtrauchelte im Leben, und wo ſonſt das Leben hart mich anſtieß, da hörte ich der Eltern Flüche wieder, und ihnen ſchrieb ich zu das Straucheln und die Stöße, und bangte vor noch tieferem Fallen, zermalmenderen Stößen, und nur Eines, das man ſpäter leſen wird, aber nicht der Verſtand, konnte mir reinigen von dieſem Eiter das Herz.

Iſt es aber doch nicht traurig, wenn man mit ſolch eiterndem Herzen die Eltern verlaſſen oder mit zerdrücktem Herzen bei ihnen untergehen muß!

Eilftes Kapitel.

Wie es mir als Schulmeiſter-Adjutanten erging.

Wie geſagt, ich ſtolperte über die Schwelle und plumpſte an die Thüre. Deswegen empfing mich der Schulmeiſter nicht ſehr freundlich. Ein ander Mal ſolle ich etwas manierlicher thun, ſagte er, ſonſt ſchieße ich ihm die Thüre ein. Während man mir eine Schüſſel mit Suppe auszueſſen gab, betrachtete die Schulmeiſterin mein Bündelchen und fragte: ob das meine Kleider alle ſeien? Da wurde ich roth bis über die Ohren, ſchämte mich und ſtotterte etwas. Mein Lebtag konnte ich nie lügen, daß es wie eine Wahrheit ausſah. Sie merkte die Wahrheit und fragte wieder: Es werde doch Alles gewaſchen ſein! Wieder Röthe und Stottern. Da zog ſie ein gar ſaures Geſicht und ſagte: Fremden Dreck mangelten ſie nicht, ſie hätten deren ſelber genug. Alle Wochen zu waſchen, dazu habe ſie auch nicht Luſt; ich könne ſehen, wie ich es mache.

Ja, das war eine Frau wie ein Reibeiſen oder wie ein Käsſchaber: es lag aber auch eine bedeutende Bürde auf ihr. Der Mann war kränklich, bildete ſich aber noch mehr Uebel ein, als er hatte, und machte die, welche er hatte, größer als ſie waren: verdökterlete, was er auf und anbringen mochte, und ſelten verging ein Tag, wo er nicht an der Wärme einen Haſen mit Medicin zu ſtehen hatte. Die Frau mußte dafür ſorgen, wenn man etwas anders als Medicin im Hauſe haben wollte. Sie ſchien durchaus unbarmherzig. Der Mann mochte huſten und keuchen, ſo nöthlich er wollte, ſie zeigte ihm kein Mitleiden: wenn es gut ging, ſo ſagte ſie: Es dünke ſie, er ſollte es einmal bleiben laſſen. War ſie aber üblerer Laune, ſo ſagte ſie ihm kurz und bündig: Wäre er nicht ſo faul, würde er mehr arbeiten, ſo wäre ihm auch wöhler.

Damals ſchien mir das gar hart zu ſein, es war noch härter als mein Vater gegen die Mutter war. Spätere Erfahrungen aber haben mich belehrt, daß Noth reſolutere Weiber ſo bilden muß, und daß ein Mann, der nur immer an ſich denkt und jeden Athemzug kritiſch unterſucht, eine Frau faſt die Wände auftreiben, ihr endlich jedes Mitleiden nehmen und den Glauben beibringen muß, ſeine vorgegebenen Uebel ſeien entweder gar keine oder zehnmal kleiner als er ſie mache. Wo Geld genug iſt, wird nur die Geduld auf die Probe geſetzt; wo das aber mangelt, da wird, während das Eine Medicin trinkt, dem Andern das ganze Gemüth verſäuret.

So war mein Empfang kein freundlicher und unfreundlich blieb der ganze Abend. Abgebrochenes fragte man mich, und in der Betonung jeglichen Wortes lag der Vorwurf: Ich ſei ein unwillkommener, aufgedrungener Gaſt. Endlich wurde ich in die Kammer zum Schlafen gewieſen, die ich mit der fünfzehnjährigen Tochter theilen mußte; ein Mädchen, deſſen Zunge ſpitzig, deſſen Augen küſtern waren. Ach, zum erſten Mal in meinem Leben ſchlief ich unter fremdem Dach neben fremden Menſchen. Da zog ſich mir die Bruſt gar enge zuſammen, und gerne wäre ich wieder daheim geweſen. Ach, es iſt doch noch viel leichter, bei unfreundlichen Eltern zu wohnen in der heimiſchen Umgebung, als bei unfreundlichen unbekannten Menſchen in einem fremden Hauſe in unbekanntem Dorfe!

Am andern Morgen war noch keine Schule. Die Schulmeiſterin hatte erklärt, ehe ſie die Schule anfangen laſſe, müſſen erſt die Rüben heimgemacht und ihre wenigen Garben gedreſchen ſein, ſie wolle nicht Alles alleine machen, ſie freſſe auch nicht Alles alleine, und wer ihr bei dem Einen helfe, müſſe auch helfen beim Andern. Dann mußte noch die Schulſtube ausgeräumt werden. Das war ein ſchweres Werk. Sie hatte den Sommer über zur Vorraths- und Plunderkammer gedient. In ihr war Obſt aufgeſchüttet worden, die Spinnräder ſtunden darin, und Flachs und Hanf ganze Haufen. Die Stube war nicht viel größer als eine gewöhnliche Bauernſtube, und über 200 Kinder ſollte ſie faſſen. In der Stube waren vier Tiſche. Der größte ging quer durch die Stube, zwei andere den Wänden nach, der vierte ſtund beim Ofen. Drei Tiſche waren drei Fuß breit, der vierte ein Tiſchlein, wo an jeder Seite ein Kind ſitzen konnte.

Die Fenſter waren rund, glitzerten in allen Farben, waren ſeit Jahren nicht gewaſchen, ich glaube nicht, daß man eines herausnehmen konnte. Fenſter und Vorfenſter blieben Sommer und Winter ſtehen, unveränderlich, ſchmutzig und dunkel. Das ganze Haus entſprach den Fenſtern, war klein und ſchmutzig, ein Bild unaufgehaltener aber unmerklich fortſchreitender Vergänglichkeit. Nur daran merkte man ſie, daß Jahr für Jahr die Dachbänder ſichtbarer wurden, und ein Fetzen Stroh mehr aus dem Rande des Daches heraushing. Und wie ein unantaſtbares Heiligthum hielten die Bauern dieſes Haus. Da war keiner, der Hand angelegt hätte oder geſorget, daß man mit einigen Strohbunden das Dach erneuere, die Schulmeiſterin mochte aufbegehren wie ſie wollte. Ja als ihr einmal eine Ziege erfror in dem durchſichtigen Ställchen und ſie die ganze Gemeinde verantwortlich machen wollte für dieſen Schaden, gab man ihr kaltblütig die Antwort: Sie ſolle nur machen, was ſie könne. Aber ſie ſelbſt ſei Schuld daran, warum ſie es zwingen wolle, im Winter Ziegen zu halten, der frühere Schulmeiſter hätte im Winter auch keine gehabt. Darum blieb auch der Ofen neben, halb ſo groß wie die Stube, aus Steinen aufgeführt, die faſt 10 Zoll dick, aber geſpalten waren über und über, ſo daß manchmal das Feuer g'wunderig in die Stube hineinguckte und der Rauch luſtig wirbelnd durch die Riſſe drang, ſo daß man füglich Schinken und Würſte hätte räuchern können in derſelben. Darum hatte der Stubenboden auch Löcher, daß es eine Kunſt brauchte, die Tiſche zu ſtellen, und mancher Holzſchuh blieb ſtecken, daß der Schulmeiſter das Kind löſen mußte aus dieſer Falle. Darum ging es auch lange, bis die Schulſtube ausgeputzt und die Aepfel und Erdäpfel aus allen dieſen Löchern zur Zufriedenheit der Schulmeiſterin heraus geleſen waren.

Endlich war die Stube rein, und es ſchneite der Himmel ein gar herrliches Schulwetter. Da ſandte man mich durch das Dorf, um zu ſagen, daß morgen Schule ſei und zugleich dem Seckelmeiſter anzuhalten, daß er doch Reisbündel zur Heizung des Schulofens herbeiſchaffen laſſe, indem gar keine mehr da ſeien. Es weiß nämlich jeder Bauer ſehr wohl, daß man mit dürrem Holz beſſer heizen kann, minder braucht, die Ofen weniger verderbt als mit grünem; derowegen hat auch jeder halbwitzige Bauer dürres Holz beim Hauſe und das ſeit Urvaters Zeit. Aber eben ſo lange iſt es Sitte an vielen Orten, daß man dem Schulmeiſter nicht nur grüne Reisbündel liefert zu plötzlichem Gebrauch, ſondern daß man ſie erſt mitten im Winter macht und ſie ihm liefert voll Eis und Schnee. Und weil man das lange vor dem Großätti ſo gehalten, ſo brächte man mit aller Gewalt nicht von dieſem Gebrauch ab. Der Schulmeiſter muß ſeine Reisbündel halb Holz halb Eis haben, und wenn er dagegen aufbegehrt, ſo heißt es: Man könne nicht begreifen, was er immer zu räſonniren habe, die Andern hätten heizen können, warum er es nicht auch könne und warum er etwas apartiges wolle! O wie das dann herrlich iſt, wenn man um fünf Uhr aufſtehen muß und anfeuern bis um ſechs, und zwei Bündel brauchen um drei andere zu verbrennen, und wie das dann raucht, ſo ſchön dick und ſchwarz, wie wenn man eine Rente brennt. Wie dann das Waſſer in dem Ofen herum läuft, daß die Bündel halb ſchwimmen und im Hausgang herum, daß die Kinder Fußwaſſer kriegen, und wie es dann ſo feucht heiß riecht und dampft in der Stube, daß man zweimal ziehen muß, um einmal Athem zu bekommen!

Ich mußte meinen Auftrag ausführen, ſo ungern ich es that, denn ich war ſehr ſchüchtern. Der Seckelmeiſter ſagte mir: Er könne mir wahrhaftig nicht ſobald Holz verſprechen, aber wenn er ausgedroſchen habe, wolle er ſeine Knechte in den Wald ſchicken. Unterdeſſen könne ich ſeinen Zaun, der nicht weit hinter dem Schulhaus ſei, abholzen und Reisbündel machen. Zwiſchen der Schule möge es ſchon viel ergeben, auch könne der Alte hie und da einen halben Tag alleine Schule halten. An den andern Orten ſah man mich g'wundrig an, wie ein fremdes Thier. Bei einem einzigen Hauſe hieß man mich in die Stube kommen, um Bekanntſchaft zu machen mit einem kleinen Knaben, der den Schulmeiſter gar fürchte und nicht mehr zu ihm wolle. Ich gebehrdete mich ſo freundlich als möglich und gewann glücklich des Kindes Wohlgewogenheit. Zu Hauſe ſollte ich Auskunft geben über jede mir begegnete Miene, und man war gar glücklich, daß ich nur an einem Ort in die Stube gerufen wurde, doch über die, welche es gethan, fiel manche ſpitzige Rede.

Der folgende Tag brachte nicht viel Kinder in die Schule, kaum ein Dutzend kleinere. Mit dieſen ließ mich der Schulmeiſter ſechten Vormittag und Nachmittag und machte den Schulrodel z'weg. „Mir gefiel das Schulhalten beſſer, als das Reisbündel machen, ich hatte gar kurze Zeit dabei. Ein halber Tag ging mir vorbei, wie ein Augenblick. Ich lehrte ohne Unterlaß mit den Kindern, und was wir trieben, war mir wieder neu und heimelete mich doch. Faſt bei jedem Wort kam mir eine Geſchichte oder ein Spaß in Sinn, der ſich in Bezug auf dieſes Wort oder als ich es gerade lernte, zugetragen. Das lächerte mich zuweilen, und da fanden die Kinder, daß ich gar ein Lächerlich ſei und faßten Zutrauen zu mir. Neues trieben wir natürlich nichts mit einander. Es wurde buchſtabirt und geleſen, auswendig gelernt und aufgeſagt, und das an einem Tage wie am andern.

Die Kinder mehrten ſich von Tag zu Tag, doch füllten ſie die Stube noch lange nicht, und Schulmeiſters wunderten ſich doch, daß ſchon ſo viele kämen; das müſſe der G'wunder machen, meinten ſie. Ich aber meinte es nicht ſo. Ich meinte, das geſchehe, weil die Kinder mich liebten und gar viel bei mir lernten, denn ich war gar fleißig immer auf den Beinen, und beim Auswendigſagen wartete ich recht geduldig, wenn ſie ſtecken blieben, bis ſie das Vergeſſene von Andern gehört oder im Buche nachgeſehen hatten.

Den Stock hatte ich freilich immer in der Hand, aber ich drohte nur damit, führte die Drohung nie aus. Es war ein gewaltiges Sehnen in mir, geliebt und gerühmt zu werden; war ich doch ſchon ſo viel gehaßt und geſcholten worden! Und bei den kleinern Kindern — die größern mußten noch dreſchen — kam ich mit der Liebe recht ordentlich durch. Freilich lärmte es tüchtig an allen Tiſchen, außer an dem, an welchem ich eben war; aber deſſen war ich gewohnt und meinte, es müſſe ſo ſein. Da hörte ich eines Morgens früh, während ich heizte, und vor dem erſtickenden Qualm in die Küche geflüchtet war, die an des Schulmeiſters Stube ſtieß, die Frau mit dem Manne aufbegehren, daß er gar nicht in die Schule gehe, und mich darin ſchalten und walten laſſe. Des Metzgers Frau habe geſtern gefragt: Was ſie doch für ein freundliches Knechtli hätten, die Kinder kämen gar gerne in die Schule und rühmten es gar ſehr daheim, es dünke ſie, ſie hätten keinen Winter ſo viel gelernt. Das dürfe er nicht ſo geben laſſen, ſonſt beiße ich ihn ganz aus und dann könne er den Stecken am dreckigen Ort nehmen. Nach dieſem beſondern Eingang folgte dann die allgemeine Predigt über ſeine Faulheit, und daß kein Nichtsnutzigerer auf dem ganzen Erdboden ſei als er; denn ſonſt brauchte er keinen Schnuderbueb, den alle Leute rühmten. Er begehrte auch auf und meinte: das werde ſich bald zeigen, wer minder tauge, er oder ich. Er fürchte keinen im ganzen Canton. Schon vor 20 Jahren hätte ihm einmal der Landvogt geſagt, ſo einen Vornirten, wie er ſei, gebe es in der ganzen Welt nicht. Und das wolle doch, ſo Gott wolle, noch was ſagen, wo ſo ein Landvogt ſage.

Man glaubt nicht, wie wohl mir dieſes Geſpräch der beiden Eheleute that. Ich war ſeit meinem erſten Ausgang noch zu keinem Menſchen gekommen, es war das erſte Lob, das ich vernahm, darum erquickte es mich ſo. Ich war überzeugt, daß wenn mich der Landvogt kennte, er mich für den noch Vornirteren halten würde. Ach, wenn er mich doch kennte! ſeufzte ich oft. Von dieſem Tage her fing ich an zu glauben, ich ſei doch etwas, und gewöhnte mir im Gehen die Manöver mit dem Rücken an, die mein Fraueli mir gar gerne abgewöhnen möchte, weil ſie ſagt, ſie hätte ſchon Kinder geſehen, die mich verſpotteten, und ich gefiele ihr noch einmal ſo wohl, wenn ich ſchön ſittſam grad auf ginge.

Häßig kam der Schulmeiſter in die Schule und betete ſelbſt, d. h. er ſchnauzte den lieben Gott gar gewaltig an. Dann ſprach er, er werde ſelbſt h'hören müſſen, wenn's was nuz geben ſolle. Ich ſtund ganz kaput da und wußte nicht, was anfangen, da fuhr er mich an: Ob er mir den Lohn gebe und mich füttere, daß ich da ſtehe und öblaße! Ob ich mich für einen Schulmeiſter ausgeben wolle, und nicht wüßte, was ich in einer Schule zu thun hätte! Ob ich nicht ſehe, daß Buchſtabirer genug da ſeien, um mit ihnen zu lehren! Würde ich das eheliche Geſpräch nicht gehört haben, ſo hätte mich dieſes Betragen allerdings geſchmerzt. Allein nun war der Satan in mich gefahren, ein Feuerfunken war gefallen in das in mir liegende Pulverfaß der Eitelkeit, und die flatterte nach allen Seiten empor. Freilich durfte ich nicht aufbegehren, es lag nicht in meiner Natur, und damals war es noch nicht Mode, daß man gegen ſeine Obern gleich den Kamm ſtellte. Aber ich lächelte ſpöttiſch. Und wenn ein Kind ausgeſchimpft worden war aus bloßer böſer Laune, und dann hinter des Alten Rücken mich ſchnippiſch anſah, ſo machte ich ihm auch ein ſchnippiſches Zeichen. Zwiſchendurch war ich recht fleißig auf dem mir angewieſenen Poſten, und war noch einmal ſo freundlich als ſonſt. Wollte der Schulmeiſter mich durchthun mit ſeiner Oberherrlichkeit, ſo verſuchte ich das Gleiche gegen ihn in meiner Untergebenheit. Sobald einer, der die Gewalt hat, den Weg meines Schulmeiſters einſchlägt, um ſein Anſehen zu bewahren, und einem, der unter ihm ſteht, ſein Anſehen zu nehmen, ſo hat der Letztere, wenn er mit Lieblichkeit und Nachſicht ficht, gewonnenes Spiel. Man ſieht Manchen, der in Nachläſſigkeit und Unordnung alt geworden, ſich dem jungen Mann entgegen ſetzen, der des Alten Fehler verbeſſern, gut machen will; ſieht den alten Mann mit Schmeicheln und Wädelen die Leute zu bethören ſuchen, und das mit großem Glück. Aber das iſt wohl das größte Unglück für die Menge, wenn zwei, die über ihr ſtehen in Amt und Pflicht, mit den gleichen Waffen gegen einander kämpfen und einer den Andern ausſtechen will, durch Lieblichkeit und Gelindigkeit, ſich gegenſeitig überbietend mit dem Haſchen nach der Unverſtändigen Gunſt. Dann iſt der Teufel los, alle thun, was ſie wollen, nur die nicht, welche zu befehlen haben, die ſind der Andern niederträchtige Knechte. Dann gute Nacht Ordnung und Sitte. Es iſt beides böſe, aber für die Menſchheit das letztere noch in weit höherem Grade. Dieſe wahren Wahrnehmungen möchte ich Regenten, Lehrern, Eltern ſchreiben mit glühendem Griffel in's Herz hinein.

So plagte mich der Schulmeiſter in der Schule, und plagte mich immer mehr. Ich konnte ihm weder recht buchſtabiren noch recht leſen, am wenigſten ſingen. Beim Leſen und Buchſtabiren konnte ich ihm die Selbſtlauter und Endſylben nie lang genug ausſprechen, er wollte ſie haben mit Stielen ſo lang wie Rattenſchwänze. Beim Singen warf er mir vor, ich verſtöre ihn ganz. Jeder von uns wollte es ſchöner machen, d. h. jeder ſuchte den andern zu überſchreien, bis wir kühroth wurden im Geſicht. Dann befiel ihn der Huſten und er mußte aufhören. So verſtörte ich ihn allerdings. Am meiſten begehrte er auf, wenn ich zu dem kleinen Tiſchchen mich nahte, zunächſt beim Ofen, wo nach dem Neujahr drei oder vier zu ſchreiben anfingen. Vom Rechnen war keine Rede. Ich konnte mich ſelten enthalten zu zeigen, daß ich auch ſchreiben könne, und deutete mit dem Finger, wie dieſer oder jener Buchſtabe eine Beugung haben ſollte. Da begehrte dann der Alte läſterlich auf. Einer, der das Gedruckte nicht könne, ſolle ſich nicht ſtellen, als kenne er Geſchriebenes. So ging es in der Schule, aber nebenbei wohl noch ſchlimmer. Freilich konnte der Schulmeiſter gewöhnlich nach der Schule nicht mehr reden, trank Medicin und zog ein ſchauerlich Geſicht. Aber ſeine Frau löſte ihn ritterlich ab, und wußte ſo ſcharf und derb zu ſticheln, daß ſie mir das Eſſen richtig verpfefferte. Ihr war nichts zu gering mir aufzurupfen. Sie fragte mich alle Tage: wie ich heute das Hemd anhabe, und wie viel noch an meinen Strümpfen ſei! Sie ſchimpfte über mein Heizen, noch nie ſei es ſo wenig warm geweſen, noch nie ſo viel Holz gebraucht worden. Sie hielt dem Mann vor: Er könne zuſehen, was er mache, die Leute klagten gar bitterlich, es ſei noch nie ſo ſchlecht in der Schule gegangen, die Kinder lernten in Gottes Namen nichts, beſonders die Kleinen; die und die hättens rund weg erklärt, ſie wollten ſie gar nicht mehr ſchicken.

Zudem war das Eſſen noch gründlich ſchlecht, und von allen den Dingen, welche in's Haus flogen, erhielt ich nichts, die wurden in der Zwiſchenzeit gegeſſen. Ich roch ſie wohl, damit mußte ich mich begnügen.

Die Kinder merkten auf der Stelle dieſes Verhältniß, und ich dauerte ſie, denn ſie ſahen wohl, daß ich es gut mit ihnen meinte. Sie erzählten ſolche Dinge zu Hauſe, erweckten Mitleiden mit mir, und erhielten den Auftrag, mich zu ihnen einzuladen zum Abendſitz. Und wenn ich Reisbündel machte oder miſtete, ſo ſtellte ſich wohl ein Hausvater bei mir, ſobald er Niemand von Schulmeiſters ſah, rühmte mich und lud mich ein. Natürlich nahm ich Alles für baar Geld, und merkte nicht, daß mit dem Mitleiden auch die Hoffnung ſich paarte, bequemlich über Schulmeiſters vernehmen zu können, was man wollte. Wer will es mir verübeln, wenn es mich bei allen Haaren hinzog zu den Leuten! Es war mir ſicher nicht nur wegen deſſen, was ſie mir aufſtellen mochten, ſondern es war ein wahrer Hunger und Durſt, mich ungeſtört rühmen und preiſen zu hören nach allem dem Schelten, das ich ausſtehen mußte. Es war vielleicht auch im Hintergrunde der Trieb, mich über Schulmeiſters auszuſprechen, über ſie klagen zu können, der mich nach Leuten hungrig ſein ließ. O man klagt gar gerne über ſeine Nächſten, man klagt Fremden auf der Straße über ſie, wenn man niemand Bekanntes findet. Und doch wird jeder böſe, wenn er hört, daß ein Anderer auch gethan, was er alle Tage thut, daß er über ihn geklagt habe. Dieſe Klagen ſagen uns, daß unſer Herz ſich fort und fort mit den kleinen Beleidigungen und Hintenanſetzungen beſchäftigt, welche wir von Andern erlitten zu haben wähnen. Darum wird es voll davon, unſer kleines enges Herz, und darum läuft auch der Mund über.

Dieſen Einladungen zu entſprechen ward mir gar ſchwer gemacht. Man hatte mir beſtändig etwas zu thun. Ich mußte haſpeln und gewöhnlich ganz allein Speiſe rüſten für den ſolgenden Tag, indem der Alte nichts that, und Mutter ſammt Tochter ſpannen. Selbſt des Sonntags wußte man mich anzubinden durch allerlei Plackereien. Allein der Trieb war doch zu ſtark in mir und überwand die Unterthänigkeit und die Angſt, ausgebunzt zu werden.

Eines Abends, als ich die Ziegen abgefüttert hatte, machte ich mich fort, dem Hauſe zu, wo man mich am meiſten eingeladen hatte, wo der Knabe war, der Anfangs nicht in die Schule wollte und jetzt nicht daheim zu behalten war. Gar freundlich wurde ich aufgenommen, alſobald ſtellte man mir Eſſen und Trinken auf, und rühmte mich nun, während ich aß, gar meiſterlich. Ach, beides that mir ſo wohl! Als dieſer Stoff zu verſiegen begann, ſprang man über auf den Lärm, den mir z'Schulmeiſters machen und erzählte mir, was ſie Alles über mich geſagt hätten: aber Niemand glaube es ihnen. Die Frau ſei bekannt als die böſeſte und Jedermann haſſe ſie. Aber man habe ſie zu fürchten; denn wem ſie nicht wohl wolle, dem Gnade Gott. Ach, das machte mir wohl, mir ging der Mund auch auf, und ich erzählte nun auch Alles, was ich als Hausgenoſſe wahrgenommen, und wie es mir der Schulmeiſter in der Schule mache, und wie ich die Kinder ganz anders lehren wollte, wenn ich es machen könnte, wie ich wollte, und rühmte mich ſelbſt nicht wenig. So verging uns der Abend gar kurzweilig, ich hatte all mein Leid vergeſſen. Aber wie erſchrak ich, als es zehne ſchlug. Nun gedachte ich an's Ende des Liedes, an den Empfang daheim, es wollte mich faſt ſchlottern. Da drückten mir die guten Leute noch einen Fünfbätzler in die Hand für meine Mühe. Das ermuthigte mich wieder, konnte ich doch meine Hemden waſchen laſſen. Ueberhaupt iſt ein Mann, der fünf Batzen im Sack hat, ſchon ein ganz anderer Mann als der, der höchſtens Broſamen darin hat. Die fünf Batzen erhielten mich mannlich, auch ging es mir ſo übel nicht, als ich mir vorgeſtellt hatte vom väterlichen Hauſe her. Ich wurde weder mit allen Schimpfnamen belegt noch geſtoßen; war ich nicht ihr Bub, ſondern ein halber Schulmeiſter. Man brummte und ſtichelte freilich, und beſonders am Morgen, als mir die Erdäpfelſuppe nicht beſonders rutſchen wollte. Ich werde von geſtern noch genug haben, meinte man, Ammans hätten immer Vorrath zum Aufwarten, aber deſto weniger für die Boten; die müßten ſchwarzen Hunger leiden. Es wäre beſſer, ſie würden denen recht z'freſſen geben, die es verdienten, als fremden Strolchen, die ſie nichts angingen. Aber das ſeien auch die falſcheſten Leute von der Welt, vorwärts könnten ſie einem flattiren, wie wenn ſie lauter Seide und Sammet wären, um dann hinterrücks deſto wüſter über einen zu thun. Das ſeien eben die, welche am meiſten über mich ſchimpften, und erſt vorgeſtern habe die Frau geſagt: Es ſei eine Schande für das ganze Dorf, daß ſie einen Schulmeiſter hätten, dem das Hemd zu den Hoſen heraus guckte.

Das ſtach mich verzweifelt in die Naſe, daß man mir den Ruhm, den ich, wie ſie ſich wohl denken konnten, erhalten hatte, ſo zu Waſſer machen wollte. Ich wollte zeigen, daß man mich nicht ſo leicht überreden könne, und daß ich es gut wiſſe, wie die Leute es eigentlich meinten. Ich beging daher die Unbeſonnenheit und zog meine fünf Batzen, denen ich [illegible] den ganzen Morgen im Hoſenſack flattirt hatte, hervor und ſagte: He, ſo böſe über mich werden ſie nicht ſein, ſie hätten mir ſonſt nicht dieſen da gegeben. Potz Wetter! was gab das für ſechs Augen um die Erdäpfelſuppe herum, wie funkelten ſie ſo gräulich, grün und gelb. Das ging ihnen in's Fleiſch.

Von da an behagte mir das Abendſitzen gar ſehr und trug mir manchmal etwas ein. Wie die Alte es machte, daß ſie allemal vernahm, wo ich geweſen, weiß ich nicht, aber allemal nahm ſie dann die aufs Korn und zerſetzte ſie mit der Zunge durch und durch, mit der Ermahnung, daß ich es doch wieder ſagen ſollte. Was doch ſo eine Frau für einen Kopf haben muß, ſo alles Läſterliche und Böſe, das in zwei, drei Gemeinden ſich zugetragen hat, im Kopf behalten und bei jeder Gelegenheit an den Fingern herzählen zu können, ohne daß ein Tüpflein daran fehlt. Was doch ſo eine Frau für einen Kopf haben muß, daß ſie im Stande iſt, zu dem, was ſie weiß und was geſchehen iſt, noch zehnmal ſo viel zu erſinnen, und aus jeder geſehenen Mücke einen Elephanten zu machen, und das alles ſo in einander zu kneten, daß keine Seele unterſcheiden kann, was wahr, was falſch iſt, und ſie ſelbſt am allerwenigſten! Ja, das müſſen Köpfe ſein! Und kurios iſts, daß gar viele Mädchen, denen man in der Schule keine beſondere Gaben anmerkte, als Weiber ſolche Köpfe kriegen.

Von den erhaltenen Ermahnungen das Gehörte wieder zu ſagen, machte ich nicht ſelten Gebrauch. Es geſchah nicht aus Bosheit; aber wenn mir die Leute ſagten, wie die Schulmeiſterin mich allenthalben verbrülle, ſo gehörte wahrlich mehr Verſtand dazu, als ich beſaß, zu ſchweigen, ſondern ich platzte los, und die Leute konnten von mir vernehmen nicht nur alles was ſie ſelbſt betraf, ſondern auch was über die andern geſagt wurde.

Ich wurde, ohne daß ich es ſelbſt wußte, eine förmliche Dorfbaſe, eine harmloſe freilich, aber doch eine ſchädliche. Klatſchereien ohne Zahl entſtunden und giftige Streitigkeiten. Was ich in einem Hauſe erzählte, wurde in ein anderes getragen, verkehrt, und ſo von Haus zu Haus und immer verkehrter, und die Worte bald dieſem, bald jenem in den Mund gelegt, je nachdem es dem Erzähler komod war. Es verging kein Tag, daß die Schulmeiſterin nicht Streit hatte, aber andere Weiber ebenfalls, und die Männer wurden ganz ſturm von den Klagen ihrer Weiber, was ſie alles leiden müßten. Aber auch ich mußte büßen, wie billig.

Nicht nur wurde ich zu Hauſe täglich ausgeſchimpft, und ſogar in der Schule ſelbſt vor den Kindern mußte ich von Verläumdern und Streitmachern hören, ſondern auch in vielen Häuſern wurde ich unwerth, und die Männer brummten oft, wenn die Weiber mich in Zug brachten: Sie hätten des Geſchwätzes bald genug und wollten lieber etwas anderes hören. Am Ende mußte ich gar noch zum Pfarrer, dem der Schulmeiſter mich verklagt hatte. Der las mir nun ein Kapitel, daß mir faſt übel wurde, ohne weiter nach meiner

Vertheidigung zu fragen. Das hätte freilich nicht viel genützt, denn ich war kein Redner im ordinäri Zuſtand, geſchweige dann, wenn ich vor Jemand zitterte. Und was hätte ich eigentlich ſagen ſollen, als daß ich es nicht böſe gemeint. Endlich ſchlich der Winter vorüber. Am Examen wurde mir noch ein tüchtiger Zuſpruch zu Theil, und nachdem ich meine 10 Thaler mit Mühe erhalten und von der Schulmeiſterin ein paar kräftige Segensworte auf den Weg, ſchüttelte ich den Staub von den Füßen und verließ den Ort, wo ich Vieles erlebt aber nichts erfahren hatte. Denn um Erfahrungen zu machen, bedarf es der Weisheit, und von der hatte ich noch keinen Anfang.

Zwölftes Kapitel.

Ich ſuche Brot und finde — endlich.

Fertig war ich geworden alſo und eigentlich froh, bei Schulmeiſters weg zu kommen; aber es ärgerte mich doch, daß die Leute nicht nöthlicher thaten, daß ich fortgehe, daß ſie mir nicht dringender anhielten wieder zu kommen im Herbſt, ja, daß mir kein Bauer das Anerbieten machte, mich bei ihm zu behalten, bis die Schule wieder angehe. Es hätte mich gar ſehr gefreut, den Spröden und Wichtigen ſpielen zu können. Ich fand, daß die Welt eine gar undankbare ſei, und beſonders die Bauern in dieſem Dorfe. So viel glaubte ich an ihnen gethan zu haben, und ſo kalt ließen ſie mich ziehen. Aber, dachte ich mir zum Troſte, ſie werden es noch erfahren, wen ſie an dir gehabt haben, ſo einen wie du bekommen ſie keinen mehr. Es nahm mich nur Wunder, wie ſie es werden machen können ohne mich, und wie es auch gehen werde, wenn ich fort ſei! So dachte ich, als ich mein Bündelchen zum Dorfe hinaus trug. Es war nicht größer geworden und die Hemden noch böſer, als ſie geweſen, aber doch waren ſie gewaſchen und ein Halstuch und ein Paar Schuhe hatte ich mir angeſchafft aus den Trinkgeldern. Ein alter Bauer, dem ich außer dem Dorfe begegnete, meinte, nachdem er mich von oben bis unten ſcharf angeſehen, und wahrſcheinlich die Neuigkeiten an mir bemerkt hatte: Es werde mir doch leid thun, von ihnen weg zu kommen, denn ich hätte mich bei ihnen ſchon viel bereichert. Es iſt wahrhaftig lächerlich, wie ſie faſt allemal, wenn ein Beamteter oder ſonſt bei ihnen Angeſeſſener fortzieht, alle Stücklein zu holen, die er mit fort nimmt, ſich dann brüſten und ſagen: nichts hat er gehabt, als er kam, und jetzt, was er nicht Alles hat!

Ich trabte meinen Weg fort und vergaß meinen doppelten Aerger über dem Geklimper der 10 Thaler im Hoſenſack. So viel Geld beiſammen hatte ich wohl ſchon von weitem geſehen, aber noch nie ganz nahe, geſchweige denn im Hoſenſack gehabt. So viel im Sack, ſo wenig im Bündel am Rücken, ſo Schlechtes am Leibe, man denke, was einer da denkt. Eine ganz neue Kleidung ſchwebte mir vor Augen, doch dieſe ließ ich einſtweilen bloß in Ausſicht ſtehen und nahm mir den Kauf von einem Dutzend Hemden vor und von zwei Paar leinenen Strümpfen. Ohne Strümpfe auch am Sonntage zu ſein, ſchien mir nicht mehr anſtändig für mich, und ich fürchtete die wollenen, die ich den ganzen Winter durch ununterbrochen getragen hatte, möchten im Sommer mich anfangen zu beißen. O wie freute ich mich über dieſe Herrlichkeiten alle und über die Möglichkeit, künftig die Hemden immer den rechten Weg tragen zu können. Ich war ein Weberbub und ein Schulmeiſter, aber meine 10 Thaler mit meinen Projekten vergleichen und überſchlagen, was ein jedes koſte und wie viel alles zuſammen — das vermochte ich nicht. Ich wußte nicht, was die Elle irgend eines Tuches koſte, ſo viele ich auch gewoben hatte, und wußte noch viel weniger, wie viel Ellen irgend ein Kleidungsſtück brauche. Das wird mancher Landesvater, der alles kennt, nur das Land nicht, in dem er wohnt, nicht glauben, daß dieſes möglich geweſen ſei.

So wanderte ich ſinnend und wohlgemuth wieder dem alten Schulmeiſter zu, damit er mir zu etwas verhelfe oder rathe, was ich vorzunehmen hätte. Ich ſelbſt hatte gar nicht darüber nachgedacht, ſondern es als ausgemacht betrachtet, daß ich mich nicht darum zu bekümmern habe, ſondern daß das des Alten Sache ſei.

Dieſer ſaß gerade an ſeiner Schnitzbank im Schopf und flickte einen alten Kübel, als ich zu ihm kam. Er freute ſich mich zu ſehen, fragte Allerlei, und endlich auch: Ich werde wieder zu meinem Alten wollen, daß ich die Kleider bei mir habe! Wie aber der Alte erſchrak, als er hörte, daß ich daran nur nicht von Ferne gedacht und um kein Geld in der Welt mehr zu ihnen dürfe, ſondern daß ich zu ihm käme, damit er mir an einem andern Ort z'weg helfe und unterdeſſen bei ihm zu bleiben. Daraus könne nichts werden, ſagte er. Er hätte ſich ſchon manchmal vorgenommen, ſich um niemand zu bekümmern, als um ihn ſelber, man habe immer Verdruß davon, wenn man einem helfen wolle. Von mir hätte er z'Tüfels Verdruß gehabt. Meine Alten hätten es natürlich bemerkt, daß wir etwas mit einander hätten, da ich ſo dumm gethan, daß er in den Webkeller habe kommen müſſen. Auf weitere Nachfragen hätten ſie vernommen, daß er mit mir fort geweſen ſei, und wahrſcheinlich den Platz geſucht hätte. Nun ſei meine Mutter zu ihm gekommen und hätte ihm alle Schande geſagt: Seelenverkäufer, Kinderſchelm, kurz Alles, was ſich erdenken läßt. Das hätte er ausgeſtanden meinethalb und genug daran. Es wüßte kein Menſch, wie es ihm ginge, wenn er mich bei ſich hätte. Ich bat ihn der tuſig Gotteswille, mich nicht zu verſtoßen, zu den Eltern ginge ich um kein Geld der Welt. Nachdem ſie mich halb todt geſchlagen, müßte ich mein Geldlein dargeben und hätte dann hinten und vornen gleich viel. Ich ließ nicht nach mit Bitten und Betteln, bis er mir eine Nacht zugeſtund, und unterdeſſen könnten wir Kriegsrath halten. Er mußte gar lachen über die Schulmeiſterin, und drohte ſeiner Alten, wie er ſie übers Knie nehmen wollte, wenn ſie es ihm ſo machte. Der gute Alte merkte nicht, daß auch er gepantoffelt wurde, nur auf andere Weiſe. Wir wurden räthig, ich ſolle den Sommer über um Arbeit aus, Schule ſei doch nirgend. Bis im Herbſt zeige ſich dann ſchon etwas, meinte der Alte, Vögel wie ich ſeien rar und fänden immer ein Unterkommen.

Ach! es behagte mir die Arbeit nicht recht und der Sommer ſchlich gar unglaublich langſam. Wann ich entrinnen konnte, lief ich zu meinem geiſtigen, ſelbſtgewählten Vogt, um zu erfahren, ob er noch nichts aufgetrieben habe, und wo ich ein Avisblatt erhaſchen konnte, da ſtudirte ich gar eifrig die Ausſchreibungen, und wo ich einen alten Schulmeiſter wußte, da fragte ich gar emſig nach: ob er nicht etwa kränkle, und ob man glaube, er werde es noch lange machen! O was hatte ich endlich für eine Freude, als ich in einem verſalbeten Blatt in einem Wirthshauſe eine Schule ausgeſchrieben fand, die meine Wünſche mehr als übertraf. Ich konnte die Beine nicht mehr ſtille halten, bis ich dem Alten mein Glück verkündet. Ich dachte gar nicht von weitem daran, daß ſie mir fehlen könne. Ganz athemlos langte ich bei demſelben an und rief ſchon vor der Thür: Ich habe eine, ich habe eine! Was haſt? ſagte der Schulmeiſter, indem er ſchnell eine Flaſche in die Ecke des Schrankes ſtellte und ſich den Mund wiſchte. Eine Schule, eine Schule habe ich! Wo haſt ſie? Im Sack. Das muß eine kleine ſein, meinte er trocken, nahm die Brille und ſetzte ſie ſchrittlings über die braun und rothe Naſe, nahm das Blatt und hielt es mit langausgeſtreckten Armen ſo weit weg vom Leibe, als er konnte. Er las lange, nahm dann die Brille, wiſchte ſie ab, las wieder, ſagte endlich, darauf könne er ſich gar nicht verſtehen, ob denn der ſchon wieder geſtorben ſei, das ſei doch ein ſtarker Mann geweſen. Wie er das Blatt ſo herumtrüllete in den Fingern, um es wieder zuſammenzulegen, fiel ihm die Jahrzahl in die Brille, und die ſagte ihm, daß daſſelbe ein zweijähriges ſei. Da ſchlug er eine tüchtige Lache auf, daß es ihn und die ganze Stube erſchütterte. Lange konnte er mir auf meine verblüffte Frage nicht Antwort geben, und erſt nach langem vernahm ich ganz kaput, daß ich ein junger Eſel ſei. Aber ſo hätten es die Jungen alle; wenn ſie ſchon geſchickt ſeien, ſo ſeien ſie doch gewöhnlich dümmer als Kühe, und wenn die Alten nicht wären, ſo wüßte Niemand wie es ging.

Doch ging es nicht lange, bis ich Beſcheid erhielt, mich eines Morgens früh bei ihm einzufinden. Da der Bericht nicht mehr enthielt, ſo mochte ich den Tag kaum erwarten, um das Weitere zu vernehmen. Ich putzte die halbe Nacht meinen Leib und lange vor der beſtimmten Zeit klopfte ich das träumende Ehepaar auf. Es ſollte an ein Examen und auf eine Schule losgehen. Es ſei zwar nicht die beſte, erzählte mir der Alte; allein für einen Jungen, der keine Frau habe, lange gut genug. So einer brauche nicht viel, werde viel eingeladen, um ihm das Kochen zu erſparen, und er erhalte ſonſt noch viel. Es ſei ihm z'Tüfels Sache, daß die Weiber gegen einen Ledigen viel barmherziger ſeien, als gegen einen Verheiratheten, der doch die Barmherzigkeit viel nöthiger hätte. Das ſei die Hauptſache, daß ich einen Platz erhielte, hätte ich einmal einen, ſo könnte ich weit leichter einen beſſern erhalten. Das ſei grade ſo wie bei den Dienſtboten, die den erſten Platz zu erhalten immer die meiſte Mühe hätten, mit einem ſchlechten vorlieb nehmen müßten, von dieſem weg aber leicht und gut weiter kommen: ſo ſei es auch bei der Regierung. Wenn man nur einmal den Naſenſpitz hinein drücken könne in das Regiment, ſo habe man gewonnen Spiel, zwänge bald den ganzen Leib hinein und könne bis zu oberſt kommen. Unter dieſen Reden hatte er ſich angezogen, von der Frau ſich das beſte Halstuch umbinden laſſen.

Mit einem langen, langen Stecken, den er einen halben Schuh unter dem obern Ende gefaßt hielt und ihn hoch aufhob und weithin ſetzte, marſchirte der Alte immer einen oder zwei Schritte voran, ſtattlich und ſtolz. Er war faſt wie eine thörichte Mutter, die einer aufgeputzten Tochter voranbeinelet einem Markt oder Kirchweih zu, und deren Augen jeden fragen: ob ihr Meitſchi nicht das ſchönſte ſei weit und breit! und deren Herz in feuriger Erwartung ſchlägt über den Zulauf, den das Meitſchi haben werde, und in neugieriger Angſt, welcher Bauernſohn ſich am Ende das Glück erprügeln werde, mit ihm heimzugehen. Er wolle ihnen heute zeigen, ſagte er, daß er nicht der Ungeſchickteſte ſei, wenn ihn ſchon die Neuen und Jungen ſo verachteten. Wenn ich ſchon keine appartige Schule beſucht hätte, wie man ſie, ſeit die Franzoſen gekommen ſeien, eingeführt, und in welchen man nichts lerne als Hochmuth und Weltliches, ſo wolle er doch wetten, ich thue ſie alle durch, und das hätte ich ihm allein zu verdanken und nicht ſo einer ſolchen Nomadenſchule oder wie man die Dinger heiße. Und wenn ich etwas nicht wiſſe, ſo ſolle ich nur ihn anſehen, er wolle mir winken, oder, wenn er könne, ſich hinter mich ſetzen und mir zuflüſtern. Ueberhaupt ſolle ich gar nicht Angſt haben und mich auf ihn verlaſſen. Der Pfarrer ſei ſein beſter Freund, ſie ſeien wie zwei Finger an einer Hand; er ſei einmal neben ihm geſtanden, als derſelbe Taback gekauft habe in der Apotheke. Auch der Schulcommiſſär kenne ihn beſonders, derſelbe hatte zu Langenthal beim Kreuz einmal abſpannen laſſen, während er juſt vor dem Hauſe geſtanden, und habe ihm gar freundlich einen guten Abend gewünſcht. Es ſei zwar erſt Morgen geweſen, aber ſo ein Herr wiſſe ſelten, welche Zeit es ſei. Wenn er ihnen etwas ſage, ſo ſei es ſo gut, als wäre es gedruckt. Die kennten ihre Leute und wüßten, wem ſie glauben ſollten. Das Examen ſei nur eine dumme Mode, es komme doch am meiſten auf die Empfehlung an, und daß man den Herren gefalle. Im Gehen unterwies er mich ferner in den Manieren, wie man gefallen müſſe, und machte mir die Bücklinge vor. Unglücklicherweiſe ſtund ich das erſte Mal grade hinter ihm und erhielt den gewaltig beſchlagenen Schuhabſatz, der hintenausſchlug, ſo weit das Bein reichen mochte, tüchtig an das Schienbein.

Auch die Titulaturen ſagte er mir vor und ließ ſie mich wiederholen, bis ſie mir geläufig waren. Es iſt mir noch als ob es geſtern geweſen wäre, wie ſchwer es mir ward, Wohlehrwürdiger Herr Schulcommiſſär zu ſagen, und wie der Alte lachte, als ich immer wieder ſagte: Wohlehrwürdiger Herr Schulmilitär. Der Name Commiſſär war mir bis dahin ein ganz fremder, und ſo was Unbekanntes ſpricht eine Bauernzunge mit Widerſtreben aus, wahrſcheinlich aus Inſtinkt, weil ſie fühlt, daß ihr das Fremde nicht heilſam ſei.

Unter ſolchem Unterrichte kamen wir ung'ſinnet an Ort und Stelle. Etwas ſpät waren wir, darum trafen wir die Herren nicht mehr im Pfarrhauſe an. In der Schulſtube befanden ſich dieſelben nebſt mehreren Bewerbern. Mir ward beklommen zu Muthe, nicht ſo meinem Begleiter. Der ſchritt an ſeinem langen Stecke vorwärts, begrüßte mit Bücklingen und Titulaturen gar ſchön die Herren und reichte ihnen die Hand wie alten Bekannten. Dann winkte er auch mir vorwärts und mit gewichtiger Gönnermiene ſagte er: Da hätte er einen, an dem ſie Freude haben würden, er ſei faſt ſo geſchickt, als er ſelbſt. Mir winkte er zu, daß ich mich auch bücken und grüßen ſolle, und dringender und immer dringender. Aber wohl brachte ich es endlich zu Bücklingen, doch nicht zu den Titulaturen, ich wußte durchaus nicht mehr, ſollte ich Wohlehrwürdiger Herr Schulmilitär oder Herr Schulcommiſſär ſagen.

Nach den üblichen Einſchreibungen der ſieben Bewerber begann das Examen. Leſen that ich gar laut und ſchön; die Vokale und Endſylben beſonders ſprach ich aus, ungefähr wie wenn eine ganze Note darunter geweſen wäre. Es gefiel ihnen auch ganz beſonders wohl, es lächerte ſie die ganze Zeit. Das Catechiſiren aus dem Fragebuch ging recht gut. Nun wurde die Kinderbibel genommen und jeder ſollte eine Geſchichte erklären. Der Alte hatte mir geſagt, ich ſolle machen, daß ich der Oeberſt zu ſitzen komme, das ſei immer eine gute Vorbedeutung; faſt immer erhalte derſelbe die Schule und die Herren luegten auch darauf. Ich hatte es erzwängt und mußte es büßen. Ich war alſo der Erſte und ſollte die vierzigſte Geſchichte im alten Teſtament erklären. Ich begann mit der Frage: Wer ſind Adam und Eva geweſen? Mein Schulmeiſter hatte mich gelehrt: die ſeien bei allen Dingen das Hauptfundament, und wenn man da anfange, ſo komme man am weiteſten und am beſten fort. Aber der Schulcommiſſär fiel mir bald in die Rede, was ich, beiläufig geſagt, ſehr unanſtändig finde; denn an einem Examen ſoll es ja eben einer machen, wie er kann. Er fiel mir alſo in die Rede und ſagte: Ich ſolle bei der Sache bleiben. Wenn wir allemal bei Adam und Eva anfangen wollten (ich hatte beim Catechiſiren auch da angefangen), ſo müßten wir den lieben Gott um einen Joſua bitten, der die Sonne ſtille ſtehen heiße. Da über den quasi Witz Alle lachten und mir der Faden abgeſchnitten war, ſaß ich verblüfft da und wußte gar nichts mehr zu ſagen. Nun, ſagte der Schulcommiſſär, conſtruire doch, das iſt bei der Erklärung immer die Hauptſache, und wenn man einen Satz recht conſtruirt hat, ſo hat man ihn auch begriffen. Da ſaß ich und ſah mit offenem Munde den Schulcommiſſär an wie ein Schaf, denn ich wußte gar nicht, was conſtruiren ſei. Das Wort hatte ich noch nie gehört. Na, ſo conſtruire doch und ſieh in's Buch, an meiner Naſe ſind keine Buchſtaben, erhielt ich die ungeduldige Mahnung. Da fiel mir ein, conſtruiren werde welſch ſein, und die Herren, wo recht herrſchelig reden wollten, werden dem Buchſtabiren conſtruiren ſagen, und munter fing ich zu buchſtabiren an. Verſtehſt nicht deutſch! Wohl, Wohlehrwürdiger Herr Schulcumpan. So conſtruire! Ich buchſtabirte. Ich habe gefragt, ob du deutſch verſtehſt! Ja, Wohlehrwürdiger Herr Schulmilitär, aber nicht welſch, ſagte ich mit weinerlicher Stimme. Da tönte rings um mich ein ſchallend Lachen, Alle betrachteten mich fortwährend als den Narren des Tages. Nun hatte ich eine verſpielte Sache.

Beim Aufſatz wußte ich gar nicht was anfangen, denn mein Lebtag hat mir Niemand geſagt, daß man das Schreiben zum Aufſetzen brauche; daß Einer Worte aus dem Kopfe aufſetzen ſollte, war mir noch in keiner Schule vorgekommen, geſchweige daß es mir zugemuthet worden. Ich blickte daher rechts, ich blickte links, aber der Linke blickte auch links und blickte rechts und der Rechte that eben ſo, und leer blieben die Tafeln links und rechts. Ein Einziger war, der geſchickter ſein wollte als die Anderen; allein keiner hielt ihm viel darauf. Glücklicher Weiſe gingen nun die Herren weg und aßen zu Mittag, wir ſollten unterdeſſen arbeiten. Sie glaubten wahrſcheinlich, mit leerem Magen würden wir emſiger in der Arbeit ſein und derſelbe in umgekehrtem Verhältniß zum Kopfe ſtehen. Die Thoren! Ein Schulmeiſter iſt denn doch kein Jagdhund, der am hungrigſten am beſten jagt, ſondern ſein Kopf ſteht bis auf einen gewiſſen Punkt in akurat geradem Verhältniß zu dem Magen.

Sobald die Herren fort waren, traten die Zuſchauer vor und halfen ein, ſo gut ſie konnten, brummten dazwiſchen aber gar mächtig, daß man einem Schulmeiſter ſo etwas zumuthe — das ſei doch jemals nicht ſo geweſen. Als jeder Bewerber einige Zeilen geſchrieben hatte, kamen die Herren wieder, überlaſen flüchtig unſere Arbeit, aber man ſah wohl, daß ſie eben keinen großen Werth darauf ſetzten. Das Rechnen wurde mit einem Heuſtock, wo der Kubikinhalt geſucht wird, abgethan und zu dem Singen geſchritten. Wir mußten jeder das ut re mi ſingen, und ſo laut wir es thun mochten, trat doch der Schulcommiſſär mit der Hand hinter dem rechten Ohr zu jedem heran, und hielt ſein Ohr an deſſen Mund und erhielt manchen tüchtigen Brüll in daſſelbe. Warum er dieſes Manöver vornahm, weiß ich nicht. Wahrſcheinlich hatte er gar kein Muſikgehör, oder ein ſchlechtes, und bildete ſich nun ein, es gehe mit dieſem Gehör wie mit dem allgemeinen Gehör, je näher man das Ohr zu dem Urſprung des Tones bringe, deſto beſſer könne man den Ton faſſen und unterſcheiden. Ach mein guter Schulcommiſſär, und wenn ihr ein Ohr vor die Stimmritze und das andere mitten in die Lunge hättet poſtiren können und hinter jedes Ohr eine eurer großen mächtigen Hände: über den Werth der Richtigkeit und Unrichtigkeit der Töne würdet ihr nicht klüger geworden ſein. Und dennoch machte er bei dieſem Allem eine ſehr wichtige Miene und faſt Augen, wie die Hühner, wenn ſie das Pfipfi haben. Und mit einer noch wichtigern Miene fragte er mich nach gehaltenem Umgang: Ob ich ihm ſagen könne, was für ein Unterſchied ſei zwiſchen Choral- und Figuralgeſang? Ja da ſtund ich wieder am Berge, hatte ich davon doch mein Lebtag nichts gehört.

Das war wieder Welſch, mit dem ich nichts machen konnte. Aber ich war nun ſchon etwas klüger geworden und beſann mich auf eine in den Unterweiſungen oft gebrauchte Ausflucht: Ich wiſſe es wohl, aber ich könnte es nicht ſagen. Das half, und der Herr fragte mich nun ſo, daß ich nur Ja und Nein zu ſagen brauchte, ſo daß ich recht gut beſtund, obgleich ich nichts davon verſtund.

Aber die Schule erhielt ich doch nicht, ſondern den guten Rath und zwar wohlfeil, nämlich umſonſt: Kein Schulmeiſterexamen mehr zu machen, ehe ich wüßte: welcher Unterſchied zwiſchen conſtruiren und buchſtabiren ſei.

Zerknirſcht ſaß ich im Wirthshauſe an dem Imbiß, den uns die Gemeinde als Entſchädniß für die ausgeſtandenen Drangſale geben ließ, aufbegehriſch ſaß neben mir mein Lehrmeiſter. So ein Examen, räſonnirte er, hätte er ſein Lebtag nicht gehört, es müſſe Alles auf die neue Mode ſein, und wenn es die verflucht dümmſte Sache wäre. Er frage doch, was das mit dem Conſtruiren für eine Dummheit ſei, und was es abtrage, mit dem könne man doch weder ſelig werden, noch gebe es einem z'Freſſe, und beides ſeien doch die Hauptſachen!

Er hätte aber geglaubt, ſolche Herren würden doch witziger ſein als ſo; aber ſo gebe es, wenn man den Menſchen fremde Namen anhänge, ſie würden gerne z'Narren darob. Ehedem habe man nichts von Commiſſärs gewußt, aber auch nichts von Conſtruiren. Da ſeien die Franzoſen in's Land gekommen und mit ihnen die Commiſſärs, die hätten Zipfel aufgehabt und lange Säbel nachgeſchleppt und hätte alle Leute coujonirt, aber von conſtruiren hätten ſie doch nichts geſagt. Er könne gar nicht begreifen, warum die Regierung jetzt, wo die Franzoſen fort ſeien, nachdem ſie, und beſonders die Commiſſärs uns ſo viel geſtohlen, auch Commiſſärs erzwängen wolle, und ſogar in den Schulen, um die Leute nicht nur zu coujoniren, ſondern ſogar noch zu conſtruiren. Er glaube aber nicht, daß das der Regierung Wille ſei, und wenn ſie wüßte, was die Commiſſärs einführen, ſie würde ihnen das

Handwerk wohl legen. Es ſeien doch noch brave Herren in Bern, die nicht wollten, daß man die Leute (das Wort Volk war noch nicht in Sprachgebrauch gekommen) ſo verführe und auf die neue Mode dreſſire. Ich ſagte nichts dazu, ſondern war ganz muthlos. Ich war im Glauben an meine Geſchicklichkeit geſtört worden gröblich, und glaubte es unmöglich, ſo neue unbekannte Sachen in Kopf zu bringen. Ich erklärte auf dem Heimwege kleinlaut: Es würde wohl das Beſte ſein, wenn ich das Schulmeiſterwerden aufgebe, ich werde doch keiner ſo wie die Herren jetzt ſeien. Aber davon wollte mein erbitterter und illuminirter Begleiter nichts hören. Er wolle mich zum Schulmeiſter machen, ſchwur er, und wenn alle Commiſſäre dagegen wären, er fürchte ſie alle nicht, und wenn ſie auch alle Zipfel auf dem Kopf hätten, ſo hoch wie der große Thurm in Bern, und Säbel am Neſt wie der Goliath.

Er hielt auch richtig Wort. Kaum 14 Tage waren vergangen, ſo kam er wieder daher mit ſeinem langen Stecken, ſeinem wichtigen Geſicht, ſeiner Schnupfnaſe mitten drin und über derſelben, wie zwei Sterne über einer ſchwarzen Wetterwolke, ſeine ehrlichen Augen. Er brachte mir die Nachricht, daß er für mich Platz als Schulmeiſter gefunden habe, freilich ohne Schule.

Mein Platz ſei in der Gemeinde Hinterhäg, wo man ſeit Jahren wegen den Schulen bald zanke, bald prozedire, bald ſteckiſch ſchweige. In der Gemeinde ſei nur ein Schulhaus, welches nicht die halben Kinder faſſe und wohin einige mehr als eine Stunde weit hätten. Daß neue Schulhäuſer gebaut werden müßen, ſehe man gar wohl ein, allein jeder Bauer wolle das Schulhaus vor ſeine Hausthüre, und wenn des Nachbars Kinder an einen erwählten Platz 10 Schritte näher hätten, ſo hintertreibe er auf jegliche Weiſe den Bau. Dann wolle wieder jeder Theil der Gemeinde zuerſt ihr Schulhaus haben, daher würden ſie nie einig, wo anfangen, und wenn dieſes auch einmal beſtimmt worden, ſo wüßten die Uebergangenen eine andere Erkanntniß an der nächſten Gemeinde durchzudrücken. Mit dieſer Gemeinde traktire die Regierung wie eine alte Großmutter, bitte bald, befehle bald und laſſe ſie am Ende doch machen, was ſie wolle. Man ſehe wohl, daß da kein rechter Ernſt dahinter ſei, und daß ihnen gleich ſei, ob Schulen wären oder nicht, wenn ſie nur regieren könnten. In dieſer Gemeinde wohne ein reicher Bauer, der gar weit zur Schule hätte. Der nehme nun alle Winter Einen in's Haus, für ſechs oder acht Wochen, weil er ſich verredet habe, ſeine Kinder nicht mehr in's alte Schulhaus zu ſchicken. Manches Jahr durch habe er einen alten abgedankten Schulmeiſter gehabt; — der ſei nun geſtorben. In der Verlegenheit um einen andern hätte er Schulmeiſter den Bauern zufällig einmal an einem Donnerſtag angetroffen und ihm verſprochen, für einen zu ſorgen, und das für einen guten.

Als Lohn habe er mir alle Tage 2 Batzen ausbedungen. Als Schulmeiſter brauche man mich erſt nach Weihnacht, wenn das Dreſchen vorbei ſei. Doch könne ich um den gleichen Lohn alſobald anſtehen, man habe mir allweg zu thun, entweder zu weben oder zu dreſchen. Das Ding war mir nicht ganz recht, ich hätte weit lieber eine Schule gehabt, allein das verdammte Conſtruiren nahm mir allen Muth, ein Examen zu machen.

Der Alte erklärte mir aber noch, daß er von nun an nichts mehr mit mir zu thun haben wolle. Meine Eltern paßten immer darauf, daß ich zurückkäme, wie der verlorne Sohn im Evangelium. Aufnehmen würden ſie mich gar gerne, doch nicht mit Singen und Reigen, ſondern mit Fluchen und Prügeln, in der Hoffnung, daß ich, weil mich Niemand mehr wolle, froh ſein werde, auf jegliche Art und Weiſe bei ihnen zu bleiben. Leider hätten ſie wieder vernommen, daß er mit mir an einem Examen geweſen und mir Platz ſuche, da hätte ihm geſtern mein Vater alle Schande geſagt, und er glaube geprügelt, wenn nicht noch ein anderer Mann dabei geweſen wäre. Nun eſſe er keine Suppe gerne, aber Prügelſuppe am allerwenigſten.

Es ging nicht lange, ſo wanderte ich zum zweiten Mal mit meinem Bündelchen meinem Poſten zu, lange vorher, ehe die Schulzeit beginnen ſollte. Dort nahm man mich freundlich auf, erklärte mir aber gleich, daß ſie gar nicht begehrten, daß ihre Kinder zu geſchickt würden, ſie ſollten keine Agenten oder Wirthe werden, ſie hätten ihnen ſonſt zu arbeiten und zu eſſen. Wenn ſie beten lernten, gut leſen, die Fragen ſammt Pſalmen und Hiſtorinen, was es geben möge, ſo ſeien ſie zufrieden. Mit Schreiben und Rechnen ſolle ich die Kinder nicht plagen, ſie hielten apparti nicht viel darauf, die Kinder vergäßen es doch wieder. Wenn man es einſt brauchen müſſe, ſo hätte man bald das Nöthigſte gelernt, und wenn auch das nicht, ſo mache es immer Jemand für einen, wenn man Geld habe.

So lautete meine Inſtruktion. Damit ich am Morgen deſto früher bei der Hand ſei, wenn einmal der Tanz angehe, ſo wurde mir mein Nachtquartier beim Melker angewieſen, der des lieben Viehs wegen der Erſte auf den Beinen ſein mußte im Hauſe. Unterdeſſen mußte ich mitarbeiten, was eben bei der Hand lag. Ich war ein guter und eben kein übler Burſche, aber nicht abgerieben, nicht ſchlau, ſondern unbehülflich, ſchüchtern, faſt verſchämt, kurz ich war juſt ſo, wie man einen am liebſten zum beſten hält, beſonders die Mädchen. Für die ſind ſo verſchämte, unbehülfliche und dabei rothbäckige Burſche ein wahres Herrenfreſſen, und ein jedes reibt ſich an ihnen, um ſie abzureiben. So hatten ſie ihr Spiel mit mir in der Stube und in der Tenne, und die Meiſterleute hielten ſich manchmal faſt den Bauch vor Lachen. Es war dort Sitte, daß auch die Mägde dreſchen mußten, wenn nicht alle Männer bei der Hand waren; und wenn das Mannevolk alles zu Hauſe war, ſo ſtrichen ſie doch, ſo viel es ſich thun ließ, um die Tenne. Nach dem Mittageſſen wurde gewöhnlich z'Narrenwerk getrieben, ungefähr wie in der Ernte und im Heuet auf dem Felde, da fiel Manches vor, was ich jetzt nicht weitläufig beſchreiben will. Da nun ging der Hauptſpuck mit mir an. Man hetzte mich hinter die Mädchen und wenn ich nicht durfte, ſo kamen ſie hinter mich, und was dann geſchah, blieb gewöhnlich das Geſpräch den ganzen Nachmittag über. Bald rühmten ſie mich, bald führten ſie mich aus, und da ſie ſchnell merkten, daß das Rühmen gar wohl bei mir anſchlug, ſo wußten ſie es ſo anzuwenden, daß ich bei meiner natürlichen Gutmüthigkeit und Willfährigkeit Aller Handlager wurde. Des Abends trug ich ihnen Holz und Waſſer hinein; bei dieſer Arbeit begegnete mir einmal ein Spaß. Es war am Tage vor der Fleglete, ſo heißt die Mahlzeit bei Beendigung des Dreſchens, daß ich viel Holz hineintragen mußte. Da fand ich zwei Schuhſohlen, welche der Schuhmacher, den wir eben hatten, von des Meiſters Leder abgeſchnitten und dort verſteckt hatte, um ſie am Samſtag mit nach Hauſe zu nehmen. Ich brachte ſie ſammt den Scheitern in die Küche. Nun wurde lange Rath gehalten, was man damit anfangen, wie man den Schuhmacher am beſten beſchämt machen könnte. Endlich hatte die ſchlauſte der Mägde, ein kleines rundes Ding mit ſchlauen ſchwarzen Augen, den Einfall: man ſolle ihm dieſelben den Tag darauf kücheln und ſie ihm geben zum heimtragen. Geſagt gethan. Als man fertig war, küchelte man die Stücke Sohlleder gar ſchön, band ſie ihm ein und gab ſie ihm mit. Faſt konnte man es nicht vor Lachen, als er ſo ſchön dankte. Aber wie wurde erſt gelacht, als man vernahm, derſelbe ſei mit ſeinen geküchelten Schuhſohlen zu einem Mädchen gegangen, hätte ſie ihm gekramet, und beide hätten faſt die Zähne ausgekaut, ehe ſie den Spaß gemerkt.

Nach der Fleglete ging das Lehren an und wurde allerdings mit ſchrecklichem Eifer getrieben, daß es mir zuweilen faſt übel wurde. Das ging mit dem Lehrer wie mit einem Trank, von dem man, wenn man ihn einmal hat, keinen Tropfen zu Schanden gehen laſſen will und ſollte man darob ſelbſt zu Schanden gehen. Sobald der Melker aufſtand, mußte ich auch, und zuerſt mit dem armen Buben, welcher auf dem Hofe ernährt werden mußte, lehren, der nicht den ganzen Tag über dabei ſein konnte. Des Abends nach dem Rüſten der Speiſen mußte ich noch oft hören:

Seh, Schulmeiſter, du könnteſt den Buben noch ein wenig überhören. O wie kurzweilig der Bub und ich manchmal des Morgens um 5 Uhr einander gegenüber ſaßen und gähnten, daß die Mundwinkel faſt zerriſſen, und wie ich dann dem Buben ſagte: Danke, daß du mich nicht geſchluckt, und wie er mir antwortete: Danke, daß du nicht hineingekrochen. O wie das lange ging, bis die Meiſtermagd auf wollte und das Feuer in der Küche zu ſprezeln anfing. Nein, das waren nicht kurzweilige Morgen, und die erleideten mir mein Amt gar ſehr, ſo wohl es mir ſonſt geweſen wäre.

Dreizehntes Kapitel.

Wie ich Schulmeiſter lerne auf die alte Mode.

Das ging mir im Kopf herum, und einſt an einem Sonntag nach der Predigt klagte ich mein Leid dem Schulmeiſter zu Hinterhag, der damals für ein grauſam G'ſchickter galt. Ich ſagte ihm, wie ich gerne Schulmeiſter würde, aber wie da neue Moden aufkämen, von denen ich nichts wüßte, Niemand wüßte, der mir ſie zeigen könne. Da ſagte er mir, ich komme ihm eben recht, es hätten ihn ſchon zwei gefragt, ob er ſie nicht Schulmeiſter lehren wolle, er hätte Luſt und Zeit dazu, und wollte es ſo gut oder beſſer machen als die, welche Schulmeiſter Schulen hätten, und ſollten es ſeinethalben Pfarrer ſein, die doch nie wüßten, was ein Schulmeiſter alles wiſſen müſſe. Aber er ſei nicht bekannt in Bern, und die Andern würden es ihm nicht gönnen und ihm z'böſt reden. Er hätte daher Luſt, nur etwa mit vieren anzufangen und nicht zu ſagen, daß er eine eigentliche Schule halten, ſondern nur, daß er etwelche vorbereiten wolle, damit ſie mit deſto größerem Nutzen die Normalſchulen beſuchen könnten. Dafür möchte er aber die Erlaubniß vom Kirchenrath haben. Es ſei ihm erſtlich wegen der Gratifikation, denn wir würden ihn doch nicht gehörig bezahlen können, indem wir wahrſcheinlich böödings die Koſt aufzubringen vermöchten. Zweitens zweifle er nicht, wenn er uns den Heren vorſtellen könnte zum Examen, ſo müß, ten ſie finden, er ſei ſo geſchickt als Einer, und würden ihn bitten, eine eigentliche Schule zu halten. Das gefiel mir und ich fragte ihn: Ob er denn wirklich das Conſtruiren und das Figural auch kennte? Habe nicht Kummer, Käſer, ſagte er, da iſt keiner im ganzen Canton, den ich fürchte, und wäre er ein Profeſſor. Das war mir nun angeholfen, und ich mochte gar nicht erwarten, bis ich die Lehrzeit antreten konnte, um das Hexenwerk zu erlernen. Ich lief in der Woche wenigſtens einmal in's Dorf hinunter, zu vernehmen, welche Antwort er erhalten und wie bald er die Lehr anfangen wolle.

Endlich traf ich ihn mit erſchrecklich ertaubendem Geſicht und die Thüren ſchmetternd, daß man es im halben Dorfe hörte. Ich glaubte, ſeine Frau hätte ihn etwa ertäubet und wollte gehen. Allein er hielt mich auf und ſagte: Heute habe er eine luſtige Antwort erhalten, und nicht geglaubt, daß man eine ſolche Regierung habe; ſein Lebtag werde er nichts mehr auf ihr halten. Er habe durch Jemand, der einen guten Freund im Kirchenrath habe, ſchreiben laſſen an dieſen Freund, um zu vernehmen, wie man ſein ſchönes Anerbieten aufnehmen würde.

Dieſer ſei nun ſo eben bei ihm geweſen und hätte ihm einen Brief abgeleſen, in welchem gar wüthend aufbegehrt worden über ſeinen Antrag. Was man ſich doch auf dem Lande nicht alles einbilde, heiße es darin. Kaum habe man dem Lande die Wohlthat angedeihen laſſen und Normalſchulen erlaubt, welche der Regierung jährlich wenigſtens 1000 bis 1500 Thaler koſteten — die Geſchenke an die Zöglinge nicht einmal gerechnet — ſo ſei man ſchon damit nicht zufrieden. Es ſcheine, dieſe Normalſchulen, die doch 3 Monate, manchmal auch 5 dauern, und vollkommen hinlänglich ſeien zur Bildung eines Schulmeiſters, wie ihn das wahre Wohl des Landes erfordere, wolle man zu Univerſitäten machen und jetzt noch Gymnaſien einrichten. Mit ſolchen Flauſen ſolle man nicht mehr kommen, es mache nur böſes Blut.

Nun war ich wieder am Berge und wußte nicht was anfangen. Da ſagte mir der abgefertigte Schulmeiſter noch in ſeinem Zorn: Ich hätte es gehört, er könne mir nichts helfen, er wolle mit der Sache nichts mehr zu thun haben. Seinethalben könne ich jetzt zu einem Normallehrer gehen und ſehen was ich da lerne. Was er mir im Aerger geſagt, ſchlug im Ernſte bei mir ein. Etwas mußte geſchehen, wenn ich Schulmeiſter werden wollte, und auf meinen Alten konnte ich mich nicht verlaſſen.

O das iſt eine ſtrenge Sache, wenn Einer es gewohnt iſt, daß Andere für ihn denken, für ihn laufen, für ihn handeln, und die Noth es nun an ihn bringt, daß er ſelbſt denken, ſelbſt laufen, ſelbſt handeln muß! Schüchternheit und Trägheit liegen wie Blei in den Gliedern, und eine große Menge bringt ſich nicht vom Platze, weil ſie verblüfft kein Bein zu machen weiß und Niemand für ſie ſich auf die Beine macht. Von dem Beinemachen hängt doch heutzutage Alles ab, wie ehedem. Sagt man doch von einem Menſchen, der von Pöſtlein zu Pöſtlein ſich ſchwingt und den Kopf immer höher ſtreckt, er macht eine ſchöne Carriere, d. h. er und ſeine Leute brauchten ihre Beine im Galopp; denn Carriere bedeutet galoppiren.

O es giebt der glücklichen Leute, für die ſchon von der Wiege an Beine galoppiren, vielleicht um eine reiche Heirath aus oder um ein ſchönes Amt. Und wenn ſie aufwachſen, dieſe Leute — wie dann der Tanten, Schweſtern, Baſen, Vettern Beine gehen und ihre Zungen dazu! Und wie ſie ein Weſen machen von dem Glücklichen, und wie ſie reden von ihm und ſeinen Talenten, ſeinem Fleiß, und wie er ſich widme für dieſes Amt und für jenes Fach. Und wie dann allgemein das Gerücht ſich verbreitet, welche wichtige beſtimmte Vorbereitungen der Fleißige treffe, und wie dann allgemein der Glaube ſich feſtſetzt, das Vaterland oder das Mädchen könne keine glücklichere Acquiſition machen. Und wie das Vaterland und das Mädchen leider nicht warten mögen, um das Verdienſt zu belohnen! Und wie oft es beiden geht, wie dem armen Teufel, der von den Juden ein Roß gekauft, bethört durch ihr Geſchwätz! Einen Staatsgaul meint er zu haben, frei und frank, zu allen Sprüngen fertig. Nun findet der Gaul ſich, nachdem der Juden Geſchnatter aufgehört, bläſtig und unterſätzig, mähnig und ſtettig, ſchwach auf allen vier Beinen, faul am ganzen Leibe, und im Stalle endlich zeigt er ſich bald als ſtiller Kolder, bald als Krüpſendrücker.

Heutzutage hat man es auch hierin viel komoder als ehedem. So wie man durch Dampf- und andere Maſchinen viele Arbeit leichter, ſchneller machen, weiter verbreiten, viele Arbeiter erſparen kann, ſo hat man auch bei dem Beinemachen die Sache vereinfacht. Tanten, Schweſtern, Vettern braucht man nicht mehr ſo nothwendig; hat man ſie, ſo läßt man ſie laufen, aber man kann es machen ohne ſie.

Man hat nämlich eine General-Baſe erfunden, die gar lange Beine und einen weiten Mund hat, und wer die auf ſeine Seite bringt, daß ſie ſich für ihn auf die Beine macht von Haus zu Haus, der macht in Carriere ſeine Carriere. Dieſe Hauptbaſe iſt nämlich die Preſſe und ihre vielen Töchter ſind die Zeitungen. O was ſind alle alten und jungen Baſen, nenne man ſie Klatſch- oder Schnapsbaſen, in der ganzen Welt gegen dieſe Hauptbaſe und ihre Töchterlein!

Die wiſſen zu ſagen, was ſonſt Niemand weiß; die wiſſen zu rühmen, wo Niemand es ſonſt thäte; die können ſchelten und ſpotten, wo ſonſt jeder ehrliche Menſch ſich ſchämen würde. O wer dieſe Baſe und einige kleine Bäschen beſtochen hat durch Frechheit oder Kariſiren, der kann ſicher ſein, daß er es weit bringt und wenn auch kein guter Faden an ihm wäre, und er eine noch weit elendere Creatur wäre als jener koldrige, krüpſendrückende Gaul! Doch ich will nichts weiter ſagen, ich könnte ſonſt in einen Aſt ſägen, und mancher edle, hochherzige Vaterlandsfreund, der auf einem Zeitungsbeſen (die Hexen brauchten ehedem nur gewöhnliche Beſen, aber ſie konnten eben hexen) hoch in die Lüfte zu den Sternen empor und dann in ein ſchönes Amt geritten iſt, wo er jetzt ſteht und wie! könnte ſonſt meinen, ich rede Anzügliches, und mich bei der Baſe oder gar bei dem Richter verklagen. Und die Baſe will ich nicht böſe machen, eben weil ſie die Hauptbaſe iſt und nicht nur erhöhen, ſondern auch erniedrigen kann. O das hat mancher brave Mann erfahren, der von ihr im Kothe herumgezogen worden iſt, bis er ausſah wie ein Sauniggel und bis die Leute ſagten: wie wüſt der doch ausſieht, den können wir nicht mehr brauchen.

Ich wußte nicht an wen mich wenden, um Nachricht einzuziehen, wo Normalſchulen abgehalten wurden und welche die beſte ſei. Ich ſaß bei meinem Bauer wie auf Dornen, half Haberäcker hacken, bis ich Blattern bekam wie Haſelnüſſe. Endlich half mir das liebe Wochenblatt aus der Noth, und diesmal ein diesjähriges. Dort war eine ſolche Schule angekündigt und der Termin zum Einſchreiben beſtimmt. Ich verſäumte ihn nicht. Der Lehrer, bereits ein ältlicher Mann, empfing mich etwas vornehm, und machte mich bekannt mit Büchern, die ich mitbringen müſſe und mit der Nothwendigkeit, ein Koſtort zu ſuchen, was ich um 18 oder 20 Batzen per Woche wohl finden werde.

Beim Heimgehen ward mir das Herz ſchwer, indem ich mein Vermögen und die bevorſtehenden Ausgaben überſchlug. Die letztern ſchienen mir wenigſtens auf 12 bis 15 Thaler ſich zu belaufen, während ich den ganzen Winter durch kaum ſo viel verdient. Und ach, wie ſahen meine Hemdchen aus! Ich durfte ſie kaum mehr zu waſchen geben. Wie übel war ich mit Werktagskleidern beſtellt! Des Morgens mußte ich alle Künſte anwenden, um mit den Füßen nicht bei den Knien in den Hoſen herauszufahren, ſtatt am gehörigen Ort. Nun ſah ich keine Möglichkeit etwas anzuſchaffen, wenn ich das Conſtruiren lernen wollte, und ſchämte mich doch, ſo verhudelt in die Lehre zu gehen. Doch eben weil ich einmal dieſen Weg zu gehen angefangen hatte, ging ich ihn fort.

Mein Bauer ſah mich ungern gehen. Ich glaube, ich war ihnen lieb geworden, obgleich ſie viel über mich lachten. Er hieß mich wieder kommen, aber von dem neuen Larifari ſolle ich ihm nichts an ſeine Kinder bringen, ich wäre geſchickt genug, und nöthig wäre es nicht geweſen, daß ich mein Löhnchen ſo liederlich verthäte. Er gab mir ein Trinkgeld und, was mich am meiſten freute, ſeine Frau brachte mir ein neues Hemde, wie für die Ewigkeit gemacht. Sie hatte es über und über geſteift, daß es ſtund am Boden. Und doch war der Kragen und geſteift, daß er mir das erſte Mal Plätzen abmachte an den Ohren. Wie meinte ich mich da!

Wir waren bei zwanzig in der Lehre, angeſtellte Schulmeiſter und ſolche, die es werden wollten. Mehrere gingen des Abends heim; wir Andere waren hie und dort verkoſtgeldet. In den erſten Tagen hatte ich einem Kameraden meine Noth geklagt, und dieſer mir den Rath gegeben, ich ſolle meinem Koſtmeiſter anbieten, für ihn zu weben in der Zwiſchenzeit und, wenn es nöthig ſei, noch nach Beendigung der Lehrzeit. Dieſer war es ſehr wohl zufrieden, und ſomit war ich meiner ökonomiſchen Sorgen enthoben.

Unſere Penſen waren: Leſen, Schönſchreiben, ſogenannte Sprachlehre verbunden mit Conſtruiren, Themaſchreiben, Rechnen, Catechiſiren und Singen.

Von Schönleſen wußte man nichts, blos wurde aufmerkſam gemacht, daß man bei Sprachzeichen den Ton mehr oder weniger müſſe fallen laſſen. Das Richtigleſen war die Hauptſache, denn Mancher konnte es nicht und brachte es bis zum Examen nicht dahin. Die Sprachlehre wurde diktirt, und wer nicht nach kam, ſchrieb aus dem Buche nach oder aus den Heften der Anderen, wenn er Geſchriebenes leſen konnte. Ich weiß nicht mehr recht, was ſie enthielt, denn die Hefte las ich nie mehr nach, und ich kann jetzt auch ſie nicht mehr nachſehen, denn ich habe ſie verloren. So viel ich mich erinnere, kam darin von Sprachzeichen vor, und die Namen aller Wörter wurden angegeben; wenn ich nicht irre, waren die Wörter eingetheilt in 24 Klaſſen. Dann von den Redefällen und den verſchiedenen Zeiten. Weiter weiß ich nichts mehr, und ich glaube nicht, daß ſie mehr enthielt.

Das Conſtruiren war die Hauptſache, man übte es in der Kinderbibel. Der Lehrer machte aufmerkſam, daß von einem Punkt zum andern wenigſtens ein Zeitwort ſei, d. h. ein Wort, welches angebe, in welcher Zeit etwas geſchehen ſei. Manchmal ſeien auch mehrere, aber man ſehe es dem immer an, welches das Hauptzeitwort ſei. Dieſes Wort nun müſſe man vor allem Andern ſuchen. Er ließ einen Satz leſen, oder, wie er ſagte, bis zu einem Punkt. Dann fragte er nach dem Zeitworte. Oft rieth die ganze Reihe Schüler alle Wortklaſſen durch, ehe ſie das Rechte trafen. Hatte man dieſes einmal, ſo wurde weiter gefragt, wer? weſſen? wem? wen? was? von wem? wann? wie? wo? und wie die W alle heißen. Wenn man alle Wörter abgefragt hatte, ſo war man mit dem Satz fertig. Gewöhnlich wurde noch auf die Hauptwörter aufmerkſam gemacht, die man an den großen Anfangsbuchſtaben kennen lernte; um die andern Wörterklaſſen bekümmerte man ſich weniger. Der Sinn der Worte, der Inhalt des Geleſenen ꝛc. wurde nie erklärt. So geſchah es z. B. daß bei dem Vorexamen der Schulcommiſſar naſeweis fragte: Was das Wort Paläſtina bedeute? Schnell flüſterte unſer Lehrer dem Gefragten zu: Eine Stadt im jüdiſchen Lande. Er wußte alſo wohl, warum er ſich nicht tiefer in's Erklären einließ.

Beim Themaſchreiben ging es wieder recht langſam zu; denn im Auffaſſen der Worte waren wir ungeübt und noch viel mehr im Auswendigbuchſtabiren derſelben, und ſo ſehr im Auffinden der nöthigen Buchſtaben, ſo daß wir ſelten Zeit hatten, an die Wörterklaſſen noch obendrein zu denken. Das Denken an die Satzzeichen erſparte man uns, indem ſie angegeben wurden. War man endlich fertig, ſo gab der Lehrer einem ſein Buch, dieſer buchſtabirte vor, und wir ſollten corrigiren, wobei ſelten einer nachkam, und gewöhnlich die Hälfte der Fehler ſtehen blieb. Auch wechſelte man dabei unter einander die Tafeln in dem ſchönen Glauben, daß man die Fehler des Nächſten beſſer ſehen werde als die eigenen; aber das half nicht viel, weil der Buchſtabirende mehrere buchſtabirte, während der Korrigirende in ſeiner Unbehülflichkeit einen einzigen Buchſtaben machte. Und einen Buchſtaben machen, und zugleich auf den andern hören, das gehörte mir damals unter das Hexenwerk, das einem ehrlichen Chriſtenmenſchen nicht zuzumuthen ſei.

Bei dem Rechnen wurde wirklich Hexenwerk getrieben. Denn wir machten faſt alle möglichen Rechnungsarten durch: die vier Species in ganzen und gebrochenen Zahlen, Kubikrechnung, gewöhnlich jedoch nur auf die Heuhaufen (Stöcke) angewandt, daher Heuſtockrechnung genannt, Regula de tri, Geſellſchaftsrechnung, Zinsrechnung; ſogar die Quadratwurzel zogen wir aus, und faſt wären wir ſogar bis zur Kettenregel gekommen. Das ging wunderſchnell zu. Es hieß: Paſſet auf, das macht man ſo und ſo, und an der Tafel wurde es vorgemacht. Dann mußten ein oder mehrere Beiſpiele an der Tafel von Schülern durchgerechnet werden, und wer ein gutes Gedächtniß hatte, der machte Strich für Strich nach, wie er es vor einigen Minuten geſehen hatte. Dann hieß es: Es geht, ſchreibt jetzt das oder dieſe Beiſpiele in eure Schrift ab, damit ihr es nicht wieder vergeſſet. Und es geſchah alſo. Wahrſcheinlich kannte der Lehrer das Lied: „Mit ſeinen Heften ausſtaffiret, heißt er ein grundgelehrter Mann.“ An das Zahlenſyſtem dachte Niemand, das ſetzte man voraus.

Auf das Catechiſiren wurde viel verwandt. Hing es doch mit den Kinderlehren zuſammen, der Herzensangſt der angehenden Schulmeiſter, der Seelenluſt der ältern. Natürlich lag hier einzig und allein das Fragenbuch zu Grunde, über deſſen Abfaſſung, Form, Veranlaſſung uns gar nichts geſagt wurde. Wir wußten nicht, wer da fraget und wer antwortet. Von den chriſtlichen Lehrſätzen, auf welchen die Antworten ruhen, ſagte man uns gar nichts, ſagte uns nichts von der Trennung und dem Unterſchied der katholiſchen und reformirten Kirche, wodurch einzig eine Menge Fragen begreiflich werden. Alſo eigentlichen Stoff gab man uns nicht zur Hand, eine eigentliche Grundlage legte man nicht. Die Hauptſache war die, daß der Lehrer fragen konnte, was er zu fragen wußte, mit Fragen nie ſtockte. Ob auf die Frage eine vernünftige Antwort natürlich folgen könne; ob auf die letzte Antwort die nächſte Frage paſſe, und ob jede zum Ziele führe, darauf kam es wieder nicht an. Man fragte ſo, daß man Ja oder Nein beſtimmt erwarten konnte; man half ſich mit Muslins Erklärungen zum Heidelberger durch, der das Fragen und auf das Fragen das Antworten recht bequem macht. So wußte Mancher nicht, ob die erhaltene Antwort die rechte ſei. Die Erklärung der Worte und Begriffe beſtund nur darin, daß man die Hauptwörter mit dem Zeitwort umſchrieb, und wo kein Zeitwort aus dem Hauptwort zu machen war, da nahm man einen Sprung über das Wort, z. B. über die Worte: Natur, Reich ꝛc. Z. B. was iſt Troſt? Wenn man einen tröſtet. Ja wenn er betrübt iſt und man ihn dann tröſtet. Was iſt Leben? Wenn einer lebt, wenn einer hier auf der Welt iſt und lebt. Dann mußten wir auch Anwendungen machen, zu welchen Bücher uns halfen, und machten gar oft ſolche, die wir ſelbſt nicht begriffen.

Ganz beſonderes Gewicht wurde darauf gelegt, daß man eine Sache durch Gleichniſſe erörtere. Wo mein Lehrer dieſen Grundſatz aufgeſiſcht, weiß ich nicht. Aber auf Beiſpiele hielt er viel; mochten ſie übrigens paſſen wie eine Fauſt auf das Auge, das war gleichgültig, wenn es nur ein Gleichniß war.

Das war an ſich ganz recht, daß man die todten Begriffe übertragen ſollte auf die lebendigen Verhältniſſe und das Dunkle klar machen durch Anſchauungen. Allein das wurde gar nicht begriffen, und ſo dem Kind Anſchauungen und Verhältniſſe vorgeführt, von denen es noch viel weniger begreifen konnte und ſollte, als von den Begriffen ſelbſt, z. B. über das 7te Gebot. Ueberhaupt ward hauptſächlich darauf geſehen, daß einer an einer

Frage ſeine gehörige Zeit zu verbrauchen wüßte, ohne eben merklich zu ſtocken. Das iſt allerdings eine große Kunſt, die in der großen Welt beſonders geübt und geſchätzt wird, eine halbe Stunde über eine Sache zu ſchwatzen, ohne etwas davon zu verſtehen. Dieſe Kunſt hat ſchon viel Geld, viel Ehre erworben und viel Sand in die Augen geſtreut. Und dieſe Kunſt uns Lehrlingen, die wir ein ſo ſteifes ſchweizeriſches Mundwerk hatten, und ſo gar keinen Schwung in der Einbildungskraft, und ſo gar keinen Wortvorrath, beizubringen, war eine noch viel größere Kunſt. Man hätte uns leichter die Sache ſelbſt beigebracht, unſere Seelen mit dem Stoff bereichert, als ohne Stoff uns darüber ſchwatzen gelehrt. Aber ſo haben es die Menſchen, ſie zäumen lieber das Roß beim Schwanz als beim Kopf, und treiben lieber das Verkehrteſte mit großer Anſtrengung und ohne Nutzen, als das Natürliche verſtändig. Es nimmt mich nur Wunder, wie viele Menſchen einſten zur Strafe ihres hieſigen Treibens in der Unterwelt Waſſer in ein durchlöchertes Faß ſchöpfen und den Mühlſtein den Berg keuchend hinaufwälzen müſſen, um denſelben droben entgleiten und in's Thal rollen zu ſehen, und ſo Tag um Tag, für und für in der langen, langen Ewigkeit.

Es iſt doch gewiß ein gräßlich Ding, ein ſolch Abrichten, gerade wie man Dompfaffen abrichtet, zu pfeifen, was ſie auch nicht begreifen. Und was iſt das Schauervollſte, daß man im 19ten Jahrhundert ſolches treiben konnte und nicht wußte, was man that, wie man ſich damit an der Menſchheit und ſomit auch an Gott verſündigte. Vielleicht wußten die wohl, was ſie thaten, welche mit ſolchen Normalſchulen nur den Schein retten wollten, die Sache ſelbſt aber nicht wollten. Nun, dann möge der liebe Gott ihren armen Seelen gnädig ſein! Am ſchauervollſten aber iſt die Schamloſigkeit oder die bodenloſe Dummheit, mit welcher ſich dieſe Menſchen dieſes Treibens rühmen, behauptend, bei der künſtlich erhaltenen Dummheit ſei das Land glücklich und fromm geweſen, und durch

Aufklärung, durch Weckung und Bildung der Geiſteskräfte werde es unglücklich und gottlos. Glauben denn eigentlich ſolche Menſchen auch an Gott, glauben die auch an Jeſum Chriſtum, der ein Licht der Welt war und kam die Menſchen zu erleuchten. Glauben ſolche Menſchen an beide? — die öffentlich ſich ausſprechen, nur mit andern Worten: Die Beſtimmung des Menſchen ſei die der Sau, daß es ihm wohl ſei und behaglich im D...k; die nach obrigkeitlichem Maaß und Gewicht dieſer Sau nur ſo viel Verſtand zukommen laſſen wollen, daß ſie einſehe, ſie müßte ſich mäſten, um von Zeit zu Zeit das überflüſſige Fett ſich abzapfen zu laſſen! Glauben denn die auch an Gott, welche die Geiſter der Menſchen binden mit den Feſſeln des Aberglaubens, der Finſterniß, der Vorurtheile, um der Leiber ungeſtörter ſich bemächtigen zu können? Gerade ſo gut als die, welche troſtloſe Verneinung und Glaubensloſigkeit mit Aufklärung und Fortſchritt verwechſeln.

Hatten wir uns ſturm catechiſirt, ſo ging es an's Singen, vom Pſalmenſingen bis zum Figuralgeſang, in welchem zu üben wir den Gellert hatten.

Da lernten wir die verſchiedenen Kreuze kennen und die Noten theilen in halbe, Viertel- und Achtelnoten, lernten die Taktſchläge, den Seitenſchlag, den Bruſtſchlag, und wie die Schläge alle heißen; lernten ſingen, daß die Fenſter klirrten und die Grillen auf dem alten Ofen herumſprangen wie wild. Damit beſchloſſen wir gewöhnlich unſere Lehrſtunden.

Faſſen wir nun das Ganze in's Auge, ſo ſieht man zuerſt, wie Weniges uns beigebracht wurde, und betrachtet man das Wenige, wie man es uns beibrachte, ſo ſteht einem der Verſtand ſtille. Daß wir es in Allem zu einiger Fertigkeit brachten, war die Hauptſache; ob es beim Kinde von Nutzen ſei, und wie, und in welcher Stufenfolge man es ihm beizubringen habe, darum bekümmerte ſich Niemand. Ueberhaupt, von der Natur des Kindes war nie die Rede, alſo eben ſo wenig von der Entwickelung ſeiner Geiſteskräfte. Daß die Schule ein Doppeltes ſolle, vor Allem aus die inwohnenden Kräfte entbinden durch den den Kindern vorgeführten Stoff, dann freilich auch dieſen Stoff ihnen zu eigen geben und Fertigkeit in ſeiner Anwendung, davon war keine Rede.

Da in dem Stoff, den wir zu uns nahmen, hundert Dinge waren, die wir ſelbſt nicht begriffen, an deren Erklärung man gar nicht dachte, entweder weil der Lehrer ſie nicht erklären konnte, oder weil er vorausſetzte, wir wüßten es ſchon, ſo lernten wir auch die große Kunſt nicht, bei den Kindern nichts vorauszuſetzen, ſondern alles Gegebene und Vorkommende klar zu machen. Und dieſes leidige Vorausſetzen von unbekannten Dingen als bekannt in den Kinderköpfchen und Herzen hemmt jeden geregelten Unterricht, jede ordentliche Erziehung, und pflanzt ein gedankenloſes Hinnehmen und ein gedankenloſes Ausſprechen von Worten, an deren Sinn man nie denkt. Dieſes Vorausſetzen iſt ein Krebsſchaden in unſern Schulen. Es iſt freilich eine ſchwere Sache, ſich ſelbſt zu vergeſſen und ſo in ein Kindesköpfchen hinein ſich zu denken, da ſich umzuſchauen, was alles darin und nicht darin ſei. Aber wer es verſteht, das Kinderherz ſich offen zu erhalten, ſieht auch in den Kopf hinein und erkennt, was der bedarf, und zu ſeiner Ausfüllung arbeitet er dann ſtätig vorſichtig, wie die Biene in ihrem Korbe, die mit bewunderungswürdiger Kunſt erſt die Waben anzuheften, dann die Zellen aufzubauen und dann endlich mit Honig ſie anzufüllen verſteht.

Wenn ich beim Zurückdenken an dieſe Sachen wild werde, verzeiht es mir, liebe Leute. Ich will euch jetzt auf die andere Seite des Bildes blicken laſſen, vielleicht werde ich dann wieder weich, oder auch wieder wild, denn ich habe eine gar wunderſame Natur, ich weiß nie, ob ich über eine Sache wild oder weich werde.

Rührſam war ſicher der Anblick der Lehrlinge und ihr Treiben. Alle hatten tief gefühlt, daß ihr Wiſſen Stückwerk ſei, ſo viel ſie ſich auch auf dieſes Stückwerk einbildeten; hatten gefühlt, daß es ihrer Beſtimmung nicht genüge. Alle waren wahrhaft hungrig und durſtig, lechzeten ordentlich nach Vervollſtändigung dieſes Stückwerkes. Aber alle waren durchaus ohne Bildung, ohne Hülfsmittel; ſie wußten, was ſie wußten, aber von dem, was ſie nicht wußten, was es ſei und wie viel es ſei, hatten ſie keinen Begriff, alſo eben ſo wenig von dem, was ſie eigentlich bedurften außer einigen Namen, wie z. B. Conſtruiren. Vor allem Wiſſen lag für ſie ein undurchdringlicher Vorhang, wie für alle Menſchen vor der Zukunft. Alle hatten mit tauſend Schwierigkeiten zu kämpfen, um dieſe Normalſchulen zu beſuchen. Einige mußten ihren Familien den nothwendigen Sommerverdienſt entziehen, mußten ihre Sonntagskleider, die für einen Schulmeiſter manches Jahr halten müſſen, abnutzen; ſahen einem Winter entgegen, wo geſchmalbartet werden mußte; ſahen allemal, wenn ſie heim kamen, der Frau ſaures Geſicht, und hörten ſaure Klagen über Kinder und Nachbarsleute; ſahen voraus, dieſes ſaure Geſicht den ganzen Winter über ſehen zu müſſen, wenn die Butter in der Küche fehlte und das Salz auf dem Tiſch. Aber ſie kamen doch. Andere hatten ähnlichen Stand mit Vätern und Müttern, die das Geld für ſo etwas Neumodiſches zu lernen nicht hergeben wollten; mußten von allen Geſchwiſtern ſich angrännen laſſen, wenn ſie das wöchentliche Koſtgeld, mühſelig erbettelt, endlich forttrugen. Andere brachten den ſauren Verdienſt von Jahren dar, alle aufgeſparten Kreuzer ſeit ihrer Geburt, verſagten ſich das Nothwendigſte, um nur auszukommen, oder mußten, wie auch ich, jede Zwiſchenſtunde, die zu ermüßigen war, zur Arbeit benutzen, mußten, an Leib und Seele ermüdet, ein Werkholz in die Finger nehmen, wenn auch die matteten Augen alle Augenblicke zufallen wollten.

Alle dieſe ſammelten ſich des Morgens, wie die Spatzen auf einem Weizenfelde, auf den harten, hölzernen Bänken, und horchten mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit auf die vorgetragene Weisheit. Sie ſchrieben mit Aengſtlichkeit, als wenn ſie Evangelien zu ſchreiben hätten, und auch das vergeſſene Komma ließ ſie nicht ruhen, bis ſie es ergänzt. Alles wollte man behalten, und es konnte einen recht unglücklich machen, wenn man am Abend nicht alle Worte des Lehrers wieder herſagen konnte, wie die Fragen im Heidelberger. Denn das Auswendigbehalten hielt man natürlich für die Hauptſache, war es doch auch die Hauptſache in den Schulen. Man begnügte ſich aber nicht nur mit den Lehrſtunden, ſondern auch in den Mittags- und Abendſtunden ſchrieb man und trieb man, was zur Sache gehörte, kaum ließ man ſich Zeit zum Eſſen. So wollte mir z. B. das Conſtruiren nicht recht in den Kopf. Wo ich ſtund, ging und arbeitete, hatte ich das Conſtruiren im Kopf, und repetirte das am Tage Vorgekommene. Ich konnte die meiſten Geſchichten auswendig, daher konnte ich mich allenthalben beſchäftigen.

So heißt es z. B. in der 2ten Geſchichte des N. T.: Um jene Zeit befahl der Kaiſer Auguſtus, daß alle Einwohner Paläſtina's aufgeſchrieben würden. Nun ſuchte ich das Zeitwort, fand es aber gewöhnlich lange nicht. Ich verſuchte mit: würden, mit: jener, mit: aufgeſchrieben, aber alles ging nicht. Endlich probirte ich mit: befahl. Es befahl! wer befahl? der befahl! wer der befahl? der Kaiſer Auguſtus befahl; was befahl er? um jene Zeit. Ja das war nicht recht; ich ſann lange, und fand endlich, daß ich fragen müſſe, um alle Worte ordentlich zu bekommen: wann befahl der Kaiſer Auguſtus? Um jene Zeit befahl der Kaiſer Auguſtus. Und was befahl der Kaiſer Auguſtus um jene Zeit? Daß, befahl der Kaiſer Auguſtus um jene Zeit. Was: daß, befahl der Kaiſer Auguſtus um jene Zeit? Daß (nun langes Beſinnen und Irriges): würden. Was: daß würden, befahl der Kaiſer Auguſtus um jene Zeit? Daß aufgeſchrieben würden, befahl der Kaiſer Auguſtus um jene Zeit. Daß wer (das: was, ſetzte mich lange in Verwirrung) aufgeſchrieben wurden, befahl um jene Zeit der Kaiſer Auguſtus? Daß alle Einwohner Paläſtina's aufgeſchrieben wurden, befahl der Kaiſer Auguſtus um jene Zeit. O wenn ich einen ſolchen Satz glücklich zu Ende gebracht hatte, wie glücklich war ich dann! und wohl zehn Mal repetirte ich ihn, um ihn ja nicht wieder zu vergeſſen.

Doch ſelten kam ich ſo glücklich und leicht durch. Dann mußte mich ein Anderer behören, mir einhelfen, dem ich den gleichen Dienſt bei Gelegenheit wieder that. Ebenſo repetirte ich Anderes, namentlich die verſchiedenen Taktarten, die Schläge aller Arten, und verwarf für mich die Hände, ärger als der Pfarrer auf der Kanzel. Auch die Zauberformeln des Rechnens, das Multipliciren der Zähler mit den Nennern, der Zähler mit einander und wieder der Nenner: das Teufelswerk konnte ich nie recht behalten. Ich glich einer wandelnden Brummelſuppe, man hörte mich von weitem ſurren, und meine Koſtleute beklagten ſich, das gehe auch im Traume fort, ſo daß des Nachts ſie meinten das Spuhlrad zu hören.

Nebenbei ſorgte man noch vorſichtig für die Zukunft, für Kinderlehren und Leichenpredigten, auf die man hinſah mit ſchauerlicher Wonne, wie die Weiber auf eine Kindbette. Es beſuchte uns oft einer, der gab ſich aus für einen gar Gelehrten, und im Reden fürchte er Niemand und keinen Pfarrer, und es hatte ihn ſchon manchmal dunkt, es ſeien viel ſchlechtere Sachen gedruckt, als was er aufſetze. Er ſetze zwar nie für ſich auf, ſagte er, ſondern für gute Freunde, die ihn darum bitten. Wir betrachteten den Mann mit gar großem Reſpekt, der es faſt bis zum Drucken gebracht, und baten auch von ihm Aufgeſetztes, um es abzuſchreiben. Er brachte uns gar willig, und erzählte uns bei jeder Rede gar ſchön ihre Empfangniß, ihre Geburt und ihre Wirkung. Einmal verlor er ein ganzes Säckli voll: wie er das machte, weiß ich nicht, man wurde nie recht klug daraus. Das hätte jeder von uns ſo gerne gefunden, aber, ich glaube, keiner den papiernen Schatz zurückgegeben.

Obgleich ſchon anfangs wir die Sache ſo ernſt betrieben, ſo war doch das noch gar nichts gegen unſern Eifer, als es gegen das Ende der Schule und gegen das Examen ging; da wußten wir wirklich nicht mehr recht, gingen wir auf den Köpfen oder auf den Füßen. Man glaube aber ja nicht, daß dieſer Eifer nur erzeugt wurde durch das Examenfieber. Allerdings klopfte uns das Herz, wenn wir daran dachten, daß wir nach Bern vor die Herren des Kirchenrathes müßten, die wir uns vorſtellten wie kleine Herrgötter oder wenigſtens wie Erzengel. Damals wußte man noch nicht, daß Erzväter eigentlich Erziehungsväter bedeuteten, wie Erz-Departement Erziehungs-Departement, ſonſt hatten wir ſie uns wie Erzväter vorgeſtellt, wie Abraham, Iſaak und Jakob. Nein, ſondern es war die Angſt, wir möchten um einige Biſſen Wiſſen verkürzt werden oder einige erhaltene Biſſen wieder vergeſſen. Die Felder des Wiſſens blieben wie zuvor hinter dem dicken Umhang, und aus dem hervor reichte uns der Lehrer Brocken um Brocken. Wie viel noch dahinter ſei, wußten wir nicht. O wie wir uns über jeden erhaltenen freuten, weil er uns ein ganz neuer und eben ein Brocken war, und wie wir uns meinten, wenn wir ihn zu uns geſteckt hatten. Und um ſo mehr meinten wir uns, weil wir glaubten, wir hätten bald alles im Leibe, was Brauchbares hinter dem Umhang ſei. Das war es, was uns den Trieb und die Ausdauer gab, welche die Meiſten von uns beſeelten. Freilich waren auch Einige darunter, die träger Seele und faulen Leibes waren, die ſchliefen, wenn ſie hören, und gafften, wenn ſie ſchreiben ſollten. Wir ſchämten uns ordentlich ihrer und beſonders der Erzväter oder Erzengel wegen, weil wir fürchteten, wenn ſie zufällig hinter einen ſolchen geriethen anfänglich beim Examen, ſo möchten ſie ein böſes Vorurtheil gegen Alle kriegen. Denn wenn ſolchen Herren einmal eine Mücke hinter die Ohren geflogen iſt, ſo bringt man ſie höchſtens mit vielem Wedeln wieder weg.

Wenn Jemand mit klugem Kopf und warmem Herzen uns zugeſehen hätte, ſo hätte ſein Mund ſich halb todt gelacht, während ſein Herz geblutet in bitterm Schmerz.

Was war wohl lächerlicher als das Wichtigthun unſeres Lehrers und unſer Wichtigthun, unſer Eifer und unſer Brüſten mit leeren Nüſſen und weggeworfenen Schaalen! Was lächerlicher, als wenn 20 Männer mit der höchſten Anſtrengung einen Satz conſtruiren Stundenlang und nicht die halben Worte darin begreifen, und mit dem höchſten Ernſt vor ſich hinſagen: Nennfall, Beſitzfall ꝛc. wer! weſſen! ꝛc. bis ſie in der gehörigen Reihenfolge es ſich eingeprägt, ſo aber, daß ſie in der Anwendung nie zurecht kommen können! Und bei allem dem doch das Glück auf allen Geſichtern und ein bedeutendes Selbſtgefühl in allen Gebehrden. War es nicht faſt, wie wenn junge Affen mit geſtohlenen Glasperlen oder einer alten Matroſenjacke auf einem grünen Aſte wichtig und poſſierlich thun, und ſich lieber das Leben nehmen laſſen, als die Jacke mit ihren Löchern, die ſie dazu noch verkehrt angezogen. Das waren aber Männer, mit denen man Spaß trieb, wie mit jungen Affen, welche die Jugend des Staates, Chriſtenkinder unterrichten, erziehen ſollten. Es waren Männer, welchen ehedem der Religionsunterricht faſt allein anvertraut war, und die jetzt noch das Fundament zu legen haben; Männer, von denen die Bildung der Vorgeſetzten abhing und das Wecken aller Klaſſen zum Denken und ihre Befähigung zum Gewerb. Es waren Männer, die einem der ehrwürdigſten und einflußreichſten Stände im Staatsverband angehörten, mit denen man auf dieſe Weiſe bewußt und unbewußt das Narrenwerk trieb. War das nun nicht zum Weinen! War es nicht zum Weinen, daß ſo viel Eifer, ſo viel Hingebung und ſicher auch ſo manches ſchöne Talent auf ſo läppiſche Art und an ſo läppiſchen Dingen vergeudet, verzehrt wurde!

Auf dieſe Weiſe wurden Schullehrer gebildet. Ich will nicht ſagen alle. Es mag Normalſchulen gegeben haben, in denen auf geiſtreichere Weiſe handthiert wurde, obgleich in den Examen, welche ich mit Schülern derſelben hier oder dort machte, faſt kein Unterſchied zu merken war. Sicher iſt auch mancher Normallehrer geweſen, der wußte, was Paläſtina ſei, aber ob er es auch erklärt, ob er es nicht als bereits bekannt vorausgeſetzt hat! das iſt eine andere Frage. Mancher dieſer Lehrer hat ſich ſicher aus aufrichtigem Herzen die größte Mühe gegeben, aber hatte er denn auch wirklich den wahren Beruf zu dieſem Unternehmen, die Kenntniſſe und den pädagogiſchen Sinn und Takt! Auf alle Fälle verrieth er darin nicht die gehörige Einſicht, daß er glaubte, in einigen Monaten einen Schulmeiſter bilden zu können. Braucht doch die allmächtige Natur neun Monate zur Bildung eines Kindes, und ein mittelmäßig guter Schneidermeiſter drei Jahre zur Bildung eines mittelmäßig guten Schneidergeſellen; und ein Kind und ein Schneidergeſelle, und wenn es auch ein Altgeſelle wäre, ſind doch noch lange keine Schulmeiſter. Aber daraus ſieht man, wie hoch der Lehrerſtand bei Hoch und Niedrig galt, und wie groß der Schulverſtand allenthalben war.

So ging es damals mit der Bildung des Lehrerſtandes zu.

Wahrlich, die menſchliche Natur muß noch viel Gutes an ſich haben, daß ſie durch die Sorgloſigkeit und den Unverſtand der Menſchen nicht in Grund und Boden hinein verteufelt iſt! Das kömmt uns aber wohl. Denn wenn wir jetzt ſchon freilich beſſere Schulmeiſter-Bildung und beſſere Schulmeiſter haben, ſo ſind Andere da, die den Souverain, das Volk, verhunzen aus Leibeskräften mit unzeitiger Nachſicht und unzeitigen Schmeicheleien und böſen, liederlichen Beiſpielen; — gerade wie ſchlechte Kammerdiener bei vornehmen Prinzen es machen, um ihnen lieb zu werden, viel bei ihnen zu gelten und ihnen die Augen zuzudrücken für ſchlechte Streiche oder behagliches Nichtsthun, und ſind nicht noch andere da, welche die Schulmeiſter verhunzen, ſie bekleiden mit abgelegtem Theaterplunder, ihnen Phraſen vorſagen, königlich-kaiſerliche Gebehrden einüben, und Allerhöchſte Läuſe hinter die Ohren ſetzen.

Vierzehntes Kapitel.

Alleluja! Endlich.

Unſer Examen lief glücklich ab für mich, nur die wurden zurückgeſtellt, welche nicht leſen konnten. Ich erhielt einen ſchönen Brief, ein ſogenanntes Schulmeiſterpatent.

Wie glücklich und ſtolz ich es in der Buſentaſche trug, wie manchmal des Tages es betrachtete! Ich mochte gar nicht warten, bis ich meinem alten Lehrmeiſter gezeigt, wie geſchickt ich nun geworden, und wie ich jetzt Alles könnte, was nur vorkäme. Er hatte Freude an mir und auch an meinem Patent, doch ſagte er: Ehemals hätte man kein ſolches Papier nöthig gehabt, es wäre nur darauf angekommen, daß der Mann gut ſei, und das wüßten die Bauern ſelber viel beſſer als ſo ein Herr, der nur in der Stube hocke, und alle Fliegen kenne darin, aber keinen Menſchen außer derſelben; der wiſſe, wie lange Ohren die Lappländer hätten, aber nichts von einer Bauern-Natur. Die würden deswegen auch am meiſten zum Narren gehalten, beſonders wenn ſie Brillen an hätten und deswegen die Naſe hoch trugen. Während ſie den Bauern überſehen, durchſehe derſelbe ſie ganz und gar und ſchlage ihnen den Haken, ſo oft er wolle. Als ich ihm nun aber auskramen wollte mein neues Wiſſen von den Redefällen und den verſchiedenen Zeiten, und den wer! weſſen! wem! wen! von wem! — da wurde er bitterböſe und ſagte: Solch neues Zeug trage gar nichts ab, als daß man die Religion vergeſſe und hochmüthig werde. Wenn die Herren Verſtand hätten, ſo würden ſie es verbieten ſtatt einführen; aber ſeitdem die Franzoſen in's Land gekommen, ſei Alles verherrget. Ich hatte Zeit einzulenken, meine neue Gelehrſamkeit in Sack zu ſtoßen und ihm vom Rechnen, Schreiben und Catechiſiren zu berichten. Daß ich die Brüche konnte und die Heuſtöcke auf zwei Wege rechnen — auch die Nenner-Probe — das flößte ihm doch eine Art Reſpekt ein, und er meinte: Wenn ich das Larifari fahren laſſe, ſo könnte ich noch von den Beſten einen geben.

Man kann denken, mit welcher Begierde ich auf ausgeſchriebene Schulen wartete, und mit welchem Aerger ich wieder in meinen Webkeller zurückging, wo ich noch an der Koſt abzuverdienen hatte, wenn ich keine fand, außer vielleicht eine aus dem Oberlande, für welche ohne Wohnung Summa Summarum 8 Thaler verſprochen war.

Endlich kamen ledige Schulen, ich machte Examen, allein ich war nicht glücklich, und doch war ich überzeugt, daß ich der Geſchickteſte geweſen, daß mir die Schule gehört hätte. Freilich geſtund ich, daß die Glücklichen in einigen Fächern es beſſer gemacht; allein im Ganzen, meinte ich, hätte doch keiner ſo durchgeſchlagen wie ich. Endlich brachte ich es zum Zweiten im Vorſchlag. Das war etwas, aber ich war doch ärgerlich, beſonders da ich ein Patent hatte und jener keins. Im Wirthshauſe trank ich auf der Gemeinde Koſten ein Glas geſchwefelten Wein zu viel und traf im Heimgehen auf den Schulcommiſſär. Im meinem geſchwefelten Muthe beſchwerte ich mich über meine Zurückſetzung, und fragte recht preußiſch: Was denn Meiner Gnädig Herren G'ſchrift nütze, wenn man nicht darauf achte? Der Schulcommiſſär, ein runder guter Mann (es iſt, beiläufig geſagt, merkwürdig, daß die Runden gewöhnlich feiner ſind als die Langen), ſagte mir, er wolle es mir erklären, wenn ich es nicht übel nehmen wolle. Allerdings ſei ich der Beſte geweſen im Examen, aber die Bauern, auf die man auch hören müſſe, hätten mich nicht gewollt. Sie hätten geſagt, ich ſei ein gar Hochmüthiger. Geſtern, als ich durch ihr Dorf gegangen, hätte ich Niemand bei den Häuſern gegrüßt, und wenn mir Jemand die Zeit gewünſcht, nur ganz puckt gedankt, und wenn ſie geſagt: „Guten Abend geb Euch Gott,“ nur geſagt: „Große Dank,“ ſtatt: „große Dank geb Euch Gott,“ und bei Niemand mich geſtellt. Dann ſei ich ihnen viel zu herrſchelig und hätte eine ſchwarze Kutte an. Die ſtände dem Pfarrer wohl an, aber ſie begehrten keinen Schulmeiſter, der hoffährtiger und vornehmer daher komme, als ſie ſelbſt. Mein Gott! ſagte ich, das ſind doch dumme Bauern, daß ſie nicht geſehen haben, daß ich mich ſcheute durch das Dorf zu gehen und faſt nicht neben aus zu ſehen wagte aus Schüchternheit. Ich hätte gerne mit einem geredet, aber es wollte mich keiner anreden. Die Kutte kaufte ich in Bern, ſie gefiel mir gar wohl, war halb ſo wohlfeil als eine halbleinene, und ich dachte, es ſei für einen Schulmeiſter doch anſtändig, wenn er auch etwas geiſtlich daher komme und nicht nur ſo weltlich. Der Schulcommiſſär antwortete mir: Schüchternheit und Hochmuth könnten noch geſcheutere Leute, als jene Bauern ſeien, nicht unterſcheiden. Der Bauer komme Niemand entgegen, am wenigſten einem Fremden. Für Freundlichkeit oder Holdſeligkeit ſei er aber um ſo empfänglicher, je mehr ſie ihm abgeben. Freundlichkeit ſei ein gar holdes Wort, und eine viel wichtigere Tugend, als man es gewöhnlich glaube, und auch in dieſer voranzugehen, ſei des Schulmeiſters Pflicht. Die Kutte mache eben die Geiſtlichkeit nicht aus, und in einer geiſtlichen Kutte könne ein gar weltlicher Sinn ſtecken. Daß ein Pfarrer eine ſolche tragen müſſe, fordere ein altes Vorurtheil, es wäre auch beſſer anders. Den Schulmeiſter aber wollten die Bauern in ähnlicher Kutte haben, wie ſie trügen, damit ſie die Ueberzeugung gewinnen könnten, daß auch in ſolchen Kutten ein ächt geiſtlicher Sinn wohnen könne. Ich wollte wieder das Maul aufthun um zu räſonniren, da ſtund der Herr ſtille, gab mir die Hand und ſagte: Behüte Euch Gott, Käſer, ich muß hier links, Ihr begreiſt mich noch nicht. Denket über meine Worte nach, ſo werdet Ihr finden, daß ich recht habe. Wollt Ihr aber lieber durch Schaden klug werden, ſo machts, er iſt auch ein Weg zum Ziel. Behüt Euch Gott!

Er ging links, ich rechts. Ich pülverte gewaltig über den rathenden Schulcommiſſär. Ich behauptete: Das hätten die Bauern nicht geſagt, nicht gedacht, ſondern der Herr habe das ſelbſt erſonnen. Der möge viel von Hochmuth ſprechen, während er nicht leiden möge, daß ein Schulmeiſter eine Kutte von gleicher Farbe trage; denn das habe ihn und nur ihn geärgert, daß ich eine ſchwarze Kutte angehabt, auf ſo was hatte kein Bauer Acht gegeben. Das ſei mir aber auch wieder ein luſtiger Herr und der Rath ein luſtig Pfaffenſtücklein, mich nehme nur Wunder, wie der über den Text predigen wolle: Daß man nicht nach dem Splitter ſuchen ſolle in des Nächſten Auge, während man den Balken noch im eigenen habe.

Ihn gehe es aber gar nichts an, welche Kutte ich trage, ich hatte ſie aus meinem Gelde bezahlt; und ihm zum Trotz werde ich ſie an alle Examen anziehen. So dachte ich damals.

Würde ich jetzt den guten runden Herren irgendwo antreffen, ſo würde ich ihm recht herzlich für ſeinen Rath danken. Denn jetzt ſehe ich durch lange Erfahrung belehrt ein, daß er recht hatte, und das Land weit beſſer kannte als ich, der doch darauf auferzogen wurde. Aber wenn man mitten in einem Walde ſteht, ſo weiß man ſelten wo man darin daheim iſt. Man muß ihn überſehen können, wenn man ſich zurecht finden will.

Wie es kam, weiß ich nicht, allein als ich an das nächſte Examen gehen wollte, zog ich meinen ſchwarzen Rock nicht an, ſondern den alten gelben. Als ich das Haus verließ, begegnete mir kaum 30 Schritte davon ein alt ſtruppig Weib mit einer Tabakonaſe, grüßte mich freundlich und wollte mir die Hand langen. Ich aber wurde feuerroth im Geſicht, daß ein altes Weib auf meinem Weg nach gutem Geſchick mir zuerſt begegne, und noch dazu ein ſo wüſtes und noch dazu mir die Hand geben wolle; ſie kannte mich, und kam aus meiner Gemeinde. Ich brummte ärgerlich ein paar Worte und ſchnurrte an ihr vorüber wie ein Pfeil, und hatte bereits alle Hoffnung, im Examen glücklich zu ſein, aufgegeben. Denn wenn ſo ein altes Weib einen bei einem Ausgang zuerſt anläuft, dann gute Nacht Glück! Die ſtund über mein Benehmen ganz verdutzt ſtill, und rief mir erbittert nach: E Peterli! Nur nicht ſo hochmüthig. Bauernhof haſt keinen zu verkeglen, und braucht deine Naſe ein Tuch, mußt erſt ſpringen und eines leihen!

Ich lief was ich konnte, dachte aber bei mir ſelbſt, das ſei doch verdammt ungerecht, daß jedes alte Weib und ein jeder Pfaffe mich als hochmüthig verſchreien wollten. Aber denen wolle ich es zeigen, daß ich es nicht ſei. Ich nahm mir feſt vor, mit jedem anweſenden Vorgeſetzten recht manierlich und reputirlich zu reden. Dieſen Entſchluß führte ich aus, ſo ſchwer es mir ward, und ſiehe, ich erhielt die Schule, d. h. ich war der Erſte auf dem Vorſchlag, und beim Abendeſſen rühmten mich die Vorgeſetzten gar ſehr und ſagten, das hätte ihnen gefallen, daß ich gar ſo ein Gemeiner ſei und niederträchtig mit Jedermann. So einen Herrſcheligen und Hochmüthigen begehrten ſie nicht. Da ging mir der erſte Stich durch's Herz wegen angethanem Unrecht, und ſeither noch mancher.

Gegen 100 Kinder gehörten zu dieſer Schule. Etwas Land nebſt dem nöthigen Holz und Wohnung und 30 Thaler baare Beſoldung machten ſie zu einer der angenehmſten im Canton zu damaliger Zeit. Lage und Haus hatte ich noch nicht geſehen, mußte aber verſprechen, bald zu kommen und mich umzuſchauen.

O wie ging ich ſelben Abends heim, ſo traumeriſch glücklich, daß ich nicht wußte wo ich war und wie die Füße liefen: bald ſchnell, bald langſam wahrſcheinlich, je nachdem es in mir quoll und ſchwoll. Was alles an meiner Seele vorüberrann, weiß ich nicht; war es doch eben ein Traum in wachendem Zuſtande. Aus dieſem Traum erwachte ich erſt, als mich etwas heftig in die Finger ſtach. Es war ein Dornzweig, der in die Straße hing, und den ich in meine Hand gedrückt hatte, träumend, es ſei die Hand des Ammans, der mich bewillkomme vor ſeinem Hauſe.

O ſo ein Zuſtand iſt rührend und ſchön und begreiflich auch bei einem armen Kerli, der in bitterer Noth mit ſchweren Hinderniſſen Jahre lang gekämpft und nun auf einmal ſorgenlos am ſchönen Ziele zu ſtehen meint. Aber leider iſt ein ſolcher Zuſtand nur ein Traum, der uns bei Erreichung eines Zieles, auf das wir unverwandt unſer Auge geheftet, beglückt, und dieſer Traum währt nur ſo lange, bis wir wieder die Augen aufſchlagen, am Ziele rund um uns ſchauen. Dann ziehen neue Sorgen, neue Kümmerniſſe ein.

Es keucht der Wanderer in ſchwerer Sonnenhitze einen ſteilen Hügel hinan, ängſtlich den Gipfel im Auge und zunächſt am Ziele träumt er von Ruhe und ebenen Wegen, als ob dies der einzige Hügel, der einzige ſteile Gipfel ſei, und fühlt ſich glücklich in dieſem Traume, aber wenn er oben ſteht und die Augen aufſchlägt, ſo erwacht er aus dieſer glücklichen Täuſchung, denn er ſieht rings um ſich andere Hügel, noch ſteilere Gipfel; die Ruhe wird ihm nicht. Nach kurzer Raſt muß er weiter, keuchend und ſchwitzend. Und dennoch giebt er ſich in der Nähe jedes Gipfels den gleichen wonnereichen Täuſchungen wieder hin. Ach ſolche Täuſchungen wären köſtliches Labſal auf der weiten Reiſe, wenn alle Herzen ſie ertragen möchten, und nicht gar manches nach jedem Erwachen matter und muthloſer ſich fände und zuletzt troſtlos niederſänke, und auf dieſer Stelle nach vielen Kämpfen verendete, wie der Fiſch, den eine hohe Meereswelle in den Uferſand geworfen, zappelt, nicht fort kann, und verſchmachtend ſtirbt in vergeblichen Mühen.

Ende des erſten Theils.

Berlin, Druck von A. W. Hayn.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Allgemeine
Deutſche Volks-Bibliothek.

Zweiter Jahrgang.

Dritter Band.

Leiden und Freuden
eines
Schulmeiſters.

Von

Jeremias Gotthelf.

II.

Berlin, 1848.
Verlagshandlung des allgemeinen deutſchen Volksſchriften-Verein
(M. Simion. Jul. Springer.)

Leiden und Freuden

eines

Schulmeiſters.

Von

Jeremias Gotthelf.

Bearbeitung des Verfaſſers für das Deutſche Volk.

Zweiter Theil.

Berlin, 1848.
Verlagshandlung des allgemeinen deutſchen Volksſchriften-Vereins.
(M. Simion. Jul. Springer.)

A.L.
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München

Leiden und Freuden

eines

Schulmeiſters.

Zweiter Theil.

Erſtes Kapitel.

Wie mir die Augen aufgethan werden.

Des andern Morgens weckte mich früh die Freude und das Verlangen, meinem alten Schulmeiſter mein Glück zu verkünden. Es war ein heller Tag, Sonne und Mond ſtunden am Himmel, und nur zögernd legten ſich die Sternlein in ihre aus ewigem Lichte geflochtene Bettlein. Auf der Erde wimmelte es wie in einem Bienenkorbe, der ſtoßen will. Aus Haus- und Stallthüren kam heraus, was drinnen war, zum Schaffen und zum Luſtigſein. Fröhlich blöckten die Schafe, umgaukelt von ihren Lämmlein, der Weide entgegen und ſprangen munter den Kühen voran, die in ſteifem Ernſte nachſchritten, höchſtens einen ſchwerfälligen Trott verſuchten, nachdenkliche Geſichter ſchneidend. Andere bogen ungerne ihren Hals unter das Joch und muhten wild, wenn man ſie mit Schlägen auf die Naſe trieb an die Deichſeln der ſchwer beladenen Miſtwagen. Sie wären auch lieber auf der Weide geweſen, als am Wagen, und machten Geſichter dazu, wie Profeſſoren, wenn ſie aus der Kneipe in's Colleg müſſen, oder Gemeindräthe, wenn ſie der Schreiber aus dem Wirthshauſe in die Gemeindſtube muß holen laſſen, oder wie Waadtländer Räthe, wenn der Weibel aus den Pinten ſie zuſammentreiben muß, damit Beſchlüſſe gefaßt werden könnten. Müden Schrittes zogen Pferde den Pflug und ſtreckten lang ſich aus, durch die lange Furche. Als rüſtige Landwehr zog Mann und Mädchen aus mit Kärſten und Haken hinter die Erdäpfel her und hinter die Furchen, ſchäkernd und mit Aepfeln die Säcke füllend. Um das Haus herum räumte auf die geſchäftige Hausfrau, und erſt lange hinter den andern zog ſie die reine Schürze an, die Thüre zu, und ſchritt ſtattlicher, aber raſcher als die Anderen, dem Felde zu. Von weitem ſah man ihr an, daß ſie wußte, man ſehe auf ſie, und das Auge des Dorſes ſei offen über ſie, wann und wie ſie ausgehe auf's Feld! O ſo ein Dorfauge iſt eine gute Sache und hält Manche im Geleiſe. Es wirkt auf die Weiber viel mehr als auf die Männer. Man denkt gar nicht, was alles getrieben würde, wenn die Furcht vor dieſem Dorfauge nicht wäre.

Auf den Feldern war ein luſtig Leben. Kleine und große Trupps Leute rührten ſich rüſtig; hell jauchzte der Weidbube bei ſeinem Feuerlein; einförmig, aber an's Herz dringend, läuteten die Kühe ihre Glocken. Alles hatte mit ſich ſelbſt zu thun, ſchaffte für ſich, ſchien um die Andern ſich nicht zu kümmern. Aber wenn ein Haaſe aufſprang, auf gejagt aus einem Erdäpfelplätz, mit mächtigen Sprüngen durchs Feld ſetzte und der Ruf erſcholl: E Haas! e Haas! Da, wie durch einen elektriſchen Schlag getroffen, ſtund Menſch und Vieh ſtill, hoben alle Köpfe ſich auf, ruhten alle Arme. E Haas! e Haas! da! da! ſchrie es durchs ganze Feld. Ein Auge und Ein Sinn war die zerſtreute Menge geworden, bis der Haaſe des Waldes Dunkel, von ſchwerer Angſt gejagt, erreicht hatte. Dann verſchwand die Einheit wieder und jedes Auge ſenkte ſich wieder auf ſeine Sache nieder, jeder Fuß ging ſeinen Weg und jeder Arm rührte ſich für ſich. Ein merkwürdig Bild unſeres Lebens, das man aber nicht auf dem Rumedingerfeld ſehen kann, denn da ſieht Keiner auf und einem Haaſen nach — wenn er Erdäpfel vor ſich hat.

Wohlgemuth lief ich in ſchönem Sonnenſchein durch die wimmelnde Menge, und ſah ganz glücklich auf jeden Bauer, der ſeine vier Rappen in's Feld führte, und dachte bei mir ſelbſt: du armer Teufel mußt doch genug thun, wenn du wüßteſt, wie gut es ein Schulmeiſter hat! Und dann ſang ich vor mir hin folgendes Liedchen, das ich in der Normalſchule gelernt hatte, und wahrſcheinlich mit einigen Variationen ein Soldatenliedchen geweſen war:

We di Bure früh aufſtah,
Thut is d'Frau im Bett ephah!
We di Bure Garbe ſchnyde,

Chen m'r ſchön am Schatte blybe!
We di Bure z'Acher fahre,
Chen m'r ſchön das Chnyepe ſpare!
We di Bure Garbe dröſche,
Lah mir nit die Pfyfe löſche!
Da capo } U we die Bure mezge,
Su eſſe mir das Beſte! Juhe!

So wanderte ich in wohlgemuthem Uebermuth durch Feld und Wald meinem Schulmeiſter zu und dachte, was er ſagen werde, daß mir das Conſtruiren eine ſo ſchöne Stelle eingebracht. Ich dachte an den ſchönen Lohn und an die ſchönen Sachen alle, die ich daraus wollte machen laſſen, und wie ich einer ſein wollte, daß weit und breit kein Solcher wäre, und daß die Leute ſagen müßten, ſie hätten noch nie von einem ſolchen gehört, geſchweige denn einen ſolchen geſehen oder gar gehabt. Ach wie leicht man bei ſo lüſtigen Träumen läuft! Es iſt wirklich faſt, als ob man durch die Luft führe; hingegen wenn man irdiſche ſchwere Sorgen hat, iſt es da nicht, als ob man knietief in der Erde ginge?

Mein Alter hatte auch Freude an meinem Glück, doch that er mir die trunkenen Augen auf und ſchüttelte kaltes Waſſer über meine Träume. Und jetzt, Peter, fragte er mich, haſt du Geld? Wie willſt du den nöthigen Hausrath, ein Bett ꝛc. anſchaffen? — Ja an das hatte ich nicht gedacht und wußte keinen Beſcheid, als daß ich werde in Koſt gehen müſſen.

Das thue ja nicht, Peter, ſagte er. Erſtlich nimmt dir das Koſtgeld mehr als den halben Lohn weg; zweitens mußt du an deinem Koſtort gar vieles machen helfen, man giebt dir nichts dafür, aber man nimmt es übel, wenn du es einmal verſäumſt; und drittens ſchadet es dir gar ſehr an Präſenten; wenn du keine Haushaltung haſt, ſo bringt man dir nichts. Das leuchtete mir ein, aber das Geld nehmen zu Allem, da war ich am Zaune. Der Alte erbot ſich mit ein paar Gulden mir zu Küchengeſchirr, d. h. zu einer Pfanne, einigen Tellern, Kacheln und Kellen zu helfen; allein das Bett, den Schrank ꝛc. anlangend, war guter Rath theuer. Endlich meinte der Schulmeiſter: Ich ſollte zu meinen Alten gehen, die würden doch nicht immer zornig ſein wollen, und würden vielleicht Freude haben, daß ich jetzt Schulmeiſter ſei. Einige unbenutzte Bettſtücke hätten ſie allweg, die könnten ſie mir gar wohl leihen. Ich wehrte mich hinzugehen, aber es half alles nichts, ich mußte in den ſauern Apfel beißen. Mich zog es nicht zum Vater, nicht zur Mutter, nicht zu den Geſchwiſtern; mir klopfte das Herz, wenn ich nur an das Wiederſehen dachte, aber mich zog es doch auf meinem Wege fort; es war das Heimelige, das ſich mir immer mehr aufdrang. Es war das Bächlein, in dem ich Fiſche und Krebſe fing: es war der mooſige Baum, in dem die Staaren niſteten: es war der bekannte Rain, wo wir ſchlitteten; es war der Heubirenbaum, den ich ſo oft geplündert: es war das grüne Dach, unter dem ich ſo oft geſchlafen und geweint. Das Alles füllte mein Herz mit Sehnſucht und zog mich hin zum Vaterhauſe, das ich über zwei Jahre nicht geſehen hatte. Je näher ich kam, deſto heimeliger ward es mir; ich vergaß, daß die Eltern böſe ſein könnten, und trat ganz fröhlich in die Küche. Aber als die kochende Mutter mit ſauerm Blick mich empfing, auf mein: „Gottwilche Mutter," ein trocknes: „Danke Gott" antwortete, die Hände nicht aus dem Waſchfaß nahm, ſie nicht an der Schürze abtrocknete, um meine dargebotene zu ergreifen; auf meine Frage: wie geht es euch! antwortete: Es hat dich lange nicht Wunder genommen — da merkte ich, daß ihr Herz ſauer geblieben, keine Liebe, keine Vergebung da ſei. Ich fragte nach dem Vater, ſie wies mich nach dem Webkeller. Der Alte ſah nicht einmal nach mir um, hörte keinen Augenblick auf zu arbeiten, ſo daß ich nach und nach in die größte Verlegenheit gerieth, und gar nicht wußte, wie mein Anliegen vorbringen.

Ich wußte nicht, was reden, mit Allem fürchtete ich zu fehlen. Ich ſagte von ſchönem Wetter. Es ſei luſtig genug für die, welche nichts zu thun hätten, als herum zu laufen — war die Antwort. Ich ſprach von der guten Saatzeit und wie man die Erdäpfel gut einbringen könne. Ja, das ſei luſtig für die, welche zuſehen und freſſen könnten, was die andern geſäet. Aehnliche Antworten auf ähnliche Eingänge erhielt ich eine Menge. Endlich ſagte ich, ſie würden gehört haben, daß ich Schulmeiſter geworden ſei! Das habe ſie nicht Wunder genommen, was aus mir werde, allweg nichts gutes, ſelb hätten ſie im Voraus gewußt. Es ſei doch eine ſchöne und gute Schule, ſagte ich. Das gehe ſie nichts an, ſie hätten doch nichts davon — lautete die Antwort. Nach dieſen Praludien mußte ich endlich mit meiner Bitte herausrücken, obgleich ich daran faſt erſtickte. Das ſei ſeltſam, daß ich jetzt an ſie denke. Ich ſolle jetzt zu denen gehen, welche mir den Kopf groß gemacht. Ob ſie mich nöthig hätten, habe ich ſie nicht gefragt, als ich fortgelaufen, was ich nöthig hätte, darum kümmerten ſie ſich jetzt auch nicht. Wahrſcheinlich hatte die Mutter an der Thüre gehorcht, trat ein, und fragte, was es denn eigentlich gegeben hätte, daß ich noch an ſie gedacht! Ho, antwortete der Vater, wir hätten bleiben können, wo wir wollen, wenn er nicht gedacht hätte, wir hätten Bettſtücke, welche er brauchen könne. Mit funkelnden Augen betrachtete mich die Mutter, ſagte aber kalt: So einer, wie ich, brauche ein Herrenbett, davon hätte ſie keins (unglücklicherweiſe hatte ich wieder meinen ſchwarzen Rock an). Ich wollte anhalten, allein alſobald hieß es: Ich hätte es gehört, für mich hätten ſie kein Bett und keine Zeit, länger ſich mit mir zu verſäumen. Sie müßten zu ſich ſelbſten ſehen, wenn ſie die Kinder machen ließen, dieſelben zögen ſie noch heute nackt aus. Es ſei eine böſe Welt, und werde je länger je ſchlimmer, und Religion ſei auch gar keine mehr. So mußte ich abziehen unverrichteter Dinge, auch nicht ein Stücklein Brot hatten ſie mir angeboten, geſchweige denn ein freundlich Wort mir gegeben. Natürlich ging ich wieder in's Schulhaus; endlich wurden wir dort räthig: Ich ſollte oben bei dem Bauer, wo ich einen Winter geweſen, den Verſuch machen, ein Bett zu leihen, es ſei eine gute Frau oben, die ſchlage es mir kaum ab.

Kaum war das abgethan und hatte mir gewohlet, als der Alte fragte: Ob ich die erſte Kinderlehre in Bereitſchaft hätte und eine Leichenpredigt, von wegen man wüßte nie, wenn man daran müſſe. O Herr Jeſes. Eine ſelbſt zu machen, daran dachte ich nicht, eine erſte Kinderlehre hatte ich nicht abgeſchrieben, ſie mußte alſo erſt abgeſchrieben, mußte gelernt und gehalten, ach! gehalten werden. Alles andere machte nichts, wenn ſie nur nicht hätte müſſen gehalten werden. Da ward mir ſchwer um's Herz. Allein der Alte machte mir mit einem Gläschen Courage, verſprach, daß ſeine Frau die kleineren Einkäufe beſorgen ſolle; denn ich hätte doch keinen Verſtand davon, meinte er. Dieſe ſagte den Dienſt nicht ab, ſetzte aber doch hinzu: vom Geld würden ſie kaum etwas wieder ſehen; ſo einem jungen Schulmeiſter komme gar Manches in Kopf, nur nicht Geliehenes wiederzugeben.

In meinen Gängen war ich glücklich. Von der Bäuerin erhielt ich nicht nur das Bett, ſondern auch einen alten Kaſten, mit dem Beſcheid, daß das Wiedergeben nicht preſſire, nur möchte ſie nicht, daß Wanzen hinein kämen. Die haſſe ſie, und in den Schulhäuſern ſeien die nur zu gerne daheim.

Es blieb mir nichts mehr übrig, als in meiner Gemeinde mich zu zeigen, den Augenſchein zu nehmen und mich in Augenſchein nehmen zu laſſen. Das Dörfchen ohne Kirche lag recht hübſch zwiſchen Feldern und Wäldern. Ehrwürdig ſtreckten die ernſthaften Strohdächer ihre bemooſ'ten Firſten zwiſchen den grünen Bäumen empor, und vor den Häuſern waren trotzig hingepflanzt die zierlichen reinlichen Miſthaufen, an denen manch Bauernherz inniger hängt und zärtlicher ſie tätſchelt, als manch Herrenherz an ſeiner Frau. An der Seite hin zog ſich ein ſchön bewäſſertes ſchmales Thal, und im Hintergrunde lag der liebe blaue Berg lang hingeſtreckt, beſetzt auf ſeiner ganzen Länge mit einem ſorgloſen Völklein von Kühern und Kühen.

Recht freundlich zu ſein hatte ich mir vorgenommen, bei allen Leuten wollte ich mich ſtellen, und ſo holdſelig thun als möglich. Die Leute machten mir die Sache nicht ſchwer. Sie ſtunden z'weg vor den Häuſern, fragten, das werde der neue Schulmeiſter ſein, und hießen mich Gottwilche. Allenthalben ließ man mich in die Stube kommen und ſetzte mir kräftiges Brot vor und Brönz und die Weiber machten mir Warms. Mein Lebtag trank ich in einem Tage nie ſo viel Kaffee als damals. Ich mochte mich wehren, wie ich wollte, ich konnte nicht anders. Ich werde doch keinen Ekel haben vor ihren Sachen, hieß es, ſie gäben es, wie ſie es hätten, aber es ſei doch Alles reinlich. Nun, das Trinken ging noch an, da ich mit dem Kaffee immer das Brönz löſchen konnte, aber das Eſſen war eine ſtrenge Sache. Doch in noch viel größere Verlegenheit als das Eſſen und Trinken brachte mich das Anerbieten, mir meinen Hausrath holen zu wollen und die Frage: Wie viele Wagen ich brauche, und ob ich ſie zwei- oder vierſpännig haben wolle? Du mein Gott, was ſollte ich ſagen! Anfangs wollte ich es ablehnen, allein davon wollte man nichts hören.

Daß ein kleines Wägeli mit einem kleinen Rößli vollkommen hinreiche, ſchämte ich mich zu ſagen, und ſtotterte endlich etwas von einem zweiſpännigen Wagen hervor.

Der wurde mir zugeſagt, der Tag abgeredet, und jedem ſollte ich verſprechen, die erſten Tage bei ihm zuzubringen, und Alle ſagten, ſie hätten es ungern, wenn ich es ihnen abſchlüge und Andern es zuſagte. Spät wars als ich fort ging. Man wollte mich dabehalten, allein mir graute es vor Eſſen und Trinken, mich verlangte ſo ſehr nach Ruhe für Mund und Magen, daß ich um kein Geld in der Welt geblieben wäre. Ich war nicht daran gewöhnt und konnte mich nie daran gewöhnen, auf den Geiz hin zu eſſen, und einzupacken, als ob ich Tage lang nichts gegeſſen und Tage lang nichts mehr eſſen wolle. Ich ſah wohl viele Leute, die dieſes Manöver machten, und einen ganzen Tag hinter einander eſſen konnten, aber mich ſchüttelte es immer ab ihnen. Weiß doch auch das Thier, wenn es genug hat, und läßt ſogar die Kuh die Krippe voll ſtehen, wenn ſie ſatt iſt.

Zweites Kapitel.

Des Amtes Antritt.

Der Fuhrmann, der Sohn eines reichen Bauern, lächelte, als man ihm das Bett aufgeladen hatte, ſammt dem Kaſten (worin Kacheli und Kelle und Kleider ſämmtlich eingepackt waren) und eine Pfanne und eine Kaffeekanne und gar nichts mehr kommen wollte. Er hatte dem Landfrieden nicht getraut, geglaubt: ich wolle nur zwei Roſſe, um mir Koſten zu erſparen, und daher drei vorgeſpannt. Mit einem Roß, meinte er, hätte man das geführt, es zöge es einer ja von Hand. Ich ſchämte mich, aber er ſchämte ſich auch, wenn die Begegnenden ihn fragten: Magſt fortkommen! Er gab ihnen trutzigen Beſcheid, wurde aber auch zuſehends kühler gegen mich, und als wir endlich bei eingebrochener Nacht anlangten, lud er mich kühl ein, zu ihnen zu kommen und zu eſſen. Ein anderer Bauer, der abpacken half, that es dringlicher, ſo daß ich ihm Hoffnung ließ, vielleicht am Morgen zu kommen, dieſen Abend wolle ich mich einhauſen, und mich früh ſchlafen legen.

Als ſie mit ihrer Laterne fort und mir noch mein Licht anzünden wollten, fand ſich unter meinem Hausrath gar nichts vor, das man als Licht hätte brauchen können. Die Schulmeiſterin hatte entweder nicht daran gedacht, oder, was wahrſcheinlicher iſt, nicht mehr Geld aufwenden wollen. Es ließ mir daher Einer ſeine Laterne da und mich in meinem Hauſe.

In meinem Hauſe — die Worte haben einen ganz eigenen Klang, beſonders für den, der lange in fremden gewohnt und nicht gewohnt war, etwas für das Seine anzuſehen.

Ich kann mein Gefühl nicht beſchreiben, mit welchem ich, die Laterne in der Hand, im ganzen Hauſe herum ſchlich und bei allen Ecken dachte: in dem und mit dem kannſt du machen, was du willſt. Es kam mir vor, als gebiete ich über eine halbe Welt, und viel feſter als ſonſt trat ich auf und freute mich gar ſehr, wenn es im ganzen Hauſe tönte, ohne daß Jemand mich ſchalt: Peter, was lärmſt ſo ſehr!

Das Haus war nicht alt und ſeine neuen Gebrechen: Wände, die nicht in den Fugen waren, Fenſter, die nicht ſchloſſen, einfache Dielen ſah ich nicht; nur den Platz ſah ich. Die zwei Stuben, die mein waren, — mein, der ich bisher nur in einer oberen Kammer geſchlafen — und die Küche, auch zwei Ställchen und einen Eſtrich groß zum Tanzen — ſah ich und legte mich mit dem ſtolzen Gefühl zu Bette, in meinem Hauſe und in einer Stube zu ſchlafen.

Am Morgen erwachte ich, geweckt durch die Sonne, die mir in die Augen funkelte. Es verſteht ſich, Vorhänge hatte ich weder am Bett, noch an den Fenſtern. Munter ſprang ich auf, und ſtund bald angezogen mitten in meinem Hauſe. Aber da ſtund ich eben, und wußte nicht, was anfangen. Der Sonne ſah ich an, daß es ſpät ſei, und ehrliche Leute wahrſcheinlich ſchon gefrühſtückt hatten. Auch wollte mein Gedächtniß mir durchaus nicht ſagen, in welchem Hauſe der Bauer, der mich eingeladen hatte, wohne: um ihm nachzufragen, hätte ich ſeinen Namen kennen ſollen, den ich aber eben ſo wenig wußte, wie ſein Haus. Er hatte, weil ich einmal mit ihm geſprochen, einmal bei ihm geweſen, vorausgeſetzt, ihn und ſein Haus müſſe ich nun kennen ewiglich. Er wußte nicht, daß gar mancher Bauer und gar manches Bauernhaus einander gleichen, wie ein Ei dem andern.

Ich wußte nicht, was machen. Je hungriger ich wurde, deſto verlegener wurde ich auch. Vor dem Hauſe mochte ich mich nicht zeigen, aus Furcht, es möchte mir Jemand meinen Hunger und meine Verlegenheit anſehen. Ich trat in die Küche, in der Hoffnung, da vielleicht einen unerwarteten Fund zu thun, aber da war es ſo leer, wie in einer Kirche, auch nicht ein Spänchen Holz war zu ſehen, auch um's Haus herum nicht, zu welchem Fenſter ich auch ſo verdeckt als möglich, damit mich ja Niemand ſehe, hinausguggen mochte. Ich viſitirte meine Habe, ob ſich vielleicht da unverhofft etwas fände, was zu frühſtücken wäre; alle meine Kacheli, zwei an der Zahl, meine Häſeli, d. h. eins, wurden oben und unten beſehen, aber da war nirgend eine verirrte Kaffeebohne oder ein vergeſſener Tropfen Milch. Was will aber einer eſſen, wenn auf der lieben Himmelswelt nichts da iſt! ich frage!

Nun, ich verlor den Muth nicht, ich dachte, die Leute meinten, du ſchliefeſt lange, und werden dir ſchon bringen, was du nöthig haſt, und die Kinder und die Weiber werden eins nach dem andern kommen mit Milch und Butter und Brot, kurz mit Allem, was ſie haben. Ich machte die Pfanne zurecht und wiſchte die Schüſſelchen mit meinem Rockſchoß aus, ſtellte Alles ſchön zurecht und hätte Feuer angemacht, wenn ich Holz gehabt hätte und Feuerzeug. Da ich dieſes nun nicht hatte, ſtellte ich mich zwei Schritte hinter das Fenſter und ſah nach den Leuten, die Milch, Butter, Brot ꝛc. bringen ſollten ſchaarenweiſe. Es kamen Leute die Straße nieder, aber ſie riefen nicht: Schulmeiſter! ſie klopften nicht an die Thüre — ſie gingen vorbei.

In den Häuſern ringsum dreſchten ſie; wenn ein Menſch an die Straße, vor des Hauſes Dach trat, dachte ich, der wird kommen, allein auch der kam nicht. Es verrann Stunde um Stunde. Die Sonne ſtund oben am Himmelsbogen, das Dreſchen hörte auf, gewiß aß man in allen Häuſern, — und der Schulmeiſter ſtund zwei Schritte hinter dem Fenſter, war hungrig, durſtig, müde vom Stehen, müde vom Guggen, aber das war, als ob es Niemand etwas anginge. Endlich ſetzte ich mich auf den kalten Ofentritt und dachte, was da zu machen ſei.

Brachte mir Niemand etwas, ſo mußte eingekauft werden, und was Alles! Ach, als ich anfing nachzudenken, hörte die Reihe gar nicht auf, welche mir noch mangelte. Lebensmittel aller Art, Brot, Kaffee, Milch, Erdäpfel (die hatte ich gehofft überſpringen zu können), Salz, Mehl, Fett; dann hatte ich keinen Lichtſtock, keinen Stuhl, keinen Tiſch (das, hatte ich geglaubt, werde im Schulhaus ſein) keine Kaffeemühle. Kurz ich ſah, daß ich noch gar Vieles nicht hatte, nicht einmal ein Gefäß um Waſſer zu holen, in der Pfanne konnte ich das Waſſer doch nicht wohl beim Brunnen holen. Endlich brach ich mit dem Denken ab, griff in meinen Hoſenſack, zog mein Beutelchen hervor, welches mein Vermögen barg. Ich zählte dreimal, aber ich brachte nicht mehr heraus als drei und zwanzig Bazzen. Ich dividirte nicht in die einzelnen Bedürfniſſe, ſondern war zufrieden, wenigſtens genug für den erſten Hunger und Durſt zu finden. Ich ſtellte mich etwas näher zum Fenſter, um das Krämerhaus zu entdecken, aber da ſahen mir alle Häuſer akurat gleich aus, und nach dieſem Hauſe fragen durfte ich nicht; ich fürchtete, die Leute möchten glauben, ich wolle ſie beſchämt und ihnen den Verſtand machen, daß ſie mir etwas geben ſollten. So gerieth ich aber immer mehr in's Elend, und je länger ich wartete, deſto weniger durfte ich mich zeigen, durfte nicht einmal an einen gewiſſen Ort gehen, der außerhalb der Hausthüre war; Stunde um Stunde war wieder verronnen und die Sonne ſchlich dem blauen Umhang zu. Ich hatte mich auf's Bett geworfen und war rathlos. Da — horch, da kömmt man, da klopft man, da mit beiden Füßen vor die Thüre, und draußen ſtand der Bauer, der mich eingeladen hatte, und Berge fielen mir vom Herzen. Er ſagte, ſie hätten Feierabend gemacht, wollten zu Abend eſſen, da habe er noch ſehen wollen, ob ich noch lebe, weil man mich den ganzen Tag nicht geſehen, ob ich kommen wolle und jetzt mithalten, da ich ſie am Morgen nichts geſchäzt.

Man kann denken, daß ich zuſagte und zugriff. Ich wurde gefragt, was ich den ganzen Tag gemacht hätte und bei wem ich geweſen wäre. Bei Niemand, ſagte ich, und über die erſtere Frage brummelte ich etwas. Da die Frau aber ſah, daß ich noch blutjung und nicht der Schlauſte ſei, ſo wußte ſie es heraus zu kriegen, daß ich den ganzen Tag nichts gegeſſen und mich nicht vor das Haus gewagt habe. So eine Frau fragt verdammt gerne, weiß aber trefflich zu unterſcheiden, wen ſie fragen darf und fragen kann oder nicht, und weiß allfällig ihre Fragen ſo einzukleiden, daß man ſie gar nicht merkt. Gar Manche würde einen zehnmal beſſern Diplomat abgeben, als acht von unſern neuen obligatoriſchen Diplomaten. Man bemitleidete mich, aber man lachte doch nicht wenig, und ich will wetten, von dieſem Tage an ſtund das Urtheil über mich feſt im Dorfe. Man wird in jedem Hauſe geſagt haben, ich könne ein guter Schulmeiſter ſein, man hätte nichts darwider, aber gruſam ein armer, gruſam ſchüchtern und für den Hausbrauch gruſam einfältig.

Am folgenden Tag, auf die erſchollene Nachricht hin, wie der Schulmeiſter ein Armer ſei, aus G'wunder, das zu ſehen, und weil die Einen Andern nicht zurückbleiben wollten, erhielt ich gar viel Geſchenke, Eßwaare und Hausrath, ſogar Beſen und einen Kübel. Nun war ich wieder in großer Verlegenheit. Ich konnte die Leute nicht ſitzen heißen, wenigſtens nicht alle, wenn mehrere waren. Dann ſahen die Leute mit gar großen Augen in der Stube herum und blickten einander, und weil ſie gehört hatten, ich ſei ein Einfältiger, ſo glaubten ſie, ich merke es nicht. Aber ich war mir meiner Armuth bewußt, der Mangel drang ſich mir auf, darum merkte ich das Blicken wohl, und ward um ſo verlegener. Man iſt dann erſt merkig, wenn man die Sache wohl kennt, welche mit Blick oder Wort angedeutet wird. Darum ſind oft die ſtolzeſten und vornehmſten Leute am wenigſten merkig, weil ſie ſich gar nicht träumen laſſen, daß ſie Fehler hätten und daß Untergebene dieſe Fehler merkten

Es muß ein Kluger ſein, der das Blicken anwendet und muß wiſſen, vor wem und wem er blickt; denn wird ein ſolcher Blick ertappt und verſtanden, ſo hat er ſeine Karten, d. h. ſeine Geſinnung verrathen. Ich muß geſtehen, daß ich ſpäter, als ich mich beſſer kannte und darum auch beſſer die Menſchen, aus ſolchen Blicken, die Andere meinetwegen wechſelten, ſehr oft ihre wahre Geſinnung gegen mich errieth, vor ihnen mich in Acht nehmen konnte. O es iſt viel werth, einem recht ſcharf in die Augen ſehen zu können, wie es auch beim Fechten die Hauptſache iſt; und was iſt das Leben am Ende als ein allſeitig Fechten!

Ich hatte auf den Sonntag die Kinderlehre zu ſtudieren, und erfuhr zum erſten Mal, wie es einem zu Muthe iſt, wenn man auf eine beſtimmte Stunde, die nicht zurückgeſchoben werden kann, fertig ſein ſoll mit dem Studium, von vornen herein in der Angſt, man möge nicht fertig werden, dann noch beſtändig unterbrochen, an der Zeit verkürzt zu werden. O wie kömmt es einem da warm den Rücken auf und kraus vor die Stirne und im Munde ſchwellen die Worte auf, daß ſie gar nicht mehr hinaus mögen. Und wenn der Beſuch auch fort iſt, ſo kann man doch noch lange nichts machen, die Gedanken nicht ſammeln und je ängſtlicher man wird, ob man wohl fertig werden möge, deſto weniger kömmt man fort. Wer am meiſten preſſirt, haſtet, der macht gewöhnlich am langſamſten. Beſonders wenn Einer zum erſten Mal auftreten ſoll vor den Menſchen als Redner, durchkreuzen ſeinen Kopf die verſchiedenartigſten Gedanken und Vorſtellungen. Bangigkeit und Hoffnung kämpfen in der Seele, bald ſieht man ſich ausgelacht, bald hört man ſich gerühmt, mit großer Mühe muß man dieſen ungebetenen Gäſten Ruhe gebieten.

Eingang und Anwendung hatte ich ordentlich auswendig gelernt, ich fürchtete nicht, daß das mir fehle, beſonders da ich das Concept mitnehmen wollte. Aber ich fürchtete das Catechiſiren, und repetirte immer wieder den Müsli, und prägte mir es tief ein, was mir mein

Alter geſagt hatte, man müſſe auf krumme Antworten gar nicht achten, ſondern darüber wegfahren, ſonſt komme man neben den Weg, in den Zaun. Dann hatte ich wieder Angſt, alles ſchön nach einander zu machen, wie es ſich gehört, den Hut zuerſt vor das Geſicht zu halten, dann zu ſingen, zu beten, Eingang, catechiſiren, Anwendung; dann wieder Beten, Singen und wieder Beten. Am meiſten Angſt machte mir das Hineintreten in die Stube und die wenigen Schritte bis zur kleinen Kanzel. O, dachte ich hundert Mal des Tages, wenn du nur einmal da oben biſt, ſo wird es ſchon gehen.

Am Sonntag verſchlief ich mich nicht. Früh am Morgen und während der Predigt probirte ich manch liebes Mal das Hineingehen, das auf dem Känzeli Stehen, und verſuchte die Hände zu verwerfen. Je näher die Stunde der Kinderlehre kam, deſto mehr klopfte mir das Herz, ſo daß ich kaum Athem kriegen konnte, deſto mehr hatte ich noch zu thun, und mußte doch immer am Fenſter ſtehen, um zu ſehen, wie zahlreich die Leute kämen. Sehr viel Mühe machte mir mein Halstuch, ein ſehr ſchönes ſchwarzes, mit roth und blauem Rande. Ich hatte keinen Spiegel, vor dem ich es binden konnte, ich mußte es nur vor den Fenſterſcheiben thun, aber jede Fenſterſcheibe zeigte es mir anders; und wenn ich meinte, einen recht ſchönen Knoten gemacht zu haben, ſo ſagte mir eine andere Scheibe das Gegentheil. Ich ſchwitzte ob dieſer Arbeit, und wäre vielleicht heute noch an der Arbeit, wenn nicht Einer herausgekommen wäre mit dem Bericht: Ich ſolle doch kommen und anfangen, ich könnte ſonſt nicht mehr hinein, die Leute hätten ſchon Bänke und Stühle hineingetragen. Bum Bom, wie pochte es auf der linken Seite, wie roth ward ich, als ich die Stube ſo voll ſah! Es flimmerte mir vor den Augen, ich ſtolperte mehr als ich ging zu meinem Platz. Als ich den Pſalmen verleſen wollte, war es mir, als ob eine eiſerne Fauſt den Hals mir zuſammen ſchnüre; wie tief unten ich den Athem auch ſuchen mochte, ich fand immer nur einen Fingerhut voll. Kaum konnte ich leſen, mit langen Pauſen, als ich aber präludiren ſollte und la mi re ut ſingen wollte, da quakte ich bald wie ein Froſch, pipte bald wie ein Spatz, mußte den Kahn in's Waſſer ſtoßen, ehe ich das Ruder ergriffen hatte. Aber der Pſalm ging gut, es waren Leute da, die ihn meiſtern konnten. Ich fand den Athem wieder und konnte mit meiner ſtarken, volltönenden Stimme die Zügel ergreifen und wurde Meiſter des Geſangs; das hob mich in Sattel und gab mir den Muth wieder. Man glaubt überhaupt gar nicht, was der Geſang für eine beſänftigende, kräftigende Macht übt auf das Menſchenherz, beſonders wenn man ſich ihm mit der eigenen Stimme hinzugeben vermag. Schon manches Leid, ſchon manchen Groll habe ich verſenkt in's Meer der Töne.

Von da an ging es gut, ich brauchte das Concept nicht, und beim Catechiſiren hielt ich auf Fortſchritt, mußte aber das alles allein machen, bekam zwar keine krummen Antworten, ſondern gar keine. Die Kinder ſahen mir ſteif in's Geſicht, lächelten einander zu und ſtießen einander an mit den Ellbogen. So machte ich, daß ich fort kam, und wenn ich gefragt hatte, ſo ſagte ich auch die Antwort mit der angehängten Frage, nicht wahr?

Kurz, die Kinderlehre lief recht gut ab, ich blieb nicht ſtecken, machte nichts verkehrt, und wie ich im Anfang zu wenig Athem hatte, ſo hatte ich jetzt beide Backen voll, konnte mich aufblaſen, ſo dick ich wollte. Es blieben einige Männer da und rühmten mich. Sie hätten nicht geglaubt, daß ich ſo kinderlehren könnte. Für ſo einen Jungen ſei das viel gemacht, es könne es mancher Alte nicht ſo. Ihr früherer Schulmeiſter hätte es auch noch können, nur im Catechiſiren ſei er nicht fort gekommen, er ſei in Gottes Namen immer am gleichen Orte geweſen und hätte ſich bei einem Worte können verweilen, daß man faſt aus der Haut hätte fahren mögen.

O wie mir dieſes Lob ſo wohl that nach der ausgeſtandenen Angſt! Merkwürdig iſt, daß der Satan nie beſſer Gelegenheit findet in uns zu fahren, ſeine Thüren nie weiter offen findet, als wenn wir gerühmt werden. Ich warf mich in die Bruſt, erzählte, wie ich nicht Zeit gehabt hätte zum Lernen, wie ich nur dieſen Morgen etwas hätte nachſinnen können, wie es ein andermal beſſer gehen ſollte und wie ich im Kinderlehren Keinen fürchte, und dergleichen Zeug mehr. Ein gewiſſer Inſtinkt, über den ſelten Jemand ſich ausſprechen kann, verurtheilt beim Redner alle lange, mühſelige Vorbereitung und noch viel mehr die Schwäche, wenn der Redner dieſe Vorbereitung ſo wenig ſich zu eigen machen kann, daß er ſie vor dem Publikum zeigen und ableſen muß, was ja jeder Andere auch könnte. Die Rede ſoll nach dem dunkeln Gefühl eines Jeden ein unmittelbares Produkt des Geiſtes ſein, ein Zeugniß innern Lebens und Kraft, ein Zeugniß innern Reichthums und Fülle, an die man jeden Augenblick ſich wenden kann um Nahrung; eine Offenbarung Gottes, die nie verſiegt: ſoll ein lebendiger Quell ſein und nicht ein Ziehbrunnen, wo man mühſelig ziehen muß, ehe es Waſſer giebt, oder gar ein trockner Behälter, in den man aus allen Brunnen und Bächen das Waſſer keuchend zuſammen ſchleppen muß. Dieſes Gefühl iſt allenthalben, aber am ſtärkſten bei dem Ungebildeten, der den Inhalt der Rede nicht zu prüfen vermag, ſondern ſie glauben ſoll. Zu dieſem Glauben will er aber ein Zeugniß, und dieſes Zeugniß iſt ihm, daß ſie aus dem Geiſte lebendig gefloſſen ſei. Darum auch machen bei ihm die Reden der herumziehenden Sektirer ſo vielen Eindruck, weil er ihre Reden nicht prüft, ſondern bei ihnen das Unmittelbare derſelben erkennt und bewundert. Darum auch geben viele Redner ſich die größte Mühe, alle Vorbereitung ſorgfältig zu verhehlen, und daran thun ſie recht. Aber unrecht thun ſie, wenn ſie windbeuteln mit Dingen, die nicht ſind, und ſich rühmen, da wo ſie keinen Ruhm verdienen. Noch größeren Frevel aber treiben die, die wirklich aller Vorbereitung ſich entheben, weil ſie glauben, eine halbe Stunde hinter einander Worte machen zu können, ohne zu ſtocken. Worte machen heißt nicht Reden halten, es iſt nur ein Spiel des Blaſebalges, wo kein Feuer dabei iſt. Wo einer frei reden will, da muß ein reicher Schatz im Inwendigen ſein, von dem man nehmen kann. Und auch wo dieſer Schatz vorhanden iſt, muß der Verſtand ſich Zeit nehmen zu prüfen, was und wie viel von dieſem Schatze jeder Stunde gehöre. Und je reicher der Schatz, deſto nöthiger dieſe Prüfung, ſonſt kömmt ein Krauſi Mauſi (Quodlibet) heraus, aus dem kein Verſtändiger klug wird, das vielleicht den nicht Prüfenden hinreißt, ſo lange er es hört, ihm aber weder eine klare Ueberzeugung noch ein wohlverſtandenes Gefühl erzeugt.

Nachdem der Ruhm erſchöpft war, ſtach es mich doch, zu vernehmen, warum die Kinder gelacht hätten, ob ich etwa etwas Lächerliches an mir habe? Nein, ſagten ſie, das nicht, aber ich hätte ſo fremd geredet, und das hätte die Kinder gelächert, aber ich werde ſchon reden lernen, wie es der Brauch ſei. Das konnte ich nicht begreifen, ſprach ich doch die rechte Sprache. Ich fragte daher nach Beiſpielen. Ich hätte ni geſagt, ſtatt wie ſie nei; ja, ſtatt io; Kriſi, ſtatt Kierſi; Bümeli, ſtatt Bäumeli u. ſ. w.

Das ſollte ich mir abgewöhnen, meinten ſie, kein Menſch rede hier ſo, es dünke ſie, es ſei wüſt und trage nichts ab, ſo ſonderbar und ſeltſam zu reden.

Dieſe Leute meinten, gerade ſo wie ſie redeten ſei es recht, und ihre Sprache ſei die, welche der liebe Gott verſtehe und welche man im Himmel rede. Meinte doch einmal Einer, der in einer welſchen Predigt geweſen war und den Eifer und die heftigen Gebehrden des Predigers geſehen hatte: der möge ſich Mühe geben, ſo viel er wolle, der liebe Gott verſtehe ihn doch nicht. Er möchte nicht im Welſch ſein, und eine Sprache haben, welche beim Beten nichts helfe.

So haben es die Leute, welche ſelten aus ihrem Dörfchen kommen, ja ſelten aus ihrer Haushaltung, und nie hören, wie es anderwärts zugeht. Es bildet ſich bei ihnen eine Selbſtgefälligkeit und eine Verachtung gegen

Alle, die nicht gerade ſo ſind und Alles ſo machen wie ſie, die jede Belehrung, jeden Fortſchritt hemmt. Es bildet ſich das Lächeln auf den Stockzähnen gegen Jeden, der ſie über etwas belehren will. Das Lächeln will nichts anders ſagen, als: Was willſt doch, ein Tropf wie du biſt! Eine Hausfrau dieſes Schlages ließe ſich eher hängen, als daß ſie glauben würde: Es könne Jemand anders eine vernünftige Mehlſuppe machen oder eine vernünftige Sau mäſten als gerade ſie.

Obſchon ich in dieſer Nacht nicht viel ſchlief, ſo war mir doch recht wohl in meinem Bette. Ich träumte bei wachendem Leibe, und ſolche Träume halten wach, ſo gut als das Umgekehrte davon, der Kummer. Beide, ſo entgegengeſetzt ſie ſcheinen mögen, ſind doch meiſt eins in ihrer Wirkung. Sie erſchlaffen die Seele und nehmen ihr die Kraft, der Gegenwart mit Luſt und Beſonnenheit zu begegnen. Der Kummerhafte mag nicht, er denkt: Was hilft es mir, daß ich das habe oder das thue, wenn es ſo und ſo kömmt! Wie gut er es haben mag — die Angſt vor dem Kommenden trübt ihm den Genuß und gießt ihm Wermuth in Alles. Der in der Zukunft großes Glück, große Ehre Träumende macht einen dreifachen Fehler. Die Gegenwart ſchätzt er nicht, denn ſie giebt ihm nicht, was er von der Zukunft hofft. Er vergißt, daß die Zukunft das Fundament in der Gegenwart haben muß, und nimmt, eben weil er die Gegenwart zu gering achtet, nicht die Mühe, es zu legen. Er hofft auf die gebratenen Tauben, die in's Maul fliegen. Und wenn endlich die Zukunft eine andere iſt als die geträumte, ſo findet ſie an ihm nicht einen Mann, der ſie zu bemeiſtern, zu ertragen vermag, ſondern ein Kind, das ſtampft und heult, wenn ihm ein Spielzeug verſagt wird. Wenn an die Stelle des Kummers die Nüchternheit treten würde, die ſich auf Alles gefaßt macht, und an die Stelle der hohlen Träume der Glaube an eine hohe göttliche Beſtimmung jedes Menſchen — die aber nicht in einem äußern Zuſtande, einem Genießen beſteht, ſondern über dieſem in dem hergeſtellten Werthe der Seelen — und wenn mit dieſer Nüchternheit und dieſem Glauben das Vertrauen und eine nie ruhende Thätigkeit, eine nie erſchütterte Kraft ſich gatten: dann träume man ſo viel und ſo luſtig man will, dann ſind allerdings ſolche Träume wie kühler Schatten dem, der in verſengender Mittagshitze Klötze geſpalten hat.

Ueber das Schulhalten hatte ich apartig nicht nachgedacht. Aus dem Vorhergehenden ſieht man, daß ich zu denken genug hatte, und dann hätte ich eigentlich nicht recht gewußt, was darüber denken. Ich kannte das Schulhalten von Jugend auf gar wohl, und daß man auf mehrere Arten Schule halten könne, wußte ich auch, d. h. ich wußte, ein Schulmeiſter könne fleißig oder faul, zornig oder gut ſein, exakt oder nachläſſig: aber daß man andere Dinge treiben oder die gewohnten Dinge nach einer andern Methode treiben könne, das wußte ich nicht. Ich hatte freilich conſtruiren gelernt und Figuralmuſik: aber Niemand hatte mir geſagt, daß das in der Schule eingeführt werden müſſe. Ich hatte geglaubt, das müſſe einer wiſſen, wenn er Schulmeiſter ſein wolle, ſo gut wie der Pfarrer hebräiſch können ſollte, ohne es jedoch die Andern auch lehren zu müſſen.

Ich fing alſo an mit der Schule, wie es üblich war. Des Morgens, ſo wie die Kinder kamen, überhörte ich die Größern; dann las ich mit den Fragenbüchleren und buchſtabirte mit den Namenbüchleren, und zum Schluß las ich auch mit den Größern in der Kinderbibel. So ging es auch Nachmittags, wenigſtens in den erſten Wochen der Schulzeit. Aber wahr iſt's, b'ſunderbar fleißig war ich. Schon zeitlich war ich in der Schule und wartete nicht erſt, bis die Kinder Stühle und Bänke übereinander geworfen hatten. So wie ſie ankamen, fing ich an zu b'hören, und das war keine kleine Mühe. Denn die Kinder lernten ganze Fuder auswendig: die Fragen, Gellert, Pſalmen, Hiſtorinen und ſogar ganze Kapitel aus dem N. Teſtament. Die Kinder wetteiferten, wer mehr aufſagen könne. So mußte ich ganze Fuder überhören und durfte keinen Augenblick müßig ſein, wenn ich des Tages zwei oder gar vier Mal zu den Namenbüchleren wollte. Manchmal blieb ein Kind eine ganze Woche zu Hauſe und lernte auswendig und wollte dann auf einmal überhört ſein, was faſt halbe Tage weg nahm. Darum ſagten aber dann die Leute: Gell Schulmeiſter! Wir brauchen unſere Kinder dir nicht immer zu ſchicken, ſie lernen daheim ſo viel als in der Schule.

Die Leute rühmten mich, wie ich ein Fleißiger ſei, die Sache komme gut, ſie hätte's nit glaubt, blos zu nachſichtig ſei ich. Das hatte ich mir allerdings in den zwei letzten Wintern angewöhnt, um mich werth zu machen, und fuhr ſo fort, in der Meinung, ich könne es mit der Liebe machen zuerſt. Wenn die Kinder an mich gewöhnt ſeien, ſo könne ich immer noch mit dem Ernſt anfangen, wenn es dann noch nöthig ſei. Die Kinder hatten mich nicht ungern, aber kein Kind, und beſonders ein roh erzogenes Kind, wird aus purer lauterer Liebe gehorſam; wird nicht auf einmal ſeinen Willen unterordnen, den es ſonſt frei walten läßt. Die Liebe wirkt nur da Gehorſam, wo ſie von der Achtung begleitet iſt, und dieſe Achtung muß errungen werden dadurch, daß das Kind fühlt, ein höherer, kräftigerer, ſtätigerer Wille ſtehe dem ſeinen entgegen, dieſer Wille laſſe ſich nicht blenden, nicht umgeben, nicht einſchläfern, ſondern er ſei gleich feſt und beſtimmt am Morgen wie am Abend. Da wird das Kind ſich beugen, und kann man Liebe erzeugen zur Achtung, ſo wird erſt der Gehorſam ein freiwilliger, freudiger. Als ich ſpäter Ordnung ſchaffen wollte, weil nicht mehr dabei zu ſein war, und Ruthe und Stecken brauchte, da wirkte ich nichts, als daß ich bei den Kindern das Gefühl erzeugte, es geſchehe ihnen Unrecht, ich hätte gar nicht das Recht, ihnen etwas zu thun, d. h. ſo wie in ihrem Gemüth, in ihrer Vorſtellung meine Natur ſich abgebildet hatte, ſo konnte ich nicht ſchlagen, ſie aber konnten machen was ſie wollten. Schlug ich, ſo ſchien ihnen das unnatürlich von mir und ungerecht; denn ich hätte es ja ſchon hundert Mal thun können, wenn es in meiner Natur gelegen oder recht geweſen wäre.

Es ſchien ihnen nur eine böſe Laune zu ſein oder ein beſonderer Groll gegen das Geſchlagene oder ſeine Leute. Denn das nahm man als bekannt an, daß der Schulmeiſter an den Kindern auslaſſe, was er gegen die Eltern habe. Und die Eltern kamen wohl und fragten mich, was ich gegen ſie habe und was ſie mir zuwider dienet hätten, daß ich heute ihr Kind geſchlagen oder nebenaus geſtellt. Wenn ich dann ſagte, gar nichts, aber es habe gar nicht gehorchen wollen, ſo ſagten ſie: Sie hätten geglaubt, es müßte etwas appartigs ſein, weil andere vielmals das Gleiche gethan, ohne daß ſie geſtraft worden wären. So machte jede Strafe einen böſen Eindruck.

Darum vergeſſe man nicht die Wichtigkeit des erſten Eindruckes. Man zeige ſich den Kindern ja nicht als ein Schaf, aber eben ſo wenig als ein Tiger, ſondern eben als ein Mann, der über den Kindern ſteht, ſie liebt, aber geachtet ſein will und Gehorſam fordert. Dieſe Lehre iſt für Schulmeiſter gewiß ſehr wichtig, allein ſie iſt es noch für viele Leute, namentlich für alle, welche in Amt und Würde ſtehn.

Drittes Kapitel.

Wie mir der Verſtand gemacht wird.

Da die Leute mir immer mehr in die Kinderlehre liefen und ſogar Mädchen aus andern Gemeinden kamen, zwei, drei und vier mit einander, ſchön in einer Reihe, Hand in Hand, ſo dachte ich bei mir ſelbſt, die ganze Kirchgemeinde werde g'wundrig ſein, den berühmten Schulmeiſter zu ſehen und es ſei nichts als billig, daß ich mich einmal zeige. Wenn ſie einmal wüßten wie ich wäre, glaubte ich, es kämen noch viel mehr Leute in die Kinderlehre.

An einem ſchönen Sonntag machte ich mich daher ſchön zu meinem erſten Kirchgang. Früh hatte ich angefangen zu waſchen und zu kämmen und wurde doch ſpät fertig, die Haare wollten nie recht ſchön ſich kräuſeln, wie ich ſie netzen und drücken mochte. Es iſt furios, wie ſo viele Leute nie zur rechten Zeit fertig werden können zur Kirche, ſondern ſich außer Athem und in Schweiß laufen müſſen, daß man ſie in der ganzen Kirche ſchnaufen hört. Das thun ſie ſicher nicht, um Aufſehen zu machen, nein, die Leute ſtehen viel zu gerne um die Kirche herum und erzählen ſich, was ſie wiſſen, und vernehmen Nahrung für den G'wunder auf eine ganze Woche hin. Aber es hängt ein eigenes Geſchick über das Kirchengehn und das zu ſpät Kommen. Es ſind viele Leute, die in den Träumen oft und viel damit gequält werden. Sie träumen, es ſei Sonntag und ſie wollten zur Kirche, aber ſie können ſich nicht anziehn, ſie finden die Schuhe nicht, ſie kommen nicht fort, wie ſie auch ſpringen möchten. Unterdeſſen läutet es und immer neue Säumſteine legen ſich in den Weg, ſo daß ſie meiſt gar nicht zur Kirche kommen. Eine alte Frau deutete dieſe Träume ächt chriſtlich alſo: Unſer Herrgott will uns mahnen, daß wir uns früh auf machen den Himmel zu ſuchen, es uns nicht gebe wie mit der Kirche, daß wir zu ſpät kämen, wie die unklugen Jungfrauen.

Ich hatte mich beſonders gefreut, vor der Predigt auf die Kirchmauer zu ſitzen oder unter dem Vordache der Kirche zu ſtehen und die Leute fragen zu hören: Iſt's der dort. Sieh, ſiehſt ihn, der Hübſche dort, das iſt der neue Schulmeiſter, welcher ſo geſchickt iſt und ſo ſchön kinderlehret. So hatte ich die Sache mir ausſpekulirt, und im Voraus ſchon herrlich wohl daran gelebt, und durch mein Säumen brachte ich mich nun ſelbſt um dieſes Herre- oder Schulmeiſterfreſſe. Aber ich gab die Hoffnung nicht auf, machte lange Beine, holte noch den Zug der Wandelnden ein und wollte vorüber, aber ſie ſagten: Schulmeiſter, nit preſſirt, wir ſind noch früh genug. In meinem Kopfe war es vor lauter Angſt viel ſpäter, und wäre ich fertig geworden zu der Zeit, wie ich gewollt, ich hätte wahrſcheinlich eine halbe Stunde allein auf dem Kirchhof geſtanden. Nun mußte ich Schritt halten mit dicken Weibern, die ſich damit unterhielten, welches das beſte Zeichen ſei, den Kohl zu begießen. Mußte Schritt halten mit geſetzten Männern, von denen die Einen prozedirten, die Andern handelten, die Dritten rühmten wie viel ſie melken, die Vierten klagten wie wenig ſie dreſchen. Mußte das alles anhören und durfte nicht voraus. Jetzt wußte ich, wie es einem Roß zu Muthe ſein muß, das man zum erſten Male in die Zügel nimmt.

Endlich war der Kirchhof erreicht, es läutete noch nicht, aber ſchon viele Leute ſtunden auf demſelben herum. Drei Männer ſtunden nicht weit vom Eingang, die Pſalmenbücher unterm Arm (meines hatte ich vergeſſen). Einer derſelben wandte ſich nach mir um, bot mir die Hand und ſagte, es dünke ihn, ich ſollte der neue Schulmeiſter auf der Schnabelweide ſein? Auf die Bejahung vernahm ich, daß die drei andern Schulmeiſter der Gemeinde vor mir ſtünden. Meine Herren Collegen, würde man heutigen Tages ſagen. Dieſe fragten mich die üblichen Fragen, wie es gehe, wie es mir gefalle? Ich, ehrlich oder dumm, war Rühmens voll in jeglicher Beziehung über mich und Andere. Darauf meinte Einer: Es gehe allen jungen Schulmeiſtern ſo, aber es werde ſchon anders kommen! Der Andere meinte ſpöttiſch: Neue Beſen kehren gut! Der Dritte ſagte: Je mehr man zuerſt rühme, deſto mehr habe man zuletzt zu klagen. Der Eine fragte mich: Ob ich nicht ſingen könne, daß ich kein Buch bei mir habe, oder ob es mir zu viel Mühe mache, eins zu tragen? Der Andere wollte wiſſen: Ob ich dem Pfarrer meine Aufwartung gemacht, wie es üblich und ſchicklich ſei? Er werde mich ſauer anſehen, wenn es noch nicht geſchehen ſei. Der Dritte fragte: Ich werde doch wohl Schule halten auf die neue Mode? Auf meine Antwort: Ich halte Schule wie allenthalben der Brauch ſei, ſagte er: Ich werde doch auch conſtruiren. Da ich antworten mußte, daran hätte ich noch nicht gedacht, ſo erwiederte er ſpöttiſch, ſo ſehe er nicht, was da appartig zu rühmen ſei, ſeine Kinder könnten conſtruiren, es gehe wie Mühlräder.

Ach Gott! wie brühheiß ward mir da ob all den verfänglichen Fragen und ſpitzigen Redensarten. Ach wie andere Dinge waren das, als ich erwartet hatte. Ich ſuchte mich loszumachen, um zu ehrlichen Leuten zu kommen und etwas Schöneres zu hören, aber ſie ließen mich nicht los: wie ich den Fuß zum Gehen hob, war einer mit einem Trumpf da und ſtellte mich. Aber das geſchah alles mit lächelndem Munde; aber dem Einen unter ihnen blitzte es beſtändig in den Mundwinkeln und ſeine Knie waren keinen Augenblick ſtill. Ich merkte eigentlich ihr Spiel nicht und begriff manchen Stich nicht. Es ärgerte mich nur, daß ich da mit denen wortwechſeln mußte, ſtatt anderwärts ſchöne Redensarten zu hören. In der Kirche aber, während des Betens und Singens, fing es an, mir einzufallen, daß ſie mich eigentlich durchgehechelt hätten. Erſt jetzt glaubte ich manches Wort zu verſtehen, das ſie hatten fallen laſſen, und wurde roth, und möchte mir faſt die Finger abbeißen, daß ich ſie nicht wieder getrümpft, ſo und ſo ihnen geantwortet. Das ſchien mir nicht ſchön von ihnen, einen jungen Collegen ſo zu empfangen mit Stich und Hieb. Im Sack machte ich die Fauſt, und ſah ſie ſeitwärts an, was ſie eigentlich für Kunden wären, fand aber in ihren Geſichtern nicht den Muth, mit ihnen anzubinden. Allen dreien zuckten Spuren von Feuerteufelchen auf der Stirne herum, die nur eines Funkens bedurften, um zu knallen und zu ziſchen.

Unterdeſſen predigte der Herr tröſtlich zu, und obgleich ich kein Wort verſtund, weil ich Anderes dachte, wuchs mir doch ein Troſt im Herzen, wie ein Schwamm aus einem faulenden Baumſtrunk. Das ſei der Neid geweſen, dachte ich bei mir ſelbſten, der ſie ſo hätte reden laſſen. Sie müßten gehört haben, was für Einer ich ſei, und das möchten ſie mir nun nicht gönnen und ſeien eiferſüchtig. Das ſei doch wüſt von ihnen, dachte ich, und noch dazu von Schulmeiſtern; aber ihnen zum Trotz wolle ich erſt jetzt recht zeigen, was ich eigentlich ſei. Das freute mich doch, daß ſie von mir reden gehört in ihren

Dörfern, und es nahm mich Wunder, wer es ihnen geſagt und was man ihnen eigentlich geſagt, und ich mochte es ihnen gönnen, daß ſie durchgethan wurden durch mich. Was ſie mir geſagt, beachtete ich nicht, am wenigſten den Spruch: Je mehr einer anfangs rühme, deſto mehr klage er zuletzt.

Mit recht hämiſchem Lächeln warf ich Blicke auf ſie, und nahm mir vor, ihnen einzutreiben ihre Bosheit. So war in der erſten Stunde der Teufel zwiſchen unſere Herzen gefahren, hatte die Zwietracht uns in die Haare geſetzt, und den unglücklichen verkehrten Sinn in uns ausgegoſſen: Einer ſei des Andern Widerſacher, des Einen Erhebung ſei des Andern Erniedrigung, und dieſes: die eigene Erhebung, des Andern Erniedrigung, ſei unſere Aufgabe. Wie mag aber wohl ein Reich beſtehen, wenn es uneins in ſich ſelbſten iſt!

Es iſt ein Elend in der Welt, daß die Herzen ſo leicht ſich feindlich gegen einander auslegen, beſonders junge und alte Herzen: ſollte es doch zwiſchen ihnen ſein, wie zwiſchen altem und jungem Wein, wo der junge durch den alten gereift und gemildert wird, der junge den alten vor dem Flauwerden, dem Abſtehen ſchützt. Aber die alten Herzen, bitter gemacht durch die Erfahrung und doch ſtolz darauf, blicken verachtend auf die jugendliche Kraft und fordern zürnend von ihr des Greiſen zitternd, zagend Weſen. Die jungen Herzen blähen ſich auf zu raſchen Sprüngen, und im Bewußtſein der Kraft ihres Willens vergeſſen ſie die Unkenntniß des Bodens, auf dem ſie ſpringen wollen, brüſten ſich gegenüber dem Alter mit ihrem jugendlichen Weſen und Wiſſen, leichtfertig verſchmähend deſſen Erfahrungen. Und mitten zwiſchen beide lagert ſich die böſe Welt, das Neue liebend und doch jede Verbeſſerung haſſend. Sie bethört erſt das junge Herz durch reiches Lob zur Eitelkeit, empört es gegen das Alte und ſchlägt es, wenn es verbeſſern will, nieder mit Hohn und Spott, bis auch es alt geworden iſt an Bitterkeit und die Eitelkeit verwittert iſt zu Verachtung jugendlichen Treibens, in den Wahn verſunken iſt, daſſelbe allein hindere, daß mit der Krone der Weisheit die Welt das weiße Haupt bedecke. Ach wenn die Herzen, beide, jung und alt, doch nur Eins bedächten: Daß Gott beide gemacht, jedes in ſeiner Eigenthümlichkeit, eines zur Hülfe und Schutz des andern; daß beide arbeiten ſollten für Den da oben, keines ſeine Ehre ſuchend, ſeinen Nutzen, ſondern die Ehre Des da oben; daß der der Höchſte iſt, der des Andern Diener wird; daß ein Werk aller Werk iſt und ein Meiſter alle lohnet, einen jeden nach ſeiner Treue, die das Ihre gethan und kein gutes Streben gehemmt. Da würden die Herzen ſich zuſammenlegen, die alten in ſüßer milder Kraft, die jungen in feurig ſprudelndem Muthe. Was, wer vermöchte dieſem Bunde zu widerſtehen? Ihr Meiſter wäre Gott, ſie aber würden Meiſter der Welt, der Welt in ihnen, der Welt außer ihnen.

Nach der Predigt machte ich mich alſobald fort, ohne nur ein einziges Sprüchlein gehört zu haben, wie ich ſie zu Dutzenden auf mich herabregnend gedacht hatte. Statt deſſen war ich 'runtergemacht und ausgeſächelt worden. So ging es mir doch viel in meinem Leben, daß ich Schmach und Spott erndete, wenn ich Lob und Preis erwartet hatte. Ich brauchte nur zu mir zu ſagen: Ja Peter! das iſt wieder ein brav Stück von dir, das macht nicht ein jeder; und wie werden doch die Leute Augen machen, wenn ſie es vernehmen, und dich rühmen: ſo konnte ich faſt ſicher darauf zählen, daß ich Verdruß, Schaden und Spott davon hatte. Und doch waren viele dieſer Sachen wirklich gut und verdienſtlich und meine Erwartungen ſchienen mir ganz billig zu ſein. Warum dann ſo bittere Früchte aus guter Saat? Dieſes Räthſel konnte ich lange nicht löſen, und ich fing an in der Leute Meinung einzuſtimmen, daß einer ein Narr ſei, etwas beſonders Gutes thun zu wollen, und daß die wahre Klugheit darin beſtehe, daß ein jeder zu ſeinem Vortheil ſehe und um alles andere ſich nicht kümmere. Da ſollte ich einmal an einem Sonntage die Worte erklären: „alle unſere guten Werke ſeien mit Sünden befleckt“. Lange konnte ich das nicht begreifen, endlich fiel es mir ein, daß dieſe Sünden der Stolz und die Eitelkeit ſeien, die ſich erheben, ſobald wir ein gut Werk thun wollen oder gethan haben; daß die Sünde in der das Werk begleitenden Geſinnung beſtehe. Wie nun Gottes Güte auf jede Sünde eine Mahnung oder Strafe innerlich oder äußerlich folgen läßt, damit der Sünder ſich belehre, ſo züchtigt er Stolz und Eitelkeit dadurch, daß er ſie nicht befriedigen, ſondern verletzen, kränken läßt. Das verſtehen aber die Leute nicht, ſondern ſtatt Stolz und Eitelkeit zu bändigen, unterlaſſen ſie das Gute. O könnten wir es dahin bringen, unſere guten Werke in bewußtloſer Beſcheidenheit zu vollbringen, wie das Kind, das Jeſus in die Mitte der Jünger ſtellte, ſo würde für uns die Hälfte aller Kränkungen wegfallen und unſere beſten Werke wären nicht mehr durch ſündhaften Sinn vergiftet.

So weit dachte ich damals aber nicht, ſondern wie ein junger Schulmeiſter nur der Naſe lang, nämlich daß ich hinter den Andern nicht zurückbleiben wolle und meine Kinder das Conſtruiren auch lernen müßten, wie Mühlrader. Und da man an meiner Singkunſt zu zweifeln ſchien, ſo nahm ich mir vor, die Kinder im Figuralgeſang zu üben, wozu ſich glücklicher Weiſe einige Exemplare von Gellerts Liedern in der Schule vorfanden. Endlich wollte ich nicht, daß die Andern dem Pfarrer werther ſeien als ich, und nahm mir vor, ihm in der nächſten Woche meine Aufwartung zu machen.

Viertes Kapitel.

Wie ich einen Pfarrer beſuche.

Dieſen Beſuch verdrehte ich bis an's Ende der Woche. Zum Herrn zu gehen iſt ein Ereigniß für Jeden in der Gemeinde, beſonders für einen ſchüchternen jungen Schulmeiſter damaliger Zeit. Es ſieht gar ſo fremdartig aus das ſteinerne Haus, der Klopfer an der Thür und die ſchwarze Kleidung. Der Herr ſelbſt iſt ſo eine Majeſtätsverſen, eingehüllt in dichten Dunſtkreis von Amt und Würde, und man weiß nie, wann es aus dieſer Wolke blitzen und donnern wird, ob man gelegen oder ungelegen kommt. Aber eine verfluchte Schadenfreude hat man, wenn aus dieſer Wolke heraus etwas Menſchliches durchzwitzert. Dennoch will man dieſe Wolke, man lebt wohl an dem geheimen Schauer vor derſelben, faſt wie an Geſpenſtergeſchichten. Wo ein Pfarrer derſelben ſich entkleiden will, und aus derſelben heraustreten möchte, da ſchreit man zeter Mordio! als ob man die Kirche abbrechen, Hand an das Chriſtenthum legen wollte. Man glaubt, eine ſolche geheimniß- und grauenvolle Wolke müſſe neben der Kirche ſich lagern und über das Chriſtenthum, und mitten drin ſolle der Herr ſitzen, eben um zu Zeiten zu donnern und zu blitzen. Für das Einfache, rein und ſchön Menſchliche, hat man noch ſo wenig Sinn als für die Liebe Gottes. Man will die Furcht und das Grauen, man will lieber zittern wie ein Kind, als lieben wie ein Kind.

Langſam machte ich mich eines Abends auf, kürzer wurden meine Schritte, je näher ich dem Hauſe kam, und mit klopfendem Herzen klopfte ich an der Thür. Lange ſtund ich draußen, es regte ſich Niemand drinnen. Endlich wagte ich noch einmal zu klopfen. Da kam eine Magd, aus dem vollen kauenden Mund mich anſchnurrend, was ich ſo preſſierliches habe, daß ſie nicht einmal zu Abend eſſen könne ruhig? Ich wolle zum Pfarrer, ſagte ich. Der Herr Pfarrer trinke Kaffee, erwiederte die rußige Köchin; ich könne warten, bis er fertig ſei. Die Leute hätten keinen Verſtand, daß ſie immer zur Eſſenszeit kämen, ſie müßten dieſe doch endlich kennen.

Ich ſtund lange wartend, da ſtürmten zwei Kinder heraus, ſagten mir weder „guten Abend“ noch „Gott grüß euch!“ ſondern beguckten mich von allen Seiten, fragten, wer ich ſei, was ich wolle, ob ich die Schuhe abgewiſcht und ſagten, die Mamma habe geſagt, es ſei doch unverſchämt, daß man den Papa unruhig ſeinen Kaffee trinken laſſe. Das alles hörte ich verblüfft an und antwortete ſo gut ich konnte, bis man mich endlich zum Herrn rief und in ein kleines düſteres Stübchen führte. Der Herr, ein ſtattlicher Mann mit einem ſchwarzen Käppchen auf dem Kopfe, ſtopfte eben ſeine Pfeife und ſah ſich nicht nach mir um, bis er fertig war und Feuer zu ſchlagen begann. Das ſtille Warten ſchnürte mir den Hals faſt zuſammen wie die Kinderlehre. Endlich begann er: Es ſei Zeit, daß ich mich endlich zeige. Er könne gar nicht begreifen, was ſo ein junger Schulmeiſter heutzutage ſinne, daß er vier Wochen Schule halte, ehe er zum Pfarrer komme. Aber ſie wollten heutzutage alle oben aus. Er könne gar nicht begreifen, wie auch ein Schulmeiſter ſo in eine Schule fallen könne, wie vom Himmel herab, ohne mit ſeinem Vorgänger und mit dem Pfarrer geredet zu haben über den Standpunkt der Schule und die allerlei ſonſtigen Verhältniſſe, die man kennen müſſe, wenn man gut fahren wolle. Aber wir meinten halt, wir ſeien Propheten, und eine Schule ſei ſo eine Bettlerhütte, bei welcher es gleichgültig ſei, ob man oben oder unten, hinten oder vornen zu flicken anfange. So kapitelte er mich ſtehend ab, mächtige Tabackswolken um ſein Haupt wirbelnd. Nachdem ich mich ſo gut möglich entſchuldigt hatte mit Mangel an Zeit, beſonders wegen den Kinderlehren (da rühmte ich mich nicht, wie raſch ich ſie mache), ſtellte er mir einen hölzernen Stuhl dar und ſetzte ſich in einen großen Seſſel mit langem, langem Rucken und Leder überzogen, wie ich noch keinen geſehen hatte. Was mir aber am ſonderbarſten däuchte, war ein Feuer in der Wand in der Stube, ein Feuer, das nicht rauchte und nichts anzündete und auf dem man nicht kochte, ſondern nur dabei ſaß, Taback anzündete und darein ſpuckte. Was doch die Herrenleute nicht alles erſinnen, um ihrem Geld und ihrem Holz abzukommen!

Nun, nachdem er ausſturmirt hatte und wir ſaßen, wurde er manierlicher und fragte mich, was ich bis dahin in der Schule gemacht und wie ich fortzufahren gedachte?

Ich berichtete ordentlich meinen gewohnten Gang, wie die Kinder vernachläſſigt geweſen, wie ich mich befleiße und die Kinder ſchon merklich vorwärts gekommen ſeien. Wann ich denn zu ſchreiben und zu rechnen anfangen wolle? fragte er weiter. He! es hätten ſchon zwei oder drei Buben geſagt, ſie wollten nach dem Neujahr zu ſchreiben anfangen und wollten Heuſtöcke rechnen lernen. Der Pfarrer ſagte mir aber: Das gehe nicht ſo, wie jeder wolle; was in der Schule gehen ſolle, habe eben er zu befehlen. Er wolle nun nicht, daß ein Kind zu rechnen und zu ſchreiben anfange, ehe es den Katechismus auswendig gelernt, und allemal bei Anfang der Schule müſſe vor allem aus alles Auswendiggelernte repetirt werden, und wenn ſie die ganze Bibel auswendig könnten. Darauf müſſe man ſtreng halten, Religion ſei die Hauptſache in der Schule und wenn Eins nichts auswendig wiſſe, ſo wiſſe man nichts anzufangen mit ihm in der Unterweiſung. Wenn dann dieſes gemacht ſei, ſo ſolle man nicht lange fragen: Wer will rechnen? wer will ſchreiben? ſondern da müßten alle es lernen, ſo viel ſie davon noch lernen könnten. Vor allem aus die Buben, die hätten es am nothwendigſten, ſie mögen reich oder arm ſein, ja die Armen brauchten es noch mehr als die Reichen. Aber auch die Mädchen ſollten es lernen, ſie wüßten nicht wozu es ihnen käme und wie ſie es brauchen könnten. Alle Tage ſollte ich mit denen, welche das Ihre auswendig gelernt, des Vormittags eine Stunde rechnen, des Nachmittags eine Stunde ſchreiben; vielleicht gebe es noch mehr Zeit dazu. Dem vorigen Schulmeiſter habe er es auch befohlen gehabt, allein es nie dahin bringen können. Ein einziges Mädchen habe es angefangen, allein am Ende, weil es nicht das Einzige bleiben wollte, auch unterlaſſen.

Nachdem der Herr damit fertig war, ſprang er zu einem andern Thema über.

Er ſagte mir, daß ich mich dann als ein Schulmeiſter aufführen und nicht mit dem jungen Volk mich abgeben ſolle und dem Weibervolk. Sie hätten die Freude daran, ſo ein junges Bürſchchen, das Schulmeiſter ſei, zu locken, in alles hineinzuſprengen, was wüſt ſei, erſtlich um über ihn zu lachen, im Glauben, ſie ſeien viel geſcheuter als ſo ein Schulmeiſter, und zweitens, ihr eigen Thun und Laſſen mit dem Sprüchlein zu beſchönigen: Der Schulmeiſter hat es auch gemacht, war immer voran, was er darf, wird uns wohl erlaubt ſein, er ſoll am beſten wiſſen, was angeht. Ich ſolle mich hüten. Gerade in der Schnabelweide ſeien Menſchen, welche die größte Freude an ſolchem hätten; und der frühere Schulmeiſter habe es erfahren. Am Abend ſolle ich zu Hauſe bleiben und mich in Allerlei üben und des Nachts in meinem Bette ſein, das ſtehe einem Schulmeiſter wohl an.

Nachdem er dieſe Predigt, mit zweien ſo ungleichartigen Theilen, gehalten hatte, während ich, wie es in einer Predigt bräuchlich iſt, ſtille geſchwiegen, aber meinen Theil gedacht hatte, ward er zuſehends einſylbiger und mir ward auch, wenn ich nur da weg wäre, ehe vielleicht noch ein dritter Theil nachkäme. Aber ich wußte nicht recht, wie gehen, wie aufſtehen. Ich rutſchte auf dem Stuhle herum, brachte es aber nicht ab demſelben, bis endlich der Herr ſelbſt aufſtund und ſagte: He nun, Käſer! Ihr habt gehört, wie ich es haben will, ich will hoffen, Ihr richtet Euch darnach, ſonſt kömmt es nicht gut. Ich werde thun, was mir möglich ſei, antwortete ich; wünſchte dem Herrn eine gute Nacht, drehte mich von ihm weg der Thüre zu, und unter der geöffneten machte ich, mit dem Kopf gegen den Gang hinaus, den Rücken dem Herrn zukehrend, einen gar ſchönen und tiefen Reverenz, ſo daß ich ab der Schwelle mit dem Kopf etwas unſanft an die Mauer ſtolperte und unendlich froh war, als ich nicht nur den Herren, ſondern auch das Haus hinter mir hatte.

Himmel! wie wirbelte mir die gehörte Predigt im Kopfe herum, noch keine ſo. Da ſollte alſo in der Schule ein Jedes rechnen und ſchreiben können, Arme und Reiche, Knaben und Mädchen! Was doch ſo ein Pfarrer nicht alles erſinnet und was er Einem nicht alles zumuthet!

Unvernünftig kam es mir vor, daß Alle dieſes lernen ſollten. Es wiſſe doch Jeder wohl, ob er Schreiben und Rechnen brauchen könne, dachte ich; das ſei nur erſonnen um die Bauern zu plagen und ihnen unnöthige Koſten zu machen und um den Schulmeiſter zu cujoniren. Wie ſollte man dieſem zumuthen, daß er bei dem vielen B'hören noch mit ſo Vielen rechne und ſchreibe! Wenn ja nur drei ſchreiben, ſo habe man immer mit ihnen zu thun, wie dann, wenn dreißig bis vierzig ſchreiben! Herrgott! welche Unvernunft und noch dazu von einem Pfarrer! Wer ſoll dann mit den Andern buchſtabiren und leſen! Wohl! das würde lange gehen, bis Eins leſen lernte. So was könne aber nur einem in Sinn kommen, der nie ſelbſt Schule gehalten und in ſeiner Studierſtube ſo allerlei ausſpintiſire aus langer Weile, dachte ich mir, und ich wünſchte nur, der Herr möchte ſelbſt Schule halten, um zu erfahren, wie wenig er davon verſtehe und wie komod es ſei, ſo von ſeinem langen Seſſel aus zu befehlen, was man ſelbſt nicht machen könne.

Ebenſo ereiferte ich mich über den zweiten Theil der Predigt. Da nahm ich von vornen herein an, der Pfarrer ſei eiferſüchtig über mich, daß ich es ſo gut mit den Leuten könne, daß ſie mich ſo lieb hätten, mir ſo in die Kinderlehre liefen, und wolle mich auf dieſe Weiſe ihnen entfremden und das gute Verhältniß ſtören. Es lächerte mich, daß er glauben konnte, die Leute wollten mich zum Beſten haben und zum Sündenbock brauchen. Da wiſſe er doch wenig, wie lieb die Leute mich hätten, wie treuherzig ſie es mit mir meinten und wie geſcheut ich ſei. Uebrigens ginge ihn die Sache nichts an, meinte ich; ich ſei kein Herr, ſondern ein Schulmeiſter, der ſo gut das Recht habe, ſich luſtig zu machen als ein Anderer. Wie es wohl kommen würde, wenn ich ſo appartig mich aufführen wollte, wie der Herr meine! Da würden ja die Leute ſagen, ich ſei hochmüthig und wolle vornehm thun, und da würden ſie mich auslachen und nichts auf mir halten.

So mit dem Pfarrer in Gedanken prozedirend und räſonirend kam ich in mein Dörfchen zurück und ging nicht heim. Ein junger Menſch, der den Kopf voll hat, beſonders wenn es Aerger iſt über einen andern, vermag es ſelten über ſich, die Sache in ſich ſelbſten zu verwerchen, es drängt ihn, die ganze Paſtete unverdaut auszukramen ſeinen Freunden, und für ſeine Freunde hält er gar zu gerne die Erſten Beſten, welche ihm zuhören wollen. Ich trat alſo in ein Haus ab, wo man mir beſonders wohl zu wollen ſchien, und ſetzte mich dort auf den Ofentritt. Ich machte ein ſaures Geſicht, gab manches Zeichen des Mißvergnügens von mir, bis man mich endlich fragte: Was mir über den Weg gelaufen ſei, daß ich mich ſo gebehrde.

Natürlich antwortete ich nicht auf die erſte, ſondern erſt auf die dritte Frage, daß ich bei dem Pfarrer geweſen ſei, und daß der mich böſe gemacht habe. Ich erzählte die Ammuthungen, die er an mich geſtellt. Das war den Leuten angeholfen. Potz Wetter, wie pülverte die Frau, daß ihre Mädchen rechnen und ſchreiben ſollten. Das wäre ſchön, wenn die Kinder g'ſcheuter und geſchickter werden ſollten, als die Alten. Da möchte der Tüſel dabei ſein. Schon jetzt wär kein Gehorſam mehr. Was ſolches abtrage! Arbeiten ſei die Hauptſache. Sie könne auch nicht ſchreiben und rechnen, aber ſie ſei doch eine Bäuerin und es nehme ſie Wunder, wo eine herkommen wolle und ſagen: Sie ſei die tüchtigere und ſparſamere. Der Mann begehrte nicht minder auf, daß ein jeder Hudelbub lernen ſollte, was ein Bauernſohn. Das mache nur ſchlechte Leute und die würden dann die Naſe in alles ſtecken und befehlen wollen; da möchte er auch dabei ſein. Aber der Pfarrer ſitze den Bauern auf, wo er nur immer könne. Er möge es ihnen nicht gönnen, daß ſie mehr hätten als er. Er halte es mit allen ſchlechten Leuten, er höre auf einen Jeden und verklage dann die

Bauern bei dem Landvogt, wie der Schreiber ſage, aber der Landvogt meine es beſſer mit ihnen als der Pfarrer. Sie zahlen den Schulmeiſter, und ich ſolle nur ſo fortfahren, wie ich angefangen habe, gerade ſo ſei es ihnen recht.

Ebenſo machten ſie ſeine Ermahnungen wegen der Aufführung herunter, die ich ihnen natürlich auch klagte. Es ſei ſchlecht vom Pfarrer, den Schulmeiſter ſo aufzuweiſen und ſie zu verdächtigen. Es ärgere den Pfarrer nur, daß er nicht mitmachen dürfe; er ſei nicht beſſer als ein Anderer, aber darum gönne er auch Niemandem eine Freude. Sie hätten einem Schulmeiſter wenig darauf, wenn er thun wollte wie ein Herr. Ich ſei ihren Standes und ſolle auch thun wie ſie. Auf ſolches Geſchwätz ſolle ich gar nicht hören, und den Pfarrer Pfarrer ſein laſſen, ſie machten es auch ſo. Ich fand, daß die Leute durchaus recht hätten, und wir wurden einig, daß es beim Alten bleiben ſolle.

Fünftes Kapitel.

Etwas vom Weſen und Treiben der Liebe und wie es ſich bei mir geſtaltet.

Die Liebe iſt das eigentliche Götterwort auf Erden, ſie iſt's, die beſänftigend zum Kinde tritt, wenn es ſchreiend die Erde begrüßt, die ſeine Schmerzen ſühnt, ſeinen Geiſt belebend anhaucht. Die Liebe wächſt im kindlichen Herzen auf, ſie fließt in Blick und Worten aus dem befreundeten Geiſte entgegen, ſie offenbart auf jede Weiſe das Sehnen, Zeichen der Liebe von ihm zu empfangen. Es zieht die Liebe zum Menſchen hin, aber eben ſo ſehr möchte ſie auch den Menſchen anziehen an ſich. Ein Doppeltes iſt ſie alſo, ein Gefeſſeltwerden, ein Hingeben, ein Feſſeln Anderer, ein Gefangennehmen der Geliebten in der Liebe reiche Bande. Des Kindes Herz iſt der Liebe voll; ſie fließt nicht blos den Eltern entgegen, ſondern auch den ſie umgebenden Kindern, und da bereits wird der Knabe zum Mädchen gezogen und das Mädchen ſucht den Knaben an ſich zu ziehen mit allen Zeichen der Liebe. Freilich ſind dieſe Zeichen verſchieden, je nach Alter und Stand, und anders bei Knaben, anders bei Mädchen; aber der Beobachter ſieht ſie beim Bettlermädchen, das barfuß läuft, und beim Grafenkind, das vierſpännig fährt. Aber wie beim Mädchen das Sehnen wächſt, die innere heißere Liebesglut, deſto unſichtbarer werden in der reinen Mädchennatur, die weder durch Spekulationen ſpekulativ gemacht, noch durch Begehrlichkeiten vergiftet worden, dieſe Zeichen; deſto mehr hüllt das, was man ächte Weiblichkeit nennt, der Duft der Jungfrau, zart wie der Staub auf Schmetterlingsflügeln, die Liebe, die anziehen will und angezogen wird, das Sehnen, ſein Herz zu geben, ein anderes zu gewinnen, in zarten Schleier ein. Dieſer iſt gar reich und rein gewoben aus holder Schüchternheit und ſüßem Sehnen; einmal zerriſſen, flickt keine Kunſt ihn wieder. Da ſieht man nur am Leuchten des klaren Auges, hört nur am Ton der weichen Stimme die Bewegung des Herzens, und ſieht auf deſſen Grund funkeln den Demant der Liebe. So umhüllt wirkt aber der Liebe Kraft am meiſten und bindet am gewaltigſten. O wer kennt nicht das Blümchen Wunderhold, das ſo ſelten ſich findet, und wie das Veilchen nicht in der Felder Mitte, nicht auf den Kronen der Hügel. Im Herzen dieſes Blümchens iſt ein wunderbarer Einklang zwiſchen anziehen und angezogen werden, zwiſchen Nehmen und Geben, zwiſchen Kraft und Schwäche, beide entfalten ſich Hand in Hand. Während des Mädchens Lieblichkeit den Jungen näher und näher zieht, entfaltet ſich weiter und weiter in des Mädchens Herzen der Liebe reich duftender Kelch, und wie es den Jungen feſter und feſter kettet, fühlt es ſich immer unauflöslicher an ihn gebunden mit demantenen Feſſeln. So werden die Herzen eins in treuer Liebe, und dieſe treue Liebe wird nicht zertrümmert durch des Schickſals Schläge, verwittert nicht in des Lebens Sorgen, vergiftet ſich nicht gegenſeitig, blüht roſig fort unter weißen

Haaren, und nur die Körper vermag der Tod zu ſcheiden, dann vereinigen zu ewiger Liebe die Seelen ſich.

Es giebt aber auch Herzen, wo die Liebe ſich nicht umhüllt, wo man die Kraft, die anziehen möchte, ungeſcheut ſpielen läßt. Die Dame, die mit Aug[illegible] und Händen ſpielt, mit Fächer und Schnupftuch, mit [illegible]inen Redensarten und beſonderem Augenaufſchlag, nennt man eine Kokette. Die Magd aber, welche an einem Markte ſagt: Jetzt gehe ich noch einmal rum, krieg ich keinen, geh ich heim, und die am Ende im Drang ihres Herzens Einen beim Rockſchoß nimmt und ihn um Gotteswillen bittet, mit ihr heim zu kommen — die nennt man ein anläßig Menſch.

Man ſieht Mädchen, aus denen, ihnen unbewußt, eine gewaltige Kraft des Anziehens ſprüht, die viele Herzen faſt unwiderſtehlich an ſich reißen, die aber gegen das Angezogenwerden ſich auf das Mächtigſte ſtemmen, und wenn ſie dem innern Trieb nicht widerſtehen können, ihn umhüllen mit ſiebenfachem Schleier, und den Gegenſtand, der ſie anzieht, den Geliebten, unbarmherzig mißhandeln. Spröde nennt man dieſe. Man mißkennt dieſe Mädchen, die faſt den wilden Füllen gleichen, die bald luſtig ſich nähern, bald wild mit allen Vieren ausſchlagen. Es ſind die kräftigſten Naturen, die hochbegabteſten, aber ſelten die glücklichſten. Der ſchüchtern liebende, vielleicht geliebte Jäger, wird an ſich ſelbſt verzweifelnd abgeſchreckt, der kühle erfahrene Jäger fängt ſie ein, um ſie zum Ziehen und Schleppen zu dreſſiren, zum Karren im Ehejoch, oder aber der wildeſte der Jäger, und in deſſen wilder Hand gehen ſie zu Grunde. Manche entrinnen der wilden Jagd, ohne gefangen zu werden, dann ſehen ſie ſich einſam in einſamer Gegend — wohl ihnen, wenn nicht die Reue, die Mattigkeit, das Sehnen nach verſchmähter Liebe ſie in den Boden drückt, wenn der Hochſinn, der ſie früher gegen die Jäger ſchützte, in der Einſamkeit ihr Begleiter bleibt und ein höheres Leben beginnt, aber nicht eines, das mit einem geiſtlichen Bräutigam tändelt aus Mangel eines leiblichen

Manchen Bedaurungswürdigen brennt die Liebe heiß im Herzen, aber ihnen fehlt die Kraft des Anziehens. Sie gäben ihre Herzen ſo gerne hin, aber Niemand will ſie ihnen abnehmen und das ſeine geben dafür. Da brennt ein tiefer Schmerz im Herzen. Kinder ſpielten einſt in dunkler Stube, da brach auf einmal ein dunkles kleines Mädchen, vergeſſen auf einem Bette ſitzend, während Buben mit anderen Mädchen in der Stube ſich herumtrieben, jammernd in die Worte aus: Ach, hat mich Niemand lieb! Das war ein Schrei des tiefſten Leids aus einem Herzen, das ſo gerne lieben möchte, und Niemand findet, der ſeine Liebe abnehmen will. Wo ein ſolches Leid in thörichtem Herzen ſich findet, thut es ſich in Thorheit kund. Wo man ein wunderlich geſchmücktes Haupt ſieht, bunte Farben um den verblichenen Leib, ein alternd Geſicht, ein jugendlich Thun; wo du feines und grobes Selbſtlob hörſt, und über Andere bitter grollende Urtheile; ein verächtlich Lächeln ſiehſt über jede wohlthuende Mädchengeſtalt; ein ſeltſam Schönreden hörſt, wo man nicht unterſcheiden kann, was hinten und vornen iſt; — da lache nicht, da iſt ein tiefes Weh im Herzen, das Herzen gewinnen möchte auf unnatürliche Weiſe, da ihm abgeht die natürliche Kraft dazu.

Aber wenn du ein träumend, ſinnend Mädchen ſiehſt, das ſchweigt, wenn Andere reden; dem in allgemeiner Freude um den Mund ein trüber Zug ſpielt; das tief die Augen niederſchlägt, wenn der Liebe holde Zeichen zwiſchen Andern gewechſelt werden; das vergeſſen da ſitzt, mit wenig Worten aber freundlichen Blicken ein freundliches Entgegenkommen lohnet: da fühle Mitleid, da iſt ein Mädchen mit tiefem Leid im Herzen. Es ſchreit nicht mehr laut in die Geſpielen hinein: Ach, Niemand hat mich lieb! Aber es weint oft in ſtiller Nacht, daß es einen Stein erbarmen möchte, und klagt ſeinem Gott ſein Leid. Es weiß wohl, die Welt würde ſpotten über ſeine Thränen, aber es weiß, daß ſein Gott, der ſein Herz geſchaffen hat, ſolche Thränen nicht verlacht, darum verbirgt es ſie auch nicht dem Vater, der die einſamen Herzen kennt. Und der Vater wird dieſe Thränen vergelten, wenn dieſes Herz milde bleibt und unerſchütterlich in ſeinem ſtillen Vertrauen zu ſeinem Gott.

So wie im Mädchen die Liebe ſich verſchleiert, ſo tritt ſie im Knaben immer mehr hervor, er muß die ſeine zeigen als der Stärkere, damit das Mädchen Vertrauen faſſe, und ſpäter ſeine Schwäche nie ſich vorwerfen höre. Aber auch in manchem wilden Knaben ringt die Unbändigkeit gegen ſeine Schwäche und daß er der Liebe unterthan ſei, will er lange nicht geſtehen, will ſpröde thun gegen ſie, bis ſie ihn ihre Allgewalt lehrt. Meiſt regt im Knaben erſt eine allgemeine Liebe ſich, das Herz iſt voll derſelben, und jedes Mädchen, das in die Nähe desſelben kömmt, entlockt Zeichen demſelben, wie jeder Finger Funken aus der Elektriſirmaſchine. Nun kömmt es auf das Mädchen an: ob es feſter feſſelt.

Gewöhnlich ziehen die Mädchen den luſtigen Schein der gutmüthigen Plumpheit vor.

Man könnte die Welt mit all ihren Knaben- und Mädchenherzen faſt denken wie eine Matte voll Paradiesblümchen, knoſpend und aufgehend in aller Holdſeligkeit, über ihnen munter zwitſchernd und pickend die Paradiesvögelein, alle in ihrer bunten Mannigfaltigkeit, und über ſie alle ausgegoſſen ein Meer von Leben und Luſt, blühend und duftend, girrend und ſchnäbelnd.

Aber leider iſt die Welt kein Paradies, und in der Welt ſind nicht nur Herzen, ſondern noch viel anderer Plunder; und in den Herzen iſt nicht nur der Drang nach Herzen, ſondern auch viel Herzensgelüſten eben nach dem andern Plunder, der wieder ſeine beſondere Anziehungskraft beſitzt für das wunderliche Menſchengeſchlecht. Drum ziehen nicht nur die Herzen das Geſchlecht zum Geſchlecht, ſondern da ziehen auch Geld und Sinne, Trägheit und Leichtſinn; es ziehen Hochmuth und Hoffahrt, Eitelkeit und Begehrlichkeit, Behaglichkeit und der Drang es zu machen wie die Andern; es ziehen Mütter und Tanten, Nachbarsweiber und Kaffeeweiber — ja eine Unzahl von Kräften ziehen zum Menſchen den Menſchen.

Und wo lebt der Hexenmeiſter, der jedesmal aus dieſem Gewirre von Kräften die Kraft ausfindig zu machen wüßte, welche den Menſchen zum Menſchen gezogen, ob die Herzen oder etwas Anderes. Ja weiß es doch manchmal der Menſch ſelbſt nicht, was ihn eigentlich zu ſeiner Hälfte geführt und an ſie gebunden hat. Mancher weiß es, aber er ſagt es nicht, denn während öffentlich und ungeſcheut die Welt die Sache treibt, will ſie das Wort nicht, duldet das Geſtändniß nicht, daß nicht das Herz, ſondern etwas Anderes den Bund gemacht.

Wehe aber, wo zwei Herzen ſich fügen, das eine vom Herzen ſelbſt gezogen, warm und liebend, das andere von irgend einer Zugabe, kalt und klug! Da wird am Hochzeittage wohl gelacht und ein künſtlicher Himmel voll Freuden wölbt ſich über die Leutchen. Aber dieſer Himmel iſt eben nur ein künſtlicher; kein Frühling der Liebe, ewig jung, ewig neu blüht in dieſem Himmel, wohl aber legt ſich allmählig ſtarrer, kalter Winter über das unglückliche Herz. Vergebens verſucht das arme Herz mit heißen Thränen ihn zu ſchmelzen, wieder zu Eis werden die Thränen, wie heiß ſie auch ſein mögen, und dieſe zu Eis gewordenen Thränen legen ſich fort und fort über das arme Herz, bis es kalt wird wie des Todes Hand.

Luſtig faſt iſts, wenn der Menſch ſelbſt zweiſpältig iſt, das Herz ihn rechts zieht und irgend ein Gelüſten links und man ihn dann willwankig zwiſchen beiden ſtehen ſieht, wie einen Eſel zwiſchen zwei Heuhaufen. Traurig iſts, wenn die Herzen gar nicht mehr ziehen und doch die Menſchen ſich zuſammenthun, z. B. wie jener alte Mann, der auf die Frage: warum er noch heirathe? antwortete: es ſei ihm wegen dem Miſt; oder jene im Lande herumziehende Krämerin, die bei der Heirath im Vertrauen bekannte: ſie hätte Jemand haben müſſen, der ihr den Karren ziehe.

Nun iſt die Welt voll Klagen über Treuloſigkeit, Verrätherei, Flüchtigkeit u. ſ. w. Mädchen, haſt du aber unterſucht: ob die Zeichen der Liebe eigentlich dir galten oder dem ganzen Geſchlecht? ob du ſie abſichtlich hervorgelockt, oder ob ſie dir unwillkührlich entgegen ſprühten? Wo der Batzen zieht, die Leibesluſt oder die Eitelkeit, da iſt ebenfalls treue Liebe nicht. Drei Batzen mehr brechen einen Bund, geſättigte Sinnenluſt ſcheidet, und Eitelkeit läßt ſich locken mit ſchönen Worten nach allen Winkeln hin, wie Speck die Mäuſe lockt in alle Fallen. Wo nicht die Herzen ſich einen, da erwarte man nichts, als höchſtens ein kühles Halten des gegebenen Worts; und wo man nicht das Herz begehrte, ſondern eigentlich nur die Hand und etwas anderes damit, da klage man nicht, wenn man dieſe Hand auch noch am Altar wieder an ſich zieht. Mädchen, die ihr vor Gericht ſolche verfolgt, die euch ſitzen ließen mit eures Leibes Frucht, tragt ihr etwas anderes als die Strafe, daß ihr durch dieſe Frucht einen Mann erzwingen wolltet; die Strafe, daß ihr locktet, reiztet, daß euch an dem Herzen nichts, an allem Andern Alles gelegen war? Ja, in wunderbarer Verblendung fordern Menſchen Liebe, ſie ſelbſt haben keine; fordern Treue, leiſten keine. Liebe und Treue beſtehen aber nur zwiſchen Herzen und Herzen, nicht zwiſchen Geld und Geld, nicht zwiſchen Wohlluſt und Wohlluſt, nicht zwiſchen Hochmuth und Hochmuth, am allerwenigſten zwiſchen Eitelkeit und Eitelkeit.

Dieſem Zug der Geſchlechter zu einander wird auf alle mögliche Weiſe Vorſchub geleiſtet, auch weiß ſich das gezogene Völklein ſelbſt recht gut Gelegenheiten zur Annäherung zu verſchaffen, ordentliche und außerordentliche.

In höhern Ständen ſind die Gelegenheiten feierlicher ab- und zugemeſſen, und die Sitte und der Mütter Augen wachen, daß die Gelegenheit nicht Diebe mache und das Luſtſpiel ſittſam mit einer Heirath ſich ende; daß das Geld zum Gelde paſſe, zur Familie die Familie; aber Wachen und Sitte hindern Seitenſprünge nicht, glückliche oder unglückliche.

In andern Klaſſen iſt größere Freiheit, mehr Gelegenheit, Gelegenheit, daß es einem dunkel werden möchte vor den Augen. Und beſonders in unſerm Ländchen iſt herrlich dafür geſorgt, daß ja keine Kluft ſei zwiſchen Knab und Mädchen, daß jede hemmende Zwiſchenwand eingeriſſen ſei, daß Sitte und Mütter nicht zuſehen können, daß ſie ſich zuſammen thun mögen nach Herzensluſt. Wenn die dunkle Nacht herauf dämmert und es ſtille wird im Hauſe, dann macht ſich der Knabe auf und pocht an ſeines Mädchens Fenſterlein. Unten im Hauſe ſchlafen Vater und Mutter, ſchlafen Meiſter und Meiſterfrau; aber das Mädchen wacht und öffnet, wenn es nicht ſchon Jemand drinnen hat, und in der dunkeln Kammer ſtört die Beiden Niemand mehr, nicht Vater, nicht Mutter, nicht die Welt, ſelten Gott, öfters die Vorſicht und die Rückſicht.

Neben dieſen täglichen gewöhnlichen Gelegenheiten, giebt es noch eine Menge beſonderer, wo es luſtig zugeht bei Spiel und Tanz, und mit Geigen und Pauken, mit Wein und Brönz das junge Volk angelockt wird ſich würdig vorzubereiten und zuzuputzen öffentlich zum nächtlichen einſamen Beſuch. Da ſind öffentliche Anſtalten zum allgemeinen Gebrauch, vor Allem die Märkte, die alle Fingerslang bald hie bald dort abgehalten werden, und die Muſterungen. Dann hat die gnädige Regierung, damit das Volk recht luſtig ſein könne, noch ſechs Sonntage zu Tanzſonntagen gemacht, an denen das ganze Land tanzen ſollte zum Zeichen ſeines Glückes unter ſolch gnädiger Obhut. Und mit dieſen Sonntagen wurde es nicht einmal ſo genau genommen. Ferner waren an dieſe Beſchränkung auf ſechs Sonntage die Badwirthſchaften nicht gebunden, wurden die Schnitterſonntage nicht darangerechnet, die Alt- und Neujahrsnächte nicht und von dem Aufhören um 8 Uhr, wo war da die Rede? Nun macht man es noch gnädiger, man vermehrt die Wirthshäuſer um's Doppelte, man ſendet den Wirthen die Tanzbewilligungen umſonſt in's Haus, und wie genau man ſich dabei an das Geſetz bindet, das weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß unſere Beamtete liebe Leute ſind, die dem Volk die Freude gönnen.

Ja, meine Leute in der Stadt, man weiß auf dem

Lande auch zu leben, hat auch ſeine Soirées und Societäten, Diner und Souper, ſo gut als ihr. Aber von dieſen kehrt man dann nicht halb ohnmächtig vor Hunger und Durſt heim, wird, wenn man das Geleit nach Hauſe giebt, nicht mit einem kalten bon soir Monsieur verabſchiedet. Nein, gewöhnlich hat man im Magen und Kopf, was beide ertragen mögen, und findet noch obendrein freundliche Herberge und warme in der kalten Winternacht.

Das iſt alſo der geſellſchaftliche Boden auf dem Lande; er iſt gar luſtig.

Dieſer Boden lag vor mir, auf ihn zog es mich; denn auch in meiner Bruſt war der Trieb, den man wohl verbergen, verläugnen mag, der aber doch in Allen wohnt, die aus Fleiſch und Bein geſchaffen ſind.

Er hatte ſich ſchon früh bei mir geregt, freilich mir unbewußt, Andern unbemerkt. Ich fühlte ſchon als Schulbube ein eigenes Gramſeln, ein Warmwerden unter dem Gilet, wenn ich mit Mädchen lief. Es geſchieht wohl, daß ſchon in der Kindheit beſondere Zuneigungen ſich machen bei frühreifen Gemüthern, oder bei denen, denen man die Naſe darauf ſtößt. Ich wurde aber nicht an milder Sonne auferzogen, ſondern Schattſeite, wurde daher ſpät reif, und um meine Naſe bekümmerte ſich Niemand, bis man ſie groß genug fand, mich daran herumzuführen. Wenn ſchon eines Tags ein Mädchen mir recht warm machte, ſo hatte des andern Tages ein ander Mädchen die gleiche Kraft über mich. Aber mir wohnte auch eine tüchtige Portion Plumpheit an, ſo daß ich meine Aufmerkſamkeit ihm nicht anders zeigen konnte, als durch einige ungelenke Sprünge oder eben ſo ungelenke Neckereien.

Nun war ich Schulmeiſter, bewohnte ein ganzes Haus, und öde wars mir in demſelben und daher auch öde im Herzen, ſo öde, daß ganze Dutzend Mädchen darin Platz hatten, gerade wie in der Kinderlehrſtube.

Man merkte mir bald an, daß ich gerne von Mädchen hörte, gerne Mädchen ſah, daß ich mich ihnen bemerklich zu machen ſuche und nach der Kinderlehre auch nicht davon lauſe, wenn die Mädchen ſäumten, die Stube zu verlaſſen; daß ich gar gerne noch ein Lied drüberein ſang, um ihnen einen Vorwand zum Bleiben zu geben. Die Leute ſagten bald: Unſer Schulmeiſter ſieht die Mädchen auch gerne. In dieſen wenigen Worten liegt ein dreifacher tiefer Sinn. Sprach man ſie gegen mich aus, ſo klangen ſie wie ein Lob, daß ich auch ihrer Art ſein wolle und nichts appartes; wie eine Aufmunterung, dem inwohnenden Trieb zu folgen. Wurden ſie aber zu andern oder von jüngern Leuten ausgeſprochen, ſo war Schadenfreude darin, daß ich um nichts beſſer ſei als ſie, daß der Schulmeiſter in keinen Theilen berechtigt ſei, ihnen Vorwürfe zu machen.

So unſchuldig die Worte „die Mädchen gerne ſehn“ klingen, ſo verbindet man damit ſo viele Handlungen und nimmt als Quelle des „gerne ſehn“ die gemeine Sinnlichkeit an, und hält dieſen Trieb für ſtärker als die Selbſtüberwindung bei dem, welcher es zeigt, daß er die Mädchen gerne ſehe, daß dieſe Schadenfreude verzeihlich war. Redeten ältere Leute unter ſich davon, ſo war es ein ſtrenger Tadel. Aeltere Leute vergeſſen ohnehin was ſie geweſen und gethan und ſind unduldſam gegen die jüngern, beſonders aber gegen einen Schulmeiſter, und beſonders wenn dann die jüngern Leute auf Vorwürfe der Alten über Ausſchweifungen ꝛc. antworten: ſie ſeien nicht allein geweſen, der Schulmeiſter ſei auch dabei geweſen, denn der werde wohl wiſſen, was in’s Maaß möge. Den alten Leuten ſoll der Schulmeiſter kein Alter haben, d. h. er ſoll nicht alt, nicht matt in der Schule ſein, nicht jung, nicht windig außer der Schule. Ein dunkles Gefühl ſagt ihnen, daß ſie am Schulmeiſter ein Vorbild haben ſollten für ihre Söhne, eine Hülfe gegen deren Leichtſinn, deren Unbändigkeit. Darum wenn ſie ſprachen: „Unſer Schulmeiſter ſieht die Mädchen auch gerne,“ ſo lag eine Maſſe ſchweren Tadels in dieſen Worten.

Wer die Sitten auf dem Lande nicht genau kennt, nicht die Zurückhaltung und das kalte und ſteiſe Weſen, die Einſylbigkeit vor den Leuten; wer mit dieſer Unkenntniß noch natürliche Lebhaftigkeit verbindet, der wird ſich dieſes Urtheil ſchuldlos zuziehen und ein ſchwer Gericht. Und wenn er in einer Stellung darnach iſt, ſo kann er ſicher ſein, daß an das harte, ungerechte Urtheil eine Menge Lügen ſich knüpfen werden, welche die Bosheit erſinnet und Alle gerne glauben; die Einen in der Meinung, wenn Einer ſchlechter werde, ſo würden ſie um ſo beſſer, die Andern urtheilend nach den eigenen Gelüſten in ihrer eigenen Bruſt. Aber von dem Allem merkte ich damals gar nichts; Jung und Alt waren einig vor mir im Lobe, wie ſie Freude an mir hätten, weil ich mich ihrer nicht verſchäme. Und als einſt ein alter Mann, der noch einen langen weißen Bart trug, mir ſagte: „Es würde mir beſſer anſtehn, wenn ich mehr daheim wäre und weniger närriſch thäte, brave Leute hätten mir nichts darauf," und ich dieſen Vorwurf klagend mittheilte und jammerte, man könne es den Leuten nie treffen, dem Einen ſei man zu geiſtlich, dem Andern zu weltlich, ſagten mir Alle: Ich ſolle mich des Alten gar nicht achten, er ſei ſein Lebtag ein Wunderlicher geweſen und hätte nie gewollt was andere Leute; wenn ich es ihm treffen wollte, ſo würde ich es verſchütten bei den Andern. Es war, als ob das ganze Dorf im Bündniß ſtünde, mich zum Beſten zu halten und mich in eine Art Rauſch, in eine Betäubung zu bringen, in welcher durchaus keine geſunde Beurtheilung mehr möglich iſt. Es iſt aber auch eine infame Sache, daß man faſt Alle, welche ein Amt antreten, und namentlich Schulmeiſter und Pfarrer, in dieſe Betäubung zu bringen ſucht. Daher bei den Pfarrern und Schulmeiſtern verkehrte Beurtheilung der Leute, ein verkehrtes Betragen, der dumme Glaube: jetzt habe man die rechten Leute gefunden, mit denen etwas zu machen ſei. Daher die überſpannten Erwartungen vom Erfolg ſeines Wirkens; daher dann, wenn der Rauſch verflogen iſt, der gegenſeitige Ekel und die gegenſeitige Anfeindung und das erboſte Wandern von einem Ort zum andern; daher am Ende das unmuthige Leben, das an manchen Pflug die Hand gelegt, aber nach den erſten mißlungenen Verſuchen auf einen andern Acker geflohen iſt.

Es möchte vielleicht manch junges Kerlchen über mich lachen und ſich nicht von weitem beifallen laſſen, daß es ihm gehen könne wie mir. Gerade ſolche Burſche aber ſind für dieſen Rauſch wie gemacht, und derſelbe macht gerade die Geſcheuteſten den Dümmſten gleich. Dabei iſt das Fremdſein dieſes Angeſtellten in dem ihn umgebenden Kreis das gefährlichſte; denn ſelten hat er Verwandte, alte Bekannte da. Wie gegen ein fremdes Huhn in einem Hühnerhof alle andern Hühner, ſo verbündet ſich gegen ihn ſtillſchweigend die ganze Einwohnerſchaft, paßt ihm auf und ſucht ihn zu täuſchen und zu verblenden.

So nahm man mich, wie durch eine Art Inſtinkt getrieben, auf's Korn, und weil man mich von Anfang an für einen etwas Einfältigen hielt, ſo gewährte es ihnen eine wahrhafte Burgerluſt, ihr Spiel mit mir zu treiben.

Die Alten luden mich ein, zogen mich mit dieſem, mit jenem Mädchen auf, ſagten: Einer wie ich, hätte die Auswahl, ſeit das Schulhaus ſtehe, hätte man nicht ſo viel Mädchen in der Kinderlehre geſehn. Sie machten mir den Mund wäſſern nach einer Frau, wie ich Platz für ſie hätte, eine Reiche, eine Hübſche mir nicht fehlen könne, und wie ein paar tauſend Gulden einem Schulmeiſter gar wohl kämen. Sie würden dann Land in Pacht nehmen, zwei Kühe halten und die Milch verkaufen, das trage gar viel ab; ſo redeten ſie, und ich brachte dann manche müßige Stunde mit Rechnungen hin, wie viel ich jährlich aus der Milch löſen, wie viel an den Kühen gewinnen und aus den Kälbern erziehen könne, und fand dann immer: darauf hin könne ich mir ſchon was gönnen.

Die jungen Burſche machten ſich noch mehr an mich. Sie verſammelten ſich manchen Abend bei mir, oder einer holte mich ab zu ihren Zuſammenkünſten, erzählten mir ihre Heldenthaten und machten mir den Mund wäſſern nach dieſem oder jenem Mädchen. Sie nahmen mich mit auf ihre nächtlichen Fahrten; eine Menge Kiltſprüche mußte ich auswendig lernen und ſie unter den Fenſtern der Mädchen halten. Sie behaupteten, ihr Halten ſtehe mir viel beſſer an als das Kinderlehren. Dann waren auch Birnbäume ꝛc. zu plündern, oder ſonſt Streiche zu verüben. Nicht ſelten mußte ich hinauf, den Baum zu ſchütteln, und fand dann, wenn ich herab kam, alles aufgeleſen, oder, wenn ich am beſten daran war, ſo ſchrien ſie unten: „Der Bauer kömmt,“ und liefen davon, daß ich dann in meiner Seelenangſt nicht wußte, ſollte ich oben bleiben oder herabſpringen. Noch größere Freude aber hatten ſie an meiner Einfalt, die ihnen richtig erzählte, ſobald ich wieder bei ihnen war, wie es mir ergangen und welche Gefahren ich ausgeſtanden, an meiner Einfalt, die den getriebenen Spuck nicht merkte. Sie rühmten mich dann, und verſprachen: „Ein ander Mal müſſe es anders gehen,“ und ſtellten einen neuen Streifzug an, auf welchem es mir noch ſchlimmer ging.

Die Mädchen machten es nicht beſſer, ſie waren mit den Burſchen im Bunde. Sie ſtellten ſich gar freundlich, ſahen zurück, wenn ich ſie antraf, ſahen beſonders unter der Thüre zurück, wenn ſie aus der Schulſtube gingen, und ein ſolches Zurückſehen hat für den, der darauf merkt, eine ganz beſondere Bedeutung. Sogar Reichere ließen ſich herab mit mir anzubinden. Eine unter dieſen ſchien es aufrichtig zu meinen, ließ ſich von mir zu Gaſt halten, ging mit mir heim, und ich zweifelte gar nicht daran, daß ich mit ihr eine richtige Sache habe. Ich war ganz oben auf, und berechnete fleißiger noch den Abtrag von zwei Kühen, nur war ich zweifelhaft, ob es nicht beſſer wäre, Land zu kaufen, als nur zu pachten.

Die Neigung zum Geſchlechte verwandelte ſich nun in eine Neigung zu einer beſondern Perſon. Wahrſcheinlich waren es die Kühe und einige andere kleine Zufälligkeiten, die mich zu Hofbure Stüdin zogen, aber das merkte ich nicht, ich war ſo verliebt als irgend Einer, und that ſo dumm als Einer. Ich lief des Tages, es weiß kein

Menſch wie oft, beim Haus vorbei, und wenn auch nur der Hund vor dem Hauſe war, ſo redete ich mit ihm, in der Hoffnung, Stüdi komme heraus, oder ſtrecke etwa die Naſe durch's Schiebfenſterchen. Wenn ich es beim Brunnen ſah, oder bei dem Holzhaufen, ſo ward es mir heiß überall. Dann wußte es mir in die Augen zu ſehen, daß es mir den ganzen Tag wohl that und mir den Schlaf nahm. Ganze Stunden konnte ich am Fenſter ſtehen, wenn ich glaubte, es könne vorbei kommen. Und wenn ich einen Andern mit ihm reden ſah, ſo ſtach es mich am ganzen Leibe wie mit Nadeln, und prügeln, wenigſtens ſtoßen von Weitem, hätt' ich jeden mögen, der es that.

An öffentlichen Orten hatte ich daher meine liebe Noth, denn ich mußte gar oft Andere mit ihm tanzen, mit ihm heimgehen ſehen. Die Leute hatten ihr Spiel mit mir. Bald rühmten ſie mir Stüdin und erzählten: wie es auch mich rühme, und wie deſſen Mutter geſagt habe: Ich ſei gar ein Freundlicher und habe gute Manieren. Handkehrum erzählten ſie, Stüdi ſpotte mich aus und ſage: „Es wolle keinen, der nur vier geflickte Hemden habe und kein Paar gute Strümpfe.“ Stüdi's Eltern zogen mich oft mit Mädchen auf, ſagten: Ich müſſe bald eine Frau nehmen und eine reiche, und hießen mich, wenn ich dort war, dringlich wieder kommen: ſo daß ich glaubte, die Sache ſei ihnen recht und mich manchmal faſt verſchoß, dem Bauer Schwiegervater zu ſagen. Auf Stüdin konnte ich mich nicht recht verſtehen. Bald that es, als ſchätze es mich gar nichts, ließ mich vor ſeinem Fenſter ſtehen, ohne ein Lebenszeichen zu geben, oder wies mich puckt ab, wenn ich von einem Orte her mit ihm heim wollte, oder ſchickte mich noch vor dem Hauſe fort, wenn ich es begleitet hatte, und wollte mir gar nichts ſagen, wo es den nächſten Sonntag aus wolle. Andere Male konnte es nicht hold genug thun, wenn ich ihm eine Halbe kramte, ſo, daß ich nicht daran dachte, das Meitſchi und die Kühe könnten mir fehlen. Von Heirathen hatte ich nicht mit ihm geſprochen. Man fällt auch auf dem Lande nicht ſo mit der Thür in's Haus, ſondern macht in der Regel erſt ordentlich den Hof, zieht die Laufgräben, ſchießt Breſche, ehe man ſtürmt.

Endlich fing ich doch an, ſo darum herum zu reden, und ſagte Stüdin einmal, als es ſo recht gutmeinend ſchien: Es werde auch eine Bäuerin geben wollen! Da wollte es doch eine große Thörin ſein, antwortete es, wenn es es machen könne, daß es es ruhiger und bequemer habe. So eine Bauerin ſei für nichts gut, als für zuerſt aufzuſtehen, Kinder zu haben und Schweine zu mäſten. Wenn ſie einen Schoppen trinken wolle, ſo müſſe ſie das Geld erſt ſtehlen; und wenn ſie einen halben Tag von Haus weg wolle, ſo müſſe ſie ſich eine ganze Woche dafür wüſt ſagen laſſen. Solche Reden machten mir Muth. Ich zweifelte keinen Augenblick an ihre Aufrichtigkeit und glaubte, ſie ſeien recht abſichtlich geſprochen, um mir den Verſtand zu machen. Ich wußte nicht, daß es Mädchen-Art iſt, daß am meiſten zu verläugnen, wonach das Herz am meiſten ſtrebt; das am meiſten zu verſchmähen, was man am meiſten liebt. Ich habe ſeither Mädchen jede Gelegenheit vom Zaune reißen ſehen, um nicht nur ihre Liebhaber, ſondern ihre Geliebten, bald darauf ihre Männer, herunterzumachen, das kein guter Fetzen an ihnen blieb.

Es iſt den Leuten ſchon manchmal faſt übel geworden, wenn ſie hörten: Eiſin hat mit Joggin ſich aufbieten laſſen, und Eiſin hatte Joggin noch vor wenig Tagen vor ihnen ausgeſpottet und ſich verſchworen, es wolle lieber gar keinen als den, und ſie hatten Eiſin geholfen und recht gegeben. Das iſt ein wunderlich Ding in der weiblichen Natur, ein ſolches Schimpfen über das, was man liebt. Ganz leicht zu erklären iſt es nicht. Es mag die Luſt ſein, von dem Gegenſtand ſeiner Liebe zu reden; ſich zu verrathen ſchämt man ſich aber, darum ſchimpft man über ihn, das iſt auch geredet. Es mag das Teufelchen des Mißtrauens ſein, das Böſes vernehmen möchte, ſo wehe es dem Herzen thut, ſo wenig es nützt, denn es hindert doch ſelten die Heirath, ſondern es pflanzt nur Mißtrauen in die Ehe. Es mag vielleicht auch der lezte verzweifelte Kampf eines ſtarken Mädchenherzens gegen ſeine Schwäche ſein.

So iſt es ſicher ſelten einer Bauerntochter Ernſt, wenn ſie ſagt, ſie wolle keine Bäuerin werden, es ſei denn, ihre Mutter habe es gar böſe, oder ſie ſei etwas fauler oder zarter Art. Freilich Wirthinnen oder Müllerinnen werden ſie eben ſo lieb. Sie haben das gleiche bedeutende Regiment zu führen, und dazu an dem einen Ort ungeſorget weißes Brod und Mehl von allen Sorten zu allem, was ſie lieben, an dem andern gelben Wein und gelben Braten. So nahm ich für baar Geld, was vielleicht nur Spaß oder ich weiß nicht was war. Denn aus Stüdi's Betragen werde ich noch heutzutage nicht klug, und kann faſt gar nicht glauben, daß es mich blos zum beſten gehalten und nicht auch etwas für mich gefühlt habe. Manchmal mußte ich beſtimmt glauben, ich ſei ihm wirklich lieb geweſen. Allein wahrſcheinlich war ſein Herz zwiſchen zwei Heubündeln, zwiſchen mir und einem Bauernhof, ſo wie eigentlich das meine auch zwiſchen ihm und zwei Kühen war. Weil aber Stüdi und die Kühe zuſammen gehörten, ich und der Bauernhof leider nicht, ſo blieb ich Stüdin treu, Stüdi aber dem Bauernhof. So ward es falſch an mir; aber was konnte es dafür, daß ich und der Bauernhof nicht zuſammen gehörten.

Ich rückte in meiner guten Hoffnung immer weiter mit der Sprache heraus. Ich erzählte, wie eine Frau es gut haben würde bei mir, wie ſie weder ſo früh aufſtehen noch ſo hart arbeiten müſſe, was ich ihr alles anſchaffen, mit ihr hie aus und dort aus gehen wolle u. ſ. w., und fragte dann Stüdin: Ob ihm das nicht gefiele? Kurz, ich brachte es ſo weit, daß ich vom Aufbieten ſprach, und je mehr Stüdi es auf die lange Bank ſchob, ſagend, das preſſiere ihm nicht, es habe einen ledigen Leib und wolle ihn einſtweilen behalten u. ſ. w., deſto mehr hielt ich an und that nöthlich. Während ich einſt mit Anhalten am beſten daran war, hörte ich Schritte hinter mir, eine Hand legte ſich auf meine Schulter und eine Stimme fragte: er möchte doch einmal gerne wiſſen, wer Stüdi ſo plage? Erſchrocken drehte ich mich um. Da ſah mir Stüdi's Vater in's Geſicht und ſagte: O biſt's nur du, Schulmeiſter? Hätte nicht geglaubt, daß du ſo ſtark Narr wäreſt zu glauben, Stüdi könnte dir je Herr ſagen. Laß das Narrenwerk, ſonſt kömmſt übel weg. Ich war erſchrocken, alle Gedanken waren mir todtgeſchlagen, wie ein begoſſener Hund ſchlich ich davon und ſtrich mich nach Hauſe. Erſt dort kam ich zu mir ſelbſt, und es kam mir in den Sinn, was ich dem Bauer eigentlich hätte ſagen ſollen, ihn verſichern ſollen, ich komme in ehrlichen Abſichten, und ich ſei doch ein Schulmeiſter, und eine Frau müſſe es gut bei mir haben. Bald wäre ich wieder umgekehrt, um ihm dieſes noch zu ſagen, dann dachte ich wieder, Stüdi werde es ihm ſchon ſagen, und vielleicht werde er ſchon am Morgen zu mir kommen, um mir zu ſagen, es ſei denn nicht ſo böſe gemeint geweſen, wenn ich es aufrichtig meine, ſo könne ich Stüdin haben.

So ſchlief ich recht getröſtet ein, nur noch fürchtend, das Kommen des Bauern zu verſchlafen. Dieſer Kummer weckte mich früh, aber er kam nicht. Ich ſtund wieder zwei Schritte hinter dem Fenſter, und ſah die Gaſſe auf, aber da war Niemand, der kam. Am Mittag war Niemand da, am Abend Niemand. Da hielt ich es endlich nicht länger aus, und ſchlich am Hauſe vorbei, ohne Jemand zu ſehen. Ich wiederholte es bei zunehmender Dämmerung, immer entſchloſſener, in's Haus zu treten und meine gute Abſicht zu erklären. Endlich als ich darauf und daran war, den Entſchluß auszuführen, kam der Bauer aus der Tenne, wo er mich wahrſcheinlich beobachtet hatte, und ſagte mir: Ich ſolle nicht Narrheiten machen. Mich nicht unterſtehen, ihm unter das Dach zu kommen; er hatte mich lange genug den Narren machen laſſen, ich könnte jetzt zufrieden ſein. Ich wollte meine Rede anfangen, obgleich ſie auf dieſen Eingang nicht recht paßte, allein, er ließ mich nicht machen, ſondern ſagte: Er möge das Gerede nicht, und wenn ich nicht gehe, mache mir ſein Schnauz (Hund) Beine. Unglücklicherweiſe ſagte ich noch: „Ich möchte mit Stüdin noch etwas reden;“ da fuhr der Schnauz unterm Dach hervor und ich dem Schulhauſe zu, und hinter mir her ſcholl das Bellen des Schnauzes, das Gelächter des Bauern. Nicht lange darauf heirathete Stüdi und ward eine Bäuerin.

Sechstes Kapitel.

Wie ich alſo ſitzen blieb und zwar in der Klemme.

Während meines Rauſches, während die Mädchen mich wirbelſinnig machten, während ich von Reichthum träumte, von Land und Kühen, war ich in Schulden gekommen bis über die Ohren. Ich bin aber nicht der Einzige, der ſich auf einmal arm findet, während er träumt von reich ſein. Ja, ich bin auch nicht der Einzige, der arm wird, eben weil er von reich werden träumt, arm wird durch dieſe Träume. Amerika, Lotterien, Spiel, Heirath, Erbe, Handel und nota bene Eiſenbahnen ſind es, die den Menſchen in die glücklichſten Träume wiegen, um ihn im Schlaf um das zu bringen, was er bereits hat.

Man wird ſich erinnern, daß ich arm aufzog mit geliehenen Sachen und geliehenem Gelde, und was mir alles fehlte, wußte ich ſelbſt nicht. Alle Tage merkte ich, daß ich noch dieſes oder jenes nicht nur haben ſollte, ſondern haben müſſe, wenn ich Haushaltung machen wolle. Ich hatte gleich nach den erſten Tagen angefangen, für mich zu leben, nachdem ich für alles Nothwendige geſorgt zu haben glaubte: 2 Loth Kaffeepulver, für 1 Kreuzer Schwefelholz, etwas Mehl waren da, und ich glaubte nun vollkommen gerüſtet zu ſein auf alle möglichen Vorfälle mit meinen zwei Taſſen, der Kaffeekanne, der Pfanne, zwei Kellen und einem Waſſereimer. Ich beſaß viel mehr als jenes Volkslied ſingt: „Ein Kachel, ein Hafen iſt all mein Kücheng'ſchirr.“ Aber als ich das erſte Mal meinen Kaffee gemacht, die Milch heiß gemacht und getrunken hatte, gerieth ich in die allerſchrecklichſte Verlegenheit. Könnt ihr Weiber errathen warum und was mir fehlte? Ich will wetten, es kömmt nicht der Hundertſten in Sinn.

Als ich nach eingenommenem Mahle das Geſchirr hinaustrug und die von der Milch weiß gewordene Pfanne ſah, da dachte ich ans Abwaſchen, dachte daran, daß die Mutter einen Lappen im Waſchfaß gehabt, mit dem ſie im und um das Geſchirr herumgefahren ſei. Ich wollte es auch machen, allein ich hatte keinen — Hudel, keinen Waſchlappen, hatte gar nichts um abzuwaſchen. Meine Hemden, meine Naстücher hätten ſich nicht übel dazu geſchickt, aber wo ſollte ich denn andere Hemden nehmen? Ich ſtund mitten in der Küche mit der Pfanne in der Hand, wie der Butter an der Sonne; ich fuhr mit allen fünf Fingern darin herum, aber das half nichts, die Pfanne wurde nicht ſchwarz; ich ſchwenkte mit Waſſer hin und her, aber die Pfanne blieb weiß. Endlich fielen mir einige Hobelſpäne in die Augen und halfen mir glücklich aus meiner Verzweiflung und putzten die angeſeſſene Milch rein weg. Da beſchloß ich mit Hobelſpänen mich nie auskommen zu laſſen. Freilich fehlte mir nun auch ein Handtuch zum abtrocknen, allein da wußte ich mir ſchon viel beſſer zu helfen. Einige gewaſchene Sachen ließ ich trocknen. Das kömmt ja nicht darauf an, ob man eine Sache abtrocknet oder trocknen läßt; daß ſie trocken werde, iſt ja doch die Hauptſache. Andere Sachen, z. B. die Kaffeetaſſen, wiſchte ich an den Rockſchößen ab, und ſo lange man Hoſen an hat, iſt es nur Hochmuth, wenn man ſeine Hände anderswo abwiſcht als an den Schenkeln.

Eine ähnliche Verlegenheit beſtund ich, als ich zum erſten Male ſtatt der bis dahin getragenen Holzſchuhe die Lederſchuhe anziehen wollte und keinen Schuhlöffel beim Ofen fand. Mein Lebtag hatte ich die Schuhe nie ohne Schuhlöffel angezogen, in allen Häuſern ſolche gefunden, ſo daß ich gar nicht daran gedacht, einen anzuſchaffen, nicht daran gedacht, daß er in einem Hauſe nicht vorhanden ſein könne ſo nothwendig wie der Ofen, wo auch Niemand daran denkt, einen mitzubringen, wenn er in ein Haus zieht. Ich lief in die Schulſtube hinab, hoffend dort einen ſolchen Löffel zu finden; allein da war auch keiner, und ich mußte in den bloßen Strümpfen in's Nachbarhaus laufen, um dort mir zu helfen.

Meine Speculation für mich ſelbſt zu ſein und nicht z'Koſt zu gehen, war ſo übel nicht, denn in letzterm Falle wären alle Geſchenke zurückgeblieben, und ich hätte faſt den ganzen Lohn als Koſtgeld zahlen müſſen. Nun waren die Leute ganz herrlich gut im Anfang, es regnete Geſchenke auf mich ein, daß ich zu Zeiten im Ueberfluß faſt erſtickte. Ich hatte, nach Rath meines Alten, einige Duzzend ſogenannte Buchzeichen, gewöhnlich katholiſche Heilige vorſtellend, gekauft, um ſie dann als Trinkgeld den Kindern, die etwas brachten, zu geben. Sie hatten den doppelten Vortheil, daß ſie faſt nichts koſteten und dennoch die Kinder gar ſehr lockten, ſo daß ſie die Eltern immerfort plagten, dem Schulmeiſter etwas bringen zu können, um ein Buchzeichen zu bekommen. Wer am meiſten dergleichen in ſeinen Büchern aufzuweiſen hatte, der meinte ſich nicht wenig. Am Morgen vor der Schule hatte ich alle Hände voll zu thun mit Abnehmen von Brot, Milch, Aepfeln in ordinären Zeiten, Brot ward ums Neujahr, Küchle zur Faſtnachtzeit, und Fleiſch bei den Metzgeten. Es machte mir manchmal den größten Kummer: wie die Milch alle verſorgen, wenn ſie in meinem einzigen Hafen nicht Platz hatte; das Brot erhielt oft einen langen Bart, und Würſte hatte ich ſo viel zu eſſen, daß man mir auf zwanzig Schritte die Wurſtzeit anroch.

Es brachten nicht nur Reiche, ſondern auch Aermere, oft mit der Entſchuldigung: Mutter laſſe mich grüßen, und hätte mir ſchon lange was geſandt, wenn ſie es nicht ſelbſt ſo übel nöthig hätten. Es waren nur zwei Familien im Dorfe, die mir nichts geſchickt hatten, obgleich ſie zu den Vermöglichern gehörten. Ich ſetzte voraus, ſie hätten etwas gegen mich, und doch wußte ich nicht, was ich ihnen z'wider dienet hätte. Allein ſie machten mir alle Male, wenn ich ſie ſah, einen übeln Eindruck, und die Kinder ſchienen mir am ungezogenſten, machten mich am meiſten böſe und wurden auch am öfterſten beſtraft. Auch manches, welches ich kaufen wollte, erhielt ich umſonſt. Ich wollte Erdäpfel kaufen, da hieß es, als ich einen Korb voll bezahlen wollte: ſie hätten deren genug, ich ſollte nur holen, wenn ich keine mehr hätte. Der Müller machte es mir mit dem Mehl eben ſo; der Krämer mit Kaffee, oder er ließ mir wenigſtens ein Bedeutendes nach, weil ich es ſei, wie er ſagte.

So ging es meinen Finanzen herrlich, indem ich faſt keine Auslagen hatte die erſten Monate durch. Ich ſah, wie viel Dinge aller Art ich nöthig hatte, wollte meine Schulden bezahlen, wollte mich beſſer kleiden, damit ich die Hemden nicht umzukehren brauche, auch nicht immer eines an der Stange haben müſſe. Das Alles machte mir bang und Angſt, darum gab ich nicht nur ſo wenig als möglich aus, ſondern ſuchte noch zu verdienen, ſo viel als möglich. Sobald des Abends die Schule aus war, ſetzte ich mich an den Webſtuhl, auch des Morgens war ich fleißig, ſo daß ich den Winter durch manchen Batzen verdiente, mehr als ich ausgegeben hatte. Wer beſchreibt aber meine Freude, als ich nach dem Examen meinen Lohn erhielt, dreißig Thaler! Da brachte ich die Hand nicht aus dem Sack und das Geld nicht. Selbſt des Nachts ſtund ich auf, um es zu zählen.

Ich zahlte nun dem alten Schulmeiſter meine Schuld, verſprach das Bett baldmöglichſt zurückzugeben, und konnte mir in Kleidern aller Art etwas zurecht helfen. Ich ſchonte dem Gelde nicht. Ich dachte, bei ſo großem Verdienſt und ſo wenig Verbrauch für Koſt möge es etwas erleiden. Ich kaufte mir einen Spiegel, und das noch einen recht ſchönen, denn in den Fenſterſcheiben konnte ich mich nie nach Herzensluſt betrachten. Das Rauchen gefiel mir auch gar wohl, oder vielmehr nicht das Rauchen ſelbſt, denn es koſtete mich Anfangs eine rechte Ueberwindung, eine Pfeife in den Mund zu ſtecken und manche herzliche Ergießung, ſondern die Pfeife und die Poſtur, die man macht, wenn man eine Pfeife im Geſicht hat, gefielen mir. Es ſchien mir Einer viel größer zu ſein, wenn er an einer ſaftigen verſtockten Pfeife ſich die Lunge aus dem Leibe ziehen und die Backen aufblaſen konnte wie Dampfkeſſel. Das gab nun ein Händele und Prächtle mit Tabakspfeifen, beſchlagenen und unbeſchlagenen, das mir gar viel Geld aus dem Sack nahm. Eine Uhr war ſchon lange mein größtes Gelüſten geweſen. O wie hatte ich die beneidet, welche ſich mit den Beinen weit auseinander verſtellen, eine Uhr aus der Taſche ziehen und ſagen konnten, welche Zeit es ſei! Ich hatte es bis dahin zu keiner gebracht. Jetzt ſchien es mir eine Nothwendigkeit, eine anzuſchaffen; denn ein Schulmeiſter ſoll doch wiſſen, was es an der Zeit iſt, und wo keine Thurmuhr iſt, da ſoll er die Kirchenuhr ſein, ſo wie er auch das Kirchenlicht vorſtellen ſoll, wo kein anderes brennt und leuchtet. Da ich jetzt Geld hatte, ſo ſäumte ich nicht länger, ſondern ſtillte meines Herzens Wunſch und kaufte eine alte ſilberne Uhr. Die hatte es aber wie ein koldrig Roß, wenn man am beſten daran war, ſo ſtund ſie ſtille wie ein Bock, und war mit keinem Lieb weiter zu bringen. Ich mußte doktern laſſen, und da das wenig half, ſo fing ich an zu händelen mit der Uhr, bekam eine ſchlechtere um die andere, und das Nachgeld, das ich allemal legen mußte, hätte faſt zu einer goldenen hingereicht.

Wenn man in die Welt tritt, ſo koſtet es allenthalben Geld und Lehrgeld. Es koſtet Geld hier für einen Schoppen, dort für eine Halbe. Man zieht des Sonntags aus. Wie die Mädchen unter dem Vorwand ein Rad zum Drechsler oder Tuch auf die Bleiche zu tragen, Stunden weit laufen, um einen halben oder ganzen Schoppen trinken zu können, ſo laufen die Burſche zu einem Uhrenmacher ꝛc., laufen manchmal z'Berg und z'Alp, alle jene vorgenannten Gelegenheiten nicht gerechnet. Oft, wenn ſie nicht laufen mögen, oder das Wetter ſchlecht iſt, läßt man Herzſtärkung holen. Das alles koſtet Geld und auch Lehrgeld. Wenn man Romane lieſt, ſo findet man darin Leute, welche auf anderer Leute Koſten zu leben wiſſen; man giebt ihnen einen gar vornehmen Namen und nennt ſie Glücksritter. Das ſind Menſchen, welche glücklich oder falſch ſpielen, unter jedem Vorwande Geld leihen, ohne es wieder zu geben; ſchmarotzen, wo ſie können und mögen ſich als Freunde aufdrängen mit Rühmen und Schmeicheln, um einem unbemerkt den Honig nehmen zu können. Solche Glücksritter giebt es aber auch in Zwilchkitteln. Man lieſt von Spielern, die in die Bäder reiſen und zur Zeit der ſogenannten saison in die Hauptſtädte, aber mein Gott, von denen der gleichen Art, die an alle Märkte gehen, lieſt man gar nichts. Noch viel weniger lieſt man von den Knechtleins und den Bauernſöhnchen, die das Gleiche treiben; die immer etwas treiben wollen, um zu gewinnen; die zum Spiel locken unter dem Vorwand, nur zu kurzweilen, und die dann, wenn man einmal angedreht iſt, den Satz immer höher treiben, und ihrer erlaubten und unerlaubten Künſte ſich immer ungeſcheuter bedienen, je hitziger und alſo auch je blinder der Gegner wird. Auch von denen lieſt man nicht, die nie Geld im Sack haben und bei jedem Anlaß ſagen: Zahl doch für mich, ich habe das Geld in den andern Hoſen vergeſſen, morgen ſollſt du es wieder haben, und die dann nie mehr daran denken. Auch von ſolchen nicht, die alle Augenblicke einen guten Schick zu machen wiſſen, aber gerade das Geld nicht vorräthig haben, und es entlehnen wollen und vielleicht noch guten Zins verſprechen, und die, wenn ſie es einmal haben, den Buckel voll lachen, und Einen höhnen, wenn man ſie mahnt.

Natürlich müſſen dieſe ihre Künſte bei Neulingen, Anfängern treiben, und je ſchüchterner und eitler Einer iſt, deſto mehr wird er gezehntet. So geſchah es mir auch tüchtig, und geſchah mir nicht nur von Glücksrittern der gemeinſten Art, ſondern noch von Leuten, bei denen man es wahrhaftig nicht vermuthet, denen man mehr Ehrgefühl zugetraut hätte. Es iſt aber um das Ehrgefühl eine ganz kurioſe Sache. Das Ehrgefühl iſt ſelten gegründet auf den wahren Grund. Der wahre Grund iſt die rein chriſtliche Sittlichkeit, ihre Ausübung bringt wahre Ehre, ihre Vernachläſſigung erzeuget Flecken an der Ehre. Es iſt ſelten Einer ohne Ehrgefühl, aber er baut es auf einen eignen Grund, auf die Thorheit ſeines Herzens, oder die Mode ſeines Standes. Es ſchämte ſich Mancher für einen Kreuzer zu ſtehlen; allein in Handel und Wandel um Thaler zu betrügen, ſchämt er ſich nicht nur nicht, ſondern rühmt ſich noch deſſen. Es würde Mancher wüſte Händel anfangen, wenn man ihm Schelm ſagen thäte, aber öffentlich im Spiel zu betrügen, ſchämt er ſich nicht. So würde mancher reiche Bauernſohn ſich ſchämen ein Almoſen anzunehmen von einem Reichen, aber von einem armen Teufel bei Gelegenheit ſich eine Flaſche zahlen zu laſſen, iſt ein Herrenfreſſen für ihn.

Kurz, das Ehrgefühl der Menſchen iſt eine gar wunderliche Sache, und es würde nicht ſchaden, wenn Viele das ihrige unterſuchten. Ich wette, Mancher würde ſich ſchämen. Dieſe Dinge alle kannte ich einfältiger Kopf nicht, aber ich erfuhr ſie. Ich hielt es anfangs für eine gar große Ehre, wenn ich mit Geld Andern aushelfen und gar noch einem reichen Bauernſohn unter die Arme greifen konnte. Und wenn es in einem Wirthshauſe hieß: „Schulmeiſter, zahl du, wir geben es dir wieder,“ ſo hatte ich eine große Meinung, und war nicht nur immer parat dazu, ſondern bot mich noch an. Eben ſo viel darauf hielt ich, wenn ſie an verlorenen Abenden zu mir kamen, irgendwie ſich die Zeit zu vertreiben. „Schulmeiſter,“ ſagte mir dann gewöhnlich einer am Morgen, „wir kommen dieſen Abend, ſorge für einen Schluck Wein, wir ſpielen dann darum.“ Ich ſandte ein Schulkind aus mit dem Auftrage, lieferte das Brot dazu, und merkten ſie, daß noch irgendwo eine Wurſt war, ſo wußten ſie mir die auch noch abzulocken. So lieferte ich das Brot und von dem ausgelegten Gelde erhielt ich ſelten etwas zurück. — Als der Winter kam und das Kinderlehre wieder anging, kam einſt Einer mit einer alten Klarinette zu mir, und demonſtirte mir Folgendes vor: Es wäre gar kurzweilig, wenn ich auch Etwas machen könnte am Sonntag nach der Kinderlehr oder an einem Abendſitze, das helfe mir allweg viel und b'ſunderbar beim Singen. Schnell könne ich was darauf machen, er wolle mir zeigen, wie man es anfange, dann lernte ich es alle Tage beſſer. Er malte mir das Ding gar ſchön aus, pries dann das Inſtrument an, welches einem vornehmen Herrn gehört haben ſollte, und blies mir ein Stück auf demſelben vor, ſo daß eine Maus, die ſich ſchreckensvoll flüchtete, mir das Tintenfaß umwarf. Ich aber horchte mit großem Wohlgefallen, und je mehr die Töne durch Mark und Bein gingen, deſto beſſer gefielen ſie mir. Ich dachte an die Ohren, die ich bezaubern, an die Herzen, die ich erweichen, an das Erſtaunen, das ich erregen werde. Mit Herzklopfen nahm ich das wunderſame Ding zur Hand, ließ mir die Finger auslegen und blies nun und blies, und wie! Mein Lehrmeiſter erklärte: Ich könne das gleich, er höre das ſchon, es ſei ihm noch keiner vorgekommen, der, ſo geſchickt dazu thue und ſo ſchön blaſe. Man kann ſich denken, daß ich den Blasbengel nicht mehr aus dem Hauſe ließ und mich glücklich ſchätzte, ihn um zwei Thaler einzuhandeln. Nun war ich ein glücklicher Menſch. Das Weben und faſt auch die Schule vergaß ich über dem Klarinetten. Höllentöne durchſchauerten halbe Nächte das Haus, und doch gab es Leute, die mir andächtig mit wahrer Wolluſt zuhörten. Giebt es Leute mit Büffelleder um die Herzen, warum ſollte es nicht auch Leute geben, mit Büffelleder in den Ohren! Ich ruhte nicht, bis ich einen Tanz konnte und dann ein Gellertlied. O wie glücklich war ich, als ich das erſte Mal in der Schule mit geheimnißvoller Miene ſagte: wir wollen was probieren! dann ein Kind das Inſtrument holte und ich nun Töne angab damit, und doch mit dem Munde auch noch dann zuerſt anſtimmte, und ſchnell wieder blies mit vorgebeugtem Kopf und Leib.

mit Leib und Fuß den Takt ſchlug; manchmal ſchnell und halb außer Athem ein paar Töne ſang, und dann wieder blies und rundum mich drehte und das Inſtrument bald dem einen bald dem andern gegen die Ohren richtete, um ihm Verſtand zu machen. Ja, da war ich glücklich und die Kinder auch. Sie glühten vor Freuden und ſtrengten ihre Stimmlein an, daß man die Augen mit einem Pechhandſchuh hätte nehmen können, um ſo laut zu ſingen, als ich klarinettete; aber ich gab nicht nach, und als wir zu Ende waren, wars als ob die Wände zitterten, und wir wußten einige Augenblicke nicht, ſtunden wir auf dem Kopf oder auf den Füßen, ſo herzbrechend hatten wir es gemacht. Ein alter Bauer, der vorbeiging, ſagte: So ſchön hätte er noch nie ſingen hören, es ſei durch ihn durch gegangen wie der Byswind und ihn die Augen übergetrieben.

Nicht lange ging es, ſo kam Einer mit einer alten Geige zu mir und machte mir begreiflich, dieſes Inſtrument ſei weit kommoder für einen Schulmeiſter, er könne geigen und ſingen zu gleicher Zeit, auch ſei es gar leicht zu lernen, man müſſe nur die Finger immer am rechten Orte haben. Lange ging es nicht, ſo hatte er die Geige mir um drei Thaler angehängt, und ich geigete und klarinettete nun abwechſelnd nach Herzensluſt und zu großer Freude Vieler. Doch kam einmal der Nachbar zu mir mit der Bitte, Nachts nicht ſo lange zu fechten, ſein Hahn möge es nicht ertragen, ſondern erwache, und krähe dann das ganze Haus aus dem Schlafe auf. Um Fried und Ruhe willen richtete ich mich nach dieſer Bitte, aber es dünkte mich doch eine ſtrenge Sache, daß ein Schulmeiſter ſich nach einem ſimplen Hahn richten mußte.

Nun fing auch das Handeln mit dieſen Dingen an. Es war, als ob im ganzen Canton austrompetet worden wäre: Der Schulmeiſter auf der Schnabelweid ſei ein Geigennarr und zu handeln mit ihm ſei nicht ſchwer. Wo irgend Einer eine verroſtete Geige oder eine vertrocknete Klarinette hatte oder wußte, ſtieg er mir auf den

Leib, und wollte mich glücklich machen mit einem Inſtrument, wie es auf der ganzen Welt nicht mehr gebe. Mit gewichtigen Mienen probierte man meine Geige und ſagte dann, ſie ſei auch gut, man hätte es nicht geglaubt, aber ich ſolle jetzt die ihre auch probieren, wie die ganz anders töne, ich werde es ſelbſt ſagen müſſen. Dann fing man ein Langes und Breites an zu erzählen, wie hier und dort die Leute verwundert geweſen ſeien darüber und geſagt, ſie wüßten doch auch was Geigen ſeien, aber ſo eine wäre ihnen noch nie vorgekommen, und wie viel man mehrmals hätte löſen können, aber damals ſei ſie nicht feil geweſen und wäre es jetzt eigentlich nicht, aber entweder war Mangel an Platz oder Geld, oder man hatte eine noch beſſere und brauche nicht zwei, oder der Bub wolle das Geigen nicht lernen. Wenn die Leute ſo redeten und meine Sachen auch noch rühmten, und beſonders wenn ſie ſagten: man höre gleich, daß ich ein Meiſter ſei, und es wäre ewig ſchade, wenn ich ihr Inſtrument nicht bekäme, ſo einem Stümper möchten ſie es gar nicht geben, da kam mir nicht von ferne in Sinn, daß ich ihnen nicht ſollte glauben können. Es fiel mir nicht ein, daß Leute ganze Geſchichten, an denen kein wahr Wort iſt, erſinnen, lügen können wie gedruckt. Mit Schweinhändler und Kühhändlern hatte ich damals noch nie zu thun gehabt. Ich meinte mich ordentlich, daß die Leute es ſo gut mit mir meinten und ſo herrliche Dinger mir brachten. Es that mir gar wohl, wenn ſie ſo weit her kamen, und je weiter, um ſo wöhler; denn da müſſe ich doch weit und breit bekannt ſein, hatte ich das Recht zu glauben. Daß man auf verſchiedene Weiſe bekannt ſein könne, fiel mir nicht ein.

Ich geberdete mich wie ein Kunſtkenner und ſchüttelte mit dem Kopf den Takt und trappete ihn mit dem Fuß und verſtund doch nichts davon, ſondern glaubte den Leuten alles; aber je beſſer ſie ſich ſtellten, als verehrten ſie meine Kennerſchaft, deſto beſſer konnten ſie mit mir handeln. Und daß ich nichts verſtund, wußte ich nicht; daß es aber die Leute wußten und mich zum Beſten hielten, merkte ich nicht. Es iſt jetzt mein einziger Troſt, daß ich mit ſolcher Kennerſchaft nicht der einzige Narr war, ſondern daß ich gar viele Leidensbrüder habe und noch dazu gar vornehme. Ja, es iſt vielleicht kein Menſch auf Erden, der nicht meint, er verſtehe etwas grundgut, und verſteht doch ſo wenig davon als ein Ochs von dem Klarinetten. Je dümmer ein Menſch iſt, deſto mehr begegnet ihm das, deſto mehr ſpricht er ab, fällt Urtheil über Dinge und Menſchen. Ich will hier nicht von der eigentlichen Kunſtkennerſchaft reden, ſondern von den Kennerſchaften überhaupt. Wie Bäbi räſonirt über den Schulmeiſter, er könne nicht ſchulen, und Breni über den Pfarrer, er könne nicht predigen, und beide ſteif und feſt behaupten, ſie wollten es beſſer machen, ſo meint ein Anderer: Er ſei die wahre Poſaune der Geſittung. Zu dieſem Ende erfindet er ſiebenſylbige Schimpfwörter, und als Mittel braucht er Küherknechte, Reitpeitſchen, Lügen und Verläumdungen.

Unterdeſſen kam ich um mein Geld und zu mehreren Geigen und Klarinetten. Man wolle nicht immer tauſchen ſondern einfach verkaufen, ſpiegelte mir prächtige Gewinnſte vor, und ich glaubte. Aber die Gewinſte wollten nicht kommen. Man rühmte mir meinen Plunder als Meiſterwerke, rühmte, daß im ganzen Land gewiß kein ſo geſchickter Schulmeiſter ſei, der vier Geigen und fünf Klarinetten beſäße, aber abkaufen wollte mir Niemand. Da kam einmal Einer und ſagte: Es dünke ihn doch furios, daß ich nicht das Orgele vornehme. So ein Geſchickter wie ich ſei, hätte das in ein paar Tagen gelernt, und das ſei doch kommoder und ſchöner in den Kinderlehren, als eine Geige, und trage gar viel ab. So ein Organiſt habe bis 10 Thaler und noch mehr, und dafür brauche er nichts zu machen, als alle Sonntage in die Kirche zu gehen.

Poß tauſend, wie ſchlug das bei mir ein! Im Geiſte ſah ich mich ſchon in der Kirche an der Orgel ſitzen und alle Leute zu mir aufſehen und ſich zuflüſtern: Wies der doch kann, es wird der von der Schnabelweide ſein, man hat ſchon lange von ihm geſagt, wie ein grauſam Geſtudirter er ſei. Wie durch Herenwerk waren mir auf einmal Geigen und Klarinette erleidet, und es dünkte mich, wenn ich nur ſchon eine Orgel hätte und kein Klarinet und keine Geige mehr ſehen müßte. Der Schalk mochte auf meinem Geſichte gar deutlich merken, was vorging. Was er im Schilde führte, das merkte ich nicht. Wer handeln will, muß aber auf ſolche Geſichter und Abſichten merken und die ſeinigen zu verhüllen ſuchen. Das iſt eine Regel, die vom Höchſten bis zum Niedrigſten gilt, vom Handel um ein Land bis zum Handel um ein Stück Holz zu einem Schweintrog, vom Louis Philipp weg bis zum Weibe, das mit Kaffee und Seife hauſiert. Wer ſich ſelbſt verdecken, die Andern errathen kann, der hat gewonnen Spiel. Ach darum auch muß die theure Eidgenoſſenſchaft eine ſo traurige Figur in der Diplomatik ſpielen. Da meint jeder Schneider und jeder Schuhmacher, jede Baſe und ganz beſonders jedes Mitglied eines Vereins, trage er Namen welchen er wolle, er vereinige alle Weisheit in ſich, und die ganze Eidgenoſſenſchaft könne nur dann gerettet werden, wenn ſie ſeine Rathſchläge befolge.

Ich fing freilich verblümte Reden an und ſagte: Ich könne genug, und begehre nichts mehr zu lernen, und wenn ich ſchon wollte, ſo hätte ich Niemand, der es mir zeige, und wenn man nicht immer ſpielen könne, ſo lerne man nichts.

Er widerlegte mir eins ums andere, vergaß den nöthigen Ruhm nicht und deutete mir von Weitem an, das Geſcheuteſte wäre, eine Orgel zu kaufen, ſie ſtehe der Schulſtube wohl an und trage mir viel mehr ein als ſie mich koſte. Ich wehrte mich gerade wie ein Mädchen, welches für ſein Leben gerne zu einem Antrage Ja ſagt. Ich meinte, ſo eine Orgel wäre ſchwer zu bekommen, und dann könne ich nicht all mein Geld, mein Vermögen belief ſich nicht mehr auf manche Batzen, in ſolche Dinge ſtecken, ich hätte ſchon gar viel ausgegeben. Er drehte lange, bis er ſich zu beſinnen ſchien eine zu wiſſen, wo ich vielleicht von meinen Geigen und Klarinetten dagegen geben könne. So war eine ſicher gut abgekartete Sache angeſponnen, und da die Sucht nach einer Orgel ſtündlich wuchs, mich gar nicht mehr ſchlafen ließ, ſo kam ich zu einer, faſt ohne zu wiſſen wie. Sie koſtete mich **70** Thaler baar nebſt allen meinen Geigen und Klarinetten. Man hatte dieſe für **30** Thaler angeſchlagen und die Orgel zu **100** Thaler. Ich meinte mich ordentlich, daß ich an meinen Inſtrumenten noch gewonnen hätte; ich bedachte nicht, daß die Orgel vielleicht nicht mehr als **50**, höchſtens **60** Thaler werth war. Zwar ſagten mir alle Leute, ſie dünke ſie b'ſunderbar wohlfeil, aber ſo ſagten ſie mir nur, weil ich ſie fragte: Ob ſie nicht wohlfeil ſei! Wenn man die Meinung der Leute vernehmen will, ſo muß man es ganz anders anfangen. Die gleichen Leute, welche mir ihre Wohlfeilheit prieſen, lachten ſich ſicher kaum zwanzig Schritte von mir halb todt und ſagten: Unſer Peter iſt aber angeſchmiert worden! Uns wunderts, ob der witzig wird oder ob er es hat wie es im Liede heißt: Damaſe, Damaſe, wann wollen wir weiſe werden! Jo hoſſoſo, du liebe Gret, wenn alle Narren ſterben.

An der Orgel konnte ich ſehr wenig bezahlen, obſchon ich alles hingab, was ich hatte; den Reſt verſprach ich zu verzinſen, und dieſer Reſt betrug noch **65** Thaler! Dieſe Schuld betrug mehr als ein doppeltes Jahreinkommen, und doch lud ich ſie mir ganz wohlgemuth auf, ich dachte, ich hätte doch etwas dafür, was immer noch mehr werth ſei, als die Schuld, beſäße alſo immer noch reines Vermögen. O Schulden machen iſt gar eine leichte Sache, ſie werden erſt mit der Zeit ſchwer und immer ſchwerer. Das erfährt Mancher, der ein Haus mit Schulden baut, um dem Hauszins zu entrinnen; Mancher, der mit Schulden Land kauft, um keins mehr in Pacht zu nehmen.

Das Kaufen und Bauen ging leicht, aber das Behalten iſt nun ſchwer, und ſein ganzer Lebenslauf beſteht oft darin, daß er von Aſt zu Aſt ſpringt, bis endlich einer der äußern Aeſte unter ihm bricht.

Ich orgelte nun darauf los, um bald Organiſt werden zu können; und weil das Orgeln dem Hahn nichts machte, ſo trieb ich es halbe Nächte durch, und hängte das Weben immer mehr an den Nagel. Es verminderten ſich auch nach und nach immer mehr die Geſchenke. Ich führte zwar kein Buch darüber, und wog auch nicht das Wägbare vor den Kindern, wie es geſchieht, aber ich mußte immer mehr Sachen kaufen, auch Milch und Brot; und wenn ich etwas zu kaufen kam, ſo gab es mir Niemand mehr umſonſt; das war gut geweſen für einmal. Im Gegentheil forderte man mir manchmal mehr als andern Leuten, aus dem Grunde, ich könne meinen Lohn gar leicht verdienen am Schatten.

Die Leute gaben mir weniger, wahrſcheinlich aus manchen Gründen. Im Anfang wollte jedes ein Zeichen thun, eine gute Meinung von ſich erwecken, hinter den Andern nicht zurückbleiben, die Gunſt des Schulmeiſters gleichſam erkaufen. Auch der G'wunder, das armmüthige Weſen zu ſehen, meine zwei Kaffeetaſſen zu zählen und den mangelnden Spiegel zu ſuchen, trieb manches Weib an, mir etwas ſelbſt zu bringen, was es nicht durch die Kinder geſchickt hätte; und was die Mutter erzählte, trieb auch die Tochter her, die das Gleiche ſehen und auch den Schulmeiſter in der Nähe betrachten wollte. Dieſe Gründe fielen nun von ſelbſt weg. Man wird ſich alt und gleichgültig. Es entſtehen aber auch bald allerlei Mißverhältniſſe, erzeugt durch allerlei Gründe, von denen ich nur den anführen will, daß es noch eine Menge Leute giebt, die meinen, durch Geſchenke kaufe ſich ein Kind nicht nur von Strafen los, ſondern es erlaufe ſich damit das Vorrecht, daß der Schulmeiſter ihm mehr zeige als andern, es fleißiger überhöre, es höher ſtelle. Man kann ſich den Zorn dieſer Leute gar nicht vorſtellen, wenn die Geſchenke nicht in allen Beziehungen dieſe Wirkung haben, und namentlich, wenn ihr Liſabethli oder ihr Joggeli am Examen nicht obenan ſitzen. Da vernimmt dann der Schulmeiſter

Herzensergießungen, die ihm die Augen übertreiben, und fühlt es in der Tiſchlade. Nun war ich kein alter Praktikus, ſondern ein junger ehrlicher Anfänger. Man denke, wie viel ich in meiner Einfalt auf dieſe Weiſe geſündigt habe. Doch muß ich zu Entſchuldigung meiner Bauern ſagen, daß ſie nicht die einzigen von dieſer Race ſind, ſondern daß Leute, die auf große Bildung Anſpruch machen, eben ſo gemein denken, oder nicht leiden mögen, wenn ihre Kinder weit unten ſitzen, indem ſie nie glauben, daß die Schuld ihrer Ungeſchicklichkeit am Fabrikanten ſelbſt liege, ſondern ſie der Methode des Lehrers zuſchreiben.

Eine der wichtigſten Urſachen aber, warum man mir Geſchenke entzog, war ſicher meine Gaſtfreiheit gegen die Nachtbuben. Wenn am Morgen beim Eſſen ein Knecht oder ein Sohn die Bemerkung machte, geſtern Abend habe er auch von dieſem Brot gegeſſen, und es dann herauskam, daß es beim Schulmeiſter geweſen, ſo kann man ſich denken, was die Alten ſagten. Natürlich iſts, daß man dem Schulmeiſter nicht Geſchenke bringt, damit er die jungen Burſchen anlocke und abfüttere. Wenn das ſo gemeint ſei, war gewöhnlich der Schluß der Rede, ſo wollten ſie es ſelbſt eſſen, und wenn ſie es nicht ſelbſt möchten, ſo gebe es noch andere Leute, die es nähmen, als die Nachtbuben.

So wurde geredet im einfachſten Falle, aber es gab noch einen zuſammengeſetzten, dann ging es ganz anders los. Wenn von den Buben noch Bemerkungen gefallen waren über Brot oder Würſte, z. B. Hanſe Durs habe den Roggen nicht geſpart; d'Grichtſäßi hätte früher auf ſollen um zu kneten, ſie liege, ſcheine es, gerne lang; z'Kreuz-Trini habe der Speck gereut, ſeine Würſte ſeien trocken wie ein Sägemehl, es ſcheine z'Bannwartsfrau habe aber kein Geld gehabt, um Gewürz zu kaufen, man ſpüre in den Würſten nichts als Knoblauch; und wenn dann dieſes beim Frühſtück in allen Häuſern verhandelt wurde, ſo kann man ſich denken, in welche Wuth die Betreffenden gerathen mußten.

Denn ſo verhandelt zu werden wegen Würſten und Brot, die man noch dazu zum Geſchenk gegeben, das iſt mehr als ein Weib ertragen mag. Gutes Brot backen gehört zur Reputation einer Frau, und iſt einer der kitzlichſten Punkte, darum muß ihr auch gewöhnlich der Mann dabei helfen. Wenn dann eine noch mäſten kann und kücheln, und allfällig noch kämmen und ihre Haare flechten ohne fremde Hülfe, dann iſt ſie eine ausgeſpitzte (oder in alle Spitzli geſtochene), wie man zu ſagen pflegt, und ſie trägt ihr Haupt ſo ſtolz, als wenn ein Basler oder Zürcher oder Berner Doktorhut darauf ſäße. Dann aber verhandelt zu werden und noch dazu von den Nachtbuben, wo einer nichtsnutziger iſt als der andere, wenn es gilt, die Leute auszuführen, und von dieſen in allen Häuſern herumgetragen zu werden, das war eine Sache, welche die empfindlichſte Seite traf, und welche natürlich der Schulmeiſter entgelten mußte. Nicht nur Die wurden erbittert, über welche die Kritik ergangen war, ſondern auch die andern Bäuerinnen ſagten: Nein, wenn das ſo geben muß, ſo kann er ſehen, wer ihm etwas bringt, in der Nachtbuben Mäuler will ich nicht, ich weiß, was die können, wenn ſie bei einander ſind, da iſt einer ſchlimmer als der andere. Sie hatten Recht, ſie kannten die Nachtbuben, die aber auch ehedem viel mehr Witz hatten, als jetzt, wie die übrige Welt auch, denn der Witz iſt ein Kind der Natur und nicht der Kunſt. Sie wußten, was die Nachtbuben alles anſtellten, um hinter die innerſten Geheimniſſe einer Haushaltung zu kommen, um zu wiſſen, wie in jeder gekocht und handthieret werde, und was demgemäß von den Töchtern als künftigen Hausfrauen zu erwarten ſtehe. Es mochte eine halb aus Mißtrauen in ihre Kunſt, halb aus Mißgunſt, daß ſie ihr Niemand ablerne, noch ſo heimlich alles thun, keiner Magd einen Blick in die Geheimniſſe ihrer Kochkunſt vergönnen, mochte um Mitternacht kücheln, die Nachtbuben kamen ehedem doch darüber, und erdachten ſich dazu die luſtigſten Streiche und ſcheuten keine Mühe.

Nachdem ich mich ſelbſt ſo auf das Trockene geſetzt und doch faſt täglich Ausgaben hatte, kam eines Tages ein Wägelchen vor das Haus, der Fuhrmann gab ſich zu erkennen als Knecht bei dem Bauern, der mir das Bett geliehen hätte, und er komme, daſſelbe abzuholen. Die Meiſterfrau laſſe mir ſagen, ſie bedürfte das Bett, ſie ließen bauen und müßten viele Handwerksleute über Nacht behalten.

Ich mußte das Bett verabfolgen laſſen, ohne zu wiſſen, wo ein ander Lager finden. Mir hätten nun die Augen aufgehen ſollen, wie es einem gehe, wenn man ſein Geld kindiſch brauche, ſtatt das Nöthige anzuſchaffen; wie man in Verlegenheit kommen könne, wenn man jedes aufſteigende Gelüſten befriedigen wolle und ſich ſelbſt einzuwiegeln ſuche in Sorgloſigkeit durch thörichte Rechnungen in die blaue Luft hinaus. Ich hätte böſe über mich werden ſollen, daß ich es darauf ankommen ließ, mir geliehene Sachen wegnehmen zu ſehen und auf den Boden ſchlafen zu müſſen, während ich gar füglich ein ſchönes Bett hätte anſchaffen können, wenn das Handeln mit Tabakspfeifen, Uhren, Geigen, Klarinetten, Orgel und alles andere nicht geweſen wäre. Statt deſſen wurde ich böſe über die guten Leute, die mir über zwei Jahre ein Bett geliehen hatten, und ſich endlich unterſtunden, ihr Eigenthum zurückzufordern. Ich lief in ein Haus und klagte dort, wie unverſchämt man es mit mir gemacht habe, und erſuchte um ein anderes Bett.

Die Leute waren nicht dumm. Sie halfen mir ſchimpfen, ſagten, das müßten doch wüſte Leute ſein. Aber ein Bett zu geben, ſchicke ſich ihr nicht dieſen Augenblick, ſagte die Bäuerin, ſie habe die Ueberzüge aufgethan, um ſie waſchen zu laſſen, und die Federn ſeien im Spycher. Aber an meinem Platz wollte ſie ſich nicht lange beſinnen, ſondern ein eigenes machen laſſen. Ich werde wohl bald heirathen wollen, und ein eigenes Bett ſollte ich doch dann haben. Ich ſolle nur die Koſten nicht ſcheuen, eine reiche Frau und eine ſchöne Eheſteuer werden mir ja nicht fehlen. Unterdeſſen, bis das Bett fertig ſei, könne ich bei ihrem Hans ſchlafen, er liege allein und hätte ein Bett wie eine Allment.

Das leuchtete mir ein. Ich lief über Hals und Kopf zum Krämer und wollte ein Bett kaufen, im Wahn, er habe deren vorräthig, ſo gut als geröſtetes Kaffeepulver. Ich mochte eben nicht lange bei Hanſen ſein, er brauchte nicht zu wiſſen, wie oft ich des Nachts fort ging und wann ich wieder kam. Aber zu meinem großen Leidweſen wollte die Krämerin keine aufgerüſteten Betten haben; ſie ſagte: Ein jeder Menſch habe ſeinen Kopf, und wenn man eine Sache ſo habe, ſo wollen ſie die Leute anders; aber die Sachen dazu hätte ſie, Federn und was man ſonſt brauche, ich ſolle nur ſagen, was Sorte ich wolle und wie viel von einer jeden. Du lieber Himmel, was man doch einem Schulmeiſter alles zumuthet! Nun ſollte ich wiſſen, was und wie viel man zu einem Bett brauche! ich hatte mein Lebtag nichts anders von einem Bett gewußt, als daß ein Bett ein Bett ſei, daß man darin ſchlafe, daß es weicher oder härter ſein könne. Da fing die gegewandte und in den Leuten wohlbewanderte Krämerin (darum iſt auch meiſt eine Krämerin beſſer als ein Mann, weil ſie ihre Leute beſſer kennt und jeden nach ſeiner Art zu behandeln weiß, während der Krämer ſeine Waare beſſer kennt, aber die Menſchen ſchlechter) an, mir vorzulegen und in die Weite und Breite zu erzählen, die einen Leute nehmen von dem, darum, die andere von jenem, und wieder darum; die einen brauchten ſo viel, und andere nur ſo viel. Sie flößte mir ſo viel Zutrauen ein in ihre Einſicht und Gutmeinenheit, daß ich auf ihren Rath alles ankommen ließ. Am Ende war ich aber wieder in großer Verlegenheit, wer mir das Bett nun machen könne! Auch da erbarmte ſie ſich und ſagte: Sie kenne eine geſchickte Näherin, wenn ich es begehre, ſo wolle ſie mit dieſer reden, und mir alles beſorgen, wie wenn es für ſie ſelbſt wäre. Einen rechten Stein wälzte ſie mir mit dieſem

Anerbieten vom Herzen, und ich konnte ihr nicht genug für ihre Bereitwilligkeit danken.

Endlich kam mir doch in Sinn zu fragen: Was das alles dann koſte? Du liebe, theure Zeit, wie fing es mir an zu grauen und zu gramſeln, als ſie bei dem Strohſack anfing, vom Unterbett zum Deckbett, von den Ueberzügen zu den Federn kam, immer eines theurer als das andere, ſo daß das Bett faſt halb ſo theuer kam, als die Orgel. Trotz allem meinem Hochmuth und Leichtſinn konnte ich es doch nicht über mich erhalten, nicht ein Geſicht zu machen, wie ein Schaf, und mit beklemmter Stimme zu klagen: Das ſei doch gar theuer, und ob man es denn nicht wohlfeiler machen könne? Die Krämerin ſagte, man könnte wohl ſchlechtere Sachen nehmen, aber ſie rathe es mir nicht, das Wohlfeilſte ſei am Ende doch immer das Theuerſte. Ich mußte mich ergeben. Nun mußte ich aber mit ſchwerem Herzen bekennen, daß ich jetzt nicht Geld bei mir hatte, aber ſobald mir eingehe, wolle ich bezahlen. Die Frau machte mir das Schuldigſein gar leicht, machte mir weiß, es preſſiere ihr mit dem Gelde gar nicht, ich ſolle nur machen, wie es mir kommod ſei, und wie die Redensarten alle heißen. So treiben es die Leute. Fängt man an, Schulden zu machen, ſo hält ſich ſelten ein Menſch dafür, daß er nicht auf Borg gebe, daß er nicht warten könne, da iſt lauter guter Beſcheid, und kein Menſch mangelt Geld. Merkt man aber, daß der Schuldner in der Klemme ſitzt, dann mangelt auf einmal Jeder Geld, und Jeder beſtürmt ihn mit Vorſtellungen, wie er in Verlegenheit ſei, hier und dort zu zahlen habe, und es nicht machen könne, wenn er nicht bezahlt werde.

So machen es aber nicht nur Krämer oder gemeine Leute. Es rennen und fahren eine Menge Menſchen in der Welt herum, und wenn man ſie reden hört, allein zum Nutzen der Welt. Sie bringen ihre Waaren auf, als ob es keine ſolchen mehr gebe, um einen Spottpreis, wie ſie ſagen, blos um des Artikels los zu werden, oder weil ſie es viel wohlfeiler geben könnten als andere Leute; und ums Bezahlen brauche man ſich nicht zu kümmern, ſie ſeien gar nicht ſo geldhungrig wie Andere. Wenn dann das arme Krämerlein ſich bethören läßt, ſo kömmt Waare mehr als er verlange, anders als er geglaubt, und ein Wechſel, ehe er daran denkt, und er kehrt die Beine gen Himmel, ehe er ſichs verſieht.

Mit Noth und Angſt konnte ich den Macherlohn zahlen. Die Bettſtatt blieb ich ſchuldig und nach und nach manches kleine Bedürfniß. Aber das muß ich ſagen, wohl ſchlief es ſich im eigenen Bette. Ich probierte es hinten und vornen, und immer da, wo ich war, lag ich am wöhlſten. Am Morgen konnte ich gar nicht daraus, und den ganzen Tag dünkte es mich, wenn es nur Abend wäre, daß ich wieder hinein könnte, und träumen könnte, wie Stüdin das Bett gefiele und die Orgel, und was ich aus den Rüben ziehen wolle!

Wie es mir aber mit Stüdin ging, wißt ihr; daß ich in der Klemme ſitze, ſeht ihr; aber ich fühlte es damals noch nicht; fühlte es nicht, daß ich mir ſelbſt den Boden unter den Füßen abgrub, nicht nur ökonomiſch, ſondern auch ſittlich.

Siebentes Kapitel.

Wie ich mich in die zweite Klemme bringe.

Es wird Manchen vielleicht verwundern, daß ich zwei Kapitel durch von Sachen geſprochen habe, welche mein Amt gar nichts angehen, und kein Wort von der Schule ſelbſt. Die Einen werden glauben, ich ſchreibe das um der Kurzweil willen nieder, die Leute lachen zu machen, wie man ehemals die Kalender machte; Andere werden böſe werden und glauben, ich wolle gefliſſentlich die Schulmeiſter lächerlich machen, und ſchreibe aus Bosheit; und zum Beleg dieſer Meinung werden ſie eben die vorhergehenden und vielleicht auch die beiden folgenden Kapitel anführen. Urtheilt nicht vorſchnell, Leute, ich ſchreibe, wenn ihr wollt, einen Kalender auf die alte Mode, d. h. ein Buch, welches Thorheiten enthält. Aber ich ſchildere dieſe Thorbeiten nicht aus Bosheit, ſondern um davon abzuſchrecken. Darum ſchildere ich auch genau und vielleicht nur zu ausführlich die Folgen der Thorheiten. Zudem bin ich ja auch ein Schulmeiſter, warum ſollte ich alſo meinen Stand erniedrigen, ausführen? Aber während ich ſchreibe und mir oft ſelbſt der Gedanke kam, etwas zu verhüllen und zu verſchönern, ſchwebt mir immer deutlicher die Wahrheit vor, daß ich tauſendmal mehr zur Erhebung meines Standes beitrage, wenn ich meine eigene Erniedrigung treu und offen mittheile. Es ſind nicht Alle geweſen wie ich, und werden es nicht Alle ſein, aber Allen warten die gleichen Fallen, die mich zu Falle gebracht, Alle ſind einmal jung, und am Ende nicht Alle geſcheuter, als ich war. Allen dieſen nun, wenn ſie nämlich nicht vom Dünkel beſeſſen ſind, alle Weisheit mit ſich auf die Welt gebracht zu haben, kann meine Offenheit manche Reue erſparen.

Darum auch bin ich in meiner Erzählung ganz dem Gange gefolgt, in den ich geriſſen wurde. Ich habe das zuerſt erwähnt, was mir die Hauptſache war, was meine Gedanken füllte, womit ich mich auszeichnen wollte, und das in Hintergrund treten laſſen, was damals auch bei mir zurücktrat als Nebenſache. Ich möchte hier gerne ein Kapitel ſchreiben von den Strömungen der Seele, oder vielmehr von den Strömungen, in welche die Seele auf ihrer Fahrt durchs Leben geräth. Ein ſtattlich ſchön Schiff fährt aus dem Hafen ins offene Meer, eine ferne Inſel iſt ſein Ziel mit ihrem Gelde, ihren Früchten. Ruhig in unergründlicher Tiefe iſt das Meer, heiter der Himmel, und laue Lüfte ſpielen in den Segeln, tiefe Furchen zieht das mächtige Schiff in den großen Waſſeracker, in deſſen Schooß kein anderer Saame fällt, als die Leichen der Schiffenden. Seine Richtung hat es erhalten, die Winde wehen es ſeinem Ziele zu. So meint der Unkundige. Raſcher geht es auf einmal, es verdoppelt ſich der Wellenſchlag bei gleichem Winde, bei noch heitererem Himmel, wie durch Zaubergewalt iſt der Lauf zum Fluge geworden. Es jubelt der Unkundige, ſieht in Gedanken die Inſel vor ſich in ihrer Herrlichkeit, träumt ſich ihre Genüſſe. Da kracht das Schiff und dröhnt, es beben und ſtürzen die Maſten, wundgeriſſen hat ſich der Kiel an einem Korallenriff, den Niemand geſehen, Niemand auf dieſer Bahn erwartet hat. Es ergreift die Brandung das entmaſtete Wrack und wirft es an unwirthlichen, öden Strand. Es war eine Strömung, die unſichtbar das Schiff erfaßt, ſeiner Bahn es entriſſen, es zertrümmert hatte, und mit ihm die Träume der Schiffenden.

Die Schiffer ſind klug geworden, ſie kennen des Meeres Strömungen jetzt, und immer mehr ſeine Riffe. Wenn ſie dieſelben auch nicht immer vermeiden können, ſo hilft ihnen der Compaß hindurch zum Ziele, denn ſie verlieren nie das Bewußtſein, ſie wiſſen immer, wo ſie ſind.

Jeder Menſch ſteuert ſein Schifflein einem Ziele zu in beſtimmter Richtung auf dem Ocean des Lebens. Hier ſind auch Strömungen, die jeden erfaſſen, den meiſten fehlen aber Karten und Compaß, die Retter auf dem Meere. Unkundige ſind ſie, die von dieſen Strömungen nichts wiſſen, in ihnen ſich nicht zu wahren wiſſen, die vielleicht jubeln, daß es luſtig gehe, und Augenblicke ſpäter mit zerſchelltem Haupte am Strande liegen. Vor ſolchen Strömungen iſt kein Alter ſicher und kein Stand; ſie reißen mit ſich die Jungfrauen und die Wittfrauen, den Kaiſer und den Knecht; ſie führen weit, weit weg von dem Ziele, nach dem man ſtrebt, und man merkt es nicht; ſie machen einen, der ein berühmter, hablicher Schulmeiſter werden will, zum Narren der Welt, zum Spott der Kinder, zur Beute der Schuldenböte, und er merkt es nicht, bis er alles wirklich geworden iſt. Wie mit mir ſpielen ſie mit Millionen, ſie merken es nicht. Ihnen entrinnen könnt ihr nicht, aber wollt ihr in ihnen euer Meiſter bleiben, ſo lernt dieſe Strömungen kennen, ſie gehen alle von euch ſelbſten aus, bald als Eitelkeit, als Sinnenluſt, Geld oder Ehrgeiz, Liebe und Haß, Glaube und Unglaube. Dann behaltet das Ziel feſt im Auge, den Kopf beiſammen und Gott als Compaß; dann könnt ihr leicht erkennen, ob die

Richtung, in welcher die Strömung euch treibt, zum Ziele führt oder nicht. Wer einmal die falſche Richtung erkannt, ergreiſe das Ruder mit feſter Hand, und den Lüften des Himmels biete er die Seegel auf neue Weiſe dar; und durch ſeine Kraft und des Himmels Hülfe durchſchneidet er den gefährlichen Strom, meidet die Klippen, findet das Ziel.

Ich aber ward hingeriſſen im Strudel und wußte es nicht. Ich kannte die zehn Gebote. Aber was helfen die zehn Gebote, wenn man die Seele nicht kennt in ihren Kräften, ihren Schwächen, das Leben nicht kennt in ſeiner Schalkheit und Bosheit! Was helfen Himmel und Hölle gegen thörichtes und ſündiges Treiben, wenn man die Seele in der Thorheit läßt, in ihr unbeſorgt die Nacht der Sünde läßt!

Gar viele Menſchen kennen die Namen von Tugenden und Laſtern, aber ſie erkennen ſie im Leben nicht, noch viel weniger in der eigenen Seele. Mich dünkt, eine Geographie der Herzen thäte eben ſo Noth, als eine von Spitzbergen, und die Lehre und Geſchichte der Seele wäre eben ſo wichtig, als die Lehren von Flötz- und Urgebirg und die Geſchichte der drei Söhne Noahs. Alles Sicht- und Taſtbare ſoll das Kind kennen lernen, Mädchen ſogar die Anatomie des menſchlichen Körpers ſehr genau, aber zum Reiche der Geiſter giebt man ihm den Schlüſſel nicht, die Kenntniß der eigenen Seele. Aber was man nicht hat, kann man nicht geben.

Ich hatte alſo meinen Wunſch und mein Ziel mir wiſſentlich nicht verändert. Ich wollte ein berühmter Schulmeiſter ſein; aber außer dieſem Ziele, in täuſchender Nähe, ſtellten ſich mir andere Punkte auf, nach denen meine Luſt ſteuerte, mir auch unbemerkt. Ich wollte ein Junger, ein Luſtiger ſein, ein Hübſcher und Kurzwyliger, wollte eine reiche Frau, wollte, daß mich die Leute hoch hielten über alle Andern aus. Dieſe Wünſche lagen alſo zum Theil neben dem eigentlich aufgeſteckten Ziel, zum Theil nicht, aber den einzigen Weg, auf dem ein ehrlicher Mann ein ehrlich Ziel erreicht, den Weg der Berufs- und Pflichttreue, den ging ich nicht; ich folgte eben den Strömungen, und meinte ans gleiche Ziel zu kommen und noch viel leichter. Der Weg der Treue iſt ſchnurgerade, macht keine Biegung weder zur Rechten noch zur Linken, wie auf einer Chauſſee ſcheint man trotz aller Mühe nicht vorwärts zu kommen. Dem jungen Blut iſt ein ſolches Wandern gar langweilig, darum rennet es auf Seitenwege und — verirrt ſich.

Den erſten Winter durch ging es recht, recht gut. Ich war fleißig, und obgleich ich wob, immer der Erſte in der Schulſtube. Obgleich ich mir viel einbildete, bildete ich mir doch nie ein — wie es Burſche giebt — daß ich in einer Stunde die Kinder mehr lehren könne, als andere in zwei; bildete mir nie ein, daß wenn ich die Schule erſt um dreiviertel auf zehn anfinge, es noch lange ſo viel abtrage, als wenn es Andere um halb neun thäten. Auch war der Pfarrer zufrieden am Examen, nur tadelte er, daß die Kinder nicht ſtille genug und ſo wenige Examenſchriften da ſeien. Da die Vorgeſetzten aber gar rühmten und ſagten, Kinder ſeien Kinder, und man könne nicht alles erwehren, ſo ließ ich mir wegen des Pfarrers Mahnung nicht graue Haare wachſen.

Auch das ärgerte mich nicht mehr ſo, wenn die andern Schulmeiſter des Sonntags mich gemeinſam aufs Korn nahmen und durchhechelten, als ob ſie förmlich im Bunde ſtunden gegen mich. Es war der natürliche Bund, in dem gewöhnlich alle in einem beſtimmten Kreiſe Angeſtellten oder Arbeitenden gegen den zuletzt unter ſie Tretenden ſind, wenn er nicht die beſondere Klugheit hat, gar demüthiglich zu thun und an einen der Aeltern ganz eigends ſich anzuſchließen, als des Rathes und der Führung bedürftig. Es iſt der Bund der pomadigen Gewohnheit, die durch den Neuling fürchtet beunruhigt, und der ängſtlichen Eitelkeit, die fürchtet, durch ein neues Licht verdunkelt zu werden. Und wenn die Männer an einen ſolchen Bund nicht dachten, ſo müſſen ſie unwillkührlich daran, aufgeſtachelt von den Weibern. Wenn ein Weib dem

Manne im Hauſe des Tages ſchon hundertmal Lümmel ſagt, ſo will ſie doch außer dem Hauſe eitel auf ihn ſein, und keiner ſoll ihm ins Licht ſtehen. Die Weiber fühlen es, daß ſie eigentlich nur die Planeten ſind, die das Licht von der Sonne haben, d. h. vom Mann, daß ihre Stellung und Ehre in der Welt durch die des Mannes bedingt iſt; ſie fühlen es, aber ſie denken es ſelten und bekennen es nie.

Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als daß ich ihnen erzählte, wie manche Wurſt ich in dieſer Woche bereits gegeſſen, und wie manche ich noch im Küchenſchrank hätte, wie viel ich eingeladen worden und was ich alles zum Heimtragen bekommen. Daß ſolche Erzählungen ſie nicht zuckerſüß ſtimmten gegen mich, und daß ihre Weiber, wenn ſie dachten, was noch alles in ihren Schränken Platz hätte, welches Niemand bringen wollte, ſie nicht beſänftigten, und daß ſie mit Luchsaugen mein Thun bewachten und manche bittere Bemerkung mir auf nicht unfruchtbaren Boden fallen ließen, das kann man ſich leicht denken. Das war mir aber ganz gleichgültig, ich dachte: Reden die nur, ſchaden thun die dir nicht, es müßten andere Kerls ſein, wenn ſie dir ins Licht ſtehen wollten. Denen willſt du zeigen, wer du biſt.

Daran dachte ich aber nicht, daß ich mir ſelbſt ins Licht ſtehen könnte, ſo daß ſie nichts zu thun hatten, als mit den Fingern auf mich zeigen und ſchreien: Seht, ſeht; aber haben wir es nicht immer geſagt!

So wie ich nach und nach von einer Sache nach der andern, welche die Schule nichts anging, angedreht wurde, ſo ging auch ein Stück meiner Seele nach dem andern aus der Schule fort, bis endlich nur noch der Leib in derſelben war.

Pfeifen und Uhren waren es zuerſt, die meine Gedanken oft gefangen nahmen. Ich ſann an einen guten Handel, während ich mit einem Kind buchſtabirte, und überhörte ſeine Fehler, und wenn ich conſtruirte, ſo fiel mir ein: ob meine Uhr wohl noch gehe, oder ob die Tabakpfeife Luſt habe. Mein Muſiziren ſteckte mir ſpäter noch tiefer im Kopf, und ich klarinettete oft in Gedanken einen Tanz, während die Kinder leſen ſollten. Aber als ſpäter das geſellſchaftliche Leben mich ſo recht gefangen nahm, als mein Sinn nur nach Mädchen, nach einer reichen Frau ſich richtete, verlor ich alle Aufmerkſamkeit für die Fortſchritte der Kinder, alle Luſt, bei ihnen zu ſein. Unerträglich langſam ſchlichen mir die Schulſtunden vorüber, ich mochte nicht warten, bis ich meinen Gedanken nach konnte, die vor irgend einem Fenſter ſtunden oder an einem Abendſitze ſaßen. Nun iſt aber ein himmelweiter Unterſchied, ob man mit Leib und Seele bei einer Sache iſt, oder nur mit dem Leibe. Nehmt den gemeinſten Handwerker, nehmt den Rechenmacher, und laßt ihn mit innerer Luſt und Freude an einem Rechen arbeiten; dieſer kömmt gewiß viel niedlicher und zierlicher heraus, als ein Rechen, den einer gemacht hat, um eben ein Rechen zu machen und vier Batzen zu verdienen. Seht einer Magd zu, die mit Luſt einen Garten bearbeitet, und einer andern, die ihr Tagwerk ableiert und nicht warten mag, bis es Feierabend lautet: ſo werdet ihr ſehen, wie Pflänzchen und Blüthen die Luſt der Fleißigen zu empfinden, zu vergelten ſcheinen im fröhlichem Grünen und Blühen, während der Garten der andern und jegliche Pflanze derſelben bedenkliche Maasleidigkeit abzuſpiegeln ſcheint. Wollt ihr das noch deutlicher ſehen, ſo betrachtet ein Gemälde, welches hervorgetreten iſt aus dem Geiſte eines geiſtig Schaffenden, und ein anderes, das nur der Pinſel gemacht hat. Bei dem erſten tritt euch aus der todten Leinwand etwas Unnennbares entgegen, es ſpricht zu euch, es regt euch auf; es iſt Geiſt des Künſtlers, den er hineingezaubert hat in das Bild: es iſt ein geiſtig Leben da, welches unwillkührlich auf euer geiſtig Leben anregend einwirkt, es beherrſcht und hinreißt. Während bei dem gepinſelten Gemälde alles regelrecht gezeichnet und gefärbt da ſteht und liegt, aber man ſieht, es iſt eben nur gefärbt und gezeichnet: man ſieht, daß es die Hand und nicht der Geiſt gemacht. Ledern und hölzern hängt das Ding da; mag es auch dem Auge gefallen, man geht doch kalt vorüber und fühlt nachher keinen Wiederklang deſſelben in der Bruſt. Leſet ihr Bücher? Nun wohl, habt ihr da keinen Unterſchied empfunden? Sind euch die einen nicht kreuzlangweilig vorgekommen, wie gelehrt und nützlich ſie auch ſein mochten. Stund da wohl ein ſchöner Spruch ſchön am andern, aber einer nach dem andern vergaßt ihr wieder. Und andere Bücher laſet ihr mit Wohlbehagen durch, es war euch behaglich dabei, vielleicht ſchaurig, aber ſie gingen durch euch wie Haferbrühe und hinterließen nichts als etwas Schleim. Gab es aber nicht auch Bücher, die euch ergriffen mit ganz eigener Gewalt, die euch feſt bannten an ſie, daß ihr ſie kaum aus den Händen bringen konntet und noch viel weniger aus dem Kopf; die euer ganzes Weſen aufwühlten, wie der Sturm das Meer; die ein eigen Feuer in euch anzündeten, daß ihr nach den Köpfen griffet, ob nicht auch feurige Zungen denſelben entſprühten; die eine ſüße Wonne in eure Herzen goſſen, eine Labung, für die ihr keine Namen fandet! Die erſtern ſind Bücher, welche man mühſelig aus der Feder drückt, wie ein Huhn das Ei, oder welche man von ſich gehen läßt, damit eben etwas gehe. Die Einen ſchreiben, ſchnaufend und ſchwitzend, träumend von Unſterblichkeit, und haben das Schickſal der Fröſche vergeſſen, die fliegen wollten in den Mond. Andere ſchreiben ums Futter, Futter für die kurze oder lange Weile. Sie wecken beide nicht Geiſt, wecken nicht Leben, ſie ſelbſt haben darum auch nur ein kurzes Leben. Jener letztgenannten Bücher Geburt iſt wunderbar. Wie Minerva aus dem Kopfe ihres Vaters ſprang, geharniſcht und bewehrt; wie aus dem Schoß der Erde die Quelle ſtrömt, ſüß und ſtark; wie aus der ſchwarzen Wolke der Blitz zuckt, feurig und zündend, begleitet von des mächtigen Donners mächtiger Stimme, die die Welt aus dem Schlafe ruft; ſo werden dieſe Bücher geboren. Des Geiſtes Brauſen erfüllt ihre Väter, des Geiſtes Blitz erleuchtet ſie, des Geiſtes Strom ergreift ſie, und geboren iſt, was Geiſter erwecken, Leben erzeugen und ſelbſt nicht ſterben wird, als des Geiſtes geiſtig Kind.

Was iſt eigentlich nun ein Lehrer anders als ein geiſtiger Vater, der ein inneres geiſtiges Leben zeugen ſoll in den ihm anvertrauten Kindern. Anbrennen und aufflammen laſſen ſoll er in ihnen den göttlichen Funken, das jede Kraft Flammen ſprüht, heiß und weich gezogen werden kann von des Meiſters Hand auf rechte Weiſe. Ein eigenes Licht ſoll er anzünden in eines jeden Kindes Bruſt, damit es dort nicht dunkel bleibe, öde und leer, oder ausſehe wie in einem Magazine, wo viele Waaren liegen und keine gebraucht wird, wo es nur von Zeit zu Zeit heller wird, in trügeriſchem Scheine einer Laterne, die man hineinträgt zuweilen, aber immer wieder hinaus. Das iſt der Schule höchſte Aufgabe. Aber aus Nichts wird Nichts, und wo nichts iſt, hat der Kaiſer das Recht verloren; wo kein Geiſt iſt, da wird auch keiner gezeuget. Wo aber in einem Lehrer Leben wohnt und Geiſt, wo er ſeine ganze Seele hineinlegt in ſein Wirken, da ſeht doch nur hin, wie es aufgeht auf den Geſichtern der Kinder, wie Nordſchein und Morgenröthe. Alle Züge werden lebendiger, über die Augen verbreitet ſich ein eigener Glanz und jegliche Bewegung zeuget von neu erregtem geiſtigen Hunger und Durſt. Was dieſer Lehrer auch treiben mag, und ſei es nur das trockene Buchſtabenſchreiben, ſo wird auch hier es rege und rührig ſein, und die Kinder werden gedankenvoll und nicht gedankenlos die Linien ziehen.

In einer ſolchen Schule bluht für den, der eben Menſchen ſucht und nicht Magazine, eine wahre Seelenfreude, während ſie für die Schulpedanten ein wahres Aergerniß ſein kann. Es geſchieht manchmal, das ſo recht innig belebte Lehrer des Stoffes nicht Meiſter ſind oder ihn auf eine wunderliche Weiſe vorbringen; es geſchieht, daß die Schüler beim Abfragen nicht Sylben um Sylben wiedergeben können unverdaut und darum eben ohne Abgang. Da muß man dann den Sylbenſtecher und den Terminologienheld betrachten, der freilich nicht Geiſt hat, aber in ſeinem

Gedächtniß lange Worte an einen langen Faden gezogen, die, ſobald man an ihm rupft, von ihm gehen, wie von einer Gans Speckbrocken, die man an langen Faden gezogen. Wie der ſeine Oberlippe höhniſch zieht, wie er von einem Bein auf das andere ſteht, mit dem Kopfe wackelt, einen Finger um den andern zwiſchen die Zähne ſtößt, ſich räuſpert, kurz dem Publikum alle möglichen Zeichen macht, damit es ja inne werde, daß er keine Schuld habe, ſeine Hände waſche über ſolche Seichtigkeit und Verkehrtheit! Und daß er ein ganz anderes Kameel ſei, und das Ding verſtehe, giebt er zu verſtehen in unverblümten Zeichen und etwas verblümtern Worten. Damit meine ich aber nicht, daß der Lehrer des Stoffes nicht Meiſter ſein ſolle; meine nicht, daß er nicht auch den Stoff auf beſtimmte Weiſe den Schülern beizubringen habe; meine nicht, daß er blos ſalbadern und ſchwadroniren ſolle, bewahre mich! aber ich behaupte nur, daß der Geiſt die Hauptſache auch in der Schule ſei, und um ſo viel mehr werth als das Uebrige, akurat als die Seele mehr werth als der Leib iſt. Es iſt auch ganz eigenthümlich, wie in ſolche Schulen die Kinder hineingezogen werden, wie ſie zum Feſt für ſie werden, und die Eltern mit Schlägen und Fluchen ſie nicht vom Beſuch abhalten können, und wie ihnen die Zeit vergehe wie ein Augenblick, und allemal die Stunden ihnen zu ſchnell zu Ende ſind. Da zeigt es ſich, wonach die menſchliche Natur ſich eigentlich ſehnt, hungrig und durſtig iſt.

Hat der Lehrer nicht Geiſt, oder iſt er ſonſt mit ſeinem Geiſte nicht dabei, nicht dabei mit ganzer Seele, ſo verbreitet ſich eine gewiſſe Schläfrigkeit über die ganze Schule, in jeder Bewegung, jedem Blick liegt eine bleierne Mattigkeit, und bleiern ſchleichen die Stunden vorbei. Die natürliche kindliche Lebhaftigkeit ſträubt ſich gegen dieſes unbehagliche, ſchläfrige Weſen, und ſucht durch allerlei Poſſen und Streiche ſich wach zu erhalten, denn ein bedeutender Theil der Schulunzucht iſt gar nichts anders, als Sträuben gegen den Schlaf und ein Zeugniß gegen den Geiſt des Lehrers. Die einen Lehrer wiſſen mit Stock und Strafe eine gewiſſe Ordnung und Zucht zu erzwingen, und der jugendliche Geiſt wird in ſpaniſche Stiefel gethan und in finſtern Kerker geſetzt, um traurig zu verkümmern. Wahrlich, da will ich den Lehrer zehnmal lieber, der mit dieſer Schulunzucht gar nichts mehr anzufangen weiß, ſondern halt muß die Kinder walten laſſen, daß es ein Graus iſt. Es iſt aber merkwürdig, wie man alſobald angeſteckt wird, ſobald man nur einen Augenblick einen Fuß in eine ſolche Schule ſetzt. Man wird ſchläfrig, wird zerſtreut, müde, ſieht an die Uhr, und wenn man ſchon wieder lange an freier Luft iſt, kann man doch den beſtändig gähnenden Mund nicht zubringen.

Eine ſolche Schule erhielt ich nach und nach. Die Gefangennehmung meines Gemüthes durch andere Dinge war die Urſache. Meine Amtsbrüder glauben mir vielleicht nicht, wie unendlich wichtig es iſt, ſich ein frei und froh Gemüth zu bewahren. Das giebt ſich aber ſelten von ſelbſt, eben wegen den Strömungen der Seele und den Winden des Lebens; es braucht Selbſtbewußtſein, Kraft und Glauben. Aber auch die übrigen Menſchen erkennen die Wichtigkeit dieſes Satzes nicht, ſie würden ſonſt nicht Elend, Noth, Mangel auf den Lehrer hetzen, die ſeine Seele mit Sorgen bewölken, in Kummer erſticken und ſeinen Geiſt zwiſchen Erdäpfelſchalen zappeln laſſen.

Doch nicht nur meine Seele fing an meiner Schule zu fehlen, ſondern auch der Leib. Meine Stunden hielt ich nicht mehr fleißig. Ich verſchwatzte mich beſtändig. Vor dieſem Hauſe hatte ich noch das zu b'richten, vor einem andern jenes; hatte mich zu necken mit dieſem oder jenem Mädchen. Sah ich während der Schule irgend einen Kameraden beim Hauſe vorbei gehen, ſo konnte ich mich ſelten enthalten, hinaus zu ſchießen, mit ihm eine Abrede zu treffen, ihn zu fragen: wie er mit ſeinem Mädchen ſtehe. Oder ihm zu erzählen, wie es mir ergangen, oder wie ich die Gefahren auf meinen nächtlichen Fahrten überſtanden. Verſtändlich machte ich mich groß, verſchwieg meine Seelenangſt, und machte Bülletins, ſo gut wie Na poleon auf ſeinem Rückzuge von Moskau. Nun waren es gewöhnlich meine eigenen ſogenannten guten Freunde, die mir die Streiche ſpielten, und die dann eine wahre Herzensfreude daran hatten, mich eine Geſchichte machen zu hören über etwas, das ſie ſo gut wußten wie ich. Man kann ſich denken, wie viele Zeit ſich alſo verplappern läßt. Und wenn ich auch in der Schule war mit meinem Leib, ſo taugte er doch ſelten etwas. Der Menſch bedarf des Schlafes. Derſelbe iſt eine der größten Wohlthaten Gottes.. Es bringt Frieden dem Leidenden, Vergeſſen dem Betrübten, Ruhe und friſche Kraft dem Müden. Wahrlich, ohne Schlaf würde jedem Menſchen das Leben, über deſſen Kürze wir klagen, viel, viel zu lang ſein. Ruhe und Schlaf für Leib und Seele bedarf beſonders der, welcher ſtillerer Beſchäftigung ſich hingeben muß. Der Knecht, der Bauer, die nicht geſchlafen haben, können füglich holzen und mähen, dreſchen und hacken. Aber laßt ſie eintreten aus der Tenne, dem Acker in die warme Stube, laßt ſie von bedeutender Anſtrengung übergehen zur ſtillen Beſchäftigung, ſo wird der Schlaf in wenigen Augenblicken ſie übermannen. Welche traurige Figur ſpielt nun ein Schulmeiſter, der um Mitternacht oder gegen Morgen nach Hauſe gekommen iſt und wenige Stunden geſchlafen hat! Gewöhnlich verſchläft er ſich, oder erhebt ſich nur mit der größten Anſtrengung, hat manchmal nicht Zeit, ſich etwas zu kochen, zu eſſen, nicht Zeit, ſich zu kämmen, zu waſchen (und ungewaſchene und ungekämmte Schulmeiſter ſind häßliche Dinger), und kömmt mit verblendeten Augen auf eine Weiſe in die Schule, daß die Kinder einander anſtoßen und zuflüſtern: Unſer Schulmeiſter iſt heute aber ſtruppicht. Nun iſt es ihm, wie wenn er nicht nur Blei in den Augenliedern, ſondern auch in allen Gliedern hätte; er dehnt ſich, er gähnt, er macht, was er kann, und kann ſich doch des Schlafes faſt nicht erwehren. Man denke ſich nun, wie das eine liebliche Sache iſt und eine kurzweilige, wenn ein Kind buchſtabiren ſoll und ungeſchickt thut, und ein Schulmeiſter ſchläfrig und darum auch übellaunig iſt, wie da die Beiden ſich auf ſtrenge Weiſe plagen müſſen! Man denke ſich das Fragen überhören, das Leſen, ſo wie es viel getrieben wird, an ſich ſchon einſchläfernd, und nun noch während der Schulmeiſter mit dem Schlafe kämpft, wie erweckend das ſein muß.

Man denke ſich überhaupt, wie es in einer Schule zugehen muß, wo der Schulmeiſter mit dem Geiſte nicht da iſt und mit dem Leibe nichts taugt! Man achtet viel zu wenig darauf, ſich den Leib munter zu erhalten. Man denkt nicht daran, daß vielleicht hundert Kinder dadurch einen Tag verlieren, der ihnen zu ihrem Heil von ihrem Schöpfer geſchenkt iſt. Hundert Kinder einen Tag verlieren, um einer von Einem durchſchwärmten Nacht willen, wahrlich, dieſes Wort ſollte gewichtig klingen Allen, an deren Gewiſſen überhaupt etwas anklingt. Ach, und es giebt ſpäter der Nächte genug, wo dem Schulmeiſter ohne ſeine Schuld der Schlaf fehlt, die Glieder matt, die Augen ſchwer werden; wo er nicht ſein kann, wie er gerne ſein möchte am Tage; wo wieder vielleicht hundert Kinder einen Tag verlieren, weil der Schulmeiſter eine Nacht verloren. Die werden ihm ſicher nicht angerechnet werden, aber ſollte er doch um ihretwillen nicht um ſo geiziger ſein mit den Nächten, deren Verwendung in ſeinem freien Willen liegt, um ſo vorſichtiger dafür ſorgen, daß die Kinder keinen Grund haben, einander zu ſtoßen und zu ſagen: Unſer Schulmeiſter iſt heute aber übel z'weg.

So war ich bei und in meiner Schule, darum ging es nicht gut; aber noch eine andere Urſache kam dazu, daß es immer ſchlechter und ſchlechter ging.

Die Kinder hatten nämlich immer weniger Achtung, oder wie die Leute ſagen, Furcht vor mir, und daher auch kein Zutrauen, keinen Gehorſam, keine Liebe. Die Kinder haben einen eigenen Inſtinkt, der ihnen ſagt, ob dem Schulmeiſter etwas an ihnen gelegen ſei, ob er begehre, ſie weiter zu bringen. Wo ſie dieſen Willen, dieſen Eifer nicht bemerken, da bemächtigt ſich eine Art Widerwillen der Kinder, ſie fühlen, ohne daß ſie ſich deſſen bewußt werden, wie ihr Wohl verſäumt wird, und dieſes Gefühl erzeugt eine feindſelige Stimmung. Ferner muß dem aufſtrebenden, alle Augenblicke aufblitzenden Eigenwillen der Kinder ein Gewicht entgegen treten, das alle Augenblicke und nach allen Richtungen gleich ſchwer drückt gegen der Kinder Eigenwillen und Ungehorſam. Eine ruhige Feſtigkeit muß den Kindern gegenüber ſtehen, welche ſich nicht durch die Liſtigkeit der Kinder bethören, nicht durch Liebkoſungen einſchläfern, nicht durch Trotz ermüden oder erſchrecken läßt.

Des Lehrers ganzes Benehmen muß nie erſcheinen als Folge beſonderer Aufregung, ſondern als Nothwendigkeit. Es muß den Kindern einleuchtend werden: der Lehrer könne gar nicht anders ſein in dieſem und jenem Falle, als er eben iſt. Gerade dieſes Feſte, Unerſchütterliche, Ruhige wird dem flüchtigen, erregbaren Kinde die meiſte Achtung, den meiſten Gehorſam einflößen, es wird ſich mit einem wahren gläubigen frommen Vertrauen vor dieſem Lehrer beugen. So war ich aber nicht, ſondern eher das Gegentheil. Tage lang ließ ich alles ſchlitten; ward dann wieder einen halben Tag ſtreng, ſtrafte einen Fall heute, aber morgen nicht; befahl hundertmal, ohne einen Gehorſam zu erzwingen, manchmal ohne nur darauf zu achten, ob er geleiſtet werde. Ward der Lärm zu groß, ſo ließ ich, wie an vielen Orten gebräuchlich iſt, ein: „Still! wollt ihr ſtill ſein oder nicht“! erſchallen, und fuhr dann in meiner Sache fort, ohne mich zu achten, wer Lärm gemacht und wer ihn noch forttreibe. Ich drohte viel, führte aber ſelten eine Drohung aus, ſondern ſagte: Für das Mal mag es noch angehen, daß nächſte Mal aber, dann ſoll's losgehen! Und das Kind machte es wieder, und ich drohte wieder. So waren im Grunde die Kinder Meiſter und nicht ich, und ſie hatten mich deshalb nicht einmal lieb. Ich galt, und mußte es ſpäter oft hören, für einen gar ſchrecklich Ungerechten und Partheiiſchen. Im Anfang ganz ſicher aus keinem andern Grunde, als weil ich Allen drohte und nur Einige ſtrafte. Ich ſtrafte dieſe nicht deswegen, weil ich ſie beſonders auf dem Korn hatte oder ihre Eltern, ſondern nur, weil ich entweder in einer beſondern Stimmung war, oder es endlich wieder einmal nöthig fand, ein Exempel zu ſtatuiren. Natürlich aber fand das Kind, das um einer Sache willen geſtraft wurde, welche zwanzig andere ungeſtraft begangen hatten, es müſſe ungerecht leiden, das Gleiche hätte den andern auch gebührt. Und wie die Leute dann ſind, ſie grübeln nach den Urſachen, warum ich gerade ihr Kind geſtraft. Bald glaubten ſie, es ſei wegen ihrer Armuth, oder weil ſie mir nicht Geſchenke gebracht, oder weil ihre Tochter nichts von mir wolle. Und waren ſie reich, und hatten mir Geſchenke gebracht, und ihre Tochter hatte mich freundlich angeſehen, ſo begehrten ſie erſt recht auf und ſagten: es hilfe alles nichts mehr, ich ſei nicht mehr zu befriedigen. Es wäre Zeit, mit mir bei Seite.

Später kam ich in eine immer gereiztere ungleichere Stimmung, kam in eine Menge Mißhelligkeiten, und während dieſer Zeit glaube ich allerdings manchmal ein Kind den Groll haben entgelten zu laſſen, welchen ich gegen ſeine Eltern oder Geſchwiſter hatte. Ich glaube es, denn ich konnte mich nicht enthalten, manchmal gegen ihre Angehörigen den Kindern in der Schule Stichwörter aller Art fallen zu laſſen, was immer ein Zeichen zu ſein ſcheint, daß die Kinder zu Sündenböcken gemacht werden. Ich ſage, ich glaube es, denn mir bewußt war ich damals deſſen nicht, und wenn mich Einer der Partheilichkeit beſchuldigte, ſo begehrte ich gar tüchtig auf, und behauptete, ich halte alle Kinder gleich und ich glaubte es auch; aber Eins merkte ich nicht.

Ich merkte nämlich nicht, daß es eine Menge Brillen giebt verſchiedener Art, gefärbt durch Liebe oder Haß, ſchön roth und gelb und veilchenblau, ſchön ſchwefelgelb und dunkelgrau, und daß durch ſolche Brillen die meiſten Menſchen ſehen, und nicht durch die eigenen Augen. Man nennt das in der gewöhnlichen Sprache: eine Sache mit verſchiedenen Augen anſehen. So ſieht man eine Sache heute veilchenblau und morgen dunkelgrau, und die gleiche Sache an der einen Perſon ſchön roth, an einer andern Perſon aber kommt ſie einem ſchmutzig gelb vor, eben je nach der Brille, durch die das Auge ſieht. Wer ſich ſelbſt klar und vor den Menſchen achtenswerth werden will, muß das Daſein ſolcher Brillen kennen, und wachen und beten, daß ſie ihren Sitz nicht auf ſeiner Naſe nehmen. Beſonders dem Lehrer ſind ſie zum größten Verderben. Sie machen ihn ungerecht, partheiiſch, und er weiß es nicht. Sie empören kindliche Herzen gegen ihn, und erzeugen in ihnen bittern Groll gegen erlittene Ungerechtigkeiten. Darum muß der Lehrer alle Tage ſorgfältig ſeine Naſe unterſuchen, ob er alle ſeine Kinder mit dem ruhigen klaren Auge des Verſtandes an- und durchſchaue und nichts Drittes zwiſchen ihn und das Kind getreten ſei, weder eine Wurſt, noch keine Wurſt!

Nun that ich dieſes nicht; ich wußte nichts von dieſen Brillen und handelte alſo ganz ſicher ungerecht. Einem Lehrer, den die Kinder achten, verzeihen ſie noch Manches, verzeihen ihm einzelne Aufwallungen und Uebereilungen; und gut geartete Kinder werden es ſorgfältig verſchweigen, ſollte dieſer Lehrer ſie auch einmal hart behandelt haben ungerecht. Dieſer Zug im Kinde iſt wirklich recht rührend, weil er von ſelbſt ſich entwickelt, und gewöhnlich unbeachtet, unbemerkt bleibt. Wenn aber ein Lehrer der Kinder Achtung verſcherzt hat, dann dulden ſie nichts mehr von ihm, wollen nichts von ihm annehmen, haben weder Vertrauen zu ihm, noch Glauben an ihn. Es bemächtigt ſich ihrer eine unglückliche Tadelſucht, ein Geiſt des Kritiſirens, indem ihnen durchaus nichts recht iſt, was der Lehrer ſagt oder macht. Sie ſetzen alles in Zweifel, wollen alles beſſer wiſſen, machen über ihn ſich luſtig, und verlachen ihn zu Hauſe oder verklagen ihn.

Die Achtung vor mir hatten ſie aber nicht nur durch mein ungleiches Betragen in der Schule verloren, ſondern auch durch mein Benehmen außer der Schule. Die Kinder ſahen mich an den Abendſitzen, hörten, wenn ich ſagte: Vom Schulmeiſter mag ich jetzt nichts hören, den habe ich zu Hauſe eingeſchloſſen, den habt ihr jetzt nicht zu ſcheuen. Sie ſahen mich den Töſſel machen, und hörten dann, wie man mich zum Beſten hielt. Sie hörten von den Alten, daß man auf dieſem Treiben gar nichts halte, während man mich doch darin beſtärkte; daß man ſagte: Für einen Schulmeiſter treibt er es doch zu arg. Sie wurden gefragt, wie ich ein Geſicht in der Schule gemacht und ob ich ſchläfrig geweſen ſei!

Am nächſten Examen tadelte mich der Pfarrer ſcharf, und ließ einige verblümte Sticheleien über meine Aufführung laufen. Ein alter Vorgeſetzter ließ etwas merken von Partheilichkeit, die Andern ſchwiegen ſtill. Das machte mich nun fuchswild, ich war durchaus blind über den Zuſtand, in dem ich war, blind über meine Fehler, und glaubte Ruhm und Ehre von Jedermann fordern zu können. Ich klagte von Haus zu Haus über die mir widerfahrene Unbill; klagte über die Bosheit der Kinder, klagte über manche Eltern, und ſchloß gewöhnlich meine Rede mit dem Wunſch: ich möchte den ſehen, der es beſſer machen könnte, einmal der Pfarrer würde es nicht ſein, der wiſſe nicht was Schulhalten ſei. Jedermann gab mir noch recht, und machte mir den Kopf noch größer und ſchimpfte vielleicht noch ſelbſt über die eigenen Kinder: es ſei nichts mit ihnen anzufangen; — während man dieſe Kinder gegen mich aufwies, mich vor ihnen ausmachte, oder wenigſtens in den Reden über mich kein Blatt vor den Mund nahm.

Zu dieſer bereits gereizten aufbegeriſchen Stimmung kam nun noch die Geſchichte mit Stüdin. Die ſchlug mich gar nicht nieder, wie ſie es zwei Jahre früher gethan hatte, ſondern ſie brachte mich furchtbar auf — ſo wunderbar kann ſich ein Gemüth in kurzer Zeit verändern, und beſonders ein ſchwaches. Ich ſchämte mich nicht, ſondern ich ergriff jede Gelegenheit, um zu erzählen, wie wüſt Stüdi es mir gemacht, wie hochmüthig und brutal Stüdi's Vater ſich betragen und wie ſie ſich noch einſt reuig ſein werden. Die Leute hatten ihre Galgenfreude an dieſer Erzählung, und allenthalben brachte man mich darauf, und Anfangs ließ ſich manches Mädchen mit mir an, nur um den ganzen Hergang pünktlich zu vernehmen und den Buckel voll über mich lachen zu können. Wäre ich nicht eine Art Dorfnarr geweſen, die Leute hätten mich ſchon geſetzt, d. h. mir zu verſtehen gegeben, was ſie von mir hielten; ſo aber wollten ſie ſich den Spaß nicht ſelbſt verderben. Ich wollte Stüdin zeigen, daß es nicht die Einzige in der Welt ſei; und wenn man ſich einmal das Heirathen in den Kopf geſetzt hat, und nicht ein Herz ins Herz, ſo machen einen Körbe nur hitziger. Zudem fingen die Schulden mich an zu drücken, und die zu bezahlen hatte ich eben auf eine Frau gerechnet, und nicht auf Arbeitſamkeit und Sparſamkeit.

Achtes Kapitel.

Wie man hungrigen Vögeln Lätſchen ſtellt

Dieſen Zeitpunkt benutzte ein ſchlaues Weib gar ſchlau. Es war eine Wittfrau in ihren beſten Jahren, wie man zu ſagen pflegt, d. h. zwiſchen 40 und 50, rüſtig und appetitlich noch. Ein Mundſtück hatte ſie wie eine Schlange, und eine Tochter, die ihr gar wohl glich. Sie hatten ein Häuschen im Dorfe gemiethet, welches ein wenig bei Seite lag, pflanzten da ein wenig und handelten mit Garn und Faden. Sie liefen an mehrere Märkte und hatten bei allen Händlern recht gute Bekanntſchaft. Mit den Leuten im Dorfe hatten ſie ſcheinbar wenig Gemeinſchaft; ſie wurden verachtet, und wenn die Buben dem Mädchen etwas zu leid thun konnten, ſo ſparten ſie es nicht. Wenn zufällig ein Mann mit dem Garnliſe redete, auf dem Markt ein Stück mit ihm ging, und ſeine Frau vernahm es, ſo hatte der acht Tage Leidens genug. Allgemein hieß es, ſie verfreſſen und vernaſchen ihren Verdienſt, und man könne einſt ſehen, wie das herauskommen werde. Ich hatte, da ſie keine Kinder zur Schule ſchickten, mich ihrer wenig geachtet, und viel-

leicht kein Dutzend Worte mit beiden geredet. Dieſ
Frau wußte aber doch recht gut, wie die Sachen in
Dorfe ſtunden, wußte aus denſelben gar oft ihren Nutze
zu ziehen, wußte insgeheim Männern und Weibern z
dienen, oft Mann und Weib zugleich, und verrieth kein
dem andern; wo ſie Nutzen ſah, da konnte ſie verſchwie
gen ſein, wie keine. Die wußte nun, wie es mir m
Stüdin gegangen war, wußte, daß ich nirgends z'Pla
kommen konnte und doch immer heirathsſüchtiger wurde
kannte meine Schulden; denn was weiß eine ſolche Fra
nicht alles? Sie fing an freundlicher zu werden, wen
ſie bei meinem Hauſe vorbeiging, mir irgend einen Sche
anzuwerfen, oder meine Meyen zu rühmen. Wie zufälli
blieb ſie einmal ſtehen und ſagte: Es käme ihr juſt z'Sinn
ſie könnte mich das auch fragen. Sie möchte ein Stü
fein weben laſſen und hatte gehört, ich ſei ein b'ſunderba
geſchickter Weber. Die Weber ſeien heutzutage ſchlimm
Leute, wenigen ſei zu trauen, zu mir hätte ſie aber d
Glauben. Ich hatte bald ein Stück ab und kein neue
beſtellt, fühlte wohl, daß ich etwas verdienen ſollte, un
die Liſe that ſo manierlich und glatt, daß ich ihr nic
abſagen konnte, ſondern verſprach, ihr Garn anzunehme
ſobald ich mit dem aufgeſpannten Stück fertig ſei.

Liſe ließ von ihrer Tochter auch nicht das Gering
merken. Sie fragte mehrmals ſelbſt nach, wann ſie d
Garn bringen ſolle? Sie brachte das Garn ſelbſt u
hatte mich bis dahin noch nie zu ihnen kommen heißen.

Nachdem ich einige Zeit an ihrem Stück gearbei
hatte, kam Liſi einmal zu mir in den Webkeller unt
dem Vorwand: ſie müſſe doch ſehen, wie das Ding he
auskomme. Sie verwunderte ſich, wie viel ich ſchon g
macht und wie ſchön. Sie ſetzte ſich zu mir und plaude
ohne alle ſcheinbare Abſichtlichkeit mir vor, wie es ſie Wund
nehme, daß ich nicht für mich webe, ſtatt um den Leh
und das Tuch verkaufe; gerade mit ſolchem Zeug wä
viel zu machen. Sie hätte ſchon lange daran gedac
aber es ſei gar bös ſo für ein Weib, dem Niemand

die Hand gebe. Sie verſtünde die Sache wohl, um den Abſatz wäre ſie nicht bange und auch nicht ums Geld, deren hätte ſie mehr als in manchem Bauernhaus ſei, man ſehe es ihr nicht an, aber die meiſten Bäuerinnen lache ſie nur aus. Nur mit den Webern hätte ſie nicht gerne zu thun, wenn man ſie nicht könne zu fürchten machen, ſo machten ſie mit Einem was ſie wollten. Wenn ſie einen Geſellſchafter fände, der ihr dieſes abnehmen würde, ſo wollten ſie Geld verdienen wie Heu, und er brauchte keinen Kreuzer zu ſetzen. Sie ſei dann nicht die, für welche man ſie anſehe, fuhr ſie fort, ſie würde ſich ſchämen, wenn ſie nicht beſſer wäre, als die andern Weiber. Sie wolle nicht ſagen, daß ſie die Beſte ſei und keine Fehler habe, aber mit den Dorfweibern vergleiche ſie ſich nicht. Aber ſie wiſſe es wohl, warum die Leute ſo über ſie zu räſoniren hätten. Sie möge mit dem Klapperzeug nichts zu thun haben. Sie habe im Anfang auch gemeint, mit den Leuten Gemeinſchaft zu machen, allein ſie ſei bald froh geweſen, für ſich ſelber zu ſein. Das hätte die Leute böſe gemacht. Dann möchten ſie es ihnen auch nicht gönnen, daß ſie ſo gut könnten verdienen, nicht immer an Wind und Wetter ſein müßten und es doch beſſer hätten, als in den meiſten Bauernhäuſern; daß ſie zum Frühſtück Kaffee vermöchten, und nicht ſo langes, zähes, ungeſchmalzet Kraut eſſen müßten, an dem eine Luzerner Sau erſticken müßte, geſchweige denn ein Chriſtenmenſch. Wenn ſie aber ſehe, wie die Leute es mir machten, ſo nehme es ſie nur Wunder, daß ſie es ihr nicht noch ärger gemacht hätten. Das hätte doch keine Art, wie es mir Stüdi gemacht hätte, und der Vater hätte ſich aufgeführt, er ſollte ſich ſein Lebtag ſchämen. So ein Bauer, und wenn er auch kaum fünfe zählen könne, habe einen Hochmuth wie ein Wiedehopf oder wie ein Affe, dem man ein rothes Röcklein angezogen und eine Laus hinter das Ohr geſetzt. Er verachte alle, welche weniger Land hätten als er, ja er würde unſern Herrgott verachten, wenn er nicht glauben müßte, der

Himmel deſſelben ſei größer als ſein Höflein, daß nicht einmal bezahlt ſei.

Ihr Schulmeiſter werdet es noch ſpäter erfahren, ihr trauet den Leuten viel zu wohl, ihr meinet, ſie ſeien alle wie ihr ſeid, aber im ganzen Dorf meint es kein Menſch mit dem andern gut, und wäre es der leibliche Bruder, geſchweige denn mit einem Fremden. Und Garniſe brach hier ab mit einer Entſchuldigung, daß ſie mich ſturm geſchwatzt habe, aber es habe ſie ſchon lange gedünkt, ſie möchte es mir einmal zeigen, wie ſie es eigentlich meine und mir einige Winke geben. Ich ſollte es nicht für ungut halten. Weiter ſagte ſie mir nichts und ließ nun alles, was ſie mir an den Kopf geworfen, ordentlich gähren in demſelben.

Die Liſe war nicht dumm, ſie wußte, daß man die einen Köpfe überrumpeln, die andern unterholzen muß. Weiber und Diplomaten verſtehen ſich am beſten darauf, welche Methode jedesmal mit Erfolg anzuwenden ſei.

Nach acht Tagen kam die Tochter in den Webkeller, brachte mir Grüße von der Mutter, die mir blaues Garn ſchicke, da ich es brauchen werde, und ſie nicht ſelbſt habe kommen können. Das Mädchen ſchoß mir ein paar freundliche Blicke in die Augen, und blieb gerade ſo lange, daß ich es ungern gehen ſah, und es nachher nicht mehr aus dem Kopf bringen konnte, und der Handel und das Mädchen auf eine wunderliche Weiſe ſich in einander verliefen. Das iſt aber auch eine verzweifelt ſchwere Kunſt, an jedem Orte gerade ſo lange zu bleiben, daß man Einen ungerne gehen ſieht, daß man den Leuten im Kopf bleibt, einen angenehmen Eindruck und doch eine gewiſſe Leere hinterläßt.

Die Herren ließen mich nun wieder im Stich, und als die Mutter einmal vorbei ging und ich ſie anredete, hatte ſie nicht Zeit, ſich aufzuhalten, ſondern lud mich ein, einmal ſelbſt zu ihnen zu kommen, und wenn allfällig das Stück fertig ſei, es an einem Abend ſelbſt zu bringen.

Ich will mich nicht aufhalten zu erzählen, wie ich nach und nach immer mehr angebracht wurde und wie die Weiber ſich lange Zeit ſehr vorſichtig und behutſam betrugen.

Es war etwas in mir, das eine große Uebereilung hinderte. Ich ſchämte mich doch mehr oder weniger der Leute und ihres Umganges, weil das ganze Dorf ſie mied und verachtete. Ich hatte ſchon hie und da ein ſpöttiſch Geſicht bemerkt, ein ſpöttiſch Wort gehört, ſeit ich mit ihnen verkehrt. Das ärgerte mich doch, denn ich war ungern ausgelacht. Der Gedanke, wie die Leute ſpotten und lachen würden, wenn ich Bäbeli zur Frau nehmen würde, ſchreckte mich ab, ſo oft ich daran dachte. So wurde ich angezogen und abgeſtoßen, und flatterte doch immer näher ums Licht herum wie ein Müller, eine Fliege, welche am Ende die Flügel ſich verbrennen.

Eines Sonntags hatte ich verſprechen müſſen, am Abend zu ihnen zu kommen, die Mutter wollte mir Garn zeigen und etwas mit mir abrathen. Es war ein rauher, ſtürmiſcher Oktobertag. Am Himmel fingen Schneewolken an ſich zu bilden, über die Erde wehte es gelbe Blätter, und froſtig ſtrich der Wind über die friſch geackerten Felder. Ich hatte die Dunkelheit abgewartet, war auf einen Umweg hingegangen, und ſchauderte ordentlich, als ich über die Schwelle trat, vor Froſt meinte ich.

Im Stübchen war es ſchön warm und gar freundlich wurde ich empfangen. Die Mutter hatte in einem Buche geleſen und Bäbeli etwas genäht. Gar traulich berieth mich nun die Mutter und ſagte mir vielmals, ſie habe zu Niemand ſo Vertrauen, als zu mir, und auch Niemand ſo lieb, wie mich, auſſer Bäbin, ſie könnte mir das Herz aus dem Leibe geben. Unterdeſſen ſandte ſie die Tochter in die Küche, mir Kaffee zu machen und etwas dazu, ſie hätte Hunger. Während die Tochter draußen handthierte, rühmte die Mutter ſie gar ſehr, wie Bäbi ganz ein anderes ſei, als ſo ein Bauernmenſch, welches weder nähen noch ſtricken kann, zu faul ſei, die Flöhe zu fangen, welche es pfundweiſe am Leibe herum trage. Nein, da ſei Bäbeli ganz ein anderes, reinlich und arbeitſam und geſchickt, und könne nähen, trotz einer Herrenfrau, verſtehe alles gar wohl, dann ſei es nicht, daß Bäbi nichts habe und nichts bekomme, eine ſchöne Summe habe es ſchon verdient, und ſie ſelbſt hätte dann auch noch etwas, was nicht Jedermann denken und was man bei manchem vornehmen Bauer vergebens ſuchen würde. Töchterchen war ab- und zugegangen, trug Kaffee auf und einen tüchtigen Pfannkuchen, wie ich in der That lange keinen ſo guten gegeſſen hatte. Ich mußte eſſen und immer eſſen, als ich ſchon lange mehr als ſatt war. Wollte ich abſetzen, ſo ſagte Bäbeli, wenn ichs was ſchätze, ſo nehme ich noch ein Stücklein, und dazu ſaß es ſo nahe bei mir und hatte ſeine Füße ganz neben die meinen geſtellt, daß ich Bäbelin gar nichts abſagen konnte. Als ich endlich von Erſticken zu reden anfing und von Verſprengen, ließen ſie mich zufrieden mit eſſen, kamen aber nun mit trinken, das werde mir wieder wohl machen. Die Alte brachte ein Maaß Rothen aus ihrem Schrank, die Tochter Gläſer, ſchenkte ein und machte Geſundheit.

Der Wein war vom ſtärkern, und was der kann, weiß ein Jeder, der einmal zwei Schoppen dergleichen getrunken. Die erſten Gläſer machten mir ſchon ganz warm, lösten mir die Zunge. Die Alte war eine Kennerin, kannte die verſchiedenen Tempo des Weines und ihre Zeichen beim Menſchen auf das genaueſte, und verließ uns daher jetzt unter dem Vorwande: Es ſei billig, daß ſie auch etwas mache, habe das Mädchen gekocht, ſo wolle ſie jetzt abwaſchen; wir ſollten nur nicht lange Weile haben, ſie komme bald wieder. Wir hatten nicht lange Zeit. Bäbeli fing an mit einer Bauerntochter mich aufzuziehen, rückte mir aber immer näher, ich floh auch nicht, ließ nichts daraus gehen, wollte endlich Bäbeli zur Strafe für ſeine Neckereien küſſen. Es meinte: Wenn es die und die ſehen würde, was würde ſie ſagen! Meinethalben was ſie will, antwortete ich, dieſe frage ich nichts nach, ich küſſe, wen ich will. Und ich ſetzte wieder an, und Bäbeli ſagte: Laß mich doch, wenn es die Mutter ſehen würden. Und doch ſaß Bäbeli bald darauf auf meinem Schooße, trank aus meinem Glaſe, und eben waren wir am beſten am Küſſen, als richtig die Mutter zur Thüre einkam und uns zurief: So! ſo! das gebt luſtig, könnt ihr das auch, Schulmeiſter? Bäbeli wollte aufſpringen und fort, und ich hätte es gehen laſſen, denn trotz dem Wein war ich doch verblüfft, aber die Mutter ſagte: Seid nur ruhig, ich bin auch jung geweſen und gehe gleich wieder. Es freut mich, daß der Schulmeiſter thut, wie ein anderer Menſch und ſich unſer nicht verſchämt. Da blieb Bäbi und ſagte: Mutter, er kann küſſen, wie wenn ers apparti glehrt hätt. Und die Mutter ſagte, das nähme ſie nicht Wunder, ſo einem Schulmeiſter komme gar allerlei zu Handen, aber ſehen möchte ſie es doch auch, und trinken müſſe man dazu, ſonſt werde man gar durſtig, denn es mache nichts ſo durſtig, als das Küſſen.

Man trank mir zu, Bäbeli lag mir um den Hals, und ſagte, wie es mich liebe, mich oder keinen, habe es ſchon lange gedacht. Ob ich es gefragt, weiß ich nicht, aber ich war ganz aufgelöſt in Zärtlichkeit, und that und ſchwatzte, ich weiß nicht mehr was; war ganz verzuckt und gerade in dem eben rechten Zuſtande, und die Mutter hatte eben geſagt, ſie ſei ſchläferig und wolle zu Bette.

Da ſchlug es draußen an die Fenſter wie ein Donnerſchlag, klirrend ſtürzte ein ganzes Fenſterkreuz in die Stube, hinten nach polterte ein ſchwerer Stock und dieſem nach ſprangen ein paar Buben. Bäbeli war längſt aufgeſprungen, aber wie vom Donner gelähmt ſaß ich da und hörte zu, wie die Burſche mich verhöhnten und ſagten: Das ſei ein ſchöner Schulmeiſter, der mit dieſem Hurenpack ſich abgebe. Für ein Dummen hatten ſie mich immer gehalten, aber nicht für einen ſo ſchlechten. Das müſſe der Pfarrer wiſſen, die Schande wollten ſie nicht auf das ganze Dorf kommen laſſen. Angſt und Zorn brachen mir endlich den Mund auch auf, ich fing auch an aufzubegehren, warf ihnen vor, ſie ſeien wie Mörder in die Stube gekommen. Wo ich ſei und was ich mache, gebe keinen Teufel und keinen Pfarrer, am

wenigſten aber ſie an; und dann hätte ich übrigens nich
Schlechtes gemacht. Das Weibervolk ſetzte ſein Zungenwe
auch in Bewegung, beſonders die Alte. Aber Junge u
Alte wurden überſchüttet mit Ehrentiteln, es wurden b
den alle Gräben und alle Zäune einige Stunden in
Runde vorgehalten. Die Mutter wollte behaupten:
gehe in keinem einzigen Bauernhauſe im Dorfe bra
zu als in ihrem, und wenn das H.... tönte wie d
Sägefeilen, ſo würde man im Dorfe bei Tag und Na
ſein eigen Wort nicht hören. Und jetzt, ſagte ſie, ſollt
ſie ſich packen oder ſollten dann ſehen, wie es ihnen geh
Aber ſechs Nachtbuben ließen ſich durch zwei Weiber ni
ſo leicht erſchrecken. Sie ſtellten ſich erſt, als wollten
da bleiben, tranken den Reſt des Weines und ſagten en
lich: Jetzt, du Schulmeiſterlein, komm, wir wollen gehe
Nun ging der Lärm von vornen an, ich hatte nicht L
zum Gehen, die Weiber erklärten, mich nicht gehen
laſſen, ſie wüßten nicht, was ſolche Ungeheuer mit m
anfingen, und der Schulmeiſter hätte das Recht, ſo g
da zu bleiben, als an einem anderen Ort.

Aber die Buben ließen ſich weder erſchrecken n
mit ſich capituliren, riſſen mich auf und ſtießen m
der Thüre zu. Ich wollte mich wehren, Bäbi hing m
an den Hals, die Alte ſchlug mit dem Kunkelſtecken dre
aber das half alles nichts. Bäbi wurde in eine
geſchleudert mehrere Male; denn mit einer Beharrlichke
die mich gar ſehr rührte, hängte es ſich immer wieder
mich, die Alte erhielt einige mit ihrem eigenen Steck
und ich wurde wie ein Strohbündel über die Schwelle
ſtoßen. Draußen nahmen mich zwei unter die Ar
und führten mich dem Dorfe zu, weit tönte das Geſch
der Weiber nach. Meine Begleiter hielten mir ſch
Galgenpredigten. Kein Menſch hätte geglaubt, daß
ein ſolcher Taugenichts ſei. Man habe aber doch geme
wie ich dieſen Huren nachſtreiche, da hätten ſie mir
gehutet und nun geſehen, was ich treibe. Sie wel
es aber jetzt dem ganzen Dorfe zeigen, wie ſie einen ſche

Schulmeiſter hätten. Ich vernahm in Bildern und handgreiflich, daß Bäbi ſchwanger ſei, daß man mich für den rechten oder den gekauften Vater hielt, daß man zwiſchen uns vollſtändiges Verſtändniß vorausſetzte, und daß man mich jetzt mit Geſang und Klang durchs Dorf führen wolle. Herrgott, wie ſchlug das mir in alle Glieder. Alſo in eine Falle war ich getreten, oder vielmehr bis an den äußerſten Rand nach allen Regeln der Kunſt hineingeſprengt, und wurde nun behandelt, als wäre ich mit dem ganzen Fuß hineingetreten, und kein Menſch wollte mir glauben, daß dem alſo nicht ſei. Der Wein, die frühere Aufregung, die Angſt vor der Schande, der ich entgegen ging, vor den möglichen Folgen, der auf mich einſtürmende Hohn brachten mich in einen Zuſtand, den ich ſeither das trunkene Elend habe nennen hören.

Neuntes Kapitel.

Wie ein Schulmeiſter den Katzenjammer hat.

Ich fing an zu jammern und zu heulen, warf mich auf die Erde, biß und ſchlug um mich, klagte mich aller möglichen Sünden an, wollte mich hängen oder ins Waſſer ſtürzen, kurz ich gebehrdete mich auf die traurigſte Weiſe. In dieſem Zuſtand ſchleppte man mich ins Dorf. Die Burſche hatten nicht nöthig, die Leute herbeizurufen. Wer noch wach war, der kam hervor, zu ſehen, was mein Geſchrei bedeute. Mancher zog die Hoſen und Mancher nur die Schuhe an, um von der Urſache des Spektakels ſich zu unterrichten; ſelbſt Kinder trieb es auf die Gaſſe. Da zog nun ein Schwarm hinter mir her, wie hinter einem Kameel, das ſeltener Weiſe in ein Dorf kömmt. Und wie man ein Kameel niederknieen und aufſtehen heißt, ſo ließ man mich niederliegen und jagte mich wieder auf. Und ein jeder meiner Begleiter erzählte den Fragenden meine Geſchichte, und jeder auf ſeine Weiſe; und jeder der Fragenden wollte mir auch etwas Spöttiſches ſagen in meinen Jammer hinein, wollte wieder Holz zum Feuer legen, als wenn da des Jammers nicht genug wäre. So zog man mit mir wie mit einem Galgenkandidaten durchs Dorf, und keine einzige mitleidige Seele nahm ſich meiner an. Beim Schulhauſe angelangt, wollte man mich anfänglich liegen laſſen, allein einige Vorſichtige bemerkten: das ſei doch nicht ganz richtig, ich könnte mir ein Leid anthun, das zöge eine Unterſuchung nach ſich, und bei ſolchen wiſſe man nicht, was herauskomme, auf alle Fälle zöge es dem Dorfe üble Nachreden zu, und wenn ich nach dem Tode etwa wiederkommen ſollte, ſo wäre man erſt geplagt. Man ſuchte daher in meinen Taſchen nach dem Schlüſſel zum Hauſe und wollte mich hineinſchieben, allein bald legte ich mich nieder, bald wollte ich fortlaufen. Man mußte mich endlich hineintragen, warf mich auf mein Bett, hielt mich dort einige Zeit feſt, da ich zum Fenſter hinausſpringen wollte. Endlich verlor ich das Bewußtſein (Einſchlafen darf ich nicht wohl ſagen), und nun überließ mich der ganze Rudel meinem Schickſal, ging triumphirend, als ob Heldenthaten verrichtet worden wären, heim. Jeder Joggi erzählte ſeinem erwachenden Bäbi, was er geſehen: wie ich mich gebehrdet, wo mich die Buben gefunden, und der Joggi und das Bäbi lachten zuſammen, daß es das Deckbett ſchüttelte, und ſchnarchten bald darauf wieder, daß die Fenſter klirrten.

Meinen Zuſtand am folgenden Morgen zu beſchreiben iſt ſchwer. Schon der körperliche war traurig genug, der ſich einſtellende geiſtige konnte nicht elender ſein. Der ſogenannte Katzenjammer, in dem ich mich beim Erwachen befand, ließ mich nachſinnen, wie ich in denſelben gekommen.

Nun dämmerten nach und nach einzelne Bruchſtücke von der geſtrigen Geſchichte in mir auf. Ich erinnerte mich, daß ich zu Garnliſi hinausgegangen am Abend, der Pfannkuchen, das Kiebelen fielen mir wieder ein und wie Liſe eine Maaß Rothen auf den Tiſch geſtellt. Das Fernere war mir wie mit Nebel bedeckt, die Hauptſachen traten wohl vor aus dem Hintergrunde, aber dunkel und verſchwommen: die Einzelheiten ließen ſich nicht erkennen, an ihre Stelle traten düſtere grauliche Bilder, ängſtigende Vermuthungen. Ich hörte das Fenſter klirren, ſah Buben in die Stube ſpringen, mich überraſchen mit Bäbi auf dem Schooße. Ich wußte, daß ſie mich fortriſſen, daß ſie mir von Heirathen, Schwangerſein ſagten, und wie ein finſterer Traum tauchte mir auf der ganze Spektakel durchs Dorf.

Es brauchte lange Stunden, bis ich ſo weit gekommen war, dann aber ſank auch ein unendliches Entſetzen auf mich nieder. Alſo dort in jenem verrufenen Hauſe hatte man mich gefunden, ausgenommen in ſolchem Zuſtande, und das ganze Dorf war gleichſam zum Zeugen deſſelben gemacht worden! Was werden nun die Leute ſagen von mir, wie werden die andern Schulmeiſter ſpotten über mich, wie werden Stüdi und ihr Vater lachen, und was wird ferner werden aus mir! Werde ich vor Chorgericht müſſen, vor den Pfarrer; iſt Bäbi ſchwanger, wird es mich angeben, werden die Leute an meine Unſchuld glauben! Von der ganzen Höhe, auf die ich mich künſtlich hinaufgeſchraubt und die ich ſelbſt mir unmerklich untergraben hatte, war ich nun hinuntergeſtürzt in bodenloſe Tiefe, und je mehr ich daran dachte, deſto tiefer ſank ich fort und fort. Meine Stube ward mir eine Hölle, und doch durfte ich nicht aus derſelben, durfte nicht einmal von Weitem ans Fenſter, aus Furcht, es möchte mich Jemand ſehen. Da wußte ich, wie man ſagen kann: Ihr Berge fallet über mich zuſammen, ihr Hügel decket mich. Ich wußte mir keinen Rath, und wußte keinen Menſchen, bei dem ich hätte Rath ſuchen können, dem ich mich hätte zeigen mögen. Alle, Alle im Dorfe glaubte ich gegen mich, meine beſten ſogenannten Freunde glaubte ich unter den mich Ausnehmenden geſehen zu haben. Ach, ſolches thut weh! Einen Augenblick fiel mir ein, zu Garnliſe zu gehen, denn dem peinlichen Zuſtande von Wiſſen und Nichtwiſſen des Geſchehenen, der in mir wohnenden Rathloſigkeit hätte ich gar zu gerne ein Ende gemacht. Aber dafür hätte ich aus dem Hauſe müſſen, und mit welchem Geſicht ſollte ich vor ſie treten! Die Ahnung geſtaltete ſich mir immer deutlicher, daß auch ſie es nicht gut mit mir gemeint, daß ihre anſcheinende Abſichtloſigkeit und Gutmeinenheit gerade die ſchlauſte Abſicht verborgen, daß ſie mich abſichtlich an ſich gelockt, daß der letzte Abend künſtlich vorbereitet geweſen und ohne die Buben den erwünſchten Schluß gehabt hätte, daß ich der Deckmantel für Andere geworden! Aber war es ihnen doch nicht vielleicht vor der Welt gelungen, Anſprüche auf mich zu gründen! wenn ſie ſie geltend machen wollen, werde ich entrinnen können! das war's, was mir das Blut im Herzen kochte und brühheiß ins Geſicht trieb, in Zorn, Scham und Angſt. Die Angſt, was es wohl geben werde, und der Durſt nach Troſt oder auch nur nach Gewißheit, gab mir den Gedanken ein, zum Pfarrer zu gehen, ihm haarklein Alles zu bekennen, was ich wußte, ihm aber zugleich meine Unſchuld zu betheuern und die Art und Weiſe zu zeigen, wie ich angelockt, meine Unbefangenheit mißbraucht worden ſei. Es ſchwebte mir der Gedanke vor, ein ſolch reumüthig Bekenntniß, ehe eine Anklage käme, könnte den Pfarrer für mich gewinnen, ihm ein ſicher Zeichen meiner Unſchuld ſein, auf alle Fälle ein Zeichen meines Zutrauens. Ich dachte mir, er könne mir guten Rath geben, mich von allfälligen Anſprüchen los machen, und am Ende gar gegen meine Dorfleute in Schutz nehmen. Ich hatte an andern Orten die Klage der Bauern gar zu oft gehört: ihr Schulmeiſter ſei ihnen erleidet, ſie hätten gerne einen andern, aber ſie könnten nichts gegen ihn machen, der Pfarrer helfe ihm immer. Und doch durfte ich nicht gehen. Ich ſchämte mich vor einem offenen Bekenntniß deſſen, was ich wirklich gethan, ſchämte mich, dem Pfarrer zu ſagen, wo ich geweſen und wen ich auf dem Schooße gehabt, obgleich ich wohl dachte, es wäre beſſer, ich ſagte es ihm ſelbſt, damit er nicht durch einen andern die Sache verdreifacht vernehme. Da dachte ich an die Warnung, welche er mir Anfangs gegeben, und was ich mit derſelben angefangen, und wie die Gleichen, welche mir damals über den Pfarrer brummen halfen und ſeinen Rath mir lächerlich gemacht, mich eigent lich hineingeritten in dieſen Schlamm, vor dem ich gewarnet worden. Ich dachte an die Predigt, welche ich Anfangs abthun müßte über den Text: Gellet Schulmeiſter, ich habe es euch geſagt, aber ihr jungen Schlucker meint ſelbſt geſcheut zu ſein, und ſo geht es, wenn man Niemand glauben will; wer meint, er ſtehe, der ſehe zu, daß er nicht falle!

Es trat vor mich des Pfarrers Geſtalt ſchreckbaren Angedenkens, die mir ſchon mehrere Verweiſe ausgetheilt, von deren keinem ich geglaubt, daß er gerecht und wohlverdient, wohl aber, daß der Pfarrer ein Zwingherr ſei, der Unſereinen nur verachte, und keinen leiden möge, der ihm nicht ſchmeichle, zutrage, und die Hände unter die Füße lege, wie die andern Schulmeiſter es thäten. Darum durfte ich nicht gehen, und ſtarb doch faſt vor Angſt. Als ich vom Ofen weg einen Vorgeſetzten das Dorf hinunter kommen ſah, ſtürzte ich über Hals und Kopf an die Hausthüre, um den Riegel zu ſtoßen, fürchtend, er möchte mir einen tüchtigen Auswiſcher oder eine noch unangenehmere Nachricht geben wollen. In Kopf- und Herzweh verſtrich der Tag, keinen Biſſen rührte ich an. In der Dämmerung hörte ich Jemand ums Haus ſchleichen, endlich an die Thüre klopfen. Aus einer verborgenen Ecke unter dem Dache hervor erkannte ich die Garnliſe. Da ergriff mich eine Angſt, daß ich an allen Gliedern zitterte. Ich glaubte, ſie wolle mir das Heirathen ankünden, und mit Liebe oder Drohungen mich dazu zwingen. Barfuß ſchlich ich in die Stube zurück, warf mich ins Bett und zog die Decke über den Kopf, hoffend, wenn ich weder ſehe noch höre, ſo nehme auch Niemand fernere Notiz von mir. Liſe durfte nicht Lärm machen und ging wieder fort.

Zehntes Kapitel.

Wie ein Schulmeiſter einer ganzen Gemeinde Stand hält.

Endlich ſchwand der längſte Tag meines Lebens, und verſammelte ſich zu ſeinen Brüdern, aber je lieber ich ihn gehen ſah, deſto länger ſchien er zu zögern. Ja, es giebt auch lange Tage im Leben, nicht nur lange Jahre, Tage, die mit dem Pariſerſtab gemeſſen zu ſein ſcheinen. Sie ſind nicht fröhlich dieſe Tage, bringen nicht Freuden; nachdem ſie dem Herzen Betrübniß, den Seelen Aengſtigungen gebracht, iſt es, als ob ſie in der Schadenfreude und Bosheit ſich weideten an ihrem Angerichteten und ſich nicht losreißen könnten von dem traurigen Anblick. Der Menſch mag nicht warten, bis ſie fliehen, er weiß eigentlich nicht warum. Es iſt der Inſtinkt, der das Thier leitet, der ihm ſagt, daß nicht alle Tage gleich feindſelig ſeien, wie nicht alle regneriſch, und daß daher im raſchen Schwinden der gegenwärtigen Tage, der Balſam für ſein Herz, die Wendung ſeines Schickſals liege.

Am folgenden Morgen erwachte ich um etwas weniger elend, etwas muthiger. Der Körper hatte ſich von ſeinem Katzenjammer erholt, und von deſſen Beſchaffenheit hangt auch nicht wenig der Zuſtand der Seele, Muth und Kleinmuth ab. Noch war allerdings die Angſt und die Rathloſigkeit nicht weg, aber ich konnte doch wieder denken: deswegen werde man mich weder freſſen noch hängen können. Ich fühlte mich hungrig und fand glücklicherweiſe noch Brot und etwas Milch vor und ſtärkte mich daran. Ich fand nun, daß ich gegen Garnliſe und ihre Tochter mich wohl werde wehren können; aber der Lärm, der daraus entſtund, der war mir ein arg Geſpenſt. Ueberhaupt der Lärm war's, der mir vor allem graulich vorkam, und gerne hätte ich Jahre von meinem Leben gegeben, wenn ich aus dieſem allen fort hätte kommen können an einen Ort, wo man von mir und von allem Vorgefallenen nichts wußte, wo ich ganz von vornen hätte anfangen können. Das kömmt die meiſten Menſchen an. Wenn ſie ſich in ihre Thorheiten und Sünden verſtrickt und allerlei böſe Folgen zur Strafe, zur Läuterung und Prüfung über ſie kommen, ſo wollen ſie das nicht ertragen, wollen fort aus dem aufgehenden Dornenfelde, verzweifeln, aus den Schlingen des Netzes ſich loswinden zu können; ſie ſuchen es zu zerreißen, meinend, an andern Orten ſeien weder Schlingen noch Netze mehr.

Die Thoren! Die ganze Welt iſt ein Netz; es kömmt auf die Füße und das Laufen an, ob man in den Schlingen und Löchern ſich fängt; wohin der Menſch alſo die gleichen Füße trägt und wo er auf gleiche Weiſe läuft, da wird er auf gleiche Weiſe ſich fangen. Die Thoren! Sie meinen in fremden Umgebungen die gemachten Erfahrungen viel ſicherer geltend machen zu können, als ob es nicht weit leichter wäre, vor den Dornen ſich zu hüten, von denen man bereits geſtochen worden, als vor denen, deren Daſein man noch gar nicht kennt. Man will eigentlich damit nichts anders, als der Buße ſich entziehen, eine ſolche trägt der Menſch verdammt ungern, und wie ein Kind ſich ſchämt, daß der Lehrer in die Ecke ſtellt oder knieen läßt, wie es den Rücken gegen die Wand kehrt und die Hände an die Augen hält, damit Niemand es ſähe, ſo hat es der Menſch, den Gott an Pranger ſtellt; er will ſich nicht ſehen laſſen, will ſich verbergen. Es läßt ſich die Frage aufwerfen, ob es wirklich nicht gut wäre, wenn ein Lehrer am gleichen Orte Buße thäte, wo er den Fehler begangen. In Bezug auf den Lehrer iſt ſie mir bald entſchieden. Der Wechſel des Orts verleitet ihn gar zu leicht zum Wahn: er habe keinen Wechſel in der Bruſt nöthig, und vor unbekannten Menſchen hütet er ſich weit weniger vor Rückfällen, weil er, wie eigentlich alle Sünder bei allen Sünden, ſich die Klugheit zutraut, ſie beſſer verbergen zu können. In Bezug auf die Kinder, die Wirkſamkeit des Amtes will ich die Sache hier nicht entſcheiden; nur die Bemerkung will ich mir erlauben, daß eine Buße, wie z. B. Petrus ſie übte, einen unnennbaren Einfluß hat auf das menſchliche Gemüth.

In mir wankte der Entſchluß, meine Kleider zuſammen zu packen und des Nachts davon zu laufen. Aber wohin! was anfangen! wie den Nachforſchungen mich entziehen! So mit den Schelmen davon zu laufen, ohne auf irgend eine Weiſe meinen Gläubigern Beſcheid zu geben, das war mir doch auch zuwider. So willwankte ich den ganzen Tag, ohne mit mir einig zu werden, was ich vorzunehmen hätte, um kein Menſchengeſicht mehr ſehen zu müſſen. Aber ich ſollte ihnen nicht entrinnen. Nachdem ſchon Mancher mit neugierigem Geſicht beim Hauſe vorbeigegangen war, bei dem man den Schulmeiſter zwei Tage nicht ſah, keine Thüre aufging, kein Rauch aus dem Kamin ſtieg, ſammelten ſich gegen Abend mehrere Menſchen um das Haus. Sie guckten in alle Fenſter, ſuchten an irgend einem Orte einzuſteigen. Da ſie mich aber nicht ſahen (ich hatte mich in eine Ecke verkrochen, wo ich ſie ſehen und hören konnte), ſo ſagten ſie zuſammen: da wäre ſicher von dreien eins, entweder hätte ich mich gehängt, oder ſei ſonſt geſtorben oder davon gelaufen. Das könne man doch nicht ſo gehen laſſen, da müſſe zugeſehen und das Haus durchſucht werden; aber wer Hand anlegen und die Thüre aufſprengen ſolle, darüber ſtritten ſie. Keiner wollte, jeder fürchtete, ich möchte gleich innerhalb derſelben hangen und dem Naſeweiſen mit den hängenden Füßen ums Geſicht fahren. Sie verſuchten ein Fenſter zu öffnen, aber (nach löblicher alter Gewohnheit, nichts mehr fahren zu laſſen, was man einmal hat, auch den D...k nicht und die verpeſtete Luft und die erſtickende Hitze nicht) konnte man im ganzen Hauſe kein Fenſter aufthun, nur hier und da ein Schiebfenſterchen. Endlich nahmen ſie in der Schulſtube einen Fenſterflügel heraus, nachdem ſie ſich überzeugt hatten, daß ich an keinem Fenſter hange, ungefähr wie ein Federnrohr. In der Stube ging das Markten von neuem an, denn nun wollte Niemand in die Küche hinaus, aus Furcht, ich möchte als ein neumodiſcher Schinken in den Schornſtein hängen. Endlich ſagte ein frecher Burſche: der lebendige Schulmeiſter ſei nicht zu fürchten geweſen, er wüßte nicht, warum man den todten ſo zu fürchten hätte, der Teufel werde doch nicht ſchon in ihn gefahren ſein. Er riß die Thüre auf, ſah mich auf einmal bleich und erſchrocken vor ſich ſtehen im herbſtlichen Zwielichte; um beſſer zu hören, hatte ich mich der Thüre genähert. Der ließ einen Brüll aus, als ob ein Dutzend Ochſen in ihm verſteckt geweſen wären, ſchlug die Thüre wieder zu, ſchrie wie beſeſſen: Herr Jeſes, Herr Jeſes, d'r Schumeiſter, d'r Schumeiſter, Teufel nimm mich nicht! und ſprang zum Fenſter hinaus, die anderen hinter ihm drein, und bald war der ganze Haufe verſtoben, als ob das wüthende Heer hinter ihm geweſen wäre.

Doch der Ammann hielt in einer Entfernung von 20 Schritten Stand und eine ſchöne Rede: Das möge jetzt ſein wie es wolle; hinein müſſe man, man ſolle eine Laterne bringen und ein Betbuch, und wenn ſie zuſammen ein kräftig Gebet verrichtet hätten, ſo wollten ſie in den drei heiligen Namen die Sache wieder verſuchen. Ob dieſen Dingen ward mir aber ſelbſt angſt und bange. Dem Suchen mit der Laterne durfte ich nicht abwarten, ich fürchtete, wenn mich die wilden Buben erwiſchen würden, ſo würden ſie mich zur Schadloshaltung der gehabten Angſt auf's neue mißhandeln, ſobald ſie ſich überzeugt, daß ich noch natürlich lebendig Fleiſch hätte. Die Geſpenſterrolle fortzuſpielen, dazu fehlte mir die Schalkheit und der Muth. Sonſt hätte ich ſicher das ganze Dorf in die Flucht treiben und in den Kalender bringen, mich tüchtig und auf die luſtigſte Art an ihnen rächen können. Aber ich zitterte auch am ganzen Leibe, und als ich meine Stimme ſuchte, Ammann rufen wollte, fand ich ſie nicht, auch ſie hatte ſich verſchloſſen in die Tiefen der Bruſthöhle. Endlich brachte ich das Wort Ammann heraus, aber es klang ſo dünn und fein, ſo wunderlich, daß ich ſelbſt darob erſchrak. Draußen hörten ſie mich nicht, ſie hatten ſchon zu beten angefangen. Ich rief zum zweitenmal, mit nicht beſſerm Erfolg, doch war die Stimme ſchon etwas dicker. Endlich hörte draußen das Gemurmel auf und auf meinen dritten Ruf: Ammann! erſcholl das Geflüſter: Amme höre, Amme höre, er ruft dir. Der Ammann ſoll bleich geworden ſein, wenigſtens hatte er lange ſich zu ſammeln, und die Leute um ihn her murmelten: das bedeute dem Ammann nichts Gutes, er werde bald nach müſſen. Endlich ſagte der Am-

mann: Mit dem Teufel habe ich nichts zu thun und m
einem Geſpenſt auch nicht, wenn du aber der Schulmeiſt
biſt, ſo thue auf und halte nicht die ganze Gemeinde zu
Narren, ſonſt wollen wir dann ſehen, ob das angehe. M
zitternden Händen ſchob ich den Riegel am obern Theil de
Thüre zurück und that ſie auf, durfte mich aber nicht ze
gen und Niemand durfte hineinſchauen. Da ſprach end
lich der Ammann wieder (er hätte diesmal ſein Amt ver
dammt wohlfeil gegeben, ſo viel er ſonſt darauf hielt)
Komm hervor, wenn du darfſt und nicht der Teufel biſ
Ach! da mußte ich mich zeigen, freilich einige Schritte hin
ter der Thür; ſie hielten die Laterne empor und ei
Knecht mußte ſich langſam der Thür nähern und vorſich
tig einige Schritte hintendrein ſchritt der Ammann hera
Als der ſich endlich überzeugt hatte, daß es der leibhaf
tige Schulmeiſter ſei, und nicht der leibhaftige Teufe
brüllte er mich furchtbarlich an: Du dolders Lümme
ſprach er, iſt das eine Manier von einem Schulmeiſte
eine ganze Gemeinde zum Narren zu halten? Du do
ders Lümmel, was du biſt! Es wäre dir beſſer, du hätte
dich gehängt, als ſolche Klauſen zu machen. Eins üb
das Andere machſt du, für die Gemeinde in's Gebrüll
bringen. Aber wart du nur, wir wollen es dir zeige
Morgen um 9 Uhr ſollſt du beim Pfarrer ſein, da wi
du vernehmen, was dir gehört, der wird dir ſagen, w
du werth biſt. So ſprach der Ammann. Hinter ih
drein wollte jeder andere auch noch ſeinen Theil ſage
und als es jeder gethan, zogen ſie wieder von danne
ſammt und ſonders. So hatte ich wieder Menſchen g
ſehen, ſie hatten wüſt mit mir gethan, aber mich doch nic
gefreſſen, das machte mich ſchon etwas muthiger.

Eilftes Kapitel.

Wie ein Pfarrer abputzen kann, und was es nüt

Ich durfte doch wieder ein Feuer anmachen und m
einen Kaffee kochen; das erſte Warme, das ich ſeit dem ve
hängnißvollen Pfannkuchen zu mir nahm. Er ſtärkte mi

brachte aber auch meine Einbildungskraft wieder in Bewegung, die mir in der düſtern Einſamkeit die Zukunft gar ſchwarz, meine Lage im troſtloſeſten Lichte zeigte. Zu den ſchwarzen Bildern ſang draußen ein kalter Schneewind ein ſchaurig Lied. O, es iſt etwas unendlich Trauriges für ein in ſich ſelbſt nicht zum Bewußtſein gekommenes Gemüth, dem die Quelle des nie verſiegenden Troſtes nicht im eigenen Herzen aufgegangen, ſo einſam zu ſein einzig mit ſeiner beſchwerten niedergebeugten Seele, hinter ſich eine Vergangenheit, von der man mit Beben die Augen abwendet, vor ſich eine Zukunft, die dem ängſtlichen Auge, das ſie entwirren möchte, die gehegten Hoffnungen in grinſende Todtenköpfe verwandelt zeigt; Geſpenſter über Geſpenſter, eines graulicher, als das andere, auf den Spiegel der Seele fallen läßt. Man möchte das beſchauende Auge ſchließen, möchte alles vergeſſen, an nichts gedenken, aber Vergangenheit und Zukunft dulden es nicht, ſie drängen ſich in die Seele hinein, wie der Stahl des Mörders in ſeines Opfers Herz. Ein Menſch, der Einen hört, der ein freundlich Wort zu Einem ſpricht, der eine andere Saite in uns anſchlägt, eine andere Gedankenreihe in uns heraufruft, oder nur andere Farben aufträgt, ſtatt der ſchwarzen, welche wir allein noch im Beſitz haben, wird uns zum Engel in der Wüſte. Und wenn kein Menſch zugegen iſt, nur etwas Lebendiges, eine Katze, die um unſere Füße ſtreicht, ein Hund, der ſeinen Kopf auf unſere Knie legt, ein Vogel, der uns in die Hand pickt, nur ein Weſen, das uns das Bewußtſein zurückruft, nicht ganz verlaſſen, verſtoßen zu ſein, doch noch einen kleinen Theil der unerſchöpflichen Liebe, der eigentlichen Weltſeele, zu beſitzen, und ſei es auch nur Katzen- oder Vogelliebe, auch ein ſolches Weſen vermag uns wieder aufzurichten. Ein tiefes Bedürfniß nach Liebe iſt in jedes Herz gelegt, die Zeichen der Liebe, welche wir erhalten, ſind die eigentliche Nahrung der Seele; die Zeichen der Liebe, welche uns von Sterblichen werden, ſind die Zeugen der göttlichen Liebe. Nur um des Guten willen wird ein Menſch geliebt, nur das Hervortreten des Göttlichen in ihm erweckt eigentliche Liebe, nur Milde und Kraft feſſelt den Hund an ihn. Ein Menſch, der durchaus nur böſe wäre, würde von allen Lebendigen geflohen, kein Hund leckte ihm die Hand, kein Vogel horchte auf ſein Pfeifen, bei ihm hielte nichts aus als Flöhe und Läuſe. Darum, wenn das Unglück über uns einbricht, wenn der Herr uns die Ruthe giebt, ſehnt ſich das Herz nach einem Zeichen der Liebe, der Theilnahme der Geſchöpfe, als einem Zeugniß, daß es die ewige Liebe nicht verloren, kein vom Vater ausgeſtoßenes Kind ſei, ſondern nur ein zu ſeiner Heiligung gezüchtigtes. Sowie nun die Menſchen ſelten wiſſen, warum ſie eine Sache thun, ſo wiſſen ſie auch nicht, warum Bekannte und Freunde zu trauernden Unglücklichen laufen, ſie würden ſonſt nicht mühſelig ganze Steinkrätten Troſtes und Redensarten aus der Plunderkammer aufladen und dem klagenden Freunde zur beliebigen Verdauung verwerfen. Bei wahrem Leid ſchlägt kein ſolcher Wort-Troſt an, aber das Kommen, das Nicht-Verlaſſenſein erhebt, und ein einziger Blick, aus dem Liebe ſpricht, giebt der Seele Kraft und die Gewißheit, daß man nicht aus den Gränzen der Liebe geſtoßen worden. Mir ward kein ſolcher Troſt. Ich blieb alleine. Trübe wars ringsum, doch konnte ich wieder etwas denken, nicht nur empfinden und phantaſiren. So dachte ich mir: der Pfarrer werde mich am Ende ſo wenig freſſen, als die Bauern es gethan hätten. Er werde mir ſagen können, wie es mit Bäbin ſtehe, ob ſie ihre Schwangerſchaft angezeigt, und mich als Vater angegeben hätte oder nicht. Am meiſten zuwider war es mir, am Morgen ſo circa um die 8 durchs Dorf zu gehen, wo ſicher die Meiſten bei den Brunnen oder im Tenn auf mich lauerten, um mich mit Worten und Blicken Spießruthen zu jagen. Daher beſchloß ich vor Tag weg und dann in dem Walde, der zwiſchen der Schnabelweide und dem Pfarrdorfe war, ſpazieren zu gehen bis zur beſtimmten Stunde. Lockend war es freilich nicht draußen, die Gegend weder romantiſch noch pittoresk, und meine Stimmung eben nicht fürs Spazierengehen gemacht; allein ich dachte mir die Zeit zu vertreiben mit dem Denken an meine Bauern, wie die lange Hälſe machen würden, um mich zu ſehen, die Bäuerinnen den Schweinen eine halbe Stunde ſpäter das Freſſen brächten, die Mädchen die Erdäpfel knetend ſtatt waſchen würden im Brunnentrog aus Leibeskräften, alle große Augen machend nach dem Schulmeiſter. Und wie ſie dann ungeduldig würden, Einer hier ſage: dort kömmt er! alles z'weg ſchöſſe und dann ganz kaput einen Andern erkennten. Wie endlich die Frau Ammännin dem Mann ſage: geh, ſieh wo er bleibt, ſagt, der Pfarrer verſtehe nicht Spaß. Und wie der Ammann zotteln müßte, die Thür verſchloſſen fände zu ſeiner großen Verwunderung, klopfe, rufe aus Leibeskräften, und kein Schulmeiſter Beſcheid gebe. Und wie die ganze Gemeinde auf die Gaſſe herausſtünde um zu ſehen, wie mich der Ammann daher bringe und wie endlich die ganze Gemeinde rathſchlage: ob die Thür einzuſchlagen ſei oder ein Fenſter, endlich den Entſchluß faſſe, wieder bis zum Abend zu warten und männiglich an die Arbeit gehe. An dieſen Gedanken hoffte ich mich wohl 2 oder 3 Stunden erlaben und ſtärken zu können. So wecket Bosheit Bosheit auch in harmloſen Gemüthern, erſt eine unſchuldige, dann eine bösartige. Hat einmal ein Menſch einen Entſchluß gefaßt, ſo iſts ein Zeichen, daß die Wellen ſeines Gemüthes nicht mehr ſo hoch gehen, daß er nicht mehr überfluthet iſt von Empfindungen, daß der Verſtand des Sturmes beginnt Meiſter zu wenden. Von meinem Entſchluß Errettung gewärtigend, ſchlief ich, freilich nach einem unendlich langen und bangen Abend, ordentlich ein und ungeſtört fort bis um 5 Uhr. Da ſprang ich mit beiden Beinen zugleich aus dem Bette und machte mich ſo ſchnell als möglich auf den Weg, damit nicht irgend ein Bauer, der nicht warten mag bis er ſeine Kühe wiederſieht, ſeinen Miſthaufen wieder riecht, mich erblicken und dem Dorfe das Harren und Warten durch die Nachricht erſparen werde:

der Schulmeiſter ſei ſchon am Morgen um fünf durch das Dorf gelaufen, wie wenn er geſtohlen hätte. Glücklich entrann ich und erreichte ungeſehen den Wald. Es war ein naßkalter Morgen. Der Nebel hing ſchwer und naß in die Bäume hinein, die Buchen und die Tannen ſchüttelten zuweilen ihre tropfenden Häupter zur Erleichterung; langes naſſes Gras ſtreifte ſeine Bürde an Schuhen und Hoſen des Wanderers ab auf dem Nebenwege, den er ſuchen mußte, um nicht etwa einem Kiltbuben zu begegnen. Ich ſpazierte nun gravitätiſch wie ein Herr von Bern den etwa 20 Minuten langen Wald auf und ergötzte mich an den langen Geſichtern, die meine lieben Bauern machen würden. Und, o liebe theure Zeit: als ich mein Naſtuch ſuchte, fand ich meine liebe werthe Tabackspfeife noch ganz geladen, fand ein klein Stück Schwamm in der Taſche, Kieſel am Boden, und konnte rauchen. O wie mir das gut ſchmeckte, denn die Tage über hatte ich nicht daran gedacht! O wie gut einem etwas ſchmeckt, wenn man es einige Zeit entbehrt! Düſter graute der Morgen. Schnepfen ſchoſſen in ſchnellem Fluge am Waldesſaume dahin und ſchwenkten raſch ins Dickicht. Zierlich galloppirten Haſe und Häschen von der grünen Weide des Weges entlang dem mooſigen Lager zu zwiſchen den Tannenwurzeln oder dem laubigen Lager am Fuße der ſtattlichen Buche. Altklug krähte eine alte Krähe den Jungen ein Bonjour zu, und unwillig gähnten dieſe eine ſchläfrige Antwort. Munter ſetzte ſich das Eichhörnchen in Sprünge, nach Buchnüſſen und Eicheln lüſtern; es weckte die in Nadeln ſchlafenden wilden Tauben, die mit ſchwerem Flügelſchlag von Aſt zu Aſt flatterten, ſchlafſturm und mühſelig zur Beſinnung kommend. Endlich rührte auch der Faulſte von allen, der bunte Herrenvogel (Häher) ſich, krächzte unverſchämt in alles hinein, er, der Letzte, als ob er der Erſte geweſen wäre. Das vertrieb mir die Zeit ein wenig. Aber immer kälter ward mir dabei und fröſtelnd lief es mir über den Leib. Immer mehr trieb es dieſen, an des Pfarrers Feuer zu ſitzen oder doch wenigſtens in der Nähe deſſelben zu ſtehen. Aber je mehr die Zeit verrann, deſto mehr bangte es der Seele zu erſcheinen vor des Pfarrers Majeſtät. Deſto ängſtlicher betrachtete ſie das Eilen des Zeigers, welches der Leib ein Schleichen nannte. O er iſt ein gar wunderlicher Zuſtand, dieſes Blangen und Bangen, dieſer Zwieſpalt von Leib und Seele, dieſes Eilen der Einen und Zurückhalten der Andern. Wären ſie nicht ſo gut in einander verwachſen, ſie riſſen auseinander.

Die Zeit half meinem Leibe und trieb die zögernde Seele aus dem Walde heraus und dem Dorfe zu. Dafür ließ, je näher wir kamen, dieſe Seele das Herz lauter klopfen, ja ſie trieb die Bosheit ſo weit, in die Knie zu fahren und dieſe ſchlotternd an einander zu ſchlagen.

Diesmal brauchte ich nicht lange zu warten. Die Magd führte mich alſobald zum Pfarrer, der richtig an ſeinem Feuer rauchte, und ein Buch in der Hand hatte.

Sobald ich eintrat, legte er Buch und Pfeife weg, und ſah mich ſo zermalmend an, daß ich faſt fortgelaufen wäre. Dann ſtund er lange auf, ſteckte die Hände in die Weſtentaſchen und trat mit ſchweren Schritten auf mich zu. Es überlief mich ein Gefühl, als ob ein Mühlſtein oder eine Schneelavine auf mich heranrolle, ohne daß ich ausweichen könne, weder zur Rechten noch zur Linken. Und aus dem kochenden Geſichte fuhr endlich eine Stimme heraus, gewaltig wie Krieg und Kriegsgeſchrei, und Worte regneten auf mich ein wie Hagelſteine und Donnerſchläge. Ein ſauberer Kamerad, ein luſtig Bürſchli, ein Schandfleck für die Gemeinde und alle andern Schulmeiſter — das waren die Begrüßungsformeln. Dann führte er jenen Text gründlich und umfaſſend aus, den ich eben angegeben. Er rief alles in Erinnerung, was er mir anfangs geſagt, wovor er mich gewarnet, wie er mir namentlich beſonders eingeſchärft, mich des Mitmachens mit den jungen Burſchen zu enthalten, und welches Luderleben ich nun geführt hätte, daß die ganze Gemeinde eine ſouveraine Verachtung gegen mich gefaßt. Einen böſen Kopf hätte ich dazu, der keinen Rath annehme, weder für das gewöhnliche Leben noch für die Schule, denn dieſe hätte ich auf eine himmelſchreiende Weiſe vernachläſſigt mit all meinem Hochmuth. So gehe es aber immer, wo ein Schulmeiſter nur an die Mädchen denke und vom Herumſchwärmen faul und träge in die Schule komme. Wenn Einer ein rechter Schulmeiſter ſein wolle, ſo müſſe er das Herumfahren laſſen, nicht der Erſte und Letzte an Abendſitzen ſein. Es geſchehe einem jeden Schulmeiſter recht, welcher ſich aufführe, wie ich es gethan, wenn es ihm ſo gehe, wie mir. Er hätte gute Luſt, die ganze Sache dem Kirchenrath anzuzeigen, und mich ihm gehörig zu rekommandiren. Der würde mich dann ſchon in die Finger nehmen, wie ich es verdiene, und wahrſcheinlich mir das Schulhalten abſtellen ein für alle Mal. Und er würde es thun, wenn die Gemeinde nicht ſelbſt es begehre, daß ich noch dieſen Winter Schule halte, damit meine Gläubiger ſich an meinem Lohn bezahlt machen könnten.

So weit hatte der Herr geſprochen, ohne daß man mit einem Hämmerlein dazwiſchen hätte kommen können, auch verſuchte ich es nicht. Als aber der Herr von dableiben redete, während ich fort wollte, ſtotterte ich verlegen mein Vorhaben hervor, wegzugehen. Da wolle ich nicht bleiben, ſagte ich, die Leute hätten es mir gar ſchlecht gemacht, ich hätte keinen Muth mehr zu ihnen, ſie hätten mich in's Unglück gebracht, und ich möge wohl gefehlt haben, aber Schlechtes hätte ich nichts gemacht. Potz Hagel und Kanonen, wie brannte da der Herr wieder auf. Nichts Schlechtes gemacht, Schulmeiſter! Das iſt mir eine ſchöne Rede für einen Schulmeiſter. Wenn eine Dirne in Schande kommt, und mir ſagt: ſie könne nichts dafür, wenn einem ein Dreck auf die Naſe fallen ſolle, ſo falle er einem nicht auf die Füße: und ſie habe nichts Schlechtes gemacht, ſie ſei keine Hure, ſie wiſſe doch einen Vater zu ihrem Kinde; ſo iſt das eine Dirne, die ſo ſpricht. Wenn aber ein Schulmeiſter, der mit einer ſolchen Dirne angetroffen worden iſt, ſo ſpricht, ſo ſollte man ihm die Ruthe geben, wie einem Schulbuben. Ihr müßt eine ſaubere Religion haben, wohl! Nichts Schlechtes gemacht! Und wollt jetzt die Leute an eurem Unglück Schuld geben, ſie ſollen euch verächtlich gemacht und in Schulden gebracht haben! Das wäre mir eine kommode Lehre! Aber ſo habt ihr es Alle, nicht nur ſeht ihr den Splitter in des Nächſten Auge und den Balken im eigenen nicht, ſondern wenn ihr den Balken am Ende nicht mehr abläugnen könnet, ſo ſoll ihn der Nächſte hineingeſtoßen haben. Nichts Schlechtes gemacht! Und wollt nun mit dem Schelmen daraus, und alle eure Schulden mit dem naſſen Finger auswiſchen. Schlecht von euch iſt's, daß ihr nur an ſo etwas ſinnet, und die Leute, welche euch ſo viel Gutes erwieſen, nun zum Dank noch betrügen wollt. Nun wollte ich wieder Einwendungen machen, Erläuterungen geben, aber der Herr hatte nicht lange Geduld, er ſchloß ſeine Audienz mit folgendem bündigen Schluß: Schulmeiſter! ich bin nicht da, um mit euch zu disputiren, aber das will ich euch ſagen, entweder ihr haltet noch die Schule auf der Schnabelweid, oder ich ſchreibe noch heute dem Kirchenrath; und zweitens führet euch beſſer auf, und ſeid fleißiger dieſen Winter, ſonſt ſchreibe ich im Frühjahr dem Kirchenrath; ich laſſe euch aufpaſſen, und wenn ich das Geringſte vernehme, dann gute Nacht, Schulmeiſter ſein. Habt ihr mich verſtanden! Behüt Euch Gott und lebet wohl! Und er that die Thür auf, und ich kam hinaus und vors Haus und auf die Straße, ich wußte nicht recht wie! Der Herr Pfarrer glaubte, die Sache bündig abgemacht, mich in der Ordnung abgefertigt und den Kopf ſauber gewaſchen zu haben. Aber der Herr Pfarrer irrte ſich gröblich. Mein Nichterſcheinen bei ihm anfangs, mein holzböckiſch Weſen hatte einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht. Er dachte: ein junger Schulmeiſter, dem es Ernſt um ſeine Schule ſei, ſollte begierig ſein, guten Rath zu ſchöpfen, und willig ihm zu gehorchen, und ſollte denken, der Pfarrer werde ihm dabei am beſten helfen können. Der Pfarrer wußte, daß wenige oder keine Gemeindsbewohner mit dem Stand der Schule bekannt waren, wußte auch, daß ſie, in Oppoſition mit ihm, das Fortſchreiten der Schule auf alle Weiſe zu hindern ſuchten. Darum, als der junge Schnufer nicht zu ihm kam, hielt er mich für deren einen, die glaubten, alle Weisheit gefreſſen zu haben, die in ihrer Ueberſchwänglichkeit dafür halten, es würde ſelbſt dem lieben Gott nicht ſchaden, wenn er einen Winter durch in ihre Schule käme. Er glaubte, ich hätte mich den Bauern in die Arme geworfen und ſtünde nun in Oppoſition mit ihm; denn dieſer Pfarrer wollte wirklich einen Fortſchritt und die Bauern wollten keinen. Er legte alſo vielmehr Abſicht und Willen meinem Thun und Laſſen unter, als darin war: er wußte nicht, daß ich ein Laub war, das den Wind abwartete, um ſich zu bewegen; merkte nicht, daß bei einigem Eingehen in mein Weſen er mich beſtimmen könnte, wie es ſpäter die Bauern thaten, daß er mich viel beſſer leiten könnte, als alle ſeine übrigen Schulmeiſter. Das waren ſchlaue Kauze, und wußten zwiſchen dem Pfarrer und den Bauern durchzuſegeln, und es mit Niemanden zu verderben, daß es eine Freude war. Dem Pfarrer machten ſie die gehörige Aufwart, ſchimpften über Unfleiß, Hartnäckigkeit, Verfolgung, erwähnten aller ihrer Verſuche, die geſcheitert ſeien am böſen Willen, kurz ſie wußten ſich ſo zu ſtellen, daß der Pfarrer meinte, er hätte an ihnen ſeine beſten Stützen in der Gemeinde. Die gleichen aber ſagten bei den Bauern: der Pfarrer wolle nach der neuen Mode fahren, das komme nicht gut, ehemals ſei das weit beſſer gegangen, und es ſei böſe, daß ſo ein Herr alles verſtehen und zwängen wolle, aber ſie hätten ihm gar bös zu thun, böſe dürften ſie ihn auch nicht machen, und daher müßten ſie ihm zuweilen etwas zu Gefallen thun, man ſollte es aber doch recht nicht zürnen an ihnen. Wenn ſie nicht immer zurückhielten, es ginge noch ganz anders. Er nahm mich alſo für viel böſer, abſichtlicher, vorſätzlicher, als ich war. Indem er meine Erſcheinung betrachtete, die ihn ärgerte, dachte er ſich das unſichtbare Innere viel verdorbener, als es war; legte allenthalben Bewußtſein zu Grunde, wo doch eben gerade das größte

Unbewußtſein, die größte Unbekanntſchaft mit mir ſelbſt und mit der Welt, die vorwaltende Urſache von allem war.

Der gute Pfarrer iſt aber nicht der einzige, der aus ſichtbaren Vorderſätzen falſche Schlüſſe zieht zur Bildung des unſichtbaren Hintergrundes, der von Irrthum und Thorheit im Wandel auf inwohnende Bosheit und Verdorbenheit ſchließt, eine hervortretende Unbeholfenheit einer verkehrten Seele zuſchreibt. Das iſt eben die große Nächſtenſünde, daß faſt alle Menſchen lieb Gottlis ſpielen, und nicht nur das Sichtbare beurtheilen, ſondern die Seele richten wollen; und o Herrgott! kennen doch die eigene Seele nicht, wiſſen nie recht: ob ſie eigentlich vier Beine oder zwei Flügel hat. Sie machen aus einer Laus einen Elephanten, aus einem kleinen Irrthum, einer Unachtſamkeit ein Majeſtätsvergehen, aus einer Charakterſchwäche einen im Böſen verhärteten Sinn, aus einem einfältigen Menſchenkinde einen eingefleiſchten Teufel. O Himmel! wer will die Sünden zählen, welche auf dieſe Weiſe namentlich von Pfarrern und Lehrern, von Meiſterleuten und Eltern, von Ehemännern und Eheweibern begangen werden! Und wenn Einer ſie auch zählen könnte, ſo könnte er doch ein Anderes nicht: er könnte die übeln Folgen dieſer Sünde nicht verfolgen in den verdeckten Gängen der Herzen, könnte nicht zählen, wie manches Herz verhärtete, weil man es für verhärtet hielt, wie manches boshaft wurde, weil man ihm tagtäglich Bosheit vorhielt, wie manches an böſe Geſellſchaft ſich anſchloß, weil man ihm immer Neigung dazu zuſchrieb, ränkeſüchtig, weil man beſtändig Ränke bei ihm ſuchte; könnte aber auch die Herzen nicht zählen, welche über dieſen Mißkennungen verbluteten, welche, je mehr man ſie verkannte, ſie um ſo weniger im Stande waren, den Irrthum zu löſen und auf Erden die Verdammung trugen: verwechſelt und für ganz Andere angeſehen zu werden, als ihr Herz ſie werthete, „bis Gott ſie erlöſte“.

Liebe Gekreuzigte, ihr leidet große Pein, aber leidet nur geduldig, ihr habt euern Lohn nicht auf Erden empfangen, wer weiß, welchen ihr droben empfangen werdet! Auf alle Fälle danket Gott inbrünſtig, daß es euch nicht umgekehrt gegangen. Es giebt Viele, ſie ſind kaum einen faulen Rappen oder einen Neuenburger Kreuzer werth (beide ſtehen al pari) und gelten viel auf der Welt, wegen ihrer guten Geſinnung oder ihrem frommen Herzen oder Gott weiß wegen was; und deswegen werden ſie hochgeprieſen, hochgeſtellt, hochbelohnt und tragen ſie hoch durch die Welt und gebehrden ſich üppiglich in Thaten und Worten, und wenn ſie bä rufen, ſo ruft ihnen manchmal ein ganzer Rathsſaal, manchmal eine Kneipe und manchmal eine geiſtliche Verſammlung in ſteigendem Erſtaunen — bä nach. Warhaftig, den langen Lohn, den ſie für ihr kurzes Dickthun empfangen werden, möchte ich nicht mit ihnen theilen, und wenn er auch nur darin beſtehen ſollte, daß ſie als Wölfe in Bocksfellen oder als Schafe in Wolfshäuten (dem Werth nach kömmt es auf eins heraus) in Ewigkeit bä bä ſchreien müßten. Nach applicirter Strafpredigt hat ſicher ſich der Pfarrer an ſeinem Feuer behaglich ausgeſtreckt, die Beine weit vom Leibe weg, und hat bei ſich ſelbſten ſelbſtgefällig gedacht: dem hab' ich es ſchön geſagt, dem habe ich abgeputzt, daß es ſich gewaſchen hat. Nun giebt es nicht viele Leute, die nicht auf einer tüchtigen Strafpredigt ſich etwas zu gute thäten, und gar viele giebt es, die nicht für viel Geld ſich eine Gelegenheit zu einer ſolchen entwiſchen ließen, ja, ſie machen ſich welche expreß, wenn ſie nicht von ſelbſt kommen. Sie ſind ihnen eine Art geiſtigen Stuhlganges, der ſie ordentlich erleichtert und ihnen wieder Appetit macht nach etwas von Mehl oder etwas von Fleiſch. Freilich koſtet es ihnen allemal etwas Mühe, bis ſie die gefaltete Stirn wieder glatt gezogen, und die Wellen des mühſam erregten Zörnleins im Gehirn beſchwichtigt, aber der Unterleib fühlte ſich ſogleich erleichtert, und um den Mund legt ſich das Lächeln, das einem die Freude verkündet: heut habe ich einen gedonnert, und zwar brav!

Ich rede damit nicht gegen alle Strafpredigten, meine nicht, man ſolle ſie verbieten, wie ein Mitglied des großen Rathes im Canton Bern meinte, man ſolle verbieten, daß man Mitglieder des großen Rathes um Verbrechen willen gerichtlich verfolge. Bewahre mich der Himmel, ein ſolcher Lümmel bin ich nicht (wohlverſtanden, der Lümmel geht auf mich und nicht auf das s. v. Mitglied; ich möchte nicht in die Tinte kommen, die Herren verſtehen keinen Spaß). Alſo die Auswiſcher möchte ich nicht verbieten, ſie machen, ſelten gebraucht und am rechten Orte, bedeutenden Eindruck, beſonders bei Menſchen, die in dem Wahn erzogen ſind, es ſei dem lieben Gott nie recht Ernſt, als wenn er blitze und donnere und gar noch hagle. Aber in den meiſten Fällen thut ein freundlich zutraulich Wort mehr Wirkung und dringt tiefer ein als ein ſtrenges, hartes. So geht der Regen tiefer in den Boden hinein als der Hagel, darum läßt der liebe Gott auch mehr regnen als hageln. Doch iſt es ſerios (ſo ſagt ebenfalls ein Gelehrter ſtatt kurios), daß die Weiber, bei welchen ein anvertraulich Wort ſo wohl anſchlägt, während ſich gegen ein hartes alle ihre Haare bolzgrad aufſtellen, ſo viel auf dem Abputzen haben. Nicht daß ſie es immer ſelbſt thun, aber die Männer thun es ihnen (gegen Andere verſteht ſich) ſelten recht zum Dank. Dem wollte ich es ſagen, wenn ich dich wäre; ich ſollte die Hoſen an haben, der müßte etwas vernehmen; mit dir iſt aber doch gar nichts, du biſt der größte Haſe, den es geben kann. So lauten ihre Sprüchlein, welche den Männern ſo oft in den Ohren ſurren, welche bewirken, daß mancher Mann ans Abputzen glauben muß, wie ein Kind ans Lariren, d. h. um nicht die Ruthe zu bekommen. Ich will damit erſtlich nicht behaupten, daß ich anders mich aufgeführt, dem Pfarrer ſchon Anfangs geglaubt, wenn er mich freundlich empfangen hätte; will auch nicht ſagen, daß ich zur Einſicht der begangenen Fehler wäre gebracht worden, denn Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit ſperren die Thür den beſten und freundlichſten Räthen nur zu oft: aber ganz ſicher wäre es doch weit eher möglich geweſen, als auf dieſe Weiſe. Nun aber weil der Pfarrer in ſeiner Predigt mich ſchlechter gemacht hatte, als ich wirklich war, empörte ſich in mir das jedem Menſchen angeborne Gerechtigkeitsgefühl. Ich fühlte, daß mir Unrecht gethan worden, hatte aber nicht Verſtand genug einzuſehen, wie eigentlich die Sache ſtehe, und meinte, mein Thun und Laſſen hätte der Pfarrer viel zu ſtrenge gerichtet, während er hierin ganz recht hatte, dagegen nur meinen innern ſittlichen Unwerth viel zu hoch anſchlug.

Daß ich mit dem Kilt- und an Abendſitzegehen gefehlt, das wollte mir nicht in Kopf; daß man mich mit Bäbin auf dem Schooße angetroffen, war freilich ſchlimm, aber konnte ich etwas dafür? Hatte man mich nicht dazu verführt? Und dann, was hatte ich eigentlich Schlechtes gemacht? So ein Pfarrer habe gut tadeln, dachte ich; aber was ein Schulmeiſter neben der Schule mache, gehe ihn nichts an; und wenn ein Schulmeiſter nicht zu Kilt gehen ſollte, was ſollte er denn machen? Er ſei doch ein Menſch wie ein anderer, und wenn einer jung ſei, ſo habe er das Recht, ſich luſtig zu machen. Ein Schulmeiſter ſei kein Herr, und kein Menſch nehme ein Aergerniß, wenn er thue was die Andern, als ſo ein Herr, der Niemand eine Freude gönne. Im Gegentheil, man würde es einem Schulmeiſter übel nehmen, wenn er es nicht thäte. Man würde ſagen: der wolle den Herrn oder den Frommen ſpielen. Und wenn nur die verdammte Geſchichte mit Bäbi nicht geweſen wäre, ſo wollte ich es darauf ankommen laſſen, daß der Pfarrer auf Bern ſchreibe. Dort, glaubte ich, ſeien die Herren witziger, als ſo Einer auf dem Lande; wollte es darauf ankommen laſſen und nach einer andern Schule mich umſehen; denn daß ich da bleiben ſollte, das war mir ganz beſonders ärgerlich, obgleich ich mir auch halb und halb wieder dachte, man brauche die Schulden nur zum Vorwand und laſſe mich überhaupt nicht gerne fort.

Wie doch ſo ein junger Menſch und noch dazu ein junger Schulmeiſter nie gefehlt haben will; wie er ſo verblendet ſein kann, ſein ganzes Thun und Laſſen, ſeine ganze Lage zu mißkennen! Ja freilich iſt es allen älteren Leuten auf dem Lande ein Aergerniß, wenn der Schulmeiſter ſich mit der wilden Jugend abgiebt. Ja freilich halten ſie ihm gar nichts darauf, wenn er thut wie ein Anderer, wenn er Mädchen nachjagen hilft. Ja freilich ärgern ſich die Leute, wenn man vernimmt, daß er zu Kilt geht; und wenn man ihm Streiche ſpielen kann, ſo thut man es. So war es ſchon zu meinen Zeiten, aber ich merkte es nicht, die rechte Meinung der Leute vernahm ich nicht, ja man lockte mich zu dem, was man verdammte. Die gleichen Leute rühmten mich wegen meiner Luſtigkeit, die hinterwärts darüber ſchimpften. Noch viel ſtrenger iſt man gegenwärtig und ganz mit Recht. Denn je mehr Anſprüche der Stand macht, deſto mehr Anſprüche hat man an ihn zu machen, und wenn man ſagt, daß in ſeiner Hand das ganze Glück des Volkes ruhe, ſo kann man wohl von ihm fordern, daß er vom Volke entfernen helfe, was deſſen ſittlich und ökonomiſch Wohl untergräbt, und ein ſolches Uebel iſt eben der Kiltgang. Eine Sitte, die ſich überlebt hat und unendlich viel Unheil ſtiftet, die ſich nicht durch Geſetze abſchaffen läßt, ſondern blos durch Erweckung des ſittlichen Gefühls, durch Erheben des Menſchen vom Thiere zum vernünftigen Weſen.

Und wer dieſes thun will, muß denn doch wohl nicht ſelbſt in gleichem Kothe ſich wälzen. Traurig iſts, wenn Leute, auf deren Bildung viel verwendet wird, von denen man eine beſſere Zeit erwartet, die Sache gar nicht ſo auffaſſen, ſondern nach erlangter Freiheit thun, als wenn ſie zu Allem losgelaſſen, frei in allem Möglichen wären, und auf gemachte freundſchaftliche Warnungen ganz puckt und trotzig antworten: Es werde doch wohl erlaubt ſein, ein Meitſchi anzuſehen? Kurz, ſich ganz gleich gebehrden, wie ich vor bald 20 Jahren, wie ich, der ich eben nicht zum Beſſeren erzogen war, und noch nichts davon gehört hatte, daß unſer Stand der Angel ſei, um den die ganze Welt ſich drehe. Traurig iſts, wenn ſie ihre erlangten Kenntniſſe nicht zu benutzen wiſſen, um in der Geſellſchaft eine nützliche Stellung einzunehmen, andere zu ſich heraufzuziehen und mit vernünftiger Rede die Zeit zu verkürzen, mit heiterm aber reinem Scherz zu zeigen, daß man auch ohne Zoten ſcherzen könne; ſondern ſich entweder hineinziehen laſſen in das wüſte Treiben, wo ſie ſicher ſein können, daß von allen Seiten her auf den beſudelten Schulmeiſter mit Fingern gewieſen wird, oder daß ſie ſich zurückziehen müſſen von den Menſchen, um die Duckenmäuſer zu ſpielen. Es iſt nicht gut, wenn der Schulmeiſter nicht mit den Leuten lebt, aber er ſoll eben Meiſter dieſes Lebens ſein, er ſoll dieſes Leben zu bilden ſuchen, ſo gut als ſeine Kinder; denn dieſes Leben iſt eben das Element, in welchem ſeine gebildeten Kinder ſich bewegen ſollen, und was hilft alle Schulbildung, wenn das Leben unrein, wüſt bleibt? Aber das ſah ich damals nicht ein, ſo wenig als es heute eingeſehen wird von ganz andern Bürſchchen. — So wirbelte mir Unwillen im Kopf herum, und ich war lange nicht mehr der betäubte erſchrockene Sünder, hatte doch auch Bäbi mich nicht angeklagt, und ſchienen die Bauern doch noch viel auf mir zu halten, daß ſie mich nicht wollten fahren laſſen. Ich marſchirte trotziger drein, ſtellte mit den Abſätzen nicht für Spaß zu Boden, und ſchlug manchen Diſtelkopf mit meinem Stecken ab. Ich ſcheute mich nicht vor dem hellen Tag, und vor dem durchs Dorf gehen; konnte ich doch ſagen, daß ich nicht angeklagt ſei, und was der Pfarrer mir Dummes verboten, und vom Kiltgang und von Abendſitzen geſprochen, wie wenn das ſchlechte verbotene Sachen wären, konnte auf Bäbi ſchimpfen, wie man mich da habe hineinſprengen wollen u. ſ. w.

Zwölftes Kapitel.

Wie mich die Bauern und Buben kuriren.

So hob ich meinen Kopf höher und immer höher, und als ich ihn endlich aufgerichtet hatte, erblickte ich die Garnliſe zehn Schritte vor mir. Die kam ganz demüthig und liebevoll auf mich zu, reichte mir die Hand und frug zärtlich: Wie geht es, Schulmeiſter? Wir haben rechtes

Erbarmen gehabt mit euch und die ganze Nacht geweint euretwegen. Dieſe Zärtlichkeit und dieſes ſich Schmiegen hatte bei meiner Gemüthsſtimmung die gleiche Wirkung, wie bei noch manch Anderm, je tiefer Einer vor ihm kniet, deſto höher bäumelet er. So polterte ich auch los und ſagte: Ja, ich glaube es, ihr habt geweinet, daß ihr mich nicht habt hineinſprengen können, ihr ſeid zwei ſchöne Dirnen. Da fingen aber der Garnliſe Augen an zu funkeln, wie die einer Katze, wenn man ſie beim Schwanz zerrt. Sie begann leiſe zu knurren und ſagte mit noch manierlicher Stimme: Das hätte ſie nicht von mir erwartet, es ſei nicht recht von mir, ſo zu reden, da ich ſie jetzt ins Unglück bringe. Bäbi ſei mir nicht nachgelaufen, ſondern ich ihm. Auf den Lärm hin, den man gemacht, wolle nun er, der Bäbin gar grauſam lieb gehabt, von ihm nichts mehr wiſſen, und ſage immer: ſie ſolle zu ihrem Fragenbuchhengſt gehen, für den paſſe ſie am beſten. Ich ward dadurch noch nicht zum Schweigen gebracht, und gab ihr einige kleine Schüſſe in die Flanke über locken und anläßig ſein ꝛc. Da öffnete Liſi ihre bisher maskirte ſchwere Batterie und gab mir volle Lagen, und nicht in die Flanken, ſondern in die Fronte. Wenn man einen ſolchen Donnerslümmel hätte locken wollen, ſo hätte man ihn längſt, wo man ihn hätte haben wollen, aber ſo ein verhudeltes Schulmeiſterli ſolle ſich nicht einbilden, daß ein Mädchen wie Bäbi ihn nur mit dem H...... anſehe, und wenn es ſieben uneheliche Kinder haben müßte. Wenn es einen ſolchen Schullümmel haben wollte, ſo wollte es denn doch einen, der ein zahltes Bett hätte und einen ganzen Milchhafen. Ich vernahm noch, daß ich der Narr des ganzen Dorfes ſei, das Geſpött der Kinder, verachtet von den Alten, und daß im ganzen Land kein ſchlechterer Schulmeiſter und kein ärgerer Hudelbub ſei, als ich.

Mein Geſchütz war zum Schweigen gebracht, ich ſtund ſtumm und eingewurzelt, wie Loths Weib. Da machte ſich Liſi ſatt los, rückte, immer feuernd, mir vom Leibe weg, ging endlich fort, aber alle drei Schritte noch mit verkehrtem Kopf mir eine Ladung zuſendend, ſo lange ich es hören konnte. Erſt, als Liſe weit weg war, ermannte ich mich und konnte wieder ab Platz kommen, und zu rechtem Aerger über die Frechheit dieſes Weibes, das ſo himmelſchreiend mich nun hineinſtoßen wollte, mich noch viel ſchlechter machend als der Pfarrer. Voll gewaltigen Zornes brach ich aus dem Walde heraus auf die Aecker, unter denen das Dörfchen lag.

An der Spitze deſſelben ſtund das Haus eines b'ſunbaren Freundes von mir, der mich viel einlud und mir viel Recht gab. Dieſen hatte ich ſeit der Geſchichte nicht geſehen. Er hatte mich weder ausnehmen helfen, noch war er dabei geweſen, als man mich für den Teufel oder einen ſeiner Geiſter angeſehen. Im Tenn droſch man und hatte eben eine Tenneten fertig gedroſchen und war am Strohaufſchütteln, am Abrechen ꝛc. Vor dem Tenn wannete der Freund. Als man mich kommen ſah, guckte eins ums andere hinter der Ecke hervor, ob ich noch ganz ſei, welche Miene ich ziehe und arbeitete ſchnell wieder fort, als ob man mich nicht bemerke. Ich grüßte und mahnte, ſie ſollten bald Mittag machen; man dankte mir trocken. Ich trat zu dem Wannenden und ſagte ihm: Du wirſt wiſſen, von wem ich komme! Er hätte etwas anders gehört, war der kurze Beſcheid.

Nun klagte ich, was mir der Pfarrer alles geſagt, und wie er geſagt habe, ein Schulmeiſter ſollte nicht zu Kilt laufen und ſich nicht ſo gemein machen u. ſ. w. Der Pfarrer werde wohl wiſſen was er ſage, hieß es, ſo ein Herr wiſſe am beſten, was recht ſei und was ins Maß möge. Aber das alles ſei doch nichts Böſes, ſagte ich, und es habe Niemand etwas dawider gehabt, als der Pfarrer, der nichts davon verſtehe und nicht wiſſe, was auf dem Lande der Brauch ſei. Es habe mir aber auch Niemand viel darauf gehalten; wenn ich gewollt hätte, ich hätte es können merken, war die Antwort. Da ich ſo mit ihm nicht zurecht kam, fing ich von der Liſe an, und erzählte ihm, was ſie mir alles geſagt und wie ich nun

Bibl.

an allem Schuld ſein ſolle. Da antwortete er mir, alles in gleichem Tone, ſie werde wohl in Etwas Recht haben, wenn es mir nicht um etwas anders zu thun geweſen, ſo würde ich mich mit ſo ſchlechten Leuten nicht eingelaſſen haben. Da wurde ich endlich doch böſe, und frug: Wenn ich ein ſo Schlechter ſein ſolle und Niemand etwas auf mir halte, warum man mich dann behalten wolle! Wenn du Niemand ſchuldig wäreſt, ſo könnteſt du gehen wohin du wollteſt, lieber heute als morgen; aber wir vermögen es nicht, dem Schulmeiſter den Lohn zwei- oder dreimal zu geben; damit ſchüttete er ſeine Wanne auf den Kornhaufen aus, ergriff ſeinen Flegel wieder und ließ mich ſtehen, wo und wie ich ſtund.

Und da ſtund ich richtig, wie vom Himmel herabgefallen, denn das waren die gleichen Leute, die vor einigen Jahren gegen den Pfarrer mich aufwieſen, ihn ausſpotteten, mich mitmachen hießen, und alles, was ich vernahm, luſtig zu finden ſchienen. Jetzt, als die Folgen dieſes Thuns über mich hereinbrachen, ließ man mich ſtehen, gab dem Pfarrer Recht, mir Unrecht, und behandelte mich, als wenn ich all mein Thun und Laſſen ſelbſt erſonnet hätte, vergaß, daß man mich dazu gelockt, aufgemuntert hatte. Jetzt war alles einig, der Pfarrer, die Garnliſe, die Bauern; der Pfarrer, weil er Recht hatte; die Andern, weil es ſie eben ankam, einen Sündenbock aus mir zu machen, und ich, armer Teufel, mußte ſehen, wie männiglich mit dem Finger auf mich wies und ſagte: pfi Tüfel. Und von Tenne zu Tenne mußte ich die verblümten Worte hören: das iſt ein ſauberer Burſche, ein luſtiger Schulmeiſter, wenn es ihm der Pfarrer nur recht geſagt hat. Wahrhaftig, der Zorn verſchwand mir, und das Bäumele, ein unendlicher Jammer übernahm mich. Alſo der Stab war über mich gebrochen, die Welt hatte ihr Urtheil gefällt, Alle es beſtätigt, und keine einzige Seele war, die ſich meiner annahm; keine, die an dieſes Urtheils Richtigkeit zweifelte; keine, die unterſuchte, in welchem Zuſammenhang mein Weſen mit meinem Thun ſtund, welche

Schuld auf mich und welche auf meine Umgebung fiel. Alle, Alle ſtunden zuſammen auf einen Haufen, ſtießen mich aus und ſchrieen das Schuldig über den Bloßgeſtellten, und jeder Schreiende reckte ſtolz den Kopf empor und meinte, wenn er einen Andern verurtheile, ſo ſei er damit ſelbſt ohne Schuld. Und ich, der Miſſethäter, konnte mich nicht vertheidigen, Niemand hörte mich, Niemand glaubte mir, und jeder ſprach: da ſiehe du zu, ſelber tha, ſelber ha! Wahrhaftig, ich hätte in den Boden kriechen mögen vor Elend. Jahrelang hatte ich gelebt in gräßlicher Verblendung. Ich wähnte, meine Umgebung finde alles ſchön, was ich mache, billige alles; und ſie hatten es häßlich gefunden, mißbilligt! Alſo ein ganz Anderer war ich immer in dieſer Menſchen Augen geweſen, als ich gewähnt hatte, und das Jahrelang, ohne es zu merken. Und wie einmal darüber mir die Augen aufgingen, daß nicht nur jener Abend, über den ich mich entſchuldigen zu können glaubte, ſondern mein ganzes übriges Betragen anſtößig geweſen, wer beſchreibt mir da die Wolken von Gedanken, die aus dieſer einen Erkenntniß emporſtiegen, an einander ſich reibten, über mir ſich wölbten und eine Zerknirſchung über mich ergoſſen, gegen welche die Sündfluth nur ein gelinder Regenſchauer war! Vor den Menſchen hatte ich groß ſein wollen, das war mein Zweck; nun hatten ſie mich recht klein gemacht, das war mein Lohn. Mitten in dieſer Zerknirſchung kam der erſte Schultag heran. Ich dachte nicht, welche neue Pein er mir bringen werde. Am Morgen vor der Schulſtunde zog mich ein bedeutender Lärm ans Fenſter. Ich ſah die liebe Schuljugend in größerer Zahl, als ſonſt am erſten Schultage bräuchlich war, an welchem gewöhnlich auf ſieben Bänke nur ein Kind kömmt, herbeilaufen unter ungewöhnlichem Lärm und Gelächter. Mehrere größere Buben kamen voran und hielten einen andern, der ſich gar ungeſtüm gebehrdete, an Boden ſich warf, in die Haare griff und um ſich ſchlug. Je ärger er es trieb, deſto lauter lachte der nachfolgende Schweif, unter den ſich einige ältere Leute gemiſcht hatten, und vor den Häuſern ſtunden riegeldick ſich halbtodtlachende Zuſchauer. Ich begriff an der ganzen Sache nichts, bis der Zug zum Hauſe gekommen, der Schreiende nicht hinein wollte, von Ertränken ſprach, dann: Bäbi, o mys Bäbi! rief, und man ihn frug: ob er noch mehr Pfannkuchen wolle? Da merkte ich, daß die gottloſe Jugend mich aufführe, aus jenem unglückſeligen Abend ein ordentliches Spektakelſtück mache, daſſelbe als paſſenden Eingang der Schule darſtelle, belacht, und vielleicht angeſpornt von den Alten. Und dieſes Stück wurde nicht nur einmal aufgeführt, ſondern Anfangs regelmäßig vor jeder Schule. Um die Rolle des Schreienden ſchlug man ſich, jeder wollte es beſſer machen als der andere. Die Mädchen waren nie ärgerlicher darüber, daß ſie nur Mädchen und nicht Buben waren, als jetzt, da ſie dieſe Rolle nicht übernehmen konnten; und mich nimmt nur Wunder, daß keinem in den Sinn kam, das Bäbi auch einzuführen, damit die Mädchen doch auch auftreten könnten.

Hätte ich die nöthige Energie beſeſſen, ſo wäre das Spektakel wohl abzuſtellen geweſen, allein die beſaß ich eben nicht. Dem Eltern klagen? gerade die hatten ihre Freude daran und an ihren ſaubern Früchtlein, die das Ding ſo natürlich darzuſtellen wußten. Dem Pfarrer hätte ich wohl klagen können, und der hätte ſicher Hella gemacht, aber mir graute vor der Nutzanwendung, die er mir gratis mitzugeben nicht ermangelt hätte. Hatte ich nun meine Verhöhnung mit angeſehen, ſo konnte ich in die Schulſtube gehen und den Kindern in eigener Perſon mich darſtellen. Das war nun wenig anders, als wenn ich mich an den Pranger ſtellen und ein Halseiſen hätte müſſen umthun laſſen. Man kann ſich denken, wie das junge Volk mir Augen machte, ſpitzbübiſche und trotzige, und welch Schafsgeſicht ich dagegen aufſtecken mußte. Man kann ſich denken, welch Elend in der Schule entſtund, in welcher die Kinder den Lehrer ungeſtraft verhöhnten, und der Lehrer das gar wohl fühlte, aber von einem unglücklichen Bewußtſein niedergedrückt, von einer gränzenloſen Muthloſigkeit umfangen, nichts dagegen anzukehren wußte, nicht ſcharf und entſcheidend durchgreifen durfte. Man kann ſich denken, wie viel die Kinder lernten. Aber was ſchor das meine Bauern, daß ihren Kindern ein Winter verloren ging, wenn ſie nur ihre Batzen nicht verloren. Von dem nachtheiligen moraliſchen Einfluß auf die Kinder, den ein ſolches Verhältniß haben mußte, will ich gar nicht reden, denn was wußte man auf der Schnabelweid, was moraliſch ſei? Kann nicht welſch, hätten ſie geſagt, wenn man ihnen mit moraliſch gekommen wäre. Den Zuſtand aber, in dem ich gewöhnlich an einem Abend war, kann man ſich kaum denken. Es war eine tägliche Kreuzigung, zu der ich alle Morgen erwachte. Und wenn der Tag vorbei war, kam der Abend finſter und lang und einſam, denn kein Menſch beſuchte mich und zu Niemanden mochte ich, mochte die Geſichter nicht ſehen, ehedem ſo freundlich, jetzt hämiſch und finſter; mochte Anzüglichkeiten und Sticheleien von denen nicht hören, die früher ganz anders geredet, die auch ganz andere Dinge getrieben hatten, nur mit dem Unterſchiede, daß es dann bei gelöſchtem Lichte geſchah, während es an jenem unglücklichen Abend noch gebrannt hatte.

Ich ſaß alſo daheim am Webſtuhle, um mein Leben zu friſten und mein Leid zu vertreiben. Das Erſtere konnte ich. Ich konnte noch einige ungeſtüme Mahner, die mir alle Augenblicke vor der Thür waren, befriedigen. Das Letztere aber konnte ich nicht. Wob ich, ſo hatte ich Zeit zu denken: was ich alles gehofft, in welchen ſüßen Träumen ich gelebt, wie wohl es mir geweſen, und wie nun alles ſo ganz anders geworden, in welch Elend ich gerathen. Eigen iſt, daß der Glückliche ſich meiſt mit der Zukunft beſchäftigt, froher Erwartungen voll; der Unglückliche mit der Vergangenheit, dem Grabe ſeines Glücks, doppelt leidend in der Rückerinnerung, ſo daß beide die Gegenwart vernachläſſigen. Wäre es vielleicht nicht beſſer, wenn alles umgekehrt wäre!

Wenn ich dann ſo recht ins Elend hineinſann und dachte an die vergnügte Zeit und an meine jetzige Traurigkeit, dann wollte das Weberſchifflein nicht mehr fliegen durch die aufgeſpannten Faden, dann konnte ich nichts mehr als die Tage zählen, welche ich noch in dieſem Fegfeuer auszuhalten hatte; konnte nichts mehr, als verzagen an mir und an der Welt. Und wenn ich endlich müde von dem nie endenden Gebären und Verſchlingen der Bitterkeit gegen mich und die Welt das Lämplein löſchte, konnte ich nichts anders wünſchen, als: daß in der Nacht auch das Lämplein meines Lebens verglimme. Es ward mir ein Troſt zu denken, es würde vielleicht der Eine oder der Andere an meiner Leiche erkennen, daß er mir zu viel gethan.

Dreizehntes Kapitel.

Wie ein Schulmeiſter merkwürdige Betrachtungen anſtellt.

Die Krone der Schöpfung heißt der Menſch, er heißt der Erde König, ein Halbgott träumt er ſich, wie ein Selbſtbeherrſcher gebehrdet er ſich, trotzig und dünkelvoll. Als ob er mit der Hand den Himmel aus den Angeln heben, mit dem Fuß die Erde in Splittern ſchlagen könnte, macht er ein Geſicht.

Ein ſolch gottloſes Geſicht zieht nicht etwa ein Kaiſerlein allein oder Königskinder, ſondern Millionen federſtaubende, ahnenſtaubige, ſchulſtaubige, mehlſtaubige, ſtraßenſtaubige (was für ein Unterſchied iſt wohl zwiſchen Staub und Staub?) Menſchlein ziehen noch ärgere — Geſichter nämlich. Der Staub an allen Haaren iſt ihnen kein Zeugniß, daß ſie keine Halbgötter ſeien, ſondern halt ſchwache Geſchöpflein, Staub und Aſche. Ihr Haar, das ihnen zu oberſt auf dem Haupte im Winde flattert und losgeriſſen ein Spielzeug deſſelben wird, iſt ein Wadel, von Gott ihnen geſetzt zum warnenden Zeichen, daß ſie nicht ſolche Haare ſeien im Weltenwinde, der vom Aufgang bis zum Niedergang bläſt fort und fort, oder gar losgeriſſene Haare, die herumgetrieben werden, bis ſie in Koth oder Dornen ſtecken bleiben; aber ſie verſtehen das Zeichen nicht. Der gute Gott ſprach am dritten Tage ſeiner Schöpfung: Es bringe die Erde Gras herfür, Kräuter welche Samen tragen, fruchtbare Bäume, welche Frucht bringen nach ihren Geſchlechtern, in denen ihr Same ſei auf Erden. Und es geſchah alſo.

Und unter dieſen Kräutern und Bäumen, aber nicht Kraut nicht Baum, ſchuf der gute Gott den Epheu zum Sinnbilde dem Menſchen. Wie alle Bäume und Kräuter ſtrebt der Epheu nach oben, dem blauen Himmel, dem Lichte zu, aber allein vermag er es nicht, an einem Stamme muß er empor ſich winden und ſchlingen, nur an demſelben ſteigt er höher und immer höher bis zur Spitze hinauf; und je ſtärker und höher ſeine Stütze aus dem Boden gen Himmel ſteigt, deſto ſtärker wird auch er, deſto näher kommt auch er dem Himmel, und grünt ſo blendend und ſaftig dann in Sommerhitze und im Winterſchnee, als ob ewiges Leben in ſeinen Adern flöſſe. Stürzt den Baum, entreißt ſeine Trümmer den umſchlingenden Armen, und läßt das Epheu keinen Stamm mehr finden, ſo ſucht es an jedem Zweige oder Steine ſich zu erheben, kriecht elend, unbeachtet am Boden fort, kein Vieh frißt es, es zertritt es blos.

Wie wunderbar ähnlich iſt nicht der Menſch, nicht Thier, nicht Engel, dieſer Pflanze, nicht Kraut, nicht Baum!

Der Menſch iſt für den Himmel geboren, zu ihm hebt ſein Auge empor, nach ihm hin zieht ihn ſein Geiſt; aber ſein Auge hebt ſich nicht, ſein Geiſt zieht ihn nicht, wenn ſie weder Stütze noch Stamm finden, ſich aufzurichten nach oben. Sezt des Menſchen Kind im Walde aus, laßt Bär oder Wolf ſeine Ammen werden, ſo wird der Leib ſich nicht heben, auf Vieren wird es gehen, wird heulen wie der Wolf, brummen wie der Bär; ſein Geiſt hebt ſich nur, um auszugehen auf Raub, den Fraß ſich zu ſuchen, zieht ihn nur zur Quelle, den Durſt zu löſchen. Ein Thier wird des Menſchen Kind werden und bleiben.

Gebt dem Kinde aber eine Mutterhand, in die ſein taſtend Händchen ſich lege; einer Mutter Arm, der es vom Boden hebt; einer Mutter Auge, das es vom Boden zieht zu ihr hinauf, und ſeht nun, wie das Kind ſich aufrichtet auf ſeine Füßchen, an der Mutter empor ſich ſchlingt; ſeht, wie ſein Auge ſich aufſchlägt, das Mutterauge ſucht, den Himmel findet, und wie unter goldnen Locken hervor das Engelchen zu lächeln beginnt.

So rankt am Menſch der Menſch empor zur Menſchengeſtalt, aber auch ſeine Seele ſchlingt ſich an Seelen auf und ſaugt aus ihren Säften Nahrung zum Wachsthum und hält an ihnen ſich feſt. O es iſt eigen, wie die kleinen Seelen kleiner Kinder ihre Fühlfaden taſtend ausſtrecken nach größern, feſtern Seelen, ſich da anklammern und einſaugen, und an ihnen ſich aufrichten. Es iſt aber auch ein eigener Gedanke für den Erwachſenen, oder Erwachſenden, daß, ohne es deutlich wahrzunehmen, junge Seelen an ihm empor klimmen; daß er da ſei, um ihnen Nahrung und Richtung zu geben; daß wie er ſich aufrichte oder niederbeuge, im Schlamme krieche oder Himmelslüfte ſuche, ſie mit ihm ſich aufrichten oder beugen, mit ihm im Schlamm kriechen oder des Himmels Lüfte trinken. O es iſt herrlich zu ſehen, wenn in einem Hauſe ein oder, wie es ſein ſollte, zwei Zwillingsſtämme mächtig und feſt aufſchießen himmelwärts, wie da keine Seele am Boden kriecht, ſondern alle an den Stämmen die Höhe ſuchen. O es iſt herrlich zu ſehen, wie da zwei Kräfte walten unwiderſtehlich, wie der angeborne Trieb nach der Höhe die jungen Seelen hintreibt zu den Stämmen, und wie dieſe mit dem Athem und Duft der Liebe, der rings um ſie weht, die von eigener Kraft Getriebenen mit unwiderſtehlicher Gewalt noch anziehen und feſthalten. Auch hier iſt die Liebe, die bindet; an eine Eisſäule hinauf würde kein Epheu ſich winden. In einem ſolchen

Hauſe ruht und arbeitet es ſich herrlich; dieſes Haus ſteht im Schatten des immer grünen Lebensbaumes.

Wie ſchauerlich und wüſte ſieht es aber da aus, wo kein Stamm ſich findet, ſondern nur niederes Geſtrüpp, wo die alten Seelen durch Moder, Koth und Trümmer kriechen, mühſelig und ſchmuzig; wo die jungen Seelen ihnen nachkriechen und lange noch ihre Fühlfäden ausſtrecken nach einer aufrecht ſtrebenden Seele; aber wenn ſie keine finden, dann ſich eigene Wege ſuchen durch Moder und Koth! Da iſt ein häßlich Wohnen unter häßlichem Gezüchte; da ſind die Höhlen, wo verlorene Seelen ihr grauſich Weſen treiben.

Bange muß es denn doch in der Bruſt werden, in welcher das Bewußtſein aufgeht, daß junge Seelen an ihre Füße ſich klammern, in ihr ihre Himmelsleiter ſuchen; bange muß es werden in jedes ältern Menſchen Bruſt; „wie hoch hebe ich mich, und wie feſt ſtehe ich?“ muß der ſich fragen, der das Feſtklammern Anderer an ſich fühlt — muß ſich fragen: „Woran ſtehe ich dann eigentlich? welches iſt der Stamm, der mir Stütze, Halt und Richtung giebt?“ Denn welch ſtarker Stamm Einer auch für Andere ſei, er vermag doch nicht für ſich allein zu ſtehen, er bedarf wieder eines Stammes, um ſich aufrecht zu erhalten. Keiner in Menſchengeſtalt hat je die Erde betreten, der durch ſelbſteigene Kraft das Haupt emporgehoben und ungebeugt und ungeknickt geblieben wäre. Wie bebte wohl Chriſtus, vom Sturme erfaßt, im Garten Gethſemane, und was erhielt ihn feſt und ungebeugt? Es muß das Jeglicher unterſuchen. Denn was er umſchlingt, woran er ſich aufwindet, an dem kriecht auch die junge Seele auf, die wohl zuerſt an der alten ſich hebt, aber dann auch an dem, was die alte ſtützt; und wenn die alte von hinnen geht, ſo wird der Stamm der alten auch zum Stamm der jungen. Solcher Stämme ſind nun vielerlei, denn die ſuchende Seele erfaßt nicht nur Seelen ſondern auch Sachen, auch Gegenſtände, ſelbſt bloße Einbildungen, und erwählet ſie zu Trägern ihres Daſeins, ihres Heils.

Je feſter die Säule ſteht, deſto ſicherer das Heil; je höher die Säule geht, je näher kommt der Menſch dem Himmel; je niederer dieſelbe bleibt, deſto ähnlicher bleibt der Menſch dem Thiere. Nun, Menſch! thue die Augen auf und ſchaue, woran du kriechſt, was deines Lebens Haltpunkt bildet, was der Magnet deiner Seele iſt; dann erkennſt du auch dein Schickſal, deiner Seele Werth. Sind Sinnengenüſſe die Glanzpunkte deines Lebens, kriecht nach ihnen deine Seele, dann kriecht ſie durch Koth über niedere Steine, und wird im Koth erſticken.

Das Geld zieht Viele an, macht ihnen den Rücken gerade, ſtellt hoch ihnen die Naſe, zieht ihre Seelen an und auf. O ja, etwas hilft das ſchon, über das rein Thieriſche kömmt man weg, aber hoch kömmt man deswegen doch nicht, einen Engel ſtellt man nicht dar, ſondern nichts anders, als ein Additions-Exempel. Viele haben freilich großen Reſpekt vor ſolchen Exempeln und ſie ſelbſt fordern großen; aber das kömmt nur daher, daß ſie und die Andern eben noch nichts Höheres kennen, als ſolche hörnerne Exempel. Aber in ſolchen Exempeln verrechnet man ſich oft wüſt, und das Geld gehört auch der Erde an, iſt flüchtig und vergänglich; darum kömmt die Seele nicht hoch und ſteht nicht feſt, die aus dem Gelde empor will. Und mancher will an einem ſchönen oder reichen Weibsbilde empor — du mein Gott!

„Was iſt brüchiger als das grüne Glas?
„Was gebrechlicher als ein Weibsbild! Was?“

Andere klimmen an geſtorbenen Menſchen auf und gebehrden ſich gar merkwürdig. Die Geſammtheit dieſer Abgeſtorbenen nennen ſie Familie, Ahnen. Da an gelbem Papier, an todten Namen klimmen ſie empor, wie der Affe am Kameel, und gebehrden ſich oben auch gerade wie Affen auf dem Kameel, und mit jedem Geſtorbenen kriegt das Kameel einen Höcker mehr und ein neuer Affe ſetzt ſich oben hin und gebehrdet ſich wunderlich; und manchmal hat der Affe noch eine Frau, und die gebehrdet ſich noch wunderlicher: und oft haben beide noch junge Affen, und die gebehrden ſich am wunderlichſten. Denn die ſtehen wieder höher, nämlich auf dem zu einem neuen Hölker gewordenen alten. Ja, wenn die Leutchen an den Tugenden ihrer Vorfahren emporklimmen wollten, ſtatt an den Namen — Reſpekt da! Aber du mein Gott! da iſt bei manchem Namen keine Tugend. Mancher Name hob ſich an der Elle oder am Metzgermeſſer; und mancher war eben nichts anders als ein gutes Additions-Exempel. Und wo auch Tugend war, da kennt ſie oft der Enkel nicht, oder bekümmert ſich nicht darum.

Andere, ja ganze Familien ſtrecken ſich aus nach allen Poſten und Pöſtlein, und meinen an dieſen zu ſteigen von Höhe zu Höhe. Du lieber Himmel: ſie haben da ein gefährlich Ding erwählt. Mancher Wurm kriecht auf einen Baum, wo nur der Vogel ſitzen ſollte, aber deswegen bleibt der Wurm doch Wurm, wird nicht Vogel, und immer kommt die Zeit, wo man ihn hinunterſchüttelt, weil er Blüthen und Blättern Verderben bringt.

Viele verſuchen an allen begegnenden Menſchen emporzuklimmen, und von dieſen aus ihre Aeſte und Arme auszuſtrecken nach allen Dingen. Dieſe werden von den immer auseinander gehenden Menſchen hin und her geriſſen, zerriſſen, und fallen endlich zerriſſen Allen unter die Füße.

In eitlem Wahn bilden ſich Welche ein, ſelbſtſtändig und frei dazuſtehen, durch ſelbſteigne Kraft ſich zu erhalten und höher zu ſchwingen. Die guten Kinder! Die Rebe ohne Stock wird von jedem Lüftchen zu Boden geworfen; nur etwas Unbedeutendes, nur ein tüchtig Zahnweh acht Tage lang, ſollte dieſe Majeſtäten zur Beſinnung bringen, wenn ſie nämlich noch zur Beſinnung kommen können, was aber bekanntlich Majeſtäten ſelten können.

Alle dieſe Stützen der Menſchen vermögen wohl vom Thier den Menſchen zu erheben, dem Leibe Behaglichkeit, der Seele Stolz oder eine Art von Selbſtgefühl zu geben;

allein je ſinnlicher ſie ſind, deſto gebrechlicher ſind ſie, und der Erde entſproſſen, erheben ſie ſich nicht über die Erde und darum auch Andere nicht.

Auf der Erde haben wir aber nicht nur ſinnliche Dinge, ſondern auch Kinder des Geiſtes ſchweben unter uns; unſichtbar ſind ſie, und doch vermögen wir ſie zu erkennen; ſie haben nicht Arme, nicht Beine, und doch erfaſſen ſie Seelen und reißen ſie mit überirdiſcher Gewalt an ſich hinauf. Ich meine die Ideen, und das Erfaßtwerden von ihnen heißt Begeiſterung.

Sie füllen die Seele mit himmliſcher Kraft, ſie führen ſie zu einer Höhe hinauf, die gewöhnliche Menſchen nicht mehr zu ermeſſen vermögen.

Und dennoch wehe dem Menſchen, der von einem dieſer Himmelskinder alleine ſich ergreifen läßt, und an demſelben, als einem für ſich allein beſtehenden, abgeſonderten Stamme, der in ſich ſelbſt Anfang und Ende findet, ſich emporſchwingt.

Hat eine ſolche Idee den Menſchen erfaßt, begeiſtert, ſo fühlt er ſich unwiderſtehlich berufen, dieſelbe zu bezeugen mit That und Wort, dieſelbe durch ſich ins Leben treten zu laſſen, dieſelbe zu verwirklichen auf Erden. Das aber vermag kein Sterblicher.

Die eigene Gebrechlichkeit und Beſchränktheit auf der einen Seite, das Widerſtreben der Welt auf der andern Seite erzeugen eine unausfüllbare Kluft zwiſchen dem Mögen und dem Vermögen, zwiſchen der Auffaſſung der Idee und ihrer Darſtellung. Und je reiner die Idee ſich abſpiegelt im menſchlichen Gemüthe, um ſo greller wird demſelben der Abſtand in ihrer Verwirklichung erſcheinen, um ſo unglücklicher muß das Gemüth werden. Je höher der Gedanke es erhoben hatte, deſto tiefer ſtürzt es die Wirklichkeit; wenn nämlich die Idee abgeriſſen allein herrſchend da ſtand in ſeinem Gemüthe, wenn die Idee ſein Gott war.

Was kann wohl den Menſchen tiefer ſchlagen, als wenn er zur Erkenntniß kommt, daß er ein ohnmächtiger Diener ſeines Gottes iſt, oder gar, daß ſein Gott ſelbſt ohnmächtig iſt, daß er keinen Himmel hat für ſeine Gläubigen?

Da kommt gerne, daß man den eigenen Kopf an der Mauer einſchlägt, oder daß man ſeinen Gott mit Füßen trittet in den Koth.

Denket an die Ideen der Freiheit, der Schönheit, der Liebe — wie Viele wurden wahnſinnig durch ſie; und wie Viele haben, da ſie ſelbſt die Idee nicht zu verwirklichen vermochten, ihr Daſein geläugnet und in blinder Wuth ſie bekämpft, treuloſe Abgefallene? So wurden Freiheitsapoſtel Tyrannen, und die innigſte Menſchenliebe verwandelte ſich in Menſchenhaß. Die Stämme, an denen ſie ſich emporgeſchwungen, verließen ſie erbittert, getäuſcht, und warfen ſich auf den Boden hin verzweiflungsvoll; oder erhoben frevelnd die Hände gegen das, was ſie früher angebetet, was ihres Lebens Richtung beſtimmt hatte.

Sie wollten den Himmel auf Erden niederziehen, die Thoren hatten ihre Leitern nicht am Himmel feſt gemacht; darum thaten ſie auch den großen Fall.

O dieſe Ideen ſind wohl Himmelskinder, ſind Leitern zum Himmel, aber eben nur Kinder, nur Leitern; für ſich allein ſind ſie ein eitler Wahn, bringen nur bittere Täuſchung.

Menſch! willſt du den Himmel finden, willſt du zum Engel werden, mußt du an dieſen Leitern aufſteigen allerdings, aber einem Ziele zu, und wohin wohl anders, als zu ihrem Vater ſelbſt, zu dem Urquell alles Geiſtigen, zu Gott. Von dieſem kommen ſie, zu ihm führen ſie; hier iſt das Steigen, das Streben an ihnen auf; dort erſt das Erreichen, die Vollendung, das Ziel. In dieſem Gedanken, in dieſer ewigen Wahrheit liegt die Vermittlung; ſie erhält den Muth und giebt die nie ermüdende Kraft, aufzufahren mit Fittigen wie die Adler. Die Ideen ſind Kinder des Lichtes, die Feuerſäulen, die uns leuchten auf der dunkeln Erdenbahn, ſie können aber nie völlig übergetragen werden auf die Zuſtände der Erde, da wachſen ſie immer verkrüppelt auf, wie die Pflanzen des Südens im kalten Norden. Sie ſollen aber eben nicht die Erde zum Himmel machen, wo bliebe da die Sehnſucht nach dem Himmel, nach der eigentlichen Heimath? Sie ſollen die Ahnung des Himmels wecken in der Menſchenbruſt, ſie ſollen nach dem Himmel ziehen. Dieſes Ziehen und Bilden der Menſchen iſt die Hauptſache, nicht das Umſchaffen der Zuſtände der Erde zu einem Himmel. Allerdings wird Jeder ſein inneres Leben als Siegel auch dem äußern, den ihn umgebenden Zuſtänden aufdrücken wollen; aber das wird nie vollkommen gelingen, wegen eigener und Anderer Gebrechlichkeit. Daher eine unſelige Doppelthorheit unſerer Zeit. Erſtlich das Heil der Menſchheit ſuchen zu wollen in einem äußern Zuſtande, einer Form, einer Verfaſſung allein, ohne Rückſicht auf das Innere des Menſchen; zweitens die Menſchen beglücken zu wollen nur mit einer Idee und ihrer Ausführung, in unſinnigem Uebermuthe Gott und den Himmel überflüſſig glaubend. Gerade die werden ſich bald die Haare ausraufen, bald die Menſchen mit der Knute nach ihrem Willen zwingen wollen, und am Ende troſtlos verzweifeln an allem Guten, an allem menſchlichen Streben. Gerade dieſe Thoren ſind es, welche durch ihr traurig Treiben und traurig Ende den Glauben bei Halbblinden erzeugen, alles höhere Streben ſei eitel, und Sorge für ſich allein und ſeinen thieriſchen Theil einzig wahre Weisheit. Darin liegt die Vermittelung, daß wir alſo hier das Vollkommene nicht erwarten, dem Irdiſchen nichts Ueberirdiſches zutrauen, daß wir nicht die Erndte wollen für jede Ausſaat und doch überzeugt bleiben, daß kein höheres Streben eitel ſei, kein Verſuch, das Geiſtige darzuſtellen, thöricht, daß das Unvollkommene gegründet ſei im Willen Gottes, das Mißlingen dienen ſolle zur Erhöhung unſerer Kraft, zur Prüfung unſeres Glaubens, zur Prüfung unſerer Stützen, an denen wir aufklimmen; daß jegliches Streben darin ſeinen Werth habe, daß es den Menſchen dem Himmel näher bringe und ihn tüchtiger mache, ein Leiter für Andere zu ſein, dann im Himmel in Vollendung zu ſchauen.

Wer ſo in den Himmel hineinbaut und zu Gott ſelbſt aufſteigt und an ihn ſein Daſein knüpft, den will ich vergleichen einem klugen Mann, der ſein Haus auf einen Felſen gebaut hat. Da nun ein Platzregen herabfiel und Waſſergüſſe herabkamen und die Winde blieſen und an daſſelbe Haus ſtießen, da fiel es nicht, denn es war auf einen Felſen gegründet.

Die Annahme dieſer Vermittelung, das getroſte Arbeiten und Dulden hienieden in freudigem Vertrauen auf eine künftige Erfüllung, auf ein Schauen von Angeſicht zu Angeſicht, was einem hier nur dunkel erſchien, heißt mit einem fremden Worte Reſignation, mit einem heimiſchen Ergebung.

Ideen ſind aber gar dünne Weſen, und die meiſten Augen ſehen nicht, was nicht dick verkörpert iſt; darum iſt uns darin die heilſame Gnade Gottes erſchienen, daß er dieſe Ideen in ſeinem Sohne verkörperte. In ihm erſcheint uns die wahre Freiheit, die geiſtige Schönheit (Heiligkeit), die Liebe männiglich ſichtbar, ſichtbar auch den Einfältigen, Unmündigen, den Armen im Geiſte. In ihm wurde uns klar die Wahrheit, daß Jeder vom Sturme der Erde, von ihren Unvollkommenheiten und des Fleiſches Beſchränktheit erfaßt wird, deſſen Füße den Erdboden berühren; daß Jeder in Menſchengeſtalt bebt und ſchwankt und nur die Kraft von Oben ihn aufrecht erhält, daß nur der ſtehen bleibt, der ſein Haupt in des Vaters Schooß gelegt hat. In ihm wurde uns die Kraft der Ergebung klar, die alles thut und doch nichts fordert, die in ſich das Göttliche trägt, und doch nicht in gebrechliche vergängliche Formen es niederlegt, ſondern in des Menſchen Bruſt, wo aber der Same Tauſende von Jahren braucht, bis er aufgeht in ſeiner Fülle. In ihm wurde klar die Ergebung, die im Glauben an den Willen des Vaters nie ſeinen Kindern, den Ideen, untreu wird, nie an der Freiheit verzweifelt, wenn auch die Zeitgenoſſen Sklaven bleiben wollen; die Heiligkeit nicht verwünſcht, wenn auch das Laſter triumphirt; die Liebe nicht in Haß verwandelt, wenn auch Tod ihr Dank iſt. Das iſt das Getreuſein bis ans Ende, und deſſen Lohn iſt Seligkeit bei dem Vater, iſt das Finden des Vaters. Wie dem Volke Iſrael die Schlange, iſt uns daher Chriſtus aufgerichtet als die Säule, die bis in den Himmel geht; als die wahre Himmelsleiter, an welcher die ſchwache Menſchheit aufſteigen, und vom Thier zum Engel werden ſoll. Er iſt der Rebſtock, wir ſollen die Reben ſein; keine bringt Frucht, die nicht an ihm bleibet; durch ihn und ſeine Vermittelung kömmt der Menſch zum Vater. Alſo nur der kömmt ſicher ans Ziel und ſtehet feſt, der an Chriſtus ſich aufſchlingt; aber auch nur der Menſch iſt ein feſter und ſicherer Leiter für Andere, der zu Chriſtus führt, von dem aus ſie Chriſtus finden, von dem aus ſie treten können mit eigenen Füßen auf die wahre Himmelsleiter.

Drum, Menſchen! ehe ihr einen großen Fall thut und Andere mit euch reißt, prüfet euch, woran ihr denn eigentlich ſteht. Denn entweder ſteht ihr an etwas oder liegt im Kothe, eins von beiden; durch ſich ſelbſt alleine ſteht Niemand, höchſtens nur auf Augenblicke. Glaubt es mir, ihr ſeid unter den Geſchöpfen, was das Epheu unter den Pflanzen iſt, eine Stütze muß euch aufrichten und aufrecht erhalten. —

Ach, eine feſte Stütze hatte ich eben nicht, darum ſank ich auch ſo tief. Ich hatte mich wohl aufgerichtet, allein meine Stützen täuſchten mich; darum fiel ich ohne Halt darnieder. An meiner Eltern Hand war ich dem Thiere entwachſen, der Vater warf frühe in mich den Ehrgeiz etwas mehr zu werden. Höher richtete er mich nicht auf; ja er ſuchte ihn wieder zu erſticken und hatte mich zum leidenden Hausthiere beſtimmt. Da blies ihn der alte Schulmeiſter wieder an, da blieſen noch eine Menge andere Leute, und an dieſen Leuten allen, die mit freundlicher Miene blieſen (denn wie geſagt, man kriecht nicht leicht da hinauf, wo man nicht Liebe wahnt), kroch ich auf und kroch allen den Dingen nach, an denen ihre Seelen hingen und die ſie deshalb anprieſen. Dieſe Leute alle hatten aber gar niedere Intereſſen, und Niemand mich eigentlich lieb. Sie zogen mich nicht an, wie ein Vater ſeine Kinder zieht, daß ſie auch das erreichen möchten, wonach er ſich ausſtreckt. Keinem kam in den Sinn, mir zu einer reichen Frau oder zu zweien Kühen zu verhelfen. Sie ſpielten nur mit mir, ergötzten ſich an meinem ungeſchickten haſtigen Tappen; und als ſie ſich ſatt gelacht hatten, als mein Tappen ihnen Beſchwerde verurſachte und Aerger, ſo ſchüttelten ſie mich erbarmungslos ab und traten mich mit Füßen, um über meine ſchmerzhaften Geberden wieder lachen zu können. Da lag ich nun zertreten und hatte rings um mich nichts, um mich wieder aufrichten zu können, alſo in wahrer Troſtloſigkeit. Kein einzig Kind war in meiner Schule, deſſen freundliche Blicke mich angezogen, deſſen freundliche Worte mich wieder zu dem Bewußtſein erhoben hatten, daß mich doch noch Jemand liebe, daß ein Gemüth mir nicht verſchloſſen ſei. Das iſt ein furchtbar Verhältniß für einen Lehrer, beſonders wenn er eben Niemand hat, als gerade ſeine Kinder.

Aber auch in mir ſelbſt fand ich nichts, an dem ich mich erheben konnte. Ich hatte mein Amt zuerſt fleißig und mit Eifer geführt; aber warum? Ich wollte von den Leuten gerühmt ſein, wollte der Beſte ſein, wollte zeigen, daß es Keiner könne wie ich, wollte damit auch reich und angeſehen werden; kurz, ich arbeitete um irdiſchen Lohn. Ich bildete mir ein, daß könne mir gar nicht fehlen; in wenig Zeit werde meine Schule die beſte ſein weit und breit; den Erfolg meiner Arbeit glaubte ich alſobald ſehen, den Lohn alſobald einſtreichen zu können. Das alſo war's, worauf mein Fleiß, mein Eifer ruhte. Nun geſchah von allem gerade das Gegentheil. Ich erntete Dornen und Diſteln und unterlag einer ſchauerlichen Mißkennung; und darum verſank ich auch in die gränzenloſe Muthloſigkeit.

Da liegt aber auch die Urſache, warum Tauſende und manchmal recht tüchtige Naturen untüchtig werden, und Anfangs der beſten Vorſätze voll, ſpäter dem ſchmählichſten Schlendrian ſich hingeben und nichts mehr können, als erſtlich über die ganze Welt ſchimpfen, und zweitens alle die verhöhnen, welche Höheres und Beſſeres anſtreben. Sie hatten ihre Kräfte überſchätzt, darum die Arbeit zu leicht geglaubt, ſich glänzenden Erfolg ganz nahe gedacht, hatten geglaubt, die Menſchen ſeien darum noch nicht umgewandelt, weil die rechten Arbeiter gefehlt. Dieſe meinten ſie zu ſein und ſahen auf alle Vorgänger mit verächtlichem Mitleid nieder. Sie träumten von einer Anerkennung ihrer eitlen Anſprüche, träumten von Lob und Preis, Geld und Ehre. Nun Anfangs ging die Sache herrlich und ihre ganze Umgebung beſtärkte ſie in dieſem Wahn.

Wenn dann die Sonne höher ſtieg, die Arbeit nicht vom Fleck wollte, oder wenigſtens nicht, wie es Anfangs ſchien; wenn die Leute des Rühmens ſatt wurden, auch der Tadel ſich einfand, gegründeter und unverdienter; wenn der geträumte Lohn nicht kommen wollte, man wirklichen Undank erfahren mußte: dann löſten die Träume ſich auf; mit ihrem Schwinden ſchwinden aber auch die Kräfte, welche nur aus den Träumen ihre Nahrung geſogen, an ihnen aufrecht erhalten; und die Helden, welche die Welt erobern wollten mit ihrem Ruhm, ſchrumpfen zuſammen zu keifenden Männleins, die mürriſch ums tägliche Brod ſich mühen und mit Unluſt es eſſen. —

Mir fehlte alſo das Bewußtſein des Willens, der das Höhere ſucht; der Kraft, die kein Mißlingen lähmt; mir fehlte, zu meiner Schande muß ich es ſagen, der Glaube. Erſchrecket nicht, Leute, vor mir, ſaget nicht: das ſei doch eine gräßliche Sache, wenn es ſogar Schulmeiſter gebe, die keinen Glauben hätten; da ſehe man doch deutlich, daß die Welt immer ſchlechter werde, und jener Chorrichter habe Recht, der behauptete: er wüßte nicht, warum man jetzt den Schulmeiſtern mehr Lohn geben ſolle; ehedem ſeien doch viel mehr Leute ſelig geworden. Ich hatte allerdings einen Glauben, und der wird akurat ſo gut geweſen ſein, als der Glaube der Meiſten unter euch. Ich glaubte an den Teufel und an die Hölle, an Gott und an den Himmel ſo gut als ihr, ja ich glaubte ſogar auch an Geſpenſter und an Hexen. Ich half bedenklich den Kopf ſchütteln, wenn Einer behaupten wollte, es laufen keine Ungeheuer mit dem Kopf unter dem Arme herum ꝛc. Ich wollte ſelig werden und nicht verdammt ſein, und ich glaubte ſo gut als ihr: wenn ich mich nur auf Chriſtus verlaſſe, ſo werde der mich ſchon ſelig machen.

Aber dieſer Glaube half mir gerade ſoviel, als Einem eine Brille hilft in ſtockfinſterer Nacht. Er machte mich im Glück nicht demüthig, im Unglück nicht geduldig, er zeigte mir meine Fehler nicht, er zeigte mir Gott nicht, er gab mir nicht Liebe, löſchte nicht den Haß, brachte nicht Frieden, brachte nicht Muth. Mein Glaube war mir nichts anders als ein Hausſchlüſſel, den man, wenn man des Morgens früh ausgeht, in die Taſche ſteckt, damit man des Abends wieder ins Haus hineinkömmt und nicht draußen zähneklappern müſſe. Den ganzen Tag bekümmert man ſich um ihn nicht, er nützt nichts, ja er iſt läſtig, man ſteckt ihn von einer Taſche in die andere, nur verlieren darf man ihn ja nicht — wie ſollte man ſonſt ins Haus hinein? Dieſer Glaube knüpfte mein Leben nicht an Gott, mein Arbeiten war nicht ein Schaffen mit Gott; er machte mich nicht zu einem Gliede des großen Bundes, der in ſich und außer ſich den Willen Gottes auszuführen hat, der hier beginnt und dort das hier Begonnene wieder aufnimmt und weiter ausführt. Nicht zu einem erleuchteten Glied dieſes Bundes machte er mich, der dieſe Aufgabe als das wahre Leben betrachtet, und alle Schickungen und Zuſtände dieſer Erde bald als Gelegenheiten zur Arbeit, bald als Prüfungen der Kraft des Arbeitenden, bald als Warnungszeichen, daß man auf falſchem Wege ſich befinde. Ich ſah nicht ein, daß der wahre Lohn der Arbeit nur in der Erhöhung der Kraft, in dem kräftigen Mitwirken, in dem engern Anſchließen an Gott beſtehe; daß das, was die Erde giebt, was die Menſchen als Lohn betrachten, wieder nichts ſei, als bald Aufmunterungsmittel für unſere Schwäche, bald wieder Prüfung unſeres Sinnes; ob er auf Gott oder auf ſich ſelbſten geſtellt ſei. Chriſtus war mir nicht das Haupt dieſes Bundes, nicht der Stamm der Glieder, nicht die eigentliche Himmelsleiter, an der wir hinan ſteigen ſollen zu ſittlicher Freiheit, zu geiſtiger Schönheit, zu himmliſcher Liebe — zu Gott; er war mir nur das geſchlachtete Opferlamm, deſſen Blut mich rein wäſcht von allen Sünden, ſobald ich für wahr annehme, daß er wirklich geſtorben und ſein Blut auch für mich vergoſſen ſei.

Ich war zu vergleichen einer Eintagsfliege, die im Zeitraume ihres Tageslebens flattern, genießen will Alles was ſie genießen kann; denn nach dieſem Tage iſt keiner mehr für ſie, und nach einer luſtigen Stunde erhebt ſich ein Sturmwind, ein Platzregen ſtürzt herab. Von ihren Blumen fällt die arme Fliege hinab ins naſſe Gras mit gelähmten Flügeln, in unerreichbare Ferne ſind die Blumen entrückt, und mit Weh und Angſt zappelt ſie in naſſem Graſe ihrem Ende entgegen; aufſchwingen kann ſie ſich nicht mehr, und Niemand iſt da, der ſie aufhebt und wieder auf eine Blume ſetzt.

Vierzehntes Kapitel.

Wie mir wieder Troſt kömmt ins ermattete Herz, fernere Prüfungen zu ertragen.

Wenn ich dann ſo recht elend und zerknickt mein Tagewerk durchgemacht hatte, nicht mehr weben, nicht leſen mochte — ſo ſaß ich auf dem Ofentritt mutterſeel alleine, und kaute trübſelig an trübſeligen Gedanken. Da war es mir eines Abends beſonders unheimelig. Der Wind ſchüttelte das Haus, daß alle Wände krachten, an die Fenſter ſchlugen Schnee und Kieſel, und auf dem Tiſche flackerte unruhig die Lampe. Der Wind drang durch die lockern morſchen Fenſter und ein kaltes Wehen ſtrich durch die Stube. Es war wie kalter Geiſterhauch, der mir fröſtelnd den Rücken durchlief, das Girren der Wände tönte wie Seufzer unſeliger wiedererſtandener Todten, die durch ihre Sünden an die Erde gebannt nicht Ruhe finden konnen im Grabe. Es wurde mir immer bänger in der öden Stube. In der Schulſtube, die auf die Straße ging, von wo aus man in andern Häuſer die Lichter ſehen konnte, hoffte ich des Schauers los zu werden, und mit innerm Beben durch die dunkle Küche ſchreitend flüchtete ich mich dorthin. Aber vom Regen war ich in die Traufe gekommen. Mein Lämpchen erhellte nur den kleinſten Theil des Raumes, und im dunkeln Hintergrunde ſchien es ſich nun zu regen, und bald in dieſer Ecke bald in jener Geſtalten aufzutauchen, zu ſchleichen und zu ſtöhnen. Ich war bei der Thüre eingetreten, wo meine Orgel ſtund, und dort ſtehen geblieben, weil ich nicht weiter durfte. Die Orgelthüre ſtand zufällig offen und zufällig, wenn nämlich etwas zufällig iſt, legte ich meine Hand auf die Taſten.

Ein Ton voll und tief rauſchte auf aus der Orgel Bruſt, welcher der Menſch Leben und Athem giebt. Wohl ſchrak ich im erſten Augenblicke zuſammen und glaubte, die Orgel vergeſſend, ein Geiſt erhebe ſeine Stimme; aber der gleiche Ton löſte alſobald den Schrecken wieder und klang wie Freundes-Stimme in meine Seele hinein. Unwillkührlich ſetzte ich mich zu dieſem Freunde hin und lockte ſeine Stimme ins Leben. Da ſchwand das Beben aus meinen Gliedern, die Geſtalten ſchwanden, das Pfeifen und Girren verlor den geheimnißvollen Schauer, und allmählich kam über meine Seele eine wunderbare Beruhigung. Ich konnte nicht phantaſiren. Es kam mir ſo wenig in den Sinn, daß man aus der Seele etwas ſpielen könne, als es Andern einfällt, daß man aus dem Herzen beten könne. Hat man kein Buch bei der Hand, ſo hält man ſich wenigſtens an die auswendig gelernten Worte oder Töne. Aber das Herz läßt ſich ſeine Rechte nicht nehmen, und ohne daß es der Betende oder Spielende weiß, legt er es hinein in die Worte und Töne, und ſaugt aus ihnen Troſt, Frieden, Kraft. Der feierliche 104te Pſalm war es, der in meine Seele drang, der auch den Bann des Herzens löſte, das dumpfe Brüten über meinem Elend verwandelte in ſtille Ergebung und in mir die Keime des Glaubens weckte: daß denn doch nicht alles verloren, daß ich nicht ganz verworfen ſei; — der eine Ahnung mir dämmern ließ, daß ich von meinem Falle mich erheben und ein Anderer werden könne, daß Vieles eitel ſei aber doch nicht Alles. Nichts von dieſem kam mir zum Bewußtſein, und trat deutlich hervor. Es wogte in mir bunt durch einander, wie im Anfang es geweſen ſein muß, als der Geiſt über dem finſtern Chaos ſchwebte, als Gott ſprach: Es Werde, als das Schaffen begann, aber noch nicht geſchaffen, vollendet, vom Lichte der Sonne erleuchtet, da ſtand.

Ich fühlte nur, daß mir unendlich wohl ward, daß mein Herz erleichtert, meine Seele freier geworden. Und als ich zu ſpielen aufhörte, empfand ich eine gewiſſe Ruhe, eine Kraft, dem folgenden Tage entgegen zu gehen, die ich bisher nicht gekannt hatte. Ohne Seufzen konnte ich mich niederlegen, konnte mich am folgenden Tag der Sonne wieder freuen, die nach wilder Sturmesnacht in goldenem Glanze ihr herrlich Antlitz erhob und freundliche Blicke in mein Stübchen ſandte.

Von da an blieb die Orgel mein tröſtender Freund.

In meinen äußern Umgebungen änderte ſich nichts. Die Leute blieben ſich gleich, meine Stellung zu den Kindern, mein Wirken in der Schule beſſerte ſich nicht. Aber ich ward davon nicht mehr erdrückt, ſondern ich trug es als eine Buße. Ich weiß nicht, ob Alle dieſen Unterſchied verſtehen. Aber denkt euch nur den Unterſchied in der Lage eines Menſchen, wenn er unter einer Bürde ſtöhnend am Boden liegt, oder wenn er die gleiche Bürde auf der Achſel trägt.

Es warteten mir noch heiße Tage, ſtrenge Prüfungen für den ſich ermannenden Menſchen.

Der heißeſte war der Examentag. Er machte mir ſchon lange angſt und bang. Freilich beſchleicht dieſes Gefühl auch den beſten Lehrer im Gefühl des Gegenſatzes zwiſchen ſeinem Wollen und Vollbringen. Dieſem iſt dann um ſo größere Freude bereitet, wenn er dankbare Anerkennung ſeines Vollbringens findet, wenn ihm deutlich wird, daß ſeine Bangigkeit nur die ſchöne Quelle in der Beſcheidenheit und dem Streben nach einem hohen Ziele habe; wenn er dadurch das beſte Zeugniß erhält, daß er kein Augendiener ſondern ein Diener des Herrn ſei, deſſen Dienſt auf Erden freilich Keiner vollkommen erfüllt.

Freilich giebt es auch Bürſchchen, die dieſe Bangigkeit nicht empfinden, die glauben, mit ihren Leiſtungen die ganze Welt in Erſtaunen zu ſetzen, indem ſo was noch nie erhört worden; Bürſchchen, die zu dem Ende ganze Wochen vorher die Kinder zu einem ſchändlichen Augendienſt vorbereiten, Antworten auswendig lernen laſſen ꝛc., und keine Ahnung haben, wie verächtlich der iſt, der nur ſeinen Ruhm ſucht und nicht den Nutzen der Kinder; keine Ahnung haben von der Schlechtigkeit des Lehrers, der ſeine Kinder zu Lug und Trug förmlich abrichtet. Solche Bürſchchen aber giebt es in Städten, auf dem Lande.

Nun hatte ich aber alle Urſache bange zu ſein. Es konnte mir nicht verborgen ſein, daß meine Kinder dieſen Winter eher zurückgekommen waren, als vorwärts; daß eine Zuchtloſigkeit in der Schule herrſche, die ſich am Examen nicht verbergen laſſe. Ich wußte, daß der Pfarrer und die Vorgeſetzten in feindſeliger Stimmung kommen und daher auch Alles mit böswilligen Augen betrachten würden. Wo man von vornen herein eingenommen iſt, ſcheint auch das Beſte ſchlecht und das Schlechte noch einmal ſo ſchlecht.

Wie ich gefürchtet hatte, ſo geſchah es auch.

Unwillige Geſichter und des Pfarrers Stimme, der alle Augenblicke, und zwar mit Recht, rief: Seid doch ſtille, man verſteht gar nichts, daß iſt eine Ordnung — brachten mich außer Faſſung, ſo daß es noch ſchlechter ging, als es hätte gehen können. Endlich war die Marter zu Ende, wenigſtens vor den Kindern; denn als ſie entlaſſen waren, kam ich an den Tanz. Ich mußte bittere

Vorwürfe hören über die Ungeſchicklichkeit der Kinder und ihren Ungehorſam. Beides legte man mir allein zur Laſt und ſagte mir: So gehts, wenn ſo der Schulmeiſter ſich aufführt.

Was mich am bitterſten berührte, war, daß die, welche mich ſonſt gegen die Vorwürfe des Pfarrers aufwieſen, nun vollkommen einſtimmten; daß die, welche ihre Kinder gegen mich aufwieſen, ihnen ihre Komödie nicht nur duldeten, ſondern wahrſcheinlich auch eingaben, nun alle Schuld des mangelnden Reſpektes auf mich ſchoben. Das war die Strafe, daß ich den Aufweiſenden Gehör gab, und nicht den Zurechtweiſenden.

Nachdem ich wiederholte Salven von Vorwürfen ausgehalten hatte, brachte ich kaum die Bitte um ein Zeugniß hervor, um mich nach einer andern Schule umſehen zu können.

Es wurden drei Meinungen vorgebracht, wie ich draußen an der Thüre hörte, nachdem ich nach manchem Stichwort hatte abtreten müſſen.

Die erſte Meinung gab der Eigennutz. Ein Bauer, dem ich noch ſchuldig war, wollte mir gar kein Zeugniß geben, bis ich den letzten Kreuzer bezahlt. Wäre ich einmal fort, ſo kriegte man nichts mehr. Ich mache es dann wie ein Anderer, der bei ſeinem Weggehen einen Gläubiger damit tröſtete: Habe nur Geduld, Anderen bin ich noch mehr ſchuldig.

Eine zweite Meinung wollte mir ein recht gutes Zeugniß geben, damit ich nur fortkomme, ſonſt bleibe ich ihnen auf dem Halſe, und wenn ſie einen ſolchen Schulmeiſter länger behalten müßten, ſo würden ſie verbrüllt im ganzen Lande; man halte ihnen denſelben ja ſchon in allen Wirthshäuſern und an allen Markten vor.

Nota bene. An dem Lärm waren ſie ſelbſt ſchuld; ſie hatten mir noch ein Lied gemacht und es allenthalben geſungen, das ſo anfing:

Ueſe Schumeiſter hät rych möge wybe,
Hät o Küh uf d'Weid möge trybe;
Jetz cha n-er bey lah ſchrybe,
Er müß no ledig blybe.

Die beiden letzten Zeilen wurden bei jedem Verſe wiederholt, wie ich es oft genug hören mußte.

Eine dritte Meinung hielt es für ſehr gefährlich, mir ein gutes Zeugniß zu geben. Man hatte ſchon viele Beiſpiele, brachte ſie vor, daß Schulmeiſter Zeugniſſe gefordert hätten unter dem Vorwande wegzugehen, dann aber nicht weggegangen ſeien, ſondern dieſelben gegen die Gemeinde benutzt, wenn dieſe klagend aufgetreten wäre. Gegen ein ſolches Zeugniß könne man nichts mehr machen, ſondern ſei gefangen. Auch glaube man gar nicht, daß ich fortbegehre, eine Stelle wie dieſe erhalte ich doch nicht mehr. Am beſten wäre es, mir ein Zeugniß zu geben präzis wie ich es verdient hätte, und das Garn-Babi ſollte auch darein; aber dann komme ich nicht fort. Darum ſolle man mir eins geben, welches mir nicht ſchade und ihnen auch nicht, ſo eins, aus dem man machen könne was man wolle. Sehe man dann, daß ich nicht fort wolle oder keinen Platz erhalte, ſo könne man noch immer klagen, wenn man wolle.

Dieſe Meinung behielt als die klügſte die Oberhand, und ich erhielt folgendes Zeugniß: Daß Peter Käſer vier Jahre auf der Schnabelweide Schulmeiſter geweſen ſei, daher man ihn allenthalben beſtens empfiehlt, und ihm zu ſeinem weitern Fortkommen Gottes Gnad und Segen wünſcht, bezeugen ꝛc.

Das Empfehlen erregte zuerſt einigen Anſtoß, allein derſelbe wurde durch die Erklärung gehoben: Es ſtehe ja nicht da, warum man mich empfehle, man empfehle ja viele Sachen, nur um ihnen loszukommen. Andere könnten damit machen und dabei denken was ſie wollten, ich aber könnte daraus keinen Griff bekommen. Die Erklärung befriedigte, und ich erhielt unter zärtlichen Vorſtellungen, wie viel unverdiente Huld und Gnade man mir erweiſe, gedachtes Zeugniß.

Die Leute hätten nach dem ſtrengen Recht noch viel ärger mit mir umgehen, ich nichts dagegen haben können, aber daß ſie das, was ſie aus Selbſtſucht nur ihretwillen thaten, mir anrechneten als Gnade und Güte — das ärgerte mich.

Funfzehntes Kapitel.

Wie nach dem Troſt ich auch zu einer Schule komme.

Friſch athmete ich auf, als ſie endlich aus dem Hauſe waren; hatte ich doch den Paß in der Taſche.

Ich las nun wieder fleißig das Wochenblatt, zu ſehen, ob nicht etwa eine Schule in der gehörigen Entfernung ausgeſchrieben ſei. So weit meine Geſchichte bekannt war und ſo weit man mein Lied ſang, wollte ich mich nicht an einem Examen blicken laſſen; ich wollte nicht den alten Ruf mitbringen, ſondern mir einen neuen machen.

So mußte ich manches Examen vorbeiſtreichen laſſen, das ich ſonſt beſucht hätte. Endlich fand ich die Schule von Gyziwyl oder Gytiwyl ausgeſchrieben.

Das Dorf lag im Herzen des ackerbautreibenden Cantonstheils. Mächtige Felder, umkränzt von Buch- und Eichwäldern, umgaben daſſelbe. Der Klee ſchien da zu Hauſe zu ſein, und die Kartoffeläcker waren wie Allmenden. Die Häuſer, groß und gewaltig, waren mit Stroh gedeckt, und vor denſelben ſtunden mächtig und prächtig Miſthaufen, fein gezüpft und glatt getätſchelt, wie man ſie in keinem andern Lande findet. Die einen waren bereits angeſtochen und die ſchwarzen Seiten glänzten ſchwarz und ſaftig, faſt appetitlich. Das Schulhaus war das ſchlechteſte Haus im ganzen Dorfe. Allenthalben ſahen am Dache die Bänder hervor und ganze Züpfen Stroh hingen herunter. Der mit Lehm gepflaſterte Schopf war voll Löcher, der Gartenzaun eingefallen und die Fenſter rund, blind und mit Papier geflickt.

Das Land, welches zur Schule gehörte, beſtund in zwei Stücken, von denen das eine auf dem moraſtigen Theil der Allmend lag, das andere die ſchattigſte Rütti war.

Es fanden ſich vier Bewerber nach und nach ein, und endlich auch der Pfarrer und der Schulcommiſſär. Von den Vorgeſetzten ließ ſich keiner blicken.

Als immer noch Niemand ſich blicken ließ, wurden die Herren ungeduldig und ſchickten Boten aus, den ſäumigen Ammann, Gerichtſäß und Chorrichter zuſammen zu treiben; zuſammen brachten ſie dieſelben aber nicht. Es ging faſt wie im Evangelium. Der Ammann war in die Schmiede gefahren; er hätte das Examen ganz vergeſſen und müßte kommen, ſobald er heim ſei — ließ die Frau Ammannin ſagen. Der Gerichtſäß ließ melden, er könne nicht kommen, er müſſe Miſt führen; wenn es Nachmittag noch Zeit ſei, ſo werde er es ſuchen, möglich zu machen. Der Chorrichter ließ freundlich guten Tag wünſchen und vermelden: er wolle es den Herren vertrauen, er müſſe am Vormittag Pflug halten und Nachmittag ſäen.

So begann endlich das Examen, welches nichts Merkwürdiges darbot, als daß einer der Bewerber nicht leſen konnte. Er war ein ältlicher Mann mit kupfernem Geſichte, der aber noch nie Schule gehalten hatte. Der Schulcommiſſär fragte ihn, wie es ihm einfallen könne, Schulmeiſter zu werden, und nicht einmal leſen zu können. Ho, ſagte derſelbe, das mache ihm keinen Kummer, das wolle er von den Kindern bald gelernt haben. Ob er es lernte, weiß ich nicht, aber Schulmeiſter wurde er bald nachher.

Als das Examen zu Ende war, ließ man uns abtreten, aber da die Fenſter offen blieben, hörten wir die Verhandlungen.

Der Schulcommiſſär eröffnete ſie, ſprach ſein Bedauern aus, daß nicht tüchtigere Bewerber ſich gezeigt, wie es ſcheine, hätten ſie keinen Ortsbürger, der die Schule begehre.

Der Pfarrer meinte, es habe alles ſeinen guten Grund, weder Beſoldung noch Haus ſeien lockend; unter denen, welche ſich geſtellt, gefiele ihm der Käſer am beſten.

Der Ammann ſagte, Luſt zum Schulmeiſter habe noch kein Burger gehabt, es hätte jeder noch was beſſeres gewußt. Ihm ſei einer, wie der Andere. Schulmeiſter ſei Schulmeiſter, der Unterſchied zwiſchen ihnen werde nicht groß ſein.

Der Gerichtſäß ſtichelte: Es hätte ſich immer noch Jemand gefunden, der über Haus und Lohn froh geweſen ſei. Ihm ſei auch recht, was die Herren machten, nur begehre er keinen mit einem Trupp Kinder, die man immer vor der Thüre hätte.

Der Schulcommiſſär beſtätigte des Pfarrers Bemerkungen, ſetzte hinzu, wie dem letzten Schulmeiſter die Ziegen erfroren wären im Winter, wenn er ſie nicht in die Schulſtube genommen hätte und mahnte zu Verbeſſerungen.

Der Gerichtſäß aber entgegnete: Nur wer zahle, habe zu befehlen. Der Schulmeiſter könne ſeinen Lohn in der Stube verdienen, während ſie bei Wind und Wetter ſich quälen müßten; daß man in einem neuen Hauſe mehr lerne, als in einem alten, hätte er noch nie gehört, und wenn die Ziegen zu kalt hätten im Stalle, ſo ſolle der Schulmeiſter keine halten, ſo ſei der Klage ſchon abgeholfen.

Der Herr Schulcommiſſär ließ das Thema fallen und machte den Wahlvorſchlag, auf welchem ich der Erſte war.

Der Pfarrer gab mir davon einen freundlichen Wink, und ſagte: vielleicht, daß man mich abholen würde, wenn ich die Vorgeſetzten geziemend darum bitte.

In der Freude meines Herzens wagte ich mich zu ihnen heran mit der Frage: Ob ſie mich wohl abholen würden, wenn ich ihr Schulmeiſter werden ſollte? Der Ammann gab mir die Antwort: Das gehe ihn nichts an, er ſchicke keine Kinder in die Schule! und wies mich an den Gerichtſäß. Dieſer ſagte: Er könne mir nichts verheißen, zuerſt müſſe der Miſt geführt und z'Ackerg'fahren ſein, dann werde man g'meinwerken müſſen; man ſei immer nur geplaget. Ich ſolle warten, bis ich gewählt ſei; dann ſolle ich wiederkommen, man könne dann ſehen, wie es einem ſich ſchicke.

Mit dieſem trocknen Beſcheid trabte ich noch ſelben Abend heim, denn Niemand bot mir ein Nachtlager an, und Geld verthun wollte ich nicht. Ich hatte nun eine Schule und entrann dem feurigen Ofen, in dem ich die letzte Zeit durch geröſtet und gebraten wurde. Aber doch war mir ſeltſam im Gemüthe, ſo recht freuen konnte ich mich nicht. Der Gedanke wegzugehen that mir wohl, aber um mich recht zu freuen, hätte mir meine neue Stelle neue Hoffnung in die Seele gießen, mir vorſpiegeln müſſen, was ich dort ſein, was ich gewinnen würde ꝛc. Das fehlte. Ich fühlte wohl, daß ich dort gar klein ſein und von allen, die einen Kreuzer mehr beſaßen als ich, würde verachtet werden.

So richteten mich keine frohen Ausſichten zu fröhlichen Hoffnungen auf; daher wollte die Freude nicht kommen und immer trübere Schatten warfen ſich auf meinen Lebensweg. Der Abend war in Nacht übergegangen. Am lautern Himmel glühten die Sterne in ihrem ſtillen Licht; ſie ſprühten nicht Funken, ſie flackerten nicht hoch auf, aber dafür erlöſchen ſie auch nicht. Möchte die Erde auch ganze Wolkenmeere gegen ſie aufſenden, nur verhüllen konnten ſie dieſelben auf Augenblicke, aber die Wolkenmeere zerſtoben wieder, die Sterne glühten fort. Gar klein und beſcheiden glühen ſie am klaren Himmel; jeder Kabiskopf auf der dunklen Erde ſcheint größer als ſie; aber groß ſind ſie vor dem Allmächtigen, und wenn einſt der Menſch ihre Pracht erkennen wird, ſo wird er ſtaunend rufen: O Herr, wie ſind deine Werke ſo groß, wie herrlich haſt du ſie alle geordnet! Sie haben zwar keine Worte, und doch dringet ihre Stimme in die Herzen der Menſchen, ihnen oft unbewußt. So kam allmählig, wie die Nacht dunkler wurde, und die Sterne immer heiterer ſtrahlten, ſtatt der Freude eine unausſprechbare Ruhe oder Ergebung über mich. Ich verzichtete auf Ehre und Gewinn ohne Schmerz; ich wollte in der Stille meine Pflicht thun, den Unverſtand und den Hochmuth nicht übel nehmen; ich verzichtete auf Dankbarkeit und vergab im voraus Kränkungen, wollte neben meiner Schule für mich ſein, und in ſtiller Arbeit mein Leben zubringen.

Höher hoben ſich meine Gedanken nicht, und wehmüthige Blicke auf die geſchwundenen Träume flogen noch immer wie leichte Wölklein über den ſich aufklärenden Himmel meiner Seele. Aber mit dem beſtimmten Wollen, mit der erhaltenen Faſſung kehrte auch der Muth wieder. Der Kopf hob ſich, die Beine traten feſter auf, ich ließ mich nicht mehr vom Schickſal ſchleppen, ſondern ich trat ihm entgegen, nicht mit ſtreitfertigem Gemüthe zwar, ſondern mit ergebenem. Dieſer Zuſtand kam zwar plötzlich über mich, aber er war ſchon lange vorbereitet in mir, und trat jetzt durch die beſtimmte Lage, in die ich kam, beſtimmt hervor. Wäre ich an eine andere Schule gekommen, hätte man wieder viel aus mir gemacht, mich auf den Händen getragen, mit ſchmeichelnder Rede mich begrüßt, über den Vorfahr geſchimpft und mich dagegen erhoben — da wäre wohl der alte Adam wieder hervorgebrochen. Erwartungen hätten meine Seele umtanzt, meine Schwäche hätte ich vergeſſen, die Schuld nur auf die Andern geſchoben, hätte Alles für baar Geld genommen und die neuen Leute für unendlich beſſer gehalten als die alten. Und das Ende vom Liede wäre ein neues Elend geweſen, dem alten gleich.

Ein am Leibe kranker Menſch muß allerdings durch Mittel ſich heilen. Eine innere Krankheit durch innere Mittel, eine äußere durch innere und äußere. Aber habe man auch eine Krankheit und entferne ſie, ſo hinterläßt ſie doch eine Schwäche, eine große Empfänglichkeit, die Krankheit wieder aufzunehmen. Mit der größten Sorgfalt hütet man daher den Geneſenden vor den die Krankheit erzeugenden Urſachen, damit er nicht Rückfälle erleide, die weit gefährlicher ſind als die Anfälle.

Das verſtehen nun die Menſchen geiſtig nicht oder ſelten, darum iſt ſo Vieler Leben ein immer tieferes Fallen bei ohnmächtigen Verſuchen ſich zu erheben. Das verſteht Gott, aber die Menſchen verſtehen ihn nicht. Er iſt der beſte Krankenwärter, er kennt die Schwächen, und hütet und bewahrt vor der Krankheit erzeugenden Urſachen, ſchaffet Lagen, in welchen die Schwäche erſtarken kann, bis ſie die Rückfälle abzuweiſen vermag. Gar Mancher jammert und ſchreit über ſeine Lage, richtet ſeine verlangenden Blicke nach einer andern, ſchimpft mörderlich, daß ſie ihm unzugänglich ſei, aber Gott hält ihn feſt; in der gewünſchten Lage würde er untergehen, in der ſo ſchwer auf ihm liegenden erſtarket er. Am Ende ſeines Lebens, wenn die Wege Gottes ihm deutlicher werden, danket er Gott inbrünſtig, daß Gott nicht nach des Verblendeten Willen gethan.

So war auch Gott mein treuer Krankenwärter, ohne daß ich die Hand, die mich wartete, recht erkannte.

Er rieb mir, durch Noth und Schande, den wüſten Ausſatz weg; er reinigte das unſaubere Blut durch Zerknirſchung und Erkenntniß; er ſtärkte die ermattete Seele durch Ergebung, aber er hütete auch den Geneſenden vor Lockungen und Verſuchungen — dadurch, daß er ihn wohl aus dem Fegfeuer nahm, aber in keinen ſcheinbaren Himmel ihn verſetzte.

Sechszehntes Kapitel.

Was ein Brief für Wirkung thut.

Nun hatte ich meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.

Durch großen Fleiß und Sparſamkeit ward ich in Stand geſetzt, meine laufenden Schulden alle zu bezahlen, ſogar das Bett faſt ganz. Aber die Orgel, meinen Freund und Tröſter, konnte ich weder bezahlen noch von ihr laſſen. Ich mußte mit den Leuten mich abzufinden ſuchen, daß ſie mich ziehen ließen, ohne Beſchlag auf meine Sachen zu legen. Die Kramerin war nun eine ganz andere als damals, wo ſie mir das Bett aufgeſchwatzt hatte. Grob war ſie auch jetzt nicht, ſie bedauerte nur die böſen Zeiten und die vielen Verluſte, die ſie machen müßten, ſo daß ſie nicht vermöchten, auf das Geld zu warten, und nicht Urſache hätten, den Leuten viel zu trauen. Nach vielen Umſtänden und vielen Bedenklichkeiten ließ ſie ſich dazu verſtehen, daß ich meine Schuld mit Weben abverdienen könnte. Sie ſah, daß ich nicht der Menſch dazu ſei mit einem Bündel Garn mich davon zu machen. Ich lieferte auch das Tuch zur gehörigen Zeit und am gehörigen Orte ab, allein den Weberlohn, der mir noch herausgehörte, ſah ich nie.

Mit der Orgel ging es mir ſchlimmer. Der Schuldner begehrte die Orgel nicht zurück, er wußte auch, daß man mit einer Orgel Einem im Canton Bern nicht wohl entrinnen kann, aber er ſah, wie gerne ich ſie behielt. Darum ſtellte er ſich gar geldnöthig, gar mißtreu, hatte Käufer dafür die Menge, ſie ſelbſt zu behalten Luſt ꝛc., und brachte mich richtig dahin, wo er wollte, daß ich ihm nämlich Stürdigungsgeld zahlen mußte. Wer mir aber noch ſchuldig war, der hatte alle mögliche Ausflüchte, und wenn ich meine Gläubiger an Schuldner weiſen wollte, ſo hatten auch die Gläubiger Ausflüchte und wollten nicht an die Schuldner kommen.

Als ich glaubte, die Zeit rücke heran, wo in Gytiwyl der Miſt geführt ſein werde, dachte ich in meiner Einfalt: es ſei doch dumm, 6 Stunden weit zu laufen, um ein Fuhrwerk zu beſtellen und dann 6 Stunden wieder zurück; das werde am beſten mit einem Brief abzumachen ſein. Ich ſchrieb einen, beſtellte drei Roſſe, beſtimmte den Tag, und glaubte alles vortrefflich gemacht zu haben; ja ich hatte eine ordentliche Freude an mir ſelbſt über den unerwarteten Einfall, daß man 6 Stunden weit etwas mit einem Brief ſo gut verrichten könne, als mit eigener Perſon. Der Tag kam, aber kein Gytiwyler, und die ganze Woche zeigte ſich Niemand. Ich lief hinauf nach Gytiwyl, fand dort ſaure Geſichter. Man laſſe ſich nicht ſo befehlen, ſagte man mir. Das wäre komod, wenn man nur ſo einen Brief ſchreiben, und dann befehlen könnte, wie ein General, was man machen oder was man ihm bringen ſolle. Ich mußte perſönlich den Leuten nach, mußte harren auf gnädigen Beſcheid, mich ausfragen, angucken laſſen, brachte es aber auch dahin, daß man mit drei Roſſen mich abzuholen verſprach, ſogar den Tag beſtimmte, ſtatt bloß zu ſagen: wenn es ſich uns wohl ſchickt; ja daß mir endlich eine Bäuerin zu eſſen gab und gar noch ein Gläschen Kirſchgeiſt oben drauf, freilich nicht umſonſt; ſie frug, ich ſollte antworten. Sie frug Dinge, die mir den Schweiß auf die Stirne trieben, die examinirte noch ganz anders als der Schulcommiſſar; nicht unzufrieden, wie es ſchien, entließ ſie mich.

Siebzehntes Kapitel.

Wie ich meinen Nachfolger bewillkomme und auf der Schnabelweid Abſchied nehme.

An einem der nächſten Tage wußte ich nicht, warum ſo viele Leute vor den Häuſern ſtunden, nach etwas ſahen und dann wieder hineingingen. Als ich genauer hinſah, bemerkte ich einen ſchlanken Mann in dunkelm Kleide, der ein geputztes Weibsbild am Arm führte. Der ſtellte ſich bei den Häuſern und die Leute nöthigten ihn hinein, und nach langem kam er dann wieder heraus bis zu einem andern Hauſe, wo der Auftritt ſich wiederholte. Da fiel mir ein, wie es mir akurat ſo gegangen, als ich die Schule zu beſichtigen gekommen, daß ich damals vor lauter Eſſen und Trinken faſt zu Grunde gegangen, daß das wahrſcheinlich der neue Schulmeiſter ſein werde, den man nun mit der gleichen Liebe und Ehre empfangen, wie früher mich. Ich muß bekennen, es ging mir ein Stich durch's Herz. Es that mir weh, meinen Nachfolger ſehen zu müſſen, und doppelt weh, daß die Leute ſo närriſch mit ihm thaten, während ich noch da war. Ich dachte, was ſie ihm alles über mich ſagen, und wie ſie ihm dagegen rühmen würden. Im erſten Augenblick wollte ich mich fortmachen, um ihn nicht ſehen zu müſſen, denn ich vermuthete, er werde ſicher auch das Schulhaus ſehen wollen. Doch ermannte ich mich und blieb. Ich fühlte, die Leute würden das Geſpött mit meinem Fortlaufen haben, und es regte ſich eine Art Mitleiden in mir. Ich dachte: du guter Tropf, wenn du wüßteſt, was ich! Eine gewiſſe Ehrlichkeit rang mit der Schadenfreude. Die Ehrlichkeit wollte ihm Winke geben, die Schadenfreude ihn ungewarnt, in den gleichen

Fallen ſich fangen laſſen, die mir gelegt wurden. Dieſer Streit währte noch, als die Beiden zum Hauſe kamen und ihn ſelbſt entſchieden. Ich wollte gaſtfreundlich ſein, ſie ſitzen heißen und ihnen etwas aufſtellen. Allein ſie hatten nicht Zeit dazu, hatten ſchon mehr als genug gegeſſen und noch verſprochen, bei der Rückehr da und dort einzuſprechen. Das ſeien gute Leute, bei denen ſei es noch zu ſein, meinte die Frau oder Braut, die mit ſchnippiſchen Blicken alles muſterte und ein geziertes Weſen ins Feld führte. Er ſtimmte ein und meinte, ſolche Leute hätte er ſich ſchon lange gewünſcht, um etwas auszurichten. Ich wollte einige Winke fallen laſſen, allein ſie blickte mich ſo höniſch an und ſo übermüthig, daß ich ſchwieg. Ihr und ihm war wenig recht. Sie wollte das und jenes geändert haben, und er konnte nicht begreifen, wie man in einer ſolchen Schulſtube Schule halten könne, die müſſe ihm auf der Stelle anders eingerichtet ſein. Einige zurückgebliebene Schriften gaben ihm Anlaß zu erzählen, wie prächtig die Kinder in ſeiner bisherigen Schule geſchrieben. Er hätte es dort noch nicht ſagen dürfen, daß er fortgehe, er wiſſe nicht, wie es gehe, wenn ſie es vernehmen, das werde ein Weſen geben! Er dürfe gar nicht daran denken. Ueber den Stand der Schule ꝛc. fragte er nichts. So einer hat gar nichts nöthig zu fragen, er weiß alles zum Voraus und auf einmal, und auf das Allerdeutlichſte. Aus ſeinem ganzen Weſen ſprach er zu mir: Ja ſieh mich nur an, bin ein anderer Kerl als du, und aus der Schnabelweid will ich ein Schlaraffenland machen. Und als ſie fortgingen, hatte er kaum Zeit, mir behüte Gott zu ſagen, ſie ſagte gar nichts. Beim nächſten Hauſe ſtellte man ſich wieder, und da ſah ich ein Lächeln und Zäpfeln, daß ich wohl wußte, man hudle mich durch. Nun ſiegte die Schadenfreude und ich mochte die Zeit nicht erwarten, bis Erfahrung dieſen Uebermuth gebrochen, bis er mich gut gemacht und die Leute ſagen würden: Dieſe Hoffahrtsnarren wollten wir gerne an den Käſer tauſchen, und noch ein Schönes nachgeben. Dieſe Gefühle wurden noch verſtärkt, als ich ſticheln hörte: der habe geſagt, das müſſe jetzt ganz anders gehen, und ſie ſeien doch glücklich geweſen, daß ſie einen Solchen bekommen hätten. Wartet nur, dachte ich, ihr werdet es ſchon erfahren. So ſtunden der Vorfahr und der Nachfahr zu einander. Der Nachfahr verkleinerte den Leuten mich und meine Arbeit, ſtellte ſich recht hoch, erzeugte große Erwartungen, und ſein Dichten und Trachten ging dahin, zu zeigen, daß er ein ganz anderer ſei als ich, und daß ich alles verkehrt und unrecht vorgenommen. Er wollte der Liebe werden. Und der Vorfahr ſah mit Neid auf den Nachkommenden, der ſo werth aufgenommen wurde, fühlte tief die darin liegende Demüthigung, hoffte aber mit Schadenfreude, die Herrlichkeit werde von kurzer Dauer, des Nachfahr Mühe eitel ſein, er werde die Schule nicht beſſer, die Kinder nicht geſchickter machen, den Leuten nicht größere Liebe, größere Achtung einflößen, ſondern von allem eher das Gegentheil. So gingen chriſtliche Schulmeiſter an chriſtlichen Schulen auseinander, ſo gehen noch viele Vorfahrer und Nachfahrer auseinander, ſo ſtehen aber auch viele Arbeiter nebeneinander. Ich frage aber, kann es gut kommen, ſo lange es ſo in den Herzen der Menſchen ſteht, ſo lange es ſo ſteht in den Herzen derer, die Unkraut aus den Herzen rotten und guten Saamen hineinſäen ſollen! Wenn die Arbeiter in einem Weinberge in ſich zerriſſen ſind, einer die Arbeit des andern verachtet, zertritt, oder wenigſtens unbekümmert um ſie wieder jätet und ſäet, wie es ihm einfällt, wie muß es da mit dem Weinberg ausſehen! Wenn Jeder nur ſich im Auge hat und das Seine, ſeine Ehre, ſeinen Gewinn, und nicht die Ehre deſſen, von dem er ſich geſandt glaubt, wie muß es da um die Arbeit ausſehen, um das Näherſchreiten dem Ziele von Gott geſetzt, das doch aller Arbeit Zweck iſt!

Liebe Brüder! So lange nicht der Vorfahr im Nachfahr den Bruder ſieht und mit aufrichtigem Herzen ſeine Arbeit in deſſen Hände niederlegt und froh hoffet, daß derſelbe es noch beſſer machen, die Arbeit noch weiter fördern werde: ſo lange der Nachfahr nicht mit demüthigem Sinn die Arbeit übernimmt und zur Ehre des ſcheidenden Bruders fortarbeiten, ſein Andenken in Ehren erhalten will: ſo lange alle Brüder nicht Hand in Hand ſchlagen und am gleichen Werk mit gleichem Sinn, keiner zu eigener Ehre, ſondern alle zur Ehre des Herrn des Weinberges arbeiten wollen: ſo lange kömmt es nicht gut, und wenn wir auch weiſe würden wie Salomo und reich wie er, und wenn wir auch alle Stiefelchen hätten, ſchön glänzend ſchwarz, und Anglaiſen dazu von allen Farben, knapp und fein, und wenn man uns auch Herr Schullehrer ſagen und den Hut abziehen würde hinten und vornen. Wahrlich, das alles hilft nichts, und haben wir die Liebe nicht, ſo ſind wir eitel tönend Erz und klingende Schellen.

O! ich kann nichts tiefer haſſen als den Neid, mag er nun aus Eigennutz oder Eitelkeit entſpringen. Wüſt iſt er ſchon zwiſchen Schneider und Schneider, zwiſchen Schuhmacher und Schuhmacher; aber unendlich wüſter iſt er noch an denen, die nicht bloß an Schuhen und Hoſen arbeiten, ſondern an Menſchen, an Menſchenglück und Wohlfahrt.

Eine andere erwartete Prüfung war folgende. Ich fürchtete nämlich, wenn die Gytiwyler mit den Schnabelweidern zuſammen kämen, ſo möchten die Letzteren die Erſteren einweihen in meine Vergangenheit, oder die Kinder möchten gar während dem Aufpacken ihr ſo oft eingeübtes Schauſpiel wieder aufführen. Ich hatte daher alle mögliche Sorgfalt getroffen, ihr Zuſammenkommen zu verhindern; hatte Futter zuſammengebracht für Mann und Roß, und alles beſtmöglichſt vorbereitet, damit ich mit meinen Fuhrleuten wegkäme, ſo ſchnell als möglich. Das gelang mir auch. Und meine Schnabelweider, das muß ich ihnen nachreden, zeigten ſich in dieſem Augenblick recht brav, beſſer als ich ſie mir gedacht hatte. Sie ſtichelten nicht nur nicht, ſondern gaben mir noch manches gute Wort auf den Weg. Wenn Einer dieſe Leute zu nehmen und nicht durch ſie ſich verleiten zu laſſen gewußt hätte! Als ich dem alten Mann, der mich zuerſt gewarnt, noch die Hand gab, ſagte er mir: Peter, hätteſt du Glauben gehabt an die, welche es gut mit dir meinten, ſo hätteſt du dir viel Leid erſpart; es iſt mir leid für dich und uns, denn in der letzten Zeit haſt du gezeigt, daß du ein braver Kerl ſein könnteſt. Fahr ſo fort, ſo kömmt noch alles gut.

So geht es Manchem mit dem Glauben, er kömmt ihm erſt nach der Erfahrung, und Viele machen gar keine Erfahrung, d. h. aus dem Erlebten lernen ſie nie etwas, und darum kömmt ihnen auch der Glaube nie. Ich hoffte recht früh in meine neue Heimath zu kommen und wohlfeil, aber ich hatte die Rechnung ohne Wirth gemacht. Ein Knecht und ein Bauernſohn, welche mich abholten, blieben den ganzen Tag durſtig, trotz Trinken und Einkehrens, und ſtatt raſch und wohlfeil, kriegte ich eine lange Reiſe und eine theuere.

Spät genug kamen wir an, und bei Laternenſchein mußte abgeladen werden. Große Mühe gab es, die Orgel in der Schulſtube aufzuſtellen und ſie zur Hausthüre hineinzubringen. Die Schulſtube war kaum 7 Fuß hoch, und man wußte Anfangs nicht, müſſe man die Orgel abnehmen oder die Diele aufbrechen. Am Ende gab es ſich. Nachdem man das Uebrige unter und über einander verſorget hatte, lud der Bauernſohn, der im Weine aufgeweicht war, mich für die erſte Nacht zu ihnen ein.

Am folgenden Morgen ſuchte ich mich einzuhauſen, konnte es aber nur mit Mühe. Wie geſagt, das Haus war klein und ſchlecht. Die Schulſtube bot für 150 Kinder, die hinein ſollten, kaum 2 Quadratfuß für ein Kind, die Hälfte Scheiben waren blind; der Ofen, ein ungeheures Thier, geſpalten und mit Griffeln faſt durchgewetzt. Als Behauſung hatte ich nur eine Stube, und die war noch klein genug. Da kein Webkeller war, ſo mußte ich meinen Webſtuhl darin aufſchlagen, welcher neben dem Bett den Raum ſo ausfüllte, daß ich kaum wußte, wo mein übriges Mobiliar, welches in einem Schrank, einem Kaſten, einem Tiſch und drei hölzernen Stühlen beſtund, aufſtellen ſollte.

Der Stubenboden hatte Löcher, in welchen man einen Fuß verrenken konnte, und in der mit Lehm gepflaſterten Küche waren ſie ſo zahlreich und tief, daß man da ordentliche Ciſternen hätte anlegen können. Es wollte mir dieſes alles ſchier übers Herz kommen. Ich hatte es früher nicht recht bemerkt, denn ſo ein lediger Menſch hat nur halben Verſtand, und merkt ſolche Dinge erſt, wenn man ihn mit der Naſe drauf ſtößt. Doch der Gedanke: lieber hier als dort! ließ darein mich ſchicken.

Achtzehntes Kapitel.

Wie ich abermals einen Pfarrer beſuche.

Diesmal erinnerte ich mich daran, was mir mein früherer Pfarrer geſagt hatte, daß eine Schule eine Bettlerkutte ſei, an der es gleichgültig, wo Einer zu plätzen anfange, hinten oder vornen. Der vorige Schulmeiſter war geſtorben, und wenn er auch da geweſen wäre, ſo hätte er doch kaum mich ſo unbefangen ins Klare ſetzen können über die Schule und die übrigen Verhältniſſe, wie ein unpartheiiſcher Drittmann. Ich wußte daher nichts Beſſeres, als zum Pfarrer zu gehen, der mir am Examen ein freundlicher Mann geſchienen hatte, welcher ſich der Schulen annahm.

An einem Abend machte ich mich auf zu ihm. Es war ungefähr eine halbe Stunde weit. Auf dem Moore erhob ſich weißlich der Nebel, in den Bäumen ſpielte ein leiſer Wind und löſte die ſterbenden Blätter; ſie flatterten mühſelig nieder von ihrem luſtigen Baume in ihr düſteres Grab.

Auf einzelnen Birnbäumen ſpielte luſtig das Eichhörnchen, und dachte kaum an die kümmerlichen kommenden Tage, wo es erbärmlich frieren und mühſelig an harzigen Tannzapfen nagen müſſe. Darum freute es ſich während der Tage der Freude; war es doch genug, wenn es trauerte während der traurigen Tage. Es kannte den Kummer nicht, die Plage des Menſchen, der ſo viel wiſſen will als Gott, der Gott nicht traut. Und aus dem Holze trat der Ammann mit noch Einem, die Axt im Arm; ſie hatten Holz verzeigt. Als der Ammann hörte, daß ich zum Pfarrer wolle, ſagte er: Du kannſt gehen, wenn du willſt, aber wenn du ein Ohrenbläſer des Prädikanten, wie der Vorige war, ſo ſieh zu, wie es dir geht, du wirſt es erfahren. Wir geben den Lohn. Natürlich entſchuldigte ich mich, und ſagte wie Wilhelm Tell dem Geßler, das ſei Schulmeiſterbrauch, er ſolle es nicht zürnen. Geh nur, ſagte er, aber ſieh, was d'machſt.

In freundlichen Bäumen lag das freundliche Pfarrhaus, und freundlich grüßte mich der Pfarrer über die Gartenwand, wo er eben graue Ankenbiren abnahm, alle Säcke voll hatte und auf ſeinen Knaben wartete, der mit einem vollen Körbchen hineingegangen war und mit dem leeren nicht wiederkommen wollte, ſo daß der Papa einmal über das andere ſagte: Wo bleibt doch mein Bub? Aber der Papa konnte lange warten; denn als man den Schaden umſah, ſaß der Bübel auf einem Zwetſchenbaum und hatte den Herrn Papa rein vergeſſen.

Nachdem der Pfarrer ſeine Säcke geleert hatte, führte er mich in ſeine Stube. Er war ein Mann in ſeinen beſten Jahren, noch nicht vierzig, mit ſprechenden Zügen, lebhaft in allen ſeinen Bewegungen, und immer ungeduldig, bis er zum Worte kam; und wenn er es einmal ergriffen hatte, ſo konnte ein Anderer zuſehen, wie er auch zu einem kommen wolle. Er konnte alſo viel beſſer reden als anhören. Das iſt ein Fehler, den gar viele Leute haben, aber es iſt ein einflußreicher Fehler. Er macht, daß man nichts vernimmt, was die Andern wollen und denken, die Andern aber kundig werden all unſerer Verhalten und Gedanken gewöhnlich zur Unzeit.

Der Pfarrer ſagte: Es ſei brav von mir, daß ich zu ihm komme, und nicht meine, keinen Rath nöthig zu haben. Schulmeiſter, ſagte er, ich pflege einen jeden Schulmeiſter, der neu in die Gemeinde kommt, mit den Leuten und ihrem Charakter bekannt zu machen, ſo gut ich kann;

das erſpart viel Zeit und viel Verdruß. Freilich hat mir das ſchon manchen Verdruß zugezogen.

Es giebt zwei Schlüſſel zum Menſchenherzen, die es vor allen andern aufthun, Liebe und Zorn. Wenn einem Schulmeiſter Liebe erwieſen wird und Ehre, man ihm aufſtellt, ihn rühmt, daß ihm der Kopf ſchwindelt, daß er lauter gute Leute um ſich ſieht, — wer will es ihm übel nehmen, wenn ihm das Herz voll wird und aufſpringt und er ſagt: Ich hätte nicht geglaubt, daß es ſolche Leute hier gebe; der Pfarrer hat mir etwas ganz anderes geſagt, ich kann nicht ſagen, wie es mir Kummer gemacht hat ꝛc. Und wenn man einen Andern böſe macht und verfolgt, ſo bricht der Zorn ihm den Mund auch auf und ſchreit: Ich habe es ſchon lange gewußt, daß es ſo kommen werde, der Pfarrer hat es mir von Anfang an geſagt, wie es mir gehen werde, und was ihr für Leute ſeid, man kennt euch weit und breit. — Von dieſen Herzensergießungen hat dann natürlich der Pfarrer den Verdruß. Und doch thue ich es immer wieder und hoffe, Schulmeiſter, ihr werdet von meiner Rede keinen Mißbrauch machen.

Nachdem die üblichen Verſicherungen gegeben worden, machte er mir folgende Mittheilungen.

Mit den Gytiwylern weiß ich gar nichts mehr anzufangen. Als ich ſie zuerſt ſah, freute ich mich der Hoffnung, da den rechten Boden für alle möglichen Verbeſſerungen zu finden. Der Boden vortrefflich, die Eigenthümer reich, wenig Laſten, und dazu ſahen ſie ſo ſtattlich und verſtändig aus, daß ich lauter Kleinjogge in ihnen erblickte. Ich kam mit einem Kopf voll Verbeſſerungsplänen, und dachte, am klügſten ſei es, mit dem anzufangen, was dem Landmann am nächſten liegt. Ich machte mich traulich an meine Gytiwyler, beklagte ſie wegen ihrer zerſtreuten Aecker, wegen ihres Moors, ſprach ihnen von Mergel, Teichen, neuem Pflügen ꝛc. Ich bot ihnen meine Dienſte an zu Vermeſſungen ihrer Aecker, damit ſie zuſammen tauſchen, jeder ſein ſämmtlich Land in ein Stück bringen könne. Das würde ſo kommode Höfe geben, darauf könnten ſie dann ihre Häuſer bauen, auf alle Fälle viel leichter arbeiten. Sie hörten mir mit weiten Augen zu, ich meinte gar andächtiglich, aber ſagten nichts. Als ſie immer nicht anfangen wollten, und ich immer ungeduldiger in ſie drang, ſagte mir endlich Einer: Hört, Herr Pfarrer, mit dem laßt uns ruhig, daraus giebt es nichts. Die Leute, welche ſolches in die Bücher ſchreiben, ſind nicht halb ſo geſcheut als man glaubt, verſtehen doll nichts von dem, was ſie ſchreiben.

Es ſeien die Felder verſchieden, wollte er mir erklären, das eine trüge dies lieber, ein anderes etwas anderes; auf dem einen ſei Waſſer, auf dem andern keins. Was für Koſten das Tauſchen bringen würde und vollends das Bauen. Und wenn man nicht bauen wolle, wer wollte dann alle ſeine nähern Stücke Land weggeben und an den Enden eines Feldes all ſein Land zuſammenbringen. Da würde man ja weit mehr Zeit verlaufen, als jetzt. Das müßt ihm ein luſtig Graſen und Bohnenz'winnen und Kohlbegießen geben. Und wenn einer auch bauen wollte, was ſollte er machen, wenn er kein Waſſer habe, kein Riedland, keine Bäume? Aber das ärgerte mich, daß ſie nicht glauben wollten, was doch ſo deutlich geſchrieben ſtand; daß ſie nicht verſuchen wollten, was doch ſo leicht ſchien. Ich fing nun ſelbſt an zu bauern, ließ fahren, düngen, Teiche graben, Mergel ſuchen ꝛc., und demonſtrirte den Menſchen des langen und breiten vor, wie großen Gewinn das gebe. Sie ſahen mir zu, rührten ſich nicht, lächelten auf den Stockzähnen, und am Ende mußte ich das Bauern aufgeben, wenn ich nicht einen Lump abgeben wollte. Ein einziges guckten ſie mir ab, ſie ließen nach und nach größere Jauchebehälter machen und leerten ſie immer fleißiger.

Ich dachte, man müſſe die Leute aufklären, um ſie weiſer und beſſer zu machen, und alle ihre Zuſtände vernünftiger einzurichten. Ich brachte viel Gemeinnütziges in meinen Predigten an, ich bot allerlei Bücher aus, aber damit kam ich ungelegen. Die Einen nahmen ſie ab, aber gaben ſie ungeleſen zurück, und Andere ſagten: Herr Pfarrer, wir haben nicht Zeit zu leſen. Tags müſſen wir arbeiten, Nachts ſchlafen, und am Sonntag thuts uns die Bibel.

Da war auch nicht der fernſte Trieb zu erwecken, daß Einer mehr zu wiſſen begehrte, als er wußte, oder als der Andere. Sie hielten darauf, wer am meiſten Land, am meiſten Vieh, am meiſten Garben, den ſchönſten Zug und den größten Miſthaufen hätte; aber für alles Andere hatten ſie keinen Sinn. In die Predigt kommen ſie fleißig am Sonntag und ſitzen ſtattlich da; allein ich habe noch nie gemerkt, daß eine Predigt ſie angerührt hätte, außer wenn ſie glauben, ich ſtichele auf ſie. Wie ſie pünktlich den Zehnten zahlen, ſo machen ſie dem lieben Gott des Sonntags auch fleißig ihre Viſite, damit er den Regen nicht ſpare und die Sonne nicht; jedes zu ſeiner Zeit.

Da ich mit den Alten nichts mehr anzufangen wußte, ſo beſchloß ich, mich mit aller Zeit und Kraft auf die Bildung der Jugend zu werfen, um von da aus zu helfen. Zum Glück war der verſtorbene Schulmeiſter gerade gekommen, ein feuriger, thätiger Mann, lernbegierig und ohne Blatt vor dem Munde. Der ging in meine Pläne nicht nur ein, ſondern ihnen voran. Zum Unglück fanden wir aber zu ihrer Ausführung manches nöthig. Das Schulhaus war ſo elend und klein, daß es durchaus neu gebaut werden ſollte. Uns fehlten Leſebücher, Wandtafeln, und an den Kindern wars auch, noch dieſes oder jenes Lehrmittel anzuſchaffen. Auch fand ich den Lohn des Lehrers zu gering bei der großen Arbeit, die er hatte, die ſich immer noch vermehrte. Für dieſes alles mußte man die Gemeinde anſprechen, aber ich hatte keinen Zweifel daran, daß es nicht gebe. War doch die Gemeinde reich, hatte lange keine Extra-Anlagen gehabt, war alles ſo nöthig und geſchah alles für ihre Kinder, daß ja kein vernünftiger Menſch etwas dawider haben konnte. Aber potz tauſend, wie ſtachen wir da in ein Weſpenneſt. Im

Anfang lachten uns die Leute aus und glaubten, es ſei nicht Ernſt; als wir aber nicht nachließen, da ſchlug das Feuer auf. Da mußte man Reden hören, die ich nicht wieder ſagen mag, und jeder Kreuzer wurde abgeſchlagen. Sie hätten zu eſſen und zu arbeiten, hieß es, ihre Kinder ſollten keine Herren werden. Was trüge das den Kindern ab, wenn die Alten verſaumten, um die Kinder etwas lernen zu laſſen! Das ſagten die gleichen Leute, die im Stande waren 60 bis 100 Thaler an eine einzige Kleidung einer Tochter zu wenden, wenn es galt, ſich zu zeigen. Man habe noch nie geſehen, daß einer beſonders gut gehaushaltet habe und deswegen mehr vorgeſtellt, wenn er ſchon geſchickt geworden ſei; man ſolle nur die Schulmeiſter anſehen, was das für Hungerleider ſeien.

Sie werden auch gerne Etwas, ſtellen gerne Großes vor, halten es für eine Ehre im Chor zu ſitzen und Vorgeſetzter zu ſein; aber zu dieſer Ehre kömmt man nicht durch Geſchicklichkeit, ſondern durch den Reichthum. Wer das meiſte Land und den größten Miſthaufen hat, dem wird die größte Ehre angethan, er mag nun daneben können, was er will, ja er kann Amtsrichter werden, ohne Geſchriebenes leſen zu können.

Da ſie alſo alles mögliche werden konnten und reich obendrein, da ihre Söhne reiche Weiber erhielten, ihre Töchter reiche Männer, und nie gefragt wurde: kannſt du leſen oder ſchreiben, ſondern wie viel 1000 Gulden vermagſt, wie viel Land haſt, wie viel biſt ſchuldig oder wie viel haſt ausgeliehen? wie groß mußte ihnen alſo die Unvernunft vorkommen, Auslagen von ihnen zu verlangen, die nichts abtrugen?

Bei dieſer Gelegenheit wurde über die Gemeindsverwaltung ſo manches geſprochen, und die Verhältniſſe der Mächtigern zu den ſogenannten Untergebenen ſchienen ſo ſeltſamer Art zu ſein, daß weder der Schulmeiſter noch ich uns enthalten konnten, Worte darüber fallen, merken zu laſſen: wenn man beſſer verwalten würde, ſo müß man ſchon Geld zu finden, ohne daß es den Einzelnen beſchwerlich fiele.

Nun ging erſt das Feuer recht auf. Die Kleinern rührten ſich, aber ſie brachten nichts ab, als daß der ganze Haß auf den Schulmeiſter fiel und auf mich. Der Schulmeiſter litt am meiſten darunter. Schweigen konnte er nicht, nicht ruhig annehmen, was ihm geſagt und gethan wurde. Der Groll wurde alle Tage neu, verzehrte ſeine beſten Säfte, machte ihn auch reizbar in der Schule, und je reizbarer er wurde, deſto mehr wurde er von den Eltern der Kinder verfolgt, bis endlich eine Auszehrung ſich bildete, die ſeinem Leiden ein Ende machte.

Mich traf freilich die Verfolgung weniger, allein ich mag nun vordringen wo ich will, ſo richte ich nichts aus, ſondern ich erhalte immer die gleiche Antwort: Wir thuns nicht.

So, Schulmeiſter, bin ich fertig mit dieſen trocknen, kalten, unbeweglichen Menſchen, und weiß gar nicht mehr, wo ſie packen. Es thut mir leid, daß es ſo iſt, daß ich euch nicht beſſer unterſtützen kann; aber ſobald ich ein Wort für euch reden würde, ſo wäre die ganze Gemeinde gegen euch. Ich wollte euch das ganze Verhältniß vor Augen legen, damit ihr mich nicht mißdeutet und im guten Eifer die alte Geſchichte wieder aufwärmt. Ich weiß euch keinen beſſern Rath, als in aller Stille eure Pflicht zu thun, euch ſo wenig bemerklich zu machen als möglich, mit eurem geringen Lohn auskommen zu ſuchen und Niemand läſtig zu fallen. Kann irgend etwas für euch gewinnen, ſo iſt es, wenn ihr ſpart und arbeitet, vor einem guten Haushalter haben ſie hundertmal mehr Reſpekt, als vor einem guten Schulmeiſter. Die Schule iſt wie die meiſten andern Schulen beſchaffen. Auswendiglernen iſt die Hauptſache, doch hat es der vorige Schulmeiſter durchgeſetzt, daß nicht nur die Reichſten rechnen und ſchreiben dürfen, ſondern wer will.

In der Schule wurde eine ſcharfe Zucht gehalten. In der letzten Zeit war ſie nur zu ſcharf, durch den beſtändig gereizten Zuſtand des Lehrers. Wenn ihr nun mehr Liebe der Strenge beimiſcht, und mit Freundlichkeit zu wirken verſucht, ehe ihr die Ruthe braucht, ſo werdet ihr mit den Kindern ſchon zurecht kommen. Nur hütet euch ja, den Kindern etwas über die Eltern oder Pflegeltern zu ſagen. Bringen die Kinder auch Schläge heim, ſo werden die wenigſten ſich beklagen, ſie ſind ihnen nicht ungewohnt. Aber wenn ſie ein Wort aufleſen können, das auf die Alten geſtochen iſt, ſo werden ſie es hinterbringen ſammt den Schlägen, weil ſie gleich glauben, der Schulmeiſter habe ſie eigentlich der Alten und nicht ihretwillen gezüchtigt. Dann iſt das Wetter los.

Seht, Schulmeiſter, ſchloß der Pfarrer, daß ich es wahrhaft gut mit euch meine, ſonſt hätte ich euch das Alles nicht geſagt. Meinet ihr es auch gut, ſo wollen wir zuſammenhalten, denn wir arbeiten an einem Werke. Es freut mich allemal, wenn ein Schulmeiſter kommt aus Ernſt zu der Sache. Aber freilich Manchen fertige ich kurz ab, wenn er bei mir nur allerlei vernehmen will, um es weiter zu ſagen; oder mir vorwärts den Hof macht, um dann mit ſeinen Bauern über mich zu lachen; oder nur allerlei klagen, aber keinen Rath hören will; oder zu mir kömmt, um dann ſeine eigenen Dummheiten damit entſchuldigen zu können: er ſei beim Pfarrer geweſen und der wolle es ſo, er habe es ihm angegeben.

Ich dankte dem Pfarrer, ward auch offen gegen ihn, und wir ſchieden als gute Freunde. Das mir enthüllte Verhältniß füllte meinen Kopf.

Ich weiß nicht, ob es allen Menſchen geht wie mir. Wenn meine Einbildungskraft einmal Funken gefaßt hat, ſo lodert ſie auf und ſpiegelt nun, ich kann nicht ſagen Gedanken, ſondern nur Bilder mir vor, über deren Anſchauen ich weder ſehe noch höre. So zeigte ſie jetzt mir die Gytiwyler, ihre Kinder, die Schule, meine Bedrängniſſe, aber auch mein feſtes, ſtilles Betragen. Und wie die jüdiſchen Propheten von der Schilderung des moraliſchen und dem darauf folgenden körperlichen Elendes ſich am Ende aufſchwangen zu den meſſianiſchen Zeiten von Glück und Herrlichkeit, ſo träumte auch ich von gebeſſerten Menſchen, einem neuen Schulhauſe, Wandtafeln in allen Ecken und einem ſtattlichen Schulmeiſter, der neben dem Ammann auf der Bank vor dem Hauſe Tabak rauchte, von dem das Päcklein nicht blos 3 ſondern 6 kr. koſte. Solche Träume ſind aber einem Wandelnden nicht günſtig, wenn er im Herbſtnebel einen nur einmal gemachten Weg geht. Ein Brücklein, auf deſſen unebenen Brettern ich ſtolperte, brachte mich zur Beſinnung. Ich erinnerte mich, über keine ſolche Brücke gegangen zu ſein. Es dünkte mich, ſchon lange ſei ich unterwegs, und doch ſah ich keine Anzeichen eines Dorfes; die Gegend, ſo weit der Nebel ſie ſehen ließ, war mir unbekannt. Sterne waren keine am Himmel, wie man zu ſagen pflegt nach der Uebung des Menſchen, das Daſein deſſen, was er nicht ſieht, in Abrede zu ſtellen. Da iſts aber böſe ſich zurechtzufinden, wenn man nicht weiß, wo man iſt und nicht um ſich ſieht.

Ich wußte auf meinem Brückli gerade ſo viel, wo Gytiwyl lag, als jener Schulmeiſter auf einer Karte von Europa, wo die Schweiz ſei, der daher ſagte: der Canton Bern ſei gerade hinten dran. Es iſt eine bedeutende Verlegenheit für einen Menſchen, wenn er nicht nur zwei Wege vor ſich hat, ſondern vier Weltgegenden, und in jeder Gegend der geſuchte Ort ſein kann und nicht ſein kann.

Da hörte ich auf einmal einen Ton durch die Nacht und erſchrak, daß ich zitterte. Es klang mir wie pfeifen, anhaltend und verſtohlen. Räuber, hatte ich gehört, pfeifen ſich, wenn ſie Reiſende überfallen wollen, in eine ſolche Bande glaubte ich gerathen zu ſein, die nun Anſtalten treffe, mich zu überfallen, in ihre Höhle zu ſchleppen, auszuplündern oder gar zu tödten. Ich ſtund wie Loths Weib, doch nicht unbeweglich, ſondern bebend, und lauſchte der Töne durch den Nebel. Die waren nun eigentlich gar nicht, wie ich mir gedacht hatte, daß Räuber pfeifen, ſo gellend und räuberlich, ſondern gar lieblich und weich klaglen ſie ſich bis zu mir hin durch die Nacht. Nach und nach kam ich zur Beſinnung, dachte mir, ich hätte von Räubern in der Gegend doch gar nichts gehört, und wenn welche wären, ſo würden ſie wenig bei mir finden, als allfallig die Tabakspfeife und die Kleider. Ich hatte auch gehört, daß rechte Räuber ſo mit armen Teufeln ſich nicht abgeben, die ohnehin genug geplagt ſeien, ſondern nur mit reichen und vornehmen Herren. Sie ſind alſo eigentlich die Vorläufer des Teufels, der es auch gerade ſo machen ſoll. Und wenn es auch ſchlechte Räuber wären, ſo niederträchtig arme Leute zu plagen, ſo glaubte ich ihnen bis dahin unbemerkt geblieben zu ſein, weil ſie ſonſt nicht auf dieſe Weiſe pfeifen würden; denn weil ich mich nie mit Vogelſang abgab, ſo wußte ich nicht, daß man auch Lockvögel habe, und zwar mit und ohne Locken. Ich dachte mir ohne Gefahr näher ſchleichen, ſeien es Räuber, weglaufen, ſeien es aber ehrliche Leute, den rechten Weg erfahren zu können.

Langſam und leiſe tappte ich vorwärts, und kam zu meinem großen Schrecken in ein Gebüſch, wie Räuber ſich wählen ſollen zum Aufenthalt. Aber die Töne wurden immer ſchöner und zarter, und mir ſchien, das ſei wohl eine rechte Flöte, von denen ich viel gehört, aber doch nie eine gehört hatte. Noch vorſichtiger ſchlich ich vorwärts, kam wieder aus dem ſchmalen Walde heraus, und hörte nun ganz nahe vor mir die luſtige Melodie des Liedes: „Wohlauf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd", ſah aber gar nichts, kein Feuer, keine Menſchen, nichts, gar nichts. Bald ſchien das Lied aus dem Boden, bald aus den Lüften zu kommen, oder die Stimme des Nebels zu ſein, der wie eine ſchwarze Heeresmaſſe über Nacht auf der Erde lagerte, um bei hellem Tagesſchein als luſtige Wolken über Land und Meer zu reiten. Schon fing es wieder an mir zu gramſeln am Rucken, und der geheimnißvolle Schauer wehte mich an, der aus einer andern Welt herüber blaſt, als ich anſtieß, und erſchrocken einen niedlichen Gartenzaun vor mir ſah. Wo ein Garten iſt, da iſt auch ein

Haus. Das entdeckte ich endlich nach langem Hineinſtarren in den Nebel dicht vor mir, denn es war nicht ein ſchwarzer großer Holz- und Strohhaufen, ſondern ein weißes Rieghäuschen, das in Nacht und Nebel ausſah wie der Geiſt eines Hauſes.

Nun verſchwanden Angſt und Schrecken, und mir ward wieder wohl zu Muthe. Da ich immer luſtige Leute da geſehen, wo man ſang, ſo wollte ich mich auch luſtig ankündigen und einmal wieder einen Witz machen. Ich ſtellte mich vor die Fenſterladen und ſtimmte ein. Es ſchwieg die Flöte und ich auch; ſie fing wieder an und ich auch. Sie ſchwieg wieder, ein Fenſterlade wurde aufgeſtoßen, ein wilder ſchwarzer Kopf fuhr wild heraus und fragte zornig mit fremdem Anklang in der Stimme: Was für ein Eſel da Dummheiten treibe! Packſt du dich nicht auf der Stelle fort, ſo will ich dir deine Flauſen vertreiben. Man kann ſich vorſtellen wie mir ward, als ich ein wirklich Räuberhaupt einen Schuh weit von mir ſah und ſeinen zornigen Ausbruch hörte. Erſt als er noch einmal mit ſeiner gewaltigen, feſten Stimme ſagte: Packe dich, oder ich komme! fand ich die Sprache und vermochte zu ſtammeln: Er ſolle mir verzeihen, ich ſei verirrt, fremd in der Gegend und habe nach dem Wege fragen wollen. Ich mußte ihm berichten, wer ich ſei, wohin ich wolle, und ſo ließ er ſich endlich, nachdem er manches Wort in fremden Sprachen ausgeſtoßen hatte, begütigen, ſchloß den Laden mit dem Verſprechen, mir den Weg zeigen zu wollen. Bald trat er zur Thüre hinaus. Ich fing mich von neuem an vor ihm zu fürchten, und dachte, er wolle mich nur von dem Hauſe wegführen, um mich im Walde zu ermorden. Es war eine hohe Geſtalt aber mager, nur Muskeln und Knochen bildeten ſeinen Leib. Sein Geſicht war dunkel, faſt wie ſein Haar, mager und knochicht wie ſein Leib. Unter der großen Naſe ſträubte ſich ein fürchterlicher Schnauz, die weißen Zähne konnte ich trotz der Finſterniß erkennen. Auf ſeinem Kopf ſaß etwas Wunderliches, ich wußte nicht was, eine kurze Jacke und weite Hoſen bedeckten ſeinen Leib, und in der Hand trug er einen Stock, mit dem man einen Ochſen hätte fällen können. Als er mein Zaudern und Zagen ſah, lachte er und ſagte: Ja, fürchte dich nur, es hat ſich noch mancher ganz andere Kerl vor mir gefürchtet! Aber gell, Schulmeiſterli, ein andermal läſſeſt du dein dummes Singen vor fremden Häuſern ſein! Ich folgte ihm gar wehmüthig nach und entſchuldigte mich eben ſo demüthig. Ich hätte geglaubt, es ſeien kurzweilige Leute da drinnen, und da hätte ich geglaubt, es würde ſie erſt verwundern und dann lächern, wenn ſie draußen auf einmal ſingen hörten, und dann würden ſie mir um ſo eher zurecht helfen. Er ſchnauzte mich an, daß das dumme Späße ſeien, aber wir Schulmeiſter und die Schneider hätten es gleich; wir meinten, wir ſeien witziger als andere Leute, wir müßten allenthalben den Narren treiben und die Hanswurſte machen. Das ſei ihm das widerlichſte Volk, mit dem er ſein Lebtag zu thun gehabt, die Flöhe ausgenommen; Läuſe habe er nie gehabt. Ich machte mich ganz klein, gab zu, daß es wohl auch hochmüthige Schulmeiſter gebe, aber doch ſeien ſicher nicht alle ſo. Ich ſei ein arm Bürſchchen, das ſchon viel erlebt und ausgeſtanden habe, und ich wüßte wohl, daß ich mich damit zufrieden geben müſſe, als Schulmeiſter meine Sache ſo gut zu machen als ich könne. Da lachte er laut auf und ſagte: Das werde aber juſt nicht viel ſagen!

Das wurmte mich doch und ich antwortete: Für einen ſehr Gelehrten wolle ich mich nicht ausgeben, aber ſo gut wie ein Anderer wolle ich meine Sache doch machen. Ja, das glaube er, entgegnete der Schnauzbärtige, dem lieben Gott das Licht, den Bauern das Brodt, den Kindern den Verſtand werde ich ſtehlen können, ſo gut als die Andern auch. Wenn es keine Schulmeiſter gäbe, ſo wären weniger hochmüthige Hungerleider, und wenn keine Schulen wären, ſo würde es weniger verpfuſchte Menſchen geben. Er könne nicht begreifen, wie ein Menſch, der einen geſunden Blutstropfen im Leibe habe, Schulmeiſter werden möge. Aber wer ſich auf nichts viel einbilden möchte und zum Arbeiten zu faul ſei, der werde Schulmeiſter. Nicht wahr, Schulmeiſterli! Ich wollte mich vertheidigen. Da fing er ein Verhör mit mir an, beſſer als mancher Unterſuchungsrichter kann, ſcharf und ſtreng, daß ich antworten mußte, und das die Wahrheit, ich mochte wollen oder nicht. Auch überſpringen durfte ich nichts; er hielt zu Boden, wie ein guter Ackersmann ſeinen Pflug. Als ich nun ſagen mußte, was mich eigentlich zum Schulmeiſter gemacht, wie bös ich es daheim gehabt, wie man mich endlich verflucht und im Stiche gelaſſen, wie ich nicht mehr das Herz habe heimzugehen, und Niemand habe auf der Welt, da ſchwieg er auf einmal ſtille und ſchritt ſo wild fort mit ſeinen langen Beinen, daß ich ihm kaum nach konnte. Nach einer langen Weile, wo ich nicht wußte was das geben ſollte, ſagte er: Schulmeiſter, ſiehe, dort iſt Gytiwyl. Wenn du noch mehr verirreſt, ſo komme wieder, ich will dir wieder zurecht helfen, du biſt ein armer Teufel wie ich. Gute Nacht! Und verſchwunden war er im Nebel.

Ende des zweiten Theiles.

Berlin, Druck von A. W. Hayn

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Allgemeine
Deutſche Volks-Bibliothek.

Zweiter Jahrgang.

Vierter Band.

Leiden und Freuden
eines
Schulmeiſters.

Von

Jeremias Gotthelf.

III.

Berlin, 1848.
Verlagscomtoir des allgemeinen deutſchen Volksſchriften-Ver
(M. Simion. Jul. Springer.)

Leiden und Freuden

eines

Schulmeiſters.

Von

Jeremias Gotthelf.

Bearbeitung des Verfaſſers für das Deutſche Volk.

Dritter Theil.

Berlin, 1848.
Verlagshandlung des allgemeinen deutſchen Volksſchriften-Vereins.
(M. Simion. Jul. Springer.)

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Leiden und Freuden

eines

Schulmeiſters.

Dritter Theil.

Erſtes Kapitel.

Der erſte Winter im neuen Amte.

Diesmal klopfte mir das Herz, als meine Schule begann. Ich wußte nun, daß es einem fehlen könne in einer Schule, auch wenn man ſich noch ſo geſchickt glaubt; daß alſo das Gelingen in einer Schule nicht von der Geſchicklichkeit des Lehrers allein, ſondern von ſeinem Betragen, von der Art und Weiſe, wie er ſich in und außer der Schule giebt, abhänge.

Daß meine Gelehrſamkeit nicht weit her ſei und mein Unterricht ſelbſt eine Stümperei, das ſah ich noch nicht ein. Ich begriff noch immer nicht, wie man von einem Schulmeiſter verlangen könne, daß alle Kinder ſollten rechnen und ſchreiben lernen, und noch viel weniger fiel mir ein, daß die Kinder lernen ſollten, ſelbſt Gedachtes auszudrücken, daß ſonſt das Schreiben ihnen nichts nütze. Ich begriff noch gar nicht, wie man eine Schule in Klaſſen abtheilen und ſo gar vieles möglich machen könne, was bei der alten Unordnung unmöglich ſchien. Als man anfing, eine ganze Klaſſe zuſammen im Takt leſen zu laſſen, zu furchtbarem Ohrenzwang für Alle, welche nicht kalbslederne Trommelfelle hatten, da glaubte man, eine Entdeckung gemacht zu haben, über welche aus man nicht mehr könne, auf die das tauſendjährige Reich bald folgen müſſe. Hatte ein Kind der Bevorrechteten aufgeſagt, ſo ſagte man ihm: Du kannſt jezt ſchreiben; und zu den andern: Lernt, d. h. buchſtabirt oder leſet oder lernt auswendig. Von einer eigentlichen Stundenabtheilung war keine Rede, darum wurde und wird ſie noch an vielen Orten für unmöglich gehalten.

Wenn man beſonders gut im Strumpf war, ſo wurde conſtruirt und zweimal in der Woche catecheſirt aus dem Fragenbuch. Das waren die ſtabilſten Stunden. Die Hauptſache für den Lehrer war, daß er Fleiß habe, d. h.

daß er unermüdlich von einem Kinde zum andern renne und alle ſo oft als möglich aufſagen laſſe.

Dieſe Aufgabe zu erfüllen bangte mir nicht, und über die Forderung, daß alle ſchreiben und rechnen lernen, dachte ich, ihre Unhaltbarkeit werde von ſelbſt ſich herausſtellen. Aber die traurigen Erfahrungen hatten in meine Selbſtgenugſamkeit doch das Loch gemacht, daß mir bange ward 150 Kinder zu meiſtern, mich bei ihnen in Reſpekt zu ſetzen und in Reſpekt zu erhalten, und in der Schule die nothwendige Ordnung feſtzuſtellen.

Ich hatte es erfahren, daß es in einer Schule zugeht wie in einer Ehe. Beide haben ihre Flitterwochen oder Honigmonde, während derſelben lauſcht der ſchlauere Theil dem andern ſeine ſchwachen Seiten ab und ſetzt ſich in die Stellung, in der er bleiben will. Dünkt es nun dem ehrlichen überliſteten Theil, es ſei genug geflitterwöchelt, es ſei nun einmal Zeit zu ſagen, was auch er eigentlich wolle und wie es künftig gehen ſolle; ſo vernimmt er zu ſeinem großen Erſtaunen, daß es juſt ſo gehen ſolle, wie es jun gehe; verſucht er es dennoch, ſich auf einen andern Fuß zu ſetzen: ja dann zerrinnen die Himmel, Regengüſſe ſtrömen, dumpfer Donner grollt, ſpäte Reiſe fallen nieder, drückende Schwüle wechſelt mit froſtigem Winde, es ſchmollt die Sonne, ſendet nicht Licht, ſpendet die rechte Wärme nicht, und trübe wird es am Ehehimmel. O, wer kennt das Schmollen, das Grollen, das Sticheln, das Aufbegehren, das Verwunderttthun nicht, wer kennt die Schlußworte nicht: wenn ich das gewußt hätte, wenn ich das gedacht hätte! Wer weiß nicht, daß dann hier ſelten wahre Einigkeit ſtatt findet, ſondern entweder eine ſtumme Unterwerfung von der einen, unbedingte Oberherrſchaft von der andern Seite, oder aber ein dreißig- bis vierzigjähriger Krieg, je nachdem die Theile ein zähes Leder haben! Je mehr nun ein Menſch in ſeliger Ueberſchwenglichkeit meint, das verſtehe ſich von ſelbſt, daß es gehe, wie er wolle, deſto eher kommt er unter den Pantoffel oder ſieht ſich zu einem ewigen Keiffen, das nichts abträgt, verdammt. Nur herrſcht bei den Schulmeiſtern gar zu gerne dieſe Ueberſchwenglichkeit, und arglos plumpſen ſie in ihr Amt hinein. Bei den Kindern aber herrſcht Schlauheit, ſie fühlen ſich die Schwächern, darum lauſchen ſie auf die ſchwachen Seiten des Stärkern.

Zu dieſem Auffaſſen der ſchwachen Seiten treibt die Kinder der Inſtinkt: ſelten wird ein Kind ein Jahr alt, ohne der Eltern ſchwache Seiten zu kennen und benutzen zu können. Mit dem gleichen Inſtinkt faſſen ſie jede neue Erſcheinung auf, die in ihr Kinderleben tritt, und faſſen ihre Eigenthümlichkeit meiſt weit ſchärfer auf, als ältere Leute, denen das eigene Ich, vorgefaßte Meinungen, gehegte Abſichten und hundert Gegenſtände die Augen blenden. Nun tritt nicht bald etwas Wichtigeres in der Kinder Leben hinein, als ein Lehrer, bei dem ſie einen bedeutenden Theil ihrer Zeit zubringen ſollen, der als Oberer Wohl und Wehe zufügen kann. Wie ſie nun dem Lehrer ſeine Macht nehmen, ihn entwaffnen, lähmen, täuſchen, ihm trotzen können, das iſt der Kinder Augenmerk. Sie beobachten die erſten Tage gar manierlich, allmälig ſtrecken ſie ihre Fühlhörner aus, immer weiter und weiter; ſtoßen ſie an, ſo verſuchen ſie es auf andere Weiſe, bis ſie wiſſen, woran ſie ſind, und das Alles ſehr ſelten mit Bewußtſein, ſondern inſtinktmäßig. Wehe nun dem Lehrer, wenn er bewußtlos iſt, wenn er, wie Obere es ſo gerne pflegen, vor lauter Oberherrlichkeit nichts anders ſieht als eben dieſe, wenn er dieſes Taſten der Kinder nicht fühlt und ihm nicht zu begegnen weiß mit Liebe und Ernſt; denn weiß er das nicht, ſo wird er auch bei den trefflichſten Lehrtalenten nimmer gewinnen der Kinder Liebe und Achtung. Eine vernünftige Schulzucht gelingt nimmer, die Schule wird entweder zuchtlos oder ein Zuchthaus. Nun fühlte ich dunkel etwas von dieſem; fühlte das Gewicht des Anfanges, des erſten Eindruckes; ich wußte, daß ich in meiner früheren Schule durch zu große Milde zum Spott geworden war, und ward zuerſt verſucht, in's Gegentheil zu fallen. Nun kann es nichts Unglücklicheres geben, als wenn ein an ſich ſanftmüthiger und faſt ſchwacher Menſch den Bramarbas und Eiſenfreſſer ſpielen will. Alle Augenblicke fällt er aus ſeiner Rolle, männiglich ſieht des Eſels Ohr hervorgucken aus der Löwenhaut. Er hat verloren Spiel; denn trotz der Löwenhaut macht er Eſelsſtreiche, und als Eſel wird er behandelt von Jung und Alt. Auch das fühlte ich.

So erwachte ich am erſten Schulmorgen mit ordentlichem Herzklopfen, und es nahm nicht ab, als ich die erſten Schulkinder kommen ſah und hinüber zu ihnen mußte. Es waren ihrer nicht viele, und ſo ging es recht gut. Ich war ernſt aber weich geſtimmt, fühlte mich nicht veranlaßt durch meine Stimmung, mit den Kindern Scherz zu treiben, oder ſie lachen machen zu wollen, und das kam mir wohl. Einen Berg hinunterfahren ohne zu ſpannen in hellem Trabe kann nur ein guter Kutſcher und wird es ſelten noch thun, ein ungeſchickter bricht Hals und Beine. So kann nur ein ſehr gewandter, ſattelfeſter Lehrer Spaß in der Schule treiben, und dazu noch ſelten; und doch verſuchen das Tölpel am meiſten und führen dabei Etwas, das Witz ſein ſoll, ins Feld, das aber dem Witz gerade gleicht, wie eine Kuh dem König Salomo. Ich polterte aber auch nicht, glaubte nicht, daß erſt alle Kinder ins Bockshorn müßten, bevor ich recht anfangen könne.

Ernſt und weich begann ich meine Schule, und es ging recht gut. Die Kinder betrachteten mich ſcharf, aber bei dem Betrachten blieb es. Als ich Mittags bei meinen Erdäpfeln und einem Reſtchen Milch ſaß, hätte ich gerne ein Mäuschen und bei allen Tiſchen im Dorfe ſein mögen, um zu hören, was die Kinder zu erzählen wüßten und wie ich ihnen gefallen hätte. Ach, und am Abend wäre ich gar zu gerne zu Jemanden hingegangen, um zu vernehmen, was geſagt werden, um mich rühmen zu hören, oder doch wenigſtens Anerkennung zu finden. Aber mit dem Denken, was die Leute ſagen möchten, mußte ich mich begnügen. Niemand hatte mich kommen heißen.

Meine Schulkinder waren die einzigen Menſchen, mit denen ich umging und mit denen ich reden konnte. Die Schulſtunden wurden mir daher eigentliche Erholungsſtunden, auf die ich mich freute, jedes Schulkind war mir eine liebe Erſcheinung, die mich aufheiterte. Weil ich Freude an den Kindern hatte, ſo empfanden ſie auch welche an mir; weil mir die Schulſtunden wie Augenblicke entſchwanden, ſo wurden ſie ihnen auch kürzer und ſie kamen gern in die Schule. Ich merkte ſchon nach einigen Tagen, daß die, welche Anfangs gekommen waren, ſelten fehlten; und fehlten ſie, ſo klagten ſie mir das nächſte Mal, der Vater oder die Mutter hätten ſie nicht gehen laſſen. Aber trotz dem taſteten doch die Schüler nach meinen ſchwachen Seiten und ſuchten ihren Willen von meinem Willen frei zu machen, mein Wort unbeachtet zu laſſen. Ich merkte es, und das iſt ſchon viel; ich ließ es nicht unbemerkt hingehen, und das iſt noch mehr. Eine Bemerkung fruchtete anfänglich, aber bald ſchon nicht mehr; es mußte ein Verweis folgen, dem Verweis eine Strafrede, eine Appellation an die Kinderliebe ꝛc. Hier blieb ich eine Zeitlang, und vielleicht zu lange, ſtehen und predigte zu lange.

Es iſt nichts thörichter, als wenn ein Lehrer allzu oft und allzu lang ins Predigen fällt, er richtet nichts aus, als daß er ſich ſelbſt unglücklich und bitter, den Kindern Langeweile macht. Daß den Kindern das Predigen Langeweile macht, weiß Jeder, der der Kinder Flüchtigkeit kennt. Ein Kommandowort, ein kurzer ernſter Zuſpruch dringen durch, während eine Predigt abläuft wie Regen vom Dach. Das Predigen bringt aber den Lehrer in ein ordentlich Elend hinein. Das Predigen bringt ihm ein Vergrößerungsglas vor Augen, darin ſieht er ſeine Treue, der Kinder Flüchtigkeit; ſeinen Willen, der Kinder Ungehorſam; ſeine Liebe, der Kinder Undank. Das Alles kommt ihm, je länger er predigt, deſto greller, furchtbarer vor, und je nach ſeiner Eigenthümlichkeit wird er immer zorniger oder immer gerührter, auf alle Fälle immer elender, und ſagt den Kindern Dinge, vor denen er bei nüchternem Zuſtande erſchrecken, ehrliche andere Leute blinzen müßten.

Er entwürdigt ſich vielleicht gar ſo weit, daß er Eltern, Verhältniſſe ꝛc. in ſeine Predigt bringt, oder gar ſagt: ſie verachteten ihn nur deswegen, weil er ſo arm ſei, wenn er reicher wäre, ſo würden ſie ſchon mehr Reſpekt vor ihm haben. Pfui! wenn ein Lehrer ſo was Kindern verwirft, es mag auch noch ſo viel Wahres daran ſein.

Da kam ein Tag, an welchem wegen beſonderer Verumſtandungen nicht gedroſchen wurde. Da redeten einige der größeren Burſche mit einander ab, zur Schule zu kommen und zu ſehen, wie der Schulmeiſter einer ſei, und zu verſuchen, wie weit ſie es wohl treiben könnten mit ihm. Wenn nun ein halb Dutzend Burſche, von denen jeder ſeinen Malter Korn trägt, in eine Schule zuſammen einrücken, ſo taſten die nicht lange, ſondern fallen gleich mit der Thüre ins Haus. Protzig traten ſie ein, protzig ſetzten ſie ſich, wo ſie wollten; thaten, als ob ſie der Schulmeiſter gar nichts angehe. Ich war ganz verdutzt von dem Betragen dieſer Burſche. Ich huſtete, ich machte: bſcht, ich ſagte: Still! ſie merkten von dem allem nichts. Sie riſſen ſich Bücher aus den Händen, drehten ſich um, redeten nach allen Seiten. Ich begann Vorwürfe zu machen, ſie achteten ſie nicht; ich fing an zu predigen von böſen Buben, welche die Schule ſtörten; wie viel ſie mir zu leid thäten damit ꝛc. Sie lachten dazu. Das nun machte mich böſe, ich drohte; und die Burſche lachten nur lauter und flüſterten ſich in die Ohren. Da wurde ich böſe, griff nach dem Lineal, wollte einem auf die Hand geben, und da er ſich dagegen ſträubte, gab ich ihm auf den Rücken, und walkte noch zwei oder drei tüchtig durch, die mir das Lineal nehmen wollten; ſo tüchtig, daß mir der Arm ordentlich weh that. Aber Ruhe war nun geſchaffen und kein Menſch machte mir darüber Vorwürfe.

Hätten die Buben die Oberhand gewonnen, ſo würde man tüchtig gelacht und die Alten ſchmunzelnd gerühmt haben: wie ihre Burſche dem Schulmeiſter gezeigt, wer Meiſter ſei. Nun, da ich den Handel gewonnen und die

Burſche mit blauem Rücken heimgekehrt waren, fand man mich vollkommen im Recht und wunderte ſich nur, daß ich ein ſo Entſchloſſener ſei; man hätte mir das gar nicht angeſehen. Freilich wird auch mancher Pädagoge neueſter Zeit ſchreien: Bewahre Gott, welche Rohheit, welch ſchlechter Lehrer, der noch zu Schlägen ſeine Zuflucht nimmt! Ja, du gutes Männlein, ſchreie nur, ich weiß wohl, was Mode iſt, aber die Mode wechſelt eben, weil keine Mode das abſolut Rechte oder Wahre umfaßt. Ich habe auch nicht alles auf dem Prügeln; aber auf einen harten Klotz gehört ein ſcharfer Keil; was man nicht bürſten kann, muß man ausklopfen. Ich möchte da kein Syſtem aufſtellen, z. B. daß man anſtändig erzogene Kinder nicht ſchlagen ſolle, oder daß bei roh erzogenen Kindern Schläge nothwendig ſeien. Man findet unter den vornehmſten Kindern welche, denen die Ruthe oder eine Ohrfeige mit Verſtand ſehr heilſam wäre. Dagegen findet man Kinder, welche roh erzogen ſind und durch und durch erhärtet ſcheinen; aber ſie ſind nur gegen Schläge gehärtet, und das erſte Wort der Liebe geht in die Seele hinein, und mit ſolchen ungewohnten Worten richtet man fürder alles aus. So ſind Schläge äußere Heilmittel für Krankheiten der Seele, die ſichtbar werden, ſind chirurgiſche Operationen; im rechten Augenblicke angewendet, wirken ſie manchmal ohne alle innere Hülfe, ja da, wo alle innere Hülfe nichts gefruchtet hätte — ſo bei Kindern und Erwachſenen. So jagte einmal eine Mutter ihr Kind in vollem Zorn um's Haus, in voller Angſt ſchrie das Kind erbärmlich: ach, Großmutter, hilf! ach, Großmutter, hilf! Auf der Straße ereilte die Mutter das Kind, warf es zu Boden, kniete auf daſſelbe und ſchlug es auf unmütterliche Weiſe, in ihrem Zorn nichts hörend, nichts ſehend, was um ſie vorging. Das ſah ein handfeſter Bauer auf ſeinem Wägelein, wohlgemuth vom Berner Markt kommend. Das Feuer kam ihm ins Dach, hinter der Frau hielt er ſein Pferd, ſtieg ab und ſteckte der Frau ſo eine recht tüchtige Ohrfeige, daß ſie über ihr Kind wegfiel. Er aber ſtieg, ohne ein Wort zu ſagen, gelaſſen auf ſein Wägelein und fuhr davon. Als er zurück blickte, ſah er die Frau mit offenem Munde mitten in der Straße ſtehen, wie ein Oelgötze und ihm nachſehen. Aber ſeither hat man bei jenem Hauſe niemals mehr ein ſolches Geſchrei des Kindes gehört.

Aber ſchnell und raſch muß die Anwendung ſolcher Mittel ſein, lange Vorbereitungen dazu im Angeſicht des Patienten, oder gar damit verbundene Ceremonien oder förmliche Feierlichkeiten, Spektakelſtücke zeugen eben von dem Unſinn, der ſo lange in den Schulen herrſchte. Darum aber auch läßt ſich kein Syſtem darüber abfaſſen. Da kann der Lehrer nicht in ſein Heft ſchreiben: Hier pflege ich Schläge anzubringen, wie ehedem die Göttinger Profeſſoren an die Ränder ihrer Hefte ſollen geſchrieben haben: Hier pflege ich einen Witz zu reißen.

Eine Schule, wo das Prügeln ſyſtematiſch würde, mahnte mich an jenes Waiſenhaus, wo 60 Buben, große und kleine, geſunde und kranke, wenn ich nicht irre, alle Jahre zweimal ſämmtlich lariren mußten, ich weiß nicht, ob zwei oder drei Tage lang alle miteinander. So wurde aber ehedem in den Schulen geprügelt, auf dem Lande und in den Städten. Wenn man erzählen hört, wie Buben Schläge erhielten Vormittag und Nachmittag, mit Ruthen, Stöcken, Fäuſten, wie ſie bluteten und ächzten; ſo begreift man wohl, wie ein Abſcheu gegen das Prügeln bei denen einreißen mußte, die ſo geprügelt wurden, begreift, daß ſo geprügelte Väter keinem Lehrer zutrauen, mit Verſtand prügeln zu können, weil kein Lehrer ſolchen an ihnen zeigte, und daß man daher allen Lehrern das Prügeln radikal abſtellen oder verordnen wollte, daß ſie in jedem gegebenen Fall die Erlaubniß ihrer Obern dazu einholen ſollten, was das Thörigſte von allem iſt. Aber mit dem Bade ſoll man das Kind nicht ausſchütten. Soll man in jedem Waiſenhauſe nun gar keinen Knaben mehr lariren, weil früher 60 auf einmal mußten!

Freilich iſt das die beſte Schule und zeuget von der beſten Geſundheit der Kinder, in welcher ſolche Strafen am ſeltenſten vorkommen, wo der Lehrer die Herzen zu heilen, den Ausbrüchen der Krankheit zuvorzukommen weiß. Denn allerdings muß ſo Mancher nur deswegen prügeln, weil er nicht ſieht, was im Anzuge iſt, oder weil ſein Anſehen bei den Kindern oder ihre Liebe zu ihm nicht ſo groß ſind, daß ſie zu natürlichen fort und fort wirkenden Heilmitteln werden. Bringt ein Lehrer es noch ſo weit, daß er in Anwendung ſolcher Strafen wirklich gerecht ſein kann, ohne den Kindern ungerecht zu erſcheinen, ſo will ich den Hut vor ihm abziehen. Ich meine nämlich, wenn er es dahin bringt, daß er auf die gleichen Fälle nicht immer die gleichen Strafen müſſe folgen laſſen, und doch die Kinder überzeugt bleiben, daß er vollkommen gerecht und gleichmäßig geſtraft habe. Jede Strafe iſt nämlich von Seite des Lehrers nie eine Züchtigung, ſondern ein Heilmittel. Kann ein Arzt nun mit einem Löffel voll Trank heilen, ſoll er dann einen ganzen Hafen voll einſchütten oder gar Arme und Beine abnehmen? Das würde man doch unvernünftig finden. Darum ſtudirt der Arzt die Natur ſeines Kranken, nach dieſer richtet er ſeine Heilmittel ein, und je beſſer er die Natur kennt, deſto kräftiger werden ſeine Mittel anſchlagen. Nun ſollte von Rechtswegen der Lehrer auch nie ſtrenger ſtrafen, als es gerade zur Heilung nöthig iſt. Nun wiſſen wir, daß die einen Naturen härter und zäher ſind, als die andern, alſo der Krankheitsſtoff viel feſter bei ihnen ſitzt und viel gewaltſamere Mittel zur Austreibung erfordert, als andere. Bringt es nun ein Lehrer dahin, daß die Kinder dieſes begreifen, und es dulden ohne Aerger, daß der Lehrer bei gleichen Vergehen auf andere Weiſe und härter oder gelinder ſtraft, je nach der Natur des Fehlenden, ſo habe ich Reſpekt vor ihm. Freilich muß der Lehrer, um dieſes zu können, vier Dinge verſtehen. Er muß dieſes ſelbſt begreifen, muß Menſchen begreifen, ihre verſchiedenen Naturen auffaſſen und nachdenken können über ihre zweckmäßigſte Behandlungsweiſe. Aber ſo lange Lehrer nicht einmal über einen Unterrichtsplan nachdenken wollen, kann man ihnen nicht zutrauen, daß ſie über die Naturen der Kinder nachdenken mögen.

Er muß zweitens jede Brille ab ſeiner Naſe thun können, und namentlich die Brillen, wodurch er Kuchen, Brod, Schweinerippen oder gar Schinken ſieht ſtatt Kinder, und auch die, durch welche ihm die eigenen Kinder ganz anders vorkommen als fremde.

Er muß des Zornes Meiſter ſein können, denn der Zorn macht blind und unvernünftig. Was würde man zu dem Arzte ſagen, der im Zorne einem armen Teufel ein halbes Pfund Opium verſchreiben würde, ſtatt höchſtens ein halbes Quentchen.

Wenn der Lehrer ein Kind eines Muthwillens wegen züchtigt in vollem ſichtbaren Zorn, muß das Kind ſich nicht ſelbſt fragen: Wer züchtigt dann den Lehrer um ſeines Zornes willen? Mich iſt Muthwillen angekommen, ihn der Zorn, welches iſt ärger?

Viertens endlich muß er das Schmuggeln laſſen können. Er muß nämlich keine Branntweinflaſche in die Schulſtube ſchmuggeln, ſie auch nicht in der Nebenſtube beſuchen, die liebe Freundin. Wenn dann der Branntweingeiſt klafterlang dem Lehrer aus den Augen ſieht und aus dem Munde Feuer ſpeit, und dieſer Geiſt im Lehrer die Kinder braun und blau prügelt, ihnen alle ſieben Regenbogenfarben auf den Rücken prägt — was müſſen wohl die Kinder von einem ſolchen Lehrer denken? Muß ihnen nicht beifallen die Geſchichte der zwei vom Teufel beſeſſenen Gergeſener, die unter die Schweine fuhren? Müſſen ſie nicht bei ſich ſelbſt wünſchen, ihr beſeſſener Lehrer möchte auch unter die Schweine fahren, ſtatt unter Kinder?

Meine Prügelei hatte alſo gute Wirkung gethan, ging nirgends übel an; und doch war, je mehr die Kinder ſich mehrten, deſto weniger Stille und Ruhe in der Schule. Ich kann nicht ſagen, daß die Kinder nicht gehorchten, ſobald ich ihnen befahl, aber es war Augenblicke wieder im Alten. Ich klagte einmal meine Noth dem Pfarrer. Dieſer gab mir einen guten Rath, der viel half, aber doch nicht radikal; das Hauptmittel kam mir erſt ſpäter. Nachdem er meine Schule betrachtet hatte, ſagte er mir: Die meiſten Lehrer haben den gleichen Fehler, wie die meiſten Leute. Wenn dieſe ſehen, ſo hören ſie nicht, wenn ſie hören, ſo ſehen ſie nicht, und wenn ſie ſelbſt reden, ſo können ſie weder ſehen noch hören. Sie können nur einer Thätigkeit mit Bewußtſein ſich hingeben, während ſie das eine Organ, z. B. das Auge, mit Bewußtſein beſchäftigen, vernimmt das Ohr wohl allerlei, allein was das Ohr vernimmt, vernimmt der Menſch nicht, ſeine Seele iſt im Auge, nicht im Ohr, und ein Organ, in dem die Seele nicht iſt, bringt dem Menſchen nichts zu. Nun iſt es allerdings das Bequeme, Gewöhnliche, ſeine Seele nur an einem Orte zu haben, und die Leute, die nicht geweckt ſind, begreifen gar nicht, daß die Seele an verſchiedenen Orten ſein oder vielmehr die Thätigkeiten verſchiedener Organe auffaſſen oder leiten könne zu gleicher Zeit. Ihr ſeht viele Mägde z. B. Rüben jäten oder Flachs. Sie denken bei dieſer einförmigen Arbeit an ihren Schatz. Ruft ihnen nun ein-, zwei-, dreimal, ſie hören euch nicht, ihre Seele kann nicht vom Schatz weg ins Ohr. Laßt Knechte heimkommen zum Eſſen, ihre Seele iſt beſchäftigt mit dem Gedanken: ob Kraut oder Schnitz auf dem Tiſche ſeien, oder ob das Sauerkraut auch Schmalz bekommen habe oder nur die Kelle, legt ihnen Werkzeug aller Art neben und vor die Füße, ſie werden es nicht aufheben, nicht einmal ſehen, ihre Seele iſt nicht im Auge, ſondern beim Sauerkraut, und zwar ungetheilt. So wird es begreiflich, daß in einer Stube voller Leute eine Menge Dinge geredet werden, die Einen ſie nicht hören, und die, welche ſie hören, nicht ſehen, was dabei getrieben wird.

Vollends wenn ein Menſch redet und mit Eifer redet, ſo ſcheint er meiſt taub und blind zu ſein, weil er gerade nur bei ſeiner Rede iſt, und weder die Geſichter ſieht, die andere ſchneiden, noch das Gähnen hört, das hinter ihren Händen hervor quakt. Nun ſollte von früh an der Menſch gewöhnt werden, aller Thätigkeiten ſeiner Organe ſich zu bemeiſtern, zu gleicher Zeit mit ſeiner Seele allgegenwärtig zu ſein im ganzen Körper. Zu dem Ende iſt ſie eben geiſtig und nicht ein Erdapfel oder eine Rübe.

Der Menſch muß zu gleicher Zeit ſprechen, ſehen, hören, lernen; ja, was noch ſchwerer iſt, er muß lernen: an zwei Orten zu gleicher Zeit ſehen, zwei Reden zu gleicher Zeit hören. Wer einmal ſich daran gewöhnt hat, der weiß es nicht mehr anders, es geht ihm das von ſelbſt zu, es iſt ſein natürlicher Zuſtand; ja, er muß ſich zuſammennehmen, wenn er ſeine Seele ungetheilt einem Gegenſtande widmen und durch nichts anders ſich davon will abziehen, unterbrechen laſſen. Nun wird aber keiner ein guter Knecht, und kein Stüdi eine gute Magd, wenn ſie nicht offene Augen und Ohren haben, wenn ſie das, was ihre Sinne ihnen zuführen, nicht ſchnell und auf einmal aufzufaſſen vermögen, ſondern nur immer langſam eins nach dem andern.

In noch viel höherm Grade bedarf ein Lehrer dieſer Eigenſchaften, wenn er einer Schule, und beſonders einer großen Schule, recht vorſtehen will. Er muß in der ganzen Stube gegenwärtig ſein, die Kinder müſſen zum Bewußtſein kommen, daß der Lehrer alles in derſelben wahrzunehmen im Stande ſei, daß er gar keinen Rücken habe, hinter dem ſie Unziemliches treiben können. Und dieſes Bewußtſein entſteht bei den Kindern gar bald, wenn ſie merken, daß der Lehrer alle ſieht, während er einem zuhört, daß er auf alle hört, während er einem zuſieht, und daß er beides hört und ſieht, während er ſelbſt ſpricht. Dieſes alles muß ſich aber geben nicht auf eine gezierte Weiſe, nicht äußern durch ein Hin- und Herſchießen, ſondern als ob es ſich von ſelbſt verſtünde, ſo ſein müßte. Es iſt kaum eine Eigenſchaft des Lehrers, welche die Kinder ſo ſchnell auffaſſen, als dieſe, ſo viel Reſpekt davor haben, durch ſie kömmt man hundert Unarten zuvor, er ſpart ſich alſo auch hundert Strafen, eben ſo viele Unterbrechungen, und die Schule erhält erſt dann ein ordentlich Ausſehen.

Und es iſt wohl nichts ſchöners, als wenn bei aller Thätigkeit der Lehrer in unerſchütterlicher Ruhe über ſeiner Schule ſteht; wenn er zur Seele der Schule wird, die allenthalben iſt und doch nirgends ſich aufdrängt. Nun, ſagte der Pfarrer, iſt aber das ein gar ſeltenes Ding und eine Menge Lehrer haben gar keinen Begriff von dieſer Allgegenwärtigkeit, keinen Begriff von der Möglichkeit, zu ſehen und zu hören zugleich, und keinen Begriff von der Nothwendigkeit dieſer Eigenſchaft. Es iſt, als ob wenigſtens drei Viertel einer Schulſtube hinter des Lehrers Rücken liegen würden, in denen Jedes machen kann, was es will. Und wenn es einmal zu wüſt geht und der Lehrer befiehlt Stille, ſo iſt wohl einen Augenblick Stille, bis und ſo lange die Kinder glauben, der Lehrer höre jetzt nicht mehr, ſondern er ſehe wieder, oder er ſehe nicht mehr, ſondern er höre, oder er rede und ſehe und höre nicht mehr. Ihr werdet es in hundert Schulen bemerken, daß Befehle ungefähr ſo lange fruchten, als die Worte tönen an den Wänden.

Und in dieſem Fehler, Schulmeiſter, ſeid auch ihr! ſchloß der Pfarrer, ihr könnt nur in einer Ecke Stille behalten und nicht in der ganzen Stube, eben weil ihr nicht in der ganzen Stube gegenwärtig ſeid. Verſucht meinen Rath, er wird ſicher helfen, aber freilich, es wird euch ſchwer ankommen Anfangs.

Das dünkte mich eine ſtrenge Zumuthung, und wenn ſie zehn Jahre ſpäter geſchehen wäre, ſo würde ich gedacht haben, der d.... Pfaffe wolle mich kujoniren. Indeſſen fing ich das Ding doch an zu verſuchen, und es leuchtete mir bald ein, daß ich mehr Ordnung in die Schule erhielte, wenn es mir möglich wäre achtſamer zu ſein. Aber es ward mir ſchwer, beſonders wenn ich ſprach. Da war es mir, als ob ich mit den Augen die Worte ſuchen müßte im Kopf, wie beim Leſen im Buche, und als ob die Ohren aufpaſſen und entſcheiden müßten, ob ich die rechten gefunden und hervorgebracht. Aber wenn man ſo etwas will und ſich Mühe giebt, ſo bringt man es doch irgendwohin, auch wenn man ſchon erwachſen iſt. Ein wahres Unglück iſt, daß Lehrer nicht mehr ſolche Neuerungen verſuchen wollen. Ich meine nicht neue Methoden, neue Terminologien u. ſ. w., ſondern ſich ſelbſt zu beherrſchen, Unarten abzulegen, auf neue und beſſere Weiſe ſich darzuſtellen. Aber, aber, die unglückliche Selbſtgenügſamkeit, Selbſtgefälligkeit oder Suffisance, wie der Weltſch ſagt!

Ich hatte auf dieſe Weiſe viel weniger Urſache aufzubegehren, die Kinder wurden mir daher lieber, beſonders die Mädchen. Ja, lacht nur Leute, es iſt doch ſo. Gewiß werdet ihr heutzutage keinen Lehrer finden, der es macht wie jener alte Pfarrer. Der haßte die Weiber furchtbarlich und kehrte ſich in den Unterweiſungen immer den Buben zu, den Mädchen aber wendete er den Rücken. Dieſe, darüber theils geärgert, theils zum Muthwillen gereizt, trieben allen möglichen Spuk. Der alte Pfarrer ſah nie hinter ſich, wie wüſt es auch gehen mochte, und wenn Schimpfwörter nicht halfen, ſo ſchlug er mit ſeinem Meerrohr hinter ſich, aber wieder ohne zu ſehen, wohin. Man kann ſich den Jux denken, den die Kinder dabei hatten.

Die Buben ſind von Natur roher, wilder und beſonders unbedachtſamer, rückſichtloſer, die Mädchen weniger roh und beſonders bedachtſamer, mehr berechnend und feiner fühlend. (Doch will ich wetten, bei Lehrerinnen würde das Verhältniß ſich anders herausſtellen.) Das Mädchen weiß ſchon frühe, daß ſein Lehrer ein Mann iſt, und dieſe zu berückſichtigen, von früher Jugend an, lehrt es ein Inſtinkt. Es will ihm gefallen und es findet, wenn der Lehrer nur einigermaßen die Naſe mitten im Geſicht hat, Gefallen an ihm. Wie manches Mädchen hat daheim ſchon geſagt: unſer Schulmeiſter iſt ſo ſchön! Hat das je ein Bube gethan? Das Mädchen hütet ſich, dem Lehrer zu mißfallen, fühlt tief ein Wort von ihm und weiß, wenn ſich ſelbſt unbewußt, in die Stimme, in die Augen, in ſein ganzes Thun und Laſſen ſo Manches zu legen, was den Lehrer anziehen muß. Wenn dem Lehrer etwas zu bringen iſt, wer erzwingt es, daſſelbe zu tragen, Knaben oder Mädchen? wer läuft der Mutter mehr nach, um ſie zu mahnen, daß man dem Schulmeiſter lange nichts gebracht und daß, wenn man friſch backe, man ihm doch ein Brod bringen wolle — Knaben oder Mädchen?

Abgeſehen davon, daß ein Lehrer Mädchen weniger zu ſtrafen braucht, macht ſchon ihr Weſen an ſich mehr oder weniger Eindruck auf ihn, er fühlt ſich zu ihnen hingezogen, und die Aufmerkſamkeit, die ſie ihm widmen, vergilt er wieder. Man achte nur einmal auf den Ton der Stimme, ob nicht eine ganz andere Modulation darin liegt, wenn er fragt: Hans, kannſts mir ſagen? Oder: Bäbeli, weißt du es etwa? Da es nun immer ſo geweſen iſt, ſo fällt dieſer Unterſchied, den der Lehrer zwiſchen Knaben und Mädchen macht, nicht auf, ja der Lehrer ſagt ganz ungenirt: die Mädchen ſeien ihm viel lieber, er habe nicht halb ſo viel mit ihnen zu thun, als wie mit den Buben. Niemand wird den geringſten Anſtoß daran nehmen. Nur muß der Lehrer ſich hoch in Acht nehmen vor zwei Dingen: er muß ſich hüten, daß ſeine allgemeine Liebe nicht eine ſpezielle werde, daß er nicht ein Mädchen vor den andern auszeichne, ſonſt hat er es mit allen verſpielt. Er muß ſich zweitens hüten, daß er nicht gegen die Mädchen ekelhaft wird und zudringlich, daß er die Schule mit einem Abendſitz verwechsle und irgend fühlbare Zeichen ſeiner Liebe gebe, ſo ſehr es ihm auch jucken mag.

Er meint vielleicht, das habe gar nichts zu bedeuten. Wohl, das bedeutet etwas, er fühle ſich nur ſelbſt den Puls, ſo weiß er, was es bedeutet, und alle ſeine Schüler wiſſen es, ohne ihm an den Puls zu greifen. Die Buben verhöhnen ihn, und die Mädchen werden erbittert und ſchämen ſich, und wenn es den Alten zu Ohren kömmt, ſo giebt es Lärm. Ueberhaupt (ſ. das frühere

Kapitel über das Verhältniß von Mann und Weib) darf der Lehrer nie die Schwäche darſtellen, ſonſt kömmt er unter ihren Pantoffel. Er muß die Kraft darſtellen, die anzieht ohne Abſicht in wahrer Liebenswürdigkeit durch ein wahrhaft männlich Weſen, deſſen Grund Ernſt und Liebe iſt, das ſich darſtellt fern von jeder Künſtlichkeit in Milde und Kraft. Ein ſolches Weſen bringt ſelbſt die Buben zu Liebe und Anhänglichkeit, geſchweige dann die Mädchen. Die Mädchen haben, ſo ſinnlich ſie ſein mögen, doch einen eigenen Zug zu höhern beſſern Naturen, nur müſſen dieſe nicht in gar zu wüſter Hülle ſein. Daher ſieht man ſo unendlich oft die Schülerin an den Lehrer ſich hängen gegen den Willen der Eltern. So hat man viele Beiſpiele von Lehrern, die ihren Schülerinnen immer warm im Herzen blieben, denen bei des Lehrers Anblick die Augen ganz eigen glänzten, denen in den Tiefen wieder auftauchte die entſchwundene Jugend, der Frühling des Lebens, die knospende Liebe mit all ihrem Wogen, ihrem Regen. Wie manches Mädchen fühlte nicht eine Langeweile, eine Oede im Herzen, wenn der Unterricht aufhörte, die es ſich nicht zu erklären wußte!

Je mehr der Lehrer die Kraft darſtellt, je weniger er ſich reißen läßt zu Tändeleien und Spielereien, deſto unſchädlicher bleibt, ja deſto nützlicher wird dieſe Liebe oder Anhänglichkeit. Zum Bewußtſein durch Erklärungen kommt ſie nicht, die Blume geht nicht auf, nur die Knospe bildet ſich verſchämt zwiſchen Blättern, genährt und hervorgelockt durch milde kräftige Luft. Das Mädchen, gewöhnt an dieſe reine beſſere Luft, empfindet Ekel gegen die unreine; vor ſeine Seele hat ſich das Bild einer edlen Seele geſtellt, die hat ſein Herz erwärmt. Wieder eine edle Seele verlangt es, um daſſelbe in Gluth und Flammen aufgehen zu laſſen. Wohl zieht viel und oft durch das Verlangen der Seele die Schwäche des Fleiſches einen Strich oder ein Geldſack legt ſich ſchwer auf daſſelbe. Allein untergehen wird in dieſer Seele doch ſelten ganz die Sehnſucht nach edlern Weſen, und ſchwere Seufzer ringen denſelben ſich entgegen, durch ſchwere Leiden oft; und oft endet das Ringen nicht, bis die Augen ſich wieder öffnen in einer andern Welt. Es wird mancher bedächtliche Lehrer bedenklich den Kopf ſchütteln über meine Rede und unverblümt ſagen, ich rede Thörigtes. Ich glaube es nicht. Ich meine nur zur Sprache zu bringen das Beſtehende, damit daſſelbe begriffen und vernünftig benutzt werde.

Zum Beweis, daß ich es auf alle Fälle redlich meine, will ich aufrichtig bekennen, wie es mir ergangen. Damals freilich wußte ich nicht, daß es mir ſo erging, und wenn Jemand es mir geſagt hätte, ſo wäre ich böſe geworden oder hätte ihn ausgelacht. Aber doch that es mir allemal wohl, wenn ich zu den Mädchen kommen konnte, um ſie zu überhören. Ich ſparte ſie manchmal auf bis zuletzt, wie man auch den Deſſert zuletzt ißt, und nach dem Sprüchwort, den Bauer nicht gerne auf den Herrn ſetzet. Es lachte mir allemal das Herz im Leibe, wenn ich eins der ältern Mädchen in die Schule kommen ſah, und es war mir recht öde in der Stube, wenn keins derſelben da war. Manche Viertelſtunde ging ich früher in die Schulſtube, um, wie ich mir ſagte, Federn zu ſchneiden. Das Federnſchneiden kam mir aber gewöhnlich erſt in Sinn, wenn ich von jenen Mädchen eins oder einige bereits in der Schulſtube wußte. O, es iſt recht wunderlich, was dem Menſchen alles einfällt, um etwas thun zu können, das er weder ſich noch Anderen bekennen will, dem er keinen Namen geben möchte. Aber närriſch that ich mit den Mädchen nicht, es that mir nur wohl, bei ihnen zu ſein, und dummes Zeug ſchwatzte ich nicht mit ihnen. Sie begannen gewöhnlich in ihrer geſchwätzigen Natur das Geſpräch, und ich brauchte nur hie und da ein freundlich Wort zu erwiedern, ſo ward ihnen angeholfen und ich vernahm gar allerlei, das mir nützlich war. Wenn ich zufällig nicht gleich hinüber kam, ſo hatten auch ſie Einfälle in meine Stube zu kommen oder mich hinüber zu rufen. Da ich mir nicht vergab, ſo verlor das ſchulmeiſterliche Anſehen durchaus nichts; im Gegentheil hüteten ſie ſich recht mädchenhaft, mir einen Verdruß zu machen, und ein einzig ſtrenges Wort fand allezeit weichen Boden. Möglich auch, daß mein weichmüthig, wehmüthig Weſen (in den Städten würde man ſagen, es ſei ein intereſſanter Anflug von Melancholie geweſen) ihr Mitleid erregte, denn man will wiſſen, daß ſolche Stimmung bei einem Mann auf Mädchen ganz beſondere Wirkung thue, da Inſtinkt ſie zu dem Amte des Tröſtens treibt.

Sie ſuchten mir gefällig zu ſein, wie ſie nur konnten. Sie ſahen, daß mir das Kehren der Schulſtube ſehr beſchwerlich war. Von nun an hatte ich gar nichts mehr damit zu thun, die Mädchen ſchlugen ſich faſt darum und reinigten mir meine Stube, daß es eine Freude war. Und weil ich zuſah, verrichteten ſie die Arbeit mit einer Rührigkeit, einer Schnelligkeit, welche ſie zu Hauſe kaum an den Tag legten.

Noch ſehe ich, wie einmal ein armes Mädchen vor der Schule um mich herumſtrich, immer eine Hand im Sack. Endlich zog es einen Apfel daraus hervor, von den ſchönſten einen, gelblicht mit rothen Backen zum Malen. Er war ſicher der ſchönſte, den das Mädchen ſeit Jahren gehabt. Mit einem ganz eigenen Zagen bot es mir ihn an und ſagte: Schulmeiſter, möget ihr nicht einen Apfel? Ich antwortete vielleicht etwas kurz: Ich will dir deine Aepfel nicht eſſen, behalte du ihn. Da wurde das Mädchen ganz roth, ſchlug ſeine ſchwarzen Augen mit einem ganz eigenen bittenden Ausdruck zu mir auf und ſagte: Schulmeiſter, nehmt mir ihn ab, er iſt gewiß gut. Ich konnte natürlich nicht widerſtehen, und das Mädchen hatte nun keinen Apfel zu eſſen denſelben Nachmittag, und doch war es von einer Fröhlichkeit wie ſonſt nie, ein ſinnig Lächeln ſaß beſtändig auf ſeiner Stirne. Wer ſagt mir, was in des Mädchens Herzen vorgegangen vor dem Geben, bei dem Geben und nach demſelben? Um dieſes Apfels willen wurde dieſes Mädchen aber auch meine Eva.

So rückte das Examen heran, für Kinder und jüngere und ältere Schulmeiſter, die ihres Amtes leben, ein wichtiger Tag. Es wohnt in den Kindern ein Trieb, das zu zeigen, zu bewähren, was ſie gelernt haben, zugleich mit einer Bangigkeit über den Erfolg, einem Zagen: ob es ihnen wohl gelingen möchte, zu beſtehen? Ach, daß dieſer Trieb im Kinde und dieſe Bangigkeit nicht gepflegt werden, daß ſie nicht geführt werden aus der Schulſtube ins Leben, daß das Kind nicht gelehrt wird, daß jeder Lebenstag ein Examentag vor Gott ſei, und daß alles Lernen nichts abtrage, wenn es einem nicht dazu helfe, um in dem Examen vor Gott zu beſtehen! Aber nein, zwiſchen Schule und Leben, zwiſchen Kirche und Haus hat die Zeit Klüfte ausgefreſſen und tolle Menſchen haben ſie noch tiefer gegraben, und Brücken darüber ſind nicht gebaut, und hinüberſpringen ſollen die Menſchen von einem Uferrand zum andern: da brechen viele den Hals, andere die Beine, und die Meiſten können nicht begreifen, warum man ſie bei dieſer Gefährlichkeit von dem einen zum andern hinüberjage, ſtatt Jedermann ruhig ſitzen zu laſſen, wo er einmal iſt. Die Knaben freuen ſich auf den Lohn ihrer Arbeit, auf die ſchönen blanken Batzen; die Mädchen freuen ſich, in den weißen Hemdeärmeln wieder als luſtige Sommervögel zu erſcheinen, und nur hie und da ſieht man an ſchönen haustäglichen Examentagen traurig ein blaſſes Kind in einem traurigen Kamiſölchen. Ach, das arme blaſſe Kind hatte kein gebleichtes weißes Hemde oder keine ganzen Aermel an ſeinen zwei Hemdchen, es darf ſie nicht ſehen laſſen; muß ſeine Aermchen traurig verſtecken in die abgetragene Hülle, muß die andern rauſchen und funkeln ſehen in den weißen bauſchigten Aermeln. Ach! da iſt wohl keine Frühlingsfreude in dem kleinen Herzchen, in den Augen ſitzt die Schaam und zieht ſie nieder, und nur der blanke Batzen wirft einen Schimmer der Freude über die blaſſen leidenden Züge.

Ach, ich habe ſchon manchmal mein Ohr gelegt an ſolche kleine arme Herzchen, die ſo vieles ſehen müſſen und nichts beſitzen, die in Noth und Kümmerniſſen geſpieſen und getränket werden, die, ſo bald ſie zum Bewußtſein gelangen, von den Eltern ihre Armuth vernehmen, und täglich Zeugen ſind von dem Jammer, den die Eltern verhandeln. Da habe ich vernommen, was die Menſchen nicht ahnen, ſinnige Gedanken und tiefe Gefühle, habe ſie weinen hören im Herzen. Aber was mich weinen machte, war, wenn dieſe kleinen Herzchen ſich einmal freuten, freuten über Dinge, die andere Menſchen nicht ſehen, reiche Kinder achtlos zertreten, und dieſe Freude war ſo rein, ſo kindlich, und umwob ſo ſchnell den eingegrabenen Kummer, wie reiche Kinder ſich nimmer freuen können. Aber ſelten denkt Jemand an die Freude armer Kinder, als unſer liebe Herrgott, der bunte Steinchen für ſie geſchaffen, ſchöne Blümchen und Stecken, krumme und gerade. Ach, die erwachſenen Menſchen wiſſen ſelten mehr, was rechte Freude iſt!

Ach, und Schulmeiſterherzen mahnen mich eigentlich auch an arme Kinderherzen, die an gar kleinen Dingen ſich Freude machen müſſen, denn größere ſind ihnen nicht beſcheert. Den in der Schule vergoſſenen Schweiß merkt Niemand mehr, von der ausgeſtandenen Noth und Mühe nimmt man nicht Notiz und wenn der Schulmeiſter ſo recht zeigen will, was er gemacht hat, was freilich blutwenig iſt gewöhnlich, und Niemand wichtig ſcheint als ihm, ſo ſtrecken die Mannen die Beine lang von ſich, der Amtmann gähnt verſtohlen, aber der Stiel entrinnt ihm noch und tönt gewaltig durch die Stube, und er rutſcht zum Pfarrer und ſagt: Es dünkt mich, er ſollte genug haben, ich wenigſtens bin erſättigt; ich möchte, Sie würden es ihm verdeuten, er ſollte es zu Ende ziehen. Vielleicht fällt hie und da ein Lob über eine ſchöne Schrift; aber wenn der Vater des Scribenten da iſt, ſo denkt Niemand, daß der Schulmeiſter das Schreiben ihn gelehrt, ſondern rühmt dem Alten den hoffnungsvollen Sprößling. Wenn am Ende des Examens dem Lehrer geſagt wird: Man ſei nicht übel zufrieden, die Kinder hätten ſo übel ihre Sachen nicht gemacht, vielleicht hätte das Leſen etwas beſſer geben ſollen. Daher hatte man ihm für Heizen und Kehren der Schulſtube ein Trinkgeld erkannt, obgleich man eigentlich keins ſchuldig ſei, ſo kann er in hohem Grade zufrieden ſein. An meinem Examen zu Gytiwyl hatte ich nicht einmal ſolche Freuden; der Pfarrer, der es nicht böſe meinte, aber doch in ſeiner Haſtigkeit gerne in alles redete, verpfuſchte mir den ganzen Tag. Beim Auswendigaufſagen gebot er auf einmal und unerwartet, daß alle Kinder die Bücher aus den Händen unter die Tiſche thun ſollten. Er haſſe das beſtändige Gucken ins Buch, wo man einige Worte mit den Augen auffaſſe, die Ladung ausſpucke und ſchnell wieder eine neue hole, ſagte er. Das mahne ihn gerade an einen Pfarrer, der ſeine Predigt ableſe, und immer drein und draus ſehe, wie ein Huhn, wenn es Waſſer trinkt. Uebrigens ſei das gar nicht auswendig geſagt, und mit allem Lernen wüßten und behielten die Kinder nichts, wenn ſie ſich immer auf das Buch verlaſſen könnten. Das war ganz richtig. Aber meine Kinder, die ſich einmal an das Buch gewöhnt hatten, ſie konnten nicht recht aufſagen, wußten mit ihren Händen nichts anzufangen, kamen von vorn herein ſchon aus dem Concept, und das Aufſagen, auf das ich bedeutende Mühe verwendet hatte, ging grundſchlecht.

Beim Conſtruiren hoffte ich nachzubeſſern und es ging recht gut. Die Wer, Weſſen ꝛc. wußten die Kinder richtig aufzufinden und der Chorrichter ſagte: was es doch immer für neue Moden gebe, ehemals habe man von dem nichts gewußt und einmal er wüßte nichts damit zu machen. Ehemals habe man ſchön beten lernen, daß es geſchnurrt habe wie ein Spinnrad, und damit ſei man auch durch die Welt gekommen und habe beſſer haushalten können, als Mancher, der alles wiſſe, was in den Büchern ſei. Da fiel mein fürwitziger Pfarrer wieder ein, als ich am ſchönſten im Zuge war, und fragte: Kinder, ihr habt da von Cedern geredet, was iſt das für ein Ding? Große Stille. Iſt's ein Menſch oder ein Thier? Ein Thier, ſagte endlich eins. Iſt es ein vierfüßig oder ein kriechend

Thier? Ein vierfüßiges, war die Antwort. Ein Ochs oder ein Eſel? Ein Eſel, hieß es. — Nein, ſagte der Pfarrer, die Cedern ſind Bäume. Aber ſagt mir nun, was bedeutet das Wort Libanon, iſt das auch ein Baum oder iſt's ein Vogel. Es iſt auch ein Baum, ſagten mehrere. Iſt's eine Tanne oder ein Pflaumenbaum? Es iſt ein Pflaumenbaum, war das Reſultat langen Nachſinnens. Der Pfarrer ſchmälte die Kinder, daß ſie das nicht wüßten. Du mein Gott, was vermochten ſich die Kinder deſſen, ich hatte es ihnen ja nie geſagt! Und wer hätte es ihnen ſonſt ſagen ſollen? Der Amtmann ſagte auch dem Pfarrer: einmal er hätte es auch nicht gewußt, und es habe ihm nie Wunder genommen. Er finde, das trage gar nichts ab, wenn man den Kindern alles erklären wolle, das mache ſie nur g'wunderig, und dann wiſſe man zu Hauſe nichts mit ihnen anzufangen. Er finde immer, der Glaube ſei die Hauptſache, es heiße ja, der Glaube allein mache ſelig.

So was geht einem Schulmeiſter, der Alles geleiſtet zu haben glaubt, tief ins Leben. Freilich ſagte mir am Ende der Pfarrer: er ſei gar wohl mit mir zufrieden geweſen: ich hätte mir Mühe gegeben, Rath angenommen, und wenn ich mir wolle geſagt ſein laſſen, daß man auch erklären müſſe und nicht nur conſtruiren, ſo werde alles gut kommen. Aber wie kann man etwas erklären, das man ſelbſt nicht weiß, welches einem Niemand geſagt hat? Mein Normallehrer, der nicht wußte, was Paläſtina war, der hatte mir auch nichts von Cedern und Libanon geſagt, und was er mir noch alles anderes nicht geſagt hatte, das würden alle Bücher der Welt kaum faſſen. Der Gerichtsſäß gab mir auch ein gar gut Lob und ſagte: ich ſei ihnen gar anſtändig, ich ſei für mich geweſen und hätte Niemand geplaget, und wenn ich etwas gewollt, ſo hatte ich es ordentlich bezahlt entweder auf der Stelle oder doch auf die Zeit, wo ich es verſprochen. Das ſei die Haupttugend an einem Schulmeiſter. Wenn er dann ſchon nicht alles wiſſe, ſo jage man ihn deswegen nicht fort.

Das war Balſam auf die Wunden, aber wieder zwei Feuer eröffnet gegen den armen Schulmeiſter. Was den Einen recht war, ſchien den Andern unrecht. Wer will es verargen, wenn man aus Inſtinkt ins Laviren geräth, bei allem Schein von Bewegung es doch nicht von der Stelle bringt. Doch ſo weit dachte ich damals nicht. Etwas getröſtet folgte ich der Einladung, mit dem Vorgeſetzten eine Flaſche zu trinken, ich hoffte noch dies und jenes Erfreuliche für mich zu hören. Allein ich täuſchte mich. Nachdem abgehandelt war, was am letzten Berner Markt die Kühe gegolten und das Korn, kam man ins Prozediren, und da wurde man mit einer Flaſche nach der andern fertig, aber nicht mit dem Prozediren.

Zweites Kapitel.

Ach Gott! Wenn die Liebe nicht wär, wie vernünftig
man wär?

Iſt das Examen und die Winterſchule zu Ende, ſo iſt Manchem, als ob ihm ein Zentner von dem Herzen falle. Dem Einen fällt das läſtige Schulhalten weg, das ihm ungefähr iſt wie Fabrikkindern das Fabrikgehen; dem Andern die ſchauderhafte Geldloſigkeit, in welcher er ſeit Monaten geſchmachtet. Er erhält ſeine paar Batzen Lohn fürs ganze Jahr und kann ſeine Sonntagsſchuhe flicken laſſen für baar Geld. Auf das Geld hatte ich mich gefreut, hatte gedacht, beſſer meinem Verdienſt nachhangen zu können. Aber als die Schulkinder fortgingen, konnte ich nicht aufhören, ihnen nachzuſehen, bis ſie mir aus den Augen waren, eine ordentliche Wehmuth kam mich an; und als am andern Morgen keines kam, die Schule leer blieb, da fühlte ich es auch unerträglich leer in mir. Ums Haus herum ſtund ich, ſtund in alle vier Ecken deſſelben, und ſah nach allen vier Weltgegenden, ob denn nicht etwa ein Bein von einem Schulkinde zu erblicken ſei. Endlich kam ein kleiner Junge mit zwei Schafen daher und weidete ſie an einem Gartenzaune.

Nun mit dem redete ich einige Worte und ging dann an meine Arbeit. Aber es hatte mir doch nicht recht gewohlet, und ich konnte nicht begreifen, warum gerade dieſer Junge mir erſchienen ſei, und nicht jemand anders. Als es eilf Uhr läutete und ich vom Webſtuhl in die Küche ging, um für mein Mittagbrot zu ſorgen, ſah ich von Weitem bei'm Brunnen einige weiße Hemdeärmel und erkannte bald zwei der älteſten Schulmädchen. Nun weiß ich nicht, wie es kam, aber ich hatte auf einmal auch bei'm Brunnen zu thun, und wie ein Wirbelwind fuhr ich unter ſie. Das Geſpräch war freilich nicht halb ſo hitzig als mein Kommen, aber einige freundliche Worte wurden doch gewechſelt, und eines derſelben ſagte: Es hätte ihm heute immer gedünkt, es ſollte in die Schule gehen. Das that mir gar zu wohl! Nur wurmte mich die Bemerkung des andern Mädchens: wenn es dann auch nicht mehr in die Unterweiſung gehen könne und der Herr ihm erlaube, ſo wiſſe es vor Langerweile nicht was anfangen. Ich konnte nicht recht faſſen, daß ſo ein Mädchen auch nach der Unterweiſung ſich ſehnen könne und nicht blos nach der Schule. Von nun an war der Brunnen mein Luſtplatz, mein Caſino, meine Promenade, mein Palais-royal. Ich wuſch Alles viel fleißiger, bedurfte viel mehr Waſſer als ſonſt; am Samſtag Nachmittags ging ich ſogar mit meiner Kaffeekanne zum Brunnen, mußte mich aber dabei nicht wenig auslachen laſſen.

Es koſtete mich manchmal Mühe, dumme Witze zu unterdrücken, bei Gelegenheiten das handgreifliche Schäkern zu laſſen, allein ich war ein ſo tüchtig gebranntes Kind, daß ich noch nicht vergeſſen hatte, wie das Feuer brenne. Die Wunde war nicht ſchnell zugeheilt worden, ſie hatte auseitern müſſen, und was ich dabei gefühlt, das wollte ich nicht zum zweiten Mal empfinden. Nur Quackſalber ſtreichen auf jegliche Wunde gleich einen heilenden Balſam, oder gar ein Heftpflaſter; es giebt Wunden, die ausbluten, auseitern müſſen, wenn ſie gut heilen ſollen. So iſt es auch mit den Seelenwunden und Eiter heulen. Ich bin feſt überzeugt, Tauſende von Büchern und Millionen von Predigten wirken darum nicht, weil man auf jeden bittern Trank nicht geſchwinde genug Zuckerbrot bringen kann, auf ausgetheilte Schläge alſobald ruft: ach weine nicht, ach weine nicht, du biſt ja ſo lieb und gut! weil man auf die gezeigte Hölle alſobald die Seligkeit ſetzet, wie den Deckel auf den Hafen, weil man ſich vor nichts mehr fürchtet, als einen tiefgreifenden Eindruck zu hinterlaſſen.

Es zog mich noch immer zu dem Mädchen hin, und mein Herz ſehnte ſich fort und fort nach Liebe, aber dieſe Neigung äußerte ſich nicht mehr auf thieriſche Weiſe, nicht mehr durch Ausbrüche wüſter Sinnlichkeit; ſie brannte wie ein ſtilles Licht in meinem Herzen, und weil dieſes ſtille Licht ein ganz anderes war, als jene ungeregelte gierige Flamme, die vorher jedem Mädchen entgegenzüngelte, ſo kannte ich die Bedeutung deſſelben nicht einmal. Ich glaubte, das ſei halt gar nichts anderes als Freude an meinen Schulkindern.

Meine Liebe war noch gar keine beſondere, ſondern nur eine allgemeine, an's Heirathen dachte ich nicht; ich dachte an's Fürſparen. Ich hatte Freude an den wenigen Thalern, die ich im Schranke hatte, und an den zwei neuen Hemden, welche ich hatte machen laſſen. Ich zerlegte oft in Gedanken meine Bedürfniſſe, die erforderliche Anſchaffung und daneben mein Einkommen und meinen Verdienſt, und ich fand allemal, daß ich ein Schönes bei Seite legen und in wenig Zeit meine Orgel werde zahlen können. Dann rechnete ich weiter, ſparte in Gedanken immer mehr vor, wurde am Ende ein ſehr reicher Mann. In dieſe Rechnungen brachte ich nie eine Frau und noch weniger Kinder.

So verfloß der Sommer, auf den Winter und die Schule, die er mitbrachte, freute ich mich. Aber ſo ganz füllte ſie doch mein Herz nicht aus. Denn beim Brunnen traf ich noch oft mit den Mädchen zuſammen, welche zu Oſtern die Erlaubniß zum h. Abendmahl erhalten hatten, und am meiſten eben mit jenem, das mir den ſchönen Apfel gegeben hatte. Es wohnte nicht weit vom Brunnen, hieß Mädeli und war eines armen Schuhmachers Tochter. Eines Schuhmachers, wie es viele giebt, die ihr Lebenlang nie das Handwerk recht erlernt hatten, nie Leder kaufen konnten; die ſechs erſten Wochen, nachdem ſie als Meiſter ſich geſetzt, die Modeſchuhmacher des Ortes waren und ſpäter höchſtens gut genug Pechſchuhe zu machen, Knechten und Mägden Schuhe zu flicken. Mädeli war des Vaters jüngſtes Kind und ſeine Haushälterin, da ſeine Frau geſtorben war und ſeine anderen Kinder ihn verlaſſen hatten. Mädeli war ſchlank und hoch, hatte aber nicht ſo herzſchöne Backen wie Milch und Blut, bei denen es einem dünkt, wenn man ſie nur etwas drücke, ſo müßten aus der einen Backe einige Schaalen Milch ſpritzen kühwarm und aus der anderen einige Dutzend Kartoffeln rollen, ſchön mehlicht und aufgeſprungen.

Mädeli's Haut hatte etwas von der Schuhmacherwerkſtatt angenommen. Freilich war ſie nicht ſo ſchmutzig pechgelb wie die Haut eines Altgeſellen oder einer fünfzigjährigen meiſterlichen Pechſeele; ſie hatte nur das Gelblichte, das mit dem Bräunlichen vermiſcht und mit einem rothen Anhauch, gleichſam dem himmliſchen Thau, übergoſſen, die wunderſame Haut bildet, welche in ihrem ſammetnen Schmelz unendlich anziehender iſt als das ſchönſte Roth und Weiß, auch wenn beides auf das Kunſtgerechteſte gemiſcht iſt. Mädeli's Haar war ſchwarz und ſeine Augen dunkel und tief, wie gemacht, um darin zu ertrinken. Es iſt recht eigen, wie es Augen giebt von unergründlicher Tiefe. Die Seen bewohnt von Nixen oder Seefräuleins, die, wenn man nur einen Finger ins Waſſer ſteckt oder nur einen Blick hineinwirft, einen ergreifen bei Finger oder Blick und hinunterziehen auf den Grund, wo es dem Fiſchlein ſo wohlig wird, ſind das wohl nicht ſchöner bräunlicher Mädchen tief dunkle Augen!

Es giebt gar viele Augenarten, von denen ich aber jetzt nicht reden will, da ich noch zu ſagen habe, daß über

Mädeli's Augen geſchweifte ſchwarze Bogen ſich wölbten, rund wie Wölbung über Kirchenfenſter, durch welche gute Augen hineinſchauen können ins dunkle geheimnißvolle Heiligthum. Auf einem in lieblichen und zarten Anſchwellungen ſich endenden Halſe ſtand das kurze feſte Kinn und trug den nicht kleinen, nicht großen Mund, der reine weiße Zähne barg und ohne Worte redete, ohne Unterlaß theilnehmend und ſchalkhaft. So ſprachen bald die Augen, bald der Mund, bald beide zuſammen, und doch ſtörte keins das andere, und mitten inne ſtand verwundert die Naſe, horchte g'wunderig auf die Wechſelrede und verſtand doch ſo wenig davon wie ein Welſch, wenn Einer vernünftig redet, nämlich deutſch. Und dieſes Geſicht war alle Tage gewaſchen, was viel heißt. Die ſchlanken Finger waren gewöhnlich gewaſchen und die ſchwarzen Haare ſelten ungekämmt unter die Kappe gewurſtet. Die Stirne war heiter und glänzend, ohne eben mit Speckſchwarte gerieben zu ſein, wie manche Mädchen zu thun pflegen, wenn ſie glänzen wollen. Doch würde mancher Mann dem lieben Gott danken, wenn ſeine Frau, die den Glanzteufel im Leibe hat, kein theureres Mittel ihren Teufel zu befriedigen brauchte, als eben nur Speckſchwarte.

Die ganze Geſtalt, die nicht üppig, aber ſpringfedrig und ebenmäßig war, war ſäuberlich übergoſſen und hatte etwas Nettes, auch wenn keine Strümpfe an ihren Beinen und manchmal die Schuhe die beſten nicht waren.

So war das Mädchen beſchaffen, welches ich mehr als andere am Brunnen antraf, das mir beſonders wohl gefiel in ſeinem rührigen, raſchen Thun, ſeinen ernſten Augen und freundlichen Mund, ohne daß ich nur ahnte, verliebt zu ſein. Aber es ward mir immer läſtiger mein Alleinſein, und ich fing an Beſchwerden zu fühlen, von denen ich keine Ahnung gehabt hatte. Bei jedem Knopf, der mir abſprang, ſeufzte ich über die Qualen dieſes Lebens und dachte, wie kommod es wäre, wenn Jemand mir ihn annähen thäte. Hatte ich die Schule zu Ende gebracht, ſo drückte es mich ſchrecklich, daß ich noch kochen müſſe, und als Glückliche beneidete ich Alle, die aus der Schule ohne weitere Präliminarien an den bereits gedeckten Tiſch ſich ſetzen konnten. Und hatte ich abgegeſſen, ſo kam mich das Seufzen ganz beſonders an, denn nun mußte ich noch abwaſchen; und hatte ich abgewaſchen Teller und Pfannen, ſo hatte ich mich oder die Kleider beſudelt, mußte mit dem Waſchen von vorne anfangen. Unter ſolchen Seufzern ſang ich oft aus Herzensgrund: Ach wie iſt das Leben ſchwer, hier auf dieſer Erde! Hatte ich dieſe Laſt ſo recht grauſamlich gefühlt, ſo fing ich in meinen einſamen Abendſtunden an nachzudenken: ob ſolchem Elend nicht abzukommen ſei! An die Koſt zu gehen fiel mir ein, aber nähte man mir dort die Knöpfe an, flickte man mir meine Strümpfe, wuſch man mir nach Nothdurft! O du liebe Zeit, was trägt doch mancher Menſch für Zeug, nur weil er von Tag zu Tag vergißt, daſſelbe waſchen zu laſſen.

Und wie fatal iſt's, wenn man am Sonntag ſich verſchlafen hat, in die Predigt ſollte, ſchlaftrunken zum Schranke ſpringt, um ein ſauber Hemde anzuziehen, und keines darin ſieht!

Und wie noch fataler iſt's, wenn man ein ſauber Hemd findet, aber an dem Kragen deſſelben keine Knöpfe, um ihn einzuthun, oder den Kragen halb durchgeriſſen, oder ſonſt einen Schaden, den die derbe Fauſt der Wäſcherin in das verwaſchene Zeug geriſſen und wohlweislich verſchwiegen hat! Was ſoll dann ſo ein armer Teufel von Menſch, dem es nicht einfällt, die Hemden zu unterſuchen, wenn er ſie abzieht, und noch viel weniger, wenn die Wäſcherin ſie zurückbringt, anfangen mit ſeinem zerriſſenen Hemde! Noth bringt Erfahrung. Er zieht es in Gottes Namen an, aber er nimmt das größte Halstuch, das Gilet, an welchem die Knöpfe am weiteſten hinaufgehen, und verbirgt ſo die Schaden, die er nicht heilen kann, vor der Menſchen Augen. Wenn man im Sommer ſo einen behalstuchten, eingeknöpften Menſchen ſieht, ſo denke man nur zuverſichtlich: oha, dem hapert's am Hemde.

Ich kam immer mehr darauf, daß eine Frau das radikalſte Mittel ſei gegen alle dieſe Uebel. Eine Frau würde mir kochen und abwaſchen, und ungeſorget könnte ich zu Tiſche ſitzen. Eine Frau würde dafür ſorgen, daß ich nicht nur am Sonntag ein friſch gewaſchenes, tragbares Hemde hätte, ſondern ſie würde es mir zum Bett geben und mir ſogar den Kragen einthun. Eine ſolche Frau würde mir Wäſcher- und Näherlohn erſparen, würde mir pflanzen und ſpinnen. Es wurde mir immer einleuchtender, daß eine Frau, auch wenn ſie keinen Batzen hätte, ein ordentlicher Fund, eine eigentliche Speculation für mich wäre. Ich war immer deutlicher überzeugt, daß ich es mit einer Frau weit beſſer werde machen, weit mehr fürſparen können, als ohne Frau. So eine Frau eſſe nicht ſo viel, dachte ich, und wo eines genug hätte, da ſei ſicher auch für zwei.

Es iſt recht luſtig, wie die Menſchen verſchieden rechnen, und einer an der Rechnung des andern nichts begreift, und wie der Menſch in verſchiedenen Altern verſchieden rechnet, und in einem Alter die Rechnung des früheren Alters nicht mehr verſtehen kann. Man ſagt oft von dieſem oder jenem Menſchen: der weiß zu rechnen! Thorheit! Es rechnen alle Menſchen, und der meiſten Menſchen alles Denken iſt gar nichts anderes, als beſtändig Rechnen. Die Menſchen aber werthen die Dinge anders. Was die Einen als ein Plus anſehen, ſehen die Andern als ein Minus an, und umgekehrt. Was die Einen mit keinem Auge anſehen, bringen die Andern als Hauptfactoren in Anſchlag. Und endlich iſt's, als ob die Einen viel mehr, oder ganz andere Augen hätten als die Andern; denn wie die Einen immer viel ſehen, viel mehr Zahlen als da ſind, ſehen die Andern immer zu wenig, viel weniger, als vorhanden. Deswegen begreifen die Menſchen ihre gegenſeitigen Rechnungen ſo wenig, lachen oder ſchelten einander aus und ſeufzen zu Zeiten: ich weiß nicht, was ich auch gedacht!

Und woher kommt dieſes verſchiedene Rechnen wohl? Das Ding läßt ſich verſchieden ausdrücken: Es kommt daher, weil in den Menſchen verſchiedene Rechenmeiſter ſind. Bei den Einen rechnet das Herz, bei den Andern die Sinne, bei den Dritten der Verſtand. bei den Vierten die Selbſtſucht oder irgend eine andere Leidenſchaft. Jeder dieſer Rechenmeiſter rechnet anders, und jeder für ſich allein falſch. Das fühlt der Menſch am beſten, bei dem dieſe Rechenmeiſter abwechſeln, und immer einer den andern ausſchimpft, daß es dem Menſchen dabei übel wird.

Vermag der Menſch nun nicht jeder Leidenſchaft das Rechnen zu verbieten, der Begeiſterung ausgenommen (die man uneigentlich auch zuweilen als Leidenſchaft anſieht), darauf gefaßt, daß dieſe den Abſchluß der Rechnung in die Ewigkeit hinausſtellt; vermag er nicht die Vernunft zum Rechenmeiſter zu erheben, der die Aufgaben ſtellt, und Herz und Verſtand zu vereinen, daß ſie zuſammen rechnen, und vermag er dieſe nicht duldſam zu ſtimmen, daß ſie den Sinnen auch zuweilen ein Wörtchen, freilich nur ein untergeordnetes, vergönnen, ſo bleibt er ſein Lebenlang ein armer Teufel im Rechnen, verrechnet ſich immer und, was das Peinlichſte iſt, vermag doch ſelten den Fehler zu finden, bis es zu ſpät iſt. Und wenn zuweilen Einer den Fehler findet, und nun einen andern Rechenmeiſter an das Rechnen ſetzt, ſo rechnet ihm dieſer wieder falſch und der letzte Fehler iſt ärger als der erſte. Darum, ihr Menſchen, verwundert euch nicht, wenn ihr in der Schule ſchon die vier Spezies durchgemacht habt, ſammt den Brüchen, und vielleicht ſogar die Algebra, und ihr doch keine Lebensrechnung anzuſetzen und durchzurechnen vermögt, ſondern in die Brüche kommt und nicht wieder heraus.

In meiner Rechnung alſo ſtand eine Frau als Plus, nicht als ein zehrender, ſondern als ein einbringender Poſten, und nicht weil ich auf Vermögen rechnete, ſondern auf ihr Kochen, Pflanzen, Waſchen und Flicken. Obgleich dieſes Rechnen in mir immer lebendiger wurde und immer häufiger wiederkehrte und erzeugt ward durch eine geheime Neigung, die mir ſelbſt noch geheim war, ſo bewegte es mich denn doch noch nicht zum eigentlichen Suchen einer Frau. Durch eine beſondere Güte Gottes wird das, was wir thun, in den meiſten Fällen gar langſam in uns vorbereitet, damit wir demſelben zuvorkommen oder es regeln könnten, wenn wir nämlich Augen hätten zu ſehen, Ohren zu hören und einen Verſtand zu begreifen.

Einſt holte ich Waſſer bei'm Brunnen, Mädeli ſtand mit ſeinem Keſſel eben an der Röhre, eine alte Frau wartete und ein anderes Mädchen wuſch Erdäpfel. Ich war preſſirt, denn wenn ein Schulmeiſter von 11 bis 1 Uhr kochen und abwaſchen ſoll, ſo hat er keine Zeit zu verlieren. Mädeli wußte das, und wie es ſehr oft that, ſagte es: Schulmeiſter, gebt mir euren Keſſel, ich will ihn füllen, ich habe Zeit zu warten Damit nahm es mir denſelben aus der Hand, ſtellte den ſeinigen bei Seite und den meinigen unter die Röhre. Stillſchweigend ſtanden wir neben einander und ſahen dem Waſſer zu, wie es nach und nach den Keſſel füllte. Drüben hatte die alte Frau mit giftigen Blicken uns betrachtet, böſe darüber, daß Mädeli lieber einem jungen Schulmeiſter ſeinen Keſſel abgenommen, als einer alten Frau. Endlich ſagte ſie: Mädchen, meinſt, der Schulmeiſter ſei der Elieſer oder gar der Iſaak ſelbſt. Eins wie Du, ſollte die Naſe nicht zu vorderſt haben, er giebt gar zu gerne was drauf, den mannsſüchtigen Mädchen. Der erſte Theil der Rede machte mich lachen, darum achtete ich den zweiten wenig, und ging mit meinem Waſſer lachend nach Hauſe, ohne etwas Weiteres zu denken, oder irgend Gewicht auf die Worte zu ſetzen.

Es vergingen ein bis zwei Tage, es verging eine Woche, ich traf Mädeli nicht mehr bei'm Brunnen. Da ward mir alle Tage bänger und jeder Tag länger, und als ich es einmal von weitem ſah, mir entgegen kommen und in ein Gäßchen ausbiegen, ſobald es mich erblickte, konnte ich es nicht länger aushalten. Ich konnte gar nicht begreifen, was das Mädchen ankam. Unter meinen zwei Paar Schuhen ſtöberte ich ſo lange herum, bis ich etwas fand, das ich dem alten Schuhmacher zum Ausbeſſern bringen durfte. Es war Nacht und kalt, der Schnee girrte unter den Füßen und in den gefrorenen Fenſterſcheiben glitzerten funkelnd die ſonſt düſtern Oellampen. Vor ihrem Häuschen wußte ich erſt nicht, ſollte ich am gefrorenen Fenſterchen, oder an der verſchloſſenen Küchenthüre anklopfen. Da hörte ich in der Küche das Reiben des Harniſchplätzes in der Pfanne, wußte alſo Mädeli in derſelben und klopfte bei ihr an. Der obere Theil der Thüre ging auf und Mädeli frug: Wer hat geklopft! Ei, Herr Jeſus, ſetzte es alſobald hinzu, ſeid Ihr es, Schulmeiſter! Das ſchien mir ein recht freudiges Verwundern zu ſein. Ein Paar Schuhe hätte ich da, an welchen mir der Vater was machen ſollte, antwortete ich, und trat in die Küche, und wollte da nach einigen Vorreden Mädeli fragen: was es denn eigentlich habe! Aber halte doch Niemand jungen Mädchen lange Vorreden! Mädeli trat in ihr Stübchen mit einem raſchen Schritt, und hieß mich nachkommen, der Vater ſei da. Ich mußte nun hinein, und fort war das Mädchen wieder.

Mit dem Schuhmacher konnte ich nun plaudern und ſeine Geſchichte anhören, wie er auf ſeiner Wanderſchaft in der Fremde geweſen, weit, weit hinter Murten bis gerade da, wo der große See aufhöre, und wie da ganz andere Menſchen ſeien, als hier. Sie ſagten dort drü Manne und drü Frauen, und redeten überhaupt eine ganz andere Sprache, die hier der Hundertſte nicht verſtünde. Dem hörte ich mit einem Ohr gar andächtig zu und mit dem andern auf Mädeli in der Küche, immer hoffend, es werde bald hereinkommen. Und als es endlich hereinkam, wollte es eine andere Schürze umbinden, um in's Dorf herunter zu gehen, unter dem Vorwand, Oel zu holen. Das wollte nun der Alte nicht geſchehen laſſen, und klagte.

es hielte ſich ſeit einiger Zeit gar nicht mehr zum Spinnen, und in der Haushaltung thue es, wie wenn es noch nie etwas angerührt hätte; er wiſſe gar nicht, was mit ihm ſei. Es ſolle jetzt am Spinnrad ſitzen, ſonſt ſehe es der Schulmeiſter, was es für eins ſei und wie nichts nutz. Ich meinte: Das werde ſich ſchon wieder machen, es gehe den Mädchen gar viel in den Kopf, aber auch wieder daraus. Mädeli warf mir einen langen Blick zu und ſetzte ſich ſchweigend an's Rad. Da ich von ihm nichts als einſilbige Antworten erhielt und der Alte mir auch nicht kurze Zeit machte, ſo ging ich endlich wieder. Als Mädeli mir hinaus leuchtete, frug ich es, diesmal ohne Vorrede: ob ich ihm etwas zu Leide gethan, es dünke mich nicht wie ſonſt? Nicht, daß ich wüßte, ſagte es, gut Nacht, Schulmeiſter, der Vater hat kein Licht, und begehrt auf, wenn ich mich ſäume. Somit ſtand ich wieder allein und wußte nun nur ſo viel, daß das Mädchen wunderlich oder böſe über mich ſei. Ich wurde nun auch böſe und fand, es ſei nicht der Mühe werth, um ein ſolches Mädchen ſich weiter zu bekümmern, es thue ſo vornehm und ſtolz wie eine Herrentochter, und habe doch hinten und vornen nichts. Aber je böſer ich mich ſtellte, deſto mehr ging das Ding mir im Kopfe herum, und ſobald man nicht mehr gleichgültig werden kann, ſo hat es gefehlt.

Endlich brachte mir der alte Schuhmacher meine Schuhe wieder mit der Entſchuldigung: daß ich ſie ſchon früher erhalten hätte, wenn er ſein Mädchen hätte zwingen können, ſie zu bringen, aber wenn er ihm den Kopf abgedreht hätte, es hätte es nicht gethan. Er glaube, der Hochmuth hätte ihm den Kopf verdreht, ein ſchöner Küherſohn hätte einige Male mit ihm geredet, da werde es meinen, es hätte ihn ſchon.

Wahrſcheinlich war ich feuerroth geworden, als ich das vernahm, und wo ich ging und ſtand, wurde ich des Sinnens nicht los, wie Mädeli ſich ſchon mit Buben abgeben möge, ſo ſchlecht hätte ich es nicht geglaubt, und noch dazu mit Küherbuben, die ja immer thäten wie ungeleckte Bären! Zum Pfarrer hatte ich gewollt, ihn aber nicht angetroffen, und ging in der Dämmerung wieder nach Hauſe. Vor mir ſah ich ein Mädchen und holte mit längeren Schritten behaftet, daſſelbe bald ein. Es war Mädeli, das Salz geholt hatte. Wir erſchraken beide und beiden ward bange um's Herz. Ein Mädchen iſt an ſich ein banges Weſen, und aus Mädeli's Selbſtgeſtändniſſen habe ich nachher erfahren, daß, was man für Stolz, Kälte oder gar Abneigung nimmt, gar oft nichts anderes als Bangigkeit iſt. Bangigkeit im Bewußtſein der Schwäche, Bangigkeit, die einen Sturm erwartet, den abzuſchlagen man nicht Kräfte genug fühlt. Darum macht Suffiſance ſo viel Glück bei Mädchen und die widerwärtigſten aber zuverſichtlichſten Menſchen, nehmen die Preiſe vorweg, während ſo manche blöde Seele leer ausläuft, weil ſie ſich durch die mädchenhafte Bangigkeit, die ausſah wie entſchloſſene, verhaltene Feindſeligkeit, vom Sturme abſchrecken ließ, wie die Krähwinkler vor gemalten Kanonen davon liefen und die bekannten ſieben Schwaben ſich nicht an einen Haſen wagten. Wir liefen neben einander her, ich frug bald dies und das; aber Mädeli wurde immer trockner und kürzer. Da wurde auch ich wieder bitterer und böſer und frug endlich: wann es wolle aufbieten laſſen! Das Mädchen ſah mich groß an und ſagte: es müſſe erſt Einen haben. Nach langem Hin- und Herreden ſagte ich endlich: des Kühers Bub würde es ungern haben, wenn er hörte, wie es ihn verläugnete. Da blieb Mädeli ſtehen und eine zornige Röthe ſtieg ihm durch die Backen auf bis zu den Augen und raſch frug es: Wer hat was von Kühers Bub geſagt! Ich wollte zu ſpaßen fortfahren, aber Mädeli ſagte: Schulmeiſter, ich ſchelte, wenn mir noch Jemand was von des Kühers Bub ſagt, und jetzt ſagt mir, wer hat euch was geſagt, ſonſt glaube ich, ihr habt es ſelbſt erdacht. Da mußte ich endlich mit der Sprache hervor. Laut auf fing nun das Mädchen zu jammern an, daß die Leute ſo was von ihm ſagen könnten, der Vater es beſtätige, und daß ich es glaube, das daure es am meiſten, das ſei nicht brav von mir.

Ob dem Jammer ſchmolz mein Herz. Bei Mädchenthränen ſind Männerherzen gern wie Wachs im Ofen, nicht die gleiche Wirkung machen Weiberthränen. Ich bin aber auch überzeugt, ſie ſind ſich chemiſch nicht gleich. Ich fing an mich zu entſchuldigen und zu tröſten. Es ſei gar nicht böſe gemeint, ſagte ich, aber es ſei gegen mich ſo wunderlich geweſen, und gar nicht mehr wie ſonſt, daß es mich böſe gemacht, auch der Vater habe es ja anders gefunden, und da hätte ich glauben müſſen, was er geſagt. Ich hätte es fragen wollen, was es gegen mich habe, aber es habe mir ja nie gewartet. Es ſolle es mir jetzt ſagen, was es gegen mich hätte, ſonſt müſſe ich doch glauben, was die Leute ſagen. Nach manchem Zögern, manchen Ausflüchten vernahm ich endlich in von Huſten viel unterbrochenen Worten, daß ich ja bei'm Brunnen es auch ausgelacht, als es in guter Meinung mir Waſſer gegeben und die alte Frau es ſo ausgeführt. Mein Gott, daran hatte ich nicht gedacht! So geht es Einem, der nicht Ironie und Witz verſteht, der nicht weiß, wie tief ſolche Anſpielungen bei Mädchen einſchlagen und ſie gewöhnlich zum Bewußtſein bringen, und dieſes Bewußtſein nun ſich verpalliſadirt, die Offenheit in Verſchloſſenheit verkehrt, wodurch gar oft Herzen, die nicht mehr zum Verſtändniß kommen können, getrennt werden. Ich hatte jene Worte, hatte mein Lachen vergeſſen, aber im Mädeli war beides tief gedrungen; es errieth ſich und glaubte ſich errathen, und daß ich bei dieſem Errathen gelacht, das that ihm wehe.

Nun war wieder die Reihe an mir, mich zu entſchuldigen. Das that ich dann auch ganz ehrlich und redlich, ſo daß Mädeli mir anfing zu glauben, wieder traulich zu mir aufſah und ohne Huſten erzählte, wie unwohl es dabei geweſen und wie weh ihm der Gedanke gethan habe, daß auch ich es nicht gut mit ihm meine. So gab ſich eine recht gründliche Verſöhnung, eine innige

Vertraulichkeit, und wir waren mit einander im Dorfe, ehe wir es uns verſahen. Und kaum hatte ich noch Zeit, ſchnell und leiſe die Hoffnung auszuſprechen, daß es wieder zur gewohnten Zeit bei'm Brunnen ſein wolle, und ein Nicken zur Antwort erhalten, als begegnende Leute uns trennten und jedes ſeinem Häuschen zu mußte.

Ein heimlich Wort mit einem Mädchen ſprechen, will ſchon was ſagen, aber was eine Verſöhnung iſt's doch nicht. Es giebt nichts Gefährlicheres, aber auch nichts Schöneres zwiſchen Mädchen und Knaben, als eine Verſöhnung. Wie die einem den Kopf ſo heiter und luſtig, das Herz ſo leicht und doch ſo voll macht! Aber, Mädchen, hütet euch davor, ſie ſind gefährlich. Wie Liebeszank in unteren Ständen viel häufiger iſt als in oberen, ſo ſind da die Verſöhnungen auch viel häufiger, viel inniger, viel gefährlicher.

Ganz eigen war es mir ſelben Abend zu Muthe, und Nachts in den Träumen ſah ich Mädeli mir Knöpfe annähen, hörte ich rufen: Männchen, komm, ich habe gekocht, komm und iß. Und aus den Träumen der Nacht ging der Gedanke, Mädeli zu heirathen, in die Träume des Tages über. Immer nothwendiger ſchien es mir, eine Frau zu nehmen, immer unerträglicher ward mir meine häusliche Bürde, immer glücklicher ward ich, wenn ich das Mädchen ſah, und immer klarer zeigten mir meine Rechnungen, daß ich es nirgends beſſer machen könne, als gerade mit Mädeli.

Drittes Kapitel.

Wie eine Wäſcherin zum praktiſchen Profeſſor wird.

Da brachte mir eines Sonnabends Abend die Wäſcherin meine Paar Hemdchen gewaſchen wieder. Ich nahm ſie ab und legte ſie hin, ohne weiter nachzuſehen, da ich gerade daran war, mir die Schuhe für den Sonntag zu putzen. Als ich die Hemden in den Schrank thun und eins für morgen zurück legen wollte, fehlte mir mein beſtes. Ich wußte gar wohl, daß ich es auch zu waſchen gegeben, und lief daher über Kopf und Hals zu der Wäſcherin und forderte daſſelbe zurück. Dieſe ſtellte ſich ganz verwundert, wollte nichts darum wiſſen, fragte: warum ich nicht gleich es geſagt hätte, daß mir etwas fehle? Hintendrein könnte ein Jeder kommen und ſagen: mir fehlt dies oder das. Sie hätte da viel zu thun, wenn ſie einem Jeden Beſcheid und Antwort geben wollte oder müßte. So könnte einer kommod und wohlfeil zu vielen Hemden kommen. Kurz, die Frau brauchte ihre Zunge wie ein Wäſcherweib, wälzte die Vorwürfe abſichtlichen Betruges auf mich zurück, verdächtigte mich auf die ſchamloſeſte Weiſe. Sie ſagte mir in's Geſicht, man habe ſie ſchon lange vor mir gewarnt, ſie werde noch Verdruß von mir bekommen, ſie ſolle ſich in Acht nehmen. Jetzt erfahre ſie es, und ſie begehre gar kein Stückchen mehr von mir zu waſchen, ſie werde es aber allen Leuten ſagen, was ich für einer ſei und wie ich es ihr gemacht hätte. Ich wußte auf ihren Wortſtrom nichts zu erwidern als: Du biſt eine wüſte Frau, eine wüſte Frau biſt du!

Das waren aber alles nur blinde Schüſſe gegen ihre Kartätſchen, ſo daß ich nichts Beſſeres anzufangen wußte, als davon zu laufen, froh, daß das Weib mir nicht nachlief. Als ich aus dem Bereich des Feuers war, fing mein Kopf an immer mehr aufzuſchwellen und zu brennen. Neben aller Noth nun noch den Verluſt und neben dem Verluſt die Verdächtigung und das Verbrüllen — das hatte ich von meinem ledigen Leben. So wollte ich es nicht länger ertragen, einmal mußte die Sache anders werden, und am beſten doch, während ich noch einige Hemden hatte. Eine Frau, ſo hoffte ich, werde den Reden der Wäſcherin wohl die Spitze zu bieten wiſſen. Ohne nun weiter mich zu beſinnen, ſtürmte ich auf das Schuhmacherhäuschen zu. Ob ich klopfte, weiß ich nicht, wenigſtens auf den Beſcheid wartete ich nicht, und fand Mädeli im düſtern Stübchen allein, kämmend ſein langes, ſchwarzes Haar, vor ſich ein altes Buch, Arndt's Schatzkäſtlein wahrſcheinlich. Als ich hineinplumpste ſo ungeſtüm in's ſtille Stübchen, ſprang Mädeli erſchrocken auf, faßte mit der einen Hand das Licht und leuchtete nach der Thür hin, während die andere die langen, alle auf einer Seite herabrollenden Haare zurückhielt. Und als ob das Lämpchen ſelbſt Freude hätte an dem lieblichen, in Schrecken erglühten Mädchen, warf es ſeinen hellſten Schein auf deſſen Geſicht und über deſſen Geſtalt.

Vor mir ſtand lautlos das erleuchtete Mädchen, eher einer ſtaunenden Fee, als einem kämmenden Schuhmachermädchen gleich, und ich brüllte daſſelbe, ohne nur recht die Augen aufzuthun, an: Mädchen, ich muß eine Frau haben, willſt ſie ſein, willſt mich zum Manne! Da erſchrak Mädeli noch mehr, die Hand, welche die Lampe hielt, erzitterte, und Oel trat in den Docht. Finſter, faſt erlöſchend, brannte das Lämpchen, als ob es eiferſüchtig geworden wäre und mir Mädeli verhüllen wolle, und Mädeli ſprach: Mein Gott, Schulmeiſter, was hat's gegeben, was kömmt euch an ſo auf einmal! Da ſtürmte ich allerlei untereinander in meinem Zorn, von Nichtmehraushalten, von Hemden, Wäſcherinnen, Heirathen und Kochen, daß der Tauſend klug werden konnte daraus. Mädeli mußte noch einmal ſagen, es wiſſe gar nicht, was ich eigentlich meine.

Endlich vermochte ich die Geſchichte mit meinem Wäſcherweib verſtändlich zu geben, aus welcher dann Mädeli ſo viel begriff, daß ich zornig geworden über meinen Verluſt, über die Unverſchämtheit des Weibes in Verzweiflung gerathen ſei, und nun, ſtatt mich in dieſer Verzweiflung zu hängen an einen Nagel, an ein Weib mich hängen wolle. Darum antwortete Mädeli auch auf meine erneuerten Anträge: Schulmeiſter, es iſt euch nicht Ernſt, iſt der Zorn verraucht, ſo habt ihr mich vergeſſen; wir wollen lieber nicht mehr davon reden, ſonſt könnte geſchehen, was ihr bereut.

Da wurde ich dringlicher und ſprach von Liebe und Zuneigung, aber noch immer fand ich keinen Glauben, ſondern immer die Antwort: ich wüßte im Zorn nicht, was ich mache. Da wurde ich noch dringlicher und inniger, ſetzte mich zu Mädeli auf die Bank und ſagte ihm, wie ich nicht erſt jetzt an's Heirathen mit ihm gedacht, wie es ſchon lange mir im Sinne gelegen, von allen Mädchen mir am beſten gefallen; wie mein Herz mich zu ihm gezogen und mir immer am wohlſten in ſeiner Nähe geweſen. Wie ich aber nie recht gewußt, woran ich mit ihm wäre, bald ſei es freundlich geweſen, bald habe es mich geflohen. Jetzt aber hätte mich der Zorn nur geſtärkt, einmal zu vernehmen, woran ich ſei, und ob ich meinem Knabenelend nicht ein Ende machen könne. Es ſolle mir doch recht nicht zürnen, daß ich ſo gekommen ſei, und mir glauben, daß ich es ſchon lange lieb gehabt und ohne ihm nicht mehr ſein könne. Es ſolle mich doch ja recht nicht verſtoßen. Ich hatte es bei der Hand gefaßt und ſah ängſtlich ihm in's Auge. Und ſein Auge trübte ſich und füllte ſich mit ſtillen Thränen, und während es ſeine Hand mir ließ, und dieſe Hand die meine feſter umfaßte, ſchüttelte es wehmüthig ſeinen Kopf und die loſen Haare und ſagte: ich kann nicht glauben, daß ihr mich ſchon lange geliebt; ach! ich bin nur ein armes Mädchen, wer wollte mich lieben! Und in ein lautes Weinen brach das arme Mädchen aus, legte Kopf und Arme auf den Tiſch und ließ in vollen Fluthen rinnen Ströme der tiefſten Wehmuth. Ich tröſtete, ſo gut ich konnte, aber es brach immer wieder in Jammer aus und rief: Ach, Schulmeiſter, ich bitte um Gott, ſetzt ab und haltet mich nicht zum beſten! Da fing es denn doch an, mir wieder warm im Kopf zu werden, und ich frug: ob es denn Urſache hätte, zu glauben, daß ich ein ſo ſchlechter Kerli ſei, der Mädchen ſo für einen Narren hielte? ob es je etwas ſo Schlechtes von mir geſehen oder gehört habe? Mädeli hängte ihr Köpfchen, hielt mir an, ich ſollte doch nicht zürnen, aber ſie hätte ihren beſtimmten Grund dazu, aber ſagen könne ſie mir den nicht. Ich aber wollte ihn wiſſen, begehrte mehr und mehr auf; während Mädeli ſich immer feſter an mich ſchmiegte und mir anhielt, doch ja das nicht zu begehren. Aber je mehr Eins nachgiebt, deſto hartnäckiger wird das Andere. Ich behauptete: wenn ich Mädelin lieb wäre, ſo hätte es mir von Anfang geglaubt und würde jetzt den Grund auch ſagen dürfen. Das erſchütterte das Mädchen: es kapitulirte endlich mit mir dahin, daß es die Sache mir leiſe ins Ohr ſagen wolle, laut dürfte es wahrhaftig nicht. Ich hielt mein Ohr hin, aber es kitzelte ſein Athem mich ſo wunderlich, bald ſprach es ſo leiſe, daß es gar oft wiederholen mußte: Ihr habt nie gethan wie die andern Burſche, ſeid nur vor mein Fenſter gekommen, und Sonntags nirgend wohin zum Weine.

Nun war es wieder an mir zu erklären, wie das gekommen. Ich erzählte, wie es mir früher ergangen, Stüdi mich zum Beſten gehalten, Liſi mich angelockt und mißbraucht, wie mir das ganze Dorf aufgepaßt und mich zum Geſpött gemacht habe. Wie ich da mir vorgenommen, mich ſolchem Elend nicht mehr auszuſetzen, weil ein Schulmeiſter an einem fremden Orte immer ein verkaufter Menſch ſei, und weil es mich denn doch dünke, es ſchicke ſich nicht recht für einen Schulmeiſter, zu thun wie die andern Burſche.

Meine Beichte begleitete Mädeli mit den gehörigen Geberden und Ausrufungen. Ueber die Weibsbilder ließ es manchen Ton hören und meinte, alle Weibervölker müßten ſich deſſen ſchämen, daß es ſolche gebe, und man könne ſich nicht wundern, wenn die Mannsbilder nicht beſſer wären und viele meinten, ſie könnten mit jedem Mädchen machen, was ſie wollten. Wenn es aber das nur gewußt hätte, und wie leid es ihm nun ſei, daß es mich mißkannt! Ich tröſtete wieder und fragte es nun auch: ob es mich denn eigentlich lieb habe und begehre, meine Frau zu werden! Da hob Mädeli ſeine ſchönen Augen auf und ſchlang den Arm um mich und ſagte: O, Schulmeiſter, mein Lebtag war mir nie ein Menſch ſo lieb, wie ihr; ich dachte oft, ich verſündigte mich, weil ich euch mehr liebte, als meinen Vater. Er tadelte mich nur, rühmte mich nie, und die andern Mädchen verachteten mich, weil ich nicht ſo ſchöne Kleider hatte, als ſie, die Buben ſpotteten nach mir aus; ihr waret der erſte Menſch, der mich nie ſchalt, immer freundlich mit mir war. Von Anfang an war es mir lieb, wenn ich euch nur was zu Gefallen thun konnte. Ich hätte für euch durchs Feuer laufen mögen, und weinte oft, weil ich dachte, die andern müßten euch lieber ſein, weil ſie hübſcher ſeien und ſchönere Kleider hätten. Als ich aus der Schule kam, war es mir ſo weh und öde, ich hätte ſterben mögen, und allemal that es mir wohl, wenn ich euch ſah, auch nur von weitem. Als ich vernommen, ihr kämet euch zum Brunnen, da war es mir, als verehre man mir das Himmelreich. Zwiſchen durch wußte ich oft lange Zeit nicht, war ich im Himmel oder auf der Erde, und wenn man mir nicht in die Ohren brüllte, hörte ich nichts. Aber erſt, als die alte Frau das Geſpött mit mir trieb, merkte ich, wie es mir war ums Herz. Da weinte ich mich faſt todt. Ich dachte, ich ſei nur ein arm Mädchen, Niemand kümmere ſich um ein ſolches. Darum wolle ich ledig bleiben mein Lebenlang, und Niemand mußte es mir mehr anſehen, daß ich euch lieber hatte als andere Menſchen, und deshalb mich ausſpotten. Gabt ihr mir ein freundlich Wort, ſo that es mir ſo wohl im Herzen, aber nachher mußte ich um ſo bitterer weinen, wenn ich denken mußte, ſo ein arm Mädchen ſchätztet ihr doch nicht, da ihr ausleſen konntet aus den ſchönſten und reichſten. Da war dann wieder die Reihe an mir, zu betheuern, wie es mir lieber ſei als andere Mädchen; und wie ich an ſeiner Liebe gezagt, der Küherbub mich eiferſüchtig gemacht, und wie Mädeli ein Mädchen ſei, das für einen Landvogtbub zu gut wäre.

Solche Wechſelrede iſt gar ſüß und doch gar wunderlich. Man wird nicht ſatt zu hören und muß dann doch auch darein reden; und wenn man zu reden begonnen hat, ſo kann man wieder nicht aufhören, bis das Andere aus vollem Herzen mit ſüßen Worten überſprudelt. Wir ſaßen ſo wonnereich an einander, hatten die Hände zuſammengelegt, ſahen einander tief in die Seele hinein; in die Seele, die nun unſer war und an deren Gewinn wir nicht ſatt uns freuen konnten. O, es iſt ſo herrlich, eine Seele ſein nennen zu können, und doch können ſo viele Menſchen ſich nur über neue Kleider freuen, und ſo manche Braut nur über den Hochzeitsrock. Die armen Leute mit ihren armen Freuden!

„So, ſo, das geht luſtig zu, wenn die Katze aus dem Hauſe iſt, ſo tanzen die Mäuſe!“ erſcholl es auf einmal dicht vor uns. Wir fuhren aus einander und ſahen den Papa Schuhmacher vor uns ſtehen, der von einem luſtigen Schulmeiſter zu reden anfangen wollte, während Mädeli verſchämt ſich in eine Ecke drückte. Ich aber ermannte mich, trat dem redenden Schwiegerpapa mitten in ſeine Rede und erklärte: daß ich nichts Unehrliches begehrt, ſondern Mädeli gefragt hätte, ob es meine Frau werden wolle, und Mädeli habe nicht Nein geſagt, und da hätten wir uns zuſammen gefreut, daß wir zuſammenkämen, wenn er nichts dawider hätte.

Da warf ſich mein Schuhmachermeiſter in die Bruſt und meinte: das laſſe ſich noch ſehen. Sein Mädeli ſei ein Mädchen, wie es weit und breit keines gebe, das wäre für einen Bauern gut genug und nicht ſo für den Erſten Beſten. Und wer ihm dann die Sache machen ſolle, wenn Mädeli heirathe! eine Magd vermöge er nicht! Man ſei nur angeführt mit Mädchen, habe man ſie groß gefuttert und ihnen alles angehängt, was man auf und anbringen könne, ſo flögen ſie aus, dem erſten Lump zu, der ſie wolle, und ließen die Alten im Stich. Wenn ſie auch noch an die Alten dächten und eine Ecke zu erheirathen ſuchten, wohin ſie die Alten mitnehmen könnten, ſo wäre das ein Anderlei. Es frage ſich, ob er mir das Mädchen gebe, wenn das noch ein wenig warte und thue wie die andern Mädchen, ſo fehle ihm ein guter Schick nicht. So polterte der Alte und wollte lange nicht auf gute Worte hören. Als ich endlich ſagte, meine Eltern hätten auch zwei Kühe zuweilen, und im Schulhaus werde wohl auch Platz ſein für ihn, und Mädeli bittend ihn ſtreichelte und ihm verſprach, ihn nie zu verlaſſen: da ließ er allmählig die Milch herunter und nach einigem Brummen: „ſo ein Mädchen ſei doch der dummſte Hund von der Welt“, gab er ſich zufrieden und erklärte: wenn es nicht anders ſein könne, ſo wolle er das Wüſteſt nicht machen, aber ſagen müſſe er, daß er nicht geglaubt, nur einen Schulmeiſter zum Tochtermann zu bekommen, ſo einer ſei gerade zu äſtimiren, wie gar Niemand, und verlaſſen auf ſie könne man ſich auch nicht, unter Hunderten ſei kaum Einer, der ſelbſt ſich durchbringen möge, geſchweige denn andere helfen. Kurz, es that dem Mann wohl, ſich einmal breit zu machen und etwas von ſich erbitten zu laſſen, und als das geſchehen war und er alle ſeine Höflichkeiten an Mann gebracht hatte, ſo wurde er zufrieden, ergötzte ſich an dem Gedanken: was wohl die Leute ſagen werden, daß ſein Mädchen ſchon einen Mann bekame, während manche reiche Tochter keinen kriegen könne, und ſchoß nebenbei allerlei Witze auf und ab.

Es war ſpat geworden, der Alte ſchläfrig. Er ſprach vom zu Bette gehen und ich rüſtete mich zum Weggehen, aber lange ging es, bis ich es zuwege brachte. Und als ich endlich draußen war, konnte ich wiederum vom zündenden Mädeli nicht Abſchied nehmen, oder vielmehr ihn nicht enden, und wenn Mädeli ihn nicht endlich mit einem herzlichen Kuß geſchloſſen hätte, ich glaube ich ſtünde noch dort.

Viertes Kapitel.

Von den Verdrießlichkeiten eines Bräutigams.

Erinnert ſich noch Jemand, wie er es trieb, als ihm ſein Pathe oder die Pathin den erſten neuen Batzen gab? Wie er den nicht aus der Hand brachte, höchſtens auf Zureden der Mutter in die Hoſentaſche auf Augenblicke, aber ſchnell ihn wieder hervorzog, und wie er jedem Menſchen ſagte: Sieh, was mir der Pathe gegeben hat! und wie der Batzen mit ins Bett mußte am Abend. Ungefähr ſo macht es Einer, wenn er zum erſtenmal eine Braut hat, eine Braut nämlich, die er einigermaßen liebt und auf die er einigermaßen ſtolz iſt. Und ich ſtund alleine auf der Gaſſe und mußte mich einzig ſpazieren führen in mein einſames Häuschen, wo ich keinem Menſchen es ſagen konnte, daß ich eine Braut hätte und wie eine. Das war eine lange Nacht, es ſchien mir gar nicht Tag werden zu wollen, und ich glaube nicht, daß ich mein Lebtag an einem Winterſonntag meinen Kaffee ſo früh z'weg hatte und ſo früh z'weg war, um in die Predigt zu gehen. Ich hatte mich geputzt nach Vermögen und wenigſtens dreimal das Halstuch anders umgelegt, und ſah mehr als dreißig mal nach der Uhr, ob es nicht wohl Zeit ſei zu gehen.

Endlich machte ich mich auf die Beine, aber Niemand war noch auf dem Wege; kein Mädchen ſah ich hinter mir, keines vor mir. Mädeli hatte einen Sinn mit mir, und wahrſcheinlich war ihm die Nacht nicht kürzer vorgekommen als mir. Er war auch frühe gerüſtet, aber ſo ein alter Schuhmachermeiſter läßt ſich durch eine Braut nicht aus ſeiner Gewohnheit bringen, höchſtens zu einem Fluch: was das für es dolders Preſſier ſei heute, es werde noch lange frühe genug kommen, um an die Füße zu frieren und Langeweile zu haben. Ja, wenn der Pfarrer es könnte wie der hinter Murten, ſo wollte er nichts ſagen, der habe gepredigt, daß der Kalch von den Wänden gefahren ſei, und auf das Kanzelbrett habe er geſchlagen, daß es einen hoch aufgeſprengt. Ja, da habe es ſich der Mühe gelohnt, in die Kirche zu gehen, aber hier könne keiner nichts, und im Winter ſollte man es ihnen ganz abſtellen. So machte er eher langſamer als geſchwinder, daß ich ganz die Hoffnung aufgab, Mädeli zu ſehen in der Kirche. Endlich, als man ſchon zu ſingen angefangen, kam es herein. O, wie wohl that mir das und wie ein ganz anderes Geſicht machte ich, wahrſcheinlich eines wie die Erde, wenn die Sonne ſie anſcheint. Was weiter Kirchliches vorging weiß ich nicht. Meine ganze Seele, alle meine Wahrnehmungskraft lag in meinen Augen, und dieſe Augen ſahen ein Stücklein von Mädelis Haaren, und da blieben ſie vor Anker unverwandt. Das Schelmenkind hätte mir wohl etwas beſſer z'weg ſitzen können, wie andere Mädchen auch thun; allein es hatte ſich hinter eine Bäuerin gepflanzt, die einen Kopf hatte wie einen Bombenkeſſel, und dort blieb es feſt und unbeweglich. Nur beim Aufſtehen und Niederſitzen wußte es mir ein Aeugelein zuzukehren, um ſich zu überzeugen, ob ich noch immer an's gleiche Ort ſehe. Nach der Predigt wollten mich einige Schulmeiſter aufhalten und mir berichten von einer neuen Mode Schul zu halten, wo die Kinder wie die Soldaten auf der Schützenmatt auf und ab marſchirten; man nenne ſie die gegenſeitige, weil die Kinder immer gegen einander ſehen müßten. Mir brannte aber der Boden unter den Füßen, ihren gelehrten Erörterungen entwand ich mich gewaltſam. Leider fand ich Mädeli nicht alleine, ſondern der lange Chorrichter ging mit ihr und noch einige Mädchen. Und der Chorrichter erzählte den Mädchen lange Geſchichten vom Chorgericht, und wie das Einer ergehe, wenn ſie vor Chorgericht müſſe. So konnte ich mit Mädeli gar nichts reden; aber anſehen konnte ich es doch vom Kopf bis zu den Füßen, wenn nicht etwa der lange Chorrichter wie ein dicker Schatten zwiſchen uns trat.

Ich hoffte nun, es komme in die Kinderlehre, doch umſonſt; Mädeli ließ ſich nicht ſehen, wohlweislich. Ein rechtes Mädchen hat hundertmal mehr Verſtand, als ein Schulmeiſter. Was hätte das für eine Kinderlehre geben müſſen, wenn Mädeli da geſeſſen und meine Gedanken und Augen immer bei ihm geweſen wären. Was das für einen langweiligen Nachmittag gab: und wie ich immer bei mir werweiſete, ob ich nicht auch am hellen Tag z'Schuhmachers könne, das gehe ja Niemand etwas an und die Leute würden es doch bald vernehmen. Aber ich hatte nicht mit Mädeli darüber geſprochen, wußte nicht, ob es daſſelbe etwa ungern hätte, und wartete ſo, bis es dunkel ward. Da ſteckte ich meine Tabakpfeiſe an und füllte meinen Tabakſeckel zu, um meinen Schwiegervater mit Dreikreuzerigem traktiren zu können, und wollte eben das Licht abblaſen, da klopfte noch Jemand. Ich meinte ſchon, es ſei etwa Mädeli, aber da trat herein des Amtmanns Knecht und ſagte: Schulmeiſter, du mußt mir etwas ſchreiben. Somit zündete er ſeine Pfeiſe auch an, pflanzte ſich auf den Ofen ſo lang er war, und berichtete erſt lange von einer Kuh, welche rothe Milch gebe. Als ich ihn mit Mühe von dieſem Kapitel abbrachte und wiſſen wollte, was ich ſchreiben ſolle, da blies er dicke Wolken aus ſeiner verſchlammten Pfeiſe und etwas verlegen ſagte er: Unſere Magd, welche Weihnachts fort iſt, hat mir geſchrieben und befohlen, daß ich ihr auch einen Brief mache, und jetzt mache mir einen, Schulmeiſter. O Herrgott! wie mir da die Ungeduld im Blute krabbelte! Aber wenn einmal ſo ein Hans oder Benz auf dem Ofen liegt, mit einer Pfeiſe im Geſicht, ſo bringt da keine Ungeduld mehr etwas ab.

Ich wußte alſo nichts Beſſeres, als ſo ſchnell möglich mich hinzuſetzen, nahm Papier vor mich und fragte: Nun, Hans, was ſoll ich ſchreiben! Meinethalben was du willſt, mache nur einen, daß man ihn vermachen kann und auf die Poſt thun. Aber was ſoll ich drein machen, frug ich ungeduldig. Das ſollſt du wiſſen, Schulmeiſter, was man ſo in einen Brief macht, antwortete er kaltblütig. Ich ſagte, es werde im Brief, wo er bekommen habe, wohl etwas geweſen ſein, darauf hätte geantwortet werden ſollen. Ja, das wiſſe er nicht, ſagte Hans, er hätte ſich auf das Gekratz nicht können verſtehen. Ich fragte nach dem Briefe. Ja, den habe er behalten wollen und ihn in der Taſche gehabt, allein heute beim Melken einer Kuh das Euter damit abgewiſcht, weil er grade kein ſauber Stroh im Stall gehabt. Aber das mache ja nichts, ich ſolle doch nur was machen, das ſei doch gleichgültig, was ſo in einem Briefe ſei. Ich fragte allerlei und brachte endlich heraus, daß ich ſchreiben ſollte: der Jungel habe zwei Kälber gehabt, beides Stierenkälber, und gebe einen ganzen Keſſel voll Milch, und die neue Magd ſei ihm nicht anſtändig, ſie brauche ihm gar viel Stroh für die Schweine und verleg ihm den Säumiſt nie. Wenn ſie wieder zuſammenkämen, müßte ſie ihm eine Flaſche zahlen, von wegen der Brief hatte 6 Kreuzer gekoſtet, daneben laſſe er ſie grüßen. So viel brachte ich endlich heraus und ſtyliſirte das, ſo gut ich in meiner Ungeduld konnte.

Endlich war ich fertig, aber Hans begehrte nicht fort, er war gewillet, mir den Abend durch kurze Zeit zu machen. Er nahm den Brief, ſagte: danke, oder koſtet er was? und blieb liegen. Ich durfte nicht ſagen, daß ich zu Schuhmachers wolle, ſonſt hätte er geſagt, er komme mit. Nach langem Sinnen wußte ich nichts anders zu machen, als nothwendiges Reden mit dem Wirthe vorzuſchützen. Kam Hans mit, ſo konnte ich ihn dort ſitzen laſſen, kam er nicht, deſto beſſer, ſo brauchte ich auch nicht hin. Hans ſagte: Er habe die Holzſchuhe an, möge heute nicht ins Wirthshaus. Es ſei ihm wohl hier, er möchte wohl warten, bis ich wiederkomme. Ohne weitere Complimente ließ ich ihn nun liegen und eilte über Hals und Kopf zu meinem Mädchen. Es iſt kurios, wie der Brautſtand eine Zeit der Sympathie iſt, oder, wie Gelehrte ſagen würden, wie zwei Brautleute in eine Art magnetiſchem Rapport zuſammen ſtehen, was das Eine fühlt, fühlt auch das Andere, die gleichen Gedanken ſteigen zu gleicher Zeit auf, die gleichen Bedürfniſſe wandeln ſie zu gleicher Zeit an.

Mädeli hatte nach mir verlangt, ſo gut wie ich nach ihm, und zu ſeinem Verlangen war noch die Angſt gekommen: was das Ausbleiben zu bedeuten hätte, ob ich reuig geworden oder ſonſt etwas? Da hatte es ſein Näschen zwiſchen der Küchenthüre hinaus ins Freie geſtreckt, bis es roth angelaufen war und es endlich mich daher ſchnaufen hörte. Da fuhr es erſt zurück und ward bange ums Herz und dann wieder fröhlich, und öffnete die Thüre, und hatte nun keine ſo große Eile mehr, mich in die Stube zum Alten zu ſtoßen, und keine Angſt, als mein Geſicht etwas nahe zu dem ſeinen kam. In der Stube ſaßen wir gar fröhlich beiſammen, und Mädeli zog aus dem Ofenloch eine ſorgſam zugedeckte Kanne mit Kaffee und legte mir Brot vor, und hatte eine gar herzliche Freude, mich zum erſten Mal ſpeiſen und tränken zu können, und noch dazu mit ſo gutem Kaffe, denn zu dieſer Kanne hatte es drei Bohnen mehr genommen, als gewöhnlich, nach der Tradition von ſeiner Mutter her, zu nehmen waren. Nun kam gar manches zur Sprache, was geſtern im Sturm der Gefühle nicht berührt wurde.

Fünftes Kapitel.

Von den Verhandlungen über Hochzeittag und Eheſteuer

Wir hatten gar nichts davon geredet, wann Hochzeit gehalten werden ſolle! Schon am nächſten Sonntag wollte ich verkünden laſſen. Mit beiden Beinen hätte ich gerne auch dieſe Zwiſchenzeit überſprungen. Mir und Mädeli gab ich ganz ehrlich als Grund an, daß ich in vier oder fünf Wochen längſtens wieder müſſe waſchen laſſen, und wer mir dann waſchen ſolle, wenn ich noch keine Frau hätte! Zu jener Wäſcherin werde ich doch nicht mehr ſollen! Aber der Alte und Mädeli waren nicht dieſer Meinung. Ueber Mädeli's ganzes Weſen zuckte freilich ein Strahl glühender Freude, als es ſah, wie Ernſt es mir ſei, denn vor lauter Freude hatte es noch immer gezagt und gezweifelt, wie Thomas; aber es überlief es doch ganz heiß, ſich in vier Wochen als Frau zu denken. Gar viel hätte es noch z'weg zu machen, meinte es, ſo daß es bis zu jener Zeit unmöglich fertig ſein könne. Und der Alte ſchüttelte noch mehr den Kopf ob ſolchem Preſſieren. Er vermöge zwar ſeinem Kinde nichts mitzugeben, und apparte neue Kleider könne er ihm auch nicht machen laſſen, die, welche er ihm habe machen laſſen, wo es confirmirt worden ſei, ſeien aber noch wie neu. Aber ein oder zwei Hemden, ein Paar Schuhe und ein Paar Strümpfe, das wolle er doch ſehen zu machen: aber dazu brauche es mehr Zeit, als vier Wochen.

Wenn er zu uns komme, ſo bringe er allweg noch etwas Hausrath mit, und das werde mir auch kommod kommen. Daß ich keine Eheſteuer erhielt, und Mädeli zur Ausſtattung nicht mehr als ein neues Hemd oder zwei, erſchreckte mich gar nicht, hätte ich es doch eben ſo lieb auch ohne das genommen. O ich hatte jetzt in dieſer Beziehung gar gemeine Gedanken, und wirklich die Hoffnung, von der Liebe leben zu können, die ich jetzt eigentlich zum erſten Mal zu einer beſtimmten Perſönlichkeit recht fühlte, obgleich ich von Jugend auf die Mädchen gerne geſehen und bereits zwei Liebesgeſchichten gehabt hatte. Hätte ich vornehmere Geſinnungen gehabt, ſo hätte ich da mit meinem Schwiegerpapa zu markten angefangen, denn einen Bruder oder Vater hatte ich nicht, dem ich des Anſtands wegen den Handel auftragen konnte, wie man es da thut, wo man ein beſonders feines Gefühl für Anſtand beſitzt. Da marktet man dann zuſammen bis aufs Blut ſchriftlich und mündlich, und giebt ſich auf die feinſte Weiſe die unverſchämteſten Dinge zu verſtehen, und bricht den Handel doch nicht ab.

Es geſchieht aber doch auch, daß ein ſolcher Handel ſich zerſchlägt, rumpirt, weil man bei genauerem Nachfragen fand, daß das Ding ſich dennoch nicht ſtandesgemäß gebe. Da iſts nun wirklich bewunderungswürdig, mit welcher Naivität die Leute das ſich geſtehen, und mit welcher chriſtlichen Reſignation ſie aus einander gehen, ſich gegenſeitig ſagen kaltblütig: Adieu ma chère! Adieu mon cher! Da ſieht man den wahren bon-ton, da zeigt ſich, was feine Lebensart heißt, da ſieht man die wahre Abgeſchliffenheit.

Freilich hätte der Handel nur um noch ein Hemd, einen Unterrock und höchſtens um ein Mieder gehen können, und nicht um 30 oder 60 tauſend Gulden, aber am Ende iſt Handel doch Handel. Dieſer Handel wird allerwärts getrieben, aber doch je vornehmer man ſich glaubt, um ſo offener und naiver treibt man ihn. Wahrſcheinlich aus dem Grunde, weil ein Vornehmer glaubt, alles was er thue, ſei auch vornehm, und Niemand habe da von Ferne den Verſtand, ihn zu kritiſiren. Iſt noch Niemand aufgefallen, welch bedeutenden Unterſchied man macht zwiſchen vornehm und nobel? Nobleſſe hat dann ſchon wieder die höhere Bedeutung von nobel verloren und iſt blos das Hauptwort von vornehm.

Wenn alſo nicht vornehm, ſo hoffe ich doch nobel gehandelt zu haben, als wir ohne Markten zuſammentraten, und Jedes nur in der Liebe des Andern ſeine Rechnung fand. Dieſe Rechnung legte uns freilich viel Entbehrungen auf, brachte uns in manche Noth, aber wir verſanken doch nicht in der Noth, die Noth erzog uns, rief Kräfte in uns auf: die Noth gab Erfahrungen, die Erfahrungen brachten Läuterungen, von denen ich ſonſt keinen Begriff erhalten hätte.

Solche Erfahrungen und Läuterungen machen das wahre Fuchſenthum dieſer Welt aus, das eine obere Hand geordnet hat und leitet, und das die darin Beſtehenden nobel macht. Darum, Leute, ſucht es nicht muthwillig, aber ſcheut es auch nicht feige. Macht es euch auch nicht vornehm, ſo macht es euch doch nobel. Und ſeid ihr ſchon vornehm, ſo thut einmal eure Augen auf, und ſeht wie herrlich und imponirend Einer ausſieht, wenn er vornehm und nobel auf einmal ausſieht, und wie lächerlich manchmal und andermal traurig Einer ausſieht, wenn er imponiren will, und nicht nobel drein ſieht, weil er nicht nobel iſt.

Doch wo gerathe ich hin! Von meinem alten Schwiegervater, der ehrlichen Pechhaut, weg, mit der ich nicht markte um ſein Kind, auf alte und neue Junker, die imponiren wollen und nicht können, die um Alles handeln und markten, um ihre Kinder und um andere, um ihre eigenen Sachen und um andere Sachen. Nehmt es nicht für ungut, alte und neue Herren, aber eben das Pech, an dem ſo viel kleben bleibt, und wo man, was einmal klebt, nicht mehr losbringen kann, brachte mich von meinem Schwiegervater weg in eine ſo vermeſſene Gedankenreihe.

Bei meinem Schwiegerpapa war aber leider nichts kleben geblieben, als gerade das Pech ſelbſt und einige Erinnerungen aus ſeinen Wanderungen hinter Murten, daher preßten ihm auch ſeine geringen Verſprechen ſchwere Seufzer aus. Ich wollte mich dadurch nicht abſchrecken laſſen, wollte verſprechen, alles Nöthige ſelbſt anzuſchaffen, er ſolle gar keine Koſten haben. Aber er fragte mich: ob ich dann ſo viel Geld hätte, und ob ich nicht daran gedacht hätte, daß noch viel andere Dinge anzuſchaffen ſeien, und ob es nicht für einen Schulmeiſter geſcheuter ſei, mit dem Heirathen zu warten, bis die Schule zu Ende ſei, wo man dann Zeit habe, der Sache nachzuſinnen und nachzudenken, und noch dazu der Lohn fällig ſei? Nach langem Hin- und Herreden mußte ich endlich einwilligen, zu warten bis nach dem Examen.

Sechstes Kapitel.

Wie die Leute uns in die Mäuler nehmen.

Daß ich zerſtreut in der Schule war, wird man begreiflich finden, und eben ſo begreiflich, daß mein abendliches Viſitenmachen bei Schuhmachers den Leuten auffiel. Wäre ich alle Nächte hin zu Kilt gegangen, ſo hätten die Leute ganz einfach geſagt: Der Schulmeiſter geht zu Schuhmachers Mädeli, und wären vielleicht nur darüber uneinig geweſen: ob ich es nehmen werde oder nicht. Daß ich aber um 6 Uhr Abends hin ging und um 10 Uhr heim kam, das fiel gewaltig auf. Obgleich nun die Leute gar nichts Böſes ſahen, höchſtens daß ich gerne in ſeine Augen ſah, ſo fanden ſie denn doch Urſache genug, uns recht unehrliche Dinge nachzureden, behauptend, wenn ich etwas Ehrliches mit dem Mädchen wollte, ſo würde ich zu ihm gehen, wie andere Buben auch zu ihren Mädchen, d. h. zu Kilt ins Kämmerlein, und nicht beim Licht und in der Gegenwart des Vaters. So viel vermag Sitte und Vorurtheil.

Der Pfarrer ſagte mir einmal, als ich mich bei ihm verabſchiedete: Es ſei ihm leid, daß er allerlei Gerede von mir vernehmen müſſe. Er glaube zwar nicht daran, aber ich ſolle mich doch in Acht nehmen. Nach einigem Verwundern und Erörtern vernahm ich, daß die Leute mir Unehrliches nachſagten. Ich bekannte dem Pfarrer, daß wir Brautleute ſeien, nach Oſtern verkünden laſſen wollen, und daß wir gemeint hätten, es ſei für einen Schulmeiſter anſtändiger, wenn wir ſo zuſammen kämen, ſtatt wie die Andern; ich ſehe es aber wohl, es ſei doch beſſer und anſtändiger es zu machen, wie andere Leute. Der Pfarrer aber brannte auf, daß mir ſo was jetzt nur in Sinn ſtiege, nachdem ich mich ſo brav benommen bis dahin. Im Gegentheil werde er am Sonntag eine Predigt darüber halten und den Leuten ſagen: was ſie ſeien und wie ſie nicht einmal wollten, daß Andere beſſer würden. Ich hielt ihm gar hart an, daß er das nicht thun ſolle, aber erſt auf das Verſprechen, daß ich nicht zu Kilt gehen wollte, entſprach er auch mir. Wir beide gingen aber brummend aus einander. Jeder glaubte dem Andern allzu viel nachgegeben zu haben. Er glaubte eine wichtige Gelegenheit verſäumt, einen krebsartigen Mißbrauch abzuſtellen, und um ein in die Hände gekriegtes Muſterbild Andere zu verſammeln. Ich meinte um des Eigenſinns des Pfarrers willen noch länger dem Tadel mich preisgeben zu müſſen; ich meinte, das Klügſte wäre, zu thun wie andere Leute; das ſei doch das Anſtändigſte, und alle früher gemachten Erfahrungen waren ordentlich wieder vergeſſen. O es iſt gar ſchwer, Erfahrungen nicht nur zu machen, ſondern ſie auch zu behalten, nicht irre zu werden an ihnen.

Es iſt auch gar ſchwer, nicht nur für einen Schulmeiſter, ſondern für Wiſſende und Gebietende dieſer Erde, in jedem gegebenen Falle zu entſcheiden, wo bei dem rechten Mann oder Chriſt die Akkommodation anfangen und aufhören, der Widerſtand beginnen und unterlaſſen werden ſoll: Akkommodation und Widerſtand gegen öffentliche Meinung und übliche Sitte. Offenbar liegt hier der Entſcheidungsgrund nicht in Nutzen oder Schaden, überhaupt nicht in den Folgen; ſondern er liegt in dem, was Recht iſt. Nun aber iſt denn doch Vervollkommnung, vernünftiger Fortſchritt im Zwecke des Menſchengeſchlechts. Es iſt aber klar, daß unbeſonnenes, übereiltes Entgegentreten das Böſe fördert, Gutes zerſtört. Daher iſt's ſchwer zu entſcheiden, wann man das Unkraut aus dem Weizen nehmen, wann man es laſſen ſoll bis zur Ernte. Aber traurig iſt's, wenn man die Feigheit der Menſchen ſieht in dieſer Beziehung. In aufgeregten Zeiten, wo die Meinung Alles, die Sitte wenig gilt, da ſieht man Menſchen mit der niederträchtigſten Niederträchtigkeit Sklaven der öffentlichen Meinung werden und keine andere Meinung haben, als die, welche gerade Trumpf iſt, und welche Leib und Leben ſchützen, ein Pöſtlein bringen kann, während die gleichen Feiglinge die chriſtliche Sitte auf die frechſte Weiſe höhnen im einfältigen Glauben, nun ſei einmal die Zeit gekommen, wo man nicht mehr achte auf Sitte und Zucht, wo im Gegentheil der der Größte auch unter den Menſchen ſei, welcher die größte Sau unter den Säuen ſei. Die Dummköpfe wiſſen nicht, daß es Zeiten giebt, wo man an Orten, z. B. in Nidau im Kanton Bern, nichts hört als Fröſche, Fröſche und wieder Fröſche. Wird daraus ein vernünftiger Menſch ſchließen, es ſeien nun keine Menſchen mehr, ſondern lauter Fröſche, und für ihn die höchſte Zeit, auch ein Froſch zu werden, um nicht einzig ein vernünftiger Menſch zu bleiben?

Können nun hier das Rechte treffen die Höchſten nicht, ſo iſt es Schulmeiſtern auch nicht zu verargen, wenn ſie es nicht kennen, wenn ſie z. B. in jedes dreckige Horn blaſen, das man ihnen vor das Maul hält, und dann wieder Dinge ſich erlauben, die weder im alten noch im neuen Teſtament erlaubt ſind.

Mädeli weinte, als ich ihr ſagte, was die Leute uns angedichtet hätten, und wir beſchloſſen nun, uns förmlich als Brautleute zu erklären, und nicht die Gemeinde erſt mit dem Geheimniß von der Kanzel aus zu überraſchen, wie es ſonſt auf dem Lande der Brauch iſt. Da verhüllt man die Geſchichte, ſo lange ſie zu verhüllen iſt, ſagt nichts vor den Leuten, bis man verkündet iſt, und läßt unter zehn Malen wenigſtens ſechſe nicht verkünden, bis man muß.

Was nun die Leute für Augen machten, als ſie das hörten, als ſie ſahen, daß ich einſt ungeſcheut für Mädeli bei'm Krämer ein Nastuch und einen Fingerring kaufte, und ein andermal es zwang, ſelbſt mit mir zum Krämer zu gehen, um ſich Tuch auszuleſen für ein Kamiſol.

Ich hätte dem Mädchen Alles anhängen können, was ich hatte, und alle Tage mußte es mir abwehren, wir würden das Geld ſonſt noch brauchen. Dann ſang es mir gewöhnlich das bekannte Lied:

My Schatz, we du de z'Märit thueſch gah,
Su krämerle nit geng ſo viel.
We du de dys Gütli verkrämerlet heſch,
Was ſell ih de mache mit dir?

Was nun aber das den Leuten zu reden gab, und wie ſie an unſern Brautſtand nicht glauben wollten, und immer meinten, ich meine: ich ſei ein Herr und müſſe es machen wie ein Herr, d. h. ein Maitreßli haben und dieſes mit Geſchenken überhängen!

Wir mochten nicht erwarten, bis wir durch das Verkünden unſern Ernſt zeigen und die Leute etwas g'ſchweigen konnten.

Siebentes Kapitel.

Wie ich mit Mädeli auf Reiſen gehe.

Endlich wurden die Tage länger. Der Schnee verließ die Felder, Lerchen ſah man auf den Aeckern wieder und in den Baumgärten die Merzenglöcklein, der Kinder

Luſt. Die Schuljugend wurde wilder und ungezähmter neue Lebensluſt fuhr in ſie, ihr Blut ſchien heißer zu werden; eine Regſamkeit durchſtrömte ſie, mit der der Schulmeiſter gewöhnlich ſeine liebe Noth hat. Er bringt ſie nicht vom Spielen weg, nicht mehr in die Stube herein, wenn ſie einmal draußen ſind.

In den Gärten ſah man wieder Weiber, in den Baumgärten wurde geſchafft, und ſchöne weiße Wäſchen hingen in einfacher Reihe aufgeſpannt, damit ſie deſto größer ſchienen, allenthalben zum Trocknen an der lieben Sonne; Märzenſtaub wirbelte auf den Straßen, und luſtig wälzten in demſelben ſich die Hunde.

Mit Mädeli hatte ich je länger je mehr abzureden, und konnte doch nie recht mit ihm ausreden. Wir mußten an's Pflanzen denken, und wußten nicht recht, was und wie viel von dieſem und jenem, und wußten nicht recht, durfte Mädeli mir dabei helfen. Es ſchämte ſich faſt deſſen, ehe wir verheirathet waren. Und zwiſchen ein redete es mir immer mehr von meinen Eltern, meiner Heimath; fragte: ob ich ihnen meine Heirath geſchrieben, ob ſie nicht kämen, ob ich nicht hin wolle? daß ich am Ende einmal fragte: ob es etwa mit mir kommen wolle, um auch zu ſehen, wo ich daheim ſei? Mädeli meinte, das ſei ihm gar das Rechte; es hätte ſchon lange gedacht, es wäre doch nicht recht, wenn es ſich meinen Eltern nicht anrekommandiren würde; es ſeien doch immer die Eltern, und ſie meinten es vielleicht jetzt beſſer mit mir, als früher. Ueberdies nahm es Mädeli doch auch Wunder, wie unſer Gütlein ausſehe und ob wir auf demſelben wirklich Kühe und nicht etwa nur Ziegen halten könnten. Ueberhaupt hat es für ein Mädchen immer einen ganz beſondern Reiz, und beſonders im Frühjahr, einen Tag frei in die Welt hinaus zu können. Reiche Mädchen fahren ein- und zweiſpännig, aber mit noch größerer Luſt gehen arme Mädchen zu Fuß. Und wenn ſie auch in den ungewohnten Lederſchuhen Blaſen bekommen, erſt die Strümpfe, dann die Schuhe ausziehen und barfuß gehen müſſen: ſo iſt ihr Herz doch wonnevoll, und noch ganz beſonders, wenn ein Bräutigam ihnen vorausgeht und alle hundert Schritte einmal zurückſieht, ob ſein Schätzli noch nachhinke, oder etwa ſchon am Zaun liege.

Mir war das Ding auch ganz recht, und nur Schüchternheit war's, was mich ſo lange abgehalten, hinzugehen. Wenn ſchon nicht feurige Liebe, eine gewiſſe Anhänglichkeit fühlte ich immer gegen meine Eltern. Auch ſpienzelte ich gern mein Mädchen in meiner Heimath, und manchen Abend vor dem Einſchlafen ſah ich, wie die Weiber meiner Mitbürger unter die Küchenthüre ſchoſſen bei unſerm Durchgehen, und hörte, wie dann eine Nachbarin zu der andern ſagte: z'Webers Peterli hat noch ein brav Menſch, es nimmt mich Wunder, daß er ihn nimmt. Und mich nahm Wunder, was meine Mutter dann von ihr erzählte, und ob ſie nicht rühme: es ſei nicht nur eine hübſche, ſondern auch eine reiche, und ihr Vater hätte ſieben Geſellen und das Leder für viele Jahre voraus. Ob ſie es machte, weiß ich nicht, aber gelacht habe ich oft, wenn ſo eine Schwiegermutter, welcher ihr Sohn eine Braut aus einem andern Dorfe vorſtellte, dann von Haus zu Haus lief, und ausſtrich, wie ihr Sohn eine Reiche erhalte und was er Alles erheirathe, und wie ſpärlich und ärmlich dann die Braut aufzog, und dann die Mutter mit einem reichen Vetter ſich aushalf, der gar geizig ſei und jetzt nichts geben wolle, ſondern immer ſage: man könne einſt dann Alles zuſammen nehmen, es gebe dann nur deſto beſſer aus.

Trotz dem Liebchen kramete ich Mädeli doch noch, um recht ſtattlich mit ihm aufziehen zu können, wurde dafür auch tüchtig ausgeſcholten und dann doch noch zärtlicher geküßt, als ſonſt. Es iſt ein eigenes Weſen mit Bräuten und Weibern; ſie laſſen ſich alle gerne kramen, ja viele machen den Kram zum Maßſtab der Liebe; und viele, denen am Kram viel, an der Liebe wenig liegt, geben vor, nach dem Kram müßten ſie die Liebe meſſen. Da unterſcheide nun ein Mann, woran er eigentlich iſt!

Das war ein wichtiger Tag für Mädeli, ſo weit war es ſein Lebtag nicht gekommen, daher des Abredens gar viel war, und ſicher manche faſt ſchlafloſe Nacht.

Mädeli wäre um Mitternacht aufgebrochen, nur mit Mühe konnte ich es dahin bringen, daß es erſt um 3 Uhr das Frühſtück bereit hielt. Als ich ziemlich exakt hinkam, hatte es meiner ſchon lange gewartet und war z'weg, ſo z'weg wie die Kinder Iſrael bei'm Auszug aus Egypten, und hatte auch gar nichts vergeſſen. Z'weg ſein zur abgeredeten Stunde und nichts vergeſſen, das iſt eine gar ſchöne Tugend, die allen Weibern gar ſchön ſtehen würde, zwar den Männern auch. Aber es giebt halt Menſchen, die nie z'weg ſind, im Leben nie und auch im Tode nicht.

Am Morgen zwitſchern am luſtigſten die Vögel, den Tag über verſtummen ſie, vor dem Schlafengehen öffnen ſie dann wieder ihre Schnäbelchen und ſchlagen bald weichmüthige, bald zärtliche und bald ſchläfrige Triller.

Kühl war der Morgen, aber heiter der Himmel, an deſſen weſtlichem Rande der erblaſſende Mond der Erde die letzten Küſſe gab.

Es ward uns weit um's Herz und traulich in demſelben; behaglich und vertraulich wanderten wir mit einander. Ein gewiſſes freudiges, unnennbares Erwarten des kommenden Tages lagerte auf unſern Geſichtern. Etwas Aehnliches fühlt jeder Reiſende an ſchönen Morgen. Aber ſo ganz das Gleiche fühlt nur die Braut und der Bräutigam, wenn ſie zum erſten Mal allein zuſammen auf den Weg ſich machen, ſei's zu Fuß oder zu Wagen. Sie ſind nun Reiſegefährten, vor ihnen liegt ein langer Weg und ein unbekannter Tag. Vereint zu Schutz und Trutz gehen ſie dem Weg und dem Tag entgegen, und fühlen vereint den heiterſten Muth, das wonnige Bewußtſein, Lebensgefährten zu ſein. Dieſer Tag iſt ihnen ein Vorbild ihres Lebens, der Weg, die Reiſe durch's Leben. Möchte man denn doch die Fröhlichkeit und die Traulichkeit bei'm Ausmarſch den ganzen Tag bewahren, und am Abend ohne traurige Täuſchungen noch inniger vereint Einkehr halten wieder in der Herberge.

O wie roſig ſah es an dieſem erſten Reiſetage in manchem Mädchenherzen aus, und aus ſo manchem roſigen Mädchenherz iſt ein Weiberherz geworden, inwendig gallenvoll, auswendig ſtachlicht, wie eines Igels wohlbekannte Haut! Weiber, wer hat euch alſo verhexet?

Munter ging die Wechſelrede und jedes redete von ſich und bekannte ſeine Fehler, die, welche es kannte nämlich, und ſeine Vorſätze und ſeine Hoffnungen. Mädeli bekannte manche Unkunde, beſonders im Pflanzen; kochen hingegen könne es, wie wir es etwa haben werden, und ich brauche es nicht zu tröſten wie jene Braut, die gar bitterlich weinte, als ſie mit dem neuen Mann aus der Kirche ging. Der fragte ſie endlich: Was weinſt du! Ach, Gott, wenn ich nur kochen könnte, aber ich kann nichts, kann weiß Gott nichts! (aus dieſem Grunde könnte noch Manche weinen.) Da antwortete der Mann kaltblütig: Du Tröpflein, deswegen weine doch nicht, ich habe ja nichts zu kochen! Da ſoll die Braut erſt recht angefangen haben zu weinen. Hingegen, ſagte Mädeli, könne es näben für den Hausbrauch, und das ſei ihm ſchon manchmal kommod geweſen. Aber ich ſolle nicht zürnen, es ſei empfindlich, möge böſe Blicke und böſe Worte nicht ertragen, die thäten ihm gar zu weh, dann halte man ihm vor, es ſchmolle, und doch ſei es gewiß nicht das Schmollen, ſondern das Weh, daß man es nicht lieber habe. Ich bekannte auch; bekannte Unſchlüſſigkeit und ein mißtrauiſch Weſen, das mich aber erſt angekommen. Aber eine Frau ſolle es gut haben bei mir, meinte ich, faſt wie eine Herrenfrau, und viel beſſer als viel Bäuerinnen. Zu pflanzen hätten wir nicht ſo viel und dann könne ſie an Schatten und Scherm bleiben, und über das Gelt wollten wir nur einen Schlüſſel haben; was meins ſei, das ſei auch ſeins, und da könne es nehmen, ſo viel es wolle. Wir wollten es nicht ſo machen, wie es mancher Herrenfrau und auch noch Bauernweibern gehe, die jeden

Kreuzer mit Angſt und Noth betteln müßten. Ich vergaß nur zu verſprechen, daß Mädeli immer Geld genug vorfinden ſolle; aber an dem zweifelten wir nicht. Wir rechneten zuſammen meinen Lohn, meinen Verdienſt, wollten noch aus unſern Pflanzungen etwas löſen, und Mädeli meinte: ſo ein Tauſend wolle es doch wohl noch ein Tag in den andern ſpinnen, und das mache immer einen Batzen. Wir überſchlugen auch die Ausgaben und hätten faſt Freudenſprünge gethan, als ſich jährlich wenigſtens 25 Thaler Vorſchlag zeigte, und doch hatte ich nur 300 Arbeitstage gerechnet, während nicht 65 Sonntage ſind.

So ſchwand die Dämmerung, der Weg, wir wußten nicht wie, und im Umſehen waren wir in einem ſtattlichen Dorfe, nur eine Stunde von meiner Heimath. Dort ſah Mädeli ſich immer nach etwas um, ich wußte nicht wonach, und vernahm endlich, daß es einen Krämer ſuche, um meinen Eltern etwas zu kramen nach üblichem Gebrauche. Nachdem es ½ Pfund Zucker und ¼ Pfund Kaffee eingekauft und bei'm Bezahlen ſich wie üblich bei Seite gedreht hatte, damit Niemand ſehe, wie wenige Bätzlein und wie mühſelig es dieſelben hervorklaube, fand ich denn doch auch billig, ihm eine Halbe zu zahlen. Und wie es auch ſich wehrte und vorgab, es hätte nichts nöthig; ſo kam es mir doch nach, als ich voranging. Es iſt nichts Luſtigeres, als ſo ein Paar zu ſehen, das in's Wirthshaus kommt, und wo die weibliche Hälfte ſich gewöhnlich erſt wehrte, meiſt aus Höflichkeit, aus Ernſt ſelten. Der männliche Theil geht voraus und ſtößt noch manchmal im Vergeß hinter ſich die Thüre halb oder ganz zu, und oft, wenn er ſchon an einem Platze ſitzt, drückt ſich erſt das Mädchen verlegen durch die zugehende Thüre hinein, weiß nicht recht, ob es vorwärts will oder nicht, ſagt verſchämt: Gott grüß euch! und hat nicht ungern einen Finger im oder am Mund, weil es nicht weiß, wo es ihn ſonſt haben ſollte.

Von da an begann es mich zu heimelen, und ich hatte Mädeli Tauſendfältiges zu erzählen von allen Umgebungen und wer auf dieſem und auf jenem Hofe wohne, und wie viel Kühe ſie hätten, und was das für Leute ſeien. Und während dem Erzählen ſah ich mich immer nach bekannten Leuten um, ward immer ungeduldiger nach bekannten Geſichtern und einem bekannten Gruß. Wenn Einer wieder in die Heimath kommt, ſo heimelet ihn erſt die Gegend, dann will er heimelige Geſichter und am Ende auch Herzen, bei denen es ihm heimelig wird. Findet er die beiden letztern nicht, dann kommt das Heimweh auch in der Heimath. Solches Heimweh drückt ſchwer manches alte Herz, das nie aus der Heimath gekommen. Die mit ihm jung waren, ſind heimgegangen, die, welche mit ihm die Hitze des Tages ertragen, hat der Tod in ſeinen Schatten gebettet, die, welche es zu ſeiner Hülfe, ſeinem Troſt erzogen, ſind ihm abberufen worden zu anderer Arbeit, oder in der immer neu werdenden Welt ihm fremde geworden; ſo findet ſein Auge kein heimelig Geſicht, ein Zeugniß früherer Tage mehr, findet kein heimelig Herz mehr, bei dem ihm früher bei Leid und Freude wohl geweſen. Fremd iſt's um ihn geworden. Da kommt ihm dann das rechte Heimweh nach der rechten Heimath, unheimelig wird ihm im bekannten Lande, und er ſehnt ſich nach dem Lande, das kein ſterblich Auge noch geſehen hat. Er weiß,. dort wird ihm heimelig ſein, denn dort findet er, was hier in ſeinem Herzen wohnte. Glücklich, wem bei'm Gedanken an den Himmel ein heimelig Gefühl in ſeinem Herzen aufdämmert! Wem aber hier nie heimelig im Herzen wohnte, was im Himmel iſt, dem würde nicht heimelig im Himmel werden, auch wenn er hineinkäme. Endlich kamen die heimeligen Geſichter und ſie kannten mich recht ordentlich wieder. Peter, biſt du's? hätte dich bald nicht gekannt! Biſt fett geworden. Iſt das dein Frauchen? Du Vogel, haſt immer auf die Schönſten geſehen. Das war der gewöhnliche Gruß, neben dem Handlangen, welches zu unterlaſſen nach einigem Nichtſehen eine Beleidigung wäre, während es in der Stadt eine Beleidigung iſt.

Die freundlichen Begrüßungen allenthalben thaten mir wohl. Als gar auch noch der Statthalter mir die Hand reichte und ſagte: ich hätte ſollen mich für ihre Schule melden, ſie hätten mich gerne gehabt und hätten mein Ausbleiben faſt gezürnt; da ward ich ordentlich ſtolz und Mädeli blickte mich mit Reſpekt an, und meinte: da müſſe ich wohl an ſein. Ich wuchs wenigſtens drei Zoll und machte mich ſo breit als möglich. Es ging mir aber nicht anders als verſchiedenen anderen Honorationen mit verſchiedenen Namen. Ich mußte oft lachen, wenn ſolche Standesperſonen mit Viſiten im Dorfe ſpazierten. Da traten ſie viel ſtattlicher einher, weil ſie ſich mit ihren Viſiten, wenn dieſe nämlich etwas zu bedeuten hatten, meinten und gleichſam ſagten: Ihr Leute ſeht, ſolche Leute kommen zu mir, ich muß alſo auch anderwärts etwas gelten und bekannt ſein. Und hinwiederum, wenn die Dorfleute ſie grüßten und gar den Hut zogen, ſo thaten ſie viel freundlicher und zugleich gravitätiſcher, und ſahen die Viſiten an, fragend: ob ſie denn bemerkten, wie geachtet man ſei und wie gut man es mit den Leuten könne.

Je näher wir unſerm Häuschen kamen, um ſo banger ward mir dennoch, trotz aller begegnenden Freundlichkeit. Ich hatte Mädelis Vater nicht eigentlich gelogen, hatte nicht aus unſerem Heimweſen einen Bauernhof gemacht. Ich hatte es nicht gemacht wie jener Schelm, der ſeiner Braut geſagt hatte: die Sonne in B. ſei ſein. Als daraufhin die gute Braut in die Sonne zu B. auf die G'ſchaui gekommen, die Meiſterſchaft ergreifen, ſich Kiſten und Kaſten öffnen laſſen, dem ganzen Perſonal befehlen wollte, ſo glaubten die Wirthsleute, die Perſon ſei verrückt. Nach einigen nicht verblümten Reden mußte endlich der Schalk bekennen, daß er unſeres Herrgotts und unſer Aller Sonne gemeint, die zu B. auch ſeine ſei, wie jedes andern Bürgers, und nicht das Wirthshaus zur Sonne. So hatte ich es nicht gemacht, aber im Scheine der Jugenderinnerung, in welchem Alles einen größern Maßſtab hat, und im Wunſche, mich recht angenehm zu machen und im allgemeinen Drang das Eigene auszuſchmücken, mochte doch manches ſchöner und größer geworden ſein in meiner Erzählung, als es in der Wirklichkeit war. Ich ging daher immer langſamer, während Mädeli immer mehr preſſierte. Es trug ein klein wenig g'wundriges Herz mit ſich, dachte vielleicht an eine kleine zu hoffende Eheſteuer. Wer mag ſich ſolcher Hoffnung wohl erwehren! Es trug aber auch ein Herz voll Liebe und Freude den neuen Eltern entgegen, und ſolch ein Herz macht auch geſchwinde Beine. So in ungleichem Schritt erreichten wir endlich unſere Umzäunung. Ach, wie viel hatte das Alles ſich noch verſchlechtert! Die Bäume waren halb dürr und voll Moos; das Land war noch gelb und grau, während an anderen Orten alles grünte; und das Haus, Dach, Scheiben, kurz alles ſah aus, wie wenn Niemand da daheim wäre. Wir trafen die Mutter im Garten, der keinen Zaun mehr hatte. Auf unſern Gruß ſah ſie auf, ſah uns lange an, und ſagte endlich: Nimmt es dich doch mal Wunder, ob wir noch leben! Sie reichte uns endlich die nothdürftig abgewiſchte Hand, hieß uns in die Stube kommen, aber frug nicht, wer bei mir ſei? Im Schuppen ſchnitzte mein Bruder, ein großer, derber Burſche, etwas; der ſah uns ſpöttiſch an und war noch einſilbiger als die Mutter. In der Stube ſtellte ich ihr meine Braut vor, die mit einfachen Worten bat: ſie möchte ſie für die Tochter halten, ſie wolle ſie für die rechte Mutter halten. Die Mutter meinte: er hätte mir nicht brauchen ſo zu preſſieren, und Mädelin ſagte ſie: Du haſt, wie es ſcheint, auch nicht warten mögen, bis du einen Mann gehabt. Du weißt auch noch nicht, was heirathen, und was ledig ſein werth iſt. So hat man es, hat man die Kinder am nöthigſten, ſo kümmern ſie ſich am wenigſten um die Alten. Mädeli bat, ſie ſolle doch nicht zürnen, da hätte es ihr was gekramt. Das hätteſt können bleiben laſſen, ſagte die Mutter. Es iſt nur ein Zeichen, ſagte Mädeli. Je nun, meinetwegen, ſagte die Mutter. Endlich kam aus dem

Webkeller auch der Vater bleich, hager und hustend. Er ſah gar grämlich aus und klagte: wie er in ſeinen alten Tagen es viel böſer hätte, als in den jungen, wie immer Leute da ſeien, wenn man zu freſſen habe, aber Niemand, um zu arbeiten. Ueber das ganze Haus und alle Geſtalten war etwas unbeſchreiblich Aermliches und Verdrießliches verbreitet, und man mochte anpochen, wo man wollte, ſo ſprang eine neue Quelle von Verdrießlichkeit auf.

Die Mutter machte einen Kaffee, und während dem Eſſen jammerte der Vater: er müſſe nun ſeit dem Neujahr das Brod kaufen und die Kuh gebe keine Milch, da helfe kein Geld. Das war nicht, um Appetit zu machen. Die Mutter, welche glauben mochte, des Vaters Klagen ſeien eine Art Vorwurf für ſie über ſchlechte Haushaltung, warf ihm vor, daß er eine ſo ſchlechte Kuh gekauft. Das erzeugte häßliche Sticheleien, und die machen auch nicht Appetit. Der Bruder miſchte ſich auf unverſchämte Weiſe ein und trümpfte beide Eltern ab; und — ſie ließen es geſchehen. Nach dem Eſſen ſagte ihm der Vater: er ſolle doch ein wenig für ihn an den Webſtuhl, und der Junge antwortete: da wollte er ein Narr ſein, im Webkeller zu hocken. Draußen ſchlich der Schlingel mit einer Flinte den Krähen nach. Und weil man dem Schlingel nichts ſagen, nicht einmal etwas zumuthen durfte, ſo ging es deſto mehr über andere los rückſichtelos, und ich mußte ziemlich deutlich hören, daß es braver von mir geweſen wäre, daran zu ſinnen, ihnen zu helfen, ſtatt zu heirathen. Das machen Eltern aber oft, daß, je mehr ein Kind ſie plagt und ausſaugt, je weniger ſie ihm ſagen dürfen, ſie deſto mehr über die andern Kindern verfahren, deſto mehr von ihnen fordern. Sie denken nicht daran, daß ſie gerade dadurch die Liebe, welche geben, helfen ſollte, tödten. Es wurde mir eng und heiß im engen Stübchen und Mädeli war das Weinen immer zuvorderſt.

Mir thaten meine Eltern ſo leid und doch ſo weh. Ich ſah, wo der Schuh ſie drückte, und konnte doch nicht helfen, konnte die Säure nicht mehr entfernen aus ihren

Gemüthern, konnte das Verhältniß zu ihrem Kronprinzen nicht mehr herſtellen, konnte das Mangelnde ihnen nicht verſchaffen. Was ich konnte, gab ich dem Vater im Webkeller. Er ſeufzte, ſagte, das werde nicht viel helfen, es ſei einmal ſo wie es ſei. Er hoffe aber, daß er bald draus könne. Doch ſchien ein weicheres Gefühl gegen mich ihn zu ergreifen. Er hieß mich wiederkommen, ſagte zu, uns einmal zu beſuchen, wenn ſein Huſten ihm beſſere, und wünſchte Mädeli, daß es ihm gut gehen möge. Auch die Mutter war bei'm Abſchied etwas freundlicher, und entſchuldigte ſich, daß ſie Mädeli nichts zu geben hätte. Es iſt merkwürdig, wie Leute oft erſt bei'm Abſchied aufthauen, und manchmal erſt bei'm Abſchied aus dem Leben.

Stumm gingen wir lange neben einander, grüßten und dankten den Leuten, die uns noch hineinkommen hießen. Als wir vom Dorfe weg waren, fing Mädeli laut zu weinen an. Ich erſchrak gar bitter, im Glauben, es weine getäuſchter Hoffnungen wegen, es habe geglaubt, ich hätte etwas zu erben, und nun geſehen, daß weniger als nichts da wäre. In dieſem Sinne fing ich an zu tröſten und zu entſchuldigen. Aber Mädeli ließ mich nicht ausreden, ſondern ſagte: ach, Peter, glaub doch nicht, ich weine, weil du nicht mehr haſt als ich, kein Reicher wäre mir ſo lieb. Aber wenn ich denke, es ſollte uns auch gehen, daß wir einander nicht mehr verſtehen könnten, immer auf einander ſtichelten, jeder an Allem ſchuld ſein ſollte, ſo will es mir faſt das Herz zerreißen. Lieber wollte ich noch heute ſterben, als das erleben. Nichts kommt mir ſchrecklicher vor, als wenn Zwei nichts an einander leiden mögen, eins dem andern ſagt, was ihm in den Mund kommt. Es dünkt mich, ich hätte keine fröhliche Stunde mehr, wenn du auch ſo auf mich ſtichelteſt vor den Leuten. Nicht wahr, Peter, du willſt mir immer alles in der Liebe ſagen? Sieh, dann will ich alles annehmen, dir die Hände unter die Füße legen, nur nicht ausſpotten vor den Leuten. Nicht wahr, Peter, das verſprichſt du mir? Natürlich verſprach ich es. Mädeli tröſtete ſich nach und nach, und wir ſprachen recht erbaulich über den Ehefrieden und das Eheglück, und meinten, es ſei unmöglich, daß wir über einander böſe werden könnten jemals. Ach Gott, das ſind ſchöne Träume: aber wenn man nur immer wieder zufrieden wird, und die Sonne nicht untergehen läßt über dem Unfrieden!

Unſer Geſpräch ging langſamer allmälig wie die Beine. Müdigkeit ſetzte ſich in die Glieder und mit den ſchweren Gliedern wurde auch die Zunge ſchwerer, die Seele matt. Mädeli mußte Strumpf und Schuh ausziehen, ſeufzte ſchwer über ſpitzige Steinchen und wollte ſogar einmal faſt böſe über mich werden, daß ich in Gedanken fortgegangen war, als es ſtille ſtehen mußte. Das gute Mädchen merkte es aber, wie ſchnell es ſelbſt gegen unſern Vertrag geſündigt hätte. Wir beide nahmen uns die Lehre daraus, wie nahe Leib und Seele einander angehen, und wie wunde Füße auch eine reizbare Stimmung erzeugen, und wie ein matter Körper über jede Kleinigkeit die Seele unwillig machen kann. Es iſt gut, wenn man das weiß, dann kann man Andere ſchonen zur rechten Zeit und auf ſich ſelbſten Acht haben. Weil man aber das nicht weiß, ſo haben Reiſe- und Lebensgefährten ſo viel Streit unter einander, beſonders wenn es mühſelig geht und zu Fuße, und am meiſten Streit gerade, wenn es am mühſeligſten geht und die Tagesreiſe am beſchwerlichſten iſt. Wir erquickten uns, ruhten aus, und doch ſehnten wir uns ſehr nach der Heimath, und erſt als ihre Lichter durch die Büſche ſchimmerten, wachten wir wieder auf und ſchritten munterer und rüſtiger der Herberge zu und wechſelten wieder raſcher die Worte. Froh waren wir beide, daß der Tag vorbei war, als wir uns küßten zum Abſchied. Und doch war es nachher einer der Tage unſeres Lebens, von denen wir am meiſten redeten und deſſen Andenken noch heute mich erfreut.

Achtes Kapitel.

Wie ich am Vorabend wichtiger Ereigniſſe ſtand.

Der Hochzeittag rückte immer näher. Das Gefühl, mit welchem ich ihn herannahen ſah, mit welchem ich alle Abende die Tage zählte, iſt ein eigenes. Ich möchte es eine freudige und ungeduldige Beklommenheit nennen, denn es iſt gar ſeltſam gemiſcht. Mädeli muß es auch ſo geweſen ſein, denn es ward allemal roth, wenn davon die Rede war.

Mädeli wehrte ſich, und das machte mich böſe, gleich in der erſten Woche nach dem Ausverkünden Hochzeit zu halten. Gründe gab es vor, aber keinen rechten; Mädeli hatte einen guten Grund, aber den hielt es heimlich. Das gute Mädchen wollte mir doch auch etwas geben zum Hochzeitgeſchenk, und zwar aus dankbarer Anerkennung, weil ein verlorenes Hemde uns zuſammengebracht, ein Hochzeithemde, und zwar ein ſchönes. Sage ein Hemde, denn unſerein rechnet ſolche Dinge nicht nach halb oder ganzen Dutzenden wie hoffährtige Hausfrauen, die, wenn aus einem halben Dutzend eines fehlt, im Stande ſind, auch die andern fünf Stück bei Seite zu werfen, um nur nicht ungerad zu haben. Nun wollte Mädeli den Aufſchub nicht etwa aus Saumſeligkeit, weil es zu ſpät daran gedacht, oder aus ängſtlicher Pünktlichkeit, weil die Näherin es ihm nicht gut genug machen konnte und alle Säume auf beſondere Weiſe gemacht ſein mußten; ſondern das arme Kind mußte das Geld dazu erſt erſpinnen und mußte von dem Spinnerlohn noch in die Haushaltung abgeben, und mußte noch dieſes und jenes für ſich anſchaffen oder zurecht machen. Da kann man ſich denken, daß Mädeli fleißig ſein mußte. Auch ſah das liebe Kind auffallend blaſſer aus; aber um ſo heller leuchteten die Augen mich an. Es mußte mir endlich doch den Grund des Aufſchubes erklären, da ich gar zu ungeſtüm wurde, und daß es mir darum nicht weniger lieb ward, kann man ſich denken. Hie und da geſchah es, daß Mädeli des Abends auch zu mir in's Haus kam, um zu ſehen, was da ſei, was ich gepflanzt hätte ꝛc.

Das waren ſchöne Abende. Es iſt ein ganz eigenes Gefühl, wenn unſer Mädchen zum erſten Mal über unſere Schwelle tritt, wenn es ſeine Augen ſchweifen läßt über unſer Eigenthum, und wenn wir dann neben ihm ſitzen auf unſern Stühlen. Es iſt aber noch viel eigener das Gefühl, wenn eine Braut an unſerer Seite ſitzet, wenn unſere Augen zuſammengehen über Schränke, Stühle, Tiſch und Bett, und wenn wir zuſammengehen durch Küche und Keller, Stube und Kammer. In ſüßem Ahnen ſchwebt vor uns in zauberiſchem Dämmerlichte die Zukunft, es wird uns ſo eng um's Herz, und doch ſo wohl, der Mund wird gewöhnlich ſo ſchweigſam, der Blick ſo beredt! Der Blick redet aus den Tiefen der Seele herauf, das Innerſte giebt er kund, Geheimes drückt er aus, was nicht einmal zum eigenen Bewußtſein gekommen; denn in ganz eigenem unmittelbarem Zuſammenhange ſteht das Auge mit der Seele. Was in ihr ſich regt, kann ſie, ohne den Verſtand zu berühren, ohne erſt es in Nachdenken zu läutern, durch das Auge ſchicken in die Welt hinein. Der Mund giebt nur obenab, was auf der Oberfläche ſchwimmt, was ſeiner Leichtigkeit wegen oben aufgetragen, oder was mühſelig oben aufgebracht und durch den Verſtand gebürſtet und geglättet worden. Da ſaßen wir dann Hand in Hand und Auge ſenkte in Auge ſich, und aus den Augen ſahen wir hinauf in's blaue tiefe Gewölbe, in dem der Mond ſo ſilbern leuchtet, ſo ehrlich drein luegt, hinter dem ehrlichen Geſichte den Schalk verbergend; denn er weiß wohl, warum er des Nachts ſo leiſe und mit ſo ehrlichem Geſichte über die Erde geht. Was der wohl Alles zu erzählen hat! und wem erzählt er wohl Alles? In's tiefe Gewölbe verloren ſich unſere Blicke, in deſſen unermeßlichem Schooße unzählige Welten kreiſen, geboren werden und untergehen. Und wie der Blick ſich verliert im unermeßlichen Schooße, ſo geht durch den Blick auch die Seele hinein in jene Unendlichkeit und verliert ſich in unendlichen Gedanken. So ſaßen wir oft zuſammen in ſtillem Frieden, ahnungsvoll die Bruſt geſchwellt; und dann küßten wir uns leiſe und jedes ging ſeiner Ruhe zu. Wir wußten nicht, daß man das ſentimental oder empfindſam nannte. Aber wem in dieſer Zeit, wo dem Menſchen ſeine Zukunft geboren wird, wo ſie noch ruht in des Schöpfers Hand, in dieſer Zeit, wo eine Seele noch eine andere will, Einer nichts empfindet als irdiſche Luſt oder irdiſches Berechnen, dann ſieht es ſeicht oder ſteinern aus in ſeiner Seele. Dann verwundere ſich Keiner, wenn ſo einer nicht bewegt wird von unausſprechlichen Ahnungen, von einem wirklich und eigentlich göttlichen Gefühl. Bei'm Thiere gattet nur der Leib mit dem Leibe ſich, der Menſch nimmt eine Seele in ſich auf und Seelen geben von ihm aus: das iſt göttlich, ein Zeugniß ſeiner göttlichen Natur. Zum Gott wird jeder Menſch, wenn er in die Ehe tritt: die Ehe iſt ſein Reich, das er bevölkert, regiert, erhält, in dem er im Kleinen walten will, wie Gott im Großen in ſeinem großen Reiche. Darum iſt, wer nur von fern ſeine Würde ahnet, in dieſem Zeitpunkt ſo hoch geſtimmt; traurig iſt's, daß dieſe Stimmung nicht anhält, ſie ſollte durch's ganze Leben klingen. Wir konnten freilich darüber nicht reden, wir wußten nicht, was in uns ſich regte ſo ahnungsvoll. Und ſo geht es ſicher manchem Chriſteli und manchem Liſeli, denen man ſolche Gefühle nicht zutraute.

Ein Wichtiges, das wir auszumachen hatten mit einander, war der Ort, wo wir Hochzeit halten wollten, und die Art, dahin zu gelangen. Mädeli war noch nie in Bern geweſen, aber Bern war etwas weit, um zu Fuß dorthin zu gehen. Es wurde ein etwa zwei Stunden weit entfernter Ort auserleſen, wo ein Wirth war, den man als gar billig rühmte.

Neuntes Kapitel.

Der Hochzeittag.

Frühmorgens brachen wir auf und fanden uns außer dem Dorfe zuſammen, damit man uns nicht etwa aufhalte mit Seilen oder Stangen, um Lösgeld zu erhaſchen. Am öſtlichen Himmel ſchickte die Sonne den Tag herauf, dem ſchläferigen Tag ſandte ſie Strahlen nach, welche roſenroth thronten auf den ſchneeigten Firnen und den Thälern das Kommen der Königin des Tages verkündeten. Mäjeſtätiſch und feierlich ſtieg ſie über der Erde Rand empor. Da ſchien ſie mir ſtille zu ſtehen und verwundert mein Bräutchen anzuſchauen, mit beſonderer Huld und beſonderem Glanz daſſelbe anzuſtrahlen, und nur daſſelbe in ihrem Lichte verklärend, zu vergeſſen die übrige Erde. Aber deſſen wunderte ich mich nicht. Was konnte wohl die Sonne an dieſem Morgen Lieblicheres ſehen, als eben mein Bräutchen? Und die Sonne weiß wohl, was ſchön und lieblich iſt, und vielleicht hatte ihr auch der Mond geſagt, ſie ſolle dieſen Morgen aufpaſſen. Mein Bräutchen glänzte ſo blank und weiß, ſo niedlich und nett, wurde ſo freundlich roth, wenn es mich anſah, und ſeine Augen funkelten ſo träumeriſch und bodenlos in die ſtrahlende Sonne hinein, daß mich nicht gewundert hätte, wenn die Sonne den ganzen Tag ſtille geblieben wäre, um meines Mädchens willen. Aber die Sonne darf nicht lange ſäumen, es iſt noch Einer ob ihr, der ſie nicht ſtille ſtehen läßt.

Wir ſprachen nicht viel mit einander, aber daß unſere Herzen voll waren, gaben unſere gegenſeitigen Fragen kund. Mädeli, haſt du mich denn auch ſo recht lieb und nimmſt mich gern? So frug ich. Peter, biſt du nicht reuig, dünkt es dich nicht, du möchteſt eine Reichere und Hübſchere? So frug Mädeli. Und dann gaben wir uns tröſtende und liebende Verſicherungen mit Mund und Hand, bald wieder ſchweigend, ſinnend und ernſt. Denn es iſt ein ernſter Morgen, der Hochzeitmorgen, und ein ernſter

Gang, dem Kirchlein entgegen, wo aus Zweien Eins gemacht wird, die dann auf immer vereint des Lebens Laſt und Hitze tragen, Lieb und Leid theilen, gleichen Schrittes den Weg durchs Leben dem Ziele zugehen ſollen. Wie die Hälfte zur Hälfte paſſe, mag eine fühlende Bruſt immer banger bewegen, je naher die verhängnißvolle Stunde kömmt.

Glockentöne klangen von Ferne zu uns her. Wir hörten ſie nicht nur, wir fühlten ſie bis ins tiefſte Mark hinein, und gaben uns ſchweigend die Hände. Es war das erſte Zeichen zum Gottesdienſt. Die Glockentöne mehrten ſich, ſchienen rings uns zu umweben; ein Kirchlein antwortete dem andern, und verkündete den Menſchenkindern, daß es ſich öffne, die Gelübde für den Vater zu empfangen, und den Troſt des Vaters zu ſpenden den leidenden Herzen.

Zuſammen gingen wir zum Pfarrer, uns zur Copulation zu melden. Es war ein würdiger alter Mann, der das Band ſchon manchmal geknüpft haben mochte, dem aber die Handlung denn doch nicht gemein geworden war, ſo daß ſie ihn gleichgültig ließ und er ſie handwerkmäßig verrichtete. Er richtete ernſte, bedeutungsvolle Worte an uns, an mich als Schulmeiſter, der wiſſen ſolle, was ein guter Ehemann ſei und welchen Segen eine Ehe bedürfe, und dann auch an Madeli: wie ſchwer es ſei, eine gute Hausmutter und eine würdige Schulmeiſtersfrau zu ſein, nicht andern zum Aergerniß und zur Laſt, ſondern zum Muſter und zum Seegen.

So jung biſt du noch, Mädchen, ſagte er, haſt du auch alles recht überdacht! überdacht, was es heißt, einen Schulmeiſter zu heirathen, was du da zu ertragen übernimmſt; böſe Leute, manchmal einen übellaunigen Mann, und meiſt Noth und Mangel; und was du doch ſchuldig bleibſt: deinen Mann zu beglücken, die Leute zu verſöhnen, aus deinem Milchkrüglein der Wittwe Oelkrüglein zu machen, ein fromm und froh Geſicht in allen Tagen, und vor Gott und Menſchen und vor dem Manne insbeſondere!

Mädeli antwortete nicht, aber zwei große ſchwere Tropfen rollten ihm über die Backen. Ich wurde ärgerlich über ſein Schweigen, fürchtend, der Pfarrer möchte glauben, es ſei einfältig, und wollte ihm ſpäter Vorwürfe darüber machen, aber es ſagte: das ihm geweſen wäre, als ob eine eiſerne Hand den Hals ihm zuſchnüre. Für alles Geld in der Welt hätte es nicht Athem zu einem Worte gefunden. Der Pfarrer muß es beſſer begriffen haben, als ich, denn er ſagte: Nun, nun, Mädchen, ich will dir nicht Angſt machen, aber ſagen wollte ich dir, was deiner wartet in Würde und Pflicht. Wohl dir, wenn du es fühlſt, und Gott gebe dir Kraft zu beſtehen. Darauf ſagte uns der Pfarrer, es werde bald läuten; ob wir z'weg ſeien? Da packte Mädeli ein Säcklein aus, und fing in einer Ecke an, ſeine Strumpfbänder aufzulöſen, und als es einen Strumpf am ſchönen Beinchen heruntergeſtrichen hatte, um ihn dann mit einem weißeren zu vertauſchen, wies uns der Pfarrer in eine andere Stube, wo die Köchin Herr ſchien an den Küchenſchürzen an, die herumlagen auf dem Bett und am Boden, ſchwarz und klebrig. Dort machte ich zum erſten Mal in meinem Leben den Kammerdiener, zog die Kappenſchnüre aus dem Kamiſol hervor, und half auf die Kappe das Kränzlein feſtmachen. Das ſtand Mädeli ganz beſonders wohl; es gab ihm etwas Vornehmes oder vielmehr Nobles, und das Köpflein ſchien ſich noch einmal ſo ſtolz unter dem Kränzlein zu heben. Das Köpflein wußte wohl, daß das Kränzlein ein wohlverdientes ſei, ein zierlicher Jungfernkranz, darum hob das Köpfchen das Kränzchen ſo hoch und ſtolz.

Vergiß nicht, ſagte Mädeli, ehe wir das Stübchen verließen, daß wir während der Copulation uns feſt einander drücken müſſen, damit der Teufel nicht zwiſchen uns kommen könne. Der Vater hat es mir noch aus dem Bette nachgerufen, als ich ſchon unter der Thüre war. Ich kannte dieſen Glauben wohl und glaubte daran, daß, ſobald der Teufel während der Trauung zwiſchen den zu

Trauenden eine Lücke ſehe, er zwiſchen einfahre und ſie trenne auf immer. Aber daß in dieſem Glauben für junge Eheleute bildlich und einfältig, aber kräftig die Wahrheit ausgeſprochen ſei: Haltet feſt und unzertrennlich zuſammen, laßt nicht zwiſchen euch hineinkommen weder einen Freund noch einen Feind, weder ein Glück noch ein Unglück, weder Leidenſchaft noch Gleichgültigkeit, ſondern bleibet Eins für und für, das begriff ich nicht. Das begreifen noch viele nicht, die trotz allem Zuſammendrängen während der Trauung immer etwas zwiſchen ſich und den Gatten zu ziehen haben, Leute zum aufweiſen, Leute um klagen zu können, Leute um zu lieben oder zu haſſen, unerfüllbare Wünſche, unerträgliche Eigenheiten, giftiges Mißtrauen oder gar alles vergiftende Eiferſucht. In gar mancher ländlichen Sitte, manchem ſogenannten Aberglauben iſt ein tiefer inniger Sinn, aber man verſteht den Sinn nicht mehr, während man noch lange am Gebrauche hängt.

Das Kirchlein war klein, düſter das Licht in demſelben, trübe die Fenſter, in denen einige gemalte Scheiben glühten. In den Bänken waren noch drei hochzeitliche Paare, die des Pfarrers harrten. Die Bräute mit frohen Geſichtern, daß ſie es endlich ſo weit gebracht, und andächtigen Händen, die ſie auf ihren hochaufgetriebenen Fürtüchern bequemlich und zuſammengelegt ruhen ließen.

Endlich kam des Pfarrers ehrwürdige Erſcheinung — und in klarem tiefdringenden Baſſe, würdig und langſam, las er die ſchöne Liturgie uns vor, welche durch die meiſten Traureden nur verwäſſert wird. Ein feierliches Beben ergriff uns Beide, als wir Hand in Hand an den heißen Stein traten, und als die kräftigen Mahnungsworte an uns ergingen. In Freud und Leid, in geſunden und kranken Tagen einander zu helfen und zu rathen, in liebreicher Geduld je Eines des Andern Mängel und Schwachheiten zu ertragen. Es rannen Thränenſtröme über Mädeli's Wangen nieder, und mich fing es an zu ſtechen und zu brennen in den Augen. Unſere Hände legten wir ſo feſt in einander, als ob es die Herzen ſelbſt wären, die ewig nicht mehr aus einander gehen ſollten. Aber das Ja, ſo freudig es das Herz heraufſandte, fand doch den Weg zum Munde nicht, ſondern quoll im Halſe und ließ ſich erſetzen durch einen weit ausgreifenden Scharrfuß. Und als wir beten mußten zu unſerm Herrgott um Seegen zu unſerm Bunde, um Seegen im Leben, um Seegen im Tode, Eines betend für das Andere, da verſanken wir in die Andacht, die die Worte nicht mehr hört, die mit unausſprechlichen Seufzern uns bei Gott vertritt.

Das nach einer Pauſe ausgeſprochene Amen weckte uns wieder; wir ſprachen es mit von ganzem Gemüthe, aus voller Seele, und Amen, Amen klang es in uns fort und fort, bis wir, den andern Paaren nachwandelnd, ins Wirthshaus kamen. Dort nahm zur augenblicklichen Stärkung bis zum Mittageſſen jedes was es wollte, wir nach alter Sitte ein gutes Weinwarm. Die jungen Weiber fingen nun an zu reden und zu rühmen, und zu becheln und zu fragen: was jeder ihren Brautſtaat gekoſtet. Die drei Bräutigams frugen nach Karten, um die Zeit bis zum Eſſen ſich zu verkürzen. Mir ward die Zeit lang ob dem Hören und Sehen, und das beſtändige Sticheln, da ich nicht mitſpielen wollte, trieb mich endlich hinaus. Wie ein Schmied von weitem in einem Dorfe die Schmiede wittert und ein Bäcker die Backſtube, und derſelben zuſteuert, ſo gings auch mir. Ich fand das Schulhaus bald und nicht weit davon den Schulmeiſter. Ein Wort gab das andere, und da wir die Tugend haben, daß es gerne Einer beſſer macht, als der Andere, ſo mußte immer der Andere, wenn Einer erzählt hatte, wie er etwas mache, ſagen: und ich mache es ſo, ſo kömmt es mir gut, und ich weiß nicht, wie es mir käme, wenn ich es machen wollte wie die Andern. Ueber dieſem verging eine lange Zeit, ich verklapperte mich ordentlich, und als ich wieder gegen das Wirthshaus kam, ſah ich mein Weibchen ängſtlich um daſſelbe trippeln und in alle Ecken gucken. Das arme Kind hatte faſt geweint, als die Andern zu Tiſche ſaßen und ich nicht da war. Alleine ſich hinſetzen durfte es nicht. Es ſuchte mich daher, fand mich nicht und war in der peinlichſten Angſt, nicht begreifend, ob ich verunglückt, geſtohlen worden, oder davon gelaufen ſei. So einem ſtündigen Weibchen muß es ſeelenangſt werden, wenn es auf einmal den Mann nicht mehr finden kann! Man denke ſich, wie es ſich freute, als es mich wohlbehalten die Straße aufkommen ſah! Wie es doch ſo freundlich mir an den Arm ſich hing, und gar nicht mit mir branzte! Manch ander Weibchen hätte trotz der Freude Wetterwolken übers Geſicht gezogen, und aufbegehrt nach Noten über mein Fortlaufen, oder hätte vielleicht den ganzen Tag mit mir geſchmollt, ſo daß es ausgeſehen hätte, als wäre es gerade deswegen böſe, daß ich wohlbehalten wieder gekommen. Es giebt Gemüther, die allen Dingen die böſe Seite abgewinnen, es giebt Gemüther, die allen Dingen die gute Seite abgewinnen. Die erſtern finden Stoff zu Klagen in jeder Freude, die andern Stoff zur Freude in jedem Jammer; die einen ſchütten Galle in jeden Honigtopf, die andern Balſam in jede Wunde; die einen nehmen jeden Zufall übel, die andern verzeihen jedes Wehthun; die einen ſind gar unglückliche Gemüther, ſchlechten Jahren vergleichbar, wo nichts wachſen will, während es noch um ſo lieber hagelt; die andern ſind Gemüther wie Maiennächte, wo alles auferſtehen möchte, alles grünt und duftet. Mädeli hatte der letztern Gemüther eins, und mit keinem ſauern Blick verſalzte es mir die Suppe, mit keinem böſen Worte verpfefferte es mir den Tag.

Nach Wirthshausart trug man etwas langſam auf, damit wir nach Landesſitte Zeit hätten, das Eſſen ſo recht z'weg zu legen, daß es ſich ſetzen konnte und Platz für immer Neues wurde. Das dauerte aber den drei Kumpanen zu lange, ſie ſchoben das Tiſchtuch zurück und fingen wieder an zu ſpielen, obgleich ihre Weiber dagegen redeten und meinten, ſie ſollten doch zuerſt genug eſſen. Sie hörten nicht darauf, ſie ſahen ihre Weiber nicht an, ſchenkten ihnen nicht ein. Sie ſpielten noch fort, als

Mädeli und ich fortgingen. Sie ſpielten den ganzen Nachmittag fort. Sie achteten nicht darauf, wie einer nach dem andern von ſeinem Weibe gezupft und ans Heimgehen gemahnt wurde. Sie ſpielten den ganzen Abend fort, ſahen die Schatten nicht länger werden, die Sonne nicht zu Bette gehen, achteten das Schelten ihrer Weiber nicht. Sie ſpielten in die Nacht hinein mit immer wüthenderem Eifer, ſahen den Zeiger der Uhr nicht der Mitternacht zueilen, hörten das Heulen ihrer Weiber nicht, die nun zum erſten Mal am heutigen Tage ſo recht ergriffen waren, aber nicht von Ernſt und Andacht, ſondern von Wuth und Elend.

Sie hörten nicht Mitternacht ſchlagen, aber nach Mitternacht ſchlugen ſie einander ſelbſt, wüthend durch Wein und Verluſt, und ſchlugen ſich fürchterlich; und die Weiber heulten gräßlich dazwiſchen und wollten ihre Männer aus einander reißen und erhielten ſelbſt Schläge, und eins flog hier aus, das andere dort aus. Und endlich that der Wirth ſeine Schuldigkeit und jagte das Geſindel zur Stube aus. Und als ſie ſich draußen noch ſatt geprügelt und geſchimpft hatten, zog ein Paar hier aus, das andere dort aus, zerriſſen, zerſchlagen, fluchend und heulend. So zogen ſie hinein in die Ehe. Wie mag die Ehe geworden, welche Ahnungen mögen in den Herzen der unglückſeligen Weiber ſich heraufgewälzt haben in jener Nacht? Aber dieſe Nacht war nichts als eine Vergelterin mancher frühern. Statt golden und freudevoll, war ſie blutig und ammervoll, war die Vorhölle zur kommenden Hölle.

Wir aber, Mädeli und ich, zogen ſchon früh Nachmittags von der wüſten Geſellſchaft weg. Wir hatten den Vater beſtellt in ein Wirthshaus auf dem Wege, um ihm auch einen fröhlichen halben Tag zu machen. Wir wanderten gar fröhlichen Schrittes mit einander, mein neu Weibchen und ich. Das Gefühl, einander zu beſitzen, that uns gar unbeſchreiblich wohl, und machte ſo reizend mein Weibchen, ſo ſinnig und wieder ſo ſchallhaft und wieder ſo weich, daß ich es die ganze Zeit am Herzen hätte tragen mögen. Wir fanden den Vater ſchon vor und gar glücklich. Einigen Anweſenden erzählte er von ſeinen Wanderjahren hinter Murten, und all den Wundern an Land und Leuten, die dort zu ſchauen ſeien. Und ſie hörten ihm andächtig zu, was ihm ſelten mehr begegnete.

Von da brachen wir erſt in der Dämmerung auf, um nicht Tags heim zu kommen. Redſelig war der Vater, und merkte nicht, daß wir ſtumm neben ihm hergingen. Wir hatten Hand in Hand gelegt und zu denken genug, und je nachdem die Gedanken flogen, drückten die Hände feſter ſich.

So kamen wir heim, und mit einer Art von Ehrfurcht führte ich mein Weibchen über meine Schwelle, und mit bebender Hand ſchob ich den Riegel an der Thüre, und vor dieſer Thüre bleibſt du nun, mein lieber Leſer.

Zehntes Kapitel.

Der Maienmorgen des Lebens.

Mancher hätte dieſes Kapitel vielleicht die Flitterwochen geheißen, aber ich haſſe das Wort, ſo paſſend es bei mancher Ehe ſein mag. Wo man ſich mit allerlei Flitter geſchmückt hat, theils um zu gefallen, theils um Mängel zu verbergen; wo man ſich künſtlich übertüncht hat aus Inſtinkt oder Berechnung; wo man alles Gute an ſich prunkend ausgehängt, das Böſe nicht bekämpft, ſondern nur verborgen hat, da paßt das Wort. All dieſen künſtlichen, unhaltbaren Flitter nimmt man noch mit in die Ehe hinein, wie den Hochzeitmaien; aber wie der verwelket, eine Blume nach der andern ſich entblättert, ſo zerſtiebt dieſer Flitter, einer nach dem andern flattert in alle Winde, die Tünche fällt ab, die nackte Wahrheit tritt alle Tage greller ans Licht. Man merkt es nur nach und nach, daß es anders wird, bis endlich ein verſagter Wunſch, ein hartes Wort, eine hervortretende Gemeinheit oder Bösartigkeit die Enttäuſchung aufdringt. Dieſer Wochen ſind ſelten viele. Ein ſtarker Reif beendet ſie, dann folgt gewöhnlich Regenwetter oder ſtarker Wind, beides oft ſehr anhaltend, ja manchmal durch die ganze Ehe.

Beſonders geſchieht dieſes, wo Keines mit dem Wunſche, das Andere zu beglücken, in die Ehe tritt, ſondern mit dem Wunſche, durch das Andere glücklich zu werden, Jedes ſein Glück und nicht das des Andern im Auge hat, und zu dieſem Ende die Meiſterſchaft ſucht, um alles Waſſer auf ſeine Mühle zu leiten; wo Beide dieſe Wünſche und dieſes Streben verborgen haben klüglich, und nun nach und nach es hervortreten laſſen. Der Stoff zu ſolch unſeligem Kampfe wird nur zu gerne durch ältere Leute in jugendliche Herzen gelegt. Wenn z. B. die Mutter die Tochter mahnt: nie nachzugeben, auch wenn ſie Unrecht hätte; und der Vater den Sohn oder Schwiegerſohn ebenfalls mahnt: von frühe an Meiſter ſein zu wollen und der Frau den Daumen aufs Auge zu halten; oder wenn zur Ehe ein Theil beredet wird durch Vorſpiegelung eines ſinnlich behaglichen Lebens: da iſt etwas Fluchwürdiges geſchehen, es iſt eine Ehe vergiftet worden. Da findet man Flitterwochen, und von ihrem Flitter bald keine Spur mehr.

Den Maimorgen des Lebens nenne ich in einer rechten Ehe ihr erſtes Jahr. Da knoſpet und blüht auf, was ſpäter ſeine Früchte bringen ſoll. Wie jeder Maimorgen neu erfreut und Neues bringt, ſo tritt beim ächten Manne und dem ächten Weibe alle Tage neue Liebenswürdigkeit hervor, und es entfalten ſich Keime ſüßer Früchte in ihnen, die ſie früher ſelbſt nicht geahnet; denn die Aechtheit des Mannes und des Weibes, der wahre bleibende Werth, bewährt ſich im Hauſe und nicht außer demſelben, alle Tage und nicht nur des Sonntags. Der Mai iſt der Hauptmonat des Jahres; nicht nur kann er der ſchönſte ſein, ſondern von ſeinem Verlauf hängt der Reichthum des Jahres, die Ernte des Sommers, die Fülle des Herbſtes ab. Kühle Tage ſchaden nichts, aber Reife zerſtören Blüthen und Pflanzen. Auch in der beſten Ehe giebt es kühle Tage, wo Verdrießliches das Gemüth erkältet. Wo man dieſe Kälte im Herzen nährt und mehrt, und ſie dem warm und liebend entgegenkommenden Herzen des Andern ſchneidend entgegentreten läßt, da wird auch ihm die Wärme der Liebe entzogen; es entſteht der Reif, und Pflanzen und Blüthen der Liebe ſterben, wie wenn die erkältete Luft der Erde Wärme entzieht, daß an ihrem erkälteten Buſen ihre Frühlingskinder erfrieren. Darum iſt ſo thöricht das ſogenannte Zanken der Liebe, das man nothwendig meint. Es ſind Gewitter im Frühjahr, ſie ſchaden vielleicht nicht ſogleich, allein ſie ſinds, die die Wärme verzehren und ſo den Reif erzeugen. Im Sommer, wo die Wärme feſten Fuß gefaßt, vermögen ſie das nicht mehr.

Bang und verlegen mag für manches Weib, welches keine Hausfrau iſt, am erſten Morgen das Erwachen und Aufſtehen in ihrem Hauſe ſein. Was ſoll ſie da anfangen? Sie weiß es nicht; ſie weiß nicht was anrühren und wie, nicht wornach fragen, und in gar bittere Verlegenheit käme Manche, wenn ſie der Magd befehlen ſollte, was ſie für den Mittag zu bereiten hätte. Und in welche wohl, wenn ſie es erſt ſelbſt machen ſollte, ſie, die nicht einmal weiß, wie das Rindfleiſch ausſieht, und ob man zu einem Kalbsbraten Schaffleiſch nimmt, und für eine Erdapfelröſte Bierenſchnitz! Um einem Weibe dieſe Verlegenheit zu erſparen, oder ſie doch wenigſtens zu verlängern (die Leute ſchieben ſelbſt das Unvermeidliche gerne auf die lange Bank), führt man dieſe Weiber auf Reiſen. Und da ein Brautgam nicht immer weiß, von welcher Sorte ſein Weib iſt, ob eine Hausfrau oder keine, ſo fängt man an, alle Weiber auf Reiſen zu führen, vierſpännig, auf Bernerwägelein, und nun bereits auch auf ihren zehn Zehen.

Abgeſehen davon, daß auf ſolchen Reiſen meiſt ſchlecht Wetter iſt, daß auf Reiſen gar manche Laune unnöthig ans Tageslicht kommt, gar manche Ermüdung langweilig macht, gar ſelten inneres Gehalt genug da iſt, um Tage oder Wochen lang ohne gewohnte Beſchäftigung kurzweilig zu bleiben; abgeſehen davon, daß bei der Rückkehr eine Abſpannung herrſcht, welche das eigene Haus und das Zuſammenwohnen unendlich öde und leer erſcheinen, und gerne eine äußerſt unglückliche Stimmung gegen das eigne Haus und das Wohnen darin zurückläßt: abgeſehen von dieſem Allem, entbehrt man unendlich viel, wenn man das Walten einer ſinnigen und liebenden Hausfrau am erſten Morgen und an den erſten Tagen in ſeinem Hauſe nicht ſieht, nicht mit ihr die Hausſorgen theilt, mit ihr an ſeinem Tiſche und von ihren Speiſen ißt.

Wie fröhlich waltete Mädeli, und ſuchte ſeine beſten Künſte hervor, um mich zu befriedigen! Feuerte mit dem wenigſt möglichen Holz, ordnete in der Küche und kehrte mit ſchalkhaftem Blicke aus mancher vergeſſenen Ecke hervor. Dann muſterte es mein Eigenthum, unterſuchte die Hemden und das übrige Zeug, wollte wiſſen, wo ich die Lappen zum Ausbeſſern hätte; denn meinen Sachen mangelte das Flicken gar ſehr, und es wolle das aber fortan ſelbſt machen. Geld ſollten wir keines mehr brauchen für ſolche Dinge. Zwiſchendrein bekam ich einen Kuß, und als wir Alles durchgekramt, die geſtrigen Kleider ausgebürſtet und weggehängt hatten, trugen wir unſere Baarſchaft zuſammen. Mädeli war ganz erſtaunt, als es bei mir 7 Thaler baares Geld vorfand, aller der Ausgaben ungeachtet. Verſchämt ſuchte es ſeinen Schatz hervor, den es mir einkehrte. Er beſtund aus ſechs ganzen und einem halben Batzen. Die Thränen, die ihm dabei in die Augen traten, küßte ich weg, und mein ſüßes Mädeli war mir mit 6½ Batzen viel lieber, als ein Galläpfel hunderttauſend Pfund ſchwer. Es läutete Mittag, wir wußten nicht, wohin die Zeit war. Mädeli hatte viel gethan, ich nur getändelt und mich erlabet am Zuſehen.

Nachmittags zog Mädeli ein, und wir ſuchten dem Vater Platz zu machen zum Schlafen in der Kammer, zum Arbeiten in der Stube, wo bereits mein Webſtuhl, mein Bett und unſer Tiſch war; aber wir fanden für Alles Platz.

So verfloß der erſte Tag, und einen glücklicheren hatte ich nicht gehabt. So verfloſſen noch viele Tage, wahre Maitage voll neuer Freuden und neuer Luſt. Mädeli pflanzte nun auch draußen gar emſig, und wollte Alles alleine machen, damit ich am Webſtuhl verdienen könne und es vorwärts gehe mit uns. Mädeli glaubte in der Woche nicht mehr zu brauchen zu Haushaltungskoſten für uns drei, als zwei Franken, da wir ja Holz und Kartoffeln beſaßen, alle Tage für einen Batzen Milch, einen Batzen Brod, für zwei Batzen Kaffee in der Woche, und das Uebrige für Mehl, Butter und Salz; alſo für Mehl, Butter und Salz nur vier Batzen in der Woche, und doch brachte das ſchon 104 F. im Jahr. Freilich meinte mein Weibchen, es müſſe noch Manches angeſchafft werden, nicht zur Hoffahrt, ſondern zur Nothdurft; meine Hemden beſonders, die ſehen aus wie ein Gitter, aber wenn es brav ſpinne und brav pflanze, ſo möge das auch viel bringen. Aber daß mein Weibchen ſo allein pflanze, wollte mir nicht behagen. Daß es am Morgen gegen ſieben Uhr fortgehen und Mittags von halb ein bis ſechs Uhr fortbleiben ſollte, kam mir gar zu lang vor. Mein Weberſchifflein wollte nicht laufen; ich mußte alle Augenblicke nach der Uhr ſehen, ob der halbe Tag nicht vorbei ſei! Mein Weibchen mußte mit mir kapituliren und mich mitnehmen auf die Pflanzplatze, denn ich bewies klar und bündig, daß zwei zuſammen mehr als doppelt ſo viel arbeiteten, als eins allein. Mädeli mußte mich gewähren laſſen, und ſo verſchwanden die Tage wie Minuten. Ueber unſerm Arbeiten wurden wir recht reich. Wir rechneten alle Tage Ausgaben gegen Einnahmen ab, und fanden der Erſtern immer weniger, der Letztern immer mehr. Wir hatten unerwartet manches Geſchenk bekommen, und manche Hand hatte ſich für uns aufgethan, die wir verſchloſſen wähnten.

Unſere Pflanzungen ſtunden ganz prächtig, ſo daß wir aus Flachs und Hanf über das aus, was Mädeli zu ſpinnen glaubte, noch ein Ordentliches zu verkaufen hofften. Jungen Eheleuten, und beſonders einer jungen, ſaubern, emſigen Frau, ſcheint unter ihren Händen alles doppelt zu gedeihen. Es iſt, als wenn die freundlichen, verſchollenen Erdmännchen eine beſondere Luſt an ihrem Treiben hätten, ihre Arbeiten pflegten und hüteten, Nachts den Thau ihnen zutrügen, Tags die Sonnenſtrahlen ihnen milderten. Es iſt übrigens merkwürdig, daß jungen Leuten das Pflanzen beſſer gedeiht als alten, daß namentlich Pfropfer behaupten wollen, mit zunehmendem Alter verderben ihnen immer mehr Schoße an den gepfropften Bäumen, bis ihnen zuletzt gar keines mehr wachſe. Hat das wohl nicht der Schöpfer beſonders geordnet, um die in der Natur lebenden Menſchen durch eine handgreifliche Lehre aufmerkſam zu machen auf den Werth der jungen vollkräftigen Jahre, die ſo gerne verſchwendet oder verträumt oder ganz verſchlafen werden?

Eines Sonntags waren wir nach der Predigt bei unſerm Flachs vorbeigegangen, und fanden ihn ſo ſchön, daß wir noch einige Pfund in unſere Rechnung bringen zu dürfen glaubten. Ganz fröhlich gingen wir heim, und ich überſchlug insgeheim, ob ich nicht dieſen Abend mein Weibchen einmal ins Wirthshaus führen oder wenigſtens eine Flaſche Wein holen laſſen dürfe. Da ſaß vor dem Hauſe neben dem Vater, der heute die Köchin machte, ein Mann, der mir ſehr bekannt vorkam. O Himmel! Es fiel mir wie Berge aufs Herz. Es war der Mann, dem ich meine Orgel ſchuldete. Von dieſer Schuld hatte ich meinem Weibchen nichts geſagt, in meinem Glück ſie ſo viel als vergeſſen, und wenn ſie mir ſchon einfiel, ſchnell wieder aus dem Sinn geſchlagen, nie den Augenblick gefunden, ſie zu bekennen. Nun kam die Eröffnung unerwartet, unvorbereitet, und durch alle ſchönen Träume meines lieben Weibes ein fünfzig Thaler breiter Strich.

Ich konnte Mädeli nicht antworten auf ſeine Frage: Wer der Mann ſei! Der Hals war mir zugeſchnürt wie mit einem Wellenſeil.

Der Mann war gar nicht verſteckt, meinem Schwiegervater hatte er bereits die ganze Geſchichte erzählt, und fing ſogleich damit an, zu ſagen: Er habe nun wieder lange gewartet, und hoffe, daß ich ihn einmal werde bezahlen können. Mädeli erblaßte, ſah mich mit bebenden Augen an, in der Hoffnung, daß dieſe Rede an die unrechte Perſon gerichtet ſei, vielleicht dem vorigen Schulmeiſter gelte. Als ich aber nicht verneinte, als ich mich entſchuldigte mit ängſtlichem Geſichte und ſchlotternder Zunge, da ging Mädeli hinein ins Haus, und drinnen hörte ich es weinen. Ich hatte keine Ruhe mehr bei dem Manne, ich mußte hinein, den Riß ins Herz zu heilen, zu verbinden. Ich umfaßte das weinende Weibchen, das ſich an die Stubenthüre gelehnt hatte und den Kopf in die Arme verborgen. Als ich auf mein: Wein doch nicht, wein doch nicht, keine Antwort bekam, zog ich den Kopf ihm zurück, küßte die Augen und bat gar dringend und innig: es ſolle doch nicht ſo thun, die Sache ſei nicht halb ſo bös, ich ſei das Geld für keine ſchlechte Sache ſchuldig, ſondern für die Orgel, und hätte ſonſt gar keine andere Schulden mehr, als dieſe.

Wenn Weiber über geheime Schulden ihrer Männer kommen, ſo klemmt gleich eine doppelte Angſt ihr Herz ein und preßt ihm Jammer aus. Sie fürchten erſtlich, die geheimen Schulden kommen von geheimen Sünden, und zweitens, daß, was ſie vernommen, noch bei weitem nicht alles ſei, ſondern immer mehr zum Vorſchein kommen werde. Mädeli hatte ein gläubig Herz von Natur und den Glauben an mich nicht verloren. Als die doppelte Angſt ihm genommen war, erhielt es die Sprache wieder, that die Augen auf und jammerte mir zu: Aber um Gotteswillen, warum ſagſt du mir das nicht und läſſeſt mich ſo Freude haben am ſparen und rechnen? das thut mir ſo weh, daß du es mir verheimlicht haſt. Ich entſchuldigte mich, daß ich es immer hätte ſagen wollen, aber es doch nicht über die Zunge gebracht, und geglaubt, es vernehme das noch immer früh genug. Aber haſt du nicht mehr Zutrauen zu mir? ich ſage dir alles und du ſagſt mir nichts, weinte Mädeli weiter. Ich bat ab, verſprach es, nicht mehr zu thun, bat nur, daß es ſich zufrieden geben möge, ich wolle mir das Nöthigſte am Munde abbrechen und arbeiten Tag und Nacht, bis alles bezahlt ſei, oder die Orgel wieder verkaufen, wenn es wolle. Da faßte ſich mein Weibchen. Es hatte ſo viel Freude gehabt an derſelben, wenn wir manchmal des Abends vor dem Schlafengehen noch ein Lied dazu geſungen hatten, daß ich ſie verkaufen wollte ihm zu lieb, das freute es. Nein, Peter, ſagte es, gehe jetzt hinaus zu dem Manne, wir wollen ſehen, wie wir es machen. Beide Männer draußen machten ebenfalls flämmſche Geſichter. Mein Schwiegervater über meine Schulden, mein Gläubiger über mein Unvermögen zu bezahlen. Er drohte gar ſehr mit Betreiben, warf mit anzüglichen Worten um ſich, daß von Schulmeiſtern nichts zu erhalten ſei, daß man alle publiziren ſollte. Endlich ließ er mit ſich reden, fing an zu hören auf Vorſchläge, abſchlagsweiſe etwas zu nehmen, ſo wie ich ihm ja ſchon mehrere Male gegeben hätte, ſagte ich.

Er beſinne ſich an nichts, als an die Zinſe, ſagte er.

Da rief uns Mädli zum Eſſen herein. Wir hatten kein Fleiſch auf dem Tiſche. Ich, ein Schulmeiſter, lebte ſechsmal ſchlechter als Diebe, Mörder, Betrüger im Zuchthauſe, die in der Woche zweimal Fleiſch haben, während wir nur den dritten Sonntag höchſtens welches vermochten, und dann 2 Pfund höchſtens für uns drei, und zu den 2 Pfund gab der Metzger uns noch Beine oder Leber, und doch waren wir geſund und klagten eben nicht beſonders. Auch hatten wir weder Wein noch Schnaps, welche, wie böſe Leute ſagen wollen, ebenfalls dort ausgetheilt werden. Ach Gott, hätte doch die Regierung einmal durch genialiſche Aerzte, die ſich an Hähneli und Schinken ſo gewöhnt, daß ſie meinten, ſie gehörten zum Leben, oder durch einen Regierungsrath, der ſich alle Tage ſeinen Lafitte oder Chateau Margaux oder Rheinwein zu Gemüthe führt, unſern Zuſtand unterſuchen laſſen, die würden ſicher ein Zetermordiogeſchrei erhoben haben über unſer Elend, daß die Berge erzittert und ſogar ſteinerne Herzen erſchüttert und uns von Staat aus eine Koſt verordnet worden wäre, die keine Schulmeiſterin hätte zu kochen wiſſen und apparti Köche im Lande hätten herumreiſen müſſen, um das Kochen zu lehren. Eigene Schulköche, womit man dann füglich auch Dorfkochſchulen hätte verbinden können, die von ungeheurem Nutzen für das ganze Land geweſen wären, beſonders wenn der Staat den Stoff dazu geliefert hätte, was ſich natürlich von ſelbſt verſtünde.

Wir hatten auf dem Tiſche nach einer Suppe Aepfelſchnitze und Erdäpfelbitzli, und hätten ſicher ſehr wohl daran gelebt, wäre nicht der fatale Mann da geweſen, der uns das Eſſen verſalzte und mich in beſtändiger Angſt erhielt, er möchte aus Dummheit oder Bosheit noch allerlei erzählen von der Schnabelweid her, das wohl Mädeli aber der Alte nicht wußte, oder er möchte ſo ſchlau ſein ſollende Andeutungen machen, daß mein Weibchen auf den Verdacht kommen müßte, es ſei noch viel mehr geſchehen, als ich bekannt hatte. Dies Wetter ging aber glücklich vorüber, denn der Mann hatte genug zu berichten vom neuen Schulmeiſter, der gar ein Hochmüthiger ſei und deſſen Frau eine Hoffahrtsnärrin, die zu aller Arbeit zu vornehm und zu faul ſei. Sie möge nicht einmal ſelbſten eine Wäſche halten. Sie habe mir nichts dir nichts ihr Zeug den Bäuerinnen zu waſchen geſandt, und als keine mehr ihre Baucherin ſein wollen, es eingepackt, um daſſelbe nach Bern zu ſchicken und dort waſchen zu laſſen. Das habe aber doch der Mann nicht gewollt, ſondern ſelbſt eine Wäſche angeſtellt und ſelbſt bauchen müſſen, während ſeine Frau im Neſt gelegen. Ja, die Leute ſagten viel und dick, wenn ſie nur den Alten wieder haben könnten, dem hätten ſie es doch ſchier zu grob gemacht. Solche Reden ſind Ohren balſam für Vorfahrer, und wenn ein Vorfahrer Leute aus ſeinem frühern Aufenthalt ſieht, und er ſpricht ſie an, ſo klopft ihm das Herz in der Hoffnung, zu hören, es gehe unter ſeinem Nachfahr nicht gut, und was der Frühere gemacht, laſſe der wieder zerfallen; wenn er aber unverhofft des Nachfahrs Lob hört, ſo führt er mit dem Lobenden nicht lange Geſpräche. Adieu, ſagt er, ich muß gehn, und lange geht es, bis er den Aerger verwerchet hat. So iſt die menſchliche Natur.

Da wir keinen Deſſert hatten, als ſchwarzes Brot, von dem jedes zuletzt ein Stückchen abſchnitt, und auch keinen ſchwarzen Kaffee, ſo war bald abgegeſſen, und nachdem Löffel und Gabeln am Tiſchtuch abgewiſcht waren, ſtatt des Waſchens, nahm die Unterhandlung wieder ihren Gang. Ich ſagte, 50 Thaler ſei ich noch ſchuldig, das bringe 2 Thaler Zins, und was wir am Kapital zuſammenbringen könnten, wollten wir ſehen. Er aber behauptete, ſeine Forderung belaufe ſich noch auf 60 Thaler, und dieſe werde ich ihm doch nicht abläugnen wollen. Ich bat ihn, doch nachzudenken, daß ich ihm dort und dort Geld gegeben, ſo und ſo viel, und daß nun das alles ſo und ſo viel bringe. Er aber wollte von dem Einen nichts wiſſen, von dem Andern behauptete er, ich hätte es ihm als Schadloshaltung gegeben, weil er anderwärts Geld ſuchen müſſen, da ich ihm keines hätte geben können. Der Vater ſagte, ich ſolle doch die Quittungen hervorſuchen, da werde es ſich ſchon finden. Der Andere rief: ja, Quittungen, da wird es ſich finden. Allein ich hatte gar keine Quittungen und mußte es bekennen. Ja, ja, kommod wäre es, wenn man Jedem glauben müßte, was er ſagte, ſchmunzelte er. Ich machte ihm bemerklich, daß ich ihm doch bereits auch einige Zinſe bezahlt hätte, und ja auch für dieſe keine Quittung gefordert, weil ich geglaubt, mit einem rechtlichen Manne zu thun zu haben. Er meinte, Zinſe und Abſchlagszahlungen ſeien verſchiedene Dinge, und ſo gab ein Wort das andere, daß wir uns bei den Köpfen genommen hätten, wenn nicht die beiden Andern dazwiſchen getreten wären. Endlich nach langem Markten und nachdem er mir die anzüglichſten Dinge geſagt hatte über meine Ehrlichkeit, ſtellten wir die Schuld auf 56 Thaler feſt, und der Vater ging, um Stempelpapier zu holen. Wer am meiſten Unrecht hat, begehrt am meiſten auf, mit der Unverſchämtheit imponirt er, bringt die Anderen zum Schweigen, und der große Haufe ſagt: Der muß beim Ketzer recht haben, ſonſt würde er nicht ſo aufbegehren.

Unterdeſſen ſuchten Mädeli und ich unſere Baarſchaft zuſammen und fanden 8 Thaler 3 Batzen; 2 Thaler 6 Batzen gaben wir als Zins, und um die andern 6 Thaler auszumachen, um gerade Rechnung zu haben, fehlte uns 1 Batzen, den legte der Vater zu, und nun hatten wir keinen Kreuzer mehr im Hauſe. Und als der Schlingel alles hatte, forderte er noch ein Billiges für ſeinen Gang, mußte aber mit des Kaiſers Recht vorlieb nehmen, denn wo nichts mehr iſt, kriegt dieſer auch nichts mehr. Endlich war der böſe Geiſt aus dem Hauſe, aber ein ſolcher läßt immer etwas zurück, entweder Geſtank, oder wenigſtens ſeinen Schatten. Dieſer Schatten lag trübe und ſchwer auf meines Weibchens Geſicht, hing wie Blei ſich an ſeine Füße, und ſteckte ihm im Halſe, daß die Stimme ganz verdrückt und weinerlich klang. Mir lag es in allen Gliedern und beſonders auf den Augen, ich konnte beide faſt nicht aufheben. Ich war in der Stube und hatte den Kopf auf den Tiſch gelegt. Mädeli ſaß betrübt draußen auf einem Bänklein, mochte alle die vergeblichen Rechnungen noch einmal durchrechnen und vielleicht an einer neuen machen. Es war ein kühler Nachmittag, aber einer von denen, wo bei einigen Sonnenblicken es heiß wird, es ein Gewitter giebt, weil es geregnet hatte vorher, und dann unfehlbar einen Reif. Endlich hielt ich es nicht mehr aus, und ſuchte Mädeli auf, ſetzte mich neben ihm, nahm ſeine Hand und fragte: Frauchen, zürnſt mir? Zu weinen fing es wieder an, aber nicht zu zürnen, ſondern nur zu klagen. Daß es ſich ſo umſonſt gefreut hätte, daß ich ihm nicht die Sache zur rechten Zeit geſagt, daß ich ihm ſo viel gekramet und ſo gut geweſen, ſtatt das Geld für die Schuld zu brauchen; daß wir nun keinen Kreuzer hätten und noch 50 Thaler zu zahlen, darüber verlor es kein Wort. Meine Bitten wies es nicht kalt, nicht ſchroff zurück, ließ keine ſelbſtſüchtige Klage hören, und ward bald wieder mein liebes, gutes, vertrauend Mädeli, dem wohl noch das Auge feucht ſchimmerte, wie der Boden nach einem Regen, über deſſen Stirne ſich aber wieder wölbte der Regenbogen der Liebe, glatt und ſchön. Es hatte kein Gewitter gegeben, darum gab es auch keine Kälte, darum keinen Reif.

Dieſe Verſöhnlichkeit iſt's, was die Liebe bewahrt und alle ihre zarten Blüthen.

Dieſe Verſöhnlichkeit entſteht aber nicht aus der zudringlichen, ſondern aus der innigen, wahren Liebe, die ſiebenzig ſiebenmal vergilt und nie die Sonne untergehen läßt über ihrem Zürnen, und die am Ende gar nicht mehr zürnen kann. Dieſe Liebe iſt aber auch die, die Alles überwindet und hundertfältige Früchte trägt.

Es ſaßen einmal drei Saufbrüder beiſammen in tiefer Nacht und hudelten auf gewohnte Weiſe. Da ſprachen zwei von ihnen: Was werden unſere Weiber ſagen, wann wir heimkommen! das wird etwas abſetzen, und bis wir ſie abſchlagen, werden ſie nicht ſchweigen; und der Dritte ſagte: Und Meine wird gar nichts ſagen, und wird mir dienen und aufwarten, wie ich will. Das wollten die Andern nicht glauben, und er ſprach: Kommt und ſeht. Und ſie gingen hin, und der Mann ſchlug mit der Fauſt ein Fenſter ein, um bequemer der Frau rufen zu können, daß ſie aufthue. Sie that auf mit freundlichem Gruß und erhielt den barſchen Befehl, auf der Stelle zu kücheln. Mit freundlichem Bejahen ging ſie an's Werk und ſtellte bald eine Platte Küchli vor die drei Männer. Der Mann nahm zum Dank die Frau, führte ſie auf den Abtritt und ſchloß ſie dort ein, und das Weib gab kein böſes Wort. Da ſtunden die beiden andern Männer ergriffen auf und ſagten: Das ſei kein Weib, ſondern ein Engel, ſie aber ſeien Teufel, dieſe himmliſche Geduld alſo zu verſuchen; ſchämen, tief in den Boden hinein müßten ſie ſich. Ob ſolchem Thun ſollten weder Sterne noch Sonne ſie mehr erblicken. Und ergriffen wurde auch der erhärtete Mann ob dieſer Anerkennung ſeines getreuen Weibes, er bat ihm ab ſeine Unthat, erklärte durch dieſe Liebe ſich überwältigt, ſie auch verdienen zu wollen, und er hielt Wort. Die beiden Andern wurden mit dem Dritten ein Kleeblatt braver Männer. Sie wurden es nicht durch keifende Weiber, ſondern durch eine verſöhnliche Frau, inniger Liebe voll. Solche Liebe aber wird ſelten gefunden in Iſrael, darum verſuche einer nicht muthwillig, ob die Liebe, die er gefunden, eine ſolche ſei. Junge Liebe beſonders iſt gar gern empfindlich und reizbar; ſie iſt noch nicht im Wetterſturm und Sonnenhitze feſt und compakt geworden. Darum mache ja kein Mann in ſeiner ledigen Zeit auf ſolche Liebe hin Schulden, ſolche Schulden werden ſchwer vergeben. Die Entbehrung, welche ihre Bezahlung fordert, muß nun das Weib theilen, während es von dem, was die Schulden erzeugte, nichts hatte; ja dieſe Entbehrungen fallen ihm oft alleine auf, in der Haushaltung muß das Nöthigſte entbehrt werden. Hat man bei ledigem Leibe Schulden gemacht, wie ſchwer wird es dann, ſie los zu werden, wenn die Ausgaben durch eine vergrößerte Haushaltung alle Tage ſich mehren. Und ſeien die Schulden noch ſo gering, ſie ſind immer ein Berg, den man vor ſich hat, der einem den Athem benimmt, und des Weibes Herz wird nicht leicht, oder es ſei denn ein gar leichtſinniges, bis ſie abgetragen ſind. Dieſes Abtragen iſt ein furchtbarer Hemmſchuh fröhlichen Gedeihens und nimmt der Frau faſt die Freude am Haushalten. Man kann das Nöthige nicht anſchaffen, man hat keinen Sparpfennig für Unvorhergeſehenes, keinen Kreuzer, um zu rechter Zeit etwas zu kaufen: man iſt beſtändig auf dem Trocknen, geräth in immer größere Entblößung, das Gemüth wird immer ſaurer, und wenn am Ende auch die anfänglichen Schulden bezahlt ſein ſollten, ſo hat man vielleicht neue gemacht, oder muß neue machen, um zu dem Nothwendigſten zu kommen. Da hält es ſelten ein Weib liebend, froh, geduldig, vergebend aus.

Vor ſolchen Schulden hüte ſich alſo Jeder, und beſonders ein Schulmeiſter. Wenn einer ledig iſt, ſo kann er es ſehr füglich machen, wenn er nicht Erziehungskoſten hat. Läßt er nur das Händelen ſein, ſtreckt ſich nach der Decke, giebt nicht jedem Gelüſten nach, ſo kann er mehr verdienen, als er braucht. Und hat Einer nothwendige oder muthwillige Schulden gemacht, ſo nehme er ſie nicht in die Ehe hinein. An ſolchen Schulden tragen Zwei viermal ſchwerer, als eins allein, und ſie ſind zehnmal ſchwerer zu tilgen. Und kann er es nicht anders machen, muß er ſie in die Ehe nehmen, ſo ſage er es vorher, wie die Sachen ſtehen, und ſehe, was ſeine Braut dazu für ein Geſicht macht. Macht eine Braut ein mißvergnügt Geſicht, nun, ſo läßt ſich das Ding ändern; trägt aber einmal eine Frau ein ſolches im Hauſe herum zu Tiſch und zu Bett, dann muß man es halt haben. Und ſolch mißvergnügte Weibsgeſichter, auf welchen alle möglichen Leiden, Elender und Jammerthäler ausgedrückt ſind, ſind ein gräßlich Elend. Sie mahnen mich an Meerrettig, den man ſchabt. Man darf ihm die Augen gar nicht zukehren, ſonſt laufen ſie einem ganz miſerabel über. Solche Geſichter machen freilich einige Weiber, auch wenn die Männer keine Schulden haben. Aber wenn ſie wüßten, wie ſolche mißvergnügte Geſichter (oft nur darüber gemacht, nicht weil ein Floh ſie gebiſſen, ſondern daß es vornen und nicht hinten geſchehen) ihnen übel ſtehen, wie ſie der Sauerteig ſind, der alles verſäuert, das Haus und das Herz, die Liebe und das Glück, wie ein ſolch Geſicht für die Wohlfahrt iſt, was ein ungewaſchen Geſchirr für die Milch im Sommer, wo alles verſauret im Umſehen — wahrhaftig, die Weiber würden mehr auf ihre Geſichter achten, d. h. ob ſie vergnügt oder mißvergnügt ſeien.

Ich war kein Klotz, darum ging es mir gar tief zu

Herzen, daß jetzt mein Weibchen um meinetwillen ſchmalbarten ſolle. Es war wieder freundlich und wo möglich noch inniger als ſonſt, aber eben das that mir um ſo mehr weh. Ich fing an weniger zu eſſen, aß kein Brot mehr nach dem Eſſen und arbeitete viel emſiger als ſonſt.

Am erſten Tage achtete mein Weibchen nicht darauf; am zweiten frug es mich: Warum ich doch nicht Brot nehme? Ich ſchützte vor, viel gegeſſen zu haben, nicht mehr zu mögen. Gar ängſtlich ward es, es ſei mir nicht wohl, trat zu mir heran, ſtreichelte mich mit ſeinen braunen Händchen, bat: Ich ſollte ja mich legen, dieſen Nachmittag nicht arbeiten, es wolle mir Thee anrichten — Meliſſenthee, der mache einem gar apparti wohl. Den Thee mußte ich trinken, ich mochte proteſtiren wie ich wollte, und es ward mir gar wohl, aber nicht vom Thee, ſondern von Mädelis Angſt und Liebe. Man glaubt gar nicht, wie wohlig es einem wird bei den Kümmerniſſen und zärtlichen Sorgen, die ein junges Weibchen an den Tag legt, wenn es ſeinem Männchen zum erſten Mal nicht ganz wohl wird. Man möchte ſein Lebtag krank ſein, ſolch liebevoller Pflege wegen, an die ein lediger Menſch, um deſſen Uebelkeiten ſich Niemand bekümmert hatte, nicht gewohnt iſt. Man iſt ganz ſelig dabei, zu ſehen, wie lieb man ſeinem Weibchen iſt, aus allen deſſen Zügen das Herz in allen Tönen jammert: ach! ſtirb mir nicht, ſtirb mir nicht! Denn ſo ein junges Weib meint, es gehe gleich an's Sterben, eine Alte nimmt's kaltblütiger.

Als ich am dritten Tag gar munter und wohl ausſah ob all der Liebe und der Ueberzeugung, daß Mädeli mir ganz verziehen habe, und denn doch kein Brot eſſen wollte, da ſah mich mein Weibchen einige Augenblicke ſtill und ſcharf an, es füllten ſich ihm die Augen mit Thränen und leiſe frug es mich: willſt doch nicht etwa nicht Brot eſſen, weil ich ſo wüſt that am Sonntag? Da ich nicht gleich Antwort gab und etwas verblüfft über die Naſe ſah, denn ich hatte gar nicht daran gedacht, daß Mädeli das merken würde, alſo keine Ausrede vorbereitet, und nur ſo hinter dem Ohr hervor konnte ich keine nehmen, ſo fing Mädeli an zu weinen: Es hätte es doch gewiß nicht bös gemeint, es ſei wahr, es hätte wüſt gethan, aber es hätte ihm auch gedauert, daß ich ihm nichts geſagt; wolle ich aber deswegen kein Brot mehr eſſen, ſo eſſe es gar nichts mehr. Natürlich proteſtirte ich, daß der Fehler auf ſeiner Seite ſei, ſondern nahm ihn auf die meine, und behauptete, daß es nichts als billig ſei, daß ich etwas leide, da ich allein gefehlt, und es mache mir im Grunde ja wenig, kein Brot zu eſſen, und werde mir nicht ſchaden. So ſtritten wir eine Weile hin und her, wer im Fehler ſei und wer dem Andern zu verzeihen habe, und wurden doch nicht einig darüber, verſöhnten uns aber doch mit einem Kuß. Dieſes Zanken iſt ein Zanken der Liebe, das ich wohl leiden mag. Wenn ein Jedes ſeine Fehler ſieht und bekennt, Jedes die Schuld auf ſeine Schultern nimmt, dann ſind Eheglück und Ehefrieden geſichert. Warum iſt es aber meiſt umgekehrt?

Eilftes Kapitel.

Wie eine junge Frau die Auszehrung hat.

Bald darauf wurde Mädeli bläſſer, ſein Gang matter, es fehlte ihm bald hie, bald da. In allen Gliedern liege es ihm, klagte es oft, und es dünke ihns kein Eſſen gut; ein unreifer Apfel dünke ihm am beſten.

Das machte mir gar bange, aber ein Mann iſt in ſolchen Dingen unbehülflich. Ich wußte nicht anders, als ihm immer anzurathen, es ſolle doch ja Meliſſenthee anrichten; aber ein Weib iſt in ſolchen Dingen gar eigenſinnig, wie gern ſie einem Mann etwas einſchütten, ſie ſelbſt wollen keinen Tropfen davon auf die Zunge nehmen. Unterdeſſen ward das Uebel immer ſchlimmer, bei'm Eſſen rührte es ſelten einen Biſſen mehr an, und ſein Geſicht ſchien immer länger zu werden und fiel immer mehr ein um die Augen herum. Endlich fing ich an vom Doktor zu reden, aber mein Weib ſagte: Wart, es wird ſchon beſſer. Und wenn es am andern Tag nicht beſſer war, ſo ſagte es wieder: Wart, es wird ſchon beſſer, und doch traf ich es oft weinend an.

Ich fing an, eine Auszehrung zu fürchten. Das klagte ich einmal einer Nachbarsfrau. Die ſagte mir: Du Tropf, es wird was anders ſein. Mit dieſem Beſcheid lief ich ganz erſtaunt und erfreut zu meinem Weibchen, aber es ſah mich gar böſe an und meinte: ich hätte nicht brauchen der Nachbarsfrau zu klatſchen, wie es ihm ſei, es müßte es doch am beſten wiſſen, wenn es etwas wäre. Aber es ſei ihm ganz anders, als die Weiber ſagen, daß es ihnen ſei. Ich war alſo wieder in Angſt, und drückte es endlich durch, daß ich zu einem Doktor gehen durfte, der gar ein geſchickter war und weit und breit berühmt mit dem Waſſerg'ſchauen. Aus demſelben könne er eine Krankheit Punktum ſagen, ſagten die Leute, und manchmal noch, wie manchen Tag man zu leben habe. Ein altes Arzneiglas wurde aufgetrieben, das Waſſer hineingefaßt, und ſtand, während Mädeli und ich in der Küche zärtlichen Abſchied nahmen, auf dem Tiſch, wo mein Schwiegerpapa noch an ſeinem Frühſtück war.

Endlich ward ich entlaſſen und wanderte rüſtig dem berühmten Doktor zu, der freilich nicht patentirt war, aber um deſto größeres Zutrauen beſaß. Auf dem Wege geſellten ſich einer nach dem andern zu mir, denn an manchem Tage wallfahrtete es ordentlich hin zu dem Hexenmeiſter. Einer erzählte dem andern ſeinen Fall, und beim Hauſe angelangt, wurde in der Menge rings herum wieder erzählt, was jeden bringe und was er wiſſen möchte, und des Doktors geſchwätzige, ſchlaue Magd wand ſich wie ein Aal unter den Leuten herum, auch ſeine Frau ſchwatzte ſo viel mit ihnen als möglich. Einer nach dem andern wurde mit ſeinem Fläſchchen vorgelaſſen, und brachte Sentenzen und Mittel fröhlich oder traurig aus der geheimnißvollen Kammer. Endlich kam auch an mich

e Reihe, und bebend ſchritt ich unter die Augen des
underdermannes.

Ich blieb ihm einige Schritte vom Leibe ſtehen und
eckte mit langem Arm meine Flaſche dar. Derſelbe
gte ſeine Brille auf, that wenige Fragen: wer ich ſei,
oher ich komme? und ſagte endlich: das iſt das Waſſer
ner ſchwangern Frau, der fehlt ſonſt nichts. Da war
ganz verdutzt und erfreut, daß der Doktor das ſo bald
rathen, ohne viel Fragen, und daß meinem Mädeli
hts weiter fehle. Ich will dir noch was mitgeben,
gte er, es wird ſich dann bald zeigen, daß es ſo iſt.
amit leerte er mein Fläſchchen, ſchwenkte es in einem
ſſel, wo dieſen Morgen ſchon viele geſchwenkt worden
aren, aus, und ſchüttete mir eine Art von Elixir hin-
, welches mich 7½ Batzen koſtete. Freudevoll lief ich
mit heim, daß mir die Haare flogen, die Leute mich
rwundert anſahen, und als ich gegen unſer Dorf kam,
ine Dorfleute ſich bei mir ſtellten und fragten: E,
hulmeiſter, was giebt's? Da hielt ich nicht hinter dem
rge, ſondern kündete Allen mit lachenden Augen an:
eine Frau iſt ſchwanger, der Doctor hat es mir geſagt.
nn lief ich ungeſäumt weiter und verkündete einem
dern dieſe fröhliche Botſchaft. Ich ſah nicht, wie hin-
mir die Leute die Köpfe zuſammenſteckten und lachten.

Ich lief, ſo ſchnell ich konnte, unſerm Hauſe zu, und
ädeli im Gärtlein erblickend, rief ich halb athemlos von
eitem: Mädeli, du biſt ſchwanger, der Doktor hat's ge-
t. Mädeli ſah ganz roth auf und ſagte: Schrei doch
ht ſo, Peter, das halbe Dorf hört es ja. Geh in die
ube, ich komme nach. Beſchämt zottelte ich hin und
chwerlich kam es mir nach. Dort erzählte ich, wie der
ſter ein b'ſunderbar ein geſchickter ſei, wie er kaum in
Glas geſehen, ohne daß ich ein Wörtlein geſagt, als
gleich ausgerufen habe: Die iſt ſchwanger.

Mädeli wollte ſich ſtellen, als ob es dieſes nicht höre,
machte ſich etwas zu thun; ich aber drehte es um,
freute mich gar herzlich darüber, ſo daß Mädeli ſein

Geſicht an meinem Halſe verbarg. Da hörten wir ein ſchallend Gelächter neben uns, es war der Schwiegerpapa. Wir beide, ärgerlich darüber, daß er unſere angehenden Elternfreuden alſo geſtört, ſahen uns um, fragend, was er denn zu lachen habe! Er konnte vor Lachen lange nicht antworten. Endlich begriffen wir, daß er das Waſſer verwechſelt habe, und er es eigentlich ſei, der ſchwanger ſein ſolle.

Wir ſtanden da wie Weiber, denen die Katze des Sonntags das Fleiſch gefreſſen, und am Ende fing mein Weibchen an zu weinen, daß ſeine angehenden Mutterfreuden eitel, ſeine Furcht vor der Auszehrung gegründet ſein ſollte. Der Vater aber tröſtete: Seid nicht thöricht, was der Arzt euch geſagt, wußten ich und andere Leute längſt ohne Waſſerſchau. Ich ſpielte euch den Streich, nicht um euch zu betrüben, ſondern um euch zu zeigen, was an einem Waſſerdoktor iſt. Die kenne ich längſt. Als ich hinter Murten auf der Wanderſchaft war, da war einmal ein ſolcher trunken und ſchenkte mir klar Waſſer ein. Allerdings, ſagte er, ſehe man Gallengeſchichten, heftige Fieber und manchmal ihre Grade, ſehe Krämpfe krampfhafter Frauen zuweilen in denſelben, weiter nichts; ſehe nicht einmal den Unterſchied von männlichem und weiblichem Waſſer.

Aber die Leute wollten es einmal ſo, darum thue man es. Man kenne erſtlich viele Leute ringsum und wiſſe, was vorgehe; man kenne in allen Jahreszeiten ungefähr den Charakter der Krankheiten und die jahrzeitlichen Uebel: man habe allenthalben Leute, die einem Nachricht geben von Leuten, die kommen würden; man habe aparte Leute, welche die Leute ausfragten, welche kämen; man habe auch eigene Vorrichtungen, um die Leute zu behorchen, und wenn alles das nichts hülfe, ſo ſchieße man ſeinen Schuß von ungefähr in die Scheibe hinein, oder helfe ſich mit einem Witz. So habe z. B. einſt in der Wartſtube des berühmten Micheli von Langnau Einer geſagt: er habe da das Waſſer von ſeinem

Bruder, der ſei von einem Kirſchbaum hinuntergefallen, und nun nehme es ihn Wunder, ob der Bader das errathen könne; wenn er das könne, dann wolle er glauben, er könne mehr als ein Anderer. Der Doktor, der das natürlich gehört oder vernommen, habe, als jener ſeiner Reihe nach vorgekommen, das Waſſer lange beſchaut mit bedeutender Miene und kurz geſagt: Dein Bruder iſt gefallen. Reſpektvoll habe der Burſche den Spruch vernommen und geſagt: Ja, Bader, du haſt recht, aber ſchlauer Weiſe nach Emmenthaler Art einen Incident machend, fragte er aus dem Stegreif: Aber kannſt mir ſagen, von was er hinunterfiel? Von einer Leiter, antwortete Micheli. Aber kannſt mir ſagen, wie manche Sproſſe hoch? frug der andere weiter. Achte, ſagte der Arzt. Jetzt, Doktor, haſt gefehlt, viel höher fiel er runter. Höre, Bürſchchen, brachteſt mir alles Waſſer? frug Micheli. Nein, war die Antwort. Nun, da ſiehſt, die andern Sproſſen waren im andern Waſſer, antwortete Micheli. Da *vergaß* das Bürſchli Maul und Naſe *offen*. Micheli's Witz war über ſeinem geweſen, darum ſagte er auch: Der kann mehr, als Brot eſſen. So erzählte uns der Alte, um uns zu beſänftigen, denn wir waren recht böſe über ihn. Es gelang ihm lange nicht. Mit ganz eigenen Augen ſah ich Mädeli, die werdende Mutter, an, und keiner Königin konnte man auſwärtiger ſein, als ich meinem Weibchen. Ganz eigen ſchwellte ſich mir das Herz, wenn ich dachte, daß ich Vater werde. Und Mädeli ward ſo zärtlich und ſo bange, es ſchien mich noch einmal ſo ſehr zu lieben, und doch ſchlich es öfters bei Seite und mit verweinten Augen fand ich es wieder. Wenn ich es dann in die Arme nahm und nach ſeinem Kummer fragte, oder ob es böſe über mich ſei, dann ſchmiegte es ſich feſter an mich und jammerte, es müſſe gewißlich ſterben, es ſtehe das nicht aus. Früher wäre es ſo gern geſtorben, jetzt aber ſo ungern. Es könne nicht von mir weg, es könne mich nicht laſſen, ſo gerne hätte es auch das Kind geſehen; aber das könne nicht ſein, das mache es ſo traurig, denn ſterben müſſe es.

Dieſe Hirngeſpinnſte wollte ich ausreden, verjagen, wurde aber am Ende ſelbſt davon angeſteckt. Bald hatte es geträumt, unter ſeinem Zeug das Todtenhemd gefunden zu haben, bald hatte eine Krähe drei Morgen hinter einander bei Tagesanbruch auf unſerem Hauſe gekräht, bald der Todtenwurm gepickt zunächſt neben unſerm Bette; bald hatte es einen Klapf gegeben in der Stube, wie ein Schuß, und man konnte nicht entdecken, was eigentlich geklepft. Dieſe Wahrnehmungen alle machten auch Eindruck auf mich, entkräfteten daher meinen Troſt. Und wenn wir uns auch einigermaßen beruhigt hatten, und Mädeli in meiner Nähe zuweilen die Todesgedanken vergaß und wieder lachte, ſo kam, faſt wie vom Teufel hergeblaſen, irgend ein Weib, um die Angſt von Neuem anzublaſen. Die erzählte dann ſchauerliche Geſchichten, bald von erfüllten Ahnungen, und wie ſich die Kindbetterin ſelbſt geſehen hätte im Todtenbaume, bald von den Schmerzen und Gefahren des Kindbettens, wie es zum erſten Mal immer am härteſten zugehe, wie hie und dort eine geſtorben ſei, oder für ihr Lebtag ein Gebrechen davon getragen; von hübſchen, jungen Weibern, die ſeit dem erſten Kindbetti herumſchlichen wie ein Schatten an der Wand, wie wenn ſie aus dem Grabe kämen und keine geſunde Stunde mehr hätten. So erzählte ein Weib ums andere, und eins ſchauerlicher als das andere. Hintendrein ſagten ſie dann wohl: Sei doch nicht ein Narrchen, ſo Angſt zu haben. Es geht nicht Allen ſo, im Kriege kommen auch nicht alle Soldaten um. Du mußt dich nur nicht fürchten, dann wird es ſchon gut gehen.

Daß dann aber dieſer Troſt nicht beſonders anſchlug, kann man ſich denken. Es fehlte Mädeli allerdings gar viel etwas, und da gab wieder eine Frau dieſes an, eine andere etwas anderes, riethen beſſeres Eſſen an und ermahnten, Fleiſch und Wein zu brauchen. Da fühlte ich am bitterſten meine Schulden und meine Entblößung.

Das Geld vom Schullohn, das uns im Frühjahr bezahlt wird, war längſtens fort, wir mußten vom Verdienſt leben, und der war nicht groß. Wir hatten einen langen Winter vor uns, in welchem ich faſt nichts verdienen konnte, und eine Kindbette, die viel koſtet, und für die ein guter Hausvater allweg etwas Geld z'weg macht, und endlich ſollten wir noch erübrigen, um an unſern Schulden etwas zu zahlen. Da ward es mir ſchwer und bang, und dennoch trug ich Mädeli zu, was ich konnte; aber es wollte es dann nicht brauchen, und jammerte über die Koſten, die es verurſache, ſchmähte mich über meinen Leichtſinn, das Geld jetzt wegzuwerfen, das ſpäter viel beſſer zu gebrauchen ſei. Das war auch wieder ein Zanken der Liebe, das angehen mag. So hatten wir zu jammern, zu zanken und dann wieder abzurathen, was wir für die Kindbetti und das Kind zurecht zu machen hätten. Wir ſcheuten uns, Jemand zu fragen, und trugen aus unſern Jugend-Erinnerungen und aus dem, was wir hier oder da ſahen, zuſammen, was wir konnten, und rathſchlagten gründlich und bedächtlich, mit wie vielem wir es wohl machen könnten. Aber wir mochten rechnen, wie wir wollten, Geld brauchte es immer, denn wir hatten nicht alte Tücher und Hemden zum Verſchneiden. Glücklicherweiſe gab es ein gutes Flachsjahr, gab Hanf, und aus dieſem löſten wir ſo viel, daß wir einen Sparpfennig für die Kindbetti zu haben hofften. Auch der Vater hatte Verdienſt und konnte uns in der Haushaltung nachhelfen.

Der Winter kam wieder und mit ihm die Schule.

Diesmal freute ich mich nicht beſonders darauf, ich hatte eigentlich Anderes zu ſinnen und zu thun. So ein Morgen dünkte mich oft gar lange, und ich hätte es kaum ertragen, wenn ich nicht des Morgens wenigſtens einmal hinüber zu meinem Weibchen gegangen wäre. Es ſandte mich aber bald fort, ſagend: Hör, Männchen, wie ſie ſo wüſt thun, du mußt hinüber. Oft wollte ich es überreden, mit mir in die Schulſtube zu kommen, es könne da auch ſpinnen oder ſtricken, meinte ich. Es hätte auch ſo gut das Recht dazu, als andere Schulmeiſterweiber, die ganze halbe Tage in der Schulſtube auf dem Ofen hocken, manchmal mit einem Kind auf dem Arm und an der Bruſt, und manchmal mit keinem. Aber Mädeli wollte nicht und meinte, das ſei doch nicht anſtändig und trage nichts ab; im Gegentheil, man verſäume einander nur gegenſeitig. Es ſei nicht von denen eins, die meinen, die Männer ſeien nur für ſie da und ſollten immer bei ihnen hocken, und alles gehn und liegen laſſen, wenn den Weibern was durch den Kopf fahre.

Als aber die Kindbetti, wie wir glaubten, immer näher rückte, da hatte ich denn doch faſt kein Bleiben mehr, und alle Stunden wenigſtens einmal lief ich zu ihm hinüber, um zu ſehen, ob die Stunde gekommen ſei? Und weil ſie immer nicht kommen wollte, ſo fingen wir wieder an zu glauben, es ſei gar nichts, und das Ganze eine Krankheit, ein Aufſchwellen oder eine Waſſerſucht. Zum Glück wurden unſere Bekümmerniſſe unſerem Vater kund, ehe wir zum Doktor liefen oder andere Leute beriethen, und der lachte uns ſo tüchtig aus, daß wir doch wieder zu hoffen anfingen: es ſei etwas anders. Endlich weckte mich des Nachts ein Gewimmer, es war Mädeli, das über Stechen, Reißen, Stüpfen, Drängen klagte, und es nirgents mehr zu erleiden wußte. Mir ahnete, das könne nun die erwartete Stunde ſein, und mir ward wie einem Rekruten, der zum erſten Mal ins Feuer ſoll, wie einem auf Tod und Leben Angeklagten vor dem Geſchwornengericht, ehe Schuldig oder Nichtſchuldig über ihn geſprochen wird. Ich fragte alle Augenblicke: wie gehts, wie iſt dir? Aber das Jammern und Wimmern wurde immer ſtärker, mir lief der Schweiß bachweis um den Leib; ich wußte nichts anzufangen, als am Ende den Vater zu rufen. Der ſchalt mich aus, daß ich es nicht ſchon lange gethan, oder daß ich nicht Weiber gerufen, die müßten herbei, er wiſſe dem nicht zu thun. Er lief um Hülfe aus, und bald waren welche da, denn für ſolche

Dinge ſind die Weiber aufwärtig und hülfreich. So eine Geburt iſt manchem Weibe, was manchem Mann eine Feuersbrunſt, und je ärger es an beiden zugeht, deſto wohler iſts ihnen. Ich war in gar fürchterlichen Aengſten, ich glaubte alle Augenblicke, es müßte geſtorben ſein, und hatte gar ein unendlich Bedauern und fragte immer, wie es gehe, und wenn ich keine Antwort erhielt, ſo meinte ich ſchon, es ſei aus mit Mädeli. Aber ganz gelaſſen bewegten ſich die Weiber herum, erzählten eine Kindbetti nach der andern und eine fürchterlicher als die andere; und wenn Eine fertig war, ſo ſagte die Andere: das iſt gar nichts, dort oder dort gings noch ganz anders zu! Eine machte Kaffee, eine Andere betete in einem Buche, bis es ihr in den Sinn kam, daß ich der Schulmeiſter ſei, und eigentlich am beſten ſollte beten können, und ſie ſetzte mich an den Tiſch und ſchob das Buch mir vor. Weder meine Frau, noch die Weiber, die zwiſchen durch immer ſchwatzten, hörten darauf, und ich wußte gar nicht, was ich ſagte, ſondern hörte nur immer auf das Gewimmer im Bette; aber das Beten iſt Beten, und es ſei b'ſunderbar gut, wenn es hart zugehe, ſagte eine. Wenn Einer recht herzhaft bete, ſo gehe es einen Weg, entweder den einen oder den andern. Aber trotz dem Zuſpruch hielt ich es doch nicht am Buche aus, ſondern mußte näher zu meinem Weibchen, und doch wäre ich wieder für mein Leben gern davon gelaufen.

Es ging lange. Es ſchlug Mitternacht, es ſchlugen Morgenſtunden, und noch immer war die Sache nicht ab Ort. Ich hatte kein Bleiben mehr, war außer mir. Das Seufzen Mädelis ſchien mir ſchwächer und immer ſchwächer, reden konnte es kaum mehr, der Schweiß ſtand ihm auf der Stirn; da ſagte endlich eins der Weiber mitten aus einer ſchauerlichen Geſchichte heraus: Man könnte die Hebamme kommen laſſen, ſie wohnt ja nur eine halbe Stunde weit. Wenn es fehlen ſollte, ſo müßten die ſchuld ſein, wo dabei waren und würden verbrüllet, das es eine Art hätte. Mein Schwäher wurde abgeſandt.

Nun ging es aber eine Ewigkeit, eine lange, ſchreckliche, bis endlich die Thüre aufging und die Hebamme kam. Grüß Gott! und helf Gott! ſagte ſie, trat zum Bett und gab alsbald tröſtlichen Beſcheid, das werde ſich recht wohl machen, es ſei Alles in der beſten Ordnung, man ſolle nur Geduld haben, das gehe nicht ſo auf ein Mal. Aber eben dieſe Geduld zu haben, ward je länger je ſchwerer, und ſelbſt meinem Schwäher fing es an Angſt zu werden. Er murmelte immer lauter, man könne das doch nicht ſo gehen laſſen, und ob es nicht am beſten wäre, wenn man den Doktor holen ließe. Ein Doktor ſei doch immer ein Doktor, und eine Hebamme eine Hebamme; hinter Murten hätte man nicht halb ſo lange gewartet, ehe man ihn herbeigerufen.

Das war mir ganz recht, Hab und Gut hätte ich gegeben, wenn nur geholfen worden wäre. Die Hebamme aber ſagte, man könne machen, was man wolle, ſie habe nicht zu befehlen, aber es komme darauf an, zu welchem Doktor man wolle. Man hätte zu zweien ungefähr gleich weit. Hole man den Einen, ſo werde der nichts machen, ſondern ſagen, man ſolle nur Geduld haben, die Natur werde ſich ſchon helfen. Der Andere aber werde auf der Stelle ſeine Manöver anfangen, dem ſei's nur um den Louisd'or zu thun, und da frage er nicht lange, wie und wo, ſondern fange an zu zängeln. Man könne aber machen, was man wolle, aber ſie ſage es zum voraus, ſie wolle nicht ſchuld ſein. Hingegen glaube ſie, es werde, Unvorhergeſehenes ausgenommen, gut gehen. Man ſolle doch nicht den Muth verlieren, das gehe ja nicht aparti bös und nicht aparti lang, und wenn es bis zu Mittagszeit vorüber ſei, ſo könne man noch immer ſagen, es ſei gut gegangen. Es gebe nicht viel Weiber, die ihre Kinder ſo unerwartet im Bohnenplätz bekämen und wohlgemuth in der Schürze ſie heimtrügen.

Und wie ſie ſagte, ging es auch. Noch Vormittag hörte ich auf einmal ein gewaltig Schreien, und die Hebamme ſagte: Nicht wahr, ich hab's geſagt! Aber kein

Wunder iſt's, daß es hart ging, das iſt ein Bub, der reichſte Bauer kriegt ſie nicht größer. Gottlob, ſagte Mädeli, und legte ſich ſtill, ſelig ins Bett zurück. Und ich wußte vor Freuden nicht was anfangen, wollte mich bald mit dem Buben abgeben, der aber ungebührlicher Weiſe von mir keine Notiz nahm, ſondern auf ſeine eigene Fauſt mörderlich ſchrie; wollte mit Mädeli reden, das drückte mir aber nur mit freundlichem Lächeln die Hand; wollte mit der Hebamme reden, aber die hatte ſo viel zu regieren und ſo viel Mangelndes, z. B. eine Nabelbinde ꝛc. von den anweſenden Weibern ſich zu erbitten, daß ſie gar nicht auf mich hörte und am Ende mir ſagte: Schulmeiſter, geht doch auf die Seite, ihr ſeid einem nur unter den Füßen. Aber ich ward nicht empfindlich, ich ging hinaus und freute mich meines Buben und meines Gottes, der mir mein Weib erhalten.

Zwölftes Kapitel.

Von Vaterfreuden und Vaterſorgen.

Das Vaterſein erzeugt ganz eigene Empfindungen. Man kommt ſich viel bedeutender vor, macht unwillkürlich eine gewichtigere Miene und fühlt ſich, entbunden von der früheren Angſt, leicht und froh wie ein Fiſch im Bach, wie ein Vogel in der Luft; es dünkt einen faſt, man ſollte fliegen können. Man weiß aber vor lauter Freude nicht recht, wo einem der Kopf ſteht, und hat trotz der Vaterwürde etwas von einer ſturmen Gans an ſich. Mit der Wöchnerin kann man nicht reden, kann nur ſehen, wie ſie ſo wonnereich ihr Kindlein in den Arm nimmt, wie die dankerfüllte Seele ſo freudig aus den Augen glänzt, und bei aller Schwäche das Gefühl behaglicher Ruhe in allen Gliedern ſich ausdrückt. Mit welcher Ahnung hält der Vater ſein erſtes Kind, und beſonders einen Buben, zum erſtenmal auf dem Arme und ſchaut in ſein ſchreiend Geſicht! Was wird wohl aus dem Bürſchlein alles werden, wie wartet auf ihn die Welt, was wird ſie ihm bieten, wie wird er ſie bezwingen? Daß noch kein ſolches Ding in die Welt gekommen, deſſen iſt der Vater überzeugt, und ſieht im Geiſte den Sohn mit Ruhm und Ehren gekrönt, und mit gaffendem Munde ab ſolchem Wunderding rings um ihn die Welt. Und je nachdem der Vater etwas iſt, je nachdem legt er dem Kinde Titel und Würden bei im Geiſte. Der Patrizier ſah in ſeinem Jungen einen Schultheiß oder wenigſtens einen Oberſten. Der Bauer ſieht in ſeinem einen Amtmann, der breit mit den Händen in den Weſtentaſchen vor ſeinem Hauſe ſteht, und zuſieht, wie man vier ſchwarz glänzende Roſſe an den Miſtwagen legt.

Der Pfarrer ſieht ſeinen Sohn als Profeſſor, der griechiſch und lateiniſch, das ihm ſo viel vergeblichen Schweiß auspreßte, kann wie Schnupf, oder ſieht ihn wenigſtens als Stadtpfarrer, und in heiligem tiefem Reſpekt bückt er ſich tief vor dem kleinen Ding, als ob es ſchon wirklich ein Großes wäre. Der Schulmeiſter träumt ſich ſeinen Buben auf der Kanzel als ſtattlichen Pfarrer, und wie Alle ſagen: Ja, der kanns, wie keiner, und wie Vater mitten unter den Leuten ſteht und ſagt: Ja, der kanns, von Ackerbau verſteht mein Junge nichts, aber auf der Kanzel iſt er ein Unteufel. So gehen Träume durch der Väter Seelen und ähnliche durch der Mütter Seelen, aber nur ähnliche und nicht gleiche. Die Mütter träumen von ſchöner Leibesgeſtalt, rothen Backen, lockigtem Haar, witzigem Munde, und im Hintergrunde ſchimmert ihnen immer eine Hochzeit entgegen. Und dann hat der Vater und die Mutter bereits Langeweile nach der Träume Erfüllung. Sie gehen alle Augenblicke zum Kinde, zu ſehen, wie ſchnell es den Träumen entgegenreife, und wenn es ſchläft, ſo kommen ſie beſtändig in Verſuchung, es zu wecken, erſtlich, damit es die Zeit nicht verſchlafe, und zweitens, um zu ſehen, wie bedeutend es ſich in der letzten halben Stunde entwickelt habe. Und wenn man ſchon vom Kinde weg iſt, ſo verfolgen einen ſolche Träume, und legen ſich quer durch den Kopf, ſo daß ſie andern Gedanken den Weg verlegen, daß man, wie man zu ſagen pflegt, den Kopf nicht mehr beiſammen halten kann. Daß man in der Schule konfus wird, gar nicht mehr aufpaſſen kann beim Leſen, und beim Aufſagen die Fragen verwechſelt, und immer falſche Antworten fordert auf die vorgeſagten Fragen, ſo was iſt fatal. Ein Schulmeiſter ſoll nie Unrecht haben; aber wenn dann die Kinder mit dem Fragenbuch kommen, was ſoll er anfangen?

Ueberhaupt möchte ich jedem Schulmeiſter den Rath geben, die Kindbettene auf den Sommer zu richten, im Winter läßt es ſich faſt nicht machen, beſonders in den alten Schulhäuſern, wo Schulſtube und Wohnſtube an einander ſtoßen oder doch auf dem gleichen Boden ſind. Wie ſoll der arme Teufel Schul halten mit ſeinem Kopf voll andern Dingen? Wo ſoll er Zeit dazu finden? Er muß die Haushaltung machen, er muß doch der Frau abwarten, er muß geſchwind nachſehen, wenn das Kind ſchreit, was es Neues gebe, er muß es trocken machen und ſäubern. Freilich iſt zuweilen eine gute Nachbarsfrau da, welche ihn etwas ablöſt, oder es kömmt die Hebamme. Und wenn er ſchon Zeit hat, ſo iſt er doch matt und müde, von der Abwart, dem Nichtſchlafen in der Nacht. Dann nehme man, wie wohl der Schullärm der Wöchnerin thut, und wie Langeweile ſie hat, wenn der Mann nie bei ihr ſein kann! Und wenn man einen Schwäher hat, der ſchuſtern muß, und nirgend anders ſchuſtern kann, als in der einzigen Stube, welche man brauchbar hat, ſo iſt es auch kommoder, im Sommer Kindbette zu halten, da kann er doch ſchuſtern vor dem Hauſe oder in der Schulſtube. Denn man nehme, wie lieblich die Hammerſchläge tönen im Kopf einer Kindbetterin; man bedenke, daß geſchuſtert werden muß, wenn die Kindbetterin ihre Butterſuppen gehörig haben ſoll. Wahrhaftig, mit der Schule wußte ich nie ſo wenig anzufangen, ſie war mir nie ſo zur Laſt, als damals. Auch waren meine Morgen und Nachmittage nicht ſehr lang, ich trieb Künſte mit der Uhr, oder war das nicht zu machen, ſo wandte ich Geſchäfte vor, und ſandte die Kinder eine halbe Stunde früher fort.

Die Leute nahmen mir das damals nicht übel; da gab es keine Schulkommiſſion, welche hinter den unfleißigen Hausvätern her war, ſonſt hätten die auch was geſagt. Die paſſen den Schulmeiſtern, ſeitdem man ihnen aufpaßt, gar verdammt auf, vor denen kann er ſich in Acht nehmen, viel mehr, als vor dem Schulkommiſſair, der gewöhnlich ein guter Mann iſt.

Wir hatten gar Manches zu reden zuſammen, was bei dem erſten Kinde ebenfalls mit ganz beſonderer Wichtigkeit verhandelt wird. Wir mußten dem Kinde einen Namen ausleſen, der ihm wohl anſtund. Heutzutag ſieht man bei den Namen nur auf den Klang und ſagt: der gefällt mir. Ehedem ſah man auf die Bedeutung deſſelben; da konnte man ſicher eher einig werden, als jetzt über den Klang. Wir haben unſere Namen aus Sprachen her, die wir im Allgemeinen nicht mehr kennen, daher bleibt uns die Bedeutung der meiſten Namen unbekannt. Das iſt nun recht übel, denn ſein Name war Manchem ein Mahnungswort, das ihm beſtändig in die Ohren klang. Man iſt ſo gewohnt, bei den Namen nichts mehr zu denken, nicht zu denken, daß ſie eigentlich Eigenſchaften oder das ganze Weſen eines Menſchen bezeichnen ſollen, daß man auch bei denen nichts mehr denkt, auf den bloßen Klang achtet, bei welchen man doch ſehr gut weiß, was ſie ſagen ſollen. Z. B. Friedrich, Gottlieb, Gotthelf, Gottfried, Siegmund u. ſ. w. So mancher Vater hat z. B. den Namen Gottlieb zur Erziehung benutzt!

Wir waren uneinig, ich und meine Frau. Sie wollte einen Peterli, der gefalle ihr gar wohl und töne ſchön. Ich war für einen Johannes geſtimmt. Johannes ſei gar ſchön, meinte ich, und Johannesli, mi's Johannesli, komme gar ſo lieblich heraus. Mein Schwäher fühlte wohl, daß ihm da nicht eine erſte Stimme gebühre, aber er muckelte von einem Daniel, der habe ihm etwas Majeſtätiſches, und hinter Murten hießen die führnehmſten Leute ſo. Wir ſtritten zuſammen, bis Mädeli mich auf ſeine Weiſe anſah und ſagte: Es könne nicht genug Peters haben, ſo lieb ſei ihm der, wo es bereits habe. Da war das Streiten über dieſen Punkt aus, aber nicht über den zweiten. Was ſollten wir für Gevatterleute nehmen? Da wollte lange Keins recht mit der Sprache heraus. Ich war der Meinung, die Leute würden es mehr oder minder für eine Ehre halten, beim erſten Kinde des Schulmeiſters zu Gevatter zu ſtehen, oder es könnten es wenigſtens die Einen zürnen, wenn man Andere nehme ſtatt ihrer. Man lache nicht darüber, und glaube, das ſei noch eine meiner alten Mücken, die übrig geblieben. Es ging mir dabei nicht anders, als es gar vielen Vätern beim erſten Kinde geht. Wie viele meinen nicht, die Geburt dieſes Kindes ſei für die ganze Welt ein bedeutungsvolles Ereigniß. Weil dieſe Geburt für ſie ſo wichtig iſt, ſo meinen ſie, für Alle habe ſie den gleichen Werth. Du mein Gott, wie vergehen dieſe Faren! Wenn dann die Kinder kommen, eins nach dem andern, daß man nicht weiß, wo wehren, ſo fängt man an, ſich faſt eben ſo ſehr zu ſchämen, als man ſich Anfangs gemeint hat. Während man beim erſten Kinde eine Ehre empfing und Andern eine Ehre anzuthun meinte, wenn man ſie zu dieſem Kinde erbat, ſo empfindet man ſpäter bei jeder neuen Geburt eine ſich vermehrende Laſt, und fürchtet nun auch beim Gevatterbitten eine Laſt anzuthun. Meiner Meinung nach ſollten alſo die Honoratieren des Dorfes zu Gevatter gebeten werden, womit ich aber doch hinter dem Berge hielt, hoffend, Mädeli werde und müſſe gleich denken wie ich, und ſollte ſich darüber zuerſt ausſprechen. Endlich äußerte es ſich, es dünke es, man könne an die Verwandten kommen; die würden es ſchon thun. Nun mußte ich denn doch widerſprechen und bemerken, daß wir doch ja wenig Verwandte hätten, daß ſie fern ſeien, entweder ihm oder mir unbekannt, und daß man es hier zürnen würde, und daß man doch weniger Läuf und Gäng hätte, wenn man die Leute von hier nehme.

Gar ungläubig lächelte Mädeli, als ich vom Zürnen, von ungern haben ſprach. Es hätte das noch nie gehört, hingegen gar oft: man wiſſe nicht, warum der einen doch plage, man gehe ihn ja weiter nichts an, und er hätte doch noch Leute, die das beſſer thun könnten. Die Vornehmern betrachteten eigentlich das zu Gevatterbitten als eine Bettelei, das Annehmen der Bitte als eine Gnade, denn es würde ja niemals Einem derſelben in Sinn kommen, einem Untergebenen, Mindern wieder zum Pathen zu nehmen; man hätte ja nie gehört, daß ein Bauer einen Taglöhner zu Gevatter gebeten habe. Bitte man aber Seinesgleichen, ſo thäten dieſe es darum lieber, weil ſie das Gegenrecht anſprechen könnten, und um ſo leichter mit der gleichen Bitte anwachſen dürften.

So diſputirten wir zuerſt grundſätzlich, und dann angewandt auf die Perſonen. Mädeli ſchlug Verwandte vor und ich Honoratioren. Wir hatten gegenſeitig an allen Vorgeſchlagenen zu kritiſiren. Ich muß bekennen, ich traute Mädeli in dieſen Dingen gar kein Urtheil zu, es war ja ſo jung und hatte ſo viel mit Leuten ſich nicht abgegeben. Dagegen glaubte ich mir Erfahrung erworben zu haben. Ich wußte wohl, daß ich meine Bauern nicht plagen durfte, aber zu Gevatterbitten hielt ich nicht für eine Plage, ſondern eben für eine Ehre oder für eine Anerkennung der Untergebenheit. Nahmen doch Dienſtboten ihre Meiſterleute zu Gevatter, Hausleute den Hausbauer und ſeine Frau, und war an einem Orte ein Oberherr, ſo war der vor dem Pfarrer nicht ſicher. Ich war daher hier hartnäckiger, als beim Namen, und ſetzte es auch durch, daß zwei Stellen nach meinem Sinn vergeben werden ſollen, und die dritte konnte mein Weibchen beſetzen und that es mit einem Bruder, der einige Stunden von uns in Arbeit ſtand. Ich aber erwählte den Statthalter und des Ammanns Frau, die bei der Geburt zugegen geweſen und mit Rath und That uns viel geholfen hatte.

Nun mußten die Erwählten auch erbeten werden. Die Weiber machen ſich oft breit, daß ihnen bei den Kindern alle Beſchwerden und Schmerzen auffielen, daß ſie es den Männern gönnen möchten, wenn einmal das Kindbetten auch an ſie käme. Sie denken nicht ans Gevatterbitten, denken nicht daran, daß man bei jedem Kinde doch nur einmal kindbetten, hingegen dreimal zu Gevatter bitten muß. Ehe man es erfahren hat, weiß man gar nicht, was das iſt, ja man weiß es nicht, bis man auf dem Wege iſt. Und was bei dieſer Sache das Merkwürdigſte iſt, iſt das, daß während durchs Wiederholen jede Sache leichter wird, auch das Kindbetten, das Gevatterbitten Einem jedesmal ſchwerer ankömmt. Der Kindbettimann, der den Sonntagsrock am Leibe, ein Tuch um den Hals und den Wollhut auf dem Kopfe hat, weiß wohl, daß man ihm aus jedem Hauſe nachſieht, wenn er am Werktag ſo angethan durchs Dorf geht, daß man neugierig ſich frägt: wo geht er hin, wo kehrt er ein? Er weiß, daß wenn er gegen ein Haus einlenkt, in demſelben ein Geſchrei ertönt: Mutter, es kömmt aber Einer, er hat den Hut an und den Sonntagsrock, will er wohl dich oder den Vater? Wer iſt's? frägt dann die Mutter. Und je nach dem Beſcheid, ſagt ſie: he nun ſo dann, oder: der hätte es können bleiben laſſen. Darum wählt man zu ſolchen Beſuchen gerne die Dämmerung oder gar die Dunkelheit, und klopft, während die Familie am Abendeſſen ſitzt, ganz beſcheiden an der Küchen- oder Hausthüre. Die Ammannin empfing mich gar freundlich; ja freilich, ſagte ſie, das wolle ſie mir ſchon verrichten, wenn ich das Zutrauen zu ihr habe. Es freue ſie noch, und meine Frau gefalle ihr wohl, und warum hätte man die Sachen, wenn man nicht auch andern Leuten etwas davon thun ſollte.

Bei des Statthalters ging es mir anders. Dort empfing mich auch die Frau, und hieß mich endlich hineinkommen, nachdem ſie mich lange ſtehen gelaſſen und unfreundlich hin und her geſchoſſen war. Der Mann werde bald kommen, hieß es. Wahrſcheinlich führte er in der

Hinterſtube ſich etwas zu Gemüthe, was Niemand zu wiſſen brauchte. Die Frau machte ſich unterdeſſen allerlei Anlaß zu ſchimpfen, wie man doch von den Leuten geplagt werde, es dünke ſie, die Leute glauben, ſie ſeien alleine auf der Welt und nur um zu Gevatter zu ſtehen. Kurz, ſie wußte während der halben Stunde Wartens mir das Herz ſo in die Hoſen hinunter zu ſticheln, daß ich dem endlich eintretenden Statthalter mein Anliegen kaum vorbringen konnte. Höre, Schulmeiſter, weil du es biſt, will ich es wohl verrichten; einem andern würde ich den Abſchlag geben, das Ding kömmt mir wohl ſtreng, und ich muß anfangen, zu mir ſelbſt zu ſehen. Nachdem ich noch geſagt hatte, ſie ſollten ſich doch ja keine Koſten machen, es ſei mir nicht wegen dem, und nachdem ich gehörig gedankt und vielmals alle z'Kindbetti eingeladen hatte, dachte ich beim Heimgehen: Mädeli, du haſt doch etwas recht, aber ich ſagte es ihm nicht.

Auch dem Bruder nachzulaufen, ward mir nicht geſchenkt, und das iſt wahrhaftig eine ſtrenge Sache, wegen einer einfachen Frage im Winter ein halb Dutzend Stunden machen zu müſſen; aber ſo ſind einmal die Leute und die Gebräuche. Nun, der Bruder führte ſich recht manierlich auf, zahlte mir noch eine Flaſche, und da er erſt eine neue Kleidung ſich hatte machen laſſen, ſo glaube ich, er that ſich etwas zu gut auf das Gevatterſtehen, und dachte ſich das aus, wie ſie luegen werden im Gytiwyl, wenn er daher komme in ſeiner neuen Kleidung. Freilich ſchiens ihm nicht ganz recht zu ſein, eine bejahrte Ammannin zur Gevatterin zu haben, ein hübſches Mädchen wäre ihm lieber geweſen. Da ich nach Hauſe preſſierte, um nicht von der Nacht überfallen zu werden, wies er mich auf einen Fußſteg, der eine halbe Stunde näher ſein ſollte.

Kalt blies der Nordwind über die Fläche und nahm mir unſanft den Tabakrauch vom Munde weg. Leicht war es mir ums Herz, die letzte Viſite war gemacht beim letzten Pathen; in wenig Stunden war ich wieder bei meinem Sprößling, und mich nahm gar ſehr Wunder, um wie viel er in dieſem ganzen Tage an Größe und Weisheit zugenommen habe. Freilich flogen auch allerlei ſchwerere Wolken mir durch den Kopf. Ich erfuhr täglich, daß Mädeli mit ſeinem häuslichen Büdjet ſich doch verrechnet habe, und daß wir mehr als 20 Groſchen brauchten in der Woche. Nur für Butter und Fett mußte 5 — 6 Batzen ausgegeben werden. Doch dieſe Wolken flogen raſch vorüber, verjagt durch die immer wieder hervorbrechende Sonne der Vaterfreuden, denen ich mich mit ganzer Seele hingab, und die mich auch warm hielten im Winde. Da tönte es dicht vor mir in dumpfem Zorneslaut: Zum D....., kennſt nicht warte! Ich ſah am Waldesſaum einen Jäger im Anſchlag, hörte nicht weit oben im Gebüſch einen klaffenden Hund, ſah einen Haſen in den Waldweg ſpringen, einen Augenblick ſtille ſtehen, und dann in raſchen zierlichen Sätzen auf uns zukommen. Sieh, ſieh, da, da! ſchrie ich. Aber der Jäger ſah ſich ſo wild nach mir um, daß das Schreien mir im Munde ſtockte, und als ich in ihm meinen nächtlichen Begleiter und Wegweiſer mit dem fürchterlichen Schnauz erkannte, ließ ich vor Angſt die Pfeife fallen. Da ſtutzte der Haſe, machte eine halbe Wendung und wollte abſpringen, als es knallte aus des Jägers Doppelbüchſe, und das Thierchen im Wege ſich wälzte, zum Tode getroffen. Raſch ſprang der Jäger hin, hob den Langbein an den Hinterbeinen auf, gab ihm einen Schlag mit der ſcharfen Hand ins Genick, und warf ihn wieder auf den Boden hin, wo alſobald der Hund, der auf der Fährte klaffend kam, ihn beſchnoberte und mit dem Mund ihn packte, und gerne eingebiſſen hätte, wenn nicht des Jägers drohendes Auge über ihm geweſen wäre.

Ich ging auch, den Haſen zu beſchauen. Der Jäger, der mit ſeinem ſcharfen Blick mich erkannt hatte, ſchnurrte mich an: man müſſe ein Schulmeiſter ſein, um einen ſo in den Schuß zu laufen; ob ich denn ſein Winken, ſtille zu ſtehen, nicht bemerkt, oder ob ich etwa die nächſte Kinderlehre ſtudirt hätte? Und dann noch ſo zu brüllen, wie ein Eſel, ob ich denn glaube, er hätte keine Augen und die Haſen keine Ohren? Es komme mir wohl, daß er eine ſo gute Flinte habe, welcher er auf fünfzig Schritte einen Haſen, auch wenn er ſpitz gegen ihn käme, anvertrauen dürfe, ſonſt wollte er mir noch eins zählen. Ich entſchuldigte mich ſo gut als möglich, aber ärgerlich war es mir, von ihm allemal mit einem Wiſcher empfangen zu werden. Während er die Flinte ſäuberte und lud, fand ich den Muth, ihm zu ſagen, daß er die Schulmeiſter doch apparti auf dem Korn haben müſſe. Das letzte Mal habe er über ſie ſchimpfend mich verlaſſen, diesmal mit gleichem Schimpfen mich begrüßt. Was die ihm zu Leid gethan hätten? Schulmeiſter, das iſt eine lange Geſchichte, ſagte er. Ich habe geglaubt, du ſeieſt etwa neugierig geworden, und kämeſt einmal wieder, zu vernehmen, was ich damals meinte. Aber ſo ſeid ihr, wenn man euch nicht rühmt, ſo begehret ihr nichts zu hören; darum bleibt ihr auch, was ihr ſeid. Ich entſchuldigte mich, daß mir Niemand hätte Auskunft geben können über ihn, obgleich ich mehrere Male nach ihm gefragt. Und dann hätte ich viel zu thun, hätte geheirathet. Aber wiſſen möchte ich doch, was er denn eigentlich gegen uns habe? Da iſt der Wind zu kalt, ſagte er, und die Sache zu lang, aber wenn du mit mir heimkommen willſt, ſo will ich es dir ſchon ſagen. So lange durfte ich mich aber nicht aufhalten, ohne Mädeli Kummer zu machen, und ſagte von einem andern Mal. Er lächelte und meinte, es werde mir nicht gar Angſt darum ſein, ob man eine Stunde früher oder ſpäter heimkomme, achte man ſich ſonſt ſo einer Frau wegen nicht viel. Aber Schulmeiſter, ſagte er, und ſchob den Haſen, den Kopf voran, in ſeine Jagdtaſche, wenn du ſchon nicht neugierig biſt, ſo könnte es mich einmal ankommen, dir nachzulaufen, denn es wäre doch wirklich ſchade, wenn kein Schulmeiſter vernehmen würde, was ich eigentlich gegen ſie habe; es würde vielleicht Mancher weniger handlich ſeine Rockſchöße ſchwenken, wenn er einmal bündig hören würde, was ſo ein Schulmeiſter abträgt. Da erhob der Hund, der uns wieder verlaſſen hatte, ganz nahe bei uns ein gar wehlich Geheul, und vor ihm her ſetzte ein Haſe in langen Sprüngen dem Walde zu, und von mir weg ſetzte der Jäger, in der einen Hand die Flinte, mit der andern die Jagdtaſche haltend, wie raſend in den Wald hinein, und kaput ſtund ich auf einmal allein und hätte ihm gerne noch etwas geſagt.

Aber verſchwunden war plötzlich die ganze Jagd wie ein wilder Spuk, nur das Anſchlagen des Hundes tönte von ferne her mir zu, aber immer ſchwächer, bis es endlich verhallte, wenigſtens für eines Laien Ohr. Faſt ſo räthſelhaft wie das vorige Mal, faſt wie der wilde Jäger erſchien mir wieder der wilde Mann. Was ich von ihm vernommen hatte, gab ſeiner Erſcheinung auch noch etwas Schauerliches. Per se hatte ich ihm nachgefragt, und Alle die ich fragte, ſchüttelten bedenklich die Köpfe. Die Einen gaben ihn aus für einen fremden Räuberhauptmann, der ſich hieher geflüchtet; Andere für ein Landeskind, das nach den Einen ſeinen Vater umgebracht, nach den Zweiten ſeinen Herrn, einen reichen Offizier, erſchlagen. Die Meiſten hielten ihn aber für Einen, der ſich dem Teufel ergeben hätte, und hier mit allerlei Teufelskünſten ſich abgebe. Zur Beſtätigung dieſer Meinung wußten ſie eine Menge Belege anzuführen, ſo daß ich mich faſt auf ihre Seite ſchlug, und eben deswegen nicht eilig geweſen war, ihm einen Beſuch abzuſtatten.

Wenn man ſo darüber nachdenkt, ſo kömmt Einem ſicher nichts ſchöner und feierlicher vor, als eine Kindstaufe. Das Kind, das der Herr gegeben, weiht man dem Herrn wieder. Da liegt es vor uns, eine Aufgabe, die alle unſere Kräfte in Anſpruch nimmt, von deren Löſung unſer Lohn und unſer Glück abhängt; ein Räthſel, das die Zeit enthüllen wird; eine Gabe, die Gift oder Gold in unſern Händen werden kann; ein klein unbewußt Weſen, für das wir ſorgen ſollen, daß alle Dinge zu ſeiner Seligkeit gereichen, wie der Herr allen denen, die ihn lieben, alles zur Seligkeit gedeihen läßt; ein anvertrautes

Gut, das wir regieren ſollen, wie wir wünſchen von Gott regiert zu werden, alſo ein Prüfſtein, an welchem wir erproben, in wie fern wir Gott ähnlich zu werden vermögen. Eine Kindstaufe iſt alſo einer der erhebendſten Tage im Menſchenleben, und nur wer ſie nicht begreift, kann ſich an ihr ärgern, und nur der Vater, der ſeinen göttlichen Beruf nicht vernimmt, kann ſich ihr entziehen. Und wehe denen, welche aus Rechthaberei und Buchſtabenſucht den Vätern dieſe Taufen verdächtigen, und den Kindern rauben die Früchte dieſes Taufens, die Früchte im Vaterherz und im Mutterherz. Unterdeſſen iſts merkwürdig, wie auch die Welt dafür ſorget, die tiefern Eindrücke zu verwiſchen, ja einen Vater gar nicht zur ordentlichen Beſinnung und noch viel weniger zur rechten Empfindung kommen zu laſſen.

Er muß am Morgen dafür ſorgen, daß die Gevatterleute etwas finden zur Stärkung. Er muß Angſt haben, daß ſie ſich vielleicht verſpäten möchten. Er muß daran denken, daß ſeine Frau auch gehörig beſorgt werde, und auch etwas zu Hauſe habe. Während der ganzen Taufe muß er daran ſinnen, ob er nichts vergeſſen, und wie er es machen müſſe, daß er nicht gegen irgend Jemand fehle; ob er der Pathin geſagt, wie das Kind heißen ſolle, und ob die Gevatterleute (wenn es nämlich Fremde ſind) alle üblichen Gebräuche recht machen und am Ende die rechten Plätze finden werden. Kaum iſt die Taufe aus, ſo muß er die Gevatterleute hüten, zuſammenhalten wie eine Heerde Flöhe, damit ihm Niemand davon laufe; ſeh, kommt, kommt doch! muß er rufen, bis er im Hauſe oder im Wirthshauſe iſt, und ſollte er darüber ſo heiſer werden, wie ein altes Mutterſchaf. Und hat er ſie endlich auch beiſammen, ſo entrinnt ihm doch das Eine oder das Andere, unter irgend einem Vorwande, wieder. Dann muß er den Wirth preſſieren, daß er bald auftragen laſſe, denn die Zeit vor dem Eſſen iſt furchtbar langweilig, man weiß gar nicht, was anfangen; denn da viel Reden den Appetit nimmt, ſo will Niemand dieſer Gefahr ſich ausſetzen. Und hat endlich der Wirth die Suppe auf dem Tiſch, ſo ſind die Leute nicht mehr da. Die, welche da ſind, muß man zerren und ſtoßen, es iſt, als ob ſie keine Beine machen können, und doch mögen ſie kaum warten, bis ſie am Tiſche ſitzen; aber ſich ziehen, preſſieren laſſen zu dem, nach dem man lechzet, wie ein Hirſch nach einer Waſſerquelle, das iſt halt der Welt Sitte. Nach den Andern muß man ausſchicken, und vernimmt endlich den Beſcheid: ſie würden kommen, aber warten ſolle man nicht auf ſie. Der Kindbettimann weiß nicht, ſoll man warten oder zufahren, und iſt in peinlicher Klemme, der oder die könnten es zürnen. Aber nun preſſiert der Wirth. Es kalte alles, ſagt er, man könne ihnen an die Wärme ſtellen, ſie würden ſchon kommen. Endlich ißt man, und der Kindbettimann muß einſchenken und ſagen: nehmt doch, und wenn Eins nach dem Andern nachkömmt, ſo muß er befehlen, daß man wieder auftrage von der Suppe an, bis dahin, wo die Andern endlich geblieben ſind, und ſollten ſie erſt um vier oder fünf Uhr nachkommen, wie es z. B. des Statthalters Frau und Sohn machten. Und in jedem Wirthshauſe ſind immer Leute am Sonntage, welche vom Schmarotzen leben, die ſtrecken in jede Stube, wo das Kindbettimahl gehalten wird, ihre Naſen. Denen muß er nun ſelbſten ein Glas Wein bringen, oder ſich nicht ärgern, wenn Andere es ihnen bringen von ſeinem Weine; muß ſich nicht ärgern, wenn irgend Einer, ohne ſich um die übrige Tiſchgeſellſchaft zu bekümmern, hineinkömmt und mit dem Statthalter ein Geſchäft zu bereden anfängt. Dieſer muß ihm einſchenken, und alles, was der Trinkende der Höflichkeit wegen zu thun hat, iſt, daß er mit den Anweſenden Geſundheit macht. Dann wiſcht er mit der obern Hand das Maul, und geht wieder, ohne ſich nach dem Gaſtgeber nur umgeſehen zu haben. Und wenn Gäſte und Gevatterleute recht ungenirt ſind, und einmal recht gute Leute ſein möchten auf anderer Leute Koſten, ſo warten ſie nicht einmal, bis Jemand von ſelbſt hereinkömmt, ſondern ſie wandern in der Gaſtſtube und den Gängen umher, wie die Knechte im Evangelium auf den Kreuzwegen, und wo ſie Einen anſichtig werden, der ihnen anſtändig iſt, ſo heißt es: Komm, thue eins Beſcheid, nimm eins.

Wenn nun der Kindbettimann das alles ausgehalten und dazu noch im Kopfe ungefähr in Rechnung behalten, wie manche Maaß der Wirth aufgeſtellt, wie Manchem er friſch aufgetragen, und wenn er noch immer zu addiren vermag, wie hoch die Rechnung ſich belaufen, und ob er es aushalten möge, und das müſſen die meiſten Kindbettimannli thun, ſo möchte ich den ſehen, der im Kopf noch ernſte Gedanken haben kann. Und wenn die Rechnung anfängt überzulaufen, und um Gulden die Summe überſteigt, welche er dafür angeſetzt, und ſeine Beine ihm unter dem Tiſch zu beißen und zu brennen anfangen, und noch Niemand zum Heimgehen ſich rüſtet, ſo möchte ich den ſehen, welcher ein fröhlich Herz bewahren kann. Und wenn die Gevatterleute zu prügeln anfangen, und Teller und Flaſchen in der Stube herumfliegen, und das Mannli weiß, daß er das alles zu bezahlen haben wird, ſo möchte ich den ſehen, der ein fröhlich Geſicht noch machen kann. Und hat er das alles ausgeſtanden, ſo muß er ſich noch ſchönſtens bedanken, und nicht vergeſſen, einen Korb packen zu laſſen, um doch auch ſeinem Weibe etwas mitzubringen.

Und zuletzt hat er vielleicht noch über langes Ausbleiben von ſeiner Frau die bitterſten Vorwürfe anzuhören, die auf keine Entſchuldigung, daß es ſich ihm doch nicht geſchickt hätte, vor ſeinen Gevatterleuten wegzugehen, hören will. Und wenn zu allerletzt die Frau die Zeche vernimmt, und ſie nicht im Verhältniß findet mit dem, was ſie erhalten, ſo kann der arme Teufel von Vater verſichert ſein, daß er auf lange bös Wetter ins Land kriegt. Ich will gerne bekennen, daß es mir nicht ganz ſo ging, aber doch nicht ganz anders. Die Zeche vernahm ich ſelben Abend nicht. Der Wirth meinte, das preſſiere nicht, er müſſe noch mit ſeiner Frau reden. Zu Hauſe empfing mich Mädeli auch gar nicht ſauer, ſondern ſehr fröhlich, machte mir Vorwürfe, daß ich mich doch ſo mit ihm verköſtige, es hätte ja gute Sachen auf lange. Die Ammannin habe es gar ſchön bedacht, und mehrere Geſpielinnen ſeien bei ihm geweſen und haben gekramet, daß es ſich hätte ſchämen müſſen. Aber vom Brunnen, und wie ich die Kaffeekannen gefegt und es mir geholfen, hätte es auch Manches hören müſſen. Ich ſollte auch nicht Kummer haben, daß das Kind, welches während der Taufe gar erbärmlich geſchrien, viel Kreuz und Leiden haben werde, welches ſolches Schreien ſonſt bedeute, es hätte ihm alles abgenommen. Ich wußte nicht, was es damit meine, und Mädeli, im Bewußtſein ſeines mütterlichen Werkes, erzählte mir gar freudig: Die Hebamme ſei mit dem Kinde voller Angſt ſchwitzend angekommen aus der Kirche, und hätte ſchon vor der Thüre gerufen: Geſchwind, Frau, komm, ſonſt gehts nicht gut! Da hatte ſie ihr erzählt, wie das Kind geweint, und was das bedeute; aber es mache noch nichts, man könne ihm das alles abnehmen.

Geſchwind ſolle ſie Wein geben, und während ſie, die Hebamme, Wein trinke, ſolle ſie, die Mutter, eifrig beten und das Kind beſegnen. Da hätte die Hebamme drei Gläſer Wein getrunken in den drei heiligen Namen, und Mädeli dreimal das Unſer Vater gebetet und das Kind beſegnet recht andächtig.

Es hätte nicht geglaubt, ſagte Mädeli, daß die Hebamme eine ſo verſtändige Frau ſei, ich ſolle ihr doch das ſchönſte Geld ausleſen, wenn ich ſie bezahle. Wie doch oft die verſtändigſten Weiber in Bezug auf ſich, beſonders auf ihre Kinder, überhaupt in Bezug auf alles, was ſie lieben, abergläubiſch ſind! Sie leben mehr in der Gefühls- als der Verſtandeswelt, auch die Verſtändigſten.

Am folgenden Morgen wars, als Mädeli mich zum erſten Mal aus der Schule rief. Ich erſchrak, wußte nicht, was Ungewöhnliches begegnet ſei, und trat eiligſt in die Stube. Da hatte Mädeli unſere drei Gläſer aufgeſtellt und eine große Züpfe (ein Backwerk vom feinſten

Mehl, in Form eines eingebundenen Kindes, und oft ſchwerer als ein halbjährig Kind) dazu, und ſagte: Es ſei ihm geweſen, es möchte was, aber ſie alleine möge es nicht, es dünke ihms nicht gut. Das rührte mich wieder an meinem Weibchen, und deswegen kam es nicht zu kurz. Wenn nur die Leute glauben wollten, daß die Liebe durch die Liebe bezahlt wird, und Selbſtſucht durch Selbſtſucht.

Als die Schule aus war, mahnte mich Mädeli daran, daß ich doch alſobald unſere Schulden, bei Hebamme und Wirth, bezahlen ſolle, es könne ſonſt nicht ruhig ſchlafen, und erſt dann wüßten wir, woran wir wären, und was wir noch hatten.

Ich ſuchte alſo unſer vorräthig Geld hervor aus dem Schranke und aus der Hoſentaſche, und fand zuſammen doch noch 8 Thaler und 20 Batzen, ohne die Einbünde unſeres Kindes, denn dieſe an das Mahl zu verwenden, ſchien uns nicht recht. Dieſe Summe nahm ich mit mir, voll Angſt und Bangen, nichts mehr heim zu bringen, um Kind und Weib zu erhalten.

Der Wirth nahm mich in die Nebenſtube, und rechnete mir auf dem Tiſche mit der Kreide vor, wie viel Wein wir gebraucht und wie viel Thee, und erzählte, daß es viel gebraucht hätte. Einem Andern könnte er es, wie ich da ſehe, nicht unter einem Louisd'or machen; es hätte ja 10 Maß Wein gebraucht: aber weil ich es ſei, ſo wolle er es mit 3 Thaler und 10 Batzen machen. Er hätte mir noch nie etwas gegeben, und ich ihn nie um etwas geplaget; ich hatte es nicht wie Andere, die Einem immer vor der Thür ſeien. Ich hatte mehr gerechnet, und wehrte mich daher, noch von dem Weine zu trinken, welchen er mir aufſtellte, ich wolle ihm nicht alle Tage in den Koſten ſein, ſagte ich. Ich ſolle nur nehmen, er wolle es einem Andern denn ſchon machen, ſagte er. Der taxirte ſeine Leute! Nun mochte ich das wohl leiden, wenn er denen, die es vermochten, zu viel anrechnete, und dann dem Aermern um ſo viel nachließ. Aber eine ſolche billige ausgleichende Taxation iſt ſchwer für einen Wirth.

Auch die Hebamme machte es billig und forderte nur einen großen Thaler, ſo daß mir noch 45 Batzen im Sack blieben. Mit dieſen ſollten wir nun haushalten drei Monate lang, und mein Nebenverdienſt war, auch bei allem Fleiß, ſo viel als nichts; der Schwäher hatte im Winter auch nicht gar viel zu thun, ſo daß wir kümmerlich leben mußten.

Es hätte für das Kind noch ſo Manches angeſchafft werden ſollen, aber wir hatten es nicht. Mädeli tröſtete ſich damit, daß es dem Kinde deswegen doch nicht böſer gehe. Seine Mutter habe immer geſagt, bei einem Kinde ſei Reinlichkeit die Hauptſache, das mache es geſund und munter; dann hielt es mir das Kindlein vor und ſagte, ich ſolle nur riechen, ob das Kind einen böſen Geruch hätte? während das Kind mancher reichen Bäuerin rieche, wie vierzehntägige Buttermilch; und ich ſolle nur ſehen, wie ſauber es ſei; es habe ſchon viele Kinder geſehen, die köſtliche Sachen angehabt, aber ſo ſchmutzig, daß es ſie nicht hätte anrühren mögen, und dann hätten die Weiber geſagt: man könne die Kinder nicht immer ſauber halten, man möge es machen wie man wolle. Aber die Mutter habe geſagt, die Weiber probirten es nur nicht. Es war eine Freude, meinem Weibchen zuzuſehen, wie es dem Kindlein Rath ſchaffte, und wie ſanft und zärtlich es mit ihm umging, und doch noch arbeitete dazu, und das Kind nicht zum Vorwand brauchte, um nichts zu thun, oder daſſelbe auf den Arm zu nehmen, um in den Häuſern herumzulaufen.

Eines ärgerte mich an meinem Weibchen, ohne daß ich lange etwas ſagen durfte. Es verlor gar viel Zeit mit ausbeſſern und flicken. Schon Anfangs Winters hatte es faſt einen ganzen Tag damit zugebracht, den Rock, in welchem ich gewöhnlich Schule hielt, von ſeinen unzähligen Löchern zu befreien. Damals ſagte ich ihm oft, es ſolle doch nicht ſo Mühe haben, es gebe doch gleich wieder andere Löcher. Da hatte es mir geantwortet, es mache das gar gerne, und wenn es wieder neue Löcher geben ſolle, ſo werde es ſie ſchon wieder vermachen, und dann eins nach dem andern, das brauche dann faſt keine Zeit mehr. Ich dachte bei mir ſelbſt, das ſei vielleicht eine der Schwachheiten, von denen ich gehört, daß ſchwangere Frauen damit behaftet würden. Nach der Kindbette, dachte ich, werde das ſich ſchon geben. Allein ich hatte mich verrechnet. Kaum war irgend ein Loch an mir zu ſehen, oder ein Knöpflein am Hemdekragen abgeſprungen, ſo legte Mädeli alles andere aus der Hand und fuhr mit der Nadel an mir herum, oder nahm mir das Kleidungsſtück ab, ja manchmal, wenn es am Abend nicht mehr Zeit hatte, ſo ſtand es am Morgen früher auf und ruhte nicht, bis ich wieder ganz in der Schule erſcheinen konnte. So mußte ich oft herhalten, wenn es mir nicht recht kommod war, und ich fing an, nachzurechnen, wie viel Zeit doch auf ſo dumme Weiſe verſäumt würde.

Einſt war ich eben am Brüten über einer Leichenrede, als Mädeli mit der Nadel herbei trippelte und mir das Knöpflein am Hemdekragen annähen wollte, da aus dem klaffenden Hemde mein Hals etwas kropfartig herausguckte. Da fuhr ich es an, zum erſten Mal, glaube ich: es ſolle mich doch mit ſolchen Narrheiten in Ruhe laſſen, und es wäre beſſer, es würde etwas arbeiten, es ſähe, wie knapp wir thun müßten und jedes Stücklein Brot abzirkeln. Mädeli ſah mich ganz erſchrocken an und Thränen traten ihm in die Augen, und wehmüthig ſagte es: Peter, ſei doch nicht böſe, ich kann ja warten, bis du fertig biſt. Wie haſt du das Herz, mir Nichtsthun vorzuhalten, bin ich je müßig von früh bis ſpät! Und natürlich waren die Thränen ins Rinnen gerathen.

Frauen verſtehen gar zu leicht etwas falſch, oder nehmen einen Vorwurf allgemein, der nur auf etwas beſonderes geht. Ich mußte daher erklären, daß ich ihm nicht das Müßigſein vorhalte, ſondern das Machen von Sachen, die nichts abtrügen; denn ob ich ein Loch hätte am Rock oder keins, oder geflickte Hoſen, oder nackte Knie, darauf komme doch nichts an, und hoffährtig zu werden ſtehe einem übel an, wenn man lange Zeit kein Geld im Hauſe habe. Aber mein Weibchen ward nicht böſe, ſchmollte nicht, ſondern gar milde hielt es mir an, es doch darin machen zu laſſen; es wolle nichts mehr darob verſäumen, ſondern dieſe Arbeit in der Nacht machen. Aber es könne es nicht übers Herz bringen. mich verhudelt in die Schule zu laſſen; es wiſſe, was das könne. Sie hätten früher auch einen Schulmeiſter gehabt, der immer wie ein Bettler ausgeſehen, vor dem hätten ſie gar keinen Reſpekt gehabt, ſondern gar manchmal ſich damit erluſtiget, alle Löcher zu zählen, die er am Leibe gehabt, oder zu meſſen, wie viel Ganzes er an ſeiner Kleidung habe. Es hätte ihm immer geſchienen, ein Schulmeiſter ſollte doch nicht ſo verhudelt daher kommen, das ſei nicht anſtändig für ihn, wenn er einen Schulrock habe, wie Küher Stallröcke. Kinder und Kühe, Ställe und Schulſtuben ſollten ſich doch unterſcheiden. Und Hoffahrt ſei das ja keine; im Gegentheil, man brauche viel weniger, wenn man immer flicke; und wenn man immer ganz ſei, ſo brauche man auch nichts Köſtliches, und doch ſehe man darin anſtändig aus. Wenn es mir meinen Werktagsrock nicht ſo fleißig zurecht gemacht hätte, ſo wäre er ſchon lange in Fetzen, und ich müßte meinen Sonntagsrock tragen. So redete die Mutter, da lächelte das eben erwachende Kind ihr ganz holdſelig zu, als ob es ſagen wollte: Ja, Mutterli, du haſt recht, und du biſt ein gutes Mutterli.

Da nahmen wir beide das Kind und küßten es beide, und wurden einig über demſelben, daß das Mutterli wirklich recht habe. So ward das Kindlein unſer Friedensrichter und lächelte nun uns beiden doppelt ſo holdſelig.

Dreizehntes Kapitel.

Wenn Noth auch kömmt,
Wenn nur nicht die Liebe von dannen rennt!

Kein Kind konnte ſich auf das Examen mehr freuen, als wir, und zwar freuten wir uns wie die Kinder, wegen den Batzen. Als wir am Abend vorher dieſe zählten, hatten wir noch 9 Kreuzer, doch aber keine laufenden Schulden.

Diesmal lief das Examen recht gut ab. Der Herr Pfarrer hatte nichts zu fragen, und nur einen kleinen Tadel ließ er laufen, den ich aber nicht ſchwer nahm. Er tadelte nämlich, daß die Kinder zum Schönſchreiben aus Büchern abſchrieben, und zwar ehe ſie einen feſten Buchſtaben hätten; das trage ja gar nichts ab und verderbe jede Hand; denn die Kinder ſchrieben da, wie es ihnen in den Kopf käme, und nicht wie es ſein ſollte. Ich entſchuldigte mich gar ſehr, daß es ſchon lange ſo der Brauch ſei, daß ich bereits deswegen Verdruß gehabt. Ich hätte nämlich einige kleinere Kinder noch nicht aus dem Buche wollen abſchreiben laſſen, und da hätten die Eltern gar ſehr mit mir aufbegehrt, ſie wollten nicht, daß ihre Kinder zurückblieben, und ſie wären ſo fürnehm als die andern, welche aus dem Buche abſchrieben. Da hielt der Pfarrer den Vorgeſetzten eine lange Vorleſung über die Grundſätze des Schönſchreibens und die Nothwendigkeit einer ſichern Uebung. Und die Vorgeſetzten ſchauten gerade vor ſich hin und dachten bei ſich ſelbſten: rede nur, bis du heiſer biſt. Als der Pfarrer aber gar lange nicht heiſer werden wollte, ſagte endlich der Chorrichter: es ſei immer ſo geweſen, und ehedem ſeien mehr Leute ſelig geworden, aus der Kinderbibel ſchreibe man ja ab, das ſei noch Religion, ſo auf ein Blatt könne ein jeder Faſelhans ſchmieren, was er wolle; aber er merke wohl, es ſei an der Religion ſehr wenig mehr gelegen. Da wollte der Pfarrer eine andere Vorleſung anfangen über den Zuſammenhang des Schreibens und der Religion, allein der Chorrichter ſagte: Und er ſei der Meinung, daß bei den Kindern alles auf die Religion gezogen werde. Die Kinder hätten Zeit dazu; wenn man einmal erwachſen ſei und arbeiten müſſe, da könne man ſich damit nicht mehr abgeben. Aber es ſei immer gut, wenn man einmal die Religion gelernt habe, man wiſſe nicht, wenn man ſterbe; und wenn man alt werde und nicht mehr arbeiten möge, ſo könne man ſie wieder zur Hand nehmen und hätte manchmal noch große Kurzweil dabei. Es iſt immer um die Ewigkeit! ſetzte er hinzu, und ſchloß da. Den eigentlichen Schluß überließ er jedem ſelbſt zu machen, nämlich: daß man, wenn die fatale Ewigkeit nicht wäre, die Religion für dieſe Zeit eben nicht viel brauchte.

Nachdem endlich jedes Kind ſeine Batzen hatte, zettelte der Kirchmeier auch mir meinen Lohn aus. Ich zitterte faſt mit den Händen, als ich meine 24 Thaler einſtrich, und gar gräßlich langſam kamen mir der Pfarrer und die Vorgeſetzten beim Abſchiednehmen vor. Ich mochte gar nicht warten, bis ich den Haufen Geld vor Mädeli ausſchütten konnte. Aber im Hausgang hielt mich noch die Weckenfrau, die ſich da angeſiedelt hatte, um den Kindern das Geld abzulocken, auf, und fragte mich: ob ich meinem Bübel nicht auch einen Wecken kramen wolle? Ich kaufte nicht nur einen, ſondern vier auf einmal. Ich dachte, das Geld hätte ich ſauer verdient, und es möge ſich doch wohl erleiden, auch eine kleine Freude zu haben. Andere Schulmeiſter gingen mit Weib und Kindern ins Wirthshaus, das ſei auch nicht bös, aber es koſte doch mehr als vier Wecken, und ſo könne uns doch Niemand vorhalten, daß wir verſchwenderiſch wären. O, wir lebten nun ganz herrlich an unſern Wecken, und unſer Kind ſchmatzete ſo behaglich an ſeinem ungewohnten Brocken, daß wir unſere Herzensfreude daran hatten, und jedes von uns wollte etwas von ſeinem Wecken erübrigen, um dem Kleinen noch einmal dieſe Freude zu machen. Man glaubt nicht, wie unendlich wohl dem Armen die Genüſſe thun, die ihm ſelten werden. Ein Reicher, ein König hat gar keine Vorſtellung davon, wie wohl zuweilen ein Armer nur an einem weißen Brötchen lebt, und wenn er zu einem guten Stücklein Fleiſch gekommen, das ſaftig und fett war, ſo erquickt ihn noch Jahre lang der Gedanke, wie gut ihm daſſelbe geſchmeckt, und ſeine Augen glänzen ihm dabei, als ob er es eben erſt genieße. Solche innige Genüſſe hat kein König, denn nichts iſt ihm ſelten und ungewohnt, und darin liegt wohl die Ausgleichung der ſcheinbaren Ungerechtigkeit in der Austheilung der Genüſſe.

Was mein Weibchen ſtaunte, als ich 23 Thaler 21 Groſchen in einen Haufen vor ihm ausſchüttete! So viel Geld hatte es nie bei einander geſehen, darum ſah es daſſelbe mit ſo freudig glänzenden Augen an, und wagte es faſt nicht, den Haufen mit der Hand zu berühren. Jetzt, Peterli, ſagte es, können wirs machen, brauchen keinen Kummer mehr zu haben, können vieles anſchaffen, und lege gleich 10 Thaler bei Seite für die Orgel. Ich that alſo, aber Mädeli erſchrak ordentlich, als es ſah, wie der Haufe ſich verkleinert hatte durch das Wegnehmen der 10 Thaler, und als wir noch einiges Geld davon nahmen, um nothwendige Bedürfniſſe vom Krämer zu holen, da hätte es faſt geweint über den kleinen Reſt. Doch war es nun Sommer, die laufenden Bedürfniſſe ſollten aus dem Verdienſt angeſchafft und das vorräthige Geld geſpart werden können. Dann rechneten wir wieder auf Flachs- und Hanf-Ertrag, rechneten auf etwas Korn u. ſ. w. Aber Mädeli konnte nun nicht ganz mehr ſo viel draußen ſein, das Kind verſäumte doch, obgleich daſſelbe oft mitgenommen wurde auf den Acker und dort auf unſern ausgezogenen Kleidern ſchlafen ſollte. Aber wenn es erwachte, ſo mußte man die Arbeit laſſen und ſich mit ihm verſäumen. Dem Schwäher konnten wir es nicht wohl überlaſſen, er fragte nichts darnach, mit Kindern umzugehen, zudem wurde er immer unachtſamer und unbehülflicher. In Jahresfriſt hatte ſeine Geſundheit ſehr abgenommen. Ich mußte alſo deſto mehr beim Pflanzen helfen und konnte um ſo weniger beim Webſtuhl ſein. Und wenn man nur ſo dazu und davon kann, ſo verrichtet man gar wenig. Und war ich daran, ſo kam hie einer und da einer, und ſagte: Schulmeiſter, du mußt mir was ſchreiben.

Dabei mußte ich mich viel länger verſäumen gewöhnlich als nöthig war, weil man mir entweder gar nicht zu ſagen wußte, was man eigentlich wollte, oder weil man es ſo breit und verworren that, daß ich nicht daraus kommen konnte. Und während ich die Sache mühſelig ins Klare zu ſetzen ſuchte, ſtopfte der Petent gelaſſen eine Pfeife von meinem Tabak, mit der Entſchuldigung, er hätte vergeſſen zu kaufen, oder ich werde beſſern haben als er. War ich endlich fertig, ſo machten die Einen es wie jener Knecht und ſagten: danke ſchön! oder koſt's was? Andere ſagten: Schulmeiſter, wenn wir mal zuſammen kommen, ſo zahle ich einen Schoppen. Die Dritten fragten wohl: was iſt deine Sache, Schulmeiſter? und wenn ich antwortete, es ſei nicht werth, was zu fordern, ſo drangen ſie freilich nicht in mich. Es iſt aber merkwürdig, hier die verſchiedenen Töne der beiden Streitenden zu beobachten. Meiſt nähme der Eine gerne und der Andere gäbe lieber nichts. Nun wollen beide höflich ſein, der Eine ſich anſtändig weigern, der Andere anſtändig nöthigen. Der Eine will ſo lange weigern, bis hohe Zeit iſt, zu nehmen, ehe der Andere mit Nöthigen abſteht; der Andere will ſo lange nöthigen, bis der Genöthigte darauf und daran iſt, anzunehmen. Nun paſſen ſie einander auf die Stimmen, um zu unterſcheiden, auf welchem Punkte ein Jeder ſei, und wenn Einer glaubt, der Andere ſei darauf und daran, ſich zwängen zu laſſen, ſo ſagt er geſchwinde: He, nun, wenn du es zwingen willſt, ſo zwings; es iſt unverſchämt von mir, aber du ſollſt Dank haben zu hunderttauſend Malen, und nun nimmt er das Dargebotene, oder er zieht es zurück, je nachdem der Bietende oder der Weigernde den Vorſprung gewonnen, und der Andere iſt kaput und macht ein lang Geſicht und eine weinerliche Stimme. Zu dem Allem ſind ſich dieſer Manövers die meiſten Menſchen nicht einmal bewußt, ſondern ſie üben ſie inſtinktmäßig. Wenn ich viel verſäumt hatte, oder in Nöthen war, ſo ſagte ich wohl auch: He, du kannſt mir geben, was dein guter Wille iſt, dann kriegte ich manchmal einen halben oder einen ganzen Batzen, und manchmal kramte Einer lange im Sacke, zog verſchiedene Stücke Geld hervor, und ſagte endlich: Schulmeiſter, ich habe keine Münze, ich will dirs ein ander Mal geben, vergiß es nicht, mahne mich daran. Aber der Schulmeiſter durfte nicht mahnen, und wer will es dem Andern, der ſich auf das Gemahntwerden verließ, verargen, wenn er es vergaß!

Nur hie und da gab es auch Einen, der ohne Frage oder ohne Complimente in den Sack langte und mich ordentlich bezahlte, aber leider hatten gar Wenige dieſen Verſtand.

War ich recht lange in der Schulſtube geweſen, wo gewöhnlich ſolche Geſchäfte verrichtet wurden, ſo ſah mich dann Mädeli erwartungsvoll an, und fragte wohl auch: ob ich etwas verdienet hätte! Und wenn ich Nein antwortete, ſo ſagte es lange nichts darauf, aber wenn es wieder aufblickte, ſo hatte es trübe Augen. Mädelis trübe Augen, wenn ich immer wieder mit leeren Händen kam, gaben mir endlich den Muth, ein Billiges zu fordern von denen, die zahlen konnten.

Und daß Mädelis Augen trüber wurden, hatte ſeine gegründete Urſachen. Mädeli ward wieder ſchwerfällig und bläſſer und hatte es in allen Gliedern. Diesmal lieſen wir zu keinem Doctor, wir wußten wohl, daß es etwas anders ſei. Allein, wie das nun gehen ſollte, konnten wir nicht begreifen. Noch war es nicht Winter, und hatten wir doch bereits unſern Schullohn angreifen müſſen, hatten nicht einmal alle 10 Thaler an die Orgel geben können. Mußten nicht nur eine Niederkunft beſtehen, ſondern auch für das ältere Kind ein Bettlein anſchaffen. So hatten wir billig Angſt, und Mädeli jammerte: ob es wohl die Haushaltung nicht recht verſtünde?

Es möchte gerne wiſſen, wo es fehle? Wenn es an den Haufen Geld denke, den wir gehabt, und an das, was wir noch verdient, ſo könne es gar nicht begreifen, wo all das Geld hingekommen. Wenn es aber dann wieder nachſinne, was unnütz gebraucht oder überflüſſig angeſchafft worden wäre, ſo könne es wieder gar nichts erdenken; wir hätten ja noch ſo viel nöthig, und ſo ſchmal gelebt, und im Wirthshaus keinen Kreuzer verthan. Und wenn es dann wieder ſinne, wie andere Leute es machen, denen man gar keinen Mangel anſehe, und von denen man nicht wüßte, daß ſie ſo einen Haufen Geld auf einmal erhielten, die noch mehr Kinder hätten und trotz dem immer Geld zu einer Luſtbarkeit, ſo verliere es allen Muth, müſſe ſich im Fehler glauben, müſſe denken, es wäre ein Glück für mich, wenn es ſtürbe, eine andere Frau könnte mir wohl beſſer haushalten; und dann thue ihm dieſer Gedanken, daß es von mir weg müſſe, daß ich eine Andere nehmen würde, ſo weh, daß es ganz trübſinnig werde. Dann tröſtete ich, und verſuchte nachzurechnen, was wir eigentlich brauchen, und fand von jeder Sache ſo wenig gebraucht, aber daß das Wenige, alles zuſammen gethan, das Viele ausmache, daß ich es wohl von aller Schuld entheben konnte, aber eben wieder deswegen nicht allen Kummers für die Zukunft. Wir hatten weniger verdienen können, als wir gedacht. Unerwartete Ausgaben giebt es auch in der unbedeutendſten Haushaltung, und wäre es auch nur eine zerbrochene Kaffeetaſſe. Das Jahr war auch keins der beſten geweſen: wir hatten wenig zu verkaufen gehabt, das Brot war theurer geworden. Wenn man nun alles dieſes zuſammennimmt und bedenkt, wie ſchwer ſolche ſcheinbaren Kleinigkeiten bei einem Einkommen von 24 Thaler drücken, der wird uns ſicher nicht Liederlichkeit vorwerfen, wie man es ſo gern bei einem Schulmeiſter zu thun pflegt; wird uns nicht gutes Leben mit Recht vorhalten können — denn wenn man Alles kaufen muß, ſo rechne man doch, wohin nur Milch und Brot führen. Gebe man für jedes täglich nur einen Batzen aus, ſo macht dieſer Batzen im Jahr bereits 28 Thaler. Mein liebes Weibchen und ich brachen uns faſt die Köpfe mit Rechnen, wie wir erſparen wollten, und wie erwerben? Und dieſes beſtändige Rechnen im Kopf, das Batzenzählen allenthalben, nicht aus Geiz, ſondern aus Noth, verleidete uns wahrhaftig manchmal den Biſſen Brot, und wenn der Mund noch ſo hungerig darnach geſchnappt hatte, ſo quoll es uns doch im Halſe. Denn hätten wir dieſen Biſſen nicht gegeſſen, ſo wäre immer ſo und ſo viel erſpart geweſen. Aber es ſparte jedes an ſich ſelbſten, und den Biſſen, den das Andere aß, gönnte es ihm von ganzem Herzen, ja wir ſtritten oft, weil Jedes dem Andern mehr aufdringen wollte: ich dem Mädeli, weil ſein Zuſtand es erfordere, Mädeli mir, weil die meiſte Arbeit mir obliege. So läßt ſich denn doch die Noth noch mit einer gewiſſen Freudigkeit ertragen, weil man gemeinſam und einig trägt, und ein Jedes den größten Theil der Bürde für ſich will. Wenn aber in einer Ehe Keins ſich ſelbſt etwas abbrechen will, ſondern vom Andern alle Entbehrungen fordert, wenn Eins für ſich ſelbſt nicht Koſten ſcheut, dem Andern aber jeden Kreuzer nachrechnet; wenn Eins alle Entbehrungen, denen es nicht entkommen kann, dem Andern zur Laſt legt, ihm allein die Schuld ihres Zuſtandes beimißt und vorwirft — wenn Eins dies gegen das Andere thut, ſo leiden beide, das Vorwerfende die Hölle, das, welches die Laſt tragen ſoll, das Fegfeuer, denn der unſchuldig Gequälte leidet weniger als der Mißvergnügte. Wenn aber beide einander mit ſcheelen Augen anſehen, Jedes für ſich ſorgen, das Andere ſchmalbarten laſſen möchte, ſo leiden beide, was beide verdienen, die Hölle nämlich. Wie viele ſolche ſelbſtgemachte Höllen giebt es wohl?

Vierzehntes Kapitel.

Je gewaltiger die Noth an uns geht,
Deſto näher der Herr uns zur Seite ſteht.

Gar oft, wenn mein Weibchen ſchweren Muthes wurde und ich nichts anders als mit zu ſeufzen wußte, oder höchſtens zu ſagen: Wart nur, es wird ſchon beſſern, auch einmal anders kommen! ward unſer Kleiner der Mutter Tröſter. Wenn er mit ſeinem Händchen ihre Backen ſtrich, ſein Köpfchen an ihrem Buſen barg und dann mit der Liebe Schalkheit zu ihr aufſah, dann vergaß ſie den Kummer und gedachte nur des Schatzes, den ſie in den Armen hielt, konnte mit ihm wieder tändeln und heiter werden in mütterlicher Luſt, konnte mit ihm wieder zum Kinde werden, theilend ſeine Harmloſigkeit. Es war dies eine Wohlthat für die Mutter. In aller Bedrängniß hatte ſie ihre glücklichen Stunden: dieſe waren ein Lohn ihres kindlichen Sinnes, der des Kindes kindlichen Sinn nährte und nicht vergiftete. Eltern haben immer trübe Stunden, Stunden des Ernſtes, des Wehes oder des Kummers, trübe wird ihr Himmel und unluſtig wird es unter demſelben. Wohl ihnen, wenn die Kinder die Lüftchen ſind, welche die düſtern Wolken zu verjagen vermögen, wenn an der Kinder Himmel der ihrige ſich aufklärt, wenn der Kinder Himmel auch der ihrige noch werden kann. Dann haben ſie eine große Wohlthat empfangen, ihr Alter wird ein heiteres ſein und ihrer Kinder Jugend eine frohe; dann genießen ſie ein hohes Glück; denn was helfen alle Güter der Erde, wenn die Seele ein finſterer Sinn umnachtet, durch den keine Sonne mehr dringt, nicht einmal eines Kindes Lächeln? Und was vermag dagegen ein heiteres Gemüth nicht zu ertragen und zu entbehren!

Und wo dem frohen Kindesſinn mürriſches Weſen, ſaure Mienen entgegentreten, oder ein maßleidiges, ermattetes Geſicht, wo ſeine Fröhlichkeit nicht wiederſcheint auf der Eltern Geſicht, wo es immer nur heißt: Halt dich ſtill, geh weg, willſt ſchweigen! ſieh, was du wieder gemacht, ſieh, wie beſudelt du dich haſt, ſchäme dich, thue nicht ſo wüſt! und wenn es, wenn das Kind flattiren will, heißt: Geh weg, laß mich ruhig, mache was! wo das Kind beſtändig nur Gewitterwolken ſieht auf der Eltern Geſicht, oder verdrießlich Regenwetter, wo es nichts hört, als einzelne Donnerſchläge, oder das langweilige Plätſchern des Regens; da trübt ſich auch ſein Himmel, ſein froher Sinn tritt zurück, ſeine Jugend wird verkümmert, das luſtige, fröhliche Kind wird ein trauriger Menſch in vielfachem Sinn. Und wie viele ſolcher traurigen Menſchen ſchleppen ihre Gebeine durch die Welt, tragen in ſich ein mißvergnügt Gemüth, machen Gott und Menſchen ein mißvergnügt Geſicht, und ſterben mißvergnügt, wie ſie mißvergnügt gelebt!

Dieſer Sünde nun haben wir uns nicht anzuklagen, wir wurden gar zu gerne wie die Kinder. Freilich wurde ich manchmal eiferſüchtig, wenn mein klein Bubli eine Gewalt über die Mutter hatte, die ich nicht kannte, wenn er mit einem Blick viel mehr vermochte, als ich mit meinem ſo gut gemeinten: Warte nur, es wird ſchon beſſer. Aber, wenn der kleine Schalk ſeine Kraft an mir erprobte und auch mich unterjochte, dann vergaß ich die Eiferſucht, und gab mich der gleichen Macht fröhlich hin. Kommt aber dieſe Macht der Kinder über die Gemüther der Eltern nicht von Gott, damit die alten Gemüther friſch und geſund bleiben möchten! Aber, Eltern! verwechſelt dieſe Gewalt über eure Stimmung nicht mit der Gewalt über euern Verſtand, welche den Kindern, obgleich ſie auch darnach ſtreben, nie zugelaſſen werden darf. Da ſollt ihr Meiſter bleiben, und an euerm Verſtande ſoll des Kindes Verſtand ſich aufrichten und läutern, bis er ſtark geworden, gerade wie ſein kindlicher Sinn euer Gemüth erfriſchen, kindlich erhalten ſoll. Beides verwechſelt niemals mit einander, ſonſt giebt es Unglück.

Aber das Kind lächelte nicht immer, ſpielte oft für ſich, ſchlief oft, dann fehlte der Mutter dieſer Tröſter. Da nahm ſie, je näher ihr ſchwer Stündlein rückte, um ſo mehr ein Buch zur Hand. Betbücher erſt, dann immer mehr das Neue Teſtament. Es rühre ſie viel mehr an, als die Betbücher, ſagte ſie. Es ſei doch kurios, ſagte Mädeli, und es wiſſe nicht, wie das komme, es habe das Alles ſchon manchmal geleſen, aber es habe ihn nichts Wunder genommen, obſchon es nicht gewußt, was das Alles bedeute, es habe gemeint, die Hauptſache ſei, daß man das Vorliegende leſen könne. Jetzt aber ſei ihm gar wunderlich, gerade wie wenn etwas in ihm aufgegangen wäre. Es fühle ſo ein Gelüſten in ihm, das, was es leſe und beſonders im Teſtament, zu verſtehen, was es eigentlich auch bedeute, und es könne manchmal von einem Vers gar nicht fort, weil es gerne wiſſen möchte, was damit geſagt werden ſolle. Es komme ihm nun kommod, meinte es, daß es einen Schulmeiſter hätte, der könne ihm nun das Alles erklären. Ja, du mein Gott, da war ich am Zaun, denn Bibel- und Worterklärung war gar nicht meine ſtarke Seite. Ich ſollte von Jeruſalem erzählen, von den dortigen Feſten, von den Phariſäern, Zöllnern und Sadducäern, was ſie geweſen und warum man ſie ſo geheißen. Mädeli hätte gar gern das gelobte Land und den Tempel ſich recht deutlich vorgeſtellt, und verſuchte es immer in der Einbildungskraft, ſie ſich zu vergegenwärtigen, aber ich vermochte nicht, den rechten Stoff dazu zu geben, um ein Bild daraus zuſammen zu ſetzen. Wenn ich dann ſo verſtummete und weniger wußte, als Bileams Eſelin, ſo ſagte mir mein Weibchen: Zürn doch recht nicht, aber ich glaubte, ein Schulmeiſter wiſſe das alles. Ich wußte gar nicht, was für ein Geiſt auf einmal in mein Weib gefahren, und wenn es nicht nach dem Leſen immer aufgeheiterter geweſen wäre, ſo hätte ich dieſen Geiſt verkannt. Freilich ging es ſchonend mit mir um, und fragte mich immer weniger Dinge, von denen es glauben konnte, daß ich ſie nicht wiſſe. Aber es redete doch noch gerne mit mir über das Geleſene und den Sinn deſſelben, über den ich zu meiner Schande noch nicht gedacht hatte, und von meinem

Weibchen in deſſen tiefer Auffaſſung bedeutend beſchämt wurde. Einſt ſagte es mir nach tiefem Sinnen: Warum glaubſt du, daß die h. Schrift da ſei? He, daß man daran glaube und gehorche! So höre doch, Peterli, ſagte Mädeli: Darum ſage ich euch: ſorget nicht für euer Leben, was ihr eſſen und trinken werdet; auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet; iſt nicht das Leben mehr denn die Speiſe, und der Leib mehr denn die Kleidung? Sehet die Vögel des Himmels an. Denn ſie ſäen nicht, ſie erndten nicht, ſie ſammeln nicht in die Scheunen, und euer himmliſcher Vater nähret ſie doch, ſeid ihr denn nicht beſſer als ſie? Wer iſt unter euch, der mit Sorgen ſeiner Länge eine Elle zuſetzen möge? Und warum ſorget ihr für die Kleidung? betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie ſie wachſen, ſie arbeiten nicht und ſpinnen nicht. Doch ſage ich euch, daß auch Salomo in aller ſeiner Herrlichkeit nicht bekleidet geweſen iſt, als derſelben eine. So denn Gott das Gras auf dem Felde alſo kleidet, das doch heute ſteht und morgen in den Ofen geworfen wird, ſollte er nicht vielmehr auch euch kleiden? O, ihr Kleingläubigen! Darum ſollt ihr nicht ſorgen und ſagen: was werden wir eſſen und was werden wir trinken, oder: wie werden wir uns kleiden? Denn nach ſolchem allem trachten die Heiden. Denn euer himmliſcher Vater weiß, daß ihr das Alles bedürfet. Trachtet aber am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch dieſes alles zugegeben werden. Darum ſorget nicht auf den morgenden Tag, denn der morgende Tag wird für das Seine ſorgen. Es iſt genug, daß ein jeglicher Tag ſeine eigene Plage habe. — Peterli, haſt du die Verſe gekannt? fragte mein Weib mich. Ich mußte es bekennen. Da fragte ſie wieder: Aber warum haſt du mich nicht daran gemahnt, und auch ſo mit mir gekummert? Ich hätte nicht daran gedacht, mußte ich wieder antworten, und dann könne man nicht alles behalten, man habe ja genug zu thun nur mit den Geboten. Aber, Mann, iſt denn das nicht auch geboten, nach allen Geboten Gottes zu leben, und haben wir das auch nur probirt, nicht ſich zu kümmern, und auch etwas dem lieben Gott zu vertrauen? Wenigſtens ich nicht! Eine je länger, je größere Sünde dünkt es mich, dem lieben Gott nicht zu vertrauen und nichts zu glauben. Es heißt doch, der Glaube mache ſelig, gehört das nun nicht auch zum Glauben, daß der liebe Gott denen, die er lieb hat, alle Dinge zur Seligkeit leitet, und daß man nicht kummern ſoll für das, was erſt noch kommt!

Man könne doch nicht immer an Alles denken, war meine verlegene Antwort. Höre, mein lieber Mann, ich bin kein Schulmeiſter und blutjung, aber mich dünkt, das ſei ein großer Fehler, daß man die Schrift nur ſo auf dem Papier hat, ſie auf dem Papier läßt, und ſie nicht hineinnimmt ins Herz. Hätte man ſie drinnen, dann würde man immer zu rechter Zeit denken, was ſie will und was ſie ſagt; jetzt läßt man Schrift Schrift ſein, und Menſch bleibt Menſch. Ich kann je länger je weniger ſo ganze Kapitel leſen, darüber weg, als wie im Taglohn und als ob die Sache mich nichts anginge, ich muß alles überdenken, möchte nichts mehr vergeſſen, und je mehr ich denke, deſto wohler wird es mir, und es kommt ganz wunderbar ein Troſt über mich, von dem ich ſonſt nichts wußte. Vorhin dachte ich über jene Verſe nach, und fand, wir wußten doch eigentlich nicht, warum wir ſo kummerten, wir hätten noch nie hungerig den Tiſch verlaſſen, ſeien alle geſund, der liebe Gott hätte uns Friede gegeben und einen lieben Buben. Mit unſerem Kummer könnten wir uns ſchrecklich verſündigen, daß wir es erfahren müßten, wie es ganz andere Urſachen zum Kummer geben könne.

Vor meines Weibchens einfachem, verſtändigem Sinn ſtand ich wie ein Schulknabe, und ich gedachte an die Worte des Herrn: daß den Unmündigen geoffenbaret ſei, was den Weiſen verborgen geblieben; daß: was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht, das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Was daſſelbe hier ausgeſprochen, war nicht bloß ein frommer Anflug, die Aeußerung einer guten Stunde, ſo gleichſam ein Riß in den täglich um ein gereiztes oder ſchwaches oder ſinnliches Gemüth waltenden Nebel, ſondern es war und blieb tiefer Ernſt, der im Ringen gegen den Kummer ſich zeigte.

Meine Frau hatte auch geleſen, daß Niemand werde gekrönt werden, es ſei denn, er kämpfe recht, und ſo kämpfte ſie auch. Sie kämpfte gegen die Stimmung, die in ihrem Zuſtande ſo leicht kommt, und bei unſerer Lage um ſo entſchuldbarer war, kämpfte treulich und nicht ohne Segen, und wenn ſie wanken wollte, ſo las ſie die ſchöne Stelle noch einmal und erhob an ihr ihr Gemüth. Sie erfuhr es, daß, wer an das Wort nicht nur glaubt, ſondern es auch in ſich aufnimmt, ſein Haus auf einen Felſen gebaut hat, und nicht mehr jedem Wind der Laune, jeder Strömung des Gemüthes Preis gegeben iſt.

So ward ſie von ihrer ſchweren Stunde ereilt und gebar glücklich und leicht ein Mädchen. Es war ein ſchönes, wunderbares Kind. Es hatte große, tiefblaue Augen und einen unbeſchreiblichen Blick in denſelben. Es ſah einen ſo milde, ſo verſtändig und bedeutungsvoll an, daß es einem ordentlich ſchaurig um die Bruſt ward. Man kam unwillkürlich auf den Gedanken, das Kind bringe ſeine Augen mit aus einer höheren Welt, bringe Grüße mit von Oben und Bewußtſein. Die Weiber ſagten: So ein ſchönes Kind hätten ſie nie geſehen. Die Mutter wiegte es andächtig auf den Armen, und wer geſehen hätte, wie beide einander in die Augen ſahen, würde es nie vergeſſen. Es war, als ob zwei Engel einander wieder gefunden hätten und als ob die Geiſter durch die Augen ihrer ſterblichen Hülle ſich entbinden und eins werden wollten. Wie wir uns doch des Kindleins freuten! Es war, als ob es unſer Erſtes wäre, und aller Kummer war vergeſſen. Sogar unſer alter Papa hatte ſeine Freude daran und behauptete: es gleiche akurat ſeiner verſtorbenen Frau.

Am dritten Tage begann es unruhig zu werden und ließ gar ängſtliche und wimmernde Töne hören, wie wenn es Jemand riefe in großer Angſt und Noth. Ein Kind ruft der Mutter nie umſonſt. Wenn ſie es nahm, ſchien es ruhiger zu werden, doch kam etwas Leidendes in ſeinen Blick, das nicht mehr verſchwinden wollte. Wenn es die Mutter anſah, ſchien es, als möchte es ihr gar gerne klagen ein tiefes Weh; wir dachten nicht, daß es ihr klagen wollte, ſo bald ſchon von einer lieben Mutter weg zu müſſen. Zuckende Schauer fuhren ſchnell und gewaltſam durch den kleinen Körper, es verbarg uns oft den Stern ſeiner Augen, damit wir ſeinen Schmerz und Kampf nicht ſehen, uns daran gewöhnen möchten, in ihm unſern Stern wieder ſchwinden zu ſehen. Eine fremde Gewalt ſchien ſich über ihn zu legen, und mit gewaltigem Druck das kaum erwachte Leben niederringen zu wollen. Ohne Erbarmen wurde gerungen, des armen Kindes Lippen wurden blau, und der Schaum ſtand auf denſelben. Eine Nachbarin, die wir in unſerer Angſt herbeigerufen, ſagte uns ganz trocken: mit dem ſei es vorbei, da helfe alles nichts mehr, es habe die drückenden Geiſter. Und damit ging ſie weg, ſich entſchuldigend, ſie habe für die Schweine zu ſorgen und es würde anbrennen, wenn ſie nicht ginge.

Da bebte meine Frau zuſammen, daß ſie ſich niederſetzen mußte mit dem Kinde, das ſie auf ihren Armen hielt. Ach Gott, das wird doch nicht ſein. Er wird uns nicht ſo hart ſtrafen wollen, bet doch, bet, daß Er uns das Kind laſſe. Ich nahm unſer Gebetbuch und ſetzte mich an die düſtere Lampe. Ich fing halb weinend an zu leſen ein Krankengebet, und las recht andächtig. Ach nicht ſo, Peter, nicht ſo, ſagte ſie, das hilft ja nichts, darin heißt es ja gar nichts von unſerm Kinde, bet von ihm, und daß Gott es uns laſſe. Ich blätterte ein ander Gebet auf, und las noch andächtiger. Ach, das hilft ja auch nichts, bete doch aus dir ſelbſt, wie es dir kommt, aber von unſerm Kinde, gerade von ihm. Ich ſtand auf von meiner Lampe, das Herz voll Angſt, Angſt über das Kind, Angſt vor dem Beten, denn ſo hatte ich ja nie gebetet, für mich ſelber aus mir ſelber. Da fiel mein Weib in ihrer Seelenangſt auf die Knie und rief zu Gott: Ach, Vater, laß uns das Kind, nimm es nicht wieder, dein ſoll es doch ſein, ſoll dein und unſer Engelein ſein, ſoll dem Heiland ſein eigen werden in alle Ewigkeit. Auf den Händen wollen wir es tragen als deine theure Gabe, wollen keinen Kummer mehr haben, wollen in Geduld und Demuth nehmen, was du über uns kommen läſſeſt, wollen von dir allein alles Gute erwarten, aber das Kind, das Kind nimm uns nicht, das laſſe uns um deines Sohnes willen! Brünſtig ſah ſie nach oben, die Thränen floſſen ſtrömend über ſie nieder und das Kind hielt ſie auf den Armen, ans Herz gedrückt. Da zuckte es auf einmal an ihrem Herzen, und wie ſie niederſah, reckte es ſich noch einmal aus, dann wards ſtille, öffnete noch einmal ſeine Aeugelein der Mutter zu, ein Lächeln flog über ſein Geſichtchen, dann ſchloſſen ſich langſam die Aeugelein wieder. Das Lächeln ſchien zu einem Engelein verkörpert von ſeinem Geſichtchen ſich aufzuſchwingen, und mit ihm war ſein Geiſt entwichen. Sein Körperlein regte ſich nimmer wieder, ſeine Aeugelein blieben geſchloſſen für immer.

Vorwurfsvoll ſah die Mutter zum Himmel auf, der Krampf, der des Kindes Herz verlaſſen, ſchien ihr Herz zu erfaſſen. Heftig ſchluchzend, beugte ſie ſich über die kleine Leiche, ſuchte Leben. Als ſie keines mehr fand, wankte ſie dem Bette zu, legte dort nieder die Leiche, ſich darüber, und wurde von Schmerz und Jammer ſo erſchüttert, daß das Bett mit ihr bebte. Auch mich hielt das Weh um dieſen Tod wie mit eiſernen Klammern umſpannt, allein der Zuſtand meines Weibes weckte mich aus meiner Betäubung. Ich verſuchte zu reden mit ihm; der Krampf im Herzen duldete keine Antwort, und ich fürchtete jeden Augenblick, daß es erſticken würde. Endlich gelang es mir, es auf das Bett zu legen, mit Waſſer den Krampf zu löſen. Aber die Leiche, die ich in ihr

Bettlein tragen wollte, ließ es nicht aus ſeinen Armen, und ſo legte es ſich ſtille zurück und winkte mir, ſtille zu ſein und mit Reden es nicht zu quälen. So ſaß ich dann in der dunkeln Kammer zwiſchen meinem lebenden und meinem todten Kinde, gedachte bald des todten, bald des lebendigen, und wie mir ſein möchte, wenn der Todesengel mir auch dieſes entführen würde. Dann mußte ich es betrachten, ob es noch lebe, noch den Athem ziehe; dann traten mir die Thränen aufs Neue in die Augen, und Leid und Angſt ſprudelten mächtiger im Herzen auf. Und der Knabe ſchlief ſo ſüß und hold, die Aermchen über ſeinem Kopfe zuſammengebogen, und fröhliche Träume riefen flüchtige Lächeln auf ſeine blühenden Wangen. Vom Jammer der Mutter hatte er nichts gehört, das Leid des Vaters ſah er nicht, der Stern des Schmerzes und des Kummers, gebracht durch der Erde Vergänglichkeit, war noch nicht aufgegangen über ſeinem Haupte, leuchtete noch nicht in ſeinen Schlaf hinein.

Und ſo ſaß ich ſtille die Nacht hindurch, nur leiſes Schluchzen, nur tiefe Seufzer hörte ich von meinem Weibe, und wenn ich fragte nach ſeinem Wohl, ſo drückte es mir leiſe die Hand und winkte mir, ruhig zu ſein. Der Morgen begann zu dämmern, ſchüchtern wagten nach und nach die Lichtſtrahlen ſich hinein in unſer Stübchen; und als ob ſie voll Mitleids wären, zogen ſie nur allgemach und leiſe den Schleier der Nacht von der Scene des Todes und des Jammers. Wüſt und in Unordnung trat das Stübchen ins Licht. Blaß und bleich fanden mich die Morgenſtrahlen halb ſchlafend auf dem Stuhle; aus dem Bette begrüßte ſie ein andächtiges Auge, und gefaltete Hände hoben ſich dem Lichte entgegen, und auf der Wiege glänzte der erſte Sonnenſtrahl und brach ſich golden in den Locken meines lebendigen Kindes. Da fuhr ich auf aus trübem Traume und wollte in die Küche hinaus, etwas Warmes zu machen, für uns beide ſo nöthig nach der durchſeufzten Nacht. Aber Mädeli hielt mich feſt, bat, ich möchte noch nicht weggehen, es hätte mir etwas zu ſagen. Nicht beſchreiben könne es mir, erzählte es, wie es ihm geweſen ſei, als es das Kind todt am Herzen gehabt. Zum erſten Mal in ſeinem Leben ſei ihm die Quelle des Gebetes aufgeſprungen im Herzen, und habe ſo heiß und glühend dem Vater im Himmel ſich ergoſſen. Es habe eine Kraft im Herzen gefühlt, daß es geglaubt hätte, wenn es um ein Königreich bitten würde, ſo müßte der Vater im Himmel es ihm geben.

Und als es ausgebetet hätte, ſei das Kind verſchieden! Da wäre es ihm geweſen, als ob eine glühende Hand das Herz aus ſeinem Leibe reiße, oder als ob tauſend Berge auf einmal über ſeiner Bruſt zuſammenſtürzten, als ob ein ungeheurer Schlund bodenlos in ewiger Finſterniß es verſchlinge. Sein Glaube hätte es verlaſſen; es iſt kein Gott, habe es in ſeinem Herzen gedonnert, ein ewiges Nichts hätte es in unnennbarer Schreckniß angegähnt, und an die Leiche hätte es ſich angeklammert, um eine Leiche zu werden, um das Bewußtſein zu verlieren, daß der Menſch doch nichts anders ſei, als eine werdende Leiche, ob ihm kein Gott, vor ihm keine lebendige Ewigkeit, nur ein ewiges unerſättlich Grab. Es kann ſich Niemand die fürchterliche Empfindung denken, wenn man in Liebe und Vertrauen an den Vater im Himmel ſich angeklammert zu haben glaubt, und nun plötzlich ergriffen wird vom Wahnſinn: es iſt kein Gott, und jeder Pulsſchlag uns zuruft: es iſt kein Gott, dein Glaube iſt eitel! Ich wußte auch eine Zeitlang nicht, ob ich lebe oder geſtorben ſei, ſagte Mädeli. Lange habe es nichts denken können, ſondern nur gewimmert in unendlichem Schmerz. Allmählig ſei ihm die Beſinnungskraft wiedergekommen, aber lange habe es ſeinen Gott nicht wieder gefunden. Wie ein Ertrinkender hätte es an allen Zweigen ſich halten wollen, aber alle ſeien ihm in der Hand geblieben, fort und fort hätte es ihm in den Ohren geſummet: wenn ein Gott wäre, er hätte dich gehört, wenn die Bibel Wahrheit wäre, dein Kind lebte noch; heißt es nicht: wer bittet, dem wird gegeben werden, wer anklopfet, dem wird aufgethan werden; heißt es nicht, daß man nicht zweifeln müſſe, wenn man empfangen wolle, und haſt du gezweifelt? Und immer tiefer ſei es geſunken ins Elend, und ſchwarze, kalte, gräßliche Verzweiflung hätte ihre graulichen Netze immer dichter um ſeine Seele gewoben. Der Leib war dem Tode nahe, die Seele verlor das klare Bewußtſein und rang zwiſchen Traum und Ohnmacht. Da ſei ihm geweſen, als ob in dieſer ſchwarzen Nacht ein klein Lichtlein heraufkäme, nur ſchwach glimmend, nur wenig Licht ſpendend, und in dieſes Lichtleins Schein ſah es ſeines Kindes Lächeln wieder, das über deſſen Geſichte ſchwebte, als es von uns ſchied. Es ſei ihm geweſen aber, als ob das Kind wieder lebendig wäre und ſein Lächeln hold und gläubig Jemand zuwende. Und da ſei aus der Dunkelheit eine Geſtalt heraufgekommen, mild und lieblich anzuſchauen, dieſer habe das Kind ſeine Aermchen entgegengebreitet. Da habe dieſe Geſtalt das Kindlein auf ihre Arme genommen und die Hand auf deſſen Haupt gelegt. Das Geſichtchen des Kindes habe ſich ganz verklärt, es ſei geweſen, als ob Flügel wehten an ſeinen Schultern, und ſeine Augen habe es ihr wieder zugewandt gar freudig und hell erglänzend wie Karfunkelſteine. Auf einmal hatte Mädeli erkannt, daß es der Heiland ſei, der ihr Kind halte und ſegne; und wie es das gedacht, hätte er den Finger aufgehoben, als ob er ſagen wolle: Weib, wenn du Glauben hätteſt! und in der Hand hätte es die Nägelmale geſehen, und auf einmal daran gedacht, daß auch er in großer Leidensnoth geweſen und gebetet habe: Vater, iſts möglich, ſo gehe der Kelch von mir vorüber, doch nicht mein Wille, ſondern dein Wille geſchehe; und daß der Leidenskelch nicht von ihm vorüber gegangen ſei, daß er ihn habe austrinken müſſen bis zum letzten Tropfen, daß er dann aber auch auferſtanden ſei am dritten Tage, zum Zeichen: daß ein Vater im Himmel ſei, der höre und den Gehorſam ſegne. So wie es das dachte, ſei das Licht größer geworden und glühend wie die Sonne, und die beiden Geſtalten ſeien immer ſchöner und himmliſcher geworden und hätten es immer holdſeliger angeſehen. Es ſei ihm geweſen, als ob ganze Strahlen der Liebe aus ihren Augen in ſein Herz führen, und in einem Glanze, den ſeine Augen nicht hätten ertragen mögen, ſeien der Heiland und das Kind verſchwunden. Da hätte ſich der Krampf in ſeinem Herzen wohl gelöſt, und einen Augenblick hätte es geglaubt, auch es ſei im Himmel. Aber bald, als es dunkel geworden, ſeien die Nebel des Zweifels wieder über ſeine Seele gezogen, hätten die Erſcheinung verdächtigt, und wie wenn böſe Geiſter um ſein Bette wären, die es höhnten und auslachten um ſeines Aberglaubens willen, ſei es geweſen. Es ſei ein ganz wunderlicher Zuſtand geweſen. Wie im Traum ſeien ihm allerlei Geſtalten erſchienen, und doch hätte es denken können und ſtreiten mit dem Böſen. Die böſen Geiſter wären faſt mächtig geworden über es, und ihr Hohngelächter habe ſich wieder glühend in ſein Herz gewühlt. Da hätte es aber gerungen gegen dieſe Anfechtung. Wohl ſei die Erſcheinung verſchwunden geweſen und nicht wiedergekehrt, aber wie an einem Rettungsanker habe es ſich an dem Worte feſtgehalten: Vater, iſts möglich, ſo gehe dieſer Kelch an mir vorüber, doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe. Und je mächtiger die Zweifel aufwogten, je eindringlicher die böſen Geiſter lachten und höhnten, deſto feſter habe es ſich an dieſem Worte gehalten, deſto inbrünſtiger ſie ſelbſt gebetet und immer zweimal: doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe. Da ſeien ihm zuletzt dieſe Worte recht eigentlich ins Herz gewachſen und ſeien zu einer Ruthe geworden, vor welcher Zweifel und Geiſter geflohen wären, und aus ihr ſei dann Balſam gefloſſen ins geängſtigte Herz und der Glaube neu geworden: Es iſt doch ein Gott und ein guter Vater, der hört ſeiner Kinder Flehen. Aber da ſei es gar weich und demüthig geworden und habe nun erkannt, wie ſehr es geſündiget an Gott, wie ſündlich gebetet. Es habe das Leben des Kindes nicht Gottes Willen anheim geſtellt, wie der Heiland ſein Leiden, ſondern es von Gott gefordert. Habe nicht gedacht, daß ſeine Weisheit und Güte am beſten wiſſe, was fromme, was ſein müſſe, und der kurzſichtige Menſch froh ſein ſolle, daß der liebe Gott nach ſeiner Weisheit abſchlägt und gewährt, und nicht nach des Menſchen kurzen Gedanken.

Es habe dann ſeinem Gott recht innige Gelübde gebracht, nie an ihm mehr zu zweifeln und ſeiner gütigen Leitung: ihm alles anheim zu ſtellen und nicht mehr ſo zu kummern: immer das Gute zu betrachten, was Er gebe, und nicht dem nachzuſinnen, was drücke auf des Menſchen ſinnlichem Gemüthe.

Das Alles habe es dem lieben Gott ſagen können, wie es mir es ſage, das Herz ſei ihm aufgegangen, es wiſſe nicht wie, es hätte zu den meiſten Menſchen nicht ſo reden können und dürfen. Da ſei aber auch eine unbeſchreibliche Tröſtung über es gekommen, es hätte ſo recht tief im Herzen empfunden, daß der liebe Gott es lieb habe und ihm helfen werde. Es ſei auch mehr und mehr überzeugt geworden, daß der Tod ſeines Kindes nicht eine Strafe geweſen, ſondern vielmehr ein Ruf zu Gott. Der liebe Gott habe ſeine Schwäche erkannt und wie es ihm noch fremd und ferne ſei, da hätte er Mitleid mit ihm gehabt und eines ſeiner tauſend Engelein zu ihm geſandt, um es näher zu rufen zu ſeinem Throne. Und dieſes Engelein habe Kindesgeſtalt angenommen und nur die himmliſchen Augen behalten, und mit dieſen habe das Engelein die Mutter angezogen, feſtgehalten und nicht losgelaſſen, bis ſie zuſammen in des Vaters Schooß gekommen. Und weil es ein Engelein geweſen, ſo hätte es wieder ſterben müſſen leiblich und nicht auf der Welt bleiben können. Daß das Sterben es auch gefreut und daß es wohl gewußt, es habe die Mutter gerettet, das habe man ja an ſeinem Lächeln geſehen. Und da der liebe Gott ſo hoch es gewürdigt, durch einen eigenen Engel es zu rufen, ſo wolle es ihm geheiligt bleiben; und es glaube es, es könns. So ward mein

Weibchen durch den Tod eines Kindes geheiligt, es war ihm zum Engelein geworden, das ihm ſein klein Händchen bot über die hohe Schwelle, welche den irdiſchen Sinn von Gott trennt; aber das Engelein zog mit Engelskraft und die Mutter überſchritt die Schwelle und wandelte nun in Gott, d. h. ſie reinigte ſich ihm zu einem heiligen Tempel und erfüllte jede Pflicht in ſeinem Namen und liebte Alle mit ſeiner Liebe und verdammte Niemand, ſondern überließ das Gericht dem, der geſagt hat: Ich will vergelten.

So that ein todtes Kind an ſeiner Mutter. Mütter, ſo können und wollen euch alle todten Kinder thun, denn es waren alles Engelein, geſandt, euch zu Gott zu führen, euch zu ſühnen mit ihm, euch nicht zu entfremden der Welt, ſondern euch auch mit ihr zu ſühnen. Aber leider verſtehen nicht alle die Stimme der Engel.

Aber auch die lebendigen Kinder ſind Engel Gottes, geſandt, die Eltern zu heiligen, zu erheben, zu ſchützen und zu bewahren. Und zum Danke dafür, was thun viele Eltern an den Kindern!

Doch noch viele Engel gehen durch die Welt. Die Feuerflammen ſind Engel des Herrn und auch die Waſſerſtröme; Bettler ſendet der Herr aus und ruft uns durch ſie bald zur Weisheit, bald zur Barmherzigkeit. Steine legt uns der Herr in die Wege und läßt den Thau fallen zu unſern Füßen, Alle ſind Engel Gottes. Durch ſie geht des Herrn Stimme für und für an unſer Herz, und er erſcheint uns in jedem Buſche, in jeder Quelle, die aus den Felſen ſpringt. Ach, wer doch Augen hätte, ihn allenthalben zu ſehen! Ach, wer doch Ohren hätte, ihn allenthalben zu hören!

Fünfzehntes Kapitel.

Wie die Leute den lieben Gott kennen.

Als es Morgen ward, kamen Weiber zu uns, die gehört hatten, unſer Kind werde ſterben. Sie brachten allerlei mit, dem Kind und der Mutter zur Labung; denn in ſolchen Fällen reut ein weiß Brötchen oder ein halb Pfund Kaffee eine Bäuerin nicht.

Du haſt doch recht, ſagte eins der Weiber zu meiner Frau, thuſt du nicht ſo wüſt und nöthlich. Dem Kind iſt es wohl gegangen, es iſt manchem ab. Ja, ſagte eine Andere mit bedenklichem Geſichte, wenn es nur wegen dem wäre, ſo hätteſt Recht, aber es iſt noch wegen etwas anderem. Wenn es nur getauft geweſen wäre, ſo wollte ich nichts ſagen, aber ſo ungetauft kann mich das Kind doch erbarmen, denn kein Menſch weiß jetzt, wie es ihm geht. Ja, du haſt recht, ſagte die Erſte, an das habe ich gar nicht gedacht. Es ſind mir auch vier Kinder geſtorben, Gottlob! aber Gottlob keins vor der Taufe. Ich glaube, ich hätte mich hinterſinnet. Dem lieben Gott mag ich ſie von Herzen gönnen, aber dem Teufel doch nicht; lieber wollte ich zwei Dutzend behalten, als ihm eins abgeben. Man ſagt zwar, ſie kämen nicht in die hinterſte Hölle, aber wenn ſie auch zuvorderſt kämen, wird es den armen Tröpflein heiß genug machen.

Das ſtieg mir gewaltig zu Gemüthe. Dieſen Glauben, der noch allgemein verbreitet iſt, daß alle Kinder, welche nicht getauft ſtürben, verdammt würden, kannte ich gar wohl, ich hatte aber nie darüber nachgedacht. Als es nun aber mein eigen Kind betraf, da ging es mir tief zu Herzen. Ich bebte vor dem Gedanken, daß ein holdſelig Weſen in des Teufels Gewalt gekommen ſein ſollte, aber Widerlegung wußte ich keine. Es war ſo angenommen, und nach Gründen frägt man bei angenommenen Dingen nicht. Ich lief die Stube auf und nieder und fühlte eine Beklemmung zum Schreien; aber mein Weib im Bette blieb ruhig. Als endlich die Weiber fort waren mit ihren ſonderbaren Tröſtungen, beugte ich das Haupt auf meines Weibes Bett nieder und begann zu ſchluchzen wie ein Kind. Mein Weib ſtreichelte mir die Haare und wollte mich tröſten, daß ja das Kind in ſeine Heimath gegangen und nur hergeſandt worden ſei, uns in unſerem Glauben zu prüfen und zu befeſtigen. Ich konnte lange nicht antworten. Endlich rangen mir ſich die Worte auf: Aber wie kann uns ein Kind Gott zuführen, das ungetauft ſtarb und nun des Teufels iſt! Da richtete ſich mein Weibchen im Bette auf und ſagte mir: Wie kannſt doch ſo etwas denken und glauben! Ich bin kein Schulmeiſter, fuhr es fort, allein ich habe das ganze Neue Teſtament durchleſen und kein Sterbenswörtchen darin gefunden, daß ungetaufte Kinder nicht ſelig würden. Ich habe aber gefunden, daß Jeſus ſagte: man ſolle die Kinder nur zu ihm kommen laſſen, denn ihnen gehöre das Himmelreich. Nun glaube ich der Bibel, und mit dem, was die Bibel nicht ſagt, können die Leute mich nicht erſchrecken. Und, Peter, ſagte Mädeli, und nahm mich bei der Hand, und wie kannſt du glauben, daß unſer Kind des Teufels ſein ſollte! Haſt du es recht angeſehen und ſeine lieben, treuen Augen? Haſt du gehört, was ich dir erzählt, wie ich dieſe Nacht gerungen und wie mir der liebe Gott ſo nahe gekommen, daß ich glaubte, ich ſei an ihm an, und daß es mir iſt, als ob ich ihn noch jetzt im Herzen hätte! Nein, Peter, glaube doch ſolche Dinge nicht, ich empfinde in meinem Herzen, daß ſie nicht wahr ſind, ich habe in mir ein Zeugniß dagegen, das ich für göttlich achte, ſo gut als die Stimme meines Gewiſſens. Darum, mein liebes Mannli, weine nicht, tröſte dich und freue dich, daß unſer Kind bei Gott iſt. Denn das iſt es. Und laß uns trachten, daß wir nie weiter von Gott kommen, als dieſes Kind iſt, dann, glaube mir, fehlt uns die Seligkeit nicht.

Mein Weib redete mir da wunderlicher als ein Pfarrer, und ſeine innige Ueberzeugung überwältigte mich auch, denn wahre Ueberzeugung, ſo recht von Herzensgrund ausgeſprochen, überwältigt immer, und ſehr oft auch der Schein davon.

Ich band ein ſchwarz Halstuch um und wanderte hin zum Pfarrer. Auf dem Wege ſtiegen mir meine eigenen Gedanken wieder auf, und der alte Glaube fing wieder an zu ſtreiten gegen meines Weibes übernächtigen Glauben, machte meinen Glauben unſicher, brachte mich dahin, zu glauben, meinem Weibe ſei nicht recht im Kopfe, ſonſt hätte es ja den Heiland nicht geſehen, und die Weiber hätten doch recht. Von neuem kam die Angſt in meine Seele und ich brachte ſie recht groß zum Pfarrer, der mich um meinen Verluſt bedauerte. Ach, ſagte ich, ich wollte mich darein ergeben, wenn es nur getauft worden wäre. Warum? fragte der Pfarrer. Ach, wenn es jetzt nicht ſelig werden ſollte! antwortete ich.

Glaubet ihr das auch? fragte er. Aparti nicht, aber die Weiber haben meiner Frau gar große Angſt gemacht, antwortete ich; mich ſchämend für mich, ſtieß ich mein Weib hinein. Der Pfarrer ſagte, er könne doch nicht begreifen, daß die Leute ſo feſt an einem alten Vorurtheil hingen, das durchaus keinen Grund habe. Ich fragte: wie es dann möglich ſei, daß ſo ein Vorurtheil ohne Grund entſtehen könne? Ich würde es gerne zum Troſt meinem Weibe ſagen. Schulmeiſter, ſagte der Pfarrer, die Sache iſt die. Die Juden glaubten daran, daß alle Heiden von böſen Geiſtern beſeſſen ſeien, daher, wenn ſie Heiden zu Proſelyten machten, ließen ſie dieſelben untertauchen im Waſſer, gleichſam als wenn die böſen Geiſter dadurch erſäuft würden. Jeſus hatte nicht lange die Taufe als Sinnbild der inneren, immer fortdauernden Reinigung befohlen, als der Glaube, der Menſch ſei vor der Taufe vom Teufel beſeſſen, ſich einſchlich, und weil bei ſeiner Taufe Jeſus vom h. Geiſte bewillkommt wurde, ſo glaubte man, es ſei der heilige Geiſt, der ins Waſſer komme, den Teufel eigentlich austreibe, das Inwendige des Menſchen ganz rein mache, ſo daß er in dieſem Augenblick ohne Sünde ſei. Um dieſes Glaubens willen ließen manche Leute ſich nicht taufen bis zu ihrem Ende, um dann gleichſam friſch gewaſchen ohne alle Sünde in den Himmel zu kommen, und ſo den Himmel gewiß zu haben, während bei einer frühern Taufe ſpätere Sünden den Zugang wieder verſchließen können. Aber man konnte unerwartet ſterben ohne Taufe und blieb dann dem Teufel unabänderlich und unwiderruflich: am Schlagfluß z. B., wo viele Leute bei jedem Ausſprechen des Wortes Schlagfluß hinzuſetzen: Gott behüt uns davor! Daher fing man an, früher zu taufen, ſo früh als möglich, denn der Gefahr des Sterbens war man vom erſten Tage an ausgeſetzt. Man taufte alſo junge Kinder, und das konnte man recht gut, ward ja im A. Teſtament auch die Beſchneidung am achten Tage verrichtet, und ſagte Chriſtus kein Wort, wie früh oder ſpät man taufen ſolle. Nach langem Streit wurde der neue Gebrauch allgemein, aber der alte Glaube, daß Ungetaufte des Teufels ſeien, blieb, blieb nicht nur unterm Volk, ſondern ward auch Kirchenglauben, obgleich er durchaus keinen Grund in der Bibel hatte.

Es iſt ſonderbar, wie mancher Aberglauben der Vorzeit ſo feſt den Leuten in den Köpfen ſitzt, während ſo manche alte ſchöne Wahrheit nie in die Köpfe will. Habt ihr nie bemerkt, Schulmeiſter, daß, wenn euch eines Tages Kinder unrichtig antworten und ihr verbeſſert die Antwort, ſtellt das Rechte dar, und ihr kommt morgen wieder und fragtet: was ihr geſtern gehabt? die Kinder euch das Unrichtige repetiren als verhandelte Wahrheit, und von der wirklichen nichts mehr wiſſen? Wenn man übrigens den Glauben der Menſchen unterſuchen würde, den Glauben, der auf ihr Leben eigentlich Einfluß hat, würde man da wunderliches Zeug finden, man würde finden, daß an dieſem Glauben die Bibel den wenigſten Antheil hat. Dieſer eigentliche kurſirende Volksglaube wechſelt etwas im Laufe der Zeiten, aber langſam, und wenn derſelbe einmal mit dem Bibelglauben zuſammentrifft, dann iſt's gut, aber leider ſind wir noch nicht da. Nein, ſchloß der Pfarrer, geht nur und ſagt eurem Weibe, der Heiland, der ſagte: Laßt die Kindlein zu mir kommen, denn ihnen gehört das Himmelreich, der Heiland, dem alle Gewalt gegeben iſt auf Erden und im Himmel, der wird nicht Kinder laſſen geboren werden und ſterben, um ſie dem Teufel in ſeine Klauen zu befördern. Ein ſolcher

Glaube iſt eigentlich Unſinn und Gottesläſterung, und wenn ich eure Frau ſehe, ſo will ich ihr eins abkapiteln.

Da bat ich, er ſolle ihr doch recht nicht ſagen, daß ich ihm geſagt, ſie glaube ſo etwas, ſie würde es ungern haben, ich wolle ſie jetzt ſchon tröſten und ihr ſagen, woher dieſer Glaube käme.

Das ſonderbare Uebereinſtimmen meiner Frau mit dem Pfarrer nahm mir die Angſt, und andächtig brachte ich des andern Morgens früh die kleine Leiche, die wir vorher noch brünſtig geküßt hatten, dem Todtengräber auf den Kirchhof. Derſelbe hatte das kleine Gräbchen in der Dachrinne gemacht und gar nicht tief. Ich frug ihn: warum er es gerade hier gemacht? Er ſah mich furios an und ſagte endlich: ich ſei ja ein Schulmeiſter und werde das wohl wiſſen. Endlich, nachdem ich meine Unwiſſenheit augenſcheinlich an den Tag gelegt, dadurch aber nicht wenig an meinem Reſpekt eingebüßt hatte, ſagte mir der weiſe Todtengräber Folgendes: Je näher der Kirche man begraben werde, deſto ſicherer ſei man vor den böſen Erdgeiſtern, und da ungetaufte Kinder nicht durch die Taufe vor ihnen geſchützt würden, ſo thue man ſie an die Kirche, um durch die Kirche ſelbſt beſchützt zu werden. Dann thue man ſie in die Dachrinne, damit ſie noch hier getauft würden. Wenn nämlich der Pfarrer das Taufwaſſer b'ſegne, ſo werde alles Waſſer in und an der Kirche zu Taufwaſſer (d. h. der h. Geiſt komme in daſſelbe), ſo daß, wenn es einmal ſtark regne zu ſelber Zeit, ſo werde auch Regenwaſſer auf dem Dach Taufwaſſer, und wenn es nun hinunterrinne und bis zu dem Kinde dringe, ſo werde das Kind im Boden ſo gut und gültig getauft, als das Kind in der Kirche.

Wie doch die Leute erfinderiſch ſind, dem Teufel die Menſchen aus den Klauen zu reißen, wenn ſie todt ſind, und wie ſorglos ſtürzen ſie ſich in ſeine Arme, ſo lange ſie lebendig ſind. Wie Angſt iſt es ihnen um die Seligkeit Anderer und wie ſchnöde ſpielen ſie um die eigene! Freilich nicht mit Karten, wie jene berühmte Spielerin, welche, als ſie kein Geld mehr hatte, ihre Seligkeit einſetzte ſtatt 6 Kreuzer und dieſelbe auch richtig verlor, aber mit Thaten und mit Worten gleichgültig und leichtſinnig. Wie Angſt iſt es ihnen um ihre ungetauften Kinder und um ihre Seligkeit, und ihre getauften führen ſie dem Teufel ſelbſt zu durch Beiſpiel und Anreizung, durch Sorgloſigkeit und Liederlichkeit. Sie blaſen in ihnen das Böſe eigenmäulig an und lachen dazu; „es thut nichts, es thut nichts,“ meinen ſie, und wenn dann endlich die Flamme der Sünde über ihren Häuptern zuſammenſchlägt, ſo ſchreien ſie Mordio: brenne nicht, brenne nicht! Ihre todten Kinder ſoll der liebe Gott abſolut haben, ihre lebendigen gehen ihn nichts an. Ihre todten Kinder ſollen zunächſt an die Kirche, ihre lebendigen halten ſie ſchnöde und muthwillig davon zurück, fluchen dem Pfarrer, wenn er ſie hineinbringen will, und ſagen dem Schulmeiſter wüſt, wenn er eine halbe Stunde länger Kinderlehre hat. So ſind die Leute voll Widerſprüche, und woher kommen die wohl? Die kommen eben daher, daß der Aberglaube ſie regiert und nicht der Glaube, daß Hirngeſpinnſte ihre Religion ſind und die Wahrheit von ihnen ausgeſpuckt wird, daß ſie Alles glauben, nur nicht das, was von Gott kommt. Und woher kommt dieſer verkehrte Sinn? Der kommt daher, weil die Menſchen thun wollen, was ſie ankömmt, und nicht, was Gott will, weil ſie beharren wollen im Ungehorſam und doch die Seligkeit nicht wollen fahren laſſen. Sie wollen die Früchte von Jeſu Leben und Tod, aber Früchte, die ſich der Beſſerung geziemen, die wollen ſie nicht bringen. Darum erſinnen ſie ſo Widerſinniges und glauben ſo Widerſinniges. Aber was wird das einſt für ein Erwachen ſein aus ſolch ſelbſtgemachtem Lug und Trug!

Ende des dritten Theils.

Druck von A. W. Hayn in Berlin.

A D
BIBL. UNIV.
CRAC.

Allgemeine
Deutſche Volks-Bibliothek.

Zweiter Jahrgang.

Fünfter Band.

Leiden und Freuden
eines
Schulmeiſters.

Von

Jeremias Gotthelf.

IV.

Berlin, 1848.
Verlagshandlung des allgemeinen deutſchen Volksſchriften-Vereins.
(M. Simion. Jul. Springer.)

Leiden und Freuden

eines

Schulmeiſters.

Von

Jeremias Gotthelf.

Bearbeitung des Verfaſſers für das Deutſche Volk.

Vierter Theil.

Berlin, 1848.
Verlagshandlung des allgemeinen deutſchen Volksſchriften-Vereins.
(M. Simion. Jul. Springer.)

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Leiden und Freuden

eines

Schulmeiſters.

Vierter Theil.

Erſtes Kapitel.

Ein Tod und eine Theilung.

Es war eine feierliche Stimmung in unſern Herzen. Auch in unſerm Häuschen war es uns faſt, als ob wir in der Kirche, als ob der Herr zu uns eingekehrt wäre. Eine unausſprechliche Gewalt zog mich näher zu meinem Weibchen, und zärtlicher fühlten und thaten wir nicht gegen einander in den verrufenen Flitterwochen: nur war in der Zärtlichkeit etwas Gediegeneres und in unſern Gemüthern klang etwas Sonntäglicheres (ich weiß ihm keinen andern Namen zu geben) als Anfangs. Unſere Liebe hatte ſich im Feuer der Noth bewährt und im Glauben geläutert und erhoben. Freilich ſtund ich da unendlich tief unter meinem Weibchen, aber eben das Gefühl, daß es in Glaubenskraft über mir ſtund, machte, daß ich mich um ſo feſter an daſſelbe ſchloß, mich an ihm hielt in den Stürmen, die über uns daher brauſten. Da bewährte es ſich gar herrlich, daß alle Dinge, denen die Gott lieben, zur Seligkeit dienen müſſen. Achtet auf ein Ehepaar, welches Gott nicht liebt, wo jedes im Grunde des Herzens nur ſich ſelbſten liebt, wie da jedes Unglück trennend zwiſchen ſie trittet, ihre Herzen ſpaltet und durch dieſe Spaltung jedem Unglück ein dreifach Gewicht giebt. Achtet auf ein ſolches Ehepaar, wenn Unglück kömmt, wenn Bedrängniß einreißt, wenn ein geliebtes Kind ſtirbt, wenn Krankheiten ſich lagern über eins oder beide, wenn Hoffnungen auseinander gehn, Wünſche brennen und nicht gelöſcht werden können, wie da die Herzen blosgelegt werden und ans Tageslicht kömmt, was man unter künſtlichem Flitter, zärtlichen Blicken, ſüßen Worten, artigen Mienen, ſchlau verborgen hatte. Keines trägt die Bürde gerne, glaubt das

Andere Schuld an derſelben, glaubt, wenn ſie beide ſich nicht zuſammengefunden, ſo wäre auch dieſes Unglück nicht, wäre man nicht in ſolcher Bedrängniß; ſchiebt die Bürde dem Andern zum Tragen hin und ſchüttelt ſich unwillig über ſeinen Theil, wird verdrießlich und ärgert ſich über die Art und Weiſe, wie das Andere trägt. Dann kömmt es vom Aerger zu ärgerlichen Worten und aus beiden bildet ſich das Verhältniß heraus, das beſteht zwiſchen einem Zügel und einem Pferdefuß, der übergeſprungen iſt. Es entſteht eine Reibung, beide leiden, und je größer das Leiden wird, deſto ſtärker wird die Reibung; und je heftiger die Reibung wird, deſto weniger iſt an ein Loskommen zu denken, wenn nicht etwa der Zügel bricht. Und wenn endlich auch der Zügel bricht, ſo hat man am Bein noch einen ſchweren Schaden. So iſt jedes Unglück für jedes ſündige Gemüth ein dreifaches Unglück.

Wer will es mir wehren, wenn ich behaupten will, jede Berührung der Außenwelt mit unſerm Herzen erzeuge einen chemiſchen Prozeß, und je nach der Beſchaffenheit des Herzens erzeugen ſich in ihm bei dieſer Berührung Dämpfe — Stimmungen, und je nach den Dämpfen ein Niederſchlag — Worte und Thaten. An dieſen Dämpfen und dieſem Niederſchlage eben erkennt der Menſch, weß Geiſtes Kind er iſt. Iſt das Herz ein verdorbenes, und welche ſind es eigentlich nicht, ſo ſteigt bei der Berührung Verdorbenes auf zur Plage des Menſchen, wie verdorbene Kinder eine Qual der Eltern ſind; und dieſe Plage iſt die Geißel, die zur Erkenntniß bringen, den Staar ſtechen, den Menſchen dahin bringen ſoll, daß er ſein Herz zu heilen ſucht. Zu dieſer Heilung ſind Heilmittel da, und ſobald das Herz zu heilen beginnt, ſobald es Gott über Alles und den Nächſten als ſich ſelbſt zu lieben beginnt und ſich nicht mehr zum eignen Herrgott macht, entſtehen aus ſeiner Berührung mit der Außenwelt — andere Dämpfe, ein anderer Niederſchlag. Was das Herz berühren mag, je liebender das Herz wird, je ſüßer und lieblicher werden die Dämpfe, deſto fruchtbarer und ſegensreicher der Niederſchlag, ja, je härter die Außenwelt an das Herz ſchlägt, deſto hellere Funken ſprüht die Liebe, deſto inniger werden die Stimmungen, deſto herzlicher jede Aeußerung in That und Wort. Die Heilung trägt in ſich ſelbſt den Lohn und giebt glücklichere Stimmungen und glücklichere Verhältniſſe und als größtes Glück die merkwürdige Umwandlung, daß fortan Glück und Unglück, kurz Alles, was aus Gottes Hand kömmt und das menſchliche Herz berührt, heiligend auf daſſelbe einwirkt, ſtatt wie früher als Verſuchung verführend und ſündigend, daß alſo in eigentlichem Sinne des Wortes Alles zu ſeiner Seligkeit dienen muß.

Wer ein Eſel iſt, wird mich um dieſer Bilder willen als ein Materialiſt verſchreien. Wer etwas witziger iſt, aber doch nicht witziger als halbwitzig, der wird dieſe Zeilen leſen, ſie aber nicht begreifen, und nicht begreifen, daß er ſie nicht begreift. Wer aber ganz weiſe iſt, wird auf das Allerwenigſte die Bemühung nicht mißkennen, etwas recht anſchaulich zu machen, was die meiſten Menſchen nicht verſtehen und doch alle verſtehen ſollten. Nämlich das Verhältniß unſeres Herzens zur Außenwelt, und die Art und Weiſe, wie beide ihre Kinder zeugen und was für Kinder.

Mein Weibchen und ich plauderten nun gar oft von ernſten wichtigeren Dingen zuſammen, es war, als ob uns ein Blatt vor dem Munde weggefallen wäre. Ob dieſen Reden verſäumten wir unſere Arbeit nicht, das Kleinſte wurde um ſo treulicher verrichtet. Aber dieſe Reden verhüteten, daß wir nicht kleinlichten unbedeutenden Dingen, Zufällen u. ſ. w. eine Wichtigkeit beilegten, die ſie nicht hatten. Es muß jeder Menſch wichtige, wichtigere und wichtigſte Dinge haben, Etwas, auf das er beſonder Gewicht legt, dem er einen eigenen Einfluß auf ſich geſtattet und dem er Anderes unterordnet. Nimmt der Menſch nun nichts an ſich Wichtiges in ſich auf, ſo erhebt er eine Lumperei auf den Thron und betet ſie an. Eine Frau die Schweine, eine andere den Kopfputz, eine dritte die

Fehler des Nächſten, eine vierte die Mägde und eine fünfte ihre Nerven. Ebenſo von den Männern, die einen ihre magern Aecker und die andern ihre dumme Perſon, die dritten (beſonders die Diplomaten) das Eſſen, die vierten das Geld und die fünften ihren Stammbaum, deſſen Ende man aber ohne langes Steigen in einem Schwefelholzlädelchen finden möchte. Es achten darauf wenige Menſchen, darum findet man ein ſo kleinlichtes Treiben in der Welt, ſo eng eingeſchrumpfte Herzen, daß einem die Haare zu Berge ſtehen möchten. Das iſt aber auch eine Kunſt, die nicht im Wirthshauſe gelehrt wird, im Kleinſten getreu zu ſein und das Höchſte im Herzen zu tragen.

Wir hatten einen ſolchen Anker, der uns oben erhielt, aber nöthig, denn wir erfuhren die Wahrheit des Sprüchwortes, daß ſelten ein Unglück allein kömmt und daß es dem Hiob nur gegangen, wie vielen andern Menſchen auch. Kaum hatte ſich der Schmerz um unſer Mädchen verklärt zu einem wehmüthigen, freundlichen Andenken, als Mädelis Vater zu kränkeln begann. Er klagte häufig über Schwindel und Mattigkeit. Eines Morgens ſetzte er ſich auf ſein Schuhmacherſtühlchen und wollte unſerm Kleinen einen Schuh flicken. Kaum hatte er den Leiſten im Schuh und beugte ſich auf ſeine Arbeit, ſo fiel er Kopfüber in die Stube hin. Der Kleine, der ihm zugeſehen hatte, erhob ein mörderlich Geſchrei, und wir beide, die draußen geweſen waren, ſtürzten hinein und fanden den Vater bewußtlos am Boden. Mit Mühe brachten wir ihn auf das Bett und wieder zu ſich, aber reden konnte er nicht mehr, der Schlag hatte ihn getroffen. Der Arzt ließ ihm zu Ader, verordnete Einreibungen, das ſchwindende Leben wurde feſtgehalten, allein der Glieder Gebrauch blieb verloren. Von ganzem Herzen willig thaten wir, was wir konnten, zogen ſelbſt in die Kammer hinauf, warteten ihm ab und verſchafften ihm das Nothwendige, was er brauchen konnte, in Speiſe und Trank. Auch wurde dem Kranken, nach der Sitte in einigen Gegenden, viel gekramet, was uns einigermaßen Erleichterung verſchaffte. Es iſt dies eine ſehr ſchöne Sitte, wenn der Kranke nur nicht damit oft eine Fülle von Dingen erhielte, welche im höchſten Grade ſchädlich ſind. Wenn ein krankes Kind z. B. neun Pfefferkuchen auf ſeinem Bette liegen hat, ſo kann man ſich denken, wie bald es geſund werden wird.

Wenn die Leute kamen und den Vater ſahen, ſo war ſelten Jemand, der nicht ſagte: macht es nicht mehr lange. Ihm geht es gut und niemals übel. Das ſagte man ganz ungenirt vor dem Kranken, und recht grauſig war es anzuſehen, wenn er zu ſolchen Reden mit ſeinen ſtarren verzogenen Augen die Leute anſah, und ihnen zunickte. Mädeli weinte dann gewöhnlich, dann ſagten ihm die Leute: Du Thörchen, weine doch nicht, ſondern dank dem lieben Gott. Arbeiten kann er nicht mehr, ihn immer ſo zu pflegen, vermögt ihr nicht, und wenn du wieder ein Kind haben mußt, willſt du dann oben in der kalten Kammer kindbetten?

Mir war es Angſt wegen Mädeli, die in andern Umſtänden war, Tag und Nacht keine Ruhe hatte, die Haushaltung machen, die Pflanzungen beſorgen ſollte. Ich fürchtete, ſie halte es nicht aus. Aber Gott giebt dem Menſchen in der Noth wunderbare Kräfte. Ueberhaupt liegen im Menſchen viel mehr Kräfte, ein größeres Maß von Kräften und beſonders eine weit größere Spannkraft, als man ahnet. Man ſpielt im Grunde nur im Leben und mit dem Leben.

Nach ungefähr ſechs Wochen wiederholte ſich der Schlagfluß und der liebe Gott rief den alten müden Meiſter zu ſich. Es iſt das Sterben ſo geheimnißreich und ahnungsvoll, daß auch die roheſten Menſchen ſtille werden in einem Sterbezimmer, auf den Zehen gehen, den Athem leiſer ziehen und nur reden in der höchſten Noth. Es iſt, als ob den Menſchen ergreife das Wehen einer höhern Welt, als ob er fühle, dieſe Welt ſei nahe getreten und ihre Geiſter walteten unſichtbar um ihn herum, löſten den verwandten Geiſt aus der ſterblichen Hülle und führten ihn mit ſich ihre Wege.

Eine Leiche hatte für mich etwas unendlich Schauerliches. Da liegt ſie, die ſterbliche Hülle, die Schaale, dem Zerbrechen geweiht! Nun endlich wird man es inne, was der Leib eigentlich iſt. Aber wenn man bedenkt, was dieſe ſterbliche Hülle vorgeſtellt, wie ſie ſich ſelbſt dargegeben als etwas, während ſie nichts war, wieviel ſie bedeutete, als das thieriſche Leben in vollen Adern ſchlug, wenn man dann den eigenen Leib betrachtet und ſeine Anſprüche, und gedenket, daß er auch bald ſo liegen werde, eine abgeſtreifte Hülle, ein leer Futteral, ein werdend Staubhäufchen, dann bebt der Menſch in ſich zuſammen und beginnt zu denken an das, was in dieſer leeren Hülle wohnte und in ſeiner noch wohnt, und welche Geiſter dieſen Geiſt gelöſt und ſeinen löſen werden.

Es iſt ſchauerlich, eine Leiche zu berühren, mir läuft es dabei kalt den Rücken auf und heiß durch alle Glieder, und das Herz zuckt zuſammen, als ob der Tod es bereits mit ſeiner eiſigen Hand gefaßt hätte. Ich war daher meinem Weibchen eine ſchlechte Hülfe, und ein Glück für ihns war es, daß bei ſolchen Gelegenheiten die Nachbarsleute ſo aufwärtig ſind. Ich hatte viel zu laufen und Beſcheid zu machen an alle Verwandten meiner Frau nach allen Seiten aus.

Am Begräbnißtag ſah ich zum erſtenmal Mädelis Geſchwiſter alle bei einander, aber keines gefiel mir wie mein Weibchen. Sie waren auch gar kaltblütig und gleichgültig bei der Sache und gar trocken mit uns. Es iſt ein gar ernſter Gang, der Gang zum Grabe. Es ſcheint mir immer, als lauern im Kirchhofe eine Schaar gewaltiger Gedanken auf jeden Leichenzug, die ſich ſtürzen auf die Begleitenden und ſuchen, welches Herz ſie erfaſſen mögen. Da lauert die Reue und ſuchet die unbarmherzigen, ſchnöden Herzen; da lauert die Angſt auf die, welche einen Ankläger gegen ſich begraben; da lauert das Grauen auf die, welche über die Gräber von Anklägern ſchreiten müſſen; da lauert der Schrecken auf Alle, welche am Zerdrücken von Herzen ſind; es lauert auf die Stolzen das Gefühl ihrer Niedrigkeit, auf die Sinnlichen das Gefühl ihrer Vergänglichkeit, und auf Alle ein fährt der ſchauerliche Gedanke: ob ſie etwa mit den eigenen Beinen auf dem eigenen Grabe ſtünden! Und hinter allen dieſen Gedanken, die mit erſchütternder Gewalt auf die Leichenzüge ſich ſtürzen, kömmt leiſe, klingend in lieblich ſanften Weiſen, ein Lüftchen hergezogen und ſucht nach liebenden Herzen, über welche jene Gedanken keine Macht haben, und an ſolche Herzen ſchmiegt es ſich weich und leiſe, und flichtet dort aus den Thränen der Liebe ein ſtrahlend Thor, das ins ewige Leben führt, und in ſüßen himmliſchen Klängen ſingt das Lüftchen dem liebenden Herzen von der Auferſtehung und dem Leben, von dem Wiederfinden der Getreugebliebenen in des Vaters Freude.

Zu Hauſe bereitete uns Jemand für die Verwandten das Eſſen, denn auch meine Frau geleitete, wie üblich, den Vater zu ſeiner Ruheſtätte. Ich weiß eigentlich gar nicht, warum faſt an allen Orten die Weiber ihre Kinder nicht auf ihrem erſten Ausgange zur Taufe geleiten, und warum ſie wieder an vielen Orten die Ihrigen nicht geleiten auf ihrem Heimgang. Haben ſie etwa nicht nöthig zu gedenken, daß fortan die Wege, welche man das Kind trägt, führt und weiſ't, in Gott ſich ausmünden ſollen? Haben ſie nicht nöthig, ihrer Vergänglichkeit zu gedenken, von Zeit zu Zeit ihr Grab zu beſchauen, zu bedenken, wie ihnen ſein würde, wenn ſie hinter dem Sarge ihres Gatten oder ihres Kindes gehen müßten, ob dann die Liebe ihre Tröſterin oder die Reue und die Selbſtanklage ihre Begleiterin wäre?

Schon auf dem Heimwege ſtichelte eines Bruders mitgekommene Frau von Theilen, und ſie hätten expreß ein Wägelchen mitgenommen, um die ihnen zugefallenen Sachen mitzunehmen. Du mein Gott! Die Habſeligkeiten des Begrabenen waren ſo dürftig, als man ſich nur denken konnte. Sein Bett war das Beſte daran, ſeine Kleider Bruchſtücke, ſein Uebriges Plunder, ſein wenig Küchengeſchirr hatte er uns allerdings zum Brauchen gegeben. Mädeli und ich hatten nichts darüber geredet und Mädeli ſicher auch nicht darüber gedacht. Mir hingegen war der Gedanke ans Erben gekommen, und ich glaube, es ſei wirklich ſelten Jemand, der, wenn ihm Jemand ſtirbt, den er lieb hat, aber den er erbt, nicht auch ans Erben dächte, und ſicher Viele würden erſchrecken, wenn vierzehn Tage nach Behändigung des Erbes die Beerbten wiederkämen. Der Vater hatte in den letztern Zeiten kein Tiſchgeld mehr geben können, und wir hatten nicht daran gedacht, die übrigen Geſchwiſter oder die Gemeinde dafür anzugehen. In den letzten Wochen hatten wir große Unmuße mit ihm gehabt und auch Koſten, ſo daß wir wirklich geldlos waren und Fleiſch und Wein für das Mittagseſſen, welches wir den Verwandten bereiteten, und zwar um es wohlfeiler zu machen, zu Hauſe, dem Wirth ſchuldig bleiben mußten.

Da hatte ich mir erſtlich gedacht, ſeine übrigen Kinder würden gar nicht nach dieſen Dingen fragen, von denen uns das Bett ſehr wohl gekommen wäre; und zweitens war mir im Hintergrunde noch die Hoffnung aufgedämmert, ſie würden uns vielleicht noch etwas an unſere Ausgaben geben. Solche Gedanken ſind gewiß einem armen Ehemann, der eine Niederkunft aushalten muß und kein Geld hat, zu verzeihen. Könnte man in allen Menſchenköpfen alle eigennützigen, ſpekulativen Gedanken verfolgen, man würde ergrauen vor dem Herzloſen, Liebeleeren, Scheußlichen, das vor unſern Augen ſich aufwinden würde. Es iſt ein Heil, daß wir das nicht können, unſere Augen würden erblinden, unſere Herzen würden verbluten, wenn Anderer Gedanken uns offenbar, wenn wir ſehen würden, wie manches Auge auf unſern Tod lauert. Der Gram würde wie ein Geier ſich ſetzen auf unſer Herz, das aber eben vielleicht ähnliche Gedanken und Gelüſten in ſich wälzte. Was für Augen würden ſich wohl die Menſchen machen, wenn ſie einander in die Seelen hineinſchauen könnten, wie ins Geſicht! Der Schöpfer weiß wohl, warum er hier einen Vorhang gezogen hat.

Kaum waren wir heim gekommen, ſo fragte die Schwägerin nach dem zu theilenden Erbe. Wir wieſen vor, was war. Sie wollte nicht glauben, daß das Alles ſei, ihr Mann hätte von viel Mehrerem geſagt. Die übrigen Kinder, welche ſeit Jahren das väterliche Haus verlaſſen hatten, wo noch der Verdienſt größer und von beſſern Zeiten her Manches vorräthig war, was ſeitdem abgegangen, muckelten auch von Verſchleppen, Verläugnen. Die Schwägerin durchſtöberte mit ihrem Manne und einer Schweſter alle Winkel, um nach etwas Verborgenem zu forſchen. Unglücklicherweiſe entdeckte die Letztere auf unſerm Kachelbank einen Milchhafen, mit dem ſie früher viel Milch geholt hatte und erhob nun über denſelben ein Geſchrei, als ob ein Stier ſie bereits auf den Hörnern hätte. Da ſehe man, was wir für Leute ſeien. Jetzt erſt wollen wir recht ſuchen, wo das iſt, wird noch mehr ſein! ſchrie ſie. Nun fingen ſie an, das Unterſte zu oberſt zu kehren und ſprachen am Ende unſere ganze Habe an. Da riſſen ſie einen Hafen z'weg und dort eine Kelle, wollten über unſere verſchloſſenen Schäfte, ſie einſprengen, wenn wir nicht die Schlüſſel gäben. Alles müſſe erleſen ſein, ſchrie das Eine; ein Anderes brüllte, man müſſe uns zum Eid halten, und das Dritte vom Landjäger holen. Es war ein Höllenſpektakel, und der Lärm wurde immer größer. Die Leute arbeiteten ſich ſelbſt in einen Zorn und in eine Wuth hinein, die kein Maß hatten. Die Vorſtellung unſeres Betruges wuchs wie ein Geſpenſt ins Unendliche, ich glaube, ſie ſtellten ſich am Ende vor, der Handel gehe um viel tauſend Gulden; und wenn ſie nur recht wüſt thäten, ſo ſeien ganze Haufen Erbes aus mir auszupreſſen, wie Oel aus Steinen. Es kann wahrhaftig nichts Traurigeres geben, als Streiten um ein Erbe, und doch iſt gerade dieſes Streiten eins der häufigſten und ein Beweis mehr von dem Eigennutz und dem Lauern auf das Erben, von dem ich früher geſprochen. Wenn um Höfe, Schlöſſer und Haufen Geld geſtritten wird, ſo glaubt man, das begreifen zu können, weil da es des Streitens ſich lohne. Aber vermöchten es nicht gerade da am beſten, Brüder und Schweſtern Friede zu halten, wo viel zu theilen iſt? Da ſollte man doch eher etwas überſehen können. Aber eben mit dem Haben nimmt auch das Begehren zu. Das iſt der Fluch, der im Golde liegt und von dem das Sprüchwort kömmt: Je mehr er hat, deſto mehr hat er zu wenig. Sehr traurig, faſt lächerlich und unbegreiflich will man es finden, wenn Arme um ein paar alte Leintücher, eine geflickte Pfanne, eine geſpaltene Kaffeekanne und ein paar verſalbete Hoſen ſich zanken. Ja, traurig iſts allerdings, wenn die, die die Liebe am nöthigſten hätten, um ſo kleinlichter Dinge ſich das für ſie ohnehin bittere Leben noch mehr verbittern. Aber begreiflich iſt das Ding gar ſehr. Ein armer Menſch, der gar nichts anzuſchaffen vermag, dem iſt eine geſpaltene Kaffeekanne ein gefundenes Freſſen und ein Bettſtück ein wahrer Schatz, zu dem er vielleicht ſonſt ſein Lebtag nicht käme oder nur durch tauſend Entbehrungen. Und einem armen Weibe kann ein Fetzen von einem Leintuch, beſonders wenn es noch zu kindbetten gedenkt, eben ſo wichtig vorkommen, als einer reichen Bürgersfrau ein ganzer Schrank voll Wäſche.

Man kann ſich aber nicht vorſtellen, wie uns beiden bei der ganzen Geſchichte war. Ein vernünftiges Wort wurde gar nicht gehört, meine Bitten, Mädelis Weinen und Anhalten nicht geachtet. Die Titel regneten immer derber auf uns ein, je ordentlicher wir uns gebehrdeten. Mir kochte nach und nach auch der Zorn in meinem Innern, aber ich war ſo unterthänig gewohnt, ſo gewohnt, meinen Zorn im Stillen zu verwerchen, daß ich es höchſtens zu einem unverſtändigen Brummen brachte, blaß wurde und in den Hoſenſäcken die Hände ballte. Mädeli bot allem auf, die Vermittlerin zu machen in aller Sanftmuth und Geduld; aber es ſchüttete eben nur Oel ins Feuer, und je ordentlicher es that, deſto unverſchämter wurden die Andern, ja die Schwägerin griff ſogar nach unſeres Kindes Bettlein und zeigte es ihrem Mann: ob das nicht auch anzuſprechen ſei? Da flammte aber auf

nmal, wie aus einem Hauſe, das der Blitz getroffen, die
Feuerſäule, aus Mädeli der Zorn empor. Ohnehin lang,
ard es noch um einen halben Schuh länger, Funken
prühten aus ſeinen Augen, und mit einer mir ganz frem-
en Stimme, feſt und ſcharf, wo jeder Laut dem Knall
ner gezogenen Piſtole glich und jedes Wort die Kugel
lbſt war, ſtellte es ſich plötzlich, wie der Hirſch gegen ſeine
erfolger. Wie ein General befahl es der Schwägerin,
as Bettlein an ſeinen Ort zu thun, das ſei von uns be-
ahlt, überhaupt hätte ſie hier gar nicht zu reden, ſie gehe
e ganze Geſchichte nichts an, ſie ſolle heimgehen zu ihren
ltern und da erben, was es da zu erben geben werde,
reck und Läuſe. Dann wandte ſich meine Frau von
nem zum Andern und hudelte ſie fürchterlich. Zuerſt
ng es über den Pathen unſeres Knaben los. Von ihm
tte ſie das nicht geglaubt, ſagte Mädeli, er ſei ihr immer
r liebſte Bruder geweſen, auf ihn hätte ſie gebaut, wenn
r Vater früher geſtorben wäre, aber nun danke ſie Gott,
ß ſie ihn nicht nöthig hätte. Sie ſehe nun, was auch
für Einer ſei. Pathe ſei er von dieſem Kinde, und
n dieſem Kinde zu helfen, wolle er ihm ſein Bettchen
hlen helfen, das habe man zuſammen von einem Pathen
e erhört, ſo lange die Welt ſtehe. So fuhr ſie von Einem
m Andern und am Ende Alle zuſammen. Zum Erben ſeien
jetzt Kinder, aber um den Vater zu helfen, da ſei Keines
n Kind geweſen. Wir hätten ihn erhalten. Keines habe ge-
agt: Wer zahlt dafür? Krank ſei er geweſen. Keines habe
fragt: Mangelt ihm etwas, können wir helfen? Gepflegt
tten wir ihn, alle Koſten bezahlt. Keines frage: Was
d wir ſchuldig für Mühe und Auslage? Wir hätten bös
habt und den Vater gut gehalten. Keines danke uns
für, und ſtatt des Dankes wollen ſie uns noch die eige-
n Sachen ſtehlen. Sie ſeien ſaubere Leute, es müſſe ſich
den Boden hinein ſchämen vor ſeinem Manne, daß er
en müſſe, in welche ſchlechte Familie er geheirathet habe,
üſſe ſein Lebenlang ſich ſchämen, daß ich an ihrem Va-
ſo viel gethan und doch nicht ſein Kind geweſen ſei,

und nun ſolchen Dank und ſolchen Schaden davon haben müſſe. Dabei rannen die Thränen über ſein erglühtes Geſicht, aber ſeine Kraſt brach damit nicht zuſammen, ſondern es ſagte ihnen noch: das Fleiſch, das ſie gegeſſen, der Wein den ſie getrunken, der Todtengräber, der den Vater begraben — Alles ſei nicht bezahlt, und nun ſollen wir unſere Habe ihnen zum Theilen hergeben und dann die Schulden bezahlen! Mädelis Zorn überwältigte ſeinen Verſtand nicht, ſondern erglühte ihn nur; darum ſchlug er auf die andern ein wie eine Kartätſchenſaat. Die Brüder verſtummten zuerſt und vergaßen, das Maul offen, ob der Schweſter Schelten, die ſie nur als ein Kind gekannt hatten, zu antworten. Länger hielten die Schwägerin und die Schweſter, welche den Milchhafen gefunden hatte, aus. In abgebrochenen Zornslauten widerbelſerten ſie ihm, aber vor deſſen geregeltem, ſcharfen Feuer verſtummten am Ende auch ihre blinden Schüſſe, und Mädeli ſtund da, wie eine zürnende Königin, mitten unter ihnen, ohne Krone freilich auf dem Haupte, ohne Scepter in der Hand, aber mit dem Scepter im Munde, mit der Krone in den Augen. Sie frage, ſo ſchloß ſie: ob ſie jetzt thun wollen, wie billig und recht? Wollten ſie das nicht, dann gut, dann möchten ſie auch erfahren, was wir könnten und welche Rechnung wir machten. Zuerſt begann der Pathe ſich zu entſchuldigen. Er hätte nich tgewußt, wie es wäre; wir hätten nichts geſagt, und da hätte er geglaubt, die Andern hätten auch etwas recht. Aber er begehre nichts Ungerechtes; was unſer ſei, ſollten wir nur ſagen, und auch, wenn wir etwas Weiteres hätten — er für ſich begehre nichts, weder was recht ſei. Auch der andere Bruder ſagte: er laſſe ſich nicht ſagen, daß er ein Betrüger ſei, und man hätte ja geſehen, daß wir des Vaters Sache unter der unſrigen hätten, und da könnte Einem doch allerlei in Sinn kommen; aber er für ſeinen Theil begehre auch nicht mehr, als was ihm von Rechteswegen zukomme. Die Weibsbilder ſagten: was recht ſei, ſei recht; und was ſie geſehen hätten, hätten ſie geſehen: und daneben ſollten wir zuſehen, was wir machten; für die wo Wittwen und Waiſen betrügen, ſei der Teufel da. Mädeli ſagte: Den habe ich nicht zu fürchten, der ſei auch für die da, welche nur nehmen wollten, was ihnen nicht gehöre, und nichts geben, wo es ſich gebühre. Wollten ſie im Frieden theilen, wohl und gut, wo nicht, ſo ſollten ſie gehen und machen, was ſie könnten. Der Vater würde ſich im Grabe umkehren, wenn er wüßte, wie ſie thäten. Er hatte ihm manchmal geſagt, wenn er mich nicht hätte, er wüßte nicht, was er anfange, er hoffe aber, die andern Kinder würden uns daran denken. Der gute Vater wußte nicht, was er für Kinder hatte.

Nach langem Hin- und Herreden, nachdem jedes Stücklein ſieben Mal zur Hand genommen worden, nachdem Mädeli ſieben Mal mit der Rechnung gedroht, ſagten ſie endlich: ihretwegen könnten wir Alles nehmen, aber wenn wir noch mehr von ihnen wollten, ſo könnten wir ſie anſuchen. Wir ſeien ſchlechte Leute, ihnen es ſo zu machen, armen Waiſen. Wenn ſie gewußt hätten, daß das ſo geben ſollte, ſo hätten ſie den Alten auch nehmen können. Aber ſie gingen am Ende doch ſo fort und nahmen doch viel mit ſich: Groll, Haß, das quälende Mißtrauen, betrogen zu ſein, die Qualen derer, die engen eigennützigen Herzens ſind, die traurigen Zeugen, daß Solchen auch die Armuth zur Unſeligkeit dienen muß.

Sie ließen uns nichts Weiteres zurück, als den Plunder, und doch viel — unendlich matte, wüſte Köpfe, den Schmerz mißkannt, die Wehthat, grollend von Verwandten geſchieden zu ſein. Mädeli brach ordentlich zuſammen aus einer künſtlichen Spannung und jammerte, was ich doch alles ſeinetwegen ertragen müßte. Wenn es ihm nicht wegen mir und dem Kinde geweſen wäre, ſo hätte es alles ertragen können. Aber da habe es müſſen reden, es ſei in ihn's gefahren wie Feuer und hätte ihn's gedünkt, es fürchte die ganze Welt nicht und es könnte und dürfte einem Jeden ſagen, was er werth ſei. Ich konnte ihm meine Bewunderung nicht verſagen; ich ſelbſt hätte angefangen, es zu fürchten, und es ſei mir lieber, wenn es ihn's nicht alle

Tage ſo ankäme. In dieſem Betragen lag aber Troſt für die erlittene Mißhandlung für uns Beide. Mädeli hatte das Bewußtſein, viel gethan zu haben, und ich einen neuen Fund gemacht an meinem Weibe. Ich wußte bereits, daß es Kraft zum Tragen hatte, aber ſeine Entſchloſſenheit zum Handeln, wo die Noth an Mann trittet, die hatte ich erſt heute bei ihm bemerkt. Kraft hatten wir auch nöthig zu unſern Schulden, die wir nicht alſobald bezahlen konnten, im Gegentheil der Gefahr ausgeſetzt waren, noch neue machen zu müſſen. Doch ging das beſſer als wir dachten. Die Ruhr regierte im Dorfe ziemlich gefährlich, ſo daß ich manches Leichengebet halten mußte, und die dafür erhaltenen Emolumente halfen mir diesmal ſo ziemlich aus der Noth. Weiß Gott, daß ich mich keines Todes freute, noch weniger ihn erſehnte, daß ich es nicht hatte, wie jene Todtengräbersfrau, welche den Schuldnern ihres Mannes nachlief und ihnen ſagte, es komme eine grauſame Krankheit, wo mehr als die halben Menſchen daran ſtürben. Bis dahin ſollen ſie doch mit ihren Anforderungen Geduld haben, da habe dann, Gottlob, ihr Mann einmal recht zu verdienen und dann wollten ſie Alle bezahlen. Wahrſcheinlich wenigſtens die, welche noch lebten. Nein, ſo war es nicht bei mir. Aber daß ich den halben Gulden ungern genommen, mich lange gewehrt, wenn man mir mehr gab, oder Fleiſch oder Brot weggewieſen hätte, wenn es mir Jemand zuſchickte, das könnte ich nicht ſagen.

Zweites Kapitel.

Wieder eine Kindbetti, wieder ein Tod, aber diesmal ohne Theilung.

Glücklich erhielten wir wieder ein Mädchen. Wir meinten wohl, es gleiche dem ſeligen auf ein Haar, aber die andern Weiber wollten es nicht haben. Sie ſagten, das Geſtorbene hätte ganz andere Augen gehabt, ſogenannte

Todtenaugen; Kinder mit ſolchen Augen lebten nie. Wir ſagten oft vom Vater, wie der Freude hätte an der Kleinen, wenn er noch lebte, und doch mußten wir allemal ſagen, es ſei ein rechtes Glück, daß er habe ſterben können, denn wir wüßten gar nicht, wie ſein, wenn er noch da wäre. Es hütete uns nun aber Niemand den wilden Knaben, wenn mein Weib mit dem andern Kinde zu thun hatte. Ich wollte ihn daher mit in die Schule nehmen. Er war gar gerne dort, entweder ſpazierte er herum mit ſeiner Ruthe, oder aber es ſtritten ſich die Mädchen um ihn, neben welchem er ſitzen dürfe, und der Mutter war er auf ſo lange ab. Allein ſobald Mädeli das merkte, wollte es nicht mehr thun. Das ſei nichts, ſagte es; was ich ſagen würde, wenn auch andere Leute ihre Kinder ſenden würden in die Schule, und andere Leute hätten ſo viel Recht dazu, als der Schulmeiſter, und es manchmal noch nöthiger. Ja, wenn viele Kinder kämen, meinte ich, allein das komme den Leuten nicht in Sinn. Und ſo ein Kind ſtöre gar nicht, und andere Schulmeiſter thäten es auch. Erſt letzthin ſei ich an einen Ort gekommen, wo zwei kleine Schulmeiſterskinder in der Stube herumgelaufen wären. Die hätten Geſichter gehabt, in denen man das Weiße im Auge kaum hätte erkennen können, das eine gebrüllt, wie wenn es am Spieße ſtecken würde, das andere drein geſchlagen mit ſeiner Ruthe, daß alle die Köpfe hätten weghalten müſſen. Das hätte mir auch nicht gefallen, und ſo möchte ich nicht, daß es gehe. Aber unſer Peterli ſei ſauber, manierlich, ſtill, daß ich meine rechte Freude an ihm hätte, es ſei ſchon, als wüßte er, daß er auch ein Schulmeiſter werden müſſe. Aber Mädeli war unbarmherzig: ſie wäre nicht ungerne zuweilen den Buben ab, allein ſie wiſſe gar wohl, wie es mit ſolchen Kindern ſei, ſagte ſie. Das müſſe ſie Niemand b'richten, daß ſie nicht ſtörten, wer mit ihnen ſich abgebe, lerne doch gewiß nicht, und wenn ſo ein klein Kind in der Stube herumlaufe, ſo ſehen die Meiſten doch ſicher mehr auf das Kind, als auf das Buch. Und dann wiſſe ſie gar wohl, was die Eltern zu Hauſe ſagen darüber und wie ungern ſie es hätten. Sie ſchickten ihre Kinder nicht in die Schule, damit ſie dort Kinder hüteten, wenn gehütet werden müſſe, ſo hätten ſie zu Hauſe zu hüten genug. Mädeli wurde mir wieder Meiſter hier, und manche Schulmeiſterin wird denken: Nein, beim Tauſend, ſo dumm bin ich nicht, ich bin froh, wenn ſie mir wegkommen. Und wenn ſie in die Schule wollen, wer will ſie abhalten? Das würde ja ein Gebrüll abſetzen, das die Ziegel ab dem Dache ſprengte. Mein Mädeli war aber eben keine Schulmeiſterin, die meinte, der Mann ſei nur um ihretwillen da und ebenſo auch die Schule, und keine Mutter, die meinte, man müſſe die Kinder alles zwängen laſſen, nur damit ſie nicht brüllen, nicht bedenken, daß, je zwängiſcher ſie werden, ſie auch deſto mehr brüllen. Mädeli war darin geſcheuter, nicht nur als manche Schulmeiſterin, ſondern auch als mancher Schulmeiſter, und namentlich als ich.

Freilich hatte es dabei böſer, wie man ſagt, aber deswegen machte es nie ein jammerhaft Geſicht, wußte allem zu thun; es war eine rechte Freude, wie es ſich kehrte und wie es ihm von den Händen ging. Und wenn ich es bedauerte, klagte, es könne doch nicht alles machen und es immer aushalten, um ſo hinten umme Peterli eine Stunde in die Schule zu bringen, ſo wollte es es gar nicht haben, daß es ihm bös ginge. Es möge das gar wohl machen, ſagte es dann, man ſei doch auch für etwas in der Welt und müſſe nicht meinen, daß das einen Tag gehen ſolle wie den andern; es gebe allenthalben bald mehr, bald minder zu thun: da müſſe man ſich darein zu ſchicken wiſſen. Gut haben, das könne bald ein jeder Tropf, wenn er dazu käme; aber ſich zu rühren in der rechten Zeit, das ſei eine Kunſt für geſcheute Leute. Die und jene hätte noch viel böſer als es, es begreife wirklich nicht, wie ſie es machen könnten, und doch gehe es. Es müßte ſich alſo ſchämen, wenn es das Mindere nicht machen könnte und nicht gerne machen würde. Man ſollte glauben, auf ſolche ſalomoniſche Reden hätte ich geſchwiegen. Aber nein, die Männer ſind im Ganzen kreuzdumm. Ich machte es aufmerkſam auf die, die es beſſer hatten, die z. B. eine Kindermagd vermochten, und ſagte: es ſolle doch ſehen, die hätte ja eine Kindermagd, und wenn ſie es ohne eine ſolche würde machen können, ſo würde ſie keiner den Lohn geben. Und wenn die nicht alles machen könne, ſo wüßte ich gar nicht, warum es Mädeli dann ſollte machen können. Schwernoth! wie froh wäre mancher Mann, wenn ſeine Frau ſich immer mit denen vergliche, die es böſer haben als ſie, die minder haben als ſie, die nöthlicher thun müſſen als ſie! Wie froh wäre er, wenn er nicht alle Tage ſagen müßte: Aber ſieh doch, Frau, die und die haben es auch nicht, die und die können es auch ohne das machen; die und die haben noch viel mehr auf ihnen, und ſind doch noch wohl dabei. Wie glücklich wäre mancher Mann, wenn ſeine Frau ſich immer mit denen vergliche, deren Vergleichung ihr eine Mahnung zur Zufriedenheit mit ihrem Zuſtande würde, ſtatt mit denen, die mehr oder Beſſeres haben, wenigſtens äußerlich, wodurch eine beſtändige Unzufriedenheit erzeugt und genährt wird, die ſich beſtändig über den armen Teufel von Mann ergießt. Dieſe große Tugend, deren Mangel manchen Mann z'Tüfels macht und zu deſſen Abhülfe er gerne auf den Knien ein gut Stück Weg rutſchen würde, begriff ich Eſel nicht und wollte Mädeli ſie vergiften. Und ſo eine Tugend iſt ein gar zartes Weſen, beſonders bei einer Frau, ſie mag das Fingerle nicht erleiden. Aber glücklicherweiſe hatte ich mehr Glück als Verſtand, d. h. ein Weib, deſſen natürlicher Verſtand ihm ſagte, wann es ihm wöhler ſei, ob zufrieden oder unzufrieden; und was es zufriedener mache, wenn es ſich mit Leuten, die es böſer oder beſſer hätten, vergleiche, und daß es in der Welt nicht alle Leute gleich haben könnten, und daß gar manche Leute, die es am beſten zu haben ſcheinen, eine geheime Bürde tragen, die kein Bettler mit einem Finger berühren möchten. Mein Weibchen hatte ein ſicheres Gefühl, was zu ſeinem Frieden diene, und ſein Verſtand und Gefühl lachten mir dann ins Geſicht und ſagten: ich ſolle mich doch um ſolche Dinge nicht kümmern und froh ſein, wenn es alles machen möge; es könnten Zeiten kommen, wo wir es noch viel böſer hätten, und auf ſolche müßten wir uns zur rechten Zeit vorbereiten. Sorgen und angſten wollen wir nicht, aber es ſei doch gut, wenn man für alles z'weg und g'rüſtet ſei zu rechter Zeit. Es war aber auch, als ob der Geiſt der Weiſſagung aus meiner Frau geredet hätte. Wir hatten noch nicht gar lange unſerer beiden Kinder uns gefreut im Frieden und in der Liebe, als ich Beſcheid erhielt, mein Vater ſei ſehr krank, und wenn ich ihn noch ſehen wolle, ſo müſſe ich preſſiren.

Den Auftrag hatte der Ueberbringer, ein wandernder Hühnerträger, ſchon vor einigen Tagen erhalten, um ſo mehr preſſirte es. Gleich nach vollendeter Schule wollte ich wandern und Mädeli machte mir eben noch ein Kaffee z'weg, als ein zweiter Bericht mir den Tod anſagte und den Begräbnißtag.

Ich muß ſagen, das that mir weh. Des Vaters kummervollen Blick, ſeine ſchweren Seufzer, als wir ihn das letztemal verließen, konnte ich gar nicht vergeſſen. Ich machte mir nun recht ſchwere Vorwürfe, daß ich ſie ſo lange vergeſſen, daß vielleicht mein Vater aus Kummer und im Elend geſtorben ſei, daß ich ihm hätte helfen ſollen. Dann fragte der Verſtand: wie? Ich hatte ja ſelbſt mit mir zu thun genug gehabt und nur mit der äußerſten Noth der Schulden mich erwehren können.

Das iſt eben traurig, wenn man helfen möchte, helfen ſollte und nicht helfen kann. Und das thut eben weh, wenn man im Bewußtſein ſeines Unvermögens in ſeinem Gedächtniß die Perſonen, denen man helfen ſollte und helfen möchte, und ihre Umſtände gleichſam verſchleiert hat, um nicht immer das Wehthun ſeines Unvermögens zu fühlen, und dann ein Begebniß den Schleier uns wegreißt, und die Noth und das Elend aus der Finſterniß plötzlich ins

Licht ſtellend, um ſo greller es uns zeigt. Um meinem Vater zu helfen, konnte ich Mädelis Vater nicht verſtoßen, er war auch mein Vater geworden, er hatte keine Heimath, keine Frau, war alſo der Hülfe am bedürftigſten. Ich fand mich in meinem Herzen dazu verpflichtet und nie in Sinn kam es mir, Mädeli vorzuhalten, was ich für ſeinen Vater thue und was ich für meinen nicht thun könne. Was mein war, war ſein, und das Seine mein. Zwiſchen unſern Leuten machten wir keinen Unterſchied, betrachteten ſie nicht als zwei gegenüberſtehende Parteien, und allemal freute es mich, wenn ich meinem Schwäher etwas zu lieb thun konnte; wußte ich doch, Mädeli empfing es, als hätte ich es ihm gethan. Aber nun that es mir doch weh, daß ich nicht auch dort hatte helfen können; und mein Weibchen, das mich nicht nur verſtund, ſondern gleichſam fühlte, jammerte laut, daß ich doch recht nicht zürnen ſolle über ihns und ſeine Leute, daß ich ſo viel ihretwegen hätte, es wolle es mir zu vergelten ſuchen ſein Lebenlang. O, es iſt doch ſchön, reich zu ſein und nie in den Fall zu kommen, helfen zu ſollen und nicht zu können!

Aber gar viele Reiche fühlen ihr Glück, helfen zu können, nicht, ſie fühlen nur den Aerger, helfen zu ſollen und nicht helfen zu mögen. Es iſt recht merkwürdig zu achten, wie gewandt Reiche im Auffinden von Gründen ſind, um ſich vom Helfen zu entbinden, wie ſie ihren harten Sinn bald in Unwiſſenheit, bald in Syſteme verhüllen, und wie ſie dann verlegen werden, wenn man ihnen, durch Unwiſſenheit und Syſtem hindurch, unverſchämt auf den Leib rückt!

Wie doch die Gänge im Menſchenleben verſchieden ſind und in welch verſchiedenen Lagen und Stimmungen der Menſch die gleichen Gänge macht! Das letzte Mal war ich den erſten Gang mit meiner Braut gegangen auf dieſem Wege an heiterem Frühlingstage heiter und froh; nun ging ich zum letzten Gange mit meinem Vater an einem finſtern Wintertage, finſter im Gemüthe. Finſtere Gemüther traf ich auch in unſerer Hütte. Der Bruder ſchaltete barſch und roh, die Mutter weinte viel, die Schweſtern hatten verwahrloſte Geſichter und freche Augen. Alle waren von kurzen Worten. Auf alle meine Fragen erhielt ich wenig Beſcheid, bis eine meiner Schweſtern endlich ſagte: wenn es mich Wunder genommen hätte, ſo wäre ich wohl früher gekommen. Niemand nahm ſich die Mühe auf meine Entſchuldigungen zu achten.

Ach! ich ſah den Vater noch einmal, als ich ihn in den Sarg mußte legen helfen. Er ſah ſo klein und ſpitz und blaß aus, als ob er nichts als ein Seufzer wäre über das menſchliche Elend, eine verkörperte Klage über die Trüglichkeit aller menſchlichen Träume. Denn, was hatte der Vater alles geträumt, und wie war alles geworden! Ach, die Menſchen kennen ſelten die Brücke, über welche Träume müſſen, wenn ſie ins Leben kommen ſollen. Der Vater ſelbſt war ſchon faſt vergeſſen im Hauſe und verſchollen in der Gemeinde, als man ſeinen ſterblichen Theil zu Grabe ſenkte. Vielleicht noch an einem Donnerſtag oder Dienſtag erinnerte ſich einer auf dem Wege oder in einer Pinte des alten Käſer, frug nach ihm oder wußte dies und das von ihm. Aber noch war wohl kaum die Grasdecke über ſeinem Grabe dick und feſt, als auch die letzten Töne ſeines Andenkens unter den Menſchen verklungen ſein mochten.

So war der alte Weber im Boden und doch wob der alte Weber auf Erden am Tuche fort, das er aufgeſpannt hatte. Es meinen die Menſchen, wenn des Menſchen Stimme verhallt ſei, wenn ſein Fuß im Grabe ruhe, ſo ſei ſein Leben zu Ende, ſein Wirken abgeſchnitten. Die Kurzſichtigen! Seine Worte, vielleicht 40jährige Worte, hallen fort in der Welt der Geiſter, ſein Wirken ſpinnt ſeinen Faden fort und fort durch das große Gewühl dieſer Erde, es webt der Weber fort und fort unſichtbar auf ſeinem unſichtbaren Webſtuhle, den er in den Herzen derer aufgeſchlagen hat, die mit ihm lebten. So weben nicht nur fort die, welche man große Geiſter, ihren Namen unſterblich nennt, ſo leben alle fort, welche mit andern Menſchen Umgang gepflogen, der Bettler, der vor den Thüren lebte, und die arme Spinnerin, die Kuder ſpann ihr Lebenlang. So leben fort die Mütter, welche Kinder zeugten, die Väter, welche den Kindern voranwandelten. Jedes Wort, das hineinfällt in den großen Weltenacker, jede Handlung, die auch nur die kleinſte Bewegung erzeugte im großen Gewühle, beide leben fort, ſterben nimmer. Sie bringen ihre Früchte und die Früchte wieder ihre Früchte, und die Früchte ſterben nimmer aus. Dieſes unſichtbare Gewebe ſehen wir nicht, das Anſchwellen der Anſaat bemerken wir nicht, die unſichtbaren Weber ſehen wir nicht, kennen wir nicht. Wenn wir ſchon aus den Billionen Webern heraus einige Dutzend zu nennen wiſſen, was iſt das? Aber erkennen wohl einſt die Weber ſelbſt ihr Gewebe, können wohl ihre geſchärften Augen ihre eigenen Faden verfolgen durch das unendliche, tauſendjährige Geſchlecht? Und wie wäre es, wenn uns im Tode unſere Augen aufgethan werden, und wenn wir nun zuſchauen können und müſſen, wie unſere Worte und Thaten fortwuchern, wie ſie von Herzen zu Herzen gehen, vielleicht von Welttheil zu Welttheil, wie ſie vergiften und heilen! Wenn wir ſo zuſehen und zittern müſſen vor den unermeßlichen Schwingungen, zu denen wir den Anſtoß gegeben, die freilich keine Throne der Welt umſtürzen, aber doch vielleicht den Thron Gottes in dem Herzen des Menſchen, liebe Leute! wie muß uns da zu Muthe ſein! Muß uns da der alte Webſtuhl, auf dem wir ſo ſorglos oder ſo anmaßlich geſeſſen, nicht feurig werden unter uns! Muß er uns nicht ein feuriger Wagen ſcheinen, auf dem wir aber nicht gen Himmel, ſondern direkt zur Hölle fahren!

Solche Gedanken flatterten damals freilich nicht durch meine Seele, als man meinen Vater begrub. Damals ſtund vor meinen Augen ſein dünnes, weißes Geſicht und in meinem Herzen regte ſich die Trauer um ſeinen Jammer und ſein Scheiden, ehe ich kindlich ſeinen Jammer zu ſtillen verſucht. Das verſcheuchte mir die Gedanken ans Erben, und ein Vorgeſetzter, der mich vom Kirchhof begleitete, verhinderte, daß ſie nicht hinten drein kamen. Der erzählte mir, wie es in der letzten Zeit gar bös gegangen ſei daheim. Mein Bruder ſei den Eltern Meiſter geworden und habe nichts verdient und viel gebraucht. Anfangs hätten die Eltern nichts an ihm geſehen, ſpäter hätten ſie es gerne geändert, aber da ſei es zu ſpät geweſen, der Stärkere ſei und bleibe der Meiſter. So ſeien viele Zinſe aufgelaufen, ſeien laufende Schulden, man wiſſe nicht wieviel, und es ſei die größte Frag: ob man den Concurs verhüten könne. Wenn ich etwa Geld hätte, um allem zu begegnen, ſo wäre es vielleicht eine Möglichkeit. Es ſei allweg kein übles Gütlein, aber das Haus nichts mehr werth freilich.

Aber ich hatte kein Geld dazu und konnte nur bitten, daß man ſo wenig Koſten mache als möglich, und daß man ſuche, der Mutter etwas zu retten, wenigſtens einen Aufenthalt im Hauſe. So ging ich ohne Erbe heim und auch ohne Zank, und Mädeli ſah mich auch nicht ſauer an, daß ich ohne Erbe kam, aber ohne Erbe ſollte ich nicht bleiben.

Drittes Kapitel.

Wie ich ohne Theilung zu einem Erbe komme.

Es waren viele Wochen vergangen; da pochte es eines Abends an unſere Thür. Mädeli ſäugte eben, ſo daß ich zum Fenſterchen heraus Beſcheid geben wollte. So wie ich den Kopf heraus ſtreckte, fuhr ich wieder hinein und ſchrie: Herr Jeſes, Gott, d'Mutter! Welche Mutter? fragte meine Frau. Meine Mutter, meine Mutter, und noch ein Säcklein! ſchrie ich. Aber mein Gott, warum laſſeſt du ſie da außen ſtehn im kalten Winde, tadelte meine Frau und machte ſich alſobald zur Thüre hinaus und bewillkommte ſie draußen gar freundlich und zärtlich. Ich war aber auch nicht umſonſt erſchrocken. Unerwartete Anläſſe erzeugen im Kopf Gedankenblitze. Es ſind nicht einzelne Gedanken, ſondern es werden eine ganze Reihe von Gedanken auf einmal erzeugt, es werden eine Menge Zuſtände, ein ganzer Zuſammenhang von Veränderungen auf einmal erleuchtet und ſtellen ſich vor unſere Augen. Ein ſolcher Gedankenblitz war mir beim Anblick der Mutter durch den Kopf gefahren. Ich ſah, daß ſie im alten Hauſe nicht mehr ſein konnte, daß ſie bei uns ihre Wohnung aufſchlagen wollte. Ich ſah, welche Störung unſer Hausweſen dadurch erleide, welche Leiden mir und meinem Weibe warteten, kurz eine ganze Zukunft ging vor meinen Augen auf. Darum auch war ich hineingefahren, wie wenn ein wirklicher Blitz mich getroffen hätte, war unvermögend, die Mutter draußen zu empfangen, und vergaß faſt, als ſie mit Mädeli hereinkam, ihr die Hand zu reichen.

Die Mutter ſagte: ſie hätte nicht geglaubt, daß ſie einſt zu einer Schulfrau wolle, ſie wiſſe wohl, wie werth man denen ſei, beſonders wenn man ihnen nichts zu geben hätte, und meine werde wohl nicht anders ſein, als die anderen. Aber es ſei nichts als billig, daß die Kinder was für ſie thäten, ſeien doch die Kinder Schuld, daß ſie mit leeren Händen von Haus und Hof müßte. Hätte man den Kindern alles angehängt, ſo gehe es einem ſo, eins laufe hieraus, das andere dortaus, zuletzt komme man dem heiligen Bettel nach. Den Kindern frage ſie nichts nach, wenn ſie es anderswo beſſer machen könnte, aber einſtweilen habe ſie genug gearbeitet, und wie es ohne Arbeit gehe, möchte ſie nun auch einmal ſehen. Während meine Mutter ſo auspackte, hatte Mädeli ein Kaffee gemacht, wartete der Mutter auf und preſſirte ſie und nahm dieſe Reden nicht übel. Meine Mutter hatte ſich in ihren alten ſchwachen Kopf geſetzt, die Kinder ſeien an ihrem Unglück Schuld, und in ihrem verſäuerten Gemüthe war der Entſchluß entſtanden: nun auch die Kinder ihr Unglück entgelten zu laſſen und ſelbſt ſo wenig darunter zu leiden als möglich. Nun hatte ſie kein anderes Kind, dem ſie aufſitzen konnte, als gerade mich, der Bruder ſei z'Krieg, hatte ſie geſagt, und wo die Mädchen herumliefen, möge ſie nur nicht fragen. An den Unterſchied, den ſie früher unter den Kinder gemacht, an die Zurückſetzung, die ich erlitten, daß ſie die andern Kinder zu ihrer Qual erzogen und alſo an ihrem Verderben mehr oder weniger Schuld ſei, daran dachte ſie nicht von ferne. Daß die andern Kinder ſie arm gemacht und nicht ich, fiel ihr von ferne nicht bei; im Gegentheil lud ſie mir die meiſte Schuld auf. Wäre ich bei ihnen geblieben und hätte ich mich nicht davon gemacht wie ein Schelm, ſo wäre es nie ſo gekommen. Damals wäre es gut gegangen, meinte ſie, und daß man mich fortgetrieben, daß ließ ſie ſich nicht einreden. Alſo mich wollte ſie ſtrafen für alle Kinder zuſammen, und mein Mädeli mit mir. Gegen die Sohnsfrau hatte ſie im Voraus Vorurtheile, glaubte, ſie meine es nicht gut mit mir, und gegen dieſe böſe Meinung hatte ſie ſich gepanzert und gewaffnet; ſie wollte zeigen, daß ſie ſich nicht von einer Jeden unterdrücken laſſe. Und wenn einmal Vorurtheile, vorgefaßte Meinungen ſich in einem Kopfe eingeniſtet haben, und beſonders in einem weiblichen Kopf, und noch dazu in einem alten, dann bringe ſie der Kukuk heraus. Dann ſind dieſe Vorurtheile das Prisma des Gemüthes. Wie das Prisma alle Lichtſtrahlen bricht und färbt, ſo färben nach ihrer Weiſe dieſe Vorurtheile alle Handlungen der Menſchen, gegen welche man Vorurtheile, oder auch für welche man Vorurtheile gefaßt hat. Und je nach dieſer Färbung verketzert und vergöttert man, ſpuckt ins Angeſicht oder leckt die Hände, nimmt alles giftig auf und erwiedert giftig alles, oder wird ob allem charmirt und findet alles ſuperb. Es iſt ſehr ſchwer, von einem ſolchen Prisma ſich frei zu halten und klar, rein in reinem ungebrochenen Lichte zu ſchauen. Anſichten und Meinungen ſind noch leichter klar zu betrachten als Perſonen, das können Wenige, und in aufgeregten Zeiten, um ſo weniger, je höher man zu ſtehen glaubt. Und es iſt wirklich ein jämmerlich Schauſpiel, zu ſehen, wie eben die, welche ſich für Weiſe halten, zu Narren werden, und wie vollends das Volk geblendet iſt und Windmühlen nicht für Schlöſſer, ſondern gar für Götter hält, und wie die vermeintlichen Götter ſich nicht bloß für Götter halten, ſondern ein

Jeder ſich für den einzigen wahren Gott ſelbſt. Und wenn das alſo geht hoch oben, wer will es einem alten erregten Weibe verargen, wenn es nicht anders that, und ſeine Vorurtheile ihm zum Schilde wurden, durch den die Strahlen von Mädelis Liebe durchgehen mußten und dort zerſetzt der Mutter Herz wie Aeußerungen des Haſſes berührten! Mir verzeihe man, daß ich alſo rede von meiner Mutter und ſcheinbar ſchonungslos den Schleier wegziehe von ihrem Herzen. Es geſchieht dieſes aus wahrhafter Liebe zu ihr, denn indem ich den Zuſtand ihres Herzens zeige, wird man ihre Handlungen begreiflich finden. Und daß ihr Herz nicht ein anderes war, daß es ſich ſo geſtalten konnte in ſechzigjährigem Leben, — das wird jeder begreifen, der weiß, was die Welt und das Unglück aus einem Herzen machen, wenn nicht wahres Chriſtenthum es geſund erhält. Und daß ſich die Mutter nicht geändert, wird nur den verwundern, der noch nie verſucht hat, das eigene Herz zu ändern und nicht befunden hat, wie zäh es iſt. Ich möchte durch die Darſtellung ihrer Gemüthsart bewirken, daß ihrer und aller ſechzigjährigen Mütter und Väter Schwachheiten, Wunderlichkeiten Unverträglichkeiten von dem jüngern Geſchlecht nicht angeſehen werden möchten, als Fehler, die gebeſſert, geſtraft und zurückgewieſen werden ſollen, ſondern als Leiden, als Leiden nicht ſowohl in Beziehung auf die Jüngern, ſondern als Leiden für die Träger derſelben, Leiden für Väter und Mütter. Sie haben ihre körperlichen Beſchwerden, haben die Abnahme der Sinne, eine Folge der Krankhaftigkeit des Leibes, der ſeiner Auflöſung entgegengeht. So wird auch die Seele krankhaft, wenn ſie nicht geheilt worden durch den großen Seelenarzt. Dieſe Krankheiten ſind allerdings den Nächſten läſtig, aber am meiſten darunter leidet doch der Kranke ſelbſt. Solche Krankheiten ſind weit peinigender als Leibesſchmerzen. Ein glieder-, waſſerſüchtiger Menſch leidet viel, aber ein zankſüchtiger, ein ſelbſt- oder habſüchtiger Menſch noch viel mehr. Ein Halbblinder, Halbtauber entbehrt unendlich viel, aber ein mißtrauiſcher, mißvergnügter Menſch noch unendlich mehr. Jener entbehrt nur Töne und Farben, dieſer die Freude an Gott und die Liebe der Menſchen. Darum möchte ich mit gutem Grunde Allen zu bedenken geben, daß die Krankheiten alter Gemüther für ſie ſelbſt die bitterſten Leiden bringen. Und wo Leiden und Leidende ſind — was ziemt wohl dem Chriſten, Unduldſamkeit, Härte, Hohn? Nein, ich denke, daß Jeder weiß, daß Mitleid ſich zieme und Barmherzigkeit, ein geduldiges Warten und Pflegen. Die Chriſten wiſſen das recht wohl in körperlichen Krankheiten, aber bei geiſtigen Krankheiten vergeſſen ſie es meiſt. Sie vergeſſen nämlich, daß Fehler Krankheiten ſind. Es iſt ein angeborner Glaube an unſere Freiheit in uns, ſo daß wir wohl mit körperlichen Uebeln, die wir uns nicht ſelbſt gegeben, die wir nicht ſelbſt heben können, Mitleid haben, aber nicht mit geiſtigen, wähnend, in unſerer Freiheit liege es, ſie fortzuſchaffen, in unſerer Freiheit hätten wir ſie angenommen, der Fehlende ſei alſo ſelbſt Schuld an ſeiner Qual und plage muthwillig Andere. Bedenke man aber, daß zwar jedes Volk zur Freiheit berufen iſt, jedem Volke Freiheit ziemt, daß aber in langer Knechtſchaft die Kraft, die Freiheit zu gewinnen und zu bewahren, verloren gehen kann. In ſolcher Knechtſchaft nun haben die gelebt, die im Alter ſo unverträglich werden. Ihre Kraft iſt gebrochen, ihr geiſtig Auge iſt ſo dunkel geworden, daß es die Feſſeln nicht mehr ſieht, in denen es geſchmiedet liegt. Darum überlaſſe man da Gott das Fordern und übe Nachſicht und Geduld, und bitte Gott um Barmherzigkeit, damit er thue, was Menſchen unmöglich iſt.

Ich möchte alſo bitten, mich hier in meiner Darſtellung nicht der Unkindlichkeit zu beſchuldigen. Ich liebe in meiner Mutter alle Mütter, und möchte daher allen Müttern bei ihren Kindern bereiten Geduld und Liebe. Darum ſchelte man mich nicht herzlos, wenn ich jetzt noch etwas von der Handlungsweiſe meiner Mutter rede. Andere Kinder mögen daraus ſehen, daß ihre Mütter recht gut zu ertragen wären, wenn man nur Liebe walten laſſen wollte und bedenken: daß man Andere ertragen ſoll, wie man ſelbſt ertragen zu werden wünſcht. Aber das iſt eben der Teufel der Menſchen, daß ſelten Jemand glaubt, daß die Andern auch etwas an ihm zu ertragen hätten.

Dieſen Gedanken hatte eben meine Mutter auch nie, und das eben wars, was ſie ſo unglücklich machte, daß ſie immer nur betrachtete, was ſie von Andern zu erdulden meinte und nie, was Andere wirklich von ihr erduldeten.

Mädeli, in ſeiner zuthätigen Liebe, hatte mich bei Seite genommen und ſtrich mir über die Stirne mit ſeiner Hand und bat mich, doch nicht ſo ſauer zu ſehen, die Mutter könne ſonſt glauben, ſie komme unwerth. Und ich ſolle doch ja recht nicht etwa glauben, es ſei böſe darüber, im Gegentheil, es freue ſich recht ſehr, nun auch zu zeigen, daß es meinetwegen alles zu thun vermöge, ich hätte auch ſo viel an ſeinem Vater gethan. Meine Mutter könnten wir nicht in der Kammer ſchlafen laſſen, es ſei zu kalt für ſie da, ich ſolle das Bett in der Stube aufmachen, den Webſtuhl brauche ich ſo jetzt nicht. Natürlich freute mich meines Weibes argloſe Liebe und ich mochte ihm ſeine Freude nicht trüben durch meine Befürchtungen, ſondern küßte es nur recht zärtlich und gab mir alle Mühe, meine Runzeln von der Stirne zu treiben. Als wir wieder hineinkamen, ſagte meine Mutter: ſie merke wohl, wie wir die Köpfe zuſammenſteckten und wie Mädeli mich aufweiſen wolle, daß ich ſie wieder wegſchicke, das ſei nicht bravs von ihm, allein es ſolle ihm nichts nützen, ſie gehe doch nicht fort, und wenn wir ſie vor die Thüre würfen, ſo bleibe ſie da liegen. Wir wollten ihr das Gegentheil begreiflich machen, daß wir gerade abgerathen zuſammeer ihr das Bett in die Stube zu machen, damit ſie bequemn, ſein könne. Allein obgleich die That bewies, was wir wollten, ſo geſtand ſie doch ihr Unrecht nicht ein, ſondern behauptete es fort und fort. Und wo ſie uns zuſammen ſtehen oder reden ſah, faßte ſie Mißtrauen und meinte, wir hätten ſie verhandelt oder hätten etwas Heimliches, das wir ihr vorenthielten, und dann ſtichelte und trümpfte ſie Eins nach dem Andern. Am ſchlimmſten ging es, wenn wir ſpäter einen halben Tag auf dem Lande zuſammen arbeiteten, wo ſie uns nicht beobachten konnte. Wir konnten dann eines traurigen Abends verſichert ſein. Entweder redete ſie gar nichts oder lauter Stichelreden. Es iſt wirklich nichts gräßlicher als dieſes beſtändige Mißtrauen in Andere, dieſes beſtändige Aufpaſſen auf Worte und Mienen. Es iſt kaum etwas Peinigenderes in einem Hauſe, als wenn man gezwungen wird, Worte, Mienen, Gebehrden ängſtlich zu bewachen, wenn man mit Niemand ein Wort reden, bei Niemand ſtehen bleiben darf, wenn man nicht bös Wetter haben will. Und wenn Mann und Weib einander nicht einmal recht anſehen dürfen, wenn ſie im Frieden bleiben wollen, ſo ſchleicht faſt unwiderſtehlich ein düſterer Geiſt ins Haus, eine Alp legt ſich auf die Bruſt und alles wird doppelt ſchwer. Wie ein ſolches Mißtrauen in eine Bruſt ſich niſten kann, weiß ich nicht. Ich will nicht ſagen, es entſtehe aus dem eigenen Bewußtſein des Uebelmeinens, und auch nicht aus dem Bewußtſein, das Andere Urſache haben könnten, Einen zu verhandeln, und auch nicht aus der Eiferſucht, daß die lieber ſeien, mit denen man heimlich thue; aber alle drei Dinge mögen wirken dazu, in den einen Herzen dieſes Element vorherrſchend ſein, in andern das andere.

Wir konnten uns faſt nicht anders mehr mittheilen als mit wehmüthigen Blicken, und auch dieſe bewachte die Mutter und ſagte: Ja, ſeht nur einander an, daß iſt mir doch ſehr gleichgültig; und da ſie mit uns in der gleichen Stube ſchlief und noch recht gut hörte, ſo war uns auch hier Stillſchweigen auferlegt.

Die Mutter dagegen hatte gerne etwas Heimliches, und ſteckte gerne mit Jemand den Kopf zuſammen. Sie war an die häuslichen Verſchwörungen gewohnt, ſie waren ihr zur täglichen Nahrung geworden. Solche Verſchwörungen giebt es in jedem Hauſe, am allermeiſten aber da, wo eine ſchlechte Regierung iſt, wo viele Meiſter ſind und kein rechter, oder wo eine illiberale Regierung iſt, die das Volk drückt und nur auf ſeine Koſten leben will. Dieſe Verſchwörungen ſind mancherlei Art, luſtig und ernſthaft, aber zum Frieden dienen ſie ſelten. Im Hauſe hatte nun die Mutter Niemand, mit dem ſie gegen die Andern ſich verſchwören konnte. Sie verſuchte es bei Mädeli und bei mir, und, wie geſagt, ſicher nicht aus Bosheit oder Tüfelſichtige, ſondern aus reiner, purer Gewohnheit, und weil ihr Niemand jemals geſagt hatte, welches Laſter dieſe Gewohnheit eigentlich ſei. Sie wollte ſich Anfangs hinter mich ſtecken und mir die Laus hinter das Ohr ſetzen: Mädeli ſei keine Haushälterin, ſpinne nichts, ſein teufels Waſchen trage einen Teufel nichts ab. Aber ich achtete auf ſolche Reden nicht, oder wenigſtens ſie ſah keine Folgen von dieſen Reden. Man nennt ſolche Zwiſchenreden in einer Ehe nicht umſonſt eine Laus hinter das Ohr ſetzen, denn ſolche Reden gramſeln und beißen ſich ein, ohne daß man weiß wie. Und man muß mit aller Kraft ſich mühen, den Eindruck ſolcher Reden zu verwiſchen, ſonſt wecken ſie den Argwohn, man glaubt auch Dinge zu ſehen, die nicht ſind, der Argwohn macht böſes Blut, aus dem böſen Blut kommen böſe Worte, und dieſe ſcheiden die Gemüther.

So ein einzig aufweiſend verdächtigend Wort in eine Ehe hinein geworfen, kann eine wahre Teufelsſaat werden, die tauſendfältig Unglück bringt. Es gramſelte mir allerdings auch etwas hinter den Ohren, und es wollte mich zuweilen bedünken, Mädeli mache eigentlich nichts; allein wenn ich dann ſeine Emſigkeit ſah, als ich ſah, wie es bei aller Armuth bei uns doch noch gut ausſah, und beſſer roch als bei manchem reichen Bauer; und als ich in ſeine treuherzigen Augen ſah, wie ſie ſo ſehnſüchtig Liebe und Freude an mir ſuchten — da ward ich gewahr, daß es eine Laus ſei, was mir hinter den Ohren gramſele; ich zog ſie hervor, zerdrückte ſie mit dem Daumen, daß es klepſte, und hütete fortan meine Ohren vor ſolchem Ungeziefer. Die Mutter ſuchte nun an Mädeli zu kommen und wollte ihm anſchaulich machen, daß ich gegen ihns unverſtändlich ſei. Solche Reden thaten Mädeli gar weh. Es fühlte den Verſucher darin wohl. Es wies ihn ſtreng von ſich. Allein es that ihm leid, daß der Verſucher, der zwiſchen uns treten wollte, meine Mutter war, und fühlte wohl, daß wenn die Mutter nichts ausrichten könne bei ihm, es in ein bös Verhältniß mit ihr käme. Das gute Weibchen durfte mir das lange nicht klagen und konnte es kaum vor der Mutter aufpaſſenden Augen. Endlich gab es eine gute Stunde, wo wir einen neuen Bund machen konnten, zuſammenzuhalten feſt, treu, offen und ohne Argwohn. Natürlich ward die Mutter dadurch vereinzelt, nicht daß wir ihr unſere Liebe entzogen, aber ſie konnte mit keinem gemeine Sache gegen das Andere machen, konnte bei keinem wohlgemuth über das Andere klagen, ward nie verſichert, unbedingt Recht zu erhalten; und das that ihr zu weh, als daß ſie es in dieſer Vereinzelung ausgehalten hätte.

Der Menſch kann nicht alleine ſein; hat er keinen Menſchen zum Anſchluß, ſo wählt er etwas anderes: zarte Mädchen wählen einen Kanarienvögelchen zum Herzen und Schnäbeln. Verrauſchen die zarten Zeiten und kommen die plumpern, materiellern, ſo trittet der Schoshund auf. Hexen wählen Katzen, Zauberinnen Schlangen, etwas Warmes muß es ſein, das der Menſch an ſeinen Buſen drückt, beſonders der weibliche. Glücklich Der und Die, denen ein Bruder oder eine Schweſter oder ein Sohn Kinder liefert zum Hätſcheln und Herzen, leider aber oft zum Verderben.

Meiner Mutter Herz zog auch ſie zu ihrem Großkind, dem Buben; das Mädchen ſah ſie nicht an. Der Bube frug ihr Anfangs nichts nach, ſondern ſchrie immer, wenn ſie ihn nehmen wollte; aber die Liebe einer Großmutter iſt hartnäckig und die Liebe eines Kindes weich und leicht gewonnen. So zog ſie ihn bald an ſich heran. Aengſtlich um ſeine Liebe, ſuchte ſie dieſelbe durch alle Künſte ſich zu ſichern, ward die Dienerin ſeiner Launen und nahm ihn bei jeder Gelegenheit gegen uns in Schutz.

Nun ich war auch ein blinder Vater, und wenn meine Mutter nicht noch blinder geweſen wäre, ſo hätte ich vielleicht gerade gemacht was ſie, und den Knaben gegen Mädeli in Schutz genommen, das eine liebende aber keine blinde Mutter war, und z. B. nicht bald ſich etwas abbrüllen ließ gegen ſeine Ueberzeugung. Die kleinen Kröten erkennen inſtinktmäßig die Kraft, welche in ihrem Brüllen liegt. Sobald irgend etwas ihrem Willen entgegentritt, ſo erheben ſie ein Zetergeſchrei, das durch Mark und Bein ſchneidet. Der Mutter thut das Schreien in den Ohren weh, oder ſie fürchtet, die Nachbarsleute möchten ſie verbrüllen, oder der Vater es hören und mit ihr ſchelten, daß ſie das Kind immer zu brüllen mache. Kurz, unter zehn Malen wird dem Kind in der Stadt ſechs, auf dem Lande acht Mal ſein Wille gethan. Es kann erzwingen. Wenn dann ſpäter dieſem verwöhnten Willen andere Menſchen entgegentreten, ſo entſteht der Streit; tritt ihm das Geſetz entgegen, ſo wird die Sünde geboren, und tritt ihm endlich Gott ſelbſt entgegen, ſo wird er vernichtet in Jammer und Verzweiflung.

So hoch faßte ich freilich damals die Sache nicht, oder vielmehr ich faßte ſie gar nicht, ſondern fühlte nur meine Liebe zum Kinde, während Mädeli in ihrem reinen Gemüthe die Wahrheit ahnete; daß Gott die Kinder durch die Hand der Eltern regieren und nicht erzwingen laſſen will. Weil aber die Großmutter mit dem Kinde ſo Vorrecht that und daſſelbe ſich allein zuwendete, wurde ich von meiner Blindheit etwas geheilt, und ſah nach und nach ein, wie eine ſolche Behandlung dem Kinde verderblich werden müßte. Was ich alſo an mir ſelbſt nicht geſehen hätte, das ſah ich an Andern. Sobald wir dem Kinde nun etwas abwehrten, etwas nicht thun wollten, ſo flüchtete es ſich heulend und ſchreiend zur Großmutter, und die nahm es nicht nur in Schutz, es konnte bei ihr machen was es wollte, ſondern ſie begehrte mit uns vor dem Kinde auf und ſagte uns: Wir ſeien gegen unſer Kind wie die wüſteſten Hunde, die ſie geſehen hätte, und wir gingen mit dem Kinde um, daß wir es vor Gott nicht verantworten könnten. Man kann ſich denken, wie weh uns das thun mußte! Wollten wir das Kind ſtrafen, ſo mußten wir einen Augenblick abpaſſen, wo die Großmutter nicht da war, und ſo ging der beſte Augenblick verloren. Zehnmal ging es ungeſtraft aus, weil wir uns mit der Mutter nicht prügeln wollten; denn ſie hätte es uns aus den Händen geriſſen. So gewöhnte ſich das Kind nicht nur eine Menge Unarten an, ſondern es gewöhnte ſich auch, die wenigen Strafen nicht als natürliche Folgen ſeines Bösthuns anzuſehen, ſondern als willkührliche Wehthaten, herrührend von den wüſteſten Hunden, die es gebe. Es gewöhnte ſich, dieſen Strafen ſich zu widerſetzen, oder zu entziehen, oder wenn es beides nicht konnte, uns bei der Großmutter zu verklagen, welche es dann um ſo zärtlicher ſtreichelte. So beſſerten die Strafen das Kind nicht mehr, ſondern ſie erbitterten es nur. Das thut auch jede Strafe beim Kinde, ſobald das Kind bei ihrer Anwendung Zwieſpalt ſieht, ſobald es eine Möglichkeit ſieht, daß ſie ihm hätte können geſchenkt werden; ſobald es ſieht, daß Jemand ſeine Parthie nimmt.

Unſer Kind gewöhnte ſich aber nicht nur an Strafloſigkeit, ſondern auch an Partheiung im Hauſe; gewöhnte ſich daran, es mit der Großmutter zu halten gegen uns. Sicherlich wirkt auch nicht bald etwas ſchädlicher auf ein kindlich Herz ein, als eine ſolche Spaltung, als die daraus folgende Angewöhnung, für ſeine Partei alles zu erliſteln, ihren Nutzen und Vortheil zu ſuchen, die andere Parthei zu täuſchen, zu hintergehen, zu übervortheilen. Aus dieſem beſtändigen Plänkeln entſteht dann Eifer, Bosheit, Schadenfreude, Rachſucht, und der gute Engel flieht.

Der Großmutter konnte aber doch Peterli nicht ganz genügen. Gar manche Klage verſtund er nicht, gar mancher Herzensergießung entlief er. Sie mußte auch außer dem Hauſe Jemand ſuchen, mit dem ſie verkehren und dem ſie alles klagen konnte, was ihr von uns Ungerechtes geſchah. Denn, wie geſagt, je mehr Jemand zu Klagen Urſache giebt, deſto mehr vermeint er ſelbſt Urſache zu Klagen zu haben.

Viertes Kapitel.

Von den Leuten im Allgemeinen und von einer weiſen Frau insbeſondere.

Wir hatten uns bis dahin von den Leuten nicht fern gehalten, aber doch auch Niemand zum Vertrauten unſerer Haushaltung gemacht.

Lieb und Leid hatten wir zuſammen getragen und Niemand zwiſchen uns eingelaſſen. Keines von uns ſchwatzte aus die Geheimniſſe unſerer Liebe oder unſerer Kümmerniſſe, Keines klagte über das Andere, und meine Frau hatte nicht Luſt, den andern Weibern zu erzählen meine Gewohnheiten, meine Schwächen, meine Härten; und mir fiel auch nicht bei, andere Weiber zu fragen, wieviel ſie in ihren Haushaltungen brauchen, und über meine Frau zu klagen, wieviel ſie brauche, wie verthünlich ſie ſei und wie wenig ſie dagegen verdiene. Klagt einmal ein Mann alſo einem Weibe, ſo iſt er meiſt verloren, denn er wird ſelten ein Weib antreffen, die ihm nicht Recht giebt, die nicht mehr verdienen und weniger wird brauchen wollen.

Unſere Haushaltung, unſer Verhältniß war alſo wie ein verſchloſſenes Druckli, in welches gar viele Weiber gar zu gerne ihre G'wundernaſen geſteckt hätten. Nicht weit von uns wohnte eine Frau, welche die längſte, nämlich G'wundernaſe, hatte. Sie hatte ein bedeutendes Talent, allen Leuten die Würmer aus der Naſe zu ziehen unter dem Schein der größten Theilnahme und Gutmüthigkeit. Männer, Weiber, Alle mußten ihre Geheimniſſe beichten. Und wo ſie eine Dienſtmagd von weitem roch, da ſtreckte ſie ihr ſchon von weitem die Hand dar und ſagte: wie geht es dir doch auch, nahm mich doch ſchon lange Wunder, wie du es da aushalten kannſt, du armes Tröpfli. Und jedem Babi ſagte ſie Bäbeli, und jedem Trini Trineli, und wußte gar ſchön und ſüß zu flattiren jedem Menſch.

Aber bei dem G'wunder blieb es nicht. Sie wollte auch allenthalben die Hand im Spiel haben, wollte regieren, und das, wie ſie meinte, mit Recht, denn ſie bildete ſich ein, eine beſondere Weisheit zu beſitzen und geſcheuter zu ſein, als alle andere Menſchen. Sie theilte daher allenthalben Räthe aus und ſagte immer: Heh, ſieh, das verſtehſt du nicht, daß mußt du ſo machen, mache nur, wie ichs ſage, es kömmt dir wahrlich gut. Und dann wußte ſie eine Menge Geſchichten, wie ſie hier und dort die Leute glücklich gemacht mit ihren Räthen. Es wunderte freilich hie und da Leute, warum die gute Frau ihre Weisheit nicht für ſich ſelbſten brauche, da ſie dieſelbe denn doch am nöthigſten hätte.

Die Frau war zwar reich, aber ihre Kinder mißriethen ihr doch. Sie wollte zwar immer darſtellen, daß alles gerade ſo gehe, wie ihre Weisheit es erſonnen habe, andere Leute waren aber nicht ganz ſo dumm, wie ſie glaubte, und ſahen auch unter die Decke. Nun — wollte ſie ihre Weisheit nicht für ſich ſelbſten brauchen, ſo ging das Niemand etwas an, obgleich Mancher meinte, ihre Haushaltung ginge ihn doch gerade ſo viel an, als ſie die ſeinige, und ſo gut ſie in die ſeine rede oder darüber aburtheile, ſo gut habe auch er das Recht, in die ihrige zu reden und über die zu urtheilen. Aber bei dieſem Rathen geſchah ein doppeltes, was dieſes Rathen und Einmiſchen nicht heilſam machte. Sie redete zwar immer von ihrem guten Herzen und ihrer Gutmüthigkeit, und der Schein davon war da; aber an gar manchem Ort iſt der Schein von Gutmüthigkeit, und hinter dieſem Schein ſitzt Eitelkeit und Eigennutz. Wenn ſie wahrhaft gutmüthig geweſen wäre, ſo hätte ſie nicht ſoviel aufgewieſen, nicht dieſen aufgehetzt gegen ſeinen Nachbar, und hätte dann dem Nachbar geſagt: Sieh, vor dieſem nimm dich in Acht, er meint es nicht gut mit dir, ich könnte dir was von ihm erzählen, wenn ich wollte.

Das andere Unglück war das, daß ihr ganzes Weſen ſammt ihren Räthen durchaus nicht auf Religioſität und

Sittlichkeit beruhte; ſondern Eigennutz, Eitelkeit und Schlauheit regierten abwechſelnd und ein bedeutender Grad von Selbſtbeherrſchung kam ihr zu Hülfe. Sie konnte die freundlichſten Mienen machen, wenn es ihr ums Augenauskratzen geweſen wäre, und konnte lachen, wenn es ihr ſchwer auf dem Herzen lag. Sie konnte Männern und Weibern, Mädchen und Burſchen zu den gröbſten Unſittlichkeiten rathen, konnte ſagen: der Pfarrer predigt wohl dagegen, aber wer wollte alles halten, was er ſagt! Und die gleiche Frau, die ſolche Räthe gab, konnte Handkehrum über Weiber und Männer, welche ſie haßte, furchtbar ſchimpfen und ſagen: ſie ſeien ſchlechte Leute, wegen nicht halb ſo ſchlechten Sachen, als zu denen ſie ſelbſt gerathen hatte.

Ueberhaupt hatte die Frau etwas Freigeiſteriſches und ſagte oft: O man muß nicht alles glauben, man ſagt gar Manches, kein Menſch glaubt es mehr. Und die gleiche Frau klagte am gleichen Tage doch wieder: Ehemals ſei es nicht ſo geweſen. Die Welt werde alle Tage ſchlechter. Der ſei ſich aber deſſen nicht zu verwundern. Die Leute hätten ja keinen Glauben mehr. Sie war im alten Glauben erzogen worden, und ihre weibliche Natur hielt einen Theil davon ſammt einer Portion Aberglauben feſt. Dann aber war ihre Blüthenzeit in die Zeit gefallen, wo die franzöſiſche Revolution ihre Lehren in alle Länder trug. Zur ſelben Zeit hatte ihr Mann viel zu bedeuten gehabt.

Dieſer Mann hatte geglaubt, um ſich aufzuſchwingen müſſe er ſich federleicht machen und allen Ballaſt über Bord werfen, und vor allem die Religion. Da die Frau damals mit ihrem Manne ſich gemeint, ſich vielleicht eingebildet hatte, durch ihn Frau Staatsräthin oder Frau Direktorin zu werden, ſo hatte ſie auch gemeint: er wiſſe nun alles und könne alles. Sein Glaube ward daher auch der ihre, ſeine Brocken ſchnappte ſie auf, ſie ward auch eine gute Jacobinerin. Der neue Glaube war der Frau in vielen Dingen gar bequem, und nach ihm erweiterte ſie ihr Gewiſſen, daß es dehnbar und groß wurde, wie Hals und

Schnabel einer Löffelgans. Damit war aber der alte Glaube nicht ſort, Neues und Altes lag da untereinander und übereinander, wie an einer Geldtagsſteigerung. Anfangs natürlich lag das Neue obenauf und war allein ſichtbar, die Zeit rüttelte aber Beides, und Altes kam herauf und Neues herunter, und ſo lag es bunt und luſtig durcheinander. Bald hörte man ein ſtrenges Urtheil, bald einen leichtfertigen Rath, bald ſtolperte man über eine Aeußerung des Unglaubens, bald drang einen ein andächtiger Seufzer in die Ohren. Und die gute Frau hatte in all ihren Händeln, und weil ſie rings herum ſo vieles wiſſen mußte und zu ſorgen hatte, nie Zeit aufzuräumen in ſich, ſie ließ das getroſt unter einander liegen und war wohl dabei.

Dieſe Frau hatte nun einen bedeutenden Einfluß, und den Schaden, den ſie auf dieſe Weiſe ſtiftete, die Unſittlichkeiten, zu denen ſie rieth, möchte ich nicht gut zu machen haben. Und da ſie auch nie zur Ueberwindung, zu ſittlichen Kraftanſtrengungen, ſondern zu Liſten und Ränken, zum Uebertünchen, zu Deckmänteln rieth, ſo möchte ich die Leute, die ſie verdreht, nicht gerade zu machen haben. Dieſe Frau hatte es ſchon lange geärgert, daß ſie nicht an uns kommen, ihre Naſe nicht mitten unter uns haben, unſere Haushaltung nicht leiten konnte mit ihrer Weisheit. Nun iſts aber merkwürdig, wie ſo zwei klatſchſüchtige Weiber ſich zuſammen finden; es iſt wahrlich, als ob ſie ſich röchen.

Die Bekanntſchaft zwiſchen meiner Mutter und dieſer Frau war angeknüpft, wir wußten nicht wie. Dort fand ſie dann noch andere Weiber, mit welchen ſie ferners bekannt wurde, ſo daß ſie nun ganze, halbe Tage verſchwand. Anfangs freute uns dieſes für die Mutter. Wir hofften, die kürzere Zeit, die ſie hätte, würde ſie auch beſſer gelaunt machen. Ich muß bekennen, wir athmeten allemal recht friſch auf, wenn ſie fort war, es war, als ob eine ganz andere Luft im Hauſe ſei. Unſere Geſichter wurden wieder fröhlich und die Worte, die wir nun nicht auf der Geldwage abzuwägen hatten und dann nicht noch ſiebenmal drehen mußten, gingen uns wieder friſch vom Munde. Aber die Mutter wurde, wenn ſie zu Hauſe war, ſeit ihren Beſuchen immer handlicher und immer unzufriedener. Sie räſonirte über alles, ſogar darüber, daß ſie mit uns und den Kindern in der gleichen Stube ſchlafen müßte. Sie hätte nicht geglaubt, ſagte ſie, daß ſie in ihrem Alter noch ganze Nächte das Kindergeſchrei hören müßte.

Am meiſten aber war ſie mit dem Eſſen unzufrieden und trieb meinem Weibchen deshalb faſt die Seele aus. Erdäpfel, wenigſtens geſchwellte, aß ſie keine, oder wenn ſie je einen aß, ſo mußten wir eine ganze Woche lang bei jedem Huſten hören von dem Erdapfel, den ſie hätte eſſen müſſen. Wir mußten aber doch Erdäpfel eſſen, und es war meiner Frau faſt nicht möglich, immer etwas Appartes für die Mutter zu haben, und doch that ſie es, ſoviel möglich. Aber dann war ihr das Brot nicht recht. Es ſei doch ſchrecklich, meinte ſie, daß ſo eine alte Frau mit ſo böſen Zähnen altes Brot eſſen ſolle; das könne einem doch Niemand zumuthen, als eine Sohnsfrau. Und hatte ſie friſches Brot, ſo klagte ſie: es ſei doch ſchrecklich, daß eine ſo alte Frau ſo ſchwarzes Brot eſſen ſolle; ehedem, wo die Leute noch was geglaubt, da hätte man in jedem Hauſe ein weißes Brötlein für die alten Leute gehabt. Der Kaffee war ihr auch nie recht. Den Cichorienkaffee möge ſie nicht erleiden, ſagte ſie, er mache ihr das Waſſerbrennen. So ſtark geröſtet habe ſie ihn nie, ſie habe immer gehört, es mache kurzen Athem. Die Milch war zu blau, und Mädeli wurde zugemuthet, es blaſe ſie ab für ſich und gebe nur den dünnern Theil auf den Tiſch. Und Mädeli machte gerade das Gegentheil. Mädeli, in der beſten Meinung, that alles Mögliche, hatte aber nie Dank davon, ſondern ſtatt deſſen Vorwürfe oder Sticheleien. Ich ſah oft, wie es ſeine Erdäpfel und ſeinen Kaffee mit Thränen hinunterwürgte, nur damit beides mir nicht vor Ohren und Augen käme. Es wollte keine Jammerbüchſe ſein, aus der, Statt wie aus einer Elektriſirbüchſe oder Flaſche blitzende

Elektricität, Jammertöne ſtrömen, denen man aber eben deswegen ordentlich aus dem Wege geht, um nicht eine Ladung zu erhalten. Mädeli wollte bei mir nicht über meine Mutter klagen, ſondern ſie ertragen aus Liebe zu mir, da es mich mehr liebte als ſich ſelbſt. Gar viele lieben meinetwegen wohl ihren Mann, aber daß ſie ſeinetwegen etwas ertrügen, ohne es ihn entgelten oder merken zu laſſen und nachzurechnen — ſelb nicht. Aber deswegen hatte ich um ſo mehr Mitleid mit ihm. Es iſt da auch gerade wie bei Kranken. Je mehr ein Kranker jammert und klagt und ungeduldig ſich gebehrdet, deſto weniger Mitleiden hat man ihm, deſto ungeduldiger wird man über ihn, deſto mehr läuft man von ſeinem Bette weg.

Je geduldiger aber ein Kranker iſt, deſto mehr Mitleid hat man mit ihm, deſto mehr Mühe giebt man ſich mit ihm. So hatte ich es mit Mädeli. Wenn ich ſah, wie es ſeine Erdäpfel hinunterwürgte, mit dem Kaffee noch allerlei Anderes ſchluckte und doch freundliche Augen und milde Worte beizubehalten ſuchte, ſo ſchwoll mir eben deswegen das Herz, und ich fing an der Mutter zuzuſprechen und ihr zu zeigen, daß wir thäten, was wir vermöchten, daß ſie es immer beſſer hätte als wir, und ſie zu bitten, mein Weibchen nicht ſo zu plagen, ſie ſehe doch, in welchen Umſtänden es ſei und daß es thue, was ihm möglich ſei. Das nahm aber dann meine Mutter übel und ſagte: ſie ſei auch manchmal in ſolchen Umſtänden geweſen, und es hätte ſich auch Niemand ihrer geachtet. Es ſei auch nicht bravs von mir, daß ich es nie mit ihr halte, und ſie hätte auch vernommen, wieviel beſſer Mädelis Vater es gehabt und was Mädeli dem alles angehängt hätte. Mädeli bat mich oft recht dringend, doch gar nichts mehr zu ſagen, wir wollten es mit Geduld annehmen, wir wüßten ja nicht, womit wir das verſündigt hätten und was wir darob verdienen könnten. Die Sache kam aber immer ärger, die Mutter wurde immer mißvergnügter und wußte alle Tage mehr zu klagen. Wir begriffen nicht, woher das kommen möchte, bis eines Tages die weiſe Frau wie zufällig beim Garten ſtehen blieb, wo Mädeli eben mit dem Kraut zu thun hatte. Biſt du auch einmal an der Sonne? frug die Frau; es iſt recht, man muß nicht immer am Schatten ſitzen und was tändeln. Wo habt ihr das Mutterli? fragte ſie ferner, es iſt mir gar lieb, habt mir einmal recht Sorge zu ihm und gebt ihm auch recht zu eſſen und gönnet es ihm. Meine Frau war ganz verduzt über dieſe Ermahnungen, die gar gutmüthig ausgeſprochen wurden. Sie entſchuldigte ſich auf das Beſte und ſagte: die Mutter ſei uns recht lieb, ſie hätte es beſſer als wir ſelbſt.

Ja, ja, man meine es manchmal, man habe die Leute lieb, man gebe es ihnen gut und doch plage man ſie und laſſe ſie Mangel leiden. Man ſolle doch immer nachdenken, was man ſelber gerne hätte, und wenn man nur denken wollte, ſo würde man vieles anders machen können und es würde nicht mehr koſten. Auf das alles verſtummte Mädeli und konnte gar nicht begreifen, was das zu bedeuten habe. Endlich ſagte die Frau noch: Ja, Fraueli, du mußt gewiß anders werden, ſo iſts nicht recht, und du wirſt verbrüllet im ganzen Land. Z'Mutterli kann mich dauern, und ſo ſtünde es Niemand aus. Adieu, und ſags auch dem Mann, es würde einem Schulmeiſter wohl anſtehen, Verſtand zu haben gegen ſeine Mutter.

Nun war uns die Löſung des Räthſels leicht. Wenn eine Frau gefragt wird in recht gutmüthigem Tone: Gott grüße dich, mein Frauchen, und wie geht es dir immer. Ich denke oft, wie es dir gehe, nicht wahr, wie es kann und mag? ſo werden nicht die halben Weiber ſich der Klagen enthalten können. Der Ton, in dem ſie angeſprochen worden ſind, hat ihnen die Verſicherungen gegeben, daß ſie da Bedauern und Theilnahme finden werden: und wenn eine Frau ſich nicht kann beneiden laſſen, ſo möchte ſie doch gerne bedauert ſein. Nun fängt ſie an zu klagen, und Klagen findet jeder Menſch, wenn er ſie ſucht, und je mehr ſie bedauert wird, deſto mehr klagt ſie, bis ſie endlich in dem Haufen von aufgethürmten Klagen faſt erſtickt und ordentlich elend wird. Die erſinnten, hervorgelockten Klagen werden am Ende auch von der Klagenden für wahr gehalten, ſie nimmt den Aerger darüber mit nach Hauſe, und hat ſie z. B. über ſchlechten Kaffee geklagt und iſt darüber bedauert worden, ſo wird ſie den Kaffee daheim ſchlecht finden, darüber die Naſe rümpfen, und wenn er auf Extrapoſt aus der Levante gekommen wäre.

Auf ſolche Weiſe iſt ſchon manches Herz künſtlich unglücklich gemacht, mancher Hausfriede zerſtört, manche Ehe zertrümmert worden. So war meine Mutter bedauert worden, dadurch wurden ihre Leiden vergrößert, ſie wurde immer bitterer, ihre Klagen wurden immer größer und wir unter den Leuten immer mehr verbrüllet. Denn da wir nichts ſagten, keine Partei ſuchten, ſo nahmen alle der Mutter Partei und urtheilten, was wir doch für wüſte Leute ſeien. Man ſehe es uns nicht einmal an, meinten die Einen, die Andern behaupteten aber, ſchon lange nicht nur Pulver gerochen, ſondern auch geſagt zu haben, das komme am Ende dann ſo.

Was in meines Weibchens Herz vorging, weiß ich nicht, weiß nicht, ob nicht ein ſchwerer Kampf in demſelben Statt gefunden: denn als ich es vor Augen kriegte, ſah ich nur noch verweinte, aber nicht wilde oder böſe Augen. Auf meine Fragen vernahm ich den Vorfall, und wir machten es uns beide deutlich, woher er entſtanden, daß die Mutter über uns klage allenthalben, und alle Weiber im Dorfe gegen uns Partei nehmen, weil wir Niemand klagten, keine Vertrauten ſuchten. Ich wollte nun mit der Mutter aufbegehren und ihr ihr Gelaufe abſtellen. Aber meine Frau wollte nicht, ſie behauptete, das mache das Uebel nur ärger, ſie klagte dann nur deſto mehr, und anbinden könne man ſie doch nicht. Ein Mittel brauſ'te mir durch den Kopf: den Leuten nämlich auch zu ſagen, wie es ſtehe, zu ſagen, was wir thäten und wie die Mutter eine ſei. Damit hätten wir ſicher wenigſtens die halben Leute auf unſere Seite gezogen und wären bei ihnen wieder in guten Geruch gekommen. Allein mein Weibchen ſagte: Möchteſt du das, Peter! ſoll ich anfangen über deine Mutter zu läſtern? was könnten dann erſt die Leute mit Recht von mir denken, wenn ich einer ſo alten Frau ihre Fehler aufdeckte und z'weglegte? Nein, Peter, da iſt nichts zu machen, wir müſſen das in Gottes Namen tragen; es wird ſchon wieder beſſer kommen.

Ich begreife noch jetzt nicht recht, woher mein junges Weib die Kraft hernahm und das richtige Gefühl deſſen, was chriſtlich und nicht chriſtlich ſei. Es war ohne ſogenannte Bildung, eine beſondere Education war nicht mit ihm gemacht worden, und doch dachte es ſo ſinnig, waltete ſo lieblich, trug ſo kräftig, daß man ſo was unter dem Kittel nicht vermuthete, und wenn man das Unerwartete fand, verwundert nach den Urſachen gefragt hätte und wo Mädeli erzogen und gebildet worden ſei? Ich fragte das freilich nicht, aber ich dachte doch manchmal darüber nach, wenn ich durch daſſelbe beſchämt worden war. Ich konnte nichts anders denken, als daß das alles von der Liebe komme, welche Mädelis Verſtand ſchärfe, ihre Kraft erhöhe, kurz die Trägerin, Nährerin, Leiterin aller Kräfte geworden. Für ſolche Liebe iſt eigentlich das weibliche Gemüth geſchaffen, ein Thron iſt in demſelben für ſie aufgebaut, von dem herab ſoll ſie regieren; eine Fülle von Kraft ſteht ihr zu Gebote, alle Empfindungen weiht und heiligt ſie; und aus den Empfindungen, nicht aus dem Gedanken, entſpringt des Weibes ganzes Weſen. Aber leider wird dieſer Thron anders beſetzt ſchon frühe bei Vielen. Selbſtſucht thronet oben und zeigt ſich bald als Eitelkeit, bald als Hoffarth, bald als Sinnlichkeit, bald als Bequemlichkeit, kurz in vielfachen Gewändern nach Laune, Alter und Gelegenheit, beſtimmt des Weibes Empfindungen und beherrſcht ſomit ſein ganzes Weſen. Und früh ſorgen die Eltern dafür, daß es alſo geſchehe, und verwöhnen das Kind und vergiften ſein Empfinden, ſo daß, wenn dann auch einmal die Liebe zum Manne kömmt, ſie nicht Herrſcherin wird, ſondern eine Magd der Selbſtſucht, und von ihr ſich muß mißhandeln oder verabſcheiden laſſen nach Luſt und Laune. Und doch hatte der liebe Gott ſo gut es dem

Weibe ausgedacht. Eben weil das Weib vorzüglich empfindet mehr als denkt, hat er ihm die ſüßeſte aller Empfindungen bereitet, hat dieſer Empfindung die Macht gegeben, dem ganzen Gemüthe zu gebieten und die Eigenſchaft ihm mitzutheilen, daß in der Berührung mit der Welt nicht Bitterkeit nicht Leidenſchaften entſtehen, für deren Zähmung keine Gewalt da iſt; hat alſo dem Weibe eine Kraft bereitet, welche der Welt den Stachel nimmt; einen Balſam, der alle Wunden heilet; eine Empfindung, die wahrnimmt, was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht. Und das eben erkennt man nicht, mißkennt, was des Weibes Glück ausmacht, will an Platz des Empfindens das Erkennen, an Platz der Liebe den Verſtand ſetzen oder gar das Gedächtniß; daher eine ſo raſende Menge unglücklicher Weiber, die eine ſo raſende Menge Männer raſend machen oder wenigſtens halb. O Herrgott, unſere weiblichen und männlichen Pädagogen dann noch zu den Eltern! Mich wundert, wenn man nicht nächſtens Schulen einrichtet, wo die Mädchen auf den Händen werden gehen müſſen mit den Beinen zierlich in der Luft.

Das Herz meines Weibes, oder ſeine Empfindung, war durch nichts vergiftet worden; die Liebe fand den Thron noch leer, und auf demſelben wachte und waltete ſie nun mit Meiſterſchaft, und wenn ſie matt werden wollte, ſo trank ſie aus dem Born der ewigen Liebe und ward wieder ſtark und weiſe.

Und was dieſe Liebe ſtark iſt, glaubt man gar nicht. Für Jemand, den man haßt, ein gut Wort zu geben oder einen Gang zu thun für ihn, iſt Höllenpein; für Jemand, den man liebt, ſich zu opfern, iſt Freude; einem haſſenden Herzen wird alles ſchwer in der Welt, ausgenommen die Sünde; einem liebenden Herzen wird das Schwerſte leicht, ausgenommen die Sünde. Das fühlten wir, denn Mädelis Liebe trug auch mich empor.

Fünftes Kapitel.

Von ſchulmeiſterlichen Finanzen.

Nun kam eine immer zunehmende Geldnoth. Unter drei Gulden in der Woche konnten wir es nicht mehr machen für die gewöhnlichſten Bedürfniſſe in der Haushaltung, und woher ſollten wir nun dieſe nehmen? Dann waren noch keine Kleider angeſchafft, keine Schuhe für die Kinder, kein Hausgeräthe, kurz von allem dieſem nichts. Alſo nur zu meiner Haushaltung brauchte es bis 50 Gulden jährlich Nebenverdienſt, und woher ſollte dann das andere alles kommen? Und wenn man alles kaufen muß bis an die Erdäpfel, ſo rechne man einmal nach, was es heißt, wenn man für 6 Perſonen nicht mehr brauchen will als 2 Gulden wöchentlich. Für 10½ bz. Brot, 7 bz. Milch, 1½ bz. Salz, 5 bz. Butter oder Schmalz, 4 bz. Mehl und 3 bz. Kaffee, iſt wahrhaftig wenig für 6 Perſonen, und doch ſchon mehr als 2 Gulden. Bäuerinnen, denen Kühe, Schweine und Spycher das Meiſte geben, und die das Geld ungezählt aus dem Schranke nehmen, werden vielleicht finden, das ſei noch ziemlich viel, denn ſie rechnen gar nicht nach, was ſie brauchen, und würden verzweifelt aufbegehren, wenn der Mann ihnen nachrechnen wollte. Stadtfrauen, die könnten das eher berechnen, wenn ſie rechnen können und gewohnt ſind, ihre Ausgaben gleich zu berichtigen. Von dieſen können die einen aber nicht rechnen, manchmal ſogar Profeſſorinnen nicht, und wenn ſie auch von ihren Männern verbeiſtändet wären. So ſandte z. B. eine, um Geld zu ſparen, Knecht und Magd auf einen Berg, um Heidelbeeren zu ſuchen und Geld zu ſparen, und gab ihnen Wein und Wurſt mit. Die beiden ſuchten nun Heidelbeeren mit allem Fleiß, verthaten nebenbei noch 10 bz. und brachten am Abend für 6 krz. Heidelbeeren heim. Die kann uns alſo nicht nachrechnen, denn die kanns nicht, ſie weiß zwiſchen 10 bz. und 6 krz. kaum den Unterſchied. Zu dieſem allem geſellte ſich eine Extra-Ausgabe, die immer mehr Geld fraß. Meine Mutter kränkelte immer mehr, und mancherlei Uebel begannen ſich bei ihr zu regen, von denen die Bruſtwaſſerſucht das gefährlichſte war. Dieſe Uebel klagte ſie nun ihren Freundinnen, und dieſe gaben ihr bald dieſes, bald jenes Mittel an, bald dieſen und jenen Arzt, der ihr beſtimmt helfen könne. Kam ſie dann heim, ſo redete ſie ſo lange davon, daß ihr noch zu helfen wäre, wenn man eigentlich ihr zu helfen begehrte und ſie nicht lieber auf dem Kirchhofe ſähe, daß wir nicht anders konnten, als ſagen: ſie ſolle doch ſagen, was zu machen ſei, wir wollten ja gerne alles thun, was zu thun wäre. Dann kam richtig ein neues Mittel oder ein neuer Arzt zum Vorſchein. Ich mußte unſer Geldlein zuſammenräumen und mich auf die Beine machen, und man kann ſich nicht vorſtellen, mit welcher Angſt ich oft den Anſpruch des Arztes erwartete: ob das Tränkli 3 bz. oder 4 oder 5 koſten ſolle. Wie mir die Hände zitterten vor Angſt, wenn es einen Batzen mehr und vor Freude, wenn es einen Batzen weniger koſtete! Das kann ſich ſicher Niemand vorſtellen, als wer drei Kinder hat und eine Frau und eine Mutter, und für jedes nicht mehr als drei Kreuzer täglich, von welchen 3 Kreuzern er die Hälfte nicht weiß, wo nehmen. Es muß ſich Niemand verwundern, wenn bedrängte Hausväter manchmal ſich lieber der Hoffnung überlaſſen, es werde dem Kranken von ſelbſten beſſern, als daß ſie die Geſunden hungern laſſen; man weiß gar nicht, was ſolche Bedrängniß iſt. Schade, daß keine Einrichtung iſt, wobei bedrängte Hausväter, ohne eigentlich beſteuert zu heißen, unentgeltlich zu ärztlicher Hülfe kommen können ohne weitere Umtriebe; es würde mancher brave Mann und manche brave Frau mehr am Leben bleiben. Das iſt aber nur da möglich, wo vernünftige Aerzte ſind und vernünftige Gemeinden, und eine vernünftige Ordnung im Staate.

Einer der Aerzte war der theuerſte von allen, der forderte für ſeinen braunen oder rothen Miſchmaſch nicht nur 3 und 4 bz., ſondern gewöhnlich einen halben Gulden, und gerade der wußte ihr Vertrauen am beſten zu feſſeln, zu dem mußte ich am meiſten, wie ich auch ſeufzte und ſtöhnte. Meine Mutter hatte am linken Bein oben in dem Fußgelenk einen Schmerz bekommen und mich deswegen zu dieſem Doktor geſandt. Derſelbe ſagte: nun, das ſei gar gut, es werde ihr jetzt ſchon ganz beſſern. Ihre Leber ſei früher krank geweſen, jetzt ſei ſie ausgelaufen und in das Bein hinunter, was ſie im Fußgelenk fühle, ſei nichts als ein Leberfluß. Der ſei ihm nun am rechten Ort und das Herz werde jetzt ſchon geſund werden. Unglücklicherweiſe ſagte ich das der Mutter wieder, und von dem an faßte ſie ein beſonderes Zutrauen zu ihm und hoffte von ihm völlige Geneſung.

Auf dieſe Weiſe kamen wir immer tiefer in die Noth hinein. Wir brachen uns ab, ſoviel wir konnten, und Mädeli und ich ſannen oft darüber nach, wo wir etwa noch einen Kreuzer erſparen könnten. Und wenn wir dann nachſannen, was wir alles noch nöthig hätten, was angeſchafft ſein ſollte, ſo wollte es mir manchmal faſt über das Herz kommen. Aber mein Weibchen tröſtete mich dann, ich ſolle doch nicht ſo kummern, es könne es noch machen ohne dies und jenes, ſo lange wir geſund ſeien, mache Alles nichts, wir könnten noch viel übler z'weg ſein. Ich ſolle doch nur an die und die denken. Und dann hätten wir doch noch eins, was ſo viele nicht hätten, wir hätten den Frieden unter uns und hülfen einander treulich, und da ſei es doch noch immer dabei zu ſein. Freilich, wenn unſere ältern Kinder mit blauen, kalten Beinen im Herbſt zum Ofen krochen, weil wir ihnen noch nicht Strümpfe zu kaufen vermochten, und wenn es um das jüngſte ganz zerſetzte Windeln wickeln mußte, ſo wurde ihm manchmal das Auge feucht, aber es küßte dann das Kind und ſagte: Komm, Du mußt zu ſaugen haben. Und wenn dann das rothe, pfausbackige Kind in vollen Zügen zog, ſo lächelte die Mutter wieder und meinte dann: Ja, ja, es dünkt dich doch gut, wenn du ſchon nicht in ganzen Windeln biſt!

Aber als allgemach das baare Geld immer ſeltener bei uns wurde, als wir manchmal auf Borg nehmen mußten und immer länger nicht bezahlen konnten und das Rückſtändige immer mehr anſchwoll, da wurde uns doch immer banger ums Herz. Man glaubt nicht, wie man ſo nach und nach in Hinterling kommen kann, und wie unvermerkt ein Tag zum andern ſich ſchlägt und ein jeder unvermerkt die Schuld größer macht. Es iſt eine Pein, wenn man einmal etwas auf Borg nehmen muß, aber wenn man noch einmal wiederkommen und weder das Alte noch das Neue zahlen kann und wieder auf Borg nehmen muß, da ſteigt die Pein mit jedem Mal und allemal wird der Gang ſchwerer. Auf der andern Seite werden die Geſichter länger, die Mienen unfreundlicher. Bald fällt ein Wörtchen, man ſolle erſt das Alte zahlen, ehe man Neues nehme. Dann macht man mit ſchwerem Herzen Verheißungen, die man nicht halten kann, wie man wohl weiß, und den ganzen Tag liegt es ſo ſchwer auf einem, als ob man Steine im Herzen hätte. Viele Eltern helfen ſich damit von dieſer Pein, daß ſie die Kinder ſenden, wenn auf Borg zu holen, ſaure Geſichter zu ſehen ſind. Das iſt wahrhaftig eine der ärgſten älterlichen Unbarmherzigkeiten, die es geben kann. Entweder es verhärtet des Kindes kindlichen Sinn, oder daſſelbe wird gedrückt, ſchämt ſich und verliert Muth und Freudigkeit, es beugt muthlos ſein Häuptlein unter des Lebens hartes Joch und hebt es nimmer wieder auf, faßt nie wieder Muth und Freudigkeit.

Man denke ſich doch in ein kindlich Herz hinein, das hungerig und freudevoll ſeine Milch, ſein Brot holen geht in der Hoffnung, bald geſättigt und getränkt zu werden, und es muß lange warten, es wird Rath gehalten in der Stube, und es vernimmt endlich den Beſcheid: jetzt bekomme es noch, aber wenn es das nächſte Mal wieder komme ohne Geld, ſo jage man es vom Hauſe fort. Es bringt den Beſcheid nach Hauſe, am andern Morgen ſoll es wieder gehen, es frägt nach Geld. Es bekömmt Antworten aller Art: Sage nur, wir wollen zahlen, aber der Vater ſei nicht daheim geweſen; oder wir hätten einzuziehen und könnten es nicht bekommen;

oder wir ließen anhalten um Gotteswillen und wollten zahlen, ſobald wir könnten. Die einen Kinder gehen, lügen, und wenn es an einem Orte nicht mehr gehen will, ſo lügen ſie an einem andern Orte. Andere ſchüchterne Kinder weigern ſich und werden geſchlagen, werden mit Drohungen vom Hauſe weggejagt, müſſen zitternd und zähneklappernd das Eſſen auf dieſe Weiſe betteln gehen. Und wenn ſie den Leuten nichts abbetteln können, ſo giebt man ihnen entweder neue Schläge oder neue Lügen an. Man denke ſich denn doch die Wirkung ſolcher Unbarmherzigkeiten auf ein Kind. Nein! unſer Kind marterten wir doch nicht auf ſolche Weiſe. Mädeli holte Anfangs ſelbſt. Allein ich ſah, daß es daſſelbe nicht übers Herz bringen konnte. Es klagte mir nicht, es ſagte mir nicht: Du kannſt auch einmal gehen, die Sache iſt ſo gut für dich als für mich.

Aber ich ſah an Mädelis ſchwerem Schritt und verweinten Augen, wie hart es ihm ging, ohne Geld gehen zu müſſen. Ich fand es nicht billig, daß es alleine dieſe Pein tragen müſſe, und nach langem Streiten nahm ich ſie ihm ab. Wohl hatte es ſein Gutes, wenn der Schulmeiſter ſelbſten ging und für einen Batzen Milch auf Borg holte, die Leute muckelten weniger. Aber hie und da fiel doch ein Wort, oder eine Frau konnte ſich doch nicht enthalten zu ſagen: Gebt ihr eurer Mutter auch davon? Aber man denke ſich denn doch die Lage eines Schulmeiſters, der am Morgen das Eſſen auf Borg herbeitragen muß. Wie freudig muß er wohl am Morgen aufſtehen, durch welche Gedanken geweckt! Wie ſoll man ſich ausſchließlich mit dem Unterricht beſchäftigen, wenn einem am Morgen an einem Orte die Milch abgeſagt worden und an einem andern das Brot, und man nun nicht weiß, wo man beides für drei hungrige Kinder hernehmen ſoll? Wer will da dem Schulmeiſter gebieten, ſeine Seele ſolle beim Unterricht ſein?

Man klagt ſo viel über unverſchämte Schulmeiſter und daß ſie einem immer vor der Thüre ſeien, und meint dieſes mit Recht ihrer Trägheit zuſchreiben zu können. Bald ſagt man: er iſt nichts nutz, bald ſagt man: ſie iſt nichts nutz; wenn ſie wollten, ſie könnten Geld verdienen wie Heu, und was ſie haben, muß gebraucht ſein, was ſie in einem Tage freſſen können, darf nicht geſpart werden auf den folgenden Tag. Ich gebe gerne zu, es giebt Schulmeiſter, welche faul, welche bräuchig, ja verthunlich ſind und durch eigene Schuld in die Armuth verſinken. Ich gebe wieder zu, daß es Schulmeiſter giebt, die ohne großen Lohn, durch eine gewiſſe Anſtelligkeit und Gewerbsfähigkeit mit Ehren durch und ſogar zu etwas Vermögen kommen. Sie werden Gemeindeſchreiber, Krämer, Bäcker oder alle drei Sachen zuſammen, Bannwarte, häufen vielleicht ſieben Pöſtlein auf einander oder treiben mit Geſchick allerlei Handwerke, aber dann ſind ſie alles andere, nur nicht Schulmeiſter, und die Schulmeiſterei iſt nur Nebenſache. Wenn nun einer eben Schulmeiſter geworden iſt, weil er ſich dazu geartet glaubte, kann man es ihm dann zum Vorwurf machen, daß er nicht Krämer wird, wozu er ſich nicht ſchickt? Kann man es vielleicht nicht viel eher dem krämernden Schulmeiſter zum Vorwurf machen, daß er Schulmeiſter geworden und nicht blos Krämer geblieben? Kann man es überhaupt Jemand zum Vorwurf machen, wenn er neben ſeinem eigentlichen Amt und Beruf nicht viel zu verdienen weiß? Man macht hinwiederum gar Manchem, der mit Ehren durchkommen möchte und daher für ſeine Schreibereien unverblümt etwas fordert, gleich den Vorwurf: er ſei unverſchämt, wenn er nur die Feder in die Hand nehme, koſte es 2 Batzen.

Wahrhaftig, man macht vielen Schulmeiſtern und ihren Weibern nur deswegen Vorwürfe über ihre Armuth, weil man gar nicht nachrechnet, ſondern nur ſo in Bauſch und Bogen abſpricht, oder weil man bei andern Schulmeiſtern ihre Noth und Dürftigkeit nicht wahrnimmt. Sie hangen zwiſchen Leben und Verhungern, aber ſie können es verbergen, kommen anſtändig daher und Niemand merkt, wie ſie oft wochenlang kein Fleiſch vermögen und manchmal Tage lang keinen Kreuzer Geld im Hauſe haben und es machen ohne Brot. So wäre es vielleicht auch mit uns gegangen, wenn meine Mutter nicht gekommen wäre, durch ſie wurde unſere Noth ſichtbar und kam unter die Leute.

Gerade hier werden nun die, welche von kindlichen Pflichten nichts wiſſen, anhängen und ſagen: da ſei ich alſo doch ſelbſt Schuld, die Mutter hätte ich nicht zu nehmen gebraucht, die Gemeinde hätte ſie erhalten müſſen; und die Haut ſei doch noch näher als das Hemde, und wenn ich ſie nicht gehabt hätte, ſo hätte ich es alſo als Schulmeiſter machen können. Es ſei mir alſo recht geſchehen, daß ich ſo in die Dinte gekommen.

Aber iſt denn eigentlich ein Schulmeiſter von Rechtswegen ein Hund? Hat er, wie ein Hund, keine Pflichten gegen ſeine Eltern, ſoll er ſie von ſeiner Thür wegjagen, wenn ſie hülflos anklopfen an dieſelbe? Hat er nicht vielmehr die Pflicht, in Erfüllung ſolcher Pflichten einer der Erſten zu ſein, zu zeigen, wie eigentlich Kinder die natürlichen und erſten Unterſtützer ihrer Eltern ſein ſollen! Wie traurig iſts für ihn, wenn ſein Amt ihm keine Mittel dazu bietet, wenn er, der voran ſtehen ſoll, hintenan bleibt, oder, wenn er ſie zu erfüllen ſucht, zu Grunde geht. Man ſollte allerdings aber glauben, man halte ihn nur für einen Hund an vielen Orten. Wie einem Hunde, giebt man ihm nur ſo viel, daß er das eigene nackte Leben durchbringt mit Mühe; daß er ein Menſch ſei und Familienglied oder Familienvater, darum bekümmert man ſich nicht. Wenn er heute ſich ſatt eſſen kann, ſo glaubt man ihm genug zu geben; daß er krank werden kann, daß Umſtände beſondere Auslagen erfordern können, die einen Sparpfennig nothwendig machen, daran denkt man nicht. Wenn er krank wird, ſo kann man ihn freilich nicht dem Schinder bringen wie einen Hund, aber man kann ihn verkommen laſſen oder fortjagen, und das geſchieht wohl auch.

Es werden freilich eine Menge Menſchen es in Abrede ſtellen, daß ſie den Schulmeiſter für einen Hund halten. Aber wenn derſelbe nun klagte, daß er keine Familie erhalten, nichts für eine Krankheit bei Seite legen, keine Mutter, keinen Vater aufnehmen könne, weil er eine einzige

Stube habe, ſo würde man ihn auf die unterſte Klaſſe von Menſchen hinweiſen, auf alle Habenichtſe, auf alle, die der Gemeinde nächſtens auf den Hals fallen werden, auf alle heut zu Tage Proletarier Genannten, und würde ihm ſagen: Aber Schulmeiſter, was haſt du zu klagen, das laß an andere, welche es viel böſer haben. Du kannſt deine Sache am Schatten machen, haſt den Lohn gewiß, zahlſt keinen Hauszins, kriegſt große Geſchenke, man riecht dir ja die Würſte oft auf hundert Schritte an. Da laß andere klagen, welche am Wetter ſind, Hauszins geben müſſen und nichts kriegen als Kinder. So tröſten die Menſchen. Aber müſſen denn die Schulmeiſter gerade mit der unterſten Klaſſe der Menſchen verglichen werden, mit den Menſchen, deren Fertigkeiten und Fähigkeiten mit ihren Bedürfniſſen, auch den gemeinſten, kaum im Verhältniß ſtehen; mit den Menſchen, an denen die ganze Welt die Schuhe abwiſcht und die Launen ausläßt; mit den Menſchen, von denen man eigentlich nur das Halten zweier Gebote fordert: daß ſie nicht ſtehlen und nicht tödten. Die vier erſten wendet man gar nicht auf ſie an; vom fünften nur die Auslegung des Heidelbergers, daß ſie Meiſterleuten und Obrigkeiten getreu ſeien, über das ſiebente drückt man die Augen zu, zur Uebertretung des neunten fordert man ſie auf, und wenn ſie das zehnte halten wollten, würde man ſich luſtig machen über ſie, indem man ihnen den G'luſt von Herzen gönnt und ſich ergötzt an ſelbiger, wenn ſie nur die Sache ſelbſt nicht kriegen.

Wenn alſo auch nicht mit Hunden, ſo ſtellte man doch die Schulmeiſter mit dieſer Klaſſe von Leuten zuſammen, mit Händen und Füßen ſtieß man die Lehrer in dieſe Klaſſe immer zurück, wenn ſie ſich daraus arbeiten wollten, und wer um ſeines Geldes oder ſeiner Fähigkeiten willen nicht mehr zurückzuſtoßen war, der wurde dann dem Schulmeiſterſtand entlockt.

Daß man ehedem, als man mit der Fauſt das Meiſte, mit dem Kopfe wenig machte, gar keine Schulmeiſter hatte, oder die wenigen wenig achtete, begreift man. Als man ſpäter mit der Peitſche nicht mehr alles ausrichtete, ſondern das Wort Gottes als Kappzaum noch nöthig hatte und zu gleicher Zeit als Hemmmaſchine, wie ſie Schafen und Pferden, die man weiden läßt, angelegt werden, da ſtellte man Schulmeiſter an, um die Menſchen zu ſpannen oder ihnen Dreiangel an die Hälſe zu legen, damit ſie nicht durch die Hecken könnten; aber mehr ſollten ſie eben nicht ſein als Hemmmaſchinen, und ſollten nicht einmal begreifen, daß ſie mehr werden könnten. So ein Hemmjunge hat es noch ſchlimmer als ein gehemmtes Schaaf. Dieſes kann doch noch ſelber ſich zu freſſen nehmen, ſoviel es findet, dem Hemmjungen theilt man aber ſeine Portion aus, und wehe ihm, wenn er mehr begehrt! Man wollte es recht eigentlich ſo, daß die Schulmeiſter Kirchenmäuſen glichen, damit ſie aus Hunger recht zahm blieben und gelehrig nach jeder Pfeife zu tanzen. Dann trieb man den grauſamen Hohn ſo weit, daß man die Schulmeiſter um ihrer Armuth willen verachtete und dieſelbe ihnen als ſelbſtverſchuldet vorwarf. Dieſe ſo verachtete und verhöhnte Kaſte verließ nun Jeder, der durch Erbe oder Erwerb irgend zu Vermögen kam, und ſo blieb die Kaſte arm und verachtet.

Alſo geſchah es zu der Zeit, als die Wellen der Noth über mir zuſammenſchlugen und ich nichts mehr ſah, als Noth rings um mich, Noth über mir und Noth unter mir, als Mädeli und ich zuſammen weinten und nichts mehr zu machen wußten, als dem Vater im Himmel unſere Noth zu klagen.

Sechstes Kapitel.

Nun gar in ſolcher Noth noch Viſiten.

So ſaßen wir einmal traurig an einem ſtürmiſchen Oktober-Nachmittag in unſerer Stube beiſammen, ich und mein Mädeli; die Mutter war fortgegangen. Wir hatten Erdäpfel gegraben, als auf tüchtigen Sturm die muthwilligen, wilden Kinder des Winters, die flüchtigen Schneeſtecken daher brauſten um Augen und Ohren, und uns vom Felde weg hinter den Ofen jagten, und nun, wie ärgerlich, daß wir ihnen entronnen, zur Hausthüre einſtürmten, die Fenſter peitſchten und g'wunderig in dichten Schaaren ſich an die Fenſter legten, um zu gucken, ob wir drinnen ſeien. Es war ſo recht heimelig Wetter, wenn es einem heimelig zu Muthe iſt. Und es war uns auch ſo in unſerm Stübchen, alleine und geborgen vom wilden Wetter. Da ſagte ich: ein Kaffee wäre jetzt nicht übel. Aber einen Kaffee konnten wir nicht machen. Mädeli ging über den Küchenſchrank und fand nur ein klein Tröpflein Milch, die mußte für die Kinder geſpart werden, und daß man ihn ſchwarz trinken könne, das wußten wir nicht. Freundlich brachte mir Mädeli Brot und ſagte, ich ſolle nehmen, wenn ich möge. Brot ſei allweg immer das Beſte. Das rührte mich an meinem Weibchen: Nein, du biſt immer das Beſte, ſagte ich, und nahm mit der einen Hand das Brot, mit der andern mein Weibchen und küßte es tapfer ab. Und während ich am beſten küßte, da hämmerte es an die Hausthüre, daß ich wenigſtens einen Schuh weit von Mädelis Munde fuhr, nicht wiſſend, welcher Kobold da draußen ſo lärme. Mädeli aber ſchrie: Herr Jeſes, laß mich gehen; ein wüſt Geſicht hat durch das Fenſter geſehen, und klopft jetzt an die Thür, du mein Gott, wie ich mich ſchämen muß! Während dieſem Reden dachte Niemand ans Beſcheidgeben. Der draußen hatte aber nicht lange Geduld, es wurde die Thüre raſch aufgeriſſen und herein trat der große, ſchwarzſchnäuzige Jäger, um und um voller Schnee und hinter ihm ſein Hund. Potz Blitz, wie da Mädeli von mir wegfuhr, blutroth und erſchrocken, bis in eine Ecke hinein, und wie der ſchwarze Kerl ſo ſpöttiſch lächelte und ſeine ſcharfen Augen von einem zum Andern gehen ließ, und wie ich da ſaß mit einem Geſicht, ſo dumm, als nur irgend ein Schulmeiſter je eins gemacht, und das will viel ſagen. Schulmeiſter, das wird deine Frau ſein? Ja, ſagte ich. He nun, — dann macht es nichts, fahrt nur fort, als ob ich gar nicht da wäre. Somit bot der meinen Leſern Wohlbekannte uns die Hand und ſagte:

er ſei auf der Jagd geweſen und hätte an einen Haſen geſetzt, den ſein Hund ſchon am Morgen früh aufgeſtochen. Der habe ſich daraus gemacht durch Feld und Wald und er ſei immer auf und nach geweſen, bis ihn der Schneeſturm überfallen, daß er am Ende nicht mehr gewußt, wo er ſei, und der Hund nicht mehr gewußt, wo aus der Haſe ſei. Da ſeien beide aufs Gerathewohl zugelaufen, bis ſie auf eine Straße und zu einem Hauſe gekommen, dort habe er eine alte Frau herausgeklopft mit großen Mühen, um ſie zu fragen: wo er ſei? Die habe ihn lange angeſehen und endlich auf die zweite Frage ihm geantwortet: Das ſage ſie ihm nicht. Zum Narren halten ließe ſie ſich nicht, denn jedes Kind wiſſe ja, daß dies Gytiwyl ſei. Nun habe er an mich gedacht, und gedacht, er finde da am beſten einen warmen Ofen, um ſich zu trocknen, und könne dazu ſein Verſprechen halten, ſetzte er ſpöttiſch hinzu.

Er that ganz, wie wenn er zu Hauſe wäre. Putzte vor allem ſeine Flinte ſauber ab und ſtellte ſie in die Küche hinaus, damit ſie nicht anlaufe, zog dann ſeine Schuhe und Kamaſchen aus und ſagte: Fraueli, hänge mir die zum Feuer, aber verbrenn ſie nicht, ſonſt kriegſt meinen Schnauz ins Geſicht. Und als er endlich mit allem fertig war, ſagte er ganz ungeniert: Fraueli, kannſt mir was Warmes machen, ſo wäre es mir anſtändig. Die Frau ging verblüfft hinaus und bald rief ſie mir: Peter, komme, höre was! Draußen examinirte ſie mich, wie ich zu dieſem unverſchämten Menſchen komme und wer er ſei u. ſ. w., denn ich hatte Mädeli von ihm zu erzählen vergeſſen. Sie könne ihm keinen Kaffee machen, könne keine Milch bekommen. So böſe hatte ich Mädeli noch nie geſehen. Mit ſchwerem Herzen ſagte ich dem Gaſt das. Er lachte mich aber aus und ſagte: Milch begehre er ja gar keine, man ſolle ihm den Kaffee nur ſchwarz bringen und Zucker dazu und ein gutes Glas Schnaps. Mit noch ſchwererem Herzen ging ich hinaus und ſagte dem Mädeli das. Mädeli kehrte mir unwillig den Rücken und brummte: z'Kaffee wolle es machen, wenn es ſein müſſe, aber für einen ſolchen Räuber oder Mörder laufe es nicht um Kirſchenwaſſer und um Zucker aus. Da ſtand ich in der höchſten Verlegenheit zwiſchen der Küche und der Stube auf dem Tritt und wußte nicht, ſollte ich hinein oder hinaus. In der Stube griebelte ich lange in unſerm Schränklein, nahm ein Körbchen, ein Druckchen hervor, ſtellte es wieder weg und nahm es wieder hervor, ſo daß endlich der Jäger mich fragte: was ich da ſuche, wir werden das Kirſchenwaſſer doch nicht in einem Körbchen haben! Nein, aber das Geld, antwortete ich. Hellauf lachend antwortete er, es ſcheine ihm doch nicht, ſonſt fände ich welches dort, aber es werde mir gehen, wie den andern Schulmeiſtern auch, daß ich alles hätte im Hauſe, nur nicht das, was man brauchen könne, und kein Geld, es zu kaufen. Damit warf er ein Stück Geld auf den Tiſch und ſagte, er ſei nicht gekommen, um zu ſchmarotzen, ſondern um bequem auszuruhen. Ich ſolle alſo nicht Complimente machen und die Sachen holen, meiner Frau wolle er es ſelbſten ſagen, daß er uns nicht läſtig fallen wolle.

Als ich heimkam mit meinem Eingekauften, fand ich meine Frau nicht nur beſänftigt, ſondern ganz freundlich mit unſerm Gaſt; derſelbe ſah ſie auch mit ganz zärtlichen Augen an, ſo daß ich nicht recht wußte, was denken, und es mir faſt ward, als ob eine Laus hinter dem Ohr mich zu beißen anfange.

Als er nun ſo behaglich ſaß, ſich gütlich that und uns zum Mithalten einlud, bedauerte er unſere Lage. Es gehe uns, wie den andern Schulmeiſtern, ſagte er, das thue ihm leid für uns, für die andern aber nicht, es geſchehe ihnen allen Recht. Es möge wohl hie und da einen geben, der es gut meine und ſein Mögliches thue, aber nützen thäte keiner etwas, und man müſſe wohl dumm ſein wie ein Bauer, daß man ſie nicht abſchaffe oder ſie zu Säuhirten oder Bettelvögten mache.

Natürlich machte mich das alte Lied wieder ärgerlich. Doch erwiederte ich nur ganz beſcheiden, daß es allerdings

Schulen geben möge, welche nicht wären, wie ſie ſein ſollten, aber damit ſei nicht geſagt, daß keine guten wären. Er kehre nicht die Hand um, meinte er, für das, was eine beſſer ſei als die andere. Aber was er doch denke, entgegnete ich, ob er dann keine Religion mehr begehre, und ob Schreiben und Rechnen nicht auch vielen Leuten kommod wäre, vom Leſen wolle ich nur nicht reden? Ja, das ſei alles recht gut und ſchön, aber in der Schule lerne der Menſch doch weder das eine noch das andere. Alles, was man in den Schulen lehre, mahne ihn an Zahlpfennige. Kinder hielten ſie für ächte Friedrichsd'or, aber wenn man ſie für Friedrichsd'or brauchen wolle, ſo lachen einen die Leute aus. Das wäre furios, entgegnete ich. Ich lehre doch die rechte Religion aus dem Fragenbuch und halte auf Beten, und faſt alle Kinder könnten das Fragenbuch auswendig. Er ſolle nur einmal kommen und ſie überhören, da ſei es ihnen gleich, wo ſie aufſagten, hinten oder vorne. Das glaube er, lachte er, ſie verſtehen hinten und vorne gleich viel davon. Kurzum, Schulmeiſter, ſagte er, es iſt doch ſo, ich habe es erfahren. Ich habe alles gelernt, was ein berühmter Schulmeiſter mich lehren konnte, war drei Jahre lang der Oberſte in der Schule, und als ich in die Welt hinauslief, war alles, was ich hatte, lauter Zahlpfennige, mit denen ich gar nichts anzufangen wußte, und in allen Dingen mußte ich von vorne anfangen. Entweder können die Schulmeiſter ſelber nichts, oder aus Mißgunſt und Eiferſucht lehren ſie nicht recht oder halten alle zum Beſten.

Mit dem Schreiben und Rechnen konnte ich nicht alles dawider haben, allein mit der Religion ſei es durchaus nicht ſo, behauptete ich. Wenn man die in der Schule nicht lerne, wo lerne man ſie dann, fragte ich? Auf die ſeien wir ja apparti g'lehrt und b'richteten die Kinder darauf, ja es gebe Schulmeiſter, die mit der Gottſeligkeit ſo genug zu thun hätten, daß ſie gar nicht an etwas anderes kämen. Schulmeiſter, was iſt Religion? fragte er mich plötzlich. Da verging mir einige Zeit das Antworten und das Maul blieb mir offen ſtehen. Endlich ermannte ich mich und ſagte: He, Religion iſt, wenn man Religion hat, und nichts Schlechtes macht und betet und in der Bibel lieſt. Ja, Schulmeiſter, du machſt es gerade auch ſo, ſo bin ich auch b'richtet worden ungefähr. Und ich bin ein Geſchickter geweſen; und mein Vater hat manchmal im Wirthshaus auf den Tiſch geſchlagen und geſagt: Wenn mein Benz ſo ein donners Bürger von Bern wäre, er würde Landvogt oder gar Schultheiß. Ich konnte dem Schulmeiſter auch antworten, ſo wie er fragte, wie Schnupf, und blieb nie eine Antwort ſchuldig. Meine Mutter kam oft in die Kinderlehr, lehnte ihre dicken Arme übereinander und hörte mit einem göttlichen Behagen zu, wie geſchickt ich ſei, wie ich allemal die letzen Sylben oder gar das letzte ganze Wort dem Schulmeiſter nachſagte, ohne zu fehlen. Und wenn ſie heimkam, ſo ſagte ſie zu den Mägden: Benz iſt ein Gelehrter, ich glaub, wenn Benz fragte, der Schulmeiſter könnte Benz nicht antworten, wie Benz dem Schulmeiſter. Den nächſten Sonntag fragten dann die Mägde auch: ob ſie nicht in die Kinderlehr könnten, zu ſehen, wie der Benz es könne? Ob die Mutter es erlaubte, kann man ſich denken. Nun hielt ich etwas auf meinen Ruhm, aber weiter dachte ich nicht, ich war der Geſchickteſte, und damit war ich mehr als zufrieden. Ich war ein großer, wilder, ſtarker, übermüthiger Bauernſohn und dachte nicht von weitem daran, daß ich meine Religion, außer in der Schule oder in der Kirche zum Antworten zu brauchen hätte, als etwa zu beten und Niemanden zu morden. Ich fluchte, daß der Boden zitterte. Ich war hinter unſern Mägden her, und wenn ich eine ergreifen konnte, ſo griff ich ſo weit ich konnte. Ich gehorchte den Eltern nur, was ich mußte, und gab der Mutter die ſchnödeſten Worte und auch den Vater ſchonte ich nicht; und je mehr ich das konnte, deſto mehr meinten ſie ſich mit mir. Ich verdarb den Nachbarn Manches, und wenn ich einen armen Bub prügeln konnte, ſo war das meine Luſt. Ich hatte gar von Weitem keine Vorſtellung, daß das die Religion etwas angehe, überhaupt dachte ich gar nie an Religion, als wenn ich antworten ſollte.

Da warf mich das Schickſal ins Leben hinaus.

Mein Vater, ein abgerichteter Bauer, duldete keine eiſernen Gabeln im Roßſtall, weil er behauptete, man ſteche damit die Roſſe oft, ohne daß man es wiſſe. Die hölzernen Gabeln waren mir aber zuwider, überhaupt wurde ich allemal böſe, wenn etwas befohlen wurde. Ich nahm alſo, wenn ich miſten oder die Streu zurecht machen mußte, eine eiſerne Gabel und wurde darüber oft geſcholten, und der Vater hatte mir bereits manchmal geſagt: Bub, wenn du mir das noch einmal machſt, ſchlage ich dich ſammt der Gabel unter die Roſſe. Einmal wollte mir ein junges Pferd nicht auf die Seite gehen, damit ich den Miſt unter ſeinen Füßen wegnehmen und zurecht legen konnte, ich ſagte: geh nun! ich gab ihm mit der Gabel, allein es bewegte ſich nicht. Ich fluchte mit ihm, ſchlug es ſtärker an die Seite, da ſchlug das Pferd auch nach mir und ſtreifte mir glücklicherweiſe nur die Seite, warf mich aber doch in den Gang hinaus. Da übermannte mich der Zorn, und ob ich eigentlich ſchlug oder ſtach, ich weiß es nicht, kurz man ſah die drei Gabelzinken in drei blutigen Wunden am Kreuz des Pferdes, das auch wie wüthend ſchlug.

Zu dieſem Höllenlärm kam mein Vater. Auch ihn ergriff der Zorn, da er in meiner Hand die eiſerne Gabel ſah und auf des Pferdes Rücken die blutenden Wunden. Ein tüchtiger Schlag von ihm, begleitet mit vielfachem Donner, warf mich an die Wand zurück. Meine Wuth war Berſerkerwuth geworden und meine Gabel kehrte ſich gegen den Vater. Der aber, ein gewaltiger Mann, früher berühmter Schläger, griff mit ſeiner eiſernen Hand mir darauf, ſie flog aus meinen Fäuſten, und nun nahm der Vater mich in die Hände. Wie ich biß und ſchlug, es war, als ob mein Vater fühllos wäre, meine Fäuſte Seifenblaſen, meine Holzſchuhe Semmel, meine Zähne Zuckerbrot. Er warf mich an den Ohren zwiſchen die Pferde hinein, drückte mir den Kopf in den Miſt und ſchlug und trat mich, bis endlich der Mutter es gelang, ihn wegzuziehen und mich frei zu machen. Wie ich ausſah, kann man ſich denken. Ich wurde kurzweg zum Brunnen geſchickt und dann ſolle ich mich fortmachen. Aber wie es in mir ausſah, das kann ſich Niemand vorſtellen. Eine Wuth kochte in mir, heiß wie die Hölle. Ausbrechen offen durfte ſie nicht, ich hatte meine Ohnmacht gefühlt; aber auf Rache ſann ich, je gräßlicher je beſſer. Lange brütete ich im Gaden über Racheplänen. Haus anzünden, Vater erſtechen u. ſ. w., das waren die zwei Hauptgedanken, die ſich mir im Gemüthe wälzten. Fort wollte ich allweg, da bleiben — der geſchlagene, mißhandelte Bub unter den Knechten und unter den Mägden — das war über meine Kraft. Als alles im Bette war, ſtand ich leiſe auf, zog meine beſſern Kleider an, raffte all mein Geld, das ich im Schaaf- und Taubenhandel gewonnen, zuſammen und ſchlich hinaus, noch immer nicht mit mir einig, was ich thun ſollte. Den Vater zu erſtechen, hatte ich aufgegeben, das Haus hätte ich gerne angezündet, aber ich hatte kein Schwefelholz, und in die Küche zu gehen, fürchtete ich mich. Ich verſuchte, Stroh mit Schwamm anzublaſen, allein es ging nicht. Aber etwas mußte doch gehen. Ich wußte, daß mein Vater oft mitten in der Nacht und jedenfalls am Morgen vor Tag um das Haus herum und in alle Ställe ging ohne Laterne. Ich deckte daher alle Jauchelöcher ab ums Haus herum, und dachte bei mir: in welchem erfährſt du wohl, wie es einem iſt, wenn man im Miſt erſticken muß.

Dann lief ich fort in die weite Welt hinein, bis es Morgen war, an dem Gedanken mich ergötzend, wie der Alte ſchnaufen werde im Miſtloch. Als es Tag war, da kamen die Gedanken: wohin, was anfangen? Zum Land aus wollte ich, denn im Lande hielt ich mich nicht ſicher. Von Langenbrucker Kuhhändlern hatte ich gehört, daß in Baſel das Loch ſei, wo man zum Land aus könne. Dahin ſteuerte ich alſo.

Nun will ich meine Abentheuer euch nicht erzählen, das würde ſonſt gehen bis morgen. Ich will euch nur ſagen, daß, weil nun kein Schulmeiſter da war, der mich fragte, keine Kirche, kein Fragenbuch, aus dem ich aufſagen mußte, ich gar keine Religion hatte. Ich war ein wilder, wüſter Bube, der alles für erlaubt hielt, was er machen konnte, wo möglich ungeſtraft.

So kam ich endlich auf ein holländiſch Schiff, das nach Batavia ging, als Schiffsjunge, nachdem ich mit Holzflößern den Rhein abgefahren war. Die Reiſe iſt lang und wegen den unruhigen Meeren gefährlich. Ans Meer hatte ich mich bald gewöhnt, an meinen Dienſt auch. Da ergriff uns im indiſchen Meer ein gräßlicher Sturm oder Orkan, wie man ſagt. Von dieſer Gewalt, die da in der Natur tobt, hat man hier keinen Begriff. Wir glaubten alle uns verloren, und jeder betete, was er wußte und ſo laut er konnte, damit der liebe Gott es höre im Donner der Wellen und im Sauſen des Sturmes. An dem Reſt eines Maſtes, der zerbrochen worden war, wie ein Schwefelholz, hielt ich mich feſt, neben mir noch einen der Paſſagiere. Der betete aber nicht, und da glaubte ich, auch für ihn beten zu müſſen, und betete daher um ſo lauter folgendes Gebet, das ich zu Hauſe des Morgens und des Abends beten mußte und das man auch zuweilen in der Schule betete; und wenn ich hinten aus war, ſo fing ich wieder von vorne an:

„Herr Jeſus in der Kirchen ſaß, daß er mit ſeinen zwölf Jüngern das heilig Nachtmahl aß. Johannes ſprach: es iſt guter Wein. Herr Jeſus aber ſprach: es iſt nicht Wein, es iſt von meinem roſenfarben Blut, es iſt für eure Sünden gut. Das ſollet ihr eſſen und trinken zu meinem Gedächtniß. Herr Jeſus aber ſprach: Jetzt muß ich von euch gehen, ſchwere Zeit muß ich ausſtehen. Die Juden nahmen ihn, ſie huben ihn, ſie ſchlugen ihn, ſie henkten ihn auf an ein Kreuz. Sie nehmen unſern lieben Herrn Jeſus herab, ſie legten ihn in ein ſteiniges Grab, in dem noch nie kein Menſchenkind gelegen war. Der Herr Jeſus aber ſprach: wer das Bet beten kann und alle Tag zweimal nüchtern ſpricht, und ihm ſein heilig bitter Leiden nicht vergißt, dem wolle er drei Engel ſenden drei Tag vor ſeinem End; Einen, der ihn weiſe, Einen, der ihn ſpeiſe und Einen, der ihn führe ins Paradies und vom Paradies ins Himmelreich. Amen.“

So ſchrie ich Gott an wie wüthend — und es half. Wir waren glücklicherweiſe nicht in den Bereich von Riffen, Felſen, Brandungen ꝛc. gekommen. Der Orkan ſauſte vorüber, die Sonne brach wieder hervor aus dem Wolkenmeer und beſänftigte mit ihren koſenden Strahlen des Meeres Falten und Furchen, und ob ſolchem zärtlichen Streicheln wurde glatt wieder ſeine Stirne. Ich war wieder ganz hellauf und hatte mein Beten, und daß ich zu Gott gebetet und daß ich geglaubt, er habe Macht über den Orkan, ſchon rein vergeſſen, als der Paſſagier von geſtern an mich trat. Er ſah ganz aus wie ein Landvogt, nur viel milder, und fragte mich: ob ich katholiſch ſei? Nein, ſagte ich. Dann werde ich reformirt ſein? Nein, ſagte ich. Ah ſo, alſo ein Lutheraner? Nein, ſagte ich. Da verlor der Mann ſeine Geduld, ſagte einige Worte in fremder Sprache und fragte: Wie heißeſt du und woher biſt du? Benz Wehrdi aus der Löhr. Wo iſt denn das? Innerhalb Baſel, nicht weit von Bern. Zu was für eine Kirche gehörſt du denn? Nach Häuſtiwyl gehen wir zur Kirche. Was habt ihr für eine Religion? Welche der Schulmeiſter und Pfarrer uns lehren. Endlich brachte er heraus, daß ich ein Chriſt ſei und noch dazu einer, den der Pfarrer confirmirt habe. Nach langem Fragen nach unſern Büchern, nach der Kirche, wie ſie ausſehe und was in ihr vorgehe, brachte er endlich auch heraus, daß ich ein Reformirter ſei. Aber auf alle Fragen über die Religion ſelbſt, konnte ich ihm kein Wort antworten. Das ſei doch ein dummer Teufel, dachte ich, unſer Schulmeiſter könne es anders. Der Mann war über mich nicht wenig verwundert und meinte: ich werde armer Leute Kind geweſen ſein und keinen Unterricht genoſſen haben. Das wurmte mich und ich antwortete: er könne ja ſelber nichts. Der Mann lachte, dann ſagte er: es müſſe um Bern herum mit der Religion ſchlecht beſtellt ſein, wenn man dort nicht einmal wüßte, welche man hätte, und wenn man dem Namen nach reformirt ſei und doch noch katholiſch bete. Von da an beſchäftigte ſich der Mann, der an meinem trotzigen Weſen Gefallen fand, viel mit mir. Es kam heraus, daß ich mit Schreiben und Rechnen gerade ſo beſtellt war, wie mit der Religion. Wie ich Fragen aufſagen konnte, ohne zu wiſſen, was ſie bedeuteten, ſo konnte ich Buchſtaben machen, wenn ich ſie abſchreiben konnte. Ich hatte hundert Heuſtöcke gerechnet, aber nie einen gemeſſen, darum hätte ich auch keinen auf Ort und Stelle ausmeſſen, ja ich hätte kein Klafter Holz in Schuhe auflöſen können. Ich konnte alſo eigentlich rein nichts. Der Mann wußte auf dem Schiff und ſpäter zu Batavia, wo er eine bedeutende Anſtellung hatte und mich zu ſich nahm, ſo gut alles anzukehren, daß ich in tauſend Verlegenheiten und am Ende zur Ueberzeugung kam, ich könne nichts. O, dachte ich manchmal, nachdem ich dieſe Ueberzeugung erhalten hatte, wenn doch unſere Schulmeiſter alle hier wären, oder wenn es doch der Regierung im Sinn käme, ſie alle nach Batavia zu ſchicken, da könnten ſie merken, was ſie eigentlich wären. O, wenn ich an die zehn Jahre dachte, die ich in der Schule zugebracht, um nichts zu lernen, ſo rollte mir das Blut ſiedend heiß im Leibe herum, und wenn ich damals ein Schulmeiſterlein in die Finger gekriegt hätte, wer weiß, wie es ihm ergangen wäre. Darum habe ich die Schulmeiſter ſo auf dem Korn, weil man nichts brauchen kann, was ſie lehren. Sie wiſſen etwas halb oder zum Viertel, oder haben manchmal nur von Weitem läuten gehört, und nun muß das arme Kind das ſchlucken wie Kieſelſteine, ein unverdaulich Zeug, das am geſundeſten noch iſt, wenn man es ſo bald als möglich wiedergeben kann. Was ſie geben, iſt und bleibt todt und erſtickt. Sie können nichts, am allerwenigſten die Religion mit dem Leben verbinden und dadurch ſie lebendig machen. Darum hat man gewöhnlich, je mehr Religion in der Schule getrieben wird, deſto weniger, wenn man aus der Schule ins Leben kömmt. Freilich iſt es auch merkwürdig, daß ſobald etwas Vernünftiges in einer Schule getrieben wird, die Leute zu ſchreien anfangen, man wolle keine Religion mehr, und die Religion ſei die Hauptſache. Und die Religion, welche dieſe Leute meinen, iſt gar nichts anders als der Deckel auf Geiſt und Leben, daß keines Luft bekömmt, ſondern hübſch erſtickt bleibt. Es iſt merkwürdig, wie alles ſtillſchweigend ſich die Hände bietet, um die Religion zu einem Deckmantel jeglicher Unvernunft, jeglicher Sünde zu machen: und wie die, welche am meiſten darunter leiden, das ſogenannte Volk, am meiſten auf dieſen unſaubern Deckmantel halten, am meiſten ſchreien, wenn man ihn heben will; und dann viele Lehrer den kothigen Mantel, an dem ſo mancher Eſel ſein Maul abgewiſcht, für den heiligen, reinen Leib ſelbſten halten und ihn dafür anpreiſen, gerade wie jener Küſter, der mir einſt eine wurmſtichige Leiter von Tannenholz und eilf Sproſſen zeigte und behauptete, daß ſei die wahre, ächte Leiter, auf der Jacob die Engel vom Himmel und gen Himmel habe ſteigen ſehen.

So erzählte der Jägersmann, aber viel weitläufiger, als ich es hier ſagen kann. Er führte eine Menge Geſchichten an, wie es ihm erging in ſeiner Unkenntniß und wie manche Sünde er beging, ohne daran zu denken, daß die Religion ſie nicht erlaube.

Ich wollte meine Sache aber noch nicht aufgeben und meinte, der Fehler könne doch vielleicht an einem andern Ort ſein als an den Schulen, und dann könnten die Schulen doch auch anders geworden ſein, als ſie zu ſeiner Zeit geweſen. Allein Mädeli brach unſern Streit ab mit der Frage, wie es ihm in Batavia ergangen und wie er wieder hergekommen ſei? Er erzählte uns das Ding kürzlich alſo: Mein Herr machte mich nach und nach zu ſeinem erſten Diener und gab mir einen Lohn, um den manches Patrizierſöhnchen, dem der Vater aus des Staates Tiſchdrucke ein Pöſtlein als Taſchengeld gegeben hat, mich beneidet hätte. Nach mehreren Jahren ſtarb mein Herr in dem ungeſunden Lande, nachdem er mich zu einer Anſtellung noch beſtens empfohlen hatte. Dort erwarb ich mir nun Vermögen und führte dabei ein gut Leben in doppelter Bedeutung; ich ließ mir wohl ſein und zeigte im Leben, daß ich Religion im Herzen hätte.

Ich weiß nicht, wie es ging, aber meine Gedanken ſchweiften immer mehr ins Vaterland zurück; für mein Leben gerne hätte ich gewußt, wie es dort ging: ob Vater und Mutter noch lebten, wie die Brüder ſich aufführten, ob die Schweſter verheirathet ſei? Saß ich einmal alleine des Abends auf des Hauſes Dach, ſo rollte meine Jugend an mir vorbei, und wenn ich mich dachte als Hirtenknabe, im Herbſt ſechs ſtattliche Kühe vor mir hertreibend, in der einen Hand die Geißel, unter dem andern Arm einen Bündel Späne: ſo konnte ich mich von dem in mir aufgehenden Bilde nicht mehr losreißen. Ich ſah mich auf dem mächtigen Acker das Feuer anzünden, nachdem ich einige Zäune geplündert hatte. Mit einer eigenen Wohlluſt fühlte ich die naſſen Beine im naſſen Thau und dann die wohlthätige Wärme des Feuers. Ich ſtahl wieder Erdäpfel auf dem erſten beſten Acker zum Braten, oder Aepfel, und lockte nach und nach andere Hirtenknaben zu mir her. Da vergaßen wir die Kühe, und die ließen es ſich wohl ſein auf dem Acker, auf dem das meiſte Gras war, ohne zu fragen wem er ſei. Wir aber brieten was wir hatten, prügelten uns, machten Spiele und ließen uns durch nichts ſtören, als wann zuweilen ein Bauer kam, auf deſſen Acker die Kühe luſtig weideten, uns das Feuer zerſtörte, uns nachlief, um uns zu haaren, und wenn er endlich athemlos abſetzen mußte, ohne einen gefangen zu haben, uns nachrief: Wartet nur, ihr Donnersbuben, kriege ich einen, ſo erwürge ich ihn! Und wenn ich mir die kühlen Nebel dachte des Morgens, wie alles verhüllt war, daß man kaum zehn Schritte weit ſah, ſo fühlte ich den wunderlichen, herbſtlichen Nebelgeruch wieder in meiner Naſe, und dann ſah ich, wie der Nebel allmählig wich, ich ſah eine Kuh nach der andern, einen Weidbub nach dem andern auf dem weiten Felde, ſah wie der Nebel ſich immer mehr ſäumte, ſah helle Riſſe in dem grauen Meere, ſah an den Vorbergen wie an einer Leiter die Nebel höher ſteigen, ſah wie der blaue Himmel hervortrat, wie die Sonne ihr Antlitz zeigte hinter dem Schleier, und wie auf einmal der Schleier fiel und ihr Antlitz im alten Glanze ſtrahlte, die einzelnen Nebelwolken flüchtig durch den Himmel eilten und verſchwanden, einem geſchlagenen Heere gleich, daß in der Flucht ſeine Rettung ſucht. Und wie es dann ſo lieblich warm blieb bis am Abend, bis die Glocke Feierabend läutete im Dorfe, und dann alle Weidbuben aufſprotzten, ihre Feuer noch einmal hoch auflodern ließen und mit ihren läutenden Kühen läutend dem Dorfe zuzogen durch die Nebelchen durch, die auf einzelnen Matten emporſtiegen. Sah, wie die Kühe, je näher ſie ihrem Stalle kamen, um ſo ſchneller eilten, um der drückenden Milch los zu werden; hörte wie ſie von Weitem dem Melker zubrüllten: ſie kämen und er ſollte z'weg ſein; wie dann die Glocken munterer anſchlugen und im ganzen Dorfe man nur die rufenden Kühe hörte und ihre Glocken, und zwiſchen durch die ſcharfe Stimme eines Weidbuben, der einem noch ungehobelten Kalb, das ſeinen Stall nicht wußte, die Dreſſur beibrachte.

Wenn ſo ein Abend in meinem Geiſte aufging, dann ward ich traurig, es ward mir ums Herz ſo eng und in den Augen ſo naß, das ich laut auf hätte weinen mögen, und ſolche Abende gingen mir immer öfterer auf und immer tiefer wurde der Schmerz und immer dringender die Sehnſucht, das noch einmal mit eigenen Augen zu ſchauen, noch einmal das Läuten der Kühe mit eigenen Ohren zu hören. Allmählig ſtarb ich allen Geſchäften ab und verſank in ein ſtilles, tiefes Träumen, dem ich Tag und Nacht nicht los werden konnte; und dieſes Träumen zehrte an meinem Körper, daß er einher wankte, wie ein Schatten an der Wand und ein Kind mich hätte umwerfen können. Ich wußte nicht, wo es mir fehlte, kein Arzt konnte mir helfen. Sie redeten von allerlei, von [illegible] Fiebern und Fehlern in der Leber, dem Herz, der Lunge, der Milz, und Gott weiß wo an allen Orten; und immer tiefer ward mein Sehnen und doch konnte ich nicht zu dem erlöſenden Gedanken kommen. Da kam eines Tages, als ich eben wieder in meinen Träumen des Vaters Pferde in die Schwemme ritt, ein Bekannter zu mir, um Abſchied zu nehmen, weil er nach der Heimath gehe. Da ward es, als wenn ein heller Glanz mir ins Auge dringe, als ob ich in dichtem Nebel verſenkt geweſen wäre und plötzlich die Sonne mir hervorbreche in aller Herrlichkeit, und dieſe Sonne war der Gedanke, der Entſchluß — denn beides war eins — nach der Heimath zu gehen.

Es fehlte mir nichts mehr, weder im Herzen noch im Magen, alle Mattigkeit war entſchwunden und machte einer raſtloſen Thätigkeit Platz, meinen Entſchluß auszuführen. Ich war ein ganz anderer Menſch und konnte gar nicht begreifen, daß das Heimgehen mir nicht früher in den Sinn gekommen. Aber wahrſcheinlich war wirklich das Herz zu krank zu dieſem Gedanken, und er mußte von außen hineingeworfen werden. Nichts hinderte mein Weggehen, als allfällig die Sucht, noch reicher zu werden, aber die fühlte ich, Gottlob! nicht vor der Sucht, meine Kühe wiederzuſehen, meine Nebel und meine Strohdächer. Ich hatte ein Vermögen geſammelt, das mich unabhängig machte, ich konnte es leicht los machen, und da ich um meine Beſitzthümer, meine Fahrhabe nicht lange marktete, ſo ward ich ihrer bald ledig und frei wie ein Vogel in der Luft. Aber leider war ich kein wirklicher Vogel, deſſen Flügel ihn ſo ſchnell tragen über Land und Meer. Es ſchien ſich alles gegen meine Haſt verſchworen zu haben. Den Ungeduldigen macht alles ungeduldig, dem Haſtigen geht alles zu langſam. Die Winde wollten nicht wehen, die Wellen nicht rollen, die Segel nicht ziehen, und der Kapitain ſchien mir das alles expreß zum Trotz zu machen. Und doch ward mir wieder ſo wohl, wenn ich dachte, daß ich jede Stunde meinem Ziele näher käme und jeder Morgen dem Morgen näher ſei, an dem ich in der Heimath erwachen werde.

Endlich war die Seefahrt zu Ende, und als wir feſte Erde unter den Füßen hatten, kein Meer mehr trennend zwiſchen mir und meinem Lande lag, da ward ich ruhiger und fuhr durch Deutſchland herauf diesmal dem Bodenſee zu. Als ich aber endlich von der Höhe über Lindau wieder hineinſah ins Schweizerland, als ich die gewaltigen Berge ſah, das üppige Rheinthal mit ſeinem jungen, luſtigen aber wilden Rhein, die grünen Appenzeller Halden und den großen Thurgauer Garten, und aus dem großen Ganzen wie freundliche Geſichter mir die blühenden Dörfer und Städte entgegen blickten, da ſchwoll mir das Herz, und ich hätte einen Satz nehmen mögen über den weiten See hinüber, um den erſten beſten Schweizer beim Kopf zu nehmen und wahrſcheinlich Schläge zu kriegen zum Dank für meine Zärtlichkeit.

Auf meiner Reiſe hatte ich mir oft den Kopf zerbrochen, auf welche Weiſe ich den Meinigen mich darſtellen wolle, denn ich hatte auch manches Geſchichtchen von dem Wiedererſcheinen verloren gegangener und wiedergekommener Söhne geleſen. Bald wollte ich kommen als großer Herr in vierſpänniger Kutſche, bald als Bettler in Lumpen, als Roßhändler, als Soldat, kurz in einer Menge verſchiedener Aufzüge. Endlich entſchloß ich mich für das Allereinfachſte, nämlich zu kommen in dem Aufzug, in dem ich mich gerade befand. Auf der letzten Station (damals fuhren die Poſten noch ſelten durch die Nacht in der Schweiz) konnte ich nicht ſchlafen. Vor meinem Bette war alles lebendig. Menſchen und Häuſer, Vieh und Land tanzten Stube auf und ab und rund um mein Bett herum, alles wie ehedem in der Heimath. Endlich heiterte es durch die Scheiben, es brannte mich im Bette, und durchs Haus fuhr ich wie der böſe Geiſt, wenn auch nicht mit Kettendoch mit Stiefelgeraſſel. Ich ruhte nicht, bis der Poſtillon auf war, der wollte aber erſt etwas Warmes genießen, ehe er fuhr; da mußte ich hinter die Köchin; die Köchin wollte aber erſt von der Wirthin die Schlüſſel, und bis ich alles endlich von einem Jedem holte, was es wollte, hatte ich von einem Jeden, was ich nicht wollte, Schimpfreden, die ich mir aber bald mit einigen Malayiſchen Phraſen vom Leibe hielt.

Wie mich doch zuerſt die Kirchthürme heimelten und dann die Strohdächer, die, wie Nachtkappen tief in die Augen, tief in die Fenſter hineingehen! Dann kamen Brücklein, unter denen ich gefiſchet oder gekrebſt; Thürli, mit denen man Reiſende geneckt; Bäume, wo ich Obſt geſtohlen oder Vögel ausgenommen, endlich ein Haus — aber es war ein neues und unbekannte Geſichter in den Fenſtern. Endlich kamen die bekannten Häuſer und die bekannten Hunde liefen bellend hinter der Poſtkutſche drein; es war mir, als ob ich jeden beim Namen hätte rufen mögen, und vor dem bekannten Wirthshauſe hielt der Wagen. Da lagen noch die gleichen Reiswellen neben dem Hauſe, die gleiche hölzerne, abgelaufene Treppe führte zur Thüre, und wahrlich akurat die gleiche Stubenmagd, von der ich einſt wegen tölpiſchen Zärtlichkeiten eine Ohrfeige erhalten hatte, kam heraus, die Haare noch in den Händen und ſie zu Ende flechtend. Gott grüße dich, Eiſeli, rief ich und ſprang ihr faſt um den Hals. Das Mädchen ſprang drei Schritte zurück und ſagte: Herr Jeſes, woher kennt ihr mich, habe euch nie geſehen! Da fiel mir auch ein, daß das achtzehnjährige Bernermädchen keine Bekanntſchaft von mir, wohl aber die Tochter meiner alten handfeſten Freundin ſein könne, und ſo war es auch. Nur war das junge Mädchen viel freundlicher als die alte, und in der ſaubern Bernertracht kam ſie mir ganz allerliebſt vor, und als ſie noch das Schaubhütchen aufſetzte, um eine Verrichtung zu machen, da hätte ich das Mädchen küſſen mögen, wenn ich nicht eine Ohrfeige gefürchtet hätte.

Der Wein des Wirthes war noch akurat gleich geſchwefelt wie vor zwanzig Jahren und war kurioſer Weiſe in dieſen Jahren auch gar nicht älter geworden. Aber nun klopfte mir doch das Herz, ſo nahe den Meinigen, und ich wußte nicht recht, ob ich zu ihnen gehen oder ſie herbeſcheiden ſolle, und bald wäre ich umgekehrt. Die Eltern waren geſtorben, die Güter getheilt, die Geſchwiſter verheirathet, ſoviel vernahm ich von meinem hübſchen Mädchen, das heimgekommen g'wundrig und doch ſcheu um mich herſtrich und allerlei wiſſen wollte, was ich ihm nicht ſagen mochte. Endlich bei einbrechender Dämmerung ging ich dem väterlichen Hauſe zu, auf dem Wege noch manchen Menſchen erkennend, dort aber erkannte mich Niemand. Als ich mich meinem Bruder als ſeinen Bruder vorſtellte, ſagte er kaltblütig: das wird nicht ſein, wenn der gehört hätte, es gebe was zu erben, er hätte ſich längſt geſtellt. Ich ſtellte ihm vor, daß ich gar weit geweſen und davon gar keine Kunde hätte erhalten können. Das ſoll ich einem andern ſagen, ſagte er, der Vater ſei ein bekannter Mann geweſen in der Welt, und als er geſtorben, hätten es alle Leute vernommen, und ſo weit man gekommen, hätte man von ihm geſprochen. Aehnlichen Beſcheid erhielt ich allerwärts, nirgends wollte man mich anerkennen in der Verwandtſchaft. Man begehrte nicht, noch einmal mit mir zu theilen, und für mich hatte man nichts bei Seite gethan, ſondern meinen Tod angenommen. Alles das, was ich von meiner Jugend und Vater und Mutter zu erzählen wußte, ſollte ich von mir ſelbſt gehört haben, und nun, um dieſer Kenntniß willen, mich für den geſtorbenen Bendicht Wehrdi ausgeben.

Das war unſinnig. Denn wie hätte mir Benz Wehrdi den Pflaumenbaum zeigen können, von welchem er einmal ſeinen Bruder hinuntergeworfen! Wie wäre es ihm eingefallen, mir zu erzählen, in welchem Stalle wir die Kaninchen gehabt und mit welchem Bruder ich gemeinſam gehandelt, oder wie lange einer an den Fragen auswendig gelernt und an welchen Stellen das Eine oder das Andere von uns durch den Vater abgeſchlagen worden ſei! Aber denn doch fanden ſie mehr Glauben als ich, und ſelbſt der Schulmeiſter, den ich daran mahnte, wie manchmal ich für ihn die Ruthe geführt und wie er ſie mir einſt auch gegeben, als ich Statthalters Anna Bäbeli küßte, verläugnete mich. Das ſei freilich wunderlich, hieß es, allein ich ſei doch der Benz nicht, ich gleiche ihm ja gar nicht. Der habe keinen Schnauz gehabt, aber ſchön roth und weiße Haut und ſei faſt einen halben Schuh kleiner geweſen; oder wenn ich es ſei, ſo ſolle ich es beweiſen, ſolle den Heimathſchein zeigen, wenigſtens den Taufſchein. Daß ich keins von beiden mitgenommen, wußte man gar wohl. Ich ſuchte rechtliche Hülfe. Da gab es Erſcheinungen auf Erſcheinungen, wir wurden herumgezogen und an die Erſcheinungen kamen die beiden Advokaten in einer Chaiſe.

Ich war endlich genöthigt, beim holländiſchen Geſandten Schutz zu ſuchen. Da nahm, ich weiß nicht wie es kam, meine Sache eine günſtigere Wendung. Ich wurde als Bürger von Küngiwyl anerkannt und in einem Vergleich erhielt ich ein Theilchen des väterlichen Vermögens, von dem, wenn es recht gegangen wäre, gleich ein Theil für mich hätte abgeſondert werden ſollen.

Während der Jägersmann alſo ſprach, war meine Mutter heimgekommen und hatte mit großer Verwunderung das Traktement geſehen. Die Verwunderung verwandelte ſich aber alſobald in ihrem Gemüthe in Bitterkeit und Aerger, daß man einem fremden Menſchen ſo aufwarte zu ihrer eigenen Verkürzung. Sie ſchnauzte meine Frau ab, als die ihr anbot von allem: ſie huſtete in alle Rede hinein expreß, und brummte ſtichelnde Worte und ſtieß den Hund, der beim Ofen lag, mit dem Fuße, daß er zornig auffuhr; und mein Weibchen blieb die Geduld ſelbſt und verzog auch nicht eine Miene. Der Jäger ſah mit ſcharfen Blicken dem allem zu, während er erzählte, und als er fertig war, ſah er nach dem Wetter ſich um, und als er es beſſer fand, machte er ſich zur Abreiſe fertig. Unſerm Knaben drückte er noch Geld in die Hand, dankte meiner Frau gar manierlich, der Mutter aber ſagte er: ſie ſolle ſich bekehren, ehe ſie ſterbe, und mich nahm er noch durch das Dorf mit, um den rechten Weg daraus zu finden, denn es war gar verirrlich.

Nun fragte er mich Näheres über meine Umſtände, die ſehr armüthig ſein müßten. Ich berichtete ihm offenherzig meine Armuth und die Unmöglichkeit, Trotz aller Mühe mich mit Ehren aufrecht zu erhalten bei meinen Ausgaben. Er ſagte, das ſei der Fluch, der auf den Schulen liege. Man wolle Schulen, aber der Bauer ſo wenig als der Schulmeiſter wüßten, was eine Schule ſei, und die, welche es wüßten, ſagten es nicht, und man halte nur Schulen um des Anſtandes willen. Der Bauer laſſe den Schulmeiſter verkümmern am Leibe, und der Schulmeiſter des Bauern Kinder am Geiſte; der Bauer behaupte, der Schulmeiſter verdiene nicht mehr, und daran habe er Recht; und der Schulmeiſter ſage, für ſolchen Lohn lehre er noch lange gut genug, und darin habe er Recht und Unrecht, denn eine ſolche Lehre verdiene eigentlich gar nichts. Der Bauer ſei nicht geſcheut genug, den Lohn hoch genug zu ſetzen, um dann etwas Beſſeres begehren zu können, und der Schulmeiſter zu dumm und hochmüthig meiſt, eine Lehr zu beginnen, für die er anſtändige Beſoldung fordern könne; ſo ſperren ſie gegen einander an den meiſten Orten, und wenn nicht ein Drittmann hineingreift, der für beide Verſtand hat und beiten Verſtand macht, ſo kömmt es nicht gut.

Du biſt ein guter Baſchi, ſagte er, und ich glaube, du könnteſt, wenn du wollteſt, etwas in der Schule leiſten. Wenn du z. B. die Religion, welche deine Frau hat, in der Schule lehren wollteſt, ſo würde dies mehr abtragen als all dein Firlefanz. Die kann mich dauern, du haſt eine böſe Sieben von Mutter und ich habe geſehen, wieviel die Frau leiden muß und mit welcher Geduld ſie es thut, und ſie iſt nicht bloß etwa geduldig vor den Leuten, die kann ihrem Geſichte nach nicht heucheln, und ich will wetten, daß die mich beſſer verſtanden hat als du, wenn du ſchon Schulmeiſter biſt. Doch wird ſie nicht mehr lange zu leiden haben, deine Muter ſtirbt, ehe das Neujahr da iſt, und dann ſeid ihr vielem ab. Darauf ſchritt er vor mir weg durch den Schnee, nachdem er noch verſprochen hatte, wieder bei mir zuzuſprechen mit Gelegenheit.

Siebentes Kapitel.

Von allerlei Gedanken und wie ich um mein Erbe komme.

Als ich mein Geſicht von ihm wegkehrte, da fing es an im Herzen ſich zu regen und zu bewegen. Das geſchieht wohl Jedermann, daß, wenn Jemand von ihm ſich wendet, er das Echo deſſen, was Jener zu ihm geſprochen, im Herzen empfindet und aus den durcheinander wogenden Tönen macht ſich einer vorzüglich geltend, übertönt die andern und hallet alleine wieder und immer wieder. Was war wohl jetzt der Akkord, der bei mir anſchwoll, alles andere in ſich auflöſend? — War es das Schulweſen, war es die Perſon des Jägers oder ſeine Reiſen? Nein, es war der Tod meiner Mutter. Und zu meiner Schande muß ich bekennen, waren die Töne in meinem Herzen nicht Trauerklänge, ſondern ſie tönten wie Aufathmen einer erleichterten Bruſt, wie das Lächeln aufkeimender Hoffnung. Wenn meine Mutter ſtarb, wie viel beſſer hatten wir es nicht? Dann war der Streit zu Ende, in unſerer Wohnung wieder Friede, außer dem Hauſe keine Klatſchereien mehr ꝛc. An das alles dachte ich und daß es meiner Mutter ſelbſt nicht böſe gehe damit, daß ſie auf Erden nichts verliere und froh ſein ſolle, ihrer Beſchwerden los zu werden. Ich freute mich, dieſe Botſchaft meiner Frau bringen zu können, und dachte, ſie werde ſich ſicher auch freuen mit mir, denn ihr ging es am beſten. Ich traf ſie in der Küche alleine und mit Thränen in den Augen, denn wahrſcheinlich hatte die Mutter ihr noch allerlei geſagt. Ich brachte Ihr nun vor, daß die Mutter ſicher noch vor dem Neujahr ſterben werde, und brachte es zwar mit ernſthaftem faſt betrübtem Geſicht und mit gedämpfter Stimme vor, die faſt klang wie der Trommelſchlag bei militairiſchen Leichen. Denn die Menſchen erlauben es wohl, daß man ſich im Herzen über den Tod eines Menſchen freue, aber das wollen ſie, daß man doch dazu ein betrübt Geſicht mache und auf ſeine Stimme einen eigenen Dämpfer ſetze. Jeder halbweg erwachſene Menſch weiß dieſes und übt ſich, Geſicht und Herz von einander unabhängig zu machen, und kann ers, ſo heißt er wohl erzogen.

Mein Weibchen fragte mich aber nicht bloß mit weinerlich ſein ſollendem Geſicht: es wird doch nicht ſein, wer hat es geſagt! ſondern fing wirklich bitterlich zu weinen an, hielt die Schürze vor das Geſicht und lehnte ſich an den Kachelbank, der in ſolchen Fällen gar oft ihr Vertrauter war. Ich war ganz kaput und wußte nicht, warum Mädeli weine: etwa darum, daß die Mutter noch nicht geſtorben oder aus Rückerinnerung aller der Leiden, die ſie ihm verurſacht. Denn es giebt Weiber, die im Stande ſind, bei einem Glücksfall nicht nur zu weinen, ſondern zu wüthen, daß derſelbe nicht vor zehn Jahren ſich zugetragen habe. Ich frug hin und her, bald von der linken, bald von der rechten Seite, und vernahm erſt nach Langem den Stoßſeufzer: Ach, die arme Mutter, und ich war oft ſo böſe über ſie.

Ich tröſtete nun wieder von der Linken zur Rechten und ſtellte dar, daß es doch für die Mutter ein Glück wäre, ſterben zu können, ſie habe doch nichts Gutes mehr auf der Welt. Ach, und wir gaben es ihr nicht beſſer! ſeufzte mein Weib wieder. Da tröſtete ich wieder, wie wir gegeben hätten, was wir vermocht, uns dabei noch manches verſagt hätten, und ging dann, als das nichts half, in Anſpielungen über auf die Vortheile alle, die ihr Tod uns und beſonders meiner Frau bringen werde. Gerade heraus ſagte ich es natürlich nicht.

Ach, Peter, kannſt du ſo denken, weißt du nicht, wie gerne die Mutter lebt und vom Tode nichts hören mag! ſagte meine Frau. Und ich Thor begriff die Reinheit von meines Weibes Herz nicht, das ſich nie eine rauhe Antwort erlaubt hatte, aber innere unterdrückte Bewegungen ſich zur Schuld anrechnete, unſern Aufwand für die Mutter nicht rechnete, ſondern nur das, was wir nicht thun konnten; die an uns nicht dachte, unſere Erleichterung, ſondern nur an die Wünſche einer Mutter, die ihr doch nie eine Mutter war.

Sei doch nicht thöricht und thue ſo einfältig, was der liebe Gott ſchickt, darin muß man ſich ja ſchicken, ſagſt du immer. Man ſieht, ich war ſtark in den Anwendungen. Aber mein Weibchen hatte eine große Tugend, nämlich die, alle meine Dummheiten nicht zu hören, auf alle Fälle nicht darauf zu antworten. Es ging in die Stube, um der Mutter etwas zu bringen, und von der wurde es wieder angefahren: was es doch immer zu weinen habe, es lohne ſich der Mühe, gleich ſo einen Lärm anzufangen, und es werde ſie bei mir verklagt haben, aber das ſei ihr gleichgültig. Es wäre aber Zeit, daß es anfinge zu thun, wie es ſich einer rechten Sohnesfrau ziemte. Mädeli ſagte nichts dazu, ſondern ſah ſie ſo weichmüthig, herzleidig an, daß mir beinahe das Herz übergelaufen wäre. Von da an diente es der Mutter mit doppelter Sorgfalt und machte das Unmögliche, ihr ihre Lage zu erleichtern. Aber die Mutter erkannte das nicht; bald nannte ſie das Betragen Heuchelei, bald ſagte ſie, es ſcheine zu glauben, ſie müſſe bald ſterben und wolle jetzt machen, daß es vor Gott weniger zu verantworten hätte; allein es könne jetzt machen, was es wolle: geſchehen ſei geſchehen, und auf das Sterben könnte es ſich auch umſonſt freuen. Unterdeſſen wurde ſie immer ſchwächer, ihre Nächte immer ängſtlicher. Sie huſtete manchmal faſt ganze Nächte hindurch, konnte nicht mehr im Bette bleiben und ihre Beine fingen an mehr und mehr aufzulaufen.

Es war ein trauriger Winteranfang und ein traurig Schulhalten in Sorgen ums tägliche Brot, in Kämpfen mit dem Schlaf, der nach ſchlafloſen Nächten in der Schule auf mich eindrang mit aller Pein des boshafteſten Feindes. Unſere Stube war der Sammelplatz aller Freundinnen meiner Mutter, deren Sperberaugen keiner unſerer Mängel entging, vor denen die Mutter zeigen wollte, daß ſie mich und die Sohnesfrau nicht fürchte. Sie ſpielte denn doch nebenbei die Märtyrerin. Und alle Freundinnen wollten es zeigen, daß ſie es mit der Mutter hielten und machten uns ſaure Augen und gaben ſpitzige Worte. Viel Kram bekam die Großmutter allerdings: weiße Brötchen, Zucker, Kaffee, Wein ꝛc., und da ſie immer weniger Platz hätte, wie ſie ſagte, und um das Herz voll ſei, ſo kriegte ein gar bedeutender Theil davon unſer Bube ab. Der ward immer meiſterloſiger, ſo daß faſt nicht mehr mit ihm auszukommen war. Und wenn wir ihm nur das Geringſte ſagten, ſo klagte vor ihm die Großmutter: Ach, du armes Buebli, wie wird es dir ergehen, wenn ich nicht mehr bin, du wirſt mir bald nach müſſen, für dich haben ſie keinen Platz mehr. Die andern Kinder ſahen ihn allerlei naſchen, von dem ſie nichts erhielten; das ſetzte Weinen ab. Und wenn der Bruder ihnen auch zuweilen etwas von ſeinen Herrlichkeiten abgab, denn ein böſes Herz hatte er nicht, ſo nahm es ihnen die Großmutter wieder oder ſie ſagte dem Knaben: Warum giebſt du ihnen davon, ſie würden dir auch nichts geben, wenn ſie es hätten, und giebſt du ihnen noch, ſo kriegſt du nichts mehr von mir. Solche Predigten hielt ſie, von immer heftiger werdendem Huſten unterbrochen, der den nahenden Tod verkündete. Und der Knabe, der immer bei ihr ſein ſollte, ſtrebte immer mehr von ihr weg; wenn er hatte, was er wollte, ſo machte ihr Huſten ihm Langeweile. Dann machte ſie ihm Vorwürfe, und jetzt lief er erſt von ihr fort; dann gab ſie uns Schuld, wir wieſen den Knaben gegen ſie auf, und das ſei doch ſchlecht von uns, daß wir ihr die einzige Freude nicht einmal gönnten, wir werden ihn einſt noch genug haben können. Iſt doch ein Großkind oft das einzige Spielzeug des Alters. Und wie das Kind oft nicht anders kann, als ſein liebſtes Spielzeug verſtümmeln, zerſtören, ſo haben es eben auch viele Alten mit ihren Großkindern.

Es war Weihnacht, kalt und ſchneeig war es draußen. An ſelbem Tag hatten wir kein Fleiſch gegeſſen, ein Kaffee machte unſer Mittagbrot aus. Der Bube hatte Lebkuchen erhalten von der Großmutter, die ihm das Weihnachtkindli gebracht hätte, wie ſie ihm ſagte. Wir ſaßen auf dem Ofentritt zwiſchen Tag und Nacht, und zwiſchen Tag und Nacht war es auch in unſerm Gemüthe. Unſere Armuth und Noth dunkelte vor unſern Augen auf und wob Finſterniß um uns her, und wie es finſterte in jedem, ſagte keins dem andern, und wie es jedem unheimlich ward in der Finſterniß, auch nicht. Als ich an das nächſte Jahr dachte, fiel mir ein, daß der Pfarrer geſagt hatte heute in der Predigt: die Sonne entfernte ſich von uns nach und nach, weit und immer weiter, aber ihre Entfernung hätte immer ihre Gränzen, bis hieher, ſage ihr der Herr, und nicht weiter; dann kehre ſie um und komme, immer wärmer und glänzender werdend, wieder zurück. So gehe es auch im Menſchenleben und im Völkerleben. Da ſchwinde auch die Sonne des Heils und des Glückes, aber der Menſch ſolle nur auf Gott vertrauen; auch hier ſpreche der Herr: bis hieher und nicht weiter. Der Pfarrer wendete das auf Chriſtus an, wie er auch erſchienen ſei zur Zeit, in welcher das Menſchengeſchlecht am meiſten verſunken ſchien in Rohheit, in den Schlamm einer fürchterlichen Sinnlichkeit, in das Nichts eines troſtloſen Unglaubens; und dann wies er auf viele Beiſpiele hin, wo Gott ſich am nächſten gezeiget, wenn die Noth am größten geweſen. So zeigte ich freundlich und leiſe Mädeli das Lämpchen, das mir ſchien in die Finſterniß. Und Mädeli ſprach: Sieh doch, Peter, wie ſo gut warm der Ofen iſt, und die Wärme that mir ſo wohl als ich vom Brunnen kam. Da mußte ich an die Mutter unſeres Heilandes denken, die war die beſte unter den Müttern und hatte keinen Ofen, in ihrem kalten Stalle kein Bett, ja nicht einmal einen Korb für ihr liebes Kind. Da mußte ich denken, wie ich das alles hätte, dazu alle Tage warme Speiſe, und keinen Herodis, der unſern Kindern nachſtelle, und doch wäre ich nicht im Vergleich mit der Mutter Marie, und ſündigte noch alle Tage ſo viel. Da war es mir ganz weich ums Herz, und ich mußte denken, wie wir es eigentlich ſo gut hätten und meinten doch, wir hätten es ſo bös. Da bat ich es dem lieben Gott ab, daß wir immer klagten ohne Noth, und habe ihm geſagt, er ſolle nur machen, wie er wolle, mit allem wollten wir zufrieden ſein. Ich konnte ihm das ſo traulich ſagen, wie ein Kind zum Vater redet, und da wurde mir ganz wohl, und da mußte ich wieder denken: die arme, arme Frau in ihrem kalten Stall, wenn ich ihr nur von unſerer guten Wärme hätte geben können.

So wies mir auch Mädeli leiſe und freundlich das Lämpchen, das helle Lichtſtrahlen geworfen hatte über den dunkeln Hintergrund ihrer Seele. Die Großmutter hatte gehuſtet und die Kinder geſpielt. Da kam unſer älteres Mädchen weinend gelaufen und das kleinere watſchelt ihm nach, weinend, und das ältere dollmetſchte ihren Schmerz: Mutterli, der Peterli hat Pfefferkuchen und will uns keine geben. Großmutter ſagt, das Weihnachtskindlein hätte ſie ihm gebracht und nicht uns, wären wir nicht Unfläthe, hätte er uns auch gebracht. Wir ſind keine Unfläthe, geh, Mutterli, lauf geſchwind dem Weihnachtskindlein nach und ſag ihm, wir ſeien keine, und er ſolle uns auch Pfefferkuchen bringen. Das Mutterli fühlte die Bitte im Herzen, aber in mütterlicher Beſonnenheit nahm es die beiden Kinder auf die Knie, wiſchte ihnen die Thränen ab und bat ſie, doch zu ſchweigen. Bis ſie das konnten, dauerte es lange. Da konnten ſie endlich ſagen: Mutterli, wir wollen ſchweigen, aber ſpring, ſpring. Da ſagte das Mutterli: Das Weihnachtskindli mit ſeinem Eſeli iſt ſchon gar weit weg. Als das Eſeli das Weinen hörte, fing er an gar ſehr zu ſpringen, denn das Weinen und Klagen mag er nicht vertragen, nachſpringen mag ich ihm nimmer. Und jetzt muß ich zu Nacht kochen, und habe ich gekocht, hat das Weihnachtskindlein ſicher ſchon ſeine ganze Ladung verbraucht. Aber Mutter, warum gab uns das Weihnachtskindlein nicht auch Kuchen, als es dem Peterli gab, damals weinten wir ja nicht, ſagten ſie. Das Weihnachtskindlein wußte darum nicht, daß ihr auch da ſeiet, das erſtemal als es da war, war nur noch Peterli da, antwortete

Mädeli verlegen. Aber warum ließeſt du es ihm nicht ſagen, jetzt haben wir keinen Pfefferkuchen, ſagten ſie und weinten wieder.

Schweig, mein Kindlein, ſchweig, ſagte die Mutter, die keinen halben Batzen hatte, um den Lebkuchen nachzulaufen, und wenn mein Kindlein ſchweigt, ſo will ich ihm was erzählen vom Weihnachtskindlein, woher es kömmt und wohin es geht. Da ſchwiegen die Mädchen, lehnten ihre Köpfchen an der Mutter Bruſt und ſahen ihr lauſchend ins Auge. Und die Mutter erzählte ihnen von einem frommen, frommen Kinde, das ſeinen Eltern nie Verdruß gemacht, nie mit ſeinen Geſchwiſtern ſich gezankt und geweint habe um nichts und wieder nichts. Alle Kinder habe das Kind gar lieb gehabt, und wenn es einem etwas zu Gefallen hätte thun können, ſo wäre dies ſeine größte Freude geweſen. Da hätte einmal eine böſe Schlange ſich um viele, viele Kinder geſchlungen und hätte ſie alle, alle freſſen wollen. Da ſei das Kind gerade von Ferne dazu gekommen und hätte geſehen, wie die Schlange das Maul aufgethan und wie es wie Feuer aus ihren Augen gefahren ſei. Da habe das fromme Kind gar groß Erbarmen mit den andern Kindern gehabt, und ſei herzugeſprungen und habe geſchrieen: Friß, Schlange, friß mich, aber laß die andern gehn! Da habe ſich plötzlich die Schlange losgerollt, habe die andern laufen laſſen, ſei auf das Kind zugeſprungen mit weit, weit offenem Maul und feurigen Augen, groß wie Pflugsräder. Und das Kindlein hätte die Hände gefaltet und gebetet das Walt Gott, und die Augen zugethan und geglaubt, die Schlange hätte es verſchlungen in einem Schluck, und jetzt lieſe ſie davon oder fliege mit ihm durch die Lüfte. Da habe es endlich bei ſich gedacht, es wolle doch die Augen aufthun und ſehen, wie es im Bauche einer Schlange ſei. Und da ſei es heiter und hell geweſen und eine Sonne hätte geſchienen, aber eine viel ſchönere als die, welche hier ſcheine, und auf den Armen eines Engels ſei es geweſen, und der Engel hätte gar hold und freundlich es angelächelt und ihm geſagt: es ſolle ſich gar nicht fürchten, er führe es an einen gar ſchönen und guten Ort, wo es Freude haben werde, wie noch nie, und wo keine böſe Schlange ſei.

Weit, weit ſei er mit ihm geflogen, immer der ſchönen Sonne zu, ſo daß das arme Kind vor lauter Glanz die Augen wieder habe zuthun müſſen. Da habe der Engel es endlich abgeſtellt in einen gar herrlichen Garten, wo lauter Dinge geweſen, die es nie geſehen, und wo es Blumen geſehen hätte, ſchön wie Morgenroth und Abendroth, und einen Glanz gehabt, wie gewoben aus Sonnenſchein und Mondeslicht. Und viele tauſend Engelein ſeien ihm zugeſprungen und hätten ihm ihre Hände gegeben und ihm geſungen ſo ſchön, ſo ſchön, daß es ihm dünkte, der liebe Gott habe dieſe ſelbſt ſingen gelernt. Aber unter all denen Engelein ſei keins der Kinder geweſen, die es hier von der Schlange gerettet, keins, das es gekannt. Da habe es zu weinen angefangen und gejammert, es möchte doch zu ſeinen kleinen Kindern, ſonſt könnte ja vielleicht die Schlange ſie doch noch freſſen. Da habe eine Stimme, die nicht von hieher, nicht von dorther, ſondern aus jeder Blume, aus Abendroth und Morgenroth, aus Sonnenglanz und Mondenſchein, zu kommen ſchien und die klang, wie Sonnenglanz klingen muß, es gefragt: aber gefällt es dir hier denn nicht, es iſt doch ſo ſchön hier? Ja, habe das Kind geantwortet, mir gefällt es hier, aber ich muß doch zu meinen Brüdern und Schweſtern und den andern Kindern; was ſollen die anfangen, wenn ſie mich nicht mehr haben? Aber wenn ich die mitbringen darf, dann will ich mit ihnen kommen und mich freuen hier; o wie ſchön wäre das! Da hätte es vernommen: das könne noch nicht ſein; und wieder hätte es geweint, daß man die Hände unter ihm hätte waſchen können. Liebes Kind! hätte darauf die Stimme geſagt, weine nicht, hier oben darf nicht geweint werden; aber wenn du nicht mehr weinen willſt, ſo ſoll dir erlaubt ſein, daß du unten kannſt zu den andern Kindern, kannſt ihnen bringen Pfefferkuchen und andere gute Sachen, aber nur denen, die auch gut ſind und alle die, denen du das Weinen abgewöhnen kannſt, die will ich dann auch hieher nehmen, und dann kannſt du ja immer bei ihnen ſein und alle ſollt ihr mir lieb ſein. Und die Stimme that dem Kinde ſo wohl, daß es nie mehr weinte und ſchön ward, wie die andern Engelein. Dann zog es auf die Welt und kramete den Kindern und immer mehr nur denen, die nicht weinen ohne Noth und Schmerz, und ein Kind nach dem andern konnte hinauf zu ihm und wurde dann auch ein Engelein. Aber es gab immer wieder Kinder auf der Welt und immer mehr, und alle dieſe liebte es und wollte ſie zu ſich führen in ſeinen ſchönen, ſchönen Garten, der Himmel heißt. Da mußte es ein Eſelein anſtellen, um all den ſchönen Kram zu bringen, und weil es zu ſo vielen Kindern muß, ſo kann es nur einmal im Jahre zu einem kommen. Zuweilen mag er ſelbſten nicht in die Kehre kommen. Und wenn es gar viele Kinder zu beſuchen hat, oder es viel Schnee iſt, daß das Eſeli nicht recht durch kann, da nimmt es denn von denen Kindern mit, die ihm die liebſten Engelein geworden ſind, und giebt einem jeden ein Eſelein und Kram dazu; und die geben auch ſeinen Kindern nach und berichten es ihm, wo ſie gute und wo ſie böſe Kinder angetroffen, und welche einſt in ſeinen ſchönen Garten kommen werden.

Darum, liebe Mädchen, ſeid gut, dann kommen die lieben Engelein auch zu euch, bringen euch Kram Jahr um Jahr, und nehmen euch einſt mit in den ſchönen Garten. So ſprach die Mutter zu den zwei Kindern, die an ihrer Bruſt lagen, und ſah auf ſie herab. Der Mond war aufgegangen und ſein Licht bahnte ſich einen Weg bis zu den zwei Kindern auf der Mutter Schooß, wo das kleinere entſchlummert war ob der Mutter ſüßer Rede. Recht lieblich und heimelich ward es in der Stube, aber am lieblichſten doch die Mutter und ihre beiden Kinder, mit deren Locken die Mondesſtrahlen ſpielten und ſie verklärten, als ob die Kindlein ſchon im ſchönen Garten wären. Zwiſchen meine Knie hatte ſich der Knabe geſtellt, auf ihn fiel des Mondes Licht nicht, aber der Mutter Rede war ihm ins Herz gegangen, er ſagte: Vater, ich will nicht mehr weinen, nicht mehr böſe ſein, den andern auch von meinen Sachen geben.

Wir hatten einen recht glücklichen Augenblick. Die Reden meines Weibchens waren gefallen wie Honigthau in mein Herz, es war ſo zauberiſch heimelich im Stübchen und die Kinderchen ſchienen ſo hold, die ganze Armuth war verſteckt und nur unſer Reichthum beleuchtet, daß manche Fürſtin und mancher Prinz in ihren zum Tage erleuchteten goldenen und glänzenden Sälen viel ärmer waren ums Herz als wir, und vielleicht, troß allen Ehren und Genüſſen, keine ſo reiche Stunde hatten ihr Lebenlang, als wir. Man faſelt viel von reich und arm, und vergißt immer wieder, daß es das Herz allein iſt, das reich macht oder arm. Wer will uns zürnen, daß wir in dieſen Augenblicken die Großmutter vergaßen in ihrem Bette. Wir waren ihres Huſtens ſo gewohnt, daß wir ihn wohl überhören konnten. Da kam aber ein Anfall, der gar nicht aufhören wollte, und Mädeli legte ſorgſam die ſchlafende Kleine in ihr Betilein und ſprang der Mutter zu, hielt ſie umfaßt und aufrecht, damit ihr Athem leichter ſei und der Anfall ſchneller vorübergehe. Aber er ging nicht vorüber, er gewährte nur ganz kleine Ruhepunkte und der Athem wurde immer ſchwerer, die Mutter immer ſchwächer. Man mußte, troß der Kälte, ein Fenſter öffnen, mußte ihr aus dem Bette helfen und wieder hinein. Angſt und Bangigkeit ließen ſie nirgend lange weilen: Uns ward auch ſo Angſt dabei. Mir lief der Schweiß von der Stirne, troß der Kälte. Meine Frau mußte die Thränen abwiſchen und that ſo zärtlich und liebreich um die Großmutter und war ſo ängſtlich über ihr Uebelſein, und freute ſich ſo ſichtlich allemal, wenn Linderung eintrat, daß die alte Frau doch endlich das Herz meines Weibes zu ahnen begann. Sie ſprach nicht, aber ihre Augen folgten Mädeli überall hin, und wie mühſam es ihr ward, ſie wendete ihr Haupt doch immer ſo, daß ſie es betrachten konnte.

Einmal glaubten wir, die geheimnißvolle Hülle, welche die Seele birgt, ſei geborſten und die Seele habe ihre Schwingen entfaltet, unſere Thränen floſſen häufiger und laut auf ſchluchzte mein Weib. Aber die Seele hatte den Ausgang noch nicht gefunden, ſie ſah noch einmal aus dem halb gebrochenen Auge heraus, ſie ſah unſere Trauer um ihr Scheiden. Da erglänzten noch einmal ihre Augen, aus ihnen leuchtete es wie Liebe und Weh; noch einmal bewegten ihre Lippen ſich und ihr letzter Athem hauchte ſchwer vernehmlich die Worte: Mädeli, ich that dir Unrecht, vergieb mir mein Unrecht, ſo vergiebt auch mir Gott, wenn es noch möglich iſt, ach, ich bin ein großer Sünder! Da verſtummte der Mund, die Augen ſchloſſen ſich, aber noch hörte ſie die Betheurungen der Vergebung. Ein Zug des Friedens und der Freude legte ſich über ihr blaſſes Geſicht, da reckte ſie ihre Glieder und es ſchied die Seele. Gott wolle ihr gnädig ſein, der armen Mutter, ſie hatte ein bitter Leben gehabt und die letzten Tage ſich verbittert in unglücklicher Verblendung, ſie hat ſo ſchwer gelitten! Aber vor ihrem Ende gingen ihr doch noch die Augen auf, ſie ſuchte Verſöhnung; der Herr wolle ſie jenſeits ihr geben. Aber es ſchaudert einem, wenn man ſo viele Leute ſieht in der Welt, die nie einen Gedanken der Verſöhnung haben, im Leben nicht, im Tode nicht; nicht mit Gott, nicht mit der Welt, nicht mit Menſchen: in Zwieſpalt liegen ſie mit Allem bis zu Ende, Zwieſpalt iſt ihr Leben. Wie hoch war der Gedanke über alle Menſchengedanken: die Welt mit Gott zu verſöhnen und alle Menſchen mit Allem! Einer großen Menge iſt der Gedanke zu groß, ihre kleinen Herzen können ihn nicht faſſen. Ungeſühnt wollen Viele ſelig werden; ihretwegen, meinen ſie, werde der große Gott wohl eine kleine Ausnahme machen. Wohl aber giebt es auch welche, die ſelbſt in den Schauern des Todes weder geſühnt werden noch glauben, daß Gott, wenn ein Gott ſei, ſich ſühnen laſſen werde. Es bricht da oft eine Verzweiflung, eine Hoffnungsloſigkeit aus, die einen beben macht.

So lag eine Frau im Sterben und krümmte ſich in heftigen Schmerzen. Eine wackere Frau wollte ſie tröſten: Bäbi, ſagte ſie, du haſt es bös im Leben gehabt, tröſte dich nun, es wird dann im Himmel vergolten werden. Da richtete ſich Bäbi auf und ſagte mit trockner, tonloſer Stimme: Nein, Frau, ſo wird das nicht gehen. Babi, wird unſer Herrgott ſagen, Babi, du haſt mir dein Lebenlang nichts nachgefragt, jetzt kannſt auch gehen wohin du willſt, ich will nichts von dir! War das wohl der Ausbruch eines prophetiſchen Bewußtſeins, daß bloße Worte kein Leben ſühnen können, ſondern nur ein von Gott ergriffenes Gemüth?

Aber, großer Gott! wenn bloße Worte nicht ſühnen können, wie wird es Millionen gehen?!

So nahm mir Gott mein Erbe, meine Mutter. Sie war ein reiches Erbe. Durch ſie erbten wir Geduld, Kraft zum Ausharrren, die Probe treuer Liebe, goldener Treue, wir lehrten ſiebenmal ſiebenzigmal vergeben in einem Tage. Die Mutter machte uns, d. h. eigentlich meine Frau, reich; aber was die beſaß, das enthielt ſie mir nicht und ich verſchmähte es nicht. Wenn doch die Menſchen auch an den Gewinn der Seele dächten, wie mancher müßte ſich da des reichſten Erbe rühmen, der jetzt ſchmäht, er hätte ſein Lebtag keinen Kreuzer geerbt. Gott hat ihm Leute an die Seite gegeben, deren ſchroffe Seiten ihn reinigen ſollten von aller Unreinigkeit. O Leute! thut einmal die Augen auf und zählet nach, was euch Gott hat erben laſſen, dann ſchämet euch, denn viel werdet ihr finden. Aber ihr habt es nicht geachtet oder gar ſchmählich dagegen euch geſträubt, hättet das Erbe ausgeſchlagen, wenn Gott im Amtsblatt ſich abfertigen ließe.

Achtes Kapitel.

Wie ich wieder etwas zu merken anfange und namentlich, daß ein neuer Pfarrer gekommen.

Es iſt wohl ſchon Manchem begegnet, daß er bei ſtillem, ruhigem Wetter in ſein Stübchen ging und da in Arbeit oder ſüßen Schlummer ſich vertiefte; und wenn er wieder aufſah, daß er Windeswehen hörte, daß er Regen ſtrömen ſah oder Schneeflocken wirbeln in der verfinſterten Luft. Manchem iſt akurat das Gegentheil begegnet und wenn er am ſüßeſten ſchlief an einem vermeinten, trübſeligen Nachmittag, rüttelt ihn die Frau beim Arm und führt ihm zu Gemüthe, daß das Wetter gar ſchön und heiter geworden und daß es ihm wohl anſtehe, ſie ſpazieren zu führen oder zu fahren, je nach Stand und Vermögen.

Ach, ſo viele Weiber aus allen Klaſſen gehen gerne mit dem Manne ſpazieren, um ihn einmal allein zu haben, um ein vertraulich Wort mit ihm zu reden, um zu wiſſen wo er iſt, um ihn zu zeigen, um ihn zu quälen oder ihm etwas abzulocken; und viele aus einem dunkeln Gefühl, daß ihre Herzen ſich gegenſeitig verſchloſſen und die innige Traulichkeit nicht mehr ſei, aus einem tiefen Sehnen, das eigene und des Mannes Herz aufgehen zu laſſen an der Sonne. Die armen Weibchen ſchleppen nun die gefrornen Herzen ſo oft als möglich an die Sonne. Ach, arme Weibchen! das hilft euch wenig, das iſt nicht die rechte Sonne dazu!

Alſo ändert ſich oft das Wetter, von uns nicht bemerkt, und ein ganz anderer Himmel ſchaut auf uns herab, wenn wir wieder aufſehen. So geht es uns aber auch im Leben. Es giebt Zeiten, wo Verhältniſſe, Umſtände, Stimmungen uns einſpinnen, ſo daß wir von der Welt und ihrem Wechſel wenig oder gar nichts wahrnehmen. Wir haben nur Sinn für *eine* Sache, und ſelbſt das Nächſte fällt uns nicht auf. So geht es Verliebten, ſo geht es auch Eiteln, ſo geht es Glücklichen und Unglücklichen.

Wer gar mühſelig ringen muß ums tägliche Brot, wer Tag und Nacht Schulden oder Mangel nachſinnen muß, wer beſtändigen Reizungen ausgeſetzt iſt, wem häuslicher Zwieſpalt alle Augenblicke den innern Frieden ſtört, dem wird gerne der Nacken niedergebeugt, der kann nicht mehr aufwärts ſchauen, nicht mehr rund um ſich, der ſieht nur ſeine Noth und ſeine Bedrängniß; und wenn man ihm Anderes auch dicht vor Augen ſtellt, er achtet es nicht und wenn man ihm auch die Naſe darauf ſtößt, ſo ſagt er höchſtens: uy, und greift nach ſeiner Naſe, aber die Sache ſelbſt erregt ſeine Theilnahme nicht. Da kann rings um ihn vorgehen, was da will, wenn nur das Brot nicht aufſchlägt, wenn nur die Erdäpfel wohl gerathen. Wenn nun der Druck der Verhältniſſe nachläßt, wenn die Stimmung ſich auflöſt und er wieder auf und rund um ſich ſchauen kann, dann ſieht er ſich verwundert um, denn es iſt um ihn anders geworden; da ſieht er den Wechſel der Welt und daß Altes vorbei, Neues herbeigerauſcht ſei, und eine Weile geht es, bis er weiß, wo er iſt und bis er begriffen hat, was um ihn iſt.

So z. B. wußte auch ich, in meine Finanznoth und in die Unbehaglichkeit unſeres Zuſammenlebens verſunken, nicht, was um mich vorging, und wenn es ſich mir ſchon aufdrang, ſo wußte ich denn doch nicht, was es eigentlich ſei und was es bedeute.

So hatten wir z. B. einen neuen Pfarrer bekommen und der alte war weggezogen, weil er ſagte, mit dieſen Leuten ſei nichts anzufangen, er habe es auf alle Wege probirt und er wolle doch nicht ſein ganz Leben an ſie verſchwenden. Aber die Aenderung war mir gleichgültig geblieben und die Verſchiedenheit zwiſchen beiden fiel mir nicht auf. Nun athmete ich allmählig friſcher auf. Wir waren freier in unſerem Stübchen, konnten uns ungeſtörter mittheilen, was uns auf dem Herzen lag, waren ganz Meiſter über unſere Kinder, waren ruhiger vor unſern Nachbarn und wurden ſogar von ihnen beſſer gewürdiget. Manche Frau hatte, während ſie die Mutter beſuchte, allerlei geſehen, das ſie auf beſſere Meinung brachte von uns, und dieſe Meinung ſprach ſie ſeit der Mutter Tode aus. In Noth waren wir noch immer und wußten dem Rückſtändigen faſt nicht zu begegnen, aber wenn auch ein Uebel groß genug iſt, um einen Menſchen zu Boden zu drücken, ſo ſcheint es leicht, wenn man noch ein Uebel dazu gehabt hat und dieſem nun los geworden iſt. Ein Schimmer von Behaglichkeit glomm über meiner Seele auf und in ihr fand ſich wieder Platz für allerlei Gedanken und Wahrnehmungen.

So fiel mir z. B. jetzt unſer Pfarrer auf. Ich konnte mich gar nicht auf ihn verſtehen und die Bauern auch nicht; man wußte nicht recht, ſollte man ihn für recht dumm und ſchwach halten oder für etwas anderes.

Die Bauern hatten geflucht, als der frühere Pfarrer fortging. Dem hätten ſie es gezeigt und ihn endlich zum Schweigen gebracht. Jetzt wäre er recht geweſen und hätte gewußt, daß er nicht Meiſter ſei und ſie nicht ſeine Narren. Komme jetzt ein Neuer, ſo gebe die Plage von neuem an und kein Hund wiſſe, wie lange es gehe, bis ſie den wieder dreſſirt hätten. Es wolle immer einer weiſer ſein als der Andere. Aber ſo wollten ſie auch den berichten, wer Meiſter ſei zu Gytiwyl. Aber der Pfarrer wollte gar nichts Neues, als feſte Ordnung in das, was bereits war. Er drängte ſich nirgends auf, es ſchien manchmal, als ob ihn alles nichts anginge, als ob er um nichts ſich kümmere. Doch war er dienſtfertig, und was von ihm begehrt wurde, machte er ausgezeichnet gut. Er war freundlich, und man ſah ihm den Pfarrer faſt nicht an, ſo daß Viele keinen Reſpekt vor ihm hatten und meinten, ſie könnten mit ihm machen, was ſie wollten; aber ſie rannten übel an und verſuchten es nicht zum zweitenmal. Darüber ſahen die Leute ſich ganz verwundert an, es wurde ihnen faſt unheimlich um den Pfarrer herum. Sie ahnten eine geheime Kraft im Pfarrer, eine beſtimmte Abſicht, und wußten nicht, wo ſie hinaus wollte, auf welcher Seite ſie ſich zu hüten hätten. Die Einen behaupteten: das ſei von den

Schlimmern einer, vor dem müſſe man ſich hüten; die Andern meinten, viel in Sinn komme ihm nicht, und dann ſei er zu vornehm, um ſich mit ihnen abzugeben, und dieſe Partei wurde immer größer, je länger der Pfarrer ruhig blieb. Ja, die Bauern wurden am Ende unwirſch und fluchten in den Wirthshäuſern: ſie hätten einen Pfarrer, ſie wüßten gar nicht warum, er möge ſich gar nicht mit ihnen mühen und nehme ſich gar nicht der Sachen an; da ſeien ſie übel verſorgt mit einem ſolchen. Den Vorigen hätten ſie doch noch zum Beſten haben können, mit dem aber wüßten ſie nichts anzufangen. Darum wollten ſie, er ginge wieder, es nehme ſie Wunder, wie er am Rücken wäre. Gegen uns Schulmeiſter war er freundlich. In der Schule gab er ſich viel mit den Kindern ab, und machte uns damit gar böſe, daß er gar oft ſie nach etwas fragte, das ſie nicht wußten, und wenn wir dann dazwiſchen traten und mit ſieben Gründen belegten, daß man das gar nicht machen könne mit den Kindern, ſo ſagte er uns, es ſei möglich, daß es ſo wäre, aber gut wäre es doch, wenn ſie etwas davon wüßten. Am beſten fuhr er mit den Unterweiſungskindern, und wir wurden nicht wenig eiferſüchtig, daß ſie ihn beſonders lieb gewannen und die größte Freude an ſeinen Unterweiſungen hatten.

Dabei war er beſchlagen in gar vielen Dingen, und die Bauern konnten ſich nicht ſattſam verwundern, wenn ſie bei den ſeltenen Gelegenheiten, wo ſie mit dem Pfarrer ins Reden kamen, merkten, daß derſelbe ſich auf ihre Sachen verſtünde, wie ſie es Keinem zugetraut, wie er z. B. wüßte, daß ein Pferd ſeine Bläſte nicht unter dem Schwanz, ſondern an den Beinen hätte, und daß der Roggen ſchwerer ſei als das Korn.

Als dem Pfarrer einſt Einer eine uralte Kuh, die der Napoleon hätte Pathe ſein können, für eine mit dem zweiten Kalbe trächtige verkaufen wollte und von ihm abgetrümpft worden war, polterte ſelbiger gar ärgerlich auf Straßen und in Wirthshäuſern: die Regierung brauche ihnen keine Pfarrer zu ſchicken, die man auch für Kuh-

Händler brauchen könnte. Die Bauern halfen mit fluchen und begehrten auf: es ſei ſich nicht zu verwundern, wenn er nicht gelernt habe, was ein Pfarrer thun ſolle, da er mit den Kühen genug zu thun gehabt. Und doch kriegten ſie Reſpekt vor ihm, Trotz ihrem Aufbegehren. Er mißbrauchte ſeine Kenntniß nie, ſie kam nur ganz von ungefähr an den Tag, und nie hörte man, daß er mit einem Metzger über die Schwere eines Kalbes gewettet hätte.

Wenn ich nun den Pfarrer, der doch in einem Schulmeiſterleben vorſtellt, was Eſſig in einem Salat, beachtete, und nicht nachdachte, was ſeine Erſcheinung mir bringen könnte, ſo kann man ſich wohl vorſtellen, daß mir noch eine Menge anderer Dinge nicht auffielen, die um dieſe Zeit ins Leben traten und ſich geſtalteten.

Neuntes Kapitel.

Wie ein Mund zugeht und viele andere auf.

Im Dorfe war ein alter Junggeſelle, der ein großes Vermögen gehabt aber nur ein kleines Herz, er hatte Niemand geliebt als ſeine Haushälterin Salome, und eine große ſchwarze Katze. Die Haushälterin hatte das Vermögen geliebt. Die Katze Hans den Todten. Als ich die Leichenrede hielt, konnte die Haushälterin ihr Lachen kaum in Weinen verkehren; die Katze aber ſetzte ſich auf den Sarg zu Schutz und Trutz. Als die Haushälterin ſie wegjagen wollte, machte die Katze gar grauliche Augen, ſo daß die Haushälterin an den Teufel denken mußte, ſie mochte wollen oder nicht, und weggebracht ohne fremde Hülfe hätte ſie ihr nicht. Das Leichenbegängniß war groß, das Leichenmal fanden wahrſcheinlich die Meiſten noch ſchöner als meine Leichenrede, es war wirklich reich und gut. Es ſaßen auch die Leute gar wohl und warm dabei, und wie der Wein floß auch die Rede; man müßte viel Papier brauchen, wenn man ſie alle in Schrift faſſen wollte. Vom Hundertſten kam man auf das Tauſendſte und zuletzt zufällig darauf, daß die Lättikofer ein Schulhaus bauten wie die Narren, welches ſie wenigſtens 5000 Gulden koſten werde. Und wenn ſie noch einmal ſo koſtbar bauen würden, ſo bleiben ſie doch nur die Lättikofer. Würden ſie eine Feuerſpritze anſchaffen, oder einen beſſern Zuchtſtier, es wäre geſcheuter, ſagte ein alter Chorrichter.

Der Pfarrer hat zu mir geſagt, ſagte der Statthalter, die Lättikofer bauten jetzt ein recht tüchtiges Haus, und doch ſei ihr altes Schulhaus bei weitem nicht ſo ſchlecht, als das unſrige. Es ſei ihm leid, daß er uns nicht auch einen Bau zumuthen dürfe, aber er bezweifle, daß wir das Geld dann nicht hätten, man müſſe Geduld haben.

Potz Donner, ſagte der Ammann und ſchlug auf den Tiſch, daß die Thüre zitterte, woher weiß der Pfarrer, daß wir nicht Geld haben, ſchuldig wird ihm keiner ſein, und gebettelt wird auch keiner bei ihm haben. Wenn es auf das Vermögen ankömmt, ſo tauſchen wir nicht mit den Lättikofern, und wenn zehn Dutzend Pfarrer ihr Vermögen dazu thäten. Und wenn wir bauen, ſo brauchen wir nicht Geld zu leihen, wie die Lumpen von Lättikofen. Unverſchämt iſts vom Pfarrer, ſo was zu ſagen, fragen hätte er uns doch können, dann hätten wir es ihm ſagen wollen, ob wir Geld hätten oder keins. Er helfe auch bauen, ſchrie einer, der eine Naſe hatte wie eine Blutwurſt und Lippen wie zwei Leberwürſte, zwiſchen den Leberwürſten heraus, nur damit der Landvogt begreiſe, daß er noch lange ſaugen könne, ehe er die Gytiwyler ausgeſogen habe.

Auch ihm ſei bauen recht, ſagte der Kirchmeier, aber bauen mit Manier, keine Almend. Kinder werden nie alle in die Schule kommen, und ſchreiben, was Platz erfordere, werde man doch, ſo Gott wolle, Arme und bloße Einſaſſen nie laſſen. Ueberhaupt trage das Lernen, ausgenommen etwas Religion wegen Sterben, nichts ab, es ſei doch nur ſo wegen den allgemeinen Brauch.

Geld ſei die Hauptſache, lernen trage nichts ab. Man ſolle doch nur ſo einen Pfarrer anſehen, welcher immer hinter den Büchern ſei. Mager ſei er, wie eine Ziege von armen Leuten, und wenn ihm 8 Tage über die Zeit ſeine

Beſoldung ausbliebe, würde er brüllen wie eine Kuh vor leerer Krippe. Kirchmeier, etwas haſt recht, aber etwas nicht. Du kennſt meinen Aelteſten, mit welchem wir daheim nichts anzufangen wußten und der nicht arbeiten wollte. Kömmt der nicht heim, wie ein Herr, ſetzt alles an von oben her, und ſagt, ſein Kopf ſei ihm lieber, als ihm mein Hof wäre. Mein Hof trüge nicht 1000 Thaler ab, mit ſeinem Kopf wolle er 2000 Thaler verdienen. Was ich den anſehen mußte und mich verwundern, hat doch meine ſchlechteſte Kuh einen größeren Kopf als mein Hans. Aber die Sache wird ſo ſein, er war ganz mit Gold behängt um und um.

Ja, ſagte einer, wenn einer den Herrn zu machen weiß, ſo findet er manchen Weg zum Gelde, woran ein ehrlicher Mann nicht denkt, bemerkte ein dicker Weibel. Er ſei oft in den Schreibſtuben, er könnte was davon erzählen.

Er hülfe aufbrechen, man bringe ja ſchon Licht, ſagte der Statthalter, dem die Reden zu anzüglich zu werden anfingen.

Nun wirrten ſich die Stimmen durcheinander an unſerm Tiſche, wie ſchon lange vorher an den andern. Jedes wollte noch geſchwind Allen Alles ſagen, was es ſich vorgenommen hatte. In dieſem Babyloniſchen Lärm vernahm ich nur, wie der Kirchmeier den Auftrag erhielt, mit einem Zimmermann zu reden über den Schulhausbau, und wie in einer Ecke der Statthalter den Alten fragte, wie man den Brief adreſſiren müſſe, wenn man einen an deſſen Sohn ſchicken wolle! Und ich ſah, wie der Chorrichter ſein Glas geſchwind zweimal hintereinander ausleerte und tief aufſeufzte; es könne gewiß nicht lange mehr gehen, bis der lezte Tag komme, es gehe ja gerade ſo wie es in der Offenbarung St. Johannes heiße. Gäll, Schulmeiſter! ſagte er und hielt ſich an mir, um mit mir die Treppe hinunter zu gehen. Ich hätte mein Lebtag nicht geglaubt, was das für eine Arbeit iſt, einen Chorrichter heimzuführen von einer Gräbd, wenn ich es nicht ſelbſt erfahren hätte.

Zehntes Kapitel.

Wie eine Frau mit einem Manne thut, wenn er von einer Gräbd heimkömmt.

Ich kam luſtig und guter Dinge heim. Die Erben hatten mir einen Thaler in die Hand gedrückt, für eine Flaſche Wein, die ich Mädeli kramte, wollte der Wirth nichts, und ein Stück weißes Brod, das ich nicht mehr eſſen mochte, war in meine Taſche gekommen, ich wußte nicht wie. Mit vielen Künſten war es mir durch manche Wendung gelungen, die Flaſche ganz zu bewahren, während ich und mein Chorrichter ziemlich hart mit mancher Ladenwand und manchen Zaunſtecken zuſammentraſen. Wenn der Chorrichter mit ſeinem ganzen Gewicht zärtlichſt an mich fiel, daß wir beide einer Wand zutaumelten, ſo wich ich ſchnell zurück und ließ ihm die Ehre. Ich dachte, ein Chorrichter möchte die Beulen beſſer ertragen als eine Flaſche.

Mädeli hatte mir immer zwei Dinge z'weg, wenn ich heimkam und ſelbſt ſpät von einem Leichenmahl; ein freundlich Geſicht und etwas Warmes, meiſt einen Kaffee. Auch diesmal fehlte es nicht. Nachdem ich noch nach den Kindern geſehen hatte, die bereits ſchliefen und die mich nie hübſcher dünkten als im erſten Schlafe, ſetzte ich mich an meinen Kaffee gar guter Dinge, und Mädeli ſtellte das Rad neben den Tiſch, zog die Kunkel an ſich und ließ den feinen Faden ſchnell und luſtig auf den Spuhlen gehen.

Ja, Frauelí, ich weiß etwas, wenn du es auch wüßteſt, begann ich. He, was denn, es wird eine neue Hochzeit ſein? Nein, Frauelí, was ganz anders. Oder es haben etwa zwei Weiber einander geprügelt? Nein, Frauelí, ganz was anders. Und Mädeli ward des Spiels nicht müde und ſchnurrte mich nie an. Wie beim Schlüſſelklopflis (ein Spiel, wo man um ſo lauter klopft, je näher man einem verborgenen Gegenſtande kommt) mußte ich aber durch Bezeichnungen es näher und näher ziehen der großen Neuigkeit, daß es ſo unverhofft ein neues Schulhaus geben ſolle. Nachdem die erſte Freude verrauſcht war und ich auf ſolche Fragen: wie denn das neue Haus werden ſolle, ob es auf den gleichen Platz komme? ꝛc. keine Antwort wußte, fragte mein Weibchen, wie die Bauern zu dieſem Entſchluß kämen? Ich erzählte, daß ſie dem Pfarrer zum Trotz bauen wollten, um ihm zu zeigen, daß ſie es ſo gut vermöchten als Andere, und weil ſie ihn im Verdacht hätten, er begehre nicht, daß ſie viel lernten und daß er meine, es ſei gleich alles gut genug für ſie. Es geſchehe dem Pfarrer recht, meinte ich, und es freue mich, daß die Bauern geſcheuter ſeien als der Pfarrer; ich hätte das nicht geglaubt. Da ich zuletzt bei den Bauern geweſen und die ſtattlichen Männer ſo ſtattlich reden gehört, z. B. auch über Dinge, von denen ich gar nichts wußte, ſo hielt ich es natürlich mit ihnen, war überzeugt, ſie hätten Recht und hätte ſicher dem Pfarrer ein halb ſchadenfrohes, ein halb ſaures Geſicht gemacht, wenn ich ihn jetzt angetroffen hätte. Meine Frau war aber nicht gleicher Meinung. Ich kann nicht begreifen, Peter, ſagte ſie, wie du glauben kannſt, der Pfarrer wolle nicht, daß man etwas lerne. Ich habe noch nie mit ihm geredet, aber ſeine Predigten gefallen mir b'ſunderbar wohl. Und gerade in dieſen Predigten redet er immer von Erkenntniß, daß dieſe das Fundament des Glaubens ſei, und daß Jeſus gelehret habe, ehe er geſtorben ſei: ſo müſſe man auch die Lehre kennen und angenommen haben, ehe man zu Gnaden kommen könne. Ja, ſagte ich, was Wunderliches von der Religion berichtet er, aber daß er ſo den rechten Glauben habe, meine ich nicht, er will es den Bauern nur ſchwer machen und ihnen zu verſtehen geben, es kämen ihrer wenige in den Himmel. Eh aber, erwiederte Mädeli, ſagt er doch nicht immer, die Aermſten könnten in den Himmel kommen, es käme vor Gott nicht auf das Kleid an; und er redet dann von der Würde des Menſchen, der ein Kind Gottes ſein könne, wenn er ſich mit der Sünde nicht gemein mache, und das wolle viel mehr heißen, als König ſein oder Schultheiß. Ja, ſagte ich, das iſts eben, er hält es auch mit den Armen gegen die Reichen und weiſet die auf und mag den Bauern es nicht gönnen, daß ſie es ſo gut haben, und verkleinert ſie, wo er kann, und glaubt ſich zu vornehm, ſich mit ihnen abzugeben.

Höre Peter, ſagte meine Frau, man merkt wohl, daß du an einer Mahlzeit und bei wem du zuletzt geweſen biſt, du würdeſt ſonſt nicht ſo reden. Es iſt den Bauern Keiner recht, der Frühere lief ihnen zu viel nach, der Jetzige zu wenig; der Frühere wollte ein Schulhaus, aber die Bauern wollten keines; der Jetzige wollte keines, nun wollten die Bauern eines; deinetwegen und der Kinder wegen wird alſo nicht gebaut. Der Pfarrer weiſet die Armen nicht auf, aber er ſagt: es komme vor Gott auf Reichthum nicht an — ſo ſollte es auch auf Erden ſein, und hat er da nicht Recht? Weißt du, daß was er in den Predigten ſagt, mich viel an das gemahnt hat, was letzthin der ſchwarze Jäger ſagte, aber zürn mir doch recht nicht. Ich habe letzthin in dem Teſtament und in der Bergpredigt geleſen und habe da Dinge gefunden, die ich in der Unterweiſung und in der Schule nie gehört habe. Und eine Menge Sachen kamen mir nach und nach in Sinn, die ich gerne wiſſen möchte und über die mich Niemand berichtet hat. Das ſagte ja auch der Jäger, und darauf deutet der Pfarrer auch immer hin, daß das Wort Gottes Geiſt und Leben ſei und den Unmündigen verſtändlich gemacht werden könne und müſſe.

Das dünkt mich, aber zürn mir doch recht nicht, fehle wirklich in der Schule, die Meiſten geben nicht Achtung und die Andern lauſchen dem Schulmeiſter die Antworten ab und meinen, damit ſei Alles gemacht. Aber ich kann es nicht recht ſagen, wie ich es meine und denke. Einmal ich, ſagte ich, verſtehe dich nicht, und möchte ſehen, ob die, welche nur immer über den Schulmeiſter ausfahren, es beſſer machen. Man kann die Kinder in der Schule nicht alles lehren, und wenn man das Fragenbuch erklärt, ſo möchte ich doch wiſſen, was ſie dann noch mehr lernen ſollten? Die, welche das Fragenbuch gemacht haben, werden auch Leute geweſen ſein und gewußt haben, was darein gehöre und was nicht, beſſer als du und unſer Pfarrer, der nicht einmal merkt, daß unſere Bauern die reichſten weit und breit ſind und ſieben Schulhäuſer vermöchten ſtatt nur eins. Mein Weibchen kannte mich durch und durch und merkte, daß der Weingeiſt in mir aufſteigen wollte, dieſen Geiſt wußte es nun vortrefflich dadurch zu bändigen, daß es ihm aus dem Wege ging, ſtatt, wie manche Frau, zu meinen, man müſſe ſich nicht fürchten, und wenn man recht habe oder recht zu haben glaube, nie weichen. Aber Kummer macht es mir, ſagte es, was wir in das neue Haus thun wollen. Wenn wir eine Stube mehr erhalten, ſo müſſen wir etwas darein anſchaffen, und woher das Geld nehmen? O, das iſt mein kleinſter Kummer, ſagte ich, zum Widerſpruch gereizt, laß du mich kümmern, wenn denn ein neues Schulhaus da iſt, ſo wird jeder Bauer glauben, ich ſolle aus ſeinem Kinde einen Gelehrten machen, und die Minderen werden es auch verlangen, und wie ich dann werde kommen mögen, das weiß ich nicht. Wegen Können, bewahre, da macht es mir nichts, in der Lehre fürchte ich keinen. Aber der Reihe nach mit allen Kindern mich beſchäftigen, wie man dreißig oder vierzig Kindern auf einmal das Rechnen und das Schreiben zeigen ſoll, das macht mir Kummer. Wie einer es macht, wenn einer hier brüllt eins dort: Schulmeiſter iſt das recht, Schulmeiſter iſt das gut! — Die Bauern meinen aber auch man ſei nur für ſie da, und wegen dem Sch..löhnli, welches ſie einem geben, glauben ſie, ſie könnten von einem fordern, was ſie wollten. Es nimmt mich nur Wunder, daß der Schulmeiſter ihnen nicht noch der Reihe nach Haar, Nägel und Bart abmachen ſoll.

Was hat heut der Peterli gemacht! Einen geſcheutern Buben giebt es in der ganzen Gemeinde nicht. Ich kann ihn ſchon recht gut brauchen in der Schule, er kommandirt dir da wie ein General oder gar wie ein Preuß. Und wenn es dann losgehen muß im neuen Schulhaus und jeder Bauernſohn mit der Feder fechten will, ſo muß er mir helfen, er kann mir faſt die halbe Schule abnehmen. Was hat er heute gemacht? Er war gar unartig, ſagte Mädeli, er wollte mir gar nicht gehorchen, regierte die Andern, und wenn ſie nicht alles machen wollten, was er befahl, ſo warf er ſie zu Boden und ohrfeigte ſie. Ich wehrte ihm ab, ſo gut ich konnte, allein er that gar nicht, als ob er es höre; da redete ich endlich lauter mit ihm, und weißt du, was er mir zur Antwort gab? Es habe ihm Niemand etwas zu befehlen, als der Vater. Da wußte ich nichts Beſſers zu machen, als ihn in die Kammer zu ſperren bis zum Nachteſſen. Aber glaubſt du, daß er mir ein gut Wort gegeben oder gute Nacht gewünſcht hätte? Du wirſt immer mit ihm gezankt haben, wie es die Weiber machen, antwortete ich. So müſſen die Kinder unartig werden, wenn nichts recht iſt, was ſie machen. Nein, liebes Mannli, kein Wort habe ich ihm geſagt, bis ich ſah, wie er mit ſeinen Geſchwiſtern umging, aber ſeitdem du ihn in der Schule brauchſt und nur ihn allein, und er über andere regieren kann, du ihn immer rühmſt, iſt gar nichts mehr mit ihm anzufangen. Und haſt du nie Acht gegeben, wie trotzig und unverſchämt er dir ſelbſt antwortet? Es hat mir ſchon manchmal gemüht, wenn du ſo alles von ihm annimmſt, an ihm nicht nur nichts ſiehſt, ſondern auch nichts hörſt. Ja, ich habe ſchon manchmal gemerkt, daß du ihn auf dem Korne haſt, antwortete ich, und an ihm nichts leiden kannſt, weil ich ihn lieb habe. Die Kleinen können machen, was ſie wollen, das iſt dir recht; und eben darum willſt du nicht, daß Peterli, der witziger iſt als ſie, ſie in der Ordnung halte.

Mädeli öffnete den Mund, ſchloß ihn wieder, fuhr mit der Hand im Geſicht herum, ich glaube über die Augen, und fragte mich: Mannli, wie iſt es dir gegangen mit der Leichenrede? haben die Leute ſie zu Herzen genommen? und was haben die, welche ſie noch nie gehört haben, dir darüber geſagt? Da erzählte ich, wie es mir gegangen, wie die Katze und das Salome ſich gebehrdet; wir machten allerlei Muthmaßungen über das Katzengeſchrei, bis wir endlich fanden, das Geſcheuteſte wäre, wir gingen zu Bette.

Eilftes Kapitel.

Wie endlich auch ein Pfarrer das Maul braucht.

Am andern Morgen war ich viel zahmer geworden, und als mein Weibchen mir ſagte, geſtern ſei ich ein Händelſüchtiger geweſen, widerredete ich mit keinem Wörtlein, ſondern nahm das Urtheil in Demuth an. Aber etwas ſtach mich doch, nämlich der G'wunder, was der Pfarrer dazu ſagen werde, wenn er vernehme, daß ein neues Schulhaus gebaut werden ſolle, ohne daß er daran gearbeitet.

Ich nahm daher nach der Schule den Schulrodel unter den Arm und wanderte dem Pfarrer zu, unter dem Vorwand, ihn denſelben zur Einſicht zu bringen.

Die Magd ſagte mir, als ich beſcheidentlich geklopft hatte, es ſei Jemand bei ihm, ich werde wohl warten müſſen.

Ganz verwundert war ich, als ſie mich ſogleich hereinrief, aber noch verwunderter ſah ich beim Pfarrer am Kamin mit einer großen Pfeife in der Hand ſitzen keinen andern Menſchen, als meinen Bekannten Bendicht Wehrdi, der wunderliche Jäger. Ich vergaß den Gruß vor Erſtaunen, daß ein Solcher beim Pfarrer ſei, und muß allerdings eine kurioſe Figur gemacht haben, denn beide fingen an zu lachen, und Wehrdi ſagte: Nicht wahr, Schulmeiſterli, da habt ihr mich nicht geglaubt anzutreffen, ſo Einen, von dem ihr ſo halb und halb glaubt, es ſei des Teufels Bundesbruder oder wenigſtens ſein Brudersſohn.

Der Pfarrer bemerkte mir im Vorbeigehen, er habe ihn auf der Jagd kennen lernen, und ſtatt übereinander eiferſüchtig zu werden nach Jägerweiſe, ſeien ſie mit einander bekannt geworden und hätten ſchon manche vergnügte Stunde mit einander zugebracht. Somit ſchob er mir den Tabackstopf zu, und erſt nachdem ich meine Pfeife geſtopft und eine glühende Kohle aus dem Kamin geholt mit den Fingern, und unter vielen Grimaſſen ſie auf meine Pfeife gebracht zu ihrem großen Spaß, fragte mich der Pfarrer: was mich Gutes hergebracht!

Ich gab ihm den Schulrodel und klagte über den Unfleiß einiger Kinder.

Das ſei ein Elend damit, ſagte der Pfarrer. Die Leute hätten keinen Begriff von einem ordentlichen Schulbeſuch: ſage man ihnen nichts, ſo bleibe es beim Alten, ſage man etwas, ſo werde es noch ſchlimmer. Am Chorgericht ſage Niemand etwas als der Pfarrer, ſchicke man ſie vor das Amt, ſo könne es geſchehen, wenn ſie zu lügen verſtünden, daß das Chorgericht oder die Gemeinde einen tüchtigen Wiſcher erhielten, ſo daß die Verleideten trotziger würden als früher und ihre Kinder noch weniger ſchickten.

Man ſollte den Leuten den Nutzen einer Schule deutlicher zu zeigen vermögen durch die Leiſtungen der Schule, ſagte Wehrdi. So wie es jetzt in den meiſten zugehe, bekenne er frei, könne er die Leute nicht tadeln, wenn ſie ihre Kinder lieber zu Hauſe hätten und wenn ſie immer mit ihrem Sprüchlein kämen: was nützt es, was trägt es ab!

Ihr habt vollkommen Recht, ſagte der Pfarrer. Aber auf der andern Seite kann der Schulmeiſter ſagen: Sendet mir die Kinder vor allem aus, gebt mir Platz, daß ich mich rühren kann mit den Kindern, und einen Lohn, daß ich mich rühren mag. So wehrt ſich das gegen einander und kein Theil thut die erſten Schritte.

Ja, ſagte Wehrdi, und wenn mancher Schulmeiſter alles bekäme, was er wollte, ſo würde er doch nicht nützliche Schule halten, und alles, was die Kinder in der Schule lernten, wäre eitel Mundwerk, das weder ihren Verſtand noch ihr Herz berühre und mit dem ſie ſo wenig zu machen wüßten, als ein hungriger Bauer mit einer Kiſte voll Auſtern.

Mag ſein dieſen Augenblick, ſagte der Pfarrer, aber laßt nur einmal auf dem Lande das Bedürfniß erwachen, und es wird erwachen, ſo wird das einander ſchon erleſen.

Beſſer wäre es allerdings, man ſorgte zu rechter Zeit dafür, daß man dem erwachten Bedürfniß befriedigend entgegenkommen könnte. Allein das geſchieht nun einmal nicht. Ja, man zwingt den Landmann, daß er dieſes Bedürfniß erhält, ſpottet dann dieſes Bedürfniſſes und ſucht es wieder niederzuhalten.

Ja! aber da könnten doch die Pfarrer viel machen.

Da lachte der Pfarrer und meinte: ob er auch Einer von denen ſei, welche die Pfarrer zu Sündenböcken für aller Welt Sünden machen wollen? Die Pfarrer könnten allerdings viel machen, aber den Weltgang doch nicht, den mache Gott. Er führe die Menſchen den Entwicklungsgang, den ſeine Weisheit abgemeſſen. Im Strome der Zeit ſchwimmen die Pfarrer mit, wie alle Sterblichen. Nicht am Ufer des Stromes ſtünden ſie, nicht über ihm ſchwebten ſie. Wohl ſchwimmen immer einige voran, zu Märtyrern oder Reformatoren würden dieſe; viele ſeien es aber nie durch Gottes Ordnung. Bald komme die Maſſe nachgeſchwommen. Was die Reformatoren zuerſt erblickt, das gehe vor allen Augen auf, werde Gemeingut Aller. In dieſer Maſſe Ordnung zu erhalten und zu ſorgen, daß ihre Augen nicht zufielen, dafür brauche Gott die Pfarrer als Werkzeuge, aber unmöglich könnten ſie den Leuten Dinge zeigen, die ſie ſelbſt noch nicht ſehen, unmöglich könnten ſie dieſelben zwingen, etwas zu erblicken, was außer dem Geſichtskreis ſterblicher Augen liege. Wenn es näher kömmt, dann ſollen ſie deuten darauf, es erklären und weiſe die Benutzung lehren. Während man auf der einen Seite ihnen Schuld geben möchte, daß die Eva in den Apfel gebiſſen, weil ſie es nicht gethan hätte, wenn ſie recht unterwieſen geweſen wäre, lähmt man den Einfluß der Pfarrer von allen Seiten, zieht ſich von denſelben zurück und ſondert ſie ab, ſoviel möglich. Man wird auch wieder ſagen, das ſei Schuld der Pfarrer. Nein, das iſt ein Zeugniß für viele, das dem ganzen Stande zu gut kömmt. Man fühlt ſchnellere Strömung der Zeit, man fühlt ein Zwitzern hellern Lichtes in den Augen, es wird gar Vielen bange dabei und ſie möchten bannen des Stromes Lauf, und Herren und Bauern möchten gar aufwärts ſchwimmen. Dieſe wähnen auch, die Pfarrer ſeien Schuld, daß abwärts der Strom fließe, daß er ſie fortreiße abwärts, einem neuen Zuſtande, neuen Ufern entgegen. Sie wähnen dieſes, weil die Pfarrer, wenn auch nicht voranſchwimmen, doch vom Lauf der Zeiten reden und verkünden, es müſſe beſſer werden, ſo könne es nicht bleiben. Die Einen freilich verkünden nur, der alte Menſch müſſe ein neuer werden, Andere wohl zeugen davon, daß wie der Menſch ſich erneuere, auch mit ihm die Zuſtände ſich neu geſtalten müſſen. Aber Alle reden von Veränderung, drum drängt man ſie bei Seite, damit ihren Ruf Wenige hören; drängt ſie an den Schwanz der Geſellſchaft zurück, um ihnen dann vorzuwerfen, daß ſie nicht voranſchwimmen, um einen Vorwand zu ſuchen, ſie zu verſenken in des Stromes Tiefen. Wenn einmal das Neue deutlicher ans Licht tritt, dann werden die Gleichen, welche jetzt die Pfarrer zurückdrängen, den wüthendſten Lärm gegen ſie erheben und die Verſenkung verſuchen, unter dem Vorwande: die Pfarrer ſeien Schuld, daß ſie nicht vorangeſchwommen, daß der Strom nicht ſchneller fortgebrauſt, daß die neuen Ufer nicht vor tauſend Jahren aus dem Ocean der Zeit aufgetaucht ſeien. So, lieber Wehrdi, iſts, wenn man die Stellung des ganzen Standes betrachtet, von Einzelnen rede ich nicht. Man wird mich vielleicht ſpäter auch verketzern, mir Trägheit, Finſterſinn und weiß Gott was alles vorwerfen, vorwerfen, daß meine Gytiwyler nicht lauter Engel Gabriels ſeien, und doch weiß ich dieſen Augenblick nichts anders zu machen, als im Stillen und unbemerkt Samen auszuſtreuen, der in einer beſſern Zeit aufgehen wird, mich ſcheinbar ganz leidend zu verhalten und der Zeit die beſtimmtere äußere Entwickelung zu überlaſſen. Mein Vorfahr war ein rüſtiger Schwimmer, aber er ſah jedes Irrlicht für die Sonne ſelbſt an und verkündigte daſſelbe mit lauter Stimme und wollte den aufgefangenen Schein in alle Häuſer tragen. Wer immer Feuer ſchreit bei jeder Abendröthe, jedem MondsWiderſchein, jedem brennenden Reishaufen, dem glaubt man am Ende nichts mehr, lacht über ſein Geſchrei, auch wenn er über wirkliches Feuer: Feuer! ſchreien ſollte. Und wenn ein andrer Wächter kömmt, ſo hört man auch auf deſſen Ruf nicht. Eine Gemeinde iſt kein Spital, in denen die Aerzte ihre neuen Mittel probiren: ein Pfarrer muß ſich vor Experimenten hüten, ein fehlgeſchlagenes kann ihm auf immer das Vertrauen rauben. So will manche Frau mit ihrem Mann nie mehr fahren, weil er ſie einmal umgeworfen. — So bin ich daran, und ich brauchte meinen Leuten nur etwas vorzuſchlagen, ſo machen ſie das Gegentheil davon. Jetzt gerade wegen eurem Hauſe, Schulmeiſter. Ich brauchte nur zu ſagen, ſie ſollten bauen, ſo würden ſie es expreß nicht thun, und müßten die Hälfte der Kinder vor der Thür bleiben. Ich habe auch letzthin dem Statthalter geſagt, es ſei mir leid, daß ſie das Bauen nicht vermöchten, und habe dazu ein recht ernſthaft Geſicht gemacht, ſo daß er es nicht als Spott aufnehmen konnte. Nun nimmt mich Wunder, ob ihm das nicht ins Fleiſch gegangen iſt!

Aber, Herr Pfarrer, habt ihr das nicht im Ernſt geſagt und gemeint, die Gytiwyler ſeien arm!

Aber, Schulmeiſter, glaubt ihr mich denn auch dumm! Meint ihr, ich habe keine Augen, ſehe die Miſthaufen zu Gytiwyl nicht! habe keine Ohren, vernehme nicht, wie große Kapitale dieſer oder jener ausgeliehen habe! Aber habt ihr, was ich geſagt, gehört! hat es der Statthalter berichtet.

He nun, Herr Pfarrer, das hat eingeſchlagen, ſie wollen nicht die ſein, welche nicht vermögen ein Schulhaus zu bauen ſo gut als die Lättikofer, oder noch viel beſſer. Geſtern am Leichenmahl haben ſie dem Kirchmeier den Auftrag gegeben, mit einem Zimmermeiſter zu reden.

Da ſprang Wehrdi auf, ſchlug ſeine Pfeife in eine Ecke und fluchte ganz malebariſch: ob dann das eine ſolche Nation ſei, daß ſie aus Dummheit bauten und nicht aus Einſicht!

Sitzt nur wieder nieder, ſagte der Pfarrer, und laßt mir meine Gytiwyler in Ruhe, die kann man doch noch an einem Ort anpacken, aber da iſt alles verloren, wo man die Leute gar nirgends mehr nehmen kann; wo ſie ſind, wie irgend ein fauler Gegenſtand. Löcher in denſelben ſtoßen könnt, daß er doppelt ſtinkt und ihr die Schuhe voll kriegt, aber vorwärts ſtüpfen könnt ihr ihn nicht. Meine Gytiwyler laſſe ich mir nicht ſchelten, das ſind mir noch kräftige Leute, die in Bewegung kommen und zu Entſchlüſſen, die es auch noch im Guten recht weit bringen können.

Er könne den Herrn Pfarrer gar nicht begreifen, ſagte Wehrdi, daß er da etwas Gutes ſehe, da ſei doch nichts Gutes, wo man etwas aus lauter Hochmuth und Trotz thue.

Mein lieber Mann, ſagte der Pfarrer, haben wir nicht vorhin geſagt, daß es ein großes Unglück ſei, daß Bauern und Schulmeiſter ſo gegen einander verſperren und von keiner Seite eine Bewegung gemacht werden will. Kömmt es nicht alles darauf an, daß ein Theil in Bewegung gerathe, und theilt dieſe Bewegung ſich nicht unwillkürlich auch dem andern Theil mit, iſt nicht der erſte Schritt, der erſte von vielleicht vielen Tauſenden? Nun haben dieſen erſten Schritt meine Bauern gethan, iſt das nicht lobenswerth!

Herr Pfarrer, zürnet nicht, aber noch eines muß ich fragen, ſagte Wehrdi: Iſts denn eigentlich auch recht, die Fehler der Menſchen anzuſpannen und durch Verſtellung ſie zu reizen zu irgend etwas!

Da ſah der Pfarrer ins Feuer und ſagte endlich: er wiſſe nicht, ob wir ihn begreifen werden, wenn wir das nicht thäten, ſo würden wir ihn gar wunderlich beurtheilen, doch wolle er verſuchen, ſich näher zu erklären. Habt ihr dann nie bemerkt die furchtbare Ironie der Vorſehung, die alle böſen Kräfte im Menſchen alſo regiert, daß ſie das Gute ſchaffen, die Bauſteine zu ihrem Gefängniß ſelbſt herbeiſchleppen müſſen? Das iſt, was das Fragenbuch ſagt, daß die Sünden durch Gottes Fürſehung regiert werden, ſiehe Exempel an Joſeph und ſeinen Kindern, an Chriſtus und den Juden. Wie ſtünde es wohl mit der Welt, wenn nicht wider Willen die Leidenſchaften das ſchaffen müßten, was Gott gefällt! Wäre das nicht, wir hätten kein Chriſtenthum, nie wäre die Reformation zu den Völkern gedrungen. In gar wenigen Menſchen wohnt der reine Sinn, der das Gute um des Guten willen thut, wohnet die Weisheit, die im Gutesthun das wahre Glück ſieht. In den meiſten Menſchen regieren ſchlimmere Kräfte, herrſcht Finſterniß oder trübes Dämmerlicht. Der ſchlaue Betrüger giebt ſeinen Betrug nicht offen dar, er ſpürt eben in ſeinen Nächſten die regierenden Kräfte auf und ſucht dieſe zu ſeinen Zwecken in Bewegung zu ſetzen, zu ſeinen Dienern zu machen. Der beſſere Menſch, der unverholen mit dem Beſſern hervortritt, den Leuten es anpreiſet, zu Erreichung deſſelben ſie in Thätigkeit ſetzen will, der findet keine Augen, die ſehen, keine Ohren, die hören, keine Kräfte, die zu ſeinem Zwecke ſich zur Verfügung ſtellen, er findet keinen Sinn dafür, wird nicht begriffen, ausgelacht, verfolgt, todtgeſchlagen. Er findet wohl Eigennutz, Hochmuth, Eitelkeit, Ehrgeiz , Neid und dergleichen, aber eben die ſchreien ihn an: Kreuzige, kreuzige ihn! Warum verſucht es der beſſere Menſch nicht auch, die einmal herrſchenden böſen Kräfte anzuſpannen für das Gute! ſagt das Sprichwort nicht: man müſſe mit den Steinen mauern, welche man habe! Nur gebe man wohl Acht, was für Steine man zu Eckſteinen nehme in Staat, Kirche und Schule; von ihnen hängt die Feſtigkeit des Baues ab. Wer Staat, Kirche, Schule auf religionsloſe, unſittliche Menſchen, auf Menſchen, welche treulos ſind in alten und neuen Eiden, bauen wollte, der brächte den Fluch in den Staat, in die Kirche oder in die Schule. Warum verſucht er es nicht, gerade durch ſie das Gute da zu vollbringen, wo er weiß, daß der Sinn dafür fehlt. Man verwechſele das durchaus nicht mit der Sünde, ſchlechte unerlaubte Mittel zu brauchen zu gutem Zwecke, wie der h. Criſpin Leder ſtahl und armen Leuten Schuhe daraus machte.

Auch möcht ich durch kein unerlaubt Mittel, durch keine Lüge, keine Verläumdung, keine falſche Verheißung dieſe Kräfte erregen, wie es allerdings nur zu oft geſchieht. aber mein Mittel war ein erlaubtes: es war die Ironie, es war die gleiche Redweiſe, die Chriſtus brauchte, als er ſagte zu den Phariſäern: die Geſunden brauchen den Arzt nicht, ſondern die Kranken. An andern Orten wurden Schulhäuſer erzwungen dadurch, daß man durch vorzügliche Schulen den Beweis leiſtete, was eine Schule nützen könne, an andern Orten durch Furcht. Beides hätte hier nicht angeſchlagen, darum brauchte ich dieſes Mittel, mit dem ich aber an andern Orten nicht weit gekommen wäre. Es giebt aber noch viele erlaubte Mittel zu dieſem Zweck. So habe ich nun den Hochmuth aufgeſtiefelt, der muß ein Schulhaus bauen, der hat den Eigennutz diesmal überwunden und muß damit an ſeinem eigenen Grabe graben, denn was wird wohl eine größere Feindin des aufgeblaſenen Hochmuthes, als ein Schulhaus, in welchem eine tüchtige Schule iſt, welche aus jedem Leibe die Menſchenwürde herauszuwickeln verſteht. Aber gebet Acht, der Eigennutz wird dieſen Sieg dem Hochmuth nicht verzeihen, wird bald wieder zu reden anfangen, wird auch zum Bauen reden und ſpäter dann etwas von der Schule wollen, einen Nutzen, den er in Batzen und Kronen zählen kann. Ihr könnet euch nur gefaßt machen, Schulmeiſter, auf die Forderungen, die dann an Euch gemacht werden. Wenn ihr nicht in der halben Zeit die Kinder noch einmal ſo geſchickt macht, ſo wird es bald heißen: Wenn es nicht beſſer geht, wir hätten kein neues Schulhaus gebraucht, wir haben gemeint, wie das jetzt gehen werde.

Das ſei gerade, was mir Kummer mache, ſagte ich, die Bauern hätten mir ſchon darauf hingedeutet, daß ſie für ſich viel geſchicktere Kinder wollten. Ich ſtellte auch dar, wie der alte Bauer eine Ausſicht eröffnet habe, daß ein Kopf ſoviel werth werden könne, als ein Bauernhof, und wie der Statthalter Willens ſcheine, einem ſeiner Buben zu dieſem Glück zu verhelfen.

Wehrdi wollte ſich ausſchütten vor Lachen; es nehme ihn nur Wunder, ob ſie dann dieſe Köpfe nicht auch zu Markte führten oder trieben wie Kabisköpfe oder Kälber?

Der Pfarrer aber lachte nicht, ſondern ſchaute ſehr ernſt drein und ſagte: die Sache ſei von weit ernſterer Bedeutung, als ſie das Ausſehen hätte. Wenn man die Gräbdgeſpräche aufmerkſam betrachte, ſo finde man hier die Elemente beiſammen, aus denen ein neuer Zuſtand im Kanton hervorgehen und auch die Kräfte, welche ihn mehr oder weniger herbeiführen werden: ja man finde da bereits einen Grund und noch dazu einen breiten und feſten gelegt zu demſelben.

Wehrdi ſagte, das könne er nicht einſehen. Was ein Dutzend halbvolle Bauern Verrücktes ſchwatzten, dem ſei doch nicht bedeutende Wichtigkeit beizulegen?

Warum nicht? entgegnete der Pfarrer. Reden ſie in dieſem Zuſtand nicht am offenſten, vernimmt man in dieſen Reden nicht am deutlichſten, was in ihnen ſich regt? und iſt dieſes Reden nicht ſo bedeutungsvoll?

Da rege ſich in den Gytiwylern der Hochmuth und die Habſucht und die Furcht, nicht mehr hochmüthig ſein zu dürfen, die Furcht, um ihr Eigenthum zu kommen, die Hoffnung auf neue Weiſe reich zu werden; aber das ſei doch eben nichts Neues und hätte wenig zu bedeuten, entgegnete Wehrdi.

Das, was ihr bei den Gytiwylern ſeht, ſagte der Pfarrer, iſt aber nicht bei ihnen alleine, ſondern allenthalben iſt eine ähnliche Bewegung oder Störung in den Gemüthern, und gerade dieſe Störung wird das Neue gebähren.

Aber auch hier hält ſicher das Böſe nicht Stich. Allerdings werden die erſten Früchte der ſich verbreitenden Bildung wurmſtichig ſein wie die erſten Aepfel, die erſten Zwetſchen; wie eigentlich deren ſchon lange im Lande ſichtbar ſind und der Aufklärung einen ſo üblen Namen zuwege gebracht haben: verdrehte Rechtsagenten, ungläubige

Halbherren und aufgeblaſene Gewerbsleute, die über alles in der Welt ſchimpfen und doch zu nichts zu gebrauchen ſind.

Sobald aber einmal die Zeit der Reife naht, ſobald man dieſe Bildung in ein förmlich Syſtem bringen will, dann ſieht die Welt ihre Ungeſtalt, dann erſchrickt man davor, dann ſiegt auch hier der gute Geiſt. Der erregte Hunger und Durſt wird beſſere Speiſe verlangen, die errichteten Anſtalten werden mit einem andern Geiſt erfüllt und wahrhaft geiſtige Bildung wird ſich Bahn brechen in allen Ständen, denn der Bauer hat ſo gut Zeit, ein vernünftiger, denkender Menſch zu werden, als der größte Herr. Nur der Unterſchied wird ſich dann geben, daß der Herr viel weiß von der Kunſt, und Gemälde und Bücher kritiſch zu bereden weiß, der Bauer aber nichts davon weiß, hingegen viel von dem, was Gott ſchafft in und außer ihm. Und dieſe Bildung iſts, die dann mitten in den Kampf treten, der Ausſchließungsſucht ein Ende machen, den Kampf vermitteln, die Stände verſöhnen und die Menſchen vereinen wird. Denn der gute Geiſt iſt immer ſtärker als der böſe, dieſer iſt nur des erſteren Diener, der beſtändig das Böſe will und doch beſtändig das Gute ſchafft.

Herr Pfarrer, redet ihr da vom tauſendjährigen Reich, wo der Löwe und das Lamm holdſelig neben einander an der Quelle ſtehen? und glaubet ihr dann wirklich, daß es bald und auf dieſe Weiſe kommen werde?

Ihr ſeid ein Schalk, Wehrdi, ſagte der Pfarrer. An das tauſendjährige Reich, wie die Propheten es in Bildern darſtellen, wie die Rabbinen es verſinnlichen, wie die meiſten Leute es ſich denken, Jeſus auf einem Schimmel reitend, glaube ich nicht. Aber an die Idee glaube ich. An die Idee nämlich, daß die Welt nicht nur ein Narrenſaal ſei, an deſſen Beſchauung die Himmliſchen ſich ergötzen können, daß ein jeder Einzelne nicht nur ſei ein Eichhörnchen in der Trülle, das andern zum Vergnügen ſpringen muß, bis es alle Viere von ſich ſtreckt. Ich glaube, daß der Einzelne zu einem höhern Leben ſich heranbilden ſoll.

Ich glaube aber nicht nur das, ſondern daß durch dieſe Erziehung des Einzelnen die Geſchlechter auf höhere Stufen ſteigen, daß die Zuſtände ſich veredeln, daß es auf der Welt nach dem Plane Gottes beſſer werden ſoll und muß, daß wenn eine weiſe Hand alles regiert, alle Kräfte, die wir in böſe und gute abtheilen, doch nur Eines ſchaffen können, den Willen Gottes, der ein Ziel will. Dieſes Ziel wird aber nicht mit einmal erreicht, fällt nicht mit einem Satz in die Welt, wie Joggi vom Baum, ſondern die Welt bildet ſich ihm langſam entgegen. Vor Gott ſind tauſend Jahre wie ein Tag. Dieſes Ziel kenne ich nicht, aber deſſen, was ich geſagt, redet der Weltgang mir Zeugniß. Wie früh oder wie ſpät das eintreffen wird, worüber ihr mich ausgelacht, das weiß ich nicht, aber daß dieſe Zuſtände ſich nach und nach herausbilden werden, das zeuget in mir ein Geiſt, der nicht trügt, es iſt ein Geiſt, man nennt ihn mit verſchiedenen Namen. Es iſt der Geiſt des Glaubens, der Offenbarung oder der Geſchichte. Ich bin ſchon manchmal ausgelacht worden um Aeußerungen, die dieſem Geiſte entfloſſen, und wann ich ſagte: Habt nur Geduld, es kömmt ſchon beſſer, ſo ſchimpfte man mich aus. Aber dieſen Glauben trübt man mir nicht, macht mir nicht weiß, er ſei ein Traum. In ihm liegt mir der tiefe Troſt in meinem Amte. Ich weiß, ich nütze etwas. Er bewahrt mich vor jeglichem Haß, denn ich weiß, wie Jeder auch, allerdings auf ſeine Verantwortung hin, ſich gebehrden mag, — er muß doch dem gleichen Zwecke dienen.

Ich weiß, es iſt nicht meine Aufgabe, alles ſelbſt zu machen, ſondern auf alle mich umgebenden Kräfte wirken zu ſuchen im Sinne Gottes, daß ſie eilen die Worte Gottes zu thun auch wider Willen. Ich weiß, von mir hängt es nicht ab, daß es gut geht, es ginge auch ohne mich, aber wenn ich nichts thäte, ſo wäre mein die Verantwortung, mein die Verantwortung, daß Einzelne zurückbleiben auf ihrer Bahn. Ich weiß, das Lob gebühret Gott; darum vermag ich kein Hemmſchuh zu ſein für alles, was ich nicht ſelbſt gedacht, ſelbſt geſagt, ſelbſt gemacht. Ich weiß, es geht vorwärts. Darum vermag ich, geduldig zu ſein, vermeine nicht, meine Weisheit in einem Tage auskramen, meine Einfälle in einem Tage verwirklichen zu müſſen; vermag mich zu orientiren, zu unterſuchen, ob die Kräfte zu dieſem oder jenem Werke in mir oder in Andern liegen; vermag es, jene Kräfte bewegen zu ſuchen, ohne daß es einem Menſchen einfällt, mir dafür zu danken oder mich zu rühmen. Ich weiß, ich bin keine Eintagsfliege und Gottes Plan keine Seifenblaſe, darum haſte ich nicht und zappele nicht, und was meine Bauern dazu ſagen, weiß ich wohl. Sie ſind böſe darüber, daß ich ihnen nicht das Luſtſpiel eines zappelnden Pfarrers aufführen will, welches ſo viele ihnen geben, die an ſolchen gar großen Spaß haben. Ich will nun einmal ſehen, wie ſie zappeln, und allemal, wenn ſie verzappeln wollen, ſollen ſie mich in Liebe finden. Freilich weiß ich wohl, daß —

Herr Pfarrer, ſoll man euch die Suppe an die Wärme ſtellen, rief eine Stimme ſo unverſehens zur Thüre hinein, daß wir ordentlich zuſammen fuhren.

Wie aufs Kommando griffen wir alle drei nach unſern Uhren und fanden zu unſerm Erſtaunen, daß es ſchon weit über 9 Uhr war.

Wir protzten auf, wie der Pfarrer ſagte, es preſſire nicht halb ſo.

Wehrdi ſagte: er hätte noch gerne unſern Strauß wegen der Religion mit mir ausgefochten vor dem Herrn, das laſſe ſich aber dann ein andermal machen. Unterdeſſen danke er für viel Neues, das er gehört. Er wolle fortan die Augen beſſer aufthun.

Ich dankte auch, obgleich ich deswegen nicht viel mehr begriff, und ſchob mich mit dem Andern fort, begleitet von dem Pfarrer bis vor die Hausthüre.

Draußen meinte ich: der Pfarrer könne auch noch reden, wenn er abkomme.

Ja, Schulmeiſter, ſagte Wehrdi, mache nur, daß du auch mal ſo abkömmſt! Gute Nacht! ſagten wir darauf einander und gingen von einander.

Zwölftes Kapitel.

Wie man in Gytiwyl ein Schulhaus baut.

Ich ging heim und mir war, als ob ich ein Wurmpulver im Leibe und ein Wespenneſt im Kopfe hätte. Es gramſelten mir des Pfarrers Reden im Gehirn herum, daß mir faſt wunderlich wurde.

Was er von Religion, Bildung und Neuem und Altem geſagt, ging mir mühlräderiſch im Kopf herum und ich mußte immer und immer wieder denken: wenn doch das ein Landjäger wüßte! Aber während dem ich ſo dachte, entſchlüpfte mir ein Theil der Rede nach dem andern, wie böhmiſche Wörter. Bloß der Geſammteindruck wirbelte mir noch im Kopfe herum, als ich endlich heimkam erſt nach 10 Uhr, zu großem Erſtaunen meiner Frau. Ich muß ein merkwürdig Geſicht gemacht haben, faſt wie der Rathsherr, der mit dem ſammetnen Aermel zum Fenſter ausſah in B., mit ſeinem Aermel den ſämmtlichen Reichthum und mit ſeinem Geſicht die ſämmtliche Weisheit der im Rathsſaale Sitzenden darſtellen mußte. Mädeli frug mich bald, was ich ſo wunderlich drein ſehe und nicht antworte wie ſonſt; was es Appartigs gegeben habe? Ich machte natürlich ein geheimnißvolles Geſicht und that koſtbar mit der Antwort. Und als ich endlich mit derſelben herausrücken, Mädeli die Gräuelsworte alle erzählen wollte, die der Pfarrer ausgeſtoßen, waren ſie mir alle entronnen, wie Fiſche und Krebſe beginnenden Köchinnen. Ich konnte gar nicht begreifen, warum ich von dem, was der Pfarrer geſagt, nichts behalten hatte, während ich die Geſchichte der Bauern vom Abend vorher nicht nur recht gut in Gedanken hatte, ſondern auch leicht durch den Mund bringen konnte. Mein Weibchen fuhr mich nicht übel an über meine Gloſſen über den Pfarrer. Ich wollte meiner Frau des Pfarrers Frevel begreiflich machen, aber heute ſchwieg ſie nicht wie geſtern, ſondern brachte mich endlich zum Verſtummen und verſtummt ins Bett. Es war, als ob der Pfarrer es ihr angethan hätte, ſo hatte ſie den Narren an ihm gefreſſen.

Ich glaube, wenn er geſagt hätte, Butter ſei Speck, ſie hätte ihr Lebtag zu der Butter Speck geſagt. Es iſt merkwürdig, wie der weibliche Glaube an Perſonen ſich klammert und wie ſtark und blind er wird, wenn er eine bedeutende Perſon gefunden, aber auch, wie gefährlich für das Weib, wenn dieſe Perſon dieſe Schwäche mißbrauchen will zu ſinnlichen oder ſündigen Zwecken. An dieſer Schwäche hängt ein bedeutender Theil des Sektenweſens, auf dieſer Schwäche beruht großentheils der Einfluß der katholiſchen Geiſtlichkeit, dieſe Schwäche öffnet dem reformirten Geiſtlichen Thüren und Thore zu Hütten und Paläſten, wenn er an die Herzen zu klopfen weiß. Wohl klopft auch Mancher an die Herzen, und Thüre und Thore ſpringen auf, aber bange bleibt der Klopfende ſtehen auf des Thores Schwelle und geht nicht ein in die Hütte, nicht in den Palaſt. Bärtig und bittend und ehrfurchtgebietend ſteht der alte König Salomo vor ihm und hebt den Finger auf und ſagt: Bewahre dein Herz mehr denn alles, das zu bewahren iſt, denn ein Narr iſt, wer auf ſein Herz ſich verläßt — das habe ich erfahren! Da klopft des Klopfenden eigenes Herz, betrübt wendet er heimwärts ſich, an die Herzen klopfet er fort und fort, aber zu den Thoren geht er nicht ein. Da vernimmt aber bald gar manch Herz ſein Klopfen nicht mehr, weil er nicht eingehen will zum geöffneten Thore. Wer ſich aber auf ſein Herz verlaſſen könnte, innen und außen ſchön wäre, was vermöchte der, wenn er zu den Thoren einginge! Aber ſolche Klopfer ſind ſelten. Pinſel giebt es deſto mehr, die ſchlagen an die Herzen mit Holzſchlägeln und ſpringen nach jedem Schlage an jede Thür, ſchlüpfen durch jede Spalte und möchten jedes Herz mit den Fingern greifen und es vor ihre Brille (denn ohne die ſehen ſie nichts und mit ihr wenig) kriegen, um zu ſehen, wie ſie es zerklopft und wie es geblutet und geweint erbärmlich.

Ueber den Plan ſtund der Punkt feſt, daß das Haus größer ſein ſolle, als das Lättikofer, das war kein Hexenwerk, ferner ſollte es wenigſtens ſo viel koſten, dem unterzog ſich der Zimmermeiſter mit allen Freuden. Die Schul ſtube ſolle keine Almend ſein und der Schulmeiſter nicht eine Wohnung haben, wie ein Herr, beides ließ ſich machen, ohne in Italien Baumeiſter ſtudirt zu haben. Der kitzlichſte Punkt war die Ausführung. Der Zimmermeiſter wollte am Schulhaus bloß arbeiten, wenn ihn kein Bauer wollte, d. h. in den Hauptarbeiten, die Bauer kein Material fahren, wenn ſie die Roſſe ſonſt brauchen könnten, und endlich war der Bauherr, der Kirchmeier, ein Mann, der immer ſagte, preſſiren thue nicht gut, von wegen morgen ſei auch noch ein Tag. So kam es, daß der Bau nicht im Frühjahr, ſondern erſt nach der Heuerndte begonnen werden konnte. Zu dem Ende mußte das alte Schulhaus abgebrochen werden und wir in eine Wohnung ziehen, in welcher im Winter Toni, ein Luzerner Küher, wohnte.

Beim Bau eines Schulhauſes giebt es fünf Hauptpunkte oder fünf Abſätze oder Perioden, welche oft, wenn nicht weltgeſchichtliche Bedeutung, ſo doch weltgeſchichtliche Länge haben.

Der Beſchluß zu bauen, die Wahl der Bauſtelle, die Anſtellung der Zimmermeiſter, die Annahme des Planes und endlich die Ausführung.

Der erſte Punkt war alſo erledigt. Der zweite Punkt kam nicht in Frage, es verſtände ſich von ſelbſt, daß auf dem alten Platz gebaut wurde, dort war das Schulhaus Niemand im Wege. Das iſt oft ein ſehr nützlicher Punkt, Niemand will es zu nahe und Niemand zu weit, dies iſt begreiflich ſchwer zu treffen. Der dritte Punkt hatte ebenfalls nicht große Schwierigkeiten. Es wohnte in der Nähe ein alter Zimmermeiſter, der es den Vorgeſetzten wohl zu treffen wußte. Es war auch ſo gleichſam ein Bauer, ging mit ihnen um, ſcheinbar als wie mit ſeines Gleichen, und hielt dabei doch eine gewiſſe Unterwürfigkeit feſt. Und wenn er einen über das Ohr hieb, ſo wußte er es doch ſo zu machen, daß derſelbe es nicht merkte.

Es that mir doch noch weh, das alte wüſte Haus verſchwinden zu ſehen. Es war Zeuge geweſen von meinen Freuden, meinen Leiden. In dieſem Winkel waren mir Kinder geboren worden, in jenem Winkel hatte das Todtenbäumchen meines kleinen Kindes geſtanden, auf dem Ofen hatten wir ſo oft zuſammen geſeſſen mit offenen Herzen, aus denen Liebe und Vertrauen quollen, an den geborſtenen Fenſtern mit den runden Scheiben war ich ſo oft betrübt geſtanden und hatte zu einer noch heitern Scheibe hinausgeſehen, von welcher Seite her das Glück kommen wolle. Und wenn ich in die Winkel ſah, auf dem Ofen ſaß oder am Fenſter ſtand, ſo weckte mir der bekannte Anblick die alte Stimmung, die alten Gefühle wieder und es tauchte in mir auf die alte Zeit mit ihren Freuden, ihren Leiden. Aber den Leiden hatte die Zeit den Stachel genommen, während die Freuden noch ſo friſche und liebliche Klänge anſchlugen in meinem Herzen! Darum waren mir dieſe Rückerinnerungen ſo lieb, ſo lieb die Orte, die ſie in mir heraufriefen! Darum hätte ich dem alten Hauſe bald nachgeweint, wie einem ſcheidenden Freunde. Mädeli that es wirklich.

Unſer Gärtchen und die herumliegenden Grasplätze mußten wir für dieſes Jahr verſchätzen und die Ziege, die ich endlich zu kaufen vermocht hatte, den Zäunen nachſenden. Dafür entſchädigte uns Niemand. Man ſagte mir, ich könne wohl zufrieden ſein, wenn Niemand davon rede, mir am Lohn abzuziehen, weil ich jetzt eine ſo ſchöne Wohnung bekäme.

Man ſagt, das Bauen gebe langſam, hier wäre der Ausdruck ganz verfehlt geweſen, denn der Bau ging oft lange, lange nicht, von wegen der Kirchmeier meinte, preſſiren thue nie gut, morgen ſei auch noch ein Tag. Im October kam Toni der Küher mit ſeinen acht Kindern und ſeinem zweicentnerigen Weibe vom Berge; man kann ſich denken, was das für ein Wohnen gab in dem kleinen Stöcklein. Am 1ſten Tag des Wintermonats hatte der Kirchmeier die Fenſter nicht akkordirt, am erſten Tag Chriſtmonats waren ſie noch nicht eingehängt, und grimmig war die Kälte und fürchterlich ging der Schnee Menſchen und Vieh zu Leibe. Wir mußten einziehen, aber

Unheimlicheres kann es wohl nichts geben als ein neu Haus, wo weder Wände noch Thüren und Fenſter ſchließen, das Licht im Winde flackert, jede Hand naß wird, die man an eine Wand legt, und bald keine Thüre zugehen will.

Als endlich die Schule beginnen konnte, da entſtund bei mir die Frage: ob nicht eine eigentliche Einweihung des Hauſes ſtatt finden ſollte? Ich hatte etwas über ſolche Dinge läuten hören, aber ich wußte nicht recht, was? Es hatte mich ſchon geärgert, daß man den Pfarrer nicht erſucht hatte, als das Haus aufgerichtet wurde, eine Rede zu halten, und das Haus einzuſegnen; es war mir deswegen auch um ſo unheimlicher im Hauſe. Nenne man es nun Aberglauben, Vorurtheil, kurz wie man will: Gott ſollte alles geweiht werden, nicht nur der Menſch, der geboren wird, nicht nur die Ehe, welche der Menſch mit dem Menſchen ſchließt, ſondern auch das Haus, welches der Gott geweihte Menſch bewohnen ſoll. Das Haus iſt des Menſchen weiterer Leib, das Haus iſt die Herberge ſeiner Freuden und Leiden, das Haus iſt der Zeuge ſeiner Seele; das Haus ſoll aber auch der Magnet ſein, der den Mann und das Weib immer heimwärts zieht, ſoll ihm Troſt und Hafen ſein in allen Stürmen des Lebens; aber nicht Magnet, nicht Troſt, nicht Hafen wird es ihm, wenn nicht Gott mit ſeinem Segen darin wohnt.

Zum Pfarrer ging ich daher mit der Frage: ob da nicht eine Einweihung des Schulhauſes ſtatt finde, und ob er nicht die Hauptſache dabei übernehmen wolle?

Der Pfarrer antwortete: es komme alles darauf an, was man unter Einweihung verſtehe. Verſtehe man darunter ein großes Weſen mit Blumen, Kränzen (angefrornem Buchenlaub), Prozeſſionen ꝛc., ſo wolle er mit der Sache nichts zu thun haben. Er haſſe allen Spektakel, und beſonders jeden heiligen Spektakel, oder vielmehr jeden Spektakel in religiöſen Dingen. Solcher Spektakel ſei gewöhnlich nichts als der Deckmantel für die fehlenden Gefühle, den mangelnden Geiſt. So ſei es meiſt auch mit den Familienſpektakelſtücken, wo man ſich bei jedem Anlaß umarme, und mit rührſam verdrehten Augen einander anblicke, und mit den klingendſten Namen ſich überſchütte mit ſattſamer Beimiſchung des himmliſchen Vaters und ſeines lieben Sohnes. Da fehle gewöhnlich dem Herzen die Wärme, der Seele die Innigkeit, wenn man nicht gar Schlimmeres mit dieſen Worten verpflaſtern wolle. Am Ende laufe der ganze Spektakel auf eine gute Schüſſel hinaus, und manchmal ſogar auf eine Flaſche vom Beſſern, aus welcher der Alte den Jungen die Tropfen zumißt, ſeiner Dulcinea unter vielen: es iſt genug, es iſt zu viel! ein halbes Glas abgiebt, den Reſt wohlbehaglich ſich zu Gemüthe führt, und wenn nicht zufällig ein Zank dazwiſchen kömmt, beide, ehe ſie ſich den Mund abwiſchen, ſprechen: Das war heute wieder ein ſchöner Tag, und die Köchin hat ihre Sache diesmal gut gemacht, das muß man ihr nachſagen. Die letzte Predigt hat gefruchtet.

Solchen Spektakel treibe man auch mit Schulhäuſerweihen. Er wiſſe einen Ort, wo man ſogar den Landvogt dazu entboten, der hätte dem Zuge voranreiten ſollen, er wiſſe nicht mehr, ob auf einem weißen oder braunen Pferde; und zwei Mädchen, ob weiß gekleidet oder anders, wiſſe er auch nicht, aber natürlich mit Blumen überhängt, hätten dann auf Kiſſen dem Landvogt die Schlüſſel des Schulhauſes entgegentragen ſollen u. ſ. w. u. ſ. w.

Der Geiſt ſei's, der da lebendig mache, und dieſen müſſe man allein walten laſſen da, wo etwas an die Seele dringen ſolle; alle äußere Beimiſchung feſſele die Sinne derer, bei denen gewöhnlich nur die Sinne rege ſeien, ſo ſtark, daß dann das Geiſtige keinen Zugang finde, keine Empfänglichkeit.

Verſtehe man alſo unter Schulhausweihe das, daß er die erſte Kinderlehre halten ſolle in demſelbigen, wo ſich dann ein Wort über des Hauſes Bedeutung und ſeinen Segen für das Dorf und die kommenden Geſchlechter ſagen laſſe, ſo ſei er von Herzen erbötig dazu. Brächte ich dann noch einen ſchönen Geſang zuwege, ſo ſei das alles, was er nöthig glaube.

Das war mir doch nicht ganz recht; einen Zug, irgend einen Zug, den ich anordnen könnte und demſelben voranmarſchiren und ihn regieren und vorſingen hätte ich gar zu gerne gehabt. Da ihn aber der Pfarrer nicht wollte und ich allein es mir nicht recht klar machen konnte, wohin man zu ziehen hätte bei 10 Grad Kälte und zwei Fuß hohem Schnee, ſo unterließ ich den Zug — aber ungern.

Der Sonntag kam und auch der Pfarrer. Die Schulſtube war gedrängt voll Weiber, denn die erſte Kinderlehre in einem neuen Schulhauſe hatten ſie noch nie erlebt; es nahm ſie daher ſehr Wunder, wie das zugehe. Der Pfarrer ſprach nun recht deutlich von der Entwickelung des Menſchen, daß jede Kraft in ihm genährt und geübt werden müſſe, und daß er nach dem ſich bilde, was man ihm vormache. Wenn er nur Spatzen pfeifen hörte oder Katzen miauen und keine Menſchen reden, ſo würde er auch wie ein Spatz pfeifen oder wie eine Katze miauen. Aus dieſem führte er den Leuten gar Wichtiges zu Gemüthe. Dann gab er zu bedenken, daß das, was der Menſch lerne, nicht nur für dieſes Leben, aber auch nicht nur für jenes Leben ihm dienen ſolle. Die rechte Lehre lehre den Menſchen hier das Leben beginnen, das er in der Nähe Gottes fortzuführen habe. Sie bringe ihm die rechte Erkenntniß, die Erkenntniß bringe ihm den Glauben, daß in Chriſto und ſeiner Nachfolge für den Menſchen das Heil ſei, d. h. ihn zu ſeiner göttlichen Beſtimmung führe, und dieſer Glaube gebe ihm dann des Geiſtes Kraft, den Kampf der Läuterung, der Heiligung, des Darſtellens von Gottes Ebenbilde zu beginnen. Dieſe Heiligung und Läuterung, dieſes Ebenbild Gottes und die Kraft in Gottes heiligem Willen zu leben, mache ſein Leben aus, bilde die Schätze der Seele, die der Menſch hinübernehme in die andere Wohnung. Alle andern Schätze, alle Geldkiſten, alle gefüllten Speicher blieben auf Erden zurück. Sie ſollten ſich daher einmal gewöhnen, ihrer Kinder Seelen als die Kiſten und die Speicher anzuſehen, die ſie vor allem zu behüten, anzufüllen hätten mit edlen Früchten und Metallen. Dieſe Speicher und Geldkiſten blieben nicht auf der Erde, die folgten ihnen überall nach, ja ſie würden derſelben gar nicht los, auch wenn ſie es wollten, und was ſie in den Seelen aufgeſpeichert hätten oder nicht, das müßten ſie haben in der Ewigkeit; es möge nun ſein, was es wolle, ſo werde es ihnen zum Heil oder zur Verdammniß.

Der Pfarrer redete recht ſchön und ich mußte diesmal doch zu mir ſelbſt ſagen: ſo ſchön hätte ich es nicht gemacht.

Wir ſangen darauf recht ſchön und glaubten, die Leute recht erbaut heimzuſenden.

Beim Herausgehen ſtieß die Frau Ammännin die Frau Statthalterin an und ſagte: Du, wenn unſer Pfarrer nicht ein Narr wird, ſo verſtehe ich mich nicht mehr darauf. Meines Bub's Kopf ſoll ein Speicher ſein und wir ſollen unſere Frucht darein thun, ſie komme uns dann nach in's andere Leben. Der Tüfels Narr, daß ich doch ſo ſagen muß. Wir machen alle Jahr wenigſtens 200 Malter Tinkel, Roggen und Gerſte nicht gerechnet, und das alles in unſers Bub's Kopf, der Tüfels Narr, war denn es ſo! Ich glaube, wenn man es in einen Kopf brächte, man könnte es mitnehmen in den Himmel. Aber das Hineinbringen eben iſt die Kunſt. Der Narr.

Ich hatte auch erwartet, der Pfarrer werde eine Inſchrift über die Hausthüre oder an die Façade angeben, allein er ſagte nichts davon. Da durfte ich auch nichts ſagen, aber eine hatte mir b'ſunderbar wohl gefallen. Sie ſoll im Schwabenland oder in Friesland ſein und lautet alſo:

Allhier erzieht man die Jugend
Zu jeder Wiſſenſchaft und Tugend;
Auch bearbeitet man unartigen Kindern
Den widerſpenſtigen Hintern, —
Und zieht daraus zur Noth
Sein tägliches, kärgliches Brot.

Dreizehntes Kapitel.

Wie der Pfarrer mir die Schule doktern will.

Als die Leute aus der Stube waren, trat der Statthalter zum Pfarrer und ſagte ihm ſchmunzelnd: Nicht wahr, Herr Pfarrer, jetzt haben wir ein neues Schulhaus, und zwar ein noch größeres als die Lättikofer und zwar iſt's bezahlt aus unſerm Geld. Der Schulmeiſter hat eine Wohnung wie ein Landvogt, wollt ihr ſie nicht auch beſehen? So mußte ich mit ihnen die Treppe auf, und wie da Mädeli roth wurde, als der Pfarrer zur Thüre eintrat! Es lag zwar nicht alles darüber und darunter, die Betten waren nicht ungemacht, die Stuben nicht ungekehrt, die Kinder nicht ungewaſchen, der Ofen nicht voll verlöcherter Strümpfe und Hoſen; aber es war das erſtemal, daß der Herr in unſere Stube kam, das erſtemal, daß Mädeli mit ihm reden ſollte, vor dem es ſo großen Reſpekt und zu dem es ſo großen Glauben hatte; darum wurde es roth, und bang klopfte ihm das Herz ſichtbarlich unterm weißen Hemde. Der Pfarrer rühmte Mädeli gar, wie es ſauber Haus hielte, ganz anders als manche Schulmeiſterin, und faſt gar wäre Mädeli dazu gekommen, ihm einen Kaffee zu machen, wenn nicht der Statthalter abſolut den Herrn Pfarrer hätte traktiren wollen. Ihr könnt auch mitkommen, wenn ihr wollt, Schulmeiſter, ſagte er mir, aber ich ging nicht mit. Ich ſagte beim Abſchiednehmen dem Pfarrer: ich hätte gerne mit ihm geredet, wie ich die Schule einzurichten hätte? Was müſſe doch gehen, das mache mir ſchon lange Kummer. Ja, ja, Schulmeiſter, ſagte der Statthalter, wir wollen nicht umſonſt gebaut haben. Ihr müßt unſere Buben geſchickt machen, wir haben es übel nöthig, ſonſt werden uns die Herren zu ſchlau. Der Pfarrer ſagte mir, ich ſolle darüber nachdenken, was ich machen wolle, und dann ſolle ich zu ihm kommen, wir wollten ſehen, wie etwas einzurichten ſei.

Nun ſann ich und ſann, aber ich hatte es faſt, wie jener Zimmermann, der fluchte, wie ihm doch das Sinnen zuwider ſei. Ich brachte nichts heraus, als daß ich großen Fleiß haben müſſe. Am Morgen wolle ich ſchon vor 8 Uhr in der Schule ſein und Nachmittags die Kinder nicht vor 4 Uhr heimlaſſen; wolle während dem Mittag die Federn ſchneiden. Auch dünkte mich, es ſei am kürzeſten, die Heuſtöcke bruchsweiſe rechnen zu laſſen, man verirre am wenigſten, wenn man es einmal könne. Auch etwas Themaſchreiben, dachte ich mir, könne nicht ſchaden; auch Quittungen die Knaben abſchreiben zu laſſen, möchte nützlich ſein. Ich hatte auch etwas von einer Lehr gehört, welcher man die gegenſeitige nennt, die ſolle gar recht gehen, hatte man mir geſagt, aber ich verſtund mich nicht darauf. Ich nahm mir vor, den Pfarrer zu fragen, ob er ſie mir zeigen könne.

Mit dieſen Reſultaten meines Sinnens machte ich mich an einem ſchönen Decemberabend zum Pfarrer auf. Ich theilte ihm die Ergebniſſe meines Forſchens mit und meinen Wunſch, von der gegenſeitigen Lehre etwas zu vernehmen. Der Pfarrer ſagte mir, die gegenſeitige Lehre ſei keine beſondere Lehre, ſondern nur eine beſondere Art und Manier, die Kinder zu unterrichten, ſo nämlich, daß, was ein Kind lerne, es wieder andere lehren müſſe. Auf dieſe Weiſe vervielfältigten ſich die Lehrer, die Kinder würden daher mehr beſchäftigt, ihre Zeit beſſer benutzt. Das Ding gefiel mir gar nicht übel, und ich war gleich bereit, ſchon morgen das Ding in meiner Schule angehen zu laſſen, bemerkend, etwas davon hätte ich immer gemacht; Fragen überhören und Buchſtabiren mit den Kleinern hätte ich mir gar oft durch größere Kinder abnehmen laſſen. Der Pfarrer ärgerte mich mit einem Lächeln, das auf ſeinen Lippen ſchwebte, und ſagte dann noch: Schulmeiſter, das geht gar nicht ſo geſchwinde, ich fürchte, wir würden ein gar arg Pfuſchwerk bekommen, denn damit der gegenſeitige Unterricht gut gehe, ſind zwei Dinge vonnöthen, und ich weiß nicht, wie es mit dieſen beiden bei euch ſteht.

Vor allem aus muß die Schule in Abtheilungen und Klaſſen ſcharf geſondert ſein, nicht nach der Größe oder dem Alter, oder der Zahl der Kühe und Pferde ihrer Väter: ſondern genau nach ihrem Wiſſen und den Stufen, welche man in den verſchiedenen Fächern zu machen pflegt. Wollt ihr eine Schule lancaſteriſch einrichten, ſo müßt ihr alſo vor allem des Stufenganges in jedem Fach euch klar bewußt ſein und müßt genau wiſſen, auf welcher Stufe ein jedes Kind ſteht, auf welchem Punkte es muß angelangt ſein, um es auf eine höhere zu befördern. Zweitens aber müſſen die Kinder, da ſie einander ſelbſt unterrichten, alles klar und beſtimmt wiſſen und deutlich begreifen, ſonſt können ſie nicht deutlich und beſtimmt lehren. Der Unterricht, der ſie zu ſolchem Lehren befähigt, muß daher ein ſehr regelmäßiger und planvoller, verſtändiger und verſtändlicher ſein, ſonſt iſt der gegenſeitige Unterricht der verderblichſte von allen: denn dann wird er zu einem förmlichen Abrichten, und keine Kraft im Kinde wird geübt als das Nachahmungvermögen, welches den Affen bezeichnet. Und wenn ihr auch beides habt, dann erſt geht die Noth an, Schulmeiſter, dann erſt müßt ihr beſtändig hinten und vornen ſein, müßt allgegenwärtig ſein in jedem Kreiſe, müßt ſelbſt Unterricht geben und müßt beſonders dafür ſorgen, daß ihr kein einzig Kind aus dem Auge verliert, daß ihr über jedes alſobald könnt Rechenſchaft geben, ſowohl über ſeine Eigenthümlichkeiten, ſeine Fähigkeiten, als ſeine Kenntniſſe. Was meint ihr nun Schulmeiſter, könnt ihr das Ding morgen angehen laſſen?

Ich ſagte: nein! obgleich ich den Pfarrer nicht recht begriff mit der Klaſſenabtheilung und dem Stufengange. Aber was er denn meine, das gehen ſolle? fragte ich ihn.

Herr Schulmeiſter, ſagte er, vor allem, dünkt mich, wollen wir die Schule ordentlich abtheilen und einrichten in Klaſſen und Abtheilungen. Ihr habt bis dahin nur dieſe Abtheilungen gehabt: A-B-C-Schüler, Buchſtabirer, Leſer und Fragenbüchler in zwei Abtheilungen, ſolchen, die am Fragenbuch noch lernten und ſolchen, die es ausgelernt.

Dieſe Eintheilung beſteht in den meiſten Schulen, ſie beſtimmt den Rang, nach ihr werden die Examenrödel gefertigt. Nun laßt uns auch Religion, Rechnen und Schreiben als Fächer anſetzen, zur Klaſſeneintheilung benutzen, wodurch wir dann auch in dieſe Fächer einen beſtimmten Gang bringen müſſen. Dann müſſen wir nicht nur die Kinder, ſondern auch die Zeit beſtimmt eintheilen, müſſen abzählen, wie manche Stunde man dieſem Fach oder jenem widmen und wie man die Fächer auf die verſchiedenen Klaſſen ſo vertheilen könne, daß ſie ſich am wenigſten ſtören und daß der Lehrer immer an einem Orte ſein könne, ohne daß die andern Klaſſen dadurch beſonders benachtheiligt würden. Ohne einen ſolchen Stundenplan werde die Zeit nie recht benutzt, und bald das eine Fach, bald das andere benachtheiligt, je nachdem der Lehrer in der Laune ſei oder für ein Fach mehr befähigt, als für das andere.

Einen ſolchen Stundenplan hätte ich auch, aber nicht auf dem Papier, ſondern nur im Kopfe, ſagte ich. Da müſſe man ſich aber immer darnach richten: ob wenig, ob viel Kinder da ſeien. Wenn am Morgen aufgeſagt und geleſen ſei, ſo rechneten die Obern, und wenn Nachmittags geleſen ſei, ſo ſchrieben die Obern, was es noch ergeben möge, und dreimal in der Woche ſinge man. Ja, das ſei ganz gut, aber wann die Kleinern rechneten und ſchrieben? fragte der Pfarrer. Ja, das ginge die noch nichts an, mit denen hätte man genug zu thun, ſie leſen zu lehren, geſchweige, daß man ſie noch ſchreiben und rechnen lehren könnte, da käme man nirgends hin. Es werde dem Herrn Pfarrer nicht Ernſt ſein damit? ſagte ich. Gar ſehr Ernſt ſei ihm dieſes, wenn man nicht bei den Kleinen die Schulverbeſſerungen anfange, da wo man meiſt gar nicht daran denke; ſo ſeien alle Verſuche nur Wind und Thorheit. Die meiſten gegenwärtigen Schulen thäten gerade das Gegentheil von dem, was ſie ſollten. Die Schulen ſollten die Fähigkeiten der Kinder entwickeln, und gerade in den Schulen thäten die Kinder verſumpfen, gewöhnten ſich an Gedankenloſigkeit, Ohren zu haben und nicht zu hören, Augen und nicht zu ſehen. Es ſei ein Unſinn, und zwar ein gottloſer, junge Kinder während der Zeit ihrer größten Lebendigkeit und Regſamkeit oft Stundenlang hinter Buchſtaben zu ſetzen, deren Sinn ſie nicht begriffen, um dieſe Buchſtaben anzuſehen Stundenlang und dann während einigen Augenblicken ſie herzuplappern. Dieſe gräßliche Einförmigkeit tödte alles Leben im Kinde, daher lernten Kinder, die zu Hauſe nicht getrüllet würden, in der Schule auf höchſt langſame Weiſe leſen, und eben deswegen erleide ihnen das Lernen ſo furchtbar. Daher käme es, daß eine Menge Kinder in der Unterweiſung weder wüßten, was im Fragenbuch noch was in der Kinderbibel ſtehe, obgleich ſie dieſelben hundertmal durchleſen, noch Acht geben könnten auf das, was der Pfarrer ſage. Es hätte kein Lehrer ſich der Kindergedanken bemeiſtert und Herrſchaft über ſie ausgeübt, ſie fixirt auf einen Punkt; daher würden die Gedanken herrn- und meiſterlos, und Niemand könne ſie feſthalten, am wenigſten die, denen die Gedanken gehörten, daher eine Unzahl Menſchen elende Sclaven ihrer Gedanken, Empfindungen und Triebe ſeien. Daher hätten eine Menge Menſchen keine Augen für die Herrlichkeit der Natur, keine Ohren für die Stimme Gottes, nur Augen und Ohren für das, was ihre Lüſte reize oder befriedige. Daher käme es, daß man eine Menge Schulmeiſter klagen höre im Frühjahr, nun hätten ſie keine Freude mehr an der Schule, die Beſten ſeien ausgetreten und es wäre nichts Rechtes mehr da. Es geſchehe ihnen recht, ſie hätten eben in der furchtbaren Schulunordnung ſich nur mit Einigen abgegeben und nicht mit der ganzen Schule gleichmäßig; daher hätten ſie keinen Nachwachs, daher hätten ſie nur Einige die etwas könnten, die andern taugten nichts, aber durch des Lehrers Schuld. Es hätte eben auch ſelten Einer den rechten Verſtand, eine Schule zu werthen. An den Examen prunke der Lehrer mit einigen Schriften, einigen Rechnungen, einigen Fragen, daß das ganze Examinatoren-Collegium ſämmtlich auf den Kopf ſich ſtelle vor Staunen und wieder Staunen. Wie erbärmlich es mit den übrigen ausſehe, das beachte dann Niemand; daß das die beſten Schulen ſeien, wo durch die ganze Maſſe durch ein gleichmäßiges Streben ein gleichmäßiges Ergriffenſein und Fortſchreiten ſich zeige, das beachte ebenfalls Niemand.

Wenn es mir daher aufrichtig mit einer Schulverbeſſerung Ernſt ſei, ſo müſſe ich von unten auf anfangen. Nicht nur werde es ſich zeigen, wie weit ich es im Rechnen und Schreiben z. B. bringe, wenn ich früher anfange, ſondern auch, wie ganz andere Kinder, wie faſſungsfertig ich ſie erhalte, wenn es mir gelinge, die aufgeweckten, lebendigen Kleinen aufgeweckt und lebendig zu erhalten in der Schule. Laſſet dieſe Kleinen zu mir kommen, habe der Heiland geſagt, und gerade die Kleinen ſeien es, die man in ſogenannten chriſtlichen Schulen auf die heilloſeſte Weiſe vernachläſſige.

Ich ſaß da, wie vom Himmel herabgefallen. Alſo ſollte ich jetzt nicht nur mit Reichen und Armen, ſondern ſogar noch mit Kleinen und Großen ſchreiben und rechnen in der Schule! Da ſchiens mir wirklich, als ob die Frau Statthalterin recht hätte, und es mit dem Pfarrer nicht ganz richtig ſei in ſeiner obern Kammer. Nachdem ich den Pfarrer lange darauf angeſehen hatte, was für ein Geſicht er eigentlich zu ſolchen Dingen mache, ſagte ich ihm beſcheidentlich: ich wüßte nicht, wie das gehen ſollte, ich zweifle, ob die Kinder ſo klein ſchon einen Verſtand hätten zu ſolchen Dingen; dann hätte man in einer ſo großen Schule nicht viel Zeit, ſich mit den Kleinen abzugeben, man möchte ja jetzt kaum kommen nur mit dem Leſen und Buchſtabiren: und endlich wüßte ich nicht, was die Bauern dazu ſagen würden, ſie ſeien das nicht gewohnt.

Der Pfarrer ſagte mir: ich ſolle doch ſagen, was die Kleinen für einen Verſtand brauchten zu den Dingen, die ich jetzt mit ihnen mache? Ob es dann einen andern Verſtand brauche, um einen geſchriebenen oder einen gedruckten Buchſtaben zu erkennen, oder eine Zahl? Etwas

Univ. Bibl.

nachzubilden ſei ja der Kinder größtes Vergnügen, ich ſolle ſie nur betrachten in ihren Spielen. Er wolle wetten, wenn der Lehrer es verſtändig anfange, ſo hätten die Kinder ein viel größeres Vergnügen an der Schule als früher, ja ihr Vergnügen wüchſe in dem Maaße, in welchem ihr Thätigkeitstrieb beſchäftigt werde. Auch ſolle ich nachdenken, ob dann eigentlich die meiſten Kinder nicht vom 1ſten bis zum 4ten Jahr am meiſten lernten in ihrem ganzen Leben. Und wenn man es vernünftig anfange, ſo könne man Kinder von 6—7 Jahren, ohne ihnen ein Buch in die Hand zu geben, weit geſcheuter haben, als jetzt 16—17 jährige Kinder.

Ich wollte das dem Herrn Pfarrer glauben, ſagte ich, aber da lernten die Kinder deſto länger nicht leſen, und gegenwärtig brächte man es bei manchem ſchon nicht dahin, daß es leſen könne, wenn es in die Unterweiſung ſolle.

Gerade das Gegentheil werde geſchehen, ſagte der Pfarrer. Ich ſolle doch nicht glauben, daß das Kind in der Zwiſchenzeit, während der Lehrer nicht bei ihm ſei, leſen lerne. Nicht die Hälfte der Zeit ſehe es ins Buch, und wenn es darein ſehe, ſo geſchehe es gedankenlos. Erhalte man es aufgeweckt durch andere Fächer und erleide es ihm nicht, daß es nur das Buch und immer das Buch habe, ſo komme es mit doppeltem Appetit wieder zum Buche und lerne in einer Viertelſtunde mehr als ſonſt in zwei Stunden. Ich ſolle doch nur an das Lied vom Schloſſergeſellen denken.

Ich ſchüttelte für mich ſelbſt den Kopf und dachte, der Herr Pfarrer vor ſeinem Kamin werde doch nicht beſſer wiſſen wollen als ich, wie Kinder lernen und was möglich ſei. Aber zweimal in einer Sache zu widerſprechen, wagte ich doch nicht. Ich zog daher das Andere hervor und meinte: es möge alles recht ſchön und gut ſein, aber ich ſehe durchaus nicht, wo Zeit hernehmen zu Allem, ich möge jetzt ſchon faſt nicht durchweg zurechtkommen.

Das ſei ein kitzlicher Punkt, ſagte der Pfarrer. Schulen von hundert bis zweihundert Kindern ſeien allerdings zu groß. Aber gerade in ſolchen thäte eine beſtimmte Ordnung Noth, und daß man ſo frühe als möglich anzufangen und in die ganze Schule einen beſtimmten Gang zu bringen ſuche. Je beſſere Ordnung ſei, deſto beſſer möge der Schulmeiſter kommen, und je mehr er die kleinern Kinder lehre, deſto leichter komme er mit ihnen fort, wenn ſie älter ſeien. Freilich müſſe hier etwas gegenſeitiger Unterricht Statt finden. Aeltere Kinder könnten gar füglich mit den jüngern leſen und buchſtabiren, beſonders an den ſogenannten Straßburger Tabellen, auch mit ihnen zählen, Ziffern zeigen, zum eigentlichen Rechnungs- und Schreibunterricht finde ſich dann immer einige Zeit.

Alſo ſchreiben und rechnen ſollen ſchon die ganz kleinen Kinder? fragte ich.

Freilich! mit dem A-B-C-Buch ſollen ſie bereits die Schiefertäfelchen zur Schule bringen, ſagte der Pfarrer.

Aber dann habe man ja auch keine Zeit mehr, um auswendig zu lernen, antwortete ich.

Freilich! das ſollen aber in der Schule die ältern Kinder auch gar nicht, das ſollen ſie zu Hauſe machen, weil man ihnen ſonſt nichts anders aufgeben kann, in der Schule ſollen ſie es nur aufſagen.

Da ſtunden mir denn doch faſt die Haare zu Berge ob dieſen neuen, grauenvollen Dingen. Aber, Herr Pfarrer, was werden die Bauern dazu ſagen? werden ſie nicht ſagen: ich wolle die Religion aus der Schule thun und die Kinder zu lauter Agenten machen?

Sie werden allerdings ſchreien, wie über alles Neue, man muß daher nur langſam anfangen. Es werden immer einige Bauern ſein, die ihre Kinder ſo früh als möglich geſchickter als die andern haben möchten, bei dieſen kann man anfangen; andere kommen nach und die Armen ſchmuggelt man am Ende dann auch ein.

Aber, Herr Pfarrer, und die Religion? wenn die Leute ſo aufgeklärt werden, wo bleibt dann der Glaube?

Es glaube bereits kein Agent etwas mehr, und es giebt auch unter den vornehmern und durchriebenern Bauern ſolche, die nichts mehr glauben.

Mein lieber Schulmeiſter, das iſt ein langes Kapitel, diesmal nur Einiges darüber. Es giebt Uebergänge in der Weltbildung, welche alle Stände mehr oder weniger durchlaufen müſſen. Von den Gelehrten der höhern Stände gehen ſie aus, aber am Ende durchlaufen ſie auch die ungebildetſten Klaſſen. Ein ſolcher Uebergang hatte die Welt ergriffen vor einigen fünfzig und mehr Jahren. Der Verſtand war erweckt worden und ging dem blinden Glauben zu Leibe, dem die ſchlummernde Vernunft, das im Winterſchlaf erſtarrete religiöſe Gefühl nicht zur Seite ſtunden. Der Verſtand, den ſeine Flügel nicht über das Irdiſche, Sinnliche tragen, erhob ein Triumphgeſchrei, gebehrdete ſich üppig und übermüthig wie ein Jüngling im Flegelalter, und läugnete frech alles Ueberſinnliche ab, predigte förmlichen Unglauben, ganz mit dem gleichen Recht, wie ein Blinder die Sonne läugnen kann oder ein Tauber die Schönheit der Töne nicht begreifen will, ihr Daſein ſogar in Abrede ſtellt. Nun bleiben freilich Menſchen ihr Lebenlang in dieſem Flegelalter, wie ich euch Beiſpiele anführen könnte, aber das Menſchengeſchlecht nicht; ja ein bedeutender Theil iſt bereits hindurch und zu einem ſchönern, geläuterten, innigern Glauben gekommen. Das Chriſtenthum, das viele ſterbend glaubten, hat das Leichentuch, in das man es bereits hüllen wollte, abgeworfen und erhebt ſich in ewig junger Herrlichkeit. Und gerade die Wiſſenſchaften, mit denen man ihm ins Grab läuten wollte, gerade die haben auf die merkwürdigſte Weiſe Gott verklärt, als einmal die Vernunft auch ihr Wort dazu ſprach und das religiöſe Gefühl an der lebendigen Anſchauung unwillkührlich erwacht war. In dieſem Flegelalter aber ſtecken noch eine Menge Menſchen und namentlich ſolche Menſchen, die zu etwas Verſtand und Klugheit gekommen, etwa die Geſetzgebungen haben beſſer begreifen gelernt als früher die Fragen, und die daher glauben, was ſie mit ihrem Verſtändlein, das ſich auf der nächſten Oberfläche der Erde zurechtfinden kann, aber nur auf der nächſten Oberfläche, nicht begreifen können als wie mit fünf Fingern, das ſei gar nicht da. In dieſem Flegelalter ſtecken allerdings eine Menge Agenten und andere Schreiberlein, ſtecken Kaufleute und Krämer, reiche Bauern und alte Landjunker, ſtecken Aerzte auch, die früher etwas von den Naturwiſſenſchaften läuten gehört, und Wirthe, die keinen andern Gaſt kennen, als den, welcher mit der Weinprobe gemeſſen werden kann.

Alle dieſe Leute geben ſich für aufgeklärt aus und darum iſt die Aufklärung auch ſo in übeln Ruf gekommen. Sie ſind geſcheuter in vielen irdiſchen Dingen, als Andere, aber über dieſer einſeitigen Aufklärung ſteht eine viel höhere. Den Leuten, die ſich ſo hoch dünken, fehlt ein geiſtiger Sinn, darum vermögen ſie das Unſichtbare nicht aufzufaſſen, ſo wenig als ein Blinder die Sonne ſieht. Ihnen fehlt ein geiſtiges Gefühl, das religiöſe, darum vermögen ſie Gott nicht anzubeten, darum ergreift das Chriſtenthum ihre Gemüther nicht, ſo wenig als ein Tauber von den ſchönſten Tönen etwas merkt. Laßt alle Muſiken der Welt um ihn aufſpielen, er wird ein ſtupides Geſicht dazu machen und ſpotten über die Muſicirenden, daß ſie ſo dumm thäten um ihn herum. Dieſe unglückliche Aufklärung aber, die nur ins Flegelalter führt, aber nicht heraus, die wird, nehmt es mir nicht übel, Schulmeiſter, gerade in den Schulen, wenn nicht erzeugt doch befördert.

In den einen Häuſern, wo die Leute im Flegelalter ſind, ſehen die Kinder gar nichts Religiöſes, im Gegentheil, was Kirche und Schule bieten, das hören ſie ausführen und beſpötteln. In andern Häuſern, wo die Eltern noch nicht zu der halben Aufklärung gekommen, da lieſt und betet man noch, aber eine herzliche Frömmigkeit, die in herzlichen Worten und erbaulichem Thun ſich ausſpricht, iſt nicht da. Das Beten und Leſen ſind Uebungen, ob man es noch könne; ſind Frohndienſte, damit Gott nicht zürne; ſind mühſelig abgetragene Zinſe, damit Gott nicht einhalte mit ſeinem Segen; ſind Kratzfüße und Complimente, die man dem mächtigen Herrn macht, damit er ſein ſäuberlich mit einem verfahre. Gar oft widerſprechen die Gebete der Eltern und ihre eigenen Worte und Werke ſich auf die naivſte, merkwürdigſte, augenſcheinlichſte Weiſe, daß es auch halbwitzigen Kindern auffallen muß. Das jüngere Geſchlecht erhält zum großen Theil den Unterricht nicht, der aus dem blinden Glauben führt, der zum Denken führt, der den Menſchen befähiget: Alles zu prüfen, und eben durch dieſe Prüfung ein immer lauterer Chriſt zu werden, einen immer feſtern und kindlichern Glauben zu erhalten. Das jüngere Geſchlecht muß wie zu Hauſe unverſtandene Gebete, in der Schule unverſtandene Fragen verſchlucken und ſoll ſie glauben. Dieſe Fragen, ſagt man freilich, werden erklärt, aber die Erklärungen ſagen entweder mit andern Worten das Gleiche, oder ſie machen das noch dunkel, was in den Fragen heiter war, und was in den Fragen dunkel iſt, das machen die ſogenannten Erklärungen widerſinnig.

Dann erklärt man freilich, wie man ſagt, die Kinderbibel, aber höre man doch an ſo vielen Orten dieſe ſogenannte Erklärung. Es iſt ein grauſam Conſtruiren, es ſind grauſame Erklärungen einzelner Worte. Z. B. man ſage zu den Phariſäern: Phariſäer, weil ſie anders beſchaffen geweſen ſeien als andere Menſchen. Der eigentliche religiöſe Punkt und das, was das innere Gefühl erweckt und anſpricht, bleibe unberührt. Was das Kind in der Schule bekomme, das mahne ihn gerade, als ob man einen Beutel mit Schrot oder eine Handvoll Kieſelſteine in deſſen Magen ausleere. Etwas im Magen habe es freilich, aber nichts Verdauliches, nichts, das ſich in Blut und geſunde Säfte auflöſe, ſondern etwas, das ihm Magenweh mache, ihn wenigſtens beſchwere, die geſunde Verdauung hindere, bis es abgegangen ſei. Merkwürdig ſei noch das, daß von allem dem, was der Schulmeiſter ſo unter die Kinder ausleere, das Wenigſte eigentlich verſchluckt werde. Von den kleinern Kindern, welche dieſem ſogenannten Religionsunterricht auch zuhören ſollten, um die man ſich aber ſo durchaus nicht kümmere in der Art des Unterrichtes, daß auf einen Stundenplan ſtehe: Religions-Unterricht; untere Klaſſe: anhören, nachdenken, unbeweglich ſein. — gäben die meiſten auf dieſe ihnen unverſtändlichen Dinge gar nicht Acht. Sie gewöhnten ſich während fünf bis ſechs Jahren, ihre Ohren ganz an einem andern Ort zu haben, ſo lange der Schulmeiſter erkläre oder unterweiſe; ſie ſeien faſt autoriſirt dazu, zu glauben, es gehe ſie nichts an. Kämen nun dieſe Kinder ins Leben, ſo brächten ſie in daſſelbe Klötze todten Glaubens, Floskeln und leere Worte ohne Gedanken, oder manchmal auch gar nichts. Dieſer Glaube diene ihnen nicht als Richtſchnur, gebe ihnen nicht Troſt, wirke kein religiöſes Leben in ihnen. Er halte gegen Angriffe nicht Stich, könne ſich nicht vertheidigen, unterliege nur zu leicht Zweifeln und arte in Unglauben aus. Dieſes namentlich dann, wenn ihr Verſtand in einem weitern Lebenskreiſe erweckt werde, wenn ſie von vielen Dingen hörten, auf die man ſie in der Unterweiſung und in den Schulen gar nicht aufmerkſam gemacht. Der eigentliche Ungebildete ſei beſonders mißtrauiſch, und wenn ein Schalk oder ein Schelm ihm von unbekannten Dingen ſchwatze, ihm den Unglauben predige auf mancherlei Art, ihm vorſpiegle, der Pfarrer und der Schulmeiſter wüßten dieſes auch, aber ſie verhehlten es expreß den Leuten und verkündeten, beſtochen, nicht die Wahrheit, ſo wird der arme Tropf gegen Pfarrer und Schulmeiſter erbittert und halt alles für Lug und Trug, was er von ihnen gehört hat.

Es ſei mit der Religion in vielen Schulen gerade wie mit dem Rechnen in vielen Schulen. Er habe ſchon oft klagen gehört, daß alles Rechnen in den Schulen nichts abtrage; entweder vergeſſen es die Kinder gleich, oder ſie könnten, wenn man ihnen aus dem gewöhnlichen Leben etwas angäbe, nichts damit machen. Das komme daher, weil in ſo viel Schulen die Kinder gleich bei den vier Species anfangen müßten oder gar bei den Kubikrechnungen, und was ſie machen müßten nie wüßten, ihre Rechnungen nie in den Kopf bekämen, ſondern nur für den Augenblick in die Finger. Beim Rechnungs-Unterricht fange man an, vernünftig zu Wege zu gehen; es ſei aber ſchauderhaft, daß man beim Wichtigſten, bei der Religion, noch gar nicht daran zu denken ſcheine und noch immer im alten Schlendrian fortfahre; daß man gar nicht daran denke, eine kindliche Religion ins kindliche Gemüth zum Bewußtſein zu bringen, daß man die Sünde noch nicht erkenne, die Hälfte der Kinder ohne Religions-Unterricht ihre Herzen verharzen zu laſſen. —

Ich muß bekennen, des Pfarrers lange Predigt, denn was war es eigentlich anders? mühte mich. Ich konnte mich aber nicht faſſen, um mich zu vertheidigen; dazu kam mir noch Wehrdi in den Sinn, der mir Aehnliches geſagt, nur nicht ſo ausgeführt. Daher wußte ich nichts anders zu antworten, als daß mir Wehrdi auch den Religions-Unterricht ausgeſchimpft. Es mache es aber ein Jeder, wie er könne.

Gerade der Wehrdi, entgegnete der Pfarrrr, ſei ein lebendig Beiſpiel, wohin ein ſolcher Unterricht, der, wenn er ſchon hier etwas beſſer, dort etwas ſchlechter ſei, doch immer die gleiche Art an ſich habe, abtrage, und wohin er führen könne. Wehrdi ſei es am Ende glücklich gegangen, indem er im Leben auf Solche geſtoßen, die ihn aufgeweckt und zu Gott geführt. Es gebe aber auch ganz andere Ausgänge, und die traurigſten von der Welt bei Leuten, welche im Leben zum Unglauben gebracht wurden aus dem blinden Glauben. So wurde ich einmal an einem andern Orte zu einem Menſchen gerufen, der ein furchtbares Ende hatte in ſeinem Unglauben, ſagte er. Es war ein ſehr alter Mann, den ich ſonſt wenig geſehen, nie mit ihm geſprochen hatte; er floh die Pfaffen, wie er uns nannte, wie die Peſt, und in einer Kirche ſah man ihn nie.

Der Alte, von dem ich rede, hatte eine gewaltige, widerſpenſtige Natur, die auch ſeine Eltern, die ihm durchaus nicht gewachſen waren, erfahren haben ſollen. Der Gang ſeines innern Lebens iſt nicht bekannt worden, weil er ihn Niemand offenbarte. Aber aus der Art, wie er über die Schule und die Unterweiſung ſchimpfte und fluchte, als lauter Lügenwerk, zuſammengeflickt fürs dumme Bauernvolk, läßt ſich ſchließen, daß der erhaltene Unterricht auf blinden Glauben berechnet war und daher ſeinem ſcharfen und grübelnden Verſtand nicht genügte. Zudem wogten in ihm wilde Leidenſchaften; er hatte eine wahre Diebswuth, fremde Weiber ſah er auch gerne. Er hatte überhaupt Luſt zu jeder Spitzbüberei, und um ſich Bahn zu allem dieſem zu machen, ſuchte er nachzuweiſen: daß alle Religion nur Lug der Pfaffen ſei im Dienſte der Obrigkeit, die dummen Bauern, die er ſelbſt nicht wenig verachtete, und daher auch nicht berndeutſch redete wie ſie, im Zaum zu halten. Er ſuchte zu beweiſen, daß Obrigkeit und Pfaffen um die Religion und ihre Gebote ſich ſelbſt gar nicht kümmerten, was ſie doch wohl thäten, wenn ſie nicht wüßten, daß Alles Lug und Trug ſei. Damit glaubte er ſich Erlaubniß zu jedem Laſter erworben zu haben, ſobald er dem weltlichen Richter zu entrinnen vermöge. In ſeiner Gottloſigkeit traf er nie auf Leute, die ihm an Einſicht überlegen waren, die im Stande geweſen wären, ſeinen fürchterlichen Zuſtand ihm ſelbſt mit klaren Worten zu offenbaren. Im Gegentheil, er wurde ſelbſt zum Apoſtel des Unglaubens, denn er traf es in die franzöſiſche Revolution, wo er Gott auf immer abgeſchafft glaubte, ſich die ſinnloſeſten Reden erlaubte und nun meinte, es ſei ihm Alles erlaubt. Da zeigte er, daß er unter Freiheit die Erlaubniß verſtund, nach Herzensluſt ſtehlen zu können; vergriff ſich am Staatsgut und erhielt faſt den Strick um den Hals.

Dieſer Strick und die Umgeſtaltung der Dinge ſchüchterten ihn ein, aber beſſerten ihn nicht. Er predigte ſeinen Unglauben nicht mehr in den Wirthshäuſern und an den Kreuzſtraßen, aber wenn er Knaben verlocken, ſie gegen Schulmeiſter und Pfarrer aufweiſen, ſeine Gottesleugnerei in ihre Seelen ausgießen konnte, ſo war das ſeine

Luſt und Freude. Sein Reichthum mehrte ſich, ſein Land war das beſte im ganzen Dorfe, aber auch ſein Geiz nahm zu. Aus dieſem Hauſe wurde keinem Menſchen etwas Gutes gethan, mit Noth hie und da ein Almoſen gegeben. Als man einmal einem Handwerksburſchen ein Stück Brot reichte, nahm es der Wind und der arme Burſche ſagte: Danke Gott, wenn ichs bekomm. Aber den reichen Mann ſah man an neblichten Tagen auf fremden Aeckern ſtehen, die an ſeine ſtießen, und mit der Schaufel Erde von jenen auf dieſe werfen: ſah ihn, wenn er Pflug hielt, alle Markſteine krumm- oder umfahren, und Furche um Furche ſeinigen. Ja, er hatte den Strick vergeſſen, war wieder frech geworden, und konnte ſich nicht enthalten, Markſteine förmlich zu verſetzen. Mit aller Frechheit und Gewandtheit konnte er ſich nicht mehr herausleugnen, da wurde er verrückt. Die Leute glaubten, er thäte nur ſo, damit man ihm nicht die Ketten anhänge. Der Grund aber lag tiefer. Es war das Auftauchen des Gewiſſens, es war das werdende Bewußtſein: ſiehe, das iſt des Teufels Lohn für ein teufliſches Leben. Sein ſcharfer Verſtand konnte es ſich unmöglich verhehlen, daß er ſich in ſeinem Leben gräßlich getäuſcht. Aber die ſtrafende Gerechtigkeit ging wieder an ihm vorüber, warum, weiß ich nicht. Ob ſie ihn vergaß? ob ſie ein Auge zudrückte? ob Menſchen angeſehen wurden? ich weiß es nicht. Der verrückte Zuſtand ging vorüber, die alte Natur errang wieder den Sieg, wurde frecher als nie zuvor, ſich vorſpiegelnd, ihm könne nichts etwas anhaben, ſeine Frechheit habe ihn befreit vor jeglichem Unglück, ſein Verſtand ſei ſein Glück, ſeine Vorſehung, die ihn nie im Stiche ließen.

Da ſtarb ihm ſeine Frau, die er eigentlich gränzenlos verachtet hatte. Er nannte ſie nur den Docht, den er des Oels wegen genommen, und das Bild des Todes trat hart ihn an, ſeine Hälfte wurde ins Grab gelegt. Da ergriffen ihn zwei Dinge: die Schrecken der Vernichtung, die furchtbare Gewißheit, fort zu müſſen von ſeinen Aeckern und Matten, ſeinen Roſſen und Kühen, und wieder eine gräßliche Ahnung, daß mit dieſem Leben nicht alles aus ſei, daß ſeine gemißhandelte Frau, daß die verführten Knaben, die berückten Weiber jetzt vielleicht vor einem Weſen ſtünden als ſeine Ankläger, welches er durch ſein ganzes Leben verhöhnt, verleugnet. Da waltete in ihm eine unausſprechliche Seelenangſt, Vorboten einer ſpätern Höllenangſt.

Aber es ward die Frau ins Grab gelegt, das Bild des Todes ſchwand aus ſeinen Augen, er fühlte ſich noch ſtark, ungeſchwächt. Die Seelenangſt verrann wenigſtens bis zu einem Grade, daß ſie nicht mehr ſichtbar war, und die alte Natur ergriff die Zügel wieder.

Da ergriffen den ſonſt ſo ſtarken Mann, der kaum wußte, was Krankheit war, der in ein hohes Alter faſt mit den Kräften eines Jünglings gekommen, auf einmal furchtbare Aengſtigungen, daß ihm die Augen faſt aus dem Kopfe traten, daß ihm ward, als ob Einer ihm den Hals zuſammenſchnüre, daß er glaubte, erſticken zu müſſen. Ob ſie vom Blute kamen, ob ſie Vorboten einer Bruſtwaſſerſucht waren, oder von einem Herzfehler? ich bin kein Arzt, ich weiß es nicht. Genug, dieſe auch den beſten Chriſten ängſtigenden Zuſtände weckten auf eine gräuliche Weiſe den wieder ſchlafenden Wurm in ihm. Der Mann, der ſolches nie gefühlt, der ohne Mitleid gegen Andere, um ähnliche Zuſtände bei Andern ſich nicht bekümmert, alle Klagenden verhöhnt hatte: der das Daſein ſolcher Zuſtände, die außer dem Kreiſe ſeiner Erfahrungen lagen, ſo gut weggeſpottet hatte, als was er ſonſt nicht ſah, Gott und die ganze unſichtbare Welt, dem kamen jetzt dieſe peinigenden Anfälle durchaus nicht natürlich vor, ſondern außerordentlich, übernatürlich. Er wähnte, es hange ihm Jemand am Halſe und wolle ihn erwürgen. Er ſchrie, ſeine geſtorbene Frau ſei gekommen, um ihn hinüber zu holen, man ſolle ihm ſie doch fortjagen; er ſah bald dieſen, bald jenen, den er um Seele oder Gut betrogen, auf ſeiner Bruſt knien und ſchrie: der wolle ihm den Herzkaſten eintreten. In der Nacht ſah er den Teufel und alle ſeine Geiſter, bald wollten ſie ſein Bett anzünden, bald ihn in die Hölle reißen: dann ſchrie er mörderlich, ſchrie beſonders nach dem Bonaparte, der ſein Gott auf Erden geweſen, den er nie todt geglaubt, daß der doch komme und den Teufel in die Hölle jage. Dann fluchte er über Bonaparte, an den er ſein Heil geſetzt, der ihn im Stich laſſe jetzt in ſeiner Noth. Es waren fürchterliche Auftritte, alle Nachbarsleute erbebten, wenn das Brüllen des ſonſt ſo gefürchteten Mannes erſcholl. Die meiſten ſtunden auf des Nachts, als ob es wettere am Himmel, und ſangen und beteten, daß der Herr ſie doch verſchone, daß er ſie behüte. Und wohl ſtund auch Mancher näher hinzu, um etwas Näheres zu hören. Da vernahm er den Kampf mit dem Teufel, vernahm das Angſt- und Kampfgeſtöhn des ſonſt ſo frechen Greiſen, bebte zuſammen, ſchauderte bis in das tiefſte Mark hinein und flog eilig wieder ſeiner Hütte zu, ſchob den Riegel feſt und betete ſchlotternd ein: Das walt Gott! Da wars, daß einmal des Nachts ein Großkind von ihm uns alle aus dem Schlafe weckte, das in ſeiner Herzensangſt geflohen war und mich jammernd bat: ich ſolle doch um Gotteswillen raſch kommen, der Teufel hätte den Großvater ſchon unter die Stubenthür. Ich muß es ſagen, mir ſchlug ſtürmiſch das Herz bei dieſem Ruf, mir ſchauderte vor dem Anblick, der meiner wartete, mich jammerte aus tiefſtem Herzensgrund das arme Kind, in deſſen Seele ſchon ein ſolcher Jammer ſich geworfen. Als ich beflügelten Schrittes gegen das Haus kam, hörte ich das Toben des Alten, hörte ihn ſchreien: Nicht wahr, jetzt läſſeſt du mich ſein, jetzt haſt du eins, biſt froh, zu gehen! Zwiſchen durch hörte man harte Fauſtſchläge donnern an den hölzernen Wänden. Seht, wie der ſchwarze Teufel die Treppe abpurzelt, wie er ſich ſtreicht! Steh, Bub, dort hinter dem dritten Pappelbaum ſteht er, gucket, ob ſein Schwanz noch ganz ſei. Nimm die Miſtgabel, Bub, und erſtich ihn geſchwind, geſchwind. Steh, wie ihm dort andere zur Hülfe kommen. Weh, weh, ſie kommen die Treppe auf. Bonapart, wo biſt, komm, hilf! Weh, weh, ſie nehmen mich, ſie hängen mich, ſie ſpannen mich an den

Karren. Die ſchleifen mich zur Hölle. Aber es iſt keine, es iſt beim Donner keine!

Ich ſtund ſchon lange ſtill neben dem Ofen, durch den Bettumhang verdeckt, und trat, um ihn zu beſänftigen ans Bett. Auf dem Tiſch am Fenſter flimmerte eine düſtere Lampe. Als er Jemand gehen hörte, wandte er ſich raſch von der Wand nach der Vorderſeite, und als er meine Geſtalt ſo lang und ſchwarz am Bette ſah, da ließ er einen Schrei aus, der durch Dörfer, Felder und Wälder gehen mußte: Hu, Teufel! wart, Teufel! Teufel! biſt doch da! Mit Blitzesſchnelle fuhr er auf, krallte die Hände mir entgegen; da wars, als ob eine innere Gewalt ihn hemme, es traten ihm die Augen aus dem Kopfe, er ſchnappte einige Male heftig auf, ſtreckte die Zunge heraus, krallte die Hände in den Kopf, als ob er ihn mir anwerfen wolle, dann ſank er zuſammen, ſtreckte ſich, und todt war er. Hinübergegangen war er mit dem Bewußtſein, daß der Teufel ihn geholt. Schrecklicheres kann es wohl nichts geben, und Schrecklicheres ſieht das menſchliche Auge nichts, als das Geſicht dieſes in Höllenangſt Dahingeſchiedenen. Seitdem iſt mir ein Jammer im Herzen geblieben über Tauſende, die ich die gleichen Wege wandeln ſehe in gleichem Geiſte; ein Jammer über ſie, weil ſie nicht mit dem Chriſtenthum ausgerüſtet wurden, das in ihrem Leben und in jeder Zeit ihre Stütze, ihr Stab bleiben konnte.

Das Chriſtenthum bleibt ewig das gleiche, aber wie es in jedem Menſchen neu geboren wird, ſo wird es auch neu geboren in jeder Zeit. Wie es das gleiche bleibt und doch dem Kinde ein anderes iſt, ein anderes dem Manne, und dem Greiſe noch anders ſich verklärt, ſo bleibt es ewig das gleiche in der Zeiten Wechſel, aber dem in der Zeiten Wechſel wechſelnden Menſchen tritt es immer reiner, verklärter, geiſtiger entgegen; denn nicht nur die Kinder wachſen auf zu Mannern und werden Greiſe, ſondern auch die Menſchengeſchlechter ſteigen herauf aus der Kindheit dem Alter entgegen. Das will der Menſch nicht faſſen, er ſieht Millionen zermalmen unter dem eilenden Wagen der Zeit.

Dann erbarmt ſich Gott und läßt ein neues Wehen des Geiſtes wehen über den Erdboden, dann gehen verſchloſſene Augen auf und was todtgetreten ſchien, das ſteht neu, herrlich, verjüngt, lebendig wieder auf.

Ganz andachtig, wohlig und ſchauerlich hatte ich dem Pfarrer zugehört, und als er ſeine Pfeiſe ausklopfte, frug ich nach einigem Schweigen: ob er dann der Meinung ſei, daß man die Fragen abſchaffe und daß man in der Kinderbibel die Wunder beſſer erkläre? ich hätte gehört, das käme jetzt auf.

Das eben ſei nicht ſeine Meinung; aber das meine er, daß man den Kindern mehr zu Herzen, an ihr Gefühl reden müſſe, und jedem Kinde nach ſeinem Alter. Man rede ja im täglichen Leben mit einem ſechsjährigen nicht wie mit einem ſechzehnjährigen, ſowohl in Stoff als Form. Auf die Bücher komme es da viel weniger an, als auf den Lehrer. Ueberhaupt ſolle ich mir die jüngern Kinder ganz beſonders angelegen ſein laſſen, da ſei die Quinteſſenz der Schule, die bis dahin in den meiſten Schulen verpfuſcht worden. Man laſſe ſie ſchmählich anfaulen, eigentlich anbrennen, darum hätte man meiſt auch ſchlechte Schulen. Ich ſolle jetzt darüber nachdenken, wie ich in meine Schule das rechte Leben bringen wolle, ſolle vor allem eine feſte, beſtimmte Ordnung ſchaffen, jeder Minute ihre Arbeit zuweiſen; dann werde ich es erfahren, wie weit man in einer Schule kommen könne, wenn man wolle, und Platz habe, daß man ſich rühren könne. Allerdings, wo nicht Platz ſei, da ſei es ſchwer, da erſticke man in einander, wie die Rüben auf dem Felde, wenn ſie zu dick geſäet ſeien und nicht verdünnet würden.

So entließ der Pfarrer mich wieder mit einem Kopf voll. Ich ſann dem Allem lange nach und fand endlich: der Pfarrer hätte mir doch viel Mühe erſparen, mir ſagen können, wie alles Punkt für Punkt zu machen ſei, vor allem hätte er mir den Stundenplan machen können. Er hatte überhaupt, wie es mir ſchien, einen großen Fehler, daß er nicht beſtimmt ſagte: So und ſo müßt ihr es machen! und daß er einem die Sache nicht ſelbſt einrichtete. Fragte man über beſtimmte Dinge, über die man erſt ſelbſt nachgedacht um Rath, ſo erhielt man ihn freilich. Ich deutete ihm einſt darauf hin, eine Sache, ich weiß nicht mehr welche, ging ihm viel leichter als mir, er ſolle ſie mir doch machen. Da lachte er und ſagte, das thue ich nicht, lieber Schulmeiſter, und zwar aus zweien Gründen nicht; erſtlich müßt ihr euch gewöhnen, über ſolche Dinge ſelbſt zu denken, und erſt, wenn ihr am Haag ſeid, euch aushelfen zu laſſen; und zweitens ſeid ihr ein wunderliches Volk, es würde euch z. B. kaum ein Stundenplan, den ich gemacht, recht ſein, wenigſtens müßte er an allem Krummen Schuld ſein. Ich weiß wohl, daß ein Land iſt, wo man den Schulmeiſtern die Stundenpläne macht, und zwar einen für alle Schulen, ohne irgend eine Berückſichtigung. Man möchte ob Solchem aber auf dem Kopf ſtehen.

Ich könnte euch noch einen dritten Grund ſagen, aber an zweien, denke ich, ſei es einſtweilen genug.

Meiner Frau erzählte ich nur gar wenig von dem, was der Pfarrer mit mir geſprochen, ſie hätte ihm in Allem Recht gegeben. Nur die Geſchichte von dem Manne erfuhr ſie, ſie kam uns beiden die ganze Nacht vor.

Vierzehntes Kapitel.

Wie es mir geht, als auch ich die Schule doktern will.

Ich fing nun an, meine Aufgabe an die Hand zu nehmen, die Kleinen mehr zu beſchäftigen dadurch, daß ich ältere Kinder zu ihnen ſtellte oder ihnen geſchriebene Buchſtaben an die Tafel machte, die ich aus meinem eigenen Gelde hatte anſchaffen müſſen, da die Gemeinde mir ſie abgeſchlagen oder vielmehr verdreht hatte. Wir mußten deshalb eine alte Pfanne nochmals flicken laſſen, ſtatt eine neue kaufen zu können. Die Buchſtaben ſollten ſie einſtweilen bloß kennen lernen, denn ich hatte noch nicht gewagt, zu ſagen, daß die kleinſten Kinder Schiefertafeln bringen ſollten. Ich hatte einigen ſogenannten Leſern geſagt, die aus dem

Fragenbuch in die Kinderbibel kamen, d. h. die als Leſebuch nicht mehr das Fragenbuch, ſondern die Kinderbibel halten, die nun hätten auswendig lernen ſollen: der Pfarrer wolle, daß das daheim geſchehe und daß ſie dafür Täfelchen bringen und ſchreiben und rechnen könnten. Sie brachten mir den Beſcheid zurück: der Vater hätte geſagt, er kaufe keine Täfelchen, das Gekratze trage ſo jung, wo man keinen Verſtand davon hätte, nichts ab, ſie ſollten lernen, wie es von je der Gebrauch geweſen. Dem Pfarrer frage er nichts nach, dem Schulmeiſter zahle er nichts, und wenn er damit nicht zufrieden ſei, ſo ſolle er ihn kommen laſſen, er wolle dem dann ſeine Meinung deutſch ſagen.

Ein Anderer begehrte auf, daß die Kinder Geſchriebenes lernten, ehe ſie das Gedruckte inne hatten, das gebe ein ſchrecklich Wirrwar und ſei nie erhört worden. Einer aber kam, ein Händler, und ſagte mir, er wolle nicht mehr, daß ſein Bube die Fragen auswendig lerne, das G'ſtürm trage nichts ab, er wolle den Knaben bald ins Welſchland thun, dort trügen ihm die Fragen auch nichts ab, es früge kein Menſch darnach. Das gefalle ihm, daß ich auch viel auf Schreiben und Rechnen halte, das ſei doch die Hauptſache, von allem andern hätte man nichts zu eſſen.

Die Leute hatten ſich vorhin kaum um die Schule im Allgemeinen bekümmert, geſchweige denn um ihr Inwendiges. Wenn nun der Schulmeiſter Fleiß hatte, d. h. wenn er immer zu rechter Zeit in der Schule war und die Kinder zuweilen zu Hauſe ſagten: Es hätte heute auch dem Schulmeiſter warm gemacht, er hätte den Rock ausziehen müſſen; und wenn nur das älteſte Kind einen Examenzettel machen konnte, auf dem Buchſtaben einen halben Zoll lang waren, und wenn es hieß: Bueb, bet oder lies! dieſer mit einer mißtönenden Kopfſtimme das Ding herbrüllte, daß die Kunkelſtecken wackelten und die Katze unter dem Ofen herauskam und zur Thüre aus wollte; — wenn es nur alſo geſchah, ſo waren die Leute zufrieden und ſagten: die Kinder lernen brav, wir haben einen Schulmeiſter, man muß ihn rühmen.

Jetzt aber war alles wie ein aufgeſtöbert Wespenneſt. Jeder wollte befehlen, und was dem Einen recht war, wollte der Andere nicht. Es war faſt nicht dabei zu ſein. Ich klagte einmal dem Wehrdi dieſe Noth. Der erklärte mir, dieſes Einmiſchen ſei ganz natürlich, ich ſolle mich deſſen nur nicht viel achten. Es habe jeder Bauer extra für das Schulhaus zahlen müſſen und Holz dazu führen, er betrachte es nun auch als ſein Haus, und wie er in ſeinem Hauſe befehle, ſo meine er auch hier regieren zu dürfen, wenn es ihn ankomme. Aber wie in ſeinem Hauſe er gewöhnlich nicht ſelbſt regiere, ſondern jemand anders, er möge befehlen wie er wolle, ſo müſſe man ihn auch da befehlen laſſen nach Belieben, nichts dagegen ſagen, aber dann auch Schul halten nach Belieben. Zudem ſei es etwas Neues, was ich da gemacht habe, und etwas ſolches ſei ihnen immer zuwider und rege ſie auf, ſo wie ein alter Bauer ſelten eine neue Kutte anziehe, ohne Wochenlang darüber zu ſchimpfen und ſich zu verfluchen: die Schneider könnten alle nichts mehr, ſie ſeien früher viel beſſer geweſen. Am Ende werde aber die neue Kutte auch eine alte und ihnen ſo lieb, als irgend eine frühere alte.

Disputirt nur nicht mit ihnen, Schulmeiſter, ſagte Wehrdi, da hört Niemand auf eure Gründe. Weil eure Gytiwyler auf 10 Pfund hinaus eine ganze Kuh, auf 7 Pfund ihr Unſchlitt, auf 4 Pfund hinaus die Haut zu ſchätzen wiſſen und genau angeben können, wie manches Kalb ſie gehabt und ob ihre Hörner abgeſchabt und zugeſtutzt worden ſeien, was ihr alles nicht könnt, ſo glaubt jeder Gytiwyler zehnmal geſcheuter zu ſein, als ihr, in allen Dingen. Er hat keinen Begriff davon, daß er in allen den Dingen kreuzdumm iſt, die nicht von Roſſen oder Kühen ꝛc. handeln. Iſt er der Schlauſte auf dem Kuhmarkt, ſo meint er auch der Liſtigſte zu ſein in eurem Fache, er lächelt alle Leute aus oder weiß ſie zu verdächtigen, wenn er ſie nicht zum Beſten haben kann. Wenn ich ſo ein Bäuerlein, das nicht zwanzig zählen könnte, ohne von neunzehn auf zwanzig immer zu verirren, mich auslächeln ſah und auf ſeinem Geſicht ellenlang geſchrieben ſtand und die Mund- und Augenwinkel es vierfach ausſprachen: rede nur, biſt doch nur ein Laffe, ſo juckte es mich in allen Mundmuskeln, ihm zu ſagen: er ſei ein gepfropfter Eſel, und Solche, wie er ſei, brauche man in Batavia für nichts anders, als für die Affen das Reden zu lehren. Dann dachte ich, das ſei ja Menſchen Art, daß, je dümmer ſie ſeien, d. h. je weniger ſie begriffen, was ſie nicht wüßten, was ſie alles nicht könnten, deſto mehr zu glauben, Alles das zu ſein, zu wiſſen, zu können, was ſie nicht wären, nicht wüßten, nicht könnten.

Ich ſagte nicht viel dazu, aber ganz dieſer Meinung war ich doch nicht. Mir ſchien es, die Bauern hätten in etwas Recht. Des Pfarrers Meinung hatte mir ſo viel auferlegt, ich fühlte mich gar nicht heimiſch, in dieſem Gange recht unbehaglich, weil ich Vielem nicht nachzukommen wußte. Ich mußte ſoviel darüber hören, daß dieſe unangenehmen Dinge unangenehme Gefühle in mir erzeugten. Ich durfte aber nichts ſagen, doch fragte ich den Pfarrer, wie es denn mit des Händlers Bub ſolle gehalten werden, der nicht mehr die Fragen lernen wolle? und was ich mit denen machen ſolle, die keine Tafeln bringen wollten? Mit dieſen Letztern, ſagte der Pfarrer, ſei nichts zu machen, als daß man ſie nach und nach in der Liebe dazu zu bringen ſuche; für ernſtere Maßregeln fände man nirgends Unterſtützung.

Mit des Händlers Bub ſei es ein anderes. Auswendig müſſe Jeder lernen, wenn auch nicht gerade die Fragen, an denen hange er nicht, aber doch etwas Anderes. Ehedem habe man in den Schulen nichts als auswendig gelernt, manchmal während die Kinder nur noch buchſtabiren konnten, um das Verſtändniß habe keine Seele ſich bekümmert. Das ſei Unſinn geweſen. Aber das ſei eben auch wieder Unſinn, die Kinder gar nicht mehr auswendig lernen laſſen, oder es nur ſo vornehm über die Achſel anſehen zu wollen als etwas, das man noch dulden müſſe, das aber wegzuſchaffen wäre. Das Gedächtniß ſei eine Seelenkraft wie andere und eben nicht die entbehrlichſte, und ſie müſſe geübt und geſtärkt werden, wie jede andere Kraft, wenn ſie zu jedem ihrer verſchiedenartigen Dienſte bereit ſein ſolle. Und gerade die Kinder, welche am ſchwerſten auswendig lernen, müßten am meiſten dazu gehalten werden, ſtatt daß man gewöhnlich aus dummem Mitleiden es ihnen ſchenke. Freilich müſſe man es ihnen zu erleichtern ſuchen, wozu es verſchiedene Mittel gebe. Und gar viele Kinder ſcheinen ein ſchlecht Gedächtniß zu haben, hätten es aber nicht, ſondern nur nicht das Vermögen, ihre Gedanken auf einen Punkt zu fixiren; und das ſei eine Schwäche, die, wenn man nicht mit aller Gewalt dagegen arbeite, das Kind zu allen ernſtern Dingen unfähig mache. Man ſei aber halt noch nicht dahin gekommen, eine Schule zu betrachten als eine Schleife für die verſchiedenen Kräfte des Menſchen, ſondern man betrachte die Schulen nur als Nürenberger Trichter, durch welche man dem Kinde ſoviel einlaſſe, als hinein wolle; und wolle es oben aus, ſo nehme man einen Stämpfel und ſtampfe das Ganze tüchtig zuſammen, damit man noch einen Kübel voll hineinſchütten könne. Man füttert das Kind halb todt und ſtumpft in der Schule ihm alle Kräfte ab. Stellt das daher dem Händler vor und berichtet ihn darüber, ſagte der Pfarrer.

Es dünkte mich, meinte ich, der Pfarrer ſollte die Leute vorbeſcheiden und ihnen ein Kapitel leſen und ihnen befehlen, was ſie zu thun hätten. Wehrdi hätte auch geſagt, die Bauern ſeien zu dumm, als daß ſie ſolche Dinge begriffen, und je dümmer Einer ſei, deſto übermüthiger und einbildiſcher ſei er.

Schulmeiſter, wenn ich die Leute ſehe, will ich mit ihnen reden, das verſteht ſich. Aber mit ihnen aufbegehren, ihnen befehlen, was ſie in die Schule bringen ſollen, das kann ich nicht. Ich habe da keine Macht, meinen Befehlen Kraft zu geben, und das wiſſen meine Bauern ſo gut als ich. Uebrigens laſſen ſich ſolche Dinge nicht erzwingen, ſondern nur einſchmuggeln mit Vorſicht und dadurch, daß die Kinder Liebe dazu gewinnen und die Sache zu Hauſe vertheidigen und das Nöthige dazu erbetteln, wer bittet ohne Unterlaß, der kriegt ſicherlich. Uebrigens ſei der Wehrdi gegen die Bauern viel zu erboſt. Es habe jeder Stand ſeine Fehler und ſein Gutes, ſo auch der Bauernſtand, man müſſe aber jeden Stand einmal nehmen wie er ſei. Ich ſolle nur ſachte fahren, eins nach dem andern nehmen, nicht den Muth ſinken laſſen, es werde ſchon gut kommen.

Als ich mit dem Beſcheid unzufrieden heimkam, — denn es dünkte mich: habe mich der Pfarrer in den Schlamm geſtoßen, ſo könnte er mich jetzt herausziehen, — warteten mir wieder zwei Hausväter. Der eine klagte: ich verſäume mich viel zu viel bei den Kleinen und verſäume darüber die Größeren. Um mit ihnen mit Bohnen und Kaſtanien zu ſpielen (auf dieſe Weiſe wollte ich auf den Rath des Pfarrers das Zählen und Zahlenſyſtem veranſchaulichen aus Mangel eines beſſern Apparats) brauche man keinen theuern Schulmeiſter, das könnten die Kindermägde daheim. Der andere begehrte auf: daß ich die Kleinern nicht ſelbſt überhöre im A-B-C-Buch. Schon drei Tage habe ſein Hanſeli mir nicht aufgeſagt, hätte er geklagt, ſondern nur d's Sigriſte Bäbi, und dem ſeien die Läuſe handvoll am Kopfe herumgekrochen. Ich ſei ehemals ein guter Schulmeiſter geweſen, aber ſeit man ein neues Schulhaus habe, wolle es nicht mehr gut geben, und doch hätte man glauben ſollen, wie das dann geben müſſe.

Funfzehntes Kapitel.

Wie endlich ein Anderer das Doktern übernimmt.

Ich muß bekennen, das machte mich böſe, und noch böſer ward ich, als ich vernahm, daß der Statthalter ſeinen Buben, weil er bei mir nicht fortkomme, in eine der appartigen Schulen thun wolle, die für reiche Bauernſöhnchen in unſerer Nähe errichtet worden. Ich mache viel zu lang am Gleichen, ſein Bueb hätte den gleichen Zettel dreimal hintereinander abſchreiben müſſen. Solches ſei doch wahrlich nie erhört worden. Ich bekam einen rechten Aerger gegen den Pfarrer, der, wie ich wähnte, mich in dieſes alles hinein gewerchet hätte; und ich fing auch an, denen beizuſtimmen, wenigſtens innerlich, welche ſagten, die Pfaffen ſeien alle falſch am Volk, man ſollte ſie alle fortjagen oder mit ihnen akkordiren, ſie machten es auch dafür und wären noch froh. Man könnte es eigentlich auch machen ohne ſie, wenn man einen guten Schulmeiſter hätte, die hätte man alle Tage, den Pfarrer nur an einem Sonntage.

So wurde rings um mich geredet und immer lauter und beſonders in Zeitungen ſtund Aehnliches.

Ehe es ſich Tauſende nur verſahen, war in Folge der Juli-Revolution in Frankreich die Regeneration in der Schweiz vollbracht. Die alte Ariſtokratie verſchwunden, alle Stühle leer, die ſie im Beſitz gehabt; es waren Alle gleich in der Republik Bern und Alle gleich berechtigt zu den leeren Stühlen. Tauſend Schwernoth! was war da jetzt mit dem Kopf zu verdienen, wer einen Kopf dazu hatte! Tauſende ergriff die Reue, daß ſie nicht beſſer für ihre Köpfe geſorgt. Und Mancher holte das Dintenfaß hervor, ſtäubte es aus, weichte mit Waſſer die Kruſte auf und verſuchte mit Bangen im Hinterſtübli: ob er denn wohl noch ſeinen Namen ſchreiben könne!

Man ſchrie, wie an einer Feuersbrunſt nach Löſchmitteln, Spritzen, Eimern und Leuten, nach Bildungsmitteln, nach Schulen aller Art, nach Lehrern von allen Sorten. Gute Schulen, gute Schulmeiſter ſeien die Hauptſache! hallte an allen Bergen wieder, und das Echo brachte die ſüßen Klänge uns zu Ohren: Schulen und Schulmeiſter ſeien die Hauptſache. Und wie ein Fieber ſchien der Bildungseifer das ganze Land ergriffen zu haben, alles ſchien zu zittern und zu beben nach der Zeit, wo die Kinder, wenn ſie aus dem Mutterleibe kämen, der Hebamme entgegenſchrien: einmal eins iſt eins, zweimal zwei iſt vier, wo die Geißbuben und Miſtaufleſer darüber ſich prügelten, ob es zwei oder drei Urzuſtandswörter gebe? ob Gott ein Urzuſtandswort ſei oder ein Geiſt? ob ein Dingwort ein Hauptwort ſei oder gar nichts? Wo jeder Hans Michel im Oberland und im Unterland Doktor wäre irgend einer Wiſſenſchaft, und aus ſeinen Küherhoſen flugs ſchlüpfen könnte in Profeſſorhoſen, wenn er nämlich wollte. Man war überzeugt, jedes Glied und jedes Gliedlein des ſouveränen Volkes hätte einen eigentlichen Bildungsteufel im Leibe, und nur die verdammten Pfaffen mit ihren Weihwedeln und Bannſprüchen hinderten ihn auszuſchlüpfen wie ein Küchlein aus dem Ei. Und wenn man die verdammten Pfaffen wegbrächte mit ihren Weihwedeln und Bannſprüchen von den mit dieſen Teufelchen Schwangern, ſo würde an einem ſchönen Morgen ein Kreiſen das ganze Land ergreifen und am Abend hätten wir das Land rigeldick Leute, gegen die der Ariſtoteles nur ein Eſel und Socrates noch ein ärgerer Eſel wäre. Mit allen möglichen Mitteln ſuchte man die Pfaffen zu verſcheuchen, damit ſie die Kreiſenden ruhig gebären ließen. Während man ſo ſcheuchte und ſchimpfte, wählte man, um die Geburt zu beaufſichtigen, damit nicht etwa falſche Kinder untergeſchoben würden, Behörden. Obenan ein Erziehungs-Departement.

Das Erziehungs-Departement war von Anfang eiferſüchtig gegen alle ihm beigegebenen Behörden, es glaubte mehr als hinreichend Intelligenz und Erfahrung in Allem und für Alle zu beſitzen, und oben drein ſpaltete es ſich noch ſelbſt.

Dieſe Spaltung ſchien von Wahlen auszugehen, wie noch manche andere Spaltung in der neuen Republik; allein ſie hatte ihren tieferen Grund. Es ſcheint ſich auch in einzelnen Mitgliedern die Meinung feſtgeſetzt zu haben, ihrer Meinung geſchehe Eintrag, auch wenn ſie im Departement ſelbſt beſprochen würde, indem ſie ſo in ſich abgerundet ſei, daß ein einziger Feilenſtreich das Ganze verderbte. Dieſer Meinung ſcheint vor allem Herr Fellenberg geweſen zu ſein, der den übrigen Mitgliedern des Erziehungs-Departements ſchroff entgegentrat. Er war der Aelteſte, hatte den berühmteſten Namen und ſchon ſeit Jahren auf Hofwyl allen Widerſpruch abgeſtellt. Es war ein ſehr großes Unglück für ihn, daß er dem Streit die Wendung gab: als ob das Heil der Republik Bern daran liege, ob die pädagogiſchen Anſtalten derſelben zu Hofwyl und unter ſeiner Leitung ſtattfänden oder nicht?

Er führte auch den Streit ganz auf ſeine Weiſe. Herr Fellenberg iſt ein Patrizier von Bern, aber dadurch vor Tauſenden ehrwürdig, daß er nicht auf dem alten hergebrachten Wege von Pöſtlein zu Pöſtlein zu Ehre und Vermögen kommen wollte, ſondern anders. Herr Fellenberg bemerkte das Wehen einer neuen Zeit und ließ auf den Wellen derſelben ſich ſchaukeln: aber das kann ein Berner nicht lange, er faßt mit ſeinen zehn Fingern gerne etwas Beſtimmtes, Poſitives. Daß ſie Idealiſten ſeien, kann den Bernern Niemand nachreden.

Herr Fellenberg ergriff die Landwirthſchaft, und, die Richtung des Zeitalters nach einer rationellern Erziehung erfaſſend, auch die Pädagogik in weiterm Sinn. Bei dieſem Ergreifen von zweien Dingen verband er eine merkwürdige Combinationsgabe. Er verflocht die beiden Dinge ſo ineinander, daß noch heute der Streit darüber waltet: ob die Landwirthſchaft oder das Erziehungsweſen ſein Hauptzweck ſei? der Streit: ob er das Heil der Menſchheit oder ſein eigenes, d. h. Vermögen und Namen, ſuche?

Ein einfältig Bäuerlein gab folgendes Urtheil ab in dieſem Streite, was aber den Streit nicht entſcheiden wird.

Ein ſchlichter Bauersmann in gelbem, halbleinenem Rock, Namens Sepp, ging auch einmal nach Hofwyl; er wollte mit eignen Augen anſchauen, worüber ſo viel geſtritten wurde. In Hofwyl beachtete man ſeine klugen Augen nicht, man ſah nur, daß er zu Fuß kam, kein Engländer ſei, kein Magnat irgend einer Art, darum beachtete man den ganzen Mann nicht. Der ſtieg nun unbeachtet umher, that Fragen hie und da, nahm Priſen aus ſeiner hörnernen Schnupftabacksdoſe. Man antwortete ihm bald unbefangen, bald ſpöttiſch, aber man antwortete doch, verſteckte nichts vor ihm, und des Mannes kluger Blick ſah in alle Winkel, wußte was er fragte und faßte gut die Antworten. Als endlich der Tag ſich neigte, da ging er heimwärts in ſeinen mit Fett geſalbten Schuhen und ſeiner hörnernen Schnupftabacksdoſe. Auf dem nächſten Hügel ſtund er ſtille und ſah noch einmal nieder auf das prächtige Hofwyl mit ſeinen von außen großartigen Gebäuden und noch großartigern Feldern. Nach langem Sinnen brachen ihm unwillkürlich die Worte hervor: Ja, Fellenberg, du biſt ein gewaltiger Mann! du haſt einen großen Kampf gekämpfet; du haſt wilden Boden entſumpft, geläutert, in herrliches Land verwandelt, haſt mächtige Gebäude errichtet und wohlfeil, haſt Lehrſäle und Werkſtätten, Ställe und Keller, wie man ſie nirgends ſieht; haſt Hornvieh und Schmalvieh, haſt Eſel und Pferde, wie ſie wohl Niemand hat, und das Alles haſt du geſchaffen; wahrlich du biſt ein gewaltiger Mann! Aber, Fellenberg, wo haſt du die Menſchen, die du geſchaffen?

Einige dreißig Jahre, ſagſt du, hätteſt du erzogen: wo ſind ſie, deine Erzogenen, deine geiſtigen und leiblichen Söhne? Wo iſt der Kranz von Männern, den du dir ſelbſt geflochten; der dich umſteht und mit feuriger Kraft die Weisheit des Vaters in Thaten verwandelt; in denen dein Geiſt, dein Wille lebt, ſo daß in dir das Bewußtſein erglüht, unſterblich zu ſein in dieſen Männern, fortzuleben in ihnen, wenn längſt dein morſcher werdender Leib verweſet iſt? Wo ſind ſie, die Schaaren von Jünglingen, die in glühender Begeiſterung an dir hangen, dich als ihren Vater verehren und deines Winkes gewärtig, ihr Leben dir zu weihen; welche, wenn die Männer fallen, an ihre Stellen ſtehen und den Namen des Vaters Fellenberg hoch halten, als ihr Panier, daß man ihn ſieht in allen vier Welttheilen, gleich dem Namen des unvergeßlichen Peſtalozzi? Wo haſt du ſie, dieſe Männer, dieſe Jünglinge, wo haſt du ſie, Fellenberg? Du haſt ſie nicht! Ich habe heute nach ihnen geforſcht, ich habe ſie nicht gefunden. Fremde oder kalte Leute umſtehen dich, einſam iſt es um dich, du haſt dir Niemand erzogen, der deinen Namen erhält. Das weißt du, darum ſoll es die Republik thun, meinſt du. Die Gebäude kann die Republik erhalten, das Land zuſammenhalten, aber deinen Namen, Fellenberg, als Bildner und Erzieher, kann ſie nicht erhalten. Anſtalten erhalten keinen Namen; nur der Geiſt, der vom Träger des Namens belebend, begeiſternd ausgegangen, iſt's, der Namen und Anſtalten erhält.

Fellenberg, du armer Mann! gewaltig biſt du wohl, aber einſam biſt du, biſt kein alter Eichenſtamm, an dem junge Gewächſe ſich aufſchlingen, ihn ewig grün erhalten. An dir hat Niemand ſich emporgerankt — weißt du warum? Du ringſt kühn den Todeskampf, aber du wirſt erliegen, denn du armer Mann, — du biſt einſam.

So ſprach das halbleinene Bäuerlein und wendete ſeine geſalbten Schuhe ſeinen zwei Großkindern zu, die ihn grün erhielten.

Wer dieſen Streit einzig hätte entſcheiden können, war Herr Fellenberg. Hätte er Alle reden laſſen und in ſtiller Größe gehandelt mit ſeinen großen Mitteln, gehandelt mit großartigem, großmüthigem Sinn, unbekümmert um alles Gekläff; dann hätten ſeine Werke geredet, die Kläffer wären verſtummt und der Vater ſeines Hofwyls hätte vielleicht der Vater ſeines Vaterlandes werden können. Aber das geſchah nicht. Er war mitten im Streite, und mit einer Leidenſchaftlichkeit, von der man glauben ſollte, ſie könnte nicht wohnen in reinem Bewußtſein, nicht bei einem wahrhaft großen Mann.

Dieſer Streit hatte die unſeligſten Folgen auf den Entwickelungsgang des Schulweſens und ganz beſonders für uns Schulmeiſter.

Schon das Echo von dem Volksgetön über Bildung und Schulen hatte uns wirbelnd gemacht im Kopfe, und man will ſagen, es hätte hier und da Einer Reden geführt, wie in den Decembertagen 1830 eine Kammermagd beim Brunnen: heute müſſe ſie noch fegen und waſchen, über acht Tage könnten es dann die Frau und das Fräulein thun, und ſie wolle beim Kaffeetiſch ſitzen.

Nun aber ſuchte Herr Fellenberg Verbündete gegen das Erziehungs-Departement und die Pfaffen, wählte unglücklicherweiſe uns Schulmeiſter vor allen und machte uns noch unglücklichererweiſe zu leichten Truppen, dem Vortrab; wir wurden die ſogenannten enfans perdus, die man an die gefährlichſten Orte voranſchickte, weil nicht viel verloren war, wenn ſie verloren gingen. Zu dem Ende wurden wir mit allen möglichen Mitteln nach Hofwyl gezogen oder wenigſtens in deſſen Syſtem. Es wurde auf die Achſeln geklopft, ſüße Worte: mein Freund! guter Mann! u. ſ. w. nicht geſpart. Unſere Einbildungskraft wurde mit allerlei reizenden Bildern von Emanzipation von der Pfaffenherrſchaft, würdige, freie Stellung, Anerkennung als die Bildner von 80,000 jungen Staatsbürgern, als des wichtigſten Standes im Staate, als die Arbeiter, die des Lohnes werth ſeien, als Martyrer, denen endlich die Krone gebühre, gewaltig entzündet. Unſer ohnehin reizbares, mißtrauiſch empfindliches Gemüth wurde durch die gehäſſigſten Verunglimpfungen des Erziehungs-Departements und ſeiner Freunde, der Pfaffen, welche dem Schulmeiſterglück im Wege ſtünden, welche allen Willen unſeres Vaters für uns vereitelten, mit dem Staatsſchatz nicht nur nicht herausrückten, ſondern den furchtbaren Verrath an uns begingen, entſumpfte Staatsbürger durch verfluchte ſchlechte Wiederholungkurſe ſyſtematiſch wieder verſumpfen zu wollen (ein furchtbarer Geiſtermord, in Maſſe verübt an 700 wackern Männern, den edelſten im Volke!), in förmliche Gährung gebracht.

Wer will es uns nun verargen, wenn wir Schulmeiſter, welche die Welt ſo wenig kannten, nicht wußten, was Complimente waren, mit Kniffen und Intriguen nie gefochten hatten, gedrückt von unſerer Lage, belaſtet mit tauſend Sorgen den Kopf verloren und den Boden unter unſern Füßen? Wenn wir Herrn Fellenberg nicht nur als unſern Vater, ſondern auch als unſern Heiland betrachteten, ihm unbedingten Glauben ſchenkten, wer will uns das verargen?

Das hätte noch alles nichts gemacht, aber nun ſetzte man uns auf die Schlachtroſſe und jagte uns hinein in den wüſten Streit. Wir mußten gegen die Pfaffen ſtreiten, lernten ſie betrachten als Uſurpatoren der uns zukommenden Stellung, als die, welche eigentlich das Brot eſſen, das der liebe Gott für uns beſtimmt, in den Häuſern wohnten, die uns zukämen. Je nach den Umſtänden ritt man auch die Bauern an, trat ihnen wenigſtens mit dem Hute auf der Seite unter den Bart. Vor allem aber ritt man gegen das Erziehungs-Departement in Schriften, Zeitungen, Vorſtellungen, und, wo ein Mitglied deſſelben den Mund aufthat, beſonders an Schulmeiſter-Verſammlungen, da fuhr man ihm darüber mit einer Unverſchämtheit, einer Anmaßung, daß mir noch jetzt die Haare zu Berge ſtehen, wenn ich daran denke. Und es war eine Zeit, wo man vor ſolchen Worten bedeutend ſchlotterte.

Dann meinten wir, was wir verrichtet hätten, und ſtunden zuſammen, drückten uns die Hände, ſtrengten uns zu kühnen Geſichtern an und meinten: Denen hätte man es geſagt und wenn es länger ginge, ſo wolle man es ihnen noch ganz anders ſagen.

Der Herd und Schauplatz dieſer blutloſen, aber giftigen Kämpfe waren nämlich auf die allerunglückſeligſte Weiſe die Wiederholungskurſe, welche zur Nachbildung älterer Lehrer angeordnet wurden und in der Idee ganz zweckmäßige waren.

Obgleich man uns die Köpfe aufblies, daß ſie wurden wie ein über das Meer ſchiffender Luftballon, ſo lebte doch noch ein ander Gefühl in uns. Es lebte in uns ein Gefühl, das wir heimlich hielten, aber das um ſo tiefer ſich eingrub, ein Gefühl, daß wir trotz allem Aufbegehren nicht ſeien, was wir ſein ſollten, daß uns unendlich viel fehle, um würdige Lehrer, der Stand zu ſein, auf deſſen

Achſeln das Menſchengeſchlecht ruhe. Eine Ahnung ſtieg in uns auf von der Größe unſeres Berufes und der eigenen Leere, von der unendlichen Entfernung zwiſchen uns, was wir wären, und dem, was wir uns einbildeten. Ein brennender Durſt des Wiſſens kam über uns; in Jung und Alt flammte ein unwiderſtehlicher Trieb auf nach Befähigung.

Es war wirklich rührend und ergreifend, wie dieſer Trieb manchen Mann mit kahlem Scheitel und alter Geſtalt ergriff, wie er hineilete, den neuen Lehren mit einer Anſtrengung zuhörete, einer Menge Schreibereien mit einer Hingabe ſich unterzog, die an einem Jüngling Lob verdient hätte, an einem alternden, das Lernen ungewohnten Manne aber bewunderungswürdig war. Noch rührender aber war es, wie der Mann ſchwankte: Soll ich gehen oder nicht, meinem Triebe folgen oder meinen Umſtänden mich unterziehen? Wie er mit bangem Herzen ſeinen Wunſch ſeinem Weibe vortrug, wie die manche halbe Nacht mit einander überlegten: ob es ſich erleiden möge, ob das Weib die Haushaltung und das Pflanzen beſorgen, die Kinder meiſtern und den ausbleibenden Verdienſt des Mannes entbehren könne? Wie der Wunſch des Mannes immer dringender ward, und das Weib ſeine Thränen im Herzen behielt und dem Manne mit einem Kuſſe nachgab; dann ſeine Garderobe unterſuchte, ſeine zwei Paar leinene Strümpfe neu anſtrickte mit freundlichem Geſicht und ihm ſagte: Mannli, du mußt ein Paar neue Hoſen machen laſſen, ſo darfſt du mir wahrlich nicht gehen; und am Ende die vorräthigen ſieben und einen halben Batzen ſo mit ihm theilte, daß ſie ihm vier in den Sack gab und nur drei und einen halben Batzen behielt. Und wie der Mann weich wurde, aber doch nicht ſtark genug, ſeinen Wunſch aufzugeben. Wie er die Frau tröſtete mit einer beſſern Zeit, und wie er der Frau ſagte, als er mit naſſen Augen von den ſchlafenden Kindern Abſchied genommen, die Frau ihm das Halstuch umgebunden und ein friſch gewaſchenes Nastuch in den Sack geſteckt hatte:

daß er nur der Kinder wegen gehe, damit er bei größerer Geſchicklichkeit eine beſſere Stelle erhalten und ſomit die Kinder beſſer erziehen könne. Und wie er der Frau die Hand reichte und ſie ihn fragte: wann er wohl einmal heimkommen werde! Und wie er unter der Dachrinne an ſeine Taſchen greiſend, die Tabakpfeiſe zu vermiſſen glaubte und wieder hineinging und ſein Weibchen noch einmal ſah und ſeine Tabakpfeiſe in der Taſche fand. Und wie nach hundert Schritten ſein Weibchen ihm nachgelaufen kam mit dem Schuhlöffel in der Hand, den er ja immer brauchen müſſe zu ſeinen halb neuen Schuhen. Und wie der Schulmeiſter ihn nach langem Beſinnen wieder zurückgab, weil er denke, es werden an andern Orten auch Schuhlöffel ſein. Und wie ſie dann wieder von einander Abſchied nahmen, nachdem ihnen noch Manches in Sinn gekommen war zu empfehlen. Und wie ſie von einander gingen und zurückſahen, und das arme Frauchen mit fünf Kindern und drei und einem halben Batzen die Schürze erſt vor die Augen nahm, als der Mann um die Ecke war. Und wie ſie ſchluchzend heimging und ſich dann ans Spinnrad ſetzte, um noch ein halbes Tauſend oder einen halben Batzen aus der Kunkel zu ziehen, und wie ſie die Finger in den Augen netzen konnte und doch wieder ein freundlich Geſicht hatte, als das erſte Kind erwachte — das Alles hätte man ſehen ſollen, dann hätte man gewußt, wie heilig ein Wiederholungskurs ſollte geachtet werden, wie er geweiht ſei durch Weiberthränen und Kinderdarben. Ohne es zu ſehen, hätten es vernünftige Menſchen, und Menſchen, die nicht bloß ihre Zwecke im Auge gehabt, wie Napoleon beim Stürmen einer Batterie, wohl denken können.

Aber man dachte an ſolche Kleinigkeit nicht, man vergiftete alle Wiederholungskurſe durch die in dieſelben geworfenen Fackeln des Streites und des Zwieſpaltes. Man raubte den Lehrern die Unbefangenheit, gab ihrem Gemüth eine feindſelige Richtung, und die Curſe ſelbſt baſirte man nicht auf das Bedürfniß, ſondern auf den Schein.

Das Departement war genöthiget, eigene Curſe zu errichten, und wie zwei feindliche Mächte ſtunden die Fellenbergiſchen und departementlichen Curſe einander gegenüber. Und eben dieſe Stellung hinderte die natürliche Entwickelung jedes Curſes, hinderte, daß man unbefangen bis dahin niederſtieg, wo man ſeine Schüler finden konnte, daß man ſich begränzte und unnöthigen Firlefanz bei Seite ließ. Man hatte das Examen vor Augen, hatte Verunglimpfungen vor Augen, und ſo ſchwebten einem dieſe oft mehr vor Augen als die Schulen ſelbſt. Und weil in den Examen getäuſcht werden konnte, ſo erſchienen vor demſelben Spione, Aufſeher mit verwachſenen Hoſen und mörderiſchem Geſicht, den Kopf hochgehalten in ſchwarzer Halsbinde, und ſetzten ſich hin unter die armen Schulmeiſter und verleumdeten ihnen den Unterricht, den ſie ſeit ſo vielen Wochen empfangen, den ſie als einen Schatz hoch gehalten, um deswillen ſie die Weiber weinen, und die Kinder darben ließen. Und die armen Schulmeiſter, welche nicht ſelbſt prüfen konnten, welche auf Autorität hin glauben mußten, denen wurde die Freude geraubt. Es entſtund in ihnen Mißtrauen gegen das Gelernte, es wuchs ihnen ein Stachel im Herzen, daß ſie ein Vierteljahr verloren. Gegen das Lernen wurden ſie gleichgültig, der Durſt nach Weiterbildung war vorüber. Eine Menge Dinge, welche ſie gelernt hatten, dienten ihnen zu nichts, und ſelbſt den erhaltenen Unterricht in den Schulfächern konnten ſie nicht anwenden in der Schule. Der Anknüpfungspunkt war ihnen nicht gezeigt worden. Wie oben geſagt worden: man hatte ſich höchſtens zu den Schulmeiſtern herabgelaſſen und nicht zu der Schule ſelbſt, wie ſie mit einigen Veränderungen faſt durchgehends durch den Kanton beſtund. Als daher einmal ein Schulmeiſter, der eben aus einem Wiederholungskurſe kam, wo man viel arbeitete, ſehr ſyſtematiſch war, Erklärungen auswendig lernte, damit man ja in keinem ſeligmachenden Worte fehle, in einem Examen eine Geſchichte im N. Teſtament ſprachlich, beſonders in Bezug auf das Zeitwort oder

Zuſtandswort, erklären ſollte, ſo erklärte er alles Mögliche, nur kein Zeitwort. Als er gemahnt wurde, doch bald damit anzufangen, ſonſt finde er in der Geſchichte kein Zeitwort mehr, ſo entſchuldigte er ſich damit: er kenne dieſe Methode nicht und ſei an eine ganz andere gewöhnt. Als man ihm ſagte, man ſchreibe ihn ja gar keine Methode vor, ſondern nur, daß er die vorkommenden Zeitwörter erkläre und zwar nach jeder ihm beliebigen Sprachlehre und auf jegliche ihm beliebige Methode, ſo ſagte er wieder: das ſei nicht ſeine Methode, das Zeitwort zu behandeln. Nun, ſo ſolle er es behandeln nach der ihm beliebigen Methode, ſagte man ihm. Da erklärte er ſeine Geſchichte aus und fragte dann einen der vier zu examinirenden Knaben: Du, wenn ich ſage, der Vogel fliegt, kannſt du mir dann ſagen, worin iſt der Vogel? Der Knabe beſann ſich, endlich ſagte er: In der Luft. Nein, der Vogel iſt nicht in der Luft, worin iſt er? Kannſt du es mir ſagen oder du? Er iſt im—e—ne Zu... Zuſt... Zuſta... er iſt ja im—e—ne Zuſtand, in einem Zuſtande iſt der Vogel, wenn er fliegt, ſagt man. Alſo fliegt, iſt ein Zuſtandswort, weil es den Zuſtand ausdrückt, in welchem etwas iſt.

Da war auch der Knopf, von dem ich eben ſprach, der Knopf zwiſchen dem Fach und der Schule nicht gemacht, und zwar auch nicht einmal der Knopf zwiſchen dem abſtrakt Erlernten und der Anwendung auf gegebene Fälle. Auch in der Anordnung dieſer Curſe war unwillkürlich der Streit das Hauptaugenmerk und nicht die Schule ſelbſt, ſonſt hätte man die Anordnungen gewöhnlich früher und gründlicher durchdacht.

Und wenn dann das harrende Weib den heimkehrenden Mann nach ſeiner Beute fragte, da erhielt gar Manches vom muthloſen Mann muthloſe Antworten. Und das arme Weib jammerte: Wäreſt du daheim geblieben!

Die Mitglieder des Erziehungs-Departements hätten entweder Klötze oder Engel ſein müſſen, wenn unſer Aufbegehren und Schimpfen dieſelben nicht hätten erbittern, uns abgeneigt machen ſollen.

Es trat im Departement immer mehr die Meinung zu Tage, daß wir erſt beſſer werden müßten, ehe man uns beſſer beſolden könne, zum Vorſchein, aber nicht klar ausgeſprochen. Man ſtichelte und redete von unanſtändigen fleiſchlichen Gelüſten, was eine unanſtändige Rede war. Eine Rede, die davon zeugte, daß man nicht nachrechnete, wie mit 25 Thalern und einer Familie auszukommen ſei; daß man nicht bedachte, daß ein Schulmeiſter und ſeine Kinder nicht ätheriſche Weſen, ſondern nur Menſchen ſind, die hungrig werden, und im Hunger nach Brot ſchreien. Werden doch, wie man ſagt, auch Profeſſoren hungrig und zwar brav, warum ſollten es nicht auch Schulmeiſter werden? Da ſie auch geiſtigen Hunger fühlten, ſo war der andere ihnen doch wahrlich nicht auf dieſe Weiſe vorzuwerfen. Man redete davon, daß der Staat beſondere Zulagen nicht vermöge, daß man den Eifer der Gemeinden (o Gott erbarm!) zu Verbeſſerung der Schulen durch unbeſonnene Staatszulage nicht lähmen ſolle ꝛc.

Von Allem das Merkwürdigſte war, daß auch hier Vater Fellenberg mit dem Erziehungs-Departement faſt gleicher Meinung, daß er ein ganz Anderer war jetzt, da es auf Geld, als ſonſt, wo es nur auf Worte ankam.

Aber wir dachten mit gewaltigen Worten und ſpitzigen Federn vor dem Großen Rath zu ſiegen und ließen nun ſchreiben, was das Zeug hielt, und redeten drein, daß es uns dünkte, die Großräthe müßten aus Ton gemacht ſein, wenn ſie nicht auch Feuer und Flammen für uns ſpeien ſollten.

Aber, o Gott, die Leute nahmen es kaltblütig! Nahmen es kaltblütig, als mit dem naſſen Finger eine Hoffnung nach der andern uns durchgeſtrichen und eine Bürde nach der andern auferlegt wurde. Das Departement war von dem Grundſatze ausgegangen, daß der Stand nicht ſei, was er ſein ſolle, daß daher nicht dem Stande, ſondern nur Einzelnen zu helfen ſei, die bereits wären, wie ſie ſein ſollten. Das gute Departement hatte nie gerechnet, was eine Schulmeiſter-Haushaltung, gehalten gleich einer Tauner-Haushaltung, koſte; hatte nicht darauf gerechnet, daß wir auch fleiſchliche Gelüſte hätten: nämlich, uns ſatt zu eſſen, zu trinken, uns zu kleiden; hatte nicht daran gedacht, daß ein guter Fuhrmann ein Pferd nicht nüchtern aus dem Stalle nimmt und ihm ſagt: Wenn du brav läufſt, dann will ich dich auch brav füttern: ſondern, daß er es erſt brav füttert und erſt dann ein braves Laufen von ihm fordert.

Und, o Herr, wie ward uns, als vor allem aus der Entwurf der großen Schulcommiſſion beſeitigt wurde; als unſer Einkommen auf keine Weiſe verbeſſert wurde; als nur das Erziehungs-Departement Geld erhielt, freilich zu Gnadenſpenden für uns; als erkannt wurde, theilweiſe Erhöhung des Einkommens gebe das Recht, eine Stelle lediglich zu erklären; als uns Schule das ganze Jahr durch auferlegt wurde, aber den Gemeinden keine Verbindlichkeit, uns dafür zu entſchädigen; als uns noch eine Menge Dinge auferlegt wurden und dagegen keine Vergütung, keine Erleichterung uns zukam; als der Primarſchule gar noch nach dem Geſetz, von dem man bald ſagte, es werde eine lange Reihe von Jahren durchdauern, bald wiederum es tranſitoriſch nannte, eilf Fächer zugewieſen wurden, in 2 Paragraphen, und zwar im erſten chriſtliche Religion, Sprache, Rechnen, Schreiben, Geſang, im zweiten Linealzeichnung, Geſchichte, Geographie, Naturgeſchichte, Naturlehre, Verfaſſungslehre, Buchhaltung, Haus- und Landwirthſchaft, und Niemand ſo recht ergreifend und aus dem Herzen dagegen und für uns eintrat; als alle Hoffnungen in Trümmer gingen und manche neue Laſt aufging; da zog der Jammer ein in manches Schulmeiſterherz, da umzog Jammer, düſter und ſchwarz wie eine Gewitterwolke, manche Haushaltung!

Da durchſchnitt Manchen von uns die Ahnung, daß wir eigentlich in der allgemeinen Werthung ganz anders ſtünden, als man uns vorgeſpiegelt hatte; daß die Einen nur den Stand ſo hoch geprieſen, den gegenwärtigen Perſonen aber abgeneigt geworden, allerdings zum Theil durch unſere Schuld; daß die Andern uns nur deswegen ſo hoch erhoben, um die Pfaffen, deren Einfluß auf das Volk man fürchtete, deſto tiefer herunter zu machen, verdächtigen, ihnen zur Laſt legen zu können, am gegenwärtigen Zuſtand allein Schuld zu ſein und nicht Gott der Herr; daß eine Menge, wie Gänſe ihrem Führer, dieſem Geſchrei beigeſtimmt, ohne zu wiſſen, was ſie ſchrieen, ohne zu denken, daß dem Geſchrei auch etwas anderes folgen ſolle, ohne von ferne ſich einfallen zu laſſen, daß dieſes Geſchrei ſie etwas koſten könne, nämlich eine Erhöhung unſerer Beſoldungen.

Jetzt glaubten wir das Aergſte erfahren zu haben, — fürchterlich getäuſchte Hoffnungen. Wir verſanken wieder in die alte Apathie und fingen an um ſo emſiger zu weben, zu ſchuſtern, zu tiſchmachern, um das an ſo vielen Verſammlungen unnütz verbrauchte Geld, um die verlorene Zeit wieder einzubringen. Da rüttelte uns eine noch fürchterlichere Nachricht auf einmal wieder auf; die Nachricht: alle Primarlehrer ſollten examinirt werden.

Das Departement hatte dieſes Examen wirklich erkannt und über uns verhängt. Es war ein ſehr kluger Schritt von dem Erziehungs-Departement und ein ſehr wohlthätiger für uns, ungefähr was ein Brechmittel einer Magenüberladung. Klug war der Schritt, weil in dieſem Schritt eine Rechtfertigung des Departements lag, daß daſſelbe nicht mehr für uns gethan. Wir durften nach abgehaltenem Examen viel weniger mehr aufbegehren, gar Mancher wurde ab hohem Roß zum beſchämten Schweigen gebracht. Und endlich kam dadurch das Departement zu einer gründlichen Kenntniß ſämmtlicher ſchulmeiſterlichen Capacitäten, wenn nämlich das Examen auf eine Weiſe abgehalten wurde, daß ein vernünftiges Reſultat daraus entſprang, und wenn die darüber geführten Tabellen auf eine Weiſe abgefaßt wurden, daß dieſes Reſultat in die Augen ſprang.

Potz tauſend, wie wir da wieder aufſprangen und zuſammen; wie da die Rädelsführer wieder ſchönes Spiel bekamen; und die Männerchen, an denen ein weites Maul und ſonſt nichts war, dieſes Maul brauchten, daß man hätte meinen ſollen, in demſelben ſtecken tauſend Donnerwolken und hintendrin die Donnerkeile!

Das Examen lief recht ordentlich ab. Die Herren General-Examinatoren waren manierliche Leute, die Niemand zu hängen oder zu köpfen begehrten. Es waren auch beſonders kluge Männer, die nicht lange zu fragen brauchten, was mit Einem ſei, ſie ſahen es ſchon an von Weitem; man brauchte kaum den Mund zu öffnen, ſo machten ſie ſchon Zeichen in ihre Kalender. Es waren auch verſchwiegene Leute, auch nicht mit einer Sylbe verriethen ſie, was das Examen für Folgen haben werde. Wir waren im Ganzen mit uns und ihnen recht wohl zufrieden; aber böſe wurden wir und räſonnirten über unſere ehemaligen Lehrer, daß die uns nicht in allen Stücken die Antworten gelehrt hatten, die auf der Examinatoren Fragen gepaßt hätten. Wir wußten nicht recht, war dieſes geſchehen aus Bosheit oder Dummheit. In den Fächern §. 2. hatten in unſerer Gegend ſich wenige examiniren laſſen.

Sechszehntes Kapitel.

Wie bei allem Doctern die Schule verdoctert wird.

Es war ein Geſetz, welches allen Schulmeiſtern, die durch die General-Examinatoren für hinlänglich befähigt erfunden würden in den Fächern des erſten Paragraphen, ein Minimum von 60 Thalern zuſprach, wo Holz, Haus, Land angerechnet werden konnten. Allen denen, die nicht hinlänglich befähigt gehalten wurden, wurde nichts zugeſprochen; hingegen erhielten die, welche in den zweiten Paragraphen ſich hatten examiniren laſſen und befähigt befunden wurden, per Fach 10 Thaler mehr, ſo daß das Maximum der Schullehrer-Beſoldung auf 120 Thaler anſtieg. Es war auch befohlen worden, daß kein bisheriges Einkommen ſolle vermindert werden, ſondern daß die Gemeinden, welche bisder ihrem Schulmeiſter z. B. 100 Thaler gegeben, ihm es fürderhin auszubezahlen hätten, auch wenn er nur 60 Thaler oder gar nichts gewerthet worden. Hingegen müßten auch die Gemeinden, welche gar nichts von den Fächern des zweiten Paragraphen begehrten in ihren Schulen und dem Lehrer bis dahin nur 60 Thaler gaben, dem Lehrer das Einkommen bis 120 Thaler erhöhen, ſobald er fähig erachtet worden, dieſe Fächer zu lehren. Freilich war im Hintergrunde auch auf die Beihülfe des Staates gewieſen.

Dieſes Geſetz traf eine Menge Lehrer furchtbar und zerſtörte alle Hoffnungen; zwar ſah man nicht ſogleich in deſſen Tiefen nieder, weil man die beſondere Anwendung deſſelben auf jeden Einzelnen ſich nicht dachte, und Jeder mit der Hoffnung ſich tröſtete, daß er wenigſtens 60 Thaler hoch gewerthet ſei; was doch für Viele in einzelnen Landestheilen eine bedeutende Verbeſſerung ausmachte.

Hingegen ſtellte es die Primarſchule auf den Kopf, indem es dadurch, daß jedes Fach des zweiten Paragraphen mit 10 Thalern dotirt wurde, alſo alle Fächer zuſammen mit 60 Thalern über die andern 60 Thaler aus, während der tüchtigſte Lehrer in den Fächern des erſten Paragraphen nur auf 60 Thaler Anſpruch machen konnte, den Wahn erweckte, als wären die Fächer des zweiten Paragraphen die Hauptſache, als müßten die um jeden Preis eingeführt ſein und daher natürlicherweiſe alle Kräfte der Lehrer auf die Befähigung in dieſen Fächern richtete, während die meiſten Lehrer alle ihre Anſtrengungen nöthig gehabt hätten, ſich recht tüchtig in den Hauptfächern auszubilden. Und dahin wäre es allerdings gekommen, daß man in den Primarſchulen Alles gelernt hätte und Nichts.

Ich muß es bekennen, daß mich dieſes Geſetz nicht erſchreckte. Ich hoffte auf jeden Fall viele Gulden mehr zu bekommen als bisher, denn ich hatte mich auch in einigen Fächern des zweiten Paragraphen examiniren laſſen. Aber Eins machte mir ein wenig bange. Ich dachte, wenn mir die Gemeinde für Fächer zahlen ſolle, die ich nicht lehre, ſo werde ſie gewaltig aufbegehren und ſagen, daß ſei nirgends der Brauch, daß man Dinge bezahle, von denen man nichts habe. Ich glaubte daher am beſten zu thun, alſobald, was ich von dieſen Fächern wußte, einzuführen, und ſchwitzte einige Wochen tüchtig mit den Kindern in der Naturlehre, und der Erdbeſchreibung und der Vaterlandsgeſchichte ꝛc.

Da kam eines Tags der Pfarrer in die Schule, als ich eben in ſolchen Fächern herumtappte. Er ſetzte ſich hin, hörte dem Ding zu, ohne ein Wort zu reden. Als die Schule aus war, blieb er noch und ſagte mir nun ganz manierlich wüſt auf folgende Art: Schulmeiſter, ſagte er, was Tauſend kömmt euch in Sinn, ſo auf einmal in allen Fächern herumzufahren? Eure Bauern räſonniren gräßlich darüber und behaupten, daß ihr die Kinder geradezu dem Teufel zuführet oder wenigſtens dem Antichriſt, und daß die Schule ſeit einiger Zeit ganz verpfuſcht ſei.

Ich erzählte nun dem Pfarrer kurz, daß ich die Sache ſo nöthig glaube, wie das hohe Erziehungs-Departement. Wenn dieſes nicht überzeugt geweſen wäre von der Nothwendigkeit der Sache, ſo hätte es kein ſolches Geſetz gegeben. Uebrigens ſei es mir auch um meine Gulden, die ich viel nöthiger hätte, als der Herr Pfarrer denke, weil mir 1 Gulden mehr zu ſagen habe, als ihm vielleicht hundert. Und ich hoffe doch, der Herr Pfarrer werde mir dieſe Verbeſſerung wohl auch gönnen. Das ſagte ich etwas verblümt, aber doch in dieſem Sinne.

Da ſchaute mich der Pfarrer einen Augenblick ſehr ernſt an, aber bald ſprühte ihm das Lachen wieder aus dem ganzen Geſicht. Ach Gott! ja, mein Schulmeiſter, ich gönne euch Alles, ſogar eure Frau, und um ihretwillen hundertmal mehr an Geld, als ihr erhalten werdet, aber eben deswegen muß ich euch warnen vor Dummheiten.

Das hohe Departement verſteht alles am beſten, das verſteht ſich von ſelbſt. Aber ich denke mir doch, es könne menſchlicher Weiſe nimmer an alles denken und habe z. B. bei Abfaſſung dieſes Geſetzes nicht gedacht, wie unſere Schulen in dieſem Augenblick beſchaffen ſeien und welches die Wirkungen auf die Schulen ſein werden. Ich weiß wohl, es kennt den innern Stand der Schulen durch und durch, und weiß von jeder Schule akkurat, wie weit ſie iſt und was in ihr vorgeht, aber eben vergißt denn doch der Menſch zuweilen, was er weiß. Aber ihr, Schulmeiſter, ſolltet denn doch nicht vergeſſen, wie eure Schule ſteht, und wie ihr mir bei den alten Fächern ſchon geſagt, ihr wüßtet nicht, wie Zeit finden für Alles; und wie ihr mich auf das Korn genommen, als ich euch zumuthete, eine beſſere Ordnung in eure Schule einzuführen und jede Minute zu Ehren zu ziehen. Wie wollt ihr Ordnung erhalten, keine Klaſſe vernachläſſigen, wenn ihr nun noch ein halb Dutzend Fächer auf einmal dazu nehmet? Ihr, Schulmeiſter, ſollt doch eure Bauern nicht vergeſſen, die ihr alle Tage vor Augen habt, und wiſſen, was in ihnen ſteckt. In den Erklärungen der Kinderbibel könnt ihr ihnen tauſend Sachen aus der Natur und die Natur ſelbſt erklären, ſie nehmen es mit Freuden auf. Aber da fangt ihr eigends an mit Naturlehre und Naturgeſchichte, das, meinten ſie, ſei nun die neue Religion, von der ſchon lange gefaſelt worden (wie man ja auch von einer neuen Bibel ſprach), die wolltet ihr nun lehren ſtatt der Gotteslehre, ſtatt der Chriſtuslehre. Dann fangt ihr noch gerade bei dem Heikelſten an, bei dem Sonnenſyſtem, und daß die Sonne ſtill ſtehe, die Erde aber rund umgehe, während es bei euren Bauern ein Glaubensartikel aus den Pſalmen und dem Buche Joſua iſt, daß das Umgekehrte ſtatt finde. Da läſtern ſie nun furchtbar über die neue Lehre, euren Unglauben und den Mißbrauch des Schulhauſes.

Aber, Herr Pfarrer, ſagte ich, ſoll man denn nicht Jedermann die Wahrheit ſagen und die Leute aufklären in ihrem Aberglauben?

Aber, Schulmeiſter, ſagt man dann Jedermann die Wahrheit? Sagt ihr Jedermann: Du haſt eine krumme Naſe, du haſt verdrehte Augen, oder rothe Haare? Sagt ihr Jedermann: Du biſt ein Kameel? wenn er ſich wie ein Kameel gebehrdet! Das im Allgemeinen über das die Wahrheit ſagen. Aber noch insbeſondere muß ich euch bemerken, daß die Leute eine gar wunderliche Religion haben, mit gar mancherlei Anhängſeln beladen; rührt ihnen nur ein Stück an, ſo wackelt entweder das Ganze oder ſie verketzern euch. Gerade ſo hatten es auch die Juden und Chriſtus ließ das ſein, wohl wiſſend, daß alle dieſe Anhängſel ſich von ſelbſt ablöſen würden, wenn der Sinn ſeiner Worte einmal durchdringe. Gerade ſo iſt es mit der Sonne und mit der Erde, das iſt auch ein ſolcher Anhängſel des Glaubens. Habt ihr ihnen einmal einen vernünftigen Glauben feſtgeſtellt, dann fallen ſolche Dinge von ſelbſt weg; aber das müßt ihr zuerſt thun und nicht mit dem Wegnehmen anfangen. Uebrigens, wenn ihr den Nutzen dieſer Lehre für dieſe Leute, und den Schaden, den ſie dieſen Leuten und beſonders euch dieſen Augenblick bringt, abwägt, ſo wißt ihr bald, woran ihr ſeid. Gerade ſo iſt es auch mit der Natur und der Lehre von den Naturkräften. Wollt ihr die abgeſondert von der Lehre von Gott geben, ſo werdet ihr, ihr mögt das hier machen, wie ihr wollt, gelten für einen Heiden, einen Gottesläugner.

Ein Stück des Glaubens iſt auch, daß der liebe Gott den Blitz, wie der Menſch einen Stein, in der Hand habe und ihn ſchleudere auf den, der ihn geläugnet oder geläſtert. Das iſt allerdings richtig, der Blitz iſt in Gottes Hand, d. h. der Blitz wird von Gott regiert, er fährt wohin Gott will, wie das Sandkorn, das vom Meeresſtrand der Wind emporhebt, wie der Stein, der des Knaben Hand entflieht. Aber das Sein des Blitzes in Gottes Hand ſo wie der Ausdruck: Hand Gottes, das ſind bildliche Ausdrücke.

Da ſaß einmal ein Schulmeiſter an einem Leichenmhal wohlgemuth und unterhielt die langſam kauenden Leute mit ſeiner Weisheit. Es wurde erzählt unter anderem, daß irgend ein ruchloſer Statthalter von Gott durch einen Blitz erſchoſſen worden ſei. Dem Schulmeiſter ward wohl, daß er da wieder leuchten könnte in ſeiner Weisheit. Er legte ſich hinten an, legte ſeine Hand auf den Tiſch und die Gabel geradauf in derſelben, wie ein Scepter, und ſagte: Gott erſchieße Niemand mit einem Blitz, die Blitze kämen nur aus den Wolken und nicht aus dem Himmel. Er entwickelte nun ſcharfſinnig die Theorie des Blitzes, wie er durch Reibung zweier Wolken entſtünde und dahin führe, wo der Wind ungefähr ihn hintreibe. So wie der Schulmeiſter in ſeiner Entwickelung vorrückte, rückten die Leute von ihm weg, und als er fertig war, eilten die Meiſten fort in bedenklicher Angſt, Gott möchte ſolche vermeſſene Reden mit einem Blitz ins Haus züchtigen.

Der Schulmeiſter, der ſich ſo unerwartet allein ſah, begann endlich zu merken, was er angerichtet habe, aber er begriff ſeine Dummheit nicht, ſondern hielt über die dummen Leute dummerweiſe ſich auf. Er begriff nicht den frommen Glauben der Leute, die Gottes Leitung Alles unmittelbar zuſchreiben. Als die Gelehrten nach und nach die verſchiedenen Prozeſſe in der Natur entdeckten, entdeckten, daß nicht alles unmittelbar von Gott komme, ſo wurden auch ſie verwirrt und ungläubig. Der fromme Glaube fand ſich aber bald zurecht. Er gab recht gerne zu, daß das Reiben der Wolken den Blitz erzeuge, daß der Windzug ihn führe, aber er behauptete: daß Gott auch der Wolken und der Winde Herr ſei, daß die Wolken ſich entladen, die Winde wehen müſſen nach ſeinem Willen, daß er alſo denn doch auch den Blitz regiere als wie mit ſeiner Hand. So hoch hatte aber jener Schulmeiſter ſich nicht erhoben, darum verurtheilte ihn, und mit Recht, der fromme Glaube ſeiner Zuhörer; und ſo wird es gegenwärtig jedem auf dem Lande gehen, der die Natur und ihre Wunder für ſich appart und ohne Gott nach ihren natürlichen Urſachen erklären will.

Während dem Erzählen war meine Frau eingetreten, um zu ſehen, wo ich bleibe, und hatte recht andächtig zugehört bis ans Ende. Ich hatte ein Leichengebet gehabt und war erſt kurz vor Anfang der Schule heimgekommen, ſo daß ich nicht recht eſſen konnte. Deswegen hatte mir mein Fraueli einen Kaffee gemacht und fürchtete, es möchte kalten. Der Pfarrer gab ihm gar freundlich die Hand und ließ die nicht gleich los, wie es ſonſt der Brauch iſt, ſondern behielt ſie und betrachtete ſie auf allen Seiten. Da wurde Mädeli ganz roth und wollte ſie wegziehen. Aber er ſagte, ſie ſolle ſich nur nicht ſchämen, er habe allemal eine rechte Freude, wenn er ihr die Hand geben könne. Man ſehe ihrer Hand die Arbeit gar gut an und daß ſie dieſelbe nicht ſchone, aber ſie ſei allemal ſo blank und ſauber und appetitlich, daß er ein recht Ergötzen daran hätte. Er wollte, es hätten alle Schulmeiſters-Frauen ſolche, dann wären auch viele Schulmeiſters-Kinder ſauberer und mancher Schulmeiſter kein Schweinigel mehr. Waſſer ſei im Canton Bern überall wohlfeil, und in der Hoffahrt der Reinlichkeit ſollte ein Schulmeiſter mit allem, was ihm angehöre, vorangehen, in keiner ſonſt. Darauf frug er, was ihns hergebracht? und Mädeli mußte es endlich ſagen. Da ſagte er, wenn er wüßte, daß ſie auch eine Taſſe für ihn hätte, hielte er mit. Da wurde Mädeli wieder roth und es gab ein langes Markten zwiſchen dem Pfarrer und ihm, weil es für den Pfarrer appartigen machen wollte, da es allerlei Surrogate nicht geſpart hatte. Allein der Pfarrer wurde Meiſter und trank mit uns von meinem Kaffee, während Mädeli noch immer Entſchuldigungen machte, daß wir nur rauhes Brot hätten und altes und dann noch gar keinen Zucker. Aber der Pfarrer ließ ihm aus dieſem gar nichts gehen, ſondern rühmte es, daß es mich dünkte, er könnte aufhören. Um dieſem ein Ende zu machen, begann ich unſer früher Geſpräch fortzuſetzen und meinte, man könnte alſo doch füglich Naturlehre lehren, aber immer in Bezug auf Gott.

Ja, Schulmeiſter, das kann man, ſagte er, aber man muß dann ſeines Gegenſtandes Meiſter ſein und ihn wirklich mit frommem Sinn aufgefaßt haben. So wie aber viele Schulmeiſter dieſe Fächer kennen, können ſie dieſes nicht, ſie haben etwas von der Natur gelernt und etwas von Gott, aber von beiden nicht genug, daß ſie dieſelben verbinden können: und wenn ſie es auch auf den Stundenplan thun, ſo geben ſie die einzelnen Brocken wieder von ſich, wie ſie ſie geſchluckt haben. Erpreß, Schulmeiſter, habe ich euch, da mir über das Lehren dieſer neumodiſchen Fächer geklagt wurde, zwei Briefe mitgebracht, die ich von zwei Freunden erhalten, mit Beiſpielen, wie dieſe Fächer gelehrt werden, wenn man ſie erzwingen will. Soll ich ſie euch leſen?

Ich hatte das verdammt ungern vor Mädeli, denn die hatte ſchon mit mir deswegen disputirt; allein, was ſollte ich anders als Ja ſagen?

Nun, Schulmeiſter, ſo höret das Erſte, es paßt gerade hieher. In einer Schule, wo auf dem Stundenplan folgende Fächer, außer den gewöhnlichen, angeſchrieben ſtanden: Seelenlehre, Geographie, Naturgeſchichte, Naturlehre in Bezug auf Religion, Schweizergeſchichte, Linearzeichnung und Formenlehre, wünſchte der Schulcommiſſär Einiges aus der Naturlehre in Bezug auf Religion zu hören. Der Schulmeiſter fragte: ob er gleich die Naturgeſchichte damit verbinden ſolle? Wird mich ſehr intereſſiren, antwortete mein Freund. Der Schulmeiſter langte ein geſchriebenes Heft hervor, warf einige Blicke in daſſelbe und begann:

Lehrer: Derjenige, der ſich mit Naturkörpern abgiebt und ſich Kenntniß darin erwirbt, wie heißt man das Fach?

Kinder: Naturlehre.

L.: Was behandelt denn die Naturgeſchichte?

K.: Mehrere: die unorganiſchen Weſen; Andere: nein, die organiſchen! noch Andere: die Zoologie.

L.: Richtig! die Zoologie, oder die Geſchichte der Thiere, wozu man einigermaßen auch die Pflanzen rechnen kann, da ſie auch Leben haben. Was iſt Natur?

K.: Alle Geſchöpfe der Erde.

L.: Kann man nicht anders ſagen, als Geſchöpfe?

K.: Weſen.

L.: Ja, Weſen, oder auch Kör…

K.: Körper.

L.: Ganz recht, Körper! Nun ſagt mir Kinder, in welcher Natur befinden ſich alle Körper?

K.: In Gottes Natur.

L.: Gut! Und worin befindet ſich jeder Körper in Gottes Natur? Nun, wer weiß es? In einem Zu…

K.: In einem Zuſtande.

L.: Wie lange befindet ſich der Körper in einem Zuſtande?

K.: Bis ein anderer darauf fällt.

L.: Ja, oder bis eine Veränderung mit ihm vorgeht. Wie heißen wir nun dieſe Veränderungen? Er Er.. Erſchei…

K.: Erſcheinungen.

L.: Richtig! Und weil ſie in der Natur vorfallen? Naturerſchei…

K.: Naturerſcheinungen.

L.: Als z. B. im Herbſt eine ſtarke Röthe über die Berge war, glaubten die Leute ſchon, das bedeute Krieg. Das iſt Aberglauben. Eben das war eine Naturerſcheinung, ein Nordlicht. — Um ſich nun einen Begriff der Thiere zu machen, theilt man ſie in ähnliche Klaſſen, und zwar vorerſt nach ihrem Blut in drei Klaſſen. Wie heißen ſie?

K.: Mit rothem warmem, rothem kaltem und weißem klebrichtem Blut.

L.: In die erſte Klaſſe gehören die Säu…

K.: Die Säugethiere und Vögel.

L.: In die zweite die Fi…

K.: Die Fiſche und Amphibien.

L.: In die dritte die In…

K.: Die Inſekten und Würmer.

L.: Wie habe ich den Inſekten noch anders geſagt? Glie…

K.: Gliederthiere.

L.: Nennet mir einige; z. B. die Kellerguege, die um und um Beine hat. Und aus der Raupe, was giebt es für ein Inſekt? Eine Pup Pup...

K.: Eine Puppe.

L.: Wie habe ich euch nun geſagt, daß man die Säugethiere abtheile?

K.: In zweihändige.

L.: Dahin gehört der Affe, der am meiſten Aehnlichkeit mit dem Menſchen hat; denn er hat Einbildungskraft, Phantaſie und noch andere Seelenkräfte. Wer kann mir noch ſagen, wie man die Seelenkräfte der Menſchen eintheilt?

K.: Erkenntnißvermögen, Gefühlsvermögen und Willensvermögen.

L.: Wißt ihr, wo die Affen zu Hauſe ſind? In Af...

K.: In Afrika.

L.: Ja, im heißen Afrika. Da giebt es deren, die ſo groß ſind, wie einer von euch Buben. Die heißen Orang-Utang. Man braucht ſie dort als Knechte und Mägde.

Wir hatten einigemal gelacht, und am Schluſſe meinte meine Frau: da habe ſie allerdings nicht viel von Religion gehört, ſondern nur Vieles untereinander, von dem ſie nicht viel begriffen hätte. Das ſind eben ſo Brocken, krauſi mauſi durcheinander, die der Lehrer aufgeſchnappt hat, die das Kind nun auch ſchlucken muß, ein unverdaulich ja ein recht verderblich Zeug, weil es ganz falſche Begriffe erweckt, ſagte der Pfarrer.

Gerade dieſes thut beſonders die zweite Geſchichte, die mir ein anderer Freund ſchrieb.

Auch der kam in eine Schule, wo allerlei Schönes auf dem Stundenplan ſtand, unter andern Fächern auch die Verfaſſungslehre. Er wünſchte von dieſer etwas zu hören.

Lehrer: Kinder was iſt eine Verfaſſung? Was habe ich euch geſagt, was iſt eine Verfaſſung — He? du Mädeli? du Rudeli? He, wenn ein Schriftſteller ein Buch zuſammenträgt, wie ſagt man dann? Er hat das Buch ver... verfaſſ...

Kinder: Verfaſſet.

L.: Ja, Kinder, verfaſſet, alſo wißt ihr jetzt, was eine Verfaſſung iſt. An der Verfaſſung ſind verſchiedene Räthe, welche zu befehlen haben, und denen man gehorchen ſoll. Wie heißen die Räthe? Er... Erz... Erzieh...

K.: Erziehungsrath.

L.: Ja, Kinder, Erziehungsrath, man kann ihn auch Kirchenrath nennen, wenn man lieber will. Dann giebt es aber noch mehr Räthe: Baurath, Kriegsrath. Aber welches ſind die oberſten Räthe? Der kl...

K.: Der kleine Rath.

L.: Und der gro...

K.: Und der große Rath.

L.: Warum ſagt man dem einen kleiner, dem andern großer Rath?

K.: Weil im großen mehr ſind als im kleinen.

L.: Recht, weil im großen mehr ſind, als im kleinen. Aber welcher hat mehr zu befehlen, der große oder der kleine?

K.: Der kleine.

L.: Ja, recht, der kleine, der hat allen andern zu befehlen. Aber könnt ihr mir ſagen, wer iſt der Oberſt von all den Räthen? Der Sch... Schulth...

K.: Der Schultheiß.

L.: Ja, der Schultheiß, der iſt der Oberſt von allen. Aber wir ſind nicht alleine in der Schweiz, es ſind noch andere darin, wie ſagt man denen? Ka... Kant...

K.: Kantone.

L.: Ja Kantone. Und die haben auch einen Rath zuſammen, wie ſagt man dann dieſem Rath? Tag... Tagſ...

K.: Tagſatzung.

L.: Recht, Kinder, Tagſatzung. Und wenn die Tagſatzung zuſammenkömmt, wer iſt dann der Oberſt von denen? Der Lan... Land...

K.: Der Landjäger.

L.: Nein, Kinder! nicht der Landjäger, wie könnt ihr doch was ſo Dummes ſagen. Der Landamman iſt der Oberſt von Allen.

Hier war die Verfaſſungslehre aus und ich wollte dem Lehrer (ſo ſchrieb der Freund) vorſtellen, daß er eine unrichtige Verfaſſung lehre. Aber er antwortete: ſeine Bauern wollten es gerade ſo. Da bemerkte ich ihm, daß, wenn er eine Verfaſſung lehren wolle, er die, welche exiſtire, vordemonſtriren müſſe. Aber er ſagte, ſeine Bauern ſagten: man wiſſe nicht, ob die gegenwärtige zu Jacobi noch ſei, und da hätten die Kinder dann vergebene Mühe gehabt.

Da ich dem Mann nicht begreiflich machen konnte, daß die Mühe noch viel vergeblicher ſei, wenn er die Kinder eine Verfaſſung lehre, die nicht exiſtire und kaum je exiſtiren werde, ſo verbot ich ihm einſtweilen dieſes Fach, auf die Erwartung hin, daß er mich verklage, denn zum Verbieten habe ich gar keine Competenz, im Innern ſeiner Schule iſt jeder Schulmeiſter bis Dato ſouverain.

Das war uns wohl komiſch vorgekommen, aber mir fiel ſchwer auf's Herz, daß der Pfarrer damit meine ich, ſolle die neuen Fächer bleiben laſſen, und ſagte daher: Aber, Herr Pfarrer, es wäre doch gut, wenn die Kinder etwas davon wüßten.

Allerdings, Schulmeiſter; aber wenn ihr den Kinder auf dem Standpunkt, wo jetzt eure Schule ſteht, alles beibringen wollt, was gut wäre, ſo würdet ihr nicht fertig, bis z'Niemerlistag. Alles hat ſeine Gränze, alſo auch eine Primarſchule, auch hier heißt's: bis dahin und nicht weiter! Wollt ihr weiter, ſo wird euch die Schule bald ausſehen, wie jene Fahne, welche ein Schneider aus ſeinen geſtohlenen Lappen zuſammenſetzte. Will man die Primarſchulen weiter ausdehnen, ſo muß man eine ganz andere Ordnung in den Schulbeſuch bringen, deſſen Beaufſichtigung an vielen Orten gränzenlos nachläſſig gehandhabt wird. Zuletzt werden die Kinder vor lauter Gelehrſamkeit gar nichts mehr können, z. B. vor lauter Sprachlehre keinen Brief mehr ſchreiben. Die fangt man an, mit der gleichen Unvernunft zu treiben, wie ſonſt das Fragenbuch. Ja, noch viel unverſtändlicher ſind den Kindern viele ſogenannte Definitionen in der Sprachlehre, als die Fragen. Die Herren, die ſolche Sprachlehren ſchrieben, denken nur an ſich und nicht an die Kinder, für die ſie zu ſchreiben vorgeben.

Aber, Herr Pfarrer, wenn ich die Facher nicht lehre, ſo bezahlen mich meine Gytiwyler nicht dafür.

Dafür, antwortete er mir, laßt das Erziehungs-Departement ſorgen, es hat das Geſetz gemacht, es mag zuſehen, wie es daſſelbe handhabt, entweder muß es beharren oder muß in das Zeichen des Krebſes.

Siebenzehntes Kapitel.

Wie Alles ein Ende nimmt: jeder Jammer und ſogar jedes Buch.

Ich widerredete dem Pfarrer nicht. Aber als er fort war, kam mir allerhand in den Sinn, das ich ihm hätte ſagen ſollen. Nun ſtiegen mir die Bauern ſelbſt auf den Hals und läſterten fürchterlich, daß ich ſie vom rechten Glauben abbringen wolle und wahrſcheinlich die Bibel nie geleſen hätte. Wenn die Sonne ſtille ſtunde, ſo hätte Joſua ſie nicht brauchen ſtille ſtehn heißen, und dann würden wir ſie auch Tag und Nacht ſehen, ſagten ſie. Wer lehre, die Erde gehe ringsherum, deſſen Kopf gehe rings um. Wenn wir rund um führen und Nachts unten wären, ſo würde ja in keinem Brunnentrog mehr Waſſer ſein am Morgen, und da ſei ja das Waſſer das gleiche am Morgen und am Abend.

Solche Reden hörte ich verächtlich an und dachte: ihr Tröpfe! aber ich hielt doch inne. Nur faſt verſtohlen in der Sommerſchule, berichtete ich ſolche Dinge, um mir die Zeit zu vertreiben.

Ach Gott, wie war mir doch die Sommerſchule zuwider! Früher hatte ich nur vier Wochen gehabt, jetzt hatte unſer Schulcommiſſär noch 8 Wochen zugeſetzt. Das Erziehungs-Departement hatte freilich ſtreng befohlen, daß im ganzen Jahr, ohne beſondere Vergünſtigungen, nur acht Wochen Ferien ſein ſollen, und dieſe Vergünſtigungen betrafen zwei, höchſtens vier Wochen. Aber auf dem ganzen Lande gehorchte dieſem Befehl nur, wer gern wollte. Man hielt dafür, die Sommerſchule trüge in Gottesnamen nichts ab. Lehrer und Kinder würden nur faul, commod ſei ſie bloß hie und da, wenn man der Kinder gern los wäre für einige Stunden. Da kamen dann zwei, vier oder ein halb Dutzend, die einen ein Mal und viele kein Mal im ganzen Sommer, und ob ſie ein Mal oder kein Mal kamen, darum bekümmerte ſich ſelten eine Schulcommiſſion. O, wie hatte ich da Langeweile auszuſtehen! Die Kinder kamen ſo verzettelt und mißmuthig hergeſchlichen, daß es einem den Muth nahm, mit ihnen in die Stube zu gehen. Man drehte ums Haus herum ſo lange man konnte, und ſcherzte mit den Kindern und ließ ſie ſpringen nach Belieben. Durfte man endlich nicht länger warten, ſo rief man in die Stube. Dort ging es wieder eine geraume Zeit, bis man ſich geſetzt und ſeine Lehrmittel bei der Hand hatte. Dann ſagte der Schulmeiſter: Lernt ſchön, könnt ihr dann, ſo ſagt es dann! Ein alter Schulmeiſter ſagte: Kinder, wecket mich, wenn ihr aufſagen wollt. Dann ging der Schulmeiſter ſeiner Wege, hinaus an die liebe Sonne, oder fing etwas für ſich zu ſchreiben an, und wenn ein Kind rief: Schulmeiſter, ich möchte aufſagen, ich kanns; ſo ſagte der Schulmeiſter: Du willſt immer nur aufſagen, lern es noch eine Weile, man kann es nie zu gut. Endlich konnten die Kinder aufſagen, Fragen, auswendig gelernte oder geleſene, oder buchſtabiren.

War dieſes endlich gähnend vorbeigegangen, ſo ſah der Schulmeiſter nach der Uhr und ſagte entweder: Es lohnt ſich nicht mehr der Mühe, was anzufangen, geht in Gottes Namen heim; oder aber: Zum Heimgehen iſt es noch nicht Zeit, es kann jetzt Jeder machen was er gerne will.

Darum ſagten die Eltern: Die Sommerſchulen ſeien nur ein verflucht Gezwäng und trügen nichts ab. Darum ſtimmten ihnen viele Lehrer bei und klagten: die Kinder hätten in Gottes Namen keinen Appetit zum Lernen, ſie möchten lieber draußen ſein. Und die Kinder ſchrien Zetermordio über die Schule, wo die Sonne nicht hineinſchien, keine Vögelneſter auszunehmen waren, und klagten bitterlich, ſie lernten doch nichts, der Schulmeiſter ſei nie bei ihnen, ſei ein ganz anderer im Sommer als im Winter. Deſſen ungeachtet hatte doch unſer Schulcommiſſär zwölf Wochen Sommerſchule erzwängt, und für jede der Extra-Wochen war mir ein Thaler von der Gemeinde zugeſprochen worden, freilich ungerne genug. Nun meinte er, ich ſolle geſetzmäßig Schule halten dieſen Sommer durch, mit einer allfälligen Ferien-Verlängerung von höchſtens vier Wochen, alſo jetzt noch wenigſtens acht Wochen mehr als zwölf. Ich entgegnete, daß ich doch wiſſen möchte, wer mich dafür bezahle! Das werde ſich ſchon machen, meinte er. Wer dem Geſetz nachfahre, der fahre nie übel. Ja, dachte ich, mit dem Geſetz iſts eine wunderliche Sache, für die Einen lautet es ſo, für die Andern anders, und, Herr Schulcommiſſär, ſagte ich: Es trägt gewiß nichts ab, die Sommerſchule zu vermehren, die Kinder beſuchten ſie nicht, höchſtens kommen 2 oder 3, lernen nichts, und für uns iſts ungeheuer langweilig. Was ſoll man denn mit einem halben Dutzend Kinder anfangen, oder gar nur mit zwei oder drei.

Ja, Schulmeiſter, ich weiß wohl, wie es geht (es war ein geſalzener Herr, wenn er abkam), und daß die Sommerſchulen nur für ſo eine Plage angeſehen werden. Aber Einer ſagt dem Andern ein Vorurtheil nach dem andern nach, und Niemand nimmt die Mühe, vernünftig darüber nachzudenken. So wie mans treibt, ſo geht es. Gerade ihr Schulmeiſter ſeid Schuld am Mißkredit, in welchem die Sommerſchulen ſtehen. Den Winter über klagt ihr immer, ihr hättet zu viel Kinder, um etwas rechts mit ihnen zu machen; im Sommer kommt ihr dann und klagt, ihr hättet zu wenig. Es iſt euch nie etwas recht, ihr habt immer zu klagen. Weil ihr die Sommerſchulen ſo über die Achſeln anſeht, ſo verlieren ſie allerdings den Kredit auch bei Eltern und Kindern. Wenn ich Sommerſchulen beſuchen will, ſo geſchieht ſehr oft von fünf Dingen eins: entweder hat die Schule noch nicht angefangen oder ſchon aufgehört, oder der Lehrer iſt nicht da, oder er arbeitet etwas für ſich, oder endlich Lehrer und Kinder gähnen einander an. Ihr klagt immer, ihr kämet mit ſo vielen Kindern nirgends hin, warum kömmt ihr dann im Sommer mit wenigen nicht um ſo weiter? Haben doch viele den Glauben, daß ein Lehrer mit zwei Kindern weiter komme als mit zwölfen, und mit zwölfen weiter als mit zwanzig. Je weniger Kinder alſo, deſto größer die Fortſchritte. Aber ich will euch ſagen, Schulmeiſter, warum es euch ſo unbehaglich iſt bei wenigen Kindern in der Sommerſchule. Bei euern vielen Kindern im Winter herrſcht ein gewiſſer Mechanismus, die Schule iſt eine Uhr, die, wenn man ſie alle Stunde einmal aufzieht, faſt von ſelbſt abſchnurret.

Ihr braucht nur zuweilen mit dem Stecken auf den Tiſch zu klopfen, zu reden, den Ton anzugeben oder von einer Ecke in die andere zu ſchießen, und immer ſind Kinder da, die Euch noch helfen, oder ſogenannte Leithämmel, welche die Heerde führen. Im Sommer, da iſt's etwas anders, da iſt dieſer ſchnurrende Mechanismus zerſtört, da müßt ihr die alleinige Triebfeder von allem ſein. Da nimmt die Perſönlichkeit jedes Kindes eure eigene Perſönlichkeit, euer beſonder Nachdenken, eure eigene Anſtrengung in Anſpruch. Da müßt ihr jeden Tag die Schule neu einrichten, nach den wechſelnden Anweſenden, und müßt immer neu und geſchickt bei einem Kinde da wieder anknüpfen, wo ihr es das letztemal gelaſſen. Da kann jedes Kind lebendig ergriffen, ſtatt nur wie im Winter mechaniſch fortgeſchoben werden, darum kann die Sommerſchule von unendlichem Nutzen ſein. Nicht nur weckt ſie die Kinder ganz anders, ſie weckt auch den Lehrer, daß er nicht einſchläft, ſondern vielmehr jeden Winter als ein Neugeborner wieder zur Schule kömmt. Sie giebt ihm Gelegenheit, mit den Kleinen beſonders ſich abzugeben, ihre Sinne zu üben, ihr Urtheil zu bilden, ihre Aufmerkſamkeit zu fixiren, ihre Kräfte in Thätigkeit zu bringen. Aber eben deswegen iſt ſie vielen Schulmeiſtern zuwider, weil ſie gar nicht anders Schule zu halten wiſſen als nach dem alten Schlendrian. Und andere beſſere leiern dieſen nach und nehmen ſich nicht die Mühe, über dieſe Sommerſchulen nachzudenken, das alte Vorurtheil anzugreifen; ſie halten dieſe Schulen nach dem alten Schlendrian und ſchimpfen darüber nach altem Brauch. Wenn ſie nur eine halbe Stunde darüber vernünftig nachdenken würden, ſo würden ſie mit ganzer Seele und ganzem Gemüthe bei den Sommerſchulen ſein, denn nur dieſe können ihnen gute Schulen machen mit gutem Fundament. Und das rechte Fundament ſind gerade die kleinen Kinder, welche gewöhnlich einzig die Sommerſchulen beſuchen.

Das Erziehungs-Departement werde das gemeint haben, als es dieſe Verfügung getroffen, ſagte ich.

Allerdings, ſagte der Schulcommiſſär, liegt in der Verfügung des Departements eine tiefe Weisheit; nur hätte es ſich nicht verdrießen laſſen ſollen, dieſe Weisheit etwas beſſer in Bezug auf den gegenwärtigen Zuſtand der Sommerſchulen, ihren Zuſammenhang mit den Winterſchulen, zu erklären. Man muß dem Nachdenken von Oben herab zuweilen zu Hülfe kommen. Aber das Departement iſt ſo viel mit Kleinigkeiten überladen, daß es den innern Zuſtand der Schulen und den Gang ihrer Entwickelung zuweilen aus den Augen zu verlieren ſcheint. Es iſt ſich auch nicht zu verwundern, wenn über dem verdammten Zanken, womit man fort und fort das Departement beläſtigt, die Hauptſache aus den Augen verliert, nämlich die Kinder. —

So hielt ich in Gottesnamen Sommerſchule auf Leib und Leben allemal, wenn ein Kind kam. Ich muß bekennen, es kam mich ſchwer an, allein nach einiger Ueberwindung fühlte ich doch, daß Kinder in derſelben den Knopf aufthaten, von denen ich es nie erwartet hätte. Ja, je mehr Schule ich hielt, deſto mehr Kinder kamen, hatten einen ordentlichen Trieb dazu und die Eltern ſagten: es dünke ſie, die Kinder hätten nie ſo viel gelernt.

Da kam mitten in das wieder recht munter werdende Schulleben die Taxation jedes einzelnen Schulmeiſters heraus. Das wirkte faſt auf das geſammte Schulleben wie ein Schlagfluß; es war wie ein Reif, der über tauſend ſchöne Blüthen ging, es war wie ein Kübel kaltes Waſſer in aufglimmendes Feuer.

Es zuckte in den Schulmeiſter-Seelen, wie feuriges Eiſen in kranken Hüften (Mera). Es riß die Decke von einem Abgrunde, den die Hoffnung mit Blumen verkleidet hatte. Eine Maſſe von Lehrern war nicht fähig erklärt, das Minimum, ſage 60 Thaler, zu beziehen, eine andere Maſſe war unbarmherzig für bildungsunfähig erklärt. Das ging tiefer als kalter Stahl in die Herzen, beſonders in Väter- und Mütter-Herzen, die fünf hungrige Kinder kleiderlos und bildungsbedürftig um ſich ſahen, die Schulden auf den Schultern hatten und am Abzahlen ſich umſonſt abgequält, im Gegentheil die Schuld täglich größer gemacht hatten. Das Reſultat des Examens war eine gränzenloſe Demüthigung für unſern ganzen Stand. Da konnte man uns mit Recht ſingen: Ueſi Tante Dorothee mit ihren längen Füßen, iſt ſiebe Jahr im Himmel g'ſi, het wieder abe müſſe. Das Reſultat des Examens war im Ganzen kein ungerechtes, es war ein Spiegel, der uns zur Beſinnung bringen ſollte. Das Departement hätte kein trefflicheres Mittel wählen können, um ſich uns gegenüber glänzend zu rechtfertigen und uns ein centnerſchweres Schloß an den Mund zu hängen. Aber die Anwendung dieſes Reſultats auf unſere Beſoldung, die war hart und mußte eine große Anzahl von uns in den Augen unſerer Gemeinden furchtbar herabwürdigen. Uebrigens war auch die ſchlechte Beſoldung ſchuld, daß Mancher nicht geſchickter war, und ſo lange er nicht ungeſorgter das tägliche Brot bekam, konnte er nicht geſchickter werden. Aber eben ſo furchtbar, als die Sache ſelbſt, war die Gleichgültigkeit, mit welcher das Volk dieſes Geſetz aufnahm, Niemand ſchien ſich für uns zu rühren. Es war ein furchtbar Zeugniß, daß den Boden unter unſern Füßen wir uns ſelbſt untergraben durch unſer Aufbegehren, zu dem man uns aber verleitet hatte. Nun mußten wir die Suppe auseſſen, und man bedachte in der Strenge gegen uns nicht, wie leicht es iſt, Menſchen, die bis dahin nicht beachtet waren, durch Schmeicheleien irre zu führen.

Wehrdi hatte mir ſchon lange ſein Mißfallen über das Treiben der Schulmeiſter und über ihr Hochdreinreden zu erkennen gegeben. Er gab zu, daß wir bis dahin ſtiefmütterlich gehalten und zu ſchlecht bezahlt worden, obgleich er noch vielerlei zu ſagen wußte, wie man an manchem Ort beſſer hauſen und weniger den Herrn machen könnte, und wie man nicht gleich alles anzuſchaffen brauche, wonach es einem gelüſte; und wenn man in der ledigen Zeit verſtändiger wäre, ſo hätte man es auch im Eheſtand beſſer. Aber auf dieſe Weiſe kämen wir gar nicht dazu, ſondern erleideten den Leuten wie kaltes Kraut, und wie groß man uns mit Worten gemacht, ſo klein mache man uns mit der That. Wenn wir die Behörden erbitterten, auf wen wir uns denn eigentlich verließen? Etwa auf das Volk, das jeder Großrathsheld im Munde führe? Wie wir mit dem Volke ſtünden, ſollten wir doch wiſſen, das hätte uns ja ſchon lange mehr geben können, wenn es gewollt; reich genug ſei es und Niemand hätte es gehindert. Aber gerade das Volk in ſeiner Mehrzahl (Verſtändige nehme er aus allenthalben) wolle nicht, daß wir uns erhüben. Die Behörden hätten alſo, wenn ſie uns auch den Brotkorb hoch hielten, das Volk für ſich, und gegen ſich, wenn ſie durch Geld den Stand zu heben ſuchten. Denn man ſolle nur ſehen, wie Neid und Aerger das Volk durchzucken würden, wenn man jedem Schulmeiſter

40 oder 80 Thaler mehr als bis dahin geben würde. Ich wollte dieſes Anfangs gar nicht glauben und verließ mich lange auf das Volk, bis ich verlaſſen genug war.

Am Morgen, nachdem ich die Hiobspoſt empfangen und mir das Herz von der halb ſchlafloſen, halb ſchwer durchträumten Nacht ſo recht krank war, daß ich nichts frühſtücken mochte, ſagte mir Mädeli: Laufe ein wenig herum, ſo vergiſſeſt du es, oder gehe zum Wehrdi, der weiß dir wohl einen Troſt oder einen Rath. Mädeli traf meinen Wunſch auf das Haar, als ob es mir im Herzen hätte leſen können, ich hatte ihn nur nicht ausſprechen mögen, um Mädeli nicht alleine zu laſſen, denn ich war überzeugt, es hatte den Jammer ſo gut im Herzen, als ich. Da es mir aber ſo freundlich entgegenkam, mir verſicherte, daß es heute recht gerne alleine ſei, es hätte auch Vieles in ſich zu verwerchen, und Gott helfe ihm dazu am beſten, wenn es in der Stille für ſich ſein könne, ſo machte ich mich auf den Weg.

Es war ein heller, warmer Sommermorgen, und luſtig johlten die Schnitter auf den Feldern. Und eilenden Schrittes ſah man ſchlanke Mädchengeſtalten durch den wallenden Roggen ſchlüpfen die Fußwege entlang. Auf ihren kecken Nacken trugen ſie unbeſchwerlich ſchwer gefüllte Körbe, aus geſchälten Weiden zierlich geflochten. Wenn nun ein Mädchen und ſein Korb einem Haufen Schnitter heraneilend erſchien übers hohe Korn hinaus, dann erhob ſich ein gewaltig fröhlig Jauchzen, das auf hundert Aeckern widerklang. Da eilte das Mädchen noch eiliger und röther wurden ſeine Backen, unter den hundert Stimmen hatte es die erkannt, die ſo oft leiſe flüſterte unter ſeinem Gadenfenſter. Unter den großen Apfelbaum eilte es, der als lebendiges, blühendes Zelt gepflanzt war am Ende des Acker. Schon hatte ein vierſchrötiger Burſche die Senſe fallen laſſen, das Steinfaß haltend mit dem lärmenden Wettſtein, ſprang er über die Jatten weg und half dem Mädchen mit koſendem Blick den Korb niederſetzen ins feuchte Gras. Und während dieſe das weiße Tuch abhoben und auspackten den nährenden Brei oder das duftende Obſt, die Milch zurecht ſtellten, das mächtige Brot zur Hand, und Gabeln und Löffel darlegten, kam das Schnitterheer daher hungerig und ſchäkernd, lagerte ſich rings um die Kübel und Kacheln. Und munter griffen ſie in die derbe Koſt, und munter würzten ſie jeden Löffel mit einem derben Witz, daß das Gelächter weit hinſchallte durch das Feld und es auf dem Felde klang, als wenn jeder Acker lebendig geworden wäre und luſtig dazu, und nun lachte aus mächtiger Kehle. Und beſchwerten Gemüthes und geſenkten Hauptes ſchlich ich durch die Fröhlichen hin, und mir ward, als wäre heute die ganze Welt mir zu Spott und Hohn ſo luſtig erwacht. Da gedachte ich, wie ich vor vielen Jahren auch ſo durch ein Feld voll Leute gegangen, aber wie ganz andern Sinnes, wie aufgeregt damals und übermüthig die Arbeitenden bedauernd; und wie ich damals ein frevelnd Lied geſungen und ich von lauter Braten geträumt und Paſteten. Daran dachte ich und wie es nun anders geworden im Laufe der Jahre, ich ein gebeugter Mann, muthlos wie ein Greis, meine Umſtände nothvoll, meine Ausſicht eine immer ſich verdichtende Finſterniß bis zu des Grabes Nacht. Und nun noch das Spotten und Lachen rings um mich, das mir klang als gelte es mir, füllte mein Herz noch mehr mit Gram und Groll. Auslachen wollte ich mich wenigſtens nicht mehr laſſen, wollte fort aus dieſer Gegend, wo die Leute kein Gefühl, kein Mitleid, keine Dankbarkeit hätten, wollte in eine andere Gegend ziehen, wo vielleicht beſſere Menſchen ſeien und beſſerer Lohn. Ach Gott! ich kann nicht ſagen, wie bitter ich ward über die Leute. Und von dieſen fröhlichen Leuten allen hatte keiner mich beachtet, Benz hatte Trini geſehen und Bäbi Hans, und über Benz und Trini, Bäbi und Hans war gelacht worden aber nicht über den armen Schulmeiſter. Aber der Menſch bezieht gewöhnlich alles auf ſich, und der Unglückliche alles unglücklich. Könnte er es umgekehrt, ſo wäre auch ſein Unglück umgekehrt.

Bitter und durſtig kam ich endlich zu Wehrdi, der in weißen Hoſen und weißem Hemde und ſeinem ſchwarzen Geſicht ſich wunderlich ausnahm unter einem grünen üppig jungen Baume voll prächtig roth ſich ſtreifender Aepfel, den er ſorgſam unterſtützte und einzelne Aeſte aufband mit Strohbändern. Mein Herz war ſo voll, daß ich dem über meine Ankunft Verwunderten, noch während er das letzte Strohband anzog, mein Schickſal erzählte und meinen Vorſatz, weiter zu gehen und eine beſſere Schule und beſſere Menſchen zu ſuchen.

Was meint ihr, Schulmeiſter, fragte Wehrdi, der bis dahin nichts geſagt hatte, als er fertig war mit ſeiner Arbeit, wie alt iſt dieſer Baum?

Ich errieth fünfzehn Jahre, da er wirklich prächtig gewachſen war.

Nein, Schulmeiſter, der iſt erſt 12 Jahre alt, ſagte Wehrdi.

Da muß es wohl für ihn ſein auf dieſem Platze, entgegnete ich.

Es mag ſein, aber im Herbſt oder im Frühjahr werde ich ihn doch verſetzen, antwortete er.

Aber warum doch? fuhr ich lebhaft drein, er trägt ſo ſchön! Wollt ihr ihn verſetzen, dann müßt ihr ihm ſtutzen Aeſte und Wurzeln, dann wißt ihr nicht, ob er nicht verdorret auf ſeiner neuen Stelle, wißt nicht, wie lange er ſerben muß, bis er z'weg kommt. Im günſtigſten Fall kriegt ihr drei Jahre lang keine oder wenig Frucht von ihm und fünf oder ſechs Jahre gehts, bis er ſoviel trägt wie jetzt. Und was auch noch zu bedenken iſt, auf dieſer Stelle, wo der Baum ſteht, kömmt vielleicht nicht ſobald ein neuer Baum fort, oder ſie behagt ihm wenigſtens nicht recht, oder er dem Boden nicht.

So, Schulmeiſter, antwortete Wehrdi, kennt ihr das auch? das hätte ich euch nicht zugetraut, ihr redet ja recht geſcheut darüber.

Glaubt ihr denn, ein Schulmeiſter ſei nicht auch vernünftig und kenne nichts von dem, was ja jedes Kind weiß! grollte ich ihn an. Aber ſo hat man's mit uns. Man giebt uns nichts, man gönnt uns nichts, man glaubt uns nichts, und wenn wir am Ende etwas Geſcheutes ſagen, ſo thut man aus Bosheit, als ob man darob vor Verwunderung auf den Kopf ſtehen wolle.

Da lachte Webrdi wie ein Kobold und rief endlich, als er den Athem dazu erhielt: o Schulmeiſterli, Schulmeiſterli, berſte nicht vor Zorn. Du gute Seele! ich weiß wohl, daß ihr Schulmeiſter Gelehrte ſeid und Köpfe habt wie Kaſernen, und daß ihr alles wiſſet und alles erklären könnt vom Thurmbau zu Babel weg bis zu Errichtung des neuen Jeruſalems. Aber das ihr in aller Gelehrſamkeit keine geſunde Anwendung machen könnt, daß ihr nur daß Todte begreiſt und nicht das Lebendige, und daß ihr keine der Erſcheinungen rund um euch, die Chriſtus durch ſeine Gleichnißreden geheiligt hat, als lebendige, nie ruhende Offenbarungen Gottes auf euch beziehen, ſeine Stimme nie hören könnt, die Nacht und Tag ausgeht in alle Lande, das iſts, was Einen bald lachen, bald weinen macht. Aber eben habt ihr in all dem gegenwärtig verbreiteten Gifte den harmloſen, einfältigen Sinn nicht mehr, der zu dieſer Auffaſſung nöthig iſt.

Ganz verblüfft ſtand ich ihm gegenüber und ſagte: Da wüßte ich doch keine andere Anwendung zu machen, als daß er das Baumgärtnern nicht verſtehe, wenn er ſeine Bäume im ſchönſten Wachsthum verſetzen wolle.

Könnt ihr dann das nicht auf euch beziehen? habt ihr auch nur Augen um zu ſehen, was auf Andere geht, und das nicht zu ſehen, was euch betrifft? Schulmeiſter, ihr ſeid Baum und Gärtner in einer Perſon. Ihr ſeid jetzt noch länger im Boden zu Gytiwyl eingewurzelt, als dieſer Baum auf dieſer Stelle. Ihr ſeid gut eingewurzelt, in die Eigenthümlichkeit der Leute habt ihr euch eingewohnt, ſie achten euch mehr oder weniger. Ihr plaget ſie nicht, ſeid im Ganzen nicht ſo aufbegehriſch wie Andere. Euerer Frau thut Jedermann gerne etwas zu Gefallen. Die Kinder, die ihr erzogen habt, lieben euch. Es iſt Manches in ihnen geweckt worden, ſie wiſſen wohl, ſie haben es euch zu verdanken und haben Reſpekt vor euch. Faſt in jedem Hauſe habt ihr ein ſolches Kind als Fürſprech, habt alſo Wurzel gefaßt überall, habt mehr oder weniger Einfluß auf Alt und Jung; und wenn ihr und der Pfarrer zuſammenſpannet und unvermerkt und ohne Poſaunenſtöße an euern Gytiwylern arbeitet, ſo ſeid überzeugt, es kann aus Gytiwyl etwas werden. Aber wie es dort ſchwerer Boden iſt und die Arbeit ſchwer in demſelben, ſo ſind auch die Gytiwyler zäh und bedürfen harter Arbeit, ehe ſie urbar ſind. Aber es iſt kaum ein Boden, der nicht urbar zu machen wäre, und je härter die Arbeit war, deſto ſchöner ſind meiſt auch die Früchte. In euerer Schule kennt ihr alle Kinder, ſie kennen euch, und manchen guten Faden habt ihr da angeſponnen.

Das iſts eben nun, was die, welche des Volkes Gärtner ſein ſollen, nicht faſſen und nicht nachhaltig ſind in der Arbeit, und herumfahren im Lande wie die Wespen in einem Birnbaum. Alle Augenblicke reißt ſich ein Lehrer aus dem Boden, auf dem er ſteht, ſtutzt, entwurzelt ſich, zerreißt alle Faden, alle Verhältniſſe, zerſtört damit die Hälfte ſeiner Arbeit wieder, läuft einer anderen Arbeit zu; und wie lange gehts da, bis er wieder angewachſen iſt, bis er nur weiß, wo und was er anfaſſen ſoll! Und warum laufen ſie ſo im Lande herum? Einige Thaler Lohn, ein Webkeller, ein größerer Garten, eine Stube mehr, oder nur Mißmuth, Leichtſinn oder eine böſe Nachbäuerin treiben zu dieſen heilloſen, ſelbſtgemachten Verpflanzungen. Hiervon ſind auch die Pfarrer nicht frei, auch ihrer viele faſſen die große Wahrheit nicht auf, daß das Verſetzen für ältere Bäume ſehr gefährlich iſt, für wenige heilſam, und allemal auf lange das Tragen der Früchte hemmt. Wie würde es wohl in dem Baumgarten ausſehen, in welchem man alle Bäume alle zehn oder fünfzehn Jahre verſetzen würde? Wäre wohl in einem ſolchen Garten ein gewaltiger Baum, mächtig in den Aeſten, weithin verbreitend ſeine Wurzeln und kühn den

Stürmen trotzend! In einem ſolchen Garten wären lauter Bäume, die kaum ihr Leben zu friſten vermöchten mit ihren verſtümmelten Aeſten und Wurzeln. Ihre Früchte würden ſparſam ſein, ihr Ausſehen ein trauriges, und jeder Winter würde todtdrohend ſein dem armen Baume, der in dem ungewohnten Boden nicht zu friſchen, frohen Säften kommen kann.

So ſieht es aber mehr oder weniger aus unter den Lehrern. Da iſt ſelten ein mächtiger Stamm, ſtark, ſchön und alt, gepflegt und bewundert; denn ſelten Einer hat ſich nicht ſelbſt verſtümmelt, ſelten Einer iſt da geblieben, wo er zuerſt anwuchs mit ſeinem jungen, raſchen Blute, und reiches Leben ſpendete und in ſich ſog. Er riß ſich los, verblutete zuletzt, und der Reſt des alten, trägen Blutes will nicht mehr rechtes Leben faſſen, wie es auch nicht gerne mehr alte, gebrochene Glieder zuſammenleimt. Das iſt dann ein Sterben und Kränkeln, der Boden klagt den Baum an, der Baum den Boden, bis der arme Baum todt in ſich ſelbſt zuſammenfällt, unbeweint und unvermißt, denn auf ſeine Stelle hat man ſchon lange gepaßt für einen jungen Baum, der auch Früchte trage. Und weil es ſo iſt, Schulmeiſter, ſo kömmt man nicht vorwärts, und dann ſollen die Leute daran Schuld ſein; unverbeſſerlich ſchilt man ſie, leichtſinnig. Es iſt wahr, mich machen die Bauern alle Tage wild, aber auch die Lehrer, eben weil ſie nicht nachhaltig genug, unvermerkt und ſtill an den Bauern arbeiten; weil auch ſie ſelbſtſüchtig ſind und nach ihrem Gelüſten, oder weil an einem andern Orte die Frau den Brunnen naher hat, herumlaufen; und dazu noch eiferſüchtig auf einander, daß Keiner da anfangen will, wo der Andere es gelaſſen, ſondern Jeder für ſich etwas Appartigs anfangen, allein weiſe ſein will. Was ſoll da herauskommen, wo Keiner des Vorgängers Arbeit fortſetzt, ſie vielleicht frevelnd zerſtört, ſeinen Ruhm ſuchend und nicht bedenkend, daß der nie welkende Ruhm nur der ſei: ein treuer Knecht des großen Meiſters zu ſein, der auch nicht ſeinen Ruhm ſuchte, ſondern nur den des Vaters. Nein, Schulmeiſter, laufet mir nicht von Gytiwyl fort, ſchloß er, ſonſt halte ich gar nichts mehr auf euch. Faſſet mein Gleichniß zu Herzen, es trifft wohl, wie noch tauſend Bilder, die Gott in der Natur aufgeſtellt hat, treffen würden, wenn der Menſch Augen dafür hätte. Damit führte er mich an den Schatten hinter ſeinem Häuschen und nahm mich genauer auseinander über meine Umſtände und meinen Gemüthszuſtand. Er fand dieſen muthlos, fand, daß beſonders die Liebe zu den Meinen mich muthlos mache. Ich hätte meine Frau ſo lieb und ſie hätte ſo bös, und ich vermöchte ihr ſo ſelten eine Flaſche Wein oder ein Paar Strümpfe zu kramen. Denn in Schulden ſtecke ich, die Orgel ſei noch immer nicht bezahlt und die Wiederholungscurſe hätten mich auch zurückgebracht. Meine Kinder wüchſen auf, der Bube ſei ein heiterer Kopf, wolle aber nicht mehr gehorchen, wir wüßten nicht, wie das käme. Mädeli ſage immer, das komme daher, weil ich ihn zu viel brauche und Meiſter laſſe in der Schule, ſo meine er auch Meiſter ſein zu können im Hauſe; Zeit wäre es, ihn etwas lernen zu laſſen, doch Geld hätte ich keines dazu.

Ich bekannte, daß ich das Gleichniß wegen dem Baumverſetzen begreife, aber daß man doch für ſich ſehen müſſe, es ſehe ſonſt Niemand zu einem, und daß ich nicht glaube, daß mein Weggehen zu Gytiwyl ſo fühlbar wäre. Einmal mir hätte Niemand Freundſchaft gezeigt noch ein Zeichen gegeben, als ob ihm gar viel an mir gelegen ſei.

Da meinte Wehrdi: ob ich denn meine, daß die Gytiwyler gegen mich andere ſein ſollten, als gegen andere Leute? Die hätten ihr Lebtag noch gegen Niemand zärtlich gethan. Und wenn ich gehen wollte, ſo würde mir ſicher auch kein Menſch anhalten, ſondern ſie würden ſagen: Meinetwegen, will er nicht bleiben, ſo packe er ſich, zwingen wollen wir ihn nicht, Schulmeiſter giebts doch genug. Es würde alſo auch hier, wie an manchem andern Ort, ein Schulmeiſter übel ankommen, wenn er den Bündel vor die Thüre werfen wollte unbeſonnen. Aber ſie würden euch doch vermiſſen und ſich untereinander ſagen: Es iſt doch ſchlimm, daß er fort iſt, zufrieden war man mit ihm und geplagt hat er uns nicht ſehr. Es iſt mit den Schulmeiſter wie mit den Kühen, es giebt deren wohl genug, aber es iſt doch nicht eine wie die andere. Und manches Kind würde weinen, und manches würde in tiefem Inſtinkt es euch grollend nie vergeſſen, daß ihr etwas in ihm angeregt und jetzt es verlaſſet muthwillig, wie ein thörichter Ackersmann ein Feld, durch das er Furchen gezogen, aber davon gelaufen iſt, ohne zu ſäen und des Samens zu warten.

Aber um Gotteswillen, Wehrdi, was ſoll ich anfangen? ſo kann ich nicht bleiben. Ich und meine Frau und meine Kinder gehen zu Grunde und kein Menſch nimmt ſich unſerer an; es iſt gerade, als wenn noch alle Leute Freude hätten an unſerm Elend. Wie ſoll ich mit bald fünf Kindern auskommen mit meinem Lohn! Rechnet man die Kleidung: Hemde, Strümpfe, Schuhe ꝛc. einer Perſon nur zu 4 Gulden, ſo macht das zuſammen ſchon 28 Gulden oder 16 Thaler. Wer will um dieſes Geld einen Menſchen kleiden? und doch nimmt es mir ſchon faſt die Hälfte des Einkommens weg. Dann haben wir noch nichts in die Haushaltung angeſchafft, haben nicht gegeſſen; und rechne man doch, was ſieben Perſonen im Jahr für Milch und Brot brauchen. Wenn man nur zwei Pfund Brot und ein Maß Milch täglich für alle rechnet, ſo macht das wieder über 40 Thaler, alſo mehr als mein Einkommen, und doch haben wir damit noch bei weitem nicht alles, weder Fett noch Mehl, noch Kaffee, und dieſes käme leicht auch auf 16 Thaler per Jahr. Er ſoll nur rechnen. Und nun noch immer mehr Schule, immer weniger Zeit, etwas nebenbei zu verdienen; ich hätte weiß Gott wie lang an einem Stück Tuch zu weben; wenn man nur ſo dazu und davon könnte, ſo gehe es gar nicht von der Hand. So gerne möchte ich allen Fleiß anwenden in der Schule, möchte darüber nachdenken, wie es am beſten zu machen ſei, möchte Geſchichten und Beiſpiele erſinnen, um den kleinen Kindern die Liebe Gottes und ſein weiſes Walten recht anſchaulich und eindringlich zu machen. Ach Gott! und wenn ich ſinnen will, ſo ſteht der leere Milchhafen vor meinen Augen, mich plagt die Angſt, wer ihn mir füllen will. Ich ſehe durch die dünnen Höschen die blauen Beine meiner Kinder und den Krämer, der für ſie noch das Geld will. Wenn mein Frauchen das Mehl röſtet für die gewohnte Waſſerſuppe, ſo höre ich durch ſieben Thüren durch ſeine ſtillen Seufzer und ſehe es mit dem Finger über die Augen fahren, als ob der Rauch es brenne. Wenn Solches Einem beſtändig vor Augen ſchwebt, wer will da Schule halten von ganzer Seele, ganzem Gemüthe und mit allen Kräften! O Wehrdi, ihr könnt euch, weiß Gott! nicht vorſtellen, wie es einem Vater iſt, wenn er ſeine geſunden muntern Kinder mit geſundem Hunger am Tiſche eſſen ſieht wie junge Wölfe, wenn er ihnen alles ſo von ganzem Herzen gönnt und doch die Angſt ſein Herz zerreißt, daß ſie mehr eſſen, als er ihnen zu geben vermag. Ihr könnt nicht glauben, wie es mir manchmal iſt, wenn ſie alle um die Mutter ſtehen und ſo lüſtern aufſehen auf ſie und das Brot, das ſie in der Hand hat, um jedem ein klein Stücklein zuzuſchneiden; wenn ich ſehen muß, wie es in der Mutter ringt, das Meſſer ein klein wenig tiefer gehen zu laſſen, und wie ſie ſich Gewalt anthun muß, den Schnitt zu verkürzen, wie ſie mit immer wehmüthigerem Blick die kleinen Stücke herumreicht und mit lieben Worten die Kinder vergeſſen machen will die kleinen Stücke. Und wie die Kinder im Hui fertig ſind damit und traurig die Mutter anſehen, und die Mutter dann mit freundlichem Geſichte ein luſtig Liedlein zu ſingen verſucht, während ihr Herz weint; weiß Gott, Wehrdi, das will mir manchmal das Herz zerreißen, und ich muß aus der Stube fort und an verborgenem Orte weinen wie ein Kind. Kein Menſch will unſere Lage recht begreifen; wenn wir davon reden, ſo redet man mit fühlloſem Sinn von fleiſchlichen Gelüſten, und wenn Andere zu unſerm Beſten reden, ſo dünkt es mich immer, ſie hätten Harz im Munde und brächten es deswegen gar nicht in Gang. O wenn ich doch nur einmal dazu käme, denen, die etwas zu befehlen haben, das Alles ſo recht ſagen, unſere ganze Lage ihnen vor Augen führen zu können, ihnen zeigen zu können, wie tiefes Elend, wie tiefer Herzenkummer verborgen liegt hinter dem ſogenannten Schulmeiſter-Mädchen, das man wohl in ſeiner jungen, dummen, ledigen Zeit hatte, von dem ſpäter aber nur der unglückliche Schein geblieben. Wenn ich ihnen handgreiflich zeigen könnte, daß wir in dieſer Lage nie werden können, was wir ſein ſollen; daß in dieſem Elend durch ſchlechte Speiſe die körperliche Kraft, durch den Kummer die Unbefangenheit der Seele verzehrt, geſtört wird; daß man dem Volk die Verbeſſerung unſerer Lage nicht überlaſſen kann, denn an den meiſten Orten hat es keinen Sinn für uns; daß man uns doch billigermaßen nicht einzig und allein in unſerm Vaterlande zumuthen könne, Märtyrer der guten Sache zu ſein, während ſo gar Niemand uns dazu das Beiſpiel giebt und dafür geſorgt worden, daß alle Andern, die dem Vaterland dienen wollen, ſo bezahlt werden, daß weder Hunger noch Durſt ihrer Vaterlandsliebe zu Leibe kommen kann; daß es doch wahrhaftig nicht billig ſei, daß Profeſſoren, die nicht zwei oder drei Studenten zuſammenbringen können, 800 bis 1200 Thaler Einkommen haben, während Schulmeiſter, die bei 200 und mehr Kindern ſchwitzen, mit 40 und weniger Thalern abgeſpeiſt werden.

Ja, Käſer, ſagte Wehrdi, ihr könnet mich in der That dauern, und euer Frauli ebenſoviel, und wenn alle ſo wären wie ihr, ſo wäre es billig, euch zu helfen, aber ſo Allen miteinander, das möchte ich wahrhaftig nicht. Ich muß bekennen, ich kann gar viele Schulmeiſter nicht ſehen, nicht riechen, das iſt mir ein widerlich Volk. Und wenn die mehr Geld bekämen, ſo liefen die vor Hochmuth auf den Köpfen, um nicht zu laufen wie andere Leute.

Ach Wehrdi, ſagte ich, ſeid ihr auch ſo unvernünftig und haltet uns immer den Hochmuth vor? Der Schulmeiſter wollte doch auch etwas haben, hatte aber kein Geld, etwas zu kaufen, er mußte alſo vorlieb nehmen mit dem, was nichts koſtet, und was koſtet weniger als Hochmuth? Gebet ihm Geld, ſo wird er ſicher ſich etwas Beſſeres, Solideres dazu anſchaffen. Zudem ſind die meiſten Leute hochmüthig, je mehr aber Einer hat, deſto weniger fällt es auf; je weniger aber Einer hat, deſto mehr ſtößt man ſich an ſeinem Hochmuth. Helft ihr den Schulmeiſtern zu etwas, ſo wird euch ihr Hochmuth ſchon viel weniger ärgern. Hat man nicht immer geſagt, wenn man gute Regenten wolle, ſo müſſe man ſie gut bezahlen? Und wenn man dann ſagte: deswegen würden die, die wir jetzt haben können, doch nicht beſſer, wenn man ihnen ſchon 1200 Thlr. ſtatt 800 gebe, ſo antwortete man: eben deswegen müſſe man die Einkommen ſo hoch beſtimmen, daß es jungen, begabten Männern den Muth mache, dem Staatsdienſt ſich zu widmen und zu Staatsmännern ſich zu bilden. Und wenn man dann ſagte: das Volk könnte es dann doch mit dieſen Staatsmännern haben wie jener Müller, der lieber einen alten lahmen Eſel wollte für ſeine Säcke zu ſchleppen, als ein munter tüchtig Roß, und ſo wäre es dann Schade, wenn der Eſel den Haber bekäme, Diſteln wären für ihn gut genug, ſo antwortete man: das Volk werde ſo dumm nie ſein wie jener Müller, es kenne zu gut den Unterſchied zwiſchen einem alten lahmen Eſel und einem tüchtigen Roß, und wenn man es in Stand ſetze zu wählen zwiſchen beiden, ſo werde es ſchon zu wählen wiſſen. So ſprach man bei den Regenten und ſtiftete durch dieſes Gerede noch die Hochſchule. Warum ſagt man das Umgekehrte bei den Schulmeiſtern? warum ſagt man: man wolle die erſt beſſer werden laſſen, ehe man ſie beſſer bezahle? Werden junge tüchtige Leute Schulmeiſter werden wollen, ferner bei dieſer Hundemühe und dem Hundelohn, wird das Volk je tüchtige Schulmeiſter zur Wahl erhalten? Werden die, welche bereits Schulmeiſter ſind, aber nicht ganz eingeroſtet, noch Zeit und Muth haben, an ihrer Fortbildung zu arbeiten? Sollen dann Alle ſich entgelten, daß Einige aufgeblaſen ſind, Andere aufbegehriſch, Einige ſchläferiger Natur und noch Einige mit durſtiger Leber behaftet. Sollte der ganze Stand um dieſer willen im Koth und verrufen bleiben in alle Ewigkeit? Der liebe Gott wollte um Fünf willen Sodom ſtehen laſſen, und die Menſchen wollen um Hundert willen Tauſend zu Grunde gehen laſſen!

Ei, Schulmeiſter, ihr werdet ja ganz beredt, rief Wehrdi lachend.

Aber, Wehrdi, das hätte ich nicht von euch gedacht, daß ihr mich noch auslachen würdet in meinem Jammer, ſonſt würde ich nicht um Troſt zu euch gekommen ſein. Und was wird meine Frau von euch denken, wenn ich es ihr ſage.

Aber um Gotteswillen, Schulmeiſter, verſteht mich doch und verdreht mir meine Worte nicht! Spaß appart, eure Sache iſt mir zu Herzen gegangen, und wenn ich mir euer gutes, ſinniges Weibchen denke in ſeiner Noth, ſo gramſelt es mir ums Herz, und ich muß faſt meinen Verſtand gefangen nehmen unter den Glauben, daß euch geholfen werden müſſe, um ſolcher Weibchen, einiger guter Schulmeiſter und der Hunderte oder Tauſende von Schulmeiſterskindern, die mit hungerigen Augen an den Tiſchdrucken hangen, mit wehmüthigen Augen an jedem vierſchrötigen Bauernjungen, der eine Taſche voll friſches Brot hat und die andere voll Brosmen. Ich will wetten, das ginge auch noch Manchem ſo, wenn er euch erzählen hörte von eurer Noth, euch rechnen hörte, euer Ausgeben und Einnehmen und die Folgen, welche Kummer und Sorgen auf eure Thätigkeit haben; und er änderte vielleicht ſeine Meinung, wie halb und halb auch ich, und meinte, daß man euch erſt ſtärken ſollte, ehe man euch zur verſtärkten Arbeit anhält; daß man erſt den Stand erheben ſolle, ehe man fordert, daß jeder Einzelne ſich erhebe. An eurem Platz würde ich nun dem Erziehungs-Departement, dem

Regierungsrath nachlaufen Mann für Mann, und würde ihnen das alles ins Herz ſchreien ſo recht lebendig.

Treibt doch nicht Muthwillen mit mir, ſagte ich. Wie ſollte ich armer Mann zu ſolchen Leuten kommen? und wenn ich ſchon zu ihnen kommen könnte, wie ſollte ich es ihnen ſagen dürfen? Da wäre mir, als ob ich ein Bauernhaus im Halſe hätte. Ich könnte kein Sterbenswort hervorbringen, als etwa: Helfet uns um Gotteswillen. Darauf würden ſie wenig hören in Bern, es geht dort wenig mehr Gott zu Lieb und Ehr.

Ei nun, ſagte Wehrdi, ſo ſchreibet es auf, wie es euch ums Herz iſt, in welchem Zuſtande ihr ſeid, aber nicht aufbegehriſch und großhanſend. Gebt euch demüthig dar und nicht für mehr als ihr ſeid; aber zeiget, daß ihr bei dem, was bis dahin für die Schulmeiſter gethan worden, nicht anders hättet werden können, und daß ihr auch in Zukunft nicht beſſer werden könnet, wenn man nicht ganz anders für euch ſorge. Thut nebenbei etwas Buße und bekennet, daß ihr euch ungeziemend betragen, allein mißleitet. Schreibet das Alles recht rührend auf, daß es auch die Weiber leſen mögen und Erbarmen bekommen, dann müſſen euch die Männer helfen, ſie mögen wollen oder nicht.

Das Ding leuchtete mir gar nicht übel ein. Ich dachte, der Traum habe mir nicht umſonſt auf eine Schrift hingedeutet; aber mir fehlte der Muth zur Ausführung und eine Menge von Bedenklichkeiten ſchwollen in mir auf. Ich war früh aufgeſtanden nach der unruhigen Nacht, hatte keinen Biſſen herunterbringen können beim Frühſtück, war in der heißen Morgenſtunde gewandert, und Aerger und Kummer waren ſchwer auf der Seele gelegen. Was Wunder, daß Leib und Seele ſchwach und muthlos waren? Bedenklich war ich daher im Anfang und muthlos zur Ausführung, aber wie bald war das anders.

Endlich hatte Wehrdi ſich erinnert, daß er einen Gaſt habe, daß er hungrig und durſtig ſein könnte; hatte eine Flaſche Wein, ganz dunkelrothen, hervorgeholt, Brot und Käſe aufgeſtellt und fleißig den Wirth gemacht. Da kam mir nach und nach die Welt auch nicht mehr ſo blaß und jämmerlich vor. Ein Schimmer von Morgenroth überſtrahlte ſie und mich dünkte, es könne alles noch gut kommen. Mich dünkte das Aufſetzen einer ſolchen Schrift immer leichter und es juckte mich ordentlich, alſobald ans Werk zu gehen. Die Hauptſache, das Aufweichen der Herzen, das Entſprechen mit Geld, das ſchien mir nicht fehlen zu können, denn, im Setzen, ſagte ich, hatte ich nie einen gefürchtet und die Leute hatten ſich ſchon vielfach verwundert, wie ich einen Brief oder eine Quittung ſo ohne abzuſetzen aufs Papier bringen könne, ohne die Sache erſt aufſetzen zu müſſen zum Abſchreiben. Aber ehe ich daran hingehe, ſollte ich doch wiſſen: ob die G'ſchrift auf Stempelpapier ſein müſſe oder auf gewöhnlichem. Ob ich für Stempelpapier Geld genug hätte, das wüßte ich nicht einmal, mit einem vierbatzigen Bogen werde ich es kaum machen können.

Da lachte der Wehrdi ſchelmiſch und rieth mir, einſtweilen nur ganz ordinär Papier zu nehmen; auf dieſem werde es wohl gehen, denke er, und Stempelpapier möchte es wohl zu viel brauchen. Das müſſe nicht ſo eine Bettelſchrift ſein wie manche andere, wo man winſele um ein Stücklein Brot. Die Schrift müſſe den ganzen Zuſtand eines Schulmeiſters und ſeine Familie darſtellen, wie ſie am Hungertuch nagen, wie ſie zu viel hätten um zu ſterben, zu wenig zum Leben: wie dieſe Armuth den ganzen Stand lähme und drücke, und Weiber und Kinder noch mehr.

Er müſſe bekennen, er ſei früher auch der Meinung geweſen, die Schulmeiſter hätten im Ganzen mehr als ſie verdienten und eine allgemeine Erhöhung der Einkommen wäre ungerecht und verderblich. Seit er nun aber in einer Schulmeiſterhaushaltung ſo recht auf den Boden geſehen, ſei er anderer Meinung geworden und er denke, andern Leuten könne es auch ſo gehen. Darum müſſe man ihnen eine ſolche Familie darſtellen ſo recht inniglich, das ſei hier die wahre Bittſchrift. Freilich werde es wunderlich geben, wenn auf einmal alle mehr Geld bekämen. Es ſeien jetzt ſchon viele, die nicht wüßten, wie ſie gehen oder ſtehen ſollten vor Thorheit, die würden ſich ſicher gelbe Röcke und rothe Hoſen machen laſſen.

Nun ſchenkte mir Wehrdi immer fleißiger ein und begeiſterte mich für den Verſuch immer mehr. Je leichter ich die Sache nahm, deſto mehr hielt er wieder und deutete immer deutlicher darauf hin, daß ich mich und mein Leben gründlich und aufrichtig zu ſchildern hätte Punkt für Punkt, daß ich bei meiner Kindheit anzufangen und zu zeigen hätte, wie ich bis hieher gekommen.

Man kennt das Leben anderer Stände nicht, ſagte er, darum fühlt man kein Mitleid miteinander, höchſtens Neid. So fühlt der Menſch nur ſeine eigene Bürde und macht ſich gar keine Vorſtellung, wie ſchwer die Bürden anderer ſind, wie drückend ſie laſten. Wer weiß, wie manches vergeſſene Mädchen, das Alles hat, nur keinen Mann und keine Kinder, eine Frau Schulmeiſterin beneidet mit ſtillen Seufzern, die gar Nichts hat als eben einen Mann und Kinder. Zudem herrſcht ganz beſonders in der Stadt das Vorurtheil, auf dem Lande könnten die Leute leben ohne Geld wie die Haſen von Kohl, der von ſelbſt wachſe, von Waſſer, das umſonſt fließe.

Er ſolle nur nicht Kummer haben, meinte ich, ich wolle das ſchon machen, daß er zufrieden ſei damit, mit dem Setzen möge mich, wie geſagt, nicht bald Einer.

Und der Wehrdi verzog ſein Geſicht wieder, daß ſein Schnauz ſich ausdehnte bis an die Ohren, und ſchenkte mir wieder ein und rühmte mich endlich auch: er wiſſe, ich ſei ein ganzer Kerli und werde ſchon etwas Rechtes und Merkwürdiges machen.

Jetzt war mir erſt recht angeholfen, und ich ließ mich auf wie ein welſcher Hahn, bis ich zu fühlen anfing, daß mir die Zunge ſchwerer und ſchwerer wurde und manche Wörter gar nicht mehr herausbringen wollte. Dieſes Zeichen kannte ich zu gut, um nicht zu merken, daß es Zeit ſei, mit dem Trinken aufzuhören und den Weg nach

Hauſe zu ſuchen. Wehrdi, der mich begleitete, ſagte: er wolle in acht Tagen kommen und nachſehen, was ich gemacht hätte. Er ſolle nur kommen, antwortete ich, da wolle ich mit der Schrift ſchon weit vorgerückt ſein. Er lachte wieder und ermahnte mich noch: daß ich nur anfangen ſolle; ob es acht Tage länger gehe oder nicht, darauf komme es nicht an.

Potz Tauſend, wie ganz anders durchſchritt ich heimwärts die Felder, curagirt ſah ich allen Leuten ins Geſicht und vor meinen Augen tanzten eine ganze Menge zu beſchreibende Dinge, aber keines wollte ſich mir recht voran ſchicken, gar bunt und luſtig wirbelte alles durcheinander, und zwar ſo Vielerlei, daß ich wohl einſah, bis über acht Tage nicht fertig zu werden. Gar holdſelig kam ich heim und that gar geheimnißvoll dazu; ließ Worte fallen, wie es bald beſſer kommen werde, dem Elend ſei leicht abzuhelfen u. ſ. w. Mädeli hatte mir ein freundlich Geſicht entgegengetragen und, meinen Zuſtand merkend, fragte nicht, wie geholfen werden könne.

Da wurde ich böſe, daß es mir mein Geheimniß nicht abfragen wollte, und fing an zu brummen und zu knurren über ſeine Theilnahmloſigkeit.

Höre, Peterli, werde nicht bös, ſagte Mädeli und ſetzte ſich neben mich, aber du machſt es gerade wie eine Klapperfrau, die thut auch ſo heimlich mit Sachen, die ſie gerne offenbar machen möchte. Ich dachte nicht daran, daß du es auch ſo mit mir macheſt. Zürne nicht, ſage mir freundlich, wie uns geholfen werden ſolle!

Da berichtete ich Wunderliches und Krauſes von einer Schrift an die Frau Landammannin und Frau Schultheißin und noch andere Frauen, und daß in dieſer Schrift handgreiflich unſer ganzer Lebenslauf dargethan ſein müſſe Punkt für Punkt, damit man recht deutlich es ſehen könne, daß man uns helfen müſſe, wenn wir nicht verkommen ſollen. Und das müſſe an die Frauen geſtellt ſein, ſie begriffen ſolche Dinge beſſer u. ſ. w.

Mädeli hörte mir zu mit wunderlichem Geſicht und ließ mich reden ſo lange ich wollte. Und als ich endlich ſeine Meinung über die Sache wollte, ſagte es: es verſtehe ſich auf ſolche Sachen nicht, aber es dünke ihns, ich ſollte müde ſein und ſchläfrig und zu Bette wollen, hatte ich doch in letzter Nacht nicht geſchlafen.

Sanft und wohl ſchlief ich und träumte gar nichts. Hell und ſonnig wars in der Stube, als ich die Augen aufſchlug, und doch noch ſo ſtill, als wäre es erſt Mitternacht: ganz gegen den Gebrauch, da die Kinder ſonſt mit dem Hahn zu krähen anfingen. Verwundert ſaß ich auf und ſah die ganze Stube leer, alle Vögel ausgeflogen. Das gute Mutterli hatte mir den Schlaf, den ich ſo ſelig ſchlief, gegönnt, die Kinder aufmerkſam gemacht auf den Spaß, den Vater ſich einmal verſchlafen zu laſſen. Und leiſe wie Mäuschen hatten ſich Alle weggeſtohlen und waren an ihre Arbeit gegangen, denn meine Frau hielt die Kinder von früh an zur Arbeit, obgleich es mich grauſam dünkte und ich oft abwehren wollte. Sie ſagte: je früher man arbeiten lerne, deſto leichter gehe es einem ſpäter, und es graue ihr nichts mehr, als ob den Kindern, die man im Müßiggang laufen laſſe; und ſie begriffe viele Schulmeiſter nicht, die alſo thäten. Die Kleinen konnten ſich nicht enthalten, zum Fenſter einzugucken, ob der Vater noch ſchlafe! Und als ſie ihn endlich aus dem Bette ſpringen ſahen, ſtürmte die wilde Schaar herein, ſchabte mir Rübchen und lachte mich gar weidlich aus. Dann kam die Mutter mit der Kaffeekanne und fragte lächelnd: ob ich wohl geſchlafen? Sie erhielt den üblichen Vorwurf: warum ſie mich nicht geweckt. Ringsum ſchenkte ſie aus der ſchnablichten Kanne und dem bauchigen Milchtopf ein. Auf ſo langes Warten hin ſchmeckte es den Kindern doppelt, und zwiſchen dem Kauen und Schlucken durch konnten ſie nicht ſatt werden mit freundlichem Necken über mein langes Schlafen. Als wir abgegeſſen hatten, nur die Mutter noch nicht, durch vieles Einſchenken gehindert, und die Erdäpfel all waren, und jedes ſein Stückchen Brot extra bekommen hatte, jammerte unſer jüngſtes Kind: Mutter ich bin noch gar zu hungrig, möchte noch ein Stücklein Brot. Und die Mutter warf einen ſchweren Blick auf das ſo leicht gewordene Brot und reichte das kleine Stückchen, das ſie für ſich abgehauen hatte, dem Kleinen dar und ſagte: Nimm, du kleines Vielfräßchen! Das ſchnitt mir tief in's Herz wieder, daß mein liebes Mutterli nicht einmal ein Stücklein Brot hatte, nachdem wir alle gegeſſen. Ich erkannte friſch, daß da müſſe geholfen werden, wenn die Sorgen mir nicht das Herz abdrücken ſollten und die Reue, daß ich in meiner ledigen Zeit ſo leichtſinnig mein Geld verſchleudert und nur Schulden in die Ehe gebracht. Es mußte alſo an's Werk gegangen werden, um meinem lieben ergebenen Weibe ein Stücklein Brot zu verſchaffen zum Morgenbrot. Es iſt doch merkwürdig, wie ſtille, liebe Ergebung tauſendmal mehr wirket, als laute begehrliche Ungenügſamkeit. O wenn doch das alle Weiber wüßten und junge Schulmeiſter!

Entſchloſſen ging ich in die Schulſtube, ſchnitt zwei neue Federn, legte Papier zurecht, ſtopfte eine Pfeife, tunkte die Feder ein und wollte nun ſchreiben. Aber, o je! wie ganz anders kam mir jetzt das Schreiben vor nach zwei Taſſen Kaffee, als früher nach einem halben Dutzend Gläſer Wein. Vor allem plagte mich der Titel, den ich auf die Schrift zu ſetzen hatte; ſollte ich ſie an die Regenten oder die Regentenfrauen ſtellen und wie die letztern betiteln! Ich wußte nicht, konnte man ihnen auch Hochgeachtet und Hochgeehrt ſagen, oder ob ſie ſich „tugendhaft und ehrbar“ lieber nennen hörten! Es ärgerte mich, daß ich den Wehrdi nicht gefragt, ich mußte das nun überſpringen. Nun kam es an den Anfang, der wollte ſich aber gar nicht anfangen laſſen, bis ich beſchloß, einſtweilen niederzuſchreiben, was mir in Sinn käme, weil ich nun wohl einſah, daß es abgeſchrieben werden müſſe. Während ich bei dieſer Arbeit ſaß, vermißte mich mein Weibchen bei einer andern Arbeit, beim Flachsziehen nämlich, das auf den heutigen Tag abgeredet und von meiner Frau begonnen war. Als ich immer und immer nicht kam, wurde ihr bange, daß ich krank ſein möchte: ſie kam, ſtreckte den Kopf zur Stubenthür ein und fragte: Mannli, biſt du krank, daß du nicht kömmſt! Als ſie mich ſo da ſitzen ſah, gebeugt, den Kopf in der Hand, ohne aufzuſehen, glaubte ſie, es ſei ſo, trat näher und faßte mich an, um zu ſehen, wo es mir fehle. Als ſie mich ſchreiben ſah und zwar etwas von Vater und Mutter (eine Hexe war ſie nicht im Leſen von Geſchriebenem), ſo zupfte ſie mir die Feder aus der Hand und ſagte: Peterli, du wirſt doch nicht was Närriſches machen wollen. Komm, und hilf Flachs ziehen. Ich aber ſchüttelte den Kopf und ſagte: etwas müſſe gemacht ſein, ſo könne es nicht mehr gehen, und etwas Beſſeres wüßte ich nicht. Da antwortete mein Weibchen, es wiſſe noch etwas Beſſeres: Geduld haben und Vertrauen auf Gott, daß es gerade ſo komme, wie er wolle, und unterdeſſen munter arbeiten und vergnügt ſein mit dem Guten, was man hätte; und wir hätten ja ſo viel, was andere nicht hätten, Liebe und Friede, daß wir wohl zufrieden ſein könnten. Da übermannte mich die Wehmuth über meines Weibes ergebenen Sinn und ich that ihm thränend dar, daß ich es eben ſeinetwegen nicht mehr ſo laſſen könne, es zerſchneide mir das Herz, wenn ich ſehe, wie es ſich am Munde abbreche, um den Kindern zu geben; wie es dabei von Morgen früh bis Abends ſpät auf den Beinen ſei und anfange auszuſehen wie die theure Zeit; wie ich ihm während unſerer Ehe faſt keine Kleider hätte anſchaffen können, ſo daß es ſchon lange nicht mehr zur Kirche dürfte, wenn es ſich nicht ſo gut in Ehren hielte. Man müſſe allerdings auf Gott vertrauen, aber auch das Seine thun, arbeiten, und das ſei gerade eine Arbeit, von der Wehrdi ſage, daß ſie nöthig ſei. Wehrdi meine es gut mit uns, er habe mir ſchon manchen halben Gulden geſteckt unter irgend einem Vorwande. Er kenne auch mehr von der Welt als wir, er hätte zwar manchmal gelacht über mich, aber das ſei ſo ſeine Art und er mache es auf eine Art, daß man es nicht übel nehmen könne. Ich ſei

Willens, in Gottes Namen fortzufahren und Tag und Nacht daran zu arbeiten.

Aber ſag mir doch, Peter, ſagte meine Frau, was ſoll denn das für eine Schrift werden? Du fängſt da bei Vater und Mutter an und bei einem alten Häuschen u. ſ. w., wer ſoll denn das leſen? Ich habe immer gehört, ſolche Schriften ſeien um ſo beſſer, je kürzer ſie ſeien.

Wehrdi habe es mir ſo angerathen, entgegnete ich, er könne es ihr am beſten ſagen, was das für eine Schrift geben ſolle, und warum ſie ſo ſein müſſe und nicht anders. Er werde in acht Tagen kommen, dann könne ſie ihn fragen, was er eigentlich meine, und bis dahin Geduld mit mir haben, es geſchehe ja doch ihr beſonders zu Lieb und Huld.

Während den acht Tagen arbeitete ich fleißig fort und füllte allerdings ſchon ſo viel Papier, daß mich ſelbſt Wunder zu nehmen anfing, was das für eine Schrift werden ſollte. Es tauchte mir beim Nachdenken ſoviel aus meiner Kindheit auf im Gedächtniß, das ich niederſchrieb, weil Wehrdi geſagt hatte, ich ſollte gründlich ſein, daß ich viel ſchrieb und doch nicht weit vorwärts kam.

Wehrdi kam, als eben meine Frau in den Bohnen war. Er durchſah meine Arbeit mit Wohlgefallen und meinte, das werde ſchon was Rechtes werden. Er wolle ſie nach Hauſe nehmen, um noch beſſer ſie zu koſten und Einiges nachzubeſſern. Dann fragte er mich noch ſo eine Menge Dinge über das bereits Geſchriebene und nachher über das Nachkommende, und wie ich beides verbinden wolle, daß ich gar keine Zeit hatte ihn zu fragen: was denn das eigentlich werden ſolle? Als aber meine Frau heimkam, ſo wartete die nicht lange, bis ſie ihn zur Rede ſtellte. Sie fragte ihn: aber Wehrdi, meinet ihr es denn eigentlich gut mit uns oder haltet ihr uns zum Beſten, und ſind wir euch nur dazu gut, die Langeweile zu vertreiben?

Nein wahrhaftig, Wybli, ſagte Wehrdi, es müßt Einer ja ärger ſein als ein Heide, wenn er es mit euch nicht von ganzem Herzen gut meinen ſollte.

Aber was macht ihr dann meinen Mann zu ſchreiben ein Langes und ein Breites von ſeinem Vater an, und am Ende wird er auch noch gar von mir ſchreiben ſollen?

Das verſteht ſich, Frau Schulmeiſterin, daß auch von euch geſchrieben werden ſoll, und gerade das wird das Schönſte von Allem werden, und die meiſte Wirkung thun.

Nein, beim Tauſend, in eine Schrift will ich nicht, am Ende könnte Jemand Narr genug ſein, ſie drucken zu laſſen.

Eben das könnte es geben, wenn die Sache darnach ausfällt, und ich kann mich ſchon freuen wie ein Kind, daß es die Welt erfahren kann, was ihr für eine Frau Schulmeiſterin ſeid.

Da wurde meine Frau roth bis unten ans Ohrläppchen und ſagte: Wehrdi, es iſt nicht ſchön, mit ſo armen Leuten nicht nur das Geſpött zu treiben, ſondern ſie auch zum Geſpött der ganzen Welt machen zu wollen. Wir ſind zwar arme Leute, aber das haben wir nicht verdient und hätten es am wenigſten von euch erwartet. Es that mir oft wohl, zu denken, daß ihr meines Mannes Freund ſeid, und euer Rath ihm manchmal nützlich ſein könne, und jetzt iſt es ſo gemeint! Und es brannten zwei blanke Thränen in meines Weibes Auge, und raſch wollte es zur Stube hinaus. Wehrdi ſchien mir da zu ſtehen, wie die Butter an der Sonne, als ihm meine Frau ſo abkapitelte; aber der war nicht lange verblüfft. Als meine Frau abmarſchiren wollte, ergriff er raſch ihren Arm, und als ſie ſich losreißen wollte, fragte er ſie: ob ſie dann nicht mehr wiſſe, daß man Niemand ungehört und leichtlich verdammen ſolle? Da ſtand ſie vor ihm ſtill mit unwilligem Geſicht und niedergeſchlagenen Augen. Bitte, bitte, Fraueli! machet mir zuerſt ein freundlich Geſicht und thut eure Aeugeleien mir auf, dann kann ich euchs am beſten ſagen, wie ich es meine und begreift mich am beſten, bat der wilde Mann ſo ſanft, daß es mir recht kurios vorkam. Mich hatte er ausgelacht, ich konnte nicht begreifen, warum er es bei meiner Frau nicht auch ſo mache. Als meine

Frau, die keine freundliche Bitte abſchlagen konnte, wieder aufſah, ſagte ihr Wehrdi: daß ihm nie Jemand ſo gröblich Unrecht thue als gerade ſie. Er möchte alles in der Welt lieber, ſogar noch einmal nach Batavia, als ſie zum Beſten halten; und wenn er ſchon zuweilen über mich lache, ſo meine er es doch gut und er frage ſie auf ihr Gewiſſen: ob ſie denn trotz ihrer Liebe zu mir nicht auch zuweilen wenigſtens lächle über mich! Hingegen begehre er mit allem Ernſt uns zu helfen. Er ſei allein in der Welt, ſtehe in keinen nähern Verhältniſſen zur Welt, die Leute flöhen ihn und doch werde der liebe Gott ihn einſt fragen: Wehrdi, was haſt du Gutes an deinen Brüdern gethan! Sie könne daraus doch wohl abnehmen, ob er mit den einzigen Leuten, die Vertrauen zu ihm hätten, ſein Geſpött treiben werde! Er könnte uns freilich auch mit Geld helfen, aber das ſei drückend für uns und ſolche Unterſtützung wäre nie ein feſtes Fundament für eine Haushaltung. Wolle eine Familie feſt ſtehen, ſo müſſe ſie ſelbſt mit ſtarken Wurzeln in den Boden greifen, angebrachte Stützen hülfen nur vorübergehend und ſeien zerbrechlich. Als ich da bei ihm ſo gewimmert und gejammert: wenn man doch nur die Noth kennen thäte, ſo hülfe man gewiß; ſo ſei ihm das aufgefallen und er habe das ziemlich wahr gefunden. Darum habe er mich zum Schreiben aufgemuntert. Seither habe er noch darüber nachgedacht und ſei auch zum Pfarrer gegangen, und ſie wären beide darüber eins geworden. Sie ſeien nämlich darüber eins geworden, daß man im Kanton Bern anfange zu glauben, wenn man einander recht wüſt ſage, ſei damit alles gethan. Zum Unglück iſt nun die ganze Schulmeiſtergeſchichte mitten in dieſen wüſten Strudel hineingerathen und die Schulmeiſter haben ſie ſelbſt hineinſtoßen helfen, machten ſelbſt einen hölliſchen Lärm. Das Ende davon war, daß man die Schulmeiſter, um ſich nicht ferner von ihnen den Kopf waſchen zu laſſen, aufs Trockne ſetzte, und da ſitzen ſie nun. Nun aber, meinen der Pfarrer und ich, könnte nichts mehr die Gemüther verſöhnen und gegen euch gerecht machen, als eine unbefangene Geſchichte eines Schulmeiſters und ſeiner Haushaltung. Und gerade eure Geſchichte, meinte ich, müſſe das ganz beſonders thun, wenn man aufrichtig ſie erzählt. Allerdings werden die Leute hie und da über den Schulmeiſter etwas lachen müſſen, aber weil er dann wieder ſo kreuzordentlich wird, ſo werden ſie euch um ſo gewogener werden, um ſo eifriger euch helfen wollen. Aber euch alleine können ſie nicht helfen, ſondern ſie müſſen zugleich auch den andern helfen. Und nun denket, Mädeli, daß von faſt tauſend Schulmeiſterinnen fünfhundert in ähnlicher und noch tieferer Noth ſind als ihr; denket, daß ihre Kinder noch mehr entbehren müſſen. Und allen dieſen könnet ihr helfen, könnet die Sorge von ihren Stirnen, die Thränen aus ihren Augen, den Jammer aus ihren Herzen treiben; könnet ihnen Brot verſchaffen, Kleider, muntern Sinn, freudige, dankbare Gefühle; könnet tauſend Kindern eine fröhlichere Jugend verſchaffen, eine bedeutungsvollere Erziehung — das Alles könnet ihr, Mädeli; könnet machen, daß manche Sohnsfrau ihre Schwieger ohne eigenes Entbehren pflegen, ihrem eigenen Vater ein weißes Brötchen verſchaffen kann, das Alles, Mädeli, könnet ihr vollbringen, und womit? Mit etwas Selbſtüberwindung, mit Hintanſetzung eurer Schüchternheit und des Vorurtheils, nicht gedruckt zu werden und den Leuten ſo in die Mäuler zu kommen. Das iſt doch lange nicht das Leben laſſen. Es iſt ein Dulden, aber ſicher ein ſo ſchweres nicht; es iſt faſt nur das Dulden des erſten Kuſſes, den ein Mädchen von ſeinem Liebhaber erhält. Es ſträubt ſich ſo heftig und doch iſt er ihm das erſte Pfand des erſehnten Glückes, der Verläufer von tauſend nachkommenden. Es iſt alſo eigentlich ein ſüßes Dulden, und glaubt es mir, Frauchen, wenn ihr es duldet, ſo werdet ihr Liebhaber bekommen wie Sand am Meer. Und wer weiß, ob man nicht ordentlich wallfahrtet zu euch, nicht nur Schulmeiſter, um euch zu danken, ſondern ganz andere Leute. Junge ſchöne Herren z. B., die abſolut ſehen wollen, wie eine ſchöne, geſcheite, fromme Frau

Schulmeiſterin ausſieht. Darum, Mädeli, ſperrt euch nicht dagegen. Gegen euren Willen möchten wir natürlich nichts machen, aber, nicht wahr, ihr habt euch jetzt eines Beſſern bedacht!

Mädeli ſagte ihm, er ſei ein Schalk, der es wohl gut meinen möge, aber daß die Sache den gewünſchten Austrag nehme, das wiſſe Niemand, und dann habe man, wenn es nicht gelinge, ſich für die ganze Welt dargegeben und vor der ganzen Welt lächerlich gemacht für ſein Lebenlang.

Weiß denn überhaupt der Menſch, ſagte Wehrdi, wenn er etwas unternimmt, wie es herauskömmt! Würde nicht Jeder Alles unterlaſſen müſſen, wenn er vorher des Erfolges ſicher ſein wollte. Was würde wohl Gutes auf Erden geſchehen ſein, wenn dieſer Grundſatz gültig wäre! Wo der Menſch das Gute will, da ſoll er handeln, den Erfolg aber Gott überlaſſen, in deſſen Hand er ſteht. Habt ihr dieſen Grundſatz etwa auch aufgeſtellt, als euch euer Mann zur Frau wollte! habt ihr ihm auch geſagt, wenn ihr wüßtet, daß es gut käme, ſo wolltet ihr ihn nehmen, da ihr es aber nicht wüßtet, ſo ſolle er in Gottesnamen ſeiner Wege gehen!

Mädeli mußte wider Willen lächeln, dann aber warf ſie dem Wehrdi vor, daß er alles ins Lächerliche ziehe und den ernſteſten Dingen einen ſogenannten Spaß anhänge. Wüßte ſie, daß ſie fünf Schulmeiſter aus dem Elend erlöſen könnte und fünf Kindlein, es brauchten nicht fünfhundert zu ſein, ſo wollte ſie ſich für ſich alles gefallen laſſen. Und wenn man eigentlich dieſes wolle, ſo werde ſie nichts mehr dagegen ſagen, aber man ſolle ihr eben auch nicht davon reden. Hätte der Pfarrer die Sache nicht gebilliget, ſo würde ſie noch jetzt Mühe haben, nicht zu glauben, man treibe das Geſpött mit ihr.

Wehrdi ſagte ihr, es ſei doch nicht recht, daß der Pfarrer mehr gelte bei ihr als er, dieſer könne zwar etwas feiner thun, aber Spaß miſchen in ernſte Dinge, das habe er eigentlich vom Pfarrer gelernt. Der ſage:

es ſei am Himmel ſo und auf der Erde. Ungeheuer tief und ernſt ſei Alles, aber über die ernſte Unergründlichkeit zucke der Sonnenſtrahl, blicke der Mond, flimmerten die Sterne, wandle manch ander Lichtlein: ſo ſolle es im Leben ſein, ſo ſolle es im Menſchen ſein. Was die Menſchen bei ihm Spaß nennten, ſei doch nur eigentlich ein Strahl, ein Lichtlein, in deſſen Schein das Tiefe und Unergründliche erſt bemerkbar werde. Wo keine ſolche Lichtlein ſichtbar würden, da lebe man in gränzenloſer Oede, die wundervolle Tiefe ergriffe Einen nicht zur Ehrfurcht, ſondern ſie erſcheine Einem nur als wüſte Leere. So rede der Pfarrer, und ſo gut als der Pfarrer meine er es auch mit uns, und er könne gar nicht leiden, wenn ſie demſelben mehr trauen wolle als ihm. Wehrdi war gar poſſirlich, wenn er mit ſeinem ſonſt ſo gebietenden Weſen anhalten und bitten wollte. Daher konnte meine Frau am Ende nicht anders, als ihn zu verſichern, ſie wolle ihm ſo viel zutrauen als irgend einem andern, wenn er darnach thue. So nun ward die Fortſetzung der Arbeit beſchloſſen. Wehrdi kam, fragte, jagte und nahm dann die Blätter mit ſich nach Hauſe und brachte ſie mir nicht wieder. Auf mein Fragen nach ihnen antwortete er: er müſſe alles in ordentlichen Zuſammenhang bringen.

Während wir ſo arbeiteten, verbreitete ſich das Gerücht: es werde von einer mächtigen Seite her daran gearbeitet, daß die Taxation aufgehoben und uns eine Staatszulage zu dem bisher von den Gemeinden entrichteten Einkommen zugetheilt werde, und zwar jährlich 60 Thaler.

Dieſe Nachricht war viel zu ſchön, als daß wir ſie geglaubt hätten. Ach, wer ſo oft getäuſcht wird, wird mißtrauiſch! Unſere Herzen zitterten in Wonne, wenn wir gedachten, daß es ſo werden könnte, aber eben darum glaubten wir es nicht. Ach, dachte ich, wäre deine Arbeit doch ſchon fertig, könnte die jetzt hervortreten, dann vielleicht würden die erweichten Herzen ſtimmen für unſer Glück. Aber, eben weil ich noch ſo weit zurück war, daß die Würfel lange gefallen ſein mußten, ehe ich zu Ende kam, verlor ich den Muth zur Fortſetzung und ſagte Wehrdi: es werde nun am beſten ſein, abzuwarten was komme, ohnehin könne ich jetzt ſo wenig zum Schreiben kommen und ich vermöge es wahrlich nicht, ſoviel Zeit zu gebrauchen um nichts und wieder nichts.

Potz Tauſend, nein! ſagte Wehrdi, das thut mir nicht. Es iſt noch nicht gewiß, daß man macht, was die Kommiſſion vorſchlägt. Und wenn auch entſprochen wird, ſo iſt das Buch doppelt nöthig. Es iſt nöthig, um eine Menge Leute mit euch zu verſöhnen, die böſe über euch ſind und noch böſer werden, wenn es euch beſſer geht. Es ſoll machen, daß die Leute den Lehrern ohne Ausnahme die Staatszulage gönnen, weil ſie zur Führung einer nicht bettelhaften Haushaltung nöthig iſt. Es ſoll zeigen, daß man unter den ſtattgehabten Umſtänden euch in dieſem Augenblick gar nicht anders verlangen kann, als ihr ſeid.

Aber auch gar nöthig iſts den Schulmeiſtern ſelbſt, ſie können gar vieles daraus lernen und beſonders die jungen. Dieſe macht es aufmerkſam auf eine Menge Steine im Wege, über die Jeder fällt, der nur nach den Sternen guckt, nur nach den Sternen gucken lernt. Und wird ihnen hoffentlich ſpäter auch durch Mädelis Bild den ſo frühe regen, heirathsluſtigen Sinn veredeln. Und der Pfarrer meint, es ſollte auch aufs neue aufmerkſam machen auf das eigentliche Weſen, das Innere der Schule, das man zu vergeſſen ſcheine, das in einem gräulichen Wirrwar liege und dem nicht aufgeholfen werde bloß mit neuen Häuſern und auch nicht allein mit neuen, ganz ihrer Willkür überlaſſenen Menſchen. So weit werden wir aber kaum kommen. Wenn wir nur die Welt mit euch verſöhnen und manches Lehrers Augen aufthun, ſie lenken auf das Eine, das Noth thut, ſo thun wir viel.

So ſprach Wehrdi zu mir, und der Pfarrer, der bis dahin that, als wiſſe er nichts davon, ſagte mir einſt im Vorbeigehen: Käſer, ſeid nur fleißig und ſetzet nicht ab, es wäre mir leid.

So wendete ich denn alle mögliche Zeit dazu an, aber immer mühſeliger. Wer 150 Kinder fünf bis ſechs Stunden hintereinander unterrichtet hat, der weiß, wie es einem im Kopf iſt. Zudem mußte ich meiner Frau auch etwas beiſtehen in der Haushaltung, denn ſie wurde ihr immer beſchwerlicher und mit dem Spinnen kam ſie faſt gar nicht mehr fort. Es war ein gar gewaltig kalter Winter, und am Morgen um fünfe das Heizen ſo ſchaurig, daß ich es ihr für kein Geld überlaſſen hätte, der Weg zum Brunnen ſo glatt, daß ich ſie denſelben nicht mehr gehen ließ, und das Waſſer ſo kalt, daß ich gar zu gerne unſere Wäſche auswärts hätte waſchen laſſen, wenn nur Geld dazu vorhanden geweſen wäre. Die Kinder halfen freilich ſchon, aber man mußte ſie dabei immer im Auge haben. Der Knabe konnte ſich leider das Regieren und das daraus entſtehende Zanken nicht abgewöhnen. Mädeli ward auch ſo ſtill und weichmüthig, wenn es alleine war, daß ich es nicht übers Herz bringen konnte, immer für mich zu ſein und für mich zu arbeiten. Kam ich dann in die Stube, ſo erheiterte ſich ſein Geſicht, es war als ob eine Wolke davon wegflöge. Freilich waren unſere Geſpräche nicht immer die erheiterndſten, aber ſie waren doch ein einiges Beſprechen der gemeinſamen Sorgen. Der neue Ankömmling machte den Ankauf einer neuen Bettſtelle für die zwei jüngern Kinder nöthig. Da hatten wir tief und ſchwer zu ſinnen, wie es ſich am wohlfeilſten machen ließe und wie wir Geld auch für das Wohlfeilſte aufbringen wollten. Wir rechneten Kreuzer für Kreuzer zuſammen, und wie oft, wenn die Kinder im Bette waren, nahm ich das Körbchen aus dem Schranke und zählte Stück um Stück und ſo langſam als möglich, aber immer waren eher weniger als mehr. An die Kindbetti und ihre Koſten durfte ich nicht einmal denken. Ich ſprach einmal davon, Wehrdi einſtweilen um ein Anlehen anzuſprechen, aber Mädeli wurde ganz roth im Geſichte und ruhte nicht, bis ich es ihr verſprochen, es doch ja nicht zu thun, wenigſtens nicht bis in der größten Noth und nicht ohne ihr Vorwiſſen.

Einmal, den 1. März war es 1837, hatte mich Jemand lange aufgehalten in der Schulſtube und erſt losgelaſſen, als meine Kinder mir zweimal zu ſagen kamen: ich ſolle doch kommen, wir wollten eſſen.

Mädeli ſtellte nun eine Mehlſuppe oder, wie Andere ſagen, eine Waſſerſuppe auf den Tiſch und gewärmte Aepfelſchnitze dazu, an die eine Portion Waſſer gegoſſen war, um ſie durch die Brühe ergiebiger zu machen. Ich ſchnitt ein etwas ſaures Geſicht und fragte: warum wir nicht Kaffee und Erdäpfelſtücke hätten, wie gewohnt? Da traten meinem Weibchen die Thränen in die Augen und es ſchluchzte: es ſei heute wieder einmal mit dem Licht im Keller geweſen um Erdäpfel zu holen, und da ſei es faſt in den Boden geſunken vor Schrecken, denn es habe geſehen, wie wenig rothe Erdäpfel wir noch hatten. Wollten wir deren noch zum Setzen behalten, ſo müßten wir bald aufhören von ihnen zu eſſen. Da habe es vor Angſt heute ſparen wollen und nicht daran gedacht, daß ich der Suppe nichts nachfrage. Ich ſolle doch recht nicht zürnen, es ſei ihm noch in allen Gliedern. Ich gab meinem Weibchen zur Abbitte die Hand, aber ſagen konnte ich nichts. Die Aepfelſchnitze, ſo angefeuchtet ſie waren, ſtachen mir im Halſe wie buchene Späne, und mich dünkte, als ſchluckte mein Weibchen auch etwas hinunter, aber nicht Suppe, nicht Schnitze. So ſaßen wir da, während die Kinder luſtig aßen und an der ſüßlichten, bläulichen Brühe ſich labten, ſchweigſam Hand in Hand. Keines ſeufzte um des Andern willen, aber Jedes dachte in ſchwerem Harm an das Kindbettchen, an die Kindbetti, die fehlenden Erdäpfel. Dieſe dreifache Noth ſauſte uns in den Ohren, flimmerte uns vor den Augen. Wir rangen nach Troſt, aber wir fanden keinen. Wir ſahen das Lämpchen nicht düſterer brennen, wir hörten die Hausthüre nicht girren, aber wir merkten, daß aus der leiſe geöffneten Stubenthüre eine Geſtalt auf uns zuſchritt durch den düſtern Hintergrund der Stube. Ehe wir ſie erkannten, ſprach die wohlbekannte Stimme des Pfarrers: Putzet das Licht und freuet euch. Geſtern erkannte der Große Rath euch jährlich 60 Thaler als Staatsbeitrag zu, eure gegenwärtige Beſoldung bleibt. Den Vernünftigen iſt nun einſtweilen geholfen.

Wir ſaßen da, wie eingewurzelt. Wie die Sonne mit dem Nebel ringen muß, ehe ſie die Erde erleuchten kann, ſo mußten dieſe Worte ringen mit unſerm Gram, ehe ihr Sinn zum Bewußtſein kam und aufflammte in unſern Seelen.

Da faltete mein Weib die Hände und die naſſen Augen hob es auf und mit bebender Stimme betete es: Ach Gott, vergieb, daß wir dich vergeſſen und wieder ſo gekümmert. Wir wollen es nie mehr thun, aber nie vergeſſen wollen wir, was du an uns thuſt unverdienet. Ach, wir ſind von Natur verderbt und böſe durch eigene Schuld. Aber beſſern wollen wir uns, dazu hilf du uns, und ſollten wir je dich wieder vergeſſen, ſo vergiß du uns nicht und nimmer.

Und: Amen! ſprach der Pfarrer.

E N D E.

Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Inhaltsanzeige des erſten Theiles.

Seite
Erſtes Kapitel. Von großer Betrübniß und Elend 3
Zweites Kapitel. Von Vater und Mutter 21
Drittes Kapitel. Wie es Vater und Mutter mit den Kindern hatten 30
Viertes Kapitel. Wie ich um mein Kronprinzenthum komme 44
Fünftes Kapitel. Wie ich aus einem Erbprinzen ein Schulprinz werde 50
Sechstes Kapitel. Wie ich auch um dieſes Prinzenthum komme 67
Siebentes Kapitel. Wie das Vaterhaus mir zum Dienſthauſe gemacht wird 76
Achtes Kapitel. Wie ein alter Freund dem armen Weberknechtlein einen Ausweg zeigt 87
Neuntes Kapitel. Wie es mir im Kopfe rundum und endlich mit mir ins Schulmeiſteramt geht 90
Zehntes Kapitel. Der Abſchied 98
Eilftes Kapitel. Wie es mir als Schulmeiſter-Adjunkten erging 103
Zwölftes Kapitel. Ich ſuche Brot und finde — endlich. 116
Dreizehntes Kapitel. Wie ich Schulmeiſter lerne auf die alte Mode 130
Vierzehntes Kapitel. Alleluja! Endlich 148

Inhaltsanzeige des zweiten Theiles.

Seite

Erſtes Kapitel. Wie mir die Augen aufgethan werden . 3

Zweites Kapitel. Des Amtes Antritt. 10

Drittes Kapitel. Wie mir der Verſtand gemacht wird . 23

Viertes Kapitel. Wie ich einen Pfarrer beſuche 29

Fünftes Kapitel. Etwas vom Weſen und Treiben der Liebe, und wie es ſich bei mir geſtaltet 36

Sechstes Kapitel. Wie ich alſo ſitzen blieb und zwar in der Klemme. 53

Siebentes Kapitel. Wie ich mich in die zweite Klemme bringe. 72

Achtes Kapitel. Wie man hungrigen Vögeln Lätſchen ſtellt 89

Neuntes Kapitel. Wie ein Schulmeiſter den Katzenjammer hat 97

Zehntes Kapitel. Wie ein Schulmeiſter einer ganzen Gemeinde Stand hält 101

Eilftes Kapitel. Wie ein Pfarrer abputzen kann, und was es nützt 106

Zwölftes Kapitel. Wie mich die Bauern und Baden kuriren 120

Dreizehntes Kapitel. Wie ein Schulmeiſter merkwürdige Betrachtungen anſtellt 127

Vierzehntes Kapitel. Wie mir wieder Troſt kömmt ins ermattete Herz, fernere Prüfungen zu ertragen 141

Fünfzehntes Kapitel. Wie nach dem Troſt ich auch zu einer Schule komme 147

Sechszehntes Kapitel. Was ein Brief für Wirkung thut 152

Siebenzehntes Kapitel. Wie ich meinen Nachfolger bewillkomme und auf der Schnabelweid Abſchied nehme . 154

Achtzehntes Kapitel. Wie ich abermals einen Pfarrer beſuche 159

Inhaltsanzeige des dritten Theiles.

Seite
Erſtes Kapitel. Der erſte Winter im neuen Amte 3
Zweites Kapitel. Ach Gott! Wenn die Liebe nicht wär, wie vernünftig man wär 25
Drittes Kapitel. Wie eine Wäſcherin zum praktiſchen Profeſſor wird 38
Viertes Kapitel. Von den Verdrießlichkeiten eines Bräutigams 45
Fünftes Kapitel. Von den Verhandlungen über Hochzeittag und Eheſteuer 50
Sechſtes Kapitel. Wie die Leute uns in die Mäuler nehmen 53
Siebentes Kapitel. Wie ich mit Mädell auf Reiſen gehe 56
Achtes Kapitel. Wie ich am Vorabend wichtiger Ereigniſſe ſtand 66
Neuntes Kapitel. Der Hochzeittag 71
Zehntes Kapitel. Der Maienmorgen des Lebens 78
Elftes Kapitel. Wie eine junge Frau die Auszehrung hat 92
Zwölftes Kapitel. Von Vaterfreuden und Vaterſorgen . 103
Dreizehntes Kapitel. Wenn Noth auch kömmt, Wenn nur nicht die Liebe von dannen rennt 122
Vierzehntes Kapitel. Je gewaltiger die Noth an uns geht, Deſto näher der Herr uns zur Seite ſteht 129
Fünfzehntes Kapitel. Wie die Leute den lieben Gott kennen 142

Inhaltsanzeige des vierten Theiles.

Seite

Erſtes Kapitel. Ein Tod und eine Theilung 3

Zweites Kapitel. Wieder eine Kindbetti, wieder ein Tod, aber diesmal ohne Theilung 16

Drittes Kapitel. Wie ich ohne Theilung zu einem Erbe komme 24

Viertes Kapitel. Von den Leuten im Allgemeinen und von einer weiſen Frau insbeſondere 35

Fünftes Kapitel. Von ſchulmeiſterlichen Finanzen 45

Sechſtes Kapitel. Nun gar in ſolcher Noth noch Viſiten! 53

Siebentes Kapitel. Von allerlei Gedanken und wie ich um mein Erbe komme 73

Achtes Kapitel. Wie ich wieder etwas zu merken anfange und namentlich, daß ein neuer Pfarrer gekommen 85

Neuntes Kapitel. Wie ein Mund zugeht und viele andere auf 89

Zehntes Kapitel. Wie eine Frau mit einem Manne thut, wenn er von einer Gräbt heimkommt 92

Eilftes Kapitel. Wie endlich auch ein Pfarrer das Maul braucht 97

Zwölftes Kapitel. Wie man in Gytiwyl ein Schulhaus baut 109

Dreizehntes Kapitel. Wie der Pfarrer mir die Schule doktern will 117

Vierzehntes Kapitel. Wie es mir geht, als auch ich die Schule doktern will 136

Fünfzehntes Kapitel. Wie endlich ein Anderer das Doktern übernimmt 141

Sechszehntes Kapitel. Wie bei allem Doktern die Schule verdoktert wird 156

Siebenzehntes Kapitel. Wie Alles ein Ende nimmt: jeder Jammer und ſogar jedes Buch 168

Die

Allgemeine deutſche Volks-Bibliothek,

von welcher jährlich 6 Bände (alle 2 Monate 1 Band) erſcheinen, koſtet im Subſcriptionspreiſe 1 Thlr. 10 Sgr. jährlich, oder 10 Sgr. vierteljährlich.

Schriftſteller wie Jeremias Gotthelf und Guſtav Nieritz ſind für dieſes Unternehmen gewonnen; ſo wird die allgemeine deutſche Volks-Bibliothek die außerordentliche Anerkennung, welche ihr bereits im Volke wie von Seiten der höchſten Autoritäten zu Theil geworden, auch ferner zu verdienen und zu wahren wiſſen.

Folgende Werke ſind bis jetzt in der allgemeinen deutſchen Volks-Bibliothek erſchienen, die zu den beigeſetzten Preiſen auch einzeln zu haben ſind:

Käthi, die Großmutter, oder: **der wahre Weg durch jede Noth.** Eine Erzählung für das Volk, von Jeremias Gotthelf. 2 Bände. 18 Sgr.

Jacob Sturm, oder: **Tagebuch eines Dorfſchulmeiſters.** Ein Buch für das Volk, von Guſtav Nieritz. 10 Sgr.

Hans Joggeli, der Erbvetter, und Harzer Hans; auch ein Erbvetter. Zwei Erzählungen für das Volk, von Jeremias Gotthelf. 10 Sgr.

Leiden und Freuden eines Schulmeiſters. Von Jeremias Gotthelf. (Bearbeitung des Verfaſſers für das Deutſche Volk.) 4 Bände.

Im Verlage von **M. Simion** in Berlin erſcheint:

Jugend-Bibliothek

von

Guſtav Nieritz.

Dieſelbe bringt die neueſten Volks- und Jugend-Erzählungen des hochgefeierten Nieritz.

Jährlich erſcheinen 6 Bändchen und erhalten Diejenigen, welche noch vor Weihnachten des laufenden Jahres beſtellen, eine Subſcriptions-Prämie, ein Weihnachtsbuch mit Bildern, gratis, ein Vortheil, der für ſpätere Käufer fortfällt. Preis des Jahrganges 2 Thlr.

Es iſt anerkannt, daß dieſe Jugend-Bibliothek ausgezeichnete Erzählungen ſowohl für die reifere Jugend wie für Volks-Bibliotheken darbietet. Wir machen Eltern, Lehrer und beſonders Volks-Bibliotheken auf dies überaus ſchöne und nützliche Werk aufmerkſam.

Uli,
der Knecht.

Zweiter Theil.

Uli,
der Pächter.

Ein Volksbuch

von

Jeremias Gotthelf.

Berlin, 1849.
Verlag von Julius Springer.

Uli,

der Pächter.

Ein Volksbuch

von

Jeremias Gotthelf.

Berlin, 1849.
Verlag von Julius Springer.

BIBL[illegible]
[illegible]

Vorwort.

Der erſte Theil dieſes Buches enthielt die Geſchichte eines Knechtes, welcher durch Treue aus einem Knechte zum Meiſter wurde. Dieſer zweite Theil enthält die Geſchichte eines Meiſters, welcher in den Banden der Welt lag und welchen der Geiſt wirklich frei machte. Der erſte Theil war den Einen zu weltlich; was nun dieſer Theil den Einen oder Andern ſein wird, läßt der Verfaſſer dahin geſtellt. Der Verfaſſer behauptet nicht, das Rechte getroffen, ſondern blos das: mit ehrlichem Willen nach dem Rechten geſtrebt zu haben. Ob das Publikum billig und damit zufrieden iſt, weiß der Verfaſſer nicht. Mag es aber nun ſo oder anders ſein, ſo iſt das ſein Troſt, daß ihm, ſo Gott will, nirgends ein gedankenloſes oder feiles Segeln mit herrſchenden Winden wird nachgewieſen werden können.

Lützelflüh, den 13. Oktober 1848.

Jeremias Gotthelf.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Capitel 1.

Eine Betrachtung.

Drei Kämpfe warten des Menſchen auf ſeiner Pilgerfahrt. Drei Siege muß er erkämpfen, will er dem vorgeſteckten Ziele ſich nahen, bei ſeinem Scheiden ſagen können: Vater es iſt vollbracht, in Deine Hände befehle ich meinen Geiſt. In einander hinein ſchlingen ſich die drei Kämpfe; doch bald der eine, bald der andere drängt ſich in den Vordergrund, bald nach dem Lebensalter, bald nach den Umſtänden. Wenn der Frühling des Lebens blüht, die Kräfte ſich entfalten, das Herz von Wünſchen ſchwellt, die Seele zum Fluge nach Oben die Flügel regt, aus dem ſichern Hafen des väterlichen Hauſes hinaus ins Leben, hinaus auf des trügeriſchen Meeres Höhe das Schifflein ſtrebt, da wenden die reinſten und edelſten Kräfte ſich dem Suchen einer Seele zu, im Ringen nach ihrem Beſitz ergänzt zum erſten Male des Mannes göttliche Geſtaltung. Es lebt ein tief Gefühl im Manne, und Gott hat es gepflanzt in den Mann, daß er, um zu kämpfen mit des trügeriſchen Meeres wilden Wellen, um zu beſiegen die andringende Welt, eine zweite Seele bedürfe; daß er ein Weib bedürfe, um ſich in dieſer Welt zu ſchaffen und zu gründen ein bleibend Denkmal, die ſchönſte Ehrenſäule: eine tüchtige Familie feſt gewurzelt in der Erde, und kühn und fromm hoch zum Himmel auf die Häupter hebend. Hat er die Seele gefunden, mit welcher vereint er ſich getraut ein Haus zu erbauen, eine feſte Burg gegen die lockende, andringende Welt, dann will er dieſe Seele an ſich feſſeln durch der Ehe heilig Band, welches nur Gott löſen ſoll. Nur wer des Lebens Bedeutung und ſeinen Ernſt verkennt, das Leben hält für ein Schaukeln auf den Wellen der Luſt ohne Ziel und Zweck, nur der verkennt der Ehe hohe Bedeutung, verhöhnt ſie als veraltet, als eine morſche Schranke gegen wahre Cultur. Der iſt dann aber auch kein Sohn der Ewigkeit, ſondern ein Kind des Augenblicks; wie ein Irrlicht hüpft im Moor, ſo iſt ſein Wandel durchs Leben; wie ein Irrlicht verſinkt im Moor, ſo ſein Leben im Schlamme der Welt.

Hat er das Gefundene errungen, mit ſich vereint durch der Ehe heilig Band, dann hat er den erſten Sieg erkämpft. Aber wehe dem, der mit dem Siege allen Kampf zu Ende glaubt, das Wahren des Sieges iſt oft ſchwerer als deſſelben Erringen, wie ein raſcher kühner Anlauf leichter iſt, als ein feſt und ſtandhaft Ausharren; dieſen Wahn hat mancher Sieger mit Schmach und Tod gebüßt. Jetzt gilt es, die Ungleichheiten der Seelen auszugleichen, vor der Selbſtſucht ſich zu hüten, und das innere geiſtige Band, die Liebe, zu wahren, die da langmüthig iſt und freundlich, ſich nicht aufbläht, nicht ungebehrdig ſtellt, nicht das Ihre ſucht und ſich nicht verbittern läßt.

Dem Ehemann beginnt ſo recht eigentlich der Ernſt des Lebens, der Kampf mit der Welt. Wahrſcheinlich hat er ſchon lange mit ihr gehändelt, manch Scherzſpiel mit ihr getrieben, aber ſo recht mit Bewußtſein beginnt doch erſt jetzt die ernſte Schlacht.

Dem Feldherrn vor beginnender Schlacht gleicht der Hausvater am Morgen nach geſchloſſener Ehe. Wenn bei grauendem Morgen am Schlachttage aus ſeinem Zelte der Feldherr tritt, iſt ernſt bewegt ſein Herz, prüfend ſchweift ſein Auge durchs Gefilde, ermißt die Höhen, erforſcht die Schluchten, erwägt die Kräfte, die ruhen hier und dort, ſchlummern vielleicht den letzten Schlaf, die bald ſich meſſen werden in graulichem Gewühle. Er überſchlägt den Anfang und denkt an das Ende. Während er ſinnt und denkt, erwacht um ihn die Welt, Schildwachen rufen, Tritte raſſeln, Pferde wiehern, Bajonette blitzen in der aufſteigenden Sonne, Rauch ſteigt auf und zum

Aufſitzen ruft die Trompete die Reiter. Des Tages Getöne verbreitet ſich, es erwacht aus ſeinem Sinnen der Feldherr. Er rafft ſich zuſammen, ordnet die Kräfte, ruft zur Schlacht. Ueber dem Gewirre wacht ſein Auge, mit ſtarker Hand lenkt er daſſelbe, rollt er auf, zieht er zuſammen, einem Netze gleich, in welchem der Fiſcher ſeine Fiſche fängt. Er beginnt den Kampf, die Kräfte meſſen ſich, wie ein Wirbelwind wirbelt die Schlacht durch Schluchten, Felder und Berge. Der Donner der Kanonen erfüllt die Luft, blutroth färben ſich die Waffen, ſchwarz und dunkel, ein grauſig Leichentuch, legt der Rauch ſich über Leichen und Lebendige, verhüllt den Augen der Gebietenden das Wogen der Schlacht. Da bedarf der Feldherr ein ſcharfes Auge, eine feſte Seele, um mit ſtarker ſicherer Hand die Wirbel der Schlacht zu ſchürzen und zu löſen nach ſeinem Sinne, ſie zu behalten in ſeiner Macht, daß das Ende der Sieg iſt und gebunden und ohnmächtig der Feind zu ſeinen Füßen liegt.

Glänzt endlich auf des Siegers Haupt des Sieges Krone, ſo gilt es, ſie zu bewahren, nicht ein Opfer ſeiner Siege zu werden, ſchmählich zu enden. Es ziehen Siege und Kronen gar zu leicht ins Herz hinein, ſchwellen das Herz, regieren das Herz, trüben den Blick, lähmen die Hand, jagen den Sieger in den Untergang, das Ende ſo vieler Sieger.

Wie der Feldherr vor die Schlacht, trittet vor die Welt der junge Hausvater. Er will ihr abringen eine ſichere Stätte, Platz zu einer Ehrenſäule, er prüft die Welt, mißt ſeine Kräfte, beginnt endlich den Kampf mit den vorhandenen Kräften und dem Vertrauen auf ſie. Tauſende werden raſch niedergerannt von der Welt, verlieren alsbald Muth und Leben, ſie waren nicht befähigt zum Kampfe, ihr Daſein war und iſt ein troſtloſes. Viele ringen immer und kommen nimmer zum Siege. Ihr Daſein iſt ein ein mühſeliges, das Schöpfen in ein durchlöchertes Faß, das Rollen des Steines, der immer wieder niederrollt, den Berg hinan, zu einem feſten Sitz kommen ſie nicht, die Krone der Ehre ſchmückt ihre Scheitel nicht, der Welt ringen ſie nichts ab, eitel und voll Mühe war ihr Leben, und keine Beute ward ihnen, weder eine äußere noch eine innere.

Andere dagegen ſcheinen glücklich, ſiegreich zu kämpfen mit der Welt, große Beute von allen Seiten fällt ihnen zu, aber dieſe Beute iſt eben das trojaniſche Pferd, welches die Mauern um's Herz ſprengt, dem verrätheriſchen Feind den Zugang öffnet. Wie die Siege dem Sieger, zieht ſie ein in des Eroberers Herz, wirft dort zum Herrn ſich auf, zum Knechte wird der Menſch, zu immer neuen Kämpfen hetzt ſie den armen Sklaven, jagt ihn gleichſam alle Tage Spießruthen, was er auch erbeuten mag von der Welt, ihren Schätzen und Genüſſen, Ruhe und Genügen findet er nimmer, jeder neue Gewinn iſt Oel in die alte Gier und Glut, neue Jagd durch die Wüſte beginnt an jedem neuen Morgen, bis er endlich elendiglicher verendet als der, welcher der Welt nichts abgewonnen hat. Und ſo wird es Jedem ergehen in höherem und geringerem Grade, augenſcheinlicher und minder bemerklich, in welchem nicht ein dritter Kampf ſich erhoben hat und ſiegreich, nicht zu Ende geführt, aber doch dem Ende zugeſchritten iſt. Er iſt der Höchſte der Kämpfe, aber auch der Schwerſte, es iſt der Kampf mit dem eigenen Herzen, der Kampf des neuen Menſchen mit dem alten, der Kampf der Geiſter mit der Materie. Glücklich gefochten, bringt er aber auch den höchſten Lohn: hier ein Genügen, welches über allen Verſtand geht; drüben die Krone der Gerechtigkeit, die Kampfgabe des ewigen Jeruſalems.

Im Herzen ſteckt von Anfang an und von Natur der alte Menſch, der da böſe iſt und verkehrt, Gott und den Nächſten haßt, ſich allein liebt, lüſtern iſt nach der Welt, ihren Genüſſen und Schätzen, der da einen Boden hat für alles Unkraut empfänglich, nicht für die Luſt allein, abſonderlich auch für Neid, Zorn, Haß und Rachgierigkeit. Dieſer alte Menſch, vom Fleiſche geboren, iſt es, der von der Welt ſich locken läßt und gefangen genommen wird dem Affen gleich, dem man in einer Flaſche Nüſſe beizt; in den engen Hals der Flaſche zwingt wohl der Affe die leere Pfote, aber die mit Nüſſen gefüllte bringt er nicht durch den engen Hals, die Nüſſe fahren laſſen will er nicht, läßt lieber Freiheit und Leben. Dieſer alte Menſch iſt der Zwillingsbruder der Welt draußen; jemehr derſelbe der Schweſter abgewinnt, deſto üppiger ſchwillt er auf, deſto üppiger wird die Welt drinnen, deſto größer ihre Gewalt, deſto grauſiger ihre Tyrannei über die arme Seele, wenn nämlich der dritte Kampf nicht entbrannt iſt um die Emancipation der Seele oder des neuen Menſchen, der Kampf um das Himmelreich. Im dritten Kampfe ſoll eben nämlich der Himmel gewonnen und dieſer gezogen werden ins Herz hinein, daß die Welt nicht Platz habe darin, daß man ſie hat, als hätte man ſie nicht, ſie genießt, als genöſſe man ſie nicht, übrig haben davon und Mangel leiden kann daran und beides unbeſchwert. Der alte Menſch iſt der erſte, der Erſtgeborne, wenn man will. Es ſchlummert aber im gleichen Gehäuſe ein zweiter Menſch, geſchaffen nach dem Ebenbilde Gottes, aber gefeſſelt in dunkler Höhle, gefangen gehalten durch den alten Menſchen, dem alten Barbaroſſa ähnlich, der da auch ſchlummern muß in dunklem Berges Schooße, bis ihn ein junger Tag zu friſchem Heldenthume weckt. Der neue Menſch muß eben auch geweckt werden und zwar durch den Geiſt, deſſen Brauſen man wohl hört, aber von dem man nicht weiß, woher er kommt noch wohin er fährt. Auf ihm liegt ſchwerer als der ſchwerſte Stein auf mährchenhaften Schätzen, Moder und Schutt von Welt und Sünde. Gewaltiger als das Wehen der Winde, welche das Gebirge ſprengen wollen, das auf den himmelſtürmenden Rieſen liegen ſoll, muß der Hauch des Geiſtes ſein, welcher weg fegt Moder und Schutt von Welt und Sünde, hebt den Stein vom engen Gehäuſe, in welchem gefeſſelt liegt der neue Menſch, ihn kräftigt, daß er ſich erhebt, den Kampf mit dem alten Menſchen beginnt, um den Beſitz des Herzens, um des Lebens Ziel und Richtung.

Ohne Gott kann hier nicht gekämpft werden, am allerwenigſten glücklich, aber wo Gott mit kämpft, muß der Kampf zum Siege führen. Doch nie zum vollſtändigen, ſo lange in ſterblichem Gehäuſe die Seele wohnt, erſt im Grabe, das iſt des Chriſten Hoffnung, verſenkt er mit dem Leibe auch Sünde und Sündhaftigkeit. Der alte Menſch, wenn auch vom Throne geſtoßen, ergie[illegible] ſich auch in Feſſeln nicht, erhebt alle Tage ſich neu, gleich dem Satan, gegen Gott, wie hoffnungslos das Beginnen auch iſt. Mit dem letzten Athemzuge erſt legt er ſich in ewige Ohnmacht. Darum bleiben fort und fort ſo bedeutſam die Worte: Wachet und betet, daß ihr nicht in Verſuchung fallet. Je ſchwächer der Bruder darum iſt, deſto mehr verliert die Schweſter, die Welt draußen, ihre Macht über den Menſchen, ſie hat nicht mehr Platz im Herzen, ſie regiert nicht mehr ſondern wird regiert. Der Kampf mit ihr nimmt in dem Maaße ab als der gegen den alten Menſchen ſich dem Siege nähert. Wer alſo kämpfet, der iſt ein guter Kriegsmann Jeſu Chriſti, darf hoffen gekrönt zu werden; des Lebens Beſtimmung hat er erfüllt, das ewige Leben ergriffen, darf befehlen ſeinen Geiſt in des Vaters Hände.

O groß und wunderbar iſt des Lebens Bedeutung, und eng und ſchwer durch das Leben der Weg, der zum Ziele führt! O und wie leichtfertig und vermeſſen ſchlendern die Menſchen durchs Leben, als ob ſie weder Ohren noch Augen hätten, keinen Verſtand die Tage mit Weisheit zu zählen, als ob ſie hundert Leben hätten, hundertmal von vornen wieder beginnen könnten, wenn eins in Liederlichkeit, Thorheit und Sünde ſchmählich zu Ende gelaufen, als ob der Glaube abgeſchafft ſei und erlaubt nach viel tauſendjähriger Erfahrung erſt ſich zu belehren, durch hundert verlorne Leben endlich klug geworden.

Heil denen, welchen in dieſem Leben Augen und Ohren aufgehen und das rechte Verſtändniß kommt, daß mitten in der Welt der Himmel errungen werden muß, wenn wir die Liebe bewahren, die Welt überwinden, den Himmel jenſeits ſchauen wollen, daß wir Gott hienieden finden, unſer Herz ſeine Herberge werden muß, wenn er droben uns herbergen, unſer Theil werden ſoll in alle Ewigkeit.

Capitel 2.

Der Antritt der Pacht.

Dieſes Alles dachte Uli nicht, als er am Morgen nach ſeiner Hochzeit vor das Haus trat, unwillkührlich am Brunnen vorbei, hinter das Haus ſchritt, von wo man einen großen Theil des Hofes überſah; aber Aehnliches regte ſich doch in ihm. Ein Weib hatte er errungen, ein Beſſeres gab es nicht, das wußte er. Aber vor ihm ſtund nun die Welt, an dieſer beſaß er ſo viel als nichts, das bedachte er und bange ward es ihm. Er hatte ſie angefaßt dieſe Welt, den Kampf mit ihr begonnen, die Pacht um ein großes Gut war geſchloſſen, in wenig Tagen mußte er ſie antreten, übers Jahr mehr als achthundert Thaler Zins ausrichten, und dieſe achthundert Thaler überſtiegen ſein Vermögen. Woher ſie nehmen, wenn das Glück nicht auf ſeiner Seite ſtund, wenn die Welt ſtärker war als er, ihm nichts ablaſſen wollte von ihren Schätzen, ihm entriß was er bereits hatte. Bangen kam über ihn, des Bangens Unruhe fuhr ihm in die Glieder, trieb ihn durch die Ställe, trieb ihn ums Haus herum, bis er wieder ſtille ſtund hinter demſelben, Acker und Wieſen rechnend überſah, rechnete und rechnete daß ihm Hören und Sehen verging darob, daß er nicht wußte mehr, ſtund er auf dem Kopfe oder auf den Füßen, die Rechnungen ſich verſchlangen in einander, daß er nicht mehr wußte wo der Anfang war, geſchweige daß er das Ende finden konnte. Plötzlich wurde er umſchlungen, hochauf fuhr er, als ob es wirkliche Schlangen wären. Es war auch eine an Klugheit, aber eine ohne Gift und Galle, wie wir jedem Chriſten eine ins Haus wünſchen möchten, es war Vreneli, das freundlich vor ihn trat, traulich ihm ins Auge ſah, beide Hände ihm auf die Schultern legte und ſagte: „Aber Uli, Uli! haſt die Ohren verloren? Das Frühſtück ſteht auf dem Tiſche, dreimal rief ich Dir und allemal lauter und allemal umſonſt. Uli, lieber Uli fange mir nicht ſchon an mit ſinnen und rechnen, weißt nicht wie leicht man ſich erſt verrechnet und dann hinter ſinnet? Laß uns beten und arbeiten, das andere auf Gott ſtellen, der ſoll unſer Rechenmeiſter ſein. Der wird ſchon rechnen, daß es gut kömmt, und der böſe Kummer und das plaghafte, ängſtliche Weſen, welches immer auf dem Trocknen ertrinken will, und an der Sonne erfrieren, kommen nicht an uns. Uli, lieber Uli wollen wir?“ frug Vreneli faſt wehmüthig und ſtreckte ihm die Hand dar. Uli ſchlug ein, folgte zum Frühſtück, aber heiter ward doch ſein Geſicht nicht.

Wahrſcheinlich wußte er auch kaum ſo recht, was er ſeinem Weibchen verſprochen hatte. Es giebt gar viele Menſchen, welche ſich von einem Gedankenzuge, der ſich ihrer bemächtigt hat, kaum mehr losmachen können. Der Gedankenzug reißt ſie dahin und wenn ſie ſchon Rede und Antwort geben, ſo wiſſen ſie doch nicht worauf und was. Sie ſind wie ſolche, die in einem Eiſenbahnzug dahin fahren, und ihre Lieben ſchreien ihnen nach und ſie ſchreien den Lieben zurück, aber keines weiß was geſchrieen wird.

Es iſt aber wirklich dem guten Uli zu verzeihen, wenn ſeine Gedanken gefangen und unwillkührlich in einer Richtung dahin geriſſen wurden; ſeine Lage war auch darnach. Vor ihm ſtund in nächſter Nähe der Tag, wo er, wie man heut zu Tage zu ſagen pflegt, ein Geſchäft übernehmen ſollte, welches weit weit über ſein Vermögen, das er ſo ſchwer und langſam erworben, ging, ihn in Jahresfriſt ohne Wunder und abſonderliche Gnade zu Grunde richten konnte. Nun Vielen hätte dieſes nichts gemacht. Hunderte ſpringen, wenn ſie nur irgend wie ein Geſchäft erblicken, mit beiden Beinen hinein. Tauſende gar mit dem Kopf voran, ohne ſich zu kümmern, mögen die Beine nach oder nicht. Uli gehörte nicht zu dieſer Race. Uli hatte eine der bedächtigen Berner-Naturen und war nicht demoraliſirt durch den Zeitgeiſt, d. h. durch den Schwindelgeiſt der Zeit. Er beſaß 1000 Gulden, circa 600 Thaler. Vermögen legt der Berner gerne auf ſolides Unterpfand an, ehedem bloß auf dreifaches, jetzt nimmt man ſchon mit nur doppeltem vorlieb. Uli aber ſetzte das ſeine auf Regen und Sturm, auf Hagel und Dürre, auf Bliz und Seuche. Nicht bloß konnte ihm alles verloren gehen, ſondern namentlich wenn Unglück in die Ställe brach, konnte er zwei dreimal mehr verlieren als er beſaß. Dann war nicht bloß der beſte Theil ſeines Lebens ſcheinbar verloren, ſondern der Reſt deſſelben ſchien kaum hinreichend, ſich dürftig von dem Schlage zu erholen. So iſt es wohl erlaubt, daß es einem bange wird ums Herz, daß Vertrauen und Sorgen mit einander ringen. Wem es nicht ſo geht, der müßte wirklich ſehr leichtſinnig, neumodiſch genaturt ſein.

Die Vorbereitungen zur Uebernahme wurden allmählich getroffen. Joggeli und ſeine Frau ließen nach und nach in den Stock ſchleppen, was ſie behalten wollten, und Vreneli half freilich der Baſe einhauſen, war ihr Kind nach wie vor und wenn es auch das Eigene darob verſäumen mußte, verzog es doch keine Miene. Es fanden ſich eine Unmaſſe von Dingen vor, welche Uli nicht brauchte und Joggeli nicht. Dieſe wurden ſämmtlich in eine große Kammer zuſammengetragen und aufgeſtapelt. An einer Steigerung hätte man daraus eine Summe gelöſt, welche eine herrliche Erquickung für den Baumwollenhändler geweſen wäre. Aber auf der Glungge ſollte keine Steigerung abgehalten werden. Ueberhaupt in allen ſoliden Häuſern liebt man das Alte mehr als das Neue, Kleider verkauft man nicht. An jedes Stück knüpfen ſich Erinnerungen, und an dieſe Erinnerungen knüpfen ſich Lehren und Erfahrungen und gar mancher Bauer zieht aus ſeiner Rumpelkammer und allen Winkeln ſeines Hauſes weit mehr Weisheit ein als engliſche Lords und deutſche Gelehrte aus den koſtbarſten und größten Bibliotheken, angefüllt mit Büchern gebunden in Schweinsleder, oder halb oder gar ganz Franzband.

Das Inventar von dem Geräthe und dem Viehſtand war groß, und die Schatzung, obgleich alles äußerſt billig, machte Uli die Haare zu Berge ſtehen. Man denke ſich z. B. nur acht Kühe und jede durchſchnittlich zu ſechzig Thalern. Dieſes Inventar überſtieg mehr als um das Vierfache Uli's Vermögen, mußte zu 4 pCt. verzinſet und ſpäter allfälliger Abgang erſetzt werden. Uli hatte großen Vortheil dabei, aber bedenklich war es doch in alle Wege.

Endlich kam der verhängnißvolle 15. März, an welchem, wie man zu ſagen pflegt: Uli Nutzen und Schaden angingen. Es war ein ſchöner heller Märztag, und doch kam er allen trüb und unheimlich vor. Es that allen weh, die Alten ausziehen zu ſehen. Als man ihr Hinterſtübchen ausräumte und namentlich das große Bett hinüber ſchleppte, war es faſt als trage man ihnen einen großen doppelten Sarg voran. Die Baſe hatte den ganzen Tag das Waſſer in den Augen, aber lauter heitere aufmunternde Worte im Munde, ſie hatte eine Gewalt über ſich, welche allen Gebildeten zu wünſchen wäre. Man ſah es ihr an, ſie betrachtete dieſes Ueberziehen aus dem großen Hauſe in das kleine, als eine Vorübung auf das Beziehen des allerkleinſten

Häuschens, welches Armen und Reichen aus wenig Brettern zuſammengeſchlagen wird. In dieſem kleinen Häuschen ſchläft man auch, doch wie wohl oder wie übel: das weiß Gott. Als aber das alte Ehepaar zum erſtenmal in ihrem großen Bette im Stocke ſchlafen wollte, da wollte der Schlaf nicht kommen, er war nicht gewohnt ſie hier in dieſem Stübchen zu ſuchen. Ob Joggeli es zürnete, wiſſen wir nicht, es ſchien faſt als ſei die Nacht ohne Schlaf ihm willkommen, um ſeiner Alten alle ihre Sünden bis weit in die Urwelt hinauf vorzuhalten und ſie für alle Folgen derſelben verantwortlich zu machen, nicht bloß bis auf Kindes und Kindeskinder, ſondern bis drei Tage nach dem jüngſten.

Die gute Alte ſchwieg lange, endlich lief es ihr doch über. „Ich hoffte," ſagte ſie, „wenn Dir die Laſt abgenommen werde, ſo werdeſt Du einmal mit Gott, Dir ſelbſt und der Welt zufrieden. Aber wie ich leider ſehen muß, bleibſt Du immer der gleiche Stürmi. Du hätteſt eigentlich zu einem armen Mannli, einem Korbmacher oder Beſenbinder gerathen und dreizehn oder neunzehn lebendige Kinder haben ſollen, dann hätteſt Du klagen können, vielleicht daß Gott es gehört hätte. Aber jetzt iſt's nur ein böſer Geiſt, der Dich immer klagen läßt, und der iſt mit mir hinübergekommen und wird bei uns bleiben ſollen. Ich muß mich verſündigt haben, daß ich mich damit muß plagen laſſen. In Gottes Namen, ich muß es ſo annehmen. Unſer Herrgott wird doch hoffentlich bald finden, jetzt ſei es Zeit. Warum ich nicht von Dir lief, als ich noch junge Beine hatte, die laufen konnten, und ſo weit weg als ſie mich tragen mochten, das begreife ich noch auf die heutige Stunde nicht. Jetzt trüge Fortlaufen nicht viel mehr ab, und meine alten Beine trügen mich kaum ſo weit, daß mir Dein Stöhnen und Klagen um nichts oder wieder nichts nicht noch zu Ohren käme, beſonders wenn der Wind ein wenig ginge." Das wollte Joggeli doch faſt gemühen. „Wer laufen will, kann," ſagte er, „ich will Niemand dawider ſein, und mit Nachlaufen werde ich Niemand plagen. Wenn ich ſchon wollte, thäten es meine Beine nicht, wenn Andere ausgeſtanden hätten, was ſie, ſie wären auch froh, an die Ruhe zu kommen. Ihm wäre es je eher je lieber, Gutes hätte er nie viel gehabt, und was ihm noch warte, könne denken, wer Verſtand habe. Jetzt vermöchte er doch noch, ſeinen Sarg ſchwarz anſtreichen zu laſſen, gehe es länger ſo, ſei es wohl möglich, daß man froh ſei, wenn man noch ſo viel bei ihm finde, um die erſten beſten rohen Bretter zu bezahlen." „Du biſt doch immer der Wüſteſte, wirſt Dich verſündigen wollen, daß es keine Art hat," ſagte ſeine Frau. „Schweigen wird am beſten ſein, es weiß ſonſt kein Menſch, was Du noch ſtürmſt." Darauf drehte die Mutter ſich gegen die Wand und blieb ſtumm, Joggeli mochte giſteln und klöhnen, ſo ſtark und ſo lange er wollte.

Drüben im großen Hauſe ging es anders zu. Die Bauart des Hauſes brachte es mit ſich, daß die Meiſterleute im Hinterſtübchen wohnen mußten. Daſſelbe war gleichſam des Hauſes Ohr, jeder Schall aus Kammern und Ställen, von vornen und hinten, ſchien dort landen zu müſſen; das iſt komod für einen rechten Hausmeiſter!

Uli und Vreneli mußten dieſes Stübchen auch beziehen, aber ſie thaten es ungern, ſie ſchämten ſich faſt, als Knecht und Magd nun zu ſchlafen, wo früher der Meiſter und die Meiſterfrau. Sie kamen ſich wirklich im Stübchen als ſo gar nichts vor, und auch bei ihnen wollte der Schlaf nicht einbrechen. „Ja, ja," ſtöhnte Uli, „es wäre ſchön hier, und im Winter b'ſonderbar warm, da ließe ſich ſein. Wenn es nur immer währte, aber das Aendern thut weh. Wenn man am Ende doch wieder in eine kalte Kammer muß, ſo wäre es hundertmal beſſer, man hätte ſich nie an ein warmes Stübchen gewöhnt. Aber Zwängt ſei Zwängt, und jetzt müſſe man es nehmen, wie es ſei." So jammerte Uli ähnlich wie Joggeli, der Unterſchied war bloß der, daß ſein Jammer nicht aus einem zähen, verhärteten Herzen kam, ſondern aus einem jungen, warmblütigen, demüthigen, welches ſich in ſeine höhere Stellung nicht finden konnte. In einem ſolchen finden gute Worte noch gute Stätte. An ſolchen ließ es auch Vreneli nicht fehlen, tröſtete, ſo gut es konnte. Sprach vom Werthe des Hofes, von ſeinem guten Willen, von dem Vertrauen zu Gott, der Alles wohl machen werde, daß Uli die Ruhe kam und er andächtig mit Vreneli beten konnte; darauf kam leiſe der Schlaf gezogen, hüllte die Beiden in ſeinen dickſten Schleier, und als die Sonne kam, ſchlummerten Beide noch ſüß und feſt darin, und lange ging es, bis ihre Strahlen die Schläfer zu wecken vermochten. Hui! wie beide auf die Füße fuhren, als vor ihren langſam ſich öffnenden Augen plötzlich der helle Tag ſtund, in vollem, ſonnigem Gewande. Draußen polterte das Geſinde, praſſelte das Feuer, gakelten bereits die Hennen, und Meiſter und Meiſterfrau hatten ſich noch nicht gerührt. Wohl da ſchämten ſie ſich und durften faſt nicht aus dem Stübchen. Sie hatten ſich wohl ſchon mehr als einmal verſchlafen, aber ſo ungern es wirklich doch nie gehabt als heute. Wie die Leute das auslegen würden, dachten ſie.

Der Frühling iſt eine herrliche Zeit, eine ahnungsreiche, wonnevolle. Darüber werden doch wohl die Parthien von allen Farben einig ſein, wie weit ſie ſonſt auseinander gehen mögen! Wie proſaiſch und trocken ein Bauer auch ſein mag, im Frühling wird ihm doch das Herz größer und er denket weiter als die Naſe lang. Er hat es, ſeinen Acker, Wieſen und Gärten gegenüber, wie ein Vater, der mitten in einem Dutzend blühender Kinder ſteht. Was wird aus ihnen werden, was werden ſie für Früchte tragen, muß er unwillkührlich denken? Wie der Kinder Geſichter blühen, Geſundheit ihre Glieder ſchwellt, blühen und ſchwellen Freude und Hoffnung in ſeiner Seele. So hat es auch der Landmann, beſonders der junge, welcher noch nicht manchen Frühling auf eigene Rechnung erlebt hat. Jede Pflanzung wird ihm zum Kinde und je üppiger ſie grünt und blüht, deſto üppiger grünen und blühen ſeine Hoffnungen. Der Frühling, von welchem wir ſprechen, war ein ganz eigener von Gott geſpendeter, als wollte er die Probe machen, ob die Menſchen ſo weit in der Aufklärung gekommen, daß ſie zu begreifen im Stande ſeien, ſie ſelbſt könnten keinen ſolchen machen, auch ſei es unmöglich, daß er von ungefähr käme, ſondern daß er von Gottes väterlicher Hand müſſe gegeben ſein.

Mit Fleiß und Kunſt beſtellte Uli Saat und Acker und Vreneli machte nicht bloß ſaſt alleine ſeine ſchwere Haushaltung, ſondern half doch noch draußen, daß Männiglich ſich wunderte, ſorgte für den Garten, daß Kraut darin wuchs und Salat nebſt allerlei Kräutlein, welche einer vernünftigen

Suppe wohl anſtehen und ſonſt in geſunden und kranken Tagen gut zu gebrauchen ſind. Brenelis rührigem Treiben ſah die Baſe mit der größten Freude zu. Alle Tage war ſie im Garten oder guckte wenigſtens über den Zaun, beſah die andern Pflanzungen und häufig kam ſie, ſetzte ſich zu Breneli, half ihm das Eſſen rüſten oder ſagte: Gehe nur, wenn Du was zu machen haſt, ich will Dir zum Feuer ſehen und ſorgen, daß das Eſſen nicht anbrennt. Wollte Breneli ſich wehren oder danken, ſo meinte ſie: Ich habe Urſache zu danken, daß Du es annimmſt. Was meinſt, müßte die Langeweile mich nicht tödten, wenn ich auf einmal von Allen käme und nichts mehr anrühren dürfte? Kam ſie dann heim, hatte ſie zumeiſt ein lachend Geſicht (denn daß es drüben ſo gut ging, freute ſie ſehr, und was ſie im Herzen hatte, zu verbergen, war ihr nicht gegeben) und ſagte wohl zu Joggeli: „Gottlob, es geht da drüben gut, beſſer noch als ich gedacht. Wenn die es nicht zu was bringen, ſo gelingt es Niemanden mehr. Breneli läuft als wenn es Räder unter den Füßen hätte und Uli ſchafft, als ſei er aus lauter Uhrenfedern zuſammengeſetzt. Es iſt mir ein recht ſchwerer Stein ab dem Herzen, hätte mir ja mein Lebtag ein Gewiſſen machen müſſen, wenn es nicht gut gegangen wäre."

Joggeli, welcher wohl auch herum getrippelt war an ſeinem Stecke und hinter Zäunen und Bäumen hervor dem Treiben zugeſehen hatte, zog auf ſolche Reden ſein grämliches Geſicht und meinte: „Glaub es, wie ſollte es anders ſein, wenn ihnen alles hilft, die Fiſche in das Netz zu jagen, ſogar das Kraut in den Hafen. Hätte man für mich halb gearbeitet und geſorget wie für ſie, ich wäre noch einmal ſo reich. Aber mir hat Niemand helfen wollen, ja wenn man mich hätte auf die Gaſſe bringen können, man hätte es gethan und dann noch den Hals voll gelacht und dazu noch die, denen es dabei am übelſten gegangen wäre, und zuletzt hätte ich denn doch an allem Schuld ſein ſollen. Ja die Welt iſt bös. Trau, ſchau wem, heißt es nicht umſonſt." „Ja da haſt einmal recht," antwortete die Baſe, „die Welt iſt wüſt und Trauen bös, aber von den Allwüſteſten biſt Du, und wegen Trauen ſollteſt ſchweigen. Wenn das Gewiſſen nicht wäre und Deine Frau, weiß Gott, was Du für ein Unflath geworden wäreſt. So alt biſt ſchon und wirſt doch noch alle Tage wüſter, denkſt nicht an Deine arme Seele und was Gott mit ihr anfangen ſoll."

So verſchiedene Gedanken wachſen bei gleicher Witterung in den Herzen der Menſchen, es iſt aber eben der Grund der Herzen verſchieden. Giftkräuter wachſen auf dem einen, Heilkräuter trägt der andere. Du mein Gott, wie ſollte es dem Menſchen, welcher den Gärtner vorſtellen ſollte, in ſeines Herzens Garten ſo himmelangſt werden, wenn er in ſeinen Garten kömmt und es weht ihm entgegen ein giftiger Hauch und gleich Schlangenaugen glitzern ihm lauter Giftkräuter entgegen! Ach Gott nein, denen wird gar nicht himmelangſt, die bleiben kaltblütig, ja ſie haben noch Freude und Spaß an den giftigen Kräutern, laſſen ſie nicht bloß nach Belieben wuchern, ſondern pflegen ſie noch ſorgſamſt als obs die koſtbarſten Pflanzen wären, und je üppiger ſie auch ſchießen, mit deſto größerem Behagen weiſen ſie als große Raritäten dieſelben vor, Allen, welche ſie zum Betrachten herbeibringen können.

Fröhlich wie im Fluge rannen die Tage dem jungen Ehepaare dahin, wie es zu gehen pflegt, wenn voll Arbeit die Hände ſind, voll Sinnen der Kopf, die Arbeit wie ein Uhrwerk läuft und das Gedachte zur That wird ohne Säumniß und Hinderniß. Es war, als ob der liebe Gott erſt nachſehe, was Uli meine und Vreneli ſinne, ehe er das Wetter mache, regnen laſſe, oder die Sonne ſcheinen. Dachte Uli, jetzt wäre ein warmer Regen gut, ſo kam ein warmer Regen, man wußte gar nicht woher; und wenn er dachte, jetzt ſei's genug, die Sonne wäre wieder gut, ſo ging der Regen, man wußte nicht wohin und die Sonne war da. Wer auf Sonne und Regen nur des Spazierens wegen achtet und nicht weiß, welche Bedeutung beide für den Landmann haben, der weiß gar nicht welch Unterſchied, wir wollen nicht ſagen im Gedeihen der Pflanzen, ſondern im Betrieb der Arbeit iſt, bei günſtigem oder ungünſtigem Wetter.

Es giebt Jahre, in welchen man bei gedoppelter Anſtrengung und Koſten nirgends hinkömmt, immer im Rückſtand iſt, alles pfuſchen muß, wenn man das Dringlichſte machen will, ehe der Winter wieder da iſt; und wiederum Jahre, wo alles geht wie auf einer Eiſenbahn, nirgends ein Rückſtand iſt, Haſten und Jagen nie nöthig ſind, man Zeit zu Allem hat und keinen Kummer vor dem Kommen des Winters, wo Alles wohl geräth und wo es iſt, als ſei Meiſter der Menſch, ſeine Hand ein Zauberſtab, ſein Mund allmachtsvoll: er ſtreckt die Hand aus, ſo ſpringt der Schooß der Erde auf, er gebietet und es ſtehet da. Es ſind gefährliche Jahre dieſe Jahre, ſie füllen wohl Spycher und Scheuren, aber ſie leeren das Herz von Demuth und Gottvertrauen, darum müſſen dann wiederum böſe Jahre kommen, wo der Menſch mit allem Fleiß und aller Kunſt nichts machen kann. Sie leeren wohl Spycher und Scheuren, aber dafür füllen die Herzen ſich wieder mit Demuth, und die Augen gewöhnen ſich wieder nach oben zu ſehen und das Gedeihen von Gott zu erwarten.

Uli wuchs ſein Glück faſt über das Haupt, daß er vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr ſah, d. h. vor lauter Hoffnungen und Erwartungen ſein Glück nicht mehr berechnen konnte, weil es ſeine Rechenkunſt zu überſteigen anfing; wie aber Manchem über dem Eſſen der Appetit kommt und das Begehren nach immer Mehrerem, ſo ging es auch Uli.

Uli hatte Ställe voll Pferde und Kühe übernommen, um eine ſehr billige Schatzung. Bei allfälligem Abgeben der Pacht mußte er wieder für die gleiche Summe Waare einliefern, oder den Abgang erſetzen, oder hatte den Mehrbetrag zu fordern. Er konnte alſo mit der übernommenen Waare ganz ſchalten und walten nach ſeinem Belieben, was bei ſeinem Abgang in den Ställen ſtund, wurde wieder geſchätzt, und je nach dem es ſich fand, fanden Vergütungen von der einen oder andern Seite ſtatt.

Joggeli hatte auf dem Handeln nicht viel gehalten und ſelten zu rechter Zeit abſtoßen können. Uli kalkulirte anders; er hatte namentlich zwei Pferde und drei Kühe übernommen, welche auf dem höchſten Punkte ihrer Reife ſtunden, behielt man ſie länger, fielen ſie ſtätig im Preiſe, verkaufte er ſie, kaufte dagegen junge Thiere, ſo ſtiegen dieſe im Preiſe, bezahlten neben der Nutzung noch ihre Fütterung. Uli entſchloß ſich alsbald zu dieſem Handel, Vreneli wehrte: „Recht haſt,“ ſagte es, „aber merkt es Joggeli, ſo giebt es böſes Blut, das muß man verhüten, ſo lange als möglich; übrigens ſind die Thiere ſo geſchätzt, daß ſie nach einem Jahre noch die Schatzung gelten, Du alſo jedenfalls dazumal noch nichts daran verlierſt.“

Geld hätten ſie eben auch noch nicht ſo nöthig, und im Fall es gegen Herbſt rarer werden ſollte, ſo könnte man immer noch verkaufen, nur nicht jetzt gleich, wo Joggeli es als eine abſichtliche Prellerei anſehen könnte, wenn Uli vielleicht hundert Thaler in Sack mache, oder doch fünfzig. Uli hatte recht, aber Vreneli noch rechter, und wie es geht in der Welt, das Beſte geſchieht am ſeltenſten. Uli gewann ein Erkleckliches und meinte, Joggeli vernehme es nicht.

Aber die Leute, welche früher Joggeli alles zugetragen hatten, lebten noch, und wären ſie geſtorben geweſen, ſo wären aus ihrem Grabe heraus alsbald neue aufgewachſen, von wegen dieſe Sorte ſtirbt nie aus. Joggeli wußte richtig alsbald bei Heller und Pfennig, was Uli gelöſt, das gab böſes Blut. Die Baſe und Vreneli mußten viel leiden deretwegen. Uli hätte das nicht thun und den Frieden auch für etwas rechnen ſollen, da Gott es ſo gut mit ihm meinte und er es ſo wenig nöthig hatte. Das Frühjahr iſt für den Landmann, welcher nicht Vorräthe hat, ſonſt eine Zeit, welche Geld frißt, oder zu Schulden nöthigt, das war bei Uli nicht der Fall, ſeinen Handel nicht gerechnet. Vreneli löſte aus Butter und Milch viel Geld, ſo daß nicht bloß die Hauskoſten beſtritten wurden, ſondern hie und da noch ein großes Silberſtück bei Seite wanderte, um bei der Hand zu ſein, wenn der Pachtzins gezahlt werden mußte. Ferner wurde er mit einigen Prachtkälbern beſchenkt. Dieſe mäſtete er bis ſie nahe an zwei Centner wogen, half zuweilen ſogar mit Eiern nach, welche er entbehrlich glaubte. Solche Kälber ſind rar, gehen in die Bäder, nach Baſel ꝛc. und werden ſchwer bezahlt, ſo daß Uli wirklich Glück in allen Ecken hatte, das Geld nicht von ihm wollte, ſondern immer vermehrt zurück kam, einer guten Taube gleich, welche nie ausfliegt, ohne mit einem neuen verlockten Tauber zurück zu kehren.

Capitel 3.

Das Erntefeſt oder die Sichelten.

Dennoch ſetzte ſich Uli ein Wurm ins Herz, von wegen was er einnahm, das gehörte ihm, verſteht ſich; was er ausgeben mußte, das verſtand ſich nicht von ſelbſt, er kehrte es ſiebenmal um, bis er ſicher war, daß er es ſchuldig ſei. Es iſt eine eigene Geſchichte, wenn ein großes Bauernhaus ſich umwandelt in ein bloßes Pächterhaus. Ein großes Bauernhaus, welches ſeit hundert und mehr Jahren im Beſitz der gleichen Familie war und abſonderlich, wenn gute Bäurinnen darinnen wohnten, iſt in einer Gegend faſt was das Herz im Leibe; drein und draus ſtrömt das Blut, trägt Leben und Wärme in alle Glieder; iſt, was auf hoher Weide eine vielhundertjährige Schirmtanne den Kühen, unter welche ſie ſich flüchten, wenn es draußen nicht gut iſt, wenn die Sonne zu heiß ſcheinet, wenn es hageln will oder ſonſt was im Anzuge iſt, was die Kühe nicht lieben; iſt der große unerſchöpfliche Krug, welcher nicht bloß einer Wittwe und ihrem Söhnlein das nöthige Oel ſpendet, ſondern Hunderten und abermal Hunderten Troſt und Rath, Speiſe und Trank, Herberge und manch warmes Kleid Jahr aus, Jahr ein. Ein ſolches Haus iſt das Bild der größten Freigebigkeit und der ſorglichſten Sparſamkeit. Da lieſt man die Strohhalme zuſammen und zählt die Almoſen nicht; da findet man die Hände, welche nie läſſig ſind im Schaffen und im Geben, denen zur Arbeit nie die Kraft ausgeht und nie die Gabe für den Bedrängten. So ein Haus iſt ein wunderbar Haus, aber darum iſt es auch eine Art heiliger Wallfahrtsort, wohin wandert wer bedrängten Herzens iſt, Noth leidet am Leibe oder an der Seele. Zieht aber nun aus einem ſolchen Hauſe die Seele, d. h. die Bäurin oder der Bauer, ſo bleibt das Haus, und wie Kinder immer wieder zum todten Körper ihrer Eltern zurück kehren, forſchen, ob die Seele nicht zurück gekehrt, ſo kommen die Leute immer und immer noch zum Hauſe, klopfen an die alte Thüre, horchen, ob die alte treue Hand, die nie leer ward, nicht wieder da ſei, Gaben ſpendend, begleitet von einem freundlichen Worte. Sind Bauer und Bäurin auch nur neben dem Hauſe in den Stock oder das Stöcklein gezogen, ſo gehen doch nur die Bekanntern oder die Bettler von Profeſſion dahin, denn das Stöcklein iſt kein Haus, es iſt kein Stall daran und acht Milchkühe drinnen, ſind nicht Keller nicht Kammern geſpickt mit allen möglichen Vorräthen. Zum Stöcklein gehört der Hof nicht, gehören die unzähligen Obſtbäume nicht, gehören alle die reichen Quellen nicht, welche einer guten Bäurin Hand unerſchöpflich machen. Es ſind wohl Zuflüſſe da, aber in beſtimmten Grenzen und nach kleinerem Maaßſtabe. Zieht nun ein Pächter in das Haus ein, in die Schatzkammer des Hofes, der Wallfahrtsort der Armen und Bedrängten, ſo erliſcht des Hauſes Heiligenſchein nicht alſobald, die Menge wallfahrtet noch immer zu demſelben nach alter Gewohnheit, achtet nicht der geänderten Verhältniſſe, macht ans Haus die nämlichen Forderungen. Die Menge nimmt an, die Gutthätigkeit des Hauſes ſei Pflichtigkeit, welche jeder Bewohner, ſei er, wer er wolle, zu übernehmen habe. Geſchieht dieſes nicht vollſtändig, ſo ſpricht eine bedeutende Anzahl: „Ach Gott, da hat es auch böſes! Gottlob, daß ich ſo alt bin! müßte ſonſt noch erleben, daß die guten Leute alle ausſterben.“ Eine andere Anzahl aber wird erbittert im Gemüthe, als wie über verſagte Rechte und ſagt: „Das werde gehen und gehen, bis es endlich zu dem komme, wovon man immer rede, wie man auch von der Fasnacht rede, bis ſie komme, daß man ſelbſt zugreifen müſſe, wenn man etwas erhalten wolle.“

Aehnliches geſchah in der Glungge. Vreneli war ſchon unter der Baſe Almosnerin geweſen, hatte dabei wohl auch unverſchämten Bettlern einen Zuſpruch gegeben, der ihnen ins Leben ging. Vreneli war jetzt ſeine eigene Almosnerin, machte wohl die Stücken Brot etwas kleiner als früher und Kleider oder Leinenzeug konnte es nicht austheilen, in einer neuen jungen Haushaltung findet es ſich nicht. Das ging bös an. Eine Bettlerin ſagte Vreneli ins Geſicht: „Du warſt von je ein Wüſtes und gönnteſt keinem Armen was, und wirſt eher zehnmal ſchlimmer als einmal beſſer, von wegen es wird noch immer ſein, wie es im Sprichwort heißt: es iſt keine Scheere, die ſchärfer ſchiert, als wenn ein Bettler zum Herren wird.“ Die Meiſten jedoch ſagten Vreneli ihre Gedanken nicht an den Kopf heraus, aber ſie verläſterten es deſto jämmerlicher hinterwärts. Da ſie nichts böſes wußten, erſannen ſie um ſo gräulicheres, namentlich machten ſie gelten, wie ſie den Hof faſt um nichts hätten, den Kindern das Brot von dem Munde wegſtöhlen, da ſei kein Wunder, wenn ſie auch gegen die Armen wären wie Türken und Heiden. Schlecht ſei ſchlecht und ſchlechte Leute habe es immer gegeben, aber Leute wie die, ohne Religion, ſeien doch noch nie erlebt oder erhört worden. Das Alles that Vreneli ſehr weh, denn begreiflich wurden ihm alle dieſe Reden wieder hinterbracht, und wahrſcheinlich von Denen ſelbſt, welche ſie gehalten, nur daß ſie dieſelben dann Andern in den Mund legten. Doch ſagte es davon Uli nichts, es verarbeitete das in ſeinem eigenen tüchtigen Sinn. Es dachte, klagen trage nicht viel ab, warum ein zweites Herz betrüben, wenn man im Stande ſei, es alleine zu verwinden; Hülfe leiſten könnte ihm Uli nicht, und alle Armen dieſe Wehthat entgelten laſſen, wollte es nicht. Uli war wenig zu Hauſe und hatte den Kopf ſo voll von Geſchäften und Gedanken, daß er gar keine Augen für dieſe Dinge hatte. Er war es gewohnt, Leute an den Thüren zu ſehen, oder bei Vreneli in der Küche, achtete ſich derſelben nicht, frug nicht, was ſie wollten, dachte gar nicht daran, daß es jetzt über ihn ausging und um ſeine Sache, ließ Vreneli alſo ganz gewähren nach ſeinem Belieben.

Der Heuet war vorbei geflogen, wie gewünſcht; die Kirſchen mit den Sperlingen im Frieden getheilt worden und die Erndte vor der Thüre, ehe man ſich deſſen verſah.

Die Erndte iſt dem Landmann eine wichtige Zeit, eine heilige Zeit, von ihrem Ertrage hängt ſein Beſtehen ab, oder wenigſtens ſein Wohlergehen. Er erkennt dieſes auch an, und als Zeichen dieſer Erkenntniß richtet er am Schluſſe derſelben eine Art von Opfermalzeit aus; er ſpeiſet Arme, ſpeiſet und tränket Knechte, Mägde, Tagelöhner, deren Weiber und Kinder und den Fremdling, der da wohnet innerhalb ſeiner Thore. Solche Mahlzeiten bilden die Glanzpunkte in dem Leben ſo Vieler; würden ſie aufhören, wäre es über dem Leben gar Vieler, als wenn alle Sterne erlöſchen würden am Himmel. Es iſt traurig, wenn über einem Leben keine andern Sterne ſtehen, als Mahlzeiten, aber es iſt dumm, wenn man ihnen Werth, Bedeutſamkeit abſprechen will.

Die Erndte war prächtig, das Wetter ſchön, der Acker reich. Uli war glücklich, Joggeli knurrte. Er ſchrieb des Ackers Fülle Uli zu, der im Herbſte dichter geſäet, beſſer hatte arbeiten laſſen und im Frühjahr ſtark gewalzt. Einen ſolchen Acker voll Korn habe er ſein Lebtag nie gehabt. Dicht, wie die Haare einer Bürſte, ſtünden die Halme und doch ſei nicht einer gefallen. Der arme Joggeli bedachte nicht, daß ſäen und wäſſern der Menſch kann, aber nicht das Gedeihen geben. Ob dicht oder dünn das Korn auf dem Acker ſteht, ob aufrecht oder ob es auf dem Boden liegt, das iſt Gottes Sache. Wer es zu treffen wüßte allezeit, wüßte, ob viel oder wenig ſäen gut ſei, ein kalter Winter käme oder ein milder, der wäre eben ein Hexenmeiſter, aber ſolchen giebt es nicht, es iſt ein einziger, der dieſes weiß, und der iſt eben der, der kalte oder milde Winter macht, und der iſt Gott.

Bei allem Segen hatte Vreneli das Herz voll Angſt. Niemand beſſer als es wußte, was jene Opfermalzeit, Sichelten genannt, verzehrt hatte unter Joggeli's Regiment. Im erſten Theile vom Uli ſteht auch was darüber zu leſen. Daß ſie dieſelbe nicht nach dem gleichen Maaße auszurichten vermöchten, das wußte Vreneli wohl, aber wieviel Uli abbrechen wolle und wie weit es das Verläſtertwerden zu fürchten hätte, das wußte es nicht. Vreneli war tapfer, das wiſſen wir, aber es fürchtete ſich doch vor böſer Weiber böſen Zungen: es wußte, daß weiter als die Blitze fahren, weiter als die Winde wehen, böſer Weiber böſe Töne tönen. Einige Wochen vorher hatte Vreneli Uli Milchgeld eingehändigt mit dem Bemerken, es werde eine Zeit lang nicht mehr viel geben, was es immer erübrigen könne an Milch, müſſe zu Butter gemacht werden für die Sichelten. Darauf hatte Uli geſagt: „Allweg wird es was brauchen, aber den Narren wirſt nicht machen wollen: ich bin nicht Joggeli und du einſtweilen keine Bäuerin.“

„Weiß wohl“, ſagte Vreneli. „Zu thun wie ſie, kömmt mir nicht in Sinn, aber wenn man es nur gering macht, ſo wird es dir grauen. Du weißt gar nicht, was es braucht an ſolchen Tagen.“ „He“, ſagte Uli, „ſo macht man es noch geringer, bis es einem nicht mehr darüber graut. Geſetz darüber, wie viel einer ausrichten müſſe, wird keines ſein.“ Dieſes Geſpräch hatte Vreneli nicht vergeſſen, darum war ihm ſo bange. Es ſah voraus, daß Verdruß kommen müſſe. Uli wollte es nicht gerne böſe machen, abbrechen ganz und gar brachte es nicht übers Herz, auszuhauſen im erſten Jahre begehrte es auch nicht, da wars faſt noch böſer als anderwärts die rechte Mitte zu treffen. Es ſuchte mit Sparen abzuhelfen, brach ſich die Milch am Munde ab und doch ward ihm faſt ſchwarz vor den Augen, wenn es ſeine Vorräthe muſterte und dann dachte, wie manchen Kübel voll geſchmolzener Butter ehedem an dieſem Tage die Baſe verbacken hatte.

Eines Tages nun, als Vreneli im Schweiße ſeines Angeſichts haushaltete und eben dachte, komod wäre es ihm, wenn es vier Hände hätte, mit zweien könne es kaum alles beſchicken zu rechter Zeit, kam die Baſe, ſetzte ſich aufs Bänklein und frug: „Kann dir was helfen, ſo ſags. Die Leut werden hungerig, wollen lieber früher eſſen als ſpäter, und eine alleine kommt faſt nicht zurecht, habs oft erfahren.“ „Wahrhaftig Baſe“, ſagte Vreneli, „ihr kommt mir akurat wie ein Engel vom Himmel, wenn ich euch nicht hätte, ich wüßte wahrhaftig nicht, wie ich es machen ſollte. Will die Erdäpfel vom Brunnen holen, ihr ſeid dann ſo gut und beſchneidet mir dieſe.“ Flugs war Vreneli wieder da, ſtellte das Körbchen der Baſe dar ſammt einem Keſſel mit Waſſer, in welchen die zerſchnittenen und gerüſteten Kartoffeln zu werfen waren, und half ab und zugehend der Baſe. „Habt ihr es abgeredet mit der Sichelten, wie ihr es machen wollt?“ frug dieſe. „Nein“, ſagte Vreneli, „aber ſie macht mir großen Kummer. Es iſt Gottlob ein geſegnetes Jahr und wir können Gott nicht genug danken, daß wir einen ſolchen Anfang haben, aber Uli iſt doch ängſtlich wegem Zins und ich kann es ihm nicht verargen. Es ging ihm gar ſchwer, bis er hatte, was er hat, und daß er nicht gerne plötzlich darum kömmt, iſt begreiflich. Ich fürchte daher, er werde nicht Geld brauchen wollen, ſagen, es trage nichts ab, und ſchuldig ſei man Niemand was, man ſolle zufrieden ſein, wenn man am Ende des Jahres alles ausgerichtet habe, was man ſchuldig ſei. Aber es käme mir ſchrecklich vor, wenn wir im Trockenen ſitzen, an Käs und Brot kauen müßten und dies noch an einem ſolchen Orte.“ „Selb nicht, daran wird er nicht denken“, ſagte die Baſe. „Ich dachte auch daran, die Sache mache euch Ungelegenheit. Daß ihr es nicht haben könnt wie wir, verſteht ſich; es machte mir manchmal faſt übel, wenn ich zwei Tage lang küchelte und unter den Händen gingen mir die Küchli an den Thüren weg, daß mir für uns keine bleiben wollten. Aber ungerne hätte ich es doch, wenn auf einmal alles aufhörte, alle Leute umſonſt kämen und z'leerem fortgewieſen würden. Du weißt, wie Meiner iſt, ſonſt könnte ich im Stöcklein küchlen und den Armen ausrichten, was üblich und bräuchlich. Darum will ich dir was an die Koſten ſteuern, viel nicht; ſeit uns der Tochtermann, Gott behüte uns davor, ausgeplündert hat, iſt das Geld auch rarer geworden bei mir. Rede dann mit Uli, wie ihr es ausrichten wollt, anſtändig, nicht übertrieben. Lieb wäre es mir, ihr lüdet Meinen auch ein, vielleicht kommt er, vielleicht nicht, aber er ſieht doch den guten Willen.“ „Allweg“, ſagte Vreneli, „und ihr fehlt auch nicht, es wäre ſonſt wie ein Tag ohne Sonne oder eine Nacht ohne Sterne; es freute mich nicht, dabei zu ſein.“ „Biſt immer ein Narrli“, ſagte die Baſe. „Und Uli thut ſonſt gut?“ frug ſie, „wenigſtens arbeitſam iſt er, daß ich nie einen ſo geſehen.“ „Ja Baſe“, ſagte Vreneli, „und wenn ich klagen wollte, ſo wäre es, daß er es zu ängſtlich nimmt, und daß ich Kummer haben muß, er mache es nicht lang, ſondern arbeite ſich zu Tode.“ „Biſt ein Tröpfli“, ſagte die Baſe lachend, „das Mannvolk ſtirbt nicht ſo bald, und beſſer, er thue zu nöthlich, als er ſei zu gelaſſen. Sieht er, daß er auskommen mag, ſo beſſert es ihm von ſelbſt, aber iſt einer zu gelaſſen, da iſts nicht zu machen. Brennt das Haus, ſo iſt ein ſolcher im Stande, er ſtopft erſt die Pfeife und zündet ſie an, ehe er Anſtalt macht, das Haus zu verlaſſen.“ Vreneli lachte, ſagte jedoch mit einem kleinen Seufzer: „Zu wenig und zu viel verderben alle Spiel!" nahm die Erdäpfel und ſetzte ſie übers Feuer.

Noch ſelben Abend eröffnete Vreneli die Verhandlungen mit Uli. Uli ſagte, es ſei ihm ſchon lange zuwider geweſen, nur daran zu denken. Schon als ihn die Sache nichts angegangen, ſondern alles über den Meiſter ausgegangen ſei, habe er ſich darüber geärgert, wie ſo viel durchaus unnütz und überflüſſig draufgehe. Wenn er einmal was dazu zu ſagen haben ſollte, ſo müßte es ihm anders gehen, habe er immer gedacht. Viel wohler ſei man bei Wenigem, und daß jeder arme Menſch an dieſem Tage Küchli eſſen müſſe, bis ſie ihm zum Mund heraushingen, ſelb ſtehe nirgends geſchrieben. Wenn ſie Küchli haben wollten, ſo möchten ſie ſehen, wo ſie welche bekämen, ſollten zu Joggeli gehen, der könne den alten Gebrauch fortſetzen. „Rede mir nicht ſo, Uli", ſagte Vreneli, „das iſt ungut. Sieh, der liebe Gott ſpeiſte von deinem Acker auch ſeine Vögel, wie luſtig waren ſie nicht dabei, es war ihre gute Zeit im Jahre, und du mußteſt es geſchehen laſſen. Und nun, wie viel beſſer ſind doch Menſchen als Spatzen, und die ſollten nicht einmal einen guten Tag haben, und wenn Gott ſie dir vor die Thüre ſchickt, um deinen guten Willen zu ſehen, zu erfahren, ob du weißt, wer dir den guten Anfang giebt, denen willſt du dann nichts geben? Selb, Uli, wirſt du nicht machen!"

„Bin ich denn Pächter geworden, um Bettlern zu küchlen? Was brauchen die ſolche Speiſe? Brot, wenn was ſein muß, thut's. Oder meinſt etwa, man ſolle auch den Vögeln küchlen und Schüſſeln voll in den Acker ſtellen?" „Lieber Uli, rede dich doch nicht in Zorn hinein, denn das iſt dein Ernſt nicht. Chriſten Brauch iſts ja, daß man die Armen wie Brüder hält und nicht wie Hunde abſpeiſet, und giebt man ja ſelbſt den Hunden Broſamen vom Teller, jagt ſie nicht mit ungeſättigten Gelüſten vom Tiſche weg, ſollte man dann einem armen Fraueli oder einem armen Kinde, welches das ganze Jahr durch nichts Gutes hat, kaum Salz zu den Kartoffeln hat, nicht eine gebackene Brotſchnitte geben oder ſonſt ein Küchli? ſoll es umſonſt den ganzen Tag, wohin es kommen mag, den Duft der in der Pfanne brodelnden Butter in der Naſe haben? Denke doch an die Geſchichte vom reichen Manne und vom armen Lazarus." „Soll ich jetzt etwa noch gar der reiche Mann ſein?" frug Uli nicht ſanft. „Aber Uli", ſagte Vreneli, „verſündige dich doch nicht, ich kenne dich ja gar nicht wieder. Biſt du nicht der reiche Mann, ſo biſt du doch ein geſegneter Mann. Welch gut Jahr haben wir nicht? und das hat Gott gemacht. Leicht hätte er die Hälfte weniger geben können, und damit hätten wir auch müſſen zufrieden ſein. Willſt du nun muthwillig die Armen erbittern, machen, daß ihre Flüche ums Haus fliegen wie die Schwalben, willſt nicht lieber, ſie wünſchen uns alle Gottes Glück und Segen, was haben wir ja nöthiger als dies? denn ohne dies wären wir nichts, ohne dies werden wir nichts." „Das wäre alles gut, und bös meine ich es ja nicht, das weißt du", ſagte Uli. „Aber fangen wir einmal an mit Großthun und Austheilen, ſo müſſen wir ſo fortfahren; iſt denn jedes Jahr ein geſegnetes, daß es es ertragen mag? Sollte man nicht gleich Anfangs ſo anfangen, wie man zu jeder und aller Zeit fortfahren kann?" „Ja ſieh", ſagte Vreneli, „verſtehe mich recht, nicht wie ehedem begehre ich es zu machen, dies wird kein vernünftiger Menſch uns zumuthen. Man kann die Schnitten ungleich groß abſchneiden, ſie ungleich backen, kann das Pack abweiſen. Ich kenne ſeit Jahren die Leute, welche kommen, glaube, mit Wenigem will ich weit reichen, zudem ſieh, die Baſe hat mir vier Thaler gegeben; ſie hätte es ungern, hat ſie geſagt, wenn die Leute alle umſonſt kämen und z'leerem wieder fort müßten." „Das wäre wohl gut, wenn es mit dem gemacht wäre, aber denk, was wir noch alles kaufen müſſen für die eigenen Leute und denen dann auch noch jedem ein Tuch voll heimgeben, die Weiber der Tagelöhner werden wir noch einladen müſſen, und einige davon ſind im Stande, ſie bringen uns noch die Kinder mit. Schlachte ich ein Schaf, ſo braucht man kein anderes Fleiſch, mit dem Weine mache ich es kurz. Wenn ich auf 2 Perſonen eine Maaß rechne, die Maaß 4 Batzen höchſtens, ſo koſtet mich das ſchon ein Sündengeld." „Das thue nicht", ſagte Vreneli, „es wäre unſer eigene Schade, vergiß nie, wie es uns war, als wir noch dienten, was wir geſagt hätten, wenn man uns die Sichelten ſo ſpärlich zugemeſſen hätte. Die Arbeiter haben ſo lange Joggeli lebt, nie ſo angeſtrengt gearbeitet, können nichts dafür daß wir nur Pächter ſind, und eine Mahlzeit iſt immer eine Mahlzeit, macht auf Fromme und Nichtfromme, auf Reiche und Arme einen ſeltſamen Eindruck. Der Arme welcher Monate lang weder Fleiſch noch Wein ſieht, freut ſich darauf wie ein Kind auf Weihnacht und warum ſollte er nicht? An einer Mahlzeit will man genug haben, von allem ſatt werden, was man noch möchte und nicht bekömmt, das kömmt viel höher in Anſchlag, als das was man erhält. Malzeiten ſind im Leben was Sterne am Himmel in mondloſer Nacht, und nicht bloß wegen Eſſen und Trinken. Es thauen auch die Herzen auf, es wird einmal wieder Sonntag darin, es bricht die Liebe einmal wieder hervor, wie aus den Wolken die Sonne, und wie aus Holland der Nebel, flieht aus mancher Seele der böſe Kummer, das Elend wird vergeſſen, ſie wird einmal wieder froh, faßt friſchen Muth und danket einmal wieder Gott von Herzen. Nein, lieber Uli, zu mager mach es nicht, mach es um der Menſchen willen nicht. Gott hat uns ſo große Urſache zu Lob und Dank gegeben, gieb Du jetzt Deinen Leuten nicht Urſache zu Groll und Widerwillen, ſondern zu Lob und Dank, zu Muth und Freude. Vielfältig bringen wir dieſes ein, denn wenn bei Allen guter Wille iſt, ſo wird raſch viel wieder eingebracht, während bei böſem Willen unendlich viel zu Schanden geht, das hat Joggeli viele tauſend Gulden gekoſtet; bei ihm habe ich geſehen, wie das gehen kann. Schlechten Wein nimm nicht, er freut Niemand, wird getrunken wie Waſſer und iſt alſo der theuerſte. Nimm guten Wein, der erfreut die Herzen, ſie rechnen ihn Dir hoch an und trinken weniger als vom Wein, der keine Tugend hat als die Köpfe bös zu machen. Denke doch, es iſt mir ſo gut daran gelegen, daß wir mit Ehren beſtehen als Dir, es geht auch mich was an, denn gewöhnlich ſoll die Frau daran ſchuld ſein, wenn der Mann zu Grunde geht, aber ſparen und ſparen ſind zwei. An einer Kuh, welche Milch geben ſoll, das Heu, an einem Pferde, welches ſpringen ſoll, den Hafer ſparen wollen, hat noch Niemand großen Nutzen gebracht, wie man

Beiſpiele von Exempeln an manchem Bauer ſehen kann.“ Uli begriff Vreneli und hatte ſogar Glauben an ihm, aber gegen Glauben und Verſtand ſtritten Geld und Angſt, trieben Uli vielen Schweiß und manches Aber aus. Indeſſen ſiegten doch die Erſtern; denn Vreneli half ihnen mit all' ſeiner Liebenswürdigkeit. Uli ſchaffte guten Wein an, und ſo viel, daß er nicht bei jeder Flaſche, welche er aus dem Fäßlein zog, Kummer haben mußte, es möchte die letzte ſein, und in Verſuchung kam, Käsmilch aufzuſtellen, in Ermangelung des Weines, ein bös und dünn Surrogat deſſelben. Ein Schaaf wurde geſchlachtet, indeſſen auch dem Rind- und Schweinefleiſch die landesüblichen Stellen angewieſen.

Nun war Vreneli hell auf, es glaubte Alles gewonnen, aber die Angſt kam ihm wieder, und zwar am Tage der Sichelten ſelbſt, und nicht von Uli her. Als das Sieden und Braten anging, die Feuer praſſelten, die Butter brodelte und ziſchte, die Bettler kamen, als ſchneie es ſie vom Himmel herunter, die Pfannen zu Alles verſchlingenden Ungeheuern wurden, — Vreneli, wie viel es auch hineinwarf, immer friſch wieder angähnten mit weitem, ödem, ſchwarzem Schlund; da kam die Angſt über ihns; aber ſie half ihm halt nichts: wie die Sperlinge den Kirſchbaum wittern, welcher frühe Kirſchen trägt, weither gezogen kommen mit ihren raſchen Schnäbeln und nimmerſatten Bäuchlein, ſo kamen die Bettler daher vom Duft der brodelnden Butter gezogen, ſchrien heißhungrig von weitem ſchon: „Ein Almoſen de tuſig Gotts Wille,“ und trippelten ungeduldig an der Thür herum, weil ſie vor ſüßer Erwartung die Beine nicht ſtille halten konnten. Vreneli begann Schnittchen zu backen, daß es ſich faſt ſchämte, ſo klein und ſo dünn die Kruſte, und Alles half nichts, es war, als ob ſie Beine kriegten und ſelbſt zuliefen einem Schreihals vor der Thür. Es ward ihm immer himmelängſter, für die eigenen Leute könnte es gar nicht ſorgen. In der größten Noth erſchien die Baſe unter der Küchenthüre, wahrhaftig wie ein Engel, und zwar einer von den ſchwereren, denn ſie wog wenig unter zwei Centnern. „Es dünkt mich, es ſei noch nie ſo gegangen, mit betteln,“ ſagte der dicke Engel, „es ward mir himmelangſt für Dich, die Leute haben doch je länger je weniger Verſtand, und wenn es nicht die Halben verſprengt vom Küchlifreſſen, ſo meinen ſie, es ſei ihnen übel gegangen. Da habe ich Dir eine kleine Steuer, denn viele werden meinen, wir ſeien noch auf dem Hofe und kommen unſertwegen, und vielleicht kann ich Dir ſonſt noch helfen.“ Sie ſtellte einen bedeutenden Butterkübel, den ſie hinter Joggeli's Rücken aus ihrem Keller ſtibizt hatte, dem beſten Schmuggler zum Trotz, auf den Küchentiſch. „Aber Baſe, Baſe, nein das hat doch wirklich keine Art, jetzt noch ſo viel Butter! Ihr ſeid doch gewiß die beſte Baſe unter der Sonne! Was kann ich auch dagegen thun? Vergelt's Euch Gott zu hunderttauſend Malen!“

„Thue nicht ſo nöthlich,“ ſagte die Baſe, „und ſag', wo ich Dir helfen ſoll. Es wäre ja unſere Pflicht auszurichten, was üblich und bräuchlich iſt, und daß ihr ſchon zum erſtenmal aufgefreſſen werdet, wie das Kraut von den Heuſchrecken, ſelb meinte ſicher ſelbſt Joggeli nicht. Blos daß ihr ſcharf gebürſtet würdet, das wohl, das möchte er euch gönnen.“ „Baſe, glaubt nur, geben thue ich gar gerne, ich fühle es recht, daß geben ſeliger iſt als nehmen. Es kommt mir dabei immer vor, als ſei ich Gottes ſelbſt eigne Hand, welche er öffnet zur Stunde, damit ſich ſättigt was da lebt. Aber wenn es daher geflogen kömmt, wie Krähen im Winter über einen ſpät geſäeten Acker, dann wird es einem doch Angſt ums Herz, man kömmt in Verſuchung und verſündigt ſich faſt, wird ungeduldig, wenn die Zeit verrinnt, der Abend kommt und unſre Leute hungrig kommen und nichts finden.“ „Allweg.“ ſagte die Baſe: „aber wart, ich will Dir helfen.“ Nun half die Baſe, ſie machte die Schaffnerin und Spenderin nun wirklich ſo, daß Vreneli Zeit und Stoff für ſeine Leute die Fülle blieb. Ging Jemand unzufrieden weg, ſo fiel der Groll auf die Bäuerin, deren bekannte Geſtalt unter die Thür ſtund und ihn abgefertigt hatte.

Wie Vreneli in der Küche, ſchwitzte Uli auf dem Felde. Es war ein Tag in welchen ſich faſt mehr Arbeit drängte als hinein mochte. 2000 Garben ſollten eingeführt werden. Mit zwei Stieren führte er den Wagen auf dem Acker, war er geladen, ſo fuhren 4 Pferde denſelben heim. Eine Parthie lud zu Hauſe die Garben ab, eine andere band Garben, die dritte lud ſie. Zu dieſer gehörte Uli, er gab alle Garben ſelbſt auf den Wagen; Alles griff in einander, ward in halbem Lauf gethan, Uli hatte keinen Augenblick zum Verſchnaufen. Aber Uli hatte zwei Augen und die ſahen einen bedeutenden Theil der Bettler, welche bei dem Hauſe ab und zu gingen. Anfangs achtete er ſich nicht ſoviel derſelben. Erſt als Einer ſagte: „es geht heute aber ſtark, ſo wie noch nie," ward er aufmerkſam, wollte ſie zählen; aber zugleich ſollte er die Garben zählen, welche er auf den Wagen gab, und Bettler und Garben kamen ihm untereinander, daß er nicht mehr wußte, woran er war. Dies machte ihn noch giftiger, auslaſſen durfte er ſeinen Grimm nicht, höchſtens den Stieren konnte er rauhere Worte geben als ſonſt, und unſanfter ſie zerren an ihren Hörnern. Aber ſie nahmen keine Notiz davon und fraßen gemüthlich das vorgelegte Gras und ließen ſich behaglich durch einen Knaben Fliegen und Bremſen wehren. „Warte nur bis ich heimkomme, dachte Uli, dann will ich ſehen, was übrig geblieben. Hoffentlich giebt es Gelegenheit, die Narrheit ein für allemale abzuſtellen."

Indeſſen bis er mit dem letzten Wagen heim konnte, ſtund er eine Hitze und Ungeduld aus, daß er von nun an vollkommen wußte, wie es den Menſchen im Fegfeuer zu Muthe ſein muß. Auf dem Wege begegnete ihm Joggeli. „Führe nur brav ein," ſagte ihm dieſer, „haſt es nöthig; Bettler und Mäuſe bedürfen viel und das Jahr iſt lang." Uli antwortete nicht, aber wer ſich auf das Knallen einer Peitſche verſteht, konnte an demſelben deſſen Gedanken abnehmen. Es war viel daß er den Wagen nicht umwarf, oder keinen Abweisſtein umfuhr, aber Gewohnheit macht viel. Aber ſobald die Pferde ſtille ſtunden, übergab er das Abſpannen dienſtbaren Geiſtern und ging der Küche zu. Gewaltig nahm er ſich zuſammen, um nicht mit der Thüre ins Haus zu fallen, ſondern gemäßigt aufzutreten mit dem Anſtand, welcher dem Meiſter ziemt. Gepolter und Aufbegehren an dieſem Tage würde ſein Anſehen bedenklich beſchädigt haben. Das bedachte Uli. Als er unter der Küchenthüre erſchien, ſtieß er auf die Baſe, vor welcher er auch Reſpeckt hatte, ſo daß er faſt kleinlaut frug: „Wie ſtehts? in einer halben oder ganzen Stunde höchſtens ſind wir fertig!"

Freundlich kam Breneli aus Rauch und Qualm ihm entgegen geſprungen, glühend von Schweiß und Arbeit. „Gut," ſagte es, „kommt wann ihr wellt, es iſt alles zweg und lieb iſts mir gar ſehr, wenn es mit der Arbeit nicht geht bis tief in die Nacht hinein, habe es an dieſem Tage ſehr ungern, denn gewöhnlich geſchieht noch was ungeſchicktes. Aber zu thun haben wir gehabt, Du glaubſt es nicht; wäre die Baſe nicht gekommen und hätte mir geholfen, ich darf nicht ſagen wie, Du hätteſt mich nicht mehr gefunden, ich wäre davon gelaufen, ſo weit mich die Beine hätten tragen wollen. Komm und ſich, was wir geſchafft." „Muß gehen und helfen," ſagte Uli, „die Pferde ſind nicht ausgeſpannt, müſſen noch geputzt und abgerieben ſein." „Wäreſt mir ein ſchöner Meiſter, wenn Du immer dabei ſein müßteſt, wenn der Wagen laufen ſoll, und nicht einen Augenblick Zeit hätteſt zu ſehen, was Dir Deine Frau zeigen will. Komm," rief Breneli ſchalkhaft, „Baſe ſeht zur Pfanne" und ſprang die Kellertreppe hinab, daß Uli folgen mußte, er mochte wollen oder nicht. Weit ſperrte Breneli die Kellerthüre auf und drinnen auf dem üblichen Tiſche ſah er mit großem Erſtaunen Berge von Küchlein von allen Sorten. „Sich hier dieſe ſind für dieſen Abend, dieſe für morgen Mittag, jene dort für nach Hauſe zu geben und für Ungeſtimmtes backen wir noch, man weiß nie, was es geben kann. Was meinſt, haben wir genug?"

Ganz verſtaunet ſtund Uli vor den hohen Thürmen, machte Augen wie Pflugsräder, und doch konnten ſie das Wunder nicht faſſen, faſt wäre er davon gelaufen, weil er dachte, dieſer Segen könne nur durch den Rauchfang hinunter gekommen ſein, endlich ſagte er: „Gott behüt uns davor, woher dies Alles und ſo viel Bettler." „Bſt! Bſt!" ſagte Breneli ſchalkhaft, „das frägt man nicht und darfs nicht ſagen, wenn es die Erdmännchen hörten, ſie zürnten es; denke wie komod, wenn man nur ein Küchlein auf eine Schüſſel zu legen braucht, um handkehrum noch ſieben andere darauf zu haben." „He, ja komod wärs," ſagte Uli, „aber vielleicht, daß Du das Hexli wareſt," machte aber dabei doch ein Geſicht, dem man es anſah, daß er nicht wußte, was er glauben ſollte, wandte ſich und wollte wieder die Treppe auf. „Nit, nit,“ ſagte Vreneli und faßte ihn am Arm, „es iſt noch was anders da, welches Du auch ſehen mußt, es wartet Dir ſchon lange.“ Hinter einer Schüſſel voll Küchli holte es eine Flaſche und ein Glas hervor, ſchenkte ihm ein und ſagte: „Weißt nicht, daß es Brauch iſt, daß der Meiſter an heißen Erndtetagen zuweilen ſelbſt ein Fuder nach Hauſe fährt und dann was Kühles im Keller findet, ein andermal vergiß es nicht; aber nicht wahr, Du wollteſt kommen und ſehen, ob ich noch was hätte, hatteſt Angſt, die Bettler hätten Alles vorweggegeſſen, wollteſt mörderlich aufbegehren, und hätten faſt Freude daran gehabt, wenn ich in Schmach und Schande gekommen wäre. Da! Du wüſter Kerli Du; da, nimm noch eines und ſchäme Dich; nicht wahr, biſt halb böſe, daß Alles anders iſt, als Du dachteſt und Du nicht Freude haben kannſt an meiner Schmach? Komm und gieb mir ein Müntſchi (Kuß), aber nur leiſe, daß es die Baſe nicht hört und denke daran, Du hätteſt Dich an mir verſündigt, und wolleſt nicht mehr ſo thun und ſo ſein.“ „Sagte ja kein Wort,“ meinte Uli, „kam nur, zu ſehen, ob Du fertig ſeieſt.“ „Meinſt,“ erwiderte Vreneli, „ich kenne Dein Geſicht nicht, und wiſſe nicht am Trappen Deiner Füße, wie das Herz Dir ſchlägt, und am Ton der Worte, was hinter denſelben ſteckt. Arme Weiber ſind wir, aber ſchlauer als ihr denkt, und was Euch durch den Kopf fährt und was ihr brütet im Herzen, das merken wir von weitem; jetzt weißt es, kannſt Dich hüten und in einer halben Stunde iſt das Eſſen fertig; mach, daß wir nicht warten müſſen,“ und huſch war es die Treppe auf und ſchon mitten in der Küche. Uli war guten Muthes geworden. Er zog die Kellerthüre zu mit lachendem Geſichte und luſtig pfeifend ging er den Ställen zu. Er dachte, ein ſolch Weibchen ſei doch famos und rar, fleißig und luſtig, immer mehr gemacht als man gedacht, und immer gute Worte und ein hell Geſicht, das man auch ein ſolches machen müſſe, man möge wollen oder nicht.

„Was hat er geſagt?“ frug droben die Baſe. „Augen hat er gemacht, wie Pflugsräder und weiß noch jetzt nicht, iſts mit rechten Dingen zugegangen oder nicht. Aber Gottlob zufrieden iſt er und das iſt die Hauptſache,“ antwortete Vreneli. Es ſteht einem Bauernhauſe nichts ſchlechter an, als wenn Abends, wenn Feierabend gemacht iſt, oder Sonntag Mittags, oder an einer Sichelten die Leute ſtundenlang herumlungern müſſen, ehe ſie zum Eſſen gerufen werden. Es giebt Häuſer in welchen dieſes Verſpäten regelmäßig iſt. Die Weiber in dieſen Häuſern müſſen eine wahre Hausplage ſein; es nimmt einem recht Wunder, was die für ein Eingericht in ihrem Kopf haben und was ſie auch denken? Wahrſcheinlich werden ſie erſt das Roß beim Schwanz zäumen, dann lange es betrachten hinten und vornen, endlich wird es ihnen langſam kommen: eigentlich zäume man ein Roß beim Kopf und nicht beim Schwanz, und dann wird es ihnen kommen und wiederum langſam, das Beſte wäre ſie thäten den Zaum hinten wegnehmen und brächten ihn nach vornen, dann endlich ſchreiten ſie zur Ausführung dieſer Einſicht, aber langſam begreiflich. Was während dieſer Zeit in den Magen und Köpfen der hungrig Harrenden vorgeht und zwar nicht langſam, daran zu denken haben ſie nicht Zeit, begreiflich. Eigentlich wäre es interreſſant zu unterſuchen, ob ſolche Weiber wirklich denken? Wir glauben, ſie bringen es höchſtens nur zu einem quasi denken und auch dieſes nur ein oder zweimal des Jahres, etwa wenn ſie den Schneider ins Haus kriegen oder Schweine zu ringen ſind.

In der Glunggen ging es aber nicht ſo, in Kopf und Beinen hatte Vreneli ein ander Eingericht. Kaum hatten die Leute die Arbeit beendigt, Staub und Schweiß ſich abgewaſchen, erſcholl der willkommene Ruf zum Eſſen. Dieſer Ruf kommt nicht vom Himmel her, noch ruft er in den Himmel, aber am Wohllaut deſſelben mag der arme Sterbliche abnehmen, wie herrlich und ſüß einmal der Ruf dorthin klingen wird. Diesmal zögerten die Leute nicht ſo unerträglich, wie es ſonſt der Fall iſt, es war etwas, welches ſie ſchneller in Bewegung ſetzte. Sie hatten alle ein gutes Vorurtheil für Vreneli, es war allen lieb; ein ſolcher Verſtand bei einer ſo Jungen ſei ſelten, hieß es. Uli ſchien ihnen dagegen wohl ſtreng und allzuſehr den Meiſter zu machen. Sie meinten: Einer, der ſelbſt Knecht geweſen ſei, ſollte Verſtand haben und begreifen, daß man ſich nicht gerne zu Tode arbeite, d. h. nichts darnach frage, in einem Tage zu ſchaffen, woran man füglich zwei Tage trödeln könne. Es nahm ſie nun aber doch ſehr Wunder und darüber war die ganze Erndte durch geſprochen worden, wie Vreneli aufwarten und aufſtellen werde: Ob gehörig, daß man dabei ſein könne, oder Speiſe und Trank apothekermäßig ihnen zugetheilt werden würden?

Als ſo raſch gerufen wurde, dachten ſie: von zweien iſt eins, entweder geht es verdammt mager zu, oder verdammt brav hat Vreneli ſich geſtellt, denn faſt die ganze Laſt lag ihm alleine ob. Die Neugierde, welches von den Zweien der Fall ſei, machte ihnen ſo raſche Beine. Sie kamen faſt in die Stube wie Kinder ins Zimmer, wo zu Weihnachten ihnen beſchert wird, bemerkten aber nichts beſonderes, es ſchien alles akurat wie ehedem, ſo daß es ihnen ganz traulich und heimelig ward ums Herz und einer zum andern ſagte: „Er hätte geglaubt das ändere hier, von wegen, was einem recht und gut ſei, das ändere, das Schlechte könne man behalten. Es ſei aber nichts als billig, daß es einmal umgekehrt gehe. Das Beſte und Schönſte was zu ſehen war, war Vreneli, welches mit Freundlichkeit und Sicherheit alles ordnete, für jeden ein gutes Wort hatte, jeden mit dem Hauche der Heiterkeit berührte, welches ein wunderbar Ding iſt, aber die allerbeſte Würze, ohne welche das reichſte Mahl nichts iſt, als eine ſchädliche, gefährliche Abfütterung. Uli war es eigen zu Muthe, es war das erſte Mal, daß er ſo gleichſam präſidirte und als Gaſtgeber eine Geſellſchaft bewirthete und mit ſelbſteigenen Speiſen; wer es gewohnt iſt, thut es mit einem eigenen Behagen und einem gewiſſen Selbſtgefühl, welches wir nicht Stolz nennen möchten. Uli that noch linkiſch, das Behagen kam erſt ſpäter, aber er zeigte Geſchick dazu, die Leute waren mit ihm zufrieden. Sie freuten ſich auch der alten Frau, welche mit einer großen Schüſſel Fleiſch erſchien und dann zu ihnen ſich ſetzte. Beſonders erquickte ihr Anblick die alten Tagelöhner, welche ſeit Jahren auf dem Hofe gearbeitet und in geſunden und kranken Tagen ihre milde Hand erfahren hatten. Da war keiner der ihr ſein Glas nicht brachte, wollte, daß ſie ihm

Beſcheid thue. Wenn ſie jedem ſeinen Willen hätte thun wollen, ſo wäre ſie nicht bloß zwei Centner ſchwer geblieben, ſondern ſo ſchwer geworden, daß wenigſtens zwei mal vierundzwanzig Stunden lang ihre Beine ſie nicht mehr hätten tragen können. Da kam in die Herrlichkeit hinein die Botſchaft, die Baſe ſolle heim kommen, Joggeli laſſe es ſagen. Dieſe Botſchaft machte ungefähr den Eindruck, wie wenn in eine prächtig dampfende Fleiſchſuppe, nach welchen alle Löffel ſich ausſtrecken, plötzlich eine Kröte plumpſen würde. Nach Joggeli war ſchon mehrere mal geſandt worden; aber Joggeli liebte es, Pfeffer in die Milch zu rühren, hintendrein hätte er ihn wohl wieder heraus gefiſcht, aber dieß iſt nicht allemal mehr möglich. Als die Baſe aufſtehen wollte, kam Vreneli und ſagte: „nit nit, Baſe, was denket ihr doch. Ich will hinüber zum Vetter und ihm die Mucken ausklopfen. Was gilts, in wenig Minuten bin ich mit ihm da."

„Biſt immer die gleiche Hexe," ſagte die Baſe und lachte herzlich, und ein alter Tagelöhner ſagte: „Frau, nicht für ungut; aber dem Alten wäre zu gönnen geweſen, ihr wäret vor ein paar Jahren geſtorben, und er hätte Vreneli geheirathet. Wohl die hätte ihn tanzen laſſen, bis er gelernt hätte nach Gott ſchreien, und es ihm verleidet wäre andere Leute zu plagen und ihnen die Freude zu verderben." Es war wirklich ſonderbar wie Joggeli Vreneli ſo wenig leiden möchte, und doch durch Niemand ſo regiert werden konnte, wie durch Vreneli.

Es ging wirklich lange nicht zehn Minuten, ſo hatte das Vreneli den Alten knurrend und brummend auf den Beinen. „Warte," ſagte er, als er zur Thüre des Stöckleins aus war und ging in den Keller, welcher unter demſelben war; kam mit einer großen Strohflaſche herauf, welche mehrere Maaß faßte; gab ſie Vreneli und ſagte: „Nimm die, und ſchenke mir davon ein, habt heute Schmarotzer genug, möchte nicht auch noch euch in den Koſten ſein." „O Vetter," ſagte Vreneli unwillkührlich oft von Muthwillen geſtachelt, „das laßt euch nicht kümmern, der Hof mag das Alles ertragen, und Vetter Joggeli kann einen Pächter erhalten, welcher alles auszurichten vermag, was einem ſtolzen Bauernorte wohl anſteht. Wenn der Pachtzins verfallen iſt, und das Geld iſt nicht da, ſo vermag Vetter Joggeli zu warten oder gar zu ſchenken. Indeſſen: den Wein nehme ich doch gerne und mit gar großem Danke, allweg iſt er viel beſſer als der unſere und es hat mir Kummer gemacht, wir könnten dem Vetter nicht recht aufwarten. Uli hat zwar angewendet und meint er habe recht guten Wein, aber aufwarten könnten wir euch doch nicht ſo recht damit, Johannes hat euch allzuſehr verwöhnt." „Du haſt immer das gleiche Schlangenmaul," ſagte Joggeli. „Aber warte du nur, dir wird es ſchwer werden, wenn du abweinen mußt was du gelacht haſt, und vergeben werden dir deine Flauſen vor der letzten Weihnacht." „Nehmts nicht für ungut Vetter" ſagte Vreneli, „weiß wohl, daß die Flauſen vergeben werden: aber vertreiben ſoll man ſie nicht, ſo wenig als die Muttermäler, ſonſt gehen Haut und Knochen damit weg. Aber kommt, alle verlangen nach euch, alle fragen, wo der Bauer ſei, ob krank oder ſonſt nicht recht im Strumpf, daß man ihn nicht ſehe?" Was Joggeli hinter Vreneli her brummte verſtand es nicht, machte die Thüre auf und ſagte: „ſeht' da hab ich ihn!" Nun entſtand Lärm und Lachen, ſehr fröhlich wurde Joggeli empfangen und von allen Seiten begrüßt und mit Gläſern beſtürmt, daß er faſt nicht wußte, wo wehren? Anfangs wußte er nicht recht, wie er das Lachen deuten ſolle, als aber alle ſo freundlich blieben und ihn als eine Reſpektsperſon bewillkommten, da ward ihm auch wohl: er fühlte ſich als der Glunggenbauer, ließ ſich eben an ſetzen und hart nöthigen bis er nach Speiſe griff, und wenig war was er aß, er ließ es bei jedem Biſſen durchblicken, daß er ſie doch nicht in zu große Koſten bringen möchte.

Die Leute hatten tapfer gearbeitet, aßen nun auch tapfer und nicht mit der angebornen Gemächlichkeit, nicht viel anders als das Klappern der Löffel und Teller ward gehört. Doch nicht lange, ſo kam ihnen die Beſonnenheit, ſie gedachten, daß ſie die ganze Nacht zum Eſſen hätten, und je langſamer ſie es thäten, deſto mehr möchten ſie, und deſto länger könnten ſie. Da begann das Reden und zwiſchendurch ſcholl Gelächter. Die Jüngern wechſelten Witze, trieben Neckereien; die Alten erzählten die Heldenthaten ihrer

Jugend, wie viele ſie geprügelt, und wie manchen Bauer, der gemeint, er ſehe das Gras wachſen und höre die Flöhe huſten, ſie angeſchmiert und was der Dinge mehr waren. Dann ſchwatzten auch die Honoratioren unter einander, doch ſo laut wie drüben ging es nicht her. Lange machte hier Joggeli den Hauptredner und erzählte eine Menge Geſchichten, wie es Pächtern ergangen, ungeſinnt Seuchen ihnen die Ställe geleert, Hagel die Erndte zerſchlagen, daß ihnen nichts übrig geblieben ſei als in den Wald zu gehen und ſich zu hängen an den erſten beſten Baum. Er erzählte von andern, welche den Pachtherren beſtohlen, die Milch von der Kuh, welche ſie ihm futtern ſollten, nicht halb gegeben, alles auf das Allerſchlechteſte ausgerichtet, hinterrücks Holz aus dem Walde verkauft, bis ihnen endlich der Bauer über die Schelmerei gekommen und ſie mit Schimpf und Schande weggejagt, und wie ſie Bettelleute geworden und ihr Brot vor den Thüren hätten ſuchen müſſen, da ihnen Niemand mehr eine Pacht habe anvertrauen wollen. So erzählte Joggeli, legte ein Gedächtniß an den Tag wie eine Heuſcheuer, bis ihm endlich ſeine Frau ſagte: „Jetzt ſchweig mir bald mit deinen Lausgeſchichten, du könnteſt einen zu fürchten machen, daß ſie einem im Traum vorkämen.“ Vreneli aber, welches dem Vetter, ſeit er in der Stube war, auch nicht eine witzige Antwort gegeben hatte, ſondern die artige Wirthin machte, als ob es in einer 600thalerigen Penſion geweſen, ſagte: „Laßt den Vetter reden, Baſe, ich habe ihn lange nicht ſo kurzweilig geſehen, ich könnte ihm zuhören bis am Morgen, es ſchläferte mich nicht.“ Jä, ſo hatte es Joggeli nicht gemeint, an Vrenelis Kurzweil war ihm wenig gelegen; er brach daher mit ſeinen Höllengeſchichten ab und machte ſich zu den ältern Tagelöhnern. Hier hörte er eine Zeitlang zu, gab ſelbſt einiges zum Beſten, freilich keine Heldenthaten, denn von einem Helden hatte Joggeli kein Haar an ſich; aber pfiffige Streiche: wie er ſich aus der Patſche gezogen und andern hineingeſtoßen. Er erregte viel Gelächter, daß ſelbſt die Jüngern ihre Ohren ihm zuwandten, denn Fuchſenſtreiche ſind leider eine beliebte Speiſe für alte und junge Ohren von je geweſen und werden es bleiben leider. „Ach ja,“ ſagte er endlich, „ſelbe Zeit war eine luſtige Zeit, da hatte man noch Zeit hie und da zu einem luſtigen Lumpenſtücklein und meinte nicht, es müſſe Alles in einem Tage erhaſtet und erjagt ſein. Er erinnere ſich noch an die Zeit, in welcher man mit der Sichel das Korn geſchnitten, langſam ſei es gegangen, aber luſtig. Schnitter und Schnitterinnen ſeien aus dem Berglande gekommen ſtarenweiſe wie Rinder Staren im Herbſt. Ganze Haufen hätte ein einziger Bauer angeſtellt und doch ſo 3 bis 5 Wochen zu erndten gehabt. Da ſei man nicht ſo müde geworden wie jetzt, wo man am Abend kein Glied mehr rühren möge. Er wiſſe, daß man oft nach dem Feierabend noch bis gegen Mitternacht getanzt hätte im Graſe oder in der Tenne.

Unter der Schaar ſei immer einer geweſen, der ein Tänzlein hätte pfeifen können auf dem Blatte oder ſonſt, und nicht ſelten hätten die Schnitter neben der Senſe eine Geige mitgebracht oder eine Zitter; Jetzt iſts mit Pfeifen und Tanzen aus und es kommt noch die Zeit, wo man in einem Tage alles macht. Ja ja, die Leute werden alle Tage geſcheuter und abgerichteter auf ihren Nutzen. Wann habt ihr angefangen, und ſeid ſchon fertig?" frug Joggeli mit einem andächtigen Seufzer. Auf erhaltene Antwort ſagte er, „das iſt nie erhört worden, und wenn man das früher jemanden geſagt hätte, er hätte geſagt, es fehle einem im Kopfe. Aber Uli iſt auch ein Ungeheuer zum arbeiten, es geht ihm von der Hand, ich habe noch Niemand ſo geſehen. Wenn ihr es von ihm lernet, ſo kömmt es euch in alle Wege kemod." Nun ſchlug er Ulis Ruhm auf dieſer Saite in allen möglichen Variationen an bis ihm die Baſe, welcher es langangu dabei ward, rief: ſie möchte ihn was fragen: „Ob es nicht Zeit wäre heimzugehen, meinte ſie, es ſei über Mitternacht?" Als Joggeli nicht Luſt bezeigte, wahrſcheinlich hatte er wieder was Neues Intereſſantes im Kopfe, warf ſie ſo hin: „Man könne nie wiſſen, aber es gebe ſchlechte Leute in der Welt und zwar immer mehr, wenn die merkten, daß der Stock leer und alles hier ſei, ſo könne ſie die Luſt ankommen, nach zu ſehen, ob ſie drinnen nicht was fänden, welches ihnen anſtändig ſei?" Jä wohl, das wirkte und machte Joggeli Beine. Wenn ſie es erzwungen haben wolle, ſo ſei es ihm am Ende gleich. Obgleich nun Uli und Vreneli einredeten und von ſeiner Flaſche mit Wein ſprachen, welche noch nicht halb leer ſei u. ſ. w., ſo hatte er doch kein Bleiben mehr, die Alte hatte ihm den ſchwachen Punkt berührt, ſie kannte den ſo gut wie ein Huſar den Fleck an ſeinem Pferde, wo man es nicht anrühren darf, wenn es nicht hinten und vornen ausſchlagen ſoll.

Nachdem Beide abgegangen, ward es einförmiger am Mahle, wenn auch lärmender mehrere Stunden lang. Zuweilen legte einer den Kopf auf die Arme und ſchlief; wachte er wieder auf, ſo trank er erſt ein Glas Wein, dann begann er zu eſſen, als komme er neu zum Tiſche. Andere gingen hinaus; was ſie trieben, wiſſen wir nicht, aber kamen ſie wieder, ſo aßen und tranken ſie ebenfalls ſo, als hätten ſie noch ſehr wenig gehabt. Wenige blieben ſitzen, als wären ſie da für's ganze Leben angenagelt, es waren die Veteranen, welche an funfzig Sichelten ſich die kaltblütige Ruhe erworben hatten, welche im Stande iſt, vierundzwanzig Stunden lang, wenn es ſein muß, zu eſſen und zu trinken ohne je zuviel zu kriegen. Aber furchtbar langweilig wurden ſie und ſchienen nur darauf zu horchen, ob ſich die verſchluckte Maſſe nicht ſetzte, ſo daß ſie einen Biſſen hinunterſchieben und einen Schluck nachtrinken könnten. Dazu kam nun allgemach der Tag herauf und nicht leicht was Grauſigeres giebt es, als wenn der Tag durch die Fenſter kömmt, hinter welchen herabgebrannte Lichter glimmen, Tabacksqualm ſchwer über grauen blaſſen Menſchen mit gläſernen Augen liegt, über Menſchen, welche eſſen, trinken, rauchen, reden, ſingen, aber alles in unſäglicher Schwerfälligkeit und Langſamkeit wie im Traume, zu nichts mehr tauglich ſind, nicht einmal zum Aufſtehen und zu Bette zu gehen. Ja das iſt wüſt, aber nicht bloß ſo einfach wüſt, ſondern gleichzeitig eine Geduldprobe; für den Wirth, und beſonders wenn er bloß Pächter iſt, kann kaum eine ärgere erdacht werden. Er muß alſo aushalten; vielleicht geht auch ſeine Frau ins Bett, da ſie zur Zeit wieder auf dem Platz ſein muß, um das Mittagsmahl zu bereiten, während der Mann ſchlafen kann bis es auf dem Tiſche ſteht. Er iſt müde von der Arbeit, ſchläfrig von kurzem Schlafe in vergangener Zeit, hat Wein getrunken, eine Nacht ganz durchwacht und ſitzt da und ſieht den Tag kommen, ſehnt ſich nach dem Bette, dorthin zieht es ihn mit Himmelsgewalt, aber da herum ſitzen noch die Angenagelten und nageln auch ihn feſt.

So wie der Tag kam, kam es einen nach dem andern an wie die Eulen, er ſuchte die Finſterniß, nachdem er noch in ſich geſchafft hatte, was die Haut ertragen mochte; aber die alten verpichten Häute bleiben und der Wirth muß auch bleiben. Es ſieht der Gaſtgeber, daß ſie ſich offenbar Gewalt anthun da zu bleiben, zu eſſen, zu trinken, daß ſie es ihm offenbar zum Trotz thun, nicht bloß um ihm ſo wenig als möglich übrig zu laſſen, ſo viel als möglich abzueſſen, ſondern um ihn zu peinigen mit dem Dableiben, ihn zu verſuchen, daß er ungeduldig wird, endlich in die Worte ausbricht: „Es dünket mich, Ihr ſolltet einmal genug haben, und Euch ins Bett packen, das würde euch wohl anſtehen und ſchöner als dort ſeid Ihr nirgends.“

Dann hätten ſie, was ſie wollten, würden einige ſpitzige Worte ſagen, gehen, aber dann während ihrer ganzen übrigen Lebenszeit an jeder Sichelten und ſonſt noch bei jedem Anlaſſe es rühmen, wie ſie es einmal dem Meiſter gemacht, was er geſagt und was ſie geſagt. Das Aushalten in Ruhe und Würde hat etwas Aehnliches mit dem gelaſſenen Aushalten eines indianiſchen Häuptlings, welcher von einem feindlichen Stamme langſam dem Tode entgegen gemartert wird, um ſchließlich ſcalpirt zu werden. Was dabei das Unerträglichſte iſt, daß ſolche Peiniger ſehr oft nicht etwa die ſchlechteſten Arbeiter ſind, oder die feindſeligſten, ſondern die fleißigſten, mit denen man das Jahr durch im beſten Verhältniſſe geſtanden hat, von denen man freundſchaftliche Rückſichten erwarten ſollte, ein Eingehn in des Meiſters Pein. Aber es iſt als ob ſie einmal des Jahres genießen wollten Herren zu ſein, den Meiſter zum Knecht zu haben, ihn ihre Laune empfinden zu laſſen ſo recht bis auf den Grund. Ein ganz ähnliches Gefühl herrſcht da vor, welches bei den Römern das merkwürdige Feſt erzeugte, wo die Herren ihre Sclaven bedienten, als ſeien dieſe zu Herren, ſie zu Sclaven geworden. Darin lag Sinn und Witz und beide tief: die Herren ſollten ein ganzes Jahr lang nicht vergeſſen, daß ein Sclave fühlt und wie er fühlt, die Sclaven ſollten im

Glücke dieſes Tages ihr Elend vergeſſen, nicht vergeſſen, daß ſie Menſchen ſeien und den Göttern angehörten ſo gut als ihre Herren. Nun ſo an einer Sichelten erfährt auch der Berner Bauer, was es heißt, von Launen abhängen, aus der Haut fahren mögen, und es nicht dürfen.

Uli mußte aushalten bis Morgens halb ſechs. Da erſt ſagte der Letzte: „Wenn Niemand mehr bleiben wolle, ſo werde er auch gehen müſſen, ſonſt müſſe er aber der Unverſchämteſte heißen, und wäre ihm doch noch wohl da. Es dünke ihn, er ſei erſt abgeſeſſen.“ Indeſſen ging er und zwar ſo, daß man wohl ſah, er müſſe eine geraume Zeit abgeſeſſen geweſen ſein. Denn er fand die Thüre kaum und als er ſie endlich hatte, ſah er die Thürklinke nicht, obgleich die Sonne daran ſchien. Uli hatte die Geduldprobe männlich beſtanden, aber nicht aus ſelbſteigener Kraft. Der liebe Gott hatte zur Geduld den Schlaf geſandt; dieſer, wenn in Uli der Zorn aufbrennen wollte, drückte ihm raſch die Augen zu, lähmte die Zunge, gaukelte ihm ein klein Traumbild vor, dann wich er wieder. Uli fuhr auf, aber erfriſcht, als hätte er ein kühlend Bad genommen. Die Nerven hatten ſich abgeſpannt, das Sieden des Blutes ſich gelegt, eine halbe Stunde konnte er ſich wieder halten, dann brannte es wieder in ihm, dann kam der Schlaf wieder, kühlte ihn raſch ab, ſo gings, bis er endlich vom letzten wüſten Gaſte erlöſet war.

Capitel 4.

Wie zwei Saemänner an zwei Ackern ſtehn und wie verſchiedenen Saamen ſie ausſäen.

Den folgenden Tag wollen wir nicht beſchreiben, denn dieſer iſt ſchauerlich langweilig. Allen iſt's, wenn er nur vorüber wäre; verſchiedene Mittel werden angewendet ihn vorbei zu bugſiren. Schlafen, Eſſen, Trinken und wieder Schlafen das ſind die Hauptfaktoren, welche angewendet werden. An einigen Orten kommen noch Tanzen und Mädchen dazu.

Jedenfalls ſind dieſe beiden Bugſirmittel nur auf die Jugend berechnet, und da, wo das Erndtefeſt meiſt in die Häuſer eingegränzt iſt, ziehen beide auch nicht ſonderlich, ſondern bloß da, wo das Wirthshausleben in vielen Beziehungen das häusliche überragt.

In der Glunggen ging es nicht kurzweiliger. Als der Letzte das Schlachtfeld verlaſſen hatte, konnte Uli nicht einmal ins Bett, er mußte ſich ſeines Viehs erbarmen. Als es Mittag war, hatte man große Mühe, die Schläfer aus Löchern und Winkeln zuſammen zu trommeln und zu ſchleppen. Als ſie mal ſaßen, ſaßen ſie wieder, doch nun diesmal nicht ſo lange, beſonders da es ein ſchöner Tag war. Als Uli nach aufgehobener Tafel vor das Haus trat, um ſeine Sonntags-Pfeife zu rauchen, rief ihn Joggeli. „Willſt hineinkommen und eine Flaſche trinken mit mir,“ ſagte er, „oder biſt genug geſeſſen? Wenn ſelb iſt, ſo komm mit mir nach Gramslige, hätte dort was zu verrichten; kriegen morgen den Schuhmacher und haben noch keine Nägel.“ Uli war das anſtändig: er kannte dieſe ehrbaren Vorwände der Männer, wenn ſie zu einer guten Flaſche kommen wollen; bei einer ſolchen und allfälligen Geſellſchaft verdämmert man am beſten die langen Stunden. „Zu Gramslige, „ſetzte Joggeli hinzu,“ bekomme er das Tauſend Nägel drei Kreuzer wohlfeiler als hier und dabei ſeien ſie auch noch recht gut. Kreuzer ſeien freilich nur Kreuzer, aber wenn man viele derſelben beiſammen habe, gebe es auch einen Haufen, und wer zu ihnen nicht Sorge tragen könne, komme auch nicht zu den Thalern. Dir braucht das freilich keinen Kummer zu machen, Du haſt einen Anfang wie ſelten einer. Du kannſt es Dir und Andern gönnen, und allweg nehmen es die Leute je beſſer deſto lieber wie ſie aber auch recht haben. Du haſt geſtern es laufen laſſen, es hätte es mancher Bauer nicht vermögen und mit den Heiſchleuten iſt es gegangen, es hat mir ſelbſt anfangen wollen zu grauſen, wenn es mich ſchon nichts anging. Das Vreni wird wohl wiſſen, was es erleiden mag und wenn es es nicht weiß, ſo iſt es doch ſchwer anders zu brichten; was das einmal im Kopfe hat, das bringt man ihm mit einem Dutzend Purganzen nicht mehr raus. Das hat ein Köpflein, wohl, es weiß es Niemand als wer es erſahren hat! Nun jetzt macht es ſich; im Sommer iſt es eine gute Zeit, beſonders bei ſolchem Wetter; da geht nur ein, Ausgaben hat man keine.

„Die kommen erſt im Winter: Zinſen, Steuern, Dienſtenlöhne; dann iſts freilich komode, wenn man nicht leere Hände hat. Die Dienſtlöhne werden dir zu Weihnacht eine tüchtige Lücke machen, von wegen Du haſt koſtbare Knechte, mancher Bauer vermöchte ſie nicht ſo theuer. Man meint ſonſt, wenn der Meiſter immer mit und dabei ſei, könne er es mit wohlfeilen Knechten auch machen.“ So ſprach Joggeli im Verlauf der Zeit, entwickelte eine große Unterhaltungsgabe, legte Weisheit und Gutmeinen an den Tag Fuderweiſe, zahlte nicht bloß eine, ſondern zwei Flaſchen Wein, wahrſcheinlich aus den auf den Schuhnägeln erſparten drei Kreuzern, und ein Herz und eine Seele, wie Vater und Sohn, wanderten ſie zuſammen heim. Schon ging die Sonne nieder, aber nicht in den klaren Hintergrund der Berge, ſondern hinter eine ſchwarze Wolkenwand, welche ſich über den Kamm der Berge gelagert hatte. „Es iſt gut, ſind wir fertig,“ ſagte Uli: „das Wetter ändert, hinter Wolken geht die Sonne nieder.“ „Ja,“ ſagte Joggeli, „preſſiren iſt gut und bei den Löhnen, welche man jetzt den Dienſtboten giebt, kann man wohl preſſiren, es mags ertragen. Und wie man ſie jetzt ſpeiſen muß, potz Sacker, es hat keine Art mehr und ſind doch niemals zufrieden, und ehedem hätte ein Bauer gemeint, er lebe wie ein Herr, wenn er es gehabt hätte, wie jetzt der ſchlechteſte Knecht leben will. Ich mag mich noch erinnern, daß man Kaffe ſelten ſah auf einem Tiſche und Brot ſelten. Man hatte Rüben, Kraut, Obſt, grünes ſo lange es dauerte, dann gedörrtes, Hafermus, Haferbrei und Milch, das aß man und dabei war man wohl und mochte arbeiten wohl ſo gut als jetzt. Fleiſch hatte man an den meiſten Orten bloß den dritten Sonntag. Schon beim Frühſtück ſtellte man es auf, ließ es den ganzen Tag auf dem Tiſche, daß jeder geben und nehmen konnte, ſo oft es ihm beliebte. Aber zu Tode aß ſich keiner, grünes Fleiſch war es ſelten, ſondern dürres gut geſalzen, oft drei Jahre alt, und mit Einlegen ins Waſſer gab man ſich nicht große Mühe. Brav Durſt gab das, der Bauer ging in den Keller und löſchte ihn mit Milch; das Geſinde hing den ganzen Tag an der Brunnenröhre, daß man hätte glauben ſollen, es müßte jeder zur Feuerſpritze gerathen, und dabei waren alle wohl zufrieden, man wußte nichts anders. Dann erſt vom Bettlervolk wußte man wenig oder nichts. Es waren kaum halb ſo viel Leute und zu eſſen für alle da.

„Zur ſelben Zeit meinte es unſer Herrgott noch gut mit den Menſchen und nahm zuweilen den Zehnten mit Peſtilenz oder Krieg. Aber jetzt muß ihm das erleidet ſein, er läßt alles aufwachſen; es dunket einen, das ſchwächſte Kind könne nicht mehr ſterben, es müſſe leben und ſo kommt es dann, daß man ſich die Haut abreibt und zuletzt noch einander freſſen muß, wie die Ratten es machen ſollen.

„Und wie muß man den Menſchen noch dazu aufwarten! Brot darf auf dem Tiſche nie fehlen, Kaffe wollen ſie wenigſtens zweimal im Tage, Kraut ſehen ſie kaum mehr an, und wenn man ihnen mehr als dreimal des Jahres mit Rüben kömmt, ſo ſchreien ſie zu Gott, ſie ſeien ganz erkältet und wenn er ſie nicht von den Rüben erlöſe, müßten ſie zu lebendigen Eiszapfen werden. Alle Sonntage muß Fleiſch ſein per se und grünes noch, welches man kaufen muß, wovon einer wenn er noch drei gute Zähne im Maul hat, in einer halbe Stunde ein ganzes Pfund frißt, wenn er es kriegt nämlich. Ja jetzt wollen ſie Morgens um neun Uhr noch was, wollen um drei Uhr wieder was, wollen nichts mehr als liegen und freſſen und ſind doch nie zufrieden wie man es auch machen mag, man wird den Löffel ganz aus der Hand geben ſollen. Wenn mein Vater ſelig wüßte, wie es ginge jetzt, er kehrte ſich noch im Grabe um und wer weiß ob er nicht aufſtände und verſuchte Ordnung wieder zu ſchaffen, von wegen das war ein Mann, der nicht meinte, er müſſe alles annehmen, wie es kommt und über ſich ergeben laſſen, was jedem Maulaffen gefalle. Der wollte zu allem, was ihn anging, ein Wörtlein ſagen, ließ ſich die Ordnung nicht machen, ſondern machte ſie ſelbſt, und nicht bloß ſo eine auf dem Papier, ſondern eine nach der er ging und eine die er hielt. Ja, ich bin froh, daß ich daraus bin, es wird je länger je böſer, und wer erſt anfangen muß, kann mich dauern, begehre nicht an ſeinem

Platze zu ſein, wüßte nicht wie machen.“ Joggeli war zu einem Einheizer geboren, namentlich würde er auf einem amerikaniſchen Dampfbote, wo man bekanntlich liebt die Keſſel zu heitzen bis ſie ſpringen, die vortrefflichſten Dienſte geleiſtet haben. So heizte er allenthalben ein, wo er an einen Menſchen kam, und wie es ſchien um ſo heißer, je älter er ward. So heizte er auch Uli ein, daß derſelbe zu dampfen begann, doch ſprang der Keſſel, der Kopf, ihm nicht, denn nun begann ein anderer das Heizen und zwar bei Joggeli. Der liebe Gott rollte mit ſeiner Hand den mächtigen Donnerwagen durch des Himmels unendliche Räume gewaltig und hehr. Es war, um ſich menſchlich auszudrücken, als ob der Herr über ſeinen Fluren dahin fahre zu ſchauen, was ſeine Kinder machen, ob heilige Sabbathsruhe ſei auf Erden oder ein wüſt heidniſch Getümmel, oder ob irgendwo ein thöricht Menſchenkind ſich beigehen laſſe, ſein Korn, welches des Herren Hand ihm wachſen ließ, vor des Herrn Wettern zu bergen, als ob man irgendwo hin fliehen könne vor des Herrn Macht? Nun begann Joggeli's Herz zu beben und ſeine Stirne rauchte, denn er fürchtete das Donnern ſehr, er fürchtete es mehr als den Herren ſelbſt, denn erſt wenn es donnerte, gedachte er an ſeine Ohnmacht und ſeine Sünden, an des Herrn Wort und Macht.

Er war ein Kind geblieben ſein Leben lang, aber der Art eines, welche hinter dem Rücken der Eltern alles ſich erlauben, nie ihrer gedenken, ſobald dieſelben außerhalb dem Bereich ihrer Sinne ſind, aber in die Kniee fallen zitternd und bebend, wenn unerwartet ſie derſelben Stimme hören, und bitten und betteln um Schonung und Milde, oder in Ecken ſich zu bergen und zu ſichern ſuchen, Adam und Eva gleich, als ſie des Herrn Stimme hörten. Als ernſt und feierlich des Herrn Stimme aus den Wolken brach, da ſtrebte Joggeli mit ſchwachen Beinen vorwärts und ſagte: „er helfe preſſiren.“ Aber die Wolken riefen dem Sturme und ſchneller reiten auf des Sturmes Flügeln die Wolken, als ſo ein Joggeli mit ſchwachen Beinen höpperlet. „Das komme ſtreng daher,“ ſagte er, „wenn ſie nur irgend wo ſchirmen könnten, Bäume wären wohl, aber bei ſolchem Wetter hülfen ſie wenig und ſeien ſehr gefährlich.“ Wilder, gewaltiger ſchmetterte der Donner, blendend fuhren die Blitze, roth glühte die Straße und doch wars noch heller Tag, groß und ſchwer fielen Tropfen nieder und tief beugten die Bäume ſich. Es war als ob ſie die Nähe des Herrn fühlten. „Er würde was geben, wenn er zu Hauſe wäre," ſagte Joggeli, „es blende ihn gar in den Augen, das möge er nicht ertragen. Der Menſch ſei doch dumm zu laufen, wenn er zu Hauſe auch ſein könnte. Wegen drei Kreuzern bringe ihn Niemand mehr fort. Kreuzer hin Kreuzer her, am Ende ſei ihm das Leben lieber, als was man an den Kleidern verderbe, wenn man ſo naß werde: an einen Regenſchirm hätte er gar nicht gedacht." „Ein ſchöner Regen ſchadet allweg nichts" ſagte Uli, „wenn es nur nicht hagelt, mein Korn habe ich Gottlob unter Dach." Gewaltig praſſelte der Regen nieder, jeder Regenſtrahl einen Finger dick. „Naß, naß wird man und du mein Gott, wie das donnert, ſo habe ich es lange nicht gehört! Ja, Du hätteſt Deines unter Dach, aber denk' an Andere! Gewiß war noch mancher dumm genug und machte heute nicht Garben, weil es Sonntag iſt. Es giebt Leute, welche nie weiſe werden; was wird das doch unſerm Herrgott machen, ob Einer Garben macht oder nicht am Sonntag? Die Leute ſind doch noch ſo," — und ein glühender Blitz zuckte vorüber, geblendet ſchloſſen ſich ihre Augen und ein Donner krachte nach, als ob der Himmel geborſten wäre, wie eine gläſerne Decke, und in Millionen Scherben zur Erde rieſelte. „Das walte Gott," ſagte Joggeli, „wir kommen nicht lebendig heim; wenn ich nur den Brief bei mir hätte, welchen einſt die Mutter Gottes zur Erde fallen ließ. Ich kaufte ihn einem Luzerner ab für 2 Gulden. Wer den bei ſich trägt, dem thun die Elemente nichts und der Blitz nichts und das Waſſer nichts, aber ich dachte heute nicht daran, daß es gut ſein könnte."

Fortan ward Joggeli ſtille, wahrſcheinlich ſagte er den Brief her, den er vom vielen Leſen auswendig wußte, und glaubte; er werde im Munde ſo gut ſichern und ſchirmen als in der Taſche. Er that es wirklich auch, ſie kamen lebendig heim, aber ſo naß, wie ſie ihr Lebtag wohl nie geweſen. Uli meinte wenigſtens, einen halben Fuß tief durch die Haut in den Leib hinein habe es ihm geregnet. Er wird wohl übertrieben haben, denn wenn dies auch bei Joggeli der Fall geweſen wäre, ſo hätte es in der Mitte zuſammengeregnet und ſicher eine Waſſernoth abgeſetzt, und wir haben nichts davon vernommen. Hingegen ſchlotterte Joggeli bedenklich, brachte vor Zittern die naſſen Kleider kaum vom Leibe, kroch ſo ſchnell als möglich zu Bett, zog den Umhang feſt zu, damit er das Leuchten der Blitze nicht ſehe und hütete vier Tage das Bett, dieweil er Fieber zu haben glaubte. Noch viel länger aber als vier Tage brummte er, wie das ein ſauber Eingericht ſei in der Welt, daß wer ſparen und hauſen wolle, von unſerm Herrgott beregnet werde, daß er faſt ums Leben komme. Sein Lebtag verſetze er wegen Schuhnägeln und drei Kreuzern keinen Schritt mehr. Daß ihm noch ganz was anderes im Kopf geſtochen als Schuhnägel und drei Kreuzer als er den Uli nach Gramslige gelockt, daß er dem Uli Kopfnägel einklopfen wollte und daß unſer Herrgott mehr als Recht gehabt hätte, wenn er ihn nicht bloß beregnet, ſondern auch behagelt hätte, das dachte Joggeli nicht von ferne. Er war nicht bloß von Denen einer, die nimmerdar zur Wahrheit kommen können, ſondern von den Unglücklichen einer, welche Menſchen, Gott und ſich ſelbſten immerfort belügen und es nicht einmal merken.

Es giebt Worte, ſie gehen in den Kopf, wie Splitter ins Fleiſch: man merket es nicht. Erſt nach einer Weile fangen ſie an zu ſchmerzen und zu eitern und oft hat man ſeine liebe Noth, ehe man ſie wieder raus kriegt.

Im Auguſt iſt die Zeit, wo man die Dienſtboten und namentlich die Knechte frägt, ob ſie bleiben wollen oder nicht? Oder wo man, wenn man ſie nicht mehr will, andere ſucht und dingt. Der Wechſel findet erſt auf Weihnacht ſtatt oder eigentlich nach dem Neujahr. Die zwiſchen beiden Tagen liegende Zeit giebt man meiſt frei, beſonders den Mägden zum Zurechtmachen ihrer Kleider und weil ſie doch das ganze Jahr gearbeitet, will man ſie nicht um das Neujahren, d. h. eine ähnliche Mahlzeit wie die Sichelten bringen. Rechte Meiſter und rechte Dienſtboten verſehen ſich in dieſer Zeit, machen, daß ſie wiſſen, woran ſie ſind. Was leichtere Waare iſt, läuft noch lange herum um Meiſter aus, oder läßt auf den Zufall es ankommen oder verſpricht einer Dienſtboten-Mäklerin einige Batzen, wenn ſie ihm einen Platz zu Handen habe. Spekulative oder kaltblütige Meiſter warten auch oft bis zuletzt. Sie ſagen, es gebe Leute genug, warte man bis zu Weihnachten, ſo kriege man die, welche noch keine Plätze hätten, ganz wohlfeil, wie man ja auch auf Viehmärkten zumeiſt das Vieh zuletzt am wohlfeilſten kriege, weil es den Leuten zuwider ſei, daſſelbe unverkauft wieder nach Hauſe zu treiben. Die Leute kalkuliren verſchieden und faſt jeder Menſch hat nicht ſowohl eine andere Rechnungsweiſe, ſondern er werthet die verſchiedenen Faktoren anders und auf ſeine Weiſe. Und das iſt eben eine Kunſt, welche Wenige verſtehen, jedem Faktor den wahren und ächten Werth beizulegen, und dies allein ſchützt doch vor dem fatalen Verrechnen.

Es war Auguſt und Uli ſagte nichts von dingen oder wechſeln; es ward Vreneli ganz Angſt dabei, und doch fing es nicht gerne davon an. Es giebt in jeder Ehe Punkte, von welchen das Eine oder das Andere nicht gerne anfängt; Punkte, wo man fürchtet, man möchte verſchiedener Meinung ſein; Punkte, wo dem Einen oder dem Andern ſein Gewiſſen ſagt, es ſei auf dem Holzweg, während es dieſen Holzweg dem andern zu lieb nicht verlaſſen mag; Punkte, wo das Eine oder das Andere den Schein vermeiden möchte, als wolle es meiſtern und regieren. So z. B. regieren alle Weiber für ihr Leben gerne, aber die ſind ſelten, welche es eingeſtehen und den Namen, daß ſie regieren, haben wollen; Vreneli fürchtete eben dieſen Schein auch. Es kam ihm oft dazu einen Entſcheid geben zu müſſen in aller Liebe, oder für dieſes oder jenes reden zu müſſen, da Uli's Kopf für die Meiſterſchaft und das Rechnen und Sorgen ums Auskommen faſt nicht groß genug war, und er alle Tage klagte, er glaube, es komme nicht gut mit ihm, er werde gar vergeßlich. Der gute Uli dachte nicht daran, daß jeder Kopf ſein Maaß hat, daß man Weniges leicht faſſen und behalten kann, aber von gar zu Vielem einem eine Menge entfallen muß, ohne daß deßwegen das Gedächtniß ſchwachet. Zu viel iſt zu viel. Aepfel kann man in einem guten Korbe behalten, aber häuft man ſie zu ſehr auf, ſo rollen ſie herab, und will man es zwingen, ſo kann man ſeine ganze Lebenszeit mit Aufleſen und Traufthun und wieder Aufleſen zubringen. Das wäre was für Pädagogen, wenn die noch was lernen könnten, aber eben ſie haben mit dem Aufleſen mehr als genug zu thun. Vreneli wollte nicht gerne der Treiber Jehu ſein, auch nicht gerne etwas zur Sprache bringen, wo es eine geheime Ahnung hatte, Uli möchte an etwas denken, was ihm nicht anſtändig ſei. Doch einmal war Vreneli mit ſeiner beſſern Magd alleine zu Hauſe, ſie hatten Flachs und Hanf gekehrt und ſochten jetzt in den Bohnen. Es iſt nun nicht bald ein vertrauter Plätzlein und geſchickter zu vertraulichen Mittheilungen als ein Bohnenplätz. „Los Vreneli,“ ſagte die Magd, „Du ſagſt nichts, ich muß Dich doch fragen, kann ich bleiben oder muß ich weiter ſehen?“ „Ich weiß nichts anders,“ ſagte Vreneli, „es wäre mir zuwider, wenn Du gehen wollteſt, ich muß noch mit Uli reden, aber es wird ihm auch das rechte ſein wenn Du bleibſt; er weiß am Beſten, was man beim Aendern gewinnt und was das fördert, wenn man an einander gewöhnt iſt und weiß, wie man es gerne hat.“

Am Abend, als ſie im Allerheiligſten des Hauſes waren, ſagte Vreneli: „Mädi hat mich gefragt, ob es bleiben könne oder weiter ſehen müſſe? Ich habe ihm geſagt, ich wüßte nichts anders, wolle aber erſt mit Dir reden, ehe ich beſtimmten Beſcheid gebe.“

„Ja“, ſagte der Uli, „das iſt eine Sache, ſie hat mich ſchon lange zu ſinnen gemacht,“ und kratzte dabei am Kopf als ob er einen Splitter aus dem Fleiſche ziehen wollte; es war einer der Kopfnägel, welche Joggeli unvermerkt ihm eingetrieben. „Sieh, wir ſind gar zu theuer drin. Für die Dienſtenlöhne, welche ich zahlen muß, könnte man ein ordentlich. Gut in Pacht nehmen, denke zweihundert Thaler, die Taglöhner nicht gerechnet, und Schmied und Wagner, und Schneider und Schuhmacher nicht. Ich weiß, weiß Gott nicht, wo ich all das Geld auftreiben ſoll. Da habe ich gedacht, ich könnte es mit wohlfeilern Dienſten ebenſo gut machen und wenigſtens 50 Thaler an einem Punkte erſparen. Daneben, wenn Du Mädi behalten willſt, ſo habe ich nichts dawider. Vielleicht daß es mit etwas weniger Lohn auch zufrieden iſt; denk, es hat 24 Thaler im Jahr, ein Paar Schuhe und zwei Hemden, das iſt ja ein Knechtenlohn“. „Zweifle, daß es weniger nimmt“, ſagte Vreneli, „ein Mädchen im beſten Alter ſchlägt mit dem Lohne eher auf als ab, und Mädi verdient ihn wirklich beſſer als mancher Knecht, der einen doppelt ſo großen Lohn hat.“ „Habe nichts dawider, aber mit einem Mindern könnte man es auch, denk 24 Thaler ohne Zugaben!“ „Aber Uli“, ſagte Vreneli, „was denkſt und wie rechneſt! Ja das Jahr geht vorbei, habe man gute oder ſchlechte Dienſtboten und alle Tage hat man dreimal gegeſſen, geheuet, geerntet und geemdet (Grummet); aber wie ging alles, und wie viel Zorn und Galle hat man geſchluckt, und wie ſelbſt ſchaffen müſſen, und am Ende für was, um zu erfahren, daß man nicht alles alleine machen kann und erzwingen, ſo wenig als ein Hauptmann ohne Soldaten eine Schlacht gewinnt?“ „Ja alleine wollen wir dieſen Hof auch nicht arbeiten,“ ſagte Uli, „ſo dumm wie Du meinſt, bin ich doch nicht, aber mit wohlfeilern Leuten. Wenn man dieſe recht anführt und brichtet, ſo ſind ſie oft beſſer als die theuerſten, welche Köpfe machen und alles beſſer wiſſen wollen. Der beſte Soldat war einmal Rekrut.“ „Lieber Uli, disputiren unnütz wollen wir nicht, Du weißt ja am beſten wie ich es meine; Du weißt am beſten wie man ſo mit halbbatzigem Zeug daran iſt. Auf alles muß man ihm die Naſe ſtoßen, iſt man nicht immer dabei, ſo iſt nichts gemacht. Was ſie im Stall beim Füttern, kurz überall verwahrloſen können, weißt; mußt das Meiſte ſelbſt machen, bleibſt in allen Arbeiten zurück, und wenn man am Ende zuſammen rechnen würde, ohne noch zu rechnen, was man für das Abreiben der Galle gebraucht, ſo hat man ſicher mehr als doppelt ſo viel Schaden als man am Lohn erſpart hat; Du würdeſt es erfahren.“

„Das fragt ſich noch,“ ſagte Uli, „wenn man recht zur Sache ſieht und jedes von uns thut, was es kann. Man kann die Leute dreſſiren; ſieh, Großthun iſt luſtig, aber es kömmt bei reichen Leuten nicht gut, geſchweige bei armen. Was würden die Leute ſagen, wenn wir fortführen großthun mit koſtbaren Dienſtboten? Da erſt würden die Bettler kommen und uns freſſen von Haus und Heim, die

Leute glauben wie eine geringe Pacht wir hätten. Joggeli hat mir das ſchon um die Naſe gerieben, und er iſt im Stand er läßt ſich aufweiſen, kündet uns die Pacht unter irgend einem Vorwand.“ „So iſt der alte Schelm dahinter, dachte ich es doch,“ ſagte Vreneli. „Der kann ſein Lebtag nichts anders als Unheil ſtiften. Das iſt einer der einmal dem Teufel ab dem Karren fiel, als derſelbe eine Ladung heimkutſchirte. Indeſſen mach was Du willſt, ich will nicht regieren, am Ende mußt Du dabei ſein; der Leute wegen würde ich es weder ſo noch anders machen, ſie helfen Dir doch nicht, wenn Du nicht kommen magſt, ſei es mit der Arbeit, ſei es mit dem Gelde. Haſt Du mich aber lieb, ſo laß mir Mädi. Wenn ich dahinten bleiben muß, wer ſollte die Haushaltung machen? Mädi iſt treu wie Gold und weiß alles, wenn ich einer Fremden Alles in die Hände geben ſollte, ich wäre keine Stunde ruhig im Bette.“

„Wider Mädi habe ich nichts, daneben wäre es für ein paar Tage nicht gefochten,“ antwortete Uli.

„Du weißt nicht, wie es gehen kann,“ ſagte Vreneli, „manchmal geht es ein paar Wochen und manchmal kann man ſterben und iſt dann aller Noth und Elend ab.“ „Biſt bös,“ ſagte Uli endlich aufmerkſam werdend. „Bös wollte Dich nicht machen. Zürn mir nicht, ich meine es für mich und Dich gut. Wäre es Dir anſtändig, wenn im erſten Jahre wir mit dem Schelmen drauß müßten, wie es ſchon ſo vielen ergangen, wie Joggeli an der Sichelten erzählt hat. Ja, und die Sichelten, was die gekoſtet hat, weißt Du, wenn wir nicht ſo fortgefahren hätten, im Gleichen mit den gleichen Dienſtboten, ſo wären die Bettler auch nicht ſo daher gekommen. So hätte er es nie geſehen, hat Joggeli mir geſagt, er hätte ein rechtes Bedauern mit uns bekommen, es hätte ihm übel gegrauſt.“ „So, das alles hat Dir der alte Schelm geſagt? Ich wollte daß der wäre zhinderſt am hinterſten Stern, wo nirgends eine Seele mehr iſt, nicht einmal ein Teufel. Wenn Teufel dort wären, ſo hätte er noch ſeine Freude, er könnte ihnen die Haare zuſammen knüpfen und ſie hintereinander bringen. Wo aber Niemand iſt zum Aufweiſen, wo er alleine iſt, da iſt ſeine Hölle und er der einzige Teufel darin, der Unflath was er iſt, der Allerweltsvergifter!“

Vreneli war zornig und wenn Vetter Joggeli in der Nähe geweſen wäre, ſo hätte er Sorge tragen können zum Reſt ſeiner Haare. Uli beſänftigte; aber es giebt wenige Leute, welche ſtatt zu beſänftigen, nicht Oel ins Feuer gießen. Beſänftigen iſt eine rare Kunſt, um ſie zu üben muß man das Herz, welches man beſänftigen will, vollſtändig kennen und aller ſeiner Schwingungen Meiſter ſein. Uli rühmte den Joggeli, wie er es gut meine, ein erfahrener Mann ſei, von allem einen guten Begriff habe und wie man ihn in Hulden behalten müſſe, denn er ſei ihre eigentliche Stütze. Man müſſe nicht ſo ſein, und einen Menſchen, wenn er es ſo gut meine, mit Händen und Füßen von ſich ſtoßen, man könnte ſich einſt reuig werden. „Das meine ich auch,“ ſagte Vreneli, „man könnte reuig werden, wenn man einfältig genug iſt, wegen ein paar guter Worte und einiger Gläſer Wein zu vergeſſen, was man an einem Menſchen ſeit Jahren oder, wie ich, von Kindesbeinen auf erfahren hat; und einem zu glauben, der keinem Menſchen traut und nur daran Freude hat, alles hintereinander zu hetzen. Wie hat er es gehabt mit ſeinen Leuten? Hätte er einen guten Begriff gehabt vom Bauern und wie man es machen müſſe um vorwärts zu kommen, es wäre ihm beſſer gegangen. Weißt Du ſchon nicht mehr, wie Du es angetroffen haſt und wie er es Dir gemacht?“ „Nun Du weißt, jeder Meiſter kann mit ſeinem Geſinde bös zweg kommen, und iſt einmal ein böſer Geiſt eingeriſſen, ſo hat man es damit, wie mit dem Schwamm in den Häuſern, man bringt ihn nicht weg, wenn man ihn ein- oder zweimal ändert. Daneben mußt du denken, die Menſchen können ſich ändern. Joggeli weiß, wer wir ſind, darum hat er uns den Hof gegeben. Ein Mann, der ſo viel betrogen worden iſt, wie er, der darf wohl mißtrauiſch ſein; aber ſieht er einmal, daß man es gut mit ihm meint, ſo kann er ganz anders auch ſein. Gegen mich, ich muß es ſagen, hat er ſich ganz geändert, er iſt faſt wie ein Vater gegen mich, ich muß es ſagen, ich hätte nie gedacht, daß er ſo ſein könnte!“ ſolche lange Rede that Uli dar. „Nun ſo dann, ſo halte ihn als Vater, dann kömmt es gut. Kratzen wirſt du einſt in den Haaren, aber es wird zu ſpät ſein. Lebtwohl Friede und Einigkeit. Wo der Teufel dazu kann, da iſts vorbei damit, und daß du ſo verblendet werden könnteſt, hätte nie geglaubt! Ach! ach, ich wollte lieber, es wäre uns die Erndte verhagelt worden, es wäre ein kleines Unglück geweſen!" und bitterlich weinte und ſchluchzte Vreneli; Uli ward ſehr mißſtimmt, faſt böſe. Hatte er doch ſo vernünftig und ſachgemäß geredet, hatte zum Frieden ermahnt, wie es einem Chriſten ziemt und Vreneli wollte keinen Verſtand brauchen, ſich nicht begütigen laſſen. Daß es ſo aus dem Häuschen fahren könnte, hatte er gar nicht geglaubt und eine Frau alles erzwingen laſſen, dürfe man doch nicht, am wenigſten mit Wüſtthun, dachte er: „Ja" ſagte Uli, „wenn du ſo thun willſt und nicht Verſtand brauchen, ſo kann man nicht mit dir reden. Gut Nacht!" Vreneli ſchluchzte laut auf, konnte nicht einmal: „Gute Nacht auch!" erwiedern.

Das war das erſte Ehegewitter, welches bei ihnen ſtattfand. Kleine Stäupeten oder Schauer hatte es wohl ſchon gegeben, aber war die Wolke vorübergezogen, ſchien die Sonne wieder.

Das erſte Gewitter dagegen zieht gerne trüb und namentlich kalt Wetter nach ſich, denn es verzehrt allzuviel Wärme und die wäre der friſch erwachten Erde ſo nöthig, ſie vermißt ſie ſo ſchmerzlich!

Trübe war's auch am folgenden Morgen an ihrem Ehehimmel, daß das Geſinde ſich fragte: was es wohl gegeben zwiſchen der Meiſterfrau und dem Meiſter, ſie hätten ſich heute noch nicht angeſehen, geſchweige ein Wort zu einander geſagt?

Vreneli war am Morgen im Garten und zog Salat aus. Es hatte ſeit jenem Gewitter nicht geregnet, es war ſehr trocken; wahrſcheinlich glaubte Vreneli ein weicher warmer Regen, komme er nun aus dem Himmel oder aus eines armen Weibes Augen, thäte dem Kraut wohl. „Biſt fleißig," erſcholl hinter ihm der Baſe währſchafte Stimme. „Muß den Salat nehmen, er ſtengelt ſonſt auf und wenn es ſo heiß iſt, eſſen die Leute nichts lieber als Milch und Salat, ſüß und ſauer durcheinander, wie es auch geht in der Welt," entgegnete Vreneli, ſah aber nicht auf. „Ja, warum ich komme, ſagte die Baſe, habe was merkwürdiges vernommen, muß es Dir erzählen; aber mach nur. Wenn Du genug Salat haſt, ſo will ich dir ihn rüſten. Denk, dieſen Morgen war ein

Beſenmann da, aus dem Emmenthal, wo die guten Birken wachſen und ſagte, was da oben einem Bauer, der Gott und Menſchen nichts nach frägt und bloß nach dem eigenen Kopf fahren will, begegnet iſt. Am Sonntag nach Euerer Sichelten, wo unſer Alter ſo naß geworden iſt, daß er drei Tage im Bette lag und immer klagte, er könne nicht erwarmen und nicht ertrocknen, am ſelben Sonntage hatte bei ihnen oben ein Bauer viel Korn draußen liegen gehabt. Als er Nachmittags an den Bergen die Wolken geſehen und die naſſe Brunnröhre, die ordentlich tropfte, da habe er das Geſinde zuſammen gerufen und geſagt: „Raſch hinaus, gehäuſelt und gebunden; es wettert auf den Abend, bringen wir 1000 Garben trocken ein, ſo giebts darnach Wein genug.“ Das habe ſeine Großmutter gehört, die ſei achtzig Jahre alt und gehe an zwei Krücken; die ſei mühſam daher gekommen und habe geſagt: „Johannes, Johannes, was denkſt doch auch? So lange ich mich zurückerinnern mag, ward hier am Sonntag nie eine Handvoll eingeführt, und meine Großmutter hat mir geſagt: „Sie wiſſe auch nichts darum, und doch ſei immer Segen bei der Sache geweſen und von Mangel hatte man hier nichts gewußt.“ Und wenn es noch Noth am Mann wäre, Johannes, ein naß Jahr! Aber trocken wars bis dahin, und trocken wird es wieder werden, und naß werden ſchadet dem Korne nichts, und würde es ihm ſchaden, ſo haſt Du zu denken, der Herr, der das Korn gegeben, giebt auch den Regen und wie ers giebt, haſt Du es anzunehmen. Johannes thue es nicht, ich halte Dir dringlich an.“ Das Geſinde ſei umher geſtanden; die Alten hatten ernſthafte Geſichter gemacht; die Jungen gelacht und unter ſich geſagt, das Altväteriſche ſei abgethan, jetzt ſei es eine neue Welt. „Großmutter, habt nicht Kummer,“ hat der Bauer geſagt. „Alles muß einmal zum erſtenmal geſchehen, und deretwegen iſts nicht bös. Unſerem Herrgott wird das nicht viel machen, ob wir heute ſchaffen oder ſchlafen, und ebenſo lieb wird ihm das Korn am Scherm als am Regen ſein. Was drin iſt, iſt drin, man braucht deßwegen nicht Kummer zu haben; denn wie es morgen ſein wird, weiß Niemand.“ „Johannes, Johannes, drin und draußen iſt die Sache des Herrn, und wie es dieſen Abend ſein wirſt, weißt

Du nicht; aber das weißt, daß ich Deine Großmutter bin und dir den Tuſig Gottswille anhalte, laß heute Dein Korn draußen. Ich will, wenn Du es ſonſt nicht machen kannſt, ein ganzes Jahr kein Brot mehr eſſen. „Mutter, hat darauf der Johannes geſagt, „deretwegen ſollt ihr nicht deſto weniger Brot haben, aber eine Zeit iſt nicht alle Zeit; es giebt alle Jahre neue Bräuche und d'Sach ſucht man alle Tage beſſer zu machen.“ „Aber Johannes,“ hat die Mutter geſagt, „die Gebote bleiben die alten und kein Tüpflein wird daran vergehen; und haſt Du Dein Korn unter dem Dache, was hilft es Dir, wenn Du Schaden leideſt an Deiner Seele.“ „Für die kümmert nicht, Mutter,“ hat der Johannes geſagt, „und jetzt Buben auf, und gebunden was das Zeug hält, die Zeit wartet nicht“ „Johannes, Johannes,“ hat die Mutter gerufen, aber Johannes hörte nicht, und während die Mutter betete und weinte, führte Johannes Garben ein, Fuder um Fuder, mit Flügeln ſchienen Menſchen und Thiere behaftet. Tauſend Garben waren unter Dach, als die erſten Regentropfen fielen; ſchwer, als wären es Pfundſteine, fielen ſie auf die dürren Schindeln. „Jetzt Mutter,“ ſagte Johannes in die Stube tretend mit ſeinen Leuten, „jetzt iſts unter Dach Mutter und alles iſt gut gegangen, mag es jetzt ſtürmen, wie es will, und morgen ſchön oder bös Wetter ſein, ich habs unter meinem Dach.“ „Johannes, aber über Deinem Dach iſt des Herrn Dach,“ ſagte die Mutter feierlich, und wie ſie das ſagte, ward es hell in der Stube, daß man die Fliegen ſah an der Wand und ein Donner ſchmetterte überm Hauſe, als ob daſſelbe mit einem Streich in Millionen mal Millionen Splitter zerſchlagen würde. „Herrgott, es hat eingeſchlagen,“ rief der Erſte, der reden konnte; alles ſtürzte zur Thüre aus. In vollen Flammen ſtand das Haus, aus dem Dache heraus brannten bereits die eingeführten Garben. Wie ſtürzte alles durch einander, wie vom Blitz geſchlagen war jede Beſonnenheit! Die alte Mutter alleine behielt klare Beſinnung, ſie griff nach ihren beiden Stecken, ſonſt nach nichts, ſuchte die Thüre und einen ſichern Platz und betete: „Was hülfs dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne und er litte Schaden an ſeiner Seele. Dein und nicht mein Wille geſchehe, o Vater!“ Das Haus brannte ab bis auf den Boden, gerettet wurde nichts. Auf der Brandſtätte ſtand der Bauer und ſprach: „Ich habs unter meinem Dach! Aber über Deinem Dache iſt des Herrn Dach, hat die Mutter geſagt.“ Und ſeit dieſer Stunde ſpricht er nichts mehr als: „Ich habs unter meinem Dach! Aber über Deinem Dache iſt des Herrn Dach, hat die Mutter geſagt.“ Gar grauſig ſoll das anzuſehen ſein. Viele Leute gehen hin und nehmen ein Exempel daran, daß alles in des Herrn Hand iſt, ſei es auf dem Acker oder unter einem Dache; daß was man vor dem Regen geflüchtet, vom Blitz ereilt werden könne, wohin man es auch geflüchtet.“

So ſprach die Baſe. Unterdeſſen hatte Vreneli den Salat angezogen, wie langſam es auch machte und wie andächtig und geſpannt die Baſe erzählte, ſo mußte es doch endlich aufſehen und wenn es ſchon nicht die Augen aufſchlug, ſo ſah die Baſe doch alsbald, daß es geweint hatte. „Was haſt Menſch, hätte ich bald geſagt, Du und weinen, was zum Kuckuck haſt Du unebenes, oder etwa Kummer, Du kommeſt mit dem Leben nicht davon? Du Tröpflein, alte Soldaten gibt es ja mehr als genug und erſt alte Weiber ganze Dörfer voll. Du dummes Tröpflein. Aber das wird wohl was anderes ſein. Was haſt? Wenn Du Glauben an mich haſt und ich Dir helfen kann, ſo ſags. Meinſt, Du könneſt es alleine verwerchen, ſo ſchweige; ſag es aber auch ſonſt Niemanden.“ „Baſe,“ ſagte Vreneli halblaut, „es kam ein Jemand zwiſchen uns.“ Da fuhr die Baſe einen Schritt zurück und rief: „Was Du nicht ſagſt: Mädi?“ „Nein Baſe, was denkt Ihr? So ſchlecht iſt Uli nicht, deretwegen habe ich nichts zu fürchten und kann ruhig ſein.“ „Wer dann,“ frug die Baſe, „wenn es nicht ſelb iſt?“ „Sollte es nicht ſagen,“ entgegnete Vreneli, „aber kann, weiß Gott, nicht anders, Ihr ſeid doch immer Mutter an mir. Euer alter Gnärdeler iſt's, der hat Uli außer Ort gebracht.“ Da lachte die Baſe, daß es ſie ſchüttelte über und über und ſagte: „O, wenn ich ein ſo jung hübſch Fraueli wäre, wegen einem ganz grauen und halblahmen Mannli wollte ich nicht aus der Haut fahren; wäre es ein hübſch Dirnchen, ſelb wäre eine andere Geſchichte, Du Babeli was Du biſt. Uli kennt ja den Alten ſo gut als Du, Du wirſt ihm unrecht verſtanden haben: da hat er den Kopf gemacht und Du haſt ihn gemacht; aber das kommt ſchon alles wieder gut. Glaube mir, es iſt nicht das erſte Mal, daß das ſo gegangen iſt in der Welt.“

„Kommt Baſe,“ ſagte Vreneli, „Ihr ſeid meine Mutter geweſen von je, Euch darf ich es wohl klagen, ſonſt vernimmt es Niemand in der Welt.“ Nun erzählte ihr Vreneli, „wie der Vetter ſich an Uli gemacht, ihm den Kopf groß gemacht wegen vielem Brauchen und koſtbaren Dienſtboten, und ihn eingenommen, daß Uli auf einmal das beſte Zutrauen zu ihm habe, glaube, es meine es Niemand auf der ganzen Welt ſo gut mit ihm, als der Vetter Joggeli, und Alles vergeſſen habe, was er vorher an ihm erfahren. So dumm und leichtgläubig hätte es ſein Lebtag Uli nicht geglaubt, wenn das ſo ſei, ſo könne jedes alte Weib ihm den Kopf kehren, und ſo komme es wahrhaftig nicht gut. Es habe ihm ſagen wollen, wie die Sache ſei, da habe er ihm abgeputzt und den Vetter erhoben, als ob er ein Seraphim oder gar ein Cherubim wäre, das alte Giftbecherli! Und daß er glaubt, ſo einer meine es beſſer mit ihm, als ich, ſelb will mir faſt das Herz abdrücken.“ Faſt ward die Baſe bös, und ſagte: „Dä Tüfels Alt, kann der das nicht laſſen! ich glaube, er wäre im Stande, die Engel im Himmel hinter einander zu bringen.“ Doch, erfahren im Beſänftigen, ſagte ſie: „D' Sach' würde mich auch böſe machen, daneben danke Gott, daß es nur das iſt, es könnte leicht was anders ſein, welches hundertmal ſchlimmer wäre.“ „Aber Baſe, wenn Uli mit wohlfeilen Dienſtboten fahren will, kommen wir in ein Weſen hinein, daß ein Weſpenneſt ein Himmelreich dagegen iſt, und wenn Uli andern Leuten mehr glauben will, als mir, ſo begehre ich gar nicht mehr dabei zu ſein,“ eiferte Vreneli. Da lachte die Baſe und ſagte: „Zürne nicht, daß ich lache, das Weinen wäre ja freilich anſtändiger, aber ich kann nicht anders. Was meinſt, wenn alle Weiber ſich hängen oder erſäufen wollten, deren Männer andern Leuten zuweilen mehr glauben, als ihren Weibern, was meinſt, Vreneli, wie manches lief lebendig herum? Meinſt nicht, es hingen mehr Weiber an den Bäumen, als Kannenbirnen, ſchwämmen mehr in den Flüſſen, als Hechte und Forellen? Die Sache iſt auch nicht halb ſo ſchlimm, als man meinen möchte, wenn man ſie nur ſo von Ferne anſieht: hab' es ſelbſt erfahren, kann davon reden. Meinte es auch ſo wie Du, hatte auch Urſache dazu; war eine Bauerntochter, von Jugend auf bei der Sache, und kam nicht mit leeren Händen, daß Joggeli hätte meinen können, es ginge bloß um ſeine Sache. Aber ich mußte mich anders gewöhnen, es hielt hart, und war doch gut. Es iſt nicht gut, wenn man ſich gewöhnt, Alles nach ſeinem Kopfe erzwingen zu wollen. Das giebt am Ende einen Zwang, unter dem die Andern leiden, Alles verſteht man doch nicht, und wenn es nicht gut kommt, ſo muß man dann auch alleine an allem ſchuld ſein. Wenn die Andern auch ihr Recht haben, ihrem Kopf nachfahren oder anderer Leute Räthen, und es kommt nicht gut, und ſie ſagen, daß es gut geweſen, wenn ſie nur geglaubt, ſo iſt das kommod für ein ander Mal, es ſtärkt das Vertrauen. Denn ſieh, liebes Kind, man muß nie glauben, das Vaterland hänge an einem Haar, und alles Heil daran, daß es ſo und nicht anders gehe. Man wird gar unglücklich, wenn man ſo den Kopf macht, und zuletzt wird man auch mit dem lieben Gott unzufrieden und hadert mit ihm alle Tage. Nein, lieb' Kind, ſo den Kopf machen, muß man nicht. Denken, ſagen, thun muß man, ſo gut als möglich, aber dann daran feſthalten, daß, es geſchehe was da wolle, es denen, die Gott lieben, zum Beſten und zur Seligkeit dienen müſſe, und dies iſt am Ende doch die Hauptſache. Man muß ſich nur nie laſſen verbittern, nie rachſüchtig werden oder ſchmollſüchtig, ſondern ſanftmüthig bleiben und demüthig, grad' zu machen ſuchen, was Andere krumm gemacht. Die Sache mag ſein wie ſie will, wenn man nur kann zufrieden bleiben dabei mit einander, das Hauptglück iſt doch immer im Gemüthe. Es iſt freilich eine ſchwere Sache und manchmal kam es mir vor, ich hätte einen halben Centner Pulver im Leibe, es gehe an, und ich müſſe bolz grad auf in die Luft und kein gut Wort wolle ich mein Lebtag mehr einem Menſchen geben. Am Ende wurde ich wieder zufrieden, die Sache machte ſich auch nicht ſo ſchlecht, als ich dachte: es ging nicht ums Leben, nicht um Hab' und Gut, und allweg lernte ich was, ward weiſer, und erkannte von Tag zu Tag beſſer die Hand Gottes in Allem, und wie er Alles zum Beſten leitet. An den mußt Du denken, wenn es Dir übers Herz kommen, Dich dünken will, es werde Dir ſchwarz vor den Augen, und vor den Füßen ſei Dir die Hölle. Bete und laſſe nicht ab, zähle darauf, es wird Dir wieder heiter vor den Augen, und leicht werden Dir die Füße, daß es Dich dünkt, Du könneſt ſpringen eines Satzes über die Hölle hinweg in den Himmel mitten hinein. Was ich ausgeſtanden, weißt Du nicht, und Uli iſt noch lange nicht Joggeli. Es iſt allweg dumm von Uli, wenn er mit halbbatzigem Zeug fahren will, es wird ihm ſchon erleiden; er iſt am meiſten plaget damit, aber z'tödten gebt es doch allweg nicht, und iſt man genug dabei geweſen, ſo kann man das wieder ändern. Ach Gott, es giebt Sachen, welche man nicht mehr ändern kann, und wenn man das Leben dafür geben wollte; da iſt's böſe, ſich hinein zu ſchicken, und doch muß man, was will man anders! Mach nur kein ſo trübes Geſicht, thue, als ſei gar nichts vorgefallen, ſchmollen thut nie gut.“

So ſprach die Mutter, ward ſelbſt gerührt und fuhr oft mit der Hand über die Augen, beſonders als ſie davon ſprach, daß es Dinge gebe, welche man nicht ändern könne. Sie dachte an Eliſi, und daß ſie da auch etwas habe machen helfen, welches bodenbös ſei. Vreneli hatte manchmal drein geredet, endlich ſagte es noch: „Ach ja Baſe, Recht werdet ihr haben, mehr als Recht, aber wer wollte das können, ſo ſich in Alles ſchicken wie ein Lamm, beſonders wenn man genaturt iſt wie ich und ſo heißes Blut hat!“ „He Kind, für was biſt auf der Welt? Etwa für Lehenmannin auf der Glungge zu ſein, ein Dutzend Kinder anzuſtellen und ein paar tauſend Gulden an einen Haufen zu kratzen? Eben um Dich zu ändern, zu lernen, was Du nicht kannſt, ſtatt der alten Natur nach einer neuen zu trachten, dafür biſt Du da, dafür biſt Du getauft und unterwieſen. Sieh, ich rede von ſolchen Dingen nicht gerne; die gehören in das innerſte Herzkämmerlein. Wie ein jung Mädchen nicht gerne von ſeinem Schatz redet als mit der allerbeſten Freundin und allemal roth wird, wenn es deſſen Namen hört, ſo habe ich es mit dieſer Sache und mit dem, der mich allein ſelig machen kann. Dir will ich ſagen, daß er mein einziger

Troſt iſt im Leben und im Sterben, und ohne ihn hätte ich es wahrhaftig nicht ausgeſtanden hier auf der Welt. Am Morgen Verdruß und am Abend Verdruß. Da hätte ich unſern Herrgott fragen müſſen: „Herr warum bin ich da, woran habe ich mich ſo ſchwer verſündigt, oder iſt die Welt ein Narrenſpiel? Aber ſo fragte ich nicht, ich erkannte warum ich da war: ich ſollte Gott erkennen, ſeinen Willen tragen lernen, mich ändern und beſſern, daß ich geduldig und ſanftmüthig aushalten könne vom Morgen bis zum Abend, wie Gott ja auch alle Menſchen ertragen muß und doch langmüthig bleibt, was uns wohl kommt. Als ich das einmal begriffen hatte, ward das, was mir vorher Hauptſache war, Nebenſache, und woran ich nicht gedacht, ward mir zur Hauptſache. Butter und Milchgeld am Abend zu zählen, war nicht mehr meine größte Freude, ſondern zu rechnen, was ich an der Seele gewonnen und gewerbet. Von da an ward mein Leben anders, ich konnte es aushalten, konnte wieder lachen, konnte Gott danken, für Alles, was er that, ſtach er mich oder hieb er mich. Aber was ich Dir da ſage, ſage Niemanden, ich ſchämte mich, wenn Jemand wüßte, wie es mir wäre im Gemüthe. Dir wollte ich es ſagen, Du lachſt mich nicht aus und willſt was recht iſt, und haſt Du mal was ergriffen, ſo läſſeſt Du es nicht los. Du erbarmteſt mich, als ich Dich über Kleinem ſo troſtlos ſah, Du armes Tröpfli, Dir werden wohl noch ganz andere Punkte warten. Da dachte ich, es möchte ein Gotteslohn dabei zu verdienen ſein, wenn ich Dich an den wahren Tröſter weiſen würde. Aber hörſt, was ich Dir ſagte, behalt für Dich.“"

„Baſe,“ ſagte Vreneli, „ganz habe ich nicht vergeſſen, was ihr mir ſagtet, als ich zum erſtenmal zum Nachtmahl ging. Der liebe Gott wolle es euch vergelten, daß ihr mich daran mahnet zu rechter Zeit, ich will es nicht mehr vergeſſen. Aber die Welt will immer oben auf und je weniger man von der Welt hat, deſto mehr will ſie einem den Kopf füllen und ſtellt ſich vor die Augen, daß man gar nicht darüber weg mehr ſehen kann. Was man ſinnen ſollte, ſinnet man nicht, und was man nicht ſinnen ſollte, das liegt einem Tag und Nacht im Sinn, läßt nicht einmal den Schlaf kommen, damit man es nicht etwa vergeſſe, oder ſeiner los werde. Man kanns nicht erwehren und dann kömmt die Natur, verſündigt ſich an Gott und Menſchen und will Meiſter ſein und bleiben. Wäret ihr abermal nicht wie ein guter Engel gekommen, ſo wäre ich wohl unwirſch geworden und finſter in meinem Gemüthe. Aber Baſe, iſts nicht ſeltſam, daß der liebe Gott mir und Uli ſo gleichſam zwei Engel zum Geleit gegeben, einen guten und einen böſen, mir den guten und ihm den böſen? Und warum hat Er Euch Beide zuſammen gethan, und Euch eine ſolche Qual geordnet, daß ihr mit ſo einem zuſammen gebunden gehen müßt durchs Leben? Ich habe einmal gehört, daß man auf den Galeeren immer zwei und zwei zuſammen ſchmiedet, daß ſie Tag und Nacht nicht von einander können; da geſchehe es oft daß man unſchuldig Verurtheilte mit den größten Böſewichtern zuſammen ſchmiede und das ſei das Schrecklichſte für die Beſten oder gar Unſchuldigen, denn die andern quälten ſie teufliſch und hätten noch große Freude dran. Gerade daran mahnt ihr mich, und was der liebe Gott damit gewollt, begreife ich nicht." „Kind, ſchweige, verſündige Dich nicht an Joggeli und am lieben Gott; Du biſt noch gar zu raſch mit dem Urtheilen und Verdammen und weißt doch, daß ein einziger iſt, der das kann und will. Begreifſt Du nicht, daß wenn ich ſchon ſchrecklich ungeduldig werde und bitterlich mich auslaſſe, wenn er ſeine Art an Andern ausläßt, ich ihn doch eigentlich als einen guten Engel betrachten und Gott für ſeine Sendung danken muß. Er hat mich zum wahren Tröſter geführt, denn wenn ich ein ſo gutes Mannetoggeli gehabt hätte, oder einen währſchaften Bauer, ſo wäre es mir kaum je in Sinn gekommen. Hätte ja gemeint, keinen Troſt nöthig zu haben. Darum wird es geweſen ſein, daß ich den Joggeli verzog und haben wollte. Der liebe Gott ſchickt keine böſen Engel, lauter gute, denn wer ihn liebt, dem iſt jeder Menſch ein guter Engel, der ihn zum Guten führt, es kommt eben nur auf das Herz an. Der arme Joggeli iſt nicht halb ſo bös, er kann mich oft von Herzen dauern, daß er es nicht anders nehmen kann, daß er ſo mißtrauiſch iſt, er lebt ſelbſt am übelſten dabei. Wenn er mich am böſten gemacht hat, daß es mich dünkt, es ſei mir nicht mehr zu helfen, ſo muß ich doch ſagen, ſobald ich wieder bei mir ſelbſt bin, ich hätte den beſſern Theil und gegen ihn eine ganz leichte Bürde. Von wegen er hat ein gar großes Leiden, nie zufrieden zu ſein, und immer mißtrauen, warum ihm das Gott auferlegt habe, ſinnete ich ſchon oft, und mag es doch nicht ergründen. Helfen kann ich ihm nicht und das plaget mich. Wollte ihm ſchon drauf deuten, wo es fehle, aber er ſpottet mich aus, und mit Johannes und Eliſi iſt's noch ärger, und das iſt das große Leiden, welches ich habe. Ich habe die Hoffnung, daß Gott gnädig iſt, ihm thue ich ſie anbefehlen, und anſehen wird er mich wohl." „Ja, Baſe, ich ſtünde es bei Joggeli nicht aus, ich wunderte mich oft, wie ihr es könnet. Aber Uli's böſer Engel iſt er doch, er giebt ihm das Gift ein, welches Alles verderben wird." „Das weißt Du nicht," ſagte die Baſe, ſo darfſt nicht urtheilen, den Ausgang kennſt nicht: Joggeli kann auch Uli's guter Engel ſein, das kömmt auf Uli an, und wenn er ſein böſer Engel bleibt, iſt Uli ſelbſt ſchuld; wehr' Du auch, was Du magſt, daß er's nicht bleibt." „Ach Mutter," ſagte Vreneli, „es iſt mir ſo bange, es iſt mir es ſtehe ein ſchwer groß Unglück vor und bald iſts mir, wenn ich nur ſterben könnte und bald muß ich weinen, wenn ich denke, ich müßte ſterben, denn gerne ſtürbe ich doch nicht." „Du haſt es wie die andern auch, das beſſert von ſelbſt; wollte Gott, jeder Plage würde man ein ſo beſtimmtes Ende ſehen. Doch potz, wie habe ich mich verſchwatzt, ſchon läutet es zu Kuhwyl Mittag. Es giebt noch nicht ander Wetter, wenn man es dort läuten hört."

Vreneli ſah der raſch dahin ſich ſchiebenden Baſe nach und ſagte für ſich: „O Baſe, Du haſt recht, das böſe Wetter hat erſt angefangen, es wird ſeine Zeit haben wollen, wie alles in der Welt. Du haſt geredet wie ein Engel und Deine Worte waren Saamen vom rechten. Aber Baſe, der Saame iſt noch nicht Frucht, erſt muß er verweſen, dann keimen, dann grünen, dann blühen, dann reifen. Ach Baſe, wie lange wird es gehen, bis er Früchte trägt bei mir, von wegen meine Natur iſt hitzig und wild, und wenn die Sonne höher ſteigt wird das Beſte verwelken?" Vreneli bangte nicht umſonſt, ſeine Natur war eine ächt ariſtokratiſche, ſie hatte große Anlagen zum Regieren. Solchen Naturen wird die chriſtliche Ergebung und das Unterordnen unter einen Willen, der eng iſt, kleinlicht vielleicht auch verderblich gar zu ſchwer, gar zu ſchwer ſich ſelbſt Gott zu fügen in allen Dingen und zu ſagen: Vater nicht mein, ſondern Dein Wille geſchehe. Schmutzige Naturen haben heiße Reinigungsfeuer nöthig, bis ſie chriſtliche Naturen geworden ſind, aber edle großartige Naturen haben nicht weniger ſchwere Prüfungen zu beſtehen, bis ſie zu Kindern Gottes ſich aufgeſchwungen haben. Satan war nicht der niedrigſte der Engel.

Doch wohl verſtanden, wir reden von ariſtokratiſchen Naturen, welche auch im Zwilchkittel zu finden ſind, nicht von ariſtokratiſchen Angewöhnungen und einem gemachten ariſtokratiſchen Aeußern. Es giebt ſolche gemachte Figuren, welche zu den ariſtokratiſchen Gebehrden noch die chriſtlichen annehmen. Dann iſt es aber ein wunderlich zuſehen, wie bald eine Sorte von Gebehrden und Redensarten ſichtbar wird, bald die andere, wie im Umgang mit der einen Klaſſe von Menſchen die chriſtlichen Gebehrden vorſtehen, bei einer andern die ariſtokratiſchen. Als Regel kann man annehmen, daß das chriſtliche vorherrſcht, ſo lange weder Befürchtung äußerer Beeinträchtigung der Anſprüche oder Widerſpruch ſtatt finden. Ueber beide erhebt das chriſtliche ſich nicht, ſondern gegen ſie werden die ariſtokratiſchen Manieren und Gebehrden Meiſter. Ueberhaupt werden in ſolchen gemachten Figuren ariſtokratiſches und chriſtliches nie ſich verſchmelzen, ſie treiben ſich abgeſondert im Leibe herum, wie Kraut und Rüben in einer Bettlerſuppe. Es giebt aber auch eine gewiſſe Sorte Chriſtenthum, welches ſich für das ariſtokratiſche hält, welcher die Plätze zur rechten und zur linken im Himmelreich gehören. Die Chriſten, welche zu dieſer Sorte gehören, mühen ſich auch ab mit Gebehrden, welche faſt wie ariſtokratiſche ausſehen, dieſe ihre Meinung von ſich ſelbſt auszudrücken. Sie ſollten es nicht thun, es ſteht ſo übel.

Capitel 5.

Kraut und Rüben durcheinander, wie es ſich giebt in einer Haushaltung.

Uli wurde von ſo freundlichem Winde nicht angeweht, ſondern blieb ſich ſelbſten überlaſſen. Ihn dünkte, er hätte nicht bloß Recht in der Sache, ſondern er müſſe einmal zeigen, daß er auch Jemand ſei und zwar eigentlich der Mann, der die Hoſen anhabe. Wenn er das immer ſo gehen ließe, ſo könnte ſeine Frau zuletzt ein Recht daraus machen wollen und meinen, er ſolle zu keiner Sache was ſagen. Zu ſolchen Anſprüchen berechtige ſie doch endlich ihr Vermögen nicht, was ſie eingebracht, habe an einem kleinen Orte Platz. Er nahm daher das Geſpräch über das Geſinde nicht wieder auf, nahm Vrenelis Freundlichkeit mit dem Mißtrauen, als ob es auf dieſem Wege probiren wolle, was es auf dem andern nicht zu Wege gebracht. Da er ſich auf dieſer Seite ſchwach fühlte, ſo verpalliſadirte er ſich mit deſto düſterer Miene.

Noch ungerner als mit Vreneli ſprach Uli mit dem Geſinde ſelbſt darüber, nur daran zu denken war ihm zuwider. Es waren eine gewiſſe Schüchternheit und eine gewiſſe Unbehülflichkeit bei einander, von wegen nicht bloß Meiſter zu ſein, ſondern ſich auch als Meiſter darzuſtellen auf die rechte Weiſe und in allen Dingen iſt eine Kunſt, zu welcher viele alte Bauern nie gelangen, wie ſollte man ſie von einem jungen Pächter fordern können, der erſt noch ſelbſt Knecht geweſen. Darüber wurden die Knechte ungeduldig. Hat er mit Dir geſprochen, frug einer den andern? Dich gefragt, ob Du bleiben oder gehen wolleſt? Der eine der Knechte ſagte: „Ich halte ihm nicht an, mein Brauch war es nie, daß ich um den Dienſt fragte: der Meiſter mußte mich fragen und frägt er mich bis Sonntags nicht, ſo ſage ich dem Kabis Müller zu. Es iſt ein ſchwerer Dienſt aber der Lohn auch danach und verdienen muß man, während man jung iſt.“ Ein anderer ſagte: „Wollte nicht preſſiren, er wird das

Maul ſchon noch aufthun, mir wäre es zuwider fort, wechſle nicht gerne. „Wartet, am Samſtag ſoll ich mit dem Meiſter Spreu holen, da giebt vielleicht ein Wort das andere.“ „Meinethalb,“ ſagte der andere, „aber daß es mir viel machen würde, weiter zu dingen, kann ich nicht ſagen. Er iſt nicht mehr der Gleiche. Man kann nicht genug ſchaffen, und doch iſt er nie recht zufrieden. Es dünket mich, er habe ſchon vergeſſen, was ein Knecht gerne oder ungerne hat und meint, er müſſe aus Aeckern und Wieſen, Vieh und Menſchen das äußerſte, das letzte Tröpflein Saft herauspreſſen, damit er ein reicher Mann werde. Bloß wegen Zins hätte er das nicht nöthig. Wie ich habe merken mögen, iſt der ſo, daß er deßwegen keinen Kummer zu haben braucht. Warum nun alle bös haben ſollen, um Einen zu mäſten, weiß ich eben auch nicht, es wäre ein anderes, wenn Noth am Mann wäre.“ „O,“ ſagte der Erſte, ſoviel wirſt doch nicht zu klagen gehabt haben, einmal wegen der Speiſe nicht, die iſt wie man ſie nicht an allen Orten antrifft.“ „Einſtweilen wohl,“ ſagte der Erſte, „aber ob es ſo bleibt, frägt ſich. Was ich merken mochte, nimmt man aus der Metzg alle Samſtag ein Pfund bis zwei weniger Fleiſch und in letzter Woche hatten wir zweimal keine Milch auf dem Tiſch und bin ich recht berichtet, ſo mußten ſie vorgeſtern dem Brot erſt den Bart abmachen, ehe ſie es auf den Tiſch ſtellen konnten. Wenn es je käme, ſo wäre dies mir nicht anſtändig, von wegen ein Jahr iſt lang und aus dem Jahr zu laufen, iſt nicht meine Sitte.“ „Man muß nicht immer das Böſere glauben und mit dem grauen Brot kann das allenthalben geſchehen, am Geſchmack merkte man nichts und der Müller kann vielleicht auch noch daran Schuld ſein. Die Haglen netzen manchmal das Mehl, daß man Schneeballen daraus machen kann, oder es als Mehlſuppe brauchen, ehe es noch in der Pfanne iſt,“ entgegnete der Erſte.

Am Samſtag alſo fuhren ſie nach Spreuer aus und luden in Bern an der Matte ein gewaltig Fuder. Spreuer war ſehr wohlfeil und die Müller froh, wenn er ihnen aus dem Wege kam. Manchmal wird er rar, iſt ſchwer und theuer zu bekommen, wenn man ihn am nöthigſten hätte.

Mit dem Spreue unter den Menſchen iſts umgekehrt, da wird er am theuerſten, wenn er am zahlreichſten iſt, da ſchätzt er ſich dann ſelbſt und zwar wie ein Jude ſeinen lumpichten Trödel. Obgleich Uli wohlfeile Spreue kaufte, ſo war er doch ſehr übler Laune. Der Müller hatte ihn aufgezogen, wie wohlfeil der Bauer das diesjährige Korn werde geben müſſen, da ſollten ſie nicht Kummer haben, daß ſie die Zeit verſäumen müßten, Müller in ihre Spycher zu führen um das Korn zu zeigen. Da verſetze wahrlich kein Müller einen Fuß. Die Bauern können zu uns kommen es vor das Haus bringen, das Beſte wollen wir ausleſen, uns noch ſehr bedenken, ob wir für das Malter drei Thaler geben wollen. Uli wollte das in Abrede ſtellen, behaupten, die Preiſe würden eher ſteigen als fallen. „Pah, pah, Junge, belehre einen Alten nicht, ſtehe zuerſt ein Paar Jahre an der Sonne und laſſe Dich trocknen hinter den Ohren,“ ſagte der Müller. „Die Spycher ſind ganz voll altes Korn, neues wird es geben, es weiß kein Menſch wie viel und auf der Straße nach Deutſchland hanget ein Schwab am andern, jeder hat einen vierſpännigen Wagen voll Korn und man ſagt, ſie würden bald den Leuten anhalten, um Gotteswillen umſonſt es ihnen abzunehmen, nur damit ſie Platz kriegten, für das neue draußen im Schwabenland. Jetzt wollen wir den Bauern die Preiſe machen, ſie haben uns lange genug das Blut unter den Nägeln hervorgepreßt. Wer mit Metzgern, Müllern und Schweinhändeln Umgang zu haben das Glück gehabt, kennt dieſe Sprache wohl und weiß ſie zu erwiedern in ähnlicher Tonart. Indeſſen macht ſie doch Eindruck. Ein alter Pfiffikus weiß alsbald, was an der Sache iſt, bleibt kaltblütig und richtet ſich darnach.“ Jüngere zartere Gemüther wie z. B. Uli noch eins hatte, die empfinden den Eindruck ſolcher Reden nicht bloß, ſondern ſie können ihn auch nicht verbergen. Je weniger ſie das können, deſto größere Freude hat ſo ein alter Müller oder Metzger, ihnen recht heiß, ſie ſo ganz klein zu machen, daß er ſie füglich in einen Darm ſtoßen und als Bratwurſt präſentiren könnte. So machte es auch der Müller Uli, daß der ganz mürbe und klein von ihm wegging und dachte, wie er doch der Unglücklichſte ſei und das doch ſo ſchrecklich ſich treffen müſſe, daß er eine Pacht übernommen, jetzt das Korn nichts gelte, ja Schwaben es ins Land brächten und anbielten um Gotteswillen, daß man es ihnen abnehme, nur damit ſie daheim Platz kriegten für das Neue. Daß es nicht halb ſo ſchrecklich ſei, zu erndten 100 Malter macht, ſtatt nur 50, die hundert Malter einen Drittel wohlfeiler zu verkaufen, daran dachte Uli nicht.

Uli dachte nicht, daß das das Schrecklichſte iſt, wenn man nichs geerntet, nichts hat als einen Tiſch voll hungriger Leute und doppelt ſo theuer als ſonſt das Brot iſt. Er kalkulirte, wie die Meiſten, und dachte nicht wie thöricht, ja ſündlich ein ſolcher Kalkul iſt. Er kalkulirte, daß er am weiteſten kommen thäte, wenn er recht viel Korn mache und es recht theuer verkaufen könnte. Um die, welche es kaufen müßten, kümmerte er ſich nicht, aber daß es nun nicht gehen wollte, wie er dachte, nicht alles Waſſer alleine auf ſeine Mühle laufen wollte, das zürnte er ſchrecklich an Gott und Menſchen. Der arme Knecht, welcher in dieſem Augenblick ſein Nächſter war, mußte es zuerſt entgelten. Es iſt ſonſt Sitte, daß man bei ſolchen Gelegenheiten ſich und dem Knechte ſo einigermaßen gütlich thut, ein ordentlich Mittag eſſen macht, ohne ſich eben aufwarten zu laſſen. Der Knecht erwartete auch nichts anders, beſonders da man die Spreue faſt umſonſt erhalten. Da kann man denken, wie ein lang Geſicht er machte, als Uli, gefragt was er verlange, haſtig ſagte: „Eine Flaſche Wein und Suppe!“ „Und Fleiſch nachher,“ fragte die Wirthin?“ „Ho,“ ſagte Uli, „wenn man eine gute Suppe hat, ſo kann man es ſchon machen, es wäre mancher zufrieden, wenn er alle Tage eine hätte!“ Die Wirthin hatte ſchon mehr mit Bauern zu thun gehabt, ſie trat nicht weiter ein, ſondern fragte: „Was für Wein ſoll ich bringen?“ „Sechsbatzigen,“ ſagte Uli, „der iſt gut für den Durſt und es macht heiß!“ „Potz,“ dachte der Knecht, „das geht mager zu,“ ſtopfte ſein Pfeifchen um nachzubeſſern, und machte ein tiefſinniges Geſicht. Wein und Suppe kamen; mit eingeſtützten Armen wartete die Wirthin bis die letztere halb gegeſſen war, dann fragte ſie: „Fleiſch werde ich doch auch bringen ſollen. Hätte Voreſſen (Ragout), bſunderbar ſchöns Rindfleiſch und Speck zum Kraut, wie es üblich und bräuchlich iſt, wenn man weit herkommt, weit heim muß. Wenn man läuft, ſo iſt ſo ein Süpplein gleich runter und ſo z'leerem z'laufen oder z'fahren iſt nicht gut, man iſt gar übel dabei." „Magſt, ſo ſags," ſagte Uli zum Knecht. „Es iſt nicht an mir zu befehlen," ſagte der Knecht, „wer zahlt, der befiehlt." Auf dieſes Wort hin machte die Wirthin rechts um und ſagte: „Ich hole, Ihr ſeid gewiß nicht reuig. Daneben könnt Ihr immer noch nehmen oder nicht, wie es Euch beliebt." Nun machte Uli ein tiefſinnig Geſicht und als die Wirthin brachte reichlich, gab es ein ſeltſam Hin- und Herſchieben der Herrlichkeiten. Keiner wollte zuerſt nehmen. „Kannſt nehmen, wenn Du magſt," ſagte Uli. „Es iſt nicht, daß es ſein muß, kann es ſonſt auch machen. Allweg nehme ich nicht zuerſt," ſagte der Knecht, und das Ende vom Lied war, daß Beide böſe wurden; Uli, weil er mehr gebraucht als er gedacht; der Knecht, weil er ſah, wie ungern es ging.

Es iſt ſehr leicht, bei ſolchen Gelegenheiten an einem Knechte drei Batzen zu erſparen, aber ſehr ſchwer zu berechnen iſt es, wie groß der Schade werden kann, welcher aus drei erſparten Batzen erwächſt.

Der Knecht muckelte ſtark im Gemüthe und war Anfangs Willens, dem Meiſter das Wort nicht zu gönnen, denn wenn es ſo ſeinen Fortgang haben ſolle, ſo ſei am wohlſten wer am weiteſten davon weg ſei. Indeſſen der Abend war ſo mild und lieblich, daß ſein Schimmer unwillkührlich die düſterſten Gemüther verklärte, wie ja auch die untergehende Sonne die ſchwärzeſten Berge vergoldet. Uli hatte die Zeche verwunden und ſprach mit dem Knechte erſt über die Roſſe, dann über die Arbeit der nächſten Woche, die vorzunehmende Anſaat u. ſ. w. Dem Knecht war es auch nicht mehr ſo ſäuerlich ums Herz: „der Wüſteſt ſei er doch noch nicht," dachte er. „Und Uli," ſagte er, die Pfeiſe ausklopfend, „was biſt Vorhabens wegen den Dienſtboten, ſells beim Alten bleiben, oder willſt ändern? Da fuhr eine Wolke über die Sonne und Uli ſprach: „He nun, weil Du davon anfängſt, ſo will ich Dir ſagen, was ich gedacht. Ein Bauer und ein Pächter ſind zweierlei, ſelb weißt. Anſtändig wäret Ihr mir, gegen keinen habe ich was, aber mit den Löhnen mag ich nicht g'fahren, beſonders wenn das Korn nichts giltet und ein Schwab am andern hängt vom Bodenſee bis nach Zürich, wie mir der Müller geſagt hat. Wenn ich es, weil die Zeitläufe ſo bös ſind, mit weniger Lohn machen könnte, ſo begehrte ich nicht zu ändern." „An ſelb denk nicht," ſagte der Knecht, „mehr arbeiten und weniger Lohn reimt ſich nicht, und zu uns ſelbſt müſſen wir auch ſehen, es thuts Niemand anders. Eher ſollteſt Du noch mit dem Lohn nach; wenn man jung iſt, ſo muß man ſehen, daß man zu was kömmt und für den alten Mann ſorgen, ſelb haſt Du uns oft geſagt und wie Dich Dein früherer Meiſter darüber berichtet." „Er habe nichts dagegen," ſagte Uli, „aber das Gleiche gelte für ihn auch. Er müſſe ſehen wie er den Zins aufbringe, daneben Steuer und Brauch ausrichte; da helfe ihm auch Niemand, und was das heiße, ſtelle ſich Niemand vor, als wer es erfahren. Wenn das Korn nicht mehr gelten ſolle als drei Thaler das Malter, ſo wüßte er nicht, wie das gehen ſolle." „Aber meinſt Du dann, mit wohlfeilen Knechtchen gewinneſt Du was?" antwortete der Knecht. „Zwiſchen einem Schuhmacher, der des Tages einen Schuh macht, und dem, der ein Paar macht, iſt ein Unterſchied, und ſo auch zwiſchen einem Weber, welcher 10 Ellen, und dem, welcher 6 Ellen wibt, ſelb weiß man. Aber bei einem Knechte will man das nicht wiſſen, man ſieht nur den Unterſchied im Lohn an, und meint, der Unverſchämteſt fordere auch am meiſten, und doch iſts eben ſo wie bei den Handwerkern. Auch in der Arbeit iſt ein Unterſchied, denn weben und weben ſind zwei, und z. B. mähen und mähen auch. Daneben mach was Du willſt, es iſt Deine Sache, Du wirſt bald genug erfahren, wie es gehen kann, wenn Du es ſchon vergeſſen haſt." „Mit Schein rechneſt Du den Meiſter nichts," ſagte Uli gereizt. „Ein guter Meiſter macht mit wohlfeilen Knechten mehr als ein ſchlechter Meiſter mit guten Knechten. Es iſt ſchon aus manchem Klotz ein rechter Burſche geworden, wenn ihn ein guter Meiſter recht auseinander nahm." „Darwider hätte er nichts," ſagte der Knecht, „wenn er es probiren wolle, ſo ſolle er es machen. Gehört hätte er zwar nie, daß einer aus einem Zwilchſack einen Sammetrock gemacht, oder aus einem Kalbe einen Hengſten.“ Hier wurden ſie unterbrochen und das Geſpräch ward nicht wieder angeknüpft. Die Folge davon ward, daß die zwei beſten Knechte andere Plätze annahmen, welche ihnen längſt angeboten waren. Uli vernahm dieſes alsbald, denn es iſt eine gar rege Aufmerkſamkeit unter dem dienenden Volke um dieſe Zeit, ſie viſiren und gucken nach guten Plätzen ſchärfer noch, als auf ihren Sternwarten die Aſtronomen nach neuen Kometen und derlei Dingen. Da kamen die Burſche daher, und einer gab ſich für einen Karrer aus, ein anderer für einen Melker, redeten, als kämen ſie vom Himmel her und gebehrdeten ſich als ſeien alle Fürſtenthümer und Gewalten über Kühe und Pferde unter ihre Füße gethan. Von dieſen hörte dann Uli, der ſich über das Geläufe für beſtimmte Plätze wunderte, ſein Karrer hätte zum Kabis Müller gedungen, und ſein Melker in den Krautboden. Das machte ihn böſe, daß ſie dieſes gethan, ohne mit ihm zu reden, ihm das Wort zu gönnen. Er dachte nicht daran, daß er es akurat ſo gemacht hatte, daß gute Knechte ihr Bewußtſein haben, ſich weder am Lohn abbrechen laſſen, noch um Plätze betteln. Er hielt es ihnen nicht vor, aber gab ihnen kein gut Wort mehr und ſuchte andere Knechtlein, aber ſo wohlfeil als möglich.

Wer Landmann iſt, weiß, welche verhängnißvolle Zeit der Herbſt iſt, wie man alle Hände voll zu thun hat, eigentlich gar nicht in das Bett ſollte oder es machen, wie man von reichen Bauern zu Narligen erzählt. Sie hingen, wenn ſie zu Bette gingen, ihre Hoſen an die Stange auf, welche um den Ofen läuft, aber ſobald die Hoſen aufhörten zu blampen, ſtunden ſie wieder auf und machten ſich friſch an die Arbeit. Im Herbſt iſts nun Noth, daß alles flink ſich rührt und geſchickt in die Hände arbeitet, Menſchen und Vieh. Schmollen aber Meiſter und Dienſtboten, gönnen ſich die Worte nicht, dann hat es gefehlt, dann harzet es überall, und es iſt als ob die Glieder der Arbeitenden mit Blei gefüllt wären. Vreneli machte gut, ſo viel es konnte, mußte aber oft die Augen trocknen, wie Uli unwirſcher wurde, damit aber die Arbeit nicht förderte.

Es wäre ſonſt ein ſo geſegneter Herbſt geweſen, aber was iſt aller Segen des Landes, wenn die Gemüther nicht geſegnet ſind mit Frieden! Es war viel Obſt und da Uli das Holz zum Dörren nicht zu kaufen brauchte, ſondern Holz nach Nothdurft zur Pacht hatte, ſo ward ein reicher Vorrath für Fehljahre geſammelt. Erdäpfel gabs, daß man ſie kaum unterzubringen wußte, Rüben und Möhren wie ſonſt ſelten. Man hätte ganze Fuder zu Markte führen können, wenn man entbehrliche Leute und Roſſe gehabt hätte. Indeſſen löſte Uli doch ſchön Geld aus der ſogenannten Stümpelten, weit mehr als er es ſich vorgeſtellt hatte. Auf jedem Gute ſind nämlich Hauptprodukte, auf welche man hauptſächlich und alle Jahre zählt: Heu, oder wo das Heu abgefüttert wird, Käs oder Milch, oder Korn oder Vieh. Dann giebt es noch eine Menge Nebenſachen, welche zugleich zufällig ſind. Obſt z. B. und Erdſpeiſen, d. h. Speiſen, die in der Erde wachſen, Erdäpfel, Kohl, Rüben u. ſ. w., Hanf, Flachs in unſren Gegenden auch Oelpflanzen, welche anderwärts zu den Hauptprodukten gehören. Je beſſer nun ein Gut bewirthſchaftet wird, und je beſſer namentlich die Frau iſt, deſto mehr wird auf dieſe Weiſe gleichſam ſo neben bei gewonnen. Es wird gar manche Frau hoch gerühmt über ihr Geſchick aus der Stümpelten ein bedeutend Geld zu machen, indem ſie Alles zu Ehren zu ziehen weiß und es zu Nutzen bringen kann. Während andere Weiber nichts zu machen wiſſen, das Entbehrliche weder bemerken, noch an Mann zu bringen wiſſen, es brauchen, wenn und wie der Gebrauch es mit ſich bringt, oder es ſich ſelbſt überlaſſen, wenn ſie es nicht ſelbſt brauchen können. Das ſind die Weiber, denen das Denken eine Pein iſt, oder die ihre Gedanken allenthalben haben, nur nicht bei ihrem Hausweſen. Dies macht natürlich einem Mann einen bedeutenden Unterſchied, ob ſeine Frau die Kleinigkeiten alle zu verwerthen verſtehe oder nicht. Auf größern Gütern kann es in die hundert Gulden gehn. Vreneli nun verſtund das Ding vortrefflich und machte es dem Uli doch nicht ganz recht; es ging nach dem Sprüchwort, daß über dem Eſſen der Appetit wachſe. Uli freute ſich des ſchönen Geldes, aber er hätte lieber noch einmal ſoviel gehabt. Vreneli war eine von den altväteriſchen Seelen, welche gerne Vorräthe haben im Hauſe auf mehr als einen Tag, welche gerne die Schränke füllen mit Leinenzeug, Andenken guter Jahre. Vreneli meinte, ſie ſollten anfangen zu ſorgen, daß ſie eigenes Bettzeug hätten in alle Spiel, nicht an Joggelis gebunden ſeien, oder, wenn ſie einmal hier wegkämen, dann Alles auf einmal anſchaffen müßten. Fange man frühe an, ſo komme man weit, und anfangen müſſe man in guten Jahren, wie ſie jetzt eins hätten, da merke man es nicht, weil man ſonſt kommen möge mit dem Gelde.

Aber Uli ärgerte ſich faſt an Allem, was über das Nothwendige hinaus im Hauſe blieb. „Geld zu machen, daß man ſich in alle Spiele kehren könne, ſelb ſei die Hauptſache," meinte er. „Für das Haus könne man noch lange ſorgen, wenn Gott einem das Leben laſſe; das wäre gut, daß man ſein Korn nicht verkaufen müſſe, wenn es ſo wohlfeil ſei, ſondern den Zins ſonſt machen könne. Nun gab Vreneli etwas nach, und etwas machte es nach ſeinem Kopf. Da iſt aber keine rechte Freudigkeit, wenn einer hier aus zerrt, das Andere dort aus, das Eine als Beute betrachtet, was es erzerrt, das Andere als Raub, was man ihm abgezerrt. Vreneli zog die Baſe zu Rath, ob es nicht gut wäre, einmal verflümert abzuſtellen und aufzubegehren, daß Uli wüßte, woran er ſei, und daß es ſich bei ſolchem Schaffen und Sorgen doch nicht meiſtern laſſe, wie ein klein Kind.

„Mach es nicht," rieth die Baſe. „Was trägt es Dir ab? Kannſt etwas an Vorräthen erobern und etwas an Bettzeug, und wenn Dir dann die Mäuſe darüber kommen, was haſt Du dann davon? Hundert Jahre, wenn Ihr das Leben habt, mußt Du es noch hören. Fahre in Gottes Namen fort, wie Du angefangen haſt, und verkauft er Dir noch mehr, ſo laſſe es auch geſchehen: denke, an einigen Ellen Leinenzeug und einigen Meßen Obſt hängen Heil und Seligkeit nicht." Während die Baſe ſo ſprach, ſtrich Joggeli um ein Wägelchen herum, welches geladen wurde, um auf den Markt gefahren zu werden. „Ja, ja," ſagte er, „ſo iſt es recht, das müßte mir auch verkauft ſein, und je mehr, je lieber, die Weiber ſehen es freilich nicht gerne, wollen Vorräthe haben, aber wofür? Um die gute Frau zu machen, oder einen Kreuzer Geld, von dem der Mann nicht weiß. Meine Frau hat mir damit geſchadet, es weiß kein Menſch wie viel, und Breni wird wohl von ihr was davon gelernt haben. Daher haſt recht, gleich Anfangs zu zeigen, wer Meiſter iſt, und welchen Weg es gehen muß. Das Geld wirſt brauchen können, allweg freſſen es die Mäuſe nicht, und die Motten kommen nicht darein.“ Solche Reden gefielen natürlich Uli wohl, ſtärkten ſeinen Glauben an Joggeli's Wohlmeinenheit, an die Nothwendigkeit, den eigenen Willen durchzuſetzen, und in der Anſicht, Geld machen ſei unter allen Künſten die erſte und dringlichſte.

Als Weihnacht kam, hatte Uli wirklich ein ſchön Stück Geld aus all der Stümpelten gelöſt, weit, weit über den Bedarf zu den Geſindelöhnen, und doch war es keine fröhliche Zeit, und das Neujahr war ebenfalls kein heiteres. Es iſt oft der Fall, daß, wenn man Dienſtboten ändert, man den Wendepunkt, wo die Alten aus, die Neuen einziehen, nicht erwarten mag, und zwar beidſeitig nicht. Das Verhältniß iſt ſo giftig geworden, daß man ſich nicht bloß kein gut Wort mehr giebt, nicht bloß zornig wird, wenn man ſich ſieht, ſondern ſogar, wenn man ſich aus der Ferne huſten hört. So war es aber in der Glungge nicht, im Gegentheil, als der Zeitpunkt rückte, wo geſchieden werden mußte, möchten beide Theile nicht gerne daran denken, hätten gerne dem Rade der Zeit den Hemmſchuh untergelegt. Selbſt Uli kam es jetzt, er hätte ſich doch vielleicht den unrechten Finger verbunden, allweg habe er ſich eine ſchwere Bürde aufgeladen, und Jahre werde es gehen, ehe er aus den Klötzen, welche er angeſtellt, ordentliche Knechte herausgehauen und zurecht gemeißelt. Begreiflich geſtand er es nicht, nicht einmal vor ſich ſelbſt wollte er ſo recht den Namen haben, daß es ihm ſo ſei. Den Knechten ging es ähnlich; ſie verließen ungern die Glunggen, zeigten es jedoch nur Vreneli, wie es ihnen war, und daß ſie wohl wüßten, wenn es nach ſeinem Kopfe gegangen, ſie beiſammen geblieben wären. Aeußerlich hatten Alle das Ausſehen, als ob ſie ſich bitterlich haßten, aber innerlich war bloß ein Grollen, und zwar ein Grollen, daß man von einander mußte, und zwar ohne Nothwendigkeit, ſondern weil jeder einen apparten Kopf hatte und Uli den allerapparteſten, geſpickt mit joggeliſchen Brocken. Abgehende Dienſtboten feiern, wie bekannt, das Neujahrsmahl noch mit, es iſt das Abſchiedsmahl, nach welchem ſie weiter ziehen auf ihrer Pilgerreiſe nach einer neuen Station. Viele eſſen und trinken da noch zum Platzen, um die alten Meiſterleute zu ärgern und von ihren Rechten den ausgedehnteſten Gebrauch zu machen, und leben doch am beſten am Gedanken, wie zornig ſie ihre Meiſterleute verlaſſen. Das iſt auch ein wüſt Zeichen der verkehrten Natur der Menſchen, eine wahre Teufelſüchtelei. So ging's in der Glungge nicht; man war karg mit den Worten, mit Eſſen und Trinken ging es auch nicht recht, wie ſehr Vreneli nöthigte. Daher kam die Offenheit nicht, welche der Wein manchmal bringt, die froſtigen Berner Naturen thauten nicht auf, kurz machte man die Sache, und düſter zog das Jahr auf der Glungge ein, und als am folgenden Morgen die Abgehenden Abſchied nahmen und ſagten: „Lebet wohl und zürnet nüt", waren die Geſichter auch düſter, doch war keine Stimme, die nicht gebebt hätte, wenn ſie Vreneli ſagte: „Leb wohl und zürne nüt." „Leb wohl," ſagte dann Vreneli, „und wenn Du vorbei gehſt, ſo komme ins Haus und berichte, wie es Dir geht. Hörſt? und vergiß es nicht; ich zürnte es, wenn Du es nicht thäteſt. Je beſſer es Dir geht, deſto mehr wird es mich freuen. Aber es iſt keine Gefahr um Dich; ſtellſt Dich gut, ſo geht's Dir gut; giebts Dir etwas Ungeſinnetes, und können wir Dir helfen, ſo vergiß uns nicht und denke an uns." Selbſt Uli ſagte: „Sie ſollten ihm nicht zürnen; wenn ſie einmal ſelbſt in ſeine Lage kämen, ſo würden ſie ihn begreifen. Wenn einer einen Anfang hätte wie er, ſo müſſe er ſich ſturm ſinnen, woher er die Kreuzer alle nehmen wolle." So ſchieden ſie im Frieden auseinander und dies iſt allemal ſchön. Wer aus allen Häuſern im Frieden ſcheidet, darf hoffen einſt auch im Frieden zu ſcheiden aus dieſer Welt und einzuziehen mit Freuden in Gottes himmliſches Haus.

Am Nachmittag und am folgenden Tage zogen die neuen Dienſtboten ein, und Vreneli ward es ein um das andere Mal übel.

Es iſt ein wunderlich Geſchöpf ſo ein Menſchenkind, und noch wunderlicher wabbelt es ihm im Kopf herum, noch viel wunderlicher als in einem chineſiſchen Wörterbuche die achtzigtauſend Schriftzeichen, welche die chineſiſchen Gelehrten erſonnen haben ſollen, krabbeln mögen. Ja, müſſen noch ganz andere Gelehrten haben die Chineſen als wir, haben aber auch um ſo längere und dickere Zöpfe, begreiflich!

Was ſo in eines Knechtleins Kopfe krabbelt, ſtellt ſich ſelten ein Menſch vor, und wäre es auch ein Gelehrter, ſelbſt ein deutſcher. Sie kamen daher wie Dampfkeſſel auf zwei ſchlechte Beine geſtellt zwar, aber aus allen Löchern piff und ſchurrte der Dampf, ſintemalen ſie aufgeblaſen waren, was die Haut ertragen mochte. Erſtlich bildeten ſie ſich ſchrecklich viel ein, daß ſie wirklich einen Platz hatten und noch dazu an einem ſo berühmten großen Bauernorte. Wer ihnen begegnete, frugen ſie, wie weit es noch bis zur Glungge ſei, und jeder mußte vernehmen, dies ſei der Berühmte, man werde ſchon davon gehört haben, der dort als Melker oder Karrer einziehe oder gar als Meiſterknecht, denn ſo genau nahmen ſie es nicht. Sie bildeten ſich auch wirklich ein: Solche, wie ſie, ſeien noch nie dieſe Wege gewandelt, denn ſie gingen nicht, ſie wandelten. Als ſie endlich an Ort und Stelle angewandelt kamen, mußten ſie natürlich zeigen, wer da angewandelt käme, und ſo kamen ſie wirklich wie aufrechte Dampfkeſſel auf zwei Beinen. Vreneli weinte zuletzt, doch blos für ſich. Uli ſtunden die Haare bolz gerade auf vor Zorn, er verwerchete ihn jedoch auch im Stillen. Joggeli ſaß hinter dem Fenſter und verwerchete nur Galgenfreude, jedoch auch im Stillen, er fürchtete ſich doch zuweilen vor den Kernſprüchen ſeiner Frau.

Nach und nach langte auch die Bagage an; die war traurig; es war, als käme ſie aus dem ſiebenjährigen Kriege und hätte alle Schlachten mitgefochten.

Mädi wars, welche recognoſcirte und ſichere Berichte darüber brachte. Mädi war alſo geblieben, Vreneli zu Lieb und Ehr. Uli konnte es nicht verzeihn, daß er die Andern zum Abzug gebracht. Mädi hatte keinen Liebhaber unter den Abgehenden, aber das Ehrgefühl rechter Mägde, welchen es alles daran gelegen iſt, daß es gut gehe, da wo ſie dienen, daß es heißt: da werde recht gearbeitet und beſſere Ordnung ſehe man nirgends. Soviel Verſtand hatten zur ſelben Zeit die Dienſtboten, daß die Ehre des Orts auch auf die fiel, welche zu dieſer Ordnung beitrugen. Mädi hatte

Schadenfreude und ſagte: „Es geſchehe Uli recht, daß er ſolchen Zeug gekriegt; der werde das Jahr über für mehr als 200 Thaler Zorn und Verdruß zu ſchlucken haben. Nur ſei es nicht recht," ſagte es dann zornig, „daß die Unſchuldigen mitleiden müſſen. Das werde eine Zuverſicht geben, daß man vor Zorn nicht mehr werde die Augen aufthun mögen. Aber was ihns am zornigſten mache, ſei, daß man die Lumpen alle Wochen werde waſchen müſſen und dann die halbe Woche ums Haus herum werde zu hängen haben, das werde doch der Glungge wohl anſtehen! Die Leute werden glauben, es ſei da ein Lumpenſammler eingezogen, und trockene an den Zäunen, was er naß zuſammen getragen. Es haſſe nichts mehr, als ſo verhudelte Hemdchen zu waſchen. Anrühren dürfe man ſie nicht, das Waſſer ertrügen ſie nicht, an der Sonne führen ſie auseinander und das leiſeſte Lüftchen trage die Fetzen dem Teufel zu und wenn dann nichts mehr ſei, ſo müſſe man Alles geſtohlen haben. Am beſten ſei es, Uli waſche ſelber, Vreneli ſolle es ihm ſagen, Mädi wolle damit hell nichts zuthun haben." Vreneli ſagte nichts, aber Mädi konnte ſich nicht enthalten Uli zu fragen: „Sag' Uli, in der hintern Kammer ſind noch zwei große alte Tröge, ſoll ich dieſe etwa ausputzen damit die neuen Knechte Platz haben für ihre Sachen?" „Wenn es nöthig iſt, ſo will ich es Dir ſchon befehlen," ſchnauzte Uli. „Einſtweilen ſiehe nur zu Dir und mache, daß Du immer Platz haſt." „Jä ſo," ſagte Mädi, „iſt das ſo gemeint. Das wird eine ſtrenge Obrigkeit geben ſollen, wo man nicht mehr das Maul aufthun ſoll und ſagen, was einem drein kommt." „Höre Mädi," ſagte Vreneli, „ſchweig und laß der Sache den Lauf." „Aber darf man dann kein Wort mehr ſagen hier, ſoll das ſo ſtreng gehen?" „Reden kannſt ſo viel Du willſt, aber Oel ins Feuer ſchütten, ſelb thue mir nicht, ſelb iſt nie erlaubt und war es zu keinen Zeiten. Aber es iſt halt eine böſe Zeit, was klar war, wird finſter und je mehr die Menſchen ſich einbilden auf ihre Weisheit, deſto dümmer gehen ſie mit allem um, und was geſetzlich beſchränkt war, ſoll jetzt geſetzlich erlaubt ſein, Gift und Feuer in jedes Kindes Hand zu freiem Gebrauch geſtellt werden."

Es war in der That nicht nöthig, bei Uli Oel ins

Feuer zu ſchütten, es brannte ohnehin ſattſam in ihm. Uli hatte ſich vorgeſtellt, wenn er wohlfeile Knechtlein dinge für ſeine höhern Stallſtellen, ſo kämen die demüthig daher im Gefühl, wie ihre dermaligen Kräfte ihrer Aufgabe nicht gewachſen ſeien, und mit dem Vorſatz, das Fehlende baldmöglichſt zu ergänzen. Aber, potz Himmeltürk, wie gröblich hatte Uli ſich geirrt, den Bürſchchen kam nicht von weitem in Sinn, daß ſie noch was zu lernen hätten, ſo wie ſie ihre Poſten hatten, hatten ſie auch das Bewußtſein vollſtändiger Vollkommenheit. Sie hätten es immer ſo gemacht, ſie ſeien es ſo gewohnt, allenthalben, wo ſie geweſen, ſei es ſo recht geweſen, ſie wüßten nicht, warum es hier nicht auch recht ſein ſollte. Das war ihre Antwort, mit welcher ſie bei jeder Zurechtweiſung bei der Hand waren. Um ſo trotziger gaben ſie dieſe Antwort, weil ſie Uli als ihres Gleichen betrachteten. So einer, der auch nur erſt Knecht geweſen, ſolle nicht kommen und ſie dreſſiren wollen, von einem der nicht mehr ſei als ſie, ließen ſie ſich nicht tujoniren, dem wollten ſie es zu merken geben, daß ſie wohl wüßten, wer er geweſen, wenn er es etwa vergeſſen wolle, ſolche liebliche Gedanken hatten ſie. Man kann ſich denken, welch lieblich Dabeiſein Uli hatte, und durfte nicht klagen. „Selbſt gethan, ſelbſt haben,“ mußte er denken. Aus der Tenne war viel Korn getragen worden, was nicht immer der Fall iſt, wenn auch viel Garben eingefahren worden ſind. Aber aufſchlagen wollte es nicht, die Müller thaten ſehr wählig und ſelten ſah man einen bei einem Bauernhauſe. Dagegen ſchneite es mächtig, regnete drein, fror wieder zu, ſchneite wieder, ſo daß Uli dachte, es lege ſich eine Eiskruſte über die Aecker, unter dieſer erſticke der Saamen oder die Mäuſe thäten ihn freſſen. Im Frühling oder gegen den Sommer müſſe das Korn allweg aufſchlagen, und da ſei es doch hart, es unter dem Preiſe verkaufen zu müſſen, um den Zins zahlen zu können, den Joggeli durchaus nicht nöthig hatte. Die Pachtherren haben es gar verſchieden gegenüber ihren Pächtern. Es iſt hier nicht von irländiſchen, nicht von engliſchen Pachtherrn die Rede, ſondern von ſchweizeriſchen begreiflich. Einem Pachtherrn, der noch lebt, brachte einmal ein Pächter den Zins gleich am Verfallstage. Der Pachtherr fuhr ihn ſchrecklich an: „Meinſt, ich habe das Geld ſo nöthig, wie ſo ein Lumpenbub von Deinem Kaliber.“ Und faſt hätte er den armen Teufel vom Hofe gejagt. Der Pächter hatte gemeint, wie gut er es mache, hatte das Geld in allen Ecken zuſammengeleſen, kam ſtolz daher im Hochgefühl freudiger Erwartungen und wurde angefahren, daß ihm die Knie noch lange nachher wackelten.

So kann man ſich täuſchen in ſeinen Erwartungen, wenn man die Menſchen nicht kennt; der kam aber ſein Lebtag nie mehr am Verfalltage mit dem Zins daher. Ein anderer Pächter kam zu ſeinem Pachtherren auch ohne langes Warten mit dem vollen Zins und meinte, was er thue und wie wohl er ankäme. „Es ſcheint,“ ſagte der Pachtherr, „die Pacht ſei gut, daß ihr den Zins ſo ſchnell machen könnt, ja, ja, die Zeiten ſind gut für die Pächter, alles geräth wohl und gilt viel, ein Birnſtiel iſt, wie baar Geld. Apropos, was ich habe ſagen wollen, ich gönne Euch die Pacht, aber per Jucharte muß ich zwei Thaler Zins mehr haben, anders thue ich es nicht. Für mich ſind die Zeiten bös, alles iſt theuer, ich muß ſehen wie ich mich durchbringe.“ „Wart, Du alter verfluchter Schelm,“ dachte der Pächter, der auch nicht dumm war, „Dir bin ich ſchlau genug für die Zukunft, wenn Du mich jetzt nicht kriegſt.“ Und demüthig that er, rutſchte faſt auf den Knien herum und redete verblümt von einem Erblein, welches ihn in den Stand geſetzt, die Pacht zu zahlen, kurz er brachte es dahin, daß der Herr bei dem gleichen Pachtgelde blieb. Von da an kriegte ſelber Herr den Zins nie ſchnell und ganz, ſondern erſt auf langes Mahnen hin verſtückelt, und unter hundert Seufzern und Bitten, doch abzulaſſen, dieweil der Zins nicht zu erſchwingen ſei, daß Blut unter den Nägeln hervorgepreßt werden müſſe, um ihn aufzubringen. Das freut dann den Herrn gar ſehr, daß er ſein Land ſo hoch angebracht, den Pächter ſo hart gepreßt, läßt aber nicht ab, ſchlägt aber auch nicht auf und er und der Pächter ſind herzlich wohl zufrieden mit einander. Sind doch zuweilen kurioſe Leute die Menſchen!

Uli wußte aber, daß Joggeli weder zu der einen noch zu der andern Sorte gehörte. Er war zu mißtreu, um gerne lange Geld ausſtehend zu haben, hatte es zu gerne in den Händen und trieb Kurzweil mit Zählen, als daß er es gerne lange mißte. Sollte er alſo verkaufen um geringen Preis, um den Zins zu machen, ſollte er ſein Geldlein einziehen und das Korn ſparen, das ging ihm im Kopfe herum, daß er oft ausſah, akkurat wie eine wandelnde Brummelſuppe.

Das dritte Ding, (an zweien wäre es mehr als hinreichend geweſen, um einen Uli rappelköpfig zu machen) war Vrenelis Zuſtand. Vrenelis Zuſtand war eben kein beſonderer, aber es war das erſte Mal, daß Vreneli darin war, Uli ſo was erlebte und da meint man dann Wunder, wie appart Alles ſei und das Allerſchrecklichſte vor der Thüre ſtehe. Je inniger die Liebe, deſto größer auch die Angſt. Und Uli hatte Vreneli von Herzen lieb, er ſah gar wohl, was er an demſelben hatte, aber ſeine Liebe war halt nicht beſſer als ein Diamant, derſelbe läuft im Nebel der Welt auch an, ja ſogar mit irdiſchem Kothe kann man ihn bedecken.

Wie ſehr Uli Vreneli auch liebte, den rechten Verſtand in ſolchen Dingen und Zuſtänden hatte Uli doch nicht, bei aller Angſt. Die Weiber haben es gerne, wenn man ſie an Ruhe mahnt und die Arbeit ihnen wehrt, ſie thun dann gerne noch einmal ſoviel, als ſonſt und ohne ſich zu beklagen. Uli kannte das nicht und wenn Vreneli nicht immer bei allem war, wie ſonſt, ſo vermißte er es, frug ihm nach, fragte ob ihm was fehle, dies und jenes ſollte gemacht ſein, wenn man nicht immer hinten und vornen ſei, ſo ſei nichts gemacht u. ſ. w. Er merkte in ſeiner Haſt nicht, daß er damit Vreneli weh that, er meinte es gut, hatte aber halt den Verſtand nicht. „Wer ihn halt nicht habe, dem müſſe man ihn machen,“ meinte die Baſe. Sie hielt Uli eine ſcharfe Predigt, machte ihm Himmelangſt und die Hölle heiß, er verſprach das Beſte. Fortan wenn er fragte: „Wo iſt Vreneli? Vreneli das und das ſollte gehen, das und das ſollte es machen,“ ſo ſetzte er allemal hinzu: „Oder magſt etwa nicht, ſo ſag es, ich will dann ſehen, wer es macht oder wie es geht.“ Die Baſe ſagte oft: „Ein Kalb ſei dumm, aber ſo mit einem jungen Mann ſei es doch noch lange nicht zuſammen zu zählen, ſelbſt mit manchem alten nicht,“ brummte ſie manchmal nachſätzlich. So geduldig die Alte mit dem lieben Gott war, ſo ſehr ſie überzeugt war, daß alles komme aus ſeiner väterlichen Hand zu unſerm Beſten, Käfer ſogar und Mäuſe; ſo geduldig war ſie auch mit dem Mannevolk, aber ſie betrachtete es eben wie Käfer und Mäuſe, wie eine Art Ungeziefer, welches man in Geduld und Langmuth zu ertragen habe, weil es eben von Gottes väterlicher Hand geordnet ſei. Ihre Anſicht darüber freimüthig auszudrücken, hielt ſie erlaubt. Es war Uli aber auch etwas zu verzeihen. Wo er nicht war, ging was Krummes, bald was mit den Roſſen, bald was mit den Kühen. War er im Walde, ſo gabs daheim was Dummes, war er daheim, ſo kam man aus dem Walde mit einem zerbrochenen Wagen heim oder einem bleſſirten Roſſe. Da kommt dann gerne ſo eine allgemeine Ungeduld in die Glieder. Wie es gehen ſolle, wenn Vreneli ganz dahinten bleiben müſſe, das begriff Uli nicht. Indeſſen ſo was muß man begreifen lernen, man mag wollen oder nicht.

Capitel 6.

Ein Kindlein kommt und wird getauft.

Unwiderſtehlich rücken die Tage vor, einer nach dem andern, unerwartet kommt der rechte, der die Entſcheidung bringt, Leben oder Tod, Weh oder Freude hält in ſeiner Hand, und eben darum ein ſo banger iſt, weil man nicht weiß welches von beiden er birgt in der verſchloſſenen Hand. So kam er auch unerwartet auf der Glungge eben als Vreneli noch eine kleine Wäſche abthun wollte, damit die Knechtlein wieder was Sauberes am Leibe hätten. Er brachte weder Weh noch Tod, ſondern ein klein Mägdelein, das mörderlich ſchrie, den Mund aufriß bis hinter die Ohren, von welchem jedoch die Baſe verſicherte, daß ſie ein ſo hübſches nie geſehen hätte. Eliſi ſei auch hübſch geweſen und kein Menſch würde gedacht haben, daß es am Ende nur ſo zu einem dürren Birnenſtiel auswachſe, aber gegen dieſes ſei es doch nur ein Schatten geweſen. Die Freude war groß bei Uli und Vreneli, doch konnte Uli ſich nicht enthalten, merken zu laſſen, „Wie er lieber einen Buben gehabt, wegen der Hülfe.“

„So ein Bub könne man gar früh brauchen und glaube nicht, wie kommod er einem Vater komme.“ „Warte nur, Du wirſt noch Buben genug kriegen, darum hat Dir Gott das Kindermädchen vorausgeſandt,“ ſagte die Baſe. „Mit den Buben iſt es halt nichts, als daß ſie in Allem ſind und man ganze Tage ihnen abwehren muß. Mädchen hangen der Mutter an der Schürze und wie ſie auf den Füßchen ſtehen können, hat man Hülfe von ihnen; ſie heben was auf, ſie tragen was nach, ſie ſehen zur Milch auf dem Feuer, daß ſie nicht überläuft, zum Kraut im Hafen, daß es nicht anbrennt. Klein können ſie es, groß vergeſſen ſie es manchmal,“ ſetzte ſie ſeufzend bei. Die Baſe war der Wächter über Mutter und Kind. Sie ſorgte, daß Beide das Nöthige erhielten zu rechter Zeit, Vreneli ſich nicht ſelbſt darum mühen mußte, oder ſonſt zu früh in Anſpruch genommen würde. Da Mädi bereits bei der Baſe gedient, ſo gab es keine Competenzſtreitigkeiten, wie ſie bei ähnlichen Gelegenheiten ſonſt nicht ſelten ſind, namentlich zwiſchen einer allfälligen Frau Schwiegermutter, welche in ſolchen Fällen eigends herkommt und dem Geſindeperſonal. Es mußte ſchon mancher arme Schwiegerſohn laufen laſſen über Hals und Kopf, damit er der mit aller Welt im Kriege liegenden Schwiegermutter los und wieder zu Frieden käme. Solch ein vernünftiger Wächter thäte jeder Wöchnerin wohl, aber eben ein friedlicher, der nicht mit Krieg und Kriegsgeſchrei ſie in neue Nöthen und gefährliche Fieber bringt. Dieſe Wächter müſſen ſich aber freiwillig eben in befreundeten Perſonen finden, fremde irren, allfällige Vereine ſind auf dem Lande, was Treibhauspflanzen verſetzt in bäueriſche Gärtchen. Solche Wächter finden ſich auf dem Lande unter den ältern Frauen, ſoweit es ihre Geſchäfte erlauben. Wie alte Offiziere immer bereit ſind, Freiwillige vorzuſtellen, und wenn das nicht mehr möglich iſt, doch gar zu gerne ihre alten Kriegszüge repetiren und ſich dieſelben ſo recht lebendig vergegenwärtigen, ſo lieben Weiber, welche die Zeit unbarmherzig über die Tage der Kindbetten hinaus getragen, die Betten junger Weiber und erquicken ſich dabei an der Vergegenwärtigung der eigenen Feldzüge. Die Baſe war wirklich da wie der der gute Engel, und wenn Joggeli ſchon brummte, ſie thäte dümmer als eine

Großmutter, und wenn er ſterben thäte, ſie merkte es kaum, ſo nahm ſie es kaltblütig hin und that, was ihr Noth ſchien. Mehr ärgerte ſie ſich über Uli, der ihr Alles zu kaltblütig nahm, und ſo in ſeinem Treiben und Jagen befangen war, daß er weder Zeit nahm zu beſonderen Vaterfreuden, noch recht Zeit, der Sache, wie man zu ſagen pflegt, nachzulaufen, und doch war es Winter. Kaum, daß er Zeit hatte, die Taufzeugen auswählen zu helfen. Begreiflich war Pathin die Baſe, des Bodenbauern Frau die zweite; mit der Wahl des Pathen hatte er Noth. Endlich ward dazu ein alter Vetter erwählt, von dem die Baſe ſagte, „der müſſe doch einmal auch herbei; wüſt gethan habe der ſein Lebtag. Es nehme ſie Wunder, was der für ein Geſicht mache, und ob er daran denke, eins zuwege zu bringen, welches er dem lieben Gott zeigen dürfe, von wegen in Sinn werde es dem doch kommen, daß, wenn man ſiebenzig Jahre alt ſei, das Abmarſchiren nicht mehr fern ſein könne.“ Vreneli ſchüttelte den Kopf dazu, dies Geſicht hätte es lieber nicht geſehen. Von dieſem Manne hatte es immer nur mit dunkeln Worten reden gehört, als wie von einem Geſpenſt, und wenn es weiter fragen wollte, ſo hatte man geſagt: „das iſt ein Wüſter, am beſten iſt's, man rede nicht von ihm.“ „Ein Unflath war er, Du haſt Recht,“ ſagte die Baſe, „und ich werde das Unſer Vater auch zweimal ſtatt nur einmal beten, an ſelbem Tag, wo ich ihn ſehen muß. Aber ſieh, vielleicht kommt es ihm in Sinn, gut zu machen, vielleicht denkt er dabei an ſeine Sünden, und an ein Geſicht, welches unſer Herrgott gerne ſieht, und es fehlt ihm die Gelegenheit dazu, die wollen wir ihm geben, er hat doch dann keinen Vorwand, wenn der Richter ihn frägt; Hans! und Vreneli? thut er dann nicht darum, je nun ſodann ſo haben wir doch das Unſere gethan.“ „Aber Baſe,“ ſagte Vreneli, „wer ſoll ihn zu Gevatter bitten?“ „Uli, verſteht ſich,“ ſagte die Baſe. „Nein, Baſe,“ ſagte Vreneli, „dies darf ich Uli doch wirklich nicht zumuthen, er könnte mich dauern; das Gevatterbitten iſt ihm ohnehin ſchrecklich zuwider. Sehet nur, was er für ein Geſicht macht, wenn er Euch die Sache vorbringt, und ſieht Euch doch alle Tage, und hält Euch faſt für die Mutter. Auch zu Bodenbauersfrau zu gehen, macht ihm Kummer.

Erſt dann noch zu dem Vetter, den er nicht kennt, der ſein Lebtag nie was von mir wiſſen wollte, der jagt ihn mit dem Stock von Hauſe weg. Jahrelang vergißt mir Uli das nicht, wenn wir ihn an einen ſolchen Ort ſchicken." „Schweige nur, er muß gehen, das thut ihm nur wohl; die Manne müſſen nicht meinen, daß ſie nur das zu machen hätten, was ihnen anſtändig iſt und für gut dünkt," ſagte die Baſe. „Wofür hätte man ſie ſonſt, die Tabackſtinker, wenn man ſie nicht zuweilen an etwas hinſchicken könnte, welches man nicht ſelbſt anrühren mag." „Aber Uli geht Euch nicht, Baſe, und warum ihn böſe machen, ſo für nichts und wieder nichts?" ſagte Vreneli. „Das verſtehſt Du nicht," ſagte die Baſe. „Uli geht, man muß es nur machen wie der Tüfel mit den Menſchen; zu guten Sachen wird das wohl erlaubt ſein. Man muß ihn bei der ſchwachen Seite nehmen. Da kömmt er. Will Dir gleich zeigen, wie man das macht." Vreneli wollte noch einreden, wie das ihm auch nicht anſtändig ſei, aber Uli trat ſchon ein und die Baſe ſprach: „Du haſt mich noch nicht zu Gevatter gebeten, und die Leute ſagen doch, ich ſolle Pathe ſein; laß doch ſehen, wie kannſt Du das? und was für ein Geſicht machſt Du dazu?" „Wenn Ihr das verrichten wolltet, ſo wäre es mir grauſam anſtändig, und daß Ihr Euch deretwegen gar verköſtigen ſolltet, ſelb meinten wir nicht," ſagte Uli. „He nun, kurz und gut, es iſt immer beſſer als ſo ein Geſtürm, wo man nicht weiß, was hinten, was vornen iſt," ſagte die Alte. „Die andern Male machſt es ſchon beſſer, beſonders beim Pathe mußt anwenden." „Wenn wir nur ſchon einen hätten" ſagte Uli, „das Andere würde ſich ſchon machen. Wir haben uns ſchon die Köpfe kraus gedacht, und Keinen brachten wir heraus, bei dem nicht ein Wenn oder ein Aber war." „So geht es gerne beim Erſten," ſagte die Baſe; „ſpäter nimmt man es ſchon nicht halb ſo genau mehr. Wir haben ſchon an einen gedacht; rathe mal." Uli rieth, aber errieth nichts. „Hagelhans im Blitzloch," ſagte endlich die Baſe; „nicht wahr, an den hätteſt nicht gedacht?" „Ihr verirrt, Baſe," ſagte Uli, „das ſoll ja der größte Unflath ſein, und mit dem werdet Ihr nicht begehren, zu Gevatter zu ſtehen." „Euretwegen wohl," ſagte die Baſe. „Er iſt eigentlich Vreneli's nächſter Verwandter, hat keine Kinder, und man weiß nie, was ſolchem Menſchen am Ende noch ins Gewiſſen kommt. Man hat Beiſpiele von Exempeln, wie die Wüſteſten lind wurden, wenn es zum Abfahren ging. Man iſt's ſeinen Kindern ſchuldig, den Verwandten ſich zu zeigen, und daß man noch an ſie denkt. Und wer weiß, wenn er Dich mal kennt, könnte er Dir auch noch komod kommen, mit ſeinem Gelde, man kann nie wiſſen, was ſo einem grauen Hagelhans durch den Kopf fahren kann. Daneben iſt's auch möglich, daß er Dich mit dem Stock vom Hauſe wegjagt, aber freſſen wird er Dich nicht, und wenn er in Kurzem ſterben ſollte, ſo brauchſt doch nicht in den Haaren zu kratzen und zu ſagen: „Wer weiß, wenn ich gegangen wäre, käme jetzt auch was an mich. Aber ich machte den Kopf, bin jetzt reuig, gefreſſen hätte er mich allweg nicht, und einen Verwandten zu Gevatter bitten, iſt noch lange nicht gebettelt."

„He ja, wenn Ihr meint, Baſe," ſagte Uli zu Vreneli's großer Verwunderung, „ſo könnte ich probiren. Zuwider iſt's mir, aber der Kinder wegen, wird man ſich noch Manches gefallen laſſen müſſen, habe ich mir ſagen-laſſen, und wenn dies das Aergſte wäre, ſo wollte ich nicht klagen; es iſt mir nur, daß ich deretwegen einen ganzen Tag verſäumen muß."

„Ach, Baſe," ſagte Vreneli, als Uli nach abgemachter Sache wieder gegangen war, „ich ſollte lachen, und das Weinen iſt mir zuvorderſt. Das hatte ich von Uli nicht erwartet, und daß das arme Kindlein den Hagelhans zum Pathen haben ſoll, das, Baſe, iſt doch wahrlich nicht recht; von ganzem Herzen erbarmt es mich, ſehen mag ich ihn nicht, ich bleibe im Bett."

„Dies wäre kurios, wäre das erſte Mal, daß Du vor einem Menſchen Dich nicht zeigen dürfteſt. Der liebe Gott giebt ganz ſchlechten Eltern Kinder, daß man es gar nicht begreifen kann, warum er das den armen Würmchen zu leide thut. Man muß ſich damit tröſten, daß er am beſten weiß, warum er es macht, aber darum wird es wohl erlaubt ſein, einem Kind einen Pathen zu geben, der nicht der ſauberſte iſt; bin doch ich noch da und die Bodenbäuerin, Du, Uli, da wird doch Hagelhans am Kind wenig machen können; und läßt Gott es zu, nimmt er die Gevatterſchaft an, ſo weiß Niemand, für was das gut iſt, vielleicht, daß es Hagelhans herumführt und zum Frieden bringt. Darum laß es jetzt gehen, wie es angeſponnen iſt, mach mir Uli nicht etwa abwendig, hörſt!“

Vreneli gehorchte, Uli ging. Das Blitzloch, wo Hagelhans wohnte, war von der Glungge ungefähr fünf Stunden entfernt, und lag in einer Gegend, welche ziemlich unbekannt iſt, aus einem großen Hügelknäuel beſteht, durch den keine Heerſtraße führt, aber von Metzgern, Fürkäufern, Hühnerträgern, Taubenkrämern und Haberhändlern fleißig beſucht wird; denn da kriegt, wer Geld hat, zu kaufen, was er an Landesproducten ſucht, zum Handel oder eignen Gebrauch. Uli war noch nie in der Gegend geweſen, geſchweige denn, im Blitzloch ſelbſt. Anfänglich marſchirte er, wie ein Pfarrer, der ſeiner Predigt noch nicht recht ſicher iſt, und ſie auf dem Kirchweg noch einmal probirt, halblaut und mit Händeverwerfen. Er ſtudirte ſeine Gevatterbitte ein, ſagte die Worte bald ſo, bald anders, und war er hinten aus, ſo wußte er nicht, wie er angefangen hatte, mußte friſch an das Studiren. Nun kennt ein Pfarrer ſeinen Kirchweg, die Steinchen alle ſind ihm wohlbekannt, er verirrt ſich nicht, er ſtolpert kaum mit den Beinen. Uli aber kannte weder den Weg, noch vielweniger die Steine auf demſelben, daher er tapfer ſtolperte, ſeine Naſe bedenklich gefährdete und am Ende noch verirrte. Er war genöthigt, ſein Studiren zu laſſen und auf den Weg zu achten, denn wo keine Heerſtraße iſt, da laufen deſto mehr kleine Wege durcheinander, und in einem Hügellande verliert man auch die Richtung leicht.

Das Blitzloch war ein großer Hof, lag, wie es ſich von ſelbſt verſteht, in einem Loch, und hatte ſeinen Namen daher, weil vor hundert Jahren, als der Hügel gegen Weſten abgeholzt war, faſt alle Jahre der Blitz dort eingeſchlagen hatte, ſo, daß man ſich lange nicht mehr getraute, ein Haus daſelbſt aufzurichten. Hagelhans war ein Bauer, groß von Statur und reich an Geld, hatte Knochen wie ein Ochs, ein Geſicht wie ein Löwe, und Augen wie eine Katze, wenn weder Sonne, Mond, noch Sterne am Himmel ſtehen. Lieb war er, ſo weit man wußte, Niemanden, kam er in einen Stall, ſo ſchlotterte das Vieh, ſah ihn ein armer Menſch auf der Straße, ſo floh er über alle Zäune weg, kam er in ein Wirthshaus, ſo floh das Stubenmädchen auf den Eſtrich und rief den Wirth, als thäte es am Meſſer ſtecken; einen Hund hatte er, groß wie ein vierteljährig Kalb, der begleitete ihn Tritt für Tritt, und Tauben trippelten furchtlos um ſeine Füße.

Uli kannte ihn nicht, aber was er von ihm gehört, veranlaßte ihn ſtille zu ſtehen und ſich beſtmöglichſt zu faſſen, als er auf der Höhe ſtund, wo man ihm das Blitzloch zu ſeinen Füßen gezeigt. Er repetirte ſeine Rede, aber er mußte zwiſchen durch auch ſeinen Augen Gehör geben, welche das Blitzloch muſterten, und darum kam er mit dem Repetiren nicht weit. Im Blitzloch ſah es ſchön aus, d. h. für eines Landmanns Augen, nicht für Herrn oder eines Dämchens Augen. Die Gebäulichkeiten aller Art waren nicht elegant, aber Uli ſagte für ſich: „Verdammt kommod.“ Was er ſah an Aeckern und Wieſen, Bäumen und Zäunen war ſo, daß er ſagte: „Da könnte man noch was lernen.“ Er vergaß endlich ſeine Rede ganz und gar und ſchaute ſich das Ding da unten an, wie ein Künſtler ein Gemählde, ein Liebhaber eine Dame.

„Wo willſt?“ erſcholl plötzlich eine tiefe Stimme neben ihm. Erſchrocken fuhr er auf, ſah ſich um, ſah hinter einem Haſelzaun eine Geſtalt, welche die ſeine faſt um Kopfslänge überragte und zwiſchen den grünen Blättern ein grau Geſicht, mächtig wie ein Löwengeſicht. Zollang ſtund ein grauer Bart im Geſichte, nicht nach Wiedertäufer Art, ſondern weil es dem Eigenthümer beliebte, denſelben bloß alle Monate oder alle ſechs Wochen herunter zu holen. „Wo willſt, oder haſt im Sinn, das Gſchickli (kleines Heimweſen) zu kaufen?“ frug noch einmal das graue Geſicht und ein großer Hund legte ſeine vordern Tatzen auf den Zaun, that das Maul auf und ſah ſeinen Herrn an. Da fand Uli, es ſei Zeit zu reden und ſagte: „Er habe ſich umgeſehen, ob er wohl recht gegangen ſei? Er wolle ins Blitzloch zum Bauer.“ „Was willſt bei ihm,“ frug das graue Geſicht und überblitzte Uli mit ſeinen furioſen Augen, daß Uli alsbald wußte, wen er vor ſich hatte. „Seid Ihr ihn etwa ſelbſt?“ frug er. „Was willſt?“ frug der Alte, dumpf knurrte der Hund. „Ich hätte einen Pachen gemangelt und hätte fragen wollen, ob Ihr die Sache verrichten wollet?" ſagte Uli erſchrocken und ganz außer allem Geſtudirten. „Du Hagels Lümmel! Habe ich den Leuten dies noch nicht ſattſam vertrieben," ſagte er. „Iſt immer noch Einer dumm genug und kommt mit der alten Bettelei!" ſagte der Alte mit einer Stimme, wie dumpfer Donner, laut ſchlug der Hund an und rüſtete ſich zum Sprung. Das fuhr Uli in die Glieder, er ſtellte ſich feſt, denn er gehörte zu den Leuten, welchen der Muth mit der Gefahr kömmt, und nicht zu denen, welche Helden ſind, ſo lange keine Gefahr da iſt, denen es aber geht, ſobald die Gefahr kommt, wie Schönen, welche eine ungeheure Keuſchheit zu Felde tragen, ſo lange keine Gelegenheit zur Sünde ſich zeigt. Uli ſtellte ſich feſt und ſagte: „Er ſei nicht zum Betteln da, ſondern um einen Pathen zu ſuchen, wie es üblich ſei unter Verwandten." „Verwandten," ſagte der Alte, „wer biſt?" „Bin Pächter auf der Glungge, habe dort das Mädchen geheirathet, welches ſie auferzogen," antwortete Uli. „Die Baſe läßt Euch grüßen, Ihr werdet ſie wohl noch kennen, hat ſie geſagt." „So, erinnert ſich die noch an mich?" ſagte der Mann, nachdem er Uli ſcharf betrachtet hatte, „und Du willſt dem Mädchen, welches ſie auferzogen ſein Mann ſein, ſo? Wenn Du doch ein Vetter ſein willſt und nicht ein Bettler, ſo kannſt hinunter kommen." Somit ſtellte der Alte ſeinen Stock über den Zaun, ergriff zwei Zaunſtecken und ohne mit einem Fuß den wenigſtens fünf Fuß hohen Zaun zu berühren, hob er ſich hinüber, wie kaum ein Zwanzigjähriger es ihm nachgethan hätte; in hohem Satze ſprang der Hund ihm nach. Wie ein alter Rieſe wandelte Hagelhans ſchweigend ſeinem Gehöfte zu, Uli unbehaglich hinten drein, ungewiß, ob er als Vetter oder Bettler behandelt werden ſolle. „Ein andermal" dachte er bei ſich, „könne die Baſe ſelbſten gehen; das ſei gar komod zu befehlen und dann daheim zu bleiben." Der Weg feſt und eben, wie man bei Schlöſſern ſieht, führte durch einen prächtigen Baumgarten, wo die Bäume in guter Ordnung ſauber und reinlich ſtunden, ſchöner als manch Regiment, wenn es zur Muſterung zieht. Ungewöhnlich groß war das Haus und ſtill wie das Grab lag es da, kein Leben ſchien daſſelbe zu bergen, wenn nicht Tauben es rings umflattert hätten. Tauben ſaßen auf dem Dache an der Sonne, Tauben ſtunden auf dem Brunnen und nippten den köſtlichen ſüßen Trank, Tauben beinelten rund ums Haus. Uli ſah Mägde ſpinnen in der Stube, aber keine drehte ihre neugierige Naſe dem Fenſter zu oder ſtreckte ſogar das ganze Geſicht durch das Schiebfenſterchen, ſie ſpannen emſig, wußten es, daß es ſie hell nichts anging, kam Einer oder ging Einer.

Blank wars im Hauſe, aber düſter ſah es aus; keine Art von Schmuck war in der weiten Stube, in welche Hagelhans ihm voranging, kein Glasſchrank, kein Geräthe irgend einer Art, nicht einmal der große Ofen trug einen Zierrath, einen eingebrannten Spruch oder ein eingehauen Bild. Da hieß Hans ihn abſitzen, klopfte mit dem Stocke, ein Geſicht erſchien unter der Thüre, nach einem kurzen Befehl ging es, kam bald wieder mit Brot, Käs und Schnaps, verſchwand dann wieder, ohne einen Laut von ſich gegeben zu haben. „Alſo Pächter auf der Glungge biſt?“ unterbrach der Alte endlich das unheimliche Schweigen und begann nun eine Art von Examen trotz dem beſten Profeſſor. Wie ein alter Edelmann die Geſchlechter kennt und mehr oder weniger um den Beſtand der Familien ſich kümmert, ſo hatte es auch Hagelhans, lebte aber geſchieden von der Welt, ſuchte Gelegenheite, Bericht einzuziehen, nicht, kam ſie aber zufällig benutzte er ſie. Lange hatte er von der Gegend, woher Uli kam, nichts vernommen, daher war ihm das Meiſte neu, was Uli berichtete. Aber ob er an dem Einen oder dem Andern mehr oder weniger Antheil nehme, verrieth er weder mit einem Wort noch einer Miene. Er lachte nicht einmal, als Uli vom Eliſi und dem Baumwollenhändler erzählte, von der Trinette und dem Johannes, er nahm es mit der gleichen Gleichgültigkeit hin wie den Ruhm, den Uli ſeinem Vreneli ſpendete und der Baſe, ſagte zu Allem nichts, als endlich: „Es ſei ein verwegen Stücklein, mit keinen Mitteln eine ſo große Pacht zu übernehmen. Aber ſo ſei es halt, Jeder mache was er könne, denke, er ſei nicht der Erſte, der über Nichts komme, ob einer mehr oder minder, ſei ja gleichgültig.“ Nun legte ſich Uli des Langen aus, wie er das nicht ſo habe, wie er es zu machen gedenke, daß es ihm nicht ſo gehe. Während er erzählte, ſchielte er ſo unvermerkt als möglich nach der Thüre, der Magd gewärtig, welche warmes Eſſen bringe. Aber er ſpähte umſonſt, es erſchien keine Magd. Da ſagte er endlich: „Er müſſe machen und gehen, der Weg ſei lang, die Tage kurz." „Kannſt mich einſchreiben laſſen," ſagte endlich der Alte. „Aber um es zu verrichten, beſtelle Jemand anders oder mache es ſelbſt, ich habe keine Kutte für die Kirche." „Werde der Baſe Euern Gruß ausrichten ſollen?" fragte Uli. „Selb mach, wie Du willſt, aber das ſage ihr, daß, wenn ſie mir wieder Jemanden zuſende, mich nicht ruhig laſſe, Hagelhans noch immer der gleiche Unflath ſei." Mit dieſem Beſcheid entließ er Uli und er und ſein Hund ſahen ihm nach, bis er eben am Hügelrand verſchwunden war. Mißmuthiger, ärgerlicher war Uli kaum je von einem Hauſe weggegangen, als jetzt vom Blitzloch. So behandelt hatte man ihn wirklich lange nie, und Einen zum Pathen einſchreiben laſſen zu müſſen, der ihm kein gut Wort gegeben, ihn wie einen Bettler gehalten, ſtatt wie einen Vetter, ſelb kam ihm in den Hals faſt wie eine Kanne Birne, welche bekanntlich die würgende Kraft haben, an welcher Kinder wohl leben, aber nicht erwachſene Leute. Daß das Gevatterbitten nicht eben die angenehmſte Verrichtung ſei, hatte er immer gehört, aber ſich doch nicht vorgeſtellt, daß man dabei wie ein Hund behandelt werde. Ein andermal könne dann wer anders gehen und wenn die Baſe befehlen wolle, ſo könne ſie es auch ausrichten. Nicht einmal was Warmes anbieten und noch dazu über Mittag und noch dazu einem Vetter, ſelb war unerhört. War er doch nur Pächter und hätte ſich ſein Lebtag geſchämt, wenn er Jemanden, der um dieſe Zeit zu ihm gekommen, ohne was Warmes aus dem Hauſe gelaſſen. Uli dachte nicht, daß die Vettern von Links nicht gleich werth kommen, wie die Vettern von Rechts, und daß man ihnen nicht die gleichen Anſprüche zugeſteht. Er dachte ferner nur, was man dem Uli ſchuldig ſei und nicht was bei Hagelhans bräuchlich ſei. Wäre der heilige Baſtian gekommen, oder eine lebendige Majeſtät, Pabſt oder Kaiſer, was Warmes hätten ſie im Blitzloch nicht gekriegt und es iſt hohe Frage, ob Hagelhans ſo höflich gegen ſie geweſen, wie gegen Uli, und ſie hätte heißen in die Stube kommen. Hagelhans war Hagelhans, und wegen irgend einem Menſchenkinde that er keinen Schritt mehr oder weniger, machte eine Miene anders, er frug allen den Teufel gleich viel nach. Wer ihm am nächſten kam, war ihm am widerlichſten, gleich viel, ob Bettler oder Kaiſer. So war Hagelhans, und ſo konnte er ſein, denn er wollte nichts, bedurfte nichts, mit den Menſchen hatte er ab- und ausgerechnet ein für alle Mal, wie er glaubte.

„Was Warmes müſſe er haben," machte Uli bei ſich aus, und im nächſten Wirthshauſe kehrte er ein. „Einen Schoppen, Suppe und ſonſt noch was auf einem Teller," befahl er. Der Wirth war ſelbſt daheim, ein ſchwerer Mann am Leibe; ſein Schritt war ſo gewichtig, daß es den Gäſten allemal Angſt wurde, wenn er ihretwegen einen Tritt verſetzte, ſie müßten ihn bezahlen, eben weil er ſo gewichtig war. Sein Geldbeutel und ſein Anſehen waren deſto leichter, daran aber dachte Uli nicht, er war noch ſo gewohnt, von der äußern Schwere auf die innere zu ſchließen, und von einem doppelten Kinn auf einen doppelten Geldſack, hier voll Silber, dort voll Gold. Große, aber hohle Bäuche, außen fir und innen nir, war damals noch nicht ſo gebräuchlich. „Gar weit ſeid Ihr nicht geweſen?" ſprach der ſtattliche Wirth mit einem Geſicht, wie ein klöſterlicher Kellnerherr, oder ein oberkeitlicher Korn- oder Amtsſchaffner ihn an. „Ich ſah Euch dieſen Morgen vorbei gehen."

„Nein," ſagte Uli, „ganz zunächſt, nur im Blitzloch oder wie man ſagt." „Potz," ſagte der Wirth. „Nehmt es nicht übel, aber beſehen muß ich Euch, ob Ihr noch ganze Knochen habt, von den Kleidern will ich nichts ſagen. Mit ganzen Beinen kömmt ſelten Einer aus dem Blitzloch, oder wenn die Beine ganz, ſo iſt er doch halb gefreſſen, b'ſunderbar wenn er wohl am Leibe iſt. Um Verlaub zu fragen, was habt Ihr mit Hagelhans wollen, lauſcher bei dem iſts nicht." „Er hätte eine Verrichtung gehabt, von einer Baſe von Haus," ſagte Uli, „aber es wäre ihm auch lieber, er wäre nicht gegangen, obgleich er ungeſchlagen und ungebiſſen davon gekommen." „Ja, das iſt Einer," ſagte der Wirth, „zwei ſolche laufen nicht auf der Welt herum. Nicht daß ich meine, daß ich Alles glauben müſſe, was die Pfaffen ſtürmen, ſelb iſt nicht, aber wenn ein Teufel iſt, ſo glaube ich, Hagelhans mache halb Part mit ihm, wenn er ihn nicht ſelbſten iſt. Allweg mit rechten Dingen geht das nicht zu. Keinem Menſchen giebt er ein gut Wort, keinem armen Menſchen ein Almoſen. Geld hat er wie Steine, ſein Hof wird gearbeitet wie keiner, er ſelbſt thut keinen Streich. Sein Geſinde hält er wie Sklaven, und doch läuft ſelten Jemand fort, und klagen wird keins, wie bös ſie es auch haben, und wie gut man es mit ihnen auch meint und es ihnen auf die Zunge legt. Aber es heißt, wie man es mit den Hunden mache, welche man kauft, daß ſie nicht fortlaufen, mache es Hagelhans auch mit den Dienſtboten. Es nimmt mich z'Tüfels Wunder, was ſeine Dienſtboten für ein Trank trinken müſſen, daß ſie ſo bei ihm aushalten, oder ob ſie ſich gleich verſchreiben müſſen, mit Leib und Seele, wie man ſagt, daß es der Teufel im Brauch habe. Wenn er einem Menſchen aus der Noth helfen könnte, er ließ ſich eher ſchinden, als daß er's thäte. Wie wüſt der iſt, es glaubt es kein Menſch, ein jedes Kind auf der Gaſſe weiß Euch hundert Proben davon. Nur für Euch ein Beiſpiel zu ſagen. Wer in Handel und Wandel iſt, weiß wie es geht, das Geld geht aus, und zahlen ſollte man doch, wenn die Termine um ſind. Es giebt immer Leute, welche keinen Verſtand haben, wie gut Freund ſie auch ſind, ſo lange man zahlen kann; und wenn man ſchon hundertmal reicher iſt als ſie, und hundertfach Unterpfänder hätte, ſo kommen ſie Einem nicht daran, und wollen Geld, und aus Land und Häuſern kann man nicht Geld machen, verſteht ſich! Nun wie geht es mir? Ich bin ſtark im Handel, wie bekannt, und ſo ein Großkopf ſagt einſt zu mir: „Andreas, wenn Du Geld mangelſt, ſo komm zu mir, habe zweitauſend Gulden liegen daheim, weiß nicht wo aus damit, würde ſie Niemanden lieber geben als Dir, und wegen Wiedergeben brauchſt nicht Kummer zu haben." Mir war es anſtändig, war damals gerade gut was zu machen, wenn man Geld hatte. Ich, dumm genug, nehme es, dachte nicht daran, daß das mich je plagen werde. Aber was macht mir der Schelm? Dem kommt es anders in Kopf, will das Geld plötzlich wiederhaben, ich konnte es, weiß Gott, nicht aus den Steinen ſchlagen, und er nicht faul, läßt mich betreiben darum. Das werde nicht Alles machen, dachte ich, Geld für den zu zahlen, werde genug im Lande ſein. Aber wohl, da habe ich es erfahren, was es heißt, Geld ſuchen in der Noth; die, welche es haben, haben es, die andern können zuſehen, wo ſie es nehmen und wie ſie es machen. Ich wußte, daß Hagelhans manch tauſend Gulden im Hauſe hatte und dachte, es werde doch erlaubt ſein darum zu fragen, und dann nicht etwa auf die nackte Hand, ſondern gegen Verſicherung, wo jeder Vernünftige ſich hätte erſättigen können. Ich, hinauf an einem ſchönen Morgen, hatte noch eine Flaſche vom Beſten in der Taſche; unter dem Vorwand, ich wollte ihm den zum Verſuchen bringen, wenn er wieder etwa kaufen wollte. Dachte, der werde ihm den Mund ſchon ſüß machen, und er hätte es gewiß gemacht, wenn es dazu gekommen wäre. Aber ich kam eben nicht in die Stube: vor dem Hauſe iſt er geſtanden, ſo breit wie eine Stallsthüre und neben ihm der verfluchte Hund. Ich mache mein Compliment und zwar honett, wie es nur immer der Brauch iſt, und ſage, ich hätte was mit ihm wollen. „Aber er nichts mit mir," ſagte er mir gleich an den Kopf heraus. Ich dachte nicht daran, daß das ſo gröblich Ernſt ſei, ſondern ſagte: „Es werde doch erlaubt ſein, ein paar Worte mit ihm zu reden." „Du haſt es gehört," ſagte er, „ich will nichts mit Dir und jetzt ſtreiche Dich, rathe ich Dir." Das kam mir in Kopf, daß er mich ſo wegjagte wie einen Hund oder Bettler; ich ſagte: „Schon mit manchem vornehmen Herrn hätte ich geredet. Gehör hätte mir jeder gegeben, abgeben werde ihm nichts an ſeiner Hübſche, wenn er ſchon ein paar Worte höre." „Und jetzt packe Dich," ſagte er, „und ſo ſtark als Du magſt. Ich komme auch nicht, Dich zu plagen, darum laß auch mich in Ruhe, Du Lumpenwirth, willſt Dich packen oder nicht?" Mein Seel, gerade ſo ſprach er zu mir und mit dem iſts nicht genug geweſen. Der verfluchte Hund kam langſam auf mich zu, mit aufgehobenem Schwanze und brummend wie ein Ochſe. Ich wollte mich nicht erſchrecken laſſen, und vom Hauſe weg wie ein Dieb. Ich ſagte ihm, wie er ein wüſter Mann ſei, und dies keine Manier. Da, mir nichts, Dir nichts, ſchießt mir der Hund ins Geſicht und kriegt mich zu Boden. Das ging ſo ungeſinnet, ich konnte nichts dazu ſagen. Ich will auch auf den Hund dar. Pump, liege ich wieder am Boden, mit der Naſe tief in der Erde, und allemal, wenn ich aufſtehen wollte, ſchoß der Hund mich nieder, aber ohne zu beißen. Wer auf allen Vieren vom Hauſe weg und den ganzen Hügel hinauf muß, wie ein Unvernünftiges, das war ich, und erſt als ich oben im Weg war, ließ mich der Ketzer aufſtehen. Da wollte ich noch ein paar Worte ſagen, aber wohl ich hatte Zeit zu gehen. Ja, die ganze Seite hinauf, auf allen Vieren, ich werde allemal krank vor Zorn, wenn ich daran denke. Es dünkt mich, es freue mich nicht zu ſterben, wenn ich es Hagelhans nicht noch eingetrieben.“ So erzählte der Wirth, daß Uli ſich ſehr verwundern mußte, wie er ausnahmsweiſe mit Höflichkeit behandelt worden, indem er auf den Beinen ſich habe entfernen dürfen. Der Wirth wußte nun eine Gräuelthat nach der andern zu erzählen, und ſagte oft: „Es ſei Mancher gehangen worden, er habe nicht die Hälfte gethan was der. Aber er ſei mörderlich reich, und mit Geld habe man zu allen Zeiten viel gemacht, und es dünke ihn je länger je mehr. Je ärmer die Herren würden, deſto beſſer gefiele ihnen das Geld.“ Bei einem geſchwätzigen Wirthe hat man ſich leicht länger verſäumt, als man dachte. Es war ſchon ziemlich über Mittag als Uli aufbrach. Die Gevatterrede war abgethan, und zwar kurz, die plagte Uli nicht mehr auf dem Heimweg, wohl aber der Aerger, für ſein Mädchen einen ſolchen Pathen zu haben, und das Verweiſen, ob es nicht am Beſten wäre, den Hagelhans gar nicht einſchreiben zu laſſen, ſondern einen andern zu ſuchen. Jemehr er darüber nachdachte, deſto deutlicher kam es ihm vor, von dem wolle er nichts, und da er keinen andern Pathen wußte, ſo kam es ihm als das Geſcheuteſte vor, ſich ſelbſten einſchreiben zu laſſen. Es war nicht mehr Tag, als er durch das Pfarrdorf ging, doch noch zu einer Zeit, wo man zum Pfarrer darf, ohne Angſt zu haben, ihn aus dem Bette herauszuklopfen. Bei weltlichen Beamteten wird man freilich auch um dieſe Zeit ſelten Audienz ſuchen, man ſetzt voraus, ob mit Grund oder ohne Grund laſſen wir dahin geſtellt, ſie ſeien anderswo als daheim. Er klopfte alſo im Pfarrhauſe an, freundlich empfing ihn der Pfarrer, und hieße alsbald ein Buch hervor, faſt größer als der Pfarrer ſelbſt. „Ich weiß ſchon,“ ſagte derſelbe, „warum Ihr kömmt, am Sonntag wollt Ihr taufen laſſen. Die Frau iſt doch wohl, und was habt Ihr, einen Knaben oder ein Mädchen?“ „Nur ein Mädchen.“ „Nun, wenn es Eurer Frau gleicht, ſo habt Ihr bald viel Hülfe von ihm, und nur Geduld, die Buben werden ſchon noch nachkommen. Im Anfang hat man große Sehnſucht nach ihnen, aber zählt darauf, bald kommen ſie einem lange ſchnell genug. Indeſſen wo rechte Eltern ſind, ſind Kinder immer eine reiche Gabe Gottes. Wo viele Kräfte thätig ſind, recht gerichtet, und im rechten Grunde gewurzelt, da bauen ſie ein Haus, ſind Säulen für die Eltern. Wen ſoll ich als Pathe einſchreiben?“ „Denk, mich ſelbſt,“ ſagte Uli, „brauche dann Niemanden weiter zu plagen.“ „Es iſt mir leid,“ ſagte der Pfarrer, „die Feder niederlegend, das darf ich nicht. Niemand kann ſein eigener Bürge ſein.“ „Da weiß ich wahrhaftig nicht, was ich machen ſoll,“ ſagte Uli. „Hört, Herr Pfarrer, wie es mir heute gegangen iſt.“ Als Uli auserzählt hatte, ſagte der Pfarrer: „Ich denke doch, ich ſchreibe den Hagelhans ein; ein ſchöner Name iſt es freilich nicht für ein Kirchenbuch. Aber Uli, die Sache iſt ſo: Ihr habt es ihm geſagt, er hat es angenommen, und namentlich in ſolchen Dingen darf man nicht ſtürmen, da muß das einmal gegebene Wort gelten. Es iſt leicht möglich, Hagelhans käme nicht darüber, aber würde er es vernehmen, denkt, was er glauben würde? Für einen Preller müßte er Euch halten. Ich kenne den Mann nicht und habe wenig von ihm gehört, aber ſelten iſt Einer ſo böſe, daß er nicht noch Gutes an ſich hat, und wie Viele ſchlechter ſind als ſie ſcheinen, ſo iſt doch auch hier und da Einer beſſer als er ſcheint. Ich thäte es an Euerm Platze.“ „Nun, wie Ihr meint, Herr Pfarrer, ſo ſchreibet, aber zuwider iſts mir und das Kind kann mich dauern. Wenn ein Vater oder eine Mutter im Zuchthaus waren oder am Galgen ſtarben, als das Kind noch in der Wiege war, ſo ſagt man es dem Kinde auch nicht gerne, wer Vater oder Mutter geweſen ſind; ſo wird es mir mit dem Pathen gehen, wenn das Kind nach ihm frägt.“ „Wer weiß,“ ſagte der Pfarrer. „Manchmal geht es ganz anders, als man denkt. Die

Mutter wird wohl ihre Gründe gehabt haben, als ſie Euch ſandte." „Weiß es nicht," ſagte Uli. „Manchmal zwingen die Weiber was, nur um das Mannevolk zu plagen, und ich glaube ſchier, die Baſe habe es auch ſo gehabt, und hat nur ſo aus Bosheit mich an den Vetter gehetzt, gegen den ſie einen Zahn zu haben ſcheint, ſo wie er gegen ſie." „Man muß immer das Beſſere glauben, Uli," ſagte der Pfarrer. „Vielleicht wollte ſie eine Gelegenheit zur Verſöhnung ſuchen." „Ja, ja, man ſollte," ſagte Uli, „aber man kann nicht immer."

Die Sache war alſo verrichtet, aber einen zufriedenen Bericht brachte Uli nicht heim, und der Baſe gab er manchen Tag kein gut Wort, und nur hintenum durch Vreneli vernahm ſie, wie es Uli ergangen. „Ihr hättet das Uli nicht anrichten ſollen," ſetzte Vreneli bei. „Warum nicht?" antwortete die Baſe; „einen Pathen mußtet Ihr haben, und gefreſſen hat er Uli nicht. Mich nahm aber Wunder, mal wieder was von ihm zu vernehmen, dem Unſtath. Er iſt, ſcheint's, immer der Gleiche; ſchade iſt's um ihn, wäre der anders ausgefallen, aus dem wäre was geworden, einen Kaiſer hätte er abgegeben, wegen Befehlen und Regieren; aber dann hätte der liebe Gott den Leuten die Köpfe anders befeſtigen müſſen, ſonſt wäre in Hanſe Reich bald keiner mehr auf einem Halſe geſtanden."

Der Tauftag eines Kindes iſt in allwege immer ein ſehr feierlicher Tag. Die Eltern heiligen ein Pfand der Gnade Gottes, und drücken damit öffentlich das Bewußtſein aus, daß ſie es von Gott empfangen, und daß es einſt aus ihrer Hand wieder werde gefordert werden; ſie drücken ihre Freude aus, denn wo giebt es auf Erden reinere und ſüſſere Freuden, als aus einem Kinde erblühen können? aber zugleich auch die Ueberzeugung, daß wie Gottes Hand und Macht auf dem Acker walten müſſen, wenn der Saame geſegnet ſein und zur reichen Ernte reifen ſoll, ſo auch ſeine Huld und Gnade über dem Kinde, wenn es zum Weinſtocke erwachſen ſoll, von welchem die Eltern Trauben leſen können, und nicht zum Dornenſtrauch, an welchem die Dornen wachſen, an welchem ſo gern elterliche Herzen verbluten.

Der Täufling ward an dieſem Tage zum kleinen Herzkäfer, den ganzen Tag ließ er keinen einzigen Schrei aus, bloß hier und da machte er ein kleines Tureli, wie man zu ſagen pflegt, ſonſt allezeit das lieblichſte Mineli von der Welt, daß alle die größte Freude dran hatten. „Ein bſonderbar Kind ſei das,“ meinte die Bodenbäuerin, „ſie hätte noch keins ſo geſehen: es ſei akkurat als ob das mit Freundlichkeit gut machen ſolle, was Hagelhans mit Sauerſehen ſich verſündige. Mich nimmt nur Wunder, was der für ein Geſicht machen würde, wenn das Kind ihm unter die Augen käme, ob er auch den Hund an ihns hin hetzen würde? Was hat er geſchickt zum Einbund und ſonſt?“ frug ſie halblaut die Baſe. „Nichts, gar nichts,“ ſagte die Baſe; „das macht mich eben ſo böſe, er iſt noch ein ärger Unflath, als ich dachte.“ „Hans that nie wie andere Leute,“ ſagte die Bodenbäuerin; „je nun, man kann immer nachbeſſern, ſeinetwegen ſollen ſie nicht in Schaden kommen; und lieber iſt's mir, er ſei nicht etwa ſelbſt gekommen, mit ſeinem Hunde, ich wäre den ganzen Tag in Angſt geweſen, was für ein Zeichen er thun werde, und hoffentlich muß ich ihn nie ſehen, habe am Hören ſchon zu viel.“ Der Bodenbauer war Uli ſehr willkommen, er dürſtete ordentlich nach deſſen reifen Räthen, die gar gediegen kamen aus deſſen reicher Erfahrung. Vor allem aus ſollte derſelbe ihm ſagen, ob er Korn verkaufen oder ſein Geld einziehen ſolle? Gegeben müſſe der Zins werden, es ließe Joggeli nicht leben, wenn derſelbe nur einige Tage ausſtünde. Ueberdem glaube er, jetzt habe derſelbe das Geld nöthig. „Ich an Deinem Platz thäte Korn verkaufen,“ ſagte der Bodenbauer; „ſo lange Du nicht reicher biſt, darfſt mit Speculiren Dich nicht befaſſen; Speculiren iſt gar ein ſeltſam Ding, ungeſinnt ſchlägt es einem das Bein unter; das Geld haſt Du ſicher, über das Korn kann Dir gar allerlei geben. Zudem, wer ſagt Dir, daß über's Jahr das Korn theurer iſt, und nicht wohlfeiler? Dann mußt Du doch in alle Wege verkaufen, denn für zwei Zinſe reicht Dein Vermögen kaum aus, was haſt Du dann gewonnen? Verkaufe was Du mußt, haſt übrig, ſo behalte es, betrachte es als Vorſchlag und Sparbüchſe, womit Du Dir aushelfen kannſt, wenn Dir ſonſt was Anderes fehlt. Es iſt ſehr gut, wenn man ſo nach und nach in einem Hauſe zu recht vielen Vorräthen, von Allem, was das Land bringt, kömmt. Das macht ſich ſo nach und nach, man weiß nicht, wie, rechnet es nicht, aber, wenn Zeiten kommen, wo man die Sachen braucht, oder Zeiten, wo man Geld nöthig hat, ſo hat man einen Schatz im Hauſe, den man geſammelt, ohne es zu merken; das ganze Haus iſt gleichſam eine Schatzkammer, in allen Ecken findet man Schätze, und wenn man Alles zuſammenträgt, ſo hat man einen großen Reichthum, an den man kaum dachte. Dagegen, wenn man alle Jahre aufräumt, das Entbehrliche Alles zu Gelde macht, ſo ſcheint kein Segen in den Sachen zu ſein, man iſt mit Allem immer fertig, und wenn mal ein Fehljahr kömmt, ſo kann man dreifach wieder ausgeben, was man einfach eingenommen, iſt übel dabei in Noth und Sorge. Ich haſſe die Hudelwirthſchaften, wo oben und unten nichts Vorräthiges iſt, die Mäuſe die Schwindſucht kriegen und elendiglich verkümmern." Uli ſagte nicht viel zu dieſer Predigt, er dachte bloß, es ſei gut, daß Vreneli ſie nicht höre. Dem Vetter Johannes gefiel es ſonſt wohl in den Ställen, nur warf er einige ſeltſame Blicke durch die Gänge, in den Ställen und ums Haus. Uli faßte dieſe Blicke beſchämt auf und ſagte: „Ja, wenn man nicht immer hinten und vornen iſt, ſo machen ſie auf und davon, und ob's allenthalben ausſieht, wie in einem Schweineſtall, dem fragen ſie nichts nach, wenn nur der Tag umgeht und zu rechter Zeit das Eſſen auf dem Tiſche ſteht; es iſt ein Leiden mit dem Lumpenpack, man glaubt es nicht." „Haſt geändert auf Weihnacht?" frug Johannes. „Getroffen," antwortete Uli, „ich habe müſſen," und erzählte nun des Längen und Breiten, wie er es gemeint und wie er gerechnet. „Haſt beſt gemacht?" frug Johannes. Uli geſtund den Irrthum in ſeiner Rechnung nicht ein, ſondern erzählte bloß: „Wie übel er es getroffen, wie an ſeinen Bürſchchen nichts ſei, als Hochmuth; trügen die Naſen ſo hoch, als wollten ſie die Sterne vom Himmel runterſtüpfen, und was das Aergſte von Allem ſei, ſie wollten ſich gar nicht weiſen laſſen, meinten, ſie verſtünden Alles, ſie ſeien ſoviel als er, der ja auch nur Knecht geweſen. „So Einer, dächten ſie, wie er wohl merke, ſolle nicht kommen und ſie kujoniren wollen, ſo Einem ſtehe es übel an. „Habe geglaubt, er könne auch was verdienen, daß er halbbatzige Bürſchchen zu brauchbaren Knechten mache." „Das wäre wohl gut," ſagte Johannes, „aber Du wollteſt es nur zu gut machen. Für Plätze wie Du ſie haſt, ſtellteſt Du die Bürſchchen viel zu leicht an, ſie begreifen wie es ſcheint gar nicht, was ſie verſehen ſollen, ſondern bloß, daß ſie Karrer und Melker ſind. Wo Einer nicht weiß, was er zu thun hat, ſieht er alles Zurechtweiſen als Kujoniren an. Nimm ein Menſch, welches ſein Lebtag nur den Schweinen gekocht hat, und ſtelle es in eine Herrenküche als Köchin, ſo wird es Jahre gehen, ehe es begreift, daß ein Unterſchied iſt zwiſchen einem Schweinetrog und einem Herrentiſch, und die Frage iſt, ob es je dahin kömmt, menſchlich zu kochen für die Herrſchaft. Das Gleiche haſt mit dem Handwerker. Am übelſten fährſt immer mit denen, welche aus Lehrjungen ſich eigenmächtig zu Meiſtern avancirten. So haſt Du es allenthalben. Mache aus einem gemeinen Schreiber oder Schreibersknecht einen Staatsrath oder einen Kreispräſidenten, ſo wird er ſein Lebtag nie lernen, was er ſoll, nie die rechte Würde kriegen, ſondern nur Hochmuth und eine Anmaßung vom Teufel.“ „Ja, ja,“ ſagte Uli, „ich hatte nicht Glück, ein andermal hoffentlich geht es mir beſſer.“ „Wetter,“ dachte Johannes, „iſt der auch ſchon ſo avancirt, daß er ſeine Böcke nicht mehr für Böcke anſehen kann.“ Uebrigens hatten ſie einen recht gemüthlichen heimeligen Tag. Sie hatten das Taufemahl daheim, beſondere Gäſte waren nicht geladen; was auf die Junge kam, handelte man traulich ab, wurde nicht alle Augenblicke gezwungen, die beſten Faden im Geſpräche abzureißen, weil Unberufene in die Stube ſtürmten. Gut und währſchaft wartete Vreneli auf, daß ſelbſt Vetter Joggeli ſagte: „Eine Wirthin hätte es werden ſollen, es verſtünde es, und dazu ſtehe es ihm noch wohl an, zwei Dinge, die nicht immer beiſammen ſeien.“ Die Bodenbäuerin erzählte viel von ihren Kindern, namentlich von der älteſten Tochter, welche am Heirathen war. Eine Mutter kann nie glücklicher ſein, ſelbſt an ihrem eigenen Hochzeittage nicht, als wenn ſie ihrer Tochter die Hochzeitpredigt halten kann, ohne Thränen geht ſie nie ab; das reinſte Glück preßt bei ächt weiblichen Herzen immer Thränen aus den Augen. Wie am herrlichſten im Himmelsthau die Blumen funkeln, ſo weibliche Augen in Thränen der Wonne. So eine rechte müt-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

terliche Hochzeitpredigt hat unabänderlich drei Theile. Im erſten Theile laufen die Augen an, im zweiten trocknen ſie wieder, im dritten laufen ſie über. Es giebt aber auch ſelten ſchönere herzlichere Predigten, als die, welche quellen aus treuen Mutterherzen. Im erſten Theile erzählt die Mutter, wer ihre Tochter ſei, was ſie ſei und was ſie könne. Sie erzählt, wie ſie einſtehe in der Haushaltung, keine Magd werth ſei, ihr die Schuhriemen aufzulöſen, unverdroſſen früh und ſpät, und wenn ſie an etwas ſinne, ſo ſei es ſchon gemacht. Sie rühmt aber ganz beſonders ihren Verſtand, wie ſie auf Frieden halte, das Klapperwerk haſſe, den Vater nie böſe mache und wenn ſie ſehe, daß irgendwo was Ungerades ſei, ſie nicht ruhe, bis ſie daſſelbe ausgeebnet und gerade gemacht. Sie könne nichts weniger leiden, als wenn irgend wer im Hauſe, und ſei es nur der Roßjunge, nicht zufrieden ſei. Aber erſt, wenn Jemand was fehle, erfahre man, was das für ein Kind ſei. Von Weitem ſehe es einem an den Augen es an, wenn man nicht wohl ſei, und plage einem da nicht mit Frägeln und Reden. Es wiſſe, was man nöthig hätte und bringe es einem ungeſinnet und ungeheißen. Es ſage blos: „Mutter, jetzt laß mich machen, gehe und halte Dich ſtill, ſchlafen thäte Dir gut Habe nicht etwa Kummer, daß was vergeſſen werde, Du weißt ja, ich habe das ſchon oft gemacht." Wenn ſie dann nachſehe, ſo ſei es ſo, ſie wüßte nichts zu verbeſſern." Dem Vater mache ſie es gerade ſo, er ſage oft: „Er hätte gemeint, nur an Buben könne man Freude haben, was ein rechtes Mädchen ſein könne, das habe er nicht gewußt. Er müſſe ſagen, er tauſchte das ſeine nicht an ein Dutzend Buben." Es war aber auch berühmt, es ſahen noch andere Leute, was mit ihm iſt, wenn es unſer einzig Kind wäre, und wir noch einmal ſo reich, es hätte nicht ſtärker um ihns geben können und dazu von vornehmer Seite her, wo ich nicht daran hätte denken dürfen. Aber darauf hat es nicht geſehen, und wir ließen ihns machen, wir dachten, es hätte den Verſtand ſelbſt. Und gottlob, als es ihm war, den möchte es jetzt und keinen andern, da kam es und ſagte: „Es möchte Vater und Mutter was ſagen, aber es dürfe faſt nicht. Der und der ſetze ihm ſtark nach und wolle nicht nachlaſſen und es müſſe es jagen, wenn es einmal Einen möchte, ſo ſei es Dieſen.“ Aber es wolle uns dieſes zuerſt ſagen, wenn wir im geringſten was dawider hätten, ſo ſollten wir es nur ſagen, es ſei nicht, daß es meine, das müſſe ſein, es wolle ſich uns unterziehen. Es hat meinen Alten ſelbſt gedünkt, es hätte keine Art, wie das Meitſchi ſich unterzog, und Alles in unſere Hand legte. Wenn ſie Alle ſo wären, es würde weniger Unglück geben,“ hat er geſagt. Was wollten wir dagegen ſagen, es las aus, wir ſelbſt könnten es nicht beſſer, und daß es blos unſertwegen ledig bleiben ſolle, das meinen wir nicht, das wäre ja gottlos. Es iſt ein Burſche von den bravſten und hübſcheſten einer, hat einen bezahlten Hof, verſteht das Bauernweſen aus dem Fundament, iſt ſelbſt dabei früh und ſpät und ſelbſt voran. Zu ſcheuen iſt nichts in der Familie, weder leiblich noch geiſtlich; wir haben gute Nachfrage gehalten und lauter gut Lob gehört. Es ſei eine berühmte Familie geweſen, ſo lange man ſich erinnern möge. Nur die Mutter lebt noch, b'ſunderbar eine brave Frau, ſie hat geſagt: „Sie möge die Stunde nicht erwarten, bis mein Meitſchi ihr ins Haus komme, dann ſolle es Meiſterfrau ſein, vom erſten Augenblick an. Sie habe genug regiert, danke Gott, wenn ſie abgeben könne.“ Nein, beſſer hätte das Kind es nie machen können! Aber wie es dann bei uns gehen ſoll, das weiß ich nicht, nein, ich weiß es nicht, darf nicht daran denken, wie übel es mir geht, Niemanden es ſagen. Da nun geht das Ueberlaufen recht an und doch iſt der Schmerz ein ſüßer. Zweifacher Troſt ſteht ihm zur Seite, das Bewußtſein, eine ſolche Tochter zu haben und die Hoffnung auf ein jüngeres Mädchen, das zwar noch nicht Verſtand hat an der ganzen Hand, was jenes am kleinen Finger, das aber einſehen werde, was jetzt an ihm ſei, und ſo viel Gedanken, daß es der Schweſter nicht ganz werde nachſtehen wollen.“

„Aber u. ſ. w.“‟ Das war die Hochzeitpredigt, welche die Bodenbäurin aus der Fülle ihres Herzens hielt, und welcher die Glunggenbäurin in rührender Andacht zuhörte. Sie konnte keine ſolche halten, die arme Frau. Sie wünſchte Glück von ganzem Herzen, ſagte aber auch aufrichtig: „Sie erfahre das Gegentheil. Wenn die Bodenbäurin ihre Tochter einmal ſehen werde daher fahren mit ihrem Manne, werde ſie abſitzen müſſen vor Freude, ſehe ſie aber Eliſi und ſeinen Mann daher gefahren kommen, ſo müſſe ſie abſitzen vor Kummer und Angſt. Das Eliſi könne ſie aber doch erbarmen von ganzem Herzen, an Allem ſei es nicht ſchuld, es ſei ihnen zu werth geweſen von Jugend auf, und kränklich ſei es auch geweſen, darum habe man es mit Arbeit verſchont, dummerweiſe, ſie hätten den Verſtand nicht beſſer gehabt. Man habe ihnen geſagt, Eliſi müſſe gebildet werden, mit Weltſch und Brodiren, dann könne es eine vornehme gebildete Frau werden, und brauche nicht zu arbeiten, dazu ſei es zu zart, und wer reich ſei, ſolle eigentlich gut haben, und andere machen laſſen um den Lohn. Es hätte ihr geſchienen, etwas ſei an der Sache. Wenn ſie ſo oft des Abends mit müden Beinen abgeſeſſen ſei, und faſt nicht mehr habe aufſtehen können vor Schmerzen, ſei es ihr oft vorgekommen, es ſei dumm, ſich ſo zu mühen, wenn man das Geld hätte, Jemand den Lohn zu geben, daß er es für Einen mache. Da habe ſie gedacht, man könne das mit Eliſi ſo probiren, wenn die Schulmeiſter und ſonſt die Gelehrteſten es ſo meinten, ſo werde es wohl auch ſo ſein. Wie dumm man iſt, kann ich jetzt erfahren, und wie es einem geht, wenn man Gottes Wort nicht achtet, und auf das Klügeln der Menſchen hört. Es heißt, ſechs Tage ſollſt Du arbeiten, und wer nicht arbeiten will, ſoll auch nicht eſſen, und da heißt es nicht von Reich und Arm, von Zart und Grob, es heißt, Du ſollſt. Und das wird wohl Alle angehen, nenne man eine Eliſi oder Liſi. Wenn Eines nicht ararbeiten kann, ſo iſt es der ärmſte Tropf von der Welt. Nicht von wegen deſſen, weil Niemand weiß, wie es ihm noch einmal gehen kann, daß Gott erbarm, ſondern weil Eines nicht befehlen kann, wenn es nicht weiß, wie etwas gemacht werden muß. Eine Frau iſt der ärmſte Tropf von der Welt, wenn ſie nicht in jedem Augenblick die Magd vorſtellen kann. Weiß ſie nicht, wie man eine Sache macht, ſo hat keine Magd Reſpekt vor ihr, hält ſie zum Beſten. Sie iſt nicht blos am ſchlechteſten bedient, hat das ganze Jahr das Herz voll Verdruß und Gift, ſondern ſie muß ſich auch verſchreien laſſen in der ganzen Welt, als die böſeſte Hexe, welche je dem Teufel von dem Narren gefallen.“ „Ach Gott, das erfahre ich an Eliſi. Ich mag ihm Mägde herbeiſchaffen, ſo viele ich will, es plagen ihns Alle, es verſchreien ihns Alle, es klagt und jammert oft darüber, hat ſchrecklich böſe dabei, und ich weiß in Gottesnamen nicht zu helfen. Wenn ich ſchon ſehe wo der Fehler iſt, ſo kann ich doch nichts daran machen, ſo wenig als bei Johanneſe Frau, die auch ein Narr iſt vom Kopf bis zu den Zehn. Die wäre grob genug zur Arbeit, aber man hat ſie auch nichts gelernt, als den Narren zu machen, daß Gott erbarm!“

So ergoß ſich die Glunggenbäurin und daß auch ihre Augen nicht trocken blieben, verſteht ſich. Aber weder neidiſch auf die Bodenbäurin, noch unglücklich war ſie dabei. Wer hat ſchon erfahren, wie durch eine flotte Herzensergießung in gemüthlicher Traulichkeit, der Geiſt ſich erleichtert, und aufheitert wie nach ſtrömendem Regen der Himmel? Die Zeit ſchwand, wie den Seligen die Ewigkeit, unbemerkt, nnd dunkel wards, ehe Jemand daran gedacht. Entſchieden weigerten ſich der Bodenbauer und ſeine Frau über Nacht zu bleiben. „Es ſei ihnen nicht wohl, an einem andern Orte,“ ſagten ſie, „über Nacht. So lange ſie verheirathet ſeien, ſeien ſie nie Beide mit einander außerhalb dem Hauſe über Nacht geweſen, und eins ohne das andere nicht oft. Man wiſſe nie, was es geben könne.“ Dieſes Gefühl, welches heim zieht an allen Haaren, dem Manne Kraft giebt, daß er jeder Ueberredung unzugänglich wird, an allen Wirthshäuſern vorüber wandelt, die Müdigkeit der Glieder überwindet und heimkehrt, wenn auch erſt nach Mitternacht, iſt ein eigenthümliches, es iſt ein Kind der Treue, welche auf dem einmal erkohrnen Poſten ſtehen will in der Nacht, die Niemandes Freund iſt.

Solche in trauter Gemüthlichkeit verbrachten Tage, wo Sterblichen die Zeit verrann wie Seligen die Ewigkeit, glänzen durchs Leben, wie ein goldenes Geſtirn am hohen Himmelsbogen, weite Räume erhellen ſie, und einmal erlebt, werden ſie nicht wieder vergeſſen. Solche Tage ſind manchmal eingeſtreut ins Leben, wie am Himmel die Sterne; manchmal gleichen ſie der klaren Morgenſonne, welche einen hellen

Tag bringt: manchmal der Abendſonne, nach welcher die Nacht kömmt, und nach der Nacht ſtürmiſche Tage.

Diesmal war dieſer Tag wirklich der Abendſonne ähnlich, welcher erſt die Nacht, dann wilde, trübe Zeiten folgen.

Capitel 7.

Eine Ueberraſchung, aber keine angenehme.

Am folgenden Morgen wollte Vreneli eben die Baſe rufen, dieweil es im Hinterſtübchen noch einige Schinkenſchnittchen und eine Flaſche Wein zweg geſtellt hatte, um den Nachdurſt zu löſchen und den blöden Magen zu verbeſſern, wie es ſagte, als ein ſchlecht Fuhrwerk um das Haus gefahren kam, aber noch viel blöder als irgend ein Magen nach einem Kindtauftag ſein kann.

Vreneli hatte gute Augen, „Herr Jeſes, Herr Jeſes!“ ſagte es. „Was iſt, was iſt?“ frug die Baſe; „es wird doch nicht etwa eine Bettelfuhre ſein?“ „Nein Baſe, nein,“ ſagte Vreneli, ſich faſſend, „ich weiß nicht, wo ich meine Augen gehabt, es iſt ja z'Eliſi; es wird zum Beſuch kommen wollen.“ „So ungeſinnet, Du mein Gott, was hat es wohl gegeben?“ jammerte die Baſe. Unterdeſſen war das Pferd blöde herangeſchritten, und drinnen ſaß wirklich Eliſe, ſo mager und grüngrau wie ein vorjähriger Roßmarinſtengel, hatte ein eingewickelt Päcklein auf dem Schooße, und im Päcklein quakte was, man wußte nicht, wars ein Laubfroſch oder ſonſt eine lebendige Kreatur.

„Da nehmt, und da bin ich,“ ſagte Eliſi, und reichte das Packet hinaus, in welchem es gar heiſer und jämmerlich quakte. „Jetzt müßt ihr mich behalten, ihr mögt wollen oder nicht, ich bin hier daheim.“ Vreneli half ausladen, mußte dem Fuhrmann einen Platz für das Roß im Stalle zeigen, da das Mannsvolk im Walde war, hörte alſo die reichlichen Ausrufungen der Baſe nicht. Die gute Alte ward inne, daß das quikende Packet aus einem Kindlein beſtand, welches feſt eingewickelt war in ein Umſchlagetuch, und ließ es aus Schreck faſt fallen. „Du biſt doch immer das ſchrecklichſte Babeli auf dem ganzen Erdboden,“ ſagte ſie zu Eliſe, „ein Kind ſo einzumachen: ein Wunder iſt's, daß es nicht dreimal erſtickt und ſiebenmal erfroren iſt. Nein aber, das arme Tröpflein! Es iſt nichts gräßlicherer, als wenn ein Menſch keinen Verſtand hat, und dazu noch eine Mutter vorſtellen ſoll.“ „Daß ich eine bin, daran ſeid gerade Ihr allein ſchuld,“ ſagte Eliſi: „warum geht Ihr und erzwingt's, daß ich den Hudelbub heirathen muß? Ledig wäre es mir noch lange lange wohl geweſen.“ „Was?“ ſagte die Alte, „ich ſoll an Deiner Heirath ſchuld ſein, und Dir wäre es noch lange wohl geweſen ledig? Ja wohl, daß Gott erbarm und wie?“ ſagte die Baſe; „gerade wie dem armen Würmli da; Gott verzeih mir meine Sünde! Aber was bringt Dich Böſes? denn nach dem Guten darf ich Dich nicht fragen.“ Da begann Eliſi ein ſchreckliches Geheul, wie es ihm jetzt ergehe, weil man es gezwungen habe, den verfluchten Möff zu heirathen. Es habe gedacht, die müßten doch auch was davon haben, welche an alldem ſchuld ſeien. Wüſt ſich ſagen laſſen den ganzen Tag, Hund ſein ſollen und nichts freſſen, ebendrein noch Schläge, dieſe Lebweiſe habe es ſatt, es könne ſie ſeinethalben Jemand anderes auch probiren.“ Da kam Vreneli mit Schinkenſchnittchen, Backwerk, Wein, mit Allem, was im Hinterſtübchen für die Baſe aufgehoben geweſen. „Es habe gedacht, es könne vielleicht was helfen, und Eliſi werde hungrig und durſtig ſein;“ ſagte Vreneli in aller guter Miene, und dachte, wie es da was Geſcheutes mache. Aber kurios, im Verkehr mit dummen Leuten wird gerade das Geſcheuteſte zum Verkehrteſten, mit minus iſt halt gerade das umgekehrte Rechnen als mit plus. Wie Eliſi Wein und Schinken ſah, fing es ein ganz mörderlich Geſchrei an, akkurat als ob Vreneli Eliſi's eignen Schinken da präſentire, wohlgeräuchert auf einem Teller. Man begriff lange an dem Geheule nichts, bis man endlich aus einigen artikulirten Tönen entnehmen konnte, daß es Eliſi das Herz zerriß, wie man auf der Glungge ein Leben führe, ſeit es fort ſei. Während es Hunger leide, kaum hartes Kuhfleiſch habe, und ſchlechte Kartoffeln, ſammt Waſſer, wenn es möge, habe man hier ſchon des Morgens Schinken und Wein, wie die vornehmſten Engeländer. Aber vor Gott ſei es nicht recht, und ſie würden es einſt zu verantworten haben, daß man die eigenen Kinder ins Elend ſtoße und mit Fremden und Lumpenleuten die Sache verfreſſe und verſaufe! Jetzt ſehe es, wie man es mit ihm meine und immer gemeint habe. Man ſagte ihm, geſtern ſei Taufe geweſen, und was da ſtehe, ſei übrig geblieben. Aber mache Jemand einem zornigen Weibsbild was begreiflich! Zudem that das Kindlein erbärmlich, daß es der Großmutter himmelangſt wurde, und ſie und Vreneli ihm ihre Hauptſorge zuwenden mußten. Sie ließen alſo das Eliſi heulen und ſuchten das Kind zu beſchwichtigen. Umſonſt heult ſelbſt ein Eliſi nicht gerne; ſobald es alſo ſah, daß man ſeiner ſich nicht mehr achte, ſetzte es ab mit Heulen und ſich hinter Schinken und Wein, und ſagte, es wolle zugreifen, wenn es ſchon Niemand heiße, es wolle nehmen, während noch was da ſei, es merke wohl, wie das gehen ſolle, die Leute werden halt nie ausſterben, welche Andere um ihre Sache brächten oder eheliche Kinder aus dem Neſte ſtießen. Man ließ es reden und eſſen, beides brachte es nach und nach zu ſich ſelbſt, und auf den rechten Grund ſeines Herkommens. Geſtern ſpät am Abend war der Mann heimgekommen, fand kein Licht im Hauſe, nichts Warmes für ſich, da that er wie ein Menſchenfreſſer und prügelte Eliſi. Am Morgen wollte er frühſtücken, da war weder Holz noch Kaffe da; Alles ſollte erſt zuſammengeholt werden, hierher, dorther; da ward das Unthier wieder zornig und prügelte Eliſi wieder ab, und zwar mit der Elle. „Soll ich für Alles ſorgen? ſoll ich an Alles denken? ſoll mir Alles in den Sinn kommen? der Urteufel, der er iſt! Für was iſt er da, für was hat man eine Magd? Und wenn man nicht wüßte, daß er kein Geld hätte, ſo würde man uns ſolche Sachen ins Haus ſenden, man brauchte nicht lange darnach zu laufen. Wenn meine Mutter einen Batzen werth wäre, hat er geſagt, ſo würde ſie kein ſolch Lumpenmenſch erzogen haben, denn keinen faulen Pfennig ſei ich werth, und wenn ich ſchon einen Thaler im Maul hätte; von ſchlechten verfluchten Leuten her müßte ich ſein, daß ich ſo nichtsnutz gerathen, zu einem Menſch, welches kein Bettler auf dem

Miſt ausleſen würde, und dabei hat er mich nun geſchlagen, bis ich aus dem Bette ſprang, in die Kleider fuhr und fortlief. Bringt mir nun nicht der Unflath von Magd das Kind nach und ſagt, der Herr ſchicke es? Was jetzt machen? Fahren wollte mich Niemand, gehen mochte ich nicht; zurück wollte ich nicht, der könnte mich tödten oder gar vergiften, ihm war das Schlimmſte zuzutrauen. Endlich erbarmte ſich Lugihanſi meiner; er war früher auch ein vornehmer Mann, und weiß jetzt, wie es Jemand iſt, dem Niemand helfen und glauben will; der ſpannte endlich an, und jetzt bin ich da, und jetzt, Mutter, mußt Du Fuhrlohn zahlen."

Das waren begreiflich keine erfreulichen Nachrichten und Ausſichten; gerne hätte Vreneli den doppelten Fuhrlohn bezahlt, wenn Eliſi wieder weiter gefahren wäre. Der Baſe war es wahrſcheinlich ebenſo, ſie wußte, was das Fortlaufen für eine mißliche Seite hat, nämlich das Wiederkommen. Daß der Mann die Frau geprügelt, fand ſie freilich ſehr fatal, beſonders für den geſchlagenen Theil. Indeſſen mußte ſie geſtehen, daß ein Mann ungeduldig werden muß, und wirbelſinnig, wenn die Frau für nichts ſorgt, nichts denkt, immer nichts da iſt, was man eben brauchen ſollte; wenn ſie iſt, als wäre ſie ohne Gehirn, oder hätte höchſtens das Gehirn einer Gänſin: in einem ſolchen Gehirn ſteckt gewöhnlich noch die Unart, daß man es nicht einmal mahnen darf; da ſoll eine Magd probiren und ſagen: „Frau dies, Frau jenes wäre nöthig, ſollte man holen!" ſie würde allemal einen Schnauz kriegen, eine Elle länger als der längſte ungariſche Huſarenſchnauz. Da kriegt denn ſo eine Magd auch Bosheit in den Leib und denkt, meinethalb! wird ſtumm wie ein Fiſch, hat erſtlich Freude, wenn man auskömmt mit einer Sache und die Frau merkt es nicht, und zweitens noch eine größere Freude, wenn der Mann darüber kömmt und mit einem Haſelſtecken am Gedächtniß ſeiner Frau herumſtickt, wenn auch mit ſchlechtem Erfolg. Was die gute Großmutter dabei tröſtete, war das Erbarmen mit dem armen Kinde; ſo heillos verwahrloſet war ihr die längſte Zeit kein Bettelkind vor Augen gekommen, ſo mager, unſauber, gelb, blau und grau, es war ein Elend. Sie ſagte Eliſi, ſie hätte gute Luſt, noch nachzubeſſern, was ihm der Mann zu wenig gegeben; vor Gott ſei es nicht zu verantworten, wie es mit dem Kinde umgehe, ſie müßte ſich ſchämen, eine Tochter zu haben, welche nicht halb ſo viel Verſtand gegen ein Kind habe, als eine Katze gegen ihr Junges. Wenn ſie mehr hätte, ſagte Eliſi, ſo ſollte ſie das Kind nehmen, daß es nicht mehr habe, dafür könne es nichts, ſie hätten ihns erzeugt und erzogen, traurig genug ſei es für ihns, daß man ihns ſo verwahrloſet, daß es ſo dumm geblieben. Es trat gar deutlich hervor, daß Eliſis ganze Lebenskraft im Maul ſich centraliſirt habe. Es iſt ſehr oft der Fall, daß die geiſtige oder körperliche Kraft eines Menſchen ſich in ein Glied oder ein Talent zuſammenzieht, da Ausgezeichnetes leiſtet, im Uebrigen aber ſchwach oder kreuzdumm iſt. Man hatte ausgezeichnete Maler, und nebenbei waren ſie einfältige Menſchen; man hatte Menſchen, denen alle Kraft in den Füßen lag, ſchlaff hingen die Arme am Leibe nieder; Haſenfüße nannte man ſie, komode Leute, beſonders bei einer Retirade. Bei Eliſi zogen alle geiſtigen und leiblichen Kräfte in einem Gliede zuſammen, und zwar in der Zunge. Die Zunge iſt ein klein wunderbar Ding, ein klein Glied, wie der Apoſtel Jakobus ſagt, und erhebet ſich doch gewaltiglich, ſiehe ein klein Feuer, wie einen ſo großen Haufen Holz zündet es an! Alſo iſt auch die Zunge ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeit; alſo ſtehet die Zunge unter unſern Gliedern, welche den ganzen Leib beſleckt, und zündet das Rad unſerer Geburt an, und wird angezündet von den Höllen. Ja, das iſt ein Ding, die Zunge, und zwar eines von doppelter Natur, ein geiſtig und ein leiblich Werkzeug dem Geiſte, dem Leibe unentbehrlich. Es iſt aber nichts merkwürdiger als die Wahrnehmung, daß die Zunge, ſobald ſie zum herrſchenden Gliede im Körper wird, ſie ſich in beiden Richtungen, geiſtig und körperlich, geltend macht und das große Wort führt. Das Wort Kaffeeſchweſtern iſt ein altes, wohlbekanntes, und Niemand, der es hört, iſt ſo einfältig, wenn er es hört, zu glauben, es ſei da die Rede von Schweſtern, welche blos den Kaffee lieben, er weiß alsbald, daß es unzenfertige Dinger ſind, welche, nebſt Kaffee, das Geſchwätz lieben über Alles. Es iſt halt mit der Zunge akkurat wie einem Wagenrad, wird dieſes viel umgetrieben, ſo muß es auch viel und gut geſalbet werden. Die Sache iſt ganz natürlich: wie Krieger mit dem Degen, ſechten die Diplomaten mit der Zunge, ſind aber auch allbekannte Gutſchmecker, und diplomatiſche Mahlzeiten ſind wohlbekannt von Alters her. Wenn nun ein ganzes Volk ſich auf die Diplomatie legt und mit Schwadroniren ſich befaßt, Herrgott! was da geſalbet und geſchmiert werden muß! Man frage einen Waatländer, der wird auch was erzählen können über dieſen Punkt. Es wird alſo Niemand ungläubig den Kopf ſchütteln, ob unſerer Aeußerung über die Doppelnatur der Zunge, die zwei iſt und doch eins, und alſo Niemand ſich wundern, wenn ſie auch bei Eliſe ſcharf hervortrat. Wir haben im Berndeutſch gar herrliche Worte, die verſchiedenen Sorten und Abarten des Geſchwätzes zu bezeichen: dampen, dämperlen, klapperen, ſtürmen, ſchwadroniren, poleten, häßelen, giftlen, ſchnäderen, ausführen, kriſeln, rühmſeln u. ſ. w. Häßeln und ſchnädern möchten die beiden bezeichnetſten Worte für die Richtungen von Eliſis Unterhaltungen ſein. Am liebſten ſalbete es ſeine Zunge mit was Süßem und was Rothem, doch verſchmähete es auch Fiſche, Paſteten, Geflügel nicht, ſo wenig, als weißen Wein vom Jahre 1834, und Muskatwein, welcher bekanntlich gelb iſt. Von Arbeiten war gar keine Rede mehr, ſelbſt nicht mehr von Korallenanziehen; zog es doch nicht einmal ſein eigen Kind an, hätte es, wenn es Niemand anders that, Tage lang liegen laſſen. Die eilf egyptiſchen Plagen ſind bekannt, eben angenehm ſind ſie nicht zu nennen, aber auf einem Bauernhofe, wo Alles arbeiten ſoll, jeder ſein angewieſenes Tagewerk hat, eine Perſon zu haben, welche nichts thut, als allenthalben herum ſtehen, Alle verſäumen mit ſchnädern und befehlen, mit Gerede von allen Sorten, alle Augenblicke was wollen, welches nicht zu haben und zu machen iſt, und dann ein Geſchrei und einen Jammer verführen, ärger als ein junges Schwein in eines ungeſchickten Metzgers Händen, das iſt eine Plage, an welche Moſes nicht gedacht zu haben ſcheint. Mach, wie wenn Du daheim wäreſt, ſo ſagt man zu einem Menſchen, wenn man wünſcht, daß es ihm recht behaglich und heimlich werde. So brauchte man aber zu Eliſi nicht zu reden, es that wirklich, als wäre es da daheim, und nahm von dem neuen Verhältniß, nach welchem Uli und Breneli im Hauſe Meiſter waren, keine Notiz. Es lief im Hauſe herum, wie im Stock, es ſtellte ſich bei Mägden und Knechten, nahm ſie in Anſpruch, bald für dieſes, bald für jenes, ſtrich beſonders Uli nach; wenn es ihn irgendwo merkte, hatte es keine Ruhe, bis es bei ihm war. Bitterlich dagegen haßte es Brenelis ſchönes Kind, und zeigte das ſo unverholen, daß man es ſo wenig allein bei ihm laſſen durfte, als man eine Katze bei einem Kinde läßt; Eliſi wäre im Stande geweſen, es zu kneifen und zu kratzen, und da es das nicht durfte, grinſte es ihns wenigſtens an, ſo daß daſſelbe allemal ſich zu fürchten und zu weinen anfing, wenn es Eliſi von weitem ſah. Nun ſollte auch ſein eigen Kind auf einmal ſo hübſch werden, und dazu wußte es kein ander Mittel, als demſelben den ganzen Tag zu eſſen zu geben, oder geben zu laſſen, es förmlich zu mäſten, und zwar mit dem größten Unverſtand; gute Milch gab es ihm keine mehr, es mußte dicker Rahm ſein, ſtopfte ihm den ganzen Tag Brei in den Leib, ſchüttete ihm Wein darüber, ſtieß Zuckerbrod oder ſo was nach, daß das Kind erſt faſt erſtickte und dann Bauchweh oder ſo was kriegte, jämmerlich ſchrie, bis es himmelblau wurde im Geſicht. Wollte die Mutter wehren, dann ſchrie Eliſi, die Mutter gönne ihm kein ſchönes Kind, ſie halte es mit Breneli und und deſſen Balg; wenn es wüßte wie dem vergeben (vergiften), es thäte es noch heute, ſparte es nicht bis morgen; ſie ſollten ſich in Acht nehmen, wenn es daſſelbe einmal in die Hände kriege, welle es ihm die Hübſche vertreiben, für ſein Lebenlang. Dann kam Joggeli und begehrte auf über das fortwährende Geſchrei, es ſei eine halbe Stunde in der Runde, kein Winkel, wo man einen ruhigen Augenblick haben könne; höre Eines auf, ſo fange das Andere an. Daß es ihm in ſeinen alten Tagen noch ſo gehen könne, daran habe er nie gedacht, aber er wiſſe wohl, wer an Allem ſchuld ſei, man möge es glauben wollen oder nicht. Die gute Baſe hatte wirklich böſe Tage, Tage, von denen ſie ſagen mußte, ſie gefielen ihr nicht. Sie ſah alle Tage eine Sache heller ein, an welche ſie früher nicht gedacht hatte, ſie war ihr nie ſo recht vor die Augen gekommen, und die Erfahrung iſts, welche Wiſſenſchaft und Weisheit bringt. Sie hatte nämlich nie geſehen, was eine Perſon von Elſis Schlage für eine Mutter wird. Man kümmert ſich manchmal darum, welche Haushälterin ein Mädchen werde, aber was es für eine Mutter werde, daran denkt man nicht, oder man meint, der Verſtand dazu werde ihm ſchon kommen, es werde ihm ſchon lehren. Ja, daß Gott erbarm, lehren! Mutter wird manche, ungeſinnet, aber eine rechte Mutter ſein, das iſt ein ſchwer Ding, iſt wohl die höchſte Aufgabe im Menſchenleben. Schon alleine der bloße Anblick der Mutter iſt von unnennbarem Einfluſſe auf das Kind; kann das Kreuz mit der Schlange ſein, bei welchem die Juden in der Wüſte Heilung und Sicherheit vor den Schlangen fanden. Was gewährt aber nun ſo ein grinſend, unfreundlich, unſauber Ding wie Elſi, einem Kinde für einen Anblick? Welche Eindrücke ſaugt es ein? Oder was meint man, muß es dem Kinde nicht ganz anders werden im Gemüthe, wenn ihm an ſeiner Wiege des Tages und in der Nacht ein holder, ſchöner Engel erſcheint, der mit ſüßen Tönen tröſtet, mit milden Händen die rechte Labung ſpendet, als wenn an der Wiege Rand ein häßlicher, grüngrauer, keiſender Kobold auftaucht, ein unſauber Ding, von dem man lange nicht weiß, iſt es eigentlich ein Menſch oder ein Affe, über die Wiege herein gränet, häßliche Töne von ſich giebt, heftig und krampfhaft reißt und ſtößt und ſchaukelt, daß Glied um Glied davonfahren möchten? Was meint man, ſollte man nicht ſolch' grinſenden, keiſenden, nichtsnutzigen, ſelbſtſüchtigen Dingern, ſeien es meinethalb Gräfinnen, Bauerntöchter oder Stallmägden das Heirathen verbieten, von Obrigkeits wegen, und jede, welche es doch verſucht, einſperren laſſen hinter Gitter, und zwar enge und eiſerne, und bis zum dreiundfünfzigſten Jahre? Die Baſe wäre ſicherlich dieſer Meinung geweſen, wenn man ihr den Fall vorgelegt hätte. Es lag ihr unendlich ſchwer im Gewiſſen, daß ſie daran nicht gedacht, oder geglaubt, es werde Elſi der nöthige Verſtand ſeiner Zeit ſchon kommen; daß ſie nicht mit Händen und Füßen ſich jeder Heirath widerſetzt. Es beelendete ſie unendlich, wenn ſie ſah, wie Eliſi das arme Kind mißhandelte, aus unverſtändiger Eitelkeit, wie eine Hoffahrtsnärrin ein beliebig Kleidungsſtück, welches ſie in die Form zwingen will, die ihr gerade in die Augen geſchienen.

Am wohlſten ſchien bei dem ganzen Handel der Baumwollenhändler zu ſein, wenigſtens nahm er Eliſis Abweſenheit höchſt kaltblütig, zeigte ſich nicht nur nicht, ſondern ließ auch kein Wörtlein von ſich hören. Die Unbequemlichkeiten des Fortlaufens dagegen fingen nachgerade an, recht unangenehm ſich fühlbar zu machen. Anfangs ärgerte ſich Eliſi blos, daß der Unflath ihm nicht nachgelaufen kam, um ihm Alles ſagen zu können, was es es ihm eingebracht hätte. Nach und nach ſtieg ihm die Eiferſucht zu Gemüthe, es nahm ihm bitter Wunder, was der Unflath jetzt vornehme, da er keine Frau mehr habe? Wenn nun einmal eine Frau auf dieſen Punkt gekommen iſt, dann kriegt die dichte Phantaſie Leben, fängt an, ſich zu bewegen in den ſchauerlichſten Bildern, und malt der Frau Dinge vor, daß ſie das Zittern kriegt in alle Glieder. Noch ungeduldiger ward Joggeli. „Der Lumpenhund habe ihn geplündert, kein Spitzbub könne es beſſer, jetzt ſchicke er ihm Frau ſammt Kind über den Hals, um ihn des Todes oder des Teufels zu machen, aber das wolle er nicht ſo. Dem Schelm wolle er ſeine Familie nicht erhalten, in ſeinen alten Tagen noch Kindbette halten und dazu keinen Augenblick Ruhe, weder Tag noch Nacht.“ Endlich ließ Joggeli Beſcheid machen dem Tochtermann: „Er ſolle ſeine Frau holen.“ Dieſer ließ ſagen: „Er hätte ſie nicht gehen heißen, er hieße ſie auch nicht wiederkommen, ſie werde den Weg wohl noch wiſſen, er werde ihr ihn nicht zu zeigen brauchen. Am liebſten ſei ihm, ſie bliebe wo ſie ſei, ſie dünke ihn dort am ſchönſten.“ Potz Blitz, wie gab das Feuer. „Auf der Stelle ſollte Uli mit ihm fahren,“ meinte Eliſi, „und dann müſſe er ihm den Unflath prügeln in ſeinem Namen, bis derſelbe kein Glied mehr rühren könne, dem wolle es zeigen, dem Hagel, wo es ſchön ſei.“ Das wollten aber weder Vater noch Mutter thun. „Es ſehe jetzt, was Fortlaufen ſei, ein andermal möge es die Sache beſſer bedenken, und denken auch an ſeine

Fehler. Sei es ſo lange ſchon dageweſen, ſo könne es ein paar Tage auch noch warten.“ Eliſi zetterte gewaltig, und wenn es gewußt hätte, wie zu Fuße gehen, es wäre gelaufen, aber eine halbe Stunde zu Fuße zugehen, war ihm ein Gräuel. Schuhe hatte es auch keine, welche einen ſolchen gräulichen Feldzug ausgehalten hätten. Die Baſe hatte gewünſcht, Joggeli wäre ſelbſt zum Tochtermann gefahren und hätte ihn zum Verſtand gebracht. denn ſie waren Beide der Meinung, Eliſi hätte ihm ſo viel zugebracht und noch ſo viel zu erwarten, daß Geduld haben und ſich auch in etwas unterziehen ihm wohl anſtehen würde. Wenn man den Geldſäckel in der Hand habe, ſo wüßte man nicht, warum man ſo mit einem Bürſchchen nicht ein ernſthaft Wort ſollte reden dürfen?“ Sie waren Beide akkurat gleicher Meinung, blos darin wichen ſie ab, daß Joggeli dies nicht ſelbſt ausrichten wollte, er war nicht der Mann, Jemanden unter den Bart zu ſtehen. „Er wollte den Johannes ſchicken, der thue es gerne,“ ſagte er, „und wenn er den Spitzbuben ſchon ein wenig in die Finger nehme, ſo werde es ihm wenig ſchaden, allweg ſchlechter werde er dadurch nicht.“ Gegen das ſträubte die Baſe ſich. „Es könnte doch zu böſe gehen,“ meinte ſie. „Sie hätte nichts wider Johannes, aber wenn es ſei, um Frieden zu machen, ſo ſchickte ſie lieber nicht ihn, ſondern Jemand anders. Eliſi müſſe doch Alles wieder abbüßen, was von ihrer Seite dem Manne angethan werde.“ Die gute Alte hatte ſelbſt eine Art von Mitleiden mit dem Tochtermann, ſo ſehr er ihr ſonſt zuwider war. „Sie müſſe bekennen,“ ſagte ſie oft zu ſich ſelbſt, „ſie würde auch ungeduldig, wenn Eliſi ihre Frau wäre, und wenn es dazu noch ſo böſe ſei, wie hier, ſo könne ſie ſich nicht einmal verwundern, wenn es ihm zuweilen in die Finger käme, von wegen Mannevolk ſei immer Mannevolk, und bekanntlich gehöre das Mannevolk nicht unter die geduldigen und ſanftmüthigen Creaturen.

Capitel 8.

Wie Zögern wechſelt mit Ueberraſchen, aber ebenfalls nicht auf angenehme Weiſe.

So verzögerte ſich die Ausführung einige Tage, bis endlich die Mutter nachgab und erkannt wurde, es müſſe dem Johannes geſchrieben werden, daß er die Sache alsbald verrichte. Aber wer ſollte ſchreiben. Die Mutter konnte nicht, Joggeli war eine Feder ärger zuwider, als ein angezündet Schwefelholz unter der Naſe. Eliſi ſchmierte endlich einen Bogen voll, von dem aber erkannt wurde, den könne man nicht abgehen laſſen, denn der gelehrteſte Profeſſor könnte nichts daraus machen. Eliſi heulte, aber damit entſtund kein verſtändlicher Brief. Joggeli mußte endlich das Wort geben, er wolle morgen ſelbſten einen machen. Am Morgen fiel es Joggeli plötzlich ein: „Heute ſei der Tag, an welchem der Lehenzins verfallen ſei, und nun plagte ihn die Neugierde, ob Uli wohl zahlen werde, oder nicht? Er hatte geſehen, daß der Müller Korn geholt, hatte auch die Zahl der Malter gezählt, den Preis zu vernehmen geſucht und daraus geſchloſſen, Uli werde im Sinn haben zu zahlen.“ Joggeli hatte nicht Angſt, er könne um ſeine Sache kommen; aber er freute ſich auf das Geld. Kinder und alte Leute ſind auch darin ſich ähnlich, daß ſie gerne mit Geld ſpielen, es zählen, es rollen laſſen durch die Finger, Häufchen machen, es durch einander werfen, es transportiren aus einem Sack in den andern Sack. Er vergaß den Brief ganz, ſah gleich mit Tagesanbruch erſt lange durch die Fenſterſcheiben, ob Uli nicht anrücke. Später träpelte er ums Haus herum, zeigte ſich in der Erwartung, Uli laſſe ſich dann auch hervor mit einen großen Bündel Geld. Da kein Uli erſchien, trippelte er hinüber zum Hauſe, kam zu den Knechten, frug wie von ungefähr: „Ob der Meiſter daheim ſei, oder fort?“ „Sie wüßten nichts anders,“ ſagten die Knechte, „ſie hätten ihn erſt noch geſehen und gſuntiget, (in Sonntagskleidern) ſei er nicht geweſen.“ „Er ſcheut ſich vor mir,“ dachte Joggeli, „darf oder will ſich nicht ſehen laſſen; entweder hat er das Geld nicht, oder er will mich nicht bezahlen. Eins iſt ſo ſchlimm als das andere, aber wenn es vierzehn Tage geht, ſo ſchreibe ich Vetter Johannes, er iſt Bürge, er kann zur Sache ſehen.“ Doch trotz dieſem Rückhalt hatte er den ganzen Tag keine Ruhe, er trappete herum, als ob er ein Wurmpulver im Leibe hätte, und trotz ſeinem Trappen ſah er Uli den ganzen Tag mit keinem Auge.

Uli lebte, er lebte einen großen Tag, er machte ſeine Jahresrechnung, zog ſeine Bilanz, verglich mit der Rechnung die Kaſſe. Das iſt ein Stück Arbeit für einen Uli! 10 Jucharten Roggen ſäen in einem Tage, iſt Kinderſpiel dagegen. Ja, Rechnen hat eine Naſe, beſonders wenn man es nicht wohl kann.

Uli hatte begreiflich das Jahr durch, ſchon gar oft gerechnet, vielleicht nur zu viel, doch ſo recht bis auf den Grund noch nie, und das ſei nothwendig, hatte er gehört, beſonders für Anfänger. Es ſei ſchon gar Mancher zu Grunde gegangen, weil er nie nachgeſehen, wie er ſtehe, ob er vorwärts oder rückwärts gehe. Am Jahrestag ſeiner Meiſterſchaft übernahm er nun dieſe Arbeit. Er zählte zuerſt das Geld, welches er hier in einem Bündelchen, dort in einem Körbchen, anderwärts in einem Strumpfe hatte. Ein reicher Bauer hatte ihm geſagt: „Wenn man viel Geld im Hauſe habe, müſſe man es vertheilen; kämen Diebe, ſo kriegten ſie doch niemals Alles, ſondern nur einen Theil.“ Das Zählen ſchon trieb ihm den Schweiß aus, denn ſo oft er zählte, ſo oft geſtaltete ſich die Summe anders. Zu der Gewißheit kam er, daß jedenfalls über tauſend Thaler ſeine Kaſſe enthielt. Nun verſuchte er die richtige Summe aus ſeinem Buche zu finden, das war aber erſt ein Hexenwerk, aus welchem noch ein ganz anderer als Uli, nicht gekommen wäre. Uli hatte aufgemacht, und hatte nicht aufgemacht. Größere Poſten waren aufgeſchrieben, aber kleinere begreiflich nicht. Verkaufte Kühe waren aufgemacht, aber von verkauften Kälbern fand man wenig Spuren, von verkauften Ferkeln gar keine, ſo wollten im Buche ſich nicht reimen Ausgaben und Einnahmen, und mit dem vorhandenen Gelde paßte die Bilanz im Buche erſt nicht. Im Buche fehlten alle kleinen täglichen Ausgaben, nur die größern Summen ſtunden da. Wer aber einige Zeit hausgehalten hat, weiß, wie viel Kleines zu was Großem ſich ſummirt. Kurz ins Reine brachte er es nicht, er kam blos ſo weit ins Klare, daß er mehr als 200 Thaler in Baar geſpart. Das Vieh im Stall war von geringerem Werthe, als das, welches er übernommen, dagegen beſaß er noch ein ziemlich Quantum Korn, weit mehr, als für den Hausbedarf bis zur Ernte. Vorräthe von allen Sorten, wie ſie einer Haushaltung wohl anſtehen, hatte Vreneli doch gemacht, ſeit der Bodenbauer ſeine Vorleſung über Hausökonomie gehalten, war es von Uli weniger gehindert worden. Was er an Vorräthen hatte, ſchätzte er zu ungefähr 100 Thalern, ſo daß alſo ſein Gewinn oder Arbeitslohn zum wenigſten 300 Thaler betrug. Zuerſt wollte er ſich freuen darüber, dieweil das ein ſo ſchöner Anfang ſei, aber nach und nach flogen ihn allerlei Mücken an. Er fand, daß dies doch eigentlich nichts ſei. „Es ſei ein ausgezeichnet gutes Jahr geweſen,“ ſagte er, „und nur 300 Thaler! Jetzt habe er baar auf der Hand, daß er in ordinairen Jahren nichts verdiene, nicht ſo viel, als ſein ſchlechteſt Knechtlein. Sollten es aber Fehljahre geben, könne er nicht bloß 300, ſondern 600 Thaler verlieren, ſo gut, als einen Batzen! Wo dann die nehmen? Und geſetzt,“ meinte er endlich, „was ſeien doch 300 Thaler für ſoviel Noth und Mühe und ſo große Gefahr, um Alles zu kommen. Da müſſe man es ſein Lebtag böſe haben, und komme doch zu keinem Vermögen. Dann ſei es nicht geſagt, daß man immer geſund bleibe und arbeiten möge wie ein Hund, bis in das höchſte Alter. Am Ende wäre es beſſer geweſen, er wäre Knecht geblieben,“ dachte Uli, ſo finſter kam es ihm ins Gemüth. Der Uli, der vor Jahren 300 Thaler für ein unerſchwänglich Vermögen angeſehen hatte, der achtete ſie jetzt für nichts, und hatte gute Luſt wirbelſinnig zu werden, weil er in einem einzigen Jahre blos 300 Thaler verdient. So kann der Menſch ſich ändern, ſo wunderlich kann es ihm in den Kopf kommen! Vreneli ſprach ihm zu und ſagte ihm: „Er mache ihm recht Angſt. Das ſei Undank gegen Gott, und wo der ſei, da zeige Gott gerne, daß die Sache an ihm liege, und wenn man nicht zufrieden ſei mit ſeiner Güte, man ſich fügen müſſe in ſeine Strenge. Es wären Tauſende, welche Gott auf den Knieen danken würden, wenn ſie zu 300 Thalern kämen. Es ſei noch kein großes Vermögen, aber doch ein ſchöner Anfang. es decke den Rücken, und um ſo getroſter könne man der Zukunft warten. Daß es ſoviel ſei, hätte es nicht geglaubt, und wenn nur Uli zufrieden ſei. ſie habe es den feſten Glauben, es komme Alles gut, aber zuviel auf einmal wollen, das ſei vom Böſen, damit verderbe man es gerne bei Gott und bei den Menſchen.“ Zur Beredtſamkeit entfaltete Vreneli noch ſeine ganze Liebenswürdigkeit, und brachte es wirklich dahin, daß es aus Ulis Kopf die Mucken ausjagte, und dieſer, als er ſich endlich aufmachte, um Joggeli den Zins zu bringen, ein ganz zufriedenes Geſicht hatte.

Derſelbe hatte wirklich ſchon alle Hoffnung aufgegeben, heute ſein Geld zu ſehen. „Das ſei Bosheit vom Uli,“ ſagte er ſeiner Frau. „Derſelbe hätte es, er wiſſe es wohl, aber er wolle ihn nur plagen; doch das ſolle ihn nichts nützen, je länger er mit dem Gelde warte, deſto mehr ſchlage er ihm mit dem Zinſe auf.“ Er that noch viel nöthlicher, als drüben Uli, ſo daß auch hier das Weib das Mittleramt übernehmen mußte. „Er ſolle ſich doch ſchämen, ſo nöthlich zu thun. Das wäre wohl gut, wenn ſie kein Geld mehr hätten, oder ſonſt nicht zu leben. Es könnte ſein, daß ihm zuletzt noch lieber wäre, Uli ſei ihm das Geld noch ſchuldig, als daß er es in Händen habe. Es ſei heute der erſte Tag, wo es verfallen ſei, er ſolle doch denken, wie Viele froh wären, wenn ſie den Zins im erſten Jahre erhielten. Selten einem komme es in Sinn, den Zins auf den erſten Tag zu bringen, und Mancher hätte es noch ungern, wenn ſein Pächter am erſten Tage käme, als ob der Herr ohne das Geld nicht mehr auskommen könne.“ „Das iſt mir hell gleich,“ ſagte Joggeli, „wie es Andern dünkt, aber mir hat er verſprochen an die Hand zu gehen, und wenn Einer was verſpricht, ſollte er es halten, ſonſt halte ich nichts mehr auf ihm.“ „Du haſt mir auch manchmal ſchon was verſprochen und es nicht gehalten,“ ſagte die Frau. „Ja, das iſt was ganz anderes,“ ſagte Joggeli, „ich bin nicht Dein Pächter und Du nicht mein Lehenherr,“ antwortete Joggeli.

„Habe gemeint, Halten ſei Halten,“ entgegnete die Frau. Da klopfte es. „Sich doch, Frau, lauf doch, kannſt nicht vom Platz, vielleicht iſt ers noch, wäre brav von ihm! Aber vielleicht hat er falſches Geld und hat gedacht, wenn es Nacht ſei, ſehe ich es nicht. Muß die beſſere Brille nehmen, wenn er es iſt.“ Richtig war es Uli. „Bin wohl ſpät,“ ſagte derſelbe, „wenn man ſo viel Geld in allen Winkeln zuſammen leſen muß, kann man ſich darob verſäumen. Aber ich wollte den guten Willen zeigen. Da wärs Alles in einem Seckel, es iſt ein großer Bündel! Aber wenn es euch wohl ſpät iſt, ſo kann ich ja morgen wiederkommen. Es iſt eine Zeit, wo man ſoviel nicht verſäumt.“ „Nein, nein, bleib, bleib!“ ſagte Joggeli. „Hat man einmal Geld im Hauſe, wäre es ja dumm, es wieder forttragen zu laſſen. So ein Zinschen iſt bald gezählt und wenn es auch größer wäre, könnte man daran machen, bis man fertig iſt.“ „Ja,“ ſagte Uli, „glaube, für Euch ſei es nicht viel, Ihr würdet ihn auch noch größer nehmen, aber geben iſt nicht gleich wie nehmen. Wenn Ihr ihn geben ſolltet und herausſchlagen aus den Steinen, dann würde er Euch mehr als groß genug ſcheinen und billig und recht, wenn er kleiner wäre und abgemacht würde.“ So zählten ſie und fochten mit Worten, wie es üblich iſt, wenn Pachtzinſe gegeben und genommen werden. Joggeli brauchte die ſchärfere Brille, fand jedoch trotz derſelben kein falſches Geld. „Die Sache ſei recht,“ ſagte er, wie er es erkennen möge. „Sollte aber am Tage ſich was noch zeigen, ſo werde Uli nicht darwider ſein, es zurück zu nehmen.“ „Er glaube nicht, daß was ſei,“ ſagte Uli, „daneben könne man ſich irren, ja freilich. Und wenn Joggeli was finde, ehe er dieſes Geld mit dem Seinen zuſammen gethan, ſo nehme er es ſchon wieder.“ „Du wirſt doch nicht etwa glauben, daß ich Dich betrügen wolle?“ fragte Joggeli. „Bewahre,“ ſagte Uli, „aber man kann ſich irren.“

Joggeli that wirklich das erhaltene Geld nicht zu dem Seinen; den Genuß, mit Zählen und Sortiren deſſelben den folgenden Morgen ſich zu verkürzen, ließ er ſich nicht rauben. Am folgenden Morgen ſagte ſeine Frau: „Schreibe doch dem Johannes, ehe Du was anders anfangſt, ſonſt wird heute wieder nichts daraus: ich muß es ſagen, es wäre mir lieb, wenn die Sache an ihren Ort käme, z'Eliſi thut ſo wüſt, ich halte es nicht lange mehr aus." „Freilich, freilich," antwortete Joggeli. „Geſchrieben muß werden, aber jetzt muß das Geld gezahlt ſein, das wirſt doch begreifen! Thue ich es mal weg, und komme Uli hintendrein mit Irrthum oder falſchem Gelde, ſo will er nichts mehr davon und ich habe das Nachſehen, begreifſt?

Nun ſetzte ſich Joggeli zurecht zu einem behaglichem flottem Privatvergnügen: beide Brillen legte er neben ſich, Bleiſtift und ein Stücklein weißes Papier ebenfalls, ſchüttete den Sack aus, reihete das Bild recht auseinander, und begann nun eine vergnügliche Muſterung, welche bei der ſpeciellen Inſpection der einzelnen Stucke anfing. Wo ſie geendet hätte, wiſſen wir nicht, denn wie Joggeli am beſten daran war, erſchien unter der Thüre die breite Geſtalt von Sohn Johannes: „Ho, da komme ich gerade recht," tönte es wie aus einem mächtigen Weintrichter hervor. Wenn ein Blitz ins Stübchen gefahren wäre, Joggeli hätte nicht ärger zuſammenfahren können; die beſſere Brille fiel auf den Boden und zertrümmerte, mit beiden Händen fuhr Jaggeli über den Haufen her als wie zum Schutze. „Gerade recht, beim — komme ich, nie hätte es mir anſtändiger ſein können, einen ſo großen Haufen Geld beiſammen zu ſehen," ſagte Johannes, „den kann ich brauchen, mit dem läßt ſich was machen." „Ja, ja," ſagte Joggeli, „glaubs; es weiß ein jeder was zu machen, einen guten Schick hier, einen guten Schick dort, wenn ich auch nur mal was davon hätte! Aber ob den guten Schicken komme ich am Ende um meine Sache; darum will ich nichts mehr von guten Schicken hören, diesmal brauche ich das Geld ſelbſt; aber eine feine Naſe mußt haben, daß Du ſo manche Stunde weit es gerochen haſt, daß ich einen Kreutzer Geld im Hauſe habe." „Nicht wahr, Vater?" ſagte Johannes, „die Naſe iſt noch gut, die habe ich noch nicht verſoffen, die muß erſt zuletzt an den Tanz. Aber, Scherz bei Seite, Vater! die Sache iſt die, ich muß Geld haben, um mit Wein zu ſpeculiren, jetzt iſt was zu machen, gerade jetzt, beim Abzug. Wenn einer jetzt mit Geld ins Welſchland kömmt, ſo kann er einen prächtigen Schnitt machen, fünfzig Procente hat er ſo gut als einen Kreuzer; ich habe mit einigen Wirthen es abgeredet, hineinzufahren, ſie ſind gut bekannt, kennen die beſten Plätze, aber mit dem Gelde ſteht es bei ihnen ſchlecht, da dachte ich an Euch, und komme eben recht, ſo mit tauſend Thalern baar, läßt ſich ſchon was machen.“ Potz Kuckuck, wie ſpeite Joggeli Feuer über dieſen Vorſchlag! „Meinſt, ich ſolle einen Geldſeckel halten für das ganze Vaterland, und mit demſelben jedem Hudelwirthe zu Gevatter ſtehn? Das Geld habe ich ſchon lange ſelbſt nöthig gehabt, brauche es ſelbſt, habe es verheißen, mußte ein ganzes Jahr mit Bangen darauf warten, es iſt der Pachtzins, und kaum habe ich ihn im Hauſe, ſo führt Dich der Kuckuck daher, als ob das Geld ein Aas wäre und Du ein Fleiſchvogel; aber da wird nichts daraus, gehe zu Deinem Schwäher, der thut immer ſo groß, hat das Maul voll Geld, ſoll mal auch die Hand in Sack ſtoßen und Dir helfen, es iſt an ihm ſo gut als an mir; er ſoll mal zeigen, daß er Geld noch wo anders hat als nur im Maul.“ Während der langen Rede ſtrich Joggeli unwillkührlich den Haufen zuſammen und ſuchte nach dem Sacke, er wähnte wahrſcheinlich, wenn es mal darin ſei, ſo ſei es geborgen.

Aber Johannes kannte den Vater und die eigene Macht. Potz Himmeltürke, wie ließ er eine Rede fahren, was das von einem Vater gemacht ſei, wenn er dem Sohne vor ſeinem Glück ſein wolle? Was er mit ſeinem Reichthum anfangen, mit in den Boden werde er ihn doch nicht nehmen wollen? Der Schwäher ſei nur der Schwäher, einſtweilen ein Unflath, thue er aber mal die Augen zu, ſo werde er im Ausmetzgen deſto beſſer ausfallen. Dann ſei es ja nicht, daß er das Geld um Gotteswillen begehre, er wolle Papier dafür ausſtellen, es genügend verzinſen, wenn es ſein müſſe. „Ja, ja,“ ſagte Joggeli, „Papiere hätte er viele, er könnte drei Jahre die Pfeife damit anzünden, etwas anders würde er damit wohl nicht anfangen können; jetzt habe er mal Geld, und zu demſelben wolle er jetzt Sorge tragen, und während er ſprach, packte er ſo unmerklich als nur möglich, Geld in den Sack. „Nun,“ ſagte Johannes kaltblütig, und klopfte ſeine Pfeife aus, wenn das ſo gemeint iſt, und ihr mir nicht helfen wollt Wirth zu ſein, wie es ſich gehört, ſo kann ich es anders machen, ich gebe mein Wirthshaus in Pacht oder verkaufe es, wie es ſich beſſer ſchickt, komme her und will da Bauer ſein." Das war ein Kernſchuß! Joggeli hörte alsbald mit Einpacken auf und ſagte: „Biſt doch gleich ſo aufbegehriſch, man kann nicht mehr vernünftig mit Dir reden, habe ja nie geſagt, daß ich Dir nicht helfen wolle, aber alles Geld fortgeben, kann ich doch auch nicht; ich und meine Alte müſſen auch leben. Du glaubſt nicht, welch weit Maul eine Haushaltung hat, was man alles kaufen muß." „He," ſagte Johannes, „wenn Ihr die Zinſe von dem Kapital braucht, welches Euer Herr Tochtermann Euch eingehändigt hat für verkaufte Vorräthe, ſo kommt Ihr ſchon weit damit." „Schweig mir von dem Lumpenhund, wegen ihm wollte ich Dir ſchreiben, er bringt mich noch vor der Zeit ins Grab; der Lumpenhund prügelt Eliſi, Eliſi läuft fort, iſt jetzt hier, verpeſtet uns das Leben, und er thut kein Lebenszeichen, läßt das Menſch uns auf dem Halſe." „Warum gabet Ihr es ihm?" ſagte Johannes. „Bin nicht Schuld daran," antwortete Joggeli, „wollen lieber nicht davon reden. Aber wahrhaftig, das Geld kann ich Dir nicht Alles geben, wie viel mußt haben?" „Ha, mit ſechshundert Thalern ließe ſich ſchon was machen," antwortete Johannes. Endlich marktete Joggeli bis auf fünfhundert Thaler hinunter, leerte den Sack wieder aus, zählte ſie langſam mit bedenklichen Seufzern zweg. Johannes ſah mit behaglichem Lächeln zu, ſeit langem hatte er nicht mit ſolcher Freude an einer Pfeife gezogen, als an der, welche er eben im Maul hatte. Als Joggeli endlich fertig war, betrachtete er wehmüthig den Reſt, es war, als dünke es ihn, es lohne ſich kaum der Mühe, denſelben wieder in den Sack zu thun. Da ging die Thür auf, und unter derſelben ſtand der Lumpenhund, der Tochtermann.

Wohl, da kam Leben in Joggelis Hände; hui! wie die fuhren nach dem Gelde, und es bergen wollten im Sacke, aber allzugroße Eile thut nicht gut, unter den Tiſch, ſtatt in den Sack rollten die Thaler mit großem Gepolter, und mit ſchlauem Lächeln ſagte der Baumwollenhändler: „da treffe ich es doch gut, der Vater wird was zu theilen geben wollen, und ich komme wie gerufen.“ Johannes ſah ihn an mit dem Blicke eines Stiers, der einſtweilen noch an der Kette liegt. Joggeli aber ſagte: „ſie hätten zuſammen gerechnet, und er käme gerade recht, auch mit ihm hätte er noch zu rechnen, wenn es ihm recht im Kopfe ſei.“ „Das ſei ihm ganz recht,“ ſagte der Baumwollhändler, „beſſeres wünſche er nicht; gleiche Kinder, gleiche Rechnung; der Herr Schwager werde ſelbſt es billig finden ſo.“ „Es hätte ihm ſchon lange gelüſtet, mit ihm abzurechnen,“ ſagte Johannes, „beſſer treffen hätte er es nicht können.“ „Mit ihm hätte er einſtweilen keine Rechnung,“ ſagte der Baumwollenhändler; „es könnte eine Zeit kommen, wo es freilich noch eine muntere abſetzen werde, jetzt wolle er davon nichts ſagen, ſondern ſich an den lieben Vater halten, der habe dem Herrn Schwager Geld zurecht gelegt, er wollte ſich jetzt auch recommandirt haben, es ſei ein Kind wie das andere. Nun gab es einen wüſten Lärm, der mehr als einmal in Handgemenge überzugehen drohte, daß mehr als einmal man Uli zu Hülfe zu rufen drohte, der endlich damit endete, daß Johannes mit fünfhundert Thalern, der Tochtermann mit vierhunderten davonfuhren, Joggeli nichts übrig blieb als der leere Sack, an dem er ſeinen Zorn ausließ, ihn mit ſeinem Stocke in der Stube herumtrieb, bis derſelbe unter das Bett fuhr, wo er einſtweilen in Sicherheit war. Der Tochtermann hatte eine ſo gute Handhabe am Geldſeckel als Johannes. Er drohte, Eliſi da zu laſſen, ſelbſt nach zu kommen, da eine kleine Fabrik einzurichten, kurz Dinge, ob welchem dem Vater und der Mutter die Haare zu Berge ſtunden, und vierhundert Thaler ihnen als ein ſehr billig Löſegeld aus ſo großen Plagen erſchienen, wenigſtens ſo lange Eliſi und ſein Mann noch da waren. Aber als die Plaggeiſter abgefahren waren, nichts da war als der leere Sack unterm Bette, da kam großes Elend über Joggelis Gemüth. Aus den Händen hatte er den Hof gegeben, aus den Händen riſſen ihm die Kinder das Geld, nahmen ihm wie mit Gewalt den Löffel, ehe er gegeſſen hatte; das hatte er alſo vom Verleihen, welches man ihm ſo herrlich vorgeſtellt hatte, aus dem Regen war er unter die Traufe gekommen; er hatte nun Ruhe, aber eine Ruhe vom Teufel, wie er ſagte, ob welcher er verhungern konnte; und wer war daran ſchuld als ſeine Frau, welche auf zum Verleihen gerathen, daſſelbe ihm ſo dringlich gerathen und gleichſam mit Gewalt erzwungen hatte? Die gute Frau hatte einen ſchweren Abend und wußte nicht, ſollte ſie wirklich bereuen, ein Wort zur Sache geſprochen zu haben, denn erzwungen hatte ſie dieſelbe nicht, erzwingen that ſie ja nie was, nur reden, wie es ſie dünkte und wo ſie es in ihrer Pflicht glaubte. Auch das wird dem Menſchen oft erleidet und verkümmert, ſo daß ihm die Vorſätze kommen, fürderhin zu ſchweigen, und zu keiner Sache mehr was zu ſagen. Wenn ſolche Vorſätze ſtichhaltig wären, ſo hätten die Pfarrer in den Kirchen für nichts anderes zu bitten, als für plötzlich ſtumm gewordene Weibsperſonen, nach dem Beiſpiele, welches einſt ein Pfarrer gab. Seine Frau war auch zum Vorſatze des Schweigens gekommen, der Pfarrer, darüber wahrſcheinlich geängſtigt, da die verſtummte Zunge ſonſt nicht zu den ſchweigſamen gehörte, führte am nächſten Sonntage, wo ſeine Frau in der Kirche ſaß, unter den Kranken, welche der Fürbitte der Gemeinde empfohlen wurden, eine plötzlich ſtumm gewordene Weibsperſon an. Man ſagt, der Erfolg ſoll wirklich ſo auffallend geweſen ſein, daß der Pfarrer darüber erſtaunt und in großen Schrecken gefallen. Es iſt allerdings ſehr ſchwer abzugrenzen zwiſchen Reden und Schweigen, und unmöglich, wenn man die Grenze beſtimmen möchte nach den Reden eines Joggeli, der in ſeiner Schwäche das Beſte verkehrte, die beſten Rathſchläge zunichte machte, und dann die Schuld, daß er wirklich Dornen las von Weinſtöcken, andern zuſchob, Schweigen und Reden beides gleich zum Vorwurf machte. Bei ſolchen Gemüthern entrinnt man Vorwürfen nimmer, darum muß man thun nach ſeiner Pflicht und nach dem Maaße ſeiner Stellung. Ein Mann darf gebieten, ein Weib darf ſagen, mahnen, warnen.

Joggeli gehörte zu den unglücklichen Menſchen, welche weder was Gutes ausführen können, noch was Gutes ausführen laſſen. Wollte er, was recht war, ſo lähmten ihn böſe Einflüſſe, welche ſtärker waren als ſeine Kraft; wollte Jemand Anders was Gutes, ſo ſtach ihn der alte böſe Menſch in der eigenen Seele, daß er dieſem Willen hemmend in den Weg trat, und ihn, wenn nicht ganz hinderte, ſo doch lähmte. Das ſind unglückliche Menſchen, Ihnen geht Alles ſchief, ſie ſelbſt ſind immer Klagens voll, aber ſie erkennen nun und nimmer, wie ihr Charakter ein Gemiſch von Schwäche und Bosheit iſt, ein bitterer Kelch, aus dem ſie und Andere trinken müſſen, und der nie leer wird, ſondern ſtets neu ſich füllt, weil eben im Kelch eine lebendige, bittere Quelle iſt, das dem Eigenthümer unbekannte Gemüth. Alle Leute können nicht Helden ſein, aber alle Leute ſollten doch zu der Erkenntniß gebracht werden, daß zwiſchen unglücklichen Verhältniſſen und Gemüthskrankheiten ein wunderbarer Zuſammenhang iſt, und zu dem ernſtlichen Beſtreben, dieſen Zuſammenhang zu faſſen, um namentlich in der Weisheit zu kommen, welche nie Urſache mit Wirkung, nie Wirkung mit Urſache verwechſelt, nie die Quelle des Unglücks in der Luft ſucht, während ſie tief im eigenen Ich ſprudelt.

Capitel 9.

Vom Gemüth und vom Geſinde.

Ein Jahr iſt nicht alle Jahre, ſo ſagt ein Sprüchwort, die Wahrheit deſſelben erfuhr Uli. Es war ein ſpät Frühjahr, war wetterwendiſch Wetter, man mußte die Zeit zur nothwendigen Arbeit ſtehlen, mußte in Wind und Wetter, in Schneegeſtöber manchmal aushalten, faſt wie die Franzoſen in Rußland. Nun die waren disciplinirt, darum ſchlugen ſich noch ſo Viele durch und kamen mit dem Leben davon. Wäre es lauter undisciplinirtes Volk geweſen, kein Mann wäre aus Rußland gekommen. Nun aber hatte der arme Uli weder alte noch junge Garde, ſondern undisciplinirtes Volk in der Mehrzahl. Das war ein ſchrecklich Fuhrwerken mit demſelben. Wer hat wohl ſchon an einer Ziege geriſſen, damit ſie raſcher marſchire? Der hat es erfahren, wie die Ziege, ſtatt raſcher zu marſchiren, mit all vier Beinen verſtellt und gar nicht mehr vom Platz will. So geht es auch mit Dienſtboten welche undisciplinirt ſind, ſie halten zurück, ſie machen immer langſamer, am Ende gar nichts mehr. Jeder ſtellt ſo gleichſam einen Knittel vor, der ſich dem Meiſter zwiſchen die Beine wirft, wenn er raſcher zufahren will. Von dieſer Widerſpenſtigkeit wurden allgemach auch die Tagelöhner angeſteckt, es entſtand eine heilloſe Wirthſchaft. Uli arbeitete ſich ab, wie ein Roß in einer Trettmühle; wie das Rad umgeht, ließen die Tage vorbei, aber wie das Pferd nicht weiter kommt, ſo ſchien Uli gebannt und nicht vorwärts zu kommen. Je ſchlechter man arbeitete, deſto mehr klagten die Leute über Ulis Unverſtändigkeit, wie man ihm nie genug arbeiten könne, auch wenn man ſich quäle wie ein Hund. Natürlich hatte man immer ſpäter Feierabend, Uli immer mehr zu treiben und zu tadeln, daher die Leute ſcheinbar Grund zu klagen. Begreiflich ſuchten ſie den Splitter in Ulis Augen, den Balken im eigenen ſahen ſie nicht. Sonſt hatte Uli den Sonntag reſpectirt, miſten, graſen und ſonſtige Arbeit vermieden, war gerne am Sonntag zur Kirche gegangen, hatte ordentlich Appetit nach Gottes Wort, er hatte die Natur, welcher die Worte des ewigen Lebens wohl thaten, Bedürfniß waren, gleichſam eine Nahrung, welche die Natur verlangte. Wie aber Nebel in Thäler ſich drängen allgemach, bis die Thäler endlich voll Nebels ſind und unſichtbar die Sonne geworden iſt, ſo drängte ſich allgemach die Arbeit in den Sonntag hinein, er ward finſter, das ewige Licht ſchien immer düſterer, ſchien am Ende gar nicht mehr hinein. Was ſonſt am Sonnabend gemacht worden war, ward verlegt auf den Sonntag Morgen, und wenn Uli nicht ſelbſt dabei war, ward es gar nicht gemacht. Die lumpichten Knechtlein waren Nachtſchwärmer, wie es die Meiſten ſind, ſtunden am Sonntag nicht auf, und was Uli darüber ſagen mochte, es half Alles nichts, ſie hatten keinen Glauben zu ihm, ſondern das Vorurtheil gegen ihn, daß Allem, was er ſage, eigennützige Abſichten zum Grunde lägen. Wo das einmal ſo iſt, hat es gefehlt, da hilft alles Zureden nichts. Bei den meiſten Menſchen muß der Glaube es machen, zum Erwägen und Erkennen einer Sache ſind ſie untauglich. Dieſes fühlen ſie dunkel, daher das Mißtrauen, namentlich gegen Alle, welche über ihnen ſtehen, daher die unbegreifliche Hartnäckigkeit, mit welcher ſie das Verderblichſte treiben, wenn es ihnen von Leuten eingeblänelt iſt, zu welchen ſie den Glauben haben. Die Menſchheit ſteht unendlich mehr unter der Herrſchaft des Glaubens, als man wähnt. Freilich frägt ſich dann immer, an wen man glaubt. Je nachdem die Gemüther ſind, hat ein Glaube Gewalt über ſie, wie die verſchiedenen Stoffe verſchieden empfänglich ſind für das Licht, daher auch in verſchiedenen Farben ſich darſtellen. Nur kann nie genug geſagt werden, daß der Glaube nicht abhängt vom Verſtand oder Bildung.

Bei Verſtand oder Bildung findet man ſehr häufig eine Glaubensweiſe oder eine Leichtgläubigkeit, welcher jeder Chriſt ſich ſchämen müßte. Es giebt ſogar Gelehrte, welche glänzende Examen gemacht, ſie verachten die Evangelien, aber ſie ſchwören mit einem wahren Köhlerglauben zu den Collegienheften eines verſoffenen Profeſſors. Ulis Knechtlein iſts alſo nicht zu verargen, daß ſie das Heilſame in ſeinen Rathſchlägen nicht begriffen, dieweil ſie halt keinen Glauben zu ihm hatten. Aber Uli iſt zu bedauern, daß er ſich den Sonntag rauben ließ, gleichſam ſo unvermerkt, wie Diebe die Börſen ſtehlen ſollen; denn war er Vormittags nicht in der Predigt, kam er Nachmittags noch viel weniger in die Kinderlehre, kam aber auch zu keinem Buche. Nachmittags mußte er irgendwo aus, wo er an den Arbeitstagen ſich nicht Zeit nahm, einem Handwerksmann nach, oder um eine Kuh aus, oder wollte Geld von einem Müller für Korn, oder einem Wirthe für eine fette Kuh. Es war immer etwas zu laufen und manchmal lief er ſich außer Athem und ward doch nicht fertig. Man glaubt aber nun gar nicht, was das für einen Einfluß auf ein Gemüth hat, wenn kein Lichtſtrahl von Oben es mehr erleuchtet, kein Himmelsbrot es mehr kräftigt, die Dornen und Diſteln des Lebens es überwuchern, die Sorgen und Gedanken um Gewinn und Gewerbe es, dichten Nebeln gleich, umſchleiern. Man denke ſich eine wilde Kluft, in welche die Sonne nie ſcheint, aus welcher die Nebel nie weichen, man denke ſich, was da wächſt, was da kriecht und flattert, man denke ſich das grauſige Leben, wenn man gebannt wäre in eine ſolche Kluft, da leben müßte in den Nebeln unter dem giftigen Gewächſe und ohne Sonne, nicht einmal ſich heben dürfte empor über den Rand der Kluft, nicht einmal mehr den Kopf recken könnte über die Nebel empor, in friſche geſunde Luft hinein.

Aehnlich nun iſt es, wo der Geiſt des Herrn nicht über den Waſſern ſchwebt, das Wort von oben nicht mehr die Sonne iſt, welche die Nebel niederſchlägt, wo im Dunkeln kriechen und wachſen kann, was dem finſtern Gemüthe entwächſt, was die Welt ablagert in das finſtere Gemüthe. Man denke ſich doch, wie es werden muß, wenn die Gedanken, welche dem Leibe entſtammen, die Empfindungen, welche Haß und Neid gebären, die Sorgen, welche das Gefühl der eigenen Ohnmacht emportreibt, die Kümmerniſſe ums tägliche Brot und des äußeren Daſeins Beſtand alle bleiben, kriechen und ſchleichen durchs Gemüthe, wie es da froſtig und finſter und unheimlich werden, was da für ein Leben ſich geſtalten muß, wenn des Herren Wort die Empfindungen nicht läutert, Kümmerniß nicht verſcheucht die Gedanken, und das Trachten nicht nach oben zieht: wenn es immer und immer nur tönet: „was werden wir eſſen, womit werden wir uns kleiden, wie kann ich meinen Bruder übervortheilen im Handel, wie kann ich mich rächen, mich erhöhen, ihn erniedrigen?“ Eine unerhörte Verkümmerung der Gemüther wird täglich ſichtbarer, die Bande der Liebe und der Verwandtſchaft faulen und löſen ſich, das Hohe und Edle bleibt unbegriffen, ungeachtet. Begeiſterung wird lächerlich, Selbſtſucht zur Sittlichkeit, und woher wohl das? Weil die Sonne fehlt, die den Nebel niederſchlägt, weil das Wort fehlt, welches die Seelen ſpeiſet, die Liebe zeuget, zum Himmel zieht. Dieſen Wandel bei Uli fühlte Niemand ſchmerzlicher als Vreneli. Es that ihm vor Allem weh, daß die Sonntagsruhe von der Glungge wich, das Getümmel der Arbeitstage nicht verſtummte, das rechte Feierkleid ſo glänzend rein und ſchön, Haus und Hof nie mehr ſo recht angezogen wurde. Wie Uli auch trieb und ſelbſt zuweilen Hand anlegte, ſo recht aufgeräumt wurde nicht mehr, Zeit und Hände fehlten, Zeit und Hände mußten immermehr da verwendet werden, wo ihr Thun was eintrug. Aber mehr noch grämte ſich Vreneli wegen der Verdunklung von Ulis Gemüth. Seine Gedanken waren bloß auf Gewinn und Gewerb gerichtet. Sinn für was anderes zeigte ſich immer weniger, immer weniger konnte Vreneli ein höher beſſer Wort mit ihm reden, auf der Stelle war er bei Haushaltungsſachen und dem, was in Bein und Lein einſchlug. Er hatte ſelten Zeit mehr, das liebliche Mädchen auf den Knieen zu ſchaukeln oder auf den Armen ums Haus zu tragen, und machte ein ärgerliches Geſicht, wenn zuweilen ſich Jemand mit ihm verſäumen mußte, was doch bei einem ſo jungen Kinde nicht anders möglich war. Ja manchmal ſchien es Vreneli, als ſei Uli bereits auf dem Punkte angekommen, wo man nicht mehr frägt, was iſt recht vor Gott und macht das Herz nicht ſchwer, wenn es noch heute geſtorben ſein muß? ſondern, wie komme ich am weiteſten und was trägt mir am meiſten ein? Das iſt ein ſo gewöhnlicher gemeiner Standpunkt und es ſtehen ſo viele Menſchen darauf, daß man es nicht einmal merkt, auf was man ſteht, und wer darauf ſteht. Vreneli ſtund aber nicht auf dieſem Standpunkte. Ehrlich währe am längſten, daran glaubte es, und für ehrlich hielt es, was man nicht gerne hatte, daß es einem im Handel und Wandel angethan würde. Es ſah zu ſeiner Sache, nahm gerne einen guten Preis dafür, übervortheilte jedoch Niemand, hing Niemand was Schlechtes für was Gutes an. Es hatte die ganz ſichere Anſicht, daß bei der Ehrlichkeit der größte Vortheil ſei. „Betrüge ich Jemand, ſo hütet ſich der vor mir und ſagt es noch Andern. Gebe ich ihm die Sache recht und gut, ſo kömmt er wieder und ſagt es Andern. So habe ich guten Abſatz und gerne giebt man mir, was ich fordere. Ich möchte mir nicht nachreden laſſen, daß ich Jemand verkürzt hätte, ſei es Reich oder Arm;“ ſo kalkulirte Vreneli. Uli im Nebel ſeines Treibens verlor die Faſſungskraft für dieſe Grundſätze, ſein Geſichtskreis zog ſich zuſammen, er begann dafür zu halten, „daß ein Spatz in der Hand beſſer ſei, als eine Taube auf dem Dache, daß man nicht einen Kreuzer nach einem Thaler werfen ſolle, indem man leicht um Beides kommen könne, daß Jeder heute machen müſſe, was er könne, dieweil er nicht wiſſe, ob Morgen noch ein Tag für ihn ſei. Das iſt die kurzſichtige Politik kurzſichtiger Menſchen, welche nie an die Folgen denkt, eine Politik, an welcher ſo unendlich viele verarmen an Leib und Seele; eine Politik, welche jedoch durchaus nicht zu verwechſeln iſt, mit dem Ausſpruch des Herrn: Sorget nicht für den morgigen Tag, es iſt genug, daß jeder Tag ſeine eigene Plage habe, der führt uns bloß zu Gemüthe, daß wir uns nicht kümmern ſollen um das, woran wir nichts machen können, was aus Gottes Hand alleine kommt, daß wir trachten ſollen nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit, alſo darum uns kümmern ſollen das Rechte zu thun, in allen Dingen den Willen Gottes zu vollbringen, wie die Engel im Himmel, daß zu uns komme ſein Reich, daß geheiligt werde ſein Name.

Es ſchien Vreneli, als ob es kalt werde um ihns. Es war ihm wie es dem Frühling ſein muß, wenn er in der Liebe der Sonne aufgeblüht, allmählig abnehmen fühlt der Liebe Wärme, kalte Winde um ihn wehen, eiſig tödtlich der Reif ſich nahe. Wie es der Erde ſein müßte, wenn feindſelig unwiderſtehlich eine Macht ihr ins Herz dringen würde und dort ausblaſen wollte mit eiſigem Munde die Feuer, welche des Herrn Hand ſelbſt eigen ſich angezündet auf dem Allerheiligſten der Altäre, auf dem Herzen der Erden. Die Sterne über ſeinem Leben ſchienen erbleichen, ſein Leben ſich geſtalten zu wollen zum Leben eines Hundes in einer Tretmühle, wo die Tage umgehen, aber das Trippeln und Trappeln alle Morgen neu angeht in gleicher Pein und gleichen Aengſten, bis am Abend die Glieder ſteif geworden und die Ruhe geſetzliche Nothwendigkeit. Es war nicht die Arbeit, welche Vreneli beſchwerlich fiel, es war die Atmoſphäre, in welcher die Arbeit verrichtet werden ſollte; mit erfrornen Fingern macht man keine Knoten auf, mit erkältetem Gemüthe wird Leichtes ſchwer verbracht. Liegt wohl hier ein bedeutender Theil der Schuld, daß Arbeit ſo ſchwer wird, die Klagen darüber ſo laut, die Sucht nach bloßem Genuß ſo mächtig, der Neid gegen Begünſtigtere ſo giftig, die Menge oben und unten ſo weichlich? Sehr möglich, daß der Dunſtkreis des Gemüthes der Arbeit ſo günſtig iſt bei uns, wie der Dunſtkreis in Grönland Aepfeln und Birnen, von Trauben wollen wir nicht einmal reden. Es ging ſchwer und alle Tage ſchwerer, das fühlte Vreneli wohl, und mit alle Tage größerem Schmerze. In Beziehung auf den Landbau gehörte das Jahr zu den mühſeligen zwar, und doch zu den geſegneten. Es giebt ſolche Jahre zuweilen, wo man Alles ſo mühſam ſtehlen muß, und wenn man am

Ende Alles überſieht, ſo hat man einen reichen Segen gewonnen, Jahre, wo unſer Herrgott das ganze Jahr hindurch es ſelten Jemand recht macht, ein beſtändiger Jammer iſt, es ſei nicht gut, es komme nicht gut, und am Ende iſt Alles wohl gerathen, Alles gut gekommen, und Jedermann muß ſagen, es iſt doch gut, daß ein Anderer, als er, das Wetter macht, und daß unſere Gedanken nicht ſeine Gedanken und unſere Ungeduld nicht ſeine Ungeduld iſt. Uli machte mehr als hundert Thaler mit Rapps oder Repps, mit Klee und Flachsſaamen, hatte eine Maſſe überflüſſiger Kartoffeln, war glücklich im Stall geweſen, er hatte das Meiſte ſelbſt beſorgt, ſo daß er aus Sachen, welche man ſonſt eben weniger rechnet, eine bedeutende Summe löſte. Es läßt ſich mit ſolchen Pflanzungen aller Art viel machen, aber ſie brauchen fleißige Hände. Sie nehmen Leute und Zeit in Anſpruch, und wo man ohnehin von Beiden zu wenig hat, ſchaden ſie mehr als ſie nützen. Man verſäumt entweder ſie oder die Hausarbeiten und nichts iſt beim Landbau nachtheiliger als unrechte Zeit (Unzeit) und ſchlechte Arbeit. Was man an der Arbeit ſpart, muß man doppelt und dreifach am Lande büßen, manchmal alsbald, manchmal erſt nach zwei, drei Jahren. Das nun faßte Joggeli ins Auge und behauptete: „Uli nütze ihm den Hof aus und ſo ſei es keine Kunſt, Geld zu machen. Wenn der Hof dann nichts mehr abtrage, ſo gebe er ihn ihm wieder an die Hand, und er könne zuſehen, was damit machen; er ward häßig darüber, er ſagte, er hätte es auch machen können, wenn er gewollt, aber er hätte nicht das Haus zum Fenſter auswerfen wollen, die, welche ihm zu einem Pächter gerathen, ſollten jetzt kommen und ſehen, wie es ihm ergehe, geraubet werde ihm das Geld, verhunzet das Land, und wer ſich das Alles müſſe gefallen laſſen und froh ſein, wenn man ihm nicht noch die Kleider nehme, daß ſei er, Joggeli, der Glunggenbauer.“

Aber neben dieſem großen Verdruß hatte er doch auch ſeine große Freude, und dieſe Freude erwuchs ihm aus dem Mißgeſchick, welches Uli mit ſeinem Geſinde hatte. Es war ein edler Stoff. Ulis alter Meiſter, der Bodenbauer, hatte ihn belehrt über die Bedeutung, welche ein guter oder böſer Name für einen Knecht oder eine Magd hat, und dieſes hatte Uli vollkommen begriffen, darnach gelebt und den Erfolg erfahren. Nun hätte der Bodenbauer Uli auch Vorleſungen halten ſollen über den Werth des guten oder böſen Namens für Meiſterleute, das hatte er leider unterlaſſen. „Wahrſcheinlich," dachte er, „Uli werde die allgemeine Regel auch auf ſein neu Verhältniß anwenden können, aber im Anwenden insbeſonders auf ſich und ſeine eigenen Verhältniſſe ſind nicht alle Leute ſtark. Gar viele haben es wie der Vogel Strauß, der, wenn der Jäger ihm an der Ferſe liegt, den Kopf unter einen Flügel ſteckt, und meint, der Jäger ſehe ihn nun ſo wenig als er den Jäger. Ueberhaupt haben die meiſten Menſchen die Meinung, ſie ſeien gerade recht, wie ſie ſeien, und wer anders ſei als ſie, der ſei nicht recht. Dieſe Meinung findet man auf allen Stufen der Geſellſchaft, ſie macht ſich geltend in allen Lebensgebieten, vom abſoluten Staate weg, bis ins Bettlerhandwerk hinein. Einem Abſoluten oder Einem mit abſoluter Meinung von ſich ſelbſten kömmt es nie in Sinn, daß er nicht den rechten Namen habe, daß er mit beſonderer Vorſicht für einen guten zu ſorgen hätte. Von ſolch abſoluter Geſinnung ſind nun unendlich viele Meiſterleute; es fällt ihnen nicht ein, daß in der Maſſe der Dienſtboten jedes Haus, jeder Meiſter und jede Meiſterfrau einen viel ausgeprägtern Namen haben als Dienſtboten unter den Herrſchaften. Es iſt unter den Dienſtboten ein viel größerer Zuſammenhang, ein viel inniger Zuſammenhalten, als unter den Herrſchaften; ach Gott! wenn ſo manches gute liebe Frauchen wüßte, wie ſie betitelt wird unter dem Geſinde, wie ſchwarz ihr Name angeſchrieben ſtünde in der Weltgeſchichte der Geſindeſtube, welch ſchrecklich, dumme, lächerliche Geſchichten man ihr nacherzählte, ſie kriegte ſicherlich Ohnmachten. Sie meint es nicht böſe, aber ſie hat keinen Begriff von dieſen Verhältniſſen, darum tölpelt ſie darin ſo ſchrecklich herum. Es iſt merkwürdig, wie dumm die Leute ſind, beſonders die Gebildeten. Da laſſen ſie z. B. ihre Töchtern bilden, mit großer Noth und Geld, im Ausland und im Inland, in Klöſtern und Penſionen, mit Gouvernanten und Tanzmeiſtern, damit der Tölpel abgeſchliffen werde, damit ſie ſich in gebildeter Geſellſchaft, in Salons und auf

Dampfſchiffen, ohne Anſtoß, aber mit Anſtand leicht und angenehm bewegen könnten. Denn, wohl gemerkt! dies müſſe gelernt ſein, ſagen ſie, und eingeübt, von ſelbſt gebe das ſich nicht, ſo viel Verſtand haben ſie, und richten ihre Töchter zum einfachen Theeſerviren, z. B., Monate lang ab. Aber ſo viel Verſtand haben ſie nicht, zu begreifen, daß man auch das Bewegen nach unten in Geſindeſtube und Küche erlernen und einüben muß, daß man da mit Anſtand und taktfeſt ſich bewegen lerne, nicht tölpelhaft werde, und verhöhnt von Spandau bis Magdeburg. Man glaube es doch nur, es kömmt unendlich mehr Elend ins Haus, ins Gemüth, ins tägliche Leben, wenn die Herrſchaft, namentlich die Frau, taktlos und tölpelhaft in der Küche und unter dem Geſinde handthiert, als wenn ſie linkiſch im Salon thut, und eben nicht graciös ſich zu beugen und zu neigen weiß. Ach Gott, wie manches gute liebe Frauchen ſah dies nach Jahren, nachdem ſie unſäglichen Jammer ausgeſtanden, ein Elend geſchluckt hatte, ein zehnmal größeres als Napoleon im Feldzug von Rußland, endlich ein, lernte, was ſie verſäumt hatte, ſuchte gut zu machen, den Ruf zu verbeſſern, aber wie lange verſuchte ſie dies umſonſt? Ein guter Name geht in Augenblicken verloren, ein ſchlechter wird in Jahren nicht zu einem guten. Iſt bei einer Herrſchaft, welche nicht im guten Geruch ſteht, eine Stelle leer, ſo melden ſich Diejenigen nicht, welche etwas auf ihrem Rufe halten. Ein guter Knecht hält ſich für hundertmal mehr als ein ſchlechter Meiſter, und es tief unter ſeiner Würde, bei ihm ſich zu melden; er findet überall ſein Fortkommen. Es meldet ſich alſo lauter mittelmäßig oder ſchlecht Zeug, und auch dieſes tritt mit vorgefaßten Meinung ein: Da mache nur, was Du willſt, und laß Dich nicht kujoniren, da bleibſt doch nicht lang, da iſt noch keins lange geblieben, heißt es in allen Ecken. Ja ſo ein Mägdlein würde es für eine eigentliche Schmach halten, wenn es länger bliebe, als die andern, und was es während der kurzen Zeit der Madame zu ſchlucken giebt und für Aerger macht, wer ſpricht es aus, wer ſchreibt es nach, und dies Alles rühmt es als Heldenthaten, beim Brunnen, beim Bäcker, beim Fleiſcher, und wenn es beten thäte, würde es daſſelbe ſagen, es Gott rühmen, ſo verdienſtlich kömmt es ihm vor. Daß endlich dabei das Gemüth eines Meiſters oder einer Meiſterfrau verſauert und verbittert, wen will das wundern. Was iſt dies für ein Dabeiſein, wir fragen? Aber kann es anders kommen, wenn man mit ſolchen Vorurtheilen in ein Haus kömmt, oder wer will von ungebildeten rohen Menſchen erwarten, daß ſie alsbald Mißtrauen und Vorurtheile ablegen, die Verhältniſſe ſehen wie ſie ſind, wer will das Aufgeklärten zumuthen? Jeder neue Dienſtbote erneuert alſo den alten Ruf, ob mit Recht oder Unrecht, das unterſucht Niemand mehr, man nimmt es als einmal gegeben an, als ein fait accompli, friſcht alſo damit das alte Elend neu auf, und faſt unmöglich wird es beim beſten Willen, dieſem Ruf bei Lebzeiten noch ein Ende zu machen.

Daran hatte eben Uli nicht gedacht und mußte es erfahren, hatte nur Eines im Auge gehabt, mußte erfahren, wie es einem geht, der nur nach den Sternen am Himmel guckt und nicht auch auf die Steine im Wege. Uli hatte den Karrer fortgejagt, den Melker einmal geprügelt, er hatte die Ruhe eines alt ariſtokratiſchen gewiegten Bauern noch lange nicht. Kaum ein Bauer verſtund die Arbeit beſſer als er, war befähigter zu befehlen, und das machte ihn am zornigſten, daß ſein Geſindel dieſes nicht einſehen wollte, ſondern ihn immer betrachtete als ſeines Gleichen, daß, wenn er was befahl, mit groben Zügen auf ihren Geſichtern zu leſen war: „Du biſt nicht mehr als wir, warum ſollteſt Du das beſſer wiſſen?“ daß ſie ſo gar keinen Reſpekt vor ihm hatten, mit ſeiner Sache umgingen, als wäre ſie die ihre, als hätte er gar nichts darnach zu fragen. Er erfuhr, was es heißt, Knechte und Mägde dreſſiren, der Faden ſeiner Geduld riß, und nach jedem Riß war es ſchwerer ihn zuſammenzuknüpfen. Immer weniger Komplimente machte er mit ſeinem Geſindel, wie er es nannte. Es ſeien deren wie Sand am Meere, welche froh ſeien über ſolchen Dienſt, und gerne was lernten, er wolle beſſer ausleſen, da habe er gefehlt,“ ſagte er. Aber der fortgejagte Karrer, der geprügelte Melker, andere, welche fort ſollten, Tagelöhner, welche es mit den Dienſtboten gehalten, und die Uli entlaſſen, alle kriegten Mäuler wie Trompeten, und verſchrieen Uli zehn Stunden in der Runde, als ob er Hörner hätte auf dem Kopfe, Krallen an den Fingern und Klauen an den Füßen, und logen neben bei noch klafterhoch, daß man eigentlich darüber hätte ſtolpern können. Aber es glaubten dieſes die Bauern gerne, denn Uli gehörte nicht zu ihnen, hätte aber gerne werden mögen, was ſie; es glaubten es die Dienſtboten gerne, weil er einer war, der ſich über ſie erheben wollte; und weil es Alle gerne glaubten, ſo glaubten ſie es um ſo feſter. So war der Zudrang zu Ulis Dienſt nicht halb ſo groß, als er gedacht. Die Beſten kamen nicht, weil er nur Pächter war. Man ſage was man will, im Grunde des Herzens ſind alle Menſchen Ariſtokraten, denn ſo hat ſie unſer Herrgott geſchaffen. Bei einem Bauer dient der Knecht, der ſich für einen Pächter zu gut glaubt, bei einer Herrſchaft eine Magd, welche für ihr Leben nicht eine Bauernmagd geweſen wäre, und wenn ein Dienſtbote ſich was Gutes zu Gemüthe führen, oder ſich recht rühmen will, ſo ſagt er: „Er habe in lauter vornehmen Häuſern gedient, nur ſo zu gemeinen Bürgersleuten hätte man ihn mit keiner Gewalt gebracht.“ Die Zweitbeſten ſchreckte der böſe Ruf ab. „Man ſage, ein Jahr ſei bald um,“ meinten ſie, „aber wenn man es in der Hölle zubringen müſſe, ſo ſtrecke es ſich, daß man verzweifeln müſſe, das Ende zu erleben, einmal hätten ſie es ſchon erfahren, probirten es ferner nicht.“

Bloß unter den Drittbeſten hatte Uli auszuleſen. Ja, da iſts ſchwer ausleſen und was Gutes treffen! Dieſe Drittbeſten zerfallen zumeiſt in zwei Abtheilungen, die erſte beſteht aus angehendem Volke, undisciplinirter Miliz; zu vergeſſen iſt dabei nicht, daß die beſten Angehenden nicht unter dieſe Klaſſe gehören. Die beſten machen ungefähr den Cours durch, den Uli machte. Die zweite Abtheilung der dritten Klaſſe wird aus denen geſchaffen, welche was Unrichtiges haben, daher in nächſter Nähe nicht Dienſt finden, ſondern ihr Heil weiter ſuchen müſſen. Sie kennen mehr oder weniger den Dienſt, wiſſen ſich als Gediente darzuſtellen, haben aber was an ſich, welches nicht Jedermann liebt, die Einen haben zu lange Finger, Andere zu weiten Schluck, zu langen Durſt, Andere zu langſame Beine, Andere ein zu geläufig Maul, Andere zu heißen Zorn, Andere zu heiße Liebe, kurz was, welches nicht paßt, und namentlich für einen Meiſter ſehr unbequem iſt. Das Ding, welches nicht Jedermanns Sache iſt, iſt in der Nähe bekannt geworden, ſie müſſen daher ihre Plätze in der Ferne ſuchen, wohin ihr Ruf noch nicht gedrungen iſt, müſſen vorlieb nehmen mit Allem, was ſie finden. Solche unbeliebige Eigenthümlichkeiten ſollten von Rechtswegen in Zeugniſſen bemerkt oder wenigſtens angedeutet ſein, denn wofür hat man eigentlich Zeugniſſe. Aber gerade hier iſt ein fauler Fleck im ganzen Verhältniß, und eine Meiſterſchaft ſchmiert die andere auf das Schmählichſte an. Ein ſolches Zeugniß ſoll enthalten den Ausdruck der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit einem Dienſtboten, die Gründe von Beiden ſollen, wenn auch nicht ausdrücklich bemerkt, ſo doch angedeutet ſein. Denn ein Zeugniß ſoll Wahrheit enthalten, es wird als Wahrheit bezeugt durch Namensunterſchrift, man ſoll dazu ſtehen können mit einem Eide. Dieſe Zeugniſſe wurden eingeführt, um der Meiſter und der Dienſtboten willen. Einem Hausvater darf und ſoll es nicht gleichgültig ſein, wen er in ſein Haus aufnimmt. Jeder Menſch hat ſeine Bedeutung in einem Hauſe, trägt mehr oder weniger zur Stimmung des Hauſes bei, kann vergiftend und verpeſtend des Hauſes größtes Unglück ſein, ein Laſter einſchleppen, wie ein Peſtkranker die Peſt. Darum will ein Hausvater wiſſen, wen er in ſein Haus aufnimmt. Wenn derſelbe Fehler hat, ſo kann er vor denſelben ſich in Acht nehmen, aufpaſſen, beſſern, Bedingungen ſtellen u. ſ. w. Die Zeugniſſe ſind aber noch wichtiger für die Dienſtboten ſelbſt. Wenn ein Knecht weiß, ich verdiene in dieſem Jahre nicht blos den Lohn, ſondern auch ein Zeugniß, und zwar eines nach der Wahrheit, akurat wie ich mich aufführe, ein gutes oder ein böſes, ſo kommt dieſes ſeiner Schwachheit zu Hülfe, lehrt ihn aufpaſſen, ſtärkt ſeine Kräfte.

Sie ſind, was dem Studenten ſeine Examen, Promotionen, und daherige Teſtimonien ſind. Ach wir ſind gar armſelige ſchwache Geſchöpfe, mit allen möglichen Mitteln muß man unſerer Schwachheit aufhelfen, uns aufklopfen aus unſerer Faulheit und Selbſtvergnüglichkeit und dahin bringen, daß wir unſere Tage mit Weisheit zählen, damit wir Erfahrungen ins Herz bringen. Dienſtboten haben ſolche

Stärkungen wohl ſo nöthig, als Studenten. Leichtſinn und Gedankenloſigkeit kömmt über das rohere Geſinde wohl ſo häufig, als über gebildete Jünglinge, welche denn doch täglich geiſtige Speiſe zu ſich nehmen. Und wie oft ſchleicht ſich die Bosheit ein, welche die Herrſchaft abſichtlich plagt, mit Vorbedacht allen möglichen Schabernack ihr anthut, und weder durch Bitten noch Drohungen ſich abwendig machen läßt? Wenn nun rechte wahrhafte Zeugniſſe wären, wenn jeder Dienſtbote wüßte, was er treibt, kömmt ihm in die Rechnung, ins Zeugniß, und da ſteht es geſchrieben und bleibt geſchrieben. „Bei jeden neuen Meiſter muß ich mich ihretwegen entſchuldigen, und kann den Fleck nicht tilgen, ſondern bloß durch ſpätere gute Zeugniſſe bedecken, ſo gleichſam annulliren, es würde gar mancher größere Aufmerkſamkeit auf Thun und Dienſt verwenden, würde allmählig zu einem tüchtigen Weſen heranwachſen, zu ſelbſteigenem Nutz und Frommen. Es würde wirklich ganz anders ausſehen in der Geſindewelt. Nun aber iſt das Ding verpfuſcht, die meiſten Zeugniſſe ſind untreu, lügen an, wer ſie lieſt, und warum?

Vor allen Dingen, wahrſcheinlich aus einem gewiſſen Mitleiden, einer falſchen Barmherzigkeit. Das Menſch weinte, flehte, bat, man möchte ihm doch verzeihn, es nicht unglücklich machen, ſeine Sünden ihm nicht im Zeugniß verewigen, es wolle ſich gewiß und wahrhaftig beſſern. Die weichen Meiſterherzen ließen ſich bewegen, dachten, es wäre doch wirklich hart, das Menſch unglücklich zu machen, ihm ſein Lebtag mit ein Paar Buchſtaben ſo ſchwer zu ſchaden, und bedecken die Menge der Sünden mit dem Mantel der Liebe. Und das Menſch geht triumphirend mit dem ſchönen Zeugniß ins neue Jahr hinein, treibt ſein wüſtes Weſen fort, denkt, mit einer Stunde Heulens erpreſſe es zuletzt doch wiederum ein gut Zeugniß, und eine Stunde zu Heulen, gehe ihm doch allweg viel leichter, als ein ganzes langes Jahr hindurch gut zu thun. Es lebt ſein ſchlecht Leben wohlgemuth und trotzig fort, verſchanzt ſich keck hinter ſeine guten Zeugniſſe, macht die Schanze alle Jahre um ein Zeugniß ſtärker und höher. Sagt ihm eine Meiſterfrau was, ſo brüllt es ihr ins Geſicht, wie manch gut Zeugniß es habe, wie es allenthalben wohl angewieſen, es allen habe treffen können, nur ihr alleine nicht! Aber man kenne ſie wohl, ſie ſei bekannt von Spandau bis Magdeburg, und wenn ein Engel vom Himmel käme, keine Stunde könnte er es ihr recht machen!

Die Meiſterfrau giebt wiederum ein prächtig Zeugniß, ſie denkt, ſie wolle doch nicht alleine die Böſe ſein, hätten die Andern die ſchönen Worte über das Gewiſſen gebracht, ſo werden ſie ihr das übrige auch nicht abdrücken, beſſer ſei es, ſie bringe das Menſch im Frieden fort als unter Donner und Blitz, der ihr zündend in Galle oder Nerven fahre, oder daß ſie gar noch mit ihm vor dem Richter müſſe. Das Menſch aber hebt triumphirend das Stück Papier empor und ſagt: „Es kömmt Euch wohl, daß ihr Verſtand gebraucht, und mir ein Zeugniß gegeben, wie ich es verdient und mit den andern Zeugniſſen beweiſen kann. Das waren brave Leute, welche ſie ausgeſtellt, es wäre wohl gut, es würde keine ſchlimmern geben. Es kömmt Euch wohl, ſonſt hätte ich es probiren wollen, ob noch Gerechtigkeit ſei auf der Welt, es giebt Gottlob noch Richter, welche wiſſen, was Recht iſt.“ Das Menſch wußte wohl, worauf es pochte, denn es giebt wirklich viele Richter, welche aus Grundſätzen der Humanität allen Mägden Recht geben, gegen ihre Meiſterleute, und es giebt Richter, welche ganz beſondere Vorliebe zu ſchlechten Menſchern haben, und ſtreng an den chriſtlichen Grundſatz, wie ſie ſagen, ſich halten: Wer viel liebt, dem wird viel vergeben werden. So kömmt das Menſch denn endlich dahin, daß es ſich ſelbſt für ein Tugendmuſter hält, denn es hat es ja ſchriftlich und mehr als ein Dutzend Mal, und wenn es endlich in Laſter und Noth untergeht, ſo ſchreit es über die ſchlechte Welt, und wenn es ſo ſchlecht hätte ſein wollen, wie die andern, ſo wäre es ihm auch beſſer ergangen. Was für eine Gerechtigkeit auf Erden ſei, habe es erfahren, wenn im Himmel keine beſſere ſei, ſo — So geht es mit falſchen Zeugniſſen und ſo wirken ſie. „Aber,“ wird man ſchreien, „ſoll man Menſchen zeitlebens unglücklich machen? Was, ſind nicht eben ſo viele oder mehr ſchlechte, boshafte, niederträchtige Meiſterleute als Dienſtboten? Soll es dann in Willkühr ſtehen, arme Unſchuldige, welche vom Schickſal ohnehin ſo hart geſchlagen ſind, daß ſie dienen müſſen, zeitlebens um ihr einzig Eigenthum zu bringen, um den guten Ruf, ſie zeitlebens unglücklich zu machen" ꝛc. ꝛc. Es iſt eine ſo herrliche Theilnahme für alle Armen, Unterdrückten, Geplagten, Geſtraften aufgetaucht, daß es uns gar nicht wundern würde, wenn man nächſtens auf den Richtſtätten Altäre errichten, die Gebeine der Gefangenen als Reliquien verehren und Galeerenſklaven und andere Zuchthäusler als Prieſter bei dieſem neuen Dienſte anſtellen würde. Wir geben gerne zu, daß es ſchlechte Meiſterſchaften giebt, aber deßwegen ſoll man mit dem Bade nicht das Kind ausſchütten wollen. Es iſt akurat das gleiche Humanitätsgeſchrei, welches, weil mal Einer unſchuldig geſtraft worden, nun Niemand mehr geſtraft wiſſen will. Entweder keine Zeugniſſe oder wahre, entweder oder, und das Weitere Gott überlaſſen. Das iſt auch eins von den vielen Dingen, worüber die Weiſen dieſer Welt hundert Jahre disputiren und procediren können, ohne klug zu werden darüber, und welches den Unmündigen geoffenbaret iſt, welche da recht zu thun ſuchen in kindlicher Treue und Niemanden ſcheuen als Gott.

Bei Uli meldete ſich alſo die dritte Klaſſe in beiden Abtheilungen. Der Buben hatte er ſatt, er wandte ſich mehr der zweiten Abtheilung zu. Freilich wußte er, daß es in dieſer oft nicht ſauber ſei. Er inquirirte ſtreng, beſonders warum man ſo weit her komme und nicht lieber in der Nähe des früheren Wohnortes bleibe? Da erzählte ihm dann Einer: Er ſei vor ſeiner Meiſtersfrau niemals ſicher, er habe ſiebenmal Strengeres ausgehalten, als Joſeph, und wenn er in der Nähe ſich aufhalte, ſo laufe er Gefahr, daß ſie an hellem Tage ihm nachlaufe. Ein Anderer erzählte von Verwandten, welche an ihm ſaugen, denen er den ganzen Lohn opfern müſſe. Wenn er in die Welt gehe, hoffe er Ruhe zu finden vor ihnen. Ein Dritter hatte ſeinem Meiſter ein Schelmenſtücklein ausgebracht, oder ihn daran verhindert, jetzt ſage er nicht blos alles Schlechte von ihm, ſondern er ſei ſelbſt ſeines Lebens nicht ſicher. Eine Magd weinte bitterlich, welche Nachſtellungen ſie erleiden müſſe, wegen ihrer Schönheit. Vor keinem Manne ſei ſie ſicher, ſelbſt der Ammann, der ſiebenzig Jahre alt ſei und 13 erwachſene Kinder habe, laure ihr auf; deretwegen haßten ſie alle Mädchen, und die Weiber noch viel verfluchter. Darum wolle ſie fort, ſo weit die Beine ſie tragen möchten, vielleicht daß an einem anderen Orte brävere Leute angetroffen würden. Daß unſer Herrgott ſie ſo ſchön erſchaffen und nicht wüſter, deſſen vermöge ſie ſich nichts. So viele dieſer Tugendbilder kamen, die um ihrer Gerechtigkeit willen verfolget wurden. Uli dachte, „Alles könne doch nicht erlogen ſein, er wiſſe ja ſelbſt am Beſten, wie es gehe, wenn man dienen müſſe." Aus dieſer Klaſſe wählte er ſich ſein Volk, mit der größten Vorſicht, aber auch mit Sparſamkeit, mit dem Lohne hielt er nieder. Er dachte, „wenn es ihnen ſo daran gelegen ſei, weiter zu können, ſo werde der Lohn ihnen nicht die Hauptſache ſein." Das ſagten ſie denn auch. „Ein Paar Thaler thäten ſie nicht anſehen, es ſei ihnen nur darum zu thun, weiter zu kommen, und er ſei ihnen beſonders angerühmt, da könnte man was lernen, und es heiße auch, er habe Verſtand." Das that Uli wohl, dem guten Uli! Wäre der dreißig Schritte von ſeinem Hauſe hinter einem Kirſchbaume geſtanden, oder im nächſten Wirthshauſe geſeſſen, ſo hätte er was ganz anderes gehört. Er hätte gehört, wie ſo ein Knechtlein geſagt hätte: „Er hätte Unglück gehabt, ſein Meiſter habe ihn verſäumt, ſo ſei er dienſtlos geworden und es ſei ihm, wenn er nur wieder mal abſtellen könnte für einſtweilen. So ſei er zum Pächter in die Glungge gekommen, derſelbe hätte von ihm gehört und ihm Beſcheid machen laſſen. Gedinget hätte er endlich, aber gefallen habe es ihm nicht, dort ſei ſein Bleiben nicht. Es ſei ein heſſährig Weſen, man ſollte meinen wer ſie ſeien, und doch ſei er nur Knecht geweſen und ſie eine Uneheliche. Nun, einige Wochen könne er ſchon dort ſein, derweilen könne er dem Mannli den Hochmuth vertreiben."

Worte ſind Münzen. Wie es Kinder giebt, welche das Geld nicht kennen und unterſcheiden lernen können, denen man faſt ihr Lebtag Zahlpfennige anhängen kann, ſo giebt es noch viel mehr Menſchen, welche ihr Lebtag nie dahin kommen, die Worte richtig zu würdigen. Das gilt namentlich mit dem Renommiren und Aufweiſen, Großſprechen und Schmeicheln, oder mit dem Rühmen ſeiner ſelbſt oder Anderer. In dieſer Beziehung klebt ein unheilbarer Unverſtand den Menſchen an, halt eine Familienkrankheit von Mutter Eva her.

Der Ruhmredige macht ſchnellen Eindruck, der Demüthige findet erſt in die Länge Gnade.

Capitel 10.

Wie bei einer Taufe Weltliches und Geiſtliches ſich miſchen.

Noch ehe der zweite Lehnzins gegeben werden ſollte, erhielt Vreneli das zweite Kind, und diesmal einen munteren Buben. An dieſem hatte Uli ſehr große Freude, er rechnete ſchon, wie ſchnell er ihn brauchen könne, was er ihm erſparen werde, nur war er noch ungewiß, ob er ihm als Karrer oder Melker erſprießlichere Dienſte leiſten werde. Die Gevatterſchaft gab auch diesmal viel Redens, Uli und Vreneli wurden lange nicht einig, endlich mußte Vreneli nachgeben; Uli hielt ihm den Hagelhans vor. Es handelte ſich abſonderlich um die beiden Pathen, die Pathin ward einhellig erwählt in der Schmiedin, welche Vreneli noch weitläufig verwandt war. Die Pathen waren Wirth und Müller, mit welchen Uli im Verkehr ſtand, aber nicht zu Vrenelis Freude; es war ihm immer, als könnten die Uli verderblich ſein, als ſuchten ſie ihn in ihre Gewalt zu erhalten, um ihn auszubeuten. Ihre zärtlichen Worte ſchienen ihm eben falſche Münze zu ſein. Der Wirth war ein dicker, ſchwerer Mann, jeder Zoll in ihm ein Centner Holdſeligkeit, mit welcher man eine große Stadt voll ſaurer Engländer hätte ſüß machen können. Die Freundlichkeit iſt die freundlichſte aller Tugenden, hat unter allen das lieblichſte Geſicht, ſie iſt der Schlüſſel zu allen Herzen, ſie iſt eine erquickende Eſſenz, erſcheine ſie am Krankenlager oder im Geſellſchaftszimmer, bei der Magd im Schweineſtall oder bei dem Regenten auf dem Throne; ſie wird viel zu wenig beachtet, viel zu wenig bei den Kindern darauf geſehen, tauſendmal des Tages ſollte man daran erinnern. Gott giebt ſie den begabtern Menſchen umſonſt, aber deſto wüſter iſts, wenn ſie auf Gewinn ausgelegt wird, benutzt, wie man den Honig braucht, wenn man Fliegen fangen will, mit ihr auf Menſchen ſpekulirt, mit durch ſie gewonnenem Zutrauen Wucher treibt, Gewinn und Gewerbe, ableckt, was man hat, mit der größten Gewiſſenloſigkeit, unbekümmert darum, hängen die Betrogenen ſich, ſpringen ſie ins Waſſer oder gehen ſie einfach und ſimpel zu Grunde. Eine Perſon der Art war unſer Wirth; mit ſchlauem Verſtand, kaltem Herzen und holdſeligem Weſen hatte er ein ſchönes Stück Geld verdient. Wer mit ihm handeln wollte, dem that es im Herzen wohl, und ſeine Worte ſchienen viel beſſer zu ſein als anderer Leute baares Geld.

Er hatte eine großherzige Weiſe, die Leute glücklich zu machen. Sieh, weil Du es biſt, gebe ich Dir einen Gulden mehr. Die Sache iſt mir recht, da braucht man nicht Kummer zu haben, man kriege ſeine Sache nicht, oder ſchlecht; ja, wenn Alle wären wie Du, dann könnte man handeln.

„Sieh, Du biſt mir zu hoch im Preiſe; aber weißt Du was? Verſuche, was Du löſen kannſt, halte die Sache feil, wem Du willſt, ſieh, was Dir geboten wird, und einen Gulden mehr als der Höchſtbietende will ich Dir geben; es kann keiner geben, was ich, ich habe den Abſatz und Leute an der Hand, welche zahlen, welche um eines Kreuzers Willen nicht reden, bis ſie Löcher in die Zunge kriegen; reiche Leute, und wenn ſie ſchon nicht auf den Tag zahlen, von wegen, ſie ſind in gar vielen Dingen, ſo kömmt es dann zuſammen, da giebt es Haufen Geld, Du magſt mir es glauben oder nicht, mein Rößlein hat mich manchmal übel erbarmet, wenn es heimziehen mußte.“ Nebenbei war er auch den meiſten Weibern lieb. Er kannte das Handwerk des Flattirens aus dem Grunde, und wußte ihnen ſo zärtlich in die Augen zu gucken, daß ſie die Füße nicht mehr ſtille halten konnten unterm Tiſche. Ihn vorzüglich haßte Vreneli. „Du wirſt Dich mit ihm abgeben, bis Du einen Schuh voll herausnimmſt,“ ſagte es oft zu Uli. Den Müller haßte Breneli etwas weniger, doch immer noch genug, um ihn nicht zum Pathen zu wollen. Er hing ſich auch an Uli, war alle Augenblicke da, war nicht ganz mit Honig beſtrichen, doch wußte er ſich auch zu rühmen und zu födern, daß Uli ihn für einen trefflichen Freund hielt; bald holte ihn der Müller, um ein Pferd zu beſehen, bald ſollte er ihm eine Kuh kaufen helfen, das kenne Niemand wie Uli, bald holte er einige Malter Getreide, und ſagte: „er müſſe es haben, er ſolle für dieſen oder jenen Bäcker beſonders ſchönes Mehl haben, und Korn wie bei Uli, fände er nirgends, er welle es ihm dann aber auch darnach bezahlen, ſobald ſie miteinander rechneten.“ Das wußte er immer ganz vortrefflich zu karten, daß ſie miteinander in Rechnung blieben, von welcher Rechrung er beſtändig auch ſprach, ſehr ſelten aber ſie zum Abſchluß machte, ſondern immer ſo, daß etwas auf neue Rechnung blieb. Es iſt wirklich auch nichts Bequemeres im Handel, als wenn man immer ſagen kann: Ich zahle Dir das jetzt nicht, es geht zum andern, behalte Alles gut in Rechnung, die Sache wird ſich dann ſchon finden. Wenn Breneli Seufzer über ſolche Rechnungen ausſtieß, ſo ſagte Uli: „Sieh, dies verſtehſt Du nicht! die Sache findet ſich und was brauche ich einſtweilen das Geld, es iſt mir ſicherer dort, als wenn ich es daheim hätte; ich begreife gar nicht, was Du wider die Männer haßt, und weißt doch, wie kommod ſie uns kommen, und wie da nie nein iſt, man mag wollen, was man will. Gehe ich zum Wirth, ſo bringe ich das beſte Fleiſch, Wein, wie er ſagt, wie man ihn ſonſt nirgends findet, nimmts mit Gewicht und Maas nicht ſpitz: meint nicht, daß ich jeden Schoppen zahlen müſſe. Ein Faß hat er uns zum Einbeizen geliehen, und mir hundertmal geſagt: wenn ich was mangle, ſei es Tag oder Nacht, ſo ſolle ich nur herkommen, er zürne, wenn ich an einen andern Ort gehe, und wenn Niemand gegenwärtig ſei, nur nehmen ungenirt, was ich bedürfe: einen behülflicheren Mann habe ich nirgends angetroffen, ſolche Leute ſind rar, wo man ſie findet, muß man Sorge zu ihnen tragen. Ich muß ſagen, es freut mich allemal, wenn ich ihn ſehe, und wenn ich ſchon nur Pächter bin, ſo ſchämt er ſich meiner doch nicht. Er hätte noch keinen ſo wie mich angetroffen, hat er mir ſchon manchmal geſagt, wenn ich ſo fortfahre, werde es nicht lange gehen, ſo ſei ich Bauer, trotz Einem. Beim Müller iſt es gerade ſo; fehlt mir Spreuer, ſo ſind für mich da, wenn für Niemand ſonſt da ſind, mit Pferdefutter iſt's auch ſo, und um einen Preis, wie ich es ſonſt nirgends bekomme, aus dem Getreide läßt er mir gehen, was keiner ſonſt. Mein Lebtag habe ich gehört, es ſei nichts komoder auf der Welt, als gute Leute, zu ſolchen müſſe man mehr Sorge tragen als zum Brote. Ich kann gar nicht begreifen, was Du gegen ſie haſt?" „Ja, Uli, gute Leute ſind kommod, das haben wir am beſten erfahren, ohne gute Leute wären wir nicht, wo wir ſind," antwortete Anfangs Vreneli, „aber es iſt auch ein großer Unterſchied zwiſchen guten Leuten und guten Leuten. Es giebt gute Leute, welche einem aufhelfen und am beſten ſich zeigen, wenn man in der Noth iſt, und es giebt Leute, welche gut ſcheinen, ſo lange ſie Jemand ausnutzen können, und iſt er ausgenutzet, ſo laſſen ſie ihn hängen, wie eine Spinne die Fliege im Netz, wenn ſie ausgeſogen iſt. Wenn die es gut meinten, ſie wären nicht halb ſo ſchmeichelhaft und machten Dir den Kopf ſo groß. Mit der Dienſtfertigkeit gebe mir, ich möchte doch wiſſen, wer mehr dienet, ob ſie Dir, oder Du ihnen? Haben ſie ja was zu fahren, oder ein Pferd nöthig, ſo ſtehn ſie vor der Thüre, und wieviel ſie Dir dafür geben, weißt Du; es ſteht zu verdienen, werden ſie Dir ſagen, und haſt was nöthig, ſo ſprich auch zu; leiht man ihnen etwas, einen Wagen oder ein Werkzeug, ſo geben ſie es nicht wieder, und läßt man es endlich holen, ſo iſt es entweder nicht da, oder es weiß Niemand, wo es iſt, oder es iſt zerbrochen, und wir haben die Koſten, es ausbeſſern zu laſſen. Ein alter Pfarrer hat immer geſagt: „Fründ wie Hünd" (Freunde wie Hunde), und die mahnen mich wohl daran. Du wirſt es aber wohl noch erfahren, ob ich Recht habe oder nicht."

Uli dachte, es ſei doch eine verfluchte Sache mit der Eiferſucht des Weiber. Stelle man dem Weibervolk nicht nach, ſo erſtrecke ſie ſich auch auf das Männervolk, und am Ende dürfe man mit Niemand mehr reden als mit ſeinem Weibe und dem Hund, doch mit dieſem nur halblaut. Das dürfe er nicht aufkommen laſſen, und jetzt ſei ein Anlaß, zu zeigen, wer Meiſter ſei. Der gute Uli hatte was läuten hören, und das iſt das Verfluchteſte, wenn man was läuten hört, aber weder weiß, woher das Läuten kömmt, noch, was es bedeutet. Die Weiber ſind eiferſüchtig, das verſteht ſich, und zuweilen nicht blos auf Mannsvolk und Weibervolk, ſondern wirklich auch auf Hund und Katze. Nun iſt es mit dieſer Eiferſucht wirklich wunderlich. Eigentliche Eiferſucht halten wir kaum durch äußere Mittel zu heilen, weder durch Reizungen, noch durch die ſtrengſte Treue. Reizungen machen Krämpfe, und je offenbarer die Treue iſt, deſto verdächtiger erſcheint ſie der Eiferſüchtigen, ſcheint Deckmantel von was Geheimem. Dieſe Eiferſucht kann blos von innen heraus geheilt werden, und zwar blos durch den Sinn der von Oben kommt, der den Splitter in des Nächſten Auge nicht ſieht, aber den Balken im eigenen, der Mißtrauen hat in die eigene Tugend, und nicht in die der Andern, der durch Liebenswürdigkeit zu gewinnen und feſtzuhalten ſucht, was ein ſchnödes Weſen behandelt wie ein Kind eine Uhr, ſie zernichtet, zerſtört, und doch fordert, daß ſie in regelrechtem Gange gehe und die Stunden gehörig zeige.

Dann aber wird wirklich Manches Eiferſucht geheißen und als Eiferſucht ausgelegt, was es nicht iſt. Wenn eine Frau den Mann vor Menſchen warnt, ſei es männlichen oder weiblichen, wen ſie ihn nicht gern Tage lang herumlaufen ſieht, oder ganze Nächte ſchwärmen läßt, ſo kann dieſes ſehr edle Beweggründe haben, Sorge um den Beſtand des Hausweſens, Sorge für die Kinder, Sorge für Ehre und Wohlergehen des Mannes ſelbſt. Wir halten dafür, daß bei Vreneli die letzteren Gründe alleine vorwalteten, und nicht wirkliche Eiferſucht. Wir halten Eiferſucht immer als den Ausbruch des Bewußtſeins der eigenen Schwäche oder der eigenen Unliebenswürdigkeit und nun müſſen wir ſagen, daß Vreneli kräftiger im Charakter und liebenswürdiger in ſeinem Weſen war als Uli, daß wir daher Vreneli nicht der eigentlichen Eiferſucht unterthan glauben. Uli nun aber nahm es freilich ſo, wollte ein Exempel ſtatuiren, und erzwang die beiden Pathen. Daß bei Vreneli nicht Eiferſucht im Spiel war, hätte er daraus ſehen können, daß Vreneli darüber nicht wüſt that, nicht ſchmollte. Billig und recht wäre es eigentlich, daß eine Mutter, welche das Kind geboren, in derlei Dingen das erſte Wort haben ſollte, aber wenn er es erzwingen wolle, nun ſo dann in Gottesnamen, ſo ſolle er es. Er werde die Leute ſchon kennen lernen, nur dauern thue es ihns, daß das arme Bubi zwei ſolche Pathen haben müſſe, von denen es einſt denken werde, wenn es nur Niemand wüßte, daß ſie ihm zu Gevatter geſtanden. Die kindliche Freude an Ehrenhäuptern, welche man zu Pathen habe, ſei doch ſo ſchön und eine gar mächtige Kraft in kindlichen Gemüthern. Aber in Gottesnamen. Die Baſe habe geſagt: Man ſolle nicht erzwingen, ſondern denken, was geſchehe, ſei ſicher gut für etwas, und wenn man es recht nehme, diene es zum Beſten." Dabei mußte es aber an den Hagelhans im Blitzloch denken und fragen: „Es nehme ihns nur Wunder, was da Gutes herauskommen werde, daß er des Mädchens Pathe ſei, derſelbe hätte nichts von ſich hören laſſen. Aber ſtrenge ſei es doch," dachte das Weibchen, „daß es an keiner Gevatterſchaft ſo eine rechte vollſtändige Freude haben ſolle.

Am Tauftage ſelbſt hätte man von dieſer Stimmung nichts bemerkt, denn kreuzluſtig war die Geſellſchaft und kurzweiliger hätte es nicht zugehen können. Die Drucke, worin die Schnurren und lächerlichen Erzählungen aufbewahrt liegen, im Gedächtniß der Menſchen, war aufgeſprungen. Erzählungen, eine luſtiger als die andere, jagten ſich, Jeggeli lachte laut auf, und die Baſe fuhr ein über das andere Mal mit der dicken Hand über die Augen, wiſchte die Thränen aus, welche das Lachen hinein getrieben und bat um Gotteswillen, man ſolle doch aufhören, es verſprenge ſie ſonſt. Mit dieſen Drucken iſts wunderlich, denn es giebt deren mehrere in der Schatzkammer der Seele; da iſt z. B. die Liederdrucke, die Geſpenſterdrucke, die Krankheitsdrucke, die Liebesdrucke, und die große Grumpel- oder Plauderdrucke. Dieſe Letztere iſt immer bei der Hand, offen faſt Tag und Nacht, ohne Boden wie der Himmel, und enthält Alles, was wir vom Nächſten geſehen, gehört, gerochen, geſchmeckt, gefühlt, gedacht, gemeint, vermuthet und geglaubt haben. Zu dieſer kramt man beſtändig herum, giebt auf die freigebigſte Weiſe zum Beſten, was man in die Hände kriegt. Die andern Drucken dagegen liegen verwahrt und verſchloſſen, man merkt ihr Daſein oft die längſte Zeit nicht. Dann wie von einem Zauberſtäbchen berührt, ſpringt die eine der Drucken bei einem Menſchen plötzlich auf und hervor quellt der Inhalt und allgemach geben bei allen Anweſenden die gleichnamigen verſchloſſenen Drucken auf, ihr Inhalt quillt herauf, miſcht ſich mit dem Strome der Andern. Und wo dieſes Quellen mal begonnen, iſt es ſchwer zu ſtillen, mit ſchweren Seufzen ſchließen dieſe Drucken ſich wieder, denn groß war die Wonne, ſo lang die Quellen rannen, es war wie ein Säuſeln aus der Ewigkeit, in welchem die rinnende Zeit die ganze Gegenwart vergeſſen wird, und je ſchauerlicher der Inhalt der Drucken iſt, deſto größer die Wonne, deſto mächtiger ergreifender das Säuſeln aus einer andern Welt. Es war aber ſonderbar, bei Vreneli wollte die Drucke mit den luſtigen Geſchichten nicht aufſpringen, obgleich es auch eine hatte, und zwar eine große und wohlgefüllte. Wenn den andern die Lachthränen die Augen füllten, waren die Seinigen auch voll, aber eine unerklärliche Wehmuth hatte ſie herauf getrieben, und wenn die Baſe bat, „man möchte um Gotteswillen ſchweigen, das Lachen verſprenge ſie ſonſt,“ hätte es auch ſo bitten mögen, aber aus dem entgegen geſetzten Grunde. Die Wehmuth ſtieg ihm auf, es wußte nicht woher, warum? Als ſie da war, machte es entſprechende Gedanken hinein, wie ein Lehrer Buchſtaben oder Zahlen auf eine ſchwarze Tafel, oder eine Dame Menſchen, Vieh und ſonſt Allerlei auf ſogenanntes Beuteltuch, ein gelöchert Zeug, welches vornehme und andere Damen mit ſchönen Dingen ſticken. Nicht unkommod wäre es für manchen Mann, wenn ſeine gelöcherten Strümpfe zuweilen geſtickt würden und nicht einmal mit ſchönen Dingen, ſondern mit ſimplem Baumwollengarn, oder ebenſo ſimplen flächſernem Faden. So machte Vreneli ſich auch Gedanken und dachte: „Es ſei doch eigentlich nicht recht an einem Tauftage ſo liederlich und luſtig zu ſein, das ſei keine Weiſe für ein chriſtlich Kind zu einem chriſtlichen Leben. Wenn das luſtige Leben dem Kinde nur nicht angethan werde, daß es auch meine, es müſſe ſein Lebtag ſo zugehen in Saus und Braus, in Luſt und Lachen.“ Breneli war himmelweit von einer Kopfhängerin, aber Breneli war ein Weib, welches was auf Ahnungen hielt und meinte, man könnte ſich verſündigen, dieſes oder jenes könnte einem nachgehen und die Sünden der Eltern kämen bis in das zweite und dritte Geſchlecht. Es war weit entfernt, zu glauben, man ſollte an einem Tauftage nicht fröhlich ſein, nicht was Gutes eſſen und trinken, aber doch Alles ſo in einer ehrbaren G'ſatzlichkeit, ſo daß man der ganzen Geſellſchaft es anſehe, daß ſie Chriſten ſeien, und zur Ehre Gottes gleichſam eſſen und trinken thäten, und nicht ſo wie eine liederliche Wirthshausgeſellſchaft, welche keinen andern Zweck hatte, als ſich luſtig zu machen. Es wußte der Sache eigentlich keinen rechten Namen zu geben, und es wäre in große Verlegenheit gekommen, wenn es hätte beſchreiben ſollen, was ihm nicht recht ſei, und wie es es eigentlich haben möchte. Nur Eines wars, was es beſtimmt nennen konnte, und um welches endlich alle ſeine Wehmuth zuſammenlief, und ſein Glaube, daß man ſich verſündige und das Kind es es einſt büßen müſſe, ſich klammerte und zwar folgendes. Als es ſpäter war und die Schmiedin von Aufbrechen ſagte, was bekanntlich immer eine geraume Zeit vor dem wirklichen Aufbruch geſchieht, ſagte der muntere Wirth: „Man ſolle noch warten, er hätte da noch was, das müſſe man verſuchen, dann wiſſe man erſt, was Wein ſei.“ Er zog nun Champagnerflaſchen hervor, welche er unvermerkt herbei geſchmuggelt hatte. Nun wehrte man von allen Seiten, er ſolle doch nicht aufmachen, man hätte bereits zuviel getrunken, und was er doch denke, ſo köſtlichen Wein! „Eben,“ ſagte er, „müſſe man den trinken, wenn man vom Andern genug hätte, der mache einem dann ganz wohl wieder und leicht, daß es einem dünke, man möchte fliegen.“ Und als man von den Koſten ſagte, und wie ſolcher Wein nicht in ein Bauernhaus gehöre, ſo ſagte er: „Darüber ſollten ſie ſich keinen Kummer machen, allweg koſte er ſie nichts, ihn hätte er auch nichts gekoſtet, oder doch nicht viel. Er hätte in Frankreich einen guten Freund, einen ganz ſcharmanten Herrn, einen ſo freundlichen, der gemeinſte Bauer könnte nicht ſo gemein ſein, mit allen Leuten. Wenn er zu uns kommt, ſo ißt er, ihr mögt es glauben oder nicht, mit uns an einem Tiſche, wo die Kinder eſſen und Knechte und Mägde. Dem komme ich manchmal kommod, er handelt mit Kühen, Roſſen, Kirſchgeiſt, kurz mit vielen Sachen. Es iſt ein gar grauſam vornehmer Herr" (die Baſe flüſterte Vreneli, der und der Tochtermann werden einander wohl kennen), „aber nicht ganz feſt mit der Sprache, da muß man ihm zuweilen zurecht helfen. Die Leute ſind gar unverſchämt, man glaubt es nicht, und wenn ſie ihn betrügen könnten, ſie thäten es, und noch dazu Leute, man glaubt es nicht. Aber das thue ich nicht, und das ſieht er wohl und erkennt's auch. So ſchickt er mir alle Jahre was Gutes, und dieſes Jahr einen Korb Champagner. Man hat ihn in Körben, der Korb enthält fünfzig Flaſchen, und ihr mögt es mir glauben oder nicht, drinnen angenommen, koſtet die Flaſche geringſten zwei Gulden. Es iſt aber auch Wein, der König in Frankreich wäre froh, wenn er ſolchen krigte. Aber er kriegt ihn nicht, der wird heillos betrogen, der Herr hat es mir erzählt. Dieſer Wein ſei nur für gute Freunde, hat mir der Freund geſagt. Auf meine arme Theure, wenn er zu uns kommt, er klopft mir den ganzen Tag auf die Achſel, und wie oft er mir mon ami, das iſt auf Deutſch, mein guter Freund, ſagt, könnte kein Menſch zählen" Beiläufig geſagt, war an der ganzen Geſchichte nicht ein wahres Wort. Jedenfalls war der Wein nicht aus Frankreich, ſondern aus dem Waadtlande, wo man auch Champagner fabrizirt, aber Champagner, der ſo ſchwer im Kopfe liegt, wie dreijähriges Sauerkraut im Magen. Nun aber war es gar ſchön, wie der Wirth mit der Flaſche umging, mit welchem ſchmunzelnden Behagen er zeigte, wie die zugemacht ſei. „Und dann werden ſie noch was hören," ſagte er. Bedenklich ward ſein Geſicht, als der Pfropf gelöſt, es aus Knallen gehen ſollte, aber es lange zweifelhaft blieb, ob es wirklich knallen werde, oder ob es nur eine der vielen Waadtländer Flaſchen ſei, welche ein Geſicht machen, als ob ſie knallen könnten, und am Ende doch nicht knallen. Doch endlich ſprang der Pfropf, es knallte wirklich, ja, und mit glücklichem Geſichte ſah der Wirth rundum, ſtillſchweigend fragend: „Habt Ihr je ſo was gehört?" Und mit großem Behagen führte er ſich alle Verwunderung zu Gemüthe, welche er auf den Geſichtern ſammelte, und prägte ſie tief in ſein Gedächtniß, um gelegentlich ſie hervorzunehmen und zu zeigen, wie die Verwunderung ausſehe, welche man einmal in einem Bauernhauſe gemacht, als er Champagner habe ſpringen laſſen. Das nun ſchmerzte Vreneli ſehr, daß man am Tauftag ſeines armen Bubli ſolch köſtlichen Wein trinke, 2 Gulden die Flaſche, von dem man ſagte, daß ihn der König von Frankreich nicht einmal ſo trinke. Das arme Kind vermöge ſich deſſen nichts, und doch werde es dieſen gottloſen Aufwand mit büßen müſſen, denn Hochmuth komme vor dem Falle. Sie hätten kein Vermögen, die Andern nicht viel mehr, und da könne man doch denken, ob das gut kommen könne, wenn ſolche Leute ſolchen Wein trinken wollten, wo ſie ja nicht einmal den Verſtand hätten, zu wiſſen, ob er gut ſei oder nicht?

„Wenn bei Leuten, wie wir ſind, ſolch Aufwand getrieben wird, was ſollen erſt die Leute anfangen, welche tauſendmal reicher als wir ſind? Einer, der mit ſolchem Weine kömmt, dem fehlt es entweder im Kopf, oder es weiß der Teufel, was er im Sinn hat, allweg nichts Gutes, und wir können den verfluchten Wein vielleicht einmal noch ganz anders bezahlen, als zu zwei Gulden die Flaſche." Es fand auch den Wein bitter, ganz abſcheulich, während die andern ihn nicht genug rühmen, freilich heimlicher unwillkührlicher Grimaſſen ſich nicht enthalten konnten. Es iſt allenthalben Sitte, gut zu finden, was koſtbar iſt, und ſchlecht, was wohlfeil iſt, und was man alle Tage haben kann. Darum ſind ſo ſchrecklich viele Leute ſo ſchrecklich unglücklich, dieweil ſie ſo ſchrecklich dumm ſind, daß ſie meinen, ſie müßten auch alles Schlechte haben, was viel koſtet und das Gute verachten, dieweil es wohlfeil iſt. Da iſt unſer lieber Herrgott geſcheuter, und es wäre gut, wenn all unſere dummen Leute ein Beiſpiel nehmen würden an ihm und ſo geſcheut werden würden, wie er es iſt. Er hat die Kartoffel ſo wohlfeil gemacht, das Brot nicht theuer, läßt Kraut wachſen, mehr als manchem lieb iſt, läßt die Kühe ſüße Milch geben, und Schlächter lernen das älteſte Kuhfleiſch als kräftiges Ochſenfleiſch verkaufen, läßt den Aermſten die kühnſten Zähne wachſen, das nahrhafteſte Fleiſch zu verarbeiten. Was meint man wohl, wenn unſer Herrgott den Armen Auſtern, Schnekken, Fröſche, Confitüren Bitterſüßes ſammt chineſiſchen Vogelneſtern und paſſabler Limonade wohlfeil gemacht und darauf ſie angewieſen hätte? Wäre man wohl dabei, oder würde man ſchreien über ſchreckliche Ungerechtigkeit? Was kriegten die Armen bei den wohlfeilen Fröſchen und Schnekken, Limonaden und Polniſch Bittern für dünne Wangen und laſterhafte Zähne. Wie würden ſie doch wieder ſchreien nach den theuern Kartoffeln und dem unbezahlbaren Schwarzbrot! Aber ſo iſt halt die Welt, hat das ganze Paradies, und will halt nichts als Aepfel vom ſchlechten Baume, an welchem man ſterben muß. So hatten ſie es auch in der Glunggen, grämeten über den waadtländiſchen Göttertrank und ruhmten ihn doch über die Maaßen, und redeten ihr Lebtag davon, ſie hätten Champagner geſehen und ſogar davon getrunken. Vreneli allein ſagte: „Es finde ihn nit e Tüfel nutz und man ſolle ihns ruhig laſſen damit.“ Der Wirth that ſehr gekränkt: „Müßt eine wunderliche Zunge haben,“ ſagte er, „daneben will ich Niemand zwingen, es wird ſchon Jemand ſein, der ihn nimmt,“ und darin täuſchte er ſich wirklich nicht. „Mag ſein,“ ſagte Vreneli, „daß ich nicht weiß was gut iſt, daneben bin ich froh darüber. Mich dünkt gut, was ich habe und was wir vermögen und Gottlob alle Tage, ſo lange wir geſund ſind. Dabei bin ich wohl und habe Urſache Gott zu danken. Es dünkt mich, ich möchte es nicht anders, denn was hätte ich davon, wenn mich die Krankheit ankäme, nur das gut zu finden, was ich nicht hätte und nicht vermöchte, eine Gluſte, die ihre Zunge in Allem haben möchte, was man ſelbſt nicht hat, aber andere. Habe von dieſer Krankheit ſchon gehört, aber bis dahin geglaubt, ſie ſei bloß eine vornehme Krankheit. Sollte ſie aber auch unter das gemeine Volk kommen, wie es den Anſchein hat, dann Gnade Gott den armen Menſchen, dann Adieß Zufriedenheit, dann wird der Teufel Meiſter.“

Endlich brachte es die Schmiedin doch zum Auſbruch, obgleich der Wirth ſagte: „So ſei es in der Welt, wenn es am luſtigſten gehe, und es einem am beſten gefalle, ſo müſſe man aufſpretzen und fort. Früher hätten ſie bloß ſo

Flanſen getrieben, wie etwa an andern Orten auch, jetzt aber wäre das Predigen angegangen, das wäre was Neues geweſen, es hätte ihn Wunder genommen, dies zu hören, es ſcheine ihm, die Frau Gevatterin könnte es noch beſſer als mancher halbſturme Pfaff. Er müſſe ſagen, mit dem, was ſie da von der Kanzel runter pralatzgeten (plapperten), könne er hell nichts machen, er verſtehe nichts davon, und in dieſen Zeiten, wo man nicht mehr ſo dumm ſei, werde es den Meiſten ſo gehen: es nehme ihn Wunder, ob er es nicht erlebe, daß das Zeug ganz aufhöre.“ Vreneli ward blaß, da ſagte die Baſe: „Sie hätte auch ſchon gehört, daß ſolche Dinge geredet würden, ſelbſt ſei ſie aber nicht dabei geweſen und habe es nicht glauben wollen, jetzt wiſſe ſie es, es wäre ihr aber lieber, ſie erführe es nicht noch einmal. Dir, Wirth, wird es auch noch anders kommen, entweder hier oder dort, wie es Dir dann ſein wird, wenn Du draußen ſtehſt und klopfſt und hören mußt, ich kenne Dich nicht, ſelbſt wirſt dann erfahren, aber leider wird es zu ſpät ſein; aber eins will Dir ſagen: wenn im Winter Stein und Bein gefroren iſt, und ſo recht eiſig der Wind durch die dickſten Kleider zieht bis ins Mark hinein, und es ſteht ein arm Bettlerkind im dünnen Kleidchen zitternd vor Deiner Thüre und bittet um Gottes Willen, daß man ihns hineinlaſſe, nur einen Augenblick, um ſich zu wärmen, es müſſe ſonſt erfrieren, und man thut ihm die Thüre nicht auf, und von innen heraus tönt eine Stimme: „packe Dich fort, wir kennen Dich nicht,“ denk wie es dem armen, bebenden Kinde ſein muß, denk Wirth. Und doch findet es nicht weit davon eine andere Thüre und einen barmherzigeren Hausvater, ſterben muß es noch nicht. Denk, wenn Du aber einmal ſo vor der Thüre dort ſtehſt, zitternd, und klopfſt und hörſt: ich kenne Dich nicht, ſo iſt keine Thüre für Dich, kein barmherziger Hausvater, es iſt der Allerbarmer, der Dich nicht kennen will, denk wie wird Dir dann ſein?“ Ich ſehe, die Glunggebäuerin kann das Predigen auch, und wenn unſer Pfarrer abgeht, ſo brauchts keinen Pfarrer mehr, eine von Euch oder abwechſelnd könnt Ihrs auch machen, und vielleicht macht Ihrs beſſer und wohlfeiler als der jetzige. Es will Niemand rühmen, daß er ein ſehr geſchickter ſei; daneben frage ich dem nicht viel nach; lieb iſts mir allweg, daß meine Frau auf das Predigen, ſich nicht ſo verſteht, es könnte mir mißfallen! Nun ſodann, ſo wollen wir,“ ſchloß der Wirth, der jetzt zum Aufbruch ſehr bereitwillig ſich zeigte, den Predigten wollte er entrinnen und ſein Champagner war zu Ende. „Die Flaſchen nehme ich wieder mit,“ ſagte er, „oder braucht ihr ſie zu was?“ Seine Freigebigkeit hatte ihre Grenzen, wie man ſieht.

Capitel 11.

Von einer Falle, welche Uli abtrappet, aber diesmal noch ohne Schaden.

Joggeli hatte das ganze Jahr hindurch Verdruß gehabt mit ſeinen Kindern; der Tochtermann betrachtete ſein Gütſi wie ein Schröpfhörnchen, wenn er Geld nöthig hatte, ſetzte er es dem Vater auf den Hals. Der Johannes dagegen kam ſelbſt angefahren mit Gepolter und Schnauben, und holte ſeinen Theil unter Donner und Blitz. Jedesmal, wenn eine ſolche Operation vorüber war, Joggeli in Schmerzen lag und Luſt zu einer Ohnmacht hatte, verſchwor er ſich hoch und theuer, das müſſe die letzte ſein, möge es gehen wie es wolle, bei Lebtzeiten gebe er keinen Kreutzer mehr. Und wenn ſie wieder kamen, ſo ging es doch wieder, und Joggeli mußte ſich am Geldſeckel operiren laſſen, er mochte ſich winden und drehen wie er wollte. Als nun die Verfallzeit des Lehnzinſes heranrückte, welche Sohn und Tochtermann kannten ſo gut als er, war er in großer Verlegenheit, was machen. Sollte er an Uli wachſen und verſuchen, ob derſelbe nicht eine Woche oder zwei früher zahlen wolle, oder aber, daß er warten ſolle, bis der Sturm abgeſchlagen ſei, mit dem Vorwande, der Pächter habe nicht bezahlt und könne nicht bezahlen. Beides hatte ſeine zwei Seiten; kriegte er den Zins früher, ſo hatte er ihn alſo, und das iſt immer ſchön, wenn man einmal was hat; aber was dann machen?

Im Hauſe durfte er das Geld nicht behalten, und brachte er es unter, ſo müßte er angeben, wo es ſei? Sage er das, ſo ruhten die Hagle, Gott verzeih mir meine Sünde, nicht, bis ſie es haben. „Das iſt ein Elend," jammerte er. Sage er Uli, er ſolle nicht bezahlen auf den Termin, ſo ſei das wohl gut, aber dann habe Uli das Geld und nicht er, könnte es ihm weiß Gott wann geben, und vielleicht gar ein Recht daraus machen, und alle Jahre ſpäter kommen mit dem Zins, bis er ihm zuletzt gar keinen gebe. Darauf könne er es alſo nicht ankommen laſſen, kalkulirte er. Endlich ſchoß ihm ein Blitzgedanke durch das Haupt, er rieb mit vergnüglichem Geſichte die Hände und dachte, für ſolche Gedanken zu kriegen, muß man Joggeli in der Glungge ſein. Man könnte manches Dorf auslaufen, ehe man einen fände, dem beifiele, was ihm. Der gute Joggeli war noch nicht zu der Erfahrung gekommen, was Einfälle, auf die man ſich am meiſten zu gute thut, für Schwänze haben! Er dachte, er wolle Uli ſagen, derſelbe ſolle ihm den Zins acht Tage zum Voraus geben, denſelben wolle er gehörig in Sicherheit bringen, und wenn dann ſeine Blutſauger kämen, ſagen, im Einverſtändniß mit Uli, Uli habe noch nicht bezahlt, er werde den Zins einſtweilen nicht geben können. Er trug ſeinen Gedanken alsbald ſeiner Frau vor. „Was Tüfels erſinneſt Du aber Dummes," ſagte ihm dieſe: „das kömmt nicht gut, zähle darauf." „Ich wüßte eigentlich auch nicht, wann Du etwas gut gefunden hätteſt, was mir beigefallen, es war von Anfang ſo, und wird ſo bleiben bis ans Ende." So ſprach Joggeli in zornigem Brummen, drehte ſich und ging ab. Ging zu Uli und trug ihm den Handel vor. Uli war das ſehr zuwider. Er glaube, ſagte er, das Geld könne er geben, aber mit dem Verleugnen wollte er lieber nichts zu thun haben. Man könne am Ende nicht wiſſen, was das für Folgen haben könne, jedenfalls begehre er keinen Streit mit den Beiden, denn wenn ſie ihm etwa auf den Hals ſteigen und wüſt ſagen würden, ſo nehme er dies nicht gelaſſen hin. „Habe nicht Kummer," ſagte Joggeli, „ich will das ſchon machen, und Folgen hat es keine, gebe Dir eine geſetzliche Quittung und ſchreibe es alsbald ein. Es iſt ein bloßer Gefallen, Dich koſtet es nichts, und mir iſts ein großer Dienſt, und etwas wirſt mir doch auch thun wollen, oder meinſt etwa, es wäre nicht recht?" Uli fügte ſich, Breneli hatte nichts dawider, begehrte bloß über den Alten auf, der immer was erliſteln wolle und andere hineinſtoßen, und doch nichts ausrichte, weil er keinen Muth hätte, ſondern allezeit das Herz in den Hoſen.

Uli mußte ans Rechnen gehen vor der Zeit, und das war ihm ſehr zuwider; nicht deswegen, weil er dachte, es könnte der Pünktlichkeit ſchaden, wenn er acht oder vierzehn Tage vor der Zeit die Rechnung ſchließe. Nein, daran dachte er gar nicht; ſo einen Ketzer von Rechnung könne man ja ſtellen wie man wolle, einige Wochen vorwärts oder rückwärts, wie man wolle, darauf komme es nicht an, wenn es ihm ſo recht ſei. Akurat wie er mit dem Zeiger ſeiner Uhr auf zehn oder zwölf fahren könne, je nach ſeinem Belieben, weil es ja ſeine Uhr ſei und Niemand weiters angehe. Aber ſolch Rechnen war ihm zuwider; ſolch Rechnen, nicht alles Rechnen, denn er rechnete eigentlich wo er ging und ſtand, wir hätten faſt ſagen mögen, alle ſeine Gedanken hätten ſich ins Rechnen aufgelöſt, aber er rechnete im Kopf, was dieſes ihm eintragen, jenes koſten würde, wie viele Malter er aus jenem Acker machen, wie viel Flachs, wie viel Repps ꝛc., was er davon bei Seite legen, und was er brauchen müſſe, das ging ihm fort und fort im Kopf herum, akurat wie ein Mühlrad, - kam ihm im Traum vor, machte ihn zuweilen glücklich, zumeiſt aber ſteinunglücklich. Er wollte halt reich werden, viel gewinnen, ſtellte daher alle ſeine Rechnungen auf Gewinn, dachte hauptſächlich bloß an die Einnahmen, Ausgaben ſah er nicht, und dachte nicht daran. Die Einnahmen ſieht der Landmann vor ſich in Aeckern und Wieſen, die Ausgaben kommen ungeſinnet, zerbrochene Wagen, abgeſprengte Roßeiſen fallen nicht zum Voraus ein, und an eine Maſſe von Haushaltungsausgaben denkt ein Mann, namentlich ein junger, nicht. Alle dieſe ungeſinneten Ausgaben verdarben immer die Rechnung, er mußte immer von vornen anfangen, verdarb damit alle andere Gedanken, und kam doch nicht zu Ende. Aber auf dem Papier rechnen, zuſammenziehen Alles, was man gemacht hat, und zwar ſo, daß es ſich treffen ſoll, ja, das iſt was anders.

Uli hatte es erfahren, und obendrein noch ſoviel Geld zählen, und zwar ſo, daß man allemal gleichviel hat, das iſt noch was viel anderes, und Uli hatte es ebenfalls erfahren. Nachdem er einen halben Tag gezählt hatte, und zweimal endlich die gleiche Summe herausgebracht, fand Uli, daß er mehr Geld hatte, als der Pachtzins betrug, doch ziemlich weniger als im vergangenen Jahre. Es blieben ihm, wenn er die Schuld abgetragen, noch ungefähr hundert Thaler übrig, dagegen hatte er mit Wirth und Müller bedeutend zu rechnen. Der Wirth namentlich war ihm zwei fette Kühe, von denen jede über ſechzig Thaler werth geweſen, und vier Schweine, welche zuſammen wohl zwölf Centner gewogen, ſchuldig; dagegen hatte er was genommen, aber eben viel nicht, eben darum ſtunden ſie in Rechnung, und Uli hatte das Geld nicht. Der Müller ſtand ebenfalls mit Uli in Rechnung, für eine ganze Menge von Allerlei. Uli hatte auch was genommen, aber von ferne glich es ſich nicht aus, da hatte er ſicherlich ſehr viel zu fordern, aber wie viel, wußte er doch nicht beſtimmt. Bei ſolchen Rechnungen, namentlich wo ſie en detail gehen und lange nicht bereinigt werden, hat es eine ganz verfluchte Bewandniß, ſie ſind im Stande, zu wachſen, während man ſie macht, zu einer ganz unglaublichen Größe, ungefähr wie Blutegel, welche ganz ſchmächtig ſind, wenn man ſie anlegt, und faſt fauſtdick, wenn ſie abfallen. Wer mit einem Müller oder einem Wirthe in Rechnung ſteht, der hat ein ganz verflucht Zeug am Halſe. Kriegt er endlich den Müller zwiſchen die Knie, um mit ihm zu rechnen, ſo hat er eine große Reihe voll Semmelmehl, Kuchenmehl, Kleien, Spreuer, Taubengrütze, Hühnerfutter, von welchem Allem der Bauer nichts weiß. Sagt er dem Müller in hohem Zorn: „Donner, von dem Allem weiß ich nichts, wird auch nicht ſein!" ſo ſagte der Müller: „Wirſt doch nicht glauben, ich hätte falſch aufgeſetzt? Sieh, mache mich nicht böſe, daß iſt mein Gebrauch nicht. Das hat Deine Magd geholt, welche letzte Weihnacht fort iſt, und dies das arme Mädchen, welches Du im vorigen Jahr von der Gemeinde hatteſt, und dies der Knecht, welchen Du vor vier Wochen fortjagteſt, das eine kam von Deiner Frau geſandt, und ein anderer ſagte, er habe von Dir den Befehl, und da ſchickt es ſich doch unſer einen nicht, ſolches Alles ſchriftlich zu wollen, oder gar auf Stempelpapier. Was meinſt, was würde Deine Frau ſagen, wenn die Magd zurückkäme und ſagte, der Müller gebe nichts, wenn er es nicht ſchriftlich von Dir hätte?" Wer will ſich nun an Alles erinnern? Und wenn gar die Rechnung ſich hinauszieht, bis Knecht, Kind, Magd fort ſind, wer Teufel will Alles erforſchen? Und wenn man es zu erforſchen verſucht, was gewinnt man? Uneinigkeit, Mißtrauen u. ſ. w., und am Ende bleibt die Rechnung Rechnung, ſo lang ſie war, ſo lang bleibt ſie. Ja, es iſt ein kurios Ding mit ſolchen Rechnungen, gar Mancher hat hat ſich mit ſolchen um Hab und Gut verrechnet; doch das wußte Uli nicht, und wenn es ihm ſchon Jemand geſagt hätte, er hätte den Glauben nicht gehabt, daß es ſo ſein könnte, er hielt, was er an Wirth und Müller zu fordern zu haben glaubte, wie das Geld. Wenn er Geld, Vorräthe, Rechnungen überſchlug, hatte er wieder ein gut Jahr gehabt, und mehr gemacht, als im vorigen Jahr.

Bös hätte er gehabt, ſagte Uli, ein Jahr verlebt, er möchte es keinem Hund gönnen, aber es ſei doch was dabei herausgekommen, die geringern Dienſtbotenlöhne ſeien doch wirkſam. „Weiß nicht," ſagte Vreneli, „ob der Gewinn daher kömmt, und ob wirklich ein Gewinn da iſt." „He!" ſagte Uli, „wenn Du weißt, was zwei mal zwei iſt, ſo ſieh was da iſt, ſo viel baar und noch ſo viel in Rechnung." „Ja," ſagte Vreneli, „das Geld ſehe ich, und wenn ich auch das ſehen könnte, was noch in Rechnung iſt, wäre es mir noch lieber." Da fuhr Uli auf, gab einen böſen Blick von ſich, und ging hinaus. „Haben es ihm die Ketzer ſchon ſo weit angethan" ſagte Vreneli, „daß er blind iſt, und man ihm über ſie ſo weniger ſagen darf, als einem Chriſten über ſeinen Herrgott?"

Diesmal konnte Joggeli mit Behagen ſein Geld zählen und hatte große Freude daran. Uli hatte darauf gehalten, ſchönes Silber zu geben, was Kindern und andern Leuten den Werth deſſelben bedeutend erhöht, jedenfalls immer ein Zeichen von Achtung und dem Wunſche iſt, in Huld zu bleiben. Als Joggeli es genug gezählt hatte, ging die Sorge für das Verbergen an, welche nicht größer hätte ſein können, wenn er fremdes Volk Koſacken, Italiener, eine Nation, welche ſich im Krieg auf das Mauſen verſteht, erwartet hätte. Wie einem Feldherrn, auch wenn er mit dem größten Vorbedacht ſeine Diſpoſitionen gemacht hat, immer ein kleines Herzklopfen anwandelt, wenn die Stunde naht, wo der Feind kommen ſoll, ſo hatte es auch Joggeli, und zwar ſchon am Verfalltag ſelbſt, am Vorabend großer Ereigniſſe, wie er dachte. Aber es war der Ereigniſſe ſelbſt nicht der Vorabend, ſondern der wirkliche Tag. Dem Johannes fiel es ein, wenn er einen Tag früher käme, als das Letztemal, kriegte er vielleicht das Ganze. Dem Tochtermann fiel akkurat das Gleiche ein, denn ſie hatten innerlich ungeheure Aehnlichkeit, und äußerlich auffallend gleiche Sympathien, wenn ſie auch körperlich kein Haar von einander hatten. Der Baumwollenhändler glich einem halb verkohlten Schwefelholz, Johannes einem 5 Fuß 10 Zoll langen Kürbis. Beide kamen gleich Nachmittags angefahren, und nicht nur die Roſſe ſchnauften entſetzlich, ſondern auch beide Aſpiranten, Prätendenten, oder wie man ſie ſonſt nennen will. Jetzt hätte Joggeli gern das Haſenpanier ergriffen. „Wäre ich nur gegangen," murmelte er für ſich, als es daher gefahren kam wie das Donnerwetter, noch viel ärger als an einem engliſchen Wettrennen die langbeinigen Lords daherrennen. Joggeli hatte es wie ein Renommiſt, und zwar hatte er es ſiebenzig Jahre lang ſo gehabt und kannte doch dieſe Schwäche nicht. Es war ein Held weit vom Geſchütz, oder wenn er hinter ſeiner Frau ſtund, kam er aber auf die Menſur, ſo kriegte er den Schlotter, und ſtund nicht ſeine Frau, ſondern ein Mann vor ihm, ſo drückte er ſich gerne bei Seite. Springen hätte jetzt Joggeli wenig geholfen, er mußte warten. Eben freundlich empfing er die beiden Herren wirklich nicht, und wenn ſie eine Haut gehabt hätten, welche empfindliche Redensarten nicht hätte ertragen mögen, ſie wären Beide alsbald wieder abgefahren. Aber beider Häute waren ſattſam gegerbt, nicht bloß in ſolches Wetter, ſondern wenn man Stiefel daraus gemacht hätte, ſie wären ohne beſondere Salbe waſſerdicht geblieben, bis zum letzten Fetzen. Es ging nicht lange, ſo mußte er ihnen ſagen: „Er habe den Zins noch nicht empfangen, und werde ihn einſtweilen auch nicht empfangen; der Pächter ſei nicht bei Gelde, er habe ihm Stündigung geſtattet. Sie ſollten doch nicht thun wie Hungerleider, welche den Lohn immer zum Voraus einzögen." „Wenn ſie Hungerleider wären, ſo ſei Niemand anders Schuld als er, weil er ſie Hunger leiden laſſe, und wenn da was zu ſchämen ſei, ſo komme es an ihn," ſagte der Tochtermann und ging hinaus. Nun ſetzte Johannes mit Ungeſtüm auf den Vater ein, brach aber plötzlich ab, und fuhr auch zur Thüre hinaus. Er hatte durch das Fenſter den Schwager hinüber zu Uli gehen ſehen, und faßte alsbald, was der drüben wollte, und machte ſich ihm nach. Joggeli lächelte ihm nach, kriegte aber alsbald Angſt, Uli möchte vielleicht mit der Wahrheit ausrücken. Gut ſei es, daß er ihm die Quittung noch nicht gegeben, dachte er, er könne es allweg nicht beweiſen, und da wüßten die Blutſauger nicht, woran ſie ſeien, und wem ſie glauben ſollten. Drüben ging ein tapferer Lärm an. Erſt biß der Baumwollenhändler nach dem Schwager, was er ihm nachzulaufen habe, darauf fertigte Johannes dem Schwager grob genug ab. Darauf manövrirten Beide gegen Uli. Erſt kamen ſie mit Manier und wünſchten auf Abſchlag ſo viel Geld, als er im Hauſe hätte, es ſei des Vaters Wille und Begehr, daß er gebe. „Da komme er ſchön in die Klemme," dachte Uli, „der Alte ſtelle ihm zum Anſehen die Suppe dar, welche er ſelbſt nicht möge." Uli entſchuldigte ſich, „er habe nur das nöthigſte Geld für die Handlehen bei der Hand, am Zins könne er nichts machen, er habe ein böſes Jahr gehabt, Mehreres ausſtehen, Anderes nicht verkaufen können, ſo ſei es ihm unmöglich, ihnen mit Geld an die Hand zu gehen. Nun reden die Beiden erſt von Lumpenwaare und Hudelbuben, ſo komme man dran, wenn man Leute von der Gaſſe nehme, da hätte man keine Sicherheit, die machten ſich nichts daraus, mit dem Schelmen davon zu gehen. Das kam Uli über den Magen. „Wenn es mit dem Schelmen davon gelaufen ſein müſſe, ſo ſei er in alle Wege der Letzte von ihnen Dreien, welcher laufe," ſagte er. „Zuletzt," ſagte der Tochtermann, „iſt das ein abgeredet Spiel, ſie ſtecken Beide unter einer Decke. Es war ſchon lange der Gebrauch hier, die Kinder zu betrügen, zum Beſten von Lumpenpack, welches uns unſere Sache abſtiehlt. Laß ſehen, Du Hagels Lehenmannli, jetzt gieb Beſcheid, kurz ja oder nein. Haſt bezahlt oder nicht bezahlt, wir wollen wiſſen, woran wir ſind." Uli ſtutzte, ſagte aber bald: „Mit ihnen hätte er nichts zu thun, ob er bezahlt habe oder nicht, gehe Sie nichts an, Sie ſollten ihre Wege gehen, ihn ruhig laſſen, die Sache mit ihrem Alten ausmachen."

Johannes hätte beinahe an Uli ſeine Kraft verſucht, denn von einem Fremden laſſe er ſich aus ſeinem Hauſe weder ſtellen noch weiſen, ſagte er. Aber Uli ſagte: „Er gedenke weder das Eine noch das Andere zu thun, aber plagen um Etwas, welches Sie nichts anginge, laſſe er ſich eben ſo wenig, und wenn ſie nicht gingen, ſo ginge er." Da ſagte der Tochtermann: „Zanken mit Dir, wollen wir nicht lange, aber zähl darauf, innerhalb einer Stunde wiſſen wir, woran wir ſind, und wollen Dich dann in den Schraubſtock ſpannen, daß Du nach Gott ſchreien lernſt. Du ſollſt es erfahren, wie es ſo einem vierſchrötigen Kuhſtrumpf ergeht, der ſich einfallen läßt, Leute von unſerm Schlage zum Beſten haben zu wollen. Warte nur Bürſchli, Du wirſt froh ſein, andere Saiten aufzuziehen." Darauf ging er ab, huſch Johannes ihm nach. Das Horchen iſt auf dem Lande nicht halb ſo verpönt, als in den Städten. Man hat meiſt vergebene Mühe, wenn man Mägden das Schmähliche, welches darin liegt, begreiflich machen will. Weiber behaupten, förmlich das Recht dazu zu haben, ſo gut als zum Schlüſſel zum Bureau: denn wo Zwei Eins ſein ſollen, wie ſollte da ein Geheimniß zwiſchen ihnen ſein können! So hatte auch Vreneli gehorcht, und als die beiden Unholde abgefahren waren, kam es mit der Frage auf Uli zu: „Du haſt doch eine geſetzliche Quittung?" „Nein," ſagte Uli, „Joggeli hatte nicht Stempelpapier, und ſeither ging die Zeit herum, ich wußte nicht wie, und daran mahnen durfte ich ihn nicht." „Du biſt doch ein Tropf, nimm es mir nicht übel. Aber gehſt, ſagſt, Du habeſt nicht bezahlt, haſt keine Quittung in Händen, und Joggeli iſt Joggeli, Du ſollteſt ihn doch kennen. Was die jetzt mit ihm anfangen und wozu ſie ihn nöthigen, das weiß Gott. Achthundert Thaler ohne den Zins für die Schatzungsſumme kannſt Du verklappert haben mit einem

Worte." Da ward es Uli katzenangſt, ſein Mund that nichts als Donnern, auf der Stelle wollte er hinüber. „Nein," ſagte Vreneli, „jetzt gehſt nicht, mache Dich nicht ſelbſt zu Schanden. Ich gehe zur Baſe, daß ſie aufpaſſe, was vorgeht, ſie läßt uns nicht betrügen, und iſts nöthig, kann ſie Dich rufen." Als die Baſe hörte, warum es ſich handle, entrannen ihr aber einige herzhafte Seufzer über das Mannevolk, wo keiner was rechts, ſondern wer nicht Eſel Schelm ſei und ſagte: „Sei nur ruhig, denen will ich den Marſch machen, daß es eine Art hat." „Aber," ſagt Uli, „ein Lümmel ſei ein Lümmel, und wenn er einer bleibe, ſo könne er ſich und anderen ſchaden mit Arbeit und Sparen, und doch zuletzt im Winter barfuß laufen, und ein ſchön Liedlein pfeiffen, ſtatt eine warme Suppe eſſen." Alsbald begab ſich die Baſe auf die Lauer und vernahm an der Thüre, wie der Tochtermann vorbrachte: „Sie müßten allerdings glauben, der Zins ſei nicht bezahlt, ob mit Gutheißen vom Schwäben oder nicht, ſei ihm gleichgültig, er verlange blos eine Anweiſung auf Uli, er wolle dann ſehen, ob er Geld kriege oder nicht, er kenne ſolche Geſchäfte." Johannes ging plötzlich ein Licht auf, es war das erſtemal, daß er eine Art Reſpekt vor dem Schwager kriegte. „Er wolle auch eine," brüllte er, „der Teufel ſolle ihn ſtückweiſe verreißen, wenn er vom Platz gehe, ehe er eine hätte." Erſt weigerte ſich Joggeli mit allerlei Ausflüchten, als aber die Andern immer heftiger in ihn drangen, ward ſein Widerſtand ſchwächer. Die Baſe an der Thüre dachte: „Was Teufels iſt ihm aber im Sinn gekommen, er iſt Hunds genug, er thuts." Richtig, endlich ging Joggeli nach Tinte und Papier und ſuchte die beſſere Brille, welche er ſeither angeſchafft hatte. Da that ſich die Thüre auf, die Baſe trat ein. Es verzogen ſich ärgerlich oder verlegen alle Geſichter, ſie aber ließ ſich dies nicht anfechten, ſondern ſagte: „Es nehme ſie Wunder, was es gebe, und was da geſchrieben werden ſolle?" Sie mußte zweimal fragen, da murmelte Joggeli: „Nicht viel anders." Der Tochtermann aber ſagte: „Der Vater ſieht ein was recht iſt, und thut was der Brauch iſt. Es iſt in allen vornehmen Häuſern der Fall, daß die Eltern, wenn ſie alt werden, nicht mehr kapitaliſiren, ſondern ihre

Erſparniſſe den Kindern austheilen, weil jüngere Leute das Geld beſſer zu nutzen verſtehen. Da will der Vater ſo gut ſein, und uns Anweiſungen auf den rückſtändigen Pachtzins geben." „Welch rückſtändigen Pachtzins?" frug die Baſe. „Eh Frau," ſagte Joggeli, „laß uns machen, die Sache iſt bald richtig, mach daß wir dann was zu eſſen und zu trinken haben." „Eſſen und Trinken iſt da und die Sache iſt richtig, denn Du ſchreibſt die Anweiſungen nicht," ſagte die Baſe. Joggeli wollte ihr zublinzen, der Tochtermann ſagte: „Aber Mutter, wollt Ihr denn wüſter gegen uns ſein als der Vater, Ihr waret ſonſt Eurer Kinder Stütze, und jetzt redet Ihr wider ſie. Warum wollt Ihr uns ſo böß ſein, was haben wir Euch zuwider gethan?" „Warum? Darum," ſagte die Baſe, „weil der Zins bereits bezahlt iſt, Ihr ein Hudel- und Schelmenpack ſeid, Alt und Jung, und ich nicht zugeben will, daß unter meinem Dache ſolche Schelmenſtücke verübt werden." „Mutter, das ſind Flauſen," ſagte der Tochtermann: „der Pächter hat ſelbſt geſagt, er habe den Zins nicht bezahlt, und ſo was ſagt man ſonſt nicht, wenn es nicht wahr iſt. Er zeige uns die Quittung, wenn wir es glauben ſollen, der Vater würde auch nicht Anweiſungen ſchreiben, wenn der Zins bezahlt wäre, ſo ſchlecht iſt der Vater nicht. Was er iſt, daß weiß ich nicht, ſagte die Baſe, aber der Sache will ich ein kurzes Ende machen; ſchreibt dann meinethalben Anweiſungen ein ganz Fuder voll.

Raſch ging ſie zum Bette, warf den untern Theil auf den obern zurück, zog aus dem Strohſack einen ſchweren, klingenden Beutel, den ſie kaum heben mochte, ſagte, da ſei die rechte Quittung, und wenn die ſei, wo ſie hin gehöre, ſo werde die Sache ſich ſchon machen. Ehe die Andern recht wußten, was geſchah, war ſie zur Thüre hinaus. Unter der Hausthüre ſah ſie Vreneli, welches aufgepaßt hatte, ſtellte den Beutel ab und winkte. Raſch war es drüben. „Nimm, lauf, der Athem fehlt," ſagte die Baſe. Vreneli nahm, lief und war in ihrem Hauſe, ehe die Andern ſich gefaßt hatten und nachgeſtolpert kamen. Nun, das Ende vom Liede war, daß Joggeli wieder um den größten Theil des Geldes kam. „Aber Baſe," ſagte Vreneli, „iſt der Vetter wirklich ſo ſchlecht, daß er begehrte, arme Leute um Hab und Gut zu bringen, ihr Eigenthum ihnen abzuleugnen.“ „Nein, ſo ſchlecht iſt er nicht,“ ſagte die Baſe; „aber ſo iſt er, daß er Alles macht, um das Unangenehme von ſich ab und auf andere zu wälzen, und wenn dann was Schlechtes daraus entſtünde, ſo würde er ſagen, er vermöge ſich deſſen nicht, ſondern der oder jener ſei Schuld daran. Warum habe z. B. Uli ſelbſt geſagt, er hätte den Zins nicht bezahlt? Dazu habe ihn Niemand gezwungen, ihm hätte es in Sinn kommen ſollen, was daraus entſtehen könne, er miſche ſich nichts darein, die Andern, wo was mit einander hätten, könnten es ausmachen.“ „Aber Baſe, iſt das recht?“ fragte Vreneli. „He, das weiſt,“ antwortete dieſelbe; „aber iſts geſcheut von Uli, keine Quittung zu haben, und zu ſagen, er habe nicht bezahlt? Gefälligkeit hin, Gefälligkeit her, Wahrheit iſt Wahrheit, er ſolle ſich doch nicht in Sachen einlaſſen, welche er nicht verſteht und von denen er nicht weiß, wie weit ſie gehen. Mit ſolchen Lumpenſachen kann man nicht bloß um Hab und Gut, ſondern auch um den ehrlichen Namen kommen.“ „Baſe, Ihr habt Recht, und mir macht ſolches Kummer; Uli möchte gerne der Gute ſein, läßt ſich gerne zum Großen machen, und je ſchneller er reich wäre, deſto lieber hätte er es. Es ſcheint mir oft, der Teufel habe eine Angelſchnur mit drei Haken nach ihm ausgehängt, an welcher er noch hängen bleibt, weiß Gott. Baſe, ich habe einen Kaffee gemacht, bleibt bei mir, drüben habt Ihr doch böſe Geſichter, hier möchte ich Euch zu hunderttauſend Malen danken, und Uli hätte auch Urſache dazu.“ „Nein, muß hinüber gucken, was es giebt, ſchlimm wird es nicht geben. Ich habe ein gut Gewiſſen, ſie böſe, ich mache ein keck Geſicht, und ſie wiſſen nicht, welche ſie ſchneiden ſollen. Wenn ich komme, ſo werden ſie lange ſchweigen, endlich viele Redensarten ins Feld führen, wie ſie ja keinen Betrug im Sinne gehabt, und wenn ich das erſtemal hinausgehe, kömmt mir Johannes nach und ſagt: „Mutter, Du biſt immer die Beſte, hätteſt mir nicht noch einen ſchönen Kram für Trinette, das Pflaſter?

Kaum hatte der Johannes gemacht, wie die Mutter es vorausgeſagt, kam der Tochtermann, hätte die Mutter gerne geſtreichelt und gehätſchelt, wenn ſie nicht drei Schritte rückwärts gegangen wäre, und ſagte: „ob ſie ihm nicht was Gutes hätte für Eliſi, einen Schinken, eine Wurſt, Käſe, Butter u. ſ. w., Eliſi liebe derlei Dinge ſehr, und er gönne ſie ihm von Herzen; zuweilen ſei ſie etwas wunderlich, aber er habe die Hoffnung, mit Ernſt ſei ſie ganz zu kuriren.“ Ernſt ſei gut, ſagte die Mutter, aber mit der Fünffingerkur ſolle er nicht mehr probiren; in St. Gallen, oder wo er daheim ſei, die Menſchen noch halb wild ſeien, da ſei ſie vielleicht gut, aber im Bernbiet ſchlage ſie ſchlecht an, man nehme ſie von der Regierung nicht an, geſchweige denn, ſo von einem halbbaumwollenen Mannli. Probire ſie eine Regierung, ſo könne ſie darauf zählen, ehe ein Jahr umgehe, liege ſie im Graben. Aber das gutmüthige Weſen that ihr doch wohl, der Fechtermann ging auch bei ihr nicht leer aus. „In Gottes Namen,“ dachte ſie, „Eliſi hat's deſto beſſer, und daß ich an nichts Schuld ſei, will ich nicht ſagen.“ Wir möchten einen hohen Preis auf die Beantwortung der Frage ſetzen, wie arm eine Mutter ſein müſſe, daß ſie für das Kind, welches ihr, oder für welches man ihr ans Herz klopfe, nichts mehr zu geben habe?

Vreneli ſuchte den Zuſpruch der Baſe Uli beizubringen, aber er war nicht mehr empfänglich dafür, er ſah den Fehler ſelten mehr auf ſeiner Seite, war in einen Widerſpruchsgeiſt hineingerathen, der ſchwer zu bekämpfen iſt, wo er ſich einmal eingebürgert hat. Es ſei böſe, wenn man nicht mehr den Nächſten trauen könne, ſagte er, übrigens ſei die Geſchichte lange nicht ſo gefährlich geweſen, wie ſie ausgeſehen, Joggeli habe nur die Beiden vom Halſe ſchaffen, Ruhe haben wollen, wenn ſie fort geweſen, hätte er ihm die Quittung gegeben, wenn auch das nicht, ſo wäre die Sache, wenn ſie zum Prozeß erwachſen, bald aus geweſen, ſo viel kenne er von der Sache. „Uli, das glaube doch nie,“ ſagte Vreneli, „die Prozeſſe kriegen eigene Köpfe, laufen zumeiſt ganz anders, als der Menſch ſie in ſeinem Kopfe gehabt. Was man ſich ganz kurz gedacht, wird lang, lang, länger als ein Bandwurm und nimmt kein Ende. Vor den Prozeſſen muß man ſich hüten, wahr ſein, lauter, in keine Kniffe und Ausſchläge ſich einlaſſen, Alles rund abmachen. Iſt man einmal darin, iſt man auch nicht mehr Meiſter.“ Man kann nicht vor Allem ſein," ſagte Uli; „ungeſinnt wird man in einen Prozeß verflochten, und wenn man zu Allem „Ja" ſagen wollte, was Andere verſagen, käme man luſtig weg." „Ja," ſagte Breneli, vor Allem kann man nicht ſein, aber vor dem hätteſt ſein können, und gerade das war ſo eine Geſchichte, welcher man hätte eine Naſe drehen können, wie man ſie haben wollte. Wenn die Beiden geſchworen hätten, Du hätteſt ſelbſt geſagt, Du ſeieſt den Zins noch ſchuldig, was meinſt dann?" „Ah bah, das verſtehſt Du nicht," ſagte Uli und ging weiter.

Capitel 12.

Dienſtboten-Elend.

Anfangs war Uli mit ſeinem Dienſtbotenperſonal ſo übel nicht zufrieden geweſen. „Er glaube, er habe es getroffen, es gehe beſſer als im letzten Jahre," ſagte er zu Breneli. „Rühme nicht zu früh," ſagte Breneli; „neue Beſen kehren gut; natürlich plumpſt ſo ein neuer Knecht oder eine neue Magd, welche zur zweiten Abtheilung der dritten Klaſſe gehören, nicht ſo mit allen Laſtern zur Thüre herein. Der Knecht macht ein Sonntagsgeſicht und ſtellt ſich gut nach Vermögen, theils will er ein gutes Vorurtheil für ſich erwerben, theils muß er doch erſt die Gelegenheit erkundſchaften, die Faden ſuchen, ſein alt Leben am neuen Orte anzuknüpfen. Zudem mag in Manchem wirklich der Sinn ſich regen, anders thun wäre beſſer, ſo komme es am Ende doch nicht gut. An einem neuen Orte, wo die alten Gefährten, die alten Gelegenheiten fehlten, er das Auslachen nicht zu fürchten hatte, ließe es ſich ſchön thun. Er nimmt ſich zuſammen, thut gut einige Wochen, bis der Teufel ihm nachgeſchlichen iſt, ihn wieder gefunden, neue Gelegenheit bereitet hat, die Begierden im Leibe recht gierig und hungrig geworden ſind; da geht es wieder los und der neue Beſen iſt handlehrum zum alten geworden.“ Das erfuhr Uli allgemach. Uli haßte das Rauchen in der Scheuer und bei der Arbeit. Auf die Mahnung des Bodenbauers hatte er es ſich nach und nach abgewöhnt und ſich ſehr wohl dabei befunden, jetzt, da er Meiſter war, begriff er erſt recht, wie läſtig und unangenehm daſſelbe einem Meiſter iſt. Wenn man alle Hände voll zu thun hat, jeder verſäumte Schritt von ſo großem Nachtheil iſt, und gelaſſen klopfen Knechte und Tagelöhner die Pfeifen aus, ſtopfen ein, reichen ſich gegenſeitig den Taback, verſuchen Feuer zu machen, erſt mit Zündhölzchen, welche ſie in offener Taſche tragen, endlich, wenn das nicht gehen will mit abgenutztem Feuerzeug, und wenn endlich Alle Feuer erhalten, Einer wieder ſpricht: „Du, gieb mir wieder Feuer, es iſt mir erloſchen;“ und wenn der endlich hat, ein Zweiter, ein Dritter ſagt: „Du, gieb mir Feuer, es iſt mir erloſchen;“ was da für angenehme Empfindungen dem Meiſter in alle Glieder fahren, erfuhr er. Wenn er dazu rauchen ſieht, um das Heu herum, ins Stroh die Pfeifen ausklopfen, die Zündhölzchen hinwerfen ſieht, wo es ſich eben trifft, da kömmt zum Aerger die Angſt, was aus ſolchem Leichtſinn werden ſolle. Wie unendlich viele Häuſer ſind durch dieſe Urſachen abgebrannt, von denen man hintendrein ſagte, ſie ſeien angezündet worden? Bei einer allfälligen Unterſuchung ergeben ſich keine Urſachen des Brandes, man nimmt alſo einfach Brandſtiftung an, das iſt wirklich das Einfachſte. Ein Knecht wird natürlich nicht ſagen, er habe beim Heurüſten geraucht, habe Zündhölzchen verloren, er wiſſe nicht wo, habe die Laterne mit den Fingern geputzt und den glimmenden Docht in den Miſt geworfen, der möglicher Weiſe trocken habe ſein können. Das Alles und noch viel Anderes, woraus ein Brand entſtehen kann, vernimmt man nicht. Da nun die dickköpfigen Juriſten dieſes nicht begreifen, auf der andern Seite an keine Wunder glauben, ſo finden ſie, in Erwägung, daß ſie ſonſt nichts wiſſen, ſich veranlaßt, Brandſtiftung anzunehmen. Uli haßte alſo jetzt das Rauchen mehr als er es früher geliebt, fragte die Knechte, wenn es ums Dingen zu thun war, ob ſie rauchten. Wenn Einer ſagte: „ja, aber nicht daß es ihn zwinge, und er meine, es müſſe ſein; ſo am Feierabend habe er gerne ſein Pfeifchen, oder am Sonntage ſtatt eines Schoppens,“ ſo ſagte Uli: „dawider könne er nichts haben, lieber wärs ihm freilich, es würde gar nicht geſchehen. Aber bei der Arbeit und in der Scheune wolle er es durchaus nicht haben, das ſage er rund weg.“ Begreiflich ſagte der Knecht, das verſtehe ſich von ſelbſt, hatte aber natürlich keinen Augenblick im Sinn, auch alſo zu thun.

So hatte er es auch mit dem Karrer gehabt und der auch geſagt: „Das verſteht ſich von ſelbſt.“ Nun aber merkte Uli, daß derſelbe ſein Wort nicht hielt, ſondern mehr und mehr bei der Arbeit rauchte, und ſtarken Verdacht hatte er, er rauche auch Abends oder Morgens, wenn er glaubte, der Meiſter komme nicht dazu im Stalle. Wenn Uli kam unverſehens, ſah er natürlich keine Pfeife mehr, und wenn er fragte: „wer geraucht habe, er rieche Tabak?“ ſo erhielt er zur Antwort: „man wiſſe es nicht, es ſei vielleicht Jemand rauchend vorüber gegangen.“ Sah er ihn rauchen und mahnte, es wäre ihm lieber, es geſchehe nicht, ſo ſteckte der Karrer Anfangs ſchweigend die Pfeife in die Taſche, ſpäter ſagte er: „ſie ſei alsbald ausgebrannt,“ endlich meinte er: „o ein Pfeifchen werde doch wohl erlaubt ſein, er hätte noch keinen Meiſter angetroffen, der ſo unvernünftig in der Sache geweſen.“ Der gute Karrer war durchaus ungebildet, aber er kannte aus Inſtinkt die Art und Weiſe, wie man in Geſetz und Ordnung einbricht und am Ende ſie mit Füßen tritt. In Friesland, dem Meere nach, im Emmthal, der Emme nach, ſind Teiche oder Dämme, läßt man in einem ſolchen Damm ein Mäuſeloch unverſtopft und unverſtampft, ſo kann man darauf zählen, es geht nicht lange, ſo bricht durch das kleine Löchlein die gewaltige Fluth, reißt es auf zu weitem Bruch, bringt Graus und Zerſtörung über das dahinter liegende Land.

Es iſt wirklich ſehr ſchön, wie es zugeht in der Welt! Erſt kommen Mörder, Diebe und ſonſtige Spitzbuben von allen Sorten, und machen in Geſetz und Ordnung die Mauſelöcher, dann kommen Richter, mit blöden Augen, blöden Verſtand, und blödem Gewiſſen und überſehen die Mauſelöcher, und hintendrein kommt die Springfluth ſturmköpfiſcher Juriſten, reißt Geſetz und Ordnung ein, beweiſt aus der Vernunft, klar wie eine Wurſtſuppe, daß Geſetz und Ordnung unvernünftig ſeien, Hemmſchuhe der Humanität und des entſchiedenen Fortſchrittes und machen Platz der aufgewühlten Grundſuppe des menſchlichen Herzens, der thieriſchen Begehrlichkeit, welche dem reinen Lichte, welches in ſchwarzen Wolken den Regenbogen bildet und in der trüben Welt ein tauſendfältig Farbenſpiel, ähnlich iſt. Denn das Thieriſche im Menſchen iſt überall im Herzen das Gleiche, während es die Welt berührend in hundert und abermal hundert Brechungen ſchillert, eine ſchmutziger als die andere. Von der allerſchmutzigſten jedoch würde ſo ein rechter Juriſt, von der wahren Sorte, aus der reinen Vernunft auf das Klarſte beweiſen, daß ſie der reinſte Ausdruck des wahren Menſchlichen ſei, rein wie das reinſte ungebrochene Sonnenlicht. Es iſt merkwürdig, wie die Reſultate der hochgebildeſten Juriſten mit dem einfältigen Inſtinkt eines ungebildeten rohen Karrers zuſammentreffen. Die Extreme berühren ſich, ſagt ein Sprüchwort, könnte man vielleicht nicht auch ſagen, ſie fielen in Eins zuſammen, und deckten ſich wie gleichſchenklige Dreiecke. Uli verſtund das Ding noch nicht ſo recht, was ihm nicht zu verübeln iſt, verſtehen es doch dato mancher König und manches Volk nicht. Er wollte nicht der Wüſteſt ſein, nicht noch mehr verbrüllet werden, als er bereits war, er hielt den Karrer nicht einfach an ſeinem Verſprechen; ſprach nicht: entweder oder, folg' oder marſch! er fürchtete, das könnte inhuman illiberal geheißen werden. Er verſchluckte ſchrecklichen Zorn, drückte nur hie und da und noch dazu halb verbiſſen ein zornig Wort hervor, kriegte dazu noch Angſt und Bangen. Uli merkte nach und nach auch, daß der Karrer ein förmlicher Trinker war. Im Wirthshauſe ſaß er nicht viel, die Glungge ſtund abhanden, und die gnädige Obrigkeit war noch nicht ſo ungnädig geweſen, dem Glunggenbauer gegen ſeinen Willen eine obrigkeitliche Zerſittlichungsanſtalt vor die Fenſter zu ſetzen. Freilich, wenn er mit dem Zug auf der Straße war, kam er ſelten nüchtern heim. Merkwürdig war, wie er allemal, wenn er einen Stich hatte, mit der Peitſche ganz eigen knallte, ſo daß Uli von Weitem hörte, was Trumpf war, und nachſehen konnte. Aber beſonders daheim war er angeſtochen, roch nach Branntenwein auf Schnüſſesweite, ſetzte die Beine auseinander und verſtellte zu beiden Seiten, wie ein Matroſe, der drei Jahre hintereinander ununterbrochen zur See geweſen. Uli ſtellte ihn zur Rede, er möchte doch wiſſen, was das zu bedeuten hätte. Da begann der Karrer gar wehlich an zu wimmern, wie er einer grauſamen Krankheit unterworfen ſei, Magenkrämpfe ſage man ihr. Es ſei akurat die gleiche, an welcher der Bonaparte geſtorben. Er hätte gemeint, er müſſe ſich todtkrümmen, kein Doktor habe ihm helfen können. Da ſei einmal Einer zu ihm gekommen, ganz ungefähr und habe geſehen, wie er thun müſſe, wenn die Krämpfe ihn ankämen. Der habe geſagt, er wolle ihm ſchon helfen, das ſeien eben akurat die gleichen Krämpfe, welche der Bonaparte gehabt, Magenkrebs ſage man ihnen. Hätte er es zu rechter Zeit vernommen, ſo hätte er Roß und Wägeli genommen und wäre zu ihm gefahren, dem hätte er helfen wollen; da wäre er ein reicher Mann geworden. Als er es vernommen, ſei er ſchon todt geweſen, da hätte er begreiflich nichts mehr machen können. Aber wenn er Jemanden helfen könne, ſo helfe er und wenn ich wolle, ſo wolle er mir auch helfen. Was habe ich anders wollen, wenn ein Mann, wie der Bonaparte, dran hat ſterben müſſen, was hatte ich zu erwarten? Ihr, Meiſter, wißt nicht, was ſolche Krämpfe bedeuten, wo es einem iſt, als hätten zwei Wäſchweiber den Magen in den Händen, und drehten ihn und drehten ihn und wenn ſie mit den Händen nicht mehr mögen, mit Stöcken, daß man meint, die Seele fahre zum Hirn aus. Ich nahm alſo das Mittel, es iſt ſtarkes Zeug, es gleicht dem Wachholderbranntwein, wenn ich davon nehmen muß, weiß ich oft lange nicht, ſtehe ich auf dem Kopfe oder auf den Füßen. Aber was ſein muß, muß ſein, und Ihr werdet es mir nicht verbieten wollen, ſo unvernünftig war noch kein Meiſter, bei welchem ich geweſen." Was ſollte Uli machen? Sollte er ſo unvernünftig ſein, wie der Karrer noch Keinen getroffen? Er konnte unter Angſt und Bangen Tag und Nacht nachſehen, damit kein Unglück geſchehe, und er eine Gelegenheit fände, den Kerl fortzujagen, ohne ihm den ganzen Jahrlohn bezahlen zu müſſen.

Während Uli mit dem Karrer ſeine Nöthen hatte, und ſie ſeiner Frau nicht merken laſſen durfte, in zuſammenhängender Rede, höchſtens in einzelnen Ausrufungen, ſtund Vreneli andere Qualen aus, und mochte ſie Uli auch nicht klagen; es fürchtete nicht Glauben zu finden, weil es nicht Beweiſe hatte. Es ſuchte welche. Vreneli merkte nämlich, daß etwas geſchehen müſſe im Stalle mit der Milch. Es ſchien ihm, es werde nicht gemolken wie ſonſt. Es wollten ferner im angehenden Frühjahr die Hühner nicht legen, wie man es ſonſt gewohnt war. Es konnte nicht recht glauben, daß ſie ihre Natur geändert und zu dem Corps ſich geſchlagen, welches nur freſſen will und nichts thun dafür.

Vreneli war eine von den Hausfrauen, welche nicht mißtrauiſch ſind, aber es im Gefühl haben, wenn etwas neben ausgeht. Sie haben die zweite Art von Inſtinkt, welcher nicht ſowohl angeboren, als von Jugend auf angewöhnt wird, eben wenn man von Jugend auf bei einer Sache iſt. Es warf natürlich ſein Auge auf den Melcker, Mädi ſeine Adjutantin unterſtützte es getreulich, aber ſie konnten nichts erfinden. Der Melker war eine bequeme Natur, machte nicht mehr als er mußte, und that ſo liederlich er durfte, ohne ausgeſcholten zu werden. Aber er war nicht undienſtfertig, brauchte gute Worte, kurz er hatte etwas, welches namentlich dem Weibervolk gar nicht unangenehm iſt. Er war oft Nachts nicht daheim, doch am Morgen zumeiſt zu rechter Zeit da, ſo daß weiter nicht viel geſagt werden konnte. Man mußte es als eine Unart betrachten, welche leider noch viele haben. Da der Melker unſchuldig ſchien, die Hühner aber wie verhext, begann Vreneli Verdacht auf Marder oder auf Katzen, welche zuweilen auch Eierliebhaber ſind, zu werfen, obſchon man keine Schalen fand. Es war ſtark die Rede von Beizen, Fallen ſtellen u. ſ. w. Da ſolche Maßregeln zumeiſt lange in Rede ſtehen, ehe ſie zur Ausführung kommen, werden ſie oft durch etwas Unvorhergeſehenes ganz überflüſſig gemacht. Wie gewohnt, kam einmal die Eierfrau, und hätte gerne eine mächtige Ladung Eier gekauft für einen Bäcker, welcher das Backwerk zu einer großen Hochzeit zu liefern hatte. Vreneli konnte Wenige geben und klagte ſeine Noth. „Wenn es an Hexen glaubte, und eine in der Nähe wüßte, ſo müßte es jezt glauben, daß man es den Hühnern anthun, und das Legen verhalten könnte.“ Da meinte die Eierfrau, „Vielleicht daß ſie ihm über den Marder, welcher ſeine Eier freſſe, kommen könne, oder über die Hexe, welche das Legen verhalte. Sie hätte einen Ton gehört, wenn was dran ſei, ſo würde der Marder ſich bald finden. Vielleicht daß ſie ihm ſchon das nächſte Mal Bericht geben könne.“ Mehreres wollte ſie durchaus nicht ſagen. Gar lange ging es nicht, ſo kam ſie wieder und zwar mit einem Geſicht, welchem man es von Ferne anſah, hinter dem ſtecke eine wichtige Botſchaft. „Hör,“ ſagte ſie zu Vreneli, „ich kann Dir d'rauf helfen, aber bei Leib und Leben verrath mich nicht.“ Nachdem das Verſprechen in beſtmöglichſter Form abgelegt war, rückte ſie aus: „Drüben im Mühlengraben, ſteht ein Häuschen am Walde, man könne dazu und davon, es ſehe es kaum ein Menſch. Dort ſei nach dem Neujahr ein Menſch eingezogen, angeblich eine Wollenſpinnerin, aber ſie ſei die meiſte Zeit daheim, mit Arbeit viel verdienen, werde ſie nicht. Doch lebe ſie gut. Es rieche manchmal ſo gut ums Häuschen, als ob Engeländer da wohnten mit einem vornehmen Koch. Pfannkuchen, Eierbrot und dergleichen, könne man alle Tage riechen, und Kaffee mache das Menſch des Tags wenigſtens dreimal. Lange habe man geglaubt, es trinke ihn ſchwarz, denn es kaufe ſelten für einen Kreuzer Milch, und wo es die Eier hernehme, habe man lange nicht begriffen. Hühner habe das Menſch keine, herbeitragen hätte man auch keine geſehen. Die Leute hätten bald geglaubt, es lege ſie ſelbſt und hätten ihm das gerne abgelernt, denn kommode wär's; für eine Hexe hätte es ihnen wohl jung geſchienen und zu wenig Runzeln an den Backen gehabt und Kröpfe am Hals. Nicht daß es gar jung und hübſch ſei, aber ein apetitlich Weibervolk, eine muntere Wittwe im beſten Alter, wie ſie am liederlichſten ſeien. Sie hätten ihr aufgepaßt, und endlich ihr Leghuhn entdeckt. Es komme ein Mann zu ihm und von dem komme Alles, Milch, Eier und ſie wollten ſagen noch mehr Sachen. Der Burſche iſt von der Größe Eures Melkers, das Geſicht konnten ſie noch nicht ſehen, er kömmt ſpät und geht früh, aber nicht den Weg, welcher hierher führt, daneben kann er einem Umweg machen, um auf falſche Spur zu leiten, wie ich glauben muß. Von wegen dir zu lieb, Fraueli, war ich mal ſelbſt dort, wo er früher diente, und frug unter der Hand nach, warum er dort fortging. Da hieß es nun, wegen einem Menſch, dem er Alles zutrage, was er erreichen möge, aber er wiſſe die Sache ſchlau anzufangen, denn ſie hätten ihn nie darob erwiſchen können. Was ſie ihm bloß auf den Verdacht hin zugemuthet, habe er abgeläugnet, daß ſie ihn bald hätten beſſer machen müſſen, als er ſein Lebtag je geweſen ſei. Nun ſei dort das Menſch mit ihm verſchwunden, und es werde nicht fehlen, er werde daſſelbe an irgend einem Orte in ſeiner Nähe habe." So berichtete die Eierfrau. Das war eine ſchöne Geſchichte. Alſo im Roßſtall war es nicht ſauber, mußte wegen Tabak und Magenkrämpfen aufgepaßt werden; im Kuhſtall war es nicht ſauber, dort ging es an Milch und Eier, das war doch wohl viel auf einmal. Vreneli mußte es Uli ſagen, der ward anfangs böſe und meinte, nur Mädi rupfe dem Melker was auf. Es haſſe ihn, weil es denſelben lieben möchte und der Melker dieſer Liebe nichts nachfrage. Er wiſſe ſelbſt wie das gehe und der Melker habe ſo was merken laſſen, wenn auch nicht gerade hinausgeſagt. Da ſtellte indeſſen Vreneli ab und ſagte: „Es nehme ihns Wunder, ob es keine Wahrheit mehr ſagen könne und auf einmal nichts verſtehe. Nicht Mädi habe es aufgerupft, ſondern es ſelbſt habe geſehen, daß da was neben ausgehe, nachgefragt und nun ſo und ſo Bericht erhalten. Glaube er nicht daran, ſo ſolle er mal ſelbſt hingehen und Nachfrage halten, von wegen die Sache ſei zu wichtig, als daß man ſie ſo hingehen laſſen könne ein ganzes Jahr lang.

Uli paßte dem Melker auf, konnte aber hell über nichts kommen. Der Melker hatte keine Art von Geſäß im Stalle beim Melken, als das übliche, man mochte dazu kommen wenn man wollte, oder ihn belauſchen von der Futtertenne aus. Man ſah auch nicht das geringſte Verdächtige, und Uli ward unwillig, hätte faſt Verdacht gefaßt, das Unrichtige komme von ganz anderer Seite her. Da kam einmal ein ſchöner Sonntag Nachmittag, und Mädi trug ſein Herzkäferchen, das kleine Vreneli, an der ſchönen Sonne herum, ſtellte es auf den Boden, ließ es träppeln und ſtampfen, ſegelte mit ihm in der Richtung, nach welcher das kleine Ding mit den Füßchen ſtrebte, mit den Händchen zeigte. Sie lebten ſelig zuſammen, das Mädi hatte volle Zeit, dem lieblichen Spiele ſich hinzugeben. Der Ruf des Gewiſſens, daß es den Lohn habe zur Arbeit und nicht zum Tändeln, verſalzte ihm die Freude nicht, dieweil es Sonntag war, und das Vreneli wurde nirgends hingeſetzt mit einem Steinchen oder Blümchen, welche weder reden noch laufen konnten, um mit ihnen ſich die Zeit zu vertreiben. Es iſt eine gar ſtrebſame, bildungshungerige Zeit, die Zeit vom zehnten Lebensmonat hinweg. Da iſt's über einem freundlichen Kinde alle Tage wie über der Erde an jedem ſchönen Frühlingsmorgen. Neue Herrlichkeit hat ſich entfaltet, es iſt ein Anderes geworden, und doch das gleiche geblieben, denn die Freude iſt über Nacht neu geworden, hat neue Pracht entdeckt, über Nacht erblüht. Aber ſtumm ſind die Blümchen, keine Beine haben die Steinchen, wohl ſpielt das Kind mit ihnen, aber nicht lange; es wird ihm öde dabei, und unheimlich unbewußt iſt es ihm, als ſolle es nicht reden lernen, als müſſe es ſitzen bleiben auf der gleichen Stelle lebenslang. Darum aber wird es dem Kinde wie dem Fiſchlein im Bache, wenn eine gute Seele mit ihm ſpringt und ſpricht, ſpricht und ſpringt, es trampelt mit den Füßchen, ſchlägt mit den Händen, hell jauchzt es auf, ihm iſt, als gehe es zum Himmel auf. Weiter und weiter ſtrebet es, hinaus in die Welt. Plötzlich kehrt es ſich um, ſtreckt die Händchen auf nach dem Halſe des Gefährten, birgt das Geſichtchen an ſeiner Bruſt, ſegelt mit allen Kräften heimwärts. Ein fremd Geſicht hat es geſehen, etwas Ungewohntes hat ſeine Sinne berührt, es fühlt plötzlich ſich fremd in der weiten Welt, das Heimweh taucht auf in ſeinem kleinen Herzen, es beruhigt ſich nicht, bis daß die Heimath es wieder umfängt. Zu klein waren noch die Flügel für die weite große Welt. So waren Mädeli und Vreneli trappelnd und jauchzend auf Reiſen gegangen, waren nach vielen Irrfahrten endlich hinter einen alten Holzſchopf gekommen, um welchen allerlei Grädel lag, und namentlich altes ſogenanntes Zäunholz, mit welchem man im Herbſt beim Weidgang proviſoriſche Zäune herzuſtellen pflegt.

Der Alte ſtund Tage lang einſam und verlaſſen, und hätte er ein Geſicht gehabt, er ürde ein ſehr verwundertes gemacht haben, daß zwei Menſchen auf einmal durch ſeine ſtille Einſamkeit trampelten und jauchzten.

Indeſſen gab es doch ein verwundert Geſicht. Vreneli hatte plötzlich eine Erſcheinung. In dem alten Zaunſtecken raſchelte es, ein prächtig gelbes Huhn trat majeſtätiſch aus demſelben und verkündete der Welt mit hellem Geſchrei ſeine eigene Heldenthat, es habe nämlich ein Ei gelegt. „Ja ſo, Du Ketzers Täſche, legſt Du da, das wäre mir nicht beigefallen,“ ſagte Mädi: „ſo geht es in der Welt immer anders und ſchlechter. Hier zu legen fiel noch keinem Huhn ein, aber es iſt Alles gleich, Menſchen und Hühner, es muß Alles verſtohlen und verſchleppt ſein, da iſt Niemand mehr zu trauen. Vreneli, welches am gackelnden Huhn ſeine Freude hatte, ward ins Gras geſetzt, und Mädi kroch dem entdeckten Schatze nach ins alte Holz hinein. „Tüfel! Tüfel!“ rief es plötzlich aus dem Holze. Doch ſah Mädi nicht wirklich den Teufel, ſondern was anderes. Es fand nicht ſoviel Eier hier als es gehofft, nur etwa vier oder fünfe. Das Neſt fiel ihm auf, es ſchien nicht von einem Huhn, ſondern von einem Menſchen gemacht; zudem war ein altes Neſtei darin. Mädi war Expertin im Hühnerfach; es wäre gut, es würden in keinem Fache ſchlechtere Experte gebraucht. Mädi ſchloß alsbald, das ſei nicht bloß eine einfache Hühnerverlegete, wo einfach ein Huhn ſein Naturrecht geltend macht, ſeine Eier legt wohin es will, und nicht wo die Frau Principalin will, um Brüten zu können, wenn es ihm ankömmt, ohne es der Willkühr der Frau Principalin zu unterſtellen, welche im Stande iſt, ihm zum Dank für ſeine Bereitwilligkeit, das Neſt mit Neſſeln zu reiben. Mädi ſchloß alsbald auf eine menſchliche Schelmerei welche den Hühnern hier, an dem abgelegenen Orte, ein Neſt gemacht und ſie durch bekannte Mittel verführt, ihre Eier an den Ort zu legen, an den kein ehrlicher Menſch dachte. Als Mädi ſich kundig umſah nach allen Merkmalen, welche zu einem ſichern Schluſſe führen konnten, ſah es nebenbei im alten ſchwarzen Holz was Weißes, und als es daſſelbe hervorzog, war es eine große Milchflaſche von weißem Bleche und voll Milch. Das trieb ihm den Tüſel ins Maul, und triumphirend kroch es hervor, die Eier in der Schürze, die Flaſche in der Hand, und im Triumph ging es dem Hauſe zu. Endlich hatte es ihn erwiſcht, hatte auch ein Heldenſtücklein vollbracht wie noch keines, von dem die Leute reden würden als wie vom Tellenſchuß, ſo lange nämlich, als die Schweizerberge ſtehen. Noch viel lauter als das gelbe Huhn gakelte Mädi, daß Alles was im Hauſe war, herausſchoß und Mädi nach, dem Vreneli zu. Da ward Alles beſichtigt um und um, endlich fragte Uli, den Mädi auch herbeigegakelt hatte: „Jetzt möchte ich doch wiſſen, wer der Spitzbube iſt, ſeh, wem iſt die Flaſche? Da blieb es ſtille ringsum, kein Eigenthümer meldete ſich, Niemand wollte die Flaſche geſehen haben, Niemand um das Einen wiſſen, hinterm alten Holzſchopf. Uli mochte fragen, drohen wie er wollte, keiner wollte ſagen, Meiſter, ich bin der Schelm!

Es giebt auf der Welt nichts Fatalers, frage man nur jeden Knaben, als wenn man am ſeichten Bache ſtund, einen großen Fiſch unter einen alten Weidſtock fahren ſah, raſch ſich niederlegte, mit der Hand nachfuhr, Lebendiges in die Hand kriegte, raus fuhr und man hat eine Kröte in der Hand nicht den Fiſch, und wenn man die Hand wieder nachſtreckt, iſt kein Fiſch mehr da, man hat nichts mehr, als das Gramſeln in der Hand von der Kröte her und den Aerger über den falſchen Griff. Mädi hatte gemeint, was es habe an Flaſche und Eiern, aber den Fiſch hatte es doch nicht, der Fiſch war fort Als nun der Fiſch ſich gar nicht finden wollte, ſagte Uli unwillig: „Du biſt immer das gleiche dumme Mädi, wirſt Dein Lebtag nicht geſcheut, warum mußte nicht Jemand anders die Sachen finden! Wenn man Vögel fangen will, brüllt man nicht die Haut voll. Hätteſt Alles am Orte gelaſſen, wo Du es gefunden und mir es geſagt, dann wäre ich auf der Lauer geſtanden hätte den Dieb mit den Sachen in der Hand erwiſcht, und der Handel hätte eine Naſe gehabt. Jetzt iſt es aus, denn wenn man einen Dieb nicht kriegt, wenn er die Sache genommen hat und ſieben Zeugen, welche geſehen haben, daß er ſie wirklich genommen und nicht bloß gefunden, ſo hat man das Nachſehen und kann die Koſten bezahlen.“ „Iſt das jetzt mein Dank," begehrte Mädi auf. „Wenn es Dir Ernſt iſt, den Schelmen an Tag zu bringen, ſo frage nur den Melker, der kennt ihn wohl, hat ihn vielleicht in ſeinen eigenen Hoſen." Potz Himmel, da gab es Spektakel. Der Melker war dabei, als Mädi ſo ſprach und huſch hatte es eine Ohrfeige weg, ehe Jemand es hindern konnte, und hätte auch die Haare laſſen müſſen, wenn Uli nicht mit ſtarkem Arme Halt gemacht. Mit der Ohrfeige hatte aber der Melker dem Mädi den Zapfen aus dem Redefaß geſchlagen, und heraus ſprudelte eine Zornesfluth, in welcher der Melker ſicherlich zu Schanden gegangen, wäre er nicht ein hölzernes Cameel und an ſolche Fluthen längſt gewohnt geweſen. Alles was die Eierfrau geſagt und nicht geſagt von ſeinem Menſch und ſeinem Leben, das warf Mädi dem Melker an den Kopf. Der brüllte wie ein angeſtochener Urochs und begehrte auf von wegen ſeiner Unſchuld, ſchrecklich, und ſchlug mit ſeinen Zeugniſſen alle Anſchuldigungen todt. Da könne man ſehen, was er ſei und was er nicht ſei und zwar auf Stempelpapier. Aber der Teufel ſei Meiſter in der Welt, und Menſchen gebe es, welche kein einzig Zeugniß hätten und wollten andere zu Schelmen machen, die verfluchten Luder. Denen welle er es zeigen, ſie müßten erfahren, wer er ſei, und ſelbſt den Namen tragen, den ſie ihm gerne angehängt hätten. Der Melker that ſchrecklich, wie zu Olims Zeiten der Gouverneur von Magdeburg, der ſich vermaß Hundsleder zu freſſen, ehe er die Feſtung übergebe, war aber furagirter als derſelbe Gouverneur, und ſaß nicht alſo gleich auf den Nachtſtuhl, als der Feind Stand hielt und ſogar näher rückte. Der Melker wußte, daß ſchlechter die Welt wird, das Recht immer mehr dem zufällt, der am meiſten aufbegehrt, am wüſteſten thun kann, Alles von wegen der Unſchuld. Aber Mädi war eine Batterie, welche nicht ſobald zum Schweigen zu bringen war, ſondern immer ſchärfer ſchoß, je wilder die andere feuerte. Scheltungen waren hin und hergeflogen, wie Hagelſteine, wenn es recht hagelt, daß ein gewöhnlicher Richter acht Tage gebraucht hätte ſie auseinander zu leſen und ordentlich zu ſortiren. Endlich, lange hatte er es umſonſt verſucht, kam Uli zu Worten, hob alles Geſagte auf, von Amteswegen, jagte

Mädi in die Küche, den Melcker in den Stall, machte ſo den Feindſeligkeiten einſtweilen ein Ende, jedoch nicht der Feindſchaft. Dem Melker grollte es im Kopfe, wie einem Vulkan im Bauche, den Ausbruch fand er jedoch nicht räthlich, ſpeite Rauch und Flammen blos wenn der Meiſter und die Meiſterfrau es nicht hörten, redete alle Tage, morgen mache er die Anzeige beim Richter und machte ſie doch nicht. Er war ein alter Praktikus und wußte, daß wenn man mal was einem Richter oder Advokaten zur Hand gegeben, man nicht mehr Meiſter ſei, zu ſagen bis hierher und nicht weiter, ſondern das Ding mit einem durchgehe, wie wilde Roſſe mit einem ſturmen Kutſcher und ein Ende nehme mit Schrecken. Es iſt gar ſchlimm, in mürbes blödes Tuch einen kleinen Riß machen zu wollen, wie leiſe man macht, huſch reißt es durch und die Stücke bleiben einem in der Hand. Mädi glich einer lebendigen Schlüſſelbüchſe, pfupfte den ganzen Tag, that aber Niemand weh als ihm ſelbſt. Auf ſeiner Heldenthat hielt ihm Niemand viel, als Breneli, welches aber doch oft über das ewige Pfupfen ſich beklagte und Mädi ſchweigen hieß, was Mädi begreiflich ſehr übel nahm, über unſern guten Herrgott böſe ward, daß er die Welt ſo ſchlecht werden ließe, und keine Dankbarkeit mehr ſei auf Erden. Es wollte den Leuten zeigen, wer Mädi ſei und was es könne, legte ſich nun dem Melker an die Ferſen und lauerte ihm auf, Tag und Nacht. Aber das gute Mädi fing nichts mehr, der Fiſch war fort. Es trug ihm nichts ein, als einige Kübel verdammt kalten Waſſers, mit welchen es auf ſeinen nächtlichen Gängen begoſſen wurde, es wußte nicht woher und von wem. „Der Melker habe es gethan,“ winſelte es. „Es wolle keine geſunde Stunde mehr haben, wenn es nicht ſo ſei, darum ſolle Uli ihn fortjagen, er treffe ſicher den Rechten, und wenn auch nicht der Milch oder der Eier wegen, ſo habe derſelbe es doch ob ihm verdient.“ „Wärſt im Bette geblieben,“ antwortete Uli endlich unwillig, „es hieß Dich Niemand herumſtreichen. Wenn es gemacht ſein muß, ſo laß es an die, denen es zukömmt, willſt aber den Haushund machen, ſo mußt auch nehmen, was ein Hund.“ Uli hatte das nicht böſe gemeint, ſondern es im bittern Unmuthe ausgeſtoßen.

Von Mädis Entdeckung hatte er keinen Nutzen gehabt, aber ein andauernder Verdruß ſchien ihm daraus erwachſen zu wollen. Mädi aber gingen dieſe Worte tief und eiterten, das iſt das Schlimmſte aller Uebel, wenn Worte eitern, und doch wiſſen ſo viele Menſchen nichts von dieſer Krankheit. Mädi hatte einen Schwung genommen, es hatte ſich ihm der Himmel aufgethan zu einer großen That, aber nur von Ferne hatte es das gelobte Land geſehen, als es über die Schwelle wollte, entſchwand die ganze Herrlichkeit gleich der Fata Morgana in den Wüſten Afrika's; es ſollte blos das wüſte böſe Mädi ſein, recht in keinen Schuh. Das ſchlug ihm ins Gemüth, machte es unwirſch, mißtrauiſch, böſe gegen Alle. Nie dachte es daran, daß in ihm eine Schuld des ganzen Elends liege, ſtatt Vrenelis Hülfe, ward es Vrenelis Plage. Der dümmſte Junge kann ein Glas Waſſer färben mit einigen dunkeln Tropfen, aber getrübtes Waſſer klar machen, geſalzenes Waſſer wieder ſüß, eine überpfefferte Suppe genießbar, das kann kein dummer Junge, das kann mancher Gelehrte nicht, das iſt Arbeit für eine höhere Hand. Es iſt gar wunderbar, wie die Miſchungen in den Gemüthern ſich machen, und wer achtet auf die Tropfen alle, welche in die Gemüther fallen, ſie zuckern oder pfeffern, ſäuren oder ſalzen, und wer verſtehts, Salz und Pfeffer zuthun ans rechte Ort, wieder wegzubringen vom unrechten und zu paſſender Zeit?

Mädi hatte einen von den Köpfen, für welche man im Bernerland ein prächtig Wort hat, das Wort „eitönig", einen Kopf, in welchen nur ein Ton Platz hat, und klingt der einmal, weder mit Liebe noch Gewalt ein anderer Ton hervorzubringen iſt, im Gegentheil, je mehr man es anders tönen machen will, deſto ſtärker tönet der gleiche alte Ton. Indeſſen der Krug geht ſo lange zum Waſſer, bis er bricht. Den Melcker ertappte man freilich nicht als Dieb, fand weder Eier noch Milch mehr, aber die Kühe bekamen kranke Euter, die Milch ward ziegerig. Uli, der ſich auf Kühe verſtund, ſuchte alsbald die Schuld beim Melker. Er ſah ihm zu, er viſitirte einige Male die Kühe, ob der Melcker etwa nicht gehörig ausmelcke, Milch in den Eutern laſſe, was höchſt verderblich iſt, aber er fand alles in der Ordnung. Er ging zu einem Vieharzt, der war ein ſchlauer Kundius, und half ihm auf die Spur.

„Sich,“ ſagte dieſer, „das iſt von den Feinern einer, dem kannſt lange aufpaſſen, der riecht hinten und vornen, nimmt nicht die leere Guttern zur gewohnten Zeit zum Melken und ſtellt ſie neben ſich als hätte ſie das Recht dazu, oder läßt einzelne Kühe oder Striche an den Eutern ungemolken, der rupft dir an den Kühen, wenn er ſich ganz ſicher weiß, um Mitternacht, um Mittag, kurz, wenn nichts zu fürchten iſt. Der treibt das nicht zum erſtenmal und nicht zum letzten. Was willſt Du Dich plagen, Dich auf die Lauer legen, bis Du halb todt biſt, mach, daß Du von ihm kömmſt, ſo bald als möglich. Begehre mit ihm auf aus dem FF, wegen den kranken Kühen, ſage ihm, er ſei Bub, kein Melker, vielleicht wirft er Dir den Bündel dar, und magſt Du ihn nur mit dem kleinen Finger erreichen, ſo hebe ihn auf und mach Weihnacht. Der Lumpenkerl verpfuſcht Dir in einem Jahr zehnmal mehr als ſein Lohn beträgt.“ Das begriff Uli, aber der Melker biß nicht in den Apfel, der wollte nicht thöricht ſein und um ſeinen Platz kommen, ehe das Jahr um war, er nahm ſeinen Worten gehörig das Maaß und ſagte höchſtens, er ſei ſchon an manchem Orte Melker geweſen, noch habe ihm Niemand geſagt, er könne nicht melken, man ſolle doch ſeine Zeugniſſe nachſehen, ob was darin ſtehe, daß er nicht melken könne, den Kühen die Euter verderbe. Aber was für ein Meiſter er ſei, ſei zu Stadt und Land bekannt, und wenn er ihm nicht recht ſei, könne er ihn ſenden, er gehe auf ſein Geheiß die erſte Stunde, aber dann wolle er auch den Lohn für das ganze Jahr, nach Brauch und Geſetz. Das war Uli auch nicht anſtändig, er marterte ſich lieber mit Zorn, Angſt und Aufpaſſen, ward immer ſaurer und übler im Gemüthe; es war nichts mehr da, welches die Wolken zerſetzte, den Nebel auflöſte, die finſtern Stimmungen abklärte in milde und freundliche. Sonſt thut dieſes das Auge Gottes oder das Licht von oben, wenn eine Seele ſich ihm aufſchließt, hinein die hellen Strahlen leuchten, oder es thuts der Hauch der Liebe, wenn er leiſe ſäuſelt um die düſtere Stirne, oder es thuts eines Kindes Lächeln, wenn es dem beängſtigten Vater auf geht wie dem Verzagten der Regenbogen, das Zeichen der Gnade und Verheißung am Himmel. In die Dornen und Diſteln des Lebens drangen die hellen Strahlen nicht mehr, die Nebel der Welt waren zu dick, Lächeln und Liebe vermochten nichts mehr über ſie. Nichts drang mehr durch und gab lichtere Stimmungen, als der Gewinn an einem Roß, welches ſchlecht war und für gut hatte verkauft werden können; das Rühmen des Müllers, wenn er Uli Korn abdrang; oder Späße des Wirthes, wenn er Uli für eine Kuh zehn Thaler mehr verſprach, als irgend ein Metzger geboten, indeſſen einſtweilen nicht baar zahlte. „Sieh," ſagte er gewöhnlich, „Du kannſt das Geld haben, welche Stunde Du willſt, aber Du haſt es nicht nöthig, ich weiß es, willſt es ja nur bei Seite legen, um im Frühjahr den Zins zu machen. Bis dahin verdient mir das Geld viel, jetzt iſt mit baar Geld viel zu machen, Dein Schade ſoll's nicht ſein, und einem Freund wirſt doch einen Gefallen thun. Hör Uli, ich habe es meiner Frau ſchon manchmal geſagt, lieber iſt mir auf der ganzen Welt Niemand als Du, man kann das Land auf und ablaufen, ehe man Dir einen Geſpan findet. Unter Tauſenden kömmt keiner ſo weit; in ein Paar Jahren biſt ein Mann, und wenn Du nicht noch Ammann wirſt, ſo verſtehe ich mich auf nichts mehr. Ja Uli. ſo iſts! Frau, hol eine Flaſche vom Beſſern." — Von Geld war keine Rede mehr, denn Uli lebte wohl an den Worten, und dachte an den Ammann. Aber übel ſteht es doch in dem Gemüthe, in welchem ein Wirth und ein Müller und ein Roßhandel Sonne, Mond und Sterne vorſtellen, und wie viel tauſend Menſchen haben kein ander Licht in ihren Gemüthern, als das, welches von ſolchen Lichtern kömmt, oder noch viel ſchlechtern! Man muß ſich immer wundern, daß die Menſchen, deren eine ſo große Zahl nur von ſolchen Talglichtern und ſtinkenden Oellämpchen erleuchtet werden, nicht noch unendlich ſchlechter ſind, und mit raſender Schnelligkeit noch ſchlechter werden, wie Krebſe auch um ſo ſchneller geſotten werden, je heiſſer das Waſſer wird und je ſchneller man es zum Sieden bringt. Aber eben daraus ſieht man, daß Gott die Welt regiert und nicht der Teufel, noch viel weniger ein Seminardirector, ſie wäre ſonſt ſeit vielen Jahren ſchon unheilbar verpfuſcht. Doch muß man ſich durchaus nicht verſtellen. Uli ſei, was man zu ſagen pflegt, Gottlos geworden. Die Menſchen machen das Kreuz vor dem Worte Gottlos, und doch iſt kein Menſch, der nicht gottlos iſt. Bei jeglicher Sünde, und namentlich, wenn Jemand ſein Handeln nicht durch Gott und ſein Wort beſtimmen läßt, ſondern durch ſein eigen Fleiſch und Blut oder andere Creaturen, iſt der Menſch immer Gottlos, und in dem Sinn war es Uli auch oft, und je länger je öfter. Aber Uli merkte es nicht, ſein Entfernen von Gott merkte er nicht, und von einem Losſagen von Gott war keine Rede. Der eigentliche Gottloſe iſt eben ganz los von Gott, ſowohl im Erkennen als Bekennen, ſowohl in Worten als Thaten; der eigentliche Gottloſe wird ein Rekrut des Teufels, und verſucht zu lernen den Kampf gegen Gott und ſein Reich, den unſeligen Kampf, wo nichts zu lernen iſt, als Gottes Macht und des Teufels Ohnmacht, und nichts zu gewinnen, als den eigenen Untergang und die Ueberzeugung, daß Gott der Wahrhaftige ſei, und des Reiches Feinde zu des Herrn Füße lege, wie er es verheißen hat.

Daß es ſo iſt, zeigte Gott. Es war gegen Herbſt, als man mitten in der Nacht ein mörderlich Geſchrei vernahm, das durch das ganze Haus drang, und ſelbſt die Kinder weckte. Uli fuhr auf, zündete alsbald, wie es einem guten Hausvater ziemt, die Laterne an, um zu ſehen, was es für ein Unglück gegeben. Uli hielt dafür, es ſeien Kiltbuben an einander gekommen und einer ſchwer getroffen oder geſtochen worden. Als er vor das Haus kam, war es ſtille draußen. Von den Knechten, welche herbei kamen, wollte der eine es dort vernommen haben, ein anderer in entgegengeſetzter Richtung. Man ſuchte hier, man ſuchte dort, und allerwärts umſonſt. Man horchte in die ſtille Nacht hinein, man vernahm weder Fußtritte Fliehender, noch Seufzen oder Röcheln eines Verwundeten. Das Ding ward unheimlich, den Meiſten rieſelte es kalt den Rücken auf, doch nur Einer ſprach es aus und ſagte; „Er möchte zu Bette gehen, das Ding gefalle ihm nicht, es ſei nicht ein Schrei geweſen, wie ein anderer, und wer zu neugierig ſei, leſe leicht eine geſchwollene Naſe auf, oder gar ein böſes Bein ſein Lebtag. Man habe der Beiſpiele viele, und man ſollte ſich ihrer achten, was nützen ſie ſonſt?“ Die Worte fanden Anklang. „Sie müßten doch noch einmal ſehen und etwas weiter gehen. Der Schrei ſei gar zu nöthlich geweſen, der, welcher ihn gethan, ſei nicht weit mehr gelaufen, und daß es ein Geſpenſt ſei oder ſonſt der Art was, könne er nicht glauben, man hätte ſonſt wohl ſchon was gehört,“ ſagte Uli. „Das erſte Mal iſt eins (einmal), hat Hamglaus geſagt,“ ſagte Einer. „Er möchte doch nachſehen,“ ſagte Uli. „wer ſich fürchte, ſolle ins Bett.“ Uli ging und Alle kamen nach, Einer dicht am Andern, aber nicht wegen Heldenmuth und Nächſtenliebe, ſondern weil Keiner alleine heim ins Bett durfte. Sie gingen, und fanden in einer wilden Ecke hinten bei einem Schopf, einen Menſchen bewußtlos liegen. Als man zündete, war es der Melcher, deſſen Abweſenheit aufgefallen war. „Er ſchlafe gar hart,“ hatte darauf der Karrer geſagt, „und ſei nicht zu erwecken.“ Neben ihm lag eine nagelneue blecherne Flaſche, und zerbrochene Eierſchalen knatterten unter den Füßen. Da wäre alſo doch der Dieb, hat es ihn einmal. So wäre es recht, ſo wüßte man doch beſtimmt, ob ein gerechter Gott im Himmel ſei, oder gar keiner, hieß es von allen Seiten. Der Melcher war hinaufgeſtiegen geweſen unters Dach in ſein Verſteck, im Herabſteigen hatte ihm ein Tritt gefehlt, er ſtürzte hinab, brach ein Bein, beſchädigte ſich ſonſt übel, blieb ſein Lebtag ein Krüppel. Einige Tage lang war auf der Glungge ſtark die Rede vom Melcher und von Gott, man ging ſogar in die Kirche, die Einen, weil ſie wirklich dachten, es könne nicht ſchaden, und wenn ein gerechter Gott im Himmel ſei, ſo möchten ſie es wirklich nöthig haben, andere in der Hoffnung, der Pfarrer ziehe den Melcher in der Predigt an, und wenn er ſchon nicht Alle nenne, welche ihn geſucht und gefunden, könnten ſie doch hinten drein ſagen: „War auch dabei! So ſollte es Allen gehen, welche es ſo machen, und damit ihre ehrlichen Nebendienſten in Verdacht bringen. Daneben dünkt es mich doch, der Pfarrer habe es wohl ſtark gemacht. Nicht, daß ich mich mit dem Melcher zuſammenzähle, bewahre mich davor, aber wir ſind alle arme Sünder und der Pfarrer wird nicht beſſer ſein als andere. In dieſen Tagen ließ Uli manchen Zuſpruch fahren, worin er auf den deutete, der an die Sonne bringe, was im Verborgenen geſchehe, und den rechten Meiſterleuten beiſtehe, wenn ſie mit ſchlechten Dienſtboten nicht auskommen könnten. Was fängt er dann mit ſchlechten Meiſterleuten an, wenn es einen gerechten Gott giebt, denn er wird doch nicht blos für Dienſtboten da ſein, wie Käsmilch und Mehlſuppen ohne Mehl, ſondern auch für ſchlechte Meiſterleute?“ frug ein naſeweiſes Bürſchchen, welches eine Zeitlang in einer Scheuke gedient hatte und nichts glaubte. Das ſei ein leer Gerede, daß Gott dem Melcker das Bein gebrochen. Sei er gerecht, ſo müßten alle Diebe die Beine brechen, da hätte er wohl viel zu thun, und er möchte wiſſen, wie viele auf ganzen Beinen herumliefen? Am übelſten ginge es dabei den Geigern, denn das Tanzen ließen wohl die Meiſten ſein. Das habe Niemand anders gethan als Mädi, das habe dem Melcker leiſe die Leiter weggeſtellt, und als der darauf treten wollte, ſei er hinuntergeſtürzt, das ſei der ganze Handel. Mädi verdiente Kettenſtrafe, wenn nicht den Galgen, denn auf die Weiſe könnte ein Menſch den Hals brechen, nicht bloß ein Bein, und Mörder ſolle man hängen, heiße es. Wenigſtens müßte es ihm den Melcker beirathen und ihn ernähren, und billiger als dieſes ſei nichts, und beſſer könne es ſelbſt Gott nicht machen, wenn einer ſei nämlich.

Mädi begehrte ſchrecklich auf über dieſe Zumuthung, aber nicht weil es ſich ein Gewiſſen daraus gemacht hätte, die That zu thun, ſondern weil es ſie nicht gethan und doch jetzt Schuld ſein ſollte. Es ſei nur da um Sündenbock zu ſein und das ſei ihm erleidet, und jetzt ſollte es noch den Melcker erhalten. Je böſer Mädi wurde, deſto mehr hatten die Andern Freude daran, da half alles Zureden nichts, nichts bei Mädi, nichts bei den Andern, ein täglicher Krieg war los, ſo daß wenn der Melcker ſchon fort war, das Leben um nichts freundlicher wurde.

Capitel 13.

Von Haushaltungs-Nöthen und daherigen Stimmungen.

Vreneli ward das Leben wirklich ſchwer. Sie hatten zu allem Verdruß im Inwendigen, auch nach Außen nicht Glück gehabt. Es war nicht eigentlich Mißwachs, aber ein mager Jahr, wo es wenig zu verkaufen gab. Das ſogenannte Beiwerk fiel größtentheils weg, der Lewat gerieth nicht, der Flachs war nicht gut, Obſt gab es keins, hinter den Kartoffeln waren die Käfer, das Gras war nicht melchig, d. h. die Kühe gaben wenig Milch dabei, es hatte zu viel geregnet; das Korn war gefallen, brandig, gab wenig aus in der Tenne, das Geld im Schranke wollte ſich nicht mehren, die Kaſten im Speicher ſich nicht füllen; es füllte ſich nichts als Ulis Seele mit Ungeduld und Mißmuth und Vrenelis Seele mit Wehmuth.

Vreneli hatte, wie wir wiſſen, ariſtokratiſches Blut in ſeinen Adern und einen nobeln Sinn, wie er einer wahren Bäuerin ſo wohl anſteht, und ihr eine Bedeutung im Volksleben giebt, welche ſelten ein Mann erringt. Drei Dinge hat ſo eine Bäurin, einen verſtändigen Sinn, einen goldenen Mund und eine offene Hand. Ein gut mild Wort thut einem armen Weibe, welches nur an ſchelten und harte Worte gewöhnt iſt, viel beſſer, als eine ſchöne Gabe und ein verſtändiger Rath iſt oft weit nöthiger, als ein reiches Almoſen. So ein „Kumm m'r z'hülf' in aller Noth iſt ein Poſten, der weder erſchlichen noch ererbt werden kann, er wird aus freier Wahl nach Verdienſt vergeben. So war es auch Vreneli allmählig gegangen. Die Weiber der Tagelöhner, anderer Arbeiter u. ſ. w. hatten ſich ihm allmählig zugewandt, da es häufiger mit ihnen in Verkehr kam, als die Mutter, auch rüſtiger Hand bieten konnte an einem Krankenlager, oder wenn eine Kindbetterin in Nöthen war. Begreiflich nahm dieſes Amt etwas Zeit hinweg, und noch Allerlei anderes, wenn man z. B. im Küchenſchrank einer Wöchnerin nicht ſo viel fand, um eine ſtockblinde Suppe zu machen, und im ganzen Häuschen kein Hüdelchen groß genug, den kleinen Staatsbürger darin zu wickeln. Seit der erſten Erndte hatte Uli nicht viel mehr geſagt. Breneli nahm ſich in Acht, that verſtändig, d. h. nicht reicher als ſie waren, ſchonte Uli beſtmöglichſt und ſuchte ihm doch wirklich nichts gefliſſentlich zu verbergen. Es giebt nicht leicht was Schlimmeres, als wenn die Weiber ſich gewöhnen, des Mannes Rücken lieber zu ſehen, als ſein Geſicht, als ihren beſten Freund, der ihnen nichts ausplaudert. Nun aber, da das Jahr ein mageres war, wenn auch kein eigentlich Fehljahr, die Brünnlein alle verſiegt ſchienen, oder ſpärlich floſſen, ward Uli ängſtlich. Wird einer aber ängſtlich, ſpitzt er Augen und Ohren, und was er fürchtet, ſieht und hört er allüberall. Fürchtet Einer das Feuer, ſo riecht er allenthalben Rauch, hört Flammengekniſter, träumt vom Verbrennen. Fürchtet Einer Geſpenſter, ſo kriechen ihm ſolche aus allen Gräbern nach, gucken durch alle Zäune, reißen ihm regelmäßig alle Nächte das Deckbett vom Leibe. Wird Einer mit der Eiferſucht behaftet, fürchtet ſeine Frau kriege die Untreue, ſo wird ihm Alles gefährlich, Katzen, Spatzen und Zaunſtecken, und ſieht er eine Mannsperſon durchs Fernrohr, greift er nach Säbel und Piſtolen, und ſchreit, jetzt weiß ichs und habs endlich klar, und jetzt muß mir der Donner erſchoſſen ſein; hilft es dann nicht, ſo ſchlage ich ihm mit dem Säbel Kopf und Beine ab, und wenn das noch nicht hilft, vergrabe ich den Hund ſchließlich lebendig. Nun ward es Uli nicht Angſt ums Reichwerden, ſondern Angſt vor dem Armwerden, und da ward es ihm, als helfe Alles dazu, als habe die ganze Welt ſich verſchworen, ihn um Alles zu bringen.

Auf Alles guckte er und Allem ſah er nach, Alles was gebraucht wurde, biß ihn, und was fortgetragen wurde ging durch ſeine Seele. Uli hatte ein nicht ganz ſo beſchränktes Hirn als Mädi, aber wenn ihn was recht erfaßte, ward er immer ſo eintönig, nur eines und immer das Gleiche, klang in ihm nach. Jetzt fiel ihm Brenelis Ehrenamt ſpitzig in die Augen. „Du kannſt geben, bis wir ſelbſt nichts mehr haben, ſieh dann zu, wer Dir geben wird. Die und die iſt aber mal eine ganze Stunde bei Dir geſtanden, hat nichts gethan und Dich verſäumt. Wundern muß man ſich nicht, daß es ſo arme Leute giebt. Wie ſollte es anders kommen, wenn die Weiber ganze Tage herumſtehn und nichts thun? Lieber wäre es mir, es ginge uns nicht auch ſo. Was doch das für eine verfluchte Unvernunft iſt, wenn eine ſieht, daß man alle Hände voll zu thun hat, und dann einem vor der Naſe ſteht, daß man nicht vom Platz kann. Ich begreiſe nicht, wie Du ihnen zuhören magſt. Es dünkt mich, es ſollte Dir dabei himmelangſt werden. Den Verſtand könnteſt Du ihnen machen, wenn ſie ihn nicht ſelbſt haben, Du hätteſt nicht Zeit, ihrem Gellatſch zuzuhören, Du hätteſt Schweine, welche gefüttert werden und Menſchen, welche arbeiten müßten, und eſſen wollten zu rechter Zeit.“ Umſonſt entſchuldigte ſich Breneli, es hätte dabei nichts verſäumt, ſondern immer zugeſchafft und aufs Eſſen hätte Niemand warten müſſen, weder Menſchen noch Schweine. Umſonſt entſchuldigte Breneli die armen Weiber damit, ſie hätten ihns um Rath gefragt, oder es thue ihnen ſo wohl, ihr Elend klagen zu können. Wenn Jemand ihnen freundlich zuhöre, ſo leichtere es ihnen wenigſtens um die Hälfte. Umſonſt entſchuldigte Breneli die Gaben, dieweil ſie nur ſo klein ſeien, wenn ſie es ohne die nicht machen könnten, ſo ſei es bös beſtellt mit ihnen, und wenn ſie Gottes Gnade und Hülfe ſo nöthig hätten, ſo ſeien ſie doch um ſo mehr ſchuldig, zu thun nach ſeinem Wort und Befehl. Er ſolle doch nur denken, an der armen Wittwen Scherflein im Gotteskaſten. Umſonſt war das Alles, Ulis Augen wurden immer ſpitziger, ſein Aerger beim kleinſten Anlaſſe größer. Breneli hielt ſeine Kinder ſorgfältig, wie ein Mädchen ſeine Blumen; reinlich mußten ſie ihm ſein um und um. Narrenzeug mochte es für ſein Leben nichts an ihnen leiden. Es hatte nicht Augen wie ſo manche Mutter, welche nicht Farben genug an ihrem Kinde anbringen kann, und es am ſchönſten findet, wenn daſſelbe Dinger am Leibe hat, wie ſie Niemand hat, und grelle glitzernde, die in allen Gaſſen ſchreien, und haben doch keine Zunge im Munde. Nun hatte z. B. der Wirth oder deſſen Frau dem Johannesli ein Ungeheuer von Turban geſchenkt, hochroth von Farbe, mit blauem Borde, eine Elle hoch, oben eine Elle breit, mit Ohrenlappen, groß wie die Blatten an einem Pferde-Komet, und einem handbreiten gelben Bande, ihn unter dem Kinn zu binden. Das arme Kind ſah darin aus, wie ein Zwerg in einer Grenadiermütze, oder ein klein Spätzlein, welchem man einen großen Hahnenkamm aufs Köpflein gepflanzt.

Vreneli konnte es nicht übers Herz bringen, das Bübchen in das Ungethüm zu ſtecken. „Aus einem Kinde eine Vogelſcheuche zu machen, ſei eine Sünde," ſagte es, „ſo was könne einem Kinde ſein Lebtag nachgehen. Wer ein Kind ſo ſpöttiſch verpuppt geſehen, der erinnere ſich daran, wenn das Kind ihm längſt erwachſen vor die Augen komme, nehme es für dumm und lächerlich, und gewöhne ſich mit Mühe daran, die Sünden der Eltern zu vergeſſen und das verſtändig gewordene Kind als verſtändig anzunehmen." Vreneli kaufte dem Bürſchchen ein klein Käpplein, wohlfeil und doch ſchön und was will man mehr. Darüber ward Uli auch wieder ſehr böſe. „Unnütz Geld auszugeben, ſollte man ſich hüten in ſolchen Umſtänden," ſagte er. „Es werde ſehen, wie weit man komme damit, aber dann werde es zu ſpät ſein. Die Hoffahrt habe reichere Leute auf die Gaſſe gebracht, und dümmer ſei nichts, als verſtellen zu wollen, was man nicht ſei, was man erſt mit Mühe und Noth werden könne. Uebrigens begreife er nicht, was ihm an der Kappe nicht recht ſei, ihm gefalle ſie und zwar beſſer als die, für welche es Geld verſchleudert. Es ſei aber nur Weiber Wunderlichkeit, weil es die Wirthin haſſe, ſo gefalle ihm nichts, was von ihr komme. So eine Wirthin, welche an einer Straße wohne, wo alle Tage Herrſchaften vorbeiführen, Engeländer und Huttlöpter, werde doch wohl beſſer wiſſen, was ſchön ſei und Mode, als ſo eine Pächtersfrau, welche Jahr aus, Jahr ein Niemand ſehe als die Eierfrau, den Hühnerträger und zuweilen einen Lumpenſammler. Und daß es das Bübli nur den — er wußte ſelbſt nicht, wie er dem rothen Thurm ſagen ſollte — tragen laſſe! Wenn die Wirthin mal käme, und das Kind hätte ihn nicht auf dem Kopfe, ſo hätte ſie es ungern und meinte, man ſchätzte ihn nicht." Uli hatte für derlei Dinge durchaus keinen Sinn. Was nichts koſtete, gefiel ihm am Beſten: daneben dann, was ſo recht buntſcheckigt war, ſo recht himmelſchreiend. Er meinte auch, für Kinder ſei gleich Alles gut und je weniger man an ſie wende, an Zeit und Kleidern, deſto beſſer kämen ſie fort, deſto weniger ungezogen würden ſie, an deſto Weniger gewöhnten ſie ſich. Uli dachte nicht daran, daß keine Zeit koſtbarer angewendet wird, als die, welche man an das Reinigen der Kinder wendet, und daß keine verſäumte Zeit ſich ſchwerer rächt, als die, welche man zu wenig dazu braucht. Der Landmann miſtet fleißig, wäſcht den Schweinen den ganzen Leib, den Pferden Schwänze und Füße ꝛc., und der gleiche Landmann läßt ſeine Kinder in naſſen Betten liegen und thut als ob jeder Tropfen Waſſer Champagner wäre, den man bekanntlich nicht alle Tage braucht. Ja es giebt Leute, welche ihr Lebtag nie am ganzen Leibe gewaſchen wurden, als am Tage ihrer Geburt; dieſe Waſchung hielts dann bis zum Tage des Todes, war eine währſchafte. Er dachte ferner nicht daran, daß die Art, wie ein Kind gekleidet wird in der Jugend, ihm gerne nachgeht im Leben, und Kleider machen ja Leute.

Es giebt nicht bloß Familien, ſondern ganze Geſchlechter bis ins dritte und vierte Glied, welche ihr Lebtag ungewaſchen ſcheinen, alle Kleider an ihnen ſchmutzig, ja Leib und Seele ſchmutzig, ſie mögen ſich gebehrden, kleiden ſo koſtbar ſie wollen. Wir glauben, Demanten würden auf ihren Perſonen den Glanz verlieren und Farbe kriegen, wie abgeſtandener Froſchlaich. Wenn ſie auch vornehm werden, dieſe abgeſtandenen Geſichter und nach Seife und Pomade langen, erſt im dritten und vierten Glied fängt man an zu merken, daß da was Ungewöhnliches in Gebrauch gekommen. Uli gehörte nicht zu dieſem Schmutzgüggelgeſchlecht, er war im Gegentheil, er mochte machen was er wollte, immer ſauber anzuſehen; aber er war von Natur ſo, und wußte nicht, wie ſchnell man in die Familie der Schmutzgüggel gerathen kann. Je mehr Mädi aus dem Häuschen kam, deſto mehr kam an Vreneli. Viel machen, macht ſich noch, aber viel machen und nicht das Rechte machen, und daher nicht genug ſchaffen können, das iſt hart und drückt ſchwer aufs Herz, beſonders wenn man noch was unter dem Herzen hat. Auch am Eſſen mäkelte er, es war ihm nicht mehr recht. Es klagen gar viele Weiber, ſie könnten es ihren Männern nicht gut genug geben, das iſt von den Weidern dumm, ſobald ihnen die Männer Geld genug geben, und Geld dafür da iſt. Lernen ſie halt beſſer kochen, nehmen ſie ſich die Mühe nachzuſehen, wenn was in der Küche iſt, und nachzudenken zu rechter Zeit und nicht erſt, wenn es auf den Tiſch ſollte, was ſie in die Küche geben, ſo wird das Ding ſich wohl machen, der Mann müßte dann gar ein Unflath ſein. Aber wenn die Frau es zu gut giebt, ſchlechter geben ſoll, als es ſich mit ihrem Gewiſſen ververträgt, weil ſie denkt, Dienſtboten ſeien doch eigentlich, genau genommen, keine Hunde, wenn ſie zehn und mehr Jahre gekocht mit Verſtand und zur Zufriedenheit, und auf einmal iſts nicht mehr recht, ſie ſollte es mit dem Halben machen, und hat doch gleich viel Mäuler zu ſättigen oder noch mehr, denn je ſchlechtere Arbeiter man hat, deſto mehr muß man ihrer haben, und ſchlechte Arbeiter eſſen zumeiſt mehr als gute, dann iſts böſe, denn es iſt nichts böſer, als wenn man mit Bewußtſein und wider Willen unverſtändig handeln ſoll. Es iſt wohl nichts dümmer auf der Welt, als wenn man zu ſchlecht zu eſſen giebt und es beſſer geben könnte. Es iſt dumm und ſchlecht, wenn man es der eigenen Familie zu ſchlecht giebt, da wachſen keine Kräfte nach, die Kinder müſſen es oft büßen lebenslang; hat ähnliche Folgen, wie wenn man das Land, den Boden ermagern läßt. Es iſt aber noch viel dümmer, wenn man fremde Leute zu ſchlecht hält, erſtlich wird man tapfer verbrüllet und zweitens ſtehlen ſie wieder an der Arbeit ab, was man ihnen am Eſſen abſtiehlt, das fehlt nicht. Das Sprüchwort: „eine Hand wäſcht die andere," erwährt ſich wohl nirgend unfehlbarer als hier.

Es iſt ſonderbar, wie Menſchen in einfachen Dingen ſo wunderliche Augen oder Gedanken haben können. Uli wollte es nicht ſchlecht geben, aber minder gut. Ihm möge es eine große Summe bringen im Jahr, die andern merkten es nicht oder hätten jedenfalls nicht weniger, meinte er. Der gute Uli hatte vergeſſen, wie feine Naſen die dümmſten Dienſtboten in dieſer Beziehung haben, und wie hoch ſie den geringſten Abbruch anſchlagen, er dachte jetzt ſo wenig daran, als früher an der Ernte, denn es ſind gar viele Leute, welche meinen, ſie alleine hätten ein Hirn zum merken und eine Naſe zum riechen. Breneli war übel daran. Dieſe Zumuthungen alle waren nicht in einem Tage zu überſehn, ſondern ſie wurden alle Tage neu, ſollten die Regel für das Tägliche werden, und Breneli konnte ſie wirklich nicht erfüllen, wenn es des Hauſes Beſtes im Auge hatte. Konnte nicht denken: „Meinethalben, wenn er es ſo haben will, ſo habe er es, es iſt ſeine Sache.“ Es redete mit der Baſe. Die Baſe rieth, leiſe zu thun, nicht viel zu widerreden und wenn es geredet ſein müßte, ohne Hitz, mit Liebe. „Vorſchreiben wird er Dir nicht, wie viel Butter oder Schmalz Du ins Gemüſe thun ſollſt und wie viel Kaffepulver in die Kanne, wird Dir weder die Eier nachzählen, noch das Mehl Kellenweiſe meſſen, ſo kannſt Du immer das rechte Maaß halten, wie Du es vor Gott und Menſchen zu verantworten meinſt. Verliere den Muth nicht, ſonſt iſt Alles verloren. Laß Dich auch nicht unterdrücken, in Gram und Sorgen, daß Du lauter trübſelige Geſichter machſt und lauter maßleidige Worte von Dir giebſt. Dann hat es auch gefehlt. Ich meine nicht, Du ſolleſt jubiliren wie ein Hagſpatz oder ein Buchfink, das klänge wie Trotz und würde Uli ärgern, aber freundlich ſollſt Du ſein, lieblich fragen und antworten, kein bös Wort aus deinem Munde laſſen. Sich, in ſolcher Trübſal ſollte die Frau immer die Hausſonne vorſtellen. Du weißt ja wie wohl einem Kranken, welcher das Fieber hat oder die Auszehrung, die Sonne thut, wie er ſich geſtärkt fühlt und halb geſund, wenn er eine Stunde daran geſeſſen iſt. So geht es auch einem Menſchen, der an der Seele krank iſt und das Beſſere in ihm die Auszehrung hat, Freundlichkeit und gute Worte thun ihm doch wohl, ſie alleine vermögen zu erhalten das Beſſere, bringen wieder gute Stunden, mildes Hauswetter, die vergangene Traulichkeit, habe das viel hundertmal erfahren. Ich ſagte Joggeli wohl harte Worte, ſo hart wie er ſie ertragen mochte, aber waren ſie geſagt, ſo wars vorbei. Ich gab guten Beſcheid, zeigte guten Muth, dann war er auch wohl dabei, und froh mit mir ein vertraulich Wort reden zu dürfen. Das machte, daß er mir nicht von Hauſe ſchlug, und ich immer wußte, was er that und wollte. Mag Einer die Frenndlichkeit nicht mehr ertragen, macht ſie ihn nur böſer oder flieht er ſie, dann ſteht es ſchlecht, dann hat ſeine Seele die beſte Handhabe verloren und zu meiſt ſchlägt er auch von Hauſe."

Die Weiber mögen urtheilen, ob der Rath der Baſe richtig oder unrichtig war, Breneli glaubte daran und verſuchte ihn, wenn er auch ſchwer war in ſeiner Ausführung. Das Andauernde, Stätige iſt viel ſchwerer als einzelne Heldenthaten oft Früchte flüchtiger Aufwallungen. Schwer iſts, immer liebenswürdig zu bleiben, wenn das Herz voll Leid und Kummer iſt. Man ſtoße ſich nicht etwa am Worte, liebenswürdig; wir halten dafür, Weib ſei Weib, ſtehe es am Heerde oder im Tanzſaale, manövrire es im Salon oder vor dem Schweineſtall und meinen, es könne und ſolle allerwärts wahrhaft liebenswürdig ſein. Denn die wahre Liebenswürdigkeit hängt nicht am ſeidenen Kleide oder an himmliſch gekämmten Haaren, ſondern am Herzen, welches ſich auf einem freundlichen Geſichte ſpiegelt. Man halte es auch nicht für Heuchelei, wenn man ein freundlich Geſicht macht, während das Herz voll Leid und Kummer iſt. Leid und Kummer ſind Zuſtände, welche man immer zu überwältigen, ihr Weitergreifen zu verhindern hat. Jeder Zoll Haut, welche man von ihnen befreit, iſt großer Gewinn. Gewinnt man ihnen gegenüber ein ganzes freundliches geſundes Geſicht ab, ſo hat man nicht bloß ihnen etwas abgenommen, ſondern man hat eine Macht gegen ſie gewonnen. Denn ſo lange man ein freundlich Geſicht macht, fühlt man Leid und Kummer wenig, ſie verlieren ihre Schärfe, milder wird ihr Schmerz. Und die Kraft, welche man zu einem freundlichen Geſichte braucht, iſt ja eben auch die Kraft, welche Kummer und Leid verzehren, welche zu der Stärke führt, welche ſpricht, der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn ſei gelobt. Kömmt einmal der Menſch dazu, dieſe Kraft zu ſuchen, und zu verſuchen, dann iſt das Beſſere in ihm erwacht, der erſte Schritt zur Geneſung gethan. Nun iſt auf der Welt nichts vollkommen, vor Allem alle Anfänge nicht, und nichts Böſes weicht aus dem Menſchen ohne den hartnäckigſten Widerſtand. Es geſchah Breneli, daß das zurückgepreßte Weh unwillkührlich ausbrach, daß es weinen mußte die hellen Thränen, es mochte wollen oder nicht. Dann machte es, wie es ſein ſoll, den Pfarrer, und verſuchte ſich ſelbſt tapfer abzukanzeln, daß es ſo nöthlich thue. Es ſei ihnen doch eigentlich gar kein Unglück begegnet, kein Kind ſei ihnen geſtorben, keine Krankheit habe ſie geſchlagen, Noth ſei keine da, wenn auch das Jahr ein Ungünſtiges ſei, das wiſſe man ja zum Voraus und müſſe ſich darauf gefaßt machen, daß gute Jahre mit böſen wechſeln und ſie vermöchten es doch zu ertragen; Rückſtände hätten ſie ja keine, ſondern Geld im Vorrath. Und wenn ſie ſchon Verdruß von den Dienſtboten hätten, ſo ſei das allerwärts, wo man ſolche habe, das ſei nicht wohl anders zu machen, in einem andern Jahr ſei es vielleicht beſſer.

Aber es ging Vreneli mit ſeinem Predigen, wie es vielen andern Pfarrern auch geht, wie ſchön und richtig es auch predigte, es wollte doch nicht anſchlagen, der böſe Feind nicht weichen. „So ſei es wohl,“ ſagte der Theil in ihm, welcher nicht den Pfarrer machte, „aber er könne in Gottes Namen nicht helfen. Nicht Geld und Noth liege ihm im Herzen, ſondern was ganz anderes, es könne faſt nicht ſagen, was. Aber es ſei nicht mehr, wie ehedem, es ſei als tappten ſie im Nebel, wüßten nicht mehr Steg und Weg, und fänden ihn nimmermehr. Wie man in eine böſen Luft kommen könne, man geſchwollen werde über und über, daß man die Augen nicht mehr ſehe, ſo müßte auch an ſie ein böſer Luft gekommen ſein, aber an ihre Seelen, daß ſie einander ſelbſt nicht mehr kennten, und ſeien ſie doch Mann und Frau. Dann liege ihm ſo ſchwer auf dem Herzen ein Bangen, es wiſſe nicht vor was, aber vor einem großen Unglück. Es ſei ihm, als ſtehe vor ihm eine große ſchwarze Wolke, und in der Wolke ſei ein grauſig Etwas, es wiſſe nicht was, aber es erwarte mit Zittern und Beben, daß es herausfahre und ihns verſchlinge und Alles Alles mit.“ Dieſes Weinen, Predigen, Bangen, verſteckte Vreneli beſtmöglichſt vor Allen, aber am Neujahrstage vermochte es dieſes nicht; die Brunnen der Tiefe brachen unwillkührlich auf. Wie der liebe Gott größere und kleinere Lichter gemacht hat am Himmel, welche Tag und Nacht regieren, und die Jahre zumeſſen den Menſchenkindern, ſo hat er auch dieſen Menſchenkindern ein Gefühl in die Seele gelegt, welche die ſchwindenden Tage mit Bangen zählt, und mit Zagen jedes neu zugemeſſene Jahr betrittet, denn am Ende der Tage iſt der Tod, und im neu angetretenen Jahre kann man treten auf dieſen Tod. Es iſt überhaupt jedes Jahr, welches kömmt mit ſeinen 365 Tagen, ein dunkle Wolke, ſchwanger mit Tod und Noth, mit Freude und Luſt. Wie dieſe Wolke tritt in die Zeit hinein, wird es lebendig in ihrem Schooße, die Wolke glüht, ſpeit Blitze aus zahllos, ununterbrochen, blitzt ins ohnmächtige Menſchengeſchlecht hinein, Noth und Tod, Luſt und Freude, Millionen fallen, Millionen weinen, Millionen jauchzen auf, verſtummen wieder, wenn von entgegengeſetzter Seite her millionenfacher Jubel ſchallt. Als nun früh am Neujahrsmorgen Vreneli erwachte, berührt ſich fühlte von der ſchwarzen Wolke Rand, war es ihm, als höre es das Schmieden der Blitze, welche fahren ſollten durch ſein Herz, es füllen mit Noth und Tod. Ein unendlich Bangen ergriff ihns, ein unausſprechlich Weh, in lautes Schluchzen brach es unwiderſtehlich aus. Uli erwachte darob, fragte beſtürzt: „Vreneli was haſt, was fehlt?" Lauter noch ſchluchzte Vreneli, aber Worte fand es nicht. Uli ward Angſt, er wollte Licht machen, wollte nach Hoffmannstropfen gehen, endlich konnte Vreneli ſagen: „Ach Uli, mein Uli, es iſt mir ſo bang, ſo angſt, aber Tropfen helfen nichts. Es iſt nicht mehr wie ehemals, die böſe Welt kam über uns und zwiſchen uns, und mir iſts, als ſtehe vor uns ein groß groß Unglück, noch iſt Nacht darum, ich höre wohl ſein Schnauben, aber ſeine Geſtalt ſehe ich nicht. Wie ſoll das gehen, wie wollen wir es ertragen, wenn wir einander nicht mehr verſtehen, Du ſo mißtrauiſch, ſo unzufrieden biſt mit mir, allen andern mehr glaubſt als mir? Ach Uli, mein Uli, das dauert mich ſo ſehr, drückt mir faſt das Herz ab." Uli war nicht hart, ſtieß das ſich öffnende Herz nicht wieder zu und warum? Weil Vreneli nicht alle Tage jammerte, weil dieſer unwillkührliche Ausbruch der erſte dieſer Art war, welchen Uli erlebte. Wer alle Tage Pillen ſchlucken muß, den widern ſie entweder ſo an, daß er das Geſicht jämmerlich verzieht, oder kaltblütig ſchluckt, als ob es gewöhnliche

Brotkügelchen wären. Uli war auf eine gewiſſe Weiſe freudig erſchrocken. Er hatte Vrenelis Freundlichkeit nicht begriffen, ſie nicht ſelten für Gleichgültigkeit, Leichtſinn oder gar Bosheit genommen. Es geht ſo, wenn man nicht alle Tage zuſammen ein traulich Wort ſpricht, oder nicht in einem Höhern den Einklang findet. Es geht ſo in der Richtung dieſer Zeit, wo jeder Lümmel, jeden, der nicht in ſein Horn bläſt, nicht bloß für einen Eſel, ſondern für ſeinen Todfeind hält, in der Richtung dieſer Zeit, wo der dreckigſte Kuhjunge, oder der vierſchrötigſte Bärenwirth mit Dolch und Piſtolen umherfährt, nur Jeden erwiſcht und dann erſchießt, der nicht ga nachjagt, wenn er gi vorgejagt; es geht ſo bei der zunehmenden Dummheit, welche man für Weisheit hält, welche aber nichts iſt, als die eintönigſte Janitſcharenmuſik, verbunden mit Spießen, Hängen und Kopfrunter, wenn Einer einen Ton fehlt. Es reißt eine Intoleranz ein, gegen welche die der Phariſäer ein Liebkoſen war, welche alle Gebehrden der franzöſiſchen Revolutionsmänner nachäfft. Es iſt aber kurios, wenn mal dieſer Wind weht, man heißt ihn den Zeitgeiſt, ſo wird Alles davon ergriffen, mehr oder weniger, Jeder in ſeinem Verhältniß. Wer hat ſchon einen großen Wirbel in einem Fluſſe geſehen, oder wenn man will einen Waſſerfall, den Rheinfall z. B. Da kommen die Waſſer angezogen, klar ruhig, majeſtätiſch. Wie ſie in Bereich des Wirbels kommen, werden ſie unruhig, verlaſſen den natürlichen Lauf, müſſen in den Wirbel hinein, müſſen ſchäumen, ſich drehen, müſſen auf den Grund. Allmählig löſt ſich der Zwang, ſie werden frei, ziehen weiter, aber noch ſchäumend, kochend, bis allmählig die Ruhe wiederkehrt, der feierliche Gang, die majeſtätiſche Haltung. Solche Wirbel ſind auch im Strome der Zeiten, und wenn der Menſch je als Tropfen eines Meers erſcheint, ſo iſt es im Zwange dieſer Wirbel, und dieſer Zwang herrſcht nicht bloß in der Mitte der Strömung, wo die hohen Häupter ſchwimmen, die ſogenannten Lichter des Jahrhunderts. Ach nein, und dieſes iſt eben das erbärmliche und demüthigende, ins gleiche Loch werden gewirbelt die Größten, die Kuhjungen, die Irländer, die Waadtländer und Hausväter, welchen die Weiber nicht gir nachſagen wollen, wenn ſie gar vorgeſagt, und Hausweiber, welche Zeter ſchreien, wenn der Mann nicht Alle anſpuckt, welche ihn angrämen. Um Politik bekümmerte ſich nun Uli nichts, aber der Wirbel hatte ihn doch erfaßt, der Wirth hatte die Verbindung vermittelt. Darum war er dießmal um ſo theilnehmender und meinte: „Jä, ja lueg, es iſt mir auch ſchon lange bange und es freut mich, daß es Dir auch kömmt.“ Nun mußte Vreneli freilich ſich erläutern und das iſt nicht leicht, bei ſolchen Umſtänden und bedarf einer zarten Hand. Indeſſen dieſe hatte Vreneli und indem es Ulis Bangen nicht ſchnöde und radical zurückwies, ſondern in ſeinem Werthe gelten ließ, fand es auch mehr oder weniger Geltung für das Seine, fand ein ſchönes Neujahrkindlein, fand eine freundliche Verſtändigung, hatte einen milden Tag, und doch wollte die Beklommenheit nicht von ihm weichen, das Weinen war ihm immer zu vorderſt. Es war ihm, als ſollte es von Jemand Abſchied nehmen, und wußte nicht von wem. Hatte es das kleine Vreneli auf dem Schooße, ſo meinte es, es gelte dem, und küßte es, bis auch ihm das Weinen kam. Hatte es den Johannes, ſo war es ihm eben ſo, und es machte es ihm gleich. Es ging ihm mit der Baſe ſo, ließ ſie aber nicht, bis Beide die hellen Thränen weinten und die Baſe endlich ſagte: „Nimm Dich zuſammen und thue es aus dem Kopf. Du machſt mir ſonſt Angſt; ſolches bedeutet manchmal etwas und manchmal nichts, aber was nützt es, wenn man vorher ſo ängſtet und ſich grämt, an der Sache macht man doch nichts. Am Beſten iſts immer, man ſei zweg auf Alles und nehme unterdeſſen, was kömmt mit Dank. Komm ich habe ein Kaffee zweg, nimm ein Kacheli, es beſſert Dir dann ums Herz. Es iſt wohl nichts auf der Welt und von der Welt, was einem Weibsbilde ſo wohl macht und ſo guten Troſt giebt, als ein Kacheli guten Kaffee.

Capitel 18.

Von Verträgen und allerlei Künſten und Kniffen.

Drei Jahre waren bald verfloſſen, ſeit Uli die Pacht angetreten hatte. Der Akkord war ziemlich vorſichtig geſchloſſen, Dank dem Bodenbauer, welcher in ſolchen Dingen Erfahrung hatte. Es iſt wohl nichts ſchwerer, als ſolche Akkorde ſo abzufaſſen, daß nicht jeder Artikel ein Thor zu Mißhelligkeiten, oder zu einem Proceſſe wird. Es giebt Spitzbuben von Lehenherren, hohe und niedere, welche eine eigene Kunſtfertigkeit im Abſchließen ſolcher Verträge haben. Eine Kunſtfertigkeit, ähnlich der, welche Katzenhändler haben ſollen. Es ſoll nämlich ſolche geben, welche ſo geſchickt eine gekaufte Katze zu enthäuten wiſſen, daß dieſelbe lebendig davon läuft und unverſehens ihren frühern Eigenthümern vor der Thüre ſitzen. Alſo Pachtherren giebt es, welche regelmäßig alle ihre Pächter enthäuten, ſo daß dieſe ſich noch glücklich preiſen, wenn ſie endlich mit dem nackten Leben entrinnen können. Solche Pachtherren hat man nicht blos in Irland, ſondern auch in der Schweiz, und zwar Liberale von Farbe! Kurios! Oder aber der Akkord wird in holdſeliger Stimmung beſchloſſen. Man iſt gut Freund oder verwandt, oder hat ſich endlich gegenſeitig gefunden in ſüßer Liebe. Der Pächter ſagt dem Lehnsherrn, er ſei ein Engel, der Lehnsherr ſagt dem Pächter, er ſei ein halber Engel, ſie reden vom ewigen Frieden, und nicht ſelten iſt's, daß ſie wirklich zu ſingen anfangen, und wenn ſie auch nicht ſingen wie die Engel im Himmel, ſo meinen ſie es doch. In einer ſolchen Stimmung findet man hundert Dinge nicht nöthig, auf das Papier zu bringen. Bald ſagt der, das verſteht ſich von ſelbſt, ich müßte mich ja ſchämen; bald ſagt es der Andere. Ja es würde nichts zu Papier gebracht, wenn es nicht wäre wegen dem allgemeinen Gebrauch, oder wegen Leben und Sterben, was aber Beide nicht zu erleben hoffen, wie ſie ſagen. Ja, aber Stimmungen ſind veränderlich, beſonders wo Weiber dabei ſind, und eine Pacht im Spiel, wenn allerlei Produkte zu entrichten ſind, und allerlei Beter und Baſen ab und zu gehn. Stimmungen ſind gar wunderlich, was uns lieblich dünket in einer Stimmung, kömmt in einer andern uns ſchauerlich vor, der Menſch mit dem wir ſangen in himmliſcher Harmonie, als wie die Engel, kann uns ſpäter als das bockfüßigſte Unthier erſcheinen, mit Laſtern geſpickt ärger als der alte Hiob mit Eiterbeulen. Dann geht erſt das Jammern an. „Ei nein aber, dem hätte ich es doch nicht angeſehen, wie man ſich doch täuſchen, wie ein Menſch ſich verſtellen kann. Ei nein aber, das hätte ich doch Niemand geglaubt.“ Nach dem Jammern kömmt das Zanken und endlich das Procediren. Wo liegt der Fehler? Gewöhnlich auf beiden Seiten, wie man zu ſagen pflegt. In ihrer holdſeligen Stimmung hatte Jeder dem Andern das Beſte verheißen, im Grunde aber jeder auf des andern Gutmüthigkeit ſpeculirt, von ihr viel größern Vortheil erwartet, als von geſchriebenen Bedingungen, der ganzen ſchönen Geſchichte lag alſo eigentlich Eigennutz zu Grunde, freilich vielen unbewußt, und wenn Eigennutz an Eigennutz wächſt, ſo giebt es Reibungen, Zank und endlich geht es ans Procediren. Nun auf ſolch wandelbarem Fundamente ruhte Ulis Akkord nicht, aber nicht durch ſeine Schuld, ſondern der Bodenbauer hatte Vorſehung gethan. Einen Punkt hatte er jedoch nicht umgehen können, den Joggeli ausdrücklich begehrte und wider den Uli nichts hatte, weil er ihn für ſich ſelbſt vortheilhaft erachtete. Der Akkord war auf 6 Jahre geſtellt, aber im dritten Jahre hatten beide Theile das Recht, aufzuſagen, wenn es ihnen nicht mehr anſtändig ſei. Joggeli dachte, wenn er ſehe, daß es Uli zu gut gehe, oder zu ſchlecht, ſo könne er zu rechter Zeit das Heft wieder zur Hand nehmen. Uli dachte, wenn es ihm übel gehe, er ſein Auskommen nicht hätte, könnte er das Joch abſchütteln, ehe er ganz zu Grunde gerichtet ſei.

Nun ward Joggeli von ſeinen beiden Kindern gerupft, viel ärger als eine Gans von ihrer Meiſterfrau. Eine Frau rupft ihre Gans doch ſelten mehr als zweimal im Jahre, wartet bis Flaum und Federn einigermaßen nachgewachſen ſind. Der arme Joggeli konnte kaum zählen, wie oft des Jahres an ihm gerupft wurde. Man rupfte und fragte nicht, wie groß Flaum und Federn ſeien, wenn ſich nur irgend was rupfen ließ. In einem ſo gerupften Menſch entſteht der Trieb, den Schaden einzuholen und wieder zu rupfen. Wenn einer einen Verluſt erleidet, ſei es im Handel, im Spiel, oder durch Nachläſſigkeit irgend wie, ſo entſtehen augenblicklich Gedanken, wie die Lücke auszufüllen ſei, an wem man ſich wieder erholen könne? Da wird die Ehrlichkeit und Rechtſchaffenheit verdammt in Verſuchung geführt. So lange es einem gut geht, da iſt ehrlich ſein leicht, aber wenn das Glück umſchlägt, wird der Teufel los. Daß der baumwollene Tochtermann beſtändig auf den Pachtaccord ſchimpfte, Joggeli vorwarf, wenn er gehörig aus ſeinem Gut zöge, hätte er auch mehr und beſſere Federn, verſteht ſich von ſelbſt. Nun war Joggeli dieſer Punkt im Vertrage beigefallen. Er dachte, der ließe ſich wohl zur Rupfmaſchiene machen, aber von dieſen Gedanken ſagte er ſeiner Frau wohlweislich nichts. Joggeli hatte auch ein Gewiſſen, aber es merkwürdiger Weiſe nicht auf Gott, ſondern auf ſeine Frau geſtellt. Bei allen Kniffen und Schelmereien, welche ihm beifielen, ſchämte er ſich nie vor Gott, ſondern er ſagte: „Muß machen, daß ſie es nicht merkt, vernimmt ſie es, muß ich wieder der wüſteſte Hund, der größte Unflath ſein, oder, ja wenn die nicht wäre, da ließe ſich was machen, dem wollte ich es zeigen, aber wenn ſie es vernehmen würde, weiß der Teufel, wie die thäte, ich wäre niemals ſicher. Es wird doch beſſer ſein, ich laſſe es unterwegs.“ Joggeli wird nicht der einzige Mann ſein, der ein alſo geſtelltes Gewiſſen hat, und wir denken, Gott wird nichts darwider haben, ſondern hat eben deßwegen einem ſolchen Zündel von Manne eine ſolche Frau geordnet. Er begann bei Uli ſachte anzuklopfen, wie ſie es mit einander hätten, er werde es wiſſen, daß es jetzt Zeit ſei, zu- oder abzuſagen, wie er Willens ſei? Uli hatte allerdings dieſen Punkt vergeſſen, und weil er ihm weiter keine Bedeutung gegeben, ſo ſagte er: „Er wiſſe nichts anders, und ſei geſinnet zu bleiben, wenn er Joggeli anſtändig ſei und ihm nicht zuwider gedient. Reich werde er nicht dabei, aber wenn er zum Land recht ſehe, es verbeſſere, daß es mehr Sachen gebe, ſo gebe es in Zukunft beſſer und es ſei auch Joggelis Nutzen.“ „Klagen wegen Ausnutzen oder ſchlechter Arbeit, oder ſonſt wolle er nicht," ſagte Joggeli, „aber Uli gebe ſchier zu wenig Zins, das dünke ihn und Andere auch. Uli hätte die Pacht um einen hellen Spott. Erſt geſtern habe ihm Einer geſagt, zweihundert Thaler mehr wolle er ihm Zins geben und baar vorauszahlen, wenn er wolle."

Da ward Uli zornig und ſprach: „So macht es mit ihm," und ging in den Stall. Da ſtund Joggeli wie Butter an der Sonne, denn es war nicht wahr, daß ihm Jemand etwas geboten. Freilich war es möglich, dieſen Augenblick ſo viel Pacht zu erhalten, aber vielleicht von einem Pächter, der ſich mäſtete und das Gut ermagern ließ. Einen Pächter, wie Uli, der zahlte und zum Gut ſah, als wäre es ſein eigen, verlor Joggeli nicht gerne, ſo viel Verſtand hatte er. Wie ein Kind, welches einen Topf mit Milch umgeſtoßen, und es der Mutter eröffnen will, ohne Schuld daran zu haben, ſtedelte er endlich heim, ſetzte ſich auf den Ofentritt und ſagte endlich: „Mit dem Uli ſei nicht mehr auszuhalten, es iſt ganz ſelterig und ſo brutal, wie ein junger Landjäger." „Was haſt mit ihm?" frug die Mutter, „ihr werdet ja ſonſt ſo gut mit einander fertig." „Geſagt hat er mir," antwortete Joggeli, „ich könne ſeinetwegen einen andern Pächter ſuchen, er begehre das Gut nicht wieder." „Du wirſt ihn böſe gemacht haben," antwortete die Baſe, „ſo mir nichts Dir nichts, hat er Dir das nicht geſagt, das weiß ich." „Nichts habe ich geſagt," antwortete Joggeli, „gar nichts. Ich habe ihn bloß daran erinnert, daß die drei Jahre da ſeien, wo wir einander aufſagen könnten, und es nehme mich Wunder, was er denke." „Ah bah," ſagte die Baſe, „das iſt eine Sache, von der ich nichts hören mag." Drüben that Uli wie ein angeſchoſſener Eber, der Streich kam ihm ganz unerwartet, erſchien ihm wie eine förmliche Brandſchatzung, und gerade jetzt, wo es ihm den Schweiß austrieb, wenn er daran dachte, daß bald der Zins verfallen ſei und er ſein vorräthig Geld überſah. Er wollte auf der Stelle fort, andere Schuhe anziehen, um ein ander Gut aus, ein Mann wie er, brauche nicht lange zu ſuchen, er finde was ſo gutes, als dieſes hier! Der Wirth ſei gut bekannt in Bern, dort ſei mancher Herr ſchrecklich froh über einen vertrauten Hausknecht, oder einen hablichen Pächter, und ſolche Plätze ſeien hundertmal beſſer, als ein ſolch Gut, wo man ſich todt arbeiten müſſe, und am Ende nichts davon bringe, als dürre Erdäpfelſchalen und einen Haufen Kinder. Er möge die Stunde nicht erwarten, wo er wegkäme von dem alten Schelm, der meine, er wolle ihn jetzt ausnutzen, wie er ſich von ſeinen beiden Blutſaugern ausnutzen laſſe." Vreneli that alles Mögliche, um ihn zu beſänftigen, aber ſeine Worte waren Oel ins Feuer. Alles was es abbrachte war, daß er erſt zu Mittag eſſe, ehe er gehe, es ſei bald gekocht, es wolle preſſiren. Aber Vreneli dachte nicht ans preſſiren, ſondern paßte auf die Baſe, welche um dieſe Zeit ſich gerne unter ihrer Küchenthüre ſehen ließ. Diesmal ließ ſie nicht lange auf ſich warten, und alsbald war Vreneli bei ihr, und alsbald wußten Beide woran ſie waren. „Er iſt immer der gleiche alte Unflath," ſagte die Mutter. „Wenn es mal ordentlich geht, iſt es ihm nicht wohl, er muß Alles untereinander rühren; wenn er Garn abwindet, ſo iſt ihm nicht wohl, wenn es glatt läuft, er ruht nicht bis er die Strange verhürſchet hat, daß man ſie blos mit Meſſer und Scheere löſen kann. Als Junge ſoll er die größte Freude daran gehabt haben, den Mägden die Spinnräder zu traktiren, daß ſie nicht mehr darüber noch darunter wußten. Aber warte, dem wollen wir diesmal den Marſch machen, denn Ernſt iſt es ihm nicht. Daneben kann er mich dauern, er muß fort und fort Geld aufwenden, und muß daher ſehen, woher er es nimmt, und bekömmt er ſolches, ſo iſt es ihm in 8 Tagen wieder abgeredt." „Ja," ſagte Vreneli, „mich erbarmt er auch, er plagt ſich ſelbſt am meiſten und merkts nicht. Es giebt viele ſolche Menſchen, welche ihre eigenen Feinde ſind, und ſich immer ſelbſt das Aergſte anthun. Es nimmt mich eigentlich nur Wunder, warum unſer Herrgott, der doch Alles ſo gut gemacht, ſolche Leute erſchaffen hat, und immer noch ſchafft." „Das wirſt einmal vernehmen," antwortete die Baſe. „Aber ich denke, wenn ſie die rechte Salbe brauchten, ſo würden die Blinden ſehend und die Hinkenden wären nicht mehr lahm. Unſer Heiland hat nicht umſonſt leiblich Blinde und Lahme geheilt, er will damit ſagen, daß er auch da ſei für die geiſtig Blinden, und die da hinken auf Gottes Wegen, und wenn ſie begreifen, daß ſie krank ſind und zu ihm kommen, will er ſie heilen, das iſt ſeine Barmherzigkeit. Wer nun den wahren Lebensbalſam, die Wunderſalbe nicht brauchen will, der wird ein Blinder und Lahmer, und hinterläßt die Krankheit ſeinen Kindern. Verkehrt hat Gott die Menſchen nicht erſchaffen, aber verkehrt läßt er ſie werden und immer verkehrter, je leichter ſie zum wahren Lebensbalſam kommen könnten, denn wer des Herren Willen weiß und ihn nicht thut, wird mit doppelten Streichen geſchlagen werden. Doch gehe, mach daß Uli nicht preſſirt, dann kann er ſeine Schuhe abziehen und wieder in die Holzböden fahren." Raſch brachte die Baſe Joggeli das Eſſen auf den Tiſch, ſtellte ihm dann ſeine Schuhe friſch geſalbet unter den Ofen, und ſeine Kamaſchen (Ueberſtrümpfe) dazu. „Habe nichts geſagt, daß ich fort welle," ſagte Joggeli, „warum ſtellſt mir die Schuhe zurecht?" „Du mußt um einen neuen Pächter aus," ſagte die Baſe. „Uli will fort, Vreneli hat mir berichtet von einem Herrn, der hinter ihm ſei, wegen einem [illegible] Platz. Nun will er gehen und ſehen, wie die Sache iſt, eher als nicht, kann die Sache abgemacht werden." Da that der alte Gnäppeler ſehr zornig, im Grunde aber war er in ſeinem Herzen ſehr erſchrocken. „So ſeien die Leute heut zu Tage," begehrte er auf, „kein vernünftig Wort könne man mehr mit ihnen reden. Wenn man ein Wörtchen rede, protzen ſie auf, werfen den Bündel vor die Thüre. Es werde doch erlaubt ſein, ſeinen Pächter zu fragen, wie ſie es mit einander hätten. Was geſchrieben ſei, ſei geſchrieben, es nehme ihn Wunder, ob es nicht auch für ihn geſchrieben ſei, und Fragen werde erlaubt ſein." „Du haſt ja nicht gefragt," ſagte die Frau, „Du haſt gefordert." „He nun, ſo hätte er ſich wehren können, das wäre ihm wohl angeſtanden und erlaubt geweſen, aber nicht ſo den Kopf zu machen," zürnte Joggeli. „Nun," ſagte die Frau, „ich war nicht dabei, mach was Du willſt, ich kann mich darein ſchicken, habe mich ſchon in vieles geſchickt. Aber ſuch jetzt alsbald einen Pächter, der Dir zum Land ſieht, die Sach in Ehren hält und zinſet auf den Tag." „Es ſeien viele Leute auf der Welt," ſagte Joggeli. „Aber Rechte zu finden, ſelb ſei ſchwer," antwortete die Alte, ſchenkte Kaffe ein und ſchwieg, während Joggeli allerlei brummte. Noch hatte Joggeli ſein erſtes Kacheli nicht ausgetrunken, als er ſagte: „Geh, ſieh ob der Meiſter noch daheim iſt, er ſoll hinüber kommen, dem will ich ſagen, was Manier iſt, und was gefeltert.“ „Ich kann gehen, aber ich will mich dann nicht darein gemiſcht haben, hörſt, will nicht ſchuld ſein, wenns doch Lärm giebt,“ ſagte die Frau. „Und wer ſollte dann daran ſchuld ſein,“ ſagte Joggeli, „etwa ich?“ Darauf gab die Frau keine Antwort, ſondern ging; Joggeli aber ärgerte ſich ingrimmiglich über die verfluchten Weiber, welche Alles zwängen wollten und doch an nichts ſchuld ſein. Das komme auch immer ärger, dachte er. Seine Mutter hätte es dem Vater ſo machen ſollen, wohl, der würde er die Haaren verrieben haben. Es ging eine Zeit lang, ehe Uli kam. Seine erſte Antwort war geweſen: „Joggeli hätte ſo weit zu Uli, als Uli zu Joggeli, und wenn der etwas von ihm wolle, ſo könne er herkommen.“ Dem ſetzte aber die Alte den Kopf zurecht und wuſch ihm denſelben mit ſcharfer Lauge, daß Uli begriff, was waſchen heißt. Er hatte vor der Alten Reſpekt, und wußte, daß ſie es gut meinte, wenn er auch wohl darüber klagte, ſie hielte es immer mit ſeiner Frau, und gebe ihr alle Tücken und Ränke an, welche je von Weibern gegen ihre Männer erſinnet werden ſeien. Als die beiden Männer wieder zuſammen gebracht waren, ging es gegen alles Vermuthen ſehr ruhig zu. Joggeli ſagte, „Es ſei dann nicht halb ſo bös gemeint geweſen, und ehe man ſo zornig werde, ſollte man doch erſt recht ſehen, ob es Ernſt oder Spaß ſei, oder halb Ernſt und halb Spaß, beſonders, wenn man ſchon ſo lange beiſammen geweſen.“ Uli entſchuldigte ſich nun auch. „Kurz zuvor hätte er etwas nachgerechnet und ſei erſchrocken, wie böſe das Jahr geweſen, er wiſſe nicht, ob er den Zins aufbringe oder nicht, allweg habe er umſonſt ſich halb todt gearbeitet. Und jetzt noch mehr Zins, das ſei ihm zu Haupt gefahren, von wegen, wenn man ſich ſolche Gedanken mache, wie er, ſo denke man nicht an Spaß, ſondern nehme die Sache ernſthaft.“ So gab ein Wort das andere. Joggeli ließ eine Flaſche Wein holen, ſagte, wie er dran ſei mit dem Gelde, und es ihn dünke, Uli könnte in beſſern Jahren wohl etwas mehr thun, doch begehre er ihn nicht zu drücken, und ſehe wohl, daß das vergangene Jahr nicht das beſte geweſen, aber Uli ſolle an die zwei frühern denken," daß Uli zugab, „er begehre nicht weiter, es ſei ihm hier recht, und wenn wieder gute Jahre kommen, ſo wolle er ſehen, was etwa billig und recht ſei. Jetzt wüßte er wirklich nicht, wie machen, um den Zins zu geben, er habe ihn noch nicht verrähig." „Wirſt aber einzuziehen haben," ſagte Joggeli, dem es Angſt zu werden anfing. „Das wohl," antwortete Uli, „und ziemlich viel. Aber es ſind gute Leute, welche mir ſchuldig ſind, plagen mag ich ſie nicht, wenn ich was zu verkaufen habe, giebt mir Niemand darum, was ſie, und dazu ohne markten, und wenn es abgeliefert iſt, ſind ſie zufrieden damit, und klagen nicht noch ſieben Jahre hinterher, wie ſie an der Sache verſpielt, auch wenn ſie das Halbe daran gewonnen, wie es Andere zu treiben pflegen." „Weiß wohl, wen Du meinſt," ſagte Joggeli, „ſind gute Leute, ſtark im Handel, kehren ihr Geld, ich muß ſagen, anſtändiger als der Wirth iſt mir nicht bald Einer, und wenn Dir der ſchuldig iſt, ſo kann ich diesmal vielleicht etwas warten, es iſt mir vielleicht ſicherer in ſeinen Händen, als wenn ich es ſelbſt hätte, daneben ſieh, was Du bekommen kannſt, die Welt iſt ſchlimm, man weiß faſt nicht mehr, wem trauen." So kamen ſie in die ſchönſte Einigkeit, gaben ſich die beſten Worte, kurz, kamen in die friedſeligſten Stimmungen hinein, in welchen man ſich das Himmelreich nicht bloß verſpricht, ſondern verſchreibt, und nicht daran denkt, was für Stimmungen eintreten können, wenn es ans Halten käme.

Achthundert Thaler ſind ein ſchönes Geld, und im Raume eines Jahres muß gar mancher Batzen zum andern gelegt werden, bis man es beiſammen hat. Uli hatte es nicht beiſammen, bei weitem nicht, aber allerdings bei Müller, Wirth ꝛc. bedeutende Summen einzuziehen, d. h. nach ſeiner Rechnung. Wunder nahm es ihn, ob die andern Rechnungen mit ſeiner übereinſtimmten. Er ſetzte durchaus keinen Zweifel in ihre Ehrlichkeit, aber er hatte die Erfahrung, daß er im Aufmachen noch kein Hexenmeiſter ſei, daß es ſich ihm in den eigenen Rechnungen nie ſo recht treffen wollte.

Darum nahm es ihn Wunder, wie ſeine Rechnung zu den Rechnungen der Andern paßte, er hoffte, da werde es beſſer geben. Aber der gute Uli kam einſtweilen nicht aus dem G'wunder. „Ja freilich," ſagte ein Jeder, „wann Du willſt, es iſt Alles aufgemacht, Punktum, habe nicht Kummer. Doch die nächſte Woche ſchickt es ſich mir nicht. Der Eine mußte um Korn aus, oder um Hafer, oder um Vieh, oder um Bauholz, oder hatte ſonſt was, aber in 14 Tagen, 3 Wochen, oder gar den oder den Tag, ſollte er mit ſeinem Buche kommen, da wollten ſie ſehen, wie ſie ſtünden. „Aber da habe keinen Kummer, keinen Kreuzer wird es fehlen, einmal wenn Du recht aufgemacht haſt, was allweg ſein wird." Aber vor jenem abgeredeten Tage kam Beſcheid, der Müller habe ung'ſinnet Beſcheid bekommen und könne an jenem Tage nicht daheim ſein. Oder Uli kam zum Wirthe, da hieß es, es ſei ein Herr gekommen, ein Weinkäufer, und er habe mit ihm müſſen trinken, er habe mögen wollen oder nicht. Es ſei ein gar grauſam guter Herr, den er nicht habe böſe machen dürfen. Nun ging es wieder lange, bis neue Termine beſtimmt waren, und als die wieder kamen, gings mit allerlei Variationen wieder ſo und Uli kam nicht zur Rechnung. Als er endlich ungeduldig ward und ſagte, er müſſe auch zu ſich ſehen, ſein Zins ſei verfallen, und wenn er ihn nicht auf den Tag gebe, ſo wiſſe kein Menſch, wie es ihm gehe, lachten ſie ihn aus und ſprachen ihm gar herzlich zu, er ſolle doch nicht ſo dumm ſein und meinen, er müſſe exakt zahlen. Dem alten Geizhals thue es nur wohl, wenn er ein Jahr oder zwei auf den Zins warten müſſe, und kein vernünftiger Menſch meine mehr, daß er Alles auf den Tag zahlen müſſe, was er ſchuldig ſei. Seit Mannsdenken ſei das nicht mehr der Gebrauch, und wer es thue, werde nur ausgelacht. „Ja," ſagte Uli, „hier ſei eine Sache ſo, dort anders, Joggeli ſei mißtrauiſch, zahle er nicht, ſo werde er geplagt." „Dem wollte ich das Plagen vertreiben, der müßte mir lernen, was Brauch iſt u. ſ. w." hieß es von allen Seiten, man machte Uli den Kopf ſo groß, daß er kaum zur Stubenthüre auskam. Indeſſen ſo ganz z'Leerem abſpeiſen wollte Uli ſich doch nicht laſſen. „Ja," hieß es, „Geld kann ich Dir wohl geben, Geld, bewahre habe ich immer im Hauſe, wenn ein guter Schick einem zu Handen kömmt, daß man ihn machen kann. Aber meine Meinung iſt eben die, daß man das Geld nutzen ſoll, ſo gut man kann. So einem alten Geizhals ſchuldig bleiben, koſtet nichts, je mehr man auf dieſe Weiſe ſchuldig bleibt, deſto mehr Geld kann man im Handel abträglich anlegen. Hat einmal ſo ein Batzenklemmer das Geld zwiſchen ſeinen fünf Fingern, ſo iſt nichts mehr damit zu machen. Das mußt Du lernen Uli, Dein Schade ſoll es nicht ſein, von einem wie Du, möchten wir den Profit nicht nehmen, bewahre. Du ſollſt Deinen Theil daran auch haben. Aber was man ſo einer hundshärigen Bauernſeele ausdrehen kann, das iſt ſicherlich Gott und Menſchen wohlgefällig." Uli erhielt Geld auf Abſchlag, doch ohne zu rechnen, und als er von Rechnen ſprach, ſagte man ihm: „Du haſt nun für einmal Geld, Deine Sache iſt all aufgemacht, und ſobald es ſich mir ſchickt, will ich Dir Beſcheid machen, dann bring Deinen Kalender, die Sache wird bald fertig ſein, und viel fehlen wird es kaum zwiſchen uns." In ſolchem Aufſchieben des Rechnens liegt allerdings Speculation, aber eben ſo ſehr eine große Schlaffheit der Seele, ein Widerwille zu irgend einem beſtimmten Reſultat zu kommen. Ach und das iſt ſo begreiflich! So eine gemäſtete Menſchenſeele, gehöre ſie nun einem Wirthe, einem Müller, oder ſonſt einem zweibeinigen Geſchöpf, welch Schlußreſultat ſoll ſie ziehen, und ſoll es ihr nicht grauen vor demſelben, den Gedanken daran zu entfernen ſuchen, ſo lange als möglich? Unwillkührlich muß immer als Reſultat der Spruch ſich vor Augen ſtellen: Wer auf das Fleiſch ſäet, wird vom Fleiſch das ewige Verderben erndten. Und weil es ihnen vor der allerletzten Rechnung graut, graut es ihnen vor allen übrigen, ſie mögen nicht, ehrlich können ſie nicht beſtehen, müſſen alle betrügeriſch ſtellen und am Ende hilft doch Alles nicht. Der Krug geht zum Waſſer bis er bricht. Ach es iſt ſo merkwürdig, einen zwei bis drei Centner ſchweren Wirth tanzen zu ſehen, auf allen Aeſten herum, dem allerbeſten Eichhörnchen zum Trotz, verwegener werden nach jedem Sprunge die ſpätern Sprünge; panz, glaubt man ihn am Boden, auf dem dicken Rücken, aber hüſch iſt er wieder auf den Beinen, tanzt luſtiger als nie, bis es doch endlich ſein muß, und patſch er auf dem Rücken liegt: denn geht der Krug ſo lange zum Waſſer, bis er bricht, ſo kann auch ein Wirth nicht länger, als bis er liegt. Uli brachte nicht den ganzen Zins auf, wenn er auch alle Schubfächer ausräumte, aber weil Joggeli gethan hatte, als ſei ihm dies mehr als halb recht, brachte er getroſt was er hatte. Diesmal war die Stimmung bei Joggeli aber anders, er machte ein ſauer Geſicht und ſprach von nicht warten können, das Geld nutzen zu wollen, denn ihm trage es auch Zins, wenn er es anlegen thäte u. ſ. w. Uli merkte, Joggeli meine, er ziehe Zins von ſeinen Ausſtänden, wie es allerdings manche treiben: tapfer ſchuldig bleiben, und das Geld anderwärts gebrauchen und nutzen. Es treiben dieſes ſchmähliche Spiel große Herren, und zwar mit armen Handwerkern und andern Arbeitern. Die arme Handwerksfrau muß oft das Schlechteſte kaufen auf dem Markte, muß die günſtigſte Zeit zum Einkaufen unbenutzt vorüber laſſen, weil das Geld rar iſt bei ihr, und die Batzen ſpärlich in ihrem Beutelchen. Den Koch oder die Köchin eines großen Herrn ſieht ſie das Köſtlichſte kaufen an Fiſchen und Geflügel, Geld auswerfen, als ob es Kieſelſteine wären, und das Geld gehört eigentlich dem armen Handwerksmann, der große Herr iſt ihm ſchuldig, aber der Mann kann nichts vom Herrn kriegen als grobe Worte, muß darben, während jener ſchwelgt. Was das Weib denken muß, wenn es die Hände voll Geld ſieht, und aus ſeinem Beutelchen den letzten Groſchen drückt! Wenn es ein keck Weib iſt, ſo vernimmt es der ganze Markt, wie ein großer Herr am armen Manne den Schelm macht. Wie muß es einem Schneider oder Schuſter oder Bäcker zu Muthe ſein, der eine bedeutende Ausgabe machen ſollte für das Gewerbe, ſein Haus, ſeine Kinder, und die bedeutenſten Ausſtände bekommt er nicht ein, denn die Herren ſpeculiren in Staatspapieren, gerade jetzt ſind die Zeiten günſtig, wer Geld hat, iſt glücklich, ſpekulirt jetzt, um ſeine Gläubiger kümmert er ſich nicht, und um ſo weniger, je ärmer ſie ſind, je nöthiger ſie das Geld ſelbſt hätten, denn je kleiner die Götter ſind, deſto weniger ſehen ſie die, welche niedrig gehen. Die armen Schelme alle können warten, gewinnt der Vornehme — kriegen ſie nichts, und verliert er, ſo kriegen ſie noch Richtier, haben ihre Geſellen bezahlt, haben Zeit verſäumt, Arbeit gehabt, und können dem Herrn nachſeufzen, der an der Sonne herumſpaziert, im Glanze ihres Geldes und ihres Schweiſſes. Und ſolch' Pack ſchämt ſich nicht, ſolch' Pack thut vornehm, ſolch' Pack begehrt auf, wenn man es an ſeine Schulden mahnt, ja ſolch' Pack thut ſogar auch fromm, aber wahrlich auf eigene Rechnung! und wieviel Seligkeit wirft den armen Tröpfen die eigne Rechnung ab! Ach, das ſind nicht die Unmündigen, denen Gott im Geiſte ſich geoffenbaret, ſonſt würden ſie wahrlich die faßlichen Worte faſſen: Was Ihr einem von dieſen thut, das habt Ihr mir gethan. Doch Uli gehörte unter dieſe Schächerkinder nicht, er war zu jung und zu arm dazu. Wenn mit dem Gelde, welches Joggeli zu wenig erhielt, ſpeculirt wurde, thaten es feiſtere Füchſe. Uebrigens hatte Uli von dieſem Mangel an Baarſchaft viel größeren Schaden als Joggeli, er war ihm ein Hemmſchuh in Handel und Wandel. Uli wußte eigentlich wohl, daß ein Bauer immer mit etwas Geld verſehen ſein muß, wenn es gut gehen ſoll. Behalten und kaufen können, und immer zur gelegenen Zeit, iſt eine Hauptſache in bäueriſcher Staatswirthſchaft, aber es ging Uli wie Vielen. Wiſſen und Halten ſind zwei: man kann die beſten Grundſätze haben, und doch ganz entgegengeſetzte Wege gehen. Die ſogenannten Grundſätze haben halt keine Kraft, die bewegende Kraft wird entweder durch eigne Triebe regiert oder durch fremde Perſonen. Uli ſollte ſeinen Kuhſtall in Stand ſtellen, er hatte den Winter durch weniger Kühe gehabt, als ſonſt, weil er das Heu ſparen mußte. Zweihundert Gulden bedurfte er zu gehöriger Ergänzung; zu verkaufen hatte er nichts Erkleckliches, Korn und Hafer hatte er wohl noch, aber er hielt rathſam, bis nach glücklich eingebrachter Ernte, nicht zu verkaufen. Es war ihm, als ſeien Hände und Füße ihm gebunden, ja als liege er krumm geſchloſſen in einem Loche. Er ward ſehr böſer Laune, alle Welt ſollte ſchuld daran ſein, und wenn alle Welt an einer Sache ſchuld ſein ſoll, ſo muß es das Weib entgelten. Eigentlich billig und von rechtswegen! Denn iſt nicht durch das Weib die Sünde in die Welt gekommen, und dadurch dieſelbe ſo ſchlecht und miſerabel geworden, daß ein Mann wie Uli nicht einmal zweihundert baare Gulden hat, um mit denſelben den Kühen nachgehen zu können nach Herzensluſt. Uli war oftmals in der Laune, welche die Suppe kalt haben will, wenn ſie heiß iſt, und heiß, wenn ſie kalt iſt; da braucht es wirklich einer eignen und leider noch nicht erfundenen Kunſt, wenn man es Jemand recht machen will. Dieſe Laune iſt gewöhnlich der erſtgeborne Sohn der Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, die man begreiflich nicht an ſich ſelbſt ausläßt, das wäre ja dumm, ſondern an Allen, welch einen über den Weg laufen. Vreneli litt bitter; es war in der Aufklärung und Bildung weiter gekommen, nicht bloß als mancher Schulmeiſter, ſondern ſogar als Profeſſoren, es begriff, daß, wenn man Mißgeſchick habe, mit böſen Launen und Zanken mit Leuten, die deſſen ſich nicht vermögen, man demſelben nicht abhelfe, im Gegentheil neues ſchaffe.

Wie bei unfreundlicher naßkalter Witterung aller Wachsthum ſtockt, ſo mehr oder weniger auch die Arbeit bei böſen Launen und launenhaftem Gezänke. Vreneli hatte voll, wie man zu ſagen pflegt. Das iſt ein eigenthümlicher Zuſtand, das Herz iſt voll, die Seele iſt voll, der Kopf iſt voll, es will zu den Augen aus, man fühlt es im Halſe, man fährt mit der Hand bald an die Stirne, bald auf die Bruſt, als ob man was halten wolle, was zerſpringen möchte. Es war an einem wüſten Apriltage, ſie hatten ackern wollen, aber Sturm, Schnee und Regen hatten ſie heimgejagt, denn draußen war es nicht zum Aushalten. Sie hatten alten Grasboden auffahren, die Furchen gründlich hacken wollen, denn bei ſchwerem Schweizerlande muß man gründlich bis auf den Boden die Furche hacken, wenn ein zahm Gewächs geſund wachſen ſoll: ſie iſt zäh und ſchwerfällig, aber wahrhaft die Schweizernatur. Sie wird auch krank, thut als ob ſie am Sterben wäre, zu nichts mehr tauglich als zu Schling- und Schmarotzerpflanzen, aber dann kömmt ſie ein Winden und Drehen an, wilde Wehen rühren Alles durcheinander, wie die Köchin eine Krautſuppe, dann kriegt ſie ein ſchrecklich Erbrechen, giebt von ſich zum Grauen und Erſtaunen ganze Knäuel Ungeziefer, von allen Sorten, die wir nicht nennen mögen, kleines, großes, und iſt das mal aus dem Leibe, und da wo es hingehört, da ſtillen ſich die Wehen, das Grimmen, Winden, Krümmen hört auf, und friſch und geſund iſt wieder die alte Natur, den hohen Alpen gleich, wenn die wilden Stürme verrauſcht ſind, der holde Frühling, der immer junge Frühling, vom Himmel wieder auf die hohen Alpen ſteigt. Je nach der Länge der Furche, ſteigt die Zahl der Hacker, ſteigt wohl auch auf großen Gütern bis auf ein volles Dutzend an, vielleicht noch darüber. Jagt nun der liebe Gott die hackende Truppe mit ſcharfem Geſchütz vom Acker, dem Bauer heim über den Hals, ſo muß der ſehen, was er mit den Leuten anfängt. So ein harthölziger Bauer, mit Schweinsleder überzogen, macht es kurz, er ſchickt die Tagelöhner nach Hauſe, unbekümmert darum, haben ſie dort was zu beißen und zu brechen, berechnet ihnen den Lohn nach den Stunden, welche ſie gearbeitet, und da nicht er, ſondern Gott das Wetter gemacht, ſo überläßt er auch dieſem die allfällige Entſchädigung. Warum nicht machen, was man kann, und dümmer ſein als nöthig?

„Sorge der Vater im Himmel für die Thiere des Feldes und die Vögel des Himmels, ſo werde er um ſo viel mehr für einen Tagelöhner mit Weib und einem halben Dutzend Kinder ſorgen, wenn der Bauer ihm ſtatt zwölf Kreuzer Taglohn blos die Hälfte oder ein Drittel giebt, und werde ſeinen Segen der Mahlzeit geben, welche eigentlich für die Kinder bereitet war, an welcher jetzt aber auch der Vater, der bei dem Bauer ſich hungrig gearbeitet hat, Theil nehmen will. Nun, Andere machen es auch nicht ſo, wenn unſer Herrgott die Leute heim ſchneit oder heim hagelt, überlaſſen ſie ihm dieſelben nicht, daß er ſie jetzt auch ſpeiſe und tränke, dieweil er ſie angehagelt oder angeſchneit, ſondern thun dies ſelbſt, und geben ihnen was zu thun, bis der Tag ganz um iſt. Es giebt Zeiten, wo das geht, man ſogar froh iſt über einen wilden Nachmittag, um Arbeiten zu verrichten, die man des ſchönen Wetters wegen immer verſchoben hatte. Es giebt andere Zeiten, wo man wirklich nicht recht weiß, was mit machen, und fürs Zähne trocknen im Winde giebt man doch nicht gerne den Taglohn. In ſolcher Zeit eben war Uli mit ſeinem Volke nach Hauſe geſagt worden, er ſandte die Taglöhner nicht fort, wußte für ſie aber auch nichts zu thun, welches viel abtrug, rechnete, wie manchen Batzen er ausgeben müſſe, um nichts und wieder nichts, und ging gegen das Haus, um Vreneli mit Brummen und Klöhnen zu unterhalten. Dort ſtund Vreneli im Geſpräch mit einem Mannli, der einen Hut auf dem Kopfe hatte. „Es iſt gut daß Du kommſt,“ ſagte Vreneli; „da iſt einer, er will mich zur Pathe, ſeine Frau ging mit mir in die Unterweiſung, wir ſaßen neben einander und waren bſunderbar wohl für einander. Ich ſagte ihm zu, doch behielt ich Dich vor. Was ſagſt dazu?“ „He,“ ſagte Uli, „wenn Du zugeſagt haſt, ſo wird wenig mehr zu ſagen ſein,“ und ging weiter. Vreneli zuckte zuſammen, aber mit angeborner adeliger Art begabt, faßte es ſich alsbald, hieß das Mannli hineinkommen, wartete ihm nach üblicher Sitte mit Speiſe und Trank auf. Eine ſchöne Sitte, die aber manchem ausgehungerten Kindbettmannli gefährlich wird, beſonders wenn er dazu noch das Reden liebt. Man denke, was das kann, wenn ſo ein arm Mannli, der ſelten einmal im Tage ſich ſatt ißt, nun in einem Tage dreimal genöthigt wird, zu eſſen und zu trinken, bis er genug hat. Das bringt Manchem die Beine in Verlegenheit, wenn er vom dritten Gevatter wegſtelzert. Aber noch in viel größere kömmt ſchließlich der Kopf, wenn er endlich zum Pfarrer ſtolpert, und dort die Namen der Gevattersleute angeben ſoll.

Da wird manchmal das Denken bedenklich, und je länger einer denkt, deſto weniger kann er an einen Namen kommen und doch hätte er ihn noch gewußt, als er zur Thüre hereingekommen,“ ſagt er. Es iſt bedenklich, wie Fleiſch und Wein in die ſeltſamſten Colliſionen kommen bei den ernſthafteſten Gelegenheiten. Wo Gott ein Zeichen ſeiner Huld giebt, legt der Teufel einen Stein des Anſtoßes. Das Mannli war bereits am dritten Orte und glücklich innen und außen. Er hatte nirgends eine Abfertigung erhalten, ſondern guten Beſcheid und tapfer zu eſſen und zu trinken. Solchen glücklichen Menſchen wächſt ein eigenes Redwerk im Munde, und dieſes liefert Lob, Ruhm und Preis für ſich und ſeine Frau, und all das Seine in einer Stunde mehr, als manche Galler Baumwollen Spinnerei Garn in einer Woche. Die Galler ſollten, wären ſie geſcheut, mit dem Maul zu ſpinnen anfangen, in dieſem Gliede ſind ſie ſtark, ganz verflucht, ja brauchen nicht einmal Moſt, geſchweige Wein, um ganze Ballen Eigen — Lob — Ruhm — Preis z'ſchnuren zu laſſen in die Welt hinaus, ſiehe Tagſatzungs-Protokolle. Vom ſchmählichſten Renomage wollen wir nicht einmal reden. Das Männlein war nun freilich kein Galler, aber es konnte doch nicht fertig werden mit Rühmen, wer er ſei, und was ſein Frauchi ſei, und wie er Kinder habe, und was ſie thäten, und wie ſie ſich erzeigen wollten in der Welt, daß man weit und breit von ihnen reden müſſe, man möge wollen oder nicht. Vreneli ward wind und bange, aber es konnte nicht von ihm kommen und gehen heißen mochte es ihn auch nicht. So viel Mitgefühl hatte es, daß es Niemand einen Kübel kalt Waſſer über den Kopf goß, wenn er in ſüßen Träumen befangen lag. Solch Glück iſt gar zu ſelten in der Welt, und wer ein gut Herz hat, jagt ſicherlich Niemanden, der in ſolcher Wärme liegt, ſüßer als in einem warmen Bette, daraus auf. Vreneli wußte, daß ihm ein Gewitter wartete, und je länger eine ſchwarze Wolke ſtocket, d. h. mit Electricität ſich aufbläht, deſto härter kracht es, wenn es mal los bricht. Der Mann aß nicht mehr, dann trank er auch nicht mehr, endlich gab er ſelbſt das Sitzen auf und ſtund ſo gut er konnte, aber das Reden wollte kein Ende finden, es war akkurat als ob er auch ſo ein auf ein Pfäfflein gepfropfter Galler Diplomat ſei, und doch war er nur ein ganz gemein Knechtlein, ſchwatzte nicht einmal um den Taglohn, nicht einmal, um dann daheim ſagen zu können: Dunder, denen hab ichs geſagt, habt ihrs geleſen, ſondern wirklich von Herzen, und ſchwatzte und ſtand, und ging und ſtund, und ſchwatzte, daß es Vreneli den Schweiß austrieb, und es ihm, als es endlich deſſen Rücken ſah, leichtete, als hätte es wenigſtens eine halbe Kindbetti glücklich überſtanden. Nun mußte es ans zweite hin, mußte die geſchwollene Wolke ſich entladen laſſen. Das Ding ging aber nicht halb ſo leicht als eine andere electriſche Flaſche, welche man nur mit einem Finger zu berühren braucht, um ſie in allen Gliedern zu fühlen. Uli ſchmollte eine Weile, indeſſen endlich brachs doch los und wüſt. „Es habe ſich Alles gegen ihn verſchworen, um ihn zu Boden zu machen," polterte er, ſogar den Herrn des Regens und des Sonnenſcheins rechnete er darunter. „Der heutige Tag koſte ihn wenigſtens drei Gulden, nicht gerechnet, was die verſpätete Arbeit ſchade. Wenn er genug hätte bis oben aus, ſo ſtehe noch ſo ein Hagel vor dem Hauſe, und bitte zu Gevatter. Das ſei ſonſt nicht erhört geweſen, daß fremde Leute, welche ihr Brot mit Mühe verdienen müßten, zu Gevatter genommen, ſondern reiche Leute, welche es hätten und vermöchten. Das käme aber nur daher, weil Vreneli die vornehme Frau ſpiele, da meinten die Leute, was dahinter ſtecke, und wüßten nicht, daß ſie bald fertig ſeien. Das ſei wieder ſo ein Spaß von 10 Gulden, nicht gerechnet, was ſpäter ausgerichtet werden müſſe. Er hätte geglaubt, Vreneli hätte ſoviel Verſtand, den Lümmel mit ein Paar Batzen und einer langen Naſe weiter zu ſchicken. Aber nein, da müſſe das Gebettel angenommen ſein, die vornehme Frau habe es gemacht, werde gedacht haben, welche ſchöne Pathin es vorſtellen werde. Nun könne es aber ſehen, wie es es mache, er gebe keinen Kreuzer dazu, es wiſſe dann ein andermal, ob es zuſagen ſolle oder nicht. Er hätte nie geglaubt, daß es ihm ſo machen würde, aber wenn es nicht gute, ſo wolle er ſtoßen, wo es ziehe, je eher der Karren über Bord fahre, deſto lieber ſei es ihm." Vreneli kam dieſe Rede über den Magen, die Augen blitzten, doch vergaß es die Manieren nicht. „Weißt Du, wie die Baſe dem Vetter ſagt, wenn er ſo wüſt thut, wie Du jetzt?" frug Vreneli. „Er ſei der wüſteſte Unflath unter der Sonne, und gute Luſt hätte ich, Dir auch ſo zu ſagen. Ganz unbegründet fährſt Du über mich aus, und wenn was geht, das Dir nicht recht iſt, dreſcheſt Du es auf meinem Rücken aus. Daß Du kein Geld haſt, dafür kann ich nichts, ich habe weder Wirth noch Müller was verkauft und wenn Du mit ihnen zur Rechnung kämeſt, ſo würdeſt Du ſehen, wo Dein Vermögen ſteckt. Heute habe ich weder Hageln noch Schneien laſſen, und daß ich zu Gevatter gebeten wurde, iſt nicht meine Schuld, und wenn Du wieder bei Dir ſelbſt biſt, ſo wirſt Du einſehen, wie wüſt es geweſen wäre, wenn ich es ausgeſchlagen hätte. Du weißt, wie es einem iſt, wenn man zu Gevatter bitten muß, aber erfahren haſt noch nicht, wie es einem thut, wenn man grob abgefertigt wird, und was meinſt, wie hätte es dem armen Fraueli gethan, wenn der Mann ihr den abſchlägigen Beſcheid heimgebracht. Da hätte es geheißen, ich ſei vornehm geworden, und ſchäme mich ſeiner, und es hätte geweint, weil ſeine letzte Freundin ihm untreu geworden; denn je weniger Leute man hat auf der Welt, deſto weher thut es einem, wenn dieſe abfallen und wenn man endlich Niemanden mehr hat, dann ſollte einem das Herz brechen, mir wenigſtens würde es. Merke Dir das! Das gute Weibchen freut ſich ſicher, mich zu ſehen, denn manch Jahr iſt verfloſſen, ſeit wir als die beſten Freundinnen uns getrennt, und wird auch nicht viele gute Freunde haben auf der Welt. Denk, Uli, wenn wir ſo wüſt ſein wollten, was müßten wir von andern Leuten erwarten, und wenn wir dieſen Augenblick nicht im Ueberfluſſe ſitzen, hören deßwegen unſere Pflichten auf, ſollen wir deßwegen nicht mehr Chriſten ſein? Denk auch, wenn wir ſpäter wieder zu Geld kommen ſollen, ſo könnten wir das doch nicht mehr gut machen, was wir den Leuten weh gethan, und was man uns deßhalb nachgeredet hätte, wäre an unſerm Namen kleben geblieben, unabänderlich. Koſten ſoll es Dich nichts. Ich habe auch noch Geld, welches mein iſt, womit ich machen kann, was mir beliebt, Dir geben oder andern Leuten, je nachdem ich es nöthig finde; und habe ich keines mehr, ſo will ich ſchon zu Gelde kommen, das ſage ich Dir frank und frei. Betrügen will ich Dich nicht, obgleich es mir ein ſehr leichtes wäre, des Jahrs viele viele Gulden in meine Taſche zu machen, ohne daß Du das Geringſte merken ſollteſt. Aber weißt, das Geld, welches wir haben, ſei es viel oder wenig, iſt mein ſo gut als Dein, ich verdiene daran ſoviel als Du, ich regiere die Haushaltung, Du das Feld, ſtehe mit Dir auf, gehe mit Dir zu Bette, bin nicht Deine Magd, ſondern Deine Frau. Zu billigen Dingen nehme ich Geld, frage oder frage nicht, nach meinem Belieben. Hältſt Du mir dieſes vor, ſo rechne ich mit Dir und will Dir zeigen, wer daran Schuld iſt, daß wir kein Geld haben, Du oder ich.“

Uli war noch Keiner von denen, auf welche eine feſte Sprache keinen Eindruck machte. Er beſaß noch das Gerechtigkeitsgefühl, welches die Streitſucht dämpft, ſobald das Recht des Andern klar iſt. „Thue nur nicht ſo,“ ſagte er, „wie eine Katze am Strick. Es hat Dir noch Niemand geſagt, Du ſolleſt kein Geld haben, oder Du vergeudeſt, Du thueſt nichts. Daß Du mit den Leuten bekannt biſt, das wußte ich nicht, und wenn es einem zuweilen wunderlich in den Kopf ſchießt, das ſoll Dich nicht wundern. Da ſollte ich eigentlich Kühe kaufen, mit Pferden wäre auch was zu machen. Schweine müſſen auch gekauft ſein, Du redeſt ja alle Tage davon, und kein Geld! Ich liege da wie ein Hungriger, dem die Hände gebunden, das Maul verſtopft iſt, mitten unter Brot und Würſten.“ Dieſes Einlenken von Uli führte zu einer ehelichen anſtändigen Rathsſitzung, in welcher man in reiflicher Erwägung, daß man kein Geld habe und ſolches bedürfe, beſchloß: Es ſolle das Nöthige von Ulis Erſparniſſen aus der Kaſſe erhoben werden. Vreneli ſchlug als zweiten Artikel vor, daß die übrigen ausſtehenden Gelder mit allen Mitteln eingetrieben, die Schuldner zur Rechnung angehalten würden. Auf die Verſicherung von Uli, das verſtehe ſich von ſelbſt, und bedürfe keines weitern Beſchluſſes, ließ Vreneli den Artikel fallen und es wurde zur Tagesordnung geſchritten.

Capitel 13.

Wie viel man an einem Tage gewinnen und wie viel man verlieren kann.

Am Sonntag alſo mußte Vreneli zu Gevatter ſtehen, da gab es einen kleinen Streit. Uli ſagte: „Nimm das Fuhrwerk es iſt weit und die Roſſe haben nicht viel geſchafft.“ „Will nicht die vornehme Frau machen,“ ſagte Vreneli, „das würde ſich übel ſchicken für uns.“ „Biſt noch immer böſe,“ ſagte

Uli, „das wäre dumm.“ „Nein,“ ſagte Breneli, „bin weder böſe noch dumm, aber wo Du Recht haſt, da geſtehe ich es gerne. Ich will nicht über meinen Stand hinaus, und nie vergeſſen, daß wir nichts haben und nichts ſind als Arbeitsleute. Wir haben wohl Roſſe im Stall, aber ſie ſind nicht unſer; das große Bauernweſen iſt wohl da, aber wir ſind nicht der Bauer, und den Schein, als wären wir es, will ich mir nicht geben. Fahren iſt für vornehme Leute, oder wenigſtens für ſolche, welche es ſcheinen möchten.“ Und was Uli auch ſagte, Breneli blieb auf ſeinem Sinn. Als am Morgen in aller Früh Breneli zum Gehen fertig ſtund, und noch links und rechts befahl, wie es gehen ſolle den Tag über, da wollte Uli dem Breneli wieder kanzeln. Breneli war ganz einfach angezogen, hatte nicht etwa die Hochzeitkleider an, um im Glanze aufzutreten, hatte nicht einmal ſeine ſchweren ſilbernen Göllerkettelein eingehängt und gar nichts von Seide am Leibe und doch derlei Dinge im Schranke. „Wann willſt dann dies brauchen,“ frug Uli? „Das wäre ein Anlaß geweſen, die Kleider verderben Dir, wenn Du ſie nicht brauchſt.“ „Habe deßwegen nicht Kummer,“ ſagte Breneli, „dafür laß mich ſorgen, und wenn wir mal Bauer und Bäurin ſind, dann ſollſt Du Wunder erleben, wie ich aufziehen will. Bis dahin will ich lieber, die Leute ſagen: die kömmt doch gering daher, ſie werden es nicht beſſer vermögen, als, die mag wohl, wird meinen, man wiſſe nicht, wer ſie iſt, der wird es noch anders kommen. Sich Manuli vornehm thäte ich gerne, im gutthätig nicht im hoffährtig ſein, das iſt ein Unterſchied, den mußt Du noch lernen, er hat viel auf ſich. Doch behüte Dich Gott und lebe wohl, muß preſſiren, es iſt ohnehin wohl ſpät.“ Als Uli dem Weibchen nachſah, mußte er ſich geſtehen, daß heute, troß der einfachen Kleidung, wohl kaum ein ſchmuckeres Weibchen auf Bernerwegen gehen werde, als eins eben von ſeinem Hauſe ablief.

Es war das erſte Mal ſeit ſeiner Heirath, daß Breneli ſo weit von Hauſe ſich entfernte, mehr als drei Stunden weit. Es war ein klarer aber rauher Frühlingsmorgen, ein ſtarker Reif lag auf den Feldern, Schnee bedeckte die niederen Höhen. Noch ſah man bedeutendere Sterne am

Himmel, die minderen hatte der beginnende Tag verſchlungen, d. h. für Vrenelis Augen. Andere Augen, nur einige hundert Stunden weiter, ſahen es anders, und Gottes Augen noch ganz anders. So geht es mit den Augen und der Sterne Bedeutung, und noch ganz anders mit den Menſchen, welche man ſinnbildlich Sterne nennt. Sterne hier, könnte man 20 Stunden weiter nicht für Stalllaternen brauchen, und noch zehn Stunden weiter, wären ſie nichts als ſchmutzige Oeltöpfe, oder winzige Talgſtümpſchen.

So einmal aus dem Geſurre des täglichen Getriebes herauszukommen, iſt äußerſt wohlthätig. Es iſt, als ob die Sinne freier würden, als ſteige man auf ein Berglein und überſehe nun den Wald, den man ſonſt vor lauter Bäumen nicht geſehen. So ging es Vreneli. Ihre ganze Lage rollte ſich vor ihm auf, wie eine Landkarte. Es ſah die ſchönen Punkte, die ſteilen Höhen, die gefährlichen Päſſe, es ſah, wie mit Gottes Hülfe keine Gefahr für ſie wäre, wenn die gehörige Vorſicht gebraucht würde, eine weiſe Sparſamkeit, am rechten und nicht am unrechten Orte, kein närriſches Vertrauen in unbewährte Menſchen. Wenn ſchon das letzte Jahr nicht das beſte geweſen, ſo war es mit ihnen doch vorwärts gegangen, nur hatten ſie leider das Geld nicht beiſammen, das machte Vreneli ſeufzen. Hätten wir es doch nur, dachte es. Was hilft viel löſen, wenn man nichts kriegt, viel verſprechen koſtet ja nichts, zahlen iſt die Hauptſache. Mit Behagen dagegen überſchlug es, wie ſich ihr Hausrath gemehrt und ihre Vorräthe, mehr als Uli dachte. Wenn es ſein müßte, ein paar hundert Gulden ließen ſich löſen aus Entbehrlichem, meinte es. Mit Behagen dachte es an ſeine Kindlein, deren es bereits drei hatte, die ſo luſtig blühten, als wären ſie drei Röſelein im Garten, zählte ſich die kleinen Handbietungen auf, welche Vreneli bereits leiſtete. Es freute ſich, wie ſie mehren würden, faſt Tag um Tag, und dachte an die Zeit, wo das Mädchen ſein rechter Arm ſein werde, ſeine wahre Meiſterjungfrau. Wenn nur die Päſſe nicht geweſen wären, mit ihren Gründen und Schlünden. Es hätte Vreneli keinen Kummer gemacht, ſie zu durchfahren, wenn es die Peitſche geführt, das Fahren in ſeiner Hand gelegen wäre, es glaubte zu ſehen, wo man mehr hüt und wo mehr hott fahren müſſe, wenn man ſicher durchkommen wolle. Aber das iſt das Peinliche auf Fahrten und gar auf der Lebensfahrt, wenn man ſich fuhrwerken laſſen muß, ſieht ſich bald rechts am Abgrunde, bald links in den Lüften, kann nichts dran machen, als höchſtens hüt oder hott ſchreien. Der, welcher fährt, ſieht Abgründe und Wände nicht, hört das Schreien nicht, fährt zu, immer blinder und toller, je mehr man wehrt und ſchreit, expreß hüt, wenn er hott fahren ſollte, und hott, wenn hüt ihn retten könnte, er fährt, bis es aus iſt mit dem Fuhrwerk, dann fängt er mörderlich zu brüllen an, wie man mit dem Wehren und Geſchrei Schuld ſei am Unglück, hätte man ihn alleine machen laſſen, es wäre ganz anders gegangen. Ach wie viele ſolche Fuhrwerke holpern wohl nicht auf dem Lebenswege, es wackeln die Räder, taumeln an den Rändern der Abgründe, eins fährt, das andere ſchreit, ſie wackeln, ſie taumeln, bis endlich das Fahren aus, das Fuhrwerk geborſten iſt. Wie peinlich und angſtvoll ein ſolches Fahren iſt, iſt ſo begreiflich, aber am wenigſten begreifts, wer die Zügel führt und die Peitſche; kann er, ſo haut er, wer ſchreit und Pein zeigt. Wenn Staatswagen ſo karren und taumeln iſts noch ſchauerlicher und graulicher als bei Familienwagen! Daran dachte Vreneli, und wie das Ding wohl anzufangen ſei, daß Uli ſo recht auf ihns höre, ſich nicht umgarnen laſſe von falſchen Freunden, nicht umſtricken von den Netzen des Geizes. Es fehlte ja nirgends als da, aber das war doch ſo gefährlich, daß ihm angſt und bange ward bei dem Sinnen und Denken, der Weg ihm unter den Füßen ſchwand, ohne daß es es merkte, es am Häuschen ſtand, wo das Pathekind lag, ehe es daran dachte. Im Häuschen ſah es armmüthig aus, und wehmüthig das Hausgeräthe und die Hausbewohner. Vreneli hätte ſeine Geſpielin nicht wieder erkannt, hatte Mühe ſich zu überzeugen, daß ſie es wirklich ſei. In einem alten Weibe war das luſtige Mädchen zuſammen gealtert, die blanke Haut war gelb geworden, und matt, ſehr matt waren Geberden, Schritte, ja ſelbſt das Gangwerk ihrer Rede.

Die Kinder glichen Zwetſchen, über welche ein früher Reif gegangen der Kaffe war ſo dünn, die Milch ſo blau, daß ſie, als beide zuſammen gegoſſen waren, ausſahen akurat wie der blaue Himmel, wenn ein leiſer Nebel darüber liegt. Der Tiſch wackelte, die Kaffekanne machte ein weinerliches Geſicht, denn ſie hatte Spalten, die Taſſen waren zuſammengeborgt, die Untertaſſen kamen hierher, die Obertaſſen dort her, ſie ſahen aus, wie die Gevatterſchaft ſelbſt, welche aus einem kleinen dummen Bauernſöhnchen und einer alten grauen Frau und alſo Vreneli beſtund. Die Kindbetterin war Anfangs gegen Vreneli ſchüchtern und that fremd, es ſchmerzte Vreneli faſt. Zehn Jahre waren zwiſchen ihnen durchgeronnen, ſeit ſie ein Herz und eine Seele geweſen; dieſe zehn Jahre, wie weit hatten ſie ſie auseinander geriſſen. Jahre verknöchern ſich gerne zu Bergen, ſtellen ſich zwiſchen die Menſchen, ſcheiden ſie durchaus, höchſtens ſehen ſie ſich noch, kennen einander aber nicht. Wenn nun ſo nach zehn Jahren der Strom der Zeit zwei zuſammenſchwemmt in ein Stübchen, daß ſie bei einander ſitzen, ſich anſehen und Rede ſtehen müſſen, ſo ſehen ſie einander an, und leſen ſich gegenſeitig ein Blatt Weltgeſchichte ab, und was ſie ſich gegenſeitig ableſen, macht die Einen neidiſch, die Andern dankbar, Andere demüthig, Andere hoffährtig, Andere giftig, Andere wehmüthig. Als das arme Weiblein Vreneli vor ſich hatte, war es eben demüthig und wehmüthig, denn der Grund ſeines Gemüthes war gut und treu. Es ſah mit Demuth an Vreneli auf, dem ſeine einfache, nette Kleidung, ſo vornehm ſtund, Reſpekt einflößte, denn wer eine ſo einfache Kleidung ſo zu ordnen und zu tragen wußte, der war von Jugend auf in guter Kleidung, und hatte daheim noch beſſere, als es am Leibe trug, während man oft ſcheinbar koſtbarer aber verſchliſſener Kleidung von weitem anſieht, daß unter derſelben ein verlumpt Hemd ſtecket, und daheim nicht drei ganze ſich vorfinden würden. Dachte mit Demuth, wenn es gewußt, wie es geworden, es hätte nicht an ihns ſprechen dürfen, aber ſchön ſei es von ihm, daß es doch gekommen und ſeiner ſich nicht geſchämt. Dachte aber auch mit Wehmuth, wie die Zeit ſie verſchieden geſtellt, an ihm gezimmert und genagt, Vreneli zu einer Frau gemacht, dachte mit Wehmuth, wie es erſt in zehn Jahren ſein werde, wie da wohl es zuſammengemagert und ein verdorret Laub von der Erde verſchlungen ſein werde, während Vreneli vollſtändig zu einer Bäurin ſich abgerundet habe. Je mehr Vrenelis Freundlichkeit aufblühte, deſto weh- und demüthiger ward das arme Frauchen, zwiſchen ein kam die Freude, es zu ſehen, und zu gedenken der vergangenen Zeit ohne Gram und ohne Sorgen.

Die Armmüthigkeit trat erſt ſo recht hervor, als man das Kindlein ſchmücken wollte zur Kirche. So rein und ſchön als ſie können, zieren die Eltern das Taufkind aus, es ſoll dieſe Sorgfalt ſo gleichſam ein Pfand ſein, daß ſie es ſchmücken und zieren wollen, nicht bloß äußerlich, zum Gang in den Tempel des Herrn, ſondern von Stunde an auch innerlich, und es auferbauen zu einem Tempel, darin der Herr wohnen mag. Da waren gelb gewaſchene Windeln und keine ganze Käppchen, gar erbärmlich dünn das Decklein, in welches man es legte, und verſchoſſen und ſchlecht das Tuch, mit welchem man es deckte. Das arme Kind mußte ſich früh gewöhnen, daß des Lebens rauhe Winde ihm hart an die Haut gingen. Die alte Pathe hatte das grauſam ungern, konnte ſich gar nicht darein ſchicken, mit einem ſo ſchlecht angekleideten Kinde zur Kirche zu gehen. Wenn ſie das gewußt hätte, ſagte ſie, ſie hätte die Magd geſandt, die hätte dieſes auch verrichten können. Das arme Frauchen hatte die Thränen in den Augen, entſchuldigte ſich beſtmöglichſt. Sie hätte Beſſeres leihen wollen, aber fremd hier, hätte man allenthalben Ausreden gehabt, da hätte ſie gedacht, wegem lieben Gott hätten ſie ſich nicht zu ſchämen, den Leuten aber nicht mehr nach zu fragen, als ſie ihnen. Da hätte ſie es ja den Gevattersleuten können ſagen laſſen, die würden ihretwegen ſchon dafür geſorgt haben, zürnte die graue Alte, die eben auch nicht ſehr appetitlich ausſah. Da trat Vreneli ins Mittel, durch dieſes unwürdige Geträtſche ſehr bemüht. „Es wolle das Kind ſchon tragen,“ ſagte es, „es ſchäme ſich ſeiner gar nicht; vielleicht ſei das Kind, welches Jeſus unter die Jünger geſtellt und geſagt: ſo ihr nicht werdet, wie dieſes Kindlein, werdet ihr nicht ins Reich Gottes kommen, nicht beſſer geſchmückt geweſen als dieſes, und allweg wollten es Gott danken, wenn ſie Beide Gott ſo wohl gefielen als dieſes Kindlein, und ein Beiſpiel hätte man, daß ein Kind, welches nicht einmal ein Deckeli gehabt, ſondern bloß in Windeln gewickelt geweſen ſei, groß geworden ſei, und noch jetzt allen armen Sündern zum Heil.“ Du wirſt eine Stündlerin (Beſucherin von religiöſen Verſammlungen) ſein mit Schein,“ grinſte die Alte. „Nicht, daß ich wüßte,“ antwortete Breneli, „aber mich dünkt, man ſollte ſich in die Umſtände ſchicken können, auf die Hauptſache ſehen, an Nebenſachen ſich nicht ſtoßen, und dies um ſo mehr, je älter man iſt.“ „So,“ ſagte die Alte, „das wird ſollen geſtochen ſein. Ja, ja, es giebt Leute, ſie meinen, ſie hätten die Weisheit mit dem Breilöffel gefreſſen, und ſehen den Dreck auf der eignen Naſe nicht. He nun, ſodann, ſo geht's, bin alt, habe darum ſchon manchmal erfahren, daß unſer Herrgott ſolchen den Verſtand mit der Mußkelle anrichtet, und dann ſagten ich und andere: So recht, nur angerichtet, und je mehr, je beſſer. So ſollte es Allen gehen, welche beſſer ſein wollen als andere Leute, oder gar noch fromm.“ „Ich ſehe Dich doch noch?“ frug das Fraueli weichmüthig Breneli. „Gewiß,“ ſagte Breneli, „aber jetzt iſts Zeit, gebt mir das Kind in Gottes Namen, und gehen wollen wir in Gottes Namen, und daß des Kindes Eingänge und Ausgänge, ſein ganz Leben lang alle geſchehen in Gottes Namen, das welle Gott.“ Wie nöthig das arme Würmlein das hätte, mußte Breneli denken, den ganzen Weg entlang, während die andere Pathe alle möglichen Manövers machte, damit die Leute nicht meinten, ſie gehöre zum Kinde; ſie dachte nicht daran, wie wenig ihr alle Künſte hülfen, da ſie in der Kirche vor aller Leute Augen doch zum Kinde ſtehen mußte.

Man kann allerdings nicht genug daran denken, wenn man ein arm Kind zur Kirche trägt, wie nöthig daſſelbe Gott habe, wenn das Elend der Sünde es nicht verſchlingen ſoll.

Der Taufſchmaus, oder wie man merkwürdiger Weiſe ſagt, die Kindbett, (wahrſcheinlich weil der Mann die Koſten dazu mit Weh und Schmerzen aufbringt) wurde im Wirthshauſe ausgerichtet. Die eigentliche Kindbetterin blieb zu Hauſe, wohin auch das Kind getragen wurde. Breneli verarbeitete grauſam viel Langeweile, ehe die Mahlzeit aufgetragen wurde. Mit ſeiner Mitgevatterin ſtund es auf geſpanntem Fuße, mit den Andern war nicht viel zu reden, die Wirthin war nicht redſelig, und der Wirth handelte mit Juden um Kühe. Der Wirth gehörte nämlich unter die Wirthe, welche weder Sonntag noch Sabbath kennen, um Alles handeln, und die eigne Seele verſchachern würden, wenn man ſie an einen vierkreuzigeren Strick binden und weiter führen könnte.. Wahrſcheinlich um ſolcher Wirthe willen wird der liebe Gott die Seele unſichtbar gemacht, oder keinen Strick geſchaffen haben, an dem man ſie halftern kann. Der kleine Bauernſohn war ein Dorfrenomiſt. Ungeheure Heldenthaten hatte er vollbracht, aber alle waren mit Schmutz angemacht, oder nahmen ein ſchmutziges Ende. Breneli kriegte großen Ekel darüber. Sobald es das Nöthigſte gegeſſen und getrunken hatte, verſchwand es ganz in großem Style. Der Wirthin trug es auf, ſpäter ſeine Entſchuldigungen zu machen, nahm noch Wein und Fleiſch mit ſich, verſteht ſich für ſein Geld, und machte dem verlaſſenen Fraueli ſich zu. Ueber den ſo frühen Beſuch war dieſes faſt erſchrocken, denn ſo früh verläßt ſonſt ſelten eine Pathin den Pathenſchmaus, es fürchtete, der Mann könnte es an ihm zürnen, daß Breneli ſo frühe fortgelaufen. Indeſſen verlor ſich dieſer Schreck in der Freude, die alte Geſpielin vor ſich zu haben. Das Herz ging ihm auf, es erzählte Breneli ſeine Geſchichte. Dieſe war nicht viel anders, als die Geſchichte von Tauſenden, aber ſie ging Breneli doch zu Herzen, als ſei ſie ihm neu von Anfang bis zu Ende. Leichtſinnig hatte ſie ſich mit einem Nebenknechtlein eingelaſſen, mußte ihn heirathen, hatten nichts erſpart, bekamen ein Kind nach dem andern, ſie konnte nichts verdienen, er war von den Mittelmäßigen einer, welche nur geringen Lohn erhalten. Er war wohl fleißig, aber er war kein Meiſter in irgend einer Arbeit, konnte nur tagelöhnern oder als Nebenknecht in einem Dienſte ſtehen, wo er keinen beſondern Zweig der Landwirthſchaft eigen zu beſchaffen hatte, er war von denen einer, welche einen Tag nach dem andern hinnehmen, wie er kömmt, ohne Streben und Anſpannung durch Ausbildung ſeiner Kräfte, oder tüchtigere Anwendung derſelben, ſeine Lage zu verbeſſern. So erzählte nun das Weib Breneli ſo ganz ins Einzelne hinein, wie kümmerlich ſie ſich durchbringen müßten, wie Kreuzer um Kreuzer abgezählt werden müßten, welche Angſt und Sorgen es verurſache, wenn unerwartet Schuhe geflickt werden müßten, und welche Freude, wenn unerwartet ein Stück Brot ins Haus käme, oder ein altes Kleidungsſtück. Vreneli kannte dieſe Art von Haushaltungen im Allgemeinen ganz gut, aber ſo ganz ins Kleinſte hatte es ſie nicht verfolgt, die ängſtliche tägliche Pein nie ſo anſchaulich vor Augen gehabt, als ſie ihm jetzt durch ſeine Freundin dargeſtellt ward, ſo daß es ihm wurde, als ſei es ſelbſt mitten drin, und müßte ſie mitmachen Tag für Tag. Es hatte unſägliches Erbarmen mit dem armen Weibe, es fühlte, wie es in ſolchem Zuſtande, in welchem man zu wenig hat, um zu leben, und zu viel, um zu ſterben, wo man keine Ausſicht hat, ihn zu verbeſſern, die höchſten Hoffnungen nicht einmal mehr bis an eine Ziege reichten, höchſtens bis an ein Huhn, namenlos unglücklich wäre, ihn nicht ertragen könnte. In einem ſolchen Zuſtande, gleichſam mit gebundenen Händen und Füßen, Jahre lang bis ans Lebensende zu zappeln, in täglicher endloſer Noth zu verkümmern, die Broſamen zählen zu müſſen, und immer zu wenig zu haben, den eignen und der Kinder Hunger zu ſtillen, das iſt das Schrecklichſte unter der Sonne. Es ſchauderte zuſammen bei dem Gedanken, wenn es doch das erleben müßte, es konnte nicht begreifen, wie die arme Frau das ſo erzählen konnte, ohne Jammer und Weinen. Es konnte nicht begreifen, wie ſie faſt noch mit einer Art von Behagen erzählen konnte, wie ſie ihre Armüthigkeit verwalte; es dachte nicht daran, wie der Menſch nach und nach an Alles ſich gewöhnt und auch daran, im engſten Raume ſich zu bewegen, und ſeine Thätigkeit in die kleinſten Schranken gebannt zu ſehen. Wer an weite Ausſichten gewohnt iſt, an großen Geſchäftsverkehr und weit hinreichendes Wirken, dem ſcheint ein ſo eng beſchränktes Daſein die ſchrecklichſte Pein auf Erden, und doch würde es ſich im Laufe der Jahre vielleicht daran gewöhnen, es erfahren, daß die Bürden, welche alle Menſchen tragen, wohl anders ausſehen, aber nicht ſo verſchieden ſind, als ſie ſcheinen, daß ihre Schwere oder ihre Leichtigkeit nicht vom eigenen Gewicht abhängt, ſondern von der Gewohnheit und dem Gemüthe, welches ſie trägt. Schwer trägt ein Kind an einem Pfunde, leichter der ſtarke Mann einen Centner.

Breneli fühlte das wahre Mitleid, fühlte, wie es ihm wäre im Mieder des armen Franeli, gab ihm, was es bei ſich hatte, und hieß es, ihns bald mit dem Kinde zu beſuchen. Jetzt ſchoſſen dem armen Weibchen Thränen die Backen herunter, es ſtund vor Breneli und konnte lange nicht reden. „Du biſt immer das beſte, das gleiche Breneli,“ ſagte ſie; „Bringſt ſchon für das Kind ſchier mehr als ich nehmen durfte, kömmſt vom Wirthshaus, hockeſt da in meiner Armuth, hörſt einen ganzen halben Tag mein Geſtürm an, und giebſt mir jetzt noch mehr als ich Dir abnehmen darf.“ Als Breneli auf der Annahme beſtund, dieweil es komme aus gutem Herzen, und es nichts deſto weniger es machen könne, ſagte das Franeli: „He nun, ſodann, ſo will ich es nehmen, und alle Tage für Dich beten, anders kann ich Dir nicht vergelten. Du weißt nicht, aus welcher Noth Du mich ziehſt und wie glücklich Du mich machſt, und ich kann es nicht ſagen. Jetzt kann ich drei Batzen hier, ſieben Batzen dort bezahlen, die ich geliehen hinter dem Rücken meines Mannes, und die mich ſchon lange ſchlaflos gemacht. Ich brauchte ſie nicht für mich, ſondern für den Arzt; mein Mann hatte gemeint, es ſei nicht nöthig es werde dem Kinde ſchon beſſern, wenn es Gottes Wille ſei. Ich habe mein Sonntags Mieder verſetzen müſſen, das kann ich auslöſen und vielleicht einmal Schuhe machen laſſen. Nein, Du gutes Breneli, Du weißt nicht, was Du an mir thuſt, ein rechter Engel vom Himmel biſt Du mir, und unſer Herrgott wolle es Dir vergelten an Dir und Deinen Kindern. Gott Lob und Dank, jetzt werde ich wieder ſchlafen können, und wenn Gott uns geſund läßt, ſo wird es ſchon noch beſſer kommen, ich zweifle nicht.“ So glücklich hatte Breneli lange Niemand geſehen, kaum Uli, als es ihm endlich Ja ſagte, glücklicher gemacht als dieſes arme Franeli. Kaum konnte es ſich von ihm trennen, was doch endlich ſein mußte. Als Breneli wieder allein war, und ſeines Weges ging, da wogten die Gedanken ſtromsweiſe durch ſeine Seele. Das Glück des armen Weibes ſchwebte ihm vor den Augen.

Das iſt doch groß und ſchön, von Kleinem ſo glücklich werden zu können, das iſt ein groß Gegengewicht gegen das tägliche Elend. Solch Glück wird denen nicht, welche man gewöhnlich die Glücklichen nennt, welche ſich in einem Zuſtande befinden, welcher allen Wünſchen zu genügen ſcheint, ein Glück, welches aber ſo langweilig und peinlich werden kann, daß ſchon mancher Engländer oder anderer Narr darüber in Verzweiflung gerieth und ſich vor den Kopf ſchoß. Es überſchlug, was es wohl noch Alles hätte für das arme Weib, und erſtaunte, wie reich es war an alten Schuhen, Strümpfen und andern Herrlichkeiten, welche es nicht mehr brauchen konnte, und welche Schätze waren in dieſe Armuth hinein. Es überſchlug, ob es ſie nicht in ſeine Nähe ziehen, zu einem beſſern Daſein ihnen verhelfen könnte; das wäre ihm reich vergolten durch eine treue Seele, welcher es vertrauen und die es gebrauchen könnte im Hauſe, für Dinge, welche man nicht gerne allen anvertraut, und von welcher es ſicher wäre, daß ſie nicht Parthie mit den Andern gegen ſie machen würde. Dann mußte es denken, in welcher ganz anderen Lage es ſei, als ſeine Freundin, welche vor zehn Jahren, gleich berechtigt an das Glück der Welt, mit ihm auf einer Bank geſeſſen. Es hatte ſo oft Gott und der Baſe geklagt, hatte ſich in gedrückter Lage gefühlt, Angſt gehabt um ihr Daſein, Kummer, Sorgen aller Art, gemeint, die Zukunft ſei eben eine ſchwarze Wolke voll Blitz und Donner, hatte es ſich nicht damit ſchwer verſündigt? Es hatte geſehen nach denen, welche über ihm ſtunden, und nicht mit den Millionen ſich verglichen, welche die untern Stufen der menſchlichen Geſellſchaft füllten, oder es hatte gar nichts verglichen, ſondern bloß bitterlich geſeufzt über ſeine Bürde, ohne zu bedenken, daß ohne dieſe kein Menſch ſein darf auf Erden, ſo wenig, als ohne Druck der Luft. Vreneli fühlte ſich als eine reiche, vornehme Frau, gegenüber der armen Freundin, es konnte ſchenken Schätze, konnte ihr Herz glücklich machen, trotz einem Kaiſer, hatte zu eſſen vollauf, Vorräthe, brauchte mit dem Kreuzer nicht zu knauſern, konnte ſeine Kinder kleiden laſſen nach Bedürfniß und Verſtand, hatte Hoffnung, es zu etwas zu bringen. Es ſtund vor ihnen eine weite Bahn, freilich vielen Wechſelfällen ausgeſeßt, auf welcher aber doch ſchon ſo Viele durch Fleiß und Nachhaltigkeit reich geworden. Da ſchämte ſich Vreneli bitterlich und bis zum Weinen. „So gehe es einem, wenn man nicht von Hauſe komme, und blos ſeine Sache ſehe und ſeine Lage,“ warf es ſich vor; „da werde man ungeduldig, undankbar, wiſſe nicht, wie gut man es habe, und werde unverträglich. Man wiſſe nicht mehr, wie alle Menſchen an einander zu tragen hätten, meine nur die, mit welchem man lebe, hätten ihre Fehler, wollten ſie aus Bosheit nicht ablegen, machten einem mit Fleiß unglücklich, ſehe man ſich aber um, ſo ſei es anders, der alte Menſch ſei überall und nur da am wenigſten drückend, wo man mit Geduld ihn trage, mit Sanftmuth arbeite am neuen Menſchen. Es kam ihns ſo eine rechte Wehmuth an, wenn es dachte, wie viele Menſchen ſich verſündigten mit Klagen und Undankbarkeit und ſo glücklich ſein könnten im Vergleich gegen andere, wenn ſie nur den Verſtand hätten, es zu begreifen. Wenn ſie nur einen Augenblick ſich in andern Strümpfe denken könnten, ſo käme ſie eine unendliche Dankbarkeit an. Es ſchauderte ihns, wenn es dachte, es ſollte an ſeiner Freundin Platz nur eine Woche lang und ihr Mann ſollte ſein Mann ſein. Da war doch dann Uli ein ganz anderer, und wenn es ſchon zuweilen Vreneli dünkte, Uli ſollte auf feſtern Füßen ſtehen, ſo war er doch ein Mann und nicht ſo ein Züttel, ein Föſel und Höſeler (lauter Ausdrücke einen leiblich und geiſtig unbedeutenden ſchwachen Mann zu bezeichnen). Erſt wenn man mit eigenen Augen ſo recht in andern Menſchen Verhältniſſe hineinſehe, begreiſe man, wie gut man es habe, wie gütig Gott ſei, wie grob man ſich verſündige mit Unzufriedenheit, ſehne ſich heim und fühle ſich erſt glücklich, wenn man Alles ſo finde, wie man es verlaſſen und zwar in aller Unzufriedenheit.

Je mehr es ſo dachte, deſto mehr trabte es vorwärts, es war ihm, als könnte ihm ſein Heim geſtohlen werden, und wenn es hinkomme, ſei nichts mehr da, als eine Oede, das Haus verbrannt, die Kinder todt, Uli weg. Aber es ging Vreneli wie vielen Weiber, welche nicht viel vom Hauſe kommen, ſeine Schuhe fingen ihns an zu plagen. Die Hausgeſchäfte werden in Holzſchuhen oder ſonſt bequemen großen Schuhen verrichtet, die beſſern eleganten Lederſchuhe zieht man ſelten an, ſie trocknen wohl aus, und wenn dann zur Seltenheit weiter gegangen werden ſoll, vertragen ſich die bequem gewordenen Füße ſchlecht mit den knappen ſpröden Schuhen. Es giebt viele unangenehme Verhältniſſe in der Welt, aber das Verhältniß zwiſchen einem weichen Fuß und ſpröden Schuh, wo der eine zu breit iſt, der andere zu eng, iſt doch eins der allerunangenehmſten, beſonders wenn ſoll gelaufen werden, und zwar Stunden weit. Es giebt Leute, welche kein Verhältniß begreifen und namentlich dieſes Verhältniß nicht. Köchinnen und ſelbſt Kammerzofen, vorzüglich aber Stall- und andere Untermägde befinden ſich in dieſem Falle. Wenn der Schuhherr kömmt, das Maaß zu nehmen, biegen ſie die Zehe zuſammen, oder unter die Sohle, befehlen dazu: ganz klein, ganz klein. Sonntagsſchuhe, wahrſcheinlich Betmaſchinen, um ſie zum Seufzen und Beten zu zwingen. Nun, da gehts dann eben wie bei allen unnatürlichen Verhältniſſen, ſo lange man in denſelben lebt, iſt man ſauübel, ſchrecklich unglücklich, man ſchreit nach Gott, und hat man genug geſchrieen, platzen ſie endlich. Ganz jämmerlich mußte Vreneli pilgern, wie wenn es Erbſen in den Schuhen hätte. Auf Wallfahrten büßt der Menſch halt ſeine Sünden. Ehedem wallfahrte man nach heiligen Orten, Jeruſalem, Loretto, Einſiedeln, mit Erbſen in den Schuhen, oder gar rückwärts nach Rom. Heut zu Tage pilgern die Mädchen nach Tanzplätzen, ſtehen große Qualen aus dabei, barfuß trifft man ſie oft an, an Orten, wo ſie meinen, es ſehe ſie Niemand, oder rückwärts gehend von Wirthshäuſern, vorwärts Buben lockend, bis ſie plumps liegen in ſchmutzigem Loche. Nur Vreneli pilgerte auf guten Wegen, aber auf ſolchen muß man oft leiden, was auf ſchlechten Wegen und noch mehr, und nicht böſe werden darüber. Das ward Vreneli auch nicht, ſeufzte blos zuweilen, ward in ſeinen Gedanken unterbrochen, und dachte endlich wenig mehr, als es wollte, es wäre daheim. Es ſchämte ſich ſeines hinkenden Ganges, ſah ſo wenig als möglich auf, in der Hoffnung, wenn es ſich um die Begegnenden nicht kümmere, kümmerten ſie ſich auch nicht um ihns, was jedenfalls ein ſehr einſeitiger Schluß iſt. Da hielt neben ihm ein

Wägelchen, von demſelben herab kam eine Stimme: „Wie weit noch heute?“ Da zuckte Breneli zuſammen, ſah auf, und auf dem Wägelchen ſaß Uli. Der lachte über Brenelis Studiren, ob welchem es nicht wiſſe, wer an ihm vorbeikomme und Breneli war es eine höchſt angenehme Ueberraſchung, erſtlich wegen den Füßen, und zweitens wegen Uli. Wer einmal ſchlimme Füße in engen Schuhen gehabt hat, und noch zwei lange Stunden wenigſtens vor ſich, der weiß wie hell es plötzlich vor den Augen wird, und wie eine Stimme von einem Fuhrwerke herab, welche aufſteigen heißt, ungefähr tönet wie eine Stimme aus dem Himmel. Wenn es dann noch gar die Stimme des Mannes iſt, welcher ſeiner Frau ungeheißen und unerwartet entgegengefahren, aus bloßer Liebe und Zärtlichkeit, ja dann fehlen alle Vergleichungen, um auszudrücken, wie die Stimme tönet im Herzen der angerufenen Frau. Breneli konnte nicht ſatt werden, Uli Dank und Freude auszuſprechen für ſeine Güte, und daß er ihm ſeine Höllenqualen abgekürzt; Uli dagegen entſchuldigte ſich, daß er nicht weiter gekommen, erſtlich ſei er aufgehalten worden, und zweitens habe er nicht gedacht, daß Breneli ſo früh ſich heimmachen werde, das Heimgehen falle manchmal Pathinnen erſt ein, wenn es zu ſpät ſei. Nun erzählte Breneli, wie es ihm ergangen, wie es die Geſellſchaft verlaſſen, ehe der Braten gekommen, und wie es den Reſt des Nachmittags zugebracht. Es konnte ſich nicht innig genug ausdrücken, wie zufrieden es geworden mit ſeinem Schickſal, Uli nicht ſattſam genug zu Gemüthe führen, wie ſie Urſache hätten, Gott zu loben und zu preiſen für ſeine Güte an ihnen. Wenn ſie nur genügſam wären, ſo hätten ſie mehr als genug, brauchten ſich nicht ſo zu kümmern ums tägliche Brot und hätten doch immer noch was übrig, dem Dürftigen zu helfen in ſeiner Noth. Uli hatte die Noth nicht ſelbſt angeſehen, hatte überhaupt nicht die Fertigkeit, ſich in eine fremde Lage hinein zu denken, als ob es die eigene wäre, er nahm daher die Sache kaltblütiger und widerredete, er war faſt anzuhören, wie ein alter Bauernariſtokrat oder Dorfmagnat, und ſtund doch ſo nahe in jeglicher Beziehung der Gränze, innerhalb welcher die Menſchen wohnen, von denen er ſo über die Achſel hinſprach. „Man müſſe das nicht ſo nehmen," ſagte er, „das komme ihnen nicht halb ſo ſtreng vor, als andern Leuten, ſie ſeien daran gewöhnt und kennten es nicht beſſer. Sei der Verdienſt auch nicht groß, ſo hülfen ſie mit Bettelei nach und Stehlen und je mehr Kinder ſie hätten, deſto mehr trügen ſie ein, wie die Bienenſtöcke auch den meiſten Honig hätten, in welchen die größten Schwärme wohnten. Uebrigens müſſe man ſich hüten, ihnen Alles zu glauben, zumeiſt ſei es ſchon an der Hälfte zu viel. Betteln ſei halt ihr Handwerk, je nöthlicher ſie zu thun wüßten, deſto mehr trüge es ihnen ab, und je mehr ſie gewahreten, daß man ihnen höre und glaube, deſto dicker lögen ſie, das ſei halt nichts anders. Es gebe Leute, ſie wüßten einem nicht bloß das Geld aus der Taſche, ſondern faſt die Augen aus dem Kopfe zu ſchwatzen; wahrſcheinlich gehöre das Menſch, bei welchem Vreneli ſo viel Mitleid und Rührung aufgeleſen hatte, auch zu dieſer Sorte. Und was nicht zu vergeſſen, dieſe Leute haben gar viele Sorgen und Plagen nicht, welche wir haben. Haben ſie gegeſſen, ſo ſind ſie fertig, legen ſich ſchlafen, und wenn es wieder Zeit zum Eſſen iſt, ſtehen ſie auf, verlaſſen ſich darauf, daß wieder was auf dem Tiſche ſei. Unſer einer muß für Alles ſorgen, ſorgen wo er den Zins nehme, woher er Speiſe ſchaffe, am Ende noch großen Lohn, und thut er obendrein nicht jedem Alles, woran er ſonſt noch denkt, muß er ein wüſter Hund ſein. Hat man endlich dieſes Alles überſtanden und gemeint, man ſei mit jedem fertig, ſo kömmt einem unerwartet was zwiſchen drein, ob welchem man aus der Haut fahren möchte." „Mein Gott was iſt, hat es einem Kinde was gegeben?" frug Vreneli erſchreckt. „Das nicht," ſagte Uli, „ſie ſind alle wohl, haben nur nicht viel nach Dir geweint (ein ſchlechter Beruhigungsgrund) aber da kam einer wegen der Kuh, welche ich letzthin verkauft, ſagt mir wüſt, droht mir mit einem Prozeß, oder ich ſoll die Kuh zurücknehmen, Koſten zahlen, und der Teufel weiß, was Alles. Ich habe ihn unſauber vom Hauſe weggejagt, aber die Sache iſt mir doch nicht am rechten Ort. Geht er zu einem Agenten, ſo habe ich einen Handel am Halſe, und wie recht ich auch habe, ſo weiß man wohl, wie es geht, wenn mal die Hagle die

Finger darin haben.“ „Was klagt er, was iſt,“ frug Vreneli? Nun trug Uli die Geſchichte vor, ſo viel er aus des Mannlis Geſtürm hätte klug werden können, wie er ſagte. Er ſelbſt trug aber auch nicht zu der Verdeutlichung der Geſchichte bei, denn es war einer von den zahlloſen Händeln, welche ſittlich und chriſtlich ſchlecht ſind, wo bloß das formelle Recht in Frage geſtellt werden konnte, welches in der Schweiz nach Ordnung verzwickt werden kann, da bei den engen Grenzen der Kantone, wo täglich hinüber und herüber gehandelt wird, gezankt werden kann, nach welchen Geſetzen der Handel geſchloſſen worden, oder nach welchen er entſchieden werden ſolle. Vreneli begriff die Sachlage alsbald und ſagte: „Aber Uli, wie kannſt Du ſo handeln, wie oft habe ich Dir doch angehalten, Du möchteſt ehrlich ſein und Niemand anführen, betrügen ſoll man ja nicht ſagen, auch den fremdeſten Menſchen nicht? Das bringt nicht Segen, macht einen ſchlechten Namen, und wie wenig oder nichts trägt es Dir ab.“ „O,“ ſagte Uli, „es machte mir wenigſtens zehn Thaler Unterſchied, und zehn Thaler ſind nicht zu verachten, beſonders wenn man ſie ſo nöthig hat wie ich, zehn Thaler findet man nicht auf der Gaſſe.“ „Aber Uli, was ſind zehn Thaler, wenn Du nun allgemein verbrüllet wirſt, wie Du einen angeſchmiert!“ „He,“ ſagte Uli, „es macht jeder, was er kann. Warum iſt er ein Narr und glaubt mir? Ich bin nicht der Erſte und werde nicht der Letzte ſein, der zu löſen ſucht, ſo viel er kann, dagegen wird wohl kein vernünftiger Menſch viel haben können.“ „He, ja,“ ſagte Vreneli, „das iſt ſo, rühmſt Du den Handel in einem Wirthshauſe, ſo wird Dir, Jedermann beipflichten, ſagen, gerade ſo müſſe man es machen, und jeder wird zu erzählen wiſſen, wie er dieſen oder jenen noch zehnmal ärger angeſchmiert, und der ſei froh geweſen ſich ſtill zu halten und zu ſchweigen, denn machen hätte er nichts können und das Auslachen gefürchtet.“ „Kömmt dann der Handel vor Gericht und verlierſt Du ihn, ſo wird es allgemein heißen, es geſchehe Dir ganz recht, man hätte Dir das vorher ſagen können. Man hätte aber nicht geglaubt, daß Du ſo ſchlecht ſeieſt, vor ſo einem müſſe man ſich in Acht nehmen, werdeſt aber das Geld nöthig haben, es hätte ihnen ſchon lange geſchienen, es gehe nicht am beſten. So werden ſie reden, Uli, darum mach aus, ich bitte Dich um Gotteswillen: leide Schaden, er wird nicht groß ſein, und wie groß er iſt, weißt Du. Wie groß er aber werden kann, wenn Du procedirſt, das weißt Du nicht, und davor graut mir.“ „Ho,“ ſagte Uli, „geſagt iſt nicht, daß es einen Handel gebe, er wird ſich wohl bedenken, ehe er angreift. Dumm wäre es ja von mir, wenn ich gleich nachſagen wollte, was man mir vorſagt, dafür bin ich doch endlich nicht auf der Welt. Aber das Geſcheuteſte wäre, man würde von ſolchen Dingen den Weibern nichts ſagen, ſie verſtehen nichts davon, meinen es doch, und halten es gewöhnlich mit allen andern Menſchen, nur nicht mit dem Manne.“ „Rede doch nicht ſo,“ ſagte Vreneli, „es thut mir ſonſt weh, und ich verdiene es gewißlich nicht. Mit wem wollte ich es halten, als mit Dir, denn wen habe ich auf der Welt als Dich, wenn es Dir gut geht, geht es mir gut, und geht es Dir übel, wer muß zuerſt aushalten, als ich. Aber ich bitte Dich, ſei doch nicht wie die andern Menſchen mit ihrem Geſtürm von Mithalten und nicht Mithalten, das hat mich ſchon oft faſt die Wände aufgetrieben. Der hält es mit mir und der hält es nicht mit mir, hört man alle Tage, und wenn ich es höre, möchte ich allemal beten: Vater, vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Wer einem Menſchen, der über Vater und Mutter ſchimpft, über die Meiſterleute flucht, die Obrigkeit läſtert, ſchimpfen, fluchen, läſtern hilft, ihm den Zorn noch heißer anbläſt, den Kopf noch größer macht, von dem heißt es, das iſt ein braver Menſch, hat Verſtand, der hält mit mir. O, wenn die Leute alle ſo wären, dann wäre es noch zu leben in der Welt! Wenn ich aber einem verirrten Kinde, einer erboßten Magd, einem Taugenichts zu ſpreche, in wahren Treuen, weil ich Erbarmen mit ihnen habe und mit unverblendeten Augen den Ungrund ihres Geſchrei's ſehe ich den Ausgang, wenn ſie ſo fortfahren, ſo ſchreien ſie, ich ſei wider ſie, halte es mit den andern, begehren ſchrecklich auf gegen mich, und großen Verdruß habe ich von meinem Zuſpruch. So haben es die Menſchen mit dem Mithalten. Wer akurat ins gleiche Horn bläſt, in welches ſie blaſen, und akurat in der gleichen Tonart, in welcher ſie blaſen, von dem ſagen ſie, der ſei ein Guter, halte es mit ihnen, und wer das nicht thut, ſondern redet der Sache gemäß, über den erzürnen ſie ſich, ſchimpfen, nach einigen Tagen und einigen Jahren ſehen ſie, wer es eigentlich gut mit ihnen gemeint, d. h. es mit ihnen gehalten. Denn mit einem halten, meine ich, heiße nicht mit einem dumm thun, ihn noch dümmer machen, ſondern ſeinen Vortheil im Auge haben oder wie heißt es im Eid: Schaden wenden, Nutzen fördern. Nun, lieber Uli, halte ich es fort und fort, in Freud und Leid, in geſunden und kranken Tagen mit Dir, wie ich es Dir verheißen habe, deß ſollſt Du überzeugt ſein, aber ich möchte eben auch Schaden wenden und Nutzen fördern, und wo meine Augen anders ſehen, als Deine, da ſage ich es Dir, und das nimm mir ja nicht übel. Vier Augen ſehen ja, wie das Sprichwort ſagt, mehr als zwei, und deswegen auch wird der liebe Gott den Eheſtand eingeſetzt haben." „O," meinte Uli, „wegen ſelbem wird es ihm wohl nicht geweſen ſein. Ich weiß eigentlich wohl, daß Du es gut meinſt, aber gut meinen und verſtehen ſind zwei, und neben dem regieren die Weiber gerne, jedes will den beſſern Daumen haben, von wegen der Ehre, und die größte Kunſt iſt das, Meiſter ſein und alles zwängen und doch die Gute ſein, und vor den Leuten als eine Demuthsvolle gelten." „Sei nicht böſe," ſagte Vreneli, „laß Deinen Verdruß mich nicht entgelten, ich meine es ja gut. Es iſt ſchlimm, wo über die Meiſterſchaft geredet wird, denn da iſt Streit. Ich meine das Beſte ſolle immer geſchehen, da ſolle man nicht fragen, welches von den vier Augen, welche Gott zuſammengefügt, es geſehen, ſondern eben Alles prüfen und das Beſte erwählen. Und mit dem Verſtehen iſts ja wie unſer Heiland ſagt, oft begreift ein Unmündiger, was den Weiſen der Welt verborgen bleibt. So weiß aber oft ein dummes Weib beſſer, was ſchlicht und recht iſt, als je ein Kabinetskopf und Rechtsfreſſer in all ſeiner geſtudirten Weisheit." „Ja," ſagte Uli, „das kann zuweilen der Fall ſein zur Seltenheit, daß eine Frau noch ſchlauer iſt, als der ſchlimmſte Rechtsagent, welcher dem Teufel von dem Karren gefallen iſt. Aber für ſo eine wirſt Du Dich nicht ausgeben wollen?" „Nein, das nicht," ſagte Vreneli, „aber Du willſt nicht verſtehen, was ich meine, und das geht mir zu Herzen. Ich will nichts mehr ſagen, als vergeſſe nicht, das iſt des Teufels ärgſter Lockvogel, wer mal anbeißt, den faßt er beim Ohr. „Und lieb wäre es mir auch," ſagte Uli, „Du würdeſt mir keine Ständelein, ſonſt gut Nacht Friede und Hauſen. Uha: Rößli ſolle was füttern, unterdeſſen können wir eine Flaſche trinken, dir wirds auch recht ſein, da Du ſo frühe vom Mahl gegangen," ſagte Uli. „Wie Du willſt," ſagte Vreneli, um nicht zuwider ſprechen. Es verlangte ihns nach ſeinen Kindern, ſchon mehr als zwölf Stunden hatte es ſie nicht geſehen, und dies noch nie erlebt.

Es war ſogenannter Tanzſonntag, d. h. ein Sonntag, wo ſo gleichſam von obrigkeitswegen getanzt werden muß. Es beſteht nämlich im Kanton Bern ein Geſetz, welches im Jahr ſechs Sonntage beſtimmt, an welchen allenthalben getanzt werden darf. Das junge Volk legt dies nun oft ſo aus, als ob wirklich getanzt werden müſſe. Dieſe Auslegung haben ſchon viele Wirthe und noch mehr Väter erfahren. Die Auslegungskunſt iſt eine ganz eigenthümliche. Nun giebt es viele Jungens und Mädchen, welche in Kritik und Auslegungskunſt noch viel ſtärker ſind als Strauß und es noch weiter treiben, ſo daß ſelbſt die Ultraſtraußſpitzen (um einen allgemein gewordenen Ausdruck zu brauchen) in ihrer Schule noch entſchiedene Fortſchritte machen könnten.

Das Wirthshaus war ſehr angefüllt, das ſtampfte und trampelte, als ob da eine Tretmühle für viele hundert Perſonen angelegt ſei. Wo war das Wirthshaus, in welchem Uli's Freund wirthſchaftete; dies war Vreneli noch unangenehmer, als das Stampfen und Trampeln, welches alle Augenblicke das Zuſammenbrechen des hölzernen Hauſes befürchten ließ. Sie konnten ſich kaum durchdrängen, doch ſobald der Wirth ſie bemerkte, machte er ihnen mit ſeinem beleibten Bauch mächtig Raum und verhalf ihnen zu einem Platz. Es war ſchade, daß er nicht ein päpſtlicher Schweizer geworden; er hätte zu nichts beſſer getaugt, als an großen Kirchenfeſten in Rom Platz zu machen, für die rothgeſtrümpften Herren Cardinäle. Vreneli war lange nie an einem ſolchen Sonntage in einem Wirthshauſe geweſen, wo ſo ſchärfer ließ es in dem ihm neu gewordenen Gewimmel ſeine Augen ſchweifen. Es kam ihm erſt vor, als ſei es entweder ſelbſt verrückt, oder es ſei in ein Tollhaus gerathen. Es ſah da halbbatzige Knechtlein, noch wohlfeilere Mägde, Lehrbuben, ſogenannte Bauernſöhne, deren Väter mehr ſchuldig waren, als der Hof werth war, die ſeit Jahren unbezahlten Zinſe nicht gerechnet, Handwerksburſche, an denen es durch die Woche keinen ganzen Schuh geſehen, ja Bettelvolk, welches es oft vor ſeiner Thüre gehabt, durch einander wimmeln, in glitzerndem Staate, aufgeſchwellt von Hochmuth, Trotz und thieriſcher Luſt, voll getrunken und gefreſſen zum Verſpritzen, thun, als wäre nicht bloß die ganze Welt die ihre, ſondern als hätten ſie, wenn ſie dieſe Welt verklopft oder verkegelt hätten, noch neben ſiebenmal größere Welten zum verklopfen und verkegeln. Es war ihm wie einem, der einen Trupp Flöhe betrachtet durch ein Vergrößerungsglas, und ſie ihm vorkommen wie langhaarige Elephanten. Es waren ganz ungeheure andere Leute, als es in der Woche geſehen, ein einzig Stück ſchien die Stube zu füllen. Es duckte und drückte ſich demüthiglich in einer Ecke, und doch fürchtete es, gequetſcht und erdrückt, ja durch den Luftzug der aufgeriſſenen Mäuler durch einen der aufgeſperrten Schlünde in einen unterirdiſchen Schlauch gewirbelt zu werden, ſo trampelten und himmelſapperementeten ſie im ganzen Hauſe herum. Als es ſich ein bißchen gefaßt, da rief es das Bild, welches es heute ins Gemüth gefaßt, hervor, und es war ihm, als hätte es eines Räthſels Löſung, als ſtelle das Bild ſich in den Hintergrund dieſer Herrlichkeit, und was im Vordergrund ſo groß und himmelſapperementerlich ſei, werde nach und nach dem Hintergrunde zugedrängt, werde kleiner, dürftiger, erbärmlicher, jämmerlicher, zu einem Stübchen voll halbnackter, gramſelnder, hungeriger Kinder, zu einem Stübchen voll Elend und Noth, ohne Kleider, ohne Brot. Dieſe Wandlung der Gegenwart in die Zukunft, dieſes Zuſammenſchrumpfen einiger Jahre in einen Augenblick, dieſe Art von Viſion oder Geſicht, lebendig in der Phantaſie, hatte Vreneli ſelbſt der Gegenwart entrückt, ſo daß ihm entging, wie Uli mit dem Wirthe, welcher der vielen Leute ungeachtet, Zeit machte, um neben Uli abzuſitzen, in ein Geſpräch gerieth und ihm den Kuhhandel vortrug. Erſt als der Wirth mit ſeiner mächtigen Stimme ſagte: „Sei nur ruhig, laß den anlaufen, zeige ihm den Meiſter, Du kannſt nicht verlieren: Du haſt Recht, ja, wenn dies nicht erlaubt wäre, wer wollte handeln, das käme mir ſauber heraus“ ꝛc. Vreneli erſchrak ſehr, es hätte, weiß kein Menſch was, gegeben, ſie wären nicht hier eingekehrt. Es ſagte: „ich habe immer gehört, ein magerer Vergleich ſei beſſer als ein fetter Proceß; die Sache werfe nicht viel ab, und was ein Proceß koſten kann, weiß man nicht. Mich dünkt, wenn Du es gut mit Uli meinteſt, ſo würdeſt Du zu Uli ſagen: Vergleicht euch, wenn Du auch viel oder wenig leiden mußt, ſo iſt's doch beſſer als proceſſiren.“ „Das verſtehſt Du nicht, Frauch,“ ſagte der Wirth, „das iſt Männerſache, darin habt Ihr gar nicht zu reden, am beſten iſt's, man ſage Euch nichts davon. Schweine mäſten und kochen, Kaffee trinken und alle Jahr ein Kind haben, das iſt Eure Sache, und damit Punktum. Du mußt das machen wie ich,“ ſagte er zu Uli, „meine Frau iſt mir lieb und werth, warum nicht, was man nicht ändern kann, darin muß man ſich ſchicken, aber was über die Haushaltung ausgeht, von meinem Geſchäft, gebe ich nicht Bericht. Warum? darum; ſie verſteht es nicht und würde doch meinen, ſie müſſe das Maul in Alles hängen, und was trüg das ab?“ Vreneli wurde böſe und ſpitzig. „Es meine,“ ſagte es, „wenn man hülfe, das Geld verdienen, ſo habe man auch das Recht, ein Wort dazu zu ſagen, wie es ſolle gebraucht werden. Es liefe mancher Lump weniger in der Welt herum, wenn er zu rechter Zeit auf ſeine Frau gehört hätte. Auf den Männern, welche ihren Weibern nicht Alles ſagen dürften, halte es nicht viel, gewöhnlich ſtecke was Verdächtiges dahinter, etwas, was beſſer wäre, ſie thäten es nicht.“ „Iſt das geſtichelt, oder ſonſt getrümpft?“ frug der Wirth. „Nimm es, wie Du willſt,“ antwortete Vreneli, „ſo viel kann ich Dir blos ſagen, es iſt mir Ernſt damit.“ „Du haſt eine handliche Frau, Uli, die wäre mir nur zu böſe,“ ſagte der Wirth; „die mußt Du nicht Meiſter werden laſſen, ſonſt bleibt die Kirche nicht mitten im Dorfe. Ein wenig böſe ſchadet nicht, gerade ſo wie ein Haushund; wenn der nicht bellen kann, und im

Nothfall beißen, ſo iſt nichts mit ihm, aber Bettlerpack und Fremde muß er anbellen und beißen, nicht den Meiſter, da muß er wedeln mit dem Schwanze und Kuſch machen."

Da wurde der Wirth abgerufen, ſonſt hätte er wahrſcheinlich erfahren, daß Vreneli wirklich zu den Haushunden gehöre, welche bellen und beißen können. Auf dem Heimwege verſuchte Vreneli noch einige Male, den Kuhhandel zur Sprache zu bringen, aber Uli gab uneinläßlichen Beſcheid, ſagte endlich: „Haſt nicht gehört, was der Wirth geſagt hat? Man ſolle den Weibern über ſolche Sachen nicht Bericht geben, ſie verſtünden ſich nicht darauf." „Verſtehſt Du Dich denn darauf?" fragte Vreneli; Du weißt von den Geſetzen und dem Procediren gerade ſo viel, als das Kind, welches wir heute getauft, und darum dünkt mich, Du ſollteſt Dich nicht damit abgeben wollen." „Darum, weil ich und Du davon gleich viel verſtehen," antwortete Uli böſe, kann ich nicht bei Dir zu Rathe gehen, ſondern muß zu Jemand gehen, der mehr von der Sache weiß als ich und Du, und damit Punktum, wie der Wirth ſagt." Dieſer Schluß des Tages jammerte Vreneli ſehr. Es hatte an dieſem Tage ſo viel erlebt, erfahren, gedacht, es war gleichſam von den allezeit ſtrömenden, göttlichen Offenbarungen umfloſſen geweſen, wie ein ſchöner Abendſtern hatte ihm Uli's Entgegenkommen geleuchtet, und nun zum Ende Uli's Gefallen, Abwenden zu Andern, Zuwenden einer Klippe, an welcher ſchon das Daſein von Millionen zerſchellte!

Es weinte bitterlich, weil Uli den Glauben an es ganz verloren hatte, und öffentlich ihm gleichſam abſchwur. Jedermann hat einen Glauben, es kömmt eben nur darauf an, was und hauptſächlich an wen er glaubt. Der Glaube iſt abhängig von der Richtung des Gemüthes, ein Sprichwort ſagt: Man glaubt, was man gerne habe, oder was einem in den Kram diene. Man glaubt den Perſonen, welche reden, was einem in den Kram dient, oder was man ſonſt gerne hört. Wer hat nicht ſchon Katzen geſehen, wie gerne ſie am Kopfe ſich krauen laſſen, wie behaglich es ihnen wird, wenn Jemand ihnen mit Manier den Balg ſtreicht, wie ſie ſich auf die Seite legen, alle Viere von ſich ſtrecken, jetzt das Bein, jetzt ein anderes aufheben, daß man ihnen auch da krauen ſolle, daß es auch hier den Balg wohlthäte, wenn er geſtrichen würde mit Manier. Wer hat nun nicht auch ſchon erfahren, daß es ſo viele Menſchen akurat haben wie die Katzen, namentlich Krauen und Streichen lieben, und nicht zufrieden werden, bis man ihnen den Balg an allen vier Beinen geſtrichen. Wer nun dieſes Streichen und Krauen, welches ſich begreiflich nach dem Balge richten muß (ein Winterbalg mag mehr ertragen als ein Sommerbalg, ſo wie auch Zwilchhoſen und Fellhoſen anders zu nähren ſind) wohl verſteht, der findet Glauben. Tauſende erheben ſich nicht über dieſen Glauben, an Alles und an Alle dagegen glauben ſie nicht, wer oder was ihnen nicht wohl macht, nicht ihre Behaglichkeit vermehrt, was ſie beißt oder juckt. Mit Flüchen und Hohn wenden ſie ſich davon ab, werfen gewaltig, wie Buben mit Steinen, mit Aberglauben, Pfaffen, Jeſuiten und altväterlichem Gerümpel ꝛc. um ſich.

Dieſer Glaube wurde durch den Teufel ſchon im Paradieſe eingeführt, als er der Eva den Balg ſtrich. Er verträgt aber keine gewiſſe Erkenntniß, das hat Eva alsbald erfahren, aber bis auf den heutigen Tag ſind Millionen nicht klug geworden, haben die Erfahrung von der Eva nicht geerbt, ſondern bloß den Balg, der ſich gerne ſtreicheln läßt, und die Luſt an Allem, was wohl macht und behaglich ſein läßt. Zum rechten Glauben bedarf es ſchon rechter Leute, das heißt, ganz anderer als ſolcher, welchen es nur um das Behagen des Balges zu thun iſt. Der rechte Glaube geht vom Unbehagen aus, nicht vom Behagen, nicht vom Gefühle des Wohlſeins, ſondern vom Gefühl der Armuth und des Wehs, will nicht behaglich den Leib pflegen, ſondern geſund machen die kranke Seele; erkennt es, der Menſch ſei keine Sau, für den Schlamm geboren, ſondern ein Weſen, das gereinigt werden müſſe, um zum Leben in höhern reinern Regionen zu gelangen. Dieſes Gefühl iſt kein angebornes, entſtammt nicht dem Fleiſche. Wie eine Taube aus den Himmelsböden, mag es ſich zuweilen niederlaſſen auf erwählte Himmelskinder, ſonſt iſt es ein Kind der Zucht, der Zucht von Gott, der Zucht von denen, durch deren Hand Gott die Menſchen erziehen will. Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er, und läßt ihn züchtigen, und dieſe Zucht wirket die friedſame Frucht der Gerechtigkeit. Die Frucht wirket das Gefühl der Armuth und des Krankſeins, iſt die wahre Augenſalbe, welche den Blinden das Geſicht giebt, ſie ſchauen läßt des Uebels wahren Sitz, welche die Erfahrung giebt: aus welchem Saamen das Gute wächſt, aus welchem das Böſe, welche eben den Glauben giebt, daß lieb der Herr die hat, welche er züchtigt, weil es nach den Züchtigungen dem Menſchen leichter, wohler wird, ſeine Kräfte ſich geſtählt, ſeine Freudigkeit zugenommen hat. Dieſe Zucht wirkt ganz was anderes, als die Unzucht der heutigen großen Pädagogen und anderer Schulmeiſter. Dieſe Unzucht führt die Schüler nicht weiter, als dazu, Gott und Menſchen zu haſſen, und unter allen Menſchen die großen Pädagogen und ſonſtigen Schulmeiſter am allermeiſten. Man frage nach dem Reſpekte der Schüler gegen die Lehrer, man frage nach Liebe und Andächtigkeit, nach Gehorſam und lebendigem Fleiße, nach gläubigem Vertrauen, man ſuche Trauben auf Dornenſtauden. Unter der Zucht bildet ſich der zarte Keim der Erkenntniß deſſen aus, was gut und heilſam iſt den Menſchen, bildet ſich die Kenntniß der Menſchen aus. Man lernt unterſcheiden, wer es gut meint, oder gut zu meinen ſcheint, wer bloß der Katze den Balg zu ſtreichen oder den Menſchen an der Seele zu doctern weiß, bildet ſich der Glaube an Gott und ſeine väterliche Liebe, der Glaube an die Erlöſung durch Chriſtum, der gekommen zu ſuchen das Verlorne, der durch Leiden gegangen, am Kreuze geſtorben, um zu erquicken die Mühſeligen, Ruhe zu ſchaffen für ihre Seelen, der Glaube an den engen Weg mit Dornen beſäet, der zum Himmel führt.

Es bildet ſich überhaupt der Sinn für die Wahrheit aus, ſei ſie bitter oder ſüß, komme ſie vom Freund oder Feind, und der Hunger nach der Wahrheit, der in ehrlicher Treue nach Befriedigung ſtrebt, um ein immer erleuchteterer Chriſt zu werden. Dieſer Hunger iſt, beiläufig geſagt, was ganz Anderes, als das Jagen nach was Neuem, bloß um Profeſſor zu werden und nichts weiter! Vom Vater der Lügen und all ſeinen Propheten wendet man ſich mit Abſcheu ab, und kriegt einen förmlichen Ekel ob allem Balgſtreichen und ſonſtigem Kitzeln des Fleiſches. Dieſe verſchiedenen Richtungen treten auf das Klarſte ins Leben hinaus, in allen Verhältniſſen, in allen Ständen, in allen Altern. Es giebt auch Menſchen, welche an jeder Wahrheit zweifeln, Mißtrauen haben gegen jeden ehrlichen Menſchen, welche immer ſagen: weiß nicht, kann ſein, wird ſein, iſt möglich, weiß aber doch nicht, ſo bei den klarſten Wahrheiten, welche man mit Pelzhandſchuhen greifen könnte. Die gleichen Leute glauben den ſchlechteſten Leuten, freilich keine tauſendjährige Wahrheit, ſondern am liebſten die allerneueſten und widerſinnigſten Lügen, und lügen ſie hundertmal im Tage, ſo glauben ſie es hundertmal, waren ſie hundertmal in einem Tage ſchon angeführt, ſie ließen zum hundert und erſtem Male ſich noch anführen, natürlich bei gehöriger Bearbeitung des Balges von einem dieſer kunſtfertigen Gerber. Je mehr das Fleiſch im Preiſe ſteigt, deſto mehr und häufiger tritt dieſe ſchauerliche Verkehrtheit zu Tage. Ein ehrlicher Menſch muß des Tages, es kann kein Menſch zählen wie oft, nach dem Kopfe greifen, um zu erfahren, ob er ihn noch habe, und Stunden lang grübeln, ob er bei Verſtand ſei oder nicht, wenn er unter Menſchenkindern ſich befindet, welche auf dieſer Culturſtufe ſind: Muſterreiter, Poſthalter, oder gar Schulmeiſter, Maurer oder andere Geſellen. Jetzt kann man ſich denken, wie es einer ehrlichen Frau zu Muthe werden muß, wenn ſie dieſe Glaubensrichtung in ihrem Manne ſich entwickeln ſieht, wenn er ihren wohlgemeinteſten Räthen, ſeit tauſend und tauſend Jahren bewährt (beiläufig geſagt, erſchlugen die alten Deutſchen in den Herrmannsſchlachten mit beſonderer Vorliebe Schreiber und Rechtsmenſchen; werden einen natürlichen Grund gehabt haben!) die Ohren verſchließt und den Balgtretern ſich zuwendet, wenn ſie ſieht, wie er umgarnt wird und eingeſponnen, gleich einer Fliege im Spinnennetz; wenn ſie erfahren muß, wie ihm ein Dünkel eingepflanzt wird, abſichtlich, um denſelben ihr zu entfremden, ſeine Ohren gleichſam verpicht werden grundſätzlich, ungefähr wie man denen, welche man erſchießen will, die Augen verbindet. Wenn ſie wohl weiß, der Mann liebt ſie, aber der Eſel, der Mann, läßt ſich aufweiſen, weiß ferner, wie man ſie lächerlich macht, ihm Mißtrauen einflößt, ihre Einſicht verdächtigt, ihr Recht, etwas zur Sache zu ſagen, in Abrede ſtellt.

Und doch geht es um ihre Sache, geht um der Kinder Sache, und ſie ſoll, ſtumm wie ein Fiſch, den Eſel ſubewerken laſſen, je nach der Luſt und der Bosheit einiger Spottbuben, welchen die Sache blos ſo weit angeht, wie einbrechenden Dieben eine Geldkiſte. Das iſt wirklich ein hart Ding, und beſonders für eine Frau, welche glaubt, einen geſcheuten Mann geheirathet zu haben, einen Ausbund; der wird auch einmal rappelköpfig, ſturm am Hirn, viel ärger, als wenn ein Roß den Koller hat. Wenn ſie wirklich aus der Haut fahren thäte, es könnte ihr es Niemand verübeln, aber was iſt erſt erlaubt, wenn dieſe Richtung des Mannes in einem beſtimmten Fall klar hervortritt, wenn er an den äußern Rändern des Wirbels ſchwebt? Uli verſtund von Recht und Geſetz, Formen, Terminen, Koſten u. ſ. w. gar nichts, er war in dieſem Gebiete einem Wanderer gleich, der in ſtockfinſterer Nacht in einem Urwalde tappet. Wer das erfahren hat, weiß, wie man da dran iſt. Wenn nun ſo ein ſtockdummer Menſch noch einen ſtockblinden Glauben hat, zu irgend einem der Propheten, welche Lügen predigen, welche der Teufel angeſtellt hat, die Leute ins Unglück zu reiten, wie ein Stallmeiſter Stalljungen hat, um die Pferde in die Schwemme zu reiten, ſo kann man ſich etwas davon denken, wie es geht, aber um es ſo recht zu wiſſen, muß man ſolche Leute ſelbſt reden gehört haben, ſo aus bloßer Phantaſie, en theorie, kann man ſich dies doch nicht vorſtellen. Sie ſind akurat wie Kinder, welchen man die Buchſtaben A B C zeigt. Das Lernen des A B C beruht auf dem Glauben, denn daß die wunderlichen Striche dieſen und jenen Laut repräſentiren, müſſen die Kinder glauben, und wenn ſie einmal durch Zucht dazu gebracht ſind, daß ſie wiſſen, welches Zeichen den großen A bedeutet, ſo drücken ſie mit ungeheurem Nachdruck den Zeigefinger oder Daumen auf den großen A und ſchreien gewaltiglich „A" und dünken ſich groß abſonderlich. Mit Zeit und Weile lernen ſie auch B und C kennen, daran glauben, kommen vielleicht noch weiter, dünken ſich alle Tage größer und ſchreien alle Zeichen gewaltiger, aber den Zuſammenhang der Zeichen kennen ſie noch nicht, und wenn man ihnen denſelben ſchon zeigt, ſo begreifen ſie ihn nicht. Deswegen dünken ſie ſich nicht minder groß, ſondern eben deſto größer. Von einem Zuſammenhang der Buchſtaben wiſſen ſie nichts, darum ſcheint es ihnen lächerlich, ſie wiſſen was ſie können, und können was ſie wiſſen: darum ſcheinen ſie ſich ſo wichtig, und wer was mehr weiß, ſcheint ihnen dumm oder ſchlecht.

Nun ſo ein Uli, der ein Prozeß anfängt und ſein Lebtag kein Geſetzbuch geſehen hat, geſchweige geleſen, der iſt akurat ſo ein ABC-Bub, der eine neue Fiebel oder Namenbuch, wie wir hier ſagen, unter dem Arme hat und zur Mutter läuft mit großem Geſchrei: Mutter, Mutter, das große A wo iſt es, wo das große A? Zeigt ihm die Mutter das große A, ſo ſchreit er Wochen lang A A, thut wie ein Elephant in den erſten Hoſen. Kriegt der Uli einen Prozeß unter den Arm, ſo läuft er damit zu den Gelehrten; dieſe ſagen, A heißt A und auf das A folgt das B, das kann nicht fehlen, Punktum, hier ſteht es geſchrieben, ſiehſt? Der Prozeß iſt gewonnen, ich nähme es nicht zum voraus, wenn man mir es ſchon geben wollte. Das glaubt nun der Uli ſteif und feſt und bildet ſich ein, ein Rechtsgelehrter zu ſein, weil er das A auswendig weiß und etwas vom B kennt, wer ihm Zweifel äußert, der halt es nicht mit ihm, mag ihm ſein Glück nicht gönnen, iſt ein Lumpenhund und meint es mit dem Gegner gut. Es iſt ein förmlicher Fanatismus in dieſem Glauben, und je blinder und beſchränkter er iſt, deſto leidenſchaftlicher, unduldſamer äußert er ſich. Wenn ſo ein Uli könnte, er würde jeden köpfen oder gar hängen laſſen, welcher den geringſten Zweifel ſchimmern laſſen würde, als hätte er den beſten Handel von der Welt. So ein Uli würde immer ſo ſtark verfahren, als ehemals der Groß Inquiſitor von Spanien, oder die ehemaligen Ketzerriecher und Ketzerrichter in Deutſchland. Die Eintönigkeit, wo kein anderer Ton mehr anklingt, die Wuth, wenn doch ein anderer zu den Ohren tönet, werden nie ausſterben im Menſchengeſchlechte und zu Tage treten allemal, wenn man der Katze lange genug den Balg geſtrichen hat. Die Erfahrung machte nicht bloß Vreneli, die Erfahrung macht man dato im ganzen Schweizerlande. Was dabei noch ſehr merkwürdig iſt, iſt die Feſtigkeit des Glaubens, wenn er ſich einmal gehörig an eine Perſon geheftet hat. Wie der Tyroler z. B. an ſeine Amulette glaubte, welche hieb- und ſchußfeſt machen ſollten und daran glaubte, ſo oft er auch verwundet wurde, indem er allemal einer beſondern Urſache oder eigene Schuld die Zulaſſung der Wunde zuſchrieb, wie man einen Schatzgräberthoren ſiebenmal prellen konnte, und zum achtenmal doch noch Glauben fand, gerade ſo hat es ſo ein zum Prozeß angedrehter Uli. Es giebt Leute, welche durch rechtskundige Spitzbuben um ihr ganzes Vermögen gekommen ſind, und dennoch an die Spitzbuben glauben, und wenn ſie wieder zum Vermögen kämen, wieder durch ſie ſich darum bringen ließen.

Man möchte manchmal vor Zorn die Wände aufſpringen, oder vor Wehmuth ſich die Augen aus dem Kopfe weinen, wenn man die alterthümliche und volksthümliche Balgſtreicherei und ihre Folgen ſieht, blinden Glauben, narrochtiges Treiben und endliches Verderben. Wenn man das Obige begriffen hat, ſo wird man auch begreifen, wie es Vreneli war, daß Uli in dieſen Wirbel gezogen wurde. Der gute Uli begriff nicht, was Menſchen zu reden und zu thun im Stande ſind, wenn in ihren Bereich eine Kuh kömmt, welche ſie hoffen mit ſtreicheln und ſanft thun, dahin zu bringen, daß ſie ſich melken läßt. Vreneli verſuchte mehr als einmal noch ihn vom Prozeſſe abzubringen, denn das Mannli ließ die Sache nicht liegen, wie man Uli, um ihn [illegible] zu machen, vorgeſpiegelt hatte. Aber das half Alles nicht, er hatte einmal jetzt den Glauben nicht zu ihm, ſondern zu andern. Vergebens ſtellte Vreneli ihm vor, es ſei bei dem Prozeß nichts zu gewinnen, nur einen kleinen Schaden zu leiden, wenn man den Prozeß unterlaſſe; verliere man denſelben aber, ſo könne der Schaden leicht zehnmal größer werden, Verdruß und verſäumte Zeit nicht gerechnet. Aber da half Alles nichts. „Das verſtehſt Du nicht,“ hieß es. „Ja, wenn ich reich wäre und vermöchte zu ſchenken, aber ich muß zum Kreuzer ſehen, es ſieht mir ſonſt Niemand dazu.“ Wenn dann Vreneli frug: „Aber magſt Du ſolche Kreuzer, haſt Du nie gehört, daß ein ungerechter Kreuzer zehn gerechte frißt, und recht hat das Mannli, Du magſt es mir glauben oder nicht!“ „Das verſtehſt Du aber nicht,“ ſagte Uli, „das eben wird ſich zeigen, wer recht hat, darum prozedirt man ja, wenn man es vorher wüßte, ſo prozedirte man ja nicht. So iſts, und weiſer als alle Leute wirſt doch nicht ſein wollen.“ Vreneli mußte ſich darein ergeben, aber es hielt ihns hart. Es wird in Gottes Namen ſein müſſen, Uli wird eins von den Kindern ſein, welche ſich brennen müſſen, um das Feuer fürchten zu lernen; Gott wird ſorgen, daß mit der Zeit die Erfahrung kömmt, und mit der Erfahrung die Weisheit. Wenn das iſt, in Gottesnamen ſo prozedire er und wenn Alles drauf muß, wenn nur am Ende die Hauptſache gewonnen wird, ſo iſt Alles gut, denn was kann der Menſch geben zum Werthe ſeiner Seele. So faßte ſich Vreneli beſtmöglichſt aber ſchwer; zu dieſem Verdruß kam ein Bangen, welches den Verdruß verſchlang.

Capitel 16.

Es kömmt Angſt, und über jedes eine andere.

Die Baſe begann ſtark zu kränkeln und ernſthaft, die Füße liefen ihr auf, der Huſten plagte ſie, die Nächte waren ohne Schlaf. „Das ſei eine beginnende Bruſtwaſſerſucht,“ ſagte der Arzt. „Wenn man Fleiß habe, die Mittel gebrauche, hoffe er der Krankheit zuvorzukommen,“ tröſtete er. Die Baſe ſchüttelte dazu den Kopf, „Mutter und Großmutter ſeien ungefähr im gleichen Alter, an der gleichen Krankheit geſtorben, das Gleiche werde ihr auch warten,“ ſagte ſie zum ebenfalls Hoffnung machenden Vreneli. „Es iſt nicht, daß ich das Sterben ſcheue, ach Gott, wie vielem bin ich entronnen, wenn ich einmal im Grabe ruhe; aber was ſoll aus den Meinen werden? Da iſt meine Sünde, und da werde ich hart geſtraft. Was iſt ſterbenden Eltern der beſte Troſt? Wenn ſie ihre Familie ſo hinterlaſſen können, wie einen geſunden Baum, der geſund in Wurzeln und Aeſten, langes Leben und ein hohes Alter verſpricht, wenn die Kinder ſo ſind, daß man weiß, man kömmt einſt wieder zuſammen. Nun weißt, wie ich es habe, habe keine Hoffnung“

und gar bitterlich weinte die Baſe. „Denn,“ ſagte ſie, „ich bin an Allem viel ſelbſt ſchuld. Ich habe gemeint, mit dem Alter komme der Verſtand, wo die Kinder dann von ſelbſt einſehen würden, was recht ſei. Ich zankte nicht gerne mit Joggeli, der große Freude an ihnen hatte, ihnen Alles nachließ, dachte, das werde ſich ſpäter ſchon machen. Ich ließ ſie beten, aber ob ſie in die Kirche gingen oder nicht, darum kümmerte ich mich nicht; konnte ich doch ſelbſt nicht viel gehen, eine Bäurin hat ſoviel zu thun! Dachte, man könne ſonſt fromm ſein und recht thun, wenn man ſchon nicht in die Kirche gehe, man ſei ja unterwieſen worden, und wiſſe, was man ſolle und nicht ſolle, ſo dachte ich. Später ſah ich, daß ich unrecht gedacht, wollte nachbeſſern und konnte nicht. Ich mochte ſagen, was ich wollte, ſo hörten ſie mich nicht, oder begriffen mich nicht, lachten mich endlich gar aus, weil ſo altväteriſches Zeug nicht mehr paſſe in die heutige Zeit. Von der Welt waren ihre Herzen voll, das hatte ich ſorglos zugelaſſen, als ich ſpäter den rechten Saamen ausſtreuen wollte, hatte er nicht Platz darin, fand den guten Boden nicht, Dornen und Diſteln hatten bereits ihn bedeckt. Ihr Trachten war auf die Augenluſt, Fleiſchesluſt, die Hoffahrt des Lebens geſtellt, ich konnte lange reden, ich predigte tauben Ohren und predige noch heut zu Tage tauben Ohren. Was ſoll aus meinen Kindern, was ſoll erſt aus ihren Kindern werden? Bin froh es nicht erleben zu müſſen, und doch graut mir vor dem Sterben, hätte ſo gerne noch was für ſie gethan. Denk, wenn ſie ſterben und am Ende ihnen die Augen aufgehen über ihr Elend, und ſie dann ſagen, daran iſt unſere Mutter auch Schuld. Oder wenn ſie kommen an den Ort der Qual und ich ſie da ſehen müßte und denken in alle Ewigkeit, daran biſt Du auch Schuld, könnte da wohl ein Himmel für mich ſein? Was ſoll aus Joggeli werden, iſt in vielen Sachen ganz wie ein Kind, hat er noch einige Jahre zu leben, ſo bringen ſie ihn rein um ſeine Sache. Ihr dauert mich auch, denn was ſie jetzt Joggeli Alles angeben werden, kann man ſich denken. Macht ja, daß Ihr immer den Zins geben könnt, Dein Mann ſoll ſich losmachen von denen beiden Burſchen, wo immer mit dem Maul zahlen wollen, ſonſt geht es nicht gut. So iſt, wohin ich ſehe, bloß Trübes und Trauriges, ich bin froh, es nicht erleben zu müſſen, und ſollte es doch gut machen helfen, dieweil ich auch ſchuld daran bin. Ach ich kann nicht ſagen: Vater es iſt vollbracht; wenn ich nicht die Hoffnung hätte, daß Gott gelinder ſtrafe als man es verdient, daß bei ihm möglich ſei, was Menſchen unmöglich ſcheinet, daß er Alles zum Beſten leite, ſieh, ich verzweifelte noch in meinen letzten Tagen. Härter liegt nichts auf dem Herzen, glaub es mir, als zwei Kinder zu ſehen im Rachen der Welt, der Pforte der Hölle, und an den Armen keine Hände zu haben, ſie herauszuziehen."

Vreneli wollte tröſten, aufrichten, aber wie ſchwer iſt das nicht, wenn man das Herz ſelbſt voll hat zum Zerſpringen, und wenn es einem dunkt, die Klagen ſeien wahr, in gleicher Lage wäre es einem ebenſo? Was hatten ſie zu erwarten, wenn die Baſe ſtarb, und wen hatte Vreneli noch auf der Welt, bei dem er Rath und Troſt ſchöpfen, ſein Herz ergießen konnte, ſeit Uli ſeinen Glauben, ſeinen Götzen zugewandt, ungläubig gegen Vreneli geworden war? Es wußte nichts, als mit der Baſe zu weinen, ſie zu bitten, guten Muthes zu ſein, ihr Leben zu friſten, ſo lange als möglich, ſeinetwegen, denn wenn ſie mal im Grabe ſei, dann ſei ihr Stern erloſchen, und das Elend vor der Thür. Es hätte nicht umſonſt Pathe ſein müſſen, einem armen Fraueli und ſich entſetzen über deſſen Armüthigkeit, es wiſſe jetzt, daß es ſich dazu vorbereiten ſolle, und dies wolle es thun, alle Tage, denn dahin werde es mit ihnen kommen, wenn nicht noch weiter," jammerte Vreneli. „Du guter Tropf," ſagte die Baſe, „wenn es mir beſſer drum wäre, faſt müßte ich lachen. Ihr habt noch nichts erlebt, wem geht es immer wie gewünſcht, ohne Angſt und Anſtand? Glaubſt, ihr wäret die einzigen, welche nicht Lehrgeld zahlen müſſen in der Welt, welche Thorheit büßen müſſen, oder welchen Gott handgreiflich darlegt, daß man ſich nicht auf Menſchen verlaſſen müſſe, noch auf des Menſchen Herrlichkeit. Wenn ihr hier ſchon nichts verdient, oder noch dazu um alles kommt, was ihr habt, ich habe doch nicht Kummer um euch, wegen Durchſchlagen durch die Welt. Du und Uli werden ihr Brot allenthalben finden, ſo lang ihr euern guten Namen habt, dafür wirſt Du ſorgen. Bereite Dich, noch viel härteres zu ertragen. Was kommt, nimm immer mit Dank auf, daß es nicht härter iſt, und mache Dich wieder auf härteres gefaßt. Sorge nur dafür, daß Du die Kleinen dem zubringſt, der da geſagt hat: Laſſet die Kindlein zu mir kommen, denn ihnen gehört das Himmelreich. Abſonders dieſes da, mein klein Schätzeli,“ ſagte die Baſe, und drückte das kleine Vreneli, welches auf ihrem Schooße ſaß, an ihr Herz. Das kleine Mädchen war ihre Freude auf der Welt, ſo gleichſam das einzige Blümlein, welches einem alten Gärtner übrig blieb. Das Kind vergalt dieſe Liebe treulich. Vom frühen Morgen an, war es drüben, und mußte Abends zumeiſt ſchlafend heimgetragen werden. Es war der Baſe kleine Aufwärterin, trug ihr hin und her, was ſie bedurfte, ihre Geſellſchafterin, kläpperlete mit ihr, ſo viel ſie wollte, ihr Schulkind, ſie lehrte es buchſtabiren und zwar mit Sanftmuth und Geduld, ſo daß daß die Kleine Fortſchritte machte, wie ein klein Hexelein, dazu erzählte ſie ihm ſchöne Geſchichten, und redete ihm zu, was es Vater und Mutter ſein ſolle, und das Kindlein nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und bei den Menſchen, und Alle ſagten, und wirklich nicht ohne Grund, es ſei weit über ſein Alter, ſie hätten noch keins ſo geſehen. Mit dem Kinde gab ſich Jemand ab, und zwar nicht pedantiſch mit Buchſtabenzeigen bloß, oder ſonſtiger Schulfuchſerei, ſondern in warmer Liebe, mit ſchönen Geſchichten und lieblichen Worten, welche einem Kinde ſind, was im Frühling den Blumen der Thau.

Es verderben gar unendlich viele Kinder am Geiſte, weil ihnen eben dieſer warme weiche Thau fehlt, die edelſten Keime vertrocknen, gehen nie auf. Es haben gar unendlich viele Kinder ihrer Großmutter viel mehr zu verdanken, als den gelehrteſten Herren Profeſſoren, welche oft nicht viel anders ſind, als vertrocknete Haarſeckel.

Joggeli benahm ſich eigen gegen ſeine Frau, er war böſe über ſie, zürnte ihr, daß ſie krank war. Der alte Mann fühlte wohl, was ſie ihm war, ſeine Stütze, ſein Stab im Leben, und was er würde ohne ſie; aber eben deswegen hätte ſie nicht krank ſein ſollen, den Aerger darüber ließ er gleich einem unartigen Kinde an ihr aus. Bald ſagte er, ſie bilde ſich nur ein, krank zu ſein, bald ſchonte ſie ſich zu wenig, brauchte ihm nicht Arznei genug, fuhr zu wenig den Quackſalbern nach; ſie hatte ihre liebe Noth mit ihm. Er ſchleppte ihr ſogar einmal einen Arzt herbei, ſie wußte lange nicht, war es ein alter Bettelmuſikant oder ein verkleideter Kapuziner, dem Dreck nach, der rund an ihm herumlag, hätte er am erſten das Letztere ſein können, indeſſen die Tonſur fehlte ihm, ſtatt deſſen hatte er altes Haferſtroh vom vergangenen Jahre und Bruchſtücke von Hanfſtengeln in ſeinen verwilderten Haarzöpfen, deren einige Dutzend ihm um ſeinen ungewaſchenen Kopf hingen. Denſelben hatte Joggeli einmal in einem Wirthshauſe erzählen hören, von ſeiner erſtaunenswürdigen Geſchicklichkeit, wußte aber nicht, daß ſeine Frau ihm ſelten anders ſagte, als: Du Hagels-Lügner. Derſelbe erzählte, wie er ſchrecklich berühmt ſei, und manchmal gar nicht wiſſe, wie wehren; von zuhinterſt in Deutſchland ſchrieben ihm die berühmteſten Doctoren, wenn ſie in Verlegenheit ſeien, und frügen ihn, was er meine. Er habe ſchon Manchen aus der Dinte gezogen, der es nicht rühmen werde, aber er habe es aufgeſchrieben. So habe ihm Einer geſchrieben, aus einer Stadt, man ſage ihr nur Berlin, es ſei die Hauptſtadt von Rußland, derſelbe ſei Hofrath und heiße Schüli, und ihn gefragt, was er machen ſolle, wegen der Cholera, die wolle kommen? Das ſei eine grauſame Krankheit, fange bei den Beinen an, bis zuletzt die Haare auf dem Schädel ſo feurig würden, daß man Schwefelhölzer daran anzünden könnte; dem habe er geſchrieben, was er machen müſſe, der Kaiſer habe ihm noch nicht gedankt. Aber ſo machten ſie es, die Hagle, ſie behielten ſeine Räthe, würden Hofräthe, und kein Menſch in Rußland wiſſe, daß die Sache von ihm komme. Er habe angerathen, jedem Patienten ſieben Tage, ehe bei ihm die Krankheit ausbreche, nichts zu geben, als Buttermilch mit Saanenkäſe, in die Maaß Milch ein Pfund Käſe geſchabt, alle zwei Stunden eine Portion, er ſei gut dafür, die Krankheit breche nicht aus. Nun ſterbe in ganz Rußland kein Menſch mehr an der Cholera, da ſei er gut dafür, aber dem Kaiſer werde man nicht ſagen, das habe Tirlipeterli angegeben; er glaube ſeiner Seele nicht, daß er ſein Lebtag je Hofrath werde. Es nehme ihm jetzt Wunder, wie es ihm mit dem Papſte gehe. Es hätten ihm nämlich zwei ſonderbar vornehme Herren von Rom, er glaube, ſie ſeien dem Papſte verwandt, wenigſtens ſeien ſie nach allem zu ſchließen ſehr gute Freunde von ihm, geſchrieben. Die hätten den Staar, und ſchrieben ihm, ſie hätten von ihm gehört, wie er berühmt ſei im Stechen, keiner ſo, und hätten das Vertrauen alleine zu ihm, er ſolle kommen und ſie operiren, wenn er es begehre, wollten ſie ihm ihre Kutſche ſchicken, ſechsſpännig, ſonſt ſolle er kommen, wie es ihm beliebe, ſie wollten zahlen, bis er zufrieden ſei. Gelänge ihm die Operation, ſo könne er ein ſteinreicher Mann werden, denn in Rom ſei faſt die Hälfte der Menſchen blind, von wegen dem feuerſpeienden Berg, welcher dort ſei, der verblende die Menſchen und mache ihnen den Staar, den Berg nenne man Vulkan. Er wiſſe nicht, ob er gehen werde, von wegen ſie wären im Stande und behielten ihn dort mit Gewalt, wenn ſie merkten, was er könne, und das wäre ihm doch nicht anſtändig, er müßte vielleicht gar noch katholiſch werden, und das möchte er erſt zuletzt, er habe ſein Lebtag ſeiner Religion viel nachgefragt, verſchweige der katholiſchen. So erzählte der Dokter, und je abentheuerlicher er berichtete, deſto mehr fand er Glauben und Reſpect, denn die meiſten Leute ſind eben nicht aus der Wahrheit, haben kein Gefühl für die Wahrheit, glauben eher zehn Lügen als einer Wahrheit.

Den ſchleppte Joggeli ſeiner Frau zu, wollte, daß ſie ihn brauche, denn er müſſe mehr können, als alle Anderen, weil man ſo weit herum von ihm wiſſe, meinte Joggeli.

Als er kam, machte er ein ſehr bedenklich Geſicht und ſagte: Die Sache ſei böſe und wohl weit gegangen, wenn einer helfen könne, ſo ſei er es, aber er wiſſe nicht, gehe es noch oder gehe es nicht; der Bruſtkaſten ſei zu eng, Lunge und Leber hätten nicht mehr Platz, das gebe vielen fetten Leuten ſo; ſo wie ſie dicker würden, würden auch Lunge, Leber und das Herz größer, begreiflich, da werde es ihnen denn zu eng im Kaſten, von wegen der wachſe nicht, der ſei von Knochen, und bekanntlich ſei Knochen Knochen! Die Hauptſache ſei nun, daß man den Kaſten größer mache, damit es wieder Platz gebe; er hätte ſchon lange eine Maſchine erſinnet, um ſolch' zu eng gewordenen Kaſten auszudehnen, aber er hätte noch keinen Schmied gefunden, welcher ſie ihm zum Dank gemacht, von wegen, die müſſe apparte ſein gemacht ſein, wegen des Hineinbringens, daſſelbe ſei nicht leicht. Einſtweilen ſei das beſte, die Bruſt alle Tage zweimal mit heißem Hundsſchmalz einzureiben, das bringe ſie auch auseinander, aber nur langſam. Deſſentwegen müſſe man auch etwas machen, um Lunge und Leber zuſammenzuziehen und Platz zu machen inwendig; da ſei nichts beſſer, als alle Abend vor dem zu Bette gehen ein Glas Branntewein und brav abführen. So hätte er einſtweilen, bis er die Maſchine in Gang hätte, ſchon Manchem geholfen, an welchem die geſchickteſten Aerzte nichts hätten machen können. So ſchwatzte Herr Lürlipeterli, und Joggeli ſperrte Maul und Naſe auf, über ſolche Weisheit, welche in Iſrael noch nie erhört worden. Seine Frau aber ſchüttelte den Kopf, wollte keinen Glauben faſſen, als der Arzt fort war, ſagte ſie, eine ſolche Kuh ſei ihr noch nie vor die Augen gekommen, mit dem ſolle er ſie ruhig laſſen.

Joggeli war böſe darüber, klagte ſehr, es wäre ſeiner Frau noch gut zu helfen, aber ſie mache ſich ſo köpfig, daß nichts mit ihr anzufangen ſei. Die gute Mutter wußte wohl, daß ihr Uebel nicht zu heben, blos der Verlauf deſſelben zu erleichtern ſei, dafür hatte ſie einen Arzt, der freilich weder Hundsſchmalz noch Branntwein verordnete. Ihren Kindern hätte ſie gerne geholfen, ihnen die Augen aufgethan, fürs Zeitliche und Leibliche auf beſſere Wege ſie geführt, aber alle ihre Mühe war vergeblich. Die Juden meinten, als Jeſus ihnen einmal die Wahrheit ſagte: „Das ſind harte Worte, wer mag ſie hören?" und gingen hinter ſich. Nun giebt es viele Naturen, welche chriſtliche Worte nicht mehr vertragen mögen, ſo wenig, wie verdorbene Magen tüchtige Speiſe; Widerwillen und Ekel läuft ihnen im Munde zuſammen und ſchütteln den ganzen Körper. Soll man das Chriſtenthum dieſem verdorbenen Magen zu lieb akkomodiren und verdünnern, bis ſie es ertragen mögen, oder ſoll man dieſe hinter ſich gehen laſſen in Gottesnamen? Was verſteht Paulus unter der Milch, welche er für Kinder bereite, und darunter, daß er „Allen Alles werde, damit er ſie Chriſto gewinne?

Sicherlich nicht ein Verkümmern oder Verläugnen der Wahrheit, denn wer redet Menſchen ſchärſer ins Gewiſſen, als Paulus den Corinthern, und frägt er nicht: oder ſuche ich den Menſchen gefällig zu ſein? Zwar wenn ich den Menſchen noch gefällig wäre, ſo wäre ich Chriſti Knecht nicht, und ſo Jemand auch ein anderes Evangelium predigt, als ihr es empfangen habt, der ſei verflucht. Mit der Akomodation wird ein gar ſchmählich Spiel getrieben. Chriſtus wird aus dem Chriſtenthum herausakomodirt, das Chriſtenthum aus den Kirchen, uns dagegen eine Moral eingewäſſert, in welche jede Regierung, jeder Polizeiminiſter das Beliebige rührt, eine Moral in Juriſten Händen iſt ein Stücklein Wachs in Schneidershänden! Bald rund, bald viereckigt, bald ſo, bald anders wird er geknetet; es iſt eine Moral, daß Gott erbarm, ob welcher die Menſchen nicht blos des Teufels werden möchten, ſondern wirklich auch des Teufels werden. Es iſt eine Staatsmoral, ob welcher ſogenannte Staatsmänner leiblich den Hals brechen, und was dann aus ihren armen Seelen wird, iſt Gott bekannt.

Dem Baumwollenhändler ſagte die Mutter nichts, an dem hatte ſie nichts erzogen und wußte wohl, daß man Perlen nicht vor die Säue werfen ſoll. So einem geſchliffenen Schlüſſel von Religion zu reden, dazu braucht es wirklich ſchon einen großen Muth. Selbſt mit Johannes redete die Mutter nur leiſe und mit Zagen, was er auch denke, und wo das hinaus ſolle? er und ſeine ganze Familie machten ihr ſo großen Kummer. Johannes war nicht ohne Gefühl, die Mutter war ihm immer lieb geweſen, er ſagte oft, wenn ſein Babi wäre wie die Mutter, er würde einen Finger von der rechten Hand geben. Aber geiſtige Zuſprüche mochte er doch nicht, ſie machten ihn wunderlich, ſie krabbelten ihm in den Gliedern, er wurde ungeduldig, kriegte einen ſeltſamen Kitzel im Halſe, daß er lachen mußte, wenn es ihm ſchon nicht ums Lachen war. „Mutter, habt nicht Kummer,“ ſagte er dann, „die Sache iſt nicht halb ſo gefährlich, ſo bös geben wird es nicht. Braucht das Doktorzeug nur gut, ſo wird es auch ſchon beſſern. Es iſt ſchon mancher Menſch krank geweſen, und iſt wieder beſſer geworden, und unter irgend einem Vorwande machte er ſich von der Mutter weg. Mit Eliſi war es aber anders, das war, als ob es ein Herz von Blech hätte, die Mutter mochte ſagen was ſie wollte, es machte ihm weder kalt noch warm, es nahm weder Antheil daran, noch Notiz davon, ſchimpfte über ſeinen Mann, häſelte mit den Kindern, plagte die Mutter fürchterlich mit Eiferſucht gegen das große und das kleine Vreneli, ſagte höchſtens, ſie ſolle doch aufhören mit ihrem Geſtürm, ſie mache ihm ſo Langeweile; dann konnte es wieder Angeſichts der Mutter die kindlichſte Freude haben an einem Kleidungsſtück, ſich vor dem Spiegel hin und her wenden, und mitten in Huſtenanfällen ſollte die Mutter ihm ſagen, ob es ihm nicht gut ſtehe, ob es ihr nicht bſonderbar gefalle? So eine Tochter zu haben, die ſchon Mutter mehrerer Kinder iſt, das iſt wirklich ein hartes Kreuz auf dem Todtenbette. O Mütter bedenkt's! Und zu der Tochter eine Schwiegertochter, um kein Haar beſſer, und auch wieder mit mehreren Kindern behaftet, das war ein zweites Kreuz und ein nicht minder ſchweres. Trinette zwar zeigte ſich nicht, Kranken beſuchen war nicht ihre Liebhaberei, alte Leute verachtete ſie in Bauſch und Bogen. „Es ſei doch nichts wüſter,“ ſagte ſie, „als ſo eine alte Frau, die nichts mehr von neuen Moden wiſſen wolle, und am liebſten ihre fünfzigjährigen Hochzeitskleider trüge. Pfui Tüfel! Einmal ſie begehre nicht, ſo alt zu werden, oder wenn es ſein müſſe, denn expreß jung hängen, möge ſie ſich doch nicht, ſo wolle ſie dafür ſorgen, daß kein Menſch wiſſe, wie alt ſie ſei; ſie wiſſe, wie man das mache, eine alte Hebeamme habe es ihr einmal geſagt; dieſe hätte lange in der Stadt gedient, und gewußt, wie die Stadtfrauen das machten.“ Trinette und Eliſi waren beide ungefähr gleich blechern ums Herz. Trinette hatte vielleicht etwas mehr Energie, und Eliſi mehr Bosheit, ſie waren wie zwei Kutſchenpferde von gleichem Schlag und gleicher Farbe, von denen das eine lieber ſchlägt, das andere lieber beißt, eines beſſer ausgreift im Trott, das andere ſich aber hütet, die Stricke anzuziehen. Die gute Mutter konnte nichts abbringen an ihren Kindern, konnte nichts, als für ſie beten, ſie hatte nicht einmal den Troſt, daß Joggeli aufnehmen werde, was ſie umſonſt verſucht. Joggeli und die Kinder redeten mit Aerger davon, wie geiſtlich die

Mutter werde, frugen: wer Tüfel ihr das angethan, ob etwa ein Pfaff' zu ihr komme, oder eine Betſchweſter?

Wenn ſie wüßten, wer ſchuld daran wäre, dem wollten ſie den Marſch machen. Sie meinten, ſo etwas könne bloß von außen herkommen, von dieſem oder jenem, wie in der That oft, beſonders bei Entſtehen von Sekten Etwas an die Leute kömmt, ſieht aus, wie Chriſtenthum, iſts aber nicht. Sie hatten keinen Begriff davon, daß in geſunden Gemüthern ein Keim liegt, der frühe belebt, langſam wächſt, unbemerkt im Innern ſich entwickelt und vielleicht erſt leuchtend ſichtbar wird, wenn das Licht des Lebens erlöſchen will. Einen ſolchen Keim hatten ſie aber eben nicht in ſich. Indem er eben nicht in ihnen war, die Welt aber ganz anderes in ihnen ausgebildet hatte, war eine Kluft zwiſchen ihren Gemüthern entſtanden, faſt wie zwiſchen dem reichen Mann und dem armen Lazarus, ſie konnten nicht mehr zu einander kommen, die Mutter und die Kinder. Das hatte gewiſſermaßen ſein Gutes, ſie kamen ungern und blieben nicht lange. Die Furcht, die Mutter möchte von Vreneli ausgeplündert werden, an Kleidern und Kleinodien, hatten ſie nicht, ſo weit hatten es Beide im Vertrauen gebracht, daß man es weder dem einen oder dem andern zutraute. Deſtomehr war Vreneli dort, es war ihm dort wie bei einer Mutter. Es iſt ein eigenes Wort; bei der Mutter ſein. Es giebt Mütter, wo es den Kindern, wenn ſie zur Mutter kommen, wird, wie einem Küchlein, das unter die Flügel der Henne flieht, wenn es ihm zu kalt wird, draußen in naſſem Graſe, oder eine Krähe in der Nähe iſt. Sind dann augenſcheinlich die Tage der Mutter gezählt, macht man ſich gegenſeitig kein Hehl mehr daraus, dann miſchen Wohl und Weh gar ſeltſam ſich in einander. „Will noch bei Dir ſein," ſagt die Tochter, „es kömmt eine Zeit, ich kann nicht mehr zur Mutter," die Thränen rinnen und ſchmerzlich zuckt das Herz zuſammen. Dann wird es der Tochter wohl, faſt möchten wir ſagen, ſelig bei der Mutter, wenn die Krankheit Ruhe giebt. Beide Herzen liegen offen vor einander, was die Tochter hofft, was die Mutter wünſcht, was Beide freut oder kümmert, ſchwillt in einander, verwebt ſich zu dem wunderſamen Gemeingut, welches die Mutter hinübernimmt, die Tochter hier behält, keine mehr, keine minder hat, jede Alles hat, welches ein kleiner Theil des großen Schatzes iſt, den die Kirche Gemeinſchaft der Heiligen nennt. Das iſt das wunderſame Gut, wo, je mehr einer hat, deſto mehr er den andern gönnt; je größer die Menge der Theilnehmer wird, deſto größer die Theile der Einzelnen werden, mit der Zahl der Erben das Erbtheil wächſt. Aus dem ſüßen Weh weckt wohl der Schlag der Uhr, den Verlauf der Zeit, welche kein Erbarmen kennt, verkündend. „Muß gehn," ſagt die Tochter. „Bleibe noch ein klein Weilchen, weißt nicht, wie lange es währt," meint die Mutter. Endlich muß es doch ſein, es muß die Tochter gehn, aber allemal begleitet ſie bis heim der gleiche Seufzer: „Wenn die Mutter nicht mehr iſt, wie wird es mir ſein?"

Vreneli hatte vielfach Urſache, ſo zu ſeufzen. Wenn es daheim war, ſo ſagte es oft: „Will zur Baſe gehen, kann es dort vielleicht vergeſſen, aber wie es gehen ſoll, wenn ich nicht mehr dorthin kann, das weiß ich nicht." Es war wirklich ein bös Dabeiſein, die ganze Hausgenoſſenſchaft ſchien eine große Bande zu ſein, Einer des Andern Feind, Einer wider Alle, und wiederum Alle wider Einen. Sie waren vollſtändig in den Geſindeverruch gekommen, welcher früher ſchon angedeutet wurde. Was Rechtes meldete ſich gar nicht mehr bei ihnen, und je ſchlechtere Leute Uli hatte, deſto böſer mußte er mit ihnen ſein, deſto öfter mußte er ändern, deſto mühſamer und ſchwerer ging jede Arbeit, deſto mehr ward er verrufen. Iſt man mal in dieſer Lage, ſo iſt man wie verhext, wie ein Krametsvogel auf einer Leimruthe, wie ein Menſch, der in einen Sumpf gefallen, je mehr er zappelt, deſto tiefer ſinkt er ein. So verleidete Vreneli ordentlich das Leben, wenn alle Augenblicke was Neues losbrach, eine Liebesgeſchichte mit böſen Folgen, eine Diebesgeſchichte, von der man nicht wußte, wie weit ſie reichte, und ſchwer auszumitteln war, ob nicht wenigſtens Hehler ſei, wen man des Diebſtahls nicht beſchuldigen konnte, eine Vernachläſſigung in den Ställen, welche Uli viel Geld koſtete und faſt aus der Haut trieb, oder was das Allerärgſte war, Leichtfertigkeit mit dem Feuer, ob welcher das Haus in Feuer aufzugehen drohte. Bald hatte einer im Stall die Laterne geſchneuzt, den glimmenden Docht ins Stroh geworfen; bald einer Heu gerüſtet und Feuer drein gemacht, als er die Pfeiſe räumte; eine Magd heiße Aſche an eine hölzerne Wand geſtellt, oder war unvorſichtig mit offenem Lichte in brennbaren Stoffen herumgefahren, oder hatte Holz eingelegt, wider allen Befehl, nur damit ſie am Morgen eine Minute oder zwei, länger faullenzen könnte. Kurz, alle Augenblicke war ſo was los, und das höchſte Wunder war, daß das Haus ihnen nicht längſt über den Köpfen zuſammengebrannt war. Nun iſt auf der Welt kaum was peinvoller, als die Angſt vor Feuer, beſonders wenn es Abend wird und Nacht. Man geht noch allenthalben herum und forſcht, ob nichts Verdächtiges ſei, hat man die Runde gemacht, ſo riecht man entweder was Verdächtiges, oder hört Töne wie Kniſtern, Sprezzeln und fängt die Runde von Neuem an, legt ſich endlich zu Bette; hat aber kaum den Kopf auf dem Kiſſen, ſo fährt man von Neuem auf, denn jezt hat man es gar zu deutlich gehört, wandert friſch im Haus herum und findet nichts; legt ſich wieder nieder, ſchläft ein, träumt, das Haus brenne, iſt an Händen und Füßen gebunden, kann nicht aus den Flammen. Hat man ſich endlich nach ſchrecklichen Qualen frei gerungen, ſpringt auf in Schweiß gebadet, ſo iſt all nichts, nichts als Nacht und nirgends Flammen, man hat blos geträumt. Ja, das ſind Qualen, welche nur der kennt, welcher mal dieſe Angſt vor dem Feuer ſo recht im Leibe gehabt hat. Dazu kam noch der Prozeß, welcher in vollem Gange war. Der kleine Handel war von kundigen Mäulern zu einer großen Geſchichte aufgeblaſen worden. Wenn Vreneli vom Feuer träumte, träumte Uli vom Prozeß, plädirte manchmal im Traume dem beſten Advokaten ztroz, redete von Terminen, Beweiſen, Zeugen und Läumden. Es ging Uli, wie es den Meiſten geht, wenn ſie zum erſtenmal mit einem Prozeſſe behaftet werden; der Prozeß frißt ſich in ihre Seele, bildet den alleinigen Mittelpunkt ihrer Gedanken. Tage, Wochen lang buchſtabiren ſie denſelben bald vorwärts, bald rückwärts, ſchlagen mit einzelnen Paragraphen, welche ihr Agent ſie gelehrt, wie mit Knütteln drein, verlieren Muth und Sinn für andere Sachen, kommen ſich nebenbei ſehr wichtig vor, dieweil ſie einen Prozeß haben, welchen ja nicht jeder hat, meinen ihr Prozeß müſſe allen Menſchen ungeheuer wichtig vorkommen.

darum geben ſie ihn Männiglich zum Beſten, der ihnen auf Schußweite nahe kömmt. Dazu kömmt noch ein gewiſſes Bangen über den Ausgang, deſſen ſind ſie im Herzen doch nicht ſo ganz ſicher, wie ihr Mund es ausſpricht; ſie ſuchen daher dieſes Bangen durch die Urtheile zuſtimmender Menſchen zu beſchwichtigen. Nun werden allerdings, mit ſeltenen Ausnahmen, Alle, denen man in Wirthshäuſern, auf Straßen während dem Kirchengehn oder Marktgeläufe den Handel vorträgt, dem Erzähler vollkommen Recht geben. Nur ausgefahren, wird es heißen, Du haſt Recht, deren Händel habe ich ſchon hundertmal erlebt, kenne die Sache, z'Land auf das Land ab, keiner beſſer; aber glaubſt mir nicht, ſo frage noch andere. Nun geht der Prozeßmann glücklich heim, ſchläft diesmal ruhig, aber am andern Morgen fängt das Bangen ſchon wieder an zu wurmen, er läuft wieder einer Beſtätigung nach, freilich keiner richterlichen, aber doch einer, welche ihm wohl macht einige Stunden und zu einer ruhigen Nacht verhilft, denn den Meiſten hängt vom Ausgang eines Prozeſſes ihre Exiſtenz ab. Der Werth, um den prozedirt wird, mag vielleicht bloß einige Groſchen betragen, aber die Koſten, welche auf den verlierenden Theil fallen, können raſch auf einige hundert Gulden ſteigen; die Herren Advokaten wiſſen noch ganz andere Rechnungen zu ſtellen als die Herren Schneider, welche gewöhnlich an die Rechnung ſetzen, was ſie zu wenig ans Kleid geſetzt; es iſt halt ſo ein kleiner Verſchuß, dem ſie unterworfen ſind, ſo von Handwerkswegen. Man hat Beiſpiele im Kanton Bern, daß Prozeſſe wegen einem Ei und wegen einer Stroh Bürde über zehntauſend Gulden koſten. Ja, zehntauſend Gulden machen eine Summe aus, welche ins Tuch geht und ſelten einer in der Hoſentaſche mit ſich trägt. Indeſſen muß man das doch den meiſten Herren Advokaten nachreden, ſie nehmen bloß die Wolle, ſelten die Haut dazu, ſie ſind kluge Schafſcheerer, dieſe ſchinden die Schafe auch nicht, ſondern ſcheeren ſie bloß, denn wenn ſie die Schafe ſchinden thäten, ſo wüchſe keine Wolle mehr nach, und das Scheeren wäre ein für allemal aus, thut man aber klüglich, ſo kann man alle Jahre friſch dranſein, bei Schafen mit gröberem Haar, ſogar zweimal im Jahr.

Probire aber einmal Einer, dieſen Rath möchten wir dringlichſt geben, und trage immer ſeines Gegners Sache als die Seine vor, und zwar ſo ſcharf und bündig, als ſie ſeines Gegners Rechtskundins vorträgt, und höre dann auf das Urtheil der Menſchen. Unter zehn werden ihm wiederum neune Recht geben und ſagen: Du haſt Recht, fahr aus, es fehlt Dir nicht, habs ſchon hundertmal erfahren! Dann weiß er, woran er iſt, und was an dem Urtheil der Menge iſt. Nun das that eben Uli nicht, er lief auch dem Urtheil der Menge nach, um ſich zu tröſten; die Summe, welche nach und nach ſich aufs Spiel ſtellte, war nicht unbedeutend, betrug ſchon mehr als doppelt ſo viel als die ganze Kuh werth war. Ulis Agent hatte ihm ſchon mehr als einmal geſagt: „Wenn Du mir etwas Geld auf Abſchlag geben könnteſt, ſo wäre es mir anſtändig; es ſind böſe Zeiten, es geht nicht ein, und gewiß, weißt wohl, läuft jede Sache beſſer geſalbet als ungeſalbet. Du gewinnſt, dann kriegſt Alles wieder, es fehlt Dir nicht.“

Indeſſen lag Alles noch in hängenden Rechten, der Entſcheid ſchob ſich immer wieder hinaus. Dieſe Ungewißheit, dazu der tägliche Verdruß, die harte Arbeit und doch das Nichtvorwärtskönnen zehrten gar mächtig an Uli, er ſah aus wie ein Marterbild, und Vreneli bekam recht Angſt um ſein Leben. Darum konnte es um ſo geduldiger ſeine zunehmende Mißſtimmung, in welcher er ſelten einem Kinde mehr ein gutes Wort gab, ertragen. Er hatte von ſeinem Gelde gekündet, aber es half nicht viel; wenn unten in einer Flaſche ein Loch iſt, ſo kann man lange obenein gießen, die Flaſche wird nicht voll. Ein ſolch Loch war der Prozeß. Es lebt ſelten ein Pächter auf Erden, welcher das Prozediren ertragen mag, ohne die Auszehrung zu bekommen. Es iſt wirklich nicht angenehm, wenn man einen Geldſeckel hat, welcher einer halben Sanduhr gleicht, und zwar den obern Theile, wo das Sand allmählig, aber unaufhaltſam niederrint, bis die ganze Büchſe leer iſt. Nun an einer Sanduhr macht das nichts, iſts oben leer, kehrt man den untern Theil herauf, ſo iſts oben wieder voll, es iſt alles im Alten und das Rinnen beginnt aufs Neue. Aber bei einem Geldſeckel iſts eben was anders, dem fehlt der untere

Theil, wo oben leer, ſo iſt unten auch nichts mehr, da kann man den Geldſeckel hundertmal rund um drehen, leer bleibt leer. Man könnte die Vergleichung drehen und ſagen, der obere Theil der Büchſe ſei der Client, der untere der Advokat, was oben wegrinne, laufe dem andern ins Maul, und ſo ja freilich, drehe man das Ganze um, ſo finde man oben beim Advokaten wieder, was der Client habe rinnen laſſen; die Frage ſei nur, ob der Advokat Gegenrecht halten und wieder wolle laufen laſſen, was er habe. Aber die Sache iſt doch nicht ſo, denn drehe man lange den Advokaten, in den Alles gerunnen, oben auf, ſo iſt doch nichts oder wenig mehr in der Büchſe. So ein Advokat iſt noch lange nicht der untere Theil einer Sanduhr, welcher behält, was oben einkommt, weil er unten kein Loch hat, ein Advokat hat gewöhnlich viele Löcher, wo raſch abrinnt, was oben rein kommt, daß jemehr hineinkommt, deſto mehr unten ausrinnt, ſo daß, wenn man ihn ſchon lange auf den Kopf ſtellt, ja ſchüttelt und rüttelt, nichts mehr unten ausläuft, bis man ihn halt wieder irgend wo unterſtellt, Clienten oder fette Aemtchen oben auf.

So kam Vreneli wirklich oft der Gedanke: „Was wartet meiner noch? Die Baſe ſtirbt, Uli iſt nicht zweg, wo aus das will, iſt Gott bekannt, alle Tage tiefer darin, und in einem Gehürſch (verwickelten Ding) wo was kriegt, wer betrügt; darf nichts ſagen, um die Sache nicht noch ſchlimmer zu machen, wenn Gott nicht wäre, meines Lebens wüßte ich wahrhaftig keinen Rath." Dieſer paſſive, leidende Verhalt war für Vreneli um ſo ſchwerer, da daſſelbe, raſch und unternehmend, zur Regentin von Gott geſchaffen war. Das iſt gar ein eigner Punkt, zu etwas erſchaffen ſcheinen, und was anderes ſollen; aber eben will uns Gott an ſchwachen Seiten beſſern, das ſollten wir faſſen; was uns leicht geht und luſtig ſcheint, dazu bedürfen wir keiner Ausbildung, aber da, wo wir nichts ſind und nichts können, und doch ſchön wäre, wenn wir es könnten, da müſſen wir geſchult und angetrieben werden, wenn wir was werden ſollen. Die heutigen Schulherren (Schulmeiſter darf man nicht mehr ſagen, denn die Schule iſt emancipirt, und die, denen ſie gehört, ſind ja deren Herren) und ſonſtigen Pädagogen ſind freilich anderer Meinung, aber von wegen der Erbſünde und einem höhern ewigen Leben ſind wir ganz anderer Meinung. Eben was uns ſehr ſchwer geht, faſt unmöglich ſcheint, das müſſen wir lernen. Wer zum Eingreifen, ja Einhauen ſich geſchaffen glaubt, ſoll oft eben das Dulden, das Zuwarten, das ſtille Wirken und das geduldige Ertragen Solcher, welche zum regieren und befehlen halt nichts taugen, aber es eben lernen ſollten, aushalten lernen, ohne ſich zu hängen und aus der Haut zu fahren, ſiehe Exempel dato im Vaterland. Freigebige ſollen von Batzenklemmen und Kreuzerſchabern, (ſelbſt Juden ſchaben ſonſt bloß Goldſtücke) die Vorſchriften zu geſetzlicher Freigebigkeit ſich machen laſſen, und ihre wohlthätige Hand Hochderſelben Kreuzerſchabern zu geſetzlicher Verfügung ſtellen, damit dieſe freiwillige Almoſen aus anderer Leute Sack verwalten lernen, da aus ihren eigenen Säcken nie welche gefloſſen wären. So wurde das rüſtige, feldherrliche Vreneli nach innen getrieben, zum ſtillen Ergeben gezwungen, zum Schweigen und Anſichhalten, zum Sammeln und Prüfen der eigenen Gefühle und Gedanken. Aber ſchadet das was? Schneidet der kundige Gärtner die am üppigſten wachſenden Bäume nicht gerade am meiſten und ſchärfſten zurück, damit ſie nicht zu luftig in den Aeſten, zu dünn im Stamm, zu ſchwach in der Wurzel werden, für das üppige Geäſte, welches keinem Sturmwinde widerſteht. Der liebe Gott bleibt immer der allerbeſte Lehrmeiſter, darum werden die Andern alle Tage um ſo weniger taugen, weil ſie nach den eigenen Köpfen fahren wollen, und zwar jeder nach ſeiner eigenen, geſtern erdachten Methode, ſtatt den alten Lehrmeiſter zum Vorbilde zu nehmen. Daher wird es denn auch wohl kommen, daß die meiſten Kinder dieſer Zeit eben nur Lehrplätze ſind, ſo äußerſt ſelten mehr ein Charakter zu finden iſt, ſo ſelten einer als Mann hält, was er als Kind verſprochen, ſo ſelten einer erleuchtet ſtirbt, wie erleuchtet er ſchon vom ſechſten Jahre, d. h. ſchulpflichtigen Alter angeprieſen wurde. Es iſt aber auch wahr, Vreneli hatte mit ſich ſelbſt eine harte Arbeit, und oft mußte es unwillkührlich mit der Hand ans Herz fahren um es zu halten, daß es nicht zerſpringe, mußte ſich zwingen, mit den Kindern zu reden und zu tändeln, es war ihm, als müſſe es ſeinen Mund verſchließen und ſeine Rede ausſterben laſſen, und manchmal wollte ihns ein wilder, zorniger Geiſt ergreifen, wollte in ſeine Hände fahren, ſie reizen, zu turniren mit Pfannen und Schüſſeln, wollte Glut werfen in ſeine Seele, um dann als zorniger Feuerſtrom zu fahren aus ſeinem Munde, in die Schweine hinein, d. h. in Mägde und Knechte, ja manchmal auch über Uli und Kinder. Es mußte Vreneli gar heftig kämpfen mit ſich ſelbſt, um zu bewahren einen ergebenen Sinn, Ruhe des Gemüthes und ein mildes Wort. Manchmal wollte es ſich ihm ſchier nicht geben, es erfuhr, was es heiße: Niemand wird gekrönt, er kämpfe dann recht.

Capitel 17.

Nach der Angſt kommt der Tod.

Lenore fuhr ums Morgenroth empor aus ſchweren Träumen, ſo gings auch Vreneli. Vom Brennen hatte es geträumt, hatte ſeine Kinder in den Flammen geſehen, zu ihnen gewollt und nicht gekonnt, war wie in Ketten und Banden gelegen. Ein heftiges Klopfen am Fenſter brach den Bann, mit einem Satze war Vreneli mitten im Zimmer, riß die Augen auf, ſtockfinſter wars, ob es geträumt oder nicht, war ihm nicht klar. Da klopfte es noch heftiger; raſch riß es das Fenſterchen auf und rief: „Wo brennt's?“ „Komm geſchwind, die Frau will ſterben, ſie kommt nicht mehr fort mit dem Reden; ſie wollte nie machen, was ich angab, drum gehts ihr jetzt ſo; hätte ſie gehorcht, ſie hätte es noch lange machen können, ſo wohl am Leibe wie ſie war.“ Es war Joggeli, der ſo ſprach. Ehe er wieder beim Stock war, war Vreneli hinter ihm, vor ihm in der Stube, und fand die gute Baſe im Sterben. Nach Tropfen und Salben griff es ſchnell, die Baſe that wohl die Augen auf, tappte nach ſeiner Hand, ſtrengte ſich augenſcheinlich an, etwas zu ſagen, brachte blos undeutliche Töne hervor, man wußte nicht, wollte ſie Haus, oder Geld, oder Hand ſagen, und wenn man nach dieſem oder jenem deutete, ſchüttelte ſie den Kopf und deutete auch, aber man wußte nicht, nach was. Bei Allem, was man ihr vorwies oder ſagte, ſchüttelte ſie den Kopf, ſeufzte tief auf, ſchloß die Augen und öffnete ſie hienieden nimmer wieder. „Sie habe die Sache nie zu rechter Zeit ſagen können, und man habe eigentlich nie recht gewußt, was ſie meine; wenn man geglaubt, jetzt ſei es ihr einmal das Rechte, ſo ſei es ihr eben nicht recht geweſen; wenn ſie auf ihn gehört, ſie lebte noch, aber ſie hätte es immer ſo gehabt, was er geſagt, habe nie etwas bei ihr gegolten. Daneben ſei ſie eine rechte Frau geweſen, und Niemanden ſei es übler gegangen, als ihm, ſie ſeien aneinander gewöhnt geweſen, und ſo alt wie er ſei, gewöhne man ſich nicht mehr gerne anders; da dünke es ihm, ſie hätte wohl können ihm zu gefallen mehr ums Leben thun, das Geld hätte ihm nicht gereut; aber ſo ſei ſie immer geweſen, was ſie im Kopf gehabt, das hätte man ihr nicht mehr herausgebracht.“ Das war Joggelis Leichenklage, von welcher indeß Vreneli wenig hörte, denn ihm war die Mutter geſtorben. Es war, als ſei es vom Eckſtein ſeines Daſeins weggeſtoßen, ſchwebe über einem Abgrunde, der unergründlich, unerforſchlich ſeinen Schlund ihm entgegen dehne. Doch ſeinem Schmerze gab es nicht lange ungemeſſen ſich hin. Vreneli hatte ſich unterthan gemacht der Pflicht, wo Pflicht erſchien, gehorchte es ihr mitten in jeder Bewegung, wie der Soldat in allen Lagen, ſie mögen heißen wie ſie wollen, die Hand an den Tſchakko, Helm oder Käppi legt, wenn ein Offizier vorübergeht. Daß wir hier nicht von berneriſchen Soldaten reden, verſteht ſich — zwar nicht von ſelbſt, ſondern ſonſt!

Vreneli fühlte, daß ihm jetzt hauptſächlich die Beſorgung aller Formalitäten oblag, denn Joggeli hatte weder Ueberſicht des Nöthigen, noch das ſchnelle Wort zur Beſchickung des Nöthigen. Es drückte die Hand aufs Herz, wiſchte die Augen aus, ſtund auf und frug Joggeli, was er meine, daß jetzt gemacht werden müſſe? „Eben,“ ſagte er, „habe er gedacht,“ und ſchluchzte erbärmlich dazu, „es ſei doch nichts gemacht von ſeiner Frau ſelig, daß ſie nicht geſagt, wie ſie es wünſche, es ſei doch ſonſt überall Gebrauch, daß wer ſterbe, ſage, wie man es mit ſeinem Leichenbegängniß halten ſolle und ſonſt befehle, was es noch möchte. Sie habe kein Wörtlein davon geſagt, und das hätte ſie doch ſollen, wenn ſie es gut mit ihm gemeint. Mit klagen wolle er nicht, es ſei eine brave Frau geweſen, bravere werde es wohl nicht viele geben, aber das Wort hätte ſie ihm nicht gegönt, und wenn er was von ſich aus gemacht, ſo ſei es doch nicht recht geweſen; er wolle jetzt auch nichts dazu ſagen, vielleicht wäre es doch nicht recht, es ſolle machen, was nöthig ſei, es habe es ihr ſein Lebtag beſſer getroffen als er.“ Breneli verſuchte nicht zu berichtigen oder zu widerſprechen, fertigte vor allem einen Boten an Johannes ab, ſandte ein Fuhrwerk nach Eliſi, that ſonſt das Nöthigſte, was üblich iſt in ſolchen Fällen und hatte noch viel mit Uli zu thun, dem der Tod der Baſe auch ſehr nahe ging, den Schmerz aber auf ähnliche Weiſe wie Joggeli ausdrückte. Ihnen ſei es viel zu übel gegangen, es ſei eine brave Frau geweſen, hätte mit allen Leuten es wohl gemeint. Jetzt könnten ſie zuſehen, wie es ihnen erginge. Vor dieſer Pacht hatte ihm immer gegraut, aber es hätte müſſen erzwungen ſein, und jetzt werde man erfahren, wer recht gehabt, und wie es einem gehe, wenn man höher fliegen wolle, als man Flügel dazu habe.

Breneli gab darauf nicht einläßigen Beſcheid, es war zu weich geſtimmt um die Weiſe, ſeinen Schmerz in Beſchuldigungen anderer auszudrücken, zu züchtigen, wie ſie es verdiente. Dieſe Unart haben übrigens ſehr viele Leute. Bei allen Unfallen und Widerwärtigkeiten, auch wenn ſie ſich dieſelben auf die augenſcheinlichſte Weiſe ſelbſt zu ziehen, faſſen ſie raſch nach einem Sündenbock, ziehen ihn bei den Hörnern herbei, laden ihm alle Schuld auf; finden ſie keine Menſchen, denen ſie die Schuld aufladen können, ſo muß Gott ſelbſt herbei und das Lamm ſein, welches die Sünden und Schulden der Menſchen trägt. Die Kinder ſäumten nicht, mit Johannes kam auch Trinette. Vielleicht noch nie in ihrem Leben hatten Eliſi und Trinette ihre Toiletten ſo ſchnell gemacht, denn wenn es ans Erben geht, kriegen ſelbſt die kriechenden Thiere Beine.

Indeſſen war es mit dem Erben ein quaſi heillos Ding, denn nach der Sitte fallen Kleider und Kleinodien einer Mutter den Töchtern zu, Söhne und ihre Weiber haben ſelnen Theil daran, als was allfällig im guten Willen der Berechtigten liegt. Eliſi war zuerſt auf dem Platze. Kaum hatte es den Vater gegrüßt, hatte an der Mutter Bette eingemale das Geſicht abgewiſcht, ſagte es: „He ja, geſtorben muß ſein, man wird ſich drein ſchicken müſſen, wehren hilft nichts, und mit Wüſtthun macht man Niemand wieder lebendig.“ Somit drehte es ſich um, ſagte: „es müſſe ein ander Schnupftuch haben, das Seine ſei ganz naß,“ öffnete Schrank um Schrank, um eines zu ſuchen, und wahrſcheinlich gefliſſentlich zu allerletzt den rechten, wo die Schnupftücher, wie es wohl wußte, verwahrt lagen. Unterdeſſen war auch Trinette erſchienen, und als ſie Eliſi über geöffneten Schränken ſah, demſelben zugefahren, ohne um die geſtorbene Mutter ſich zu kümmern, hielt die Inſpection mit. Eliſi nun war boshaft genug, dieſelbe nicht abzukürzen, ſondern ſo recht auseinander zu legen, was da war, es zu preiſen und zu ſagen, was dieſes und jenes gekoſtet haben möge und was es damit zu machen gedenke. So redete es, bis der Trinette das Gift im Herzen ſiedete bis in den Kopf hinauf und Funken ſprühte zum Mund heraus. „Du wirſt doch nicht etwa meinen, das Alles ſei Dein,“ ſagte ſie giftig. „Es nimmt mich doch Wunder, wo das geſchrieben ſteht, daß eine Tochter alles vorweg nimmt, ſo viel Mund, ſo viel Pfund, das iſt das wahre Erbrecht. Das käme mir ſauber heraus, wenn die Tochter Alles alleine haben ſollte, da könnte ja eine Mutter all ihr Vermögen in Kleider ſtecken, und ſomit hätten die Söhne und ihre Weiber das Nachſehen; das wäre kommod, da könnte jede ſcheinbar den Narren machen, wie jene bekannte Wirthin, welche über hundert Dutzend Hemden hatte, über hundert ſeidene Schürzen, die andern nicht gerechnet, ſeidene Tüchlein unzählbare, 15 ſchwere ſilberne theilweiſe mit Gold ausgelegte Göllerketten und alles andere in gleichem Verhältniß, ſo daß in ihren Schränken ein großes Vermögen ſtak. So könnte es jede machen und darum ſoviel Mund ſo viel Pfund, hörſt!“ „Ja, ja,“ ſagte Eliſi, „wenn es auf Dich ankäme, ſo wäre es ſo, ich glaubs, aber es haben glücklicherweiſe andere geſcheute Leute vor Dir gelebt und die Ordnung gemacht; wenn Deine Mutter ſtirbt, kannſt's dann auch nehmen, heißt das, wenn was zu nehmen iſt, was ich nicht weiß." Poz Himmel, wie es da losging, und Trinette keiſte, wie ſie auch irgendwo zu Hauſe ſei, wo man noch ganz andere Sachen hätte, und das hier nur ein Bettel dagegen ſei. „Warum willſt Du dann von dieſem Bettel," grinzte Eliſi, „der iſt jetzt mein und bleibt mein," zog die Schlüſſel ab und ſteckte ſie in die Taſche. Ja jetzt gab es erſt Wetter, mit bedeutendem Donner drohte es loszubrechen; da ſtreckte Johannes ſein ſchwer Geſicht zur Thüre herein und ſagte: „Es wäre beim — anſtändig „Ihr hieltet Euch ſtill, Ihr Hagels Gränne. Was werden die Leute ſagen? Höre ich Euch noch einmal, ſo hocke ich Euch kehrum aufs Maul, daß Ihr das Reden für acht Tage vergeßt, zählt darauf." Die Drohung wirkte, einen zwei und einen halben Centner ſchweren Wirth auf dem Munde haben, iſt allerdings ein gewichtig Heftpflaſter. Johannes hätte eigentlich nicht Urſache gehabt, ſo hart zu reden, ſintemalen er ein Zwiegeſpräch mit ſeinem Vater führte, freilich etwas leiſer, welches die Selige vielleicht eben ſo ſehr betrübt hätte, wenn ihre Ohren noch offen geweſen wären menſchlicher Rede. Aber Gott ſchließt den Todten mit den Augen auch die Ohren, er weiß wohl warum. Sie disputirten mit einander, freilich mit Anſtand, d. h, ohne Gebrüll, keiner wollte die gute Mutter beim Pfaffen, d. h. Pfarrer, denn ſo betitteln reformirte Wirthe, eidgenöſſiſche Lieutenants, ſogenannte Schullehrer und andere Staatsmänner gewöhnlich die Geiſtlichen und allgemach geht die Redeweiſe auch auf Schneider, Schuhmacher, Schreiner, Schinder, Sattler und andere Majeſtäten des Tages über, ja ſogar Schulbuben werden bei Anlaß der neuen Sprachlehren in die neuen Sprachweiſen eingeübt, begreiflich! Wenn die Hexenmeiſter des Tages die Kinder nicht alles lehren dürften, was ſie wüßten, könnten, wollten, möchten, ja du lieber Gott, da wären ſie in einem halben Tage am Ende ihrer Weisheit, und dann was weiter? Nein, da ſind ſie viel klüger, akurat wie viele Müller, welche auch nicht meinen, daß ſie das Mehl rein geben müßten, ſondern Kleien und Spreue noch beilaufen laſſen, ja Taubenmiſt und Hühnerbohnen und was ſie irgend vom Mühlſtein abkratzen können, denn wer Liebhaber iſt von reinem Mehl, kann es, wenn er es rein haben will, ſelbſt auseinandermachen.

Joggeli wollte nicht gehen, „Er ſei zu krank und angegriffen,“ ſagte er. Johannes ſagte: „er wiſſe nicht, wie man dies verrichte, es ſei ihm noch nie dazu gekommen, und wenn es nicht ſein müſſe, gehe er zu keinem Pfaffen. Sie wurden räthig, Uli zu ſenden, aber wohl, Vreneli ſagte ihnen, was Ordnung ſei, „Sein Lebtag hätte es nie gehört, daß man irgendwo ſolche Dinge durch einen Knecht verrichten laſſe, wie man etwa ein Stück Vieh mit einem Knechte zur Mezg ſchicke. Solches werde durch die nächſten Verwandten verrichtet überall. Nun nehme es ihns Wunder, ob die gute Baſe es verdient um ſie, daß Niemand zum Pfarrer wolle, nur ſie anzugeben? Drüben zanke man ſich wegen ihren Kleidern, hier um einen kurzen Gang. Es ſei himmelſchreiend und Wunder nehme es ihns, ob es irgendwo in Heidenlanden ärger zugehen könne. Wenn die Baſe dieſe Liebe mit anſehen müßte, und hören die Worte, welche geredet würden, ſo würde ihr das Herz zu bluten anfangen, wenn es ſchon aufgehört habe zu ſchlagen.“ Johannes hatte einen gewiſſen Reſpeckt vor Vreneli und bequemte ſich endlich zu dem Gang. Begreiflich trank er erſt einen Schoppen oder zwei, ehe er ins Pfarrhaus ging, unter dem Vorwande, mit dem Wirthe wegen dem Leichenmahl zu reden, eigentlich aber um ſein Herz zu ſtärken und Courage zu trinken. Es iſt kurios mit ſolchen Menſchen; ſie ſcheinen ein Herz von Eichenholz zu haben, einen Muth, welcher den Teufel bei den Hörnern faſſen darf, thun gewaltige Reden, und zeigen gegen jeden Pfaffen die gründlichſte Verachtung, renomiren vor ihren Gäſten förmlich mit dieſer Verachtung und predigen den Satz: „Wann endlich die Zeit komme, daß man mit ſolchen Tagdieben abfahre,“ auf alle mögliche Weiſe. Aber wenn ſie dann mal zum Pfarrer ſollen, ſo wird es ihnen unheimlich und öde ums Herz, ſie müſſen mühſam die Bruchſtücke ihres Muthes zuſammenſuchen und ſie dann erſt noch zuſammenleimen mit einem oder zwei Schoppen. Sie ſagen zwar, es ſei ihnen verflucht zuwider zum Pfaff zu gehen, meinen vielleicht ſelbſt, oder möchten wenigſtens andern es glauben machen, es ſei wegen der Verachtung. Aber es iſt durchaus nicht, ſondern es iſt nichts als Gewiſſen, [illegible], [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Sage die böſen Geiſter dem gegenüber, welcher ſie bannen und austreiben will, verſuchen. Der böſe Geiſt fühlt, es ſteht ihm gegenüber eine feindliche Macht, vor welcher er ſich beugen, welcher er weichen müſſe, wenn ſie dazu kömmt, ſich an ihm zu verſuchen. Er bietet daher allem auf, ſie nicht an ſich kommen zu laſſen, ſie ferne vom Leibe zu halten. Er fühlt, es iſt da eine Macht, welche gegen ihn berechtigt iſt, die er fliehen, oder ſich ihr unterwerfen muß, er fühlt es aber nur in unheimlichen Wehen, in peinlichen Regen, zum hellen Bewußtſein kommt es ihm nicht, wie übrigens dieſe Menſchen ſelten oder nie im hellen Bewußtſein ihrer ſelbſt ſind. Dazu mag auch kommen, daß ſie das Todtenregiſter nicht gerne ſehen, daß ſie ſich vor dem Gedanken fürchten, wie lange es gehen werde, bis wieder einer zum Pfarrer kömmt und ſagt: „Guten Tag, Herr Pfarrer, muß eine Leiche angeben und, ihren Namen nennend, fragen, wann wir ihn begraben können?“ So ging es Johannes. Der Pfarrer bedauerte, während dem Einſchreiben den Verluſt der guten Frau ſehr, ſagte viel Gutes von ihr, „der Segen, eine ſolche Mutter zu haben, ſei groß, es ſei nur zu wünſchen “ „Ich werde fertig ſein?“ frug Johannes aufſtehend. „Die Sache iſt eingeſchrieben,“ antwortete der Pfarrer, „ja, und wünſchen möchte ich“ „So lebt wohl, Herr Pfarrer,“ ſagte Johannes, „muß preſſiren; wir haben eine große Verwandſchaft, nur bis allen Beſcheid gemacht iſt und Niemand vergeſſen, giebt es zu thun und zu denken. Lebet wohl!“ und wie ein Berg wälzte es ſich ihm von der Bruſt, als er vom Pfarrhauſe wegging und immer leichter und wohliger ward es ihm ums Herz, je näher er dem Wirthshaus kam, und als er endlich wieder drinnen ſaß, da ward es ihm akurat, als ſei er zu Hauſe. „Der Pfaff hätte ihm noch eine Predigt halten wollen,“ ſagte er zur Wirthin, „aber dem habe er es ſchön gemacht, die Thüre in die Hand genommen und ſei gegangen. Gewiß ſtehe er noch mitten in der Stube und glotze die Thüre an, wie eine Kuh das neue Tennsthor. So ſollte man es allen denen — Pfaffen machen. Wenn alle es ſo machen würden, das Predigen und Leute plagen verginge ihnen, denen —“ Dazu ſtieß Johannes die Augen aus den Kopf, daß ſie anzuſehen waren, wie zwei Mailänder Aepfel, riß das Maul auf, daß man es füglich für das berühmte Urnerloch hätte anſehen können, aus dem einfach geöffneten Thor flogen abwechſelnd ganze Wolken Rauch und ganze Wolken Flüche, und mit den breiten Fäuſten ſchlug er den Takt dazu. Kurz, er gebehrdete ſich ganz als ein Mann, dem ein Berg ſich von dem Herzen gewälzt hat, oder der einer großen Gefahr entronnen iſt, und es ſich nun behaglich macht. Jetzt hatte er nichts mehr zu preſſiren, ließ es ſich ſo wohl ſein, daß er geholt werden mußte, um Nöthiges zu beſchicken. Breneli verlebte die nächſten Tage voll Zorn und Wehmuth, es gedachte der Worte der Seligen über ihre Kinder und begriff ſie. Es betete zu Gott, daß was bei Menſchen unmöglich ſei, Gott möglich machen möge, der Seligen die Laſt von der Sele nehmen und ſie nicht entgelten laſſen möchte, was ſie in Unwiſſenheit und aus gutem, wenn auch ſchwachem Herzen gethan. Am böſten war es über die zwei Weiber. Es war ihm unmöglich, ihnen ein gutes Wort zu geben, daß ſo gemein herzlos blechern ums Herz zwei Menſchen ſein könnten, das hatte es ſich nicht vorgeſtellt. Freſſen und Zanken war ihr Tagewerk.

Am beſten kam es mit Johannes aus. Der hatte doch noch ein Herz von Fleiſch und Blut und manchmal war es ſogar, als fahre wie ein Bliz ein höheres Gefühl durch daſſelbe, aber wenn man es faſſen wollte, ſiehe, ſo war es ſchon nicht mehr da. Indeſſen begehrte er doch beſtmöglichſt den Anſtand und das Uebliche zu berückſichtigen, hörte Breneli an, wenn es etwas anbrachte, gab ihm zumeiſt Recht, und half zuweilen ſelbſt etwas anordnen, aus eigenem Antriebe. Johannes hatte eine von den brüllhaften Naturen, welche die ganze Welt voll himmeldonnern, daß man glauben ſollte, in ihnen ſei die Macht aller wahren und falſchen Gottheiten,. von Saturn bis auf Hegel, welche bekanntlich darin große Aehnlichkeit haben, daß ſie ihre eigenen Kinder freſſen, concentriert. Betrachtet man dieſe Naturen in der Nähe, ſo ſind ſie zumeiſt ohne alle innere Kraft und Macht, ihr ganzes Vermögen geht eben in ihrer Brüllhaftigkeit auf. Man ſieht zuweilen Menſchen in Kaffeehäuſern, bei Spiel und Champagner, die bedeutenſten Rollen [illegible] meinen ſollte, ſie [illegible] nenfedern unter ſeidenen Decken, und es ſind die ärmſten Schlucker von der Welt, wohnen zur Miethe, oder wohnen auch gar nicht, und wenn ſie Kinder haben, ſo haben dieſe oft gar nichts, um die Naſe zu wiſchen, als was ſie auf die Welt gebracht. Hört man ſie, ſo glaubt man, Gott habe einmal ſtatt Fröſche, wie er zuweilen thut, Helden regnen laſſen, hageldick, die halbe Welt voll, prüft man ſie, ſo ſind es lauter Windbüchſen, bläſt man nichts hinten rein, kömmt nichts vornen raus, ſind ohnmächtige Weſen, unterthan jeglichem Winde, der über ſie hinfährt, haben aber große Fähigkeit den Wind zu faſſen, große Fähigkeit, ihr verfluchts Ding wieder von ſich zu geben, wäre aber kein Wind, ſo wären ſie auch nichts. Es ſind moderne Naturen, oder etwas vulgär geſagt, die Schweinsblaſen des Zeitgeiſtes, oder jedes andern Geiſtes, der ſein Maul an ihr Röhrchen wagt. Derlei Naturen ſtolpern zu Tauſenden in der Welt herum, vom Himmel geregnete Fröſche, brüllen die Welt voll, daß man in Verſuchung geräth, ſich zu ducken, als wäre eine Heerde von zehntauſend Büffeln im Anzug. Wer aber Courage hat, Stand hält, merkt gleich, daß es eben nur Fröſche ſind, und wer Geduld hat und warten mag bis übermorgen, merkt keinen mehr von ihnen, unerwartet ſind ſie gekommen, unerwartet verſchwinden ſie, woher, wohin, weiß man nicht, aber wahrſcheinlich, ihrer Natur nach, aus dem Schlamm und in den Schlamm. So war auch der Johannes ein Koloß an Geſtalt und Gebrüll und ein klein Kind konnte ſeine Grundſätze lenken, ſeine Redensarten beſtimmen, konnte alles mit ihm machen, Speiſe und Trank vorbehalten, denn in dieſer Beziehung alleine beſaß er große Selbſtſtändigkeit.

Zu allem Peinlichen kam noch der ausgebrochene Kinderkrieg, welcher, man möchte faſt ſagen, Tag und Nacht kein Ende nahm. Eliſis Kinder waren da, Trinettes ebenfalls, die letzteren größer, die erſtern kleiner, miſchten ſich unter einander und mit Vrenelis Kinder, und ſo unartig, zankſüchtig, meiſterlos als möglich erzogen, gab es ununterbrochenen Streit, begleitet mit einem Geheul, ungefähr wie die Indianer heulen, wenn ſie die Hütte eines Blaßgeſichts überfallen. Zuweilen ſtürzte in das Geheul mitten hinein, ſcheltend und ſchreiend ein Weib, ſchlug drein links und rechts, trug zappelnd und blutend ein Kind von dannen, und hinter ihr her ſcholl mit verdoppelter Macht das Geheul. „Wenn es noch eine Woche ſo ginge, ſo liefe es fort,“ ſagte Vreneli, „ſolcher Spektakel ſei, ſo lange die Glungge ſtehe, nicht erlebt worden.“ So viel als möglich ſchloß es ſeine Kinder ein, denn mit dieſen gingen die Andern akurat um, als wenn es junge Katzen wären, welche man plagen und martern dürfe ungeſtraft.

Endlich kam der Tag, an welchem die gute Mutter begraben werden ſollte. Da konnte man ſehen, was eine gute Frau zu bedeuten hat in einer Gegend; ſie iſt, was ein warmer Ofen im harten Winter: Jeder, dem es ſchaurig wird in der kalten Welt, läuft ihm zu, ſucht und findet Behagen in ſeiner Nähe. Gar Viele legten in lauter Wehklage Zeugniß ab, daß ſie nackt geweſen, von ihr gekleidet, hungrig und durſtig, von ihr geſpeiſet und getränkt worden. Dieſe Zeugniſſe werden wohl noch ihren alten Werth beſitzen, was ſie dieſen gethan, wird der, der einſt zu richten kommt die Lebendigen und die Todten, anſehen, als hätte er es empfangen, und hier wird wohl auch die Sühnung liegen von Allem, was ſie gefehlt in Unwiſſenheit und allzu großer Milde. Indeſſen wem die Klage am tiefſten aus dem Herzen floß, waren doch Joggeli und Vreneli. Joggeli fühlte, daß man ſeinen Stab und Stütze zu Grabe trug, ein düſteres Ahnen der Tage, die ſeiner warteten, beſchlich ihn. Schon Jahre lang war er immer am Stock gegangen, und hatte es ſich ſo angewöhnt, daß er vom Tiſche zum Bette den Stock zur Hand nahm. Aber viel ſchwächer als ſeine Beine, war ſein Wille, der änderte ſich alle Tage, und jedes Kind konnte ihn meiſtern, ſeine Frau hatte ihn auch gemeiſtert, aber zu ſeinem Beſten. So lange ſie lebte, klagte er darüber bitterlich, jetzt, da ſie todt war, vermißte er dieſes Meiſtern noch viel bitterer; er fühlte, daß er den Halt im Leben verloren. Vreneli ging es faſt ebenſo, es war ihm, wie es dem Schiffer iſt, dem auf wild bewegtem Meere das Ruder entgleitet, der Kahn der Willkühr der Wellen Preis gegeben iſt. Es war ihm wie einem Kinde, welchem im Marktgetümmel der Mutter leitende Hand entfährt, hin und her geſtoßen wird von des Marktes Wellen, umſonſt nach der Mutter ſieht und ſchreit.

Das Verſchwinden eines Menſchen von der Erde iſt ſchauerlich, und Wenige werden, wenn ſie an einem offenen Grabe ſtehen, dieſen Schauer nicht fühlen, ſich nicht ſagen: „Siehe, ſo ſieht auch die Thüre aus, durch die Du mußt zum andern Leben, ſo ſieht Dein Grab auch aus, aber wie wird Dein und Aller Erwachen ſein?“ So werden die Meiſten denken, welche nicht mit beſonderer Liebe an die Leiche gefeſſelt ſind. Wo die Liebe recht lebendig iſt, da verzehrt ſie alle Gedanken, nur der Schmerz des Miſſens, das Sehnen nach Wiederſehen, ſtuthen durch die erregte Seele. Da wird uns klar, wie wir ſelbſt ein Geheimniß ſind im Werden und im Sterben, ein Geheimniß, welches kein Sterblicher offenbart; da begreifen wir, daß wir wandeln müſſen im Glauben, nicht im Schauen, daß wir nichts ſind als ein Hauch des Allmächtigen, aber ein wunderbarer, der kommt und ſchwindet nach ſeinem Wohlgefallen. Da fühlen wir, daß alles Wiſſen und Sagen der Gelehrten Stückwerk iſt und ein kindiſch Gerede, und nichts Kraft und Macht hat in den Schauern des Todes und des Grabes, als die Verheißung, daß auferſtehen werde in Kraft und Herrlichkeit, was verweslich und in Schwachheit ausgeſäet worden.

Wenn einer geht ins beſſere Land, entſteht wohl eine Lücke in der Welt, kleiner oder größer, je nach des Menſchen Stand und Bedeutung, aber ſchnell iſt die Lücke zugewachſen in der Welt, ſchneller noch als das Gras wächſt auf dem Grabe. Nur die Lücken in den Herzen wachſen nicht zu, wenn ſie aufhören zu bluten, blüht ein freundlicher Gedanke auf, ſchöner, als je Roſen auf einem Grabe geblüht.

So verſchwand auch die Baſe. Die Arbeit, welche ſie noch gethan, verrichteten Andere, der Lauf der Welt blieb der gleiche, aber die, welche ſie geliebt, vergaßen ſie nimmer, und lange wird kaum ein Tag vergangen ſein, daß ihrer hienieden nicht in Liebe gedacht wurde von denen, denen ſie wohlgethan. Sie ruhte im Grabe im Herrn, und darum ſicher auch ſanft, deſto weniger Ruhe hatte Joggeli. Beide Kinder, oder ſtatt Eliſe vielmehr der Baumwollenhändler (denn was frug Eliſe dem Vater und allem Uebrigen nach, ſeit es der Mutter Schätze geerbt) ſtritten ſich um ihn ſchrecklich; Jeder wollte, er ſolle zu ihm ziehen, um auf den Händen getragen zu werden, daß ſein Fuß an keinen Stein mehr ſtoße, wie der Teufel es dem Herrn verhieß, als er ihn verleiten wollte, von der Zinne des Tempels zu ſpringen. „Hier könne er nicht bleiben, ſo verlaſſen, wo Niemand zu ihm ſehe, ihm begegnen könnte, was da wollte, Niemand ſich deſſen achte.“ Nun wollte ihn aber jeder zu ſich, darüber entbrannte der Streit. Jeder wußte, was mit Joggeli zu machen war, wenn man ihn in Händen hatte ungeſtört, darum wollte ihn jeder aber um alles in der Welt nicht, daß er zum Andern ziehe. Johannes ſtellte ihm vor, wie kurzweilig es bei ihm ſei, da habe er den ganzen Tag Geſellſchaft, und zu eſſen, was ihm nur in den Sinn komme; er habe eine Köchin, wo er ausbieten wolle, ſie mache gebackene Fiſche und ſaure Leber, trotz dem Koch beim Falken.

Der Baumwollenhändler dagegen ſchilderte gräßlich die Unruhe in einem Wirthshauſe, wo faſt kein Schlaf möglich ſei, man auch nie das Eſſen zu der Zeit haben könne, ſondern wenn es der Köchin gelegen ſei, und oft nichts als die Tellerräumeten der Fremden. Bei ihm hätte er goldene Ruhe und ausgeſuchtes Eſſen, welches er befehlen könne nach Belieben; wolle er Geſellſchaft, ſo könne er ausleſen nach Belieben, im Orte, wo er wohne, ſeien neun und dreißig Wirthſchaften, allenthalben finde er ausgeſuchte Geſellſchaft, und wolle er Ruhe, ſo finde er finde er ſie daheim, da ſolle er Herr ſein und kommandiren wie er wolle, gehorcht ſolle ihm werden, wie wenn er der Napoleon wäre. Das waren die Präliminarien, von denen kamen ſie immer tiefer in die Materie hinein, zerrten erſt die Weiber gegenſeitig im Maul herum, daß wenig gute Fetzen an ihnen blieb, dann ſich ſelbſt, und faſt wäre es zum thätlichen Abſchluß gekommen, wenn Joggeli nicht ſelbſt gemahnt hätte, was die Leute ſagen würden, wenn man ſich, ſo zu ſagen, über der Mutter Grab prügle. Das endliche Reſultat war, daß Joggeli bleiben durfte, ſo gleichſam auf neutralem Boden, und ſo war es Joggeli wirklich auch am liebſten, denn wenn er auch über Niemand mehr zu klagen wußte, als über Vreneli, ſo vertraute er ſich ihm doch am liebſten an, er wußte, er hatte es hier am beſten und ruhigſten. Sein Aufbegehren war eigentlich nichts als der Aerger darüber, daß er der hohen Natur unterthan ſein müſſe, während nach der äußern Stellung das umgekehrte Verhältniß ſtatt finden ſollte. Indeſſen traute weder Johannes noch der Tochtermann dem Handel; jeder dachte, ſo bald er glaube, der andere ſei fort, ſo komme er wieder her, und mache mit Joggeli, was er gut finde. Begreiflich aber dachte er zugleich, der andere werde es auch ſo machen, der verfluchte Schelm ſei nicht zu gut dafür. Jeder ſuchte daher bei Vreneli eine Privataudienz ſo verſteckt möglich, verſprach ihm, man werde ihm daran denken, wenn es aufpaſſe, was der Andere mache, wenn er kommen ſollte. Sobald es was Verdächtiges merke, ſolle es Beſcheid machen, plötzlich, ſein Schade ſolle es nicht ſein. Vreneli aber wollte ſich mit ſolchen Aufträgen nicht befaſſen; zum Vetter wolle es ſehen, daß es es einmal verantworten könne bei der Baſe, wenn ſie wieder zuſammen kämen, ſagte es. Daneben würde es ihm übel anſtehen, wenn es bei ihm den Landjäger machen wollte. Es werde ein jedes Kind das Recht haben, mit dem Vater zu reden, ohne daß Jemand anders dabei ſei; einſtweilen ſei er bei gutem Verſtand, und trauten ſie nicht, ſollten ſie ihn bevoigten laſſen, da ſeien ſie Kummers ledig. Aber das wollte keiner, dieweil jeder von ihnen Privatabſichten hatte, welche unausführbar wurden, ſobald ein Voigt oder Vormund Joggeli beſchirmte und ſelbſt verantwortlich war. „Ob aber den Leuten hier zu trauen ſei?" frug der Baumwollenhändler, dem dieſe Abfertigung verdächtig vorkam und der Verdacht auftauchte, ſie könnten Joggeli ſelbſt melken wollen.

Gutſprechen wolle er für Niemand, ſagte Johannes, indeſſen traue er den Leuten mehr als den nächſten Verwandten, denn bis dahin hätte er noch nichts Schlechtes von ihnen gehört. Uebrigens würde der Vater es bald genug klagen, wenn ſie an ihm rupfen wollten. Der Schwager nahm die Priſe. „Alſo aufgepaßt;" dachte er, „jedenfalls thue ich den erſten Zug, dann macht jeder, was er kann."

Eliſi mochte nicht warten, bis es mit ſeinen Sachen fort konnte, ſie in Sicherheit bringen vor Trinettes gierigen Blicken, und hatte doch wieder Freude daran, Alles ſo recht vor Trinettes Augen herumzuziehen, hatte eine leiſe Hoffnung, ſie ſterbe vielleicht vor ſeinen Augen an Neid und Aerger. Da hatte ſich Eliſi verrechnet. Trinette mochte mehr ertragen. Trinette paßte auf, ob Eliſi nicht unter den Sachen der Mutter Dinge fortſchaffe, welche zum Haushalt gehörten, und hatte den feſten Entſchluß, wenn das geſchehe, Eliſi tüchtig zu prügeln, kratzen, raufen, denn Trinette wußte ſich die Stärkere, hatte ſich nicht umſonſt Speiſe und Trank ungemeſſen behagen laſſen, während es bei Eliſi oft knapp genug zuging. Indeſſen es ging gerecht zu: Trinette kam ſo wenig dazu, Eliſi zu prügeln, als Eliſi, Trinette ſterben zu ſehen. Drauf und dran war es einige Male, beſonders als endlich Alles geladen war, ein ziemlich groß Fuder, ſchwer genug für zwei Pferde, im Hofe ſtund, und Eliſe Trinette ſpöttiſch fragte: „Willſt mich etwa begleiten und mit Auspacken helfen? es käme mir komod!“ Da wars gut, ſtund Eliſi im Hofe und war ſonſt noch Jemand da, das Ding hätte gefährlich werden können. Das gute Eliſi hatte Niemand nöthig zum Auspacken, Uli war mit dem Fuder vorausgefahren, der Baumwollenhändler fuhr mit Frau und Kindern nach, ſäumte ſich unterwegs ebenſo oft und lange, und Eliſi hatte allenthalben ſo viel zu erzählen von den Schätzen, welche es bei ſeiner Mutter gefunden, daß Uli längſt auf den Heimweg war, als ſie anlangten. Uli hatte Kaſten und Kiſten ihnen ins Haus geſtellt, wo er Platz dazu fand, und dort ließ man ſie ſtehen. Die kurze Zeit vor dem Schlafengehen mußte Eliſe verſchwatzen, noch hier und dort Bericht geben, wie es gegangen und was es mitgebracht; das war eine nothwendige Erleichterung, ohne welche es nicht hätte ſchlafen können. Eliſe hatte zwei gute Dinge an ſich, Appetit und Schlaf, ſelbſt die Freude über ſein Heimgebrachtes trieben ihns nicht aus dem Bette. Längſt war acht Uhr vorüber, als es ſich ſchläfrig aus dem Bette wälzte, in den Haaren kratzte und nach dem Kaffee ſchrie. Als der Kaffee kam, frug es: „Wo iſt er?“ „Weiß nicht!“ ſagte die Magd. Als der Kaffee getrunken war, ging Eliſi nach ſeinen Kiſten und Kaſten; aber wo ſie am Abend geſtanden, ſtunden ſie nicht mehr, ſtunden nirgends mehr, wohin es auch ſehen mochte. „Tüfel! wo ſind ſie?“ ſchrie Eliſi der Magd zu.“ „Weiß nicht!“ antwortete dieſe.

Ja jetzt gabs Lärm! Wo ſind meine Sachen, wo ſind meine Sachen, erſcholl es durch Stadt und Land! Unerſchütterlich blieb die Magd bei der Antwort: „Weiß nicht!“ Die Leute lächelten hinter den Fenſtern, verſchwanden aber, wenn das Geſchrei, wo ſind meine Sachen, wo ſind meine Sachen, in ihre Nähe kam. Endlich kriegte es eine Frau Nachbarin ſatt und erſchien dem ſchreienden Eliſi unter der Thüre und ſagte: „Schweiget doch und brüllt nicht das Land voll, hilft Euch doch nichts: dieſen Morgen in aller Früh iſt Euer Mann damit fort, heibeibrüllen werdet Ihr ſie nicht mehr, und ſolltet Ihr brüllen bis zum jüngſten Tag, und noch zehnmal ſo laut.“ So ſprach ſie und verſchwand. Ja, jetzt war Eliſi nicht mehr zu helfen, es wurde wirklich in allem Ernſte faſt gar ohnmächtig. „O meine Sachen, meine Sachen, o Mutter, o Mutter, und der verfluchte Schelm und und ꝛc.“ Ja das ging ſchrecklich, ein Schloßhund iſt dagegen nur ein Anfänger. Aber es ging, wie die Nachbarin ſagte: Eliſi brüllte die Sachen nicht herbei und wenn es gebrüllt hätte, wie zehntauſend Ochſen. Der liebe Gemahl war allerdings damit fort auf Nimmerwiederſehen, d. h. die Sachen, er ſelbſt wartete noch auf fettere Beute; er war in immerwährender, immer engerer Geldklemme, in welcher er ſich jedoch mit großer Gewandheit zu bewegen wußte; indeſſen trotz derſelben hätten ihn die Gläubiger längſt über Bord geworfen, wenn nicht der reiche Schwiegervater im Hintergrunde geweſen wäre. Trieben ſie ihn zum Geltstag oder Concurs, ſo war zehn gegen eins zu wetten, daß er nichts erbte, ſondern das ganze Erbe ſeinen Kindern zugeſtellt wurde, was geſetzlich zuläſſig war, dann hatten die Gläubiger das blinde Nachſehen. Man ſchenkte ihm alſo ſo gleichſam wie die Katze der Maus, mit aufgehobener Tatze das Leben, vertraute ihm jedoch ſo wenig als möglich Neues an. Das brachte den Herrn in große Geldnoth und ſetzte ihn faſt vor die Geſchäfte hinaus. Der Nachlaß der Mutter ſelig war für ihn ein prächtiger Fang, der ihn wieder flott machte für eine Zeit. Er machte ſich keinen Augenblick ein Gewiſſen daraus, dir Hand darüber zu ſchlagen, ihn zu verſilbern, ſo gut er konnte, ſo was verſtund er und kannte die Gelegenheit. Er löſte eine beträchtliche Summe, ließ Eliſi kaltblüblütig heulen und ſchreien, und fuhr herum wie ein Fiſchlein, welches vom Trocknen wieder ins Waſſer gekommen. Eliſi hinterſinnete ſich faſt, aber was half ihm das? Es war wirklich in einer ſehr traurigen Lage. Vom Manne war es verrathen und verkauft, auf der ganzen Welt hatte es keinen Menſchen, der ſich ſeiner annahm, und wenn der Bruder und ſeine Frau es vernahmen, wie es ihm ergangen, ſo lachten ſie ſich den Buckel voll, das wußte es.

So in der Welt zu ſtehen iſt wirklich troſtlos und Mancher wurde ein Narr darob. Aber Eliſi hatte keine ſo ſpröde, ſondern eine zähere Natur, viel Heulens mochte es ertragen, und wenn es einmal zu einem friſchen weißen Brötchen kam, einigen Cotteletten oder einigen Batzen, welche es dem Manne ſtehlen konnte, ſo fand es darin großen Troſt für manchen Tag.

Capitel 18.

Ein Gericht und zwei Sprüche.

Unterdeſſen war Ulis Prozeßlein fortgelaufen, hatte ſich ausgeſponnen auf wunderbare Weiſe zu einem langen langen Faden. Wenn er meinte, er packe das Ende, huſch war es ihm entronnen und weit weg, wie dem Kinde das Fiſchlein, nach welchem es haſtig gegriffen. Schon tüchtig ward Uli durch ſeinen Agenten angepumpt worden, als es endlich hieß, an dem und dem Tage werde, wenn nichts dazwiſchen komme, abgeſprochen, Uli müſſe dabei ſein, müſſe auch einmal wiſſen, wie dies gehe, und ſehen, wie der Gegner ein Geſicht mache, wenn er verſpiele, er werde ſich verwundern. Es machte indeſſen Uli doch Angſt auf dieſen Tag, es fiel ihm ein, es wäre noch immer möglich, daß er verliere, dann könnte es ihn ärgern und der andere zuſehen; er habe ſchon gehört, es gebe bei den Abſtimmungen oft verflucht ungerecht zu, und der beſte Handel könne verloren gehn, denn die meiſten Richter verſtänden nichts vom Recht, und die übrigen ſeien ſonſt nicht ſauber im Nierenſtück, dachte er. Bekanntlich müſſen die Richter immer als Sündenböcke der Advokaten vor dem Volke paradiren.

Die Nacht vor dem Abſpruch konnte er wenig ſchlafen, er wäre zu einem ziemlichen Opfer bereit geweſen, wenn er den Prozeß hätte ungeſchehen machen können. „Das ſoll mir eine Warnung ſein," ſagte er mehr als einmal halblaut, „iſt der mal aus, fange ich mein Lebtag keinen neuen an, wenn es nicht ſein muß." Er war früh auf und Vreneli verſäumte ihn nicht mit dem Frühſtück, war freundlich, aber vom Prozeß redete es nicht. Da war ein wunder Fleck in ſeinem Herzen, der nicht heilen wollte, und ſchmerzte, ſo oft er berührt ward. Es war ein heißer ſchwüler Sommertag, kurz vor der Ernte, der Roggen beugte bereits ſeinen philiſterhaften Rücken und neigte ſein Haupt, wie ein alter Profeſſor, wenn er ſich der Höflichkeit befleißt. Das Korn hatte verblüht, ſtand keck grad auf, wie junge Fähndriche, welche Generale werden möchten. Uli dachte, in acht Tagen muß der Roggen ab, in drei Wochen das Korn, überſchlug ſeinen Ertrag, machte Preiſe, handelte, daß er darüber faſt den Prozeß vergaß, und an Ort und Stelle war, ehe er es ſich verſah. Es war noch ziemlich ſtille, die Stunde des Gerichts noch nicht da, und bekanntlich gehören die Advokaten, welche früh zur Stelle ſind, entweder zu den Ausnahmen oder zu den Anfängern. Wer des Abends zuviel Wein im Munde hat, frägt dem Golde, welches die Morgenſtunde im Munde hat, nicht mehr viel nach.

Nach und nach trappeten die Partheien an, oder fuhren wohl auch, ſtunden ums Schloß, wo das Gericht ſaß oder ſitzen ſollte, oder bewegten ſich der Gaſtſtube des Wirthshauſes zu, um an einem Schnaps oder einem halben Schoppen Wein ſich für die Operationen der Gerechtigkeit zu ſtärken. Auch ſeinen Gegner ſah Uli heran trappen, an einem langen Stock, gelb und mager ſah unter dem breiten Rande des ſchwarzen niedern Wollhut das Geſicht hervor. Der ging nicht dem Wirthshauſe zu, ſondern dem Schloſſe, ſah ſich erſt lange bedächtig um, lehnte ſich dann noch lange an ſeinen

Stock, endlich ſaß er auf eine Bank ab, nachdem er ſich ſorgfältigſt überzeugt hatte, daß er am rechten Orte ſei, und ſich nicht verfehle, wenn er ſich da ſetze. Endlich, als das Volk ſich gehäuſt hatte, die übliche Stunde längſt geſchlagen, kamen ſie daher, die Helden des Tages, die Agenten und Fürſprecher, wie Diviſionärs und Brigadiers auch erſt kommen wenn die Bataillone aufmarſchirt ſind, und oft ſchon lange ſtehn In wunderlichen Kleidungen, in Kopfbedeckungen von allen Sorten kamen ſie daher gefahren, drei kamen ſogar geritten. Eben ritterlich ſahen ſie nicht aus, einer von ihnen ſaß auf ſeiner Roſinante wie eine junge Laus auf einem alten Spittler. Wenige Agenten kamen zu Fuß: was ihnen dadurch an Anſehen abging, ſuchten ſie zu erſetzen durch die Majeſtät, mit welcher ſie ihre Pfeiſe hielten, den Stock handhabten, oder den Kopf trugen. Sie alle gingen der innern Stube des Wirthshauſes zu, ſammelten da ihre Gedanken bei einem Glaſe Rothen, oder ſtärkten ihre Stimme mit Schinken oder Braten, ſtellten ſich zuweilen in die Mittelthüre groß und breit und ſchauten hinaus in des niedern Volkes, welches ſich in der Gaſtſtube geſammelt hatte, lautes Geſumme. Mit Schauer und Reſpeckt ſah das Volk auf die Helden hin, welche die Gerechtigkeit in den Händen hatten, wie der Töpfer den Lehm, um ſie zu drehen nach Belieben. „Sieh, dort iſt der Meine," ſagte einer und wies mit ſeinem langen Stock auf eine Figur, welche unter offenem Fenſter ſtund. „Dort der Meine," ſagte ein ander, zog ſeinen Hut und machte dem Seinen einen tiefen Bückling mit langem Scharwenzel, doch umſonſt, derſelbe hatte ein kurzes Geſicht und eben ſeine Brille in den Händen, um ihr den Morgenthau auszuwiſchen. Ganz verblüfft und verwundert über dieſes kalte Benehmen, ſagt der Client: „Das letztemal als ich bei ihm war, war er nicht daheim, und hat ihm vielleicht ſeine Frau vergeſſen zu ſagen, die Fiſche ſeien von mir. Ich ſagte ihr meinen Namen dreimal, vergeſſen wird ſie ihn doch nicht haben." „Ich bringe nichts mehr," ſagte ein anderer, ſie führen einem die Sache zu ſtark aus, man weiß nicht mehr, was ihnen recht iſt. Letzthin brachte ich meinem Fürſprecher zwei Haaſen, verflucht brave, da ſagte die Frau, ſie wolle nur einen, der andere ſtinke. Sonſt hat man geſchenkten Roſſen nicht ins Maul geſehen.“

„Warte hier, muß doch noch ein Wörtlein mit dem Meinen reden,“ ſagte ein Anderer, „und ihn mahnen, daß er nur ja den und den Punkt nicht vergeſſe und die Satzung welche darauf ſich ſchickt, es iſt die und die. Solche Herren ſind oft gar ſchrecklich vergeßlich, beſonders wenn ſie vom Diſchiniren (Frühſtücken) kommen. So Einer hat ſoviel Händel, daß er um den einen oder den andern nicht die Hand umdreht, verliere ich den, he nun ſodann, ſo gewinne ich einen andern, ſpekulirt er. Unſer einer, der nur einen Handel hat, kann es minder leicht nehmen, gewinnt oder verliert er ihn. So ſieht man Manchen an der Thür ſich drehen, um ſeinem Fürſprecher abzupaſſen, ihm noch ein vertraut Wort zu ſagen, vielleicht mitzutheilen, was man ſelbſt Schlagendes gedacht oder geſinnt. Der Eine oder der Andere flucht in einer Ecke, wenn er ſeinen Advokaten mit dem des Gegners vertraut unter einem Fenſter reden ſieht, denn er hatte geglaubt, ſie Beide ſollten ſich mit dem gleichen Haſſe haſſen, mit welchem er und ſein Gegner einander haſſen. Da werden ſie mit einander abreden, wer gewinnen und wer verlieren ſoll, wie die Schwinger am Oſtermontage in Bern. Es iſt doch von denen Hagle keinem was zu trauen, es iſt ein Schelm wie der andere, wenn man es ſagen dürfte, und Unterſchied iſt keiner, weder daß der eine um etwas der Schlimmere und der andere um etwas der Dümmere iſt,“ ſo wird geurtheilt. Endlich wird das Publikum ungeduldig, Einige ſteigen voran, Einige ſchimpfen über das Zögern, ſie hätten weit heim und ſeien nicht zweiſpännig hergefahren und es dünke ſie, die Herren ſollten an Hunger und Durſt auch etwas ſparen für den Mittag, ſonſt möchten ſie da nichts mehr. Endlich kömmt der Gerichtsweibel und ſagt den Herren des Tages: „Die Richter ſäßen ſchon lange und verlangten nach den Herren, wenn man erſt Mittags anfange, ſo finde man den Feierabend nie.“ Indeſſen iſt der Herr Gerichtsweibel nicht halb ſo preſſirt, daß er nicht mit einem oder zwei Gläſern Wein Beſcheid thun kann. „Hätten ſie drüben ſchon ſo lange gewartet, ſo würden ſie noch um einer kleinen Weile willen nicht aus der Haut fahren,“ kalkulirt er, und gewöhnlich ganz richtig, denn ſein Kalkul gründet ſich auf Erfahrung. Endlich muß doch aufgebrochen werden, denn unter all den Helden iſt denn doch kein Joſua, der die Sonne ſtellen kann, und nach Sonnenuntergang ſind Gerichtshandlungen nicht mehr gültig. Vor Gericht beginnt die Schlacht mit plädiren und repliciren und endlichem judiciren. Parthei um Parthei treten vor und treten ab, und reiche Studien macht, wer die Wirkungen beobachtet, welche Gewinnen und Verlieren auf den Geſichſichtern hervorbringen, und bemerkt manch Geſicht, dem man es durchaus nicht anzuſehen vermag, ob ihn ein günſtig oder ungünſtig Urtheil getroffen.

Uli war einer der Letzten, welche vorkamen, ihm war ungefähr wie einem, der gehängt werden ſoll, aber erſt noch einige Andere zu ſeiner Stärkung und Erquickung muß hängen ſehen; wer dies erlebt hat, weiß, wie es ihm war. Endlich wurden ſie vorkommandirt. Seines Gegners Agent eröffnete das Feuer, und zwar ſo ſcharf, daß es Uli faſt ſchwarz ward vor den Augen. Der wuſch ihm den Pelz, daß er glaubte, er könne ſein Lebtag keinem Menſchen mehr ins Geſicht ſehen, daß er viel Geld gegeben hätte, nicht blos, wenn er den Handel nie angefangen, ſondern wenn er nur nie hergekommen wäre, denn fortan werde jedes Kind, wo er ſich zeige, mit Fingern auf ihn weiſen und ſagen: „ſeht da, den Betrüger, den verlogenen Kuhhändler!“ und daß was an dem Gerede wäre, das ſagte Uli was unter dem Bruſtlatz. „He nun, ſo iſt's!“ dachte er, „gut für einmal, ich merke jetzt, wie es die Leute meinen, hätte ich der Frau geglaubt, ſo wäre es mir nicht gegangen.“ Nun trat auch ſein Anwalt auf. „Wenn der nur ſchweigen oder die Sache ganz kurz machen würde, daß ſie bald vorbei wäre;“ dachte Uli; „aber dem Lumpenhund wolle er es doch einmal ſagen, wie er ihn hineingeführt, denn mit Schein laute das Geſetz ganz das Gegentheil, als der Hagel es ihm angegeben. So gehe es, wenn man von der Sache nichts verſtehe, ſich blos müſſe brichten laſſen, und noch dazu von ſolchen Beinſchabern.“ Nun aber kam ſein Anwald nach einigen Präliminarien auch in Fluß der Rede. Potz Himmel! wie that Uli erſt das Maul auf, und wie fing es ihm dann zu wohlen an: das Ding kam heraus, wie ein umgekehrter Handſchuh, und Uli mußte immer denken: „Verſche! ja ſo! Kuh, was ich bin, daß ich das nicht gedacht.“ Er fing an zu wachſen, mit ſouverainer Verachtung auf den andern Anwalt und das Lumpenmannli, d. h. ſeinen Gegner herabzuſehen, der zuweilen das Maul aufthat, als ob er reden, eine Bewegung machte, als ob er auf den Redner einſpringen wolle, und ihn traktiren mit ſeiner Fauſt, die er immer geballt hatte, und mehr oder weniger vorſtreckte, je nach dem Siedpunkte ſeines Zorns. Uli kam ſich faſt vor, als ſei er eins von den Geſpenſtern, von denen man erzählt, daß ſie ſichtlich wachſen und wachſen, bis ihr Kopf in den Wolken iſt, während ſie mit den Beinen noch auf Erden ſtehen. Man hätte glauben ſollen, im ganzen Berngebiet ſei kein ehrlicherer Mann und noblerer Staatsbürger als Uli. Und wirklich hatte ſelbſt Uli nie daran gedacht, daß er ſo einer ſei, und fürchtete faſt, er könne künftig vor lauter Rechtſchaffenheit, Tugend, Vaterlandsliebe und entſchiedenem Fortſchritt ſich nicht vor den Leuten ſehen laſſen: dieweil die Einen aus Neid zerſpringen, die Andern aus Begierde ſo Einen zuſehen, ihn erdrücken könnten: Recht hätte er, und ohne Laterne ſehe man es, und wenn die Richter nicht Schelme ſeien, ſo müſſe er gewinnen, und daß ſein Agent ſo reden könne, als wäre er ſchon im Himmel geweſen, das hätte er ihm ſein Lebtag nie angeſehen, weder hinten noch vornen, weder im Wirthshaus, wenn er die Andern im Spiel betrog, noch daheim, wenn er die Frau prügelte. Das Gewinnen hätte er baar, ſo dachte Uli, und ſo war es auch. Als ſie nach kurzer Berathung des Gerichtes wieder hinein gerufen wurden, war ſein Gegner mit ſeiner Klage abgewieſen und in die Koſten verurtheilt. Das Mannli ward blaß, ſein langer Stab tanzte auf dem Boden, und weit, weit ſtreckte er ſeine Fauſt vor, und es war, als wolle er ſich ducken, zum Sprunge auf die Richter, dumpfe Laute quollen über ſeine Lippen; wahrſcheinlich drückten ſie nicht den größten Reſpect aus, denn ſein Agent, welcher ihm am nächſten ſtund, fand ſich veranlaßt, ihn mit möglichſter Schnelligkeit vor ſich her aus dem Gerichtsſaale zu ſchieben. Uli wars wie einem, der in eine Dornenhecke gefallen, gefürchtet hatte, er komme nur zerfetzt und wie ein gerupftes Schaaf, mit Hinterlaſſung aller Wolle daraus, plötzlich auf freien Füßen ſteht, mit heiler Haut, oder wie dem Daniel, als er ungefreſſen aus der Löwengrube kam, die Beſtien ihn nicht angetaſtet, und waren doch im Gerichtshofe acht Anwalte, ſechs Agenten, und Geſchäftsmänner in ungezählter Menge, und alle, trotz aſiatiſchen und afrikaniſchen Beſtien (amerikaniſche ſollen weniger wild und grauſam ſein) mit Hunger und Durſt behaftet. „Alſo gewonnen, gewonnen! Was wird die Frau ſagen? Es iſt doch gut, daß man andern Leuten auch glaubt, als nur den Weibern, aber ſo leichtlich bringt mich nicht jeder zu einem Prozeß. Es iſt allweg eine verteufelte Plag', man wäre leichter eine kleine Weile gichtiſch oder ſonſt krank, ſo dachte Uli. So war er, ohne daß er es merkte, hinter das Mannli und ſeinem Agenten gekommen, und hörte, wie der Erſtere zum Letzteren ſagte: „Machet, was Ihr wollt, aber einen ſolchen Handel zu verſpielen, muß man ein Eſel oder Schelm ſein. Ich habe Recht vor Gott und Menſchen in aller Ewigkeit, die Ochſen da oben mögen erkennen was ſie wollen. Macht jetzt, was Ihr wollt, ich habe kein Geld, habe nichts als ein mager Höflein, Kinder und Schulden, und wenn Ihr die wollt, könnt Ihr ſie haben, welche Stunde Ihr wollt; ich will ſie Euch noch vors Haus bringen unentgeltlich. Vor und nach kann ich vielleicht was zahlen, aber überſtürzt Ihr mich, werfe ich den Schlegel, rufe den Concurs an. Die Kinder können betteln gehen und ich will ſtehlen, bis ich an obrigkeitliche Koſt komme." Da ſagte Ulis Agent: „Mit Reden zahlt man Niemand, das wäre bequem; ich habe auch noch eine Rechnung, und die wird müſſen bezahlt ſein; es hat ſchon Mancher, der nichts haben wollte, gezahlt, wenn man ihn recht angefaßt hat." Da drehte ſich das Bäuerlein um, ſah Uli, ſtund ſtill und ſagte: „So, Du biſt auch da! haſt mich betrogen und jetzt noch den Handel gewonnen, und ich werde mit Weib und Kind dem heiligen Almoſen nach müſſen! Mein Lebtag hat mich doch kein Menſch ſo verführt! Meinte, Du ſeieſt ein ehrlicher Mann, den Hallunken ſah ich Dir nicht an! Aber iſt ein gerechter Gott im Himmel, ſo treibt er Dir Dein Schelmenſtück zehnfach ein und bald, oder läßt es Dich bis zum Galgen bringen und jagt Dich dann dem Teufel zu, beſſer verdienſt Du es nicht!“ Als er das geſagt hatte, drehte er ſich um, ging raſch ſeines Weges. Es war Uli, als ſehe er ihn mit dem Aermel über die Augen fahren. Die Agenten lachten ſehr über den Zorn des Bäuerlein, und lebten noch manchen Tag wohl daran, ungefähr wie Buben, welche ſich am Zappeln von Maikäfern ergötzen, die ſie an Faden gebunden haben, und denen ſie allgemach Flügel und Beine ausreißen. Auf Uli dagegen machte die Rede Eindruck; es lag ein Fluch darin, und ſolche Worte hielt er nicht für gleichgültig, beſonders, da ſich in ſeinem Herzen etwas rührte, welches ſich mit dem Troſte, daß, hätte er nicht Recht gehabt, die Richter ihm nicht Recht gegeben, durchaus nicht beſchwichtigen laſſen wollte. Anlügen iſt anlügen, ein Gericht mag ſagen was es will. Es iſt eine wunderbare Sache um die Macht des Wortes; nicht umſonſt hat ſo mancher Aberglaube ſich damit vermiſcht; daß z. B. das Wort des Menſchen Macht habe über Gott, ſo daß er müſſe tödten oder wettern, je nachdem das Wort die Macht habe, aus den Gräbern die Todten zu rufen, und zu öffnen die Schatzkammern der Erde. Aber ein fromm vertrauensvolles Wort zum Vater im Himmel, eine Bitte aus innigem Herzen, was hat ſie nicht vermocht, und wie oft hat nicht ein Wort geſchlagen in das Herz des Sünders, wie der Blitzſtrahl aus einer Donnerwolke? Wie oft nicht ein Wort das Andenken großer Verſtorbenen herbeigerufen, neues Leben geweckt in den Herzen der Enkel? Wie oft iſt nicht das Wort in Herzen gedrungen, hat Steine von den Gräbern geſprengt, unter welchen die edelſten Kräfte begraben lagen, und ein junger, ſchöner Frühling erblühte, wo früher Oede war und todtes Geſtein? Wie oft ward das Wort nicht zur feurigen Röthe, welche den Böſewicht unſtät jagte über die Erde? Das Wort iſt unendlich mächtiger als das Schwert, und wer es zu führen weiß in ſtarker, weiſer Hand, iſt viel mächtiger, als der mächtigſte der Könige. Wenn die Hand erſtirbt, welche das Schwert geführt, wird das Schwert mit der Hand begraben, und wie die Hand in Staub zerfällt, ſo wird vom Roſt das Schwert verzehrt. Aber wenn im Tode der Mund ſich ſchließt, aus dem das Wort gegangen, bleibt frei und lebendig das Wort, über daſſelbe hat der Tod keine Macht, ins Grab kann es nicht verſchloſſen werden, und wie man die Knechte Gottes ſchlagen mag in Banden und Ketten, frei bleibt das Wort Gottes, welches aus ihrem Munde gegangen. Aber auch mächtiger als Dolch und Gift, iſt das böſe Wort, das durch die Herzen fährt und in die Seelen ſchleicht oder ſchlüpft. Schlangen und Banditen ſind gräuliche, ſcheusliche Dinger, aber viel ſcheuslicher ſind glattzüngige Verführer, welche Gift träufeln in argloſe Herzen, ſind viele Wortführer des Tages, falſche Propheten des Lügengeiſtes, der im Paradieſe ſein heillos Amt begann. Es war lange über Mittag, als ſie zum Wirthshaus kamen, heiß war es zum Erſticken, kein Lüftlein regte ſich, zum Himmel heraus hingen ſchwarze Wolken, Trauerfahnen, welche Gottes Hand heraushängt, wenn er ſeine Gerichte bereitet. Uli begab ſich ins große Gaſtzimmer, in die innere Stube, wohin die Agenten gingen; wo auch die Richter erwartet werden, gehören die Laien nicht. Er ließ ſich etwas zu Mittag geben, er meinte, er ſei ſehr hungrig, aber der Appetit fehlte ihm, als er begann zu eſſen. Der Wirth munterte ihn zum Eſſen auf, „es iſt Alles friſch und ſauber,“ ſagte er, „und lange her, ſeit er im Magen etwas gehabt haben werde.“ „Eben das mache es,“ ſagte Uli, „daß er nicht eſſen möge, wenn es über die gewohnte Zeit gehe, ſo vergehe der Hunger.“ Dem war aber nicht ſo, das Wort des armen Mannli hatte Uli ins Gemüth geſchlagen, gährte dort, verdarb ihm den Appetit. Was er auch anderes denken wollte, es ſtund ihm immer vor der Seele, und wie er auch zum Zorn ſich ſtacheln wollte, gegen das Lumpenmannli, welches ſolche Reden führe, die Rede löſchte immer den Zorn, und Bangen war da. „Bah,“ ſagte er, „ſolchen Worten müſſe man ſich nicht achten, Recht ſei Recht, und wer Recht habe, hätten die Richter geſagt, die ſollten es wiſſen!“ So tröſtete ſich Uli, und der Troſt hielt doch nicht. „Solche Worte ſollte man verbieten, beim Hängen; zu bedeuten hätten ſie nichts, das wiſſe ja jedes Kind, aber man höre ſie doch nicht gerne; alles Fluchen ſei ja ſchon von Gott verboten, und wenn er das daheim forttreibe, vielleicht noch mit ſeinen Kindern, ſo könnte ihnen Allen das an der Seele ſchaden, und es wäre doch ſchrecklich, wenn ſich die Kinder deſſen entgelten müßten.“ Man ſieht, Uli hatte bereits viel von den Agenten gelernt. Der Wirth fragte: „Du wirſt doch gewonnen haben? Was haſt für einen Handel gehabt?“ Uli erzählte. „Da haſt gewinnen müſſen,“ ſagte der Wirth; „jedes Kind auf der Gaſſe kanns ja begreifen; aber ich kenne das Mannli, das iſt nicht das richtigſte, ein böſes Tüfels-Mannli iſt das, es hat auch den Ruhm dafür. Es iſt gut, daß der einmal an den Rechten gekommen iſt, gerade recht, haſt Du es ihm gemacht, er beſinnt ſich dann ein ander Mal, ob er die Leute plagen ſoll. Brandſchatzen hat er Dich wollen, und gerade ſo ſollte es Allen gehen. „Aber die Worte, welche er ihm hatte drin zugemeſſen, hätte er doch ungern, er möchte nicht, daß Jemand meine, er hätte ſie verdient,“ entgegnete Uli. „Deſſen mußt Du Dich gar nichts achten,“ ſagte der Wirth; „ſolche Worte haben gar nichts zu bedeuten, Worte ſind Worte, und ſonſt nichts; um einen guten Schoppen will ich Dir abnehmen Alles, was Dir Dein Lebtag angewünſcht wird. Was meinſt, wie bös wäre ein Wirth daran, wenn ſolche Worte was zu achten wären? Jedes Hagels-Bäuerlein, wenn er meint, ich habe an einem Kalb zu viel Profit gehabt, oder an einem Leichenmahl zu viel Wein angerechnet, wo es doch gewiß nicht iſt, ſagt gleich, der Tüfel ſolle den Wirth holen, und ich habe ihn noch nie geſehen.

So tröſtete der Wirth, und der Troſt eines Wirths iſt auch gut, warum nicht, er währt wenigſtens ſo lange als ſeine Schoppen und dies iſt auch ſchon was. Durch die ins andere Zimmer einbrechenden Gerichtsmänner wurde der Wirth in ſeinem Troſte unterbrochen, denn wenn Prieſter und Krieger der Gerechtigkeit einem Wirthe zu Handen kommen, gilt ſo ein Uli nichts mehr, und wenn er Troſt noch ſo nöthig hätte. Es war bereits über vier Uhr, als Uli ſich auf dem Heimweg machte; er förderte raſch ſeinen Schritt. Der Wein, des Wirths Worte, das Gefühl gewonnen zu haben, drängten den empfangenen Eindruck in den Hintergrund, machten ihn guten Muths. „Es ſei ſchon viel geſchwatzt worden in der Welt,“ dachte er, „und habe nicht viel zu bedeuten gehabt.“

Schwarz ſtund im Weſten ein Wetter, aber es bewegte ſich nicht; in kurzen Flügen flatterten die Schwalben um Bäume und Häuſer, ſtill und matt hingen die Blätter an den Zweigen. In den Wieſen ſah man in breiten ſchwarzen Hüten und hohen Holzſchuhen die eingefleiſchten Waſſerbauern ſtehen, und den zu erwarteten Waſſern die Wege bereiten, denn das Waſſer bei Gewitterregen, welches die Straßen fegt und die nicht wohlbewahrten Düngerhaufen umſpühlt, iſt für einen rechten Waſſerbauer oder vielmehr ſeine Wieſen das beſte Labſal. Wer bei ſolchen Umſtänden den andern am Beſten um dieſes köſtliche Labſal betrügen kann, der geht mit den erhabenſten Gefühlen, mit dem gehobenſten Selbſtbewußtſein heim. Das hat wohl auch zu der Sage Anlaß gegeben, daß, wer ein Frohnfaſtenkind ſei, vor dem Ausbruch der heftigſten Gewitter, alte längſt verſtorbene Waſſerbauern, welche ſich gegenſeitig ums Waſſer betrogen, in den Wieſen wäſſern ſehe, Graben aufthun, Bretter einſchlagen, dann ſtehen hinter dieſem oder jenem Strauch oder Baume, Feuer ſchlagend und ihr Pfeifchen rauchend. Man denkt dabei nicht an die Sitte der rechten Waſſerbauer, die alten hundertjährigen währſchaften Röcke ihrer Großväter anzuziehen, und uralte Hüte aufzuſetzen, da modernes Zeug ins Waſſer hinaus nicht taugt. So ſieht man von ferne allerdings ein uralt längſt zu Grabe gegangenes Geſchlecht in den Wieſen handthieren, und manche Geſtalt mag ſich vor der andern fürchten, hinter einen Dornſtrauch ſich bergen. Ginge man den Geſtalten zu Leibe, würde man ganz bekannte Geſichter ſehen, deren Beine noch auf Erden wandeln, aber in den Schuhen der Väter, gehüllt in ihre Röcke, übend ihre Sitten.

Uli ſah dieſe Geſtalten in den Gründen. „Muß preſſiren,“ dachte er, „werden glauben, es gebe ein ſtarkes Gewitter, muß auch profitiren; bin ich nicht daheim, ſo macht es mir Niemand.“ Er eilte durch einen Boden oder Thal, welches ein ſtattlicher Bach bewäſſerte, und wie es ſchien gut. Von weitem ſah er etwas, nicht weit vom Weg, welches ihm unheimlich vorkam, daß er dachte, er wollte, er wäre ſchon vorbei. Es glich einem geſtutzten ungeheuren Weidenſtrunk, und doch ward es keiner, denn es ſchien ſich zu bewegen, oder ein kleines altes Ofenhaus mit ruſſichtem Dache, welches auf ſchwachen Stücken ſchwankte. Uli ging langſamer. Er hat noch kein Geſpenſt geſehen, der Drang einem zu begegnen, war durchaus nicht groß bei ihm und noch dazu am heiter hellen Tage. „Es wäre doch eine ſtrenge Sache," dachte er, „wenn man vor ihnen nicht mehr ſicher iſt, wenn noch die Sonne am Himmel ſtehe." Als er näher kam, ſchien das Ungethüm zu wachſen, richtete ſich auf und ſtellte ſich an eine Waſſerſchaufel, und war anzuſehen, wie ein Rieſe aus dem Gebirge, oder wie der Rübezahl geſchildert wird. Da ſtund Uli, einen ſolchen Waſſermann hatte er nie geſehen. Da kam das Ungethüm mit der Schaufel auf der Achſel auf ihn zu, und unter einem Hut hervor, den wahrſcheinlich ein Spanier im dreißigjährigen Kriege verloren hatte, rief eine Stimme: „Komm nur, komm, fürchte Dich nicht, bin kein Geſpenſt." Es war die Stimme des Wirths, ſeines Freundes, unter dem breiten ſchwarzen Hut hervor, der ſeine koloſſale Geſtalt in einen alten Oberrock ſeines Vaters, der noch viel koloſſaler als er geweſen, gehüllt hatte, ſo daß er allerdings von Weitem anzuſehen war, wie ein Elephant oder ein Rhinozeros, welches auf den hintern Beinen aufrecht ſtund. Es leichtete Uli, er bekannte, „daß er wirklich nicht gewußt, wer da ſo eine Poſtur mache, ein ſolcher Grüſel (grauſige Geſtalt) ſei ihm noch nie vorgekommen." „Und wie iſt es gegangen," frug der Wirth, „haſt gewonnen?" Als Uli es bejahte, ſtimmte der Wirth einen Lobpſalmen an, aber wohlverſtanden auf ſich ſelbſt. „Nicht wahr, ich habs geſagt, nicht wahr, es kam beſſer, daß Du mir Gehör gabeſt, als Deinem ſturmen aufbegehriſchen Fraueli? Ja ſieh, geirrt habe ich mich in ſolchen Sachen noch nie, wie ich ſagte, iſts noch allemal gegangen. Muß ich einmal aufhören zu wirthen, fange ich an zu agenten, und nicht lange ſoll es gehen, ſo will ich Alle überwunden haben! Komm jetzt, auf den Schrecken hin wollen wir eins nehmen, es ſoll Dich nichts koſten. Uli dankte, ſagte, „Er müſſe preſſiren, das Wetter gefalle ihm nicht. Es drohe grauſam und breche es los, ſo könne es übel gehen, wo es durchfahre." „Komm Du nur," ſagte der Wirth, „eine Flaſche iſt bald getrunken. Sobald gehts nicht los und daran machen kannſt Du nichts, ob Du-daheim ſeieſt oder nicht, das fährt durch, wo es will. Uns thut es diesmal nichts, zähle darauf, das fährt oben ein den Bergen nach.

Capitel 19.

Ein ander Gericht und ein einziger Spruch.

Uli wars nicht wohl. Gewohnt, dem immer ſehr beſtimmt ausgeſprochenen Willen des Wirths ſich zu unterwerfen, ging er wohl hin, erzählte, wie es gegangen, aber was das Mannli ihm geſagt, verſchwieg er, das wollte ihm nicht den Hals herauf; haſtig trank er den Wein und preſſirte weiter, denn ſchon bewegte ſich ſtark das Laub an den Bäumen, wie von unſichtbarer Hand, denn kein Wind bewegte die dicke heiße Luft. Fernher donnerte es dumpf, faſt an einander, als ob ein ſchwerer Wagen über eine hölzerne Diele fahre. Wenn es wettern will, eilt der rechte Hausvater heim, ſo ſtark als möglich, dort iſt ſein Platz, wie der des Oberſten an der Spitze des Regiments, wenn der Feind naht. Man weiß nie, was es geben kann und beim Hausvater ſoll der Rath ſein in allen Dingen und die Hand zur That in allen Fällen. Uli eilte weiter, trotz den Verſicherungen des Wirths: „Er komme ohne preſſiren heim, zu rechter Zeit, und das Wetter ziehe oben ein, er ſolle darauf zählen.“

Es war merkwürdig am Himmel, drei, vier große Wetter ſtanden am Horizonte, eins drohender als das andere. Feurig war ihr Schooß, ſchwarz und weiß geſtreift ihr Angeſicht, als ob mit der Nacht der Tod ſich gatte, dumpf toſte es. „Dort geht es bös, dort hagelts,“ ſagte Uli halblaut für ſich, „wie angenagelt ſteht das Wetter, dort hagelt es faſt alle Jahre, da möchte ich nicht wohnen, hier durch kommen ſolche Wetter nicht, der Wirth hat recht. Joggeli hat geſagt, als er die erſten Hoſen getragen, da habe es einmal gehagelt, er möge ſich noch gar wohl daran erinnern, ſeither nie mehr, daß es der Rede werth.“ Indeſſen ſchneller wurden ihm unwillkührlich ſeine Schritte, langſam rückten auch die Wetter herauf am Horizonte, zogen ſich rechts, zogen ſich links, feindlichen Armeen gleich, die ſich bald in der Fronte, bald in den Flanken bedrohen, es ungewiß laſſen, ob und wo ſie zuſammenſtoßen. Das gefährlichſte der Wetter zog ſeinen gewohnten Weg, obenein, da kam von dorther ein ander Gewitter raſch ihm entgegen, ſtellte ſeinen Lauf, drängte es ab von ſeiner Bahn. Gewaltig war der Streit, ſchaurig wirbelten die Wolken, zornig ſchleuderten ſie einander ihre Blitze zu. Wie zwei Ringer einander drängen auf dem Ringplatze ringsum, bald hier hin, bald dorthin, rangen die Gewitter am Himmel, rangen höher und höher am Horizonte ſich herauf, und je wilder es am Himmel war, deſto lautloſer war es über der Erde. Kein Vogel ſtrich mehr durch die Luft, blos ein Lämmlein ſchrie in der Ferne. Uli ward es bang. „Das kömmt bös," ſagte er. „Ich habe es noch nie ſo geſehen. Da iſt ein großer Zorn am Himmel, wenn ich nur daheim wäre. Hageln wird es, ſo Gott will, nicht, es iſt mir wegen Einſchlagen, es ließe mir Niemand das Vieh heraus. In einer guten Viertelſtunde zwinge ichs." Wie er das für ſich ſelbſten ſagte, ward er ſcharf auf eine Hand getroffen. Er zuckte zuſammen, ſah um ſich, ſah einzelne Hagelſteine aufſchlagen, auf der Straße durch die Bäume zwicken, nur hier und da einer, ganz trocken, ohne Regen, aber wie große Haſelnüſſe waren die Steine. „Es wird doch nicht ſein ſollen," dachte Uli, und ſein Herz zog ſich zuſammen, daß das Blut nicht Platz hatte in demſelben, deſſen Wände zu zerſprengen drohte. Es hörte wieder auf. Uli dachte: „Gottlob, es wird nicht ſein ſollen, böſer hätte es nie geben können, als gerade jetzt, ſo kurz vor der Ernte, und jetzt bin ich daheim, oder ſo viel als." Uli ſtund auf einem kleinen Vorſprunge, wo der Weg nach der Glungge abging und das ganze Gut ſichtbar vor ihm lag; da zwickte ihn wieder was und zwar mitten ins Geſicht, daß er hoch auffuhr, ein großer Hagelſtein lag zu ſeinen Füßen. Und plötzlich brach der ſchwarze Wolkenſchoos, vom Himmel praſſelten die Hagelmaſſen zur Erde. Schwarz war die Luft, betäubend, ſinneverwirrend das Getöſe, welches den Donner verſchlang. Uli barg ſich mühſam hinter einen Kirſchbaum, welcher ihm den Rücken ſchirmte, verſtieß die Hände in die Kleider, ſenkte den Kopf beſtmöglich auf die Bruſt, mußte ſo ſtehen bleiben, froh noch ſein, daß er einen Baum zur Stütze hatte, weiter zu gehen war eine Unmöglichkeit.

Da ſtund er nun gebeugt am Baume in den ſauſenden Hagelmaſſen ſeines Lebens kaum ſicher, faſt wie an den Pranger gebunden, vor ſeinen vor Kurzem ſo ſchön prangenden Feldern, welche jetzt durch die alles vernichtenden Hagelwolken verborgen waren. Uli war betäubt, keines klaren Gedankens fähig, er ſtund da wie ein Lamm an der Schlachtbank, er hatte nichts, als ein unausſprechlich Gefühl ſeines Nichts, ein Zagen und Beben an Leib und Seele, das oft einer Ohnmacht nahe kam, dann in ein halb bewußtlos Beten überging. Das Zagen und Beben entſtund eben aus dem dunkeln Gefühl, daß die Hand des Allmächtigen auf ihm liege. So ſtund er eine Ewigkeit, wie es ihm vorkam, in Fetzen ſchien Gott die Erde zerſchlagen zu wollen. Da nahm das ſchreckliche Brauſen ab, wie eine milde liebliche Stimme von Oben hörte man das Rollen des Donners wieder, ſah die Blitze wieder zucken, der Geſichtskreis dehnte ſich aus, die Schlacht tobte weiter, die Wolkenmaſſen ſtürmten über neue Felder, raſch hörte der Hagel auf freiern Athem ſchöpfte wieder der bis zum Tode geängſtigte Menſch. Auch Uli hob ſich auf, zerſchlagen und durchnäßt bis auf die Haut, aber das fühlte er nicht. Vor ihm lag ſein zerſchlagener Hof, anzuſehen wie ein Leichnam, gehüllt in ſein weißes Leichentuch, von den Bäumen hing in Fetzen die Rinde, und verderblich rollten die Bäche durch die Wieſen. Aber Uli überſchlug den Schaden nicht, ſchlug die Hände nicht über dem Kopfe zuſammen, fluchte nicht, verzweifelte nicht. Uli war zerknirſcht, war kraftlos an Leib und Seele, fühlte ſich vernichtet, von Gottes Hand niedergeſchlagen. Ob er was dachte oder nicht, wußte er nie zu ſagen. Er wankte heim, merkte Vreneli nicht, welches weit vom Hauſe die Knechte regierte, daß ſie Einhalt thäten, den ſtürmenden Waſſern, bis es ihm um den Hals fiel mit lautem Jubel und ſprach: „Gottlob biſt da, nun wenn Du da biſt, iſt Alles wieder gut und gut zu machen. Aber was ich für einen Kummer um Dich ausgeſtanden, das glaubſt Du nicht.

Mein Gott, wo warſt in dieſem Wetter, gewiß im Freien, und kamſt lebendig davon." Die freundliche Theilnahme weckte Uli aus der ſtumpfen Betäubung, doch bloß bis zu den Worten: „Es wäre vielleicht beſſer anders, mir wäre es wohl gegangen und Niemand übel." „Nit, nit," ſagte Breneli, „verſündige Dich nicht. Es iſt übel gegangen, viel zu übel; als es am ſtärkſten machte, wollte es mir faſt das Herz abdrücken, es war mir, als ſollte ich dem lieben Gott zuſchreien, was er doch denke. Da fiel mir ein, Du könnteſt im Wetter ſein, vom Blitze getroffen werden, oder ſonſt übel zugerichtet. Da war es mir weder um Korn, noch Gras, noch Bäume mehr; es kömmt ein ander Jahr und da wachſen wieder andere Sachen, aber wenn es nur Uli nichts thut, dieſer recht nach Hauſe kömmt, ſo macht alles andere nichts, ward mir. Da faßte ich mich, und ſobald man vor das Dach durfte, ſah ich nach dem Waſſer, und ſiehe, da kömmſt Du daher, und jetzt iſt Alles gut. Jetzt komm heim, Du haſt es nöthig." „Siehſt," ſagte beim Gehen Uli, „kein Halm ſteht mehr, kein Blatt iſt an den Bäumen, Alles am Boden, Alles weiß, wie mitten im Winter. Was jetzt?" Er ſtund ſtill und zeigte Breneli hin über das Gut. Es bot wirklich einen herzzerreißenden Anblick, ſah ſchaurig aus, ein Schlachtfeld Gottes, wo ſeine Hand über den Saaten der Menſchen gewaltet. Unwillkührlich thränten Brenelis Augen und ſeine Hände falteten ſich, aber es ſuchte ſich ſtark zu machen, es ſagte: „In Gottesnamen, es ſieht ſchrecklich aus, aber denk', Gott hat es gethan, wer weiß warum? Wir müſſen es nehmen, wie er es giebt, er, der uns geſchlagen hat, kann uns auch helfen, mit Kummern und Klagen richten wir nichts aus. Denk, wie es heißt: Sorget nicht für den morgenden Tag, es iſt gut, daß jeder Tag ſeine eigene Plage habe." „Das ſteht ſchön geſchrieben, aber wer kann es ſo nehmen," ſagte Uli, „bſunders —" Doch Breneli fiel ihm ins Wort und ſagte: „Nit, nit, Uli, immer denken muß man ſo, dann kommt es einem auch ſo ins Herz, und man weiß nichts mehr anders. Aber ſieh, was iſt das? Du mein Gott!" Es war eine Brut junger Wachteln; wahrſcheinlich hatte die Mutter mit ihren Kleinen ins nahe Gebüſch fliehen wollen, und als ſie merkte, daß es nicht ging, die Jungen, welche ihr gefolgt, noch einmal unter ihre ſchirmenden Flügel geſammelt und ſo mit ihnen den Tod gefunden. Sie lag mit ausgebreiteten Flügeln todt, unter denſelben, und um ſie her ihre Jungen alle, ſie war den Tod der Treue geſtorben. „So wäre es einem am wöhlſten,“ ſagte Uli. Vreneli antwortete nicht darauf, ſondern ſammelte die armen Thierchen in ſeine Schürze und ſagte: „Die müſſe ihm keine Katze freſſen oder ein ander wüſt Thier. Die Alte mit ihren Kindern verdiene begraben zu werden wie ein Menſch, denn braver als mancher Menſch hätte ſie gehandelt.

Unter dem Dache ſeines Stöckleins ſteckelte Joggeli im Hagel, der dort hoch aufgethürmt lag und ſagte: „Groß wie Baumnüſſe ſind ſie, ſo große Steine ſah ich nie. Es war ein ſchrecklich Wetter, es weiß kein Menſch, wie übel es gegangen, gleich vor der Ernte, das wird manch Lehnmannli ſchütteln und erleſen. Aber ſie ſind ſelbſt ſchuld, warum thun ſie nicht in die Aſſekuranz, gerade für ſolche Leute, die ein Hagelwetter nicht ertragen mögen, wäre ſie. Aber Wunder nimmt es mich, warum es gerade in dieſem Jahre, nach ſiebenzig Jahren, zum erſtenmal wieder gehagelt hat und ſo grob, da muß was Appartes dahinter ſein, ich wüßte ſonſt nicht, warum Gott es gerade jetzt wieder hätte hageln laſſen. Wenn es nur ſo wegen dem allgemeinem Gebrauch wäre, ſo wäre es ſchon lange wieder geſchehen, aber warum gerade jetzt wieder. Das dünkt mich curios.“ Er erhielt keine Antwort. Als ſie ins Haus waren, ſagte Joggeli: „Jetzt iſt dem das Reden doch einmal auch vergangen, es dünkt mich nicht anders. Ich will nicht ſagen, daß ich es ihm gönnen mag, aber recht iſt, daß dem auch mal was auf die Naſe kömmt. Wenn ich nur ſchon meinen Zins hätte, da läßt ſich zur rechten Zeit zuſehen, daß ich zu meiner Sache komme.“

Vreneli unterdrückte mit aller Macht Klagen und Kummer, war mit aller Theilnahme um Uli beſorgt, legte trockne Kleider zurecht, bereitete einen guten Kaffee, der Weiber Tröſter in allen Nöthen. Aber düſter blieb Uli, ſprach nicht, legte ſtatt zu eſſen und zu trinken den Kopf in die Arme auf den Tiſch, und ſeufzte tief. Vreneli ſprach zu, guten

Muths zu ſein, das ſei die Hauptſache. Noch hätten ſie auch noch etwas, hätten gute Leute, und an dem, was Gott thue, ſei doch noch ſelten Jemand zu Grunde gegangen, wenn er ſtandhaft geblieben und Herz und Kopf am rechten Flecke behalten; wer zu Grunde gehe, ſei gewöhnlich ſelbſt daran ſchuld. „Eben das iſt's," ſagte Uli, „Du weißt darum nicht Alles." „Und wenn Du den Prozeß auch verloren haſt," ſagte Vreneli, „ſo macht das wieder nichts, es geht nicht um Frankreich, es iſt ein Lehrgeld für ein ander Mal." „Ja, wenn ich ihn verloren hätte, da wäre es wohl gut, ich wäre deſſen noch froh, dann hätten wir das Hagelwetter nicht, und ich nichts auf dem Gewiſſen, welches mir Niemand mehr von demſelben nimmt." Nun erzählte er Vreneli, wie er den Prozeß gewonnen, nach dem Geſetze habe er Recht gehabt, ſo hätten es die Richter geſagt. Angelogen habe er das Mannli, das ſei wahr, aber das ſei nicht gegen das Geſetz geweſen, und über den Gewinn ſei er ganz froh geweſen, bis das Mannli von Weib und Kindern geſprochen, und ihm angewünſcht, daß Gottes Hand ihn entweder bei Zeiten treffen oder er am Galgen ſterben möchte. Die Worte hätten ihm ſchwer gemacht und nicht aus dem Sinne wollen, es ſei ihm immer geweſen, wäre er nur daheim, aber an ein Hagelwetter habe er nicht gedacht, da es ja hier nicht hagle, höchſtens alle hundert Jahre einmal.

Er habe wohl geſehen, daß es hagle gegen das Oberland, er habe den Zuſammenſtoß der Wetter geſehen, und wie ſie einander heraufgetrieben, gerade gegen ihn zu; es ſei ihm kalt geworden ums Herz, er habe denken müſſen, kömmt ein Blitz und trifft er Dich? Als der Hagel los gebrochen, als er wie ein armer Sünder am Halseiſen unter dem Baume geſtanden, da habe er den Blitz erwartet und nichts denken können als: Gott ſei meiner armen Seele gnädig! Mit dem Leben ſei er davon gekommen, aber was jetzt? Ein armer Tropf! ſo lange er lebe, daß ärmer keiner auf der Welt ſei. Er ſei nun um ſeine Sache, ſei um ein gutes Gewiſſen, müſſe ſein Lebelang denken, er habe ſich und noch einen unglücklich gemacht; und wenn er ſchon gut machen wollte, ſo ſeien ihm die Hände gebunden, da er ſelbſt nichts habe. Als der Alte vorhin geſagt, es nehme ihm Wunder, wenn es gerade jetzt hageln müſſe, da hätte er es ihm ſagen können, aber nichts als wünſchen, wenn er doch nur zehntauſend Klafter tief unter dem Boden wäre. Breneli hatte mit Beben Ulis Beichte gehört. Es war weit entfernt, die Sache leicht zu nehmen, und Uli die Art, wie er das Gewitter auffaßte, auszureden. Es hatte einen innigen Glauben an den Zuſammenhang der göttlichen Fügungen mit den menſchlichen Handlungen, glaubte an eine Vorſehung, welche die Haare auf dem Haupte kennt, und die Sperlinge auf dem Dache behütet, es glaubte an die zeitlichen Strafen, aber als eine Zucht, welche wirken ſoll bei denen, welche Gott lieben, eine friedſame Frucht der Gerechtigkeit. Als es ſtumm da geſeſſen und lange um das rechte Wort gerungen und es nicht gefunden, — klagen, Vorwürfe machen wollte es nicht und wie tröſten? da ſtund es plötzlich auf, holte das heilige Buch, ſuchte, fand und las: „Betrachtet doch den, der ein ſolches Widerſprechen von den Sündern erduldet hat, auf daß ihr nicht matt werdet, den Muth fallen laſſet. Ihr habt noch nicht bis aufs Blut widerſtanden über die Kämpfe wider die Sünde. Und lieber habt ihr ſchon allbereits vergeſſen die Vermahnung, die mit euch als mit Söhnen redet. Mein Sohn, ſpricht ſie, achte nicht gering die Züchtigung des Herrn, und verzage nicht, wenn du von ihm geſtraft wirſt, denn welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er, er geißelt aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt. So ihr die Züchtigung erduldet, ſo erbeut ſich Gott gegen euch als gegen Söhne, denn welcher Sohn iſt, den der Vater nicht züchtigt. Seid ihr aber ohne Züchtigung, deren ſie alle ſind theilhaftig worden, ſo ſeid ihr Baſtarde und nicht Söhne. Darnach ſo haben wir die Väter unſeres Fleiſches zu Züchtigen gehabt und ſie geſcheuet, ſollten wir dann nicht vielmehr unterthan ſein dem Vater der Geiſter; daß wir leben. Denn jene haben uns gezüchtigt wenig Tage, nach ihrem Gutdünken, dieſer aber züchtigt uns zu Nutze, auf daß wir ſeiner Heiligkeit theilhaftig werden. Eine jede Züchtigung aber, wenn ſie gegenwärtig iſt, dünket ſie uns nicht Freude, ſondern Traurigkeit zu ſein, aber darnach giebt ſie denen, die durch ſie geübet ſind, eine friedſame Frucht der Gerechtigkeit. Darum richtet wieder auf die ſinkenden Hände und die müden Knie, und machet richtige Wegleiſen euren Füßen, auf daß nicht, was lahm iſt, abgeſtoßen werde, ſondern vielmehr geſund werde. Jaget dem Frieden nach, gegen Jedermann, und der Heiligung, ohne welche Niemand den Herrn ſehen wird. Und ſehet darauf, daß nicht Jemand Gottes Gnade verſäumet, daß nicht etwa eine Wurzel der Bitterkeit aufwachſe und Unruhe anrichte, und viel durch dieſelbige befleckt werden." „Das wäre ſchön," ſagte Uli, als Vreneli zu leſen aufhörte und ihn anſah, „wer es faſſen könnte." Da wurde er abgerufen, die Knechte fühlten einmal, daß ſie den Meiſter bedurften. Die Ställe waren voll Vieh, und keine Hand voll Gras wäre in dieſem Augenblick auf dem ganzen Gute zu haben geweſen; die Trümmer waren mit Hagel bedeckt, das neue Heu noch in Gährung. Da kam es Uli wohl, daß er dafür ſorgte, ſo viel als möglich durch den größten Theil des Sommers altes Heu zu haben, dies kömmt in gar vielen Fällen äußerſt bequem, immer iſt's freilich nicht zu machen, es giebt Jahre, wo man froh iſt, wenn Heu und Gras einander erreichen.

Vreneli war ſehr bewegt in ſeinem Gemüthe, es fühlte wohl, wie ſchwer es ſei, den wahren Troſt zu faſſen, wie ſchwer, über alle irdiſchen Kümmerniſſe den Glauben zu erheben, daß das, was Gott thue, wohlgethan ſei. Es pries als ein groß Glück das Unglück, wenn dadurch Uli aus dem Wirbel des Zeitlichen dem höhern Ziele zugewendet worden, aber dazwiſchen kamen ihm doch die Sorgen, was werden wir eſſen und womit werden wir uns kleiden? Am tiefſten ergriff's ihn, daß, indem ſie unglücklich geworden und geſchlagen, das Mannli ſeine Sache doch nicht wieder hätte, doch vom Höflein komme, mit den Kindern dem heiligen Almoſen nach müſſe; daß ſie nicht im Stande ſeien, ihn mit Geld zu ſühnen, was ſie auf- und anbringen möchten, gehöre Joggeli, dem alten Gläubiger, und wie es herauskäme, wenn ſie dieſem geben würden, was ſie ihm nicht ſchuldig ſeien, und da nicht zahlen, wo die Schuld verſchrieben ſei? Das plagte ihns. Es ſagte ſich freilich, das Mannli ſei auch etwas ſchuld an der Sache, es habe ſich immer ſehr häſſig gebehrdet und aufbegehrt, wenn es freundlicher gethan, ſo hätte Uli vielleicht nachgegeben. Indeſſen hatte eben das Mannli recht und Uli unrecht. Vreneli wußte ſich nicht anders zu helfen als die Sache auf Gott zu ſtellen, ihn zu bitten, dort gut zu machen, was ſelbſt zu thun er ihnen ſelbſt die Hände gebunden.

Das Haus war ihnen alſo nicht verbrannt, aber Alles, was auf dem Gute grünte, verhagelt worden. So geht es oft, man fürchtet etwas als das größte Unglück, damit wird man verſchont, dagegen bricht ein anderes über uns herein, an das man nicht gedacht, welches aber viel größer und ſchwerer iſt. Der Morgen nach einem Brande iſt ein trauriger Morgen; da ſteht man an der Brandſtätte und denkt ans Haus, wie es geweſen, und was Alles darin geweſen. Dann geht man auf die Brandſtätte, ſucht im rauchenden Schutte dieſes, jenes, das eine findet man nicht, von Anderm Bruchſtücke, die nicht zu brauchen ſind; dann will man traurig weg und kann doch nicht, und immer wieder zieht es einem zurück, zu ſuchen nach dieſem nach jenem, zu ſchauen, wie es jetzt iſt, zu denken, wie es geweſen.

Aber nicht viel weniger traurig iſt der Morgen nach einem großen Hagelſchlag, beſonders für einen Pächter, der den verſchiedenen Pflanzungen nachgeht, traurig die Stummel und Trümmer betrachtet und überſchlägt, ſoviel hätte mir dieſes ertragen, ſoviel jenes und jetzt nichts. Die Bäume betrachtet und denkt, ſo manches Jahr ſind ſie nun unfruchtbar und viele ſterben; denken muß, wo jetzt zu eſſen nehmen, was jetzt pflanzen, daß man im Herbſt doch noch einen kleinen Ertrag hat, etwas für die allerhöchſte Noth? Das ſind traurige Wanderungen, beſonders wenn bei der Heimkunſt der Pachtherr unter dem Dache ſteht und ſagt: „Höre Du, was ich ſagen wollte, es wäre mir lieb, wenn Du mir geben könnteſt, was Du mir vom vorigen Jahre noch ſchuldig biſt, es war dieſen Morgen Jemand bei mir, und ich ſollte Geld haben.“ Beſonders wenn man dazu noch angegriffen iſt an Leib und Gemüth, alle Glieder ſchmerzen, die Beine ſo ſchwer ſind, daß man glaubt, ſie gingen knietief in der Erde, und die Seele ſo voll iſt, daß man ſich hinlegen, ſterben möchte, der Muth zu allem fehlt. Vreneli munterte Uli auf, gab verſtändigen Rath, tröſtete ihn über Joggelis Unverſtand, daß der nichts zu bedeuten hätte, doch Alles umſonſt. Uli blieb zerſchlagen in Gliedern und Gemüth. Nachmittags ſagte ihm Vreneli, „ſie wollten zuſammen die mit dem Gute nicht zuſammenhängenden Acker beſuchen.“ Auf einem derſelben, der durch einen Hügel vom Ganzen getrennt war, hatten ſie eine ſehr bedeutende Kartoffel-Pflanzung. Mit großer Mühe konnte Vreneli ihn dazu bewegen, und bloß durch die Vorſtellung, daß ſie doch zuſehen müßten, ob man noch irgend einen Ertrag erwarten könne, oder neue ſetzen müſſe. Wenn man gleich dran hingehe, ſo könne man bis im Spätherbſt noch Erdäpfel erwarten, beſonders von raſch wachſenden, ſchnell reifenden Sorten. In den nähern Ackern fanden ſie die gleiche Verheerung, mit großer Noth bewegte Vreneli den Mann noch zu den Erdäpfeln zu gehen. „Er möge nicht,“ ſagte Uli, „es ſeien ihm die Beine wie zuſammen gebunden.“ Vreneli gab nicht nach. Uli ging. Als ſie auf der Höhe waren, ſahen ſie zu ihrer großen Verwunderung den ganzen Acker faſt unverſehrt. Je ſtärker ein Hagelſchlag iſt, deſto ſchärfer iſt er zumeiſt begrenzt. Auf der einen Seite eines Weges oder eines Zaunes ſieht man Alles zerſchlagen, auf der andern keine Spur eines Hagelkorns. Faſt laut auf hätte Vreneli gejauchzt. Es fühlte ſo recht die Freude über etwas, welches man verloren geglaubt, und unverſehrt wieder gefunden. Es nahm es als ein Pfand, daß Alles beſſer kommen werde, als es den Anſchein habe. „Nun freue Dich, Uli,“ ſagte es, „hat man Kartoffeln, ſo hat man Alles, die Sache wird ſich ſchon machen.“ „Ja, wenn es mit dem Eſſen gemacht wäre,“ ſagte Uli. „Es wäre ſchier beſſer, es wäre Alles im gleichen Loch, ſo wüßte man, woran man wäre; was helfen Erdäpfel?“

Dem Muthloſen gilt Alles nichts, dem Muthigen wenig viel. Am folgenden Tag fuhr ein Wägelchen an, Vreneli ſtieß einen Schrei der Freude aus, Uli hob kaum den Kopf, denn ihm war noch ſchlimmer als am vorigen Tag. Auf dem Wägelchen ſaßen der Bodenbauer und ſeine Frau. Sie waren lange nicht da geweſen, hatten das Unglück vernommen, kamen nun ſelbſt zu ſehen wie es ſtehe, und welche Hülfe die beſte ſei, es waren wahre Freunde in der Noth. Sie ſahen mit innigen Mitleid die Verwüſtung, wie ihnen ſeit langem keine vorgekommen, beſonders erbarmten ſie die armen Bäume, welche Jahre lang ſiechen und fruchtlos bleiben mußten. Auf Vrenelis Antrieb gingen ſie allenthalben herum und Vetter Johannes mußte rathen und ſagen, was man vorzukehren hätte, um noch ſo viel möglich Nutzen zu ziehen aus dieſem und jenem, was umzufahren ſei, was man ſtehen laſſen, was abmähen ſolle u. ſ. w. Uli war wohl auch dabei, aber es war faſt, als ob er keine Ohren hätte, die Sache ihn nichts anginge. Joggeli trappete auch nach, gab hier und dort verblümte Stiche, die Niemanden trafen, als Vreneli, welche ſeine Redeweiſe am beſten kannte. Es lud ihn ein, mit ihnen zu eſſen, er gab jedoch zur Antwort: ſie hätten ihre Sache ſelbſt zu brauchen und Niemanden nöthig, ihnen dabei zu helfen.

Dem Bauer und der Bäuerin war Ulis Niedergeſchlagenheit aufgefallen, nach der Weiſe bedächtiger Leute hatten ſie aber nichts davon geſagt. Nach dem Eſſen ſtellte Vreneli, nach Landesſitte, wo der Wein erſt nach dem Eſſen erſcheint, wenn nämlich welcher erſcheint, eine Maaß auf dem Tiſch und ſchenkte ein. „Warum haſt doch Koſten,“ ſagte die Bodenbäurin, „wir haben es nicht nöthig und ihr das Geld ſonſt zu brauchen, daneben wenn Ihr was nöthig habt, ſo ſprechet zu, wenn wir es haben, ſo ſoll es nie nein heißen. Gerade in ſolchen Zeiten hat man einander nöthig, gehts gut, ſo kann man es alleine machen.“ „So iſts,“ ſagte der Bodenbauer, „und was meine Frau ſagt, iſt nicht blos geredet, ſondern iſt Ernſt. Aber ſag mir Uli, was iſt mit Dir? Dich kenne ich gar nicht wieder, warſt ſonſt doch nicht ſo verdrückt und ohne Muth; warſt wohl manchmal oben aus und ließeſt wieder die Flügel ſinken vor der Zeit, aber wenn Du ſaheſt, daß man Dir zu helfen begehre und man Dir das Kinn in die Höhe drückte, ſo warſt wieder ein Mann. Aber heute will gar nichts anſchlagen bei Dir, eſſen und trinken thuſt Du nichts, reden nichts, und ſeit einer Weile iſts als hörteſt Du nichts! Rede, was iſts?“ „Ich bin nicht zweg,“ ſagte Uli matt, „es iſt mir in allen Gliedern, es iſt mir, als wäre ich unter der Erde. Es wäre gut, ich wäre es ſchon, denn an Allem bin ich ſchuld.“ Vreneli wollte unterbrechen, der Bodenbauer fragte, Uli ſagte zu Breneli: „Rede ſelbſt und ſag wie die Sache ſich verhält, es thut mir der Kopf ſo weh! Sage nur Alles, es iſt am beſten, ſie wiſſen, wie es iſt.“ Brenelis Verſtand ſah alsbald, daß Offenheit hier am Platze ſei. Johannes war Bürge, und wenn Jemand mit Rath und That beiſtehen konnte, ſo war er es. Wenn man Beiſtand will, muß man offen ſein, nichts ſchreckt hülfsbereite Menſchen mehr ab, als wenn ſie merken, daß man ihnen viel oder die Hauptſache verheimlicht, wodurch jede Hülfe nichts iſt, als in einen Abgrund geworfene Schätze. Breneli erzählte klar, aber ſo ſchonend als möglich. Als es ihre Finanzzuſtände auseinanderſetzte, berührte es begreiflich auch das Verhältniß mit Wirth und Müller, aber nur leiſe, ſo daß, wer nicht die ländlichen Verhältniſſe ganz genau kannte, nichts beſonderes bemerkte. Eben ſo machte es es mit dem Prozeß, als es aber zu deſſen Ende kam und deſſen Zuſammenhang mit dem Hagelwetter erzählte, und wie Uli dies jetzt ſo ſchwer nehme, da ſagte die Bodenbäurin ein über das andere Mal: „Mein Gott, mein Gott, iſt das möglich!“ und der Bodenbauer meinte: „So was ſei doch wirklich ſeit langem nicht erlebt worden. Aber wenn es ſo ſei, ſo ſolle Uli ſich eben tröſten, denn es ſei ein Zeichen, daß Gott es gut mit ihm meine. Eine Züchtigung, und ſei es auch ein ſolch Hagelwetter, ſei doch immer beſſer, als am Galgen zu ſterben.“ Auch vergaß Breneli nicht zu erwähnen, wie Joggeli keinen Verſtand habe, was ſie auch an ihm thäten. Doch hätte dieſes ſo viel nicht zu bedeuten, denn Ernſt würde er von ſich aus nicht machen, aber Sohn und Tochtermann ſeien immer geldbedürftig, ließen ſich vielleicht ſeine Anforderungen abtreten oder beſchummelten ihn auf andere Weiſe, daß ſie zwiſchen Thür und Angel kämen. Es ſei keinem zu trauen, namentlich der Tochtermann ſei des Aergſten fähig, und Joggeli, obgleich beſtändig aufbegehrend, ſei ſo leicht einzuſchüchtern wie ein Huhn, und obgleich alle Menſchen tadelnd, in vielen Dingen einfältiger als die dümmſte Frau. So ſei er nicht immer geweſen, aber das Alter ſei da und die Frau fehle ihm.

Johannes ging hinüber zu Joggeli und hatte eine lange Konferenz mit ihm. Dieſe Konferenz war keine Intervention, auch keine Myſtifikation, auf die Weiſe, wie ein übermüthiger engliſcher Junge ſie wohl probirt an neugebackenen Diplomaten, ſondern ſie war bloß ein Sondiren, ein freundlich Beſtimmen, ein Zuſichern, man ſei dann auch noch da, und deswegen ſolle Joggeli keinen Kummer haben, ſondern blos Geduld, wenn es ſein müſſe. Das Beſte verſprach Joggeli, denn Reſpect hatte er vor dem Bodenbauer und als die beſten Freunde ſchieden ſie. Darauf hatte Johannes noch eine Privat-Konferenz mit Vreneli: „Sieh, Fraueli,“ ſagte er, „Dein Mann iſt nicht zweg, das Zeug hat eingeſchlagen bei ihm, es iſt ſich aber auch nicht zu verwundern, ſo was wird nicht alle Tage erlebt; daneben iſts beſſer, nicht zuviel davon zu reden einſtweilen. Laß morgen den Doctor holen, beſſer wärs, er würde krank, als daß es ihm ins Gemüth ſchlägt, das iſt ſchwer zu heilen. Du mußt die Zügel faſſen, laß alſo bald dies und jenes machen, und wenn Du mich nöthig haſt, oder Geld willſt, ſo laß es mir ſagen. Bös ſtehts nicht mit Euch, aber gut wärs, ihr ſtündet in keinen Rechnungen, das iſt ungut, beſonders wenn Euer Hausbuch nicht in Ordnung iſt, was kaum ſein wird. Ich kenne das Hagelwerk und die Hagle, welche auf dieſe Weiſe handeln, nie rechnen wollen und endlich, wenn es ſein muß, mit Rechnungen ausrücken, vor welchen des Teufels Großmutter ſich ſchämen würde. Du kannſt daran nichts machen, mußt warten bis Uli wieder zweg iſt, aber dann muß die Sache abgetrieben ſein und ausgemacht, bis auf den letzten Kreuzer. Können ſolche Leute einem nur die Fingerſpitze berühren, ſo wird man ihrer nie los. Dann ſage aber Uli alle Tage: ehrlich währt am längſten, daß er es nie mehr vergißt. Von Joggeli habt ihr einſtweilen nichts zu fürchten; daneben kann man auf ſolche Leute ſich nie verlaſſen, es kömmt immer darauf an, wer zuletzt bei ihnen iſt. Sieh gut zu ihm, ſo viel Verſtand hat er noch, daß er dies einſieht.“ Vreneli jammerte wegen Uli. Wenn man meine, man habe das größte Unglück erlebt, welches möglich ſei, ſo zeige ſich ſchon ein anderes, noch viel größeres, daß man bitten müſſe: nur das nicht und verſprechen, das Vergangene wolle man gerne ertragen und nicht mehr klagen. So habe es es jetzt; vom Hagelſchaden wollte es nun nichts mehr ſagen, wenn nur Uli zweg wäre, der mache ihm jetzt den größten Kummer. „Zeige ihn nur nicht, und rede nicht zuviel mit ihm von der Sache, es wird ſchon beſſern, aber man muß einige Zeit vorüber laſſen. Haſt gehört, ſei nur nicht verzagt, es war ſchon Mancher tiefer drin und kam wieder zweg.“

Auf dem Heimwege ſagte er ſeiner Frau: „Es iſt doch furios mit dem Menſchen! Daß Uli ſo einfältig ſei und ſo dumm thun könnte, hätte ich mein Lebtag Niemand geglaubt; aber es muß halt Alles gelernt ſein auf der Welt und wenn einer auf einem Platze gut iſt, ſo iſt es noch lange nicht geſagt, daß man ihn auf einem andern auch wieder brauchen könne. Da war der Uli ein vortrefflicher Knecht, beſſer war er nicht zu wünſchen, jetzt als Pächter macht er dummes Zeug und wenn man nicht zu ihm ſieht, ſo ſtellt es ihn auf den Kopf. Es iſt halt mancher ein guter Soldat und ein ſchlechter Oberſt! Iſt ſparſam häuslich, hat bös und macht doch alles was dumm iſt und zu nichts führt. Macht den guten Mann, handelt mit Händlern, prozedirt, hat ſchlechtes Geſinde, es fehlen nur noch die Juden! Ueberſteht ers, ſo zweifle ich nicht daran, es giebt noch ein Mann aus ihm, die Frau iſt gut, die hält ihm den Kopf über dem Waſſer. Gut iſts, daß es zu rechter Zeit ſo kam, ſpäter hätte es doch fehlen können; aber merkwürdig iſts, wie unſer Herrgott die Menſchen faßt.“ „Der alte Gott lebt gewiß noch,“ ſagte die Bäurin, „ich zweifelte zwar nie daran; aber wohl hart hat er es dem armen Uli gemacht. Es iſt noch die Frage ob er es ausſteht, er hat zuletzt Sachen geſagt, wo ich nicht wußte, war er noch bei Verſtand oder nicht.“ „Habe nicht Kummer,“ ſagte der Bodenbauer, „wen Gott doctert, der geht an dieſem doctern nicht zu Grunde, er iſt kein junger Pinſcher, der ſich im Zeug vergreift und pfundweiſe giebt, was man bloß lothweiſe verträgt, er kennt das Maaß, was einer ertragen mag und was ihm gut iſt, er wird es wohl machen.“ „Amen,“ ſagte die Frau.

Capitel 20.

Des Spruches Folgen.

Breneli war von den ſeltenen Weibern, welche regieren
und gehorchen können, beides am rechten Orte; das ſind
rare Vögel. Es lief nicht umher wie ein Kiebitz, wenn er
einen Froſch ſieht, mit ſchrecklichem Geſchrei: „Was ſoll ich
machen? was ſoll ich machen?“ und machte am Ende von
Allem, was man ihm angab, das Gegentheil, damit die
Welt merke, wer da regiere und Meiſter ſei. Es regierte
auch nicht von vornen herein in die Kreuz und in die Queer,
und fuhr nachher, wenn Alles krumm kam, herum um Rath,
wie eine Katze, welcher man Nußſchaalen an die Tälpchen,
der Glöcklein an den Schwanz gebunden. Dieſe Sorten
von Weibern ſind weniger rar. Breneli war es weder um
ine thörichte Erhebung ſeiner Perſon zu thun, noch war es
on einer thörichten Selbſtverblendung beſeſſen, welche ſo
aſch in troſtloſe Rathloſigkeit übergeht. Breneli war es
m die Sache zu thun, es beſaß die Klarheit des Geiſtes,
n erkennen den beſten Rath, die Selbſtüberwindung, ihn da
it Dank zu nehmen, wo es ihn fand, und die Kraft, ihn
it Energie, als ob er in ihm ſelbſt entſtanden, durchzufüh-
en. Uli mochte am andern Morgen wirklich nicht aufſte-
en, lag in einer Abſpannung, welcher Breneli keinen Na-
en zu geben wußte. Der Doctor ward berufen, ſah den
uſtand lange an und ſagte endlich, er wiſſe nicht recht, wo
as hinaus wolle, er wolle etwas geben und ein oder zwei
age die Wirkung abwarten. Es war der gleiche Arzt, zu
elchem die Baſe ihr Zutrauen gehabt und es auf Breneli
rerbt hatte. Joggeli konnte ihn aber durchaus nicht leiden,
behauptete immer, derſelbe habe ſeine Frau getödtet, aber
ſei ſelbſt ſchuld geweſen, hätte ſie einen andern gebraucht,
hätte ſie noch bis zum jüngſten Tag leben können. So-
ld der Arzt fort war, kam Joggeli daher geſteckelt und
ig, was es gegeben, daß der wieder da ſei? Es wäre
n lieber geweſen, er hätte ihn nicht mehr ſehen müſſen.
erſchrak ſehr, als er hörte, Uli ſei im Bett und gar nicht

zweg, der Doctor wiſſe noch nicht recht, wo die Sache hinaus wolle, die Krankheit habe den entſcheidenden Caracter noch nicht angenommen. Das glaube er, ſagte Joggeli, das wiſſe der noch nicht, aber lang könne man warten, bis es ihm in Sinn komme. Man werde doch nicht wollen den brauchen, der verſtehe ſich auf das Waſſer nicht, ſehe es kaum einmal an, verſtehe ſonſt nichts, wenn man es begehre, ſo wolle er es Lürlipeter ſagen, daß er komme; wenn man den nur höre, ſo dünke es einem, es habe ſchon gebeſſert, ſo verſtehe der die Sache darzuthun, und könne exact ſagen, wo es fehle. Joggeli hatte ſehr Angſt, nicht ſowohl wegen Uli, ſondern wegem Gelde, plagte daher Breneli ſehr, bald mit dem Gelde und bald mit dem Arzte. Dazu hetzten ihn der Tochtermann und theilweiſe auch der Sohn auf. Er ſehe ja, daß das nicht gehe, er ſolle machen, daß die Schuld nicht zu groß werde, ſonſt habe er das leere Nachſehen. Was er dem Bodenbauer verſprochen, war vergeſſen, und was Breneli jetzt für eine Zeit hatte, das kümmerte ihn nicht, denn Vetter Joggeli hatte ſich nie in die Lage eines Andern gedacht, zum Mitleiden war er nicht geſchaffen.

Breneli hatte viel auf den Schultern, ſehr viel, eine Menge Arbeiten mußten raſch gemacht werden, um den Boden einigermaßen noch zu benutzen und den Schaden zu verkleinern, dazu ſchlechtes Geſünde, Uli in einem hülfloſen Zuſtande, zu welchem der Arzt den Kopf ſchüttelte, ein Nervenfieber hatte ihn erfaßt. Wenn man ihm zuvorkommen möchte, ſagte der Arzt zwar, habe er dieſe Wendung ſo ungern nicht, viel lieber, als wenn es ſich ihm ins Gemüth verſchlagen hätte. Bei ſolchen Krankheiten merke der Arzt, wie alles Wiſſen Stückwerk ſei; gar wunderſam ſeien leibliche und geiſtige Zuſtände in einander verflochten, dieſe Verſchlingungen zu verfolgen, gebe es keine Brille, man möge deren nehmen, von welcher Sorte man wolle. Zu dieſem Allem immer den nachſteckelnden Joggeli, mit ſeinem Geſtürm wegen Lürlipeter und wegen dem Gelde. Breneli ertrug ihn mit großer Geduld, aber endlich wußte es ſich nicht mehr zu helfen und ſchrieb dem Bodenbauer. Der kam und wuſch Joggeli tapfer den Kopf, zahlte ihm zugleich auch den Rückſtand. Aber jetzt plaget mir die Frau nicht mehr, das iſt eine, die Hoſen an hat, und tüchtiger iſt, als mancher Mann. Wenn unſer Herrgott einem Menſchen Unglück geordnet hat, ſo ſind die andern Menſchen nicht dafür da, daß ſie nun auch auf ihn losfahren und ihm vollends den Garaus machen, ſondern um Geduld zu haben und nach Kräften zu helfen.“ Zugleich ſuchte er mit Joggeli wegen dem Hagelſchaden in Beziehung auf den laufenden Zins zu unterhandeln. Ehe eine Hagelverſicherungsanſtalt da war, ſtund in den meiſten Pachtakkorden ein Artikel, welcher das Verhältniß beſtimmte, nach welchem Pächter und Pachtherr den etwaigen Hagelſchaden tragen ſollten. Jetzt übergeht man entweder dieſen Punkt ganz, der Pachtherr überläßt dem Pächter, zu verſichern oder nicht, kümmert ſich dann aber um den etwaigen Schaden nicht, oder aber, es wird beſtimmt, daß man verſichern ſolle und ein Beitrag des Pachtherrn zu den Verſicherungsgeldern beſtimmt. So etwas ſtund auch im Akkord auf der Glungge. Aber nun hatte Joggeli zu Uli geſagt: „Sei doch nicht ein Tropf und verſichere, was willſt Du für die zahlen, welche alle Jahre verhagelt werden, es hagelt ja nie hier. Wenn Du zehn Jahre zuſammenlegſt, was es Dich in die Kaſſe jährlich koſten würde, ſo kannſt Du ruhig im eilften hageln laſſen, und vielleicht hagelt es die nächſten fünfzig Jahre noch nicht.“ Uli gefiel das, er hatte das Geld nöthig, behielt daher gerne den Kreutzer, und vergaß den Thaler, der dadurch gefährdet war. Er dachte nicht an die Hälfte, welche Joggeli an die Kaſſe zahlen mußte, und nicht daran, Joggeli zu fragen: und wenn es dann hagelt, trägt ihr mit die Hälfte des Schadens? Auch der Bodenbauer als Bürge, hatte vergeſſen, darnach zu fragen. Er wußte, was im Akkord ſtund, und hielt beide für geſcheut genug, den Artikel zu erfüllen. Er war erſchrocken, als er hörte, wie es ſtund, und ging nun hinter Joggeli. Joggeli gab, als er den Rückſtand eingeſtrichen hatte, den beſten Beſcheid, aber keinen einläßlichen. „Das werde ſich ſchon machen, wenn es um das Zahlen zu thun ſei, könne man dann ſehen, jetzt wüßte man ja noch nicht einmal recht, wie groß der Schade ſei.“ „Wie theuer, Vetter,“ frug der Bodenbauer, „wollt Ihr das Uebriggebliebene?“ „Bin nicht kaufluſtig,“ ſagte Joggeli, „was ſollte ich damit machen?“

Mit Uli ſtund es bedenklich, er war Tage lang verirret, wie man zu ſagen pflegt, und was auf dem Lande gewöhnlich als ein ſicheres Zeichen eines hoffnungsloſen Zuſtandes angeſehen wird. Er lag bewußtlos in Fiebern und ſprach gar ſeltſame Sachen, daß denen, welche es hörten, ganz bange war, denn beſonders viel hatte er mit dem Teufel zu thun, und den Züchtigungen, welche er ihm anthat. Wenn nun Breneli den ganzen Tag auf den Beinen geweſen war, ſich faſt allgegenwärtig gemacht hatte, daß oft ein Knechtlein oder eine Magd ſagte: „Die Donners-Frau, iſt die ſchon wieder da! Wenn die nicht ſchon eine Hexe iſt, ſo wird ſie eine, zählt darauf!“ ſo ſaß es des Nachts an Uli's Bett und wachte.

Das ſind ſchwere, bedeutſame Stunden, welche ein Weib am Bette ihres Gatten, der zwiſchen Leben und Tod in der Schwebe liegt, durchwacht. Das Geräuſch des Tages iſt verſtummt, das Ab- und Zugehen hat aufgehört, das Schaffen und Befehlen hat ein Ende, das wachende Weib iſt ungeſtört und alleine beim kranken Manne, über ihnen iſt Gott, wohl ihnen, wenn er auch zwiſchen ihnen iſt. Iſt der Mann ſeiner Lage ſich bewußt, ſo werden es Stunden der Heiligung, ſie gleichen den Stunden in den Tagen der erſten Liebe; was das Herz bewegt, geht über die Zunge, man freut ſich in weicher Rührung der ſchönen vergangenen Tage, dankt ſich für Liebe und Treue, Geduld und Sanftmuth, beſpricht die gegenwärtige Lage, und wenn das Weib jammert um die Zukunft, das Schickſal der Wittwen und Waiſen, die Noth einer Mutter mit Kindern ohne Vater, ſo tröſtet der Mann, giebt weiſe Räthe und ſtärkt des Weibes Gemüthe, indem er ſie dem Allmächtigen empfiehlt, dem Vater der Wittwen und Waiſen. Wenn ſie betet um ſein Leben, und daß dieſer Kelch an ihr vorübergehen möchte, ſo ſagt er Amen dazu, doch nicht unſer, ſondern dein Wille geſchehe. Das ſind heilige Nächte, wie auf Engelsflügeln ſchweben ſie vorüber.

Aber anders iſt's, wenn im Irrſinn der Mann liegt, das Weib alleine iſt, ſeine Gedanken ihm Niemand abnimmt als Gott. Auch vor ſeinem Auge ſtellt ſich ſein ganzes Leben, das vergangene, das gegenwärtige, das zukünftige, und klarer jede Nacht, immer mehr ſchwinden die Schatten, es wird ein großes lebendiges Lebensbild. Süße Wehmuth, ſchöne Träume, bitteres Weinen, geduldiges Ergeben, muthvolles Erheben, wechſeln in des einſamen Weibes Seele. Die Bilder, welche erſt regellos durcheinander fluthen, geſtalten ſich in immer feſteren Zügen und beſtimmter Ordnung, immer klarer bildet ſich aus der Gegenwart die Zukunft. Auch dieſes Weib fleht: „Iſt's möglich, ſo gehe der Kelch an mir vorüber, doch nicht mein, ſondern Dein Wille geſchehe!“ Aber weil des Herrn Wille ihm nicht offenbar iſt, bildet ſich vor ſeinem innern Auge die Zukunft in doppelter Weiſe. Es ſieht ſich Hand in Hand mit dem Manne durchs Leben gehen, es trägt in den nächſten Tagen ihn zum Grabe, ſteht alleine mit den Waiſen, muß alleine ſie führen ins Leben, ſie ſtärken zum Leben. Wie dunkle, ſchwere Gewitterwolken wälzen ſich dieſe Bilder anfänglich an ſeinem Auge vorüber, aber allmählich klären ſie ſich ab, geſtalten beſtimmter ſich, gleichförmiger, nur aber ſchöner jede Nacht, geſtalten zu beſtimmten Entſchlüſſen ſich, zu einem Leben, den Gedanken eines Malers ähnlich, in denen er ein Bild feſtſtellt, in großen Umriſſen zuerſt, und allmählig von Geſtalt zu Geſtalt, bis zur Ausprägung der einzelnen Züge, an deſſen Ausführung er Jahre, ja ſein Leben ſetzt.

Man hat oft bewundert, mit welcher klaren Umſicht und großen Energie Wittwen die Zügel großer Haushaltungen faßten und führten, wie ernſt und feſt ſie ihre Kinder erzogen, wie mächtig ſie dem Schmerze geboten, der doch ſichtlich ihren Körper ſchüttelte. Wer dabei geweſen wäre, in jenen ſtillen, langen Nächten, geſehen hätte, wie ſie mit ihrem Schmerze, wir möchten faſt ſagen, mit Gott gerungen hätten, bis ſie zu der Kraft und Klarheit gekommen, welche ſie üben bis zum Grabe, durch welche ſie hinein glänzen in das Andenken der Ihren, wie Sterne in die Nacht, der würde ſich nicht wundern, woher ihnen das Weſen gekommen, welches Niemand in ihnen ahnte, welches ſo ſegensvoll virkte. Doch auch in einer andern Richtung bildet die Seele, ſchafft eigentliche Liebensbilder; ſie denkt in Wehmuth, denn Gott den Geliebten ihr wieder ſchenke, wie ſie beide ein neues Leben führen wollten, in mildem Frieden, treuer Liebe, wie alle Schatten fort müßten aus dem Leben, alles Trübe, alles Zagen, alles Kümmern um Kleines, wie ſie ſchaffen wollten in aller Freudigkeit ihr Tagewerk, abſonderlich aber trachten nach dem Einen, das Noth thut. Heitere Bilder folgen einander in längerer Reihe, glänzen immer heller, je mehr die Krankheit weicht, das Leben aus der Krankheit wieder empor blüht, werden trüber und trüber, wenn die Krankheit ſteigt; wenn der Tod kömmt, erblaſſen ſie, werden begraben im Gemüthe, der wahren Familiengruft, in welcher die geliebten Todten geiſtig weilen bis zum Wiederſehen.

Manche ſolche ſtille, lange Nacht wachte Vreneli an Uli's Bette, war verſunken in tiefe Gedanken, oder horchte mit blutendem Herzen auf die Irreden des Mannes. Mehr als eine Woche kam es nicht aus den Kleidern, wollte trotz des Doktors Befehl Niemanden Anders wachen laſſen, aus Liebe, aus Bangen, was die Leute denken und ſagen würden, wenn ſie Ulis Reden hörten, nicht. Von Irreden haben die Menſchen keinen Begriff, kennen zumeiſt nur einen Grund derſelben, das böſe Gewiſſen, das Aufwachen der Angſt über geheime Verbrechen. Was hätten ſie gedacht und geſagt von Uli, der immer mit dem Teufel zu thun hatte, am Ort der Qual ſich glaubte? Eines Abends wars, als ob der Arzt nicht fort könnte vom Bette, er nahm eine Priſe nach der andern, endlich kehrte er ſich um, ſtäubte den Schnupftaback von den Kleidern und ſagte: „Fraueli, wenn es was geben ſollte in der Nacht, ſo laß mich rufen.“ „Mein Gott, Doktor, was meint Ihr! ſtirbt er mir, ſtirbt er?“ wimmerte Vreneli. „Kann es Dir nicht ſagen,“ antwortete der Arzt, „aber endlich muß es einen Weg geben, den oder dieſen, ſo kann es nicht bleiben, die Zeit iſt um, wo es ſich entſcheiden ſoll, vielleicht, daß es dieſe Nacht geſchieht, und ſchaden thut es nichts, wenn der Arzt nicht weit iſt, manchmal kann man helfen, manchmal nicht, manchmal kann man Diener der Natur ſein, manchmal muß man es nehmen, wie Gott es will.“

„Guten Tag, Fraueli, guten Tag, geſchlafen ein wenig, es iſt kein Wunder! Wie gehts, mit Schein nicht bös?“ Dieſe leiſen freundlichen Worte weckten Vreneli, welches vom

Schlafe überwältigt worden war. Hochauf fuhr es vom Stuhle; es war helle im Stübchen, der Arzt, den die Theilnahme unberufen hergetrieben, ſtund am Bette und prüfte den Kranken. „Mein Gott, mein Gott,“ rief Vreneli. Da legte der Arzt den Finger auf den Mund, winkte Vreneli vom Bette weg durch die Thüre in die andere Stube und ſagte leiſe: „Fraueli, er kömmt Dir auf, die Sache iſt gut, jetzt ſchläft er ruhig, ſchwitzt recht, jetzt nur nicht geredet.“ Vreneli wollte laut auffahren, bachweiſe ſtrömten ihm die Thränen über die Backen nieder. „Bſch, bſch,“ machte der Arzt, „geh und mache mir ein Kaffee, nehme ſonſt nicht bei den Patienten, ſie meinten gleich, man wolle den Lohn doppelt. Aber ich möchte ihn erwachen ſehn, und hatte noch nichts dieſen Morgen. Z'Preſſiren haſt nicht, es wird noch eine Weile gehen, will unterdeſſen in den Stall, ſehen wie Du Haus haſt und Deine Knechte rühmen oder ſchelten, je nachdem ſie es verdienen. Ein fremd Wort wirkt manchmal; zuweilen nehmen ſie es einem übel, aber was frage ich den Hudelbuben nach! Vreneli mußte wieder ins Stübchen, bevor es des Arztes Befehl nachkam. Was es dort machte, weiß Gott.

Der Arzt trappete mit den Händen in den Taſchen ums Haus herum und las dem Dienſtbotenperſonal in ſeiner barſchen aber heitern Weiſe tüchtig den Text. „Was zum Teufel, den Dünger, welchen Du geſtern aus den Ställen gemacht, noch nicht verlegt! Wohl, das ſollten mir meine Buben machen, ich führte ſie beim Hagel am Hals auf den Miſthaufen. Das Jaucheloch läuft ja über! Was, iſt das gemacht! Was giebt es doch einem von Euch zu thun, ein Faß oder zwei auszuführen? Aber wenn man nicht immer hinten und vornen iſt, ſo iſt nichts gemacht; wohl, das wird ſauber ausſehen in den Ställen. Auf meine Seele, wenn ich es einmal ſo fände, ich jagte das ganze Pack mit dem Stecken von Hof, Ihr ſolltet Euch ſchämen wie Laushunde! Auf die Ehre hättet Ihr es nehmen ſollen, die Sache recht zu machen. Das Fraueli hat ſich faſt getötet, aber an allen Orten kann es nicht ſein. Ich habe einen alten ſiebenzigjährigen Trappi und einen jungen, nur ſo einen Löhl, aber es iſt mir ein jeder von ihnen, der Alte und der

Junge am kleinen Finger lieber als Ihr Alle mit einander, Nein, hört Buben, ſo geht das nicht, das muß anders ausſehen und zwar heute noch. Ja lacht nur, aber gebt Acht, was Ihr macht, es iſt Ernſt. Euer Meiſter kommt auf, wenn er Sorg hat und man Sorg zu ihm hat. Er iſt durch die Gefahr, Gottlob! Aber kömmt er da heraus und ſieht die Schweinerei und das Geſudel, ſo bekömmt er das Gallenfieber, dann ſtreckt es ihn, dann heißts, der Doctor habe ihn getödtet und Frau und Kinder können ihm nachweinen. Das will ich nicht, habe ich ihn mit Gottes Hülfe gerettet, ſo ſoll ſolch Volk mir ihn nicht tödten, da bin ich gut dafür. In zwei Tagen komme ich wieder, macht, daß es dann ausſieht, wie es ſich gehört, ſonſt muß mein Seel die Frau Alle ausjagen, ich will es verantworten. Ich komme alle Tage in zwanzig Dörfern herum, weiß Knechte für ſieben ſolche Höfe, will dann aber auch allenthalben ſagen, was Ihr für Burſche ſeid.“

Unter der bekannten Ecke ſeines Stöckleins, ſo gleichſam ſein Wartthurm oder ſeine Sternwarte, wenn er ausgucken wollte, was im Hauſe vorging, ſtund Joggeli. Die laute Stimme des Arztes, dem er ſonſt aus dem Wege ging, hatte ſeine Neugierde gereizt. Als der Arzt ihn dort ſah, marſchirte er in langen Schritten auf ihn zu und ſagte: „Früh, Papa, früh, ſo alte Manne ſollten im Bette bleiben, bis bald um Mittag. Sie ſind den Leuten ſonſt nur zur Plage mit ihrer Wunderlichkeit, beſonders wenn Sie nichts thun. Ihr hättet aber jetzt etwas machen können und es wäre Euch wohl angeſtanden, Ihr hättet es gemacht. Ja ja, Papa, ſeht mich nur ſo ſauer an, ich ſage meine Sache gerade heraus und fürchte mich nicht vor einem Paar ſauren Augen, die haben noch Niemand erſtochen. Ihr hättet dem Franeli an die Seite ſtehen ſollen und die Lumpenbuben da in Ordnung halten, die Frau konnte nicht an allen Orten ſein; Ihr hättet wohl Zeit gehabt, es wäre aufs gleiche herausgekommen, ob Ihr hier ums Häuschen herumſteckelt oder dort bis zur Scheune hinunter. Aber ſo habt ihrs, ihr Hagels Bauern, wenn ihr nur Geld habt, ſo fragt ihr keinem Menſchen was nach, dem eigenen Bruder nicht. Ja, Ihr ſeid ein Volk, Ihr, hab es erfahren! Rette ich hunderten das Leben, und bringe ſie davon, ſo denkt mir kaum einer daran. Thut ihm der Bauch wieder weh, läuft er zu einem andern Arzt, oder gar ſo zu einem verfluchten Waſſerſchmöcker."

„Ja, ja," ſagte Joggeli, zuweilen kömmt einer davon und oft gehts dem Kirchhof zu, Ihr tapfern Lieſeranten, was Ihr ſeid! Meine Frau ſelig die brachtet Ihr nicht davon und der drüben wird ihr wohl nach müſſen, appartig glücklich ſeid Ihr hier nicht." „Um Euere Frau iſts ſchade, wenn ſie nicht einen ſo wunderlichen Mann gehabt hätte, ſie lebte vielleicht noch, aber um ſie davonzubringen, hätte man Euch doctern ſollen," entgegnete der Arzt, „der drüben kömmt davon, ja freilich, wenn Ihr mir ihn nicht hintendrein tödtet mit plagen, quälen, kummern wegen dem Zins. Aber eben, das will ich Euch ſagen, nehmt Euch in Acht damit, ſo gewiß Ihr das thut, will ich Euere Zunge ſpannen, daß Ihr 7 Wochen das Reden laſſet. Das Waſſer g'ſchauen thue ich nicht, aber vom Hexenwerk verſtehe ich vielleicht mehr als ein Anderer, und wenn es nöthig iſt, mache ich, was ich kann. Jetzt wißt Ihr, woran Ihr ſeid und behüt Euch Gott und lebet wohl." Joggeli ſah ihm mit offenem Maule nach. „Er wärs im Stand der Hagels Ketzer," ſagte er. Steckelte in ſein Stöcklein zurück und machte ſorgſam die Thüre zu.

Uli war erwacht, aber unendlich matt; es war ihm wie einem, der aus der Grabe kömmt. Er ſchloß bald wieder die Augen. „Komm," ſagte der Arzt, „laß ihn machen, ſchlafen, ſoviel er will, rede nicht zuviel, freue dich nicht zu ſichtlich, frage ihn um nichts, und was Du ihm zu eſſen geben ſollſt und wie viel, will ich Dir draußen ſagen. Halte Dich tapfer mit den Portionen, Du wirſt Deine liebe Noth haben mit dem Hunger, wenn der einmal erwacht, oft hören müſſen, Du gönneſt ihm das Eſſen nicht. Aber deſſen mußt Du Dich nicht achten. Sag nur, ich habs befohlen."

Vreneli hatte das Herz voll von Dank und Freude, die Augen voll Thränen, aber reden konnte es nicht, es konnte dem Arzt blos die Hand geben als ſie draußen waren. Der verſtund das aber wohl, drehte ſich um, ſtund ans Fenſter, that, als nehme er eine Prieſe und wiſche den überflüſſigen Schnupf ab. Der Arzt war ſehr rauh, aber nur auswendig, es giebt andere, welche es umgekehrt haben.

Uli war zum Kind geworden, mußte in jeglicher Beziehung ein neues Leben anfangen, ſo daß er es anfangs kaum merkte. Nachher beelendete es ihn, daß er darüber weinte, Vreneli auch und den Arzt beſchied. Der tröſtete, ſchärfte aber aufs neue die größte Vorſicht ein, leibliche und geiſtige. Es fehlten Uli die Kräfte, er konnte nicht gehen, nicht einmal den Löffel zum Munde führen vor Zittern. Er hatte das Gedächtniß mehr oder weniger verloren, mußte ſeine Erinnerungen mühſam zuſammenleſen, wie ein Kind Glasperlen, welche es im hohen Graſe verſchüttet, oder zwiſchen loſen Steinen. Es war zum Weinen, wie das kleine Vreneli des Vaters wartete, ihn führte und half, faſt als wäre er ſeine große Puppe. Joggeli hielt ſich aus Reſpeckt vor des Arztes Worten ferne, doch konnte er ſich einmal nicht enthalten, Uli, der in der Sonne ſaß, näher zu treten und ihm etwas zu ſagen. Die Antwort fiel etwas linkiſch aus, daß Joggeli ſagte: „Dir wärs beſſer, Du lägeſt im Kirchhof. Aber wie das Wort, welches Uli nicht einmal verſtund, heraus war, erſchrak er ſehr, ſteckelte ſo ſtreng er es vermochte, ſeinem Stöcklein zu, und ſchloß ſorgfältig hinter ſich die Thüre. Indeſſen ging es bei Uli raſcher als bei einem Kinde, jeder Tag brachte ſeinen Fortſchritt, derſelbe ward immer entſchiedener, und zwar hier auf erfreuliche Weiſe. Er konnte alle Tage beſſer gehen, das Gedächtniß ſtellte ſich allmählich wieder ein, aber dazu auch ein Hunger, welcher Vreneli manchmal den Angſtſchweiß auf die Stirne trieb. Wenn ein Mann um Eſſen bittet, noch um ein Stücklein, um ein ganz kleines, ganz wie Kinder es thun, und die Frau ſagen muß, ganz wie einem Kinde: Ich darf weiß Gott nicht, warte nur eine Stunde, dann gebe ich Dir wieder, und der Mann die Minuten zählt, ſo iſt es allerdings ein ſchwer Ding für eine Frau, feſt zu bleiben und nicht an das Sprüchwort ſich zu halten: Wenig ſchadet wenig, nicht zu denken, daß aus vielem Wenigen Viel wird, und endlich um eines einzigen Tropfens Willen ein Glas überfließt. Was Vreneli ganz beſonders freute, war eine Weichheit des Gemüthes, eine Ergebung in ſeine Lage, von der Uli in letzter Zeit ſo himmelweit entfernt ſchien. Anfangs erſchrak ers darob, hielt ſie für kindiſche Theilnamloſigkeit, für Mangel am Begreifen, in welcher Lage ſie ſeien, aber es ſtellte ſich alle Tage deutlicher heraus, daß es was anderes war.

Vor ſeiner Krankheit waren alle ſeine Kräfte überſpannt, ſeine Stimmung unnatürlich gereizt, er glich einem Schwimmer, welcher alle ſeine Kräfte zuſammennimmt, die Strömung zu durchſchneiden, das Ufer zu gewinnen. Je ſchwerer es ihm wird, deſto größer werden ſeine Anſtrengungen, Alles bietet er auf, das Letzte ſetzt er daran, bis plötzlich die Kräfte brechen, einem zu ſtark geſpannten Bogen gleich, und der Strom ihn verſchlingt. So war auch Uli zuſammengebrochen im Kampf mit ſeinem Geſchick, ein Krankheitsſtrom war ihm über Seele und Körper gegangen. Als er wieder auftauchte aus demſelben, aus langer Ohnmacht zu neuem Leben erwachte, war die Spannung vorüber, die Stimmung eine ergebene, dankbare, es ſtellte ſich das Vertrauen ein, die Züchtigung ſei vorüber, der Herr, der in die Hölle führt und wieder heraus, der bis hierher geholfen, werde auch ferner helfen. Uli konnte ſagen: „In Gottes Namen komme was da wolle, wir wollen es annehmen, wir wollen das Mögliche machen, daß Niemand an uns verliert, auch haben wir ja gute Leute, welche Geduld haben werden. Wir ſind jung und wenn uns Gott geſund läßt, ſo iſt nichts verloren und es macht mir keinen Kummer, uns mit Ehren durchzubringen, was will man mehr? Das Reichwerden wollen wir aufgeben, was hat man davon als Angſt und Noth, und Zorn und Streit?“ Dieſem pflichtete Vreneli vollkommen bei. „Wenn ſie nicht zappelten und haſteten, nicht allzunöthlich thäten, und Gott ihnen ein oder zwei beſſere Jahre ſende, ſo werde es ſo ſchlimm nicht gehen; wenn man einander treulich helfe, ſei viel zu machen und Alles zu ertragen, es danke dem lieben Gott, daß es ſo gekommen.“ Uli war auch dieſer Meinung. Wohl kam ihm zuweilen eine Haſt an, daß er aufſprang, meinte, er müſſe dran hin, müſſe alle ſeine Kräfte aufſpannen, um den ſtecken gebliebenen Wagen zu heben und zu ſtoßen, aber Vreneli konnte ihm durch ein freundlich Wort die ihm noch ſo nöthige Ruhe geben, daß er wieder nachließ und ſagte: „Du haſt recht!“

Capitel 21.

Wie Uli mit Menſchen rechnet und Gott ſucht.

Ihre Lage war allerdings trüb und bedenklich. Wenn Uli ſeine frühern Erſparniſſe einzog, ſo konnte er den Bodenbauer bezahlen, und was er ſonſt noch ſchuldig war. Sein ſo ſauer Erworbenes war alſo zugeſetzt, vor ihm war ein Jahr ohne Erndte, wo er genöthigt war, einen Theil des Brotes zu kaufen. Sein Freund, der Müller, hatte ihm ſo viel Korn abgeſchwatzt, daß ſein Speicher faſt leer war. Woher das Saatkorn nehmen? Brot kaufen müſſen bei einem Haufen Geſinde, iſt übel. Er hatte nichts als Heu und Kartoffeln, beides reichlich und gut. Mit Milch und Butter konnte er etwas Weniges machen, aber es gab kaum die Hauskoſten, noch viel weniger die Dienſtenlöhne; wenn man Brot ſparen muß, muß man mit etwas Anderm nachhelfen.

Aus dem Stalle konnte er etwas ziehen. Jetzt ſah er ein, wie gut es geweſen, daß Breneli für Vorräthe geſorgt, welche größer waren, als er glaubte. Hanf und Flachs hatte man reichlich zum ſpinnen und vielleicht war vom erhaltenen Garn etwas zu erübrigen zum Verkauf. Dazu endlich hatte er nach die Rechnungen mit Müller und Wirth, welche nicht erledigt waren, von denen Uli Bedeutendes erwartete. Wie Breneli manchmal geſagt hatte, „Mach doch die Sache fertig, ich ließe mich nicht immer ſo abſpeiſen, Du biſt viel zu gut und wirſt ſehen, wie es Dir geht,“ wehrte es jetzt vom Rechnen ab, und ſagte: „Wart, das preſſirt doch nicht ſo.“ Die beiden Buſenfreunde hatten in Ulis ganzer Krankheit nichts von ſich hören laſſen, und während ſeiner Geneſung ließen ſie ſich nicht ſehen. Sie mochten vielleicht das Wort Nervenfieber fürchten, jedenfalls aber fühlt ein Schuldner, welcher nicht gerne zahlt, kein entſchiedenes Bedürfniß, ſich einem Gläubiger unter Augen zu ſtellen, von dem er vorausſetzen muß, er ſei Geldes bedürftig. Vreneli fürchtete Aerger und Zorn für Uli, und ob jetzt eine Woche früher oder ſpäter, darauf kam es in Beziehung auf das Geld nicht viel an, wohl aber in Beziehung auf Ulis Geſundheit. Endlich ſagte Uli, „Ich merke wohl, warum Du mir das Rechnen mit den Beiden verhalten willſt, aber ſei ohne Sorge, ich kann es geduldig nehmen, wie es kömmt. Sieh, ich habe da auch was verdient, ich ſehe es je länger je beſſer ein. Wären ſie die Freunde, wie ſie ſich immer geſtellt, ſie wären wohl ſchon gekommen und hätten ihre Hülfe angeboten. Warum ſtellte ich meinen Glauben auf ſie und bildete mir ein, wie Wunder gut ſie es mit mir meinten? Merke wohl, woher es kömmt, und damit ſoll mich Niemand mehr fangen, wie man mit Speck die Mäuſe fängt. Es that mir einerſeits wohl, Freunde zu haben, Männer, von denen ich meinte, ſie bedeuteten was und meinten es gut. Solche Freunde ſind was, nicht nur wegen der Hülfe, ſondern es thut einem wohl im Herzen, wenn man denken kann, es mag Dir gehen wie es will, ſo haſt Du Freunde, und rechte Männer. Ich muß es bekennen, an dieſem Gedanken habe ich große Freude gehabt und oft gedacht: nicht Jeder hat Freunde, ſo wie nicht bei jedem Menſchen die Hunde bleiben. Aber wahr iſts, ich lebte noch wöhler an ihren Worten, ſie rühmten mir Alles und lobten mich immer, da war nichts als Uli hinten und Uli vornen. Wenn man nichts geweſen, es thut einem ſo wohl, wenn man auf einmal ſo viel ſein ſoll, man weiß manchmal nicht, geht man auf den Kopf oder auf den Füßen, man kommt ordentlich in einen Schwindel, wo man ſich dreimal größer ſieht als man iſt, und in ſüße Träume, wo man meint, man ſei wirklich im Schlaraffenland und die gebratenen Würſte hingen bereits zunächſt dem Maule. Jetzt, aus dieſem Traume Gottlob erwacht, ſchäme ich mich, kann nicht begreifen, wie ich das nicht merkte, daß dieſes eben die Speckbrocken waren, mit welchen man die Mäuſe fängt, daß ich mich ſo ganz blindlings fangen ließ. Aber es dünkte mich, ſie thäten den Nagel auf den Kopf treffen, und weil ich ihnen dieſes glaubte, glaubte ich ihnen alles Andere, hielt ſie für die glaubwürdigſten Männer auf der Welt. Ungefähr ſo wird es der Eva im Paradieſe mit dem Teufel ergangen ſein. Ward ſie geſtraft, werde ich billigerweiſe es auch. Wie ich merke, wird es vielen Menſchen ſchon ſo gegangen ſein. Ich ſehe erſt jetzt, wie gefährlich es iſt mit dem Glauben, wie leicht man ihn am unrechten Orte anwendet. Habe daher nicht Kummer, ich muß es nehmen, wie es iſt, mich dauert nur, daß auch Du damit leiden mußt.“

An einem ſchönen Abend machte Uli ſich endlich auf zu dem Müller, weit war es nicht, aber müde ward er doch. Als er zur Mühle kam, wollte ihn lange Niemand ſehen, dann lange Niemand wiſſen wo der Müller ſei, dann Niemand Zeit haben ihn aufzuſuchen, und als endlich Jemand ſich dazu herabließ, verging eine mörderliche Zeit, bis der Müller ſich zeigte. Das ſind immer ſchlimme Zeichen, und laſſen eben auf den zärtlichſten Empfang nicht ſchließen. Endlich erſchien der Müller. „Lebſt auch noch?“ ſagte er. „Es hielt Dich hart, wollte kommen und ſehen, wie es Dir gehe, es wollte ſich aber nie ſchicken, daneben hätte ich doch nichts helfen können.“ „Du haſt recht,“ ſagte Uli, „da mußte ein Anderer herbei; aber, was ich ſagen wollte, ſchickt es ſich Dir etwa mit mir zu rechnen, es wäre mir ſehr angenehm. Es plagte mich die Zeit über oft, daß ich meine Sache nicht im Reinen hatte, wenn ich hätte ſterben ſollen, wer hätte die Sache auseinander machen ſollen, an das ſollte man immer denken.“ „Du haſt recht,“ ſagte der Müller, „es iſt auch gut für die Ueberlebenden. Wie aufrichtig man iſt, ſo ſollte man am Ende doch betrogen haben, beſonders iſt immer Alles auf den Müllern, wenn die einmal was eingeben, ſo ſoll es falſch und erlogen ſein. Es iſt akurat, als ob alle Leute die Wahrheit redeten und nur ſie lügen könnten.“ So begehrte der Müller in einem fort auf und Uli mußte denken: „Hat der etwa ſchon auf meinen Tod hin eine Eingabe gemacht gehabt, in mein **Beneficium Inventari** oder Vermögensliquidation, und erſcheine ich ihm jetzt ſo gleichſam als ein Geſpenſt oder wie ein alter Papa aus dem Grabe erbluſtigen Söhnen?“ „Haſt das Hausbuch bei Dir?“ fragte der Müller. „Den Kalender habe ich,“ ſagte Uli. „Haſt denn kein Hausbuch?“ fragte der

Müller. „Ich denke,“ ſagte Uli, „der Kalender werde einſtweilen wohl genug ſein.“ Er hatte eine ganz andere Antwort auf der Junge, allein während ſeinem Prozeſſiren hatte er doch was gelernt, das theure Lehrgeld war nicht umſonſt ausgegeben, wie es übrigens oft genug der Fall iſt, er hatte uneinläßlich antworten lernen; dieß iſt keine unbequeme Redeweiſe. „So gieb an, was ſollte ich Dir ſchuldig ſein?“ ſagte der Müller. „Wenn Du dann fertig biſt, ſo will auch ich Dir Deine Sünden ableſen, es wird dann bald ausgerechnet ſein.“ Wir wollen dem Verlauf dieſer Rechnung nicht folgen, das Ding wäre zu lang und langweilig. Wir wollen blos ſagen, daß der Müller ſich offenbar auf Ulis Tod eingerichtet zu haben ſchien, wenigſtens dem Hausbuch nach, welches er in Händen hatte, denn vielleicht hatte er mehr als eins, eins für die Lebendigen und eins für die Todten. Bei jedem Anſatz von Uli gab es Anſtoß, bald wegen dem Preiſe und bald wegen der Zahl der Säcke und erſt als der Müller ſeine Gegenrechnung ablas, gab es der Anſtände bei jedem Wort und nicht blos über Maaß und Preis, ſondern ob die Sache wirklich geliefert worden oder nicht. Es war da Geld angeſetzt für Mehl, Spreuer, Kleyen, Abſchlagszahlungen dazu, und weiß Gott was Alles, von dem Uli entweder gar nichts wußte, oder aber überzeugt war, daß er daſſelbe frei in den Kauf gedungen, oder daß es von Mehl kam, welches er hatte mahlen laſſen, der Müller Kleyen und Spreue von rechtswegen ihm ſchuldig war. Aber man gebe und mache eine dreijährige Rechnung auseinander und dazu aus Büchern, welche ein Uli und ein Müller führten! Uli ſah mit Schrecken, daß der Müller, deſſen Rechnung nach, ihm viel weniger ſchuldig war als er gedacht, auch wenn Ulis Rechnung für Verkauftes als gültig angenommen wurde. Des Müllers Gegenrechnung war gar gräulich. Es dünkte Uli doch ſtark zu jedem A, welches der Müller vorſagte, B nachzuſagen, aber was ſollte er machen, mit ſeinem Buch konnte er vor dem Richter nicht viel ausrichten, ob das des Müllers beſſer ſei, wußte er nicht, prozediren wollte er nicht, ſeinem Kopf traute er nicht, und bei dem vielen Wechſel ſeines Geſindes während dem ganzen Verlaufe der Rechnung wußte er nicht, ob nicht das eine oder das andere etwas auf des Meiſters Namen genommen oder nicht? Man ſollte immer, wenn man das Geſinde wechſelt, und offene Rechnungen irgendwo, wo Knechte und Mägde zu- und abgehen, bringen oder holen, dieſe beim Wechſel abſchließen oder unterſuchen, es giebt da manchmal fatale Entdeckungen. Uli kam das Aufſchieben in Sinn, was gewöhnlich der beſte Ausweg ſcheint, wenn man in Verlegenheit iſt. „Er ſolle es ihm auf ein Papier machen, was er zu fordern habe,“ ſagte Uli, „er wollte es der Frau zeigen und mit ſeinen Leuten reden, ob ſie um dieſes und jenes wüßten. Zudem könne man den Karrer beſcheiden, welcher früher bei dem Müller geweſen und jetzt beim Sternenmüller ſei, der habe das meiſte Korn gefaßt und werde wohl noch im Kopfe haben, wie viel, es ſei der vernünftigſte Menſch, der ihm je vorgekommen, zudem werde er dies Jahr viel aus der Mühle bedürfen und dem Müller noch ſchuldig werden, ſo daß es ihm im Grunde nicht ſo preſſire mit der Rechnung.“ Das Alles leuchtete dem Müller ſchlecht ein. Er kannte Vreneli, wußte alſo im Voraus, was es ſagen würde; mit ſeinem Karrer war er in großem Unfrieden auseinander gekommen, auch diente derſelbe bei ſeinem ärgſten Feind, er wußte alſo im Voraus, was er von dieſem zu erwarten hatte, zudem machte er mit Uli nicht ungern fertig; er gab ihm nicht gerne mehr was aus ſeiner Mühle, er war überzeugt, Uli ſei zu Grunde gerichtet, wer an ihn zu fordern habe, verliere.

Vor Allem aus aber wollte er eine richterliche Unterſuchung ſeiner Rechnung bei Ulis Lebzeit nicht und am allerwenigſten eine Abtretung dieſer Rechnung an Joggeli, wo deren Bereinigung wahrſcheinlich dem Baumwollenhändler übertragen worden wäre, den kannte der Müller und haßte ihn. Der Müller ſagte daher: „Sie ſeien jetzt bei einander, das Geſtürm wegen Rechnen ſei ihm zuwider, und wenn ſie nicht überein kommen könnten, wer es denn ſolle? Uebrigens habe er geglaubt, er habe es mit einem braven Manne zu thun und nicht daran gedacht, daß hintendrein müſſe gezankt ſein, ſonſt hätte er die Sache längſt ins Reine gebracht, daneben könne Uli machen, was er wolle, aber das wolle er ihm ſagen, er, Müller, ſei dann nicht das Mannli, mit welchem Uli den ſaubern Kuhhandel gehabt. Wenn er dort gewonnen habe, ſo ſolle er ja nicht denken, es gehe immer ſo.“ Das war faſt zuviel für Uli, er dankte Breneli im Herzen, daß es ihn ſo lange hingehalten. Die Unverſchämtheit des Müllers war doch gar zu groß, Uli war es noch nicht klar, wie viele Menſchen, und zwar Kleine und Große, den Mangel an Recht durch Frechheit erſetzen. Er mußte gewaltig ſich zuſammen nehmen um nicht abzubrechen, ſondern einzutreten in ein Markten, welches doch endlich nach manchem harten Worte und mit bedeutendem Schaden, für Uli zum Ziele führte. Der Müller warf das Geld, welches er noch ſchuldig blieb hin, faſt wie einem Hund ein Stück Brot und ſagte: „Da ſolle er das ungerechte Geld nehmen, wann er das Herz habe. Wenn er aber künftig Mehl oder was ſonſt nöthig habe, ſo ſei es ihm lieber, er nehme es an einem andern Orte.“ Mehr als der Verluſt ſchmerzte Uli der Vorwurf, er ſei der Betrüger, der ungerechte Forderer und daß der Müller dabei auf ſeinen Kuhhandel ſich ſtützte und zwar nicht ganz mit Unrecht. Er fühlte jetzt, was ein gut Gewiſſen werth ſei, und daß der geringſte Makel daran ſei, was eine Spalte in einem Bogen. Wenn nun der Makel im Gewiſſen auch zum Makel am Namen werden ſollte, wenn es an jedem Markttage und bei jedem Handel heißen ſollte, er ſei ein ungerechter Mann und begehre die Leute zu betrügen, ſo war er ja für ſein ganzes Leben unglücklich, gleichſam gebrandmarkt, das fühlte er ſo recht lebendig und es ward ihm himmelangſt dabei, denn welch armer Tropf war er, wenn er den ehrlichen Namen verloren hatte, der war ſein Vermögen, ſeine beſte Bürgſchaft, da er von Anderer Vertrauen leben mußte. Hatte er den nicht mehr, ſo war ihm der Weg zum ehrlichen Fortkommen verſperrt, er mußte künftig vom Betrug oder vom Betteln leben. Da erkannte er, wie eine einzige Handlung, unbedacht und leichtſinnig vollbracht, als unbedeutend geachtet, entſcheidend für ein ganzes Leben werden kann.

Tief gedemüthigt und niedergeſchlagen kam Uli heim. Nun wäre das für manche Frau ein wahres Herrenfreſſen geweſen: „Siehſt, ich habe es Dir geſagt, es gehe ſo, habe gewarnt, habe gemeint, ehrlich wäre am längſten, aber Du haſt mir nicht geglaubt, haſt gemeint, ich ſei nur ſo ein Weib, und Du viel geſcheidter; ſiehſt, jetzt erfährſt, wer recht hat. Jetzt denkſt, hätte ich nur geglaubt, aber jetzt iſts zu ſpät, kannſt lange jammern! Ein ander Mal denk daran! Ich hätte jetzt gute Luſt, nie mehr was zu ſagen, und meinen Rath für mich zu behalten.“ Doch Breneli war nicht von dieſer Race, es tröſtete, er ſolle es nicht ſo ſchwer nehmen, das Lehrgeld ſei nicht ſo groß, der Müller werde ſich hüten, viel von der Sache zu reden, es ſei nicht das erſte Mal, daß er es ſo mache, und er wiſſe wohl, daß man ihn kenne. Gut ſei es, daß die Sache abgemacht ſei, ſo wiſſe man doch jetzt, woran man mit ihm ſei; wenn es nur mit dem Wirthe auch in Ordnung wäre. Uli hätte gute Luſt gehabt, Breneli zum Wirthe zu ſenden, aber Breneli wollte nicht gehen. Wenn es nicht ſein müſſe, ſo bleibe es lieber einige hundert Schritte von dem weg, ſagte es, der werde es aber nicht ſo machen wie der Müller, der werde mit guten Worten zahlen wollen, denn man ſage, das Geld ſei rar bei ihm, wenn ihm ein Thaler eingehe, ſo ſeien zehne da, und möchten ihn.

Wie Breneli ſagte, ſo war es auch. „Will ſchon mit Dir rechnen, warum nicht? Die Sache iſt Punktum aufgeſchrieben und in der Ordnung, zähle darauf, aber Geld kann Dir mein Seel' keins geben, habe ſelbſten keins, und wo nichts iſt, iſt nichts, wie Du weißt,“ ſo ſprach der Wirth. „Ich glaube, wenn es mir drei Tage lauter Thaler durch den Rauchfang runter regnete, ſie wären immer alle weg. So hungrig nach Geld habe ich mein Lebtag die Leute noch nie geſehen. Wenn ich von Weitem Jemand mit langen Schritten kommen ſehe, ſo weiß ich ſchon, der wird auch Geld wollen: ich muß allemal lachen, nimm, wenn Du findſt, denke ich. Sie wiſſen wohl, daß nichts zu verlieren iſt, bewahr', ich habe mehr als Sachen genug, aber es giebt Zeiten, wirſt es auch ſchon erfahren haben, wo man beim beſten Willen nicht zahlen kann. Da wird es den Leuten Angſt, und ſie kommen daher wie Tauben, wenn man Hanf geſäet hat, und wollen Geld für Sachen, welche ich beim Hagel nicht einmal mehr im Hauſe habe, aber denen will ich daran denken, die müſſen warten bis zuletzt. Du aber ſei nur ruhig, ſobald ich Geld bekomme, mußt Du es haben, und lieber, als daß Du einen Kreuzer an mir verlieren ſollteſt, wollte ich es zuſammenbetteln, und ſollte ich laufen müſſen bis nach Conſtantinopel. Einer, der ſeine Sache auch nur verdienen muß, ſoll an mir nie was verlieren, lieber wollte ich, ſo lange ich lebe, Hunger leiden und keinen Schoppen mehr trinken. Sieh, ich habe ſelbſt viel Geld einzuziehen, aber es läuft nicht. Du glaubteſt es nicht, wenn ich Dir meine Schuldner nennen würde, aber ſie können mir in dieſem Augenblick nicht an die Hand gehen. Dann habe ich auch noch was verloren, es iſt ein Nichts, d. h. es iſt viel genug, aber es würde nichts machen, wenn es nicht alle Leute wüßten, und nun alle daher kämen und Geld wollten. So könnte man dem Rothſchild die Hoſen umkehren, wenn er in einem Tage Alles bezahlen ſollte, was er ſchuldig iſt. Haſt Du das Geld ſo ſehr nöthig, dieſen Augenblick?“ „Ho!“ ſagte Uli, „wenn er es haben könnte, würde er es gerne nehmen.“ Indeſſen, ſetzte er, durch die guten Worte des Wirths beſtochen, hinzu: „So einige Wochen könnte ich im Falle der Noth warten; der Lumpenhund, der Müller, hat mir einiges Geld geben müſſen, ungern genug, aber wenn man Brot kaufen muß, ſo iſt bald viel gebraucht.“ „Es iſt ſchlecht vom Müller, es Dir ſo zu machen,“ ſagte der Wirth, „er iſt nicht der Sauberſte; es gelüſtete mich manchmal, Dir zu ſagen, Du ſollteſt Dich in Acht nehmen, aber wenn ich dann ſah, wie gut ihr zuſammenhieltet, und weil er der Gevattersmann iſt, ſo wollte ich nicht was Böſes zwiſchen Euch hineinmachen, daß es hinterher hieße, ich hätte Euch gegen einander aufgehetzt. „Joggeli iſt mißtrauiſch, er hat ſchon Kummer, er müſſe an mir verlieren. Wenn ich ihm zeigen könnte, daß ich noch einzuziehen hätte, ſo ließ er mich deſto ruhiger,“ ſagte Uli. „Weißt was,“ ſagte der Wirth, „komm ins Stübli, wir wollen ſehen, wie viel ich Dir ſchuldig bin, dann mache ich es Dir aufs Papier, auf Stempelpapier, eine rechte Obligation, mein Seel'! und verzinsbar zu vier Prozent, oder wenn Du fünfe willſt, ſo ſage es. Die kannſt Du ihm zeigen, ſie iſt ſo gut als baar Geld, und ſobald mir Geld eingeht und Du es begehrſt, ſo löſe ich ſie ein und gebe Dir Geld. „Wenn es nicht anders ſein könne,“ ſagte Uli, „ſo laſſe er es ſich gefallen, Geld wäre ihm freilich lieber geweſen.“ Ihre Rechnung hatte nicht viel Stößiges, und wo was ſich zeigte, gab alsbald der Wirth nach. „Du wirſt Recht haben,“ ſagte er, „nimm es nicht für ungut, aber wenn man in einem ſo großen Weſen iſt, wie ich bin, und ſoviel im Kopf haben ſollte, daß es mir manchmal iſt, als fahre der Napoleon mit ſeiner Reiterei darin herum, ſo iſt bald was vergeſſen, oder bald was unrichtig aufgeſchrieben. Nimm es nicht übel, daß ich in Deiner Krankheit nicht zu Dir kam, aber es hieß, Du kämeſt nicht davon. Das hat mich zu ſehr gedauert, als daß ich hätte kommen können, ich hätte Deiner Frau nur Angſt gemacht. Es weiß kein Menſch, wie ich ſo ein lindes Herz habe, ich muß mich manchmal deretwegen ſchämen und darf es nicht zeigen, es kömmt gar zu lächerlich heraus, für ſo einen großen Mann, wenn er plären muß wie ein Kind.

Uli mußte dann noch mit ihm zu Abend eſſen, eine Flaſche vom Beſten trinken, kurz, der Wirth war die Liebe und Güte ſelbſt. Die Wirthin brachte noch was in einem Papier, ein alt Stück Kuchen; das ſei für den Gevattersmann, ſagte ſie, daß Uli ganz glücklich und Rühmens voll nach Hauſe kam. Es ſeien doch nicht alle Menſchen gleich, ſagte er, und wenn man von Einem Unrecht leide, ſo müſſe man ſich hüten, auch Andern Böſes zuzutrauen, man könnte ſich ſonſt leicht verſündigen. „Ich will dem Wirth nichts böſes nachreden,“ ſagte Vreneli; „aber urtheile auch Du nicht zu ſchnell, ſondern warte, bis Du das Geld haſt. Haſt Du dann einmal dies, dann will ich Dir gegen den Wirth gar nichts mehr haben, ich verſpreche es Dir.“

Es iſt immer das Gleiche, dachte Uli zu ſich ſelbſt, haßt es Jemanden, ſo haßt es ihn, und wen es liebt, den liebt es, und dann iſt's fertig. Indeſſen verſprach er, ſein Urtheil nicht abzuſchließen, und einſtweilen vor dem Handeln mit dem Wirthe ſich zu hüten. Daß Uli wiederum ſo viel Glauben zu ihm hatte, freute Vreneli ſehr, doch eins freute ihns noch mehr, Uli's Gedanken hatten wieder eine höhere Richtung genommen, verarbeiteten nicht mehr blos in ewigem und doch mühſeligem Kreislauf das Einmaleins, ſondern betrachteten Gottes Worte und Wege, forſchten nach ſeinem Willen und beſtimmten nach ihm das Thun. Er ſprach gerne mit Vreneli über höhere Dinge, und erzählte gerne göttliche Fügungen, welche die, die ihn lieben, zur Seligkeit führen, und wie Gott das Verlorne ſuche, und trachte, ſelig zu machen. Er fühlte einen unbeſtimmten Drang, ein Ungenügen, und dieſes verſchwand, wenn er mit Vreneli ſprach, oder las in der heiligen Schrift, oder an göttliches Schaffen dachte, die Wunder der Welt betrachtete. Es war dies der geiſtliche Hunger und Durſt, welche begehrten nach den Worten, welche aus des Herren Munde gehen, welche kennen die Speiſe des Erlöſers, das Vollbringen von des Vaters Willen. Es war der eigentliche Zug in ihm erwacht, ohne welchen Niemand zum Vater kömmt, das wunderbare, unerklärliche Verlangen ward in ihm ſtark und mächtig, welches Chriſtus mit den Worten ausdrückte: „Mich verlanget, das Paſſamahl mit Euch zu eſſen.“ Es verlangte ihn nach dem Pfande, daß er einer ſei, der wohl in der Irre geweſen aber wieder gefunden worden und über den nun Freude im Himmel ſei, nach dem Bewußtſein zu denen zu gehören, welche lebendige Glieder ſind am Leibe, deſſen Haupt Chriſtus iſt. In geſunden Menſchen lebt ein Trieb des Zuſammenhaltens, des Einsſein mit andern, man nennt ihn auch den geſellſchaftlichen Trieb. Derſelbe kömmt in hunderterlei Geſtalten zum Vorſchein. Wie oft iſts einem Menſchen, wenn er doch nur da oder dort eingeladen, in dieſe oder jene Geſellſchaft aufgenommen würde, es iſt der höchſte Gegenſtand ſeines Sehnens und Strebens. Iſt er aufgenommen, iſt er mitten unter ihnen, ſitzt er am erſehnten Tiſche, dann fühlt er ſich unendlich gehoben, er ſteht an einem Ziele, er iſt glücklich, hoffensvoll, er gehört einem Kreiſe an, der ihm Halt im Leben giebt, eine Stellung verſchafft. Aehnlich hat es das Kind mit dem Triebe, in die Kreiſe der Erwachſenen aufgenommen zu werden, und einmal aufgenommen, wird es nicht fehlen, wenn der Kreis ſich ſammelt, die Stunde mag es nicht erwarten, lange vor der Zeit ſteht es draußen und klopfet an. Grade das gleiche Sehnen und Trachten nach der Gemeinſchaft ergreifet die, welche Chriſtus angenommen haben. Es zieht ſie zu den Brüdern, ſie ſehnen ſich das Pfand zu erhalten und das Bewußtſein zu ſtärken, daß ſie aufgenommen ſeien, Chriſtum angehören und vom Vater zu ſeinen Kindern gezählt werdern. Es ſtrömt eine eigene Wonne durch die Berechtigten, wenn ſie weilen dürfen in den heiligen Kreiſen und empfangen die heiligen Pfänder, und Keiner betrachtet die Berechtigung ſo gleichſam als ein altes Recht, welches man ererbt hat, nichts abträgt, man jedoch nicht erlöſchen laſſen darf. Davon hat natürlich keinen Begriff, wer den chriſtlichen Zug nicht in ſich trägt, nicht geiſtigen Hunger und Durſt hat, ſondern blos fleiſchliche Triebe und moderne Richtung nach Kneipen, Kaffeehäuſern, Spektakeln von allen Sorten, kurz nach etwas Dieſſeitigem. Solcher Richtungen und Triebe ſchämt man ſich begreiflich nicht, ſondern trägt ſie offen zur Schau, mit großem Gepränge, rühmt ſich ihrer mit mächtigem Behagen, betrachtet ſie gleichſam als ein Siegel, daß man an der Spitze der Menſchheit marſchire munter nach dem Gipfel der Kultur, der freilich einſtweilen noch verhüllt im Nebel liegt. Gepränge treiben mit dem Zuge nach oben, mit ſeiner Freude an der Gemeinſchaft, kann der Chriſt nicht, ſonſt hat er weder den Zug, noch kennt er die Gemeinſchaft, doch ſchämen wird er ſich derſelben nicht, ſonſt kennt er ſie eben ſowenig. Er wird den Hohn der Kinder der Welt nicht ſcheuen, der Kinder der Welt, welche in ihrem kurzen Sinne keinen Unterſchied zu machen wiſſen zwiſchen einer veralteten Mode und der Erlöſung durch Chriſtum. Schüchtern tritt man in unbekannte Kreiſe, oder in ſolche, denen man fremd geworden und eine gewiſſe Scheu iſt immer zu überwinden ehe man über ihre Schwelle tritt, und eine Weile gehts, bis das Bewußtſein, daß man hierher gehöre, das Gefühl des Fremdſein überwunden hat. Nun hatte Ulis Entfremdung nicht ſo lange gedauert, um recht Wurzel zu faſſen, ſie glich mehr einem Wirbel, in welchem er eine Weile halb bewußtlos herumgetrieben worden, einem Windſpiel, einer Waſſerhoſe, welche ihn ergriffen, durch die Luft geführt, ihn wieder hingeſtellt, daß ihm alle Gebeine knackten, er nicht wußte, wo er war, daß er ſich erſt langſam zurechtfinden, mühſam ſeine alte Heimath wieder ſuchen mußte.

Uli hatte das Glück, welches nicht jedem wird, die Brücke ins alte Heimathland in der Nähe zu haben, es war Breneli. Uli's Abwenden und Weggeriſſenwerden, hatte bei der eingeriſſenen Lauheit und Gleichgültigkeit wahrſcheinlich Niemand bemerkt, außer eben Breneli; hatte er nun mit dieſem ſich verſtändigt, hatten ſie ſich gemüthlich wiedergefunden, ſo achtete ſich wahrſcheinlich Niemand ſeiner, und wer ſein Wiedererſcheinen bemerkte, fand es ſicher ſehr natürlich, daß nach ſo ſchwerer Krankheit er im Hauſe Gottes und an des Herrn Tiſch erſchien, wie ja auch der Kindbetterinnen erſter Ausgang ins Haus des Herrn iſt und die nächſten Anverwandten, welche einen Geliebten zu Grabe getragen, es nicht verſäumen, am nächſten Sonntage in der Kirche zu erſcheinen.

In der Mitte des Herbſtmonats war es, als er mit Breneli zur Kirche ging. Es war ein feuchter Nebelmorgen, nicht zehn Schritte weit ſah man. Kahl, wie mitten im Winter, waren die armen zerſchlagenen Bäume. Grummet lag gemäht in den Matten und harrte traurig der Sonne, um ſich trocknen zu laſſen. Hier und da, wo man das ſpärlich gewachſene Gras des Mähens nicht würdig fand, hörte man das Läuten der weidenden Kühe. „Wie doch die Zeit vergeht und was ſie Alles bringt und nimmt, in wenig Jahren wird es ganz anders um uns, und immer nicht ſo, als wir es uns gedacht,“ ſagte Uli. „Wie lange iſt es wohl, daß ich das erſte Mal hier zur Kirche ging, es war im Winter, und mächtig kalt, es iſt mir, als ob es erſt geſtern geweſen, und doch wird es ſchon neun Jahre ſein oder mehr. Damals dachte ich nicht daran, daß ich jetzt noch da ſein werde, damals wieſen mich die Leute auf, daß ich faſt noch ſelben Tages fortgelaufen wäre. Jetzt bin ich noch hier ein verhagelter Pächter, damals ein munterer Knecht, den es dünkte, die halbe Welt ſei ſein, jetzt ein geſchwächter Mann, der nicht weiß, wo er übers Jahr iſt, und ob Frau und Kinder zu eſſen haben oder nicht.“ „Biſt reuig, daß es ſo gegangen, daß Du nicht am ſelben Tage fortgelaufen biſt?“ frug Breneli mit weicher Stimme. „Nein, wahrhaftig nein,“ ſagte Uli; „dann hätte ich ja Dich nicht und die Kinder nicht, und was will ich mehr auf der Welt! Nein, ich danke Gott aufrichtig, daß er mich ſo geführt hat und nicht anders. Wenn man Alles, was einem begegnet, zu Nutzen anwendet, ſo ſoll man nicht reuig werden, und wenn man hinein kömmt, daß das Unglück über den Kopf hinaus geht, ſo iſt das wohl große Pein, aber es ſetzt ſich auch wieder, und wenn man endlich es überſtanden hat, ſo iſt man froh darüber, und möchte gar nicht, daß es nicht begegnet wäre. Es freut mich nichts mehr, denn es iſt mir ein Zeichen, daß die Zucht Gottes bei mir wohl angeſchlagen hat, als daß ich ſo zufrieden bin mit meinem Lebenslauf, und Gott aufrichtig danken kann. Ich weiß zwar nicht, wie es gehen wird. Macht Joggeli das Wüſteſte, ſo kündigt er uns, aber wenn wir einander verſtehen und helfen, ſo ſchadet Alles nichts; der liebe Gott, der bis hierher geholfen hat, wird ferner helfen.“ Ulis Vertrauen und Ergebung hatte noch eine Probe zu beſtehen. Als er unter die Menſchen kam, war es faſt, als ſei er ein Geſpenſt, welches aus dem Grabe komme, frech am hellen Tage, Mit weiten Augen glotzten ihn die Leute von ferne an, als ſei es eine Giraffe aus Afrika, und kam er näher, ſo drehten ſie ſich weg und machten ſich auf die Seite. Da waren wenige, welche ihm Stand hielten, und noch wenigere, welche ihm die Hand boten freundlich, ihm Glück wünſchten über ſeine Geneſung, ihn bedauerten wegen ſeinem Unglück.

Sie wußten zwar wohl, daß er kein begrabener Mann war, aber es wäre ihnen recht geweſen, er wäre es, dann aber auch im Grabe geblieben. Sie betrachteten ihn als einen verlornen Mann und von ſolchen hat man es lieber, wenn ſie einem aus den Augen kommen, ſolche ſetzen die meiſten Leute in die größte Verlegenheit. Blos die, welche allen feinern Gefühlen abgeſtumpft ſind, die gröbſte Selbſtſucht für die größte Tugend halten, halten ihnen kaltblütig Stand und fertigen ſie ſackgrob ab. Andere kommen aber eben in große Verlegenheit. Dem Einen ſagt das Gewiſſen, ſie könnten helfen und ſollten helfen aber ſie mögen nicht; Andere fürchten, ſie möchten um Hülfe angeſprochen werden, ſie wollen ſie abſchlagen, natürlich! aber ihnen fällt nicht gleich eine Ausrede ein; noch andere glauben, herabgekommene Leute müſſe man verachten, man ſchade der eigenen Ehre und ſeinem Kredit, wenn man mit ihnen freundlich ſei, gut bekannt ſcheine, aber es drückt ſie eine gewiſſe Unbeholfenheit, mit Manier das alte Verhältniß abzubrechen und ein neues feſtzuſtellen. Das kürzeſte und kommodeſte wäre immer in alle Wege einen ſolchen Menſchen todt zu ſchlagen und ſechs Fuß hoch mit Erde zu bedecken, da kriegte man ihn nicht mehr zu Geſichte. Wir ſind halt in alle Wege von Natur ſchwache ſchlechte Geſchöpfe und zwar ehemals und jetzt, ſiehe Petrus in Caiphas Hofe, ſiehe auf jeder Börſe und an jeder Kirchthüre, abſonderlich auf den Rathhaustreppen. Das ſind aber harte Erfahrungen für einen Menſchen, der ohne ſeine Schuld, wie man zu ſagen pflegt, obgleich es nur theilweiſe richtig iſt, ins Unglück gekommen, wenn er ſieht, wie man ihm ausweicht, ihn aufgiebt. Da giebt Mancher ſich ſelbſt auch auf. Es braucht Muth dazu, das Vertrauen feſtzuhalten, wenn man ſieht, daß Alle keines mehr zu uns haben. An die Stelle des Vertrauens kömmt der Zorn, der Haß und die Rache, und aus einem, der zu retten geweſen, wird ein unverſöhnlicher Feind der Menſchen. So geſchah es jedoch mit Uli nicht. Er bemerkte das Benehmen der Menſchen wohl, und Vreneli fühlte es noch beſſer, da ſogar Bettelweiber ſich ſeiner verſchämten und ihm auswichen. Anfangs that es Uli im Herzen weh, als er aber in die Kirche kam, die Orgel rauſchte, die Gemeinde ſang, der Pfarrer betete und predigte, die Gemeinde zum heiligen Tiſche wallte, da vergingen ihm die bittern Gefühle, er vergaß das Thun der Einzelnen, er fühlte nur die Wonne, der Gemeinde Chriſti anzugehören, und Pfänder und Siegel zu empfangen, daß auch ihm ſeine Sünden vergeben und Gerechtigkeit und ewiges Leben um Jeſu Willen aus Gnaden geſchenket ſei. Wenn ſchon die Einzelnen von ihm wichen, er blieb doch in der Mitte der Gemeinde, blieb theilhaftig der Schätze und Gaben, welche unſer große Meiſter und Herr ſeiner Gemeinde erworben hat. Was hat das Abwenden Einzelner zu bedeuten, wenn man dabei ein lebendig Glied des großen Ganzen wird, deſſen Herr und Meiſter der iſt, von dem ſich auch Alle gewandt, über den ein toll und thöricht Volk das „Kreuzige" gerufen hat.

Aber wenn einer die Gemeinde Gottes verlaſſen und

Fleiſch für ſeinen Arm gehalten hat, und nun wird er auch von den Menſchen verlaſſen, der iſt dann allerdings ein armer Verlaſſener, ein unglücklicher Tropf. Ein Herz voll reichen Segens trug Uli aus der Kirche; ſein Sinn war ſo mild, wie die Sonne, welche den Nebel durchbrochen hatte und gar lieblich ſchien, er konnte von Herzen ſagen, Vater, vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Er konnte wie ein Kind ſich freuen und ſagen: „Weichet nur von mir, ich gehöre euch doch an, und es kommt die Zeit, wo ihr mich werdet als Bruder erkennen, euch meiner freuen werdet und mir danken, daß ich nicht Gleiches mit Gleichem vergalt, in Gott die Gemeinſchaft feſthielt, als die Welt feindſelig ſich zwiſchen uns ſtellen wollte.“ Als ſie alleine auf dem Wege wieder waren und Vreneli frug: „Und was ſagſt zu den Leuten?“ antwortete Uli: „Nicht viel, es iſt immer wie immer, und wird alſo bleiben; man kann es zum Voraus wiſſen, und doch thut es Anfangs weh, wenn man es ſelbſt erfährt. Nun erzählte er Vreneli, was ihn getröſtet, das freute Vreneli ſehr, und einiger als nie kamen ſie heim. Es war als hätten ſie neu ihren Bund geſchloſſen, und mit neuer Kraft und Beſonnenheit gingen ſie an ihr ſchweres Tagewerk. Eine große Freude hatten ſie. An einem ſchönen Morgen kam ein Wägelchen daher, faſt anzuſehen, wie ein Müllerwägelchen, denn Kornſäcke lagen darauf. Den muntern Jungen auf demſelben kannten ſie nicht, und erſt als er den Gruß von Vater und Mutter vermeldete, erkannte ihn Uli als des Bodenbauern Kind, welches ihm aber aus den Augen gewachſen war. Der brachte einige Scheffel vom ſchönſten Saamenkorn und anderes Geſäme.

Der Vater habe geſagt, ſie könnten es wohl entbehren, und hier werde man es brauchen können, berichtete der Junge. Eine ſolche Gabe in der Noth hat nicht blos einen äußern Werth, ſondern einen noch viel größern innern, iſt ſo gleichſam das Oelblatt, welches die Taube dem Noah brachte, als das Zeichen, daß Gottes Zorn im Aufhören ſei, und ſeine Güte wieder hervorbreche im Grünen und Blühen der Erde Joggeli ärgerte ſich über des Bodenbauern Güte, wahrſcheinlich nahm er ſie als Vorwurf für ſich. Er fragte den Jungen, was das Malter koſten ſolle? „Soviel er wiſſe, nicht,“ ſagte der Junge, „es ſei Steuer an den Hagel, wie das ſo der Brauch ſei, unter rechten Leuten, von je.“ „Aber Junge, wenn Dein Vater ſein Korn ſo billig verkauft, was erbſt Du dann?“ frug Joggeli hämiſch. „Gottesſegen, ſagt die Mutter,“ antwortete der Junge. „Ja,“ ſagte Joggeli, „aber damit hat man nicht gegeſſen, und nur mit dem kriegſt Du keine reiche Frau. Wenn mein Vater ſo gewirthſchaftet hätte, es hätte mir Angſt gemacht.“ „Glaubs,“ ſagte der Junge, „Ihr und der Vater werdet darnach geweſen ſein; mir aber macht es nicht Angſt, habe noch nie geſehen, daß der Vater was Unrechtes gethan und wenn er auch Alles weggiebt, ſo iſt es ſeine Sache und nicht meine. Und wenn ich ſchon nichts erbe, ſo hat der Vater uns ſo erzogen, daß wir uns was erwerben können, und nicht zu Tagdieben und um von ſeiner Sache zu ſchmarotzen und ſie zu verbrauchen.“ Das kam Joggeli in die Naſe, er kehrte ſich, ſteckelte ins Stöcklein und machte die Thüre zu.

Ulis ruhigere Gemüthsweiſe, ſein milderes Weſen, welches nicht immer erhitzt war zu Feuer und Flammen im Jagen nach einem unerreichbaren Ziele, einem Wagen gleich, den man ohne Roß und ohne Schmiere dahin treibt, hatte einen wohlthätigen Einfluß auf die Arbeiter und das Geſinde. Daſſelbe ſchaffte williger, ſchickte ſich in die Lage und der eine oder der andere ſagte: „Es ſei kurios, er hatte geglaubt, erſt jetzt hätten ſie es recht bös, das ſei aber nicht, es ſei ein viel beſſer Dabeiſein, als vor Hagel und Krankheit.“ Der Junge wußte nicht, daß für das Dabeiſein es viel mehr ankömmt auf die Stimmung im Gemüthe, als auf das Schmalz im Gemüſe. Dieſe Ruhe muß ſein, wenn die nothwendige Beſonnenheit, welche alleine den Sturm der Umſtände ſiegreich beſtehen kann, ſich entwickeln ſoll. Napoleons großer Heldenmuth beſtund bekanntlich eben in dieſem beſonnenen Zuſammenziehen ſeiner Kräfte, vermittelſt welchem er nirgendwo unnütze Kräfte liegen hatte, ſondern Alle ſchlagfertig unter Augen, nicht blos um Angriffen zu begegnen, ſondern am geeignetſten Punkte durch raſches Durchfahren ſich Luft zu machen. Gelehrte, Schulmeiſter und andere Züchtlinge der modernen Schule werden dieſe Vergleichung ſehr ab Ort finden den Krieg und ein Hausweſen, Napoleon und ein Uli ſcheinen weit außerhalb dem Kreiſe möglicher Vergleichungen. Wir bemerken einfach, daß nicht blos jeder Chriſt ein Kriegsmann ſein ſoll, ſondern daß jeder Hausvater einer ſein muß, er mag wollen oder nicht, daß die Welt ringsum auf ihn ſchaut Tag für Tag und daß er gegen dieſe Welt, beſtehend aus Umſtänden, und Perſönlichkeiten, ſtehen muß, wenn er nicht zu Boden getreten ſein will, daß er ihr abſtreiten muß, was er Nein nennen will. Die erlaubten Streitweiſen, das wahre Kriegsrecht findet ſich in Gottes Gebot und nicht in ochſenhaften Gelüſten. Wahre Grundſätze müßen aber wahr ſein, im Kleinen und Großen ſich bewähren. Daher meinen wir, Napoleons Kriegsgrundſätze, mit welchen er die halbe Welt bezwang, dann der halben Welt Stand hielt bis die Uebermacht ihn ohnmächtig machte, ſeien von jedem Hausvater zu brauchen, der eine Ziege und drei Hühner hat. Es liegt eine ſo wunderbare Einfachheit darin, daß ſicher ſo mancher Holzhacker wunderbare Triumphe über die Welt feiern würde, wenn er ſich die Mühe nehmen thäte, dieſelben ſich zu eigen zu machen.

Daß aber menſchliche Berechnung und die kaltblütigſte Beſonnenheit ihre Schranken haben und daß nicht ein Menſch es iſt, ſondern ein ganz anderer, der ſagt: bis hieher und nicht weiter, das hat Niemand wiederum beſſer erfahren als eben der Napoleon. Die Anwendung aller in ihm liegenden Kräfte und die Beſtimmung der Richtung dieſer Anwendung liegen am Menſchen, den Ausgang aber beſtimmt Gott. Das ſind große Worte für kleine Dinge, aber die kleinſten Dinge ſind für den, welcher nicht größere erlebt, groß genug um mit den größten Worten ſie auszudrücken, und die Zahl derer, welche nur ſogenannte kleine Dinge erleben, iſt unendlich größer, als die Zahl der Herkuleße, Alexander und Napoleon. Daher wird dem Volksſchriftſteller, welcher nicht für große Helden, nicht einmal für eidgenößiſche ſchreibt, erlaubt ſein, das ſogenannte Kleine, aber den Weiſen das Wichtigſte, auch mit den gewichtigſten Worten darzuſtellen, welche ihm zu Gebote ſtehen.

Capitel 22.

Uli erlebt ein Abentheuer.

Uli zählte ſeine Kühe, maß ſein Heu und muſterte ſeine Pferde, überſah ſein Stroh und was ſonſt in Speicher und Keller, Günterli und Kammern war, hielt Kriegsrath mit Breneli und entwarf mit ihr Operationspläne. Da der Wirth nie Geld hatte, ſein Papier einzulöſen, die Düngungsmittel fehlten, das Futter knapp zugemeſſen war, weil das zweite Gras, Grummet, ganz oder doch ziemlich gefehlt, ſo ward angemeſſen gefunden, den Viehſtand zu beſchränken, Schaafe und Kühe, welche eben nicht beſondere Nutzung gaben, zu veräußern. Uli that es ungern; er hatte auserleſenes Vieh im Stalle, wußte wohl, daß zu wenig Vieh dem Hof ſchade und was die Leute dazu ſagen würden. Indeſſen muß man ſich eben nach der Decke ſtrecken und dem Hofe glaubte er ſo wohl gethan zu haben, daß der jetzt um eines böſen Jahres willen ihm auch dankbar ſein könne. Landmann und Land müſſen gegenſeitig ſich aushelfen, und iſt der Landmann treu, läßt das Land ſich nie beſchämen, läßt ſeinen Meiſter nie im Stich. Indeſſen ſcheute Uli ſich doch, trotz ſeines guten Rechtes mit ſeiner Waare auf einen benachbarten Markt zu fahren. Er dachte, die lieben Nachbaren würden allenthalben ſagen: Klemme den recht, der bedarf Geld, er muß verkaufen. Wären wir Pachtherr, wir wollten dem das Verkaufen vertreiben! Wenn alles fort iſt und das Geld verthan iſt, dann hat dieſer das Nachſehen. Auch fürchtete er das Mannli anzutreffen und übles Nachreden. Er wählte ſich daher einen entfernten Markt aus, nahm zwei junge ſchöne Kühe, welche aber eben nicht viel Milch gaben, und fuhr mit ihnen nach eingebrochener Nacht fort. Er ließ ſie trappen nach Bequemlichkeit, friedlich zottelten ſie ihm nach, der Mond ſtund im erſten Viertel, nach Mitternacht ward es finſter.

So konnte er ſeinen Kühen alle Muße laſſen und war doch am Morgen früh auf dem Platze, ſelbſt wenn er ſie einige Stunden in einem Wirthshauſe fütterte und ruhen ließ. Ganz einſam war es auf der Straße und mit aller Muße konnte Uli ſeinen Gedanken Gehör geben. Dießmal waren ſie weltlich, doch ohne Bitterkeit. Er dachte über Joggeli nach und ſeine Stellung zu ihm. Der Mann ſchitterte (nahm ſehr ab), Sohn und Tochtermann waren häufig bei ihm, was Uli ſehr verdächtig vorkam. Joggeli wollte Uli wegen Vergütung beim Hagelſchaden oder Zinsnachlaß kein beſtimmtes Wort geben. „Das werde ſich ſchon machen," ſagte er, „ſieh nur gut zum Hof, und laß mir ihn nicht ermagern." Ja je von ſich aus Dünger kaufen, wenn man auch Brot kaufen muß, iſt für einen armen Pächter eine ſtrenge Sache. Allmählig ging der Mond zur Neige, ſchien zu wachſen ehe er verſank. Er glich einem mütterlichen Auge, welches noch einmal, ehe es ſich ſchließt, mit beſonderer Innigkeit über die Kinder ſtrahlt, welche weinend ſtehen um ſie her, oder einer väterlichen Seele, welche im letzten Augenblicke noch mit erhöhter Weisheit über die Kinder leuchtet. Wenn vor dem einſamen Wanderer Geſtirne untergehen und verſchwinden, wird er ſelten einer gewiſſen Wehmuth ganz fern bleiben, es müßte denn ſein Gefühl verſteinert, oder ſeine Gedanken anderswo gefangen ſein. So wie beim Untergang der Sonne der Thau fällt auf die Erde, ſo kömmt es über das Gemüth des Menſchen. So wanderte Uli auch, achtete ſich nicht der zunehmenden Finſterniß, es war ihm als ſei er alleine auf der Welt. Plötzlich ſchlug tief und wild dicht neben ihm ein Hund an. Uli erſchrack, daß alle Glieder bebten. Die Kühe nicht minder, ſprangen auseinander. Die Bewegung reizte den Hund zu wilderem Bellen und Nachſpringen. Da pfiff es grell und nah, daß Uli wieder zuſammenfuhr, der Hund aber ſtille ward, Bellen und Springen einſtellte. Uli faßte ſeinen Stock feſter, er ſah in der Dunkelheit, daß ein Fußweg in die Straße ſich münde und auf demſelben kam eine große Geſtalt auf ihn zu. Es war Uli unheimlich, denn er wußte wohl, daß an Markttagen Nachts hier und da einer auf der Lauer ſtehe, um einem reiſenden Händler ſeine Geldkatze abzunehmen, und daß [illegible] wohl geſchehe, daß man ſich dabei vergreife und einen erſchlage, der keine Geldkatze habe. Jedenfalls wären ſeine Kühe immerhin ein ſchöner Fang geweſen, wenn auch ein gefährlicher. „Habe nicht Angſt," ſagte eine tiefe harte Stimme, „es thut dir Niemand was. Aber was thuſt du auf der Straße ſo ſpät?" Uli gab Bericht. Der Mann geſellte ſich zu ihm, ein Wort gab das andere. Es ward ſchon bemerkt, wie offen ein bäueriſcher Wanderer ſehr oft gegen den wild fremdeſten Menſchen auf der Straße iſt, und ihm Dinge erzählt, welche er daheim nicht vor den Mund laſſen würde. Es kommt ein Bedürfniß zu reden die Leute an, deſſen man daheim ſie durchaus nicht für fähig gehalten hätte. So auf der Straße laſſen die reichſten biographiſchen Studien ſich machen. So erzählte, ſobald er ſeine Kühe wieder hinter ſich hatte, und die friedfertige Weiſe ſeines Begleiters ſah, Uli, woher er komme, warum er verkaufen müſſe und ſo weit zu Markte fahre, damit es nicht heiße, er pfeife auf dem letzten Löchlein. Als Uli ſagte, was für Kühe er habe und wie lange ſie trächtig ſeien u. ſ. w. meinte ſein Begleiter: „Du mußt zwei Monate länger angeben, das merkt Niemand und jagt dir manchen Thaler in die Taſche." Das mache er nie mehr, ſagte Uli, um keinen Kreutzer wolle er mehr betrügen. „Du biſt ein rarer Vogel," antwortete der Mann. „Wie kömmſt du vorwärts, wenn du ſo ehrlich ſein willſt?" Nun leerte Uli ſein Herz und erzählte, wie es ihm ergangen mit dem Mannli und dem Hagelwetter, und wie er begriffen, daß Uebervortheilen nichts helfe, weil Gott es einem hundertmal eintreiben könne. Gehe er mit der Ehrlichkeit zu Grunde, was er übrigens nicht hoffe, da er die Sache verſtehe und ſich ſelten verfahre, und das Sprüchwort, ehrlich währt am längſten, nicht umſonſt ſein werde, ſo habe er doch den Troſt, er ſei nicht ſelbſt ſchuld, und die Leute thäten am Ende doch ſagen: „Es iſt ſchade um den, er kann uns faſt erbarmen, daneben war er ein braver Burſche." Gehe er aber als Schelm zu Grunde, ſo müſſe er denken, er habe es verdient, und die Leute würden ſagen, dem geſchieht recht. Da kann man wieder ſehen, was betrügen hilft. „Aber was ſagt dann deine Frau dazu, wann du ſo fahren willſt?" fragte der Mann. „O, der iſt es ganz recht," antwortete Uli, und erzählte, wie ſie eine ſei, ſo eine adeliche, daß man meine, ſie ſei eine Bauerntochter geweſen aus dem vornehmſten Hauſe und doch ſo thätig, rühre alles an und wie er längſt ein armer Mann wäre, wenn er die nicht hätte. Wie ſie ſich in alles ſchicke und ihn tröſte, wenn ſie ſich doch eigentlich am meiſten zu beklagen hätte. „Aber das hat ſie von der Baſe ſelig, die hat ſie erzogen und bis auf die letzte Stunde lieber gehabt als die eigenen Kinder, und gerathen und geholfen, es hätte ein Engel es nicht beſſer können. Es war mir manchmal zuwider und ich ärgerte mich, daß die Weiber immer ihre Köpfe zuſammenſteckten, bildete mir ein, ſie reiſeten einander auf. Man erkennt gar oft erſt, was ein Menſch war, wenn er im Grabe iſt.“ „Alſo die Bäuerin in der Glungge iſt geſtorben,“ ſagte der Mann, „ich hörte nichts davon. He nun, einmal muß es ſein und gewöhnlich geht es Niemandem übel und denen wohl, die ſterben können.“ Nun erzählte Uli wann ſie geſtorben, wie vielen es übel gegangen und namentlich ihrem Mann, für den ſie immer geſorgt wie eine Mutter, wie wüſt er auch gegen ſie geweſen ſei. Sie ſei ſchon lange nicht recht geſund geweſen, aber daß das Sterben ſo nahe ſei, daran habe ſie kaum gedacht. In der Nacht habe man ſeine Frau geholt da hätte ſie ſchon nicht mehr reden können. Sie hätte noch gerne was geſagt, es ſei allen himmelangſt geworden dabei, man habe nicht gewußt, wolle ſie Hand oder Haus oder Hals ſagen und auch aus dem Denken habe man nicht kommen können, ſo daß ſie geſtorben ſei, ohne daß man begriffen, was ſie gewollt. Das habe ſeiner Frau grauſam weh gethan. Er wolle nicht einmal davon reden, wie übel es ihnen gegangen, da die Baſe ſelig dafür geſorgt, daß Alles in Ordnung bleibe, jetzt wiſſe man von heute auf morgen nicht, was geſchehen könnte, ſie lieſen alle Augenblicke Gefahr, aus dem Hof vertrieben zu werden. Sein Begleiter fragte dieß und jenes, und treulich gab Uli Bericht und zwei Stunden oder mehr waren dahin, ehe er ſichs verſah. Endlich frug er, wie hoch er die Kühe im Preiſe habe? Hundert und dreißig Thaler wären ſie unter Brüdern werth, ſagte Uli. Ob ich es löſen werde, weiß ich nicht. Aber da es nicht anders geht, kann ich auf einige Thaler nicht ſehen, heimführen thäte ich ſie ſehr ungerne. „Weißt was?“ ſagte der Mann. „Ich habe einen Nachbar, der Kühe kaufen will, und nicht nöthig hat, auf ein paar Thaler zu ſehen, wenn er nur recht verſorget iſt, das iſt alles was er will. Iſt nun alles, wie du geſagt, und ich will es dir glauben, ſo ſind das gerade Kühe für ihn. Ich gehe bald da ab und will es ihm ſagen. Fordere dann aber herzhaft hundertvierzig Thaler, er zahlt ſie und zwar noch gerne.“ „Ja, ſagte Uli, wäre wohl gut ſo, aber wie machen, daß wir zuſammen kommen? Es giebt heute dort ſo viele Leute und ich bin gar nicht bekannt.“ „Weißt was,“ ſagte der Mann, „ſtelle dort beim Wildenmann ein, er iſt gleich, wenn du zum Thore hineinkommſt, links. Sage weiter Niemanden was, iß ruhig deine Suppe in der Gaſtſtube, bis dir Jemand nachfrägt, dem Mann mit den zwei Kühen. Längſtens bis um acht Uhr ſoll er dort ſein. Kömmt er bis um dieſe Zeit nicht, ſo fahre auf den Markt, es iſt noch frühe genug, Kühe wie dieſe verkaufen ſich immer.“ Uli dankte und fragte, ob er nicht auch auf den Markt käme? Würde der Handel richtig, ſo gebe er ihm gerne ein ſchönes Schmausgeld oder zahle ihm das Mittagseſſen und eine gute Halbe. „Bin kein Jude,“ ſagte der Andere, „indeſſen habe Dank für den guten Willen. Möglich iſts, daß wir einander ſonſt noch antreffen.“ „Wo?“ frug Uli. „Wollen ja ſehen,“ antwortete der Mann, ſchwenkte rechts um und verſchwunden war er im dichten Tannenbuſch. Der Mann gab Uli viel zu denken. Es dünkte ihn, es ſei an ihm etwas Bekanntes, aber er wußte nicht was. Die Züge konnte er nicht ſehen, denn dieſe zu erkennen, war es zu dunkel. Der Mann war ihm überhaupt ein Räthſel, er war ſehr geneigt, ihn für einen Räuberhauptmann zu halten, welche ja ebenſo erſcheinen und verſchwinden, Gutes und Böſes thun nach ihren Launen. Er wurde mißtrauiſch und ſpintiſirte, was wohl hinter dem Vorſchlag, beim Wildenmann einzukehren, ſtecken möge? Vielleicht daß dort der Wirth mit dem Unbekannten im Bunde ſei und während er Suppe eſſe, die Kühe aus dem Stalle ſtehlen laſſe. Er hatte gute Luſt, den Wildenmann zu laſſen und direkt auf den Markt zu fahren. Die Kühe hatte er wohl gefeſſelt und die Stricke gut um die Hand gewickelt.

Er konnte nicht klug werden aus der ganzen Sache und namentlich daraus nicht, daß er des Mannes Nachbar zehn Thaler mehr abfordern ſolle und der Mann doch keinen Vortheil wolle, weder Schmaus noch Mittagseſſen. Solche Uneigennützigkeit wird ſonſt ſehr ſelten gefunden in Iſrael. Er konnte blos denken, der Mann haſſe ſeinen Nachbar und möge ihm es wohl gönnen, wenn er zehn Thaler mehr zahlen müſſe als ein anderer, wenn nämlich überhaupt an der Geſchichte mit dem Nachbar was Wahres ſei.

Der im Reden ſo offenherzige Uli wurde, als es zum Handeln ging, plötzlich mißtrauiſch, wozu die ſo ſelten vorkommende Uneigennützigkeit des Mannes nicht wenig beitrug. Es iſt wirklich eigen, daß man bei gewiſſen Klaſſen von Menſchen ſich mit nichts mehr verdächtigt als mit Uneigennützigkeit. Wer ungeſtraft gemeinnützig oder uneigennützig ſein will, muß wenigſtens, wer es über ſich bringen kann, der Perſon oder der Gemeinde, welcher er Gutes thut, wacker den Balg ſtreichen, ſagen, ihr und keiner andern thäte er das, denn ſie ſei eine wie keine mehr gefunden werde zwiſchen Himmel und Erde. Das iſt aber dann auch ein gültiger Grund, der zwiſchen Himmel und Erde allenthalben begriffen und hie und da ſelbſt dankbar beinahe anerkannt wird. Die Nacht verſchwand allmählig, es zeigten ſich Schweinhändler, ja Menſchen auf den Straßen. Da man auf Marktwegen Geſpräche beginnen darf, wenn man ſich ſchon nicht gegenſeitig vorgeſtellt iſt, ſo war Uli alsbald wieder in vollen Mittheilungen. Er wollte ſich verblümt nach dem Wildenmann erkundigen und lief, um unverdächtig bis zu dieſem zu kommen erſt das Regiſter aller wilden Thiere durch bis zum Ochſen herab, von welchem der Sprung bis zum Wildenmann ziemlich unverdächtig konnte unternommen werden. Der Wildemann wurde ſehr gerühmt, der Wirth ſei Rathsherr hieß es. Das wolle heut zu Tage nicht viel ſagen, meinte Uli. Nur wer nicht arbeiten möge, nicht mehr mit Ehren durchkommen könne, und dem man nichts nehmen könne, wenn der Schuß hinten ausgehe, ſehe auf ſolche Pöſtlein. Es komme noch dazu, daß wenn man einem Rathsherrn ſage, der vermahne, weil er es für eine grobe Scheltung nehme. Potz Himmeltürk, jetzt hätte Uli, der in letzter Zeit blos ſeinem Hauſe vorgeſtanden war, den Geiſt der Zeit in den Wirthshäuſern nicht eingeſchlürft hatte, alſo auch nicht auf der Höhe der Zeit ſtund, bald erfahren, was es heißt, mit unbekannten Menſchen politiſiren auf der Straße. Der Schweinhändler, mit dem Uli ſprach, war eben neugebackener Rathsherr, kehrte den Geiſelſtecken um, und wollte Uli einen Begriff von neugebackener Würde beibringen. Uli dagegen war kein ABC Kind mehr, verſtund bloß noch etwas vom gegenſeitigen Unterricht, und verſuchte nun ſeiner Seits dem Rathsherrn den Begriff von Freiheit im Allgemeinen, und den Begriff von der Redefreiheit insbeſondere ſo recht vaterländiſch einzuölen. Offenbar hatte Uli mehr Lehrtalent und größere Eindringlichkeit im Vortrag, wahrſcheinlich waren auch ſeine Lehrmittel bündiger und kürzer gefaßt, kurz der Schweinhändler ſchrie: „Willſt aufhören, du Vieh, weißt, wen du vor dir haſt, ich bin Rathsherr.“ „Meinethalben Rathsherr, Schweinhändler oder Schinder „(Abdecker, ein ſolcher ſitzt wirklich jetzt im großen Rathe des Cantons Bern, Männiglich zur Erbauung und zum Nachdenken),“ wir ſind ja alle gleich vor dem Geſetz,“ ſagte Uli, dem das Blut heiß war, und dem daher mehr einfiel, als wenn es kalt war. „Hol der Henker das Geſetz,“ ſagte der Rathsherr, „und ſchweigſt nicht und gehſt deiner Wege, ſo kömmſt ins Gefängniß, bis du vergeſſen haſt, wie Sonne und Mond eine Naſe haben.“ „Mach, was kannſt,“ ſagte Uli, „Streit haſt du angefangen und wir haben Preßfreiheit, auf der Straße kann jeder machen, was er will. Komm, verbinde mir das Maul, wenn du darfſt.“

„Mach, was du willſt, ſchreib was du willſt, aber Zrede, das will ich dir, du verfluchter Ariſtokrat und Jeſuit zeigen, was das zu bedeuten hat,“ ſchrie der Schweinhändler. Da, von der ſtillſchweigenden Preßfreiheit Gebrauch machend, mäß ihm Uli noch einen 2' Fuß langen Artikel auf, ſtillſchweigend, verſteht ſich, und trieb darauf ſeine Kühe zum Wildenmann, obgleich derſelbe Rathsherr war. Es war aber wirklich ein braves Haus, ein ererbtes mit altem Schilde, und alten wohlanſtändigen Sitten. Es war ein bedeutender Verkehr da, und ein ſtarkes Zutrauen. Gar manchen Gurt voll

Geld ſah Uli dem Wirthe übergeben zur Aufbewahrung. „Kauften ſie was, ſo kämen ſie mit den Leuten hieher, ſie wollten lieber hier bezahlen als draußen auf dem Markte,“ ſagten die Händler. Nun begriff Uli wohl, daß er bei keinem Mitglied einer Räuberbande ſei, und doch war es ihm nicht ſo recht behaglich hinter ſeinem guten Kaffe, denn es kam ihm immer wahrſcheinlicher vor, der Mann habe blos eine Probe machen wollen, wie geſcheut oder wie dumm er ſei. Hier könne er vielleicht die beſte Zeit verpaſſen, dann komme hinten her einer und preſſe ihm die Kühe, welche er nicht heimführen wolle, wohlfeil ab. Juden ſchwirrten herum mit der ihnen eigenen Geſchäftigkeit, beſchnoberten ganz ohne Complimente Menſchen und Vieh, um zu erfahren, ob nicht e Handel zu machen ſei? Bald trat einer zu Uli und frug, ob er nicht ein Roß kaufen wolle, er könne ihn verſorgen, wolle tauſchen, begehre nicht baar Geld; ein anderer pries ihm Uhren an, wie keine noch auf der Welt geweſen und wollte ſie garantiren bis eine Woche nach dem jüngſten Tage; ein dritter hatte Schnupftücher, Halstücher von ächter Seide und ſonſt noch Tuch von allen Sorten, wollte allen alles halb ſchenken aus reiner Liebe und gerade weil ſie es ſeien, und weil ihm das Artikelchen verleidet ſei. Uli war faſt ſeines Lebens nicht ſicher, ſein Kaffee wurde kalt, weil er, ob dem Beſcheid geben nach allen Seiten, nicht Zeit fand ihn zu trinken. „Was kommt er denn auf den Markt, wenn er nichts kaufen will?“ frug endlich ein Jude häßig? „Er habe zwei Kühe da,“ antwortete Uli. „Wo hat er die zwei Kühe, wo ſind die zwei Kühe?“ frugen zwei, drei. „Sie ſeien unten im Stalle,“ antwortete Uli. „Komm, zeige ſie Bauer, wollen ſie ſchauen, kaufen ſie dir ab, tauſchen mit dir e Roß, e Kuh, wie du willſt. Als Uli ſagte, jetzt komme er nicht 'nunter, er müſſe hier auf Jemanden warten, wollten ſie wiſſen, wo die Kühe ſtünden, wollen ſie ſchauen, ſagten, wollten e Handel mit ihm machen. Nicht lange ging es, ſo kam ein ſchlichter Bauersmann daher und frug: „ob nicht einer mit zwei Kühen da ſei?“ Da fiel Uli ein Stein von dem Herzen, im Ring der Juden war ihm ordentlich bang geworden, er wußte, wie man oft wider Willen auf einem Markte in ihre Hände geräth und nie anders draus kömmt als geſchoren und beſchnitten. „Mein Nachbar hat mir geſagt, du hätteſt zwei Kühe, welche mir dienen könnten. Zeige ſie mir, wollen ſehn, ob wir Handels eins werden, wo nicht, iſt keiner verſäumt,“ ſagte der Mann zu Uli. Als ſie hinunter kamen, hörten ſie großen Streit. Ein Jude hatte Ulis Kühe abgelöst und wollte mit ihnen aus dem Stalle um draußen bei Licht ſie beſſer beſchauen zu können als drinnen im finſtern Stall, wie er ſagte. Der Stallknecht wollte es nicht geſchehen laſſen bis der da ſei, welcher ſie ihm übergeben. „Er ſei verantwortlich dafür, und laſſe nicht jeden Schelm aus dem Stalle nehmen, was ihm beliebe, da käme er ſauber an.“ Als Uli kam, hingen ſie an ihm wie Kletten. „Wie theuer, Bauer?“ frug einer, „ſind magere Kühe,“ ſagte ein anderer, „für die iſt kein Kauf,“ ein dritter, ein vierter wollte Ulis Begleiter, der unterdeſſen die Kühe unterſuchte, von demſelben wegjagen. „Sie ſeien mit dem Manne im Handel,“ ſagte er, „die Kühe gingen ihm alſo nichts an, er ſolle gehn, das ſei keine Manier zwiſchen einen Handel zu kommen. Nun, Bauer, was willſt du für die Kühe?“ Doch beide, Uli und der Andere, waren nicht zum erſten Male auf einem Markte. Uli ſchätzte die Kühe nicht, der Andere ließ ſich nicht ſtören und als er fertig war, befahl Uli dem Stallknecht die Kühe wieder anzubinden, einſtweilen gingen ſie Niemanden was an als ihn, und beide verließen den Stall um das Geſchnatter ſich nicht kümmernd. Hui die Juden ihnen nach, ſortirten ſich alsbald in zwei Hälften, die eine rühmte zu Handen des Verkäufers die Thiere, die andere machte zu Gunſten der Käufer, die Kühe runter, daß man hätte glauben ſollen, es ſeien zwei miſerable Ziegen, welche noch dazu kein geſundes Haar am Leibe hätten. Da der Handel ihnen einſtweilen gefehlt, zielten ſie jetzt nach Schmausgeld und zwar hartnäckig, ſo daß der fremde Mann, der in dem Hauſe bekannt ſchien, Uli in ein beſonderes Zimmer winkte, wohin denn doch die Juden nicht nachkamen. Hier wurden ſie wirklich Handels alsbald einig. Mit ſchönem Gelde zahlte der Käufer aus, legte noch einen blanken Thaler als Trinkgeld für die Frau zu, und ſagte: „wenn er dießmal gut verſorget ſei, ſo ſolle es nicht das Letztemal ſein, daß ſie mit einander handelten. Er hätte ein großes Hausweſen, müſſe viel ändern und ſei froh ohne viel Geläufe aus verſorgter Hand ſeine Waare zu kaufen.“ Da es Uli Wunder nahm, wer der Mann geweſen, der ihm Nachts begegnet war, ſo ſagte ihm der Andere, „er ſei ein Metzger, der aber das Geſchäft nur noch für ſeine Freunde treibe, nöthig hätte er es nicht mehr. Er ſei ein wenig wunderlich, aber ein guter Mann, ſie ſeien gute Freunde und wenn einer dem andern dienen könne, ſo ſparre es keiner.“ Dieſe Auskunft ſetzte Uli über alles was ihm dunkel war ins Klare. Er dachte, ſolche Wunderlichkeit, die einem Freunde 10 Thaler abnimmt und ſie einem Fremden in die Taſche jagt, möchte er alle Tage erleben.

Es mögen von ſelbem Markte wahrſcheinlich Wenige fröhlicher aus gutem Grunde heimgekehrt ſein als Uli. Von Märkten kehrt freilich gar Mancher frohgemuth heim, jauchzt das Land voll, thut als ſei er nun Hans oben im Dorfe. Aber das ganze Glück kommt aus dem Weingrunde, iſt der verdunſtet, wird das Gemüth zu einer jämmerlichen Pfütze, über welcher wie ein ſtinkender Nebel eine elende Stimmung ſchwebt, welche das Publikum mit dem Ausdruck Katzenjammer bezeichnet. Nun der geht in einem oder zwei Tagen vorüber, aber mancher trägt einen Katzenjammer im Gewiſſen davon und der geht nicht vorüber, regt ſich immer neu und wenn er auch vergangen, beſonders bei ſchönem Wetter, kehrt er doch zurück, wenn es donnert. Und Mancher und Manche trägt das Gift heim, welche ihr Lebensglück für ihre ganze Lebenszeit zerſtört und vielleicht noch hinüber ins Jenſeits wirkt. Uli freute ſich nicht blos der zehn Thaler wegen, ſondern als er im Heimwege das Vergangene überſchlug, fiel es ihm ein, der Mann habe ihm deswegen zehn Thaler mehr zugeſchlagen, weil er ehrlich ſein und Punktum bei der Wahrheit habe bleiben wollen, den Mann aber habe ihm recht eigentlich Gott geſandt, um ihm Freude über ſeine Umkehr zu bezeugen und zum Zeichen, daß Ehrlichkeit immerhin die größte Klugheit ſei. Uli war weit entfernt zu glauben, nun müſſe und werde Gott ihm allemal, wenn Ehrlichkeit die Verſuchung überwinde, ein beſonderes Zeichen thun und dem Lohn ihm immer gleich baar auszahlen. Aber es freute ihn diesmal, das ſo aufzufaſſen, er glaubte, er habe das Recht, was ihm begegne, aufzufaſſen, wie es ihm am wohlſten thue, ſein Gemüth am meiſten ſtärke, alſo je frömmer, deſto beſſer. Er wußte wohl, daß gar Viele höhniſch ihn auslachen würden, wenn er ihnen die Sache erzählte, als hätte Gott ſich ihm da eigends geoffenbart und ihn geſtärket, aber er glaubte, wie ſie das Recht zum Lachen hätten, hätte er das Recht, Gottes Segen zu erkennen in allen Dingen und daran ſich zu erbauen. Und wie ſie das Recht hätten, um ſeines frommen Sinns ihn auszulachen, habe er das Recht, von ganzem Herzen ſie zu bedauern, daß Alles ihnen bloßer Zufall ſei, daß ſie des troſtloſen Glaubens ſeien, ſie ſeien nichts als Rohre im Sumpfe aufs Ungefähr von jeglichem Winde hin und her getrieben. Als er heim kam ſo früh, wäre Vreneli faſt ob ihm erſchrocken, denn wenn es mit rechten Dingen zugegangen, konnte er noch nicht ſchon da ſein, meinte es. Als es nun den Verlauf hörte, hatte es große Freude, denn es nahm die Sache gerade wie Uli, zu großer Erbauung und zur Stärkung im Vertrauen, daß am Ende Alles zum Beſten ſich wenden werde. Dieſe Stärkung hatten ſie aber auch ſehr nöthig.

Capitel 23.

Joggeli erlebt auch was und was Altes: daß, was einer ſäet, er auch ernten muß.

Joggeli ließ eines Abends Vreneli hinüberrufen. „Es müſſe ihm da etwas leſen,“ ſagte er, „er möge Brille nehmen, welche er wolle, ſo könne er nichts daraus machen, er verſtehe ſich gar nicht auf die neue Gſchrift, welche aufkäme, man ſehe es allem an, wie der Glaube abnehme und bald keiner mehr ſei.“ Vreneli verſtand ſich, wie es ſchien, beſſer darauf, denn es ward blaß, las einmal, las zweimal, ſagte endlich, „das iſt kaum, das kann nicht ſein.“ „Was nicht, ſagte Joggeli ungeduldig, „was nicht, ſage es doch und ſtürme nicht.“ „Vetter, da ſteht, Ihr hättet Eliſi's Mann eine Gſchrift gegeben, gut für 15,000 Thaler, die habe er eingeſetzt oder verſilbert und jetzt wolle man das Geld.“ Joggeli begehrte mit Breneli gräßlich auf, „es könne nicht Geſchriebenes leſen und wolle ihn zum Beſten halten.“ Man ließ Uli kommen. Mit großer Noth und vielem Buchſtabiren brachte derſelbe ungefähr das Gleiche heraus. „Das ſei ein abgeredet Spiel,“ ſagte Joggeli, „um ſolche Sachen ihm abzuleſen, hätten ſie nicht gebraucht zu kommen.“ „Wie ſie das hätten abreden wollen,“ fragte Breneli, „ſie ſeien ja einer nach dem andern gekommen, Uli hätte nicht gehört, was es geleſen. Wenn ſie einen Narren haben wollten, ſo ſollten ſie ſich einen eiſernen machen laſſen. Das begreife ja jedes Kind, daß ſie gewußt, was im Briefe ſei, ſie hätten ihn ſonſt nicht ſo Puntum gleich ableſen können, wenn ſie ihn nicht auswendig gewußt hätten,“ belferte Joggeli. „Komm Uli,“ ſagte Breneli, „der Vetter iſt aber ſo wunderlich, da iſt nichts mit ihm zu machen. Morgen hat er vielleicht ſich anders beſonnen, daß wieder mit ihm zu reden iſt.“ Sie gingen und kümmerten ſich, was da für ein neuer Schelmſtreich abgekartet worden, riethen, was ſie machen ſollten und wurden endlich einig nichts zu ſagen, bis Joggeli wieder anfange oder die Sache ſich von ſelbſt mache. Joggeli ſagte nichts mehr, ſie alſo auch nichts. Einige Tage darauf kam Eliſi daher und zwar zu Fuß in einem ſchrecklichen Aufzuge heulend und ſchreiend. Es ſuchte den Mann, der war verloren gegangen. Er hatte eine kleine Reiſe vorgegeben, nun war er ſeit vierzehn Tagen fort, Niemand wußte wohin. Das Gerede ſchwoll an, er hätte ſich mit dem Schelmen davon gemacht. Dort, wohin er vorgeblich gereiſt, ſei er nie geweſen; an einem andern Orte hätte er viel Geld auf Joggeli hin genommen und ſei damit voraus wahrſcheinlich den Weg aller Spitzbuben, d. h. nach Amerika. So heulte Eliſi in Abſätzen und wollte ſeinen Mann haben, oder weil er nicht da ſei, ſolle man ihm ihn verſchaffen. Nun der Mann war nicht da, aber ein bös Licht gingen Uli und ſeiner Frau auf, doch enthielten ſie ſich ihre Gedanken zu äußern. Sie dachten, jetzt ſollte es doch dem Joggeli einfallen, was der Brief zu bedeuten hätte, es ſei denn, er hätte ihn vergeſſen. Aber Joggeli hatte ihn nicht vergeſſen und ſagte doch nichts. Er ſchweige dazu, dachte er. Wenn er nichts ſage, ſo werden ſie auch ſchweigen, und er wollte ein Narr ſein, da Beſcheid zu geben, wo er nichts ſchuldig ſei. Wollten ſie im Ernſt etwas, ſo könnten ſie ihn aufſuchen wie üblich und bräuchlich. Da kam Johannes daher gefahren wie aus einer Kanone und blies Tabakswolken von ſich, daß man von weitem hätte glauben können, ſein Charaban ſei eine Höllenmaſchine oder ein kleiner feuerſpeiender Berg und blaſe Rauch von ſich. Er hatte auch vernommen, der Schwager ſei zum Teufel und zwar mit hunderttauſend Gulden vom Vater. Man kann denken, wie der ſchnaubte und tobte. Joggeli wollte nichts von allem wiſſen und das kam Eliſi wohl. Johannes hätte es zwar nicht gefreſſen aber doch halb zerriſſen im erſten Zorn. Joggeli wollte auch nicht glauben, daß der Tochtermann fort ſei, er werde nur dem Geheul ein wenig aus dem Wege gegangen ſein, auch er hätte Luſt zu gehen, ſo ſei es ihm erleidet und doch hätte er es noch nicht ſo lange gehört. Er wollte lieber, man ließe ihn endlich ruhig und plagte ihn nicht bis auf den letzten Tag. Geplagt zu werden, werde ihm beſchieden ſein. Viele Jahre hätte ihn die Frau geplagt, es ſei nie recht geweſen was er gemacht, zu guter letzt plagten ihn nun die Kinder und ſeien ihm immerfort vor der Thüre. So kifelte Joggeli, während die Kinder heulten und tobten. „Der Alte ſei ein Kind," brüllte Johannes den Uli an, „man könne kein vernünftig Wort mehr aus ihm herausbringen. Sie hätten beſſer zu ihm ſehen ſollen, oder Beſcheid machen, als ſie geſehen, wie er ſei, und den Schelm nicht zu ihm laſſen. Wenn etwas geſchehen ſei, ſo mache er ſie dafür verantwortlich. Jetzt wolle er der Sache nachfahren, bis er wiſſe, woran er ſei, das werde nicht ſo ſchwer zu erfahren ſein. Und hätte er es mal, dann ſchone er Niemand." „Da ſolle er machen, was er könne," ſagte Uli, „an Joggeli hätten ſie nichts Beſonderes bemerkt, ihn auch nicht zu hüten gehabt. Sie, die nächſten Verwandten, ſeien gekommen und gegangen, wann es ihnen gefallen, ihm und ſeiner Frau wäre es übel angeſtanden, wenn ſie ihnen hätten den Zugang verwehren wollen.“ „Er hätte es ihm doch befohlen,“ ſagte Johannes. „Selb haſt,“ ſagte Uli, „aber ich und die Frau dir wiederum geſagt, daß wir mit der Sache nichts zu thun haben wollen und können.“ Johannes ging ab, ganze Mäuler voll Lumpen und Schelmenpak, dem er es eintreiben wolle, vor ſich herſtoßend. Es war Johannes allerdings nicht wohl bei der Sache, und er hatte Urſache dazu, was der Bock an ſich ſelbſten weiß, trauet er der Geiß. Er ließ anſpannen und fuhr dem Gerücht nach. Das iſt ein Ding, welches oft weit ſchwerer iſt, als das Verfolgen eines flüchtigen Hirſches durch amerikaniſchen Urwald. Dießmal war es Johannes viel leichter, denn das Gerücht war nicht bloß ein leiſes Gemurmel, ſondern ein lautes Geſchrei und nicht Johannes allein ſondern gar viele jagten ihm nach und ſuchten den wahren Grund. So vernahm man bald, daß der Burſche wirklich einen nicht ſehr alten Paß habe, den man ihm ohne Bedenken gegeben, da er immer mit einem verſehen geweſen ſei, angeblich wegen Handelsgeſchäften, den er regelmäßig, wenn er nach dem Geſetze ausgelaufen geweſen, mit einem neuen vertauſcht habe. Man vernahm, wo er Geld aufgenommen haben ſolle. Johannes fuhr darauf los, dort fand er den wahren Grund und ein Papier mit ſeines Vaters Unterſchrift, auf welchem dem Schwager fünfzehntauſend Thaler zugeſchrieben ſtunden. Dem Johannes verging eine ganze Weile das Fluchen, ſelbſt die Pfeiffe löſchte aus. Als er wieder Athem hatte, ging es freilich wieder los und das Verſäumte hatte er bald reichlich eingeholt. Erſt ging es über den Schwager los, dann über den Vater und endlich über den Herrn Handelsmann oder Banquier oder wie man ihm ſage, der auf das Papier hin das Geld gegeben hätte. Dem ſagte er alle Schande, drohte ihm mit Galgen und Rad und als dieß nichts half, wollte er ihn prügeln. Der aber war nicht dumm, hatte zu rechter Zeit für Hülfe geſorgt und Johannes mußte abmarſchiren, that es aber nur unter Donner und Blitz und mit dem Drohen, wann er wieder komme, ſo bringe er dann Leute mit Handſchellen und Stricken. Nun kam er auf die Glungge wieder gefahren wie eine gejagte Seekuh durch den Schilf fährt. Der Vater wollte nichts unterſchrieben haben, wenigſtens nichts Solches. Ein paar Mal hätte der Tochtermann ihm Päcklein von der Poſt gebracht und da hätte er die Quittung unterſchrieben, ſonſt wiſſe er von nichts. Wahrſcheinlich hatte ihm einmal der Spitzbube das Papier als Poſtſchein untergeſchoben, nachdem er ihm früher einige Poſtſcheine über Päcklein, welche durch ſeine Vermittelung Joggeli zukamen, unterſchreiben laſſen. Wenigſtens hatte die Schrift Aehnlichkeit mit einem ſolchen Poſtſchein, und Joggeli hatte ſchwache Augen, einen ſchwachen Sinn und war ſein Lebtag kein Held im Geſchriebenen geweſen. Wahrſcheinlich ſtand der ſogenannte Banquier mit dem Spitzbub unter einer Decke, ſonſt hätte er wohl bei Joggeli ſelbſt über den Werth des Papiers ſich näher erkundigt, ehe er Geld darauf gab. Aber bei ſolchen Händeln iſt was zu profitiren und weit mehr, als bei ehrlichen; wie viel in ſeine Taſche floß, vernahm man nicht, auch würde es kaum in ſeinen Büchern zu finden geweſen ſein. Was das nun für einen fürchterlichen Spektakel auf der Glungge gab, kann man ſich denken. Vreneli mußte Eliſi ins Haus nehmen, um es vor Johannes und der Trinette, welche nach gefahren kam, zu ſichern. Nun aber heulte Eliſi drinnen das Haus voll und Trinette heulte draußen ums Haus herum, wie ein Hund unter einem Baum, auf den eine Katze ſich geflüchtet. Vreneli mußte ſeine ganze Tapferkeit aufbieten, um vor dem Aergſten zu ſein. Es mußte für Joggeli in Riß ſtehen und gegen die Kinder den Vater ſchützen, über den das ganze Wetter losbrach, den ſelbſt Eliſi verwünſchte auf eine ſchauerliche Weiſe. Vreneli war vielleicht der einzige Menſch auf der Welt, vor dem Johannes noch einigen Reſpekt hatte, und von Jugend auf mit ihm bekannt, kannte es auch, was auf ihn Eindruck machte. Freilich mußte es ſich von ihm bittere Sachen ſagen laſſen, wie ſie mit unter der Decke geſteckt und wie man endlich ſehen werde, wie ſie den Vater beſchummelt, und was man an ihnen verlieren müßte. Es mußte ſehen, wie bei Trinette zum Zorn noch die Eiferſucht kam, als ſie ſah, daß Vrenelis Worte Macht über Johannes hatten. „So, von der nimmſt Du das an, von ſo Einer läſſeſt Du Dir das ſagen. So, jetzt merke ich, warum Du immer hierher gefahren, und mich nicht haſt mitnehmen wollen. Jetzt das noch zu allem Andern," und fing an zu heulen, als ob ſie hundert hungrige Hyänen im Halſe hätte und gute Luſt, ihre Tatzen an Breneli zu verſuchen.

Dann brachte man noch Eliſis Kinder ſammt der Nachricht, daheim hätte man ihm Alles verſiegelt. Johannes wollte Alles mit der Peitſche fortjagen und Trinette wollte Alles, was Joggeli hatte, aufpacken und fortnehmen, und Joggeli ſaß da und ſtierte herum, wollte an nichts ſchuld ſein, ſagte, ſie könnten ſeinethalben machen, was ſie wollten. Die Frau ſelig habe Alles auf dem Gewiſſen, ſie hätte ihm den Spitzbub hergeſchleppt, ſie könne ſeinetwegen jetzt auch zahlen, er habe nichts mehr und werde wohl noch dem heiligen Almoſen nachmüſſen. Er habe ihr oft geſagt, es käme ſo, aber ſie habe es ihm nie glauben wollen. Breneli wußte in dem gräulichen Spektakel nicht anders zu helfen, als zu Uli zu ſagen: „Um Gotteswillen thue mir den Gefallen, nimm das beſte Roß im Stalle, fahr, ſo ſchnell Du kannſt, zum Bodenbauer und bringe ihn her, der alleine kann ſie ſetzen und weiß den beſten Rath, ſonſt giebt es wahrhaftig noch ein Unglück. Ich kann nicht allenthalben ſein und Alle hüten. Statt daß ſie allmählig ſich faſſen und ergeben, werden ſie nur noch zorniger, erbitterter auf einander, es iſt ein gräulich Dabeiſein und traurig, wie ein Menſch ſein Unglück ſich ſelbſt noch unerträglich machen muß. Es iſt gerade, wie wenn ein Menſch, der einen Centner Eiſen tragen ſoll, und ſchwer daran zu tragen hat, denſelben noch glühend macht, um ja recht doppelt Qual zu leiden unter ihm." Uli war dieſes Gedankens froh, doch bangte er um Breneli. „Aber Du biſt dann alleine," ſagte er, „und ſelb iſt nicht richtig unter ſolchen Menſchen." „Habe nicht Kummer," antwortete Breneli. „Johannes thut mir nichts und die Weibsbilder fürchte ich nicht. Aber fahre raſch, es iſt mir Angſt um Joggeli. Wenn Niemand wehrt, ſo plündern ſie ihn vollends aus, und hinten drein, wenn die Gläubiger kommen und nichts mehr da iſt, giebt es wüſte Geſchichten. Mit dem Johannes iſt es auch nicht richtig, wie ich merken mochte, der wird auch gemacht haben, was er konnte. Die Liebe war es nicht, welche ſo oft ihn hergebracht.“ Uli ſputete ſich, ſchonte das Pferd nicht. Wenn die Baſe das hätte erleben müſſen! dachte er. Aber, dachte er wieder, wenn ſie gelebt, wäre das nicht begegnet. Wie wenn man in einem Gebäude einen einzigen Stein wegnehmen und dadurch daſſelbe aus allen Fugen, vielleicht zum Umſturz bringen könne, ſo gebe es auch einzelne Perſonen in Familien. Auf einer einzigen Perſon ruhe das Ganze, ſie halte es zuſammen, bei ihren Lebzeiten merke man es vielleicht nicht einmal ſo recht, erſt wenn ſie geſtorben ſei, in Trümmer das Ganze auseinander gehe, merke man, daß ſie der Eckſtein geweſen.

„Wie man doch das Gleiche verſchieden nehmen könne, dachte er, und wie man erſt, wenn was zu tragen ſei, merke, ob einer Kraft habe oder keine. Er wiſſe wohl, er ſei ein armer Sünder, aber um Alles in der Welt möchte er nicht an ihrer Stelle ſein. Er ſehe wohl ein, daß er nichts davon bringe denn dies Unglück werde auch ihm an die Beine gehen, und jedenfalls werde ihnen noch etwas übrig bleiben, ihm aber nichts als vielleicht noch Schulden. Indeſſen wüßten er und Vreneli zu ſparen und zu arbeiten, Angſt habe er nicht, er habe ſich darein ergeben, es zu nehmen, wie es komme und damit zufrieden zu ſein. Aber wie Joggeli's Kinder es mit Wenigem machen würden, da es nicht mit Vielem gegangen, dazu weder arbeiten noch entbehren könnten, das begreife er nicht. Das gebe die unglücklichſten Leute, welche immer zwiſchen Können und Mögen hingen, an allen andern Orten den Fehler ſuchten, nur nicht an ihnen ſelbſt und daher auch ſo wüſt thäten ohne Unterlaß, ſich verfeindeten allenthalben, wo ſie Freunde doch ſo nöthig hätten. Er dankte Gott nicht, daß er nicht ſei, wie jene, aber er fühlte ſich doch glücklich, daß er nicht in ihrer Haut war, und das iſt erlaubt. Dankbar ſoll man ſein für alle Gnadengaben Gottes, und iſt das nicht eine große Gabe, wenn man die Kraft empfangen hat, dem Willen Gottes ſich zu unterziehen und das Genügen, welches übrig haben und Mangel leiden kann und beides unbeſchwert. Dieſe Gaben ſind ſehr zu unterſcheiden von perſönlichen Eigenſchaften oder Vorzügen, auf die man ſtolz wird, um deretwillen man andere verachtet oder verfolgt. Hier liegt eben das unterſcheidende Merkmal für Alle, welche auch hier den Baum nur an den Früchten zu erkennen vermögen. Wer um eigener Vorzüge willen ſich erhebt und Gott ihretwegen dankbar ſein zu müſſen glaubt, der verachtet Andere, beneidet ſie, ſucht ſie zu erniedrigen. Wer um Gaben Gottes willen dankbar iſt, der iſt demüthig, er weiß, woher er das Beſte hat, er bedauert von ganzem Herzen den, der es nicht hat, er würde von ganzem Herzen mittheilen von ſeiner Gabe, um die zu erhöhen, welche ſie nicht haben. Daran eben dachte auch Uli. Nicht daß er glaubte, er könne da was machen, dazu war er zu beſcheiden und allzuſehr auf dem bürgerlichen Standpunkte, als daß er daran nur gedacht hatte, er könne was machen. Das iſt nämlich der bürgerliche Standpunkt, der im Chriſtenthum und namentlich im proteſtantiſchen eingeriſſen iſt, weil der Staat die Alleinherrſchaft uſurpirt hat, daß es auf die äußere Stellung eines Menſchen zu andern ankömmt, ob einer dem andern eine Ermahnung geben darf oder nicht, ob die chriſtlichſte Ermahnung als anſtändig oder unanſtändig gewerthet wird. Es iſt in reformirten Ländern ſo weit gekommen, daß der würdigſte Geiſtliche einem unbedeutenden weltlichen Beamten z. B. einem obrigkeitlichen Schaffner oder Statthalter oder gar Berichtspräſidenten, welcher den unchriſtlichſten Wandel zur gröbſten Aergerniß der Gemeinde führt, nicht die geringſte Vorſtellung unter vier Augen machen darf, wenn er ſich erſtlich nicht den ärgſten Grobheiten ausſetzen, zweitens als pfäffiſcher Zelot verſchrien und drittens obern Orts nicht als Jeſuit denunzirt ſein will. So kam es Uli wirklich nicht in Sinn, daß er als Pächter und Schuldner da was machen könnte, aber er dachte daran, den Bodenbauer darum zu bitten und hätte gerne ihm geſagt, wo die armen Leute am beſten zu erfaſſen ſein möchten. Aber er mochte denken, wie er wollte, er fand nirgends eine Handhabe zu einem chriſtlichen Griff.

Seine Sendung ſetzte den Bodenbauer in große Verlegenheit. „Lieber nit, Uli, lieber nit. Kann ich Dir was zum Gefallen thun, ſo ſoll es nicht Nein ſein, aber da laß mich ruhig. Was ſoll ich da thun ſo unberufen? wenn ſchon Du kameſt, ſo ſandte Dich nur Deine Frau und ebenfalls unberufen. Sie würden mir doch da wunderliche Augen machen, wenn ich hin käme und befehlen wollte.

„Mußt doch gehen, Johannes," ſagte die Frau. „Brauchſt ja nicht zu ſagen: kommſt Du geheißen oder ungeheißen, brauchſt auch nicht mit dem Rath ins Haus zu fallen. Du brauchſt ſie ja nur zu grüßen und wollen ſie nichts von Dir, ſo kannſt wieder gehen. Sieh, thue das der Baſe unter der Erde zu lieb und denke, wenn unſere Kinder in einen ſolchen Fall kämen, wovor Gott ſie bewahre, wir wären auch unterm Boden dankbar, wenn ein guter Freund ungeheißen käme und ſich ihrer annehmen würde." Kurz Johannes mußte gehen, er mochte wollen oder nicht. Auf dem ganzen Wege wand er ſich, als einer der Bauchweh hat. „O Uli," ſagte er, „Du weißt nicht, wie mir das zuwider iſt. Wenn man mit ſeinen eigenen Sachen faſt mehr zu thun hat, als man fertigen kann, in der Gemeinde zu thun hat, daß man oft lange Zeit durch nicht zum Sitzen kommt, oder Tage lang ſitzen muß, daß man glaubt, man ſitze auf Feuer, wenn draußen die Sonne ſcheint und alle Hände voll zu thun ſind, und dann noch die Naſe unberufen in fremde Händel ſtecken, unberufen und ohne einmal zu wiſſen, was man, um bei der Wahrheit zu bleiben, für ein Fürwort brauchen ſoll, daß man da iſt, das iſt dumm. Und zu wiſſen, daß das noch einen langen, langen Schwanz haben kann, und es doch thun, das iſt noch viel dümmer." „Was meint Ihr?" fragte Uli, „was für einen Schwanz?" „He, was für einen?" ſagte Johannes. „Wenn da ſo einer dazwiſchen kommt, ſo mir nichts, dir nichts, ſo denkt man, er habe Freude an ſolchen Sachen und ſpricht ihn an und am Ende, er mag wollen oder nicht, muß er darhalten, mitmachen, Lauf und Gänge haben und am Ende des Teufels Dank." „Wenn Ihr das fürchtet, ſo habt Ihr ja eine gute Ausrede, Ihr ſeid mein Bürge und, leider Gott! kann es beide Wege gehen und manche Sache iſt ja nicht ausgemacht. Wäre das nicht Grunds genug?" „Uli, giebſt noch einen Gemeindsvater," ſagte der Bodenbauer. „Du haſt recht, daß mir dies nicht einfiel! Aber die Sache ging mir zu rund und raſch im Kopf herum." Nun traf es ſich, daß der Bodenbauer nicht in einem ruhigen Augenblick ankam, wo man Zeit hatte, zu denken: Was will der, und wo kömmt er her? Es wurde gebrüllt, geſtritten, gelärmt und als Joggeli den Bodenbauer von weitem ſah, rief er: „O Vetter! Vetter! wie gut iſt doch, daß Du kömmſt, da haben ſie mich zwiſchen inne, als ob ſie mich morden wollten, hilf mir, Vetter, rathe mir.“ Es waren nämlich Gerichtsperſonen da, der bekannten Schuld wegen. Da ſolche Formalitäten allenthalben anders ſind, ſo enthalten wir uns aller nähern Specialitäten.

Der Sohn, welcher eben erſt heimkam von einer Rundreiſe, auf welcher er bei Freunden Rath und Troſt erſt halb Schoppen-, dann Schoppen-, endlich Flaſchenweiſe geſchöpft, wollte ſie vom Hauſe wegprügeln, Joggeli wollte nichts unterſchreiben, auch keinen Abſchlag geben, kein Zeugniß, daß das Ding bei ihm verrichtet worden ſei. „Er rühre keine Feder mehr an,“ ſagte er, „ein Narr ſei, wer es thue. Wenn er gewußt, wie man ſich damit verfehlen könne, er hätte ſein Lebtag keine zur Hand genommen.“ Trinette und Eliſi gränneten einander an, erſt aus der Ferne, rückten ſich aber näher und näher, und wäre Vreneli nicht dazwiſchen geſtanden, ſo wären ſie einander ſicher bis auf Nagelweit nahe gerückt. Weiber liefern ihre Gefechte gern in nahen Diſtanzen, je näher je lieber. Männer haben es bisweilen umgekehrt. Die Gerichtsperſonen begehrten ebenfalls auf. Hinter dem Miſt krähte der Hahn und zwei feindſelige Hunde gingen zähnefletſchend um einander herum.

Auch Vreneli verließ ſeinen Poſten unbedacht, grüßte den Bodenbauer freundlich, da, riſch die Trinette auf das Eliſi, dann, ermuthigt durch das Beiſpiel, ein Hund auf den andern, und ein Brüllen, Wälzen, Spektakel entſtand von Hunden, Trinetten, Eliſi bunt durcheinander, daß Niemand wußte, war man ganz im Thierreich oder noch halb und halb unter Menſchen. Man riß Weiber und Hunde auseinander, nahm es aber nicht ſo genau, ob die Fußtritte Weiber oder Hunde trafen. Bekanntlich ſtreckt man auch die Hände nicht gern zwiſchen ſtreitende Weiber oder beißende Hunde, man kriegt gern Zähne drein. Nun am Ende ſtoben die zuſammengebiſſenen Partheien heulend auseinander und die andere Parthei, welche eigentlich nicht beißen wollte, ſondern blos reden, konnte ihre Verhandlungen wieder eröffnen. Die Gerichtsperſonen beklagten ſich bitterlich und ſprachen des Bodenbauers Vermittlung dringlichſt an. „Sie trügen ja keine Schuld an der Sache,“ ſagten ſie, „thäten nichts als ihre Pflicht, begehrten nichts, als was geſetzlich ſei, da ließen ſie ſich nicht perſönlich beleidigen, dafür ſei ein Richter. Die Leute ins Unglück zu bringen, begehrten ſie nicht, ſie ſeien bereits tief genug darin, das ſollten die Leute begreifen, dünke ſie.

„Ja aber, Vetter Johannes, Vetter Johannes! der Lumpenhund, der Spitzbube hat mich betrogen, iſts dann recht, daß ich bezahle, ſoll ich allein darunter leiden, daß der Spitzbube mich betrogen hat?“ Der Vetter Johannes ſagte, „das könne er begreiflich nicht entſcheiden, da er nicht wiſſe, worum es ſich eigentlich handle und was die Vorgänge ſeien.“ Nun erzählten es ihm Alle, aber das Ding war noch ſchwerer zu faſſen, als eine neubarbariſche d. h. philoſophiſche Vorleſung. Endlich brachte der Bodenbauer Ordnung in das Chaos, begriff und endlich ſagte er: „das ſei eine fatale Sache, ſie bekümmere ihn ſehr. Er könne nicht begreifen, daß man da ſo mir nichts dir nichts mit den Gerichten komme, ehe man gütlichen Weg verſucht, das ſei ſonſt Sitte.“ Da mußte auf die Einrede der Gerichtsperſonen Joggeli endlich ſagen, es ſeien ihm zwei Briefe gekommen mit allerlei Redensarten, die er nicht begriffen. Er habe nicht gedacht, daß das was zu bedeuten hätte, und das Papier abſeits gelegt, es könnte ihm jeder Narr ſchreiben, und in den Brief thun, was ihm gefallen. „Ja ſo,“ ſagte der Bodenbauer, „alſo geſchrieben hatten ſie, aber angefragt vorher, wie die Sache ſich verhalten, das wird nicht geſchehen ſein. Das wäre jedenfalls anſtändig geweſen, aber die Sache iſt, wie ſie iſt, mit Prügeln macht ſich das allweg nicht. Gebt eine Antwort, daß eine Einigung Zeit und Platz hat, eines Tages macht ſich das allweg nicht.“ So geſchah es endlich, das Gerichtsperſonal entfernte ſich und der Bodenbauer wollte ebenfalls gehen. Aber er mußte bleiben und ſollte rathen. „Ja,“ ſagte er, „die Sache iſt ſchlimm. Da wird wenig anders zu machen ſein, als zahlen. Die Unterſchrift abläugnen, thäte er nicht, von wegen, es möge gegangen ſein, wie es wolle, unterſchrieben ſei unterſchrieben, ein Dritter vermöge ſich deſſen nichts und wenn er auch unter der Decke ſein ſollte, ſo ſei es noch nicht bewieſen. Eliſis arme Kinder könnten ihn dauern, denen ſei es abgeſtohlen, daneben, wie er Vetter Joggelis Vermögen kenne, ſchade das weiter Niemanden etwas. Vielleicht daß, was Joggeli dem Tochtermann geſchwitzt, als Weibergut könne geltend gemacht werden, und was ſpäter noch auf dieſe Seite fallen werde, ſolle er alsbald durch ein Teſtament beſtimmen und regeln, daß der flüchtige Vater nichts mehr dazu zu ſagen habe. Ein Wort gab das andere und endlich ſah der Bodenbauer mit Schrecken zwei Dinge, daß Joggelis Vermögen nicht mehr das war, was es geweſen, und Joggeli ſtatt ein Mann ein Kind ſei, das nicht wußte, was es machte, nicht zurechnungsfähig war. „Wißt Ihr was, Vetter,“ ſagte er endlich, „wißt ihr was, geht vor Eure Gemeinde und begehrt einen Beiſtand, der in dieſen verwickelten Dingen mit Verſtand Euch beiſtehe. Ihr ſeiet alt, Euer Sohn weit und was es koſte, zahltet Ihr gern. Potz Himmel! wie fuhr da Johannes der Sohn auf. „Ehe daß er dulde, daß der Vater gevogtet werde, ſchlage er Himmel und Erde entzwei,“ brüllte er. „Da würdeſt Du zu thun haben,“ ſagte der Bodenbauer ruhig. „Mache was Du willſt, aber wäre ich an Deiner Stelle, ich beſönne mich nicht zweimal, daneben mach, was Du willſt, die Sache iſt nicht meine, ſondern ganz hauptſächlich Deine. So wie ich merken mag, haſt Du Deinen Theil auch erhalten, und den guten Vater habt Ihr beerbt bei Lebzeiten. Es ſcheint da allweg viel weggegangen zu ſein. Kommt nun Deiner Schweſter Vormundſchaftsbehörde dahinter, ſo trittet ſie klagend auf, beſchuldigt den Vater unverſtändiger Handlungen ꝛc. Dann ſieh, wie es geht. Begehrt Ihr es aber ſelbſt, ſo behaltet Ihr die Sache in Händen, könnt Euch mit Eurer Gemeinde verſtändigen und die Sache läuft ſo böſe nicht. Wenigſtens friedlich, ſo viel an Euch.“

„Da wolle er lieber den Teufel freſſen ſammt dem Stiel und die Großmutter als Deſſert, als daß er ſeinen Vater wolle bevogten laſſen. Wer es gut meine, könne ſo nicht rathen, aber wer was Unſauberes in der Wäſche habe, kriegte es vielleicht auf dieſe Weiſe am leichteſten ohne Waſcherlohn wieder," brüllte der brüllhafte Wirth. „Ja ſo," ſagte der Bodenbauer, „iſt das ſo gemeint. Sieh, dir ſagt man nur Rubigenſtrub, aber doch hielt ich Dich für witziger. Ich meinte es gut, Dein Vater dauert mich, Du aber nicht. Dir beſſert es nicht, bis Du von der tauben Kuh gefreſſen haſt, und dann vielleicht noch nicht. Ich habe da allerdings etwas in der Wäſche, aber ich vermag den Wäſcherlohn zu bezahlen und wäre er noch einmal ſo groß, ich bin kein Wirth, der am verlumpen iſt. Und weißt, ich zahle den Waſcherlohn noch dazu gerne, ich weiß, ich erhalte ihn wieder, ich würde für Uli lieber zehntauſend Gulden zahlen, als für Dich tauſend, weißt! Und jetzt behüt Euch Gott und lebet wohl, wem nicht zu rathen iſt, iſt auch nicht zu helfen!" So ſprach der Bodenbauer hochaufgerichtet und im Zorn. Denn in ſolchen Punkten verſtand er nicht Spaß. „Sie hätten ihm nicht geſagt, daß er helfen ſolle, wenn ſie dann ſeine Hülfe begehrten, ſo wollten ſie es ihm ſagen laſſen," ſagte Johannes, der Rubigenſtrub halblaut. „Die Frau ſelig habe viel auf dem gehabt, jetzt ſehe man, was er ſei," ſagte Joggeli, der von der ganzen Sache wenig oder nichts mehr begriff. „Fraueli," ſagte der Bodenbauer zu Vreneli, „wenn Du mir nicht ſo lieb wäreſt, ſo wäre ich mein Lebtag böſe über Dich, daß Du mich da hineingezogen. Aber ſo habt ihr Weiber es, ihr meint, es müſſe allenthalben geholfen ſein, und wo eure Arme zu kurz ſind, ſtoßt ihr die Männer hinein. Da iſt nicht mehr zu helfen, das iſt, was ich Euch ſagen wollte. Macht Euch gefaßt auf Alles; wo ich wohne, wißt Ihr, wenn Ihr was nöthig habt, und ſolltet Ihr raſch fort müſſen, ſo hat mein Tochtermann ein klein Heimweſen, welches für den Aufenthalt Euch vielleicht anſtändig wäre. So viel im Vorbeigang, damit Ihr Euch nicht etwa ängſtigt und nach dem erſten beſten faßt. Sie haben den Alten ausgeſogen auf eine heilloſe Weiſe, wie Spinnen eine Fliege. Vielleicht daß noch Ordnung zu machen, etwas zu retten wäre, aber Ordnung zu rechter Zeit will der dicke Büffel nicht, er weiß warum. Nun wird Alles drüber und drunter gehen, vielleicht giebt es Prozeſſe, vielleicht Gott weiß was, kurz zählt daranf, innerhalb Jahresfriſt iſt das Gut verkauft und der Alte, wenn Gott ſich ſeiner nicht erbarmt, im Spital, oder der reiche Glunggenbauer kann von Thüre zu Thüre ſein Eſſen ſuchen.“ „Nein, Gevattersmann, nein, das geſchieht nicht, eher thue ich es für ihn, aber ſo lange ich ſonſt noch ein Stück Brot habe, hat er auch,“ ſagte Breneli. „Er war nie gut gegen mich, aber auch nicht böſer als gegen andere Leute. Ich aß ſein Brot, als mir Niemand welches gab, ſo ſoll er es nun auch bei mir haben.“ „Das iſt brav,“ ſagte der Bodenbauer. „Es iſt ſchade, daß du nicht eine große Bäuerin biſt, du hätteſt den Sinn dafür und könnteſt Vielen Gutes thun, daneben iſt noch Alles möglich.“

Trotz ihrer Faſſung und des Bodenbauers Anerbieten, erſchreckte ſie die Lage der Dinge doch, ſo arg hätten ſie dieſelbe nicht gedacht, ſo nahe den Wendepunkt nicht geglaubt. Ein, oder zwei günſtige Jahre noch, und ſie hätten ſich erholt gehabt. Uli hätte gerne die Richtigkeit von Bodenbauers Anſicht in Zweifel gezogen. Aber Breneli ſagte: „Je mehr es darüber nachdenke, deſto überzeugter werde es von derſelben. Die Schlingel ſeien nicht umſonſt ſo oft dageweſen und ſicher nicht blos wegen der Kurzweil. Die Beiden hätten was gebraucht. Bei einem einfachen Bauernweſen habe man keinen Begriff, was zwei ſolche Burſche in einer Wirthſchaft oder im Handel durchzubringen vermöchten. Das gehe zweiſpännig oder vierſpännig, wenn die Weiber helfen und nichts nutz ſeien, wie an beiden Orten der Fall ſei.“ Uli meinte, wenn man nie viel gehabt, ſo könne man ſich noch drein ſchicken nichts mehr zu haben, und es liege die Hoffnung nahe, wieder zu gewinnen, was man verloren. Wenn aber ſo große Vermögen, mit denen man es nicht hätte machen können, dahin gingen, ſo komme ihm das Todtgrämen ſehr begreiflich vor. Da iſt keine Hoffnung, wieder zu Vermögen zu kommen, und das Leben mit Nichts, wo man an ſo viel gewöhnt war, muß eine wahre Hölle ſein. Es muß einem zu Muthe ſein, als ſei man eingenäht in einen Gallenſack. Die Hauptſache für uns iſt nun die, daß wir mit Ehren davon kommen, wenn ſchon mit ſonſt nichts als vielleicht noch mit Schulden. Sie wollten machen, was möglich, und daneben das Beſte hoffen, bis hieher hätten Gott und gute Leute ſie nicht verlaſſen und würden wohl es auch ferner nicht. Und wenn es ſein, die Prüfung bis dahin gehen ſollte, daß ſie in Pfändung fielen, ſo müßten ſie ſich auch drein ſchicken, ſie hätten dabei doch den Troſt, daß es weder muthwillig noch verſchuldet ſei, ſondern hervorgebracht durch Unglück von höherer Hand, dachten ſie. Ihr Schickſal lag allerdings in der Schwebe, hing von Gottes Segen und des Bodenbauers guten Willen hauptſächlich ab. Dieſem waren ſie 300 Thaler ſchuldig, ihr Geld, welches ſie auf Zins gehabt, war eingezogen. Dagegen hatten ſie freilich eine Schrift vom Wirth von faſt 400 Thalern auf dem Papier. Aber ob ſie nicht mehr werth ſei als etwa öſterreichiſches Papier oder gar nichts, das wußten ſie noch nicht. Ein ganzer Zins von 800 Thalern war nächſtens fällig, dazu noch der Zins für die Effekten. Nun hatten ſie freilich etwas Geld vorräthig, etwas konnten ſie noch machen, aber achthundert Thaler ſind eine Summe. Bis zur Erndte mußten ſie auch leben, und ob ihnen am Zins etwas geſchenkt werde, das war unter obwaltenden Umſtänden mehr als zweifelhaft. Freigebig war Joggeli ſein Lebtag nie geweſen, dazu beſaß er eine zu kleinlichte Natur. Eine ſolche Natur kann bei großem Vermögen und einer guten Frau noch ſo quaſi mit Ehren durchkommen, ohne als ein Geizhals verſchrieen zu werden.

Genau genommen, iſt es eigentlich gar keine große Kunſt, bei großem Vermögen nicht ſchmutzig und ungerecht zu ſein. Aber wenn das Vermögen geſchwunden, oder ſonſt klein iſt, das Geld nirgends reicht, immer neue Forderungen kommen und dazu immer neue Verluſte, da nicht zu machen, was man kann, die Scheere ins Fleiſch gehen zu laſſen, wo man was zu ſcheeren hat, nicht den letzten Tropfen auszupreſſen, wo man das Recht zum preſſen zu haben glaubt, das iſt ſchwer. Darüber können ſo viele ſich nicht erheben, ſondern halten ſich an dem Spruche: Mache jeder, was er kann. Sie mußten dieſes auch von Joggeli erwarten, der dazu alle Tage kindiſcher, faſt ganz regiert wurde von dem Sohne, der ganz erwildet war und im Lande herum fuhr wie der Teufel im Buche Hiob. Dazu kam noch die Abſchatzung der Effekten, welche Uli zur Nutzung hatte. Beim Abtreten des Gutes mußten die wieder geſchätzt werden. Den Minderwerth mußte er erſetzen, etwaiger Mehrwerth ward ihm vergütet. Hier konnte es einige hundert Gulden auf- oder niedergehen ohne eigentliche Ungerechtigkeit, aber doch je nachdem man ihm wohl oder übel wollte. Dann kam es, wie geſagt, hauptſächlich darauf an, ob er die Pacht ausmachen oder früher davon geſtoßen werde, was bei Verkauf des Gutes oder Tod des Beſitzers gegen eine billige Entſchädniß freilich der Fall ſein konnte, und ob die Jahre geſegnet oder ungeſegnet ſein.

Er überzeugte ſich immer mehr, daß der Bodenbauer richtig geſehen und richtig gerathen hatte. So wie der Fall mit dem Tochtermann bekannt war, ſchneite es von allen Seiten Forderung und Abkündigungen, wie es geht in ſolchen Fällen. Es hatten gar viele Urſache zur Angſt, wenn der Glunggenbauer noch mehr ſolche Stücklein gemacht hätte, ſo könnte es ihnen fehlen. Joggeli ſtand noch mancher Schuld als Bürge zu Gevatter und ganz beſonders bei ſeinem Sohne. Dieſem wurden nun alle Schulden, welche ablöslich waren, und von den unablöslichen, die ausſtehenden Zinſe eingefordert, das lief zu großen Summen auf, den Forderungen konnte auf keine Weiſe begegnet werden. Da machte es Johannes wie viele, er wehrte ſich mit Prozeſſen, das iſt aber akurat, wie wenn man, um dem Fegfeuer zu entrinnen, in die Hölle ſpringt. Er verflocht auch ſeinen Vater in dieſe Prozeſſe und namentlich verführte er ihn wegen den fünfzehntauſend Thalern einen Rechtshandel zu beginnen. Das war ein Geflecht von Prozeſſen, Forderungen aller Art, daß es einem vernünftigen Menſchen die Haare zu Berge geſtellt hätte.

Dieß ward bekannt. Allgemein hieß es, wenn der Tochtermann am Schwiegervater den Schelm gemacht, ſo ſei es ſich nicht zu verwundern, denn der Sohn ſei noch der viel ärgere Schelm an ihm geweſen. Eliſi, das nirgends anders zu ſein wußte, als in der Glungge, heulte und lärmte bis endlich der Gemeindebehörde ſeiner Heimath, welche eben nicht zu den erleuchteten gehörte, die Augen aufgingen, ſo daß ſie auf Bevormundung von Joggeli drang. Nun erſt gab es

Spektakel. Dieſer Antrag kam Joggeli vor wie ein Majeſtätsverbrechen, und hätte er die Macht gehabt, er hätte die Antragſteller erſt köpfen laſſen. Begreiflich gab das einen neuen Proceß auf die andern alle. Dieſe Proceße ſind die aller angreiflichſten für die Perſon, welche bevogtet werden ſoll und es nicht annehmen will. Die Antragſteller ſind alſo genöthigt, ihr Begehren gehörig zu begründen. Um das zu können, müſſen ſie nun alle möglichen Merkmale aufführen, daß der Beſagte nicht mehr im Stande ſei, ſein Vermögen ſelbſt zu verwalten. Freilich werden Kinder, welche ſo was begehren, im Eingang ſagen, wie das Begehren ihr Herz zerreiße, wie ſie es aber den eigenen Kindern ſchuldig ſeien, ſie werden nie anders reden als von ihrem geliebten, verehrten, unglücklichen Vater, werden dann aber dazu alle Schwachheiten, Dummheiten, welche er von den erſten Hoſen an gemacht, aufzählen. Ja, ſie ſind im Stande, des Vaters Heirath mit ihrer Mutter als ſeine größte Dummheit, als ein Zeichen ſeiner momentanen Verrücktheit anzuführen. Zuweilen wird des Vaters kindiſcher Zuſtand nicht von der Heirath, ſondern von der Mutter Tod weg datirt. Dann wird aber doch geſagt, daß er eigentlich ſein Lebtag nie ein Mann geweſen, die Mutter die Hoſen angehabt hätte; ſeit ſie aber geſtorben, ſei er vollends dumm geworden. Nichts wird geſchont, ſein Bild nicht bloß aſchgrau, ſondern brandſchwarz gemalt. Das alles nun muß der Betreffende leſen, ſollte es verdauen und kann nicht, geſchweige ſich daran erbauen. Dann muß er ein ander Bild von ſich entwerfen laſſen, wo er wie ein Herrgott ſtrahlt, und hat er Malice auf ſeine verſtorbene Frau, ſo wird der munter ausgewiſcht, wobei er ſie jedoch immer ſeine liebe Selige nennt, welche er dem lieben Gott von ganzem Herzen gönne. Hinten drein kommen Aerzte, manchmal noch der Pfarrer, und manchmal noch andere, und unterſuchen einem nach Stand und Vermögen gründlich und nicht gründlich, ob der zu Bevogtende dumm ſei oder geſcheut entweder ganz oder halb, zuzurechnungsfähig oder nicht, zurechnungsfähig entweder ganz oder halb. Das iſt für den Betreffenden eine äußerſt intereſſante und lehrreiche Unterſuchung, man kann es ſich denken!

Capitel 24.

Wie Gott und gute Leute aus der Klemme helfen.

Unterdeſſen verfiel der Zins, Joggeli wollte keinen Kreutzer daran ſchenken. Wenn man das Geld nöthig hätte, wie er, ſo ſchenke man nichts, das wäre ja das dümmſte, was er machen könnte. Dann wohl, dann hätte man das Recht, ihn zu bevogten! Wenn er ſchon wollte, er dürfte nicht. Johannes thäte viel zu wüſt, er glaube er riſſe ihm den Kopf ab, ſagte er. Es dünkte Uli ſtreng, er hatte Luſt, wenn auch nicht zum Procediren, ſo doch Vermittler anzuſprechen oder wie man hier ſagt, eine Freundlichkeit anzuſtellen. „Ueber dem," meinte er, „könnte man ja eine Gegenrechnung machen. Vreneli müſſe ſo viele Zeit mit Joggeli verſäumen, ſie lieferten mehr als ſie ſchuldig ſeien, und Eliſi ſammt ſeinen Kindern müßten ſie ja faſt alleine erhalten, die Kinder ſeien immer bei ihnen und über ihrem Tiſchkaſten, als ob es ihr eigener wäre. Vreneli wehrte. Wo kein Verſtand mehr iſt, kann man keinen machen Bei der Vermittlung käme nichts heraus, wenn die Männer ſchon einreden würden. Johannes der Unflath, thäte es nicht, der iſt zu geldhungrig. Mit dem Rechnen iſt's eben ſo. Sie würden ſagen, wenn wir mehr gegeben als wir ſchuldig ſeien, ſo ſei das unſere Sache, warum wir es gethan. Warum wir Eliſi und ſeine Kinder nicht fortgejagt, wenn wir die Gutthätigen machen wollten, ſo ſollten wir nicht hintendrein abrechnen wollen, das hätte keine Form. So würde man uns antworten, dann könnten wir procediren, vielleicht thäten wir es gewinnen, vielleicht verlieren und wollen wir das?" ſo ſprach Vreneli. Uli ſagte, „er wiſſe, was procediren ſei, die Luſt dazu habe er verloren. Er habe bloß gemeint, man könnte probiren, ſo gleichſam an die Thüre pochen." „Weißt nicht Uli," ſagte Vreneli, „daß der Teufel ein Schelm iſt, giebt man ihm einen Finger, nimmt er gleich die ganze Hand. Und dann iſt das: die Sache ſcheint ſich in die Länge zu ziehen, wir können ſicherlich dableiben noch ein Jahr und die Ausſichten ſind prächtig. Wir haben ja Lewa, der alleine macht uns wenigſtens den halben Zins, wenn es gut geht. Zu dem bedenke, ich habe lange das Gnadenbrod gegeſſen hier. Es war freilich oft ſtark geſalzen, doch nicht durch die Baſe, und wenn ich ſpäter auch etwas dafür geleiſtet, ſo wußten ſie doch dieß nicht als ſie anfingen es mir zu geben; denn ich war ein böſer Drache von Mädchen. Wenn wir es jetzt auch nicht überflüſſig haben, ſo haben wir es doch, und wer weiß, ob wir je wieder ein Zeichen thun könnten, das wir erkennen, was ich empfangen.“ „Es wäre recht ſo,“ ſagte Uli, „wenn wir nur wüßten, wo nehmen, und nicht ſtehlen.“ „Ja,“ ſagte Vreneli, „ſtehlen ſei eine wüſte Sache, das helfe es auch nicht. Aber als das letztemal der Bodenbauer da geweſen ſei, habe er geſagt, ſie wüßten, wo er wohne.“ „Ja,“ ſagte Uli, „das ſei alles gut, aber immer und immer wieder Bettlerwege laufen zu ſollen, ſei er doch endlich ſatt.“ Vreneli verſtand den Ton beſſer als die Worte und in ſeinem lebendigen Gerechtigkeitsgefühle war es ihm klar, daß Uli allerdings mehreres habe austreten müſſen, was es angegeben, daß ihm das wiederholte Hülfeſuchen bei dem Bodenbauer ſehr zuwider ſein müßte.

Vreneli hatte Vernunft und hielt ſeinen Mann nicht für einen dummen Schweizermann, zu nichts nutz, als deutſchen Jungen und Allerwelts Buben, bankerotten Italiänern und herrſchſüchtigen Weibern Kaſtanien aus dem Feuer zu holen, kurz es hielt ihn nicht für einen Neidgauer. „Weißt du was,“ ſagte Vreneli, „unſer jüngſtes Kind iſt noch nicht eingeſchrieben, das älteſte bittet ſchon lange einmal zur Pathin zu fahren, ſie habe ihns eingeladen, nächſten Sonntag nehme ich den Fuchs, er iſt ein guter alter Trappi, mit dem darf ich fahren, und will ſuchen was da zu machen iſt. „Es iſt jedenfalls am anſtändigſten, man verrichte ſolche Sachen ſelbſt.“ Uli begann keinen edlen Wettſtreit, er ſagte bloß, „he, ja, wenn du meinſt.“ Vreneli fuhr wirklich am nächſten Sonntage mit dem alten Fuchs und ſeinen jungen Kindern. Es war ihm wie einer Henne, wenn ſie zum erſten Male ihre Brut zu Felde führt, voll Stolz und Angſt. Es waren aber auch drei allerliebſte Kinder, mit welchen es ausfuhr. Sie hatten eine ganz abſonderliche Freude, und je mehr ſie ſich freuten, deſto weh müthiger ward Breneli. Ihr armen Tröpflein, mußte es immer denken, ja freuet euch nur, es iſt das erſte Mal und wahrſcheinlich auch das letzte, daß ihr mit einem Pferde fahren könnt, dann ihr armen Tröpflein könnt ihr einander ſelbſt ziehen, wenn ihr fahren wollt. Seit ſeiner Hochzeit war es nie da oben geweſen, eine rechte Hausfrau kömmt ſelten weit vom Hauſe auf dem Lande, beſonders wenn Gott ſie alle Jahre mit einem Kinde ſegnet, in den Schaltjahren mit zweien. Da gab es wohl Vergleichungen zwiſchen den frühern Reiſen zu Bodenbauers und der jetzigen. Es wäre zu wünſchen, ſolche Vergleichungen würde kein Gemüth peinlicher faſſen. Die erſte Reiſe war die, auf welcher Uli Breneli eroberte. Die zweite zur Hochzeit, die dritte alſo die mit drei Kindern, das jüngſte war daheim geblieben Es lag in den äußern Umſtänden wohl eine Demüthigung. Pläne, Hoffnungen ſind zu Waſſer geworden, verhagelt, fremde Leute müſſen um Geld angeſprochen werden. Aber iſts wiederum doch nicht was Schönes, eine eroberte Würde darin, daß eine Frau mit ſolchem Vorhaben ausfahren darf, mit unbeſchwertem Gewiſſen und in heiterm Vertrauen, die Bitte werde nicht abgeſchlagen? Sakerlot ihr Weiber im Oberland und Seeland, in Baſelland und Waadtland, wie Manche unter euch darf ſich zu Wagen ſetzen mit keinem Vermögen als einem Häuflein Kinder zu einem alten Gläubiger fahren und ihn erſuchen, aufs neue einzuſtehen, und zwar nicht etwa ins geheim, daß es unſer Herrgott ſelbſt nicht einmal vernehmen ſoll, ſondern offen vor Weib und Kindern? Ja, das iſt doch etwas Großes, darin liegt ein ſchönes erobertes Vermögen.

Ja, wie Manche aus allen Herren Ländern könnte mit Titeln vornen und Titeln hinten, zu Fuß, zu Wagen, zu Roß, mit oder ohne Kinder in allen fünf Welttheilen herumfahren, ſie kriegte vielleicht mit Betteln einige Kreuzer zuſammen, aber anvertrauen, anvertrauen auf ihr ehrlich Geſicht oder ihren ehrlichen Namen würde kein vernünftiger Chriſtenmenſch ihr drei Kreuzer! Ja, Mesdames zu Stadt und Land, ſo ſchlecht iſt's mit Tauſenden unter euch beſtellt, nicht drei Kreuzer auf euer ehrlich Geſicht oder euern ehrlichen Namen! Das iſt verdammt wenig, von wegen es ſind beide darnach beſtellt. Doch tröſtet Euch, Mesdames, es iſt mit den Herren oder Männern, wie man will, noch ſchlechter beſtellt. Wie Viele und Hochgeſtellte und Hochberühmte ſchießen im Lande herum, wie eingeſchloſſene Fledermäuſe an den Fenſtern, ſuchen Vertrauen und finden keins, ja nicht einen einzigen Kreutzer kriegen ſie auf Geſicht oder Namen, ſie mögen ſchießen, ſurren, ſtürmen, ſo viel und ſo lange ſie wollen. Höchſtens vertraut man ihnen das Vaterland an, ein Zeichen, wie hoch man daſſelbe achtet! Ja wenn man alle die ſammeln und zuſammen ſtellen würde, Weibervolk und Männervolk, welche Geld borgen möchten, und gar keines oder höchſtens drei Kreutzer kriegen, man könnte mit ihnen ganz Hinteraſien bevölkern und Vorderaſien wenigſtens halb. Nun wenn dieſe Völkerwanderung mal ſtatt finden ſollte, was für die Bequemlichkeit und Ruhe Europas nicht ſo unpaſſend wäre (man denke wie viel Stellen ledig würden in Königsthümern, in Republiken, an Höfen, in Waſch- und Rathshäuſern) ſo kann Breneli daheim bleiben, es bekäm Geld und notabene gern. Das gern iſt noch ſeltener, als Geld. Des Bodenbauers Frau war aber auch eine wie man ſie nicht hinter jeder Hausthüre findet. Sie dachte nicht bei ſich: Giebt wohl der alte Narr der Jungen da Geld, wohl dem wollte ich! Sie rief ihn auch nicht bei Seite und ſagte ihm: „Probier und gieb dieſer, machſts, beim — ich laſſe mich ſcheiden, das wäre mir wohl, ſo alt wie Du biſt, ſchäm Dich und denk an Kinder und Großkinder!“ Die Bodenbäurin hatte tiefes Bedauern. „Nur nicht den Muth verlieren,“ ſagte ſie, „es kommt ſchon noch gut; ein paar Jahre, ſo könnet ihr euch wieder aufhelfen. Ja freilich helfen muß man euch. Es iſt ja hundertmal nützlicher, man unterſtütze brave Leute, wo man noch den Glauben haben kann, das Geld ſei nicht zum Fenſter hinausgeworfen, als man werfe es in Spekulationen, wo ein Paar Spitzbuben reich werden, während man keinen Kreutzer davon wieder ſieht. Aber freilich, die Leute ſind ſelbſt ſchuld, daß man nicht ſo vielen aufhilft, als man wohl könnte und möchte. So Viele begehren nicht wieder zu zahlen und werden die ärgſten Feinde, wenn man ſie mahnt ans Wiedergeben, es iſt akurat, als ob man ihnen ihre eigene Sache ſtehlen wolle. Und wie wohl käme es ſo manchem Handwerksmann, der was anfangen möchte und kein Geld hat, wenn das alte Vertrauen noch wäre. Früher, wenn ſo einer kam, redete ich meinem Mann immer zu, jetzt freilich wehrte ich ſchon öfter ab. Aber ſchämen muß ich mich, daß es bei unſern Verwandten, freilich ſo ganz nahe ſind wir ihnen nicht mehr, ſo geht, darum iſt es nur billig, daß wir gut machen, was ſie ſündigen. Haltet es dem Alten nicht für ungut, denkt, er wiſſe nicht, was er mache, und daß er in der Klemme iſt, und da wird man gerne wüſt gegen die Leute, will ſich damit helfen und macht die Sache immer ſchlimmer. Denk an die gute Baſe und ſieh um Ihretwillen zum Alten, ſie hatte auch nicht gute Zeit bei ihm und that ihm doch, was ſie konnte.“ Das war eine ſchöne Rede, welche die Bodenbäurin fallen ließ, in Kammern und Parlamenten hört man langweiligere und kommt dazu doch nichts dabei heraus. Der Bodenbauer gab das Geld. „Probiert aber,“ ſagte er, „und gebt dem Vetter das Papier, welches euch der Wirth gegeben hat, an Zahlungsſtatt. Er iſt auch ſchuld, daß Uli ſich da eingelaſſen, und wenn er es ſchon nicht annimmt für immer, ſo iſt es doch nichts als billig, daß er dem Wirth ein wenig die Fauſt macht. Ein Handel mehr oder weniger, ſoll ihm nichts machen, und vielleicht trifft er einen glücklichen Augenblick, wo es wieder tropfet beim Wirth.“ Vreneli nahm aber auch das Geld nicht leichtfertig, nicht mit den Worten halb Spaß, halb Ernſt: „jetzt habe ichs, jetzt könnt ihr ſehen, daß ihr es wieder kriegt,“ ſondern mit einem tiefen Seufzer. „Weiß Gott, wann wir es wieder geben können, aber es ſoll geſchehen, wenn Gott uns das Leben läßt, und ſollte ich es mit Kuderſpinnen verdienen.“ „Das würde Dich doch noch blangen,“ ſagte die Bodenbäurin lachend. „Wir wollen hoffen, es werde Dir beſſer gehen. Ihr ſeid beide jung, eine Zeit iſt nicht alle Zeit, und wer das Unglück brav ertragen hat, der wird dann wohl auch mit dem Glück umzugehen wiſſen. Je ſchwerer es Dir iſt, das Geld zu nehmen, deſto leichter, hoffe ich, wird Dir das Wiedergeben, oft geht es umgekehrt.“

Sie waren alſo, ſo zu ſagen, wieder unter Dach, geborgen im Wohlwollen oder in der wohlerworbenen Gunſt guter Leute, und konnten ruhig die Tage kommen ſehen. Uli glaubte, er ſei es ihrer alten Freundſchaft ſchuldig, dem Wirth das Papier zuerſt zum Einlöſen zu präſentiren, ehe er es in fremde Hände zu geben verſuche. Dieſe Zartheit rechnete ihm aber der Wirth nicht eben hoch an. „Mache Du mit dem Wiſch, was Du kannſt, wenn ihn iemand will, ſo gieb ihn, und wirf noch die Kappe nach. Aber Geld begehre nicht von mir und wenn Du mich auf den Kopf ſtellteſt, nicht einen halben Gulden fändeſt Du. Wenn es der eigene Bruder wäre, jetzt könnte ich ihm nichts geben. Mit Betreiben habe keine Koſten, wenn ich Dir einen guten Rath geben kann. Machſt Du mich unglücklich, kriegſt Du erſt nichts. Da ſind viele Hunderte vor Dir, welche ihre Sache vorab wollen, wenn ſie was finden, heißt das. Wartet man mir, iſt mir einmal der Schwäher geſtorben, und hat unſer Herrgott mir den Vater abgenommen, er muß ihm nicht lieb ſein, er hätte ihn ſonſt längſt begehrt, ſo gehts dann ſchon. Aber einſtweilen ſetze man ab. Wenn ich ſchon wollte, beim beſten Willen könnte ich nicht.“ „Es ſei doch hart,“ meinte Uli, „daß er ſein Geld ſo nöthig habe und es nicht erhalten könne und vielleicht gar für einen Andern Geld borgen müſſe.“ „Kann Dir nicht helfen,“ ſagte der Wirth, „da ſiehe Du zu,“ ging und zeigte ſich nicht wieder. Als Uli den Joggeli zahlte, kam es dieſem doch ſelbſt über das Herz, daß er es Uli wüſt mache. „Ich würde Dir gerne was zurückgeben,“ ſagte er, „aber ich mangle das Geld gar übel. Das andere Jahr aber, da will ich Dir daran denken, ſinn daran und mahne mich.“ Das künftige Jahr ſoll gar oft gut machen, was im laufenden gefrevelt worden. Aber kömmt es dem Frevler immer? „Mit dem Papier,“ ſagte er, „möge er nichts zu thun haben, er wollte, er hätte es ſein Lebtag ſo gehabt. Er ſolle es dem Johannes zeigen, wenn es dem recht ſei, ſo ſei es ihm auch recht.“ Dem Johannes war es aber begreiflich nicht recht. Er fluchte gar mörderlich Uli an: „Ob er auch einer von denen — Schelmen ſei, welche den

Vater um den letzten Kreutzer betrügen wollten! Er wiſſe ja, der Alte wiſſe nicht mehr, was er rieche oder ſchmecke, geſchweige denn, was er leſe, und doch käme er ihm mit einem Papier daher, welches keinen faulen Heller werth ſei, er möchte es nicht für eine Pfeife damit anzuzünden.“ Uli ward böſe. „Er habe nichts darwider, daß Joggeli durch Schelme um ſein Vermögen gebracht worden ſeie, aber mit denen laſſe er ſich noch lange nicht zuſammenzählen,“ eiferte er. „Er habe hier nichts gewonnen, das Widerſpiel, was er gehabt, laſſe er dahinten, und warum? weil man ihn behandle, wie es vor Gott und Menſchen nicht recht ſei, zum Dank, daß er den Hof in Aufgang gebracht. Das ſei doch wohl nie erhört worden, daß man erſt einen Pächter verleite, nicht in die Aſſecuranz zu thun, um den Betrag zu erſparen und hintendrein den Hagelſchaden alleine tragen laſſe, keinen Kreutzer am Zins ſchenke. Daß er da Papier hätte, ſtatt Geld, ſei auch nicht alleine ſeine Schuld. Er werde ſich aber hüten, von einem Wirthe Papier anzunehmen, deren Zeug ſei mit Schein heut zu Tage nicht einen faulen Heller werth.“ „Wie meinſt das?“ ſchnaubte Johannes. „Nimms, wie Du willſt, es iſt mir gleich,“ ſagte Uli. „Potz!“ brüllte da Johannes, „ich will Dir zeigen, wer Du biſt, nackt mußt Du mir auf die Gaſſe und vielleicht noch anders wohin.“ „Meinſt, ich ſolle Dir nach,“ ſagte Uli, „habe keine Luſt dazu und zwingen wird mich Niemand, von wegen, ich habe ein reines Gewiſſen und ſaubere Finger.“ „Wart nur,“ ſagte der Wirth, ſchwarzroth im Geſicht, „Dir will ich den Marſch machen.“ „Mach was Du willſt,“ ſagte Uli, „aber ich denke, es gehe nicht mehr lange, ſo werden ich und Du hier auf der Glungge akurat gleichviel zu befehlen haben und wenn ich dann noch was ſchuldig bin, ſo bin ich es ſicher nicht Dir ſchuldig.“

Sie griffen nicht zuſammen, aber großen Zorn hatten Beide zu verwürgen. Johannes konnte dieſes nicht trocken thun, er mußte Wein dazu gießen und zwar brav. Er ging daher zum Wirth, deſſen Papier er ſoeben ſo hart ausgeſcholten. Derſelbe war ſein beſter Freund geworden, ſeit Johannes öfters auf der Glungge war. Je ähnlicher ihre Verhältniſſe wurden, deſto mehr näherten ſich ihre Herzen, keiner konnte dem andern mit Geld helfen, aber mit Rath, und wenn Einem kein Kniff einfiel, ſo ſtolperte der Andere über einen. Ihr Hauptwitz drehte ſich um folgende drei Punkte: ſoviel möglich auf Borg zu kaufen, der Bezahlung auszuweichen, oder die Laſt von einer Achſel auf die andere zu legen, wie man zu ſagen pflegt.

Hier erzählte nun Johannes, wie er es dem Uli gemacht und noch ferner es machen wollte. „Du haſt Recht, nur ausgefahren mit dem," ſagte der Wirth. „Das iſt der dümmſte Menſch auf Gottes Erdboden, jedes Kind kann ihn zum Narren halten. Man kann ihm angeben, was man will, er glaubt Alles, und rühmt man ihn erſt, ſo ſteht er Dir zweg, wie ein Hund, den man ſtreichelt. Er iſt mir alle Augenblicke vor der Thüre und will Geld, aber er kann noch lange kommen und wird doch keines ſehen. Da wäre man ja dumm, ſein Geld zu verwerfen, um Leute zu bezahlen, welche man nicht zu fürchten hat. Zu denen muß man ſehen, welche wiſſen, wo angreifen, die hat man zu fürchten, aber die, welche man zurückſchrecken kann, die kann man unbeſorgt ſpringen laſſen. Einmal giebt man ihnen gute Worte, ein ander Mal böſe und laufen ſie endlich zu einem Agenten, ſo ſteckt man dem was, und die Sach bleibt Jahre lang am gleichem Orte, der Lümmel kann nichts daran machen und kommt nie darüber, wo es hält. So muß man es ſolchen Menſchen machen. Gott Lob und Dank, es giebt noch viel ſolche, ſonſt wäre unſer einer böſe beſtellt." Was der Wirth da ſo bündig auseinanderſetzte, iſt wirklich auch ſo. Es giebt Leute, welche mit Taſchenſpieler-Gewandtheit dem Bezahlen auszuweichen wiſſen, immer noch Kredit finden, eine unbegreifliche Schuldenmaſſe aufhäufen, ihre Laſt Jahre lang nicht einmal zu fühlen ſcheinen, bis endlich das künſtliche Gebäude ſchauerlich zuſammenbricht. Hinwiederum giebt es Leute, welche verdammt zu ſein ſcheinen, nie zu ihrem Gelde kommen zu können, beſtändig verlieren. Es ſind dieſes zumeiſt noch Leute, welche das Geld ſehr nöthig hätten, welche der Verluſt tief ſchmerzt, wie z. B. Uli. Es ſind zumeiſt gutmüthige, leichtgläubige Leute, welche man traulich zu machen weiß, eben wie Hunde mit Streicheln, Leute, welche entweder keinen Begriff vom Rechtsweg oder nicht Muth haben, ihn zu verfolgen, Leute, welche von den Agenten noch gerupft werden, ſtatt bei ihnen Hülfe zu finden. Für die ärmere Claſſe iſt in dieſem Punkte ein ſchweres Leiden. Was ſoll man aber zu einer Geſetzgebung ſagen, welche dieſer Sorte von Taſchendieben ihr Handwerk erleichtert und wohlverſtanden auch ſichert während ſie den Credit der ärmeren, aber ehrlichen Klaſſe zerſtört?

Wie, wenn es wirbelt in Fluß oder See, die Kreiſe ſich immer enger und enger ziehen, bis endlich eine unwiderſtehliche Kraft, die Waſſer und was ſie tragen niederwirbelt auf den Grund um ſie loszulaſſen, die Waſſer in Schaum aufgelöſt, todt oder zerbrochen was ſie trugen, ſo zogen ſich Joggeli's Prozeſſe, an denen er nichts begriff enger und enger zuſammen. So ſollte er z. B. einen Eid ſchwören, er hätte dem Tochtermann die Schuldverſchreibung nicht unterſchrieben, während er auf der andern Seite bevormundet werden ſollte wegen Geiſtesſchwäche anderer Händel nicht zu gedenken. Den Eid wollte er ſchwören durchaus gegen den klaren Buchſtaben. Aber der Sohn hatte es ihm ausgelegt mit einigen Flüchen. Die Auslegung hatte Joggeli gefaßt und hielt ſie feſt, und was Pfarrer und andere ſagten, es war alles an eine Mauer geredet. Vreneli machte ihm einmal Vorſtellungen, ob er mit einem falſchen Eide ins Grab wolle? Um ſein Vermögen habe er ſich gebracht, ob er nun zu guter Letzt auch ſeine Seligkeit verwerfen wolle? „Das verſtehſt du nicht," antwortete Joggeli, „Weiber ſollten in ſolche Sachen gar nicht reden. Meine Frau ſelig that es auch immer, darum kam die Sache endlich ſo. Johannes hat es mir ausgelegt, daß der Eid mich gar nicht berühre, er wird das beſſer wiſſen als du. Ungerechteres könnte es doch nichts geben, als wenn ich ſo mir nichts dir nichts ein ſolch Geld zahlen ſollte. Das wird mir doch kein rechter Menſch zumuthen? Aber du hielteſt es immer mit allen andern gegen mich. Was ich dir zu leide gethan, weiß ich nicht. Wenn wir dich nicht angenommen, als dich Niemand wollte, ſo könnteſt du jetzt ſehen, was aus dir geworden. Das wird wahrſcheinlich der Dank dafür ſein ſollen. Ich ſagte es der Frau ſelig immer, was du für eine ſeieſt, aber ſie wollte es nie glauben. Jetzt könnte ſie es wieder erfahren.„ Was ſollte Vreneli darauf ſagen? Kömmt einmal ein Menſch in dieſe Verſtocktheit, wird er ſo kindiſch, oder hat er ſich ſo tief in einem Wahn feſt gerannt, ſo nützen Worte nichts mehr. Die Thränen ſchoſſen Vreneli in die Augen. „Ja wenn die Baſe noch lebte, es wäre viel anders, und manch es das noch geſchehen ſoll, würde unterbleiben,“ ſagte es. „Ich kann nichts als beten, daß Jemand anders weiſer ſei als ihr und den Eid euch nicht zulaſſe.“

Dieſen heilloſen Eid, von welchem alle Welt wußte, daß er falſch war, während man dem alten armen Tropf alle Tage einredete, er ſolle ihn thun, weil er ihn thun könne, ſo daß er allein es glaubte, er ſchwöre recht, während er doch am beſten wiſſen ſollte, daß er falſch ſchwur, bejammerte Vreneli unendlich. Es meinte, es ſei da was zu machen, nicht blos mit Beten bei Gott, ſondern auch mit Vorſtellungen bei Menſchen, denn was man ſelbſt ausrichten könne, das überlaſſe Gott dem eigenen Vermögen. Es lief herum, es lief zum Pfarrer, zu dieſem, zu jenem, alle waren ſeiner Meinung, das Ding ſei ein heilloſes Spiel. Der Pfarrer meinte, am beſten wäre es, wenn der Eid verſchoben werden könnte, bis der Streit über Joggeli's Zurechnungsfähigkeit entſchieden ſei. Dieſer Aufſchub ſei ſehr wohl möglich, ſagte er, wenn das Gericht oder der Richter den guten Willen hätten. Dieſen hatte der Richter aber nicht, er war ein Juriſt von der gröbern Sorte, er fragte einer Seele gar nichts nach, und ob ein alter Mann einen falſchen Eid thue, kümmerte ihn viel weniger, als daß zu den Bratwürſten, welche er beſonders liebte, kein Kalbfleiſch genommen werde. Der Tag der Eidesleiſtung blieb angeſagt. Da, einige Tage vor demſelben, fand eines Morgens Vreneli den Alten, dem es das Frühſtück bringen wollte, ſprachlos im Bette, ein Schlagfluß hatte ihm die Zunge und eine Seite gelähmt. Im erſten Augenblick erſchrak Vreneli. Dann aber hob es ſein Auge auf und ſagte leiſe: „das hat Gott gethan!“ Der Arzt wurde geholt, das Möglichſte zu Joggeli's Wiederherſtellung verſucht, doch umſonſt. Der Schlag wiederholte ſich, am dritten Tage war Joggeli eine Leiche. Jetzt waren die Prozeſſe zu Ende, ein höherer Richter hatte geſprochen. „Das habe Gott gewiß der Baſe zu lieb gethan,“ ſagte Vreneli zu Uli. „Es vergebe dem Vetter von ganzem Herzen, alles, was er ihm geſagt und gethan, aber ſagen müſſe es, Gottes Güte habe er nicht verdient, denn keinen Menſchen hätte es gekannt, der Gott weniger nachgefragt. Aber wie es jetzt gehen wird, was meinſt, Uli? Wer will die verwickelte Strange Garn löſen, daß eine Elle groß ganz bleibt?“ „Weiß Gott, wie es geht,“ ſagte Uli. „Ich wollte mich in Alles gerne ſchicken, wenn nur der Wirrwar vorüber wäre, und die Ungewißheit einmal aufhörte. Aber ungeduldig wollen wir nicht werden, es iſt ſchon vieles vorübergegangen, das wird auch zu überleben ſein.“

Capitel 23.

Wie der Knäuel entwirrt wird.

Ein harter Schlag war dieſer Tod für Johannes. Wenn er früher auch Joggeli die Seligkeit, wie er ſagte, gerne gegönnt hätte, weil es dem Vater wohl und ihm nicht übel gegangen wäre, jetzt war dieſer Tod für ihn ein großes Unglück. Jetzt kam die Vermögensmaſſe in unpartheiiſche Hände, ihr Beſtand mußte ausgemittelt werden, ſowie Schuldner und Gläubiger. Er war nicht gerührt, aber tobte gewaltiglich, daß das hätte geſchehen müſſen, es ſei gerade als ob das ihm abſichtlich zu leid gethan ſei, um ihn zu Grunde zu richten.

Noch acht Tage, ſo hätte der Vater geſlucht (Eid geleiſtet) gehabt, dann hätte er ſeinethalben gehen können, wohin er gewollt, die Sache wäre gewonnen geweſen. Ueber ſolche Reden ſchalt Vreneli den Johannes fürchterlich. Er ſolle doch an die Mutter im Grabe denken, wenn er auch den Vater nicht achte. Es nehme ihns doch auch Wunder, wo er ſo gottlos und frevelhaft geworden ſei, als Junge ſei er anders geweſen. Wäre er Bauer geblieben auf der Glungge, ſo wäre es nicht ſo gegangen, er wäre ein anderer, inwendig und auswendig. Jetzt ſei es froh, daß es bald von ihm komme und hoffentlich ihn nicht mehr ſehen werde. Es ſei ihm immer Angſt in ſeiner Nähe, vom Himmel komme ein Blitz und ſchlage ein in ſein gottlos Maul. „So wäre es für mich,“ ſagte Johannes, „und dich ginge es nichts an. Vielleicht daß es gut wäre, wenn es ſo ginge, dann wäre ich draus und weg, und Allem los. Jetzt ſchweige mir aber mit dem Geſtürm, und mache was zur Sache gehört. Ich mag viel von dir ertragen, aber genug iſt genug, ich will meinen Zorn auslaſſen, wie ich will, magſt es nicht hören, ſo geh weiter.“ Vreneli ging und fiel Eliſe und Trinette in die Hände, die gar jämmerlich hinter einander waren. Beide wollten geſchwind von des Vaters Sachen nun erben was da war, dann zum Krämer, dann zu Schneider und Näherinnen und ſich neu kleiden laſſen für das Leichenbegleit. Da that Preſſiren Noth, innerhalb drei Tagen mußte alles geſchehen ſein, und in der Nähe wohnten keine pariſer Künſtler, weder Schneider noch Näherin (ein Geſchöpf, welches auf dem Lande auch die Putzmacherin vorſtellt). Trinette wollte jetzt alleine erben, wie Eliſe bei der Mutter auch alleine geerbt, was in ihrem Sinne ſo dumm nicht war. Aber Eliſe begehrte ſchrecklich auf, dieweil Vater und Mutter ganz verſchiedene Kreaturen ſeien. Es wäre ſo was für Lumpenhunde von Söhnen und deren Schleipſen, (Weiber) wenn ſie den Vater, welcher das Vermögen in Händen hätte, alleine beerben könnten Potz Schieß, wie ſpitzte Trinette die Nägel, akurat wie ein Kater, dem ein anderer in ſein Revier kommt. So kamen die Gerichtsperſonen und theilten den Kuchen; ſie verſiegelten Alles. Bekanntlich hatte Achilles eine Ferſe, welche verwundbar war, bekanntlich war ſogar der hörnerne Siegfried zwiſchen den Achſelbeinen ſo empfindlich, daß der wilde Hagen ihn von dorther erſtechen konnten; die beiden Gerichtsperſonen aber welche kamen, waren mehr als Achill, mehr als der hörnerne Siegfried, ſie hatten keine verwundbare Stelle, ſie waren ledern, hörnern, eiſern über und über. Die Weiber mochten lieblich oder grimmig thun, Johannes blitzen oder donnern, ſie verſiegelten kaltblütig alles gut und währſchaft, es waren nicht blos Halbgötter wie Achill, z. B. es ſchienen wirklich ganze Götter. Es waren nämlich Männer, welche Naſen hatten, die den Braten rochen, kaltblütig ihre Pflicht thaten, die Weiber auslachten, den Johannes kurz abfertigten. Wo die Mehrzahl der Erben zahm ſind, und nicht viel verſtehen, oder jung, daher blind wie Katzen vor dem neunten Tag, oder alles unter einer Decke liegt, ja da läßt ſich ſchon was machen, da können Gerichtsperſonen human, liberal, halb oder ganz blind ſein, das läßt ſich ſchon machen, und iſt manchmal noch was zu verdienen dabei. Aber wo es heißt: Feinde ringsum, das Erbe mit Luchsaugen bewacht, gleichſam umſtellt iſt, wie der Bau eines eingejagten Fuchſes, da läßt es ſich aufpaſſen, wenn man nicht Schmutz an Aermel kriegen will ſtatt Geld in die Taſche. Ja felſenfeſt und unerbittlich wird man, hat nicht einmal an der Ferſe einen bleßirlichen Fleck, wenn in ſolchen Fällen nicht eine Hand die andere waſchen muß, d. h. wenn der Verſucher nicht zum andern ſagen kann: „Weißt nicht mehr, was dort und dort gegangen? jetzt mach was du willſt, aber machſt es nicht wie ich will, ſo rede ich. Unglücklicherweiſe für Johannes und die Weiber hatten ſie eine ſolche Handhabe an dieſen Männern nicht, Johannes hatte ſeit langem nicht hier gewohnt, war hier nie in Geſchäften geweſen, die Männer kamen daher nicht in Verlegenheit und ſcharf ward nach Pflicht und Vorſchrift gehandelt. Heulend legte ſich Trinette auf ein Bett, da ſtellte ſich Eliſi lachend davor und ſchabte Rübchen, bis Johannes dem armen Tropf eine Ohrfeige gab, daß es blutend und ſchreiend zu Vreneli lief, welches ihnen vergeblich vorſtellte, welch eine Schande es für alle ſei, ſo zu thun, während ein Todter im Hauſe liege. Selbſt die geringſten Leute thäten leiſe während dieſer Zeit, als ob ſie die Ruhe nicht ſtören wollten und hätten Reſpekt vor der Leiche, und ſie die vornehm und gebildet ſein wollten, thäten wie betrunkene Menſchen! Aber es half nichts. Es iſt gar wunderlich mit der ſogenannten Bildung, ſie iſt gar oft nichts als ein ſimpler Kleiſter über eine rohe Natur. Bekanntlich aber mag der Kleiſter das Wetter nicht ertragen, die Sonne nicht, den Regen nicht den Froſt nicht, ſo daß, wie man auch kleiſtert und friſirt, alle Augenblicke die Naſe der alten Natur wieder hervorguckt.

So ſchied der alte Mann von der Welt wie er in der Welt gelebt hatte, in Mißvergnügen und Uneinigkeit. Es war ein großer Leichenzug, man ſah wohl, daß man einen großen Bauer zu Grabe trug, den Geſichtern dagegen ſah man an, daß im Sarge weder ein bedeutender noch geliebter Mann lag, denn nicht nur weinte Niemand als Vreneli, und wahrſcheinlich dieſes auch mehr der Baſe zu Lieb und Ehr als dem Vetter, ſondern es war ein Geſchnatter, ſelbſt ein Lachen oft im langen Zuge, wie man es ſonſt hinter einem Sarge her nicht für anſtändig hält.

Die Hinterlaſſenen konnten ſich kaum des Streites unter einander enthalten, ſobald ſie ein geneigtes Ort fanden, ſchimpften ſie über einander und Johannes, ſobald er ein Glas Wein im Kopfe hatte, pülſerte dem Vater ſeinen Mißmuth noch ins Grab nach. Der Vater ſollte jetzt an allem Schuld ſein, er der Johannes hatte keinen Fehler. Die Andern, welche außerhalb der Hörweite der ſogenannten Erben ſaßen, ergingen ſich in Muthmaßungen, ob wohl etwas Vermögen übrig bleiben werde; daß das Gut verkauft werden müſſe, darüber waren ſie einig. Sie hatten aber auch Recht, die Umſtände waren noch viel ſchlechter als man es ſich vorgeſtellt hatte. Auch hier wollen wir Formen, in welchen eine ſolche Erbſchaft ermittelt, geſichtet, ſo gleichſam bis zu ihren reinen Beſtandtheilen abgeklärt wird, nicht näher bezeichnen. Jedermann in aller Herren Länder wird daran hauptſächlich das begreifen, daß bei einem ſolchen Läuterungs- oder Aufklärungsprozeß ein großer Abgang ſein muß. Ja manchmal iſt die Maſſe ſo confus und ſeltſam, daß wenn man ſie aus den chemiſchen Apotheker Tiegeln herausnehmen will, man ein Erkleckliches weniger als Nichts darin findet. Die Diſtillation mußte um ſo genauer vor ſich gehen, da über die eine Hälfte der Erbſchaft der Concurs verhängt, jeder Gläubiger ein natürlicher und berechtigter Wächter war. Joggeli hatte keine Art von Verfügung hinterlaſſen. Im Gewirre der Prozeſſe hatte man weder daran noch an Joggelis Tod gedacht. Es fiel Manchem auf, daß Johannes ſich den Hof nicht um halb Nichts vom Vater habe abtreten laſſen. Wir wiſſen nicht, warum es nicht geſchah. Wollte Joggeli nicht, weil er mißtrauiſch geworden auch gegen den Sohn, oder wollte Johannes nicht, weil er dachte, einſtweilen ſei der Hof ſicherer in des Vaters Händen, als in den ſeinen, und wenn des Schwagers Angelegenheiten beſeitigt ſeien, laſſe dieß ſich beſſer und ſicherer machen, als jetzt. Als die Angelegenheit vom Gericht zu Handen genommen wurde, that Johannes anfangs wie ein angeſchoſſener Eber. Aber da der Gemeinde in ſolchen Fällen eine gewiſſe Verantwortlichkeit aufgelegt iſt, da ſie zunächſt die damit beauftragten Perſonen erwählt, ſo hatte ſie Männer erwählt, von denen ſie ſagen konnte, die werden das Bürſchli ſchon ebha (in Schranken halten), da haben wir keinen Kummer. Es fanden ſich ſo wenige Zinsſchriften und Geld vor und ſo viele Anforderungen häuften ſich, daß es ſich bald herausſtellte, das Gut müſſe verkauft werden. Begreiflich wollte Johannes nicht, und ſagte, er ſei der Sohn und thue es nicht.

„An eine Steigerung es bringen, iſt geſetzlich, da kannſt du bieten wie ein anderer. Oder wenn du einen Preis zahlſt, mit welchem man kann zufrieden ſein, und Geld ſchaffeſt, ſo viel man nöthig hat, ſo kann man berathen, was zu machen," ſagte ihm ein Vorgeſetzter. Aber da eben lag der Hacken, wo er möglicherweiſe noch an andern Orten liegen mag: Wo Geld nehmen und nicht ſtehlen? Johannes hatte alſo ein Wirthshaus mit bedeutender Landwirthſchaft. Je gröſſer das Geſchäft iſt, welchem Menſchen wie Johannes vorſtehen, deſto raſcher geht es dem Kuckuck zu. Es iſt bekanntlich wegen Waſſerverbrauch ein Unterſchied, ob man an eine Feuerſpritze ein oder zwei oder ein halb Dutzend Röhren ſchraubt. Die Landwirthſchaft will von allen Wirthſchaften den nachhaltendſten Fleiß und eine ſtetige Behandlung, ſonſt verzehrt ſie nicht bloß mehr als ſie giebt, ſondern das Kapital wird alle Tage geringer, d. h. das Land ſchlechter. Die Gaſtwirthſchaft von Johannes wurde alle Tage ſchlechter in dem Maaße als der Wirth und die Wirthin die beſten Gäſte wurden, wenn das nämlich die beſten Gäſte ſind, welche am meiſten brauchen und nichts zahlen. Je ſchlechter ihre Wirthſchaft wurde, deſto mehr neue Wirthſchaften entſtanden um ſie herum, deſto weniger trug die ihre alſo ein, deſto mehr verringerte ſie ſich in ihrem Werthe. Des Johannes Beſitzung war alſo eigentlich eine freſſende, nicht eine nährende, keine einträgliche, ſondern eine austrägliche. Doch konnte Johannes nicht von ihr laſſen, das Leben eines Wirthes, der alle Tage friſches Brot, Fiſche und Fleiſch von allen Sorten haben kann, war ſeiner Natur zu zuträglich, um es laſſen zu können, auch hätte er für unſittlich gehalten, es zu laſſen, denn auf der heutigen Culturhöhe hält man für die höchſte Sittlichkeit ein Leben der Natur gemäß. Er ſagte, „wenn er ſie jetzt verkaufen wollte, ſo würde er faſt die Hälfte daran verlieren.“ Beide Beſitzungen vermochte er nicht zu behalten, beſonders da ſein Schwiegervater ihm nicht helfen wollte, ſondern grobe Worte gab ſtatt Geld, er hatte ſie wahrſcheinlich auch beſſer. „Den Vater hätte er gemolken,“ gab derſelbe zum Beſcheid, „jetzt werde er auch den Schwäher melken wollen; aber oh, das ſei ein anderer Knebel. Wenn noch was da ſei, wenn er ſterbe, ſo komme es allweg den Kindern kommod, es ſei Zeit, daß einmal auch Jemand an die denke.“ Er war einer von denen, dieſer Schwäher, welche immer die ſchönſten Fürwörter haben, mit den Hauptwörtern dagegen deſto ſchlechter beſtellt ſind. Er war einer von denen, welche gerne viel vorſtellen. Er hatte ein großes Haus und das Haus voll hoffährtiger Töchter, von denen jede die ſchönere ſein und am wenigſten thun wollte. Dieß iſt freilich auch eine ſtrebſame Richtung, führt aber ſelten an ein glänzendes Ziel, ſondern zumeiſt an ein lumpichtes. Des Vaters Betragen mußte begreiflich Trinette entgelten, dadurch wurde ſie nicht liebenswürdiger. Johannes ſagte: „Man ſolle ſie nur anſehen, was er mit einem ſolchen Storch als Bäurin anfangen ſolle, für Wirthin um unter der Thüre zu ſitzen und die Hände zu reiben, möge ſie noch gehen, wenn man es nicht zu genau nehme.

Aber wenn er auch nicht ſelbſt bauern könne wegen dem Storch, ſo laße er doch des Vaters Hof nicht, der käme einſt ſeinen Kindern kommod, er müſſe ſich ja vor ihnen noch im Grabe ſchämen, wenn er denſelben verkaufen ließe, den ſchönſten im ganzen Bernbiet!“ Das war auch ein ſchönes Fürwort, denn hätte er ihn wohlfeil erhaſchen können, ſo würde er ſich keinen Augenblick beſonnen haben, ihn zu verkaufen, wenn der Profit ihm aus ſeinen Verlegenheiten geholfen hätte. Wir wollen jedoch nicht in Abrede ſtellen, daß es Johannes hart hielt, den väterlichen Hof zu verkaufen, das adeliche

Element war noch nicht ganz in ihm verflüchtigt. Kurios, daß Kinder ſo oft als Fürwörter gebraucht werden von Verſchwendern und Geizigen, wobei jedoch zwiſchen beiden zumeiſt ein bedeutender Unterſchied im Gemüthe iſt. Der Verſchwender, der nicht ganz zum Vieh geworden, denkt wirklich an ſeine Kinder, aber leider zumeiſt hinten drein, wenn es zu ſpät iſt; der Geizige aber wirklich ſelten. Ein Geiziger ward einmal um einen Beitrag zur Erziehung armer Kinder angeſprochen. „Das ſei doch Verſtand, ihm ſo was zuzumuthen,“ antwortete er. „Wie er es im Grabe verantworten wollte, wenn er den eigenen Kindern entzöge, um es fremden zuzuwenden.“ Der gleiche Geizige plagte jedoch ganz getroſt durch unverſtändige Arbeit die eigenen Kinder bis in den Tod, ſo viel dachte er an ſie.

Aber wenn einer weder Geld hat noch Credit, ſo wird er da, wo es auf Geld ankömmt, wenig geäſtimirt, mag er noch ſo laut brüllen. Da Johannes keine annehmbaren Bedingungen weder ſtellen wollte noch konnte, mußte der Hof an eine Steigerung kommen. Das that auch Uli und ſeiner Frau ſehr weh.

Vreneli war da aufgewachſen, wußte kaum wie es anderwärts war. Uli hatte ſchöne Träume gehabt. An einem ſchönen Herbſtſonntage ſaßen ſie Nachmittags vor dem Hauſe. Tauben, Hühner, Kinder trippelten um ſie her, in traulicher Freundſchaft keins das andere fürchtend.

Es war ein gar freundlich Sitzen da und ein lieblicher Anblick ringsum. Deſto größer ward in beiden die Wehmuth und die gleichen Gedanken ſtiegen in beiden auf. „Wie manchmal wohl ſitzen wir noch hier?“ ſeufzte endlich Vreneli. „Es wird hart halten, ehe ich mich an einen andern Ort gewöhnt habe. Schöner mag es an manchem Orte ſein, wo weithin das Auge ſieht, an den ſchönen Seen, oder wo die Berge glühen oder glitzern über das Land herein. Aber heimeliger wird es mir wohl nirgends werden als hier, wo es grün und ſo ſtill iſt, am Sonntage man wie in einer großen Kirche iſt, alles verſunken in heiliger Andacht und am Himmel das große Licht ſo mild und freundlich über der Erde und im Herzen das ewige Licht, das da leuchtet in de Finſterniß, und jetzt noch Kinder und Thiere durch einander glücklich und friedlich faſt wie im Paradieſe. Uli, was meinſt, bekommen wir es wieder ſo? Das Herz will mir ſo ſchwer werden, je näher das Scheiden kömmt, ich wähnte, ich ſei gefaßt, und könne mich in alles ſchicken, aber man kann wohl denken, wie man alles nehmen wolle, wenn es kömmt, da erſt ſieht man, wie ſchwach man iſt.“

„Weiß nicht recht, wie mir iſt,“ ſagte Uli, „bald dünkt mich, ich möge die Stunde nicht erwarten, in der ich gehen kann, bald dünkt es mich, ich ſei ſo müde und matt, daß ich es nicht einmal ertragen möchte auf den Kirchhof getragen zu werden, lieber gleich hier möchte ich begraben ſein. Es war eine Zeit, wo ich viel daran dachte, wenn ich alleine arbeitete oder einſame Wege ging, ob es nicht möglich ſei, daß ich hier Bauer werden könnte? Ich dachte, wenn die Kinder um ihre Sache kämen, Joggeli und die Baſe ſehr alt würden; wir glückliche Jahre hätten, reich würden, bis wir zuletzt das Gut kaufen könnten. Dann ward es mir ſo frei und leicht, wenn ich mich als Bauer dachte, und was mir da alles im Sinn kam, wie ich ſchalten und walten wollte, du glaubſt es nicht. Gott wollte es anders, ſeine Gedanken ſind nicht unſere Gedanken. Es ging umgekehrt, was wir langſam erworben, ging geſchwind dahin, mehr dazu, und wie wir jetzt ſtehn, weiß Gott. Was unſer Gevattersmann uns ſchuldig iſt, das wird verloren ſein, kein Menſch will das Papier anſehen. D'Schrift wäre ganz gut, ſagen ſie, wenn man nur das Geld hätte. Mit der Schatzung wollten uns die Leute nicht ſo übel und auch mit dem Abzug nicht. Sie haben noch Erbarmen mit uns. Dachte das nicht, als ſie ſo ſchnöde mir auswichen, als ich zum erſten Mal nach meiner Krankheit zur Kirche ging. Glaubten wahrſcheinlich, es werfe mich alsbald auf den Rücken, ich begehre ſie um Geld zu plagen oder Gott weiß was. Jetzt, wo die Plage ihnen anderswoher kömmt, ſind ſie billig gegen mich, ich kann nicht klagen. In den Steigerungsgedingen wird alles, was ich in der Schatzung habe der Zahl nach als Zugabe angeboten, gilt es gehörig, und findet ſich Einer, welcher es ſo kauft um den gehörigen Preis, ſo kann ich noch manches verkaufen, womit ich das Inventar vermehrt habe. Ich kann bleiben bis im Frühjahr, oder wenn ich abziehen muß, ſoll mich der Käufer entſchädigen nach Ehrenmänner-Befinden. Sie hätten mich härter halten können. Da graut es mir nun bald, von vornen anzufangen, wie einem, der vor einem Baume, welchen er erklettern wollte, heruntergerutſcht, ſich dreimal beſinnt, ehe er wieder ans Klettern gehen mag; bald iſts mir, wenn ich nur Berg und Thal zwiſchen mir und hier hätte, damit ich vergeſſen könnte, wie es mir hier gegangen und wieder Muth faſſen für die Zukunft, irgendwo anhängen könnte, wo mir die Hoffnung aufginge, daß wir mit Arbeit in Ehren fortdauern. Es iſt mir faſt wie einem, der zwiſchen Leben und Tod ſchwebt und nicht weiß, was er lieber will, leben oder ſterben. Nur hier bleiben in der Schwebe ſo als ein Hampelmannli zwiſchen Leben und Tod, zittern müſſen vor jeder ſchwarzen Wolke, zappeln und angſten das ganze Jahr durch und doch am Ende des Jahres Gefahr laufen, mit einigen hundert Thalern im Rückſtande zu bleiben und mit Schmach und Schande davon gejagt zu werden, das möchte ich nicht, ich glaube, ich hielte es nicht aus, am Leibe nicht und an der Seele nicht.

„Ich fühle hier, ſo wie wir jetzt ſtehen, eine Ohnmacht bis zum Sterben, fühle, daß unſere Kräfte nicht reichen, darum ſehne ich mich fort, während es mir das Herz zerreißt, vom Hofe zu laſſen, der mir faſt wie eine Mutter ſo lieb geworden iſt.“ „Ja, du haſt recht,“ ſagte Vreneli, und beide begannen ein Lobpreiſen des Gutes, was zu machen wäre noch und wie trefflich es bereits ſei, als wäre es ihr neugekauftes Eigenthum, ſie vergaßen gänzlich, daß ſie es vielleicht in den nächſten Wochen mit den Rücken anſehen mußten. Auf Erden dauern ſchöne Träume ſelten lange, die rauhe Wirklichkeit läßt ihre Rechte ſich nicht nehmen, und wenn die Träume am himmliſchſten ſich geſtalten, macht ſie einen Strich durch dieſelben und ſtreut Sand darauf. Johannes kam daher geraſſelt und brachte einen mit, um ihm das Gut zu zeigen. Natürlich that er als ob er daheim ſei, ging ungefragt überall herum, und wo er was Verſchloßenes fand, befahl er zu öffnen, und wenn er ein hart bös Wort fliegen laſſen konnte, verſäumte er die Gelegenheit nicht. Es iſt nicht bald was bittereres als dieſes freche Durchſtöbern eines Hauſes, dieſes rückſichtsloſe Dahinwerfen giftiger oder roher

Bemerkungen. Das Gefühl, das man dabei hat, iſt ähnlich dem, welches uns ergreift, wenn Jemand uns die Kleider vom Leibe reißen will. Da fühlen wir es denn ſo recht, daß wir keine bleibende Stätte haben, ſondern Pilgrimme und Fremdlinge ſeien, welche eine zukünftige ſuchen müſſen; gar gerne ſchlägt dazu das Heimweh, ſcheiden möchte man von hier, heim möchte man, wo einem in jedem Falle viel beſſer wäre. Bald nach Johannes raſſelte es wieder daher. Es waren Gläubiger vom flüchtigen Schwager, welche es Wunder nahm, was etwa für ſie noch zu hoffen ſei. Dieſe machten mit der gleichen Freiheit ihre Runde, kümmerten ſich um die Bewohner blos, wenn ſie was fragen, was tadeln wollten und dociren, wie es hätte gehen ſollen und wie es in Zukunft gehen müſſe. Wollten Uli oder Vreneli ſich davon ziehen, machten ſich neben aus, ſo wurden ſie entweder gerufen oder ſtießen auf die andere Parthei, geriethen von einem Aerger in den andern. Es war nicht bloß, als ob ſie in keinen Schuh gut wären, ſondern als glaube man, ſie ſeien mit Büffelhaut überzogen, fühlten Büchſenkugeln nicht, geſchweige denn Worte. Nun kam auch noch der Mann, welcher Uli die beiden Kühe abgekauft hatte, und hätte wieder gerne zwei theuer gekauft. Es war, als ob es heute wieder hagle in der Glungge aber nicht Steine dießmal, ſondern Menſchen. Es war Uli ſehr unangenehm, daß der Mann ſehen mußte, wie er auf dem Punkte war, leer abzuziehen.

Der Mann hätte Uli gerne noch zu einem Handel verleitet, welcher nicht redlich, indeß zu machen geweſen wäre und Uli ein ſchön Stück Geld abgeworfen hätte. Aber Uli wollte nicht. Er glaube, ſagte er, man könnte vor dem Richter nichts mit ihm machen, die Sache ſei eigentlich noch nicht verkauft und er hätte ſo noch etwas für ſeinen Schaden. Aber es hätten nun ſchon viele Alles beſehen, und wenn man ſchlechtere Waare hinſtelle, um die Zahl der Stücke richtig zu machen, falls Jemand in Bauſch und Bogen kaufen wolle, ſei dieſer betrogen. Er habe mit Ehren nichts vor ſich gebracht, mit Kniffen wolle er jetzt auch nichts. Der Mann ſah ſich das Gut auch an. „Es gefiele ihm,“ ſagte er, „ein abträglicheres und gelegeneres hätte er nicht bald geſehen, aber es ſei nicht Jedermanns Kauf, weil zu viel baar Geld gezahlt werden müſſe, und um Alles recht in Gang zu ſetzen, müßten wieder einige tauſend Thaler ſein, ſo viel Geld wüßte er nicht aufzutreiben, es würden wenige ſein, die ſo viel flüſſig hätten. Bei ſo Einem, der dieß Gut zu kaufen vermag, wäre nicht bös wieder Pachter zu ſein, wenn derſelbe einen haben will, froh wäre er ſicher dich zu behalten, weil dir alles bekannt iſt,“ meinte der Mann ſchließlich. Das war eine Möglichkeit, an welche Uli gar nicht gedacht hatte. Er warf ſie aber weit weg. Wenn er ſchon könnte, er wollte nicht, er möge die Stunde gar nicht erwarten, bis er los ſei. Es ſei ihm wie einem Finken, der einen Fuß in der Schlinge hätte, und froheres könne dem Finken nicht begegnen, als wenn er ſein Füßchen frei kriegen könnte, ſagte Uli. „Allweg verrede dich nicht,“ ſagte der Mann, „dann kannſt du immer machen, was du willſt. Sieh dir die Sache von beiden Seiten an. Mich reute es, wenn ich hier Pächter geweſen wäre und fort müßte lebendig. Freilich, wohl zuſehen muß man, wenn man ſolche große Dinge unternimmt, wie man es macht, ſo hat mans, und wie man bettet, ſo liegt man, aber wenns zu machen wäre, ich machte es, und wenn ich Geld hätte, ich ließe den Hof nicht aus den Händen. Solche Höfe ſind rar und wo liegt das Geld beſſer, als in ſolchem Lande, welches nicht bloß ſicheren Zins giebt, ſondern wo das Kapital alle Jahre wächſt. Mach es, wenn du kannſt, ein andermal handeln wir doch dann vielleicht wieder mit einander,“ ſagte er und ging. Das ging Uli ſtark im Leibe rum, dem gleichen Uli, der vorhin geſagt hatte, er möge die Stunde nicht erwarten, in welcher er endlich ziehen könne. Es war als habe ihm einer das Herz umgedreht und andere Augen in den Kopf gemacht. So felſenfeſt iſt der Menſch zumeiſt in ſeinen Anſichten und Grundſätzen. Er mußte immer denken, wie ſchön es doch hier ſei, und wenn ein Beſitzer käme, und der ihm recht anhalte und gute Gedinge ſtelle, ſo ſei es noch möglich, daß er ihm den Gefallen thue, doch wolle er es auf Vreneli ankommen laſſen, wenn es dieſem ein Gefallen ſei, ſo ſei noch möglich, er thue es, es hätte auch was verdient um ihn.

Des Mannes Rede ſetzte ſich in dem guten Uli immer feſter, aber Vreneli ſagte er nichts davon, wahrſcheinlich wollte er es angenehm überraſchen. Er dachte es ſich immer feſter in den Leib, wie da ſicher ein reicher Herr kommen werde das Gut zu kaufen, ſo ein reicher Neuenburger vielleicht oder gar ein engliſcher Narr, welcher Geld hätte wie Bettler Läuſe und es eben ſo äſtimire, wie Bettler Läuſe. Apropos von engliſchen Narren! Es giebt deren, welche hinter dem Narren den Schelm verbergen, hinter den ungezogenen Jungen den Fuchs, hinter einem liederlichen ärgerlichen Wandel politiſche Kniffe und Umtriebe, und die noble Nation verſchmäht es nicht, ſich durch Jungen, welche eines ſolchen Weſens ſich nicht ſchämen, dargeſtellt zu ſehen, durch ungezogene Jungen, welche, wenn ſie ausgeſcholten oder aus der Schule gejagt werden, ſich mit Gaſſenbuben die Zeit vertreiben, ſo recht wie Buben. Aber Uli ſah ſich umſonſt um nach engliſchen Narren und engliſchen Equipagen, nach reichen Neuenburgern, nicht einmal ein Basler, welche auch ſchrecklich viel Geld haben, jedoch immer noch das Geld mehr lieben als das Land, wollte kommen. Es kamen wohl Leute, aber zumeiſt ſolche, in Halbleinen und mit Stäben in den Händen, faſt wie die Kinder Iſrael ſie hatten, als ſie dem gelobten Lande zu wollten. Noch am Morgen, als am Nachmittag die Steigerung abgehalten werden ſollte, ſah er ſich umſonſt nach Neuenburgern oder ſonſtigen Herrenbeinen um, es kamen keine, ſonſt Leute genug, welche die Naſe allenthalben hinſteckten, um dann einen Vorwand zu haben an die Steigerung zu gehen, um da vielleicht einige Maaß Wein zu erbeuten. Denn gebräuchlich iſt es, daß jedem, der ein Gebot thut, eine Maaß Wein vorgeſtellt wird, ſo kann der Unverſchämte, der keinen Batzen im Sack hat, leicht zu einer Maaß Wein kommen, der Unverſchämteſte zu mancher. Als Mittag vorüber war, ward es endlich leer auf der Glungge. Vreneli ſagte, „es danke dem lieben Gott, daß dieß überſtanden ſei, das Gſchaue und immer Gſchaue hätte ihm faſt das Herz abgedreht, und wenn es ſchuld wäre, daß die Glungge verkauft werden müßte, es hätte ſich todtgegrämt.“ „Willſt nicht hingehen und hören wie es geht?“ ſagte Vreneli zu Uli. „Du haſt kürzere Zeit dort, ſiehſt, wie es geht, und kannſt mir Bericht bringen, wenn es vorüber iſt.“ „Nein,“

ſagte Uli, „um keinen Preis brächte man mich dahin, ich glaube das Waſſer ſchöße mir in die Augen, oder ich könnte mich vor Zorn nicht halten, wenn ich ſo von hundshärigen Käufern den Hof müßte verläſtern hören, wie er verwahrlost ſei und in zwanzig Jahren nicht zurecht zu machen. Sie redeten ja ſchon hier ſo, die Halunken, um ſich gegenſeitig abzuſchrecken und keiner kümmerte ſich darum, wie tief mir das ins Herz ging.“

Gegen Abend bekam er doch große Neugierde und ward ſehr ungeduldig. Es iſt allerdings ein Eigenes, einſam und in aller Stille zu verharren, wenn man weiß, es geht in der Nähe Wichtiges und Entſcheidendes vor. Man wird von einem eigenen Bangen ergriffen und faſt unwillkührlich dem Orte der Entſcheidung zugezogen. Uli widerſtand dem Zug, das Grauen vor dem, was er hätte hören müſſen, war ſtärker als der Zug; aber als es dunkel ward, ſagte er zu ſeiner Frau: „Was meinſt, wenn wir den Hans ſchicken würden, zu hören, wie es geht und uns Bericht zu bringen?“ „Machs,“ ſagte Vreneli, „wenn du nicht ſelbſt gehen magſt. Aber er ſolle wiederkommen zur Zeit und nicht meinen, er müſſe warten bis alles aus ſei und der Letzte fort. Nimmt's uns dann noch mehr Wunder, ſo kann er ja wieder gehen.“ So lautete die Ordre. Hans ſchwell die Bruſt, als er ſie empfing ſammt 10 Kreutzern zu einem Schoppen. Er wuſch ſich tapfer, und ſtolz marſchirte er ab; ſtellte er mal einen Abgeordneten oder ſo gleichſam einen Repräſentanten vor. Zu dem war ſein Vater in St. Gallen geweſen, ſeine Mutter eine Waadtländerin und in einem Keller im Aargau ward er weiland geboren; man kann ſich das Gefühl nur denken und die Beine, welche er zu machen ſich anſtrengte auf dieſem wichtigen Gange. Es verlieſen zwei lange Stunden, es zeigte ſich kein Hans. Vreneli ſchickte den Benz nach, denn Uli war ſehr ungeduldig aus den Ställen, wo er ſich herum getrieben hatte, in die Stube gekommen und hatte gedroht, Hans noch dieſe Nacht fortzujagen, möge es ſeinethalben wohl oder übel gehen im St. Gallerlande. Benz war einſtweilen noch ein ehrlich emmenthaler Blut, freilich ſehr ungebildet, aber pünktlich that er, was man ihm auftrug. Iſt auch was werth! Benz lief ab wie ein Pudelhund und gar nicht ſo ſtolz gebeinelt wie Hans, der früher lange um Zürich herum gedient hatte, drängte ſich nicht vor wie Hans, der an einem Tiſche ſaß mit breiten Ellbogen und vom Schlaraffenland erzählte, wo ſein Großvater, der ein Appenzeller ſei, ein großes Gut hätte, nebenbei große Geſchäfte mache im Lehrſache, großes Geld verdiene, neben ihm keiner aufkommen könne, von wegen weil er dieſes Fach verſtehe. Benz ſtund in einer Ecke, wo niemand ſeiner ſich achtete, horchte gut, blickte ſcharf und nach einer halben Stunde lief er wieder ab. „Viel Leute ſeien da,“ berichtete er, „doch die Meiſten mehr um zu ſaufen als um zu bieten. Johannes brülle die Stube voll, aber man achte ſich ſeiner nicht viel; einer mit einem Bocksbart und Bollaugen ſei da und ſchiebe zuweilen ein Gebot ein, aber es ſcheine ihm nicht recht ernſt zu ſein. Ein alter Bauer ſitze in einer Ecke, er habe nichts geſehen als ſeinen Kopf, der ſehe aus faſt wie ein hundertjähriger Weidenſtock, aus dieſem komme hie und da ein Gebot wie aus einer verroſteten Kanone. Allem an werde der Meiſter, er benehme ſich, wie es einer mache, wenn er es zwingen wolle. Gefallen thue der ihm nicht, er mache eine Miene, daß er glaube, der freſſe Kinder, wenn er nicht Kalbfleiſch bekommen könne. Allweg könne es nicht lange mehr gehen, eine Unſumme ſei bereits geboten, es werde zuletzt darauf ankommen, wer das nöthige Geld zeigen könne.“ „Und Hans, wo iſt dann der?“ frug Vreneli. „O der ſitzt hinter einem Tiſche,“ ſagte Benz, „und berichtet den Leuten vom Zuchthaus in St. Gallen und wie viele dort Platz bekommen könnten, man hätte ihm auch einen angeboten, aber einſtweilen hätte er doch noch keinen begehrt, und vom Großvater im Schlaraffenland, wie der ein Gut hätte, auf welchem der Miſthaufen ſo groß ſei, als das ganze Glunggengut und wo der Großvater bloß für Beſen Jahr für Jahr ſo viel ausgebe als die Thurgauer in einem Jahre verprocedirten, und die Rechtsgelehrten mit Läugnen und Lügen verdienten, was ſie ſo wohl könnten, daß es ihnen ihr Lebtag nachgehe, ſie möchten zu Ehren kommen wie ſie wollten und kämen ſie in die Tagſatzung.“ Dieſer Bericht ging Uli ins Herz. Er hatte immer noch gehofft, aber was ſollte er ſo von einem hundertjährigen ſtruben Weidſtock erwarten?

„He nun ſo dann, ſo wiſſen wir jetzt, wie es iſt. Das Beſte iſt, wir gehen ins Bett, ſo wachen wir morgen auf,“ ſagte er und ging. Vreneli ſah noch nach Feuer und Licht und als es ebenfalls nieder wollte, begann das jüngſte Kind Spektakel. Deſſen iſt man in einer Haushaltung gewohnt, und wenn die Mutter treu iſt, ſchläft der Vater um nichts weniger ruhig, wenn er nämlich ſonſt ruhig ſchlafen kann, wenn ſchon ein Kind ſchreit. Wie müde auch die Mutter iſt, ſie nimmt das Kind und pflegt es nach ſeinen Umſtänden, ſie beklagt ſich darüber nicht, ihr iſts ganz ordinaire Pflicht, welcher ſie mit Liebe obliegt. Uli hatte in frühern Nächten wachend viel geträumt, ſeine Träume hatten jetzt ein Ende, er konnte ſchlafen und das Kind ſtörte ihn im Schlafen nicht.

Capitel 26.

Der neue Bauer in der Glungge erſcheint.

Endlich war das Kleine wieder entſchlummert. Vreneli hatte es abgelegt, zugedeckt, wollte eben auch die Ruhe ſuchen, da pochte es draußen. Der Lümmel, dachte Vreneli, wäre der doch jetzt im Wirthshauſe geblieben oder drüben in ſein Bett gekrochen, was braucht der jetzt ſo ſpät mit ſeinem Geſtürm uns unruhig zu machen. Unwillig öffnete es die obere Thür, aber draußen ſtand nicht Hans, ſondern ein alter Mann mit einem Kopf, der wirklich einem hundertjährigen Weidenſtock glich. „Möchte hier über Nacht ſein,“ ſagte rauh der rauhe Kopf. Erſchrocken ſagte Vreneli: „es iſt wohl ſpät, mein Mann iſt nieder und ſchläft.“ „Selb iſt mir eben recht,“ ſagte der Mann, „deßwegen brauchſt du nicht zu erſchrecken. Bin kein Vagabund, ſondern der neue Glunggenbauer. Im Wirthshaus iſt mir zu viel Lärm, will probiren wie hier ein Schlafen iſt.“ Da blieb Vreneli nichts übrig, als Platz zu machen vor der Thüre dem großen Mann, hinter dem ein Hund drein kam, wie ein großes Kalb. Um Uli nicht zu wecken, führte es ihn in die jenſeitige Stube und frug ob es ihm mit etwas aufwarten könne? „Ein Kaffee wäre mir recht,“ ſagte der Mann, „wenn es dir nicht zu viel iſt,“ und dazu betrachtete er Vreneli mit zwei ſo ſcharfen Augen, daß Vreneli nicht wußte, was das bedeuten ſollte.

Doch Vreneli war keine erſchrockene Frau wie bekanntlich; war eine Frau von dem Selbſtgefühl, welches Frauen eigen iſt, daß ihnen nichts Unanſtändiges begegnen werde, und daß je ungeſtörter ſie mit einem Menſchen eine halbe oder eine ganze Stunde zubringen könnten, ſie um ſo beßer wüßten, wie ſie mit ihm dran ſeien. Wichtig ſchien es wirklich Vreneli, zu wiſſen, woran man mit dem neuen Bauer ſei, und manierlich mit ihm zu ſein, damit er nicht Urſache zum Gegentheil hätte. In dieſem Punkte traute es Uli wirklich nicht ganz, denn auch ihns koſtete es Mühe, freundlich mit ihm zu ſein. Es zwang ſich, hieß ihn, ſich bequem zu machen, fragte ihn, wie er den Kaffee liebe, ſtark oder ſchwach, legte buchene Scheiter ans Feuer, damit tannerne durch ihr Spräzeln Niemanden wecken möchten, fragte ob es dem Hund auch was reichen ſolle und was derſelbe liebe? Der Alte gab ganz kurzen Beſcheid. Er ſprach faſt, als ob er ſeine Sprache aus einem Exerzierreglement gelernt hätte. Raſch war das Kaffee fertig, ſauber, appetitlich, wackeres Hausbrot ſammt einer ſchönen Schnitte Käs ſtunden dabei, oder ob er Butter liebe, frug Vreneli, dieſelbe ſei aber nicht mehr recht friſch. Mit der Milch ſeien ſie gegenwärtig nicht am beſten beſtellt. Zucker hätten ſie keinen im Hauſe, entſchuldigte es ſich, dergleichen brauche ein Pächter nicht. Als alles da war, der Alte es ſich behaglich gemacht, zog es einen Korb mit dürren Bohnen an ſich, hülſete ſie, um die Finger nicht müßig zu laſſen. „Ob ſie ſchon lange da ſeien?“ frug der Alte. „Ihr werdet euch da gewärmt haben?“ „Wäre gut,“ meinte Vreneli, erzählte dann ruhig, welch Unglück ſie gehabt und wie ſie jetzt davon müßten, ehe ſie ſich erholt. Wenn es ihm naß ward in den Augen, ſo trocknete es ſie ſo unvermerkt als möglich. „So gehts,“ ſagte der Alte, „wüſte Leute thun wüſt, drum gehts ihnen bös.“ „Wen er damit meine?“ frug Vreneli. „Den Glunggenbauer und ſeine Frau, wen ſonſt. Hätten die bräver gethan, ſo wäre der Hof ſchwerlich verkauft worden," entgnete der Alte. Da wurde Vreneli warm, ſtund ein für Baſe und Vetter, abſonderlich für die erſte und ließ die Thränen laufen ohne Scheu. „So warſt noch dazu verwandt," ſagte der Mann, „und machten es Euch ſo." „Ja, ſagte Vreneli, „und daß ich unehlich war, ließ mich die Baſe nie entgelten, ſie war mir eine Mutter und ich ihr Kind und oft werther als das eigene Kind." „So, und wo warſt Du daheim," ſagte der Alte. Vreneli nannte kurz den Ort. „So," ſagte der Alte, „Deine Mutter wird geheirathet haben?" „Sie ſtarb bei meiner Geburt, und wäre die Baſe nicht geweſen, die Großeltern hätten mich vielleicht nicht taufen laſſen. Aber Bericht warum und wie wollte mir die Baſe nie geben, kann alſo auch nicht Auskunft geben."

„Doch Ihr werdet müde ſein, und Ruhe Euch anſtändig, Euer Bett iſt gemacht, ich will es Euch zeigen." „Alſo ſeither warſt hier?" frug der Alte. „So ſo und jetzt wohin?" „Dafür ſei geſorgt," ſagte Vreneli kurz, „ſie hätten ſich noch guter Leute zu tröſten, welche ſie nicht im Stiche ließen, wenn ſonſt auch Alles fehle." „So," ſagte der Alte, „das iſt allweg kommod. Sie ſind rar, dieſe Leute, aber noch rarer ſind die, welche die guten Leute, wenn ſie ſie auch finden, auch gut behalten können." „Das käme immer auf den Verſtand an, und wie man thue," ſagte Vreneli. „Mit Schein weißt Du was davon, weil Du Deiner Baſe nicht davon liefeſt, als ſie Dich erzogen hatte, wie es die Meiſten machen. He nun ſodann, ſo will ich ins Bett, ſo kannſt Du auch hinein:" ſomit ſtund er auf, Vreneli erſchrak faſt vor dem Mann und ſeiner gewaltigen Gliedermaſſe. Wenn in einem Walde er ihm begegnet wäre, hätte es ihn für einen übergebliebenen Rieſen gehalten und die Flucht genommen. Auch ſein Hund erhob ſich, dehnte ſich, ſtund auf die hintern Beine, legte ſeine vordern Tatzen auf Vrenelis Achſeln und leckte ihm das Geſicht. Ein kleiner Schrei entfuhr Vreneli, als das Unthier ihm ſo nahe kam, doch fiel es nicht in Ohnmacht. „So," ſagte der Alte, „das iſt ſeltſam, das hat er noch keinem Menſchen gemacht, als mir. Niemanden wollte ich rathen, ihn nur von ferne anzurühren. Kurios!" „Ich gab ihm zu freſſen," ſagte Vreneli, „und manchmal ſind die Hunde dankbarer, als die Menſchen." „Er frißt alle Tage dreimal, aber deswegen iſt er noch nie an Jemanden aufgeſtanden, es mag ihm das Freſſen geben, wer will." Kopfſchüttelnd ſuchte der Alte ſein Lager, nachdem ihm Vreneli gute Nacht gewünſcht und ihn ermahnt, recht auszuruhen und am Morgen nicht zu früh aufzuſtehen. Als Vreneli ſich niederlegte, ſchlief Uli feſt, und Vreneli weckte ihn nicht. Als es erwachte, war Uli fort, ohne daß er um den Gaſt im Hauſe wußte. Er hatte die Kehr, d. h. die Reihe war an ihm, das Waſſer auf ſeine Matte zu laſſen, die verſäumt kein Bauer und wacht, bis das Waſſer aufgelaufen, um zu ſehen, wie es überall ſeine Pflicht thue, und damit nicht etwa ein guter Freund und Nachbar in Verſuchung gerathe, an ihm zum Schelme zu werden und das Waſſer zu ſtehlen. An der Sonne ſah Vreneli, daß es ſich verſpätet, handthierte nun um ſo raſcher, trieb mit kundiger Hand das Räderwerk des großen Haushalts. Es glaubte den Gaſt noch im Bette, ſorgte für Stille, um ſo lange als möglich nicht von ihm geſtört zu werden. Am Herde handthierend, fühlte es plötzlich was Kaltes in der Hand, erſchrecken und mit einem kleinen Gix drehte es ſich um, da war der mächtige Hund, der liebkoſend ſeine kalte Schnauze Vreneli in die Hand geſtoßen hatte und unter der Thüre, dieſelbe faſt ausfüllend, ſtund des neuen Bauern gewaltige Geſtalt.

Eben willkommen war ſie nicht, doch Vreneli beſaß die Freundlichkeit, welche Mißbeliebiges überwindet, daſſelbe nicht tagelang ablagern läßt, bot freundlich einen guten Tag, hieß ihn zum Frühſtück kommen, frug, wie es ihm gefalle hier ꝛc. Neugierig ſtreckten die Kinder eins ums andere ihr Geſichtchen durch die Thüre, welche ins Nebenſtübchen, wo ſie ſchliefen, führte, fuhren dann mit Schreien und Lachen zurück, wenn ſie den fremden Mann und den großen Hund ſahen, der ſie noch mehr intereſſirte, als der Mann. Der Mann war ernſt, doch nicht unfreundlich, gab gut Lob ihrer Wirthſchaft, frug nach Uli, und als endlich die Kinder ſich dem Hund zu lieb in die Stube wagten, war er freundlich mit ihnen, beſonders mit dem kleinen Vreneli. Der Hund ließ mit ruhiger Ehrenhaftigkeit der Kinder Streicheln ſich gefallen, nahm ihnen das Brot ab, welches ſie der Mutter für ihn abgebettelt hatten. Vreneli mußte von den Kindern erzählen, mußte abwehren, daß ſie nicht zutäbbiſch wurden. Da ging die Thüre auf. „Vater, Vater, ſieh, was das für ein Hund iſt, haſt Du auch ſchon ſo einen geſehen?“ ſchrien die Kinder. Uli ſtand da wie Lots Weib, als es Sodom und Gomorrha brennen ſah und glotzte den Mann an mit offenem Munde. „Da iſt der neue Bauer,“ ſagte Vreneli, „er war hier über Nacht. Als er kam, ſchließeſt ſchon und heute warſt fort, ehe ich es Dir ſagen konnte.“ Uli glotzte noch immer, ſo daß Vreneli es recht ungern hatte, daß Uli ſo unmanierlich that. Der neue Bauer ſah Uli auch an und ſeltſam zwitſcherte es ihm um den Mund und in den Augen. Endlich frug er: „Dünkt es Dich etwa, Du hätteſt mich ſchon geſehen und weißt nicht wo?“ „So iſts,“ ſagte endlich Uli, „aber es wird nicht ſein.“ „Wen meinſt?“ ſagte der Mann. „Es wird nicht ſein,“ ſagte Uli. „Wir haben einen, der noch unſer Vetter ſein ſoll von der Frau her, der wohnt weit weg, bei dem war ich einmal, es iſt ſchon lange her. An den mahntet ihr mich im erſten Augenblick, aber der iſt ein wüſter und ſtruber Mann und es iſt beſſer, man rede nicht viel von ihm.“ „Wirſt doch nicht den Hagelhans im Blitzloch meinen?“ frug der Bauer? „Wohl, gerade den“ ſagte Uli, „meine ich, kennt ihr ihn?“ „Allweg, den kenne ich,“ ſagte der Mann, „von wegen gerade der bin ich, der Hagelhans im Blitzloch? und jetzt der neue Glunggenbauer.“ Ja, jetzt gab es erſt Geſichter, man kann ſich's denken und lange gings, bis Vreneli ſich faßte und ſagte: „Seid Gott wilche, Vetter, und zürnet nicht, böſe gemeint wars nicht, und daß ein Menſch, abſonderlich ein Mann, wenn er nicht gebartet hat, daheim ſtrüber und wüſter ausſieht, als wenn er gſuntiget iſt, ſelb verſteht ſich und iſt nichts Böſes. Es wäre uns grauſam leid, wenn Ihr es uns nachtrüget und entgelten ließet, was Uli in der Unachtſamkeit geſagt hat.“

„Ihr guten Tröpfe,“ ſagte der Mann, „Hagelhans hat ſchon ganz andere Dinge gehört, wenn er, was er gehört, nachtragen und eintreiben ſollte, ſo müßte er den ewigen Juden ablöſen, Hagelhans iſt aber nicht ſo wüſt, als er ſcheint, und wenn er den Menſchen ſchon nicht die Hände unter die Füße legt und jedem Narr flattirt, lebt, wie es ihm gefällt, ſo hat er das Recht dazu, ihm ward auch nicht flattirt, jede Katze meinte, ſie könne ihm den Talpen geben, und jeder Hund, er könne ſeine Schnauze an ihm abwiſchen. Uebrigens kam ich nicht in böſer Abſicht her, ſondern eigentlich wegen Euch. Daß Ihr mich zum Gevatter nahmet, darauf hielt ich Euch nicht viel und noch viel weniger, als ich hörte, daß die Bäurin hier dazu gerathen. Sie iſt viel Schuld an dem, was ich geworden, den Hans hielt ſie für nichts gut, als um ihn zum Beſten zu haben, die alte Blindſchleiche war glatter und ihr lieber, ſie hat es erfahren, wie weit man mit einer ſolchen kömmt. Wenn er nicht todt wäre, ich redete noch ganz anders von ihm. Deine Mutter, Gott verzeihe ihr ihre Sünde, hat es mir noch viel ärger gemacht. Möglich, daß ich es ärger nahm, als es war, als es nachher den Schein gewann, möglich daß der Teufel ſeine Hände im Spiele hatte. Dachte oft darüber, ſeit das Blut kälter ward: daß der Hund Dir flattirt, iſt wunderlich. Du trafſt es gut, als Du kameſt," ſagte er zu Uli, „ein andermal wäreſt Du übel weggekommen. Ich hörte nicht ungern Bericht von der Glungge, freute mich darüber, wie es ging, dachte oft, weißt jetzt, wer ſchuld iſt, daß es Dir nicht beſſer geht! Aber daß ich deswegen einen Tritt verſetzt, hätte ich ihr nicht zu Gefallen gethan. Ich wußte wohl, die Alte vernahm gerne etwas von mir, hätte vielleicht gerne mich geſehen, aber jetzt war es an mir, den Kaltblütigen zu machen. Doch kam mir mit jener Zeit das vergangene Leben oft in die Gedanken und Manches anders vor, als bisher. Als ich in jener Nacht Dich antraf, wo ich eigentlich auch zu Markte wollte, den Tod der Alten und den Zuſtand vernahm, da kam mir Mitleiden und es dünkte mich, ich möchte auch mal was thun und zeigen, daß der Hagelhans innen beſſer ſei, als außen ſchön. Daß Du ehrlich warſt und aufrichtig, gefiel mir, ſo habe ich die Leute gerne, ſo ſie nöthig, obgleich ich Schelmen und Lumpenpack nicht fürchte. Hagelhans weiß, wie man mit Pack umgeht, und kennt das Pack. Aber eins hing am andern, daß nichts zu machen war, bis endlich das Gut zum Verkaufen ſtund.

Das ließ ich nicht gerne aus der Familie, hatte ich es einmal, konnte ich machen, was ich gut fand. Das Blitzloch iſt nicht bös, die Glungge iſt aber doch was anders, daß die mal in meine Hände kommen würde, hätte ich nicht gedacht, das freute mich ſehr, wäre ſie vor Zeiten mein geweſen, wer weiß, wie Alles gegangen. Der Lumpenhund, der verſoffene Sohn wollte mir die Freude verderben, konnte es aber nicht, mußte ſie blos einige tauſend Gulden theurer haben, macht aber nichts.“

„Vernahm es beim Wäſſern,“ ſagte Uli. „Wenn Ihr dem Johannes geſagt hättet, wer Ihr wäret und daß Ihr es eigentlich, wie es ſcheint, für ihn wollt, hättet Ihr das Geld ſparen können.“ „Wer ſagt es, daß ich es für ihn will? Mit dem Lumpenhund will ich nichts zu thun haben; bin kein Narr, der, wenn ein Haus brennt, Holz herbeiſchleppt, damit das Feuer nicht ausgehe. Das Gut iſt mein und fragen wollte ich: willſt mein Pächter ſein einſtweilen, bis mir was Anderes einfällt?“ Da waren Beide wie aus dem Himmel gefallen, dran hatten ſie nicht gedacht. Hagelhans glich ſo wenig einem Engländer, nicht einmal einem Neuenburgen. Vreneli ſchoſſen die Thränen in die Augen und Uli ſagte endlich: „Z'Sach wäre ihm wohl recht und hart halte es Beide, hier fortzugehen, aber er ſei zu arm, um ſo was mehr übernehmen zu dürfen, und Bürgen wüßte er ihm keinen zu ſtellen. Dem Bodenbauer, der wie ein Vater an ihm gehandelt habe, ſei er bereits mehr ſchuldig, als er ihm bezahlen könne. Ihn nun noch einmal anſprechen, wollte er nicht, die Sache könnte fehlen, dann müßte er ſich ſein Lebtag ein Gewiſſen daraus machen.“ „Wenn der Bodenbauer vermag, Dir Bürge zu ſein, ſo vermag ich vielleicht, Dir das Gut ohne Bürgen zu verpachten, bin ich doch ja ſogar Gevattersmann und habe meiner kleinen Pathe noch gar nichts gegeben, nicht einmal einen Einbund. Ihr werdet mich doch oft ſchmählich herumgeriſſen haben, Du und die Baſe,“ ſagte er zu Vreneli und blickte ſcharf ihm in die Augen. „Nicht einmal,“ ſagte Vreneli. „Ich hatte es vom Anfang ungern, daß man ſo einen fremden unbekannten Menſchen anſprach, dem es wie eine Bettelei vorkommen mußte. Aber ſie wollte es haben, und als Alles ging, wie es ging, hatte ſie es ungern und man ſprach nicht davon.“ „Und jetzt wegen der Pacht, was meinſt?“ „Ach Gott,“ ſagte Breneli, „was ſoll ich meinen. Mein Lebtag war ich hier, wie mirs ums Herz ſein muß, hier fort zu müſſen kann man denken. Aber hier zu ſein zwiſchen Leben und Sterben, und in beſtändiger Angſt, die Leute müßten an uns verlieren, das iſt ein ängſtlich Leben, welches ich in die Länge nicht aushielte und Uli es nicht zumuthen möchte, um am Ende doch auf die Gaſſe zu kommen.“ „So, haſt ein ſchönes Zutrauen zu mir,“ ſagte der Alte. „Indeſſen man nimmt es, wie es iſt, bis es beſſer kömmt. Einſtweilen habe ich nicht im Sinn, Euch auf die Gaſſe zu bringen, und wie man es macht, ſo hat mans. Nach dem, was ich geſehen habe, wirthſchaftet Ihr beide nicht übel jedes an ſeinem Orte, habt ziemliche Ordnung, und könnt es vielleicht noch beſſer lernen, denn im Blitzloch ſiehts beſſer aus. Das geht mir einſtweilen über den Zins, beſonders wenn es mich noch ankäme, ſelbſt Glunggenbauer zu werden. Ich könnte Dich zum Hausknecht machen, mag aber nicht. Hausknechte ermulen gerne, verlaſſen ſich auf des Herrn Geldſeckel und ſcharf giebt die Frau nicht Acht, wie viel Mehl und Butter ſie zu einer Suppe braucht, geht es doch über des Herrn Buckel aus, es giebt ſelten etwas Geſcheutes aus ſolchen Leuten, beſonders wenn ihr Dienſt lange währt, und Luſt zum Sterben habe ich einſtweilen noch nicht.“

„Ihr habt ein ſchlecht Zutrauen zu uns, daß Ihr glaubt, wir können zu fremder Sache nicht ſo gut ſehen, als zu den eigenen,“ ſagte Breneli. „Menſch iſt Menſch,“ ſagte der Alte. „Aber warum ſagſt Du nicht Vetter?“ Breneli wurde roth und ſagte: „Kinder, wie es eins ſei, wüßten eigentlich nie recht, ob ſie Verwandte hätten oder nicht.“ „Wie ſagteſt Du der Bäurin hier?“ frug barſch Blitzhans. „Baſe und manchmal Mutter, wie ſie auch eine an mir war,“ ſagte Breneli. „Ho!“ ſagte Hagelhans, „ſo iſt es Dir einſtweilen erlaubt, mir Vetter zu ſagen, vielleicht, wenn Du ſiehſt, wie ich es meine, ſagſt Du mir einmal auch noch Vater. Alſo in den Schulden biſt, dem Bodenbauer biſts? Du weißt, ich habe den Hof ſehr theuer ſammt Schiff und G’ſchirr und aller B’ſatzung. Wie ich mir habe ſagen laſſen, hat man Dich hart gehalten und doch habeſt Du den Hof verbeſſert, was mir zu gut kommt. Das mußt dem Alten und dem Jungen nicht für übel nehmen, wer ertrinken will, hält ſich an jedem Rohr, denkt nicht, daß es ihm nichts hilft, als daß er das Rohr ausreißt. Wer es aber hat, und ſo es macht, der iſt ein Hund, und iſt zu achten, als ein Hund. Willſt es mit mir probiren, ſo wollen wir zuſammen hinauf zum Bodenbauer, die Sache richtig machen mit ihm, denn er hat ſeine Arbeit und ich habe beſſer Zeit ihm nachzulaufen, als er mir. Ich heiße nicht umſonſt Hagelhans, aber ſchlechter iſt doch Mancher am kleinen Finger, als ich am ganzen Leibe. Nicht daß ich mich rühmen will, aber wenn mich ſchon Alles fürchtet, ſo hat doch Niemand Urſache mich zu haſſen, als vielleicht — —. Doch redet mit einander. Iſts Euch anſtändig, ſo gehen Du und ich dieſen Nachmittag zum Bodenbauer, bleiben dort über Nacht und machen die Sache. Wenn Hagelhans was anfängt, ſo fährt er gerne gleich aus bis z'hinterſt. Jetzt will ich in die Schreiberei; mach, daß wir was eſſen können, wenn ich zurückkomme, halte nicht viel auf Warten. B'hüt Euch Gott unterdeß."

Da ſaßen ſie nun, Uli und Vreneli, ſahen einander an, wußten nicht, hatten ſie ein Geſpenſt geſehen, oder einen guten Engel. Unerwartet wie ein Hagel vom Himmel war der grauliche Mann in ihr Leben hineingeplumpst, aber nicht zerſtörend, ſondern Gaben verheißend. Er war wie eine Geſtalt in der Finſterniß, von der man nicht weiß, iſt ſie Freund oder Feind, die wohl ein Loſungswort giebt, von dem man aber nicht weiß, hat man es richtig gehört, iſt es das rechte oder nicht. „Was ſagſt dazu," fragte endlich Uli. „Weiß nicht," ſagte Vreneli. „Glauben thue ich, er meint es jetzt gut, aber wie lange das Gutmeinen währt, das weiß ich nicht. Es iſt mir gar wunderlich um ihn herum, bald wohl, bald angſt, bald graut mir vor ihm, bald dünkt mich, ich müſſe ein großes Erbarmen haben mit ihm. Die Baſe ſelig redete immer mit Schrecken von ihm, als wie von einem halben Ungeheuer, und doch glaube ich faſt, die letzten Worte, welche wir nicht verſtehen konnten, haben ihm gegolten, er lag ihr doch im Sinn."

„Aber glaubſt, es ſei ihm Ernſt, er ſtelle uns nicht etwa Fallen?" frug Uli. „Glaube es nicht," ſagte Vreneli, daß er an ſo was denkt. Es möchte mir faſt ſcheinen, als ſei es ſo ein alter Menſchenfeind, der wieder das Verlangen nach Menſchen bekömmt. Daneben aber ſchadet in Acht nehmen nicht, und daß er zum Bodenbauer begehrt, gefällt mir, es iſt ein Zeichen, daß er uns nicht ſo ungeſinnet, zu übernehmen begehrt." „Aber," ſagte Uli, „ich kann es doch faſt nicht glauben, wir wären ja viel zu glücklich, wenn das ſich jetzt ſo machen ſollte und wie es ſcheint viel beſſer, als es früher war, gerade als wir meinten, wir ſeien auf dem Aeußerſten." „So geht es mir freilich auch," antwortete Vreneli. „Aber das erſte Mal wäre es nicht, daß ſo was geſchieht, daneben kann man immer vorſichtig ſein. „Du haſt gehört, wie er ſchon lange was im Kopf gehabt, er ſagte aber nicht was, aber nicht Gelegenheit gehabt bis zur Steigerung. Da hätte es bald Streit gegeben," ſagte Uli. „Johannes hoffte, es werde ihn Niemand abbieten und hatte, wie man ſagt, einen Käufer an der Hand und die Ausſicht, eine ſchöne Summe zwiſchen auszunehmen. Als nun Bot um Bot aus der Ecke kam von einem alten Mann, deſſen ſich Niemand geachtet, fing Johannes Händel an. Jeder Lump und Stöſſel könnte ihm den Hof herauftreiben um Wein oder aus Bosheit. Der alte Hund ſolle ſchweigen, oder er werfe ihn zur Thüre hinaus. Der Alte rührte ſich nicht, bot kaltblütig weiter. Johannes wollte ihm auf den Leib, da ſtund der Alte auf, der Hund auch und der Alte ſagte: „Bübli, laß Dich nicht gelüſten, Du biſt am Unrechten. Ich bin der Hagelhans im Blitzloch, vielleicht habt Ihr auch ſchon von dem gehört. Da kann der Schreiber ſehen, daß ich nicht blos bieten, ſondern auch zahlen kann, und zwar baar ſo viel man will und ſo ſchnell man will." Er legte vor den Schreiber eine Brieftaſche und nachdem derſelbe hineingeſehen, ward er höflich und ſagte: „ja ſo ſei es." „Und jetzt," frug Hagelhans und ſtreckte ſeine Glieder, daß er anzuſehen war faſt wie ein alter Thurm aus der Römerzeit, und „jetzt, will mich noch Jemand hinausthun, oder mir das Bieten wehren? Aber Niemand hatte Luſt dazu, weil um ihn ſtund Niemand mehr. Die Einen hatten von ihm gehört und hielten ihn ſo gleichſam für des Teufels Halbbruder, die Andern erſchreckte der große Mann mit dem knurrenden Hunde. Johannes fluchte alle Zeichen, daß der Teufel den hergebracht und daß er ihn nicht gekannt. Es ſei eigentlich ein Vetter von der Mutter ſelig her, habe keine Kinder, und wenn er es gewußt, ſo ſolle ihn der Teufel nehmen, den hätte er ins Garn jagen wollen, daß es einen prächtigen Fiſch für ihn abgegeben hätte. Solche Kühe ſeien das luſtigſte Metzgen, ſie fielen gut ins Gewicht, hätten zumeiſt mehr Fett, als man glaube. Es müſſe den Teufel thun, wenn er den Alten nicht um den Finger wickle, ehe die letzte Halbe getrunken ſei. Doch Johannes kannte Hagelhans nicht, mußte das Feld räumen, wenn er ſein Fell ganz erhalten wollte und natürlich halfen Alle, welchen mit baarem Gelde gedient war, daß dem Alten das Gut bald möglichſt zugeſchlagen werde. „Jetzt wird er gegangen ſein, um Kaufbrief und Zahlung zu beſorgen.“ „Weißt was es koſtet?“ frug Vreneli. „Gräßlich Geld,“ ſagte Uli, „ſechzigtauſend Gulden. Kein Chriſt bringt da den Zins vom Gelde heraus, und wer weiß, ob er nicht meint, mit Gutmeinen könne er uns locken, daß wir es um dieſen Zins übernehmen.“ „Zweifle,“ ſagte Vreneli, „er würde, wenn er das wollte, nicht zum Bodenbauer begehren. Und was hülf es ihm, wenn er uns ſchon hineinſprengte, er weiß ja, daß wir nichts haben, begehrt keinen Bürgen und wo nichts iſt, hat ja ſelbſt der Kaiſer ſein Recht verloren. Mich dauert nur der Johannes und ſeine Kinder, daß die um das Gut kommen und für immer. Jetzt iſt kein Pardon mehr für ſie, ſie müſſen herunter bis zum Bettlerbrot. Er hat uns ſchlimm behandelt, aber ich kann mir nicht helfen, ſeine Mutter that mir Gutes und nichts kann mich mehr erbarmen, als wenn Familien auf dieſe Weiſe zu Grunde gehen. Hundert und vielleicht mehr Jahre geht es, bis vielleicht wieder ein Glied derſelben feſten Fuß faßt, wurzelt, aus dem abgehauenen Stamme ein Sprößling hervorwächſt, der wieder ſein Haupt erhebt über das niedere Geſträuch.“ „Und Deine Kinder, erbarmen Dich die nicht auch,“ frug

Uli, den jetzt eben kein großes Mitgefühl plagte. „Nicht halb ſo viel,“ ſagte Vreneli, „die werden gewöhnt, wie ſie es ihr Lebtag haben können, lernen arbeiten, kommen hoffentlich einſt mit Ehren durch und wer weiß, was aus ihnen wird, was recht Gutes, ſo Gott will. Was jene Gut an haben, verpraßen ihnen die Eltern, zu was Beßerm helfen ſie ihnen nicht. Was meinſt, wer iſt mehr zu bedauern, wenn ſie nichts erben, ihre Kinder oder unſere Kinder?“ „Er meine es nicht ſo,“ ſagte Uli, „ſondern er meine jene Kinder gingen ſie nichts an, die ihren wohl. Böſes wünſchen wolle er ihnen nicht, aber ſagen müße man doch, wenn es ungeheißen komme, unverdient ſei es nicht.“ „Uli, Uli, nicht ſo,“ ſagte Vreneli, „ſind nicht vielleicht auch noch Leute, die ſagen könnten, Gott ſtrafe unſere Kinder um der Eltern willen?“ Uli ſtutzte, gab Vreneli die Hand und ſagte: „du haſt recht! Wie ſchnell man doch ſo was vergißt! Umſonſt ſollſt du mich nicht gemahnt haben.“

Hagelhans kam zurück, Vreneli war mit dem Eßen noch nicht fertig. „Jetzt iſt das Geſchäft mein, jetzt will ich mir es recht anſehen, da giebt es was zu ſchaffen.“ „Die Sache hätte man in Ehren gehabt, ſo gut man gekonnt,“ ſagte Uli, dem die Bemerkung ins Fleiſch gegangen war. „Aber Joggeli hätte nicht gerne Geld ausgegeben für Handwerksleute, er ſelbſt hätte es ſonſt zu brauchen gehabt. Er hätte auch nicht immer Alles aufputzen können; wenn man das Meiſte mit fremden Leuten machen müße, ſo graue es einem am Ende des Jahres über die vielen Tagelöhne. Daneben ſei das Haus ſo alt nicht, noch währſchaft, mit Wenigem komme man weit.“ Der Alte ſagte nicht viel darauf, guckte überall herum und als ſie zum Eßen kamen, ſagte er Vreneli: „Was ſagſt du dazu, wenn ich ein neues Haus da baue, eins, das einer hoffährtigen Frau beßer anſteht als dieſe alte Hütte?“ Vreneli meinte, das werde ihm nicht Ernſt ſein, wäre Sünde. Denn das hieße das Geld in Bach geworfen, das alte iſt noch hundert Jahre gut. Den Alten hatte der ſeltſame Baugeiſt ergriffen, der unwiderſtehlich faßen ſoll, wer ſich ihm einmal ergeben hat. Das alte Haus ſchien ihm Reparaturen nicht werth, zu klein, zu unkommod, zu viel Hüttchen aller Art darum herum, ſo übel anzuſehen, ſo unbequem, man müſſe ſagte er, was zuſammengehöre, unter ein Dach ziehen. Er ſprach als ob Morgen der Bau beginnen müßte, daß Vreneli endlich ſagte: „Wenn es an ſeiner Stelle wäre, ſo wollte es ſich einſtweilen damit nicht ſo plagen, ſollten ſie dableiben, ſo wollten ſie ja zufrieden ſein, ſie begehrten es nicht beſſer. Dann dünke ihns, man hätte ihm einſtweilen ſtark genug zu Ader gelaſſen, er ſollte froh ſein, friſch Athem zu faſſen.“ „Das, Baſe, wenns erlaubt iſt, dieß zu ſagen, verſtehſt du nicht,“ antwortete Hagelhans. „Kommt einer mal in Zug, dem Geld den Lauf zu laſſen, ſo iſt ihm nicht wohl bis der letzte Kreuzer durch die Finger iſt. Der Anfang iſt ſchwer im Sparen und Ausgeben, wenn Hagelhans was anfängt ſo fährt er zu bis ans Ende, halbwegs bleibt er nicht. Doch wegem Weg, wenn wir zum Bodenbauer wollen, ſo mach dich fertig, es iſt Zeit.“ „Er ſei fertig,“ ſagte Uli, „er wolle anſpannen laſſen, wenn er es befehle.“ „Was anſpannen?“ ſagte Hagelhans. „Du wirſt doch nicht einer von denen ſein, welche meinen, wenn ſie drei Schritte vor das Dach hinausgehen, es gefahren ſein müſſe. Das wäre ihm nicht anſtändig.“ „Es ſei wegen ihm, daß er fahren wolle, die Roſſe hätten eben nicht viel zu verſäumen,“ ſagte Uli. „Meinetwegen braucht es ſich nicht,“ ſagte Hagelhans. „Ob unſere Beine müde werden vom Fahren oder müde vom Laufen kommt auf eins heraus, und wenn du nicht zu vornehm biſt, ſo ſchämſt dich nicht und nimmſt mit mir den Weg unter die Füße.“ Dagegen war nichts zu ſagen.

Capitel 27.

Die dritte Reiſe zum Bodenbauer.

Uli mußte ſich anſtrengen Schritt zu halten mit dem Alten, der einher ſchritt wie ein aus einem Hünengrabe erſtandener Recke, dem die Leute aus dem Wege gingen und nachſahen mit Verwundern. Uli dachte im Stillen, beſonders wenn die Rede des Alten heraufquoll wie ferner Donner: eigentlich ſei es kein Wunder, wenn ſeiner Zeit die Mädchen eben nicht ſonderlich durch ihn angezogen worden ſeien, von wegen ſeiner Liebenswürdigkeit, dazu ſei er doch wohl zu groß und unghürig. Sein Thun in frühern Jahren mochte ſeiner Geſtalt entſprechen haben. Wenn man zuſammenwandert, ſo giebt ein Wort das andere, unvermerkt rutſcht man der Materie zu, von welcher man gerne ſpricht, die Alten gerne von Jugendzeit und Jugendſtreiche. Uli hörte mit offenem Munde zu. Er glaubte auch was verrichtet, manchen tüchtigen Streich ausgetheilt zu haben, aber gegen Hagelhans war er ein bloß Kind geweſen. Der hatte Schlägereien gehabt, daß das Blut durch die Straße floß, Schabernack geübt und zwar groben, wo er konnte. Er hatte eine eigene Freude daran gehabt, den lieben Gott zu machen und zu züchtigen und zu plagen mit grober Hand, wen er für ſchlecht hielt oder wer ihm ſonſt nicht gefiel, denn es iſt vielen ſchwer zwiſchen beiden zu unterſcheiden auf die rechte Weiſe. Er hatte Geld verklopft, ein Pferd hätte es kaum gezogen, dafür aber auch einen Namen gehabt, mit dem man die Kinder zu Bette jagte, das Wort: „wart Hagelhans nimmt dich!“ war ein Zauberſpruch. Wenn er in einem Wirthshauſe erſchien, ſo wars als ſei der Kindlifreſſer gekommen, allgemach ſchoben die Leute ſich zur Thüre hinaus, der Wirth räumte ſo unvermerkt als möglich alles Gebrechliche weg und die Stubenmagd tänzelte ſo graziös als möglich um ihn herum, wie ein Pudelhündchen um einen Löwen, doch wohlweislich immer ſechs Schritte ihm vom Leibe. Hans rühmte ſich alles deſſen eben nicht, er ſah zu wohl ein, wie er den Menſchen vorkommen mußte und wie ſchreckhaft er ſich aufgeführt; aber er erzählte doch mit einem gewiſſen Behagen, ungefähr wie man überſtandene Krankheiten erzählt, erlebte Gefahren, Geſpenſter oder ſonſt Geſchichten. So kamen ſie an das Ziel ihrer Reiſe, Uli wußte faſt nicht wie. Bodenbauers waren eben am Nachteſſen als die Beiden klopften und auf ein lautes „Herein,“ in die Stube traten. Als der große Mann mit ſeinem großen Hund in die Stube kam, ging es faſt, wie ehedem in den Wirthshäuſern, es erſchracken alle, ſelbſt den Bauer überfloß ein gewiſſes Erſchrecken.

Unwillführlich wurde das naturgemäße Manöver ausgeführt, hinter den Vater, dem Schild und Schwert der Familie, barg ſich alles. Befangen ſtreckte der Bodenbauer dem Hagelhans die Hand zum Willkomm und ſagte: „Ihr ſeid es, aber ich hätte eher den Kaiſer von Rußland bei mir erwartet, als euch. Sah euch an die zwanzig Jahre nicht und es hieß, ihr ginget nie vom Hauſe.“ „Man ſagt manches in der Welt,“ ſagte Hans, „was nicht wahr iſt,“ bot der Bäuerin die Hand und die ſchlotterte wie ein Mädchen, wenn es die Hand zum erſten Mal einem Jungen geben ſoll. In Hans wachte offenbar der alte Schalk auf und hatte ſeinen Spaß an dieſem Schreck und Schlottern. Uli machte den Vermittler, ſtellte Hagelhans als den neuen Glunggenbauer vor und ſagte: ſie kämen um mit Johannes über die Sache zu reden. Die Bodenbäuerin wurde ganz bleich als ſie das hörte. Nun, auf das Geld habe ich ſo ſtark nicht gerechnet, dachte ſie, das iſt verloren und ich will nichts dazu ſagen, aber die armen Leutchen dauern mich, die ſucht doch unſer Herrgott einmal um das andere wohl ſtark heim. Erſt das Hagelwetter, jetzt noch Hagelhans als neuer Bauer, der ſchindet ſie lebendig. Auch Johannes konnte ſich ähnlicher Gedanken nicht erwehren, vergaß jedoch die Pflichten der Gaſtfreundſchaft nicht, hieß ſich ſetzen und eſſen. Beſondern Platz zu machen am Tiſche für die Gäſte brauchte er nicht, denn kaum war die Thüre frei, ſo war der ganze Hauſe verſchwunden, an das Eſſen dachte keiner mehr. Sie hatten manchmal vom Hagelhans im Blitzloch reden hören, als wie von einem gräulichen Kobold und manchmal gewünſcht, wenn ſie ihn doch einmal ſehen könnten, aber nur von weitem. Jetzt hatten ſie ihn geſehen, nur zu nahe. Hagelhans hatte die alte Sünde nie ablegen können, ſich den Leuten als den zu geben, für welchen ſie ihn nahmen, wendete oft größere Mühe an, ſein Gutmeinen zu verbergen, als Heuchler anwenden, gutmeinend zu ſcheinen. Merkwürdig war, wenn er gegen dieſe Sünde kämpfte, bald das Gutmeinen hervorbrach, und dann wieder deſto greller die Bosheit. Wie wenn am gewitterhaften Himmel bald die Sonne ſcheint, bald die Blitze zucken durchs ſchwarze Gewölke. Er habe die Glungge nicht gerne in fremden Händen geſehen, und da er Niemand hätte auf der Welt, der nach ihm frage, ſo habe er auch Niemanden zu fragen, wenn es ihn gelüſte einige Kreuzer mehr oder weniger wegzuwerfen, bemerkte er dem Bodenbauer. Er würde gerne noch einige Handvoll nachwerfen, wenn er wüßte, was jetzt die alte Glunggenbäuerin im Himmel dazu ſage, und was ſie für ein Geſicht mache, daß Hagelhans Glunggenbauer geworden? Nun könne er nicht alsbald aus dem Blitzloch fort, ſondern müſſe einen Pächter haben nach der Glungge. Man ſei halt geſchlagen mit ſolchen, aber der, welchen er gefunden, ſcheine ihm von den weniger ſchlechten zu ſein und noch dazu ſei er Pathe von einem Kinde des Pächters und ſolle ſogar deſſen Vetter ſein, da müſſe man begreiflich ein Einſehen thun, auf die Gaſſe begehre er die Leute nicht zu bringen. „Uli iſt dir ſchuldig und du warſt ſein Bürge. Nun wirſt du nicht ferner Luſt haben, die Finger in die Tinte zu ſtoßen, ich habe aber auch nicht Luſt, einen Pächter anzuſtellen, den mir einer ſobald es ihm beliebt, auspfänden und bloß machen kann, ich mache dieß lieber ſelbſt, wenn es ſein muß. Du haſt den vorigen Akkord machen helfen und jetzt mußt auch unſern machen helfen. Uli, der Vetter, hat das Zutrauen zu dir, weil der vorige ſo gut geweſen, und ich habe nichts dawider. Er ſoll nicht meinen, daß ich ihn übernehmen will. Aber vergeſſen muß man jedenfalls nicht, daß der Hof mich 60,000 Gulden koſtet, nicht gerechnet, was ich verbauen muß, daneben mag ich es den Leuten gönnen, daß ſie wieder auf kommen.“ Du alter Schelm, dachte Johannes, biſt immer der gleiche Unflath, aber dießmal fängſt du uns nicht. Ehe wir eintreten, muß ich mit Uli reden. Die Bodenbäuerin hatte ſich erholt, erfüllte ihre Pflicht als Wirthin wieder und als man mit Eſſen fertig war, unterhielt ſie ſich mit Uli. Da ſagte der Bodenbauer zu Uli: „Komm doch geſchwind mit mir in den Stall, während es noch Tag iſt, möchte Dir ein Füllen zeigen und fragen, was Du meineſt, ob ich es fällen oder zum Hengſt gerathen laſſen ſoll?“ „Weißt was,“ ſagte Hagelhans, „ſchick die Frau mit Uli hinaus, er iſt hübſcher als ich und lieber geht ſie mit ihm in den Stall als daß ſie bei mir in der Stube bleibt. Hätte übrigens auch noch ein Wort mit Dir zu reden.“ Die Bodenbäuerin kriegte einen Kopf ſo roth wie einen Kupferkeſſel, aber eine Antwort wollte ihr nicht kommen. Draußen erſt brach es ihr los im Halſe und hageldick flogen ihr die Schimpfwörter aus dem Munde, daß die Kinder ſagten: „Mutter, Mutter, um Gotteswillen, was haſt du, ſo thateſt du nie, mache die Haken auf am Göller, du erſtickſt ja. Herr Jeſes, Herr Jeſes, was haſt?“ „Das Ungeheuer, der Unflath, der Utufel, was er iſt, daß doch einen ſolchen Gottes Erdboden trägt! Ich habe von dem ſchon gehört als ich ein junges Mädchen war, aber geſehen habe ich ihn nicht. Da war nichts Schlechtes, was man ihm nicht nachredete, der Schlechteſte war er, der je in einer Menſchenhaut über die Erde lief. Den ſchönſten Mädchen lief er immer nach, und wenn ſie nichts von ihm wollten, verfolgte er ſie ſchrecklich, ſie waren ihres Lebens nicht ſicher vor ihm. So machte er es der Glunggenbäuerin, noch viel ſchlechter ſoll er es Deiner Frauen Mutter gemacht haben. Man erzählte Sachen, ich darf ſie nicht denken, geſchweige ausſprechen. Er quälte ſein Lebtag alle Menſchen, Teufel und Hagelhans ſind wie Brüder, wer beſſer ſei, weiß man nicht. Und jetzt muß der Unflath mir noch ins Haus kommen, mich beſchimpfen, und wir ſollen helfen euch ihm ins Netz jagen und unglücklich machen. Nein beim Hagel, der Uteufel muß doch auch erfahren, was man auf ihm hält, und daß man ihn kennt, und daß nicht alle Leute ſich vor ihm fürchten, und daß er nicht machen kann bis zu allerletzt, was er will, der Unflath, der Uteufel!“

„Daß Ihr mir aber auch nicht Z'Herrgetts ſeid mit dem alten Unflath Euch einzulaſſen, ſonſt halte ich mein Lebtag nichts mehr auf Euch. Wir haben, wenn es ſein muß, für euch zu arbeiten und zu eſſen. Was er an der Mutter nicht alles ausüben konnte, das wird er mit der Tochter treiben wollen, das Unthier!“ So begehrte die Bodenbäuerin draußen vor dem Hauſe auf, daß man mit keinem Hämmerlein hätte dazwiſchen kommen können, und es Uli ganz angſt wurde, daß er nicht hineinging bis es dämmerte und Johannes mit ſeinem Gaſte herauskam. „Wie habt ihr das Füllen gefunden?“ fragte Hagelhans, und der Spott zuckte ihm in jeder Runzel. „Geht und ſeht ſelbſt, Ihr verſteht Euch beſſer darauf, als ich,“ ſchnellte die Bäuerin und fuhr ins Haus als ob ſie auf einem Hexenbeſen ſäße, der Reſt ihr nach bis an Uli, der nicht wußte, ſollte er auch gehen oder ſollte er bleiben.

„Kannſt es ihm jetzt ſagen,“ ſagte Hagelhans zum Bodenbauer. „Uli,“ ſagte der Bodenbauer, „wir haben einen Akkord abgeredet, ich ſoll ihn ausfertigen laſſen, wenn Du damit zufrieden biſt, ich denke aber ja, ich hätte ihn nicht beſſer erdenken können, wenn ich ſchon gewollt hätte. Du bekömmſt den Hof auf zehn Jahre, die gleichen Zugaben, brauchſt hundert Thaler weniger Zins zu zahlen, und kannſt einen Zins immer verzinſen, wenn Du das Geld zum Betrieb brauchſt. Auszurichten haſt Du nichts als den Bauer zu ſpeiſen, wenn er da iſt, und will er das Stöcklein beziehen, welches er ſich vorbehalten, ſo macht ſich dieß dann beſonders. Das iſt die Hauptſache, damit, denke ich, kannſt Du wohl zufrieden ſein.“ Uli wußte nicht, was er ſagen ſollte, war das, was er hörte ein Glück oder eine Mäuſefalle? Endlich frug er und mit den Schulden, wie iſt dieß? „Der neue Bauer übernimmt ſie,“ ſagte der Bodenbauer. „Ich wollte zuerſt ſie nicht abtreten, aber als er es nicht anders haben wollte, machte ich es mit ihm, daß er ſie die erſten fünf Jahre nicht abſagen darf, bis dahin wirſt Du Dich hoffentlich erholen können.“ Da Uli mit der Sache immer noch that, wie mit einem vortrefflichen Biſſen, mit dem man aber den Mund zu verbrennen fürchtet und ihn daher erſt von allen Seiten anbläst, ſo ſagte der Alte, der den Handel wohl merkte und dem der Spott im ganzen Geſichte herumfuhr, wie ein Schwärmer durchs Gras: „wenn Du nicht weißt, was Du willſt, ſo beſinne dich, gehe das Land auf, das Land ab bei jedem Babi z'Rath, dann ſage ab oder zu, wenn ich noch lebe! Gut Nacht!“ Uli mußte mit, da ſie in einer Stube ſchliefen, konnte es aber lange nicht zum Schlafen bringen. So hatte es aber auch der Bodenbauer. Der Bodenbauer war den berüchtigten Gardinenpredigten ganz entwöhnt. Mann und Frau lebten ſo einig, verſtunden ſich ſo gut, daß ein Blick, ein Wort genügte, ſich zu verſtändigen. Aber wohl, dieſen Abend brach eine los, daß der Mann lange ſeinen Ohren nicht traute, nicht wußte, kam ſie wirklich von ſeinem Weibe oder von einem böſen Geiſte.

„Mit einem ſolchen Uteufel und Unthier machſt du gemeine Sache," brach es bei der Frau los, „um zu Deinen paar Batzen zu kommen und die armen Leutchen um Alles zu bringen, nicht blos um das Geld. Das wird die Leute wundern, wenn ſie vernehmen, was der Bodenbauer, vor dem ſie ſo lange Reſpekt gehabt, für einer ſei, und lange Zeit werden ſie nicht wiſſen, iſt er zu einem Eſel gerathen, oder zu einem Schelm und untreuen Manne. Mich ſelbſt nimmt es Wunder, für welchen von beiden man in Zukunft ihn halten ſolle?' Das iſt ſo gleichſam der Text, über welchen die Bodenbäuerin predigte. Die Predigt war viel länger und bündiger. Endlich konnte der Bodenbauer ſagen: „Frau, Du giebſt Dir viel zu viel Mühe, die Sache iſt anders, ganz z'Gegentheil!" Potz Himmeltürk, bisher war der Bodenbauer im einfachen Plotonsfeuer geweſen, jetzt kam er unter Vierundzwanzigpfünder. Wer mal dabei geweſen iſt, wenn die krachten, der weiß, was drein reden hilft. Endlich ſagte der Bodenbauer, als es ihm ſchien, die Munition ſei am ausgeben: „Du thuſt wie ein trunknes Fraueli, weiß gar nicht was Dich ankömmt. Habe Dich nie ſo geſehen als ſechs Wochen nach der Hochzeit, da Du einmal eiferſüchtig wurdeſt auf Deine eigene Großmutter. Wann Du ausgeredet haſt, ſo ſags. Ein Wörtlein möchte ich endlich doch auch dazu ſagen." Aber es ſurrete lange noch bei der Bodenbäurin, ehe ſie ſagte, „nun ſo rede, es würde mich doch Wunder nehmen, was Du dazu zu ſagen haſt?" Der Bodenbauer ſetzte der Frau die günſtigen Bedingungen der Pacht auseinander und frug: „Ob da böſer Wille ſein könne?" „Du Tropf," ſagte die Frau, daß Du das nicht einſiehſt, das iſt gerade ſo wie beim Teufel, er verſpricht Alles, um nichts als nur arme Seelen in ſeine Klauen zu kriegen.' „Du haſt unrecht, Frau," ſagte der Bodenbauer. „Der Mann hat ſich in meine Hand gegeben und mir Sachen geſagt und aufgetragen, daß ich weiß woran ich mit ihm bin, und daß vielleicht nicht Viele herumlaufen, welche bräver ſind, als der verrufene Hagelhans und daß Uli ein glücklicherer Mann werden kann, als bald einer." „Was hat er Dir denn geſagt?" frug die Bodenbäurin. „Ich mußte ihm verſprechen es Niemanden zu ſagen, bis er es mir erlaube," ſagte der Bodenbauer. „Ho, mir doch wirſt du es ſagen können," ſagte die Bodenbäuerin. „Darf nicht," ſagte der Bodenbauer, „er hat noch extra geſagt, Dir ſolle ich es nicht ſagen, und ich habe es ihm in die Hand verſprechen müſſen." Poß Himmel, wie ging da das Feuer friſch auf, und wer mal ſelbſt ſolch Eheſpektakel erlebt hat, kann ſich den Gang des Stückes denken und wie manchen Aufzug es gab. Doch vielleicht iſt ſelbſt dem Erfahrenſten das Ende überraſchend. Der Bodenbauer hielt ſein Wort, was er verſprochen hatte, nicht zu ſagen, das ſagte er nicht. Das iſt ſelten!

Es mag der Welt unglaublich, ja unnatürlich ſcheinen und doch iſt es ganz einfach und naturgemäß. Der Bodenbauer hatte ſeiner Frau keine eigenen Geheimniſſe zu verſchweigen, darum konnte er fremde bewahren. Wer aber eigene Geheimniſſe hat, ſucht gerne mit dem Ausplaudern fremder Geheimniſſe die ſeinen zu verdecken, die Weiber abzulenken. Wir wollen offen ſein und geſtehen, der Schluß befriedigte die Bodenbäurin durchaus nicht. Die Bodenbäurin verarbeitete eine ſchlafloſe Nacht, nicht eigentlich wegen der Neugierde, ſondern, wie ſie ſagte, daß der Mann ſie ſo wenig liebe, ihr ſo wenig traue, daß er nach 25 Jahren ihr nicht ſagen möge, was ihm geſagt worden ſei. Als es endlich gegen Morgen ging, kam es ihr, denn ſie war vernünftig, wie ſelten eine, Verſprechen ſei eigentlich Verſprechen, und Ausnahmen ſeien Ausnahmen und Löcher ins Verſprechen und wo mal ein Loch ſei, ſei die Sache nicht mehr ganz. Ihr Mann hatte dem Hagelhans was verſprochen, er habe aber auch ihr verſprochen Treue und ſonſt noch viel. Sie begehre, daß er ihr halte, und ſie glaube, er habe es gethan, warum ſolle ſie ihn verführen, daß er Jemand anders nicht halte. Genau genommen ſei das ſchlecht von ihr, und wenn er ihr abfalle, ſo geſchehe es ihr ganz recht, dem einen recht, dem andern billig. Es that der Bäurin ſehr leid, daß es ſo lange gegangen war, ehe ſie dieß begriff, und als am Morgen der Mann erwachte, da bat ſie ihn dringlich, daß er ihr doch nicht zürne. Da hätte er es bei einem Haar geſagt, denn er war noch ſchlaftrunken und die unerwartete Liebe war faſt wie ein engliſcher

Zapfenzieher, welcher alles öffnet. Zu rechter Zeit noch erwiſchte er das entſpringende Wort beim Bein und ſagte blos: „Zähle darauf, die Sache kömmt gut, mache Uli guten Muth, und einſt werden die Leute das Maul offen vergeſſen, und nicht Babſagen können vor lauter Verwundern.“

Am Morgen wußte die Bodenbäurin nicht recht wie ſie mit Hagelhans umgehen ſolle. Hagelhans ſchlug ihr ſeine großen Augen ins Geſicht, ſo gleichſam als ein Blaſenpflaſter, welches wieder herausziehen konnte, was nicht drinn ſein ſollte. Die Bäurin merkte gleich, was das ſein ſolle und ſagte: „Habt nicht Kummer, ich habe einen wüſten Mann, eigentlich ſind alle wüſt, aber meiner vor allen, ſagt mir nichts, als was er gerne will. Nun ich bin auch nicht halb ſo neugierig, es wäre mir ein Leid, wenn ich alles wiſſen müßte, was mich nichts angeht. Es giebt dagegen Sachen, welche man gerne wüßte, und wo dies wohl zu verzeihen iſt. Wenn man z. B. Jemanden für gut meinend halten ſoll, den man für einen Unflath gehalten, ſo wäre einem ein Warum doch vielleicht erlaubt.“

„Auf ein Warum von der Frau paßt nichts beſſer als Darum vom Mann. Das iſt der wahre Mannsbrauch,“ ſagte Hagelhans. „Wie weit kam Mancher mit ſolchen Bräuchen,“ antwortete die Bodenbäuerin mit ſanfter Stimme, aber dem bekannten Weiberblick, welchen ſie an die Worte heften, welche zünden ſollen, gleichwie das berühmte griechiſche Feuer ehedem auch mit Pfeilen geſchoſſen wurde. Da that der Hagelhans ſeine Augen wieder weit auf und ſagte: „Habe er es Dir nun geſagt oder nicht geſagt, ſo bedenke, daß wenn ein Wort von dem geſchwatzt wird, was ich ihm geſagt, aus allem nichts wird, Du aber Dein Lebtag reuig wirſt, ſo wahr ich Hagelhans heiße. Jetzt mache was Du willſt.“ Die Weiber haben zuweilen ein eigen Geſchick zu treffen aufs Gerathewohl, daß man meinen ſollte, ſie kennten das Ziel und hätten ſcharf gezielt, und iſt doch all nichts. Die Bodenbäuerin betheuerte umſonſt, ſie wüßte wahrhaftig nichts. Hans traute nur halb. „Mach was du willſt,“ ſagte er, „aber zähl darauf, was ich geſagt, das halte ich.“ Der Bodenbauer, der jetzt mit Uli das Füllen beſehen hatte, und mit ihm in die Stube kam, machte dem Geſpräch ein Ende.

Hagelhans preſſirte mit dem Aufbruch, die Sach ſei gemacht, Gſchwätz trag nichts ab, die Zeit, welche vorbei ſei, ſei vorbei, und nicht mehr zu gebrauchen, ſagte er. Er nahm Uli mit fort, trennte ſich aber bald darauf von ihm und marſchirte dem Blitzloch zu. „Wenn er wiederkomme, wiſſe er nicht,“ ſagte er, „ſie ſollten alle Tage ſeiner gewärtig ſein.“

Uli ging heim als wäre er trunken. Alſo war er wieder Pächter auf der Glungge und unter Bedingungen, wo es ihm faſt nicht fehlen konnte und doch wußte er nicht, ſollte er ſich freuen oder nicht, es war ihm etwas Dunkles im Hintergrunde, von dem er nicht wußte, war es gut oder bös. Bald kam ihm ſogar der Johannes verdächtig vor, der erſt ſo bedächtig gethan und dann ſo ſtark eingeredet und am Morgen ſogar die Frau, es war gleichſam als hätten ſie kalt und warm aus einem Munde geblaſen. Mit großer Spannung harrte ſeiner Vreneli, lief ihm weit entgegen, als es ihn von ferne ſah. „Und du bangſt noch,“ ſagte es, als es Alles vernommen, „biſt du ſo mißtrauiſch geworden? Haſt den Glauben ſo gutmüthig auf jeden faulen Stock abgeſtellt und jetzt iſt dir kein Stein gut genug dafür. Sieh Bodenbauers, ſollten wir aus ihren Werken erkennen, wegen einigen Thalern verkaufen die uns nicht und Vetter Hagelhans iſt zu alt um Bosheit mit uns zu treiben, ſonſt was wäre an uns nichts zu gewinnen. Glaube mir, das iſt ein anderer als Joggeli. Hagelhans kann einen Menſchen todt ſchlagen aber den Wurm zertritt er nicht. Warum er es gut meint, weiß ich nicht, aber gut meinen thut er es, dafür wollte ich meine Hand in's Feuer halten. Den wildeſten Menſchen kömmt es manchmal an wie Heimweh, wenn ſie alt werden. Sie hätten Niemanden, klagen ſie, und ſuchen Jemanden, der Antheil an ihnen nimmt und dem ſie zeigen können, daß ſie doch noch Menſchen ſind. Vielleicht daß es Hagelhans auch ſo kam, dazu ſind wir nicht ganz fremd, ſondern verwandt; freilich nur entfernt, aber böſe haben wir ihn nie gemacht und er iſt Vreneli's Pathe. So habe ich alles Vertrauen und wenn er kömmt, will ich zu ihm ſehen, als ob er mein Vater wäre. Mag kommen, was da will, ſo iſt die Pacht gut und zehn Jahre denk, da läßt ſich was machen, und daß die Sache recht gemacht wird, darauf kannſt du zählen, der Bodenbauer iſt lauter wie Geld. Was meinſt, ſoll ich Eierkuchen backen heut Abend und Nidle (Sahne) ſtoßen recht dick? Lange haben wir nichts Gutes gehabt und das iſt ein kleines Mählchen werth. Ei wie werden die Kinder ſich freuen, wenn ſie wißen, daß wir da bleiben, die Butter riechen auf dem Feuer und die Nidle ſtoßen ſehen. Möchte ja ſelbſt ſpringen und jauchzen wie ein Kind, weiß gar nicht, wie leicht es mir ums Herz iſt.“ So jubelte Vreneli kindlich und große Freude war auf der Glungge ſelben Abend.

Capitel 28.

Wie die Welt im Argen bleibt und gebeßerten Menſchen es gut geht mitten in der argen Welt.

Als die Leute vernahmen, daß Uli friſch gepachtet und gut und welche Freude darüber geweſen ſei auf der Glungge, da wunderten ſie ſich ſehr. Anfangs hatten ſie Mitleid gehabt mit Uli und gedacht, der wüſte Mann werde ihn handlich plagen, er könne ſie übel erbarmen, verdient hätte er es nicht, wenn er ſchon einige Zeit von dem Kraut, welches nichts koſte, man nenne es Hochmuth, wohl viel gehabt. Als ſie nun aber vernahmen, daß es umgekehrt gegangen, Uli beßer zweg ſei als vorher, ja daß Hagelhans gar noch Vetter ſei und Pathe von einem Kinde, da hielten ſie alles für ein abgeredet Spiel, um Joggeli's Kinder und Kindeskinder zu verſtoßen. Ob es ſo ſei oder nicht, unterſuchte man begreiflich nicht, ſondern man hielt es einfach für grimmig ſchlecht. So viel Gutes ſie dort genoßen, und die Alte ihnen mehr gethan als den eigenen Kindern und jetzt es ihnen ſo machen, wo ſie in der Noth ſeien, das ſei über das Bohnenlied. Da könne man wieder ſehen wie ſchlecht die Welt werde und daß gar keine Religion mehr ſei, ehedem hätte ſich der ſchlechteſte Hund geſchämt, ſo was zu machen. Als man nun gar ſah, wie Hagelhans oft auf die Glungge kam und wie da eine

Einigkeit war, die Kinder dem Alten nachliefen, der Alte kein Geld ſparte zu allerlei dem Hofe vortheilhaften Arbeiten, Uli Geld hatte und ſeinen Viehſtand ordnete, wie er ihm am vortheilhafteſten war, da ward es den Leuten gar zu kraus. Sie rührten im Moder der Vergangenheit, rührten halbverweste Bruchſtücke herauf aus der Vergangenheit, ſetzten daraus grauſame Geſchichten zuſammen, daß einem die Haare zu Berge ſtunden und flochten daraus Verhältniſſe alte und neue zwiſchen Hagelhans und Vreneli, an denen Niemand hätte Freude haben ſollen als höchſtens der Teufel. Und doch hatten gar viele Leute Freude daran und unter anderm auch die, welche ſo bitter klagten, wie die Welt immer ſchlimmer werde. Am bitterſten mißgönnten begreiflich Eliſe und Trinette Vreneli ihr ſogenanntes Glück, d. h. daß ſie die Pacht wieder hatten und da im Schweiße ihres Angeſichts ihr Brot eſſen durften. Hätten ſie gearbeitet und geſchwitzt wie Uli und ſeine Frau, ſie beſäßen den Hof noch eigenthümlich und nicht bloß das Recht ihn zu bearbeiten; aber ſo weit denken ſolche Weiber nicht. Je weniger ſie taugen, je tiefer ſie in ſelbſtverſchuldetes Elend ſinken, deſto giftiger nagen in ihren Herzen Neid und Rache, Haß und Zorn, das ſind die Schlangen, welche ſchon hienieden die Herzen zu Höllen machen, während ſie Tempel des Frieden Gottes, der über allen Verſtand geht, ſein könnten. So bald Eliſi das Gebräu der Leute zu Ohren bekommen, machte es ſich auf die Füße, um Vrenelis Alle, was es wußte in die Naſe zu reiben. Eliſe hatte begreiflich den Verſtand, nicht zu begreifen, daß durch Hagelhanſes Dazwiſchenkunft ihm einige tauſend Gulden zu gut kamen, ſondern bloß den Sinn, Vreneli ſo weh als möglich zu thun, weil Vreneli auf der Glungge bleiben konnte und Eliſe nicht. Doch, wie es geht in der Welt, die Sache ging ganz umgekehrt, als Eliſe gedacht. Vreneli war von früh an gewohnt, Eliſe zu ertragen, alle ſeine Tücken und Bosheiten mit Gelaſſenheit geſchehen zu laſſen, ohne ſich viel darum zu kümmern. Freilich hatte es Vreneli viel gekoſtet, ehe es zu dieſer Gelaſſenheit gekommen war. So lange Eliſi im Glück war, mußte Vreneli von Zeit zu Zeit neu anſetzen dieſelbe ſich zu bewahren; nun da Eliſi im Unglück war, ward es Vreneli leicht in Geduld anzunehmen, was Eliſi that und ſagte, und je ärger es es trieb, deſto größer war ſein Erbarmen mit der unglücklichen Perſon. „Wer drinen ſei wie Eliſe, der Mann mit dem Schelmen davon, der größte Theil des Vermögens drauf, einen Rudel Kinder ohne Zucht und Hoffnung ſei, geſchlagen genug,“ ſagte es. „Wenn man Verſtand habe und Gottvertrauen und den Leuten lieb ſei, ſo mache ſich alles, man habe Troſt in Gott, Hülfe von guten Leuten und Hoffnung auf die Zukunft. Aber wo weder Verſtand noch Liebe, weder Religion noch Kraft ſei, da ſei der Menſch geſchlagen und ohne Hoffnung weder für die Erde noch für den Himmel. Und wenn der Menſch noch ſo boshaft, neidiſch, zänkiſch ſei, dann mache er ſich zu allem andern noch ein ſchwer Leiden ſelbſt, dazu alle Leute bös, daß er das Schlimmſte gewärtigen müße von ihnen.“

Das iſt eben die Weiſe der edlern Naturen, daß das Unglück ihnen die Perſonen heiliget, wie widerwärtig ſie an ſich auch ſein mögen, ſo wie den Muhamedanern die Wahnſinnigen heilig ſind. Umgekehrt haben es die gemeinen Naturen, für das Edle haben ſie keinen Sinn, iſts im Glanze kriechen ſie vor ihm im Staube und lecken ihm die Füße; iſts im Unglanz werfen ſie es mit Koth, treten ſie es mit Füßen. Vide Weltgeſchichte bis auf die allerneuſte Zeit. Vreneli dachte bei Eliſe immer: Vater, vergieb ihm, es weiß nicht, was es thut. Was Vreneli ſchmerzte, war das Benehmen der Leute überhaupt. Mißgunſt trat überall zu Tage und dieſe erzeugte das heilloſeſte Streben, für edles Handeln ſchlechte Gründe zu ergrübeln. Das iſt eine heilloſe Weiſe, die, wenn ſie dem Thun nichts anhaben kann, demſelben einen ſchlechten Sinn unterſchiebt. Dieſe Weiſe vergiftete das Leben der edelſten Menſchen, zerſtört Erfolge, lähmt alle, welche über das Urtheil der Menge ſich nicht erheben können. Vreneli war ſich ſo klar bewußt, Jedermann das Glück zu gönnen, mit beiden Händen und ganzem Gemüthe bereit zu ſein, Anderer Glück zu fördern und ihr Unglück zu wenden und hatte davon ſo manchen Beweis geleiſtet, daß es ihm wirklich wehe that, dieſen Sinn der Welt in all ſeiner Bitterkeit erfahren zu müſſen. Indeſſen will es Gott ſo und es iſt gut ſo, das ſind die kühlen, froſtigen Frühlingswinde, welche den zu raſchen und zu üppigen Aufwuchs der Pflanzen, welcher denſelben ſo gefährlich iſt, hemmen. Dieſes Sumſen und Reden ſoll den Chriſten demüthig bewahren, daß er ſein Glück nicht als ein verdientes betrachtet, ſondern als einen Segen Gottes. Um Gottes Willen ſoll er nach ſeinen Fehlern und Flecken ſpähen, ſie ausreißen und austreiben mit ſchonungsloſer Hand, und gälte es das rechte Auge und wäre es die rechte Hand an welcher das Aergerniß klebte, damit die Menge nicht ſage, Gott theile ſeinen Segen blindlings aus, ſei darin den Großen der Erde gleich, welche ſehr oft ihre Gnaden an die Unwürdigſten verſchwenden. Um Gottes willen ſoll er ſich als einen Verwalter der Gaben Gottes betrachten und treu ſein, ſoll durch Güte und Milde verſöhnen, ſoll feurige Kohlen ſammeln auf der Feinde Häupter, ſoll zeigen wie der Chriſt das Sprichwort: „Es giebt keine Scheere die ſchärfer ſchiert, als wenn der Bettler zum Bauern wird,“ Lügen ſtrafet. Der Chriſt wird nie hochmüthig, ſchämt ſich nie derer, welche früher ſeines Gleichen waren, verläugnet ſie nicht um ſo greller, je mehr er fürchtet, man möchte ſeiner Herkunft gedenken und die frühern Genoſſen ihm vorwerfen, im Gegentheil, um ſo mehr Erbarmen hat er mit denen, deren Schmerzen er aus eigener Erfahrung kennt, und um ſo brüderlicher hält er Herz und Hand offen, je tiefer er fühlt, daß Gott ihn zu einem Werkzeuge erwählet und den wahren Lohn ihm nach der Treue zumißt, in welcher er in ſeinem Amte ſteht.

Wären nun die Emporkömmlinge Chriſten auf dieſe Weiſe, demüthig ſtatt hochmüthig, milde ſtatt hart, dann würden ſie nicht blos die Menſchen verſöhnen mit ſich, ſondern es würde auch mancher denken: „an dem habe ich mich verſündigt, habe Schlechtes von ihm geredet, ihn nicht blos verurtheilet, ſondern leichtfertig und unverhört ihn verdammt, und mit welchem Maaße ihr meſſet, mit dieſem ſoll euch wieder gemeſſen werden, heißt es ja. Ein ander Mal werde ich anders ſein, mich nicht ärgern an Gottes Güte, die er über Andere ausgießt, dem Cain gleich; mich nicht verſündigen an Andern durch ein lieblos Verdammen um nicht ſelbſt verdammt zu werden.“

Breneli ſuchte dieſe Verſöhnung und zwar nachhaltig und ſtandhaft. Es meinte nicht, daß wenn es einmal einer armen Frau ihr Säcklein gefüllt, mit einer andern freundlich geſprochen habe, nun alles gut ſein ſolle, alle Mäuler umgewandelt, nun nichts mehr als Lob und Preis allenthalben. Für Schlechte ſchlägt die öffentliche Meinung plötzlich um von einer Stunde zur andern, macht Purzelbäume die ſchrecklich ſind, ins Gute aber wandelt ſie ſich langſam um und wenn man meint, jetzt ſei alles wieder gut, ſo reibt einer die alten Flecken wieder auf, macht neu den Verdacht, und lange geht es wieder, bis Achtung und Vertrauen ſich wiederum eingeſtellt. Was Vreneli ſeine Langmuth erleichterte, war der Friede und das Behagen, welche ſich bei ihnen eingeſtellt. Uli war ein anderer geworden. Den alten heitern Sinn und die emſige Rührigkeit hatte er wieder, verband ſie aber mit Ruhe und Beſonnenheit. Da war keine Aengſtlichkeit mehr, kein Zappeln und Haſten, er meinte nicht, daß heute alles gemacht ſein müßte, als ob morgen kein Tag mehr ſei, zog dem Himmel keine ſchiefen Geſichter mehr, wenn es nicht regnen wollte, wenn Regen Uli paßend dünkte. Er hatte in ſich die Ergebung gewonnen, welche es nimmt, wie Gott es giebt, welche macht, was ſie kann, aber nie meint, dieſes oder jenes müſſe ſo und nicht anders gehen, müſſe erzwungen ſein. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß wo der Herr nicht das Haus behütet, umſonſt die Bauleute arbeiten, wie wenig früh aufſtehn und ſpat niedergehen und ſein Brot mit Sorgen eſſen, helfen, wenn der Herr nicht dabei iſt mit ſeinem Segen. Zum Innern kann dann auch das Aeußere, welches alleine aber nie die Ruhe giebt ohne innern Grund. Er konnte ſich wieder helfen mit dem Gelde. Fluth und Ebbe wechſelten nicht ſo, daß alles was eingegangen, wieder abfloß, es blieb wieder etwas zurück, ſetzte ſich ſo gleichſam feſtes Land an, auf welches er mit immer größerer Sicherheit ſeinen Fuß ſtellen konnte. Es ſchien, als ob der Hof erſetzen wolle, was Uli eingebüßt; als ob er vergelten wolle, was Uli an ihm that.

Zudem half Hagelhans, der immer öfter da war, mit gar Manchem nach, faſt unvermerkt. Es thut einem Hof bald dies bald jenes Noth, oder thäte ihm wohl, aber Niemand will es machen. Der Pächter ſcheut die Ausgabe, oder denkt, wenn er von der Pacht müſſe, entſchädige ihn Niemand. Der Beſitzer denkt, ich kriege gleichviel Pachtzins, ſei das gemacht oder nicht gemacht, ſchiebt die Arbeit auch von einem Jahr zum andern Jahr, oder ſchlägt gar ſie ab. Es giebt keine Form eines Pachtakkordes in der ganzen Welt, wo ſolchen Nachtheilen, die erſt der Pächter leidet, welche aber ſpäter auf den Beſitzer zurückfallen, vermieden werden können. Von Joggeli hatte Uli gar nichts mehr erhalten können, er ſelbſt hatte es je länger je weniger vermocht, jetzt griff Hagelhans mit beiden Händen zu, daß es Uli manchmal graute, und er ſagte: „Es dünke ihn, mit dem könne man noch warten, bis das andere Jahr, es ſei ſchon ſo viel geſchehen, und zu viel möchte er ihm doch nicht zumuthen.“ „Wenn ich es zahle, was geht es Dich an,“ fragte Hagelhans. „Warum aufs Jahr verſparen, wozu jetzt Geld und Wille da ſind?“ Das waren zwei ſchlagende Gründe, gegen welche nicht viel zu ſagen war. Nur am Hauſe ſelbſt wollte er nicht repariren, nur das Nöthigſte in den Ställen und an den Jauchebehältern. „Was man an die alte Hütte wende, ſei verloren,“ ſagte er. Er hatte immer feſter einen Neubau im Kopf, hier aber ſtieß er auf Vreneli's Willen, welches nichts weniger als dieſem geneigt war. Vreneli hatte eine große Gewalt über den Alten, es herrſchte zwiſchen ihnen die Traulichkeit, wo Vreneli's ganzes Weſen in Ernſt und Scherz ſeine Macht üben konnte. Es ſuchte ihm das Bauen auszureden und als das nicht möglich war, doch Zeit zu gewinnen. Die Gründe, wie lieb ihm das alte Haus ſei, wie es in einem neuen ſich nicht zu gebehrden wüßte, wie es ſich für einen Pächter nicht ſchicke, in einem ſolchen Hauſe zu wohnen und ihm viel Koſten nach ſich ziehe, ließ er nicht gelten. Hingegen leuchtete ihm das ein, daß wenn man zu raſch baue, man ſchlecht baue, und daß allemal das Land das Bauen entgelten müße, denn während man baue richte man ſein Augenmerk auf den Bau, brauche den Zug für das Bauen und gröblich werde das Land vernachläßigt. Es wäre daher zehnmal beſſer, man ſetze erſt das Gut recht in Stand, führe nach und nach in müßigen Zeiten das nöthige Material herbei, ſo komme man vor und nach mit allem zurecht, keines ſchade dem andern und der Pächter laufe nicht

Gefahr, ſich und ſeinen Zug zu Grunde zu richten. Es müße ſagen, es würde ihm Kummer machen für Uli, wenn er wieder ſo in ein Gewirre hineingeſtoßen würde. Derſelbe habe gar ein ängſtlich Gemüth, wenn man ihm ſchon jetzt nichts anmerke, ſo könnte ſo leicht es ihm wieder kommen, wenn man ihn in Verſuchung führe, ehe er ſo recht erſtarket ſei.

Der Alte war ſeit Jahren nicht gewohnt, daß Jemand ihm widerſprach, was er wollte, das wurde ausgeführt, und um ſo unerbitterlicher, wenn er ſah, daß Jemand ein ſchief Geſicht dazu machte; das hatte ſein Geſinde oft erfahren. Der fremde Wille von Vreneli würgte ihn im Halſe wie ungewohnte ſeltſame Koſt und doch würgte er ihn herunter mit manch ſeltſamem Geſicht und ergab ſich darein, aber nicht wie Joggeli es gethan hatte, unter Knurren und Murren und beſtändigem Widerſtreben, ſondern als er ihn endlich hinunter hatte, ſagte er: „Nun, dir zu Gefallen, daß du es nur weißt. habe ſeinen Theil und die Sache ſei beiſammen, du kein Wort Aber darauf zähle ich dann auch, daß wenn ich finde, der Hof mehr ſagſt. Haſſe nichts mehr, als das beſtändige Wiederkauen.“ Vreneli zögerte noch ſeine Hand in die dargebotene zu ſchlagen und das Verſprechen abzulegen, denn das alte Haus war ihm ans Herz gewachſen, aber da that Hagelhans ſeine großen Augen auf und Vreneli ſchlug ein. Ueber einen andern Punkt kamen ſie dagegen nie zum Einſchlagen, da war beſtändiger Streit, doch nie ein feindſeliger. Hagelhans haßte den Johannes, aber mehr noch Eliſe, wenn er es ſah, ward es ihm wie andern wenn ſie Mäuſe oder Kröten ſehen. Johannes ließ ſich auf der Glungge nicht mehr ſehen, ſeiner Väter Gut hatte er den Rücken gewendet auf immer. Eliſe hingegen hatte es wie die Katzen, welche nicht an den Perſonen, ſondern an den Häuſern hängen ſollen, es konnte nicht von der Glungge laßen. Obgleich einige Stunden davon entfernt, erſchien es doch alle Augenblicke auf derſelben als wie vom Himmel herab, und gebehrdete ſich daſelbſt als des Hauſes Tochter und behandelte Vreneli auf die alte Weiſe, als ob daſſelbe um Gotteswillen da ſei, ſagte ihm das Unverſchämteſte und forderte von ihm, was ihm beliebte. Man wußte nicht recht, war es Dummheit, war es Bosheit, war es eingefleiſchter Hochmuth oder war es die Art von Anhänglichkeit, die ſich bloß durch Krazzen, Beißen, Klemmen zu äußern vermag. Vreneli ertrug dieſes mit klarem Gemüthe, wie die Eiche die Fledermaus, welche in ihr niſtet, der Berg den Moraſt, der an ſeinen Fuß ſich ſchmiegt. Hingegen Hagelhans vermochte das nicht, gerne hätte er es, gleich einer Made im Käs, mit dem Fuße zertreten. Er befahl Vreneli, mit Eliſi abzubrechen, es einmal vom Hofe wegzujagen, wie einen Hund, daß es das Wiederkommen bleiben laße, das Menſch wolle er nicht mehr antreffen. Es könnte ihn ankommen, er ſtecke ihm eine, daß es mehr als genug daran hätte für immer. Aber Vreneli wollte das nicht. „Der Baſe Kind jage es nicht vom Hofe weg. Lieb ſei ihm Eliſi nicht und werde es nicht, aber es erbarme ihns, an allem ſei es nicht ſchuld und ſollte jetzt nirgends mehr ſein in der Welt. Die Baſe drehte ſich noch im Grabe um, wenn ſie wüßte, wie es ihren Kindern erginge.“ „So drehe ſie ſich meinethalb,“ ſagte Hagelhans, „aber das Menſch läßeſt du mir nicht mehr ins Haus und jagſt es mit dem Beſen vom Hofe, das thuſt.“ „Und das thue ich nicht,“ antwortete Vreneli. „Und das thuſt du,“ ſagte Hangelhans und ſeine Augen glühten lichter und wurden rund wie Pflugräder. „Und das thue ich nicht,“ ſagte Vreneli und ſeine Augen wurden rund und flammten, „und das thue ich nicht, und rißet ihr mir den Kopf vom Halſe. Recht iſt recht und ſchlecht iſt ſchlecht und da hat mir Niemand was zu befehlen als mein Gewiſſen und Gott.“ So hatte zu Hans noch Niemand geſprochen. Erſtaunt ſah er die glühende Frau an, ſagte endlich: „ſollte ich wohl vor dir mich fürchten müſſen,“ ging, ſagte von Stunde an nichts mehr von Eliſi, aber wo er Vreneli einen Wunſch anmerkte, ward er erfüllt.

Es klopfte einmal an einem recht wüſten windigen Regentage, wo Vreneli die Küchenthüre zugemacht hatte, damit der Wind ihm nicht ins Feuer komme, an der Thüre. Vreneli öffnete, draußen ſtand ſeine Freundin, welcher es zu Gevatter geſtanden, pudelnaß mit einem eben ſo pudelnaßen Kinde auf den Armen. „Mein Gott, biſt du es,“ ſagte Vreneli, „bei ſolchem Wetter, was denkſt doch, daß du bei ſolcher Zeit zur Thüre ausgehſt und noch dazu mit einem Kinde?" Nun begann die Frau ſich weitläufig zu entſchuldigen, daß ſie nicht früher gekommen, aber bei gutem Wetter habe ſie Arbeit gehabt und dieſe nicht verſäumen wollen. Breneli dachte dazwiſchen: ihns zu mahnen an das Gutjahr (Neujahrgeſchenk der Pathen) hätte es nicht gebraucht, es ſei ihm leid, daß die Freundin ſo unverſchämt geworden, aber die Armuth werde dieß machen. „Aber," fuhr die Frau fort, „ſie hätte nicht länger warten wollen, ihm zu danken, es hätte ſonſt glauben können, es ſei ihr nichts daran gelegen und doch könne ſie nicht ſagen, wie ſchrecklich es ſie gefreut, daß es ſo an ſie gedacht, ſie hätte einen ganzen Tag das Waſſer in den Augen gehabt." „Weiß nichts," ſagte Breneli, „was meinſt?" „Verire nicht," ſagte die Frau, „du oder der Bauer wird ja auf eins herauskommen, haben uns ja Beſcheid machen laſſen, es ſei hier eine Behauſung leer. Wenn wir keine hätten oder noch nicht zugeſagt, ſo ſollten wir kommen, ſie ſei gut, wohlfeil und das ganze Jahr Arbeit. Ich kann dir nicht ſagen, wie das mich freute, daß du an mich dachteſt, und daß ich in Zukunft doch auch Jemanden haben ſoll, dem ich klagen darf, was mich drückt und Rath holen, wenn ich nicht mehr weiß wo ein und aus." „Daran bin ich wahrhaftig unſchuldig," ſagte Breneli, „weiß kein Wort davon." „Verſchäm dich deſſen nicht," ſagte die Frau, „ſonſt dauert es mich. Für einen Narren gehalten wird mich doch Niemand haben," ſetzte ſie erſchrocken hinzu, „das wäre doch ſchlecht, mein Gott!" „Habe nicht Kummer," ſagte Breneli, „und wäre es ſo, ſo läßt ſich aus Spaß Ernſt machen. Aber mir fällt ein, was es ſein könnte. Ich erzählte einmal unſerm Bauer von dir, wie du mich erbarmet, wie ich gedacht, wenn es zu machen wäre, ſo möchte ich dich in die Nähe, dein Mann ſei gut zur Arbeit, und eine vertraute Perſon käme mir in hundert Fällen ſo kommod. Jetzt iſt ein Häuschen, welches der Bauer zu vermiethen hat, leer, was gilts, er hat dran gedacht, was ich ihm geſagt, und er iſts, der dir Beſcheid gemacht hat."

„Iſts noch ein Junger," fragte die Frau? „Fragſt wegen mir oder fragſt wegen Dir?" frug Breneli mit einer

Miene, von welcher man nicht recht wußte, ob Zorn oder Spott in ihr ſtach. Die Frau erſchrack und wußte nicht was ſie ſagen ſollte. „Sieh," ſagte Vreneli, „das macht mich am böſten, daß, wenn ein Menſch thut, was recht iſt, andern zu lieb zu leben ſucht, ſo ſucht man gleich was Schlechtes dahinter, und faſt ohne daß man es weiß. Es iſt ein alter Mann, ein Bölliman, ein Kindlifreſſer von Außen, hat aber ein gutes Herz und wenn er mal weiß, daß man treu iſt und es gut mit ihm meint, ſo thut er einem zu Gefallen, was er kann und mag. Er iſt darin ganz das Gegentheil vom frühern Bauer. Doch das kannſt am beſten ſelbſt erfahren. Er iſt da, dort drüben im Stock, gehe hin und machs mit ihm ab." Vreneli zeigt der Frau den Weg zum Bauer, „unterdeſſen mache ich Dein Kind trocken und lege es ins Bett." Die Frau wollte nicht gerne gehen, meinte dieß, meinte das, aber Mutter Vreneli konnte auch befehlen, beſonders, wenn wunde Flecken berührt worden waren. Es ging nicht lange, ſo kam die Frau wieder daher mit gröblich langen Schritten, platzte faſt zur Thüre herein, und ſchrie, „wenn ich geſchwollen werde am ganzen Leibe, ſo biſt Du ſchuld, mein Lebtag habe ich noch kein Ungeheuer geſehen, als heute, es zittern mir alle Glieder." Hagelhans war wahrſcheinlich im Neglige geweſen, hatte langen Bart gehabt, und die Stimme tief unten herauf genommen, als er den kurzen Beſcheid gegeben, „ſie ſolle die Sache mit Vreneli machen, wie es ſie mache, ſei es ihm recht, daneben machen, daß ſie fortkomme, ſie ſei eine Stürme. Das habe ihr doch noch niemand geſagt, und das habe er in einem Ton geſagt, daß es gerade gemacht, als ob es donnere. Es ſei ihr geweſen als zittere der Boden unter ihren Füßen, ſie hätte gemacht, daß ſie fortkomme, und ihr ſei immer geweſen als ſei hinter ihr eine Hand, faſſe ſie am Hals und wolle ihn umdrehen." „Und was dünkte Dich," frug Vreneli boshaft, „iſts ein Junger oder ein Alter?" „Verzeih mir Gott meine Sünde," ſagte die Frau. „Ich bin eine arme Sünderin, aber die ſchlechteſte doch nicht, aber wenn ich den ſehe, wäre es mir immer der Leibhaftige wäre da und wolle mich nehmen." Vreneli hatte Mühe die gute Frau zu beruhigen, und ſie zu bewegen, das Anerbieten anzunehmen. Wer weiß, wenn ihr die Behauſung nicht ſo anſtändig geweſen, die Bedingungen nicht ſo eingeleuchtet hätten und Vreneli nicht ſo lieb, ob ſie ſich hätte bewegen laſſen, ſo hatte der Alte ihr das Herz wackeln gemacht. Sie freute ſich endlich doch der Sache, ging reich beſchenkt weg. Aber ſobald ſie Vreneli nicht mehr ſah, kam ihr die Angſt wieder, ſie lief als ob der Leibhaftige ihr auf der Ferſe ſei.

Vreneli war äußerſt dankbar für des Vetters zuvorkommende Güte. Einer vertrauten Perſon bedurfte es. Eine ſolche Perſon bildet die Brücke, welche die Meiſterfrau mit der ihr untergeordneten oder ſie umgebenden Welt verbindet, ſo wie der König mit ſämmtlichem Geſindel in Zuſammenhang ſteht, durch ſeinen Juſtiz- und Polizeiminiſter. Nun kömmt es immer darauf an, daß der König genau die Beſchaffenheit der Brücke kenne. Zwiſchen einer faulen und einer ſoliden iſt bekanntlich ein bedenklicher Unterſchied. Mit Bedauern bemerkte es freilich, wie weit, wenn auch die Herzen eins bleiben, die Wogen des Lebens die Menſchen in ihren Anſchauungen des Lebens auseinander tragen können. Die Einen werden in Niederungen abgeſetzt, wo ſie keinen freien Blick haben, ſondern nur anſchauen und auffaſſen, was die Fluthen an ihnen vorüberführen, während Andere auf Hügel getragen werden, wo ſie weite Umſchau haben, ſchauen können, was ſie wollen, und ein ſicher Urtheil ſich bilden in dem Vergleichen des Vielerlei, über jedes Einzelne. Oft geſchieht es, daß dabei die Herzen auseinander geriſſen werden, oft bleiben ſie in Liebe eins, wenn die Treue über dem Dünkel ſteht, das Gefühl über der Meinung. Vreneli fühlte mit Schmerz, dieſe Verſchiedenheit des Standpunktes, doch tröſtete ihns das Bewußtſein der Ueberlegenheit, welche es von je auf die Freundin geübt. Die wolle es anders machen, dachte es, die müſſe es lernen, wie es gute Leute gebe, welche das Gute wollten und das Rechte übten, weil ſie es liebten und nicht aus Hinterliſt und als Deckmantel der Sünde.

Zum Vetter ging es hinüber um ihm zu danken für ſeine Güte. Dieſer frug nach Uli, er habe ihn heute nicht geſehen und möchte mit ihm reden. „Er ſei fort,“ ſagte Vreneli, „wahrſcheinlich komme er heute wieder, doch wiſſe es es nicht beſtimmt.“ „Wo iſt er hin,“ frug Hagelhans, iſt doch heute kein Markt hier herum?“ „Darf es euch, Vetter, faſt nicht ſagen,“ antwortete Vreneli. „So laß es bleiben,“ ſagte der Vetter. „Werde gleichwohl ſchlafen können.“ „Vetter es iſt nichts Böſes,“ ſagte Vreneli. „Damit ihr nicht böſe werdet, kann ich es euch wohl ſagen jetzt, da die Sache abgethan ſein wird. Vorher wollten wir nichts davon ſagen, dieweil je mehr man von ſolchen Dingen redet, man um ſo weniger ſie thut, von wegen all den „Wenn“ und „Aber“ welche dazwiſchen geſprochen werden.“

„Schon lange drückte uns was und beſonders Uli. Ihr wißt, wie er einen Prozeß gewonnen, der im Grunde ungerecht war und was das Mannli ihm geſagt. Wir durften nie nach ihm fragen, wie es ihm ging und Uli ging immer mit Angſt auf einen Markt hier herum und nur, wenn es ſein mußte, er mußte immer fürchten, dem Manne zu begegnen. Er ſagte oft, er wollte faſt lieber einen Stich in den Leib, als das Mannli vors Geſicht. Was hätte es uns geholfen, wenn wir ſeine Armuth vernommen, während wir nicht helfen konnten, wir fürchteten nur noch unglücklicher zu werden. Jetzt geht es uns Gottlob wieder gut, wir haben Geld mehr als wir brauchen, aber keine rechte Freude daran gehabt. Es drückte uns immer das Gefühl, es ſei ungerechtes Geld und zwar ſo lange, als Jemand unſchuldig durch uns um ſeine Sache gebracht worden. Nun wißt Ihr, wie letzthin Uli ſo viel Geld aus dem Lewat gelöſt. Als er es verſorgete, ſagte er mir: „Was meinſt, wenn ich es probirte, und abmachte mit dem Mannli?“ Das war ein Wort, wie aus dem Himmel, was ich ſagte, könnt Ihr denken. Aber wir wurden räthig, es im Stillen zu machen, Niemanden davon zu reden. Vor der Welt ſind wir es nicht ſchuldig, darum hätten die Einen uns ausgelacht, Andere abgerathen und die Dritten wären böſe darüber geworden.“ „Meinſt mich?“ meinte der Alte, und machte Vreneli die bekannnten Augen. „Werdet nicht böſe, Vetter,“ ſagte Vreneli, „heute, wo Ihr mir eine ſo große Freude gemacht, möchte das nicht auf mein Gewiſſen laden. Aber wenn Ihr mich fragt, ſo muß ich ja ſagen dazu, ja an Euch haben wir gedacht. Nicht daß wir glaubten, Ihr ſeiet unter allen der Wüſteſte, wir haben das Gegentheil erfahren, aber Euch ſind wir noch Geld ſchuldig, freilich iſts nicht fällig, aber Schuld iſt Schuld. Wir meinten, es müßte Euch ärgern, wenn wir unſer Geld brauchten für etwas, was wir nicht geſetzlich ſchuldig ſind, und unbezahlt ließen rechtmäßige Schulden. Ihr hattet das Recht zu ſagen, wir ſollten zuerſt bezahlen, was wir von Gottes und Rechtes wegen ſchuldig ſeien, dann, wenn dieß geſchehen, könnten wir mit unſerm Gelde machen, was wir wollten. Aber wir dachten, es könnte uns, ehe dieſes möglich ſei, ſo viel dazwiſchen kommen, dann blieben unſere Gewiſſen immer beladen, oder wir könnten Sinn ändern, was ſo gerne geſchieht, wenn man Gutes aufſchiebt, denn es ſcheint dann von Tag zu Tag zu Tag ſchwerer, bis es unmöglich ſcheint und man es zu vergeſſen ſucht, wie ich ſchon oft erfahren, dann bleibe unſere Schuld vor Gott und vielleicht bete der unglückliche Mann Tag um Tag gegen uns vor Gott, und wenn das einmal weg ſei, hätten wir um ſo frohern Muth, größern Segen, könnten um ſo leichter auch Euch bezahlen, was Ihr ſo gutthätig uns vorgeſtreckt. Darum wollten wir vorher Niemanden was ſagen. Uli hielt es hart zu gehen, einen ſchweren Tag hat er heute zu beſtehen. Er erwartete, der Mann werde ihm wüſt ſagen, ſtatt zu danken, - und das iſt ungut zu ertragen, wenn man es gut meint. Aber darauf kömmt es nicht an, wie er thut, z'Sach iſt die Gleiche und etwas iſt ihm auch zu verzeihen, denn viel zu leiden darunter hatte er allweg. Anders, als daß er ſelbſt gehe, wußten wir es nicht zu machen. Zudem glaubte Uli, es gehöre auch dazu, daß er ſage: „ich habe gefehlt, verzeih mir." „So, meinſt, das gehöre zur Sache," ſagte Hagelhans in ſeltſamem Tone. „Seid doch ja nicht böſe," ſagte Vreneli, „es wäre mir ſo leid, und ſchlimm wäre zu ſein dabei, wenn man auf der einen Seite bös macht, was man auf der andern gut machen möchte. Glaubt nur, wir wollen ſchaffen früh und ſpät, zu kurz ſollt Ihr nicht kommen, und was ich Euch an den Augen abſehen kann, will ich thun, und Euch auf den Händen tragen, ſo gut es mir möglich iſt, aber zürnet nicht und ſeid nicht böſe." „So willſt das," ſagte Hagelhans, „und meinſt, man ſolle ſagen, ich habe gefehlt, verzeih mir? Kannſt vielleicht noch recht haben, wenn es von dem Herzen iſt, ſo iſt es um eine Bürde leichter. So höre, ich will Dir auch was ſagen. Ich habe auch gefehlt, und Du biſts, die mir verzeihen muß. Ich habe gegen Deine Mutter gröblich gefehlt und ſie ins Unglück geſtürzt. Sie trieben es zwar auch arg mit mir, die Alte von hier hielt mich zum Beſten. Als ich meinte, ich hätte die Sache mit ihr richtig, ließ ſie ſich mit Joggeli verbinden. Einige Jahre ſpäter trieb es Deine Mutter noch ärger, meinte, ich ſei eigentlich nichts, als ein Tanzbär, der tanzen müſſe, wie ſie geige. Ich hatte es mit ihr mehr als richtig, aber das Schätzeln mit Andern konnte ſie nicht laſſen, hatte um ſo größere Freude, je wüſter ich that. Ich mußte glauben, ich ſolle nun der Deckmantel ſein, ſie nehme mich den Eltern und meinem Gelde zu lieb, der Mann könne ich ſein, aber daß ſie dann meinetwegen meine, ſie müſſe alle Andern haſſen, das nicht. So dumm, als man ihn hielt, war aber Hagelhans nicht, war, wenn man ihn böſe machte, ein Utüfel, und was er vornahm, ging ans Leben, war das Aergſte, welches zu erſinnen war. Als ich des Spiels endlich ſatt war, trieb ich Deiner Mutter ihre Leichtfertigkeit fürchterlich ein, ſtellte ihr Fallen, ſprengte ſie hinein, gab ſie der öffentlichen Schande Preis. Als Dein Vater galt ein hübſcher, aber liederlicher Burſche, der um Geld that, was man wollte und ſo lange die Rache in mir friſch war und das war ſie manches Jahr, redete ich es mir ſelbſt ein und glaubte daran, dann trieb ich Alles aus meinem Kopf, bis der Rath der Alten mich zum Pathen zu nehmen, Alles auffriſchte, ſie wußte wahrſcheinlich am allerbeſten den Zuſammenhang der Dinge, glaubte, was Deiner Mutter Niemand geglaubt, wenn ſie es auch geſagt hätte, was ſie aber nicht that, denn ſie war ein wildes, trotziges Mädchen, und das war, warum ſie mir ſo wohl gefiel, warum ich ſo lange ſie nie vergeſſen konnte im bitterſten Haſſe, in welchen die Liebe ſich verwandelt hatte. Was die Alte Dir ſagen wollte, war ſicher mein Name, an mich wollte ſie Dich weiſen, wollte Dir ſagen, ich ſei Dein Vater. Gut war es, daß Du ſie damals nicht verſtundeſt, jetzt glaube ich es ſelbſt auch und gerne, Vreneli, Du ſeieſt meine Tochter, und will es Dir auch bekennen. Magſt es nun ſein oder nicht ſein, ich habe den Glauben, hier macht die Liebe die Sache aus, und die habe ich, mein Hund hat ſie auch, und der irrt ſich nicht. Für meine Tochter will ich Dich halten mein Lebenlang und Vater ſollſt mir ſagen. Bin ich auch ein ſtruber, will ich doch ein guter ſein, darauf zähle.“ Den Eindruck, welchen dieſe Worte, auf Vreneli machten, kann man ſich denken. Daran hatte es wirklich nicht gedacht, obſchon es große Liebe zum Alten hatte und großes Erbarmen mit ihm. Es empfand ſein gutes Herz und begriff, daß ihm früher, weil man nur ſein ungeſchlacht Weſen beachtet, arg mitgeſpielt ſein mochte. Es freute ihns von ganzem Herzen, an ihm gut machen zu können, was die Baſe und Andere an ihm geſündigt, ihn wiederum zu verſöhnen mit den Menſchen. Nachdem es ſeinen Empfindungen den Lauf gelaſſen, endlich den erſten Eindruck verwürget hatte, ſagte es: „Aber Vater, Eins, wir wollen es Niemanden ſagen.“ Da fuhr Hagelhans auf, daß ſelbſt der Hund erſchrak und winſelnd eine Ecke ſuchte: „So ſchämſt Du Dich meiner?“ „Nein, Vater, o nein,“ ſagte Vreneli. „Aber hört mich an, bis ich fertig bin, wie ich es meine. Uli und ich haben erſt eine große Krankheit überſtanden, kommen langſam vorwärts, wir möchten das plötzlich reich werden nicht vertragen, könnten uns nicht darein finden. Laßt uns die Freude, nach und nach auf zu kommen durch eigene Kräfte. Ein ſchöner Anfang iſt gemacht, ich zweiſle nicht am Fortgange, nehmt die Zinſen, iſts nöthig, könnt ihr uns nachhelfen. Ulis Leben iſt die Arbeit, was würden die Leute dazu ſagen, wenn er fürder arbeiten wollte, wie ein Knecht, was würden ſie überhaupt für einen Lärm und Geſchrei anfangen. Wir möchten thun, wie wir wollten, wäre es nicht recht. Lebten wir ſparſam, ſo würden ſie ſchreien, ließen wir es rutſchen, würden ſie wieder ſchreien. Niemanden könnten wir es treffen, und vielleicht würden wir wirklich das Rechte auch nicht treffen. Sind wir in einigen Jahren in guten Stand gekommen, ſo lernen wir auch ſo nach und nach mit dem Gelde ohne Aengſtlichkeit umgehen. Wenn dann ſpäter noch mehr dazu kömmt, iſt der Sprung nicht ſo groß, die Leute gönnen es uns beſſer und wir ſchicken uns beſſer dazu. Ich fürchte wirkich, Uli würde irre, wenn er ſo auf einmal vernehmen würde, ich ſei Euere Tochter, das Geld käme ihm wieder in

Kopf. Jetzt hat er nur ſo eben rechte Freude daran, über läßt Gott, was kömmt, und was kömmt, darf er brauchen.“

„Dein Mann ſoll es alſo auch nicht wiſſen?“ grollte Hagelhans und ſeine Augen brannten. „Eben meine ich nein, und zwar von wegen mir meine ich es. Zürnen mußt mir nicht, Vater. Wir kamen zuſammen und hatten Beide nichts, Keins dem Andern was vorzuhalten, was wir hatten, verdienten wir, was ſein war, war mein, das Meine ſein, wir hatten Beide daran geſchafft. Beim arm werden, beim reich werden hatte Keins dem Andern etwas vorzuwerfen, und wenn ſchon Uli hier oder dort eine Schuld trug, ſo hatte ich meine Fehler auch. Jetzt geht es vorwärts mit uns, Beide haben wir gleiche Freude, gleichen Theil daran. Werde ich auf einmal zu Deiner reichen Tochter, zu der Du mich machen willſt, ſo hat das ein Ende, und wer weiß, und eben da traue ich mir nicht, ob ich nicht dächte, das Vermögen käme von mir, ſtolz würde und Uli es fühlen ließe, oder ob Uli nicht mißtrauiſch würde und meinte, weil ich jetzt reich ſei, ſo ſei ich reuig, daß ich ihn genommen, und verachte ihn. Wo dieſer Wurm ſich eingräbt, da ſind Friede und Liebe hin. So lange Uli nichts davon weiß, muß ich mich halten als das alte arme Vreneli und nach ein paar Jahren, wenn wir ſelbſt warm ſitzen macht es dann ſchon weniger aus. Der Sprung iſt nicht ſo groß, wir ſind Beide vernünftiger geworden und wenn er weiß, daß ich bereits die Probe beſtanden, ſo wird er mir nicht mißtrauiſch und hinterſtellig. Darum, Vater, ſoll er einſtweilen nichts wiſſen und die Sache beim Alten bleiben. Es iſt uns ſo wohl jetzt, ſo wie Fiſchlein im Waſſer. Warum ändern?“ „Magſt was recht haben,“ ſagte Hagelhans. „Lieber wäre es mir, die Sache wäre offen und abgethan. Auf alle Fälle, es mag geben, was es will, ſo iſt geſorget, der Bodenbauer weiß davon, hat das Nöthige bei ſich. Ich habe Reſpekt vor Dir, Du biſt aber auch die Erſte, vor der ich ihn habe. Aber Blau Bliz, was wäreſt Du für ein Hagelweib geworden, wenn Du z'Böſem gerathen? Seltſam, daß die Alte hier Dich ſo gut und tüchtig erziehen mußte, während ihr die eigenen Kinder ſo arg mißriethen, daß ſie dem Hagelhans ſein Meitſchi zu einer ſolchen Frau machen mußte, dem Joggeli ſeine Kinder aber zu ſolchen Taugenichtſen. Nun ſei das, wie es wolle, ſo habe ich Urſache ihr zu danken, und will ihr verzeihen, was ſie an mir gethan. Und wer weiß, ob ſie nicht an mich dachte, als ſie Dich erzog, und dachte, ich werde ihr einſt verzeihn, wenn ich wüßte, was ſie hintendrein für Dich gethan und wer weiß — doch zu hart nachſinnen hilft nichts, danken wir Gott, daß es jetzt ſo iſt.“

Das brauchte Hagelhans ſeinem Vreneli nicht zu ſagen, ſein Herz war jubelsvoll. So lange hatte es Niemanden gehabt auf der Welt, jetzt auf einmal einen Vater! Es hatte nicht gewußt, wie Schweres es ſich aufgab, als es den Vater bat, einſtweilen ihr Verhältniß zu verheimlichen. Es iſt ſchwer, es zu bergen, wenn das Herz voll Jammer iſt, aber unendlich ſchwerer noch iſt das Bergen, wenn das Herz voll Freude iſt. Wäre Uli nicht ſelbſt voll Freude heimgekehrt, Vreneli hätte ſich verrathen, nun aber nahm er Vrenelis Freude für innigen Antheil an ſeiner Freude. Er hatte nämlich das Mannli glücklich gefunden und nicht in ſo großer Noth, wie er gefürchtet. Anfangs hatte derſelbe große Augen gemacht, als Uli vor ihm ſtand, und deſſen Frau, als ſie vernommen, wer er ſei, hatte die Schleuſen ihrer Galle aufgezogen, und Uli mit Schmähreden überfluthet, daß er faſt den Athem verlor, geſchweige, daß er zur Rede gekommen wäre. Indeſſen alles Irdiſche hält nicht ewig aus, ſelbſt der Athem eines zornigen Weibes nicht, endlich konnte Uli ſagen, warum er da ſei? Anfangs ſah man ihn an, als ob er Hörner habe am Kopf, denn ſo was war ſeit langem nicht erhört worden in Iſrael. Als man aber lauter verſtändliche Worte hörte, die blanken Thaler ſah, welche er auspackte, klaren lautern Ernſt ſah im Handel, da fehlte wenig, ſie hätten ihn für einen Engel angeſehen und hätten ihn angebetet. Er kam ihnen eben in die bitterſte Verlegenheit hinein, ſie waren hinausgedrängt auf die äußerſte Spitze, hinter ſich eine Wand, vor ſich einen Schlund, und jetzt kam einer und ſchlug eine ſilberne Brücke, ſie mußten ihn für einen Engel halten. Es machte Uli unendlich glücklich, als er ihr freudiges Erſtaunen ſah, ihr unausſprechlich Glück. Mit den reichſten Segnungen beladen kehrte er heim und ward nicht müde, Vreneli zu verſichern, wie er erſt jetzt mit rechter Freudigkeit arbeiten wolle, und den Glauben habe, es werde ihnen gut gehen, bei ihnen und ihren Kindern werde Gottes Segen bleiben. Sie hätten ihm angewünſcht, ſein Lebtag habe er es nie ſo gehört, es käme ihm noch jetzt das Waſſer in die Augen, wenn er daran denke, und den Glauben habe er, daß frommer Segen von Gott erhöret, von ſeiner Hand reich und gütig verwaltet werde zu Heil und Frommen der Geſegneten.

Uli wurde durch ſeinen Glauben nicht getäuſcht. Der Herr war mit ihm und Alles gerieth ihm wohl, ſeine Familie und ſeine Saat. Offen blieben ihm Herz und Hand, und je offener ſie waren, deſto mehr ſegnete ihn Gott. Hagelhans blieb mitten unter ihnen, als Vater geliebt, aber nicht als Vater bekannt. Vreneli hatte die größte Mühe, ſeiner Güte Schranken zu ſetzen, ihre Kräfte durch ſeine Freigebigkeit nicht zu lähmen. Es naht der feſtgeſetzte Zeitpunkt, wo Hagelhans ſagen will, wer er iſt, wo Uli aus einem wohlhabenden Pächter ein reicher Bauer werden ſoll. Vreneli ſieht der Sache mit Bangen entgegen, es bebt vor der neuen Prüfung, ob ſie wohl Beide darin beſtehen werden, frägt es oft am Tage ſein Gewiſſen. Wir glauben, ſie werden es. Der Gott, der ihnen durch ſo manche Noth, über ſo manchen hohen Stein geholfen, wird ihre Füße halten, wenn ſie einmal auch wandeln ſollen auf geebneten Wegen durch ein reiches Gelände.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Gedruckt bei W. Moeſer und Kühn in Berlin.

Inhaltsverzeichniß.

Seite.
1
Capitel 1. Eine Betrachtung 6
Capitel 2. Der Antritt der Pacht 17
Capitel 3. Das Erndtefeſt oder die Sichelten . . . .
Capitel 4. Wie zwei Säemänner an zwei Ackern ſtehn und wie verſchiedenen Saamen ſie ausſäen . 39
Capitel 5. Kraut und Rüben durcheinander, wie es ſich giebt in einer Haushaltung 62
78
Capitel 6. Ein Kindlein kommt und wird getauft . . . 101
Capitel 7. Eine Ueberraſchung, aber keine angenehme . .
Capitel 8. Wie Zögern wechſelt mit Ueberraſchen, aber ebenfalls nicht auf angenehme Weiſe . . . 111
121
Capitel 9. Vom Gemüth und vom Geſinde . . . . . .
Capitel 10. Wie bei einer Taufe Weltliches und Geiſtliches ſich miſchen 137
Capitel 11. Von einer Falle, welche Uli abtrappet, aber diesmal ohne Schaden 149
161
Capitel 12. Dienſtboten-Elend 180
Capitel 13. Von Haushaltungs-Nöthen und daherigen Stimmungen 180
Capitel 14. Von Verträgen und allerlei Künſten und Kniffen 192
Capitel 15. Wie viel man an einem Tage gewinnen und wie viel man verlieren kann 210
238
Capitel 16. Es kömmt Angſt und über jedes eine andere . 254
Capitel 17. Nach der Angſt kommt der Tod 269
Capitel 18. Ein Gericht und zwei Sprüche 281
Capitel 19. Ein ander Gericht und ein einziger Spruch . 295
Capitel 20. Des Spruches Folgen 306
Capitel 21. Wie Uli mit Menſchen rechnet und Gott ſucht 323
Capitel 22. Uli erlebt ein Abenteuer . . . .
Capitel 23. Joggeli erlebt auch was, und was Altes: daß was einer ſäet, er auch ernten muß . . . 333

Capitel 24. Wie Gott und gute Leute aus der Klemme helfen 330
Capitel 25. Wie der Knäuel entwirrt wird 360
Capitel 26. Der neue Bauer in der Glungge erſcheint . . 374
Capitel 27. Die dritte Reiſe zum Bodenbauer 386
Capitel 28. Wie die Welt im Argen bleibt und gebeſſerten Menſchen es gut geht mitten in der argen Welt. 396

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Doctor Dorbach,
der Wühler
und
# die Bürglenherren
in der
heiligen Weihnachtsnacht Anno 1847.

Von

Jeremias Gotthelf.

Leipzig,
Verlag von Guſtav Mayer.
1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Sage von den Bürglenherren, welche vor vielen hundert Jahren am Bachtelenbrunnen im Utzenſtorfer Walde in der heiligen Weihnachtsnacht ihre eigene Schweſter, arme Weiber und Kinder ſammt einem frommen Mönch erſchlagen, iſt bekannt und bereits gedruckt in Dursli dem Branntweinſäufer.

Als die wilden Brüder in die Schaar der Armen brachen, warf die Schweſter, welche heimlich hier Wohlthaten ſpendete, ſich ihnen entgegen, ward geſchoſſen mit einem Pfeile, niedergeritten, und über die Armen kam blutig der Tod. Da ſprach der Pfaffe, der an der Eiche beim Brunnen ſtand, folgenden Fluch mit weitſchallender Stimme, daß er vernommen ward im Himmel da oben und in der Hölle da unten: „Ueber euere Seelen komme das unſchuldige Blut, brenne ſie von Ewigkeit zu Ewigkeit, daß ſie zur Ruhe nicht kommen. Aus dem Grabe ſollt ihr ſteigen alle Jahre in dieſer Nacht, ſollt jagen hier mit Jagdgeſchrei und Hundegeheul, ſo lange hier der Brunnen fließt, ſo lange der Mond am Himmel wandelt.“ Da hatte ſich aus ihrem Blute die Schweſter gehoben und gefleht mit leiſer Stimme: „O wende den Fluch von meinen Brüdern, wende ihn um Maria's willen, der Himmelskönigin!“ Und leiſe hatte ſich ihr Haupt zur

Erde geneiget und aus der zerriſſenen Bruſt rann ihr Leben. Da hatte der Mönch geſprochen: „Den Fluch wenden kann ich nicht, das geſprochene Wort geht alsbald zu Gott, wird lebendig in ſeiner Hand. Aber wenn auf wilder Jagd die wilden Männer in zehn Jahrhunderten zehn verwilderte Männer troſtloſen Weibern, wimmernden Kindern zurückführen, den hier gemordeten Müttern und Kindern zur Sühne, dann mögen ſie ruhen im Grabe. Das Fernere walte Gott!“ Da traf ein Pfeil des Pfaffen Herz, er ſtarb alsbald; aber lebendig blieb ſein Fluch. Ueber neunhundert Jahre reiten nun die ſieben wilden Brüder, die Bürglenherren. Neun Männer haben ſie aus ſündigen Banden gelöſt, Weibern und Kindern wieder zugeführt.

Dursli, der Branntweinſäufer, war der Neunte, nun fehlt noch der Zehnte. Da reiten ſie nun wilder noch in grauſiger Haſt, wilder wird ihre wilde Jagd, den Zehnten ſuchen ſie, nach Ruhe dürſten ſie nach bald tauſend Jahren wilder Jagd.

In den kürzeſten Tagen des Jahres 1847 wanderte ein Männchen in ziemlicher Morgenzeit die unendliche Straße von Biel nach Solothurn. Seine Kleider waren nicht für den Winter eingerichtet, doch ſchien er nicht zu frieren, ſein Geſicht blühte, abſonderlich die Naſe. Er ſchien ſehr lebhaften Gemüthes, ſchüttelte den Kopf, focht mit den Händen in der Luft, ſchnellte keck und kühn die dünnen Beine auf die Straße nieder. Reich mit Wirthshäuſern iſt dieſe Straße geſegnet; wer ein weich Gemuth hat, für freundliche Winke empfänglich, und angenehme Bekanntſchaften liebt, dürfte mit ſeinen Beinen in Verlegenheit kommen, wenn er jedem freundlichen Zuge entſprechen wollte. Längnau liegt auch dort, unter welchem Breitengrade wiſſen wir wirklich nicht, aber zwiſchen Biel und Solothurn ſo ungefähr in der Mitte. Längnau darf auf keiner Karte vergeſſen werden. In Längnau iſt nicht bloß die berühmte Huppergrube mit dem ſeltſamen Lehm, wie weder im Himmel noch auf Erden keiner mehr zu finden ſein ſoll, aus welchem man das Kachelgeſchirr macht, welches nie ſpaltet; in Längnau iſt nicht bloß ein Schulhaus, welches an den Tagen, an welchen es darum herum aufgeräumt iſt, die Zugänge wirklich auch gangbar ſind, prächtig genannt zu werden verdient; in Längnau wächſt nicht bloß ein Wein, der ſeines Gleichen nicht hat in Europa (derſelbe vergläſurt die Magen, nämlich die, welche ihn ertragen mögen: ſo, daß ſie fürder verdauen und verwerchen können an Speiſe und Trank, was unter dem Himmel auf Erden iſt, hundertjähriges Kalbfleiſch, franzöſiſchen Branntwein in Nidau oder Biel gemacht, ja Speckſalat von Schierling und Erbsmuß mit Blauſäure gekocht), ſondern dort iſt noch ein ehrwürdiges Denkmal alter Weisheit und landesväterlicher Huld: dort vor dem Gaſthofe iſt nämlich noch eine von den ſchönen ſtotzigen ausgetretenen hölzernen Treppen, Jacobs Himmelsleiter, auf welcher nur die Engel, welche neben den Beinen noch Flügel hatten, ordentlich auf- und niederſteigen konnten, vollkommen ähnlich. Eine ſolche Treppe iſt eine wunderſchöne wohlthätige Vorrichtung. Beinen, welche bereits ſturm ſind, vergeht die Luſt ſich hinauf zu wagen, Beine, welche endlich oben ſind, müſſen Vorſicht brauchen, beim Verſtande bleiben, um ungebrochen wieder hinunter zu kommen, und jedem Chriſten muß es einfallen, wie es geſchrieben ſteht: Du ſollſt Gott nicht verſuchen und einem vermeſſenen Menſchen geht es endlich übel aus! Unſer Freund wagte es, kletterte die Treppen hinauf und trat in die Gaſtſtube, welche nicht leer war. Zwei Männer ſaßen hinter Schnapsgläſern, zwei andere hinter einer Suppe und einer Flaſche

Wein, den ſie aber hauptſächlich in die Suppe goſſen, und auf dem Ofentritte ſaß der Wirth, dem man es von Weitem anſah, daß er nicht an Waſſerſuppe auferzogen worden. Unſer Freund war gewohnt, ſeine Zeit zu nutzen, jede Gaſtſtube konnte er zu ſeinem Ackerfelde machen, wo er wenigſtens ſäete, wenn auch nicht erntete. Er hatte die Gabe der Anſprache und verſtand es, auch Andere zum Reden zu bringen. Er hatte eine Zeitung ergriffen, welche auf dem Tiſche lag, fragte nach dem großen Hauſe mitten im Dorfe, und an Schulhaus und Zeitung knüpfte er ſehr paſſend ſeinen Faden an. Es war aber ſtrubes, wüſtes Garn, welches er abwickelte, war gezwirnt aus Ungenügen, Unzufriedenheit, Bosheit, Lüge, geſchmiert mit dem allerneuſten Ichthum und grober Fleiſchesluſt, ordentlich in Theorie gebracht, welche, von Kathedern herab in feine anſtändige Worte gekleidet, ſich ſehr elegant ausnimmt, in den Gaſtſtuben dagegen gar liederlich und handgreiflich lautet, einem abgegriffenen, vertrunkenen Menſchen ähnlich wird. Das iſt eben das Allergrößte an dieſer Lehre, daß ſie für Alle verſtändlich lautet, für die Unmündigen und die Weiſen der Welt, für Stallknechte und Schiffzieher, für Profeſſoren und Rathsherren, und allenthalben hinpaßt, in Hörſäle und Gaſtſtuben, nur daß man ihr andere Röcke anzieht, je nach dem Klima. Die Zeitung bot ihm Stoff, über das Beſtehende zu ſchimpfen, über die Tyrannen, welche trotz aller Freiheit noch immer dem Volke auf dem Nacken ſäßen, viel ärger als die alten Landvögte, das Volk unendlich zu bedauern, nicht bloß wegen dem Elend, in welchem es ſchmachte, dem Joch, unter welchem es ſich zu Tode keuche, ſondern darüber, daß es ſo in der Dummheit gehalten werde, daß es Joch und Elend gar nicht merke, ſondern meine, es ſei frei und glücklich! Das ſei das Schrecklichſte am ganzen Handel! Was ſie mit dem Schulhaus wollten, ſo lange ſie noch eine Kirche hätten und einen Pfaffen! Das Volk werde nie geſund, ſo lange man noch Kuttenſtinker habe, welche dem Volk alle Tage friſch die Augen verkleiſterten. Dieſe müſſe man ausrotten, wie die Wanzen, wie ſein Freund, der große S. in B., zu ſagen pflege. Die meiſten Lehrer taugten nichts. Viele ſeien Pfaffenknechte oder ſonſt zahme Schafe, andere hätten wohl guten Willen, ſeien aber kreuzverflucht dumm, hörten wohl zuweilen was läuten, wüßten aber nie wo, blieben ihr Lebtag Kameele und Philiſter. Naturlich war da der Kreuzweg, der auf ſeine Perſon führte. Er glaube, das Volk wäre hier ſo dumm nicht, wenn es die rechten Leute hätte, welche ihm die Augen öffneten und das wahre Heil verkündigten. Er wollte nicht ein Jahr da ſein, ſo müßte es anders werden. Vor Allem würde er ein Blatt gründen, wo das Volk unverfälſcht zu leſen bekäme, was Freiheit ſei, was es Alles noch nicht hätte, was ihm gehöre und was Alles noch auf ihm liege, welches von Grund aus vernichtet werden müſſe. Dann würde er auch Abendſtunden halten, Vorleſungen, in welchen er dem Volke erkläre, wie es gehe in der Welt und wie es gehen ſollte, was es für Rechte hätte und wie die wahre Sittlichkeit gerade darin beſtehe, daß es Alles thue, was die Pfaffen verböten, und nicht thue, was ſie geböten, wie die Güter und die Arbeit vertheilt werden müßten. Der Bauer müſſe zum Herrn werden und der ſchweren Arbeit enthoben, man könne es machen ohne dieſe, wenn man es recht anfange.

Da war's, wo das Männchen falſch griff. Der Wirth hatte mehr oder weniger die Vieler Farbe und Art. Er half gerne räſonniren und glaubte leicht, was Fremde ihm aufſchwatzten, er war radical, ohne eigentlich zu wiſſen, warum und wozu, hörte gerne über die Herren am Brette räſonniren, und um wegen Pfaffen und Kirche zum Märtyrer zu werden, dazu aß er die Bratwürſte zu gerne. Er hatte ſeinem Gaſte mit vergnüglichem Lächeln zugehört, ſo lange er in den angedeuteten Schranken blieb. Als derſelbe aber auf die Eigenthumsfrage kam, ja da verging dem Wirthe das Lächeln. Es waren Menſchen in der Gaſtſtube, welchen der Wirth die Lehre vom Theilen für ein gefährlich Gift hielt. Er hielt es für ſeine Pflicht, ſeine Gäſte vor Schaden zu wahren, ihren Nutzen zu fördern. Nebenbei war er ſehr vermöglich und nicht ſo dumm wie jene Krämerin, welche im Glauben ſtund, bei einer allfälligen Theilung würde ſie an den reichen Pontales von Neuenburg gewieſen und ſie beide hätten unter ſich allein ihr Vermögen zu egaliſiren; er wußte, daß er bei einer ſolchen Gelegenheit jedenfalls ein Beträchtliches abzugeben hätte. „Mit Schein, ſagte daher der Wirth, ſeid Ihr auch einer von den fremden Fötzeln, welche anrichten und freſſen wollen, was ſie nicht gekocht. Ja das wäre kommod für Hallunken und Landſtreicher, wenn ſie, nachdem ſie Alles verlumpet, am Ende mit denen theilen könnten, welche fleißig gearbeit, böſe gehabt, um für ihre eigenen Kinder einen Nothpfennig zu erſparen. Solche Leute ſind nichts als Unglückmacher, man ſollte ſie mit Knitteln todtſchlagen wie tolle Füchſe. Wenn Ihr nichts Geſcheuteres zu reden wißt, ſo trinkt und macht daß Ihr fortkommt, von wegen die Treppe iſt ſtotzig und ſchon mancher Beſſere als Ihr iſt ungeſinnet unten angelangt.“ Das Männchen hatte keinen Muth, aber eine gewaltige Portion Frechheit im Leibe, welche bellt den Spitzhündchen ähnlich, bis ſie einen Stock ſieht, dann heulend und gäußend, den Schwanz zwiſchen den Beinen, ſich zurückzieht. Er glaubte in den Augen der Schnapsbrüder Beifall zu leſen und entgegnete dem Wirth, es werde doch hier nicht verboten ſein, ſeine Gedanken frei auszuſprechen, er werde doch nicht etwa nach Rußland oder China verirrt ſein, wo die Menſchen mit Maulkörben am Maul zur Welt kämen, oder gar unter die Jeſuiten, welche nach Belieben in jede Haut fahren könnten, ſogar in Wirthshäute. Ja, ſagte der Wirth, der an ſtarken Tuback nicht gewöhnt war, frei ſei man hier, aber nicht bloß die fremden Fötzeln und Hallunken, ſondern auch die ehrlichen Landeskinder, die ſeien doch einſtweilen noch nicht die Sclaven und geſetzlichen Baſieſeln fremder Spitzbuben. Er ſolle nur frei reden, er werde dann ſo frei ſein, ihn die Treppe hinunter zu werfen, daß er Tagsheitere brauche, um ſeine Gliedchen zuſammenzuleſen. Wolle er aber ganz dieſelbe hinunter, ſo ſolle er ſeine Zeche mit 4 Batzen zahlen, kein Wort mehr reden und zur Thür hinaus, ſo ſchnell ihn die Beine tragen möchten. Das Männchen ſah ſich um nach Beiſtand, aber die beifälligen Blicke waren verſchwunden bei des Wirths energiſcher Rede. Er faßte ſich raſch, duckte ſich und war unten auf der Straße, er wußte kaum recht wie. Oben ſetzte der Wirth, den übeln Eindruck zu verwiſchen, ſeine Rede fort. „Ich habe dieſes Hundegeſchlecht kennen gelernt zu meinem Schaden", ſagte er. „Anfangs glaubte ich, was das für Leute ſeien und wie gut ſie es meinten, die kennten die Wahrheit und ſagten ſie aus lauter Wohlmeinen, die müſſe man hören. Ich rechnete es faſt für eine Ehre, wenn ich ihnen einen Schoppen aufſtellen konnte; und wenn ſie nicht zahlten, dankte ich noch — ich Lümmel den D—. Aber wohl, die lernte ich kennen, ich war da gerade auf dem rechten Platz dazu zwiſchen Biel und Solothurn, und glücklicher Weiſe ehe mein ganzes Weibergut dahin war. Doch war das Lehrgeld immer noch groß genug, aber der Zorn noch größer über die dumme Gutmeinenheit, welche meint, es ſei Schuldigkeit, ſolchem Geſindel Alles zu glauben, die Hände unter die Füße zu legen und ſie zu halten für die von Gott geſandten Engel, uns aus dem Dienſthauſe

Egyptens zu führen, und wohin? Möchte doch wiſſen, wohin wir ſollten? Ich kenne jetzt ihr Gebrüll von Freiheit und weiß was es bedeutet, es iſt die Diebslaterne, mit welcher ſie leuchten, wo was zu ſtehlen iſt, Geld und Gut, Weiber und Töchter, und zuletzt die Freiheit ſelbſt, von der ſie ſo wenig wiſſen, als ein Eſel vom Singen, wie laut er auch brüllen kann."

Der Wirth redete nicht dumm, doch ſeine Weisheit wollen wir ihm nicht zu hoch anſchlagen, er hatte ſie gar zu theuer bezahlt, er hatte aber auch gar zu viele Gelegenheit dazu. Das Haus, welches Geſchäfte macht in der Freiheit, hat gar viele Reiſende, die alle kehren begreiflich in Wirthshäuſern ein, legen da ihre Waare aus und zwar mit einer unerhörten Frechheit. Gegen ſie ſind die Badenſer, Würtemberger, Frankfurter Reiſenden, welche in Schnupftaback, Blau oder Cichorien machen, ſchüchterne Jünglinge. Sie ſind die Herren des Hauſes, wo ſie einkehren, ſie nehmen ſich die Frechheit zu Allem, in ihren Gelüſten liegen ihre Rechte; wer ein Wort gegen ihre abgegriffenen Muſter der Freiheit wagt, der wird angedonnert, durchgeblitzt mit ſouverainer Verachtung, moraliſch todtgeſchlagen. Es wäre ihm beſſer geweſen, er wäre in die Hände eines türkiſchen Paſchas oder eines alten Landvogts gefallen, als in die Klauen eines neumodiſchen Herrgöttleins oder eines Reiſenden, der in Freiheit macht. Es wäre auch an der Zeit, daß man ſich von dieſen Herrgöttleins und ihrer übel verſetzten unächten Waare emancipirte.

Nun ungefähr wie ein Paſcha, der aus ſeinem Paſchalik, oder ein alter Zwingherr, der aus ſeiner Burg unrechtmäßig vertrieben worden, ſtoffelte unſer Männchen weiter und ſah alsbald Gränchen vor ſich, Gränchen das Wunderliche! Wie in uralten Zeiten zwei feindliche Brüder oder Schweſtern auf zwei ſich gegenüberſtehenden Hügeln ſich anbauten, jeder aus ſeinem Sitze dem andern das Leben verkümmerte, aus ſeinem Sitze ihn zu treiben ſuchte, faſt ſo ſtehen in Gränchen Kirche und Schulhaus ſich gegenüber. Beide ſind neu erbaut, die Kirche etwas früher, an beiden ſparte die Gemeinde nicht, auf beide war ſie ſtolz; denn beide zeichnen ſich aus weit umher, beide erbauten die gleichen Menſchen, und doch, wie oft Kinder aus gleichem Blute entſproſſen, war es eine Zeit, wo beide ſich haßten, weil in beiden nicht der gleiche Geiſt wohnte. Die ältere Schweſter, die Kirche, liegt höher, beſſer zum Beſchießen geeignet, die jüngere tiefer, vortheilhafter gelegen zum nächtlichen heimlichen Miniren. Unſer Männchen kannte dieſes Verhältniß. Denn accurat wie jedes Haus ſeine Reiſerouten hat, ſeine Notizen über die Lage der verſchiedenen Ortſchaften, ihre Gebräuche und Abgaben, die verſchiedenen Abnehmer, ihren Charakter und Geldſeckel, accurat ſolche Landkarten hat auch das große Haus, welches in der Freiheit macht: Landkarten über die Stimmungen, Verhältniſſe, Hauptknoten u. ſ. w., nur ſind ſehr viele Perſonen-Namen dabei, welche bei den gemeinen Landkarten fehlen. Indeſſen iſt bei dieſen Karten das Fatale wie bei den gemeinen Landkarten auch, daß Veränderungen entſtehen, welche man nicht vernimmt oder nachzutragen vergißt. Es iſt Alles auf der Welt dem Wechſel unterworfen, die Gränzen der Länder, aber noch viel mehr die Stimmung der Menſchen. Ja wie manchem Reiſenden iſt es nicht ſchon begegnet, daß er an Orten, wo er den größten Abſatz gehabt, das nächſte Mal mit großer Schmach und Schande ſich ſchieben mußte, dieweil plötzlich den Leuten über die Sünden des Hauſes die Augen aufgegangen, ohne daß das Haus es wußte. Es zählte mit Sicherheit darauf, die Abnehmer, welche es ſeit zehn Jahren betrogen, noch wenigſtens neunzig andere Jahre ohne Anſtand fürder betrügen zu können auf dem gleichen Fuße. Ungefähr ähnlich geſchah es unſerm Geſchäftsreiſenden des großen Hauſes, welches in der Freiheit machte. Das Wort Freiheitsapoſtel brauchen wir nicht, wir wollen das heilige Wort nicht mißbrauchen da, wo das Wort Geſchäftsreiſende oder Commis voyageurs vollkommen paßt. Seiner Karte nach konnte das Männchen hier ein einſtweilig Unterkommen zu finden hoffen, wenigſtens als Station, von welcher aus es ſich orientiren könnte. Seine Umſtände waren ſo, daß er aus Vorgängen hoffen konnte, ſie würden große Theilnahme finden, und die gleichen Vorgänge ließen die Station als ſehr geeignet erſcheinen, auf die Umgegend ſehr bedeutend einzuwirken, namentlich die verfluchten Ariſtokraten im gegenüberliegenden Büren total todtzuſchlagen. Er verſtund das Ding, indeſſen fehlte ihm doch das Ding. Er nahm an, Alles ſei geblieben, wie es vor wenig Jahren geweſen; ſtatt nach dem berühmten Gränchenbade abzulenken, welches wenige Minuten vor dem Dorfe ſeitwärts liegt, und dort den Stand der Dinge zu recognosciren, marſchirte er kühn ins Dorf und ins Wirthshaus hinein. Er dachte nicht, daß in Ortſchaften, welche früher Flüchtlinge aufgenommen, der Geiſt ſo gut ſich ändern könne, als der Geiſt in den Menſchen, welche ehedem als Flüchtlinge aufgenommen worden. Das iſt das Gute im Solothurner Gebiete, daß man in den Wirthshäuſern faſt allenthalben und zu allen Zeiten Gäſte antrifft, von welchen man vernehmen kann, was die Glocke geſchlagen. Die Betriebsthätigkeit muß im Solothurner Lande ſehr groß ſein, dem Verkehr in den Wirthshäuſern nach. Nun kennen wir wohl unſern Dorbach, denn ſo heißt unſer Männchen, dagegen aber die herrſchende Stimmung in Gränchen viel zu wenig, um mit Sicherheit zu behaupten, die dortige Stimmung habe total umgeſchlagen.

Es iſt möglich, daß Dorbach in ein unrechtes Wirthshaus gekommen oder zufällig die unrechten, d. h. conſervative Gäſte angetroffen. Wir können bloß ſo viel ſagen, daß es keine halbe Stunde ging, ſo war er in den bitterſten Händeln. Wahrſcheinlich knüpfte eben Dorbach an Rückerinnerungen an und winkte mit dem Holzſchläger, was Gränchen Fremden zu verdanken hätte, weil natürlich ſo ein Herr Doktor und Profeſſor meint, man müſſe mit Bauern, wenn man verſtanden ſein wolle, laut und deutlich ſprechen. Von den Leuten in der Gaſtſtube mußte er ſich ſagen laſſen, man habe hier des fremden Lumpenpackes ſatt. Man habe Erbarmen mit ihm gehabt und ihm zu Kleidern, Brot und Ehren geholfen, aber kaum ſei es erwarmt geweſen, habe es den Meiſter ſpielen wollen im Hauſe, habe Streit und Zank angerichtet, den Leuten die Haare zuſammengebunden, die ehrbaren Leute verläſtert, der Väter Sitten und Religion verhöhnt, die Leute angeſchmiert, das Beſte vorweg gefreſſen, die Schweizer Kühe geheißen. Wenn dieſe Leute irgendwo zur Macht kämen, wäre es das Erſte, daß ſie die Schweizer unterdrückten und über's Land kämen nicht wie Landvögte, ſondern wie die Läuſe über die Bettler, die Mäuſe über den Speck, die Füchſe in den Taubenſchlag. Dorbach war gar nicht in der Stimmung, zu begütigen, er ſparte ſein Maul auch nicht, und man machte bereits Anſtalt, ihm einen Begriff beizubringen, wie man Spatzen vom Acker jage, als der Wirth von der Jagd heimkam. Er mittelte, wies ſeine Mitbürger zurecht, nahm den Fremden in Schutz. Er übte eine ſchöne Pflicht; was ihn dazu bewog, wiſſen wir nicht; es ſind halt oft unſere beſten Werke mit Sünden befleckt, und Wirthe machen in dieſer Beziehung ſicherlich keine Ausnahme. Er ſagte: den Fremden hätte man viel zu verdanken, ſie hätten den Schweizern das Licht angezündet; jetzt da es brenne, ſolle man es ihnen nicht ſo gröblich verdanken. Sie ſeien halt wie ſie ſeien, anders könne man ſie nicht machen, aber man ſolle ſie doch reden laſſen, damit würden ſie wenig zwingen, und kommod ſeien ſie allweg, um das zu verrichten, was man ſelbſt mit keinem Finger anrühren möchte. Das ſagte er leiſe und im Dialekt ſo kauderwelſch als möglich, damit die ſeltſame Entſchuldigung der Betreffende nicht verſtehen möchte. Der Wirth hatte aber Mühe mit ſeinen Mitbürgern, er überzeugte ſie nicht, ihre Gegenreden fertigte er mit einem kurzen „Abah" ab, bis ſie endlich gingen mit den Worten: „Warte du nur, du wirſt witzig werden vor dem letzten Faſtnachtsmarkt."

Dorbach erkannte im Wirthe einen Freund und machte ihm Mittheilungen. „Ich bin der Doktor Dorbach, war Profeſſor, habe mitgewirkt an der Freiheit der Schweiz. Dem Namen nach werden Sie mich kennen, meine Verdienſte können Ihnen nicht unbekannt ſein. Aber es iſt verflucht, daß in der Schweiz die Reaction beginnt, ehe in Monarchien das Signal zur Freiheit gegeben iſt. Im Sonderbund hat es nur gepfuſcht, der Hyder der Ariſtokraten und Jeſuiten iſt der Hals nicht abgeſchlagen, die Köpfe haben ſich verdoppelt. Ich war Profeſſor in H., Pfaffen und Patricier brachten mich um meine Stelle. Sie witterten, daß ich freiſinnige Blätter in Deutſchland und in der Schweiz fütterte mit der wahren Koſt; ſie rächten ſich, ſie ſtießen mich mit meinen acht Kindern auf die Gaſſe in dieſer Jahreszeit. Das konnten nur Pfaffen und Jeſuiten thun." Er wiſchte ſich die Augen, ſie waren aber eigentlich nicht naß. „Ich, ich Doktor Dorbach, Profeſſor, ich muß wie ein gemeiner Bettler dem Brote nachwandern auf der Straße. Ich ſage nichts, aber da brennt's!" Er ballte die Fauſt und legte ſie auf's Herz, mit der andern Hand rückte er die Brille zurecht, mit welcher er behaftet war.

„Ich war in Biel, dort war kein Platz für mich, nicht einmal im Poſtwagen als blinder Paſſagier fand ich Raum. Ich erhielt Anweiſungen nach Solothurn, man ſprach mir aber auch von Längnau, beſonders von Gränchen, wo vielleicht Beſchäftigung ſei für mich und ein gehörig Auskommen. Ach Gott, ich brauche ſo wenig; eſſen thue ich wie ein Kind und der Wein iſt hier ſo wohlfeil. In Längnau iſt aber nichts, da iſt nicht einmal der Wirth freiſinnig, da kann man ſich denken, wie es in den andern Strohköpfen ausſieht und was die für einen Pfaffen haben müſſen. Den Ort habe ich mir notirt, den Hund von Wirth werde ich zeichnen ſeiner Zeit. Wenn ich nur ein warm Obdach hätte einſtweilen! Wo wir nichts als Fußtritte kriegten und Stockſchläge und Weiſungen in 24 Stunden die Stadt zu verlaſſen, da wird bald nur für uns gekocht und gebraten werden, und Ihr Gnaden wird es vornen und hinten heißen.

„Lieber Mann, ich ſage es Ihnen im Vertrauen, die Mine iſt gegraben und gefüllt, die Schwefelfaden ſind gelegt, die Lunte anzuzünden wird bereits Feuer geſchlagen. Bis dahin könnte ich Unterricht geben, in welchen Fächern man will; könnte ein kleines Blatt herausgeben, ein wahres Bedürfniß für dieſe Gegend, eine Handdruckerei wäre mir verſprochen; könnte des Abends Vorleſungen halten über Geſchichte, Naturlehre, Phyſik, Chemie, Pfaffenthum, Freiheit und Menſchenrechte, Alles unentgeltlich, verſteht ſich, nur für den gehörigen Unterhalt, verſteht ſich. Gränchen iſt berühmt, man kennt in Deutſchland dieſen Ort; ich habe meine Hoffnung hierher geſtellt, Sie werden nicht wollen, daß ich mich getäuſcht, mein lieber Mann! Bei Ihnen möchte ich bleiben und zwar nicht umſonſt, Sie als freiſinniger Mann ſollen bezeichnet werden in allen Blättern, in welche ich ſchreibe. Kein Freiſinniger Deutſchlands ſoll hier durchpaſſiren, ohne bei Ihnen einzuſprechen. Herr Wirth, ein Verdienſt ſollen Sie ſich um Ihre Gemeinde erwerben, welches Kinder und Kindeskinder Ihnen nicht vergeſſen werden. Mit den Lehrern werde ich mich in Verbindung ſetzen, dann an den Pfaffen hier da oben, wollen ihn ängſtigen, wie man mit Rauch den Fuchs, der ſich in ſeinen Bau verkrochen, ängſtigt bis zum Tode.“ „Kömit looſit!“ rief eine Naſe zur Thüre herein. Der Wirth mußte die Naſe kennen, denn alsbald ſtand er auf und ging. Als er wieder kam, ſagte Dorbach: „Nun, nicht wahr, Herr Wirth, hier kann ich bleiben, einſtweilen mein Haupt zur Ruhe legen, bis der Schlag losgeht und Europa mich anderswohin ruft?“ „Es würde mich freuen,“ ſagte der Wirth, „wenn es Sommer wäre, aber für den Winter bin ich nicht eingerichtet, ich habe kein warmes Zimmer. Vielleicht wäre drüben im Bade Platz, aber im Winter müſſen ſie das Holz auch ſparen; daneben bis die Zeitung im Gange wäre, wäre ja der Sommer da, und mit den Vorleſungen weiß ich es nicht, man hört ganz umſonſt ſo viel Neues berichten, daß Niemand gerne mehr um was Neues einen Kreuzer giebt, es müßte denn gar was Rares ſein. Am beſten wäre es, Ihr ginget auf Solothurn, Ihr ſeid gleich dort; wenn an einem Orte, ſo kommen dort Leute wie Ihr an Platz. Dort haben ſie immer Geld für was Narrs, darum iſt das Land ſo arm. Sie haben dort an der lateiniſchen Schule Lehrer, ſie ſagen ihnen auch Profeſſor und zahlen ihnen ein Sündengeld, fünf-, ſechshundert Gulden und noch mehr.“ „Das iſt ja ein bloßes Almoſen und kein Geld,“ ſagte Dorbach, „ich hatte ſchon Stellen von mehr als tauſend, ja von fünfzehnhundert Gulden, und damit läßt ſich kaum anſtändig leben.“ „Funfzehnhundert Guldi!“ ſagte der Wirth, „Donnerwetter, fünfzehnhundert Guldi! mehr als ein Rathsherr! Warum ſeid Ihr nicht da geblieben?“ „Pfaffen und Patricier haben mich ja vertrieben, wie ich es ſchon geſagt," antwortete Dorbach. „Fünfzehnhundert Guldi," ſagte der Wirth, „verflucht viel Geld. Wäre ich an Eurer Stelle geweſen, mit denen Pfaffen und Patriciern hätte ich geſucht nachzukommen. Abah! hätte dabei denken können, was ich gewollt. Fünfzehnhundert Guldi ſind ein Geld, um das kann man ſchon was thun!" Was Dorbach dachte, wiſſen wir nicht, er murmelte etwas von Dreckſeele, Geſinnung und Grundſätzen, und frug dann deutlicher den Wirth: ob er meine, daß in Solothurn was für ihn ſei? Er glaube es, ſagte der Wirth, doch verſprechen könne er nichts. Es ſei in Solothurn wie an andern Orten; wo ein Pöſtlein ſei, da paßten Zehne darauf, wie die Katzen vor den Mäuſelöchern. Jedenfalls ſei da nichts von 1500 Gulden; wo ſo Viele vom Kuchen wollten, da könne man ſo groß die Stücke nicht machen. Sie vermöchten nicht mehr ſo viel in die Stadt zu geben, ſie hätten mit ſich ſelbſt mehr als zu viel zu thun, ſollten den ganzen Tag die Hand im Sacke haben, daß es ihm, wenn er ſchon Wirth ſei, allemal Angſt mache, wenn er ein fremd Geſicht gegen ſein Haus kommen ſehe, weil er fürchte, der wolle was von ihm. Dorbachs Freundſchaft zum Wirth hatte beträchtlich abgenommen und ſchwand endlich ganz. Deſſen Benehmen ſchrieb er aber einem kurzen Huſten zu, der hinter der Thüre vernehmbar war, aus einem weiblichen Halſe zu kommen ſchien und ihrer jungen Freundſchaft die galoppirende Schwindſucht an den Hals brachte. Der Abſchied war kurz und ſo vertrocknet, daß der Wirth, als er den Rücken ſeines Gaſtes zehn Schritte von ſeinem Hauſe ſah, einen ganzen Schoppen den Hals hinuntergoß ohne abzuſetzen. Er ſchien ihm beſonders wohl zu machen, den ganzen Tag war er äußerſt aufgeräumt und ſang den ganzen Tag das einzige Lied, welches er in ſeiner Gewalt hatte, nämlich: „Mys Herz iſch trurevoll vo wege Babi's, es het de Eſel uſe glah, er iſch im Kabis!“ Unſer Dorbach aber hatte es anders, der ſang nicht und pfiff nicht. Singen und pfeifen werden aber auch den Meiſten vergehen das Aarthal hinunter nach Solothurn im Winter bei dünnen Kleidern und ſtarker Bysluſt. Zudem iſt der Weg von Gränchen weg nach Solothurn ſchauderhaft, accurat als ob es der Weg wäre in die lange Ewigkeit, welche bekanntlich kein Ende hat. Es war ein ſchrecklicher Zorn, den der kleine Mann den langen Weg, der ſich auseinander zu ſchieben ſchien, wie man Maßſtäbe hat, bei welchen ſich dieſes thun läßt, verwerchete. Er gehörte, wie der Leſer, der nicht im Fortſchritt begriffen iſt, den man bekanntlich, je ſchneller es vorwärts geht, deſto weniger ſieht (vide Exempel an den Eiſenbahnen), zu der Sorte von Menſchen, welche als erſtes Menſchenrecht das Recht in Anſpruch nehmen, zu leben nach ihrem Belieben. Können ſie das nicht, ſchreien ſie über Ungerechtigkeit und verdorbene Zuſtände; wer ihnen nicht dazu verhelfen, all' ihrem Begehren nicht entſprechen will, den verſchreien ſie als Ariſtokrat, Jeſuit, Geldmenſch, ſuchen ihn der Rache des Pöbels zu überliefern. Dieſe Menſchen ſuchen nie die Urſache ihres Mißgeſchickes in ihrem Herzen und eignen Verhalt, ſondern allezeit in andern Menſchen und den beſtehenden Verhältniſſen. Was das Menſchenkind die Gräncher und namentlich den Wirth, der freiſinnig ſein wollte und ihn, den Doktor Dorbach, geweſenen Profeſſor, ſo ſchnöde laufen ließ, ſeinerſeits liegen ließ, dürfen wir nicht einmal auf's Papier bringen, es könnte Händel geben, und im Solothurnerbiet iſt das Procediren ſo wenig gut als im Bernerbiet, wo es bekanntlich ein grundſchlecht Gewerbe iſt. Weit, weit vor ſich, ſcheinbar ganz am Himmel oben, ſchien ihm ein Buſch Häuſer zu ſtehen; er hielt ihn für die Stadt Solothurn, da er trotz ſeiner Brille kurzſichtig war. Er ſteuerte mit Macht darauf los, aber je mehr er ſteuerte, deſto mehr ſchienen die Dächer ſich zu retiriren, accurat wie die Teſſiner, wenn ſie Kanonen in der Ferne hören oder gar eine wirkliche Flinte von weitem ſehen. Das machte ihn ungeduldig und das Maul ganz trocken; er kehrte raſch links ein, wo ihm ein faſt unmerklicher Beſen was Naſſes andeutete. Man muß wirklich die Humanität preiſen, welche ſo großartig dafür ſorgt, daß kein Reiſender mit einem trockenen Maule geplagt wird, ſondern wie er von ferne dran denkt, alsbald links eine Tränke findet, freilich böſe und gute beidweg. Beidweg jedoch eine große Wohlthat auf dieſem Wege, wo die Sonne direkt vom Himmel brennt, den Jurakalch pulveriſirt, der im Sommer bei leichtem Winde pfundweiſe dem Reiſenden in den Mund fliegt. Das Lokal, in welches Doktor Dorbach trat, war nicht großartig, die innere Ausſtattung nicht prächtig, die Aufwärterin nicht elegant, doch die Hauptſache war gut, ein ſcharfer Schnaps, und was will man mehr? Ein Geſpräch mit der Wirthin wollte nicht recht laufen. Ka nit weltſch, antwortete ſie anfangs. Nun verſchweizerte Dorbach ſein Hochdeutſch etwas mehr, was er ſehr gut konnte, da er ſich lange genug in der Schweiz herumgetrieben hatte, und es ging, d. h. die Wirthin wußte nun, daß er deutſch redete. Aber es ging doch nicht, denn Dorbach behandelte dieſe gemeine Wirthin grob und barſch, wie es dieſe Freiheitshelden im Brauch haben, wo ſie nichts zu fiſchen finden oder ſonſt glauben, es gehe ihnen an. Solche Sprache liebte aber auch dieſe gemeine Wirthin nicht, es kam keine Zärtlichkeit in ihre Unterhaltung, welche ſie flüſſig erhält, wie die Wärme den Honig, ſie trocknete daher alle Augenblicke ab. Dorbach fand Zeit zur Selbſtbeſchäftigung, er machte ſeine Caſſe. Seine Baarſchaft trug er verzettellt in allen Taſchen; was er empfangen, hatte er immer in die erſte beſte geſteckt und zumeiſt nicht nachgeſehen, was es war. Auf's Geld an ſich ſetzte er keinen Werth und für den folgenden Tag ſorgte er nicht, dafür ließ er Andere ſorgen, machte, wie geſagt, den Anſpruch an die Menſchheit als erſtes Menſchenrecht, daß ſie ihn, den Doktor Dorbach, erhalte. Er zog nun ſeine geſammte Macht in einen Sack zuſammen, ungefähr wie Windiſchgrätz aus den verſchiedenen Provinzen Oeſterreichs ſeine Truppen vor Wien ſammelte, und hielt Heerſchau darüber. Hunderttauſend Stücke und darüber brachte er freilich nicht zuſammen, doch mehr als er gedacht. Ohne Noth konnte er ſicher bis Solothurn vordringen, ja ein Ziemliches darüber hinaus, auch wenn ihm dort keine Verſtärkungen zufloſſen. Wir können aber nicht ſagen, daß dieſes ihm beſondere Freude gemacht hätte. Das Bangen des Fleißigen, woher Brot nehmen und den Seinigen Brot ſchaffen, wenn er kein Geld hätte, kannte er nicht, er ward bloß zornig über die verfluchte Welt und die beſtehenden Verhältniſſe, daß ein Mann, wie er, der Doktor Dorbach, an ſolchen Kleinigkeiten Mangel leiden müſſe, nicht im Ueberfluß ſitzen könne. In der neuen Weltordnung, welche er ſich ausgedacht, da kam es anders, da ward die Arbeit nach den Talenten ausgetheilt, da machte man die Reichen, die Grafen und Banquiers, die Edelleute und Fabrikanten zu Packeſeln und Holzhackern, die Lichter der Welt aber, er, Dorbach und Andere, ſaßen an der Sonne auf dem Johannisberg, theilten den Andern die Arbeit zu, regierten überhaupt die Welt und hielten alle Tage Heerſchau über das weibliche Geſchlecht, um Aufruhr und Revolution zu verhüten. Jetzt machte ihn auch das Geld, mit welchem man ihm wahrſcheinlich in Biel auf die Beine geholfen, zornig, von wegen er wäre dort lieber ſitzen geblieben, als wieder auf die Beine zu müſſen. Er betrachtete ſeine Baarſchaft als eine Art von

Loskaufgeld, mit welchem man ſich z. B. mißbeliebige Einquartirung oder gar Plünderung vom Leibe hält. Daß man ihn ſo behandelte, machte ihn wild; er glaubte nicht bloß allenthalben eine erfreuliche Erſcheinung zu ſein, ſondern auch das Recht zu haben, zu jedem ſeiner Freunde zu ſagen: „Bruder, ich bleibe bei dir“, und mit ihm Dach und Fach zu theilen, wie man zu ſagen pflegt. Seine Freunde ſchienen es aber accurat gehabt zu haben wie jene Krämerin, ſie theilten auch lieber mit dem Pontales als mit dem Dorbach. Er trank im Zorne ſeinen Schnaps und machte mit großer Bitterkeit ſich wieder auf den Weg. Er muſterte ſeine Freunde und Kampfgenoſſen, verglich ihre Errungenſchaften und Lage mit ſeinen dünnen Hoſen und müden Beinen, ſeine Kenntniſſe, ſeine Leiſtungen im Dienſte des großen Hauſes, welches in Freiheit machte, mit den ihrigen, fand überall das verkehrte Verhältniß der Leiſtungen zum Lohne. In dem Hirſe, den er, Dorbach, geſäet hatte, ſaßen Andere, kochten den Brei für ſich, während er nichts zu kochen hatte als Gift und Galle, Groll und Rache über den Undank der Menſchen. Er brütete lange über den fürchterlichſten Plänen. Doch wie im Allgemeinen der Geiſt nicht ganz unabhängig von der Materie iſt, wurden auch die Wallungen ſeines Gemüthes ſanfter, ſeine Pläne milder in dem Maaße, als der Schnaps verdampfte. Er nahm ſich vor, in Solothurn von ſeiner Stimmung gar nichts merken zu laſſen, ganz ruhig und gefaßt aufzutreten, vielleicht daß doch dort der Ort ſei, wo ſeine Feigen reifen, die Orangen ihm blühen würden.

Unterdeſſen ſchritt er vorwärts und kam doch nicht vorwärts auf der heilloſen Straße in die Ewigkeit. Eine halbe Ewigkeit ſchien es ihm zu gehen, bis er zur vermeintlichen Vorſtadt von Solothurn kam, und als er dort war, war es wiederum nicht die Vorſtadt, ſondern bloß einige Häuſer, und die Straße lief weiter, glich einem langen, langen unendlichen Darme, und am Ende deſſelben ſah er etwas liegen als wie ſo eben hinaus gewurſtet, was vielleicht Solothurn ſein mochte. Er ſuchte ſich darüber Gewißheit zu verſchaffen und hatte die beſte Gelegenheit dazu. Links wieder ſtand ein prächtiger Gaſthof mit hohem Balkone; Ritter und Edelfrauen waren zwar nicht darauf zu ſchauen, wahrſcheinlich wegen der Byeluſt, aber unter demſelben ſah er einen halb vollen Fuhrmann ſtehen, der ihm nicht bloß die gewünſchte Auskunft gab, ſondern auch die ſicherſte Garantie, daß, wenn er etwas verlange für den Hunger, abſonderlich für den Durſt, es da innen zu finden ſei. Dorbach war ein Mann, der viel auf Garantien hielt, er überzeugte ſich alsbald, daß ſie diesmal richtig ſeien, fand eine warme Gaſtſtube, ſah trinkende und eſſende Leute. Er hatte ebenfalls Hunger und Durſt, und da der Finanzminiſter keine Einwendungen machte, ſanctionirte der König die Begehren der beiden Kammern. Der Wirth war ein geſprächiger, zuthätiger Mann, der ſeinen Gäſten ſich ſehr intereſſant machen konnte, abſonderlich mit einem guten Glaſe Wein. Die Wirthin war kaum als Wirthin geboren, hatte mehr den Bauernſchlag, ſchien gutmüthig und ganz glücklich, wenn ſie mal was Ordentliches aus der Pfanne auf den Tiſch geſchroten und bugſirt hatte wohlbehalten. Allerlei Kinder liefen herum zwiſchen Tiſchen und Beinen. Dorbach nahm an, es ſei des Wirths Nachkommenſchaft, und behandelte ſie mit einiger Rückſicht, d. h. er ſtieß ſie nicht mit den Stiefeln von ſich, wie er es den Hunden machte, wenn ſie ſeinen Beinen zu nahe kamen. Es ſchien Dorbach, der dafür eine gute Naſe hatte, wie auch für alle Gerüche aus der Küche, es herrſche hier eine bedeutende Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden, er athmete ſympathetiſche Lüfte, er witterte Bruderherzen. Der

Wirth ließ anfangs nur ſo hier und da was fallen. Wie er aber zutraulich wurde, kam Zuſammenhang in die abgebrochenen Brocken. Er klagte über zu viel Zahlen, zu theure Regierung, wie man nicht wiſſe, wo das viele Geld hinkomme, über den Hochmuth der Regenten, gäb wie niederträchtig man ſie nehme. Kaum habe einer die Füße unter einem grünen Tiſche, mache er den Junker und thue als ob der Kaiſer von Rußland ſein Vater ſei. Er ſei Waffenkamerad von Vielen, aber wer an der Regierung ſei, kenne ihn nicht mehr, ſelbſt ſolche, welchen er für Muſterungen Strümpfe und Hoſen geliehen, weil ſie zu arm geweſen, ſolche ſelbſt anzuſchaffen. Aber je ärmer einer geweſen, deſto verfluchter thue er und habe gar keine Achtung mehr für die Landleute. Im Sommer und manchmal auch im Winter kämen viele Herren aus der Stadt und ſeien ſchrecklich freundlich, man warte ihnen aber auch recht auf, und den Wein fänden ſie nirgends wie hier, er fahre aber ſelbſt ins Welſchland. Sie ſagten, ſie wüßten nicht, wie ich es auch mache, in der Stadt bekäme man nirgends ſolchen Wein wie bei mir, wenn man ihn auch zahlen wollte. Ich konnte es ihnen ſagen; aber ich möchte es den Wirthen drinnen nicht zu leid thun, es iſt mancher ein guter Freund von mir. Aber komme ich einmal in die Stadt, iſt's als ob die Herren ganz andere Augen hätten, ſie kennen mich nicht, geſchweige daß mir einer die Hand giebt. Da lupfe ich die Kappe, wie es üblich iſt bei uns herum, ſage: gute Obig, Herr Rathsherr, Herr Stadtvogt, Herr Kaplan, aber keiner giebt mir den Namen und reicht mir die Hand und ſagt: gute Obig Wirth, wie ſtod's mit de Fiſche oder händ de ſüſt was Guts? es gluſt mich neue mol wieder euere Wy z' verſuche, de 36er oder de 42er oder 46er, welcher beſſer ſei; 34er händ de doch keine meh? Sie hebe kaum die Hand an den Hut und göhnd wyter, grad als wenn ſie mich gar nicht kennten, als wenn ich aus dem Schwarzbubenland wäre, oder gar aus dem Schwarzwald. — Das waren Redensarten für unſern Dorbach, accurat was Karrenſalbe iſt für ein Wagenrad. Seine Goldader ſprang ihm auf, ſeine Rede ward flüſſig, er redete, was die Gaſtſtube faſſen mochte, vom Verderben der Welt durch Jeſuiten und Ariſtokraten, durch Pfaffen und Philiſter, von der Dummheit der Menſchen, welche dieſes duldeten, welche in der Mehrzahl doch ſich knebeln, die Augen verbinden, ſich berauben ließen von dieſer verfluchten privilegirten Räuber- und Mörderbande. Wenn das Elend am größten ſei, ſei auch die Hülfe am nächſten. Mitten in den Feigen und Schlechten wachten ſolche auf, welche das Heil der Menſchen wollten und trotz Undank und Verrath an den Feſſeln feilten, die Bande ſprengen, die Morgenröthe der Freiheit bringen wollten. Das ſeien die Rechten, treu wie Gold, könnten wie Prinzen wohnen in goldenen Paläſten, ſtatt herum zu pilgern in kalter Winterzeit, wenn ſie ihre Liebe zur Freiheit, ihre Treue am Volke verläugnen, Grundſätze und Principien opfern wollten dem angebotenen Golde. Auch er gehöre zu dieſen, auch er ſei ein Opfer der Tyrannei, welche die Welt beherrſche; ſtatt in Schwanenfedern zu liegen, wiſſe er nicht, wo der Stein ſei, auf welchen er dieſe Nacht ſein Haupt hinlegen könne. Aber ſo lange er Haut an den Füßen habe und ein Hemd am Leibe, wandere er der Freiheit nach und der Gleichheit, und ſollte er darob zum ewigen Juden werden, oder die Tyrannei ihn in einem Mörſer zerſtoßen. Er war ganz herrlich anzuſehen, als die Begeiſterung ihm ſo rundweg vom Munde floß. Dem Wirthe verging darob das Herz, wie ein Stück Zucker im Waſſer, er machte auch ein Geſicht, als ob er ſelbſt zu einem Glas voll Zuckerwaſſer werden wollte. Das ſei jetzt geredet mit Wahrheit, ſagte der Wirth, ſo hätte er es nie gehört; er ſpreche da eine Geſinnung aus, mit welcher man jede Verfaſſung pflaſtern ſollte von oben bis unten, dann hätte es doch einmal eine! Es werde viel geredet in dieſer Stube, beſonders im Winter; im Sommer führe er die Herrſchaften aus der Stadt und Kapläne, und, wenn ſie es begehrten, auch die Herren Aerzte hinauf in den Saal, wo der Balkon ſei, aber ſo feſt habe er doch die rechte Sache noch nie gehört. Er wollte gerne eine Flaſche 36er oder gar 34er holen, ſie ſollte keinen Kreuzer koſten und er habe doch guten, er habe ihn ſelbſt geholt, er möge mit denen Weinherren nichts zu thun haben, wenn das, was der Herr geſagt, ein Rathsherr oder zwei gehört hätten. Die hätten eine Naſe voll nehmen können. Er nehme auch kein Blatt vor den Mund, habe ſchon oft ihnen die Wahrheit geſagt, ſo gut er es verſtanden, daß ihn gedünkt, es ſollte ihnen die Haut abgehen. Aber es mache ihnen alles nichts, was er ſage: Hör' du, ſagten ſie ihm gleich, du biſt immer der Gleiche und nie zufrieden. Wenn unſer Herrgott vom Himmel käme und die Mutter Maria mit ihm, ſie würden es dir nicht recht machen, du räſonnirteſt doch immer fort. Ja, ſage ich ihnen dann, ich bin alleweil der Gleiche, es wäre gut, es hätten es Andere auch ſo und änderten nicht die Haut, ſobald ſie an die Regierung kämen. Da haben ſie ſchon manchmal geſagt: Wart du nur, das nächſte Mal mußt Rathsherr werden. Da habe ich geſagt: Wählt mich nur, es iſt dann die Frage, ob ich's annehme. Aber ſie haben mich noch nie zum Rathsherren gemacht, ſie wiſſen wohl warum, daß ich nur der Gleiche bliebe, und das käme gar kurios, wenn ich ſo wäre und die Andern alle anders. Wenn nur die Herren kämen, was ſie zu ſolchem ſagten, nimmt mich gar zu Wunder; aber bei ſolchem Byswind kommen ſie nicht.

Doktor Dorbach liebte ſolche Anerkennungen. Er ſand, er habe ſelten einen Wirth gefunden, der ſo gut ihn gefaßt, ſo tief in ſeinen Sinn eingedrungen. Er machte dem Wirth Complimente über ſeinen tiefgehenden politiſchen Sinn. Er könne ſich nicht ausſprechen, wie wohl es ihm thue, hier auf dem Lande einmal Jemand gefunden zu haben, der ihn verſtehe. Er ſei nicht preſſirt; wenn es dem Wirthe recht ſei, bleibe er einige Wochen hier; gelegentlich könnte er den Herren den Text leſen, auf die Landleute wohlthätig einwirken, in der Zwiſchenzeit Hauslehrer ſein. Er wollte die Kinder in einigen Wochen weiter fördern, als ſie in einer gewöhnlichen Schule in zwei Jahren kämen. Bei der Nähe der Stadt, wo er Freunde habe, ſinde er ſchon literariſche Beſchäftigungen und könne zugleich ſeine Anſichten über Elend und Nothſtand im Solothurnergebiet im freiſinnigſten Blatte ausdrücken. Was ſagt Ihr dazu, Herr Wirth? „Das geſiele mir,“ ſagte der Wirth. „Den Kindern könnte man die Schuhe ſparen; ſchlaft Ihr nicht gern in einem kalten Zimmer, ſo könntet Ihr beim Stallknecht ſchlafen, er hat ein Bett für drei. Was würdet Ihr Koſtgeld zahlen?“ Ja potz Himmel, was da Doktor Dorbach für Augen machte! Kinder unterrichten, beim Stallknecht ſchlafen und Koſtgeld zahlen? „Koſtgeld?“ ſagte Dorbach, „was Koſtgeld? welche Beſoldung geben Sie mir dann als Hauslehrer?“ Ja, ſagte der Wirth, Hauslehrer, den er bezahlen müſſe, begehre er keinen, er hätte bloß geglaubt, er könnte die Schule erſparen, thäte ihm einen Gefallen, wenn er ihn behielte für ein anſtändig Koſtgeld; ein großes hätte er nicht einmal begehrt, bloß ſo wie es für einen ſolchen Herrn anſtändig ſei. Kurios, auf einmal war es ander Wetter, die Brüderlichkeit zu Ende. Die Geſinnungen gingen auseinander und Dorbach ohne viele Complimente weiter. Der Wirth leckte noch einmal ſo wohl an ſeiner Pfeiſe und rühmte ſchmunzelnd, wie wohlfeil er den hätte verbrauchen können. Der Wirth war allerdings ein ganz vortrefflicher Patriot, aber aus der Claſſe, welche man Sackpatrioten nennt. Dorbach nahm das aber nicht ſo kaltblütig, er lief in heiligem Zorne der Stadt zu und fluchte bitterlich über die Bauern, von denen man nie wiſſe: ob der Eſel im Schelm ſtecke, oder der Schelm im Eſel. Es war aber auch Zeit, daß er lief und zwar tapfer, es ging gegen Abend, die Sonne rückte immer raſcher dem Untergang zu, und Dorbach glaubte nur weniger zu rücken, je ſtrenger er lief. Er kam ſich vor wie ein Hund in einer Tretmühle. Solothurn wollte gar nicht nähern.

Er hätte gerne noch Freunde aufgeſucht, Empfehlungen abgegeben, Quartier gefunden, aber längſt war es Nacht, als er endlich durch das ehrenfeſte Thor humpelte und mit Mühe die ihm im Falle der Noth bezeichnete Herberge fand. In ſeinem Gemüthe war er wiederum ſo mit der Welt zerfallen, daß er es mit dem ſchnäuzigſten Metzgerhund aufgenommen hätte. Nicht gewohnt, früh zu Bette zu gehen, ſuchte er, ſo müde er auch war, doch die Gleichgeſinnten auf. Ob Dorbach Freimaurer iſt, wiſſen wir nicht. Freimaurerei iſt dato der große Bettelbrief, gültig auf zwei Welttheile, mit welchem die Ruh- und Friedeloſen, die Weltbeſchmerzten, Europamüden, Zerriſſenen, die Märtyrer der Geſinnung, die Bürger eines kommenden Jahrhunderts wandern durch Europa nach Amerika, durch Amerika nach Europa und zwiſchen Amerika und Europa hin und her. Dorbach trat, ſo klein er war, doch mit ganz beſonderem Selbſtbewußtſein in den Verſammlungsort, man ſah, er hatte ſich um das Imponiren vielfach bemüht. Er glaubte, das gehöre zu einem Doktor, welcher in ſieben Fächern Profeſſor ſein zu können glaubte. Wir müſſen ſagen, der Glaube hat nicht bloß viel für ſich, ſondern die

Kunſt des Imponirens iſt auch viel werth. Nur iſt hier wie an andern Orten das Mögen und nicht Können äußerſt fatal. Wir können nicht ſagen, daß ſein Empfang, als man endlich den Unerwarteten erkannte, ſehr ſtürmiſch geweſen ſei, die Kunde von ſeiner Ankunft mehr angezogen als fortgeſtoßen hätte. Indeſſen das hinderte nicht, daß in einer Zeitung folgende Nachricht ſtand, mit einer großen Hand bezeichnet: „Den 23. December hatten wir das Glück, den berühmten Doktor und Profeſſor Dorbach bei uns zu ſehen. Unerwartet trat er bei uns ein, die Ueberraſchung war groß und innig. Der Jubel, den hochgefeierten Mann auch einmal in unſerer Mitte zu ſehen, ſtieg von Minute zu Minute, lief wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt. Dorbach iſt da! tönte es in die dunkelſte Spelunke hinein. Die freiſinnigen Bürger ſtrömten zuſammen, den Kämpfer für Freiheit und Recht zu ſehen, zu begrüßen. Wer ihm die Hand geben, ſein Kleid berühren konnte, war glücklich, aber Tauſenden verſagte das Gedränge dieſes Glück. Unſer großes Local war zum Erſticken voll. Das Gedränge hinderte ruhige Beſprechung. Dorbach war ſehr müde, doch ſprach er herrliche begeiſterte Worte aus der Tiefe ſeines göttlichen Gemüthes, ſie gruben ſich mit eherner Schrift in die Herzen. Der Abend wird uns unvergeßlich bleiben.

„Am folgenden Tage ſollte ein großes Eſſen ſtattfinden. Der Storchenwirth hatte bereits unaufgefordert große Anſtalten getroffen, aber unaufſchiebbare Angelegenheiten zwangen den Theuren, ſchon am folgenden Tage abzureiſen. Uns tröſtet nur das Verſprechen ſeines baldigen Wiederkommens, ihm folgen unſere beſten Wünſche auf ſeiner ruhmvollen, ſegensreichen Bahn.“

Ueberſetzt man dieſe Ankündigung in den einfachen Styl, ſo lautet ſie ungefähr ſo: Was zum — iſt ſchon einer wieder da, hätten deren doch bald genug geſehen, wenn der — nur ſchon wieder weg wäre! Der Jubel reducirte ſich auf ein eigenthümlich Zucken im Geſichte, ungefähr wie man es macht, wenn eine Schröpferin uns ihre Hörnchen in den Nacken ſetzt. Die Bekannteren frugen verblüfft kraus durch einander Woher, Wohin, nahmen ihn dann zum Tiſche und ſetzten ſich zu einer Flaſche. Dabei blieb es. Zudrang war ferner keiner ſichtbar. Im Gegentheil zwiſchen dieſer Gruppe und den andern Gäſten blieb ein ziemlicher Zwiſchenraum. Wer konnte, rückte das ab, und Mancher trank ſeinen Schoppen raſcher aus und ging früher heim, als er ſonſt gewohnt war. Die nähern Freunde waren daher bald ungeſtört und Dorbach konnte ausrücken mit Allem, was er auf dem Herzen hatte, mit allgemeinen und Privatangelegenheiten. Was die letztern betraf, ſo gab er ſich nicht mit Fragen ab, ſondern er machte ſeinen Freunden Eröffnungen. Er ſagte, er gedenke hier zu bleiben, eine Profeſſur zu übernehmen, oder wenn keine Stelle offen ſei, einſtweilen Privatunterricht zu geben, eine Zeitung zu gründen oder die Redaktion einer bereits beſtehenden zur Hand zu nehmen, ſeine vermiſchten Schriften zu ſammeln und herauszugeben, einen Handwerkerverein zu ſtiften, dort Stunden zu geben und die üblichen Vereinsbücher herbeizuſchaffen. Er ſprach mit großer Beſtimmtheit, nahm durchaus keine Notiz von der Verlegenheit, welche ſich auf einigen Geſichtern ſichtlich genug herausſtellte. Schüchterne Einreden überhörte er eben ſo, wie er die Gläſer nicht zählte, welche er hinunterlaufen ließ.

Die Herren rutſchten ungeduldig auf den Stühlen, obſchon man ſonſt in Solothurn nicht der Meinung iſt, man müſſe immer mit den Hühnern zu Bette gehen, und den Solothurnerinnen muß man nachreden, daß nicht bald Bürgerinnen ſo gut einſehen und begreifen können, wie man eine Flaſche über den Durſt trinken kann als ſie. Endlich brauchte man Kunſt und es kam wirklich zum Aufbruch. Zwei machten ſich hinter den Andern weg und zu dem Einen ſprach der Andere: „Hör' du, wer iſt der kleine Teufelskerl, der ſäuft als wäre er das Heidelberger Faß und ſpricht als wäre er der alte Goliath und iſt doch nur ein ganz kleiner Knirps, der jedenfalls durch ein Nadelöhr geht, daher wahrſcheinlich ins Himmelreich kommt?“ „Ach,“ ſagte der Andere, „das iſt eben einer von den fatalen Kerls, welche einem immer auf der Haube ſind, wenn man unglücklicherweiſe einmal mit ihnen angebunden. Es ſind wahre Kinder des Teufels, denn ließ man ſich einmal von ihnen am kleinen Finger anrühren, ſo wollen ſie nicht bloß die ganze Hand und Haut und Haar, ſondern den ganzen Leib ſammt der Seele. Ich kenne leider die Kerls, aber ich meide ſie. Das ſind die Kerls, welche man braucht, um die Revolution zu machen, d. h. um das Beſtehende zu zerſetzen, alle Inſtitutionen, Ehe, Eigenthum u. ſ. w., ſelbſt Gott für veraltet zu erklären, das Fleiſch auf den Thron zu ſetzen. Das ſind die Kerls, welche, ſobald man etwas von Freiheit ſprach, herbeiliefen, wie ehemals das Volk zu einer Kaiſerkrönung nach Frankfurt, um von dem gebratenen Ochſen zu kriegen und das Maul an die Brunnen zu ſetzen, aus welchen der Wein ſprudelte. Haben ſie ſich irgendwo durch eigene Schuld und heilloſe Frechheit um's Brot gebracht, ſo erſcheinen ſie unerwartet vor der Thüre, fordern was ihnen beliebt als Märtyrer ihrer Geſinnung, gleich Verwundeten, die als Freiwillige im erſten Feuer geſtanden, und legt man ihnen nicht die Hände unter die Füße und behandelt ſie wie türkiſche Paſchas, ſo erheben ſie ein Zetergeſchrei, als ob man ſie abſtechen wolle wie ein altes Huhn, und predigen einen Kreuzzug gegen uns arme Teufel.

„Hoffentlich werden wir dieſer Zehntherren bald los, es giebt Loch für ſie anderwärts. Der Zehnten auf meinem Gute, der nun abgeſchafft iſt, kam mich bei weitem nicht ſo hoch zu ſtehen, als ich an dieſe Burſche ſeit einiger Zeit ausrichten muß. Das iſt ein Kerl, der ſchwer Geld verdienen könnte, bringt ſich um alle Stellen, läßt Weib und Kinder im bitterſten Elend, ſchlüge den nächſten Verwandten, den größten Wohlthäter leiblich oder moraliſch todt um dreißig Kreuzer, wenn er zufällig Durſt hätte. Iſt er im Unglück durch eigene Schuld, ſollen es Ariſtokraten und Jeſuiten gethan haben, brüllt die Welt voll über die verfluchten Schweizerkühe und ſteigt doch im ganzen Lande den Kühen nach, um ſie zu melken. Die Kühe ſollen ſich melken laſſen in aller Demuth und noch Gott dafür danken, daß er ihnen einen ſolchen Melker von Gottes Gnaden geſchickt, ſollen ihm ſchaffen Fiſcheli z' Morge und Krebſeli z' Nacht, alles bei Androhung der allerhöchſten Ungnade. Ich bin aber deſſen ſatt und entſchloſſen, mir das Geſchmeiß ein für alle Male vom Leibe zu halten, gehe es mir wie es wolle. Gute Nacht, ſchlaf wohl, und wenn man am Morgen nach mir frägt, ſo ſage, es ſei ein Expreſſer gekommen und habe mich auf's Land gerufen."

Am andern Morgen finden wir unſern Dorbach auf der Straße ziemlich ſpät, er flucht bereits wieder innerlich. Er trifft die Freunde nicht. Der eine mußte unerwartet verreiſen, und wann er heim kommt, weiß man nicht; ein anderer iſt ſonſt nicht daheim, und wo er iſt, weiß man ebenfalls nicht. Endlich erwiſcht er einen, vielleicht daß an dieſem eben die Reihe war, das Wetter über ſich ergehen zu laſſen. Dorbach ſpritzt erſt die bereits geſammelte Galle los und frägt: was für Ausſichten für ihn da ſeien und was die Freunde gethan, die ihnen geſtern gemachten Eröffnungen zu verwirklichen? „Höre du," ſagte der Freund, und ſchenkte ein, wahrſcheinlich weil man Pillen gewöhnlich in etwas Flüſſigem einnimmt, „du biſt hier ganz am unrechten Orte, hier iſt nichts für dich, das iſt wohl bekannt, und ich begreife gar nicht, wie man dich hieher weiſen konnte. Es war wohl eine Zeit, wo man hier auch das Fieber hatte, ein Pole mit ſchwarzen Augen zum Mittagseſſen eingeladen, ein Fremder angeſtellt wurde, aber das Fieber ging raſch vorüber, das Klima iſt ihm nicht günſtig. Man liebt hier eigentlich nur die Fremden, welche Geld austheilen, wie Koſciusko es that, wo, wenn der Mann nicht den Verſtand hat, das Pferd ſtille ſteht. Das Geld fließt hier nicht in Strömen, und wenn es fließt, haben die Einheimiſchen das Maul an der Röhre, es iſt ihnen eigentlich nicht zu verargen, ſie haben es nöthig. Es iſt auch eine ſehr große Beſchränktheit hier. Man ſagt: wenn man Brot übrig habe, ſo gebe man es am liebſten den Einheimiſchen, und möchten es die Menſchen nicht, den einheimiſchen Hunden. Bitte, werde nicht böſe, es ſind ja keine Anzüglichkeiten, ſondern bloß Berichte über die hieſige Stimmung. Begehre nicht auch, es ſind nicht Geldmenſchen hier, man ſammelt nicht Schätze, aber was man braucht, braucht man am liebſten für ſich. Ja ich weiß wohl, was du meinſt, jeder zahle an das Gemeinwohl das Seine, du mit deinen Talenten, der Philiſter mit Geld; aber dieſen Kalkul hat man einſtweilen hier noch nicht begriffen. Man iſt hier durchaus nicht pfäffiſch, ja man iſt ſogar freiſinnig, aber nur im Geiſte, nicht im Gelde, der Geiſt iſt halt unendlich, das Geld endlich. Dieſen Satz faſſen die Solothurner ganz klar. Hier ein anſtändig Brot zu finden auf die Dauer, kann ich dir alſo durchaus keine Hoffnung machen. Sieh im Bernbiet oben, da iſt Geld und Dummheit viel, und was die Fremden nicht machen, das machen die Tochtermänner. Die Berner erfahren es wie die Juden, wohin es führt, wenn fremde heidniſche Weiber eingeführt werden. Im Bernbiet ſind viele unſerer Leute, ſind Sekundärſchulen und Privatlehrer und Handwerksvereine, ein angeſäet Feld, wo man nur zu ernten braucht, ſind Knoten, von wo aus viele Fäden laufen, iſt viel Arbeit und ſicher Mancher froh über einen Gehülfen, wenn ihn eine höhere Beſtimmung weiter ruft, wenn er z. B. Herold der Republik in Baiern oder Sachſen werden ſoll. Dahin gehe, aber nicht heute, heute bleibſt bei mir.“

„So, iſt das dein Rath?“ ſagte Doktor Dorbach, „theuer iſt der nicht. Aber meinſt du denn eigentlich, du verflucht Vieh, ich ſei es nicht ſatt, mich ſo von Einem zum Andern ſchubſen zu laſſen, wie die Buben die Bälle ſich zuwerfen? Meinſt du, ich leſe die Galgenfreude nicht an Euren Schweinsköpfen, wenn einer von Euch meiner los wird, mich einem Andern auf den Hals wirft und dabei denkt: einem recht, dem andern billig, habe ich blechen müſſen, kannſt du auch! Ihr Luder, die Ihr warm ſitzt, was habt Ihr für die Freiheit gethan? Nichts! Im Neſt ſeid Ihr geſeſſen mit Behagen und habt Euch gewärmt, während Andere froren. Um's Brot habt Ihr geheuchelt, geſchmeichelt, den Katzenbuckel gemacht, ſeid gekrochen wie die Hunde und freßt es nun wie die Hunde. Klopft ein Bruder, der im Vortreffen geſtanden, bei Euch an, will ſich wärmen und ſättigen, knurrt Ihr wie die Hunde, legt die Tatzen auf das Bein, an welchem Ihr nagt, zeigt dem Bruder die Zähne und weiſet ihn weiter, Ihr Hunde!“ So redete Dorbach. Der Kleine konnte ſchrecklich ſein trotz dem Allergrößten. Der Andere erſchrak aber nicht, redete ihm gelaſſen zu. „Sieh,“ ſagte er, „das iſt eine grobe Rede und noch dazu eine dumme, ungerechte. Du warſt angeſtellt, ſo gut oder beſſer als ich, warum führteſt du dich nicht auf, daß du deine Stelle behalten konnteſt? Ich habe ſichere Nachricht, daß du dich durch eigene Schuld darum gebracht. Ich kenne keine Verpflichtung, daß die Sparſamen und Fleißigen die Verſchwender und Tollköpfe erhalten müſſen. Ich will dir aufrichtig noch Eines ſagen. Ihr mit Euerm unſinnigen Treiben, mit Euerm unverſchämten Betragen gefährdet die Lage aller Deutſchen, welche hier ihr Brot gefunden und im Frieden es eſſen möchten. Ihr ſeid ſchuld, wenn man am Ende alle Deutſchen haßt und an einem ſchönen Morgen uns ſammt und ſonders zum Teufel jagt. Ihr gebehrdet Euch hier im fremden Lande, als wäret Ihr die Herren, die Schweizer die Knechte, wollt ſie lehren, was Freiheit iſt, und übt die ſchändlichſte Tyrannei, ſtiftet Streit und Zank, gefährdet die Ruhe des Landes, ſetzt deſſen Lage auf's Spiel und verleumdet alle Schweizer, welche Ihr nicht an der Leine führen könnt, auf das niederträchtigſte. Sieh, das kriegt man dann endlich auch ſatt, und was Ihr geſündigt, werden zuletzt die Unſchuldigen büßen müſſen." „Du wagſt es, ſo zu mir zu reden?" rief Dorbach, „du, der du ohne mich nichts wäreſt, als ein Wurm, der längſt zertreten worden? Biſt alſo ein Abtrünniger geworden, ein Jeſuiten- und Pfaffenknecht, verratheſt die Brüder um Silberlinge, ſtößeſt ſie hungrig von deiner Schwelle. Warte, du Judas, das müſſen die Brüder wiſſen, du verfluchter Philiſter, das ſollſt du büßen. An den Dorbach ſollſt du denken dein Lebtag", und fort polterte er in vollen Zornesflammen, hörte auch die begütigenden Worte des Freundes nicht. Alſo ging es ihm in Solothurn, wohin er ſo feſt ſeine Hoffnung geſtellt; bleibende Stätte fand er nicht. Pilgrim und Fremdling mußte er bleiben und begriff doch nicht warum? Aber ſo geht es in der Welt ſehr oft und bei den Gelehrteſten am häufigſten, daß ſie Alles begreifen, Alles leſen können, Gedrucktes, Geſchriebenes, ja ſogar die Hieroglyphen der Egypter und Babylonier, nur nicht was Gott mit eigener Hand in gewaltigen Buchſtaben vor der Naſe an die Wand ſchreibt. Dorbach war groß in ſeinem Zorne, in ſeiner Seele brannte die gründlichſte Verachtung aller Lumpenſeelen, die ihr Brot ſelbſt eſſen, nicht zu ihm ſagen wollten: Bruderherz, theure Seele, nimm, was ich habe, nimm meine Stelle, ich habe mich warm geſeſſen, kann nun wohl auf die Strümpfe, eine andere zu ſuchen. Er wälzte eine namenloſe Verachtung vor ſich her gegen das ganze Gezüchte der gemeinen, principien- und ideenloſen Hunde, welche Ruhe und Frieden liebten, nicht Alles aufboten, Revolutionen und Krieg zu machen, und zwar recht gründliche Revolutionen, recht blutigen Krieg. Ihn ſchauderte vor der niederträchtigen Geſinnung der Dreckſeelen, die behalten wollten, was ſie hatten, und es nicht zum Opfer bringen wollten für die gute Sache, ſobald er es begehrte. Solche alle ſollten im Dreck erſtickt werden, denn nie brächte man die auf die freie Höhe der neuen Zeit. Im erſten Zorne rannte er gegen das Baſelthor. Da fiel ihm ein, daß zu viele Spatzen auf einem Kirſchbaume die Kirſchen rar machen, er ſchwenkte daher beim Münſter der Fußbrücke zu, gegen das Bernthor. Nicht nach Bern wollte er, er kannte Bern und wie viele Spatzen dort hinter den Kirſchen waren. Er hätte am liebſten einen Kirſchbaum gefunden, auf welchem noch gar keine Spatzen geweſen, ſolche Bäume ſind aber rar in unſerer bevölkerten Zeit. Indeſſen kannte er einen Bruder, der im Bernbiet auf einem Kirſchbaume ſaß und das Handwerk aus dem Fundament verſtand, pfiffig, geil, anmaßlich, kriechend, falſch war, als wäre er aus dem allerbeſten Galgenholz geſchnitten, wo es ihm anging, den Richter machte, als wäre er einer der von Gott über Iſrael geordneten Richter. Er wußte wohl, daß dieſer Spatz ihn nicht begehrte auf dem Kirſchbaume, auf welchem er ſelbſt ſaß, aber er konnte ihm vielleicht einen anweiſen, auf dem noch kein Spatz ſaß, eine Spätzin hätte ihn weniger genirt. Begreiflich kehrte er aber noch ein, ehe er Solothurn verließ. Es war bald Mittag und der Zorn macht bekanntlich trocken. Es war der Tag vor Weihnacht, es war ein ſchöner Tag. Es läutete viel in Solothurn an dieſem Tage, und es läutet ſchön in Solothurn, wenn es recht angeht und nicht bloß die kleinen Glöcklein klingeln und bimmeln. Aber dem armen Dorbach war Alles nicht recht, die Sonne nicht, ſie verdarb ihm den Weg, die Glocken nicht, die machten ihm Ohrenweh. Wenn es einmal wüſt in der Seele iſt, ſo ſcheint der wüſten Seele Alles wüſt, was vor ſie kömmt. Es war keiner der erſten Gaſthöfe, in welchem er einkehrte, ſein Zeichen war ein verdorreter Buſch. Verdorrete Büſche, ſeien es Tannen-, Dorn-, Palm- oder andere Büſche, ſind merkwürdige witzige Schilder für ſolche Häuſer: ſie bezeichnen den Menſchen, der da aus- und eingeht, das Ende ſeines Aus- und Eingehens, das Verdorren. Aber ſo dumm ſind die Menſchen, abſonderlich da, wo Sekundärſchulen ſind, d. h. Schulen, welche aus Bauern ſekundäre Herren machen, d. h. Halbherren, daß ſie ſo was durchaus nicht begreifen noch verſtehen. Hinter dem dürren Buſche fand Doktor Dorbach wirklich auch das dahin gehörende Publikum, welches dem Sinnbilde Ehre machte: halbverdorrete Bürger, halbvertrocknete Handwerker und ganz verdorbenes Weibervolk. Man ſchöppelte und räſonnirte gewaltiglich. Die Einen ſchimpften über die Herren, die Andern über die Bauern, die Dritten über die Regierung, die Vierten über die Pfarrherren, kurz es ſchien da die allertüchtigſte Geſinnung, wahrer Vollbluts-Patriotismus zu herrſchen, d. h. eine totale Unzufriedenheit mit Allem, was im Himmel und auf Erden iſt.

Hier fühlte ſich Dorbach in ſeinem Elemente, wohlig als wie das Fiſchlein auf dem Grunde, hier war es ihm, als ſollte er Hütten bauen. Er half räſonniren, und was Andere in die Kreuz und in die Quer jagten, ließ er aufmarſchiren mit geſchloſſenen Gliedern in förmlicher Schlachtordnung mit Artillerie und Cavallerie, ließ alle Waffen ſpielen und blitzen ſchrecklich. Aber es ging ihm wie den Eidgenoſſen im Sonderbundskriege, er ſchoß zu hoch über die Köpfe und gab ſo ſich ſelbſt bloß. Er ſchimpfte nicht bloß über Herren und Bauern, Regenten und Pfarrherren, wie die Andern, er ſchoß bis zum Himmel hinauf, läſterte alles Heilige, namentlich den Weihnachtstag und deſſen Bedeutung. Ja da kam er auf einmal auf ganz andern Boden. Katholiken ſind wunderlich, namentlich Luzerner und Solothurner. Sie können ſehr leichtfertig reden, namentlich im Bernbiet, können thun, als ob ſie alles Glaubens bar ſeien, aber ſie ſind ſehr oft nicht, was ſie ſcheinen. Sie können ſchimpfen über Gebräuche, können gegen Heilige muthwillig ſein, aber läſtern über das Hochheilige, beſonders an heiligen Feſttagen in der Nähe ihrer Kirchen, wo ſie noch deren Glocken vernehmen, und beſonders von Fremden, das wollen ſie nicht hören. Hinter dem leichtfertigſten Muthwillen iſt zumeiſt doch noch eine heilige Scheu verborgen, ſie fürchten die Bären noch, welche die muthwilligen Spötter fraßen. Anfangs hörte man auf das Männchen und deſſen Rede, ſo lange ſie ſich auf irdiſche Dinge und Perſonen bezog; als ſie aber höher ſich verſtieg, das Allerheiligſte läſterte und lächerlich zu machen verſuchte, da gab es ſaure Geſichter und Widerſpruch. Dorbach konnte auf fremdem Terrain ſonſt ſehr vorſichtig ſein, gehörte nicht zu Denen, welche mit der Fauſt gleich die Fenſter einſchlagen, um beſſer durchzuſehen, und in jedes Haus mit der Thür fallen. Er achtete ſonſt auf die herrſchenden Winde, ſtellte nach ihnen ſeine Segel, jedoch nur ſeinem Ziele zu. Er gehörte unter die verruchten

Lehrer, deren Hauptaugenmerk es iſt, nicht bloß allen poſitiven Glauben, ſondern auch jedes religiöſe Gefühl zu tödten, den jüdiſchen Fleiſchesſinn einzuführen, die Materie auf den Thron zu heben, aber Alles auf verblümte, unmerkliche Weiſe. Man kann ſie bei keinem Worte faſſen, die Worte haben keine Handhabe, weder Naſen noch Ohren, ſie tödten nach und nach, ſtibitzen Stücklein um Stücklein unbemerkt, impfen in kleinen Portionen das Gegentheil ein, tröpfeln die Aqua toffana ein, die geruch- und farbloſe, welche die geſchickteſten Aerzte nicht zu erfaſſen vermögen, geſchweige denn einfältige Papas und Mamas und am allerwenigſten eine hohe Stadtbehörde oder andere ſchulheitliche Weisheitsbüchſen. Das ſind gewöhnlich die allerkreuzdümmſten Choriſten oder Statiſten. Es giebt immer Worte, welche man Stadt- und Staatsbehörden in die Hand ſtößt, accurat wie die Wartmütter in den Kleinkinderſchulen Fahnen, Stecken, Zeichen den Kindern in die Hände ſtoßen, wenn ſie dieſelben ſpazieren treiben. So ſtieß man ſolchen Behörden zu einer Zeit in die Hände die Worte Neolog, Rationaliſt, Freimaurer, Freidenker, damit ſchlugen ſie verflucht um ſich und klopften die Rücken aus in die Kreuz und Quer. Plötzlich ſtieß man ihnen die Worte Humanität, Liberalität, Fachwiſſenſchaft, Gründlichkeit, Syſtem in die Hände und damit hätſchelten und tätſchelten ſie die Betreffenden, bis ſie ſtinkend wurden, entweder davon liefen oder ſonſt erkniffen mit den papiernen Sternen an der Bruſt, accurat wie in Kleinkinderſchulen, d. h. mit löſchpapiernen Zeugniſſen, mit denen ſie ſich brüſteten, als wären es goldene Kronen. Dorbach wußte mit dieſen Statiſten, d. h. Staats- oder Stadtbehörden, ſonſt umzugehen wie der Schiffer mit den Winden und ſegelte, bis Sturm ausbrach, ſehr gut mit ihnen. Aber wenn der Wein wirkte, vergaß er Vorſicht und eigentlich war er ſehr hochmüthig. Er benutzte wohl das Pack, aber wenn es ſich ihm entgegenſetzte, konnte kein alter Zwingherr gröber ſein und es verächtlicher behandeln als er. Er verſtand es dann zu demonſtriren, daß Alles außer ihm Nichts ſei und ſein Ich die einzige wirkliche Exiſtenz oder das einzige Weſen, welches eine wirkliche zu beachtende Exiſtenz hätte. So that er es auch jetzt, er blitzte und donnerte als meinte er, er ſei Jehova und ſitze auf Sinai. Aber ſo wenig er Jehova war und auf Sinai ſaß, ſo wenig hatte er Juden um ſich, die ſich gerne ducken, wenn es wettert, ſondern Solothurner, und zwar nicht bloß Schneider und Handſchuhmacher, das ſind jedenfalls eine andere Art von Krebſen.

Sie waren noch dazu vom gröbſten Korne, welches man in der dortigen Steingrube findet, ergrimmten über den Fremdling, der ſo unbeſcheiden und läſterlich ihr Beſtes im Kothe herumzog, und begannen nun in groben und hohen Tönen das beliebte Lied über die Fremden, welche den Landeskindern nicht bloß das Brot vor dem Maule wegfreſſen thäten, ſondern noch dazu im Lande herumführen mit Schnauben und Toben, Glauben und Leute verläſterten, Streit und Zank anzettelten, als wären ſie nicht bloß Kinder des Teufels, ſondern zweimal ärger als er ſelbſt. Aber nur Geduld, nach Weihnacht komme der Sylveſter, da läute man nicht immer und ewig nur das alte Jahr aus, da läute man auch einmal die neue Landplage zu Thor und Land hinaus und zwar unſanft, die Schnauzler, die verfluchten, das fremde Pack allzumal, vor welchem kein Pföſtlein und kein Meitſchi ſicher ſei. Allen mache man es wie den Käfern, man ſchüttle ſie von den Bäumen, werfe ſie in ein Loch, ſchütte Kalch dazu, daß ſie weniger ſtinken thäten. Kurz, die thaten jetzt, daß es Dorbach ward, als höre er bereits das Hep, Hep, er machte, daß er das Thor fand; aber noch lange war es ihm, als käme ihm der Landſturm nach, als töne es Hep, Hep hinter ihm her. Seine Haut war ihm nicht feil, ſo wüſt ſie war; er konnte beiſpiellos frech ſein, ſo lange es anging, und beiſpiellos feig, ſobald es an die Haut ging, er gehörte durchaus in das Geſchlecht der Tauchenten. Er marſchirte alſo ſtracks zur Stadt hinaus, den Berg hinauf auf der Bernſtraße. Er ſah mehr als einmal zurück, ob ihm der Troß nicht folge. Sah er dann Niemand, ſo ſchüttelte er ſein Fäuſtchen über die Stadt, als wie zum Fluche, als ob er ſagen wollte: Warte du nur, bis ich wiederkomme, wahrſcheinlich als Attila, ſo gleichſam als Geiſel Gottes. Wie ſchön der Blick über Stadt und Thal war, das ſah er nicht. Wie der fromme Glaube durch ein frommes Leben, zog die ſchöne Aar ruhig und klar durch's ſchöne Thal, und wie ein frommer Menſch in Gottes Gnade und Segen, glänzten Thal und Fluß in der Sonne Licht.

Nachdem er das Fäuſtchen geſchüttelt hatte, bereitete er die Präliminarien zur Verwirklichung der Drohung, ſchnitt die Ruthe, probirte die einzelnen Reiſer, d. h. er ſchmiedete Zeitungsartikel, ſchnitzelte Bannſtrahlen, ſpitzte Pfeile und tauchte die Spitzen in indianiſches Gift. Dieſes Handwerk verſtand er aus dem Fundament und trieb es mit Freuden, es war ſeine wahre Bürgerluſt. Es iſt dieſes ein grauenvolles Handwerk, ein eigentliches. Es iſt das Handwerk der Schlange im Paradieſe; die, welche es treiben, ſind der Schlange Abkömmlinge. Sie ſtreuen Gift in alle Verhältniſſe, ſäen Mißtrauen, und wie die Schlange Gott verdächtigte der Eva, untergraben ſie den Glauben an Gott, den Glauben an gute Menſchen, verdächtigen und verleumden dem Volke die Beſten im Volke, ſchieben den edelſten Zwecken die niederträchtigſten Abſichten unter und erſinnen Lüge auf Lüge, wie Kanoniere Lage auf Lage geben. Die Zahl dieſer

Sünder iſt Legion und gut dreſſirt ſind ſie, ſcharf eingeſchult, ganz wie von Sulzberger die Milizen. Ein Pfiff von der Wacht ertönt, das ganze Rudel, Meilen weit zerſtreut, ſpitzt die Ohren und paßt auf weitere Loſung, giebt die Loſung weiter, und in Hunderten von Zeitungen widerhallen die Lügen und Verleumdungen, wiederholen ſich hundert-, ja tauſendfältig, bis Breſche geſchoſſen iſt, bis Sturm gelaufen werden kann. Dieſe Legion hat Siege erfochten, an die keine Seele gedacht, ſie wird aber auch ihr Moskau finden, ſo gut als Napoleon; durch Niederlagen wird man ſiegen lernen, wenn man ſich einmal von der Verblüffung erholt und den gehörigen Muth wieder ſucht und um den Geiſt bittet, der unſerer Schwachheit aufhilft. Als Dorbach auf die Höhe kam, lag im röthlichen Lichte der untergehenden Sonne ein reiches Land, mit dunklem Walde reich durchzogen. In tiefem Hintergrunde ſtanden in ſtiller Majeſtät hell und klar unſere Berge, noch blühten ſie nicht in der Abendröthegluth, ſie glichen Roſenknospen, harrend auf den Kuß der ſcheidenden Sonne, um zu Roſen zu erblühen. Doch Doktor Dorbach ſah das nicht, er ſah ſelten etwas, was ihn nicht geradezu anging oder in ſein Handwerk einſchlug. Er fühlte nichts als die Befriedigung über die bereitete Arbeit und ergötzte ſich, indem er ſich vergegenwärtigte, wie die Betroffenen aufſchreien würden wie getretene Hunde, oder in tödtlichem Schmerze ſich winden, wie von vergifteten Pfeilen, welche aus ſicherm Verſtecke verruchte Buſchmänner abgeſchoſſen, die unerwartet Getroffenen. Arbeit macht aber auch durſtig, daher ſtreckte Dorbach ſeine Beine immer ſchneller und länger nach dem Dorfe, welches vor ihm lag. Er wollte dieſen Abend noch weiter, näher ſeinem gedachten Freunde auf den Leib, doch wäre er einſtweilen auch in Bibriſt geblieben, wenn dort ein Kirſchbaum ohne Spatzen geweſen wäre, eine fette Schulſtelle z. B. oder ein freiſinnig Blatt ſich hätte gründen laſſen. Bis dahin iſt dort keines erſchienen, und das Klima ſchien bis dahin dieſer Produktion nicht günſtig: indeſſen ſcheint auf der Welt Alles möglich zu werden. Es bedarf z. B. in Bibriſt nur 'n Koplon, ſo ein rechter lieber Junger, ſo kann der Kukuk für nichts mehr ſtehen, ein Blatt iſt im Umſehen geſichert; kaufen es die Männer nicht mit Geld, zahlt es das Weibervolk mit Eiern und Enten. Es war ſtille im Dorfe und in der Gaſtſtube, die Wirthsleute nicht geſprächig, es war als ob eine Art von Bann auf der Welt und ihrem Treiben liege, eine unſichtbare Kraft bewältige die ſinnlichſten Gemüther, aufſprenge eine lang verſchloſſene Kammer, und aus derſelben ſchritten drei ernſte lang gefangene Geſtalten: die heilige Scheu, die inbrünſtige Andacht, die gläubige Demuth. Das machte Dorbach Langeweile und ſpotten mochte er doch nicht. Der Erfolg konnte hier noch derber ausfallen als in Solothurn, er trank haſtig, die Wärme wirkte, er ſchlief ein. Sein Schlaf war anfangs ruhig, was Angenehmes ſchien ihn zu beſchäftigen. Nach und nach ward er unruhig, wild, dann krampfhaft ängſtlich. Es träumte ihm, er hätte irgendwo die Gemüther bearbeitet, Gährung ſei gekommen, die Revolution in Ausſicht geſtanden, den Tyrannen habe er mit giftigen Pfeilen durchlöchert wie ein Sieb, daß derſelbe auf dem letzten Löchlein geblaſen, da habe derſelbe plötzlich ſich aufgerafft und ihn abfaſſen laſſen. Er erſchrak innerlich, that ſtark äußerlich, proteſtirte gegen die Gewaltthat, rief Himmel und Erde um Rache an gegen die Verletzung aller Bürgerrechte, gegen dieſen rechtloſen Zuſtand, wo ein Tyrann ſich nicht bloß vertheidige gegen einen Bürger, ſondern ſogar Repreſſalien gebrauche, räche, was gegen ihn geſchrieben worden, während doch Preßfreiheit ſei, jeder ſchreiben könne was ihm beliebe ohne

Störung, und nur das ſouveräne Volk allein das Recht habe zu ſchinden und zu hängen, wer etwas ihm Mißliebiges geſchrieben. Aber an das Proteſtiren kehrte man ſich nicht. Er rief das Volk zuſammen, und das Volk kam nicht, ja er ſah zum Himmel auf, aber ſtille blieb es da oben. Er ſollte gehängt werden, er wand ſich wie ein Wurm, aber der Strick kam ihm um den Hals trotz alles Wehrens. Er verſprach Eröffnungen, aber man hörte ihn nicht. Es fing an zu läuten, jämmerlich wimmerte das Armenſünderglöcklein. Er war in Gedanken ſo oft ein Held geweſen, hatte ſich in die Bruſt geworfen, Reden an das Volk gehalten, daß es Steine aus dem Boden ſprengte, das Volk in Thränen aufgelöſt ward, war dann geſtorben wie Stephanus, und tauſend Hände fuhren mit Schnupftüchern in ſein Blut und färbten ſie roth für Kinder und Kindeskinder. Als nun das Armenſünderglöcklein wimmerte ſo jämmerlich, da ward es ihm auch jämmerlich im Herzen, an Kühnheit und Rede dachte er nicht, gebrochen warf er ſich in die Knie. Da entſtand ein heftiges Klirren, er hörte einen ſchrecklichen Schrei, er ſprang auf, riß die Augen auf, das ſchreckliche Glöcklein wimmerte noch immer, aber er ſah kein Schaffott, keinen Henker, nichts als eine dunkle Stube und eine verſchlafene Stubenmagd. Sie ſchien mit ihm in ſonderbarem magnetiſchen Rapporte zu ſtehen. Als er einſchlief, ſchlief auch ſie ein, und als er gehängt werden ſollte, ſchrie ſie ſchrecklich auf, aber eigentlich nicht wegen dem Hängen, ſondern weil Dorbach in ſeinen Todeskrämpfen Glas und Schoppen an den Boden geworfen hatte. Mit dem Traum war auch die Gefahr vorüber, aber wohl war es ihm doch nicht da. Man kann es auch begreifen! Er trank raſch noch einen Schoppen und ging. Wie lange er geſchlafen, wußte er nicht. Er ſchlug nicht die große Heerſtraße ins Bernbiet ein. Das war auch ſo eine lange, lange, wie die, auf welcher er ſich geſtern die Beine faſt abgelaufen, und die nichts beſſer gleichen als einer amerikaniſchen Rede, welche zuweilen ſieben Tage fortlaufen ſollen. Man hatte ihm noch eine andere gezeigt, welche noch dazu ſchneller zu ſeinem Ziele führen ſollte, dieſe ſchlug er ein. Die Straße führte alsbald in den Thalgrund, über eine magere lange Emmenbrücke auf ein weites Feld, eigentlich in eine ſehr große Ebene, in welcher unendlich viel liegt an Aeckern, Häuſern, Mühlen, Schmieden, Wald und Wieſen, unendlich viel läuft von Haien und Menſchen, Waſſer und Weibern, Zinſen und Klappereien, Prozeſſen und Politik, Kiltbuben und Volksmännern, Rathsherren und Bettlern. Es war nicht finſter, gegen Oſten ſchwebte eine eigenthümliche Helle am Horizonte, es war, als wolle mitten in die Nacht hinein ein junger Morgen kommen. Dorbach kümmerte ſich aber nicht darum, ſah es wahrſcheinlich nicht einmal. Er lief, als wenn das Armeſünderglöcklein Beine bekommen hätte und ihm nachliefe. Beſonders unheimlich kam es ihm in die Beine auf der langen Brücke über den weißen breiten Grund, durch welchen kaum ſichtbar der vertrocknete Fluß ſich wand. Es giebt aber auch nicht bald was Schauerlicheres als im flachen Lande das breite Emmenbett faſt ohne Waſſer, wenn hell der Mond ſcheint. Es iſt als wären die hellen Kieſel gebleichte Todtenbeine, der weiße Grund die große Todtenſtraße, auf welcher der Tod wandert mit den Todten durch's Land nach der dunkeln Ewigkeit.

Träume ſind ſehr merkwürdig und oft von Gott geſandt. Sie bringen aus den Tiefen der Seele herauf, was da unten auf dem Grunde verborgen liegt, ſie bringen dem Menſchen, welcher ſich ihrer achtet, zum Bewußtſein beides — verborgene Kräfte und verborgene Schwächen. An ſo was dachte aber Doktor Dorbach nicht. Er ärgerte ſich bloß über das heilloſe, unnütze Läuten, welches er einmal noch gänzlich abzuſtellen hoffte ſammt den verfluchten Tyrannen, welche die Menſchen nicht bloß nicht in Ruhe leben ließen, ſondern noch im Traume moleſtirten. Er that ſchwere Gelübde, das müſſe anders werden, füllte auf's Neue Bomben und Granaten, überſchlug das Terrain, wo die Batterien am zweckmäßigſten aufzufahren hätten, das feindliche Lager zu beſchießen. Darüber ging der Mond auf, groß, klar, herrlich, in wahrhaft himmliſcher Majeſtät. Aber Dorbach, der eben nichts mehr haßte als alle und jede Majeſtät, throne ſie, wo ſie wolle, ſah ihn nicht einmal verächtlich an. Das verdroß die Geiſter, welche in den Tiefen wohnen und über den Waſſern ſchweben, aber doch verehren in aller Demuth, was am Himmel iſt. Sie woben aus den Dünſten, über welche ſie Macht haben, einen Schleier, ließen ihn leiſe, unmerklich von der Erde weg zum Himmel auf, daß es ſeltſam wunderbarlich wurde, als wandere man in einer Seele voll Ahnungen, als gehe man zwiſchen Geheimniſſen und Räthſeln und überall in den Räthſeln drehten die Schlüſſel ſich in den Schlöſſern. Es iſt ein Wandern wie in einer andern Welt, er iſt als nahe man ſich den Thoren des Himmels, hinter welchen der Pilgrim, der endlich auf der rechten Straße die Thore gefunden, findet Gottes unausſprechliche Herrlichkeit. Aber davon merkte Doktor Dorbach nichts. Als er Bomben und Granaten in hinlänglicher Zahl gefüllt glaubte mit Mord und Brand von allen Sorten, ſah er den Nebel und es fiel ihm ein, ob er verirrt ſei oder noch auf dem rechten Wege? Dorbach war ein Culturmenſch, kein Naturmenſch. Wenn ſchon nach einer Seite hin beide ſich berühren, wie alle Extreme, ſo iſt doch dieß durchaus nicht der Fall, wenn ſie irgendwo im Nebel ſtehen. Ein Culturmenſch vom feinſten Schlage wird, wenn er einmal merkt, daß er in wirklichem Nebel ſteht, nicht bloß verlegen, er kriegt recht eigentlich Angſt. Giebt man ſo Einem eine alte Schwarte in die Hand, in Schweinsleder eingebunden, oder einen Verfaſſungsentwurf für ein Land hinter den Himmalayabergen, er iſt alsbald zu Haus, die tiefſten und kühnſten Auslegungen ſtehen ihm zu Gebote. Oder weiſe man ihm die Fußtritte eines Menſchen an, den er moraliſch todt beißen ſoll, er verliert die Fährte, hat er ſie einmal aufgenommen, nicht mehr, er iſt ihm auf der Ferſe durch Dick und Dünn, durch Laub und Gras, bis er ihn todt gebiſſen. Aber im Nebel, ja, da iſt's ganz anders! Im Nebel, und wenn derſelbe ſo leicht iſt, daß man in aller Bequemlichkeit noch ſehen kann, wo der Mann im Monde ſein Maul hat, da iſt ſo Einer wie ein Kind, iſt halt weg. Vor ſeinen Geiſt ſtellt ſich Alles, was er von Kindesbeinen an gehört und geleſen, das im Nebel paſſirt ſei: von Menſchen, welche ins Meer gefallen oder in Flüſſe gerannt und lebendig ertrunken, von Andern, welche über Felſen hinaus geſtürzt, im Walde ſich verwickelt, daß ſie ihr Lebtag nicht herauskommen konnten, oder in unendlichen Ebenen ſich verlaufen, in Moräſte gerathen, da erfroren, mit Sand und Schlamm bedeckt erſt nach tauſend Jahren wieder gefunden worden, annoch ganz jung und ſchön. Dann kommt es ihm aber auch in Sinn, was er gehört und geleſen, wie Viele durch Ruhe und Beſonnenheit ſich gerettet hätten, und namentlich durch folgende drei Dinge, welche jeder Menſch im Nebel zu beachten, überhaupt kein Menſch zu vergeſſen habe, denn eigentlich wiſſe kein Menſch, ob er nicht auch in Nebel kommen könne ganz unerwartet und unvorbereitet, ſo daß er gar nicht Zeit habe, heimzugehen und nachzuſchlagen, was ein Menſch im Nebel zu thun habe.

Die drei Dinge ſeien nämlich die, und ſeien untrüglich. Man ſolle ſcharf um ſich ſehen, ob man nirgend ein Licht bemerke. Wo ein Licht ſei, da ſei meiſt auch ein Haus. Irrlichter im Nebel ſeien nicht gebräuchlich; man ſolle ſcharf aufpaſſen, ob man keinen Hund bellen höre; wo ein ſolcher belle, da ſei ebenfalls gewöhnlich auch ein Haus, und höre man mehrere ſich antworten, ſo ſei anzunehmen, da ſeien auch mehrere Häuſer oder gar ein Dorf; höre man aber eine Uhr die Stunde ſchlagen, ſo ſei mit Gewißheit anzunehmen, daß da ein Kirchthurm ſei, und wenn auch nicht allemal ein Dorf, ſo doch beſtimmt ein Küſter, welche zumeiſt der Wege ſehr kundig ſeien und ſehr bereit ſie zu weiſen, weil ſie zumeiſt ein Trinkgeld ſehr nöthig hätten. So ging es unſerm Dorbach. Der ſah ſich im Nebel die Augen aus dem Kopf nach Licht, hörte ſich die Ohren wund nach Hundegebell und Stundenſchlag, ja er that noch mehr, er ſperrte weit die Naſe auf. Er erinnerte ſich, wie oft er etwas gerochen, was die Mutter oder ſonſt eine Köchin gebacken, was er ſein Lebtag weder geſehen noch gehört hätte. Er dachte, wie leicht eine Luftwelle ihm den Duft von geröſtetem Kaffee, einem Eierkuchen oder geröſtetem Speck zutragen könnte, oder einer tapfern Mehlſuppe, oder ſelbſt von etwas Angebranntem, was ihm dießmal ebenfalls willkommen geweſen wäre. Mit großer Spannung ſperrte er wirklich Augen, Naſe und Ohren auf, mehr konnte er nicht. Aber nichts wollte ihm durch eins der Löcher eingehen von dem, was er brauchte, wie auch oft ein Fiſcher alle ſeine Reuſen ſetzt nach edeln Fiſchen, und er findet nichts als unbrauchbares Gezüchte darin, oder gar Fröſche und Kröten. — Während er ſo alle ſeine Pflichten verübte zu ſeiner Lebensrettung, vergaß er Eines, nämlich auf den Weg zu ſehen; daran hatte er gar nicht gedacht, davon ſtand aber auch in keinem Buche etwas. Drei Tage nach dem Vollmond, auch wenn Nebel zwiſchen Himmel und Erde iſt, ſieht man freilich nicht, ob man auf dem rechten Wege iſt, d. h. auf dem, welcher uns an unſer Ziel führt, aber man ſieht doch immer, ob man auf einem Wege iſt oder gar keinem, auf einem breiten oder ſchmalen, ja man ſieht ſelbſt die Scheidewege. Achtet man ſich deſſen aber nicht, ſo kann es leicht geſchehen und ſelbſt ohne Nebel, daß man aus einem breiten Wege in einen ſchmalen kömmt, und aus einem ſchmalen in gar keinen, und eben dieſes paſſirte auch unſerm Doktor und Profeſſor Dorbach, dem in Hegel und Ariſtoteles viel Bewanderten, leider aber nicht im Nebel; aber wohl verſtanden, wenn auch oft benebelt, wanderte er doch nicht gerne im Nebel, er ſaß lieber. Was halfen ihm aber jetzt der Hegel und der Ariſtoteles, als er auf einmal keinen Weg mehr unter den Füßen hatte, in Schlingpflanzen ſtand, die ſich wie Schlangen um ſeine Füße wanden, gewaltige Geſtalten vor ihm ſtanden, gewaltiges Geäſte über ihn hereinragte, das er halb ſah, von dem er halb ahnete, daß es Eichen ſein möchten! Jetzt ging ihm wohl ein Licht auf, aber bloß in der Seele, daß er vom Wege abgekommen: er wußte nicht wie und wo? Er begriff, daß er in einem Walde ſei, aber er wußte weder in welchem, noch nach welcher Seite zu die Straße liege. Da ward ihm bang im Herzen und jämmerlich im Gemüthe, wie er es lange nicht erlebt hatte. Im Walde ohne Ausweg, in kalter Weihnachtsnacht in dünnen Kleidern, ſo kalt und ſchaurig der Tod, wenn er als Froſt an den Menſchen kömmt, ihn umfängt, bis das warme Blut, kalt geworden, ſteht in den Adern wie im Fluſſe das Waſſer, wenn es zu Eis werden will! Sterben wollte er ja nicht auf keinerlei Weiſe, ernten wollte er noch, was er ausgeſäet, wohl und herrlich leben davon. Unkraut, Dornen, Diſteln hatte er ausgeſäet, Trauben erwartete er zu ernten, ſo groß war die Weisheit des Thoren. Er ſchüttelte ſich auf aus der Angſt, er faßte ſich. Er war glücklicherweiſe nicht müde, nicht ſchläfrig. Er war an dieſem Tage nicht zwei Stunden weit gegangen, hatte ſo eben erſt geſchlafen, ſelben Tags keinen Schnaps getrunken, er dachte, wenn er ſich bewege mit Mäßigung, wo möglich in der gleichen Richtung, ſo könne er ſich warm erhalten und es aushalten bis zum Morgen, wenn er nicht früher das freie Feld oder einen Weg finde. Der Wald, ſo viel er merkte, beſtand aus uralten Eichen mit ſehr dünnem Unterholz, unter welchem die Brombeerſträuche die fatalſten waren, ſo daß der Wald kein amerikaniſcher Urwald war, ſondern ein bequemes Spazieren erlaubte. Er ſetzte ſich alſo in Bewegung, aber vorſchriftsgemäß nach Licht ſpähend, horchend auf Hundegebell und Glockenſchlag, die Naſe hoch zur bequemen Witterung von allfälligen Eierkuchen oder ſonſt was in Butter Gebackenem.

Es ging aber nicht lange, ſo fing ſich ſein Fuß in einem der vielen feſtgeſpannten Brombeerzweige, er ſtolperte und fiel. Schaden nahm er keinen, aber es wackelte ihm der Muth in ſeinem Gemüthe, und hoch hob er die Beine, um den ausgeſpannten Schlingen zu entgehen. Da fand ein Bein keinen Boden, er ſtürzte; ein Schrei wie der Todesſchrei eines Roſſes, welches von Wölfen zerriſſen wird, entfuhr ihm. Er dachte an einen unergründlichen Gletſcherſchlund, wo die Ewigkeit ertrohlet, wer da hinunterfällt. Aber es war kein Abgrund, er platſchte bloß, ſo lang er war, in ſeichtes Waſſer, es war ein breiter Bach mit nicht ſehr hohen Ufern, welcher ſich gemüthlich durch den Wald bewegte. Er nahm keinen Schaden, er ward bloß naß, was indeſſen um dieſe Zeit eben nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört. Er zitterte wie Eſpenlaub, es war nicht zu unterſcheiden, ob von innerm oder äußerm Froſt, wahrſcheinlich von beiden. Es war aber auch immer mehr Ernſt dabei, um dieſe Jahreszeit in Nebel und Wald ohne Weg und Richtung, von Gott und Menſchen verlaſſen zu ſtehen, rathlos und jetzt noch naß dazu. Als Joſephs Brüder in fremdem Lande in die Klemme kamen und verlaſſen den Tod gewärtigten, denn damals machte man wenig Complimente mit den Menſchen, ſprachen ſie: das haben wir an unſerm Bruder Joſeph verdient. Unſer Doktor Dorbach hätte füglich auch ſagen können: das habe ich an Weib und Kindern verdient, aber er ſagte es nicht, er dachte es nicht einmal, denn er glaubte an die Sünde nicht, weder an die wirkliche noch an die angeborne. Natürlich, wer nicht an Gott glaubt, hat's mit der Sünde kommod, ſie fällt ihm weg ganz von ſelbſt, wie dem Kinde ein Milchzahn. Indeſſen ward ihm doch immer übler zu Muth, er wußte ſelbſt nicht, war es Angſt, oder fing es ihm an im Kopf zu fehlen, es ſchwirrte ihm gar ſeltſam vor den Augen. Plötzlich zuckte es ihm durch alle Glieder, als wären ſie von elektriſchem Schlage getroffen, er war auf etwas getreten, das bog ſich auf und lag ihm eiſig kalt und feucht um die Beine. Es war eigentlich nur ein Aſt und das Kalte kam von den naſſen Hoſen, aber er meinte, es ſei eine Schlange, die ſich ihm um die Beine gelegt ſo ſchlüpfrig, naß und kalt. Es ſchien ihm, als raſchelten noch mehrere um ihn her, glitten kalt und grauſig ihm an den Beinen auf. Eine plötzliche Schlangenangſt ergriff ihn, als ob die Welt voll Schlangen wäre ward es ihm. Er fühlte Schlangen am ganzen Leibe ſich ſchlingen und drängen, ſo ſchaurig kalt, ſo grauſig! Doch dieſer Anfall ging vorüber, der Nebel ſenkte ſich, er ſah Sterne, im Mondlicht glänzten die Wipfel der Eichen, auf der Erde aber lag noch eine dichte Nebeldecke über Manneshöhe. Da ſchlug weit und dumpf ein Hund an, ein Windſtoß fuhr durch die Wipfel der Eichen, ſeltſam rauſchte es in dem Gebüſche. Da fuhr Dorbach auf, das waren ihm himmliſche Töne. Kraft kam wieder in ſeine Glieder, Angſt und Schlangen ſchwanden vollends, haſtiger ſtrebte er vorwärts, den himmliſchen Lauten zu, die doch ſo unhimmliſch lauteten für den, der unbefangen geweſen und auf Hundelaute ſich verſtanden hätte. So tief, hohl und zornig, wie ein Ungewitter in tiefem Felſenthale, heulen ſonſt Hunde nicht. Immer mächtiger ſchwoll es an, immer näher kam es, es war, als heule das ganze Hundegeſchlecht in Weh und Wuth. Da fiel der Nebel ganz, klar ward es zwiſchen den Eichen, die hier ſehr dünn ſtanden auf freiem weiten Platze ohne Unterholz, nur hier und da ein Wachholderſtrauch. In der Mitte des Platzes quoll aus der Erde herauf ein Brunnen und floß alsbald als breiter Bach, im Mondlicht glänzend wie ein reicher, reiner Silberſtrom, durch den Wald. Ueber dem Brunnen ſtand die größte der Eichen, gewaltig, viel hundertjährig, ſeltſam regte es ſich unter derſelben und um den Brunnen. Es waren nicht Wolken, nicht Weſen, nicht Schatten, es war etwas, für welches Dorbach keinen Namen wußte. Der ganze Himmel ſchien voll Hundegeheul, wie nah, wie fern es war, wußte Dorbach nicht, aber weit, weit oben, wo eine ausgehauene Waldſtelle war, kam es ihm vor wie eine ungeheuere ſchwere ſchwarze Wolke, die ſich auf die Erde geſenkt. Hinter der Wolke herauf ſchien das Geheul zu brechen und die Wolke wälzte ſich wie eine Meereswelle den ausgehauenen Wald herunter dem Brunnen zu. In der Welle funkelte und flimmerte es, als führen ſchlängelnde Blitze durch ſie hin, als wäre ſie mit funkelndem Edelgeſteine beſetzt. Und funkelnde Punkte blitzten von ihr aus, fuhren vor der Welle her, ſchoſſen auf Dorbach zu, der verſteinert ſtehen blieb. Es waren glitzernde Schlangenaugen, welche auf Dorbach zufuhren, wie in dürren Steppen Flammen fahren durch's dürre Gras, und hinter den Augen waren dünne gelbe Schlänglein, welche blitzſchnell hinter den glitzernden Augen glitten und ringelten. Da war es Dorbach, als ſahre ihm eine glühende Hand über das Geſicht, reiße ihm die alten Augen aus und ſetze ihm neue ein. Plötzlich erkannte er mit Grauſen die Schlänglein allzumal. Es waren ſeine verkörperten Jugendſünden, die auf ihn einfuhren und züngelten. Es waren die Lügen, mit welchen er Vater und Mutter bedient, die Verleumdungen, mit welchen er Brüder und Schweſtern gequält, die Afterreden, mit welchen er Streit und Zank erhalten in jeder Schule, in welcher er war, die Lehrer und Schüler feindſelig auseinander gehalten zu gegenſeitiger Pein und Qual. Sie ſchoſſen daher, Pfeilen gleich, die grün und giftig glitzernden Aeugelein, offen der langgeſpaltene Mund, weit vorgeſtreckt und zornig züngelnd die zweizackige Zunge. Er wollte fliehen, aber ringsum glitzerte es zornig, züngelte es giftig. Er wollte die gelbe Brut zertreten, aber ſie glitſchte unter den Füßen weg, umwand ihm die Beine in gereizter Wuth gleich glühendem Eiſendraht, und im innerſten Mark fühlte er in unnennbarem Weh die Spitzen ihrer Zungen. Von der ſchwarzen Welle hatte ein ſchwarzes Stück ſich losgeriſſen, war vor ihr weggerollt, zerplatzt in tauſend und abermal tauſend ſchwarze Schlangen, die, den glühenden Rachen aufgeſperrt, die Zunge weit vorgeſtreckt einem flammenden ſprühenden Eiſen gleich, in weiten wilden Sprüngen auf ihn einſetzten, und er war gebunden, fliehen konnte er nicht. Er kannte ſie auch alle dieſe ſchwarzen wilden Schlangen, es waren auch ſeine Kinder, Sünden, die er gezeuget. Es waren die Sünden des Neides, der Bosheit, des Undankes, der Sinnenluſt von jeglicher Art, mit welchen er von je und gegen Alle geſündigt, mit denen er je gelebt, und am ſchwerſten gegen ſeine Allernächſten. In zorniger Haſt bögelten ſie ſich an ihn heran, an ihm auf, biſſen ſich in ſein Fleiſch

Blutſaugern gleich, ſtießen das flammende Eiſen ihm ins Herz, umwanden ſeinen Leib wie mit eiſernen Ringen, und immer gräßlicher, betäubender füllte den Himmel das Hundegeheul. Aber gräßlicher, weit über das gräßliche Geheul hinaus, ſchrie plötzlich Dorbach auf. Hinter den ſchwarzen Schlangen her und mitten unter ihnen waren andere Schlangen geglitten unbemerkt. Sie waren farblos, nicht grau, nicht weiß, augenlos, lang, ſchlüpfrig, zahllos. Ohne Bewegung glitten ſie an ihm auf, glitſchten ihm zum Mund hinein in ſeinen Leib hinunter, ſpielten mit ſeinen Eingeweiden, ſtreckten zu ſeinen Augenhöhlen heraus die augenloſen Köpfe, krochen hinein in zahlloſen Schaaren, ſchwellten ihn auf zum unkennbaren Ungeheuer, peinigten ihn mit tauſendfacher Höllenpein. Er kannte ſie alle, dieſe ſchrecklichen, gräulichen, farbloſen Schlangen ohne Augen, die unbemerkt gleiten in den Menſchen, das hölliſche Weh ihm bringend: es waren ſeine eigenſten Kinder, in unzählbaren Mengen gezeuget. Es waren die Worte, die Redensarten, Bemerkungen, Erläuterungen, wie zufällig, unabſichtlich, zwecklos hingeſtreut, mit welchen ein Lehrer die Seelen der Kinder vergiftet, den Glauben an Vater und Mutter, an Gott zerſetzt, Tugend und Treue lächerlich macht, die ſinnlichen Lüſte weckt, das Streben allein auf das Dieſſeits richtet, die heilloſeſte Selbſtſucht nährt und den alten Menſchen, der Gott und Nächſten, Alles haſſet außer ſich ſelbſt, den eigenen Gott, und die verfluchte Schlange, welche ihn verführt. In unnennbaren Zahlen war die Brut ſeinem verruchten Munde entglitten, hatte Seelen vergiftet, und ein Strom von Vater- und Mutterthränen, glühend und heiß, wie der Lavaſtrom, der, brennendem Schlunde entfloſſen, ſich ziſchend und brauſend ins Meer ſtürzt, daß es hoch auf ſich bäumt, ſtauchte ſich auf vor den Thoren des ewigen Gerichtes und ſchrie um Rache über den, der da die Kleinen geärgert und von dem ſonſt ſo ein unendlich Aergerniß gekommen, wie über keinen, dem ein Mühlſtein an den Hals gehängt und der da verſenkt wurde, wo das Meer am tiefſten war. Dieſe Schlangen alle nun, die ganze zahlloſe Brut, kamen zurück, giftgeſchwollen, genährt von der Unſchuld der Seelen, ſuchten ihren Vater. Sie kamen daher unzählbar, wie die Heuſchrecken des Morgenlandes, ſuchten die Höhle, welcher ſie entſtammt, und füllten ſie mit tauſendfacher Höllenpein, mit dem Lohne, den Höllenkinder Höllenvätern zahlen. Dorbach hörte kaum das nahende Hundegeheul, von welchem der Boden bebte, die Eichen krachten, aber er ſah durch die augenloſen Schlangen die ſchwarze Welle ſchwarz und mächtig nahen, und aus ihr ragten ſchreckliche Zacken auf, wie aus ſchaumgepeitſchtem Meere Felſenſpitzen. Es waren aber nicht Felſen, es waren die Häupter rieſiger Schlangen, welche die rieſigen Leiber in einander geſchlungen hatten, die Köpfe hoch empor aus dem Knäuel ſtreckten und mit weit klaffenden Rachen nach der Beute ſich dehnten, die ſie witterten, näher und näher, und dieſe Beute war ihr Erzeuger. Und unter ihnen reckte eine ihr Haupt weit über die andern auf, trug eine Krone, gewunden aus tauſend Schlangen; der Schlund war eine Feuereſſe, die Zunge ein zweiſchneidig Schwert, die Augen große Keſſel, in welchen Neid und Bosheit, Geiz und Gift, Liſt und Frechheit braunten und ſiedeten. Dorbach kannte ſie auch, dieſe ſchauderhaften Rieſenſchlangen, ſo giftig als gewaltig, Alles begeifernd, zermalmend, verſchlingend. Es waren die ungeheuern Verleumdungen, mit welchen er ſeit Jahren fort und fort mit eiſerner Beharrlichkeit in den mannigfaltigſten Tonarten und den verſchiedenartigſten Blättern ganze Stände, die beſten Männer, die tüchtigſten Säulen eines freien, aber chriſtlichen Volkslebens umwunden und begeifert hatte, daß ſie Ekel erregend, Abſcheu erweckend Niemand mehr zu berühren wagte, die mit Schlangen-Schaum und Gift Begeiferten. Die in der Mitte mit dem hölliſchen Haupte und der Schlangenkrone die hatte die fürchterlichſte Arbeit gethan. Das war die, welche die Sprache verfälſchte, mit der verfälſchten Sprache den Menſchen bethörte, mit chriſtlichen Worten hölliſche Begriffe in ſeine Seele impfte, und Niemand wußte wie und Niemand verſtand ſich mehr, und Niemand wußte wie ihm geſchah; die Fleiſchesluſt Sittlichkeit nannte, Selbſtſucht Religion, die Ehe eine Unſittlichkeit, den Uebergang zum thieriſchen Leben ſittlichen, entſchiedenen Fortſchritt, Rebellen gegen göttliche und menſchliche Ordnung Volksfreunde; Eigenthum Diebſtahl; Treue, Wahrheit, Gerechtigkeit veraltete Begriffe, deren ſich die Culturfreunde zu ſchämen hätten, entſchiedene Frechheit tüchtige Geſinnung, Unglauben Aufklärung, wilde, freche Zuchtloſigkeit edles Unabhängigkeitsgefühl; die mit den verfälſchten Begriffen eine ganz andere Anſchauungsweiſe und Würdigung aller Zuſtände und Verhältniſſe vorbereitete, liſtig, frech, beharrlich, darum glücklich, den großen Abfall herbeiführen, zum Vorhof der Hölle die Erde machen wollte. Er kannte ſie auch, dieſe alle, es waren ſeine Lieblingskinder, ſein Stolz; das Haupt mit der Schlangenkrone war der Sohn, der ihm das Reich erobern, ewigen Ruhm erſiegen ſollte, den Thron in der Republik der Wühler. Die kamen jetzt in wildem Ringen den Vater zu verſchlingen, den von Schlangen ſchon Umſponnenen, von Schlangen innen und außen in tauſendfache Höllenpein Getauchten.

Da waren ſie alle wieder ſeine Kinder, die ganze heilloſe Brut, am Vater ſelbſt zu verſuchen Gift und Geifer und alle ihre Kraft und Macht. Grauſenhaft in Gier und Gewalt fuhr nach ihm aus die große Schlange mit dem Höllenrachen und der Schlangenkrone, aber die Beute ſollte ſie nicht faſſen.

Die andern Schlangenköpfe fuhren in giftigem Eifer und Zorn auf die große Schlange ein, biſſen und rangen ſich an ihr heran, ſie beugte ſich zum zornigen Kampfe, tauſend und abermal tauſend Schlangenköpfe fuhren giftgeſchwollen aus der Krone, zu ſtreiten für ihre Königin. Aber das Wild kann nicht jagen auf eigene Fauſt und ſich beißen und ſtreiten um die erreichte Beute, wenn an ſeinen Ferſen die Hunde hängen, hinten her die Jäger toſen in donnerndem Roſſeslauf mit Peitſchenknall und Jagdgeſchrei, wie auf wilder Jagd die wilden Jäger reiten. Von oben her ſtürmte das ganze Heer ſchwarz und ſchrecklich dem Brunnen zu, der ſilbern und friedlich floß in hellem Mondesſcheine. Da flatterte es von der Eiche weg ängſtlich, wie Tauben flattern, wenn auf ſie der Habicht ſtößt; dunkel wurde es über dem Brunnen, in wildem Winden ließen die Schlangen ſich los, als gehetztes Wild ſchoſſen ſie weiter. Aber den Vater ließen ſie nicht, ſie nahmen ihn mit, ſie faßten ihn, rollten ihn in ihren Knäuel hinein, rollten mit ihm weiter in immer raſenderer Jagd, toſend und ächzend durch den weiten Wald. Nacht war es um Dorbach, Nacht aus Schlangen gewoben voll Gift und Geifer, eingewickelt war er in die grauſigen, kalten, ſchlüpfrigen Rieſenleiber, gleich einem Wickelkinde. Das Bewußtſein verlor er nicht, er fühlte alle Schlangen, fühlte viel tauſendfache Höllenpein, und er kannte ſie alle, dieſe ſeine ſchrecklichen Kinder, fühlte ihr Gift im Mark, ihren Brand im Fleiſche, das kalte zerreißende Gewinde in den Eingeweiden, die Rachen, die nach dem Vater ſchnappten. Aber ſchrecklicher als Alles war ihm der Tod. Sterben wollte er nicht, grauſenvoller als alle die tauſend und tauſend Schlangen, welche Gift und Geifer an ihm verſchwendeten, war ihm das Nichts nach dem Tode, welches er ſo viel und ſchön gepredigt denen, die er verführen wollte.

Er ſuchte Gedanken, Liſten, wie er entrinnen möchte, er ſpannte ſeine Seele auf die Folter um Gedanken, wie nie ein Leib um Bekenntniſſe gefoltert wurde; aber ſie hatte keine mehr, konnte keine geben, nichts war mehr in ihr als Galle und Gift, Angſt und Pein, das Gefühl der unausſprechlichen Qual, in der er gerollt ward in Mitte ſeiner Kinder, gehetzt von wilder Jagd. Plötzlich, wie wenn ein Schiff, das mit vollen Segeln fuhr, von einer Windsbraut erfaßt, an einen Felſen geworfen wird, in tauſend Trümmern fährt, prallte der ſcheußliche Knäuel an einen feſten Gegenſtand, zerplatzte, und am Brunnen bei der Eiche in freundlichem Mondeslicht ſtand Dorbach, unſichtbar waren die Schlangen, ſilbern plätſcherte der Brunnen, aber vor ihm ſtanden zwei Hunde, die Haare geſträubt, die Zähne blank, und weit heraus hingen lechzend die Zungen, und um ihn hielten auf ſieben ſchnaubenden Roſſen ſieben geharniſchte Geſtalten, ſchwer gewappnet, offen die Helme, wild und ſchauerlich die Geſichter; hinter ihnen auf ſchwarzem Roſſe höher als alle hielt eine dunkle Geſtalt, regungslos, aber gewaltig. Dorbach, ſobald er die Geſtalten erblickte, wenn auch in uralten Weſen, Fleiſch und Bein vor ſich zu haben glaubte, hatte er die alte Frechheit wieder, und vergeſſen war die ausgeſtandene Pein ſammt Allem, was an ihm vorübergegangen.

Aber plötzlich ſtand auch ſein Weib neben ihm, und ſeine acht Kinder alle umgaben ihn. Da erbebte Dorbach wieder bis ins Herz hinein, was da werden ſollte, begriff er nicht, und zornig wollte es ſich regen im Gehirne gegen Weib und Kinder. Doch dazu war nicht Zeit, der nächſte der Hunde ſprang auf Dorbach ein, unwillkührlich ſchob dieſer das Weib ihm dar. Dem erſten der Hunde ſprang der zweite nach, ein Kind theilte des Weibes Geſchick. Hinter den Hunden her ritten die Ritter an. Kind um Kind warf

Dorbach hin zum Schutz und Löſegeld, dem letzten der Brüder das jüngſte der Kinder. Als er allein nun ſtand, das Geſchrei der Geopferten Wald und Himmel füllte, da ſchritt auf ſchwarzem Roſſe die ſchwarze Geſtalt aus dem Hintergrunde und wie tiefer Donner rollten die Worte über des Sünders verfallenes Haupt: „Jetzt biſt du mein, dem Zehnten gehört der Zehnte.“ Und wie das geſprochen war, waren alle Schlangen lebendig und wieder da, ringelten ſich um ſeine Füße, biſſen ſich im Körper ein, glitten ihm zum Mund hinein, umſchlangen ihn mit ihren Rieſenleibern, wälzten ihn auch in den ſchauerlichen Knäuel hinein, und los ging wieder die ſchreckliche Jagd. Aber alsbald hieben die Jäger mit Schwertern und Peitſchen in den grauſigen Knäuel ein, hieben ihn in Stücke, und die Stücke verſchlangen die Hunde, zerſtampften die Roſſe und in vieltauſendfacher Höllenpein fühlte Dorbach, wie er von Hunden gefreſſen ward, und erſt als das letzte Stück verſchlungen war, ward es Nacht über ſeiner Seele einſtweilen.

Verſchwunden war der mitternächtliche Gräuel, vor den Mond hatte ſchwarzes Gewölke ſich gelegt, einſam war es am Brunnen, in tiefem Schweigen ſtanden die Eichen, ſtille war es im ganzen Walde. Eine Weile nach Mitternacht war es, als ein langſames dumpfes Geräuſch vernehmbar ward. Es war als kämen langſam Wagen daher, aber man hörte weder Peitſchenknall, noch des Fuhrmanns ſonſt ſo weithallende ſalbungsvolle Töne. Unheimlich wäre es Jedem geworden, der es vernommen, und wer das Frühere gehört, hätte geglaubt, es kehre wieder nach vollendeter Jagd das wilde Gejäge, aber müde und matt, die Jagdbeute auf Karren geladen nachführend.

Den Wald herauf am Bachtelenbrunnen vorbei führte keine Straße, Waldwege wohl kreuzten ſich hier, bewachſen mit Gras, bloß von Haſen, Jägern und Holzſchelmen betreten und ordentlich befahren am Tage nur dann, wenn da herum alle zehn Jahre etwa einmal Holz geſchlagen ward. Dießmal waren es wirkliche Wagen oder Wägelchen, es war eine Schmuggelei von Weingeiſt, der von Solothurn ins Bernbiet, ohne Ohmgeld zu zahlen, geführt werden ſollte. Der Weg war ganz gut gewählt, und um das Unternehmen vollſtändig zu ſichern, hatte der Weinhändler die Nacht, in welcher der Heiland der Welt geboren ward, ausgewählt als die paſſendſte. So gefährlich, wie in Spanien und Frankreich, iſt bei uns das Schmuggeln nicht, auch nicht ſo großartig, aber doch immer Schlauheit und Vorſicht nöthig. Wird man ertappt und hat keine Heiligen im Himmel, welche die Sache als einen bloßen unſchuldigen Verſchuß darzuſtellen wiſſen, koſtet es mörderlich Geld. Ohne Laterne und ohne Gerede führten die mit den Wegen wohlbekannten Fuhrleute den Zug den Wald herauf, wollten an Brunnen und Bürgeln vorbei gegen Kirchberg oder Eſigen zu. Da ſtolperte der vorderſte Fuhrmann, daß ihm trotz aller Inſtruction ein lauter Fluch entfuhr. Er unterſuchte mit dem Fuße, worüber er geſtolpert, und als er endlich merkte, daß es ein Menſch war, fluchte er noch einmal und hielt die Wagen an. Die Fuhrleute hielten Kriegsrath. Aeußerſt verdächtig kam es ihnen vor, an dieſem abgelegenen Orte und um dieſe Zeit einen Menſchen zu finden, und noch dazu ſchlafend. Es konnte kaum anders ſein, als daß Einer ihnen hier aufgelauert und darüber entſchlafen war. Am kürzeſten und ſicherſten ward gefunden, ihn todtzuſchlagen, ſei er wer er welle, ſo verrathe er ſie doch dann nicht mehr. Die Ausführung ſchob aber einer dem andern zu, denn aus bloßer Vorſicht mit kaltem Blute einen Menſchen todtſchlagen, iſt nicht Jedermanns Sache. Allweg ſchade es nicht, ſagte einer der Fuhrleute, wenn man ſehe, wer es ſei und ob man ihn nicht kenne? Er ſtrich ein Zündhölzchen an, inſpicirte und ſagte, er glaube nicht, daß der viel mache, es ſei ein Fremder, wahrſcheinlich ein Handwerksburſche, werde oben im Felde verlaufen und hieher gerathen ſein. Er rathe, ihn ſchlafen zu laſſen, erwache er, ſo könne er ſehen, wie er hinweg komme; erwache er nicht mehr, ſo ſeien ſie doch nicht ſchuld daran.

Vom Schein des Zündhölzchens und dem Gerede ſchreckte aber Dorbach auf, es war ihm, als fühle er Hunde und Schlangen wieder über ſich. Als er die Augen aufriß und natürliche Menſchen um ſich ſah, ſchrie er erbärmlich um Gnade und Erbarmen. Da ward ihm verdeutet, er ſolle inne halten mit dem Gebrüll, ſonſt ſchlage man ihn todt, ſolle ſagen, wer er ſei und wie er hieher gekommen. Dorbach war voll Schrecken noch und erzählte ziemlich wahr, wie er hieher gekommen und was alles über ihn gekommen, wahrſcheinlich bloß im Traume, aber im ſchrecklichſten, ſcheußlichſten, den er ſein Lebtag gehabt. Die Fuhrleute horchten erſchrocken und ſtarker Schlotter kam über ſie, denn ſie kannten die Sage von den Bürglenherren wohl, aber ſie hatten vergeſſen, daß jetzt die Nacht war, in welcher ſie reiten müſſen, die heilige Nacht. Das iſt Fuhrleuten allfällig zu verzeihen, vergeſſen dieſes doch noch ganz andere Leute. „Dir wäre nützer, du wäreſt nicht mehr erwacht," ſagte Einer, „jetzt mach, daß du zum Walde hinaus kömmſt, und probire zu beten, vielleicht daß dir das noch helfen kann." Dorbach trat darein nicht ein, ſondern fragte, ob ſie nicht was zu trinken hätten, ihn friere und dürſte entſetzlich, und ob er ſie nicht begleiten dürfe, er kenne ja den Weg nicht. „Nicht um tauſend Gulden," ſagte einer der Fuhrleute, „ginge ich mit dir durch den Wald. Gehſt hier gerade aus dem Bache nach, ſo biſt in fünf Minuten aus dem Walde, in einer halben Stunde im Dorfe.

Da kannſt trinken, ſo ſtirbſt wenigſtens nicht vor Durſt, ehe er dich nimmt." Man reichte ihm eine halb angetrunkene Flaſche. Er nahm einen tüchtigen Schluck, wollte ſie dann zurückgeben. „Behalte ſie nur," ſagte einer, „die rührt keiner von uns an, und wäre ein Trunk vom allerbeſten darin. Jetzt mach', daß du fortkommſt, ſieh, da gehſt durch und kannſt nicht fehlen." Dorbach mußte gehen und ſchweigen, wie ſehr ſich in ihm der Verſucher rührte, den Fuhrleuten eine Vorleſung zu halten. Aber die Glieder wackelten ihm doch zu ſehr und Local wie Perſonal waren ihm doch zu unheimlich und unrichtig. Die Fuhrleute hielten, bis er weiter war, lenkten dann in einen andern Weg, um ſo raſch als möglich auf der andern Seite aus dem Walde auf das Feld zu kommen, und ſuchten das alte Wagenſträßlein trotz größerer Gefährlichkeit, kam ſie aber doch nur von Menſchen.

In einer gewiſſen Betäubung, wahrſcheinlich eine Miſchung von alter Angſt und neuen Schlücken, kam er durch den Wald und bald ins Dorf. Unterwegs verwerchete er einen ſchrecklichen Zorn über die Dummheit und Inhumanität der Fuhrleute, über den herrſchenden Aberglauben im Volke und die verfluchten Pfaffen, welche denſelben nicht mit Stumpf und Stiel längſt ausgerottet, die Menſchheit, ja alle Fuhrleute vom erſten bis zum letzten human und liberal gemacht hätten und dafür geſorgt, daß die als Engel gebornen Kinder Engel blieben, bis ſie von Würmern gefreſſen und vom ewigen Tod verſchlungen würden. Aber ſolche Gedanken ſchoſſen nur ſo wie Blitzſtrahlen durch den Kopf, hielten nicht feſt. Einmal im Dorfe angelangt und in der warmen Stube, verſank er alsbald in einen ſchändlichen Katzenjammer an Leib und Seele. Er mochte das Erlebte drehen wie er wollte an dem Drehſtuhle moderner Anſchauungsweiſe und es klopfen mit pſychologiſchem Hammer, er kam doch nicht durch. Es graute ihm wohl vor Schlangen, aber er hatte weder an Schlangen gedacht, ehe er in den Wald kam, noch viel weniger an ſeine Sünden. Je mehr er darüber denken wollte, deſto wunderlicher ward ihm zu Muthe, ihn fieberte, es that ihm Alles weh, er glaubte ein Nervenfieber im Anzuge oder eine Gehirnentzündung, betrachtete das Erlebte als ein Vorſpiel deſſen, was er noch erleben müſſe, legte in dieſer Erwartung mühſam und in banger Angſt ſich zu Bette und ſchlief troß der Angſt bald ein. Er ſchlief, bis der andere Morgen am Himmel ſtand, erwachte bei vollem Bewußtſein und bei ganz geſundem Leibe und zwar ſeit langen Jahren zum erſten Mal ohne ſturmen Kopf. Seine Vorausſetzungen waren alſo irrig geweſen, von ſeinen Muthmaßungen paßte keine. Nun kam es doch über ihn, wenn auch nicht wie Reue, doch wie ein Schatten von Reue. Troß allen ſeinen abgerundeten und in einander abgeſchloſſenen Anſichten dachte er daran, daß, wenn eigentlich troß ſeinen Anſichten ein höheres Weſen ſei und gegenüber demſelben eine Verantwortung, die ſeinige ſchwer werden müſſe. Es kam ihm vor, wenn er gegen die Ehe geweſen, ſo hätte er keine eingehen ſollen; jeßt, da er doch eine eingegangen und zwar nicht bloß ungezwungen, ſondern unter großem Haſten und Drängen von ſeiner Seite, und jeßt Kinder habe, ſo habe er doch einigermaßen wenigſtens die thieriſche Pflicht, für ihren Unterhalt zu ſorgen, bis ſie ihn ſelbſt fänden, wie es auch bei einigen Thieren der Fall ſei. Es waren doch einmal ſeine Kinder und einige derſelben waren ihm ſogar nicht unangenehm, ja ſie hatten ihm manchmal Freude gemacht, ſelbſt Hoffnungen erregt. Er hatte ſein Lebtag ſo viel von Bildung geſprochen, von ihrem Werthe in dieſer Zeit, wer ſollte ſeine Kinder bilden, wenn er es nicht that, ja nicht einmal für ihre Nahrung ſorgte, geſchweige dann fur ihre Bildung? Nun da ſagte er ſich freilich, dafür ſei der Staat da, der habe alle Kinder gemeinſam zu erhalten und zu erziehen, die Laſt müſſe gleichmäßig vertheilt ſein. Größere Laſt gebe es keine, als acht Kinder aus bloßem Verdienſt zu erziehen, und ungerechtere Ungleichheit gebe es ebenfalls nicht, als daß Andere bei großem Vermögen keine Kinder und alſo auch keine derartige Laſt hätten. Indeſſen die Sorge, daß dieſe Ungerechtigkeit egaliſirt, die Kinder wirklich vom Staate übernommen und dazu geſehen werde, daß ihnen beſondere Sorgfalt zu Theil werde in dem Maaße, als er auch beſondere Verdienſte hätte, das ſchien ihm denn doch eigene Pflicht — ſo kalkulirte er. Indeſſen glauben wir denn doch an einen väterlichen Zug, eine aufgerüttelte Wehmuth, welche dem Kalkul zu Grunde lag. Man täuſche ſich nicht. Was der bloße Verſtand verarbeitet, ſei es in Begriffe, Anſichten, Grundſätze, in Regeln gebrachte Geſinnungen und wie die Dinge alle heißen mögen, es ſind doch nichts anders als blank geſchmiedete Gefühle, Regungen, Triebe, gerade wie in einer Schmiede, wo, was der Schmied verarbeitet zu ſcharfem Stahl und feſtem Eiſen, als unlautere Schollen aus dem Schooße der Erde kommen. Zu dem kam noch Eines: ihm fehlte der Muth, was weiteres zu verſuchen, er hatte das Bedürfniß nach einem Obdach, nach Ruhe für einige Zeit, ihm graute vor allen Wegen, Stegen, abſonderlich vor allen Wäldern. Er dachte, wenn er daheim fleißig ſei und ſchaffe nach ſeinem Vermögen, bringe er in alle Wege einen erklecklicheren Verdienſt heraus, als wenn er wandere auf den verfänglichen Straßen ſelbſtſüchtigen Freunden nach. So ging er heim, jedoch nicht etwa bußfertig und gleich wie der verlorene Sohn mit den Händen im Haar und dem Bekenntniß auf den Lippen: ich habe geſündigt vor Gott und Menſchen, bin nicht werth dein Mann zu ſein! O nein, er kam heim als der Herr des Hauſes, freilich ohne Donner und

Bliz, wie ſonſt oft, ſondern bloß mit dem einfachen Bewußtſein, er ſei der Doktor Dorbach, hier Herr und Meiſter.

Weib und Kinder waren überraſcht, als er bei ihnen eintrat, man kann es ſich denken. Doch faßte ſich ſein Weib alsbald und kehrte ihm nicht den Rücken, ſondern gab ihm freundliche Worte; einige Kinder wurden blaß, andere gaben ihm die Hand, je nach dem Verhältniſſe, in welchem ſie zuſammenſtanden. Was das Weib hatte, gab es her, aber der überall hervortretende Mangel ärgerte ihn doch, und an Allem, was ihn ärgerte, war natürlich nicht er, ſondern jemand anders ſchuld nach moderner Anſicht. Es war ihm ſehr unbehaglich da, unheimlich, begreiflich nicht wegen ſeiner Art und Weiſe, ſondern weil nach moderner Anſicht Niemand wohl ſein kann bei Weib und Kindern, beſonders wenn nicht von Allem die Fülle und mehr als genug für Alle vorhanden iſt. Indeſſen überwand er ſich anfänglich und that ſo ziemlich manierlich; doch in dem Maaße, als die Eindrücke am Bachtelenbrunnen ſich verwiſchten, ſtellte ſich die alte Häſſigkeit und üble Laune wieder ein. Sein Weib fing wieder an zu zittern und es ſtellte ſich der Angſtſchweiß ein, und die Kinder krochen in Winkel oder wo ein Verſteck war, wenn ſie des Vaters Tritt oder Stimme hörten. Von wegen der kleine Freiheitsmann, der ward wieder zum gewaltigen Hausdespot, bei welchem der Kaiſer von Rußland noch hätte Lehrgeld geben können. Er war der Anſicht, daß Haus und Staat, die politiſche Freiheit und die häusliche Freiheit ganz verſchiedene Arten von Krebſen ſeien; war wahrſcheinlich kein Germane, ſondern ein Slave, ein Polak vielleicht, der Doktor Dorbach. Die Frau aß mit Zittern einen Biſſen, ſie mußte immer fürchten, es ſei nicht der rechte oder dem Manne einer zu viel. Es war, als ob das trübſeligſte Regenwetter eingebrochen ſei über dieſe Familie, kein Sonnen-

iel mehr auf ihre Geſichter, geſchweige in ihre Seelen,
ar ein Leben, als ob ein Sauerteig, gemiſcht aus Galle,
und Teufelsdreck, in daſſelbe gerührt worden ſei. Wenn
ach weiſe Nachbarn gehabt, konnten ſie an ſeiner Fa-
die Zukunft eines Staates ſehen, an welchem Dorbach
s zu regieren kriegte, oder wenigſtens ſein Geiſt andern
ern eingeimpft wurde.

Dorbach arbeitete. Wie der Jäger ſeine Pfeile, ließ er
bereiteten Artikel fliegen, aber was er verdiente, brauchte
r ſich und es reichte nicht hin, und immer trüber war
Wetter, es war faſt, als ob Gott das Zeichen des Regen-
ns vergeſſen hätte. Da fand er einmal einen Brief da-
, der lautete:

Bruder!

Gleich nach Empfang von Gegenwärtigem reiſe nach X.
ſt iſt das Terrain günſtig, der Freiheit Bahn gebrochen,
einige Steine ſind noch zu ſprengen, welche im Wege
n, das thut ſich mit einigen Centnern Löſchpapier, man
cht für ſolches Geſchiebe, wie Du weißt, nicht einmal
ießbaumwolle. Du begreifſt, es müſſen einige ſogenannte
ge Männer, Reſpektsperſonen, Zöpfe und jeſuitiſche Luder
gemacht werden, dazu biſt Du der Mann, in dieſem
dwerk biſt Du bewährt. Zugleich freut es uns, Dir für
tweilen unter Dach zu helfen, ſpäter wird ſich ſehen was
ſeres. Du begreifſt, daß es um die Redaktion eines neuen
ttes in X. zu thun iſt, welches unter Deiner Leitung ſtehen
. Deine wie des Blattes Exiſtenz ſind vollkommen ge-
ert. Nähere Inſtruktionen und Notizen findeſt Du an Ort
Stelle, melde Dich nur bei dem Dir bekannten Rothen.
wird ſehr vortheilhaft einwirken, wenn Du mit Anſpruch,
patentem Wir aufmarſchiren würdeſt. Die Ausgaben wer-

den Dir erſetzt. Wäre das Geld nicht ſo rar, es würde Dir gleich das Nöthige geſchickt. Die letzte Zeit hat gar zu verflucht viel conſumirt, nicht bloß die Caſſen ſind erſchöpft, ſondern die Quellen ſcheinen ſich ruiniren zu wollen. Haſt Du nicht Geld, ſo haſt Du doch ſicher noch Credit, nimm auf Pump; haſt Du dabei doch den reſpektabeln Vortheil, daß Du es erſetzt kriegſt und es nicht zu bezahlen brauchſt. Dort biſt Du außerhalb Schußweite Deines Weibes, und Gevatter Schneider und Handſchuhmacher reiſen Dir nicht nach. Eile!

Dein

T.

Dorbach lebte neu auf, war doch dieß wieder eine Stellung! Nebenbei hatte er freilich einen ſchändlichen Zorn zu verarbeiten, erſtlich, daß man ihm nicht Geld geſchickt, und zweitens, daß ihm Niemand Credit machen wollte. Nun am Ende, wenn es ſein muß, weiß ein Mann wie Dorbach ſich immer zu helfen. Er verſetzte die beſten Kleider ſeiner Frau, verſilberte die noch vorhandenen Sparpfennige der Kinder und einige alte noch vergeſſene Familienſtücke, reiſte ab und iſt bis jetzt nicht wieder erſchienen bei Weib und Kindern, hat um ſie ſich nicht gekümmert.

Bruder!

Die ſieben Burglenbrüder oder Bürglenherren werden ihre Erlöſung kaum mehr ſuchen in der Bekehrung eines verlaufenen Literaten und Profeſſoren. Ob man es wohl vernimmt, an wem ſie in dieſem Jahre ihr Heil verſuchen, und ob ihnen endlich Erlöſung wird? Ruhe im Grabe wollen wir den wilden alten Jägern wünſchen von Herzensgrund; um Ruhe in die friedloſen Gemüther, die da herumirren in der Welt, Streit und Hader ſäen und daher nirgend ein Genügen finden, wollen wir beten von ganzem Herzen und ganzem Gemüthe. Der Gott des Friedens möge ſich der Armen erbarmen, welche, von Unzufriedenheit gegeißelt fort und fort, eine verbitterte Seele Spießruthen jagt von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land; er möge ſich ihrer erbarmen, ehe der Tod ſie faßt, das Grab verſchlingt!

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

In demſelben Verlage erſchien ferner und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch für Wühler

oder kurzgefaßte Anleitung in wenig Tagen
ein Volksmann zu werden.
Von **Peter Struwwel**, Demagog.
Vierte Auflage.
7½ Ngr. 3 Bogen mit Vignette.

Von demſelben Verfaſſer:

Der Heulerſpiegel.

Mittheilungen aus dem Tagebuche
des Herrn Heulalius von Heulenburg.
Preis 5 Ngr.

Ein fliegendes Blatt.

№ 1.

Wer iſt Reactionär?

Preis 1 Ngr.

№ 2.

Deutſche Einheit

in Bezug auf die kleinen Staaten.
Preis 1 Ngr.

Die

Käſerei in der Vehfreude.

Eine Geſchichte aus der Schweiz

von

Jeremias Gotthelf.

Berlin, 1850.
Verlag von Julius Springer.

Zürich.
S. Höhr.

Bern.
Huber & Co.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Meinen lieben Leſern lege ich eine neue Erzählung vor. In den tiefern Schichten der Geſellſchaft und der Geſchäfte entſteht und wickelt die Geſchichte ſich ab, und zwar hauptſächlich ſchattenhalb. Ich entſchuldige mich deshalb nicht, möchte blos meinen geneigten Leſern in Erinnerung bringen, was hier wie in andern Schriften mein Streben iſt. Ich möchte inneres und äußeres Leben aufrollen für jedes menſchliche Auge, zur Selbſtſchau Alle veranlaſſen. Hauptſächlich aus den unbekannten Schichten hebe ich dieſes Leben aus. Ich möchte zur Erkenntniß bringen, daß das Leben der Luft gleicht: oben und unten iſt die gleiche Luft, nur oben und unten ein wenig anders, gröber oder feiner gemiſcht; daß von Natur in ſittlicher Beziehung die Menſchen ſich viel näher ſtehen, als man ihrem Aeußern nach glauben ſollte. Ich möchte zeigen, daß Schattenſeite und Sonnenſeite im menſchlichen Leben nicht von äußern Umſtänden, ſondern von etwas Höherem abhängen. Je nachdem die Welt im Gemüthe der Menſchen ſich abſpiegelt, wird Schatten oder Licht auf's Leben geworfen, verklären oder verdunkeln ſich die Verhältniſſe. Der Grund, warum die einen Gemüther lichtſtrahlend werden, die andern dunkle Körper bleiben, iſt in dieſer Erzählung vielleicht weniger nachgewieſen, als mancher Leſer wünſchen möchte und der Verfaſſer es gerne gethan hätte. Alles will in einen Rahmen ſich nicht fügen. So der Herr will, ſoll, was hier vermißt wird, bald in einem andern Bilde befriedigend ergänzt werden.

Der Verfaſſer glaubt die wahren Bedürfniſſe der Zeit zu kennen, und ſein Streben iſt, daß Die, welche Muth und Willen haben, dieſen Bedürfniſſen abzuhelfen, zufrieden bleiben mit

Jeremias Gotthelf.

Lützelflüh, den 27. Juni 1850.

Inhaltsverzeichniß.

Seite
Vorwort III
1. Capitel. Der Rathſchluß 3
2. Capitel. Naturgeſchichte der Käſereien 16
3. Capitel. Der Rathſchluß wird ausgeführt, die Käsgemeinde bildet ſich, die Käshütte entſteht 28
4. Capitel. Wie die Bauern für g'reiſete Kühe ſorgen . . 40
5. Capitel. Wie die Vehfreudiger am Vorabend wichtiger Ereigniſſe nicht blos ſtehen, ſondern auch laufen 64
6. Capitel. Der Tag bricht an, die Sach geht los, und wie? 85
7. Capitel. Von einem Engel, vom Teufel und andern Nebenperſonen 90
8. Capitel. Von Milchnöthen und von: Zu wenig und zu viel verdirbt alle Spiel' 101
9. Capitel. Wie in der Vehfreude eine Commiſſion arbeitet und wie ſie wirkt 116
10. Capitel. Es ereignet ſich Etwas, woran die Commiſſion gar nichts wirkt 130
11. Capitel. Von Verlegenheiten wegem Grünen 148
12. Capitel. Von Käsherren und Käsfieber 158
13. Capitel. Vom Käsg'ſchauen und den Manövers dabei . . 171
14. Capitel. Die große Käsbörſe zu Langnau 189
15. Capitel. Endlich! Die Käſe werden verkauft und abgewogen 220

Seite
16. Capitel. Die Käsfuhr und ihre Folgen 239
17. Capitel. Die Abtheiltig 284
18. Capitel. Von allerlei Plagen und Mißverſtändniß . . 304
19. Capitel. Von Roſſen und von Herzen, von Zorn und von Liebe 320
20. Capitel. Wie man Gutes mit Böſem vergilt 346
21. Capitel. Wie man Etwas fein anſpinnt 365
22. Capitel. Die Käsrechnung 386
23. Capitel. Katzenjammer von Liebe und Käs 406
24. Capitel. Was noch ſo rein geſponnen, kommt unter Donner und Blitz an die Sonnen 427

Geburt und erſtes Lebensjahr
der
Käſerei
in der
Vehfreude.

Erſtes Capitel.

Der Rathschluss.

Es dunkelte unter dem Himmel. Hier und dort guckte ein Sternlein auf die Erde nieder, als beſchaue es das Treiben der Menſchenkinder und prüfe ihr Tagewerk. Wer weiß, ob es nicht ſo iſt? Wer weiß, ob die Sterne nicht die Augen Gottes ſind, welche tragen zum Throne der Majeſtät im Allerheiligſten, was ſie ſehen auf der Erde, was ſie leſen in den Herzen? Wer weiß, ob ſie nicht Warten ſind, von welchen die geſchiedenen Geiſter niederſchauen müſſen auf das Thun ihrer Kinder, und wie ihr eigen Thun aufgeht und ſich verſchlingt zu einem Gewebe, welches keines Menſchen Auge ſieht, am allerwenigſten überſieht? Dann mögen die Kometen, die hohlen, neblichten, unfruchtbaren, ſo gleichſam die himmliſchen Dampfſchiffe in Drachengeſtalt, die Warten ſchlechter Regenten ſein, Demagogen und Demagöglein, Jacobiner und Jeſuiten, welche der liebe Gott durch den Himmel kutſchiren läßt auf Drachenſchwänzen, damit ſie in beſtändiger Höllenangſt an irgend einem feſten Sterne zerſchellt werden, betrachten müſſen allerwärts, was ſie gethan und wie das Unkraut, welches ſie ausgeſäet, ſich verflichtet zu Höllengewändern für ſie, wenn einmal Himmel und Erde zuſammenbrechen und in Himmel und Hölle das All ſich ſcheidet. Nun, was für uns die Sterne ſind, wir wiſſen es nicht, und kein Baumeiſter, nicht einmal ein obrigkeitlicher, wird zu finden ſein, welcher den Neugierigen eine Brücke ſchlägt von einem Stern zum andern Stern. Das wiſſen wir, daß wenn wir ſo ein ſchlecht zu einem Regenten gerathenes Demagöglein wären, wir, wie ſo viele andere Sünder, kriegten das

Zittern, wenn ſo ein Drachengebilde am Himmel erſchiene, wir müßten denken, ob vielleicht das der Schwanz ſei, auf dem wir reiten müßten, der gekommen ſei, uns wegzufegen und aufzunehmen zum raſenden ſchauerlichen Ritt. Die Brille thäten wir weg und auf den Straßen ließen wir uns nicht ſehen, ſo lange er am Himmel wäre.

Am Abend, von welchem wir ſprechen wollen, ſtand kein Komet, keine Zornruthe Gottes oder ein demagogiſcher Drachenſchwanz am Himmel, ſondern freundliche, klare, runde Sterne ohne Schwanz. Allen voran funkelte der prächtige Jupiter, ſo alt ſchon und immer noch in ungeſchwächtem Glanze. Man hätte faſt glauben können, er hätte ſeine alten Streiche auch noch nicht vergeſſen, belauſche irgendwo in dunklem Haine an ſüßer Quelle ein badend Mädchen, ſende ihm Liebesblicke, bahne durch ſie einen Weg ſich in den dunklen Hain an die ſprudelnde Quelle. Doch diesmal hätte man ſich übel getäuſcht, mit Unrecht dem alten Papa Schalkhaftes zugemuthet, denn kein ſchönes Mädchen war zu ſehen weit und breit. Neugierig war er vielleicht, ſah geſpannt zur Erde, aber auf ein Dorf, welches ſicherlich ſchon mehrere hundert Jahre auf dem gleichen Flecke geſtanden war. Es war ſtattlich angeſchwollen, hatte über Hügel und Löcher, auf denen und in denen Häuſer ſtanden, ſich ausgedehnt, beſtand aus großen und kleinen Häuſern, anſehnlichen Miſtlachen, geleckten Miſthaufen, verwahrloſten, aber ſaftigen Straßen und riegeldicht ſtehenden Bäumen, welche eine ziemlich ungebundene Freiheit zu genießen ſchienen. — Mitten drin, d. h. im Dorfe, nicht in einer Miſtlache, obgleich man es beinahe auch ſagen konnte, ſtand auf ſchlechten Füßen, durchſichtig, mit borſtigem Dache und flatternden Strohwiſchen ringsum, kurz ganz wie ein ungekämmtes Bettlermädchen im Winter, ein mittelgroßes Haus. Ueber dieſes Hauſes wenigſtens zwei Fuß hohe Schwelle ſtolperten Menſchen mühſelig einer nach dem andern. Sie glichen aber auch nicht von ferne ſchönen ſchlanken Mädchen: ſie hatten Mannskleider an und Rücken drin wie halbe Tennsthore, Pfeifen im Geſichte und trappeten vor dem Hauſe gleichgültig und ſchwerfällig alle Pfützen aus. Viele ſtellten ſich nicht weit von gedachtem Hauſe vor einem andern ſtattlicheren auf, vor welchem ein freier Platz war und in welchem ein ſterbend Lichtlein mühſam ſein Leben friſtete. Hinter den ſtehenden Haufen ging eine ſchwarze Geſtalt, ſtellte ſich aber nicht, ſondern ging vorbei. Die Meiſten ſuchten ſie nicht zu ſehen, einige Wenige, welche es nicht vermeiden konnten, lüpften an ihren Kappen, als ob ſie zweicentnerige Käſe wären. Die ſchwarze Geſtalt nahm keine Notiz davon. „Er iſt taube!“ ſagte Einer. „Mira,“ antwortete ein Anderer. „Er hat d'r Wyl wieder z'friede z'werde,“ meinte ein Dritter. Doch gaben Alle ihre Meinung halblaut ab; recht wäre es ihnen nicht geweſen, wenn die Geſtalt es gehört hätte. Zwanzig Schritte hinter dieſer kam eine andere Geſtalt mit einer dunkeln Anglaiſe angethan, mit beiden Händen über der Bruſt ſie zuſammenziehend. Im Geſichte, unter der Naſe durch, ſchwebte ein Schatten; im Lichte des Jupiters konnte man nicht recht unterſcheiden, war's etwas Ungewaſchenes oder der Anflug eines Schnänzchens. Dieſe ſtellte ſich bei einem Haufen, zog die Anglaiſe noch enger zuſammen und ſagte: „Loſet, ihr Manne; was ihr erkannt habt, iſt nit recht, nit recht, ſoll dann euer Lehrer immer in einem Schweineſtall wohnen? So lange er nicht auch zu einer rechten Wohnung kommt, kommt er nie zur rechten Anerkennung und Achtung. Und ich weiß doch, ich weiß, daß ihr Männer ſeid, welche begreifen, was ein Lehrer iſt und was er verdient, was er verdient. Ich weiß das. Dabei wird es nicht ſein Verbleiben haben. Einſtweilen tröſtet mich nur eins, und das freut mich, ich muß es ſagen: der Pfaff hat ſo an ein neues Haus geſetzt und er iſt ſchuld, daß ein ſolches befohlen worden iſt von oben herab, obſchon es für den alten Hundeſtall nicht ſchade wäre, und das wär's nit, ich muß es ſagen. Aber was der Pfaff mit ſeinem Treiben wollte, das begreif' ich nicht, begreif' ich nicht, — der Krebsgänger, der Jeſuit und Ariſtokrat, der er iſt, iſt, ja iſt! Das iſt's, was mich freut und tröſtet bei der heutigen Erkenntniß, daß der Pfaff ſieht, daß er nichts zwängen kann und wie viel er giltet in der Gemeinde, daß man ſo auf Jeſuiten und Pfaffen nüt meh het, nüt meh het, ja nüt meh het!“ Auf dieſe ſchöne

Rede antwortete Niemand geradezu. „Wey m'r hey oder hey m'r e Schoppe?“ hieß es. Das Haus, vor welchem man ſtand, war das Wirthshaus, welches nach einer Gemeindeverſammlung auf Gäſte hoffen darf, darum brannte auch Licht darin; die vorſichtige Stubenmagd hatte es angezündet und war deswegen vom Wirth geſchnauzt worden. Der duldete nicht, daß man Licht z'unnütz brauche, war kein Gaſt da, warum ſollte man Licht brennen in der Gaſtſtube? Der Wirth hatte gar kein theilnehmendes Herz; um die Leiden eines Gaſtes, welcher unter der größten Lebensgefahr erſt die Gaſtſtube ſuchen und, hatte er ſie gefunden, in Pein und Noth eine halbe Stunde im Trocknen ſitzen mußte, bis man Licht gemacht, kümmerte er ſich gar nicht. „Die können zum Pintenwirth oder zum Speiſewirth gehen, wenn ſie nicht warten mögen!“ ſagte er. Warum ſagte er ſo? Darum, weil er eben nicht von einem Schoppen oder zweien leben mußte, und weil er guten und reellen Wein hatte, ſo daß, wer den Unterſchied kannte, lieber eine Stunde wartete als weiter ging. Das fremde Geſindel kümmerte ihn nicht, ja es war ihm am liebſten, er mußte nichts davon ſehen. „Was hey m'r d'rvo, he?“ pflegte er zu ſagen. — Die ſchwerſten der ſtehenden Männer lenkten dem Wirthshauſe zu, machten diesmal den Vortrab, einige leichtere deckten ihnen den Rücken; die Mehrzahl verſchwand in den hier ſich kreuzenden Gäßlein. Alleine blieb ſtehen der Redner, der Schulmeiſter des Ortes. Kein Menſch hatte ihm geſagt: „Komm, ich zahle einen Schoppen!“ Steif ſtand er da; endlich fuhr er einem korallnen Uhrenbändchen nach herab in die rechte Weſtentaſche, kriegte ſeinen neuſilbernen Bräter (Uhr) beim Schopf und nach andächtig angeſtellten Betrachtungen ſtieß er den Bräter wieder an den alten Ort und marſchirte wild links ab. Was er dachte, wiſſen wir nicht, und was wir nicht wiſſen, darüber ſchweigen wir, werden uns daher auch nie zum entſchiedenen ſchulmeiſterlichen Fortſchritt erheben. Nach den eilenden Schritten und den fliegenden Händen zu ſchließen, muß es jedoch etwas ſehr Wichtiges geweſen ſein, was ſein Gemüth bewegte. Das Dorf, über welchem Jupiter längſt weiter geſchritten war (denn an derlei Creaturen, wie da ſich ihm darboten, hatte er nie großes Intereſſe gezeigt), hieß die Vehfreude und hatte einen großen Tag erlebt.

Den Vehfreudigern hatte die Regierung befohlen gehabt, ein Schulhaus zu bauen, und ſie hatten ſoeben beſchloſſen, keins zu bauen; deſſen waren ſie ſtolz, denn ſolches Trotzbieten war nicht gefährlich, und daß es je Folgen gehabt, kennen wir kein Beiſpiel, wären begierig, eins zu vernehmen. Der Bau wäre ſehr dringlich geweſen um der Kinder und des Lehrers willen, den man hätte ſollen an die Wand kleben können, weil er nicht Platz zum Stehen hatte in der Schulſtube. Wie der Lehrer den Beſchluß faßte, haben wir gehört, wie viel die Bauern ihm darauf hielten, haben wir geſehen. Ihn ging ihr Beſchluß gar nichts an, er zahlte nichts daran, ſie hatten ihn auch nicht ſeinetwegen gefaßt, denn ſie liebten ihn nicht. Für um e ſo nes Schumeiſterli wollte er wohl viel zwänge. Sie wollten ſich ſo gleichſam en Familie freuen, daß ſie es den Fötzeln (Lumpen) drinnen, wo man zehn auf den Kopf ſtellen könnte, ehe ein Thaler aus einer Taſche fiele, gezeigt, wer eigentlich Meiſter ſei im Lande. Sie freuten ſich darauf, was für eine Miene die Regenten in der Stadt drinnen jetzt ziehen, und welche Manövers ſie jetzt machen würden, um die Pfeife einzuziehen, doch ſo, daß es Niemand merke. Sie lachten über den Pfarrer, der nicht merke, wie gut das Schulmeiſterkrötli es mit ihm meine; und weil ſie von reinem Intereſſe an einer Sache nichts wußten, ſo meinten ſie, er wüßte jetzt, was er den Jagdhund von ſeinen gnädigen Herren und Obern zu machen habe und wie viel die Bauern ihm darauf hielten. Er ſolle ſehen, daß er es mit ihnen, den Vehfreudigern, wohl könne, den Andern hätte er nichts nach zu fragen, ſie ſeien jetzt Meiſter. „Ja,“ ſagte ein alter gewaltiger Bauer, „das haben die Alten eigentlich begriffen, daß, wenn wir wollten, wir eigentlich Meiſter wären und haben uns nicht Ungattliches zugemuthet, und haben noch Mitleid gehabt mit den armen Schuldenbäuerleins, welche ſo ein Hausbau faſt z' Bode macht, welche mich auch immer ſo beelenden, wenn man ihnen immer Neues zumuthet.“ (Von dieſem Beelenden wollten die armen Schuldenbäuerlein, welche ihm was zu zahlen hatten, eben auch nicht viel wiſſen.) „So haben die Ariſtokraten noch zuweilen Verſtand gehabt, aber die jetzigen das ganze Jahr durch keinen. Die Leute, welche aus dem Bettel kommen und in einem Tage ſieben Mal mehr verfreſſen und verſaufen, als ſie ihrer Lebstag geerbt, wiſſen nicht, wie es dem Bauer iſt auf einem magern Höfli, wo er Zinſe haben muß, die halbe Zeit nur halb genug eſſen kann und doch bei Ehren und ſeiner Sache bleiben möchte. Sie wiſſen wohl, daß man ihnen nichts nehmen kann und jeder Gläubiger die Koſten ſcheut und die Gefahr, welche der läuft, der ſie auf den Kopf ſtellen will.“

Der gute Mann war dem Weinen nahe vor Mitgefühl und Elend. Was ihm zu Herzen ging, war aber eigentlich das, daß noch jemand Anders den armen Schuldenbäuerleins ihren Schweiß erpreſſen wollte als er allein, ihm ſo gleichſam in ſein Recht pfuſchte. Denn wenn er der Gemeinde zu einem Proceſſe verhelfen und denſelben unter tapfern Tagegeldern und ſonſtigen Koſten verfechten konnte, ſo ſparte er es nicht, zudem wußte er es ſo einzurichten, daß er von der Hälfte ſeines Vermögens keine Steuern und Tellen zahlte; was er zu wenig zahlte, mußten die Aermern zu viel zahlen, begreiflich. So war ſein Kummer um's arme Volk beſchaffen! Und wie viel Kummer um's arme Volk wäre von gleicher Farbe, wenn man mit der Laterne ihm in's Geſicht leuchten würde? Die Rede ging immer raſcher hin und her, je mehr der herrliche Dotziger und zwar Schattenſeite gewachſener den guten Leuten die Zunge löſte. Was Oben war, kam übel weg, und gewaltig wurde gelacht, als Einer ſagte: „Der Schinder hätte ſie längſt genommen, wenn er nicht unter der gleichen Decke wäre!“

Endlich klopfte Einer ſeine Pfeife aus, machte ein ernſthaftes Geſicht dazu und ſagte: wegen dem Schulhaus ſei er ganz der gleichen Meinung geweſen, hätte dazu geſtimmt und zwar mit beiden Händen, wenn es nöthig geweſen wäre; was hätte das abgetragen und was hätten ſie nöthig, Jemanden einen Gefallen zu erweiſen ſo für nichts und wieder nichts? Aber Etwas ſollte doch geſchehen, um zu zeigen, daß ſie keine Fötzel ſeien und wüßten, was Trumpf ſei zu dieſer Zeit. Er komme weit umher und möge ſich nicht allenthalben vorhalten laſſen: ſie ſeien hundert Jahre zurück und wüßten nichts von Aufklärung und Bildung, ihren Namen würden ſie nicht umſonſt haben. Er hülfe eine Käſerei errichten und eine bauen, ſo eine rechte, daß man daran ſehe, es fehle ihnen weder an Geld noch an Bildung. Ringsum hätte man Käſereien und wer keine habe, werde ausgelacht; da ſeien die Weiber Meiſter, heiße es, oder es fehle den Mannen am Einſehen, was nützlich ſei. Von großem Nutzen aber ſeien ſolche Käſereien, das Geld komme wie durch ein Stiefelrohr herab, und Alles für Sachen, welche man ſonſt gar nicht äſtimirt oder habe zu Schanden gehen laſſen und z'unnütz verbraucht. So ein Käshüttli ſei doch bald gebaut, wenn man einander helfe; müſſe doch Mancher allein ein Haus bauen und ihr Lebtag wollten ſie ſich nicht nachſagen laſſen: z'mitts im Dorfe ſeien die Weiber-Meiſter und außen im Dorfe kein Mann, und ihre Kühe gäbten' nur abgenommene Milch, aus welcher ſie blos z' Noth anken könnten, geſchweige dann käſen. Milch hätten ſie ſicherlich mehr als genug, zum allerwenigſten von hundert Kühen brächten ſie ſie z'weg. Er fragte nun, was ſie meinten, und ob die Sache nicht recht wäre? Der Schattenhall gewachſene Dotziger hatte bereits gewirkt, Curage und Kühnheit krochen (wir können nicht ſagen brauſten) durch alles Gebein; die Rede that Wirkung, wie keine vollſtändigere je eine Flachsſamenrede hatte, that Wirkung wie ein Blitz, der in ein Strohdach fährt, ſie war zeitgemäß, traf den rechten Punkt im rechten Augenblick. Keine Einwendung wurde gemacht, einhellig der Beſchluß gefaßt, eine Käſerei zu errichten, eine Käshütte zu erbauen und zwar eine rechte. Da war Keiner, der nicht mit noch einem Schoppen den Beſchluß weihte und ſeine Begeiſterung ſteigerte, ſo daß die Zeit, wie es in glücklichen Stunden zu gehen pflegt, unbemerkt verrann und Mitternacht nahe war, als endlich die Männer aufbrachen. Jeder ſchien wenigſtens einen halben Centner ſchwerer geworden, ſo gewichtig traten ſie auf, ſo gravitätiſch ſchritten ſie weiter. Wenn einmal Kraft und Muth im Schweizer Herzen flammen, kommt das blanke Schwert ſchwer wieder zur Ruhe. Als die Schweizer bei

Prattelen geſiegt hatten, wurden ſie erſt hitzig, ſtürzten nach Muttenz in die zweite Schlacht, und als die geſchlagen war, da waren ſie gar nicht mehr zu halten, ſondern rannten in die Birs St. Jacob zu in die dritte Schlacht; da wohl, da kriegten ſie endlich genug, und mit dem Leben verloderte der tolle Muth.

Die Vehfreudiger hatten Aehnlichkeit mit den alten Eidgenoſſen. Im Schulhauſe hatten ſie der Obrigkeit einen Schnips unter die Naſe geſchlagen, ein neues Schulhaus aberkannt. Im Wirthshauſe hatten ſie ſich zu einem zweiten Beſchluſſe erhoben am gleichen Tage, was unerhört war in der Vehfreude, hatten was ganz Neues erkannt, was ebenfalls noch nicht erlebt worden war. Jetzt ſchritten ſie an's Dritte: ſie zogen heim, wo die Weiber ihrer harrten und wiſſen wollten, was es gegeben, daß ſie ſo ſpät heimkämen, die Männer ihnen alſo verkünden ſollten, das Schulhaus ſei aberkannt, dagegen eine Käſerei abgeredet worden. Da kam es doch Manchem, der dritte Strauß möchte der härteſte ſein und es könnte ihm ergehen wie den Eidgenoſſen zu St. Jacob, denn die Vehfreudiger kannten zwei Dinge vortrefflich: erſtlich ihr Vieh, zweitens ihre Weiber, und die waren handlich. Den Käſereien waren ſie nicht grün, das wußten die Männer, und was ſie anſtellen würden, wenn es zu ihren Ohren kam, daß die Männer was Neues erkannt unerwartet, ohne daß die Weiber es einige Monate oder Jahre gehechelt, das konnte man ſich nicht vorſtellen, denn es war noch nicht erlebt worden. Indeſſen die Vehfreudiger beſaßen auch Eigenſchaften, und unter anderen die, daß, was ſie nicht im Kopfe hatten, das hatten ſie nicht im Kopfe, was ſie aber im Kopfe hatten, das hatten ſie nicht in den Füßen. Sie gehörten zu den ſehr intereſſanten Figuren, auf welche man 2—3 Stunden ſo eindringlich und inbrünſtig einreden kann, daß es einem dünkt, man hätte Nagelfluh weich reden ſollen, daß ſie geworden wie Mehlbrei, und man will nun, da die Zunge den Dienſt verſagt, die Sache zu Ende ziehen und fragt: „iſt's nit ſo, meinet ihr nit, und wept d'r?" ſo kriegt man, wenn es höflich geht, zur Antwort: „Es kann ſein, aber preſſiren wird es allweg nicht. Man muß öppe miteinander reden, derweilen kann man ſich beſinnen, gut Ding will Weile haben. Allweg giebt es noch Sachen, welche auch gemacht ſein ſollten und mehr preſſiren; es iſt lange ſo geweſen und doch gegangen u. ſ. w." Sie gingen heim, entſchloſſen, feſt zu bleiben, doch rannten ſie eben nicht, wie die Eidgenoſſen nach St. Jacob, ſondern gingen langſam und immer langſamer, und wer die Vehfreudiger nicht genau gekannt hätte, wäre in den Wahn gefallen, als ſeien ſie ſentimental, zögerten, unter ihr finſteres Strohdach zu kommen, um ſo lange als möglich an dem Anblick der Sterne ſich zu laben und den Gedanken, wie es dort oben ſein möchte, wie ſchön das Wohnen dort und auf welchem wohl am ſchönſten; oder ſie möchten noch niedergehen ſehen das herzliebe Möndlein in ſein himmelblaues Bettlein, wie ein feuriger Liebhaber auch nicht vom Fenſter ſeiner Liebſten weg kann, bis ſie das Licht ausgelöſcht und ſchnarcht, daß die Fenſter klirren. Wer die Vehfreudiger beſſer kannte, wußte, daß ſie ſich um Mond und Sterne am Himmel durchaus nicht kümmerten, ſondern blos um Mond und Sterne im Kalender. Den Stand der Planeten betrachteten ſie im Kalender wegen einer Menge landwirthſchaftlicher Geheimniſſe, und um den Mond kümmerten ſie ſich wegen Kropfſalben und Kabis b'ſchütten, wegen laxiren und purgiren, welches erſtere bekanntlich im abnehmenden, das letztere aber im ſteigenden zweckentſprechender unternommen wird. — Die Männer ſammelten ſich nun, mit aller Beſonnenheit vor ihre Weiber zu treten, ungefähr wie gute Katholiken, wenn ſie dem Beichtſtuhle ſich nahen. Unſtreitig ſind die Weiber die allertüchtigſten Beichtväter, woher es kommen wird, daß die meiſten Männer, wie gut reformirt ſie im ledigen Stande ſein mögen, in der Ehe nachgerade katholiſch werden, oder wenigſtens es werden möchten. Indeſſen wie langſam man auch vorrückt, rückt man am Ende doch weiter und weiter und endlich an's Ziel: jeder der Männer vor ſeine Thüre. Weiter wollen wir ihnen nicht folgen, die Bücher würden gar zu dick, welche die daherigen Beichten und Bußreden faſſen ſollten, und gar zu ſtrub wäre, was wir von hier und dort zu berichten hätten. Einen Einzigen wollen wir begleiten, den Peterli im Dürluft, den magerſten der Bauern.

Im Dürluſt (und der Hof trug ſeinen Namen nicht umſonſt) liegen ſelten triſtige Gründe zum Fettwerden. Der Hof lag auf einem kleinen Hügel, allen Winden z'weg; es war, als nehme die Luft den Dünger, daher gähne der Boden faſt aus Magerkeit. Daneben war er groß, faſt wie es am ſchlimmſten iſt: viel Jagens und wenig Fangens. Viele Leute ſpeiſen und wenig ernten macht nicht reich. Zudem war Peterli auch der Mann nicht, dem Hof recht unter die Arme zu greifen; er war arbeitſam, aber die Tage, an welchen ihm was einfiel, hätte er roth zeichnen können im Kalender, und gar zu viele Feiertage hätte es nicht gegeben. Daher konnte er nie Gänge erſparen und in einem Gange zwei Geſchäfte abthun, konnte die Arbeit nicht ſo verflechten, daß die Zeit gehörig zu Ehren gezogen worden wäre, ſo daß er mit der Landarbeit gewöhnlich ſo im Rückſtande war, daß er ein ſogenanntes Werk, d. h. Heuet, Ernte u. ſ. w., erſt anfing, wenn die Andern damit fertig waren. Dazu beſaß er viel Schulden und wenig Miſt, hatte viele Dienſtboten, aber nur halbbatzige; alles Dinge, welche eben nicht geeignet ſind, einem magern Hof auf die Beine zu helfen. Eiſi, ſeiner Frau, kam zu viel in Sinn, was ihrem Manne zu wenig; ſie ſchoß von einer Arbeit zur andern, machte keine aus, fing ſieben Mal an, ehe ſie ein Mal fertig wurde. Sie wollte die Bäuerin machen, die gute Frau ſein, gab unverſtändig mit vollen Händen am Morgen, und konnte am Abend, um der Sache einzukommen, einer armen Frau ein halbes Pfund Anken einen Batzen zu theuer geben, oder ihr die Milch zumeſſen, als ſtamme ſie von einem Elſäſſer Juden ab. Neben der guten Frau wollte ſie auch die ſein, welche Meiſter im Hauſe ſei. Peterli durfte ihr das Geld nicht blos nicht einſchließen (von aufſchreiben war begreiflich keine Rede), ſondern ſie nahm Geld, gab es aus ohne Verſtand, nur um zu zeigen, daß ſie über das Geld könne, wann und wie ſie wolle. Sie ſei nit Niene (nirgends) daheim gſi und nit Blutti (nackt), ſo pflegte ſie zu ſagen; ſie brauche von ihrer Sache und ſo viel als ſie gut dünke, potz Blitz! Ob bei ſolcher Verwaltung Zinſe gegeben würden, ob es rückwärts oder vorwärts gehe mit dem Haushalt, das kümmerte Eiſi ſo wenig, als es jene Beamtenweiber kümmert, welche alle Monate einen neuen ſeidenen Rock und alle Tage ſonſt was Neues begehren und nie fragen: wo nehmen und nicht ſtehlen? Wie es in ſolchen Weibsköpfen ausſieht, begreift ein verſtändiger Menſch hell nicht; daß es im Kopfe einer Eiſi ſo ausſehen kann, das allfällig faſſet er, aber in den Köpfen von Profeſſoren-Töchtern zum Exempel, he?

Dieſes Eiſi nun erwartete ſeinen Peterli mit ſteigendem Zorne, nicht weil ihns die Eiferſucht plagte oder die Angſt, Peterli verthue Geld, ſondern weil es einen Gwunder im Leibe hatte, der ihns ärger quälte, als das ſtrengſte Bauchweh. Eiſi hatte Peterli klare Inſtructionen mitgegeben, und auf dem Halten der Inſtructionen hielt es wie die Urner, welche einen Geſandten, der es nicht that, um einen Kopf kürzer machten. Die Urner werden nämlich ſich als frei und nicht die Herren Geſandten als ihre geſtrengen Herren und Obern betrachtet haben. So ein Urner war Eiſi und hatte ſeinem Peterli geſagt, er ſolle ſehen, was ſie machen. Werde ein Schulhaus erkannt, ſo thäte er beſſer, er ließe ſich ſobald nicht mehr zum Hauſe, denn ſobald es ihn erlängen möge, haare es ihn, bis er einen Kopf habe wie eine geſchorne Rübe, darauf könne er zählen. Eiſi haßte den Pfarrer ſehr; ſo oft es zur Kirche gegangen, habe er auf ihns geſtichelt. Da hätte es gedacht: warte, dir will ich's zeigen, und ſei an einen andern Ort gegangen, und was hätte ihm da der ſchwarze Hagel angemacht! Hätte der ſich nicht die Mühe nehmen mögen und hätte ihns beim andern Pfarrer angemalet, daß es keine Art gehabt! Kaum ſei es in der Kirche abgeſeſſen, ſo hätte der auch angefangen zu ſticheln, daß es fry g'ſurret heyg und alle Leute es angeſehen, daß es hätte mögen durch den Boden hinunterſchlüpfen ſo weit als möglich. Aber da hätte es ſich hoch und theuer verſetzt, in einer Kirche ſehe es Niemand mehr; wenn ſie einen Narren haben wollten, könnten ſie ſich einen eiſernen machen laſſen. Es nehme ihns Wunder, ob denn die Kirche da ſei, um die Leute auszuführen, oder wo das Geſetz ſei, daß man gehen, anehocke und ſelber hören müſſe, wie man da ausgeführt und heruntergemacht werde, als ob man in keinem Schuh gut ſei?

Doch noch bitterer haßte Eiſi den Schulmeiſter. Erſtlich weil derſelbe einmal den Kindern geſagt: ihre Mutter müſſe doch e fule Hung ſy, weil ſie immer zu ſpät in die Schule kämen und dann noch ſelten gewaſchen und gekämmt; zweitens weil er ſo vornehm und herrſchelig ume ſchnäuzle.

Als Eiſi Peterli ſeine Inſtruction gegeben hatte, hatte Peterli geſagt: er wiſſe nicht wie es gehe, es ſei ein Befelch von der Obrigkeit da. „Und ih ſch— druf!“ hatte Eiſi geſagt; „lue du, was du machſt.“ Peterli hatte mit ſeinem unterthänigen Beſcheid ſich Eiſi ſehr verdächtig gemacht; das lange Ausbleiben ſteigerte von Minute zu Minute den Verdacht in ihr bis zur Gewißheit. „Wart,“ ſagte Eiſi, „bleib aus ſo lange du willſt, das ſoll dir nichts nützen; dir ſolls eine Weile nicht mehr einfallen, in den Haaren zu kratzen.“

Peterli fiel es nicht ein, daß ſeine Frau denken könne, ſie hätten das Schulhaus erkannt. Er ſetzte gewöhnlich voraus, was er wiſſe, das wiſſe die ganze Welt; aber er fürchtete ſich wegen dem ſpäten Heimkommen und wegen der Käſerei, hoffte ſehr, Eiſi ſchlafe und Erläuterungen blieben bis am Morgen verſchoben. Der gute Peterli dachte nicht daran, daß eine Frau, welche voll Gwunder auf den Mann wartet, ſo wenig ſchläft, als ein Mädchen, welches voll Liebe ſeines Schatzes harret. Als Peterli ſo leiſe als möglich an's Haus trappete und nach der Thüre ſuchte (denn das liebe Möndlein lag längſt im himmelblauen Bettlein), ſprang dieſe plötzlich auf und Eiſi fuhr heraus. Die meiſten Weiber hätten gewartet, bis ſie den Mann innerhalb den vier Wänden gehabt hätten; aber Eiſi war zu zornig geworden und war überhaupt der Meinung: im Dürluft ſei es Meiſter, frag' keinem Hung was nach, mache was ihns ankomme. Zornig ſchrie Eiſi ſeinen Peterli an: „Was — haſt du machen helfen, daß du nicht heimkommen darfſt wie üblich und bräuchlich und einem Hausvater wohl anſteht?“ Peterli, der nie zwei Sachen miteinander im Kopfe behielt, hatte begreiflich das Schulhaus längſt vergeſſen, dachte blos an die Käſerei und glaubte, die Frau wiſſe längſt, was dieſen Abend ſich zugetragen hätte; er ſagte daher ganz kleinlaut: „Thue doch recht nit wüſt, lue, g'ſcheh iſt g'ſcheh; und wenn man ſich recht berichten läßt und die Sache nicht übertreibt, ſo iſt es doch eine rechte Sache und ſteht dem ganzen Dorfe wohl an." „Dreck ſteht es an!" ſchrie Eiſi; „und b'richten hin b'richten her, ich will dich anders b'richten; du weißt dann ein anderes Mal, ob du dich von Pfaffen und Fötzeln ſollſt b'richten laſſen!" Somit fuhr Eiſi Peterli mit allen zehn Fingern in die Haare, daß er wußte, was es heißt, fremde Hände im Haar haben; faßte ihn an Haar und Ohren und ſchüttelte, daß Peterli das Feuer im Elſaß brennen ſah. Peterli hielt einen Augenblick dar, um die Buße alsbald abzuthun. Als es ihn endlich dünkte, es ſollte genug ſein, faßte er Eiſi bei den Armen und ſagte: „Setz ab, ſonſt mach ich auch, was ich kann! Es iſt ſich doch d'r werth, ſo wüſt zu thun, wo es doch nichts abträgt, denn erkannt iſt erkannt, und dann habe ich ja nur für Viere unterſchrieben und wir haben Sechſe." „Sechs Mal Lümmel, das du biſt, an Einem iſt's zu viel! Meinſt, man wiſſe nicht, daß du Sechſe haſt und das Siebente wird nicht weit ſein. Oder willſt ſie etwa verleugnen, meinſt etwa, ſie ſeien nicht dein? Wohl, beim Hagel, das ſoll doch Niemand beſſer wiſſen als du! Aber wart, dir will ich —" ſo ſchrie Eiſi, biß Peterli in den Arm, riß ſich vom andern los und theilte Ohrfeigen aus, daß Peterli vor's Dachtrauf hinausfuhr und ſchrie: „Biſt ſturm, oder fehlt es dir ſonſt im Kopf: Küh, nit King, nit King, Küh!" „Was, jetzt ſagſt du den Kindern Küh, ja, wenn es nur deine wären! Aber es iſt himmelſchreiend, Küh und nit King u deno myni King!" ſchrie Eiſi und fuhr friſch darauf los. Peterli war eigentlich nicht an beiden Händen links, wie man zu ſagen pflegt, hatte ſich von der Ueberraſchung erholt, hielt Eiſi vom Leibe und ſagte: „Was iſt doch mit dir, ſeit wann ſchreibt man die Kinder auf wegen einer Käſerei, das nimmt man nach den Kühen, denn da kommt es auf die Milch an, die man liefern kann!" „Was geht mich die Käſerei an," ſchrie Eiſi, „ich rede vom Schulhaus, du Sturm, welches ihr erkannt habt kuhmäßig!" „Sturm ſelber," ſagte Peterli; „das Schulhaus iſt ja d'r Bach abg'ſchickt, und für zu zeigen, daß wir doch auch an einem Orte daheim ſeien, haben wir eine Käſerei erkannt." „Warum ſagſt das nicht?" ſagte Eiſi. „Habe gemeint, du wiſſeſt es," antwortete Peterli. „Die Narrn meine!" entgegnete Eiſi. „Wie hätte ich wiſſen ſollen, daß ſolchen Knubeln was in Sinn käme."

Indeſſen ſagte Eiſi dieſes ganz ſanftmüthig. Die Nachricht, daß dem Pfarrer und dem Schulmeiſter ein Schnips unter die Naſe gemacht worden und daß ſie jetzt wüßten, daß ſie die Sache nichts anginge, hatte Eiſi's Zorn nicht blos zerſetzt, ſondern ſogar in große Freude verwandelt. In dieſer Freude erſchien Eiſi eine neue Käſerei ganz roſenroth. „Meinethalben," ſagte Eiſi, „aber da kannſt du dann aufpaſſen, daß du nicht betrogen wirſt von den Andern. Du haſt erfahren, was die können. Nur das will ich dir ſagen, einſchränken und ſo ganz einthun laſſe ich mich nicht; Geld gnue und Milch gnue, ſelb will ich, ſo lange ich lebe." „Perſche!" ſagte Peterli. Ach Gott! Perſche iſt ſo leicht geſagt und Milch genug und Geld genug iſt eine ſo ſchöne Sache. Wenn man Jedem mit einem Perſche dazu verhelfen könnte, in wie viel beſſern Hoſen ſtünde ſo Mancher.

Zweites Capitel.

Naturgeschichte der Käsereien.

Einem großen Theile der geehrten Leſer wird das Wort Käſerei nicht ein ungehörtes ſein, aber den vollen Klang deſſelben in ſeiner ganzen Bedeutung werden die meiſten kaum faſſen; eine Erörterung deſſelben wird daher nicht am unrechten Orte ſein.

Vor alten Zeiten, d. h. vor etwas mehr als 30 Jahren (unſere Zeit, wo man alle Tage was Neues will, um morgen es rein zu vergeſſen, läuft auf gar raſchen Beinen, man wird in einem Tage alt, geſchweige in dreißig Jahren), käſete man blos auf den Alpen den Sommer durch, ſo lange das Vieh zur Weide ging; zog im Herbſt der Küher zu Thale und fütterte er bei einem oder einigen großen Bauern ſeine 60—80 Kühe, ſo machte er wohl auch einige Käslein für den Hausbrauch oder für einen Wirth, der durch recht räßen Käs ſeinen ſauern Steffisburger verſüßen wollte. In allen Landestheilen machte man auf den daſelbſt gelegenen Alpen eine eigenthümliche Käſeart von Ur-Ur-Ur-Vater her, und glaubte dieſe Käſeart durch den Boden und die darauf wachſenden Kräuter bedingt. In den Thälern machte man keine Käſe, man glaubte die Grasarten der Thäler dazu untauglich; blos hie und da wurde eine kecke Hausfrau, deren Großmutter eine Küherstochter geweſen, durch die Familienanlage dazu getrieben, oder ein vermeſſener Bauer tangelte einen z'weg für einen ruchloſen Pintenwirth, dem am Leben ſeiner Gäſte wenig gelegen war. Daß man überall käſen, im Siebenthal Emmenthaler Käs machen könne, daß vom Käſer ſo viel abhänge als von der Alp, daran dachte man nicht. Schon ſehr lange wurde Schweizerkäs ausgeführt als eigentlicher Luxusartikel und als Luxusartikel gilt er im Lande ſelbſt, und ein eigentliches Feſt iſt es für Herrenkinder z. B., wenn ſie einmal zu Käs kommen, und doch wird im Lande ſelbſt der mindere Käs gegeſſen, der beſte ausgeführt. Der gute Käs von Oberländer, Emmenthaler, ja Greyerzer Alpen, welcher nach Rußland und Deutſchland ausgeführt wird, heißt Emmenthaler Käs. Fordert man in Deutſchland Käs, ſo fragen die gnädigen Herren Kellner zumeiſt, ob man Emmenthaler oder nur Schweizerkäs wolle? Wahrſcheinlich waren es Emmenthaler Handelshäuſer, welche dieſes Fabrikat zuerſt auf den Markt brachten und es daher auch tauften. Dagegen heißt aller gute Käs, welcher nach Frankreich geht, Greyerzers, komme er woher er wolle, und wahrſcheinlich aus dem gleichen Grunde.

Zu Ende des verfloſſenen Jahrhunderts und im Anfang des gegenwärtigen fand eine große Revolution in der Landwirthſchaft ſtatt. Bis dorthin weidete man viel im Feld auf der Brache, in Wald und Weide; zog Rinder und Pferde auf, handelte ſtark, beſonders mit den letztern, nach allen Weltgegenden. Da ward das ſogenannte Kunſtgras erfunden, d. h. Klee, Esparſette, Luzerne kamen in's Land, die Stallfütterung ward möglich, die Brachwirthſchaft hörte auf, die Wälder wurden geſchloſſen, die Weiden urbar gemacht und Kartoffeln maſſenhaft gepflanzt, nicht blos ſie gleichſam zum Deſſert. Sobald das Vieh im Stalle war, gab es Dünger, dicken und dünnen, fleißig und verſtändig ward er angewandt, die Felder trugen alle Jahre mehr ab. Das urbare Land erweiterte ſich auch in dem Maße, als man mehr Dünger hatte, eben ſo mehrte ſich der Viehſtand und namentlich die Kühe, welche Nutzung gewährten, während mit den verminderten Weiden die Zucht und namentlich die Pferdezucht abnahm. Mit den Kühen mehrte ſich die Milch, denn es greift Alles ineinander und Eines entſteht aus dem Andern auf gar ſeltſame Weiſe, und oft ſo fein, daß das menſchliche Auge die Fäden nicht einmal ſieht, viel feiner als Kühe und Milch. Man butterte auf Leib und Leben; aber die Butter wurde damals nicht wie jetzt nach Holland ausgeführt, eingeſalzen als Schiffsanken gebraucht. Wie wenig die Butter galt, bezeugt der Vers an einem Thürli: „O Menſch, faſſ' in Gedanken, drei Batzen gilt z'Pfund Anken!“ Man hatte Milch bis über die Ohren, manches Weib ertrank faſt darin, manches Weib ſchüttete ſo viel in's Miſtloch, daß, wenn es ſie im Fegefeuer hätte, es manches Jahr ſeinen Durſt ziemlich löſchen könnte. Händel wie damals von Michelstag bis Faſtnacht, wo die anſtändigern Schweine aus beſſern Häuſern faſt von lauter Nidle (Sahne) lebten, werden ſie kaum mehr kriegen, ſo lange das Pfund Anken mehr als drei Batzen gilt. Nun hat der liebe Gott dem Menſchen einen Verſtand gegeben, welcher in jeder Noth, ſei es in einer des Mangels oder des Ueberfluſſes, eine Abhülfe ſucht, wie eine Maus in der Falle ein Loch zum Entrinnen. Man kam auf den Gedanken, ob die Milch von Kühen, welche mit Gras in Ställen gefüttert würden, nicht eben ſo gut zum Käſen tauge, als die Milch von Kühen, welche auf Alpen zur Weide gingen. Da Gedanken unſichtbar ſind, ſo kann man nicht ſagen, wem er zuerſt kam. Es iſt übrigens ein Wunderbares mit den Gedanken, und der Ausdruck: es kam mir ein Gedanke, herrlich. Es iſt mit den Gedanken wie mit den Winden: wer kann mir ſagen, woher ſie kommen und wohin ſie gehen?

Oberſt Rudolf von Effinger von Wildegg, Bauer, Soldat, Ariſtokrat, Oberamtmann, Rathsherr, ſchön und ſtark von Geſicht und Geſtalt, in Geſetzen und Theorien nicht ſonderlich bewandert, aber praktiſch durch und durch, kurz ein Berner vom reinſten Korn, errichtete die erſte Käſerei zu Kieſen, wo er Gutsbeſitzer und auch Oberamtmann war, und die zweite zu Wangen, wohin er als Oberamtmann verſetzt wurde; Käſereien waren ihm Herzensſache. Dies geſchah im Anfange der zwanziger Jahre. Wie üblich im Bernbiet, wo man ehedem nicht auf jede neue Narrheit verſeſſen war, betrachtete man anfangs die Sache mit großem Mißtrauen, es fand ſich wenig Nachahmung. Mit gerümpften Naſen ging man um die in Käſereien gemachten Käſe herum und that, als ob man ihren Geruch kaum ertragen möge. Die Händler gaben zu, daß die Dinger ausſähen wie Käs, ſeien aber doch nicht Käs, könnten nicht in den eigentlichen Handel gebraucht werden, wolle man nicht Ruf und Credit der Emmenthaler Käſe gefährden in alle Ewigkeit hinaus; ſie ſeien höchſtens gut für Buchiberger, deren Hälſer an ſiebenjähriger Ankenmilch erhärtet ſeien, oder für Züribieter, die ihren Wein überſtanden und ihr Leben bis in die zwanziger Jahre gebracht. Indeſſen die Käshändler ſind ſozuſagen auch Menſchen und dazu eben nicht dumm. Sie meinten nicht, daß man das, was man aushöhne, als könnte man Miſthaufen und Jauchelöcher vergiften damit, ja ſelbſt junge Zürcher unter zwanzig Jahren, ganz von der Hand weiſen müſſe, wenn irgendwie Vortheil daraus zu ziehen ſei. Sie bohrten hier und da mit ihren Inſtrumenten einen der Käſe vorſichtig an, betrachteten, ob er Löcher hätte, koſteten unter ſchrecklichen Geberden ein kleines Stücklein, ſpuckten es dann klafterweit vom Leibe, liefen eilends zum nächſten Brunnen, um das Leben zu retten, und überließen den Käsbauern die Mühe, den Zapfen ſorgfältig wieder in's Loch zu ſchieben. Um die Käſe zu probiren, bohrt man nämlich einen Zapfen heraus, an demſelben ſieht man Farbe und Löcher, die Spitze haut man ab und verſucht den Geſchmack, den Reſt ſtößt man wieder in's Loch, ſo daß der Käs wieder ganz wird. Die Käſehändler haben ihre eigenen Bohrer und bohren, wo ſie wollen, denn ſie kennen den Kniff gar zu gut, in magern Käſe Löcher zu bohren, ſie dann mit Zapfen von fettem Käſe auszufüllen, beim

Verkauf dann mit kundiger Hand die fetten Zapfen aus den magern Käſen zu ziehen und ſie auf dieſe Weiſe für fett zu verkaufen, wie es von den mit Käs im Lande herumhauſirenden oft zu geſchehen pflegt. Hier und da nahmen ſie faſt wie um Gotteswillen und um ſchlechten Preis einzelne Käſe ab, etwas wurde mit Angſt und Noth Wirthen im Lande abgeſetzt, den Reſt konnte man ſelbſt eſſen.

Die Käshändler machten nach und nach die Erfahrung, daß auch die feinſten Berliner und Petersburger Naſen den Unterſchied zwiſchen Alpen- und Thalkäs nicht merkten, daß der Käſereikäs ohne Creditſchwächung prächtig in's Ausland zu gebrauchen ſei. Sie ließen es ſich's nicht merken, thaten ſpröde, rümpften die Naſe über ſolchen Käs wie ſiebenzehnjährige Mädchen über einen ſiebenzigjährigen hagern Hageſtolz, aber ſie thaten doch immer mehr d'r Gottswillen, d. h. ſie kauften immer mehr ſolchen Käs ſo wohlfeil als möglich und ſuchten unter der Hand für die vermehrte Production größern, erweiterten Abſatz. Ihre Reiſenden beſuchten nicht mehr blos die großen Hauptſtädte und in denſelben die berühmteſten Gaſthöfe und Reſtaurationen, wo nichts zu haben iſt als Auſtern, Champagner und Emmenthaler, ſondern ſie hielten ſich zuweilen auch in geringern Städten und Städtchen auf, in Darmſtadt z. B., in Magdeburg, in Nürnberg und Leipzig, und verſchmähten Wirthshäuſer und Speiſewirthſchaften zweiten und ſelbſt dritten Ranges nicht. Die Wirthe legten ſich Emmenthaler als Luxusartikel bei, wie bei uns Wirthinnen Sopha und Spiegel, und lockten damit Gäſte, wie man die Krebſe zieht mit Rinderleber. Nun ſind die Bauern in ihren Lieblingsfächern: Kühen, Kälbern, Pferden, Land und Geld, eben auch nicht dumm. Sie merkten, daß die Käſe mehr und mehr zogen, die Spycher der Händler immer wieder leer wurden, wie viel dieſelben auch kauften. Sie ſchlugen nach und nach mit dem Preiſe auf, die Händler fuhren darob aus der Haut; aber die Bauern hatten ſo was ſchon mehr erlebt, blieben kaltblütig. Als die Händler das ſahen, fuhren ſie ſachte wieder in die Haut, zahlten ſo wenig als möglich, kauften ſo viel ſie konnten, ſchärften aber allerwärts ein, ja den Preis nicht zu ſagen, um den ſie gekauft; wenn es nicht ſie, und wenn es ihnen nicht um ein ander Mal zu thun geweſen, ſie hätten nicht ſo gekauft, ſie verſpielten das eigene Geld. Nach und nach kam immer größerer Vortheil in die Käſereien; deſſelben freuten ſich die, welche ſolche hatten; das merkten aber auch die, welche keine hatten. Nun gab es in den dreißiger Jahren trockene Jahre; groß ward manchmal der Futtermangel, der Preis des Cubikklafters Heu erreichte zuweilen die Höhe von 20—25 Kronen oder fünfzig Schweizerfranken, ja der Centner Tannkries wurde um 35 Batzen verkauft. (Muß ein ſtrub Freſſen ſein, ſelbſt für Kühe.) Da zwang die Noth, alle Kunſt dem Grasbau zuzuwenden. Im Emmenthal namentlich wurde da erſt recht heimiſch die Esparſette, ja auch der Klee ward zu bauen angefangen, wo man früher gar nicht glaubte, daß er gedeihen könne. Von 1838 an war das Wetter dem Gras günſtig, Ueberfluß an Futter erzeugte auch Vermehrung des Viehſtandes. Von da an mehrten ſich die Käſereien ſtündlich, hätten wir bald geſagt, ſie ſchoſſen aus dem Boden herauf faſt über Nacht wie die Pilze, trotz den großen Schwierigkeiten, mit denen ſie zu kämpfen hatten.

Die Schwierigkeiten kamen, wie alles Uebel, mehr von Innen als von Außen, zeigten ſich aber äußerlich in allen möglichen Geſtalten. Bekanntlich iſt beim Käſen die Hauptſache die Milch, ohne Milch iſt's ausgekäſet, und um Milch zu bekommen ſind Kühe die Hauptſache. Nun rechnet man für 1 Centner Käs 12 Centner oder 3 Säume Milch und durchſchnittlich von einer Kuh täglich 1¼ Pfund Käs, ſo daß man alſo von 100 Kühen täglich einen Käs machen kann, welcher 125 Pfund ſchwer iſt. Man macht am liebſten ſchwere Käſe von 150—200 Pfund, ja man macht ſie bis auf 250 Pfund. Sie haben zwar ihre Nachtheile; mißräth ein Käs von 2 Centner, ſo geht ein kleines Capital verloren. Und da er anfangs täglich, ſpäter ſeltener vom Geſtell gehoben, mit Salz eingerieben und wieder hingeſtellt werden muß, ſo iſt das eine Pflicht für einen einzelnen Mann, dieſe Käſe mit Leichtigkeit und Sorgfalt, daß ſie auch nicht im Mindeſten verletzt werden, hin- und herzuheben. So für einen zarten Kaffeejunker von Mainz, oder von Cöln am Rhein, oder von Murten am Murtenſee hätte ſo was eine Naſe. Indeſſen, und das iſt die Hauptſache, werden ſie am theuerſten bezahlt, nicht weil man ſie für die beſten hält, ſondern weil in gewiſſer Herren Länder der Eintrittzoll nicht per Pfund, ſondern per Stück berechnet wird. Die gehörige Anzahl Kühe in einem nicht zu großen Reviere zuſammenzubringen, ſo daß die Milch nicht zu weit getragen werden muß, im Sommer nicht von der Hitze leidet, jedenfalls höchſtens eine halbe Stunde, hält ſo ſchwer nicht. Hundert und hundertundzwanzig Kühe finden ſich leicht in gehöriger Nähe. Auch der Ort zum Käſen findet ſich leicht. Sehr gern giebt ein Bauer ein altes Haus oder ein Ofenhaus dazu her und ſcheinbar wohlfeil. Je näher er die Käſerei hat, deſto lieber iſt es ihm. Er muß die Milch nicht ſo weit tragen, es heißt, die Schweine würden fett blos vom Riechen der Käsmilch, und dumm müßte der Käſer oder Senn ſein, wenn er nicht riechen würde, wann die Bäuerin Kaffee macht und merken, ob ſie gerne Nidle dazu hätte und ein Stücklein guten Zieger oder nicht. Und findet ſich kein ſolches Haus, ſo findet ſich Platz genug, um eine Käſerei abzuſtellen und Geld, eine zu bauen. Es iſt noch nie erhört worden, wie es ſo oft bei Schulhäuſern der Fall iſt, daß aus Mangel an Platz oder Geld die Errichtung einer Käſerei unterblieben wäre. Man ſieht ſolche Käſereigebäude, die Herrenſtöcken gleichen, deren Bau mehrere tauſend Gulden gekoſtet hat, und kein Menſch beklagte ſich über den theuren Bau und die Mühe, welche er verurſachte, an ſolchen Orten, wo man vorgab, aus Armuth kein Schulhaus bauen zu können. Hat man Haus und Milch, bedarf man auch Jemand, welcher aus der Milch den Käs macht, einen Käſer oder Senn, wie man zu ſagen pflegt. Dies iſt die Hauptperſon, denn von dieſem hängt der Käs ab. Ein ſchlechter Senn kann eine ganze Sommernutzung von 100 Kühen vielleicht im Werth von 5—6000 Gulden faſt werthlos machen, und was noch mehr iſt, den Credit einer Käſerei auf Jahre hinaus zerſtören. Leute, welche ſich für Sennen ausgaben, fand man immer, denn beſſerer Verdienſt iſt ſelten im Lande. So ein Senn verdient während ungefähr ſieben Monaten 140 bis 160, ja 2—300 Gulden, nebſt freier Station, Nidle, Butter, Zieger ꝛc. ſo viel er mag, daß die meiſten, wenn ſie Liebhaber von ſolchen Sachen ſind, gegen Herbſt ſo fett wie Dächſe werden oder wie die Bären ehe ſie an den Tatzen zu ſaugen anfangen, wozu er die fünf übrigen Monate des Jahres befähigt und berechtigt iſt; da nimmt ihn die Käſereigeſellſchaft nicht in Anſpruch, er iſt frei, kann machen, was er will, es ſei denn daß Winterkäſe gemacht werden, was aber ſelten iſt und beſonders bezahlt wird. Es finden ſich daher Leute genug, welche ſagen, ſie könnten das Käſen: Küherſöhne, Küherknechte, nach und nach auch Hüttenknechte, d. h. Knechte der Sennen in den Käshütten. Es legt ſich nämlich ſo ein Senn zumeiſt einen Knecht zu, welcher ihm bei dem Reinigen der Geſchirre, beim Salzen und Käſen zur Hand ſein muß. Dieſe avanciren begreiflich auch gerne zur Meiſterſchaft wegen der Ehre und dem Gelde. Ob dann aber auch Alle, welche es ſagen, es wirklich auch können, iſt eine andere Frage, welche blos durch das Probiren zu löſen iſt. Die Schwierigkeiten liegen alſo nicht in äußerlichen Dingen, nicht im Mangel des Stoffes oder des Perſonals: die Schwierigkeiten liegen im Inwendigen. Sie liegen erſtlich im gegenſeitigen Mißtrauen, Jeder fürchtet vom Andern betrogen zu werden, wahrſcheinlich weil ſo Viele denken: was man machen könne, ohne daß es an Tag käme, dem habe Niemand viel nachzufragen, ſei alſo auch mehr oder weniger erlaubt. Ich mache was ich kann, mach's auch, denken wohl die Schlauern. Den Andern iſt's aber doch nicht recht wohl bei der Sache, ſie fühlen wohl, daß ſie bei dieſem Grundſatze den Kürzeren ziehen müſſen; denn da kann auf alle mögliche Weiſe mit der Milch betrogen werden, und zwar ſo, daß entweder der Käs ganz verdorben oder aber deſto magerer, alſo deſto ſchlechter wird. Das Erſte geſchieht, wenn man ungeſunde Milch, Milch von ungeſunden Eutern, ungeſunden Kühen oder auch Käsmilch zur guten ſchüttet; das Zweite, wenn man in die friſch gemolkene Milch, welche alſo bald von der Kuh weg in die Käſerei zu tragen iſt, Waſſer oder ältere Milch ſchüttet, von welcher man die Nidle weggenommen hat. Das Erſtere zeigt ſich bald und läßt, wenn man ernſtlich will, ſich ausmitteln, von wem der Schaden kommt. Das Letztere iſt viel ſchwerer zu entdecken, auch jetzt wo man Milchproben hat wie Weinproben. Da ſie blos anzeigen, ob die Milch fetter oder magerer iſt, die Kühe aber gar verſchiedene Milch geben, beſſere und ſchlechtere, ſo zeigen ſie die Verfälſchungen doch nicht mit Sicherheit an, es kann Einer lange ſein Waſſer theuer verkaufen, wenn man ihm nicht auf andere Weiſe über ſeine Schliche zu kommen weiß. Allen dieſen Fatalitäten ſoll nun ein Reglement vorbeugen, welches die Geſellſchaft ſich ſelbſten giebt. Jeder Antheilhaber wird zum Geſetzgeber und jeder ſucht nun das Geſetz ſo einzurichten, daß er ein Loch zum Entſchlüpfen für ſich behält, während er damit alle Andern beſchränken oder fangen, den donners Schelmen das Betrügen verleiden will. Das Ding iſt nun ein ſchweres Kunſtſtück und wir glauben nicht, daß es irgendwo gelungen iſt, daß eine Käſerei zu finden iſt, wo es von A—Z lauter und redlich zugeht wegen Geſetz und Reglement. Und weiß auch manchmal der Bauer nicht um die Schelmerei, ſo kennt ſie doch die Frau, und treibt ſie die Frau nicht, ſo treibt ſie der Melker, der mit irgend einer Frau unter der Decke ſteckt, oder manchmal aus ganz einfachem Hochmuth, nur von der gleichen Zahl Kühen mehr Milch zu liefern als ein anderer Melker. Ja ſo ein Reglement zu machen, welches ein wahrer Troſt iſt für die Einfältigern und Mindern und ein Zaum für die Mächtigern und Schlauern, ſelb hat eine Naſe; auch für ein ſolches wäre der Riggel (Geſetzfabrikant) zu kurz, denn ein Geſetz ohne Loch kann der eben nicht machen. Die zweite große Schwierigkeit bietet der Senn dar. So wie man Milch genug kriegt, aber nicht immer die beſte, ſo kriegt man wohl immer einen Senn, aber was für einen? Auch hier macht nicht die Kunſt die Hauptſache, ſondern die Ehrlichkeit. Die Kunſt iſt zwar nicht unbedeutend. Der Senn muß ſich auf die Milch verſtehen, muß in ſeinen Armen den Thermometer haben, welcher ihm unmittelbar die rechten Wärmepunkte angiebt für die verſchiedenen Verrichtungen, Alles muß er mit der größten Pünktlichkeit, nichts obenhin verrichten, muß im Geſchirr die größte Reinlichkeit bewahren, muß der Beſorgung der gemachten Käſe mit großem Fleiße obliegen, darf der Mühe des Salzens und Kehrens der Käſe ſich nicht leichtfertig überheben. Aber da kann man Vorſicht anwenden bei der Auswahl, Aufſicht üben im Verlauf des Sommers, aber bei der Ehrlichkeit? Nach dem ſchönen Grundſatze: dem Ochſen, der da driſchet, ſollt du das Maul nicht verbinden, darf der Senn und auch ſein Knecht vom gelieferten Stoffe für ihre Perſonen brauchen, was ſie mögen, aber mehr nicht. Verſchleipfen ſollen ſie nicht, weder aus Liebe noch um's Geld, weder kaufs- noch tauſchsweiſe. Nun hat der Senn nicht blos alle gelieferte Milch in ſeinem Verſchluß, ſondern es iſt auch ein bedeutender täglicher Handel in einer Käſehütte. Da jeder Antheilhaber ſich verpflichtet, alle Milch über ſeinen Hausbedarf in die Käſerei zu geben, ſo würden die, welche keine Kühe haben, beſonders die Armen, um alle Milch kommen. Dieſe können nun ihre Milch in den Käſereien holen. Freilich geht es da nicht blos ſpitzer zu mit meſſen als ehedem, wo ſo eine Bäuerin, welche in der Milch flotſchete wie Enten in einem Weiher, keinen Unterſchied machte zwiſchen einer Maß und einem Keſſel, ſondern das gegenwärtige Milchmaß enthält blos vier Pfund Milch, ſtatt wie ehedem fünfe. Man verkauft an einigen Orten auch Käsmilch, d. h. die Flüſſigkeit, welche übrig bleibt, wenn der Käs gemacht iſt, wenn die Antheilhaber nicht alle heimnehmen oder die Geſellſchaft nicht eigene Schweine hat, welche ſie mit der übrigbleibenden Käsmilch mäſtet. Es wird an einigen Orten auch Nidle verkauft. An allen Orten wird gebuttert, die gemachte Butter heißt Vorbruchanken. Es ſchließt ſich nicht alle Fettigkeit im Keſſel dem Käſe an: erneuertes Wärmen bringt den Reſt obenauf; ſie wird abgenommen, man läßt ſie vertropfen, gießt dann gute Nidle dazu und buttert die Miſchung zuſammen, bis man ihr Butter ſagen kann, iſt's aber doch nicht recht. Sie wird akkordweiſe Händlern geliefert und geht pfundweiſe weg. Es iſt alſo in einer Hütte nicht blos ein täglicher, ſondern faſt ein ſtündlicher Handel, welcher dem Senn durch die Hand geht und der unmöglich beaufſichtigt werden kann, man mag es anſtellen wie man will. Und wenn man Alles gethan zu haben glaubt, was Menſchen möglich war, ſo erſinnet der Senn neue Kniffe und lacht ſeine Bauern, welche ſich klug dünkten und waren es doch nicht, weidlich aus. Sie ſtecken z. B. Bleikügelchen in die Stricke der Waage, welche die Schaale mit den Gewichten hält, ſchreiben weniger auf als geliefert wird u. ſ. w. u. ſ. w. Steckt der Senn mit Caſſier oder Secretär unter der Decke, oder gar mit dem Hüttenmeiſter, ſo iſt vollends nichts zu machen.

Es zeigte ſich endlich eine ganz eigene Schwierigkeit: eine faſt durchgängige Oppoſition der Weiber gegen die Käſereien, welche allerdings großen Einfluß auf das Haus haben und die Betreibung des ganzen Milchgeſchäftes durchaus verändern. Die Milch war bis dahin durchgängig unter der Obergewalt des Weibes geſtanden. Das Weib führte Milch- und Butterhandel, wenn nicht zufällig der Mann ſo ein Märitmannli war, welches ſein Körbchen gerne regelmäßig nach Bern oder Langenthal trug und das erlaubte Schöplein ſich ſelbſt zu Gemüthe führte. Das Weib nahm das Geld ein und händigte dem Manne ein, was ihm gut ſchien. Wenn ihm hier und dort ein Kreuzer durch die Finger ſchlüpfte, ſo brauchte es denſelben nicht immer dem Manne zu bekennen, und einem Weibe aufzupaſſen iſt noch etwas ganz Anderes als einem Senn. Es konnte einen Kaffee machen und ihn trinken mit goldgelber Nidle, wie kaum ein König ſie hat; es brauchte der Mann es nicht allemal zu wiſſen, und wenn er auch an allen Kacheln und Schüſſeln roch und griff, um zu wiſſen, ob in ſeiner Abweſenheit ein Kaffee gemacht worden ſei oder nicht, ſo war's doch leicht, ihm ſchlau genug zu ſein, daß weder ein Kacheli nach Kaffee roch oder noch warm war. Es konnte einer armen Frau helfen in der Noth, brauchte nicht genau zu zählen oder zu meſſen. Und wäre auch dies nicht geweſen, ſo war es doch immerhin eine Freude im Milchkeller zu ſtehen, Milchkacheln ringsum ein oder zwei Dutzend, bedeckt mit fingerdicker Nidle, geduldig auf die Bäuerin harrend, bis ſie käme, den weichen, appetitlichen Pelz ihnen abzuſtreifen.

So eine reiche Milchbäuerin hatte was zu bedeuten und Grund zu bedeutendem Selbſtbewußtſein. Käſereien ändern dieſes ganze Verhältniß durchaus. Die Bäuerin erhält nur das Nöthigſte für den Haushalt, die Milch wandert geraden Wegs in die Käſerei, leer bleibt der Keller und leer die Hand der Bäuerin, welche nun nichts mehr zu verkaufen hat. Das Geld kommt in einem oder zwei ſogenannten Stößen dem Manne zu, der erſte Stoß gewöhnlich bei der Ablieferung, der letzte im März oder Mai, auch im März die ganze Summe auf ein Mal, alſo maſſenweiſe, was früher batzenweiſe einging und ebenſo wieder ausging. Der Vortheil iſt erſichtlich, aber bitter übel trugen es anfangs die Weiber. Abbruch an der Herrſchaft geht allenthalben übel. In bitterer Milchnoth ſchmachtete manche Haushaltung und ebenfalls in bitterer Geldnoth, und ſchmachtete nach dem erſten Stoße wie die Iſraeliten nach dem erſten Regen, nachdem es drei Jahre nicht geregnet hatte. Trotz allen dieſen Schwierigkeiten mehrten ſich die Käſereien raſch, und wie viele bald beſtehen, ſteht ſicherlich in den Tabellen des Directors des Innern, aber ob es Jemand weiß, das iſt deswegen doch die Frage. Was das Merkwürdigſte iſt: je mehr Käſe man machte, deſto höher ſtiegen ſie im Preiſe, deſto raſcher gingen ſie ab. Der Centner ſtand durchſchnittlich auf 25 Gulden, die Maß Milch zahlt ſich, die Käsmilch nicht gerechnet, über 5 Kreuzer, eine Käſerei, das Hüttengeld, d. h. das Geld vom täglichen Handel eingerechnet, kann bis auf 8000 Gulden einbringen. Und ob 1 oder 2 Millionen Gulden jährlich durch den Käs in's Land gebracht werden, weiß vielleicht das Handelsminiſterium. Es iſt jedenfalls der bedeutendſte Ausfuhrartikel des Cantons Bern in dieſem Augenblick und ein Beweis, daß mit geſteigerter Production der Fleiß im Abſatz ſich ſteigert, die Preiſe des Products ſich erhalten können. Einſtweilen iſt ein Käsgeſchäft eins der beſten, darum ſchießen alle Jahre neue Käſehändler auf, und wer nicht zu durſtig dabei wird, kann reich werden. Aber es iſt Geld nöthig dazu, denn auf's Geld warten die Bauern nicht gerne. Geld ſcheint dieſen Händlern aber auch nicht zu fehlen. Es ſoll welche geben, welche jeden Herbſt 10,000 Centner kaufen, thut die Kleinigkeit von 250,000 Gulden. Wird aber auch viel renommirt dabei; Großköpfe reden von 5000 Centner und verkehren nicht 2000.

Ob noch jetzt ein Unterſchied beſteht zwiſchen Alpen- und Thalkäs, iſt ſo genau nicht bekannt, wenigſtens ſpricht man blos davon: die Käſe in den ſogenannten Dörfern, d. h. im flachen, großen Aarthale, wo meiſt Kunſtgras gefüttert wird, ſeien nicht ſo gut als die aus den Käſereien mehr den Bergen zu, wo der größte Theil der Fütterung Naturgras iſt. Jedenfalls wird kaum ein Moskowite den Unterſchied merken und prächtig an ſeinem Emmenthaler leben, komme er nun von den Siebenthaler Bergen oder aus einem Lehmloch oder gar vom Schüpfenmoos.

Drittes Capitel.

Der Rathschluss wird ausgeführt, die Käsgemeinde bildet sich, die Käsehütte entsteht.

Acht Tage lang blickten keine freundlichen Sterne über der Vehfreude. Die Männer gingen umher wie wandelnde Brummelſuppen und hatten Geſichter, als ob man ſie flüchtig mit einem Beſenwurf beſchmiſſen. Die Weiber glichen verſtopften Schlüſſelbüchſen, ſprühten Funken wie glühendes Eiſen unter dem Hammer, und die Kachelträger behaupteten, niemals ſo gute Geſchäfte gemacht zu haben in der Vehfreude als in ſelber Woche. Indeſſen ging die Sache doch nicht hinter ſich. Da die meiſten Männer betheiligt waren, ſo ſchämte ſich jeder zurückzuſtehen. Kühe fanden ſich mehr als genug, denn an ſolchen iſt Gottlob ſelten Mangel im Bernbiet. Die ſämmtlichen Antheilhaber, von denen jeder ſo viel Rechte hatte an der Käſerei als Kühe, von denen er die Milch verſprach, bildeten die Käsgemeinde, eine ganz eigenthümliche Art von Gemeinden, deren in keinem Geſetzbuche gedacht iſt. Dieſe Gemeinde entwirft ſich ihre Statuten und ein daheriges Reglement ſouverain, und eine der ſchönſten Beſtimmungen, welche faſt allenthalben gilt, iſt die, daß zwiſchen den Antheilhabern keine Prozeſſe ſtattfinden, ſondern Alles durch die Geſellſchaft bald in dieſer, bald in jener Form ohne alle Appellation zu todt und Amen entſchieden werden ſoll. Solche Beſtimmungen wären noch anderwärts kommod anzubringen.

Die Statuten enthalten die Beſtimmungen über die Bildung der Geſellſchaft, der Rechte und Pflichten der Geſellſchaftsglieder zu einander und namentlich auch die, daß kein Glied der Geſellſchaft ſeine Rechte willkürlich veräußern kann, an wen es will. Will oder muß Einer ſeine Rechte verkaufen, muß er ſie der Geſellſchaft ſelbſt anbieten. Das Reglement befaßt ſich mit den Behörden, Angeſtellten und der Verwaltung überhaupt. Während die Statuten ſtabil bleiben, kann man das Reglement immer verändern oder mit Zuſätzen vermehren, denn man lernt nie aus und Erfahrung bringt Wiſſenſchaft. Der beſte Artikel im Reglement, namentlich in Beziehung auf Milchlieferung, iſt und bleibt jedoch immer ein tüchtiger Senn mit Ehre im Leibe, der weder mit einem Bauer, noch einer Bäuerin, noch deren Töchtern unter einer Decke ſteckt. Ein guter Senn hat eine feine Naſe, kennt genau die Milch, weiß ziemlich, woher gute kommt, woher ſchlechte. Nun iſt einem guten Senn an ſeiner Ehre gelegen. Weit und breit werden die Käshütten bekannt, aus welchen die theuerſten Mulch verkauft wurden. (Mulch heißen nämlich die ſämmtlichen Käſe, welche in einer Saiſon, d. h. von Mai bis October, aus einer Hütte kommen.) Eben ſo weit erzählt man ſich von den Mulchen, welche am ſchlechteſten oder gar nicht verkauft werden. Je theurer das Mulch, deſto beſſer der Senn, je beſſer der Senn, deſto höher ſein Lohn, deſto größer das Verlangen, oft von weit her ihn zu erhaſchen und wegzulocken.

Es ging eine große Zeit über Vehfreudigen auf, als ein bedeutender Theil ſeiner Bürger zu Geſetzgebern gerieth und Statuten und Reglement erſinnen ſollte. Nun, man half ſich, wie man ſich hilft, wenn man Verfaſſungen machen ſoll und ſelbſt nichts davon verſteht: man ließ ſie von andern Orten herkommen. Aber nun war doch nichts gut genug; Jeder wollte noch was hineinſchmuggeln und erliſten, von dem es ihn düechte, es wäre kommod für ihn, und ein Lätſch (Strick) um den Hals für Andere. Sehr intereſſant und belehrend wären die daherigen Verhandlungen, aber leider wurden ſie durch keinen Stenographen der Mit- und Nachwelt überliefert. Das Ding wollte gar nicht vom Fleck. Redete man von A, ſprang Einer über zu Z, und hatte man B gemacht, ſo ergab ſich, daß der B zu A gar nicht paßte, man bei A wieder anfangen mußte. Endlich fiel Jemanden ein, im Verfaſſungsrathe hätten ſie Ausſchüſſe gemacht und Vorberathungen angeſtellt, und was ſellig gethan, werde hier auch gut ſein. Alſo geſchah es, und endlich brachte man was z'weg, und zwar Etwas, von dem die Wehfreudiger ſagten: „Wes das nit heyg, ſu heygs de nüt meh uf Gottes Erdboden.“ Aber es war eine ſchwere Zeit, dieſe Geburtszeit; die Weiber klagten immer bitterer, daß die Manne nie heimkämen, und kämen ſie endlich, ſo röchen ſie nichts, ſchmöckten ſie nichts, ſie wüßten nicht einmal, ſei man da oder nicht, und wenn die Weiber ſich hinaus in den Schweineſtall betteten, ſie frügen nicht einmal, wo ſie wären? Darauf kamen die Wahlen: Hüttenmeiſter, Caſſier und Secretär.

In der Wehfreude wohnte ein Kerl, der aus einem Pädagogen zu einem Schreiber gerathen und dann auch leider Gott zu einem Amt gekommen war. Er gehörte unter die Sorte von Amtsbeſitzern, welche allerdings am meiſten aus dem Schreibervolk geſpieſen wird, welche meinen, um volksthümlich zu ſein, müſſe man ein Saukerl ſein und als Saukerl renommiren; um als-liberal zu gelten, müſſe man göttlichen und menſchlichen Geſetzen Hohn ſprechen, um ſich beliebt zu machen, müſſe man vorangehen im Bruch der Geſetze, welche zu handhaben man geſchworen hat, müſſe, wie ein Seiltänzer auf dem Seil, auf dem Meineid tanzen, mit täglich wiederholtem Meineid ſich bei Brot erhalten. Von Anſtand, Ehrgefühl, Rechtlichkeit oder gar Religion war bei dieſem Kerl auch nicht die blaſſe Spur. Er beſaß leider Gott ein Amt, machte damit Geld, ward dabei ein immer ärgerer Saukerl, bis endlich der Tag kam, wo man ihn wie ein altes, ſtinkendes Pfeifenröhrchen auf den G'hüderhaufen warf. Wahrſcheinlich wußte er nicht wo Paris war, ſonſt wäre er dort als Lumpenſammler und Schelmenfreund am beſten an ſeinem Platze geweſen. Dieſer Menſch, welchen man Eglihannes nannte, hatte ein Gut gekauft in der Wehfreude, welches der Volkswitz Saubrunnen getauft. Dieſer Menſch hatte nämlich einen Freund, Schützenbock genannt; ſie hatten lange neben einander gearbeitet und liebten die Egli ſehr. In dem Raume zwiſchen zwei Zwiſchenthüren, welche ihre Stuben ſchieden, hatten ſie ſehr oft ein Gericht Egli, Beiden zu

Dienſten, je nachdem ſie die Luſt ankam. Im Brunnen, eine Art von Springbrunnen bei Eglihanneſe Gut, ſollen mehrmals Hoſen ausgeſchwenkt worden ſein von Solchen, welche ſo beſoffen heimkamen, daß ſie nicht wußten, waren ſie in den Hoſen oder außerhalb denſelben. Ob's der Schützenbock that oder der Eglihannes, wußte man nicht, aber von da an ward das Gut der Saubrunnen genannt.

Dieſen Eglihannes hatte man nicht gern in die Geſellſchaft aufgenommen; es hatten eigentlich Alle einen Abſcheu vor ihm, aber Einige waren ihm Verbindlichkeiten ſchuldig, Einige fürchteten ſich vor den Worten: der Tag, wo er wieder obenauf komme, ſei nicht weit, dann wohl, dann ſollten es Alle erfahren, was der Eglihannes könne. Nun wäre derſelbe gerne Hüttenmeiſter oder Caſſier geworden, aber obgleich ihm Alle gute Worte gegeben, brachte er es doch nur zum Secretär, weil Niemand ſtark war in der Feder, ſonſt wäre er auch dieſes nicht geworden. Wo es um den Geldſeckel, verſteht ſich um den eigenen geht, haben die Bauern Takt, beſonders bei nüchternem Leibe. Hüttenmeiſter wurde der Ammann, welcher die meiſten Kühe hatte, und Caſſier der Krämer, welcher das Geld am beſten kennen und etwas vom Rechnen verſtehen ſollte.

Nun handelte es ſich um Hütte und Platz. In Beziehung auf die Hütte war man einig. An der Hütte ſollte nichts geſpart, ſondern gezeigt werden, daß man auf der Vehfreude ſich nicht an 1000 Gulden mehr oder weniger kehre, wenn die Sache was abtrage und nicht blos ſo ein Geſtärm ſei für nichts und wieder nichts, als um Etwas zu zwängen, z. B. einen Schulhausbau. Es ſollte die beſte und kommodeſte Hütte werden ringsum, mit Keller, Spycher, Holzſchoppen, Wohnung, kurz, was kommod ſei und wohl anſtehe. Ganz anders war es mit dem Platze, da war die Auswahl ſchwer. Man hatte Plätze zum Ausleſen unter den günſtigſten Bedingungen. Die Nähe war Jedem bequem, je näher man dem Anrichtloche iſt, deſto ſicherer iſt man, daß man ſeinen Theil bekommt und die Andern unter Augen haben kann. Eglihannes hätte für ſein Leben gerne die Käſerei auf ſeinem Boden gehabt, bot ein altes Haus an faſt ohne Zins, oder zu einem neuen Hauſe den Boden unentgeltlich, nur ſolle man ihm

Fuhrungen ſchenken. Aber der Ammann, der keine Verbindlichkeiten gegen ihn hatte, bemerkte ſpöttiſch, das Anerbieten wäre ſchön, aber er ſcheue das Waſſer dort, er fürchte, das Milchgeſchirr möge es nicht ertragen und die Käſe könnten eine Abchuſt (Beigeſchmack) erhalten. Das war ſtarker Schnupf, aber Eglihanneſe Fell war gut gegerbt; ſchon als er noch im Amte war, konnte man ihn Hurenhund, Schelm, Spitzbub heißen, er machte ſich nichts daraus, begreiflich aus guten Gründen. Eine ſolche Stellung eines Beamteten trägt gar ſehr zum Anſehen und zur Befeſtigung einer Regierung bei, welche ſolche Beamtete anſtellt. Hat es aber auch erfahren!

Die Auswahl harzete, wollte nicht vom Fleck. Es war jeder Mann eigentlich nichts als das Mundloch ſeiner Frau und hatte ſeine beſtimmten Inſtructionen, und kam etwas Neues, ſo durfte er es nicht anders als ad referendum nehmen und ſeinem Weibe vortragen. Die Weiber waren aber ungeheuer kitzelig und mißtreu, ſie hatten gehört, was es könne, wenn eine Bäuerin darnach zu nahe bei der Käſerei wohne, nur die eine fett werde, alle andern dagegen ermagern müßten. Wegen dem Fettwerden hätte keine proteſtirt, aber ermagern wollte keine. Jede wollte alſo die Käſerei bei ihrem Hauſe haben, oder aber ſo gelegen, daß keine andere den Vortheil hätte, und man rundum dazu ſehen könne, wer hineingehe und wer herauskomme.

Der paſſendſte Platz war offenbar im Nägeliboden, und der Beſitzer hätte ihn gar zu gerne und wohlfeil gegeben. Der Nägeliboden war ein mittelgroßes Heimweſen, lag zwiſchen dem Dürluſt und dem Dorfe, ungefähr in der Mitte der Käsgemeinde. Ueber klaren Kiesgrund floß das ſchönſte Quellwaſſer; der Hof ſah mager aus, baufällig das Haus, doch lag es mitten in ſauber gehaltenen Bäumen von üppigem Wuchſe; es gehörte einem jungen Ehepaare, welches, wie man zu ſagen pflegt, chum thun mußte bei vielen Schulden und verwahrloſtem Beſitz. Dieſe Eheleute hatten jedoch ihre unangenehme Lage nicht ſelbſt verſchuldet; Sepp, ſo hieß der Bauer, hatte ſie von ſeinen Eltern geerbt. Nicht blos Gut und Geld erben die Kinder von den Eltern, ſondern auch Sünden und Schulden. Sepp's Eltern hatten zu den Leuten gehört, von denen die Aenderungen in der Welt nicht herkommen, zu der behaglichen Sorte, welche viel auf ihrer Sache halten, daneben nur thun, was ſie müſſen, das Uebrige ſchlitten laſſen; ſo bauten ſie den Hof, ſo erzogen ſie die Kinder. Sepp war der älteſte Knabe; er ſchlug aus der Art, war raſch, thätig, ward früh die Seele des Hausweſens und die Alten ließen ihn gewähren. Da kam als Magd Bethi in's Haus. Bethi war guter Leute Kind, welche aber herabgekommen und vergeltstagt waren. Bethi war, wie alle Mädchen ſein ſollten, hübſch und gut, ſchmuck und fleißig. Sepp gewann Bethi lieb, dieſe hatte nichts dagegen, ſondern that ebenſo. Deſto weniger anſtändig war es Sepp's Eltern und ſeinen Geſchwiſtern. Sie hatten die Rechnung gemacht, Sepp ſolle reich heirathen und ſo wieder einbringen, was ſie verthan. Dies iſt eine Rechnung, welche ſehr häufig von Eltern gemacht wird. Sepp hätte dieſer Rechnung genügen können, aber er wollte nicht, die Liebe zu Bethi gab's nicht zu. Das nahmen die Eltern übel, thaten wüſt, die Geſchwiſter noch wüſter, bis Bethi den Dienſt verließ und einen Platz als Stubenmagd in einem Wirthshauſe annahm, des größern Lohnes wegen. Darauf verließ auch Sepp das Haus, er glaubte beſſeren Lohn verdient zu haben als ſolch unbegründetes Wüſtthun. Bethi und Sepp dagegen verließen einander nicht, arbeiteten und ſchafften, um zu einem Boden unter den Füßen zu kommen, auf den ein freundliches Daſein ſich erbauen ließe. Dieſen Boden unter den Füßen ſucht die jetzige Jugend in ihrem Leichtſinn und ihrer Liederlichkeit gar zu ſelten, daher ſo viele Arme unter uns und ſo Viele, die nichts ſind als faul wie Miſt. Mit den Beiden war aber auch der Segen aus dem Hauſe gewichen. Die Eltern hatten keine Macht über die andern Kinder; dieſe machten ſich berühmt durch Faulheit und Liederlichkeit, verkegelten und verhoffärtleten, was noch da war, ſo daß, als die Eltern ſtarben, das Bedenken groß war, ob das Erbe auszuſchlagen oder anzutreten ſei. Sepp hing an ſeiner Heimath, er war noch von dem alten Schrot und Korn und hätte auch geantwortet: das laſſe der Herr ferne von mir ſein, daß ich der Väter Erbe ſollt geben. Aber ſo ein verwahrloſtes Weſen zu übernehmen, iſt etwas Heilloſes, es gleicht einem bodenloſen Sumpf, der Alles verſchlingt und dabei immer der gleiche Sumpf bleibt. Bethi und Sepp hatten ein recht ſchönes Stück Geld verdient; aber als ſie anfingen auszulöſen, was in Gläubigers Händen war, anzuſchaffen, was fehlte, zu bezahlen, was alsbald bezahlt ſein mußte, da war ihr Geldlein wie Nichts, wie Waſſer auf heißen Stein gegoſſen. Wie groß eine verdiente Summe auch ſcheinet, ſie iſt, wenn man einen Haushalt errichtet und noch dazu einen mit Kühen und Pferden, wie Schnee, auf den im März die Sonne ſcheinet. Beide hatten den Grundſatz, nicht vorzufreſſen, wie man ſagt, d. h. nicht auf die Hoffnung beſſerer Einnahme hin Sachen zu kaufen oder machen zu laſſen, ſie wußten, wie man auf dieſe Weiſe immer die Rechnung ohne den Wirth macht; ſie wollten ſo allgemach vorweg räumen, je nachdem ſie dazu die Mittel in Händen hätten, unterdeſſen ſich leiden ſo gut als möglich. Sie hielten feſt an dieſem Grundſatze, obgleich dies unendlich ſchwer iſt, wenn es in Haus und Ställen überall fehlt, wenn das Dach ſchlecht iſt, der Hof zu mager, kein rechtes Eingericht irgendwo. Wenn z. B. eine reiche Flachsernte zu erwarten war, kam es ſie an, daraufhin etwas Neues anzuſchaffen, Etwas bauen zu laſſen, der Ertrag ſchien ihnen ſo ſicher; indeſſen ſie überwanden ſich. Es kam ihnen eine unerwartete Ausgabe, die Röße fehlte, der Flachs fiel beim Brechen unter die Breche; hätten ſie ſich verführen laſſen, auf den Flachs hin vorzufreſſen, ſo wäre ihnen eine neue Schuld entſtanden, um ſo viel wären ſie in Krebs gekommen. Sie hatten mehre Jahre ſo ausgehalten, aber ſie vermochten es blos, weil ſie einander ſo treu waren und ſich gegenſeitig ſo lieb hatten. Ihre Lage kam ihnen oft accurat vor wie eine Bettlerkutte, welche mürbe iſt um und um, rührt man ſich, ſo giebt es ein Loch, flickt man links, ſo kracht es rechts, macht man dort zu, ſo platzt der Rücken, fertig wird man mit Flicken nie und vom Flicken hat man nichts als alle Tage eine ärgere Bettlerkutte. Sepp und Bethi verzagten aber nicht, ſie dachten, der alte Gott lebe noch, der mit den Treuen und Fleißigen ſei, und einmal werde doch der Tag kommen, wo der Sumpf Boden gewinne und über der Oberfläche ſichtbar würden die Steine, welche man in denſelben geworfen.

Als Sepp, der nicht beim Beſchluß zur Errichtung einer Käſerei war (denn er ging im Laufe des Jahres nicht ſehr oft in's Wirthshaus ohne ſeine Frau oder ohne beſondere Veranlaſſung), aufgefordert wurde, an der Käſerei Theil zu nehmen, ſchüttelte er anfangs den Kopf dazu. Er hatte viel Schlechtes davon gehört, wie ſie Eheſtreit mache und die meiſten Bauern darob verarmten. Er behielt ſich Bedenkzeit vor und wollte dies auch ſeiner Frau vorſtellen. Seine Nachbarn lachten und ſagten: wenn ſie es ſo hätten machen wollen, ſie hätten ihr Lebstag keine Käſerei zu Stande gebracht. Er glaube es, hatte darauf der Sepp geſagt, es komme darauf an, was man daheim für Weiber habe. „Du wirſt auch keinen Engel haben,“ hatten die Männer geſagt. „Lauf das Land auf das Land ab, du findeſt keinen Kittel, wo d'r Tüfel nit Haar drinnen hat.“ Sie erzählten aber doch daheim, was der Sepp geſagt und wie es ſie Wunder nehme, was da beſchloſſen werde. Sepp war ſeines biedern Weſens wegen und weil er trotz ſeiner beſchränkten Lage dienſtfertig war wie der reichſte Bauer, den Meiſten lieb, und auf ſeine Frau hielten die Männer große Stücke, weil ſie ſo brav ſchaffte und ſo wenig brauchte, ſo ſchmuck immer war und doch ſo durchaus nicht hoffärtig. Die Männer hatten ſie gar oft vor ihren Weibern gerühmt und ſie zum Exempel gegeben. Wer die Weiber kennt, weiß, wie ſo was angeht und wie es wirkt ärger als Teufelsdreck und Höllenſtein. Sie hatten Bethi von Anbeginn gehaßt und alle Tage war der Haß größer geworden. Bethi war eine Fremde, und wenn Sepp ſchon nicht reich war, ſo war er doch ein ſchöner Burſche, von guter Familie, beſaß ein Heimweſen, gehörte alſo zu den Bauern. „Dem wäre es wohl angeſtanden, ein Mädchen aus dem Dorfe zu nehmen, und einen Kreuzer Geld dazu hätte er brauchen können; jetzt kann er ſehen, wie er mit dem Menſch fährt, das Stubejungfere gſi iſt, und was ſo Eine iſt, weiß man ja zu Stadt und Land!“ ſo räſonnirten die Weiber. Als es aber ging, Bethi am Angſtkarren zog und ſchwitzte unermüdet, nie über den Mann klagte, wohlgemuth ſchien, keine Schlampe ward, ſondern ein ſchmuckes, ſchönes Weib, dem Alles wohl anſtand, da ward Bethi noch bitterer gehaßt. Wenn irgend einer der Männer ſich beigehen ließ, ein Wort darüber fallen zu laſſen, wie ihm dies oder jenes an Bethi gefalle, wohl, da ward er angebrüllt: wenn man den halben Tag vor dem Spiegel wäre und das Beſte vorab freſſen thäte, ſo nehmte ſie Wunder, ob ſie nicht auch fett und ſchön würden; aber wohl, da könnte man dann ſehen, wie es der Haushaltung ginge! War der Mann klug, ſo ſchwieg er, war er etwas angetrunken, ſo ſagte er wohl: o, Sepp's Haushaltung ginge es ſo übel nicht, man ſehe ihr keinen Mangel an, und ſo tief wie er drin ſei, müßte die Frau ihre Sache machen, ſonſt wäre er längſt über Bord. Wohl, da ging dann das Donnerwetter noch ſchrecklicher los, und alle Männer im ganzen Dorfe mußten Schuld daran ſein, daß die Nägelisbäuerin ſo ſchmuck und ſchön ſei und Sepp noch nicht über Bord. Aber ein ſchlechter Kerl müſſe Sepp auch ſein oder dumm, ſonſt hätte er der Sache längſt ein Ende gemacht; aber warte er nur, wenn er nichts merke, wolle man es ihm mit der Saukelle einſchütten, bis es ihm über dem Hemliskragen herauslaufe. Die Weiber ſammt und ſonders, von Stüdi weg bis zur Victoria, halten ſich für maßloſe Göttinnen, welche unbedingt angebetet ſein wollen, von ihren Männern wenigſtens. Daher kommt es, daß man unter den Weibern mehr Göttinnen findet als Chriſtinnen. Das kommt eben von der Eva her, welche Gott gleich werden wollte. — So ſtand Bethi zu den andern Weibern in der Vehfreude; aber wir müſſen ſagen, es kümmerte ſich wenig darum. So eine rechte Bäuerin hat keine Zeit zu Viſiten, und hat ſie einmal Zeit ordentlich abzuſitzen, ſo nimmt ſie gern ein gutes Buch zur Hand und erbaut ſich darin. Es giebt aber auch leider ſolche, welche Jahr aus Jahr ein kein Buch zur Hand nehmen, kein weltliches, geſchweige denn ein geiſtliches, welche keine andere geiſtige Nahrung haben als die, welche Klapperweiber ihnen zutragen. In ſolchen Köpfen muß es doch hölliſch ausſehen!

Sepp brachte alſo die Sache Bethi vor, äußerte ſeine Bedenken, wie er denn doch nicht möchte, daß ſo eine Käſerei ihnen den Unfrieden in's Haus brächte, oder gar ſonſt noch größere Verlegenheiten. Darauf ſagte Bethi: „Wie man's treibt, ſo hat man's. Es wird kein Geſetz ſein, daß es allenthalben gleich gehen, allenthalben man ſich damit plagen müſſe. Ich hälfe probiren mit Verſtand, vielleicht daß wir hierin Glück haben. Mit Butter- und Milchverkauf kommen wir nicht weit, es iſt hier der Abſatz nicht, und das Geld kommt gar verſtümpelt ein und oft gar nicht, daß man wenig damit machen kann.“ Beide rechneten nun, wenn ſie täglich von vier Kühen die Milch abgeben würden, ſo behielten ſie immer noch genug für ſich und dürften am Ende des Käsjahres bei den üblichen Preiſen auf wenigſtens 200 Gulden hoffen, ein großes Stück Geld zu den Zinſen, welche ſie jährlich zu entrichten hatten. Blos die Bau- und Einrichtungskoſten plagten ſie. Wenn ſie den Bauplatz, der ſo ſchicklich wäre, der Geſellſchaft verkaufen könnten, ſo wäre ihnen gut geholfen, wie wohlfeil ſie ihn auch anſchlügen, dachten ſie. So friedlich ward getaget im Nägeliboden, und wohlgemuth und unverſehrt im Geſichte unterſchrieb Sepp für vier Rechte. Das mehrte begreiflich die Zuneigung der Vehfreudigerinnen zu Bethi nicht, als die Männer ihnen vorhielten, wie verſtändig Bethi ſich benommen und wie mit der doch noch ein vernünftiges Wort zu reden ſei. Das vermehrte aber auch nicht die Hoffnung, die Käſerei auf den Nägeliboden zu bekommen, viel lieber hätten die Weiber dieſelbe oben im Dürluft geſehen, wenn nicht die meiſten, um zum Dürluft zu kommen, beim Nägeliboden hätten vorbeigehen müſſen. Als es bekannt ward, daß vom Nägeliboden die Rede ſei und Sepp den Platz dazu wohlfeil angeboten, da gab es in der Vehfreude Geſchrei und Lärm, wie nie erhört worden. Ein alter Küher hat erzählt: Einmal, als er auf der Alp geweſen, habe es geſchneit, daß er die Kühe zwei Tage in der Hütte habe behalten müſſen, und Futter hätte er keine Hand voll gehabt, den Kühen hätte er nichts geben können, als zwei Mal des Tages die Milch, welche er ihnen ausgezogen. Nun hätten ſeine ſiebenzig Kühe gebrüllt, daß Boden und Hütte gezittert. Schrecklicheres habe er ſein Lebtag nicht gehört, es hätte ihn faſt zur Verzweiflung gebracht: er hätte den Kopf in's Bett geſtoßen, er ſei durch den Schnee weit weg geflohen, aber dem Gebrülle habe er nicht entrinnen mögen, er habe es noch Wochen lang nachher in den Ohren gehabt. Wäre aber der alte Küher zu ſelber Zeit in der Vehfreude geweſen, er hätte noch was ganz Anderes, viel ſchrecklicheres Getöſe vernommen, welches die 50—60 Weiber in der Vehfreude verführt. Wenn der Teufel mit ſeinen ſchwarzen Engeln die 50 bis 60 Männer dieſer Weiber ſichtbarlich durch die Lüfte davon geführt, es hätte ſicherlich nicht ſo nöthlich getoſet. Manche hätte das Maul gehalten und gedacht: „Mira! Wenn ſi ne ume nit leu falle vor d'r Zyt.“ Daß die Männer alle das Recht haben ſollten, alle Tage zur Käſerei zu gehen, der Nägelibäuerin vor die Augen zu ſtehen, das kam ihnen unendlich ſchrecklicher vor, als wenn ſie ihre Männer ſehen thäten im Fegfeuer an langen, langen Bratſpießen über dem Feuer als wären es Leipziger Lerchen. Es ging darum den Männern auch wie dem alten Küher, es war ihnen, wenn ſie das Getöſe nur los wären, die Weiber um Gotteswillen nur wieder ſchwiegen und der Nägeliboden da wäre, wo der Pfeffer wächſt. Als endlich Käsgemeinde gehalten wurde, um einen Beſchluß über den Platz zu faſſen, da kriegten Fiſche Sprache, hielten Reden, die wie Stutzerkugeln durch dreizöllige Laden gegangen wären. Es lag in ihnen ein tiefes Bewußtſein, wenn es auch nicht um Leib und Leben gehe, ſo gehe es doch um Haut und Haar. Abſonderlich der Eglihannes redete ſchön, denn er wäre nebenbei auch gerne Zahlmeiſter bei dem Bau geworden. Er hatte es wie ein Jägg, der, einmal in eine Schafhaut eingebiſſen, auch nicht wieder heraus will, bis er dick wie eine Kröte geworden. Eglihannes konnte nicht mehr vom Volke laſſen; Eglihannes miſchte Politik in ſeine Rede, warf hämiſche Blicke auf Ariſtokraten und Jeſuiten. Mit dem wahren Grunde rückte, wie üblich, begreiflich Niemand in's Feld. Endlich gab der Ammann den Ausſchlag; der ſagte: mitten im Dorfe ſei ein freier Platz, welcher Niemanden gehöre, wenn ihn nicht etwa die Gemeinde in Anſpruch nehme. Die werde aber kaum was ſagen, er hülfe daher dort abſtellen; der Platz ſei gut und koſte nichts. Die Gründe waren einleuchtend, und daß Niemand Einwendungen machen werde im Namen der Gemeinde, da der Vorſchlag vom Ammann ſelbſt kam, das wußte der Ammann wohl am beſten.

Eglihannes ward auch nicht Zahlmeiſter; er war ſtark im Verdacht, einen Naturfehler zu haben, welcher in Zahlen ſehr irrt, nämlich zu lange Finger zu beſitzen. Ein Verwandter des Ammanns, der ganz nahe bei dem erkohrenen Platze wohnte, ward erwählt. Er war eben kein Hexenmeiſter im Rechnung geben, und mit Beilagen machte er ſich keine große Plage. Im Einnehmen hies es entweder: eingenommen oder empfangen; im Ausgeben: ausgäben, oder: Geld gäben, und weiter nichts. Da er des Ammanns Vetter war und die Vehfreudiger den Grundſatz hatten, es ſei gut, wenn Keiner dem Andern, d. h. kein Vehfreudiger dem andern (Eglihannes war Hinterſäs) zu genau auf die Finger ſehe, ſo ward ſeine Rechnung nach obigen Anſätzen ſanctionirt ohne Beilagen, accurat als wäre es eine Staatsrechnung, viſitirt durch eine Staatswirthſchafts-Commiſſion. Bei Privatrechnungen nimmt man es gewöhnlich genauer.

Nach langem Werweiſen und Ausleſen ward endlich ein Käſer angeſtellt und ihr gegenſeitiges Verhältniß auf einen Accord abgeſtellt. Dieſer war noch viel verfluchter als das Reglement, alle Vehfreudiger hatten darin erſinnen und erliſten helfen, bis ſie endlich ſämmtlich erkannten, es müßte Einer ſchlimmer als der Teufel ſein, wenn er noch etwas machen wollte; ſie wüßten nicht, was ſie lieber wollten, als Senn einen ſolchen Accord unterſchreiben oder einen Strick ſich um den Hals machen laſſen. Der Senn aber unterſchrieb ganz kaltblütig, daß es den Bauern katzangſt den Rücken auflief. Entweder ſei das ein Lappi wie keiner, oder der verfluchteſt Spitzbub unter der Sonne, ſagten ſie.

Die öffentlichen Angelegenheiten wurden auf das Eifrigſte beſorgt, die Ausſchüſſe aller Art ſtellten ſich tapfer, ſäumten mit Nichts, und als endlich auch das Käskeſſi anlangte, ſchien das Düpfli auf das *i* geſetzt. Es war ein gewaltiges Ding, weg mit der Handhabe über 3½ Centner und hatte einen Bauch, daß man darin nicht blos für die Arche Noah, ſondern für die ſämmtlichen Kinder und Kindes-

Kinder von Sem, Ham und Japhet die beliebten Linſengerichte kochen konnte.

Viertes Capitel.

Wie die Bauern für g'reiſete Kühe ſorgen.

Die öffentlichen Angelegenheiten waren beſeitigt; es war aber auch gut, denn Privatſachen nahmen nun Jeden ſattſam in Anſpruch. Jetzt mußte in den Ställen dafür geſorgt werden, daß man g'reiſete Kühe habe. Was das bedeutet, wiſſen ſicher weiſe Leute nicht, und wenn Einer den Weg unter die Füße nehmen würde und liefe den ſieben berühmten Göttinger Profeſſoren nach, was gilt die Wette, ſie wüßten es alle ſieben nicht! Daß das Wort reiſen und g'reiſet ſich nicht auf Reiſen über Land und Meer beziehen kann, wird den meiſten Leſern ſicherlich in die Augen fallen. Wirklich iſt es in Beziehung auf die Nutzbarkeit einer Kuh gleichgiltig, ob ſie im nämlichen Stalle geboren und geblieben oder die halbe Welt durchwandert habe, und in Beziehung auf Bildung möchte das Sprüchwort von der Gans auch auf die Kuh anwendbar ſein: Kuh über Meer, Kuh wieder her. Ja wir haben Grund zum Glauben, je mehr eine Kuh auf der Straße ſei, deſto ſchlechter ſtehe es bei ihr mit der Milch. — Eine g'reiſete Kuh iſt eine ſolche, welche gerade zur gelegenen Zeit die meiſte Milch giebt; eine für die Käſerei g'reiſete Kuh giebt während der Käszeit die meiſte Milch. Die meiſte Milch giebt aber eine Kuh gleich nach dem Kalben, beſonders wenn ſie zugleich mit grünem Futter gefüttert werden kann. Mit Beginn der grünen Fütterung beginnt man das eigentliche Käſen. Die am beſten g'reiſete Kuh iſt alſo die, welche ihr Kalb beim Beginnen der Käszeit erhält. Nun hat man im Allgemeinen nicht ungern, wenn Kühe in's Grüne oder zum Grünen kalben, wie man poetiſch ſich auszudrücken pflegt. Indeſſen wo man nicht käſet und mehrere Kühe hat, hat man es am liebſten, wenn das Kalben ſich vertheilt, ſo daß man immer die gehörige Milch hat das ganze Jahr durch. — Tritt alſo ein Bauer in eine Käſerei, ſo ſcheint das die Hauptſache, daß er lauter g'reiſete Kühe habe, d. h. ſolche, welche alle auf einen Tätſch als wie auf's Commando kalben, und zwar in's Grüne und wo möglich gerade fünf Tage vor Anfang des Käſens. Das mache einen Unterſchied, heißt es, ob man z'halb mehr oder z'halb weniger Milch täglich liefern könne.

Die Rechnung iſt richtig und z'halb mehr Milch wäre prächtig, wenn nicht jedes Ding wenigſtens zwei Seiten hätte. Wer alſo ung'reiſete Kühe hat und g'reiſete will, muß kaufen oder tauſchen und ſchweres Geld zuſetzen, per Stück drei, vier und mehr Louisd'or, wenn er ſie von gleicher Schwere will; denn zur Zeit, wo man eben die Kühe zu reiſen pflegt, ſind im Verhältniß die ung'reiſeten viel zu wohlfeil, die g'reiſeten viel zu theuer. Hat ſo ein Bauer ſeine zwanzig Dublonen zugeſetzt und meint Hans oben im Dorfe zu ſein mit ſeinem Stall voll g'reiſeter Kühe, ſo fehlt es hier, fehlt es dort; die Zeit des Kalbens war falſch angegeben, die Euter finden ſich ſchlecht, das Kalben geht bös, die Kuh giebt keine Milch, er milcht nicht halb ſo viel als er gehofft, er iſt beträchtlich angeführt, denn bekanntlich giebt es keinen betrogenern Handel als den Kuhhandel. Will er, um dem Schaden beizukommen, die erhaltenen Kälber verkaufen, ſo will ihm Niemand Etwas dafür geben, ſie ſind unwerth, denn bekanntlich blöken nie mehr Kälber in der Welt herum als im Frühjahr, wenn in den Städten die Vorleſungen, auf dem Lande die Käſereien ihre Arbeit beginnen. Nun kann man ſich denken, was das für Lärm und Läuf giebt, was das für Geld und Redens braucht, wenn eine ganze Dorfſchaft die Kühe reiſen und jeder Bauer ſie noch verflüchter will g'reiſet haben als der andere. Man kann ſich denken, daß es da wieder ſehr intereſſante Hausgeſchichten gab, welche aufzufaſſen faſt ſo viel Papier erfordern würde als die Rathsverhandlungen. Wir wollen uns daher wieder auf die zwei Haushaltungen beſchränken, welche wir bereits etwas näher in's Auge genommen, vielleicht näher, als es ihnen ſelbſt lieb iſt.

Im Dürluft war große Verlegenheit: ung'reiſete Kühe und kein Geld — und g'reiſet mußten ſie ſein und ſollte es Magdeburg koſten. Aber wie machen? Das war eben die Frage, deren Löſung über Peterli's und ſeines Eiſi's Verſtand ging. Eiſi ſchickte Peterli zum Caſſier mit der Frage, ob es nicht zu machen wäre, daß man das Käsgeld vorausziehen könne oder wenigſtens Etwas auf Abſchlag. Es dünke ihns, es ſollte den Käsherren noch lieb ſein, brauchten ſie doch dann das Geld nicht zu hüten ein ganzes Jahr lang. Als aber Peterli mit der alten Antwort heimkam: das Fell laſſe ſich nicht eher verkaufen, als bis man den Bären hätte, begehrte Eiſi ſchrecklich auf. Das ſei ein verfluchter Zwang, ſagte es; es ſehe ſchon, es gehe hier auch Alles nach Gunſt. Für das Sch . . . hüttli hätte man zahlen können, es hätte keine Art gehabt, und jetzt, wo man auch was wolle, könne man nichts kriegen. Wenn es der Ammann geweſen wäre, ja wolle, da wäre ſchon Geld dageweſen für dä donſtigs Grötzgring, wo die Käſerei auch ſeiner Frau unter das Möſchli erzwängt habe. Wohl, die und der Senn werden was können! Eiſi ſchickte Peterli aus, Geld zu leihen, tauſend Gulden, oder ſo viel er könne. Tauſend Gulden mehr oder weniger gingen in Einem zu; könne man tauſend Güldlein mehr nicht verzinſen, könne man das Wenigere auch nicht. Und wenn ſchon Etwas vorſchieße für die Nothdurft, ſo ſei es mehr als commod, man ſei ein ganz anderer Menſch, wenn man Geld im Hauſe habe, als wenn man keins habe, ſo calculirte Eiſi. Aber Peterli fand in der ganzen Vehfreude und ſo weit er ſonſt bekannt war, kein Geld. Es ſei nicht, und was man habe, brauche man ſelbſt, hieß es allenthalben. Das ſei verfluchter Verbunſt (Mißgunſt), ſagte Eiſi; man wolle ſie plagen, daß ſie nicht viel Milch liefern könnten. Peterli ſolle mit G'ſchriften laufen zum Amtſchreiber, der wiſſe immer Geld, und es müſſe curios ſein, wenn er nicht froh wäre, Geld auf den Dürluſt zu geben, und dann noch mehr als tauſend Gulden, und Peterli ſolle nehmen ſo viel der Amtſchreiber geben wolle. Peterli lief ab, aber traurig kam er wieder. Der Amtſchreiber habe geſagt, berichtete er, das Geld ſei rar und auf dem Unterpfand ſeien Vorgänger und ſelbe liebe man nicht. „Ich glaube es,“ ſchrie Eiſi, „der alte Hagel hat die Vorgängerinnen lieber, wenn dere wären, dann hätte der ſchon Geld!“ „Aber er hat mir geſagt, wenn ich mir die Mühe nehmen wollte, ſo fände ich in Bern Geld ſo viel ich wolle. Es ſei dort ein neues Eingericht, daß wer mit zwei guten Bürgen bezeugen könne, er ſei von der neuen Meinung und habe den Glauben, die neuen Herren ſeien die rechten und keine andern, Geld bekomme wie Heu, und an den Zinſen gehe das Capital ab, es ſei auf das Commodeſte eingerichtet,“ berichtete Peterli. „Lauf, Peterli, lauf, der Donner, lauf, ſo ſtreng du magſt, du könnteſt ſonſt zu ſpät kommen!“ ſchrie Eiſi. „Nimm Hansli mit im Schorgraben und Fritzli uf d'r Blütti, ſie ſollen dir Bürg ſein und auch nehmen, werden froh ſein, und denen kannſt du meinetwegen auch Bürg ſein. Weniger als 10,000 Gulden nimm nicht; ſag drinnen nur, die verfluchten Ariſtokraten und Patrioten, Jeſuiten und Eidgenoſſen brächten uns ſonſt noch um den Dürluft!“ Peterli lief ab, kam aber traurig wieder und ohne Geld. Ein kleiner häſſiger Mann, accurat wie ein angekleideter Affe, hätte ihnen Beſcheid gegeben und ſie ſchrecklich ausgehöhnt; die Sache ſei ihnen verleidet, hätte er geſagt, die Unterpfänder ſeien nichts werth geweſen, hätten alle die Auszehrung bekommen, wenn man ſie habe faſſen wollen, er ſolle zu den Berner Herren, die hätten Geld, wenn ſie geben wollten, ſo erzählte Peterli. „So!“ ſchrie Eiſi, „ſy das ſcho mutz Beſe, kum es Jahr u ſcho nüt meh nutz. Es geht mit der Sach mit Schyn wie mit allen andern; es iſt all's nichts mehr nutz, kaum hat man es in den Fingern, ſo iſt's nichts mehr werth, u mih muß ſi z' Unnütz plage.“ Das kam Eiſi ſtotzig vor und faſt vor den Athem. Und jetzt, was machen? Einſtweilen predigte Eiſi ſeinem Peterli von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, er ſei der Allerleideſte unter den Männern, d'r dümmſt Hung unter der Sonne. Jeder andere Mann wüßte ſich doch zu helfen, aber er wiſſe nichts anzufangen, in aller lieben Gotts Welt nichts! Sie fragte, ob er nicht eine Baſe oder einen Vetter hätte, wo er erben könne? „Nicht daß ich wüßte,“ antwortete Peterli. „Es müßte Neuere ſy, daß ich nicht wüßte.“ „So,“ ſagte Eiſi, „ſo, nichts zu erben, nirgends einen Vetter oder eine Baſe oder e Götti und Gotte?“ „Sy g'ſtorbe,“ antwortete Peterli kleinlaut. „Hätte ich gewußt," ſagte Eiſi, „wie das iſt, nicht mit dem Hintern hätte ich dich angeſehen! So eine ſchlechte Familie, wo auch gar nichts zu erben iſt, nicht einmal Götti und Gotte mehr leben, iſt mir doch auf der Welt noch nie vorgekommen." „Und dann deine," ſagte endlich Peterli, wenn Eiſi gar zu zornig ward, „was iſt denn das für eine, was iſt da zu erben?" „Die geht dich nichts an, weißt du es!" ſchrie Eiſi, „hell nichts! Es iſt eine Zeit geweſen, wo in meiner Familie geerbt wurde wie in keiner mehr das Land auf das Land ab. Aber dieſe iſt vorbei, für die biſt du zu ſpät aufgeſtanden, wo etwas Gutes iſt, da kommſt du in Gottes Name hintendrein, du Trappi, was du biſt, du Tſchalpi!" Peterli hätte gerne geſagt: zu Eiſi wenigſtens ſei er früh genug gekommeu, werde aber eben nichts Gutes geweſen ſein. Aber Peterli war gewohnt, an Allem ſchuld ſein zu müſſen; er hätte es angenommen, wenn Eiſi ihm vorgeworfen, er ſei ſchuld daran, daß auf dem Dürluſt der Wind gehe.

Die Zeit rann weiter, fragte nicht, ob im Dürluſt die Kühe g'reiſet ſeien oder nicht. Die g'reiſeten Kühe wurden alle Tage theurer, die ung'reiſeten alle Tage unwerther. Eiſi fuhr faſt aus der Haut geradezu in Peterli's Haare. Das müßte aber wirklich zu den unangenehmſten Dingen auf der Welt gehören, ſo eine aus der Haut gefahrene Frau in den Haaren zu haben. Der Teufel weiß, wie lange man ſie da haben müßte, beſonders ſeit die Hinterſäßgelder abgeſchafft ſind und freie Niederlaſſung in der ganzen Eidgenoſſenſchaft. Da kam eines Abends der Polizeidiener mit einem Briefe. Man hat nämlich im Canton Bern das ſehr große Talent, allen Angeſtellten ein Nebenthürlein oder mehrere zu eröffnen zu Privatdienſt oder Privatvergnügen, daß von der Hauptſache endlich gar nicht mehr die Rede iſt. Dieſes ſcheint ganz beſonders mit der Polizei der Fall zu ſein, wo man Angeſtellte hat zu allem Möglichen, aber wie viele ſich um die eigentliche Polizei bekümmern, das möchten wir gerne einmal hören, ſo wie wir gerne einmal einen ſchriftlichen oder mündlichen Rapport vernehmen würden über das Maß der Liebe und der Achtung, welche der Polizeiminiſter im Lande genieſt. Alſo einen Brief brachte die Polizei, durch deren Hände demnach die meiſten Briefe laufen; ſechs Kreuzer ſollte er koſten. „Jä, ſechs Kreuzer für ein Lumpenpapier, in welchem nichts iſt, ſondern blos etwas ſteht, was man vielleicht gar nicht zu wiſſen begehrt, die laſſen ſich bedenken, beſonders wenn man ſie nicht übrig hat, ſondern viele hundert Franken zu wenig. Gehe damit wieder hin, wo du hergekommen; es könnte ein jeder Narr uns ſo einen Wiſch ſchicken und ſechs Kreuzer darauf machen, wenn wir einmal Narrs genug wären ſie zu bezahlen,“ ſchnauzte Eiſi. „Ja, Frau,“ ſagte die Polizei, „ſieh, was du machſt, mit ſolchen Briefen läßt ſich nicht narren; man hat Beiſpiele, daß es Leuten mehr als hundert Thaler geſchadet, weil ſie ſich Briefen nicht geachtet. Und wenn ich ein Bauer wäre, welcher ſechs Kühe im Stalle hat und manchmal ſieben, ſo würde ich mich doch ſchämen, wegen ſechs Kreuzern einem armen Mannli wie ich bin den Brief an der Schatzig zu laſſen.“ „Sechs Kühe hin, ſechs Kühe her,“ ſagte Eiſi, „deswegen iſt noch nirgends geſchrieben, daß man dir für jedes Papier, welches du bringſt, ſechs Kreuzer geben müſſe. Das Papier würde rar, wenn man jedem Hallunken daſſelbe ſo theuer abnehmen müßte.“ „Rede du nur,“ ſagte die Polizei, „wenn ihr ſechs Kreuzer hättet, ihr würdet den Brief nehmen, aber die habt ihr nicht, da fehlt's!“ Das ging Eiſi nicht blos in's Leder, ſondern in's Fleiſch. „Wirſt meinen, wir hätten es wie du!“ ſagte es; „mit dir zähl uns nicht zuſammen. Da haſt deine ſechs Kreuzer; aber jetzt wart und lue, was in dem Papier iſt, und wenn es das iſt, für was ich es halte, ſo ſieh, wie es dir geht!“ Peterli machte den Brief auf, Eiſi ſtand neben ihm, ſtreckte ſeinen Kopf vor Peterli's Kopf; hinter ihnen ſtand der Briefträger und ſah zu einer Lücke hinein. Eiſi fuhr zurück und ſchrie: „Das iſt ein Verirbrief! der iſt nit g'ſchriebe, das iſt ume Kafel!“ „Glaub nit,“ ſagte Peterli; „aber Allem an iſt es welſch.“ „O neue nit,“ ſagte der Briefträger, welcher den Brief zur Hand nahm und vor die Augen hielt. „Allem an iſt es die neue G'ſchrift, welche aufkommt in den Schulen, man nennt ſie die deutſche. Ich verſtehe mich auch nicht darauf, aber ſie ſoll ſchöner ſein als die alte.“ „Dreck!“ ſagte Eiſi, „und jetzt, willſt ihn wieder nehmen und die ſechs Kreuzer wieder geben, wohl und gut, ſonſt mußt du verklagt ſein, und das mußt!“ „He,“ ſagte der Briefträger, „ehe ich das Wüſteſt alles machen würde, wollte ich doch ſehen, ob mir ihn Niemand leſen könnte. Wir wollen zum Schulmeiſter gehen, der macht es accurat auf dieſe Weiſe, und wird es notti doch wohl leſen können.“ Selb ſei die Frage, ſagte Eiſi, kribeln und kratzen könnten alle Hühner, und noch nie habe es von einem gehört, welches habe ſagen können, was ſein Kribeln zu bedeuten hätte. „Zu wem dann?“ fragte der Polizeimann. Siehe, da half die Vorſehung! Eglihannes im Säubrunnen trappete daher einer Wirthſchaft zu, welche ihm beſonders anſtändig war, wo ihn oft am Morgen die Sonne fand, wo ſie ihn am Abend gelaſſen, wo man gar nicht wußte, was ihn mehr feſthielt, war es Spiel, Wein oder Wirthin. „Sieh,“ ſagte Peterli, „biſt faſt wie ein Gelehrter, kannſt das?“ Mit verächtlichen Mienen riß Eglihannes das Papier an ſich, und um zu zeigen, daß er es gleich vorweg könne vom Blatt, ohne es vorher zu ſtudieren, begann er alsbald zu leſen. Später ſagte er oft, in den Haaren kratzend, das Dümmſte, was man machen könne, ſei, wenn man ſo mir nichts dir nichts den Leuten ableſe, was ſie Einem zu leſen brächten. Sei man zu Hauſe, ſolle man ihnen ſagen, ſie ſollten morgen wieder kommen und den Brief dalaſſen, jetzt hätte man nicht Zeit; kämen ſie zu Einem außer dem Hauſe, ſolle man den Brief nehmen und ebenfalls ſagen, ſie ſollten morgen wieder kommen, man habe den Spiegel (Brille) nicht bei ſich. Leſe man gleich von der Hand weg, leſe vorweg, ohne zu wiſſen, was nachkomme, könne man ſich 2—300 Gulden ſchaden, er habe es erfahren. Er las nämlich, freilich unter Stammeln und Stottern, beſonders gegen das Ende zu: „Stämpfimichel im Hühnerloche, an welchem Peterli’s Vater 300 Gulden verloren, habe ſchön geerbt, und wer ſeinen Nutzen zu rechter Zeit bedenke, könne Schadens einkommen.“ Wenn die Sonne um Mitternacht plötzlich am Himmel ſtände, ſie könnte nicht mehr verrichten, als dieſer Brief. Was Peterli, Eiſi und der Polizeier für Geſichter machten! Nur Eglihannes ſah finſter aus, und grännete (ſchüli, würde ein Zürcher ſagen). Es war aber auch kein Wunder, einen ſolchen Fiſch vor dem Netz und dumm ſein, ihn ſelbſt verjagen, und nichts in Sinn kriegen, ihn wieder zur Hand zu bringen. „Ja, ja,“ ſagte Peterli, „300 Gulden und von meiner Seit! Jetzt, Eiſi, iſt das Geld da, wir können uns helfen, und aus meiner Familie her kommt es.“ „Haſt es noch nicht, kannſt ſehen, wie du es kriegſt,“ ſagte Eglihannes höhniſch und ging weiter. Das war Waſſer auf Eiſi's Mühle. „Wenn du es nur ſchon hätteſt,“ ſagte es wieder und wieder. Peterli war wirklich in Verlegenheit; er hatte einen Brief in der Hand, konnte ihn aber nicht leſen, wußte noch weniger, was er mit demſelben anfangen ſolle, um das Geld zu bekommen. Er trappete endlich dem Eglihannes in die Wirthſchaft nach. Die Sache war ſo plötzlich über Peterli gekommen und erfüllte ſeine Seele ſo ganz, daß er das übliche Mißtrauen und die Vorſichtigkeit ganz vergaß und, ſobald er ſeinen Schoppen vor ſich hatte, die andern Gäſte nicht ſcheuend, zu Eglihannes ſagte: „Du haſt geſagt, wenn ich's nur ſchon hätte, ich ſolle ſehen, wie ich es kriege. Möchte dich fragen, ob du mir dazu verhelfen könnteſt? Es wäre mir jetzt gar anſtändig, wenn ich es bald bekäme, hätte es übel nöthig.“ Wohl, wie da Eglihannes ihn häſſig anſchnauzte. Er ſolle ihm vom Leibe bleiben, ſagte er; mit ſolchen Lumpenſachen gebe er ſich nicht ab, und Geſchäfte treibe er nicht im Wirthshauſe. Wer Etwas von ihm wolle, könne in ſeine Schreibſtube kommen, dort ſei der Ort, wo er Beſcheid gebe. „Nüt für ungut, fragen wird doch erlaubt ſein?“ ſagte Peter halb erſchrocken. Aber das Herz voll von der Sache, merkte er Eglihannes nicht, ſondern ſpann weiter,“ ſprach, wie doch ungeſinnt Einem was zur rechten Zeit kommen könne, zeigte den Brief, fragte, wer ihn leſen könne? Hannes da hätte ihn geleſen und wiſſe, was darin ſei u. ſ. w. Endlich klopfte die Wirthin Peterli auf die Achſel und ſagte: „Komm, es iſt Jemand da, der dir was ſagen will.“ Draußen ſagte ſie ihm, Hannes laſſe ihm ſagen, er ſolle doch das Maul halten. Wenn es bekannt werde, was im Briefe ſtehe, ſo ſolle er zuſehen, ob nicht welche in der Nähe ſeien, welchen es anſtändig wäre, ausſtehende Zinſe endlich zu bekommen. Potz Türk, daran hatte Peterli gar nicht gedacht. Als er wieder in die Stube kam, war er ein ganz Anderer, es war, als wäre ihm ein Kübel kaltes Waſſer über das Haupt gegoſſen worden, denn drinnen ſaßen wirklich Solche, welche mehr als ein Mal zu ihm geſagt hatten,: „Peterli, ich nähms, wenn's brächteſt!“ Er hatte die Sprache halb verloren, wußte über den Brief keine Auskunft mehr und machte, daß er fortkam ſobald als möglich.

Am folgenden Morgen war Peterli früh auf, mochte nicht warten, bis Eiſi das Morgenbrot z'weg hatte, verbrannte das Maul am heißen Kaffee und machte ſich halb hungrig dem Saubrunnen zu. Er hätte aber nicht ſo zu preſſiren gebraucht, denn Eglihannes ſtand nicht früh auf. Wenn er nach Mitternacht halb oder ganz betrunken zu Bette kam, oft daß er nicht wußte wie, ſo lag er darin wie ein fettes Schwein im Miſt, und wenn er endlich einmal aufſtehen ſollte, ſo grunſte er erſt eine lange Weile ehe er es vollbrachte, accurat wie ein Schwein; erſchien er endlich vor den Leuten, ſo hatte er zugepichte Augen, ein verſalbtes Geſicht, gefiederte und borſtige Haare: er ſah wirklich nicht beſſer aus als ein verwahrloſtes Schwein. Als derſelbe endlich ſo verſalbet und verpicht erſchien, den Tag angrännend, als hätte er in ſaure Zwetſchen gebiſſen, grollte er den armen Peterli an wie ein Bär, der Bauchweh hat, nahm den Brief zur Hand, ſtudirte aber darin herum wie Einer, der erſt mühſam ſeine fünf Sinne zuſammenholen und zur Beſinnung kommen muß. Endlich gab er verſtändliche Töne von ſich, welche ungefähr alſo lauteten: „Alſo 300 Gulden hat dein Vater an dieſem Michel verloren und der Michel hat jetzt geerbt, aber es heißt nicht wie viel, und in welchem Range deines Vaters Forderung iſt, ſteht auch nicht da. In einem Nachgeltstag geht gar viel vorab, ehe was an die Gläubiger kommt, meiſt hat man nichts als verfluchte Mühe und vergebliche Koſten. Vor Allem mußt du deine Forderung gehörig eingeben, du wirſt dafür Papiere haben, dann wird die Sache unterſucht, kommt es bis an dich, ſo kriegſt du eine Anweiſung, dann erſt kannſt du ſehen, was du damit anfangen kannſt und was ſie werth iſt. Allweg geht es ein oder zwei Jahre bis du einen Kreuzer ſiehſt und haſt ausgegebenes Geld es weiß kein Teufel wie viel.“ Da ſtand der Peterli wie ein Oelgötze und all ſeine Träume zerrannen ihm wie Butter an der Sonne. So hätte er es, ſagte er, wenn er glaube, es gucke ihm irgendwo was Süßes, und er greiſe zu, ſo ſei es ein Sack voll Galle. Das Beſte werde ſein, er gehe zum Amtſchreiber und ſehe, wie es ſei, laute es auch da nicht gut, ſo brauche er das Papier, wie es üblich und bräuchlich ſei. „Nit, das mach nicht, der Amtſchreiber iſt ein verfluchter Ariſtokrat und Jeſuiter, gar nicht volksthümlich, z' Conträri, er haſſet das Volk, er putzte dich entweder aus oder beſchummelte dich. Es kommt nicht gut, bis man dieſe verfluchten Jagdhunde und Volksſchinder ganz zum Lande hinaus hat. Vielleicht, wenn es in die rechten Hände kommt, trägt es doch noch was ab, eine Laus im Kraut iſt doch noch beſſer als gar kein Fleiſch," bemerkte Eglihannes. Er hätte nicht Zeit, der Sache nachzulaufen, und das Geld jetzt nöthig, ſagte Peterli. „Weißt was, du kannſt mich dauern, mit dem Volke habe ich es immer gut gemeint, wenn man es mir ſchon nicht glauben will, aber ſchlechte Leute giebt es allenthalben. Deretwegen und weil du es biſt, will ich dir den Wiſch abkaufen. Giebt es was, ſo giebt es was, giebt es nichts, ſo giebt es nichts, es iſt ein Spiel wie ein anderes; ich gebe dir hundert Gulden, morgen kannſt ſie haben. Fällt es gut aus, ſo thue ich dir vielleicht was nach, geht es bös, iſt der Schade mein. Du ſiehſt, wie gut ich gegen dich bin, aber es kann mich Niemand mehr dauern als ſo arme Schuldenbäuerlein wie du. Und es kommt doch noch die Zeit, wo die donners Schulden abgeſchafft ſind, was ich dran machen kann, mache ich," ſo ſprach Eglihannes.

Peterli, als er von morgen 100 Gulden baar hörte, ſtand da, als ſeien ihm die Thore des Himmels alle aufgegangen, 100 Gulden waren doch wirklich mehr als eine Laus im Kraut, und der verſalbete Eglihannes ſtand vor ihm als ein himmliſcher Engel, ungefähr als derſelbe, welcher die Hagar und ihren wilden Buben, den Ismael, in der Wüſte mit einem Waſſerbrunnen erquickte. Er ſchlug mit Freuden ein und ſagte: „Das müſſen dann doch die Leute wiſſen, wie du ein Volksfreund biſt und wie du mir aus der Noth geholfen." Eben das begehre er nicht, ſagte Eglihannes, er verbiete es ihm.

Sobald er höre, daß er einem Menſchen von der Sache rede, ſo ſolle der ganze Handel nichts ſein, und er könne dann hingehen und ſehen, wer ihm Geld gebe auf ſolch Lumpenpapierli.

Das war ein gutes Mittel, dem geldſüchtigen Peterli den Mund zu ſtopfen. Eglihannes wußte aber gar wohl, warum er es brauchte; er kannte alle Geldverhältniſſe einige Stunden in der Runde, wie eine Wahrſagerin alle Liebſchaften. Er wußte gar wohl, daß Peterli's Forderung faſt wie baares Geld war und vielleicht ſeit Jahren noch die Zinſen dazu erhältlich. Begehrte alſo gar nicht, daß bekannt werde, welch gutes Geſchäft er gemacht und wie ſcharf er den armen Peterli beſchnitten. Es hätte ihm an andern Geſchäften ſchaden oder den Neid von Collegen in gleichem Fache zuziehen können, welche ebenfalls den Leuten unter die Arme griffen in der Noth, d. h. Wucher trieben, aus ihrer Noth den höchſtmöglichen Vortheil zogen. Das ſind heilloſe Geſchöpfe, dieſe Wucherer; wir denken, der Teufel werde einen eigenen Schmelzofen haben für die wucheriſchen Hatzer, wahrſcheinlich einen aus Platina, und hat er einen ſolchen noch nicht, ſo würden wir ihm rathen, ſich bei dem Kaiſer von Rußland einen zu beſtellen, aber einen recht großen, denn die Wucherer mehren ſich, und um ſo ſchneller, je häufiger die Regierungen wechſeln. Dieſe Cohorte rekrutirt ſich eben am häufigſten aus gefallenen Regenten – werden wahrſcheinlich das Beſchummeln nicht laſſen können. Dieſer Zug im Menſchen iſt aber ſehr merkwürdig, der ſie immer und immer zu denen treibt, von denen ſie ausgezogen werden, ſtatt zu treuen und ehrlichen Menſchen. In Geldverlegenheiten werden die Wucherer geſucht und nicht die wahren Freunde. Dieſem Zuge liegt gar Merkwürdiges zu Grunde, welches wir ein ander Mal erörtern wollen. Nur das wollen wir bemerken, wie das wirklich eine eigene Zulaſſung Gottes iſt, worin aber auch eine fürchterliche Züchtigung Gottes liegt, daß Menſchen wie der Eglihannes, welche ungeſcheut alle Gebote Gottes übertreten, ungeſcheut des Heiligſten ſpotten, immer noch Leute finden, welche ihnen trauen, welche glauben, dieſe könnten es mit Jemanden ehrlich meinen.

Eglihannes hatte die 100 Gulden wirklich nicht vorräthig, aber er wußte, wo er ſie holen konnte. Ungefähr zwei Stunden von ihm wohnte ein ebenfalls erblichener Stern, aber von höherm Range und größerem Vermögen. Schon als ſie noch im Glanze waren, hatten ſie zuſammengehalten, Eglihannes war der Spion geweſen und hatte den Jagdhund gemacht, der Andere den wohlmeinenden Freund mit Geberden, welche ſagten: „Eglihannes, du Jagdhund, du ſollſt meine Gnade haben!“ Hätte es jedoch das Schickſal gewollt, daß der Eine ſich hätte erhalten können auf Koſten des Andern, ſo hätte Einer den Andern unbedenklich hingeſtoßen, wohin man gewollt, und wär's in des Teufels Platinapfanne geweſen. Sie gehörten nämlich Beide zu der nämlichen Race von Menſchen, von welcher das Sprüchwort ſagt: Fründ wie Hünd. Nebenbei hatte der Vornehmere vom Hunde wenig, man nannte ihn nur den Katzenmani, nach ſeinem Landſitze den Mani im Galgenmösli. Das Galgenmösli hatte er durch eine eigenthümliche Finanzſpeculation erlangt, welche mehrere Seiten hatte, und welche wir einſtweilen nicht erörtern wollen, denn wir müſſen dieſem Mani einmal unſere ausſchließliche Aufmerkſamkeit ſchenken, weil dieſer Mani ein gar ſeltſames Stück Menſch iſt. Mani war die gefühlvollſte Seele auf dem Erdenrund. Mani's Geſicht war eine Art von Himmel mit Sonnenblick und Regenbogen. Es war öſtlich, d. h. oben in beſtändigen Thränen über die Welt, die Elendigkeit derſelben, die Elenden allzumal und überall. Ach Gott, wie ihn das Elend drückte, beſonders das Sündenelend! Mein Gott, wie weinte er über die Sünden, beſonders über die eigenen, er empfand ſie ſehr, er wußte am beſten, wie ſie waren wie Sand am Meere. Aber dieſer Thränen ſchämte er ſich, er wußte, ſie waren nicht im Zeitgeiſt, und auf dem Zeitgeiſt hielt er Alles. Da er ſich derſelben nicht erwehren konnte, barg er ſie hinter einer dunklen Brille, die gerade ausſah wie eine ſchwarze Wetterwolke, von welcher man nicht weiß, was Teufels Alles darin ſteckt. Weſtlich, d. h. unten der Mund, der lächelte lieblich und ſüß, zog ſich wie zu einem Kuſſe zuſammen, und im Kuſſe lag ein ganz unbeſchreiblicher Ausdruck, als ob er ſagen wollte: Seid umſchlungen Millionen, dieſen Kuß der ganzen Welt. Unter Millionen verſtand er freilich Gulden, nicht Menſchen, und unter Welt alles Land, welches an's Galgenmösli ſtieß. Mani hatte einen artigen Bauch ſich angegeſſen und getrunken, welcher ihm wie ein Bettelſack vornen herunterhing. Mani aß und trank gern was Gutes, beſonders auf Staatskoſten; ſein weiches Herz konnte nichts ſo ſehr rühren, als wenn irgendwo auf Staatskoſten wohl gelebt wurde und er war nicht dabei; ſeine Collegen kannten ſeine ſchwache Seite, er wurde daher auch ſelten übergangen. Er ſchritt ſehr ſtattlich einher an goldenem Knopfe, jedoch auf lützelen (gebrechlichen) Füßen. Die Meinungen waren getheilt, ob er in ſeinen Stiefeln ein Neſt voll Hühneraugen berge, oder aber Stollfüßchen, ganz artige, niedliche.

Dieſer Mani privatiſirte alſo auf ſeinem Galgenmösli, deſſen gelben, zähen Boden er für den beſten hielt auf dem ganzen Erdenrund. Als ſpeculativer Kopf befaßte er ſich mit Plänen für die Zukunft. Ganz beſonders ging es ihm im Kopfe herum, auf ſeinem Galgenmösli ein Spital oder beſſer Penſion, zugleich auch eine Löffelſchleife für abgenutzte Regenten zu bauen. Seine Frau konnte ein gutes Ordinäri wohl kochen, er glaubte ſich im Stande, durch Vorleſungen die abgeſtumpften Regenten wieder brauchbar zu machen, daß ſie wären wie neu. In der Zwiſchenzeit konnten ſie ihm zu Verbeſſerungen ihres Unterleibes ſeine zähen Furchen hacken. Was ihn von ſofortiger Ausführung ſeines Planes abhielt, war das Bedenken wegen dem Koſtgelde. Wer bei Kaſſe iſt, geht gewöhnlich mit der Kaſſe nach Amerika, wer nicht bei Kaſſe war, dem fragte Mani begreiflich nichts nach. Er hielt ſich für einen der größten Staatsmänner ſeiner Zeit und alſo zur Reſtauration von Staatsmännern ganz beſonders befähigt, und zu dieſem Glauben hatte er ſeinen guten Grund. Es war ihm nämlich gelungen, ſich über das gewöhnliche Zeitmaß hinaus eine Popularität und ſomit auch Amt und Quartalzapfen zu erhalten. Er beſaß nämlich eine Natur, welche jeder Regierung ſehr erwünſcht ſein muß, und welche ſie immer in einem, höchſtens zwei Exemplaren ſich ſichern wird, wenn ſie klug iſt. Er hatte in hohem Grade die Gabe, ſich verhaßt zu machen und Alle, welche das Unglück in ſeine Nähe führte, auf die ſchrecklichſte Weiſe zu cuſoniren. Niemand war tauglicher für den Scorpion des Rehabeam oder als moraliſcher Henkersknecht zu plagen und zu quälen Die, denen man ihn auf den Hals ſetzte. Wollte daher eine Regierung eine Claſſe von Staatsbürgern ſo recht nach Noten reiten und züchtigen, ſo nahm ſie, wie eine Schröpferin ihre Schröpfhörner, den Mani und ſetzte ihn denſelben auf. Wohl, die lernten dann nach Gott ſchreien, maßen Weh und Noth dem Mani zu, auf Mani lud ſich der Zorn, wie Eiter und Blut auch nicht an die Schröpferin; ſondern in ihre Hörnlein fließen. Der Sage nach ſoll er ſeine Mutter, welche ihn als jüngſtes Kind lange nicht entwöhnen konnte, in allzugroßer Zärtlichkeit ſo gebiſſen haben, daß ſie am Bruſtkrebs geſtorben ſei. Um ſolcher Eigenthümlichkeit willen ward er einer der brauchbarſten Staatsdiener ſeiner Zeit, und lange behielt er ſeine Stelle, an welche er ſich hing wie eine Kleblaus an einen Bettler, ſo daß man wirklich hätte glauben ſollen, ſie würden ſich nur im Tode trennen. Indeſſen bei einem allgemeinen Säuberungsproceß trennte man ſie doch und Mani fand einſtweilen das Galgenmösli als den paſſendſten und angenehmſten Aufenthalt für ſich und ſeine Familie. Dieſe liebte er auf das Zärtlichſte, wie er ſagte, daher cuſonirte er ſie auf das Fürchterlichſte, hauptſächlich auf Franzöſiſch. Dieſe Familie beſtand, da er keine Kinder hatte, was er öfters auf das Bitterſte beweinte und bedauerte, dieſe Gegenſtände, an denen er ſeine Zärtlichkeit auslaſſen konnte, nicht zu beſitzen, aus ſeiner Frau und einem ſchwarzen Pudel. Die Frau, früher Operntänzerin, war eine niedliche kleine Geſtalt; er hatte ſie hauptſächlich ihrer Kunſt willen, ſich zu farbiren oder zu ſchminken, geheirathet. Dieſe Kunſt mußte ſie nun alle Morgen an Mani ausüben, der, wie die Götter Griechenlands, gern ewig jung und ewig ſchön geblieben wäre. Der armen Frau war das Tanzen vergangen, ſie hinkte gewöhnlich; beim Farbiren traktirte ſie Mani mit Fußtritten, weswegen ſie an den Beinen den Regenbogen hatte, welcher Mani im Geſichte zierte, ſie hieß Adeline; der Pudi hieß Lape und beſaß das troſtloſeſte Geſicht, welches einem Chriſtenmenſchen in ſeinem Leben vorkommen konnte.

Dicht an den Ferſen zottelte er ſeinem Meiſter nach, ſah jeden Menſchen ganz jämmerlich an, daß Einem unwillkürlich das Mitleid ankam und man in den Taſchen nach einem Stücke Brot ſuchte. Aber wohl, wir hätten es dem armen Lap's nicht rathen wollen, wie hungrig er auch geweſen wäre, Angeſichts Mani's aus einer andern Hand zu freſſen als aus ſeiner, er wäre ſeines Lebens nicht ſicher geweſen. Das mußte der arme Pudel auch wiſſen; wie miſerabel er, den Schwanz zwiſchen den Beinen, ſeinem Meiſter nachzottelte, wie jämmerlich er die Menſchen anſah, als wollte er ſagen: ach ich armer Pudel, wer wird mich erlöſen aus den Banden des Mani! ſo hätte er es doch um kein Lieb gewagt, von den Ferſen ſeines Meiſters zu weichen, zu verlaſſen Mani's Fußſtapfen, oder gar Mani's Handſchuhe, welche er ihm oft nachtrug, aus dem Maule fallen zu laſſen.

Gefallene Größen lieben es, Beſuche zu erhalten, ſie ſind ihnen Zeugniß, daß ſie noch nicht ganz vergeſſen ſind, geben ihnen Gelegenheit, ſich auszuſprechen über ihre Verdienſte, der Menſchen Verkennung, der Welt Undank, erwecken Hoffnungen, der Tag werde kommen, wo man begreife, wer ſie geweſen, was ſie gewollt, wie viel man an ihnen verloren, und ſie wieder holen werde mit Geſang und Tanz und den üblichen Kanonenſchüſſen. Mani theilte dieſe Schwachheit, aber dieſe Ehre wurde ihm ſelten zu Theil. Bitterer als er klagte daher Niemand über den Undank der Welt. Kam zur Seltenheit Jemand ihm zufällig in die Hände, ſo führte er ihn auf ſeiner Herrſchaft, dem Galgenmösli, herum und war glücklich, wenn ihm Etwas daran gerühmt wurde, und wären es nur die Schwänze ſeiner Schweine geweſen. Dieſe ſeltenen Beſuche waren von zwei Sorten: die erſte bildeten die ausgejagten Subjecte, welche beim neuen Regimente außer Cours geſetzt wurden und Hunger bekamen. Dieſe thaten Mani anfangs immer ſehr wohl; ſie läſterten das Neue, prieſen das Alte, meinten, wenn man Mani behalten hätte noch einige Jahre, ſo hätte kein Menſch mehr an den Himmel gedacht, ſo ſauwohl wäre es Allen auf der Welt geweſen. Hatte ihn dann ſo ein Subject, ein ausgejagter Landjäger oder verlaufener Schreiber ſo recht eingeſalbt und breiweich gemacht, daß ihm die Thränen ſtromweiſe die Backen ab ſickerten, ſo machte er nicht Schmollis mit ihm. Mani warf ſich nicht weg. Er dachte immer an die Tage, wo er höher als ſie zu ſtehen hoffte; aber er ſchwitzte wohl ein Stück Geld, nach den Umſtänden ſogar Silber. Schweiß ſchwächt aber, beſonders ſilberner, und wer ſchwach wird, wird gern auch häſſig. Die Beine ſeiner Adeline waren daher nie himmelblauer und ſeines Laps Geſicht nie jämmerlicher, als nach einem ſolchen ſilbernen Schweiße. Die andere Sorte beſtand aus Geſchäftsleuten von der Weiſe des Eglihannes. Mani liebte ſein Vaterland grauſam, accurat wie ſeine Frau Adeline und den Pudi Laps. Er zog daher ſein Geld nicht aus dem Lande, wie die Ariſtokraten und Spitzbuben, ſondern er behielt es in demſelben, half braven Leuten und griff ihnen unter die Arme. Aber nach dem Grundſatze: daß die Linke nicht wiſſen ſolle, was die Rechte thue, und weil er nicht den Ruhm vor den Menſchen haben wollte, ſpendete er ſeine Wohlthaten nicht ſelbſt, ſondern durch andere dienſtbare Geiſter, den Eglihannes z. B., den falbrothen Grüzler, den berechtigten Schabohr im Kaukaſus u. ſ. w. u. ſ. w., dem die Frömmigkeit Stoff zu neuen Streichen an die Hand giebt. Wiſſentlich oder unwiſſentlich? Dieſe hatten offene Caſſe bei ihm und er hatte Theil an ihren Geſchäften, und eben doch daß Niemand es wußte, und half den Leuten auf, d. h. auf die Beine, nämlich wenn man kein Geld hatte, ſo begnügte man ſich mit einem Roſſe, einer Kuh oder einem Stück Geld; hatte man weder Roß, Kuh noch Geld mehr, ſo war man ſo gut und begnügte ſich mit dem Unterpfand und nahm dieſes zur Hand; den Leuten that man gar nichts, man ließ ſie laufen, wohin ſie wollten, ganz frei, volksthümlich, als wären ſie Volks- und Vaterlandsfreunde. Nicht einmal barfuß mußten ſie laufen, hatten ſie Schuhe, man ließ ſie ihnen wirklich! Aber ſollten dieſe Volks- und Vaterlandsfreunde Eglihannes oder Schabohr einmal was zahlen, dann mußte Einer früh anfangen, Hiob's Geduld haben und zu Methuſalems Alter kommen, wenn er es erleben wollte, das Geld in ſeinen Händen zu ſehen, denn die Geſetze waren commod für die, welche ſich darauf verſtanden, und für wen ſie gemacht waren, und für die, welche betrieben ſein wollten, beſſer, als für die, welche Andere betreiben laſſen mußten.

Mani hatte am Tage vorher eben einem alten Spion, der vorgab, er ſei geleiſteter Dienſte wegen fortgejagt worden, ſilbern geſchwitzt und war ſchrecklich aufgebracht. Seine Frau war in den Keller gelaufen und hatte ihre brennenden Beine in Sauerkabiswaſſer geſteckt; Laps, der Pudel, kroch ganz auf dem Bauche, wußte gar nicht, wo er den Schwanz haben ſolle, daß es dem Herrn recht ſei, und machte ein herzbrechendes Geſicht. In ſeinem Zorne ſegelte Mani ſeinem Buchwalde zu, um den armen Laps auf arme Kinder zu dreſſiren. Mani hatte nämlich gehört, daß man aus Buchnüſſen Oel machen könne, und geſehen, daß arme Kinder ſolche in ſeinem Walde aufleſen. Nun dachte er ſchnell auf Errichtung einer großartigen Oelfabrik, da es ringsum viel Buchwälder gab, in welchen er das Recht, Buchnüſſe aufzuleſen, wohlfeil zu erhalten hoffte, dreſſirte einſtweilen ſeinen Pudel Laps auf arme Kinder, welche ohne Recht ſich an die Buchnüſſe machten. Während der Pudi auf arme Kinder jagte, zählte Mani ſeine Buchen und überſchlug ihren Ertrag in Nüſſen, verwandelte ihn dann in Oel und brachte enorme Summen heraus. So in's Calculiren vertieft, hörte er es plötzlich raſcheln dicht hinter ſich im Laube. Da fuhr Mani z'weg, that das Maul auf und wäre ohne Schminke total blaß geworden, faßte den Stock mit beiden Händen, ſah grauſig durch die ſchwarze Brille nach hinten. Mani fluchte oft über den donners Glauben, und wenn er ſeinen Laps hinter ſich und ſieben Mann wohl bewaffnet um ſich hatte, fürchtete er weder Gott noch Teufel. Aber des Nachts, oder allein im Walde ohne Laps, da wußte Mani, daß es einen Teufel gab, und ein Glaube, pechſchwarz wie der Teufel und Höllengeiſt, fuhr ihm in der Seele auf und ab, und wenn es irgendwo einen Ton gab, meinte er, jetzt komme der Teufel und hole ihn. So war es ihm auch jetzt, als er mit aufgeſperrten Naſenlöchern über die Achſel ſah. Doch es war nicht der Teufel ſelbſt, es war blos der Eglihannes, der Mani ſuchte. Sonſt ſah Mani den Hannes gerne, denn wo derſelbe ihm erſchien, und war's im dichteſten Walde, eröffnete ſich ihm eine angenehme Ausſicht. Diesmal ſagte er ihm, er ſei ein Lümmel, denn dies ſei keine Manier, die Leute ſo zu erſchrecken; komme er ihm noch einmal ſo, ſo ſei es zum letzten Mal, und er laſſe ihm durch Laps, der für Alles gut ſei, den Weg zeigen.

Eglihannes fürchtete Mani aber nicht halb ſo ſehr, als dieſer den Teufel, und den Laps fürchtete er gar nicht, der ſchlechte Zähne hatte und Niemanden biß, der ihm einmal was Angenehmes gegeben. Eglihannes lachte daher und ſagte: „Habt ihr geglaubt, die Zeit ſei um und er ſei da? Habt einſtweilen nicht Kummer, er thut euch nichts und mir nichts, wir ſind ihm zu lieb; er wird die nicht plagen wollen, welche es am beſten mit ihm meinen. So dumm iſt er dann doch nicht.“ Eglihannes ſpielte den Ungläubigen, manchmal machte er recht eigentlich den Läſterer. Vom Chriſtenthume begriff er ſo wenig als eine Kabisſtorze oder eine Blindſchleiche, aber er hatte es wie die meiſten dieſer Menſchen: er war feig, bebte im Herzen, und den Namen deſſen, von dem er ſprach, vermochte er hier im dunkeln Walde nicht über die Lippen zu bringen; warum, wußte er ſelbſten nicht. Mani blieb nicht gern bei dieſem Gegenſtande und fragte kurz nach Eglihannes' Begehr, er dachte, der Teufel könnte ein Schelm ſein. Eglihannes wollte ſich kurz faſſen und blos 100 oder 150 Gulden leihen, weil er ſie haben ſollte. Aber Mani verſtand das nicht ſo, beſonders jetzt nicht, wo ſeine Galle in Aufruhr war. Er fragte, bis er wußte, warum es ſich handle. Da verſprach er das Geld, aber um die Hälfte des Profits, und Eglihannes mußte es ſich gefallen laſſen. Wart du nur, dachte er, ein ander Mal bin ich dir ſchlau genug, und daß du immer die Nidle von der Milch haben müſſeſt, ſelb ſteht nirgends geſchrieben, du Katzen-Mani.

Peterli bekam ſein Geld und wirklich baar, wie es ausgemacht war. Eglihannes pflegte ſonſt gern ſolchen Summen ein werthloſes Papier beizufügen in urſprünglichem Werthe. Hatte einmal Einer die Unvorſichtigkeit begangen, ein ſolches Schriftchen ihm abzunehmen, ſo konnte er es auch behalten; Eglihannes gab kein gutes Wort dafür, und ſonſt auch Niemand. Peterli und ſein Eiſi, denn das wollte dabei ſein, liefen nun g'reiſeten Kühen nach auf allen Märkten, erlebten viel, und das Meiſte merkten ſie nicht. Wie ihnen ging es noch Andern in der Vehfreude, die nach g'reiſeten Kühen liefen: ſie brauchten viel Geld, und was ſie dafür bekamen, wußten ſie nicht, mußten erſt die Erfahrung machen. Wir wollen nicht übertreiben, aber überzeugt ſind wir, dieſer Wechſel kam die Vehfreudiger näher bei drei-, als nur bei zweitauſend Gulden zu ſtehen, denn Einer wollte es immer beſſer machen als der Andere, und Mancher ſchaffte eine oder zwei Kühe mehr an als er ſonſt hatte.

So wurde allenthalben g'reiſet, blos im Nägeliboden nicht. Es war faſt, als ob die guten Leutchen verhexet, von einem böſen Geiſte zur Plage auserkoren wären. Wie es auf ſtreitbaren Wegen und ganz beſonders, wenn es bergauf geht, Engpäſſe giebt und gefährliche Punkte, über die man nur mit großer Anſtrengung kommt und den Kopf nicht verlieren, nicht ſchwindlich werden darf, wenn man nicht verloren ſein will; ſo geht es auch in den Haushaltungen und namentlich in den jungen, welche mit aller Anſtrengung vorwärts zu kommen trachten. Es harzete bei Sepp und Bethi ſehr, trotz allem Fleiße. Allerdings verbeſſerte ſich ihre Lage, aber noch nicht ſichtbar und fühlbar, ſondern blos für die Zukunft. Die Ausfüllung des Sumpfes fiel nicht in die Augen, aber er hatte doch an Tiefe abgenommen, und noch einiges Ausharren, ſo trat feſter Boden über das Gewäſſer. Der Hof hatte ſich beträchtlich gebeſſert, die Zinſen waren ſo ziemlich nachgezahlet, Vieles war angeſchafft, Anderes ausgebeſſert, die Extraausgaben mußten für die Zukunft ſich mindern; aber noch war der Geldklemm da. Sepp konnte ſich nicht gehörig helfen, mußte oft verkaufen, wo er es lieber nicht gethan, oder konnte nicht kaufen, wann es gut war. Hatte er Geld, ſo war er in Verlegenheit, was damit machen, wem es geben; drei, vier Hände warteten darauf, dies und jenes ſollte nothwendig berichtigt oder angeſchafft werden. Es iſt ſo ein banges Dabeiſein, wenn man, je mehr man arbeitet, immer deſto weniger zu haben ſcheint. Doch Sepp und Bethi behielten den Kopf beiſammen, blieben beſonnen, verloren den Muth nicht. Nun aber ſchien auf einmal Alles ſich gegen ſie verſchworen zu haben, um ſie wieder ſo recht in den Boden hinein zu drücken. Sie hatten alſo den Platz für die Käſerei nicht geben können, hatten bei dieſem Anlaß mit Schmerz erfahren müſſen, wie übel es Viele mit ihnen meinten, und Bethi weinte mehr als ein Mal aus Zorn über das, was die Weiber ihm andichteten. Denn es gab in der Vehfreude auch Weiber, welche von dem Vergnügen zu leben ſchienen, alles Böſe, was über einen Menſchen geſagt wird, ihm zuzutragen, eine gute Portion dazu zu lügen und dann an Zorn und Schmerz, welche entſtehen, herzlich wohl zu leben und allen Leuten mit großem Behagen zu erzählen, wie der arme Menſch ſich geberdet habe, ſie hätten faſt geglaubt, er erſticke vor Zorn.

Sepp und Bethi überwanden dies Alles, brachten auch die Koſten auf, welche ihnen an Bau und Einrichtung der Käſerei zufielen und nicht unbeträchtlich waren. Während ſie noch daran herzeten und ſeufzten, wurde ihnen unerwartet ein kleines Capital aufgekündet. Sie ſchämten ſich, Geld zu ſuchen, hätten auch nicht gewußt, wo finden bei dem allgemeinen Kühfieber in der Vehfreude, und zu Wucherern oder Geſchäftsleuten wie Eglihannes wollte Sepp ſeine Zuflucht nicht nehmen. Er hatte in den Papieren ſeines Vaters geſehen, wie dieſe Spitzbuben es trieben und wie Einer, den ſie einmal angehalftert, zu Schanden geritten wird; ſie mußten es alſo ſelbſt machen, wenn ſie nicht auf die Gant wollten. Nun, ſie hatten längſt ſich auf die Zeit gefreut, wo ſie mit Abzahlen anfangen könnten, aber ungelegener hätte es ihnen nie kommen können, als gerade jetzt. Sie kratzten aus allen Ecken ihr Geld zuſammen, ſogar die Sparbüchſen der Kinder (ihnen ſonſt ein Heiligthum) mußten herhalten, verkauften allerlei an Flachs, Hanf, Tuch und dürrem Zeug, was ſie ſonſt wohl behalten hätten, brachten endlich die Summe auf, zahlten ab, und einen Augenblick war es ihnen, als hätte die Schuldenlaſt, welche auf ihrem Rücken lag, ſich bereits um ein Beträchtliches erleichtert.

Es iſt wirklich ein ſchöner Tag, an welchem man die erſte Schuld bezahlt, leicht kann es einem vorkommen, als ſei man bereits an der letzten. Aber ſo wie man Schmerzen kriegt, wenn man an einer Zehe einen Nagel zu kurz abhaut, ſo giebt es Nachwehen, wenn man zu früh eine Schuld bezahlen muß. Die Erleichterung im Zins wird nicht fühlbar, dagegen überall und ſtündlich der Mangel an Geld. Es will nichts eingehen, geht was ein, iſt es wieder 'raus, der Geldſäckel ſcheint keinen Boden zu haben, und ſcheint Etwas bleiben, ſich anſtauchen zu wollen, ſo fährt es drein wie ein Wirbelwind, und leer iſt er wieder. Man ſcheint offenbar viel ärmer geworden zu ſein, fühlt alle Augenblicke ſich in Verſuchung, wieder Schulden zu machen, um einigermaßen ſich flott zu erhalten. Doch nur das nicht gethan, nie rückwärts gegangen, mit Geduld überwindet man Sauerkraut, ſagt der Pariſer. Das hielten Sepp und Bethi auch feſt, ſie hatten ſich vorgenommen, keine Schulden zu machen, ſondern ſich zu leiden bis zum Aeußerſten. In dieſen Nöthen kam noch das Fieber, die Kühe zu reiſen, auf die Vehfreude, ſtrich auch, wie natürlich, durch den Nägellboden. Nun hatte Sepp, der ſich auf die Vehwaare ſehr wohl verſtand, einen Stall voll verſorgte Kühe, aber manche leider nicht g'reiſet.

Dieſer Unterſchied wird mancher lieben Leſerin nicht klar ſein. Wir denken, es werde weder zarter Haut noch glatten Haaren ſchaden, wenn wir ihn einigermaßen zu erläutern trachten. Verſorgete Kühe ſind ſolche, welche man erprobt hat und erfunden als geſund im Freſſen, zahm im Melken, gut beſtellt im Euter, fett und reich in der Milch, bereit, alle Jahre zu kalben, wenn die Zeit um iſt, aber je nachdem es ſich eben trifft in's Grüne oder in's Dürre. Die Kühe, mit welchen man in der Regel am beſten verſorget iſt, ſind die, welche man ſelbſt erzogen hat, welche dadurch ſo recht eigentlich zu Hausthieren werden und wodurch eine Art von Freundſchaft und Anhänglichkeit entſteht, die ſo weit geht, daß man ſo eine Kuh zur Familie rechnet, wie einſt eine gutmüthige Frau Pfarrerin ſagte. — Wirklich hatten die meiſten größeren Bauern eine eigene Race, manchmal durch mehrere Geſchlechter, ſelten war eine gekaufte Kuh im Stalle. Es war faſt ein patriarchaliſches Verhältniß zwiſchen Menſch und Thier, und es war wirklich, als ob ſo eine alte, im Hauſe geborene und erzogene Kuh ein geſetzteres Weſen hätte, ein Gefühl, ſie ſei daheim, daher ein größeres Selbſtbewußtſein, etwas Ariſtokratiſches, wenn man will. Aus einem ſolchen Stalle eine verſorgete Kuh mit ſchwerem Gelde kaufen zu können, war faſt einer Gnade gleich zu rechnen. Wo man nun aber lauter g'reiſete Kühe haben will, da ändert ſich das ganze Verhältniß, das Bleibende muß einem beſtändigen Wechſel weichen, denn der Kühe Natur, Liebe und Fruchtbarkeit laſſen ſich ſo wenig nach den Käſereien regeln als das Gras. Man kann es ſo wenig erzwingen, daß die Kühe alleweil in's Grüne kalben, als man es erzwingen kann, das ganze Jahr hindurch die Kühe mit Grünem füttern zu können. Wer nun ſo recht den Kästeufel im Leibe oder das Käsfieber hat, muß alſo alle Kühe, wie verſorget ſie ſonſt auch ſein mögen, abſtoßen, wenn ſie nicht g'reiſet ſind. So verſchwinden aus dieſen Ställen die Stämme, die alte gute Zucht hört auf, Fremdes zieht aus und ein, Gutes und Schlechtes, wie der Markt es bringt, was man erſt hinterher merkt, wenn die Nutzung kommen ſoll. Mancher brachte es vor lauter Reiſen ſo weit, daß er Jahre lang nicht mehr in's G'reis kam.

Es iſt ſehr merkwürdig, wie der Zeitgeiſt, gleich wie ein ſchneidender Nordwind durch alle Fenſter und Fugen, in alle Verhältniſſe dringt, wie er nicht blos die Familienbande bis auf die innigſten löſet, ſondern auch die Bande zwiſchen Menſchen und Vieh, alles Freundliche, alle Anhänglichkeit frißt und herzlos nur das ſcheinbar Nützliche gelten und ſtehen läßt. Es iſt aber ſehr ſonderbar mit dieſem Nützlichen und beſonders mit der daherigen Theorie; ſpäter ſtellt es ſich nur zu oft heraus, daß letztere den größten Schaden brachte, daß das, was ſie am lauteſten pries, der Grundſtein des Verderbens war. Wer das Praktiſche über das Herzliche ſetzt, wird vielleicht reich, vielleicht auch nicht, aber jedenfalls kennt er weder herzliche Freude noch herzliche Liebe. — Als nun alſo das Fieber kam, kehrte es im Nägeliboden auch ein und ſchüttelte beide, Mann und Frau. Sepp meinte, Milch ſei das ganze Jahr durch gut, namentlich den Kindern, und dem Menſchen im Winter, wo man ſelbſt an's Dürre und an das Eingekellerte geſetzt ſei, am geſündeſten. Seine zwei liebſten Kühe kalbten für die Käſerei durchaus zur Unzeit: die eine für die Herbſtweide, worauf man ehedem auch was hielt, die andere um Weihnachten, was den Weibern ſonſt ſonderbar anſtändig war.

Dieſe beiden Kühe hätte er alſo jedenfalls abſtoßen ſollen, und genau genommen, noch zwei andere, welche eben auch nicht in's friſche Grün kalben wollten. That er es nicht, ſo war ſeine Milchlieferung im Vergleich zu Andern ſicher ſehr unbeträchtlich, er wurde ausgelacht und zog wenig. Reiſete er auch, ſo ſchien eine Wurſt an eine Speckſeite geworfen, viel Milch, viel Ehre, viel Geld, und was will man mehr in dieſer böſen Welt? Für dieſe drei Dinge hätten Eglihannes im Saubrunnen und Mani im Galgenmösli ihre Seelen von den Hunden freſſen laſſen, wenn ſie es ihren Leibern unbeſchadet hätten thun können und die Hunde Appetit dazu gehabt. Aber woher Geld nehmen zum Reiſen? Sepp und Bethi hatten keins, ſollten ſie leihen, wieder Schulden machen, und war dann das Zurückgebenkönnen im Herbſte ſo gewiß? Sepp hatte ſchon mehr als einen Ton gehört, daß der Handel nicht halb ſo ſicher ſei. Oder ſollten ſie die Einzigen ſein, die hinter Allen zurückblieben, hinter dem ganzen Zeitgeiſt, ſo ganz unzeitgeiſtlich?

Beide Leute beſtanden die Prüfung, ſie calculirten folgendermaßen und nicht dumm: Man baue, wie man ſage, die Käſereien für den Ueberfluß, daß die Milch, welche man entbehren könne, nicht zu Schanden gehe, nicht in die B'ſchüttilöcher geworfen werden müſſe. Sie ſollen alſo ſo gleichſam einen Abflußkanal bilden für den Ueberfluß, aber auch zugleich eine Quelle ſein, aus welcher dem Bauer Geld zufließt und vermittelſt welcher der Wohlſtand vermehrt wird, indem auf dieſe Weiſe das Geld aus der Fremde in's Land gebracht wird, was ſehr wohl zu beachten iſt, und zwar nicht armer Leute Geld, ſondern kaiſerliches und königliches. Armer Leute Geld iſt natürlich ſo gut als kaiſerliches und königliches; wir wollten nur damit ſagen, daß das Geld, welches mit trefflichem Emmenthaler Kaiſern und Königen und andern vornehmen Leckermäulern abgenommen wird, mit beſſerem Gewiſſen, mit größerer Freude und wohl auch mit mehr Segen verbraucht werden kann, als ſolches Geld, welches aus Branntwein fließt, alſo eigentlich armer Leute Mark iſt. Die Käſereien ſollten alſo nicht der Angel ſein, um welchen die ganze Wirthſchaft ſich dreht, nach welcher ſich Alles richten und welcher ſich Alles unterordnen ſoll. Sie ſollen durchaus nicht ſein, was ſie auf den Alpen ſind; Alpenwirthſchaft iſt keine Bauernwirthſchaft. Auf den Alpen wird nichts gepflanzt, da gehen nur Kühe, wird für den Winter nicht geſorgt, man füttert im Thale, da iſt und bleibt die Nutzung der Kühe den Sommer über die Hauptſache. Und obgleich die Küher es faſt haben wie die Lilien des Feldes und die Vögel des Himmels, ſie ſäen auch nicht, ſpinnen nicht und ſie nährt doch der himmliſche Vater ſo gut als ſelten Andere, danken ſie ihm dafür oder danken ſie ihm nicht — ſo hängt doch ſelbſt ein ſolcher Küher nicht Alles an die Käſe, richtet ſich nach der Zeit, hängt ſich an Schweine, macht mit Butter, was er kann, mäſtet Kälber bis ſie zwei Centner wiegen, ja pfuſcht ſogar dem Napoleon in ſeine Pläne und macht Zucker centnerweiſe. Der Küher hat auch etwas von der Weiſe der Baſeler Herren, welche gegen das Geltstagen ſich ſo tapfer wehren. Dieſe hängen auch nicht Alles an einen Nagel, ſondern an mehrere; läßt ein Nagel los, ſo fällt nicht Alles, ja es iſt oft der Fall, daß eben weil ein Nagel fehlt, an andern der Gewinn deſto größer wird. Das ſollte eigentlich auch der Bauer wiſſen, wächſt ihm doch in feuchten Wieſen das meiſte Gras, wenn es ihm auf den trockenen Aeckern verbrennt, und das meiſte auf den trockenen Aeckern, wenn es ihm in den feuchten Wieſen erſäuft. Darum ſollte es auch der Bauer viel beſſer noch wiſſen als der Küher, am allerwenigſten im Boden wirthſchaften wollen, als wäre er auf hoher Alp. Das iſt alſo des Bauern beſtes Eingericht, wenn er ſein Gewerbe an mehrere Nägel hängt, damit er an dieſem oder jenem ſeinen Troſt findet, wenn ihm der eine oder der andere fehlt. Man hat bedenkliche Beiſpiele, wie es mit dem Käſen fehlen kann, wenn die Milch fehlt, der Senn davonläuft, die Käſe Niemand will oder gar Hexenwerk ſpukt in der Käshütte. Wenn der Bauer das Korn vernachläſſigt, alles Beiwerk, wie Flachs, Hanf u. ſ. w., Viehzucht, Landbau, und er am Ende des Herbſtes nichts als unverſorgtes ſchlechtes Vieh im Stall, unverkaufte Käſe im Käskeller, nichts als einen Winter ohne Milch, einen Geldſäckel ohne Geld und eine lange Naſe im Geſicht hat, was dann? So calculirten Sepp und Bethi und beide waren einig, blos fragte

Bethi noch: „Und wenn wir noch eine Kuh kauften, könnten ſie vielleicht ſchuldig bleiben? Sind wir glücklich, ſo zahlt ſie mehr als den doppelten Fuhrlohn, Gras haben wir genug, der Klee ſteht bürſtendick auf dem Acker!“ „Biſt nicht ſicher,“ ſagte Sepp, „daß es nicht einen trockenen Sommer giebt, wo das Gras nirgends gedeiht, daß man den halben Hof ſchaben muß, wenn man nicht hinter das Heu will. Es iſt mit dem Graſen eine gar zufällige Sache: muß man zur Unzeit mähen, ſo haut man es mitten von einander und es iſt kein Segen darin. Es giebt keinen ſtrengern Winter, als wenn um Faſtnacht die Bühne leer wird und man entweder Faſten einführen muß im Stalle oder Heu kaufen nach einem trockenen Sommer, bis Einem das Liegen weh thut. Es hat mancher von unſern Bauern den Stall mit Waare gefüllt, ich würde ihn bevogten, wenn ich im Gemeinderath wäre. Wie ſo Einer füttern will, begreife ich nicht, jedenfalls möchte ich nicht Kuh ſein bei ihm, wenn Michelstag vorbei iſt.“ Bethi begriff dieſe Gründe wohl, zog ſeine Motion zurück und ſagte: „He nun, in Gottesnamen! Jeder macht es wie er kann und wie er es verſteht, und das Andere überläßt er Gott, der wird es wohlmachen.“

Fünftes Capitel.

Wie die Vehfreudiger am Vorabend wichtiger Ereigniſſe nicht blos ſtehen, ſondern auch laufen.

Endlich waren alle Vorbereitungen vollendet, der große Tag nahte, an welchem es Käs geben ſollte in der Vehfreude. Schmuck und ſchön ſtand die ſogenannte Käshütte da, hatte faſt ſo viel gekoſtet als ein Bauernhaus, denn da war nichts geſpart worden, das Käskeſſi allein hatte bei 400 Gulden gekoſtet. Küche, Käsgaden, Keller, Milchkammer waren geräumig, auch eine Wohnung für den Senn war auf dem obern Boden, eben ſo war für einen verſchließbaren Holzraum geſorgt. Die Vehfreudiger wußten nämlich aus Erfahrung, daß Wenige unter ihnen ein Holzgewiſſen hatten: die Mindeſten ſtahlen Holz aus Privatwaldung, die Mittlern aus dem Gemeindewald, die Beſſern aus dem obrigkeitlichen, blos die Allerbeſten ſtahlen gar keins. Hie und da oder wo kein obrigkeitlicher Wald in der Nähe iſt, fallen die beiden letztern Claſſen zuſammen. Die Männer hatten noch eine große Stube über dem Holzraume einrichten wollen, um die Käsgemeinde darin abhalten zu können, aber die Weiber, beſonders die Frau Ammännin, hatten es für's Teufelsgewalt nicht thun wollen. An die Käsgemeinde gehörten Weiber eigentlich nicht, aber wenn dieſelbe in irgend einem Privathauſe abgehalten wurde, ſo konnte das betreffende Weib wenigſtens in der Nebenſtube ſein, oder war keine da, an der Thüre horchen, und alsbald einigen Freundinnen Auskunft geben über die Verhandlungen; dieſe konnten es weiter ſagen, ſo daß gewöhnlich die Thaten der Männer daheim waren ehe die Männer, und dieſe die Gutfinden der Weiber bereits abgefaßt fanden. Hie und da erſchien auch ein Weib, beſonders die Frau Ammännin, in den Verſammlungen, gleichſam wie zufällig. Sie meinten, das Ding wäre geſchmacklos, wenn ſie nicht von ihrem Senf dazu thäten.

Die Frau Ammännin war überhaupt eine ſehr merkwürdige Frau. Sie war nur ganz klein und ſo gar dünn, aber die ganze Dorfſchaft fürchtete ſie wie ein Schwert, und ihr Mann, richtig drei Centner ſchwer, tanzte nach ihrer Geige, angehends wie ein aufrechter Bär. War nun die Gemeinde in der Käshütte, ſo waren die Weiber radical ausgeſchloſſen, es konnte keine mehr horchen, und ſo mir nichts dir nichts hin zu laufen, das hielten ſie doch wirklich ſelbſt nicht für anſtändig. Wir wollen die Gründe nicht aufzählen, welche ſie anbrachten, ſondern blos ſo viel ſagen, daß ſie triftig geweſen ſein mußten, denn es gab wirklich kein Käsgemeindezimmer oder Saal. Die ganze Ausrüſtung, Butterfaß, Gebſen, Kästücher, Käsrahmen, Kalbermagen u. ſ. w., war auf das Beſte beſorgt. Dürres Holz war in bedeutendem Vorrath vorhanden; bei demſelben lief nicht das Waſſer hinten heraus, wenn man es vornen anbrannte, wie es bei Holz, welches für Schulen geliefert wird, ſo oft der Fall ſein ſoll.

Mitten in der Käshütte ſtand bereits ein Senn, nicht groß, aber appetitlich anzuſehen, ſeine Wahl hatte bei den Weibern Beifall gefunden. Sie hälfen den nehmen, hatten ſie geſagt, denn in erſter Linie (es las hie und da Eins die Großrathsverhandlungen) werde er nicht ſo viel freſſen wie eine Freiburger Stute, da gebe es deſto beſſern Käs und deſto beſſere Butter, in zweiter Linie nehme es ſie Wunder, wie ſo ein luſtiges Bürſchchen mit den ſchweren Käſen fahren möge, beſonders gegen Herbſt zu, wo er des Tags 160—180 zu ſalzen habe, das möchten ſie dann doch auch ſehen.

Es wurde nun eine Käsgemeinde angeſtellt, um den Tag des Anfangs zu beſtimmen. Es ging ſehr hart zu an demſelben Tag, wer hätte es denken ſollen? Wo man des Tages blos einen Käs macht, da richtet man die Milch, welche am Abend kommt, in Gebſen aus, läßt ſie über Nacht ſtehen, ſchüttet ſie dann ſo wie ſie iſt bis auf die Nidle, welche man zu Butter braucht und der Senn zum Kaffee oder ſonſt, in's Käskeſſi; die, welche am Morgen kommt, gleich dazu, und wenn Alles beiſammen iſt, dann erſt fängt der Senn zu käſen an, welches immer auf das Allerwenigſte drei Stunden dauert. Nun rechnete man in der Vehfreude für den Anfang nur auf ungefähr vier Säume Milch, es verſtand ſich daher von ſelbſt, daß man nur einen Käs machen konnte, die erſte Milch am Abend vorher bringen mußte.

Die radicale Partei, welche damals auf der Vehfreude immer noch ihre Anhänger hatte, namentlich den Eglihannes, der jedoch jeden Augenblick bereit war, ſchwarz wie der Teufel zu werden, wenn ſich ihm damit ein Loch zu einem Amte geöffnet hätte — ſchlug vor, am Samſtag Abend die erſte Milch zu bringen, am Sonntag Morgen, wo Alle Zeit hätten, der Sache zuzuſehen, den erſten Käs zu machen. Die wichtigſten Angelegenheiten des Vaterlandes ſeien auf den Sonntag verlegt: alle Wahlen, alle Abſtimmungen durch das Volk, alle Schützen- und Sängerfeſte, Kilbenen und Kegelten und ſonſt volksthümliche Freudenfeſte, die Sackhüpfeten, Gänſeköpfeten, Gräneten, Volks- und Geſangvereine, kurz alle Freuden eines in der Bildung und entſchiedenem Fortſchritte begriffenen Volkes. Dieſer Tag habe eine neue, dem Zeitgeiſte würdige Weihe erhalten, er ſei nun ein ächt volksthümlicher, vaterländiſcher geworden. Nun fragten ſie, was volksthümlicher und vaterländiſcher ſei als Käſereien, welche Millionen in's Land brächten, Zeugniſſe ſeien des Fortſchrittes und der wahren Aufklärung? Was könne man alſo an dieſem Tage Vaterländiſcheres und Würdigeres und gegen die Langeweile Kräftigeres thun, als durch den erſten Käs dieſes Haus, ein Zeugniß ihrer Aufklärung, einweihen? Von ihnen ginge doch Niemand in die Kirche, um zu hören, wie der Pfaffe ſtürme, der Schulmeiſter bäägge, der Orgeltreiber ſurre. Die Zeit der Dummheit habe man hinter ſich, darum müſſe man vorwärts, ſonſt käme man rückwärts, ſo ſprachen die Erleuchteten in der Vehfreude. Potz Türk, ſo verſtanden es Andere nicht! Mit Solchem, ſagten ſie, ſolle man ihnen nicht kommen! Wohin die Sonntagbubelten führten, könne man ſehen an vielen Exempeln, und ſeit es ſo gehe, ſei ja nirgends mehr Geld und in keiner Sache der Segen. In der Sonntagarbeit ſei keine Haltbarkeit; man ſollte Exempel nehmen an der Tiefenaubrücke, an welcher am Sonntag gebaut worden. Da hätten die ungläubigen Herren erfahren, wie es heiße: wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten ſeine Bauleute umſonſt daran, wo der Herr nicht die Stadt behütet, ſo wachet der Wächter umſonſt. Als der Wind einmal ein wenig blies, da brach die Brücke zuſammen und that einen großen Fall. Der Baumeiſter habe darauf freilich geſagt, ſeine Frau habe ihm geſagt, eine andere Frau habe ihr geſagt, ihre Magd hätte ihr geſagt, es hätte ein wenig geerdbebnet. Und wenn es auch wahr ſei, was eine Frau der andern geſagt, ſo mache das ja nichts an der Sache; wer noch einen Glauben habe, der wiſſe, woher auch die Erdbeben kämen und wer ſie mache. Dann ſolle man doch nur die Regierungen anſehen, welche am Sonntag gewählt ſeien, wie lange die es hielten und wie währſchaft ſie ſeien. Ja, wenn man Käſe wolle hohl wie Hutdrucken oder bläßig, daß man ſie den Schmieden für Blaſebälge verkaufen könne, ſo ſolle man nur am Sonntag den erſten Käs machen, aber dann wollten ſie mit der ganzen Sache nichts zu thun haben. Da könnte man ſehen, wie das Hexenwerk Macht hätte in der Hütte, und man wiſſe doch, wie daſſelbe dem Käſen aufſäſſig ſei und an wie manchem Orte man ihm kaum Meiſter werde. Ihnen wäre der Freitag am anſtändigſten. Wer noch einen Glauben habe und begehre glücklich zu ſein in der Ehe, der laſſe ſich am Freitag copuliren. Das halte feſt, was an dieſem Tage gemacht ſei. Beim Käſen ſei ja das Copuliren und daß die Käſe feſt würden und ſich hielten die Hauptſache, und daß die Käsbauern zuſammenhielten und gute Milch zuſammenbrächten. Schicklicher zum Anfang als der Freitag, ſei daher durchaus kein Tag. — Das ſei nichts, ſchrien die Dritten. Daß man hier die Politik und das Vaterland und die Aufklärung außer Acht laſſe, ſei ihnen ganz anſtändig. Seitdem man derlei Zeug in Alles hineinmiſchen wolle, habe man allenthalben ein verfluchtes G'lafel und wiſſe gar nicht mehr, wo drüber und dran. Aber an einem Freitag hülfen ſie auch nicht anfangen. Was man am Ende der Woche beginne, damit werde man ja, wie allbekannt, nie fertig, und die Hauptſache ſei doch, daß man mit dem Käſen einmal fertig werde. So wenig als Politik, ſolle man den Aberglauben da hineinbringen, ſondern wie üblich und bräuchlich bei jedem großen Werk, am Montag anfangen, wer auf Rücken halte, thue es nicht anders, und man wiſſe ja wohl warum.

Dieſe Meinung, die einfachſte und natürlichſte, hatte auch das Mehr, den Weibern war ſie aber nicht recht, die meiſten hätten aller Gottſeligkeit zum Trotz den Sonntag vorgezogen. Die Weiber haben im Allgemeinen viel Religion; daher aber ſehr oft den Glauben, weil ſie ſo viel Religion hätten, hätten ſie auch das Recht, ſich hie und da über dieſes oder jenes keck hinwegzuſetzen, wenn es ihnen dienlich und bequem ſei. Die Weiber ſind überhaupt große Freundinnen von Ausnahmen, ſtarre Conſequenz iſt eben nicht ihre Haupteigenſchaft. Unglücklicherweiſe war die Frau Ammännin nicht bei Hauſe, als dieſe Erkenntniß in ihrem Hauſe gefaßt wurde, ſonſt wäre es wohl anders gegangen. Die Weiber hielten den Männern Predigten, daß dieſelben zu Gott ſchrien, er möchte ſie, nämlich die Predigten, in Bratwürſte verwandeln, ſie hätten dann Stoff, einen ganzen Sommer durch wohl zu leben. Wären die Männer Großräthe geweſen, ſie hätten den Beſchluß in eine neue Berathung gezogen und ihn irgend eines Formfehlers wegen aufgehoben, ſo aber kam ihnen dieſes nicht in Sinn. Die Weiber hatten nämlich am Sonntag am beſten Zeit, ihre Näschen da zu haben, wo es was Neues gab; an einem Werktag und beſonders an einem Morgen hätte ſich jede geſchämt, müßig herumzuſtehen oder gar einen halben Tag ſo z'Unnütz zu verbrauchen. Vehfreude war noch ſo ein rechter Bauernort, freilich ein etwas grober, wo die Weiber ſchafften und die Töchter ebenfalls dazu hielten. Damen oder Dämchen ſah man nicht auf derſelben, als eine Umgängerin, eine Dirne, welche mit drei unehelichen Kindern von Bern kam, für jede Arbeit ſich zu vornehm dünkte und nichts that, als wie ein Faulthier von einem Hauſe zum andern rutſchen, dem Eſſen nach.

Am zweiten Montag im April war der große Tag, an welchem der Tanz angeben ſollte mit Käſen in der Vehfreude. Noch ſaßen die Kühe nicht im Grünen, aber man hält es für gut, einige Wochen, ehe es recht angeht, halbfett zu käſen, ſo gleichſam zu präludiren wie die Organiſten, ehe ſie das eigentliche Spiel beginnen. Die Milch vom Morgen wird dann ganz genommen, von der Abendmilch nimmt man die Nidle ab und macht Anken daraus. So giebt es halbfetten Käs, welcher aber nicht in den Handel kommt, ſondern unter den Antheilhabern vertheilt wird, welche ihn entweder ſelbſt eſſen oder ſo von der Hand weg verkaufen, wie ſie können und mögen.

Die Ställe waren beſetzt und noch für zwei andere Dinge wohl geſorgt. Was das für Dinge ſeien, könnten wir ganz füglich alten und neuen Diplomaten, Republikanern und Abſolutiſten, dem Guizot und dem armen Dahlmann, dem Vogt und dem Windiſchgrätz zu errathen geben, ſie wären in dieſem Punkte allweil gleich geſcheidt. Es war geſorgt für die nöthigen Transportmittel der Milch bis zur Käſerei, d. h. für ein Gefäß und für einen Träger deſſelben. Wo es hoch hergeht und die Milch in die Schwere kommt, da muß ein Drittes noch ſein, und wo es gar hoch hergeht, z. B. bei den Rumedingern, den Rutzwylern und andern großartigen Käsbauern, da kommt noch ein Viertes dazu.

Das Erſte iſt alſo das Gefäß, Bränte genannt. Da ſcheint die Sache einfach zu ſein, aber ſie iſt es nicht. Es iſt bis dato eine Lebensfrage, welche mit der Politik auf das Innigſte zuſammenhängt, überhaupt eine Exiſtenzfrage für die moderne Weltanſchauung: ob nämlich die Bränte von Holz ſein ſolle oder von hellem Blech mit meſſingenen Reifen.' Holz iſt bekanntlich ein Naturproduct, eine Bränte von Holz ein Naturkunſtproduct. Meſſing und Blech kommen wohl auch von der Natur her, doch nicht ſo direct wie das Holz, und vollends eine derlei Bränte iſt ein vollſtändiges Kunſtproduct (vide Anſchauungslehre von Blattner u. a. Gelehrten mehr.). Ein altes Inſtrument war die hölzerne Bränte, und die alten Küher dachten an nichts Anderes. Das wußten ſie, daß ſie reinlich gehalten werden mußte mit allem Fleiße, und ihre Weiber und Töchter wußten es ebenfalls und thaten alſo, ſie glaubten, ſie ſeien zum Reinhalten derſelben da. — Aber mit der neuen Ordnung, d. h. mit den neuen Käſereien, kamen die blechernen, mit Meſſing beſchlagenen Bränten auf. Die ſeien viel ſchöner, viel dauerhafter, ach Gott! wie glänzend und ſchön, und koſteten viel weniger Mühe und ſeien viel reinlicher von Natur, und die Milch bliebe viel ſüßer und der liebe Gott ſehe ſie viel lieber. Ach! und eine Menge anderer Gründe wurden noch zu ihren Gunſten angeführt, und ſie gewannen allerdings die öffentliche Meinung für ſich, man fand ſie der Zeit viel angemeſſener, und wer nicht ein ſolch glänzendes Kunſtproduct auf dem Buckel hatte, ſondern blos ein altes, hölzernes, ſchämte ſich und ſchrie Zeter über Beeinträchtigung und Blamirung. Der Streit wogte heftig in der Vehfreude. Alt-Vehfreude und Jung-Vehfreude ſchieden ſich häſſig. Doch müſſen wir, wenn wir aufrichtig ſein wollen, bekennen, daß auch in der Vehfreude mancher alte Narr ſich fand, der ſich zu den Jungen ſchlug, glaubte den alten Narren unter den Jungen am beſten bergen zu können. Ach Gott! und dachte eben nicht, daß man, um ſo was zu meinen, eben ein alter Narr ſein müſſe. — Die glänzenden, weiß und gelben Bränten trugen offenbar den Sieg davon; prächtig glitzerten in der Morgen- und Abendſonne die ſchönen, weiß und gelben Dinger, und düſter drückte ſich den Zäunen nach, wer noch ein altmodiſches Gefäß ſchleppen mußte.

Aber es iſt kurios, ſeit einiger Zeit ſcheinen die blechernen Bränten ſeltener zu werden, man ſieht viel ſeltener ihren hellen Glanz auf den Straßen, keck und kühn werden die hölzernen Geſchirre wieder getragen, es iſt da offenbar unter der Hand eine Reaction eingetreten, das Alte erhebt ſich wieder über das Neue, und um ſo gefährlicher iſt dieſes, da es ſo ziemlich ſtillſchweigend, ſo gleichſam nur unter der Hand geſchieht, faſt wie bei einem geheimen Einverſtändniß. Perſonen, welche wohl unterrichtet ſein können, geben in der Stille zu verſtehen, es ſei mit dem neuen Zeug nichts geweſen, außen fix und innen nix. Meiſt ſeien ſie ſchlecht gelöthet geweſen oder die Löthe hätte ſonſt nicht gehalten, die Milch ſei darin ſäuerlich und ungeſund geworden, und daher an vielen ſchlechten Käſen ſchuld. Man rede aber nicht gern davon, da Sachkundige das Ende vorausgeſagt, aber von der Hoffart und dem jungen Gerede überwältigt worden, ſondern beſeitige die ſchlechten Bränten ſo unvermerkt als möglich. Das Fatalſte ſei, daß die Spengler, welche im Anfang ſie ſo hoch angeprieſen und ſo theuer verkauft, jetzt keine zurückkaufen wollten, unter dem Vorwande, ſie könnten das Blech nicht mehr brauchen, die Milch hätte es ganz verdorben. Schlechteres muß aber doch wirklich nichts geweſen ſein als ſolche Bränten, wo das Blech die Milch verdorben und die Milch das Blech. Man kann aber nicht ſagen, ob es wirklich ſo iſt, es ſcheint jedoch viel Wahres an der Sache zu ſein.

Das Zweite, für welches man geſorgt hatte, war der Jemand, der die Bränte trug. Da war die Frage: wer am beſten dazu tauge, verwickelter; man hatte zwiſchen den verſchiedenen Altern und den verſchiedenen Geſchlechtern zu wählen, und dabei kam noch der Wille des Individuums, Zu- oder Abneigung in Rechnung. Hier zeigte ſich ſpäter ſo recht, was Gewohnheit über die animaliſche Natur für eine Kraft übt. Anfangs ſträubte ſich gar Mancher gegen das Milchtragen, welchem es ſpäter zum eigentlichen Bedürfniß wurde, und welcher recht elend ward, als im Herbſt daſſelbe aufhörte. Und wie eine rechte Bergkuh die Bergfahrt kaum erwarten kann, ſich nach ihrem Berge die Seele faſt aus dem Leibe brüllt, ſo mochte im Frühjahr Mancher nicht warten, bis das Milchtragen wieder ſeinen Anfang nahm. Das aufſichtsloſe Hin- und Herſchlendern, das Stück freien Lebens, welches auf den Straßen geführt wird, hat wirklich etwas unausſprechlich Anziehendes. Zumeiſt fiel die Wahl auf junge Leute, und zwar auf die, welche man zu Hauſe am leichteſten entbehren konnte; ſie fiel auf Mädchen und Knaben, doch in der Mehrzahl auf letztere, da ſie weniger im Hauſe verwendbar ſind. Wo man ſehr viel Milch zu liefern hatte, z. B. per Mal einen Centner und mehr, und keinen verwendbaren Rücken, welcher die Laſt zu tragen vermochte, da mußte ein Karren angeſchafft werden, wenn es nämlich der Weg erlaubte. Auf dieſen wird dann die Bränte befeſtigt, es zieht dann leicht Einer doppelt ſo viel, als er zu tragen vermag. Wo es in's Große geht, da muß für das Vierte geſorgt werden: für ein gutmüthiges Roß, und der Knabe avancirt vom Karrenzieher zum Wagenlenker. Hier und da wird zu dieſem Behufe Witz mit Hunden getrieben, iſt aber als ſchlechter Witz nicht beliebt und hält ſich nirgends. Für die nöthigen Transportmittel war alſo in der Behfreude beſtens geſorgt, die Bränten, blecherne und hölzerne, ſo blank als möglich; die meiſten Milchträger hatten wirkliche Schuhe und zwar lederne, nicht blos Holzſchuhe, zur Verfügung, und die meiſten waren eingeübt im Tragen der Bränte, was noch eine eigene Kunſt ſein ſoll.

Der Abend vor dem erſten Lieferungstag war nicht blos der Vorabend wichtiger Ereigniſſe, ſondern auch der wirkliche Abend wichtiger Berathungen, nämlich über die Frage: auf welche Weiſe man es einbringen könne, wenn Andere Gefährden trieben. Es wollte nämlich Niemand eigentlich betrügen, ſondern es wollte Jeder blos zu rechter Zeit Vorſichtsmaßregeln treffen, daß, wenn Andere betrögen, er dabei nicht zu kurz komme. „Sehen Andere auch zu,“ ſagte man; „mira, es ſieht Jeder zu ſich!“ Alſo um Vorſichtsmaßregeln handelte es ſich. Es fragte ſich, was man machen und wann man damit anfangen wolle? Abgenommene Milch, Käsmilch und Waſſer, das ſind drei vortreffliche Hülfsmittel, ſeine Milchproduction zu vermehren, ohne daß die Nachhülfe beweisbar wird. Es fragte ſich bei Denen, welche eben Vorſicht brauchen wollten, hauptſächlich darum, ob man gleich anfangen wolle, wie man fortzufahren gedenke, oder ob man die Verbeſſerungen nach und nach wolle eintreten laſſen. Die Berathung entſchied ſich nach den Temperamenten: die Heißen fingen gleich an, die Kalten entſchieden ſich für das Nachundnach. Die Lieferungszeit war auf 6 Uhr Morgens und 6 Uhr Abends geſtellt, und im Reglement die Pünktlichkeit auf eindringliche Weiſe eingeſchärft. Die erſte Milch ſollte alſo geliefert werden Sonntag den 11. April Abends um 6 Uhr. Als Dreiviertel-Stunde vorher der Mond in Wedel gekommen, war die große Stunde, wo für die Vehfreude eine neue Zeit anbrechen, die Bewohner in eine neue Periode ihres entſchiedenen Fortſchrittes treten ſollten. Diesmal muß ſich in der Vehfreude das liebe Vieh, wenn es ſich auf den Kalender verſtand und wußte, daß es Sonntag war, unendlich gewundert haben; denn ſonſt bekam es an einem Sonntag Abend ſelten zu freſſen, bevor es nicht das Wüſteſte alles mit Schlagen, Brüllen, Poltern u. ſ. w. gemacht, da war Niemand zu Hauſe, der ſich des Viehes erbarmt hätte, bis endlich zu ſpäter Stunde Einer daher ſchnaufte, unter die Brüllenden fuhr wie die beſeſſenen Gergeſener unter die Schweine, daß ſie nach allen Winden gefahren wären, wenn ſie nicht angebunden geweſen, und ſo das Futter oberflächlich in den Barren wurſtete, die Milch zornig ausrupfte, die Kühe zum Brunnen ſtüpfte und endlich unter Blitz und Donner zornig wieder davonfuhr. Diesmal bekam das Vieh früh zu freſſen und ohne Donner und Blitz, gemolken wurde regelrecht, das Euter wurde nicht halb abgeriſſen, kurz es ging ganz ſanft und ſchön zu, faſt als ob die Kühe Damen wären und wenigſtens halb zur Familie gehörten. Lange vor 6 Uhr kamen die Träger dahergelaufen, die Karren gefahren, die Männer getrappet, ſo gleichſam wie von ungefähr, und die Weiber ſtanden wenigſtens vor dem Hauſe und ſandten den Abgehenden Befehle nach, muſterten mit verſchränkten Armen die an ihnen Vorübereilenden, theilten ſich gegenſeitig ihre Bemerkungen mit, und mochten nicht erwarten, bis die Ausgeſandten heimkamen und Bericht brachten, wie Alles gegangen: wie man aufmache, wer am meiſten gebracht, wer am wenigſten, und ob man Niemand auf Betrug erkappt? Doch glaube man ja nicht, daß es in der Vehfreude nicht auch Haushaltungen gegeben habe, welche zu ſpät fertig waren und denen es fort und fort ſo ging, giebt es ja doch derſelben allenthalben ein oder zwei Exemplare. Wenn der liebe Gott bekannt machen ließe an allen Ecken der Welt, vor allen Bären im ganzen Canton, auf dem Klapperländli in Bern, im Frankfurter Parlament, auf dem Fiſchmarkt in Paris, ja an der Ländti (Landungsplatz) in London, den 1. Januar von Zwölf bis Eins laſſe er läuten und wer z'weg ſei, laſſe er gen Himmel führen, mit Schlag 1 Uhr ſchließe er die Thüre und zwar für alle Ewigkeit, alsdann heiße es: vor der Thüre iſt draußen! es fänden ſich trotz dem ernſtlichſten Aufgebote eine Menge Weiber, welche zu ſpät kämen, und manche wäre am Abend noch nicht z'weg. Sie wären nicht fertig geworden mit Niſten und Z'weglegen, Hin- und Herrennen ohne zu wiſſen warum. Bereits angekleidet, fiele ihnen ein, ſie hätten den unrechten Unterrock an, entweder einen zu dünnen oder einen zu dicken, einen zu kurzen oder einen zu langen; ſieben Mal verließen ſie das Haus und ſieben Mal fiele es ihnen ein, ſie hätten was vergeſſen, ſieben Mal kehrten ſie wieder heim, fingen das Niſten wieder von vornen an, ließen läuten in Gottes Namen und heulten dann vor den Thüren. Käme endlich nach der Ewigkeit noch ein Tag und Gott ließe aus Gnade wieder läuten für alle Die, welche noch hineinmöchten, es wären die gleichen Weiber, welche doch wieder zu ſpät kämen. Der liebe Gott kennt wohl dieſe Eigenſchaft der Weiber. Im Talmud, einem jüdiſchen, merkwürdigen Buche, ſoll folgende Erzählung ſtehen: Als Moſes ſeine Iſraeliten nicht aus Egypten bringen konnte, weil Pharao es wohl erlaubte, aber dann immer Zeit hatte, reuig zu werden und den Befehl zurückzunehmen, erleidete Moſes die Sache. Er klagte Gott, wie es ihm erginge, er bringe die Iſraeliten nicht vom Fleck und Pharao werde alleweil wieder reuig. Da habe Gott dem Moſes geſagt: „Ach Moſes, ſchon ſo alt und noch ſo dumm, aus dir wird dein Lebtag nichts, denn du kennſt die Weiber nicht; unter ihnen ſind viele Schleiftröge und werden es bleiben. Die können nicht zum Lande hinaus, die Eine wird nie fertig, die Andere kann nie anfangen, der

Einen will der Brei nicht kochen, der Andern das Brot nicht haaben (ſauer werden und auflaufen), die Dritte ſucht Grünes auf die Fleiſchſuppe, der Vierten iſt die Pfanne nie rein genug, die Fünfte ſieht nicht Vorräthe genug, die Sechſte hat vergeſſen dem Manne die Schuhe zu ſalben, die Siebente hat dem Manne den Stock verbraucht, wie, weiß ſie nicht, die Achte thut noch einen Blick in den Spiegel und ſteht davor wie Loth's Weib vor Sodom und Gomorrha, die Neunte putzt den Erſtgebornen, die Zehnte packt die Reſte zuſammen, das eine Tuch iſt zu klein, ein anderes reuet ſie, ein drittes hat Löcher, ein viertes könnte verloren gehen; die Eilfte wird nicht fertig zuſammenzutreiben, was ſie egyptiſchen Weibern geliehen gegen artige Procente, die Zwölfte nicht mit Zuſammenleihen zu einer Badecur in dem rothen Meere gegen charmante Verſprechen. Derweilen macht das Ding dem Pharao Langeweile, begreiflich, und er ſagt: »Alleweil ihr nicht fortkönnt, müßt ihr bleiben!« Begreif's und mache es anders. Laſſe nichts backen und nichts packen, jage einen Schrecken unter die Weiber, dann ſieh wie ſie laufen, accurat wie auch die Hühner fliegen können, wenn plötzliche Angſt über ſie kommt." Das begriff Moſes, befahl das ungeſäuerte Brot, die Schuhe an den Füßen, die Stäbe in den Händen, befahl das Aufeſſen, damit es keine Reſte gebe, und Gott ſchreckte mit dem Erzengel. Nun, das half, die meiſten Weiber bekamen Beine, aber nach dem Talmud ſollen doch bei 7000 in Egypten zurückgeblieben ſein, und blos wegen Niſten und Zögern.

Wer Gelegenheit gehabt hat, Beobachtungen anzuſtellen, weiß, daß die weibliche Natur allem Fortſchritt zum Trotz ſich auch nicht um einen Buß geändert hat. Sie iſt dato noch wie ſie ehedem war und wird alſo bleiben in der Vebfreude und anderswo bis Gott läuten läßt zur Ewigkeit. Freilich hat an den meiſten Orten die Frau mit dem Melken eigentlich nichts zu thun, als das Milchgeſchirr in Ordnung zu halten und zu ſorgen, daß der Träger zu eſſen kriegt ehe er abmarſchirt, oder daß ihm bei Seite gedeckt wird, bis er wieder kommt. Aber ſchon damit kann ſie mächtig ſäumen, und wenn ſie ihm dann allemal, wenn er einige hundert Schritt weg iſt, noch nachruft: „Los Neuis, bring mir doch ein Viertel-Pfund Kuchipulver und für einen Kreuzer Schnupf!“ ſo iſt dies eben auch nicht förderlich. Ueberhaupt ſind die Weiber eigentlich das innerſte Rädli oder vielmehr der Geiſt im Haushalt: je nachdem der iſt, marſchirt es raſch oder langſam. So eine langſame ſchlepperliche Frau, welcher das Nöthige immer erſt eine halbe Stunde ſpäter einfällt, als es gemacht ſein ſollte, iſt in einer Haushaltung, was Harz in einer Uhr iſt: es geht halt nichts ringsum, es ſteckt ſich Alles, man mag ſpaten und aufziehen wie man will. Und umgekehrt iſt eine lebendige und raſche Frau, was leichtes und flüſſiges Oel: da müſſen die ſchwerfälligſten Räder gehen, wieder gängig werden, ſie mögen wollen oder nicht. Es iſt aber auf Erden keine ärgere Höllenpein denkbar, als wenn ein raſches, arbeitſames Weib ſo in eine verroſtete, ungängige Haushaltung kommt, in welcher alternde Brüder und Schweſtern die Räder vorſtellen, alte Gewohnheit die Meiſterſchaft führt und angebetet wird als die allein wahre und allein ſeligmachende Lebensweiſe. Alte Leute z. B., welche des Morgens nie auf mögen, des Abend nie nieder wollen, welche jeden Tag um eine ganze Tageszeit im Hinterlig ſind, und jedes Jahr nur eine Jahreszeit, am Mittag Morgen haben und mitten im Sommer an das gehen, was im Frühling geſchafft ſein ſollte. Anfangs ſieht es in einer ſo lange verharzeten Haushaltung aus, wenn eine junge Frau hineinkommt, als ob ein Kobeld durch's Kamin mitten durch gefahren wäre: das rumort, poltert, byſtet, puſtet gräßlich, daß Niemand bei dem Hauſe ſtille ſtehen darf, aus Furcht, es ſprenge das Dach oben ab, wie an einem Dampfkeſſel, unter welchem man feuert wie verrückt, an welchem man zugleich dem Dampf jedes Loch vermacht hat. Während das Weib faſt die Seele aus dem Leibe ſpritzt vor Ungeduld, knarret und gyret gräulich das alte Volk. Verſprengt es das Weib wirklich nicht, und hält daſſelbe es ſonſt aus, kommt das alte Räderwerk allmälig doch wieder in Gang, ſetzt ſich unter Seufzen und Stöhnen in Bewegung, ſo bleibt den Betheiligten doch der Glaube, mit dieſem Treiben, oder Haſten, wie ſie es nennen, verſündige man ſich. Doch wie man aus alten Uhren Räder herausnehmen muß, wenn es gehen ſoll, müſſen zumeiſt auch aus ſolchen Haushaltungen die Schweſtern heraus, wenn es gehen ſoll. Schweſtern ſind zehn Mal harziger als Brüder, laſſen ſich gar nicht erputzen. Weiber laſſen ſich überhaupt nicht oder doch nur ſelten durch Weiber ändern, am allerwenigſten bekehren, glaubt ſich ja doch immer Eine beſſer als die Andere. Männer haben viel zartere, weichere, beugſamere Naturen als die Weiber, verſteht ſich an der Seele.

Der Senn waltete in der Hütte faſt wie ein Prieſter in ſeinem Tempel, mit Würde und Majeſtät. Er zeigte, daß er in ſeinem Reiche ſei und Geheimniſſe verwalte, über welche Niemand ihm kommen werde. Wir hätten Niemanden, nicht einmal dem Ammann, es rathen wollen, ihm eine Bemerkung zu machen oder einen Rath zu geben, ihm wäre unfehlbar die Antwort geworden: „Wenn du es beſſer weißt, ſo komm und mach es ſelber.“ Das ward aber auch gefühlt. Die Vehfreudiger waren ſonſt eben nicht berühmt wegen ihren Manieren und Rückſichten, ihre Jugend dagegen war berühmt, die ungezogenſte zu ſein ſo weit der Himmel blau wäre, aber vor dem Senn hatte man doch augenſcheinlich Reſpekt und behandelte ihn mit Rückſicht. Freilich konnten ſich einige Jungens nicht enthalten, ihm hinter dem Rücken Streiche ſpielen zu wollen, aber wohl, denen vertrieb er die Späße ſo vaterländiſch, daß ſie den ganzen Sommer äußerſt demüthig blieben und allemal ihres Lebens erſt froh wurden, wenn ſie dem Senn aus den Augen waren. Mit großer Grandezza nahm der Senn die Milch ab, wog ſie, zeichnete das Ergebniß auf eine große ſchwarze Tafel, um es dann in das eigentliche Milchbuch mit ordentlicher Tinte überzutragen, wo jedem der Antheilhaber ſeine beſondere Rechnung eröffnet war. Mit offenen Mäulern ſah Jung und Alt dem geheimnißvollen Treiben zu. Endlich ſchrie ein Junge, welcher, wie es in der Vehfreude hieß, einen Gring hatte, in welchen ein halbes Dutzend Profeſſoren möchten, und der ſeit Jahren der Oberſte in der Schule war: „Du machſt nicht recht auf, du b'ſchißeſt!“ Langſam ſah der Senn ſich um, faſt wie der Löwe in Schiller's Handſchuh. Aber mein Junge fühlte ſich auf gutem Boden und ſagte: „Ja, ſeh mich nur an, wirſt mich nicht freſſen. Du machſt nur ganze Pfund auf und die halben und Dreiviertel und manchmal, auf meine arme Seele! faſt ein ganzes Pfund, es het kei Schyßdreck wo er e Floh g'fehlt, die machſt gar nicht auf. Wohl, das kommt ſauber hinaus, das macht nur in einem Tage viele viele Pfunde. Meinſt etwa, ich wüßte nicht, was wägen ſei, und ſei das erſte Mal dabei!“ räſonnirte der Kleine ſelbſtgefällig und ſteckte dazu die Hände in die Hoſen. Man ſieht, er hatte viel Anlagen zu einer modernen Capacität, zu einem Schulmeiſter oder Gemeindeſchreiber an einem abgelegenen Ort, wo Einer nicht blos thun muß als höre er Gras wachſen und ſehe die Flöhe huſten, ſondern als ſei er zehn Mal geſcheidter als der liebe Gott und demſelben ſchon über viele Schliche und Ränke gekommen, wenn er ſich in Reſpekt ſetzen und zum Glauben bringen will: Sie hätten Einen, mit dem wollten ſie ausbieten, es könne Einer kommen, woher er wolle. Der Senn nun gab ſich lange keine Mühe mit einer Antwort; als aber der Junge nicht aufhörte zu räſonniren, ſagte er kurz: „Halt's Maul und pack dich, du haſt nichts mehr da zu thun!“ Er hätte das Recht da zu ſein, beſſer als er, ſein Vater hätte an der Hütte mit gebaut, und er, der Senn, ſei nur Knecht da, räſonnirte der Junge. Da drehte ſich der Senn um und ſagte: Wenn er gewußt hätte, daß die Buben hier regierten, ſie hätten ihn hier nicht geſehen. Er wollte, das hörte auf; ſonſt ſchaffe er Ordnung. Da ſchämte ſich denn doch einer der Männer der Züchtigung und ſagte: „Göht, packit ech, d' Bube hey hie nüt meh z' thüe, machit, daß d'r heychömit! Z'Ungrade ſchrybt me hie nit uf, numme die ganze Pfung!“ Mit Gewalt trieb man endlich die Schaar hinaus, trotz den Proteſtationen: man hätte das Recht hier zu ſein ſo gut als ein Anderer. Man könne gleich anfangs ſehen, wie es gehen ſolle; entweder ſeien Alle Schelme oder verſtänden e Dreck viel davon. Das Ungerade mache ja des Tags viel Maß, es nehme ihn Wunder, in weſſen Hoſenſack dies käme, ſo räſonnirte der Junge vor der Käſehütte und daheim, wo ſeine Mutter ſeine eifrigſte und gläubigſte Zuhörerin war und blieb. Der Junge richtete zwar nichts aus geradezu, aber er blieb der Blaſejunge, welcher das Mißtrauen unterhielt, bei dem geringſten Anlaß triumphirend ausrief: „Hab' ich's nicht geſagt, und wer hat zuerſt in die Lumpenordnung hineingeſehen, he? wer? he!“ Allemal kriegte er ein höheres Selbſtbewußtſein, glaubte ſich zu höheren Dingen berufen, bildete ſich zum Volksfreund, Demagogen, Großrath oder Weingart ganz vortrefflich aus. — Natürlich kann man bei ſolchen Maßen Milch nicht in's Kleine gehen, mit Loth oder gar halben und Viertel-Loth ſich nicht befaſſen. Man würde erſtlich mit dem Wägen und dann mit dem Rechnen nicht fertig. Uebrigens kommt es am Ende gar nicht darauf an, da es ſich Alle gefallen laſſen müſſen und ja doch der ganze Ertrag in jeglicher Form den Theilnehmern und nicht dem Senn gehört. Aber glaubt einmal ſo eine kleine Ratte Etwas ernäſelet zu haben, habe es nun Grund oder nicht, womit ſie ſich wichtig machen kann, ſo ſchlüge ſie Lärm bis drei Tage nach dem Ende der Welt, wenn Gott ihr nicht vorher das Handwerk legte. — Es war überhaupt ein ſehr bewegter Abend in der Vehfreude; zum erſten Male vernahmen nun die Weiber, wie viel eigentlich in den andern Ställen gemolken ward, wie viel die geliefert, wie viel jene. Hie und da gab es freilich Unglückliche, welche nichts vernahmen, wenn nämlich Mann und Bub ſchlecht beſtellt waren mit dem Gedächtniß oder der Mann die Milch ſelbſt hingetragen für das erſte Mal und nun nicht wiederkam. An ſolchen Orten war begreiflich große Trübſal. Anderwärts freilich keine kleinere, wenn nämlich vernommen worden war, daß man in der Milchlieferung Anderen bedeutend zurückſtand, denen man ſich weit vor glaubte. Der einzige Troſt war dann wohl eine oder zwei Kühe, welche noch zu kalben hatten. Wenn es mit dieſen gut gehe, dann wolle man ſehen, ob nicht Etwas zu zwingen ſei, ſagten dieſe; doch die Ketzern, die Kühe nämlich, thäten, als ginge es ſie nichts an, und thäten ihnen nicht den Gefallen, mit dem Kalben ein wenig zu preſſiren. Mancher Mann wurde ausgeſcholten und ſollte ſeine Kühe noch beſſer reiſen; aber auch mancher nahm ſich vor, ſeiner Frau abzuziehen an der Portion, welche im Hauſe bleiben ſolle, ſpäter könne man dann immer nachbeſſern, wenn die Kühe alle im G'reis ſeien.

Wo man aber gegen die Andern im Vorſprung war, da gab es kühne Geſichter; dieſe und jene hätten immer gethan, als hätten ſie das Bauern erſinnet, jetzt könnten ſie ſchmöcken, ſagte man, ſetzte ſich breit vor das Haus, ſah mit Stolz auf die Mindern nieder und labte ſich an dem Neid auf den Geſichtern der Vorübergehenden.

Große Schadenfreude war allgemein, weil der Bauer im Nägeliboden faſt die wenigſte Milch gebracht und Bethi that wohl, ſich dieſen Abend nicht im Dorfe zu zeigen, Anzüglichkeiten wären ihm nicht erſpart worden. Im Dürluft war heilloſer Lärm. Die Dürluftbäuerin hatte ihren älteſten Buben zum Milchritter geſchlagen, einen wilden, ungereimten Buben, der von keinem Meiſter wußte und Alles neckte und plagte, was ihm zu Geſichte kam. Er kam begreiflich zu ſpät. Eilen war ihm ſehr anbefohlen. Als er aber am Nägeliboden vorbeikam, ſaß dort nicht weit vom Wege in der Hofſtatt Bethi's ſchwarze Katze und lauerte auf eine Maus. Der Junge, welcher nicht wußte, was eine Bränte auf dem Rücken in Beziehung auf das Gleichgewicht für eine Bedeutung hat, bückte ſich raſch nach einem Steine, um nach der Katze zu werfen. Patſch, da lag er auf dem Geſichte, die Milch ſprengte den Deckel der Bränte auf und ſuchte das Freie. Der Bube war bald wieder auf den Beinen, ſah verblüfft die Milch im Staube, ſah aber auch wunderlich aus, die Milch war ihm über den Kopf gefloſſen, im Geſichte war Blut und Staub, ſtand da, wußte nicht wie ihm geſchehen und was er anfangen ſolle. Milch läßt ſich im Staube nicht aufleſen wie Erbſen oder Bohnen.

Unglücklicherweiſe hatte Bethi den Unfall geſehen und kam vom Hauſe gegen den Weg her, um dem Knaben zu helfen oder ihn zu tröſten, beim Hauſe ſaß die ſchwarze Katze in bewußter Sicherheit. Auf einmal hatte die Verlegenheit des Jungen ein Ende, Verſchlagenheit und Bosheit gaben ihm plötzlich, was er bedurfte: eine Urſache ſeines Unglücks, in welcher die triftigſte Entſchuldigung lag. Plötzlich fing er an zu heulen und zu ſchreien: „Wart, du verfluchte Hexe du, was brauchſt du mich zu verhexen, du Hexe du, was du biſt!

Hex, Hex, Hex! wart du, ich will es der Mutter ſagen, die wird dir ſchon den Marſch machen, Hex, Hex, Hex!" ſo ſchrie der Bube in einem fort, warf noch Steine nach Bethi und marſchirte dann in vielen Pauſen unter fortwährendem Geſchrei dem Dürluft zu. Dort erregte das anrückende Geſchrei die Aufmerkſamkeit. Als man den Jungen ſchon wieder ſah, ſein Geſchrei hörte, ſein verſalbet Geſicht wahrnahm, welches faſt dem des Eglihannes glich, wenn dieſer am Morgen nach einer durchſoffenen Nacht aus den Federn kroch; da ſtand, was daheim war, zuſammen, und Eiſi lief voraus, um zu vernehmen, was es gegeben. Aber der Bube gab lange keine Antwort, fuhr mit ſeinem Geſchrei fort bis er am Hauſe war und ſeiner leeren Bränte ſich entledigt hatte. Da endlich gab er Bericht, wie die Hexe da unten es ihm gemacht, die Katze ihm an den Weg geſtellt, und als er nun dieſe habe wegjagen wollen, weil er wohl geſehen, warum die da ſei, ihn bei dem Kopfe oben übergezogen, und wie er aufgeſtanden, ſei die Katze vor ihm geſtanden mit feurigen Augen und hinter ihr die Nägelibodenhexe und habe gelacht und geſagt: „Haſt ſüße Milch, kann deine Alte die Stabellenbeine auch melken?" Hätte er ſich nicht mit Steinen gewehrt, ſo hätte ſie ihn auch verhexet und er hätte dort ſtehen müſſen bis um Mitternacht. So polterte der Bube und that als wolle er aus der Haut fahren. Männiglich entſetzte ſich über dieſen Frevel, keiner Seele kam in den Sinn, in des Buben Wahrhaftigkeit Zweifel zu ſetzen, noch viel weniger in die Sache ſelbſt. Eiſi griff nach einem Scheit Holz und wollte hinunter, um die verfluchte Moore abzuſchlagen, bis ſie kein Bein mehr rühren könnte. „Was willſt mit einer Hexe," ſagte Eiſi's Mutter, „willſt, daß dir die Hand verdorret, oder daß ſie dir unter den Händen zu einer Kröte wird und dich anſpritzt, daß dein Geſicht wird wie eine Brombeerſtaude, wenn die Beeren reif ſind?" „Was wollte dä Gugag machen!" ſchrie Eiſi im Zorne, wartete indeſſen doch, denn es war in dieſer Beziehung eine ſehr gläubige Perſon. Doch hatte es in ſeinem Zorne nicht Platz in ſeinem Hauſe, lief darin herum wie ſturm, dann vor daſſelbe hinaus an den Weg und rief gegen den Nägeliboden hinab: „Hex, Hex, verfluchte!

Komm herauf, wenn du darfſt!“ Dieſe Aufforderung in das Abendroth hin hatte etwas Eigenthümliches, Schauderhaftes. Hätte ſo ein fremder Reiſender, der nach Futter für ein Buch die Welt durchſchnürfelt, dieſelbe gehört, weiß der Himmel, was er daraus gemacht und daraus gefolgert hätte. Wahrſcheinlich würde er Eiſi's Thun zu einer herrſchenden Sitte ſtempeln und daraus folgern, wie die Bewohner in ihrem Hexen- und ſonſtigen Aberglauben noch auf der allerunterſten Culturſtufe ſtünden. Wir bewundern oft die unbeſchreibliche Flachheit vieler Schriftſteller, mit welcher ſie über Glauben und Aberglauben der Völker ſprechen, wie ſie den Aberglauben vornehm abſchätzen, von ſeinem Sein und Nichtſein bei einem Volke ſprechen. Sie bezeugen damit, daß ſie nie im Herzen des Volkes geleſen und daß ſie nie einem Manne aus dem Volke oder gar einem Weibe ſo nahe gekommen ſind, daß dieſe ihnen ihr Herz geöffnet und in voller Traulichkeit geſtanden, was ſie glauben und nicht glauben, und wie ſeltſam es zugehe in ihren Herzen, indem ſie in einer Stunde gläubiger ſeien als in einer andern, und wie ſie vor einem Jahre Etwas entſchieden verneint hätten, was ſich jetzt eben ſo entſchieden bei ihnen feſtgeſtellt. Es iſt ein entſchiedener Unſinn, die Culturſtufe nach ſogenanntem Aberglauben beſtimmen zu wollen. Entſchieden iſt, daß hochbegabte Menſchen dafür viel empfänglicher ſind als flache Hohlköpfe, und edle Menſchen, welche in innigem Zuſammenhange mit der Natur leben, weit abergläubiſcher ſind als ſchmutzige und faſhionable Schlingel, welche ihr Leben blos in Kneipen, Theatern und Kaffeehäuſern zubringen, und es wirklich ſo weit gebracht haben mögen, daß ſie zwiſchen Glauben und Aberglauben keinen Unterſchied mehr machen, und wirklich in einer gewiſſen naiven Aufrichtigkeit nicht glauben können, daß Dreckſeelen, wie ſie ſie beſitzen, zu einem ewigen Leben beſtimmt ſeien. Wenn wir hier vom Aberglauben reden, unterſcheiden wir zwei Sorten deſſelben: den höhern und den craſſen. Unter dem höhern verſtehen wir das Glauben an ein wunderbares Hineinragen einer unſichtbaren Welt in unſere Welt; die Annahme von geiſtigen Verhältniſſen, von einem Zuſammenhange der ſichtbaren und unſichtbaren Dinge, über welche uns weder Etwas geoffenbart, noch wir uns dieſes nach bekannten Geſetzen zu erklären oder mit unſern Kräften zu begreifen vermögen. Unter dem craſſen Aberglauben dagegen verſtehen wir den Glauben an Zauberer und Zeichendeuter oder den geſammten Hexenglauben, ſammt Todtbeten und abergläubiſchem Segen ꝛc.

Wer uns einwenden möchte, unſer Unterſchied ſei ein willkürlicher, den verweiſen wir auf's Alte und Neue Teſtament, wo eben dieſer Aberglaube, welchen wir den craſſen nennen, verboten iſt, und zwar eben weil er Abgötterei iſt und auf der Annahme beruht, daß neben Gott noch Jemand anders ſei, der mit übernatürlichen Kräften den Menſchen ausſtatten könne, ja daß etwas Anderes ſei, Zauberei und Gebetsformeln z. B., welche ſelbſt über Gott Macht hätten und ihn zu zwingen vermöchten, ſündigem Begehren ſündiger Menſchen ſich zu unterwerfen. Wo der rechte chriſtliche Glaube iſt, kann der letztere nicht weilen, er muß ſchwinden gleich der Nacht, wenn die Sonne kommt. Wie aber die Nacht kommt, wenn die Sonne untergeht, ſo kommt dieſer alte abgöttiſche Aberglaube wieder in dem Maße, als der rechte chriſtliche Glaube an den lieben Vater im Himmel, von dem jede gute Gabe kommt, ſchwindet. Nun haben wir freilich aus dem zunehmenden abgöttiſchen Aberglauben im Canton Bern, der alle Tage ſich mehr zu Tage legt, Urſache zu dem Schluſſe, der Tag neige ſich, es ſchwinde das wahre Licht. Wir glauben übrigens nicht, daß dieſe Erſcheinung im Canton Bern allein ſich zeige, ſondern allenthalben, wo die gleichen Urſachen ſind, werden auch die gleichen Wirkungen ſich zeigen. Wer mir die Behauptung widerlegen ſollte und ſagen, er habe nichts davon geſehen und Andere eben ſo wenig, denn wegen den aufgeklärten Schulen müſſe er gerade das Gegentheil glauben, dem würde ich antworten, die Wahrnehmungen ſeien eben ſo ſehr verſchieden, ſo wie die Sehkraft ebenfalls verſchieden ſei. Ein guter Pfarrer ſprach eben auch einmal von der zunehmenden Aufklärung und Bildung des Volkes und dem ſchwindenden Aberglauben; der gute Mann wußte aber nicht, daß er zwei Wahrſager hatte in ſeiner Gemeinde, einen dicht hinter der Kirche, und beide mit bedeutendem Zulauf. Wer verbreitet dieſen Aberglauben? Dumme Frage! Dieſen verbreitet Niemand. Man frage, wer zerſtört den wahren chriſtlichen Glauben, wer raubt ihn dem Volke, vergiftet ihn, trübt die Quellen? Der iſt's, wer er auch ſei, der am Aberglauben ſchafft, denn Etwas muß der Menſch haben, auf das er ſein Vertrauen ſetzt.

Wir ſind, ernſtlich betrachtet, allzumal arme Teufel, dumme Tröpfe, Niemand ausgenommen, ſelbſt Schulmeiſter und Profeſſoren nicht. — —

Peterli war nicht in der Käſehütte geweſen, ſondern hatte einen Zins fortgetragen, war aber ſchon bevor er heimkam gefragt worden, was es bei ihm gegeben habe, daß vom Dürluſt keine Milch gekommen, ob er etwa ausgetreten ſei? Das machte Peterli Angſt, er ſtellte vorwärts. Im Nägeliboden ſah er die Leute vor dem Hauſe ſtehen und horchend die Ohren nach oben ſtrecken; als er grüßte, dankte ihm Niemand. Er ſtreckte nun ſeine Ohren auch aus und vernahm Töne, die accurat klangen, als kämen ſie von Eiſi, ſeiner Frau. Aber er konnte nichts daraus machen. Da ward ihm noch banger, er zog gewaltig aus, ſah alsbald Eiſi oben auf dem Hügel ſtehen, in's Thal hinunter brüllend, vernahm nun eine Verwünſchung nach der andern, eine ſchrecklicher als die andere. Mein Gott, dachte Peterli, iſt es jetzt zum Ausbruch gekommen; ſchon lange wollte es mir ſcheinen, es fange Eiſi an zu fehlen und längs Stück ſei es nicht richtig im Kopfe. An einem Sonntag ſo Brüllen auszulaſſen über die ganze Welt hin! Wenn es ſo iſt, was fang ich mit ihm an, war es ja bei geſundem Verſtand ſo ungattlich, daß man faſt nicht dabei ſein konnte? Und laſſen es droben ſo machen und Niemand wehrt ihm ab. Unſereiner ſollte nie von Hauſe, man hat nichts als Verdruß und Schande, wenn man heimkommt. Als Eiſi Peterli ſah, richtete es alsbald ſeine Kanone anders, und zwar direct auf Peterli, gab ihm Ladung auf Ladung, noch ein Mal ſo raſch als gewöhnlich. Es gab ihm die großartigſten Titel unter den kühnſten Verwünſchungen und Ausrufungen: wie man geſtraft ſei mit einem ſolchen Manne, der nie daheim ſei, der nie heimkomme, von dem man keine Hülfe habe, der keinen Tritt geſchwinder ginge, wenn ihm das Haus vor der Naſe brennen thäte und Weib und Kinder damit. Peterli ſtand vor Eiſi wie ein Blaſebalg, der am Zerſpringen iſt, hatte kaum Athem zu der Frage: was los ſei; aber Eiſi nahm keine Notiz davon und ließ dem Strom des Zorns vollen freien Lauf. Wahrſcheinlich ſtünden ſie noch jetzt vor einander, wenn nicht die Mutter dazugekommen wäre, ſammt dem Jungen. Dieſe brachten endlich nach vielen mißlungenen Verſuchen ein Verſtändniß zu Wege, nach welchem man ſich in eine Berathung einließ über die zu treffenden Vorkehrungen. Das Reſultat war der Beſchluß, die Nägelibodenbäuerin todtbeten zu laſſen, wenn man nämlich eine Hexe todtbeten könne, wogegen ſich bedenkliche Zweifel erhoben. So Eine merke es gleich und wiſſe zu wehren, daß man nichts an ihr machen könne, fürchtete man. — Dieſer Aberglaube, daß man Jemanden todtbeten könne, gehört wohl zu den unſinnigſten, gräßlichſten, aber zugleich auch zu den am hartnäckigſten eingewurzelten Verirrungen des menſchlichen Geiſtes. Es iſt der Glaube, daß man durch das zu beſtimmten Tageszeiten fortgeſetzte Beten irgend eines Gebetes, vorzugsweiſe des Unſer Vaters, mit dem beſtimmten Willen, daß eine Perſon ſterben müſſe, den lieben Gott zwingen könne, daß er dieſe Perſon tödten müſſe, er möge wollen oder nicht. Unſinnigeres kann es doch wohl kaum geben, und feſter als dieſes wird von ſehr Vielen kaum Etwas geglaubt.

Sechſtes Capitel.

Der Tag bricht an, die Sach geht los und wie?

Am folgenden Morgen, am Montag, ward die zweite Milch gebracht, und es ſollte gekäſet werden. Die zweite Milch wird, nachdem ſie gewogen iſt, gleich in's Keſſi gegoſſen, die Abendmilch wird (wie bereits berührt worden) bis auf die Nidle, welche man zum Vorbruch-Anken braucht, dazugegoſſen, wenn man ganz fett käſen will.

Der Vorfall von geſtern Abend im Nägeliboden war begreiflich ſchon allgemein bekannt und bereits mit den ſeltſamſten Zuſätzen verbrämt. Es war kein Weib in der ganzen Vehfreude, welches nicht feſt glaubte, die Nägelibodenbäuerin ſei eine Hexe, und nicht frohlockt hätte, daß es endlich an Tag gekommen. Gedacht hätte ſie dieſes ſchon lange, aber wenn ſie es auch geſagt hätte, ſo hätte es doch Niemand geglaubt, ſo ſprach jedes Weib. Es war aber auch kein Mann in der ganzen Vehfreude, welcher zu widerſprechen, die Nägelibodenbäuerin zu entſchuldigen wagte, er mochte von ihrer Unſchuld noch ſo überzeugt ſein. Der Herr Ammann ſchüttelte vor Allen ſehr bedenklich das Haupt. Man hielt dafür, er beſtätige damit ſeiner Frau Redensarten, und hoffte von ihm, entweder werde er die Sache dem Regierungsſtatthalter anzeigen und die Nägelibodenbäuerin abfaſſen laſſen, oder doch wenigſtens Käsgemeinde anſtellen und beantragen, ſie auszuſtoßen, bevor das Unheil größer würde. Er that aber keins von Beiden, und konnte ſich ſpäter vor dem Zorn ſeiner Frau und von ſchwerem Verdacht blos dadurch retten, daß er zu bedenken gab, wie dumm es wäre, die Nägelibodenbäuerin auszuſchließen; ſo lange ſie Milch liefere, werde ſie das Käſen nicht verhexen, ſtoße man ſie aus, ſo könne man ſehen, was man mache. Dieſer Grund befriedigte.

Ein Schmiedegeſelle hatte den verhängnißvollen Vorgang ebenfalls geſehen, erzählte ihn, wollte die arme Bäuerin in Schutz nehmen; aber er machte nicht blos keinen Eindruck auf die öffentliche Meinung, ſondern er mußte endlich ſogar noch ganz ſchweigen. Es glaubte ihm Niemand als alle Mägde, welche ihre Meiſterfrauen haßten, aber dieſe durften ihren Glauben nur unter der Hand offenbar werden laſſen.

Dieſe Stimmung nun legte ſich am nächſten Morgen gar mächtig zu Tage in der Hütte und namentlich gegen die Milchträgerin aus dem Nägeliboden. Das war der Bäuerin Schweſter, ein hübſches, ſchlankes Mädchen von ſiebenzehn bis achtzehn Jahren, ſtillen, weichen Gemüthes, aber trefflich in jeglicher Arbeit. Sie mußte für ihre Schweſter abthun, und bei jedem Schritt, den ſie that, mußte ſie von Hexen hören oder eine Hexe ſein. Es war ein Glück für Änneli, ſo hieß das Mädchen, daß der Dürluſtbub nicht eines Weges mit ihm ging, ſondern einen weiten Umweg machte, um nicht verhexet zu werden. Der Schlingel glaubte nämlich durchaus feſt an das, was er im Zorne ſelbſt erlogen. Der Senn, mit Wägen und Aufſchreiben ſtark beſchäftigt, auch von der Wichtigkeit der Sache ſehr ergriffen und dem erſten Tage eine eigene Bedeutſamkeit beilegend, merkte endlich, wie alles Reden ſich um's Hexen drehe. Von dieſem hörte er ſo wenig gern in der Hütte reden, als Schiffer von Aehnlichem auf dem Schiffe. Er begehrte daher mächtig auf und verbot derlei Reden in der Hütte unter der Androhung, daß er dem, der hier von Hexen rede, Etwas an die Beine machen wolle, daß er zum letzten Male dageweſen ſei. Mit ſolchen Dingen laſſe ſich nicht ſcherzen, mit einem Worte könne man Etwas ziehen und dann weit und lange laufen, ehe man Den finde, der es Einem wieder vertreibe. Die Drohung half, das Geſchwätz verſtummte, der Senn hätte ſein wichtiges Werk nun bequem verrichten können, wenn nicht immer noch Nachzügler gekommen wären, in der Meinung, auf eine Stunde ab oder zu käme doch wohl ſo viel nicht an. Wenn der Ammann bieten laſſe an die Gemeinde für um 6 Uhr und man komme um 8, ſo ſei man noch lange früh genug da, und exacter werde es doch in einer Käſehütte nicht zugehen, ein Senn ſei doch lange noch kein Ammann. Aber wohl, der Senn gab Unterricht in der Pünktlichkeit und legte an Tag, daß er denn doch was ſei, und zwar eine Reſpectsperſon, wenigſtens ſo ſehr als der Ammann.

Das Feuer brannte, die Milch erwarmete; als ſie den gehörigen Grad erreicht hatte, ſtellte der Senn die Erhitzung ein, ſchüttete in drei Löffel aus drei verſchiedenen Gefäßen eine wunderliche, wüſte Flüſſigkeit, eine Art Hexentrank, guckte ſcharf in dieſelben, als ob er aus dieſen wahrſagen wollte. Nachdem er geguckt und betrachtet, nahm er aus einem der Gefäße drei Maß heraus, goß ſie in den Keſſel; in demſelben entſtand ein wunderliches, ſeltſames Leben: es ſchied ſich das Ungleiche vom Ungleichen, es ſuchte das Gleiche das Gleiche, das Beſte ſammelte ſich oben, das Schlechte ward bedeckt und unſichtbar, ungefähr wie die gelbe Nidle über die blaue Milch ſich legt. Das gefiel dem Senn, aber er wollte es doch nicht dulden. Er nahm einen hölzernen Säbel und hieb in die dicke Decke hinein die Kreuz und die Quer, ſchnitt unbarmherzig darin herum, bis das Ganze in lauter kleine Stücke zerhauen war. Und als das geſchehen, fuhr er mit dem nackten Arme in die zerbröckelte Maſſe hinein, als wolle er es auf immer hindern, daß das Gleiche mit dem Gleichen ſich binde, wärmte auf's Neue ein, doch ſich hütend, auf das Aeußerſte es zu treiben, er fühlte genau am Arme den höchſten Wärmepunkt, welchen das Käſen ertragen mag, wenn der Käs nicht zähe und hart und zu viel Milch für ein Pfund Käs verwendet werden ſoll. Soll der Käs zart und ſchleißig werden, ein Centner Käs aus weniger als drei Säumen oder zwölf Centner Milch hervorgehen, ſo darf der Wärmegrad kaum 42 Grad Reaumur erreichen. Stunden lang rührt der Senn die Maſſe in ungefähr gleicher Wärme, bis er glaubt, ſie ſei ſattſam verarbeitet, dann läßt er das Rühren ſein, und alsbald tritt das Scheiden wieder ein. In's Ungleiche kann man das Ungleiche rühren, aber wenn die Gewalt ein Ende hat, ſcheidet doch wieder das Ungleiche ſich vom Ungleichen. Diesmal ſinkt das Beſſere, die Käsmaſſe, zu Boden und obenauf ſchwimmt die dünne Flüſſigkeit, Käsmilch genannt. Hat die Maſſe ſich gelagert, wird unter ihr durch das Kästuch, eine Art von Beuteltuch, gezogen, aus dem Keſſi gehoben, dann gepreßt, gewendet, neue trockene Tücher darum geſchlagen, bis man ihn trocken und von aller Käsmilch befreit glaubt und dem armen Schelm endlich Ruhe gönnt, den Järb, eine hölzerne Rahme, darum legt, enger oder weiter, je nach der Größe der Maſſe, welche zugleich dem Käs die Form giebt.

Mit dem Keſſel beginnt von Neuem das Hexenwerk. Es wird gefeuert, und in zweiter Linie Etwas hervorgefeuert, nämlich der letzte Reſt der fetten Theile, welche dem Käs ſich nicht anſchließen wollten, ſo gleichſam die Unzufriedenen, welche, dieweil ſie nicht die Erſten ſein konnten, nicht die Letzten ſein wollten, ſich zurückzogen. Dieſe müſſen jetzt auch 'raus, kommen in die Höhe, wo ſie die große Kelle faßt und bei Seite wirft, um die Käsmilch herauslaufen zu laſſen, denn die taugt zu etwas Ordentlichem nicht. (Sie löſcht den

Schweinen den Durſt gut und verſtopften Menſchen macht ſie leichten Athem.) Verſetzt man nun das Abgenommene mit guter Nidle, ſo giebt es leidlichen Anken. Die Käsmilch wird an den meiſten Orten nach dem Maße der Milchlieferung von den Antheilhäbern zurückgenommen und nach Verſtand und Umſtänden verbraucht: die Einen geben ſie den Schweinen, die Andern den Leuten. Die Einen verſündigen ſich, brauchen ſie als gute Milch, kochen ſogen. Milchſpeiſen damit, Brei, z. B. Mehl-, Reis-, Griesbrei u. ſ. w., noch Andere verkaufen ſie per Kreuzer die Maß armen Leuten. Käsmilch iſt ein Ding, an welchem man intereſſante Erfahrungen machen kann. Es giebt Leute, welche behaupten, ſie wirke äußerſt ſchädlich auf den Beſuch des Gottesdienſtes, indem Keiner, dem ſie beigebracht werde, eine Stunde in der Kirche auszuhalten vermöge. — Man ſieht, die Käsbereitung gleicht in vielen Stücken dem Brotmachen. Bei beiden iſt große Reinlichkeit nothwendig, bei beiden eine Säure, welche ſcheidet. Bei dem Brot iſt der Hebel der Sauerteig, bei dem Käſen der Kaſelt, bereitet aus Kälbermagen, in Schotte eingelegt. Iſt ein Kälbermagen im Geringſten ungeſund, ſo ſcheidet er nicht, wie ſchlechter Sauerteig auch das Heben des Brotes hindert; daher das Probiren und im Vorrath haben von mehreren Portionen. Es giebt Orte, wo man zweihundert Kälbermagen zerſchneidet und untereinandermiſcht, damit das Ungeſunde durch das Geſunde neutraliſirt und unſchädlich gemacht werde. Wärme iſt an beiden Orten nöthig, kneten ebenfalls, nur dauert die Arbeit beim Käſen viel länger, iſt ſchwerer, die Kunſt größer, das Gelingen zufälliger. Und wie es Weiber giebt, welchen es nicht haaben will, ſo giebt es Sennen, welche den Käs nicht zuſammenbringen, und wie ſchlechtes Mehl verläuft und kein Brot geben will, ſo geht es auch mit ſchlechter Milch, ſie bricht vor, macht was ſie will und nicht was der Senn will. Doch in der Vehfreude ging es nicht ſo, der Käs gerieth, die Bauern hatten noch keine Käsmilch, um damit die gute Milch zu verderben und dem Käſen zu ſchaden, und Waſſer ſchadet blos dem Käs, nicht dem Käſen. Auch nichts Ungeſundes war an den Kühen, ſo daß männiglich Freude hatte am erſten Käs. J'Sach ſei gewonnen, hieß es, ein ſchöneres Mulch als das ihre werde im Herbſt kaum zu finden ſein, es müßte den Teufel thun, wenn ſie nicht 30 Gulden aus dem Centner löſten. Mehr als ein Mal wollten ſie ſich beſinnen, ehe ſie um 25 Gulden es geben würden. Es iſt kurios, aber Gedanken ſolcher Art machen ganz ungeheure Fortſchritte, kommen der Bildung, ſelbſt wenn ſie in entſchiedenem Fortſchritte begriffen iſt, unendlich voraus, formuliren Rechnungen, die bis in den dritten Himmel wachſen. — Selben Abend war großes Glück in der Vehfreude, und gar manches Weib machte ihrem Manne wieder freundliche Mienen, welches ſeit Wochen nichts für ihn zu haben ſchien, als zehn Nägel an zehn Fingern, und im Nothfalle auch die Zähne, welche ſie noch im Maule hatte. Dem Manne ging die Sonne auf, er wagte ſich wieder in ſeines Weibes Nähe, ward traulich, eröffnete ihm ſeine Hoffnung auf die vielen Hundert Gulden und ſeine Pläne über ihre Anwendung. Sie rechneten und rechneten, und fanden, daß ſie in zehn Jahren noch ein Mal ſo reich ſein würden, und in zwanzig Jahren, wenn Gott ihnen das Leben ſchenke, hätten ſie für jedes Kind einen Hof und Gülten, es wiſſe kein Menſch wie viel. Wer ſollte nach ſolchen Rechnungen nicht glücklich und wohl ſchlafen, ja vielleicht im Traume nicht noch zehn Mal mehr in Ausſicht ſehen, als man auf der Tafel ausgerechnet hatte!

Siebentes Capitel.

Von einem Engel, vom Teufel und andern Nebenperſonen.

Eine einzige Perſon ſchlief nicht, vielleicht die einzige in der Vehfreude: das war Änneli im Nägeliboden. Dem armen Mädchen war die Behandlung, welche es ertragen mußte, tief in's Herz gegangen. Schweſter und Schwager hatten den Spectakel vom Dürluſt herab wohl gehört, ihm jedoch keine große Bedeutung beigelegt. Sepp hatte geſagt, als Bethi ihm erzählt hatte, was dem

Buben begegnet und wie er ſich betragen: „Macht der es noch einmal, ſo ſtrecke ich ihm die Haare, daß er weiß, wie lang ſie ſind; daneben iſt ſich der Leute wenig zu achten, es weiß Jedermann, wer ſie ſind und was die Frau kann, wenn ſie abkommt.“ So ſprach Sepp, und im Allgemeinen hatte er Recht gehabt, aber in dieſem beſondern Falle war es anders. So eine Hexengeſchichte iſt ein Herrenfreſſen für ſo eine Dorfſchaft wie die Vehfreude, welches man nicht von der Hand weiſt, und dieſer Fall war gar zu glaubwürdig und zu ſchön. Änneli hatte dieſe Erfahrung gemacht, aber es daheim nicht geſagt. Es beſaß eine von den Naturen, welche das wunderbare Gefühl im Herzen haben, welches weiß, was Andern wohl oder weh thut, daher Alles zu meiden weiß in Wort und Werk, womit es Andere verletzen könnte. Änneli verehrte ſeine Schweſter mehr als eine Mutter. Es war das jüngſte Kind ſeiner Eltern; als dieſe ſtarben und nichts hinterließen, wurde es verdingt, kam aber zu böſen, harten Leuten, wo es ſein weniges Brot unter Thränen und Schlägen aß. Es hätte nichts brauchen ſollen, den Lohn hätten ſie ohne Abzug haben mögen. Die Härte that ihm unausſprechlich weh, es betete oft, der liebe Gott möchte ihm doch einmal ein freundliches Wort geben laſſen, an dem wollte es dann wohlleben lange, lange. Da erſchien eines Tages ein ſchönes, junges Weib und ſagte, es wolle das Mädchen mit ſich nehmen. Es war Bethi, die Schweſter, aber Änneli erſchien ſie wie ein Engel vom Himmel, als das lebendige, freundliche Wort, welches Gott ihm in ſein Elend geſendet. Und als der Engel es aus der Verbannung, aus der Wüſte führte, war es dem armen Änneli wirklich, als komme es in ein Paradies und beſſer könne man es im Himmel nicht haben. Es mußte ſtreng arbeiten, Eſſen und Kleider waren nicht köſtlich, aber man hatte ihns lieb, gab ihm freundliche Worte, es ſah, man war mit ihm zufrieden, es konnte es ihnen treffen, ſie gönnten ihm mehr als es brauchte, ſein kleines Herz konnte wirklich ſein großes Glück kaum faſſen. Nur dann hatte es böſe Stunden, wenn es glaubte, ſeiner Schweſter Etwas nicht recht gemacht zu haben, oder wenn trübe Wolken auf Bethi's Stirn lagen. Das gute Mädchen wußte nicht, wie viel Kummer ſo ein junges Weib ausſtehen muß, wenn ſie ſo faſt nur d'r Gottswillen auf einem Hofe ſind und jeder Wind ſie davonwehen kann. Da meinte es, es ſei an den Wolken ſchuld und Bethi böſe über ihns; dann ward ſein Herz voll Thränen und Elend, daß es hätte ſterben mögen. Kurz, Änneli hatte von den Herzen eins, die ſelten ſind, aber wunderlieblich, die ſchnell verwelken in rauhen Winden, aber wunderherrlich blühen in der Liebe Licht und Wärme. Solche Herzen macht weder die Schneiderin noch die Gouvernante, weder Papa noch Mama, die giebt Gott allein, und wem er will. — Änneli ward zur Milchträgerin erwählt, weil man es um dieſe Tageszeit am beſten entbehren konnte, und es that es gern, weil es ſah, daß es ſeinen Leuten ein großer Gefallen war. Sepp hatte natürlich ſo wenig Leute als möglich. Wo viel Schulden ſind, ſucht man Dienſtenlöhne zu erſparen wie man kann und mag, um das Geld an Zinſe zu wenden. Ihre Kinder waren noch nicht groß genug dazu, Knecht und Magd ſonſt nothwendig, Änneli, die eigentliche Kindermagd, entbehrlich, da die ältern Kinder doch ſchon ſo groß waren, daß ſie die kleinern ſo bösdings eine Zeit lang überwachen konnten. Man kann ſich nun denken, wie es Änneli war, als es am Morgen des erſten Tages mit Beſchimpfungen zu Handen ſeiner Schweſter überfluthet wurde, eine Hexe ſein mußte, von Allen es hören mußte, ohne daß Jemand ihns in Schutz nahm, Niemand Mitleid mit ihm hatte. „Plärr nur, haſt recht, ich plärrete auch, wenn ich eine Hexe zur Schweſter hätte und vielleicht ſelbſt eine wäre,“ ſagte man ihm, als es bitterlich weinte, wahrſcheinlich um ihns zu tröſten.

Das Alles wollte das arme Kind der Schweſter nicht ſagen, um ſie nicht zu betrüben. Es glaubte, es müßte ſie faſt tödten, wenn ſie höre, was das ganze Dorf ſage. Es durfte aber auch das Milchtragen nicht verweigern, es hätte den Grund angeben müſſen, und wer ſollte ſie dann tragen? Darum weinte das arme Kind und ſchlief nicht. Am Morgen mußte es, wenn es bald Sechſe war, wieder dran Spießruthen zu laufen hin und her, vom Nägeliboden in die Käſerei und wieder zurück, und am Abend wieder und am nächſten Morgen wieder. Das war ein hartes Leiden und noch dazu ſtillſchweigend es zu tragen! Am folgenden Morgen ging es allerdings wieder in ähnlicher Weiſe. Die wilde Jugend kennt nicht Tugend, und was die Alten ſungen, das zwitſchern die Jungen. Wer nicht dabei war, macht ſich eigentlich keinen Begriff, was ſo eine unbeaufſichtigte Jugend für Mäuler hat und noch dazu wenn ſie ſich berechtigt glaubt. In der Hütte ſelbſt mußte man ſchweigen, deſto lauter ging es auf dem Hin- und Herweg. Der wüſte Dürluſtbub begnügte ſich nicht mit bloßen Worten, ſondern trieb auch ſein Lieblingswerk: warf mit Steinen nach Änneli, und ein wildes Gelächter ertönte, wenn einer traf oder gar laut prätſchte an der Bränte. Vom Felde her, wohin er Jauche gebracht, kam des Ammanns Sohn mit der Bütte gefahren. Es war ein großer, derber Bengel, ſo recht des Ammanns Sohn, der in des Vaters Fußſtapfen einherwandelte, und alle Eigenſchaften hatte, wenn der Vater Platz machte, ein eben ſo guter Dorfmagnat oder Monarch zu werden, als der Vater es geweſen war. Er machte, was ihm ankam, fragte nicht, ging es wohl oder übel. War eigentlich ſparſam, aber wenn es darauf ankam, zu zeigen, daß er des Ammanns Sohn ſei, ſo verklopfte er Geld ſo viel man wollte. Er liebte die Prügeleien, hatte dabei förmliche Vaſallen, welche mit zuſchlagen mußten, ſie mochten wollen oder nicht, und wenn ſie ſagten, dies oder jenes könne Geld koſten, ſo erwiderte er, wo er ſei, da ſei immer Jemand, der zahle. Und obſchon des Ammanns leibhaftiger Sohn, hatte er doch die größte Freude daran, Gebote und Geſetze nicht blos zu übertreten, ſondern auch zu verhöhnen, ſo recht zu zeigen: ſo Einer wie er ſchere ſich um Nichts, und was für Andere verboten ſei, das ſei ihm erlaubt. Er war ein Vorrechtler von der allerlauterſten Sorte. Der Ammann ward manchmal böſe, wenn wieder ein neues Stücklein ausbrach und er mit ſeinen ergraueten Silberſtücken an die Sonne mußte, um ſeines Söhnchens Streiche gut zu machen. Aber die Frau Ammännin nahm ſich immer ſeiner an; er hatte ſeines Vaters Zorn nicht zu fürchten, er war, genau genommen, die ſouveränſte Perſon in der Vehfreude, denn er regierte ſeine Mutter, dieſe den Vater und dieſer das ganze Dorf. Aber Felix war denn doch kein böſer Burſche, wie Meiſterles gerne werden, er hatte ein gutes Herz, wie man zu ſagen pflegt. Er war bei ſeinem Vater der Fürſprecher armer Leute. Wenn ſie ihn baten, ihnen Holz zu fahren oder zu ackern, ſo machte er es möglich, that es gern ſelbſt, nahm kein Trinkgeld, wie mancher reiche Bauernſohn und je mehr je lieber, und wenn ſie ein Abendbrot oder ein z'Imis (Imbiß) aufſtellten, fraß und ſoff er nicht auf den Geiz hin noch ein Mal mehr als ſonſt, das Alles that er nicht. Er war daher wirklich auch vielen Leuten lieb. Wohl wild ſei er, daneben aber ein Guter, hieß es. Wenn der 'mal an die Regierung komme, gehe es vielen Leuten wohl, der meine nicht, er müſſe vorabfreſſen, und erſt das, was er nicht mehr möge, könnten die Andern nehmen. Kenntniſſe, Bildungstrieb u. ſ. w. hatte Felix durchaus nicht. Der Schulmeiſter ſagte immer, dem komme es wohl, daß er des Ammanns Sohn ſei, denn wäre er es nicht, es wäre keinem Menſchen eingefallen, ihm das Schreiben und Rechnen zu zeigen. Dieſer alſo war es, der mit Roſſen vom Felde kam und dem Spectakel von Weitem mit Lachen entgegenfuhr. Er hatte von der Hexengeſchichte gehört, ſie hatte ihn beluſtigt. Ob er daran glaube oder nicht, das wußte er ſelbſt nicht, er hatte noch nicht darüber nachgedacht, ſie hatte ihn nicht perſönlich berührt. Uebrigens lag ein großer Haufen Aberglauben in ihm aufgeſchichtet, er wußte ſelbſt nicht wie groß; je nachdem dieſes oder jenes Stück berührt wurde, ward es lebendig, trat ihm in's Bewußtſein, er urtheilte oder handelte darnach. Als er dem Mädchen näher kam, ſah er, daß es weinte, ſah, wie ein Stein über die Bränte weg ihns an den Kopf traf. Da ward das gute Herz in ihm wach, er rief den Buben zu: „Jetzt iſt's gut, und daß mir Keiner mehr werfe!“ Die Buben hatten aber bereits wieder Steine in Händen und waren es ihr Lebtag nie gewohnt, auf's erſte Wort zu gehorchen, warfen wieder, und einer von ihnen traf eins der Roſſe. Dieſes ward wild, das andere ſympathiſirte und Felix mußte ſie aus allen Kräften halten, während er fluchte in einer Zeile, man wußte nicht, galt es den Buben oder den Roſſen. Laut hinter ihm her ſcholl der Jubel der Buben über den Zorn des wüthenden Felix, der von ſeinen Roſſen fortgeriſſen wurde und die Jungen nicht peitſchen konnte, wie guten Willen dazu er auch zeigte. Solche Buben denken an keine Folgen, ſie haben Freude am augenblicklichen Kitzel. Was aus einem Bubenſtück entſtehen kann und wen ſie damit beleidigen, daran denken ſie gar nicht, wenn ſie nur ihr Müthchen kühlen und lachen können. Hintendrein heulen ſie dann wohl, aber nicht wegen dem Verſtand, ſondern wegen der Ruthe. Ammanns Felix war nicht derjenige, welcher ſich ungeſtraft auslachen ließ; zudem war der Spaß gefährlich und hätte mit ſeinen wilden Roſſen ihm leicht den Hals koſten können, aber an ſo was denken eben Buben nicht. — Änneli hatte Angſt um den Felix, der den Buben abgewehrt. Er war der erſte vernünftige Menſch, welcher ſich ſeiner angenommen, und dankbar wie es war, freute ihn das mehr, als das angethane Leid ihns geſchmerzt hatte. Wenn es dem doch einmal Etwas zu Gefallen thun könne, dachte es. Aber was ſollte ſo ein armes Mädchen Ammanns Felix thun? Pantoffeln brodiren oder einen Tabaksbeutel häkeln, war noch nicht Mode in der Vehfreude. Das Lämplein der Dankbarkeit brannte in Änneli's Herzen. Und wo ſo ein Lichtlein angegangen iſt, meint man, dem, dem es brennt, ſollte man es auch zeigen können alsbald, und kann es ſo oft nicht; es iſt auch beſſer ſo. Gar oft würde der, dem es brennt, es wieder ausblaſen, würde vielleicht die Cigarre daran anzünden wollen, würde ſeine Eitelkeit daran wärmen, ſein beſtes Thun mit Sünden beflecken. Wenn ein Großer geſtorben iſt in erhelltem Zimmer, ſchmückt man ihn, ſetzt ihn aus in weitem Saale, helle Kerzen brennen ringsum, und zum Tage wird die Nacht. Ach wie ſchön muß es ſein, wenn aus dunkelm Leibe der Herr eine gute Seele löſet und ſie trägt in ſeinen weiten hellen Himmelsſaal und rings um ſie die hellen Lichtlein der Dankbarkeit ſtellet, welche für ſie gebrannt in den Herzen ihrer Nächſten, in den Herzen Aller, die ſie kannten, Lichtlein, die ſie nicht geſehen, von deren Sein ſie nichts wußte. Wenn ſie hell und freudig brennen ringsum, und mit leiſem Hauche dann der Herr den Schläfer wecket, und dieſer ſieht ſich im himmliſchen Saale und ringsum die freundlichen Lichtlein brennen, die ihn verklären mit himmliſchem Glanze — ach, was muß das für ein ſeliges Erwachen ſein, welche Wonne, wenn ſo herrlich offenbar wird, was Gott mit gütiger, weiſer Hand verhüllt hatte!

Manchmal geht es ſo, manchmal ganz anders, und allemal wie Gott es will. Anneli hatte keine verweinten Augen mehr als es heimkam, und am Abend ging es mit weniger Bangen. Als im Heimgehen das Spiel ſich wiederholte, dachte es bei ſich, vielleicht kommt wieder Jemand und nimmt mir ſie ab, oder wenn ich mich ihrer nicht achte, werden ſie wohl von ſelbſt müde werden. Da fuhr hinter einem Ofenhaus, welches an der Straße ſtand, Ammanns Felix hervor, hieb mit einer gewaltigen Peitſche auf die Buben ein, griff dann zwei verdutzten Buben nach den Köpfen, haarete ſie, daß ganze Wolken davonfuhren, ſchlug ihnen die Köpfe zuſammen, daß ſie krachten, nahm dann wieder die Peitſche und geißelte ihnen hinter her um die Beine, daß ſie heulend und ſchreiend davonſtoben. Einer der von Felix geliebkoſeten war Dürluſt Eiſi's Benzli, der alſo zum zweiten Male heulend und ſchreiend heimkam. Das war für Eiſi's Mutterbruſt zu viel. Daß ſie dem Felix die Pferde geworfen, ſagte Benzli begreiflich nicht. Felix mußte auch von der Nägelibodenbäuerin verhexet ſein. Sie habe es ihm angethan, ſagte Eiſi; das verfluchte Luder ſchicke nicht umſonſt einen ſolchen Lockvogel in die Käſerei, man könne ſehen, was es gebe. Wenn eine Andere es ſo triebe, man würde ſie mit dem Hurentrommler zum Lande ausführen. Aber der Moore wolle es das Handwerk legen, es ſei gut dafür. An Ammanns Felix konnte Eiſi nichts machen; der könne ihns dauern, ſagte es. Es meinte, es wäre das Kürzeſte, wenn es gleich dieſe Nacht hinunterginge und das Haus an allen vier Ecken zugleich anſtecke. Sie hätten ſtark gearbeitet, ſchliefen demnach wohl hart, möglich wär's, die Donnere blieben alle drin, dann wär's gut. Das Kürzeſte wär's, aber es gruſe ihm doch. Kämen ſie etwa wieder, ſo hätte es z'Täfels Platz, und es könne ſich damit verſündigen. Das Richtigſte ſei das Erſte: es laſſe ſie todtbeten. Damit verſündige es ſich nicht, rühre keine Hand an, und wenn es um ſo länger gehe, ſo müſſe die Hexe doch auch um ſo länger rarten (ſterben) und leiden, und müſſe am Ende doch noch erfahren, wer ihm das Teufelswerk eingetrieben. So calculirte Eiſi und machte ſich am folgenden Morgen mitten aus der ſtrengſten Arbeit auf, um ſein Vorhaben auszuführen. Wir wollen Eiſi nicht begleiten, es iſt genug, wenn wir ſagen, daß es ganz befriedigt heimkam und ſagte, es werde bald was Neues geben, die Leute würden zu reden haben und die Lällen (Mäuler) aufſperren bis an die Ohren, und dann würden Viele kommen, ihm die Hand reichen und ſagen: „Eiſi, du biſt immer das Kuraſchirſt, was Keinem in Sinn kommt, thuſt du. Wenn man dich nicht hätte, weiß Gott, wie es noch gegangen wäre." Weiter ſage es nichts. Aber wer vor dem Nägeliboden vorbeigehe, ſolle ſich achten, was die Bäuerin für ein Geſicht mache, und wer im Herbſt dort vorbeigehe, ſolle dort der Bäuerin nachfragen, und wenn ſie komme und ihm Beſcheid gebe, ſo wolle Eiſi rittlings auf ſeiner Katze dem Teufel zu. Mehr ſage es nicht und riſſe man ihm den Kopf ab. Wenn es nur nicht vergeſſe, an jedem Morgen und jedem Abend 7 Wochen lang exact um die gleiche Zeit drei dürre Bohnen über die Achſel auf den Miſt zu werfen in den drei heiligen Namen. In der Vehfreude gab es indeſſen auch noch ſo zu ſagen Menſchen, und zwar auch ſolche, welche ſich auf verblümte Redensarten verſtanden.

Bald darauf kam Sepp einmal vom Felde zurück; es geſellte ſich einer ſeiner alten Kameraden zu ihm und ſagte: „Sepp, wenn du es nicht ungern haben willſt, ſo will ich dir was ſagen, denn es wäre doch gut, wenn du dich in Acht nehmen würdeſt." Nun erzählte dieſer ihm, was für einen Lärm die Dürluftbäuerin ihnen gemacht, und wie man gewiſſe Nachricht hätte, dieſelbe ließe Sepp's Frau todtbeten. Das war Sepp wohl ſtark. Er erzählte, was dem Buben begegnet ſei, was ſie am Abend für ein Gebrüll gehört, aber weiter hätten ſie nichts daraus gemacht. Das Mädchen hätte ihnen nichts geſagt, ſie hätten wohl geſehen, daß ihm Etwas fehle, aber da es nichts geſagt, ſo habe man ihns auch nicht gefragt, ſondern gedacht, entweder beſſere es ſich, oder wenn es böſer komme, werde es ſchon reden. Nicht daß er ſich fürchte, aber wegen den Leuten müſſe dem Spiel doch ein Ende gemacht werden, auf die eine oder auf die andere Weiſe. Als Sepp heimging, dachte er, ſeiner Frau dürfe er davon nichts ſagen, müſſe überhaupt ſorgen, daß ſie es nicht vernehme, ſie könnte es doch zu Herzen faſſen, und beſonders in den Umſtänden, in welchen ſie ſei, ſei das weit gefährlicher, als was Eiſi und ſein Beten an ihr machen könnten. Das Geſinde im Dürluft war immer falſch an ſeiner Meiſterſchaft, wer wollte, konnte vernehmen, was dort ging. Solches Ausfragen war nun Sepp's Sitte nicht, aber diesmal, dachte er, ſei es erlaubt. Wenn ſie ſo um ſein Haus ſich kümmerten, dürfe er ihnen die Aufmerkſamkeit wohl erwidern. Schon am folgenden Tag hatte er Gelegenheit, ein Knechtlein zu fragen, wie es ihm oben im Dürluft gefalle? „Wenn ich ſagte, gut, ſo lög ich,“ antwortete der Burſche. „Wird nicht ſein,“ ſagte Sepp, „die Meiſterfrau iſt eine gar kurzweilige. Was macht ſie Neues?“

Da ſah das Bürſchlein Sepp mit einem ſchiefen Blick an, um zu erforſchen, wie er es meine. Als er Sepp's Geſicht ganz unſchuldig ſah, ſagte er: „Weiß aparti nichts; kaum viel Guts.“ Sepp ſchwieg. Bald darauf ſagte der Burſche: „Was giebſt mir, wenn ich dir was ſage? Aber ihr müßt mich nicht verrathen!“ „Es kommt darauf an,“ ſagte Sepp. „Iſt's was werth, ſo ſoll es dein Schade nicht ſein, iſt's aber nur G'ſtürm, ſo nimmt es mich nicht Wunder. Daneben habe nicht Kummer, was ich vernehme, kann ich behalten.“ „Was meinſt, iſt das was werth?“ fragte das Knechtlein und erzählte nun von den drei Bohnen und wie das bedeute, daß, ſo wie die Bohnen verfaulen, auch Sepp's Frau verfaulen ſolle. „Wird nicht ſein,“ meinte Sepp. „Wohl iſt's, könnt es ſelbſt ſehen, kommt am Morgen, wenn es heitern will oder am Abend, wenn es dunkelt. Es liegt ein Haufen Holz neben dem Miſt, dort könnt Ihr Euch verbergen.“ „Gut,“ ſagte Sepp, „ſollſt für ein Mal Dank haben, und iſt die Sache wie du ſagſt, ein ſchönes Trinkgeld dazu.“ Am folgenden Morgen, als es dunkelgrau war draußen, ging Eiſi, noch in Nachthaube und Gloſchli (Unterrock), hinaus, kehrte dem Miſt den Rücken, nahm eine Bohne und warf ſie in Anrufung des Vaters auf den Miſt. Da ſtand plötzlich eine ſchwarze Geſtalt vor ihm, um den Kopf war ſie dunkelroth, als ob Flammen durch die Haare züngelten, rief, indem ſie eine Ohrfeige flädern ließ: „und im Namen des Teufels und des Donnerguegs!“ und damit klatſchte die zweite Ohrfeige, daß Eiſi rücklings in die Miſtgrube fiel, das braune Waſſer über ihm zuſammenſpritzte und nichts ſichtbar war als die Beine, die am Himmel Hülfe zu ſuchen ſchienen. Als Eiſi den Kopf wieder fand, ihn aus dem dunkeln Bade hob, ſchnopſete es lange und gurgelte und ſchnopſete, und lange fiel es ihm nicht ein, aufzuſtehen aus dem kalten Bade, bis endlich Peterli dazu kam und rief: „Biſt nähe für trappet? Chum doch uſe!“ Das war Lebensgeiſt für Eiſi, es fuhr auf im Unterrock, die Nachtkappe war verloren gegangen, und ſah eben wirklich nicht anmuthig aus. „Tüfel, wie ſiehſt du aus!“ rief Peterli. „Komm zum Brunnen, ich will dich abwaſchen, dann ſchlüf noh ungere i d'r Jungfere Bett, bis wieder erwarmet biſt.“ Der gute Peterli gönnte, wie es ſchien, der Jungfer währſchafte Gerüche beſſer als ſich ſelbſten. Aber Eiſi ſchoß neben Peterli hinein in's Haus, und nicht in der Jungfer Bett, ſondern zu Peterli's großem Schrecken in's Ehebett und unter die Decke, daß nichts von ihm ſichtbar blieb. Da fand Peterli nichts zu machen und das Melken preſſirte; er machte ſich dem Stalle zu, allerlei brummend, was offenbar auf Unzufriedenheit deutete, doch blos auf eine zerdrückte. Als er ausgemolken hatte und zum Frühſtück in's Haus kam, fand er noch kein Feuer in der Küche, Alles wie ſturm, im Stübli die Mutter weinend und unter der Decke hervor ſah man blos noch Eiſi's Naſe, verſtand endlich die Frage: „Wo iſt er, wo iſt er?“ „Meinſt mich?“ ſagte Peterli. Da fuhr Eiſi's ganzer Kopf unter der Decke hervor, accurat wie eine Kugel aus der Kanone, nur nicht ſo geſchwind, und ſchrie den Peterli an: „So, biſt du da?! Wenn man dich am nöthigſten hätte, ſo biſt nirgends, du biſt nichts, gar nichts, und ich eine arme verlaſſene Frau! Wo iſt er, iſt er nicht mehr da?“ Endlich brachte man Eiſi zu zuſammenhängender Rede und vernahm, wie der Teufel ihm erſchienen ſei ganz ſchwarz, aber mit feurigem Kopfe, und als es die erſte Bohne geworfen, habe er ihm zwei Ohrfeigen gegeben im Namen des Teufels und des Donnerguegs, daß es ganz ſturm in's Güllenloch gefallen ſei und faſt erſoffen wäre. Kein Menſch hätte ihm zu helfen begehrt, und wenn er ihns genommen, kein Hund hätte es ihm abgejagt, und doch hätte es das für Alle gethan und nicht für ſich allein. Es müſſe ſich irgendwo verfehlt haben, es wiſſe nicht wo. Jetzt könne es aber Jemand anders auch probiren, es begehre nichts mehr davon, es hätte an einem Male genug. „O Herr Jeſes, o mein Gott! Was hab' ich ausgeſtanden. Wollte nur, ihr hättet ihn auch geſehen und alle Die, welche glauben, es gebe keinen. Wenn er nur fort iſt und nicht wieder kommt! Aber wenn er einmal den Weg weiß, ſo hat's gefehlt, man kommt ihm nicht los, ach Gott!" So jammerte Eiſi und fuhr über Peterli aus, als wenn der eigentlich an Allem Schuld wäre. Er hätte ſollen witziger ſein und abwehren, oder er hätte wiſſen ſollen, daß der Teufel komme und ihm dänne helfen mit der Miſtgabel. Aber es ſei nichts mit ihm und gebe nichts aus ihm. — Weiter ſchadete das Erlebniß Eiſi nicht, nur warf es keine Bohnen mehr auf den Miſt, und Nachts ging im Dürluft Niemand allein und ohne Licht zum Hauſe hinaus, und wenn auch Zwei beiſammen waren und eine Laterne hatten, ſo wurden ſie doch des Grauſens nicht los bis ſie wieder drinnen waren.

Deswegen aber war die Nägelibodenbäuerin Eiſi nicht lieber, es fürchtete ſie jetzt und ſagte, mit der wolle es lieber nichts zu thun haben, aber zu erleben hoffe es, daß er mit ihr abfahre, oder man ſie einmal im Bett finde, das Geſicht im Nacken und die Zunge einen Schuh lang zum Maul heraus. Merken möge wer ſchmöcken könne, mit wem ſich die Hexe abgebe, Gott b'hüt uns davor. Es kam der Nägelibodenbäuerin wohl, daß wir zwei- bis dreihundert Jahre älter geworden, ſonſt hätte ſie erfahren müſſen, wie heiß das Feuer iſt, oder wie kalt das Waſſer. Als Sepp das Knechtlein wieder anſichtig wurde, fragte er wieder, was es Neues gebe im Dürluft? Einſtweilen hätten ſie am Alten genug, antwortete das Knechtlein. „Da haſt Etwas zu einem Schoppen," ſagte Sepp, drückte ihm ein Halbguldenſtück in die Hand und ging weiter. Verwundert ſah der Knecht ihm nach und begriff nichts an der Sache. Er glaubte feſt an des Teufels ſelbſteigene Erſcheinung, dachte nicht von ferne daran, daß Sepp ihn in ſeiner alten ſchwarzen, aber roth ausgeſchlagenen

Metzgerkutte ſelbſt vorgeſtellt hatte. Was ſollte jetzt das Trinkgeld? Wahrſcheinlich richtete es Sepp im Namen des Teufels aus, oder doch, weil er der erhaltenen Nachricht wegen den Teufel berufen konnte. Es ward ihm plötzlich himmelangſt, das Geld ward heiß wie eine feurige Kohle, er warf es von ſich ſo weit er vermochte, betrachtete Wochen lang ſeine Hand, ob ſie nicht ſchwarz werden wolle, ſchüttelt bis dato bedenklich das Haupt und ſagt, er könne auch Etwas erzählen, wenn er wolle.

Achtes Capitel.

Von Milchnöthen und von: Zu wenig und zu viel verdirbt alle Spiel'.

Unterdeſſen hatte das Käſen keinen böſen Verlauf. Der Senn war fleißig, kundig und ſehr vorſichtig, er unterließ auch nicht das Geringſte, womit er den günſtigen Erfolg ſichern konnte. So z. B. ſahen die Leute, daß er, als er den erſten Käs in den Spycher oder das Käsgaden trug, rückwärts ging. Das fiel den Leuten auf, denn dieſes iſt eben nicht die bequemſte Art zu marſchiren. Sie fragten, ob das der Sennenmarſch ſei, wenn er Käs in den Spycher trüge. Nur beim erſten gehe man ſo, ſagte der Senn, dann kämen keine Mäuſe in den Spycher und die Käſe ſeien vor ihnen ſicher. Das wunderte die Leute, aber es kam ihnen ſehr glaublich vor, und ihr Zutrauen zum Senn ward durch dieſe Vorſichtsmaßregel merklich befeſtigt.

Die Milch mehrte ſich auffallend, neue Kühe kalbten in's Grüne, es hieß allenthalben, das Gras ſei in dieſem Jahre b'ſunderbar melchig, die Kühe hätten mehr Milch als je. Dazu ſchüttelte der Senn den Kopf. Er hatte ſchon anderswo gekäſet, daher Erfahrung. Allerdings mehrte ſich die Milch, aber nicht in dem Maße, als man den Lieferungen nach hätte ſchließen ſollen. Es wirkten noch andere

Gründe zu dieſem wunderbaren Milchſegen. Die Sucht, der Größte und ja nicht der Kleinſte unter den Milchherren zu ſein, ward alle Tage mächtiger und überwand immer mehr alle Rückſichten. Gar viele der ſogenannten g'reiſeten Kühe hatten ſich als ſehr ung'reiſet herausgeſtellt: kalbten nicht, kalbten ſpät, kalbten ſchlimm, wurden krank, bekamen böſe Euter, gaben ſchlechte oder wenig Milch, kurz, eine Menge Gebrechen kamen an Tag, von denen man ſonſt wenig gewußt. Nie hatte der Vieharzt einen ſo guten Sommer gehabt, er ſagte, er wollte, es ginge immer ſo. Nun wollte aber Jeder beſtmöglichſt ſein Ungeſchick verbergen, nicht derjenige ſein, welcher ſo wenig melke, um ſich nicht auslachen zu laſſen, wollte auch keine Rechnung ohne den Wirth gemacht haben, ſondern das erzwingen, woran er gedacht. Jeder half ſich daher nach Verſtand und Gewiſſen wie er konnte und mochte. Die Einen thaten es auf Koſten der Haushaltung, ſo daß ſie der Frau nur die allernothdürftigſte Milch verabfolgen ließen, ſo daß von Anken gar keine Rede war, und wenn ſie nicht bedeutende Vorräthe hatte, die Suppen und das Kraut wenig mehr zu ſehen bekamen, an ein Extra-Kaffee nicht mehr gedacht wurde, wenn man es nicht ſchwarz trinken wollte, was denn doch nicht zu allen Tageszeiten angenehm iſt. Wo es ſo ging, war der Jammer groß und der Friede fort im Hauſe, das Herz der Weiber voll zum Zerſpringen von Gift und Galle. Wir können ein Müſterlein davon erzählen. An einem heißen Tage keuchte ein altes Mütterlein einen Hohlweg auf, der Hohlenbäuerin zu, welche oben auf dem Hügel wohnte. Ein Brünnlein lockte die Alte zum Trinken. „Nein,“ ſagte ſie laut zu ſich, „das will ich nicht machen, kaltes Waſſer thut mir nicht wohl, und dort wohnt ja die Hohlenbäuerin, eine brave Frau, wenn eine, die wärmt mir ſchon ein Tröpfli Milch.“ So eine Bäuerin, redete ſie keuchend und ſtilleſtehend fort, habe doch ein Herrenleben, ganz anders als ſo eine halbbatzige Herrenfrau, wo mit einem halben Vierteli vierbatziger Nidle hauſen müſſe per Tag, und faſt das fallend Weh bekomme, wenn ſie von Weitem Jemanden gegen das Haus kommen ſehe, von dem ſie denken müſſe, ſie müſſe ihm einen Kaffee machen. Da ſei doch eine Bäuerin, welche den Keller voll Milch habe, die Häfen voll Anken, das Kamin voll Speck und eine geſtoßene Nidle parat, wenn ihr der Sinn daran komme, ganz anders z'weg. Als ſie oben war, ſtand ſie ſtill, ſchwieg und ließ den Athem vollſtändig ſich erholen, denn weder alte noch junge Weiber kommen gern vor ein Haus, wenn ſie ihr Mühlrädlein nicht gleich können angehen laſſen. Dann ging ſie einem ſchönen Hauſe zu, das ſchön an der Sonne ſtand, groß und ſauber anzuſehen war, döppelete an die Thüre. Dieſe ging bald auf, freundlich hieß die Bäuerin die Alte in die Stube kommen, zog die Tiſchdrucke hervor, legte ein Brot vor ſie, hieß ſie nehmen, wenn ſie möge, und ſetzte ſich wieder an die Wiege, in welcher ein munteres Bübchen ſelig ſchlief. Die Alte rühmte billig das Brot; ſie müſſe, ſo oft ſie Brot eſſe, denken, es könne doch Keine backen wie die Hohlenbäuerin. „Aber wenn du mir,“ ſetzte ſie hinzu, „ein Tröpflein Milch dazu hätteſt, auch nur abgenommene, ſo wäre es mir gar anſtändig, es macht ſo gruſam heiß.“ Da ward die Bäuerin ganz bleich im Geſicht und ſagte: „Nein, wahrlich, Trini, nicht ein Tröpflein kann ich dir geben, nicht einmal abgenommene, ja keinen Löffel voll habe ich, um ihn dem Kinde zu geben, wenn es erwacht,“ und von den Wangen ſchoß der Bäuerin das Waſſer. „Aber mein Gott,“ ſagte Trini, „war der Bräſten (die Seuche) im Stall, habe doch nichts davon gehört?“ „Nein, Bräſten regiert keiner, die Kühe geben Milch wie Bach, aber ärger als die Bräſten ſind die verfluchten Käſereien,“ ſagte die Bäuerin, welche den Stall voll Kühe hatte und keinen Tropfen Milch im Keller, und brach in volles Weinen aus. „Mit meinem Manne,“ fuhr ſie ſchluchzend fort, „habe ich im Frieden gelebt, und er iſt mir lieb geweſen. Es hat wohl auch zuweilen Etwas gegeben, wie an allen andern Orten auch, aber keinem Menſchen habe ich geglaubt, wenn man mir ſagte, was auf mich warte. Da ſind die verfluchten Käſereien aufgekommen, und endlich hat auch hier eine ſein müſſen. Man hat mir das Maul ſüß gemacht, ich habe meine Einwilligung dazu gegeben, aber ungern; ich hatte ſchon gar Manches gehört, aber daß es ſo gehen könne, daran habe ich doch nicht gedacht. Anfangs machte es wenig, aber die Hitze nahm alle Tage zu, Jeder wollte der Höchſte ſein, Jeder zwackte daheim mehr ab, bis man endlich gar nichts mehr brauchen ſoll, man Einem nicht einmal ausrichtet für die Kinder oder für einen Kaffee. Keinem armen Menſchen kann ich ein Tröpflein Milch mehr geben. Kommen Gevattersleute oder Verwandte, ſo können wir trocken beiſammenſitzen, oder ich muß den Hafen den Häuſern nach ſchicken wie eine Bettlerfrau, daß ich in den Boden kriechen möchte vor Scham, und mich muß verbrüllen laſſen im ganzen Land, wie es mir böſet hätte und ich eine wüſte Frau geworden ſei trotz einer. Unterdeſſen ſitzen die Großköpfe beiſammen im Wirthshauſe, oder haben Käsgemeinde, es weiß der Teufel wo? heben die Grinde auf wie dreijährige Hengſte, rühmen, wie ſie g'reiſete Kühe haben, wie viel Milch ſie lieferten, wie ſie der Frau den Ringgen (die Schnalle) eingethan, wie ſie Augen mache, aber ſich ſchon daran gewöhnen werde. Wie kein Menſch denken könne, wie viel Milch die Weiber vergeudet und wie man ſie jetzt z'Nutzen bringen könne, und rechnen dann an den Fingern beim Kreuzer aus, wie viel ſie löſen und um wie viel reicher als jetzt ſie in hundert Jahren ſein würden. Es dünkt mich, wenn ich denen nur einmal auf die Köpfe geben könnte, daß ſie breit würden wie Kuchenbretter! Und wie geht's am Ende? Je weniger Milch ſie haben, deſto mehr Brënz ſaufen ſie, oder hocken im Wirthshauſe und leben wohl auf das Käsgeld hin. Wie groß da der Gewinn ſein wird, kann man auch an den Fingern ausrechnen.“ So jammerte die Hohlenbäuerin. Trini ging es wie vielen Leuten, welche, wenn kein beſonderes Intereſſe dabei iſt, lieber etwas Anderes hören als Jammern. Es packte ſeine Siebenſachen: Seife, Schmöckwaſſer, Hofmannstropfen und Anderes der Art aus und bat die Bäuerin, auszuwählen, was ſie nöthig hätte. Das nächſte Mal bringe es dann noch ſeidene Halstücher. Das war ein neuer Stich in's volle Herz und mit erneuerter Gewalt brach der Jammer aus. „Ich habe kein Geld mehr für nöthige Sachen,“ ſagte die Bäuerin. „Ehedem hatte ich Geld, als ich noch, wie überall bräuchlich, für eine Maß Milch oder ein Pfündlein Anken das Geld behalten konnte. Für mich brauchte ich es nicht; aber es giebt gar Manches in einer Haushaltung, wo der Mann den Verſtand dazu nicht hat, wo man froh iſt, wenn man einen Kreuzer hat, von dem man nicht Rechnung geben muß; jetzt iſt das aus. Ich kann nicht einmal mehr einer Magd ein Trinkgeld geben, wenn ich mit ihr zufrieden bin, keinem Gevatterkind mehr einen Batzen. Mit den Eiern kann ich auch nichts machen. Er duldet mir nicht mehr als drei Hühner wegen dem Grasverſchleifen, und von denen hätte er noch Muth die Eier den Kühen zu geben, daß ſie mehreten an der Milch. Ich könnte mir auch helfen wie andere Weiber: Korn und Garn ſtehlen und es verkaufen um's halbe Geld, unſere Krämerin handelt ſtark auf dieſe Weiſe, aber ich mag nicht. Der Täſche mag ich nicht Fiſche in die Bähre jagen, mag nicht an meiner eigenen Sache den Schelm machen, und Kindern und Geſinde das Beiſpiel geben, was auch ſie machen können. Wo ſo Etwas in einem Hauſe getrieben wird, da hat's gefehlt, da hat die Sache keinen Boden mehr, lieber wollte ich ſterben, wenn nur die Kinder nicht wären.“ Trini machte, daß es fortkam, und dachte bei ſich: „Ja, wenn es ſo iſt, wenn der Mann ein wüſter Hund iſt, ſo kommt es auf Eins heraus: ſei man eine Herrenfrau oder eine Bauernfrau.“

An einem andern Orte ging es anders, denn da hatte die Frau Haare auf den Zähnen. An einem Montag Morgen erhielten ſie Handwerksleute, den Sattler glauben wir: Meiſter, Geſelle und Lehrbub. Die hatten ſich gefreut auf dieſe Stör, denn das Eſſen war da ſonſt gut und ein Schnäpschen zwiſchenein fehlte nicht. Als man zum Frühſtück rief, leckten ſie die Mäuler rundum vor angenehmer Erwartung. Als ſie zu Tiſche ſaßen, zogen ſie die Kappen ab zum Gebet, und des Lehrbubs Augen muſterten, was auf dem Tiſche ſtand. Sie hatten aber nicht lange damit zu thun, denn auf dem Tiſche ſtanden blos zwei Schüſſeln mit Suppe, es war eine ſogenannte blinde, denn es waren keine Fettaugen ſichtbar auf derſelben, es fehlte nicht viel, man hätte den Boden der Schüſſeln ſehen können. Sie machten bedenkliche Geſichter, dachten jedoch, eine Suppe mache die Sache nicht aus, leicht vergreiſe ſich ja eine Köchin, beſonders am Morgen, nehme zu viel Salz oder zu wenig Mehl. Sie machten raſch mit der Suppe, denn ſie brauchten ſich nicht zu fürchten, daß ſie ihnen zu ſchwer im Magen liege. Der Suppe folgten zwei Schüſſeln mit in Waſſer gekochten Rübli oder Möhren, und nichts weiter als Brot. Da ſahen ſie ſich Alle ſeltſam an, beſonders der Hausvater machte ein Geſicht, von dem man nicht wußte, war es hebräiſch oder griechiſch, einſtweilen gab er keinen Laut von ſich. Die Leute gäbeleten in den Rüblenen herum, als ob ſie nicht wüßten, wollten ſie oder wollten ſie nicht. Da ſagte die Frau: „Nehmt in Gottes Namen, wenn ihr nicht hungrig vom Tiſche wollt, denn weiter kommt nichts nach und beſſer konnte ich es nicht geben. Ihr wißt, wie wir es ſonſt gehabt: wir hatten's und wir gönnten's. Wer einmal bei uns war, kam gerne wieder. Wir brauchten nicht ein Paar Schuhe zu verlaufen, ehe wir den Schuhmacher in's Haus brachten. So lange ging es ſo, bis die verfluchten Käſereien ihren Anfang nahmen, da änderte es ſich. Der da (auf den Mann zeigend) giebt alle Milch in die Käſerei und fragt nicht, kannſt es machen und womit kocheſt? Ich kann nicht anken, ich habe nicht Milch, ich habe nicht ſo viel Schmutziges (Butter oder Schmalz) im Hauſe, daß es einer Laus im Auge weh thäte; was ich auch ſagen mochte, antwortete er mir: »Die Andern können es auch machen, mach' es auch wie die Andern, brauchſt nichts Apartes haben zu wollen.« Könnt denken, wie mir das war, könnt denken, wie es mir iſt, wenn ich ſo zu eſſen geben muß, aber ich habe es weiß Gott nicht beſſer.“ Das war eine Interpellation, wie ſie ſelten noch erlebt wurde, ſie wirkte aber auch. Von Stund an hatte die Frau wieder Milch, konnte den Tiſch wieder beſtellen, wie es üblich und bräuchlich war. Ein feſtes und offenes Wort am rechten Ort wird ſelten gehört, hat aber Kraft und guten Klang, wo es gehört wird. Es iſt aber wirklich auch fürchterlich für eine Hausfrau, welche von Jugend auf gewohnt war, die Milch als den Angel zu betrachten, um welchen der ganze Haushalt ſich drehte, der wahre Kummr-z'hülf, zu welchem man ſeine Zuflucht nahm in jeder Noth, nun plötzlich dieſen entbehren, ohne dieſen und mit nichts Neuem, keinem Erſatzmittel, es machen zu ſollen. Denn deswegen ſchaffte der Mann weder Fleiſch, Wein noch etwas Anderes an, und wenn mehr Brot gebacken werden ſollte, ſo machte er ein Geſicht, mit welchem man ganz Lappland hätte vergiften können. Und dieſes nicht etwa wegen einem Unglück, weil es ſo ſein mußte, ſondern blos weil es der Mann ſo im Kopfe hatte, um den Großen zu machen, ſo blos aus Zwang und Muthwillen. Da ward wirklich mehr Zorn verwerchet in der Vehfreude, als in die Haut mochte, und die Zärtlichkeit nahm hier ab, wie das Waſſer in Iſrael damals, als es drei Jahre nicht regnete.

Es gab aber auch eine andere Sorte von Menſchen, welche ſich anders half, und zwar mit Zugießen. Sie goſſen Waſſer zu, goſſen Käsmilch zu, und wenn eine Kuh ein böſes Euter hatte und ungeſunde Milch gab, ſo thaten ſie, als merkten ſie es nicht. Sie hatten es dabei wie ungezogene Jungen, welche, wenn man ihren Muthwillen ein oder zwei Mal nicht merkt, das Ding immer ärger treiben, immer frecher werden, bis man endlich aufreden muß, wenn man am Leben bleiben will. Da machte der Bauer, was er glaubte, daß gut ſei, dann beſſerte der Melker noch nach, dann kam die Bäuerin, daß es Niemand merken ſollte, und tauſchte Käsmilch an rechte Milch, dann ſtolperte der Junge auf dem Wege zur Käſerei, ein Blatſch fuhr ihm zur Bränte heraus über den Kopf, am nächſten Brunnen füllte er zu. Dem ſah der Senn in der Stille zu, er war erfahren, er rief nicht Fürio! bis er wußte, wo es brannte. Er ſtellte unvermerkt in Gläſern Milch bei Seite aus den Bränten, welche ihm verdächtig vorkamen, und ſuchte Boden, und immer eifriger, weil ihm das Käſen immer weniger gerieth. Die Milch ſchied im Keſſi, ehe er den Kaſelt hineingegoſſen, ſo daß er nicht wußte, woran er war, ſollte er viel oder wenig oder gar keine Säure zugießen, die Käſe blähten ſich, er verlor die gewohnte Sicherheit, den ſogenannten Halt, die Aſſurance, wie der Welſche ſagt, alle Tage mehr. Er klagte dem Hüttenmeiſter oder Präſidenten, forderte ihn auf, mit ihm Obacht zu halten, um die Miſſethäter zu entdecken. Aber der Hüttenmeiſter war einer von denen, welche meinen, darin beſtehe die Klugheit, daß man Niemanden traue und daß hinter Allem etwas ſtecke. Er war auch vom Mißtrauen gegen den Senn angeſteckt, der Einfluß der naſeweiſen Jungen hatte ſich auch auf ihn ausgedehnt. Der Küherbub müſſe nicht meinen, daß er ſie über den Kübel lüpfen wolle, dem wollten ſie doch wohl ſchlau genug ſein, ſagte er. Er glaubte ſich dazu berufen, nicht ſowohl den Bauern, als dem Senn aufzupaſſen. Er wiſſe wohl wie das gehe, ſagte er; wenn der Senn nichts tauge, oder die Nidle für ſich brauche, ſollten die Bauern ſchuld ſein. Er ſah ihm auf die Finger, wenn er Etwas verkaufte. Der Senn konnte den Armen oder überhaupt Allen, welche da Etwas kauften, nicht knapp genug meſſen, nicht ſchlecht genug wägen, und wenn der Senn hier einen Fehler ſah, ſo ſah ihn der Hüttenmeiſter an einem ganz andern Orte. Er war einmal drei Tage auf einem Berg geweſen und meinte, er verſtehe das Käſen aus dem Grunde. Es wäre doch bös, ſagte er, wenn man ſich von Einem, dem man den Lohn gebe, ſolle den Marſch machen und befehlen laſſen, es wäre aſe bös, wenn ſo Einer witziger ſein wolle, als eine ganze Dorfſchaft. So konnte es der Senn aber doch nicht gehen laſſen, er lief Gefahr, um ſeinen Ruf zu kommen und das ganze Mulch zu verderben. Es mußte ihm Käsgemeinde angeſtellt werden, nachdem er vorher ſeine Vorſichtsmaßregeln getroffen zu haben glaubte. Er hatte nämlich unter der Hand geſagt, wem er das Schlechteſte traue, und ſtrafe man dieſe gehörig nach dem Reglement, ſo werde es mit den Andern ſchon beſſern, meinte er. Er hatte ſogar dem Eglihannes, welchen er als einen vortrefflichen Redner kennen gelernt hatte, freilich auch mit groben Milchſünden behaftet, nicht blos einige Maß Nidle, welche er ihm geliefert, aufzuſchreiben vergeſſen, ſondern ſeine Sündhaftigkeit gründlich überſehen und geſagt, wenn Jeder Milch lieferte wie er, ſo wäre es eine Freude zu käſen. Himmeldonner! (er war ein Liebhaber vom Fluchen, wie die Meiſten aus dem Regiment, welches mehr vorſtellen will als es iſt) dachte der, was ich mache, weiß ich; was müſſen dann die andern Donnern treiben, und er erſchrak sehr. Dem müßte abgeholfen ſein, ſagte er, und ſollte man Einige hängen, auf ein Dutzend Bauern mehr oder weniger komme es nicht an, wenn es Mädchen wären, wäre es anders. So an halbleinenen Kutten ſei wenig gelegen, meinte er mit Mathyß dem Lätzen, ſeien ja nur Miſtkraten-Buben. Eglihannes war von Allem

Liebhaber, was er nicht ſollte, und ſeit er 'mal Etwas geweſen, glaubte er ſich Alles erlaubt, was ſonſt verboten war.

Es iſt curios, ſeit einiger Zeit nehmen Männer von Kindern Gewohnheiten an, was eigentlich ganz natürlich iſt, da die Jungen Alles in Allem ſind, des Vaterlands einziger Troſt und Hoffnung, die Alten gar nichts. Giebt man nun ſo einem Buben die Erlaubniß zum heil. Abendmahl, ſo meint dieſer nicht, er habe damit die Erlaubniß empfangen, als ein im Geiſte geborner Chriſt zu leben und Theil zu nehmen an den dazu nothwendigen Stärkungen des Geiſtes, ſondern er meint, er habe nicht blos die Erlaubniß erhalten an allen Ausſchweifungen der Erwachſenen Theil zu nehmen, ſondern die Berechtigung in Allem, es am ärgſten zu treiben über alles Maß hinaus. Gerade ſo geht es gewiſſen Leuten, wenn ſie an die Regierung kommen, d. h. Beamten werden. Sie ſcheinen im Wahne zu ſein, in ihrer Wahl liege die Berechtigung, um keine Geſetze mehr ſich zu kümmern, ja die Pflicht, zu zeigen, wie man Geſetze mit Füßen trete, die Pflicht, dem Volke vorzuhudeln, vorzuſaufen ꝛc. Curioſe Anſicht! Wird wegen der Bildung, der Freiſinnigkeit, dem entſchiedenen Fortſchritt ſo ſein müſſen. — So ward alſo Eglihannes grimmigen Gemüthes gegen Die, welche es mit der Milch noch viel ärger treiben ſollten. So viel begriff er von der Sache, daß, wenn es dem alſo ſei, an ihrem Käs nicht viel Gutes ſein könne, und er begehrte eine Käsgemeinde.

Es war große Spannung in der Vehfreude an dieſem Abend. Begreiflich nahm es Alle Wunder, welches die verfluchteſten B'ſchyßhüng ſeien, und Jeder dachte: „Mich ſollen ſie wenigſtens nicht erwiſchen, denen will ich ſchlau genug ſein.“ Am ruhigſten waren die mit ſaubern Gewiſſen, und ſolche gab es doch auch.

Ein Fremder hätte jedoch von dieſer Aufregung nichts gemerkt. Die Mannen ſchienen noch ein Mal ſo langſam zu trappen, ſtanden alle Augenblicke ſtill, ſtopften mit allem Behagen die Pfeifen, ſchlugen Feuer und wieder Feuer, brachen Zweige von den Weiden und putzten die Röhrlein, dieweil ſie zugeharzet waren, und ſehr ſpät war es, als die Verſammlung eröffnet werden konnte. Der Senn ſei auf's Neue klaghaft, ſagte der Hüttenmeiſter, wegen ſchlechter

Milch, und es ſollte, denke er, darum zu thun ſein, die Sache zu unterſuchen. Vielleicht ſei Etwas daran, vielleicht auch nicht, man könne es nicht wiſſen, z'Sach könne an manchem Orte fehlen. Nun ſaßen ſie Alle da, zogen an den Pfeifen, Viele hatten die Ellbogen auf die Knie gelegt und ſtreckten den Kopf darüber weg wie Enten, wenn ſie Futter ſchnabeln, und großes Schweigen herrſchte. Es war aber auch eine eigene Sache mit dieſer Verſammlung. Man denke ſich einmal einen Rath, oder ſo Etwas, verſammelt, um zu Gerichte zu ſitzen über ſich ſelbſt, und die Klage zu unterſuchen, er habe Schelme in ſeiner Mitte. Und die Klage iſt keine politiſche Parteiklage, es ſtehen nicht Parteien gegeneinander, ſondern die Klage iſt von einem Angeſtellten erhoben, und mehr oder weniger ſind Alle damit beſchlagen, und zwar doppelt, ſowohl von der Anklage als vom Schaden, Viele in der Lage, daß Einer zum Andern ſagen kann: „Nit, nit! es iſt genug, wenn ich's mache; machſt du es auch noch, ſo könnte die Sache fehlen!“; Alſo noch viel ſchlimmer als im engliſchen Parlament, wenn es über Wahlbeſtechungen richten ſoll, ging es hier zu.

Man denke ſich die Geſichter, welche die ſämmtlichen Rathsherren machen, jeder auf das Scheltwort paßt, keiner anfangen will, jeder mehr auf das Loch denkt, durch welches er ſchlüpfen will, als darauf, wie er die Andern fange, bis vielleicht auf einige Rechtskundige, welche es ſchon mehr als ein Mal erlebt, daß den Unverſchämteſten es am beſten ging, und wer am frechſten lügen, Unſchuldigen ſeine eigene Schuld in die Schuhe ſchieben konnte. Wer das ſich ſo lebhaft vorſtellt, der hat auch die Käsgemeinde in der Vehfreude vor Augen. „Seh,“ ſagte der Präſident, „was iſt da zu machen, gebt nun eure Meinung!“ „He, du biſt Präſident und wirſt wiſſen, was im Reglement iſt. Wirſt es nicht haben wie Die, wo nach dem Geſetze verfahren ſollen und das Geſetz nie angeſehen haben. Sag' du, was iſt geſchrieben,“ bemerkte Einer. „He, da iſt das Reglement, könnt es ſelber leſe,“ antwortete der Präſident. „Oder du, Eglihannes, lies du es ab. Aber es fragt ſich nicht, was im Reglement iſt, ſondern ob die Sache ſo iſt, wie der Senn ſagt, und der Fehler nicht an einem ganz andern Orte iſt, ſelb iſt die Frage.“ Da erhob ſich Eglihannes, der Secretär, welcher den Hüttenmeiſter immer auf dem Striche hatte, und ſagte: er glaube nicht, daß dieſes die Frage ſei. Der Senn werde wiſſen, was er ſage, wenn er's nicht wiſſe, wer es dann wiſſen ſollte? Wer ſich darauf verſtehe, das möchte er wiſſen? Er hülfe den Senn rufen, den ſolle man b'ſchulen, und zwar recht, der ſolle ſagen, wem er die Sache traue, mit denen ſolle man dann nach dem Reglement verfahren. Da ſtand der Vater der jungen Naſeweisheit auf und ſagte: das helfe er auch, er ſei kein Lumpenhund, er ſage nicht: Reglement hin, Reglement her, die Sache müſſe ihm ſauber gehen, wenn er mit Freuden dabei ſein ſolle. Aber vor Allem hülfe er unterſuchen, ob man dem Senn trauen könne, ehe man ihn die Leute verdächtigen laſſe, der Senn müſſe auch ſauber ſein. Er hätte einen Ton von Nidle gehört, er wiſſe nicht, ob ſie bezahlt worden oder nicht, und wenn man alle Bräntli und alle Fauſterli (Bräntchen, die man in der Hand trägt) unterſuchen würde, welche man aus der Käſerei trage, er glaube, man fände noch etwas Anderes darin als Käsmilch oder Ankenmilch. Daneben wolle er nichts geſagt haben, er unterziehe ſich dem Mehr, aber es düche ihn, der Hüttenmeiſter, der Caſſier und ſeinethalb auch der Secretär ſollten etwas beſſer aufpaſſen, wofür habe man ſie ſonſt? Eglihannes fuhr auf, als hätte ihn eine Wespe geſtochen, und war im Begriff zu ſagen: wenn Einer ſage, er habe Nidle wegtragen laſſen insgeheim, ſo lüge er wie ein Schelm und Spitzbub. Worauf natürlich große Heiterkeit entſtanden wäre und der Präopinant geantwortet hätte: er hätte einmal einen Ton gehört, wenn man einen Bengel unter die Schweine werfe, ſo ſchreie nur dasjenige, welches getroffen worden. Daneben wiſſe er nicht, ob es ſo ſei, aber er hätte es einmal erzählen hören. Aber Eglihannes hatte an ſelbem Tage noch nichts getrunken, er war noch ſchlau genug, ſich zu mäßigen, er ſagte daher: es ſtehe im Reglement nichts davon, daß der Secretär mit der Aufſicht etwas zu thun habe, und es ſei auch nicht nöthig, es ſchienen deren genug zu ſein, welche aufpaßten, ſie würden Urſache haben, es zu thun, daneben ſei es ihm ganz recht; das zeige eben, daß eine Unterſuchung ſein müſſe. Wenn von allen Seiten gefehlt zu werden ſcheine, ſo werde man es doch nicht ſo gehen laſſen, ſondern wiſſen wollen, wo der Fehler ſei. Er trage daher darauf an, eine Commiſſion zu ernennen, welche die Unterſuchung machen ſolle, unparteiiſch, gehe es an, wen es wolle. So eine Commiſſion (oder Ausſchuß, wie man es auf dem Lande zu nennen pflegt) iſt ein allerwelts Kummr-z'hülf und zumeiſt das Punktum hinter der Sache. Gewöhnlich geſchieht von drei Dingen eins: entweder kommt der Ausſchuß nie zuſammen, oder er kommt zuſammen, aber rapportirt nie, oder er rapportirt, aber es wird ſonſt Nichts daraus. Zuweilen wohl geſchieht auch ein Viertes: es wird dem Bericht Folge gegeben, aber welche? Er hätte nichts wider einen Ausſchuß, ſagte ein Dritter, er hülfe auch einen machen. Aber dann ſolle der ſehen, was er mache, nicht die Einen dareinſtoßen und vielleicht ſelbſt nicht ſauber ſein. Es komme Alles darauf an, daß man die Rechten wähle, da könne man ſich in Acht nehmen, was man mache. Daß dann hierbei etwa Partei getrieben werde, daß man auf die Einen drücke und den Andern durch die Finger ſehe, ſelb wäre ihm lieber nicht. Allweg hätten es die am beſten, welche in der Commiſſion ſeien, die müßten dumm ſein, wenn es ſie treffen ſollte. Er wolle ihn gleich in die Wahl thun, ſagte Eglihannes, er könne dann erfahren, wie angenehm eine ſolche Unterſuchung ſei, wo man ſich in alle Wege unwerth mache. Finde man Etwas, ſolle man parteiiſch ſein, finde man Nichts, ſo ſei man beſtochen, habe Nichts finden wollen. Man möge es machen wie man wolle, ſo ſei es nicht recht. Das gehe nicht ſo, ein geheimes Mehr müſſe gemacht ſein, hieß es. Es ſei ja noch nicht abgeſtimmt, ob man eine Commiſſion wolle oder nicht, und was für eine, ſagte man von anderer Seite her. Ob denn eine Unterſuchung erkannt ſei, ſagte der Ammann, ſelb möchte er wiſſen. Sie führten ihn da in der Sache herum wie der Metzger in der Kuh, bis er den Schwanz bei den Hörnern ſuche. Da fuhr ein Kopf zur Thüre herein und rief: „Los Neuis!“ Es war der Kopf der Frau Ammännin, deren Rufe der Ammann alsbald folgte. „Machit numme,“ ſagte er, „es iſt mir gut!“ Aber begreiflich ward nichts gemacht, ſondern blos geredet, und wie ſtill es anfangs auch geweſen war, ſo war jetzt Muckeln und Brummeln allgemein.

Offenbar war die öffentliche Stimmung die: So hätte man es mit den donners Schelmen, wenn die Sache nicht laufen wolle, ſollten die Bauern ſchuld ſein, der Senn mache ſich hinter ſich draus. Es ſei doch begreiflich, daß es nicht ihre Schuld ſei, wenn es bös gehe, ſo dumm ſeien ſie doch wirklich nicht, wenn ſie ſchon die dummen Bauern heißen müßten. Der Schluß hatte etwas von Logik an ſich, aber nur den Schein. Es meinte nämlich nicht Einer, daß das, was er mache, dem Ganzen ſchade, und zudem hatte eigentlich auch nicht Einer einen Begriff von der Sorge für das Ganze. Die Bauern ſind in der Regel alle Sonderbündler, jeder hat nur zunächſt das eigene Intereſſe im Auge, gehe es dem Ganzen wie es wolle. Er iſt ein Menſch des Augenblicks, einen kleinen augenblicklichen Vortheil nimmt er, fragt nicht, wie groß der Schaden am folgenden Tage ſei, wie viel Batzen um des gewonnenen Kreuzers willen am folgenden Tage zu Grunde gehen werden.

Bald kam der Ammann wieder und ſagte: „He, habt ihr gewählt, wer iſt im Ausſchuß?“ Sie hätten noch nichts gemacht, erhielt er zur Antwort, man hätte ja noch nicht abgemehret, was man wolle. Da werde man nicht die Wahl haben, ſagte der Ammann und Hüttenmeiſter. Unterſuche man nicht, ſo ſtütze ſich der Senn darauf, mache was er wolle, und ſage am Ende, er hätte die Anzeige zu rechter Zeit gemacht, warum man nicht unterſucht habe? Dieſe Einſicht hatte die Frau Ammännin ihrem Ehegemahl in aller Eile beigebracht. Sie hatte im Stübli die Verhandlung angehört und war faſt aus der Haut gefahren über die Dummheit der Männer, welche nicht mit beiden Händen nach einer Unterſuchung griffen. „Wenn mir Einer ſagt, immer den Dümmſten, das größte Babi, mache man zum Ammann, ſo ſage ich ihm: du haſt recht!“ hatte ſie ihrem Manne geſagt. Sie hatte, im Ganzen genommen, eine Unterſuchung nicht zu fürchten, ſie war eine ehrliche Frau, und wenn es nirgends ſchlimmer gegangen, wäre eine Unterſuchung kaum beantragt worden. Sie wehrte dem Melker, doch nicht allzu ſtrenge, daß er zuweilen mit Waſſer nachhalf, um der Höchſte zu bleiben, aber Käsmilch oder kranke Milch hätte ſie doch wirklich nicht unter die gute miſchen laſſen.

Aber ſie war eine Frau, das heißt g'wunderig, und als Ammännin, die berechtigt war, Alles zu wiſſen, noch g'wunderiger als andere Weiber. So eine Unterſuchung, wo man Alles vernahm, was allenthalben in den Häuſern ging, und wo ihr Mann, verſteht ſich, auch dabei war, das hatte ſie noch nie erlebt, das war was Göttliches. Ueberdies haßte die Ammännin den Eglihannes und ſeine Frau bitterlich. Seit Jahren hatten z'Ammanns den erſten Rang im Dorfe behauptet, ſo einen Eglihannes und ſein Weib im Saubrunnen hätten ſie nicht mit dem Rücken angeſehen. Nun aber bildete ſich Eglihannes ein, weil er in der Reihe der Beamteten über dem Ammann geſtanden, ſei und bleibe er über ihm in alle Ewigkeit, und ſeine Frau war ganz gleicher Meinung. Beide machten Anſpruch auf den erſten Rang in der Behfreude. Eglihannes widerſprach dem Ammann, machte Partei gegen ihn; Frau Eglihanneſe plagte die Ammännin, legte zu gleicher Zeit die Wäſche ein, ſtach ihr die Waſchweiber ab, verköſtigte und bezahlte ſie beſſer, trieb in Allem großen Prunk, redete beſtändig von ihres Mannes großem Einfluß und Anſehen. Wem er z'beſt rede, dem ſei geholfen, und nur an ihm ſtehe es, wieder an's Brett zu kommen und ſo hoch er begehre. Aber er begehre nicht, es ſei ihm wohl ſo, er habe zu leben, mehr als man glaube, wenigſtens tauſchten ſie mit Niemanden hier in dieſem Lumpenloch.

Dieſes Alles kaltblütig zu ertragen, wäre einer Frau Ammännin zu viel zugemuthet geweſen. Nun that die Frau Ammännin wirklich auch ihr Möglichſtes, dem Streben der Frau Eglihanneſe vorzubeugen. Alle Lumpenſtücklein von Eglihannes hatte ſie an einen Faden gezogen, und dieſen hatte ſie beſtändig bei der Hand, bei jeder Gelegenheit brachte ſie die paſſendſten an, und über jedes neue, welches ſie vernahm, hatte ſie eine Freude wie über das größte Geſchenk, und über alles Dumme, was die Frau Eglihanneſe ſagte (Schlechtes machte die Frau eigentlich nicht), hatte ſie eine doppelt ſo große Freude. Selten kam ein Bettelweib vor das Haus, welches nicht eine Anſpielung auf Eglihanneſe vernahm. Nun hatte die Frau Ammännin ſchon früher einen Ton von der Nidle gehört, und zwar durch Frau Eglihanneſe eigene Magd. Die Frau Ammännin, welche ſich als die erſte Staatsperſon im Orte betrachtete, hielt es nicht allein für keinen Fehler, ſondern für eine Pflicht, zu vernehmen, was in der Vehfreude vorgehe, natürlich um allfällig Böſem vorbeugen zu können. Sie hatte daher ein offenes Ohr, eine offene Hand und einen ſüßen Mund für jede Dienſtmagd, welche in ihren Bereich kam und ihr etwas Neues erzählen wollte. Ein ganz beſonders trauliches Verhältniß fand zwiſchen ihr und Eglihanneſe Magd ſtatt, ſie wußte ſicher beſtimmter, wann und wie Eglihannes heimkam, als die Frau Eglihanneſe ſelbſt. Dieſe Magd hatte der Frau Ammännin geſagt, ſie brauchten bei ihr ſeit einiger Zeit viel Nidle, und ſie hätte einmal einen Ton gehört durch die Thüre, wie ſie gelacht über die Weiber, welche über Mangel an Milch klagten. Sie hätten auch nicht viel Milch, aber wenn man Nidle genug habe, frage man der Milch ſo viel nicht nach, habe Eglihannes geſagt. Darum hing die Frau Ammännin ſo an einer Unterſuchung. Die gute Frau kannte den Lauf ſolcher Unterſuchungen noch nicht. Eglihannes ſtüpfte den Peterli im Dürluft und gab ihm an, er ſolle ſagen, es brauche ja eigentlich keine beſondere Commiſſion, man ſolle den drei Beamteten, Hüttenmeiſter, Caſſier und Secretär, den Auftrag geben. Das war dem Ammann nicht recht, denn auf den Eglihannes wäre er gern z'Dorf gegangen, das konnte er nicht wohl, wenn derſelbe auch in der Commiſſion war. Er ſagte daher, man ſolle eine ganz neue Commiſſion wählen, welche ganz unparteiiſch ſei. Vielleicht daß ja Einer oder der Andere von den Beamteten ſich auch verfehlt hätte. So ſprach der Ammann, und weil es der Ammann ſagte, ſo that man ſo, und wählte zu des Ammanns großem Aerger ihn auch nicht in den Ausſchuß. Es war das erſte Mal, daß er zornig war, weil man machte, was er rieth. Man wählte aber auch den Caſſier und Secretär nicht. Starke Urſache hatte man zum Glauben, es habe Jeder ſich ſelbſt die Stimme gegeben, und neben ſich Solchen, von denen man beſtimmte Nachricht hatte, daß ſie das Pulver nicht erfunden. Solche wurden auch in den Ausſchuß gewählt.

Neuntes Capitel.

Wie in der Vehfreude eine Commission arbeitet und wie sie wirkt.

Mit dieſer Wahl waren Viele nicht zufrieden, Andern fiel ein Stein vom Herzen. Die Frau Ammännin war ſehr böſe, alle ihre Erwartungen waren in die Brüche gegangen. Am ärgerlichſten war der Senn. Er wußte wohl, daß mit einer Unterſuchung gegen ihn nichts anzufangen ſei, und wenn noch ganz andere Spitznaſen ausgeſchoſſen würden. Sein Milchbuch war in der Ordnung, das Hüttengeld lieferte er ab, wer wollte ihm nachweiſen, ob Etwas an ſeinen Fingern kleben blieb oder nicht? Das Käſen und ihre Beſorgung verſtand er ſichtbar; ſie ſeien gut gemacht, hieß es allgemein. Wo war nun Der, welcher erkunden wollte, ob alle Nidle, welche in den Käſen ſein ſollte, auch wirklich in denſelben war? Aber den Bauern kam er bei einer ſolchen Commiſſion nicht auf das Leder, was doch ſo leicht zu machen geweſen wäre. Je ärger die es trieben, deſto weniger konnte er machen, und lief Gefahr dazu, daß Alles fehle. Er bot ſich unter der Hand an, die Ausgeſchoſſenen zu begleiten, aber er ſtand nicht in dem Anſehen, in welchem an manchem Orte der Senn ſteht, wo er der Angel iſt, um welchen das ganze Dorf ſich dreht, ſo gleichſam der Schutzpatron. Der kleine Junge hatte ihn gleich Anfangs ſchief geſtellt, zudem waren die Vehfreudiger viel zu ſelbſtherrlich, um ſich von einem Knechte viel ſagen zu laſſen. Die Ausgeſchoſſenen wieſen daher das verblümte Anerbieten trocken von der Hand. Sie waren ſtolz auf den Ausſchuß, er war wahrſcheinlich der erſte, in den ſie gerufen wurden, und noch glücklicher waren ihre Weiber, als ſie es vernahmen. Einmal ſei es recht gegangen, ſagten ſie, es komme doch endlich, daß es ſich zeige, wer das Vertrauen habe und wer nicht; zu dieſem hätte man nicht Jeden brauchen können. Sie waren nun die Glücklichen am Anrichtloch, ſie hatten die erſten Nachrichten, und konnten Inſtructionen geben, wem die Ausgeſchoſſenen aufſitzen und wem ſie durch die Finger ſehen ſollten. Derſelben Aufgabe beſtand hauptſächlich darin, daß ſie den Ställen nachgehen, die Euter prüfen, die Milch unterſuchen und meſſen ſollten. Da kam es natürlich darauf an, daß ſie zu unerwarteter Stunde kamen, damit man nicht etwa eine Kuh ungemolken laſſe am Morgen, damit ſie am Abend die doppelte Milch gebe, womit man es verbergen konnte, wenn man gewöhnlich mehr Milch in die Käſerei geliefert hatte, als aus den Eutern der Kühe gekommen war.

Bekanntlich wußten die Weiber der Ausgeſchoſſenen um die abgeredeten Manövers, um Tag und Stunde ihrer Ausführung, und was Weiber wiſſen, geht auch auf Andere über. Weiber ſind bekanntlich in ihren Wiſſenſchaften wie in ihren Sünden wahre Communiſtinnen. Sie haben das von der Urmutter her, welche erſt mit der Schlange klapperte, dann mit Adam den Apfel theilte. Freilich ſagten ſie es nur der liebſten Freundin, aber dieſe hatte wieder eine liebſte u. ſ. w., ſo daß ziemlich Alles offenbar wurde, was im Geheimen verabredet war. Im Nägeliboden wußte man nichts, denn Bethi war keinem Weibe die Liebſte, da hätte es fehlen können, wenn Urſache dazu vorhanden geweſen. Aber weder Sepp noch Bethi mochten ſo Etwas; ſie hatten genug zu thun, wie man zu ſagen pflegt, aber ſie hatten den Grundſatz, es möge ihnen gehen wie es wolle, ſo müſſe man ihnen nicht nachreden, entweder ſie hätten es mit ſchlechter Sache verſchuldet, oder mit Betrug erworben. Gehe es in Gottes Namen wie es wolle, ſo hätten ſie ſich weder des Unglücks noch des Glücks zu ſchämen. Dieſer Grundſatz iſt ſchön, aber nicht modern, da heißt es: „Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott; mache was du kannſt, Andere machen es auch!“ Sie zogen das Letztere freilich in Betracht. „Sepp,“ ſagte Bethi, „es muß doch unverſchämt zugehen mit der Milchlieferung: ſo und ſo viel geben die, und dieſe noch mehr, und jene haben kranke Kühe und mehren mit der Milch, ſtatt zu mindern. Änneli berichtet Wunder, der Senn kann faſt nicht mehr käſen, und viele Käſe ſollen gefehlt ſein; ſo ſind wir die Narren im Spiel, haben am Ende die geringſte Loſung und das Auslachen obendrein. Betrügen mag ich nicht, auszutreten wäre am beſten.“ „Da fehlte das Auslachen uns auch nicht, und den Schaden erſetzte uns Niemand,“ ſagte Sepp. „Aber habe Geduld, ſo geht es nicht immer, das beſſert. Es iſt der erſte Sommer, da will Jeder anbringen, was er gehört oder ſelbſt erſinnet hat. Geht es recht ſtrub, ſo kommt es nachher deſto beſſer, man lernt, ſich nicht ſelbſt das Bein vorzuhalten und was in's Maß mag. Ließen wir uns verleiten, das Geringſte uns zu erlauben, was Andere treiben, zähle darauf, es käme an Tag, dann könnten wir zuſehen, wie es uns erginge, mit Schonen würde man ſich nicht verſündigen unſeretwegen.“

Sepp hatte vollkommen recht, ſo wäre es gegangen. Die Ausgeſchoſſenen mußten die Unterſuchung zur Melkzeit vornehmen, ſie hätten nämlich ſonſt kein richtiges Reſultat erhalten. Zudem milcht man nur in Nothfällen zur Unzeit, wenn es auch nicht ſo gefährlich iſt, wie jener Wirth vorgab. Vor ſeinem Hauſe hielt nämlich eine gräfliche Reiſekutſche um Mittagszeit, und die Frau Gräfin verlangte einen Becher kuhwarme Milch. Der Wirth war gefällig, brachte bald einen Becher voll Milch, forderte dann aber auch dafür einen Großen Thaler. Die Frau Gräfin fragte verblüfft, ob denn hier die Milch ſo theuer ſei? Nein, ſagte der Wirth; aber da er die Kuh zur Unzeit gemolken, laufe er Gefahr, daß ſie ihm ganz von der Milch komme. — Es geht zwar die Rede, auch in der Vehfreude ſeien Kühe heimlich gemolken worden zur Unzeit, und zwar von Solchen, welche ſelbſt gern in der Commiſſion geweſen wären und derſelben nicht trauten. Wie Schakals, Wölfe und möglicherweiſe auch Hyänen hinter kämpfenden Heeren herſchleichen ſollen, ſo ſchlichen auch Welche hinter der Commiſſion her und viſitirten, wenn Niemand bei der Hand war, die Kühe, molken ſie gar. War ein Kalb im Stall, ſo löſten ſie nachher ſeine Bande, damit, wenn die Leute heimkämen, ſie meinten, das Kalb hätte den Schaden angerichtet, und an ihm, dem Unſchuldigen, dann ihren Zorn ausließen. (Halt ein Schickſal, dem die Kälber nicht entrinnen werden, ſo lange es Kälber giebt.) Dieſe Commiſſion mußte zu einer Melkzeit an mehreren Orten inſpiciren, wenn ſie fertig werden wollte in einer Zeit, wo das Rapportiren Etwas abtrug. Sie erſchien daher an einem Orte früh, an andern ſpäter; die letztern waren begreiflich im Vortheil. Im Nägeliboden erſchienen ſie ſehr früh, früher als irgendwo, Sepp hatte kaum zu füttern angefangen, preſſirten ſehr mit dem Melken, hatten Luſt, es ſelbſt zu machen. Das Letztere ließ indeß Sepp nicht zu, meinte, wenn ſie das Melchterli unterſuchten, in welches er melke, ob er darin nicht Waſſer mit unter die Kuh nehme, hintenher die Milch unterſuchten, ob ſie geſund ſei und wie viel ſie wiege, ſo wüßten ſie Alles, was ſie zu wiſſen nöthig hätten. Sie betrachteten mit Neid die Kühe, welche wohl am Leibe waren und von denen zwei noch nicht gekalbt hatten, ſahen endlich mit Verwunderung, wie viel Milch Sepp über ſeine Lieferungen in die Käſerei erhielt, und fragten ärgerlich: „Brauchſt die alle ſelbſt, oder verkaufſt?“ „Brauche ſie ſelbſt,“ ſagte Sepp; „ſteht ja im Reglement, daß man keine nebenaus verkaufe.“ „Mit Schein, biſt Liebhaber von der Milch,“ ſagte einer der Fecker, den es verdammt ärgerte, daß ſie Nichts gefunden und Sepp mehr Milch daheim behielt als er. „Allweg!“ ſagte Sepp. „Was hat der Bauer Beſſeres? Wer hart arbeiten muß, muß gut zu eſſen haben, und muthet man ſeinen Leuten viel zu, muß man es ihnen auch recht gönnen!“ Sie gingen geärgert dem Dürluft zu, wo Eiſi ihrer harrte und nicht warten mochte, bis es vernahm, wie das Hexenpack da unten es treibe. Als es hörte, wie gut es bei Sepp ſtehe, die Kühe ſo brav ſeien, die Milch gut und gegen Herbſt zu noch mehren werde, weil nicht alle Kühe gekalbt, da ward Eiſi bös und ſagte: „Da hat man's wieder! Wenn die nicht eine Donnershexe wäre, z'Sach wäre auch anders. So eine Hexe kann es zwingen, hat man ja Beiſpiele von Exempeln, daß ſo Einer der Holzſchlägel auf dem Eſtrich kalbte, und es Nidle gab auf dem Waſſer im Brunnentrog, daß ſie kübelweiſe abnehmen konnte. Aber daß ſo Eine auf geſunden Beinen herumläuft, iſt nicht recht, ney, my Seel, iſch's nit! Aber es iſt, wie's iſt! Es nimmt mich nur Wunder, wie lang der Accord währt, und ob ich es erlebe, daß Er mit ihr lebendigen Leibes abfährt. Wenn es nur am Sonntag wäre, gerade wenn die Predigt aus iſt und ſo recht viel Leute ihre Freude daran haben könnten!“ Wie es auf dem Dürluft ausſah im Stall, vernahm man nicht, es wurde darüber nichts berichtet, wie über die meiſten andern Orte nicht. Dennoch muß die Unterſuchung gründlich geweſen ſein, wenigſtens war es Mitternacht, als die Commiſſion vom Dürluft weg nach Hauſe ſtolperte. Die ganze Unterſuchung lieferte zwei Reſultate, von denen alles Uebel herkommen ſolle, das Andere ſei Alles ſauber, hieß es, durch und durch. Bei Sep's Hanneſe Durs ſei eine große blecherne Bränte, die ſchlecht gelöthet ſei, darin ſaure die Milch und ſtinke, man möge waſchen und reiben ſo viel man wolle. Dem Bauer könne man aber nicht Schuld geben und ihn verantwortlich machen, er hätte ſein Möglichſtes gethan. Zwei Mal hätte er ſie nach Bern zum großen Spengler (Löther) getragen, ſie entweder neu z'binde oder neu z'löthe, auf welchem beſonders die Guggisberger ſo viel hätten, aber beide Mal ſei es nachher böſer geweſen als vorher. Der Bauer hätte erſt ſeither vernommen, wie dem Spengler Löther das Geſicht böſet heyg, er löthe manchmal viel Wochen hintereinander achtzehn Stunden im Tag am gleichen Loch, und allemal am Morgen ſei das Loch wieder da und noch weiter als am Tage vorher. Sie hätten ihm daher die Bränte abgeſchätzt, er habe auch bereits eine neue angeſchafft. Dann ſei ein zweiter Fall und der ſei anders. Die Lismer Liſe im Bohnenloch kennten Alle, wenn Eine dem Teufel vom Karren gefallen, ſo ſei es die. Sie könnten nicht begreifen, warum man die aufgenommen, aber es ſei ihr ſtark z'beſt geredet worden, warum? wüßte man eigentlich wohl. Die habe meiſt nur eine Kuh, und wenn ſie auch zwei habe, ſo machten die zwei kaum anderthalbe Geis aus. Was ſolche Kühe für Milch geben, könne man ſich abclavieren. Schon ehe ſie beim Hauſe geweſen, habe die Liſe ihnen wüſt geſagt, vorgehalten, ſie thäten kleine Schelme ſuchen, um die großen laufen zu laſſen, ſie brauchten nicht weit zu laufen, um das zu finden, was ſie in den eigenen Hoſen hätten. So ſei es fortgegangen während der ganzen Zeit Stich um Stich, und einer verfluchter als der andere, daß es ſie manchmal gedünkt, ſie möchten ſie unter die Kuh in den Miſt ſchlagen. Indeſſen hätten ſie ihre Sache fortgemacht und wenig geantwortet. Es hätte ſich Jeder in Acht genommen, denn wie Einer das Maul aufgethan, habe er Hand voll drin gehabt, daß er faſt daran erworget und es die Andern gelächert, ſie hätten mögen wollen oder nicht. Da hätten ſie aber Alles ganz unter allem Begriff gefunden: unſauber das Geſchirr, nicht halb ſo viel Milch als ſie geliefert und noch dazu ziegerige, daß es für gewiß anzunehmen ſei, daß da ein offenbarer Betrug zu Tage liege und man die ausſchließen müſſe. Das gebe ein Exempel für Andere, die kehrten ſich dann doch vielleicht daran in Zukunft. Was dann in der Käshütte vorgehe, hätten ſie auch unterſucht, aber da nichts finden können, daß man ſagen könne, es ſei nicht recht. Der Senn halte die Geſchirre ſauber, ſalze fleißig, ſei bei der Sache, liefere das Hüttengeld nach Vorſchrift ab, aber ob alles, das wüßten ſie nicht. Es ſei da bös nachzuſehen: man könne nicht Jemanden haben, der da verkaufe und das Geld faſſe. Darüber werde an allen Orten geklagt, aber abhelfen könne man kaum, man müſſe da Fünfe gerade ſein laſſen. Ob ſonſt Etwas abhanden komme, könne man nicht wiſſen, man könne keine Wache haben, welche aufpaſſe, was des Nachts aus- und eingehe, und dann könne man am Tage in Bränten und Fauſterli Nidle ſtatt Käsmilch oder Ankenmilch forttragen, und viſitiren könne man nicht allemal. So ein Senn ſei ſchlimmer als der Teufel. Hüttengeld ſei ziemlich vorhanden, und Gefahr ſei keine, daß der Hüttenmeiſter damit betrüge, wie man Beiſpiele von Exempeln ſelbſt an Rathsherren habe. So ungefähr lautete der Bericht. Derſelbe befriedigte nur Wenige, blos Die, welche allzu grob in dem Ding waren und erwarten mußten, daß ſie voran müßten, wenn mit dem mindeſten Ernſt verfahren würde. Die Frau Ammännin in der Nebenſtube fuhr faſt aus der Haut: blos die Sticheleien wegen dem Fauſter und der Nidle beſänftigten ſie ſo weit, daß ſie nicht herauskam. Eine Menge Andere wurden böſe, weil man dieſen oder jenen nicht an einem Stricke dahergebracht, um ihn zu hängen. Der Ammann oder Hüttenmeiſter hatte ein wohlthuendes Bewußtſein: erſtlich, weil ſie geſehen, daß er, der Hüttenmeiſter, ſich in Nichts verfehlt; zweitens, weil man jetzt ſehen könne, daß, wenn man andere Leute ausgeſchoſſen hätte, ihn z. B., die Sache doch anders abgelaufen wäre. Eglihannes im Saubrunnen ward ebenfalls ſehr böſe, noch böſer als die Frau Ammännin in der Nebenſtube. Die Sticheleien mit der Nidle behagten ihm nicht, und noch weniger die Geſchichte mit der Lismer Liſe im Bohnenloch. Mit der Lismer Liſe ſtand er in Verbindung, hatte allerlei Verkehr mit ihr, machte ihr ihre Sachen, fühlte ſich verpflichtet, den Fürſprecher zu machen, und that es doch verdammt ungern, denn ſeine Frau haßte die Lismer Liſe wie ein Schwert, hatte vielleicht auch Urſache dazu. Darum gab es eine tiefe und lange Stille. Die Manne ſtützten die Ellbogen auf die Knie, zogen an ihren Pfeifen wie die Roſſe eines Kachelifuhrmanns am Kachelikarren, und harrten auf das Weitere. „Seh, was meinet ihr, gebt eure Meinung, es ſoll doch Jeder ſagen, was ihn dücht, es hat ſich ja Niemand z'ſchiniren. Es iſt beſſer, ihr redet jetzt, als hintendrein dieſes und jenes zu muckeln!“ ſo hatte der Hüttenmeiſter ſchon zum zweiten Male geſprochen und Alles war ſtill geblieben. Da ſagte der Hüttenmeiſter zum dritten Male: „He, wenn Niemand reden will, ſo will ich mehren, d' Finger werdet ihr dann ſchon aufheben. Seh, wer d'r Meinig iſt —“ Da erhob ſich Eglihannes und ſagte: „Noch ein Wort, wenn es erlaubt iſt! Ich wollte Nichts zur Sache ſagen; ich will mir nicht immer vorhalten laſſen, ich rede in Alles, meine immer das große Wort führen zu müſſen, und ſei doch Hinterſäß hier und erſt ſo und ſo lange da. Es iſt das zwar eine Sache, welche mich angeht, ſo gut als Einen von euch. Meine Milch iſt ſo gut als die eurige, und ein Recht auf den Erlös nach Verhältniß habe ich ſo gut als der beſte Bürger und wäre er tauſend Jahre vor Adam hier geſeſſen, und hätte ſein Neſt am Bürgerholz und Bürgerſpälten gewärmt von Ewigkeit her! Indeſſen Recht hin Recht her, meinetwegen rede ich nicht, ich vermag zu ſchweigen ſo gut als Einer von euch. Ich kann Gottlob ſein und habe zu leben.“ „Ja 9000 g'ſch — Pfängli het er vo d'r Frau und d' Lüt b'ſchiſſe, um wie viel, ſelb weiß ih nit',“ brummte Einer in einer Ecke. Eglihannes aber fuhr fort: „Wenn ich ſchon nicht drei Mal Erdäpfel eſſe des Tags und d'r Miſt ausdrehe und Suppenbrühe daraus mache für Knechte und Mägde; aber wegen euch will ich reden, es iſt mir um euch und nicht um mich. Denkt nur, was das für einen Eindruck machen würde auf das Volk und alle Volksfreunde, wenn es hieße, die Vehfreudiger haben betrogen in der Käſerei, und für ſie Alle mußte eine arme Wittwe ausfreſſen, die ward dargegeben und der Sündenbock für Alle. Ein armes Wittfraueli, welches keinen Schutz hat, welchem ſein rechtmäßiger Vertreter geſtorben iſt! Was müßte das für einen Eindruck machen auf das Volk, bedenkt! Nicht um tauſend Pfund wollte ich das erkennen helfen, wo ich ging und ſtünde, müßte ich ja hören: das iſt auch ein Vaterlandsfreund aus der Vehfreude, wo die Wittwen die Sünden der Bauern ausfreſſen müſſen! Bedenkt, wenn das die liberalen Blätter vernehmen, wenn es vor die Ohren des Guckkaſtens käme, der mein lieber Freund iſt, wie zwei Finger an einer Hand ſind wir, bedenkt, was wir da leiden müßten! Zeigen dürften wir uns in keinem Wirthshauſe mehr, bei keiner Volksverſammlung, an keinem rechten Ort. Nein, beim Donner dürften wir nicht, nirgends als etwa in der Kirche und —“ (Geſcharr und der Ruf ume hübſchli, ſelligs begehren wir nicht zu hören!) „Nichts für ungut,“ ſagte Eglihannes, es wird etwa Jedem erlaubt ſein zu reden, wie es ihm beliebt, es iſt in der ganzen Republik ſo, ihr werdet hier in dieſem Neſte nicht etwas Appartes wollen!“ „Nein,“ ſagte ihm Einer, „rede du nur was du willſt, das kannſt, und wenn es uns ankommt, ſchmeißen wir dich hinaus, das können wir auch, ſind ſo frei als du. Biſt du frei zum Reden, ſind wir frei zu hören, was uns beliebt, weißt's?“ „Ich laſſe mich durch den Teufel nicht einſchüchtern,“ ſagte Eglihannes; „ihr ſeid am Unrechten. Aber das will ich ſagen, daß man dieſen Antrag wegen der Wittwe fallen laſſe, ſonſt trage ich auf eine zweite Commiſſion an, welche der erſten nachgehen und die Sache noch beſſer unterſuchen ſoll. Dagegen trage ich darauf an, daß man in der Käshütte gar nichts mehr verkaufe, dann hört das Mißtrauen auf, und dann haben Die, welche ihre Hälſe im Geheimen ſalbeten, keine Urſache mehr, Andere zu verdächtigen. Ich kenne einen Milchfecker, welcher auch niemals Böſes fand, weil er ſelbſt der gröbſte Betrüger war!“

Dieſe Rede ging durch die Haut bis in's Fleiſch hinein, doch ſchlug ſie nicht ein wie ein Blitz, ſondern bohrte ſich langſam ein wie ein Wurm. Darin liegt eben der Unterſchied der Naturen: was die Einen alsbald juckt, wurmt erſt die Andern. Kommt einmal das Blut in Fluß, was bei den Vehfreudigern wie bei vielen Andern eine gute Weile ging, dann lodert es auch auf mächtiglich und ſetzt ſich nicht alsbald wieder. Ein alter Mann mit grauen Haaren und vieler Erfahrung kannte den Ausgang, wenn er nicht den Funken, der glimmte und zu rauchen begann, alsbald wieder austrat. „Ich für meinen Theil danke der Commiſſion für ihre Mühe und Arbeit und wie ſie die Sache gemacht hat,“ begann er. „Wenn ſie uns da alle Pünktlein vorgeſagt und der Reihe nach aufgezählt hätte, wo es allenthalben fehle und was ſie hier dünke und dort dünke, ſo hätte ſie uns die Haare zuſammengeknüpft, und wer hätte ſie wieder löſen wollen? Wir ſelbſt? Wäre es anſtändig geweſen, wenn ein Eſel dem andern Langohr geſagt hätte?“ So ſprach dieſer Mann und er konnte es, denn er war einer der Sauberſten über das Nierenſtück. „Und was hätten die Leute ringsum für eine Freude gehabt, wenn wir die Sache ſo gerührt, daß ſie recht geſtunken hätte,“ fuhr der Mann fort. „Ich habe Urſache zu glauben, ſie werden Jedem, der es nöthig hatte, eine Vermahnung gegeben haben unter vier Augen, und da wird es wohl beſſern. Die Leute nehmen ſich doch in Acht, ſie wußten im Anfange nur nicht, womit ſie ſich verfehlten. Manches geſchieht, der Meiſter weiß es nicht: die Kinder lieben die Milch, die Weiber den Kaffee, ein Knechtlein will Hochmuth treiben, da beſſern ſie nach mit Waſſer. Nun, jetzt lehrt es den Meiſter beſſer aufpaſſen. Darum möchte ich der Meinung beipflichten, daß man die Lismer Liſe für diesmal nicht ſtrafe. Nit, ſie wird ſich verfehlt haben, bin nicht darwider, und eine Böſe iſt's, ſelb iſt wahr, und was die Blätter betrifft, von denen Der vor mir geſprochen hat, wird es ſein, ſie hätten Freude daran, eine ſolche Perſon in Schutz zu nehmen und brave Leute im Koth herumzuziehen, der Saubrunnenbauer kann das wohl am beſten wiſſen. Aber wegen ſelbem kehre ich nicht die Hand um, ein braver Mann muß ſich bald ſchämen, wenn er nicht darin geweſen. Daneben ſollen die Mindern, wenn ſie fehlen, geſtraft werden wie die Größern, vor dem Geſetz ſoll ja kein Unterſchied ſein. Geſetz iſt Geſetz und Schelm iſt Schelm. Weiß nicht, woher es kommt, aber es iſt mir manchmal, als ob das ſämmtliche ſchlechte Volk jetzt zu Vorrechten gekommen und von beſonderm Gewichte ſei auf der Waage der Gerechtigkeit. Aber weil ſie allein ſchuldig ſein ſoll und Wittfrau iſt, helfe ich ihr verzeihen. »Meidet allen böſen Schein!« heißt es, und der wäre wirklich da. Es hat's oft gegeben, daß Wittweiber unrecht leiden mußten, oft aber ſchreien ſie über Unrecht, weil ſie den Verſtand nicht haben, die Sache zu begreifen. Das wiſſen dann die Leute nicht, und wenn wir Unglück haben ſollten, ſo hieße es, Gott hätte uns geſtraft, wir hätten das ob Wittwen und Waiſen verdient. Es iſt ſeltſam und doch ſo. Da oben, wo die Berge näher zuſammengehen, ging es ungefähr wie bei uns: es kam Unguts in die Milch, und eine Wittwe, eine ſonſt brave Frau, ward ſchuldig befunden und ausgeſtoßen. Darauf beſſerte aber das Käſen nicht, ſondern böſete von Tag zu Tag, und noch auf den heutigen Tag. obſchon ſeither mehrere Jahre verfloſſen ſind, gerathen die Käſe nicht, es geht nicht gut. Sie verſuchten alles Mögliche: ſie wechſelten Senn, erneuerten die Geſchirre, die Käsbank, ſie liefen zu Wahrſagern und Zeichendeutern, ja ſie holten im Geheimen bei Kapuzinern Rath, ja wer weiß, ob nicht Kapuziner da waren, und half Alles nichts, das Käſen iſt ihnen verhalten. Und geht nicht durch's ganze Land die Rede, das ſei der ausgeſtoßenen Wittwe wegen? Die ſei unſchuldig geweſen, hätte nur der großen Bauern Sünden tragen ſollen, das habe ſie ſchwer auf's Herz genommen. Sie habe Gott gebeten, er möge ein Zeichen thun, daß ihre Unſchuld an Tage käme, und das Gebet der Wittwe habe Gott erhört, und vom Tage an ſei ſein Segen nicht mehr in jener Käshütte geweſen. Nun iſt unſere Wittwe keine gute, ſondern eine böſe Frau, aber das wiſſen die Leute in andern Dörfern nicht, und wenn ſie ſagen, ein ſo merklicher Betrug möchte doch eher von Denen ausgehen, welche viel Kühe haben, als von Jemanden, der nur eine Kuh habe, ſo möchte ihre Rede Grund haben. Was aber die zweite Sache betrifft: den Verkauf einzuſtellen, ſo möchte ich nicht dabei ſein, ich würde austreten, wenn das durchginge. Wer kauft? Es ſind die Armen, welche ſonſt nirgends oder ſchwer Milch bekommen. Was ſollen die machen ohne Milch? Den Kindern den Brei mit Waſſer kochen, den Kaffee ſchwarz und ohne Zucker trinken, und bei jedem Schluck uns verfluchen, daß es Steine gen Himmel ſprengt, nein, dabei will ich nicht ſein. Es iſt ihnen ſchon übel genug gegangen, daß das Maß verkleinert, daß man überhaupt mit der Milch exacter geworden und ſie wie baares Geld hält. Wißt ihr, dort wo die Pinten ſtehen wie Hanf in der Bäunde, dort waren ſie auch hart gegen die Armen, ließen ihnen nichts verabfolgen als harte, gottloſe Worte. Ihr wißt, was geſchah und was es für einen Lärm gab Land auf Land ab. Das Käſen ward ihnen verhalten, ſie brachten keinen Käs mehr zuſammen, und meinten doch den beſten Senn zu haben im Lande. Sie machten auch, was ſie konnten: Natürliches und Unnatürliches, und nichts half. Faſt die Sennen im ganzen Lande verſuchten da ihre Künſte; achtzehn Sennen, welche ſich Allem gewachſen glaubten, Menſchen- und Hexenwerk, käſeten hintereinander, jeder bot Allem auf, und keiner machte einen Käs, der ein Käs genannt werden konnte, und es beſſerte nicht. Mehr als zwei Jahre trugen ſie ſchweren Schaden, bis ihnen der Daumen in die Hand fiel, der Verſtand kam und ſie anders gegen die Armen wurden; von da an konnten ſie wieder käſen und können es noch. Es geht vielleicht auf eine andere Weiſe, wo es die Armen nicht ſchlägt, mehr nebenaus, aber vor Allem kann man nicht ſein. Da geht es wie beim Fuchsfang: meint man alle Löcher vermacht zu haben, ſo hat der rechte Fuchs doch noch eins, wo es Niemand ſuchte. Das Beſte iſt, es denke Jeder, er wenigſtens wolle nicht den Schelmen machen, daß er wohl beſtehen möge, es komme, was da wolle. Daneben würde ich mich erſättigen am Bericht und ihn der Commiſſion beſtens verdanken. Hüttenmeiſter, wenn Niemand mehr Etwas zu ſagen hat, ſo mache du das Mehr, es wird ſich dann zeigen, was die Meinung iſt. Es iſt Zeit zum Füttern, ich ſollte heim!“ So ſprach der Alte, der, früher Großrath geweſen, die Formen in Etwas kannte und doch nicht verhunzt und verdorben war in ſeinem ſchlichten wackern Sinn. Eglihannes hätte gern noch geſprochen, indeſſen überwand er ſich, er war eben noch nicht beſoffen, merkte daher noch, woher der Wind kam, und ſchwieg ebenfalls, ſtimmte jedoch nicht, damit er ſpäter ſich darauf berufen konnte, wenn es allfällig wieder ſchief ging. So komme es, wenn man immer auf ſo alte Tröpfe hören welle, ſtatt auf Die, welche den Verſtand hätten, wüßten, was die Glocke geſchlagen und Trumpf ſei. Unglücklicherweiſe war die Ammännin durch einen Beſuch abgerufen worden, ſonſt, denken wir, wäre die Sache doch nicht ſo glatt abgelaufen. Denn ſo mir nichts dir nichts g'wundrig ſein und am Ende Niemanden hängen, Niemanden köpfen ſehen, das iſt eine Sache, welche Weiber ſich nicht freiwillig gefallen laſſen.

Darum war ſelben Abend böſes Wetter in der Vehfreude, faſt noch böſer als damals, als die Weiber die angenehme Nachricht erhielten, es ſolle eine Käſerei errichtet werden. Jede war überzeugt, ihr hätte es nichts gethan; aber daß dieſe und jene ungebrandmarkt davonkam, das kam ihr über's Herz, das konnte keine verwinden. Natürlich hatten die Commiſſionsmitglieder ihren Weibern alle Sünden, welche ſie gefunden, gebeichtet. Jedes dieſer Weiber hatte Freundinnen und jedes andere. Einer Buſenfreundin muß man ſagen, was man im Buſen hat, das iſt nicht blos ſchön, es iſt Pflicht. Es war daher unter den Weibern Alles bekannt, aber gruppenweiſe, wenige waren von der Mitwiſſenſchaft ausgeſchloſſen, ſelbſt die Lismer Liſe nicht. Die war aber gar nicht erſchrocken, ſie ſagte ganz ruhig: „Machen ſie meinethalb, was ſie gut finden, aber haben ſie Sorge, daß ich nicht einen Kübel ausleere, der ſtinkt, ſo weit ein Vehfreudiger ſeine Naſe ſtreckt. Ja welle, denen wollte ich! Quos ego!“ So war es aber den andern nicht, und als die Sache ſo plötzlich niedergeſchlagen wurde, war es, als hätte man einen Stein in einen Teich voll Fröſche fallen laſſen, ſolch Geſchnatter und Gekakel entſtand. Ob es erlaubt und erhört ſei, zwiſchen Himmel und Erde ſolche Gräuelthaten ungeſtraft hingehen zu laſſen? Ueberall ward laut, was geſchehen ſein ſollte, und unendlich mehr, das Geſchnatter der einzelnen Gruppen ward auch von den andern gehört, nach und nach vernahm jede, was man bei ihr gefunden und was ſie gethan haben ſollte. Das wollte ſie nicht leiden, wollte wiſſen, wer es geſagt, fuhr über die Commiſſion her, dieſe wollte nichts geſagt haben, ſie fuhr weiter, tappte nach den Schuldigen wie ein Blinder nach dem Wege, fuhr am Ende Jeden an, der ihr in den Weg kam.

Es war ein Zorn, ein Zank, ein Verdruß und Haber verwerchet in der Vehfreude, wie wohl nie ſeit die erſte Kuh dort Gras gefreſſen. Wären damals zwei Rechtsagenten dort geſeſſen, ſie hätten für ihr Lebtag Geſchäfte gemacht, unendliche Händel auf Lebenszeit ausſpinnen können, was eben die große Kunſt der Agenten iſt. Da ſie aber eben nicht da waren, Niemand blies, Niemand ſeine Sache anhängig machen konnte ohne Geläufe, ſo erſtickte das Feuer allmälig wieder, wenn es auch noch lange rauchte und viel Kyb in den Herzen abſetzte.

Noch böſer ward der Senn. Es ſei ein Schelm wie der andere, ſagte er; darum decke Einer dem Andern die Sünden zu. Er ſehe wohl, es ſei darauf gemünzt, daß er die Suppe auseſſe, aber davor wolle er ſein. So ſei es ihm doch nirgends gegangen. Wenn er hätte wiſſen ſollen, was für Leute hier wohnten, mit vier Roſſen hätte man ihn nicht hergebracht.

Der gute Senn hatte halt die Handhabe verfehlt, gemeint, ſie ſei bei jeder Thüre an der gleichen Stelle. Wenn auch im tiefen Grunde die Menſchen ſich ſämmtlich ſehr ähnlich ſind, ſo ſind doch die Zugänge zu dieſen Gründen an andern Stellen, ſo iſt doch die Oberfläche und ihre Empfänglichkeit eine andere. Der Senn hatte den Griff verfehlt; er war von einem andern Orte hergekommen, wo er als ein demüthiger Knecht eingezogen, aber zu einem Factotum, einer Majeſtätsperſon erwachſen war. Er hatte ſogar eine Art politiſcher Rolle geſpielt, dem radicalen Halbherrenthum, den Halbſchoppenmajeſtäten ſich angeſchloſſen und Propaganda gepredigt in der Käshütte. Wenn er da Jemanden drücken wollte, ſo war der gedrückt, aber wohlverſtanden, er drückte keinen radicalen Halbſchoppenmajeſtätsbruder. Seide hatte er indeſſen dort nicht geſponnen, er hatte zu wohl gelebt, der weit größere Lohn, den er nöthig hatte, hatte ihn weggelockt auf die Vehfreude. Nun kam er hierher nicht wie ein

Knecht, ſondern wie ein Herr, ſchloß ſich auch hier dem Halbherrenthum, welches er als den Hebel der Welt betrachtete, an, nämlich dem Eglihannes und dem Schulmeiſter, den alleinigen Repräſentanten deſſelben in der Vehfreude. Alle Andern ſah er als dummes Bauernvolk an und behandelte ſie unter dem Bein durch, ſelbſt mehr oder weniger den Hüttenmeiſter, den Ammann. Er hielt denſelben für gar kreuzdumm und ungebildet, dieweil derſelbe dem Senn mehr oder weniger conſervativ ſchien, jedenfalls gern bei ſeiner Sache blieb. Daß dagegen er, der Senn, zehnmal abergläubiſcher war als der Ammann, brachte er durchaus nicht in Anſchlag, ja Eglihannes und der Schulmeiſter hielten dafür, an des Senns Aberglauben möchte viel Wahres ſein. Wie ſollte der, der ſo weiſe war und ihren politiſchen Glauben ergriffen hatte, etwas Dummes daneben glauben können? wir fragen! O, man glaubt gar nicht, wie zehn Mal mehr als katholiſch-dumm und beſchränkt ſolch radicale Eglihanneſe und Schulmeiſter ſind, wenn man dieſe halbbatzigen Weisheitsbüchſen und Wirthshausdrucken in der Nähe beſieht. Wer Fünfe zählen kann, begreift, daß der Senn falſch gegriffen, denn die Macht lag in der Vehfreude offenbar nicht in den Halbſchoppenmajeſtäten, nicht beim Eglihannes, nicht beim Schulmeiſter, aber das merkte eben der dumme Senn nicht und meinte, die Herrſchaft der ganzen Welt ſei allenthalben in den gleichen ſchmutzigen Fingern. Darum hatte er keinen Credit in der Vehfreude, der naſeweiſe Junge fand mehr Glauben als er, und das Mißtrauen verfolgte ihn allenthalben, traute doch auch Niemand ſeinen Freunden. Die Sache war einfach, indeſſen doch, wie wir ſehen, für einen tiefen Politiker, wie er war, zu verwickelt.

Die ganze Geſchichte hatte aber doch gute Folgen. Es war ſo viel an den Tag gekommen als nöthig war, d. h. Jeder begriff, daß er ſich in Acht nehmen müſſe, indem eine Käſerei doch nicht Alles erleiden möge, und ſehr Viele merkten dabei, daß man gemerkt, was ſie gemeint durchaus ungemerkt zu treiben. Sie mußten alſo fürchten, wenn ſie ſich nicht beſſerten, beim nächſten Anlaß doch auf die Finger geklopft zu werden. So ging es auch dem Senn, dem Eglihannes die Sticheleien natürlich mitgetheilt hatte. Das kam allweg den Käſen zu gut.

Zehntes Capitel.

Es ereignet sich Etwas, woran die Commission gar nichts wirkt.

Der Senn hatte nun auch noch einen Aufſeher erhalten, welcher ihm viel mehr im Wege war als der Hüttenmeiſter. Es war Felix, des Hüttenmeiſters Sohn; der ſchien ihm wie an die Ferſe gewachſen. Ehe die erſte Bränte kam, war Felix da; bald ging er früher, bald ſpäter weg, und den Tag über ſchoß er manchmal herbei und war da, man wußte nicht warum. Der Senn meinte, es ſei Alles des Aufpaſſens wegen. Nebenbei leiſtete ihm Felix aber auch gute Dienſte, hielt die Buben in Zucht, und gar mancher trug rothe Ohren heim, über des Ammanns Unflath heulend; der meine, er ſei König und habe allein zu regieren auf der Welt. Doch kneipte er nicht allen Leuten die Ohren roth: der Nägelibäuerin Änneli z. B. war ſicher davor. Es war curios, er war immer da, wo es ſeine Bränte abſtellte, ſagte ihm ſogar Artigkeiten: „Meitſchi, kommſt aber zu ſpät; wirſt verſucht haben und mit Waſſer zugefüllt? Haſt Käsmilch darin? Es iſt ja Nichts, was du bringſt, wirſt zu faul ſein, mehr zu tragen? Thuſt doch ſo dumm und kannſt die Bränte noch nicht abſtellen, wart, ich will dir helfen!“ Das ungefähr waren die Redensarten, welche Felix brauchte, waren nicht beſonders geziemend, ja anzüglich. Aber Änneli nahm ſie nie übel, ſeine blauen Augen färbten ſich allemal dunkler, wenn es dieſelben gegen Felix aufſchlug, und für die kleinſte Handbietung hatte es den freundlichſten Dank. Man ſah, es hatte ſeine Errettung aus den Händen der Philiſter, die ihns auch ſeitdem in Ruhe ließen, nicht vergeſſen. Gewöhnlich ſah es unter der Thüre noch zurück, wenn es fortging, wahrſcheinlich ob es nichts vergeſſen, aber meiſt ſah es nichts als Felix' Augen, welche ihm nachſahen. Und wenn es Käsmilch oder Ankenmilch mit heim zu nehmen hatte, ſo griff Felix manchmal dem Senn in's Amt, maß ihm ſeine Portion zu und nicht ſchlecht, ſagte ihm aber dann wohl dazu, bis heim werde es wohl um den halben Theil gekommen ſein; zu tragen, daß es ſich ſtill hätte in der Bränte, dazu hätte es die Gaben nicht, wie der Schulmeiſter ſage, er habe ihm oft ſchon zugeſehen. Das Letztere mochte wohl wahr ſein, das Erſtere aber nicht, denn Niemand trug ſeine Bränte ſittiger als Änneli. Es ärgerte den Senn, daß Felix immer da war,. die Hände in Allem hatte und Schritt und Tritt ihm aufzupaſſen ſchien, aber er fing an zu begreifen, was ein Ammann und ſein Sohn in der Vehfreude zu bedeuten hätten. Einmal fluchte Felix mit Buben, ſie ſeien Einem allenthalben unter den Füßen, und muſterte ſie weg; da ſagte Benz im Dürluft: „Wenn wir der Nägelibodeher ihr Änni wären, ſo könnten wir ſtehen, wo wir wollten, wir wären dir nicht im Wege!“ Potz Himmel, wie roth war da Felix, verbarg aber ſeine Verlegenheit prächtig hinter einer ungeheuern Ohrfeige, daß der Junge ſammt Bränte und Käsmilch über und über purzelte. Der Junge ward dazu noch tapfer ausgelacht, ſintemal er von der Race war, mit welcher man wenig Mitleid hat, es mag ihr begegnen, was da will, aber ſeine Rede hatte eben auch Widerhaken. So ein erſtes Vorhalten iſt ein gar wunderliches Ding, bald gleicht es einem Wespenſtich, bald einem Stich in eine Eiterbeule, manchmal einem Schnitt in einen Umhang, kurz noch gar mancherlei Dingen. Diesmal achtete das Publicum auf ſolche Rede gar nicht; Ammanns Felix und z'Nägeliboden-Änneli ſtanden ſo weit auseinander, daß das Publicum ſie in keiner Beziehung zu einander denken konnte. Blos das Dürluft-Eiſi brüllte wie eine angeſchoſſene Büffelkuh, als Benzli ihm vorheulte, was er wieder wegen dem Menſch ertragen, wollte auf irgend eine Weiſe ſeinen Zorn auslaſſen. Indeſſen als es an den Teufel dachte und wie das ein verfluchter Hexenpack ſei, wo man ſich nicht genug in Acht nehmen könne, wenn man nicht eine Fläre (Ohrfeige) erwiſchen wolle, an der man ſein Lebtäg genug hätte, ſagte es: Warten werde am beſten ſein, je ärger ſie es trieben, deſto eher habe es die Freude, daß ſie der Teufel hole. Wenn es Das erlebe, wolle es acht Tage hintereinander lächeln und ſollte es den Anken dazu auf den Knieen zuſammenbetteln müſſen. Aber vorher werde man noch etwas Anderes erleben, es werde nicht lange mehr gehen. Wie die Nägelibodenbäuerin Eine ſei, wüßten alle Leute. Sie werde merken, daß ſie nicht ewig jung bleibe, da ziehe ſie etwas Junges nach und locke die Buben, da es mit den Männern nicht mehr recht gehe. Es ſei himmelſchreiend, daß man ſo Etwas dulde, aber der Pfarrer ſei auch nichts werth, und was die Regierung ſei, davon redeten die Kinder in der Schule. Solches ſagte Eiſi jedem Menſchen in die Ohren, der auf hundert Schritte in ſeine Nähe kam. — Felix achtete deſſen, was der Bube geſagt, ſich durchaus nicht, für ſolches Geſchwätz war ſeine Haut nicht empfänglich: er war des Ammanns Sohn und that, was er wollte. Änneli aber fühlte dieſe Worte und zwar tief. Ein Herz der rechten Art, welches viel Weh erduldet, fühlt den Werth der Liebe am innigſten. Jedermann hat auf Erden Etwas, auf welches er, unbeſchadet dem Vertrauen auf Gott, ſich ſtützt, an welches er ſo gleichſam den Rücken lehnt, Schirm und Schutz davon erwartet. Der Eine baut ſein Daſein auf Geld, auf Erb oder Erwerb iſt ſein Sinn gerichtet, kommt er dazu, glaubt er ſich ſicher vor Sturm und Wind. Andere lieben ſogenannte geſicherte Exiſtenzen mit viel Ehre, viel Einkommen, Anſtellungen auf Lebenszeit, und haben ſie dieſelben, laſſen ſie den Kamm wachſen und klirren mit den Sporen oder was ſie ſonſt an den Füßen haben. Andere ſetzen ihr Vertrauen auf das Fleiſch, und haben ſie einmal eine Schüſſel voll Blut- und Leberwürſte vor ſich, wie ein dicker Bärenwirth ſie aufſtellt, wenn er glänzen will, meinen ſie, der Himmel hänge voll Geigen in alle Ewigkeit, ſtrecken die Füße von ſich, pflanzen die Ellbogen auf den Tiſch, als ob ſie da Wurzel ſchlagen, grünen und blühen und dem Beſitzer Schatten geben ſollten für ewige Zeiten. Es giebt aber Herzen, welchen die Liebe ihr Hort und Fels und ſtarker Schirm iſt, das ſind die Herzen zunächſt bei Gott. Die meiſten Herzen haben Stunden, aber nur flüchtige, wo dieſer Troſt in der Liebe bei ihnen anklingt, aber wir reden von Herzen, bei denen dieſer Troſt ein bleibender und ſtarker iſt. Sehen ſie irgendwo ein Zeichen der Liebe, ſo iſt ihr Herz voll Freude; haben ſie das Bewußtſein, es ſei ihnen ein Menſch gewogen, meine es gut mit ihnen, dann iſt ihr Herz voll Seligkeit. Es iſt aber dieſes Gefühl durchaus nicht zu verwechſeln mit dem ſelbſtſüchtigen, berechnenden, Fleiſch für ſeinen Arm haltenden, wie der Prophet ſich ausdrückt, wo die Gewogenheit der Menſchen entweder unſer Haferkaſten vorſtellt oder die Himmelsleiter von Stern zu Stern, d. h. von Pöſtlein zu Pöſtlein bis in's Allerheiligſte, nämlich bis dahin, wo man den Hallunken machen kann, ohne daß man dem Hallunken mehr Hallunk ſagen darf. Es iſt das reine freudige Gefühl, daß Jemand es gut mit Einem meine, daß man Jemanden lieb ſei. Dieſes Gefühl iſt nicht ein Bewußtſein, es iſt eine unmittelbare Zuverſicht, man ſei nicht ganz Nichts, man ſei noch Etwas, weil Jemand der Liebe und Theilnahme Einen werth finde, man ſei nicht Nichts in der Welt, ſei nicht verlaſſen, habe ein offenes Herz, eine hülfreiche Hand, habe Jemanden in der Welt, durch den uns Gott ſeine Liebe offenbare. Wir wollen nicht unterſuchen, wie bald in einem jungen weiblichen Herzen männliche Theilnahme ſich anders geſtaltet und Zuſätze erhält, ſondern blos darauf aufmerkſam machen, daß alle wahre Freundſchaft auf dieſem Gefühl beruht, und am beſten das Geſagte begreifen wird, wer der Wonne ſich erinnert, als er den erſten Freund ſich gewonnen wußte, die um ſo größer war, je länger man keinen hatte.

Bei Änneli war nun wirklich dieſe Wonne rein und ſchön wie ſelten. Wir wollen nicht verhehlen, daß, ſeit Felix die Buben ſo ritterlich zuſammengehauen, Änneli nicht aufhören konnte, daran zu denken, was Felix gethan an ihm, wie mächtig er dreingefahren und wie ſicher es ſeither vor der Buben Spott und Plage geweſen. Die einfache Begebenheit war Änneli mehr als einer einſamen Tochter ein ſechsbändiger Ritterroman (die Löwenrittter z. B.), deren einziges Buch er iſt. Es fing ihn alle Tage von vornen an, las ihn nie aus und fand alle Tage größere Erbauung daran, innigern Stoff zur Rührung. Änneli dachte nicht von Weitem daran, daß es verliebt ſei. Der Abſtand zwiſchen ihm, dem armen Kinde, welches auf der Gemeinde geweſen, und Ammanns Felix war ſo groß, die Kluft wenigſtens ſo weit, als von der Sonne bis zu einer ganz gemeinen Kegelkugel, ſo daß ihm durchaus nicht einfiel, Ammanns Felix und es ſeien Creaturen gleicher Art, geſchweige denn, daß ſie näher zuſammenkommen könnten. Änneli hatte nie von einem gedruckten Roman gehört, geſchweige einen geleſen, es wußte daher nichts von den vielen tauſend Brücken, die in den Romanen beſchrieben ſind, welche die Liebe von einem Menſchen zum andern zu ſchlagen weiß, wie viel tauſend und abermal tauſend Meilen weit die Welt ſie geſchieden zu haben ſcheint. Das iſt indeſſen wahr, daß Änneli nie auf ſich warten ließ, um die Milch in Empfang zu nehmen, ſondern immer auf die Milch wartete. Daß es ſich immer wuſch und ein reines Fürtuch umband, fiel nicht auf, es war Sitte im Nägeliboden, daß Niemand wie eine halbe Sau vom Hauſe ging. Daß es alle Tage hübſcher und lieblicher ward, deſſen achtete man ſich eben auch nicht. Ging es, ſo guckten ſeine Augen aus, es wußte aber kaum ſelbſt nach was oder nach wem. Sah es von Weitem Etwas von Ammanns Felix, ſo kam es ihm warm in's Herz und roth in's Geſicht, es war ihm, als hätte es etwas Schönes gefunden. Fand es ihn unerwartet in der Käshütte, bekam es das Herz plötzlich voll Freude, den ganzen Tag behielt es daſſelbe voll Freude, es war ihm, als müßte es immer tanzen und ſpringen, und wenn es regnete als wie mit Zübern, ſah es doch die Sonne, und wunderherrlich kam die Welt ihm vor. War Felix aber einmal nicht in der Käshütte, ſo ward es traurig, es glaubte, es werde krank. Trübe kam ihm Alles vor, es kam ihns an wie Heimweh, wo man auch ein namenloſes Weh in allen Gliedern fühlt und im Herzen, in der Seele und im Gemüthe, und doch nicht weiß, wo es Einem eigentlich fehlt. Als nun der wüſte Benz ſo roh und grob es ausſprach, daß Felix Änneli bevorzuge und Felix ſo ſcharfes Gericht hielt, da ſiedete und brauſte es in Änneli's Herzen gar wunderlich. Es ſchickt ſich nicht wohl, ſo ein liebes, ſanftes Meitſchiherz dem ſchauerlichen Bauche eines feuerſpeienden Berges zu vergleichen, in welchem es zu kochen beginnt und gebraut wird die ſchwarzgraue Lava, um als todbringender Gluthſtrom gegoſſen zu werden über fruchtbares Gelände; eben ſo wenig dürfen wir es vergleichen einem

Pulverfaß, in welches ein Funken fällt, oder einer geſtopften Tabakspfeife, auf welche man brennenden Schwamm thut, oder gar einem geſchwollenen Finger, in welchem das ſogenannte Ungenannte zuckt und brennt. Wir wollen es aber auch nicht einer Roſenknospe vergleichen, nicht dem Morgenrothe, nicht dem vom himmliſchen Thau getränkten Frühlingsmorgen, das Alles hat man ſchon zu oft verglichen und paßte hier auch nicht. Da wir alſo keine ſchickliche und keine paſſende Vergleichung finden, was eben zeigt, daß dies kein Dichter, welche nie um Vergleichungen verlegen ſind, ſondern ſolche Zuſtände immer ſehr mühſam bildlich, auch handgreiflich darzuſtellen wiſſen — ſchreibt, ſo wollen wir die Sache ganz einfach und natürlich darzuſtellen ſuchen. Änneli freute ſich und ſchämte ſich, dachte: er iſt doch immer der Beſte, aber, o Gott! was werden die Leute ſagen! wie wird Dürluft-Eiſi aber thun?!

Dieſe Freude und dieſes Bangen wechſelten in Änneli's Herzen wie Wind und Wetter im April, bis es zuletzt ganz düſter und finſter wurde, denn über Alles kam die Angſt: wie ungern wird Er es haben, daß man mich ihm vorgehalten hat vor der ganzen Welt. Ich werde es entgelten müſſen, ich muß Schuld daran ſein, kein gutes Wort wird er mir mehr geben, die Leute werden mich auslachen, die Buben mich verfolgen, und vermag ich mich ja doch deſſen Allem nichts! Dieſes Bangen blieb ſtehend, es gab ein ſteifes Wetter, wie die Schiffsleute ſagen; trübſelig und düſter und lang, ach, wie lang! war der Tag, wie langſam kam der Abend her, gleich einem ſchläfrigen Stallknecht, der noch drei Viertel Schlaf in den Augen und drei Viertel Rauſch in den Beinen hat. Und als derſelbe endlich daher geſchlichen kam, kam er Änneli doch zu früh, das Herz ſchlug ihm wie eine Oelſtampfe, die Beine wurden ihm ſo ſchwer, als wären ſie von Buchenholz, der Athem kam ihm ſo mühſelig, als müſſe es ihn durch die Tabakspfeife eines Schweinehändlers ziehen, welcher ſieben Jahre lang kein Athem gemacht wurde. Es hätte ſo gern geſagt: es ſolle diesmal doch wer anders gehen, es ſei nicht wohl, und doch durfte es dies nicht ſagen. Was würden ſie doch denken? dachte es. Dann nahm es ihns doch Wunder, ob Er da ſei, ob Er ihns ſauer anſehe, ihns ſonſt entgelten laſſe? Das mußte es doch wiſſen, darum hatte es ja den Abend ſo ſehnlichſt herbeigewünſcht. Seiner Schweſter durfte es davon nichts ſagen, es wußte nicht, warum? Es hatte himmelangſt, ſie vernähmen Etwas. Allen Leuten, dünkte es Änneli, dürfte es eher davon reden als Bethi, was würde das doch ſagen? Jetzt zum erſten Male mußte man es rufen, ſuchen, muſtern, und als es endlich kam, mußte ihm Bethi ſagen: „So wirſt du doch nicht gehen wollen?“ Als es endlich ging, war es ihm faſt kraus vor den Augen und ſo eng um's Herz, Einem der zu Spießruthen geht, konnte es nicht viel anders ſein. „Wie werden mich die Leute anſehen, werden die Buben ſticheln, und Felix?“ dachte es. Aber die Menſchen ſahen Änneli accurat an wie an andern Abenden, die Buben waren die gleichen Schlingel, doch gegen Änneli nicht anders als ſonſt, und in der Käshütte ſtand accurat der gleiche Felix und ſagte zu Änneli: „Gieb dein Tröpflein, wenn es ſich der Mühe lohnt, es auszuleeren!“ Ach Gott! wie voll Glück ward das Herz, wie dunkel färbten ſich die Augen, wie hell leuchteten die Backen, wie ſelig ſchwebte Änneli heim mit der Bränte auf dem Rücken, es war ihm, als thäte es Schlitten reiten im Himmel und alle Engelein thäten geigen dazu und poſaunen. Es braucht oft doch wenig, um glückliche Leute zu machen! Die ganze Nacht träumte es Seligkeiten: bald hörte es eine himmliſche Stimme zu ſich ſagen: „Gieb dein Tröpflein, wenn es ſich der Mühe lohnt, es auszuleeren!“ Bald war es ihm, als gygampfe (ſchaukele) es mit einem ſchönen Engel und der ſagte zu ihm: „Thuſt doch ſo dumm, muß dir helfen!“ Es war ganz die Stimme von Ammanns Felix, und als es genauer hinſah, hatte der Engel Ammanns Felix Geſicht, war wirklich er ſelbſt, der mit ihm gygampfete im Himmel. Und wieder war es ihm, als gehe es zur Käshütte, vor ihm liege ein ganz kleines Ei wie von einer Taube, und es trappe darauf, und da krieche eine ſchwarze Schlange heraus, und noch eine, und noch eine, und noch eine, und noch eine, und noch eine, und immer und immer eine um die andere, und jede ſei groß und dick, mit doppelter Zunge und großem Rachen, und ſie alle ſtünden bolzgerade auf, tanzten um ihns und ſtreckten ihre Köpfe, züngelnd und lällend, immer näher nach ſeinem Kopf, fingen an ſo kalt und grauſig und doch ſo heiß und glühend ſich anzuſchmiegen näher und näher. Wollte es nach hinten fliehen, ſo legten ſich ihm von hinten Schlangenköpfe über die Achſeln, einer, noch einer, und noch einer, und immer zu, und ohne Aufhören, und als ſei es dicht von Schlangenköpfen umwunden wie der kleine Papierwiſch, der, von Garn umſchlungen, zu einer großen Balle ſchwellt. Es wollte ſchreien und konnte nicht; da kam Ammanns Felix daher mit einer Senſe auf der Achſel, und als er die tanzenden und lällenden Schlangen ſah, nahm er die Senſe von der Achſel und mähte in dieſelben hinein, als wären ſie Klee auf dem Acker. Er mähte tapfer zu bis die letzte nieder war, dann lud er ſie auf den Kleewagen, ſagte, das werde ein Herrenfreſſen für ſeine Kühe, und fuhr damit heim und rief noch Änneli nach: „Meitſchi, wenn du auch gern davon hätteſt, ſo komm mit, d' Mutter muß d'r d'r größt Gring brägle!“ „Pfi Tüfel!“ ſagte darauf Änneli. Aber kaum hatte es das geſagt, ſo hatte es es ungern. Was werde doch der Felix denken, was es für ein Grobs und Unmanierlichs ſei, ſo ein rechter Holzbock. Darauf wollte es ihm nach und ihm etwas Manierlicheres ſagen, nicht merci bien, oder s'il vous plait, ſolche Termen waren noch nicht in die Vehfreude gekommen, aber ſonſt etwas Höfliches, wie es in der Vehfreude üblich war. Es lief ihm nach, verlor aber den Schuh, und als es ihn anzog, hatte es an beiden Füßen keinen mehr, und als es die Schuhe wieder hatte, lag es in einem Graben, und aus dem Graben konnte es nicht heraus, ſank immer tiefer, die Ränder an beiden Seiten wurden immer höher, es war, als wäre es das Grab und über ihm herein käme die Erde, und lebendig müßte es begraben ſein. Es konnte ſich nicht rühren, nicht ſchreien, und vom Himmel ſah es nur noch durch eine kleine Oeffnung ein Loch wie ein ziemliches Aepfelküchlein. Faſt meinte es, es ſei fertig, aber wenn es Ammanns Felix wüßte, der ließe ihns nicht im Stiche, dachte es dann. Und ſiehe da, ſtatt dem Stücklein Himmel wie ein Aepfelküchlein groß, ſtand in der Oeffnung Ammanns Felix mit einer großen Schaufel auf der Achſel, der machte das Loch weit, weit, daß es frei ward. Aber als es ſagen wollte: „Häb's doch recht nit für ungut, daß ih es ſövli Unmanierlichs bi!“ Da grännete ihns Eiſi im Dürluft an, ſtreckte die Zunge klafterlang aus dem Maul, daß Änneli zuſammenfuhr und ſchrie: „Du Uflath, lah mih ſy!“ Da war's wieder Ammanns Felix! Nun fuhr es auf und ſchrie: „Herr Jeſes! Herr Jeſes! Was iſt, wo bin ich?“ Änneli war daheim im Bett, Bethi ſtand davor, rüttelte ihns und ſagte: „Was haſt auch, daß du ſo ſchreiſt, was kam dir vor, oder biſt krank? Denk', es iſt ſchon heller Tag, und wie man dir rief, du hörteſt nichts, bis man dich ſchreien hörte!“ Es ging eine Weile, bis Änneli ſeine Beſinnung beiſammen hatte. Es ſeien ihm gar grusliche Sachen vorgekommen im Traume, ſagte es, aber daß Ammanns Felix auch unter den gruslichen Sachen geweſen, davon ſagte es nichts. „Hör',“ ſagte Bethi, „mach' dich geſchwind z'weg. Es iſt Beſcheid gekommen, die Großmutter (ſie hatten noch eine von der Mutter her) ſei übel krank geworden und habe Niemanden zur Abwart. Du mußt gehen; leide dich und thue ihr, was du kannſt. Es iſt gut, wenn man ſich an Alles gewöhnt, während man jung iſt, man weiß nie, wozu es Einem kommen kann. Mach', z'Eſſen iſt z'weg unten, und gerüſtet habe ich, was du mit zu nehmen haſt. Änneli fuhr auf und z'weg, machte, preſſirte, aß, nahm, was die Schweſter gab, hörte die Verhaltungsmaßregeln ſo gut es vermochte, und nahm den Weg unter die Füße. „Es iſt doch immer das Beſte,“ ſagte Bethi. „Kennt die Großmutter ſo wenig und hat doch vom erſten Wort an, als es gehört, daß die ſterben ſollte, die Augen immer voll Waſſer gehabt.“

Bethi war eine geſcheidte Frau, aber es wußte doch nicht, warum Änneli weinte. Allweg nicht wegen der Großmutter. Es ging grauſam ungern, es war ihm, als hätte es Centnerſteine an den Beinen, ja es wäre lieber in der Vehfreude geſtorben, als jetzt weiter gegangen. Aber es ging doch, denn Bethi hatte es geheißen, und wenn Bethi es befahl, wäre es geradezu in den Tod gegangen.

Änneli trug nun nicht mehr Milch, ein Knechtlein verrichtete dieſes Geſchäft. Daß hie und da ein oder zwei Mal bei Unpäßlichkeiten oder ſonſt jemand Anderes die Milch brachte, war üblich. Änneli's Ausbleiben fiel daher den erſten und zweiten Tag nicht auf.

Felix war blos mürriſch und warf wieder einen der Buben, den kleinen Naſeweis zur Thüre hinaus. Derſelbe hatte nämlich den andern docirt, er wiſſe beſtimmt, daß der Senn und der Hüttenmeiſter das Ungrade miteinander theilten, es brächte, er habe es berechnet, bereits mehr als zehn Käſe. Kein Großer hätte es gemerkt, aber er ſei nicht dumm. Sei er 'mal erwachſen, ſo wolle er dem Ammann und den andern Großgrinde den Ringgen einthun, daß ſie nach Gott ſchrien; es ſei die Frage, ob er ſie nicht in's Schellenwerk (Zuchthaus) bringe, allweg werde er ihnen nicht borgen.

Der Junge hatte viel Anlage zu moderner Bildung, blos fehlte noch der Tact, nicht an unpaſſendem Orte, zu unpaſſender Zeit zu reden, wo es gefährlich werden konnte. Felix hatte Etwas von dieſer Rede gehört und, nicht gut gelaunt, derſelben auf einfache Weiſe ein Ende gemacht. Hätte er das Ganze gehört, ſo hätte er wahrſcheinlich dem jungen, hoffnungsvollen Volksredner das Reden für lange Zeit vertrieben. — Am dritten Tage ſtellte das Knechtlein ſeine Bränte etwas ungeſchickt hin; da fuhr ihn der Senn, welcher Änneli auch lieber hatte, als den neuen Bengel, an, es wäre ihm lieber, er käme nicht mehr, und wer früher die Milch gebracht, bringe ſie wieder. Für ein Mal werde er mit ihm vorlieb nehmen müſſen, ſagte der Knecht, das Meitſchi werde ſie einſtweilen nicht mehr bringen, es ſei fort. Der Senn werde kaum zu befehlen haben, wer die Milch bringen ſolle und wer nicht. Er werde ſie wohl dem, der ſie ihm bringe, abnehmen müſſen, ſei er, wer er wolle!

Der Senn antwortete, aber Felix redete nicht darein. Daß Änneli nicht mehr komme, fort ſei, hatte ihn betroffen, er wußte nicht warum. Als das Knechtlein fortging, folgte er ihm und fragte mürriſch: „Haben ſie es fortgejagt?“ „Was denkſt!“ ſagte der Burſche. „Sie hätten keine Urſache gehabt, aber es kam Beſcheid, die Großmutter wolle ſterben, hätte Niemanden, der ihr abwarte, da ſchickte es die Meiſterfrau hin. Vielleicht, daß es wiederkommt, wenn ſie abgereiſet iſt, daneben weiß ich es nicht.“ „Wo iſt die Großmutter?“ fragte Felix. „Weiß nicht,“ ſagte der Knecht; „glaub' ob Bern, aber wo? kann ich nicht ſagen.“ Das ging Felix im Leibe herum, daß man da ſo ein Mädchen, das im Dorfe wohne, ſo mir nichts dir nichts fortſchicken könne. Er war Felix, des Ammanns Sohn und der Frau Ammännin Meiſterlos, er war gewohnt, daß Alles nach ſeinem Kopfe ging, daß geſchah, woran er dachte, geſchweige daß Jemand ihm Etwas in den Weg gelegt hätte. Er hatte Änneli's Milchtragen hingenommen als Etwas, was ſich von ſelbſt verſtand, und war ſeinetwegen in die Käshütte gegangen, ohne daß er darum wußte. So eines Ammanns Sohn iſt über die Gründe erhaben, braucht deren weder gegen ſich noch gegen Andere. Er thut, was ihm gefällt, ohne ſich zu kümmern um das Warum und das Darum, — das iſt wirklich auch die allerbequemſte Lebensweiſe. Nun that man das Änneli weg ſo mir nichts dir nichts, kümmerte ſich gar nicht darum, ſei es ihm anſtändig oder nicht. Das machte ihn zornig, und zwar nicht wenig. Das ſei doch eine verfluchte Unvernunft, räſonnirte er, ein ſolches Mädchen zu einer Großmutter zu ſchicken, um ihr abzuwarten. Was der Großmutter geholfen ſei mit einem Meitſchi, welches den Verſtand nicht habe und die Kraft nicht, ſie auf- und niederzuheben. Die Großmutter könne ihn erbarmen, daneben das Meitſchi auch, das nicht wiſſen werde, was anfangen? nichts verrichte und doch bös habe dabei. Er müſſe ſagen, er hätte z'Nägelibodenburen mehr Verſtand zugetraut als ſo. Indeſſen hätte er es denken können, die Leute würden wahrſcheinlich nicht umſonſt ſo viel über ſie zu reden haben. Weder wegem Hexenwerk, ſelb glaube er nicht, wenn ſie das verſtünden, ſo hätten ſie ſicher weniger Schulden und fettere Aecker. Man ſieht, Felix hatte große Anlagen zu einem modernen Staatsmanne aus dem Stegreife, welche Alles abſchaffen, was ihnen unbequem ſcheint, oder was ſie nicht begreifen. Unwirſch war er den ganzen Tag, polterte und ſchoß die Sachen herum, als ob Alles eines Tags drauf müſſe. Die Frau Ammännin, welche ſonſt um Niemanden ſich viel kümmerte, ja längs Stück nicht einmal um den Herrn Ammann, war doch auch Mutter, d. h. ſie hatte Augen für ihr Söhnlein. Ihre hauptſächlichſten Betrachtungen, und zwar ſehr andächtige, galten alle ihrem Felix. Stundenlang konnte ſie ihn anſehen und ihre Andacht nahm nicht ab. Kein Wunder war alſo, daß ſie alle Falten und alle Schatten auf Felix' Geſicht kannte, keine ſeiner Stimmungen ihr entging. „Was iſt, was haſt?" ſagte die Mutter, ihm nachtrappend; „warum biſt böſe, wer hat dir z'wider dienet?" „Was wollte ich haben, nichts habe ich!" ſchnauzte Felix und ging trotzig weiter. Geduldig, beſorgt trappete die Mutter nach und ſagte: „Nein, Felix, ſo mußt nicht thun, ſchäme dich! Wenn es Jemand ſehen würde, er könnte Wunder glauben, was für ein Ungeheuer du ſeieſt!" „Meinethalben meine man, ich ſei der Teufel, was habe ich dem nachzufragen, blaſe man mir, wo ich am ſchönſten bin!" ſagte Felix. „Nein, aber thue doch nicht ſo, weißt ja, wie gut ich's mit dir meine. Sag', was haſt, kann dir was helfen, wer hat dir z'wider dienet? Hörſt, will's wiſſen!" ſagte die Mutter. „Nichts iſt's, Mutter, nicht der Rede werth. Aber bös macht es mich, daß ich noch immer ein Kind ſein ſoll, kann nie ein Geſicht machen, wie es mich ankommt, daß Ihr nicht hinter mir drein tſchalpet und Felixli hie und Felixli da, und Felixli, was haſt, und Felixli, thut dir z'Köpfli weh! Es wundert mich nur, daß Ihr nicht noch fragt: Felixli, wottſch z'Bäbbi oder wottſch ufs Häfi!" zürnte Felix. „Du biſt doch der wüſteſt Uflath auf der Welt!" ſagte die Frau Ammännin. „Iſt das der Dank dafür, daß ich nur an dich denke, dir thue, was ich dir an den Augen anſehe, und ſchon vor ſo manchem Wetter bei dem Vater geweſen bin! Wart, wenn du ein andermal Geld willſt, ſo kannſt es bei dem Vater holen, ich habe keins mehr für dich, du wüſte Bub, was du biſt! Was frag' ich endlich dem nach, was du haſt, will mich künftig auch nur um das kümmern, was ich habe!" „Mutter," ſagte Felix, „wenn Ihr gleich ſo aufbegehren wollt, ſage ich Euch gar nichts mehr, dann habt ihr's. Die Sache iſt an ſich ſelbſten nichts, Ihr macht mich nur böſe mit Euerm Kähr und dem Felixli, Felixli! als ob ich noch ein Kind ſei. Selb machet mir nicht mehr!" „Es iſt nur, weil ich dich lieb habe," ſagte die Mutter, „und es dünkt mich, du ſollteſt mir nicht Alles gleich ſo übel nehmen. Wenn ich es auch ſo machen wollte? Doch wenn du es nicht gern haſt, ſo kann ich es ja bleiben laſſen, warum nicht! Aber jetzt ſag' mir, was iſt's, was haſt?" „Nüt, an ihm ſelber," ſagte Felix, „gar nüt. Es macht mich nur böſe, daß die Leute mich immer hintergehen, daß ich ihnen mehr Gutes zutraue als hinter ihnen iſt, und wenn ich Jemanden z'beſt rede bei den Leuten, die gerade thun, daß ich mich ſchämen muß." „Warum? was iſt? was hat's gegeben?" fragte die Frau Ammännin und nahm in ihrer Haſt bei jeder Frage eine Priſe. „Nichts iſt's!" ſagte Felix noch ein Mal. „Da thun die Leute über die Nägelibodenbauers ſo wüſt, als ob ſie für nichts gut wären als für des Teufels Karren, und ich ſagte manchmal: Aparts ſehe ich nichts Böſes, er baure nicht ſchlecht und ſeine Milch ſei in der Ordnung, es wäre gut, es hätten Alle das gleiche Lob. Nun jetzt, was machen die? Sie haben ein armes Mädchen bei ſich, es ſoll der Frau Schweſter ſein; es iſt fleißig, verſäumt ſich nicht mit Klappern wie die Andern, hat immer Angſt, bis es wieder gehen kann, es gäbe eine Jungfere, wie Ihr ſie liebt. Nun haben ſie eine alte Großmutter ob Bern, im Freiburgbiet oder gar im Guggisberg. Die ſoll krank ſein und ſchrecklich in der Armuth, und ſtatt ſie herzuholen, ſchicken ſie das Mädchen hinauf, weil ſie ſich ihrer hier verſchämen. Da ſoll es ihr abwarten, wahrſcheinlich für ſie betteln und ſtehlen. Das hat mich geärgert, ich hätte es dieſen Leuten nicht zugetraut. Es dünkt mich, wenn ihnen doch nur Jemand den Hund leſen würde und ihnen ſagen, wie wenig man ihnen darauf hätte, daß ſie ſo blos aus Hochmuth die Alte und das Meitſchi verrebeln ließen. Wie ſoll das Meitſchi ſich und die Alte erhalten, noch dazu abwarten? Sie werden freilich verſprochen haben zu ſchicken, aber man weiß, wie das geht: ein Mal, und dann ſchickt es ſich nicht wieder." Der hätte ein Herz, ihr Felixli, dachte die Frau Ammännin, das gebe einmal einen rechten Gemeindsvater, der Felixli! So wenig als der Felixli ſelbſt, hatte die Mutter eine Ahnung vom wahren Grunde. Eher hätte ſie daran gedacht, daß die Regierung z'Bern katholiſch würde und Eglihannes Kapuziner, als daß ihr Felixli ſo an einem Gottswille-Meitſchi Gefallen finden und es als ein Meitſchi anſehen würde. Aber das gefiel ihr, daß er begriff, was man dulden könne und was nicht, das beurkundete den angebornen Herrſcherverſtand. Und daß er ſich gegen Nägelibodenbauers regte, gefiel ihr ebenfalls. Sie war nicht die eifrigſte Feindin vom Nägeliboden, aber ſie theilte die öffentliche Meinung, war auch nicht deſſen Freundin und namentlich nicht der Bäuerin, ſie war eine erklärte Feindin aller Heirathen unter Stand und Würde, aller Mesalliance. Sie betrachtete die niedriggebornen Weiber, welche in angeſehene Familien heiratheten, allzumal als ſchamloſe Dirnen und Verführerinnen, welche dem Schlechteſten aufgeboten, um zu reichen Männern zu gerathen. Sie war der feſten Anſicht, daß nur Gleiches und Gleiches zuſammengehöre, naturgemäß ſei: Armes und Armes, Reiches und Reiches. Sie machte blos die Ausnahme, daß ſie nicht ſo viel darwider hatte, wenn ärmere Bauernſöhne ſich mit reichen Mädchen auf die Beine zu helfen und währſchafte Bauerntöchter auch ohne große Mitgift an reiche Bauernörter ſich einzuheirathen ſuchten. Wider ſelb könne man nicht ſo viel ſagen, meinte ſie, es ſei erlaubt, daß Jedermann mache, was er könne, um im gleichen Stande zu bleiben, es ſei die Familie auch anzuſehen.

Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtete die Ammännin die Nägelibodenbäuerin als eine ſchlechte Frau, glaubte auch als Frau Ammännin das Recht zu haben, derſelben den Verſtand zu machen, was hier üblich, bräuchlich ſei und anſtändig. Es ſeien gar viel Orte noch in der Welt, wo man das nicht wiſſe, und von einem ſolchen Orte werde ſie herſtammen, und könne noch froh ſein, wenn man ihr es ſage, dachte die Frau Ammännin. Dem Sohne ſagte ſie ihr ſchnell gereiftes Vorhaben nicht, ſie ſagte blos: „Deretwegen wollte ich mich nicht kümmern und Zorn haben. Solche Leute können gar Manches, woran wir nicht denken. Kann das Meitſchi es droben nicht mehr machen oder nicht aushalten, ſo macht es es, wie ſolche Leute pflegen: es läuft fort, läßt Großmutter Großmutter ſein und denkt, es werde ſchon Jemand anders ſich herbeilaſſen, wenn es nicht mehr da ſei.“ — Eine Frau, wenn ſie was will, iſt ſelten um die Mittel verlegen. Die Nägelibodenbäuerin zu ſich beſcheiden laſſen, wie es einem Landvogt wohl angeſtanden wäre, durfte die Frau Ammännin doch nicht, ihr ein Schreiben ſchicken, wäre ihr eine Kunſt geweſen; Weibel hatte ſie auch keinen zur Verfügung. Aber ſie hatten einen

Acker auf dieſer Seite des Dorfes und auf dieſen waren Rüben geſäet, die ſie noch nicht geſehen; ſie war überhaupt vielleicht ſeit zwei Jahren nicht bei dieſem Acker geweſen. Die Frau Ammännin gehörte zu den Weibern, welche die meiſte Zeit zu Hauſe ſind, nie mehr bei der Feldarbeit erſcheinen, deswegen aber nicht müßig ſind; zu den Weibern, welche, wenn ſie 'mal durch's Dorf gehen, das größte Aufſehen erregen, daß alle Köpfe an die Fenſter ſchießen, die Hühner verwundert die Hälſe ſtrecken, der Hahn auf dem Miſte verſtummt, Alles ſich fragt: „Was iſt wohl los, wo will Die aus?“ Das ſind gewöhnlich Hauptweiber, ſo wie Bauern ſie nöthig haben, welche aber wirklich rarer zu werden ſcheinen von wegen der Bildung und Aufklärung. Aber wohlverſtanden, wir meinen gar nicht, daß ſolchen Hauptweibern die wahre Bildung abgehe. Sie ſagen freilich nicht: merci bien, brodiren nicht Pantöffelchen, höckeln nicht zimperlich um's Haus herum und kämmen die Haare herunter bis unter's Kinn, daß man glauben ſollte, dieſe Mädchen ſtammten von Jagdhunden mit Lampiohren, aber redet man mit ihnen, ſo wird man eine Bildung finden, welche nicht blos in merci bien und Lampiohren beſteht, ſondern in Anſichten und Grundſätzen, in Erfahrungen, welche ſich zu Weisheit abgeklärt. Wir wollen aber nicht dieſe Frau Ammännin zum Exempel geben, indeſſen ſo viel iſt wahr, daß ſie eine der beſten Hausfrauen in der Vehfreude war, daß einſtweilen kein Mädchen mit ihr verglichen werden konnte, daß ſie dem Herrn Ammann nicht blos vollſtändig genügte, ſondern ihn auch an Bildung, Aufklärung und ſelbſt an parlamentariſchem Tacte bedeutend überragte. Ja wir ſind überzeugt, ſie wäre im deutſchen Parlamente nicht die Letzte geweſen, und hätte ſicher manchmal und mit Grund ausgerufen: „Nei, aber auch, kann man ſo ein Löhl ſein, will ein Profeſſor ſein oder ſonſt etwas Narrs, und wäre mir doch unſer Schulmeiſter noch lieber am kleinen Finger als der an der ganzen Hand, und geht doch nicht mancher Dümmerer, als er, bei uns zur Kirchthüre aus und ein!“

So wanderte die Frau Ammännin durch's Dorf unter großem Aufſehen und mannichfachem Aufenthalt. „Ei du meine Güte, was kommt dich an, willſt z'Hochzeit?" ſcholl es aus gar mancher Küchenthüre hervor, aus gar mancher Krautſtaude herauf, und darauf ſetzte es ein kleines Geſprächlein ab, worin auf den Buſch geſchlagen wurde, um die Tendenzen der Frau Ammännin herauszuklopfen. Das war aber eine feine Frau, man konnte klopfen ſo lange man wollte, man klopfte Nichts heraus. Als ſie gegen den Nägeliboden kam, ſagte ſie zu ſich ſelbſt: „Ordnung haben ſie, ſelb muß man ſagen, es iſt aufgeräumt um's Haus herum, als ob ſie Sonntag hätten. Haben ſchöne Sachen, er muß viel auf B'ſchütten halten, es wäre Mancher froh, er hätte zu graſen wie der." Als die Ammännin über die Gartenwand gucken wollte, was ſie etwas Mühe koſtete, denn wie bekannt, war ſie eine kleine Frau, hob ſich jenſeits plötzlich aus dem Kraute herauf ein Kopf empor; das war die Nägelibodenbäuerin. Sie erſchraken gegenſeitig über einander. Die Frau Ammännin faßte ſich begreiflich zuerſt. „Hätteſt mich faſt erſchreckt," ſagte ſie. „Wollte ſehen, wie ſchöne Sachen du im Garten habeſt!" „Es hat ſich nichts zu rühmen," ſagte die Nägelibodenbäuerin; „es iſt zu trocken für Alles, was wachſen ſollte." So gab ein Wort das andere, und wie um heißen Brei die Katze, ſchlich die Frau Ammännin um ihren Zweck herum, bis ſie endlich fragen konnte: „Wo haſt deine Schweſter, daß die nicht mehr Milch trägt, iſt ſie krank? Warum ich frage? Wir ſehen zur Käſerei hinunter und da habe ich deiner Schweſter oft zugeſehen und Freude an ihr gehabt; ſie iſt ein flinkes Mädchen, ſäumt ſich nie mit Klappern und iſt immer auf den Schlag der Stunde da." „Änneli hat zur Großmutter müſſen," ſagte die Nägelibodenbäuerin unbefangen. „Die iſt krank geworden, hat Niemanden, der zu ihr ſieht. Ich muß es ſelbſt ſagen, ich hätte nicht gemerkt, was das Meitſchi Alles verrichtet, es fehlt mir in allen Ecken." „Das Meitſchi wird auch nicht gern gegangen ſein, es ſoll gruſam geweint haben, als es fortging. Es iſt aber auch kein Wunder, es iſt wohl ſchwachs, um eine alte Frau z'g'fergen hin und her, und dann vielleicht die Sache nicht haben, welche dazu gehört, und an einem fremden Orte nicht wiſſen wie dazukommen!" meinte die Frau Ammännin. „Wegen dem," ſagte die Nägelibodenbäuerin,

„brauche ich nicht Kummer zu haben. Die Großmutter hat ihre Sache. Als ihr erſter Mann ſtarb, von welchem unſere Mutter ſtammt, war an Vermögen nichts da, aber ſie heirathete anders und hat jetzt einen ſchönen Abnutzen ſo lange ſie lebt, ſie hat ihn kaum ganz gebraucht. Aber es iſt wegen der Abwart; es ſieht Niemand, ob ſie auch Alles bekommt, was ihr gehört, der mit Verſtand ſorget, daß ihr gemacht werde, was ſie noch mag und was ſie gelüſtet. So alte Leute ſind manchmal wunderlich, es iſt ſchwer, es ihnen zu treffen.“ „Eben,“ ſagte die Ammännin, „und es iſt die Frage, ob ſo ein junges Mädchen den Verſtand dazu hat, und es hätte mich gedauert, es ihm zuzumuthen.“ „Selb wohl, ſo ging es mir auch,“ antwortete die Nägelibodenbäuerin; „aber es mußte ſein. Von meinen Kindern weg und aus aller Sache konnte ich nicht. Großmutter wünſchte Jemanden, und es war Niemand ſonſt da als Änneli. Daneben ſchadet es nicht, wenn junge Leute an allerlei ſich gewöhnen, ſie wiſſen nicht, was ihnen zu Handen kommt im Leben, und lange dauern wird es nicht.“ „Man kann nicht wiſſen,“ ſagte die Ammännin, „wenn man die Leute am liebſten ſterben ſieht, ſo währt es am längſten. Aber zürne nicht, die Sache geht mich eigentlich nichts an, nur das Mädchen hat mich erbarmet, wenn es zu böſe hätte haben ſollen zum Dank. Die Leute wollten von Allerlei ſagen, daneben weiß man wie ſie ſind.“ „So wie ich es ſage, iſt's,“ ſagte die Nägelibodenbäuerin. „Dabei habe ich nichts zu zürnen. Wie die Leute ſind und wie ſie es meinen mit uns, haben wir zur Genüge erfahren. Es freut mich an Euch, daß Ihr es mir geſagt, und daß Euch das Meitſchi auch gefällt. Wenn Ihr es angeſehen habt, ſo habt Ihr ſehen müſſen, wie werth das Meitſchi uns iſt. Wenn es unſer eigenes Kind wäre, beſſer könnten wir es nicht halten, es verdient es aber auch, das iſt wahr.“ „Ja, ja, wenn man wollte, man könnte Vieles ſehen, man ſieht es nicht,“ ſagte die Frau Ammännin, welche Redensarten liebte, die auf beiden Seiten was bedeuteten. „Aber muß preſſiren, wenn ich noch Tags meine Rüben ſehen will. Gute Nacht geb' dir Gott, und zürn nüt, daß ich dich verſäumt habe, es wird kaum ſobald wieder geſchehen!“ „Danke Gott und gute Nacht auch!“

ſagte die Nägelibodenbäuerin etwas kurz. Es ärgerte ſie, wie billig, daß die Leute bei jedem Anlaſſe an ihnen herumzerrten, und hätten doch übrig genug mit ſich ſelbſt zu thun. Daß die Ammännin ſich in ihre Haushaltung miſchte, dünkte Bethi eben nichts Anderes, man war es an ihr gewohnt und ſie hatte es noch recht manierlich gethan. Auch die Ammännin war mit der Nägelibodenbäuerin nicht ſo übel zufrieden. Es ſei eine hübſche Frau, dachte ſie, z'Sach hielte ſie in Ordnung, und ein vernünftiges Wort führe ſie im Munde. Schade ſei es um ſie, wenn alles Andere wahr ſei; daneben wiſſe man nicht, es werde heutzutage gar viel geredet in der Welt. Die Schweſter hielten ſie brav, das ſei wahr, beſſer nützte nichts, ſo werde die Sache mit der Großmutter wohl kaum ſo bös ſein, wie die Leute ſie machen möchten. Droben wurde die Ammännin von Dürluft-Eiſi angefallen; faſt mit Gewalt herum in's Haus gezerrt und mit Worten tractirt als wie mit Knitteln, und Alles aus Liebe und Reſpect. Es koſtete der Ammännin all ihre Würde, welche ſie annehmen konnte, um loszukommen und nicht bei Eiſi dorfen zu müſſen die ganze Nacht bis am folgenden Morgen.

Aber das Eiſi wurde ſie damit noch nicht los, daſſelbe begleitete ſie bis auf den Acker, um dann im Heimgehen die Gewaltthat mit Erfolg auszuführen. Aber als Eiſi am beſten dran war, ſeinen Zornſack über die Nägelibodenbäuerin auszuleeren, und vor Zorn weder ſah noch ſonſt was merkte, ſchlug die Ammännin in aller Stille einen andern Weg ein, und als Eiſi zu ſich ſelbſt kam und den Schaden gewahrte, war es zu ſpät, ihn gut zu machen, ſie waren ſchon näher bei des Ammanns Haus als beim Dürluft. Nein, dachte die Ammännin, wenn ſie mit dem einen oder dem andern der Weiber wohnen müßte, ſo wäre es ihr doch ein untheilts. Möge es die Nägelibodenbäuerin mit dem Mannevolk haben wie ſie wolle, ſo habe ſie daneben Verſtand und Manier — und wegem Heren hatte ſie ſchlechten Glauben. Mit dem Teufel gäben ſich ja nur die alten Weiber ab, welche kein anderer Uflath mehr anſehen möge. So eine Hübſche könnte anderer Gattig Ufläthe ja die G'nüge haben.

Eilftes Capitel.

Von Verlegenheiten wegem Grünen.

Im Wagenſchopf ſchnäfelte Felix, als die Mutter heimkam. „Mußt den Leuten nicht Alles glauben,“ ſagte die Frau Ammännin. „Wegen der Nägelibodenbäuerin Schweſter haben die Leute viel zu nöthlich gethan, es geht dem Meitſchi nicht halb ſo bös.“ „Meinetwegen,“ ſchnauzte Felix, „was frag' ich doch dem Meitſchi nach!“ „Biſt doch ein Wunderlicher, es iſt bald nicht mehr dabei zu ſein. Kannſt jetzt lange warten, bis ich deinetwegen ein ſauber Fürtuch umbinde,“ ſeufzte die Ammännin. Drinnen hatte ſie aber noch viel mehr zu klagen, denn in ihrer Abweſenheit war Alles ſchief gegangen: Die Katze war in den Milchkeller gekommen, Niemand wollte daran ſchuld ſein, die Magd hatte Kohl ſtatt Kabis abgehauen, die Knechte B'ſchütti genommen, welche ſie für den Garten geſpart, und der Ammann gar, man denke, hatte ohne Befehl und Rath der Frau vier kleine Schweine gekauft von einem fahrenden Händler. So gehe es, jammerte die Frau Ammännin, wenn man den Rücken kehre, nichts als Verdruß in allen Ecken, und noch dazu ſolchen Dank. Es müßte curios gehen, ſagte ſie, wenn ſie wieder von Hauſe komme, bis man ſie wegtrage. „Du aber,“ ſagte ſie zum Manne, „du machſt mich am böſten. Die Leute ſagen dir Ammann, Löhl ſollten ſie dir ſagen. Haſt ja kein Gras mehr für die Kühe, wo ein grünes Blättli iſt, müſſen es die Kühe haben, ja es wird kommen, wo du und der Schnürfli, dein Bub, die Kühe den Zäunen nach weiden werdet wie die Bettler die Geißen, Milch iſt ja keine mehr und jetzt noch vier junge Schweine! Für ſo was muß man ein Narr ſein oder b'ſoffe. Ein Ammannsſtücklein iſt das nicht. Kannſt ſie ſelbſt füttern, ich rühre keine Hand an. Kannſt ihnen meinethalb deine Winterſtrümpfe ſchnäzeln und Waſſer darüber ſchütten, dann hock' dabei und ſich wie ſie es nehmen. Du — —“

Die Frau Ammännin hatte wirklich etwas Recht. Aber die ſchwarzen Schweinchen mit den weißen Köpfen und geringelten

Schwänzchen waren dem Ammann ſo allerliebſt und wohlfeil vorgekommen, daß er nicht widerſtehen konnte. Die Frau werde wüſt thun, ſei aber das überſtanden, ſo werde ſie wieder zufrieden, und wenn ein halbes Jahr um ſei, ſo könne man ſehen, was ſie dazu ſage. Öppe z'viel müſſe man ihr in den erſten Tagen nicht unter die Augen kommen, aber die Welt ſei ja groß, man könne ſich auf die Seite machen, ſo waren des Ammanns Gedanken beſchaffen.

Warum die Frau Ammännin Recht hatte, war der herrſchende Futtermangel. So hatten die Vehfreudiger noch in keinem Sommer geſchwitzt, wenn auch der Thermometer eine viel größere Hitze angezeigt hatte. Es war ein trockener Sommer, wo das zweite und dritte Gras gar nicht oder nur ſehr langſam nachwuchs. Die Vehfreudiger hatten zudem nicht beſonders für Graſung geſorgt, fingen ohnehin das Graſen immer ſehr ſpät an, und zwar aus Hochmuth, daß man nicht etwa meine, ſie hätten es ſo nöthig und kein Heu mehr auf der Bühne. Diesmal hatten ſie noch apart gewartet, damit ſie ſo recht Gras hätten, wenn einmal das Käſen anfange. Sie dachten nicht daran, daß, wenn das Gras zu lange ſteht, es ein ungut Freſſen iſt, wenig Milch giebt und dem Nachwuchs ſehr ſchadet. Wenn es faul wird über dem Boden, geht es lange, bis neues nachſchießt, während wenn es friſch und geſund iſt über dem Boden, in der erſten Nacht ſchon viel wächſt. Da ging es dann wirklich bös im Nachſommer. Mancher Bauer mußte den halben Hof übergraſen und fütterte doch die Kühe ſchlecht, daß ſie abfielen und von der Milch kamen. Der Senn jammerte und ſagte, einen ſo großen Abbruch an der Milch habe er noch nirgends erlebt und dazu ſei es noch ſo ſchlechte Milch, daß er nicht wiſſe, wie es geben werde. Am meiſten hatten ſich ſicherlich an vielen Orten die Kühe zu beklagen, über welche zuerſt die Folgen des Unverſtandes kamen, daß ſie es faſt hatten wie der verlorne Sohn, froh geweſen wären, wenn ſie Träber gehabt hätten, aber Niemand gab ſie ihnen, wenigſtens nicht zum Sattwerden, denn die Bauern konnten auch ſagen: „M'r heys nit, m'r hey's nit!“ Man kann ſich daher den Zorn der Frau Ammännin denken, als ihr Mann noch vier Schweinchen kramte, und ihr Garten und

Pflanzungen plünderte, um für ſeine Kühe etwas Grünes zu haben. Es erſchien damals in einem Volkskalender ein Brief der Frau Kleb, welcher die Rothſtände der Kühe in ſolchen Zeiten ziemlich deutlich macht; wir wollen ihn, ſo weit er dient, mittheilen:

„Die ehrſame Frau Kleb an den Kalendermacher.

„Du wirſt dich ſehr wundern, einen Brief von meines Gleichen zu erhalten, ſo was iſt im Bernbiet unerhört. Da kann unter zehn Köchinnen kaum eine einen Brief ſchreiben. Fortſchritt iſt keiner, begreiflich ſind daher auch die Kühe in ihrer alten Bildungstiefe geblieben. Im Bernbiet iſt das Licht erſt am Dämmern, beſcheint kaum die höchſten Spitzen. Ich aber bin im Waadtland geboren, wo das Licht in Perſonen wie Druey, Eytel und Andern bereits verkörpert iſt; in ihren Fußſtapfen würdiglich zu wandeln, war unſer Leben und Streben, wird auch hoffentlich Lebenszweck jeder waadtländiſchen Vache bleiben! Obgleich mit vier Beinen behaftet, ſteht doch mein Geſchlecht im Waadtlande bereits weit über den Taunern, Hinterſäßen, Kammermeitlene und Halbherren im Bernbiet. Ein unglücklicher Zufall warf mich in dieſes ſchauerliche Land mittelalterlicher Rohheit, und meine Leiden begannen. Von meinen geiſtigen Leiden, abgeſchnitten von allen Bildungsmitteln, getrennt von Weſen, welche mich faſſen, will ich ſchweigen. Niemand begriffe ſie hier, nicht einmal der Kalendermacher. Ja ich will nicht einmal reden von dem Unrecht, welches ich täglich ertragen muß, Geſchöpfe wie Stadtköchinnen, Stallknechte, Staatsweibel, ohne allen Schatten von Bildung, mit Rückſichten behandelt zu ſehen, während man gegen mich auch nicht die geringſten Egards hat, mit mir umgeht ganz wie mit einem einfachen Veh. Aber wie man mich als Veh behandelt oder vielmehr mißhandelt, das muß vor das Publicum, das muß die Nachwelt wiſſen. Als mein erſter Meiſter wegen Mangel an Platz ſeine Penſion (ſo nannten wir im geſegneten Waadtlande unſern Aufenthaltsort, den man im Canton Bern ſo grob Stall nennt) aufgeben mußte, verſchlug mich mein böſer Stern zu einem großen Bauer und eilf andern, Kühen nämlich. Als ich das Haus ſah, meinte ich, wie gut es mir gegangen, ich Arme ſollte das Gegentheil erfahren! Ehemals hatte der Mann acht Kühe gehabt, jetzt hatte er mit mit zwölfe im Stall, denn ſie hatten eine Käſerei errichtet. So viel Verſtand beſaß er, zu rechnen, daß zwölf Kühe mehr ſeien und mehr freſſen als achte. Damit er nicht vor das Gras hinauskomme, meinte er mit dem Graſen ſo ſpät als möglich anfangen zu müſſen. Er hielt uns daher ſo lange als möglich am Dürren, er ſchabte ordentlich die Bühne, wenigſtens ſiebenzig Mal mußte der Melcher mit dem Beſen hinten für. Wir wurden ſo dürr, daß das Corſet einer Modiſte uns ganz perfect gepaßt hätte. Endlich ging das Graſen an, acht Tage ſchwammen wir in Wolluſt, ſchlenggeten das Gras uns gegenſeitig über Rücken und Köpfe, während hinter uns der Meiſter ſchimpflich fluchte: für vierundzwanzig thäten wir freſſen, aber Milch geben nicht für achte. Wir ſeien trügeriſche Waare, ſo ſchönes Gras und nicht mehr Milch! So viel Bildung hatte er nicht, zu begreifen, daß Kühe erſt wegem Hunger freſſen, ermagerte Kühe an Milch gar nicht denken. Der Bauer hatte einen neuen Melcher, auf den ſchob er anfangs die Schuld, der könne nicht melken, ſagte er. Er fing nun an heimlich an unſern Eutern zu rupfen; da erhielt er noch weniger Milch und fluchte nun über uns. Die Moren zögen ihm die Milch auf, ſagte er, wollte mit Fluchen und Schlägen ſie heruntermachen, aber das Melchterli blieb leer. Nach acht Tagen ſchon fing es an dem Gras zu böſen, es wurde geſchmack- und ſaftloſer, es begann überſtellig zu werden. Wir ſuchten das Beſte daraus, riſſen das andere in Miſt, g'ſchändeten tapfer und minderten an der Milch. Dem Bauer wurde himmelangſt. »Sövli Küh und ſövli weni Milch,« ſagte er mehr als hundert Mal im Tag; »meh Küh u minger Milch, wie iſt das möglich?!« Statt nun in den Spycher zu gehen, in die Mühle zu ſchicken und zum Salzauswäger, um mit Gleck nachzuhelfen, gab er alle Tage weniger Milch in die Haushaltung und rühmte deſto mehr die Käsmilch. Er wenigſtens begehre gar keine Milch mehr, ſagte er, er möge ſie nicht ertragen, ſie hänke ihm zu viel an (erſchwere den Athem). Er liebe deſto mehr die Käsmilch, die ziehe immer ſo ſachte durch, er ſei nie wohler geweſen und möge brav eſſen dabei. Nachdem wir das erſte Gras halb gefreſſen, halb geſchändet, kam die Reihe an das zweite, und da ging erſt das Elend an. War das erſte Gras zu alt, war das zweite zu jung, man mußte es mitten entzwei hauen, wie man zu ſagen pflegt, und einen halben Acker übergraſen, ehe halb genug war für zwölf Kühe. Hinter dem Melcher, welcher graſete, ſtand der Bauer mit trübſeligem Angeſichte, trotz ſeinem leichten Athem, und mahnte: »Mach' ſüferli, Hans, ume hübſchli, mach', daß de morn o no heſcht.« Die große, in der größten Hitze abgemähte Fläche war am folgenden Tage roth, ſie war verbrannt und von Nachwuchs einſtweilen keine Rede mehr, und alle Tage gaben wir weniger Milch. »Sövli Küh und ſövli weni Milch,« ward des Bauern ordinäri Seufzer, den er nicht blos des Tags, ſondern auch des Nachts bewußtlos ausſtieß, wie die Bäuerin in großem Zorne klagte, indem die verfluchten Käſereien ſie nicht blos um die Milch, ſondern auch um den Schlaf brächten, indem keine Nacht vorübergehe, daß nicht der Mann davon ſtürme. Er rühmte alle Tage die Käsmilch ſtrenger. Er hätte nie geglaubt, was die könne, ſagte er, er hätte ſo leichte Beine wie ein Zwanzigjähriger, ſeit er ſie brauche, und was Athem ſei wiſſe er nicht mehr. Nur brav gebraucht von dieſer, ſo würden die Leute wieder geſünder und möchten beſſer arbeiten als jetzt, wo man nichts mehr könne als den Faulhund machen. Was er gut fand, ſollten Alle gut finden, und weil er die Milch ſchädlich fand, ſo gab er derſelben aus klarer Wohlmeinenheit alle Tage weniger in die Haushaltung: mit Käsmilch wurde der Brei gekocht; Käsmilch brauchte man zum Kaffee, am Sonntag nur that man ein wenig Milch darein. Ach, was die durchzog! Gemäß meiner waadtländiſchen Bildung hätte ich den ſämmtlichen Hausbewohnern dieſen Durchzug auch von ganzem Herzen gegönnt, wenn nicht hinwiederum auch wir darunter gelitten hätten. Aber den Melcher drangſalirte die Käsmilch ſo, daß er immer die Hoſen in den Händen hatte, und wenigſtens drei Mal beiſeits und allemal friſch anziehen mußte, ehe er eine einzige Kuh ausgemolken hatte. Gar nichts hängte die Käsmilch bei ihm an, er wurde ganz durchſcheinicht. Schien die Sonne nicht ſehr ſtark, ſo warf er gar keinen Schatten mehr, ſchien ſie aber ſtark, ſo konnte man alle Broſamen ſehen, welche er im Magen hatte, und alle Röhren welche draus- und dreingingen. Er ward ganz miſerabel ſchwach, marterte uns mit dem Melchen unausſprechlich. Die Katze erhielt keinen Milchſchaum mehr, und Käsmilch wollte die einmal nicht, man mochte ihr darſtellen ſo viel man wollte. Der Bauer behauptete ſteif und feſt, nicht blos erſpare er am Katzenſchaum wenigſtens 50 Maß Milch jährlich, ſondern ſeit die Katzen keinen Schaum mehr erhielten, wüßten ſie wieder was mauſen ſei. Nun aber brüllten ſie unter der Stallthüre gar wehlich und manchmal halbe Nächte durch, daß wir uns nicht blos bitterlich ſchämen mußten, weil die Kühe in andern Ställen hätten glauben können, unſere Milch gebe nicht Schaum, ſondern auch in den Ohren ſchrecklich leiden mußten. Im Waadtland war ich an Muſik und Vaterlandslieder gewöhnt, ach Gott, wie herrlich! hier im Bernbiet nun Katzengeſchrei, und ganz ohne allen Tact und Melodie, wie es halt im Bernbiet bräuchlich ſein wird! Hatten wir Nachts keine Ruhe, ward uns vollends am Tage keine mehr. Hatte der Melcher eine Ewigkeit gemolken oder vielmehr geſtrupft, wir uns endlich davon erholt und zur Ruhe gelegt, und zwiſchen Traum und Wachen die Grasſtengelchen gezählt und wieder gezählt, welche wir erſt gefreſſen und jetzt wiederkauten, kam Etwas in den Stall gehuſcht, ſtüpfte mich am Derrière, und ſtand ich nicht ſchnell auf, ſo guſelte man mich in aller Stille mit der Miſtgabel. Kaum ſtand ich auf den Beinen, ſaß die Bäuerin unter mir, ſagte nicht einmal excusez! oder pardon! ſtrupfte mir am ganzen Euter herum, bis ſie ein Häfeli voll Milch hatte, und ſchob ſich wieder in aller Stille. Im Futtergang hatte die Tochter gelauſcht, war jene fort, huſch war dieſe da, ehe ich mich legen konnte, und ſtrupfte wieder. Zuweilen kam auch noch die Jungfrau und ſtrupfte ebenfalls. Gewöhnlich geſchah dieſes Strupfen an mir, weil ich die beſten Manieren hatte, und ſelbſt im Bernbiet, wo man ſo gar keine hat, ſie noch nicht ganz vergeſſen hatte. Ja, manchmal gegen Abend kam ganz verſtohlen ein fremder Bauer herein mit großer Vorſicht, ſtrupfte an allen und ſchob ſich dann wieder, als wäre er ein Dieb, nahm jedoch nichts mit, ſo viel ich bemerken konnte. Kam dann der Melcher am Abend, ſollte ich ſelbſt daran ſchuld ſein, aus Bosheit die Milch mit den hinteren Beinen ausgedrückt haben, und erhielt manchmal ſogar Schläge. Ich verdeutete ihm wohl, wer ſchuld ſei, aber der Kerl begriff mich nicht, er war halt kein Waadtländer, ja nicht einmal ein Seeländer. Hätte er mir Tinte und Papier gebracht (Federn brauche ich keine, ich ſchreibe mit den Hörnern, und zwar links und rechts gleich ſchön), ich hätte mich ihm faßlich machen können. Als der Bauer uns durch ſeine Wirthſchaft um Kraft und Saft und Milch gebracht, ſollten wir an Allem ſchuld ſein. Wir ſeien das ſchlechteſte Veh, welches er noch im Stalle gehabt, wenn er uns noch einen Sommer haben müßte, wir brächten ihn um Hab und Gut, ſagte er. Er müſſe ändern, er möge wollen oder nicht wollen. Ich war die Erſte, welche er ſchaubete. Ich freute mich, als ich es hörte. Ach Gott, wie dumm war ich ſchon geworden, dieweil ich ein Jahr im Bernbiet war! Es wollte mir gleich anfangs nicht gefallen, daß mein neuer Meiſter ſo ein Strubigel war und zum alten Meiſter ſagte: er könne darauf zählen, z'Jacobstag bringe er den Reſt. Als er mich einem Häuschen zuführte, welches noch ſtrüber war als er, mich dort in einen Geißenſtall brachte, hier zwiſchen fünf andere Marterbilder preßte und mit einem zuſammengeknüpften Seil an eine abgenagte Krippe band, ach Gott! da wußte ich, was die Glocke geſchlagen, ich weinte, der Berner Lümmel merkte es nicht, und von Mitgefühl wär er ſo fern, als vom Morgen der Abend iſt.

„Kaum war der Strubigel, welcher jetzt mein Meiſter ſein ſollte, zum Stall hinaus, ſo begann ein kleines, graues, ſogenanntes Unterſeenkuhli von der hinteren Wand her, wo es faſt erdrückt wurde, an zu berzen und zu keuchen und ſprach: »Der verfluchte Lümmel, hat der im letzten Sommer nicht für drei kleine Kuhli meines Schlages zu freſſen gehabt, wo will er es jetzt für ſechſe nehmen, und noch dazu für ſolche Unthiere, wie er da eins hereingeſtellt, in deren Bauch ein ganzer Heuſtock auf einmal Weite hat. Das wird einen ſaubern Sommer abſetzen. Das Kalb (ſo titulirte das Kuhli den Meiſter) wird meinen, er wolle auch aus den Käſereien die Schulden zahlen. Der wird die Naſe aufthun im Herbſt, wenn wir nur nicht dabei ſein müßten, ſo lange der Sommer dauert.« Das Kuhli hatte mehr als recht, es war aber auch eine ſchlaue Oberländerin, begehrte immer am meiſten auf und hatte doch immer den erſten und den letzten Grashalm.

„Wir befanden uns auf einem abſchynigen, abgeſchleipſten Heimweſen, welches wenig Sonne hatte und ſeit hundert Jahren ſchlechte Bauern, unter deren Händen es ganz ermagert war. Die Kabisſtorzen wurden auf demſelben nicht dicker als ein Geiſelſtecken, die Bohnen krochen nur über's dritte Jahr Finger lang die Stangen auf, die beiden andern Jahre blieben ſie traurig und ſaßen am Boden. Wenn einmal drei Erdäpfel unter einer Staude gefunden wurden, ſo rief die Mutter dem Vater, er ſolle doch kommen und ſchauen, wie ſchrecklich viel es gebe. Als einmal das Gras über einen Maulwurfshügel heraufwuchs, wurde es der Großmutter ganz übel, daß ſie in's Bett mußte. Sie möge ſich gar nicht erinnern, jammerte ſie, daß man vor Gras die Schärhüfe nicht geſehen, als im Jahr, ehe die Franzoſen gekommen. Und wenn das wieder dieſe bedeuten ſollte, ſo wollte ſie lieber heute noch ſterben. Dieſes Mannli wollte nun auch in eine neu errichtete Käſerei geben, glaubte, mit vielen Kühen ſei Alles gemacht, im Herbſt die Schulden alle bezahlt. Es traf mich alſo zum zweiten Male das ſchreckliche Unglück, einem Käsbauer ſeinen Lehrplätz mitmachen zu helfen. Wie der Menſch ſich eigentlich dieſe Sache vorſtelle, begriff kein Menſch und er ſagte es eben ſo wenig Jemanden. Wahrſcheinlich ſtellte er ſich rein nichts Anderes vor, als daß ſechs Kühe noch einmal ſo viel Milch geben als drei und ſechs Maß Milch doppelt ſo viel gelten als drei. Dieſe Vorſtellungen ſind, wie man ſieht, ſehr einfach, tiefere und andere lagen dem Bernbieter ſicher fern. Ganz ſicher dachte er nicht daran, daß ſechs Kühe mehr freſſen als drei, und um mehr Futter zu machen, man das Land verbeſſern müſſe. Einen Miſthaufen hatte er, ein währſchaft Weibsbild hätte ihn in der Schürze weggetragen, dagegen aber im Jaucheloch kein Fußbad mit Behagen nehmen können, ſo klein war es. Wenn er was dachte, ſo war es blos das, daß, wenn er keine Schulden mehr hätte, er nicht mehr zinſen müſſe. Das Zinſen, das war ſein Teufel auf der Welt. Hier nun litten wir Hunger, ich kann nicht ſagen wie. Und was giebt das für Miſt, wenn man Hunger hat, denn vor dem Miſt kommt doch erſt das Freſſen. Ich rede unmanierlich, ich weiß es wohl, aber das macht der Zorn! Zudem blieb im ganzen Stall kein Strohhalm ſicher; er mochte ſtreuen ſo weit hinten er wollte, wir ſtüpften mit den Hinterbeinen jedes Strohhälmchen, bis wir es mit dem Maul erreichen konnten. Beim Melchen hätten wir ihm ſicher die Haare vom Kopfe gefreſſen, wenn er deren noch gehabt hätte. Und doch konnte der arme Teufel uns zuweilen erbarmen. Den lieben langen Tag brauchte dieſer blos zu zwei Geſchäften: zum Graſen und zum Melken. Am Abend bis ſpät in die Nacht und am Morgen vor Tag dängelte er ſeine zwei Senſen, und ſobald er ſehen konnte, ging er dem Graſe nach mit zwei Steinfäſſern und vier Wetzſteinen darin und das Herz voll ſchwerer Seufzer. Sein Gras war wie verheret, er konnte blos ſchaben. Wie Einer, der ein ſchlechtes Schermeſſer hat, immer zwei Mal über das Kinn fährt, ſo fuhr Hansli immer zwei Mal über den gleichen Zug, und wenn er hinter ſich noch kein Gras ſah, ging er zurück und ſchabte zum dritten Male, hielt nieder, als ob er das Gras ſammt den Wurzeln nehmen wollte, kehrte den Boden um, daß Gras und Erde ſich miſchten. Hatte er endlich eine Bähre ſolchen Gemengſels, eine neue Art kurzes Futter, zuſammengekratzt, uns davon in den Bahren geworfen, wobei es manchmal einen Staub gab, daß wir böſe Augen bekamen, begann er zu melken, daß Gott erbarm! Er mußte ſich zwiſchen die Kühe hineinpreſſen wie ein eiſerner Keil in einen buchenen Stock. Zog uns dann faſt das Blut aus dem Leibe, ſich den Athem aus der Bruſt, daß er hinaus in die Hofſtatt mußte an die friſche Luft, um wieder lebendig zu werden. Hatte er ſich halbtodt gemolken, mußte er wieder an's Graſen hin, um uns Etwas in den Bahren zu werfen, mehr für Langeweile, als für's Freſſen. Ein Spaßvogel rieth ihm einmal, daß wir es hörten, er ſolle uns grüne Brillen machen laſſen, damit wir im Bahren doch etwas Grünes zu ſehen bekämen. Gleich nach dem Mittageſſen mußte er wieder an's Graſen hin, nachdem er ſich ſchachmatt gedängelt hatte, um die Löcher in den

Senſen zu verebnen, welche er durch ſein zu tiefes Niederhalten in Steine geſchlagen hatte. Wenn die Leute ihn ſo graſen ſahen mitten in Rauch und Staub, faſt wie Jehova auf Sinai, erbarmte er ſie und ſie riefen ihm zu: »Fahrſt zacher, Hansli! Wetts nit z'gut mache!« Am Abend zog er dann in faſt drei Stunden mit Noth und Schweiß ein Melchterli Milch heraus. Meinte endlich noch, weil wir ſo wenig Milch gaben, wir ſeien ung'recht, kaufte Tränker und larirte uns obendrein. Es war, als wolle er uns das Reſtchen Leben vollſtändig aus dem Leibe treiben.

„So verfloß der Sommer uns am Hungertuch. Im Herbſt kam es Hansli in Sinn, er habe faſt kein Heu auf der Bühne, ging in den Wald und ſchaffte einen großen Haufen Tannäſte herbei. Fragten die Leute: »Sorgſt für den Winter, Hansli?« ſo antwortete er, er hätte wohl wenig Heu bekommen, darum mache er Kries herbei, es ſei wohlfeiler als Heu und doch b'ſunderbar geſund, es ziehe immer ſüferli durch. (Es iſt merkwürdig, wie auf einmal die Menſchen ſo viel auf dem Durchzug halten.) Er müſſe zwei Kühe mäſten, mager wollten ſie ihm nichts gelten, ſie hätten gar keinen Preis mehr. Du mein Gott! was waren das für Ausſichten auf den langen Winter, und wie trieb Hansli das Mäſten? Den Kühen, welche er nicht mäſten wollte, gab er um ſo weniger, uns Auserwählten aber miſchte er zum Mäſten Heu, Kries und Erdäpfel und gab es uns wohlgerüttelt ein. Dünkte ihn, ſein Häufchen Erdäpfel nehme zu ſtark ab, ſagte er: z'ſtark z'trybe nütze nüt u v'rſtopfe gerne, er wolle ein paar Tage nachlaſſen und durchziehen, dann kriegten wir pures Kries. Hörte er, daß irgendwo ein alter Jude geſehen worden, welcher etwas Altes für die Straßburger ſuche, ſagte er, die Waar' werde b'ſüchig werden, ſie fange an zu ziehen, er müſſe preſſiren mit mäſten; dann giebt es wieder Erdäpfel bis der alte Jude verſchollen iſt, und die Mutter ſagt: »Ume Hübſchli, wenn du mit den Erdäpfeln ſo wüſt thuſt, ſo ſind z'Weihnacht keine mehr!«

„So hange ich zwiſchen Tod und Leben. Wie es nach Weihnachten gehen ſoll, darf ich nicht erwarten. Darum ſuche ich Platz eiligſt, bitte den Kalendermacher, mir behülflich zu ſein. Bin eine

Perſon in den beſten Jahren. Mein erſtes Kalb gebar ich zur ſelben Stunde, als auf dem Montbenon zu Lauſanne die berühmte Leiter beſtiegen wurde. Ich bin angenehm, bei gehörigem Freſſen milchreich, entſchieden liberal von Geſinnung und, wieder gehörig bei Kräften, vollkommen fähig, deutſchen ungebildeten Mädchen Privatunterricht in welſchen Manieren zu geben. Ich erwarte ihren Beiſtand, wie es ihre Pflicht iſt, und wenn nicht umgehend, ſo doch in wenig Tagen entſprechende Antwort. Meine Adreſſe iſt: Frau Kleb beim Kriesbaufen, Gemeinde Käslige, Canton Bern.“

So ungefähr lautete dieſer Brief. Man ſieht, daß die Klagen von einer betheiligten Perſon kommen, alſo ſicher übertrieben ſind, und aus einem ganz liberal zerriſſenen Gemüthe, welches Anſprüche für ſeine Perſon macht, welche weder die Welt noch Gott erfüllen wird. Aber etwas Wahres iſt an der Sache. Wer zu viel Kühe hat oder zu wenig Gras im Sommer, der iſt in einer ſehr bedenklichen Verlegenheit; wenn ſie ihm den Schweiß austreibt, ſo nimmt es uns nicht Wunder. Nun, wer an den Winter nicht denkt, kann im Sommer ſich immer helfen, aber dafür muß er dann im Winter deſto heißer ſchwitzen, und dieſer Schweiß iſt ſchmerzlich und koſtet viel Geld. Das hat ſchon Mancher erfahren.

Zwölftes Capitel.

Von Käsherren und Käsfieber.

Wenn ein Menſch ein Buch ſchreibt, kommt er, wenn das Ende naht, in eine gelinde Wallung, die immer und immer ſteigt, bis endlich der letzte Punkt geſetzt iſt. Dieſe Wallung wird durch zwei Gedanken hervorgebracht. Erſtlich denkt man an die Welt, was die ſagen werde, daß man ein Buch geſchrieben, und zwar ſo eins, wie keines auf der Welt ſei und nie wieder eins ſo kommen werde, wo man von Hütte zu Hütte, von Palaſt zu Palaſt laufen werde mit der

Frage: „Habt ihr es geleſen, habt ihr es geleſen?“ Wo in Zukunft der Hansli beim Miſten, das Stüdi beim Rüblijäten, der Rathsherr auf dem Rathhauſe und der eidgenöſſiſche Oberſt auf ſeinem Schimmel mit dieſem Buche in der Hand geſehen würden, und Alle ſchreiend: „Das iſt ein Buch, das iſt eins! Das muß Einer ſein, der es geſchrieben hat, e ganze Kerli, e v'rfluchte Pickel!“

Das iſt der erſte Gedanke, der Fieber macht. Der zweite Gedanke iſt der: Welchem Buchhändler will ich die Gnade erweiſen und es zum Drucken geben? Ach, wie wird der die Ellbogen ſchlecken bis hinter das Achſelbein, und was wird er mir wohl dafür geben? Verflucht viel, das weiß ich, aber wie viel wohl? Das iſt der zweite Gedanke, der am Fieber mithilft, und zwar ziemlich ſtark, ſo daß, wenn beide Gedanken ſo recht flüſſig werden, das ein ſtarkes Fieber giebt, daß Einem das Schlafen vergeht und faſt das Eſſen, daß man zuweilen ſelbſt Kamillenthee brauchen muß.

Nun, wenn 'mal der letzte Punkt gemacht iſt, vergeht das Fieber bald, zuerſt der letzte Theil und dann der erſte. Wenn erſtlich kein Buchhändler es drucken will, keiner Etwas dafür geben, endlich einer aus Erbarmen es druckt, aber nicht auf eigene Koſten, ſondern auf Koſten Deſſen, der es geſchrieben, wenn dann Niemand es leſen will, in keiner Hand es geſehen, in keinem Hauſe es geduldet wird, wenn bei den täglichen Nachfragen beim Verleger der arme Schelm keine Beſtellung ſieht, ſondern täglich neue Krebſe, kein Geld ſieht, ſondern höhniſche Geſichter, wohl, da vergeht das heiße Fieber, da kommt das kalte, daß ihm die Zähne klappern, daß er ſchnadert am ganzen Leibe ganz miſerabel. Es iſt die kalte Angſt vor dem Conto, welchen der Verleger ihm machen wird, und zwar nicht mit Erbarmen, ſondern mit Salz und Pfeffer. — Etwas Aehnliches ſtellte ſich in der Vehfreude ein. Nicht daß etwa ein Vehfreudiger ein Buch geſchrieben oder die ganze Gemeinde eins componirt hätte. Bewahre, ſo was kam einem Vehfreudiger nicht in Sinn! „Öppis Dummes e ſo!“ hätte Jeder geſagt, dem es angemuthet worden wäre. „Es iſt mir ja z'wider, wenn ich in eines ſehen muß, wenn ich eines ſchreiben ſollte, ſo wollte ich lieber die Erdäpfel im ganzen Bernbiet ungekocht freſſen, ich würd' ob der erſten Zeile ein Narr!“ Und wenn es Einem auch in Sinn gekommen wäre, er hätte es nicht riskirt, er wäre ſein Lebtag für einen Narren gehalten worden gleich dem guten Doctor Glur zu Unghoblete. Der Eglihannes war der Einzige, welcher Autorgelüſten an Tag legte, doch blos wenn er beſoffen war. Nicht daß er an ein Buch dachte, ſo wenig als daß er eines las. Mit dem Hagelszüg möge er nichts zu thun haben, ſagte er, es mache ihm Alles Langeweile. Aber wenn er beſoffen war, ſo drohte er der ganzen Welt, er wolle ſie in die Zeitung thun, oder gar in den Guckkaſten, denn der verſtehe es, Gott u Mönſch im Dreck ume z'ziehe, daß ſie ihr Lebtig ſtinken thäten, es ſei noch ärger, als wenn Einer wär' in's Sch . . . hus g'falle. Indeſſen brachte er es doch nie zu einem eigenhändigen Zeitungsartikel, dazu war er zu dumm, ſelbſt zu der Zeit, in welcher er hochgeſtellter Beamteter war. Stach ihn der Teufel zu hart und konnte er ſein Gift nicht verſaufen, ſo ging er, wenn er was über den Pfaffen hatte, zum Schulmeiſter, der war Schmutzköchin weit und breit, und verſtand eine Brühe z'wegzurühren, daß man damit eine halbe Stadt hätte vergiften können. Ging es über einen Weltlichen, einen Collegen, ſo marſchirte Eglihannes zum Katzenmani im Galgenmösli, der hatte eben ſo große Freude daran, Jemanden Etwas anzuhängen, als er früher Zorn gehabt, wenn ihm Jemand den Buckel ausgeklopft. Er gab ſich für beſonders befähigt dazu aus, denn er hielt ſich für einen Logiker und hatte ſich auf die Philoſophie gelegt, d. h. er lief Pfarrern nach, welche alberne Dinge ſchwatzten, die den Bauern zu gemein waren, und ſchöpfte aus ſolchen Albernheiten ſeine Weisheit. Unſer Mani eben, obgleich im Galgenmösli, ſtand doch auf der Culturhöhe, von welcher ihm Alles, was unchriſtlich oder antichriſtlich war, als Philoſophie erſchien; denn Mani war in ſolchen Sachen ſo kreuzdumm, daß ſelbſt ſeine nächſten Verwandten ſich ſeiner ſchämten, wenn ſie ihn laſern hörten. Indeſſen dem Eglihannes waren dieſe Artikel eben nur zu philoſophiſch, ſie biſſen nicht recht. Wollte er ſo was Rechtes, welches durch jedes Fell ging, ſo ging er zum alten, grauen Sünder, welcher nicht gern gehängt ſein will, der ſchrieb ihm für eine vierbatzige Flaſche Sachen, daß ſelbſt der Teufel den Pfnüſel bekam darob.–

Nein, wegen einem Buche kriegte man in der Vehfreude kein Fieber, aber mit dem Käs hatten ſie es accurat wie Schriftſteller mit einem Buche. In der Regel ſchließt ſich die eigentliche Käsſaiſon mit Michelstag, einige Tage auf oder nieder, darauf kommt es nicht an, wenn es nicht ausdrücklich eingedungen iſt. Aber lange vor dieſem Zeitpunkte, ſchon gegen Ende des Auguſts fängt ſo allgemach das Fiebern an. Man läßt in der Stille aus, man hätte das ſchönſte Mulch, wo es in dieſem Jahre geben werde, den höchſten Preis nehme man. Man geht, mit den Händen in den Säcken, den ſchön geordneten Käſen nach, betrachtet ſie, ob ſie eben recht gerundet ſeien, nicht zu faſt eingefallen, oder zu ſehr aufgelaufen, oder gar geſpalten, giebt dem Senn Weiſung, er ſolle dieſen oder jenen Käs beſſer ſo oder anders drehen. Wenn Einer käme, ſie zu g'ſchauen, ſehe er den Fehler weniger. Der Senn ſagt nicht viel darauf, denkt aber bei ſich: „Ja, glaub', du dummer Bauer, du könneſt einen Käshändler hinter das Licht führen.“ Einer, der mit dem Ding weniger bekannt iſt, meint gar, dieſen ſolle man in jene Ecke ſtoßen und einen andern zu oberſt hinſtellen. Er denkt nicht daran, wie die Käſe in ganz anderer Ordnung ſtehen als Bücher in einer Bibliothek, wie jeder Käs das Datum des Tages, an welchem er gemacht worden, an ſich trägt, jeder in dieſer Ordnung in Reihe und Glied ſteht und ſtehen muß, in dieſer Reihe heruntergenommen und geſalzen werden muß, damit richtig das Maß des Salzes getroffen werde, welches er bedarf*). In dieſem allen iſt eine Pünktlichkeit, von welcher nicht blos mancher Hans Uli, ſondern ſelbſt mancher Profeſſor oder gar der Hornborſtel in Wien, der Miniſter und der Spitzhütel, der General ebendaſelbſt ſich nichts träumen laſſen. Zugleich aber ſucht man zu vernehmen, wie in andern Käshütten die Mulche ausfallen, die Käſe ſich machen. Das iſt aber nicht ganz leicht. Jede Geſellſchaft hat das höchſte Intereſſe, den ſchlechten Zuſtand ihrer Käſe geheim zu halten, jedes Mitglied derſelben begreift dieſes auch, wenn es ſonſt gar nichts begreift, und verſchweigt ihrer Käſe Mängel ſicher weit treuer als ſeine eigenen und namentlich ſeines Weibes Fehler, Laſter und Sünden. Und dennoch, trotz aller Vorſicht, wird, man weiß nicht wie, bekannt, wo es fehlt. Wie das Licht durch jede Ritze dringt, kommt durch Spalten, Aſtlöcher, vielleicht gar Wurmlöcher, Alles an Tag, was in einem Käsgaden vorgeht. Da heißt es ganz mit Recht: es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Das wird dann weiter geſagt unter der Hand mit halblauter Stimme. Die in A ſollen böſe Käſe haben, ſie werden ſie kaum verkaufen, in B ſei auch nichts zu rühmen, der Senn könne nichts, in C hätten ſie ganz gefehlt, die Bauern hätten es zu arg gemacht mit dem Vortheil treiben, z'gut könne man es auch machen. Sie hätten es jetzt ungern und gruſam geheim, aber man wiſſe es doch. „Wir aber,“ heißt es dann weiter, „wir haben prächtige Käſe, daß ſchöner nichts nützte, den höchſten Preis zu nehmen, ſind wir geſinnet diesmal. Was gelten ſie, habt ihr nichts gehört, laufen ſie afe?“ So ungefähr lauten die Vorreden mit wenig Veränderungen allenthalben. Das „Laufen ſie afe“ bezieht ſich auf die Käshändler. Wie die Weinhändler das Weinland beſuchen, wenn die Trauben reifen, ſo gehen die Käshändler vor dem Schluſſe der Saiſon über Berg und Thal, beſuchen die Käsſpycher, beſehen die Käſe mit kundigen Augen. Jedes Haus hat ſeine eigenen Wege und ſeinen beſondern Operationsplan. Die Hauptfrage bleibt immer die gleiche: Was beſſer ſei, ob Zögern oder Eilen im Kaufen? Baſis iſt eigentlich immer das Zögern, das Thun, als ſei Einem an der Sache gar nichts gelegen, als kaufte man ehemals eigentlich blos um Gottes, jetzt um des Vaterlands willen, als gehe man den Verkäufern aus dem Wege, um ſo gleichſam nicht in Verſuchung geführt zu werden. Da hat man noch Alten mehr als Einem lieb iſt, es iſt nicht Nachfrage, nicht Geld, man zweifelt, daß man kaufen werde, ausgenommen ganz Weniges, nur damit man was hätte, es nicht heiße, man wolle aufhören. Wenn man ihnen dann von andern Häuſern ſagt, welche Luſt zum Kaufen zeigten, ſo heißt es mit Achſelzucken: „Ein Jeder macht für ſich, wenn ſie es gutfinden, in Gottes Namen, wir wollen es ihnen nicht wehren. Sie werden es aber auch noch erfahren, was es heißt, da ſiehe du zu. Wenn Jemand ſo lange dabeigeweſen und ſo manchmal die Finger verbrannt hat, iſt man nicht halb ſo hitzig mehr. Man hat es erfahren müſſen, daß, was gekauft wird, bezahlt werden muß, und wenn man nicht verkaufen kann, wo Geld nehmen dazu? Da haben Bauern ſo wenig Geduld als die Küher, iſt der Verfalltag da, ſo wollen ſie das Geld, fragen nicht, habe man es oder habe man es nicht? Und geht der Tag ohne Geld vorüber, ſo ziehen ſie Lederſchuhe an, laufen Einem nach Tag und Nacht bis ſie das Geld haben, und verbrüllen Einen dazu im ganzen Lande, als ob man noch vor Sonnenuntergang geltstagen müſſe.“

---

*) Die Geſchichte wegem Käsbürſten, welche Kohl erzählt, iſt ein dem berühmten Manne angehängter Witz, der allen Leuten läſtig wird durch ſein Fragen, und ſolche Antworten ſich hageldick zuzieht. Man fährt wohl mit einer Bürſte über die Käſe, aber blos um die Salztropfen zu verwiſchen, was 2 Secunden für jeden Käs braucht.

Es geſchieht aber auch, daß das Eilen gutgefunden wird. Wenn z. B. das Fleiſch fehlt, d. h. nach trocknen Jahren, in denen viel Vieh geſchlachtet werden mußte, oder irgend eine Zoll- oder Mauthveränderung Hoffnung zu größerem Abſatz giebt, dann heißt es: „Jacobli, ſalb z'Schuh; Chriſten, lauf'; Hansli, mach' di z'weg; Andresli, ſtrych di ſo g'ſchwind de chaſt; Peterli, uf u nache ſo ſtreng de maſt, chauf, was de chaſt, dräyy grüsli, aber chauf nüſti!“ Dann geſchieht es auch zuweilen, daß ein einziges Haus den ganzen Schwarm auf die Beine und in Eile bringt. Das Haus hat ſeine beſondern Urſachen, viel zu kaufen, oder will probiren, das Beſte auszuwählen in aller Stille und den Andern die Nachleſe überlaſſen u. ſ. w. Es ſchickt ſeine Vögel aus, die ſtreichen ſo geheim als möglich herum, verſuchen, faſt wie die Füchſe mit den Schwänzen, die Fährten zu verwiſchen, aber das iſt all' umſonſt. Am Samſtag in Thun, am Dienſtag in Bern, am Freitag in Langnau, kommt ſo ein dicker Küher zu Hans Uli und ſagt: „Ja, dies Jahr geht es anders mit den Käſen, da wollen wir euch den Marſch machen; vorgeſtern war der Großrath vom Hochmuthsknubel bei mir, der mit dem ſchönen Gring, wo iſt wie die Zeittafel zu Luthern. Für z'Tüfels G'walt hat er meine wollen. Er that mir ein ſchönes Bot, aber eine halbe Krone blieben wir ſtößig." „So, der, lauft der ſchon, der thut immer, als wenn er Feuer im — — hätte, und wenn er am Ende zwei oder drei Mulche kauft, ſo iſt's aller Handel!" ſpricht Hans Uli. „Was wollte er geben? Vierzehne?" (vierzehn Kronen = 23 Gulden 20 Kr.) „Er hätte mir ſechszehne gegeben, aber ich wollte nicht," antwortet der Küher. „Dies Jahr haben wir das Heft in der Hand." „So halt's, wenn d' chanſt," antwortet Hans Uli zornig und läuft ab. Läuft aber nur zum Bären, ſchreit: „Stallknecht, ſpann an, auf der Stelle, hörſt!" Das hört die Wirthin, ſagt: „Ei aber, Herr Zwiebelnkuchen, doch nicht vor dem Mittageſſen, das Stubenmeitli trägt eben die Suppe an's Ordinäri, und es ſind noch mehr Herren drin, Käshändler oder Großräth, eins von Beiden!" „Meinethalben ſei der Teufel drin!" ſagt Herr Zwiebelnkuchen; „ich muß fort! Bringt einen halben Schoppen! Stallknecht, was koſte ich? Ein Imi, befahl ich, es hat es doch bekommen?" Und heim ſprengt Hans Uli, daß Roß und Reiter ſchnoben und Kies und Funken ſtoben, und lange ehe er beim Hauſe iſt, ſchreit er: „David, Daniel, Gabriel, Michael, uf, uf! ſalbit, laufit! g'ſchwing, g'ſchwing! hüt no! Die Bärengringe uf d'm Hochmuthsknubel ſchnauſeten ſchon Alles aus, möchten die Nidle von d'r Milch. Daß doch ſellige unſer Herrgott die Beine nicht verſchlägt, wenn ſie ſo herumfahren und Andern Alles z'v'rblitze u z'v'rhagle!" Manchmal geht es anders. In ziemlich engem Stübchen und unter vielen Fliegen ſitzt ein Alter; man bringt ihm die Poſt. Er muſtert ſie durch, ſieht die Adreſſen an mit weit vorgeſtrecktem Arm, ſagt: „Da iſt einer für Köbi! Wer ſchreibt dem wohl, es iſt eine curioſe G'ſchrift." Köbi kommt. „Sieh, da iſt einer für dich, wird was Neues darin ſein!" Köbi will mit gehen. „Seh, thue ihn auf," ſagte der Alte, „vielleicht iſt's preſſirlich." Köbi gehorcht, hält ihn lange mit beiden Händen vor dem Geſichte, bis der Alte fragt: „Es wird viel darin ſein, daß du nicht fertig wirſt? Seh, gieb, vielleicht komme ich beſſer daraus!" Köbi giebt ihn zögernd und ſagt, er komme nicht daraus, es ſei kein

Datum darin und kein Ort. Der Alte ſtreckt den Brief vor ſich und lieſt:

„Geliebter Fründ!

„Hurti, hurti, chum u chauf d'r Käs. Es iſt ſcho enangere da gſi u het ne welle, u d'r Att hät ne faſt gäh, mi het ſe faſt nit uſe angere brunge. Aber du weißt, was du m'r v'rſprochen heſch u was ih dir verſpreche ha z'nächſtmal, we du d'r Käs chaufiſt. U wes nüt drus gäb, ſu duecht es mi, i möcht über d' Fluh us. Aber hurti chum, ſi ſäge, im Näſtbode ſyg o ſcho Ene gſi, es gang hür gruſam ſtarch mit dem Käs. Leb' wohl, my herztuſige Schatz. Hurti, hurti!

Deine geliebte Freundin

Ane Marei Gibel."

Nun, man kann ſich denken, was der Köbi für ein Geſicht machte und wie es im Stübchen ein Gelächter gab, daß keine Fliege an der Wand mehr ſich ſicher glaubte. Endlich ſagte der Alte: „Das iſt die große Küherstochter im ſchmutzigen Keſſi. Was haſt mit der für einen Handel?" Natürlich wollte Köbi immer weniger wiſſen, je mehr die Andern ſpöttelten und lachten. „Sei das jetzt wie es wolle, wir hatten von dort her eins von den beſten Mulchen, und überhaupt, es iſt Zeit, auf die Beine, Buben. Ich häſſe das Preſſiren, aber wenn man Etwas haben will, wird man dran hin müſſen. Thut deſt nöthlicher, Buben, ſagt, nicht der Halbe werde verkauft, man preſſire mit dem Luegen, um den beſten daraus zu nehmen. Das Meer ſei eingefallen, man könne nicht mehr nach Amerika, und d'r Kaiſer von Rußland habe bei Hängen den Käs verboten, es ſei nichts mehr zu machen. Thut, als ob Alles morgen abkratzen müßte, und kaufet unter der Hand ſüferli, oder bindet ſie wenigſtens an. Du aber, Köbi, machſt diesmal eine andere Tour, es iſt mir lieber, du kommeſt einſtweilen nicht mehr in das ſchmutzige Keſſi, könnteſt mir z'letzt ſchmutzig wegkommen oder gar darin hängen bleiben, und ſelb wäre mir doch nicht anſtändig," ſo inſtruirte der Alte. So entſteht Alarm unter den Käshändlern und das Fieber kommt auch an ſie. Wie es aber falſchen Feuerlärm giebt, ſo iſt auch ſchon falſcher Käslärm erlebt worden; durch dieſen falſchen Lärm wurden zumeiſt die Verkäufer angeführt. Es giebt Leute, welche in allen ihren Handlungen durchaus das Princip der Unredlichkeit haben, den Nächſten mit Liſt oder Gewalt an ſeinem Eigenthum verkürzen, in allen Stellungen, mit denen ſie Gott verſuchen läßt, ſei es als Beamtete, Hunds- oder Schweinehändler, Metzger, Wirthe, Käshändler, Meiſter, von welcher Sorte es ſei, Kühhändler, Heuhändler, Agenten, kurz ſei es was es wolle, wär's Kachelträger, Waſenmeiſter oder Lumpenſammler. Das Merkwürdigſte dabei iſt, daß, wenn ſie dieſe ihre Schelmerei mit einer großartigen Frechheit und Nachhaltigkeit treiben, eine beſtimmte, freche Conſequenz in ihren Betrügereien und Lügen iſt, ſie damit dem Publicum imponiren, ſie eine gewiſſe Geltung erhalten, eine Art von Zutrauen, trotz dem, daß man an den Fingern abclaviren kann, daß man angeſchmiert wird. Sie renommiren noch mit ihrer Schlechtigkeit und lachen den Hals voll über die Betrogenen vor Denen, welche ſie eben auch betrügen wollen. In ihrem ganzen Weſen legen ſie eine naive Unverſchämtheit an den Tag, welche in's Aſchgraue geht, und finden doch immer Anhang und Glauben, und zwar nicht etwa als herumziehende Vagabunden, wie zu alten Zeiten die Marktſchreier, ſondern am gleichen Orte und bei den gleichen Leuten, welche ſie bereits beſchummelt, angelogen, angeſchmiert &c. Das iſt die Frucht der Energie, die Errungenſchaft der Kraft, um es modern auszudrücken; wo Kraft iſt, ſei es auch eine freche, verderbliche, da iſt auch Unterwerfung, ein Ergeben aller Schwächern, auch wenn ſie den Schaden baar vor Augen haben. Dieſe Wahrnehmungen einzig erklären ſo manches ſonſt Unbegreifliche, z. B. die Erfolge eines fremdländiſchen Radicalismus auf Berner Boden, die Erhebung von Leuten ohne Wiſſenſchaft und Tugend, ohne körperliche oder geiſtige Vorzüge, im Gegentheil, mit ekelhafter innerer und äußerer Widerwärtigkeit behaftet, erklären einzig und allein ihr beſtändig wiederkehrendes Erheben, ſogar wenn ſie ſich ſelbſt am Boden glauben. Ihr Geheimniß liegt in ihrer Frechheit, im Glauben an die Dummheit der Menſchen, in der Verachtung aller geſetzlichen

Schranken, in der gewiſſenloſeſten Benutzung aller Mittel, beſonders eben der ſchrankenloſeſten Lügenhaftigkeit in Betreff von Perſonen und Ereigniſſen.

Geräth nun ein ſolcher Menſch alſo zufälligerweiſe zum Käshändler, ſo treibt der mit Eilen auch einen eigenen Kniff, mit welchem er jedoch ſeine Collegen nicht täuſcht, ſondern blos die Verkäufer. Einer von dieſer Sorte macht ſich früh auf die Beine, läßt hie und da ein hohes Angebot fallen, damit bindet er, wie man zu ſagen pflegt, die Mulchen, auf welche er geboten hat, an und ſpannet überhaupt die Preiſe. Wie ein Lauffeuer geht es durch das Land: „Sie (die Käshändler) haben bereits geboten, der und der hat dort und dort ſo viel geboten, und Jenen ſoll man geſagt haben, ſie ſollen den und den Preis fordern, dann gebe es einen gemachten Handel. Mit ſolchen Angeboten ſind aber die Betreffenden ſchmählich geprellt. Sie ſind berechnet auf die Eigenthümlichkeit der Bauern, und können daher zumeiſt ohne alle Gefahr gemacht werden, ſie mögen faſt ſo hoch ſein als ſie wollen. Ein Bauer iſt an das Markten gewöhnt. Bietet ihm Einer einen ſchönen Preis, ſo iſt gewöhnlich ſein erſter Gedanke: „Dem iſt's drum, der giebt dir noch mehr; du mußt dich nur recht wehren, der wird dir ſchon mürbe werden. Will mir der gleich im erſten Anputſch ſchon ſo viel geben, ſo giebt es Andere, die geben mir gern noch mehr." Sie ſchlagen alſo nicht ein und der Käufer drängt ſie nicht dazu, er ſagt höchſtens: „Wartet nur, ihr ſeid dann doch froh, mir ſie zu geben!" „Es iſt möglich, aber es preſſirt uns nicht, es iſt dann immer noch Zeit," antwortet man und geht auseinander. Der Käshändler lacht im Herzen, die Bauern tragen glückliche Geſichter heim und erzählen den Weibern: es gehe gut dieſes Jahr, es ſei ihnen ſchon ſo und ſo viel geboten, aber es müſſe noch ganz anders kommen, ſetzen ſich dann hinter den Tiſch, nehmen den Kalender, Kreide oder Bleiſtift und verſuchen zu rechnen, wie viel es ihnen ziehen möge, wenn der Käs ſo und ſo viel gelte. Wie man in Amerika mit Spannung auf die Taubenzüge harrt, in Friesland auf die Enten, in Lappland auf die Häringe und in Grönland auf die Wallfiſche, harrt man im Bernbiet auf die Käsvögel, d. h. auf die Käshändler, welche den ſchönen Mulchen nachſtreichen über Berg und Thal. „Iſt no Niemere cho, het ſi no kene zeigt?“ fragt mit Bangen Einer den Andern. „Wott de ächt kene cho, ſött me ächt B'ſcheid mache Eim, vielleicht wüſſe ſie nit, daß hie o e Käſerei iſch, u ſinne nit dra wettig Käſe hie z'finge wäre.“ „Das geht ſtark,“ ſagt wohl Einer an einem Samſtag in Thun; „Einer jagt den Andern, noch viel ſtärker als die Weinhengſten einander jagen, wenn der Wein gerathen will. Es waren geſtern ſieben in meinem Spycher, wußte beim Hagel nit, wo wehren. Wohl, die gelten was, man muß ſich hart machen!“ „Zu uns kam noch Keiner,“ ſagt dann ein großer, bärtiger Mann mit ganz dünner, weinerlicher Stimme, gerade wie ein dreißigjähriges Mädchen, welches ſeit 15 Jahren vergeblich wartet, daß ein Liebhaber an ſein Fenſterchen pocht, „zu uns kam Keiner noch, aber ſie werden es nicht wiſſen. Das hat man davon, wenn man ſo nebenaus wohnt, da haben Die ſo z'mitts drin immer den Vortheil. Das iſt auch nicht recht; wenn doch die Welt ringsum geht, ſo ſollte doch auch eingerichtet ſein, daß man wenigſtens über das andere Jahr z'mitts drin wäre.“ Dann geht der halb weinend heim, ſtellt Käsgemeinde an und ſagt, wie es gehe mit dem Käsg'ſchaue, die Berge und andere Orte ſeien ganz ſchwarz deren Käsvögel, daß ſie einander fry Plätze abmachten, ſie hätten den Wirth im Brothüſi ganz ueg'ſoffe, und hätte doch von Spiez drei Fuder värndrige vieredryßiger Lacote lah nache reyche, aber es heyg Alles nüt b'ſchoſſe, es ſyge d' Vieli gſi u bim Käsverſuche werd' me durſtig. „Ihr glaubt nicht, wie es geht, und wenn alle verkauft ſind und wir unſere noch haben, dann was machen?“ fragt er endlich. Man glaubt gar nicht, wie ähnlich der junge weiche Käs und die Herzen an einer Käsgemeinde ſind, beſonders auf einen ſolchen Bericht hin, man könnte ſie nicht blos auf das Brot ſtreichen gleich dem beſten Grasanken, ſondern wie der Anken voll Ankenmilch iſt, ſo ſind die Herzen der Käsmänner voll Augenwaſſer, und wären ſie auch mit einer Haut überzogen, welche ganz gleich iſt wie die Rinde einer ſiebenhundertjährigen Eiche. Wenn die Sache vor ſiebenhundert Jahren vorgekommen wäre, ſo hätte es ſich ſehr einfach gemacht.

Man hätte einen bewaffneten Ausſchuß gemacht, denſelben in drei Theile getheilt, zwei an die Hauptſtraßen des Cantons gelegt, einen ins Brothüſi geſandt, wo Frutigthal und Siebenthal ſich münden und die Reiſenden nach den ausgeſtandenen Strapazen zu finden ſind wie die Fliegen an der Wand in kalten Herbſtmorgen. Durch dieſe Ausſchüſſe hätte man die Reiſenden abfangen laſſen, ſie wären geweſen, was bei den Holländern die Schiffe ſind, mit welchen ſie die Häringe holen und die Grönlandsfahrer die Wallfiſche. Eingepöckelt oder gar zu Thran geſotten hätte man ſie nicht, Salz und Holz hätte man nicht verſchwendet für nichts und wieder nichts, aber man hätte ſie mit Käs tractirt, bis es einen Handel gegeben hätte. Nun, die Zeiten ändern, die Energie und der kurze Proceß ſind nicht mehr bräuchlich, Alles muß auf die lange Bank geſchoben und durch mancherlei Formen gewunden werden, ſo iſt's jetzt bräuchlich. So Etwas kommt alſo gar nicht in Frage, beſonders nicht bei den eichenen Herzen voll Augenwaſſer, ſondern drei andere Anſichten machen ſich gewöhnlich geltend. „He, wie wär's,“ ſagt Einer, „wenn wir den Senn in's Emmenthal ſchickten, woher doch die meiſten Händler kommen, er iſt dort daheim und gut bekannt. Da kann er mit dieſem oder jenem reden und ihm ſagen, daß dann hier auch Käs ſei, u wettige, de bim — beſſere, als der auf dene magere Knüble obe! Fettes Gras giebt fette Milch und mageres Gras magere Milch, das begreift ja ein Kind. Er braucht nicht zu ſagen, man habe ihn expreß geſchickt, er kann ja ſagen, er ſei dort daheim und habe die Frau da oben oder ſonſt Verwandte. Er wird das ſchon machen, er iſt e Schlaue, öppe vo dene Schlimmſte eine, wo man antreffen will. Dann iſt es ja ſein Intereſſe auch, wenn der Käs wohl giltet, es ſind ihm ja 10 Gulden eingeſtellt, wenn das Mulch von den höchſten Preiſen nehme.“ Einem Senn ſei nie zu trauen, ſagt ein Anderer. Er wiſſe, man habe einen Senn ſo geſandt zu einem Käsherrn. Der Senn habe nun nicht um die Käſe, ſondern um Schmausgeld gemarktet und richtig es dahin gebracht, daß der Käsherr ihm nicht 10 Gulden, ſondern 10 Fünflivrethaler verſprochen, wenn er die Bauern überrede, ihm den Käs ſo und ſo theuer zu verkaufen, und die Bauern habe er dahin gebracht, daß ſie den Käs ſo verkauft und ihm noch ein ſchönes Trinkgeld gegeben, weil er ihnen geſagt, wenn er nicht ſo verflucht angewendet hätte, ſo hätten ſie ihn ſelbſt freſſen müſſen oder den Mäuſen laſſen. Er trage darauf an, fuhr der Mann fort, das ſelbſt zu machen. Es gehe ja Jeder von ihnen zu Markte, die Einen am Donnerſtag auf Burgdorf, die Andern am Dienſtag nach Langenthal, und wenn Einer einmal an einem Sonntag auf Sumiswald gehe, könne es vielleicht auch nicht ſchaden, da treffe man ſchon Leute an, mit denen man reden könne, dazu brauche man den Senn nicht. Es gehe den gar nichts an, und je weniger er davon wiſſe, deſto beſſer ſei es, ſo könne er nicht unter dem Hütli ſpielen, wie es die Hagle im Brauch hätten. Er möchte auch nicht einmal dazu ſtimmen, ſagte der Dritte, der zu der kühnſten Sorte gehörte und nicht Ankenmilch im Herzen hatte. Das ſei ihm viel zu nöthlich gethan, wenn Keiner käme, ſo vermöchten ſie den Käs zu behalten, und wenn es ſein müßte, ſelbſt zu eſſen. Er müſſe ſagen, er nehme nichts lieber, als am Morgen ein Möckli Käs zum Kaffee, und wenn es ſein müſſe, ſo könne er auch Nachmittags eins nehmen, warum nicht? Aber das werde nicht der Fall ſein. Sie hätten ja gehört, wie die Berge ganz ſchwarz ſeien von Händlern, wie junger Flachs voll Erdflöh, es werde ihnen angſt ſein darum. Da machten es Die am beſten; welche ihren noch hätten, wenn kein anderer mehr ſei, da würden wirklich die Letzten die Erſten ſein. Dann ſei der Preis in ihrer Hand; wer den Käs wolle, müſſe zahlen, was man begehre. Das ſei accurat wie an einem Markte mit dem Korn, wenn das Korn geſucht werde und zu wenig da ſei, die Letzten verkauften auch am beſten. Dieſe Meinung hatte natürlich das Mehr, ſie war die letzte und ſcheint für den Augenblick die beſte. Aber gilt's eine Maß Wein, die, welche die erſte Meinung vorgebracht, ſchicken dennoch den Senn hinter dem Rücken der Andern, und die Zweiten trappen ſo unvermerkt den Käshändlern nach und haben nicht Ruhe, bis ſie einen am Zipfel ſeiner Kutte erwiſcht haben.

Dreizehntes Capitel.

Vom Käsg'ſchauen und den Manövers dabei.

In der Vehfreude ging es ungefähr ſo: „War noch Keiner da?“ „Ach nein!“ war die ſtehende Redensart, wenn zwei Vehfreudiger ſich begegneten. Wie die Jäger im Frühling und Herbſt auf den Anſtand gehen und mit geſpitzten Ohren auf den Flügelſchlag der Schnepfen lauſchen, ſo ſtanden die Vehfreudiger auf der Lauer den ganzen Tag, und wenn ſie von Weitem ein Rad rollen hörten, ſo raunte man ſich zu: „Ih g'höre Neuis, es chunt Eine, es chunt Eine!“ Und wenn das Rädchen weiter rollte und Keiner kam, oder wenn es nur ein Kachelfuhrmann war, der vor dem leeren Wagen ſeinen Eſel zu einem matten Trabe gebracht, ſo ſcholl es von Haus zu Haus: „Aber nüt! aber nüt!“ Indeſſen immer bleibt nicht ewig aus, endlich kam Einer dahergefahren. „Es kommt Einer, es iſt Einer da!“ hieß es plötzlich. „Warum nicht gar!“ meinten die Thomaſſe; „das wird aber ſo ein Kacheler ſein?“ „Nein, gewiß nicht!“ lautete die Antwort; „das iſt gewiß Einer, der hat Käsfinger, ih has g'ſchmöckt vo Wytem!“ Es war aber diesmal wirklich Einer, und zwar ein gar großer und gewaltiger, daß es alsbald hieß, das ſei einer von den Erſten, wenn nicht der Erſte, ein gar grauſam reicher und vornehmer, es ſei kein Ort im ganzen Bernbiet, wo er nicht fragen könnte: wie theuer das ganze Gemeindli? „Und mit dem Zahlen, wie wäre es denn mit dem?“ fragte die Frau Ammännin, zu der man geſchickt hatte nach dem Ammann, daß er den Käs zeigen ſolle. Das würde dem nichts machen, hieß es, er würde ſonſt nicht fragen. Man brauche dem nur eine halbe Stunde zuzuhören, ſo müſſe man glauben, der halbe Canton ſei ſein und Itali faſt halb. „Haſt du ihn denn gehört?“ fragte die Frau Ammännin. „Ja,“ ſagte der Bote; „er und Eglihannes tranken zuſammen eine Halbe, ſie müſſen b'ſunderbar gute Fründe ſy.“ „So,“ ſagte die Frau Ammännin, „das wird ein Sauberer ſein; auch ſo Einer, wo Hab und Gut im Maul hat und ſonſt nirgends, ſo ein großer Braſti, wo Alles ausgugget und ausführt, der Größt' iſt im G'ſchaue und hintendrein nichts kauft. Von ſolchen habe ich ſchon gehört. Es lohnt ſich wohl kaum der Mühe, meinen Mann heimzuholen. Der bekommt ſie allweg nicht; Eglihannes muß nicht die Finger darin haben und auf unſere Koſten ſich den Hals ſchwenken laſſen, der Lumpenhund der, was er iſt!“

Die Frau Ammännin ward ganz feurig vor Zorn, daß ſo Einer die Naſe immer zuvorderſt haben müſſe und d' Finger in Allem. Aber ſo Einer, wo nichts thue, als dem lieben Gott die Zeit abſtehlen, den Leuten das Geld, und die Zähne an der Sonne trocknen, der ſtehe den ganzen Tag z'weg und hätte das Maul offen, damit die gebratenen Tauben hineinflögen. — Indeſſen ließ ſie doch den Mann holen. Der kam in aller Hitze daher, und viele Klafter lang hing ihm die Frage vor's Geſicht hinaus: „Wo iſt er? wo iſt er?“ „Wo wollte er ſein? Wo ſind Solche? Es dünkt Einem, ein Schelm rieche den andern eine Stunde weit!“ ſchnauzte die Frau Ammännin. „Im Wirthshaus iſt er und Eglihannes bei ihm. Du gehſt mir aber nicht dorthin, g'hörſt? du gehſt zur Hütte und machſt Beſcheid, ſie ſollten herkommen, wenn ſie was wollten, aber gleich, du ſeieſt preſſirt!“

Natürlich machte der Ammann es ſo; er mußte aber dort eine Weile warten bis die Herren kamen, und das ganze Dorf war in Erwartung, was der zu ihren neugebackenen Herrlichkeiten ſagen würde. Wenn ſie Dem ſie geben könnten, ſie wären g'fellig (glücklich), urtheilte die öffentliche Meinung. Eglihannes ſtrahlte vor Glück, daß das ganze Dorf jetzt einmal ſehen könnte, wie die Vornehmſten mit ihm umgingen als wie Dutzkameraden. Es iſt ſehr curios, wie die Allerradicalſten bei uns ſo gern vornehm thun, ſo gern vornehm wären, und weil ihnen das verbunden und verhalten iſt, ſo gern wenigſtens vornehm ſcheinen. Als der Käsherr in die Käshütte trat, ungefähr wie die Frutiger von einem ihrer Pfarrer ſagten: ſie hätten doch den ſchönſten Herr, wenn er in die Kirche komme, ſo ſei er völlig als wie ein aufrecht ſtehender Bär, — warf er einen kundigen Blick durch das Gebäude, rühmte daſſelbe, es ſei gut gebaut, nicht geſpart daran. Erzählte dann beiläufig von einem Dutzend Käshütten, wo ſo ſchlecht ſeien, daß den Bauern nichts nützlicher wäre, als dieſelben vom Boden wegzureißen und vom Fundament weg anders zu bauen. Die Gründe, warum? ſetzte er haarſcharf auseinander. Man mußte geſtehen, der Herr hatte ein Mundſtück, das, auch wenn es ſich nicht gewaſchen hatte, doch eine Geläufigkeit beſaß ungefähr wie das Räderwerk einer Thurmuhr, wenn man dieſelbe abtſchädern (abſchnurren) läßt. Im Käsbehälter überſah er die ganze Schlachtordnung der Käſe, die Wölbung der Ränder, die Höhe oder Tiefe der Decke, bohrte einen an, that einen Blick auf den Zapfen, koſtete ein ganz kleines Stücklein von der Spitze mit vielem Schmatzen, ſah die letzte Nummer, zeichnete ein paar Worte in ſein Carnet, wie ſie das Ding heißen, in welches ſie ihre Notizen machen, und welches bei jungen Handels-Novizen Gegenſtand großer Eleganz iſt, mit vieler Prätenſion gezeigt wird, bald zur Ehre des Hauſes, welches ſie repräſentiren, bald zur Ehre der Geliebten, mit welchen die ſtellvertretenden Käufer gern renommiren. Dann drehte er ſich noch einmal um, ſteckte das Carnet in die Rocktaſche, die Hände dazu, öffnete den Mund, alle Ohren gingen auf, und ſagte: „Kommt auf Langnau, wir wollen dann ſehen, ob wir es machen können mit einander, derweilen kann man ſehen, wie Kauf und Lauf gehen.“ Da ſtanden ſie wie die Kinder Iſrael am Berge Sinai, nur mit dem Unterſchiede, daß die Einen nicht zu hören wagten, die Andern gar zu gern gehört hätten, wenn auch aus Rauch, Blitz und Donner mitten heraus. Eglihannes, welcher die Hände auch in den Taſchen hat, weil er ſieht, daß dies noch immer Sitte iſt und wirklich eine bequeme, zeitgemäße, — denn iſt die Angewöhnung einmal da, ſo fahren die Hände, wie von ſelbſt, Taſchen zu und fragen nicht darnach, wem ſie gehören, wenn es nur Taſchen ſind, eigene oder fremde, und nehmen darin Etwas zwiſchen die Finger, Eigenes oder Fremdes, — Eglihannes alſo, etwas kleinlaut, fragte: „Nach Langnau an den Markt, wann iſt er, im Herbſtmonat, glaube ich?“ „Immer am Mittwoch nach dem Bättag,“ antwortete der Herr; „da machen ſich die Preiſe und wird das Meiſte verkauft.“

„Aber,“ ſagte der Ammann, „es iſt doch ſchon verkauft worden. Ich habe ſchon von mehreren Mulchen gehört, und auf manches ſoll geboten ſein.“ „Es iſt möglich,“ ſagte der Herr, „es wird ein beſonderer Grund da ſein; wir kaufen ſelten früher. Man kann doch erſt wiſſen, wenn man Alles geſehen hat, was Einem anſtändig iſt, und wie viel es erleiden mag. Wir ſind unſerer Sechſe auf der Reiſe (blos Drei, der Herr log, wenn er ehrlich ſein wollte, blos die Hälfte, ordinäri zwei Drittel); wenn nun Jeder von uns kaufen wollte, ſo könnte das am Ende eine Abrechnung geben, wo uns das Liegen weh thäte, denn Käſe laufen in's Geld. Schon für 6000 Centner (diesmal log der Herr zwei Drittel), welche wir gewöhnlich kaufen, braucht es ein artiges Sümmchen, aber es macht ſich. Nun, wenn es ung'ſinnet auf 12,000 oder 18,000 Centner käme, ſo würde es ſich am Ende doch fragen: wo nehmen und nicht ſtehlen?“ „Trinken wir noch eine Flaſche zuſammen?“ fragte Eglihannes etwas kleinlaut, fand aber nicht Anklang. Der Ammann mußte heim, der Herr weiter. Er hätte ſchon geſtern daheim ſein ſollen, ſagte er, aber an allen Straßen ſtünden Leute, fingen ihn auf und wollten ihm ihre Käſe zeigen. Wenn das ſo gehe, ſo dürfe er künftig nur des Nachts reiſen. Heute ſollte er noch fünf Stunden weiter und auf das Wenigſte an zehn Orten halten.

Als der Herr von dannen gefahren war, brach die verhaltene Neugierde los. Männiglich wollte wiſſen, was er geſagt, was er geboten, was er für Augen gemacht, als er ihre Käſe geſehen, ob ihm auch ſchon ſolche vor Augen gekommen? Und auf alle dieſe Fragen nichts als die Antwort: „Kommet auf Langnau, hat er geſagt, und ſonſt hat er nichts geſagt, hat nichts geboten, aparti keine andern Augen gemacht als Stierenaugen, wie er ſie den ganzen Tag hat, beſonders am Abend!“ Wer begreift nicht das Ungenügen der Wehfreudiger, und daß daraus billigerweiſe Mißtrauen entſtehen mußte? Kein vernünftiger Menſch, ſagten ſie, werde das glauben, daß ſie nicht mehr mit einander geſprochen und ſeien doch ſo lange beiſammen geweſen, ſie würden nicht immer nur geſagt haben: „Kommt nach Langnau!“ Nur konnten ſie nicht begreifen, warum diesmal Eglihannes und der Ammann unter einem Hute ſeien. Da könne man wieder ſehen, was das Geld mache, ſagten ſie, doch nur unter der Hand. Aber vor dem könnte man ſein, denen wollten ſie doch noch ſchlau genug ſein. Es ſei gut, daß nicht blos ein Käshändler ſei in der Welt. Beſonders hetzte der Junge auf. Es werde doch wohl erlaubt ſein, zu hören, was in der Käshütte geredet werde, und wenn Niemand dürfe, ſo dürfe er. Sehr böſe war die Frau Ammännin. Er ſei der Dümmſte, den es gebe, ſagte ſie zu ihrem Manne. Wenn er daheim ſein ſollte, ſei er fort, und wenn er fort ſein ſollte, ſei er daheim. Da hätten ſie Zeit gehabt, der Eglihannes und das Käsbratis, z'Sach mit einander abzureden, und der verfluchte Schelm hätte dem andern angegeben, wie er es machen ſolle, um die Käſe wohlfeil zu erhalten. Aber dem wolle ſie es ſchon verhalten, lieber als daß ſie die Käſe dem verkaufen laſſe, eſſe ſie dieſelben alle ſelbſt. Das wäre ein ſtarkes Stücklein, ſelbſt für eine Frau Ammännin. Zweihundert Centner Käſe wollen was ſagen, und was das noch an Brot gebraucht hätte und wie manchen Schluck? Nun wurden erſt alle Künſte angewandt, um die Käsherren auf die G'ſchaui zu locken, und mit ziemlichem Erfolg. Zwei oder gar drei kamen noch daher und g'wunderten in den Käſen herum, bohrten ſie an mit ihrem Inſtrumente, ſahen nach den Nummen und zeichneten was in ihre Carnets, und wenn Alles in geſpannter Erwartung die Ohren aufthat, am meiſten der Junge, der ſich hineingeſchlichen, ſo hieß es immer und immer: „Kommt nach Langnau, wir wollen dann ſehen, jetzt können wir nichts ſagen!“ Höchſtens kam dann noch nach: „Die Käſe ziehen nicht, die Spycher ſind noch voll alter!“ Mehr ward nicht geſprochen über die Sache, wie der Kleine verſicherte. Der Kerl beſaß eine eigene Unverſchämtheit und Hartnäckigkeit; er war das leibhaftige Conterfei in verjüngtem Maßſtabe eines gewiſſen, auch nicht großen Rathsherrn, der ſeinerſeits die leibhaftige Unverſchämtheit iſt im Lügen, Behaupten, Horchen und Verleumden, ein rareres, ausgeprägteres Exemplar dieſer Sorte iſt uns noch nie vorgekommen. Wo Zwei oder Drei zuſammen reden, ſteht er hinter ihnen; dreht ſich nicht etwa weg, wenn er bemerkt wird, ſondern miſcht ſich keck und unverſchämt ein, und ſpricht mit einer Impertinenz ab, bricht Leute und Dinge über's Knie, daß einem ehrbaren Menſchen Hören und Sehen vergehen; grimaſſirt dabei und ſchnellt den Kopf ſeitwärts in die Höhe und zeigt die Naſe, ganz wie ein Kaninchen. Der Kleine konnte mit Sicherheit reden; wenn auch ausgejagt, dieweil Buben nicht dahin gehörten, war er doch immer wieder da und immer wieder. Die Beredtſamkeit der Käsherren erhielt nicht großes Lob in der Vehfreude. „Kommt auf Langnau!" könne jeder Löhl ſagen, er brauche nicht einmal in einer Secundarſchule geſchulet zu ſein. Die werden aber auch nicht viel zu bedeuten haben daheim, nur ſo die Vorroſſe oder Vorgumper ſein; man hätte es ihnen eigentlich auch angeſehen, daß ſie nichts davon verſtänden, ſie hätten Nichts recht angeſehen, ſondern nur im Keller herumgeſchnürfelt, um nur ſagen zu können, ſie ſeien dageweſen. Die Deichſelroſſe, ſo die rechten Käskönige, werden daheim ſitzen hinter den Schubladen und Batzen z'weg knüble, und dann erleſen, was die Buben kaſſet hätten in ihren Lumpenbüchli. Es nehme ſie Wunder, wie ſie darauskämen, jeder Schulbub mache ſchöner, und Säuhändler würden ſich ſchämen, wenn ſie nicht beſſer könnten. Da hätte man lange hineingucken können, kein Hund hätte was daraus zu machen wiſſen, ſo ſprach man. Noch böſer wurden ſie, als ſie von Käufen hörten, welche hie und da geſchloſſen worden, und zwar durch die Gleichen, welche bei ihnen nur zu ſagen gewußt: „Kommt auf Langnau!" Es ſcheine, die könnten das Maul auch noch aufthun, wenn ſie wollten; werde es ihnen aber erſt brav ſalben müſſen, ehe es gängig werde. Was ſie Einem in Langnau ſagen wollten, könnten ſie ja Einem hier ſchon ſagen, es ſei nur ein verfluchter Zwang mit dem Langnau, meinten die Einen. Eglihannes nahm dagegen heftig Partei und fragte: ob ſie denn ſchon vergeſſen, was ſein Freund geſagt: wie Viele auf der Reiſe wären und wie es käme, wenn Jeder kaufen wollte, was ihm gefalle? Man könne auch nicht dem Einen ſagen: du kaufſt ſo viele, und zu einem Andern: und du ſo viele. Jeder habe ſeinen Strich und in jedem Jahre ändere es mit den Käſen: wo man in einem Jahre die beſten Mulchen gefunden, könnten im nächſten die ſchlechteſten ſein, es ſei da faſt wie mit dem Wein, den man im gleichen Jahre auch ſo verſchieden antreffe; das könne ja doch jedes Kind begreifen, wenn es nicht in der Vehfreude daheim ſei. Das tönte wohl hart, blieb darum auch nicht ohne Gegenrede. Warum ſie denn an einigen Orten kaufen, an andern bieten könnten und an andern nicht? Er werde wohl wiſſen, warum er den Käshändlern immer z'beſt rede und immer dabei ſei, wenn einer die Naſe noch nicht im Dorfe hätte. Wenn man es ihnen machte wie im Fuſtergraben, die thäten das Maul ganz anders auf. Die hätten erſt auch die Antwort bekommen: „Kommt auf Langnau!“ Darauf hätten die geſagt: „Und auf Langnau kommen wir nicht, das iſt ein verfluchter Zwang, da dreht dann Jeder, und wer es am beſten kann, der iſt der Größt'. Wollt ihr ſie, ſo bietet, wollt ihr ſie nicht, ſo geht in Gottes Namen. Es giebt noch Andere auf der Welt, und noch Mancher hat verſprochen zu kommen. Und kommt Einer mit einem Gebot, bei welchem wir ſein können, ſo geben wir ſie je eher je lieber, ſei er wer er wolle. Und kommt Keiner und giebt, woran wir ſinnen, ſo vermögen wir ſie zu behalten, können dann fleißiger Kindstaufe halten.“ Wohl, da ging das Maul auf, die Käſe wurden verkauft, und um einen Preis, wie er kaum höher gehen wird. So ſollte man es machen, die Käſe wären längſt verkauft, hieß es. „Probir's!“ ſagte Eglihannes, „probir's, wenn du doch meinſt, du könneſt es am beſten. Mir ganz recht, weiß das Geld vielleicht beſſer zu gebrauchen als irgend Einer von euch.“ „Glauben's,“ hieß es, „Dürluft-Peterli hat es erfahren und Andere mehr. Schinden kannſt, ſelb iſt wahr, und nimmt dich nicht bald der Teufel lebendig am heitern hellen Tag, ſo iſt er nichts mehr nutz, wie die Regierung, wo du drin geweſen, er muß abgeſetzt ſein und ein anderer gemacht. Gerade du wäreſt gut dazu, haſt keinen Poſten, brauchteſt den Teufel nicht zu fürchten, ſtellteſt wieder was vor und könnteſt dann die Leute von Rechtswegen cujoniren vom Tüfel!“ Natürlich ſchwieg Eglihannes zu ſolchen Complimenten nicht, er trank ſehr böſen Wein, daher hatte er allenthalben Anfechtungen und trug manche Maalzeichen am Leibe, welche ihm hätten Verſtand predigen ſollen. Aber hatte er Wein im Kopfe, ſo war es ausgepredigt, und Eglihannes ließ ſeiner Frechheit vollen Lauf, bis er die Rechten an die Hand bekam, welche ihm handgreiflich demonſtrirten, bis er gehörig gefaßt hatte, was ſie ihm wohlthätig glaubten.

Der Trotz, welcher vorgeſchlagen worden, gefiel, denn er kam am Sonntage beim Wein zur Sprache, und je eher man ihn anwende, deſto beſſer ſei es, ward erkannt. Wie es ſich doch zuweilen ſo vortrefflich trifft in der Welt, denn gleich am folgenden Morgen kam Einer daher; wenn ſie es alſo nicht erkannt gehabt, hätten ſie das Glück nicht gleich beim Schopfe faſſen und ihren Beſchluß ausführen können. Das Männchen beſah ſich die Käſe, diesmal ohne Eglihannes, ſprach mehr von der Hütte und dieſem und jenem, als von den Käſen, und ſagte endlich: „He nun, wir werden einander in Langnau ſehen.“ Darauf ſchien der frühere Antragſteller gewartet zu haben, wie ein Kanonier bei ſeiner Kanone mit brennender Lunte, um alsbald loszubrennen, wenn der Feind unter einem in's Auge genommenen Loche erſcheint; denn ſobald das Wort Langnau heraus war, donnerte er los: man hätte jetzt bald genug Langnau. Es nehme ſie Wunder, ob man hier nicht eben ſo gut das Maul aufmachen könne, als in Langnau? Sie hätten nicht Luſt, ſich auftagen und endlich ſo recht am Narrenſeil herumführen zu laſſen. Wer bieten wolle, könne bieten, ſie liefen der Sache nicht nach Langnau nach. Sie hätten Käs, welchen ſie nicht d'r Gotteswillen abſetzen wollten, ſondern um's Geld. Es hätten noch Andere verheißen zu kommen, mit denen werde wohl ein Handel zu machen ſein, es ſeien rechte Leute, begehrten, wie ſie das Lob hätten, Niemanden zum Beſten zu halten. „Ihr habt Recht,“ ſagte das Männchen, „würde es accurat auch ſo machen. Ich würde ohne Weiteres bieten, wenn ich den Käs begehrte, aber ich begehre ihn gar nicht. Warum? das will ich euch aufrichtig ſagen: Ich bin keiner von den Größten, habe bereits, was ich haben muß, und jedenfalls ſind mir die Käſe zu groß und würden mir wohl zu theuer ſein. Ich handle nicht nach Rußland, nicht nach Amerika, und da dienen mir kleinere Käſe, höchſtens von einem Centner, viel beſſer. Aber,“ fuhr er fort, „fordert nur keck den höchſten

Preis, wer das Mulch begehrt, der wird es auch zahlen. Es iſt wohl Etwas darunter, was nicht am beſten iſt, das werdet ihr ausſchießen müſſen, dafür iſt das Uebrige deſto beſſer.“ Eben um dieſes Ausſchießen dreht ſich oft der ganze Handel. In jedem Mulch giebt es ſogenannte gefehlte Käſe, d. h. ſolche, welche nicht vollkommen ſind, ſondern irgend einen Makel in Geſtalt und Form an ſich tragen, geſpalten, gebläht u. ſ. w. ſind. Deswegen ſind ſie oft nicht weniger ſchmackhaft, aber ſie laſſen ſich entweder nicht verſenden, oder ſehen wenigſtens nicht ſo ſchön und appetitlich aus wie die andern. Dieſe gefehlten Käſe begehren dann die Käshändler nicht, wollen das Recht ſich vorbehalten, ſie auszumerzen, während die Verkäufer ſie gern mit in den Kauf geben. Es handelt ſich alſo darum, ob ein Ausſchuß zu geſtatten ſei oder nicht, und wird einer zugelaſſen, ob ein unbeſtimmter, in das Gutdünken des Käufers geſtellter, oder ein auf eine genannte Zahl beſchränkter. Das macht einen bedeutenden Unterſchied, der zuweilen von angehenden Käsmännern nicht ſo recht begriffen wird. Erfahrung erſt bringt Wiſſenſchaft. Erfahrung brachte man ehedem nicht mit auf die Welt, jetzt iſt's aber drauf und dran, die Hebammen bilden bereits im Wichtigſten, noch ein Fortſchritt, und das Kind ſpringt als ausgemachter Mann auf die Welt, bereits verſehen mit Bocksbart und Schnauz.

Die Vehfreudiger vernahmen des Mannes Rede mit Wohlbehagen. Dem hätte man doch endlich die Zunge gelöſt und wüßte jetzt, woran man ſei, ſagte Einer zum Andern und luden den Mann zu einer Flaſche ein. Der hatte ja nichts zu preſſiren, dieweil er bereits verſehen war, wie er ſagte, und nahm es gern an, wenn er ſchon ſagte, nöthig hätte er gar nichts, erſt vor zwei Stunden hätte er Kaffee gehabt. Er gehörte aber zu den Leuten, welche das Kameelartige an ſich haben, daß ſie, ohne es nöthig zu haben, in Vorrath eſſen und trinken können. Man glaubt nicht, was das für eine commode Eigenſchaft iſt für den, welcher ſie beſitzt, commod im Krieg und Rath, abſonderlich in Berlin, Lüneburg, Peterwardein und andern großen und ſchönen Städten, wo man aber höchſtens alle drei Wochen zu einem ordentlichen Biſſen kommt, zum Trinken, abſonderlich in

Lüneburg außer ſalzichtem Waſſer, gar nicht. Das Männchen ließ es ſich gar ſehr behagen, und weil es es nicht nöthig hatte, ließ es ſich auch nicht nöthigen, machte dafür ſeinen Gaſtgebern gar kurze Weile und ließ im Intereſſe derſelben ſo ſcharfe und boshafte Winke gegen die Käshändler fallen, daß die Vehfreudiger es für eine eigene Schickung hielten, welche dieſen Mann ihnen zugeführt, und einen ihrer glücklichſten Abende verlebten. Denen Großgrinde wollten ſie es jetzt zeigen, ſagten ſie. Die ſollten erfahren, wer in der Vehfreude daheim ſei, denen wollten ſie den Marſch machen, wie ihn ihnen noch Niemand gemacht. J'Sach war ſchön, der Muth groß, und was will man mehr? Aber es verrinnen auch die Tage, was fern ſtand, rückt näher und näher; wenn das, was heranrückt, nicht bringt, was es bringen ſoll, ſo ſcheint die Sache anders, der Muth wird kleiner, lodert aber bei der leiſeſten Hoffnung, daß endlich komme, was kommen ſoll, ſchrecklich wieder auf, ſinkt dann aber um ſo tiefer wieder nieder, wenn das Erwartete abermals nicht kommt. Es kanns geben, daß Einem ganz miſerabel wird um's Herz.

Nun, in der Vehfreude erwartete man gerade nicht Ungarn oder Croaten, ſo gleichſam des Teufels Halbbrüder, mit Sporen an den Stiefeln, auf Roſſen ohne Schwänze, mit großen und kleinen Kanonen wie Heuſchrecken, daß ſie daher kämen, accurat wie wenn das Meer daher käme in himmelhohen Wellen, wenn es aufgerüttelt würde zu neuer Sündfluth. So eine Wolke wäre in der Vehfreude gar nicht angenehm geweſen, aber einen Käſehändler, und wäre es nur ein ganz kleines Kerlchen geweſen, ohne Roß und Geſchütz, wenn nur mit Geld verſehen, verſteht ſich, hätte man verdammt gern geſehen. Und ſchon nahte der Langnauer Markt, der Mittwoch nach dem Bättag! Sonſt hatte der Bättag die Vehfreudiger intereſſirt, jetzt war es, als ob er gar nicht da wäre. „Was ſeit ihs ächt Uſe“ (der Pfarrer), hieß es ſonſt, „der wird wieder ein Fuder abladen, Alles, was er das ganze Jahr durch aufgeladen hat. Er macht's wohl gut, aber es iſt ihm auch zu gönnen, daß er einmal im Jahre den Kropf leeren kann, er bekäme ja ſonſt einen wie ein obrigkeitlicher Zehntſpycher. Man nimmt's, legt's hin, wo man will, dann hält's wieder für ein Jahr und er läßt Einen ſo ziemlich ruhig, wenn man ihm ſeine Birnen nicht ſtiehlt oder ſeine Zwetſchen. Ein kräftiges Wort hat er, ſelb iſt wahr, es tſchuret über Einem ab, bald wie ein Kübel heißes Waſſer, bald wie ein Kübel kaltes, es düecht Einem, man mög's nit erlyde. Iſt's einmal überſtanden, ſo düecht es Einem, es ſei Einem viel wohler." So redeten die Vehfreudiger vom Bättag. Man ſieht, ſie hatten eine moderne Richtung und hielten nicht viel auf Buße. Sie kannten eine einzige Art von Buße und die legten ſie ſich ſelbſten auf. Wenn ſie ein Kalb oder ſonſt was zu wohlfeil verkauft hatten, ſo tranken ſie einen Schoppen weniger, verkauften mehr faule Eier als gute u. ſ. w., bis ſie den Verluſt eingebracht glaubten. Ungewöhnlich dicke Haut ſchützte ſie vor der Plage der Selbſterkenntniß, und hinter dieſer Haut hatten ſie ein glücklicheres Selbſtbewußtſein als die meiſten Päpſte, namentlich als der jetzige, und Päpſte haben doch bekanntlich das Recht, ſich für unfehlbar zu halten. Diesmal nun war der Bättag für die Meiſten wie gar nicht da, ſondern blos der Langnauer Markt. Denn wenn ſie vorher nicht verkauften, mußten ſie doch nach Langnau, und wer dann da nicht verkauft habe, der ſei bös z'weg, hatte ihr Gaſtfreund ihnen geſagt. Dann erſt fingen die Käsherren das rechte Drehen an, während bei den Weibern daheim erſt das Aufbegehren losbreche, wenn das Geld, auf welches ſie den ganzen Sommer vertröſtet worden, nicht erſcheinen wolle.

Schon war der Samſtag da und kein Käsherr mehr erſchienen, denn das iſt eben wie bei den Zugvögeln: eine Woche, höchſtens zwei, dann iſt's vorbei. Doch als ſeltener Troſt giebt es bei den meiſten Zügen Spätlinge; wie bei großen Armeen Nachzügler, ſo kam am Samſtag endlich noch ſo ein Käsvögelchen dahergeflogen und machte mehr Freude als der erſte Storch an Petri Stuhlfeier. Nachzügler giebt es aus Schwachheit, Trägheit oder Bosheit, wahrſcheinlich der letztern Art war der erwähnte. Als er nach üblicher Umſchau auf dem Platze ſtand, wo die Herren gewöhnlich zum letzten Male das Maul aufthaten, ſagte er: „Kommt nächſten Mittwoch nach Langnau!" Pang, Puff, Paff ging die Kanone wieder los und zwar grob. Sie hätten bald genug des Langnaus, wenn ſie nichts Anderes ſagen könnten, ſo wäre es ihnen lieb, es käme Keiner mehr. Sie hätten bald Zeit genug verſäumt für nüt und aber nüt, es ſei ſchrecklich. „Bietet, thut ein Bot, wenn ihr Käs wollt! Nachlaufen thut man euch nicht, ſelb müßt ihr nicht meinen!“ ſagten ſie. „Iſt mir auch lieber,“ ſagte das Käsvögelchen ſpöttiſch, „da würde es mir geſchehen, wie es an einem Orte heißt: Stiege ich gen Himmel, ſo wäret ihr hinter mir, bettete ich mich im Grabe, ſo wäret ihr auch da. Nähme ich Flügel und bliebe am äußerſten Ende des Meeres, ſo kämet ihr mir nach, und ich käme nicht zur Ruhe, denn eure Käſe mag ich nicht und will ich nicht; ich will mir meine Kundſame mit euern Blaſebälgen und Käsmutſchen nicht verderben. Z'bruchen wüßt' ih ſe nit u eſſe mag ſe nit!“ So hätte ihnen noch Niemand geredet, hieß es. Alle hätten die Käſe gerühmt, aber es werde im Hoſenſack fehlen und nicht an den Käſen, daß er ſie nicht möge. Er werde Einer von denen ſein, welche groß ſeien mit G'ſchaue, aber nicht mit Kaufen; darum die Sache vernütigten, um wohlfeil dazu zu kommen. Aber er müſſe nicht meinen, daß ſie erſt heute auf die Welt gekommen, ſie ſeien dageweſen, ehe er das erſte Mal in Windeln gemacht. Das glaube er, antwortete das Bürſchchen, aber ſagen wolle er das nicht, ihren Käſen ſehe man ihre Weisheit nicht an. Und wenn ſie Jemand rühme, ſo ſei es blos, um ſie zum Beſten zu halten, denn ſeit er in der Welt ſei, habe er noch nie ſo über Jemanden lachen hören, als über ſie, und das Geſpött mit Etwas treiben, wie man es mit ihrem Hochmuth auf ihre Käſe treibe, wo kein einziger ſei, dem man nicht was vorhalten könnte, daß es ihn Wunder nehme, warum der Senn ſich nicht mit dem Hüttengeld geſtrichen, der werde aber was wiſſen und an der Sache nicht allein ſchuld ſein wollen, ſo duplicirte das Vögelchen. Er ſolle nur reden, ſagte man ihm, damit erleide er ihnen die Käſe nicht und mache ſie wohlfeil feil. Das begehre er nicht, ſagte das Bürſchchen, er möchte ſie weder theuer noch wohlfeil; Hunde habe er keine und Schweine begehre er nicht zu vergiften, und ſonſt wüßte er ſie nicht zu gebrauchen, nicht einmal Käsziger für die Länder könnte man daraus machen. Sie ſollten den Käs behalten und bei längem ihn ihren alten Weibern füttern; wenn eine ein Stücklein im Munde habe, bringe ſie ihn wenigſtens acht Tage lang nicht auseinander, und wegem Reden habe man Ruhe vor ihr. „Und lebet wohl und zürnet nüt!“ ſetzte er noch hinzu. „Blaſe du — —“ quoll es hinter ihm her wie aus Donnerwolken, und den Bauch voll Lachens, ſtreckte das Bürſchchen ſeine Beine, daß es weiters kam. Dieſer Tubak war für die Vehfreudiger wohl ſcharf. Der Käsbub, wie ſie ihm ſagten, hatte ſo ſcharf geſchoſſen, daß ſeine Kugel, an jedem Hauſe abſpringend, durch’s ganze Dorf tanzte. Man mißbilligte Die, welche den Käs gezeigt, gar ſehr, daß ſie ihn nicht abgeſchlagen, bis er wie ein Krauttätſch geworden. Wenn noch Einer komme, ſo ſolle man dieſem gleich für Zwei geben, es ſei nur für das ſchade, was nebenbei falle. Aber es kam Keiner mehr, ſelbſt am Bättag kam Keiner. Da ward es Einigen doch etwas ſchmal zu Muthe. Sie dachten, es könnte doch vielleicht fehlen, und wenn ſie den Käs ſelbſt eſſen müßten, würden ihnen die Weiber ſo räs und ſcharf, daß der Teufel es bei ihnen nicht aushalten könne, ſeien ſie doch jetzt ſchon, was es ertragen möge. Am ärgerlichſten war die Geſchichte dem Bauer im Nägeliboden. Er und ſeine Frau hatten’s die ganze Zeit über bös gehabt, nicht wegen der Milch, die hatten ſie ſich gegönnt, ſondern wegem Gelde, das hatte ihnen gefehlt in allen Ecken. Sie hatten viel mehr Milch geben können, als ſie daran gedacht. Während ſie bei den Andern gegen das Ende immer mehr und mehr abtropfte, hatte ſie bei ihm bedeutend gemehrt, er hatte die angenehme Ausſicht auf Milch im Winter und verſorgete Kühe im Stalle. Er hatte Gras genug gehabt, konnte ſeine Kühe füttern, daß ſie bei der Milch blieben. Aber daß es verſilbert werde, daran war ihm Alles gelegen, denn verfallene Zinſen warteten, und ſonſt allerlei, wozu Geld nöthig war und welches er nicht hatte. Er allein wahrſcheinlich hatte ein ſicheres Urtheil über den Stand der Dinge, und wußte, daß ſie auf den höchſten Preis nicht Anſpruch hätten, ihr Mulch nicht das ſchlechteſte ſei, aber ſehr gewöhnliches Mittelgut, welches ſich billig abſetzen ließ, und ſo einen Ertrag gewährte, mit welchem Sepp ſehr wohl zufrieden war. Löſte er auch nicht

12½ oder gar 13 Rapp aus der Maß Milch, ſo nahm er auch mit 10½ oder 11 vorlieb, und erhielt immer noch eine ſchöne Hand voll Geld, denn er hatte bei 40 Säumen oder 1600 Centner Milch abgegeben. Er war eben nicht ſein Lebtag in der Vehfreude geweſen, hatte ſich ein unbefangenes Urtheil erworben, übrigens ihm auch ein Freund mitgetheilt, wie die Käshändler über ſie ſpotteten, wo ſie hinkämen, und was ſie über die Beſchaffenheit ihres Mulchs urtheilten. In die Leitung hatte er ſich nicht gemiſcht, wie er überhaupt ziemlich für ſich ſelbſt lebte, ganz nach der Meinung der Reichen: daß ſo Einer, der mit ſich ſelbſt genug zu thun hätte, ſich nicht in Sachen miſche, welche ihn wenig angingen. Nun ward es ihm doch etwas angſt, als er die Wendung der Dinge ſah. Er ſchlug beim Hüttenmeiſter und andern Großen auf den Buſch, um ihre Stimmung zu erfahren. Er fand ſie Alle auf hohen Roſſen, ſchrecklich kühn geſinnet, abſonderlich auch Eglihannes. Je weniger Geld iſt, deſto mehr Ausſichten giebt es auf kühne Händel für ſolch Gezüchte, Vaterlands- und Volksfreunde. Drehen laſſe man ſich nicht, man vermöge die Käſe zu behalten, keinen Schritt verſetze man deswegen, drückte man ritterlich ſich aus. Jä, das war Sepp nicht recht und Andern ſei es eben ſo, dachte er. Er klopfte auch bei den Kleineren an und fand es, wie er gedacht. Man muckelte hier, man muckelte dort, bis endlich am Bättag auf den Abend noch Käsgemeinde angeſtellt wurde.

Selben Abend wurde des Ammanns Stube voller als manche Kirche Vor- und Nachmittags, da fehlte Keiner. Wäre Einer krank geweſen, ſein Weib wäre für ihn eingeſtanden, obgleich das Reglement in keinem einzigen Paragraph was von Weibern hatte. „Jetzt was machen?“ fragte der Hüttenmeiſter. „Viele haben die Käſe beſehen, man hatte nichts Anderes zu thun gehabt, als mit den Schlüſſeln zu laufen und dene Hagle vorzuſpringen und nachzutrappen. Aber Keiner war käufig, Keiner that ein Gebot, die Herren wußten nichts Anderes zu ſagen, als: kommt nach Langnau! Und weiters brachte man aus den Maulaffen nichts heraus, als böſe Worte, wo man ihnen den Marſch machte und ſagte, was ſie für Maulaffen ſeien. Jetzt was machen, will man ſich zwingen laſſen oder will man zeigen, daß hier auch noch Jemand daheim ſei?" Der Gegenſtand war etwas ſeltſam in Frage geſtellt, aber doch nicht auf eine bei Ammännern und andern Majeſtäten ſeltene Weiſe. Doch die Discuſſion brachte die Verſammlung alsbald auf den richtigen Standpunkt. Es wurden aber diesmal nicht lange Reden gewechſelt, ſo wie ſie die Fürſprecher halten, ſondern es waren kurze Lanzenſtöße und raſche Piſtolenſchüſſe in Form von Stoßſeufzern. Es zeigte ſich bald, daß die Großen und Kühnen, welche Trotz bieten wollten, in der Minderheit waren. Freilich ſprachen ſich Viele ſcheinbar ganz in ihrem Sinne aus; man müſſe es ihnen zeigen, hier ſeien keine Hungerleider ꝛc. Indeſſen, ſagten ſie, könne man doch einen Ausſchuß machen nach Langnau, zu ſehen, wie es gehe; das werde keine Schande ſein, es ſei noch lange nicht ane kneuet (auf die Knie gefallen.). Ja freilich, das hülfen ſie auch nicht. Dazu könne er auch ſtimmen, meinte Eglihannes, und hülfe die ſchicken, welche zuletzt den Käs gezeigt, ſie könnten erfahren, wie weit man komme mit Wüſtthun. Aber wohlverſtanden, ihm ſei es Recht, die Käſe zu behalten, es ſei nicht, daß er das Geld ſo übel nöthig hätte. „Möglich," ſagte Einer, „und wenn du nicht haſt, hat der Mani im Galgenmösli. Aber ehe ich mit dem was haben möchte, hülfe ich die Käſe geben um's halbe Geld!" „Warum, was iſt denn das für Einer?" fragte Eglihannes raſch, in der Hoffnung, an einem Schelthändelchen ſich zu wärmen. „Brauche es dir nicht zu ſagen, weißt ſelbſt am beſten, was er iſt!" war die ungenügende Antwort. Kurz, es trat ſichtlich eine gewiſſe Längizyti oder Sehnſucht nach Geld heraus, auch bei Solchen, welche es ſo nöthig nicht hatten. Wir haben es gar curios mit ausſtehenden Geldern, ſie beſchäftigen unſere Gedanken mehr als zu erwerbende, ſie erregen ein gewiſſes Bangen, gleich abweſenden Kindern oder ſolchen, welche Nachts nicht heimkommen wollen. Es dünkt uns immer, wenn wir ſie nur ſchon hätten, ja ſie nur ſehen könnten, wenn auch von Weitem, nur der Angſt enthoben wären, ſie könnten unglücklich werden oder gar verloren gehen; wenn wir daher ſchon Etwas opfern müßten, um ſie endlich zu haben, dem Bangen los zu ſein, wir thäten es von Herzen gern. Nun hatten die Vehfreudiger ſchon lange und beſonders den Sommer über ſo oft ſagen hören: Käs ſei wie baares Geld, ja noch beſſer, Geld könne geſtohlen werden, ſo ein ganzer Käsſpycher ſammt dem Käs könne Einem doch nicht in einer Nacht unbemerkt fortkommen. Jetzt wollte man aber doch den Glauben in der Erfahrung bewähren, wollte ihn als baares Geld ſehen, wollte zu ſeiner Frau ſagen: „Lueh, was für ne donnſtigs Büntel, lüpf, u heſch geng balget!“ Das lag im Grunde, Keckheit ſchwamm obenauf, Klugheit lavirte in der Mitte, und ſchließlich ward demnach beſchloſſen, doch dem Rufe: „Kommt nach Langnau!“ zu folgen und Ausgeſchoſſene zu machen. Wie viel? Sieben, ward endlich erkannt, von wegen dem Glauben zu einander. Je mehr ſeien, deſto weniger lohne es ſich der Mühe, zu betrügen, oder deſto eher brächte es Einer dem Andern aus, muckelte man. Diesmal kam begreiflich der Ammann voran, Eglihannes wurde ausgelaſſen, weil er es zu gut mit den Herren zu können ſchien und ſelbſt gern einen Herrn vorgeſtellt hätte. Der, welcher aufbegehrt und allenthalben es geheißen hatte: „gut gebrüllt, ſo recht!“ wurde ebenfalls ausgelaſſen, denn man habe Exempel an andern Orten, daß gerade ſolche jeden Handel verdürben, zu gut könne man es auch machen. Und ſo Einer, der zu aufbegehriſch ſei oder zu vortheilhaft, ſchade einer Käsgeſellſchaft oft mehr als ein ſchlechter Senn und das ſchlechteſte Mulch. So wankelmüthig iſt des Volkes Gunſt und Meinung!

Dagegen ward der Nägelibodenbauer in den Ausſchuß erwählt. Alle, denen es in den Fingern nach dem Gelde juckte, gaben ihm ihre Stimmen. Er war ganz verſtummt darüber, und Eglihannes brummte: wenn man Solchen die Stimmen gebe, werde die Sache ſchon gut kommen! „Allweg ſo gut, als wenn man ſie dir gegeben hätte. So viel bekannt, hat der Nägelibodenbauer noch Niemanden beſchummelt oder betrogen!“ tönte es wieder. „Was, habe ich Jemanden beſchummelt und betrogen?!“ fuhr Eglihannes auf. „Von dem habe ich nichts geſagt,“ antwortete der Mann kaltblütig. „Du haſt geſagt, der Nägelibodenbauer habe noch Niemanden beſchummelt und betrogen!" ſchrie Eglihannes. „Hat er etwa?" antwortete der Bauer. „Habe ich Jemanden betrogen?" fragte Eglihannes, „Das habe ich nicht geſagt," erwiderte der Mann, „aber wenn Jemand es ſagte, ich glaubte es, und dagegen wirſt nicht viel machen können, denn es hat ja heutzutage Jeder das Recht, zu glauben, was er will!" Der Präſident machte dem Scharmützel ein Ende, indem er ſagte, man ſolle ſich ausſprechen, was man den Ausgeſchoſſenen befehlen wolle. Das ſo bekannte Wort Inſtructionen war in der Vehfreude noch nicht mundgerecht. Nach vielem Hin- und Herreden lauteten die Inſtructionen endlich ſo: Man ſolle den höchſten Preis nehmen. Solle ſich nach Kauf und Lauf richten. Gut ſei es, wenn man verkaufe. Wer nach dem Langnauer Markt ſeine Käſe noch habe, der werde erſt recht geklemmt. Könne man ſie aber nicht verkaufen, ſo ſolle man ſie behalten, bis die Kuh einen Batzen gelte. Man ſieht, die Inſtructionen waren faſt ſo fein, als wären ſie diplomatiſch, d. h. man konnte ſie nehmen wie man wollte, Alles nach Verſtand und Umſtänden. Voll Gedanken, aber nicht Buß-, ſondern Käsgedanken, ging am ſelben Bättag-Abend Jeder nach Hauſe. Es war überhaupt eine gedankenvolle Zeit, und im ganzen Käslande wurde ſicherlich das ganze Jahr über nicht ſo viel gedacht und geſinnet, als in den Tagen zwiſchen dem Bättag und dem Langnauer Markte. In ihren Stübchen hielten die Käshändler großen, aber geheimen Rath. Sie ſtehen aber, beiläufig geſagt, noch nicht auf einer hohen Stufe der Entwickelung und politiſcher Mündigkeit, ihre Sitzung war nicht nur nicht öffentlich, ſondern ſie haben noch gar nicht daran gedacht, ſie öffentlich zu machen. Auf ſeinem Stühlchen ſitzt der Herr und Meiſter und citirt ſeine Geiſter, die Thalgeiſter und die Berggeiſter, die Geiſter, die in den Tiefen krochen und die, welche über die Höhen ſtrichen. Sie kamen ſämmtlich mit ihren Carneten, buchſtabirten ihre Notizen und gaben ſonſt noch Bericht dem Herrn und Meiſter. In denſelben ſtand aber gar nichts von Küherstöchtern, ſondern blos von Käſen, und welche Concurrenten hier oder dort im Wege ſein möchten.

Da ward ernſtlich getagt von den Käsfreunden, und zwar faſt im Finſtern; man zeichnete die Mulchen, welche man vor allen haben wollte, berechnete ungefähr ihr Gewicht, beſtimmte die Zahl der Centner, welche man ungefähr kaufen wollte. Begreiflich, auf einige Hundert Centner mehr oder weniger konnte man dieſe nicht feſtſtellen, das hing davon ab, ob die Preiſe ſich drücken ließen oder in die Höhe gingen. Und dieſes hing wieder nicht ganz von den Käshändlern ab, auch wenn ſie ſich mehr oder weniger verſtändigt hatten, wie ſie es zu großem Aerger der Käsbauern pflegen ſollen. Indeſſen giebt es unter den Käshändlern Judaſſe ſo gut als unter den Weinhändlern. Bekannt iſt der Witz eines der letztern, der erſt ein ſehr großes Quantum Wein ſchon vor der Weinleſe zuſammenkaufte, dann plötzlich den Wein eines kleinen Rebgutes einen Kreuzer theurer, und zwar mit Vorſorge für die größtmögliche Oeffentlichkeit und Verbreitung dieſes kleinen Kaufes oder vielmehr deſſen hohen Preiſes. Plötzlich hieß es allenthalben: der und der hat ſo theuer gekauft, der iſt ein Schlaukopf, weiß, was er macht. Augenblicklich kam Hitze in die Leute, die Preiſe gingen raſch in die Höhe, Jeder wollte noch Etwas haben, denn der Wein werde theuer. Warum? wußte Niemand zu ſagen. Als er genug geſtiegen war, verkaufte der Schlaukopf Alles, was er eingekauft, ſteckte einen ſehr ſchönen Profit, wahrſcheinlich die Ausſteuer einer Tochter, in die Taſche; ſatt und ſanft gingen die Preiſe wieder herunter, und ein freundliches Lächeln ſchwebte über ein Vierteljahr lang auf des Schlaukopfs Geſicht, als ob er wirklich nicht blos alle Morgen und alle Abend im himmliſchen Vergnügen leſen thäte, ſondern es wirklich ſchon im Herzen empfinde. Nun, ſo arg treiben es die Käshändler nicht, ſchlagen jedenfalls nicht auf dieſe Weiſe los, d. h. ſo viel man weiß. Sie verkaufen das Meiſte außer Landes, und was ſie dort treiben, wer Gugger weiß das? Ganz ſicher des Preiſes ſind ſie alſo nicht, mußten daher auch auf Zufälligkeiten gefaßt ſein. Nachdem ſie die erſte Sorte erwogen, gehen ſie hinter die zweite, die dritte überlaſſen ſie mehr oder weniger dem Zufall, d. h. ſie ſagen, deren ſind genug, man nimmt daraus, was man am billigſten haben, die Gedinge nach Gutfinden beſtimmen kann. Seitdem der Käshandel die große Ausdehnung gewonnen hat, giebt es Käufer, welche wegen geringerem Abſatz nicht ſo große Käſe begehren, oder deren gröbere Gäſte auch mit gröberem Käſe vorlieb nehmen und ihn doch vortrefflich finden, daher für ſolche auch geſorgt werden muß, und zwar nicht ſo aus bloßer Gutmeinenheit, und weil auch der liebe Gott ſeine milde Hand aufthut über alles Vieh, was da lebt, und jedem Speiſe giebt nach ſeiner Sorte, ſondern vielleicht iſt gerade hier der meiſte Profit.

Vierzehntes Capitel.

Die grosse Käsbörse zu Langnau.

Sind alle Berichte abgelegt, die vereinzelten Notizen zuſammengezogen, iſt der ganze Schlachtplan entworfen und eingeprägt, dann ſtärkt man ſich und ruhet, accurat wie vor einem großen Schlachttage der kundige Feldherr ruhet ſammt ſeiner ganzen Armee, bis die Trompeten blaſen, d. h. bis die Weiber den Männern mit den Ellbogen in die Seite fahren und ſagen: „Auf, Alter, auf! oder willſt heute der Letzte in Langnau ſein?“ Langnau und immer Langnau, was iſt denn das »Langnau«? werden viele meiner Leſer fragen. Ach, das Langnau, das iſt ein gar allerliebſtes Ding, kein Dorf, kein Flecken, keine Stadt, accurat wie Mädchen auch am allerliebſten ſind, wenn man von ihnen nicht zu ſagen weiß, ſind ſie noch Kinder oder Jungfrauen, oder gar ſchon Weiber: Langnau iſt ein Schooßkind der Berge, auf denen die Emmenthaler Käſe wachſen, iſt daher der natürliche Käſehafen, in welchen die Producte der Berge landen, daher billig auch die große Käsbörſe oder Käsauction hier abgehalten wird, wie Kaffee, Zucker u. ſ. w. aus Java und Batavia in Amſterdam oder Antwerpen verauctionirt oder verholländert werden. Thun, Erlenbach, Frutigen werden vielleicht gegen Langnau's Bedeutung Einſprache erheben und behaupten, es werde an ihren Märkten ſo viel Käs verkauft als in Langnau. Wir wollen nicht disputiren, daß Thun, Erlenbach und Frutigen nicht ſehr berühmte Orte ſeien, aber das behaupten wir, daß keins derſelben einen ſolchen Käsklang hat wie Langnau. Es iſt auch natürlich: die Oberländer Käshändler ſind rare Vögel im Emmenthal, die Emmenthaler dagegen ſehr gekannt im Oberland.

Langnau, an der Mündung mehrerer Thäler, iſt gleichſam das Schloß am größten Buche, am Entlibuch, iſt der Hauptmarkt nicht blos des Emmenthals, ſondern auch des Länderbietes. Langnau iſt eine bedeutende Pulsader, wo Blut zuſtrömt und nicht alles wieder wegſtrömt. Was ich des Tags mit der Leier verdien', das geht des Nachts wieder Alles dahin! paßt nicht ganz auf Langnau. Erſtlich iſt nicht bekannt, daß die Langnauer viel mit der Leier verdienen, zweitens aber iſt bekannt, daß ſie nicht meinen, was ſie des Tags verdienen, müſſe des Nachts wieder Alles dahin. Es heißt ſogar von Langnau: in Langnau exiſtire bis auf den heutigen Tag noch eine Polizei. Die Langnauer vom rechten Schlage ſind ehrbare, anſtändige Leute, von ächtem Emmenthaler Blute, mit gutmüthigen Geſichtern und ſchlauen Köpfen, arbeitſam, einfach, ausdauernd, haſſen den Schein und lieben das Weſen. Freilich iſt's auch wie anderwärts, es artet zuweilen ein Sproſſe aus und wird ein aufgeblaſener Lümmel, und zwiſchen das ächte Holz drängt ſich Geſtrüppe. Die Langnauer ſind nicht ſogenannte Sommerherren wie man ſie anderwärts findet, überhaupt nicht ſogenannte Herren, ſondern Männer, welche Sommer und Winter zu leben haben, und nicht blos für ſich, ſondern ſo Gott will auch für Kinder und Kindes Kinder; leben auch nicht von einer Erſparnißkaſſe, ſind kleine Leute und ſtellen große Herren vor, groß wie Türken und Heiducken oder Haidſchnucken. Sie ſelbſt treiben den Käshandel ſtark, und wirklich meiſtens mit eigenem Gelde. Hier nun ſtrömt es zuſammen, von den Bergen, aus den Thälern, accurat wie die Waſſer in einen Bergſee, den Brienzerſee z. B., wenn über den Bergen die Wolken brechen. Wie das am Tage vorher ſchon ſich rührt und tummelt! Da merkt man, wie man ſteht am Vorabend wichtiger Ereigniſſe. Am Morgen brüllt das Vieh durcheinander wie in der Arche, wenn Noah ſich verſchlief und das Füttern vergaß: Kühe, Schafe, Schweine, Geflügel, welchen das Meſſer an der Gurgel ſitzt, nur die armen Tauben werden ſchweigend abgethan. Im Blute ſchwimmen Wirthe und Metzger, hacken und wurſten, daß ſie am Ende ſelbſt ausſehen als wie ungeheure zweicentnerige Blutwürſte. Die Bäcker hantiren im Mehl und heizen ihre Oefen, daß die Frau Loth abermal zu Salz geworden wäre, wenn ſie Langnau vom Berge herab geſehen hätte. Bäcker iſt ein uralter ariſtokratiſcher Beruf. Der erſte, welchen wir kennen, war Pharao's Hofbäcker und wurde gehängt. Wird ein Schalk geweſen ſein, und curios, etwas von Schalkhaftigkeit muß den Bäckern geblieben ſein. So ein Markttag iſt ein wahrer Erntetag für ſie, da brauchen ſie wenig Mehl und viel Brot. Aber nicht nur die Bäcker wiſſen das Glück beim Zipfel zu faſſen, die Wirthe ſind auch nicht dumm, ja ſie ſind noch feiner als die Bäcker: was die Einen in heller Backſtube treiben, ſo blos in einer weißen Mehlwolke, das treiben die Wirthe im Keller in purer lauterer Finſterniß. Darum kam es dem Mundſchenken Pharao's auch nicht aus, was er getrieben hatte, ſondern Pharao ließ ihn nicht nur geſund wieder laufen, ſondern nahm ihn wieder zu Gnaden an, ſetzte ihn wieder an's Faß. Wird ihm doch heimelig geweſen ſein, dem Mundſchenken, als er wieder am Faſſe ſaß. Die Wirthe ſitzen ebenfalls im Keller und machen Wein. Wer nicht aufgeklärt iſt und nicht im Fortſchritt, meint, unſer Herrgott mache eigentlich ſelbſt den Wein und derſelbe wachſe in den Weinbergen; aber jeder Seminariſt weiß jetzt, daß dies anders iſt. Was Gott macht, laſſen die Beſcheidenen dahingeſtellt. Darin aber ſind Beſcheidene und Unbeſcheidene einig, daß in den Weinbergen, ſprachlich genommen, nicht Wein wächſt, ſondern blos Trauben, und daß bis auf Wurſt den Sprachkünſtlern die Welt in Finſterniß gelegen, accurat als wie in einem Kerker. Aus den Trauben wird Moſt gekeltert, Moſt kommt in Keller, im Keller macht ſich erſt der Wein ſelbſt, und aus dem einfachen Weine macht erſt der Wirth den zuſammengeſetzten Wein, den ſechs-, acht-, zehn-, zwölfbatzigen. Ja es ſoll Wirthe geben, welche, um zehnbatzigen zu machen, gar keinen Wein brauchen, ſondern ganz was Anderes. Am Vorabend wichtiger Ereigniſſe ſitzen alſo auch in Langnau die Wirthe im Keller und machen

Wein, ſechs-, acht-, zehnbatzigen, der zwölfbatzige iſt gewöhnlich bereits gemacht und liegt behaglich in wohl und ſchlecht vermachten Flaſchen. Es reuet die guggers Wirthe nur gar zu oft, mit neuen Zapfen die Flaſchen zu vermachen, nehmen alte, graue, rothe, zerbröckelte, angebohrte dazu, wie ſie ihnen in die Finger kommen. Werden glauben, der Wein ſei an die Zapfen zu wagen, und ſei in einer Flaſche der Wein nicht gut, ſei es bequem, dem Zapfen die Schuld zu geben. Nun, wenn ſie auch nicht immer nach Witzens Rechenbuch ſahren, namentlich beim acht- und zehnbatzigen, ſondern ſich verſchießen, ſo iſt Irren menſchlich, und im Keller iſt es finſter. Zudem erfordert es eigentlich ſowohl Staatsklugheit als Menſchenliebe, daß man die Köpfe an Markttagen nicht zu ſehr erhitze, denn man hat Beiſpiele von Exempeln, daß an ſolchen Tagen gern hitzige Fieber ausbrechen, was großes Blutvergießen zur Folge hat. Die neuhauſiſche Staatsmoral oder Staatsraiſon ſcheint daher noch mehr dumm als verwerflich, eine wahre commis voyageur-Moral, die will blos heiße Köpfe, aber kein Blut. Wenn ſie recht tapfer eingeheizt, ſoll es kalt wieder ablaufen, ungefähr wie das Waſſer in einer Flachsſpinnerei. Da ſind wirklich die Wirthe praktiſcher und ſelbſt die dümmſten. Sie nehmen für eine Maß Wein lieber 10 als nur 6 Kr. Das iſt begreiflich, aber ſie haben doch nicht gern zerbrochene Gläſer, Flaſchen, Mobilien und andere Moleſten, darum heizen ſie ſo ſchwach als möglich ein, und iſt das nicht vernünftig? Hat man einen vernünftigen Zweck, muß man doch auch die paſſendſten Mittel wählen, und warum Waſſer ſpären, was gar nichts koſtet. Während ſo der Wirth am Faſſe ſitzt und Zehnbatzigen macht in aller Behaglichkeit, thut oben die Wirthin wild und ſchlägt Paſteten mürbe, die Köchin rupft zornig Tauben und andere wilde Thiere, Mehl und Federn verfinſtern die Luft und Küchliduft ſchlingt ſich mitten durch, zart und weich, mild und fein; man weiß gar nicht, woher er kommt und wohin er geht. Mit großem Gepolter werden die Krämerſtände aufgeſchlagen und in aller Stille unterſuchen Mädchen ihr Takelwerk, verſuchen die beſte Manier, ſich aufzudonnern ganz wie nagelneu, die Segel in den beſten Wind zu ſtellen. Wer nur zwei Hemden beſitzt, hat eins am Zaune hängen und ſieht fleißig nach dem Trocknen, es preſſirt ihm wegem Plätten. Schneider und Näherinnen ſtechen ſich die Augen wund, und legen es abermal an den Tag, wie ſie gerade das Gegentheil vom lieben Gott ſind und nie halten, was ſie verſprechen. Vergeblich ſchlägt die Thurmuhr Stunde um Stunde, ſie erſchreckt die verhärteten Gewiſſen nicht, kühn ignoriren Schneider und Näherinnen die Zeit. Ueberhaupt iſt heute die Thurmuhr oder das Zeit, wie man ſagt, die fatalſte Perſon und ſpielt eine gar traurige Rolle. Viele hören gar nicht ſchlagen, wiſſen den ganzen Tag nicht, was es an der Zeit iſt, und Die, welche es hören, ſeufzen: „Schlägt es ſchon wieder, das donners Zeit ſchlägt ja den ganzen Tag!“ Gegen Abend rückt es an, aber nicht wie die Emme, plötzlich, auf einmal, mit allgewaltigem Donnergetoſe, ſondern unmerklich, vereinzelt. Am Stock kommt ein Schwammfraueli daher, ein Krämer zieht mit Kiſten ein, Schweine trippeln heran mit Hund und Händler, raſch ſprengt neben dem Schweinehändler vorbei der Käſehändler, daß es den Schweinen wird, wären ſie doch nur Gänſe mit Fecken (Flügeln), daß ſie fliegen könnten weit von den Wegen weg, durch welche die großen Herren ſprengen. Es iſt nicht unbequem, die Erſten der Heranrückenden zu ſein, es iſt ganz umgekehrt wie bei einer Armee, wo die Erſten ſehr oft nicht lebendig davonkommen. Die erſten Schweinehändler, Käs- und andere Händler empfangen die Erſtlinge der für dieſe Tage zubereiteten Höflichkeiten. Der Stallknecht macht ſein Compliment, die Kellnerin nicht weniger, ja oft erſcheint ſelbſt noch die Wirthin, ſtreicht ſich eine halbe Paſtete von den Händen und bewillkommt den erſten Gaſt, als wäre er der erſte Storch im Frühling. Die Kellnerin trägt dem Herrn das Gepäck in's Zimmer, der Stallknecht thut noch ganz ſanft mit dem Roß, führt es an den beſten Platz, öffnet dem Schweinehändler ganz traulich als wie einem Dutzbruder einen Stall für ſeine Thiere. „Haſt aber Schöne, Toni,“ ſagt er, „es mag dich beim Hagel aber Keiner!“ Nach und nach wird es lebendiger, die Chaiſen raſſeln häufiger, die Sorten der Händler werden mannigfaltiger, die Complimente von Stallknecht und Kellnerin kürzer, ſchon hört man hie und da den

Stallknecht ſagen: „Wirſt beim — — wohl warten bis ich komme!“ Und Stüdi, die Kellnerin, der man von allen Seiten zuſchreit: „Geſchwind, mach' doch, es iſt aber Einer da!“ ſchnellt: „Meinethalb Zehne, die werden nicht v'rgitzeln, ehe ich komme!“ Durch Alle hindurch und in Allem herum drängen ſich die Juden, nicht blos kenntlich an Kinn und Naſe, Knie und Ferſe, ſondern beſonders durch ihre freche Zudringlichkeit und unverſchämte Unabtreiblichkeit. Es erſcheinen auch Geſtalten, die man nicht recht einzutheilen weiß in die verſchiedenen Claſſen. Sie erſcheinen langſam unter den Thüren der Gaſtſtuben, ſehen ſich erſt bedächtig um, ehe ſie ſich einen Platz wählen, gehen auch wieder weiter, ohne ſich zu ſetzen. Das ſind die Glücksritter, welche auf einen guten Schick ausgehen, nach dummen Leuten fiſchen, welche ſie im Karten- oder Kegelſpiel oder ſonſt auf irgend eine Weiſe übertölpeln und ausziehen könnten. Solche Leute finden ſich auf jedem Markte und machen immer Beute, denn es giebt immer dumme Leute. Begreiflich ſind daran die Pfaffen ſchuld, ſelbſt an den dummen Leuten, welche haufenweiſe an jedem Markte Maulaffen feil halten und kenntlich ſind ſo gut als die Juden, aber nicht an Kinn und Knie, ſondern an Stock, Regenſchirm und Säcklein. So ein recht beſuchtes Wirthshaus gleicht einem Bienenſtock, nur mit dem Unterſchiede, daß es nicht blos die ganze Nacht ſurrt und brummt, ſondern daß es faſt die ganze Nacht durch, wenn auch nicht aus-, ſo doch eingeht. Da iſt immer Etwas, das kommt, das ſich entweder verſpätet hat oder früh da ſein wollte und in ſeiner Angſt noch viel zu früh da iſt. Wie vor einem eigentlichen Schlachttage das Schlachtfeld und die Stellung der Armeen vielfach recognoscirt wird, ſo wird auch an dieſem Vorabende viel gekundſchaftet, das Terrain ſondirt, um Denen, welche am Morgen nachkommen, ſichern Bericht geben zu können über unvorhergeſehene Stellungen. Begreiflich geſchieht das Kundſchaften in aller Stille, unter der Hand, ſo daß darüber ſich nichts weiter berichten läßt, als daß man in der That zu ſolchem Kundſchaften nicht die Dümmſten nimmt, denn es koſtet an ſolchen Tagen das über den Löffel-barbirt-werden ſchweres Geld. Je näher der Morgen rückt, deſto lauter ſchwellt der Lärm: da wird das Hornvieh übermächtig; in Schaaren und vereinzelt rückt es an, je ein Kühlein von einem Bauern am Stricke gezogen auf Leib und Leben. Da hüpfen höpperlend die Ziegen an, traben die Schafe ſanftmüthig nach, kommen die Ankenweiber gezogen, Weiber, Mädchen mit Körben, Alles feilhaltend, was ſie haben, klappernd und Gott und Nächſten verhandelnd, bis junge wilde Roſſe wiehernd und ſchlagend ſie auseinanderjagen, aber nicht entrinnend den Wirkungen muthwilliger Hufen, welche erbarmenslos den Koth jagen in alte und junge Geſichter, auf ganz und halbweiße Hemden. Mitten durch Alles, durch Dick und durch Dünn, kommen die Küher mit langen Stecken und kurzen Pfeifchen trotzig und gewaltig, jeden Augenblick zu einem Schwunge z'weg, und ſpritzen unten ein unbarmherzig, wie die Pferde nach oben. Aber hinter Allen her da kommt es ſchwer und mächtig und in gewaltigen Zügen. Es iſt die ſchwere Cavallerie, die Cüraſſiere und Dragoner: es ſind die dicken alten Käſehändler und die noch dickeren Bauern, in ſchweren Händen die Leitſeile ſchüttelnd über die breiten Rücken ihrer ſchweren Pferde. Viele haben bedeckte Fuhrwerke, viele fahren auf Berner Wägelchen. Zur Noth hatten zwei Platz auf einem Sitze, man konnte ſicher ſein, daß weder Sonne noch Mond zwiſchen durch ſchien. Aber oft ſtanden noch ein oder zwei Dünnere hintenauf und ließen ihre Beinchen ſchütteln, daß ſie gar nicht mehr bei ſich ſelbſten waren, wenn ſie einmal auf den Boden wollten. Schwerfällig rückte dieſe Cavallerie vor und immer ſchwerfälliger, je näher ſie Langnau kam. Immer voller von Menſchen und Vieh wurden die Straßen, Alles hing aneinander wie Froſchlaich, und je dichter es ward, deſto dünner ſchien der Verſtand zu werden bei Menſchen und Vieh. Rinder ſtanden quer über den Weg und wichen kaum, wenn ſie eine Deichſel traf; Menſchen marſchirten in Mitte der Straße mit einem langen Stock unter dem Arme, und wichen nicht aus, wenn Pferde mit der Naſe ihnen den Stock zwiſchen den Armen durch ſtießen, wichen nicht, bis ſie fürchteten, ſie möchten ihnen die Naſen in die weiten Rocktaſchen ſtoßen und dieſe erleſen. Je näher, deſto unmöglicher ſcheint es, daß Menſchen und Vieh an ihr Ziel kommen. Es ſtaucht ſich immer mehr, das Einzelne ſcheint in ein Ganzes ſich zu verwerchen, das Ganze zu einem Knäuel ſich zu ballen. Ja es kommt Einem faſt vor, als wäre der ganze Langnauer Boden ſelbſt ein ungeheures Käskeſſi, das ſich fülle von den zuſtrömenden Maſſen, wie ein Keſſi aus den von allen Seiten herbeigetragenen Bränten. Und ſeien dann alle ausgeleert und das Einzelne mit dem Ganzen zuſammengefloſſen und darin aufgegangen, ſo komme der große Senn, drehe den Keſſel über's Feuer, ſchütte den Sauerteig aus und zerhacke die Maſſe, rühre ſie wieder um und um, zerdrücke die Knollen, erleichtere das Binden des Gleichartigen, das Scheiden des Andern, rühre mit gewaltigem Arme bis die Maſſe weich ſei und matt nach Setzen ſich ſehne. Dann nehme der große Senn ſein großes Netz und mit gewaltigen Armen faſſe er den guten Taig, ziehe ihn heraus, lege ihn unter die Preſſe und den Reſt gieße er aus, da Niemand mehr zum Faſſen übrig iſt, kaum Jemand wäre, der dieſe Käsmilch trinken möchte. Und was müßte das für ein Käs ſein, und welche Kuſt (Geſchmack) müßte er haben, gemacht aus Allem, was am Langnauer Markt der ganze Langnauer Boden trägt und in ſich faßt, Alles wohl gerührt und gerüttelt, gewärmt und gegohren! Einſtweilen nun hat unſer Herrgott den Langnauer Boden nicht zu einem Käskeſſi gemacht, ſeinen großen Senn nicht geſandt, daß er einen Käs mache aus dem Langnauer Markte, wird kein Gelüſten haben nach dem Käs, noch viel weniger nach der Käsmilch, welche es geben würde.

Bekanntlich überwindet man mit Geduld am Ende Sauerkraut, ſo kommt mit Sanftmuth ſelbſt an einem Langnauer Markte Mann und Vieh an ſeinen Ort. Was die Käshändler ſind, die werden zumeiſt alsbald unſichtbar. Es iſt, als ob ſie in Geiſter verwandelt worden für einſtweilen, in luftige Weſen, dem Auge der Sterblichen, vor Allen dem der dicken Bauern, entrückt. Nach der Sage ſollen Kellnerinnen, wahrſcheinlich auch Kellner (wenn nämlich deren in Langnau wären), die Gabe des Geiſterſehens beſitzen an ſolchen Tagen. Wie es draußen auf dem Viehmarkt geht, was in den Küchelſtüblene vorgeht, wie es handelt mit den Ziegen und wie die Schweine ziehen, das kümmert uns nicht, wir wollen diesmal bei der

Hauptſache bleiben. Wirklich, wie die Maſſe im Käskeſſi, ſondern ſich größere Knollen und einzelne Fetzen, ſtehen hier und dort, machen bedenkliche Geſichter und werweiſen, wollen ſie rechts oder links, oder ſonſt wohin? Die einzelnen Fetzen ſtellen die Küher vor, wo jeder für ſich ſelbſten ſteht, ein bedauernswürdiges Geſchlecht, ſie ſtellen ſo gleichſam den herabgekommenen Adel vor, an welchem Männiglich die Schuhe abwiſcht. Ja, wenn ſo ein alter Küher 25 bis 30 Jahre zurückdenkt und ſeine damalige Lage mit der gegenwärtigen vergleicht, laufen ihm die Augen über, daß er die Schuhe voll bekommt. Damals hatten ſie die Welt, d. h. die Käſe in ihrer Hand, ſie hatten dieſelben, und wer kaufen wollte, mußte ſie von ihnen kaufen. Ja, wenn ſo ein Küher von einer ſchönen Alp an den Langnauer Markt kam, dann ſteckte er ſeinen Stecken unter ſein Sitzleder quer durch die Straße, und ſaß darauf, als wie ein König auf ſeinem Throne, und wehe dem, der an den Stock geſtoßen, er hätte vielleicht mit weniger Gefahr an einem Throne gerüttelt. Ein ſolcher Küherfürſt wollte nicht blos ſeinen Käs verkaufen, ſonden auch Heu für den Winter kaufen. Da ließ er gern von den Bauern ſich ſuchen, als wäre es eine Gnade, wenn er ſie würdigte, ihnen um faſt Nichts das Heu zu füttern und Stroh zu ſtehlen. Da hieß es wohl: „Nicht wahr, wenn wir kommen, dein Heu zu Miſt machen und dir Etwas ſingen dazu, ſo biſt du zufrieden, was willſt du mehr?“ Jetzt aber iſt's anders. Da drücken ſie erſt die Händler, denn ſie wiſſen, ein Küher kann den Käs ſchwerlich den Winter über behalten. Die meiſten müſſen im November zinſen, vorräthiges Geld iſt bei den Wenigſten und noch weniger Platz für den Käs. Und kein Bauer läuft ihnen nach wegen dem Heu, ſie können den Bauer ſuchen, müſſen hören, wie einer nach dem andern ihnen abſagt, ſie nicht mehr mag, müſſen an eine Zeit denken, wo ſie den Winter über gar Niemand mehr will; wo ſie ihr ganzes Sennthum, um es zu überwintern, entweder in den Rauch hängen oder es einſalzen müſſen. Dieſelben Bauern, bei welchen ſie ſonſt als wie von Gottes Gnaden einzogen, ſahen ſie jetzt breit und dick, und wie ſie mit ſouveräner Verachtung an ihnen vorübergehen, ſchwer und ſtattlich, gleichſam ſo wie Fabrikherren und Banquiers neben herabgekommenen Edelleuten. Fabrikherren waren allerdings die Bauern ähnlich, führten gemeinſame Geſchäfte, hatten Geld, hatten Stolz, verachteten, was nicht Geld hatte wie ſie, und ließen dieſe Verachtung auch fühlen ohne Hehl, ſie brauchten die Küher nicht mehr, um ihr Heu zu Miſt machen zu laſſen, das konnten ſie jetzt ſelbſt. Leben war noch nicht in dieſen Knollen und Flocken, ſondern ein ſichtliches Harren, Warten, theils mit Ungeduld, theils mit Ergebung. Wenn man näher hinzutrat, ſo hörte man wohl: „Es kann noch Niemand vor, ſie laſſen Niemanden ein,“ nämlich die Käsfürſten. „Was reden die wohl ab, was treiben ſie, es iſt ein verfluchter Zwang, daß man nicht Zeit zum Märten hat. Sie meinen, ſie könnten es uns machen wie den Kühen: milcht man die nicht zu rechter Zeit, ſo läuft ihnen die Milch von ſelbſt aus und man braucht ſie nicht anzuziehen.“ Die Käseherren waren noch unſichtbar, man mochte hier fragen, dort fragen, allenthalben hieß es: ſie ſeien da, aber allein im Zimmer und ließen Niemanden ein. Fremde Handelshäuſer hatten nämlich in den verſchiedenen Wirthshäuſern ihre eigenen Zimmer, darin ſaßen die Glieder des Hauſes, und was ſie da trieben, war geheim, der Gugger kam nicht darüber: ob ſie blos die Verkäufer reiſen laſſen wollten, ob ſie ihre Bilanzen zogen und Notizen ordneten, oder ob ſie beteten, oder ſich wahrſagen ließen, ob ſie Glück hätten, darüber ſind die Gelehrten verſchiedener Meinung. Es ließen ſich welche gar nicht ausreden, es ginge da was Sonderbares vor, Alles gehe nicht mit rechten Dingen zu, und wenn man ſich auch nicht die Karten ſchlagen laſſe, ſo ſuche man doch im Glaſe nach dem rechten Grunde, habe einen eigenen Geiſt in einer Flaſche, den man zu Rathe ziehe. Andere meinen, ſie ließen ſich wirklich wahrſagen, aber nicht erſt in Langnau, ſondern früher.

Mitten durch das harrende Gedränge drängten ſich ſieben dickere und dünnere Männer, ähnlich dem Siebengeſtirne am hohen Himmel, mit dem Unterſchiede nur, daß das Siebengeſtirn anſtändiger und gemeſſener ſich bewegt. Dagegen wie im Siebengeſtirne der größte Stern die Centralſonne iſt, um welche das ganze Weltall ſich drehen ſoll, ſo war in der Männergruppe auch Einer der größte und dickſte, das war der Ammann von der Vehfreude, und um ihn bewegte ſich, wenn auch nicht das ganze Weltall, ſo doch die ganze Vehfreude. Sie waren zum erſten Male auf der großen Käsauction, ſie wußten noch nicht, daß man mit Eilen nichts zwinge. Von Weitem ſah man ihnen die Unkunde mit den herrſchenden Sitten an; ſie meinten, wer zuerſt ſei, der käme ſeiner Waare am beſten ab, und das Zuerſtſein hänge von ihnen ab. Sie hatten ſich natürlich die Namen der Händler, welche ihre Käſe beſehen, gemerkt, fragten nun im Wirthshauſe, in welchem ſie abſtiegen, nach denſelben. Zwei ſeien hier, hieß es, dieſe dort, jene an einem andern Orte, vernahmen ſie. Das treffe ſich gut, meinten ſie, denn grade Die, welche ihnen am beſten gefallen, daher auf ſie die meiſte Hoffnung ſetzten, ſeien hier. „Zeig', wo ſy ſi, m'r wey grad zu neh," ſagte der Ammann zu der Kellnerin. „Sie laſſen noch Niemanden vor," gab das Mädchen zur Antwort, welches ſeine Pflicht ſo gut kannte, wie ein Hofmarſchall beim Lever von Königen und Königinnen. „Sag' du nur, die Ausgeſchoſſenen aus der Vehfreude ſeien da und der Ammann dabei, ſie preſſirten," ſagte der Ammann zum ſchnippiſchen Stubenmädchen. Das Ding kam endlich wieder und ſagte: „Sie haben noch nicht Zeit, wäre ihnen leid, daß ſie nicht warten könnten, wollten ſie aber nicht verſäumen." „So, das ſind Hochmüthige, wo iſt Dieſer?" hieß es. „Oben," ſagte die Kellnerin. „Zeig' das Zimmer," hieß es, „wollen gleich ſelbſt gehen und ſehen, was hier Trumpf geſpielt wird, werden doch nicht Landvögte ſein, bei denen man ſich anmelden laſſen muß?" Die Kellnerin ſagte, ſie wolle ihnen das Zimmer ſchon zeigen, werde ihnen aber nicht viel helfen, und hüpfte voran, ſie hintenher, tapfer die ſchweren Schuhe und handlichen Stöcke durch's ganze Haus zu Boden ſtellend, daß Männiglich hätte glauben ſollen, es rücke der Landſturm aus Ungarn an mit dem Koſſuth an der Spitze. „Dort ſind ſie im Drü," ſagte das Mädchen und machte ſich weiter. Sie rückten mit ſchwerem Schritte gegen die Thüre zu und war ihnen etwas bang; denn das Geheimnißvolle macht immer Eindruck, am meiſten aber auf Die, welche voll Aberglaubens ſind. Die Schritte wurden immer kürzer und leiſer, je näher ſie dem verhängnißvollen Drü kamen. „Denk', z'erſt doppeln," ſagte der Ammann und klopfte mit dem Mittelfinger an die Thüre, zog ihn raſch zurück und ſpannte die Ohren auf die Antwort drinnen. Aber drinnen blieb es ſtille. Es ſolle Einer noch einmal doppeln, ſagte der Ammann, aber Niemand hatte recht Luſt. „He, das wird doch wohl nicht zum Tödten gehen," ſagte endlich Einer und klopfte mit dem Stocke. Aber ſtill wie zuvor blieb es drinnen, wie lange ſie auch lauſchten mit verhaltenem Athem. „Sy m'r läz, es ſoll doch Einer probire, ob es b'ſchloſſen iſt oder nicht?" fragte Einer. „Seh du, Ammann, du biſt der Präſident!" muſchete man dieſem zu. „He," ſagte derſelbe endlich, „das wird doch wohl nicht Magdeburg koſten," und drückte an der Thürfalle, aber die Thüre wollte nicht aufgehen, ſie war gut verſchloſſen. „Wir werden läz ſy," hieß es, und ſie rückten vor zu einer andern Thüre. Nun waren aber an dieſem Tage nicht blos Käshändler, Schweine- und Schafhändler in Langnau, ſondern die Reiſenden von andern Häuſern, welche in Leinwand, Baumwolle, in Kaffee und in Zucker machten. Dieſe hatten da Krämern und Krämerinnen Stelldichein gegeben und machten da Geſchäfte in den beliebteſten Artikeln. Man kann ſich denken, was das für Aerger gab, wenn mitten im beſten Geſchäfte das Siebengeſtirn aus der Vehfreude vor ihrem Zimmer aufmarſchirte mit Schritten trotz der alten Garde, und was es dann für Worte gab, wenn ſie in's unverſchloſſene Zimmer unverſehens brachen. Das ſei ihm ein Donnerwerk, ſagte endlich der Ammann, er hülfe fort, ſie ſchaffeten da doch nichts. Da ſtürmten ſie denn hinaus in's Weite, voll Angſt und Ahnung ſonder Raſt, es ſchien ſie was zu plagen, als hätten ſie Jemanden erſchlagen, wie es dem Ritter Karl von Eichenhorſt erging, als er zu ſeinem Knappen ſagte: „Sattle mir mein Dänenroß, daß ich mir Ruh' erreite, es wird mir hier zu eng im Schloß, ich will und muß in's Weite." — Sie ſtürmten ſo unwirſch durch die erſtarrten Wegen, klopften ſo ungeſtüm mit ihren langen Stecken bald hier, bald dort, und half ihnen Alles nichts. Nirgends wurden ſie empfangen, nirgends vergelaſſen, es kam ihnen vor, als ſeien ſie verhexet, verkauft, verrathen, in einem verfluchten Narrenwerk, wie ein Eichhörnchen in der Trülle. Aus einem Wirthshauſe wieder abgewieſen, trappeten ſie fort und wußten nicht, wohin, geriethen in eine Menge Küherſtöcke, auf denen die Einen ſaßen, Andern zwiſchen den Armen ſtaken, accurat wie ein Regiment Uhlanen oder Lanciers, und ſtanden endlich gezwungen ſtill, um nicht eine dieſer Küherlanzen in's Geſicht zu kriegen. Da kam aus einem Hauſe, und eben nicht aus dem ſchönſten, ein Kleeblatt, ſtolperte faſt über die hohe, altväteriſche Schwelle, welche ſie vor Freude kaum ſahen. Einer in ſelbem war kein Bauer; man ſah ihm an, daß er ein Herr war, kein halber, wie Eglihannes, ein Ariſtokrat alſo. Vor dem Hauſe ſaßen Zwei. Einer hatte offenbar etwas Küherhaftes in Kutte, Hut und Pfeife, der Andere etwas Patriciſches ſowohl im Geſicht als an den Handſchuhen, obgleich an ſeinen Hoſen nicht überflüſſiges Tuch war; ſie waren wohl kurz und ziemlich eng, um's Knie gab es daher einen Buckel. Der eine Herr und der andere kannten ſich offenbar. Der mit den kurzen Hoſen fuhr auf und fragte: „Habt ihr verkauft?“ „Ja,“ ſagte der Erſtere. „Wie theuer?“ fragte der mit den engen Hoſen. „Darf's nicht ſagen, es iſt verboten,“ antwortete der Andere und zog mit dem übrigen Kleeblatt hellauf weiter, wahrſcheinlich an's Ordinäri oder vorläufig hinter eine gute Flaſche. Das waren den Vehfreudigern Worte wie Kanonenſchüſſe, welche das Zeichen zum Wettrennen zu geben pflegen. „Alſo es iſt los,“ dachten ſie, die Herren ließen vor und ſo brachen ſie mit Macht durch die Stecken. Aber auch dieſe waren in Bewegung gekommen, drängten ſich den verſchiedenen Häuſern zu, in welchen die Händler ſaßen, während andere herauskamen, bald mit hellen Geſichtern, bald mit verlegenen, bedenklichen, hier oder dort neben aus trappeten, Rath hielten, werweiſeten, zurückkehrten, weiter gingen, ſtill ſtanden und doch wieder gingen. Einige redeten leiſe, Andere ſchimpften laut und weidlich über alle die Käshändler: Ariſtokraten und Jeſuiten kauften ſie die Käſe ab und noch dazu zu den beſten Preiſen, während ſie die Freiſinnigſten und Vaterlandsfreunde z'leerem abfertigten. Daraus könnte man am beſten abnehmen, was ſie ſelbſten ſeien, ſie möchten dann daneben brüllen wie ſie wollten. Unſerm Siebengeſtirn ging nun der Stern der Hoffnung auch auf, ſie ſuchten vorzukommen; wenn ſie einmal drinnen wären, ſo fehlt's nicht, dachten ſie. Aber das Vorkommen, das war ſchwer. Es waren immer Andere vor ihnen, ſie wußten nicht, wie es kam. Sie dachten manchmal daran, es wäre doch vielleicht gut, wenn ſie den Eglihannes bei ſich hätten, der kenne den Niſchlupf wie keiner. Wenn ſie ſich auch dicht vor's Loch ſtellten, um, wenn ſo eine der geheimnißvollen Thüren aufging, gleich bei der Hand zu ſein, ſo ſtand ein Anderer hinter ihnen, ſein Name wurde gerufen, er raſch durch ſie durch, und ehe ſie nur ſagen konnten, ſie und der Ammann in der Vehfreude ſeien auch da, war die Thüre wieder zu. Sie waren wie verrathen und verkauft, und wußten nichts mehr zu ſagen, als ſie ſeien verrathen und verkauft, böſe Leute hätten es ihnen verbunden. Er hätte es doch gedacht, ſagte der Ammann. Am Morgen, als er vom Hauſe gekommen, ſei ihm lauter Weibervolk begegnet, und das ſei vom Tüfel nüt nuz. Endlich einmal hieß es: „So kommt herein!“ Da war's ihnen, als ginge der Himmel auf durch Petri's Gnade. Mit bedächtigem Schritte, faſt wie der Löwe in den Zwinger, traten ſie ein, ſahen ſich um nach Stühlen oder Bänken, um abzuſitzen, und mit den Händen griffen ſie nach den Pfeifen, um ſie in Behaglichkeit zu ſtopfen und dann das Märten anzufangen. Sie glaubten, das gehe ungefähr wie an einer Käsgemeinde, wo man gemüthlich von Einem zum Andern ruſcht, zuweilen von der Sache ſpricht und am Ende glücklich iſt, wenn man den Abend kurzweilig verbraucht hat und den Weibern was Neues heimkramen kann. So eine tapfere Verleumdung iſt vielen Weibern viel lieber als der größte Lebkuchen, ja ſelbſt als ein hoffärtiges Fürtuch. Aber da ging's anders zu: Stühle waren nicht da in gehöriger Anzahl, und die Herren hatten gar kurze Manieren, ſchnitten allem Getätſche unbarmherzig den Faden ab. Als der Ammann auf die Frage: an welchen Preis ſie dächten, antwortete: ſie dächten an den höchſten und hätten von 17 Kronen (28 fl. 20 kr.) gehört, bemerkte Einer, ſie hielten ihnen das nicht für ungut, aber ſie hätten andere Gedanken. Um mehr als 12 Kronen freute ſie ihr Mulch nicht. Da fingen die Sieben alle an zu brummen, aber der Ammann faßte zuerſt das Wort und ſagte: „Das wird vexirt ſein, wo fehlt es denn unſern Käſen?“ „Wir wollen die Käſe nicht ausführen und ſchlecht machen,“ antwortete der Händler, „ſie ſind uns ganz recht, aber wir begehren ſie nicht, wir haben ſchon ſo viel gekauft, daß ſie uns des Nachts über das Deckbett hinaufkommen. Es ſind mehr überflüſſige Mulche als an einer Aetigen Kilbi-Meitſchi.“ Die Sieben wollten zu märten anfangen. Einer ſtellte den Stock unter, ein Anderer lehnte ſich an die Wand, kurz, Jeder faßte Poſte, wie er glaubte, daß er es am behaglichſten aushalten könne. Da ſagte der Händler: „Ihr habt gehört, 12 Kronen und lieber nit; z'märten iſt da nichts. Geht und redet mit einander! Wollt ihr ſie geben, ſo kommt wieder, wo nicht, ſo habt nicht Mühe. Jacob, mach' auf und rufe z'Simeliberger!“

Damit war die Audienz beſchloſſen, die Herren hatten gar keine Ohren mehr, die Sieben mußten wieder 'raus, machten dabei ſicher noch viel ſtämiſchere Geſichter als die Tante Dorothee, von der es heißt: Unſere Tante Dorothee mit ihren langen Füßen, iſt ſieben Jahr im Himmel gſi, het wieder abe müſſen. Da ſtanden ſie wieder draußen, und nun, wo wieder hinein? Schon war die Sonne über die Mittagslinie; ſie hatten keinen Witz, hätten ſie Witz gehabt, ſie hätten es gemacht wie die Ausgeſchoſſenen einer andern Käsgeſellſchaft, welchen es ähnlich ging. Die dachten, es müßte doch den Teufel thun, wenn die da drinnen in den Heiligthümern nicht auch Menſchen wären, mit menſchlichen Schwachheiten und Bedürfniſſen behaftet! Sie poſtirten ſich dem alſo auf einer Laube, welche zu dem heimlichen Gemache, wohin Papſt und Kaiſer zu Fuße gehen, führte, und harrten dort. Das fiel nicht auf, denn in allen Ecken ſah man am ſelben Tage ſolche lebendige Geſtändniſſe. Ungehindert ließen ſie die bloßen Käsjunker paſſiren, ihr Fang ſollte beſſer ſein. Sie mußten lange warten, denn ſo ein alter Held bringt viel in ſich und viel über ſich. Indeſſen Noth bricht am Ende doch Eiſen, altes und junges, und endlich erſchien auch einer der wahrhaftigen Käsfürſten, haſtig wandelnd in den Fußſtapfen von Kaiſer und Papſt. Aber wie er auf die Laube kam, umringte ihn der harrende Club, klaubte ihn ein von hinten, von vornen, von beiden Seiten, ſtellten ihn wie die Hunde einen Eber und ſprachen: „Und jetzt, was willſt, und wie willſt?“ Da kam auch ein Fürſt in Nöthen und in welche! Da war freier Boden, er konnte ihnen nicht das Loch zeigen, welches der Zimmermann gemacht, konnte ſie nicht heißen zum Teufel gehen, er mußte pariren, Stand halten und endlich in den höchſten Nöthen ein Mulch kaufen, nur um aus dem Clubb zu kommen — es war aber auch die höchſte Zeit. Solchen Witz hatten unſere Freunde aus der Vehfreude nicht. Uebrigens hätte er ihnen auch nichts geholfen, denn ſeit jener Zeit ſollen die Herren vorſichtiger geworden ſein, es erſtlich nicht mehr ſo auf den Rothknopf ankommen und zweitens ſorgfältig unterſuchen laſſen, ob die Bahn frei oder verſtellt ſei. Die Vehfreudiger hielten in einer Ecke Rath. Von zwölf Kronen könne nicht die Rede ſein, darüber waren ſie einmüthig; ſie dürften ja nicht heim und müßten ſich ſchämen ihr Lebtag, daß ſie den niedrigſten Preis genommen. Die Einen aber meinten, ſie wollten abſetzen, heimfahren, verbringen und das Weitere gewärtigen; Andere aber ſagten, nicht nachlaſſen gewinne, ſie hülfen noch einmal hintenfür, es ſei noch alle Zeit dazu. Die Leute ſeien etwas verlaufen, viele ſäßen am Eſſen und die Herren wüßten jetzt am beſten, ob ſie noch kaufen wollten oder nicht. Dieſe Meinung erhielt das Mehr, ſie gingen weiter, der Ammann aber ſehr ungern. Auf dem Wege trafen ſie auf einen doppelten Menſchenſchlag. Die Einen, fröhlich und hellauf, mit ſtolzem, kühnen Nacken, drangen gegen ein Wirthshaus vor, das waren Die, welche ihre Käſe verkauft hatten, und wie ſie meinten, gut. Zwiſchen ihnen gingen oder ſtanden Andere mit ernſten, bedenklichen Geberden, redeten hin, redeten her, oder ſtanden ſchweigend da, wie Krähen am Morgen auf einem Acker, wenn es Abends donnern will. Wenn ſie ſich in Bewegung ſetzten, geſchah es langſam, als wenn ſie Blei in den Beinen hätten, und mit geſenkten Köpfen, eben auch wie jene Krähen auf dem Acker, das waren Die, welche die Käſe noch nicht verkauft hatten. Am auffallendſten geberdeten ſich die Küher, die altadeligen. Die Glücklichen ſtanden mitten in der Straße, den langen Stock in's Sigleder geſtellt, und ließen die Leute ſchön um ſich herumlaufen, oder hatten ihn unter dem Arme und fuhren mit der ſchmutzigen Spitze den Leuten in den Geſichtern herum. Die Unglücklichen ſtanden bei Seite gegen die Zäune hin, hatten den Stecken vor ſich geſtellt, das Kinn darauf gelegt und dachten betrübt über die betrübten Zeiten nach, über den betrübten Unterſchied zwiſchen ehemals und jetzt. Auf dem Wege vernahmen die Sieben von Bekannten, die Preiſe gingen nicht ſo hoch als man gedacht, die Käsherren drückten, wer 15 Kronen löſe, könne ſo ziemlich zufrieden ſein. Es ſeien freilich einige auf 16 Kronen gegangen, aber nur die rarſten, und viele ſeien nicht verkauft. Das war tröſtlich und nicht tröſtlich. Nicht tröſtlich in Beziehung auf den Verkauf, tröſtlich, weil ſie nicht allein im Pech waren, ſondern es Andern auch ſo erging, und ſie zu Hauſe eine beſtimmte Rechtfertigung hatten, daß ihr Schickſal nicht durch ihre Ungeſchicklichkeit herbeigeführt worden. Sie trappeten hin, ſie trappeten her, aber nicht glücklicher, entweder wurden ſie nicht vorgelaſſen oder hörten, ſie ſollten von 12 Kronen reden, ſo wolle man ſich bedenken. Es war, als ob Alle ſich verabredet und gegen ſie verſchworen. Auch war es augenſcheinlich, daß ſie den Kauf für beendet betrachteten für heute. Jeder hatte das Beſte, was er wollte, das Uebrige dachte man um ſo wohlfeiler zu kaufen, je länger man die Leute in der Beize ließ. Sie wußten, daß, wie zäh ein Bauer auch ſcheint, er doch in dieſer Käsbeize ſehr bald mürbe wird, um den Käs los zu werden. Als ſie wiederum abgefertigt auf der Gaſſe ſtanden und ernſtlich an's Abſetzen dachten, rieth ihnen Einer, ſie ſollten noch probiren bei einem Hauſe, welches heute zum erſten Male Geſchäfte mache; dieſes ſei vielleicht noch froh, zu kaufen. Aus Furcht, zu hoch zu kaufen, ſei es anfangs zu knauſerig geweſen, jetzt wäre es vielleicht froh, hinterher noch Etwas zu erhalten, ſchienen übrigens nicht allzu viel von der Sache zu verſtehen, drehten die Käſe gar lange herum und wüßten am Ende doch nicht recht, wo es fehle. Probiren werde erlaubt ſein, erkannten ſie und gingen. Da war kein Geſtänd vor der Thüre, ſie wurden auf das erſte Klopfen vorgelaſſen. Die Herren waren freundlich, faſt wie verlegen, bedauerten ſehr, den Käs nicht geſehen zu haben, ſonſt würde es ſie freuen, mit ihnen zu handeln; ſie hätten zwar ſchon ſehr viel gekauft, indeſſen auf ein Mulch mehr oder weniger käme es ihnen nicht an. Es ſei ihnen hauptſächlich darum, in die Geſchäfte zu kommen, mit den Leuten anzubinden. Sie wüßten wohl, wer einmal mit ihnen handle, begehre mit den Andern nichts mehr zu thun zu haben. Sie ſeien loyal, preßten den Leuten nicht das Blut unter den Nägeln hervor, ein Wort ſei ein Wort und das Geld auf der Hand. Die Herren waren recht geſprächig und nicht halb ſo kurz angebunden wie die andern, redeten ſogar von Sitzen, was nun aber ihrerſeits die Vehfreudiger nicht begehrten, ſie redeten von Preſſiren. Es ward abgeredet, daß die Herren die nächſten Tage kommen ſollten, den Käs zu beſehen. Wenn es leicht zu machen ſei, ſo gäbe es einen Handel, ſagten ſie, denn es ſei ihnen wegen der Zukunft. Bei ihren großen Verbindungen ſeien ihnen große Mulchen die anſtändigſten. Es ſei eigentlich bisher nur geſtümpelt worden; kämen Leute hinter die Sache, welche es verſtänden, bekannt in der Welt ſeien, könnten ſie einen ganz andern Schwung in dieſen Handel bringen. Bei den heutigen Transportmitteln lägen ja das große Rußland und das noch größere Amerika ſo gleichſam vor der Hausthüre, und wenn es einmal mit China recht angehe, ſo ſei es möglich, daß man Käs an Thee tauſchen könne, Pfund um Pfund, oder an Seide. Man ſolle denken, was das mache! Sobald ſie die Sache recht im G'reiß hätten, gedächten ſie die Verbindungen zu eröffnen, ſie ſeien überzeugt, ſo wie ſie die Chineſen kennten, daß ſie, wenn ſie 'mal wüßten, was Schweizerkäs ſei, ſie nichts Anderes mehr würden eſſen wollen. Da könne man zuſehen, wie man denen genug Käſe z'wegbringe. Die Vehfreudiger vergaßen faſt das Preſſiren ob dieſen Ausſichten, riſſen ſich mit Gewalt los, nachdem ſie geſagt, in welchem Wirthshauſe ſie eingeſtellt; angeglüht von Weltgedanken ſchritten ſie demſelben zu. Das ſeien noch rechte Herren, ſagten ſie, andere als die Hochbeinigen, die daherkämen wie die Giraffen, thäten weiter ſehen, als der Naſe lang, und möchten ſich doch noch g'mühen, ein vernünftiges Wort mit ihrer Gattig Leuten zu reden. So ſprachen ſie und achteten ſich nicht darauf, daß die Straße ziemlich leer war, von ferne her aber ein gewaltiges Getümmel brauſte. Als ſie näher kamen, ſahen ſie ihr Wirthshaus und andere eingeknäuelt von einer Menge Menſchen, ſo dick, daß man ihnen auf den Köpfen hätte gehen können. Hin und her wogte die Maſſe wie ein Kornfeld im Sturmwinde; Fäuſte, Prügel ſah man über den Köpfen, manchmal ein blutiges Haupt emporgeſchoben, als ob es eine Fahne wäre, aus der Mitte kam ein Gebrülle, hundertfältig ſtärker als an einer Pferdezeichnung aus einem Stalle, wo ſich die Hengſte ſchlagen. „Was hat's gegeben?“ ſagte der Ammann; „das iſt eine vaterländiſche Prügelten, ſo eine ſah ich doch lange nicht,“ und halb zog [illegible] ihn, halb ſtieß es ihn näher und immer näher, und hinter ihm her die übrigen Vehfreudiger. „Es wäre doch der Donner, wenn wir nicht zu unſern Fuhrwerken dürften,“ grollte der Ammann dumpf, als ihm Einer rief, er ſolle das Drücken laſſen, ſonſt vertreibe er es ihm ohne Arwangen-Balſam. „Du wenigſtens wirſt es nicht wehren wollen!“ rief der Ammann. Patſch, hatte der letztere Eins, und wie es dann ſo geht, die Vehfreudiger waren mitten im Streit, kriegten und gaben, ehe ſie daran dachten. Es iſt curios, die Alten fangen nicht gern an zu ſchlagen, aber kommen ſie einmal ung'ſinnet dazu, ſo thun ſie es mit wahrer Bürgerluſt und können faſt nicht aufhören. Sie hatten weder Freunde noch Feinde da, ſchlugen, als ſie einmal dabei waren, um ſo unparteiiſcher los auf jeden Buckel, jeden Kopf, der in ihren Bereich kam, und da ſie eben ihrer Sieben waren, welche ohne Sonderzwecke zuſammenhielten und gerade vor ſich hin Weg ſchlugen, wie die Amerikaner in einem Urwald; ſo kriegten ſie freilich manch tüchtigen Schlag, ſo daß das Blut nachkam, aber ſie kamen doch an's Ziel, an die Treppe des Wirthshauſes, kamen nach hartem Kampfe die Treppe hinauf, denn aus dem Hauſe ſtürzte ſich immer noch kampffertige Mannſchaft in die wogende Schlacht. Als ſie oben waren, ergriff es ſie wie mit Himmelsgewalt, und wäre der Ammann nicht geweſen, ihrer Sechſe hätten ſich wieder in's Getümmel geſtürzt, ſo wonniglich und heimelig kam es ihnen vor. Aber der Ammann hielt ſie. „Nit, nit,“ ſagte er. „Es dünkte mich auch luſtig, aber wir müſſen heim, und wenn Einem ein Unglück widerführe, was hätten die Andern davon und was würden die Leute ſagen?“ Das half; ſie ſuchten einen ſicheren Platz und wollten eſſen, denn es war beinahe Abend, und es dünkte ſie, ſie ſeien ganz hohl inwendig und die ganze künftige deutſche Flotte hätte Platz in ihrem Bauche. Im Hauſe war großer Wirrwarr. In demſelben hatte die Schlacht angefangen und erſt ſpäter aus Mangel an Raum ſich in's Freie gewälzt. Da war denn Alles durcheinander geworfen: zerſchlagene Gläſer und Fleiſch, Flaſchen und Suppe, Bänke und ſonſtiges Eſſen. Aber man ſah es den Wirthsleuten an, daß ſie nicht das erſte Mal dabei waren. Mit kundigen Händen räumten ſie weg, ordneten friſch für neue Gäſte, und ehe es lange ging, ſaßen unſere Sieben ſchon hinter einer ſchönen gelben Fleiſchſuppe, in welcher das weiße Brot und der dunkelrothe Saffran nicht geſpart waren. Sie aßen mit Freuden, theils wegen dem Hunger, theils wegen der Luſt an den Kläpfen, welche ſie ausgetheilt, und welche ſie eigentlich als das glücklichſte Begegniß des heutigen Tages anſahen. Ein langer Mann mit großem Kopfe und großer Naſe kam, ſtreckte die Beine unter den Tiſch, die Hände auf denſelben und knurrte vor ſich hin, als wenn er Jemanden beißen wollte. Da fragte der Ammann, der zunächſt bei ihm ſaß: ob das an allen Märkten in Langnau ſo gehe? Sie hätten auch noch ein Bröcklein von der Suppe gehabt, wenn ſie dieſelbe ſchon nicht hätten anrichten helfen. Es nehme ihn Wunder, worob es angegangen, ob man es wiſſe? „Worob?“ ſagte der Mann. „Wegen etwas Nagelneuem, etwas Dummem, wie man noch nie davon gehört. Ja, da ſieht man, ob die Welt geſcheidter werde oder nicht! Zu meinen Zeiten hat man ſich auch geprügelt, ganz anders als jetzt, daß das Blut an die Decke ſpritzte oder auf den Straßen durch die Geleiſe rann. Aber wegen was that man das? wegen einem ſchönen oder reichen Meitſchi, oder weil man eine andere Dorfſchaft haßte, weil deren Burſche Einem in's Gehege kamen. Da lohnte es ſich doch der Mühe, das war für Etwas!“ „Um was Anderes jetzt?“ fragte der Ammann, der wirklich nicht begriff, daß man ſich an einem Markte ſo gemeinſam um etwas Anderes prügeln könne. „Das erräthſt du auch nicht,“ ſagte der Erſtere. „Wegen zwei Rathsherren prügeln ſie ſich, daß vom Oberdorf bis in's Unterdorf Alles aneinanderhängt. Da ſind zwei Gemeinden und will jede den beſten Rathsherrn haben.“ Die Vehfreudiger lachten. Der Ammann meinte, es würden wahrſcheinlich zwei Ausbünde ſein und jede Gemeinde werde den beſſern Verſtand gehabt haben wollen. „Ja wolle, Ausbund und Verſtand, die Kälber!“ ſagte Jener. „Wär's wegem Dorfmuni, ſelb wohl, da wüßten ſie, wie die am beſten ſind und am nützlichſten, und da meinen ſie, wenn ſie den Verſtand, wo ſie zum Dorfmuni brauchen, auch für den Rathsherrn anwendeten, ſo ſei z'Sach recht. Der größte Brülli, der mit dem ſtrübſten Haar, den ſpitzigſten Hörnern den Kühen am aufſätzigſten, daneben auch allen Leuten, welche ihm in die Nähe kommen, das gebe den beſten, meinen ſie.“ „So, und jetzt machen ſie alſo aus, welche Gemeinde den beſten habe?“ fragte der Ammann. „Das ſchickt ſich doch ſo übel nicht,“ ſetzte er hinzu. Nun begann der Andere gar gröblich zu ſchimpfen über die Zeit und die Rathsherren, und über die Wähler, welche wählten, als ſollte es Dorfmunine geben oder die handlichſten Böcklein, daß es eine grauliche Sache war. Der Ammann war etwas in Verlegenheit. In Beziehung auf den Wahlverſtand war er vollkommen mit dem Andern einverſtanden. Er hatte ſich ſchon lange zum Rathsherrn vollkommen tüchtig gefunden, und war doch noch nie ordentlich in die Wahl gekommen, ſchimpfte daher ſchrecklich über Schreiber und Schulmeiſter, welche die Wahlen machten, blos ihres Gleichen: Fötzeln und Brüllene, von den wüſteſten, wo es gebe, nichts vor ihnen ſicher, was im zehnten Gebote vernamſet ſei. Daneben war eine gewiſſe Freiſinnigkeit über ihn gekommen. Er hatte an geſchenkten Bodenzinſen und Zehnten ein Erkleckliches gewonnen und hoffte durch die Verfaſſung von den Armen ganz frei zu werden, denn was ſeine Freiwilligkeit ihn koſten könnte, wußte er ziemlich genau. Ja, ſagte er daher, für die rechten Leute hätte man den Verſtand noch nicht, das erfahre man ſeit bald zwanzig Jahren. So komme nichts heraus als eine Mäſtung; man wähle ſie mager, und wenn ſie fett ſeien, ſo ſtoße man ſie ab, accurat wie man es bei den Schweinen pflege. Daneben ſei ihm die Verfaſſung recht, der gute Verſtand werde ſchon kommen, wenn man trachte, daß die Sache Beſtand habe, die rechten Leute kämen ſchon noch an's Brett, wenn einmal das Lumpenpack ſich ſatt gefreſſen.

Der gute Ammann dachte nicht daran, wie tief er in den Aſt ſäge, denn er hatte eben einen alten Großrath vor ſich, der blos mit der Gegenwart unzufrieden war. Vom Mäſten, ſagte der Mann, hätte er nichts gemerkt, denn ſie wären mit dem Staatsvermögen nicht umgegangen wie der verlaufene Bub mit ſeinem Erbtheil, ſie hätten Rechnung geben dürfen, und nicht das Vermögen verhudelt und den Leuten dazu noch mit Staatszwang den letzten Kreuzer abgetrieben. Wider die Zeit habe er nichts, die habe Gott gemacht, die Verfaſſung ſei unſchuldig, ſie habe ſich nicht ſelbſt gemacht; aber leben möchte er, bis er die gegenwärtigen Rathsherren ſchnopſen höre im Trocknen, wie Fiſche außerhalb dem Waſſer, dann ſei vielleicht die Zeit gekommen, wo man ſich ohne Prügel verſtändige, daß Einer ſo viel oder wenig werth ſei als der Andere, und ein Dorfmuni und ein Rathsherr zwei verſchiedene Dinge ſeien. Darwider hätte er nichts, ſagte der Ammann, er ſei nie Rathsherr geweſen und begehre es nicht zu werden, lieber wollte er Schneider werden. Ein Schneider könne doch von einer Stör zur andern oder zu Hauſe für ſich arbeiten, ein Rathsherr aber ſei immer auf der gleichen Stör, auf der Bärenſtör, daheim und in Bern, müſſe dienſtbar ſein mit Leib und Seele, mit Maul und Beinen, müſſe zugleich noch Wäſcherin ſein, den Herren in Bern den Dreck aus Krägen und Mänteln waſchen, und als reine Wäſche ſie ſpienzeln im ganzen Lande herum. So ſprach der Ammann zu großem Erſtaunen der Behfreudiger, die denſelben nie ſo von der Leber weg ſprechen gehört und an die Wirkung einiger Gläſer Wein in einem ausgehungerten Magen nicht dachten. Durch die ſich mehrenden Gäſte wurde das Geſpräch unterbrochen. Die Schlacht draußen hatte aufgehört, ohne beſtimmten Entſcheid, obgleich Einige bis auf den Tod geſchlagen waren, Andere ſonſt bluteten wie die Schweine, das Schlachtfeld wirklich kriegeriſch ausſah und von den Gaſſenjungen vielfach bewundert und als von angehenden Marodeurs durchſtöbert wurde.

Aber noch ein anderes Schlachtfeld ward durchſtöbert: das war das der Käſe. Es nahm natürlich die Herren doch Wunder, wie das Ganze abgelaufen, wie viel annähernd dieſer oder jener Concurrent gekauft. Sie hatten auf Mulchen, welche ſie in ihrem Plane hatten, geboten, hatten die Leute entlaſſen, ſie ſollten ſich bedenken und wiederkommen, aber ſie waren ausgeblieben. Waren dieſe Mulchen verkauft? wer hatte ſie? und um welchen Preis? wo war allfällig Nachleſe zu halten? und wem konnte man in's Gehege kommen? Das waren alles Fragen, welche die Herren intereſſiren mußten. Jedes Haus hatte auch je nach ſeiner Eigenthümlichkeit Mittel und Wege, aus dem G'wunder zu kommen. Allenthalben hat man ſeine Leute, allenthalben ſeine Bekannten; verfolgen Einige den gleichen Zweck, ſo iſt bald viel vernommen. Die Empfindungen eines Käshauſes ſind ſelten ganz rein, ſondern zumeiſt ſehr gemiſcht. Bedeutende Häuſer werden ſich ſelten darüber ärgern, daß ſie zu theuer gekauft. Ausnahmsweiſe mag es wohl geſchehen, daß ſie hintenher werweiſen, ob ſie nicht durchſchnittlich eine halbe oder eine ganze Krone den Käs hätten wohlfeiler kaufen können. Hingegen machen ſie ſich wohl gegenſeitig Vorwürfe, daß ſie dieſes oder jenes Mulch wegen allzu großer Herzenshärtigkeit hätten fahren laſſen und einem Concurrenten in die Hände geſpielt. Sie hatten vielleicht auf eine gewiſſe Anhänglichkeit der Verkäufer gezählt, denen ſie ſchon mehrere Jahre abgekauft, und dieſe einen halben Kreuzer per Pfund einmal verwerthen wollen. Die Verkäufer dagegen rechneten auf die gleiche Anhänglichkeit der Herren, weil dieſe das Mulch ſchon mehrere Jahre gehabt und damit verſorgt geweſen, ſo würden ſie es nicht fahren laſſen. Wenn nun Käufer und Verkäufer die gleichen Factoren in Anſchlag bringen, nur umgekehrt, ſo giebt es auch umgekehrte Rechnungen, entgegengeſetzte Reſultate. Das Ende davon iſt, daß man ein gutes Mulch nicht hat, daß man böſe Leute gemacht, und was das Fatalſte iſt, daß man ausgelacht wird. Dagegen hat man vielleicht bereits Rache genommen oder ſonſt einem Concurrenten einen Stein in den Garten geworfen, ihm eine Falle gelegt, die er erſt im künftigen Jahre abzutrappen hat, kurz, gegen die Leiden hat man auch ſeine Freuden, hat vielleicht wieder Steine aufgeleſen, welche man morgen oder übermorgen in einen Garten zu werfen gedenkt. Zu unſern Behfreudigern kam einer der neuen Herren, that ſehr freundlich mit ihnen. Der, welcher ihre Käſe zuerſt beſehen, der Freund Eglihanneſe, ſtand ganz nahe bei ihrem Tiſche, kehrte ihnen aber den Rücken, that, als wenn er ſich ihrer nicht achte. Es war ziemlich ſpät, als ſie ſich an's Aufbrechen machten, und lange ging's, bis ihre drei Wägelchen aufgefahren ſtanden. An ſolchen Tagen müſſen die Stallknechte gute Köpfe haben und ſie beiſammen behalten, um wieder Alles gehörig zuſammenzuſpannen, was ſie ausgeſpannt. Fatal iſt's, wenn man ein anderes Roß heimbringt, als man fortgenommen, und äußerſt unbequem, wenn man fortfahren will, und das Fuhrwerk iſt nicht mehr da, ein Anderer damit fortgefahren, und weiß Gott wohin. Das Herauswickeln aus dem großen Knäuel iſt ſchwerer noch als das Verſchmelzen mit demſelben, denn am Morgen beim Verſchlingen in denſelben ſind die Roſſe müde und öde iſt's den Menſchen um's Herz. Am Abend aber haben die Roſſe Hafer im Leibe und die Menſchen Wein, das iſt was ganz Anderes. Und doch geſchieht wunderſelten ein Unglück, es wiſſen Roſſe und Menſchen ſich zuſammenzunehmen, wenn es ſein muß. Seltſam aber wird man bewegt, wenn man ein großes, an einen engen Ort zuſammengedrängtes Marktgetümmel überſieht, erſt wie es zuſammenfließt, dann wie es wieder allmälig ſich auflöſt und auseinandergeht. Was ſchleppen die Leute hin in Händen und Herzen, was kramen ſie wieder heim innen und außen, erfüllte Hoffnungen oder bittere Täuſchungen? Welche Gedanken ſteigen auf und nieder in den Werkſtätten ihrer Seelen, und was findet Jeder, welcher heimkommt, und wann kommt Jeder heim und wie? Es iſt wunderbar, wie es heimwärts wimmelt durch die Straßen, und will ſich nimmer erſchöpfen und leeren, als wollte der Markt noch einen Markt gebären. Man begreift gar nicht, wie im engen Orte Alle Platz gehabt, und wenn man in den engen Ort ſieht, ſo iſt da noch eine Menge, es wallet hin und her und luſtig geht es zu mit Geigen und Schreien, es iſt, als wolle man dem lieben Gott die Welt abverdienen mit Tanzen. Und Stunden in der Runde geht es luſtig zu, ſchlägt das Echo der Marktfreude Einem in die Ohren. Es iſt, als ob die Erde ein unermeßlicher Lebkuchen wäre und die Luft über derſelben ein unergründliches Weinfaß, und Alles für Alle frei und unentgeltlich und Jedem ſo viel er mag. Und morgen oder übermorgen hat der Lebkuchen ſich verwandelt in ein ungeheures Jauchefaß voll Klagen, das Weinfaß in einen unendlichen Sack voll ſchwarzer Galle. So veränderlich iſt's in der Welt, ſo ganz anders iſt's dem Menſchen heute und morgen, der in der Veränderlichkeit nach einem Glücke fiſchet von vergänglicher Natur. Wir müſſen ſagen, unſere Behfreudiger waren nicht bis über die Ohren untergetaucht in's Weinfaß, ſie fuhren mit Bedächtigkeit durch's Gewühle, ſchweigſam. Wahrſcheinlich ordnete Jeder ſeine Rede, welche er daheim ſeinem Weibe halten wollte, um ihm ihre heutigen Verrichtungen, wenn nicht in glänzendem Lichte, ſo doch von der beſſern Seite darzuſtellen. Der Nägelibodenbauer, welcher dieſes nicht nöthig hatte, mochte rechnen, wie es ihm gehen möge, wenn er umſonſt auf's Käsgeld gerechnet. Es liegt im Geldklamm eine große Pein, faſt wie wenn man ein Bein gebrochen hat, eingeſchienelt liegen muß, ſich nicht kehren und rühren darf. Da freut man ſich wie ein Kind auf den Tag, an welchem der Arzt uns zu löſen und frei zu machen verſprochen, das iſt der einzige Troſt in der großen Pein. Kommt nun dieſer Tag, aber der Arzt hält ſein Verſprechen nicht, giebt die Freiheit nicht, die alten Bande bleiben, da wird der alte Zwang um ſo gräulicher, die alte Pein verdoppelt ſich, noch viel enger wird es uns im engen Gehäuſe. So wird es auch dem zu Muthe, der im Geldklamm ſeufzte, auf Erlöſung hoffte und ſie kommt ihm nicht, ſie flieht vor ihm, wie vor dem müden Wanderer das im Sumpfe tanzende Irrlicht. Ach, und wie Vielen geht es ſo, geht es beim ehrlichſten Willen ihr Lebtag ſo: ſchaffen, ſtrecken die Hand aus nach dem mit allem Fleiß Erſtrebten, mit Recht Erwarteten, und huſch iſt es entflohen oder in die Ferne gerückt, und die alte Fuge iſt noch enger geworden. Es iſt, als ob der Athem abgenommen hätte, man ihn mit Noth herauskriege aus dem zuſammengezogenen Bruſtkaſten. Erlangt man endlich, was man längſt erwartet, ſo iſt es wieder gar nicht das, was es früher geweſen wäre, es zaunet gar nicht mehr, es iſt wie Waſſer auf heißes Eiſen alsbald verdunſtet, man merkt gar nichts davon. So ſein Lebtag in dieſem Ding zu ſein, ſo zu ſchaukeln zwiſchen Haben und Verlangen, zwiſchen Tod und Leben, iſt ein gräuliches Ding. Und manchmal ſind Menſchen ſchuld daran, Menſchen, die das Geld hätten, aber es nicht geben wollen, oder am Necken die teufliſche Freude haben, oder gar keine Fähigkeit zu denken, wie es andern Menſchen zu Muthe werden kann, z. B. einem armen Handwerker, dem ein reicher Mann ſchuldig iſt und nicht zahlen will. Wir glauben nicht an's Wiederkommen und eben ſo wenig an's Fegfeuer; aber wenn ſo eine hundshärige Seele ſiebenhundert Jahre auf ihrem Schatze ſitzen müßte, der im Sommer eine feurige Kugel wäre, im Winter ein Eiszapfen wegen der Abwechſelung, wir glauben faſt, wir gönnten es ihr. — Nachdem das größte Gewühl überſtanden war, thaute doch die Rede wieder auf, und kurze Bemerkungen wurden gewechſelt über Menſchen und Vieh, an denen man vorüberfuhr, und über die heutigen Erlebniſſe. Darin waren ſie ſo ziemlich einig, daß ſie das nächſte Jahr nicht nach Langnau begehrten, ſondern ihrethalben Andere gehen könnten. Habe man erſt Alles ausgeſtanden, ſei es nachher Niemanden recht, und Jeder denke, wäre er dabei geweſen, wäre es auch anders gegangen. Dann lachte Einer laut auf und ſagte: Dem mit dem weißen Filzhüti hätte er doch einen verflucht Braven ausgewiſcht, er wäre ungeſpitzt durch den Boden abgefahren, wäre er nicht auf der B'ſetzi geſtanden. Dann ſuckte wohl Einer und ſagte, es hätte ihm da Einer Eins geben können in den Nacken, das Drehen werde ihm acht Tage lang uncommod ſein. Dem habe er dann aber auch Eine fliegen laſſen, daß der die Augen zugethan und nicht werde gewußt haben, als er ſie wieder aufgemacht, ſei er im Länderbiet oder im Buchiberg. So kamen ſie eine gute Stunde weit, ſahen viele Fuhrwerke vor einem Wirthshauſe ſtehen, an- und abgeſpannte. Das geht ſo: wilde Roſſe ſpannt man ab und läßt ſie füttern; zahme aber läßt man ſtehen und hungern. Die Conſervativen könnten ſich daran ein Beiſpiel von Exempel nehmen. „Werde abſpannen ſollen, ein Viertelchen Hafer thäte ihm wohl,“ ſagt der Stallknecht. „Der hat heute Hafer genug gehabt,“ heißt es. „So will ich ihn doch anbinden,“ ſagt der Erſtere. „Habe heute nicht Zeit, bei ihm zu ſein.“ „Laßt den nur ſtehen, dem kommt nicht in Sinn zu gehen! Wenn Niemand hü! ſagt, ſteht der bis es verläutet hat am jüngſten Tage,“ erwiedert man. Solch conſervatives Vieh ſahen ſie vor dem Wirthshauſe ſtehen und Einer ſagte: „Uha, halt ein wenig, das iſt dem Metzger ſein Fuhrwerk, wo mir noch für eine Kuh ſchuldig iſt, will doch geſchwind ſehen, ob er mich etwa zahlen will? Sag', ſie ſollen eine Maaß bringen! Stentibus!“ rief man ihm nach. Bald erſchien dieſelbe, nachdem die Einladung, abzuſteigen, von der Hand gewieſen worden. Die Maaß war aber noch nicht getrunken, als der Abgeſtiegene auch ſchon wieder erſchien, abgefertigt vom Metzger. Man müſſe wohl ein Bauer ſein, um einem Metzger, welcher vom Markte komme, Geld abzufordern! Ob er denn glaube, er trage das Geld centnerweiſe bei ſich? hatte der Metzger geſagt. In ungefähr einer Stunde ſahen ſie von Weitem wieder ruhende Fuhrwerke, conſervative und radicale, und der Ammann ſagte: es ſei curios mit dem Wein. Man ſollte es nicht meinen, gäb wie man ein Faß zufülle, ſo handkehrum habe der Wein ſich geſetzt, und man müſſe wieder zufüllen, ſonſt thue es dem Wein nicht gut, es gebe eine graue Decke und theile dem Wein einen böſen Geſchmack mit. So gehe es, heute auch ihm. Der Wein ſetze ſich bei ihm auch und er denke, es werde dem Menſchen auch nicht gut thun, er hülfe wieder zufüllen, aber nur ſtentibus. Wenn ein Ammann was ſagt und noch dazu ſo was Geſcheidtes und im Geiſte des Tages, wer will was dawider haben? Es war aber ein etwas unhirtiges Trinken, ein böſer Geiſt ſpukte in den Roſſen, es war, als ob ſie ihren Meiſtern den Wein nicht gönnten: bald ſtieß eine Mähre den Wagen rückwärts, bald ſchwenkte eine, kurz ſie ſtörten alles Behagen. Dafür mußten ſie aber auch die Peitſche fühlen als es weiter ging, daß ſie aufſchlugen und man die Eiſen an den Füßen ſah. Beim nächſten Wirthshauſe nun des Ammanns Mähre voran, hotteweg, faſt in einem Satze, ehe der Ammann Etwas daran machen konnte, vor den Stall, die andern Roſſe nach, und mit keinem Lieb wollten ſie weg, es hätte beinahe Unglück gegeben. Denn Einige meinten, die Donnſtige müſſen es nicht zwingen, ſonſt meinten ſie ein andermal auch, ſie ſeien Meiſter. Aber der Nägelibodenbauer wehrte. Die Roſſe hätten Verſtand, ſagte er; ſie würden gedacht haben, wenn die, welche reiten, alle Augenblicke Etwas nöthig hätten, ſo ſei doch denen, welche zögen, auch Etwas zu gönnen, und wenn man nicht ſelbſt den Verſtand hätte, ſo müßen ſie ihn machen, und wenn die, welche zögen, nur ein Mal Etwas begehrten, während die, welche ritten, drei Mal nähmen, ſo hätte man nicht viel zu klagen, dünke ihn. Wenn man immer Alles wüßte, ſo hätte man am vordern Orte füttern können, ſo komme man jetzt doppelt drein, bemerkte Einer. „Ja,“ ſagte der Nägelibodenbauer, „ſo iſt's mir ſchon oft gegangen, wenn ich zu ſpät an eine Sache ſinnete. Daneben muß man ſich tröſten, wenn man an Alles zum Voraus dächte, man wäre nur zu ſchnell reich.“ Das muß man ſagen, die Mannen wußten gute Miene zum böſen Spiele zu machen, und weil es auf den Conto ihrer Roſſe kam, ſo nahmen ſie es nicht ſo genau, ſondern ließen ſich wohl ſein. Sie hatten viel ausgeſtanden und wirklich Etwas verdient. So ein Tag, mit Behagen verbracht, iſt ſchon Etwas werth; wenn dazu noch Erlebniſſe kommen wie heute, Käsnöthen und vaterländiſche Kläpfe in alten Tagen, dann iſt ſo ein Tag wirklich nicht mit Gold aufzuwiegen. Nun, es waren deren in dem Siebengeſtirn, welchen es an ſo einem Tage nie wohl war, bis ſie die Sonne wieder an ihrem Hauſe ſahen, welche den ganzen Tag ſchwitzten aus Angſt, ſie möchten nach Sonnenuntergang heim kommen, und ſinneten und ſtudirten, daß ihnen das Haar den Hut läpfte, was ſie wohl ihren Weibern vormalen könnten, Räuber-, Mörder- oder gar Geſpenſtergeſchichten, warum ſie eine Viertel- oder gar eine halbe Stunde zu ſpät heim kämen. Ach Gott! wer doch ſo ein Ohr hätte, daß er alle Geſchichten hören könnte, welche die Männer den Weibern erzählen, warum ſie ſo ſpät heim kämen, der könnte nicht blos das intereſſanteſte Album anlegen, ſondern ein Buch voll vermiſchter Erzählungen ſchreiben, welches ſieben Mal ſiebenzig Mal größer wäre als das größte Converſationslexicon. Da käme es an Tag, was für Cabinetsköpfe die Männer ſind, und wie manches verborgene Talent fände endlich ſeine Geltung. Wer ledig iſt, erreicht nie einen ſolchen Grad der Entwickelung. Wenn ſo ein lediger, vielleicht ſelbſt ein hochgeſtellter Hundsbub alle Geſetze verhöhnt, und erſt heimkommt, wenn man einander guten Tag ſagt, ſo hat der Stroh im Kopf und keine andern Gedanken, als wie lange jetzt noch die Sau im Neſte liegen dürfe. An irgend eine ſchöne Erzählung für die Gemahlin hat er nicht zu denken, eben dieweil er keine hat. Nun, unſere Vehfreudiger brauchten diesmal weder Angſt zu haben, noch zu ſinnen, auch wenn ſie ſpät heimkamen, und doch hatten Alle Weiber und Einige, wie geſagt, noch kutzelige und g'wunderige. Aber die waren noch nie in Langnau geweſen, wußten weder wie weit es war dahin, noch wie das ging dort mit dem Käsverhandeln.

Die Männer konnten faſt ganz bei aller Wahrheit bleiben und doch eine Erzählung darthun, daß den Weibern der Schweiß kam und ſie ſich nicht ſattſam wundern konnten, nicht blos daß ſie ſchon daheim, ſondern daß ſie mit dem Leben davongekommen. Ja, wenn Einer in Langnau geweſen, kann er was erzählen, er müßte denn ein geborner Großrath ſein, der am Grundſatze feſthält: z'Maul zu, d'Hand auf. Es iſt kein Wunder, daß viele Groß- und andere Räthe ſo verflucht hochmüthig ſind und auf andere Menſchenkinder kaum mehr herabſehen mögen. Mußte doch ſelbſt der liebe Gott den Mund aufthun und ſagen: „Es werde!“ und dann erſt ward die Welt. Und die Großräthe brauchen eben nicht einmal das Maul auf zu machen und Etwas zu ſagen, ſie machen es blos mit Drücken. Sie heben die Hand auf und z'Sach iſt düre drückt. Das hätten ſie wieder düre drückt, ſagen ſie ſelbſt. Muß eine intereſſante, geiſtreiche Arbeit ſein, dieſes Drücken! Dazu braucht's Männer, potz Türk! Mit großem Behagen ſaßen die Sieben hinter ihrer Maaß, befahlen Neuis uf e nes Teller und halfen weidlich über den verfluchten Käszwang ſchimpfen, und ſagten: ſie hätten's wohl gemerkt, wo die Katze den Schwanz hätte! Wenn die Bauern einig wären, wie die Käshändler, ſo könnten ſie den Händlern den Marſch machen. Die hörten wohl auf zu handeln, wenn man ihnen keinen Käs mehr verkaufen würde. Wenn ſie handeln wollten, müßten ſie zahlen, wie man ihnen den Preis mache. Es waren viel Käsbauern da, die meiſten in Nöthen und Aerger, alle einig, man müſſe zuſammenhalten, den D — — den Marſch machen, denen Hagle d' Schwänz abmache. Das andere Jahr wolle man ſehen! Und das andere Jahr wird kommen, und man wird allerdings ſehen, aber was? Nichts Neues, ſondern das Alte, wie Jeder das meiſte Waſſer auf ſeine Mühle möchte, und wenn man es ihm verſpricht, alle Andern verräth und verkauft. Ja, wenn man einig wäre, man zwänge Etwas, das iſt eine alte Wahrheit. Aber das Einigſein iſt eine große Kunſt, und man kann manches Dorf auslaufen, man findet Keinen, der ſich darauf verſteht. Partei machen und drücken, düre drücken, daß es kracht, wohl, das kann man, aber das heißt noch lange nicht einig ſein. Jetzt war die ganze Gaſtſtube einig, und wären Käshändler da geweſen, ſie hätten dieſelben dutzendweiſe durch ein Aſtloch gedrückt, und am andern Morgen hätte Jeder dem erſten beſten Händler geneigtes Gehör geſchenkt, hätte geſagt: „J muß zu mir ſelbſten luegen, luegen die Andern auch zu ſich, es luegt auch Niemand zu mir! So hat man es! Ja, wenn man einig wäre! ſagt Jeder; aber an den Sinn, der nöthig iſt zum Einigſein, denkt Keiner. Ja, wenn man einig wäre, wär's in vielen Dingen gut, dem Teufel würde großer Abbruch gethan, und Mancher müßte dem Teufel zu, der von demſelben nichts mehr wiſſen will. Der Teufel hat es ganz curios, ganz wie ein herabgekommener oder im Zuchthauſe geweſener Vater: ſeine leibhaftigen Kinder wollen ihn am wenigſten kennen, verleugnen ihn am meiſten, daher wahrſcheinlich der Ausdruck: Armer Teufel! Es war unſerm Siebengeſtirn ſo wohl da, es fühlte ſich von der tüchtigen Geſinnung, welche herrſchte, ſo angeſprochen, daß es ganz vergaß, daß es noch faſt drei Stunden von der Heimath ſaß. Da kam der Stallknecht und ſagte: es düche ihn, man ſollte den Roſſen noch etwas Heu geben, doch habe er erſt fragen wollen, wenn man ſo was aus ſich ſelbſten mache, ſei es oft nicht recht. Während der Rede hatte der Ammann eingeſchenkt und ſagte: „Es gilt d'r!" „So will ih ſo u'verſchamt ſy," ſagte der Stallknecht, nahm das

Glas, ſtieß an, ſagte: „Es gilt ume,“ ſetzte an und machte aus. Da brachte es ihm ein Anderer. „Ja, weiß nit wie es kommt,“ ſagte er, ſetzte nach vorhergegangenen Ceremonien an und machte aus. „Es gilt d'r, Stallknecht!“ ſagte ein Dritter. „Ja, könnte doch dem zu viel bekommen,“ antwortete der Stallknecht. „He nu, ſo will ich das noch nehmen, es geht zum andern, und wird nit Alles zwängen!“ Da rief ein Vehfreudiger: „Hey ſi d'r Haber uf?“ „Längſt,“ ſagte der Stallknecht. „So ſpann auf der Stelle an,“ ſagte der Bauer. „Auf der Stelle,“ ſagte der Stallknecht, nahm noch das vierte dargebotene Glas und meinte: „Weiß nit wie das macht, es nimmt mich Wunder, will's einmal probiren! Nein, jetzt nicht,“ ſagte er endlich zum fünften Glaſe; „muß doch machen und anſpannen, wenn wir Beide nachher noch leben, ſo nehme ich gerne noch eins. „Wer weiß,“ ſagte der Anbieter. „Drum nimm's, wirſt ja keine Stunde dran haben. „He nu, ſo de,“ ſagte der Stallknecht, „wes ſy muß, wird's ſy müſſe. Aber we nih de d' Roß z'hinger für a'ſpanne, mußt du mih de v'rſpreche. Es gilt d'r ume.“ und rutſch war der Wein unten, und mit einer raſchen Schwenkung entrann der Stallknecht fernern Verſuchungen. Man ſah, das Manöver machte er nicht zum erſten Mal. Das ſind die ſchönen Augenblicke eines Stallknechts, die Augenblicke der Befriedigung, der Anerkennung, der Befeſtigung ſeines edlen, großen Selbſtbewußtſeins. Es ſind Augenblicke, wie Meyerbeer und Devrient ſie hatten, wenn das Parterre ſie vorrief, die Damen mit Kränzen ſie bewarfen, wie die Sprecher im Parlamente ſie haben, wenn die Gallerie aus der Haut fährt vor Freude über ihre brüllhaften Anzüglichkeiten, wie der Miniſter ſie hat, wenn der Fürſt ihm Etwas um den Hals hängt und zu ihm ſagt: „Hat's brav gemacht, hat's brav gemacht!“ Wir hoffen nicht, daß man dieſe Zuſammenſtellungen unpaſſend finden werde. Wir können mit aller Beſtimmtheit behaupten, daß kaum eine der gedachten Perſonen ein ſo ausgeprägtes Bewußtſein ihrer Würde und Bedeutſamkeit hat, als ſo ein Stallknecht, und zwar mit Recht, denn er iſt zumeiſt nicht blos ſehr geachtet, ſondern faſt immer auch ſehr beliebt, und das ſind zwei Dinge, die nicht immer beiſammen ſind. Ein Stallknecht iſt g'äſtimirt von Menſchen und Vieh; er weiß, weit herum erzählt man von ihm, vertraut ihm viel, trägt ihm viel auf und behält ihn mit aller Sorgfalt in Huld, und mit Reſpect ſagt das Publicum hinter ſeinem Rücken her: „Das iſt der Stallknecht von dort und dort, das iſt ein Guter, ein Rechter!“ Er iſt aber auch geliebt; wir meinen nicht etwa blos ſo von der Stubenmagd oder gar der Köchin, ſondern von vielen Fuhrleuten und rechtſchaffenen Bauern, die ihm ihr Glas nicht blos ſo wegen dem allgemeinen Gebrauch darſtrecken, ſondern aus Anhänglichkeit, und wenn er es ausgetrunken hat und weitergeht von ihm ſagen: „Der iſt b'ſunderbar wohl für mich, ſeinetwegen kehre ich hier ein, er hat Sorge zu den Roſſen und iſt gar ein Gutmeiniger und Holdſeliger, nit bald bi Einem bi nih lieber!“ Daß nun ſolch ein Mann die Zeichen der Achtung und Liebe gern einſammelt, die Grade derſelben nach den Gläſern zählt und mit Behagen ſie genießt, wer wird das nicht natürlich finden? Die Vehfreudiger ließen diesmal ihre Roſſe nicht ſtehen, denn es war wirklich ſpät, ſondern ſtießen ſobald es angeſpannt war vom Land. Es war ein friedlicher, ſchöner Mondſcheinabend, an welchem Mann und Roß wohllebten: die Männer rauchten, ſchwatzten mit Behagen, die Roſſe liefen nach Luſt und Bequemlichkeit, ohne Hüſten und Hotten, bald im Schritt und bald im Trab, und Mitternacht war's, ehe in der Vehfreude die Hunde anſchlugen und den Weibern die Ankunft ihrer Männer verkündeten. Wie lange nun noch die Männer den Weibern Bericht erſtatten mußten, das zeigten die Hunde mit Bellen nicht an, was noch commod ſein mag an manchem Orte. Denn wenn immer der Hund bellen müßte, wenn das Weib den Mann im Verhör hat, die Nachbarn wären bös z'weg.

Fünfzehntes Capitel.

Endlich! Die Käſe werden verkauft und abgewogen.

Somit war der große Langnauer Tag beendigt. Er hatte viele Erfahrungen gebracht, aber keine Befriedigung; die Spannung dauerte fort, ſie war beſonders auf den Geſichtern der Weiber ſichtbar. Eglihannes allein war äußerſt befriedigt, ſtolzirte hochbeinig herum, fragte allenthalben: ob man wiſſe, was ſie ausgerichtet? ob man begreife, wie es gehe, wenn man ſolche Möffe ausſchieße und die Rechten daheim laſſe? Hätte man ihm gehorcht, es wäre anders gegangen! So hätte man es haben wollen, habe man es jetzt, er könne warten ſo gut wie ein Anderer u. ſ. w. Es dünkte Viele, ſo ſind die Leute, Eglihannes hätte Recht, ein andermal ſollte man beſſer auf ihn hören. Die Ausgeſchoſſenen ſelbſt waren wirklich etwas kleinlaut, ſagten blos, ein andermal ſollten Andere gehen und ſehen, was ſie zwingen könnten. Uebrigens ſei die Sache nicht verſpielt, man ſollte nur warten, bis die kämen, welche es ihnen verheißen. Das ſeien rechte Herren, könne man mit dieſen handeln, ſei man glücklich. Dieſe Tröſtungen ſpiegelten ſich auf ungläubigen Geſichtern, doch mit Unrecht. Die Herren kamen wirklich, und am abgeredeten Tage, thaten gar freundlich, betrachteten die Käſe mit großer Genauigkeit, ſuchten mit aller Sorgfalt ihre große Sachgelehrſamkeit, d. h. Käskenntniß an den Tag zu legen, und verriethen eben dadurch, daß ſie Neulinge waren. Je beſſer Einer was kennt, deſto mehr faßt er in einen Blick zuſammen und deſto weniger ſpricht er von dem, was er geſehen, wenn es nicht gerade ſein muß. Als die Herren die Käſe wohl beſehen hinten und vornen, ihre Ausſtellungen mit vieler Weitläufigkeit gemacht hatten, thaten ſie ihr Gebot, 13½ Krone, alſo doch immer 1½ Krone mehr, als man in Langnau ihnen angeboten, das alte Pfund und 2 Pfund per Centner für's Eintrocknen vorbehalten, wie üblich. Das Ding ließ ſich hören, Geld guckte wieder unterm Loche, das zieht; man konnte zu Eglihannes ſagen: „Jetzt mach's beſſer, wenn du kannſt!“ Indeſſen märtete man doch nach der von den Vätern angeerbten Weiſe und ermärtete noch 10 Kreuzer per Centner, und ſchloß den Kauf, jedoch unter Vorbehalt der Ratification. Die Inſtruction nach Langnau lautete etwas wunderlich, ſo daß man es für gerathen hielt, bei gegenwärtigen Umſtänden und herrſchender Stimmung den Handel vor die Käsgemeinde zu bringen zur Genehmigung. Man trennte ſich wie Freunde, verſprach in den nächſten Tagen den Beſcheid zu geben und die Herren fuhren nach Hauſe in voller Befriedigung, und mit klarem Bewußtſein, wie klug ſie ſich benommen, wie ſie den Bauern imponirt und ſie zugleich gewonnen, kurz wie ſie die allerälteſten Käsherren an Tact und Manier weit hinter ſich gelaſſen, dem Handel einen ganz andern und ganz neuen Schwung gegeben. Nicht weniger befriedigt waren die Ausgeſchoſſenen. Nun kam es doch an den Tag, daß ſie in Langnau geweſen und nicht umſonſt. Jetzt hatte man den Fiſch beim Kopf, und wenn man ihn 'mal da hat, muß man dumm thun, wenn er wieder entrinnen ſoll. Die beiden nächſtfolgenden Tage konnte die Käsgemeinde nicht abgehalten werden, da man bei Tag wegen der Saatzeit nicht Muße und an dem einen Abend eine große Steigerung, am andern Gericht war. Bekanntlich machten an ſolchen Gerichtstagen die Gerichtsſäßen ihrem Namen Ehre und ſaßen ſehr oft ſo lange, daß es wirklich zweifelhaft wurde, ob ſie auch ſtehen könnten und nicht eigentlich zum Sitzen geſchaffen ſeien. Es wurde alſo zu der wichtigen Gemeinde, wie üblich, auf den Sonntag geboten. „Gäht ane!“ hieß es allgemein im Publicum, „ſo iſt man dem Geläuf' und dem Gerede ab und weiß, was man hat!“ Die Sache war ausgemacht, die Weiber mit den Männern einig. Am Sonntag berichtete die Commiſſion und jeder der Sieben ſprach, eine beſondere Gabe ſchien in Jeden gefahren. Es könne ein Anderer auch erfahren, wie es da oben gehe, obgleich ſie es keinem Hunde gönnten, was ſie ausgeſtanden, das war der Refrain von jeder Rede. Wenn ein Grönlandefahrer wiederkehrt, der auf Spitzbergen überwintert hat, oder eine Nordpolexpedition, welche einige Jahre bis an die Naſe im Eiſe eingefroren ſtak, ſo wiſſen die Leute Etwas zu erzählen, aber kaum mehr als unſere Siebenbürger von ihrer Langnauer Fahrt. Der Lichtpunkt fehlte jedoch in keinem Bericht, es war das Turnier um den Werth der beiden Großräthe, an welchem ſie Theil genommen ohne zu wiſſen warum, accurat wie jener unabtreibliche, nothwendig gewordene Laffe in einer ſeiner Reden einmal vom Volke ſagte: „Volk, du wirſt aufſtehen, wirſt aber nicht wiſſen für was!“ Es lächerte Jeden, wenn Einer erzählte, wie ſeine Kläpfe getätſcht. Dann ward Bericht erſtattet, wie man gehandelt auf Genehmigung hin. Allgemein war man einverſtanden, ſie hätten ihre Sache recht gemacht, jetzt hülfe man ane gäh. „He nun," ſagte der Ammann, „wenn es Allen ſo recht iſt, will ich das Mehr machen, u wie's de het, ſu het's!" Da ſtand Eglihannes auf und ſagte: er möchte auch ein Wort dazu ſagen, wenn es erlaubt wäre, wo nicht, ſo könne er auch ſchweigen, ja freilich! Er wüßte nicht, ſagte der Ammann gereizt, daß er Einem das Wort verhalten, mit Solchem ſolle man ihm nicht kommen. Es ſei Gemeinde dafür, daß Jeder ſeine Meinung ſage, dumm oder geſcheidt, je nach ſeinem Verſtand. Die Andern ſeien eben nicht daran gebunden, ſondern hätten die Wahl, ſie anzunehmen oder nicht. Das meine er auch, ſagte Eglihannes. Es ſei hier nicht wie in einer Kirche, wo Einer das Recht habe vorzuſingen und Jeder dem nachgaggen müſſe. Jeder könne Dem nach, wer das Beſte vorbringe, ſei er, wer er wolle, Ammann oder nicht Ammann. Er hätte da einen Brief bekommen von ſeinem Freund, den ſie wohl kennten, es ſei der ſchöne Herr, wo ſei wie ein Bär, welcher die Käſe zuerſt beſehen. Der trage ihm darin auf, ihnen auf ihr Mulch 14 Kronen per Centner zu bieten, alſo eine ganze Franke mehr als da vorgebracht worden. Das ſei ein Preis, wenn nicht der höchſte, doch der, wo mehr darunter als darüber verkauft worden. Er behalte ſich blos vor, die ſchlechteſten, welche er nicht fortſchicken könne, auszuſchießen. Hier könne man ſie immer wohl anbringen für den Kleinverkauf, mit welchem er ſich nicht abgebe. Jä, das lautete wie Harfenklang und Vogelſang! Die älteſten Leute wußten ſich nicht zu erinnern, daß Eglihannes je ſo angenehm geſprochen. Es fand auch Anklang. Da könne man ſehen, mit wem man es zu thun habe, hieß es. Da meinte man, ſie verſtünden nichts und Jeder begehre ſich an ihnen zu mäſten. Da ſei wehren gut, die Türks-Türken ließen ſich am Ende doch nach. Aber jetzt werd's Zeit ſein, jetzt hülf man abfahren; 10 Batzen mehr ſei ein ſchönes Gebot und möge ſchon was bringen, und das hätte man dem Eglihannes zu verdanken. Wenn der Herr nicht mit Eglihannes bekannt wäre, ſo hätte derſelbe nicht an ſie geſinnet. Er hätte lange nicht gewußt, ſagte Eglihannes, halb beſcheiden, halb gekränkt, ob er eigentlich Etwas davon ſagen wolle oder nicht. Er hätte gedacht, ſie ſchätzten es doch nicht. Endlich habe er gedacht, es liege in ſeiner Pflicht, ihnen dieſe Mittheilung zu machen, ſie könnten immer daraus machen, was ſie wollten. „Ei, warum ſollte eine Franke nicht d'r Werth ſein, potz ſchieß! Auf ſo viel Käs macht dies fry viel, einen ganzen Haufen. Es wäre nicht ſehr recht von dir geweſen, wenn du geſchwiegen, es iſt ja dein Nutzen auch!" So ſprach der große Hauſe, ſo ſind die Leute! Die Ausgeſchoſſenen waren verblüfft und hatten es ungern, daß am Ende doch noch der Eglihannes der rechte Käsvater ſein ſollte, aber ſie wußten nicht, was ſagen. Endlich ſagte der Alte, der früher wegen der Unterſuchung der Sache den Tätſch gegeben: er müſſe doch fragen, wie das ſei wegem Ausſchauben, ob Die, welche das geringere Bot hätten, auch Etwas vom Ausſchauben geſagt? Davon ſei keine Rede geweſen, hieß es, das alte Pfund ſei vorbehalten und 2 Pfund Zugewicht, wie der auch wolle, ſonſt aber nichts. In dieſem Falle, ſagte der Alte, hülfe er auf das geringere Bot abſtellen. In jedem Käs liege ein kleines Capital, zehn Käſe, wie ſie ſie hätten, machten ja faſt 200 Kronen, allerwenigſtens ſo viel werde ausgeſchoſſen werden, auf die Käſe verſtehe er ſich auch etwas. Nun freilich hätten die ausgeſchoſſenen Käſe auch einen Werth, aber einen geringern, und mit dem Abſetzen habe man Mühe und Verdruß. Verkauft müßten ſie ja jedenfalls werden; an den Frühlings- und Herbſtkäſen hätten ſie für den Hausbrauch mehr als genug. Da müßten ſie mit hauſiren gehen, den Leuten d'r Gottswillen anhalten, daß ſie einen kauften, dann hintendrein das Geld d'r Gottswillen zuſammenbetteln, und endlich froh ſein, wenn ſie mit Wüſtſagen nach zehn Jahren die Hälfte zuſammenbringen. Betrachte man es recht, ſo ſei der ſcheinbar niedere Preis der vortheilhaftere, darum ſtimme er zu dieſem. Dabei wiſſe man, woran man ſei, und ſei mit einem Male fertig. Dagegen erhob ſich Eglihannes und ſagte: er hätte noch nie gehört, daß man 13 Kronen und 15 Batzen nehme, wenn man 14 ganze Kronen haben könne! Das mache 80—100 Kronen Unterſchied am ganzen Mulch. Werde dabei Etwas ausgeſchoſſen, ſo ſei das ganz recht; zum Eſſen ſeien das gerade die allerbeſten Käſe, nur nicht zum Fortſchicken, weil ſie leicht entzwei gingen oder ſonſt nicht in die Augen fielen. Nun ſollten ſie rechnen, 14 Kronen machten 3½ Batzen das Pfund, und in Bern wäge man ſolchen Käs nicht unter 6 Batzen das Pfund aus. Wenn ſie den Ausſchuß um 3½ Batzen, ja um 4 per Pfund geben wollten, in 8 Tagen hätten ſie keinen mehr. Und dafür brauchten ſie nicht an die ſchlechten Hudelwirthe zu kommen, welche bereits Haut und Haar doppelt ſchuldig ſeien, ſondern an die rechten, an die Könige, welche das Bureau voll Geld hätten und baar zahlten. Er wolle den Verkauf ſchon übernehmen, wenn Andere die Mühe ſcheuten, und garantire eine ſchöne Loſung. Dann ſollte man doch denken, es ſei am Namen auch Etwas gelegen; wenn es heiße, ſie hätten ſchon im erſten Jahre von den höchſten Preiſen gelöſt, ſo gebe das Credit für die Zukunft. Es töne doch ganz anders, wenn man ſagen könne 14 Kronen, als nur 13 und 15 Kr. Da hatte er den richtigſten Punkt getroffen. Viel löſen iſt das Allernächſte und viele Augen ſehen immer nur das Allernächſte. Zahlen iſt dann ſchon das Zweite, woran man erſt denkt, wenn das Erſte vorbei iſt. Es verkaufte einmal eine Frau auf einem Markte eine Kuh an zwei Spitzbuben theuer und rühmte ſich, wie viel ſie aus der Kuh gelöſt. Die Spitzbuben gaben ihr 3 Thaler, verkauften die Kuh weiter und machten ſich mit dem Gelde davon — die Frau hatte das Nachſehen. Begreiflich jammerte die Frau ſehr. Da trat ein Kuhhändler zu ihr, welcher die Kuh auch gern gehabt hätte, aber wohlfeiler, und ſagte: „Aber Frau, thue nicht ſo, tröſte dich, du haſt ja viel gelöſt!“ Es iſt ſehr merkwürdig, wie das Viellöſen ein Köder iſt, an welchem nicht blos Weiber ſich fangen, ſondern ſonſt ganz geſcheidte Leute. Viel löſen iſt ein gar prächtiges Ding, und bezahlt wird es ſchon werden, wenn er Geld hat, denkt man. So kann man Jahre lang Jemanden zu theuer verkaufen, und theurer als Kauf und Lauf überall gehen und ganz getroſt auf Borg. Man denkt nicht an den unausbleiblichen Ausgang, und wenn Jemand darauf aufmerkſam macht, ſo heißt es: „Er würde nicht ſo kaufen, wenn er nicht ſeinen Gewinn dabei hätte, ſo dumm iſt der nicht, öppe einen Schlaueren, Fermeren im Handel als ihn giebt es nicht! Aber er kann auch theurer verkaufen als ein Anderer, er hat Leute darnach an der Hand.“ Man denkt nicht daran, daß die Leute, welche theurer kaufen als alle Andern, als ſie es anderwärts haben könnten, ebenfalls ihre Gründe dazu haben mögen, die nicht ſauber ſind, ſondern auf einen ſchlimmen Ausgang deuten. Man freut ſich kindlich, daß man viel gelöſt, daß kein Menſch Einem ſo viel dafür gegeben, freut ſich Jahre lang und ſagt: „Er wird mich ſchon bezahlen, wenn er's hat, das macht mir keinen Kummer.“ Und wenn endlich kommt, was kommen mußte, wenn die Schuldenmaſſe losbricht wie eine Schneelawine über's Dach, die das Haus verſchüttet, he nun, was macht's, hat man doch den Troſt wie jenes Weib, daß man viel gelöſt. Darin liegt nicht blos Gewinnſucht, ſondern Eitelkeit oder Ruhmſucht. Kann man rühmen, daß man mehr gelöſt, ſo rühmt man damit ſowohl ſeine Sache, ſeine Waare, als ſeine Klugheit, ſeinen Handelsgeiſt, es liegt im Hintergrunde der Gedanke, wer am meiſten löſe, ſei ſelbſt auch am meiſten werth. Es iſt wirklich recht luſtig, durch welche Künſte man zu dieſen hohen Preiſen zu kommen ſucht, ja wie viel man ſich dieſelben koſten läßt. Als der Verkauf von Heu an Küher noch eine der Haupteinnahmen der Bauern war, da wollte auch Einer mehr aus demſelben löſen als der Andere, ſagen können: „Meines giltet eine Krone mehr als Deines per Klafter!“ Und wie machte man dies? Man erzielte dies durch Zugaben. Der Küher verſprach einen hohen Preis für das Klafter Heu, der Bauer dagegen verſprach zu jedem Klafter eine beſtimmte Zugabe an Korn und Kartoffeln, an Holz und manchmal ſogar an Spinnſtoff, Hanf oder Flachs, Herbſtweide u. ſ. w. Dieſe Zugaben rechnete der Bauer nicht, nannte er nicht, und ſo iſt es denn wirklich nicht ſo ſchwer, zu dem Erlös eines hohen Preiſes zu kommen. Dieſe Sucht verging mit den Käſereien nicht, ſie ging blos vom Heu auf die Käſe über. Da ließ man ſich auch Manches gefallen, von dem man dann gar nichts ſagte, nur um eines hohen Preiſes willen, und ſehr liſtig ſind die Käsherren bei dieſem Einmärten, ſie kommen nie zu kurz dabei. So ſah einer zufällig einmal große, ſchwere Ankenballen im Käskeller, und weil es nach dem Langnauer

Markte war und das Mulch ſehr feil, wie er merkte, märtete er dieſe raſch ein und erhielt ſie. Es ward bekannt, daß dieſer Herr Liebhaber von Anken ſei, man brachte ihm vor dem Kaufe halbcentnerige Ankenballen, um ihn gängig zu machen, nach dem Sprüchwort: wer gut ſchmiert, fährt gut auf dieſer Lebensreiſe. Das war aber dumm, der Herr nahm den Anken, den Käs aber ließ er ſein, ſelb war nicht dumm.

Als nun Eglihannes dieſe ſchwache Seite berührte, war ihm der Erfolg geſichert. Vergebens ward erinnert, daß man nicht vergeſſen müſſe, wie man, wenn man ſolchen Preis löſe, dem Senn auch den Theil ſeines Lohnes werde geben müſſen, welchen man, auf den Erfolg ſeiner Kunſt hin, eingeſtellt, und das mache doch auch ein Namhaftes. Wenn man 1 Kr. per Centner mehr löſen könne, ſo möge das es wohl ertragen, und dann möchte man ſich doch nicht dafür halten, ſo einem armen Untergebenen den Lohn muthwillig zu verringern, lieber wollte man ſelbſt Schaden leiden. Es ſei nichts Schlechteres, als armen Leuten ihre Sache nicht zu gönnen. So ſprach Eglihannes, welcher im Stande geweſen wäre, der ärmſten Frau im Dorfe ihre einzige Geiß zu ſtehlen, wenn er gewußt hätte, es käme ihm nicht aus. Salomon ſagt, es geſchehe nichts Neues unter der Sonne. Uralte Fabeln erzählen uns vom Fuchs, welcher der Henne die Jungen gefreſſen, mit ihr weinte und klagte und unterdeſſen die Gelegenheit erſpähte, ihr ſelbſt an's Leben und zu ihrem Fleiſche zu kommen. Dieſe Füchſe haben ſich erſtaunlich vermehrt, beſonders ſeit eine gewiſſe Schule ſie künſtlich ausbrütete, ſie laufen rudeldick in der Welt herum, und die Hennen ſind hell nicht klüger geworden, ſondern trotz Fortſchritt und Aufklärung accurat gleich dumm als wie vor 1, 2, 3000 Jahren. Wo ſo ein Füchslein hergeſchlichen kommt, ein Pfötlein hinreicht, mit dem andern ſich Augen und Naſe wiſcht, von Mitleid zerſpritzt, klagt, daß das Waſſer von Steinen geht, Welt und Gott anklagt und alle Geiſter anruft, wie ihm das Herz breche, und wie da geholfen werden müſſe, ſollte er Schwanz und Haut darob verlieren, ach Gott! wie da die Hühner andachtsvoll herumſtehen, die Hände falten thäten, wenn ſie deren hätten, und denken: „Ach, der hat Recht, der meint's gut, uf my Seel'!“ Und wie ſie daſtehen und hören und flennen und nachbeten wie in einer A-B-C-Schule, und nicht merken, wie der Fuchs einem Huhn nach dem andern den Hals abbeißt, und es nicht glauben, wenn ſchon das Huhn da liegt und ſie es ſelbſt geſehen, daß es der Fuchs gethan, bis er ſelbſt ſie in den Hals beißt, da käme ihnen der Verſtand, wenn ihnen der Kopf nicht abgebiſſen wäre. Unter dieſen Hühnern, wenn ſo ein Füchslein kommt, ſind die allerdümmſten die Bauern und die Handwerker. (excusez!) — Faſt hätte Eglihannes die Vehfreudiger gerührt, jedenfalls fanden ſie ſeine Geſinnung ſchön, begreiflich, weil ſie in ihren Kram diente, umgekehrt hätten ſie dieſelbe auch umgekehrt gefunden, nahmen ſeinen Vorſchlag mit großem Mehr an; Ammann hin, Ammann her, der das ſehr ungern hatte, denn er hatte wie Pontius Pilatus Winke erhalten von ſeiner Gemahlin, nur etwas ſchärfere. Der Secretär mußte alſo den erſteren Herren abſagen, und Eglihannes erhielt den Auftrag, ſeinem Freunde zuzuſagen. Das war ein Fall, welchen die Frau Ammännin noch nicht erlebt hatte, eine Ohrfeige, gegen welche die, die der Ammann in Langnau ausgetheilt, nur ein zärtliches Tätſcheln wär. Solch eine Erkanntniß aus dem Himmelblauen, d. h. unerwartet, gegen ſeinen Antrag, hatte er noch nicht erlebt. Was fragte er einer Franke nach, er hätte viere gegeben, wenn ſeine Meinung durchgegangen wäre. Das war eine moraliſche Niederlage, welche ein Ammann ſo gut fühlt als Palmerſton, der engliſche Fuchs, der zuweilen ein halber Böff und ein halber Jude ſcheint, eine Sorte von Geſchöpf, die in der Naturgeſchichte ihren Platz noch nicht gefunden. Wenn nur um Gotteswillen ein Schlemperlig (böſe Folge) an der ſaubern Erkanntniß hinge, die Vehfreudiger es erkennen möchten, wer es beſſer mit ihnen meine, er, der Ammann, oder der Lumpenhund im Saubrunnen. Beſonders böſe darüber war Felix, des Ammanns Sohn, der überhaupt ſeit einiger Zeit ſehr unwirſch war und eine Schlägerei nach der andern hatte, ſo daß ſein Vater ſich genöthigt fand, ihm zuzuſprechen: „Los Bub, zuweilen eine Ausmacheten ſteht einem Bauernſohn wohl an, und um ein paar hundert Kronen mehr oder weniger iſt's nicht gefochten. Zu meiner Zeit war es auch ſo: die Kläpſe gab ich, und je bräver ich ſie gab, deſto lieber zahlte ſie mein Vater, aber zu gut machte ich es doch nicht, ich weiß, es ging von einem Schnitterſonntag zum andern, daß weder Manne noch Weibel zum Hauſe kamen. Du aber treibſt es ſeit einigen Wochen gar zu arg. Alle Montage ſtehen Anſchicksmänner vor dem Hauſe; alle drei Tage haſt du eine Freundlichkeit, alle Wochen mußt du vor den Richter! Das iſt nichts gemacht, das koſtet ein Sündengeld und macht dich verachtet. Alle halbe Jahre eine vaterländiſche Schlägerei, daß einem Dutzend Gringe d' Fetze über d' Achſel hange, es koſtet Geld, aber das macht nüt, es git z'rede u macht äſtimirt. Aber ſo all' Tag eine Strupfete, Einen hier überſchlagen, einen Andern dort über Bord geworfen, einen Dritten in einem Brunnen herumgezogen, das koſtet ebenfalls ein Sündengeld, doch das machte ſich noch, aber es macht nicht äſtimirt, es macht verachtet, ſo z' ſtrupfe wie d' Wyber, ſo all' Tag es Täubbele ſo um nüt und wieder nüt. Das laſſe mir gelten oder kannſt ſelbſt zahlen, und zähle darauf, ich will es dir verleiden, ich will Einigen den Tagelohn geben, daß ſie dich zur Tränke führen, bis du genug haſt von der tauben Kuh." So hatte der Vater geſprochen und Felix zugehört, und am nächſten Montag ſtanden wieder zwei Männer in einer Ecke und fragten dem Felix nach, und der Vater fluchte mit Zorn im Geſichte und doch mit Wohlgefallen im Herzen. — Als nun dieſer Felix vernahm, wie der Eglihannes es dem Vater gemacht, dieſer die Mühe gehabt und Eglihannes die Freude, da ſchoß es ihm durch's Blut, wie ein electriſcher Strom durch die Gelenke, und Eglihannes wäre kaum auf ſeinen zwei Beinen heimgegangen, wenn er ihn alsbald in den Bereich ſeiner Finger bekommen. Aber Eglihannes ging nicht, wie man hätte erwarten ſollen nach ſeiner bekannten Uebung, in ſeine bekannte Pinte. Bis ſpät ſaß Felix dort, doch umſonſt. Ein Nachtbub iſt aber ungefähr wie ein Gemsjäger: er ſetzt nicht ab, fehlt ihm die Lauer, ſo verſucht er das Beſchleichen, und geräth auch dieſes nicht, ſo ſetzt er heimlich Schlingen und Fallen. Nicht weit von Eglihanneſe Haus floß ein tiefer Bach, ein hölzerner Steg führte darüber. Es war lange über

Mitternacht, als von dort her ein ſchreckliches Gebrüll erſcholl, welches alle Nachbarn weckte. Anfangs wußte man nicht, ſchrie das Käſithier oder das Schaalthier, und traute ſich nicht recht, bis man endlich eine bekannte menſchliche Stimme vernahm. Mit und ohne Nachtmütze, aber insgeſammt mit Laternen, machte man ſich auf zur Hülfe und fand Eglihannes bis an's Kinn im Bach und mit Noth an einem Bruchſtücke des Steges ſich haltend, ohne daß er ſich weiter helfen konnte, dazu fehlten ihm der Stand und der Verſtand. Als man ihn endlich auf feſtem Lande hatte und den Schaden unterſuchte, fand es ſich, daß der Steg durchgeſägt war und zuſammenbrechen mußte, ſobald eine ſchwere Perſon ihn betrat. Gräßlich fluchte Eglihannes und ſchwur hoch und theuer, der Frevler müſſe ihm in den nächſten vierzehn Tagen gehängt ſein, es geſchah aber nicht. Er ſchrieb keine Gratification für den Anzeiger aus, er liebte die Oeffentlichkeit gar nicht. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß, wenn Einer in den Wald ruft, es gern Echo giebt, die unheimlich werden. Am Morgen hätte er gern Etwas gegeben, hätte er ſich ſtillſchweigend aus dem Bache zu helfen geſucht, aber wenn man den üblichen Stand nicht hat, ſo fehlt die nöthige Faſſungskraft. Er ſtellte ſich nun als Märtyrer dar für die gute Sache. Die Leute gaben ihm Recht und bedauerten ihn ſehr, hinter ſeinem Rücken aber lachten ſie und ſagten: der Iltis hätte einmal die Falle abgetrappet, es hätte längſt ſo ſein ſollen. Jedermann wußte, daß Felix die Falle geſtellt, aber es geht zuweilen ſo, daß, je bekannter eine Sache iſt, um ſo weniger man ſie richterlich macht. Der Ammann that, als wüßte er nichts darum, die Ammännin dagegen ſagte zu Felix am folgenden Abend im Vorbeigehen, es ſei dann was für ihn im Stübli, und als er hinging, ſtand dort ein prächtiger Eiertätſch z'weg und ein Glas von der Ammännin altem Magenwein. — —

Nun wird ſo ein Käslaie glauben, mit dem Verkauf ſei alle Herrlichkeit zu Ende und das Käsjahr geſchloſſen; er täuſcht ſich gar ſehr, denn erſt jetzt kommt das Wichtigſte, und namentlich folgen vier Haupttage nahe aufeinander, ungefähr wie Pancraz, Servaz und Peregrin, das iſt der Käswäget, das Käsführen, die Abtheiltig und die Abrechnung. Bis Michelstag oder Altmichelstag dauert das eigentliche Käſen, welches das ſogenannte Mulch ausmacht. Je eher man ſie dann dem Käufer einwägen und zuführen kann, deſto lieber iſt es natürlich den Verkäufern; die Arbeit mit dem Salzen, ſomit auch der Salzverbrauch hören auf, und endlich kommt gewöhnlich Geld unter's Loch, ein Drittheil oder die Hälfte der ganzen Summe. Um beim Wägen ſich nicht zu verſchießen, wird zumeiſt ein Vorwägen vorgenommen, es iſt nicht unnöthig. Es iſt ſchon begegnet, daß man drei Mal wog und bei vielen Centnern nie das gleiche Gewicht finden konnte.

Die Gewohnheit ſtumpft Alles ab, und wo lange ſchon eine Käſerei beſteht, da weiß man faſt gar nicht, wann Käswäget iſt, oder ſtellt ſich wenigſtens in vornehmer Gleichgültigkeit, als ob man es nicht wüßte. „Es nimmt mich nicht Wunder," ſagt wohl Einer, „werde es früh genug vernehmen, es lohnt ſich ja nicht mehr der vielen Mühe und Noth für ſo wenig Geld," und während er das ſagt, rechnet er im Kopf, wie viel es ihm ziehen möge, und zählt im Hoſenſack mit den Fingern nach. Wo aber zum erſten Male die Operation vor ſich geht, da iſt die Spannung groß und der G'wunder noch größer. „Mutter," ſagte am Morgen die kleine Gärnaſe und ſchnellte ſeitwärts das Maul in die Höhe, „Mutter, gieb mir brav z'Morge und e tolle Bitz Brot! Sacker, hüt git's z'luege, un es nimmt mih Wunger, ob ih nit ernäſele, wer d'r größt Schelm iſch u wo d'r meiſt B'ſchiß!" Der Kleine bildete ſich prächtig aus zu einer der radicalen Naturen, welche in jedem Mitchriſten, welcher nicht ihrer Meinung iſt oder mehr iſt als ſie, einen Schelm und Spitzbub ſehen und a priori verleumden; er hat die beſten Ausſichten, ſobald er ſeine Naſe nur halb verſtändig zu behandeln weiß, Großrath, Commandant, Amtsrichter und der Schinder weiß was zu werden.

Eglihannes hatte ſich wieder getrocknet und ſtolzirte ſchon lange herum mit ſeinem glücklichſten Geſichte, ehe der Käsfürſt dahergeraſſelt kam. Der Hauptwitz bei ſeiner Erſcheinung war eine große Geldkatze, welche er aus der Chaiſe nahm und ſehr ſichtbarlich und mit auffallender Anſtrengung in's Haus trug und dem Wirthe übergab. Die liebe Jugend draußen ſah das mit Erſtaunen, einen ſolchen Bündel Geld hatte ſie noch nie geſehen, ſie werweiſete den ganzen Morgen, wie viel hunderttauſend Pfund darin ſein möchten. Drinnen bei einer raſch getrunkenen Flaſche Rothen winkten Eglihannes und der Herr einander lachend zu. „Gell,“ ſagte der Letztere, „denen war ich ſchlau genug. Die dachten nicht daran, als ſie mit den jungen Lümmeln ſich verabredeten, daß ich meine Ohren z'mitts am Kopfe habe, ſo muß man es denen Batzenklemmern machen. Die kenne ich, die haben es wie die Birnen: heute ſcheinen ſie ſteinhart, morgen ſind ſie dreckteig.“ „Ja, z'Sach iſt gange, aber [illegible]ad habe ich ausfreſſen können, wie man zu ſagen pflegt. Den Steg hat man mir gerichtet, daß ich bald erſoffen wäre wie Pharao im rothen Meere. Du vergiſſeſt mich doch dann nicht?“ ſagte Eglihannes. „Habe nicht Kummer, es iſt mir für ein andermal,“ antwortete der Herr. „Mit dem Ausſchauben mach' es nicht zu grob, ich habe es Ihnen ſo ſüß als möglich gemacht,“ meinte Eglihannes. „Allweg wird es deren geben, und was nicht ganz gut iſt, nehme ich nicht, ich gebe nicht umſonſt eine Franke mehr als die Andern. Da muß ich zu mir ſelbſten ſehen,“ antwortete der Händler; „auf ein Dutzend auf oder nieder kommt es denen Knubeln weniger an als mir.“ „Wenn es zu grob geht, ſo wollte ich lieber mit der Sache nichts zu thun gehabt haben. Der Zorn geht über mich aus, ich muß es abthun,“ meinte Eglihannes kleinlaut und mit einem Gefühl, als wäre er ſchon wieder im Bache. „Freſſen werden ſie dich nicht,“ ſagte ſein Freund, „und weißt was? Sage mir recht wüſt, ſo aus dem ff, ſo merkt Niemand Etwas und trägt dir's nach. Doch komm, ich muß preſſiren, ſo viel Käſe ſind nicht raſch gewogen. Wirth, daß du mir mit dem Geld nicht nach Amerika läufſt, den andern Schelmen nach!“ „Habe nicht Kummer,“ ſagte der Wirth; „wäre nicht ruhig dorten vor dir, weiß wohl, du kämeſt bald auch dem Kameraden nach!“

Ein Käsgaden gleicht keinem Grümpelgemache, keiner Wohnſtube in einer Pintenwirthſchaft, keiner Gemeindeſchreiberei und keiner Studirſtube eines gelehrten Hubnes; in einem ſolchen Käsgaden iſt eine Ordnung, wie man ſie ſelten in königlichen Bibliotheken-Säder, und nicht blos Ordnung, ſondern auch Reinlichkeit. Von Staub iſt da keine Rede, da iſt Alles blank, und ſelbſt in den Ecken findet man keinen zuſammengewiſchten oder vergeſſenen Kehricht. Ihrem Alter nach liegen die Käſe da, groß und gewaltig, und doch in gefälliger Form und appetitlich anzuſehen. Wer zum erſten Male in ſo einen Käsgaden oder Käsſpycher tritt, wird überraſcht durch eine Art von Eleganz, welche ſo einen Käsgaden vor manchem trübſelig verſchoſſenen Salon auszeichnet. Der Senn nimmt Käs für Käs mit ſtarkem Arme herunter, der Händler wirft einen Blick darauf, einen längern oder kürzern, und je nach ſeinem Gefallen zeichnet er ihn mit ſeinem Zeichen oder ſchiebt ihn bei Seite, wenn er das Ausſchießen ſich vorbehalten. Je nachdem er es beſchränkt auf eine gewiſſe Zahl oder unbeſchränkt gethan, geſchieht dieſes Ausſchießen mit größerer oder geringerer Bedächtigkeit. Die rechten Käshändler haben aber einen ſo geübten Blick, ungefähr wie ein Inſtructions-Major, der in einer langen Fronte mit einem Blicke jeden Soldaten ſieht, der einen angelaufenen Knopf hat oder nicht das Gehörige im Haferſack.

Die erſten Käſe ließ der Händler ſich zuwägen. Mit denen nehme man es nicht ſo genau, ſagte er, das ſeien die ſogenannten Probirerli, wie es ſie in jeder Käſerei gebe. Dieſe könne man ſo zwiſchen hinein brauchen; man habe immer Abnehmer, denen man noch geben müſſe und doch lieber nicht geben wollte, für die ſeien dieſe Käſe noch lange gut genug. Solche Rede gefiel den Bauern. Das ſei ein rechter Herr, dachten ſie, ſie ſeien glücklich, daß ſie an dieſen da gekommen und nicht an ſo einen B'ſchyßhung, wie die Andern ſeien; und Eglihannes blies die Backen auf, daß jeder ward wie ein großer Luftballen. „He, nit förli ſpitz!" ſagte Einer zum Senn, der Bruchgewicht aufthun wollte; „wenn man da auf's Loth hinaus wollte, ſo würden wir nicht fertig mit Wägen bis am kalten Burgdorf-Märit!" „Da fehlt noch mehr als es Pfung!" ſchrie eine kleine Stimme den Mannen zwiſchen den Beinen durch. „Das iſt b'ſchiſſe!" Als die Mannen ſich umſahen, ſtand der kleine Großrath in spe hinter ihnen und ſchrie unerſchrocken: „Ja, luegit ume, es fehlt meh als es Pfung!“ „Was haſt du da zu thun, du Lumpebub!“ ſchnauzte ihn einer der Männer an; „pack di uſe, da hey d' Bube nüt z'thüe!“ Der Bub blieb ganz einfach ſtehen, und bei einem der nächſten Käſe ſchrie er wieder: „Das iſch nit recht g'wegt, un uf my Seel' nit! Wohl, das ſoll ſchön gah mit Schyn!“ „Werft doch den Buben hinaus,“ ſagte der Herr. „Oder iſt's hier der Brauch, daß Buben d'r Käs v'rkaufen und dry rede?“ „Willſt uſe oder nit!“ ſagte einer der Männer zum Jungen. „Ih ha z'Recht ſo gut als du,“ antwortete der Junge unerſchrocken. „My Ätti hat ſo viel Milch i d'Käſerei gäh als du, daß du's nume weißt, u [illegible] b'ſchiſſe wird, ſo gehyt's ihm übler als dir, vo wege er het nüt d'rvo.“ „Fahret doch mit dem Bub 'raus, wohl, mit dem wollte ich auch ſo Federleſens machen!“ ſagte der Käufer. Die Manne ſcheuten ſich, Hand an ein fremdes Kind zu legen, ſagten blos: „Geh', packe dich, willſt oder willſt nicht!“ Da fuhr Eglihannes z'weg, gab dem Buben eine Ohrfeige und faßte ihn zum Hinauswerfen. Der Junge biß, ſchlug mit den Füßen, ſchrie ihm alle Schimpfwörter, welche er ſein Lebtag je gehört, in's Geſicht, zerrte ſich mit ihm herum, daß wirklich noch Einer Hand anlegen mußte, um dem Spectakel ein Ende zu machen. Draußen ſpectakelte der Junge aber fort und ſchrie durch's ganze Dorf, was man ihm angethan, dieweil er dieſen und jenen in die Karte geſehen. Er wiſſe jetzt, wie es gehe, aber warten die nur, bis er groß ſei, denen wolle er dann eine Suppe anrichten, welche ſie zu Bern im Schellenwerk ausfreſſen müßten.

Als eine artige Reihe gewogen war, ſagte der Käshändler mit dem Bleiſtifte in der Hand: „Jetzt die von dem bis zu dieſem (es waren deren ungefähr zwei Dutzend an einer Reihe) will ich nicht, wüßte ſie nicht zu brauchen. Potz Türk! was machten da die Manne für Geſichter! „Öppe nit, wird nit ſy!“ ſagten ſie. „Sövli mänge, ſo wär's notti nit g'meint, und ſövli ſchöne Käſe!“ „Wem ſie gefallen, dem habe ich nichts dagegen, aber ich will ſie nicht, wie ich d's Recht habe. Wüßte nicht, wie ſie brauchen,“ bemerkte der Händler. „So ſagt doch, wo es ihnen fehlt, wir haben einen rechten Senn gehabt, von den vornehmſten einen; der Lohn, welchen wir ihm geben, iſt auch darnach," ſagte der Ammann. „Habe wider den Senn nichts, der Senn iſt recht. Aber wenn es ſchlechte Käſe giebt, ſo ſind die Bauern mehr daran ſchuld als der Senn. So eine Käswägete iſt faſt wie das jüngſte Gericht, da kommen die Sünden an die Sonne, da ſieht man's an den Käſen, wie die Bauern mit ſchlechter Milch betrogen, und haben geglaubt, es merke es Niemand. Von da bis dort habt ihr ſchlecht gekäſet, ſeht das Datum nach und denkt, ob's in der Zeit Alles richtig zugegangen iſt!" ſo ſprach der Käsherr. Die Bauern ſahen einander an und der Ammann ſagte endlich: „He, Etwas iſt gegangen, wie es an allen Orten Etwas giebt, aber nicht mehr als an einem andern Orte, und als man die Unterſuchung machte, hat man nicht einmal was gefunden, das etwas ſchaden konnte. Da bei einem Wittfraueli war etwas, aber es hat nur eine Kuh, viel geſchadet hat das allweg nicht." „Ja, ich kenne die Unterſuchung, da ſieht man durch die Finger und blinzet noch dazu!" erwiederte der Händler. „Etwas kann gefehlt ſein," ſagten die Männer, „aber doch nicht ſo viel, ſelb wäre doch wohl viel g'ſchaubet." „Seht ſelbſt, ob die Käſe recht ſind!" ſagte Jener und demonſtrirte dieſen in aller Bündigkeit das Käſe-Sündenregiſter innen und außen. Er erklärte, wenn er dieſe hätte nehmen müſſen, ſo hätte er vom Ganzen nichts wollen. „Hier (er zeigte den Punkt) fangen ſie an zu beſſern, doch iſt noch nicht Alles gut, ich ſehe noch mehrere, welche zu dieſen gehören." Als die Männer ſich auf die Käshändler beriefen, keiner hätte ihnen ihre Käſe ausgeführt, fragte er ſie: „Was haben ſie euch denn geboten?" „Apart nichts, man hieß uns nach Langnau kommen!" antworteten ſie. „Da ſeht ihr, daß die Andern die Käſe geſehen ſo gut als ich. Aber bietet man nicht und märtet man nicht, ſo läßt man die Käſe ſein wie ſie ſind, man führt keine Waare aus, welche man nicht begehrt." Und als ſie ſich auf die neuen Herren beriefen, welche alle genommen hätten, antwortete er kurz: „Hättet ſie gegeben. Ich habe anders gehandelt, und dabei bleibt's!" Die Männer muckelten diverſe Redensarten und warteten dem Eglihannes mit gewürzten Blicken auf. Am Ende waren dreißig Käſe ausgeſchaubet. Eglihannes war verlegen, und der Käufer ſagte doch, er ſei noch gnädig geweſen, aber er begehre ſie nicht zu plagen, es ſei ihm um ein andermal. Und wirklich that er ſich bei den Männern um, wußte ihnen Honig in den Mund zu ſtreichen löffelweiſe, guten Rath zu geben auf die Zukunft, daß die anfängliche Bitterkeit ſich verlor, und ſie bei ſich dachten: ſie könnten es ihm ſo viel nicht verargen, wer einmal das Heft in den Händen habe, mache, was er könne. Das ſei gut für ein andermal, das Lehrgeld müſſe man einmal zahlen, und doch lerne man nie aus. Aber jetzt waren ſie genau im Wägen, der geprägelte Junge wäre nun auch nicht mehr geprägelt worden. So geht es in der Welt: man wird gar oft heute für eine Sache geprägelt und morgen kriegt man großen Lohn, heute kommt man für Etwas in's Zuchthaus, ſchon über acht Tage würde man deswegen Rathsherr. — Nachdem der Käs gewogen war, kam das Beſte: der Käufer ſeckelte das Geld aus, den Drittheil der ganzen Kaufſumme, welche einen artigen Haufen ausmachte. „Zählt es wohl,“ ſagte er, „und kehret meinethalben jeden Batzen; hintendrein aber kommt mir dann nicht, es ſei zu wenig geweſen, oder dieſes und jenes ſonſt nicht gut. Iſt's unter meinen Augen weg, bin ich für nichts mehr gut.“ „Das iſt ein ſchlechtes Zutrauen,“ ſagte Einer. „Wenn man es nicht ſo machen würde, würde man nie fertig mit nachedopple, denn die Mäuſe kommen manchmal dahinter, und wenn die Mäuſe nichts machen, ſo kommt manchmal die Weiber der Gwunder an,“ ſagte der Käufer. Der Anblick des Geldes machte einen recht erquicklichen Eindruck auf die Männer, ganz ſo wie ein guter Regen auf eine vertrocknete Matte. Endlich fragte Einer: „Aber wie ſoll das jetzt gehen mit dem Käs, welcher geſchaubet werden? Die Leute wären froh, Geld zu nehmen, den ganzen Sommer ſind ſie im Trocknen g'hocket, haben nichts löſen können, und ſo lange dieſe Käſe nicht verkauft ſind, kann man keine Rechnung machen, weil man nicht weiß, was man hat, und was Jedem gehört, und das iſt eine läze Sache.“

„Ja,“ ſagte da der Käufer, „das kann man machen wie man will, darüber iſt kein Geſetz. An der Abtheiltig könnt ihr berathen, was mit den Käſen machen, ob vertheilen oder in's Gemein verkauſen? Da theilt ihr das Geld, was da iſt, dieſes und das Hüttengeld, wenn ihr welches habt, im Frühjahr iſt die Ausrechnung, wenn Alles fertig iſt." „Wegem Hüttengeld braucht man keinen Kummer zu haben," antwortete der Ammann und Hüttenmeiſter; „ſelb iſt da, was einging, es kam keinem Rathsherrn unter die Finger." Potz, da kriegte der Käshändler einen rothen Kopf, denn er betrachtete jedes männliche Glied ſeiner Familie als einen gebornen Rathsherrn. Ob er Urſache hatte, des Ammanns Rede als eine perſönliche Anzüglichkeit zu betrachten, wiſſen wir nicht, jedenfalls wäre er ihretwegen nicht roth geworden, denn in dieſem Punkte hatte er Sohlleder am Gewiſſen, mit Mäuſeköpfen feſtgenagelt. Aber ſein Rathsherrenthum dagegen war noch ganz brütig, mit blutjunger Haut überzogen, daher um ſo empfindlicher. Wegen dem Hüttengeld wiſſe er nicht, wie das ſich verhalte, gebe ihn auch weiters nichts an, ſagte der Käſehändler. Aber das könne er ſagen, einem Rathsherrn bleibe nicht viel übrig für ſeinen Sack, wenn z'Sach erſt durch Bauernfinger müſſe, was die könnten, ſelb habe er erfahren. He ja, ſagte Einer, ſie machten auch was ſie könnten, und ſelb werde wohl erlaubt ſein. Daneben machten ſie die Sache unter ſich und nicht zu grob, daß ein Jeder zufrieden ſein könnte. In fremder Sache wärmten ſie die Hände nicht, Staatsgelder liefen ihnen nicht durch die Finger, und mit andern Kaſſen hätten ſie nichts zu thun, das überließen ſie eben den Rathsherren und Andern, welche es nöthig hätten. „He nun," ſtaggelte der Käshändler, „ſo habt ihr die Finger im Gemeindeſeckel, wenn euch das Andere verhalten iſt." „He," ſagte der Ammann, „was das betrifft, ſo hat die Gemeinde keine Schulden; die Rechnungen ſind gelegt, und Keinen von uns g'ſchauete noch der obrigkeitliche Schneider, um zu wiſſen, wie weite Hoſen und Kutte er mangle, wenn er ihn einmal kleiden müſſe von obrigkeitswegen." „Soll das gehauen oder geſtochen ſein?!" fuhr der große Herr zornig auf. O, ſagte der Ammann, was dem Einen recht, ſei dem Andern billig; er habe zuerſt angefangen, und zu antworten werde erlaubt ſein. Möge er nichts ertragen, ſolle er ein andermal auch ſchweigen. Daneben wegen dem Rathsherrn wüßten Alle wohl, wen es anginge. Er möge nichts davon hören, ſagte der Herr; das ſei eine conſervative Lüge, die D — — hätten es im Brauch, alle Gutdenkenden zu verleumden. Das erfahre er genugſam, jammerte Eglihannes. Er ſei auch nicht ſicher, die Hagle dreſſirten noch die Kinder, daß ſie Einem auf der Gaſſe nachriefen und böſe Nachreden anhingen, aber dem werde wohl ein Ende zu machen ſein. „Hab' nur Geduld,“ ſagte der Herr. „Es geht nicht lange, ſo kommt die große Abmachete, dann beſſert's, was gilt's!“ „Glaub's auch,“ ſagte der Ammann. „Dann wird es ſich zeigen, was aus Herren-Händen wieder in Bauern-Hände kommt, was für Finger ſauber ſind!“ — „Apropos! wißt ihr auch, daß man im Oberland eine Frau wieder ausgrub, weil ſie einen Gurt mit 200 Dublonen um den Leib hatte, an den man erſt dachte, als ſie ſechs Wochen unter der Erde war, das mag ein ſauberes Dabeiſein geweſen ſein.“ So ſprang der Herr vom kitzeligen Thema auf neutralen Boden, und mied das Zanken, worin er ſonſt ein Meiſter war, beſonders wenn er die nöthige Unterſtützung im Rücken hatte.

Die Vehfreudiger, denen die 30 Käſe, ſicher mehr als 40 Centner ſchwer, faſt 1000 Gulden werth, ſchwer im Magen lagen, wurden immer wieder anzüglich, daher ſich der Herr bald fort machte, nachdem der Tag, an welchem die Käſe gebracht werden ſollten, feſtgeſtellt war. Die Vehfreudiger hatten ſämmtlich die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Da war Keiner, der nicht ſein Budget ändern und auf eine ganz andere Bilanz ſich gefaßt machen mußte. Indeſſen ſie zeigten große Anlagen zu philoſophiſcher Bildung; da waren Wenige, welche die Sache nicht am beſten Orte nahmen. Das thaten ſie um der Weiber willen, welche bedenklich die Naſe rümpfen wollten. Es ſei gut, hätten ſie die Türken von dem Hals und Geld dafür, allweg einen ſchönen Schübel (Haufen), den ſie gar nicht hätten, wenn keine Käſerei geweſen. Andere hätten ihre Käſe noch, denen gehe es übel. Da ſei aber keine Käsgeſellſchaft, welche es nicht Lehrgeld gekoſtet, ihnen ſei es noch heilig ergangen. Das andere Jahr werde es ganz anders gehen, da könne man was zwängen, da man ſo ſchöne Zeit habe, ſich zu rangiren;

diesmal habe es gar zu ſtotzig gehen müſſen. Die Weiber hatten es aber wie Rahel zu Rama, ſie wollten ſich nicht tröſten laſſen. Man konnte ihnen lange predigen: bereits ein Haufen Geld wie ein Ofenhäuschen ſei da und ein noch größerer werde nachkommen; ſie hatten es wie Thomas, ſo lange ſie es nicht mit den Augen ſehen, ihre Hände darauf legen konnten, glaubten ſie nicht an deſſen Daſein. Die beſten unter ihnen ſagten: was es ihnen nütze, wenn es auch da ſei, ſo lange ſie es nicht hätten? Es ſei die höchſte Frage, ob ſie es noch bekämen, man wiſſe, wie bös die Welt ſei und wie betrügeriſch die Leute. Da ſei doch keine Gefahr, ſagten die Männer, das Geld liege hinter dem Ammann. Ammann hin, Ammann her, es ſei heutzutage Niemanden zu trauen, und je höher deſto ſchlimmer, denn es könne ja Jeder machen, was er wolle, und je mehr Einer vorſtelle, deſto weniger dürfe man ihm thun, ſo demonſtrirten die Weiber. Es war böſes Wetter im Lande. Es war den Männern, wenn ſie die Sonne nur einen Sprung von 14 Tagen könnten machen laſſen. Sie wußten wohl, anderes Wetter gab es nicht, bis die Abtheilig vorbei war, ſie Geld im Hauſe hatten, dafür mußten aber zuerſt die Käſe geführt werden.

Sechzehntes Capitel.

Die Käsfuhr und ihre Folgen.

Das Käsführen iſt ein Hauptjux bei einer Käſerei. Der Käshändler bedingt ſich nämlich aus, daß ihm die Käſe zum Hauſe gebracht werden unentgeltlich, er verſpricht blos Roß und Mann zu ſpeiſen und zu tränken, daß ſie es machen könnten. Die Theilnahme an einer ſolchen Käsfuhr iſt mehr werth als die Einladung zu einer Hochzeit; es iſt nicht blos wegem Eſſen und Trinken, ſondern es läßt ſich an derſelben ein großer Theil des Bauernſtolzes zu Tage legen. Dieſer Stolz beruht nämlich auf ſtolzen Roſſen mit ſchönem Geſchirre angethan. So mit vier, ſechs und mehr Wägen vierſpännig aus einem Dorfe zu fahren, jedes Roß ſeine 20—25 Louisd'or und mehr werth, weit durch's Land, 4—6 Stunden weit, durch ein Dutzend Dörfer, was will man mehr? Was giebt das für ein Hochgefühl, wenn allenthalben die Leute ſtillſtehen, die Köpfe zu den Fenſtern ausſtrecken, es allenthalben heißt: „Das ſind doch ſchöne Roſſe, und ſeht 'mal die Geſchirre, und vier, fünf, ja ſechs Wagen, einer ſchöner als der andere, nein aber, wo kommen die her, und was da für reiche Bauern ſein müſſen!“ Manchmal kennt man ihr Dorf und wer es nennen hört, dem fährt das Hochgefühl in die Arme, er läßt ſeine Peitſche knallen, daß die Vorderroſſe die Köpfe aufwerfen und zu tanzen beginnen, als wären ſie ſechzehnjährige Mädchen. Begreiflich ſind die Wagen nicht zu ſchwer beladen, man macht, daß es den Pferden vom Ziehen nicht übel wird. Warum ſollte man es auch, hat man doch Pferde und Wagen ſelbſt und mehr als genug, und den Käſehändler, der Alles ſpeiſen und tränken muß, zu ſchonen, wäre ja dumm. So einer vermag's, und wenn man Hausleute, Hunde und Katzen mitbringen könnte, man thäte es. Nie werden die Roſſe fleißiger geſtriegelt, nie wird den Alten mehr Korn und Hafer zu Handen der Roſſe geſtohlen, als wenn die Käsfuhr naht und Jeder das ſchönſte Geſpann haben möchte. Auch dem Sattler wirft es Verdienſte zu, der Geſchirre zu ſalben und zu putzen kriegt, die man wohl ungeſalbet hätte hängen laſſen. Bei ſolcher Herrlichkeit möchte begreiflich Jeder ſein, dieſer Wunſch iſt naturgemäß. Es iſt wiederum ein freier Tag außerhalb den häuslichen Schranken, es iſt ein Wandern und dazu nicht durch dürre Haiden oder afrikaniſchen Sand, ſondern von Wirthshaus zu Wirthshaus, von einer Mahlzeit zur andern. An Orten, wo der Dorfſtolz noch ſo recht im Glanze iſt, wie z. B. in der Vehfreude, da gehen in demſelben Privatgelüſten auf. Wer keinen ſchönen Zug hat, nicht blankes Geſchirr, iſt willig daheim zu bleiben, er will das Ganze nicht verunſtalten, will auch nicht unter den Andern ſo gleichſam den Kachelifuhrmann vorſtellen. Es iſt da noch ein Gefühl, daß man weiß, was zuſammengehört, was nicht, und das Zuſammengehörende zuſammen läßt, ohne ſich in ſeinen Rechten beeinträchtigt zu glauben. — So war es in der Vehfreude: wer nicht ſtaatsgemäß aufziehen konnte, verzichtete gern auf die Theilnahme an der Käsfuhr. Man wolle die fahren laſſen, welche rechten Zug hätten, man begehre nicht ausgelacht zu werden und die Andern zu Schanden zu machen, hieß es. Blos Eglihannes hatte dafür kein Gefühl, er war in höhern Regionen zum Schulmeiſter gebildet worden, ſeine Bildung reichte nicht mehr in ſo tiefe Regionen, er war über den Gemeinſinn hinaus und hatte blos Privatſinn. Eglihannes beſaß auch zwei Pferde, einen großen ſchwarzen G'ſtabi und einen kleinen rothen Pigger. Der Schwarze war ſteinalt, der Pigger nicht viel jünger, und beide führten einen Anſtand in's Feld, ungefähr wie ihr Herr und Meiſter Manieren hatte.

Eglihannes war in keinem eigentlichen Hauſe daheim, ſondern ſo viel als, wie man zu ſagen pflegt, auf der Gaſſe auferzogen. Sein Vermögen hatte er erweibet und ſonſt erworben, und was er hatte an Schiff und Geſchirr, hatte er hier und dort an Steigerungen zuſammengekauft. Für ſeinen kleinen Pigger hatte er einen Kummet mit großen langen Kummetſcheiten, faſt wie ſie die Burgunder in's Feld führen, die dem kleinen Thier gar ſeltſam um's Haupt wackelten. Der große Schwarze dagegen hatte einen Kummet mit ganz kurzen, faſt ſchon im Leder umgebogenen Scheiten, daß er ausſah wie ein vornehmes Weibervolk in einer ſogenannten Stündelikappe (Weiberkappe, wie ſie anfänglich eine religiöſe Secte zur Auszeichnung trug). Einen alten, ſchlecht gemachten Wagen hatte er mit Oelfarbe anſtreichen laſſen, weil er geſehen, daß vornehme und reiche Herren, welche die Landwirthſchaft trieben, ſolche angeſtrichene Wagen hatten und die Mode aus England kam. Auf England hielt er grauſam viel, ſeit er gehört, der engliſche Miniſter haſſe alle Könige und ſie müßten alle abe, und ſei daneben verflucht liberal, er habe ſeinen Geſandten befohlen, den Leuten es vorzumachen, wie man ohne Religion und ohne Zopfthum, d. h. ohne Sitte und Anſtand, verflucht luſtig leben könne, nämlich wie ein Sauniggel, der eben auch keine höhern Tendenzen hat als ein Schwein,

d. h. den beſten Platz am Trog zu haben und das beſte Stroh zum Liegen. Eglihannes machte alle Leute aufmerkſam auf ſeinen engliſchen Wagen und ſagte, die Engiländer ſeien Leute! Die hätten Geld und thäten damit, was ihnen wohlgefiele. Da gefiele ihm keiner beſſer als der engliſche Geſandte, der ſoutire ſich um die ganze Welt und ſonſt nichts. An dem ſolle man ein Beiſpiel nehmen, wie man es machen müſſe, um luſtig zu leben. Der werde auch an keinen Teufel glauben und wiſſen, daß Alles aus ſei, wenn man einmal verlochet ſei. So engliſirte ſich Eglihannes, aber für die Lächerlichkeit ſeines Geſpanns hatte er kein Gefühl und merkte nicht, wie er das Geſpött des ganzen Dorfes war. Wenn ſein Zweigeſpann daherzottelte, lachte Klein und Groß, und ſogar Witzfunken ſprangen über die Gaſſe, und das will was ſagen in der Vehfreude, wo Lehm ſo zu ſagen das herrſchende Mineral war.

Eglihannes ſagte daher an der Käsgemeinde, wo die Fuhr abgeredet wurde, es ſei ihm gleich, mit Jemanden zuſammenzuſpannen oder allein zu fahren, wie es ſich beſſer ſchicke. „Häb nit Müh," ſagte der Ammann, „es ſind Roſſe genug, und wenn du deine ſonſt zu gebrauchen haſt, wollen wir dich nicht plagen. Es iſt am billigſten, daß die fahren, welche am höchſten in der Milch ſind und den größten Nutzen haben von der Sache." Was das anbelange, ſo werde er auch nicht der Mindeſt ſein, antwortete Eglihannes. Wegen der Controle, daß die Sache richtig abgegeben werde, und nicht ſpäter Reclamationen kämen, werde er als Secretär dabei ſein müſſen. So wolle er doch lieber ſeine Roſſe dabei haben, als d'r Gottswille hintendrein laufen. Hintenher ſolle ihm dann Niemand vorhalten, er hätte nur gezogen und nichts gethan. Er wiſſe wohl, wie man es ihm mache, aber er werde auch alle Tage witziger, er wolle es ihnen geſagt haben. „Nun, wenn du's zwängen willſt, ſo zwäng's in Gottes Namen, darwider wird dir Niemand viel haben können," hieß es. So ſprachen an der Gemeinde die Alten, aber als die Kunde: „Eglihannes wolle mit ſeinem Kachelifuhrwerk auch dabei ſein", in die Häuſer kam, da hieß es ganz anders, wohl, da hatte Jedermann was darwider. Es ſei eine Schande für's ganze Dorf, hieß es, wenn der mit ſeinem Eſel und ſeinem G'ſtabi dabei ſei. Am lauteſten begehrten die Jungen auf, die Geißelherren, an die das Fahren kam. Den wollten ſie nicht bei ſich haben, vor der Schande wollten ſie ſchon ſein. Den Alten hätten ſie mehr Verſtand zugetraut, vor dreißig Jahren wären ſie witziger geweſen, ſchrieen dieſe. Am lauteſten war Ammanns Felix. Der vermaß ſich hoch und theuer, mit dem fahre er nicht, eher ſchlage er Mann und Roß die Beine entzwei, ſagte er. Selb ſolle er ihm bleiben laſſen, ſagte der Ammann; mit dem Schelm begehre er nicht auszumachen, und ſechs Jahre oder mehr zu leiſten werde Felix nicht begehren. Der würde es auf das Höchſte treiben, darauf könne man zählen, und wenn er auch nicht mehr am Brett ſei, ſo ſei er doch Denen, die jetzt dran ſeien, gut genug, um ihnen fette Fiſche in die Bähre zu jagen; die hätten das Mäſten nöthig.

Das Leiſten war Felix nicht anſtändig, aber was er einmal im Kopfe hatte, da mußte was raus, war es ſo oder anders. Eglihannes merkte von dem Allem natürlich nichts. Es war ihm im Gemüthe, als ob er die Sonne des ganzen Zuges ſei. Er ſtach in der Pinte Dieſen und Jenen an, um mit ihm zuſammenzuſpannen. Er wollte ſeinen Wagen dazu geben, ſagte er. Sie würden doch Augen machen im Emmenthal, ſo einen hätten die Knuble noch nie geſehen, ſie würden meinen, es ſei eine beſondere Holzart. Aber trotz dieſer Ausſicht wollte Niemand einſchlagen. Die Alten ſagten, der Wagen ſei wohl klein für vier Roſſe. Er ſolle ihn herſtellen, wenn man den Käs lade, da werde es ſich zeigen, wie man ihn brauchen könne. Dieſer Beſcheid war Eglihannes nicht der rechte. Er ließ ſich herab, ſtieg in den Ställen den Jungen nach, um eine Allianz zu ſchließen; war aber da nicht glücklicher. Er ſolle mit dem Alten reden, erhielt er zur Antwort; der hätte zu befehlen, was der befehle, ſei ihnen gut. Zu Ammanns Felix ging er nicht, dort hätte er wahrſcheinlich einen runderen, beſtimmteren Beſcheid erhalten. — Da man eine ziemliche Strecke zu fahren hatte, mußte der Aufbruch früh ſein, daher wurden die Käſe am Abend vorher geladen. Die beſtimmten Wagen wurden daher gebracht und vor die Käshütte zur Verfügung geſtellt. Eglihannes kam mit dem ſeinen ebenfalls und ſtellte denſelben an die Spitze, ſo gleichſam als den vornehmſten. Da ließ man ihn ſtehen, bis ein Wagen geladen war, dann ſchob man ihn bei Seite und fuhr mit einem andern Wagen vor. Das ſtach Eglihannes. Es wäre jetzt an ſeinem, ſagte er. An den werde es ſchon noch kommen, hieß es, man müſſe doch zuerſt die größern laden. Es hatte faſt den Anſchein, als ſei es abgekartet, auf die andern Wagen ſo zu laden, daß für den angeſtrichenen auch kein Käs übrig blieb. Das unterblieb. Einige Aeltere wehrten und Eglihannes führte ſcharf Aufſicht und brachte es dahin, daß für ſein Geſpann noch fünf Käſe übrig blieben. Vom Zuſammenſpannen war alſo keine Rede mehr, und in den fünf Käſen lag ein Spott, an dem er doch etwas begriff. „Wartet nur," dachte er, „das treibe ich euch ein, ihr Säububen. Werdet es ſchon erfahren, wie die Erſten die Letzten ſein werden und die Letzten die Erſten." Der gute Eglihannes wußte nicht mehr, was es heißt, mit dem jungen Volk, den ſogenannten Nachtbuben, zu thun zu haben. Denen iſt der Teufel nicht ſchlau genug, ſie lüpfen ihn zehn Mal über den Kübel, ehe er ſie ein einziges Mal. — Um 3 Uhr früh ſollte aufgebrochen werden. Solche Tage werden gern ſo lang als möglich gemacht, damit man gute Weile habe zu allem Guten, und da Hütten zu bauen, wo es Einem wohlgefällt. In den Nächten vor ſolchen Zügen wird in den Häuſern, welche daran Theil nehmen, das Licht nicht ausgelöſcht, beſonders da, wo ledige Vettern ſind, wie es in der Vehfreude auch der Fall war. Im Canton Bern, der trotz aller äußern Form in ſeinem Weſen durch und durch ariſtokratiſch iſt, heirathen oft Bauernſöhne nicht, damit der Hof beiſammen, die Familie reich bleibe. Es giebt einzelne Höfe, wo vielleicht ſeit 200 Jahren immer nur ein Sohn heirathete, die ledigen Brüder, die Vettern, als Reſpectsperſonen behandelt, im Stöcklein wohnten, arbeiteten nach Belieben und regierten oft mehr als der regierende Bauer. Dieſe Vettern haben nun zumeiſt ein Lieblingsfach in der Landwirthſchaft, was ihnen unbeſtritten überlaſſen wird: Füttern, Wäſſern, Fahren u. ſ. w. Der Vetter, der füttert, iſt an's Haus gebunden, hat wenig Begriff von Welt und

Zeitgeiſt, und was ſonſt noch geht. Einem ſolchen Vetter kommt eine ſechsſtündige Fahrt hin und ſechsſtündige her vor wie eine Weltfahrt, wie ein Zug in's Innere von Afrika. Wie man auf ſolche Züge Proviant mitnimmt und die Kameele füttert und tränkt, daß ſie es eine gute Weile und noch darüber aushalten mögen, ſo füttert auch der Vetter auf Leib und Leben mit kurzem und langem Futter von früh Abends bis zur Wegfahrt, bis die Pferde Bäuche kriegen, an denen ſie ſo viel zu tragen haben, daß ſie lieber wollten, man verſchone ſie einſtweilen mit Ziehen, geſchweige denn mit Springen. Wenn ſie ſich kugelrund gefreſſen und ein halbes Meer ausgeſoffen haben, wird der Vetter glücklich. „Sieh," ſagt er, „der Bauch geht ihm faſt über dem Rücken zuſammen; g'freſſe hat er brav und g'ſoffe noch bräver, fahr ume i Gotts Name, es Wyltſchi e Stung zwo oder drei mag er's jetzt wohl erleiden." Da ſich indeſſen darauf nicht zu verlaſſen iſt, der Hunger das Roß ung'ſinnet wieder ankommen könnte, hat er brav Hafer in einen Sack gethan und einen Bogen oder zwei mit Heu vollgeſtopft, und ſchärfte extra noch ein, ja die Roſſe nicht hungern zu laſſen, und ſei nicht genug, was er mitgebe, ſo komme es auf einige Batzen nicht an, man könne ihnen ja auch in einem Wirthshauſe Etwas geben laſſen.

Eglihannes hatte einen ſolchen Vetter nicht, wäre aber froh darüber geweſen; er hatte blos ein halbbatziges Knechtlein und ſolche füttern nicht die ganze Nacht, ſolche muß man aus dem Bette jagen oft auf die gleiche Weiſe, wie ein faules Kalb aus ſeinem Stroh, und hätten doch der Pigger und G'ſtabi ein langes Füttern ſo nöthig gehabt, dieweil ihre Zähne weder diesjährig, noch vorjährig waren, ſondern längſt über die Wiſſenſchaft der größten Kenner lang, lang hinaus gewachſen. Es hatte 12 Uhr geſchlagen am Kirchthurme und das Knechtlein rührte ſich noch nicht; die alte Schwiegermutter des Eglihannes klopfte ihm lange umſonſt, ſie mußte ihn endlich aus dem Bette ſtüpfen. Er hatte den Befehl zu ſchirren, daß, wie es 2 Uhr ſchlage, abmarſchirt werden könne. Sövli exact werde es nicht zugehen, hatte Eglihannes geſagt. Derſelbe hatte ſelben Abend noch große Freude erlebt. Ammanns Felix hatte am Abend ſeine

Roſſe noch extra gewaſchen, geſeift, geſtriegelt. Dabei war ihm ihr ſchönſtes Roß, ein dreijähriger Brauner, losgeworden, hatte über Gräben und Zäune geſetzt, war dabei geſtürzt, hatte die Knie geſchunden und ging lahm. Dem ſei der Hochmuth eingetrieben worden, wie es ſich gehört, er möge es ihm verflucht wohl gönnen, hatte Eglihannes geſagt. Es nehme ihn nur Wunder, ob Felix dreiſpännig fahren wolle, er könnte ſeine Mutter vorannehmen, das wäre ein gutes Vorroß. Der Vorfall hatte in der That Felix faſt aus der Haut gejagt. Einen ſolchen Strich durch die Rechnung hatte er noch nicht erlebt. Den ganzen Sommer hatte er ſich auf dieſe Fahrt gefreut und oft geträumt, was man im Emmenthal ſagen werde, wenn der Zug des Ammanns aus der Vehfreude durch daſſelbe fahre und wie Kinder und Kindes Kinder noch davon reden würden. Und jetzt am Vorabend dieſer wichtigen Begebenheit dieſes Ereigniß! Als Felix ſo recht tobte, daß man faſt fürchten mußte, es könnte fehlen, kam ſeine Mutter und ſagte: „Thue nicht ſo, mach' nicht, daß die Leute Freude an dir haben. Wenn du nicht dreiſpännig fahren willſt, ſo ſpann' ein anderes ein, es ſind ja Roſſe genug!“ „Mutter, das verſtehſt nicht,“ ſagte Felix; „mit einem zuſammengeplätzeten Zug fahre ich nicht! Wenn ſich nicht Alles zuſammenſchickt, bleibe ich lieber daheim!“ „Wem iſt der Braune, der unſerm ſo wohl gleicht, daß ich ſchon oft meinte, es ſei der unſrige?“ fragte die Mutter. „Der iſt dem Bauer im Nägeliboden,“ ſagte ein Knecht, „er gleicht unſerm wohl, daneben iſt doch keine Gleichheit, es fehlen ihm noch 100 Mäß Hafer dazu.“ „So fragt den um's Roß, er fährt ja nicht mit, und hätte er es ſonſt zu brauchen, kann man ihm ja ein anderes geben,“ ſo warf die Frau Ammännin ihre Gedanken hin und ging dann weiter. Das iſt keine üble Manier; die Leute können mit einem ſolchen Gedanken dann machen, was ſie wollen, führen ſie ihn aus oder nicht, ſo iſt's ihre Sache. Dem Knecht gefiel das und er ſagte: „Soll ich gehen und fragen? Dann kann ich ihn gleich mitbringen und es iſt noch Zeit, ihn z'wegzuputzen, daß man keinen großen Unterſchied merkt.“ „So geh',“ ſagte Felix; „aber daß du mir nicht nöthlich thuſt und grauſam anhältſt. Giebt er ihn nicht gern, kann er mir Federn blaſen.“ Es ging nicht lange, brachte der Knecht den Braunen daher mit ganz gutem Beſcheid. Das wußte natürlich Eglihannes nun nicht. Seine Frau war auch aufgeſtanden, machte das Frühſtück z'weg, und als es ſie dünkte, es ſei Zeit, ging ſie an's Wecken des Mannes. Aber ſie hatte faſt noch größere Nöthen mit ihm als die Großmutter mit dem Knecht. Bekanntlich iſt's viel ſchwerer, ein Mondkalb vor der Zeit aus dem Bette zu bringen, als ein Kind vor der Zeit aus dem Mutterleibe. Aber als ſie ihn endlich im Schweiß ihres Angeſichtes aus dem Bette hatte, war das nur ein geringer Anfang der Beſchwerden der guten Frau; bis ſie ihn aufgezäumt hatte zur Abfahrt, koſtete das noch ganz andern Schweiß. Er grunzte wie eine alte Schweinemutter, wußte von Nichts, wo es war, brüllte als ob das Haus brenne nach ſeinen Strümpfen, und hatte ſie in der einen Hand, während er ſie mit der andern ſuchte; ſo ging's mit den Hoſen, und mit jedem Stücke ärger, daß ſeine Frau erklärte: wenn ſie nicht wüßte, daß er bald zum Loche aus käme, ſie würde noch in ſelber Nacht katholiſch. Es iſt aber wirklich auch nichts verfluchter, als ſo ein ſturmer, halberwachter Mann, der in einem fort ſchreit, als ob man ihn am Meſſer hätte, der immer ſucht und nie findet, dem man die Hoſen zur Hand giebt, der darauf abſitzt und doch nach denſelben ſchreit wie eine Kuh nach ihrem Kalbe; dem man das Halstuch um den Hals legt und der nun nach der Frau ſchreit, welche ihm das Halstuch vertragen habe, als wie ein Hirſch nach einer Waſſerquelle. Endlich brachte die Frau den Eglihannes zum Tiſch an's Frühſtück. Da nahm er ſeine Uhr zur Hand, die zeigte auf Eilf. Nun fing er an zu fluchen, was ſeine Frau für eine ſei, daß ſie nicht wiſſe, was für Zeit es ſei. Die Großmutter behauptete, vor Langem habe es Zwölfe geſchlagen, es werde weit über 1 Uhr ſein. Das beſtätigte der Knecht, konnte es aber mit keiner Uhr beweiſen; er war einer von Denen, welche ſich noch keine zu ſchaffen vermochten. Endlich fand es ſich, daß Eglihanneſe Uhr ſtand, weil er ſie aufzuziehen vergeſſen hatte, was öfters der Fall war. „So g'ſchirr und paſſ' auf; wie es Zwei ſchlägt, wollen wir abfrapen. Wirſt ſie wohl hören klepfen und huſtern,“ ſagte Eglihannes. Der Knecht that alſo. Unterdeſſen ſchoß Eglihannes noch im Hauſe herum, ſuchte ſeine Pfeiſe zuſammen, putzte ſie aus, da ſie keinen Athem hatte, ſtärkte ſich mit einigen Gläschen Kirſchgeiſt. Endlich kam der Knecht herein und ſagte, er könne ſich nicht auf die Sache verſtehen. Es dünkte ihn, es ſolle längſt 2 Uhr geſchlagen haben, und doch habe er noch keinen Ton gehört, und im ganzen Dorfe ſei es ſo ſtill als wie in einer Kirche, man höre nicht einmal einen Hund bellen. Er wiſſe nicht, was das bedeuten ſolle. „Lauf' zur Hütte und ſieh, ob die Wagen noch da ſind!“ rief Eglihannes, der wohl wußte, daß, wenn die Jugend ihm einen Streich ſpielen konnte, ſie es nicht ſparte. Der Knecht kam voll Zorn und mit dem Bericht heimgerannt, bei der Käshütte ſei kein Wagen mehr als der ihrige, und Speuſepp, den er herausgeklopft, habe ihm geſagt, ſie ſeien ſchon länger als eine Stunde fort. Man kann denken, wie lieblich das dem Eglihannes tönte. Das Wetter tobte zuerſt über das Haupt des Knechtes, der ſich verſchlafen, nicht ſchlagen gehört, ein Löhl, ein Kalb, ein Faulhund ſei, wie keiner mehr zu finden, ſo weit der Himmel blau ſei; wäre er einen Kreuzer werth, ſo hätte er die Andern hören müſſen als ſie fortgefahren. Es hätte ihm in Sinn kommen ſollen, er müſſe aufpaſſen, und keiner von den Hagels Bauernknubeln werde kommen und ſehen, wo ſie blieben. Jetzt könne er die Roſſe abſprengen, und es ſei die Frage, ob er ihnen nachkomme! Der arme Knecht mußte unſchuldig leiden, wie es ſo oft geht in der Welt und was keine Verfaſſung abſtellen wird. Eglihannes, obgleich faſt ein Herr und gebildet, war doch nichts weniger als merkig. Die Burſche, welche das Geſpann nicht im Gefolge haben wollten, hatten ihm das abſichtlich gebeizt, hatten vor Mitternacht die Wagen vor das Dorf gezogen, hatten dem Sigriſt befohlen, die Thurmuhr zu ſtellen, waren eine Stunde früher ohne Sang und Klang, ſo geräuſchlos als möglich, mit ihren Roſſen abgezogen, und konnten nun anſpannen und fortfahren, ohne daß man im Dorfe viel davon hörte.

Es war ein recht ſtattlicher Zug, welcher das Land auffuhr, und zu einigem Hochgefühl hatte man ſo guten Grund als viele Andere, welche ihr Haupt tragen, als ſei ſein Wandel unter den Sternen, weil ſie einmal in Wurſt's ſeliger Sprachlehre geleſen und in einer Conferenz ein Stück von einer Rede fallen laſſen. Die Leute preſſirten nicht mit Fahren: Nachts ſah Niemand ihre ſchönen Roſſe, und daß Eglihannes ſie nicht einhole, deß waren ſie ſicher; der Pigger und der G'ſtabi kamen am Tage langſam vom Platz, geſchweige des Nachts. Mit Tagesanbruch kamen ſie in das Dorf, wo ſie füttern wollten, denn das hatten ihnen die Vettern auf's Gewiſſen gebunden, daß ſie ihnen nicht z'Herrgotts ſeien, ohne zu füttern hinzufahren, wie es die Kacheli- und Salzfuhrmanne machten. Dieſer Ermahnung hatte es nicht bedurft. Es dünkte ſie ſelbſt, ſie möchten Etwas, es werde ihnen ſo leer, als ob ſie ganz hohl ſeien inwendig. Und wie es ihnen ward, dachten ſie, ſei es auch ihren Roſſen. Das waren Leute, welche noch naturgemäß dachten, dachten, wie es ihnen ſei, ſei es auch andern Creaturen, welche noch Anlagen zum Sinne der Gerechten haben, der ſich ſeines Viehes erbarmet. Sie hatten es noch nicht wie Rechtsagenten und andere Schriftgelehrte, welche bei jedem Wirthshauſe ihren Durſt löſchen, derweilen ihre Roſſe in Staub und Sonne braten, ſelbſt Braten freſſen und ihre Roſſe einen ganzen Tag lang hungern laſſen; ſolchen iſt in ihrer Gelehrſamkeit das Gefühl verloren gegangen.

Da das Wetter gut war, ließen ſie nicht abſpannen, fuhren bei einem Wirthshauſe auf, riſſen die leeren Krippen herbei, ſchütteten Futter auf, riſſen Melchtern z'weg, nahmen den ganzen Platz ein, ließen die Zuvorkommenheit des Stallknechtes ſich wohl gefallen, ſagten ihm, als ſie an ihr Morgenbrot ſich ſetzten: „Du luegſt auf ſie!“ Trotz dieſem Wunſche ging doch bald der Eine, bald der Andere hinaus, nach den Thieren zu ſehen, Futter aufzuſchütten, Waſſer vorzuhalten oder ein übermüthiges Bein, das über die Stricke geſchlagen, zu löſen, und hauptſächlich auch, um ſich an der Verwunderung der Leute über die ſchönen Roſſe zu ergötzen. Wer vorbeiging, ſtand ſtill, und wer ſie von Weitem ſah, kam näher, betrachtete die Thiere und half hin und her reden über Werth und Schönheit derſelben. Es gab auch Majoritäten und Minoritäten, doch ſagte keine der andern wüſt, noch verdächtigten ſich dieſelben; man war zwar nur auf der Gaſſe, indeſſen ging es doch ſehr anſtändig zu, viel anſtändiger, als in der Nationalverſammlung zu Paris, während man doch hätte erwarten ſollen, daß dort die beſten Manieren zu lernen ſeien; reiſen zu dieſem Zwecke ja ſo viel Rentiers, Gelehrte und Schneidergeſellen hin.

Der Aufenthalt dauerte nicht allzulange, man hatte nicht Luſt, von Eglihannes ſich einholen zu laſſen. Sorgfältig wurden die Bogen mit dem Heu wieder zugebunden, nachdem man jeden verzettelten Halm zuſammengeleſen und verſorgt hatte; die Krippen wurden eben nicht ſanft bei Seite geſtellt, dann noch einmal getränkt, aufgezäumt und abgefahren. Der Stallknecht war recht artig geblieben, hatte allenthalben Hand geboten, konnte die übliche Anerkennung billigermaßen gewärtigen. „Hü, i Gotts Name,“ ſagte der vorderſte Fuhrmann und hob die Geißel; die Roſſe zogen an, und muntere Sätze thaten die jungen Vorroſſe. „Hü, i Gotts Name,“ ſagte der zweite und ſeine Roſſe tanzten den erſten nach. „Muß ich denn nichts haben, über chume ih nüt,“ ſagte endlich halb zornig, halb weinerlich der Stallknecht. „Sövli Müh g'ha und zu Allem g'luegt u jetz nüt ha, ſelb het doch bim — — ke Gattig! Git m'r de Kene nüt?“ Felix griff in Sack und gab dem Klagenden ein Sechskreuzerſtück und ſagte: „Da haſt Etwas für das Luegen, abgeſpannt haben wir ja nicht und ſelbſt gefüttert.“ „Nei, bim — —“ ſagte der Stallknecht, „vierundzwanzig Roſſe und 6 Kreuzer! wenn ih umſe das ha ſoll, ſu will ih lieber nüt!“ „Mach's wie d' witt,“ ſagte Felix, „aber mehr kriegſt nit!“ „He nu,“ ſagte der Stallknecht, „ſu will ih's epha zum Andenken u will's no Mengem zeige, u will ihnen b'richte, ih heyg das über cho, daß ih zu vierundzwanzig Roſſe g'luegt heyg, u no vo ſellige, wo heyge welle Bure vorſtelle!“ „Su b'richt,“ ſagte Felix kaltblütig und fuhr ab. Das zornige Gebrummel des Stallknechtes wurde durch das Raſſeln der Wagen, das Knallen der Peitſchen verſchlungen. So was war dem Stallknecht, welcher der Liebling Vieler war, nicht bald vorgekommen. Dafür müſſe Einer aus den Dörfern ſein, ſagte er. Es nehme ihn nur Wunder, daß man ihm nicht einen rothen (falſchen) Batzen gegeben. Es gebe Orte, wo die

Stallknechte keine andere als rothe Batzen kriegten. So ſeien die Leute und ſo bös die Welt. Die Sache war indeſſen ganz einfach. Die Vehfreudiger brauchten dieſen Stallknecht weder zu äſtimiren, noch hatten ſie Urſache, ihn zu lieben, es war ſehr zweifelhaft, ob ſie je wieder bei dieſem Wirthshauſe vorbeikamen, und geſchah es, ſo konnten ſie es auch ohne Hülfe des Stallknechtes machen, wie jetzt. Warum alſo unnöthig freigebig ſein, unnütz einen Kreuzer brauchen? Zweitens waren ſie noch ſämmtlich nüchtern, die Anlage zum Großthun, Geld um ſich zu werfen, als ſei es Spreu und ihnen durchaus ohne Werth, dieweil ſie daheim deren Zeug Kiſten und Kaſten voll hatten, war noch nicht erwacht bei ihnen, die muß erſt gut getränkt werden, ehe ſie lebendig wird.

Der Stallknecht ſtand noch immer auf der Straße, das Sechskreuzerſtück in der Hand, und hielt dem verſammelten Volke Vorleſungen über den Geiſt und die Pflichten gegen einen Stallknecht, der das Wüſteſte austrappen müſſe, Tag und Nacht keine Ruhe und Weib und Kinder zu erhalten habe, als Eglihannes anrückte ſammt Pigger, G'ſtabi und dem angeſtrichenen Wagen mit den fünf Käſen auf demſelben. Die Roſſe ſahen ganz miſerabel aus und Eglihannes ſehr zornig. Er fuhr den Stallknecht an wie ein Tiger einen Ochſen, und fragte, ob nicht Käszüge da geweſen? „Wohl, die ſind da geweſen. Gehört Ihr zu ihnen?" „Allweg!" ſagte Eglihannes; „ſind ſie ſchon lange fort?" „Ho!" antwortete der Stallknecht, „wenn Ihr brav ſprengt mit denen Engländern, da kommt Ihr ihnen nach ehe es Nacht iſt." Da kam auch Zorn in das Herz von Eglihannes, aber nicht gegen den Stallknecht, ſondern gegen die fahrenden Vehfreudiger. „Wartet nur, euch will es weiſen!" dachte er, und rief: „Stallknecht, ſpann ab!" „So; jetzt dem noch abſpannen," dachte derſelbe, „wenn die mit den dreißigdublönige Roſſe nichts gegeben, was wird der mit dieſen Kaiben geben. Chume g'rad," bengelte er über die Achſel zurück. „Was ließen ſie den Roſſen geben?" fragte Eglihannes, der unterdeſſen ſeine Roſſe losgeknebelt hatte, was bei ſeinem zuſammengeplätzeten Geſchirre eine Art von Kunſtſtück war. „Hatten es bei ſich," ſagte der Stallknecht, „füllten da den Platz eine

Stunde lang, hatte nur mit ihnen zu thun und gaben mir zuletzt für 24 Roſſe 6 Kreuzer, und hätten mir nichts gegeben, wenn ich ſie nicht gemahnt. Der Teufel möchte Stallknecht ſein, wenn alle ſolche Kunden wären.“ „Gieb ein halb Mäß Hafer,“ ſagte Eglihannes, „und reib ſie ab, ſie ſchwitzen, denn ſie ſind hitzig, es iſt faſt nicht mit ihnen zu fahren.“ „B'richt mich, du Kuh,“ brummte der Stallknecht, that indeſſen ſeine Pflicht, jedoch eben nicht mit großer Freudigkeit. Als der Hafer aufgeſchüttet war, ſagte Eglihannes: „Komm' herein und thue Beſcheid, muß den Roſſen Zeit laſſen, bin kein Hund, weder gegen Menſchen noch Vieh.“ „So, das tönt beſſer,“ dachte der Stallknecht. „Es iſt curios, aber es giebt ſelten an einem Orte gleiche Leute, es iſt immer noch ein Unterſchied.“ Wirklich ging er bald hinein, unter dem Vorwand, zu fragen, wie Eglihannes es lieber hätte, weil die Pferde ſchwitzten, ob er mit dem Tränken warten ſolle, bis die Pferde den Hafer ganz gefreſſen, oder ob er ihnen ſchon vorher Waſſer geben ſolle? Eglihannes brachte es dem Stallknecht, brachte die Rede wieder auf die fortgefahrenen Vehfreudiger, freute ſich der erneuerten Ausbrüche des ſtallknechtlichen Zornes, half mit, erzählte, wie ſie es ihm gemacht und wie er es ihnen jetzt machen wolle. Die könnten ihm jetzt auch warten und das Abladen laſſen, bis er nachkomme, denn er ſei der Secretär und habe das Verzeichniß. Der Stallknecht fand dies der Sache vollkommen angemeſſen, und fügte bei: „Was Ihr aber müſſet z'lyde ha unter ſolchen Lüten, alle Tag müſſe d'rby z'ſi, ih wett lieber Kämiſeger werde oder Muſer.“ Dem Eglihannes kamen ob ſolcher Theilnahme faſt die Thränen in die Augen von wegen der Rührung, und wie Pilatus und Herodes wurden die Beiden Freunde. Eglihannes zeigte ihm ſeinen Wagen und erklärte die großen Vortheile des Anſtreichens, das komme aus England und d'Engiländer wüßten, was vortheilhaft ſei und zu gleicher Zeit der Sache wohl anſtehe. Der Stallknecht ſagte, es ſei e B'ſunderbarer und er müſſe ſagen, es hätte ihm nicht bald eine Sache ſo gefallen wie die. Es nehme ihn nur Wunder, daß nicht mehr Leute es auch ſo machten. Aber das koſte, dafür müſſe man wohl bei Gelde ſein und ſelb ſei rar in dieſer böſen Zeit.

„Ihr werdet zwar nit viel davon merken, ſelb ſieht man Allem an, Ihr hättet ſonſt nicht ſolchen Wagen,“ ſetzte der Stallknecht hinzu. Wie das unſerm guten Hannes wohlthat! Er trappete dem Stalle zu, trat zwiſchen Pigger und G'ſtabi mitten hinein, ſah, ob ſie den Hafer gefreſſen, tätſchelte ſie, fing mit ihnen zärtliche Geſpräche an: „Piggerli, my's Vögeli, du Nöggeli, und Kohli, du Leu, du Staatskerl,“ ſagte er, und knüpfte an dieſe Worte eine Auseinanderſetzung von ihren herrlichen Eigenſchaften. Man hätte glauben ſollen, ſie ſeien ihm aus dem Stalle der Herzogin von Orleans ſo eben aus Paris zugekommen. Der Stallknecht ſagte, er glaub's, man ſehe es ihnen aber auch an, daß es etwas B'ſunderbares ſei, nur ſei ſchade, daß ſie ſo ungleich in der Größe ſeien, es ſtände ihnen gar wohl an, wenn ſie gleichlich wären. Das ſei hier ſo der Brauch, ſagte Eglihannes, aber nicht an allen Orten. In Rußland ſpanne man immer ungleich zuſammen, je größer das eine Roß ſei, deſto kleiner müſſe das andere ſein. Wenn man einmal daran gewöhnt ſei, ſo gefalle das Einem d'ſunderbar wohl. „Glaub's,“ ſagte der Stallknecht, „glaub's, es chumt Alles auf's G'wohne a,“ und nun hielt er eine ſchöne Rede über die Macht der Gewohnheit. Denn gar zu ſehr Pigger und G'ſtabi zu rühmen war ihm doch in etwas wider die Hand. Er hatte ſo zu ſagen ſo gleichſam auch noch eine Art Gewiſſen, halbbatzige Roſſe rühmte er nicht gern als dreißig-dublönige, es wäre denn in einem Handel geweſen, wo ihm ein Freund gegen einen Fremden den gehörigen Schmaus verſprochen. Als endlich eingeſpannt war, ward Eglihanneſen's Natur auf die Folter geſpannt. Er liebte die Großmuth nicht, das Schmarotzen war ihm lieber, jetzt war's am Platz, eine großartige Freigebigkeit ſeinem neuen Freund zu beurkunden, ihm ein Trinkgeld zu geben, daß er ſagte: danke z'hunderttauſend Malen, ſogar an die Kappe griff und hinzuſetzte, kommt recht bald wieder; das iſt ihr Superlativ von dem Punkte weg, wo ſie das erhaltene Stück in der Hand beſchauen und ſchweigend dem Geber den Rücken kehren. Auf dem zweiten Punkte ziehen ſie das Maul weit auseinander und ſagen: obliſchee (zum Merci oder gar Merci bien) haben ſie es noch nicht gebracht; dann kommt: dank eiget, dank eiget zum Schönſten, und endlich: dank eiget zum Allerhöchſten, chömit g'ly meh. Eglihannes wußte das wohl und kramte lange in ſeinem Beutel. Er ſuchte einen falſchen Solothurner Fünfbäzler, mit dem er gern großartig gethan hätte. „Er merkt's nicht,“ dachte er, „und wenn er's ſchon merkt, ſo kann ihn Niemand beſſer wieder abſehen als ein Stallknecht.“ Zu ſeinem großen Leide fand er ihn nicht. „Hat mir die verfluchte Täſche wieder die Säcke erleſen,“ ſagte er für ſich; „wart, der will ich.“ Die verfluchte Täſche war ſeine Frau, welche kein Geld brauchen ſollte, aber nicht dumm dem Mann die Hoſenſäcke zehndete, wenn er im Bette betrunken ſchnarchte. Das iſt eine Art von Zehnten, welche keine Regierung, und wäre ſie noch ſo freiſinnig und volksthümlich, liquidiren wird. Und doch herrſcht in dieſem Zehnten die meiſte Willkür. Der Zehntherr nimmt nach Belieben und ſo oft es ſich ihm wohl ſchickt, er fragt nicht, iſt's Jahr um oder nicht, und iſt's der dritte oder der zehnte Batzen, den er nimmt. Endlich verſtieg ſich Eglihannes zu drei Batzen, unter denen jedoch ein helvetiſcher war, anders brachte er es nicht über's Herz. „Er iſt um öppis beſſer, als die Andern,“ dachte der Stallknecht, „aber wo er her iſt, ſchmöckt man ihm doch auch an. Es ſind wüſte, hundshärige Leute dort, das iſt fertig. Das wird noch der Beſte unter ihnen ſein, darum werden ſie ihn auch ſo verfolgen. Daneben iſt er ein Mann, der gruſam viel auf ſeine Sache hält, gäb wie ſie iſt.

Unterdeſſen waren die Andern am Orte ihrer Beſtimmung längſt angekommen und hatten mit dem Abladen nicht auf den Secretär und ſeinen Katalog zu warten gebraucht. Man nahm es in dieſem Handelshauſe nicht halb ſo genau, man nahm die Käſe ab, ohne ſie zu zählen und zu controliren, es herrſchte großes Zutrauen da, wenigſtens an ſelbem Tage, aber, wie es ſchien, nicht die beſte Ordnung. Sie waren ſchon halb fertig, als endlich Eglihannes nachgezottelt kam mit ſeinen fünf Stücken und G'ſtabi und Pigger davor. Sie hatten das Geſpött mit ihm, doch tröſtete ihn die Bevorzugung, welche ihm der Käsherr angedeihen ließ. Für ihr Frühfahren mußten ſie aber auch Buße thun, und zwar eine lange, ſie hatten den Tag viel zu lang gemacht, das iſt eine große Dummheit, welche viele andere nach ſich zieht, die daher mit großer Sorgfalt von klugen Leuten vermieden wird. In der Beziehung ſind Leute ſelten klüger als die Inſaſſen in obrigkeitlichen Büreaus, ihr öffentlicher Tag dauert Sommer und Winter in der beſten Jahreszeit ſechs Stunden, oft aber auch nur viere, und oft geht, wie um Lappland herum, die Sonne gar nicht auf. Die Frau Käsherrin hatte keine Ahnung, daß die Einquartierung ſo früh einrücken werde, hatte daher auf ſo früh ſich gar nicht eingerichtet. Man kennt den Appetit aller Derer, welche bei ſolchen Anläſſen beim Fuhrwerk ſind. Um billig zu ſein, werden doch kaum je Käsfuhrleute die Verſorgungskraft Derjenigen erreichen, welche an den Holzfuhren Theil nehmen. Dieſe übertreffen die Römer noch bei Weitem. Bekanntlich ſchluckten die Römer, um den Appetit zu reizen, ſtatt wie unſere Herren ein Extre, ein Brechmittel, welches zugleich auch Platz im Magen machte. Es giebt Leute, welche an ſolchen Fuhrungen ſieben Mal gerben und immer wieder mit Appetit und neuem Platz im Magen ſich an Eſſen und Trinken ſetzen. Wenn man was weiß, kann man ſich danach einrichten. Man beobachtet drei Dinge: in Beziehung auf den Stoff giebt man ſolchen, der Platz im Magen verſchlägt, und giebt ihn ſo, daß man daran kauen muß, und nicht zu räß; zu ſalzig, gar zu durſtig begehrt man die Leute nicht in Privathäuſern, denn man weiß wohl, daß ſie bei ſolchen Anläſſen gegen den Durſt kein Waſſer brauchen. Ausgewaſchenes Sauerkraut und Fleiſch von einer ehrwürdigen Kuh, welche 17 Jahre zu Berg gegangen, drei Jahre im Rauch gehangen, jetzt drei Tage im Waſſer gelegen, das ſind währſchafte Stoffe, ungeheuer dienlich, daran die Zeit zu verbrauchen, den Magen zu füllen, und zwar wohlfeil. Von den Beigaben wollen wir nicht reden, ſie werden bald ſo bald anders, aber alleweil mit Vorſicht und zweckdienlich ausgewählt. Das Ding braucht aber gute Weile zum Kochen, und wär's auch gekocht, was ſoll, um der Liebe willen, man mit ſolchen Leuten bis gen Abend, denn früher gehen ſie doch nicht fort, anfangen, wenn man ſie ſchon um Zehne zum Eſſen riefe, oder gar ſchon um Neune? Die Vehfreudiger mußten alſo warten, herumſitzen, tubacken, gähnen, ſchlafen, an die Uhr ſehen, ſeufzen: „Das geht doch verflucht lang, das iſt der langweiligſte Ort, wo es giebt auf der Welt!“ Eglihannes entrann Leiden und Buße, er war der Bevorzugte. Er hätte hier Etwas zu verrichten, hatte er geſagt, und fragte nach einem Hauſe. Er wolle es ihm zeigen, hatte der Käsherr geſagt, und war mit ihm gegangen. Eine Ewigkeit gings, ehe ſie wieder kamen, ihren Geſichtern nach hatten ſie jedoch dieſe Ewigkeit ſicherlich kurzweilig zugebracht. Ach, was ſo ein Morgen ſich hinziehen kann, wenn man nicht weiß, was damit anfangen und Etwas erwartet, welches nicht kommen will! Ach, was wird das für ein Warten geben einmal in der Ewigkeit, auf die Gnade Gottes, die man hier hätte haben können, und ſie ſo gering geſchätzt und von der Hand geſtoßen. Endlich kam der willkommene Ruf: „Ihr ſöllit cho eſſe!“ Wiederholt brauchte er diesmal nicht zu werden; auch das Händewaſchen ſäumte nicht, die waren alle längſt gewaſchen, ſo gleichſam in Vorrath. Wir wollen das Mittageſſen nicht beſchreiben, ſondern blos ſagen, daß es die Erwartungen unſerer Mannſchaft durchaus nicht befriedigte. Die hatte ſich, der Kukuk weiß, was für Vorſtellungen davon gemacht, daß ein Hochzeitmahl nur ein Bettlerfreſſen dagegen ſei, Paſteten erwartet und Tatern, Schinken und Braten, weißen und rothen Wein, ſüßen Thee und angemachten Wein mit geröſtetem Brot, ganze Lagerfäſſer voll, und als Deſſert, um zu verdauen, eine tapfere Käsſuppe und ſchwarzen Kaffee. Nun aber war von Deſſert keine Rede, ebenſowenig von Braten und Tatern, der Wein ſauer und das Einſchenken eben nicht fleißig, ſie kamen auf den Punkt, wo es ſie dünkte, ſie nehmten noch mehr und beſſern. Der kam aber nicht, und der Tag war noch lange nicht verbraucht, da machten ſie ſich hinaus, unter dem Vorwande, nach den Roſſen zu ſehen, Einer nach dem Andern, und lieferten den Beweis, daß in vielen Köpfen doch zuweilen auch nur ein Sinn wohnen kann, ſie fanden ſich nach und nach Alle im Wirthshauſe ein und ohne Abrede. Darob hatten ſie große Freude. Wenn wieder ein Neuer eintrat und verwundert die Kameraden mit Nachbeſſern beſchäftigt ſah, erſcholl ein laut Gelächter, man brachte es ihm, rührte immer wieder auf Grund und Urſache ihres Hierſeins. Es waren ſouveräne Leute, fragten hier Niemanden viel nach, am allerwenigſten dem Käsherrn, kümmerten ſich daher nicht darum, vernehme derſelbe ihre Reden oder vernehme er ſie nicht. Sie zehrten das Mittageſſen z'weg, noch viel ärger, als ein Bleicher ſein Tuch, von der Suppe weg bis hintenaus pfefferten ſie Alles mit Vehfreudiger Witz, daß dem Teufel ſelbſt ein tödtlich Nieſen angekommen wäre, wenn er hätte an dieſer gewürzten Mahlzeit ſitzen ſollen. Sie zählten her, was Alles in der Suppe gekochet worden, kannten die Lebensgeſchichte der Thiere, deren Fleiſch ſie gegeſſen, und Alles, was nach deren Tode das Fleiſch erlebt. Wußten von welchen Bäumen die Apfelſchnitze gekommen, wie ſie gedörrt, und mit welchem Fett das Sauerkraut gekocht worden. Und waren ſie mit dem Eſſen fertig, zogen ſie den Wein z'weg, daß es Einem graulicht ward, man den Mund voll Eſſig und Galle zu haben glaubte. Und war man mit Dieſem fertig, kamen die Leute, welche man geſehen an Tanz, der Herr und die Frau, Kinder und Dienſten, und ein guter Fetzen blieb an Keinem. Sie trieben das Ausführen mit wahrer Bürgerluſt in's Aſchgraue, machten G'ſundheit bei jedem neuen Witze, geriethen in ausgelaſſene Fröhlichkeit, konnten mit Nachbeſſern gar nicht fertig werden. Da erſchien der Eglihannes unter der Thüre, der beim Herrn geblieben und mit ihm Ideen getauſcht, d. h. politiſirt hatte, d. h. wenn Einer geſagt hatte, das ſind donners Schelme, Ariſtokraten und Jeſuiten, ſo hatte der Andere geſagt, die donners Schelmen muß man henken. Sagte dann der Andere, das iſt ein Rechter, ein Volksfreund und meint's gut, ſo antwortete der Erſte, warum gheit man nicht die jetzige Donnere abe u thut ſellig a Plazg? Dann erzählte Jeder von ihnen, was er am Vaterland gethan und für daſſelbe ausgeſtanden habe, und wie man es ihm mache. Das Wüſteſte könne man austrappen, dafür ſei man gut genug, den Deſſert fräßen Leute, welche um's Vaterland willen keinen Schuh naß gemacht. Ach Gott! wenn ſie ſo politiſirten, in welche Begeiſterung kamen, und wie tief in tiefe Gedanken geriethen ſie! So kam's, daß Eglihannes ſeine Kameraden lange ganz vergaß und lange keinen finden konnte, denn daß ſie auf die Mahlzeit hin in's Wirthshaus gegangen, fiel ihm lange nicht bei. Eglihannes hatte das ſehr ungern, um ſeines Freundes willen, und als er die anzüglichen Reden hörte, ward ihm katzangſt, denn er kannte die nahe Verwandtſchaft des Wirthes mit ſeinem Freunde, und wußte, daß ſicher kein Wort verloren ging. Er weigerte ſich erſt lange, in die Stube hinein zu treten, hieß ſie kommen und anſpannen, es ſei ſchon ſpät, ſie kämen längſt nicht mehr Tags heim. Indeſſen mußte er doch hinein. Man brachte es ihm, ſagte, er werde nicht zu vornehm ſein, Beſcheid zu thun, er hätte doch auch ſchon mit Mindern getrunken, als ſie ſeien, er ſolle hier nur nicht den Vornehmen ſpielen und ſich ihrer ſchämen, ſonſt könnte man z'Sach umkehren, ſo daß er hinein mußte, wenn er im Frieden wegkommen, nicht das ganze Wetter auf ſich ziehen wollte. Er wurde gefragt, ob dieſer Wein nicht beſſer ſei, als der, welchen ſie über Mittag gehabt, der habe geſchmeckt, als hätte man Güllewaſſer über Bocksbart angerichtet und Käsſchabete darein gerührt u. ſ. w. Eglihannes wollte abbrechen, ablenken, aber ſo wie er es verſuchte, kam Alles gegen ihn zu, und ſo lieb hatte er ſeinen Freund doch nicht, daß er hier für ihn auf die Schandbank ſich geſetzt hätte. Er wußte ſich nicht anders zu helfen, als wieder mit der Uhr in der Hand vom Anſpannen zu reden und vorzuſchlagen, er wolle gehen, ſehen, was die Roſſe machten, ſie ſchirren laſſen, in einer Viertelſtunde ſollten ſie nachkommen zum Anſpannen. So kam er los und ging. Als geſchirrt war, ließ er G'ſtabi und Pigger anſpannen, und als die Viertelſtunde um war, dachte er, das Beſte ſei, er mache es, wie die Andern es ihm auch gemacht, und warte ihnen nicht. Es möge noch gehen, was wolle, ſo ſei er nicht dabei, käme ungeſchlagen d'raus und könne fahren wie er wolle.

Als die Andern endlich nachkamen, hieß es, der Herr ſei ſchon lange fort. Dem wollten ſie ſchon noch nachkommen, ſagten ſie, der könne wieder hintendrein wie dieſen Morgen. Sie waren brav angetrunken, in dem Grade, wo man wild wird, zu allen Streichen recht, und mit dem Teufel tanzen möchte, wenn man ihn nur kriegen könnte. Die Roſſe waren auch wild, und unter denſelben einige Mähren, welche ihr Lebtag nie ſo weit von Hauſe geweſen, die zog mit Macht das Heimweh heim. Das war ein ſchöner, wilder Zug: ſechs vierſpännige Wagen hintereinander, die Fuhrleute in denſelben, die wilden Roſſe meiſt nur an einem einfachen Leitſeil lenkend und Alles in ſcharfem Trabe fahrend. Wer mit einem Fuhrwerk ihnen entgegenkam, der hatte Urſache zu beten, denn es war gute Ausſicht vorhanden, man werde das nächſte Mal in der Ewigkeit erwachen. Und war das wilde Heer vorüber und man lebte noch mit ganzen Gliedern und aufrechtſtehendem Fuhrwerk, ſo konnte man billig Gott danken für ſeine Gnade und Güte, die Einem Leben und Glieder bewahrt, beſchützt mit der gleichen Hand, mit welcher er die Männer im feurigen Ofen gerettet. Ammanns Felix fuhr voran, und zwar munter, aber den Eglihannes holte er nicht ein, ehe ſie durſtig wurden. Wenn der Wein bei den Vätern ſich ſetzt, warum ſollte er ſich nicht auch bei den Jungen ſetzen und des Zufüllens bedürfen? Sie hielten alſo ſämmtlich bei einem Wirthshauſe an, banden ihre Roſſe z'weg, daß ſie nicht davonlaufen konnten, machten ſich geſchwind hinter einige Maaß, ſäumten aber wirklich nicht lange, denn ſie vernahmen, daß Pigger und G'ſtabi dieſen Augenblick erſt abgefahren. Eglihannes hatte hier ebenfalls zugefüllt und nachgebeſſert. Als ſie wieder z'weg machten zur Abreiſe, waren nur fünf Wagen da, der ſechſte und hinterſte fehlte. Sie fluchten erſt mörderlich, derſelbe ſei geſtohlen worden, man ſolle ihn zur Stelle ſchaffen, oder das ganze Dorf müſſe erleſen ſein. Da gab Jemand Auskunft, daß ein Wagen mit vier Roſſen ſpäter als die fünf andern durch das Dorf gefahren ſei ohne anzuhalten. Nun fluchten ſie über den Fuhrmann, der begreiflich auch fehlte, der werde zu geizig geweſen ſein, um anzuhalten, der ſolle es aber erfahren, was das heiße, die Andern im Stiche laſſen. Felix war noch nicht lange gefahren, ſo prallten ſeine Vorroſſe ſeitwärts, der Wagen ſtand, trotz Brüllen und Schlagen brachte er die Roſſe nicht vorwärts, riskirte ein Unglück. Fluchend über den Gaul vom Nägelibodenbauer, der an dieſer Stätigkeit ſchuld ſein ſollte, ſprang Felix ab, auf die Roſſe ein; da fand er quer über den Weg vier Roſſe ſtehen und einen umgeſtürzten Wagen, den er in der eingebrochenen Dunkelheit nicht geachtet, obgleich er ihn wohl noch hätte ſehen können. Natürlich gab es einen allgemeinen Halt, und ſämmtliche Mannſchaft eilte zur Stelle. Es war der ſechſte Wagen und unter demſelben im Stroh ſchlief ſelig der Fuhrmann. Derſelbe hatte nämlich ſchon vor dem Einkehren geſchlafen, eine mit dem Heimweh behaftete Mähre hatte nicht halten wollen, ſondern war ſtillſchweigend und unbeachtet vorbeigefahren. Einige hundert Schritte weiter war den andern Roſſen die Stille doch unheimlich vorgekommen, es kam ihnen in's Gewiſſen, die übrigen Züge ſo ſchnöde zu verlaſſen. Vielleicht fühlten ſie auch den Mangel an Leitung und die Gefährlichkeit einer ſolchen Fuhre, hatten in dieſem Falle mehr Verſtand gehabt, als eine Menge von Menſchen, als Maſſen und Völker. Kurz, ſie wollten umkehren, verſtanden es aber nicht wohl und leerten den Wagen um, denn für's Umkehren mangelt es apart viel Verſtand. Der Fuhrmann aber ſchlief ſo ſelig, daß er nicht erwachte, vom Umkehren des Wagens nichts merkte, ſondern ruhig fortſchlief. Das Aufſtellen des Wagens wurde den luſtigen Geſellen drei Mal ſo ſchwer, als es ihnen am Morgen geweſen wäre, denn die Kräfte wollten ſich nicht einigen: ſchob Einer rechts, ſchob der Andere links, hob Einer, drückte der Andere nieder. Indeſſen, unter Fluchen und Lachen gelang es endlich doch, den Wagen auf ſeine vier Beine zu ſtellen und den glücklichen Fuhrmann zu wecken, der den ganzen Vorgang erſt ſpäter zu begreifen im Stande war, jetzt immer behaupten wollte, die Andern hätten ihn überfahren. Das hatte aufgehalten; den Verzug einzubringen, fuhr Felix um ſo ſchärfer, merkte endlich, daß Etwas vor ihm fahre, erkannte bei ſcharfem Hinſehen den Eglihannes, der ſein Geſpann in die möglichſte Schnelligkeit verſetzt hatte, die Mitte des Weges hielt, keine Miene zum Ausweichen machte. Dem wolle er es zeigen, dachte Felix, mache er nicht Platz, ſo könne er es erfahren, wie ein ſchwerer Wagen mit ſeinem alten Karren fahre.

Der Weg lief zwiſchen Zäunen durch, welche die Dunkelheit auf der Straße vermehrten. Felix ſtand im Wagen, regierte ſein wildes Geſpann mit dem einfachen Leitſeil, jagte mit zornigen Peitſchenſchlägen die Roſſe in den engen Raum zwiſchen Zaun und Eglihanneſe Wagen. Derſelbe jagte ebenfalls aus Leibeskräften ſeine Thiere, hielt ſtarrköpfig die Mitte der Straße, wollte nicht der ſein, der ſich vorfahren ließ. Man mußte ein Schreiber ſein, um mit Pigger und G'ſtabi Ammanns Felix trotzen und mit ſeinen wilden Roſſen in Kampf und Wettrennen ſich einlaſſen zu wollen. Wie ein Keil in's Holz ſprengten die Roſſe in die enge Gaſſe, riſſen den ſchweren Wagen nach. Deſſen vordere Räder faßten die hintern Räder von Eglihanneſe Fuhrwerk. Felix peitſchte, Eglihannes fluchte, die Wagen krachten, gar wehlich ſchrie es von den Roſſen her. Die hintern Fuhrleute erſchraken, ſchrieen: „Nit, Donner nit,“ ſprangen ab, aber was wollten ſie machen, ehe ſie dabei waren, lag die ganze Eglihanneſiſche Paſtete auf einem Haufen in der Straße. Felix hatte ſich in den Zaun verfahren, ſeine Roſſe wütheten und er nicht weniger. Den Andern war es angſt geworden, die Angſt hatte ſie nüchtern gemacht, ſie überſahen raſch den Schaden, legten Hand an, wo ſie ihn am beſten zu heben glaubten. Die Einen tappten nach Eglihannes, Einer ſuchte den G'ſtabi zu löſen, her vom Anprall überſchoſſen worden war und erbärmlich zappelte im Geſchirr, Zwei ſprangen zu Felix' Vorderroſſen, ſuchten ſich ihrer zu bemächtigen und abſeits zur Ruhe zu bringen. Das war ein ſchwer Stück Arbeit, denn ſchlagende Roſſe zu löſen, braucht Muth und Vorſicht, wenn man nicht Eins ausgewiſcht kriegen will. Endlich ging's, ſie wurden abgeſpannt, einzeln angebunden; nun ſollte mit den Deichſelroſſen das Gleiche geſchehen; da ſtolperte Einer, er wußte nicht über was. Er bückte ſich, kriegte ein Menſchengeſicht in die Hand, kalt und naß, daß er ſehr erſchrak, und ſchrie: „Da liegt Einer und iſt todt! aber nicht Eglihannes.“ „Nein! der liegt da wie ein Kalb und gerbt,“ rief ein Anderer. „Dem hat es nichts gethan, wenn er fertig iſt, iſt's ihm wohler als vorher.“ „Zünde doch Einer!“ rief es wieder. „Werft den Menſchen bei Seite über den Hag, könnten ſonſt mit ihm in Ungelegenheit kommen. Lebt er, ſo ſind wir weit, wenn er wieder zu ſich ſelbſten kommt; iſt er todt, ſo braucht Niemand zu wiſſen, wie es gegangen iſt.“ „Narr, meinſt, das käme Niemanden in Sinn, woher das wäre? Dann könnten wir ſehen, wie es uns ginge und was die Leute dazu ſagten, und auf dem Gewiſſen möchte ich es auch nicht haben;“ ward geantwortet. Ein zorniger Fluch nach Licht ſchnitt fernerem Gerede den Faden ab, und als das Licht kam, ſchrie Einer: „Iſt das nit Nägelibodenbures Änneli?“ Und es war Nägelibodenbauers Änneli, welches da blutend auf der Straße lag. Felix ſtand auch dabei, fragte blos wiederholt: „Iſt's todt oder lebt's noch?“ Todt ſei es noch nicht, hieß es, aber nicht bei ſich ſelbſten, wenn man Waſſer hätte, könnte man es vielleicht zu ſich ſelbſten bringen. Während man nach dieſem lief, fragte Felix, wo dä D — ſchelm ſei, ob lebendig oder todt, ſei der nicht todt, ſchlage er ihn todt, der Hund ſei an Allem ſchuld. Hätte er gethan wie üblich und bräuchlich, ſo wäre Alles nicht begegnet. Den Unglückmacher wolle er nicht länger vor Augen haben, der müſſe ihm einmal abweg, der Zorn tödte ihn ſonſt noch. Ehe man ihm einläßlich antwortete, kam Waſſer, es wurde damit gefochten, wie man ſagt, ſo gut man es verſtand, und ſtarr und ſteif vor Angſt und Bangen ſah Felix zu, keinen Finger hätte er rühren können, darum merkten die Andern auch nicht, wie ihm zu Muthe war. Es ging lange bis Änneli einen tiefen Athemzug that, bis es endlich die Augen aufſchlug. Aber in die Augen war das Bewußtſein noch nicht eingekehrt, verweint ſah es um ſich, wußte nicht, was das bedeuten ſolle. Da fiel ſein Auge auf ein Geſicht, welches durch den Schein der Laterne vollſtändig erleuchtet war. Auf dieſem Geſichte blieb ſein Auge. Plötzlich trat Leben in's Auge, Sprache auf die Zunge. „Was iſt, wo bin ich?“ fragte Änneli. Es ſei Etwas paſſirt, es wäre beſſer, es wäre nicht, hieß es, und die Fragen drängten ſich, wie es ihm ſei und ob es Etwas gebrochen? Denn Allen war das Herz voll Angſt, und Jeder hätte ein Schönes gegeben, wenn das nicht paſſirt wäre. Man hob es auf, ſtellte es auf die Beine, da fand ſich, daß kein Bein gebrochen ſei, kein Arm, aber übel gequetſcht war es von den Hufen der Roſſe, ob Rippen gebrochen ſeien, ſah man nicht, daneben war die eine Wange zerriſſen und einige Löcher im Kopfe bluteten ſtark. Es war übel genug gegangen, doch hätte es noch übler gehen können, die

Schäden wären heilbar, daran hielt man ſich als Troſt. Es ſei keine Sache ſo bös, es ſei noch etwas Gutes dabei, ſagte eine Weisheitsbüchſe. Hätten die Räder ſich nicht ineinander gehängt und ſich geſtellt, wäre Änneli noch unter die Wagen gekommen, hätte das Leben verlieren können, und was dann? Man wuſch das Mädchen, verband es ſo gut man konnte, machte ihm aus Stroh und dem übriggebliebenen Heu ein leidliches Lager z'weg und ward räthig, beim nächſten Arzt es gehörig verbinden zu laſſen. Da Felix' Wagen der nächſte war, ſo ward dort ohne weiteres Rathen das Lager gemacht, ohne daß es Felix wußte. Als das Mädchen zu ſich ſelbſten kam, freute er ſich innerlich, er athmete auf, es war ihm wie einer Champagnerflaſche, aus welcher der Zapfen ſpringt, die inwohnenden Geiſter entbunden werden. Aber das Blut, die Wunden, das Seufzen Änneli's ſchürten auf's Neue Felix' Zorn, er ſuchte ſeine Geißel, verſchwand in der Dunkelheit. Da erſcholl plötzlich auf der andern Seite der Straße ein wehliches Gebrülle, tönte immer wehlicher und ſchauderhafter. Natürlich glaubte man, Eglihannes werde vom Pigger oder G'ſtabi unſanft behandelt und mit etwelchen Tritten traktirt. Man ſprang ihm zu Hülfe, fand aber Pigger und G'ſtabi ganz ruhig, dagegen den Felix da, der den Eglihannes mit der Geißel gar erbärmlich gerbte und eben mit dem Geißelſtecken nachzubeſſern begann, was ihm die Geißel zu wenig verrichtet. Sie hatten Mühe, dem Traktement ein Ende zu machen. Felix ſagte, er hätte es längſt verdient, und laſſe man ihn jetzt nicht machen, ſo fahre er ein andermal fort, darauf ſollten ſie zählen. Der Hund müſſe einmal vollſtändig ausfreſſen, was er ſeit Langem angerichtet. Je eher man einen ſolchen Hund dem Schinder in die Hand liefere, deſto beſſer gehe es allen Leuten. Während dieſen Verhandlungen ſetzte er das Hauen fort, bis man ihm endlich die Geißel hielt. „He, meinethalben," ſagte er und ließ die Geißel fahren; „wirſt jetzt wohl durſtig ſein," ergriff ihn und ſchmiß ihn in den Bach, der auf dieſer Seite dem Zaune nach floß.

Nun ging Felix befriedigt zu ſeinem Wagen und die Andern konnten zuſehen, wie ſie den ſeltſamen Hecht aus dem Waſſer brachten, den Zorn und Waſſer in neue Wehen brachten, es ihm unmöglich machten, ſeine Wuth anders als mit einzelnen Flüchen zu bezeigen. Ob Felix mit der getroffenen Einrichtung zufrieden war, wiſſen wir nicht. Er ſagte nichts, als es ſolle Einer zum Meitſchi auf den Wagen, er traue den Roſſen nicht, wolle nebenbei gehen, es ſei ihm lieber, es gebe nicht noch einmal Etwas. Auch ſollten ſie dafür ſorgen, daß Eglihannes nicht etwa vorfahren wolle, der habe Unglück genug angerichtet. Komme er ihm aber nach, ſo könnten ſie ſehen, was es gebe, und daran wolle er wiederum nicht ſchuld ſein. So fuhr Felix voraus dem Arzte zu, und wartete nicht, bis dem Eglihannes ſein zerriſſener, umgeſtürzter Wagen wieder zuſammengeplätzet und aufgeſtellt war. Wie es Änneli war auf Felix' Wagen, wiſſen wir nicht, ſo viel können wir blos ſagen, es wimmerte und weberte nicht, auf alle Fragen antwortete es, es wolle nicht klagen, ſondern Gott danken, daß es nicht ſchlimmer gegangen, ſie ſollten ſich nicht kümmern ſeinetwegen, es werde ſchon wieder beſſern. Es ſagte, die Großmutter ſei geſtorben, man habe ihns geſchickt, anzuſagen und zur Leiche zu bitten. Müde vom Wachen und langen Laufen, ſei es faſt während dem Gehen eingeſchlafen. So habe es die Wagen hinter ſich kaum gehört, und als der Lärm ihm am Rücken geweſen, habe es ſehen wollen, was es ſei, und ſich umgekehrt ſtatt zu fliehen; wenn es das gethan hätte, wäre es nicht unter die Roſſe gekommen. So könne es Niemanden ſeinen Unfall zur Laſt legen, ſondern ſei ſelbſt ſchuld daran. Wenn man erſchrocken ſei und halb im Schlafe, ſo komme Einem das Rechte nicht in Sinn. So ſprach das verwundete und ſicher ſehr leidende Änneli und machte damit Felix, der horchend nebenbeiging, erſt recht zornig. Um ſo zu reden, müſſe man ein dummes Weibervolk ſein, dachte er; nicht zu wiſſen, wer ſchuld ſei, und z'Sach ſelber uf e Buckel welle z'näh. Aber das ſolle dem Hund nichts nützen, es ſeien noch Andere dabei geweſen, die wüßten, wie es gegangen und an wen man ſich zu halten. Und wie dieſe Gedanken in die Seele, ſchoß ihm der Zorn in die Arme, daß, wie ein Donnerſchlag aus heiterm Himmel, ein gewaltiger Peitſchenſchlag auf die Roſſe niederfuhr. Dieſe ſprangen hoch auf, der Wagen erhielt einen gewaltigen Ruck, laut ſchrie Änneli. Wegen ihrem verfluchten Wüſtthun erhielten die Roſſe gewaltige Schläge. Änneli ſchrie wieder und Felix polterte laut, ob dem Hund ſeien ſeine Roſſe erwildet, er könne nichts mit ihnen machen; aber wenn er es dem Hund nicht eintreibe, daß er ſieben Jahre hintereinander Tag und Nacht nach Gott ſchreie, ſo wolle er ſeinen ehrlichen Namen an eine räudige Sau tauſchen. Endlich kamen ſie in's Dorf zum Doctor, fanden ihn auch zu Hauſe, ſintemalen er nicht zu Denen gehörte, welche meinen, ſie ſeien Abends nur im Wirthshauſe ſchön. Als man Änneli vom Wagen hob, machte es wieder Entſchuldigungen, daß man ſeinetwegen ſo Mühe habe, und wie leid es ihm ſei, daß ſie ſeinetwegen ſo verſäumt würden. „Schweig doch," ſchnauzte Felix, „mit dem dummen Gedampe, ich mag's nicht hören, man weiß ja, wie es gegangen!" Änneli ſchnitt dieſe rauhe Rede tief in's Herz, ihre Bedeutung begriff es natürlich nicht, mußte ſie als ein Zeugniß des Unmuths von Felix nehmen, es wußte nichts Anderes zu ſagen, als: „Zürn' doch recht nüt, es wäre mir gruſam leid, wenn ich dich ſollte böſe gemacht haben." „Das iſt g'ſtürmt," ſagte Felix, „aber wart' der nur, dem Donner treib' ich es ein!" „Wem?" fragte der Doctor. „He, wem, als dem Herrenhund, dem Eglihannes!" ſagte Felix und erzählte, während der Arzt unterſuchte und verband, eine ſchreckliche Geſchichte von Eglihannes und ſeiner ſündhaften Schuld, daß Einem die Haare zu Berg ſtanden, Eglihannes ſchwärzer als der Teufel, die Andern ſchöner als die Engel wurden — von Änneli kam nichts darin vor. Dieſe Erzählung von Felix wurde von allen Andern ihren Erzählungen zu Grunde gelegt, wurde von allen Andern als mit der Wahrheit zuſammenfallend, wie zwei Dreiecke mit zwei gleichen Seiten, bezeugt und beſtätigt. Begreiflich ließ Eglihannes dieſes ſich nicht ſtillſchweigend gefallen, er begehrte ſchrecklich auf und proteſtirte dagegen, und zwar noch ſelben Abend in dem Wirthshauſe, wo Änneli verbunden wurde und die Andern auch anhielten, um gleich zu hören, was der Arzt ſage. Aber das war Alles umſonſt, kein Menſch glaubte ihm, ſondern dem Felix und allen Andern. Die würden es wohl wiſſen, hieß es allgemein, und was ſo Einem zu glauben ſei wie dem Eglihannes, der als Volksfreund an die Regierung gekommen, und doch Keiner das Volk mehr geſchunden und verſauet habe, als gerade er, und noch jetzt alle Tage den Hals voll lüge und alle Leute anſchmiere.

Das mußte Eglihannes ſich gefallen laſſen, mochte er aus der Haut fahren, ſo oft er wollte, und alle Wände auf, ſo hoch er konnte, es half ihm Alles nichts. Es war halt eine natürliche Folge ſeines Lebens, es gehörte dieſer Unglaube an ihn ſo gut zu ihm, wie zum Fuchs der Schwanz. So Etwas begreifen jedoch die Kinder dieſer Zeit und namentlich geweſene Schulmeiſter nicht. Was aber dabei das Merkwürdigſte iſt, Felix und ſeine Kameraden waren ſo von der Wahrhaftigkeit ihrer Darſtellung überzeugt, daß ſie mit einem Eide dazu geſtanden wären. So kann es gehen in der Welt, beſonders wenn die Menſchen bei einem Erlebniß halb betrunken waren. Zwiſchen Felix und dem Eglihannes wäre es beinahe zu einer neuen Paukerei gekommen, wenn nicht der Arzt vermittelnd eingeſchritten wäre mit der Bemerkung: wenn Felix nicht alsbald mit dem Mädchen heimfahre, ſo könnte es mit demſelben ung'ſinnet übel gehen; wenn man ſchon jetzt nichts Lebensgefährliches ſehe, ſo könnte es ſich ſpäter erzeigen, beſonders wenn es nicht bald an die Ruhe komme. Das wirkte, obgleich Felix für ſein Leben gern Eglihannes noch vaterländiſcher geprügelt hätte als vorher, und zwar, wie er glaubte, auf die alte Rechnung. Eglihannes hatte ihm nämlich gedroht, er habe ihn jetzt endlich einmal; was ihm ſchon längſt gedroht worden, das müſſe jetzt einmal ſein, er müſſe ihm zum Lande hinaus. Gleich morgens gehe er zum Richter, zeige ſeine Wunden (er hatte beim Zuſammenfahren und Umſchlagen einige Quetſchungen und von Felix' Geiſſel einige Striemen) und mache ihm den Marſch wie es ſich gehöre. Er ſei jetzt einmal an den Rechten gekommen, wo Felix mit dem Gelde nichts zwingen ſolle. Felix dachte, Etwas könnte an der Sache ſein, denn wenn Eglihannes an's Procediren komme, ſo ſei er ein U'täfel und habe ſchon manchen Menſchen unglücklich gemacht. Nun ſei es doch nicht recht, wegen ſo Wenigem unglücklich werden zu müſſen, am beſten ſei es, er ſchlage ihn gleich ab, daß es eine Art habe, und derſelbe morgen wenigſtens das Maul aufzuthun vergeſſe. Nun ließ man ihn nicht machen, und das reuet ihn bis auf den heutigen Tag, obgleich Eglihannes mit ihm nicht richterlich wurde, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er ſich betrank, daß er bewußtlos nach Hauſe getragen wurde und am folgenden Tag ihm erklärt war, wenn er eine Klage ausſpiele, führe man den Beweis, er ſei katzvoll geweſen, daß er nicht einmal mehr hätte Babi ſagen können, geſchweige denn gewußt habe, was mit ihm vorgehe. So mußte der arme Mann unſchuldig leiden!

Als Felix im Nägeliboden vorfuhr, war es ſchon ſehr ſpät, die Leute im Bette. „Hörſt?" ſagte Bethi zu Sepp und ſtieß ihn mit dem Ellbogen. „Ammanns Felix wird den Braunen abſpannen wollen; wenn er Verſtand hätte, ſo hätte er ihn mit ſeinen Roſſen nach Hauſe genommen und dort gefüttert, es wäre in Einem zugegangen, vom Hofe hätte der Braune den Ammann in einer Nacht nicht gefreſſen. Jetzt kannſt auf und füttern — das iſt ein Verſtand!" Da klopfte es hart am Fenſter. „Komme, will erſt Licht machen und Hoſen anziehen!" rief Sepp häſſig. „Die Bäuerin ſoll auch kommen!" rief es draußen ängſtlich. „Ich!" rief Bethi erſchrocken; „mein Gott, was iſt's?" ſprang auf, machte Licht und ſchickte damit den Sepp voran, während ſie das G'loſchli anzog, ein Halstuch über die Nachtkappe band und nach den Schuhen tappte, denn auf alle Fragen: „Was iſt's? Was hat's gegeben?" erhielt man keine Antwort. Der Rufende hatte ſich alsbald entfernt. „Mein Gott! mein Gott!" ſagte Bethi und wußte nicht warum, trieb ſich mit den Schuhen herum und konnte ſie doch nicht an die Füße bringen. Als es endlich unter die Hausthüre kam, trug ihm Sepp eine Perſon entgegen; er hatte ſie auf den Armen, ſie ließ alle Glieder hängen, accurat als ob ſie todt ſei. „Herr Jeſes, du mein Gott!" ſagte Bethi, und um zu wiſſen, wer es ſei, zündete es alsbald nach dem Angeſicht. „Änneli! mein Gott, Änneli!" ſchrie Bethi auf, leichenblaß. „Iſt's todt?" „Nein," hieß es; „es iſt Alles z'weg, ume es bitzli g'ſchmuecht (ohnmächtig) iſt's ihm worde, d'rnebe het's no e Plätz ab oder zwe. Bethi hielt ſich nicht mit Fragen auf, es ging raſch voran, denn vor ihm ſtand alsbald das Nothwendige. Es werde ſchon zu ſich ſelbſten kommen, ſagte der begleitende Mann, wenn es einmal an der Ruhe ſei. Verbunden ſei es, und morgen werde der Doctor kommen und nachſehen. Der Eglihannes habe es überfahren und wolle es jetzt nicht einmal glauben, ſo ſchlecht ſei der Lumpenhund. Als Sepp hinausging, um Felix den Braunen abzunehmen, war Felix ſammt dem Braunen ſchon davongefahren — ſo kann man dem Menſchen unrecht thun!

Voll Angſt und doch beſonnen und mit allem Geſchicke waltete Bethi um die Schweſter, die ihm wie vom Himmel her in's Haus fiel. Es konnte nicht begreifen, warum ſie kam, wenn nicht die Großmutter geſtorben; aber wie das jetzt vernehmen zu rechter Zeit, wenn Änneli nicht bald erwachte? Und wenn es nicht wieder erwachen ſollte, wenn es ſich etwa innerlich verblutet? Bethi fühlte, daß ihm ein Stück ſeines Herzens mit Tod abginge. Lange blieb ihm dieſe Angſt, bald war all ſeine Kunſt, all ſeine Hausmittel erſchöpft, und Änneli gab noch kein Lebenszeichen. Endlich kehrte die Empfindung zurück, endlich ſchlug es die Augen auf, aber lange noch ging es, bis es zum Bewußtſein kam, bis es wußte, wo es war. Bethi's Freude war unendlich, doch brach ſie ſo wenig aus als früher die andern, ſie loderte blos in den Augen, ſie ward blos laut in den ſüßen Tönen, in welchen es die gewöhnlichſten Sachen fragte oder ſagte. Änneli war ganz erſtaunt, als es endlich ſeine Schweſter erkannte, wollte aber lange nicht glauben, daß es in der Vehfreude ſei, und noch viel länger ging's, ehe es ſich entſann, wie es hieher gekommen und warum? Endlich konnte es berichten, erzählen, wie es unter die Roſſe gekommen, und zwar weil es nicht ſchnell genug ausgewichen, ſondern erſtaunt, vor Angſt im Wege ſtehen geblieben, wo man es in der Dunkelheit nicht geſehen. Schuld habe dabei ſicher Niemand anders, noch weniger hätte es Jemand mit Fleiß gethan. Als man ihns erkannt, habe man ihm alle Liebe erwieſen, es könne es nicht genug rühmen. Nur ſei ihm leid, daß Ammanns Felix ſeinetwegen den Eglihannes grauſam ergeiſelt; er möge wohl daneben ein Wüſter ſein, aber diesmal habe er keine Schuld. Das ſchien dem Kinde am meiſten weh zu thun, daß Jemand um ſeinetwillen unſchuldig leiden ſolle. Vergeblich tröſtete Sepp, es ſolle ſich deshalb nicht kümmern, es ſei nur Schade um das, was daneben gehe, und habe er es diesmal nicht verdient, ſo könne er es nehmen als Abſchlag für andere Male, wo ihm zehnmal mehr gehört hätte. Sepp mußte am Ende noch verſprechen, daß er es morgen den Andern ſage. Es habe es auch gethan, aber man habe ihm abgeputzt. Wer? ſagte Änneli nicht.

Felix hatte eine wilde, unruhige Nacht. Trinker war er nicht, aber bei Anläſſen hielt er es für ſeine Pflicht, mit den Andern zu ſaufen, und hätte es für eine Schande gehalten, wenn er nüchterner geblieben wäre als die Andern. So hatte er auch tapfer getrunken gehabt, und zum Wein kam nun der Zorn. Hätte er ſich ſo recht vaterländiſch ausprügeln können und wäre mit ſieben Löchern im Kopf ſo groß wie Hühnereier zu Bette gegangen, er hätte ſüß geſchlafen, als läge er auf Roſen und Schwanenfedern. Jetzt aber ſteckten ihm alle Prügel, welche er dem Eglihannes hatte geben wollen, noch im Leibe, ſtachen ihn wie Dornen, brannten ihn wie feurige Scheiter, ließen ihm keine Ruhe. Er mußte immer denken, z'Meitſchi hätte ſterben können, und einem ſolchen Schelmen ſollte man nichts thun dürfen, und doch verdiente der einen Gottslohn, der ihm von der Welt hälfe! Mehr als ein Mal fuhr er auf, und war drauf und dran, wenigſtens noch ein Zeichen zu thun, daß der Hund nicht meine, z'Sach ſei aus; dann dachte er wieder, morgen ſei auch noch ein Tag. So brachte Felix die Nacht zu wie in Feuer und Flammen, und war am Morgen ſchon früh im Stall, daß die Knechte ſich wunderten, daß er ſchon füre ſei. Der Nägelibodenbauer werde ſein Roß wohl brauchen heute, darum ſollten ſie preſſiren mit Füttern und es recht putzen, er wolle es wieder hinbringen, er hätte ohnehin mit ihm zu reden, ſagte Felix. Begreiflich hielt er vor den Knechten nicht hinter dem Berge, ſondern erzählte ihnen die geſtrige Tagesgeſchichte und alle Laſter und Sünden von Eglihannes, daß derſelbe ſchwärzer wurde als der Teufel und die Knechte ſagten: „Ume Geduld, der muß erfahren, wie lieb man ein ſolches Kalb hat!“ Felix hatte ſchon geſtern Freude gehabt an Nägelibodenbauers Braunen, heute ſchien er ihm noch ſchöner. „Den mußt du kaufen,“ ſagten die Knechte, „der und der Lahme geben das ſchönſte Paar Roſſe, die man ſehen wird, jeder Roßhändler zahlt dir dafür 60 Dublone und noch mehr. Wenn der in unſern Stall kommt, ſieh dann, wie ſchön der wird, er mag zuletzt den unſern noch, er iſt noch aufgeſetzter und ſchöner in den Ohren.“

Als Felix mit dem Roß in den Nägeliboden kam, traf er den Bauer in dem Stall. „Dachte,“ ſagte er, „ich wolle ihn dir bringen, vielleicht daß du ihn brauchen willſt und anſpannen kannſt, wann du willſt, er iſt g'füttert.“ „Und zwar beſſer als er es bei mir gehabt hätte,“ ſagte der Bauer, „er iſt ja rund wie ein Aal!“ „Es iſt ein ſchönes Thier,“ ſagte Felix, „und paaret exact zu unſerem; wenn wir ſie zuſammen verkauften, wir löſten manche Dublone mehr, als ſie einzeln gelten, das gäbe das ſtolzeſte Paar im Kanton, kein Landvogt hätte ein ſolches!“ „Mir wäre es anſtändig,“ ſagte Sepp, „denn das Geld kann Niemand beſſer brauchen als ich, und ein minder Roß thut es mir auch.“ „Ja, was ich ſagen wollte, haſt dem Eglihannes ſchon Manne geſchickt?“ fragte Felix. „Was? warum ſoll ich dem Manne ſchicken?“ ſagte der Bauer. „He, warum? Weil er deine Schweſter überfahren hat! Wie geht es ihr?“ fragte Felix. „Nicht am beſten, ſie hat grauſames Fieber und war die halbe Nacht verirret, wenn nur der Arzt bald käme! Aber als ſie geſtern zu ſich ſelbſten kam, ſagte ſie ſelbſt, der Eglihannes vermöge ſich bei der ganzen Sache nichts, ſie ſelbſt ſei ſchuld, und nicht zu rechter Zeit geflohen,“ bemerkte Sepp. „Warum nicht gar!“ ſagte Felix. „Was iſt ſich doch einem ſolchen Meitſchi zu achten, was es ſagt, und dazu war es ja noch von Sinnen! Ich war dabei und weiß, wie's ging! Der Schelm muß für Alles gut ſein, und wenn der Doctor kommt, ſo ſoll er dir ein Zeugniß machen und von uns ſollſt eins haben, wenn du willſt. Der Lumpenhund muß einmal wiſſen, was recht und unrecht iſt, mit was für Leuten er es zu thun hat! Der Hallunke muß lernen, was für ein Unterſchied iſt zwiſchen ehrbarer Burſame und verfluchten Schreiberpack!“ „Lue,“ ſagte Sepp, „das Procedire iſt mir z'wider, hab' weder Geld noch Sinn dafür, und wie ſoll ich ſahren, wenn z'Meitſchi ſagt, es ſei ſelbſt ſchuld und ſonſt Niemand!" „Was iſt ſich doch einem ſolchen Meitſchi z'achte, und noch dazu einem, welches von Sinnen geweſen?" fragte Felix. „Ja," ſagte Sepp, „das wäre wohl gut, aber die Sache iſt ſeine und nicht meine, wenn es zu einem Eid käme, müßte es ihn thun, nicht ich, und Eglihannes iſt nicht der, der z'Sach nicht bis zum Letzten treibt." „So wart' bis z'Meitſchi wieder bei ſich ſelbſten iſt, dann wird es ganz anders reden, zähl' darauf, drum fahr' zu, oder ich habe mein Lebtag nichts mehr auf dir, ſondern denke, es ſei ein Lumpenhund wie der andere, darum beiße der eine den andern nicht!" ſo deutſch ſprach Felix. Ehe Sepp eine zornige Antwort etwas modificirt hatte, trat der Arzt zwiſchen Beide und fragte nach dem Meitſchi. Sepp führte den Arzt in's Haus; Felix ging hintendrein, er wußte nicht warum. Änneli war nicht in der Kammer oben, ſondern im Stübli, wohin ſie es geſtern getragen; der Weg dazu führte durch die Wohnſtube. Sepp ſchritt voran, ihm nach der Arzt, Felix folgte ihm auf den Ferſen. Im ſauberm Bette lag Änneli, blaß, mit geſchloſſenen Augen. Felix meinte, es ſei todt, ballte die Fäuſte und Gnad' Gott dem Arzte, wenn er ſie gebrauchte. Der fühlte Änneli den Puls, hielt die Hand auf deſſen Stirne, ſchüttelte den Kopf, fühlte wieder am Pulſe, ſchüttelte wieder den Kopf. „Iſt's todt?" ſchnaubte Felix ihm über die Achſel. Da war's, als wenn der Ton ein Leben wäre und hinein in Änneli führe. Wie Morgenröthe an den Bergen glüht, fuhr es über ſein Geſicht, raſch hob es ſich, ſchlug die großen ſchönen Augen auf, der erſte Strahl derſelben fiel auf Felix. Da lächelte Änneli freundlich, die Augen ſchloſſen ſich wieder, es ſank zurück und blaß wie todt lag es da. „Iſt's geſtorben?" hauchte Felix. „Einmal jetzt noch nicht," ſagte der Arzt; „aber was werden will, kann ich noch nicht ſagen. Es wäre mir lieber, es hätte ein halbes Dutzend Brüche, als wie es jetzt iſt. Im Kopfe iſt es nicht richtig, und wie es ſonſt innerlich ausſieht, weiß ich eben auch nicht. Man muß in Gottes Namen der Sach' abwarten und Fieber und Entzündung wehren ſo gut möglich. Laßt das Meitſchi ruhen und ſtört es nicht, gebt mir Jemanden mit, will alsbald heim und Zeug rüſten."

„Könnt's ſterben?“ fragte Felix. „Warum nicht?“ ſagte der Arzt und ging raſch ab. Felix konnte faſt nicht fort, doch ging er endlich. Weinen und Wüthen lagen in ihm nebeneinander. Da begegnete ihm der im Dorfe ſtationirte Landjäger. Felix war ein Menſch, der ſogenannte Blitzgedanken hatte, ſchoß ihm einer derſelben durch den Kopf, ward er auch ohne Beſinnen zur That. „Du mußt den Eglihannes faſſen und in's Schloß führen,“ ſagte er zum Landjäger. „Dèr hat geſtern ein Mädchen überfahren, das ſterben wird, wenn es nicht ſchon geſtorben iſt; nimmt man den nicht gleich, macht er ſich mit dem Schelmen draus.“ „Das geht nicht ſo leicht,“ ſagte der Landjäger. „Erſt muß eine Anzeige gemacht werden, dann ein Befehl gegeben zur Citation, von Verhaftung wird da kaum die Rede ſein einſtweilen, beſonders wenn Eglihannes für den Schaden gut iſt. Das geht nicht mehr ſo wie unter den Landvögten, wo man den Erſten den Beſten wie nichts dir nichts einſteckt, wenn es dem Landvogt gefällt oder irgend einem Dorfmagnaten; jetzt iſt eine andere Ordnung!“ „Und was für eine!“ fuhr Felix zornig auf; „eine wo Schelmen und Spitzbuben obenauf ſind und ein Schelm dem andern durch die Finger ſieht, Mordbrenner Tagegeld bekommen und b'lohnt werden, wenn ſie ihre Baracken verbrennen, wo es iſt, wie wenn d'r Tüfel Junge g'ha hätt' und us ſyne Junge Landjäger g'macht für z'Schelme z'hüte und die rechte Lüt z'quäle!“ Das ſtieg nun dem Landjäger zu Haupt, der ſchön geſchnäuzt war auf die neue Mode, eine ſouveräne Verachtung hatte gegen alle ehrbaren, hablichen Leute, und in ſeiner Uniform einen Freibrief zu haben glaubte zu Betreibung jeglichen Laſters, und in dieſer Beziehung ſo verbrüdert war mit ſeinen Obern, daß er ſich auf das Sprüchwort: eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus, feſt verlaſſen konnte. So was nehme er nicht an, ſagte der Landjäger und drehte den Schnauz; am allerwenigſten von einem Ariſtokraten und Jeſuiten, und wenn er es ihm noch einmal ſage, ſo führe er ihn an einen Ort, wo er vergeſſe, ob der Mond rund oder viereckig ſei. „So, du verfluchtes Aas, biſt alſo mehr als ein Landvogt, den Eglihannes willſt nicht faſſen, mich aber wohl, dazu meinſt das Recht zu haben, du Jagdhund, was du biſt! Du Hallunk und Schelmenfreund, probir's, da nimm mich, wenn Du darfſt, möcht 'mal auch dabei ſein!“ ſagte Felix. Nun, der Landjäger nahm ihn nicht, ſondern ſagte: „Es preſſirt mir nicht, aber warte nur, du entrinnſt mir nicht!“ „Brauchſt deswegen keinen Kummer zu haben, deinetwegen verſetze ich keinen Schritt. Ich fürchte mich vor dir und jedem andern Lumpenhund nicht, und ſei er, wer er wolle. Man kennt die Brüllhunde und weiß, wie viel mit ihnen iſt; zähl' darauf, ehe der Gugger noch ein Mal ſchreit, wird auf einem andern Loche gepfiffen, dann giebt's wieder Löcher für dich und deines Gleichen, und ehrliche Leute werden nicht zu todt gefahren, beſtohlen und abgefaßt, wenn ſie es nicht leiden wollen. Und jetzt nimm mich, wenn du darfſt!“ ſagte Felix wieder. Der Landjäger hatte aber auch jetzt noch keine Luſt dazu, ſondern ging und brummelte: „Preſſirt mir nicht, entrinnſt mir doch nicht!“ Er gehörte auch zu der großen Familie, deren Glieder alle äußerſt gefährlich ſind, ſo lange man ſie fürchtet, die aber nichts ſind, ſobald man ihrer Frechheit einen feſten Muth entgegenſtellt. Sobald der Landjäger von Felix nicht mehr geſehen ward, ſchwenkte er um gegen Eglihanneſe Haus und ſtattete ihm Bericht ab über den Vorfall. Obſchon Eglihannes nicht mehr zum Regiment gehörte, ſo herrſchte doch noch eine innige Wahlverwandtſchaft zwiſchen ihm und einigen Gliedern deſſelben, namentlich mit dieſem Landjäger, mit dem er im Vertrauen lebte, faſt als wie mit einem Bruder. Eglihannes war eben erſt ſo recht ſtrub, ſturm und verquollen aus dem Bette gekrochen, als ihm ſein Freund dieſen Bericht brachte. Schwernoth, was der aufbegehrte! Angreifen wollte er auf der Stelle, und zwar auf zwei Seiten: der Landjäger ſollte anzeigen, er aber wollte Mannen ſchicken und zur Abrede auffordern. Der Landjäger war ganz anderer Meinung, der fand die Offenſive gefährlich, ſtimmte durchaus zur Defenſive. „Denn erſtlich,“ ſagte er, „was ſoll ich mit dem Anzeigen? Erſtlich haben die Herren abwechſelnd Schiß oder Sympathie, aber immerdar eins von beiden. Entweder heißt es: -Aber Landjäger, habt doch Verſtand, habt Ihr kein Herz im Leibe, ſeid Ihr ſo zu ſagen kein Menſch?! Donnerwetter! Der Mann hat aus Noth gefehlt, der iſt die beſte Seele von der Welt. Donnerwetter! Landjäger, wenn Ihr ſechs Kinder hättet und nichts zu eſſen, Donnerwetter, Landjäger! entweder betteln oder ſtehlen, oder was wollt Ihr anders? Himmelſakerment! Hört, Mann, das macht nicht mehr, ſonſt muß ich Euch ſtrafen, denn das Geſetz wär' da, das Herz mag ſagen, was es will, denn ich hab' ein Herz, Himmeldonnerwetter! Ich bin auch arm geweſen, ich weiß, wie es Einem iſt! Ich hab' einmal 77 Tage und 7 Stunden nichts zu eſſen gehabt und nicht einen Tropfen zu trinken; das war das Verfluchteſt, und doch habe ich nichts geſtohlen, nicht daß es mir im Auge wehgethan, wäre lieber crepirt! Aber das kann nicht Jeder! Und wohlverſtanden, ich hatte keine Familie, ja, das iſt ganz was Anderes. Hätte ich Familie gehabt, ja, weiß Gott, was ich gemacht; die armen Kindlein hätte ich nicht hungern laſſen, ich hätte gebettelt, und wenn man mir nicht gegeben, nun ſo dann, ſo hätte ich geſagt: gare à vous! Himmeldonnerwetter! Mann, Ihr könnt jetzt gehen, aber machet, daß Ihr mir nicht wieder unter die Finger kommt, dann muß ich, denn das Geſetz iſt da!« Und wenn der Mann abgetreten und mir einen Schnips unter die Naſe gemacht, fährt man mich an: »Landjäger,« heißt es, »wenn Ihr mir noch einmal einen ſolchen Mann bringt, ſo marſchirt Ihr drei Mal vierundzwanzig Stunden hinter, verſtanden! Wohl, Ihr ſollt mir noch lernen, was Gefühl iſt!« So heißt es bei den einen Anzeigen. Bei andern tönt es ganz anders. »Hört, Landjäger,« heißt es, »das kann nicht ſein, den Mann kenne ich, ich will mit dem Manne reden, das iſt Einer, mit dem Manne muß man anders umgehen als mit andern. Der hat eine Geſinnung, wollte Gott, es hätten ſie alle ſo. Aber da fehlts leider! und bei Euch auch, wie es ſcheint, ſonſt wüßtet Ihr den Unterſchied beſſer zu machen!« Oder es heißt: »Braucht doch Verſtand, der Mann hat Geld und großen Einfluß, den muß man ſchonen und nicht cujoniren. Wohl, der könnte eine Suppe anrichten, wolltet Ihr ſie ausfreſſen, Landjäger?« Dieſer Mann hatte zu Geld und Einfluß noch zwei ſchöne Töchter, begreift! Oder man zieht ein ſehr ernſtes Geſicht und ſagt: »J'Sach iſt wichtig, zählt darauf, das muß unterſucht ſein, und zwar gründſich. Es muß einmal denen Donnere gezeigt ſein, wer Meiſter iſt!– Und gehe ich zur vordern Thüre aus, läßt man die Andern zur hintern weg, vor mir ſind ſie daheim und lachen mich tapfer aus. Darum macht nichts aus der Sache, der Ammann iſt ein Mann von Einfluß und von hartem Holz, an einen ſolchen beißt nicht, wer ſchwache Zähne hat. Viel beſſer ſeid Ihr zweitens z'weg, wenn Ihr den Angriff erwartet, dann iſt das Beweiſen an ihnen.“ „Angriff, was Angriff, wenn man erſt überfahren, dann geprügelt wurde und endlich noch geſcholten! Ja wolle, die werden das Angreifen wohl laſſen, und würden froh ſein, wenn ich nichts ſagte!“ fuhr Eglihannes auf. „Das iſt curios,“ ſagte der Landjäger, „aber z'Sach wurde mir von verſchiedenen Seiten anders berichtet, ehe z'Ammanns Löhl den Lärm mit mir anfing.“ Da begehrte Eglihannes gar mörderiſch auf: Er wolle dem Schelmenpack 'mal zeigen, wer er ſei, und müßte das ganze Dorf d' Finger uſha (Eid ſchwören); die wolle er einthun, wie ein Säutreiber d' Färli in einen Färech. „Hannes, b'ſinn di, was d' machſt,“ ſagte ſeine Frau, die dazukam. „Du biſt geſtern wieder katzvoll heimgekommen, konnteſt nicht Babi ſagen; hätt' ich dir nicht geholfen, ſo wäreſt wie ein Hund vor der Thüre liegen geblieben. Du weißt nicht, was gegangen iſt.“ Das kam dem Landjäger ganz wahrſcheinlich vor, und noch mehr wahrſcheinlich, als Frau Eglihannes ihm noch ein zweites Glas Kirſchenwaſſer einſchenkte und mit den Augen dazu blinzelte. Eglihannes begehrte ſchrecklich auf, vermaß ſich hoch und theuer, daß er ſo nüchtern geweſen als wie ihre Katze und Punktum wiſſe, was gegangen, da ſolle ihn Niemand b'richten! Es wiſſe Niemand beſſer als er, was voll ſei und nicht voll. Aber er mochte fluchen wie er wollte, ſeine Frau ſtand nicht ab, und der Frau glaubte der Landjäger, und Beide dachten, es ſei am beſten, man rede ſo wenig als möglich von der Sache. Dreck ſei allweg am Stecken und Eglihannes daneben wohl bekannt, und was ſie dachten, blinkten ſie einander zu. Man kann denken, wie fuchswild Eglihannes wurde, beſonders als er das dritte Glas Kirſchenwaſſer im Leibe hatte. Er ſagte Beiden wüſt, ſagte, wenn er ſchon keinen Poſten habe, ſo habe er doch noch den Fuß im Hafen und Freunde bis obenaus. Er dürf's wohl probiren und Keiner beſſer, und wären es ſieben Ammann und ſiebenzehn Statthalter. Es nehme ihn Wunder, wie z'Sach lieg', und fort lief er. Der Landjäger ließ ihn gehen, und als er fort war, ſagte er zur Frau: „Brecht ihm ab, er richtet nichts aus, die Leute geigen alle auf einer Note und auf Niemanden ſoll er ſich verlaſſen. Für mit ihnen zu ſaufen u. ſ. w. iſt er ihnen wohl gut genug, aber da er ihnen nichts mehr helfen kann, werden ſie auch keinen Finger mehr rühren für ihn. Dumm ſind ſie nicht, nur zu den Aeſten tragen ſie Sorge, von denen ſie glauben, ſie könnten ſich an ihnen noch halten. An allen Anderen iſt ihnen teufelswenig gelegen." Man ſieht, ganz dumm war der Landjäger nicht, und bei Vertrauten noch ziemlich offen.

Eglihannes lief in's Dorf als wie eine Rakete, die am Platzen iſt. Wahrſcheinlich merkten dies die Leute, denn es wich ihm Jedermann aus von Ferne, er konnte Niemanden zum Stehen bringen. Eine Frau ſtand am Bach, klopfte auf einem Waſchbrett ein altes Hemd wenigſtens mürbe, wenn auch nicht rein, und hörte Eglihannes nicht kommen, bis er neben ihr abtrappete. Als ſie plötzlich ſich umwandte und Eglihannes neben ſich ſah, erſchrak ſie, denn er machte ein zornig Geſicht. „Nur ſachte," rief ſie, „und überrenne mich nicht! oder meinſt, es müſſe jetzt alle Tage Eine überſchoſſen und gemordet werden?" Das war neues Feuer in's Pulver, und Viel fehlte nicht, Beide wären handgemein geworden, denn mit dem Maul mochte Eglihannes von Ferne nicht nach. Die Frau war eine alte Wäſcherin aus der Stadt, und die haben bekanntlich Mäuler, welche, wenn es ihnen Ernſt iſt, den Rheinfall zum Schweigen bringen würden. Da er des Prügelns ſich doch ſchämte, während die Frau ihn feſten Fußes mit dem Hemd in der Hand erwartete, lief er mit einer Drohung, einer ſchrecklichen Anweiſung auf die Zukunft weiter. Hinter ihm her ſcholl der Hohn der Frau, die ihn und ſeinen Namen auf das Entſetzlichſte zerſetzte, ſo daß ein räudiger Hund ein Amor und eine Ehrenperſon neben ihm geweſen wäre. So abgefahren, lief er in brennendem Zorne zum Nägelibodenbauer, fuhr den gar grimmig an, was er für eine Ausſtreuung mache wegen dem Menſch, welches geſtorben ſein ſolle, und begehrte, daſſelbe mit eigenen Augen zu ſehen und zwar auf der Stelle. Man hätte diesmal nicht mit einem dummen Bauernlümmel zu thun, ſagte er. Selb ſei noch die Frage, antwortete der Nägelibodenbauer ziemlich gelaſſen. Allweg könne er jetzt nicht zu ſeiner Frauen Schweſter, der Arzt hätte es verboten. Selb wär' curios, ſagte Eglihannes. Er ſehe wohl, es ſei ein Schelm wie der andere, aber diesmal ſeien ſie am Unrechten, und hinein wolle er. „Setz ab," ſagte der Nägelibodenbauer, „hinein kommſt du nicht, und einſtweilen geht das dich gar nichts an, wie es mit dem Mädchen ſteht, ob es lebt oder todt iſt. Du biſt einſtweilen für nichts angeſucht worden. Wirſt du angegriffen, dann kannſt du ſehen, wie du dich wehrſt." „Das wär' curios, wenn das nicht angegriffen wäre, wenn man Einen durch den Landjäger will nehmen laſſen, und jetzt will ich wiſſen, wie die Sache iſt!" brüllte Eglihannes. Der Nägelibodenbauer konnte ſich weder verſprechen, noch erläutern, konnte in den ganzen Handel keine Vernunft bringen, konnte nichts Anderes als, um Änneli die nöthige Ruhe zu bewahren, dem zornigen Mann mit Gewalt und dem Hausrecht drohen, worauf er es nicht ankommen laſſen durfte, ſondern ſich endlich mit der Drohung entfernte, er wolle ihm Jemanden ſenden, der ihn lehre Fünfe zählen. Ein ſolch Schuldenbäuerlein müſſe erfahren, mit wem er es zu thun habe, das wolle er bald vor den Hag hinausgeſtellt haben. Er lief weiter, aber wie weit er lief, er fand Niemanden, der ihm Gehör, geſchweige denn Recht gab. Er fing allenthalben die geſtrige Geſchichte an, erhielt allenthalben die Antwort, es könne ſein und könne nicht ſein, man könne allweg nicht wiſſen; am liebſten ſei es ihnen, gar nichts davon zu hören, was ſie nicht beiße, begehrten ſie nicht zu kratzen. Eglihannes wollte dem Nägelibodenbauer ſogenannte Anſchicksmänner ſchicken, aber Niemand wollte ihm gehen. „Was hat er geſagt, oder gemacht, worüber ſoll er zur Rede geſtellt werden?" fragten die Angeſprochenen. Ja, da wußte der zornige Mann Nichts, denn was ihm der Landjäger geſagt, ging ja den Nägelibodenbauer nichts an, und Jemanden in's Haus oder nicht in's Haus zu laſſen, ſteht dem Hausvater frei, und giebt kein Recht zu gerichtlicher Anſprache. Ausgelacht und abgewieſen fuhr er endlich in ſeine Pinte wie ein Stier in einen Krieshaufen, und tobte da, daß es ſeiner Freundin ganz angſt wurde, es fange an, ihm im Kopfe zu fehlen. Indeſſen, trotz dem Allem war Eglihannes doch noch beſſer dran als Felix. Der Erſtere konnte ſeiner Stimmung freien Lauf laſſen, der Letztere nicht. Angſt und ein anderes Gefühl wechſelten ab in Felix wie das Fieber, wo es Einem bald heiß wird und bald kalt. Bald wallte die zornige Angſt ihm über alle Gedanken auf, er ſah Änneli ſterben, Eglihannes lachen, er ballte die Fäuſte und dachte: „Wart du nur, mit Lachen kommſt du mir nicht weg, einen Denkzettel ſollſt du kriegen für dein Lebtag.“ Dann ſah er Änneli's Augen, wie ſie auf ihm hafteten und wie es ihm lächelte, und wie es ſo ſeltſam erwacht war, gerade als er geredet, als ob es ſeine Stimme kennte. Dann ward es ihm ſo weich und warm im Gemüthe, er hätte weinen mögen, und doch war ihm ſo wohl dabei, wie einem Kranken an der Frühlingsſonne. Er konnte verſtaunen, daß es war, als hätte er weder Augen noch Ohren, daß er am hellen Tage auf breiter Straße an die Leute anlief, faſt unter die Pferde kam, weil er hinter ſich das Geraſſel der Fuhrwerke nicht hörte. Die Mutter kriegte große Angſt, als ſie den Zuſtand ihres Sohnes ſah. Sie ließ ihn nicht aus den Augen, lief ihm allenthalben mit den Fragen nach: „Felix, biſt krank? Felix, es fehlt dir, ſag' mir nur wo? denke, ich bin deine Mutter, mir kannſt's doch wohl ſagen, was dir fehlt?“ Aber Felix ſagte: „Es fehlt mir nichts, was ſollte mir fehlen?“ und wenn er die Mutter hinter ſich merkte, drückte er ſich bei Seite, ſie ſpielten ordentlich Jagis. Der Ammann war nicht zu Hauſe, kam erſt Abends wieder. Felix ſtarb faſt vor Ungeduld, hätte ſeine Haut ſattſam Loch gehabt, er wäre draus gefahren. Sobald der Vater kam, brachte Felix noch vor der Thür ſeine Klage an gegen Eglihannes und Landjäger, und meinte, der Vater ſollte noch heute in's Schloß und Anzeige machen, es nehme ihn doch bei Dieſem und Jenem Wunder, ob bei dieſer Hagels-Regierung die Lumpenordnung ſo groß ſei, daß man ungeſtraft Leute tödten könne. Der Ammann nahm den Handel kaltblütiger. „Es geht, wie es kann und mag, ſelb iſt; drum die Finger weg, wo man ſie nicht haben muß. Iſt z'Sach, wie du ſagſt, wird der Nägelibodenbauer ſich ſchon zu wehren wiſſen.“ „Ja, Vater, wie wollte er, er war ja nicht dabei?“ „Dumm!“ ſagte der Ammann, „was braucht's Das? deſto beſſer kann er euch zu Zeugen brauchen, und jetzt ſchweige mir von der Sache, zähl darauf, ich verſetze deretwegen keinen Schritt, deinetwegen kann ich genug Läuf' und Gänge haben und Koſten dazu, brauche nicht für die Kurzweil fremde Händel! Aber erzähl mir, wie das zu- und hergegangen? Geſtern ſtürmteſt, ich konnte mich wenig darauf verſtehen.“ Nun ſollte Felix erzählen bei nüchternem Leibe, und erzählte, und je mehr er erzählte und ſich dabei in Zorn werchete, deſto kälter wurde es ihm drunten im Herzen. Er fühlte da drunten, daß nicht Alles richtig ſei, und Eglihannes nicht allein ſchuld. Aber je mehr er das fühlte, deſto zornmüthiger zu erzählen zwang er ſich, und hob ganz ſchauerlich hervor, wie Eglihannes mit Pigger und G'ſtabi davon gefahren und immer mitten im Wege geblieben, wie ihm auch zugerufen worden. „Aber wenn er doch ſo unvernünftig gefahren, warum ihm noch vorfahren?“ fragte der Vater. „Meinſt, den hätten wir voran laſſen ſollen?“ fragte Felix. „Und wo fand man das Meitſchi?“ fragte der Ammann, ſtatt zu antworten. „Ich habe es nicht aufgehoben,“ antwortete Felix, „aber ich glaube, beim Hag.“ „Alſo unter deinen Roſſen?“ ſagte der Ammann. „Was weiß ich?“ ſagte mürriſch Felix, „ich hob es ja nicht auf! War es drunter, ſo war es von Eglihanneſen's Kaiben darunter geſtoßen worden.“ „So!“ ſagte der Ammann, „iſt das ſo,“ ſtand auf und ging. Das Verhör ward nicht niedergeſchrieben, ward nicht veröffentlicht, hatte auf die Welt und ihr Urtheil keinen Einfluß, denn bis auf den heutigen Tag wird in der Vehfreude erzählt, wie Eglihannes beinahe ein Mörder geworden und wahrſcheinlich einer mit Bewußtſein, doch nicht vorbedacht, wie die ſuperklugen Juriſten ſich auszudrücken pflegen, gegen welche der Richter im Himmel allgemach ſehr ungebildet hinter der Zeit und dem entſchiedenen Fortſchritt zurück erſcheint. Felix wußte, wie er mit dem Vater dran war, und zudem begann das Gewiſſen ihn zu plagen und zwar arg. Die Frau Ammännin hatte es wie üblich, d. h. wie die meiſten Weiber. Dieſe haben nämlich um ſo größeres Mitleid mit den Söhnen, je verſtändiger der Vater mit ihnen umgehet, und ſtehen ihnen um ſo ängſtlicher bei, je weniger ſich die Väter bei ihren Dummheiten oder Verkehrtheiten betheiligen wollen. Die Frau Ammännin billigte das Benehmen ihres Mannes durchaus nicht, ſie war durchaus gegen eine ſolche Neutralität, ſie hätte nicht geglaubt, daß er ein ſolcher Höſeler und Föſel ſei, ſagte ſie. „Was willſt machen?“ fragte der Ammann, „ſag's! Allweg preſſirt's heute nicht, es iſt morgen auch noch ein Tag, derweilen kann man ſehen, was es giebt.“ Unwillig wandte ſich die Frau Ammännin ab, brummte Etwas von altem Tſchalpi, wunderlichem Trappi, band ſich eine ſaubere Schürze um und wanderte dem Nägeliboden zu. Sie mußte wiſſen, wie es dort ſtand, und ob Nichts gegen den gehaßten Eglihannes zu machen ſei. Diesmal hielt's aber ſchwer für die Frau Ammännin, bis in den Nägeliboden zu kommen, hätte es ihr nicht ſo ſehr preſſirt, vor 24 Stunden wäre es nicht geſchehen. Aus jedem Hauſe ſchoß ein, aus manchem Hauſe zwei Weiber, ſchlugen die Hände über dem Kopf zuſammen, und riefen: „Gället doch, Ammännin, was man erleben muß. Daß er ein Wüſter iſt, wußte man längſt, aber einen ſolchen Uflath und Utüfel ſuchte man doch nicht in ihm, ſo muthwillig das arme Kind zu verkarren, und ein Solcher iſt noch nicht gehängt, nicht einmal in der Käfi! Aber was will man bei dieſer Lumpenordnung, es iſt ja Niemand mehr ſeines Lebens ſicher. Was ſagt der Ammann dazu? Will er ſo Etwas gelten laſſen?“ Aber die Frau Ammännin verſtand das Kurzabfertigen, ſchlug ſich tapfer durch und trat ohne langes Klopfen im Nägeliboden in's Haus. Sie fand keine Todte, auch nicht einmal eine Sterbende. Der Arzt, der zwei Mal dageweſen, hatte geſagt, er glaube nicht, daß Gefahr um's Leben ſei, wenn ſich nicht noch ein innerer Schaden zeige, was man freilich nicht wiſſen könne. Das Mädchen ſei angegriffen geweſen, grauſam erſchrocken, aber Tödtliches ſehe er nichts, und vor einem Nervenfieber hoffe er ſein zu können bei guter Ruhe und Abwart.

„Selb ſolle nicht fehlen,“ hatte die Bäuerin geſagt. „Wenn es mit Dieſem zu machen ſei, ſei z'Sach gewonnen.“ Von dem Lärm im Dorfe hatten ſie nichts vernommen, da wie bekannt die Freundſchaft mit den andern Weibern nicht groß war. Die Frau Ammännin war freundlich, trat zum Bett und ſah mit Wohlgefallen und Mitleiden das ſchöne Mädchen, welches bei ſich ſelbſten war und reden konnte, wenn auch mit matter Stimme. Die Frau Ammännin ſprach ihm freundlich zu, es ſolle guten Muth faſſen, und wenn es nach Etwas Verlangen habe, ſo ſolle es es ihr ſagen, es müſſe es haben, wenn es irgend zu haben wäre. Änneli freuten dieſe Worte, und die Frau Ammännin ſelbſt gar, es lächelte und dankte freundlich. „Es mangle ihm nichts,“ ſagte es. „Die Schweſter iſt mein Engel, ehe ich an Etwas denke, ſteht es da.“ „He nun!“ ſagte die Frau, „es wäre gut, es wäre allenthalben ſo. — Haſt du Etwas nöthig,“ ſagte ſie zur Bäuerin, „wo ich dir helfen kann, ſo ſag's ohne Umſtänd', es freut mich, wenn ich was thun kann!“ Als verſtändige Frau ſäumte ſie ſich nicht lange. Sie wußte, daß in ſolchen Fällen mit breitem Gerede Niemanden viel gedient iſt. Draußen vor dem Hauſe ſtellte ſie ſich noch einmal und ſagte zum Bauer: „Und jetzt, was haſt im Sinn mit Eglihannes?“ „Denk, nicht viel,“ ſagte der Bauer. „Mit dem Meitſchi ſteht es hoffentlich nicht ſo bös. Lezi (bleibenden Schaden) trägt es nicht davon, und wegen einer Entſchädniß fange ich keine Händel an. Ich vermag viel beſſer das Meitſchi umſonſt krank zu haben, als einen Proceß.“ „Der würde doch kurz ſein,“ ſagte die Frau Ammännin, „und Euch nicht viel koſten.“ „Man kann nicht wiſſen,“ ſagte Sepp. „Was den Advocaten in die Hände kommt, wird Alles ungewiß. Dabei iſt die Sache nicht ſo ausgemacht, wie ſie ſcheint. Nehmt es nicht für ungut, aber ich glaube, es würde ſchwer auszumachen ſein, wer an Allem ſchuld iſt, vielleicht Alle zuſammen. Mir ſcheint, ſie hatten Alle wohl viel getrunken, wie Alle Eglihannes haſſen, wißt Ihr. Sie werden ihm haben vorfahren wollen, da wird Alles drüber und drunter gegangen ſein, daß eigentlich Niemand den Hergang weiß, beſonders weil es noch Nacht war dazu. War auch ſchon dabei, weiß wie es geht. Daher würde es ein ſchwer Erleſen ſein, und wie viel Verdruß und Unmuße dabei wüßte man nicht. Gewinnt man, wird Eglihannes nicht ſchlechter, als er ſchon iſt, und ob man dadurch reicher würde, iſt die Frage, man kann heutzutage nie wiſſen, wie Einer ſteht, oder wie ein Schelm dem andern aus der Tinte helfen kann." „Mach, wie du willſt," ſagte die Frau Ammännin, „ich will nichts dazu geſagt haben, verſtehe mich auf ſolche Sachen nichts. Gut Nacht, und wenn ich was helfen kann, ſo ſprecht zu ohne Umſtände." Als ſie langſam um's Dorf herumging, um nicht von g'wunderigen Weibern angefallen zu werden, wie Pferde in einem Blutſaugerteiche von deſſen hungerigen Bewohnern, dachte ſie zwei Dinge: Das ſei ein gut Meitſchi, es wäre ſchade, wenn es nicht am Leben bliebe. Wenn ſie es nur erlebte, daß ſie einmal eine ſolche Jungfere bekäme, ſo eine fleißige und dazu ſo manierliche; ſie ſtünde ihrem Hauſe fry wohl an. Der Bauer ging ihr länger im Kopf herum. Erſt überſchlug ſie, ob wohl ihr Mann bereits mit dem Bauer geredet haben könnte, da ja ihre Reden faſt auf Eins hinausliefen. Sie fand, daß es nicht ſein könne. Ihr Mann war ganz von anderer Seite hergekommen, und überdies müßte Einer des Andern Erwähnung gethan haben, Jeder hätte ſich ſicherlich gern hinter den Andern verſteckt oder ihn wenigſtens als Autorität angerufen. Oder hat er ſich hinter Aller Rücken mit dem Eglihannes abgefunden? dachte ſie. Kaum, urtheilte ſie. „Eglihannes zahlt ja Niemanden einen Kreuzer freiwillig, jeder Tagelöhner und jede Magd muß mit ihm um den Lohn procediren, und da es noch dazu dem Meitſchi gebeſſert, ſo thäte er von ſich aus keinen Kreuzer. Uebrigens hätten es die Weiber gewußt und es mir geſagt, wenn der Nägelibodenbauer und Eglihannes zu einander gekommen und mit einander verhandelt hätten, Beiden brächten ſie aus, was ſie wüßten. Mich dünkt, es ſei b'ſunderbar g'ſcheidt vom Nägelibodenbauer, daß er ſo ſprach, hätte es nicht von ihm erwartet. Felix hatte zu viel Wein, das iſt wahr, konnte ja kaum die Thür finden, und beſſer wird es den Andern nicht geweſen ſein, und käme es zu Eiden, ſo graute mir und ich ließe Felix keinen thun, lieber zahlen, ſo lange Etwas da wäre, denn was kann der Menſch geben zum Werthe ſeiner Seele? Es wird viel dran machen, daß es iſt wie mein Mann und Sepp ſagen, ſagte doch auch Felix, das Mädchen ſei unter ſeinen eigenen Roſſen gefunden worden. Das iſt brav vom Bauer, daß er an ſich ſelbſten haben will, wofür er eigentlich Alle nachnehmen könnte, wenn ich ſchon dem Eglihannes hätte gönnen mögen, wenn er einmal nach Verdienen hätte herhalten müſſen. Aber vergeſſen muß man nie, daß wer Andern eine Grube gräbt, gern ſelbſt hineinfällt. Hätte nicht geglaubt, daß die im Nägeliboden ſo wären, es wär' gut, es wären alle Leute ſo, aber es ſoll ihr Schaden nicht ſein. Wenn einmal ihre Kinder nachgewachſen ſind und ſie brauchen das Mädchen nicht mehr, ſo nehme ich es als Magd, auf den Lohn kommt es mir nicht an." So calculirte die Frau Ammännin auf dem Heimweg. Dem Manne aber theilte ſie ihre Gedanken nicht mit, und ſie berührte dieſen Gegenſtand nicht mehr. Das iſt aber auch Alles, was man einem Weibe zumuthen darf. Den Felix ſuchte ſie auf, um ihn zu tröſten. „Hör," ſagte ſie, „nimm die Sache nicht zu tief! Dem Meitſchi geht es beſſer, ich war im Nägeliboden. Wegen Eglihannes redete ich mit Sepp, er iſt ein vernünftiger Mann. Er ſei nicht dabei geweſen, ſagte er, und wiſſe nicht wie es gegangen. Aber er glaube, das Beſte ſei, er trage den Schaden. Procediren gebe nur Ungelegenheit und Koſten, und wenn es Eide geben ſollte, könnten Seelen verloren gehen, das möchte er nicht auf dem Gewiſſen haben." Felix wollte aufbegehren. Es nehme ihn Wunder, ob dem Nägelibauer nicht Beine zu machen ſeien. „Thue es nicht," ſagte die Mutter. „Bſinn di, wenn du ſchwören ſollteſt, wie es dir wäre? Dazu warſt trunken. Rede es nicht aus. Ich bin zu alt geworden, um nicht zu wiſſen, ob Einer mehr als genug hat oder nicht. Daneben möchte ich auch nicht ſagen, Eglihannes habe keine Schuld. Reden iſt erlaubt, und was er denkt, kann ja Jeder um ſo unſchinirter ſagen, wenn z'Sache nicht erleſen wird." Felix mußte ſich ergeben, die letzten Worte befriedigten ihn in Etwas, ward ſich ſeiner Schuld aber durchaus nicht bewußt, wenn ihm auch die feſte Zuverſicht wackelte. Schließlich machte er den Vorbehalt, die nächſte

Gelegenheit zu einem Denkzettel zu benutzen, den Eglihannes ſein Lebtag nie vergeſſen ſolle. Das war die endliche Reſolution. Es war aber auch die allerärgſte für Eglihannes. Alle im ganzen Dorfe redeten von ſeinen ſchaudervollen Thaten, aber Niemand griff ihn an; wo er durch ging, ſah er verdächtige Geberden, hörte anzügliche Worte und konnte doch mit nichts was machen, erhielt keinen Griff. Er war wie in einem Schwarm von Horniſſen, von denen er aber keine faſſen konnte. Er brüllte wie ein Pferd von Horniſſen geſtochen, aber all ſein Gebrüll änderte an der Sache nichts, er blieb der Beſoffene, das Kalb, der Unflath aller Unfläthe, der abſichtlich ein armes Mädchen überfuhr, und ſein Name wird ſich nicht ändern ſo lange er in der Vehfreude genannt wird, und es wäre möglich, daß man nach hundert Jahren den Kindern, welche ſchreien oder nicht in's Bett wollen, zuriefe: „Wart, der Eglihannes nimmt dich!“ Es würde uns überhaupt nicht wundern, wenn auch unſere Zeit der Nachwelt Kobolde und Spuknamen, mit denen man die Kinder zu Bette jagt, überlieferte. Haben wir doch Leute genug, vor denen uns am hellen Tage graut, wie muß ihr Schatten nach dem Tode den Menſchen erſcheinen?

Siebenzehntes Capitel.

Die Abtheiltig.

Einige Tage nach dieſem Vorfall kam ein ſehr wichtiger Tag, die ſogenannte Abtheiltig. Das iſt ein dreifach wichtiger Tag, wir möchten es faſt das Feſt der Erſtlinge nennen. Da wird der eingegangene Drittel oder die Hälfte des Kaufpreiſes vertheilt, ungefähr nach der Lieferung von Milch der Antheilhaber, es wird der vorräthige Käs vertheilt oder verlooſt, und endlich iſt von der Wiederanſtellung des Senns wenigſtens die Rede, wenn ſie auch nicht erfolgt. Man kann ſich denken, was dieſes für ein wichtiger Tag iſt, für manche Haushaltung was ein ſchöner Regen für einen Kabis- oder Bohnenplätz nach ſechs Wochen Tröckene. Von Mai bis in den October hat man weder Anken noch Milch verkauft, wenig Eier, dieweil im Sommer die Hühner entweder brütig ſind oder ſich mauſern, Anderes hat der Bauer im Sommer wenig zu verkaufen, es ſei denn, er habe Mehrjähriges im Vorrath, und doch braucht er im Sommer viel Geld, hat fremde Leute und Handwerker, braucht viel Kaffee und Eſſig zu Speckſalat, und grünes Fleiſch, beſonders an der Sichelten. Ach! wie oft hat die Bäuerin Noth gelitten und Angſt ausgeſtanden, wenn ſie um Geld fragen mußte zu nöthigen Dingen, wenn ſie gar einmal ſchröpfen oder zu Ader laſſen wollte oder ſogar baden gehen. Jetzt kam's wieder, jetzt ging der Mann, Geld zu faſſen, am Abend kam welches in's Haus, ein ganzer Bündel, man denke, wie das ein B'langen ſein, wie ſtarke Gemüthsbewegungen es geben mußte. Wie oft wohl ward an ſelbigem Tag überſchlagen und berechnet, wie groß der Sack ſein müßte, in welchem man das Geld nach Hauſe tragen könnte. Die Anſtellung des Senns iſt ſehr oft von großer Bedeutung, erregt faſt noch mehr Bewegung und Spannung als die Geldfrage, und zwar nicht einmal wegem Käſen oder wegen der Ehrlichkeit, ſondern wegen etwas ganz Anderm. Iſt der Senn verheirathet, ſo haſſen gewöhnlich alle Weiber ſeine Frau; wenn er ſie bei ſich hat, muß er ſie entweder wegthun oder es wird ihm der Dienſt aufgeſagt. Die guten Weiber, welche ſo mager mit der Milch abgeſpieſen werden, Nidle gar keine mehr brauchen ſollen, können es gar nicht ertragen, eine Einzige im Dorfe in Milch und Nidle ſitzen zu ſehen, wie eine Wachtel im Hirſe. und Morgens und Abends, und wenn ſie ſonſt noch mag, den ſchönſten Nidlekaffee machen zu können ganz nach Belieben. Nun giebt es wirklich Senninnen, beſonders wenn ſie vorher magere Bauerntöchter geweſen, welche ſich dieſe Lebweiſe ganz abſonderlich behagen laſſen. Es gab zu N. N. eine, die keinen andern Kaffee kaufte als Mecca, das Pfund für 10 Gr., während vornehme Weiber meinen, wie ſie ſich angreifen, wenn ſie für das Pfund 4½ Gr. geben. Dazu brauchte ſie dicke Nidle, welche kaum laufen konnte. Das ſchmeckte ihr. Die Weiber im ganzen Bezirk berſteten aber vor Neid, und im Herbſt konnte der Mann wandern. Gar vielen Senninnen dagegen wird eine ſolche Lebweiſe ſehr läſtig, und ſie beneiden die Bäuerinnen um ihre Speiſen ſo ſehr, wie dieſe ſie um Butter und Nidle, und von Herzen gern würden ſie mit ihnen tauſchen. Da hilft aber Alles nichts, ob gern oder ungern, darein treten die Weiber nicht ein, es ſoll einmal Keine im Dorfe ſein, welche im Ueberfluſſe hat, an was die Andern Mangel leiden und den Mangel bitter fühlen. Ganz anders geſtaltet ſich die Frage, wenn der Senn keine Frau hat, ſondern noch zu haben iſt. Hier wird die Sache verwickelt, weil deſſen Gunſt zu verſchiedenartigen Zwecken geſucht wird, von den einen Weibern, um zu einem Tropfen Nidle zu kommen ohne viel Geld, von den andern um ihrer Töchter willen, wobei natürlich die Töchter ſelbſt eine bedeutende Rolle ſpielen. Frau Sennin zu werden iſt lockend, iſt beſſer als manches Staatsamt, der Poſten iſt lebenslänglich, der Lohn iſt groß, und ſo den ganzen Sommer Milch und Nidle genug und Butter im Ueberfluß, wem ſollte bei ſolcher Ausſicht der Mund nicht ſüß werden? Je nachdem nun der Senn ſich zu geberden weiß, Hoffnungen erregt oder Täuſchungen ſich hat zu Schulden kommen laſſen, geſtalten ſich die Stimmungen, gruppiren ſich die Parteien. Dieſe werden begreiflich durch die Männer vertreten, da die Weiber einſtweilen noch ſchweigen müſſen in der Gemeinde. Dieſe Männer wiſſen aber zumeiſt gar nicht, warum es ſich eigentlich handelt; ſie vertreten eine Meinung, deren Ziel ihnen durchaus unbekannt iſt, deren eigentliche Motive ſie nicht ahnen. Die Weiber ſind darin aus Inſtinct durchaus wie die Radicalen, ſie laſſen es ſich nicht von Ferne merken, was ſie eigentlich möchten und wohin ſie ſteuern, ſie wiſſen, was ſie für handgreifliche Liebkoſungen zu erwarten hätten, wenn die Männer die Tendenzen merkten. Mit dieſen halten ſie wohlweislich hinter'm Berge und ſpielen mit den Männern Blindekuh, bis dieſelben auf die Falle trappen, welche ihnen gelegt iſt. Man ſieht, wie die Erde rund iſt, daher eigentlich nirgends oben oder unten iſt, ſo iſt's im Grunde auch mit der Menſchheit, da iſt nichts oben, nichts unten, nichts hinten, nichts vornen, ſondern ſie iſt überall die gleiche, drehe man ſie, wie man will, kriegt man immer die gleichen Menſchen in die Finger. Dieſe Abtheiltig wird entweder im Wirthshauſe abgehalten oder in der Käehütte. Wo das Letztere der Fall iſt, da geſtaltet ſie ſich am naturgemäßeſten. Nach abgethanen Geſchäften wird da der Verſammlung durch den Senn aufgewartet mit eigenen Producten. Ein Käs wird in große Stücke zerhauen, dieſe auf den Tiſchen vertheilt. Dazwiſchen ſtehen Näpfe mit Nidle und Ankenbällchen, ſchwarze Brote liegen herum, vor jedem Platze iſt ein Kaffeekacheli und ein Löffel. Da laſſen ſich nun die Männer ſo recht wohl ſein, und jeweilen Einer packt ein, als ob er reiſen wollte bis nach Californien, ohne weitern Mundvorrath einnehmen zu müſſen. Diesmal kam die Verſammlung nicht ſo vertrümpelet zuſammen, wie ſonſt. Ziemlich zu rechter Zeit waren Alle beiſammen und zwar in der Käshütte. Vorerſt wurde das Geld ſo ungefähr vertheilt, die eigentliche Rechnung wird im Frühling geſchloſſen. Was das für vergnügte Augen gab, als man wieder einmal ſo recht ordentlich Geld beiſammen ſah, und wie behaglich es Denen wurde, die ihre Portion in der Taſche hatten, ſie brachten die Hand gar nicht davon weg und mochten faſt nicht warten, bis ſie daheim es wieder ausleeren, g'ſchauen und zählen konnten. Einige hatten hundert Thaler empfangen, Andere freilich viel weniger, als ſie gedacht, ſie hatten ſich zu ihren Gunſten verrechnet, wie es ja größern Rechenmeiſtern, als die meiſten Vehfreudiger waren, nur zu gern zu geſchehen pflegt, ſie hatten an die dreißig nichtverkauften Käſe nicht gedacht, an Dieſes und Jenes nicht, daher das Behagen nicht ein vollſtändiges war. Mit beſonderm Nachdruck hatte der Ammann das Hüttengeld in einem großen Sacke wohlgezählt auf den Tiſch geſtellt, daß es weit herum erklang. Da ſei es, hatte er geſagt, er habe ſaubere Finger, es könne es Jeder zählen, wenn er wolle, aber hinterdrein ſolle ihm Niemand Etwas nachreden, und thue es Einer, ſolle er ſich in Acht nehmen, gnädig gebe es Dem nicht ab. In ſeinen Nutzen hätte er den ganzen Sommer keinen Kreuzer verwandt, wie er einen empfangen, ihn zum andern gelegt. Er habe es auch nicht nöthig gehabt, er ſei Gottlob! nicht auf der Tröckene daheim, den Herrn zu machen begehre er nicht, und begehre er es, ſo vermöchte er es mit eigenem Gelde, und brauchte es nicht dem Lande abzuſtehlen oder ſonſt Jemanden. Eglihannes, dem dieſe Worte galten, kriegte den Schnupf in die Naſe. Es ſei commod ſo, ſagte er; wer's hätte, brauche es nicht mehr zu ſtehlen, und noch commoder ſei es, daß nicht jeder Kreuzer, den man hätte, das Zeichen trüge, wie man ihn erhalten. Es thäte Mancher weniger groß, wenn die Kreuzer gezeichnet wären: gerecht oder ungerecht. Am commodſten kam es dem Eglihannes, daß der Ammann Jemanden Beſcheid geben mußte, und die letzten Worte nicht hörte. Darauf wurden die halbfetten Käſe vertheilt, welche vor und nach dem eigentlichen Mulch gemacht und zumeiſt in's Haus gebraucht werden. Sie ſind recht gut, wer nicht bei ganz guten verwöhnt iſt, würde ſie vortrefflich finden. Sie ſind ſehr commod, ziehen manche Hausfrau aus der Verlegenheit, wenn ſie Etwas aufſtellen ſoll und nichts in Bereitſchaft hat. Fleiſch muß man bekanntlich erſt kochen, ehe man es brauchen kann, und die Butter muß ſüß ſein in der Schweiz, wenn man Jemanden damit aufwarten will. So ein Käs iſt nicht unbequem. Eine verſtändige Hausfrau kann hier oder dort aus ein Pfündlein fliegen laſſen, und zu einem Kreuzer Geld kommen, der Mann ärgert ſich nicht darob, dieweil er es nicht merkt. Nun kam man an die ausgeſchoſſenen fetten Käſe, was nun mit denen? Da war guter Rath theuer. Sollte man ſie auch zerhauen oder vertheilen, und dann Jeder mit ſeinem Stück marketenden laſſen nach Belieben? Sollte man ſie alsbald verſteigern Stück um Stück? hatte ja doch Jedermann Geld bei ſich, um das Erſteigerte alsbald zu bezahlen. Oder ſollte man Alles auf Rechnung der Geſellſchaft ſammthaft oder ſtückweiſe an Mann zu bringen ſuchen und dann im Frühjahr den Erlös mit dem Uebrigen verrechnen? Das waren Fragen. Da war's, wo dem Eglihannes ſein Einmiſchen und ſein Käsherr ſtark in die Naſe gerieben wurden. Hätte man den Männern geglaubt, wäre man jetzt draus und dänne, und wüßte, was man hätte. So kriege man vielleicht gar nichts oder ein G'ſtümpel, hier einen Batzen und dort einen Batzen, daß man nichts damit machen könne, daß es ſei wie nichts. Er werde aber wohl gewußt haben, warum er ſo geredet, ſein Schade werde es nicht geweſen ſein. Es ſei aber gut für ein ander Mal, Erfahrung bringe Wiſſenſchaft.

Eglihannes blieb die Antworten auch nicht ſchuldig, ließ ſie in den letzten Vorfall hinüberſtreifen, erhielt ſcharfe Rückfuhren, doch ſo geſtellte, daß er nichts damit machen konnte. Die Verhandlung hätte ſich in's Unendliche gezogen, und wer weiß zu was noch, wenn nicht weiſere Männer zum Abſchluß getrieben hätten. Käs nehmen noch einmal und ihn im Kleinen verſchachern, war den Meiſten zuwider, das Verſteigern ebenfalls. Die Meiſten brauchten das Geld nöthig, brachten es wenigſtens erſt gern vollſtändig nach Hauſe, zeigten es den Weibern, von denen ſie wohl wußten, daß ſie ungläubig waren wie Thomas, und an des Geldes Exiſtenz nicht glaubten, bis ſie die Hände darauf legen konnten. Der Ammann und Einige hatten wohl Geld, aber Anderes zu thun, als um Käs zu handeln. Einige zeigten Luſt zum Kaufen, aber ſie wollten ihn weit unter dem Preis und nicht um baares Geld, mit dem wollten ſie warten bis es ſich ihnen wohl ſchicke. Das Blut ward heiß, die Worte giftig. Da ſagte Eglihannes: „Ume Hübſchli und nicht ſo oben herab. Bis im Frühjahr zur Käsrechnung will ich die Käſe verkauft haben und das Geld ſchön darlegen, es nähme mich dann Wunder, was da aufzubegehren ſei.“ Wenn es ſo wäre, wenn man darauf gehen könnte! hieß es hier und dort. „Selb wär' curios, wenn man nicht darauf gehen könnte,“ ſchrie Eglihannes, „mit dem Gelde laufe ich nicht fort, nicht nach Amerika, das wäre mir noch zu wenig!“ Und wer den Vorſchlag von Eglihannes ermehrete und ihm den Verkauf der ganzen Partie übergab, das waren unſere Vehfreudiger — ſo conſequent waren ſie! Offen redete kein Menſch dagegen, und das Gemuckel von Einigen: das gefalle ihnen nicht, wenn man das Geld nur ſchon hätte, Verſprechen und Halten ſeien zwei, ward nicht gehört. Möglich, daß aus einer gewiſſen Schwäche, um nicht in der Minderheit geſehen zu werden, ſelbſt dieſe noch die Hände aufhoben. Nun ging's an's dritte Geſchäft. „Und mit dem Senn, wie wollt ihr es da? gebt eure Meinung!“ ſagte der Ammann, welcher dachte, das ſei eine abgemachte Sache, den gegenwärtigen dinge man nicht mehr. Es war den ganzen Sommer über ein Gemuckel über ihn geweſen wegen Dieſem und Jenem, und den Meiſten war er nicht anſtändig, weil er der radicalen, kleinen Partei ſich angeſchloſſen hatte, dem Eglihannes und dem Schulmeiſter, und mit dieſen im Wirthshauſe das große Wort führte.

Darüber zürnte ihm beſonders der Ammann, der nicht gewohnt war, daß ihm ein Untergebener widerſprach, beſonders im offenen Wirthshauſe, daß Einer, der Lohn bezog und nicht da daheim war, ſein Maul in Alles hing und noch dazu Partei machte, das ſogenannte untergebene Volk bearbeitete und auf Wahlen einen Einfluß zu üben verſuchte, Leute läſterte und herunterſetzte, welche er, der Senn, nie geſehen, der Ammann aber liebte und ſchätzte. Das konnte der Ammann nicht verwerchen, er dachte, es hätten es Alle wie er, betrachtete die Sache als ausgemacht, verſtändigte ſich daher nicht weiter mit Jemanden darüber. Aber der Senn war ein hübſcher Burſche, ledig, mit anfechtigem Maul begabt, von dem die Sage ging, er habe ſchönes Vermögen, geſpartes und ererbtes, wer ihn zum Manne kriege, mache einen guten Schick; zudem mochte er auch Etwas von dem klugen Haushalter gehört haben, der mit dem ungerechten Mammon ſich Freunde machte. Nur ſtatt ungerechtem Mammon mag er ganz unſchuldige Nidle gebraucht haben, hier ein Tröpflein, dort ein Tröpflein. Was ſchadete das der Bauerſame? ſie hatte nicht deſto weniger Käs, und wenn der Kaiſer von Rußland den Käs etwas minder fett aß, ſo ſchadete das ſicher ſeiner Geſundheit nichts, und lebte die Bäuerin, oder wen er beſchenkte, ſo wohl am Tröpflein Nidle, warum ihr das nicht gönnen! Dieſem Tröpflein ſpürten ſie durchaus keine Politik an, es war fett und ſüß wie Nidle iſt, was ſollten ſie ſich daher um des Senns Politik kümmern? Und kümmerten ſie ſich darum, ſo waren ſie ſeiner Meinung. Einer, der es ſo gut mit ihnen meine, während ihre Männer Ufläthe ſeien, ſei ein rechter Burſche, meine es mit Allen gut, habe am kleinen Finger mehr Verſtand, als die Andern alle zuſammengenommen an Händen und

Füßen. Die Andern ſeien nur neidiſch auf ihn, könnten ihm auch nicht vorhalten, er ſei ein Fötzel, der ſei von gutem Haus und ſitze im Trocknen. Das Meitſchi, welches den bekomme, ſei zehnmal glücklicher als das, welches ſo einen hundshärigen Gnägibauer bekäme, wo ein Hund gegen ihns ein Herrenleben hätte, ſein Gutleben in Kindbettliegen ſei und es nie Sonntag habe Jahr aus Jahr ein, als wenn der Mann ein Zinslein zu vertragen hätte. So ſtand der Senn im Glanz hinter des Ammanns Rücken bei der weiblichen Bevölkerung, und wenn ſie politiſche Rechte gehabt hätte, wie es vor Gott und Menſchen eigentlich billig wäre und kürzlich in einem Clubb in Bern der Antrag geſtellt worden ſein ſoll, ſo wäre ſie ihm nachgefolgt durch Dick und Dünn wie die Kinder zu Hameln dem Rattenfänger, und er wäre ihr Präſident geworden, wie Louis Napoleon der Präſident der Franzoſen.

Der Senn war aber auch ein Pfifficus, ſtand auf hohem, allgemeinem Standpunkte; bis zur Stunde wußte man nicht, wer ſeine Auserkorene ſei, aber Jede lebte in ſicherer Hoffnung, daß, wenn einmal dieſe Stunde komme, es keine Andere ſei als ſie. Das iſt eine Kunſt, welche die wenigſten Sennen verſtehen; ſehr viele verplämpern ſich ſobald ſie Herr in einer Käshütte werden, ungefähr wie Kronprinzen auch alsbald heirathen, ſobald ſie auf den Thron kommen, manchmal ſogar ſchon früher.

Die meiſten Männer kamen zur Verſammlung mit dem Gedanken, ſie wüßten nichts Anderes, als es verſtehe ſich von ſelbſt, daß man den Senn wieder anſtelle. Es wäre wohl was zu ſagen, aber was die Hauptſache ſei, das Käſen verſtehe er, und wenn die Sache recht gehe, mache er rechte Käſe, gegen die letzten habe ja Niemand Etwas gehabt. Was man an ihm habe, wiſſe man jetzt, was man mit einem andern bekäme, das müßte man erſt erwarten. Wie den Männern allen dieſe Gedanken gekommen, das wußten ſie wahrſcheinlich nicht, wohl ungefähr ſo, wie die Nastücher in die Taſchen und die Halstücher um den Hals: ſie brachten ſie einmal mit. Unter den wenigen Weibern, welche eine Ausnahme machten, war die Frau Ammännin und Eiſi im Dürluft: die Frau Ammännin aus bereits bekannten Gründen, Eiſi im Dürluſt dagegen aus ſehr begreiflichen andern Gründen. Wie bekannt, haßte es den Schulmeiſter ganz cannibaliſch; ſobald es hörte, der Senn ſei deſſen Kamerad, haßte Eiſi auch den Senn, und glaubte, jeden Tag mit mehr Grund. Der Senn machte ihm niemals ſo viel Pfund Milch auf, als es geſandt zu haben meinte, fluchte noch oft darüber, ließ ihm die ſchnödeſten Sachen ſagen, die faſt klangen wie Sau, Kötze, Dreckloch und ſolche angenehme Titel mehr. Eiſi's Bub war grober Art, wie wir wiſſen, und je mehr die Mutter den Senn haßte, deſto ungattlicher that der Bub, deſto unverſchämter war derſelbe. Der Senn verſtand nicht Spaß und ſtreckte ihm einige Male die Haare, als ob er ſie zu Beſenſtielen verbrauchen wolle. Das vermehrte begreiflich Eiſi's Zärtlichkeit nicht und machte ſeine Zunge nicht ſüßer, ſondern ſpitzer. Es redete dem Senn die gräulichſten Dinge nach: wenn man Eiſi geglaubt hätte, der Senn wäre nicht nur in keinen Schuh gut geweſen, ſondern überreif für das Schellenwerk, dem Teufel viel zu ſchlecht, er hätte ihn ſonſt längſt genommen. Eiſi machte aber keinen Eindruck bei Andern, man hatte ſeinen Spaß damit, und je beſſer man es mit dem Senn zu können glaubte, deſto größere Freude hatte man an der Ungunſt, in welcher Eiſi ſtand, und deſto fleißiger trug man dem Senn zu, was Eiſi über ihn ſagte. Das arme Eiſi war verrathen und verkauft!

Eiſi wollte grauſam viel in die Käſerei geben wegem Hochmuth, aber daheim doch auch Etwas haben wegem Gutdünken; ſein Bube mußte ihm daher faſt allemal Etwas zurückbringen aus der Käſerei: Butter, Zieger, Nidle u. ſ. w. Das wurde aufgeſchrieben in's Soll, um es bei der Rechnung gegen das Haben zu verrechnen. Man kann ſich denken, wie der Senn das gab, beſonders wenn er Ausſtreuungen von Eiſi vernommen hatte. Wie Eiſi das Nehmen aus der Käſerei ſich vorſtellte, ob etwa nach dem Grundſatze: wer u'v'rſchamt iſt, lebt deſt' bas, wiſſen wir nicht. Allweg kann man ſich denken, daß der Senn da den klugen Haushalter mit der Nidle nicht ſpielte, ſondern den ganz getreuen, der lieber eine Halbe zu viel aufmachte, als einen Schoppen zu wenig. Eiſi im Dürluſt hatte noch keine heirathsfähige Tochter, nach Liebe zu trachten, kam ihm nicht in Sinn, mit ſeinem Peterli war es vollſtändig zufrieden bis auf einen Punkt. Es war der Punkt, worüber man ſich zuweilen bei einem Haushund beklagt: er belle nicht gehörig und beiße Niemanden, ſelbſt in Nothfällen nicht. Eiſi mochte ihn, d. h. den guten Peterli, hetzen wie es wollte, weiter als bis zum Knurren brachte es ihn nicht. Diesmal nun hatte es ſich zuſammengenommen, als es Peterli zur Verſammlung ſandte, hatte ihm bündig zuſammengefaßt, was er ſagen ſolle und durchdrücken. Eiſi war keine ſo einfältige Perſon wie es ſie in der Eidgenoſſenſchaft giebt, die ihre Peterli ohne Inſtructionen ſenden, und es dem Winde überlaſſen, ob ſie heute Dies und morgen Jenes erkennen, je nachdem der Wind weht, hierher und dorther. Wir haben bereits geſehen, wie Eiſi an ſeinen Inſtructionen feſthielt und ihnen Nachdruck zu geben wußte. Diesmal hatte, wie geſagt, Eiſi Peterli mit beſonderem Ernſt ſeinen Willen, den er zu vertreten hatte, kund gethan. „Laß dich nicht betrügen,“ hatte es geſagt, „das Geld bringe mir beim Kreuzer heim und einen Käs dazu, aber einen guten, und mach', daß der Senn fortkommt, und wenn's möglich iſt, mit einem Schlemperlig. Es müßt d'r Tüfel thue, wenn man dem nicht eine Karrete anrichten könnte, wo ihm den Appetit ſtellte ſein Leben lang! Sag' nur, wie er es uns gemacht habe, b'ſchiſſen und betrogen auf alle Art, daß es gar keine Gattig hat. Thu's Maul auf und bring's recht füre, es geht wie g'ſch — — we d' a wengſt, und wengſt nit a, ſo lue, wie es dir geht!“ So war Peterli abmarſchirt und hatte bei dem erſten Theil der Inſtruction getreulich ſich geſtellt. Das Geld hatte er beim Batzen eingeſacket, aber viel weniger, als er und ſein Eiſi es ſich ausgerechnet. Den Käs hatte er bekommen, aber einen viel größern, als ihm eigentlich lieb war. Er dachte bei ſich, ſie hätten es bisher ohne viel Käs machen können, er wüßte eigentlich nicht, warum es jetzt anders gehen ſolle. Es hatten ihm aber Alle zugeredet, er ſolle den nehmen, das ſei e b'ſunderbar guter, ſo einen bekomme er nie wieder. Mit dem Dritten nahm er es leicht. Er dachte, wenn ein Bauer was ſage gegen den Senn, ſo ſei es richtig, ſo ſchlecht ſeien die Leute doch noch nicht, daß ein Bauer gegen einen Knecht hintenab nehmen ſollte. Es werde nicht einmal an ihn kommen, daß er Etwas ſagen müſſe, es werden Andere auch noch ſein, die ſich zu beklagen hätten. Als nun der Ammann fragte: „He nun, und der Senn? Gebt eure Meinung!“ da blieb es ſtill, da blieb es lange ſtill, man hätte eine Fliege ſurren hören. Endlich ſagte Peterli: „He nun, wenn Niemand was ſagen will, ſo will ich meine Meinung abgeben, daß man den gehen laſſe und einen andern dinge, von wegen deſſen, er iſt mir erleidet u Eiſin, d'r Frau, o.“ Darauf ſagte Niemand ein Wort; der Ammann mahnte wiederholt zum Reden, kein Wort. „He nun,“ ſagte er endlich, „es iſt eine einzige Meinung da, wo d'r Bauer im Dürluſt abgegeben. Mit Schein, ſeid ihr Alle ſeiner Meinung, daß Niemand dagegen redet. Oder wer es anders will und meint, man ſolle den jetzigen Senn behalten, der hebe die Hand auf!“ Potz! kamen da nicht nach und nach alle Hände in die Höhe bis an die vom Ammann und von Peterli. „Verſteht mich recht!“ ſagte der Ammann, „ich habe nicht gemehret, wer Peters Meinung ſei, ſondern wer dagegen ſei und den Senn behalten wolle! Ich will das Mehr noch ein Mal machen, den andern Weg, umgekehrt. Alſo, verſteht's recht: wer Peter's Meinung iſt und den Senn nicht mehr will, ſondern einen andern, der bezeuge es mit dem Handmehr!“ und hoch hob der Ammann ſeine Hand auf und hoch hob ſie Peterli auf, ſonſt Keiner mehr. Als lange allein hoch oben die beiden Hände geſchwebt, rief der Ammann ungeduldig: „Z'Donner, kann ich denn heute nicht abmehren, daß ihr's verſteht! Wer ihn nicht mehr will, hebe d' Finger auf!“ Hier und da zuckte es aus alter Gewohnheit in einigen Fingern, aber es ging keine Hand in die Höhe, die beiden blieben allein. „So,“ ſagte der Ammann, „iſt's ſo gemeint! He nun, ſo dann, ſo behalte ihn, wer ihn behalten mag! Ihr werdet ihn gefragt haben, ob er auch bleiben wolle?“ „Apart nicht,“ ſagte endlich Einer; „geredet iſt werden davon, aber nie z'G'rechtem!“ „He nun,“ ſagte der Ammann, der auch ſo eine Ahnung hatte, wie man hintenher einen Beſchluß am Schwanz faſſen und mit ihm noch günſtig manövriren könne, „ſo fragt es ſich doch noch, wie ihr ihn anſtellen wollt, ob im gleichen Accord oder ob Etwas daran geändert werden ſoll?“ „Was iſt deine Meinung, Ammann?“ ſagte endlich Einer; „du warſt Hüttenmeiſter, du weißt am beſten, ob da Etwas zu ändern wäre.“ „Ich habe nichts mehr zur Sache zu ſagen,“ ſagte der Ammann; „die, welche ihn parforce wieder wollten, mögen jetzt zuſehen, was ſie machen. Aber das kann ich ſagen, ihr Manne, Alles iſt nicht im Gleiſe gegangen, dem Senn iſt der Ringge nicht genug eingethan, es geht dem viel zu viel Geld durch die Finger, und was ſonſt noch ging, davon reden ja die Kinder auf der Gaſſe. Daneben kann ich mir Alles gefallen laſſen, kann ich ja austreten oder nicht, wie es mir gefällt. Einmal, mehr Lohn würde ich nicht geben! Schießet meinethalben Zwei aus, die ſollen mit ihm reden, die können ihm ſagen, es ſei da am Accord oder am Reglement Etwas zu ändern, wenn er es ſich gefallen laſſen wolle, ſo ſei man Sinns, ihn zu behalten, ſonſt werde man müſſen um einen andern ſehen. Das iſt meine Meinung, daneben macht, was ihr wollt, ich kann mir Alles gefallen laſſen!“ So ſprach die beleidigte Majeſtät. Das Volk war ſich der Beleidigung bewußt, wollte ſie gut machen, wollte ihn ausſchießen, er aber nahm es nicht an, ließ Andere wählen, die mit dem Senn zu reden hatten, aber nicht heute, ſonſt gebe es eine Verſammlung bis Mitternacht, er aber ſei lieber früher im Bette. Das wurde auch erkannt, kurz, es würde jetzt Alles erkannt worden ſein, was der Ammann vorgebracht hätte. Man ſieht, die Vehfreudiger waren für dieſe Zeit noch beſcheidene Leute, ſie begnügten ſich mit dem Finger, begehrten nicht die ganze Hand, ſie hielten Maß mit ihren Errungenſchaften, ſie ſtürmten nicht von Conceſſionen zu Conceſſionen bis ſie das ganze Haus auf den Kopf geſtellt. Der Ammann wollte ſich das ländliche Mahl, zu welchem man jetzt ging, nicht noch mehr verbittern laſſen, fehlte ihm doch bereits der Appetit. Sage man nichts, es geht wohl kaum ein Biſſen ſchwerer den Hals ab, als ein ſolches Abgemehret werden, wenn man ſonſt gewohnt iſt, auf's Commando die Hände ſich in die Höhe heben zu ſehen, wie bei den Soldaten auf den Ruf: „Bajonet auf!“ Das iſt eine bittere Pille und um ſo bitterer, je ungeſinnter ſie kommt. Und arg iſt's erſt, wenn man ſie vielleicht hätte vermeiden können, und daheim eine Frau hat, welcher das Ding auch nicht gleichgiltig iſt, und dieſe Pille dem Manne wohlgekaut wieder und wieder zu ſchlucken geben wird.

Wenn ein Schwinger, der lange der ſtärkſte geweſen, zum erſten Male überwunden auf dem Rücken liegt, nun ein Stärkerer über ihm iſt, er kann es auch nicht verdauen, er findet lange ſein gemüthliches Gleichgewicht nicht wieder, und doch iſt ein Schwinger noch lange kein Ammann! Noch dazu zwei Mal an einem Abend es erfahren müſſen, daß man nicht allein Meiſter ſei, iſt wohl ſtark für einen Ammann. Denn daß man juſt jetzt noch dem Eglihannes den Verkauf der Käſe übertrug aus kurzſichtiger Politik und ſelbſtſüchtiger Bequemlichkeit, war ihm nichts weniger als recht, und doch litt er an der letztern ſo gut als die Andern, denn Niemand beſſer als er hätte billig die Käſe kaufen können. Aber da er nicht ſchuld war, daß ſie noch da waren, wollte er ſich nicht damit befaſſen, den Andern nicht aus der Verlegenheit helfen. Das wäre ja dumm von ihm, meinte er. Aber man werde ſehen, was das für ein Kafel (Unordnung) gebe, ſagte er; wo der Eglihannes ſeine Finger hineinſtecke, da gehe es unſauber zu. Nun, ihm ſei es inſofern gleich, wenn es zu verlieren gebe, vermöge er es ſo gut als ein Anderer. Indeſſen wie tief es dem Ammann auch ging, ging es ihm doch nicht ſo tief, wie dem Karl Albert von Sardinien, als ihn der Radetzki zum zweiten Mal geſchlagen hatte: er dankte als Ammann nicht ab, er lief nicht, bis daß er nicht weiter konnte, bis an die Spitze von Europa an's Meer, er lief nicht einmal heim. Dahin komme er noch lange früh genug, wird er gedacht haben. Er lief nicht weiter, als mit den Andern zu Tiſche, wo er neben den Nägelibodenbauer zu ſitzen kam. Der Ammann hatte ſonſt auf dieſem viel, und manchmal geſagt: wenn der z'weg kommen möge, ſo gebe es einen rechten Gemeindevater; aber jetzt war er unzufrieden mit ihm, und konnte ſich nicht enthalten, es ihn merken zu laſſen. „Haltet es nicht für ungut, Ammann," ſagte der junge Bauer, „daß ich diesmal nicht Eurer Meinung war. Aparte Urſach', für den Senn zu ſtimme, wie vielleicht Andere, hatte ich nicht, er that mir weder was zu leid, noch was zu

Gunſten, er ließ uns ruhig und wir ihn. Daneben will ich nicht ſagen, daß nicht Manches gegangen ſein mag, was nicht hätte ſein ſollen, und wo man zuſehen muß, wenn man kann, aber vor Allem wird man niemals ſein können. Daneben können wir für das erſte Mal noch ſo ziemlich zufrieden ſein, ich habe es nicht einmal ſo erwartet. Mir war angſt, wir erhielten eine ſtarke Ohrfeige, und ich muß ſagen, ſie hätte mir wehgethan, denn der Gattig Ohrfeigen mag ich nicht wohl erleiden. Ich weiß, wie man an andern Orten mit Sennen z'weg kam, der ganze Sommer-Nutzen verloren ging, weil ſie nicht zu käſen verſtanden oder in's Ung'fell kamen, daß ſie Nichts mehr machen konnten, oder die Hallunken machten, daß es mit Pelzhandſchuhen zu greifen war. So ging es bei uns nicht, wir wiſſen, was wir haben, aber was wir bekämen, das wiſſen wir nicht." „Das wäre wohl gut," ſagte der Ammann, „aber mir iſt's wider d' Hand, einen ſolchen Lümmel im Dorfe zu haben, den wir bezahlen und der den Meiſter machen will. Wenn der recht z'Platz käme hier, der würde uns den Marſch machen, daß von uns Keiner mehr Weite hätte im Dorfe: er und das Schulmeiſterli ſagten uns zum Dorfe hinaus!" „Selb iſt nicht ſo gefährlich," ſagte der Nägelibodenbauer, „die muß man brüllen laſſen und ſich ihrer nicht achten, bis ſie ausgebrüllt, dann ſchweigen ſie von ſelbſt; die Hauptſache iſt, daß er gut käſe, und das thut er, und wenn es ſein Vortheil iſt, wird er's auch das andere Jahr. Es wäre gut, man könnte vom Schulmeiſterli das Gleiche ſagen; aber da ſieht es bös aus, da ſollte man ändern. Es iſt himmelſchreiend, wie es in der Schule geht und was der Schulmeiſter für Reden führt." Die Beiden waren auf dem Punkte in die Pädagogik hineinzugerathen, als Peterli ihr Zwiegeſpräch unterbrach und zum Ammann trat. „Hör', Ammann," ſagte er, „ſind ich und du die Einzigen mit Verſtang hier im Dörfli, wo auch in z'Sach hineinſehen und begehren, daß die Kirche mitten im Dörfli bleibe! Ich muß ſagen, z'Sach iſt mir z'wider, und ich darf beim Schieß nicht heim — was wird Eiſi ſagen?! Viel zu wenig Geld und d'r Senn obendrein, den es haſſet wie den Teufel: es ſchießt mir beim Schieß in die Haare! Du, was fang ich an?" Es mußte Peterli wirklich eng um's Herz ſein, daß er ein ſolches Bekenntniß ablegte, zwar, wie er meinte, blos dem Ammann; denn auch dem beſten Freund bekennt man ſonſt die Angſt vor der Frau nicht gern. Aber Peterli konnte, wenn er ſchon meinte und zwiſchen den Ammann und deſſen Nachbar ſich hineingedrängt, daß ſie einander faſt Plätzen abmachten, nicht flüſtern, daß Andere es nicht auch verſtanden. Flüſtern und blicken, daß es Niemand merkt oder verſteht, ſind Künſte, welche ſelten ein Peterli verſteht. Das war Waſſer auf die Mühle, war wie ein Haſe, auf deſſen Fährte ausgeruhte Jagdhunde ung'ſinnet kommen. „Peterli,“ rief Einer, „was ſagſt, was macht Eiſi, wenn du heimkommſt? Peterli, weißt noch, wie es dir es gemacht hat, als du heimkameſt und es meinte, es ſei eine Schule erkannt worden und nicht eine Käſerei?“ „Weißt nicht,“ ſagte ein Anderer; „wie es ihm eine Wolke Haare ausgerauſt hat, daß, wenn die Sonne am Himmel geſtanden und die Wolke vor dieſelbe gekommen wäre, die Leute geglaubt hätten, es ſei eine Sonnenfinſterniß vorhanden.“

Peterli hatte nicht daran gedacht, daß um dieſes Eheereigniß noch Jemand wüßte außer Eiſi und ſein eigener Backenbart. Er hatte es wie die meiſten andern Leute: er meinte, die Welt wiſſe nichts von ihm, als was er gut finde, ihr ſelbſt zu ſagen. Er erſchrak anfangs über dieſen unerwarteten Angriff, wollte mit Verneinen und Leugnen ſich helfen. Er ſah aber bald, daß er nicht auslangte, und nahm die gleichen Waffen zur Hand, mit denen er angegriffen ward: er fuhr-retour, wie man ſagt. „Du wirſt meinen, meine Frau thue jetzt wie deine gethan hätte, wenn man den Senn nicht mehr gewollt? Das hätte Längizyti gegeben!“ Einem Andern hielt er vor, ſeine Tochter wäre in's Waſſer geſprungen, wenn ſie ihn nicht mehr in der Nähe gewußt. Einem Dritten, es wäre ihm wohl gegangen, wenn der Senn fortgekommen, das Kirſchenwaſſer wäre ihm dann ſicher geblieben im Keller. Wären ſie witzig geweſen, ſie hätten Peterli ſein Eiſi nicht vorgehalten, ſondern Jeder vor ſeiner Thüre gewiſcht, denn es habe Mancher nicht blos ein Eiſi, ſondern ein Babi daheim oder gar ein Räf. So ſtichelte Peterli, und wie man ſieht, nicht blos mit der Nadel, ſondern mit der Schaufel, und bekam dazu noch Hülfe am Ammann, der gleichſam ſeinen Schild vorſtellte. Dem Ammann ſeine Frau Ammännin vorzuhalten und über das Knie zu nehmen, wagte denn doch Niemand ſo recht herzhaft. Dem Ammann ging dabei ein Licht auf, in welchem Troſt für ihn war. Er hatte bis dahin nicht gewußt, welche Anzüglichkeit in einem Senn war, ſo lange er ledig blieb. Hätte es halt nie erfahren und ſtand als Ammann ein wenig, aber nur ein wenig, über den Wahrnehmungen am Brunnen und über den Gadenfenſtern. Er begriff allgemach, woher der erhaltene Schlag kam, und zürnte es an ſeiner Frau Ammännin, daß ſie ihn darauf nicht vorbereitet, denn ſie kannte die Dorfgeſchichte in ihrer ganzen Tiefe und Fülle und Alles, was am Brunnen ging und vor den Gadenfenſtern. Sie dachte, er hätte doch wiſſen ſollen, was da unter dem Hütli geſpielt ward und dem Senn es ſagen. Hätte er nur einen Deut drum gewußt, wohl, er hätte der Sache einen ganz andern Tätſch geben wollen. Aber wohl, jetzt wolle er ſeiner Frau auch 'mal ein Capitel leſen, das ſich gewaſchen habe!

Es ging recht kurzweilig zu bei Nidle und Kaffee; bei Wein oder Schnaps hätte es giftiger werden können. Eglihannes hätte gern Rumor gemacht und Händel angefangen, denn er hatte es accurat wie der Teufel: wo es im Frieden zuging, war ihm nicht wohl, er rührte Dreck drein, wenn möglich. Abſonderlich ſchien er es auf den Ammann abgeſehen zu haben; aber für den ſtand der Nägelibodenbauer ein, der ſich ſonſt ziemlich neutral hielt. Letzterer nahm den Eglihannes über's Knie und gerbte ihm das Fell, als ſei es eine alte Ochſenhaut. Der Nägelibodenbauer hatte eine große Kaltblütigkeit und wußte viel, eben auch viel mehr, als der Eglihannes dachte. Er gab ſich nicht viel mit Pariren ab, ſondern hieb immer aus, ganz kurze Hiebe, welche Eglihannes in's Leben zwickten, ob denen er doch weder vermahnen konnte, noch großen Zorn merken laſſen durfte. Es giebt eine eigene Weiſe im Wortkampf, und das iſt die verfluchteſte, wenn ſich nämlich Einer aller Ausfälle des Gegners nicht achtet, gar nicht darauf antwortet, ausgenommen ſie ſeien ihm ganz beſonders bequem und dienlich, ſondern immer zu auf ihn einreitet, kaltblütig Hieb um Hieb verſetzt, ungefähr als wäre er ein öſterreichiſcher Corporal, der vor ſich auf der Bank einen armen Teufel hat, ihn mit dem Haſelſtock ganz kaltblütig abflachſet, ohne an deſſen Geſchrei ſich irgendwie zu kehren. So ungefähr nahm der Nägelibodenbauer den Eglihannes z'weg, und züchtigte ihn ganz jämmerlich zur allgemeinen Freude. Er, der den Ammann reiten wollte, ward nun der allgemeine Sündenbock, dem Ammann ward die glänzendſte Genugthuung, und der Abend ward ſo kurzweilig, daß die Männer den Lauf der Zeit vergaßen. Es war Niemand, der dem Eglihannes zur Seite ſtand. Der Senn verſuchte es einmal, aber ihm wurde die Luſt dazu bald vertrieben. Der Senn meinte durch das erhaltene glänzende Zutrauensvotum ein großer Mann geworden zu ſein, ſo viel als alle die Bauern da, welche es ihm gegeben, zuſammengenommen, und noch ein Mal mehr. „Ja," ſagte der Senn, als er einmal mit der Kaffeekanne hereinkam, denn er machte heute den Koch, „ſolche Männer ſollten wir haben (wie Eglihannes nämlich), wenn es mehr deren geben würde, es ginge beſſer in der Welt! Da würden die Spießen gleich lang, z'plage begehrten die Niemanden, und denen Großgrinde und Batzenklemmern würde der Marſch gemacht werden, da könnten die mindern Leute den Athem wiederfinden. Aber es kommt noch die Zeit, wo lauter ſolche am Bret ſind!" Da gab's warmes Blut; da ſaß man nicht im Wirthshauſe, ſondern im eigenen Gebäude in der Käsgemeinde. Das glaube er, ſagte Einer, das käme noch Manchem commod, nicht blos dir, denn da könnte dann ein Schelm dem andern durch die Finger ſehen. Ich aber begehrte nicht dabei zu ſein, da müßte ich ein Doppelſchloß an den Hoſenſack machen laſſen, wenn ich bei Geld bleiben wollte, und die Frau an einem zweibatzigen Strick an mich anbinden, wenn die mir ſollte ſicher bleiben. „Mach's," ſagte der Senn, „aber wenn die rechte Zeit da iſt, ſo werden weder Schloß noch Strick viel helfen, da iſt der Stärkere Meiſter." „Nun, da geht's dir übel, Senn," ſagte Jener, „da wird nicht viel an dich kommen und an Eglihannes auch nicht, der weiß, wie es Einem iſt, wenn man unter der Treppe am Boden liegt!" „Das wäre zu probiren!" rief der Senn und ſteckte ſeine mächtigen Fäuſte in die Hüften, daß die Arme ſo recht ſichtbar wurden. „Ich mache mit Jedem von euch! Welcher darf kommen und hat mit mir einen Hoſenlupf?!“ „Wir ſind hier keine Schulcommiſſion, wo z'Sach mit Schwingen ausgemacht wird! Geh', hol' Kaffee, die Kanne iſt leer, und ſieh zum Feuer, daß es nicht erlöſcht,“ ſagte der Nägelibodenbauer und ſtreckte dem Senn die Kanne über die Köpfe weg. Gern oder ungern, der Senn mußte abmarſchiren, was er brummte, verſtand man nicht. „Was haſt gemeint mit der Schulcommiſſion und mit dem Schwingen?“ fragte der Ammann. „Wo ſchwingt die Schulcommiſſion? Erzähle!“ „Es iſt ein vornehmer Ort, wo das geſchehen iſt, ſein Name ſoll verſchwiegen bleiben. In dieſem vornehmen Orte leben noch viel vornehmere, nicht mehr Schulmeiſter, ſondern Schullehrer; Secundar- und andere Lehrer, ja ſogar zwei Schulcommiſſäre, man denke! Dieſe hatten einmal das Examen und nach demſelben eine Mahlzeit, wobei auch die Schulcommiſſion ſich einfand, den Lehrern kurze Zyt zu machen. Appetit brauchte nicht gemacht zu werden, den brachten ſie mit. Nun, das ging luſtig zu, die Aufwart war gut, an Wein fehlte es nicht, und hinter dem Rücken lag der langwierige Winter mit ſeiner langen Schule, da iſt's natürlich, daß Jeder, der wie ein Menſch fühlt, an einer langen Luſtbarkeit großes Behagen findet. Endlich wurden die Einen ſatt oder kriegten ſonſt genug, wie man zu ſagen pflegt, und kehrten heim zu ihren Weibern, ob geſchmückt mit grünen Reiſern, ſelb weiß man nicht. Von den Lehrern blieb der eine Schulcommiſſär, von den Mitgliedern der Schulcommiſſion ein Schneider. Die junge Welt liebt Abwechſelung, und den Lehrern iſt nichts geſcheidt und gebildet genug. Sie ließen einen Zuber voll Waſſer kommen, warfen ein Stück von einer Kerze hinein; dieſes Stück ſollte nun mit dem Maul angefaßt und herausgezogen werden — es ſollte eine Probe über den entſchiedenen Fortſchritt ſein. Das Spiel ging ſchön, und es ſoll ein luſtiges Luegen geweſen ſein. Die Schulmeiſter zeigten großen Eifer und viel Geſchick, ſie kriegten faſt alle den Stumpen in's Maul, dabei aber auch naſſe Geſichter. Nur einem wollte es nicht gelingen, die Kerze ging ihm immer in Krebs, und je eifriger er wurde, deſto weniger kriegte er ſie. Wahrſcheinlich war ſein langer Bart ſchuld daran, zu welchem er das Muſter an einem alten Roßzinden genommen hatte. Endlich, als er ſo recht hitzig im Waſſer herumſchnappte, juckte es einen Collegen; er fuhr ihm ſanft mit der Hand über's Haupt, daß es tief unter's Waſſer und endlich triefend wie ein Neufundländer wieder zum Vorſchein kam, Waſſer ſpeiend, gurgelnd, puſtend, als wollte das Meer noch ein Meer gebären. Als das Waſſer heraus war, kam das Feuer, kam der Zorn nach, und wenn er nicht eben erſt beträchtlich gegeſſen, er hätte die Andern alle gefreſſen. Mit Einem allein vorlieb zu nehmen, ſchickte ſich ihm nicht, da er nicht wußte, wer der Thäter war. Gerochen mußte die That ſein, er forderte zum Schwingen auf, und abſonderlich das Mitglied der Schulcommiſſion, den Schneider. Der war ein tapferer Mann und begann den Hoſenlupf, war handfeſter als der Schulmeiſter, warf dieſen auf den Rücken und das zweite Mal ſehr unſanft. Da lag er nun, der Schulmeiſter von einem Schneider beſiegt, das that ihm weh, das mußte wiederum gerochen und eingetrieben ſein. Er erklärte nun, auf dem Rücken liegen zu bleiben, bis der Schulcommiſſär mit dem Schneider gerungen und an ihm ſeine und des Standes Ehre gerettet hätte. Der Schulcommiſſär mußte ſich dazu verſtehen, wie billig, griff mit dem Schneider zuſammen, trieb ſich mit ihm in der Stube weidlich herum, aber der Schulcommiſſär gewann dem Schneider nicht ab, der Schneider dem Schulcommiſſär nicht, drob ging Beiden der Athem aus, der Sieg blieb unentſchieden, es erklärten ſich beide Theile für befriedigt und der arme auf dem Rücken Liegende ließ ſich erbitten, wieder auf die Beine zu ſtehen. Wahrſcheinlich war er derweilen wieder durſtig geworden, was ihn zum Frieden um ſo geneigter machte. Seither, wenn es dort etwas Zweiſpältiges giebt, heißt es: »Machet es aus wie Schneider und Schulcommiſſär.« So möchte es mit Schein auch der Senn, es wird aber kaum Jemand Luſt haben, auf dieſe Weiſe es auszumachen. Alſo, der Senn wäre der Schulmeiſter, der Ammann müßte den Schulcommiſſär vorſtellen, und wer will Schneider ſein?“ ſo demonſtrirte der Nägelibodenbauer. Zu dem Vorſchlag hatte Niemand Luſt, am allerwenigſten der Ammann, aber ſeinen Nutzen hatte er dennoch, er leitete das Wetter ab und brachte den Senn zur Ruhe und den Witz wieder in Gang. Es war Zeit geworden aufzubrechen; nun ging es wieder hart über Peter im Dürluſt her. Man bot ihm eine Schutzwache an, man rieth ihm, den Senn mitzunehmen, es mit ihm zu machen wie Benz im Krautgraben einem ſeiner Freunde: Benz hatte ſich auch wieder einmal verſpätet bei luſtigen Brüdern und jammerte ſehr über das Gericht, welches nun ſeiner warte. Da erboten ſich Einige, ihn zu begleiten und zu ſchützen, was ihm das Rechte war. Beim Hauſe angekommen, ging der Kühnſte allein hinein, um dem Weibe zu ſagen, was Trumpf ſei. Aber wie er die Stubenthür aufmachte, noch ehe er ein Wort ſagen konnte, empfing ihn das Weib mit einem Hagel von Ohrfeigen, daß er anfangs ganz betäubt daſtand wie Loth's Weib, nicht einmal an's Retiriren dachte, geſchweige an's Wehren. Da kam's ihm endlich, er hätte genug, mehr nützte nichts, machte ſich hinaus und ſagte: „Jetzt, Benz, kannſt ung'ſorget hinein, ich hab' ſie abgethan. Das iſt gut für ein Mal, das nächſte Mal kannſt wieder ſelbſten voran." „Gäll, Peterli, das käme dir commod, wenn dir immer Einer voranginge, dazu ſchickte ſich der Senn am beſten. Wohl, den würde dein Eiſi noch ein Mal ſo lieb haben, wenn es ihn einmal zwiſchen den Fingern hätte," ſagte man. Peterli hatte es wie es ſehr oft geht: den Vorſchlag hätte er verdammt gern angenommen, während er ihn ehrenhalber mit Entrüſtung von der Hand wies. Es war ihm wirklich gar nicht geheim, und die Beine ſehr ſchwer, als er zu ſeinem Hauſe hinaufſtieg. Es gelüſtete den Nägelibodenbauer, dem Peterli nachzuſchleichen und deſſen Empfang zu belauſchen, that es aber doch nicht. Diesmal wurde alſo Peterli's Empfang nicht bekannt. Aufmerkſame Beobachter behaupteten, ſein Backenbart ſei in jener Nacht beträchtlich dünner, die eine Backe aber auffallend dicker geworden als die andere, welcher Uebelſtand ſich ſpäter jedoch wieder ausglich. Die Frau Ammännin ſoll ebenfalls nicht roſenfarbener Laune geweſen ſein. Sie behauptete, ihr Mann werde ihr Lebtag das gleiche Düpfi bleiben, und ſei ſie nicht dabei, mache er lauter dummes Zeug, ſchmecke nichts und rieche nichts, ließe ſich in einer Stunde mit offenen Augen ſieben Mal verkaufen. Sie hätte es gleich gedacht, als man die Verſammlung in der Käshütte angeſtellt, es werde da Etwas gehen müſſen, was Niemand merken ſolle. Aber daß ſo was nicht mehr begegne, dafür ſei ſie gut, ſie wolle ſchlau genug ſein und den Nagel zu rechter Zeit ſtecken. Der Ammann brachte ſeine Vorwürfe auch vor; erhielt aber darauf zur Antwort: „Du haſt recht! Die Naſe hätte ich dir darauf ſtoßen ſollen, ich hätte wiſſen ſollen, wie du biſt, nichts riechſt und nichts ſchmöckſt! Darum iſt mir recht geſchehen. Es iſt eine Lehr' für die Zukunft, das ſoll mir nie mehr paſſiren, zähl' darauf! Aber gönnen mag ich euch, wenn Eglihannes, der Schelm, euch ſo recht vaterländiſch betrügt, und das thut er, denk' nur daran, daß ich es vorausgeſagt!“

Achtzehntes Capitel.

Von allerlei Plagen und Missverständniss.

Sonſt ſah es die Tage darauf in der Vehfreude aus wie auf dem Lande in trocknen Jahren nach einem ſchönen Regen. Wie es grünet allenthalben und verjüngt die Pflanzenwelt erſcheint, ſo grüneten die meiſten Weiber, ſchienen um viele Jahre jünger geworden zu ſein, munterer bewegten ſich ihre Beine, beſonders wenn ſie auf den Wegen zum Krämer wanderten. Dieſer hatte alle Hände voll zu thun, ordentlich Fluth in ſeine Kaſſe, und ſein Geſchäft, welches faſt abgeſtanden war, ward wieder flott. Indeſſen iſt bekannt, daß in trocknen Jahren ein ſchöner Regen nicht lange merkbar bleibt, daß alsbald Seufzer zum Himmel ſteigen: Ach wenn es doch nur bald wieder käme, aber recht, daß man es auch ordentlich fühlte! Wo es gar trocken geworden, da verſchluckt die Erde unglaublich viel, und es bedarf einer ziemlichen Quantität Regen, bis die Feuchtigkeit etwas nachhaltig geworden iſt, ſo daß ſie nicht vom erſten Sonnenſtrahle verzehrt wird: ſo war es auch in vielen Häuſern in der Vehfreude. Als die Rückſtände getilgt waren, allfällige Zinslein ausgerichtet, des Weibes Gelüſten mehr oder weniger befriedigt, ach, da war die Tröckene wieder fühlbar an den meiſten Orten, und wiederum wurde geſeufzt, nicht: ach wenn es doch immer ſo bliebe, ſondern: ach wenn es doch bald wieder käme! Im Nägeliboden war es den Sommer über ebenfalls nicht wenig trocken geweſen, und Sepp und Bethi hatten manchmal geſeufzt, wenn Unabweisbares, z. B. Salz gekauft werden mußte, und alle Schublädli, die man auszog, tönten ſo hohl und ſchauerlich. Nun hatten ſie ein ziemliches Stück Geld erhalten, mehr als hundert Gulden, ſie hatten von der Großmutter unerwartet geerbt. Zwar nicht flüſſig Geld, aber ſichere Ausſicht dazu, und da alle guten Dinge, welche ſich gezweit, ſich auch dritten, ſtand eine prächtige Loſung für den Braunen in Ausſicht, den Felix mit großem Eifer zu vermitteln ſuchte, und deßwegen faſt alle Tage im Nägeliboden war, um mit Sepp Etwas zu verhandeln. Änneli ging es beſſer, doch langſam. Die Ammännin nahm großen Theil an dem Mädchen, wanderte zu großem Erſtaunen des ganzen Dorfes mehr als ein Mal in den Nägeliboden in eigener Perſon, kramte der Kranken und zeigte große Freude an der fortſchreitenden Geneſung. Wenn ſie heim kam, ſo war großes Lob in ihrem Munde, ein ſo appetitlich und verſtändig Meitſchi habe ſie nicht bald geſehen, ſagte ſie. Es habe ihr ſchon manchmal faſt das Waſſer in die Augen getrieben, wie das die Schweſter liebe, und für Alles ſo aufrichtig danke. Das ſehe man nicht oft mehr, ein b'ſunderbar gut Gemüth müſſe das Meitſchi haben, wenn ſie 'mal das in's Haus bekommen könne als Meiſterjungfere, fünfundzwanzig Thaler Lohn reueten ſie nicht, und die Hemden ſollten es nicht viel koſten.

Wenn die Mutter ſo redete, war es Felix, als höre er einen Engel ſingen. Wenn ſie aufhören wollte, redete er ihr etwas ein, daß ſie wieder von vorne anfangen mußte und noch lebhafter als vorher. In's Lob ſtimmte Felix nie ein, er wußte nicht warum. Die Mutter kam nach und nach in den Glauben, Felix haſſe das Meitſchi und werde es nicht in's Haus wollen, wenn es einmal darum zu thun ſei. Sie kanzelte ihm bitterlich ab, was er doch für ein wüſter

Bube ſei, immer Etwas gegen das Meitſchi zu haben, ſie wüßte kein beſſeres, und daß es arm ſei, deſſen vermöge es ſich nichts, und viele Beiſpiele hätte man, daß arme Leute auch brav ſein könnten. Hochmuth ſei ſchön, er ſtehe Ammanns Bub wohl an, ſie möchte nicht, daß er ihn nicht hätte, aber zu weit treiben könne man es auch, Mönſch ſei doch immer Mönſch! Darauf ſagte denn Felix gewöhnlich. „A bah! du redſt immer vom Hochmuth, wer ſagt, ich ſei hochmüthig! Aber warum iſt das Meitſchi ſo dumm und will nicht glauben, daß Eglihannes es überfahren hat, und will nicht, daß ſein Schwager den Hund angreife? Ich habe ihm ſchon manchmal geſagt, wir wollten Alle Zeugniß reden, es möge kommen, wozu es wolle, und das will der Tropf nicht. Es ſagt, Streit begehre es nicht, es hätte Urſache, dem lieben Gott zu danken, daß es ſo gut davon komme, und ſeine Leute wehrten ihm auch mehr ab, als ſie es anſtrengten, darum begehre es nicht, daß man ſeinetwegen noch mehr ſich plage, es hätte bereits Unmuße genug gemacht.“ „He nun!“ ſagte die Frau Ammännin, „iſt das nicht ſchön vom Meitſchi? Es wäre wohl gut, es hätten alle Leute ein ſo gut Gemüth, es ginge beſſer in der Welt und das Procediren koſtete nicht ſo viel Geld.“ „Mutter,“ ſagte dann Felix, „das verſtehſt du nicht, das thut es nur mir z'wider und z'leid, ich weiß nicht, warum es mich ſo haſſet. Es weiß wohl, daß Eglihannes ſagt, ich ſei an Allem ſchuld, ich hätte ihn überfahren und unter meine Roſſe ſei das Meitſchi gekommen, und d'r Tüfel weiß, was er noch Alles ſagt. Das Meitſchi weiß das wohl, weiß, was der Eglihannes für ein Hund und Spitzbube iſt, und wie ich ihn deretwegen haſſe, und daß er mich hineinſtoßen will und ich an Allem ſchuld ſein ſoll. Und das glauben Leute, und z'Meitſchi brauchte blos ein Wort zu ſagen und den Eglihannes anzugreifen, ſo glaubten die Leute dem Eglihannes nicht mehr, und wüßten, wer z'Sach angerichtet und daß ich mich nichts vermag. Aber nein, das will der Tropf nicht thun! will z'Sach an ihm ſelber haben, und das nur mir z'Trutz und z'Leid, daß alle Leute meinen, was für ein Kalb und Unflath ich ſei. Was ich ihm zuwider gethan, weiß ich nicht, aber ſchlecht iſt's von ihm, mich ſo im Unglanz zu laſſen, und weiß doch, was der Eglihannes iſt und wie ihn Alles haſſet im Himmel und auf Erden. Es weiß der Teufel, was da gegangen, z'Sach iſt allweg nicht ſauber. Man weiß, was für Einer der Eglihannes iſt, aber glaubt hätte ih nit, daß z'Nägelibodenbauren mit dem unter einem Hütli ſpielten.“

Im Grunde des Herzens war Felix ſehr froh, daß kein Proceß entſtand, ſein Gewiſſen war doch ſo ganz verſtockt nicht, aber er geſtand es ſich ſelbſten nicht ein, geſchweige Andern, ſondern begehrte immer mörderiſcher auf, daß der Hund, der Eglihannes, ungehängt davon komme. So geht es oft in der Welt, daß man heillos aufbegehrt über Das, was Einem eigentlich am anſtändigſten iſt, und daß man ein ſchwach Gewiſſen hinter wüthige Kühnheit verbirgt. Die Mutter ſagte oft, ſie hätte nicht geglaubt, daß Felix ſo rachſüchtig und köpfig ſein könnte, wenn das mit dem Alter noch zunehmen ſollte, ſo komme das wahrhaftig nicht gut. Das Meitſchi chön ſe fry rechtſchaffe dure, daß er's ſo uf d'r Mugge heyg, u ſi müß ſäge, we ſi ſcho d'r Eglihannes haſſ vom Tüfel, ſu heyg doch z'Meitſchi Recht und d'ſunderbar, daß es ſo feſt ſyg bi ſyr Sach, und ſyg doch no ſo jung. Hatte Felix ſo mit der Mutter ſich herumgeſtritten, ſo hatte er Grunds genug an Änneli zu denken. Erſt zankte er mit ihm ebenfalls in Gedanken. Dann kam es ihm vor, wie das gehen müſſe, wenn es einmal hier Meiſterjungfere werden ſollte, dann könne er es ihm eintreiben, es könne lange warten, bis er ihm einen Gefallen thue, aber plagen wolle er es, daß es nach Gott ſchreien lerne. Wenn er das ſo recht ingrimmig dachte, ſo ſtellte ſich ihm Änneli vor die Augen, wie es roth wurde, als es ſeine Stimme hörte, wie es die Augen aufſchlug, einen Blick ihm zuwarf. Dieſen Blick konnte er nicht vergeſſen. Dieſer Blick hatte eine wunderbare Kraft. So wie er zu leuchten begann, verzehrte er die böſen Dünſte, all den Zorn, die Bitterkeit, die Rachgierigkeit, es war ihm ſo ſtill und wohl im Herzen, er wußte nicht wie, ein ſüßes Träumen kam über ſeine Seele, und wenn er draus erwachte, wußte er nicht, wo er war und wie viel Zeit verronnen während dieſen ſüßen, ihm ſo ſeltſamen Träumen. Dann ward es ihm, als hätte er mit Sepp was zu reden, wegen dem Braunen oder wegen der Erziehung eines Kalbes, oder einem Schafhandel, manchmal wußte er nicht, warum er in den Nägeliboden gekommen. Von Weitem ſchon ſpionirte er, ob Änneli irgendwo zu ſehen ſei; war das nicht der Fall, ſo bot er alle Künſte auf, es vor die Augen zu bringen. Als es ihm die erſten Tage nicht möglich war, da war es ihm öd' in der Welt, und gar nichts recht, Kühe und Pferde hatte er ſein Lebtag nicht ſo häufig geprügelt als in dieſen Tagen. Allgemach ging es Änneli beſſer, es ſtand auf, ſaß am Fenſter. Felix ſah es, und meinte, es werde vor's Haus kommen. Das fehle nicht, dachte er, als es, wie er näher kam, am Fenſter verſchwand. Aber wer nicht vor's Haus kam, war Änneli, und wer ſchrecklich zornig ward, war Felix. Es nehme ihn nur Wunder, dachte er, was er dem D—Meitſchi zu leid gethan, das möchte gefragt ſein, ſobald es ihm unter die Augen komme, dümmers Vieh als das Weibervolk gebe es auf Gottes Erdboden nicht. Es iſt ſeltſam, aber es iſt doch ſo, daß es Naturen giebt, welche in dem Maße als ihre Gefühle zarter werden, gröberer Worte ſich bedienen. Einmal an einem trüben Octobertag war es, daß Felix Schafe ſcheeren wollte, weil er draußen nichts zu thun hatte. Er trieb ziemlichen Schafhandel auf des Vaters Koſten. Derſelbe lieferte ihm den größten Theil ſeiner erbprinzlichen Einnahmen. Dem kleinen Jungen hatte der Vater ein Schaf zu halten erlaubt. Im Maße als der Junge wuchs, wuchs auch die Zahl der Schafe, trotz dem Gebrummel des Vaters, zuweilen bis auf ein Dutzend. Wenn die Schafe endlich faſt ſo viel fraßen, als zwei Kühe, dann gab es anhaltendes Donnerwetter bis die Schafe reducirt wurden, ungefähr wie die Armee reducirt wird, wenn bei Berathung des Budgets die Kammern recht aufbegehren; jedoch nur für einſtweilen, d. h. bis es beſſer Wetter giebt, und das Donnern aufhört, ungefähr wie die klugen Schweizer die Werbungen für Neapel einſtellen wollten für einſtweilen, bis beſſer Wetter ſich zeigt. Nun, Felix gehorchte, wenn der Vater donnerte, doch immer nur ein kleinwenig, dann gab ſich der Vater zufrieden, beſonders weil die Frau Ammännin z'beſt redete. „Bah,“ ſagte ſie, „laß ihm die Freude, er lernt Handeln dabei, und was fragſt du einer Kuh oder zwei mehr nach. Z'Sach iſt doch einmal alle ſein, und wie gut iſt's, wenn er zu rechter Zeit Freude an der Sache bekommt. Der Schade iſt am Ende auch nicht groß, es giebt Wolle in die Haushaltung, und deren hat man ja immer ſo nöthig für Halblein und Strümpfe. Und ich muß ihn rühmen, er iſt darin gut und vernünftig. Wenn er ſchon die Wolle abgeben muß und nichts davon hat, ſo richtet er ſich doch mit ſeinen Schafen darnach, wie man die Wolle haben will für den Hausbrauch, wie ſie für uns am ſchönſten und nützlichſten iſt. Dere tüfelsdumme wyße Schwabeſchaf mit dene lange Lampiohren und der groben Wolle, wo nichts nütz ſind, als den Stall voll zu brüllen und die andern zu plagen, hat er noch keines angeſtellt, gäb wie ihm's der Metzger angeben wollte, dieweil keine am Schweizerfutter feißer und ſchwerer würden als dies Schwabenveh, b'ſunderbar d'Urſle.“ Der Ammann, welcher es eigentlich ſo böſe nicht meinte, antwortete gewöhnlich auf ſolche Schutzreden: „Uebertrieben iſt übertrieben. Zwei Kühe mehr ſtänden dem Hauſe beſſer an als eine ſolche Heerde Schafe, aber ſo viel darwider wollte ich nicht einmal haben, wenn er fütterte wie ein anderer Chriſt. Aber was der für Korn und Hafer braucht, es hat keine Art. Alle Augenblicke hat er eins fett wie einen Dachs, und wenn ich nach dem Schaden ſehe, ſo hat er mir den halben Spycher geleert, ſo iſt Schafemäſten keine Kunſt.“ So polterte wohl der Ammann, hatte aber doch ſeine Freude daran, wenn Felix aus einem Schafe ein Dutzend Thaler löſte und es allenthalben hieß: Schafe, wie Ammanns Felix ſie hätte, ſehe man nirgends. Zwei ſolche Schafe, welche er bei den Roſſen gehabt, mit breitem Rücken und dickem ſilbergrauen Fließ, hatte er verkauft, die Wolle aber vorbehalten, ſieben Pfund wenigſtens hoffte er der Mutter einhändigen zu können. Aber keine Scheere wollte ihm hauen; er ſchwor mörderlich, er behauptete verhexet zu ſein. Ihm fiel ein, er habe kürzlich den Rägelibodenbauer Schafe ſcheren ſehen, und deſſen Scheere habe gehauen wie ein Raſirmeſſer. Da helfe nichts, ſagte Felix, geſchoren müßten die Schafe ſein, und darum müſſe des Rägelibodenbauers Schafſcheere herbei. Er mir nichts dir nichts auf und davon mitten im halben Tag. Um's

Haus war's ſtill, die Thüre zu. Das Hagelsmeitſchi werde ſich wieder verſteckt haben, dachte Felix, die Uebrigen hinter dem Hauſe ſein. Da er Niemanden dort fand, klopfte er ein Mal manierlich, das zweite Mal handlich. Endlich ging die Thüre auf und Änneli ſtand darunter. Man hätte nicht glauben ſollen, daß das Mädchen kürzlich ſo ernſtlich krank geweſen: roth war es über und über, wer hinter ihm geſtanden, hätte geſehen, wie die Röthe im Nacken ihm zuſammenfloß. Felix machte große Augen, ſagte endlich: „So lebſt du noch, habe geglaubt, du ſeieſt längſt todt!" „Gottlob, noch nicht!" ſagte Änneli; „ich bin bald wieder z'weg. Gott und gute Leute haben mich davongebracht, und wäre der Schreck nicht geweſen, hätte das Andere ſo viel nicht gemacht." „Mich hat es wüſt genug gedünkt," ſagte Felix, „aber weil es der Eglihannes gemacht hat, wird es dir nicht wehgethan haben. Wo iſt Sepp?" Änneli war wieder ganz roth geworden, wußte nicht, wie es ſich entſchuldigen ſollte. Die Frage half ihm für den Augenblick. „Sepp," antwortete es, „führt Hanf und Flachs zur Reibe, wir haben in letzter Woche gebrochen. Heute ſoll nun gerieben werden; mir haben ſie das Hüten anvertraut, zu den Kindern ſehen kann ich, Gottlob! ſchon wieder." „Das iſt läz," ſagte Felix; „ich hatte ihn fragen wollen um ſeine Schafſcheere, mit meiner kann ich nichts machen." „Ich glaube, ich weiß, wo er ſie hat; wenn du warten willſt, will ich ſie dir ſuchen," antwortete Änneli. „Das wäre mir ein Gefallen," antwortete Felix. „Ich will kommen und dir ſuchen helfen." „Bleib' nur," ſagte Änneli, „oder geh in die Stube, ich bringe ſie gleich." Änneli hatte Tact und kannte die Welt in der Wehfreude, die ungefähr iſt wie die Welt anderwärts. Änneli wußte, daß ringsum lauernde Augen waren, dieſe hatten erkundet, wie es allein im Hauſe ſei, ſie hatten Felix kommen ſehen, wußten ihns jetzt allein mit ihm, das machte ihm angſt, und Felix ſelbſt machte ihm noch himmelangſter. Es wußte nicht warum, es hatte ſich ſeiner nur zu rühmen gehabt, und doch klopfte ihm das Herz, als ſtünde ein Räuberhauptmann draußen vor der Thüre und dreißig Spießgeſellen hinter ihm. „So geh!" ſagte Felix unwillig; „aber gefreſſen hätte ich dich nicht!" Änneli hörte Etwas von dieſen Worten, ſie thaten ihm weh bis in's Mark hinein, aber was ſollte es darauf ſagen? Es ging nicht lange, ſo kam es mit zwei Scheeren wieder. „Es werden wohl die rechten ſein," ſagte es; „Sepp hat das letzte Mal dieſe gebraucht! Wenn du aber meinſt, ſie ſeien nicht gut, will ich die andern auch holen!" „Will dir nicht Mühe machen," ſagte Felix. „Magſt doch nicht warten, bis du mir wieder den Rücken ſiehſt! Aber fragen möchte ich dich doch, was Täfels ich dir zu leid gethan, daß du dem Eglihannes ſo dorgeſt und mich verdächtigen möchteſt, als ſei ich ſchuld geweſen an der ganzen Geſchichte. Ich muß ſagen, bravs dünkt's mich nicht von dir!" Die Worte ſchnürten Änneli das Herz ganz zuſammen, in den Hals ſtieg ihm der Krampf, es konnte kaum ſchnaufen, viel ſchwerer noch reden. „Du mein Gott!" ſagte es, „was ſinneſt doch auch, und was denkſt? Was ſollte ich dich haſſen, ich wäre ja die ſchlechteſte Perſon unter der Sonne, denn du haſt mir ja lauter Lieb's und Gut's erwieſe, wo ich mein Lebtag dir nicht vergeſſen werde, und dir nur nie ſo recht dafür gedankt habe. Was kann ein armes Tröpflein, wie ich bin, vergelten? Aber wenn ich es könnte, nur ein Zeichen thun könnte, es freute mich mein Leben lang!" „Aber warum greifſt du dann den Eglihannes nicht an für Entſchädigung? Oder hat er im Stillen mit dir abgemacht, ſo iſt es noch ſchlechter von dir. Du weißt ja wohl, daß er mir Alles zuſchieben will hinter dem Rücken, in's Geſicht darf er es mir nicht ſagen, er weiß warum; wohl, den wollte ich flachſen!" „Zürn' es doch recht nicht," ſagte Änneli; „aber ich war von Sinnen und für mein Leben hätte ich keinen Eid thun können, und dazu hätte der Mann mich getrieben, denn es ſoll ein b'ſunderbar Wüſter ſein." „Er wird dir nicht halb ſo wüſt vorkommen, als du dergleichen thuſt," ſagte Felix, „ſonſt hätteſt du ja denken können, daß dir Niemand einen Eid abfordern könne. Dazu waren wir ja da, wir waren nicht von Sinnen und wußten, wie es zu- und hergegangen." „Selb wohl," ſagte Änneli. „Aber gruſet hätte es mir gleich, wenn Andere meinetwegen hätten eidigen ſollen, es iſt allweg eine ſchreckliche Sache und war ja nicht der Mühe werth. Schwager und Schweſter meinten es auch; ihretwegen ſollte ich nicht etwa Etwas machen. Sie trügen die Koſten gern, ſagten ſie, ſei ich doch ihretwegen in dieſes Unglück gekommen. Selb iſt aber auch nicht, wenn man die Sache recht anſieht, ſo bin ich eigentlich ſchuld, wäre ich achtſam geweſen, ſo hätte ich zu rechter Zeit fliehen können und z'Sach wäre nicht begegnet.“ „Dummheit,“ ſagte Felix, „wenn dra g'ſinnet hätteſt, ſo wäreſt ſelb Tag nicht auf die Straße, ſondern im Bette geblieben. Es gingen ſchon viele Eide wegen geringeren Sachen, und wenn's nicht Eglihannes geweſen, du hätteſt wohl auf einem andern Loche gepfiffen. Man kennt den Vogel. Aber ich ſag' es dir noch ein Mal: darauf hab' dir nicht viel. J'Scheerene bringe dann wieder, ſobald ich ſie gebraucht. Adieu unterdeſſen!'“ „Aber um Gottswillen!'“ ſagte Änneli, aber Felix hörte nicht, drehte ſich nicht um, hatte Galgenfreude im Herzen; dem habe er es einmal geſagt, dachte er, ſeit er den Kropf geleert, ſei es ihm z'halb leichter. Das hätte 'mal ſchmöcken können und eine Naſe voll nehmen. Der Uflath dachte gar nicht daran, wie ſchmerzlich verwundet er das Herz des armen Meitſchi zurückließ. Er ſtieg ganz kühn nach Hauſe, ſchor ſeine Schafe, freute ſich, daß er's dem Meitſchi geſagt, freute ſich aber noch mehr, daß er es geſehen. Der Menſch iſt nämlich ein ganz curioſes Kameel. Wir ſind überzeugt, wenn Felix geſehen, wie voll Änneli die Naſe nahm, er wäre der Erſte geweſen, der Mitleiden mit ihm gehabt hätte. Das arme Meitſchi war ſo glücklich geweſen in aller Stille! Nicht um Alles in der Welt hätte es ſich ſein ſogenanntes Unglück, welches ihns ſo glücklich machte, abkaufen laſſen. Für eine rechte Sünde hätte es es gehalten, wenn es dabei nur von ferne eine Entſchädigung begehrt hätte. Es ſei, als ob der Felix ſein Engel ſei, dachte es, wenn es ihm ein Unglück gebe, ſei er da und nehme ſich ſeiner an. Es hätte nie gedacht, daß ein Menſch ſo ſein könne und ſo ein gutes Herz haben, geſchweige eines Ammanns Sohn. Wenn es ihn von Weitem ſah oder nur hörte, ach! wie klopfte ihm dann ſein Herz, wie glücklich ward es in ſeiner Nähe. Und doch floh es ihn, und wenn es ihn kommen ſah, wich es vom Fenſter, um ihn ungeſtörter betrachten zu können. Es war halt keine Kokette, es dachte nicht daran, daß Jemand an ihm Gefallen finden könnte, gedachte gar nicht daran, durch äußerliche Geberden

Gefallen zu ſuchen, es wollte nichts, als ungeſtört den Felix ſehen und glücklich ſein dabei. Ach! und wenn es ihn geſehen hatte, wie wohl lebte es daran manchen Tag! Der Felix verklärte ſich vor ſeinem innern Auge immer himmliſcher, er wurde ſchöner als ein Engel, es wuchſen ihm Fecken, immer größere bis an den Himmel hinauf, ja endlich weit darüber aus. Ach! was ſo ein gutes liebes Meitſchi für eine ſtille Seligkeit hat an ſolch ſtiller Liebe ohne Schwefel, ohne ſonſtiges Begehren. Und in dieſes ſtille Glück warf der Felix mit vollen Händen Pfeffer und Salz, war ein ſauberer Engel, einer eher mit Hörnern als mit Fecken. Es ward Änneli, als ob eine wilde Nacht Sonne, Mond und Sterne verſchlungen hätte, unausſprechlich weh und kalt ward es ihm um's Herz. Es mußte abſitzen, es wollte ihm der Athem ſtocken, kalt ſchwitzte es auf der Stirne; endlich brach ihm im Herzen die heiße Quelle auf, ſeine dunkeln, blauen Augen wurden zu zwei Springbrunnen, immer heißer ſprudelten ſie, dieweil immer heißer das Weh aus der Quelle quoll. So fanden es ſeine Leute, als ſie vom Reiben heimkehrten, mit glühend heißem Kopfe und roth geweinten Augen. Sie fragten lange, was es gegeben; ſie hätten nichts vernommen, wenn nicht ein Kind geſagt, Ammanns Felix ſei dageweſen, dä wüſt Bub, der habe Änneli ſo z'plären gemacht. Sie wollten wiſſen, was er da gemacht. Er habe die Schafſcheeren geholt, ſagte Änneli, und Mehreres brachten ſie lange nicht heraus. Endlich ſagte Bethi: „Hör', jetzt werde ich böſe; daß er die Schafſcheeren geholt, deswegen thuſt nicht ſo! Was hat er geſagt? das will ich wiſſen, das ſage, ſonſt biſt mir nicht mehr lieb, ſondern verdächtig!“ Da gab es neues Weinen, bis Änneli herausbrachte, Felix habe ihm Vorwürfe gemacht, daß man den Eglihannes nicht angegriffen, und — und — und merken laſſen, er glaube, es thue das dem Eglihannes zu lieb, und er ſollte doch denken, der ſei ihm nicht lieb. Bethi wollte tröſten, wollte der Schweſter abputzen, daß es wegen ſo Wenigem ſo nöthlich thue; aber da half Alles nichts. Bethi mußte Änneli zu Bette ſchicken, und ſtand großen Kummer aus, es könnte einen Rückfall geben und das Nervenfieber jetzt im Ernſte kommen. — Spät am Abend kam Felix wieder mit den Schafſcheeren, es nahm ihn Wunder, was ſeine Worte für Wirkung gethan, ob ſie dem Meitſchi ſo recht hineingegangen wie ſie geſollt. Er fand Sepp noch draußen im Stall; Felix war plauderhaft, Sepp ſehr einſilbig. Felix berichtete, für was er die Scheeren gebraucht, ſtrich ſeine Schafe heraus; Sepp ſagte nichts dazu. Felix fing vom Roßhandel an; Sepp ſagte nichts dazu. Felix fing vom Käshandel an und wie der Eglihannes jetzt wirthſchafte mit den geſchaubeten Käſen; Sepp ſagte wieder nichts.

Felix kam ob dieſer Einſilbigkeit ſo gleichſam in Verlegenheit und ſagte endlich: „So gut' Nacht, und ſolleſt Dank haben!“ „Gut' Nacht wohl!“ antwortete Sepp, und als Felix einige Schritte gegangen war, ſetzte Sepp hinzu: „Mit dem Eglihannes komme mir nicht wieder, ich hätte geglaubt, du ſeieſt verſtändiger als ſo! Das Meitſch iſt noch nicht ſo z'weg, daß es Solches erleiden mag; komm mir überhaupt nicht mehr mit dem Eglihannes, ſonſt haſt es mit mir zu thun Daneben wär's mir leid, wenn wir zweiſpältig würden.“ Felix hatte ſich raſch umgedreht und fragte: „Was iſt mit dem Meitſchi, hat es mich verklagt?“ „Z'Meitſchi hat dich nicht verklagt,“ ſagte Sepp; „aber wir fanden es ganz verpläret, da mußte es ſagen, was ihns ſo zugerichtet; jetzt liegt's im Bett, hat Fieber wie ein Roß, man mußte zum Doctor ſchicken, es könnte eine böſe Sache geben!“ Da war's, als ob es gedonnert hätte über Felix und der Blitz ihn auf's Haupt getroffen. „Das wird nichts ſein!“ ſagte er endlich. „Sagte ihm ja nichts Böſes, meinte blos, es hätte mit dem Eglihannes anders fahren ſollen, dem Hund ging's viel zu gnädig ab!“ „Aber was ſoll ſich deſſen das Meitſchi entgelten, und Grobs mußt du ihm geſagt haben, ſonſt hätte es nicht ſo gethan!“ ſagte Sepp. „My Thüri mit!“ ſagte Felix; „blos ein Wort oder zwei habe ich geſagt und es nicht böſe gemeint!“ „Los, ich mag nichts hören,“ ſagte Sepp; „du weißt nicht, was du machſt! Wenn du Jemanden einen Klapf giebſt, daß er dahinfällt wie ein Kegel, ſo haſt du eine große Galgenfreude und rühmſt, dem habeſt du doch einen verflucht Braven abgeſtreckt, er ſei dagelegen wie todt; aber wie weh du ihm gethan und wie lange die Folgen währten, daran dachteſt du nicht, darum kümmerteſt du dich nicht, ſo Einer biſt! So haſt du es auch mit dem Meitſchi gemacht. Haſt ihm verflucht brave Worte zugemeſſen, wie ſie dir in's Maul kamen, vielleicht noch Freude dran gehabt, wie du es dem jetzt geſagt, und wie weh du ihm thateſt, und wie man ein armes, halbkrankes Meitſchi mit Worten abknütteln kann, ärger als einen Küherknecht mit einem Zaunſtecken, davon haſt du keinen Begriff. Du meinſt, weil du des Ammanns Bub ſeieſt, ſtehe dir Alles wohl an, und Jedermann müſſe annehmen, was du ihm zumiſſeſt, und begreifſt wieder nicht, wie andere Leute anderer Meinung ſein können. So iſt z'Sach!"

Felix fühlte ſich ſchwer getroffen, hätte indeſſen doch wahrſcheinlich aufbegehrt und die Haare geſträubt wie eine Katze vor der Naſe eines Hundes, wenn eben nicht der Nägelibodenbauer vor ihm geſtanden wäre, vor dem er doch eine Art Reſpect hatte, und wenn die Angſt nicht geweſen wäre, welche nun auch ihm das Herz zuſammenklemmte. So arg hatte er es doch nicht machen wollen, ſo wenig als Der, welcher Jemanden einen verflucht Braven verſetzen wollte, und wenn er zum Schaden ſieht, den Schädel eingeſchlagen, Jemanden todtgeſchlagen hat. Endlich ſagte er: „Es iſt mir leid, aber es wird öppe nüt ſy; es wird morn wieder z'weg ſy. Ich habe nichts Böſes geſagt und noch weniger es bös gemeint. Es iſt mir wegem Meitſchi ſelber gſi, es het mih taub gemacht, daß es nüt über cho het, daß ihm dä Hung nüt het müſſe gäh. Ha nih g'fehlt, ſu will ih ja gut mache, u was d'r Docter koſte ſött, will ih gern über mih näh." „Davon habe ich dir nichts geſagt," antwortete Sepp, „und darum iſt's mir nicht. Aber z'Meitſchi duret mich, vor dem Wyberg'ſchwätz und dem Verläumden möchte ich doch endlich ſicher ſein. Du weißt, wie das Lumpenpack uns haſſet ohne Grund, und wie ſie es meiner Frau machen hinterrücks, und daß nun auch du in's gleiche Horn blaſeſt, und zwar unter meiner Hausthüre, ſelb kam mir in die Naſe, und ich will es dir gerade heraus ſagen: von dir erwartete ich es nicht!" Felix verſprach ſich ſehr, behauptete mißverſtanden worden zu ſein. Das Mißverſtandenwordenzuſein iſt eine der herrlichſten Entdeckungen der neueſten Zeit, es iſt die eigentlich neu entdeckte

Nebelkappe des gehörnten Siegfrieds, ſie paßt männiglich und deswegen braucht ſie männiglich, daher iſt ſie allgemein wie die Kartoffeln. Sie iſt dem Profeſſor, was dem Ruſſen ein warmer Pelz, die Lebenseſſenz des Staatsmanns, das Steckenpferd der Schulmeiſter, der Schirm, Schutz und ſtarker Schild der politiſchen Halbhelden und endlich der juridiſche Entlaſtungsgrund jeglichen Mörders, dem derſelbe einfällt. Hat nämlich ein Mörder die Geiſtesgegenwart, zu ſagen, es ſei ihm wahrhaft leid, aber der Gemordete habe ihn mißverſtanden, er lebte ſonſt ſicherlich noch, ſo ſprechen die juridiſchen Götter ihn frei, bezeigen ihm ihr Beileid, daß er unſchuldig Moleſten erlitten, ſprechen ihm ein ſchönes Tagegeld und verurtheilen den Staat zu den Koſten. Das Wort durchdringt alle Schichten der Geſellſchaft, iſt alſo mächtiger und feiner als das Sonnenlicht, welches nur auf der Oberfläche bleibt oder nur geſchwächt und gebrochen tiefer dringt. Die allerneueſte Nebelkappe dieſer Art hat der Bundesrath in der Schweiz: wenn man meint, er ſage weiß, ſo hat er ſchwarz geſagt. — Alſo Felix kannte das Wort auch und gebrauchte es, doch nicht mit großem Erfolg. Hintendrein könne dies jedes Babi ſagen, ſagte der Nägelibodenbauer. Aber geſchehen ſei geſchehen, ſeinethalben verſtanden oder nicht verſtanden! Es wäre Zeit, daß man reden lerne, daß man einander verſtehen könne, aber je mehr man lerne, deſto weniger könne man das; zuletzt werde das Verſtehen ganz verlernt, und es gehe wie beim Thurmbau zu Babel. „Sei nicht ſo bös,“ ſagte Felix, „und trage es mir nicht nach. My Seel', meinte ich nichts Böſes, und leid iſt's mir, daß es ſo gegangen. Ich wußte nicht, wie wenig das Meitſchi ertragen möge, hätte ich das gewußt, ich hätte mich wohl gehütet.“ „Nun, ſo denk' ein andermal daran, daß nicht Alle ertragen mögen, was dir in Maul oder Fauſt kommt und verflucht brav klepft. Daneben zürne dir nicht, ich glaube dir, du habeſt es nicht böſe gemeint, und werdeſt in Zukunft dich hüten, mit Worten z'fechten wie ein altes Klapperweib. Häb's nicht für ungut, und jetzt gut' Nacht!“ ſagte Sepp und ließ Felix vor dem Hauſe ſtehen. Dieſer ſtand da faſt wie der Lällenkönig auf der Rheinbrücke zu Baſel oder Frau Loth gegenüber von Sodom, hatte das

Maul offen, machte große Augen, konnte nicht vorwärts, nicht rückwärts, und kriegte doch keine Wurzeln an den Füßen. Erſt war er böſe, dann ward ihm angſt. Er umging leiſe das Haus, wo er Licht ſah, ſtand er horchend ſtill, hätte für ſein Leben gern gewußt, wie es drinnen gehe, aber er vernahm nichts, es kam Niemand heraus, er durfte ſich nicht melden und fragen; er mußte heim mit ſeinem Bangen, mit dem Grollen mit ſich ſelbſt, weil er wieder Etwas angerichtet, was er eigentlich doch nicht ſo gewollt. Es war vielleicht die erſte Nacht ſeines Lebens, wo Bangen und Sorgen den Schlaf ihm nahmen. Wie er ſich auch einreden wollte, es ſei doch dumm, ſo eines Wortes und eines Meitſchis wegen, welches Kopfweh haben werde und mehr nicht, ſich zu kümmern, es half ihm nichts, die Angſt um's Meitſchi konnte er nicht vertreiben, die Vorwürfe ſeines Gewiſſens nicht erſticken, er mochte ſich auf die rechte Seite wälzen oder auf die linke, er hörte auf beiden Seiten gleich laut die Worte: „Felix, du biſt doch der größt' Uflath!“ In Etwas hatte Felix Recht: viel mehr als Kopfweh hatte Änneli nicht am Leibe, dagegen ein unausſprechliches Herzweh. Es dünkte ihns, wenn es nur ſterben könnte; es ſei keine Freude mehr für ihns auf Erden, und wenn es hundertjährig würde. So gut hätte es es gemeint und ſo bös lege man es ihm aus, und noch dazu Felix, der es ſonſt ſo gut mit ihm gemeint! Wenn der ſo gegen ihns ſei, was müßten erſt Andere denken! Zu dieſen Gedanken weinte es dann ſo bitterlich. Ach, und bitterere Thränen giebt es nicht, als wenn man ein Herz voll Liebe hat und in keinem Herzen Liebe findet, nichts als Rohheit und Selbſtſucht, da iſt noch viel größere Pein, als wenn man voll Durſt iſt und nirgends ein Tröpflein Waſſer findet, Alles ausgetrocknet iſt rund um. Änneli wollte ſein Weh verbergen vor ſeiner Schweſter, aber rothe Augen und blaſſe Backen laſſen dies nicht leicht zu; Bethi errieth Änneli's Weh ſo halb und halb und doch nicht ganz, die Liebe zu Felix vermochte es nicht zu ermeſſen, ſo wenig als eigentlich Änneli ſelbſt. Bethi meinte, es thue Änneli ſo weh, daß man ihns verdächtige wegen Eglihannes, das Gerede ein allgemeines ſei und Glauben finde. Wenn man Einem Solches in's Geſicht ſagen dürfe, dann ſei es wohl ſchon weit gekommen. Bethi ſuchte Änneli durch Predigten aufzurichten. „Es iſt wüſt,“ ſagte es, „und ſtrengs, ſolche Sachen nur zu denken, geſchweige zu ſagen, aber je wüſter Etwas iſt, deſto mehr Freude haben die Leute daran. Du armes Tröpflein biſt daran noch nicht gewöhnt, wirſt es aber ſchon werden! Es war auch eine Zeit, wo ich mich wegen Solchem faſt z'todt plärete, jetzt ſehe ich mich nicht mehr nebe ume und bin wohl dabei. Ich lebte längſt nicht mehr, wenn ich mich deſſen viel hätte achten wollen! Mußt dich auch daran gewöhnen; den Leuten kannſt die Gedanken nicht machen und die Mäuler nicht verbinden, aber wenn ſie dich genug auf der Gabel gehabt, werden ſie deiner ſatt und nehmen Jemanden anders drauf. Es hat mit mir auch ſchon viel gebeſſert, und wenn ich Andere wollte helfen 'runtermachen, ließen ſie mich ganz ſein. Ammanns Felix iſt ein wüſter Uflath, er hätte dir das ſonſt nicht geſagt, er meint, weil er des Ammanns Sohn ſei, könne er Jedem ſagen, was ihm in's Maul komme. Das iſt immer ſo bei vornehmen Söhnen: was die Alten blos noch denken, das praßen ſie hinaus. Er haſſet den Eglihannes, und meint nun, es ſollen alle Leute Rache an ihm ausüben, weil Ammanns Felix ihn haſſet. Aber warte der nur, wenn der mir wieder vor's Maul kommt, will ich dem ein Capitel leſen, daß er es in Zukunft weiß, ob er mehr hieher kommen ſoll, wenn er Leute ſucht, die tanzen, wie er aufſpielt!“ Das that aber Änneli wieder weh; es fing an den Felix zu verſprechen: Er hätte es ſicherlich nicht ſo bös gemeint, vielleicht daß es ihn unrecht verſtanden; er hätte ihm eine Entſchädniß gönnen mögen und ihm dazu verhelfen wollen. Er habe gewiß ein gutes Herz, und wenn er Jemanden beiſtehen könne, ſo thue er es ung'heiße und ung'ſinnet. Und nun erzählte Änneli, um der Schweſter Meinung über Felix zu berichtigen, wie derſelbe ihm gegen die Buben geholfen und namentlich gegen den Dürluſt-Bub, und wie er ſonſt behülflich und manierlich geweſen, gar nicht ſo, wie ihn die Leute verbrüllen thäten. Bethi kannte die Art von Änneli, welches nie Jemanden verklagte, ſondern immer z'beſt redete. Es fiel ihm daher durchaus nicht auf, weder daß Änneli vom Frühern nichts geſagt, wo es ſich über die

Buben hätte beſchweren müſſen, noch daß es den Felix in Schutz nahm, der ihm ja früher Gutes erwieſen. Es glaub's, ſagte Bethi, daß er kein böſes Herz habe, aber ein grober Bengel ſei er, der meine, es ſtehe ihm Alles wohl an und er dürfe Jedem ſagen, was ihn gut dünke, gehe es wohl oder übel. Das wolle es ihm aber doch auch ſagen, das müſſe er wiſſen, ſobald er ihm unter die Augen komme.

Curios, Bethi's Vorſatz machte Änneli neue Angſt und vergoldete ihm den Felix. Auf dem ganzen Erdenrund und weit drüber weg ſuchte es Felix' Rechtfertigung zuſammen, und während dieſem Zuſammenleſen redete es ſich ſelbſten die Rechtfertigung ein, und Felix ward ihm darob wieder mehr als ein Engel, er ward ihm, wenn nicht ein doppelter, ſo doch ein anderthalber Engel, um ſo mehr machte es ihm Angſt um den Felix. So große Freude und große Angſt! es war wie das Wirken der Seligkeit mit Furcht und Zittern. — Felix war weder zu ſehen, noch zu hören, er machte es wie ein Junge, der irgendwo was Dummes angeſtellt: er mied den Fleck, wo es geſchehen, er ſuchte es zu ignoriren. Er ſtachelte ſich auf, als hätte er Urſache böſe zu ſein. Aus einer Laus habe man einen Elephanten gemacht, vielleicht gar um ihn zu brandſchatzen, ſagte er ſich vor, und doch glaubte er es nie. Es waren zwei Mächte in ihm, welche, hartnäckig und trotzig, nichts von einander annahmen. Er vermied auf jegliche Weiſe, Etwas von Nägelibodenbauren zu hören, geſchweige daß er nach Änneli fragte, und wiederum will behauptet werden, man habe ihn dort in dunkler Nacht um's Haus ſchleichen ſehen, erſt habe man ihn für einen Dieb genommen, und hinterher, als man ihn erkannt, nicht begreifen können, was er dort gewollt, denn er habe ſich nirgends gekündet und im Hauſe Niemand ſich gerührt. Wir wiſſen, wie man immer das Böſe glaubt und wie lieb die meiſten Weiber die Nägelibodenbäuerin hatten, man kann ſich denken, was gemunkelt wurde. Eiſi im Dürluft berſtete faſt vor Freude, als es davon hörte; ſchnurſtracks wäre es hinuntergerannt und hätte Redensarten gleich Brandraketen fliegen laſſen, aber es fürchtete das Verheren. Es ſei doch verflümert, ſagte es, der Her dürfe man nichts ſagen, wenn man nicht ein Räggis (Schaden) für ſein Lebtag davontragen wolle. Es vergeſſe den Teufel nicht, es wiſſe, was das verfluchte Weib im Stande ſei. Wäre es nicht ſo fromm geweſen und hätte ſich ſein Lebtag mit Beten abgegeben und daneben ſich nicht verſündigt, es wüßte kei Tüfel, wie es ihm ergangen wäre, er wäre lebig mit ihm davongefahren, und vielleicht daß es jetzt müßt Keſtene brate dem Tüfel u ſyr Großmutter.

Neunzehntes Capitel.

Von Roſſen und von Herzen, von Zorn und von Liebe.

Da kam ungſinnet ein Roßhändler, ſuchte ein Paar Kutſchenpferde und zeigte Gefallen an Felix' Braunen, fragte, ob man allfällig einen Geſpanen wüßte; wenn man ein Paar machen könnte, es lohnte ſich der Mühe, das wäre was für nach Mailand. Felix hatte Niemanden bei der Hand, den er in den Nägeliboden hätte ſenden können; der Vater war nicht zu Hauſe, er mußte ſelbſt mit dem Roßhändler gehen, und es ward ihm wirklich nicht ſchwer; ſo einem Bauernſohn von rechtem Schlage verſchlingt die Ausſicht auf einen guten Handel alle andere Rückſichten.

Der Braune im Nägeliboden machte einen ſo guten Eindruck auf den Roßhändler, daß er ihn im erſten Augenblick gar nicht verbergen konnte. Felix mußte den ſeinen holen zu näherer Vergleichung. Da fand ſich eine wunderbare Aehnlichkeit, faſt zum Verwechſeln, nur ſtellte der eine ſeine Ohren etwas anders, und der andere hatte ein nur ein wenig größeres, weißes Zeichen auf der Stirne. Jetzt hatte der Roßhändler ſich wieder gefaßt, machte ſeine Ausſtellungen, gab Bedenken von ſich, ließ trablen, trotten, Füße aufheben und wie die verſchiedenen Proben alle heißen, welche von Kundigen angewendet werden. Endlich kam er zum Schluß: wenn ſchon nicht Alles ſei wie es ſein ſollte, ſo könnte man doch die beiden Pferde zu einem Paare machen, wenn man des Preiſes einig werde. Felix hatte während dem ganzen Handel, ſo ſehr derſelbe ihn in Anſpruch nahm, ſich immer verſtohlen nach Änneli umgeſehen, doch umſonſt, von demſelben war keine Spur. Die Bäuerin war einige Male unter die Thüre getreten, der Handel intereſſirte ſie, einige Dublonen mehr oder weniger waren ihr nicht gleichgültig. — „Und jetzt, was ſollen ſie koſten, macht mir den Preis!“ ſagte der Roßhändler. Da kam Änneli daher, und gar bleich und mager, wie es Felix vorkam. Änneli hatte Salz geholt und dabei einen kleinen Umweg gemacht. Es war, es wußte ſelbſt nicht warum, gleichſam aus innerer Nöthigung, bei des Ammanns Haus vorbeigegangen. Gar wunderlich war es ihm dabei im Gemüth; das Haus gefiel ihm ſo ausnehmend, Alles ſchien ihm ſchöner als an andern Orten, es durfte faſt nicht hinſehen, und doch ſchielte es nach allen Ecken, als ob es irgend eine Entdeckung machen möchte. Die Frau Ammännin ſah es, ſie trat unter die Küchenthüre und ſprach mit ihm gar freundlich, wollte es heißen etwas abſitzen bei ihr, was aber Änneli abwies. Es hätte gern entſprochen, aber es wußte wohl, was man in der Vehfreude auf einem Mädchen hielt, welches auf einem Gange, und namentlich vor dem Feierabend, bei Jemanden abſitzt, um zu klappern. Stehend klappern und ſich ſäumen, geht noch an, kann verziehen werden, aber für's Abſitzen am lieben Tage, dafür giebt es keine Gnade. „So komm ein andermal,“ ſagte die Frau Ammännin freundlich, „wenn du beſſer Zeit haſt, hörſt?“ Änneli thaten die Worte gar wohl, und wenn es ſchon keine Entdeckung machte in irgend einer Ecke, ſo ging es doch ganz vergnüglich heim. Da ſtand nun Felix dick und breit ung'ſinnet vor ihm; es erſchrak ſehr, und das machte ihns bleicher als es ſonſt noch war. Es grüßte und ging raſch vorüber; ob Felix ihm dankte, hörte es nicht einmal recht, es pochte gar zu ſtark in ihm. Auch Felix war verblüfft, und wenn er ihm auch nicht gedankt, ſo ſinnete er ihm doch nach, er ward ganz zerſtreut im Handel.

Felix mußte ſeinen Braunen in den Stall ſtellen; dann führte der Bauer ihn und den Roßhändler in die Stube, die Bäuerin ſtellte Brot und Kirſchenwaſſer auf und der Handel begann. Sie hatten hoch angeſchlagen: 62 Dublonen heuſche, für 60 lah, lautete die

Abrede. Felix war aber nur mit halbem Ohr beim Märten, das andere lauſchte nach der Küche oder dem Stübli hin, je nachdem er hier oder dort weibliche Stimmen zu vernehmen glaubte. Endlich ſtand er auf. „Wo willſt?“ fragte der Bauer. „Pfeiſe anzünden!“ war die Antwort. „Dort auf dem Buffert ſind Zündhölzli,“ ſagte Sepp. Aber Felix hörte es nicht, ſondern ging in die Küche, dort war, für ihn das rechte Feuer. Das Pfeiſeanzünden iſt gar kein ſo unbedeutendes Ding, als man meinen ſollte, es hat ſchon zu gar großen und wichtigen Sachen geführt. Felix hatte ſich nicht getäuſcht. Bethi und Änneli ſtanden beiſammen und rüſteten das Abendeſſen. „Iſt es erlaubt?“ ſagte er, griff nach einem Span, grübelte eine Kohle aus dem Feuer und practicirte ſie auf die Pfeiſe. „Was hülf's jetzt, wenn ich es nicht erlauben wollte? Du haſt's im Brauch zuzufahren, und fragſt nicht viel darnach, iſt es Einem anſtändig oder nicht!“ antwortete Bethi. „Das wird ſollen gehauen oder geſtochen ſein,“ ſagte Felix. „Meinetwegen, ich werde es ſo annehmen müſſen. Daneben iſt mir leid, wenn ihr mir die Worte aufgeleſen und übelgenommen. Ich meinte es nicht bös und wollte das Meitſchi nicht beleidigen, oder gar verdächtigen, wie es mir geſchienen, daß man die Sache nehmen wolle. Habe dazu ja gar keine Urſache! Es machte mich blos böſe, daß Eglihannes ſo ungeſchlagen davonkommen ſollte!“ polterte Felix. „Aber dem wird es doch noch eingetrieben, denkt nur, ich habe es geſagt!“ „Nit, nit ſo,“ ſagte Bethi; „fang' nicht Unheil an, es dünkt mich, d' Ueberſünigi (Uebermuth) ſollte dir aſe vergangen ſein, es wäre Zeit. Und nimm nit für ungut, aber du biſt da dem Eglihannes aufſätzig ungerecht, da ſoll er allein ſchuld ſein an einer Sache, woran ihr Alle ſchuld ſeid, Einer wie der Andere, ich mag nichts hören.“ „So, biſt du dabei geweſen, daß du es beſſer wiſſen willſt als wir?!“ fragte Felix. „Ume nit ſo prüßiſch,“ ſagte Bethi. „Ich war nicht dabei, aber ich weiß doch beſſer als ihr Alle, wie es zugegangen. Ihr waret Alle beſoffen! Eglihannes wollte nicht ausweichen, du aber vorfahren im hellen Sprung, da kam das Meitſchi ung'ſinnet dazwiſchen, konnte wegem Hag nicht fliehen, wurde von den Roſſen überſchoſſen, und jetzt ſag', wer hat die eigentliche Schuld?“ „Ich ſehe wohl, ihr habt gute Luſt, mir den ganzen Handel aufzubürden, und zuletzt werde ich noch gutmachen ſollen,“ brummte Felix. „Schäm' dich und geh', wenn du ſo kommen willſt!“ ſagte Bethi; „es hat dir ja noch Niemand Etwas abgefordert, wenn wir ſo was im Sinn hätten, wir würden es wohl ſchon geſagt haben! Es war halt ein Unglück, ſo nehmen wir es, ſind froh, daß die Schweſter gut davonkam, begehren deswegen Niemanden zu brandſchatzen, nur daß man ſie jetzt ruhig läßt und nicht noch obendrein zum Dank plagt und quält.“ „Schweſter,“ ſagte Änneli, „Felix hat ja geſagt, er habe es nicht böſe gemeint, wir ſollten ihm die Worte nicht aufleſen, und wirklich hat er keine Schuld, es war ja Nacht, er konnte mich nicht ſehen, und es iſt ja möglich, daß ich umgefallen, als ich fliehen wollte, ohne daß die Roſſe mich angerührt. Man ſollte jetzt die ganze Sache vergeſſen, und ich habe Urſache, dem lieben Gott zu danken, daß ich ſo gut davongekommen, und der Schweſter und dem Schwager, daß ſie ſo gut zu mir geſehen. Und du auch, Felix,“ ſetzte Änneli noch hinzu; „zürn' mir nicht. Ich habe ja alle Urſache, dir zu danken, und es dir noch nicht vergeſſen, wie gut du gegen mich warſt. Ich glaube, die Buben hätten mich zu Tode geplagt, wenn du nicht geweſen wäreſt.“ Das waren für Änneli ſehr gewagte Worte und es hätte dieſelben ſicher nicht hervorgebracht, wenn nicht die Angſt, Bethi mache Felix böſe, ihm Kraft gegeben. Da ging die Thüre auf und der Nägelibodenbauer rief: „Du zündeſt mir wohl lange die Pfeife an! So, biſt aber hinter dem Weibervolk; komm, ehe ihr einander wieder in den Haaren ſeid. Er will für alle Gewalt nicht mehr geben als 60 Dublonen und für jedes Roß ein Trinkgeld, wenn wir ſie ihm nach Solothurn bringen. Was meinſt? Oder willſt noch gehen, den Vater fragen?“ „Nit nöthig,“ ſagte Felix. „Aber wenn wir die Roſſe nach Solothurn bringen müſſen, ſo müßt Ihr uns das Mittageſſen zahlen und zu trinken genug,“ ſagte Felix jetzt zu dem Händler, denn er hatte den Märttüfel ebenfalls im Leibe, und es hätte ihn nicht leben laſſen, wenn er nicht auch noch Etwas erzwungen und erpreßt hätte. „Meinethalb,“ ſagte der Roßhändler, „das ſoll den Handel nicht brechen; obgleich es mich dünkt, wenn man 30 Dublonen für ein Roß löſet, vermöchte man ſelbſt das Mittageſſen zu zahlen.“ „Und wenn wir nur 30 Batzen löſ'ten oder gar keinen, ſo vermöchten wir es, wenn wir wollten, aber das wollen wir eben nicht,“ ſagte Felix, der in ſolchen Punkten eine kitzelige Haut hatte. Es war ein prächtiger Handel; Felix mochte nicht warten, bis er ihn dem Vater unter die Naſe gehalten. Derſelbe hatte geſagt: „Thut nicht dumm und vermärtet, wenn ihr 28 Dublonen habt, ſo iſt's allen Handel, zählt darauf!“ Und jetzt 2 Dublonen mehr! das war ein Ereigniß, welches Felix ſein Lebtag nicht vergeſſen, ſondern es zum Beſten geben wird, ſo lange er lebt und beim dritten Schoppen ſitzt.

Indeſſen noch viel mehr als dieſer prächtige Handel erquickte es Felix innerlich, daß er mit dem Weibervolk im Nägeliboden Frieden gemacht, daß Änneli ihm z'beſt geredet, daß es nicht vergeſſen, wie er ihns in Schutz genommen. Unter Tauſenden, dachte er, dächte Keines ſo lange an Etwas, und daß Eines die Andern liberire und die Schuld auf ſich nehme, ſelb habe er noch gar nicht erlebt. Zum Ueberfluß rühmte noch ſelben Abend die Frau Ammännin das Meitſchi über Tiſch. Es wäre gut, es nähmten Alle ein Exempel an ihm, ſagte ſie; immer ſo reinlich und ſauber wie aus einem Druckli, und doch nichts Narrochtiges und Nütwerthiges, und immer preſſirt und doch freundlich und manierlich. Das habe es nicht wie viele Andere, die, wenn ſie 'mal vor's Dachtrauf kämen, es hätten wie eingeſperrte Schwalben, die, wenn man ſie im Herbſt losließe, nicht wiederkämen bis im andern Frühling, wenn ſie über Meer geweſen, und die, wenn man ein Wörtlein zu ihnen ſage, die Füße verſtellten, als wollten ſie da anwurzeln und ſtehen bleiben bis drei Tage nach dem jüngſten, daß man nicht von ihnen kommen könne, als ſei man in einen Korb voll Harz geſeſſen. Das war mit dem groben Spieß geſtichelt, die Betreffenden fühlten den Stich und gaben Laut. „Ich kann mich auf das Meitſchi nicht verſtehen,“ ſagte die Meiſterjungfere, „es darf Niemanden recht anſehen; ich habe nie gehört, daß das ein gar gutes Zeichen ſei! Selb iſt wahr, aufgepützerlet kommt es immer daher, es wird daheim öppe nit viel anrühren und Niemanden haben, der ihns in's Wüſteſte hineinſtößt. Daneben laufen in Bern Sonn- und Werktags viele aufgeputzte Mädchen herum, aber ich habe noch nie gehört, daß dies die brävſten ſeien. Preſſiren thut's, das iſt wahr, es wird wahrſcheinlich immer meinen, es warte ihm Jemand daheim. Es wiſſen öppe alle Leute, wie es im Nägeliboden zugeht und warum e Theil Lüt dort hingehen.“ Dazu warf die Meiſterjungfere anzügliche Blicke über den Tiſch, und die Untermagd lachte laut und ſagte: „Liſi hat Recht, mir iſt's auch ſo, es haſſen es nicht umſonſt alle Leute, und die Buben ſteinigten es, wenn es Milch in die Käſerei brachte, und wie es im Lied heißt, wird das auch ſeinen guten Grund haben.“ Dem Felix ſchwoll der Kopf, als ſei er ein Stück von einem welſchen Hahn, aber zum Kollern kam er nicht, die Frau Ammännin ſagte: ſie habe immer gehört, daß, je ſchlechter der Menſch ſei, er deſto mehr Böſes den Andern nachrede. Sie ſei auch ſchon im Nägeliboden geweſen und habe nichts Böſes dort geſehen, wohl aber eine beſſere Ordnung, als an den meiſten Orten, und ſie wollte auch, wenn ſie Jemanden fortſchicke, derſelbe nicht vergeſſen thäte, daß ihm Jemand daheim warte. Aber ſie kenne Leute, man könne ihnen lange ſagen: „Komm auf der Stelle wieder, ich habe dich nöthig, ich warte auf dich!“ ſie kämen nicht wieder, bis ſie der Hunger wieder herbeitreibe. Die Priſe war ſtark, die Jungfere ſchwiegen, denn mit der Frau Ammännin händelte nicht bald eine, ſobald ſie ſah, daß es der Frau ernſt ſei. Die Knechte miſchten ſich nicht in die Sache, aber zäpfelten ſehr, ſie mochten die Priſe den Mägden wohl gönnen, und nahmen dabei nichts für ſich. Sie mochten vielleicht auch merken, auf welcher Seite Felix war, und mit dieſem verdarb es kein Knecht.

Es iſt wohl nichts gefährlicher als das Zanken, welches aus der Liebe ſtammt. Bei älterer Liebe erzeugt es gern Brüche, welche ſich am Ende gar nicht mehr leimen laſſen, bei junger Liebe, welche noch im Wachſen und Entfalten begriffen iſt, führt es zu Friedensſchlüſſen. Dieſe Friedensſchlüſſe ſind der Liebe ungeheuer förderlich, ſie verleiten dieſelbe zu großen Sprüngen, ſie ſind ihr, was heiße Gewitternächte den Pflanzen. Bei Friedensſchlüſſen werden Zugeſtändniſſe gemacht, und wenn nicht, ſo meint doch Jedes, es erzeigen zu müſſen, wie leid ihm der frühere Streit geweſen und wie glücklich ihns jetzt der Friede mache, und wenn auch die Füße ſich noch nicht ſo recht öffentlich entgegenhüpfen, ſo thun es doch die Herzen, ſie kommen ſich ſo nahe, man weiß nicht wie, ſo nahe, daß ſie ganz unvermuthet und unerwartet auf einander platzen, wie man gegenwärtig nach einem neu erfundenen, ſchönklingenden Kunſtausdrucke ſich auszudrücken pflegt. — Felix hatte jetzt noch mehr als ſonſt im Nägeliboden zu thun, natürlich ward er mit dem Abreden wegen dem Roßliefern nie fertig, zudem ſchien ihm der nächſte Weg zu jedem ihrer Aecker über den Nägeliboden zu führen. Mit dem Roßliefern that Felix recht kindlich, er wurde auch von den Seinigen tapfer ausgelacht, wenn ſie auch ihre große Freude daran hatten. Es war ſeine erſte Heldenthat in dieſem Fache, er glaubte Anſprüche zu haben auf einen rechten Triumphzug. Aber er war wankelmüthig, heute meinte er, es ſei ſchöner, wenn ſie nach Solothurn ritten, morgen hielt er es für viel paſſender, wenn ſie hin führen, zweiſpännig, mit ſchönem Geſchirr und Fuhrwerk, man könnte andere Pferde vorausſenden, welche zurückführen würden, was die andern hergebracht. Was ihm durch den Kopf fuhr, das mußte er dem Nägelibodenbauer mittheilen; der lachte dann dazu und dachte: kommt Zeit, kommt Rath.

Am Vorabend des wichtigen Ereigniſſes ſtand Felix wieder beim Fahren, er ging zum Vater und fragte: „Aetti, was meinſt, welches Geſchirr ſollen wir nehmen, und wär's nicht am beſten, wir fragten den Schmied um ſeine neue Chaiſe? Man kann ſie immer wieder gehörig putzen, daß man ihr nichts anſieht, der Weg iſt gut und nicht ſtaubig." „Bub, ih wett nit d'r Narr mache, ſondern thun wie andere Leute, ſonſt, zähl' darauf, thut dich das andere Jahr d'r Eglihannes i d' Brattig" (Kalender), ſagte der Ammann. Das wirkte, machte aber in Felix' Augen Eglihannes um nichts liebenswürdiger. Felix war kein Gardeofficier, welche es bekanntlich lieben, ihre Pferde vor den Fenſtern ihrer Liebſten zu trablen; aber er wendete nicht weniger an, ſchön zu ſein, als er auf ſeinem Braunen nach dem Nägeliboden ritt, als ſo ein Lieutenant, guckte nicht weniger nach

Anneli aus, welches diesmal alsbald ſichtbar war, neben der Schweſter ſtand und dem Bauer zuſah, den ſein Brauner nicht wollte aufſitzen laſſen, ſondern im Ring herumtanzte. Änneli hatte Angſt für den Schwager, während Bethi Spaß am Braunen hatte. Denn es wird ſelten eine Frau ſein, welche nicht Spaß am Manne hat, wenn er in etwelche Verlegenheit kommt, die es nicht Wunder nimmt, wie er ſich daraus zieht, und die es ihm nicht ein klein wenig gönnen mag, wenn er ein klein wenig darin hängen bleibt. Endlich gelang es dem Nägelibodenbauer, hinaufzukommen, und ein ſtattliches Reiterpaar trabte vom Hauſe weg, dem Änneli mit Angſt und Wonne nachſah, ſo weit es konnte. „Sieh,“ ſagte es zur Schweſter, „wie die Roſſe wüſtthun, wenn nur Keiner herunterfällt.“ „Häb nit Kummer,“ ſagte Bethi, „ſo ein klein wenig ſchadete nichts, es geht nicht gleich z'tödten, ſie ſtünden nur etwas weniger hochmüthig vom Boden auf, als ſie auf das Roß gekommen.“ „Aber Bethi, wie kannſt ſo reden, denkſt nicht, du könnteſt dich verſündigen? Es macht mir jetzt den ganzen Tag angſt, bis er wieder da iſt!“ ſagte Änneli. „Wer, Felix oder Sepp?“ fragte Bethi. Da ward Änneli ſehr roth, drehte ſich ab und ſagte: „Du biſt doch es recht es Wüſt's, ſchäm' dich!“ und ging in's Haus.

Als die Reiter an Eglihanneſe Haus vorbeikamen, ſtand dieſer vor demſelben. So wie Felix ihn erblickte, drehte er den Braunen, ritt auf ihn zu und rief: „Sieh, komm mit, es iſt Lieferung in Solothurn, du kannſt deine zwei Engländer, Pigger und G'ſtabi, brauchen, das wären Roſſe für König und Königin von Mailand! Hier kommſt du ihnen nicht ab, müßteſt ſelbſt mit ihnen z'Himmel fahren und wüßteſt nicht, ob du hineinkämeſt!“ „Mach' du dich vom Hauſe, ſonſt gebe ich dich unſauber weg,“ ſagte Eglihannes; „du brauchſt mir nicht zum Hauſe zu kommen, um mich zu plagen!“ „Ja,“ ſagte Felix, „ich wußte nicht, daß du böſe würdeſt, wenn ich dir vom z'Himmelfahren rede, hätte geglaubt, du höreſt dies noch gern! Das Höllenfahren hätte ich dir nicht anmuthen dürfen; mangelſt nicht zu fahren, brauchſt ja nur zu warten, ſo holt er dich ſelbſt!“ Als Felix das geſagt hatte, drehte er den Braunen und ſprengte dem Nägelibodenbauer nach. Eglihannes lief voll Zorn auf die Straße, ſuchte Steine, warf ſie den Reitern nach, und immer zorniger, je kürzer ſeine Würfe wurden. Das laute Gelächter hie und da rund um ihn mahnte ihn endlich, abzuſetzen und nicht länger dem Spott der Leute ſich preiszugeben. Begreiflich vermehrte dies die gegenſeitige Liebe nicht. — Die beiden Reiter feierten einen recht glücklichen Tag; wo ſie durchritten, ſah man bewundernd ihren Roſſen nach. Der Roßhändler zahlte mit ſchönem Gelde, hatte ſichtbarlich große Freude an den Thieren, denn er ging alle Augenblicke in den Stall, ſie zu beſehen, ließ es daher an gehöriger Zehrung nicht fehlen, ermahnte ſie, ſich auf's Nachziehen ſolcher Pferde zu legen, und machte ihnen den Mund ſo ſüß, daß es Felix war, wenn er nur Flügel hätte, um heute nach Einſiedeln oder nach Schweiz zu fliegen, wo die ſchönen Roſſe wachſen mit dem ſtolzen Halſe und der zierlichen Geſtalt. — Dieſer Tag brachte den Nägelibodenbauer und Felix recht nahe zuſammen, ſie leerten ſich ſo ihre Herzen und theilten ſich ihre Gedanken mit. Namentlich ward Sepp gegen ſeine Gewohnheit offenherzig, redete viel von ſeinen vergangenen Bedrängniſſen, wie er manchmal nicht gewußt, wie ſich kehren, beſonders im vergangenen Sommer, wo er ein Capital habe abzahlen müſſen und ihm kein Geld eingegangen ſei. Wie es ihm jetzt gebeſſert, ſo daß er hoffe, bald auf feſtem Fuße zu ſtehen. Das Schwerſte ſei, den Wagen vom Platz zu bringen und in Gang, vorwärts nämlich; ſei das einmal erſtritten, ſo ſei das Schwerſte erlebt. Felix verſicherte, wie leid ihm ſei, daß ſie darum nicht gewußt, von Herzen hätten ſie ihm geholfen, ſo ganz aus mit Geld ließen ſie ſich nie, einem Freunde könnten ſie immer unter die Arme greifen, und wenn ſein Alter nichts hätte, ſo ſei er auch noch da! Apart dem Zins frage er nicht viel nach, er liebe ſchönes Geld und habe großes Pläſir daran, es von Zeit zu Zeit zu zählen, indeſſen wenn er Jemanden dienen könne, ſo thue er es; es gebe immer wieder anderes. Sepp dankte. Das ſei guter Beſcheid, ſagte er, er werde ihn nicht vergeſſen, aber je weniger er davon Gebrauch machen müſſe, deſto lieber ſei es ihm. Von Änneli war keine Rede.

Es kam die Zeit, wo die Schneegänſe wandern und die Meitſcheni z'Märit laufen, dieſe angeblich nach warmen Strümpfen, jene nach einem wärmeren Lande, jedenfalls beide nach etwas Warmem. Zwiſchen beiden iſt blos der Unterſchied, daß die Schneegänſe an einem warmen Lande volles Genügen haben, die Mädchen aber eigentlich lieber noch als zu warmen Strümpfen zu einem warmen Herzen kämen, ganz glücklich blos dann ſind, wenn ſie Beides zugleich kriegen: warmes Herz und warme Strümpfe. Was will man auch mehr in der Welt, beſonders im Winter? Dicke Käsbauern mit dünnen Heuſtöcken ſtoßen gern ung'reiſete Kühe in die Welt hinaus. Wir fragen, ob das eine Zeit zum Reiſen ſei? Es wird ihnen der Unverſtand gewöhnlich auch practiſch zu Gemüthe geführt, indem Niemand mit dieſen Kühen heimreiſen will, man ſie zumeiſt wieder zurückführen muß in den Stall, woher ſie gekommen ſind. Da heißt's gewöhnlich: „Schrecklich viel Waare und grauſam wenig Kauf!" Was gekauft wird, iſt etwas Fettes von Metzgern und ſo große Geſtüdel, himmelhohe Krämerſtände von Kühen mit ellenlangen Hörnern. Dieſe letzteren kaufen Bauern, welche viel Kartoffeln gemacht und ein großes Hausgeſinde mit ſcharfen Zähnen und geſundem Magen haben. Wollte man denen junges, zartes Fleiſch aufſtellen, das verſchwände wie junger Klee bei junger Waare. Solche Bauern lauern daher auf die ehrwürdigſten Häupter, welche den Louis Philipp nicht blos, ſondern auch den Charles dix erlebt. Ja, am fetirteſten wären die, wenn ſie noch zu haben wären, welche den Napoleon gekannt und unter Ludwig XVI. geboren waren, Kühe mit Zähnen wie Heugabeln und Haaren wie eine gepuderte Perücke. Das ſind Kühe, welche ſo recht vortheilhaft ſind, ſtarke Häute haben und naſeweiſen Bürſchchen Etwas zu kauen geben, die man an einem Sonntag ſo recht ordentlich an einem Stück geſalzenen oder geräucherten Fleiſch von einer ſolchen Kuh verſäumen kann den ganzen Tag, von einer Tagheitere zur andern, daß ſie am Abend das Laufen vergeſſen und am Montag ihre Kiefel noch ſo müde ſind, daß ſie Gott danken, je weniger ſie dieſelben brauchen müſſen. Dieſes Fleiſch hat noch einen unausſprechlichen Vortheil, welchen aber nur Eingeweihte kennen: ſolches Fleiſch iſt vor den

Würmern ſicher. Würmer freſſen bekanntlich weder Kieſel- noch andere Steine, ihre Zähne ſind nicht dafür eingerichtet. Giebt es Würmer oben im Rauchfang, ſo laſſen die alsbald ſolches Fleiſch und freſſen blos die Weidenzweige durch, an welchen das Fleiſch aufgehängt. Dann fällt daſſelbe begreiflich 'runter; wenn es nun die Bäuerin unten merkt, weiß ſie, daß es reif zum Brauchen iſt. — Auch commis voyageurs ſind vorhanden, lauernd auf die Krämer, wie Kreuzſpinnen auf Fliegen. Sie ſind da mit mannigfachen Muſtern von Finkenſchuhen und Flanell von allen Sorten, hätten am liebſten Geld, beſonders von zweifelhaften Kunden. Dieſen armen Teufeln ergeht es oft an ſolchen Märkten wie den Zitronen zu S. im B.: dort werden ſie nämlich zu drei verſchiedenen Malen zu Punſch gepreßt, das erſte Mal mit dem Daumen, das zweite Mal mit der Fauſt, das dritte Mal mit einem Erdäpfeldrücker. Aus dem Hausgang von irgend einem der Wirthshäuſer ſchießt ſo eine Kreuzſpinne vor mit vorgeſtreckter Zärtlichkeit, wickelt den armen Teufel ein, zieht ihn an und preßt bis er weiter läuft. Kaum zieht er friſchen Athem und preiſet Gott für ſeine Rettung, ſo ſchießt aus einem andern Gange eine andere, und huſch iſt er abgefaßt, wird gepreßt, daß er breit wird wie ein Oelkuchen und mühſam mit dem Leben davonkommt. Jetzt will er vorſichtig ſein, ſchleicht langſam weiter, die Hände ſorgfältig auf allen Säcken, ſorgfältigſt die Reſte hütend: da ſchießt es von hinten her, er wird am Arm gefaßt, geliebkoſ't und geſchüttelt, er begreift nicht, warum ſo zärtlich? Ach, er erfährt's! Wehe dem armen Teufel, wenn noch Etwas klingelt an ihm, ein Kreuzer an den andern kommt nur von Weitem, dann iſt er verloren, er muß beiten, wird geſchüttelt und gerüttelt bis der letzte Kreuzer von ihm gegangen. Kurz, es iſt eine ſehr intereſſante Marktzeit, von den Ziegenhändlern wollen wir nicht einmal reden, welche mit Heerden dieſer Thiere dahergezogen kommen aus dem Guggisberg. Magere Ziegen ſind der Guggisberger Ausfuhrartikel; wohlfeile Rathsherren, die man anderwärts nicht auf dem Miſt aufleſen würde, waren dagegen dort ein willkommener Einfuhrartikel, iſt aber jetzt anders geworden.

An dieſen Markt wollte Felix auch, er hatte mit Schafen zu verkehren und wollte auch um ein Roßpaar ſehen, er merkte, daß das Finden nicht halb ſo leicht war, als er es gedacht. Bis Größe, Farbe, Alter, Beine, Kopf ſich treffen, hat's eine Naſe. Sepp hatte ihm verſprechen müſſen, ſich ebenfalls einzufinden. Ach, was ſo ein Markttag für ein wichtiger Tag iſt! Ein Tag voll Geſchicke, eine geheimnißvolle Urne voll Glück und Unglück, ein Tag, an welchem eine große Lotterie gezogen wird, wo der Eine einen halben Schoppen Wein gewinnt oder drei Batzen an einer Geiß, Mancher Tag und Geld verliert, Mancher ein Leben voll Elend gewinnt und ein Gewiſſen voll Reue. An dieſem Tage thut es wohl ganz beſonders Noth, Gott zu bitten, daß er den Ausgang aus dem Hauſe ſegne und das arme Menſchenkind ſo bewahre den Tag über, daß daſſelbe nach einem geſegneten Tage am Abend mit Gott wieder heimkehre, in gutem Bewußtſein einen ruhigen Schlummer finde. So ernſthaft nimmt es ſelten Jemand, die Menſchen haben immer mehr Glück als Verſtand, d. h. Gott iſt gütiger gegen ſie, als ſie es verdienen. Felix gehörte auch unter dieſe. Die Mutter ſagte ihm wie immer, ſo auch diesmal: „Häb Sorg' zu d'r ſelber." „Häb nit Kummer," war die gewöhnliche Antwort.

Der Weg war grundſchlecht, ein Taig von Koth lag über der Straße, dennoch ging Felix zu Fuß. Er hätte ſich geſchämt, wenn für ſo Etwas ſeinetwegen ein Roß aus dem Stalle genommen worden wäre, er gehörte nicht unter das luſtige Geſindel des Halbherrenthums. Nebenbei hat man ohne Fuhrwerk Steg und Weg freier und kann den Heimweg nach dem Herzen richten und nicht nach dem Roß. Felix hatte ungefähr zwei Stunden nach dem Markte zu gehen, marſchirte wohlgemuth durch Dick und Dünn, hatte ſeinen Spaß an Weibern und Mädchen, welche, mit ihren Ankenkörblein am Arm, Schuh und Strümpfe ſauber behalten wollten, und daher auf der Straße herumſtiegen, Steinen und trockenen Plätzlein nach, wie Störche auf dem Mooſe, wenn ſie Fröſche fangen. Schafheerden wallten vor ihm her, und hie und da zottelte ein mageres Krämerroß vor einem mit Kiſten und Kaſten bepackten Wagen, auf deſſen oberſter Spitze halsbrechend Krämer und Krämerin thronten, vermuthlich als die leichbeſte Waare auf dem ganzen Wagen. Das Herrenthum ſchien noch nicht erwacht, es raſſelte noch nicht in ſeinem verwegenen Muthe durch die zwei- und vierbeinige Maſſe.

Plötzlich ſprengte Etwas hinter Felix drein, platſch, platſch, wie vom Himmel herab, und ehe er ſich umſehen und gehörig ſalviren konnte, war er mit Koth überſpritzt von oben bis unten, und ein helles Gelächter ſcholl aus einem vorüberhumpelnden Wägelchen. Es war der G'ſtabi, der Füße hatte wie eine große Kuchenſchüſſel, welchen Eglihannes neben Felix vorbeijagte und ihm die Beſcherung anrichtete muthwillig. Man kann ſich Felix' Zorn denken: es fehlte nicht viel, er wäre ihm nachgeſprungen und hätte ihn gleich fußwarm geprügelt. Aber die ruhige Berner Natur, die nicht gern ſpringt, hielt ihn ab. „Wart' du nur,“ ſagte Felix, „du entrinnſt mir nicht, dann will ich's dir eintreiben, daß du weißt, was Felix kann! Führt er nicht die Täſche, die Pintenwirthin, bei ſich, und der z'Lieb und z'Ehr hat er das gemacht, wohl, die muß nicht umſonſt Freude daran gehabt haben!“ Felix ſchien zum Unglück auserkoren: überall, all überall, auf Wegen und auf Stegen traf er auf Eglihannes. Er fand ihn in der Pinte, wo er ſich ſäubern wollte. Dort handelte derſelbe um Käs, that groß mit ſeinem Zutrauen, welches ihm die Käsgeſellſchaft geſchenkt, mit ſeiner unumſchränkten Vollmacht, that, als ob er die eigentliche Glückshenne aller Vehfreudiger ſei, ohne ihn nichts gemacht würde. Felix erworgete faſt, doch hielt er an ſich und erwartete eine gröbere, perſönliche Reizung. Diesmal war Eglihannes klug, er mied eine ſolche, er hatte nicht genug getrunken, daher Erfahrung genug, zu wiſſen, worauf Felix wartete. Felix traf ihn auf dem Schafmarkte, doch kamen ſie nicht in feindſelige Berührung. Eglihannes war nicht in der Lage, Schafe zu kaufen, er ärgerte Felix blos im Allgemeinen. Er traf ihn auf dem Roßmarkt an, wo er auch Sepp fand. Der hatte ein anderthalbjähriges Rößlein aufgeſtöbert, das ihm in die Augen ſchien, und zu welchem er ſo halb und halb einen Geſpann zu wiſſen glaubte. Felix nahm das Thier ebenfalls in's Auge um und um, und ſiehe, alsbald war Eglihannes da, auf Sepp's Schutz vertrauend, und ſtrich ſeinen Senf an Alles. Was ſie tadelten, rühmte er, was ſie paſſiren ließen, darüber zuckte er die Achſel. Felix ſchwoll der Zorn, er kannte die üblichen Sitten auf dem Markte gut, in Jemandes Handel ſich zu miſchen oder nur einzureden, gilt für unbeſcheiden, es erlaubt ſich's ſelten Jemand anders unberufen als ein Jude. Endlich ging Felix die Geduld aus. „Geh' mir weg,“ ſagte er, „ſonſt kommſt unſauber davon! Das Roß kaufſt du nicht, du haſt ja nicht zu freſſen für eins, geſchweige für drei, zum Einreden brauchen wir dich nicht, zum Rathen noch viel weniger! Darum ſtreich' dich und laß uns ruhig, wie es üblich und bräuchlich iſt!“ Eglihannes wollte von Recht reden und wie er da ſein und reden könne ſo gut als ein Anderer, ſei er ein Dorfmagnat oder nicht. Wahrſcheinlich rechnete er auf Sympathie bei Sepp. Doch der gab ihm einen ſehr verſtändlichen Wink, ſo daß er ſich von dannen hob. — Felix meinte, das Roß gefiele ihm, allein er traue ihm nicht recht, er müſſe glauben, er habe heute einen unglücklichen Tag, er habe nichts als Zorn. Wo er gehe und ſtehe, ſei ihm der verfluchte Hund vor den Füßen, er wollte lieber, er wäre ſieben Hexen begegnet, als dem Schelm. Doch Sepp ſtrengte an, das Rößlein ward gekauft, Weinkauf eingemärtet; man ging, ihn zu trinken, in die nächſte Pinte, und dort war Eglihannes und erzählte einem großen Haufen, wie er ſeinen Knubeln, den bekannten Behfreudigern, aus der Dinte geholfen und wie er ihnen jetzt den übrigen Käs vertſchäggiren (verſchachern) müſſe, er bliebe ihnen ſonſt am Halſe. Denn Leute wie die, die ſich weniger zu helfen wüßten, habe er auf der Welt noch nirgends angetroffen: wenn der Urgroßätti die Kuh beim Stiel gezäumt, ſo werde ſo fort gezäumt in der Familie, ſo lange ſie eine Kuh zu zäumen hätten.

Sepp und Felix waren hinter Eglihanneſe Rücken eingetreten, er wußte nicht um ihr Daſein; auch ſie kannten ihn erſt am Reden, Felix wäre umgekehrt, wenn er ihn früher geſehen hätte. Man kann ſich denken, wie es Felix in Kopf kam, als er dieſe Reden hörte, hörte, wie derſelbe ſeinen Auftrag ausbeutete, von Pinte zu Pinte lief, Käs feil hatte, und obendrein die Behfreudiger verhandelte und verkaufte. Wenn das den ganzen Winter durch ſo gehen müſſe, dachte er, ſo kämen ſie zu einem ärgern Rufe als die Merliger. Felix rief daher: „Es iſt gut, ſagſt nur du Solches, und biſt du den Leuten bekannt wie der Schwarze Peter und Schinderhannes, ſonſt könnte man ſo Etwas für ungut nehmen! So aber rede du nur, die Leute wiſſen wohl wer du biſt: e halbe Herr, e halbe Fötzel, vielleicht bald ein ganzer Bettler, und wenn mir Einer ſagte, du ſeieſt der ärgſte Schelm zwiſchen Thun und Emmenthal, ich müßte es ihm glauben.“ Diesmal erſchrak Eglihannes; als Felix zu reden anfing, ſchnellte er ſeinen Kopf bei Seite, als ob er ſeinen Ohren nicht traue. Da er wirklich Felix ſah, zog er die Naſe auf, als wäre eine brave Priſe Schnupf drein gefahren, winkte dem Wirth und ſagte: „Los Neuis!“ verſchwand mit ihm in's Stübli und kehrte nicht wieder. „Lue, wie der geht,“ ſagte Felix; „der weiß, warum er nicht wartet, ein Lumpenhund wie der, iſt heute nicht hier!“ Und nun gab er ein Stücklein nach dem andern zum Beſten von Eglihannes, daß die Leute ſich ſehr erbauten und kurze Zeit hatten dabei.

Endlich ſagte Sepp, er müſſe gehen, habe noch viel zu verrichten. „Wo biſt über Mittag, wirſt doch auch Etwas eſſen wollen?“ fragte Felix. „Ich denke,“ ſagte Sepp, „ich gehe zum Bären an's Ordinäri, die Frau iſt bei mir. Felix verſprach, ſich ebenfalls einzufinden. Er hatte mit Bethi Frieden geſchloſſen und liebte deſſen reſolutes Weſen, das kein Blatt vor's Maul nahm und doch manierlich blieb. Er verſchwatzte ſich, wie es ſo geht an einem Markttage, wenn man viele Bekannte hat, und zwar auch weibliche, und dazu noch ledig iſt. So wie er einen Schritt weiter gethan, grüßte ihn eine halbe Stimme: „Biſt auch da?“ fragte ſie; „der Weg war dir mit Schein auch nicht zu wüſt?“ Es war ordentlich, als ob die Mädchen ſich ihm um die Füße wickelten, wie Schlingpflanzen dem Badenden. Es war bereits weit über die abgeredete Zeit, als er beim Bären unter die Thüre trat, wo das Ordinäri ſervirt wurde. Die erſte Perſon, welche ihm in die Augen fiel, war Eglihannes, und neben ihm ſaß die Pintenwirthin. Mit einem Fluche wollte er umkehren, aber Sepp hatte ihn geſehen und rief ihm. „Will gehen,“ dachte Felix, „der Hagel könnte ſonſt meinen, ich fürchte ihn und fliehe deswegen.

Er drängte ſich durch in die Ecke, wo Sepp war und neben Bethi Änneli ſaß. Felix ward wirklich roth und machte ein recht lächerliches Geſicht; Verlegenheit war ſonſt ſeine Schwachheit nicht, aber jetzt kam ihn doch ſo was an, das derſelben glich. Änneli war gar tauſend hübſch; ſo einfach und doch ſo nett war auf dem ganzen Markte vielleicht kein anderes Meitſchi, ſo hatte er es noch nie geſehen. Es machte ein gar glückliches und verlegenes Geſicht und ſtotterte ſehr, als Felix fragte: „So biſt auch z'Märit?" und es antwortete: „Ein wenig wohl!" „Der Geiger wird dich gezogen haben," ſagte Felix. „Nein, wäger nicht," antwortete Änneli, „die Schweſter wollte es haben. Es war mir z'wider, aber ſie meinte, ich ſollte einmal ſelbſt kommen und kaufen, was mir anſtändig ſei. Das wär' nicht nöthig geweſen, denn beſſer trifft es mir doch Niemand, als gerade ſie." So gab ein Wort das andere, in den Augen mehrte das Glück, minderte die Verlegenheit. Felix ſchenkte munter ein, da half alles Wehren nichts, und fluchte nebenbei über ſein Unglück, daß er den Hallunken den ganzen Tag vor Augen haben müſſe, es ſei, als ob er verheret worden; dann ſagte er: „Frag' ihn doch, Sepp, wie viel Käs er heute verkauft und wie theuer!" Aber Sepp wollte nicht fragen. „Es iſt gut, iſt er am andern Tiſch," ſagte er. „Man ſoll nicht Oel in's Feuer tragen, es iſt beſſer, das bleibe von einander; hoffentlich iſt er weiſe genug und ſchweigt, thut, als ob wir nicht da wären." „Da kannſt du ja nicht einmal Geſundheit mit ihm machen," ſagte Felix zu Änneli. Änneli wurde roth bis über die Ohren und Bethi ſagte: „Nit, mach' dere G'ſpäß nicht wieder, es war an einem Mal zu viel." „Flauſen," ſagte Felix, „das thäte ja einem ungeſchälten Ei nichts!" „Du weißt wenig, was ein ungeſchältes Ei ertragen mag. Burſche wie du wiſſen keinen Unterſchied zu machen zwiſchen einer alten, wohlgegerbten Kuhhaut und einem ungeſchälten Ei, thun wie junge Bären, welche im Spaß und Gutmeinen mit centnerigen Steinen die Fliegen wehren wollen." So capitelte Bethi und Felix nahm's mit Lachen auf, und Änneli lenkte ab und fragte nach guten Verrichtungen; Alle waren luſtig und guter Dinge, ließen ſich's wohl ſein in behaglicher Ruhe. Sepp redete ſogar von ſchwarzem Kaffee ſammt einem Gläsli, und Bethi fragte: „Biſt recht im Kopf oder aus dem Häusli, oder trägt euer Roßhandel ſo viel ab, daß es Alles ertragen mag?“ „Für den wollte ich nicht viel geben!“ ertönte es hinter Felix. „Den Profit, den ihr an dem Thier macht, welches ihr heute gekauft, möchte ich nicht um drei Kreuzer!“ Dieſe Stimme hob Felix hoch auf, denn ſie war die von Eglihannes, der in ſeiner unabtreiblichen Frechheit zu Änneli ſagte: „Hörſt, wie droben die Geigen gehen, wollte dich fragen, ob du einen mit mir haben wolleſt?“ Es giebt Leute mit einer Unverſchämtheit, von welcher honette Leute ſich gar keinen Begriff machen, die es haben wie die Flöhe: abſchütteln hilft gar nichts, ſo oft man ſie abſchüttelt, ſind ſie wieder da und beißen wieder zu; gegen Flöhe hilft blos zerdrücken. Dieſe Menſchen ſind unabtreiblich, hängen ſich an wie Kletten, ſtechen wie Wespen, brennen wie Neſſeln, ſchreien wie Säububen, wenn man ſie anrührt, ſchelten und ſchimpfen wie Rohrſpatzen, wenn ſie außer Gehörweite ſind, thun es aber auch, wenn ſie beſoffen ſind, in's Angeſicht. Dieſes Ungeziefer gehört zumeiſt zum radicalen Halbherrenthum, und iſt doppelt giftig und bösartig, wenn es an einem Zipfel des Regimentes hängt, irgend was vorſtellt, unter irgend einem Titel.

„Mach' dich weg, wenn du nicht Schläge haben willſt!“ ſagte Felix zu Eglihannes. „Tanze du mit deinen H…, aber ein ehrliches Meitſchi rühre mir nicht an! Verkarret haſt's, verſauen ſollſt es nicht noch; von ſelbem iſt's curirt, das wüſche ihm der Rhein nicht ab!“ „Wer ſagt, ich habe es verkarret, lügt wie ein Schelm!“ ſagte Eglihannes; „ich will dir ſagen, wer es gethan hat, wenn du ſchon des Ammanns Löhl biſt: du haſt's gethan und kein Anderer!“ Jetzt war's Zeit, daß Sepp ſich hinter dem Tiſche hervorgemacht und plötzlich zwiſchen Beiden ſtand. „Du biſt ein Händelmacher,“ ſagte er zu Eglihannes; „geh' und laß uns ruhig bei unſerer Uerti (Zeche), ſonſt bin ich dir für nichts gut. Wir ließen dich drüben auch ruhig!“

Eglihannes ſah, daß es Ernſt war, und zog kläffend ab. Er fürchte ſich nicht, ſagte er; man ſolle ihm nur was thun, wenn man dürfe. Er hätte das Recht da zu ſein ſo gut als Andere, und es werde nicht verboten ſein, mit ihnen zu reden, er habe ſchon mit Vornehmeren geſprochen und ſie hätten nichts darwider gehabt u. ſ. w. Felix vermaß ſich hoch und theuer, wenn der Hund ihm heute noch einmal vor die Füße liefe, ſchlage er ihn ab, daß ihm Laufen und Maulen vergehe für eine gute Weile. Auch Sepp war böſe und meinte, das ſei Händel geſucht. Es müſſe Einer Pfeffer gefreſſen haben, um ſo unverſchämt anzubinden, wo er doch eine tüchtige Tracht Schläge baar habe. Probire Eglihannes es noch einmal, wehre er nicht mehr ab, ſondern ſtrenge noch an und gebe ſelbſt. „Aber an Geiger ſoll der uns nicht umſonſt gemahnt haben,“ ſagte Felix; „jetzt komm, mußt Einen mit mir haben, Meitſchi!“ So was hatte Änneli noch nicht erlebt. An der Hand eines Ammanns-Sohn in die Welt treten, man denke! Dazu ein armes Mädchen, man denke doppelt! Bethi wußte nicht recht, was dazu ſagen, es war ihm recht und nicht recht: es war ihm recht, daß Änneli zur Freude kam, aber was werden die Leute ſagen, daß es Ammanns Felix iſt, der ihns zum Tanze führt? dachte es. Wenn Bethi die Leute auch nicht fürchtete, liebte es doch nicht, in ihren Mäulern zu ſein, es iſt zumeiſt ein ſehr unappetitlicher Aufenthalt. Diesmal ward Felix Meiſter und ſtürzte ſich in's Weltgetümmel, gleichwie die Homeriſchen Helden in die Schlacht. Änneli wußte nicht recht, lebte es noch oder war es ſchon todt und ſchwebe auf Engelsflügeln dem Himmel zu. Wohl, das gab große Augen, als der wohlbekannte Felix mit einem Mädchen an der Hand daherkam, das Niemand kannte, das nicht des Bauern Tochter in der Hohle, nicht des Bauern Tochter auf dem Hubel, kurz keines Bauern Tochter zu Berg oder Thal war, ein Menſchenkind, von dem man nicht wußte, woher es kam, und wenn auch nett, ſo doch ſo gering angezogen, daß die ganze Kleidung nicht ſo viel werth war, als eine einzige Kappe auf dem Haupte einer der reichern Töchter. Mit gerümpften Naſen ſtanden ſie bei Seite, wiſchten das Fürtuch ab, wenn Änneli darangekommen, muckelten von G'hausmanns-Töchtern und Kindermägden, von Zeug, das auf der Gaſſe aufgeleſen worden und das man mit keinem Finger berühren möchte. Es waren Töchter darunter, welche dieſen Morgen bei Felix ſich geſtellt, ihn angeredet, ihm die Hand gereicht, die er hatte ſtehen laſſen, ihre Erwartungen bitterlich getäuſcht hatte, und warum? Wegen einem ſolchen Ding da, von dem man nicht wußte, woher es kam, und das deswegen nicht viel werth ſein mußte, denn wenn es was werth wäre, wüßte man auch, wie es heiße und wo es daheim ſei. Dieſe Alle machten Felix ſtolze Augen, thaten kurz, ſpielten beleidigte Majeſtäten. Felix gehörte nicht zu dem Schlage, welcher leicht verdutzt wird, er hatte ſelbſt ein majeſtätiſches Bewußtſein und gegenüber den beleidigten Schönen ſultanliche Regungen. Er trieb ſich mit Änneli noch kühner durch das Getümmel. Konnte er einer der ſtolzen Schönen einen vaterländiſchen Mupf appliciren, ſparte er ihn nicht. Änneli dagegen wuchs ihm immer beſſer in Arm, es dünkte ihn, mit dem Meitſchi ſei es ein ganz anderes Tanzen, als mit allen andern, er habe bis heute noch nicht gewußt, was Tanzen ſei. Änneli dünkte es auch ſo ſchön und doch ward ihm ſo angſt. Als Sepp und Bethi fortgegangen, hatten ſie die Zeit beſtimmt, wann Änneli da ſich einzufinden habe, wo Sepp das Fuhrwerk eingeſtellt. Dieſe Zeit war verfloſſen, und Felix kümmerte ſich nicht drum, und gäb wie Änneli jammerte, lachte Felix und ſagte, es ſolle nicht Kummer haben, er wolle Alles verſprechen, aber jetzt laſſe er es nicht und ſolle ihm jetzt aufhören mit Kären ein für alle Mal. Änneli weinte faſt, aber was ſollte es machen? Die Kraft, die ohne Rückſicht ihren Willen durchſetzt, fehlte ihm, die Furcht, den Felix zu erzürnen, war bei ihm eingezogen. Es iſt dieſe Furcht ein gar eigenes Merkmal für Alle, welche ſich darauf verſtehen. Da erſchienen Sepp und Bethi im Tanzſaal. Sepp hatte abreiſen und den Beſcheid hinterlaſſen wollen, Änneli ſolle nachkommen, wie es könne und möge. Das iſt übliche Sitte, daß Mädchen bei ihren Tänzern zurückbleiben und mit dieſen heimkehren, während die Eltern ganz unbeſorgt vorausfahren. Aber Bethi erklärte, ohne Änneli gehe es nicht heim, das ſei ihm noch zu jung, um es allein zu laſſen, und allweg mit Felix nicht. Das ſei ein Zwänggring, was ihm in Kopf ſchieße, da durch müſſe es, und auf das wolle es es nicht abkommen laſſen. Sepp mußte mit Bethi zurück, wo ſie die Beiden gelaſſen. „Was Teufels thut ihr noch da?“ ſagte Felix; „dachte, ihr ſeiet ſchon bald heim!“ „Zürnt doch recht nicht,“ jammerte Änneli;

„aber er wollte mich nicht gehen laſſen, gäb wie ich ihm angehalten." „Heim mußt," ſagte Felix, „aber jetzt nicht." Nun erhob ſich eine große Märteten, welche endlich mit einer Capitulation endete. Bethi blieb feſt dabei, ohne Schweſter gehe es nicht heim, dagegen ließ es ſich bewegen, aber mit Mühe, noch eine Stunde warten zu wollen. Es war Bethi ſehr ärgerlich, daß Felix Änneli ſo auffallend zu Tanz und Gaſt hielt. Es war noch mehr Volk aus der Vehfreude in den Saal gekommen, man kannte ſie alſo, und Bethi ſah wohl, wie die Mädchen die Naſen immer mehr rümpften; denn es iſt accurat die gleiche Welt und accurat gleiches Naſerümpfen wird an Hof- und Dorfbällen geſehen. Das Ding, ſagte Bethi, ſei ihm in Tod zuwider, nicht wegem Änneli, das ſei, ſo Gott wolle, witzig genug, zu wiſſen, wie es dies zu nehmen hätte, aber wegem Gerede. Jetzt werde der Teufel aber los ſein und das ganze Dorf und das Räſonniren von Vornen angehen. Bethi ſetzte ſeinen Willen durch, nach einer Stunde mußte aufgebrochen ſein. Bethi gab nicht einmal zu, daß Felix Änneli zum Tiſche nahm und mit Speiſe und Trank erquickte. Felix begehrte auf und meinte, es ſollte doch wiſſen, was Brauch und Recht ſei. Eine Böſere habe er noch nicht angetroffen, aber zwängen ſolle ihm die beim — — nicht Alles. „Geh' du und tanze, es ſind Bauerntöchter da, wie ſie ſich für dich ſchicken. Sie luegten ſchon lange auf dich!" ſagte Bethi. „Wott nit, können mir blaſen, will expreß, weil du mich abſchüſſeln willſt, mit euch heim!" ſagte Felix. „Kannſt nicht," ſagte Bethi, „haben nur einen Sitz auf dem Wägeli, der iſt für uns zu enge. „Stehe hintenauf," ſagte Felix, „magſt wollen oder nicht! Denke, du werdeſt nicht zu vornehm ſein, dich darein zu ſchicken!" „Biſt ein wüſter Burſche," ſagte Bethi, „meinſt, weil du Ammanns Felix ſeieſt, dürfeſt du Alles zwängen, ſtehe dir Alles wohl an, geht es dabei Andern wohl oder übel, ſo iſt's dir gleich!" „Was, übel gehen?" fragte Felix. „Freſſen will ich dich nicht, wäreſt mir viel zu räs, und euer Roß wird mich wohl ziehen mögen, nicht weiter als es iſt, und Koſten machen will ich euch nicht, darauf kannſt dich verlaſſen!" Bethi kehrte ihm zornig den Rücken, mehr zu ſagen ſchickte ſich ihm nicht, und Felix fuhr mit. Es war ſchon gegen Abend, als ſie abfuhren, und Bethi war um ſo häſſiger, es ſprach kein Wort. Änneli drückte ſich zwiſchen Sepp und Bethi mitten hinein, hinter ihm ſtand Felix. Was es dachte, wußte es nicht, es ſchwoll in ihm ab und zu wie Ebbe und Fluth gar mächtiglich. Wir wiſſen, daß es Sitte iſt, einzukehren, ehe man heimkommt; ſo gleichſam um zuzufüllen, dieweil der Wein ſich ſetzt beim Fahren, oder auch um den Tag gehörig zu brauchen mit Stumpf und Stiel, und weil man zu Hauſe ſich nicht langweilen mag.

Es giebt auch Leute, welche an ſolchen Tagen nie heimkönnen, wenn ſie nicht gehörig gezankt, geſcholten oder geſchlagen haben. Ob bloße Streitſucht dabei zu Grunde liegt, oder ob ſie trinken bis ſie ſtreiten müſſen, oder ob Streitſucht und Trinkſucht vereint wirken, iſt noch nicht ausgemacht. Wir hoffen, Naturforſcher werden ſich mit daherigen Unterſuchungen befaſſen und uns darüber in's Klare bringen. Man glaube nicht etwa, dieſe Sorte von Menſchen exiſtire im roheſten Pöbel, der in den hinterſten Gräben, wo Haſen und Füchſe einander gute Nacht ſagen, zu ſuchen, und hauſe in Klüften und Höhlen, komme daher in ungegerbten Ochſenhäuten mit nackten Beinen, man würde ſich ſehr irren. Dieſe Leute findet man in ſchönen Häuſern, haben vornehme Kleider an, geberden ſich gebildet. Zum Gebildetreden bringen ſie es begreiflich nicht, haben manchmal ſogar Titel am Leibe, machen Anſprüche, zu den Honoratioren zu gehören, ſingen zuweilen: „Freiheit, die ich meine!“ Das iſt zumeiſt Freiheit für die Sau, welche in ihrem Leibe wohnt, und Freiheit, alle andern Leute cujoniren und tyranniſiren zu können nach Belieben. Manchmal führen dieſe Leute ihren Spectakel ſelbſt auf, manchmal führen ſie Andere mit ſich als Kläffer oder Bullenbeißer, welche ſie dann anhetzen dem erſten Beſten, der ihnen mißfällt. Dieſe Sorte Menſchen iſt wohl gekannt, kann aber an Markttagen ſo wenig vermieden werden, als läſtige Kuhſchwänze, mißbeliebige Finger, ſchlechter Wein und zähes Fleiſch, ſie iſt in den meiſten Wirthshäuſern zu riskiren, welche an Wegen zu reißendem Fortſchritt liegen.

Als unſere Leute gegen ein Wirthshaus zufuhren, befahl Felix: „Sepp, häb zuche!“ „Warum nicht gar!“ ſagte Bethi, und das waren die erſten Worte, welche es ſprach; „jetzt noch zuche, und ſollten wir ſchon vor mancher Stunde heim ſein! Das het kei Gattig!“ „Und jetzt bin ich Meiſter!“ ſagte Felix, „und thue es nicht anders!“ ſprang ab, nahm das Roß beim Kopf und führte es dem Stallknecht in die Hände. Sepp ergab ſich darein; zur Selteni einmal, werde nicht Alles zwängen, dachte er. Aber Bethi war ſo zornig, daß man es bei einem Beine hätte gerade ausſtrecken können wie ein Scheit Holz; es hatte gute Luſt, auf dem Wägeli ſitzen zu bleiben, aber es dachte an's Aufſehen, und je weniger deſſelben, deſto beſſer ſei es. Aber was das abtrage, jetzt noch in's Wirthshaus und keine Stunde weit heim, und mit Ammanns Felix, wo noch in dieſer Nacht in jedem Hauſe werde Gericht gehalten werden über dieſes Geſchleipf, wie man noch keines geſehen. Bethi machte ein Geſicht, daß man das Weltmeer damit hätte vergiften können, aber es ging. Als ſie in die Stube kamen, wer ſaß drinnen? Eglihannes! — bei ihm einige jener Zankhähne, ſonſt noch ein zahlreiches gemiſchtes Publicum.

„Gäbe einen Neuthaler, wäre ich wieder draußen,“ ſagte Sepp. „Geſchieht dir recht,“ ſagte Bethi, „wäreſt witzig, ſo brauchteſt keinen Neuthaler zu geben. Kannſt jetzt ausfreſſen helfen, was eingebrockt iſt.“ Sepp trachtete nach einer entfernten Ecke; da rief Eglihannes in ſeinem aufgeſtachelten Uebermuth: „V'rſtecke hilft nüt, me het ech ja ſcho g'ſeh, ih wett dahere cho!“ Sepp kam das Blut in's Geſicht, aber Felix kam ihm zuvor und ſagte: „Warum nicht? Wir haben nicht nöthig, uns zu verſtecken, geſtohlen haben wir nicht, und was wir brauchen, zahlen wir! Aber heutzutage nimmt man ſich in Acht, wo man abſitzt, wenn man Krätze und Wanzen nicht liebt und nicht gern neben Huren und Hurenbuben ſitzt!“ So war der Feldzug eröffnet und von Felix mit förmlicher Begeiſterung. Die bekannten Händelmacher von Eglihanneſe Schlage unterſtützten und hetzten dieſen mächtiglich. Bauern im Allgemeinen, die Vehfreudiger in's Beſondere wurden auf's Korn genommen, verhöhnt und verſpottet ſchmählichſt. Felix blieb nichts ſchuldig, er räſonnirte die Andern gräulich zuſammen, und gebrauchte dabei eine eigene Kampfesweiſe, welche noch unwiderſtehlicher iſt, als die der Ruſſen in Ungarn war. Auf Alles, was die Andern ſagten, achtete er blos, wenn es ihm dienlich war, ſo recht in guter Laune ſagte er den Andern ſo wüſt er konnte. Er hatte das Publicum auf ſeiner Seite, was begreiflich die Andern reizte und ärgerte; er war eben recht angetrunken, daher war ihm ſo recht wohl im Streit. Felix beſtellte zwiſchen durch an Eſſen und Trinken, als ob er ſein Lebtag da bleiben wolle, und Bethi ſagte: „Biſt ein Narr, was meinſt auch?“ „Schweig', wer befiehlt, der zahlt!“ ſagte er. „Und eſſen kann, wer mag!“ antwortete Bethi und befahl Sepp, nachzuſehen, ob das Roß den Hafer gefreſſen. „Haſt nicht zu preſſiren,“ ſagte Eglihannes, „er entrinnt dir nicht.“ Die Pintenwirthin lachte, daß es ſie ſchüttelte, und Bethi ſprühte das Feuer aus den Augen. Änneli hatte Luſt zum Weinen, aber Felix ſagte: „Habe nicht Kummer für alte Schuh, unſer Gattig Leute gehen nicht mit dem Schelmen durch, aber ener Gattig Leute, ja ganze Kuppele. Wenn ihr centum Alles ausgeſogen habt und das Volk betrogen, die obrigkeitlichen Kaſſen beſtohlen und verſoffen und verhuret habt, geht ihr mit dem Schelmen draus nach Amerika, oder ſonſt dem Teufel zu. Wie ſagt man dem Orte, wo die Herren an Wittwen und Waiſen ſaugen, die Vogtsgelder verbraucht ſind, das ganze Dorf, ſammt Kirche und Schulhaus, auf die Gant muß, wo man um drei Schoppen Bier einen ganzen Karren voll Weiber haben könnte, mit ſammt neuſilberigen Göllerketteli?“ Das ſtach auch und ein Wort kam hitziger als das andere, bis Eglihannes nach Felix eine Flaſche warf. Der parirte, ward dabei in die Hand geſchnitten, ſprang in einem Satz über den Tiſch, und ehe ſich Jemand deſſen verſah, hatte er den Eglihannes unter den Füßen. Deſſen Freunde vergaßen die gebildeten Geberden, thaten wie halbe Thiere, wollten Felix ungekocht freſſen. Aber dem Felix ſtand alsbald der Nägelibodenbauer zur Seite, der hielt mit mächtigen Armen Zwei bei der Gurgel, daß ihre ohnehin aufgeblaſenen Geſichter wurden wie Euter von alten Bergkühen, die zum Kalben ſtehen. Felix, wie bekannt glücklich, wenn er prügeln konnte, rührte ſeine Fäuſte noch munterer, als früher ſeine Beine beim Tanzen. Änneli weinte, Bethi räumte Gläſer und Flaſchen weg und ſchrie nach dem Wirthe; das übrige Publicum ſah zu, das weibliche mit Furcht und Zittern, das männliche kaltblütiger, neugierig. „Seh, thut ſie doch auseinander," hieß es, aber Niemand hatte gern die Hand dazwiſchen. Zwei, Drei ſtanden auf, zu helfen, wenn Sepp und Felix den Kürzern ziehen ſollten, denn jene Händelmacher liebte Niemand, es hatten ſchon zu Viele unter ihren Manieren gelitten. Der Wirth preſſirte nicht; Bethi, voll Angſt für ihren Mann, hatte einen ſeiner Gegner hinten bei den Haaren genommen und herumgeriſſen, worüber ein großes Gelächter entſtand, der Lümmel ganz verdutzt daſtand, als er als Gegner ein Weib erblickte. Endlich kam der Wirth und that ſeine Pflicht, die Schläge hörten auf, aber das Brüllen dauerte fort, und eine Partei bedrohte die andere mit den Folgen, ſchleuderte Drohung um Drohung auf ihre Häupter. Viel zu klagen hatte keine Partei; die Anfänger hatten, wie billig, mehr abgekriegt. Eglihannes ſah aus wie ein gemauſert Huhn, und braun und blau dazu; die Halbherren und Streitmacher hatten verklebte Augen und Naſen wie Schuhleiſten, Halstücher und Vorhemdchen waren in traurigem Zuſtande. Sepp war am beſten daraus gekommen, dagegen blutete Felix doppelt an Kopf und Hand, machte ſich aber nichts daraus, dieweil er es gewohnt war, aß und trank nun, nachdem er gewaſchen war, erſt mit rechtem Appetit und fühlte volle Befriedigung, als wie nach wohl vollbrachtem Tagewerk. Änneli ſah ihn gar bedauerlich an, deſſen freute er ſich ſehr, machte tapfer Geſundheit mit ihm, höhnte nebenbei immer den Eglihannes aus, bis der endlich, ſattſam betrunken und neue Schläge fürchtend, das Feld räumte und durch ſeinen G'ſtabi ſich heimziehen ließ. Bethi ſaß wie auf Dornen und mußte doch warten, bis Eglihannes nicht mehr einzuholen war. Es weiß Niemand, was es gegeben hätte, wenn es dieſen Tag hätte ausſtreichen können aus ſeinem Leben. Gäb wie man ſich in Acht nehme, es helfe Alles nichts, dachte es. Dem, was Einem einmal geordnet ſei, entrinne man nicht, man möge machen, was man wolle. Gehe es von Hauſe, habe es Verdruß und komme in's Gerede, und Änneli ſei die friedlichſte Creatur, und wo es ſich zeige, ſei Blut und Streit, nicht einmal wegem Meitſchi, ſondern aus bloßer Tüfelſüchtigi, das Meitſchi habe nichts davon, als Spott und Schmach. Es wollte, es hätte Alles an ſeinem Orte, jedes in ſeinem Bette, dann wollte es gern für geraume Zeit das Zu-Markte-gehen abſchwören.

Bethi's Sinnen benutzte Felix und flüſterte mit Änneli. Änneli antwortete nicht mit Worten, wurde aber ganz roth und ſchüttelte den Kopf. Felix flüſterte lauter, da ſah Bethi ſich um, ſagte, es werde angeſpannt ſein, jagte Änneli vor ſich her, ſaß halb verdreht auf ſeinem Sitze, redete mit Felix, ſo daß der durchaus zu keinem heimlichen Worte mehr kam, auch nicht beim Abſteigen, denn da jagte Bethi Änneli alsbald voran in's Haus, angeblich nach Licht. Felix mußte abziehen, nahm aber eben nicht zärtlichen Abſchied von Bethi, was dieſes auch eben nicht beſonders anfocht. Das Licht ward alsbald gelöſcht, zwei Perſonen ſchliefen jedoch nicht, und dies waren Änneli und Bethi. Der Nägelibodenbauer dagegen ſchnarchte alsbald, daß die Fenſter klirrten, wie bei einem gelinden Erdbeben. Änneli hatte das Herz ganz voll; es kam ihm wohl, daß, nach Ausſage der Gelehrten, das Herz dehnbar iſt, es wäre ſonſt zerſprungen. Ach, es war voll Glück und Freude, ſo ganz voll Freude an Felix und ſeinem Thun, und weiter als an dieſe Freude dachte es nicht; hell und klar und tief war dieſe Freude, wie wohl ſelten eine auf Erden iſt. Bethi's Herz war faſt eben ſo voll Verdruß und Sorgen. Bethi war ein Weib, hatte daher von Natur ein Auge für angehende Liebe und daherige Händel, überdies war es Stubenmagd geweſen, Erfahrung und Beobachtungen hatten es vor Andern ſcharfſichtig gemacht. Änneli's Liebe und Felix' zutäppiſches Weſen um Änneli war ihm offenbar; daß der Anfang ein Ende habe, d. h. Alles gleich anfangs von ſelbſt erlöſche, glaubte es. Aber was für ein Ende konnte es ſein? Ein glückliches in keinem Falle, allerwenigſtens eins mit Weh und Thränen, wenn nicht noch ein viel ärgeres! Allweg war eine ſchwarze Wolke über ſeinem lieben Änneli, die ſich entladen mußte, aber wie? das war eben die Frage. Änneli weg thun zu rechter Zeit, das war das Kürzeſte und Beſte; das löſcht das Feuer am beſten, wenn man es austritt, ehe daſſelbe im Dache iſt. Es that ihm aber weh, das liebe Meitſchi, deſſen Unentbehrlichkeit es gefühlt, weg zu thun, damit war es ſelbſt geſtraft. Und was ihns noch mehr dauerte, war die Gewaltthat an Änneli's Liebe. War es nicht in ähnlichem Falle geweſen: Magd, und der Geliebte der Sohn des Hauſes? Wie wäre ihm nun geweſen, wenn eine eigene Schweſter mit Gewalt es von Sepp geriſſen, ſeine Verbindung unmöglich gemacht hätte? Es ging auch fort, aber aus fremdem Hauſe, und Sepp kam ihm nach. Es heirathete Sepp und war jetzt eine Bäuerin, aber Sepp war nicht reich und nicht des Ammanns einziger Sohn, und wartete doch bis die Eltern geſtorben waren, die aber einige Dutzend Jahre älter geweſen, als der Ammann und die Frau Ammännin, die bei ihrem Leben nie ein armes Mädchen als Sohnesfrau dulden würden, denn bekanntlich will man um ſo mehr Geld erheirathen, je mehr man bereits hat. Es iſt ſo ein Quaſi-Ehrenpunkt, recht viel Geld zu kriegen, je mehr man kriegt, deſto mehr werth glaubt man ſelbſt zu ſein. Es iſt ein ganzer Burſche, wenigſtens 100,000 Gulden hat er erheirathet! O, es iſt doch der leidiſch Kerli, e rechte Möff, het es ſelligs V'rmöge und war nicht im Stande Etwas zu erheirathen, keinen Batzen hat er von ſeiner Frau! So lautet die öffentliche Meinung, und nicht blos die Anſicht eines Ammanns und einer Ammännin. Das war's, was Bethi den Schlaf verſcheuchte. Es ſuchte Rath und fand ihn nicht. Da kam ihm ein Laut an's Ohr, es fuhr auf und horchte; es war ihm, als höre es Töne, plötzlich wußte es, was es war, fuhr in die nöthigſten Kleider, beſtieg den Ofen, über welchem eine große viereckige Oeffnung war, durch welche man in die Kammer ſteigen konnte, in welcher Änneli ſchlafen ſollte und nicht ſchlief; ſchob leiſe den Laden weg, welcher das Loch deckte, und recognoſcirte. Da ſah Bethi eine Geſtalt vor dem Fenſter, von der kamen die Töne, und vor ſeinem Bette ſtand Änneli und zitterte. Bethi, entſchloſſen, hinauf zum Fenſter, ſchob ein Schiebfenſterchen zurück und ſagte: „Hör' du, Felix, es wäre Zeit, daß du uns in Ruhe ließeſt, ich habe heute ſchon genug Verdruß gehabt deinetwegen, vor weiterem will ich ſein, zähl' darauf! Geh' heim, hier haſt du nichts zu ſuchen, und wenn du was ſuchen ſollteſt, du wirſt da doch nichts finden, zähl' darauf!“ „Habe nichts mit dir,“ ſagte Felix zornig.

„Geh' du in dein Bett und ſtecke deine Naſe nicht in anderer Leute Sachen! Hör', will zu Änneli und nicht zu dir!" „Du wirſt zu Einem ſo wenig kommen als zum Andern, und daß du mir nie mehr vor ein Fenſter kommſt des Nachts! Geh' zu deines Gleichen, und mache nicht arme Mädchen unglücklich, ſo ſchlecht wirſt nicht ſein wollen!" Felix wollte aufbegehren, aber Bethi ſagte: „Biſt beſoffen und weißt nicht, was machſt! Geh' heim, oder ich wecke Sepp!" So ſprach Bethi, ſchob das Fenſterchen zu und trat zurück. Felix hielt eine Weile ſtill und bückte ſich. Als er glaubte, Bethi ſei zu Bette, erhob er ſich und klopfte wieder leiſe. Da war Bethi wieder da und ſagte: „Jetzt gehe, wenn ich dir gut zum Rathe bin, oder meinſt, wir ſeien nur da, um uns von dir cujoniren zu laſſen?" „D — — Hex, was du biſt!" ſagte Felix und verſchwand. „Meitſchi, geh' in's Bett," ſagte Bethi ärgerlich zu Änneli; „biſt mir z'Herrgotts und thuſt ihm auf, z'erſte Mal, wo du es thuſt, mußt aus dem Hauſe!"

Änneli brachte eine troſtloſe Nacht zu, ein doppelter Kummer zerſchnitt ihm das Herz: Bethi war böſe, Felix war böſe. Änneli hatte ein liebes Herz, welches kein Thierchen böſe machen konnte, und jetzt waren die beiden Menſchen, welche unter dem weiten Himmel ihm die liebſten waren, zornig über ihns, man denke ſich des armen Kindes Schmerz!

Zwanzigſtes Capitel.

Wie man Gutes mit Böſem vergilt.

Der Winter brach ein, hart und ſtreng, Weihnachten nahte. Es iſt eine eigene Ordnung in der Natur, daß, je ſtarrer der Erdboden durch Froſt gebunden wird, deſto hungeriger Menſchen und Vieh werden. Alle Ordnung kommt von Gott, darum ſicherlich auch dieſe. Alle Ordnung macht Gott beſonders darum, daß der Menſch Weisheit lerne und in der Demuth bleibe. Es ſieht der Menſch in dieſer Ordnung alle Winter, daß es Zeiten giebt, wo man mehr braucht als ſonſt und nichts erhält, daß man mit allen Mühen nichts hervorbringen, ſondern blos und allein vom Vorrath leben muß, vom Vorrath, den Gottes Güte gegeben und den man mit fleißigen Händen eingeſammelt. Er ſieht daraus, daß die Zeiten immer wieder kommen, wo man blos von Gottes Güte lebt und nicht von ſeiner Weisheit und Kraft, wo man zehrt von den Früchten der Sparſamkeit, welche die Vergangenheit gegeben, und Zeiten, welche nichts hervorbringen trotz allem Fortſchritt und allem Uebermuth der Menſchen, als geſteigerten Hunger und ein Verzehren der Schätze der Vergangenheit und eine alle Tage mehr zu Tage tretende Ohnmacht, die Schätze der Vergangenheit zu bewahren und neue zu ſchaffen, die Bedürfniſſe der Gegenwart zu befriedigen. Das ſind auch Zeiten, welche die Ehre Gottes erzählen und herausquellen mit ihrer Rede, Gottes Weisheit zu verkünden. Sie haben zwar keine Rede und keine Worte, und doch wird ihre Stimme gehört. Ihre Schrift geht aus in alle Lande und ihre Rede an das Ende des Erdkreiſes. König David ſchrieb dies vor faſt dreitauſend Jahren für Iſraeliten, müſſen damals die Leute geſcheidter geweſen ſein als gegenwärtig, die Väter weiſer als die Kinder. Denn ſolche Schrift verſtehen nicht blos die jungen Juden nicht mehr, ſondern nicht einmal unſere zeitgeiſtlichen Schulmeiſter. Und wenn es ſo ſteht mit dem jungen Holz, was ſoll man vom alten erwarten, und namentlich von Vehfreudigern?

Dieſe konnten ſich in die ſtrenge Kälte gar nicht ſchicken, ihre ſo köſtlich g'reiſeten Kühe wollten gar nicht ſatt werden, und ihre Heuſtöcklein waren gegen Weihnachten ungefähr wie ehedem an der Faſtnacht. Jetzt erfuhren ſie wie es geht, wenn man im Sommer noch einmal ſo viel graſet als ſonſt, und doch gleich viele Kühe wintern will. Kühe ſind begreiflich nicht Töchter, da iſt ein himmelweiter Unterſchied. Töchter laſſen ſich ſchnüren bis ihr Magen nicht größer wird als ein braver Fingerhut. Töchter haben Verſtand: wenn ſie ein geſundes Ausſehen kriegen und ſich Fleiſch anſetzen will, eſſen ſie nur noch halb genug und trinken dünnen Thee und ſtarken Eſſig ohne Zucker, das koſtet den Papa wenig und hilft den Töchtern von den rothen Backen und dem guten Ausſehen. Kühe nun ſind bekanntlich ganz anders, haben keinen Verſtand, fragen der Taille hell nichts nach, und ſcheren ſich um Niemanden, am allerwenigſten um einen Bauer, deſſen Heuſtock die Schwindſucht hat. Im Gegentheil, je dünner derſelbe wird, deſto mehr Appetit kriegen ſie, und wenn ihnen derſelbe nicht vollſtändig befriedigt wird, ſo ſind ſie indiscret, haben keine Manieren, und brüllen bis ſie zu freſſen kriegen, und zwar hartnäckig ganze Nächte durch, noch viel ärger als gewiſſe Reiſende, wenn ſie 'mal das Glück haben, auf fremdem Boden einquartiert zu werden. Indeſſen um gerecht zu ſein, wären gewiſſen Bade- und andern Wirthen Gäſte, welche ſo natürlich und ſtätig ihre Bedürfniſſe verſtändlich machen, auf den Hals zu wünſchen. Es wären für den Wirth wahrhafte Curgäſte. Gar oft iſt's der Fall, daß der Wirth ſein eigenes Waſſer am allerwenigſten braucht, und doch das Curiren am allermeiſten nöthig hätte. Auch den reſpectiven Kellnern thäte es wohl an den Manieren, wenn ſie Gäſte kriegten mit ſolchen Stimmen und ohne Blatt vor dem Maul.

Noch empfindlicher als das Brüllen wird was Anderes. Bosheit iſt weit ärger als Unverſchämtheit, und Rachgier liegt in jedem Thiere. Jede Kuh iſt rachgierig, je weniger man ihr zu freſſen giebt, deſto weniger Milch giebt ſie aus Rachgier und Bosheit. Dieſe Bosheit iſt ſo verſtockt, daß man weder mit Schlägen noch Zuſprechen Etwas dagegen ausrichtet, ſie wird im Gegentheil noch alle Tage größer. Namentlich die ſogenannten g'reiſeten Kühe führten ſich am wüſteſten auf. Das waren Fremdlinge im Hauſe, hatten weder Anhänglichkeit an Perſonen noch an's Haus; wenn ſie den Heuſtock in einem Tage hätten freſſen können, ſie hätten es gethan, unbekümmert, was der Bauer dazu für ein Geſicht gemacht. Und je mehr ſie fraßen, je unverſchämter ſie thaten, deſto weniger Milch ſie gaben. Die frühern, verſorgeten, eingebornen Kühe hatten regelmäßig ihre Milch gegeben, bis zwei Monate oder ſechs Wochen an's Kalben, ja einige waren ſo treu, daß man ſie faſt nicht guſt (ungemelkt) laſſen konnte, dazu thaten ſie beſcheiden im Freſſen, es war nicht Alles Bauch an ihnen. Die neuen, g'reiſeten hatten es ganz anders. Nachdem ſie viel gekoſtet, gaben die beſten einen Monat oder zwei ziemlich Milch, manche noch ſchlechte und dünne, aber alsbald nahmen ſie ab und ab, und nach vier oder fünf Monaten thaten die meiſten nichts mehr als freſſen und brüllen und ſtoßen nach allen andern, die noch Etwas zu freſſen hatten. Die Weiber hatten darauf gezählt, den Winter über Milch genug zu haben für den Hausbrauch, für Anken in Vorrath, für geſtoßene Nidle am Weihnachtstage und noch Etwas zum Verkauf, um ihre erſchöpften Privatkaſſen wieder einigermaßen zu tröſten. Sie waren von ihren Männern den ganzen Sommer über darauf angewieſen worden, als wie die Heiden auf das verloren gegangene goldene Zeitalter, die Juden auf das tauſendjährige Reich, und war ihnen gegangen wie Heiden und Juden: ſtatt aller Erfüllung nichts als lange Naſen. Schon in der Herbſtweide, wo im Bernbiet ſonſt Milch wie Bach fließt, die Bäuerinnen ſich wenigſtens ſo ſehr darauf freuen, als die Zürcherinnen auf eine Fahrt nach Baden und die Baslerinnen auf eine Hochzeit zu Pratteln oder Sißach, oder ſonſt wo in ihrer wunderlieben Landſchaft — ging es miſerabel zu, ganz apothekermäßig, d. h. ſtatt maaß-, blos tropfenweiſe, und um dieſe Tropfen zu erhalten aus den g'reiſeten Kühen, mußte man ſich faſt den Athem aus dem Leibe ziehen. Und als ſie an's Dürre kamen, vertrockneten ſie ganz und gar. Die Ankenhäfen blieben leer, die Privatkaſſen blieben leer, ja die Milchkacheln wurden immer rarer auf den Tiſchen, dazu die Heubühnen immer durchſichtiger, es war ein wahres Elend. Um Lichtmeß ſoll ſonſt, wenn der Bauer mit gutem Gewiſſen das Frühjahr erwarten ſoll, nicht mehr als das halbe Heu und das halbe Emd gefüttert ſein. Ja, du meine Güte, es waren um Weihnachten Solche, welche froh geweſen wären, wenn ſie noch die Hälfte vom Halben gehabt hätten.

Die Katholiken haben die ſchöne Sitte, im Frühjahr ihre Felder einſegnen zu laſſen, im ſüdlichen Frankreich laſſen ſie die Ochſen weihen, die in die Berge gehen, und wenn Dürre oder Näſſe Mißwachs drohen, giebt es große Proceſſionen, außerordentliche Feierlichkeiten. Schön nennen wir es, wenn man dieſe Sitte von allem Aberglauben entkleidet und darin die demüthige Anerkennung ſieht, daß mit aller Weisheit und Macht der Menſch nichts machen könne an Regen und Fruchtbarkeit, an guten und böſen Jahren, daß jede gute Gabe von oben komme, vom Vater der Lichter. Dieſes Bewußtſein erhält ſich am längſten bei dem Landmann, der alle Tage Gottes Macht vor Augen hat und die eigene Ohnmacht, wie Gott unerwartet nehmen kann, aber eben ſo unerwartet geben. Der Landmann bedarf aber auch dieſes Bewußtſein bei ſeiner ſchweren Arbeit, damit er geduldig auszuharren vermöge in harter Arbeit bei ſo zweifelhaftem Erfolge, im Vertrauen auf den, der da ſeine milde Hand öffnet zu ſeiner Zeit und mit Wohlgefallen ſättiget Alles, was da lebet. Wo dieſes Bewußtſein erliſcht, wo der Zeitgeiſt wie ein ſchwarzes Geſpenſt daſſelbe erſetzt, da kommt das Ungenügen, die Unzufriedenheit, das Unbehagen über den Bauer; ſein Stand, der ſchönſte ſonſt, ſcheint ihm der läſtigſte, ſeine Verhältniſſe erleiden ihm, er fällt auch der Zerriſſenheit anheim, welche als eine neue Art von Auszehrung die Kinder dieſer Welt verzehrt und die nichts Anderes iſt, als eine Emancipation von Gott, ohne Etwas zu haben, worauf man ſein Vertrauen ſetzen kann, nichts zu haben, als ein alle Tage deutlicher werdendes Gefühl des Unvermögens, ſich das mit eigenen Kräften zu verſchaffen, wornach das Fleiſch gelüſtet. Der nicht emancipirte Landmann hat auch noch Augen für den Unterſchied zwiſchen geſegneten und ungeſegneten Menſchen oder Sachen. Schon David ſagt: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, arbeiten ſeine Bauleute umſonſt daran; wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wachet der Wächter umſonſt. Es iſt euch umſonſt, daß ihr früh aufſtehet und lange ſitzet, und eſſet euer Brot mit Sorgen, da der Herr Schlaf und Brot den Seinen ohne Sorgen giebt.“ Es iſt wirklich wunderbar mit dieſem Segen Gottes, von ihm kann man nicht ſagen: ſiehe, er iſt Dies oder er iſt Jenes; aber ſagen kann man von ihm: ſiehe, hier iſt er, und ſiehe, dort iſt er! und eben ſo deutlich tritt der Unſegen heraus aus dieſem und aus jenem Hauſe. Lachen wir daher durchaus nicht darüber, wenn die Katholiken ſichtbarlich die Aecker ſich ſegnen laſſen, ſobald der Sinn dabei iſt, der im äußern Zeichen das innere Weſen erkennt und weiß, daß nicht im Waſſer der Segen iſt, ſondern im Geiſte, der das Waſſer ſpritzt. Ja, auch wenn ſie ihre

Ochſen weihen und ſegnen laſſen, haben wir nichts dawider, wenn darin das Bekenntniß liegt, daß auch das Unvernünftige Gottes Schirm und Güte nöthig habe, und das Gelübde, daß der Beſitzer ebenfalls ſeines Viehes ſich erbarmen wolle. Wir laſſen gar nichts mehr weihen und ſegnen; ich will nicht von Ochſen reden, aber nicht einmal unſere Rathsherren werden eingeſegnet, darum auch werden ſie ſelbſt ſo unerquicklich ſein und ſo unfruchtbar ihre Rathſchläge. Ja, wir ſind überzeugt, das Parlament in Frankfurt wäre ein ganz anderes geworden, der Unſegen wäre nicht ſo ſchwarz und ſchauerlich über ihm gelegen, die Perſonen nicht ſo lächerlich oder verächtlich geworden, die Rathſchläge nicht ſo verkehrt, wenn die chriſtliche Weihe nicht mit ſolchem Hohne von der Hand gewieſen worden wäre. Gewiß kommen die Ochſen in der Provence geſegneter von ihren Bergen, als ſo viele Parlamentsmitglieder von Frankfurt, und allweg auch als ſo viele ſchweizeriſche Räthe, Brunnen ohne Waſſer, Wolken ohne Regen, Räthe ohne Rath, wenigſtens ohne geſegneten. Wir ſind überzeugt, wenn Jemand den Einfall gehabt hätte, Kapuziner kommen zu laſſen, um die Heuſtöcke zu weihen, dieweil ſie dann noch ein Mal ſo lang darhielten, am Glauben hätte es in der Vehfreude nicht gefehlt; Glauben iſt dort viel, doch die Einfälle ſind rar. Eiſi im Dürluft wäre das Erſte geweſen, welches den Verſuch gemacht hätte, hatte es auch ſonderbar nöthig, denn alle Tage gewannen Mondſchein und Sonnenlicht mehr Raum auf ſeiner Bühne und nicht lange ging es mehr, konnte es dieſelbe zu einem Tanzſaal einrichten, den Tänzern ſtand gar nichts mehr im Wege. Das käme manchem Bauer fürwahr commod, wenn mit Tanzen die Kühe gefüttert wären, dann wüßte er doch, wofür ſeine Töchter zu gebrauchen ſeien und womit er ſie nützlich beſchäftigen könnte. Eiſi im Dürluft hätte ſicher den ganzen Tag ſelbſt getanzt mit Peterli, oder wer es geweſen, wenn es geholfen hätte. Es war bitter übel dran, es hatte weder Milch, noch Anken, noch Geld. Der erſte Stoß Käsgeld war längſt verbraucht, hatte gar nicht dargehalten, es war, als ob der Wind dahinter ſei. Ihre g'reiſeten Kühe hatten es gemacht wie die andern: ſtanden jetzt dürr und mager im Stall, brüllten jetzt den Bahren voll, ſobald er nicht voll Heu war; die einen waren nicht trächtig, die andern taugten ſonſt nichts, es ſollte wieder auf's Neue g'reiſet ſein. Aber wo Geld nehmen und nicht ſtehlen? Ein heilloſes Geld ſollte Peterli an den Kühen verſpielen, und dann, wo nehmen für andere Kühe? Eiſi ſtand allemal weit vor das Haus hinaus, wenn es von Weitem den Polizeidiener ſah, und hoffte, es komme wieder ein Brief und bringe Hülfe. Aber es kam keiner, der Hülfe brachte, all ſein Ausgucken war vergeblich. Der arme Peterli mußte es wiederum entgelten. Er ſei doch der leidiſt Hung von der Welt, ſagte Eiſi, key lebendigi Seel äſtimir neh u ſchryb ihm öppe es Brieſli, u ſäg, wo Geld ſyg u wo me chön ga näh. Wenn es gewußt hätte, daß er ſo ein Leider ſei, es hätte ihn ſy Seel nit gno, er hätte ſeinethalb ihm chönne pfyffe oder blaſe! „U de du,“ ſagte Peterli, wenn er endlich ungeduldig ward; „was biſt de du, u was ha nih vo dir? Gäll, für mih ſy doch ſcho Briefe cho u hey Neuis g'ſeyt, aber nit vo dir her, vo mir, da biſt froh gſi drüber, Eiſi, gäll!“ „Ja, wenn mein Vater auch ſo geweſen wäre wie der deine, ſo ein Löhl und Lappi, daß er ſein Vermögen andern ſchlechten Leuten angehängt und es in Geltstagen verloren hätte, wo er hätte voraus ſinnen können, wie es ihm ergehen könne, es weiß kein Teufel, wie viel Briefe wir jetzt erhielten und nicht nur einen, und was Alles darin wäre, und nicht blos ſo eine Lumperei, die gerade iſt wie: wer geht da durch?!“ ſo polterte Eiſi. „Es wäre deinem Vater eine Kunſt geweſen,“ ſagte endlich Peterli, „Andern viel Geld anzuhängen und es verlieren zu müſſen, dafür hätte er erſt ſolches haben müſſen, und ſein Lebtag hat der nicht viel Anderes gehabt, als eine böſe Frau und ſtrube Kinder, und die hat Niemand ſtark begehrt.“ Wohl, da hatte Peterli Zeit zu gehen, wenn er Haare auf dem Kopfe und Zähne im Mund behalten wollte, weithin trieb dem Flüchtling das ertaubete Eiſi einen Beſenſtiel nach.

Nun, der Eheſtreit hatte ſeine vortreffliche Seite, er giebt Gelegenheit, Frieden zu machen und dann die Süßigkeit deſſelben zu empfinden. Wir müſſen ſagen ſo ein Eheſturm dauerte auf dem Dürluft nicht lange; gewöhnlich gab es Bysluft darauf und nach dieſem ſpannte Peterli ſeine Segel auf. — „Ja,“ ſagte Eiſi Tags darauf,

„ſieh wie du es machſt, aber Geld muß ſein. Geh' zu Eglihannes, der kann dir helfen, der hat Geld vom Käshandel, den ihr Löffle ihm überlaſſen; hättet es doch auch brauchen können; ſag' ihm, er ſolle dir geben, es gehört nicht Einem allein, es gehört dir auch, oder ſag', du wolleſt mit ihm g'meinen. Lue, kein commoderer Handel iſt auf Gottes Welt, als der, wo man nichts zu kaufen braucht, ſondern blos verkaufen kann." Peterli trappete zu Eglihannes, aber er kam übel an. Der begehrte auf wie ein Rohrſpatz; er wollte, er hätte mit dem ganzen Handel nichts zu thun. Die Käſe ſeien ſo unwerth wie Steine auf den Straßen, er könne zu hundert Wirthen laufen, ehe ihm einer einen abnehme, und nicht etwa für baares Geld, ſondern erſt in einem oder einem halben Jahre zahlbar, wo ja kein Menſch wiſſe, ob er noch lebe oder einen Kreuzer habe, um zu zahlen, wo nichts gewiß ſei, als daß dann wohl der Käs werde gefreſſen ſein. Wenn er nicht den Befehl hätte, ſie zu verkaufen wie er könne und möge, er beſönne ſich zwei Mal, ehe er es ſo machen thäte. Er habe ſchon manchmal im Sinn gehabt, die ganze Sache ihnen darzuwerfen, denn er möge es machen wie er wolle, bleibe ihm doch der Schmutz auf dem Aermel, und was für Schaden er auch habe, müſſe er am Ende doch noch geſtohlen und betrogen haben. Er kenne die — — Schelmen durch und durch, was ſie an ſich ſelbſten wüßten, das trauten ſie Andern, und wenn er den ganzen Tag in ihrem Nutzen ſich die Beine abliefe, ſchlage ihm am Abend ſo ein verfluchtes Kalb zum Dank faſt den Kopf ab. Aber habe der nur Geduld, dem wolle er es eintreiben, daß der ſein Lebtag an Eglihannes denke. Dem wolle er ſein G'ſchleipf im Nägeliboden vertreiben ein für alle Mal, es ſei Spott und Schande für's ganze Dorf, daß man ſo Etwas dulde. Er hätte geglaubt, der Pfarrer ſage Etwas dazu, aber der ſei ſo nichtsnutz als Andere, ein Tagedieb, ſtehle dem lieben Gott die Sonne ab und der Regierung das Geld. Aber wenn Niemand was ſage, ſo ſei, Gottlob! Eglihannes noch da, der ſchweige nicht, er wüßte nicht warum! Man ſieht, Eglihannes gehörte vollſtändig zu den erleuchteten Kindern dieſer Welt, welche den Splitter in Anderer Augen ſehen, den Balken im eigenen aber nicht, oder welche an Andern ſtrafbar finden, wozu ſie ſich ſelbſt berechtigt glauben. — Es dünkte Peterli, der Mann rede ſchön, das ſei einer von Denen, welche es ſicher gut mit dem Vaterlande meinten, und was die Leute über ihn geſagt, z. B. daß er ihn mit dem Briefe betrogen und ihm blos ein Bettlergeld ausgezahlt, glaubte er nicht. Es iſt merkwürdig, man weiß nicht, ſoll man darüber weinen oder lachen, aber man muß immer wieder darauf zurückkommen, wie leichtgläubig und wie mißtrauiſch, wie wankelmüthig und feſtgläubig die meiſten Leute ſind, und zwar immer verkehrt, halten feſt am Glauben von Lug und Trug, ſtehen wetterwendiſch von jeder Wahrheit ab, trauen den Schlechteſten und ſind unzugänglich für den Rath der beſten Freunde. Sollte uns eigentlich nicht wundern, ſtammen wir Geſindel ja ſämmtlich von Eva her, die dieſe ſeltſamen Eigenſchaften, welche entſchieden fortgeſchritten ſind, bereits im Paradieſe entwickelte.

Quackſalbern, Wahrſagern, Schweinehändlern, Aufweiſern, politiſchen und häuslichen, Aufweiſern von allen Sorten, kurz den böſen Geiſtern und kleinen Teufelchen, welche der große Teufel in die Welt treibt wie die Gergeſener ihre Schweine in's Acherum, wird geglaubt, und man bleibt beim Glauben, und werde man hundert Mal angeſchmiert und tauſend Mal angelogen. Die, welche die Wahrheit reden und zum wahren Wohl, ſieht man an wie die Kuh ein neues Tennthor, brummelt in Bart: „Schmöckt!" dreht ſich und geht ab. Peterli war von Eglihannes betrogen worden, man hatte es ihm geſagt, er hatte gedacht, möglich wär's, und jetzt ging er von ihm in der Ueberzeugung, er ſei doch ein braver Mann, der rede von der Leber weg. Es nehme ihn nur Wunder, was die Leute gegen dieſen braven Mann hätten, daß ſie ihn nicht könnten ruhig laſſen? — Woher dieſe Verkehrtheit, Verrücktheit, möchten wir ſagen? Ach, ſie hat leider einen nur zu richtigen (guten wollen wir nicht ſagen) Grund. Dieſe Hallunken und Hallunkinnen (denn darin laſſen die Weiber den Männern den Vorrang nicht), gemeine und vornehme Staatskünſtler und Haarkünſtler laſſen halt gewiſſenlos die Künſte ſpielen, welche ihr Urvater, der Teufel, im Paradies in Curs gebracht. Gott der Vater hat dem Menſchen den Trieb nach dem Höheren, nach dem Himmel, als eine Himmelsgabe beigegeben. Dieſer Trieb ward eben vom Teufel mißbraucht, er butterte der Eva ein, ſie ſolle nicht warten, was Gott wolle, ein Satz, und ſie ſei ihm gleich. Den gleichen modus procedendi gehen ſeine Nachkommen, ſchmieren die Augen ſanft ein, ſtacheln dagegen alle Lüſte auf, reizen ſie durch die reizendſten Verſprechungen, verſprechen die reizendſten Befriedigungen, und während ſie dem Einen den Balg ſtreichen, die Augen verſchmieren, den Mund mit Honig ſalben, das Haupt bis an den Himmel ſtrecken, Dampfwagen an die Füße binden und ſieben Himmel vor die Seele ſtellen, verlügen ſie Gott, verläſtern die Vergangenheit, verleumden alle Nächſten und die brävſten am ſtärkſten. Sich ſelbſt ſtreichen ſie mit Leim an, kleben ſich Fecken hinten auf, malen ſich Pfausbacken auf, glänzend in Huld und Liebe, und geberden ſich als himmliſche Schutzengel voll Gnade und Güte, und um ſich als ſolche zu bezeigen, ſeufzen ſie bei den Einen andächtiglichſt und bei den Andern fluchen ſie mörderlichſt, je nach der Empfänglichkeit. Und nun, das zieht, und zieht um ſo mehr, je mehr Einer des Lobes, Streichelns, Anſtreichens, Balſamirens nöthig hat, je mehr er überhaupt nöthig hat, je deutlicher ihm ſein Gewiſſen vom Gegentheil ſagt, je unheimlicher es Einem in der Nähe der Wahrheit wird, je weniger Kraft Einer zum Ringen hat, je commoder ihm ſo dieſe Art von Teufelsſprung wäre, je behaglicher es ihm iſt in ſeiner gegenwärtigen Beſchaffenheit, je verfluchter ihm jede Verbeſſerung ſeiner Perſon iſt, denn es iſt curios, je wilder Einer ſchreit nach Verbeſſerung ſeiner Lage, deſto wüthender haßt er und ſchlägt nach Dem, der ihm Verbeſſerung ſeiner Perſon anräth. 'S iſt alſo klar, und mit Pelzhandſchuhen kann man es greifen, warum Peterli dem Eglihannes immer wieder hold ward und ihm glaubte. Und eben ſo klar wird es Jedem ſein, wie Eiſi voll Freude ward, als Peterli ohne Geld heimkehrte, aber mit ſolchem Gerede, denn wer weiß nicht, wie einem rechten Weibe von Eiſi's Schlage eine währſchafte Klatſcherei und eine tapfere Verleumdeten über Geld und Kaffee gehen, ja über Alles im Himmel und auf Erden. Eiſi fuhr faſt aus der Haut vor Glück, und alsbald bei ſeinen beſten Freundinnen herum und theilte ihnen Aergerniſſe mit, welche zwiſchen Himmel und Erde noch nicht erlebt worden, ſchloß eine Art Tugendbund, um dem Donnerwerk ein Ende zu machen, welches über das ganze Dorf nur Schande brächte, welche noch Kinder und Kindes Kinder entgelten müßten. Aufpaſſen müſſe man zu jeder Zeit; es ſtünde ſelbſt Schildwache Tag und Nacht, wenn nur Eines nicht wäre. Es hätte Dinge erfahren, für kein Geld ließe es ſie vor's Maul, wenn die Leute ſie wüßten, der Nägeliboden würde verbrannt mit Allem, was darin wäre. Nur das wolle es ſagen, daß, wenn es je Hexen gegeben, woran ja kein vernünftiger Chriſtenmenſch zweifle, ſo wüßte es eine, und zwar eine von den verfluchteſten, und wenn die Nägelibodenbäuerin verbrannt wäre, ſo wäre der Hexe auch geſchehen, was ihr von Gott und Rechtes wegen gehört. Einmal geſchehe es doch, der Krug gehe zu Waſſer bis er breche, dann werde es ihnen im Dürluft ung'ſinnet beſſern, und nicht Alles verhexet und verhagelt und Unglück und Unſegen in Allem ſein. Einſtweilen mußte Eiſi ſich leiden, und ſtatt aus der Klemme, kam es immer enger drein. Es wurde mit Peterli räthig, die ſo gut g'reiſet geweſenen und ſo ung'reiſet gewordenen Kühe vorweg abzuſtoßen. Kühe, die vor acht Monaten mit Ehrerbietung in den Stall geführt worden, wurden jetzt mit Hohn und Schimpf hinausgezerrt und geſtüpft. Die armen Thiere erfuhren die Wandelbarkeit der Menſchengunſt, wären ſie Rathsherren oder Deputirte geweſen, es hätte ihnen nicht ärger ergehen können. Gewöhnlich brachte ſie Peterli von den Märkten wieder heim, und hatte nichts gewonnen, als daß der Spaziergang den Thieren nur größern Appetit gemacht hatte. Endlich gelang es ihm, eine Kuh zu verkaufen. Als er ausbezahlt werden ſollte, gab man ihm für den größten Theil der Kaufſumme eine Obligation, welche ſo gut als baares Geld ſein ſollte, oder noch beſſer, ſie plage ihn nicht auf dem Heimweg, wie das Geld durch ſein Gewicht thun würde. Peterli hatte ein Gefühl, die Sache könnte nicht recht ſein, und biß nicht gern an. Aber das Glück, eine Kuh los zu ſein, war ſo groß, daß er ſich bereden ließ und das Papier nahm. Auf dem Heimweg ſchon traf er Eglihannes und wollte es bei ihm gegen Baar umſetzen. Der lachte aber, daß er Peterli vorkam wie der Leibhaftige, und erklärte ihm, das G'ſchriftli ſei keinen faulen Kreuzer werth. Das Beſte ſei, er ſuche die Kuh wieder zu kaufen und gebe dann das G'ſchriftli ebenfalls daran. Peterli gehorchte, und damit es recht gehe, ging Eiſi mit an den Markt, wo ſie die Kuh vermutheten. Da war ſie wirklich. Peterli kaufte ſie richtig um einige Thaler theurer wieder, aber als er das Papier an Zahlungsſtatt geben wollte, nahm man es ihm nicht ab, jetzt ſollte er baar zahlen. Man denke ſich, was Eiſi dazu ſagte.

Das ging fürchterlich hin und her, und Peterli lief Gefahr, eine ganze Kuh und noch Geld dazu verhandelt zu haben. Die Geſetze und die Handhaber derſelben hätten ihn durchaus nicht geſchützt. Der ganze Geſetzboden ſcheint ein Lätſchenbrett, eingerichtet zum Fang des dummen Publicums und zur Mäſtung einer Claſſe von Leuten, von denen die Einen das Publicum zum Lätſchenbrette treiben, die Andern, am Lätſchenbrette angeſtellt, dort des Publicums harren und das herbeigetriebene abfängt Stück für Stück, als wären es Leipziger Lerchen. Wahrſcheinlich lauerte bereits in einer Ecke die Spinne, welche am Netz geholfen und das Ausſaugen geſetzlich vermitteln ſollte, wir wollen nicht ſagen von Staatswegen, denn wir halten denn doch gewiſſe Leute, wie ſie ſich auch geberden mögen, noch lange nicht für den Staat, aber für kreuzdumm halten wir das Berner Volk, das dürfen wir bekennen. Zehnten und Bodenzins hat es abgeſchafft und ergiebt ſich mit Haut und Haar, mit Leib und Seele einer fremden Familie zur Leibeigenſchaft, und läßt ſich von Burſchen hudeln und beuteln, wie ſelten noch der erbärmlichſte Lappi gehudelt und gebeutelt ward. (Iſt anders geworden, der Bär iſt erwacht.) — Nun, aber diesmal gelang es nicht. Der Wirth ſtand für Peterli männlich ein. Es nehme ihn Wunder, ob ſo Etwas gehen dürfe, er wolle es probiren; das ſei bewieſen, daß Peterli die G'ſchrift nicht ſelbſt gemacht, ſondern vom gegenwärtigen Verkäufer erhalten habe, daß dieſer ſich nicht Baarzahlung vorbehalten, oder wenn auch, es doch nicht beweiſen könne. Er müſſe das Papier da nehmen, ſonſt müſſe er ihm vor den Richter, er wiſſe Sachen mehr als genug zum Hängen von ihm, es nehme ihn Wunder, ob er ihn nicht wenigſtens in's Zuchthaus bringe. Der Wirth ſprach ſo bündig und fluchte ſo derb, daß dem Burſchen doch angſt ward. Der Teufel ſei ein Schelm, dachte er, und die Wirthe nicht ſchlecht an bei ihm, ihnen habe er gar zu viel Kundſame zu verdanken. Wenn der Wirth den Handel übernehme, könnte er fehlen oder ihn in andere verwickeln, daß endlich der Richter müßte, wenn er auch nicht wollte. Er brüllte nun auch ſchrecklich, aber der Wirth kannte dieſe Tonart und erſchrak nicht, er wußte, daß dieſelbe gewöhnlich dicht vor dem Rückzug geblaſen wird. Er hielt männlich aus, und Peterli kam ſeiner G'ſchrift wieder los, aber er kriegte ſeine hungrige Kuh wieder, und manchen Thaler hatte er doch verloren. Ja, und wenn es Peterli noch bei dem Küh-Elend allein geblieben wäre! Aber nun kam eben mehr und mehr die Heunoth, die Nothwendigkeit des Heukaufens.

Man denke ſich nun, wie es der Peterli hatte auf ſeinem magern Hofe und dünnen Geldſeckel. Er vermochte nicht Stroh zu füttern, nicht Heu zu kaufen, nicht die Kühe todtſchlagen zu laſſen und ſelbſt zu eſſen, der war in der Klemme! Da ſein Haus auf der Höhe ſtand, hörte man ſeiner Kühe Gebrüll über das ganze Dorf, er konnte mit keinem Lieb' ſie zu beſcheidenem Schweigen bringen, ſie hatten keinen Sinn für Liebe, ſondern nur für Heu, doch hätten ſie vielleicht auch Korn gefreſſen, aber ſolches erhielten ſie ſo wenig, als der verlorene Sohn die Treber, nach denen ſein Herz, d. h. ſein Hunger ihn zog. Er wäre längſt gern im Dunkeln um Heu ausgefahren, der Muth dazu fehlte ihm nicht, aber das Geld. Er ſuchte welches und fand es nicht, ſein Credit ſtand auf gar miſerabeln Füßen. Das machte ihn böſe, aber noch böſer das Stillſchweigen der Kühe im Nägeliboden. Das waren merkwürdige Kühe: Sonderbündler. Wie auch andere Kühe brüllten, ſie halfen nicht mit, ſie ſchwiegen; ſie unterſchieden ſich dadurch ganz von den Hunden, welche alle bellen, wenn einer bellt, ſo daß es Einem faſt ſcheinen möchte, als hätten Zeitungsredacteure, und namentlich radicale, an ihnen ein Exempel genommen. So kam Peterli auch einmal voll Groll neben dem Nägeliboden vorbei, er hatte Geld geſucht und Niemand ihm geben wollen; er hörte ſeine Kühe von

Weitem und kein Mäuschen im Nägeliboden, und brach in Donner und Blitz laut aus, denn Peterli war ehrlich, konnte ſeine Gedanken nicht verbergen, was in ihm ſich regte, gab er unwillkürlich laut und ohne Vorſicht von ſich. Da kam es ihm plötzlich in die Ohren: „Was willſt? was kommt dich an?" Wie unſer Peterli erſchrak! Er meinte, es ſei der Teufel, den er beſchworen, der jetzt nach ſeinem Begehren frage? Vor dem graute ihm, er ſegnete ſich mit den drei höchſten Namen. „Nit nöthig," ſagte die Stimme, „vor denen weiche ich nicht! Aber was fluchſt ſo mörderlich und meinſt jetzt, der Teufel ſtehe vor dir, haſt ein böſes Gewiſſen, Nachbar?" Da erſchrak Peterli ſehr, denn jetzt wußte er, es war der Nägelibodenbauer; aber ob nun eben erſt der Teufel nicht weit ſei, das wußte er nicht, es kam ihm ſehr verdächtig vor allweg. Indeſſen, der Nägelibodenbauer fragte treuherzig: „That ich dir was zu leid, oder was haſt?" Peterli war nicht böſe, und eigentlicher Haß fußete nicht in ſeiner Seele. Er gehörte zu den vielen Menſchen, die in guten Stunden einer treuherzigen Anſprache ihr Herz alsbald öffnen, einem guten Wort nicht widerſtehen, und handkehrum vernagelt ſind gegen die beſtgemeinten Worte, und für die beſten Freunde nichts haben, als mit Aufweiſungen verſtopfte Ohren.

„Hab' nichts wider dich," ſagte Peterli, „aber verflucht taub machen mich deine Kühe, kein Ketzer thut's Maul auf!" „So," lachte der Nägelibodenbauer, „wünſchteſt ihnen etwa gute Nacht und dankten dir nicht?" „Dumm," ſagte Peterli; „hörſt nicht, wie meine brüllen, und wollen nicht ſchweigen, mag machen, was ich will; prügeln hilft auch nicht, Eiſi hat's ſchon probirt!" „Probir und gieb ihnen zu freſſen! Wenn eine von meinen anfängt zu muckeln, füll' ich den Bahren mit Heu, dann brauchen ſie das Maul für's Freſſen, haben zum Brüllen keine Zeit," antwortete der Nägelibodenbauer. „Gieb du zu freſſen, wenn du kein Heu haſt und ſonſt nichts. Meinſt nicht, das wäre mir nicht auch in Sinn gekommen?" ſagte Peterli. „So kauf' Heu," erwiederte der Nägelibodenbauer. „Du haſt dich deſſen ja nicht zu ſchämen, es iſt ja Mancher im Dorfe, der es ſchon gethan hat!" „Kauf' Heu, wenn du kein Geld haſt!" ſagte

Peterli. „Meinſt, du ſeieſt allein geſcheidt, und das wäre mir nicht auch in Sinn gekommen? So dumm, als du meinſt, bin ich nicht!“ „Aber,“ fragte Sepp verwundert, „was willſt dann? Eins voñ Beiden wirſt du denn doch thun müſſen.“ „Ja müſſe, wo könne e Kunſt iſt! Ich war um Geld aus, aber da war Niemand daheim, und da bin ich nun, und wenn du Rath weißt, ſo gieb ihn, aber nit ſo dummen wie vorhin, den jedes Kind mit fünf Fingern greifen kann!“ ſagte Peterli. „Ja, Peter, da iſt guter Rath theuer,“ ſagte Sepp; „ich wüßte vielleicht einen, aber du wirſt ihn kaum viel ſchätzen.“ „Das iſt die Frage,“ ſagte Peterli, „probire!“ „He,“ antwortete Sepp, „wenn ich dir 40 bis 50 Thaler auf dein Käsgeld hin vorſtrecken würde?“ „Verir' nicht,“ ſagte Peterli. „Ich laſſe mir nicht gern den Speck durch's Maul ziehen.“ „Spaß apart, du dauerſt mich,“ ſagte Sepp, „und, um aufrichtig zu ſein, deine Kühe auch; ihr Brüllen iſt mir erleidet, ich kann es nicht mehr hören. Du weißt vielleicht nicht, daß ich Etwas geerbt habe und daher etwas bei Gelde bin, das ich in dieſem Augenblicke nicht brauche? Es iſt dies das erſte Mal in meinem Leben, daß ich ſo z'weg bin. Heu brauche ich, Gottlob! nicht zu kaufen, ja wenn ich wüßte, wie lange der Winter dauert, wie mein Kleeacker den Winter aushält, ſo könnte ich vielleicht noch etwas entbehren. Ich habe nicht nöthig, im Stall zu ändern, meine Kühe ſind ſo ziemlich g'reiſet und verſorget dazu. Vielleicht daß etwas Weniges ſein muß, aber allweg kann ich es machen ohne zuzuſetzen. Wenn dir damit geholfen iſt, ſo ſoll es dir angeboten ſein. Ich weiß, wie weh es Einem iſt, wenn man nicht weiß, wo aus, wo ein, und wie wohl es thut, wenn man Hülfe findet.“ „Daran hätte ich nicht gedacht,“ ſagte Peterli, „das wäre mir nicht in Sinn gekommen, daß du mir helfen könnteſt! Wareſt ſonſt noch tiefer darin als ich, ich glaubte oft, es überſchlage dich.“ „Und hätteſt Freude daran gehabt?“ fragte Sepp. „Nit apart,“ ſagte Peterli; „aber allweg wäre es mir lieber geweſen, es überſchlage dich als mich!“ „Danke,“ ſagte Sepp. „Allweg will ich es dir nicht aufzwingen, es wird ſich ſchon brauchen, dachte blos, es möchte dir ein Gefallen ſein.“ „Allweg iſt's einer,“ ſagte Peterli, „und ich hätte es von dir nicht erwartet. Aber was willſt für das Geld und was iſt's für Geld, es iſt doch Geld wie anderes, es werde Päckli oder Fünfunddreißiger ſein!" „Es iſt nit Heregeld," ſagte Sepp, „und nit vom Tüfel, und wenn du mir daſſelbe wiedergiebſt, wenn das Käsgeld kommt, ſo begehre ich weiter nichts. Im Schaft trüge es mir auch nichts ab." „Selb wär' brav," ſagte Peterli. „Will noch mit Eiſi rede; wenn es ihm recht iſt, ſo nehme ich es gern, wann ſoll ich es holen? wann iſt es dir anſtändig? oder ſoll ich etwa warten, bis deine Frau nicht daheim iſt?" „Warum ſoll die nicht daheim ſein, fürchteſt du ſie etwa?" „Nit deswegen," ſagte Peterli, „aber ich glaubte, du hätteſt es vielleicht nicht gern, wenn deine Frau wüßte, daß du mir Geld gebeſt, und weil du ſie nicht gefragt haſt." „Es heißt nicht jede Eiſi," ſagte Sepp lachend. „Komm du nur, wenn es dir anſtändig iſt; meine Frau haſt du nicht zu fürchten, was ich mache, iſt ihr recht, und was ſie macht, iſt mir recht. Daneben will ich dir das Geld nicht aufdringen, hörſt? ich gebe es dir zu Gefallen und den Kühen zu Lieb', die mich erbarmen, mag ſie nicht mehr hören." „Dankeigiſt emel einiſt, gute Nacht, ſchlaf' wohl!" ſagte Peterli und ging den Weg hinauf. Als er von Sepp weg war, huſchte eine Geſtalt an ihm vorüber, welche er in der Dunkelheit nicht recht erkannte. „Iſt's ihn, oder iſt's ihn nicht?" brummte er vor ſich hin. „Einen ſolchen Gang hat ſonſt Niemand im Dorfe, aber was thäte Ammanns Felix hier um dieſe Zeit?" Als Sepp in's Haus kam, erzählte er ſeiner Frau, was es draußen gegeben. Diesmal hatte Peterli doch ein wenig Recht, als er fragte, was die Frau dazu ſagen werde? Als Bethi hörte, was Sepp gemacht, wurde es recht von Herzen böſe. „Du biſt doch der ärgſte Lappi von der Welt, einen dümmern hat unſer Herrgott ſicher nicht gemacht! Zum erſten Male ſeit wir Mann und Frau ſind haben wir einen Kreuzer Geld im Hauſe, der nicht längſt verheißen iſt, der bei uns ein wenig erwarmen könnte! Und was machſt mit ihm? Es wird dir wind und angſt ihm abzukommen; gehſt da an den Weg Nachts und warteſt bis Jemand kommt, der ihn dir d'r Gottswille abnehmen will, und das iſt endlich der Peterli, von dem du wohl weißt, wie er z'weg iſt und wie er es meint oder vielmehr ſein Eiſi: wenn die uns noch heute auf die

Gaſſe bringen und dem Teufel zuſagen könnte, ſie ſparte es nicht bis morgen. Da haſt du gute Augen, wenn du das Geld wieder ſiehſt, und wie bald könnten wir es nöthig haben, oder Etwas damit abzahlen, wenn wir es ſonſt machen könnten! Ja, es iſt doch nichts dümmer auf der Welt als ſo ein Mann, b'ſunderbar wenn einer Sepp heißt. Was wird die Eiſe für eine Freude haben, wenn die unſer Geld in die Finger kriegt!"

„Nun," ſagte Sepp, „ich kann ihm ja wieder abſagen, wenn du es ſo ungern haſt. Er dachte daran, du möchteſt es nicht gern haben, und fragte, wann er kommen ſolle, daß du es nicht merkeſt?" „So," antwortete Bethi, „ſo, ſagte er das? Nein, jetzt expreß mußt du das Geld geben! Er wird an ſein Eiſi gedacht haben und wie das thut, wenn er einen Tritt verſetzt, den es nicht befohlen. Er muß nicht meinen, daß ich ſei wie ſein Drache, jetzt giebſt du es ihm und ſollten wir nicht einen Batzen davon wiederſehen. Mit der möchte ich mich um kein Geld zuſammenzählen laſſen. Ich mag ihr am Ende die Freude gönnen, iſt es doch beſſer, wir können ihnen helfen, als wir müßten an ſie kommen, da kämen wir an ſaure magere Koſt. Es beſſerte uns ſo ung'ſinnet, ein Zehnten zu geben wollen wir uns nicht weigern, es iſt eigentlich nur recht und billig!" „Das Geld iſt nicht verloren," ſagte Sepp, „beim Käsgeld kann ich es wieder nehmen." „Selb wär' gut," ſagte Bethi, „aber zähle nicht darauf, du weißt nicht, wie das noch geht, und was es ihnen zieht." „Ho," ſagte Sepp, „das kann man am erſten Stoß abnehmen, ſo viel wie damals zieht es ihnen allweg wieder." „Selb weißt eben nicht," ſagte Bethi, aber weiter wollte es nicht eintreten, ſondern begann zu ſchnarchen.

Es ſei ein g'ſpäßig Volk, das Weibervolk, dachte Sepp, und ſchnarchte dann ebenfalls. Was hätte er erſt geſagt, wenn er droben im Dürluft das Geſpräch zwiſchen Peterli und Eiſi gehört! „Los Neuis!" ſagte Peterli zu ſeinem Eiſi. „Haſt Geld?" fragte dieſes haſtig. „Es iſt mir verheißen," ſagte Peterli; „weißt von wem?" Eiſi rieth und rieth, und immer falſch, verlor endlich die Geduld und ſagte: „D'r Tüfel möcht' das errathen, gieb Bericht, von wem haſt's?" „Vom Nägelibodenbauer, der hat es mir verheißen," ſagte

Peterli. Da ſchrie Eiſi laut auf, als ob's der Teufel wirklich auf der Gabel hätte. „Was? von dem und ſeiner Hexe?! Daß du mir nicht z'Herrgotts biſt, von dem einen Kreuzer anzunehmen, das iſt Hexengeld, und d'Quittanz wirſt ſolle mit Blut oder rother Dinte ſchreiben! Was ſinneſt aber, zu denen zu gehen, um nach Geld zu fragen? Für ſo Etwas muß man ein Kalb ſein wie du biſt!" „Ich ging nicht apart zu ihnen," entſchuldigte ſich Peterli und erzählte den Hergang, nur mit dem Unterſchied, daß er dem Erſcheinen Sepps einen etwas dunklern, geheimnißvollen Anſtrich gab. Natürlich that Eiſi nun noch wüſter, betitelte Peterli noch tapferer, wollte noch weniger vom Gelde wiſſen, wegen acht Kaibenkühen verkaufe es dem Teufel ſeine Seele noch lange nicht, dafür ſei ſie ihm noch lange nicht feil, ſagte es. He, das werde doch nicht ſo gefährlich ſein, ſagte Peterli; allweg könne man dafür thun. Es ſolle doch nur an die Kühe denken, die könne es mit ſeiner Seele nicht füttern, die wollten Heu. „D'r wüſteſt Uflath biſt, ſelb iſt wahr," ſagte Eiſi. „Meinſt, ich habe es wie du, an meiner Seligkeit ſei mir nichts gelegen! O nein, ich habe Böſes genug auf der Welt, e ſellige Mann u ſövli King, my Seligkeit wott ih nit no v'rſpiele, dert wott ih de einiſt gut ha: Sundi all' Tag u ſuſt was mih gut dücht!" „So geh'," ſagte Peterli ungeduldig, „und füttere du die Kühe, ich will mit Allem nichts mehr zu thun haben. Ich ſoll Alles ausſtehen und auslaufen, und wenn ich Alles ausgeſtanden, ſo iſt am Ende nichts gut. Jetzt habe ich einmal genug, jetzt lue du!" Da fing Eiſi an zu heulen und ſagte: „Du biſt doch der Wüſteſt auf dem Erdboden, ſage ich einmal ein Wörtlein zur Sache, die doch ſo gut mein als dein iſt, ſo thuſt wie ein Unthier; es iſt ein Elend, kein vernünftiges Wort kann man mit dir reden! Du haſt gehört, daß ich mit dem Gelde nichts zu thun haben will, aber ich habe nicht geſagt, daß du es nicht nehmen ſolleſt! Willſt du es probiren, meinetwegen!" „So," ſagte Peterli, dem der Tubak doch wohl ſtark war, „an meiner Seele Heil und Seligkeit iſt dir alſo nichts gelegen?" „Du haſt doch heute apart den Zankteufel im Leibe," begehrte Eiſi auf, „und kannſt nichts als die Worte verdrehen! Dir iſt das Geld verheiſſen worden und nicht mir, ich will nichts damit zu thun haben, weil es mir ſchaden ſoll! Dir thut es nichts, wenn du dich in Acht nimmſt; rühre es nur nicht an und gieb nichts Schriftliches, ſo thut es dir nichts. So was ſollte doch Einem, der G'richtsſäs werden möchte, in Sinn kommen!“ „Aber wie machen und es nicht anrühren?“ ſagte Peterli. „Löhl, was du biſt, weißt dir doch auch gar nicht zu helfen! Er ſoll dir das Geld vorzählen, dann fordere ein Säckli und ſage, er ſolle es hineinthun und mit drei Knöpfen verbinden, dazu ſage die drei heiligen Namen für dich, ſo gieb es wieder ab, und der ſoll ſie aufthun, von dem du das Heu kaufſt. Machſt es ſo, was ſollte es dir ſchaden?“ demonſtrirte Eiſi. „Warum ſagſt das nicht gleich?“ ſagte Peterli; „thuſt erſt ſo wüſt und brülleſt d'r Gring voll!“ „Warum ſoll ich nicht das Recht haben zu brüllen ſo gut als du?“ entgegnete Eiſi. „Und haſt du mir geſagt, wie du das Geld nehmen wolleſt, und daß ich nichts damit zu thun haben ſoll? Du Sturm, was du biſt! Lieber lebendig brägeln ließ ich mich, als mit dem kleinen Finger das Geld anrühren. Das muß ſauberes Geld ſein: halb vom Tüfel und halb vom Mannevolk und Ammanns Felix! Wenn ich den Lumpenbub nur einmal erblicken könnte, dem wollte ich die Nägelibodenbäuerin und ihr Menſch eintreiben, daß er an mich denken ſollte ſein Lebtag!“ „Wäreſt bei mir geweſen,“ ſagte Peterli, „vielleicht hätteſt Etwas von Ammanns Felix gemerkt.“ Als nun Eiſi hörte, was Peterli geſehen, da ſagte es Peterli erſt wüſt, daß er ihm dieſes nicht alsbald geſagt. „E ſelligi Sach!“ ſagte es; „vielleicht hätteſt mir gar nichts geſagt, wenn ich dir nicht den Verſtand gemacht!“ Doch diesmal machte es Eiſi kurz mit dem Wüſtſagen, die Freude über dieſe Entdeckung war zu groß. „So hätten wir Den, und Eglihannes hatte doch Recht! Sagte ich nicht immer, das ſei ein rechter Mann, und wenn ſie Alle ſo wären, ſo wäre z'Sach gut! Jetzt warte du nur, jetzt muß die Sach an die Sonne und unter die Leute, wie es heißt in der G'ſchrift: es iſt nichts ſo fein geſponnen, es muß doch an die Sonnen. Da ſieht man, der alte Gott lebt noch! Wart' nur, Felix, und dir, du Täſche, will ih d'r Plätz mache, daß du dein Lebtag daran denken ſollſt!“ — Vor Freude konnte Eiſi ſelbe Nacht nicht ſchlafen, es konnte die Füße gar nicht ſtille halten unter der Decke. Schon vor Sonnenaufgang wäre Eiſi in's Dorf gelaufen mit ſeiner Entdeckung, wenn Peterli nicht geſagt hätte: „Nimm dich in Acht, was du machſt! Vernehmen ſie es unten, was du für einen Lärm machſt, ehe ich das Geld habe, ſo bekomme ich es nicht.“ „Du haſt Recht,“ ſagte Eiſi, „man kann warten, man bringt die Sache nur noch beſſer an Tag. Mit dem Vernehmen wäre es nicht gefährlich, wer wollte es ihnen ſagen, es meint es Niemand gut mit ihnen, denn ſie iſt eine Wüſte. Es hat mir ſchon manche arme Frau geklagt, dort ſei nichts zu machen, man möchte dort zutragen, was man wolle, und Sachen, wo wohl der werth wären, man bekomme nie Etwas, als das gewöhnliche Bettlerbrot, und man könne nicht einmal wiſſen, ob es d' Blättere freue oder nicht, ſo wenig erzeige ſie ein Gutmeinen.“

Einundzwanzigſtes Capitel.

Wie man Etwas fein anſpinnt.

Das war die Unterhaltung im Dürluft, von der begreiflich Bethi keine Ahnung hatte, ſonſt hätte Peterli wahrſcheinlich kein Geld bekommen, und eben ſo wenig, wenn Bethi gewußt, was am folgenden Morgen Eiſi mit ſeiner Mutter berathen. Eiſi eröffnete nämlich dieſer, was Peterli geſtern heimgebracht und wie es jetzt ſy Seel nicht wiſſe, was machen? Es ſei ihm verflucht z'wider, von dem Lumpenpack da unten Geld nehmen zu müſſen; aber was machen, wenn man welches haben müſſe, und ſonſt keines bekommen könne? Die Her werd jetzt d'r Gring uf ha und meine, wie viel mehr ſie ſei als ſie, und ihnen das zu merken geben auf jedem Suppenbröckli. Da habe es gedacht, es wölle d'r Gring noch mehr uf ha, als die da niede u ſe nit emal meh mit dem Rücke aluege, daß d' Lüt meine ſötte, mir hätte ihne Geld gäh und nit ſi üs, und daß die Täſche merke cha, daß ih d'r Sach nit viel nachfrage u ſi wege dene par Dreckkrüzern nit meine ſöll, ſi chön jetzt mit ihs mache was ſi well, hät mit ihs d'

Naſe wiſche u morn z'F.... De aber ha nih wieder denkt, ih chön's ganz d'r anger Weg mache u mih zuche lah u gruſam nöthli thue, wie ſi is es G'falle tha heyge u wie m'r das nit v'rgeſſe welle u gute Fründe ſy üſer Lebelang. Da hät ih G'legeheit ufz'paſſe, u chönt merke, was gehyt im Hus u was ſi trybe. Denk' ume o, z'Ammes Felix iſt all' Nächt im Hus, Peter, dä Schlabi, het neh geſter o g'ſeh. Wo er mit d'm Bur g'redt het, iſt Ammes Bub im Hus g'ſi u wo d'r Bur is Hus gange iſch, iſch d'r Ammes Bub furtg'ſprunge, was er het möge i d' Bey bringe. Dä iſch, es fehlt ſi nit, bi'r Büri gſi, un es fehlt ſi nit, er gehyt o zur Schweſter, u darüber muß ih cho, choſt's was well, u we nih mih zuche ließ, ſu chäm ih am erſte über z'Sach, vo wege ih ha ne fyni Naſe, u mi brucht m'r nit mit d'm Holzſchlägel uf d' Naſe z'dopple, we nih Neuis ſchmöcke ſöll. Was meinſt, Mutter, was ſöll ih?" „Mach's nit, lah di nit zuche; du biſch viel z'ufrichtig u ſi e dolders Täſche, du chaſt mit dere nüt mache. U we Neyis unger d' Lüt chunt, un es bekannt wird, was ſi für es Saulebe führe, ſo mußt du's usbracht ha, u de lue, wie's d'r gehyt, du weißt neue afe, was ſie cheu u wie wyt die länge cha. Thue, wie we du nüt drum wüßteſt und biß geng wie geng drähy d'r Gring hüſt, we ſi hott eweg nebe d'r iſch. Es iſch nit g'ſeit, daß dy Schlabi d'r Neuis g'ſeit het wegem Geld; es etlehnt mänge Ma Geld, d' Frau weiß nüt drum. Es würd' mängi Frau d' Glare ufthue, we ſi wüßt, was d'r Ma ſchuldig iſch u für was? U ſeit ſi öppis zu d'r, ſu gränn ſe a, fry v'rflucht, ſi weiß de, daß ſi nüt z'bäumele het." Das war der Mutter umſichtiger Rath. „Du heſch Recht, grad ſo will ih's mache. Aber we nih de ume v'rnäh chönt, was ging, u je eh je lieber." ſagte Elſi. „Häb nit Chummer, häb Geduld, ſellig Sache chöme geng us, u meiſt ganz ung'ſinnet, u je minger d' Lüt merke, daß me neh ufpaſſet, deſt' minger näh ſi ſi i Acht. D'rnebe muß me geng es guts Aug uf ſe ha, aber ume, daß ſi's nit merke; zähl' druf, eh wieder helig iſch, no vor Oſtere, iſt zSach unger de Lüte." Von dieſem Rathe der Mutter Elſi's hatte Bethi ebenfalls keine Ahnung, ſonſt hätten es die armen Kühe im Dürluft entgelten müſſen, denn Weib bleibt doch immer Weib. Zu großen Opfern iſt ein Weib fähig, ja ſeine Opferfähigkeit iſt größer als die des Mannes, aber für die, die es liebt, für die, welche es nicht liebt, vielleicht haßt, ſind nicht viele gute Haare an ihm.

Aber wenn Änneli gewußt hätte, was für Augen ſich nach dem Nägeliboden richteten, und was böſe Weiber abgekartet, es wäre ihm geweſen wie einem Wanderer, der unverſehens Klapperſchlangen vor ſich ſieht, züngelnd und ſprungfertig. Das arme Meitſchi, was das ausſtehen mußte, und durfte es Niemanden klagen, daher ſein Herz oft ſo voll war, daß es in Thränenbächen überfloß, und dieſe mußte es wiederum verbergen. Als Bethi den Felix ſo barſch abfertigte und ihm ſo ſcharf ſeinen Willen ausdrückte, da weinte Änneli aus Kummer, daß die Zwei, welche es am liebſten hatte auf der Welt, böſe über ihns ſeien, nie mehr zufrieden werden würden, und doch vermöchte es ſich gar nichts deretwegen. Es konnte ja nichts dafür, daß Felix an's Fenſter gekommen, und eben ſo wenig, daß Bethi ihm ſolche Abfergete ertheilt hatte. Zwiſchen dieſes Weh hinein glänzten aber auch Sonnenſtrahlen, wie Regen und Sonnenſchein ja oft bei einander ſind. Wie freundlich war nicht Felix geweſen, hatte ſich ſeiner gar nicht geſchämt, ſogar Stolz getrieben mit ihm, wie gut hatte er nicht getanzt, und war er nicht der ſchönſte Burſche geweſen auf dem Tanzplatz? und mit welchen Augen hatten die andern Mädchen ihm nachgeſehen! Auf der ganzen Welt iſt wohl kein ſo reines Mädchenherz zu finden, welches nicht in gewiſſen Umſtänden eine Art von Galgenfreude empfindet, welches ſich nicht blos freut, daß es einen Liebhaber hat, ſondern noch mehr darüber, daß die Andern ihn nicht haben und doch gern hätten — das war die Sonne im Regen. Aber als am Himmel die Sonne aufging und es Tag ward auf Erden, da ging ſie in Änneli's Herzen unter, es ward ganz Nacht darin. Bethi war häſſig und böſe wie ſonſt nie; es war an ſo quaſi Hudeltage, an's Wirthshausſitzen und Spätheimkommen nicht gewöhnt. Seit Jahren waren ihm die Tage, die Kindbetten abgerechnet, ziemlich gleichförmig verlaufen. Es hatte daher, ohne eben zu viel gegeſſen oder getrunken zu haben, eine Art von Katzenjammer, der zeichnet ſich eben nicht durch gute Laune aus. Dazu kam bei Änneli die Angſt, Felix könnte ihm zu Geſichte kommen, es ſollte ihm ſagen, es ſei nicht ſchuld an Bethi's Betragen, das könne es aber nicht; es ſellte ihm ſagen, er ſolle es d'r tuſig Gottswille in Zukunft in Ruhe laſſen, und das könne es wieder nicht. Es glaubte natürlich, er werde zu Sepp kommen und mit ihm abrathen, was ſie mit dem Eglihannes anfangen wollten, aber Felix kam nicht. Er und Sepp hatten ſich anderwärts geſehen, aber das wußte Änneli nicht. Es meinte nun, Felix ſei recht böſe und werde es haſſen in Ewigkeit, und war ſonſt ſo gut gegen ihns. Man denke, wie ſchrecklich! Änneli dachte von fern nicht an Weiteres, das ſüße Gefühl wogte in ſeinem Herzen formlos, dem Weltſtoff gleich, ehe er ſich zu feſten Sternen abgerundet. Seine Liebe hatte kein Ziel, ſie hatte nur den Gedanken, der gute Felix ſollte nicht böſe ſein.

Das war ein unglücklicher Tag in Änneli's Leben, und dazwiſchen dann noch Bethi's unfreundliches Weſen, welches ihm ſonſt ſo gar nicht eigen war, daher es Änneli auf ſich bezog und meinte, die Schweſter ſei böſe, weil ſie meine, Änneli habe um Felix' Kommen gewußt, und hatte Bethi keinen Gedanken daran, daß Änneli ſo dumm ſein könne, an Felix zu denken und ſich mit ihm einzulaſſen. Aber daß es heute auch nur ſo herumſchlich und bei jedem Worte ihm gleich die Thränen in die Augen ſchoſſen, das mehrte Bethi's gute Laune auch nicht. Das Märitgehen ſchlage ihnen nicht gut zu, ſie wollten dies wieder abſtellen, meinte Bethi. Ihm ſei Alles zuwider, was es machen müſſe, und Änneli ſei wie ein ungeſchältes Ei: wenn man es nur anſehe, fange es an zu rinnen. Solche Geſichter ſeien ihm nicht anſtändig; Sauerſehen werde ihm zur Selteni wohl einmal erlaubt ſein, machten doch Andere Jahr aus Jahr ein Geſichter, daß man damit den Thuner See zu Eſſig machen könnte. Je rauher Bethi ſprach, deſto weniger konnte Änneli ein vernünftiges Wort reden, es ſchnürte ihm den Hals zuſammen, als hätte es die herbſte Kannenbirne gegeſſen, dagegen machte es ein deſto weinerlicheres Geſicht, was bei Bethi begreiflich nicht gut anſchlug.

Es war ein rechtes Elend. Es iſt gut, ſind die Tage Planeten und wandeln, nicht Firſterne, die bleiben! Wohl möchte man zuweilen ein Joſua ſein, der Sonne, Mond und Sterne ſtellen konnte, wenn die Freude wie eine Sonne über unſerm Haupte ſteht und uns Glück umfließt, wie der Sonne Licht. Der Menſch kann ein ungetrübtes Glück nicht ertragen — was würde das für ein nichtsnutziges Menſchengeſchlecht geben! Er kann es ſo wenig ertragen, als Pflanzen ein ewiges Sonnenlicht, die wollen ja auch Regen, wollen namentlich Nächte voll Thau und Finſterniß, um zu gedeihen, zu wachſen, zu blühen und Früchte zu tragen. Freilich, in immerwährendem Regen und Nebel gedeihen weder edle Pflanzen, noch ſchöne Menſchen, da giebt es auch nur verkümmerte, verwäſſerte Gebilde. Es muß die Sonne wechſeln mit dem Regen, der Tag mit der Nacht, wo ein rechtes Gedeihen ſein ſoll: die Abwechſelung iſt das wahre erzieheriſche Lebenselement. Wie froh iſt man, wenn ein ſo recht trüber Tag zu Ende geht! Wie ein heller Mond geht dann die Hoffnung auf, er ſei zu Grabe gegangen, und der morndrige Tag ſei ein anderer Tag, jung, ſchön und klar. Oder wie froh iſt man nur über die Nacht, wo man abliegen, im Schlaf den Schmerz bergen kann, wie ein Wanderer im Sturme ſich birgt in warmer, feſter Herberge. So ging es Änneli; es mochte des Tages Ende nicht erwarten. Als es zu Bette ging, betete es die Worte ſeines Gebetes, aber ſeine Seele betete in unausſprechlichen Seufzern ganz anders: ſie betete um die alten Tage wieder, wo Alle es lieb gehabt, wo auch recht geweſen ſei, was es geſagt und gemacht. O, wie oft mag das doch geſchehen, daß Mund und Seele beten und beide anders, und der Menſch weiß es nicht einmal! So betete Änneli, neigte dann ſein müdes Köpflein zum Schlafen und that die Aeugelein zu. Plötzlich fuhr das Kind wieder auf, als ob eine Schlange ſich unter ihm geregt oder ſonſt was Gräuliches. Aber Änneli ſprang nicht aus dem Bette, es horchte hoch auf mit gefalteten Händen. Da klang vom Fenſter her ein leiſes Döppelen, und nach einer Pauſe döppelete es wieder ſtärker. Da verließ Änneli leiſe, haſtig das Bett, warf das Nöthigſte über, ging zum Fenſterchen. Vor demſelben ſtand Jemand und ſagte, als Änneli das kleine Schiebfenſter etwas öffnete: „Meitſchi, thu mir uf!“ „D'r tuſig Gottswille, Felix,“ bat Änneli, „geh' weg! Merkt die Schweſter Etwas, ſo muß ich fort, ſie hat es mir geſagt, und hat mir geſtern den ganzen Tag den Ernſt gezeigt.“ „Was hat dir die zu befehlen, ſie wird Sepp auch aufgethan haben, und was fragſt du darnach, wenn ſie dich ſchon fort thut, kannſt an einem andern Orte auch ſein, kannſt zu uns kommen, d' Mutter giebt dir Lohn ſo viel du willſt!“ ſagte Felix. „D'r tuſig Gottswille, geh' weg, mach' mich nicht unglücklich! Die Schweſter war mehr als eine Mutter an mir, wenn ſie über mich böſe würde, ich weinte mich todt,“ ſagte Änneli. „Es wär' ſich d'r werth. Thu uf!“ meinte Felix. „Darf nit,“ ſagte Änneli faſt weinend; „zürn doch recht nit, ſei nit böſe, aber geh' d'r tuſig Gottswille!“ „Es würde Einem meinen, du wäreſt eine Landvogts-Tochter, daß Ammanns Bub dir zu ſchlecht iſt!“ entgegnete Felix. „Thu auf, oder ich thu auf, du wirſt mich doch nicht verachten!“ „Los, ſie rühren ſich unten, d'r tuſig Gottswille, geh'! Morgen Abend muß ich zum Schuhmacher uſem hohe Roß, ich will dir dann ſagen, was die Schweſter meint! D'r tuſig Gottswille, geh', ſi chunt!“ Damit ſchob Änneli das Fenſterchen zu, und huſch war's wieder im Bette. Die Schweſter kam aber nicht, ob die Angſt zu fein gehört, oder ob Änneli den Felix blos erſchrecken wollte, wir wiſſen es nicht. Aber das wiſſen wir, daß das gleiche Änneli, welches vorher ſchlafen wollte, ja gern geſtorben wäre, jetzt gar keinen Schlaf mehr hatte, ja wir glauben, wenn Jemand gepfiffen hätte, es hätte getanzt. Da aber Niemand pfiff, ſo lag es ſtill in ſeinem Bettchen, blos ſeine Gedanken tanzten, und zwar nach himmliſcher Muſik.

In Felix aber gährten die Gedanken ſtürmiſch. Des Ammanns Bub reckte hoch auf ſein Haupt. Ob ſo ein Bettelmeitli ihn ſo abziehen laſſen ſolle von ſeinem Fenſter, dem die Fenſter der reichſten Töchter ſich geöffnet? fragte des Ammanns Bub. Es könne ſeinethalb zum Schuhmacher auf dem hohen Roß laufen, bis es die Füße unten abgelaufen, aber gute Augen müſſe es haben, wenn es auf dieſem Wege ſeiner anſichtig werden ſolle. Aber in Felix war noch ein Anderer, als des ſtolzen Ammanns ſtolzer Bub. In Felix war Einer, der ſchwieg anfänglich und rührte ſich nicht; allgemach aber begann dieſer Änneli's Worte zu wiederholen, von ſeiner Angſt zu reden, und wie ſchön und lieblich es ausgeſehen trotz der Nacht. So ſei doch keins, ſagte der, und des Meitſchis ſei ſich zu erbarmen, daß es ſo in einem verfluchten Zwang ſein müſſe. Ein anderes würde ihnen pfeifen, ehe es ſich ſolches gefallen ließe; aber das ſcheine nichts Anderes zu wiſſen, als zu plären und ſich zu unterziehen. Sellige Lüte ſei ſich z'bure, die müßten immer hinten ab nehmen im Leben und uv'rſchamter Lüte Laſteſel ſein. Einer der heirathen könne wie er wolle, und Eine mangle, die arbeite und zufrieden ſei mit Allem, könnte glücklich ſein mit dieſer, eine Beſſere bekäme er nicht. So ſprach nach und nach der Eine, während des Ammanns Bub nicht ſo viel mehr ſagte, blos hie und da einen Fluch that und ein Werkholz dahinſchmiß, daß es zerſplitterte. Die Mutter trappete ihm nach und fragte allerlei, was ſie den Tag vorher, wo Felix eben auch nicht zu Hauſe war, nicht vernehmen konnte. Mütter ſind neugierig, es iſt aber auch verzeihlich. Sie können nicht immer hinter Söhnen und Töchtern her ſein, und ſollten doch vernehmen, was ſie treiben und mit wem ſie ſich abgeben. Gefällt es nicht, was ſie machen, ſo läßt man hier Etwas fallen und dort Etwas, und wird es nicht gemerkt, ſo wird man entſchieden und thut eine ernſte Willensmeinung. Iſt den Müttern das Treiben der Söhne aber recht, ſteuern ſie auf ihren Liebesfahrten einem den Müttern anſtändigen Liebeshafen zu, ſo halten die klügern ſich mäuschenſtill und ſcheinen um ihrer Söhne Abenteuer ſich durchaus nicht zu kümmern. Mit unberufenem Helfenwollen kann man eben ſo viel verderben, als mit rückſichtsloſem Hindern. Die Frau Ammännin hatte auch ihre Leute, welche ihr Berichte brachten, Weiber mit leeren Säcklein und einer vollen Plaudertaſche fanden bei ihr immer eine gute Stätte. Die hatten ihr vom Markt berichtet, wie Felix mit Nägelibodenbauern am Ordinäri geweſen, mit ihnen heimgefahren und mit Eglihannes ſich geſchlagen. Das wunderte die Frau Ammännin nicht, ſie wußte, daß Felix mit Sepp einen gemeinſamen Handel gemacht. Doch hätte ſie noch wiſſen mögen, ob dieſe oder jene Tochter auch auf dem Markte geweſen, ob Felix mit ihr geredet, mit wem ſie getanzt, wer ſie beim Weine gehabt, kurz, wie der Liebesmarkt ſich gemacht. Felix gab kurzen Beſcheid, er hatte ſeinen böſen Kopf. Man weiß aber, daß Mütter nicht gern abgeben, wenn die Söhne einen böſen Kopf haben, ſondern mit Zärtlichkeit, Flattiren und Fragen nicht nachlaſſen, bis ſie dieſelben mit der Menſchheit wieder verſöhnt, bis ſie den Splitter heraushaben, der den Kopf böſe gemacht. So that auch die Frau Ammännin, redete und fragte ſich faſt den Hals ab, fragte endlich auch, was Änneli auf dem Markte gemacht und ob es mit ihnen heim ſei? „Mit wem ſonſt?“ fragte Felix widerhaarig. „Was weiß ich?“ ſagte die Frau Ammännin; „ich habe geglaubt, es habe es gemacht wie andere Meitſchi auch, ſei vielleicht ſpäter heim in anderem Begleit.“ Das ſollte es probiren, ſagte Felix, die hätten es anders im Zwang, es nehme ihn Wunder, wenn es dort noch lange bliebe. „So,“ ſagte die Mutter, „wenn du was merkſt, daß es fort will, ſo ſag' mir's, du biſt zuweilen dort; wenn mir das entrönne, es ärgerte mich verflümert. Unſere Meiſterjungfere muß ich gehen laſſen, ich kann nichts mehr mit ihr machen; die hat nichts in der Naſe, in Augen und Ohren, als den Melcher: wie die Katze einer Maus vor dem Loche, kann ſie Stunden lang an irgend einem Orte, wo ſie glaubt, er komme vorbei, auf dieſen paſſen, und hört derweilen weder ſchlagen noch rufen. Da könnte unſer Herrgott ſelbſt kommen und ſtatt Adam rufen: »Mädi, wo biſt du?« Mädi hörte nichts, und wenn es endlich was hörte, würde es meinen, es ſei der Melcher, und ſagen: »Hie, Bänzli, hie, chum, los g'ſchwing Neuis!«“ — Darauf ſagte Felix nicht viel, aber am Abend ſtrich er auf dem Wege herum, der zum Schuhmacher auf dem hohen Roß führte. Der eine Felix hatte über den andern den Sieg davongetragen, doch ſo, daß er zwar gehen, aber kurz ſein wolle mit dem Meitſchi, daß es wiſſe, wer er ſei, und wer es ſei. Der Abend war eben nicht für Liebesabenteuer eingerichtet, wie man ſie ſonſt zu beſchreiben pflegt. Es flöteten keine Nachtigallen im Buſche, es murmelten die Bächlein nicht, es zirpten die Grillen nicht, der Mond goß ſein ſilbernes Licht nicht auf die Erde, die himmliſche Sichel ſchiffte nicht im Blau der Lüfte, es ſäuſelten keine lauen Abendwinde. Es ging eine handfeſte Biſe und trieb das abgefallene Laub herum; grau war der Himmel, die Erde hatte ihr Hochzeitskleid, das Blumengewand, abgelegt und machte ein Geſicht wie ein neunundneunzigjähriges, runzelhaftes Mütterchen. Einzelne melancholiſche Krähen hüpften bedächtig von Furche zu Furche oder ſteckten trübſelig den Kopf zwiſchen die Schultern, als ob ſie an den kommenden Schnee dächten und eine Predigt darüber ſtudirten. Struppichte Spatzen bewegten ſich im Buſche und hungrige Gilbrichte flatterten über den Weg, ſahen ſich nach etwas Eßbarem um, welches Roß oder Kuh fallen gelaſſen. Durch die Zäune ſtrich ein Weſen, man hätte faſt glauben ſollen, es ſei ein Reh, welches ein warmes Plätzlein ſuche in dichterm Walde, oder ſonſt ein ſchlankes, leichtfüßiges Geſchöpf, welches nicht Hütten bauen wolle da wo es war, ſondern etwas Beſſeres ſuche. Es war Änneli, welches ſo flüchtig durch die Zäune glitt, welches hätte fliegen mögen und doch ein ſo ſchweres Herz hatte. Ach, es war ſo reuig, dem Felix von dieſem Gang was geſagt zu haben; ſeine Habe hätte es gegeben, es wäre nicht geſchehen, und doch wäre es um alle Schätze der Welt, um ſein Leben, nicht ausgeblieben, hätte ja doch Felix glauben müſſen, es wolle ihn zum Beſten halten, es treibe Flauſen mit ihm, es ſei die wüſteſte, undankbarſte Täſche auf Gottes Erdboden. Es zitterte vor dem Augenblicke, wo er ihm begegne, es hatte den ganzen Tag darauf geſonnen, was es ſagen wolle, und hatte Nichts gefunden, das es ſagen durfte, und doch zog ihm die Angſt, Felix zürne, komme nicht, das Herz zuſammen. Ja, Änneli hatte noch ſo ein rechtes Mädchenherz, aus Eis und Gluth, aus Angſt und Liebe, aus Jauchzen und Weinen, aus Sehnen und Bangen, aus Suchen und Fliehen gewoben. Sie iſt ſelten auf Erden, dieſe ächte Sorte, man findet die einfache Sorte am häufigſten, welche gern recht bald Einen hätte, und je reicher deſto lieber ihn haben würde. Je reifer dieſe Sorte wird, deſto beſonnener und kaltblütiger wird ſie auch, wie bekanntlich alte Katzen auch mehr Mäuſe fangen als junge, welche zu früh meinen, ſie hätten das Mäuschen ſchon, daher zu raſch zuſpringen. Die Sorten ſind aber ziemlich ſchwer zu unterſcheiden, denn je älter die letztere Sorte wird, deſto mehr nimmt ſie Manieren und Farbe der erſten ächten, guten Sorte an.

Das Mädchen kam zu dem Schuhmacher auf dem hohen Roß, ohne daß es den Felix geſehen. Zum hohen Roß oder auf dem hohen Roß hieß das Häuschen, in welchem der Schuhmacher wohnte. Es war ſein Eigenthum, aber die Schulden, welche darauf hafteten, waren es ebenfalls. Sehr merkwürdig paßte der Schuhmacher zu dem Namen ſeines Häuschens. Er gab ſich große Mühe, einen gnädigen Herrn vorzuſtellen. Der Mann gehörte unter Die, welche mit dem Schickſal grollen, daß es ſie nicht als gnädige Herren geboren werden ließ, ſondern ſie zu Handwerkern erniedrigte. Er fand ſich berechtigt, das Unrecht gut zu machen, er erhöhte ſich ſelbſt, geberdete ſich gnädig, ließ jeden geflickten Schuh verabfolgen als wie eine erwieſene Gnade, und forderte mörderlich. Es war wirklich ſchön, das großartige Benehmen dieſes Mannes ſeinen Kunden gegenüber zu beobachten, wenn dieſe zu ihm kamen oder er ihnen auf der Straße begegnete. Im erſtern Falle glich er einem Fürſten, der Unterthanen zum Handkuß zuließ, im letztern Falle einem Brahminen, dem ein Paria in die Nähe kommt, von deſſen Hauch er berührt zu werden fürchtet. Man hätte glauben ſollen, der Mann hätte keinen einzigen Kunden gehabt, man würde ſich aber getäuſcht haben. Die Menge läßt ſich gern imponiren, ja ſie will imponirt ſein, und hat großen Glauben zu Allen, welche zu imponiren wiſſen, d. h. den Glauben beizubringen, man ſei mehr als Alle ſeines Gleichen, ein Himmelsſappermenter, man höre das Gras wachſen, ſehe die Flöhe huſten, rieche den Braten in der Hölle, den die Großmutter ihrem Großſöhnchen ſpickt und ſalbet. Nun giebt es ein gemachtes Imponiren und ein natürliches; das letztere hält Farbe, das erſtere verliert ſie früher oder ſpäter, iſt blos ein vorübergehendes, ein Feuer aus Stroh, das raſch zuſammenbrennt und nicht mehr geſehen wird. Für wandernde Helden, Schauſpieler, Quackſalber, Bauch- und Volksredner, reiſende Künſtler und Literaten, hauſirende Juden mit Univerſalmitteln oder Tuchwaaren genügt das erſtere vollkommen: ſie kommen und ſchwinden, und glänzen, ſie nur auf Augenblicke, wie Sternſchnuppen ungefähr, ſo machen ſie derweilen doch ihren Schnitt und gute Geſchäfte. Aber anders iſt's mit Denen, welche bleiben: Profeſſoren, Rathsherren, Vaterlandsfreunden, Kameeltreibern, Bärenführern und eben Schuhmachern, dieſen geht es fatal, wenn ihr Imponiren nur ein gemachtes iſt, ein vorübergehendes, erſt ein Staatslicht und handkehrum nichts als ein ſchmutziges Ampeli oder gar blos ein hölzerner Ampeliſtock, der zwar immer noch glänzen möchte, und doch nichts mehr kann als ſtinken. So ein Schneider oder Schuhmacher, der aus der Fremde kommt und Himmelſakerment ſagte und merci bien, grad aufſteht wie ein Storch, wenn er ſtudirt, und davon ſpricht, wie man in Scheneff die Schuhe fürfüßet, imponirt mächtiglich, kriegt großen Zulauf, verdient viel Geld, wird Modeſchuhmacher oder Modeſchneider, und wenn er ledig iſt, laſſen alle Mägde bei ihm ſchneidern und ſchuſtern, ſetzen ihren Lohn, ja faſt Leib und Seele an das Wohlwollen des göttlichen Jünglings. Nun kommt es darauf an, was für ein Meiſter im göttlichen Jüngling ſteckt. In den meiſten gar keiner, daher vergeht ihr Glanz alsbald, mit dem Imponiren iſt's fertig, er wird nicht mehr äſtimirt als eine hohle Rübe, mit dem Verdienſt iſt es aus, je g'ſtabeliger er ſich macht, deſto mehr wird er ausgelacht, denn vom Imponiren zum Lächerlichwerden iſt nur ein ganz kleiner Schritt. Iſt aber etwas Tüchtiges in ihm, ſind ſeine Schuhe währſchaft und bleibt er im Fortſchritt, macht er die Schuhe im Jahr 1850 nicht accurat gleich wie er ſie im Jahr 1830 in Scheneff gemacht, ſondern wie es im Jahr 1850 für elegant gilt, ſo kann er g'ſtabelig ſein und imponiren wollen, es ſchadet ihm gar nichts, er bleibt geachtet, geſucht, und verdient ſchweres Geld. So iſt's mit dieſer Sache. Nun war unſer Schuhmacher auf dem hohen Roß noch nicht ganz im finſtern Mond, aber im abnehmenden, das merkte er, gehörte daher unter die Zerriſſenen, war voll Weltzorn, betrachtete die von ihm Abgefallenen nicht blos als Atheiſten, ſondern als Reactionäre, und ſprach viel von Amerika. Änneli, welches auch Etwas von der Eva an ſich trug, ließ, ſeit es geerbt hatte, auch bei ihm ſchuſtern, und hatte die Gnade, daß er ihm ſchuſterte. „Nun, wenn es dir ein Gefallen iſt," hatte er geſagt, „ſo will ich dir wohl ein Paar Schuhe machen, daneben frage ich nicht viel darnach, und wenn es nur iſt, um ſie einem Andern zeigen zu können, damit er mir den Schnitt ablerne, ſo wäre mir lieber, du wäreſt gar nicht gekommen! Wahrſcheinlich bleibe ich auch nicht lange mehr hier, die Leute hier haben gar keinen Verſtand, ich traf es noch nirgends ſo, ſie wiſſen gar nicht was ſchuſtern heißt, es giebt kein dümmeres Veh auf Gottes Erdboden, als ſo einen Bauer“ u. ſ. w.

Änneli hatte ſchon lange bei dieſem Schuhmacher Schuhe beſtellt gehabt, dieſe wollte es holen. Je weniger er zu thun hatte, deſto länger ließ er die Leute warten, damit man glauben möchte, wie viel er zu thun hätte, wodurch er die Kunden vollends verſprengte. Es giebt halt immer Leute, welche verſtockt werden wie Pharao, und wenn ſie ſchon nicht alle im rothen Meer ertrinken, ſo bereiten ſie auf andere Weiſe ihren Untergang. Die Schuhe waren wieder nicht gemacht. Ob es meine, es ſei die einzige Perſon, welcher er arbeite? hatte er geſagt. Wenn ſie ihn Alle ſo plagen würden mit Kären, ſo wollte er das Schuſtern heute noch aufgeben. Ein andermal ſolle es zu rechter Zeit anmeſſen laſſen und nicht warten, bis es keinen ganzen Schuh mehr habe! Man ſolle doch nicht meinen, er ſtehe unter der Hausthüre und warte da müßig, bis es einem Narren gefalle, herzulaufen und ſich auf der Stelle bedienen zu laſſen. So ward Änneli abgefertigt und nahm es an, es konnte daher auch ſicher ſein, daß das nächſte Mal der Herr Schuhmacher auf gleiche Weiſe mit ihm verfuhr. Es hatte aber das Herz ſonſt voll und fühlte wenig, was der Schuhmacher ſagte. Es war dunkler geworden, weit konnte man nicht mehr ſehen; es war die Zeit der Fledermäuſe, wenn ſie noch geflogen wären, nun aber lagen ſie längſt an ihrer langen Ruh. Änneli hatte ſich ergeben. Er iſt höhn, dachte es. In Gottes Namen, ſo wird es am beſten ſein; ſehen kann ich ihn von Weitem ja immer noch, und was will ich mehr? Und wie es das dachte, ſtand Felix plötzlich vor ihm. Wie das Meitſchi erſchrak! Der böſe Burſche lachte laut. „Das geſchieht dir recht,“ ſagte er, „wollteſt es ſo haben! Hätteſt geſtern nicht ſo gethan, wärſt heute nicht ſo erſchrocken. Wirſt einen Andern im Gaden gehabt haben?“ „Solches halte mir nicht vor,“ ſagte Änneli; „du weißt ja, daß es nicht iſt, und was Bethi geſagt hat! Aber was habe ich dir zu Leide gethan, daß du mich alſo plageſt? Ich weiß wahrhaftig nichts, und ſonſt meinteſt du es ſo gut mit mir, ſo viel habe ich dir zu danken, und jetzt, warum ſo auf einmal?" „Dumm; wer ſagt, daß ich es bös meine, dich plagen wolle?" ſagte Felix. „Es darf doch ein Bub zu einem Meitſchi reden, und vor ſein Fenſter zu kommen iſt nirgends verboten!" „Ach, wegem Reden ſagt ja Niemand was," entgegnete Änneli, „und im Herzen thät's mir weh, wenn du es nicht thäteſt, wenn du bei mir vorbeigingeſt; aber Nachts laß mich ruhig, vergiß nicht, was Bethi geſagt, es hält Wort, zähl' darauf, und unten hört es Alles, das Ofenloch iſt immer offen, Verdruß möchte ich ihm nicht machen, um Alles in der Welt nicht!" Es gab ein langes Geſpräch, in welchem aber gar nichts von Liebe vorkam. Felix beſtand auf ſeinem Recht als Kiltbub: er könne vor welches Fenſter er wolle, und Bethi habe nichts darein zu reden, es werde mit Sepp auch nicht halb ſo exact geweſen ſein. Nebenbei gab er zu verſtehen, er ſei es nicht gewohnt, auf dieſe Weiſe abgefertigt zu werden, es ſei nicht mancher Riegel, welcher nicht weggeſchoben werde, wenn er klopfe. Änneli bat und flehte und gab zu verſtehen, warum er doch abſolut zu ihm wolle und hier ſo anſetze, wo er doch allenthalben ſo willkommen wäre. Felix ſagte nicht, er komme wegen der Liebe zu ihm, ſtatt anders wohin, ſondern er ſagte, es nehme ihn Wunder, warum er nicht zu ihm ſollte kommen dürfen, ſo gut als zu einer Andern, wer das Recht hätte, es ihm zu verbieten? Es ſei denn, Änneli habe einen Andern, dem wolle er nicht im Wege ſein! Nur wolle er wiſſen, wer es ſei, ob in der That ſo Einer, dem er Platz zu machen ſchuldig ſei? Begreiflich verwahrte ſich Änneli gegen dieſe Zumuthung, ſtellte ihm nochmals Bethi's Gebot vor, deutete leiſe an, was doch die Leute ſagen würden, wenn es auskäme, daß er ihns beſuche, es dürfte ſich nirgends mehr zeigen. Felix ſagte, Bethi ſolle ihns nur fortſchicken, er wiſſe ihm einen Platz, wo es nicht Hund ſein müſſe. Dabei möchte er doch wiſſen, ob er ſo Einer ſei, der einem Mädchen einen ſchlechten Namen anhänge, ſelb nehme ihn doch Wunder. Änneli fand die Worte zur Antwort nicht, welche ſo lautete: „Denk', was ſie ſagen würden, weswegen du kämeſt?" Da gab es einen Ton in ihrer Nähe, ſie wußten nicht, was für einen, und ob von rechts oder links her. Es war dunkel geworden, und rechts und links waren Zäune und gleich vor ihnen ein Wäldchen. Änneli erſchrak wie ein junges Reh beim Anſchlagen eines Hundes, wäre wie ein Reh in weiten Sprüngen davongeſetzt, wenn Felix es nicht gehalten. „D'r tuſig Gottswille, laß mich gehen, denke, wenn uns Jemand gehört, ich müßte mich ja ſchämen mein Leben lang!“ ſagte Änneli. Aber Felix war unerbittlich, und wollte erſt das Verſprechen, daß Änneli unter's Fenſter kommen müſſe, wenn er daran döppele, er hätte noch viel mit ihm zu reden, und wiſſen wolle er, warum er einem Meitſchi einen ſchlechten Namen anhängen ſollte. Bisher hätte er doch gemeint, es habe ſich keines ſeiner zu ſchämen. In ſeiner Seelenangſt gab Änneli dieſes Verſprechen, um loszukommen, und flog davon. Darauf unterſuchte Felix beide Zäune, das daranſtoßende Wäldchen, aber er fand nichts.

Einige Tage nachher, als der Ammännin Mägde allein ſpannen in der Stube, ſagte eine derſelben: „Es nimmt mich doch Wunder, was die Dürluftbäuerin hat? Seit einigen Tagen läuft ſie immer da herum und ſieht das Haus an, als ſei es erſt vom Himmel gefallen. Ich will nichts nutz ſein, wenn ſie geſtern nicht zum Kuchifenſter hereingeguckt hat. Ein Geſicht war am Fenſter und gerade eins wie ihres, und deren, die dem gleichen, giebt es nicht viele. Es nimmt mich nur Wunder, was die hat, nichts Gutes allweg. Die will zur Frau und es ſoll es Niemand merken. Sie will gegen Jemanden aufreiſen, ihr Etwas zutragen. Unſere Frau iſt daneben nicht dumm, aber in denen Stücken doch das ärgſte Babi, ſie würde ſonſt nicht der ärgſten Klapperfrau Glauben geben und wir es dann zu entgelten haben. Es nimmt mich nur Wunder, wen es trifft!“ Nun werweiſeten die Damen, wem es gelten möchte. Begreiflich hatte keine ein reines Gewiſſen, je böſer Eine eins hatte, deſto eifriger war ſie bemüht, einer Andern Angſt zu machen, es gelte ihr. Als ſie ſich ſo recht in Angſt gebracht gegenſeitig, da rächten ſie ſich an der Urheberin ihrer Angſt, und ſetzten ſich zu Gericht. Himmeltürk, wie das nun losging über Eiſi! Einen Batzen werth wäre es geweſen, wenn Eiſi hätte hören können, wie die Menſcher es auszüpften bis kein guter Faden mehr an ihm wor. Die Teufelsgeſchichte blieb auch nicht vergeſſen. Sie meinten, der Teufel habe ihm nur derhalben das Leben geſchenkt, damit es alle Leute,. abſonderlich ſeine Hausgenoſſen, ſo cuſonire, daß ſie ihre Seufzer in den Wunſch zuſammenpreßten: „Ach, ih wett d'r Tüfel nähm' mih!“ Wenn Einer das eine gewiſſe Zahl von Malen ſage, könne ihn der Teufel nehmen ung'ſinnet u lebig. Es ſyg ume lätz, daß me z'Zahl nit wüßt, aber man wolle davon ſage, ſcho vo es paar Knechtli u vore Magd wüßt me nit, wo ſi hi cho ſyge. Das Eiſi werd's aber o einiſt erfahre, was es v'rdient heyg, un öppis müſſe usſtah. Das möchte ſi g'ſeh, aber ume vo Wytem, dem wetti ſi Gäbeli mache! Schließlich wurden ſie räthig, ſämmtlich aufzupaſſen, und wenn Eiſi zur Frau kommen könne, wo möglich zu horchen.

Von dieſem Rathſchluſſe wußte Eiſi nichts, aber was die Mägde gerathen, war richtig, es wollte zur Frau Ammännin, und zwar wegen etwas ſehr Wichtigem. Eiſi war noch gern hoffärtig troß ſeinen alten Tagen, es wandte ſich immer zum jedesmaligen Modemeiſter und befahl bei jedem Kleidungsſtück, fry hoffärtig, fry recht na d'r Mode, dä alt Narr! So war auch der Schuhmacher auf dem hohen Roß der ſeinige. Der Teufel hatte nun ſelben Abend Eiſi ebenfalls zum Schuhmacher geſandt, er gedachte etwas recht Schlaues und Böſes zu machen. Eiſi ſah den Felix vor ſich hergehen am Ende des Wäldchens, an einen Baum ſtehen und dort warten. „Ketzer, was will der dort?“ ſagte es zu ſich. Eiſi hatte in ſolchen Dingen eine feine Naſe. „Warte, dir will ich ſchlau genug ſein,“ dachte es. Auf der entgegengeſetzten Seite machte es ſich hinter den Zaun und ſchlich ihm näher, und als es Jemanden von der andern Seite kommen hörte, noch näher und immer näher. Wie groß ſein Jubel war, als es Änneli erkannte, kann man ſich denken; es war ſich nur zu wundern, daß Eiſi nicht laut aufſchrie. Es verſtand zu Weniges, drängte ſich näher und näher; da kam es unverſehens mit dem Geſichte in einen Dornſtrauch und unwillkürlich entfuhr ihm ein Laut, der, obgleich es ihn alsbald beim Stiel faßte, doch theilweiſe entrann, denn 'raus iſt 'raus. Somit war auch das Horchen aus. Das war Eiſi darum leid, weil noch gar viel hätte nachkommen können, was jetzt nicht nachkam.

Indeſſen wußte es mehr als genug, jetzt hatte es den Griff in der Hand. Seine Beine waren ſo luſtig, daß ſie immer tanzen wollten, und durfte es nicht tanzen, ſo kam ihns z'Jauchzen an, hätte es 10,000 Thaler gefunden, es wäre nicht ſo glücklich geweſen. Sein kindliches Herz trieb es heim, der Mutter ſein Glück zu verkünden, und es zeigte Luſt, alsbald zur Ammännin zu galoppiren. „Nit, nit," ſagte die kluge Mutter, „da nimm dich in Acht! Es iſt nicht eine Magd, ſondern der Sohn, von dem du zu berichten haſt, es iſt Ammanns Felix, dem du verrätſcheſt, und merkt der einen Deut, daß du es gethan, ſo Gnade dir Gott, deines Lebens biſt du nicht mehr ſicher!" „Und geſetzt," ſagte Eiſi, „todt iſt todt und kein Glied thut Einem mehr weh, wiſſen muß es die Alte, es plagte mich im Grabe noch, wenn ich es ihr nicht geſagt!" „Das iſt recht," ſagte die Mutter, „aber häb Sorg', es iſt allweg nit z'g'ſpaße, denn er iſt e Grüſel." Eiſi wußte es und begehrte ihn nicht zu erfahren, es wollte ſich in Acht nehmen. Aber im Drang ſeines Herzens machte es den Unterſchied zwiſchen dem Suchen einer Gelegenheit und dem Abpaſſen derſelben nicht. Um eine zu ſuchen, lief es alle Tage bei Ammanns Haus vorbei, guckte nach allen vier Ecken des Hauſes, beſonders nach den Schweineſtällen, ob es nirgends die Ammännin in trauter Einſamkeit erblicke, ja ſpionirte ſogar zum Küchenfenſter hinein. Da es aber kaltes Wetter war und die Ammännin eine Liebhaberin von der Wärme, überhaupt nicht geneigt zu träumeriſchen oder aſtronomiſchen Betrachtungen in den Hausecken, kam es gar nicht zu der Gelegenheit, und Eiſi's Herz ward immer drangvoller. Nach jedem vergeblichen Gange hielt es mit der Mutter Rath; ihre Antwort war immer: „Er iſt e Grüſel, nimm dich in Acht". Und immer lauter ſagte Eiſi: „Su ſig er, was frag' ich dem nach, es iſt e Gott im Himmel und ein Richter auf Erden, ganz wird er mich nicht ſchlucken, und nur ſonſt tödten darf er nicht, ſonſt wird er gehängt." „Man hängt ja Niemanden mehr!" ſagte die Mutter. „Selb wollte ich dann luegen, ob der nicht gehängt ſein müßte, wenn der mich getödtet!" meinte Eiſi. „Würdeſt dann zumalen nicht mehr viel dran machen," ſagte die beſonnene Mutter. „Das wär' d'r Tüfel," ſagte Eiſi im Zorn. —

Endlich bleibt nicht ewig aus. Endlich ſah Eiſi die Ammännin unter der Thüre ſtehen und einem Bettler ein Almoſen geben. „Es geht mit Schein auch ſtark bei euch,“ ſagte Eiſi. „Es iſt nicht mehr dabei zu ſein ſo in rechten Häuſern, wo man weiß, daß Etwas darin iſt. Ich muß bald Jemanden expreß anſtellen, um den Bettlern Beſcheid zu geben. Einer löſt den andern ab, kaum iſt man abgeſeſſen, hoſchet es wieder, ſo verdirbt man mit der Arbeit mehr als man verrichtet.“ Der Bysluft zog, mit einem Geſpräch im Freien war der Ammännin nicht gedient. Sie hieß Eiſi hineinkommen, ſich zu wärmen. Es müſſe heim, ſagte Eiſi, welches der Stube nicht traute; aber wenn es erlaubt wäre, ſo möchte es ihre Schweine ſehen. Es hätte von denen ſchon ſo viel b'richten hören, daß es ſie für ſein Leben gern ſehen möchte, nur für ein Exempel daran zu nehmen. „Wird nicht ſein,“ ſagte die Ammännin, „iſt nichts Apartes, hatte manchmal viel ſchwerere. Aber man macht, was man kann, und giebt, wie man's hat.“ „He ja,“ ſagte Eiſi, „man kann nicht immer machen wie man will; aber ich wollte ſie doch gerne ſehen,“ und dazu machte es ein ſchlaues Geſicht und blinzte mit den Augen. Die Ammännin war in ſolchen Dingen nicht dumm, und ſo wenig ein Schnupfer eine gute Priſe ausſchlägt, oder ein Raucher eine feine Cigarre, eben ſo wenig verſchmähte die Frau Ammännin einen vertraulichen Bericht, auch wenn der Bysluft und ihre Gliederſucht ſich grundſchlecht vertrugen. „He, ſo komm, aber Rares wirſt du nichts ſehen, du haſt ſie ſicher beſſer.“ Wer der Ammännin in's Geſicht geſehen hätte, der hätte den Verſpruch, den Eiſi hinter des Ammanns Rücken darthat, nicht nöthig gefunden. Die Ammännin machte auf; da lagen ſie die Prachtthiere, Rücken an Rücken, in behaglicher Ruhe. „Tüfel,“ ſagte Eiſi. „Huſch, auf!“ ſagte die Ammännin, und ſtieß ſachte mit dem Fuß. Grunzend und ſchnaufend erhoben ſich die Thiere, erſt blos auf die vordern, endlich mit Mühe auch auf die hintern Füße. „Tüfel, nein, ſolche habe ich noch nicht geſehen in dieſem Jahre, werdet die Milch nicht haben ſparen und ſie alle in die Käſerei haben geben müſſen? Das ſind ja nicht Sän, das ſind ja Elephanten! Aber was ich eigentlich ſagen wollte, es drückte mir faſt das Herz ab Euertwegen, und wenn Ihr es nicht wäret, ich ließ es nicht vor meinen Mund, ich weiß, wie übel man oft ankommt, aber ich kann Euch vor einem großen Unglück ſein, und das will ich auch, mag es mir gehen wie es will. Aber zürnit mir doch recht nicht, ich thue es aus Liebe, wär' das nicht, ich für mich könnte drüber lachen hinten im Halſe.“ „Was iſt, Frau?“ ſagte die Ammännin, halb erſchrocken und halb mißtrauiſch, „was iſt? rede!“ „Aber wollt Ihr mir verſprechen, es nicht aus Eurem Mund zu laſſen, mich nicht zu verrathen, bei Leib und Sterben nicht, mag es gehen wie es will?“ ſagte Eiſi. „Perſe,“ ſagte die Ammännin; „aber jetzt uſe mit d'r Sach, es macht kalt und du machſt mir Angſt.“ „Ja, aber zürnt recht nicht,“ ſagte Eiſi; „ich darf faſt nicht, und wenn es nicht wegen Eurem Sohne wäre, dem einzigen Kind, ich thäte es nicht, mit vier Roſſen brächte man es nicht aus mir, was ich weiß, weiß Gott nicht! Aber mys Herz!“ und dazu machte es ein Geſicht und legte die Hand auf die Bruſt, als ob dieſes Herz obſig kommen wollte. „D'r Gottswille, Frau, jetzt uſe mit d'r Sach, oder ich fange was Anderes an!“ ſagte die Ammännin, ſchlotternd halb vor Kälte, halb vor Angſt. „Felix, Euer Sohn, hat ein Geſchleipf mit Nägelibodenbauern Frauen Schweſter, dem junge Täſchli, und vielleicht mit der Bäuerin ſelbſt. Letzthin ſah ihn dort mein Mann Nachts aus dem Hauſe kommen, als der Bauer nicht drin war, und vorgeſtern vor acht Tagen traf ich die junge More und Felix, ach Gott! ich ſchlottere noch an allen Gliedern, wenn ich daran denke, draußen im Wäldchen nebem Weg zum hohen Roß. Ich darf gar nicht daran denken. Aber Felix iſt nicht Schuld daran, ſie lockten ihn, es weiß kein Menſch wie, und jetzt ſind die beiden Täſchen wahrſcheinlich ſelbſt ſchalus (eiferſüchtig) über einander. Ja, das iſt ein Haus, es denkt kein Menſch, was da Alles geht, und wenn man es ſchon ſagen wollte, es glaubte es Niemand. Aber es iſt Einer im Himmel und der weiß es, das iſt gut, dem wird man doch einmal glauben!“ Der Ammännin ging die Sache durch Mark und Bein. Aber ſo eine Ammännin von der rechten Sorte hat Faſſung ſo gut als eine rechte Gräfin, und einen eben ſo feinen Sinn für den gehörigen Anſtand. „Es iſt eine grüßliche Sache, aber du ſollſt Dank haben eyneweg,“

ſagte dieſe. „Erzählte ſie mir Jemand anders, ich glaubte ſie nicht. Du haſt ſie doch noch Niemanden erzählt?“ „Was denkt Ihr auch, mit vier Roſſen hätte man es mir nicht 'raus geriſſen!“ „Nun,“ ſagte die Ammännin, „ſo wiſſen es alſo nur du und ich? Ich laſſe es auch nicht aus dem Munde, ſo kommt es alſo nicht unter die Leute. Der Sache will ich ein Ende machen, zähl' darauf. Ich hoffe, es ſei noch die rechte Zeit; wenn es geſchehen, will ich dir noch einmal danken, und zwar dann recht!“ „Aber Ihr verrathet mich doch nicht?“ ſagte Eiſi. „Hab' nicht Kummer,“ ſagte die Ammännin, „zähl' auf mich, wie ich auf dich zähle, wir wollen Beide einander halten.“ Den Kopf voll Triumph, wandelte Eiſi heim. Wer es recht angeſehen, hätte es wenigſtens einen Fuß gewachſen gefunden, es war anzuſehen wie ein magyariſcher Grenadier. Die Mutter ſah ihm ſchon von Weitem die gute Verrichtung an, ehe es ihr noch zurufen konnte: „Mutter, jetzt geht's los, jetzt paſſ' auf!“

Und in der That, ſie paßten auf, accurat wie Ingenieure, die unter eine große Feſtung eine Mine gegraben, gefüllt und die dahin leitenden Schwefelfäden angezündet. Die Beiden ſchienen zu glauben, alsbald fliege der ganze Nägeliboden in die Luft, oder wenigſtens laſſe die Ammännin ein Dutzend Batterien 64-Pfünder auffahren und denſelben mit Mann und Maus in Grund und Boden ſchießen. Sie habe gezittert vor Zorn und gar nicht mehr reden können, aber jetzt ſolle man nur aufpaſſen, man werde bald Etwas vernehmen, ſagte Eiſi. Bis dahin müſſe man ſich in Acht nehmen, ſie wollten den Augenblick Niemanden was ſagen, hätten ſie verabredet, und es möchte nicht, daß die Ammännin meinte, es hätte geplaudert, da nur ſie Zwei darum wüßten. Da irrte ſich aber die Bäuerin im Dürluſt gröblich. Erſtlich hatte ſie bereits mehr als einer Freundin im höchſten Vertrauen geſagt, ſie wiſſe was, öppis Verfluchts, vo Ammes Felix u d'r junge Gränne da im Bode. D' Lüt werde d' Glare ufthue, we ſi's v'rnähmte. Wyter dörf's emel einiſt nit rede, aber es gang nit mänge Tag, ſo ſygs uf der Trumme, öppis wora me nit g'ſinnet hät, aber öppis, das gut ſyg für e Hochmuth. Es wußten es aber noch drei andere Perſonen in Ammanns Haus. Eiſi war nicht ungeſehen zum Hauſe gekommen. Sechs Augen und Ohren paßten auf, als es mit der Frau ſprach, und als es mit ihr hinter's Haus ging, flogen alle drei Mägde nach: eine auf die Bühne, eine vom Tenn weg in den kleinen Gang zwiſchen den Schweineſtällen, in welchen die Tröge mündeten, die dritte in die hintere Hausecke. Die paßten auf, man denke! Was eine nicht hörte, ſchnappte die andere auf. Sie brachten ſo ziemlich den rechten Sinn in's Ganze, und was ſie für eine Freude dran hatten, kann man ebenfalls denken. Das Jauchzen war ihnen auch gerade zunächſt unter dem Loche, aber ſie hielten es beſſer am Stiel, als Eiſi ſeine Stimme beim Wäldchen. Unglücklicherweiſe ſaß ſelben Nachmittag die Frau Ammännin ununterbrochen bei ihren Mägden und haspete, ſie hatten kaum Zeit gefunden, beim Abwaſchen das Geſpräch zuſammenzuflicken. Man kann denken, wie es den drei Jungfrauen erging. Es verſprengte ſie faſt; ihr Lebtag hatten ſie nie ſo viel Gedanken auf einmal gehabt, die mußten ſie bis Abends nach Zehn bei ſich behalten, und plagte ſie ſonſt der kleinſte Einfall ſchrecklich bis er von ihnen ging. Was doch die Frau Ammännin für Augen gemacht hätte, wenn es plötzlich einen Knall gegeben und die drei Jungfrauen ihr ſtückweiſe um den Kopf und an den Wänden herumgefahren wären! Aber auch Ohren hätte ſie gemacht, wenn ſie Nachts im Gaden den Rath derſelben gehört, wie ſie es der Dürluſtbäuerin und der Frau Ammännin ſo recht verflümert machen könnten, wie ſie am allertäubſten würden. Sie hatten Beide ungefähr gleich auf dem Strich, und hatten ihre Galgenfreude daran, daß Eiſi's Mittheilungen nicht ihre Perſonen, ſondern der Frau Meiſterin Herz trafen, und gerade da, wo es am verwundbarſten war. Felix war ihnen nicht unwerth: erſtlich ſchon als hübſcher Burſche, zweitens war er wirklich nicht bös gegen das Geſinde und warf zuweilen den Mädchen einen derben Spaß hin, an dem ſie wohllebten und daran ſchmatzten, behaglicher als hungrige Jagdhunde an der beſten Fleiſchſuppe, nicht zuſammengezählt, verſteht ſich. Ihm wurde am unbedingteſten gehorcht, und gar oft brauchte er nicht zu befehlen, was er wollte, wurde ihm an den Augen abgeſehen, beſonders vom weiblichen Perſonal.

Bekanntlich ſind überall die Kronprinzen beſſer daran als die Könige. Mancher, der als Kronprinz Furore gemacht, macht als König Fiasco. Dem Felix wollten die Mägde alſo nicht ſchaden, ſondern ihn verbeiſtänden, und zwar ſo, wie es die Meiſterin und Eiſi am täubſten machen müſſe. Sie wollten aber warten bis ſie merkten, daß das Spiel angehe und die Ammännin hinter dem Felix ſei, dann, wenn er ſo recht heiß und zornig ſei, wollten ſie mit ihrem Fund ausrücken und Felix in's Klare ſetzen, wer die Suppe ihm eingebrockt, und vielleicht ihm auch etwelchen weitern Rath geben.

So ſahen Aller Augen auf die Frau Ammännin, und was ſahen ſie da? Nichts, gar nichts! Weiber ſind in der Regel gegen die Sünden ihrer Söhne viel nachſichtiger, als gegen die Sünden ihrer Männer. Was ſie bei den Letztern erſt zu feuerſpeienden Bergen, ſpäter ihr Lebtag zu immer rauchenden Kratern macht, das fertigen ſie bei den Erſtern mit mitleidigem Achſelzucken, einem freundlichen Zuſpruch ab. Der Perſon, welche dem Sohne es angethan, meſſen ſie die größte Schuld bei und haſſen ſie ſchauerlich; manchmal werden ſie auch blos neugierig, das Ketzerstäſchli kennen zu lernen. — Im erſten Augenblick war die Frau Ammännin durch die Nachricht ſehr erſchüttert worden, indeſſen faßte ſie ſich bald. Es ſei die Frage, was an der Sache wahr ſei, dachte ſie, man kenne das Dürluft-Eiſi. Freilich habe Felix vom Meitſchi geredet und mehr als ein Mal, aber er habe ein gutes Herz, das wiſſe man. Dem Meitſchi könne ſie nichts Schlechtes zutrauen, es mache ja ein Geſicht wie der heilige Feierabend; freilich ſeien oft ſtille Waſſer am tiefſten, und Denen, wo am Tage den Mund nicht aufmachen könnten, ſei oft des Nachts am wenigſten zu trauen. Daneben könne ſie das doch nicht glauben, und mit der Bäuerin am allerwenigſten; wenn die ſchon ſo ſchlecht wäre, was ihr noch nicht bewieſen ſei, ſo wäre doch Felix zu brav. Am beſten ſei es, ſtille zu ſein und nichts auf die Trommel zu bringen, damit die Leute nicht Freude daran hätten. So könnte ſie am beſten aufpaſſen und Felix würde ihr nicht hinterſtellig. Sie wiſſe ja, wie es der tuſigs Bub von je gehabt: gerade das, was er nicht ſolle, das wolle er. Freilich ſei es nun aus mit dem In's-Haus-nehmen; ſie wolle doch lieber, die Meiſterjungfere paſſe dem Melcher als dem Sohne, den Verdruß möchte ſie nicht im Hauſe haben. Zudem ſei es am beſten, Felix heirathe, ſo habe das Flauderleben von ſelbſt ein Ende. Sie habe zwar einen Schrecken vor einem Söhnisweib, aber einmal müſſe es doch ſein, und dann ſei es nirgends geſchrieben, daß es bös gehen müſſe, es komme immer darauf an, wie man thue und was für eine Perſon man ausleſe. Eine mit Nichts begehre ſie nicht; nicht daß ſie es ohne Geld von ihr nicht könnten, aber der Leute wegen, die würden doch lachen, wenn Felix nicht was Rechtes zu erweiben im Stande wäre. Daneben am allerhöchſten brauche er es nicht zu treiben, wenn nur das Mönſch recht ſei. Sie müſſe anfangen ſich umzuſehen und ihm dann auf die Rechte die Naſe ſtoßen, aber daß er's nicht merke, ſonſt habe die Sache gefehlt; dä tuſigs Bub laſſe ſich nicht zwängen. So hielt die Frau Ammännin Rath bei ſich, und von Allem vernahm der Herr Ammann gar nichts.

Alſo geſchah eine große Stille; die Ohren waren geſpitzt, harrten auf's Donnerwetter, und große Augen ſchauten aus, wie der Nägeliboden in die Luft fahre, Felix Feuer und Flammen ſpeie, aber ſtill blieb der Nägeliboden, fuhr nicht in die Luft, Felix ſpeite nicht Feuer. Da gab es verblüffte Geſichter, ſie wußten nicht, ſollten ſie ferner die Ohren ſpitzen oder ſtatt dem Nägeliboden in die Lüfte fahren und ſtatt Felix Feuer ſpeien. Solcher Zuſtand macht gern Bauchweh.

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Die Käsrechnung.

Wer weiß wie bald das Ding losgefahren, wenn nicht etwas Anderes dazwiſchen gekommen wäre, der verhängnißvolle Tag nämlich, an welchem die Bilanz gezogen, die Reſultate der Käſerei vorgelegt, die Rechnung abgelegt, der Reſt des Geldes eingehen und getheilt werden ſollte. Das iſt ein wichtiger Tag, man kann es ſich denken, beſonders wenn die meiſten Geldſeckel eine Poſitur machen wie die Magen von Dreſchern, welche vierundzwanzig Stunden hintereinander gedroſchen und nicht gegeſſen haben.

Die Hauptſache an dieſem Tage iſt alſo, daß die Rechnung gemacht, ſowohl die allgemeine, als die Auszüge für jeden Antheilhaber, und daß das Geld da ſei. Eglihannes ſollte die Rechnung machen. Der hatte entweder gute Luſt ſie zu verdrehen, oder konnte ſie ſonſt nicht machen, oder er gehörte der Art von Menſchen an, welche mit der Familienkrankheit behaftet ſind, nie eine Rechnung ablegen zu können, beſonders eine ſolche, wo ſie noch herauszahlen ſollen, es ſei denn, ſie kriegten Hausarreſt (verſteht ſich ernſtlichen, und nicht wie im Canton Bern, wo es hinreichend iſt, daß man ihn gegeben hat, ihn aber Niemand zu halten braucht), oder würden in's Gefängniß geſetzt. Es ſoll Ortſchaften geben, wo die meiſten Familien mit dieſer Krankheit behaftet ſind. Eglihannes wollte lange nicht daran, bis endlich die Käsgemeinde erkannte, wenn er die Rechnung nicht bis dann und dann einem Ausſchuß vorlege, ſo müſſe ſie Jemand anders machen. Das war ihm auch nicht recht, er wußte, daß eine Käsgemeinde, wenn es ſich um Geld handelt, nicht iſt wie eine Behörde, welche die Sache perſönlich nichts angeht und die daher getroſt ſchlitten läßt, was nicht anders laufen will. Er machte ſich endlich daran, aber kafelte, daß ſich Niemand darauf verſtand, brachte vor Allem die Käſe, welche ihm zum Verkauf übergeben waren, nicht in Rechnung, kurz, der Ausſchuß wollte ſie nicht und ordnete ihm Jemanden bei, aber nicht den Schulmeiſter, den Eglihannes für alle Gewalt haben wollte. Wenn dann Einer ſein müſſe, ſo ſollten ſie ihm Einen geben, der rechnen könne, auf der Vehfreude ſei ja Keiner, der Fünfe zählen könne, hatte er geſagt. Das wollten ſie mit ihm probiren, bekam er zur Antwort; ſie wollten noch lange Fünfe zählen, wenn er längſt nicht mehr Babi ſagen könne. Und was das Schulmeiſterli im Rechnen könne, wiſſe man nicht, den Kindern ſehe man nichts an. So viel wiſſe man blos, daß er nicht abtheilen könne, er würde ſonſt nicht immer den Lohn lange voraus einziehen. Einer ſchlug Ammanns Felix vor, der ſei in der Schule der beſte Rechner geweſen und werde wohl gut aufpaſſen. Nur zu gut, meinte Jemand, der thäte dem Eglihannes die Augen auf, daß er ſie nicht mehr zubrächte, bis ſie ihm Jemand zudrückte. Der werde bald für ſich ſelbſt genug zu ſehen und gern haben, wenn die Leute die Augen ihm zudrückten, ſagte Eglihannes. „Wie iſt das gemeint?“ fragte der Ammann. „Werdet es früh genug erfahren,“ erwiederte Eglihannes. Man ſchlug den kleinen Burſchen vor, der die Naſe in Alles ſtecke, der werde ſchon den Weg zeigen, wo es im Geraden durch müſſe. Nun, ſagte Eglihannes, wenn ſie einen Schulbub für den Geſcheidteſten erachteten unter ihnen, ſo ſei ihm der der Rechte. Wen man auch vorſchlug, Keiner wollte es annehmen; dieſe Ehrenſtelle war in den Statuten nicht benamſet, konnte alſo ausgeſchlagen werden. Endlich kam es an Peterli im Dürluft; der wollte ſich mit Unkenntniß entſchuldigen. Man ſagte ihm, es ſei ihm erlaubt, die Frau beizuziehen, das ſei ja die beſte Rechnerin weit und breit, könne Jedem auf's Haar ſagen, was er verdient habe im Himmel und auf Erden. Peterli machte ein böſes Geſicht, nahm indeſſen den Poſten an; als Grund gab er an: am Ende werde ſich Einer brauchen laſſen müſſen, und da komme es nicht darauf an, wer es ſei, nur hoffe er, für die verſäumte Zeit werde man ihm Rechnung tragen. „Mach' z'Sach recht, m'r cheu de geng noch luege,“ gab man ihm zur Antwort. — Die Rechnung wurde endlich gemacht, aber der Ausſchuß ſchüttelte den Kopf; Hüttenmeiſter und Caſſier wollten ihren Beifall durchaus nicht geben. Eglihannes hatte für ſeinen Käs wohl Ausſtände, aber kein Geld angeſetzt, und die Ausſtände gefielen ihnen auch nicht, und etwas Wunderliches erzeigte ſich wegen Peterli, dem ſah auf einmal eine Summe zu ſeinen Gunſten heraus, woran man vorher nicht gedacht hatte. Man ſoll nicht glauben, daß es mit Käsrechnungen ſich gleich verhält wie mit Vogtsrechnungen, da läßt ſich nicht ſo leicht ein X für ein U machen, und zwar aus guten Gründen nicht. Indeſſen giebt bei jeder Art von Rechnung Niemand die Finger gerne her, um mit denſelben die Fehler an den Tag zu ziehen, und je länger je weniger, von wegen der Menſchenfurcht. Denn je weniger man

Gott fürchtet, deſto mehr fürchtet man ſich vor den Menſchen. Man hat darüber merkwürdige Beiſpiele von Exempeln.

Die Rechnung zu machen und das Material dazu wurden alſo einem Unparteiiſchen außerhalb der Gemeinde übergeben, trotz dem Geſchrei von Eglihannes, jetzt werde es erſt ein großes Geſchrei in der Welt geben über der Vehfreudiger Dummheit, die nicht einmal die Käsrechnung ſelbſt machen könnten. Dieſe meinten aber, das gehe ſie nichts an, ſondern am meiſten ihn ſelber, der ſie machen ſollte und ſie nicht machen könnte oder wollte. Einſtweilen riethen ſie ihm zu ſchweigen; wenn ſeine Rechnung durch die des Beauftragten ſich als richtig erwieſen, dann möge er reden. Unterdeſſen machten ſie unter der Hand etwas Anderes. Eglihannes hatte in der Rechnung über ſeinen Käshandel die Namen Derer ausgeſetzt, welche den Käs nicht bezahlt hatten, die, welche gezahlt, waren nicht genannt; die Zahl der verkauften Käſe, und derer, welche noch da waren, ſtimmte nicht überein mit der Zahl derer, welche im Herbſt übrig geblieben. Kein Menſch wollte wiſſen, wohin die fehlenden Käſe gekommen; vielleicht daß die Mäuſe ſie gefreſſen. Da ſehe man jetzt, was es helfe, wenn man ſchon den erſten Käs rückwärts in den Spycher trage, hieß es. Nun ward auf einmal offenbar, wie viel Augen dem Eglihannes aufgepaßt. Man wußte faſt alle Wirthe, denen er verkauft, wußte wer Käs geholt und wie manchen; man wußte viel mehr, als Eglihannes ahnte. — Nun ging man unter der Hand den Käufern nach und ſuchte zu vernehmen, wie gehandelt worden, wie viel verkauft worden, was ausſtehe u. ſ. w. Nun fand es ſich, daß gar mancher Käs bezahlt war, deſſen Erlös als »ausſtehend« in der Rechnung ſtand. Ueber Preis und Gewicht wollten Wirthe, welche baar bezahlt, nicht mehr Auskunft geben. Sie ſagten, was ſie baar bezahlten, ſchrieben ſie nicht auf, was Tüfels das nützen wollte! Andere ſagten, ſie erinnerten ſich nicht mehr recht im Kopfe, aber vielleicht hätten ſie es daheim auf dem Papiere, ſie wollten gelegentlich luegen. Hie und da rückte Einer mit den Karten aus und ſagte, ſie ſollten nur zufahren, und wenn es dann Ernſt ſei, ſo wolle er mit ſeinem Hausbuche auch noch ein Wörtlein dazu reden. Es werde ſich aber wohl am beſten erzeigen, wenn ſie das Verzeichniß der Käſe, wo Nummern und Gewicht angegeben ſtünden, mit Eglihanneſe Rechnung verglichen, da ſei es bald ausdisputirt. Solche Berichte brachte man dem Rechnungsverordneten. Das ſei böſer Beſcheid, ſagte dieſer; in Eglihanneſe Rechnung ſeien die Nummern oder das Geburtsdatum der Käſe nicht verzeichnet. Das ganze Verzeichniß über die ſämmtlichen Käſe ſei wohl da, aber keins von den Käſen, welche der Käsherr genommen, ſondern blos ſummariſch ihr Gewicht. Das Geſammtgewicht der Käſe aber, welche Eglihannes übernommen, war wieder nirgends verzeichnet. Sie hätten das zu wenig exact genommen, es werde Mühe koſten, bis der Sachverhalt am Tag ſei. Ein Schelm ſei dieſer, aber es werde es kein Richter glauben wollen, das ſeien die ungläubigſten Tüfle auf der Welt, jetzt freilich nur noch g'ſchnäuzt, aber g'ſchwänzt würden ſie mit dem Alter wohl auch noch werden. — Die Männer redeten von dieſer Geſchichte eben nicht viel. Man ſolle ſie vor den Weibern geheim halten, meinten die meiſten; wenn dieſe es wüßten, ſei der Teufel los.

Ja, aber ſeit wann blieb den Weibern verborgen, was die Männer wußten? Soll ſogar dem Windiſchgrätz Manches entronnen ſein, man kann ſich daher denken, wie es den Vehfreudigern erging, welche noch lange keine Windiſchgrätze waren. Das nahm die Gedanken gefangen, das beſchlug alle Worte, welche aus eines Jeden Munde gingen; die Winke, welche Eiſi über Felix und Änneli fallen gelaſſen, ſchwollen nicht auf, kamen nicht in Fluß, das Wetter war nicht günſtig. Die Mitwiſſer, die Geſpannten, fuhren wohl faſt aus der Haut, aber wären ſie auch 'raus gefahren, es hätte es kaum Jemand gemerkt. Der verhängnißvolle 15. März kam, aber mit ihm kein Geld, nicht einmal ein Brief. Die Vehfreudiger waren Nervenübeln ſonſt eben nicht unterworfen. Man ſagte ſonſt von ihnen, ſie hätten Nerven ſo dick wie dreibatzige Stricke; aber ſelbe Nacht ging doch mancher Mann mit Kopfweh zu Bette, welches ſeine Frau ihm angepaukt. Und Mancher, der lange nicht gebetet, betete an ſelbem Abend lange, lange und laut, und am Morgen noch viel länger, bis man Hoſen und Schuhe anhatte, weil man, wie billig, erwartete, die Frau werde doch ſchweigen, ſo lange man mit Gott rede. Es geht zwar die Rede, es ſei Manche mitten in's Gebet gefahren, und zwar gröblich.

Es ſind zwei Dinge ſehr fatal und unangenehm: erſtlich wenn man einen Biſſen in den Mund zu kriegen glaubt und hat ihn Jemand weggezogen, man klappt den Mund zu und ſiehe da, er iſt leer; zweitens wenn man eine leere Taſche hat und beim Hineinſtoßen mit der Hand mit gar Nichts klimpern kann, weder mit Silber, noch mit Münze. Es entſtand eine ſehr bedenkliche Stimmung im Dorfe. Was Die, welche nicht in die Käſerei gegeben, für Schalksgeſichter machten! Darob ſollen Viele am Bauchweh gelitten haben in denſelben Tagen. Man ließ unter der Hand ſich erkundigen, wenn man das Geld haben könnte? man habe doch geglaubt, darauf zählen zu können und ſich darnach eingerichtet. „Zahlet, wenn ihr kein Geld habt!“ ſchrie dieſe der Käsherr an. „Ihr werdet warten müſſen wie Andere auch; es ſind noch Viele, die möchten, wenn man es geben könnte (das iſt ein ſchöner Troſt für Gläubiger), aber ich kann ſo wenig Geld ſch — — als ein Anderer. Ihr hängt noch immer am Alten; ihr müßt jetzt zu den verfluchten Ariſtokraten und Städtern gehen und ihnen ihre Geldkiſten aufmachen, die haben das Geld und geben es nicht, die ſind Schuld an der Noth, hätten die größte Freude daran, wenn das Volk eys Tags verrecken würde!“ Das ſei wahr, ſagte ein Vehfreudiger, die hätten mehr Geld als die jetzigen Fötzeln, wo man zehn auf den Kopf ſtellen müſſe, ehe ein Thaler aus einer Taſche falle. Aber wer es habe, habe Recht, nichts zu geben, wenn er nichts verſprochen. Er wiſſe ja nicht, ob er es wieder bekomme. Es ſei ja jetzt ein Eingericht, wo man ſieben Jahre procediren müſſe, ehe man zu einer Forderung komme, wenn nämlich unterdeſſen der Advocat nicht verſchuldet oder mit dem Schelmen davongegangen, wo man dann nichts kriegte und Koſten bezahlen könnte. Aber verſprechen und nicht halten, ſelb ſei nicht brav. „Halte du, wenn du nicht kannſt!“ brüllte der Herr, und dagegen ließ ſich freilich nicht viel ſagen. „Es muß bei euch nicht viel Geld ſein, daß ihr ſo nöthlich thut,“ fuhr er dann fort. „Allweg!“ ſagte der

Mann. „Ihr müßt mir wenig trauen, daß ihr nicht warten wollt!“ bemerkte Jener. „Allweg!“ ſagte der Mann. „Was? mir nicht trauen?!“ fuhr der Herr auf. „Traut ihr denn Niemanden mehr?“ „Allweg!“ lautete die Antwort. Nun ging ein ſchreckliches Donnerwetter los, welches mit der Erklärung ſchloß: „Ihr müßt euer Geld haben, nur damit ihr mir nicht mehr unter die Augen kommt, ein ſolches Volk habe ich noch nicht getroffen, will nichts mehr damit zu thun haben! Es iſt gut, daß nicht Alle ſo ſind, da möcht' d'r Tüfel d'rby ſy!“ „Zwyfle,“ antwortete der Mann. „Warum?“ ſagte der Herr. „Er fände dich da nicht!“ antwortete der Bauer kaltblütig. „D — — Schelm, jetzt mach', daß fortkommſt!“ „Allweg!“ ſagte der Bauer. „Aber daß das Geld kommt, ſonſt komm ich wieder!“ „Häb nit Kummer, will dir nicht Müh' machen, begehre dich nicht zu ſehen, du alter Schelm, was du biſt!“ Darauf gab der Mann keine Antwort, ſondern marſchirte vergnüglich ſchmunzelnd am langen Stecken langſam ab. Das Geld kam wirklich alsbald, aber in den ſchlechteſten Sorten, welche man auftreiben konnte, abſonderlich in Coburgiſchen Sechskreuzern, welche faßweiſe in die Schweiz verſchleppt worden waren. Das war ein Erleſen und Zählen! Wenn alle Flüche dabei den Coburgern in die Beine gefahren, ſo ſoll es Niemanden wundern, wenn ſie das Podagra ſchrecklich kriegen.

Man hatte die Rechnung auf den Frauentag verlegt, d. h. auf Maria-Verkündigung. Es iſt ſonderbar, daß im Namen Frauentag die Mehrzahl liegt. Wir denken, unſere Vorfahren haben dabei an die Eva gedacht, durch welche die Sünde in die Welt kam, die böſe Luſt, und an Maria, durch welche der Heiland kam, die Liebe. So hat der Tag ſeine doppelte Bedeutung, namentlich in Beziehung auf das Weib, und zwar noch bis auf den heutigen Tag. Denn noch bis auf den heutigen Tag kommt vom Weibe vornehmlich das Böſe und das Heil, die böſe Luſt und die Liebe, Satanas oder Gott! Des Weibes Bedeutung ſcheint geſetzlich nicht beträchtlich, und es iſt recht ſo, das Weib iſt nicht geſetzlicher Natur, kehrt ſich wenig an Geſetze, wie Eva den Beweis geliefert hat. Des Weibes Macht und Herrſchaft liegt im Gemüthe und dieſes Gemüth iſt unter kein Geſetz zu thun, es iſt kein äußerliches, und ſeine Macht iſt eben deswegen ſo groß, weil kein Geſetz ſie begrenzen kann. Sie ſtreitet nicht mit den Waffen des Mannes, mit Wort und Schwert um Land und Gut: mit dem Säuſeln, in welchem der Prophet Gott erkannt, gewinnt ſie Gemüther, über dieſe herrſcht ſie, dieſe kämpfen für ſie. Man ſpricht viel und verächtlich von Weiberregiment, da weiß man nicht, was man ſpricht: wo rechte Weiber ſind, iſt dies Regiment überall. Das kennen freilich nicht Alle, und wenn ſie verächtlich von einem ſolchen Regimente ſprechen, ſo werden ſie blos das meinen, welches äußerlich wird, die Stelle des Mannes einnimmt und ſich in Dinge miſcht, die nicht des Weibes Amt ſind. Dieſes Regiment iſt allerdings bald lächerlich, bald verächtlich, wenn es nicht durch die Noth oder des Mannes Untüchtigkeit geboten iſt.

Es iſt dies das Regiment, welches die ausgearteten Weiber dieſer Zeit in Berlin und Paris und ſonſt noch wo anſprechen, und welches ſie Emancipation nennen und Cigarren dazu rauchen. Die armen Geſchöpfe! Für die ſoll man wirklich beten: Vater, vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun! Ja, wenn wirklich die Weiber alle ſo wären, ſo begriffen wir die Angriffe auf die chriſtliche Ehe ganz gut; denn wer zum Kukuk möchte ſich auf Lebenszeit an ein ſolches Geſchöpf binden, deſſen Liebe nur Begehren iſt, das nichts iſt, als der Affe des Mannes, nur um einen guten Theil böſer und naſchhafter. Dieſe ſogenannten Weiber haben nie einen rechten Frauentag gefeiert, und wir bedauern das Land, wo dieſer Tag nicht alljährlich gefeiert, die wahre Weihe des Weibes nicht ausgeſtellt wird vor den Augen des Volkes, wie die Katholiken ihre wunderthätigen Reliquien ausſtellen: männiglich zu Nutz und Frommen, zur Erbauung und zur Nachahmung. Wahrſcheinlich damit in der Vehfreude dieſes Feſt in ungemiſchtem Glanze begangen werden könne, konnte man die Schlußverſammlung doch nicht halten. Die Coburger waren nicht recht gezählt, man konnte das Ketzerwerk nicht einrichten, daß es ſich gehörig traf, und mit der Rechnung ſah es gar wunderlich aus, als der Sachkundige ſie zurechtgebracht. Man ging drüber und wieder drüber, konnte es nicht anders finden und durfte dieſelbe doch faſt nicht vorlegen. — Nun wollen wir nicht behaupten, daß an ſelbigem Tage, wo alſo der Abſchluß wieder verſchoben wurde, ſehr viel von des Weibes Weihe auf den Geſichtern der Vehfreundigerinnen ſichtbar wurde. Wir glauben auch behaupten zu dürfen, daß, wenn ſelbigen Tages der Pfarrer auch herrlich gepredigt hätte von des Weibes hoher Beſtimmung in Liebe und Langmuth, im Stimmen der höhern Saiten er wenig Anklang gefunden hätte. Ja, vielleicht hätte die eine oder die andere Frau, ja vielleicht mehrere geſagt: „Er iſch geng d'r glych Stürmi!“ Beſſer hätte er es vielleicht getroffen, wenn er über die Männer gedonnert hätte, welche den Engel Gabriel zum Muſter nehmen ſollten und es nicht thäten. Der hätte der Maria nur Liebs und Guts verkündet, ſei auch nicht betrunken wie ein Schwein zu ihr gekommen, ſondern ganz nüchtern. Hier ſeien die Männer ganz das Gegentheil, hätten von dem Engel auch nicht einen Schatten. Sehe man ſie von Weitem, müſſe man ſchon vor ihnen erſchrecken, kämen ſie heim, thäten ſie wüſt, begehrten auf mit Frau und Katze. Am Ende müſſe man Gott danken, wenn ſie noch mit Schnauben und Toben im Hauſe herumfahren könnten, wie der Teufel im Buche Hiob, und nicht alle Viere von ſich ſtreckten wie Kälber. Söffen Wein wie Nilpferde Waſſer, während die Weiber kein Tröpflein Milch hätten und verſchmachten müßten wie die Hagar in der Wüſte, die ein Unflath von Mann, der alte Abraham, fortgejagt, thäten dick in den Wirthshäuſern, während die Weiber daheim keinen Kreuzer hätten, Kaffee zu kaufen. Aber die ſollten nur warten, es werde Alles vergolten auf der Welt. Wenn die Weiber recht wüſt thäten und die Männer recht vaterländiſch cujonirten, ſo hätten ſie Recht, mehr als Recht, und die Männer ſollten ihnen noch Dank wiſſen, denn wenn ſie einmal der Teufel nehme und ſie ſo recht liebe auf ſeine Art, ſo komme es ihnen nicht ſo ungewohnt. Wenn der Pfarrer ſo gepredigt hätte, wohl, das hätte Anklang gefunden. Die Weiber wären noch eine ganze Stunde dageſeſſen mit offenem Maul, des Nachtrags gewärtig, z. B. wie Dieſer und Jener ſichtlich und lebig geholt worden. Als die Weiber endlich den Mund zugebracht, wäre das Erſte geweſen, was ſie geſagt: der könnte, wenn er wollte, machte er es alle Sonntage ſo, ſie fehlten keine Predigt. Das wär' jetzt einmal evangeliſch und himmliſcher Troſt, wie man ihn nöthig hätte in dieſem ſchrecklichen Leben, in dieſer niederträchtigen Welt!

Am Ende kam doch das Ende, die Coburger Sechskreuzerle waren gezählt und die Rechnung ſo, daß ſie nicht mehr anders gemacht werden konnte. Die Käsrechnung wurde zuerſt vorgelegt. Rechnungen werden bekanntlich von den wenigſten Menſchen begriffen, und ſehr viele von Denen, welche von Amtswegen ſie paſſiren ſollen, begreifen ebenfalls keine. Es iſt alſo unſern Vehfreudigern nicht zu verargen, wenn es ihnen nicht viel beſſer erging. Sie zogen an ihren Pfeifen, und hier und da fragte Einer: „Iſt ſie noch lang?" Am Ende kam das Ende, und war Alles gutgeheißen unter Vorbehalt von Irr- und Mißrechnung.

Nun kam die Hauptſache. Jedem ward ein Zettel gegeben mit dem Reſultat ſeiner Lieferungen, der Angabe ſeiner Forderung und der Reſt derſelben in (etwas miſerabel) klingenden Coburgern. Zudem verkündete der Hüttenmeiſter, wegen den Käſen, welche der Secretär zum Verkaufen gehabt, ſei die Sache noch nicht ausgemacht. Es ſeien da allerlei Anſtände, wo man es beſſer gefunden, die Sachen von einander zu ſcheiden. Er wolle aber anfragen, ob man die Sache ſo genehmigen wolle oder ob man es anders meine, ſie ſollten reden, jetzt ſei Zeit dazu. Hätte man warten wollen, bis Alles im Reinen ſei, ſo hätte das noch lange gehen können. Daher habe man es ſo gemacht, und jetzt habe ja Jeder Geld. Das ſei recht, hieß es, man habe ſchon lange genug gewartet. Aber wegen dem Andern, wegen den Käſen, welche man Eglihannes zum Verkaufen übergeben, wolle man wiſſen, woran man ſei. Es wolle ſie faſt dünken, es ſtinke in der Fechtſchule. Da erhob ſich Eglihannes wie eine angeſchoſſene Majeſtät — das will bei uns ſo viel ſagen, als wie ein angeſchoſſener Eber. Er lärmte ſchrecklich, wie man ihn verdächtige, verläſtere, er am Ende Aller Sündenbock ſein ſolle, das ſei der Dank für Alles, was er mit Rath und That der Geſellſchaft gethan. Habe er Etwas gemacht, was nicht recht ſei, ſolle man es ihm beweiſen, er wolle es darauf ankommen laſſen. Wenn Käſe geſtohlen worden, ſo könne er nichts dafür, er habe den Schlüſſel nicht immer in ſeinen Händen gehabt, und wenn er heute nicht Geld habe, ſo ſei er nicht ſchuld. Wenn er die Käſe habe verkaufen wollen, ſo habe er in dieſer böſen Zeit Termine machen müſſen, und zum Betreiben habe er keinen Auftrag erhalten. Wenn auch hin und wieder Etwas eingegangen, ſo habe er auch zu fordern, das Käsſalzen einen ganzen Winter durch mache ſich nicht umſonſt, und ob er alle Läuf' und Gäng' und Mühe umſonſt gehabt haben ſolle? Und wenn ihm Einer da ſtürmen wolle wegem Gewicht, ſo ſage er ihm gerade in's Geſicht, er ſei ein Eſel. Es wiſſe ja jedes Kind auf der Gaſſe, wie viel ein Käs leichte in einem langen Winter, ja, jedes Kind wiſſe es, aber Kälber und Kühe freilich nicht, und dazu ſchlug er auf den Tiſch, daß Alles weit umher krachte. Er war groß in ſeinem Zorn, der Eglihannes; es wirkte aber auch. Die Verſammlung war verblüfft; ſcheinbar hatte er etwas Recht. Die Sache mit ihm ordentlich auszufegen, zeigte Niemand Luſt. Es iſt ſehr merkwürdig, wie ſehr ein ſolches Wüſtthun imponirt, beſonders in öffentlichen Angelegenheiten, da iſt der Schlotter alsbald da; ja ſo weit, daß öffentliche Beamtete mit der Gewalt in der Hand in die Hoſen gehen ließen, wenn Einer, der in das Zuchthaus gehörte, vor ihnen ſo recht auf den Tiſch ſchlug, daß der Schreiber ſieben Tage lang an Händen und Füßen zitterte. So was iſt aber nicht neu, vide Exempel an Pontius Pilatus; das war auch ſo ein Richter, den man mit Aufbegehren in's Bockshorn jagte, dieweil er Menſchen mehr fürchtete als Gott, und dieweil er nicht ſauber über das Nierenſtück war, und dieweil man ihm Manches ausbringen konnte.

Ja, und jetzt, wie viele Richter in der Welt fürchten Gott nicht, und, Herrgott! wie ſehen erſt die Nierenſtücke aus! Iſt ſich daher zu wundern, daß man mit Aufbegehren ſo ungeheuer viel ausrichtet, daß Richter auf den Gaſſen von Verbrechen ſprechen, von denen ſie in ihrem Gerichtszimmer nichts wiſſen wollen, im Allgemeinen ſich wie Bullenbeißer geberden, in beſtimmten Fällen wie Hoſenſcheißer, daß bekannte Betrüger, Wittwen- und Waiſenſchinder, Meineidige, Staats- und Gemeindsdiebe um ſo ſicherer ſind, je gröber ſie es treiben, ſe unverſchämter ſie ſich geberden? In ihrer Perſon iſt der Betrug geheiligt, und der Betrogene kann mit langer Naſe nachſehen, für ihn iſt weder Geſetz noch Richter da. Begehrt er auf, ſo ſoll er an Allem ſchuld ſein, die Sache verkehrt gemacht haben. Daher kommt es Einem öfter vor, als ſeien die Richter von Staatswegen nicht dafür da, die Geſetze zu handhaben, ſondern den Verbrechern die Löcher zu zeigen, durch welche ſie entſchlüpfen können. Ein ſauberes Richteramt! Was wohl einſt der Teufel mit dieſen Verwaltern anfangen wird? Gerade unter dieſe gehörte jetzt Eglihannes, ſowie er in ſeinen ſchönen Tagen unter die gehört hatte, welche die Macht in Händen haben, aber die Menſchen fürchten ſtatt Gott, und nicht ſauber über's Nierenſtück ſind. Er wußte, was Aufbegehren für einen Eindruck macht, darum ſparte er es nicht und hatte ihm bereits viel zu verdanken. Einem Andern, der nicht Kniffe verſtanden und kein grobes Maul gehabt, wäre es in der Lage von Eglihannes längſt an die Beine gegangen.

Die Männer zogen auf Eglihanneſe Donnerwetter beträchtlich die Pfeifen ein, bloßes dumpfes Grollen ward noch hörbar, das werde eine ewige Rechnung geben ſollen; eine Unterſuchung wäre doch gut, eine Commiſſion wäre am beſten. Die größte Erfindung der Neuzeit ſind wohl die Commiſſionen, und deren Erfinder liegt in Dunkelheit begraben, ſein Name iſt der Nachwelt unbekannt, ſie kann nicht dankbar ſein, wenn ſie ſchon wollte — es iſt ſchrecklich! Den Namen des Erfinders der Schießbaumwolle kennt man dankbar, und mit der Schießbaumwolle ſprengt man Sachen in die Luft, mit den Commiſſionen ſorgt man dafür, daß Alles ordentlich bleibe, wo es iſt, ſie ſind die großen Dämpfer auf der gährenden Welt, Schießbaumwolle und Commiſſionen ſind entgegengeſetzte Mächte, und den Erfinder der Commiſſionen kennt man nicht! — Ehe ein Mehr gemacht, einer Meinung zur Oberhand zu verhelfen, unterbrach Peterli im Dürluft die Verhandlung. Er kam mit ſeinem Zettel, auf dem ſeine Bilanz verzeichnet war, und ſagte: „Ammann, du, was ſoll das machen auf dem Papier? ich kann mich auf die Sache nicht verſtehen.“ Der Ammann nahm das Papier, machte ein Schelmengeſicht und ſagte endlich: „He, das ſoll machen, daß du noch 10 Kreuzer herauszahlen mußt!“ Da bebte die Käshütte, als thäte Simſon am Pfeiler rütteln, aber es war kein Simſon da, ſondern ein allgewaltiges Gelächter, wie es unerhört war auf der Vehfreude, fuhr an den Wänden herum und donnerte unterm Dache. Peterli 10 Kreuzer herauszahlen! Peterli machte ein wunderliches Geſicht und ſagte: er laſſe ſich nicht vexiren, nicht einmal von einem Ammann. Das werde nicht in der Rechnung ſtehen, ſonſt ſei es eine Schelmenrechnung und ein Spitzbub Der, welcher ſie gemacht! Aber er hatte bös reden, es hörte lange kein Menſch auf ihn. Es hatten natürlich Alle Eiſi ſehr lieb und freuten ſich nun ſehr über dieſe conſtatirte Thatſache, von der man bereits allerlei gemuckelt hatte, und um die Peterli als Rechnungsreviſor Etwas geahnet haben mußte, ſie jedoch in ihrem Umfange nicht begriffen. Als man endlich nach dem Lachen wieder ein vernünftiges Wort reden konnte, ſagte der Ammann: „Thäte nicht ſo wüſt an deinem Platze, Peter, nützt doch nichts. J'Sach iſt wie ſie iſt, wirſt ſie nicht ändern; anfangs wollte ich es auch nicht glauben, aber als ich den Schaden anſah, mußte ich es glauben. Es iſt mir leid für dich, ein andermal paſſ' deiner Frau etwas beſſer auf“ „Sie wird das Recht haben, wie die Andern auch, holen zu laſſen, was ihr beliebt!“ ſagte Peterli. „Allweg,“ ſagte der Ammann, „und muß ſich gefallen laſſen, daß aufgeſchrieben wird wie allen Andern auch.“ „Ja, wenn Alles aufgeſchrieben worden wäre wie bei Eiſi, es hätte bei Andern noch ganz andere Rechnungen gegeben, meine Frau wird nicht allein ſein,“ ſagte Peterli. „Allweg nicht, aber ſo gut hat es doch keine gemacht,“ ſagte der Ammann. Peterli fuhr fort wüſt zu thun und ergrimmte im Herzen über Eiſi, daß es ihm das gemacht, ſein Lebtag werde das nicht vergeſſen, ſondern alleweil vorgehalten werden, dachte er und mit Recht. „Du kannſt jetzt zuche,“ rief er dem Nägelibodenbauer zu, „z'Sach iſt ja dein!“ „Bedank' mich,“ ſagte dieſer, „ſo iſt's nicht gemeint; daneben biſt mir noch lange gut genug.“ „Glaub's,“ ſagte Peterli, „ſo Einer wie du vermag zu warten, wirſt aber auch müſſen, wenn das Schelmenwerk nicht aufgedeckt wird.“ „Nit, nit,“ ſagte der Ammann, „z'Sach iſt lauter, gebt doch das Buch!" Ach, Peter hätte noch 10 Kreuzer gegeben, wenn er geſchwiegen, denn nun kam's aus, was ſein Eiſi für eine Schlecke war, wie viel an Anken, Nidle, Zieger es verbraucht, von dem weder Peter noch die Kinder, bis auf den Buben, der es gebracht, je Etwas geſehen.

Erſt glaubte Eiſi, der Senn mache nicht auf, ſpäter hatte es keinen Begriff mehr von der Sündenlaſt, welche es ſich zuzog. Das iſt das Heilloſe mit dem Dingsnehmen und Aufſchreibenlaſſen, man hat keinen Maßſtab mehr, vergißt die Hälfte deſſen, was man genommen. Fragt man endlich nach der Summe, ſo kommt ſie ſo entſetzlich und man glaubt ſich betrogen. Es macht nichts leichtſinniger, als auf Borg nehmen können, das erfährt Niemand beſſer als Beamtete vom Lande, wo man baar zu zahlen gewohnt iſt, wenn ſie in die Stadt ziehen, wo man aufſchreiben läßt und nach dem Neujahr das Conto gewärtigt.

Für ſo Etwas beweiſen die Weiber eine ungeheure Faſſungskraft. Sobald eine neue Dame in die Stadt zieht, fallen die andern über ſie her, unterrichten ſie in der Kunſt, aufſchreiben zu laſſen. Aber wie manchem guten Ehezüttel, der am Staatskarren den Staatsgaul ſpielt, wird es himmelblau vor Augen, wenn nach dem Neujahr die Contos geſchneit kommen hageldick, und immer neu die Glocke geht und immer neu die Stimme eines Würgengels die Treppe auftönt und ruft: „He, Herr oder Madam laſſen ihren Reſpect vermelden, und da ſei das Conto! Wenn's gelegen iſt, kann ich gleich darauf warten!" Ja, da giebt's Katzenjammer, welcher gewöhnlich ſo lange dauert, bis er chroniſch wird.

Alſo Peterli, ſtatt etwa 100 oder mehr Gulden, die er hätte haben können, ſollte noch 10 Kr. herausgeben. Es waren die Meiſten mehr oder weniger getäuſcht, und namentlich durch den Rückſtand von Eglihannes. Man rechne, zwiſchen 40—50 Centner Käs, der Centner, wenn nicht à 13, ſo doch an 12 Thaler, und manches Pfund Butter und manche Maaß Nidle verbraucht, was mancher Mann nicht wußte, aber herausgeben mußte doch Keiner; das Unglück des Einen machte alles Andere gut, die Uebrigen mit ihrem Loos ganz zufrieden. So geht es in der wüſten Welt, das Unglück der Einen iſt der beſte Troſt der Andern. Einer machte den Antrag, Peterli die 10 Kr. zu ſchenken; Einer wollte ihm eine Leibwache mitſchicken, den Senn und den Eglihannes, oder Eiſi herunterkommen laſſen, damit es die Rechnung prüfe und gutheiße, wollte ihm den bekannten Jungen als Boten ſchicken, kurz man trieb es arg, und darob ward der Handel mit Eglihannes vergeſſen. Als ihn der Ammann wieder aufnehmen wollte, waren ſchon Viele weg; dieſe hatten nicht erwarten können, die Geſchichte mit Eiſi heimzubringen, ſie wußten, die war noch willkommener als das Geld. Der Handel mußte auf eine andere Käsgemeinde aufgeſchoben werden. Sie ſollten nur machen, was ſie könnten, drohte Eglihannes; er ſei auch noch da und fürchte die Bauern von zehn Dörfern nicht. Es ſei Keiner, der nicht Dreck am Stecken und ſich in Acht zu nehmen habe, daß man ihn nicht ſtinkend mache..

„So hat man's mit dieſem Volk," ſagte der Ammann, „es macht was ihm gefällt, und am Ende ſollte man es noch fürchten!" „Warum hört man doch auf ſolche Leute und giebt ihnen dazu noch d' Sach i d' Händ?" fragte man. „Einmal, ich ſtimmte ihm nicht und werde ihm nie ſtimmen, ſo dumm bin ich nicht, und ich nicht, und ich nicht!" ſchrie man, und am Ende hatten Alle nicht dazu geſtimmt und Alle voraus gewußt, wie es gehen werde, und der Teufel wußte, woher Eglihannes die Stimmen gekommen waren. Aber nach einigen Tagen oder Monaten, je nachdem, hätten Alle ihm wieder geſtimmt, und nach einigen Tagen oder Wochen behauptet, ſie hätten es nie über das Gewiſſen gebracht, einem ſolchen Menſchen zu ſtimmen, wo man ja beſſer innen und außen kenne, als des Vaters Werktagskutte. So iſt der Menſch, und namentlich ſeit die Welt und die Schulmeiſter radical geworden.

Als nun keine Verſammlung mehr erhältlich war, ſo meinte Einer: „He nu ſo de, ſu gange ih is Wirthshus u ha e Schoppe, für 10 Kr. bekomme ich einen." Man lachte, und wie dem Rattenfänger von Hameln die Kinder, liefen dieſem Schoppenfreund die Männer nach, und mit dieſen in beſtändigem Gezänke wie an einer

Kette gezogen auch Peterli. Dem war es nicht wohl, der war in engen Hoſen, der durfte nicht heim, der wollte was beſſern und wußte nicht wie. So ein armer Föſel iſt doch wahrlich übel daran: ein Geſpött der Männer, ein Plumpſack der Weiber. Es war ein luſtiger Abend im Wirthshauſe, die Meiſten ließen die gute Laune los über Allerlei und namentlich über Peterli und ſein Eiſi, aber ſo, wie es am verflümertſten iſt, nach und nach, immer mehr unter der Maske der innigſten Freundſchaft. Anfangs gab es Stichelreden, ob er heim dürfe, ob er mit dem Nägelibodenbauer g'meinet, wie manchmal er habe Kindbetti halten müſſen u. ſ. w. Er gab böſen Beſcheid; der Nägelibodenbauer, der diesmal auch da war, hatte Erbarmen mit ihm, wollte einlenken, und zwar im Ernſte. Er ſagte, das erſte Mal fehle man leicht, aber das zweite Mal werde es ſchon beſſer gehen, Erfahrung bringe Wiſſenſchaft; alle Dinge müßten gelernt werden, anfangs wiſſe man mit keiner Sache recht umzugehen. Allweg ſeien die Käſereien ein großer Vortheil, ſie brächten ſehr viel Geld in's Land, und viel, viel tauſend Säume Milch würden zu Geld gemacht, die ſonſt zu Schanden gegangen. Aber man müſſe Verſtand brauchen, nichts übertreiben, aller Sache eine Rechnung machen und nicht die Natur ändern und zwingen wollen von Land und Vieh. „Du haſt gut reden," ſagte Peterli, der noch böſe war, „wenn mir ſo viel Geld nebenbei einginge wie dir, ich wollte auch nicht klagen."

Sepp verſtund den Stich nicht, wie es oft geht, ſondern ſagte: „Das hat zu dieſer Sache nichts zu ſagen, das kam ung'ſinnet, ich vermag mich deſſen nichts, und mit einem Male iſt's vorbei. Aber mit dem Käſen iſt es nicht ſo, das kommt alle Jahre wieder, das muß man recht nutzen lernen, dann kommt es gut. Du biſt gerade der rechte Mann dazu, einen fleißigern giebt es nicht, ich habe ſchon manchmal zu meiner Frau geſagt: Lue doch, Peterli arbeitet noch, und ſchon ſeit einer halben Stunde hocke ich auf der Bank und habe Feierabend." Sepp ſagte dies gutmüthig, um Peterli guten Muth zu machen, ihm den Stachel aus dem Herzen zu ziehen. Peterli nahm es auch gut auf, denn das Rühmen iſt ein Angel, an welchem man nicht blos Fröſche, ſondern, zu rechter Zeit ausgeworfen, die ſchönſten

Krebſe und Fiſche fängt. — Alsbald merkten einige Schälke, daß Peterli gebiſſen, und zogen ſachte an der Schnur den mächtigen Fiſch. Sie rühmten Peterli nicht nur, wie er fleißig ſei, ſondern auch wie er den Handel verſtehe, wie er keinen Kreuzer z'unnutz ausgebe, wie gar weiſe ſei, was er ſage, wie man ſchon oft zuſammen geredet, er ſollte in's Sittengericht, wie ihn da der Pfarrer nicht wolle, oder in den Gemeinderath, aber da halte ihm der Ammann den Fuß vor. Er wüßte nicht, was er dieſem z'wider dienet hätte, meinte Peterli. „He," ſagte Einer, „ich weiß, was es iſt! Ich glaube, Peter wäre ihnen recht, aber ſie ſcheuen ſeine Frau. Der ſagt er in Gottes Namen Alles, was er weiß, und was das für Eine iſt und wie ſie Alles ausbriefſt, weiß man." „Ho," ſagte Peterli, „ſie weiß doch noch Sachen, ihr würdet die Augen aufthun, wenn ſie damit ausrückte." „Bin nicht dawider," ſagte Einer; „ſie wird vielleicht den Teufel fürchten. Habe einen Ton davon gehört, der ſolle ihr ſtark aufſäzig ſein. Wird nit höhn," ſetzte dieſer hinzu, „es iſt nur zum Lachen, und wir ſind da unter Freunden. Aber Spaß apart, wir haben ſchon oft zuſammen geſagt, wir Manne untereinander: Peter im Dürluft wär' einer von den Erſten, wenn ſeine Frau wäre wie er. Nit, wir wollen ſie nicht geſcholten haben, ſie iſt wie manche Andere, ja es giebt noch viel böſere; aber ſie iſt einmal nicht wie er, ſie weiß ſich nicht zu rangiren und macht zu viel mit dem Maul. So eine rechte Bäuerin ſollte mit den Händen das Meiſte machen. Nit, daß ſie nichts macht, hat viel Kinder; aber, Peterli, du biſt ihr doch Meiſter, und wenn du eine Frau hätteſt, die dir ſo recht beiſtünde, ſo eine von deinem Schlage, du wäreſt ein anderer Mann, es iſt ſo an einer Frau gruſam viel gelegen, man glaubt es nicht!"

Das waren alles Worte, welche ein Herz breiweich machen mußten, beſonders wenn noch Wein dazu gegoſſen wurde. Es wurde Peterli nach und nach ſeltſam im Gemüthe, wohl und weh, und dazu ward es ganz weich wie eine abgeſtandene Birne. Er begann zu ſeufzen und ſagte: man könne nicht Alles zwingen, ſehe nicht Alles voraus, wer Alles wüßte, würde bald reich; ung'ſinnet trappe man manchmal hinein und nehme einen Schuh voll heraus. Ueber Eiſi wolle er nicht klagen, es ſchaffe eben nach ſeinem Verſtand, komme in Gottes Namen nirgends hin, nehme jede Sache ſieben Mal in die Finger, ſtatt nur ein Mal, und trage ſie ſieben Mal von einem Orte zum andern, ſtatt gleich an's Rechte. Er habe es manchmal b'richten wollen, aber es ſei ihm verleidet, es habe Zehn auf Eins gewußt, und er habe gefunden, er ſei am wöhlſten, wenn er ſich drein ſchicke und es nehme wie es komme. Je mehr Peterli von ſeinen Kameraden bedauert wurde, deſto weicher wurde ſein Herz, deſto weiter ging es auf, er ſchüttete den ganzen Braten aus. Die Andern berſteten faſt vor Lachen, während ſie ſich ganz treuherzig geberdeten. Sie begannen nun den zweiten Theil ihres Spaßes: ſie fingen an zu b'richten, wie ſie es ihren Weibern machten, wenn ſie nicht nach ihrem Sinn thäten, und wie ſie dieſelben dreſſirten, bis ſie wüßten, was Trumpf ſei und wo es durch gehen müſſe. Worauf dann Peterli gewöhnlich antwortete: „Geh' und probire das bei Meiner, die würde dich ſchön rangiren, daß du wüßteſt, daß Eiſi nicht Babi wär'." „Und iſt Eiſi nicht Babi, ſo mußt du der Mann ſein, welcher Eiſi curanzen kann, ſo gut als ich Babi," antwortete ein Anderer. „Und das mußt, wenn du in den Gemeinderath oder in's Sittengericht kommen willſt, und ſchade wär's, wenn du nicht darein kämeſt, du ſtündeſt dem Einen wie dem Andern wohl an, und die ganze Gemeinde könnte ſich fry meinen mit einem ſolchen Vorgeſetzten." Wir fragen, wo iſt wohl ein Peterli, welcher ſolchen Zauberſprüchen widerſtanden wäre? Ach, es dünkte ihn ſo ſchön, Sittenrichter zu ſein, und Elſi machte ihm ſo angſt, und bald fühlte er großen Muth, that Gelübde, wie es fortan gehen müſſe; dann fing er an zu weinen und kriegte das trunkene Elend jämmerlich. Das war eine Freude! Der Nägelibodenbauer hatte endlich doch Erbarmen, mahnte an's Heimgehen und ſprach Peterli Troſt ein. Es werde noch gut kommen, ſagte er ihm. Seine Kinder wüchſen nach, könnten ihm alle Jahre mehr helfen, das Land beſſer bearbeiten, Dienſtboten überflüſſig machen, und dann gebe er einen rechten Mann ab. „Aber ſie folgen nicht, ſie folgen in Gottes Namen nicht! Gäb, was ich ſie heiße, machen ſie was ſie wollen, ſie äſtimiren mich nicht, es iſt, als ob ich nichts ſei, gar nichts!" und ſomit heulte Peterli wiederum erbärmlichſt.

Die Neckenden wußten nicht mehr, ſollten ſie lachen oder mit weinen. Dem Nägelibodenbauer ward angſt, er redete ernſtlichſt vom Heimgehen. Bekanntlich iſt mit dem trunkenen Elend zumeiſt eine große Zärtlichkeit verbunden. „Ach, Herzensfreund, o Sepp, o mein Sepp, verlaß mich nicht, du biſt mein Bruder! Ach, wenn ich dich nicht hätte, ach! Ja, heim will ich auch," fuhr Peterli auf, „heim, will Eiſi d'r Gring abhaue, Eiſi muß e angere Gring ha! D'r Dräyer macht ihm ſcho e angere us er e alte Keygelkugle. Abhaue, ja abhaue! Ja, du liebe Seel, du Herzensbruder, chum, mußt m'r helfe! Häb de Eiſi d' Häng, ſuſt kräbelt's mih, byßt m'r z'erſt d' Finger ab u de d'r Gring!" Das wär' es ſtrubs Byſſe, er möchte ſeine Zähne nicht dazu geben, aber von Weitem zuſehen, wie das ginge, ſelb wäre ihm ſchon recht, meinte Einer. „Ja, Zeit wär's," ſagte Sepp, „daß wir gingen, er kann mich doch erbarmen. Aber eine Maaß zahlte ich, wenn er heim wäre, das Heimführen kommt doch an mich." „Wir laſſen dich nicht im Stich," ſagten die Andern. „Geh' mit ihm voran, wir ſind dir immer bei der Hand, am Ende giebt's doch noch was zum Lachen." Nun hatten ſie aber ihre liebe Noth mit Peterli, der bald nicht fort wollte, bald ein Meſſer oder einen Säbel verlangte, dann dem Nägelibodenbauer um den Hals fiel und ihn faſt zu Boden riß. „O Sepp, o Sepp! o Freund!" rief er, „denk' an mich, bin ich 'mal Sittenrichter, ſo will ich dich ſchonen und helfen, zähl' auf mich! Deine Frau ſoll mir beim D — — nie vor's Sittengericht, aber Ammanns Felix wohl, der D — — Schelm, und deiner Frau Schweſter auch nicht, das D — — Täſchli, ich will ihm auch ſchonen, aber es ſoll mannen u wär's d'r Tüfel! Aber Eiſi muß mir vor's Sittengericht, aber z'erſt muß ihm d'r Gring ab! Denk', wenn's d'r Gring no hät, ſo wär's nicht richtig, es ſagte Allen wüſt, mir und d'm Pfarrer am meiſten, und wenn ich heimkomme, ſo prügelt es mich, prügelt mich, prügelt, prügelt —" und Peterli heulte wieder jämmerlich. So kamen ſie auf den Dürluft, es war wohl weit über

Mitternacht. Was derweilen Eiſi für einen Zorn verwerchet hatte, kann jede Frau ſich denken, deren Mann zuweilen nach Mitternacht heimkommt, und zwar dann gewöhnlich, wenn man ihn am liebſten früh wollte, wenn er Etwas heimbringen ſollte, Geld oder ſonſt was Rares. Eiſi hörte, daß der Mann nicht allein ſei und wollte nicht öffnen. Als es aber Peterli erſt heulen, dann fluchen hörte, wie dem Donner d'r Gring ab müſſe, als er ſagte: „Sepp, o Sepp! häb's de fry v'rflucht, daß es mih nit byße cha!" und dann das Lachen der Andern hörte, kam der Zorn über ihns, es riß die Thüre auf und kam heraus. Die Begleiter verſteckten ſich beſtmöglichſt in dem Dunkel, Sepp hätte es auch gerne gethan, aber er konnte nicht, Peterli hielt ſich an ihm; ihn alſo erkannte Eiſi. Nun ging es aber los, daß Sepp gewollt hätte, er wäre ſieben Meilen hinter Danzig. Eiſi legte los, wie es noch Niemand gehört hatte. Peterli fluchte und heulte.

Es war da oben ein Sabbath, wie er ſicher ſchöner und bezeichnender auf dem Blocksberg nicht erlebt wurde. Sepp war am übelſten dabei. Peterli klammerte ſich zitternd an ihn an, bat, er ſolle Eiſi halten, er wolle den Kopf abmachen. Eiſi überſchüttete ihn mit den ärgſten Schimpfreden, ſagte, er werde wieder daheim Ammanns Bub Platz gemacht haben, indeß er da herumlaufe. Der Bub habe es gut, der finde die Eine daheim, wann er wolle, die Andere hinter ſedem Zaune. „Häb nit Kummer," tröſtete Peterli, „wenn ich Sittenrichter bin, ſo mußt du nicht vor's Sittengericht und deine Frau auch nicht, es ſoll dir Niemand was thun!" Sepp begriff das Ganze nicht, wurde aber zornig und verlegen, denn was ſollte er machen, jetzt war er zum Hund im Kegelſpiel geworden, über den das Publicum am meiſten lachte. Weglaufen durfte er nicht, mit Eiſi ſich in Kampf einlaſſen, handgreiflich oder mündlich, mochte er nicht; da kam ihm das Rechte. Plötzlich trat er auf Eiſi zu und ſagte langſam mit tiefer Stimme: „Schweige! Redeſt du noch ein Wort ehe am Morgen der Hahn gekräht hat, ſo holt dich der Teufel lebig, und wer am Morgen aufſteht und will luegen, was für Zeit es iſt, ſieht dich dort oben auf dem Kirchthurme auf dem Hahne reiten! Denk' daran, du weißt was der Teufel kann!" Das ſtellte Eiſi alsbald das

Redewerk, es war ein radicales Pflaſter auf ſeinen Mund. Es nahm den Peterli und riß ihn gegen die Thüre, trotz ſeinem Proteſtiren, er ſei Sittenrichter, es ſolle ſich in Acht nehmen vor ihm, ſonſt müſſe es ihm vor. Unterdeſſen verſchwand Sepp, die Andern auch, und wie das Ehepaar die Nacht, bis der Hahn krähte, verbrachte, wiſſen wir nicht, was die Andern machten, daheim ihren Weibern ſagten, eben ſo wenig. Der ganze Spuk verſtob eben auch wie der Spuk auf dem Blocksberg — in alle Winde.

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Katzenjammer von Liebe und Käs.

Von Allem, was ging, wußten Felix und Änneli wenig. Die Frau Ammännin hatte Felix Eine aufgeſtöbert, welche ſie ihrem Sohne ebenbürtig glaubte, daneben für ein anſtändiges Menſch hielt. Es war ebenfalls eines Ammanns Tochter zu Rächlige. Der war auch ein reicher Blütterlüpf und hatte nur zwei Kinder. Leibs halb war ſie brav genug, und wenn ſie an einem Markte erſchien, kam ſie daher wie ein Pfauenmännchen, wenn es das Rad ſchlägt. Sie ſchillerte in allen Farben, daß es eine Pracht war, doch wer genauer hinſah, ſah bald luderige Strümpfe, bald plätzete Schuhe, manchmal war ſogar hie und da eine unparteiiſche Oeffnung in irgend einem Kleidungsſtück, wahrſcheinlich ſo eine Art von Zugloch, wie man ſie gegenwärtig in den meiſten Kuhſtällen hat, von wegen dem Dunſt. Sie hatte einen männlichen Schritt; in den neuen, halbbatzigen Wirthshäuſern ließen die neuen, halbbatzigen Wirthe ſie nicht gern tanzen, denn unter ihrem Tritt ſchlotterte das ganze Häuschen wie ein Gallerichkopf. Sie war eine ausgemachte Ariſtokratin, ſelbſt unter der Naſe durch hatte ſie einen ſtarken, ſchwarzen Anflug. Wahrſcheinlich ſagte dieſe Richtung der Frau Ammännin eigens zu, denn auch ſie gehörte derſelben entſchieden an. Sonſt begriff man eigentlich nicht recht, warum ſie dieſe auserwählte, denn das war gerade

Eine, mit welcher ſie kaum unter einem Dache Platz gehabt hätte. Aber Mütter ſind ſehr oft in der Auswahl ihrer Schwiegertöchter einer eigenen Verblendung unterworfen, ſie ſind ſehr oft nicht blos einſeitig, ſondern ſie ſcheinen einäugig, ſie ſehen nur nach einer Seite und nach der andern ſehen ſie nicht, was ihnen in Tod zuwider ſein müßte — die Menſchen ſind halt curios.

Als die Mutter nach vielen Vorreden dem Felix mit dieſem Mädchen kam, ſchüttelte er ſich, lachte und ſagte, es preſſire ihm nicht. Mit einem ſcharfen Blicke fragte die Mutter: „Oder haſt ſchon eine Andere?“ In Felix ſtak der geborne Ammann, d. h. ſo ein quaſi Diplomat, er ſagte: „Öppis Dumms e ſo, was denkſt? Aber wenn du meinſt, das ſei Eine für mich, ſo kann ich ja probiren, es kommt ja nicht darauf an. Aber e Käs wird das kaum geben, hat mir bisher wenig gefallen. Sie trappete mir einmal auf den Fuß, ich glaubte längs Stück, er ſei ab und ſuchte ihn am Boden. Als ich ihn nicht fand, glaubte ich ſchon, ein Hund habe ihn gefreſſen, und kriegte Kummer; zum Glück merkte ich, daß ich ihn noch habe, aber halb ab war er.“ Die Mutter lachte und meinte: „Nun, das ſoll dich nicht abhalten, es iſt ein Zeichen, daß ſie kein böſes Gewiſſen hat, ſondern dem Boden trauen darf.“ Die Mutter hatte das volle Vertrauen zu Felix wieder, fand daher weitere Erörterungen überflüſſig. Felix lebte in einer Art von Fieber, aber glücklich. Natürlich hatte er das Verſprechen von Änneli nicht vergeſſen, ſondern benutzte es fleißig; Änneli mußte es halten. Daß Felix kam, machte ihns glücklich, aber ſo recht unter Furcht und Zittern. Das Haus war, wie alle andern, ringhörig, jedes Räuſpern und jedes Drehen war weither innen hörbar, und ein rechter Bauer ſchläft mit offenen Augen wie ein Haſe, und jede Bäuerin hört mitten im Schlafe, was in Stall und Gaden ſich rührt. Da brauchts Vorſicht, und Bewegungen, welche ſich bedeutend von einer Surrfliege unterſcheiden. Wenn Felix döppelete und wenn er ging, das waren Änneli's glückliche Augenblicke, und was zwiſchen dieſen Augenblicken lag, füllte es mit glücklichem Sinnen aus. Es waren nicht Gedanken mit einem faßbaren Griffe und einem feſtgeſtellten Ziele, es war eben nur ſo ein glückliches Sinnen oder Träumen, ein lieblicher, ahnungsreicher Morgennebel, der auf ſeiner Seele lag.

Aber ſo lange Felix vor dem Fenſter war, ſtand das arme Mädchen ſchreckliche Angſt aus; der ganze Leib war Ohr: hinten lauſchte es nach Bethi, vornen nach Felix. Felix war gewöhnlich zuerſt ſehr unwillig, daß Änneli ihm nur das Schiebfenſterchen öffnete, dann ward er wohl milder, ſagte wohl, es ſei ein gutes Meitſchi, aber ein dummes, daß es ſich ſo ſehr vor der Schweſter fürchte; ſagte, wie leiſe er machen wollte und wie ordentlich thun, wenn es ihn in's Kämmerlein ließe u. ſ. w. Aber Änneli war unerbittlich, und Gewalt durfte Felix doch nicht brauchen. „Aber was willſt mich doch plagen?“ ſagte es. „Bethi will's nicht und hat Recht, was würden die Leute von mir denken, wenn ich dir aufmachte, und was willſt es zwängen, kannſt ja hin unter deines Gleichen, wo de willſt?“ „Was gehen dich und mich die Leute an?“ ſagte Felix. „Ich habe das Recht wie ein Anderer, hin zu gehen, wohin ich will, und wenn ich lieber zu dir gehe, als zu einer Andern, wer will's mir wehren? Oder haſt was dawider, wenn du mir gefällſt? He?“ „Aber Felix,“ antwortete dann Änneli, „wie ſollt' ich dir gefallen, ſo ein armes Meitſchi wie ich bin?“ „Allweg nit wegem Geld, vielleicht wegem Ordelithu und ſonſt noch wegen Etwas, was du aber nicht zu wiſſen brauchſt, wenn du nur weißt, daß du mir gefällſt und ich expreß komme, weil du es nicht haben willſt!“ ſagte Felix. Doch wir wollen das Zanken der Liebe nicht weitläufig beſchreiben, es iſt ſattſam bekannt zu Stadt und Land. Dann begann Änneli zu drängen, bitten, flehen, daß er gehen möchte, aber Felix marterte jetzt Änneli auch, wie es ihn mit dem Oeffnen. Änneli verſuchte Liſten, hörte bald Bethi, bald Sepp. „Meinethalben,“ ſagte Felix gleichgiltig. Es bat d'r tuſig Gottswille. „So gieb es Müntſchi, dann gehe ich,“ ſagte er. Ach Gott! jetzt war das Meitſchi wieder in der Klemme, was ſollte es thun? „Ach Felix, du biſt e wüſte, ſchäm' dich, hätte nicht geglaubt, daß du ſo Einer wäreſt!“ jammerte Änneli. „Nu, mach' was d' witt, aber ich geh' dir my Seel nit!“ Noth bricht Eiſen, Felix fühlte was auf ſeinem Geſichte, das am Fenſterchen war, dann aber ſchob ſich dieſes zu, Änneli verſchwand und Felix ging mit großer Befriedigung ab. Er fühlte den Fleck im Geſicht, den Änneli berührt, den ganzen Tag. Es werde ihm doch nicht etwa ein Knupe (Eiterbeule) wachſen? Wenn es Knupe gäbte von jedem Müntſchi, es kriegten viele Meitſchi g'ſpäſſige Geſichter, dachte Felix. Änneli aber barg ſich unter ſeine Decke, als wenn es nie mehr darunter hervor wollte. Es wollte nicht mehr an die Sonne, es ſchämte ſich ſchrecklich, es hätte weinen mögen, aber das ging nicht; es mußte immer wieder an's Müntſchi denken, und wenn es daran dachte, that es einen neuen Ruck unter die Decke, ſchämte ſich auf's Neue ſchrecklich, und wenn es ſich genug geſchämt, fing es wieder von vornen an, repetirte, was Felix geſagt, und dachte an's Müntſchi — das tuſigs Müntſchi konnte es gar nicht mehr aus dem Sinn bringen.

Am folgenden Morgen durfte Änneli faſt nicht aufſtehen aus Angſt, es möchten es ihm alle Leute anſehen, daß es dem Felix ein Müntſchi gegeben. Den ganzen Tag hatte es rothe Backen, daß Bethi fragte: „Was haſt doch, Meitſchi, daß du ſo roth biſt im Geſicht, haſt Fieber, oder fehlt dir ſonſt was?“ Daß auf dieſe Frage hin Röthe und Verlegenheit nicht abnahmen, kann man ſich denken.

Für Beide wurden die Zeiten immer roſenrother. Felix ſagte nicht nur, wenn er gehen mußte: „Änneli, gimm m'r es Müntſchi!“ er ſagte es auch mitten im Geſpräch. Er erzählte Änneli lachend von der Mutter Auswahl, und was er für Schabernack anſtellen wolle. Änneli zog es das Herz zuſammen, es ſagte, er werde der Mutter gehorchen müſſen, das ſei brav und recht, zeigte großes Mitleid mit ihm, daß er einen ſolchen Holzbock nehmen müſſe. Felix lachte aber und meinte, ſo ernſt ſei es nicht, von Müſſen ſei da keine Rede, die Mutter zwänge nichts, und der Vater frage der Sache einſtweilen nichts nach. „Unterdeſſen, Änneli, gimm m'r es Müntſchi!“ — So friedlich wie da unter dem Gadenfenſterchen gings im übrigen Dorfe ſeit der Käsrechnung nirgends zu. Allenthalben war man mit dem Ergebniß nicht zufrieden, was im Allgemeinen durch die dem Eglihannes anvertrauten Käſe verurſacht ward; im Beſonderen waren hie und da Weiberſünden unerwartet zum Vorſchein gekommen, bedeutenden Abzug mußte man ſich gefallen laſſen, daher manches ungute Wort in den Haushaltungen. Es wäre aber noch übler gegangen, wenn nicht Eiſi ſich zum Generalſündenbock gemacht hätte, über welches man lachen, hinter welches die andern Weiber ſich verbergen konnten. „Du mußteſt doch nicht herausgeben!“ hieß es allenthalben. Das war wohl gut, machte aber Eiſi nicht gut.

Als Peterli am Morgen den Wein verſchlafen hatte und Eiſi ihm nun ſo recht wüſt ſagen wollte, da kam es ihm, was er ſein könnte, wenn Eiſi nicht wäre, und wie es kein Recht hätte, nach einer ſolchen Nidlerechnung wegen einigen Schoppen Wein ſo mit ihm zu brüllen. „Wo haſt das Geld, wo du geſtern bekommen, haſt alles verſoffen, du Uſlath?!“ u. ſ. w. u. ſ. w., ſchrie es. „Wäre ich du, ich ſchwieg,“ ſagte Peterli. „Da ſieh, wer das Geld verſoffen und verſchlecket hat!“ Da aber Eiſi im Geſchriebenen nicht ſtark war, dolmetſchte Peterli. Himmel, was es da für einen Spectakel gab! Das ſei eine Lumpen- und Vexir-Rechnung, behauptete Eiſi, ſie hielten ihn zum Narren, ſie wüßten, welch dummer Löhl er ſei, und daß ein jeder Lausbub mit ihm machen könne, was er wolle. „Mir macht man das ſchon nicht ſo, mich nimmt Wunder, ob ſie eine andere Rechnung machen wollen, ſonſt kann man es mit ihnen probiren!“ ſetzte es hinzu. Peterli war boshaft genug und ließ Eiſi ablaufen. Das gab natürlich Spectakel im Dorfe und machte in manchem Hauſe wieder gutes Wetter. Daß ſein Zorn es ſo dumm machte, ſeine eigene Schmach zu vertragen, das beluſtigte die Leute am meiſten. Man bedauerte ihns, wo es auspackte, rieth ihm, es ſolle machen, was es könne, ſo mir nichts dir nichts würde man dies auch nicht annehmen. Der Ammann, als Hüttenmeiſter, fertigte Eiſi kurz ab. D' Sach ſei mehr als ein Mal angeſehen worden, ſagte er, es hätte ſie ſelbſt verwundert, aber wie es ſei, ſo ſei es, da werde nichts mehr geändert. Es ſolle ein andermal weniger Nidle und Anken brauchen und es nicht beſſer haben wollen als die andern Weiber. Es meine Mancher, ſagte Eiſi, er könne luegen, und ſei doch an einem Auge blind und am andern ſehe er ſonſt nichts. Vielleicht, daß es der Ammann auch ſo hätte; wenn ſeine Augen was nutz wären, ſo würde er ſehen, wie es bei ihm ginge, und was ſeine Leute machten. Es werde aber wohl noch zu machen ſein, daß er Augen bekäme, und zwar groſe. Der Ammann ward böſe und jagte Eiſi weg. Es ſei bös, ſchrie Eiſi durch die Straße, wenn man die Wahrheit ſage, gehe es übel. Aber wenn der Ammann nicht ſehen wolle, müſſe er ſchmöcken; es rühre ihm ſy Seel was an, das ihm in die Naſe komme, er möge wollen oder nicht. Es lief zum Caſſier, dort riskirte es Schläge oder einen Schelthandel. Es lief zu Eglihannes; der ſagte ihm: „Da ſiehſt wie es geht. In der Rechnung, welche ich machte, ſtand es ganz anders, aber die war nicht recht, es mußte eine andere ſein, und jetzt iſt es ſo.“ „Aber das wird man doch nicht ſo annehmen müſſen, die muß z'ungerobe!“ ſagte Eiſi. „Was willſt?“ ſagte Eglihannes, „es iſt abgemehret worden, ſie iſt für gut erkannt und d' Schelmerei iſt beſtätigt, jetzt kannſt lange!“ „Ich laufe in's Schloß,“ ſagte Eiſi, „und zeige ſie an, die tuſigs D — — müſſen mir in's Zuchthaus, es ſind ſchon Vornehmere dort geweſen!“ „Kannſt lange,“ ſagte Eglihannes, „nützt dir doch nichts! Es ſteht ja in den Statuten, daß nicht procedirt werden ſolle, und das haben Alle angenommen! Jetzt iſt die Sache aus, todt und Amen! Peterli hat die Rechnung anerkannt und die 10 Kreuzer gezahlt!“ „Er iſt ein Löhl, wie die Andern Schelmen ſind, Keinen ausgenommen!“ ſchrie Eiſi. „Du wirſt mich doch mit den Andern nicht zuſammenzählen wollen?“ ſagte Eglihannes gereizt. „Keiner ausgenommen, hörſt!“ ſchrie Eiſi; „wenn du beſſer wäreſt, du würdeſt die Sache nicht ſo kaltblütig annehmen und ihnen noch z'beſt reden wollen!“ „Schweig' mir jetzt, Frau,“ ſagte Eglihannes, „oder ich fahre mit dir unſauber z'weg! Was ſollte ich da gemacht haben, Geld bekomme ich keins in die Hände, die Rechnung machte ein Anderer, ich hatte nichts dazu zu ſagen, die, welche ich machte, war anders, frag' nur Peter!“ „Ich merke,“ ſagte Eiſi; „wenn ich dreißig Käſe für mich hätte, ich begehrte Nichts weiter an der Sache zu machen und könnte mir es auch gefallen laſſen! Ich ſehe wohl, es iſt ein Schelm wie der andere, und eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus!“ Jä, jetzt war es auch aus mit der Freundſchaft von Eiſi und Eglihannes. Dieſer wollte Hand an Eiſi legen, aber vor dieſem erſchrak Eiſi nicht. „Komm nur!“ rief es, „ich darf dir warten, und deine Frau muß auch dabei ſein, die muß wiſſen, wie du die Pintenwirthin letzthin zu Gaſt gehabt, und wie du am Auslumpen biſt und Schulden haſt, wie ein Hund Flöh'. Du wirſt nicht lange mehr herumlaufen, und wenn du die Käſe nicht hätteſt ſtehlen können, du lägeſt ſchon am Rücken!“ Eglihannes begehrte darüber nicht viel zu hören, noch weniger begehrte er, daß ſeine Frau Zuhörerin ward; er fand da einen Gegner im Aufbegehren, der ihm mehr als gewachſen war. „Jetzt geh' mir aus dem Hauſe, haſt es gehört, ſonſt mußt auch nicht wiſſen, was unter der Hand geht! Thuſt ordlich, mußt auch deinen Theil d'ran haben!“ ſagte Eglihannes einlenkend. „Was iſt, was?“ fragte Eiſi eifrig. „Du mußt es wiſſen, aber jetzt laß mich machen!“ „Ja,“ ſagte Eiſi zögernd, „ja, warte! Aber ſieh wie es dir geht, wenn du mich nur ſo abſchüſſeln willſt!“ „Geh',“ ſagte Eglihannes, „ſonſt könnte meine Frau glauben, was wir mit einander hätten und wie du mir nachlieſeſt!“ Das war neues Pulver auf Eiſi's Pfanne. „Ja, wenn Keine mehr nachgelaufen wäre als ich, ſo gäbte es nicht ſo viel ſchlechte Männer! Ja wolle! Ich Einem nachlaufen, und dann noch einem Solchen, öppis Tüfels e ſo, pfy Tüfel, pfy! wer möcht'?!“ Unter derlei Ausrufungen ging Eiſi ab.

Eglihannes hörte nicht gern von ſeinen Finanzen reden, abſonderlich nicht wie Eiſi es gethan. Er gehörte unter Die, welche merkwürdigerweiſe gerade in dieſer ungläubigen Zeit die merkwürdigſten Zeugniſſe zu Tauſenden ablegen müſſen, daß der Menſch mit allen Kniffen, allen Schurkereien, trotz Wucher und Fälſchungen es nicht weiter bringt als auf die Gaſſe, und daß Ehrlichſein währt, und daß Gottes Segen mehr iſt als ein veraltetes Wort. Eglihannes hatte Geld verdient wie Heu, hatte eine Zeit lang beide Gilettäſchli voll Thaler gehabt; es hatte den Anſchein, als müſſe er ſteinreich werden, und war er es geworden? Voll Schulden war er geworden, daß er nicht mehr wußte, wo wehren; ſchoppete er ein Loch, ſo gab es wo anders zwei; blos durch Unverſchämtheit, durch ſchlauen Mißbrauch der Geſetze und durch das Durch-die-Finger-ſehen der Behörden hielt er ſich oben; ließ nebenbei ſeinen Zuſtand ſo wenig als möglich unter die Leute kommen, am allerwenigſten vor ſeine Frau, die um ihr Weibergut Zetermordio geſchrieen hätte. Sie hatte Geld ſo viel ſie wollte, meinte daher, weil er ſie ſo im Salb hielt, ſtünde er ſelbſt im allerſchönſten Flor, half daher auch großthun und brav brauchen.

Was ein Menſch wie Eglihannes bei ſolchen Umſtänden denkt, iſt ſchwer zu ermitteln. Gewöhnlich ſind die Geſchäfte dieſer Menſchen in ſolcher Unordnung, daß ſie nicht wiſſen, wie ſie ſtehen, oft ſind ihre Köpfe in einem andauernden Nebel, daß ſie nicht zur klaren Beſinnung kommen; ſie hoffen auf glückliche Zufälle, Fiſche, die in's Garn laufen, neue Betrügereien, gute Schicke, wie ſie ſagen, und wenn Alles fehle, ſagen ſie, ſo wollten ſie brauchen, ſo lange es halte; wenn dann nichts mehr da ſei, ſei immer noch Zeit, z'luege, was man machen wolle. Gäb, ein klein wenig früher, ein klein wenig ſpäter, ein klein wenig mehr, oder ein klein wenig minder, es werde doch ſein müſſen. Was es da nütze, ſich vor der Zeit zu plagen?

Voll Zorn lief Eiſi weiter, brütete über Rache, am liebſten hätte es die Welt in die Luft geſprengt, wenn es gewußt wie machen. Da traf es auf den kleinen Ketzer, welcher wie eine Kleblaus der Käsgeſellſchaft auffaß. Der ſah Eiſi grinſend und grännend an, wie es ſonſt Niemand konnte. „Was ſiehſt mich ſo an, du Lausbub!“ ranzte Eiſi dieſen an. „Es wird nicht verboten ſein, dich anzuſehen,“ antwortete der Bub, „oder koſtet es was, 10 Kreuzer?“ Doch ehe Eiſi lospaukte, ſetzte er hinzu: „Haſt es jetzt erfahren, was wir für Schelmen im Dorfe haben? Ich merkte es am erſten Tage, wie das gehen ſolle, aber man wollte mir nicht glauben! So einem Bub glaubt man nichts, und hat doch oft ſo ein Bub eine merkigere Naſe, als ein Dutzend dere Kudergraue!“ „Ja, gäll doch auch, wie ſie es uns machen, und kein Menſch will helfen, es iſt Alles unter einer Decke!“ ſagte Eiſi; „und nicht einmal klagen ſoll man, heißt es, es ſei von vornen herein vermacht; die wüßten was ſie wollten, die dicken Schelmen, was ſie ſind! Und daß die jetzt ſich den Buckel voll lachen und zwei Mal Käſtheiltig haben, denn Eglihannes wird nicht Alles allein behalten können, ſelb will mich faſt verſprengen!“ „Du mußt ihnen recht wüſt ſagen,“ meinte der Junge, „ſo recht aus dem *ff*, und ſie verbrüllen auf Kirch- und Märit-Wegen, und auspacken, was man von ihnen weiß, es erleidet ihnen für ein andermal! Ich bin nur ein Kleiner, aber ich ſage, was mich dünkt, ich fürchte Niemanden! Wenn es Alle ſo machten, es ginge anders in der Welt! Warten die aber nur bis ich groß bin (wird es, ſo Gott will, nie werden!), denen will ich es noch ganz anders machen!" „Ja, du haſt gut reden, ſo eines Buben achtet man ſich nicht viel," ſagte Eiſi; „ſtellt ihn vor die Thüre oder giebt ihm eine Waſche und damit iſt's gut! Aber Unſereins muß beweiſen oder abmachen, kann Koſten zahlen und hat ſonſt noch Plag', und doch verſprengt es mich, wenn ich das ſo annehmen ſoll und ſie muß lachen laſſen! Ich weiß zwar noch Etwas, wenn ich das unter die Leute laſſe, ſo ſtinkt's und giebt großen Lärm, aber es trifft nur Wenige und geht die Käſerei nichts an!" „Was iſt's?" fragte der Bub, und Eiſi gab Bericht, es war ganz offen gegen ſeinen neuen Bundesgenoſſen. „Weißt du was?" ſagte der. „Der Schulmeiſter hat uns einmal erzählt, wie ſie es einmal gemacht, als er noch in der Lehre geweſen. Da hätten ſie für ihre Freude Briefe geſchrieben und darin den Leuten Alles geſagt, was ſie luſtig dünkte und gut, ihnen die Haare zuſammenzuknüpfen. Unter die Briefe hätten ſie keinen Namen gemacht und die Hand verſtellt, ſo ſei es ihnen nicht ausgekommen. Aber eine große Freude hätten ſie gehabt, wie die Leute hinter einander gekommen, und was ſie für einen Zorn verwerchet. Wenn Benz mir helfen wollte, ich könnte ſie ſchreiben und er vertragen, ſo könnte man eine Suppe anrichten, welche mehr als 10 Kreuzer werth wäre!" „Tüfel," ſagte Eiſi, „das gefiel' mir! Da könnte man dem Eglihannes von der Pintenwirthin drein machen und von ſeinen Schulden und dem geſtohlenen Käs, und dem Nägelibodenbauer von Ammanns Felix, und dem Ammann von den Menſchern ſeines Sohnes, und daß er bald Großvater werde u. ſ. w." „Ja ſo," ſagte der Junge, „aber per Exempel, was man über den Eglihannes in den Brief macht, muß man an ſeine Frau ſchicken, die brüllt dann das Land voll. Thäte man es an ihn ſtellen, ſo wäre er nicht ſo dumm, Jemanden Etwas davon zu ſagen." Das gefiel Eiſi ausnehmend; ſo konnte es Alles an Mann bringen, was es ſeit Langem auf dem Herzen hatte. Die gehörige Abrede ward getroffen, das Werk noch ſelben Abend begonnen.

Dem Nägelibodenbauer ging die ganze Geſchichte am folgenden Tag doch etwas fatal im Kopfe herum. Er mußte gute Augen haben, wenn er das aus Gutmüthigkeit an Peterli geliehene Geld einſtweilen wieder ſehen wollte. Nun, er brauchte es gerade nicht; er hatte ein ſchönes Stück Geld heimgetragen ohne Abzug. Sie hatten ſich eingerichtet, daß ſie das Schmer nicht von der Katze kaufen mußten; für den Hausbrauch hatten ſie das Nöthige immer bei Hauſe behalten. Trotz dem fatalen Käshandel war ihnen die Käſerei von bedeutendem Nutzen geweſen, hatte den Hausfrieden nicht geſtört, die Hauswirthſchaft nicht verhunzt; Sepp hatte in Allem Maß gehalten. Indeſſen iſt doch unangenehm, Geld draußen in der Schwebe zu haben, und zwar durch eigene Schuld, welches man daheim ſicher verwahrt haben könnte. Nebenbei wurmten ihn Eiſi's Worte. Man kannte zwar Eiſi wohl, und er hatte Eiſi den Mund verſchloſſen, aber es ärgerte ihn doch. Nicht daß er irgendwie Verdacht gegen Bethi faßte, aber es hatten auch Andere dieſe Worte gehört, und was die daraus machen würden, wußte er nicht. Vielleicht war es möglich, daß Einer meinte, Eiſi wüßte mehr als man glaube, es hätte es ihm ſonſt nicht ſo in's Geſicht ſagen dürfen. Wenn man ſo nahe bei einander wohne, ſo ſehe man oft Sachen, wovon andere Leute ſich nichts träumen ließen.

Sepp machte daher am Morgen ein ſehr ſaures Geſicht, daß Bethi fragte: „Haſt Kopfweh, ſoll dir Thee machen?" Sepp erzählte, doch verſchwieg er Eiſi's Worte. Bethi hatte große Freude an den 10 Kreuzern; das werde es wohl wieder müſſen verhexet haben, ſagte es. Wegen dem Gelde ſolle er nicht Verdruß haben, verloren ſei es ja nicht, und wenn ſie ſchon ein wenig darauf warten müßten, ſo hätten ſie ja Spaß dafür. Das ſei wahr, Eiſi möge es den Spott gönnen; es verfolge alle Leute, einſtweilen werde es doch jetzt genug vor der eigenen Thüre haben. Bethi irrte ſich. Eiſi gehörte unter die Leute, welche an dem, was vor ihrer Thüre liegt, auch wenn ſie es ſehen, doch nicht ſchuld ſein wollen, ſondern die Schuld daran Andern zuſchreiben. Es ging nicht lange, ſo war eines Morgens große Bewegung im Dorfe. Man ſah mehr Weiber auf den Gaſſen als gewöhnlich; es mußte etwas Beſonderes gegeben haben, wie z. B. auch die Ameiſen in vielen Häuſern ſich nur dann zeigen, wenn beſonderes Wetter vorhanden iſt. Sie, d. h. die Weiber, ſchoſſen aus ihren Häuſern, ſchoſſen zuſammen, ſtanden bei einander, ſtoben dann wieder auseinander, hier hin, dort hin, ſelten Eine ſchnurſtracks wieder nach Hauſe, ſie wimmelten durcheinander, ungefähr wie Bienen, wenn es bei ihnen etwas Beſonderes gegeben hat.

So war es auch in der Vehfreude. Was ſich geſtern Abend zugetragen, war nicht erlebt worden in der Vehfreude. Am Abend ſpät war Frau Eglihanneſe in die Gaſtſtube der Pinte gebrochen, war der Wirthin in's Geſicht gefahren, ihrem Mann in die Haare, hatte gerauft, gekratzt, gethan wie ein Ungeheuer, war geſchlagen, gekratzt worden, war endlich heimgegangen, hinterher ihr Mann. Im Hauſe erneuerte ſich der Spectakel, dauerte faſt die ganze Nacht, jetzt war es noch ſtille dort, ob Eins das Andere umgebracht, wußte man nicht. Warum die Frau ſo gethan, wußte man eigentlich nicht, es ließ ſich blos aus den Titeln ſchließen, welche ſie gebrauchte: Hurenbub, Schuldenhund, Käsſchelm u. ſ. w. Sie lebten Beide noch, waren aber nicht ſchön von Angeſicht, und wenn ſie ſich zeigten, thaten ſie wie Eulen, welche um Mittag an's Licht müſſen. Indeſſen feſſelten ſie die allgemeine Aufmerkſamkeit nicht ſo lange, denn es ſpectakelte bald hier, bald dort, wo man ſonſt gar nichts darum gewußt hatte. Es hieß ſogar, der Ammann hätte ſeiner Frau und ſeinem Sohne wüſt geſagt, es ſei dort bedenklich zugegangen. Man hörte nach und nach etwas von Briefen reden, welche kämen, man wüßte nicht von wem und woher; man finde ſie bald hier, bald dort, ſie ſeien fremdländiſch geſchrieben, Mancher könne ſie nicht einmal recht leſen. Die zeigten an, wo was Böſes ſei, und zögen das Verborgene an die Sonne, das ſeien nicht Briefe, welche Menſchen geſchrieben haben könnten, aber wer es gethan, wiſſe man nicht, aber denken könne es Jeder! Es gehe aber arg auf der Welt, und es werde Einer ſein, den es düche, es ſei bald Zeit, dem ein Ende zu machen.

Es entſtand ein großer Schrecken unter den Leuten. Wer noch keinen Brief erhalten, durfte am Morgen faſt nicht vor das Haus, aus Furcht, die Nacht habe auch ihm einen gebracht, und wer ſchon deren erhalten, fürchtete ſich um ſo mehr vor neuen. Wohl redeten Viele von Aufpaſſen, und das ſeien ganz natürliche Briefe, wenn man nur den Schreiber hätte; aber die Meiſten, die ſo redeten, dachten nicht ſo, waren vom Zauber des Unheimlichen gefangen genommen. Je mehr man an ihren geheimnißvollen, überirdiſchen Urſprung glaubte, deſto mehr galt ihr Inhalt als Wahrheit, deſto mehr wirkte derſelbe, brachte um ſo größern Aufruhr unter die Menſchen.

Es iſt wirklich ſeltſam, daß ein ſolcher Glaube noch in unſern Tagen keimen und reifen kann; aber der Verfaſſer hat mehrere ſolche Beiſpiele erlebt, es erlebt, daß mit Verdüſterung des wahren Glaubens der Aberglaube alle Tage zunimmt. Sind ihm doch mehrere Ungläubige, und zwar Herren, bekannt, welche, als ſie in den Sonderbundskrieg ziehen ſollten, ſich wahrſagen ließen. Kamen doch Soldaten ſechs Stunden weit, um ſich den »Schild des Glaubens« zu kaufen, welches Büchlein feſt machen ſollte. Man glaubte an das Hexenwerk in der Käſerei, warum ſollte man nicht an das Wunder mit dieſen Briefen glauben? Man nahm ſie mehr und mehr auf als eine Strafe Gottes, wegen den Betrügereien mit der Käſerei. Daß Eglihannes den erſten bekommen, beſtätigte dieſe Anſicht, weil man ihn für den größten Betrüger hielt. Der Senn ſtand Todesangſt aus und lief zu den Kapuzinern, denn auch er war in Briefen vernamſet worden und hatte ſelbſt einen erhalten. Die Armen frohlockten, hielten es für eine Strafe des Himmels, wegen verkleinertem Milchmaaß und mancherlei kleinern Knausereien, welche mit den Käſereien entſtanden waren. Da ſehe man doch noch, ſagten ſie, daß ein gerechter Gott im Himmel ſei, die Reichen könnten es jetzt erfahren. Man rathſchlagte ernſtlich, ob man mit Käſen wieder anfangen oder es unterbleiben laſſen wolle. Es gab Weiber, welche förmlich dagegen eiferten, ihr Anhang mehrte ſich täglich. Es war eine größere Beſtürzung im Dorfe, als wenn die Cholera mitten drin geweſen wäre.

Eines Samſtags Abends ſpät wartete bei Ammanns die Meiſterjungfere umſonſt auf ihren Melcher. Derſelbe war nach dem Nachteſſen fortgegangen und nicht wiedergekehrt. Wo war wohl der, war der zu einer Andern gegangen? Dieſe Angſt rumpelte ſchrecklich im Herzen der Meiſterjungfere. Es litt ſie nicht mehr im Gaden, ſie machte ſich auf und ging um's Haus, als wäre ſie ein Geiſt, der keine Ruhe im Grabe habe, dieweil er ſeinen Schatz nicht im Himmel geſucht, ſondern auf Erden gelaſſen, derowegen ihn immer wieder beſuchen müßte.

Es war ſchwarze Nacht unter dem tief herabhängenden Dache. Der Jungfer Auge war an die Nacht gewöhnt, ſah daher ein wenig ſcharf nach der hellern Straße hin. Da kam Etwas daher; es war nicht der Melcher, der trappete herzhafter ab, es war auch kein Geiſt, denn Mädi ſah ihn über einen Stein ſtolpern, und daß Geiſter ſtolperten, davon hatte es noch nichts gehört. Indeſſen ſchlotterte es doch ſehr, als das kleine Weſen gegen das Haus kam, und drückte ſich bebend in die dunkelſte Ecke. Das Weſen that ſehr vorſichtig, ſchlich leiſe der Thüre zu, legte Etwas auf die Schwelle, machte ſich dann mit Windeseile davon. „Donner,“ ſagte das Mädchen für ſich, „iſt das nicht der Milchbub vom Dürluft? der Hundsbube, der Alles plagt: Kinder, Hunde, Hühner. Was Tüfels iſt das? was that er da? Kommen die Briefe etwa daher? Ich darf nicht nachſehen; wenn doch nur der Lumpenbub, der Melcher, da wäre. Wohl, dem will ich, nicht auf drei Schritte laſſe ich den mehr zum Leibe! Ich will Stüdi rufen. (Stüdi war die zweite Magd.) Wenn wir unſer Zwei ſind, dürfen wir ſchon.“ Geſagt, gethan; Stüdi kam, und mit Furcht und Zittern nahten ſie ſich der Schwelle. Hier lag wirklich etwas Weißes. Mit einem Stecklein warfen ſie es herab, und da es keinen Laut von ſich gab, weder donnerte noch blitzte, ſo muthete Eine der Andern zu, es aufzuheben, aber lange wollte Keine. Endlich wagte es die Meiſterjungfere in den drei heiligen Namen. Es war ein großer Brief. „Tüfel,“ ſagte ſie, „iſt das die Sache! Käme die ganze Geſchichte von der Dürluftmore! Wohl, der wollten wir Etwas einbrocken, daß die daran ſinnen ſollte. Aber wer wollte ihr ſchreiben?

ſie kann's ja nicht, und der Mann auch nicht.“ Beide [illegible]thig, den Brief zu nehmen, zu ſehen, an wen er geſtellt ſei, und [illegible] abzurathen, was ſie damit machen wollten. Die Meiſterjungfere hatte an dem Fund und der Entdeckung faſt ſo große Freude, als wenn ihr Melcher gekommen wäre. „Aber was ſoll ich denn ſagen,“ fragte ſie ihre Vertraute, „wenn der Meiſter oder die Frau fragt: aber Mädi, wie kam's, daß du nicht im Bette wareſt, ſondern vor dem Hauſe?“ „Sage, du ſeieſt auf dem Abtritt geweſen, hätteſt geglaubt, du höreſt die Hühner flattern im Stall, als ob ein Marder hinter ihnen wäre. Da ſei der Bub gerade gekommen, und du hätteſt ihm abgeguckt,“ lautete der Rath. „Aber glauben ſie es mir wohl?“ fragte die Meiſterjungfer. „Warum nicht? Erſt die vorige Woche hatte ja die Meiſterfrau auch den Dürlauf, und es ſteht nirgends geſchrieben, daß Unſereins immer ſollte verſtopft ſein!“ — Am Sonntag iſt man bekanntlich in einem Bauernhauſe ſelten früh auf, man genießt Schlaf und Ruhe, iſt's ja doch der Tag dafür, und hat das geringſte Knechtlein das Recht dazu. Gewöhnlich nehmen es ſich auch die Mägde, preſſiren nicht mit dem Feuern und Frühſtückkäſten; daher in ſo vielen Häuſern, wo die Meiſterfrau nicht gehörig Hand obhält, keine Zeit mehr iſt, den Gottesdienſt zu beſuchen — Tauſende verſchlafen die Kirche, wie Tauſende den Himmel!

Unter die Säumigſten gehörte ſonſt Mädi, hatte ſich deswegen ſchon oft den bitterſten Unwillen der Meiſterfrau zugezogen. Diesmal war Mädi früh zu großer Bewunderung Aller. Es ſollten nun aber Alle ebenfalls früh ſein; es fuhr faſt aus der Haut, daß es nicht Alle gleich begriffen, ſeinen Fortſchritt nachmachten, ſondern thaten wie an andern Sonntagen auch. Es zankte mit Allen, die nicht kamen, wann es meinte, daß ſie kommen ſollten; nur dem Melcher ſagte es nichts, dem machte es ein verächtliches Geſicht. Mädi und Stüdi hatten den Plan gemacht, ſobald das Feld rein ſei, das Geſinde abgegeſſen habe, der Meiſterfrau Brief und Entdeckung mitzutheilen; die konnte es dann noch dem Ammann ſagen, ehe dieſer zur Kirche ging, was gewöhnlich ziemlich lange vor dem Läuten geſchah. Der Ammann ging nicht ſo früh wegen innerem Drange, ſondern um daheim wegzukommen und nicht durch unbeliebige Audienzen verſäumt zu werden, hauptſächlich aber, um noch mit den ſich ſammelnden Kirchenleuten allerlei zu beſprechen: Gemeinde- und Privatſachen. Wenn es der Ammann vor der Kirche vernehme, ſo könne er es gleich bekannt machen, woher Alles komme, und wenn ſie dann ſpäter in die Kirche nachkämen, ſo würden alle Leute auf ſie ſehen und ſagen: „Siehe, die dort, die haben die Sache ausgebracht, es wäre ihnen zu danken dafür.“ Das war der Schlachtplan der beiden Mädchen. Den kannte aber Niemand, fügte ſich alſo Niemand drein; Alles ſchien ihm ſchnurſtracks entgegen zu manövriren. Der Ammann ſtand ſpäter auf als ſonſt, die Knechte waren nicht herbeizubringen, Felix erſchien erſt ganz zuletzt; gegeſſen wurde ſo langſam wie nie ſonſt. Es hatte Niemand zu preſſiren, darum preſſirte auch Niemand; dagegen hatte man viel Neues zuſammengetragen, dieſes gab man zum Beſten: Briefe und was darinnen geſtanden; Vermuthungen, woher Alles komme; ſchreckliche Geſchichten zur Belegung der Vermuthungen, wie Gelehrte auch hiſtoriſche Belege haben zu unhiſtoriſchen Hypotheſen. Beide Mädchen wußten das Rechte, hatten ein Document in den Händen, hatten auch hiſtoriſche Belege, wenigſtens vier Wochen alte (was heutzutage eine Seltenheit iſt), durften damit einſtweilen nicht ausrücken, mußten es bei klugen Geſichtern bewenden laſſen. Die Lage war gräßlich, es begreift ſie nur, wer auch ’mal einen Schuß unter dem Loche hatte, ihn nicht loslaſſen durfte, bei einem pfiffigen Geſichte es bewenden laſſen mußte. So ging es, und Mädi ward faſt übel. Da endlich räumte ſich der Tiſch, der Ammann ging und bartete, Felix marſchirte ab, die Ammännin ſchien frei zu werden und unbeaufſichtigt zu einem vertraulichen Worte in paſſendem Zuſtande.

Eben als Mädi die Meiſterfrau beim Aermel ziehen und ſagen wollte: „Loſit Neuis!“ klopfte es und über die Thüre kam eine Stimme: „Guten Tag gebe euch Gott! Mangelt ihr Sommerſtrümpfe? ſchöne, ſie wäre für e Sundi!“ Es war eine bekannte Hauſirfrau, von den Mägden auf den Tod gehaßt, von der Ammännin gar ſehr geliebt, ein Verhältniß, wie es ſich öfters findet.

Die Mägde haßten ſie, dreierlei Urſachen wegen: erſtlich hatten ſie die Frau im Verdacht, ſie hinterbringe der Meiſterfrau allerlei, welches die Mägde für überflüſſig und unbequem hielten, wenn es die Meiſterfrau wiſſe, und wenn die Frau nicht ſattſam mit Wahrheit ausgerüſtet ſei, lüge ſie dazu, bis ſie glaube, es gereiche zu gehöriger Befriedigung. Zweitens kaufte die Ammännin dieſer Frau zuweilen Strümpfe ab und kramete ſie dann den Mägden bei beſondern Anläſſen, wenn ſie ihre Zufriedenheit apart an Tag legen wollte. Die Mägde waren mit der Zufriedenheit wohl zufrieden, aber mit den Zeichen derſelben um ſo ſchlechter. Sie behaupteten, das ſeien die ſchlechteſten Strümpfe von der Welt, eitel Spinnhubbele; wenn die Lumpenfrau nicht wäre, ſo kaufte die Ammännin die Strümpfe an einem andern Orte, da lohnte es ſich doch der Mühe zu danken, mit ſolchem Zeug habe man nur Verdruß: ziehe man ſie an einem Sonntage neu an, könne man Gott danken, wenn man ſie ganz aus der Kirche bringe. Habe aber Jemand die Vermeſſenheit, ſie anzubehalten und damit zu Tanze zu gehen, den erwarte die ſichere Schande, daß ihm die Fetzen um die Füße hingen, ehe die Sonne unter ſei. Drittens, wenn die Meiſterfrau eben nicht zum Kramen aufgelegt war, oder keinen Anlaß dazu zu haben glaubte, kam ſie mit den Strümpfen dieſer Frau zu den Mägden, pries die Strümpfe an, ſagte: „Mädi, Stüdi, Trini u. ſ. w., es dünkt mich, du hätteſt übel Strümpfe nöthig, und brävere kriegſt du nicht und wohlfeile dazu! Sieh, ſo dick, ſo zügig u rein u guts Garn dra, ich wollte dir gerathen haben, nimm ein Paar. Daneben kannſt ja machen was du willſt, du mußt ſie zahlen, nicht ich!“ Es war faſt eine moraliſche Nothzucht: kauften die Mägde nicht, nun ſo hieß es: „Ja, laßt ſie nur ſein, Gott bewahre, daß ich euch zwängen möchte, aber komme mir dann Eine und ſage, es könne nicht z'Predig, es habe keine Strümpfe, oder bei der Zeit, wo Alles ſo theuer ſei, könne es es mit dem Drecklohn nicht machen! Da ſind Strümpfe und dazu wohlfeile, zu meiner Zeit hat ein ſolches Paar wenigſtens noch ein Mal ſo viel gekoſtet!“

Dieſe Hauſirfrau nun hatte die Bosheit, gerade als Mädi die Meiſterfrau bei Seite nehmen wollte, zu klopfen und zu rufen:

„Mangelt ihr Sommerſtrümpfe? b'ſunderbar ſchöne, für e Sunde!“ „Mangeln keine!“ rief Mädi häſſig; „haben mehr als genug an denen vom letzten Sommer!“ „Die Meiſterfrau wird doch daheim ſein, möchte ein Wort mit ihr reden,“ fuhr die Frau fort. „Weiß nicht, wo ſie iſt,“ ſagte Mädi; „wird ſich anziehen für die Kirche!“ „He nun, ſo kann ich warten bis ſie fertig iſt,“ ſagte die Frau kaltblütig und wollte ſich auf die Bank vor dem Hauſe ſetzen. „Du biſt doch das wüſteſt Menſch, welches es auf der Erde giebt!“ kam eine Stimme von hinten her. „Wie oft habe ich dir ſchon geſagt, du ſolleſt mir die Leute nicht ſo anſchnauzen und abfertigen! Ein manierliches Wort koſtet dich nichts, und es zu geben, dafür haſt du den Lohn, und fragt man nach mir, ſo kannſt du mich ſuchen, bis du mich haſt, dazu haſt du die Füße, und ſie zu brauchen, haſt du wiederum den Lohn, und brauchſt du ſie für Dieſes oder für Jenes, ſo ſoll es dir gleich ſein; mehr als du wohl magſt, wirſt du weder laufen noch ſonſt machen! Komm herein, Frau, wenn du 'was mit mir willſt, gehe heute nicht z'Predig, war vor acht Tagen drin! Unſer Wagner ſagte einmal, nur Die, welche ſchlechte Gedächtniſſe hätten und Alles vergeſſen thäten von einem Sonntage zum andern, müßten alle Sonntage gehen; Die, welche beſſere Gedächtniſſe hätten, könnten es mit Minderem machen, er brauche nicht mehr als höchſtens alle zwei Jahre ein Mal zu gehen. Spaß apart, kann heute nicht gehen, darum komme nur herein, du ſäumſt mich nicht.“ Und dieſe ging hinein und Mädi konnte nicht mit ſeiner Frau reden, konnte die Sache nicht anbringen, ſie kam nicht vor die Leute — was nützte es ihm, früh aufſtehen und zur Kirche gehen, machte ihm die Hagelsfrau Alles zu Schanden! Es iſt wahr, hat man nicht das Recht böſe zu ſein, wenn ſo eine ketzers Klappertäſche Einem ſolche Striche durch Freuden macht, welche ſein Lebtag nicht wiederkommen! Es war drauf und dran, zum Ammann in's Stübli zu laufen und die Sache direct vor ihn zu bringen; aber es that es doch nicht. Die Weiber wiſſen meiſt mit vielem Tact und ohne viele Worte die Mägde zu dreſſiren, daß ſie keine Sache, die ihnen nicht von der Frau befohlen iſt oder zugegeben, vor die Männer bringen. Die Frauen ſind die ſtrengſten Douaniers und verhängen die ſchwerſten Strafen über die Schmuggler. „Warum kannſt es mir nicht ſagen? Ein andermal weißt, was du zu thun haſt!“ das iſt einer der am meiſten gebrauchten Sprüche. Dem Felix hätte Mädi zu eigener Erleichterung gern ein Wörtchen im Vertrauen geſagt, aber der ging mit dem Melcher zur Kirche und wegen dieſem mochte es ihn nicht rufen. Bald darauf ging der Ammann ebenfalls, jezt war es aus mit aller Freude, denn wenn es ſpäter den Schuß auch losließ, wer ſah es in die Kirche kommen, wer ſagte: „Siehe, dort iſt Ammanns Meiſterjungfere, die hat es entdeckt, das iſt gruſam e bravi und e guti, und eini, man könnte ihr Hoſen anziehen, wenn man wollte, und het e ſyni Naſe.“ Sie nahm ſich feſt vor, gar nichts zu ſagen, Alles bei ſich zu behalten, und zwar nicht blos heute, ſondern in alle Ewigkeit. — Diesmal blieb die Strumpffrau nicht lange, als es anfing zu läuten, ging ſie. Die Ammännin hieß ſie bleiben zum Eſſen, aber ſie hatte noch weitere Geſchäfte. Das machte Mädi gerade am allerböſeſten, daß ſie nur ſo lange blieb, um ihm die Freude zu verderben. Wenn es der einmal Etwas anrichten könne, daß ſie ihr Lebtag daran zu worgen hätte, ſo ſolle es ihr nicht geſpart ſein! verſchwur es ſich.

Kaum war das Läuten vorbei, ſo werweiſete Mädi, ob es nicht am beſten ſei, es ſage es der Frau, und nicht fünf Minuten waren vergangen, ſo rief es: „Frau, loſit Neuis!“ (Denn ſo ein Schuß unterm Loche iſt eben eine ſtrenge Sache.) „Ich kam geſtern über Etwas,“ ſagte dann Mädi, „ich nehmte nicht hundert Kronen dafür! Ich dachte, ich wollte es Euch ſagen, Ihr könnt dann damit machen was Ihr wollt! Seht, da iſt wieder ein Brief!“ Da ward die Ammännin blaß und ſagte: „Wenn du mir nichts Beſſeres haſt als einen von den teufliſchen Briefen, ſo hätteſt ſchweigen können, ich habe einſtweilen am erſten noch genug!“ „Ja,“ ſagte Mädi, „wenn es nur das wäre, aber ich weiß, wer ihn gebracht hat!“ „Das wäre!“ fuhr die Ammännin auf; „biſt ein Frohnfaſtenkind?“ „Braucht ſich nicht,“ ſagte Mädi, „es war ein Menſch wie ein anderer.“ „Du lügſt,“ ſagte die Frau; „oder kannteſt ihn?“ „Loſit, Frau, wie es ging: hatte geſtern den Dürlauf, gerade wie Ihr ihn auch gehabt, werde ihn von Euch geerbt haben, etwas Anderes wär' mir lieber, mußte hinaus in den Schopf. Da ſchien mir Lärm unter den Hühnern, glaubte, es ſei ein Marder hinter ihnen, ſah da nach, und wie ich da war — es war finſter wie in einem Sack — kam Etwas daher und ſchlich zum Hauſe, ganz an mir vorbei, und legte den Brief auf die Schwelle, und das war, ich kannte ihn wohl, denn vom Schopf weg war es heiterer, das war der Milchbub vom Dürluft, der Lumpenfrau ihr Bub, und kein Anderer, ich kannte ihn gut am Haar und an der Kutte!“ „Du lügſt! iſt's möglich?!“ rief die Frau; „das wäre 1000 Pfund werth!“ „Wenn ich ſie nur ſchon hätte,“ meinte Mädi. „Ja, ja,“ fuhr die Frau fort, „es iſt möglich, daß das Tüfelswerk von dort kommt, die iſt tüfelſüchtig genug und wird ihre Käsrechnung eintreiben wollen. Aber warte die nur, wenn die nicht muß gehängt ſein, ſo will ich mein Lebtag Erbsſtroh freſſen. Muß doch ſehen, was in dem Papier iſt!“ Sie öffnete den Brief, der an ihren Mann geſtellt war, ohne Complimente, denn ſo wie die Frau den Schlüſſel zum Geld haben will, ſo will ſie überhaupt den Schlüſſel zu Allem, alſo auch das Recht, jeden Brief zu öffnen. Zwiſchen Mann und Weib ſoll kein Geheimniß ſein! — in der Theorie ganz richtig, in der Praxis nicht ſo übel, als man glauben ſollte; es kommt halt darauf an, wie Jedes iſt und wie Jedes thut. Je beſſer Jedes iſt, deſto zweckmäßiger iſt dieſe Oeffentlichkeit. Warum die Oeffentlichkeit im Staate und die Verhüllung und das Geheimniß in den Familien? — In dieſem Briefe nun ſtanden unflätige Sachen, aber nicht ſowohl über den Ammann ſelbſt, als über Andere, hauptſächlich ſeine Leute. Denn das war eben das Teufliſche in allen den Briefen, daß darin nicht denen, an die ſie geſtellt waren, der Hund geleſen ward, ſondern daß ihnen andere Leute verdächtigt oder, wie man zu ſagen pflegt, denuncirt wurden. Dem Ammann wurde darin blos geſagt, wenn er mit dem Erzſchelm, dem Eglihannes, nicht ausfahre, ſo müſſe er ein noch ärgerer Schelm ſein als derſelbe. Dagegen waren der Ammännin alle Laſter angedichtet, vom Felix geſagt, wie er bald Kindbett halten müſſe, und die Mutter ihm zu allem Schlechten behülflich ſei, z. B. zur Nägelibodenbäuerin, wie die ihn um Geld brächte, und damit eben der Nägelibodenbauer ſich bereichere, der Gülten mache u. ſ. w. Kurz, der Brief war ſo, daß die Frau Ammännin abſitzen und Athem ſuchen mußte. Was Eiſi ihr vor einigen Wochen geſagt, war direct nicht berührt, doch das Ganze ſo, daß Beides im gleichen Hafen gekocht ſein mußte, wie die Frau Ammännin alsbald überzeugt war. „Ei du verfluchte More, wer hätte gedacht, daß dir dieſes in Sinn käme; auf dieſe Art die Leute zu verfolgen und faſt z'Teufels zu machen, iſt doch wohl nicht erhört worden! Schon der erſte Brief ging übel genug, kein Menſch weiß, was mein Mann auf dieſen hin angeſtellt hätte. Gottlob und Dank, daß ich ihn habe! Dir, Mädi, vergeſſe ich es nicht, zähl' darauf; wenn du nur nicht das Geſchleipf mit dem Hudelbub hätteſt, wo ja zum Brunnkreß-Stüdi geht. Aber der verfluchten Frau im Dürluft, der muß der Marſch gemacht ſein, daß ſie aufhört, andere Leute zu plagen! So möchte ja der Teufel dabei ſein, und erlaubt wird das doch wohl nicht ſein. Man verſieht ſich zwar nicht auf die heutige Welt, es iſt eine Ordnung, daß Gott erbarme! Sie werden meinen, es gehe auf ſie, wenn es heißt: mit welchem Maaß ihr richtet, werdet ihr wieder gerichtet werden; wenn ſie Alles laufen ließen, kämen ſie zuletzt mit Schelmen und Mördern und mit Allen, welche ſie nicht gerichtet, auch nicht in's Gericht Gottes, ſondern in Himmel. O hä! Da pfyft dann ein Anderer!“ ſo polterte die Ammännin. „Mit dem Melcher wird es nicht wahr ſein,“ antwortete Mädi. „Nit, daß mir an ihm Etwas gelegen wäre, ghey der doch zu wem er wolle; ſellig giebt's ja mehr als rothe Hunde!“ „Selb meinte ich längſt,“ ſagte die Frau; „ſellige Uflath und ſo taubſüchtig, daß er, wenn er die Kühe nicht ſchlagen darf, weil der Mann oder Felix in der Nähe ſind, ſie beißt bis ſie bluten und er am Kuhhaar faſt erſtickt! Aber daß er Andere hat, iſt gewiß, erſt am letzten Solothurner Markt zahlte er dem Salbinegret zu Eſſen und zu Trinken bis genug!“ „He nu, ſo de, wenn er mit Sellige ſich abgeben mag, ſo gehe er, der Uflath, wenn ich ihn nur nicht mehr ſehen müßte, der Uhung, was er iſt! E gottloſere Mönſch lauft nit unterm Himmel, als der iſt, nei, my armi Thüri nit!“ Und Mädi thränte und die alte Liebe quoll ihm aus den

Augen in Tropfen faſt ſo groß wie kleine Baumnüſſe. „Wenn nur die Predigt ſchon aus wäre,“ ſagte die Frau Ammännin, „ich mag faſt nicht warten! Der Pfarrer macht aber lange, wen hat er wohl auf der Gabel, den er nicht wieder loslaſſen mag? Ich würde einen Neuthaler geben, wenn er die Briefe auf's Tapet gebracht hätte und von Gottes Zorn geredet und wie ſchlecht die Leute hier ſein müßten, daß Gott ſolche Zeichen thue, und mein Mann käme krebsroth heimgelaufen, und begehrte auf, wie das anders gehen müſſe! Dann wollte ich ihm den Brief geben, abwarten, bis er ihn geleſen, und wenn er dann ſo recht aus dem Hüsli wett und Alle freſſen, wollte ich ihm ſagen: Friß wen d' magſt, aber z'erſt mußt doch wiſſen, von wem die Briefe kommen, und was ſie zu bedeuten haben! Der wird Maul und Naſe aufthun; dann, Mädi, sei feſt, wenn du nicht g'wiß biſt, ſo ſag's lieber, denn du weißt nicht, wie weit ſolche Sachen kommen können!“ „Habt nicht Kummer, Frau,“ ſagte Mädi, „und wenn man mich zollweiſe zerriſſe, ich bliebe feſt, ich kenne den Lausbub nur zu gut, der hat mir zu oft das böſe Maul angehängt, wenn er da vorbeiging.“ „Es kann ſein; aber wer ſchrieb es? Das dücht mich wunderlich,“ ſagte die Ammännin. „Wenn doch nur die Predigt bald aus wäre, aber was hilft mir das? Es weiß doch kein Menſch, wann er heimkommt; da ſtellt er ſich bei jedem Löhl und klappert mit ihm wie die erſte Klapperfrau am Brunnen. Er meint, er habe am Sonntage das Recht dazu, und ein Ammann müſſe mit Allen reden, damit man ihm nicht den Hochmuth vorhalte. Dummheit! Hält man ihm den nicht vor, ſo rupft man ihm etwas noch Aergerers auf! Etwas müſſen die Menſchen haben, um ſich daran zu ärgern, wer wollte es Allen treffen, abſonderlich ein Ammann! Mädi, geh' doch, höre, ob ſie noch nicht ſingen; es iſt, als ob man es mir heute expreß mache! Siehſt du Jemanden, ſo laß ihm doch ſagen, er ſolle alsbald heimkommen, es warte ihm Jemand, und das iſt auch allweg wahr!“ Mädi kam alsbald mit dem tröſtlichen Beſcheid, es werde bald aus ſein, ſie hätten aufgehört zu ſingen, und dem Meiſter habe es es ſagen laſſen.

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Was noch so rein gesponnen, kommt unter Donner und Blitz an die Sonnen.

Es ging wirklich nicht lange, ſo zeigte die Glocke an, die Gläubigen ſeien entlaſſen, und gab ihnen die Mahnung mit, daß Gottes Wort die Glocke ihres Herzens ſein ſolle, bis auf's Neue der Glocken heller Ton die Gläubigen zuſammenrufe an den Brunnen des Lebens, den Trank zu empfangen, der den rechten Durſt löſcht in Ewigkeit. Faſt noch vor den Tönen her kam der Ammann dahergerannt mit Schritten, welche die Ammännin ſeit dreißig Jahren nicht mehr geſehen. „Mädi, haſt ſo nöthlich gethan,“ ſagte die Frau, „ſiehe, er kommt daher wie aus einer Büchſe!“ „Gar nicht, Frau,“ ſagte Mädi; „ich habe dem Sigriſt, der ja nicht meint, er müſſe alle Predigten hören, blos geſagt, der Ammann ſolle gleich heimkommen, es warte Jemand auf ihn, dem es preſſire.“ „Nun,“ ſagte die Ammännin, „es iſt gut, daß wir etwas Wichtiges haben, ſonſt kriegten wir ein Donnerwetter nicht für die Kurzweil!“ Der Ammann kam wirklich daher wie aus einer Donnerbüchſe; hinter ihm war noch kein Menſch ſichtbar, aber vor ihm her windete es ſtark, und als er zur Küche einbrach, fragte er nicht, wer auf ihn warte, ſondern ſagte zu ſeiner Frau: „Los Neuis!“ war ſchon im Stübli, ehe ſie noch ein Bein gehoben, rief zornig über die Achſel: „Kommſt oder kommſt nicht?“ „He,“ ſagte die Frau Ammännin mit ihrem Tröſter im Sacke kaltblütig, „mußte doch warten, um zu kommen bis du es mir ſagteſt!“ „Mach' die Thüre zu!“ ſchnauzte der Mann, und als die zu war, brach aus ſeinem Munde ein Gewitter, wie es die Ammännin noch nicht erlebt hatte. Wie in einem gewaltigen Gewitter es blos ein Donner iſt, man ſelten einzelne Schläge unterſcheidet, ſo auch in des Ammanns Gebrülle blos einzelne Worte: Schande, Scheiden, erleben, todtſchlagen, und wüſte, häßliche Worte mehr. Kaltblütig ſtand die Ammännin vor ihm und dachte: „Brülle du nur, einmal wirſt doch aufhören müſſen, dann will ich dir aufwarten!“ Sie glaubte, der Mann habe in der Kirche vielleicht gar vom Pfarrer, der darüber gepredigt, neue Verleumdungen gehört und ſie geglaubt. „Wenn der heimkommt," ſchrie der Ammann, „ſchlage ich ihn erſt halb todt, dann jage ich ihn fort; ſo lange ich lebe, ſoll der mir nicht mehr unter's Dach, nicht mehr vor die Augen, eine ſolche Schande mir anzumachen!" Und zum Zeithäusli ſchritt er, wo die Stöcke verwahrt ſtehen, und den dickſten Dornſtock riß er zur Hand und ſtellte ſich an's Fenſter. „Hätte doch nicht geglaubt, daß du ſo dumm wäreſt," ſagte die Frau, „ſo alt und Ammann dazu, und nicht geſcheidter! Glaubſt Alles, wie ungereimt es iſt, und fragſt nicht, wer es erſinnet hat!" „Was erſinnet? Niemand hat es erſinnet, wenn du es gehört hätteſt, du redeteſt anders; du hätteſt es hören ſollen, du biſt doch ſchuld an Allem, du und Niemand anders, dir ſollte ich zuerſt geben!" ſagte der Ammann. „Gieb, wenn du willſt! Vielleicht habe ich unterdeſſen auch Etwas vernommen, und vielleicht noch ſchrecklichere Sachen! Da lue und lies!" ſagte die Frau. Der Ammann riß den Brief an ſich und ſagte: „Was frag' ich dem Wiſch nach, es wird nichts Anderes drin ſtehen als ich ſchon weiß! Eine ſolche Schande erleben zu müſſen! Es dücht mih, wenn ich nur hundert Klafter unter dem Boden wär'! Aber z'erſt will ich dem noch Eins auflegen, daß er ſein Lebtag dran denkt!" „Brauch doch Verſtand," ſagte die Frau, „und thu' nit ſo! Ich weiß jetzt, von wem das ganze Tüfelswerk kommt und was ſich deſſelben zu achten iſt." „Was? von wem? Von ihm ſelbſt kommt es und von Niemanden anders; da wird ſich deſſen wohl zu achten ſein!" ſagte der Ammann. „Öppis Dummes e ſo," bemerkte die Frau. „Mädi hat den Brief aufgeleſen und geſehen, wer ihn hingelegt!" Somit that ſie die Thüre auf und ſagte: „So komm und red', wen haſt geſehen? und wie iſt's gegangen? ſcheue dich nicht!" „Geſtern hatte ich den Dürlauf, ich erbte ihn von der Frau —" begann Mädi. „Willſt ſchweigen mit deinem Dürlauf und mit dem andern G'ſtürm!" rief der Ammann. „Ja, freilich hat er es ſelbſten geſagt, und zwar mitten in der Kirche vor allen Leuten hat er es geſagt. O, wenn ſich doch nur der Boden aufgethan und Alle verſchlungen hätte!" „Was? wer? was geſagt?"

fragte die Ammännin ganz verwundert. „Üſe, ja üſe Felix hat mitten in der Predigt laut, daß es alle Leute hörten, geſagt: »Änneli, gimm m'r es Müntſchi!« Der Pfarrer iſt ganz verſtummt, alle Leute lachten und ſahen die Dirne, der Nägelibode Täſche ihre Schweſter, an, die war auch da, und der Bauer auch, und das habe ich hören müſſen, und habe ſehen müſſen, wie die Leute g'wunderten, was ich für ein Geſicht mache, und wenn du mich beim vorigen Brief hätteſt machen laſſen, hätte ich das nicht erlebt! Ich habe Luſt, dir mit ihm deinen Theil zu geben!"

Die Ammännin ſtand faſt da wie Loths Weib: ſie bewegte blos die Arme langſam auf und ab. Sie ſetzte ſich endlich und ſagte: „Nein, jetzt iſt mir nicht mehr zu helfen, iſt das erhört worden: Änneli, gimm m'r es Müntſchi! Aber das hat Felix nicht geſagt, das ſagte ein Anderer, ſo Einer iſt er nicht!" „Hab' es ſelbſt gehört, ſag' es Niemanden nach. Was weiß Einer, was er ſagt, wenn er ſchläft?!" zürnte der Ammann. „Und warum durfte das Meitſchi nicht mehr aufſehen und plärete die ganze Predigt? Das konnte man ja ſchon im erſten Briefe merken, warum ließeſt mich nicht machen?"

Mädi war hinausgeſchoſſen, um bei Stüdi, welches in der Kirche geweſen, das Nähere zu vernehmen. Es war zu lange im Hauſe, um nicht zu begreifen, daß es im Stübli überflüſſig ſei. Da vernahm es das Schreckliche, wie, als der Pfarrer eine Pauſe gemacht, plötzlich von der Vorlaube her eine Stimme gekommen ſei: „Änneli, gimm m'r es Müntſchi!" Wie das Niemand anders geweſen ſei als Felix, den man ſchon früher habe ſchnarchen hören. Stüdi hätte ſich auch geſchämt für Felix, denn die Leute hätten gruſam gelacht und gleich gewußt, wen es angehe; das Meitſchi hätte es auch gemerkt und ſei faſt geſtorben. Kein Menſch würde dem anſehen, wie das ein Täſchli ſei. Es hätte es ihm gönnen mögen, das werde ihm, ſo Gott wolle, ſein Lebtag nachgehen. Wenn es einen guten Blutstropfen im Leibe habe, mache es ſich noch heute hier fort, daß es kein Menſch mehr erblicke. Das war die allgemeine Meinung unter dem Geſinde, und Felix erbarmte ſie, daß ihm das entronnen, der Alte werde ihm das lange nicht vergeſſen. — Endlich kam Felix auch daher. Er hatte nawirklich nicht gewußt, was er geſagt, und warum ihn die Leute mit ihrem Lachen aufgeweckt. Nach der Kirche ſagte man ihm, was er gemacht und wie ihm daheim ein Wetter warten werde. Man hatte vor ihm hinter dem Meitſchi her gelacht, das vor allen Andern heimlief, ungefähr wie der Ammann. Das gute Meitſchi hatte die Kaltblütigkeit nicht gehabt, ſich unbefangen zu ſtellen, als gehe ihn's Alles nichts an. Es kannte Felix' Stimme und den Zauberſpruch, und meinte, alle Leute müßten wiſſen, was er zu bedeuten hätte und wen er anginge.

Felix lachte über die Geſchichte nicht, ſeinen Alten fürchtete er nicht ſo ſehr, aber das Meitſchi erbarmte ihn; es war ihm lieber als er wußte. Was machen? dachte er bei ſich; Leugnen hilft nichts. Was will ich mehr und Beſſeres, und iſt das nicht der beſte Anlaß, zu ſagen, was ich will, und wobei es ſein Verbleiben haben muß! Die Mutter iſt nicht zu fürchten, und der Vater, wenn es einmal verſurret hat, nicht viel. Eine Brävere und Hübſchere bekomm ich nicht, was habe ich dem Gelde viel nachzufragen? Die wird ſich der Mutter unterziehen und bringt den Streit nicht in's Haus, und Friede iſt ja nöthiger als Geld. Das überſchlug Felix auf ſeinem kurzen Weg, raſch im Entſchluß war er immer, und für gute Gedanken war auch der Boden in ihm.

Die Mutter erſchrak ſehr, als ſie Felix kommen ſah. „D'r tuſig Gottswille, thue ihm nichts!" ſagte die zum Ammann. „Er iſt zu alt zum Prügeln, „du weißt wie es iſt, es könnte ein Unglück geben, und mach' du jetzt das Gerede nicht noch größer, es wird ſchon groß genug ſein! Denk', wie werden die Leute lachen und eine Freude haben! Eiſi im Dürluft und Eglihannes, wenn es hier bei uns Lärm geben thäte, und wir mit dem Sohne Unglück hätten! Sinn doch daran, was wir für einen Griff in Händen haben gegen die Dürluft-Eiſe, und wer weiß wen noch!" „Du biſt immer die Gleiche, red'ſt dem Kerli immer z'beſt, wenn er dir den Kopf abriß, du gränneteſt ihm noch z'beſt!" ſagte der Ammann mit zorniger Stimme. „Wohl, der muß ſeine Heiligen haben!" Tauſend Pfund auf der Stelle hätte die Ammännin dem Mädi gegeben oder verſprochen, wenn es dem

Felix hätte abwinken können, daß er für heute ſich ſchiebe und dem Vater nicht unter die Augen komme. Wenn der Vater nicht ſo ſchrecklich gethan, ſo wäre ſie böſe geworden, jetzt aber war die Angſt über den Zorn gekommen, darum merkte ſie auch die bedeutende Aenderung in des Ammanns Stimme nicht. Draußen warteten ohne der Ammännin Winken ſchon dienſtbare Geiſter, welche Felix zuflüſterten: „Mach' dich fort, verbirg' dich, der Vater thut, es iſt ſchrecklich, es weiß kein Menſch, was er mit dir anfängt!“ u. ſ. w. „Wo iſt er?“ fragte Felix. „Im Stübli,“ hieß es. Dahin ging Felix alsbald, gäb wie die Mägde ſchrien: „Nit, nit, es giebt ein Unglück! Felix, denk', Felix, biſt witzig!“ Als ſolch Bitten nichts half, da waren ſie drauf und dran zu weinen, ſchlugen die Hände zuſammen, Zwei mußten abſitzen vor Angſt, die Dritte hielt das Ohr an die Stüblisthüre. Im Anfang hörte man des Ammanns zornigen Donner und Felix' feſtes Wort. Die Dritte verſtand etwas von Lumpenbub, Schande, Menſch, Dirne, von Fortgehen, Karrer ſein, Allem nichts nachfragen, bräver als Keine, dann immer weniger und am Ende gar nichts mehr, obſchon zuletzt alle Drei an der Thüre horchten. Endlich hörten ſie ſagen: „Das Eſſen wird z'weg ſein, nicht dergleichen thun; Nachmittags iſt noch alle Zeit!“ Huſch, wie wenn ein Stein unter Tauben fährt, fuhren die Mägde auseinander, zwei zu zwei Thüren aus, Mädi an den Herd, aber geſchehen war geſchehen, das Sauerkraut bränntete läſterlich wie nie. „Aber Mädi, was machſt, was ſinneſt?“ rief die Frau, als ſie in die Küche trat, „das ſtinkt ja, es wird Einem faſt g'ſchmucht, das darf man nicht aufſtellen!“ „Warum nicht?“ ſagte Mädi; „es ſtinkt ein wenig, aber es iſt daneben doch gut, man ißt es ja nicht mit der Naſe, und füttert gleich gut, gäb bränntet oder nit bränntet. Aber ich habe emel pläre müſſen für den Felix, ich glaube, er ſchlage ihn z'todt!“ „Du red'ſt nichts davon,“ ſagte die Frau, „hörſt, ſonſt giebt's Verdruß!“ „E Frau, was denkt Ihr auch? Ich kann ſchweigen ohne centnerigen Stein auf dem Maul! Aber ſagt mir, was hat er geſagt wegem Brief? und wegen dem Wort wird er Felix nichts thun? Wenn der ſchon ein Kind haben muß, was macht ihm das? Das Mannevolk iſt gar wüſt hürmehi (gegenwärtig), und wenn Kinder müſſen ſein, ſo iſt's doch allweg beſſer ledig, als wenn ſie Weiber haben!" „Richt' du an," ſagte die Frau, „ſo kriegt man den Sauerkabis bald aus der Naſe, das Andere wirſt bald vernehmen!"

Mädi mußte ſich fügen, obgleich es zehnmal lieber den Dürlauf als Geduld gehabt hätte. Aber das iſt eben das ſchreckliche Verhängniß, welches über der dienenden Klaſſe ſchwebt, daß ſie nicht immer das haben kann, was ſie am liebſten hätte, ſondern manchmal ganz was Anderes. — Man aß zu Mittag, das ganze Haus, wie immer, an einem Tiſche. Da merkte man nichts Beſonderes, als hie und da eine gerümpfte Naſe über den Sauerkabis. Bemerkungen über das Eſſen ſind nicht zuläſſig, wenn Meiſter und Meiſterfrau ſelbſt am Tiſche ſitzen; auch dieſe ſagen ſelten etwas vor allen Andern. In der Anwendung der Kritik wird in Bauernhäuſern mehr Maaß gehalten, als unter den Gebildeten. Der Meiſter ſagte blos, er liebe den Sauerkabis, aber unbränntet, ein andermal ſolle man nicht Mühe haben mit Bränntten, wenigſtens ſeinetwegen nicht, und den Andern werde es wahrſcheinlich auch ſo ſein. Darauf ſagte die Meiſterfrau, ſie hätte auch ſchon beſſern gehabt, doch ſei er zu eſſen, wenn man ihn nicht zu lange ſchmöcke. Für heute müſſe man ſich drein ſchicken, es werde hoffentlich nicht alle Sonntage gleich geben.

Als nach dem Eſſen beſtmöglichſt reines Feld gemacht, das Eine hie aus, das Andere dort aus verſandt war, fanden ſich die drei Hauptperſonen wieder im Stübli zuſammen. Am Morgen hatte, wie angedeutet, die Mutter den Vater bereits entwaffnet gehabt, als ſie ihn an die Freude erinnerte, welche die Leute über einen Spectakel in ihrem Hauſe haben würden. Doch war noch großer Zorn da, und Felix ward nicht ſchlecht angedonnert. Der war feſt, daher ruhig. Was geſchehen, ſei ihm leid, aber er vermöge ſich deſſen nichts, ſchon Manchem ſei im Schlafe Etwas entfahren. Das Meitſchi ſei ihm halt lieb und er möchte es heirathen; beſſer zu machen wiſſe er's nicht, und die Mutter habe ſelbſt großes Wohlgefallen an demſelben und geſagt, es ſei ihr nicht bald ein anſtändigeres Meitſchi vor die Augen gekommen. „Du wüſter Bub du!" hatte darauf die Mutter geſagt,

„jetzt ſoll ich dran ſchuld ſein! Wenn mir ſchon Eine für Jungfrau gefällt, ſo iſt es dann noch lange nicht geſagt, daß ich ſie zum Söhniswyb möchte.“ — Der Ammann ſagte: „Warum nicht gar des Polizeyers Tochter, oder das erſt beſt Tſchaggeli (Bettelmenſch) von der Gaſſe, als das ſchlechte Menſch, wo du mit Schein ſchon lange ein Zaag (geheimer Umgang) mit ihm gehabt! Schäm' dich in dein blütig Herz hinein!“ Darauf hatte Felix erklärt, das Meitſchi ſei nicht ſchlecht, Geſchleipf hätte er keins mit ihm gehabt, das Meitſchi ſei bräver als alle, welche er kenne, und wenn es nicht ſo brav wäre, ſo würde er heute kaum das geſagt haben. Eben darum wolle er es heirathen, er möchte nicht, daß es dem Meitſchi ſein Lebtag vorgehalten werde. Und als der Vater gedroht, er müſſe ihm lieber aus dem Hauſe, als daß er das zugebe, hatte der Sohn geſagt, das ſolle er machen wie er wolle. Er könne an einem andern Orte auch ſein, als Karrer wolle er ſchönen Lohn verdienen, und es ſeien Andere mehr, die aus Knechten doch Bauern geworden, und zwar rechte. „Ja ſaubere, andern Leuten die Buben zu locken und verführen, denen will ich den Marſch machen, daß ſie an mich denken ſollen!“ begehrte der Ammann auf. „Da, kannſt es ja leſen!“ Als Felix jetzt in Zorn gerieth, brach die Mutter ab und ſchützte das Eſſen vor, und daß man die Dienſten nicht müſſe warten laſſen, daß ſie die Sache kalt bekämen. Es war ihr darum, daß die Gemüther erkalteten. Als ſie wieder zuſammentraten, war dies wirklich geſchehen. Der Vater redete von Verdruß, den der Junge ihm gemacht, denn an dem, was in den Briefen ſtehe, müſſe doch etwas Wahres ſein. Indeſſen ſei es vielleicht mit Geld zu machen, auf ein paar hundert Thaler komme es ihm endlich nicht an, und das Kind könne man ja erziehen und ſpäter ein Handwerk lernen laſſen, „Was für ein Kind?“ fuhr Felix auf. „He, lies da im Brief!“ ſagte der Vater. Als nun Felix ſein Verhältniß zu Änneli erzählte und wie weit er es mit ihm gebracht, da wollte es der Vater lange nicht glauben und meinte, etwas ſo Dummes habe er noch nie gehört, er ſei doch alt geworden, zu alt, um ſich ſo was aufſchwatzen zu laſſen. Der Mutter liefen die Thränen die Backen ab, und doch mußte ſie lachen über ihres Sohnes Liebesleiden und Thaten. „Aber was war's denn mit dem Wäldchen auf dem Wege zum Schuhmacher? ſelb iſt doch verdächtig!" fragte Letztere. Da b'richtete Felix, wie das Mädchen ihm das nur in der Angſt geſagt; wie alles Andere erlogen ſei, und wenn ſie wüßten, was in andern Briefen noch über ſie gelogen worden, würden ſie ihm ſchon glauben. Kurz, er brachte die Eltern ſo weit, daß ſie ihm glaubten, das Meitſchi ſei durchaus brav und Nägelibodenbauern nichts vorzuwerfen, da ſie nichts gewußt und im Weg geweſen ſeien, beſonders Bethi.

Mütter haben, wie ſchon geſagt, immer bedeutenden Glauben an ihre Söhne. Der Zorn wandte ſich dann aber um ſo heftiger gegen das heilloſe Eiſi, nur konnte man nicht begreifen, wer ihm die Briefe mache. Das müſſe unterſucht ſein, und zwar noch heute, meinte der Ammann. Felix meinte aber, Eins ginge noch voran: das Meitſchi ſollte getröſtet werden; er wiſſe, das hinterſinne ſich, und wie Bethi ſei, ſei die Frage, ob es nicht ſchon heute aus dem Hauſe müſſe, Bethi laſſe nichts an der Haue kleben. „Aber womit willſt tröſten?" fragte der Ammann. „He, wenn ich ihm ſage, ich wolle es z'Chilche führe, ſo wird das ein Troſt ſein, der anſchlägt," ſagte Felix. „Wer hat dir das erlaubt?" meinte der Ammann; „wenn man ſchon nichts gegen das Meitſchi hat, iſt's noch lange nicht geſagt, daß man es zum Söhnisweib möchte. Die Leute würden doch lachen, wenn es hieße, du hätteſt nur ſo zu einem Meitſchi von der Gaſſe kommen können!" „Lachen ſie meinethalb," ſagte Felix. „Ich denke aber, es ſei auch Etwas, wenn Einer vermag, ein armes Meitſchi zu heirathen und es zu einer reichen Frau zu machen, das kann nicht Jeder!" Der Vater war hartnäckig. Das kam ſo plötzlich, es that ihm weh, auf einmal alle ſeine Speculationen fallen zu laſſen. Die Mutter gab früher nach und wandte ſich allgemach dem Sohne zu. Der Gedanke, das Mädchen, welches ihr ſo wohl gefiel, als Söhnisweib in's Haus zu bekommen, ſtatt als Magd, dann mit keiner vornehmen, hochmüthigen Bauerntochter um die Meiſterſchaft ſtreiten, mit neuen Gebräuchen ſich nicht plagen laſſen zu müſſen, that ihr wohl. Es düchte ſie, das mache ſich nicht ſo bös, und wenn man für Felix keine Händel mehr gut zu machen habe, das Geld zuſammenlege, gebe dies bald eine große Summe, die könnte man für Weibergut rechnen. Endlich meinte der Ammann, das werde nicht ſo preſſiren, gut Ding wolle Weile haben, me chön de geng noh lue, es werd niene g'ſchriebe ſy, daß das noh hüt müß ſy. Das meinte eben der ungeduldige Felix nicht; Auf das, was heute gegangen und weſſen er und das Meitſchi ſich nichts vermöchten, müſſe das noch heute ſein, wenn man die Leute g'ſchweigen und das Meitſchi vor ihren Mäulern retten wolle. Und wenn man Eiſi den Marſch machen wolle, müſſe man erſt einig unter ſich ſein und wiſſen, was man wolle. Die Mutter half, und endlich mußte der Vater ſagen, er habe in ſo weit nichts dawider, aber erſt möchte er doch mit dem Meitſchi reden und wiſſen, ob Felix die Wahrheit rede. Es ſei bald viel geſagt, aber ehe man Alles glaube, müſſe man erſt unterſuchen; man meine manchmal, es ſei ſo, und ſei doch nicht! Felix erbot ſich, das Mädchen zu holen, aber der Ammann wollte nicht, wollte ſelbſt in den Nägeliboden gehen, Abends, wenn es dunkelte und Alle daheim ſeien. Unterdeſſen ſollte aber auch Felix daheim bleiben, worein derſelbe ſich ungern ſchickte. Die Leute würden glauben, er ſchäme ſich, dürfe ſich nicht zeigen, ſeiner lachen, ſagte er, und das könne er ſchier nicht leiden; wolle nur in's Wirthshaus, einen Schoppen trinken, aber er drang nicht durch. Da blieben Vater und Mutter einig, ſie kannten ſein heißes Blut, meinten auch, er könne ihnen auf Alles hin wohl einen Gefallen thun. Felix fügte ſich, aber es gramſelte ihm doch den ganzen Nachmittag in den Fingern, ſchlafen konnte er nicht, ein langer, langer, unendlicher Nachmittag war ſeine ſchwere Buße. Wenn er auch an ſein Glück denken wollte, ſeine Ungeduld verſchlang alle Gedanken.

So langweilig ging es im Dorfe nicht zu, man kann ſich's denken. So was war noch nicht erlebt worden; an keiner Sichelten, an keiner Hochzeit hatten die Vehfreudiger ſo wohl gelebt, als an den Worten: Änneli, gimm m'r es Müntſchi! So z'Leerem hatte der Pfarrer ſicher noch nie geprediget, als an jenem Sonntage. Aus der Kirche brachte kein Menſch etwas Anderes heim, als: Änneli, gimm m'r es Müntſchi! Höchſtens wurde darauf noch erzählt, wie aus einer Thüre der Ammann gefahren gleich einer Bombe, aus der andern Änneli verſchwunden, daß es nur ſo einen Schein gegeben. Felix aber habe gethan, als ſei nichts geſchehen, das ſei ein verfluchter Burſche, dem mache Alles nichts, der nehmte, wenn es ſein müßte, mit einer Hand den Teufel bei den Hörnern und zöge ihm mit der andern die Zähne aus. An dem würden die Alten noch Etwas erleben, geſchehe ihnen aber ganz recht, der Hochmuth verginge ihnen vielleicht dann ein wenig. Wie es aber über das arme Meitſchi und den Nägeliboden herging, hatte keine Art. Das war's, was die Freude ſo groß machte, daß es gerade dieſe getroffen, und kein Mädchen im Dorfe war, das, ſtatt nur einen, nicht 7mal 70 Steine auf das arme Änneli geworfen hätte. Da ſehe man jetzt die Scheinheiligkeit, und daß der noch lebe, der das Verborgene an die Sonne bringe! Man habe oft lange Urſache zu glauben, er ſei auch zu alt geworden, aber am Ende komme er doch noch. Ja, wenn man gewollt, es hätten viele Mädchen dem lieben Gott förmlich gedankt, daß er das Verborgene offenbar mache, und zwar Mädchen die nicht mehr an die Sonne dürften, wenn man wüßte, was ſie im Verborgenen getrieben und auf dem Gewiſſen hätten.

Das Wort vom Splitter und vom Balken, die Worte des Phariſäers: ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie jener Zöllner! das ſind auch Worte, an denen kein Düpflein vergeht, wenn auch Berge zuſammenfallen, es ſind ewige Worte.

Die größte aller Freuden hatte aber Eiſi. Eiſi ging bekanntlich nicht in die Kirche, von wegen dem Sticheln, wovon es nicht Liebhaber war. Als Peter und die Mutter die Nachricht heimbrachten, ſprang es hoch auf. Das ſei doch auch verflucht, daß man ſo wegen einem Lus-Pfarrer nicht in die Kirche möge! Aber wenn das ſo komme, gehe es beim Schieß doch, Pfarrer hin Pfarrer her! Da ſehe man doch noch, daß ein Gott im Himmel ſei, ſagte auch Eiſi, daß es gerade die habe treffen müſſen. Man konnte ihm nicht genug erzählen, wie der Ammann geſchoſſen und Änneli geſprungen ſeien, und was ſie für Geſichter gemacht. Und jetzt war auch vom geſtrigen Brief die Rede, und wie das geordnet ſein müſſe, daß es ſich gerade ſo getroffen. Jetzt werde das Wetter doch wohl losbrechen, daß man es höre bis in's Oberland; es hätte es gut mit ihnen gemeint, aber ſie hätten es ſo haben wollen, nun könnten ſie es auch haben. Jetzt gehe es hinter den Eglihannes, es nehme ihns Wunder, was es dieſem am nächſten Sonntag gebe; den werde Gott doch nicht ruhig laſſen wollen, ſonſt hätte es ihm nichts darauf. Was doch die Leute für Augen machen und was ſie ſagen würden? Der G'wunder ließ Eiſi kaum eſſen, abwaſchen konnte wer wollte, es mußte in's Dorf, mußte zum Krämer, und wer im Hauſe noch einen Kreuzer hatte, mußte ihn Eiſi leihen. Das Dorf war wie lebendig, es war, als ob lauter Franzoſen drin wohnten, ſo wurde geſchnattert und geſchwatzt. Allenthalben war ein Geſtänd, bei den Krämern ein Gedränge, im Wirthshaus ein Gedrücke; es war für die Weiber ein Nachmittag wie im Himmelreiche, ja es war Eiſi faſt, als wäre es der liebe Gott ſelbſt, oder wenigſtens ſein rechter Arm. Es ſprach viel von den Briefen und mit großer Salbung. Schon dieſen an, ſagte es, hätte man merken können, woher ſie kämen, und daß man ſich ihrer achten ſollte. Da man das aber nicht gethan, habe das Zeichen, von wem ſie kämen, in der Kirche geſchehen müſſen. Es habe gerade die Rechten getroffen, daraus könne man abnehmen, daß Gott der Herr ſie kenne und nicht ſo parteiiſch ſei, wie es jetzt auf der Welt zugehe. Wenn ſie einen rechten Pfarrer hätten, ſo wäre das nicht nöthig geweſen, der hätte ihnen die Sache auch auslegen können. Gewußt hätte er es, aber er halte es immer mit den ſchlechten Leuten, und könne nichts als die Leute ausführen, welche ihm nicht eben genug träten und nicht genug brächten. Nun, der könne ſich jetzt ſchämen, er werde ſich öppe heute nicht viel zeigen vor den Leuten.

Eiſi kam gar nicht vom Fleck, es war bald Abend, ehe es ſeine Beine bis zum Wirthshaus brachten, da ging es nicht vorüber. Beine und Zunge waren müde und hatten Etwas nöthig. Als es einmal ſaß und einen Schoppen vor ſich hatte, hui, wie ihm da die Zunge wieder ging, wie ihm ſo wohl ward, es merkte nicht, wie die Zeit verrann, es war, als wäre es in der Ewigkeit, im Weiberhimmel, wo ein Schwatzen iſt ohne Anfang und ohne Ende.

So ging es im Dorfe, ganz anders im Nägeliboden, dort war großes Weh und Leid eingezogen. Als Änneli daher kam ſo eilig und ſo bleich, erſchrak das mit Kochen beſchäftigte Bethi ſehr, und gäb wie es fragte, konnte ihm Änneli nicht antworten, es konnte nichts als weinen und ſchluchzen, barg ſein Geſicht in den Bettumhang. Alles Zureden half nichts, Bethi mußte ſich in Geduld ergeben, wenn es das Eſſen nicht verbrennen wollte wie Mädi. Endlich kam Sepp nach, halb zornig, halb neugierig. Er erzählte Bethi in der Küche, was in der Kirche ſich zugetragen, und wie er nicht gewußt, wen es angehe, bis er geſehen, wie Alle auf Änneli deuteten, dieſes bald blaß, bald roth geworden, verſtohlen geweint und endlich davongelaufen ſei, wie wenn man es ſage. An der Sache habe er nichts begriffen, bis er aus der Kirche gekommen; da hätte ihn Einer gefragt: ob er ſeinen Schwager auch gehört, und ob derſelbe ihm anſtändig ſei? Nun habe er zu ſeinem Zorn und Schrecken hören müſſen, wie Änneli mit Felix unter den Leuten ſei, wie die Dürluftbäuerin ſie angetroffen, wie das wohl weit gegangen u. ſ. w. „Kurz, ich mußte mich ſchämen wie ein Pudel,“ ſagte er, „und kein Menſch wollte mir glauben, daß wir nichts darum gewußt. Selb ſolle man ſie nicht b'richten, ſagte man; daneben ſei da nicht viel zu verſprechen, Jeder mache was er könne, und ein reicher Schwager ſei commod, ſo haben die Reden gelautet. Dem Meitſchi hätte ich das nicht zugetraut, und wenn ich nicht ſelbſt in der Kirche geweſen und geſehen hätte, wie es ein Geſicht machte, ich glaubte es noch jetzt nicht. Wo iſt's und was ſagt's? mit dem möchte ich doch ein Wort reden!“ ſchloß Sepp. „Drinnen iſt's und weint,“ ſagte Bethi; „kein Wort brachte ich aus ihm. Es iſt doch bim Ketzer Keinem nüt z'trauen, nei u das iſch es nit! Da macht's es G'ſicht wie d'r heilig Fürabe, daß man glauben ſollte, es wiſſe nicht, daß es zweierlei Gattig Leute auf Erden gebe. Nein, jetzt ſage man mir nichts mehr, jetzt traue ich keinem Menſchen mehr! Das kommt von ſelbem Markte, hätten wir es doch ſelbiſt fortgethan, ſo hätten wir jetzt den Verdruß nicht! Aber jetzt muß es fort, gleich morgen; wenn es nicht wegen den Leuten wäre, und es die Schweſter iſt, es müßte mir noch heute aus dem Hauſe — eine ſolche Schande uns zu machen! Nein, es hat keine Gattig, was der Uflath da oben für eine Freude haben wird!“ „Ruf' es in's Stübli,“ ſagte Sepp, „es muß doch Bericht geben, wir müſſen wiſſen, wie die Sache iſt!“ Änneli kam bleich, brach von Neuem in Thränen aus. Bethi redete harte Worte, daß Sepp Erbarmen bekam und milder redete. Endlich konnte Änneli ſagen, ſie ſollten ihm doch verzeihen, es habe gruſam gefehlt, aber es ſtehe die Schande nicht aus und wolle gern ſterben. Sepp und Bethi erſchraken ſehr, und Bethi ward ſehr zornig, daß Sepp wiederum mitteln mußte. Endlich konnte Änneli erzählen, aber ganz verwirrt, daß man nicht daraus kam. Bethi mußte fragen, Sepp mußte fragen, und als ſie endlich die ganze Geſchichte beiſammen hatten, wie Felix unterm Schiebfenſterchen Änneli geküßt und nicht habe fortgehen wollen, bis es ihm ein Müntſchi gegeben, und es ihm dieſes gegeben, damit er gehe, Bethi ihn nicht höre, da ſahen Beide einander an, wußten nicht, ſollten ſie lachen oder weinen. Sie fragten wieder und wieder, aber Änneli betheuerte ſo ehrlich bei ſeiner Seele Seligkeit, es wiſſe um Nichts, als was es bekannt habe, und man ſolle ihm doch d'r tuſig Gottswille verzeihn, es wolle dann gern ſterben, daß ſie ihm glauben mußten, und Sepp ſagte: „Nu, wenn es nur das iſt, ſo thue nit ſo nöthlich, es iſt deswegen noch nicht um's Sterben zu thun.“ Bethi war aber lange nicht ſo barmherzig; es hatte ja die Schweſter gewarnt, hatte es gut mit ihr gemeint, hatte ſie immerdar für ein Kind angeſehen, welches noch halb in den Windeln war. Bethi war ziemlich über dreißig Jahre alt, fand eine Liebſchaft im achtzehnten Jahre unverzeihlich. Bethi war eine Bäuerin, konnte ſich daher nicht enthalten, einſtweilen das Gericht der Menſchen mehr zu fürchten als Gottes Gericht, was ſein Gutes und Böſes hat. Sein Gutes, weil doch Menſchen, welche vor Gott ſich wenig fürchten, vor Böſem ſich in Acht nehmen der Menſchen wegen; ſein Böſes, dieweil Menſchen, welche in wichtigen Dingen Gott fürchten, in kleinen, wie ſie meinen, ſich nach den Menſchen richten. Hier iſt einer der Läufe der Welt, in welchen der Teufel viele Seelen angelt; denn bekanntlich kriegt man die feinen Fiſche am beſten in den ſogenannten Läufen, wo das Waſſer einen gewiſſen Zug (Strömung) hat. — Bethi begehrte ſehr auf, ſo in abgebrochenen Stößen. „Aber wie mochteſt auch mit dem dich einlaſſen?“ ſagte es; „gäb wie leicht! Konnteſt doch denken, daß er dich zum Beſten halte! Wer weiß, ob er es in der Kirche nicht abſichtlich that, um dich zu Schanden zu machen! Warum rieſeſt du mir nicht, ich hätte den Schläberi ſchon weg geben wollen. Aber wer weiß, was du dachteſt, hatteſt auch deine Freude dran, mag nichts hören, es iſt bald Keinem mehr zu trauen, kaum aus dem Ei, ſind ſie bubig, und wenn es kann g'liebelet ſein, dem Andern fragen ſie wenig nach, und ich mag nicht hören, es iſt Eins wie das Andere!“ „Aber Bethi,“ ſagte endlich Sepp, der Erbarmen bekam, „wenn ich dir einmal ein Müntſchi geben wollte, hielteſt du allemal weg? Habe doch Verſtand!“ „Das war drum ganz anders,“ ſagte Bethi. „Aber wenn du z'beſt reden willſt, ſo muß ich ſchweigen. Ich habe geglaubt, ich wäre dem Meitſchi lieber als Ammanns Möff; es wußte, wie ungern ich es hatte; wir müſſen doch an Allem ſchuld ſein!“ „Es iſt mir grüßlich leid,“ ſagte Änneli, „ich habe es wohl gewußt; aber ich konnte gewiß nicht anders, er war immer ſo gut gegen mich, und wenn er mir was thun konnte, ſo that er es, ich konnte doch nicht das Wüſteſte alles gegen ihn machen, und ich wollte dich auch nicht böſe machen und dir z'wider dienen; da wußte ich mir nicht z'helfen, es drückte mir oft faſt das Herz ab, ich hatte eine böſe Lebtig!“ „Biſt ſelber ſchuld,“ ſagte Bethi, „warum ſagſt mir nichts? Hätteſt das Maul aufgethan, ich hätte dem ſchon den Stand weiter geben wollen!“ „Aber ich durfte ja nicht,“ ſagte Änneli. „Er ſagte mir, ich ſolle z'Herrgotts ſein und dir ein Wort davon ſagen. Thue ich es, ſo mache er das Wüſteſt was er könne, bringe alle Abend einen Trupp Nachtbuben, um uns zu plagen, ſchlage die Fenſter ein, wolle ung'ſinnet im Gaden ſein, und thueſt du den Mund auf, lege er dir den Kübel auf den Kopf als Nachtkappe. Wie hätte ich was ſagen dürfen?!“ „Mag nichts hören,“ ſagte Bethi, „ſchweig' mit deinen Ausreden, du hatteſt den Narren an ihm gefreſſen, und damit Punktum! Das hätte ich nicht von dir erwartet!“ „Los,“ ſagte Sepp, „das iſt bald geſagt, aber Meitſchi ſind Meitſchi! Ich wär' hungerig, hülf jetzt an was Anderes hin, Gottlob, der Schaden wird noch zu heilen ſein. Am Ende vermag ſich das Meitſchi der ganzen Sache nicht ſo viel, als es anfangs den Schein hatte.“ „Ihr ſeid Alle gleich,“ zürnte Bethi, „redet Allem z'beſt, treibt mit aller Sach Muthwillen, ich halte bald auf Allen gleich viel!“ Sepp kannte Bethi; es wurde ſelten zornig, aber wenn es einmal es war, ſo richtete man mit Reden und Gründen nicht viel aus, am allerwenigſten mit Spaß; man mußte Bethi die Sache ſelbſt verwerchen laſſen, Verſtand und Billigkeit wanden ſich am Ende immer wieder oben auf. — Es war ein ſchöner Sonntag, wie ſie Gott erſchaffen hat zu ſeiner Ehre und den Menſchen zur Freude. Es iſt wahr, Freude hatten viele Menſchen an dieſem Sonntage, aber keine über das, was Gott ſchön gemacht, und keine, die ihnen Ehre brachte vor Gott.

Im Nägeliboden war keine Freude, und die Schönheit des Tages genoß man nicht; um's Haus war Niemand ſichtbar, es ſchien verödet. Sepp hatte ſeine Hausbücher vorgenommen und brachte Rückſtehendes in Ordnung. Bethi wollte ein Capitel in der Bibel leſen, aber mit allem Lieb brachte es die Geſchichte nicht aus dem Kopfe. Alle Augenblicke unterbrach es ſein Leſen mit einer Bemerkung, welche bewies, wo ſeine Gedanken waren. Bald mußte Sepp den Auftritt in der Kirche wiederholen, bald ſagen, ob Die und Jene auch dageweſen, und was ſie für Geſichter gemacht. Bald waren es Ausrufungen über Änneli's Verſtecktheit, über Felix' Bosheit. Wenn es den 'mal vor Augen kriege, dem wolle es den Kopf waſchen, wie er es noch nie erlebt, ein armes Meitſchi ſo zum Beſten zu haben, wenn er nicht noch Schlimmeres im Schilde geführt! Dann ſeufzte es über die Zukunft: wie ohne Änneli es machen, und wohin mit ihm ſo plötzlich, und was werden dann die Leute ſagen, warum man es fortgethan? Es wäre Bethi ſicher ſchwer geweſen, am Abend zu ſagen, ob es in den Büchern Moſis geleſen oder in der Offenbarung St. Johannes. Droben im Gaden war Änneli; freundliche Sonnenblicke zuckten durch das ſonſt dunkle Gemach — ſo war es auch in ſeiner Seele. Trübe und dunkel war es drin. Wen es liebte, war ihm böſe, die Andern ſpotteten über ihns, was wartete ihm jetzt, wohin ſollte es, des Lebens Sonne ſchien ihm erloſchen. Es kannte natürlich

Schiller nicht, ſonſt hätte es auch geſungen: des Lebens Mai blüht ein Mal und nicht wieder, mir hat er abgeblüht! Dann zuckte es hell durch ſeine Seele: Felix hatte es doch geliebt, und er war ihm ſo lieb, ſeine Geſtalt ſtand verklärt vor ſeiner Seele, und ſeine guten Worte klangen ſo lieblich darin wieder. Es kannte ſie alle noch und repetirte ſie, und wenn es jetzt ſchon grauſamen Gram und Verdruß im Herzen trug, es konnte es doch nicht zum Wunſche bringen, daß es den Felix nie geſehen, daß es ihm nie freundlich geweſen. Er hatte es ſo gut gemeint und das habe ihm ſo wohl gethan, und wenn er es jetzt nur nicht entgelten müſſe und ſeine Eltern hart mit ihm umgingen. So ſinnete und weinte das Mädchen, es wäre gern geſtorben, obgleich es auch den Spruch nicht kannte, es habe gelebt und geliebt.

Der Abend mit ſeinen Geſchäften rief ſie zuſammen; das Gewohnte ward abgethan, als es dunkelte die Kinder in's Bett gebracht. Früh auf, früh nieder, galt im Nägeliboden. Man ließ die Kinder Abends nicht bis 9 oder 10 Uhr auf der Gaſſe und am Morgen ſo lange ſie wollten im Bette. Es ward Regel gehalten, damit die Kinder von Jugend auf nicht an Willkür und Gutdünken, ſondern an Geſetz und Ordnung ſich gewöhnten. Im Kleinen liegt oft Großes, in ſcheinbar Unbedeutendem eine ganze Lebensrichtung. Als ſie darauf allein in der Stube ſaßen, brachte Bethi auf's Tapet, was jetzt gehen müſſe. Sie werweiſeten viel hin und her, waren in ſich ſelbſt nicht einig, am wenigſten unter einander. Änneli zerriß es das Herz, von Allem ſcheiden zu müſſen, was ihm lieb war. Aber es ſagte: „Darf ich mich vor den Leuten zeigen, bin ich vor Ihm ſicher?“ Damit deutete es mehr ſeine Schwäche, als Felix' böſen Willen an. Sepp meinte, es ſolle bleiben, aber Bethi ſagte, es wollte lieber ein Mäß Flöhe hüten, als zwei ſolche; daneben wiſſe es wohl, wie die Leute das aufnehmen und ſie verdächtigen würden. Bleibe es, ſo ſeien ſie vor der Leute Mäuler nicht ſicher und die verfluchten Briefe würden auch zu ihnen kommen. Eiſi hatte aus Furcht vor ihren Hexenkünſten ſie damit verſchont, ſie deſto mehr in Briefen an Andern liegen laſſen.

Guter Rath war theuer — da klopfte es an die Stubenthüre, man ſchrak zuſammen; ehe man antworten konnte, ging die Thüre auf und herein trat der Ammann mit dem Spruch: „Guten Abend gebe euch Gott!" Sepp war der Einzige, welcher antworten konnte. „Danke Gott!" ſagte er. Aber ſo verblüfft waren Alle, daß im erſten Augenblicke den Ammann Niemand ſitzen hieß. Nun er wartete nicht darauf, ſetzte ſich und ſagte: „Ich komme ung'ſinnet, ihr werdet aber wiſſen wegen was. Es ging heute Etwas, es iſt m'r nicht am rechten Orte; es nehmte mich Wunder, wie der Sachverhalt wäre, ich glaube, ich habe das Recht, darnach zu fragen. Du," wandte er ſich zu Änneli, „wirſt es am beſten wiſſen, willſt es mir erzählen? Aber ich möchte, daß du mir die Wahrheit angebeſt, es kommt mir viel darauf an!" Das war für Änneli eine ſtarke Zumuthung. Zehnmal leichter hätte eine Andere zehnmal ärgere Bekenntniſſe abgelegt, als jetzt Änneli zum Beſten geben ſollte. Nun, es weigerte ſich nicht, aber ſein Herz blutete, es war ihm bei jedem Wort, als ſei es ihm mit Daumenſchrauben abgepreßt.

Die Erzählung war zum Glück nicht lang. Als ſie zu Ende war, ſagte der Ammann: „Es wird ſo ſein." Zu ſeinem Verwundern hatte Änneli bekräftigt, was Felix geſagt. „Und jetzt?" fragte der Ammann. „He, und jetzt?" ſagte Sepp. „Daran werweiſeten wir eben. Das Meitſchi vermag ſich der ganzen Sache nichts und muß doch Alles ausbaden, das iſt eigentlich nicht billig! Es möchte fort, und was ſagen dann die Leute, warum man es fortgethan? Ueber dem kommt es uns ſehr uncommod, wenn wir es fortlaſſen müſſen. Daneben was ſoll es hier, beſonders wenn es Euer Sohn nicht ruhig laſſen kann?" „Da wäre Heirathen das Beſte," ſagte der Ammann. Es wäre ihm lieber, er verirte nicht und fötzelte ſie aus, ſagte Sepp, ſie hätten es nicht verdient. Sie wüßten wohl, wer er ſei und wer ſie ſeien, und daß Felix gekommen, vermöchten ſie ſich nichts, es ſei ihnen z'wider genug. Hätten ſie drum gewußt, ſie hätten es ihm erleiden wollen. He, ſagte der Ammann, öppe ganz verirt ſei das nicht, es ſei Ernſt dabei; Felix habe den Kopf gemacht, das wolle was ſagen. Sie möchten nicht daran ſchuld ſein, wenn er was Ungeſchicktes anſtelle. Oppe ganz recht ſei es ihnen anfangs nicht geweſen, wolle er aufrichtig ſagen; ſie hätten es anders gemacht, wenn es an ihnen geweſen. Daneben könnte Felix leicht was Dümmeres machen, und wenn das Meitſchi auch arm ſei, ſo ſei es brav und ſei ſeiner Frau ſo unanſtändig nicht, ſie hätte es ſchon lange im Auge gehabt, freilich nicht für Söhnisweib. Sie hätte den Gedanken, es werde manierlich ſein, ſich unterziehen und nicht gleich befehlen wollen. Es heygs ere troffe und ſo ſei Heirathe wirklich das Beſte, was ſie machen könnten, und nicht verirt.

Anneli und Bethi waren ganz verſtummet, ſahen den Ammann an, ob er es wirklich ſei oder ein Anderer; ſie hatten das Wort gehört, konnten es aber nicht faſſen. Sepp ſagte endlich: „Hört, Ammann, ich denke wohl, Ihr verirt nicht mit uns, das wäre nicht viel gemacht. Aber hört, das Meitſchi iſt uns lieb und werth, und wir haben Urſache dazu. Wenn es nun nur der Schuhwiſch ſein ſollte und alle Tage hören müßte, wie es nur ein Gottswille-Menſch ſei, nichts gebracht, alſo auch nichts zu ſagen hätte, ſo wär' es mir lieber, es bliebe bei uns, erleidet iſt es uns nicht. Anfangs thät's ihm weh, aber ſolches verſurret am Ende auch, wie z'Klemme und z'Haue, es geht nicht ſo leicht zum Tödten, wie das Verſchüpfe u Schuhwüſch ſy.“

Noch ehe der Ammann, den dieſe Rede geſtochen (er hatte wahrſcheinlich geglaubt, die ganze Familie werde vor Freuden ſich am Boden herumwälzen), antworten konnte, erſchollen vor den Fenſtern einzelne Töne und endlich ein jämmerliches Geſchrei. Man fuhr erſchrocken auf. Offenbar hatte Jemand am Fenſter geguckt, etwas Jächtigeindes war über ihn gekommen, aber man wußte nicht was. Bethi ſchob das Schiebfenſter zurück. Sepp ſprang hinaus, die Schreier fanden ſich alsbald.

Endlich war Eiſi doch aufgebrochen im Dorfe, ſchlug den Weg ein, der neben Ammanns Haus vorbeiführte. Es nahm ihns Wunder, ob dort Lärm ſei, oder ſonſt Etwas zu merken. Lange ehe es dabei war, ſah es Jemand zur Thüre von Ammanns Haus herauskommen, am breiten Rücken wußte es alsbald, daß es der Ammann war. Er kam nicht gegen Dorf und Wirthshaus, ſondern ging in der gleichen Richtung wie Eiſi. „Der hat eine feine Naſe, daß der heute nicht in's Wirthshaus geht,“ dachte es. „Der könnte dort was erſchmöcken, aber wo will der aus ſo ſpät? Meinſt, es ſehe dich Niemand, aber wart', das ernäſele ich doch.“ In gehöriger Entfernung ging es leiſe nach und ſah den Ammann im Nägeliboden in's Haus treten. Jetzt war ihm nicht mehr zu helfen. „So, geht er da hin, er wird es mit Geld machen wollen, der dicke Schelm! Das muß ich wiſſen, aber um kein Lieb darf ich zum Hauſe, die Hagelsher hat gewiß Fallen geſtellt, oder was gebeizt, der Teufel weiß was; die hätte zu große Freude, wenn ſie mich acht Tage lang unter ihr Fenſter bannen könnte,“ meinte Eiſi. Es lief heim und fand dort den koboldiſchen Jungen, der an einem Briefe laborirte. Kaum ſagte es davon, der Ammann ſei im Nägeliboden, ſo war der Junge z'weg dort zum Horchen, und je nach den Umſtänden zu einem Streiche. Benzli bot ſich zum Begleiter an, und ehe Eiſi was dran machen konnte, waren ſie verſchwunden. Wegen dem andern Jungen war es Eiſi nicht angſt: wenn demſelben ſchon was begegnete, ſo ging es ihns ja nichts an, hingegen um ſein Kraut jammerte es ſehr — es hatte wahrſcheinlich eine Ahnung. Die Burſche hatten einen günſtigen Standpunkt aufgefunden, von welchem aus ſie die ganze Stube überſehen konnten. Einſtweilen hörten ſie nichts, aber ſie dachten, das Wetter werde ſchon noch losgehen. Plötzlich fuhr Beiden eine Hand in Nacken und faßte ſie. Da ſchrieen ſie ſo jämmerlich auf, meinten, es ſei der Teufel. Aber es war Felix. Sobald ſie den erkannten, wollten ſie mit Beißen, Stüpfen, Kratzen ſich losmachen; aber was der hielt, hielt er einſtweilen, zudem ging ihm plötzlich ein Licht auf. Er kannte den, welcher die Briefe vertragen, er hatte nun auch den, welcher ſie geſchrieben. „Ihr Lausbuben, wollt ihr bekennen oder nicht!“ ſagte Felix und brachte ihre Geſichter in ſtarke Berührung. Sie aber kratzten und ſtüpften aus Leibeskräften und ſchrieen: „Willſt uns gehen laſſen, du großes Kalb, du Veh, was du biſt!“ Aber Felix war in ſolchen Dingen wohl erfahren; er fuhr mit den Buben dem Brunnen zu, ſetzte dort beide mit einem Ruck in den Trog, als wäre er ein Badkaſten. Hoch auf ſpritzte das Waſſer und platſchte über die Ränder, ſchrecklich ſchrieen die Jungen, ärger als Schweine am Meſſer. Felix tauchte ſie unter, dann gurgelten ſie, aber alsbald fing das Schreien wieder an, bekennen wollte keiner. Sepp kam dazu, endlich auch der Ammann; ſie vernahmen, wie Felix die Jungen getroffen und was er jetzt wolle. Die Buben wimmerten und ſchrieen ſchrecklich; das Untertauchen abgerechnet, war ihr kalter Sitz in die Länge ihnen ſicherlich peinlich, aber mit dem Bekennen wollte keiner anfangen. Plötzlich kam eine Stimme über ſie: „Es dücht mih, es ſött aſe g'nue ſy, ih wett höre, wenn ih gut zum Rath bi!" Es war Peterli's Stimme, der hinter ihnen ſtand. Droben im Dürluſt hatte Eiſi das Schreien gehört und nun auch geſchrieen: „Si mürde ſe, ſi mürde ſe! Peter, uf u ache, ſi tödte neh, ſi tödte neh!" Peterli hatte Vaterliebe, lief und redete nun ſehr auf, unerſchrocken vor dem Ammann: was das für eine Manier ſei, mit armen Kindern ſo umzugehen, und ob er ſie loslaſſen wolle oder nicht, ſonſt wolle er ſich auch drein legen. Da ſprach der Ammann: „Warum machen die Buben ſolche Streiche, Peter! fechten mit ſolchen Briefen und plagen Nachts die Leute bei den Häuſern!" „O," ſagte Peter, „es ſind ja nur Kinder, ſie wußten nicht, was ſie machten, die Leute brauchten ſich ja des Kafels nicht zu achten!" „Deiner hat ſie alſo vertragen und der andere geſchrieben?" fragte der Ammann. „Es wird ſein," antwortete Peterli. „Und deine Frau gab ſie an?" fuhr der Ammann fort. „Nicht apart," ſagte Peterli, „öppe drey g'lueget het ſi u allbeeiniſt öppis d'rzu g'ſeyt, aber öppe viel nit. Daneben war es nicht bös gemeint, ume ſo für d' Kurzwyl hey ſi's g'macht. U d'r Schulmeiſter het g'ſeit, je meh me ſchryb, deſt' beſſer ler mes." „Felix, laß ſie laufen!" ſagte der Ammann; „der Dürluſtbauer hat Alles geſagt, was nöthig iſt." Felix tauchte ſie noch ein Mal brav unter, ließ ſie dann los. Benzli kroch alsbald heraus, der kleine Rathscandidat aber blieb ſitzen. Er gehe da nicht heraus, wer ihn hineingethan, könne ihn wieder herausthun, wo nicht, ſo müſſe er ihm gut ſein für allen Schaden, ſagte er. Erſt als Alle lachten, kroch er heraus, jedoch nicht ohne Verwahrung ſeiner Rechte, eine Drohung, ihn zu finden, was ihm von Felix noch eine tüchtige Ohrfeige zuzog. Der Zorn des künftigen Volksmannes kehrte ſich, als Felix außerhalb dem Bereiche ſeines Zornes war, gegen Peterli. Dieſen capitelte er 'runter, wie nur ein Dorfmagnat einem Schuldenbäuerli hätte abcapiteln können, er beurkundete ſich ſo recht als eine zukünftige Größe, als eine Stütze der Freiheit und des Vaterlandes. „Warum dampeſt du Alles aus und trappeſt hinein, jetzt kannſt es auch ausfreſſen! Warum leugneſt nicht? Leugnen iſt die Hauptſache; man muß Alles leugnen, bis Etwas g'ſetzmäßig bewieſen iſt! Der Schulmeiſter hat geſagt, es ſei Einer ein dummer Hund, aus dem gar nichts werde, wenn Einer glaube, was man ihm nicht beweiſen könne; es ſei ſchon Mancher unglücklich geworden, weil er ſo leicht geglaubt, was man ihm angemuthet. Und z'beweiſen habe heutzutage eine Naſe, man könne Niemanden mehr däumeln und Niemanden mehr ſchlagen, das ſei gegen die Menſchenrechte. Und wegem bloßen Glauben könne man Niemanden mehr ſtrafen; überhaupt ſei kein verachteteres Wort als das Wort Glauben, das ſei eins, man ſollte es nicht einmal mehr brauchen, geſchweige denn, daß Einer dummer Hung genug ſei, wirklich Etwas zu glauben, das nicht handgreiflich gemacht ſei. Und du dampeſt nach, was dir vorgeſagt iſt, und das wird der Dank ſein, daß ich das deiner Frau zu Gefallen gethan! Aber wart' du nur, ich will dir es ſchon zeigen, wo es durchjagt! Ich glaube nichts und aber nichts, bis du es rechtmäßig bewieſen haſt, daß ich die Briefe geſchrieben, du kannſt der Lügner ſein und den Dreck an deinem Stecken haben!“ So zankend ſtießen ſie auf Eiſi, welches Zorn und Angſt ihnen entgegengetrieben. Als Eiſi hörte, wie Peterli geplaudert, geglaubt, eingeſtanden, was es auf ewig geborgen glaubte, da war Peterli kaum zu helfen und Eiſi auch nicht. Es kriegte Krämpfe, und Peterli wußte nicht, was gut dafür ſei; er fing an ſich zu fürchten, es ſei um's Sterben zu thun. „Es ging m'r notti übel,“ dachte er, „wo hätte ich gleich eine Andere?“ Der Bube lief draus, ſagend: „Habt ihr's gehört, ich will mit Allem nichts zu thun haben, ich glaube nichts und aber nichts, und beweiſe man mir Etwas! Mit ſolchen dummen Leuten iſt man immer angeſchmiert, dumms Volk, verflucht dumms!“ Glücklicherweiſe kam auch Eiſi's Mutter daher, die verſtand ſich beſſer auf dieſe Umſtände. Eiſi ward in den Dürluft gebracht und blieb am Leben. Peterli war einſtweilen des Kummers los: wo eine Andere nehmen? Er war auch des Kifels los und des Lebens ſicher, denn ſelben Abend war es Eiſi nicht mehr um's Reden. Am folgenden Morgen aber ging's wieder los. Eiſi ſagte Peterli, was er für Einer ſei, daß er wie ein Maulaffe gleich Alles glaube, was man ſage, dümmer als das kleinſte Kind ſei er, jedem Schulbub wäre es in Sinn gekommen, zu leugnen, jetzt könne er aber auch ausfreſſen, mit Allem wolle es nichts zu thun haben. Wohl, die würden ihn ſchön ringgeln, der Nägelibodenbauer werde ihn in die Finger nehmen, daß ihm das Liegen weh thue, und der Ammann nicht weniger, und andere Leute auch noch; der dümmſte ſei er, den die Welt trage, mit einem ſolchen Manne ſei eine Frau doch geſchlagen, daß es keine Gattig habe. Natürlich wollte ſich Peterli wehren und ſagen, er vermöge ſich deſſen nichts, Eiſi habe die Briefe ſchreiben laſſen, die Buben geſchickt, ihn den Buben nach, ihm wäre das Alles nicht eingefallen, und jetzt ſolle er gar noch ſchuld an Allem ſein! „Hättiſch g'leugnet, hättiſch g'leugnet, warum haſt's geglaubt? das macht z'Sach aus!“ ſchrie Eiſi, und immer zorniger, und was ihns am zornigſten machte, war, daß es gar nicht wußte, was der Ammann im Nägeliboden gemacht, und was der Handel für einen Ausgang genommen. Eiſi heizte Peterli durch beſtändiges Zanken ſo ein, daß er zuletzt in große Angſt gerieth und weiß Gott was dachte, was ihm geſchehen könnte. Heimlich machte er ſich Nachmittags fort und ging zu Sepp. Der Wüſteſt ſei der nicht, dachte er, und Vorbauen ſei am beſten. Sepp war verwundert über den Beſuch, aber nicht unfreundlich, er hatte mit dem armen Mannli immer Erbarmen. Peterli entſchuldigte ſich, wie er ſich aller Sache nichts vermöge und doch jetzt an Allem ſchuld ſein ſolle, weil er nicht geleugnet, aber er habe gar nicht daran gedacht. Was helf' Leugnen, wenn man die Sache wiſſe, habe er gedacht. Dann klagte er bitterlich, wie er z'weg ſei; Sepp ſolle ihn doch in alle Wege nicht plagen wegem Vorſchuß, verlieren ſolle er nichts an ihm, aber dieſen Augenblick wiſſe er gar nicht wie ſich kehren. Er habe an der Käſerei einen Schaden gehabt, es hätte keine Art, 200 Thaler machten es nicht. Zwei Mal habe er die Kühe reiſen müſſen, Heu kaufen für ein Sündengeld, in welchem kein Segen, ſondern der Fluch geweſen, und am Ende noch 10 Kreuzer herausgeben. Der, wo die Hagle erſinnet hätte, habe den Teufel im Leibe gehabt, er werde es wohl büßen müſſen. „Wie man's treibt, ſo hat man's," ſagte Sepp. „Ich habe einen ſchönen Nutzen, ſo viel als du Schaden haben willſt. Aber ich habe nichts zwängen wollen, keinen Hochmuth getrieben mit vielen Käſen und vieler Milch, keine Kühe beſonders g'reiſet, kein Heu gekauft, d'r dür' wille keinen Streit gehabt, immer Milch genug im Hauſe, daher keine Abrechnung, und ſo bin ich recht froh über die Käſerei, ſie macht mir den Zins, den ich haben muß. Wir machten voriges Jahr den Lehrplätz, und Alles will gelernt ſein; es wird dieſes Jahr ſchon beſſer gehen, und wir werden kaum ſo viel verhandeln wie das letzte Mal." „Ja," ſagte Peterli weinerlich, „du haſt eine Frau darnach, aber wenn d' myni hätteſt, du könnteſt auch nicht machen, was du wollteſt und Verſtand brauchen in Allem. Wo iſt deine?" „Sie iſt mit ihrer Schweſter in's Dorf zu Ammanns gegangen," antwortete Sepp boshaft. Peterli vergaß den Mund offen und brauchte lange, lange Zeit, bis er endlich hervorgeſtottert hatte: „Zu Ammanns? ſo!" „Ja," ſagte Sepp, „es giebt was Neues, kannſt es deiner Frau b'richten: Felix heirathet unſer Meitſchi, z'Änneli!" „Wird nicht ſein!" rief Peterli ordentlich erſchrocken aus. — Es war wirklich ſo. Die Unterbrechung am vorigen Abend durch die Sündentaufe der Buben hatte die Sache raſch zum Abſchluß gebracht und alle Empfindlichkeit verwiſcht. Änneli wußte nicht, ging es auf dem Kopfe oder auf den Füßen, es war ihm, als ſei es von einem Traum wie von einem dichten Nebel umfloſſen, aus welchem es trotz aller Anſtrengung nicht hinauskönne. Es war ihm, ähnlich, wie man es eben im Traume oft hat: man will Etwas leſen, oder ſollte ſonſt Etwas anſehen und ſieht nichts; kann die Augen nicht aufthun, es iſt und bleibt ſchwarz davor. Es war mit Änneli nichts anzufangen, und endlich begnügte ſich der Ammann mit dem Verſprechen, daß es am folgenden Nachmittage mit Bethi ſie beſuchen wolle, wo man die Sache beſſer beſprechen könne.

Bethi war es dabei auch etwas wunderlich. Es hatte große Freude an Änneli's ſeltenem Glücke: als armes Meitſchi einen reichen Mann zu bekommen, und zwar einen Felix. Wenn arme Mädchen reich heirathen, ſo taugen gewöhnlich die Männer nicht viel: ſind alt, häßlich, kränklich, wunderlich, bös, kurz ſo beſchaffen, daß ſie kein Mädchen mit einem Stecken anrühren möchte, wenn ſie eben nicht reich wären. Felix dagegen war ein Burſche von den Mehbeſſern, wohl wild zur Zeit noch, aber waren wilde Burſche den Mädchen nicht von je am liebſten? Und wir müßten unwahr ſein, wenn wir nicht hinzuſetzen wollten, daß in Bethi ſich noch zwei andere Empfindungen neben der Freude regten: die erſte war der Stolz, [illegible] ſollten nicht meinen, daß ſie Änneli eine gar zu große Ehre anthäten, und daß ſie das Recht hätten, Änneli ſein Lebtag vorzuhalten, daß es eigentlich nur d'r Gottswille da ſei. Lieber geradezu einen Bettler, als einen reichen Mann, und doch ſein Lebtag Bettlerbrot eſſen müſſen, ſagte es. Es ſei genug, wenn Eine nie vergeſſe, was ſie geweſen, man brauche es ihr nicht noch alle Tage vorzuhalten, und wenn Eine mache, was ſie könne, und nicht mehr begehre als brüchlich und anſtändig, ſo ſolle man mit ihr zufrieden ſein, d'ſunderbar wenn ſie ihm nicht nachgelaufen, ſondern er ihr. Das Zweite war nicht Neid, aber doch des Neides Schatten. „Jetzt biſt du die Vornehmere und Reichere, ſchämſt dich wohl meiner, wirſt mit der Frau eines Schuldenbürleins nichts mehr zu thun haben wollen!“ ſo Etwas ſagte Bethi an ſelbem Morgen manchmal, bis Änneli zu weinen anfing und ſagte: „Was denkſt doch auch von mir? und kannſt glauben, ich ſei ſo ſchlecht, dich nicht mehr für meine Mutter zu halten? Was wäre ich ohne dich? Und wer weiß, wie es mir geht, und ob ich nicht einmal wieder froh bin, zu dir zu kommen und deine Magd zu werden?“ — Das war Nachmittags ein ſchwerer Gang für Änneli, es dünkte ihns, wenn nur ein Weg unter der Erde durch führen würde, oder es durch die Lüfte fliegen könnte, daß ihnen doch Niemand begegne. Für die großen Aecker und Wieſen, das ſtattliche Haus, den ſchönen Stock, die einmal ſein werden ſollten, hatte es weder Augen noch Gedanken. — Sie wurden von der Ammännin freundlich empfangen. „Du kommſt mir ung'ſinnet,“ ſagte ſie, „aber nicht unwerth. Gefallen haſt mir ſchon lange, wenn ich auch nicht dran dachte, daß du Söhniswyb werden würdeſt. He nun, es wird ſo haben ſein ſollen, und es hätte leicht böſer gehen können. Man muß immer froh ſein, wenn die Buben 'mal ländten, haben ſie einmal eine manierliche Frau, ſind ſie dem Teufel ſchon halb entronnen. Öppe bös wird das nicht gehen, wenn du mich nicht etwa in die Ecke ſtellen willſt, daß ich nichts zu befehlen hätte, ſelb hätte ich ungern, ich muß es ſagen. Daneben habe nicht Kummer, daß ich dich für eine Magd halten will, das wäre ja uns ſelbſt eine Schande; die Leute müſſen nicht glauben, Felix habe geheirathet, um einen Jungfernlohn zu erſparen. Wir vermögen ein Söhnisweib zu erhalten, auch wenn es keinen Streich werchete.“ Nun, darauf ſagte Bethi ſein G'ſätzli auch. Das freue ihns, ſagte es, denn ſeine Schweſter könnte ihns dauern, wenn es ſeine Armuth entgelten müßte ſein Lebtag, es vermöge ſich derſelben nicht, und dem Felix ſei es nicht nachgelaufen. Nicht daß es ganz nichts hätte, Etwas ſei auch da, aber für ſie ſei es bei ſolchem Reichthum nichts zu rechnen. Änneli werde gewiß machen, was ihm möglich ſei, und dem Hauſe wohl anſtehen. Und wenn es gegen die Ammännin ſei, wie es gegen ihns geweſen, ſo werde ſie dem lieben Gott dafür danken, daß ſie ihns habe. Ihm ſelbſt gehe es am übelſten: die Kinder ſeien noch nicht nachgewachſen, ihm hätten ſie Alles anvertrauen können; wie es gehen ſolle, wiſſe es nicht. Daneben werde es ſehen müſſen, wie machen, deswegen möchte es vor ſeinem Glücke nicht ſein. Zu Allem ſagte Änneli wenig, es kam noch nicht aus ſeinem Traume, zu beſtimmtem Bewußtſein. Dann begann die Ammännin zu erzählen, wie ſie eigentlich hätte merken können, daß das Meitſchi Felix gefalle. Der Tüfelsbub habe ſie ja auch einmal zu Bethi geſprengt, da, wo ſie wie von ungefähr an den Gartenzaun gekommen. Aber er ſei von je ein Barmherziger geweſen, gegen arme Leute und Kinder, daß ſie dabei nichts Anderes gedacht; ſo ſei es ihr auch gegangen, als Änneli überfahren worden und Felix über Eglihannes ſo wüſt gethan. Erſt die Dürluftbäuerin habe ihr eine Laus hinter das Ohr ſetzen wollen, ſie habe ſich deſſen nicht viel geachtet, bis die Briefe gekommen, welche aber Bethi faſt mehr angingen als die Schweſter. Bethi bat um Einſicht in dieſe Briefe. Die Ammännin meinte, es ſei nichts Schönes darin, Bethi werde nur böſe, und kein Menſch habe ihnen Glauben geſchenkt. Allein man begreift, daß kein Weib vom Begehren abgeſtanden, und kein Weib ſo unerbittlich geweſen wäre, die Einſicht abzuſchlagen. Hinterher hätte die Ammännin gern einen Batzen gegeben, wenn ſie nichts von den Briefen geſagt, denn es war, als hätte man ein angezündetes Schwefelhölzchen in ein Pulverfaß geſteckt. Bethi brannte ſchrecklich auf, denn es war kein Waſchlumpen, ſondern ein kräftiges Weib, welchem man mit böſen Anmuthungen, ſei es mit handgreiflichen, mündlichen oder ſchriftlichen, nicht nahe kommen ſoll. Das laſſe es nicht gelten, ſagte Bethi endlich, gut ſei es, daß man wiſſe, woher es komme. Die Dürlufttäſche habe ihns ſchon lange bitter gehaßt, ſie könnten es beſſer machen als Die droben, welche das Roß immer beim Schwanze zäumten, den ganzen Tag umherführen und erſt am Abend in Sinn bekämen, was ſie eigentlich machen ſollten. Das laſſe es nun nicht gelten, die müſſe ihm einmal ane kneue (vor die Füße knien), damit ſie ihrem Maul eine Rechnung machen lerne und ehrliche Leute vor ihr ſicher ſeien. Die Ammännin konnte Bethi blos beſchwichtigen durch die Hinweiſung auf ihren Mann, der werde bald heimkommen, der könne am beſten ſagen, was da zu machen ſei. Um Bethi die Mücken aus dem Kopf zu treiben, gutes Blut zu machen, probirte ſie einen Teufel mit dem andern auszutreiben. „Willſt ein wenig im Hauſe herumkommen?“ ſagte ſie zu Änneli; „ſehen, wo du künftig daheim biſt und wo du die Sachen ſuchen mußt, wenn du ſie finden willſt?“

Alſo die Schätze der Welt wollte die Frau Ammännin aufſchließen und zeigen, und ſagen: „Das Alles ſoll dein ſein, wenn du mein ſein willſt!“ Glücklicherweiſe war die Frau Ammännin nicht der Teufel, ſondern nur ein Weib, ein ſtolzes, herrſchſüchtiges, aber mit Verſtand und gutem Herzen, welche leider eben bei Stolz und Herrſchſucht ſo oft fehlen. Wir wollen ſie auf dieſem Zuge nicht begleiten, ſondern blos bemerken, daß über Bethi's Seele zuweilen der genannte Schatten fuhr. Das waren Schatzkammern, und Schätze darin, wie Bethi ſie noch nie geſehen, denn das war ein altes Haus, in welchem ſeit mehreren Geſchlechtern der Geldmangel nie eingekehrt war; daher die Vorräthe aller Arten ſich maſſenhaft angehäuft hatten. Für wenigſtens 2000 Thaler hätte man allerlei verkaufen können, man hätte noch wenig gemerkt, keine Lücke geſehen. Dieſe Schätze werden ſelten gezeigt, kann man ſie aber einmal einer vertrauten Seele zeigen, ſo lebt man um ſo ſeliger daran. Auch litten die Weiber in dieſem Hauſe nie Noth, hatten nicht nöthig, zu Friſtung ihres Leibes die Hausdiebe zu machen. Ufläthe waren die Männer nicht, wie es deren giebt, z. B. ein Harzer Hans im Harzer Loch, oder ein Ammes Jöggi in der Gnägi. Wo die Weiber für ihre Nothdurft ſtehlen müſſen, ja ſtehlen müſſen für die Haushaltung: Speiſen für Knechte, Mägde und Taglöhner, da ſpeichern ſich die Vorräthe nicht in dem Maße auf. Bethi dachte mit Seufzen an die Lage einer Bäuerin, welche aus allen Winkeln alles Verkaufbare zuſammentragen muß, um mit den Zinſen nicht rückſtändig zu bleiben. „Ja, ja," ſagte es, „ſo wäre es ſchön, ſo wär's luſtig, we mes chönt u v'rmöcht', aber Üſereine lehrts angers." Und Änneli ward die glückliche Beſitzerin von dieſem Allem, konnte täglich durch dieſe Schatzkammern wandern und ſich ergötzen im Schauen all dieſer Herrlichkeiten. „Meitſchi," ſagte Bethi, „jetzt wirſt wohl hochmüthig werden? mich nichts mehr ſchätzen, und wenn du heimkommſt, dir nichts mehr gut ſein?" „Glaubſt's?" fragte Änneli, legte ſeine Hand auf Bethi's Achſel und ſah ihm in die Augen. „Nein," ſagte Bethi, „ich glaub's nicht; daneben wäreſt du nicht das Erſte, welches es ſo hätte, und wie ein Menſch ausfällt, wenn er ſo z'weg kommt, weiß man nicht. Es ſchießt Manchem wunderlich in Kopf, er weiß ſelbſt nicht wie." „Nein, Bethi, nein," ſagte Änneli, „mir nicht, davor wird mich der liebe Gott bewahren!"

Unterdeſſen war von Mädi das Gehörige zur Aufwart beſorgt worden. Mädi, Stüdi und auch die Andere machten gar ſonderbare

Geſichter zu dieſer Geſchichte. Sie konnten die ganze Sache nicht begreifen. Es ſei doch dumm, daß ſie meinten, wegen es paar Worte müſſe Felix ſo Eine heirathen, es habe Mancher noch was ganz Anderes gemacht, habe aber an's Heirathen nicht gedacht, und ſie habe es doch annehmen müſſen. Wenn er doch nur eine Magd habe nehmen wollen, ſo Eine von der Gaſſe, ſo hätte er nicht bis in den Nägeliboden zu laufen gebraucht, ſondern noch Brävere näher gefunden. Das werde aber ſo Eine ſein, wie ſie am verfluchteſten ſeien, ſo Eine, die vornen ſchlecke, aber hinten kratze. Die ſolle ſich aber in Acht nehmen, was ſie mache, von der nehmten ſie nichts an, lieber wollten ſie weiters, ſo Eine, die nicht einmal ſo viel ſei als ſie, ſolle nicht kommen und ihnen befehlen, und ſie noch kujoniren dazu, ſagten ſie. Sie wüßten nicht, wegen weſſen Felix die genommen. Wegen der Hübſchi ſei doch wahrhaftig wenig zu rühmen, mit ſammt den Kleidern gewogen, werde es ein Kleines ſein, was ſie über hundert Pfund mache, und wegen der Farbe ſei es doch nicht d'r werth Eine zu nehmen. Wenn die einmal recht an die Sonne müſſe, werde die bald eine Haut haben wie eine Andere. Daneben thäten ſie nichts ſehen, was nicht alle Andern auch hätten, und Maul und Naſe habe ſie auch nicht an einem apartigen Ort. So räſonnirte abſonderlich Mädi, das wahrſcheinlich fand, Felix wäre kein unpaſſender Erſatz für den verlornen Melcher, und wenn Felix nur eine Magd gewollt, ſo wäre es unendlich währſchafter geweſen als das Kind, welches nicht viel mehr als einen Centner wäge. Daneben calculirte Mädi wiederum nicht dumm: Alles, was es machen ſollte, machte es ſo gut als möglich. „Schmöcket,“ wird es gedacht haben, „ich hätte es können, ob es die Andere kann, fragt ſich!“ — Der Ammann fand ſich ein und Felix ebenfalls. Ein Liebespaar auf dem Lande führt ſich gewöhnlich in Beiſein Anderer anſtändig auf, es iſt nichts von dem Täubeln zu ſehen, wie es ſich oft ſogenannte Gebildete zu Schulden kommen laſſen, und manchmal noch, wenn ſie ſchon Kinder die Fülle haben oder gehabt haben. Sie thun ſehr oft ziemlich hölzern, ſo daß eben nicht viel von ihnen zu erzählen iſt. Bethi hatte viel auf dem Herzen, und der Ammann gab ihm vollkommen Recht. So Etwas dürfe man nicht auf ſich ſitzen laſſen, wenn man ſchon gern wollte; ſage man nichts, ſo heiße es: „Da ſieht man's, die hätten anders würden aufbegehren, wenn nichts an der Sache geweſen; die haben gut gefunden, zu ſchweigen!“ Am beſten ſei, man ſchicke zwei Männer und laſſe den Dürluftbauer und ſeine Frau zu einer Freundlichkeit einladen, mit der Androhung, wenn das Anerbieten nicht angenommen werde, zeige man es dem Richter an, dann könnten ſie mit dem halben Dorfe, welches Briefe erhalten, ausmachen. Bethi ſprach darauf mit dem Ammann noch über viele Dinge, manche Dorfgeſchichte ward zerlegt. Änneli thaute nach und nach auch auf oder erwachte aus dem Traume, und gab hie und da ein Wort preis, was ihm große Gunſt zuzog. Es ſei b'ſunderbar es witzigs (verſtändiges) ſagte der Ammann; er hätte es gar nicht hinter ihm geſucht. Es lege viel mehr Ehre ein mit den wenigen Worten, als wenn es hinter einander geſchnattert, die Converſation gemacht hätte. Das red't mir wohl viel, wenn es mit Reden gemacht wäre, hört man oft ſagen. Bethi war mehr reden ſchon viel paſſender, und ſeine Worte hatten Mark. Das ſei eine rechte Bäuerin, ſagte der Ammann, wenn die Schweſter eben ſo werde, ſo mache es Felix ſo übel nicht. Auf eine gute Frau komme viel an, und man habe Exempel, daß reiche Frauen ihre Männer alſo verteufelt, daß ſie um ihre Sache gekommen und Fötzel geworden. Er glaube, er habe zuletzt noch ſelbſt Freude am Meitſchi, und die Verwandtſchaft ſei ihm recht. Am Nägelibodenbauer habe er eine Stütze, und vor der Thüre werde der ihm nicht zu viel ſein. Die Ammännin ſagte Felix, er ſolle Sorge tragen, daß das Söhniswyb ihr nicht lieber werde als der Sohn, es düche ſie, das Meitſchi wiſſe es beſſer zu ſchätzen als er. Kurz, bei der ganzen Verhandlung ward Niemand reuig, Alle fanden es beſſer als ſie gedacht: ein vollſtändiges Genügen. Es ward ausgemacht: warten trage nichts ab, am folgenden Sonntage müſſe verkündet werden.

Die Vehfreudiger erlebten große Tage, ſo war es noch nie geweſen: alle Tage etwas Neues und dazu ſo Wichtiges; ſie konnten ſingen: Ach, wenn es doch immer ſo wär'! Man kann ſich denken, was das für ein Aufſehen gab, als es hieß, Felix heirathe der Nägelibodenbäuerin Schweſter, und zwar ganz freiwillig, es ſei kein Muß da, ſondern große Liebe. Man konnte den Ammann nicht begreifen, der es zugab, den Felix nicht. Wenn er nur ſo Eine hätte haben wollen, hätte er nicht ſo lange zu warten brauchen, ſolche Einheimiſche hätte er viele gefunden und keine Fremde in's Dorf zu bringen brauchen. Es wäre nichts als billig, wenn ein Bürger doch zuerſt an Bürgerstöchter dächte, die kennten den Brauch und thäten doch immer am beſten, man möge ſagen, was man wolle. So reuete der Felix Viele in'sgeheim, über Änneli urtheilte man faſt wie Mädi. Noch vor einem Jahr ſei es nur ſo ein ſtrubs Kuderbützi geweſen, jetzt habe es ſich freilich ein wenig z'weg gelaſſen, aber viel mehr als ein Erbſenſtecken ſei es nicht, nicht einmal eine Bohnenſtange. Die ganze Geſchichte gewann noch an Reiz und Wunderbarlichkeit durch die Briefgeſchichte. Das wurde auf das Abenteuerlichſte ineinander verwoben, die Käsgeſchichte noch dazu genommen, ſammt den 10 Kreuzern, daraus ließ ſich was machen, das eine Art hatte, und zwar Etwas, das Aehnlichkeit hatte mit einem Kaleidoſkop: es flammte alle Augenblicke in andern Farben und Formen, blieb ſich von keinem Hauſe zum andern, von keinem Augenblicke zum andern gleich.

Als Peterli die Kunde von der Heirath in den Dürluft brachte, wäre Eiſi faſt in eine Ohnmacht gefallen oder hätte einen Schlagfluß bekommen. Es konnte kein Glied mehr rühren, ſelbſt das Maul nicht, ſperrangelweit ſtand es ihm offen. Das war alſo das Ende von aller Mühe und Anſtrengung, ein Triumph ſeiner Feinde, wie keiner noch erlebt worden. Der Kuderknopf des Ammanns Söhniswyb! die Nägelibodenbäuerin Schwägerin von des Ammanns Sohn! des reichſten Burſchen weit und breit! — es wollte Eiſi faſt tödten. Als es ſich ſo weit erholte, daß es das Maul wieder brauchen konnte, ſo mußten der liebe Gott und der arme Peterli herhalten. Wenn ein gerechter Gott im Himmel wäre, er ließe ſolche Dinge nicht geſchehen, das ſei doch unerhört, daß eine Hexe ein ſolches Glück hätte! Vor alten Zeiten, wo es noch recht gegangen in der Welt, wäre ſo Eine verbrannt worden, jetzt mache man ſie vielleicht zur Sittenrichterin oder gar zur Gemeinderäthin. Und wenn Peterli ein Mann wäre, gäb wie leicht einer, ſo thäte er das Alles nicht, es ginge ganz anders. Er hätte ihnen den Marſch gemacht, und ſie müßten nicht ſo hinten ab nehmen, wie es vor Gott und Menſchen nicht recht ſei; die würden doch lachen, das ſtehe es nicht aus, es wolle ſterben. Als nun aber Einer kam mit der Aufforderung, Eiſi ſolle Abends um 6 Uhr im Wirthshauſe in der Gerichtsſtube ſein, wenn es nicht Verdruß und Koſten haben wolle, da ſah man noch nichts von Sterben an ihm, da ging ſein Mundwerk wie eine Mühle bei großem Waſſer, was bekanntlich den Müller in Verlegenheit ſetzt, daß er lieber nicht mahlt als ſo. Eiſi tſchäderte Alles durch einander: bald, es werde kommen und den Hagle d' Gringe wäſche, daß es ein ganzes Jahr hielte; bald, es hätte mit keinem Hund und Spitzbub was zu thun! Wer Etwas mit ihm habe, wiſſe, wo es wohne, oder ſolle ſeinethalb in's Schloß laufen, es fürchte keinen Statthalter und keinen Teufel nüt! Dann ging es wieder über Gott und Peterli los. „Mach' was du willſt," ſagte endlich der Mann, welcher die Aufforderung gebracht, „aber lue, was du machſt!" Ach, Peterli hätte gern den ganzen Dürluft darum gegeben, wenn er Müller geweſen und die losgegangene Mühle hätte ſtellen können, aber es war nicht möglich, das lief um in ſauſendem Gebrauſe, wie er es noch nie erlebt, und das will viel ſagen! Bald Zorn, bald Angſt trieben die Räder, und trieben endlich Eiſi doch an den Ort der Zuſammenkunft. Die Mutter hatte gemeint, es ſolle einen Mittelweg einſchlagen und den Mann ſenden, aber das wollte es nicht. Dä Löhl verkafle Alles, wiſſe nicht, was Leugnen ſei, ſage zuletzt noch viel mehr als man begehre, dampe Alles aus. — Es war bei der Zuſammenkunft ein wahrer Spectakel, halb Ernſt, halb Spaß. Eiſi wurde gehetzt, wie man Kaninchen mit jungen Hunden, welche man dreſſiren will, jagt. Bald ward ihm die Hölle heiß gemacht, daß ihm der Athem verging, dann ließ man es wieder los und auf die Beine, dann hetzte man es auf's Neue, brachte ihns in Zorn und dann in Angſt, brachte es zu neuen Scheltungen, dann zu neuen Abbitten, und endlich mußte es eine Schrift unterſchreiben, wo es Ehrenrettungen gab bis in's ſiebente Glied, und

Bußſeufzer und Sündenbekenntniſſe eines zu Brei zermalmten, ſchrecklichen Sünders. Dagegen ward ihm verſprochen, es ſolle einſtweilen weder geköpft noch gehängt, ſondern bis auf weiteren Beſcheid am Leben gelaſſen werden. In ſeinen Kreuz- und Querzügen hatte Eiſi ſeinen jungen Helfershelfer nicht geſchont, ſondern alle Schuld auf ihn geworfen, und die Schuld war groß, denn die Briefe, welche von mehreren Seiten zuſammengetragen wurden, enthielten ſchauderhafte Dinge, ſie mußten von einer ſo recht giftigen Kröte herkommen.

Eglibannes fand ſich nicht ein und ſchickte ſeine erhaltenen Briefe nicht, wahrſcheinlich fand er in der Dichtung zu viel Wahrheit, und kannte die Leute, welche eine Galgenfreude haben über alles Schlechte, welches ſie von Andern hören, und eine um ſo größere, je gräulicher die Dinge ſind. — Es wunderten ſich Alle darüber, daß der Nägelibodenbauer keinen Brief bekommen, da er und ſeine Leute in andern Briefen ſo ſtark vernamſet waren. „Gäll, Eiſi, das iſt vo wegem Tüfel, vor dem gruſet es dir doch?“ hieß es. „Warum nit?“ ſagte Eiſi; „we me neh ſo nah zuche het, wem wett's nit gruſe!“ „Recht,“ ſagte der Nägelibodenbauer, „aber was ſagſt du dazu, wenn er ſogar hier am Tiſche ſitzt?“ Da fuhr Eiſi auf mit grüslichem Geſicht, und manches Stuhlbein ward vom Tiſche geſchoben. Da erzählte Sepp ſo gleichſam als zum Schluſſe, wie Eiſi mit dem Todtbeten gefochten, und wie er den Teufel vorgeſtellt und ſich damit bei Eiſi in Reſpect geſetzt. Es gab großes Lachen, obgleich es Mancher nicht von Herzen that, denn man war mit Eiſi keineswegs in entſchiedenem Gegenſatz der Anſichten. Eiſi ſelbſt aber ſagte dem Nägelibodenbauer gerade in's Geſicht, er lüge, es habe ihn zu gut erkannt; aber wer ihn geſandt, wiſſe es, und die ſeien nicht beſſer als er ſelbſt, ſelb ſei wahr. Und ſo redet Eiſi noch bis auf den heutigen Tag, denn es hat einen ſtarken und feſten Glauben. — Es war noch eine ſtrenge Execution gegen den jungen Dichter erkannt worden. Der Schulmeiſter ſollte ihn nach alter Sitte in der Schule abſtrafen, d. h. nach Noten mit der Ruthe ſitzen. Der Befehl wurde ertheilt, aber der Schulmeiſter erklärte, man habe ihm nichts zu befehlen.

„Nun," ſagte man, „ſo ſoll es dir der Regierungsſtatthalter befehlen, aber wenn damit die ganze Sache neu aufgewärmt wird, ſo biſt du an den Folgen ſchuld!" Der Regierungsſtatthalter habe ihm auch nichts zu befehlen, es ſtehe nirgends im Geſetz, daß er den Büttel machen müſſe, es ſei nicht bewieſen, daß der Junge die Briefe gemacht, derſelbe ſtelle es in Abrede und werde es mit Recht thun, und drittens ſei es gegen alle Menſchenrechte, man ſolle keinen Menſchen ſchlagen, am allerwenigſten ein Kind, welches nicht zurechnungsfähig ſei, ſagte der Schulmeiſter.

Der Schulmeiſter ſtand auf der neueſten Stufe der Cultur, auf derjenigen, wo man der Jugend Alles erlaubt, zu Allem ſie berufen glaubt, während ſie eben wegen der Jugend nicht zu ſtrafen ſei; wo man den Mord an Weib und Kindern zuläſſig findet, aber die Strafe am Mörder nicht; wo man den Brandſtifter, den Aufrührer, durch den Hunderte das Leben verlieren, in ſeinem Rechte glaubt, aber Zetermordio ſchreit, wenn die Gerechtigkeit dieſen ergreift und Recht an ihm übt. Die Vehfreudiger kannten bereits etwas von dieſer juridiſchen und ſchulmeiſterlichen Auffaſſung der Gerechtigkeit, ſie ſtellten ſich daher auf den gleichen Boden und erklärten: lange ſtürmen mit dem Schulmeiſterli wollten ſie nicht, es mache halt ebenfalls Jeder, was ihn gut dünke und was er könne. Nun ſchlug Jeder von ihnen den Buben ab, wo er ihn handfeſt machen konnte, und ſo oft er konnte und ſo ſtark er mochte. Der Junge ward wenigſtens dreißig Mal abgeprügelt, ſtatt nur ein Mal, und jedesmal nach eines Jeglichen Willkür ſo lange und ſo ſtark es Jedem beliebte. Er wäre wahrſcheinlich ſechzig Mal abgeſchlagen worden, und vielleicht bis er kein Glied mehr gerührt, wenn ihm der Schulmeiſter nicht für einſtweilen aus dem Fauſtrecht geholfen. Das iſt nämlich das prächtige Ende der prächtigen Theorien, denn die Enden berühren ſich. Der Junge ward ſalvirt vom Schulmeiſter, d. h. er ward vom Regen der Traufe zugeführt. Er kam zu einem Specialfreund des Schulmeiſters, dem es im Obergaden rappelt, der Gemeindeſchreiber und der Hund weiß was Alles iſt, der die merkwürdige Natur hat, daß er nicht blos wie das Chamäleon in allen

Farben ſchillert, ſondern in einem Augenblicke ein kriechendes Thier ſein kann, und im andern eine Giraffe (bekanntlich das Thier unter den Thieren, welches ſeinen Kopf am höchſten trägt und gewöhnlich etwas ſchief); der in einer Minute eine Haut hat wie eine Schlange, und in der andern Borſten wie ein Stachelſchwein; der in einer Minute ein ungeſchältes Ei iſt, und in der andern ein Nashorn oder ein Flußpferd, kurz, ein naturhiſtoriſches Wunderthier, was derſelbe auch wirklich meint, doch vielleicht etwas anders, als es hier gemeint iſt.

Was nun aus dem Buben für ein pädagogiſches Naturkunſtproduct werden wird, kann nicht mit Beſtimmtheit vorausgeſagt werden, es wäre aber ſehr möglich, daß derſelbe großartig ausfallen, auch Schulmeiſter, Gemeindeſchreiber, Amtsrichter, Großrath werden und zum Allerhöchſten Muth und Appetit kriegen könnte, begreiflich ſammt den Fähigkeiten dazu auf die neue Mode.

Einſprache gegen die Hochzeit that Niemand, und es ward kein Troſſel geführt, ſondern am Abend vor der Hochzeit und am Abend des Hochzeitstages gewaltig geſchoſſen, ſo gleichſam ſchuldigermaßen, denn Felix war der Herzog der Nachtbuben geweſen, und durch mehrere Jahre hatten ſie ſich ehrenvoll durchgepaukt und waren weit umher gefürchtet. Felix ließ ſich auch den Wein nicht reuen, und wir denken, der Käſerlös ſei dabei redlich aufgegangen. Es reute ihn auch nicht, er meint noch jetzt: dieſes Geld ſei am beſten ausgegeben geweſen, von allem, was er bisher durch die Hände gelaſſen. So etwas Gutes habe er noch nie ſo wohlfeil bekommen. Er iſt der größte Lobredner der Käſereien, das ſei der beſte Gedanke geweſen, ſo lange die Vehfreudiger Kühe gemolken, eine Käſerei zu errichten. Ohne eine ſolche hätte er ſeine Frau nicht, und nebenbei, wenn Einer Verſtand brauche und nicht Alles an dieſen Nagel hänge, trügen ſie ſchönes Geld ein, ſeien der Dorfſchaft ein großer Nutzen. So lange er Etwas dazu zu ſagen habe, werde er fürfahren. Indeſſen wenn ſie aufhören würden, könnte er ſich auch darein ſchicken, wenn er nur ſein Fraueli behalte ſo lange er lebe, denn wenn er einſtens ſterben müſſe, möchte er noch gerne ſagen: „Änneli, gimm m'r es

Müntſchi! und wenn ih g'ſtorbe bi, ſo drück' m'r d' Auge zu!“ Felix' Lieblingsg'ſätzchen, wenn ihn das Singen ankam, blieb:

U we nih einiſt g'ſterbe bi,
U z'Blümeli o v'rdirbt,
Su thut m'r de mys Blümeli
Zu mir is Grab, ih bitte di!
O Blümeli my, o Blümeli my,
Ih möcht' geng by d'r ſy!

Druck der Ph. Reclam'ſchen Officin in Leipzig.

Erzählungen und Bilder

aus dem

Volksleben der Schweiz

von

Jeremias Gotthelf.

Erſter Band.

Berlin, 1850.
Verlag von Julius Springer.

BIBLIOTECA
[illegible]
[illegible]

Inhalt
des erſten Bandes.

	Seite.
Servaz und Pankraz	1
Wie Joggeli eine Frau ſucht. (Ein ländliches Bild)	21
Elſi, die ſeltſame Magd	45
Der Notar in der Falle	79
Michels Brautſchau	125
Die Schlachtfelder	309
Etwas vom Sumiswalder Schießet	325
Einiges aus dem eidgenöſſiſchen Luſtlager zu Surſee	331
Die angenehme Ueberraſchung	338
Wie man kaput werden kann	344

Servaz und Pankraz.

Hell drang eine freundliche Maimorgenſonne in ein heimelig Stübchen und traf eines roſigen Mädchens geſchloſſene Augen; daſſelbe ſchlummerte ſüß in reinlichem Bettchen. Der Sonnenſtrahl traf des Mädchens Auge, wie er den Schoos der Erde trifft. Die Wimpern zuckten, Leben begann ſich zu regen in allen Zügen, die Augen öffneten ſich langſam und trunken ſahen ſie um ſich. Da flog plötzlich ein hohes Roth über's liebliche Geſicht, mit einem Satze ſprang das ſchlanke Mädchen aus dem Bette, hüllte flüchtig die ſchönen Glieder in leichte Gewänder und ſtürzte zur Thüre hinaus.

Draußen lag ein ſchöner Garten, nebenan eine mächtige Pflanzung für's Haus, ringsum Bäume, große und kleine, in maleriſchem Gemiſch. Aber traurig ſah Alles aus, und Thränen rollten dem Mädchen über die Backen, als es unter die Hausthüre trat, vor welcher der Garten lag. Wo die Sonne nicht hinkam, da lag es ſchneeig weiß, wo ſie aber auffiel, da begannen einige Pflanzen zu welken, ſchwarz ſich zu färben und die Blüthen an den Bäumen ſahen aus, als ob ſie in heißem Waſſer gebrüht worden wären. Mit einem Blick überſah das Mädchen das geſchehene Unglück, ſein Herz war nicht groß genug, es allein zu tragen, dahin war ſeine ganze Frühlingsmühe, dahin ſeine Sommerfreuden, ein öder Herbſt ohne Pflaumen und Birnen ſtand vor ſeinen

Augen. Es flog einem Stübchen zu, riß die Thüre auf und rief in ängſtlichen Tönen, wie ſie dem Menſchen ſo gerne entrinnen in großem Leid und wenn das Haus brennt über'm Kopfe: „Mutter, Mutter, es hat einen Reif gegeben, Alles iſt gefroren, und jetzt ſcheint noch die Sonne darauf.“ Faſt eben ſo raſch als die Tochter erhob ſich die Mutter, während ſie den weiten Nachtrock umwarf und mit der Nachthaube ſich nicht viele Mühe gab, ließ ſie die beiden Mägde wecken, eilte hinaus, ließ begießen, decken, vor der Sonne ſchirmen, und jammerte in allem Thun fort und fort: „Ach, daß wir das doch nicht gedacht, warum deckten wir geſtern nicht! aber kein Menſch glaubte, daß es Glanz werde und noch ſo kalt dazu! Die Bohnen hätten wir retten können, das Obſt im Garten und ſo manche ſchöne Blume; jetzt iſt Alles hin, ach wie ein traurig Jahr wird dieſes werden, keinen Tritt mag ich in Garten thun das ganze Jahr!“

Trübſelig ſaßen ſie bald darauf beim Kaffee, aber weder Mutter noch Tochter ſchmeckte er, in lautem Jammer ergoß ſich fort und fort die Mutter, in ſtillem ſaß die Tochter da, das Weinen immer zuvorderſt. Da trat der Vater hinein, erſt ſpät war er geſtern nach Hauſe gekommen, daher dießmal nicht der Erſte wach im Hauſe. Trübſelig bot man ihm einen guten Morgen, die Tochter brachte ihm nicht Feuer für die Pfeife, die Mutter ſchenkte ihm nicht Kaffee ein, aber Beide frugen ihn, ob er den Reif geſehen, erzählten ihm, wie Alles ausſehe draußen, wie die Bäume dahin ſeien und alles Gartenzeug und im Pläz Bohnen und Erdäpfel. O wer nicht auf dem Lande lebt oder lebte, weiß nicht, was für eine Trübſeligkeit ein ſolcher Kapitalreif ins Landleben bringt. Es iſt nicht der Schade, an den man denkt, ſondern untergegangen ſind tauſend Freuden und ein öder Sommer ſteht vor der Thüre. Einer rechten Landfrau wird jeder Frühling gleich als wie ein eigen Kind geboren, mit all ſeinen Mühen, Freuden, Hoffnungen; ſie freuet ſich ſeiner, ſie pfleget es, und wenn der Frühling zum Herbſte geworden, ſo tödtet ſie ſich halb, ſeine Früchte zu ſammeln, zu bergen und zu ſchirmen. Geht er aber im Reiſe unter, ſo iſt's ihr, als ſterbe ihr ein Kind, und lange, lange, bis ein andrer kommt, tönen ihre Seufzer ihm nach. Dem rechten Mädchen iſt er ein Bräutigam, ein reicher und herrlicher, und wenn ſolch ein Bräutigam einem Mädchen ſtirbt, was ſoll es da anders als jammern und wehklagen!

Als der Vater den Jammer hörte, ſagte er, es thue ihm leid, daß er geſtern ſo ſpät heimgekommen, er hätte einen Reif erwartet, aber geglaubt, die ängſtliche Mutter werde jede nöthige Vorſorge getroffen haben. „Ach, kein Menſch erwartete geſtern Abend einen Reif," antwortete die Mutter. „War es ja nicht Glanz und zog der Wind, und kalt ſchien es mir nicht!" „Es war aber doch die Nacht auf Pankraz, und da iſt nie zu trauen, je weniger es den Anſchein hat, um ſo ärger wird es, und was der Pankraz übrig läßt, nimmt der Servaz weg," antwortete der Vater. „Das ſind abſcheuliche Manne," antwortete die Tochter; „was müſſen das für Unfläthe geweſen ſein bei ihrem Leben, daß ſie noch nach ihrem Tode faſt alle Jahre ſo viel Freude verderben und von allen Menſchen verwünſcht ſein müſſen."

Da machte der Vater ein ernſt Geſicht und ſagte: „Das waren mir allerdings Unfläthe im Leben, und wenn ihr wollt, ſo will ich euch erzählen, was die Sage von ihnen weiß."

„Wie du willſt, Vater," ſagte die Mutter, aber ihr Herz war anfangs doch nur bei den Bohnen und den Birnen, und das Zuhören ward ihr ſchwer.

„Vor uralten Zeiten, näher beſtimmt die Sage die Zeit nicht,“ begann der Vater, „lebte in unſerm Lande ein Mann, der reichſte ringsum, und ſo lange man denken konnte, war ſo ein reicher nicht geweſen. Sein Land nahm kein Ende, und wie groß es war, wußte er ſelbſten nicht. Zu ſelber Zeit ſtorſete noch nicht auf jedem Ackerli ein Feldmeſſer herum. Seine Heerden waren zahllos, ſeine Kühe weit umher berühmt und von ſeinen Roſſen ſollen unſere Erlenbacher abſtammen, die noch auf den heutigen Tag manches fürſtliche Geſpann zieren. Knechte und Mägde beſaß er faſt wie Abraham, und ſein Haushalt war dem eines Fürſten gleich, mit dem Unterſchied jedoch, daß er keine Schulden hatte und Alles baar bezahlte, was er kaufte.

Das Schönſte aber von Allem, was er beſaß und ihm auch das Liebſte, waren zwei Töchterlein, Meieli hieß das eine, Röſeli das andere. Schön waren ſie wie der junge Tag und holdſelig wie zwei Engelein. Wenn ſie vor das Haus traten, ſo ward es den Menſchen, als ginge die Sonne auf, als blühte der ſchönſte Frühling auf. Golden ringelten ſich die Haare um Meieli's Haupt, und Blumen des Himmels gleich blühten in ſeinem milden Geſichte die herrlichſten blauen Augen auf, während eine dunkle Lockenfülle über Röſeli's Schultern wallte, und ſchwarz funkelten ſeine Augenſterne. Aber welches Töchterlein das ſchönere ſei, das liebere, das wußte der Vater nicht, darüber wurden die Menſchen nicht einig. Und wie beide gleich ſchön waren, waren beide auch gleich an Tugend und Tüchtigkeit. Es war als ob Gottes beſonderer Segen in ihren Händen ſei, denn was ſie berührten, ward gut und vollkommen; die Milch, welche ſie ausrichteten, war die ſüßeſte im Lande; das Brot, das ſie kneteten, das kräftigſte auf Erden; ihren Flachs ſchädigten die Erdflöhe nie, und wenn ſie ihn ſpannen, war er der ſchönſten gelben Seide gleich; und wie ihre Blumen blühten und dufteten, ſo ſchön blühten keine, ſo ſüß dufteten keine.

Sie waren der Armen Troſt, die Engel der Kranken, der Mägde Vorbilder, die Heiligen der Knechte, und wenn ſie in der Mitte ihres Hofes ſtanden und in gläubigem Vertrauen die Thiere alle um ſie ſich ſchaarten, der Hengſt mit ſtolzem Wiehern den hohen Hals beugte, ihr Liebkoſen zu empfangen, die Taube girrend Futter ſuchte zu ihren Füßen, die Schafe neckiſch ihre Köpfe an ihren Geſtalten rieben, die Kühe tölpiſch ihre Hände leckten, dann waren ſie Göttinnen gleich, auf deren Huld und Spenden die Geſchöpfe harrten. Wenn ſie aber in goldenem Abendſchein vor dem Hauſe zu den Füßen ihres Vaters ſaßen, ihm Rechenſchaft gaben über ihr Tagewerk, ihn liebkoſeten auf jegliche Weiſe, dann waren ſie holde, liebliche Kinder, und dem Vater ward es, als werde größer und größer ſein Herz, als müſſe es zerſpringen vor lauter Liebe, und heller ſchien der Mond zu ſcheinen und glänzender funkelten die Sterne.

Wo Blumen blühen, da kommen die Bienen her und ſuchen Honig, wo ein Licht erglänzt in dunkler Nacht, fliegen die Mücken herbei, tanzend um den hellen Schein, und wo Mädchen erblühen und ſchöne Augen erglänzen, da zieht es die Jünglinge von nahe und von ferne; den Honig ſuchen ſie in der Blume, aber die Meiſten finden nur ein Licht, das Lüſterne und Leichtſinnige zu Tode ſengt.

Zwei Blumen waren die zwei Töchterlein, wie ſie nirgends gefunden wurden; ihre Namen glänzten zwei Sonnen gleich, wer will zählen die Jünglinge alle, die kamen und Honig ſuchten, aber den Honig nicht fanden, ſondern nur das Licht, das der Mücken Flügel verſengt? Es mag ſein, daß nicht Alle die Schönheit alleine zog, daß bei Manchen der Reichthum des Vaters das Meiſte wog, aber damals ſah man auf den Reichthum weniger als jetzt, weil damals die Arbeit mehr galt als jetzt. Damals ſollen Königsweiber geſponnen haben, und wären im Stande geweſen, ihr Brot zu verdienen, und jetzt meint jeder Pflartſch, zur Arbeit ſei er zu vornehm, und ſo manches Schlärpli weiß nicht, wo die Nadel ihr Loch hat, ob oben oder unten. Und richtig iſt's, wo man Nichts kann als viſitle und hoffärtig ſein und ſchmäderfräßig obendrein, da braucht man Geld; von der Hübſchi*) allein vermag man nicht zu leben, keine Fliege vermag es, geſchweige denn ein Menſch. So ſtrömten von allen Seiten die jungen Burſche herbei, freiten nach Vermögen und gafften nach Herzensluſt, und den Vater freute dieſes Freien und doch ward ihm angſt und bange dabei. Denn je größer die Liebe zu Jemand wird, deſto mehr wächſt auch das Bangen um ihn; ſo freute es den Vater, wenn die Freier ſo ſchaarenweiſe herbeigeflogen kamen, wie es ſonſt nirgends erlebt worden, wenn ſie um's Haus herumſtanden, ſo hageldicht faſt wie der Hanf in der Bäunde. Aber eben dann ward ihm auch angſt um ſeine Töchterlein, angſt, ſie möchten Schaden leiden von dieſen gierigen Freierſchaaren, ein giftiger Wind möchte ſie entblättern, eine unwürdige Hand dahin führen. Anders als der Vater hatten es die beiden Mädchen. Wie die Blümchen bewußtlos blühen, nicht wiſſen wie ſchön ſie ſind, wie ſüß ſie riechen, ſich weder bergen noch höher heben, es mag Niemand oder es mögen Viele auf ſie ſehen, ſo hatten es auch Röſeli und Meieli. Heiter ſchafften ſie ihr Tagewerk, freuten ſich harmlos über jede Stunde, jede Gabe, welche Gott ihnen beſcheerte. In ruhiger Unſchuld wandelten ſie unter ihren Freiern, thaten weder ſtolz noch ſpröde, wurden weder neckiſch noch übermüthig. Wie die Sternlein ziehen am hohen Himmelsbogen in unwandelbarer Freundlichkeit, ſo wallten die Mädchen in ihres Lebens Frühling hinein.

---

*) Schönheit.

Unter den Freiern waren zwei, die ragten über die andern empor, wie über die Fichten die Tanne ragt, über die Hagenbuchen die Eiche; Jörg und Marr hießen ſie, Brüder waren ſie nicht, aber nahe ſich verwandt, und näher noch im Gemüthe als im Blute. Zwar waren ſie auch von Außen ſich ähnlich, gewaltig hoch, gewaltig in den Gliedern, Recken, wie ſie ſchlafen in den Hünengräbern. Kampf war ihnen Luſt, der Tod ihr Ehrenziel, kein Sterblicher hatte ſich gefunden, der dem Einen oder dem Andern ſiegreich ſtand, wenn aber Beide zuſammengeſtanden, dann hätte auch die zahlreichſte Schaar ſie nicht ſiegreich beſtanden. Große Habe beſaßen ſie nicht, aber reich nährte ſie Jagd und Kampf, und um den nächſten Tag brauchten ſie ſich nicht zu kümmern. Aber biedern Gemüthes waren ſie, offen und unverſtellt in Liebe und Haß, in Rache und Zorn. Wem ſie ſich ergaben, dem waren ſie treu bis in den Tod, aber wen ſie verfolgten, den verfolgten ſie auch bis in den Tod. Ihre Haut war nicht weiß und roth, nicht zart, nicht glatt, in Wind und Wetter war ſie rauh und verwettert, aber es war eine ehrliche Haut, ſie barg nichts Heimtückiſches, es war eine gute Haut, ſie hatte ſich gehärtet unter Blitz und Donner, unter Dolchen und Schwertern, was unter ihr verborgen war, war gut geborgen, beſtand in Wind und Wettern, war ſicher vor Dolch und Schwertern. Ihre Stimme tönte nicht wie Liebesſäuſeln, ſie tönte wie der Donner des Waſſerfalles, die Herzen der Menſchen erbebten, wenn ſie erſcholl, wie die Felſen zittern im Donner der Waſſer; aber es war eine treue Stimme, wie ſie es meinte, donnerte ſie, und was ſie gedonnert, das war wie eine Schrift in Stein, die nicht verwittert. Wo ſie erſchienen, traten die Andern unwillkürlich zurück, es war, als ob ſie in Allem vorangehen müßten, in jeglichem Spiele, in jeglichem Kampfe, zu jeglicher Thüre hinein.

Aber ſonderbar war es, die Thüre, welche zu den Herzen der Mädchen führte, fanden dieſe Freier nicht, zu ihr hinein kamen ſie nicht. Die Mädchen haßten ſie nicht, ſie zogen ſie allen Andern vor, vertrauten ihnen unbedingt in jeglicher Gefahr. Und wenn Bär oder Wolf die Gegend unſicher machten, ſo waren ſie ihre Begleiter in Feld und Wald. Oder wenn ſie eines rechten Dienſtes bedurften, ſo ſprachen ſie Jörg und Marr dafür an, wie die Schweſter die Hülfe des Bruders ſucht. Aber der Mädchen Herzen pochten nicht raſcher, neues Leben zog nicht ein, in jungfräulicher Liebe erglühten ſie nicht, für Liebesblicke blieben blind ihre Augen, für Liebesſeufzer taub ihre Ohren, gebunden ruhte die gottſelige Kraft der Liebe in ihren Herzen. Bei einem Vater aber iſt es anders als bei ſeinen Töchtern. Bei'm Vater geht die Liebe nicht auf, ſie iſt bereits da, und was der Liebe entſpricht, die da iſt, das ſucht er zu feſſeln und zu behalten. Ihm waren die beiden wilden Jäger recht, ſie liebten ſeine Mädchen und entführten ſie ihm nicht, ſie hatten keine Beſitzthümer, die einer Herrin harrten, bei ihm allein hatten ſie eine bleibende Stätte, mit ihnen gewann er zwei Söhne und verlor die zwei Töchter nicht.

Er vermochte es nicht, der üblichen väterlichen Winke ſich zu enthalten, er deutete von Zeit zu Zeit verblümter und unverblümter an, daß Marr und Jörg ihm lieb wären als Tochtermänner. Aber die Mädchen faßten die Winke nicht, thaten verſchämt vor dem Heirathen, wollten nie heirathen, ihr Lebtag beim Vater bleiben, prieſen ihr Wohlſein und wie ihnen wohler nicht werden könne; kurz ſie redeten, wie Blinde von den Farben reden und Taube von den Tönen, redeten von der Liebe wie Mädchen, die noch nicht wiſſen, was Liebe iſt.

Unterdeſſen waren Marr und Jörg voll guter Hoffnung. Da die Mädchen ſie nicht flohen, ſie allen Andern vorzogen, wie Brüdern ihnen vertrauten, ſo lebten ſie ſüßen Wahnes voll, und meinten, das ſchöne Ziel werde ihnen nicht fehlen, aber gut Ding wolle gute Weile haben. Beide jung und wild, thaten mit der Heirath nicht nöthlich, freuten ſich der Weile zu kühnen Wagniſſen, und je länger ſie warteten, um ſo mehr gewann kühnes Thun Macht über ſie, und mit jeder kühnen That ſtieg der Wahn, es ſei aber ein Stein aus dem Wege gewälzet, der zu der Mädchen Herzen führe.

Da geſchah es einmal, daß eine weiße Kuh, der Mädchen Liebling, ſich verlief im weiten Walde; groß war der Mädchen Jammer, und ungeſäumt machten ſie ſich auf, ſie zu ſuchen. Ungeheißen, wie oft, folgten ihnen Jörg und Marr, und gut war es. Denn kaum im Walde brach ein gewaltiges Bärenpaar hungrig von langem Winterſchlaf aus dem Dickicht und ſtürzte ſich auf die Schweſtern. Dieſe waren nicht unbewehrt, hatten auf mancher kühnen Jagd ſich kühn bewährt, aber dem unvermutheten Anfall des wüthenden Paares wären ſie erlegen, wenn Jörg und Marr nicht raſch, als wären ſie der Mädchen lebendige Schilder, ſich vorgeworfen hätten. Alsbald fiel der Bär, und als die Bärin ihn todt ſah, entlief ſie in raſchen Sprüngen, einen andern Bär zu ſuchen. Marr ſandte ſeinen Speer ihr nach und traf ſie wohl, denn alsbald begann ſie zu hinken und zu bluten. Nun kam über die wilden Recken die Inbrunſt der Jagd, alle ihre Gedanken verſanken, ſie vergaßen, war es Tag, war es Nacht, ſie ſahen Nichts mehr als die fliehende Bärin blutend und hinkend, ſie ſtürzten ihr nach wie vom Bogen der Pfeil fliegt, unwillkürlich, von eigenthümlicher Gewalt getrieben. Sie jagten hinter der Bärin her, aber erjagen konnten ſie ſie nicht, kein Speer traf ſie mehr, keinen Schritt kamen ſie näher dem ſchnaubenden Thiere, das dicht vor ihnen blutend und hinkend floh. Immer wilder jagten ſie, und näher kamen ſie dem Thiere nicht, aber weiter und weiter toſete die wilde, die wüthende Jagd.

Die Mädchen waren ſtehen geblieben im Walde, wo der Bär gefallen war, und harrten der Jäger, im Glauben an ein ſchnelles Ende der blutigen Jagd. Aber ſie harrten umſonſt, die Jäger kamen nicht, aber ſtatt ihrer ein fürchterliches Gewitter, mit Blitz und Donner. Nacht ward es am Himmel, die Erde bebte, die Bäume brachen, fürchterlich heulten die wilden Thiere durch den Wald, in mächtigen Sprüngen ſchoß der wilde Ur vorüber, in hohen Bogen bogelte ſich an ihnen vorbei die aufgeſchreckte Schlange. Auch die Mädchen bebten und beteten, wußten nicht, ſollten ſie warten oder fliehen, denn gar oft iſt das Fliehen einer Gefahr nichts Anderes, als ein muthwilliges Stürzen in Gefahren, und wo die Gefahr in hundert Geſtalten uns umbrauſt, da rettet ein ruhig Warten uns am ſicherſten. Ueberhaupt ſollten ſchöne Mädchen Gefahren, die zunächſt von unſerm Herrgott kommen, nicht fürchten. Menſchen ſind es, von denen die Gefahren kommen, die an Leib und Seele ſie verderben. Raſch brauſte das Gewitter vorüber, die wilden Thiere verkrochen ſich wieder, nur hie und da harrte eines auf die Sonne, um ſich zu trocknen, denn alsbald begann die Sonne wieder zu lächeln, ſpiegelte in glitzernden Tropfen tauſendfach ſich wieder und hoch am Himmel wölbte ſich der hehre Gnadenbogen.

Da begann es auf's Neue ſich zu bewegen im Walde, zu rauſchen im Gebüſche, neuer Schreck erfaßte die Schweſtern, ſie erwarteten ein neues Bärenpaar, ein ſonſtiges grauſiges Waldthier, krampfhaft faßten ſie ihre Wehr. Aber zwei Männergeſtalten wurden ſichtbar tief im Gebüſch, weit hinten in den Bäumen. Jörg und Marr kehrten wieder von der wilden Jagd, meinten ſie und freuten ſich. Aber bald erkannten ſie ihre Täuſchung, neuer Schreck erfaßte ſie, auf's Neue erhob zur Flucht ſich ihr Fuß und doch floh er nicht, ein unnennbarer Zauber zog ihn wieder nieder, feſſelte am Boden ihn feſt. Das waren die wilden Recken nicht, die rauhen, mächtigen Geſtalten, mit dem zottigen Gelocke auf den breiten Schultern. Aus dem wilden Walde, dem finſtern Gebüſche drängten zwei wunderſchöne Jünglinge ſich, ſchlank und hoch, aber fein und zart, in ſchönen Locken lag ihr duftend Haar, ihre Geſichter erglänzten wie junges Morgenroth, ſo weich und glatt, als hätte nie ein rauher Abendwind ſie gefühlt. Koſtbare Gewänder umflogen ihre ſchönen Glieder, reiches Geſchmeide verdunkelte die in der Sonne glitzernden Regentropfen, grüne Kränze ſchmückten ihre jugendlichen Häupter. Leichten Schrittes, aber mit ehrerbietigem Weſen nahten ſie ſich den bebenden Mädchen.

Dieſen ging es wunderbar. Meieli und Röſeli wollten immer noch fliehen, vermochten es aber immer weniger. Man lieſt vom Vögelein, wie ihm die Flügel gebunden werden, heiße Angſt das Herz ſchnürt, jede Kraft ihm lähmt, wenn es in's Auge der Schlange ſchaut, die ihn's beſchleicht, daß es vom Baume fällt, ihr zur wehrloſen Beute; ſo war auch der Mädchen Kraft gelähmt, ihre Blicke in die Blicke der Fremdlinge gebannt, Angſt bebte durch ihre Glieder, Weh füllte ihr Herz, aber es war nicht das heiße Todesweh des armen Vögeleins, nicht die ſchwarze Angſt, die das Herz ihm bricht noch ehe die Schlange es faßt, es war ein ſüßes Weh, und wenn auch bang die Glieder bebten, das Auge brach nicht im Todesweh, es begann zu leuchten und zu funkeln, wie es nie geleuchtet, nie gefunkelt hatte. Auf wunderbarem Herde war eine Gluth entbrannt, und ihre Flammen ſchlugen hoch auf aus den Fenſtern der Seele, und um den Herd herum regte es ſich und ein neues, ſüßes Leben quell auf, ſie wußten nicht, hatte der Himmel ſich in ihre Herzen geſenkt, oder waren die Seelen der Fremdlinge in ihre Seelen eingezogen und hatten einen eigenen Himmel mitgebracht. Wie ein Klingen aus andern Welten hörten ſie die weichen, ſchönen Töne, in welcher die Jünglinge ihnen verkündigten, wie ſie zwei Brüder ſeien, zwei Königsſöhne, aus dem Lande Italien, wie ſie durch die Erde zögen, Luſt und Freude ſuchend, Luſt und Freude ſpendend. Vor ihnen her ſei eine wilde Jagd geflohen, ſei das Unwetter zerſtoben, Leben und Wonne ſei in ihrem Geleite, ſproſſe aus ihren Fußtapfen und Pankratius und Servatius hießen ſie. Aber was ſie heute gefunden, ſei noch nie ihnen beſcheert worden, redeten ſie weiter; Unſterbliche hätten ſie auf ihren Pfaden nie getroffen, denn ſie werden die Göttinnen des Waldes ſein, oder Kinder des Himmels, die auf den Flügeln des Sturmes zur Erde gekommen, des Himmels Freuden auf Erden zu bringen.

Die beiden Kinder fanden kaum die begegnende Rede, Kunde zu geben, wer ſie ſeien, wie es ihnen ergangen, des Vaters Haus nicht im Himmel, ſondern nicht ferne auf Erden ſei. Doch mit der Rede wuchs der Muth, und ſie boten den Fremdlingen ein gaſtlich Dach, luden ſie in ihres Vaters Hütte, nach alter frommer Sitte, wo Gaſtfreundſchaft noch heilige Pflicht war, die Reiſenden aber auch nicht unverſchämt in alle Häuſer ſich drängten.

Mit zierlichen Geberden dankten die Jünglinge und geleiteten über den rauhen Boden die Mädchen dem väterlichen Gehöfe zu. Ein Traum ſchien ihnen dieſer Gang, aber ein ſeliger, einen Augenblick nur ſchien er ihnen zu dauern und doch ſtrömten tauſend und tauſend Bilder durch ihre Seele, und tauſend Wogen ſüßer Luſt ſchwollen auf und rauſchten nieder, und wie eine zerfloß, kam voller und mächtiger eine andere daher gezogen.

Mit ihnen kehrte Freude ein ins Haus und feſtliche Tage begannen, die Stunden glichen Blumenkränzen, die Tage einem Blumengewinde, in welchen des Nachts Feen tanzten und Elfen ihre Reigen feierten.

Auch dem Vater hatten es die Jünglinge angethan, ihr fein und höfiſch Weſen ihn ergriffen wie mit Zaubergewalt, ihre Worte glitten durch ſeine Ohren, wie Honig über die Zunge, Pracht und Reichthum in Kleidern und Kleinodien blendeten ſeine Augen, und daß ſie Königsſöhne ſeien aus dem Lande Italia, das betäubte ihn, ſein Haus glaubte er durch ihre Einkehr geehrt, wie Abraham ſeine Hütte durch den Beſuch der Männer Gottes. Das neue, reiche Leben, das aus den Augen ſeiner Kinder ſtrahlte, die Wonne, die aus allen Bewegungen leuchtete, die riſſen vollends ſein Herz dahin. Und ehe wenige Tage um waren, waren Vater und Tochter gewonnen, keine Einrede ward beachtet, kein Kopfſchütteln bemerkt, Jörg und Marr waren vergeſſen; die fremden Fante hatten den Sieg im Fluge gewonnen und eine Hochzeit ward gehalten, in deren Glanz das ganze Land wiederſtrahlte und von der man redete von Kind auf Kindes Kind durch manches Geſchlecht. Und wie die holden Kinder ſich freuten, wie ſie beide, Röſeli und Meieli, glänzten in unbeſchreiblicher Schönheit, wie ſie ſich ſelig prieſen, als wäre der Himmel zu ihnen herabgeſtiegen, als hätte Gott ſie beſchenkt mit dem

Becher, in welchem nie vergeht die ewige Seligkeit, davon redete man noch lange.

Aber ein Tag wandelte Alles, und die Umwandlung war entſetzlich, und das war der Ehetag; es war die Scheide zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen Himmel und Hölle, es war der Tag, welcher umwandelte die Liebhaber in Ehemänner und das war, als wenn ein ſchöner Schmetterling ſich wandelte zur garſtigen Raupe; ja es iſt noch viel ärger, wenn holdſelige Hochzeiter in ekelhafte Ehemänner ſich umwandeln. Die glatten Mienen waren verſchwunden, das ſüße Lächeln hatte aufgehört, die holden Worte klangen heiſer, die ſchönen Augen ſchillerten grüngelblicht wieder, die heiße Liebe hatte in giftige Kälte ſich verkehrt. Die zärtlichen Liebhaber waren boshafte Tyrannen geworden, die jede Freude haßten, jedes Lächeln tödteten, die feuchten Liebesblicke zu brennenden Thränen erſtarren ließen. Dieſer Wandel verwandelte auch die holdſeligen Kinder, in wenigen Tagen kannte ſie Niemand wieder, der Hauch der Jugend war dahin, durch die blaſſe Haut ſah man des Todes knöcherne Hand, die nach ihren Herzen griff.

In Entſetzen ſträubte ſich des Vaters Haar, als er dieſen Wandel ſah, in verdoppelter Liebe ſuchte er das Uebel zu wenden, neues Leben ſeinen Kindern einzuflößen, zu Milde und der alten Liebenswürdigkeit die Ehemänner zu bringen, aber Alles umſonſt. Wohl verſuchten die Mädchen in Thränen zu lächeln, zeigten den Unholden die alte Liebe, dienten ihnen in aller Treue, ſuchten um des Vaters willen allen Gram zu bergen, Freudigkeit und Leben zu zeigen, aber ſie hielten nicht aus. Servaz und Pankraz verhöhnten den Vater und trotzten ihm, wurden rauher, wilder gegen ihre Weiber, ſteigerten deren Pein in maßloſer Grauſamkeit, und in teufliſchem Sinne ſchienen ſie nur Freude zu haben, wenn ein

Lebensfunke nach dem andern den armen Weibern entwich. Immer näher trat dieſen der Tod, immer ſichtbarer ward ſeine knöcherne Hand an ihrem Herzen. Ein großer Schmerz füllte das Haus, Knechte und Mägde weinten, traurig geſenkten Hauptes drängte das Vieh ſich zum Hauſe, füllte brüllend die Höfe.

Als der Vater das Welken der Töchter ſah, ſo nahe ihren Tod, gedachte er mit Schmerzen an die vergeſſenen Marr und Jörg und ihre rauhe Biederkeit, verfluchte die glatte Gleisnerei, und ermannte ſich endlich, rief ſeine Knechte, warf die Unholde aus dem Hauſe, jagte mit Hunden ſie in den Wald zurück, woher ſie gekommen waren. Aber, was geſchehen war, war geſchehen, gut zu machen war es nicht; die armen Weiber blühten nicht mehr auf zu den Blumen des Thales, ſie blieben welk, verkümmerten jämmerlich, ſenkten ihre müden Häupter zum erſehnten Tode. Und als endlich nach manchem langen Tage Jörg und Marr wiederkehrten, ſchlummerten Beide in weißem Leichenhemde. Am Grabe der Schweſtern ſtand der Vater und ſchrie um Rache, daß Fluch und Ruheloſigkeit die ſchnöden Trüger, die Mörder ſeiner Töchter verfolgen mögen von Ewigkeit zu Ewigkeit; ſo ſtand er fluchend, wild flogen um's alte Haupt die weißen Locken, hoch auf wogte in Zorn und Rache der ſchneeweiße Bart. Da war es ihm, als höre er durch das Wogen ſeiner Locken eine Stimme und die ſprach zu ihm: „Warum, du Thor, ſchützte deine Erfahrung deine Kinder nicht, warum ſchützte dich das Alter vor Thorheit nicht, warum blendete Eitelkeit dir Augen und Ohren gegen die Wahrheit, und dieſe Blende iſt des Truges Grund und Schutz, er beſtünde ohne ſie nicht in der Welt. Dich bethörte der Schein, die Haut haſt du für das Herz genommen, Gleisnerei der Treuherzigkeit vorgezogen, in hohlem, hohem Weſen deiner

Kinder Glück geſucht. Das mußt du büßen, deiner Töchter Tod iſt deine Buße; kein Fluch weckt Todte auf, kein Fluch wendet der Thorheit Folgen vom thörichten Haupte ab. Deine Tochtermänner wird ihr eigen Thun verſchlingen, ſie werden den Tod finden, wie ihn der Schnee in der Sonne findet, die Lüge in der Wahrheit; deiner Thorheit aber und ihrer Gleisnerei ſoll ein bleibend Denkmal geſetzet ſein zur Warnung kommender Geſchlechter, zur Rettung aufblühender Mädchen.

Wenn der Mai aufgeht in ſeiner Pracht, die Kinder des Mai's erblühen und knospen, die ſchönen Meieli und ſinnigen Röschen, milde Wärme, laue Lüfte, der Sonne zärtlichſte Blicke die Wangen der Erde röthen in wunderbarer Farbenpracht, da ſollen aus dunkelm Hintergrunde, graulichte Namen für ewige Zeiten, Pankraz und Servaz kommen. Aus ihrem Munde ſoll der Schnee fliegen, hinter ihnen her der Reif gezogen kommen, die Wangen der Erde ſollen erblaſſen, nahe treten der Tod den aufblühenden Maienkindern, den knospenden Röschen. So viele Jahre über die Erde wehen, ſo lange ſoll ein Jeglicher, dem ein Meielein blüht, ein Röschen knospt, zittern, wenn hinter freundlichen Frühlingsweben die graulichten Unholde, Servaz und Pankraz, gezogen kommen mit eiſigem Hauche, den Tod im Gefolge. Und wenn ſie kommen, ſoll kein Vater dieſe Geſchichte vergeſſen, ſoll vor jedem Mädchen Meieli und Röſeli ſchweben, die Blumen des Thales, die blaſſen Opfer ſüßer, holdſeliger Gleisnerei, ſollen panzern gegen Trug und äußerlichen Schein Sinn und Herzen, die Schale nicht für den Kern nehmen, eine ſchöne Haut nicht für eine gute Haut, eine glatte nicht für eine ehrliche, ſollen nicht hintenanſetzen hochtönenden, fremden Worten wohl bekannt heimiſches Weſen, ſollen flüchtige Speiſe der Eitelkeit nicht verwechſeln mit des

Glückes ſichern Grundlagen. All' dieſes und viel Mehreres ſollen denken Vater und Mädchen, wenn aus dunkelm Hintergrunde Servaz und Pankraz kommen. Aber Pankraz und Servaz ſollen da ſtehen als Warnungsſäulen, hervorragend über alle Völker, als Warnungsſäulen vor jedem hohlen, ſüßen Fant, einheimiſchen und fremden, ſollen mahnen und warnen, daß ein ſolcher Fant aus einem Liebhaber ein Ehemann wird, aus einem Schmetterling eine Raupe wird, wie aus einem Maientag ein Mördertag werden könne, der die Liebe zur eiſigen Kälte, das Leben in den Tod verwandelt.‹

Solche Rede rauſchte durch des Alten weiße Locken, und als er ſie gehört hatte, lag auch er eine Leiche auf dem Grabe ſeiner Töchter."

Als der Vater ſo geſprochen hatte, ſchlich ſtill und trüb die Tochter der Thüre zu. Als ſie draußen war, fragte langſam die Mutter: „Warum redeſt du da nur von einem Vater, hatten die Kinder keine Mutter?" Da ſah der Vater in ſtillem Ernſte zu der Mutter hin. Dieſe aber ſtand auf, trat zum Vater, küßte ihn auf die Stirne und große Thränen fielen auf deſſen Stirne und verſiegelten den Kuß. Dann gab ſie ihm die Hand und ging der Tochter nach.

Wie Joggeli eine Frau ſucht.

Ein ländliches Bild.

Im Bernbiet, aber ich ſage nicht wo, liegt ein Bauernhof an ſonnigem Rain. Birn- und Apfelbäume, mächtig wie Eichen, umkränzen ihn; Alleen von Kirſchbäumen laufen von ihm aus nach allen Seiten, und faſt ſo weit am Hügel das Auge reicht, breitet ſich um denſelben aus ein wunderſchöner grüner Teppich, koſtbarer als ihn ein König hat: hunderttauſendpfündige Matten.

Unterm breiten Dache ſprudelt ein prächtiger Brunnen, vor den blanken Fenſtern ſtehn einige Blumenſtöcke und ums ganze Haus herum iſt es lauter Sonntag d. h. aufgeräumt und ſauber; kein Strohhalm liegt herum, kein Spänchen iſt zu ſehen. Auf ſchöner grüner Bank ſitzt ein ſchöner brauner Burſche, ſchaut nachdenklich hinauf in die dunklen Wälder, die am jenſeitigen Hügel liegen, und langſam, ſchwermüthig ſteigt zuweilen ein Tabakswölkchen aus ſeiner faſt erlöſchenden Pfeife.

Es iſt Joggeli, der reiche, ledige Beſitzer des ſchönen Hofes. Seine Mutter iſt ihm jüngſt geſtorben, die ſo trefflich ihm die Wirthſchaft geführt, ihm ſo lieb geweſen war, daß er gar nicht heirathen wollte, obgleich ihm die Mutter alle Tage zuſprach, eine Frau zu nehmen. Rechte Mütter haben nicht gern ledige Kinder, denken ſich die Söhne nicht gern als alte Sünder.

Jetzt führen ihm Mägde die Haushaltung und ſchlecht genug. Seit ſeine Mutter geſtorben war, legten ſeine Hühner nicht mehr, wenigſtens bekam er wenig Eier zu Geſicht, die Kühe gaben ſchlechtere Milch, er konnte immer weniger Butter verkauſen, und die Schweine ſahen ihn aus ihrem Troge hervor mit verweinten Augen an, klagend über ſchlechtes Freſſen, und doch hatte er nie ſo oft Korn für ſie faſſen müſſen.

Noch nie war ſo wenig gemacht, geſponnen worden, er brauchte immer mehr Tagelöhner, und doch hatten die Mägde nie noch über ſo viele Arbeit ſich beklagt, und nie ſo wenig Zeit gehabt, das zu thun, was er befahl. Die Ermahnungen der alten Mutter ſtiegen ihm immer mehr auf, er dachte immer ernſtlicher ans Weiben, und je mehr er daran dachte, deſto mehr grauſete es ihm davor.

Jeggeli war nicht etwa ſo ein Hausböck, der nie von Hauſe wegkam, die Mädchen nie anreden, höchſtens anſehen durfte, ſie nur vom Hörenſagen kannte. Er war ein luſtiger Burſche, in der weiten Umgegend kannte er alle Dirnen, und wenn irgendwo ein hübſches, reiches Mädchen unterwieſen wurde, ſo war er meiſt der Erſte unter deſſen Fenſter. Aber Fenſter iſt noch nicht Heirathen, und das war, was ihm Kummer machte, und eben deßwegen, wie er meinte, weil er die Mädchen nur zu gut kannte.

Es ſei nicht Alles Gold, was glänze, und die Mädchen zeigen den Burſchen gewöhnlich nur das Glänzende, pflegte er zu ſagen, und das zu ſehen, was nicht glänze, werde meiſt erſt dem Ehemann zu Theil. Dieſes zu beweiſen, wußte er Beiſpiele von Exempeln anzuführen, daß Einem faſt ſchwarz vor den Augen wurde. Er wüßte wohl, ſagte er, zu einer reichen und hübſchen Frau zu kommen, aber er wolle auch eine freine*), fromme, fleißige, denn was hülfen ihm Schönheit und Geld, wenn Zankſucht dabei ſei und Kupſucht*) und wie die Suchten alle heißen mögen? Ein zankſüchtig Mädchen gebe eine alte Hexe, ſagte er, einem kupſüchtigen ſaure alle Milch im Keller und es kriege zuletzt ein Geſicht, gegen welches ein altes Judenkrös ein Prachtſtück ſei. Von einem geizigen Mädchen wolle er gar nicht reden, das werde ja zuletzt ein Geſchöpf, gegen das der alte Drache auf der Gysnaufluh ein purer Engel ſei. Nun ſei aber das das Verflümeretſte, daß man nie recht wiſſen könne, ob man eine Hexe, ein alt Judenkrös, oder den alten Drachen ſelbſt ins Haus kriege, denn alle dieſe Gräuel ſeien meiſt ſchon im Mädchen eingepuppt hinter glatter Mädchenhaut verborgen, und gar oft mache das Mädchen vor dem Hauſe und hinter dem Hauſe und beſonders im Wirthshauſe das zärtlichſte Geſicht, dem im Hauſe der Drache fußlang aus den Augen ſehe, und ſeine Krallen ſchon im Ankenhafen und in der Tiſchdrucke habe. Sobald ein Mannsgeſicht über die Küchenthüre hineinſehe, fahre der Drache in ſeine Höhle, und während das Mädchen holdſelig lächle, wetze der Drache ſeine Krallen und denke: Warte nur bis ich dich habe, dann will ich dich! Auf das Berichten von anderen Leuten könne man ſich auch nicht verlaſſen, am allerwenigſten Einer, der heirathen wolle. Von allen Seiten werde er angelogen. Man bezahle Leute, welche das Mädchen bis in den Himmel erheben ſollen, und bezahle wiederum Leute, die es auszumachen hätten, als ob es in keinen Schuh gut wäre, und man mit ihm ein B'ſchüttiloch vergiften könne. Da möchte er doch wiſſen, wer ſo eine feine Naſe hätte, daß er immer richtig unterſcheiden könne, ob die Leute bezahlt ſeien um zu ſchelten, oder bezahlt zu loben, oder gar nicht bezahlt. Nun möchte er wohl eine Frau, allein ſo hineintrappen und einen Schuh voll herausnehmen, das doch auch nicht. Wie das aber zu vermeiden ſei, es auszuſinnen, habe ihn ſchon oft faſt wirbelſinnig gemacht.

---

*) Frein — gutmüthig.

---

*) Kupen — ſchmollen.

Wenn Joggeli, der doch zu Kilt gehen, und aus Pflanzplätzen und Allerlei ſonſt immerhin in etwas auf die Tüchtigkeit eines Mädchens ſchließen konnte, in ſolcher Verlegenheit war, in welcher muß da nicht ein Stadtherr ſein, der die Stadtmädchen nur an Bällen, in Soireen, in der Komödie, oder in einem Conzerte ſieht: der, er mag es machen wie er will, nur ihre Sonntagsgeſichter erblickt, keine Arbeit von ihnen zu Geſicht bekommt, ja ſelten mehr ihre Hände ohne Handſchuhe? —

Guter Rath iſt meiſt ſehr theuer, indeſſen kommt er auch über Nacht umſonſt. Eines Morgens zwiſchen Heuet und Erndte, wo Bauerntöchter meiſt zu Hauſe waren, einige am Strümpfeſtopfen ſich verſuchten, andere dem Weber ſpuhlten, die dritten im Garten grupeten*), oder ums Haus herum fiſelten, ſagte er ſeinen Leuten: er wolle ins Luzernerbiet, um ein Roß aus. Dort ſeien weniger Tage im Jahre als hier, jeder Tag wenigſtens zwei Stunden kürzer, daher werde weniger Geld verdient, daher alle Sachen dort wohlfeiler als bei uns; und wenn er ſchon acht Tage lang nicht wiederkomme, ſo ſollten ſie nicht Angſt haben um ihn. —

Joggeli ging fort, doch ſah man zur ſelben Zeit im Luzernerbiet keinen Joggeli, der noch Roſſen gefragt hätte. Aber zur ſelben Zeit ſah man durch das Bernbiet einen Keſſelflicker ziehen, den man vorher und nachher nie wahrgenommen hat, und von dem man noch immer reden hört, obgleich ſeither wenigſtens fünfzig Jahre verfloſſen ſind. Es war ein langer Burſche mit ruſigem Geſicht, der das Handwerk noch nicht lange getrieben haben konnte, denn er war gar langſam dabei, und ungeſchickt dazu, und wenn ein nur leicht verwickelter Fall vorkam, ſo wußte er ſich nicht zu helfen.

---

*) Grupen — lauern.

Am meiſten fiel bei ihm auf, daß er keine Regel hatte in ſeinen Forderungen und keine Ordnung im Arbeitſuchen. Er überſprang ganze Reihen Häuſer, fragte bei keinem einzigen nach verlöcherten Pfannen, oder zerbrochenen Kacheln *), er ſtrich ohne ſtill zu ſtehen durch ganze Dörfer. Wiederum konnte er vor einem Hauſe, einem Hofe einen ganzen Tag leiern, ohne daß man eigentlich wußte was er that. Er ſtotzte **) in der Küche herum, ſchnauſete ***) Alles aus, war Jedermann im Wege und ging am Ende Abends nicht einmal fort, ſondern forderte noch ein Nachtlager. Er hatte alle Augenblicke Etwas nöthig, ſtrich, um es zu fordern, den Töchtern des Hauſes oder den Mägden nach, ſuchte mit ihnen zu wortwechſeln, ſie zu verſäumen, und wo er über Nacht blieb, da erlaubte er ſich gar unziemliche Dinge, und trieb es ſo weit, daß man faſt glauben mußte, er verſuche, wie viel es erleiden möge, ehe man Schläge kriege. Auch ließ er ſchon geheftete Kacheln aus der Hand fallen, daß ſie in tauſend Stücke ſprangen, forderte unverſchämten Lohn, branzte †) über die Menge der gemachten Arbeit — kurz er war der widerwärtigſte Bengel, der je das Land durchſtrichen hatte.

Deßwegen auch wurde er von manchem Hauſe weggejagt mit Fluchen und Schelten. Ertaubete *) Bauern hetzten ihm die Hunde nach, und drohten mit Steinen und Stecken; erboſte Bauerntöchter warfen ihm Kachelſtücke nach, gaben ihm Titel, mit denen man einen Hund hätte räudig machen können, und ſchnitten ihm Geſichter, neben welchen der geſchundene Kopf einer Kröte ein anmuthig Luegen war. Zu dieſem Allem lachte der Kerli nur, gab ſpöttiſche Antworten, nannte die Bauern Mutteſtüpfer, die Töchter Zyberligränne, und wenn man ihm den geforderten Lohn nicht geben wollte, ſo ſagte er wohl: Er begehre gar Nichts, einem ſolchen Lumpenbürli, der ſeiner Tochter nur kudrige Strumpfbändel vermöge und knöpfig Haarſchnüre, ſei er noch im Stande ein Paar Kreuzer zu ſchenken. Man kann denken, was ihm dann Alles nachfuhr auf ſolche Reden hin; aber als ob er das gerade ſo wollte, ging er lachend von dannen.

---

*) Kacheln — Schüſſeln.

**) Stotzen — müßig umhergehen.

***) Schnauſen — durchſtöbern.

†) Branzen — zanken.

Hätte der Keſſelflicker in unſerer Zeit gelebt, und hätte er auch ſchreiben gekonnt, ſo würde er wahrſcheinlich die Welt mit Reiſebildern oder Wanderfahrten beſchenkt haben.

So hatte er am dritten Tag ſeiner Wanderung ein großes Haus, das am Ende eines Dorfes lag, erreicht in vollem Laufe. Eine ſchwarze Wolke ſchwebte am Horizont und ſandte flimmernden Regen herab in reichem Guſſe. Kaum hatte er ſich geſchüttelt unter breitem Dache, und ſeine leichte Boutique abgeſtellt, ſo kamen durch das Gras unter den Bäumen her andere Geſtalten hergerannt mit Hauen auf den Schultern; Fürtücher die Mädchen über die Köpfe, die Schuhe in den Händen die Burſche, Alles dem breiten Dache zu: es war das Geſinde, welches zum Hauſe gehörte, und Erdäpfel gehacket hatte. Hinter ihnen drein ſprang etwas unbehülflich eine zimperliche Geſtalt, beſſer angezogen

---

*) Ertaubet — erzürnt.

als die Andern, aber eben nicht zu ſolchem Wettlauf eingerichtet. Als ſie ankam, ſchäkerten bereits Knechte und Mägde mit einander, und ein dralles Mädchen ſchlug Sami, dem Melker, das naſſe Fürtuch um den Kopf. Da zog Röſi, das zuletzt angelangte Mädchen, die Tochter des Hauſes, ein gar ſchiefes Geſicht, warf Stüdi, dem drallen Mädchen, ſeine Haue und ſein Fürtuch zu, hieß ihm beides abſeits thun und that ſelbſt zimperlich unter den Andern, und trippelte mit allerlei Geberden um die Knechte herum, und übte den eigenen Augenaufſchlag und das Blinzen durch die Augenecken, welche beide zu Stadt und Land wohl bekannt ſind. Endlich kam die Mutter unter die Thüre, eine lange hagere Frau mit ſpitzer Naſe, und hieß die Tochter, ſtatt da außen zu galpen*), ſich trocken anzuziehen; ſie wiſſe ja wohl, wie ſie eine Leide**) ſei, Nichts erleiden möge, und gleich auf dem Schragen liege.

Bei dieſer Frau meldete ſich auch der Burſche um Arbeit. Er erhielt zur Antwort: daß er warten müſſe bis nach dem Eſſen, man hätte jetzt nicht Zeit ihm die Sachen zuſammen zu ſuchen. Beſcheidentlich fragte er, ob er nicht miteſſen könne, er wolle ſich gern vom Lohne abziehen laſſen dafür. Man wolle ihm Etwas für uſe geben, hieß es. Er ſetzte ſich vor die Küchenthüre, aber lange ging es, bis das Eſſen aufgetragen wurde, und noch länger, bis er Etwas kriegte. Bald fehlte eine Kachle, bald eine Kelle beim Anrichten; bald ſchrie die Frau: „Stüdi, weißt du, wo der Waſchlumpen iſt?“ und bald: „Röſi, wo haſt du den Schigore?“ Und als ſie ſchon Alle bei Tiſche ſaßen, ſchoß bald Eins in die Küche, bald Eins in den Keller, denn bald fehlte Milch auf dem Tiſch, dann war kein Brot vorhanden. Endlich brachte man auch ihm Etwas heraus, das eine Suppe ſein ſollte, aber ausſah wie ſchmutziges Waſſer, in dem ein Mehlſack ausgeſchwenkt worden, ein aſchgraues Gemüſe, welches ehemals Schnitze geweſen, in himmelblauer Brühe ſchwimmend, und dazu ein Stücklein Brot, das von einem alten Wellhut, der lange in einem Krüſchkaſten *) gelegen, abgeſchnitten ſchien. Er merkte ſich das Eſſen wohl, aber aß es nicht, ſah dagegen wie Röſi, als nur noch die Mutter in der Küche war, für ſich köcherlete, und endlich ein verſtrupftes Eiertätſchchen **) zum Vorſchein brachte, und in's hintere Stübchen ſpedirte, wie es ſich darauf eine Zeit lang im Keller aufhielt, und mit einem verdächtigen Weingeruch herauf kam. Als Alle wieder in die naſſen Erdäpfel gegangen, ſogar die Mutter, der Vater aber, ein ehrlicher Schlurpi, irgendwo auf dem Ohr lag, ſah er, wie Röſi, wahrſcheinlich mit einem Reſtchen des Eiertätſches, in den Futtergang ging, wo der Melker Futter rüſtete für die Roſſe. Als die Promenade zu Ende war, ſetzte ſich Röſi zu ihm auf die Bank, bohrte an einer Lismete mit ungewaſchenen Fingern, und frägelte ihn allerlei aus, that wie ein Meiſterlos, und hörte ohne Zucken alle Dinge, ſie mochten ſein wie ſie wollten, die der Keſſelflicker zu ſagen beliebte.

---

*) Galpen — ſchäkern.

**) Leid — ſchwächlich.

Und dieſes Röſi war das gleiche Mädchen, das ſo nett und aufgeputzt an Märkten und Muſterungen erſchien, ſo ſittſam that, ſo mäßig ſich betrug, vor einem Schluck Wein ſich ſchüttelte, und vor jedem Blick eines Burſchen ſich verbergen zu wollen ſchien. Mit Gewalt mußte man es zum Tanzen zwingen, mit Gewalt zum Eſſen, mit Gewalt zum

---

*) Krüſch — Kleie.

**) Eiertatſch — Eierkuchen.

Reden; aber es hieß, daheim ſei es gar werkſam, gehe immer mit dem Volk auf's Feld und ſei ohne allen Stolz und Hochmuth. Aber je mehr er Roſi anſah, deſto mehr mißfiel es ihm und Alles um ihns herum. Nicht nur die Finger waren ſchmutzig, ſondern Alles an ihm; um's Haus herum war es unaufgeräumt, in der Küche keine Ordnung, zu allen Kacheln, welche er heften ſollte, fehlten Stücke. Es ſaß da bei ihm, ſich offenbar gehen laſſend, weil es ihn ohne Bedeutung meinte, und da war von Sittſamkeit Nichts zu ſehen, es hatte ein beflecktes Inneres, Luſt an wüſten Dingen, und ſtellte ſich recht eigentlich dar als ein gemeines Ding, das nicht gern arbeitete, das daheim ſich Alles erlaubt glaubte, wenn es nur im Wirthshauſe und auf der Straße ſich anſtändig geberdete. Es klagte nebenbei ſo recht zimperlich über das Arbeiten, wie ihm das erleidet ſei, Kopfweh und Krämpfe mache, und ein ſchönes Buch ihm das Liebſte ſei. Dazu ſchien es noch bösartig, ſtüpfte die Katze, neckte den Hund, und jagte die Tauben unter dem Dache weg. Es hätte in dieſem lüſternen, läſſigen, langweiligen Ding Niemand das ſchmucke, ſtille, ehrbare Mädchen erkannt, dem man recht gern nachſah beim Tanze oder ſtill ſtand, wenn man es bei einem Krämer ſeine Einkäufe machen ſah. Duldſam ſo lange ſie allein waren, fing es, ſobald am Abend das Haus ſich wieder füllte, mit dem Keſſelflicker zu zanken an, gab ihm ſchnöde Worte, und führte alle ſeine Arbeit aus. Da begann auch der Keſſelflicker ſein Spiel, höhnte das Töchterchen, hielt ihm den Melker vor, den Eiertätſch, ſein ſauberes Lismen, wo immer ein Letſch *) auf der Nadel ſei und einer unter derſelben, bis das Feuer ins Dach ſtieg, das Mädchen heulend Vater und Mutter klagte,

---

*) Letſch — Maſche.

der Vater fluchte, die Mutter ſchimpfte, der Ringgi bellte, die Katze miaute, Alles lärmte, was da lärmen konnte — da zog der Keſſelflicker lachend fürbaß.

Am Abend eines andern Tages ſchleppte er ſeine Bürde müde einem großen Hauſe zu, das in der Nebengaſſe eines Dorfes ſtand. Das Dach des Hauſes war ſchlecht, der Miſthaufen aber groß, viel Holz lag darum herum, aber nicht geordnet, ein Schweinſtall ſtieß an den andern, einige Fürtücher und Hemden hingen am Gartenzaune, ſchwarz und rauchicht war es um die Hausthüre, voll Löcher der aus Lehm geſtampfte Schopf*). Eine fluchende Stimme drang aus der Küche, und donnerte mit einem unſichtbaren Jemand, der wahrſcheinlich Etwas zerbrochen hatte, und ihr nach kam ein ſtämmiges Mädchen, mit roth angelaufenem Geſicht, ungekämmt ſeit vergangenem Michelstag, zwei Säumelchtern in den Armen, in denen Adern ſchwollen, wie kreuzerige Seile, und auf Füßen, die letzten Samstag gewaſchen worden, ſeither zwei Mal den Schweinen gemiſtet hatten und ſo breit waren, daß man die verhudelten Schuhe an denſelben bequem als Kuchenſchüſſeln hätte gebrauchen können. Dieſes Mädchen war in vollem Zorn, traf die Schweine beim Ausputzen ihres Troges mit dem mutzen Beſen auf ihre Rüſſel, daß ſie krachten, fluchte mit ihnen, wie kein Kälberhändler es ärger hätte thun können, und ſchlug ihnen das Freſſen in den Trog, daß es weit umher ſpritzte. Darauf die Hände nur nothdürftig im Brunnentroge ſchwenkend, rief es zum Eſſen, und hervor kamen allerlei Geſtalten, die Wenigſten ihre Hände waſchend, wie es doch bei jedem ehrbaren Bauernhauſe Sitte iſt, und die es thaten, thaten es, als ſchonten ſie dem, was ſie aus den Ställen an den Händen mitgebracht.

---

*) Schopf — Schuppen.

Es war ein wüſtes unordentliches Eſſen, an welchem der Keßler Theil nehmen konnte, unter dem Beding, umſonſt zu heften, was er, während die Andern rüſteten, zu heften im Stande ſei. Rohe Späße, Zoten, wurden alſobald flüſſig; man ſchien damit das ſchlechte Eſſen würzen zu wollen. Marei, die Tochter, nahm herzhaft Theil daran, ohne irgend die geringſte Scham, hatte aber nebenbei immer noch Zeit, Vater und Mutter zu widerreden: dem Erſtern zu ſagen, wann er zum letzten Male voll heim gekommen ſei, und der Letztern vorzuhalten, ſie hätte in den letzten drei Wochen nicht zwei Strangen Garn geſponnen; dann auch die Mägde zu ſchelten, und den Knechten wüſt zu ſagen, wenn ſie an den zu beſchneidenden Rüben die Rinde zu dick machten. Freilich mußte ſie ſich auch gefallen laſſen, derbe Antworten zu hören, und beſonders von den Knechten Worte anzunehmen, die doch ſonſt kein ehrbares Mädchen ſich ſagen läßt von Knechten; aber wie man thut, ſo hat man's auch.

Sein Lager war ihm im Stall angewieſen. Der war ſchmutzig, wie die Kühe darin, die Läger zu kurz und er in beſtändiger Gefahr, von einer Kuh mit ihrem Heimeligſten begoſſen zu werden. Im Hauſe war noch lange Lärm, es ſchien ihm auch Nachts keine Ordnung da zu ſein, und Alle zu machen, was Jedem beliebe. Er war aber zu müde zu g'wundern. Am Morgen ward frühe Appell geſchlagen, Niemanden mehr Ruhe gegönnt, es drehte das Volk vor Fünfe ſich ums Haus herum, aber Niemand that doch eigentlich was Rechtes. Man mußte halt auf ſein, damit es hieße: in dem und dem Hauſe gehe der Tanz ſchon vor Fünfe los, und z'Marei ſei immer die Erſte und die Letzte. Aber vor halb Achte konnte man doch nicht z'Morgen eſſen, und zwar eine Suppe ohne Schmalz und ohne Brot und Kraut, ſo lang, ſo hart, ſo trocken, daß man ſich lange beſinnen mußte, ob das, was man hinunter ſchlucke, Geiſelſtecken ſeien oder wirkliche Krautſtengel, und dazu machte die Marei Augen, mit denen man einen Haſenpfeffer hätte anmachen können.

Dem Keßler erleidete es bald da, am Kraut hatte er ſich ſatt gegeſſen, und an der Tochter, dieſem unſaubern Werkthier, ſatt geſehen. Daher, als ſie ihm eine Milchkachle zum Heften brachte, ſagte er ihr: dieſe werde ſie doch nicht wollen heften laſſen? ſie ſäuerle ja, wie ein Sauerkrautfaß, in welchem dreijähriges Sauerkraut geweſen ſei; wenn ſie ihr Milchgeſchirr nicht ſauberer halte, ſo werde ſie die Milch nicht lange gut haben, und nicht viel ſüßen Anken machen. Potz Wetter! da gings los, die Kachelſtücke flogen ihm ins Geſicht, und als die verſchoſſen waren, riß ſie ihre Schuhe von den Füßen, ſchlug auf ihn los, wie der Dreſcher auf das Korn in der Tenne, und er hatte nie ſo Eile gehabt, ſich wegzumachen, wenn er nicht geprügelt ſein, oder allen Ernſtes ſich wehren wollte.

Da könne auch Einer einen Schuh voll herausnehmen, dachte der Burſche bei ſich, als er das Haus im Rücken hatte. Das erſtere Mädchen ſei berühmt als gar ſittſam, manierlich, das jedem Haus wohl anſtehen würde, dieſes aber als eine rechte Werkader, als eine angehende Bäuerin, wie es zu Berg und Thal keine geben werde, hätte die ſchönſten Schweine, wiſſe mit den Schweinehändlern am beſten zu märten,*) dürfe Alles ſelbſt anrühren, und der ſei ein Glücklicher, der es erhaſchen könne. Nun habe er beide geſehen, und es ſchaudere ihn, wenn er eins oder das andere haben müßte, und wenn er nur ein Keſſelflicker wäre. Und es ſei doch gut, dachte er, daß ſo ein Keſſelflicker überall hingucken könne, wo ſonſt Niemand hinſehe, und daß man ſich nicht vor ihm in Acht nehme, und das Sonntagsgeſicht vornehme, wenn ſo Einer im Hauſe ſei, wie man es zu pflege, wenn Dorf*) komme oder wenn man z'Dorf gehe.

---

*) Handeln.

Gar auf Märkten und an Muſterungen ſei lauter Lug und Trug, nicht nur auf dem Kühmärit, ſondern auch in Gaſt- und Tanzſtuben, und wer da am meiſten aufgezäumt erſcheine und geſchlecket bis z'hinderſt, die ſei zu Hauſe nicht ſelten die wüſteſte Koſle, die es geben könne, und komme daher, daß man nicht wiſſe, was hinten, was vornen ſein ſolle. Wer Marei und Röſi auf einem Märit geſehen, der hätte geglaubt, ſie ſtänden jedem Bauernhauſe wohl an, wer ſie aber zu Hauſe ſehe, der müſſe ſagen, daß ſie zu einem Bauernhof paßten, wie Haare in die Suppe, wie Wanzen in ein Bett, wie Eſſig zu einer geſtoßenen Nidel**). „Ja," dachte er bei ſich ſelbſt: „wahr iſt wahr, und mit den Mädchen iſt es, nicht zuſammengezählt und euer Ehren vorbehalten, wie mit den Kühen: was man auf dem Markt kauft, iſt gewöhnlich daheim nur halb ſo viel werth, mit dem Unterſchied, daß man von den einen wieder los kommen kann, wenn man Neukauf zahlt, von den andern dann meiſt weder Geld noch Seufzer Einem helfen."

Er war recht ſchwermüthig geworden und alle Arbeit war ihm verleidet. Er ſetzte ſich in ein Wirthshaus, und tagdiebte da, ſpielte den Hudel, that als ob er kein Geld hätte, wollte ſeinen Keßlerkram verkaufen, fand aber keinen Käufer. Die Wirthstochter feſſelte ihn auch nicht. Ihre Pantöffelchen gefielen ihm nicht, ſie ſteckte ihm ihren Daumen zu tief ins Kraut, welches ſie ihm auftrug, machte ihm ein gar zu mißvergnügt Geſicht, wenn ſie einmal aufſtehen mußte, und gnepfte*) manchmal ſo bedenklich durch die Stube, als ob ſie an jedem Fuße fünf Hühneraugen hätte.

---

*) Dorf — Beſuch.

**) Nidel — Rahm.

Zeitig ging er zu Bette, brach früh auf, da eben die Sonne ſo klar und friſch zu ſcheinen begann. Da ward ihm wieder froh und leicht im Gemüthe, und er beſchloß weiter zu wandern mit ſeinem Keßlerkram, den ihm Niemand hatte abkaufen wollen.

Einem Fußwege nach zog er einem ſchönen Bauernhofe zu; luſtig umflatterten ihn früh erwachte Vögelein, abgefallene unreife Kirſchen knitterten unter ſeinen Füßen, Spatzen jagten ſich auf den hohen Bohnenſtecken, zwei Burſche mähten, und zutrauliche Hühner pickten hinter ihnen auf den friſch gemähten Flecken die Würmer auf. Blank war das Haus, hell glitzerten die Fenſter, ein freundlicher Garten lag vor demſelben, und wohlbeſorgte Blumen ſpendeten freigebig ihre reichen Düfte. Ein ſchlankes großes Mädchen, mit reinem Haar, reinem Hemd und Händen, ſaß auf der Thürſchwelle, ſchnitt Brot ein, und hatte ein luſtig praſſelnd Feuer in der Küche; doch nicht das halbe Feuer draußen auf der Feuerplatte, ſondern alles drinnen im Loch, wie es ſich gehört. Rauh und trotzig frug er nach Arbeit. Wo Weibervolk ſei, da ſei immer Etwas zu heften oder zu flicken, fügte er bei. Das Mädchen antwortete: wenn er warten wolle, bis es angerichtet, ſo habe es ihm Arbeit genug. Da müßte er wohl viel Zeit verſäumen, antwortete er, wenn er jedem Ziebfecken abwarten wolle, bis es ihm ſich ſchicke. Das ſei doch keine Manier, ſagte das Mädchen, gleich ſo aufzubegehren, und wolle er nicht warten, ſo könne er gehen. Wolle er aber Verſtand brauchen, ſo könne er ſeinethalb mit ihnen z'Morgen eſſen, während der Zeit wolle es ihm

---

*) Gnepfen — ſchwerfällig gehen.

Arbeit rüſten. Der Keßler blieb nicht ungern da, das Ganze hatte ſo eine Art, daß es ihn heimelete. Er zog daher ſeine Pfeifen in etwas ein, ſtellte ſeine Drucke*) ab, und ſetzte ſich zu dem Volk an den Tiſch. Es hatte Alles ein reinlich Anſehen und das Volk that manierlich, betete mit Andacht, und aus dem ganzen Benehmen ſah man, daß da Gott und Meiſterleute geehrt würden. Die Suppe war eben nicht überflüſſig dick, aber gut, der Brei bräntete nicht, die Milch war nur leichtlich abgeblaſen, das Brot nicht ohne Roggen, aber küſtig und nicht hundertjährig.

Er ſaß noch nicht lange am Tiſche, ſo ließ er ein mächtiges halbes Brot in eine Milchkachel fallen, daß die Kachel in Scherben ging und rings am Tiſche Alles mit Milch überſpritzt wurde. Hie und da hörte man ein Kraftwort, aber halb verdrückt; eine vorlaute Magd hieß ihn den ungattlichſten Hung, den ſie noch geſehen. Anna Mareili aber, die Tochter, verzog keine Miene, hieß jene Magd mit ihr in den Keller kommen, und bald ſtand andere Milch und anderes Brot auf dem Tiſch. Statt ſich zu entſchuldigen, ſtichelte der Keßler: im Länderbiet eſſe man weißeres Brot, dort würde ſolches nicht einmal von d'Gottswillen Leuten gegeſſen; Niemand antwortete ihm darauf.

Er pflanzte ſich mit ſeiner Arbeit neben der Küchenthüre auf, von welchem Standpunkt aus er die Arbeit in Küche und Garten beobachten konnte. Er ſah, wie Anna Mareili das Großmüetti (die Mutter war geſtorben) an die Sonne führte, ihm mit aller Sorgfalt ein Kiſſen auf der Bank z'weglegte, und nie unwillig wurde, wenn das Großmüetti kärete**), bald hie aus bald da aus wollte, und beſtändig das Großtöchterchen an Sachen mahnte, die längſt abgethan waren, nach Art aller Großmüetteni, die meinen, an Dinge, welche ſie ehemals abgethan, jetzt aber nicht mehr vollbringen können, denke kein Menſch mehr, ſie blieben ungemacht, wenn ſie nicht daran erinnerten. Er ſah, wie der Aetti fort wollte, ſeine Strümpfe ſuchte, ſie nirgends fand, und nun ſeine Tochter ausſchimpfte, die ſie ihm verlegt haben ſollte. Ohne viel dagegen zu haben, half ſie ihm geduldig dieſelben ſuchen, und fand ſie endlich verſteckt hinter der Kutte, welche der Vater anzog, wenn er bei ſtrubem Wetter wäſſern wollte. Dorthin hatte der Alte ſie ſelbſt verſteckt am vergangenen Tanzſonntage, damit ſein Sohn ſie ihm nicht wegſtipize, um auf dem Tanzboden damit zu glänzen. Das Mädchen gab ſie dem Aetti ohne irgend eine Bemerkung, begleitete ihn freundlich einige Schritte weit, und bat ihn: er ſolle doch ja nicht zu ſtreng laufen, und ſich doch ordentlich Eſſen und Trinken gönnen, es wolle ihm ſchon mit etwas Warmen warten, bis er heim komme. Er hörte, wie es Bettelkindern Beſcheid gab, die einen theilnehmend nach einem kranken Vater, einer kranken Mutter fragte, und etwas Paſſendes ihnen gab, wie es andere zurecht wies, zur Arbeit ſie mahnte, Arbeit ihnen anbot, und ſie dann ſehr ernſt abwies, wenn ſie ſchnöden Beſcheid gaben, und die Arbeit von der Hand wieſen. Er hörte, wie es Dienſten Beſcheid gab, kurz und deutlich jedem antwortete, oder Arbeit anwies, daß man ſah, es wußte allenthalben in Feld und Haus, was gethan, was noch zu thun war. Bei dem Allen ſaß es nicht auf einem Throne oder einem Ruhbett, ſtreckte die Füße lang von ſich weg, und hatte im Schooße die Hände, ſondern es war nie müßig. rüſtete das Eſſen für eine ganze Menge Volk allein, erlas das Kraut beim Brunnen mit einer Sorgfalt, daß man ihm wohl anſah, es ſei ihm nicht gleichgültig, ob in demſelben Schnecken blieben oder nicht. Aber es ging ihm Alles von der Hand wie gehext, und ſeine Füße liefen, wie auf Federn, blötſchte*) nicht auf dem Boden, daß es ihm bei jedem Schritt die Naſe bis über die Stirne hinauf ſprengte, wie man hie und da Menſchenſtücke um Häuſer blötſchen ſieht. Des Mittags war das Eſſen wieder proper und anſtändig, und doch führte er es aus, und ſagte: am Schmalz im Kraut könnte wohl keine Fliege ſich überſchlucken. Das Mädchen, welches in der Abweſenheit des Vaters die Oberherrſchaft führte, antwortete blos darauf: daheim könne er kochen laſſen, wie er wolle, hier ſei es ſo der Brauch, und wenn das ihm nicht recht ſei, ſo brauche er ja nicht wieder zu kommen.

---

*) Drucke — Schachtel.

**) Kären — murren.

Nachmittags, als die Großmutter ſchlief, das Volk auf dem Felde war, ging er in die Küche, angeblich um die Pfeife anzuzünden, fing aber an zu ſpaßen, zu ſchätzeln, wollte das Mädchen oben einnehmen und küſſen, da kriegte er eine Ohrfeige, daß er das Feuer im Elſaß ſah, und dazu die Schwelle in Bern rauſchen hörte, und vernahm den kurzen Befehl, er ſolle ſich an ſeine Arbeit machen, damit ſie endlich fertig werde. Dann ging das Mädchen zum Hundeſtall, band den Blaß los, der es in freudigen Sätzen umſprang, und ſagte zu ihm: „Komm, du armer Hund du, ich will dich ablöſen, aber dafür mußt du hübſch bei mir bleiben, und nicht wieder den Schafen nachlaufen, willſt du?“ Und der Hund ſah zu ihm auf, als ob er es verſtünde, war ihm immer zur Seite, wohin es ging; legte ſich ihm, wenn es arbeitete, zu den Füßen, und zeigte allemal die Zähne, wenn es beim Keßler vorbeiging, als ob er wüßte, wem er Reſpekt einzuflößen hätte.

---

*) Blötſchen — ſchwerfällig auftreten.

Endlich, gegen Abend erſt, brachte der Keßler Pfannen und Häfen in die Küche zurück und zuletzt auch einen Arm voll Kacheln. Als das Mädchen ſie ihm abnehmen wollte, ließ er ſie fallen, daß die Stücke weit in der Küche herum flogen, die Großmutter einen Schrei ausſtieß, und ängſtlich fragte: ob nicht die Kachelbank umgefallen ſei? Der Burſche fluchte nur und ſagte: an dem wolle er nicht ſchuldig ſein, aber Eine, die ſo dumm und uwatlig*) thäte, hätte er noch nie angetroffen. Das Mädchen wurde hochroth und der Blaß ſtellte ſich mit offenem Maul neben ihns, aber es ſagte blos: es ſei nicht ſein Brauch mit einem Keßler zu branzen, aber wer ſie habe fallen laſſen, wiſſe er und es. Er ſolle nur ſagen, was man ihm ſchuldig ſei und dann machen, daß er fortkomme, ſonſt zeige ihm endlich der Blaß noch den Weg.

Er laſſe ſich nicht ſo begegnen, ſagte der Keßler, und fürchte den Hund nicht. Das ſei wohl die kommodeſte Art, ſich bezahlt zu machen, arme Leute, denen man Geld ſchuldig ſei, mit dem Hund fortzujagen, aber bei ihm komme man an den Rechten!**) Anna Mareili antwortete: er habe ja gehört, daß es ihn bezahlen wolle, und das je eher, je lieber, damit es ihn nicht mehr zu ſehen brauche, und wieder zu kommen brauche er nicht, denn es hätte nie mehr Arbeit für ihn. Da ſagte der Keßler: und jetzt wolle er expreß Nichts für ſeine Arbeit; aber ſo befehlen nicht mehr zu kommen, das laſſe ſich ein Keßler nicht, das ſei unverſchämt! In vierzehn Tagen ſei er wieder da, und dann nehme es ihn z'Tüfels Wunder, ob es Nichts für ihn habe! Und dazu machte der Keßler wieder Augen, als ob er Anna Mareili küſſen wollte; aber der Blaß ſperrte ſein Maul auf zu einem

---

*) Uwatlig — ungeſchickt.

**) Unrechten.

Müntſchi, das dem Keßler doch nicht angenehm war. Darum ſtreckte er Anna Marεili nur die Hand hin und ſagte: „auf Wiederſehn!“ Aber Anna Mareili wollte ihm die Hand nicht geben, und ſagte: es hätte noch nie einem Keßler die Hand gegeben, und es wolle ſchon zufrieden mit ihm ſein, aber erſt dann, wenn es ihm den Rücken ſehe. Da lachte der Burſche und ſagte, ſy Seel! gebe es ihm noch einmal die Hand, und es werde wohl eine Zeit kommen, wo es ſein Geſicht lieber habe als ſeinen Rücken. Somit machte er ſich von dannen, hellauf ein luſtig Lied ſingend, daß Berg und Thal wiedertönten. Anna Mareili wurde es recht angſt dabei. Es hatte viel von Räubern gehört, und namentlich, daß oft Keßler verſteckte Räuber ſeien, die das Land ausſpionirten, um zu ſehen, wo Etwas zu ſtehlen ſei, und wie ſie auch Weiber und Mädchen mit ſich fortſchleppten in ihre Höhlen, und dort ſie bei ſich behielten als ihre Weiber. Ein ſolcher Räuber, dachte es, könnte auch der Keßler ſein (er ſehe ganz darnach aus), und es auf ihns abgeſehen haben. Aber das ſolle ihm nicht leicht werden, dachte es, ſein Meſſer und der Blaß wollten auch noch Etwas dazu ſagen. Indeſſen ging es doch nicht gern Nachts aus dem Hauſe, zündete des Nachts allenthalben hin, beſonders unter ſein Bett, ſchloß die Thüren ſorgfältig und fütterte den Blaß extra alle Abend, damit er ſich nicht etwa locken laſſe, und betete noch einmal ſo inbrünſtig zu ſeinem lieben Vater im Himmel, daß er ihm zur Wache ſeine Engelein ſenden möchte, zwei zu ſeinen Häupten, zwei zur Fußeten, einen an jede Seite und endlich einen, der ihns führe in ſein himmliſch Reich. Und dann ſchlief es getroſt ein, aber oft träumte das Mädchen von dem Keßler, doch eigentlich nicht mit Furcht und Zittern, ſondern derſelbe verwandelte ſich gewöhnlich in einen ſchönen Jüngling, in einen Prinzen oder

Königsſohn, der es abſolut zur Frau haben wollte, und ſeinem Anna Mareili Himmel und Erde verſprach.

Doch kein Keßler kam wieder. Aber nach vierzehn Tagen fuhr an einem ſchönen Nachmittag ein Wägeli vor's Haus, ein ſchöner Grauſchimmel mit ſtolzem Geſchirr davor, ein großer ſchöner Burſche darauf.

Ganz als wenn er da bekannt wäre, rief er einem Knechte: er ſolle kommen, und ihm das Roß abnehmen. Darauf kam er an die Thüre, und als Anna Mareili ihm Beſcheid geben wollte, und ihm in die Augen ſah, da wurde ihm faſt g'ſchmuecht, der Keßler ſtand vor ihm, nicht als Prinz und nicht als Räuber, ſondern als ein ſtattlicher Bauer. Und der Spitzbube lachte, und zeigte noch ſchönere weiße Zähne, als der Blaß hatte, und fragte ſo ſpitzbubiſch: „Gäll, ich bin wiederum da, du haſt es mir verbieten mögen, wie du wollteſt.“ Und lachend reichte er ihm die Hand, und verſchämt gab ihm Anna Mareili die ſeine. Da, raſch ſich umſehend und Niemand gewahrend, ſagte er eben ſo raſch, gerade ſeinetwegen komme er. Es werde wohl ſchon von ihm gehört haben, er ſei der und der, und hätte ſchon lange gern eine Bäuerin auf ſeinen Hof gehabt, aber nicht eine auf die neue Mode, ſondern eine wie ſeine Mutter ſelig. Aber er hätte nicht gewußt, wie eine ſolche finden, da die Meitſcheni gar ſchlimm ſeien und Einem leicht Stroh für Heu verkaufen. Darum ſei er als Keßler umhergezogen, hätte Manches geſehen, er hätte es Niemanden geglaubt, aber manchen Tag, ohne Eine zu finden, die er nur 14 Tage hätte auf ſeinem Hofe haben mögen. Schon habe er die Sache aufgeben wollen, als er ihns gefunden und bei ſich geſagt habe: die oder keine! Und jetzt ſei er da und möchte ihns geſchwind fragen: ob er ſeinem Alten Etwas davon ſagen dürfe. Da ſagte Anna Mareili: Er ſei Einer, dem nicht zu trauen, aber er ſolle hinein kommen, es ſei ſo viel Rauch in der Küche. Und Joggeli mußte hinein ohne weitere Antwort. Indeſſen ging er nicht wieder hinaus, bis er eine Antwort hatte, und die muß nicht ungünſtig geweſen ſein, denn ehe ein Vierteljahr um war, ließ Joggeli verkünden mit Anna Mareili, und hat es nie bereut, und kriegte nie mehr eine Ohrfeige von ihm. Aber oft drohte es ihm mit einer, wenn er erzählte, wie Anna Mareili ihm die Hand nicht hatte geben wollen, und ihm geſagt, es möge nicht warten, bis es ihm den Rücken ſehe, und wie es dann doch froh geweſen ſei, ihm die Hand zu geben und ſein Geſicht zu ſehen. Wenn er dann hinzuſetzte: er glaube, jetzt ſehe es ſein Geſicht lieber als den Rücken, ſo gab Anna Mareili ihm friedlich die Hand und ſagte: „Du biſt ein wüſter Mann, aber reuig bin ich doch nie geweſen, daß ich dich wieder angeſehen.“ Dann gab ihm wohl Joggeli ſogar vor den Leuten einen Schmatz, was doch auf dem Lande nicht dick geſehen wird, und ſagte: er glaube immer, er habe ſeine Frau ſeiner Mutter ſelig zu verdanken, die ihn gerade zu dieſer geführt.

Und allemal, wenn Joggeli hörte, Einer ſei hineingetrappet, und hätte einen Schuh voll herausgenommen, ſo lachte er, ſah Anna Mareili an und ſagte: „Wenn der hätte lernen Pfannen plätzen und Kacheln heften, ſo wäre es ihm nicht ſo gegangen. Ja, ja! ein Markt-Geſicht iſt vom Haus-Geſicht gerade ſo verſchieden, wie ein Sonntags-Fürtuch etwa von einem Kuchi-Schurz, und wenn man dieſes nicht geſehen hat, ſo weiß man gerade ſo viel von einem Meitſchi, als man von einem Thier weiß, das man im Sack kauft, da weiß ja auch Keiner, hat er ein Lämmlein oder ein Böcklein.“

O wenn die Meitſcheni wüßten, daß jeden Augenblick ein ſolcher Keſſelflicker über die Küchenthüre hereinſehen könnte, wäre auch am Werktag um Manche beſſer Wetter, und ſie thäte manierlicher Jahr aus und ein und wäre gewaſchen Vormittag und Nachmittag!

Elſi, die ſeltſame Magd.

Reich an ſchönen Thälern iſt die Schweiz; wer zählte ſie wohl auf? — in keinem Lehrbuch ſtehen ſie alle verzeichnet. Wenn auch nicht eines der ſchönſten, doch eines der reichſten iſt das Thal, in welchem Heimiswyl liegt, und das oberhalb Burgdorf an's rechte Ufer der Berner-Emme ſich mündet. Großartig ſind die Berge nicht, welche es einfaſſen, in abſonderlichen Geſtalten bieten ſie dem Auge ſich nicht dar, es ſind mächtige Emmenthaler Hügel, die unten heitergrün und oben ſchwarzgrün ſind, unten mit Wieſen und Aeckern eingefaßt, oben mit hohen Tannen bewachſen. Weit iſt im Thale die Fernſicht nicht, da es ein Querthal iſt, welches in nordweſtlicher Richtung an's Hauptthal ſtößt; die Alpen ſieht man daher nur von den beiden Bergrücken, welche das Thal umfaſſen, von denſelben aber auch in heller Pracht und gewaltigem Bogen am ſüdlichen Himmel. Herrlich iſt das Waſſer, das allenthalben aus Felſen bricht, einzig ſind die reichbewäſſerten Wieſen und trefflich der Boden zu jeglichem Anbau; reich iſt das Thal, ſchön und zierlich die Häuſer, welche das Thal ſchmücken. Wer an den berühmten Emmenthaler Häuſern ſich erbauen will, der findet ſie zahlreich und ausgezeichnet in genanntem Thale.

Auf einem der ſchönen Höfe lebte im Jahre 1796 als Magd Elſi Schindler (dieß ſoll aber nicht der rechte Name geweſen ſein); ſie war ein ſeltſam Mädchen, und

Niemand wußte, wer ſie war, und woher ſie kam. Im Frühjahr hatte es einmal noch ſpät an die Thüre geklopft, und als der Bauer zum Fenſter hinausguckt, ſah er ein großes Mädchen draußen ſtehen mit einem Bündel unter dem Arme, welches Uebernacht fragte, nach altherkömmlicher Sitte, nach welcher jeder geldloſe Wanderer oder wer ſonſt gern das Wirthshaus meidet, um Herberge fragt in den Bauernhäuſern und nicht nur umſonſt ein Nachtlager erhält, bald im warmen Stall, bald im warmen Bette, ſondern auch Abends und Morgens ſein Eſſen und manchmal noch einen Zehrpfennig auf den Weg. Es giebt Häuſer im Bernbiet (Kanton Bern), welche die Gaſtfreundſchaft täglich üben, den Morgenländern zum Trotz, und deren Haus ſelten eine Nacht ohne Uebernächter iſt. — Der Bauer hieß das Mädchen hereinkommen, und da ſie eben am Eſſen waren, gleich zuche hocke (zu Tiſch ſitzen). Auf der Bäuerin Geheiß mußte das Weibervolk auf dem Vorſtuhl ſich zuſammenziehen, und zu unterſt auf demſelben ſetzte ſich die Uebernächterin.

Man aß fort, aber einige Augenblicke hörte man des Redens nicht viel, Alle mußten auf das Mädchen ſehen. Daſſelbe war nämlich nicht nur groß, ſondern auch ſtark gebaut und ſchön von Angeſicht. Gebräunt war daſſelbe, aber wohl geformt, länglicht war das Geſicht, klein der Mund, weiß die Zähne darin, ernſt und groß die Augen, und ein ſeltſam Weſen, das an einer Uebernächterin beſonders auffiel, machte, daß die Eſſenden nicht fertig wurden mit Anſehen. Es war eine gewiſſe adlige Art an dem Mädchen, die ſich weder verläugnen noch annehmen läßt, und es kam Allen vor, als ſäße es da unten als des Meiſters Tochter oder als Eine, die an einem Tiſch zu befehlen oder zu regieren gewohnt ſei. Es verwunderten daher ſich Alle, als das Mädchen auf die endlich erfolgte Frage des Bauern:

wo chunſt und wo wottſch (wo kommſt du her und wo willſt du hin) antwortete: es ſei ein arm Meitli (Mädchen), die Eltern ſeien ihm geſtorben, es wolle Platz ſuchen als Jungfer (Magd) in den Dörfern. Das Mädchen mußte noch manche Frage ausſtehen, ſo ungläubig waren Alle am Tiſch. Und als endlich der Bauer mehr zur Probe, als im Ernſt ſagte: „wenn es dir Ernſt iſt, ſo kannſt du hier bleiben, ich bedarf eben eine Jungfer;“ und das Mädchen antwortete: das wäre ihm gerade recht, ſo brauche es nicht länger herumzulaufen; ſo verwunderten ſich Alle noch mehr, und konnten es faſt nicht glauben, daß es eine Jungfer werde ſein wollen. Und doch war es ſo und dem Mädchen bitterer Ernſt; aber freilich war es dazu nicht geboren. Es war eine reiche Müllerstochter aus vornehmem Hauſe, aus einem der Häuſer, von denen ehedem, als man das Geld nicht zu nutzen pflegte, die Sage ging, bei Erbſchaften und Theilungen ſei das Geld nicht gezählt, ſondern mit dem Mäs gemeſſen worden. Aber in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts war ein grenzenloſer Uebermuth eingebrochen, und Viele thaten ſo hoffärtig, wie der verlorne Sohn, ehe er zu den Trebern kam. Damals war es, daß reiche Bauernſöhne mit Neuthalern in die Wette über die Emme warfen und machten „welcher weiter“. — Damals war es, als ein reicher Bauer, der zwölf Fohlen auf der Weide hatte, an einem ſtark beſuchten Jahrmarkt austrommeln ließ: Wer mit dem Rifershäuſer Bauer zu Mittag eſſen und ſein Gaſt ſein wolle, der ſolle um zwölf Uhr im Gaſthauſe zum Hirſch ſich einfinden. So Einer war auch des Mädchens Vater geweſen. Bald hielt er eine ganze Stube voll Leute zu Gaſt, bald prügelte er Alle, die in einem Wirthshauſe waren, und mußte es am folgenden Morgen um ſchwer Geld ausmachen. Er war im Stande, als Dragoner, an einer einzigen Muſterung 100—200 Thaler zu brauchen und eben ſo viel an einem Markt zu verkegeln. Wenn er zuweilen recht einſaß in einem Wirthshauſe, ſo ſaß er dort acht Tage lang, und wer in's Haus kam, mußte mit dem reichen Müller trinken, oder er kriegte Schläge von ihm. Auf dieſe Weiſe erſchöpft man eine Geldgrube, und der Müller ward nach und nach arm, wie ſehr auch ſeine arme Frau dagegen ſich wehrte und nach Vermögen zur Sache ſah.

Sie ahnete das Ende lange voraus, aber aus falſcher Schaam deckte ſie ihre Lage vor den Leuten zu. Ihre Verwandten hatten es ungern geſehen, daß ſie den Müller geheirathet, denn ſie war von braven Leuten her, welchen das freventliche Betragen des Müllers zuwider war; ſie hatte die Heirath erzwungen, auf Beſſerung gehofft, aber dieſe Hoffnung hatte ſie betrogen — wie noch manche arme Braut — und ſtatt beſſer, war es immer ſchlimmer gekommen. Sie durfte deßwegen nicht klagen, und darum merkten auch die Leute, wie ſie ſich auch wunderten, wie lange der Müller es machen könne, den eigentlichen Zuſtand der Dinge nicht, bis die arme Frau, das Herz vom Geier des Grams zerfreſſen, ihr Haupt neigte und ſtarb. Da war nun Niemand mehr, der ſorgte und zudeckte; Geldmangel riß ein, und wo der ſichtbar wird, da kommen, wie Raben, wenn ein Aas gefallen, die Gläubiger gezogen, und immer mehrere, denn einer zieht den andern nach und keiner will der Letzte ſein. Eine ungeheure Schuldenlaſt kam an den Tag, der Geldstag (Concurs) brach aus, verzehrte Alles und der reiche Müller ward ein alter armer Hudel, der gar manches Jahr von Haus zu Haus gehen mußte, denn Gott gab ihm ein langes Leben. So aus einem reichen Mann ein armer Hudel zu werden, und als ſolcher ſo manches Jahr umgehen zu müſſen von Haus zu Haus, dieß iſt eine gerechte Strafe für den, der in Schimpf und Schande ſeine Familie ſtürzt, und ſie ſo oft noch um mehr bringt, als um das leibliche Gut. So Einer iſt aber auch eine lebendige Predigt für die übermüthige Jugend, aus welcher ſie lernen mag das Ende, welches zumeiſt dem Uebermuthe geſetzet iſt. Zwei Söhne hatte der Müller, dieſe waren ſchon früher der väterlichen Rohheit entronnen und hatten vor ihr im fremden Kriegsdienſt Schutz geſucht. Eine Tochter war geblieben im Hauſe. Die ſchönſte, aber auch die ſtolzeſte Müllerstochter das Land auf und ab. Sie hatte wenig Theil genommen an den Freuden der Jugend; ſie gefielen ihr nicht, man hielt ſie zu ſtolz dazu; Freier hatten ſie umlagert haufenweiſe, aber einer gefiel ihr ſo ſchlecht als der andere, einer erhielt ſo wenig ein freundlich Wort als der andere. Ein jeder ward ihr feind und verſchrie ihren Uebermuth. In Einem aber ward ſie nie zu ſtolz erfunden, zur Arbeit nämlich und zu jeglicher Dienſtleiſtung, wo Menſchen und Vieh derſelben bedurften. Von Jugend an war ſie früh auf, griff Alles an und Alles ſtand ihr wohl, und gar oft waren es die Eltern, die ihren Willen hemmten, ihr dies und jenes verboten, weil ſie meinten, einer reichen Müllerstochter zieme ſolche Arbeit nicht. Dann ſchaffte ſie gar Manches heimlich, und oft, wenn ihre kranke Mutter des Nachts erwachte, ſah ſie ihre Tochter am Bette ſitzen, während ſie doch einer Magd zu wachen befohlen, ihre Tochter aber mit allem Ernſte zu Bette geheißen hatte. Als nun die Mutter geſtorben war, und das Unglück ausbrach, da war's als wenn ein Blitz ſie getroffen. Sie jammerte nicht, aber ſie ſchien ſtumm geworden, und die Leute hatten faſt ein Grauſen vor ihr, denn man ſah ſie oft auf hohem Vorſprung ſtehen oder an tiefem Waſſer und ob den Mühlrädern am Bache, und Alle ſagten, es gebe ſicher ein Unglück, aber Niemand reichte die Hand, ſelbigem auf irgend eine Weiſe vorzubeugen.

Alle dachten und Viele ſagten es, es geſchähe Elſi ſchon recht, Hochmuth komme vor dem Falle, und ſo ſollte es Allen gehen, die ſo ſtolz wie Elſi thäten, und als das Mädchen am Morgen, als Alles aufgeſchrieben werden ſollte, verſchwunden war, ſagten Alle: da hätte man's, und ſie hätten es längſt geſagt, daß es dieſen Ausweg nehmen würde. Man ſuchte in allen Bächen, an jungen Tannen, und als man nirgends das Mädchen fand, da deuteten Einige darauf hin, daß Einer ſei, der ſchon Viele geholt und abſonderlich Stolze und Uebermüthige, und noch nach manchem Jahre ward ſtolzen Mädchen darauf hingedeutet, wie Einer ſei, der gerade ſtolze am liebſten nähme, ſie ſollten nur an die reiche Müllerstochter denken, die ſo plötzlich verſchwunden ſei, daß man weder Haut noch Haar je wieder von ihr geſehen.

So übel war es indeß der armen Elſi nicht ergangen, aber Böſes hatte ſie allerdings in den erſten Tagen im Sinne gehabt. Es war ihr geweſen, als klemme ihr Jemand das Herz entzwei, als thürmten ſich Mühlſteine an ihrer Seele auf; es war ein Zorn, eine Scham in ihr, und die brannten ſie, als ob ſie mitten in der Hölle wäre. Allen Leuten ſah ſie an, wie ſie ihr das Unglück gönnten, und wenn man ihr alle Schätze der Welt geboten hätte, ſie wäre nicht im Stande geweſen, einem einzigen Menſchen ein freundlich Wort zu geben.

Indeſſen wachte über dem armen Kinde eine höhere Hand und ließ aus deſſen Stolz eine Kraft emporwachſen, welche demſelben zu einem höheren Entſchluſſe half; denn ſo thut es Gott oft, — eben aus dem Kerne, den die Menſchen verwerfen, läßt er emporwachſen die edelſte Frucht. Der Stolz des Mädchens war ein angeborner Ekel gegen alles Niedere; und wer es einmal beten geſehen hätte, hätte auch geſehen, wie es ſich demüthigen konnte vor Dem, in dem nichts Niederes, nichts Gemeines iſt. Aber ſein Inneres verſtand das Mädchen nicht, ſein Aeußeres beherrſchte es nicht, und darum geberdete es ſich wie eine reiche Müllerstochter, welcher die ganze Welt nicht vornehm genug iſt. Da weg wollte es, aber vor der Unthat ſchauderte es; die Schande wollte es ſeiner Familie nicht anthun, wollte nicht die Seele mit dem Leibe verderben; aber wie ſich helfen, wußte es lange nicht. Da in ſtiller Nacht, als eben ſeine Angſt um einen Ausweg am größten war, öffnete ihm Gott denſelben. Weit weg wollte es ziehen, Dienſt ſuchen als niedere Magd am einſamen Orte, und dort in Stille und Treue unbekannt ſein Leben verbringen, ſo lange es Gott gefalle. Wie in ſtarken Gemüthern kein langes Zögern iſt, wenn einmal ein Weg offen ſteht, ſo hatte ſich Elſi noch in ſelber Nacht aufgemacht, alle Hoffart dahinten gelaſſen, nur mitgenommen, was für eine Magd ſchicklich war, keinem Menſchen ein Wort geſagt, und war durch einſame Steige fortgegangen aus dem heimiſchen Thale. Manchen Tag war ſie gegangen, in die Kreuz und Quere, bald gefiel es ihr nicht, bald gedachte ſie an bekannte Namen, die hier oder dort wohnten, und ſo war ſie gekommen bis in's Heimiswylthal. Dort hinten im heimeligen Thale gefiel es ihr, ſie ſuchte Dienſt und fand ihn.

Die raſche Aufnahme des fremden Mädchens war Anfangs der Bäuerin nicht recht, ſie kapitelte den Mann ab, daß er ihr da Eine aufgebürdet habe, die ſo zimpferlich ausſehe und zu hochmüthig, um ſich Etwas befehlen zu laſſen. Doch tröſtete ſie der Bauer, indem das Mädchen ja nicht für eine beſtimmte Zeit gedungen ſei, man alſo daſſelbe ſchicken könne, ſobald es ſich nicht als anſtändig erweiſe. Auch dem übrigen

Geſinde war die Aufnahme des Mädchens nicht recht, und es ging um daſſelbe herum, wie Hühner um einen fremden Vogel, der in ihrem Hofe abſitzt.

Aber bald erkannte die Bäuerin, daß ſie in Elſi ein Kleinod beſitze, wie ſie keines noch gehabt, wie es mit Geld nicht zu bezahlen iſt. Elſi verrichtete, was ſie zu thun hatte, nicht nur meiſterhaft, ſondern ſie ſah auch ſelbſt, was zu thun war, und that es ungeheißen, raſch und ſtill, und wenn die Bäuerin ſich umſah, ſo war Alles ſchon abgethan, als wie von unſichtbaren Händen, als ob die Bergmännlein da geweſen wären. Das nun iſt einer Meiſterfrau unbeſchreiblich lieb, wenn ſie nicht ſelbſt Alles bedenken und allenthalben nachſehen muß, wenn ſie nicht nur das Schaffen, ſondern auch das Sinnen übertragen kann, aber ſie findet ſelten einen Dienſtboten, bei welchem ſie dieſes kann. Viele Menſchen ſcheinen nicht zum Sinnen geboren, und viele wiederum haben ihre Gedanken nie da, wo es nöthig wäre, und Wenige ſind, die wache Sinne haben, geleitet und geſchützt von klarem Verſtande, und aus dieſen Wenigen ſind wiederum Wenige, die zum Dienen kommen oder dienen ſelten lange, denn das ſind geborene Meiſterleute. Daneben hielt Elſi nichts auf Reden, hatte mit Niemanden Umgang, und was ſie ſah im Hauſe oder hörte, das blieb bei ihr, keine Nachbarsfrau vernahm davon das Mindeſte, ſie mochte es anſtellen, wie ſie wollte. Mit dem Geſinde machte ſich Elſi nicht gemein. Die rohen Späße der Knechte wies ſie auf eine Weiſe zurück, daß ſie dieſelben nicht wiederholten, denn Elſi beſaß eine Kraft, wie ſie ſelten iſt beim weiblichen Geſchlechte, und dennoch ward ſie von denſelben nicht gehaßt. Niemanden verklagte ſie, und wenn ſie den Knechten oder Mägden einen Dienſt thun konnte, ſo zögerte Elſi nicht, und Manches that ſie ab in der Stille, was die Andern vergaßen, und deshalb hart geſcholten worden wären, wenn die Meiſterleute es geſehen hätten.

So ward Elſi bald der rechte Arm der Meiſterfrau und wenn ſie Etwas auf dem Herzen hatte, ſo war es Elſi, bei dem ſie es erleichterte. Aber eben deßwegen ärgerte ſie ſich an Elſi, daß dieſelbe nicht Vertrauen mit Vertrauen vergalt. Natürlich nahm es ſie Wunder, wer Elſi war und woher ſie kam, denn daß ſie nicht ihr Lebtag gedient hatte, ſondern eher befohlen, das merkte ſie an gar Vielem, beſonders eben daran, daß ſie ſelbſt dachte und Alles ungeheißen that. Sie ſchlug daher oft auf den Buſch und frug endlich gerade aus. Elſi ſeufzte wohl, aber ſagte nichts, und blieb feſt dabei, wie auch die Meiſterfrau anſetzte auf Weiberweiſe, bald mit Zärtlichkeit und bald mit Giftigkeit. Heut zu Tage hätte man es kürzer gemacht, und nach den Schriften gefragt, abſonderlich nach dem Heimathſcheine, den man hinterlegen müſſe, wenn man nicht in der Buße ſein wollte; damals dachte man an ſolche Dinge nicht und in Bernbiet konnte man ſein Lebtag incognito verweilen, wenn man nicht auf irgend eine abſonderliche Weiſe der Polizei ſich bemerkbar machte.

Wie ſehr dies auch die Frau verdroß, ſo lähmte es doch ihr Vertrauen nicht, und wenn ſie Donnerſtags nicht nach Burgdorf auf den Markt konnte, wohin ſchon damals die Heimiswyler Weiber alle Donnerſtage gingen, ſo ſandte ſie Elſi mit dem, was Verkäufliches bei der Hand war, und Aufträgen, wie des Hauſes Bedarf ſie forderte. Und Elſi richtete auf's treulichſte Alles aus und war heim, ehe man daran dachte, denn nie ging ſie in ein Wirthshaus, weder an Markttagen noch an Sonntagen, wie ihr auch zugeredet ward von Alt und Jung. Anfangs meinte man, ihr Weigern ſei nichts als die übliche Ziererei, und fing an nach Landesſitte zu ſchreißen und zu zerren, aber es half nichts, Elſi blieb ſtandhaft. Man ſah es mit Erſtaunen, denn ein ſolch' Mädchen, das ſich nicht zum Weine führen ließ, war noch Keinem vorgekommen. Am Ende ſetzte man ab mit Verſuchen, und kriegte Reſpekt vor ihr.

Wenn aber einmal die jungen Leute vor einem ſchönen Mädchen Reſpekt kriegen, da mag es wohl nach und nach ſicher werden vor denen, welche Mädchen wie Blumen betrachten, mit denen man umgeben kann nach Gelüſten. Aber nun erſt kommen die herbei, welche Ernſt machen wollen, welche eine ſchöne Frau möchten und eine gute. Deren waren nun damals im Heimiswyler Thale Viele, und ſie waren einſtimmig der Meinung, daß nicht für Jeden Eine im Thale ſelbſt zu finden ſei. Freilich wollten die Meiſten zu guten und ſchönen noch reiche Weiber. Aber man weiß, wie das beim jungen Volke geht, welches alle Tage eine andere Rechnung macht, und immer das am höchſten in Rechnung ſtellt, was ihm gerade am beſten gefällt. Darum war Elſi vor dieſen alle Tage weniger ſicher, ſie ſprachen es an auf dem Kirchweg und auf dem Marktweg, und des Nachts heſcheten ſie an ihr Fenſter, ſagten ihre Sprüche her, und wenn ſie hinten aus waren, ſo fingen ſie wieder von vornen an, aber Alles umſonſt. Elſi gab auf dem Wege wohl freundlichen Beſcheid, aber aus dem Gaden (Kammer) Denen vor den Fenſtern nie Gehör. Und wenn, wie es im Bernbiet oft geſchieht, die Fenſter eingeſchlagen, die Gadenthüre zertrümmert wurde, ſo half das den Liebhabern durchaus nichts. Entweder ſchaffte ſie ſich ſelbſt Schutz und räumte die Kammer, oder ſie ſtieg durch's Ofenloch in die untere Stube hinab; dorthin folgt kein Kiltbub einem Mädchen.

Unter Denen, welche gern eine ſchöne und gute Frau gehabt hätten, war ein Bauer, nicht mehr ganz jung. Aber noch nie war ihm eine ſchön und gut genug geweſen, und wenn er auch eine gefunden zu haben glaubte, ſo brauchte die nur mit einem andern Burſchen ein freundlich Wort zu wechſeln, ſo war er fertig mit ihr und ſah ſie nie mehr an. Chriſten hieß der Burſche, der von ſeiner Mutter her einen ſchönen Hof beſaß, während der Vater mit einer zweiten Frau und vielen Kindern einen andern Hof bewirthſchaftete. Chriſten war hübſch und ſtolz, keinen ſchöneren Kanonier ſah man an den Muſterungen, keinen tüchtigern Bauer in der Arbeit und keinen kuraſchirteren Menſchen im Streit. Aber allgemach hatte er ſich aus den Welthändeln zurückgezogen. Die Mädchen, welche am Weltſtreit vordem die Haupturſache waren, — jezt iſt es das Geld — waren ihm verleidet, er hielt keines für treu, und um ihn konnte der Streit toben, konnten Gläſer ſplittern und Stuhlbeine brechen, er bewegte ſich nicht von ſeinem Schoppen.

Mit Mägden hatte er ſich, wie es einem jungen Bauer ziemt, natürlich nie abgegeben, aber Elſi hatte ſo etwas Apartes in ihrem Weſen, daß man ſie nicht zu den Mägden zählte, und daß Alle darüber einig waren, von der Gaſſe ſei ſie nicht. Um ſo begieriger forſchte man, woher denn eigentlich? aber man erforſchte es nicht. Dies war zum Theil Zufall, zum Theil war der Verkehr damals noch gar ſparſam, und was zehn Stunden auseinander lag, das war ſich fremder, als was jezt fünf Mal weiter auseinander iſt. Wie allenthalben, wo ein Geheimniß iſt, Dichtungen entſtehen, und wie, wo Weiber ſind, Gerüchte umgeben, ſo ward gar mancherlei erzählt von Elſi's Herkommen und Schickſalen. Die Einen machten eine entronnene Verbrecherin aus ihr, Andere eine entlaufene Ehefrau, Andere eine Bauerntochter, welche einer widerwärtigen Heirath entflohen, noch Andere eine uneheliche Schweſter der Bäuerin, oder eine uneheliche Tochter des Bauern, welche auf dieſe Weiſe in's Haus geſchmuggelt worden. Aber weil Elſi unwandelbar ihren ſtillen Weg ging, faſt wie ein Sternlein am Himmel, ſo verloren all' dieſe Gerüchte ihre Kraft, und eben das Geheimnißvolle in ihrer Erſcheinung zog die junge Mannſchaft und beſonders Chriſten immer mehr an. Sein Hof war nicht entfernt von Elſi's Dienſtort, das Land ſtieß faſt aneinander und wenn Chriſten in's Thal hinunter wollte, ſo mußte er an ihrem Hauſe vorbei. Anfangs that er ſehr kaltblütig. Wenn er Elſi zufällig antraf, ſo ſprach er mit ihr, ſtellte ſich auch wohl zu ihr, wenn ſie am Brunnen unterm breiten Dache Erdäpfel wuſch oder was Anderes. Elſi gab ihm freundlichen Beſcheid und ein Wort zog das andere Wort nach ſich, daß ſie oft nicht fertig werden konnten mit Reden, was andern Leuten aber eher auffiel, als ihnen ſelbſt. Auch Chriſten wollte Elſi zum Weine führen, wenn er ſie in Burgdorf traf, oder mit ihr heimging am Heimiswyler Wirthshauſe vorbei. Aber ihm ſo wenig als Andern wollte Elſi folgen und ein Glas Wein ihm abtrinken. Das machte Chriſten erſt bitter und bös, er war der Meinung, daß, wenn ein junger Bauer einer Magd eine Halbe zahlen wolle, ſo ſei das eine Ehre für ſie, und übel an ſtünde es ihr, dieſe auszuſchlagen. Da er aber ſah, daß ſie es Allen ſo machte, und hörte, daß ſie nie noch ein Wirthshaus betreten, ſeit ſie hier ſei, ſo gefiel ihm das, und zwar immer mehr. Das wäre eine Treue, dachte er, die nicht mit Jedem liebäugelte und nicht um einen halben Birnſtiel mit Jedem hinginge, wo er hin wollte; wer ſo Eine hätte, könnte ſie zur Kirche und auf den Markt ſchicken, oder allein daheim laſſen, ohne zu fürchten, daß Jemand anders ihm in's Gehege käme. Und doch konnte er die Verſuche nicht laſſen, ſo oft er Elſi auf einem Wege traf, ſie zum Weine zu laden, oder ihr zu ſagen, am nächſten Sonntag gehe er dorthin, ſie ſolle auch kommen, und allemal ward er böſe, daß er einen Abſchlag erhielt. Es iſt kurios mit dem Weibervolke und mit dem Mannevolk. So lange ſie ledig ſind, blos werben oder Brautleute ſind, da iſt das Weibervolk liebenswürdig aus dem ff und das Mannevolk freigebig, daß einem faſt übel wird, und zwar gleich zu Stadt und Land. So ein Burſche z. B. läßt Braten aufſtellen oder wenigſtens einen Kuchen, und ſollt' er ihn unter den Nägeln hervorpreſſen, verſteigt ſich zu rothem Weine, gegenwärtig ſogar zu Champagner aus Welſchland! und nicht oft genug kann er ſein Mädchen zum Wein beſtellen; er thut, als ob er ein Kröſus wäre, und ſein Vater daheim nicht mehr Platz hätte vor lauter Geld und Gut. Iſt derſelbe aber einmal verheirathet, dann hat die Herrlichkeit ein Ende, und je freigebiger er geweſen, deſto karger wird er, und allemal wenn ſein Weib mit ihm in's Wirthshaus will, ſo ſetzt es Streit ab, und wenn das Weib es einmal im Jahr erzwingt, ſo hält der Mann es ihr ſieben Jahre lang vor. Aehnlich haben es die Mädchen mit der Liebenswürdigkeit. Es wird halt auch ſo ſein, wie mit dem Specke, mit welchem man die Mäuſe fängt. Iſt die Maus gefangen und der Speck gefreſſen, ſo wächſt auch nicht neuer Speck nach, der alte iſt und bleibt gefreſſen. Hat ein Mann an die Liebenswürdigkeit gebiſſen und iſt er gefangen, ſo hat man den Mann, warum ſollte man noch fürder liebenswürdig ſein?

Aus dieſem Grunde kommt es wahrſcheinlich, daß die meiſten ſtädtiſchen Väter ihren Töchtern ein Sackgeld vorbehalten, welches aber ſehr oft nicht ausgezahlt wird; auf dem Lande iſt man noch nicht ſo weit und namentlich im Heimiswyl Graben nicht.

Trotz dem Böſewerden ward Elſi dem Chriſten immer lieber, immer mehr drang ſich ihm die Ueberzeugung auf: Die oder Keine. Ihr zu Lieb' und Ehr' that er manchen Gang, kam oft zum Beſuch in des Bauern Haus und immer öfter vor des Mädchens Fenſter, doch immer vergeblich, und allemal nahm er ſich vor, nie mehr zu gehen, und nie konnte er ſeinen Vorſatz halten. Elſi kam, wenn ſie ſeine Stimme hörte, wohl unter's Fenſter, und redete mit ihm, aber weiter brachte Chriſten es nicht. Je zärtlicher er redete, deſto mehr verſtummte das Mädchen; wenn er vom Heirathen ſprach, ſo brach es ab, und wenn er traulich wurde, die eigenen Verhältniſſe auseinander ſetzte, und nach denen von Elſi forſchte, ſo machte ſie das Fenſter zu. Dann ward Chriſten ſehr böſe, er ahnete nicht, welchen Kampf Elſi im Herzen beſtand.

Anfänglich war es Elſi wohl in der Fremde, ſo allein und ohne alles Kreuz vom Vater her; aber allgemach war eben dieſes Alleineſtehen ihr zur Pein, denn ohne Bürde auf der Welt ſoll der Menſch nicht ſein. So Niemanden zu haben, zu dem man ſich flüchten, auf den man in jeder Noth bauen kann, das iſt ein Weh, an dem manches Herz verblutet. Als Chriſten der ſtattlichen Maid ſich nahte, that es Elſi unendlich wohl; Chriſten war ja eine Brücke in ihre alten Verhältniſſe, von der Magd zur Meiſterfrau. Aber um zu heirathen, mußte ſie ſagen, wer ſie war, mußte ihre Verhältniſſe offenbaren, mußte in der Heimath ſagen, wohin ſie gekommen; das war's, was ſie nicht konnte.

Elſi war überzeugt, daß Chriſten, ſobald er wußte, wer ſie war, ſie ſitzen ließe, und das wollte ſie nicht ertragen. Sie wußte zu gut, wie übel berüchtigt ihr Vater war, Land auf Land ab, und daß man in dieſem Thale hundertmal lieber ein armes Taglöhnermädchen wollte, als eines von übelberüchtigter Familie her. Wie manches arme Kind ſich eines reichen Mannes freut ſeiner Eltern wegen, weil es hofft, Sonnenſchein bringen zu können in ihre trüben alten Tage, ſo kann ein Kind ſchlechter Eltern ſich nicht freuen. Es bringt nichts als Schande in die neue Familie, den ſchlechten Eltern kann es nicht helfen, nicht helfen von ihrer Schande, nicht helfen von ihren Laſtern. So wußte auch Elſi, daß ihrem Vater nicht zu helfen war, auf keine Weiſe. Geld war nur Oel in's Feuer und ihn bei ſich ertragen, das hätte ſie nicht vermocht, und hätte es vielweniger einem Manne zugemuthet, was die leibliche Tochter nicht ertrug. Das iſt eben der Fluch, der auf ſchlechten Eltern liegt, daß ſie das Gift werden in ihrer Kinder Leben, ihr ſchlechter Name iſt das Geſpenſt, das umgeht, wenn ſie ſelbſt ſchon lange in ihren Gräbern modern, das ſich an die Ferſen der Kinder hängt und unheilbringend ihnen erſcheinet, wenn Glück ſich ihnen nahen, beſſere Tage ihnen aufgehen wollen.

Es kämpfte hart in dem armen Mädchen, aber ſein Geheimniß konnte es nicht offenbaren. Wenn Chriſten je geſehen hätte, wie der Kampf Elſi Thränen auspreßte, wie ſie ſeufzte und betete, er wäre nicht ſo böſe geworden, er hätte vielleicht in verdoppelter Liebe das Geheimniß entdeckt, aber was da innen in uns ſich reget, das hat Gott nicht umſonſt dem Auge Anderer verborgen. Es kam Elſi oft an, wegzuziehen, in dunkler Nacht wieder zu verſchwinden, wie ſie in ihrer Heimath verſchwunden war, und doch vermochte ſie es nicht. Sie redete ſich ein, die Leute würden ihr Böſes nachſagen, ſie ſei mit dem Schelmen*) davongegangen oder noch Schlimmeres, aber es war etwas Anderes, welches ſie hielt, was ſie ſich aber ſelbſt nicht geſtand. So litt das arme Mädchen ſehr, das höchſte Glück ihm ſo nahe, und doch ein Geſpenſt zwiſchen ihm und ſeinem Glücke, das es ewig von ſelbigem ſchied. Und dieſes Geſpenſt ſahen andere Augen nicht, ſie durfte nicht ſchreien, ſie mußte die bitterſten Vorwürfe ertragen, als ob ſie ſchnöde und übermüthig das Glück von ſich ſtieße.

---

*) Einem Diebe gleich.

Dieſe Vorwürfe machte ihr nicht nur Chriſten, ſondern auch die Bäuerin, welche Chriſtens Liebe ſah und ihrer Magd, welche ihr lieb wie eine Schweſter war, dieſes Glück wohl gönnte, was nicht alle Meiſterfrauen gethan hätten. Bei dieſen Anläſſen konnte ſie recht bitter werden in den Klagen über Mangel an Zutrauen, ja manchmal ſich des Deutens nicht enthalten, daß Elſi wohl etwas Böſes zu bewahren hätte, weil ſie daſſelbe nicht einmal ihr, welche es doch ſo gut meine, anvertrauen wolle.

Das fühlte Elſi mit Bitterkeit, ſie ſah recht elend aus, und doch konnte ſie nicht fort, konnte noch vielweniger das Geſpenſt bannen, das zwiſchen ihr und ihrem Glücke ſtand. Da geſchah es am alten Neujahr, d. h. an dem Tage, auf welchem nach dem alten Dato nach ruſſiſchem Kalender das Neujahr gefallen wäre, und welches, ſo wie die alte Weihnacht, ehedem noch allgemein gefeiert wurde auf dem Lande, jetzt nur noch in einigen Berggegenden, daß Elſi mit der Bäuerin nach Burgdorf mußte. Der Tag war auf einen Markttag gefallen, es war viel Volk da, und luſtig ging es her unterm jungen Volke, während unter den Alten viel verkehrt wurde von den Franzoſen, von welchen die Rede war, wie ſie Luſt hätten an das Land hin, wie man ſie aber bürſten wollte, bis ſie genug hätten. Nur vorſichtig ließen hier und da Einige verblümte Worte fallen von Freiheit und Gleichheit und den geſtrengen Herren zu Bern, und ſie thaten wohl mit der Vorſicht, denn Teufel und Franzos waren Denen aus den Bergen ungefähr gleichbedeutend. — Als die Bäuerin ihre Geſchäfte verrichtet hatte, ſteuerte ſie dem Wirthshauſe zu, denn leer ging ſie von Burgdorf nicht heim, und namentlich am alten Neujahr nicht. Sie wollte Elſi mitnehmen, welche aber nicht wollte, ſondern ſich entſchuldigte, ſie hätte nichts nöthig, und wenn ſie Beide hineingingen, ſo müßten ſie ſich eilen, weil Niemand daheim die Sache mache; gehe ſie aber voran, ſo könne die Bäuerin bleiben, ſo lange es ihr anſtändig ſei, bis ſie Kameradſchaft fände für heim, oder gar eine Gelegenheit zum Fahren.

Wie ſie da ſo ſchwatzten mit einander, kam Chriſten dazu, ſtand auf die Seite der Meiſterfrau und ſagte zu Elſi, jetzt müſſe ſie hinein; das wäre ihm doch ſeltſam, wenn ein Mädchen in kein Wirthshaus wollte. Elſi blieb feſt und lehnte manierlich ab; ſie möge den Wein nicht erleiden, ſagte ſie, und daheim mache Niemand die Haushaltung. Sie müſſe kommen, ſagte Chriſten, trinken könne ſie ſo wenig ſie wolle, und gehen wenn ſie wolle, aber einmal wolle er wiſſen, ob ſie ſich ſeiner ſchäme oder nicht?

Das ſei einfältig von ihm, ſagte Elſi, er ſolle doch denken, wie eine arme Magd ſich eines Bauern ſchämen ſollte, und zürnen ſolle er nicht, aber es ſei ihr Lebtag ihr Brauch geweſen, ſich nicht eigelich (keine Komplimente) zu machen, ſondern erſt zu ſinnen, dann zu reden, dann bei dem zu bleiben, was geredet worden. Die gute Bäuerin, welche wenig von andern Gründen wußte, als von Mögen und nicht Mögen, half drängen und ſagte, das ſei doch wunderlich gethan, und wenn zu ihrer Zeit ſie ein ehrlicher, braver Burſche zum Weine habe führen wollen, ſo hätte ſie ſich geſchämt, es ihm abzuſagen und ihm dieſe Schande anzuthun. Es iſt nun nichts, welches den Zorn des Menſchen eher entzündet und ſein Begehren ſtahlt, als ein ſolcher Beiſtand, darum ward Chriſten immer ungeſtümer, und wollte mit Gewalt Elſi zwingen. Aber Elſi widerſtand. Da ſagte

Chriſten im Zorn: „He nun, du wirſt am beſten wiſſen, warum du in kein Wirthshaus darfſt, aber wenn du nicht willſt, ſo giebt es Andere.“ Somit ließ er Elſi fahren und griff raſch nach einem andern Heimiswyler Mädchen, welches eben vorüberging und willig ihm folgte. Die Bäuerin warf Elſi einen böſen Blick zu, und ſagte: „Gell, jetzt haſt's!“ und ging nach. Da ſtand nun Elſi und das Herz wollte es ihr zerreißen, und der Zorn über Chriſten's verdächtige Worte und die Eiferſucht gegen das willige Mädchen hätten faſt vollbracht, was die Liebe nicht vermochte, und ſie Chriſten nachgetrieben. Indeſſen hielt ſie ſich, denn vor den Wirthshäuſern, in welchen ihre Familienehre, ihr Familienglück zu Grunde gegangen, hatte ſie einen Abſcheu, und zugleich, weil ſie in denſelben am meiſten Gefahr lief, erkannt zu werden oder Etwas von ihrem Vater vernehmen zu müſſen. In den Wirthshäuſern iſt's, wo die Menſchen zuſammenſtrömen, und ſich Zeit nehmen zu betrachten und heimzuweiſen, was beim flüchtigen Begegnen auf der Straße unbeachtet vorübergeht. Elſi ging heim, aber ſo finſter war es in ihrem Herzen nie geweſen, ſeit den Tagen, an welchen das Unglück über ſie eingebrochen war. Anfangs konnte ſie ſich des Weinens faſt nicht enthalten, aber ſie unterdrückte daſſelbe mit aller Gewalt, der Leute wegen. Da nahm ein bitterer, finſterer Groll immer mehr Platz in ihr. So ging es ihr alſo; ſie ſollte nicht nur niemals glücklich ſein, ſondern noch eigends geplagt und verdächtigt werden, und ſie mußte ſich das gefallen laſſen und konnte ſich nicht rechtfertigen. Wie ehedem in gewaltigen Revolutionen die Berge aus der Erde gewachſen ſein ſollen, ſo wuchs aus den Wehen ihres Herzens der Entſchluß empor, von allen Menſchen mehr und mehr ſich abzuſchließen, mit Niemanden Etwas mehr zu haben, nicht mehr zu reden, als ſie wußte, und ſo bald möglich da wegzugehen, wo man ſo gegen ſie ſein könnte.

Als die Meiſterfrau heim kam, ſtärkte ſie dieſen Entſchluß; ſie beabſichtigte freilich das Gegentheil, aber es iſt nicht allen Menſchen gegeben, richtig zu rechnen, nicht einmal in Beziehung auf die Zahlen, geſchweige denn in Bezug auf die Worte. Sie erzählte, wie Chriſten ſich luſtig gemacht in Burgdorf, und ſicher gehe er mit dem Mädchen heim, und was es dann gebe, könne Niemand wiſſen, das Mädchen ſei hübſch und reich, und pfiffig genug, den Vogel zu fangen. Das würde Elſi recht geſchehen, und ſie möchte es ihr gönnen, denn das ſei keine Manier für eine Magd, mit einem Bauern ſo umzugehen. Aber ſie fange auch an zu glauben, da müſſe was dahinter ſein, das nicht gut ſei, anders könne ſie ihr Betragen nicht erklären, oder ſei es anders, ſo ſolle ſie es ſagen. Dieſem ſetzte Elſi nichts als trotziges Schweigen entgegen. In trotzigem Schweigen ging ſie zu Bette und wachte mit ihm auf, als es an ihr Fenſter klopfte und Chriſten's Stimme laut ward vor demſelben. Dieſer hatte es doch nicht über's Herz bringen können, einen neuen Tag aufgehen zu laſſen über ſeinem Zwiſt mit Elſi. Er trank, wie man ſagt, guten Wein, und je mehr er trank, deſto beſſer ward er. Je mehr der Wein auf dem Heimweg über ihn kam, deſto mehr zog es ihn zu Elſi, mit ihr Frieden zu machen. Im Wirthshaus zu Heimiswyl kehrte er mit ſeinem Mädchen ein, aber nur, um deſſelben los zu werden mit Manier, ließ eine Halbe bringen, beſtellte Eſſen, ging unter einem Vorwand hinaus, bezahlte, und erſchien nicht wieder. Das Mädchen war, wie geſagt, nicht von den Dummen eins, es merkte bald, woran es war, jammerte und ſchimpfte nicht, hielt nun mit dem, was Chriſten bezahlt hatte, einen Andern zu Gaſt, und ſo fehlte es ihm nicht an einem Begleiter nach Hauſe. Dem armen Chriſten ging es nicht ſo gut. Elſi, durch die Bäuerin neu aufgeregt, hielt ihren Entſchluß feſt, und antwortete nicht, wie Chriſten auch bat; ſie mußte den Kopf in's Kiſſen bergen, damit er ihr Weinen nicht höre, aber ſie blieb feſt und antwortete auch nicht einen Laut. Chriſten that endlich wild, aber Elſi bewegte ſich nicht, zuletzt entfernte ſich derſelbe bald zornig, bald im Glauben, Elſi habe zu hart geſchlafen, und ihn nicht gehört. Aber er ward bald inne, wie Elſi es meine. Die frühere Freundlichkeit war dahin; Elſi that durchaus fremd gegen ihn, antwortete ihm nur das Nothwendigſte, dankte, wenn er ihr die Zeit wünſchte, in allem Uebrigen war ſie unbeweglich. Chriſten ward fuchswild darob, und konnte Elſi doch nicht laſſen. Hundertmal nahm er ſich vor, nicht mehr an ſie zu denken, ſich ganz von ihr loszumachen, und doch ſtand ſie beſtändig vor ſeinen Augen; ihre weißen Hemdeärmel am Brunnen ſah er durch ſieben Zäune ſchimmern, und an allen Haaren zog es ihn, bis er unter ihrem Fenſter ſtand. Hundertmal nahm er ſich vor, raſch eine Andere zu freien, und ſo dem Dinge ein Ende zu machen, aber er konnte mit keinem Mädchen freundlich ſein, und wenn eines gegen ihn freundlich war, ſo ward er böſe, es war ihm, als trügen alle andern Mädchen die Schuld, daß Elſi ſich ſo gegen ihn verhärte.

Während Chriſten's Weh im Herzen wuchs als wie ein bös Gewächs, wuchs auch der Lärm mit den Franzoſen von Tag zu Tag. Schon lange waren Soldaten auf den Beinen, viele Bataillone ſtanden geſammelt den Franzoſen bereits gegenüber, welche an den Grenzen lagen, und im Waadtlande Immer mehr bildete ſich beim Volke der Glaube aus, der Franzos fürchte ſich, dürfe nicht angreifen, und unterdeſſen ſchlichen Viele herum, die das Gerücht zu verbreiten ſuchten: die Herren wollten das Volk verrathen; wäre dieſes nicht, der Franzos wäre längſt abgezogen, aber er paſſe auf die Gelegenheit und bis er mit den Herren einig ſei. Das ächte Landvolk haßte den Franzos wie den Antichriſt, ärger als einen menſchenfreſſenden Kannibalen, daher ärgerte es ſich ſchwer an dem Zögern der Herren auf dem Rathhauſe; das Schwanken dort war eben nicht geeignet, jene Verläumdungen Lügen zu ſtrafen. Eine ſchauerliche Nachricht jagte die andere. Da kam plötzlich die Botſchaft, losgebrochen ſei der Krieg, und die Poſtboten flogen durch die Thäler, alle eingetheilte Mannſchaft auf die Sammelplätze zu entbieten. Es war den erſten März ſpät Abends, als auch Chriſten den Befehl erhielt. Alſobald rüſtete er ſich und beſtellte ſein Haus, und Nachbar um Nachbar kam, bot ſeine Dienſte an und keiner vergaß der Mahnung: „Schont ſie nicht, die Franzoſen, laßt keinen entrinnen, ſchießt ihnen Köpfe und Beine ab, verbrennt ſie dann noch lebendig! Sie wiſſen es dann in Zukunft, daß ſie uns ruhig laſſen ſollen, die Mordioteufel!“ — Chriſten mochte nicht warten, bis der Letzte fort war, aber ohne Abſchied von Elſi wollte er auch nicht fort. Als er an ihr Fenſter kam, ging es ihm wie früher. Er erhielt auf Rede und Klopfen keine Antwort. Da ſprach er: „Hör', Elſi, ich bin da eben in der Montur und auf dem Weg in den Krieg, und wer weiß, ob du mich lebendig wieder ſiehſt, einmal wenn du ſo thuſt, gewiß nicht. Komm hervor, ſonſt könnte es dich gereuen, ſo lange du lebſt.“ — Die Worte drangen Elſi in's Herz, ſie mußte aufſtehen und an's Fenſter gehen. Da ſagte Chriſten: „So kommſt du doch noch; aber jetzt gieb mir die Hand und ſag' mir, du zürneſt mir nicht mehr, und wenn mich Gott geſund erhält, ſo wolleſt du mein Weib werden, verſprich mir's.“ — Elſi gab ihre Hand, aber ſchwieg. —

„Verſprichſt mir's?" fragte Chriſten. Es wollte Elſi das Herz abdrucken und lange fand ſie keinen Laut, und erſt als Chriſten noch einmal ſagte: „So red' doch, ſag' mir, du wolleſt mich, daß ich auch weiß, woran ich bin," antwortete ſie: „Ich kann nicht." — „Aber Elſi, beſinn dich," ſagte Chriſten, „denke, du könnteſt reuig werden, ſage ja." — „Ich kann nicht," wiederholte Elſi. „Elſi, beſinn dich!" bat Chriſten dringend, — „ſag mir das nicht zum drittenmal; wer weiß, ob du mir dein Lebtag noch Etwas ſagen kannſt; ſag' ja, um Gottes Willen bitt' ich dich." — Ein Krampf faßte Elſi's Bruſt, endlich hauchte ſie: „Ich kann nicht." — „So ſieh, was du gemacht haſt!" antwortete Chriſten, „und verantworte es dann vor Gott." — Mit dieſen Worten ſtürzte er fort; Elſi ſank bewußtlos zuſammen.

Still ging der zweite März über dem Thale auf. Die meiſten Bewohner waren am Abend vorher lange auf geweſen und hatten den Abziehenden das Geleit gegeben, und ſo begann erſt ſpät des Tages Geräuſch. Elſi war betäubt und ging herum wie ein Schatten an der Wand. Die Meiſterfrau hatte wohl gemerkt, daß Chriſten oben am Fenſter Abſchied genommen, aber nichts verſtanden. Sie hoffte, daß ſie ſich verſtändigt, und fühlte Mitleiden mit Elſi's Ausſehen, welches ſie der Angſt um Chriſten's Leben zuſchrieb. Sie tröſtete, ſo gut ſie konnte und ſagte, es ſei noch nicht gewiß, daß es Krieg gäbe, vielleicht ſei es nur wieder blinder Lärm. Und wenn ſchon, ſo hätte ſie gehört, unter hundert Kugeln treffe nicht eine einzige, und Chriſten ſei alt genug, um aufzupaſſen, daß ihn keine treffe, und nicht ſo wie ein Sturm drein zu rennen, ohne ſich zu achten, wohin. Elſi ſollte nur nicht Kummer haben, es werde noch Alles gut gehen, und ehe Pfingſten da ſei, könne es eine ſchöne Hochzeit geben. — Dieſer Troſt wirkte aber wiederum umgekehrt, und Elſi begann, ganz gegen ihre Gewohnheit, laut auf zu jammern. „Er kommt nicht wieder, ich weiß es, und ich bin Schuld daran,“ rief ſie verzweiflungsvoll. — „Aber, mein Gott, haſt du es denn nicht mit ihm ausgemacht, und ihm das Wort gegeben? Er wird doch expreß deßwegen gekommen ſein, und vielleicht dir den Hof noch laſſen verſchreiben, ehe er von Burgdorf ausrückt.“ — „Nein! habe ich geſagt, und er hat geſagt, lebendig werde ich ihn nicht wiederſehen.“ — Da ſchlug die Bäuerin die Hände über dem Kopf zuſammen und ſagte: „Aber, mein Gott, mein Gott, biſt du verrückt, oder eine Kindsmörderin, oder eine Schinderstochter? eins von dieſen dreien muß ſein, ſonſt hätteſt du es nicht über's Herz gebracht, einen ſolchen Burſchen von der Hand zu weiſen. Biſt eine Schinderstochter oder eine Kindsmörderin? ich will es jetzt wiſſen.“ — „Keins von Beiden bin ich,“ ſagte Elſi, tief verletzt über ſolchen Verdacht; „von vornehmen Leuten bin ich her, wie hier im ganzen Kirchſpiel keine wohnen, und was mein Vater gethan hat, deſſen bin ich nicht ſchuld.“ — „So, was hat der gemacht?“ fragte die Frau — „er wird Jemanden gemordet haben, oder falſches Geld gemacht, und ins Zuchthaus gekommen ſein.“ — „Nein, Frau,“ ſagte Elſi, „ich weiß nicht, warum Ihr mir das Schlimmſte anſinnet.“ — „Aber Etwas muß es doch ſein, das dir im Weg iſt; ſo wegen nichts ſchlägt man einen ſolchen Mann nicht aus. Vielleicht hat er falſche Schriften gemacht oder wird ſich ſelber gemordet haben und nicht im Kirchhof begraben worden ſein.“ — „Nein, Frau,“ ſagte Elſi, „das iſt nicht wahr; er hat Geldstag gemacht und muß jetzt betteln gehn. Ich will es gleich herausſagen, ſonſt meint man, wie ſchlecht ich ſei, und es wird ohnehin bald Alles aus ſein, und da möchte ich nicht, daß man mir Schlechtes in's Grab redete.“

— „Was, geldstaget, und deswegen willſt du nicht heirathen, du Tropf du? Und das darfſt du nicht ſagen? Je weniger du haſt, einen deſto reichern Mann bedarfſt du. Wenn Niemand heirathen wollte, in deſſen Familie irgend Einer Geldstag gemacht, denke nur, wie Viele ledig bleiben mußten, denen das Heirathen ſo wohl anſteht.“ — „O Frau,“ ſagte Elſi, „Ihr wißt darum nicht, wer wir geweſen ſind, und was unſer Unglück für mich war.“ — „O, doch nicht etwa unſerem Herrgott ſeine Geſchwiſter?“

„O Herr, o Herr, o Mutter, o Mutter! ſie kommen, ſie kommen!“ ſchrie draußen ein Kind. „Wer?“ rief die Frau. — „Die Franzoſen, ſie ſind ſchon im Lochbach, oder doch in Burgdorf; hör', wie ſie ſchießen!“ „O Chriſten, o Chriſten!“ ſchrie Elſi; Alle liefen hinaus. Draußen ſtand Alles vor den Häuſern, ſo weit man ſehen konnte, und „Pung, Pung“ tönte es Schuß um Schuß dumpf über den Berg her. Ernſt horchten die Männer, bebend ſtanden die Weiber, und wo möglich ſtand jedes neben oder hinter dem Manne, rührte ihn an, oder legte die Hand in die ſeine, und gar manches Weib, das lange dem Manne kein gutes Wort gegeben, ward zärtlich und bat: „Verlaß mich nicht, um tauſend Gotteswillen verlaß mich nicht, mein Lebtag will ich dir kein böſes Wort mehr geben!“ — Endlich ſagte ein alter Mann am Stecken: „Gefährlich iſt das nicht, es iſt weit noch; jenſeits der Aare, wahrſcheinlich am Berg. Wenn ſie in Gränchen muſtern, hört man das Schießen akkurat ſo. In Längnau ſtehen die Berner und oben auf dem Berg ſollen auch deren ſein; in Solothurn wird man den Franzoſen ſchon heiß machen; das ſind die Rechten, die Solothurner, beim Schießen immer die Luſtigſten.“ — Das machte den Weibern wieder Muth, aber manchem Knaben, der Flinte oder Hellebarde in der Hand auf dem

Sprunge zum Ablauf ſtand, war der Ausſpruch nicht recht. — „Wir geben gleich," ſagte Einer; „und ſollte es bis Solothurn ſein. Wenn wir alsbald fortmarſchiren, ſo kommen wir vielleicht noch zum rechten Hauptſtreit." — „Ihr wartet," befahl der Alte. „Wenn Einer hier läuft, der Andere dort, ſo richtet man nichts aus, mit einzelnen Tropfen treibt man kein Mühlrad. Wenn in Solothurn die Franzoſen durchbrechen, dann ergeht der Sturm, die Glocken rufen, auf den Hochwachten wird geſchoſſen und die Feuer brennen auf, läuft Alles mit einander in Gottes Namen was Hände und Füße hat, dann geht's los, und der Franzos wird erfahren, was es heißt in's Bernbiet kommen. Bis dahin aber wartet." — Das war manchem wilden Buben nicht recht, er drückte ſich auf die Seite, verſchwand, und mehr als einer kam nie wieder. — „Du glaubſt alſo nicht, daß unſere Leute ſchon im Krieg ſeien?" frug bebend Elſi an des Alten Seite. — „O nein," ſagte der Alte, „die werden wohl erſt jetzt von Burgdorf ausrücken, gegen Fraubrunnen oder Bätterkinden zu; was für Befehl ſie bekommen, weiß ich nicht. Aber ſchaden würde es nichts, wenn Jemand auf Burgdorf ginge, um da zu hören, was vorgeht."

Aber in Burgdorf war es nicht viel beſſer, als hinten im Heimiswylgraben; ein Gerücht ſagte das andere, eines war abenteuerlicher als das andere. Die Franzoſenfeinde wußten zu erzählen, wie die Fremdlinge geſchlagen worden, und, wo nicht todt, doch ſchon mehr als halbtodt ſeien; die Franzoſenfreunde wußten das Umgekehrte; das ganze Bernerheer ſei geſchlagen, gefangen oder verrathen, und predigten laut, man ſolle ſich doch nicht wehren, man gewinne nichts damit, als eine zerſchoſſene oder zerſtochene Haut. So wogten die Gerüchte hin und her, wie vor einem Gewitter die Wolken durcheinander gehen.

Gegen Abend hatte das Schießen aufgehört, es war ruhig geworden auf der Landſchaft, man hoffte, die Franzoſen ſeien in Solothurn gefangen genommen worden, gleich wie in einer Falle. Elſi war auch ruhiger geworden auf dieſe Hoffnung hin. Sie hatte der Bäuerin ſagen müſſen, wer ſie eigentlich ſei, und da hatte dieſe wiederum die Hände über dem Kopf zuſammengeſchlagen. Von dem Müller hatte ſie gehört, von ſeinem Thun und Reichthum, und da ihr nur dieſer recht in die Augen ſchien, ſo betrachtete ſie Elſi mit rechtem Reſpekt. Keinem Menſchen hätte ſie geglaubt, ſagte ſie, daß ſo eine reiche Müllerstochter ſich ſo ſtellen könne, aber daß ſie nicht ihr Lebtag Magd geweſen, das hätte ſie ihr doch gleich anfangs angeſehen. — „Und das, du Tröpflein, haſt du ihm nicht ſagen dürfen? Und wenn dein Vater ſchon ein Hudel iſt, ſo iſt deine Familie doch reich und vornehm und ſonſt nichts Unſauberes darin, und da muß einer Eins gegen das Andere rechnen. O, wenn ich Chriſten doch das nur gleich ſagen könnte; du würdeſt ſehen, das machte ihm nicht nur nichts aus, er nähme noch den Vater zu ſich, nur daß er von der Gemeinde käme.“

„Das begehre ich nicht,“ ſagte Elſi, „ich begehre nicht mehr mit dem Vater zuſammen zu kommen, und Chriſten kann ich doch nicht heirathen, ich will gar nicht heirathen, nie und nimmermehr. Ich müßte mir doch meinen Vater vorhalten laſſen oder daß ich arm ſei. Ich weiß wohl, wie das Mannevolk iſt, und das möchte ich nicht ertragen. Aber wenn Chriſten nur nicht im Zorne thut, was unrecht iſt und den Tod ſucht, ich überlebte es nicht.“ — „Du biſt ein Tröpflein,“ ſagte die Bäuerin, „ſo etwas ihm nicht zu ſagen; das war nur der Hochmuth, der dich plagte. Aber wart', wir wollen ihm morgen Beſcheid machen, es wird wohl der eine oder der andere Alte ſeinen Söhnen, die bei den

Soldaten ſind, Etwas ſchicken wollen, Käs oder Kirſchwaſſer (Branntwein); da will ich dem Chriſten ſagen laſſen, es ſei daheim ander Wetter und er ſolle machen, daß er ſobald als möglich heim käme, aber geſund und gerecht. Er wird ſchon merken, was gemeint iſt." — Elſi wollte davon lange nichts hören, klagte, wie reuig ſie ſei, daß ſie ein Wort geſagt, drohte, ſie laufe fort, jammerte, daß ſie nicht ſchon lange geſtorben, und wenn Chriſten nur lebendig heim komme, ſo wolle ſie gern auf der Stelle ſterben: Aber heirathen wolle und könne ſie nicht. Die Bäuerin ließ ſich nicht irre machen; ſie hatte die Heirath im Kopf, und wenn eine Frau eine Heirath auf dem Korn hat, ſo iſt's ſchwer, ſie davon abzubringen. Nun ruhte die Bäuerin nicht, bis ſie Einen aufgefunden, der mit Proviant den Soldaten nachgeſchickt wurde von einer ſorgſamen Mutter, und ſchärfte dem es ein, was er dem Chriſten zu ſagen hätte. Was die Bäuerin gethan, goß Balſam in Elſi's Herz, aber ſie geſtand es nicht ein; ſie zankte mit der Bäuerin, und zankte mit ſich, daß ſie ihr Geheimniß vor den Mund gelaſſen; ſie wußte nicht, ſollte ſie bleiben oder gehen; es mochte ihr faſt ſein, wie einem Feſtungskommandanten, der erſt von Vertheidigung bis in den Tod, von in die Luft ſprengen geſprochen, und dem allgemach die Ueberzeugung kommt, das trüge nichts ab, und leben bleiben ſei doch beſſer.

Der dritte März lief ab ohne Kanonendonner, aber Gerüchte kamen, Freiburg ſei über und Solothurn; die Stadt Büren ſei verbrannt; die Herren wollten das Land übergeben ohne Krieg. Dieſes Gerücht entzündete furchtbaren Zorn, ſo weit es kam. Da wollten ſie doch auch noch dabei ſein, ſagten die Bauern, aber erſt müßten die Schelmen an den Tanz, die Dinge verkauften, welche ihnen nicht gehörten. Gegen Abend wollte man Soldaten geſehen haben, die von

Wynigen kommend quer durch's Thal gegangen ſeien. Die ſollten geſagt haben, ſie kämen vom Weißenſtein, und Alles ſei aus; die Einen hätten kapitulirt, die Andern ſeien ſonſt auseinander gegangen, und die Franzoſen würden da ſein, ehe man daran denke.

Dieſer Bericht ging mit Blitzesſchnelle durch's ganze Thal und regte Alles auf: aber wie ein Blitz verſchwand er auch; am Ende wußte man nicht, wer die Soldaten geſehen hatte; man wußte nicht mehr, waren es eigentliche Soldaten geweſen oder Spione, welche das Land auskundſchaften ſollten; denn es ſeien viele Deutſche bei den Franzoſen, hieß es, die akkurat gleich redeten, wie man hier rede, und überhaupt beſchaffen ſeien, wie andere Menſchen. Dieſe Nachricht hinterließ nichts, als vermehrte Unſchlüſſigkeit; man wußte nicht, ſollte man die ausgerückten Leute zurückerwarten, oder ſollte man nachrücken. Man ſtand umher, packte auf, packte ab, es war akkurat, als ob es eigens dazu angelegt wäre, den Volksmuth wirkungslos verpuffen und verrauchen zu laſſen.

Der Burſche, der ausgeſandt worden war, kam erſt am zweiten Tag, am 4. März, zurück, aber mit böſem Beſcheid. Chriſten hätte er nicht finden können, ſagte er aus. Es hätte geheißen, er ſei gegen Bätterkinden zu gerückt, mit ſeiner Batterie; dahin habe er ihm nicht nach wollen; es heiße, unüberlegt trappe man in die Franzoſen hinein, wie in ein Horniſſenneſt, und ihre Dragoner kämen daher, wie in den Lüften; wenn man meine, ſie ſeien noch eine Stunde weit, ſo hätte man ſie ſchon auf dem Hals. Er habe daher den Gruß in Fraubrunnen abgegeben, mit dem Auftrage, ihn dem Chriſten zuzuſtellen, wenn man ihn ſehe. Zurück kämen die Leute aber nicht; ſie wollten auf die Franzoſen warten, heiße es, und Andere meinten, man warte nur auf

Zuzug und wolle dann auf die Franzoſen, welche ſich nicht aus Solothurn hervorlaſſen dürften. Bald werde es losgehen, darauf könne man zählen.

Dieſer Beſcheid regte Elſi fürchterlich auf. Alſo Krieg war's und dahinein war Chriſten von Elſi's Nein gejagt, und Niemand beſänftigte ihn, und die gute Botſchaft hatte er nicht vernommen; lebendig ſah ſie ihn alſo nicht wieder! Es drängte ſie, ihm die Botſchaft ſelbſt zu bringen, aber ſie wußte keinen Weg, und fürchtete, ſo allein in die Franzoſen zu laufen, und die Bäuerin tröſtete ſie, der Landſturm werde allweg bald ergehen, da mache ſich Alles, da könne ſie mit, ſie wolle für ſie daheim bleiben; denn wegen des Viehes könne doch nicht Alles fort. So werde ſie früh genug kommen; denn man werde die Sache doch nicht laſſen angehen, bis Alles bei einander ſei.

Alles rüſtete ſich; Jeder ſuchte ſeine Waffe ſich aus; eine tüchtige zweizinkige Schoßgabel an langem Stiele, mit welchem man in der Ernte die Garben ladet, ſtellte Elſi ſich zur Hand, und wartete mit brennender Ungeduld des Aufbruchs.

Am 5. März war's, als der Franzos in's Land drang, im Lande der Sturm erging, die Glocken hallten, die Feuer brannten auf den Hochwachten, die Böller krachten und der Landſturm aus allen Thälern brach, der Landſturm, der nicht wußte, was er ſollte, während Niemand daran dachte, was er mit ihm machen ſollte. Aus den nächſten Thälern ſtrömte es Burgdorf zu; dort hieß es, man ſolle auf Fraubrunnen; die Nachricht ſei gekommen, daß die Franzoſen von Solothurn aufgebrochen; auf dem Fraubrunner Felde ſollte geſchlagen werden; dort warteten die Berner, und namentlich Füſiliere und Kanoniere aus dieſer Gegend. Der Strom wälzte ſich das Land ab, Kinder, Greiſe, Weiber bunt durch einander, an eine Ordnung ward auch nicht von ferne gedacht, dachte doch ſelten Jemand daran, was er eigentlich machen ſollte vor dem Feinde. Von einem wunderbaren, faſt unerklärlichen Gefühle getrieben, lief Jeder dem Feinde zu, als ob es gälte, eine Heerde Schafe aus einem Acker zu treiben. Das beginnende Schießen minderte die Eile nicht, es ſchien Jedem Angſt zu ſein, er käme zu ſpät. Unter den Vorderſten war immer Elſi und jeder Schuß traf ihr Herz, denn ſie mußte denken, hat er Chriſten getroffen? So wie ſie aus dem Walde bei Kernenried kamen, erblickten ſie den beginnenden Kampf am äußerſten Ende des Fraubrunner Feldes gegen Solothurn zu. Kanonen donnerten, Bataillonsfeuer krachten, jagende Reiter wurden ſichtbar, Rauchmaſſen wälzten ſich über das Moos hin. Erſtaunt ſtanden die Landſtürmer, ſie hatten nie ein Gefecht geſehen, wenigſtens unter Hunderten nicht Einer. Wie das ſo fürchterlich zuging hin und her, und von Weitem wußte man nicht einmal, wer Feind, wer Freund war! Je länger ſie zuſahen, deſto mehr erſtaunten ſie, es begann ihnen zu grauen (gruſen) vor dem wilden Feuer mit Flinten und Kanonen, und Alles ſcharf geladen; ſie fanden, man müſſe warten und zuſehen, welchen Weg es gebe; wenn man da ſo auf's Geratewohl zu marſchire, ſo könne man unter die Lätzen (Unrechten) kommen. Kein Menſch war da, ſie zu ordnen, zu begeiſtern, raſch in den Feind zu führen. Es waren in jenen Tagen die Berner mit heilloſer Blindheit geſchlagen. Das Feuer der Soldaten ließ man auf die gräßlichſte Weiſe erkalten, und wenn's erkaltet war ob dem langen nutzloſen Stehen, manchmal lange Zeit ohne Führer, liefen ſie halt auseinander. Das einzige Mal, wo die Soldaten vorwärts geführt wurden, ſtatt zurück, erfuhren die Franzoſen, was Schweizerkraft und Muth noch Dato können, bei Neuenegg erfuhren ſie es. Elſi ward es himmelangſt, als man ſo müßig da ſtand, als gar hier und da eine Stimme laut wurde: „Ihr guten Leute, am beſten wär's, wir gingen heim, wir richten da doch nichts aus.“ — Und wenn Niemand zu Hülfe wolle, ſo gebe ſie, wofür man denn bis hierher gekommen? ſagte Elſi. Wenn ſie nur den kürzeſten Weg über's Moos wüßte. Sie kämen mit, riefen einige junge Burſche, und die Maſſe verlaſſend eilten ſie auf dem nächſten Weg Fraubrunnen zu. Als ſie dort auf die Landſtraße kamen, war ein hart Gedränge, eine Verwirrung ohne Gleichen. Mit Gewalt faſt mußte ſie ſich drängen durch Bernerſoldaten, die auf der Straße ſtanden und müßig zuſahen, wie vorwärts ein ander Bataillon mit dem Feinde ſich ſchlug. Auf die wunderlichſte Weiſe ſchlug man ſich, ſchlug ſich vereinzelt mit dem Feind, oder wartete geduldig, bis es ihm gefiel, anzugreifen. Keiner unterſtützte den Andern, höchſtens, wenn ein Bataillon vernichtet war, gab ein anderes zu verſtehen, es ſei auch noch da und harre des gleichen Schickſals. Das Alles ſah Elſi im Flug, und wenn die Soldaten, die ſie mit Püffen nicht ſchonte, ſchimpften und ihr zuriefen, ſie ſolle heimgehen und Flachs ſpinnen, ſo ſagte ſie, wenn ſie da ſtünden wie die Tröpfe, ſo müßte das Weibervolk voran, um das Vaterland zu retten, und wenn ſie was nütz' wären, ſo gingen ſie vorwärts und hülfen den Andern. Elſi hatte vom Moos weg eine große Linde geſehen, und bei derſelben ſah ſie den Rauch von Kanonen, dort mußte ihr Chriſten ſein, dorthin eilte ſie mit aller Haſt. Als ſie auf die Höhe kam, hinter welcher von Fraubrunnen her die berühmte Linde liegt, wo die Berner vor bald 500 Jahren die Gugler ſchlugen, donnerten die Kanonen noch, aber Elſi ſah, wie rechts zwiſchen Straße und Moos vom Rande des Raines gedeckt, Reiter daher geſprengt kamen wie der Nordwind, fremdländiſch anzuſehen. „Franzoſen! Franzoſen!“ rief Elſi, ſo laut ſie konnte, aber ihre Stimme verhallte im Kanonendonner. Die Reiter wußten, was ſie wollten, ſie wollten die Batterie, welche ihnen läſtig geworden war. Ebenfalls die Linde im Aug', lenkten ſie, ſobald ſie unter ihr waren, auf die Straße herauf und ſtürzten ſich auf die Kanoniere. Dieſe ohne nähere Bedeckung, ſuchten zwiſchen ihren Kanonen ſich zu vertheidigen, aber Einer nach dem Andern fiel. Einen einzigen ſah Elſi noch, der mit ſeinem kurzen Säbel ritterlich ſich wehrte; es war ihr Chriſten. „Chriſten! Chriſten! wehre dich, ich komme!“ ſchrie Elſi mit lauter Stimme. Den Schrei hörte Chriſten, ſah ſeine Elſi, ſank aber im gleichen Augenblick zum Tode getroffen zwiſchen den Kanonen nieder. Elſi ſtürzte mit der Wuth einer Löwin auf die Franzoſen ein, dieſe riefen ihr Pardon zu, aber Elſi hörte nichts, rannte mit ihrer Gabel den Erſten vom Pferde, rannte an, was zwiſchen ihr und Chriſten war, verwundete Pferde und Menſchen; da fuhren ziſchende Klingen auf das Mädchen nieder, aber es rang ſich durch und erſt zwiſchen den Kanonen fiel es zuſammen. Vor ihr lag Chriſten. „O Chriſten, lebſt du noch?“ rief Elſi mit dem Tode auf den Lippen. Chriſten wollte ſich erheben, aber er vermochte es nicht, die blutige Hand reichte er ihr und Hand in Hand gingen ſie hinüber in das Land, wo nichts mehr zwiſchen den Seelen ſteht, die ſich hier gefunden. Die Franzoſen ſahen gerührt dieſen Tod, die wilden Huſaren waren nicht unempfänglich für die Treue der Liebe. Sie erzählten der Liebenden Schickſal, und ſo oft ſie daſſelbe erzählten, wurden ſie wehmüthig und ſagten, wenn ſie gewußt hätten, was beide einander wären, beide lebten noch, aber in wildem Gefecht habe man nicht Zeit zu langen Fragen.

Der Notar in der Falle.

Kleine Städtchen ſind in der Regel ganz allerliebſt. Gewöhnlich liegen ſie an einem Bache, dem es ſo wohl im Städtchen iſt, daß man nicht weiß, läuft er nach Weſten oder nach Oſten; ſie ſind ſtatt mit Wällen und Graben mit kleinen Scheuern und großen Düngerhaufen umgeben, wenn man es nicht verzieht, dieſelben mitten im eigenen Schooße, d. h. im Städtchen ſelbſt zu behalten. Die Menſchen darin ſind allerliebſt, nicht über eine Form geſchliſſen, ſondern jeder trägt ſein eigen Gepräge, allgemein iſt blos, daß die Mädchen zumeiſt zärtlich ſind und guten Herzens, die jungen Herren aber etwas hölzern und nicht fein gehobelt, haben aber auch ſchrecklich viel Liebe im Leibe, heirathen daher gewöhnlich ſehr jung; thun ſie es nicht, ſo müſſen ſie von Morgens früh bis Abends ſpät ſchrecklich viel Flüſſiges in den Leib gießen, um nicht zu verbrennen. Manchmal gießen ſie als Ehemänner die doppelte Portion ſich ein, wahrſcheinlich damit die Frau an ihrer Liebe nicht verbrenne. Das Städtchen, von welchem wir reden wollen, lag aber nicht an einem Bache, ſondern an einem Fluſſe, aber die Mädchen waren deßwegen nicht weniger zärtlich, die Herren nicht gehobelter und weniger durſtig. Das Städtchen hatte eine wunderſchöne Lage, mancher Düngerhaufen hatte einem ſchönen Hauſe Platz machen müſſen, auf die ſchönen Häuſer that man ſich viel zu gut, der Natur daneben frug man wenig nach, ausgenommen, wenn ſie ſich eſſen und trinken ließ oder ſonſt was eintrug. Ganz herrliche Spaziergänge fanden ſich um's Städtchen, waren allerdings auch ſehr geſucht und geſchätzt. Bekanntlich gehen zärtliche Mädchen gern mit jungen Herren ſpazieren, da werden auch die Hölzernſten warm, der Liebe Geld wird flüſſig, und wie manches zärtliche Herz wurde glücklich im Freien an der Sonne, wo das Holz Feuer fing. Alte Leute gehn auch gern ſpazieren in der Natur, wenn es nicht weit geht, ein guter Kaffee und delikate Fiſche oder ſonſt was Gutes in Ausſicht ſteht.

In dieſem Städtchen lebte ein Mädchen, Namens Luiſe. Nicht weniger zärtlich als die andern war die gute Luiſe, nicht weniger liebte ſie die Natur zum Spazierengehn; aber wie hölzern Einer auch war, Feuer fangen wollte Keiner, flüſſig ward nie die Liebe, wie heiß die Sonne auch ſchien, wie ſehr der junge Herr auch ſchwitzte. Ach, dem ſchönen Herzen voll Liebe entſprach Luiſens Aeußere nicht. Sie war nicht klein, glich nicht auffallend einem Bohnenſtecken, noch einer Kegelkugel, ihr Geſicht war weder roth wie eine Klapperroſe, noch blaß wie geronnene Milch vom Mond beleuchtet, aber ſie war eben eigentlich gar nichts; ſie war eben eins von den unglücklichen Weſen, deren Aeußeres gar nichts Bemerkbares hat, weder was Häßliches noch was Liebliches; die man wieder vergißt, wie oft man ſie ſieht, die gar keinen Widerhaken haben, welchen ſie einſchlagen können in ein ander Herz und daran ſich feſthalten, wie Flößer ihre Haken in Bäume oder Ufer, an denen ſie vorbei fahren. Nicht einmal die Stimme hatte etwas Angreifliches, ſie floß akkurat wie ein Bächlein in einem kleinen Städtchen, welches verlegen iſt, ſoll es zum obern oder zum untern Thor hinaus. Zudem redete Luiſe noch leiſe, daß wer nicht haarſcharf hörte, die Hände hinter die Ohren halten mußte, wenn er mit ihr konverſiren wollte, eine Haltung, welche der Liebe nichts weniger als förderlich ſein ſoll. Das gute Kind war ſchüchtern, hatte gar keine Urſache zum Selbſtbewußtſein zu kommen, wußte nicht, wenn ſie was ſagte, war es dumm oder war's geſcheidt, im erſten Fall war es alſo beſſer, man verſtand es nicht; zudem war es ihr oft als müßte ſie weinen, wenn ſie lauter rede und den Mund weiter aufmache. Luiſe war keine Bürgerin des Städtchens, ſondern eine ſogenannte Hinterſäſſin, hatte alſo keine Bürgernutzung, weder Holz aus dem Wald noch eine Pflanzſtelle auf der Allmend, was begreiflich ihr Anſehn auch nicht vermehrte. Sie lebte bei einer Tante, der Frau Spendvögtin; dieſe hatte Holz, Platz zum Kohl, ein eigen Gärtchen, ſonſt wenig Vermögen, aber Viele, welche darauf warteten. Von Luiſens Vermögen war nichts bekannt, man nahm alſo an, ſie hätte keins; wenn ſie welches hätte, würde ſie es ſchon ſagen. Der Schluß iſt ziemlich bündig und wurde noch beſtätigt durch Luiſens ſehr einfache Kleidung, und das Verſäumen zu gehöriger Zeit ändern zu laſſen, was nicht mehr in Mode war. So z. B. trug ſie noch wenigſtens drei Monate lang weite Aermel, als kein einziger im ganzen Städtchen zu finden war, ſo daß die Mägde bei den Brunnen aufmerkſam wurden und die arme Luiſe zur Zielſcheibe ihres Witzes machten.

Die Tante war eine rechte Bürgerin, kümmerte ſich wenig um Luiſe, war aber ſehr ſtolz auf ihren Mann ſelig, den Spendvogt. Wenn die andern Frauen, die Allmend-, Spital- und Seivögtinnen ihre Kindbetten erzählten, ſo gab ſie zum Beſten, wie ihr Mann Spendvogt geworden und ſie Spendvögtin.

Luiſe hatte viele Freundinnen, ſie war keiner im Wege, und wenn eine was anzuvertrauen hatte, ſo ward Luiſe die Vertraute. Sie mißbrauchte das Vertrauen nie, machte keinen Geliebten abſpenſtig, entweder aus bloßer Bosheit oder weil ſie ihn ſelbſt fangen wollte. Eine ſolche Freundin iſt unbezahlbar, ſie ſind aber auch ſelten. Daran gedachte aber keine, welche bittere Qualen die arme Luiſe erlitt, wenn wieder und wieder eine Freundin kam und ihr das Glück der Liebe verkündete, zu ihr ſprach: „O Gute, ich habe gefunden!“ Jedes Kind weiß, wie es der Eva ging, als ſie die Schlange in den Apfel beißen ſah, daß es ſie nicht leben ließ, bis ſie ebenfalls hineingebiſſen; jedes Kind erfährt, wie es ihm im Munde ſo wunderlich wird, wenn es Andere Was eſſen ſieht, und es hat ſelbſten nichts, und wie es nicht ruht, bis es ſelbſt auch zu Etwas gekommen. Ja, unſern humanen Juriſten, welchen Diebe und Mörder weit lieber ſind als ehrliche Leute, ſintemalen ſie von Dieben und Mördern leben und um ſo beſſer, je mehr deren ſie pflanzen, beweiſen ja, daß nichts anſteckender ſei und Laſter pflanzender, als wenn man Jemand hänge oder köpfe. Da wandle männiglich, ſtatt abgeſchreckt zu werden, die Luſt an, geköpft und gehängt zu werden, daher auch nie mehr Laſter begangen würden, als gerade an einem Hinrichtungstage. Die guten Juriſten treiben es wohl gut, wenn ſie es dahin bringen mit angeblicher Humanität, daß am Ende nichts überbleibt als Diebe, Mörder und — Juriſten; — ſo nimmt es uns Wunder, was die für Augen machen und den Dieben und Mördern vordemonſtriren und plädiren werden? Wird man nun nach den Juriſten unter einem Galgen galgenſüchtig, was meint man, was muß erſt an einer Hochzeit die ledige Mannſchaft werden? Faktum iſt auch, daß bei einer Hochzeit andere Hochzeiten ſich machen, blaſirte Hageſtolze zu ſchmachten anfangen, Spröde aufſchauen, Unbefangene zu überlegen beginnen. Aber noch viel angreiflicher iſt es, abſonders für ein Mädchenherz, wenn eine Freundin kommt, — gewöhnlich kommt ſie auf den Fußſpitzen und ſchlägt die Augen nieder — und was erzählen will und nicht weiß wo anfangen, und wenn ſie angefangen, reuig wird und lieber nicht fortführe, und am Ende doch erzählt, wie ſie ſpazieren gegangen, und was er geſagt, und was ſie geſagt, und wie es dann weiter gegangen, und wie ſie jetzt einen Geliebten hätte, einer, wie keiner noch geweſen, und wie ſie jetzt glücklich ſei wie im Himmel, und dazu ſich die Augen wiſcht, vielleicht der Freundin noch um den Hals fällt und ſpricht: ach Gott! wie glücklich, wenn du nur wüßteſt wie! Ach Gott! wie gerne wüßte ich es, denkt die um den Hals Gefallene und kann faſt die Thränen nicht verdrücken, wenn ſie herausſtottert: „So, ſo, he nun, es freut mich für dich, wenn du glücklich biſt. Per se kennſt du ihn beſſer, er wird nicht ſein wie die Andern! Ach ja. Aber was mich dauert, iſt, daß ich wieder eine Freundin weniger habe, denn wer Mann und Kinder hat, denkt weiter an nichts mehr. Zuletzt bleibt man ganz iſolirt, alleine in der Welt!“ Dann weint ſie ganz bitterlich, aller Troſt iſt umſonſt, wie die Freundin auch zuſpricht, ſie ſolle ſich doch nicht deſoliren, ſie bleibe da, und ihre Freundſchaft ſolle die gleiche bleiben ewiglich, alle Tage wollten ſie ſich ſehen; es wäre doch ſonderbar, wenn man wegen dem Mann keine Freundin mehr haben ſollte, ein ſo eng Herz hätte ſie doch wahrlich nicht. Begreiflich hatte die Freundin ſchon Erfahrungen über die Weite ihres Herzens gemacht und meinte nicht blos a priori, ſondern wußte a posteriori, daß mehr als eine Perſon darin Platz hätten. Es giebt ja Herzen, in denen die Menſchen nicht blos Compagnien, ſondern Regimenter-weiſe Platz haben. Habe erſt eine Anekdote der Art von einem alten Pferde geleſen. Iſt ein Roßherz ſo weit, wie weit muß erſt ein menſchlich Herz ſein und zwar ein junges, welches noch elaſtiſch, nicht verknöchert iſt? Aber die Freundin tröſtet umſonſt, Luiſe weint immer bitterlicher, bis endlich die Freundin recht verlegen wird und ſagt, ſie müſſe geben, ſie habe ein Rendezvous mit dem Geliebten. Ach da weint Luiſe noch bitterlicher, ihr Lebtag hat ſie noch nie ein Rendezvous gehabt, als etwa mit ihrer Tante, der Frau Spendvögtin, wenn ſie in verſchiedener Geſellſchaft waren im Winter und doch nur mit einem Laternchen heimgehen wollten. „Ach, das Luiſe iſt doch herzgut," ſagt die Freundin, „ich wußte gar nicht, wie lieb ich ihm war. Du glaubſt gar nicht, wie das arme Geſchöpf weinte, als ich ihm ſagte, ich ſei verſprochen, es hat mich recht können erbarmen. Es hätte dann Niemand mehr auf der Welt, wenn ich ihn's verlaſſe, hat es gejammert. Es iſt wahr, verheirathen wird es ſich per se nicht, Geſchwiſter hat es keine, und wenn einmal die alte Spendvögtin weg iſt, ſo wird es wirklich nicht wiſſen wohin."

Aber Luiſe dachte weder an die Freundin noch an die Spendvögtin, und darum weinte ſie nicht, weil ſie nicht in Ewigkeit ihr Haupt in ihren Schooß legen konnte; aber anders wohin hätte ſie daſſelbe für ihr Leben gerne gelegt, und weil ſie dieſes nicht konnte, darum weinte ſie ſo bitterlich. „Ach, will mich denn Niemand lieben, und meinte ich es doch ſo gut, ach und wie wollte ich Einen glücklich machen, o anders als die Andern alle, welche Egoiſtinnen ſind. An mich denkt Keiner! Eine nach der Andern findet Einen, ich Keinen, ich muß allein bleiben, Niemand hat mich lieb. Ai, ai!" So jammert Luiſe, hält die Hand auf's Herz, denn dort pocht es gewaltig, als ob es geſprungen ſein müßte. Und doch wurde Luiſe nicht neidiſch, ſtellte ſich nicht vor den Spiegel, verglich ſich nicht mit der Glücklichen, fand ſich nicht zehnmal hübſcher als ſie und unbegreiflich, wo der Schlingel, der ſie auserwählt, ſeine Augen gehabt, rupfte auch nicht der Freundin alle ihre Sünden auf, ſtellte die eigenen Tugenden daneben, ſagte nicht: he nun ſo dann, wenn ſie nicht mehr Verſtand haben, ſo iſt es ihnen zu gönnen, wenn ſie ſo recht getäuſcht werden, lief ebenfalls nicht bei den Freundinnen herum, zählte an den Fingern die Laſter der Freundin her und ſchloß weinerlich: wie doch der arme Menſch ſie daure, der meine, er kriege einen Tugendſpiegel und habe die ſchrecklichſte Sündenbüchſe auf Erden. Wenn ſie nur Jemand wüßte, ſie ließe ihn im Vertrauen warnen, es ſei doch nicht recht, wenn man ſeinen Nächſten in's Unglück rennen ſehe und gebe ihm keinen Wink. Von dieſem Allem ſagte Luiſe nichts, ſie dachte nur: will mich denn Keiner lieben? und wenn ſie unter die Leute kam, ſo ſchien ſie noch farbloſer, redete noch leiſer, und, wie geſagt, Worte, welche man mit den Händen hinter den Ohren auffangen muß, ſind eben nicht förderlich Liebe zu wecken und anzubrennen. Endlich hatte ſie nur noch eine Freundin, denn, wie geſagt, die Mädchen in dem Städtchen waren berühmt wegen der Zärtlichkeit, und eine herrlichere Ausſicht auf Erden kannten ſie nicht, als die Ausſicht, Spendvögtin, Seimeiſterin, Seckelmeiſterin oder gar Frau Rathsherrin zu werden. Für dieſe Ausſichten ſchwärmten ſie förmlich, während ſie die Ausſicht auf dem Rieſen ſehr fade fanden, dieweil kein Wirthshaus dort ſich findet. Auf dem Faulhorn iſt ein Wirthshaus, die Ausſicht aber dumm; man ſehe ja nur Berge, die könnten ſie vom Haus aus auch ſehen, und eigentlich wüßten ſie nicht, was man an den Bergen ſehe. Genau beſehen, ſei ein Berg wie der andere. Da gefalle ihnen eine ſchöne Promenade, auf welcher Herren und Damen ſpazieren gingen, viel beſſer. Wegen den Herren wollten ſie nun nichts ſagen, aber wo viele Damen und Töchter ſpazierten, abſonderlich, wenn Fremde da ſeien, ſehe man allerweil was Neues, neue Häubchen, neue Hüte, neuen Zeug, kurz immer was, das einem zu denken gebe, erſtlich wie man wohlfeil dazu kommen könnte, und zweitens, wie ſchön es einem ſtehen müßte, ſo kalkulirten ſie. Die letzte der Freundinnen hatte den Wahlſpruch der alten Garde: die Garde ſtirbt, ergiebt ſich nicht, nicht zu dem ihren gemacht, ſie hatte von je für die Ausſicht Vögtin oder gar Meiſterin über irgend welchen Zweig der bürgerlichen Verwaltung zu werden, ſtark geſchwärmt, aber fruchtlos, war indeſſen nicht in Verzweiflung darüber gerathen, denn Julie war ein zäh Ding, hielt ſich am Vers: Wenn Hoffnung nicht wär', ich lebte nicht mehr! Dieſe Hoffnung ließ ſie auch nicht zu Schanden werden. Endlich auf einem Spaziergange im vergangenen Jahre, an einem ſchönen Sonntage Nachmittags — in den Hundetagen war es — ging an ihrer Seite ein hölzernes Subjekt in Feuer auf. Es war ein Schreiber auf dem Amte mit großen Ausſichten. Julie ſchrie begreiflich nicht Fürio, ſie ließ brennen was brennen wollte, ihr Herz und des Subjekts Herz, beide zuſammen gaben eine artige Flamme. In dieſen Flammen wurden beide eins, d. h. glücklich und räthig, Mann und Frau zu werden. Schon Montags in der Früh kam Julie zu Luiſe, ihr zu verkünden, weſſen ihr Herz voll war. Wie da Luiſe weinte und troſtlos war, kann man ſich denken. Ihr Elend ging Julie zu Herzen, faſt hätte ſie mit geweint, ſie zeigte die herzlichſte Theilnahme, las in den hinterſten Winkeln die Troſtgründe zuſammen. Zwiſchen durch entrannen ihr Bruchſtücke ihrer Ausſichten und Gedanken, ob ſie ſich am Hochzeitstage ſchwarz oder weiß kleiden ſolle, mit einem Häubchen oder ohne Häubchen, den Blumenſtrauß in der Hand oder angeheftet? Endlich ſchloß Julie, da alle Troſtgründe bei Luiſe nicht anſchlagen wollten: „Du mußt dabei ſein, denn ich bin gekommen, dich zu bitten meine Brautführerin zu ſein. Mein Fritz hat mir geſagt, es müßte glänzend zugehn an unſrer Hochzeit, drei oder gar vier Fuhrwerke müßten es ſein. Näheres haben wir noch nichts abgeredet. Es hat geſtern ſich nicht Alles ergeben mögen und immer kam Jemand dazwiſchen, hing ſich an uns, wenn unſere Herzen im beſten Zuge waren, und heute habe ich ihn noch nicht geſehen meinen Fritz, den Spitzbuben! – das hölzerne Subjekt.“

Luiſens Thränen verſiegten nicht auf der Stelle, aber doch ſchneller als man hätte erwarten ſollen. Wie nach einem Gewitterregen wächſt und blüht, was noch wachſen und blühen kann, ſo wuchs aus Luiſens Thränen eine Freude auf, die ſie noch nie gehabt, die Freude Brautjungfer ſein zu können. Ganz wonniglich warm rieſelte es in ihrem Herzen, wenn ſie daran dachte, es war ihr halb und halb als wäre ſie ſelbſten Braut, Brautführerin war die gute Luiſe auch noch nie geweſen. Die einen ihrer Freundinnen dachten nicht an ſie, andere wollten ihr die Koſten nicht verurſachen, fürchteten, ſie möchte gar zu armſelig erſcheinen und die Leute ſagen: ob keine miſerablere Brautführerin zu finden geweſen, das Hochzeitpaar müſſe auch nichts Beſonderes ſein. Endlich lagen wohl auch der Auswahl von Brautjungfern und Brautführern heimliche Pläne zu Grunde, bald die Braut, bald der Bräutigam, bald beide zuſammen, wünſchten Die und Jenen in Berührung zu bringen, Bekanntſchaft zu vermitteln. Wo war dazu beſſere Gelegenheit und wann die Herzen günſtiger geſtimmt, als an einer Hochzeit und bei den Brautführern und Brautführerinnen, wenn ſie, nachdem ſie ihre Pflicht gethan, Braut und Bräutigam zuſammen geführt, dieſe vom Pfarrer eingeſegnet, Arm in Arm die Kirche verlaſſen, ſich nun gegenſeitig die Arme geben, Paar und Paar hinter dem eigentlichen Paar herziehen: — da wäre es doch wunderlich, wenn ſie nicht auch Heirathsgedanken faßten und wenigſtens als halbe Ehepaare ſich vorkämen. Luiſe hatte nie daran gedacht, daß ſie auch Brautführerin ſein könnte, nun jetzt einmal war ſie erkoren, es war als ob ihr ein Licht angezündet ſei in der Seele. Gern würden wir erzählen, wie dieſes Licht, das da erſchien in der Finſterniß, leuchtete, den Funken folgen, welche aufſtiegen von dieſem Lichte, Raketen gleich und wunderherrlich ſchwammen hoch oben als wie im Himmel, aber wir hätten nicht Papier genug. Lärm machte Luiſe dabei nicht, plagte auch Tante Spendvögtin wenig wegen der Toilette, aber faſt kriegte ſie Glanz auf die Wangen, und wer die Muße genommen hätte, ſie zu beobachten, würde in ihren Augen ein ſüßes, ſeliges Träumen geleſen, geſehen haben, daß dahinten eine neue Welt aufgegangen ſei, von welcher die eigentliche Welt keine Ahnung hatte. Vergeßlich ward Luiſe und darüber führte die Spendvögtin bittere Klagen: „Aber Luiſe, was haſt auch, keinen Kreuzer biſt mehr werth, vergiſſeſt Alles unter den Händen. Ich glaube bald, es fehle dir im Hirn und werdeſt ganz einfältig, das Geſcheidteſt wareſt ohnehin nie;“ ſo redete die Spendvögtin. Tante Spendvögtin hatte keine Ahnung der eigentlichen Urſache von Luiſens Vergeßlichkeit, denn in ihrer Geſchichte, wie ſie den Spendvogt bekam, kam Vergeßlichkeit gar nicht vor.

Endlich rückte er heran, der hochwichtige Tag, und Luiſens Herz zitterte in freudigem Bangen. Es waren Hochzeitgäſte, welche am Abend vor demſelben ſtark den Barometer mißhandelten und alle Augenblicke ſagten: „Wenn wir morgen nur ſchönes Wetter haben, aber es wird kaum ſein.“ Allerdings machte der Himmel trübe Miene und alle Regenzeichen waren ſo ſichtlich da, daß man vergeblich gegen ſie ein Auge zuzudrücken verſuchte. Luiſe dachte weder an

Barometer, noch an Regen, noch an Sonnenſchein, das kümmerte ſie all nichts, wenn es nur bald fünf Uhr früh geſchlagen hätte, um welche Stunde man abfahren wollte. Frau Spendvögtin war auch aufgeſtanden aus Angſt wegen Luiſens Vergeßlichkeit, ſie wäre im Stande das Hemd über den Rock anzuziehen und die Nachthaube auf dem Kopf zu behalten, hatte ſie geſagt. Die Tante hatte nicht Unrecht. „Marei," ſagte ſie zu der Magd, „geh mit, ſonſt läuft ſie zum Bernthor ſtatt zum andern, und wart' bis ſie wirklich in der Kutſche ſitzt, ſonſt ſetzt ſie ſich hinten auf's Bret oder vornen auf den Bock. Wie es den ganzen Tag gehen ſoll, das weiß der himmliſche Vater, ich darf nicht daran denken. Wenn du nicht ſo mager wäreſt, ſo hätteſt müſſen zu Ader laſſen, und beſſert es nicht, ſo muß es mir wenigſtens geſchröpft ſein." Der Regen kam bachweiſe vom Himmel, aber das kümmerte Luiſe hell nichts; ſo tapfer war die alte Garde nicht aus Rußland marſchirt, als Luiſe an dieſem Morgen durch Dick und Dünn. Auf dem Sammelplatz machten alle Ankommenden grämliche Geſichter, und ſo Mancher als kam, ſagte: es regnet. Bei Jedem ging das Werweiſen von Neuem an, ob es den ganzen Tag regnen, oder am Mittag oder am Abend das Wetter ſich aufheitern werde? Luiſe allein hatte heute zum erſten Male etwas Ausgezeichnetes, ſie machte ein glückliches Geſicht, jammerte über den Regen nicht, zuckte beſtändig, wenn ſie reden wollte, mit den Füßen, als ſetzte ſie zum Tanzen oder Hüpfen an, und ſagte gewöhnlich, das Wetter dünke ſie nicht ſo ſchlimm, und ſei man einmal in der Kutſche, ſo merke man es nicht, regne es oder ſcheine die Sonne. Da trat ein ſchön geputzter Herr an ſie und ſagte: es ſei ſchön von ihr, daß ſie den Muth nicht verliere, und wenn es regne, ſei man eigentlich viel heimeliger beiſammen. Es freue ihn ihre Bekanntſchaft zu machen, er hätte die Ehre Brautführer zu ſein. Ach Gott! wie dieß Wort Luiſe durchzuckte, und wie ſie plötzlich ihre Augen aufſchlug und in das Geſicht ſah, welches dieſes Wort geſagt hatte! Es war ein ſchönes, glattes Geſicht, roth und weiß mit blauen Augen, langer Naſe, ſüßem Lächeln, verziert durch ein blondes Schnäuzchen, welches etwas ſchamhaft unter der langen Naſe durchkroch. Das Halstuch war wohl eng gezogen, die Figur ſteif, ſpitz ſtanden die Ellbogen hinten aus, die Arme hatten ſich aus langer Uebung die rechtwinklige Haltung angewöhnt.

Der Herr war nämlich mehrere Jahre mit dem Hochzeiter Subjekt in einer Amtſchreiberei auf dem Lande geweſen, hatte ſich endlich nach zehnjähriger Lehrzeit zum Notar aufgeſchwungen und wollte ſich als ſolcher in dem Städtchen ſetzen, wo ſein Freund einſtweilen noch Subſtitut, ſogenanntes Subjekt war. Es ſchien Luiſe, als hätte ſie ſolche Holdſeligkeit und Schönheit noch nie in einer Menſchengeſtalt vereinigt geſehen, ſie fand kaum den Muth zur Antwort, liſpelte ſie endlich noch einmal ſo leiſe, als ſie ſonſt zu reden gewohnt war. Ihr Herz war ſo voll Seligkeit, daß es ihr bis vor die Luftröhre kam, denn nicht blos das Reden, auch das Athmen ward ihr ſchwer. Endlich, eine Stunde ſpäter, als angeſagt war, nachdem man Boten nach allen Windgegenden ausgeſandt, die Kutſcher ſich faſt die Zungen aus dem Munde geflucht hatten, kam der Letzte angerannt. Es war auch ein Subjekt, es trug das Halstuch noch in der Hand; es hatte ſich erſtlich verſchlafen, zweitens ſich zu lang mit dem Kamm verſäumt, und ſchließlich ob dem Wichſen der Stiefel, welche nie glänzend werden wollten. Er hatte vor wenig Tagen ſie mit Fett eingeſchmiert, weil er bei ſchlechter Witterung an eine Steigerung mußte, jetzt wollten ſie ihr Angeſicht nicht bald wieder ändern, waren konſervativer als viele Menſchen. Das gute Subjekt weinte faſt aus Angſt und Zorn über dieſes verfluchte konſervative Weſen. Und in der That, es hatte Recht. Was hilft es, wenn man mit dem Kopf radikal iſt, ihn dreht, je nachdem von Oben geblaſen wird, und die Stiefel bleiben konſervativ, ſind es doch am Ende die Beine, mit welchen man ſeinen Weg machen muß. Nun konnte man endlich an das Einpacken gehen, was gewöhnlich bei derlei Anläſſen ein ſchwer Stück Arbeit iſt, weil man ſich die Kutſchen zu weit, die Menſchen zu dünn gedacht. Nun, wenn man recht ſtößt und drückt, der Kutſcher mit grimmigem Geſichte nachhilft, fluchend, man verſprenge ihm den Kaſten, findet am Ende doch Jedes ſein Plätzchen und der Kaſten ſpringt nicht. An einem ſolchen Tage leidet und duldet Jedes gern und die zarteſte Tochter ſchreit nicht, wenn ihr ein Herr ſchon halb auf dem Schooße ſitzt. Ja, währſchafte Töchter nehmen freiwillig ſchmächtige Freundinnen auf den Schooß, wenn ſie Gefahr laufen zu erſticken. Und je gepreßter man ſitzt, die Kutſche gerade ausſieht, wie eine Häringstonne; deſto mehr rühmt man, wie heimelig man ſich befinde und wie man es nie beſſer wünſche. Etwas Moleſt entſteht freilich noch, wenn die Damen gnädig ſind und den Herren das Rauchen erlauben; vielleicht mit dem Beiſatz, ſie lebten erſt recht, wenn ſie Rauch röchen; es dünke ſie, ein Herr ſei kein Herr, wenn er nicht rauche. Bſonderbar wohl ſtehe Pfeife oder Cigarre einem männlichen Geſichte. Was das koſtet, bis in dieſer Preſſe die Herren das Rauchzeug bei der Hand haben. Was das für ein Winden und Biegen und Strecken iſt, und ohne weibliche Nachhülfe käme man doch nicht zu Stande. Und wenn man es endlich bei der Hand hat, ſo iſt noch kein Feuerzeug da und was da alles verwunden werden muß, bis man endlich zu Feuer und endlich zu Rauch kommt, hat geſehen, wer mal dabei geweſen iſt.

Am Ende geht es uns in dieſem eigenthümlichen Preßzwang, wenn man nämlich weder Gift oder Ungeduld im Gemüth hat, wie in manch anderm Zwang, er ſcheint ſich allmälig zu erweitern, es wird uns behaglicher und zuletzt iſt es uns ſogar leid, wenn wir an Ort und Stelle ſind und wieder ausgepackt werden ſollen. Das iſt nun wieder mit Beſchwerden verbunden, indeſſen alle Glieder ſind ganz geblieben, ſogar die Haut, und wenn ſie ſchon ſtarke Eindrücke empfangen hat, wer ſagt uns, daß ſtarke Eindrücke immer unangenehm ſind? Freilich, die Garderobe der Damen iſt nicht mehr ganz ſo friſch, ſieht gerunzelt aus wie alte Zigeunergeſichter. Indeſſen die Damen geben ſchon nicht mehr ſo viel darauf, die ſind überzeugt, die im Wagen entfaltete Liebenswürdigkeit bedeckt unendlich viele Falten und mit Hauchen und Dämpfen kann man viel nachhelfen, Krummes gerade machen, Zerknittertes wieder blank. In unendlichem Glück war Luiſe neben dem Notar geſeſſen, die ganze Fahrt war ihr ein himmliſcher Augenblick. Sie ahnete, wie vor Gott 1000 Jahre wie ein Augenblick ſein können, jetzt da vier Stunden neben einem Notar zu einem Moment zuſammenfloſſen. Nun, wie es bei einer Hochzeit vor dem Kirchengehn zugeht, weiß Jedermann. Es iſt der zweite Aufzug des Schauſpiels, welches beim Einſteigen aufgeführt wurde, es iſt eine reſpektive Unordnung. Die Einen kommen nie zum Frühſtück, die Andern kommen nie davon, man wird nie fertig. Der Sigriſt würde aus der Haut fahren, wenn nicht die Neugierde, wie groß das ihm geſpendete Trinkgeld ſein würde, ihn zurückhielte. In der Kirche gings ebenfalls wie üblich; einige Freundinnen der Braut weinten, die Freunde des Bräutigams dagegen blieben hölzern und unempfindlich, woran aber weder die Kirche noch der Pfarrer ſchuld ſind. Von wegen, jaget Kameele, Büffel, Biſonochſen, Elephanten, ja Rhinozeroſſe und Giraffen in eine Kirche und laßt einen Pfarrer beten und predigen, ſo ſtreng er mag: weder Giraffen, noch Rhinozeroſſe, noch Elephanten, noch Biſonochſen, Büffel, Kameele und anderes Hornvieh wird was Anderes denken, als wenn es nur wieder raus wäre, und nichts Anderes im Auge haben als das Loch, wo es hinein kann, und wenn das nicht mehr ſichtbar iſt, nach einem andern ſpähen, wo es wieder raus kann. Luiſe war unter den Weinenden, ihr Schnupftuch wurde ganz naß, aber es waren ſelige Thränen, ſie rieſelten ganz weich und warm über die Wangen nieder. Der Notar dagegen weinte nicht, aber er machte einen ſteifen Hals und gab genau Acht, ob Alles pünktlich nach Geſetz und Propheten vor ſich gehe, nicht irgend ein Formfehler paſſire, daß er hinten drein ſagen könne: die Sache ſei zwar vorbei, aber wenn er wollte, er könnte den Pfaffen ringgeln, daß ihm die Schwarten wehe thäten, er möchte es aber ſeinem Freunde nicht zu Leide thun und deſſen Faueli, die könnten ihn dauern. Der Notar war von Natur eine ganz gute Seele, d. h. eigentlich eine gute Haut. Ob er eine Seele hatte, das wiſſen wir nicht. Wenn er eine hatte, ſo beſtand ſie hauptſächlich in dem eminenten Vermögen ein Gſätzlein nachzupfeifen und zwar ununterbrochen ſo lange, bis man ihm wieder ein anderes vorpfiff. Wahrſcheinlich hatte ſie ein ähnliches Eingericht wie trompetende Tabaksdoſen oder Kaſten eines Leiermannes. Nun, Alles auf Erden geht zu Ende, ſelbſt die Zeit, in welcher gepreßte Helden des Zeitgeiſtes und hölzerne Subjekte in der Kirche ſein müſſen. Aus dicken Wolken ſtrömte dicker Regen nieder, aber eben das war wieder unausſprechlich ſchön und heimelig. Nun kam der Herr Notar in ſeiner unausſprechlichen Holdſeligkeit, verbeugte ſich ſo ſchön er konnte, nahm Luiſe nicht blos untern Arm, ſondern auch unter ſeinen Regenſchirm und zog dicht hinter dem Ehepaar mit ihr davon. Das war ſchön und was das für Gedanken gab! aber nicht blos das war ſchön, ſondern der Notar entfaltete eine Sorglichkeit und Höflichkeit, welche Luiſe nie erlebt hatte. Er trat ihr nicht blos nie auf die Füße, ſondern er leitete ſie ſogar auf die beſten Stellen des Weges; er hielt ſie nicht blos nicht unter der Traufe ſeines Regenſchirms, ſondern er gab ſich wirklich Mühe, ſie trocken zu erhalten, ſo daß ſeine linke Seite ganz naß wurde, was zu einem edlen Wettſtreit fortdauernd Anlaß gab und welchen der Notar mit ſo ſchönen Manieren und Redensarten führte, daß Luiſe ein Mal über das andere denken mußte, die würde er blos von den Engeln im Himmel erlernt haben, ja gar Angſt und Zweifel kriegte, er könnte plötzlich Flügel bekommen und ihr davon fliegen ſammt dem Regenſchirm als ein wirklicher Engel. Zwiſchen der Kirche und dem Eſſen iſt für Viele eine langweilige Zeit, man weiß gar oft nicht was miteinander machen, beſonders wenn man früh aufgeſtanden und der unterdrückte Schlaf ſeine Rechte geltend macht, wie ein ungeſtümer Unterthan. Ach und es ſchien keine heiße Sonne, in welcher man ſpazieren, in welcher, was hölzern war, Feuer fangen konnte. Aber man weiß ſich zu helfen, man ſpielte, da die Geiger noch nicht da waren, Blindemaus im Saale und Verſteckens im ganzen Hauſe, man amüſirte ſich herrlich; abſonderlich Luiſe, welche der Notar immer ſorglichſt geleitete, ſie ſchützte, die beſten Verſtecke zu finden wußte, und Alles ſo zart, ſo zart, daß Luiſe immerfort denken mußte: Ach, das iſt Einer, das iſt Einer!

Ach und das: Ach, das iſt Einer, das iſt Einer! mußte Luiſe ſelben Tages ſich noch viel hundertmal wiederholen.

So artig und ſo zart war noch nie Einer neben ihr geſeſſen, als der Notar, und noch nie hatte Einer ſo artig und ſo zart für alle ihre Bedürfniſſe geſorgt. Luiſe konnte ihm gar nichts abſchlagen, aß noch einmal ſo viel als ſie ſonſt pflegte und trank mehr als ein Schlücklein über das gewohnte Maaß. Dieß hatte den glücklichen Erfolg, daß Luiſens Stimme ſich kräftigte, ſo daß der Notar ſie wirklich, ohne die Hände hinter den Ohren zu halten, verſtand. Nun erſt ging die Seligkeit an, d. h. Geſpräche, ſinnig, tief und hehr, wo der Notar Grundſätze zeigte, ach ganz herrliche! wie Luiſe nie geſehen. Seine Seele war ganz feurig und zwar freiſinnig-feurig, und ſo freiſinnig feurig, wie er war, wollte er die ganze Welt machen, dann erſt ſei man glücklich und frei und habe die rechte Religion. Die Religion ſei das Höchſte, aber ganz freiſinnig müſſe ſie ſein; wenn ſie nicht freiſinnig ſei, ſo ſei ſie das Unglück der Welt und beraube die Menſchen der höchſten Güter. Das habe man erfahren und jetzt wolle man die Menſchen glücklich machen und nicht blos Einige, ſondern Alle, Alle. „Seid umſchlungen, Millionen, dieſen Kuß der ganzen Welt!“ ſo rief der Notar begeiſtert und Luiſe wurde roth und auch feurig im Herzen. Eine Andere wäre eiferſüchtig geworden auf die Welt, mit welcher ſie einen Kuß theilen ſollte, homöopathiſchen Küſſen früge ſie nicht viel nach, würde ſie geſagt haben. Luiſe war nicht ſo, ſie war ganz glücklich mit ihrem 1000 Millionſtel-Theilchenkuß und ſeufzte: ach, welch herrlicher Menſch, für eine beſſere Welt geboren! Und als es erſt ans Tanzen ging, wie war es da Luiſe? Es war ihr, wenn ſie mit dem Notar tanzte, als ob zwei Engel durch den Aether ſchwebten. Er ragte über ſie empor, trug den Kopf nach hinten und ſchloß halb die Augen, wie ein Engel, der in ſeliger Verzückung gen Himmel fahren will. Ungeſtört konnte Luiſe zu ihm aufſehen, ungeſtört trinken die Wonne ſeines Anblickes; er ſah es nicht, er ſtörte ſie nicht, ſie konnte träumen, wie der Boden weiche und ſie auf Fittigen leiſe ſchwebten zu den Sternen empor, die in ſeligen Räumen wohnen. Aber Alles nimmt ein Ende auf der Welt, der glücklichſte Tag verrinnt dem unglücklichſten gleich. So ging es auch dieſem Tage, die Geiger mußten verſtummen vor dem Fluchen der Kutſcher, die keinen Augenblick mehr warten wollten, drohten mit Fortfahren; wer nicht mitkommen wolle, könne ins Teufelsnamen da bleiben. Nun, es blieb noch das Heimfahren und das iſt manchmal das Schönſte von Allem, der Punkt auf dem I. Die Herzen ſind weich geworden, die Sehnſucht iſt groß geworden, die Zungen löſen ſich, mit traulichen Geſtändniſſen macht man ſich glücklich, verewigt den glücklichen Tag.

Es war Nacht, als man endlich den Befehlen der Kutſcher nachkam und in die finſtern Kaſten kroch, ach, wo es ſo heimelig war, wo das Gemüth ſich entfalten konnte, ſo ſchön als es war, ſo traulich es wollte, die Hände ſich drücken konnten, die Herzen ſich finden, ungehört und ungeſehen von Allen, welche es nichts anging. Alles war ſo recht, wie es ſein mußte, nur leider eines nicht: die Stimmung der männlichen Bevölkerung, dieſe unterlag leider dem Zeitgeiſte, war nicht ſentimental, nicht liebenswürdig, d. h. liebedurſtig, ſondern patriotiſch und freiſinnig. Es wurde geſungen und zwar ſtark, daß man das Raſſeln der Wagen, das Knallen der Peitſchen nicht hörte. „Ho, he, ihr Schützenbrüder“ und „laßt die Fahnen wehen“, das ſind Lieder, welche Liebesmucken vertreiben, blutdürſtig machen und ſchlachtenſüchtig. Paff, Paff! jagte ein Lied das andere, und wenn man wegen dem Verſchnaufen Pauſen machen mußte, ſo brach der Muth in Proſa aus und abſonderlich der Notar erzählte von ſeinen Heldenthaten, welche er zu verrichten gedachte und wie er ſich lieber zu Kraut und Rüben verhacken, zu Pulver zerſtoßen ließe, als ſich gefangen geben. Schieße man ihm die Beine ab, ſo ſtelle er ſich an einen Baum und ſchlage mit dem Säbel drein; haue man ihm die Arme ab, ſo lade er Flinten und Piſtolen mit den Füßen und ſchieße fort wie's Wetter, oder renne mit dem Kopf die Leute vor die Bäuche; ſo könne man ganze Regimenter ſprengen. Er legte eine Geſinnung, eine Tapferkeit an den Tag, daß es Luiſe ganz kalt den Rücken auflief, daß ſie ausrief einmal über das andere: „O nein doch, ach nein doch, ſchweiget doch, es wird mir weh!" Sie ſah ihren ſchönen Notar ſchon ohne Beine, ohne Arme, mit dem Kopf im Bauche eines dicken Jeſuiten oder eines Oeſtreichers ſtecken wie eine Kanonenkugel in einer Mauer. In dieſer patriotiſchen Begeiſterung ging jede Privatſtimmung unter, wie billig, und dieſe Begeiſterung war ſo hartnäckig und ſchwunghaft, daß ſie nicht verflog, als man aus dem Wagen ſtieg, ſondern daß ſie in immer lichtere Flammen ausbrach, als der Notar Luiſe durch Dick und Dünn, Nacht und Graus zu ihrer Wohnung geleitete. Er erzählte Luiſen, wie er das Vaterland liebe, was er ſchon Alles für daſſelbe gethan und noch thun wolle, wenn daſſelbe auch noch nichts für ihn gethan hätte. Undank ſei der Welt Lohn. Aber es komme doch die Zeit, wo man ihn erkennen werde, er zähle feſt darauf, es komme nur darauf an, ob er dann annehmen wolle, was man ihm anbiete; jedenfalls wolle er ſich beſinnen. „Ach, welch herrliche Geſinnung und wie ſelten in unſern Tagen!" ſeufzte Luiſe. „Sie iſt häufiger, als man glaubt," ſagte der Notar. „Ich will nicht ſagen, daß ganz ſo wie ich Viele ſind, aber unter den Freiſinnigen iſt im Allgemeinen eine herrliche Geſinnung und Vaterlandsliebe, und wenn man ſchon begreift, daß das Vaterland nicht Alle auf einmal belohnen kann, ſo darf man doch erwarten, daß es nach und nach geſchieht und Unwürdige nicht den Würdigen vorgezogen werden.“ „Ach, wie edel,“ ſagte Luiſe, „faſt wird das nicht mehr geſchehen, wir leben ja in einer ſo ſchönen Zeit.“ „Man kann nicht wiſſen,“ ſagte der Notar, „aber es iſt nicht Alles, wie es ſein ſollte; es ſteht Mancher hoch, er that nicht die Hälfte was ich, für das Vaterland. Aber ich will nicht klagen, ich bin im Stande mich ſelbſt durchzubringen, was bei Andern nicht der Fall iſt, das wird man gedacht haben. Wenn man mich nöthig hat, wird man mich ſchon finden.“ „Ach wie beſcheiden,“ ſagte Luiſe, „wenn doch Alle ſo wären!“ Da ſtanden ſie vor der Frau Spendvögtin Häuschen, und ehe der Notar ſich noch gebührend über die Freude ausgelaſſen, Luiſens Bekanntſchaft gemacht zu haben, und die Hoffnung ausgeſprochen, das Vergnügen zu haben, ſie fortzuſetzen, ließ von hinten die Stimme der Frau Spendvögtin ſich hören, welche heftig ſchalt über das ſpäte Nachhauſekommen. Luiſe erſchrak, der Abſchied verwirrte ſich, die lieben Worte blieben ihr im Halſe ſtecken, und ehe ſie wußte, wie es geſchah, war der Notar verſchwunden und ſie ſtand im Kreuzfeuer des Zornes der Frau Spendvögtin. Die ſchönſten Tage enden gerne mit einem Gewitter. Das erlebte Luiſe.

Tage vergehen, aber ſie hinterlaſſen oft Eindrücke, welche nicht blos nicht vergehen, ſondern ein eigenes Leben erhalten, wachſen und, als Frucht, ein neues eigenthümliches Daſein bilden. Luiſe ſchwelgte die erſten Tage in der Rückerinnerung. Wie oft des Tages ſie jenen Tag von vornen bis hinten wieder durchlebte, bis Tante Spendvögtin im Hausgang erſchien, wiſſen wir nicht. Aber wenn das Kind einen Weg bis zu einem beſtimmten Punkte mehrere Male gemacht hat, ſo ſtrebt es darüber hinaus, es nimmt ihns Wunder, wie es jenſeits deſſelben ausſehe; das liegt in der

Natur. Das lag auch in Luiſens Natur. Als ſie einige Mal bis zur Spendvögtin gekommen war, ſo gleichſam das Gitter hinter dem Paradieſe, nahm es ſie Wunder, was hinter dem Gitter ſtehe, d. h. was geſchehen wäre, wenn die Spendvögtin nicht gekommen wäre. Wie die Kinder thun, that Luiſe das Gitter nur ganz wenig, ganz leiſe auf, daß kaum das Näschen durchmochte, ſetzte ſchüchtern einen Fuß hinaus, den zweiten endlich auch, that einige Schritte, und wenn dieſer Anfang einmal gemacht iſt, weiß man wohl, wie es geht. Es geht Mädchen akkurat, wie Mahomet ſeinen Arabern drohte, daß es ihnen ergehen werde, wenn ſie ſich unterſtünden Bilder zu machen. Dieſe Bilder, drohte er ihnen, würden als Schatten ſie verfolgen, ſich an ihre Ferſen heften, Leben und Seele von ihnen fordern, ihnen nicht Ruhe laſſen. Pflanzen nun Mädchen Bilder in ihre Herzen, abſonderlich von Notarien oder ſelbſt bloßen Subjekten, machen dieſe Bilder feſt darin und beſchauen ſie alle Tage, ſo werden dieſe Bilder das Herz ſchwer plagen; das Herz aber, um der Plage los zu ſein, will das Bild, welches es plagt, aus dem Herzen heraus vor Augen haben, lebendig und als ſein eigen, ſo daß es daſſelbe anſehen und behandeln darf nach Belieben. Das empfand die arme Luiſe, welche der Notar im Herzen alle Tage ärger plagte, daß es eine ſtrenge Sache war. Es dünkte ſie, wenn ſie ihn nur ſehen könnte, es würde ihr ſchon beſſern, leichter im Herzen werden. Aber mit keinem Auge ſah ſie ihn, vernahm nichts von ihm, er war gleich einer himmliſchen Erſcheinung verſchwunden. Ihre Freundin Julie war abweſend auf einer Hochzeitreiſe. Luiſe war ganz ſchwermüthig, mußte immer ſtrenger an ihn denken und wenn ſie am ſtrengſten an ihn dachte, ſo mußte ſie ſeufzen und denken, wenn ſie Flügel hätte, ſie flöge ihm nach! Mit der Spendvögtin durfte ſie über Mannsperſonen nicht reden, ausgenommen über den alten Spendvogt ſelig, es ſchicke ſich nicht für ſo junge dumme Dinger, meinte die Spendvögtin, und doch war Luiſe näher den Dreißigen als den Zwanzigen. Durch die Heirath ihrer Freundinnen war ſie nach und nach von der Welt ſo quasi getrennt worden, d. h. ſie machte ihre Schwingungen nicht mehr mit, glich ſo gleichſam einem Krebs, der bei einer Meeresfluth weit auf den Strand getrieben wurde, und als die Ebbe kam, in einer Pfütze einſam zurückgelaſſen worden war. Endlich vernahm ſie, Julie ſei wieder angelangt, ſie ſäumte nicht der jungen Frau ihre Aufwartung zu machen. Sie fand dieſe voller Freuden, ſie hatte einen ganzen Himmel voll Hoffnungen, und zwar ganz ſolide, mitgebracht. Sie waren nicht weit gereiſt, aber mehr als 8 Tage hatten ſie ſich in der Hauptſtadt aufgehalten, wo Fritz, der Spitzbube, vornehme Bekanntſchaften hat, welche ihn verſicherten, daß er nicht länger bloßes Subjekt bleiben, ſondern die erſte beſte Stelle, welche brav eintrage, erhalten ſolle. Sie könnten ſich ganz beſtimmt darauf verlaſſen, die Herren hätten es ihr ſelbſt in die Hand verſprochen und ſie hätte verſprechen müſſen, dieſelben aufzunehmen und gut zu bewirthen, wenn ſie hinaus zu ihnen kämen; ſie wollten wiſſen, ob die junge Frau Fiſche backen und Mehlſuppen machen könnte. Es ſeien gar ſcharmante Herren, und wer bei ihnen den Fuß im Hafen hätte, könnte haben was er wolle, die ſorgten für ihre alten Freunde und Bekannten. Julie war ſo voll Freude und Hoffnung, daß es Luiſe viele Mühe koſtete, das Geſpräch ſo unvermerkt als thunlich auf ihren Notar zu bringen und ſo unverfänglich als möglich merken zu laſſen, was das für ein herrlicher Menſch ſei; ſie glaube nicht, daß es zwei von dieſer Sorte auf Erden gebe.

Da lächelte Julie ſchalkhaft und ſagte: „Luiſe, nimm dich in Acht, der ſagt dir nicht Herr, der will oben aus, macht Anſprüche. Mein Fritz, der Spitzbube, ſagt, der Notar habe geſagt, er wolle entweder gar nicht heirathen oder reich; er glaube dem Vaterland, welches feſte, grundſätzliche, unabhängige Männer nöthig hätte, auf dieſe Weiſe am Beſten zu dienen. Daneben frage er dem Gelde gar nichts nach, es ſei ihm nur Mittel zum Zweck. Er ſei gar feſt mit den Grundſätzen, der Notar, ſagt mein Mann, und werde es weit bringen, wenn man einmal mit Grundſätzen was machen könne.“ So ſpeiſte Julie die arme Luiſe ab und konnte ihr nicht einmal nähere Auskunft geben, was er treibe, der Notar. Es ging nicht lang, ſo kriegte Fritz, der Spitzbube, eine ſehr ſchöne Stelle, wurde aus einem Subjekt Präſident, oder noch mehr, und mußte über Hals und Kopf mit ſeiner Frau von dannen ziehen. Nun war die Brücke zwiſchen Luiſe und dem Notar vollſtändig abgebrochen, Luiſe troſtlos. Den Notar im Herzen ward ſie nicht los. Derſelbe ward ungeſtümer und plagte ſie alle Tage wilder, wollte hinaus, wollte Leben, Seele, wollte Luiſen Alles in Allem ſein! Die arme Luiſe, wie ſie ſich auch Mühe gab, kam nie zum Glück mit dem Notar zuſammenzutreffen, ſie ſah ihn höchſtens zuweilen von ferne und von hinten. Wie ſehr dieß ſie für einen Augenblick auch glücklich machte, hintendrein ward ſie nur unglücklicher, das Bild in ihrem Herzen ungeſtümer. Sie hatte keine Freundin, welcher ſie ſich mittheilen konnte; der Frau Spendvögtin mußte ſie ſogar ihre Seufzer verbergen. Dieſe war ohnehin ſehr unzufrieden wegen Luiſens Vergeßlichkeit, klagte, es ſei gar nichts mit ihr anzufangen, und drang mit Ernſt darauf, daß Luiſe, wenn nicht zu Ader, ſo doch ſchröpfen laſſe. Die Spitalvögtin mißrieth dieß ſehr. Sie ſagte, ein Fall, wie der, daß man Perſonen von dieſem Ausſehen geſchröpft, ſei ihr nicht vorgekommen, das könnte ſie ja tödten. Sie habe augenſcheinlich zu wenig Blut und nicht zu viel, ſie wäre ſonſt nicht ſo blaß; ſie wette, Luiſe habe die Auszehrung, oder gar die galoppirende Bleichſucht. Da wäre nichts beſſer als ab Bocksbart zu trinken. Möchte nicht dabei ſein, möchte ab dieſem oder jenem Bocksbart ein abſonderlich Trinken ſein. Die Frau Seimeiſterin war anderer Meinung. Sie hielt dafür, die Koſt der Frau Spendvögtin ſei nicht gut für Luiſe, die ſollte nicht blos Kaffee trinken, ſondern tüchtig Fleiſch eſſen, Brat- und andere Würſte, gebratene Kartoffeln, kurz ſo was Währſchaftes, Tüchtiges; die Krankheit liege ſicherlich im Magen, und wenn alle Glieder ſchwach würden, ſo wüßte ſie nicht, warum nicht auch das Hirn ſchwachen und das Gedächtniß abnehmen müßte. Andere hatten andere Meinungen, ſchlugen andere Mittel vor, und da alle Tage die Conſultationen von vornen anfingen, aber nicht zu Ende kamen, ſo blieb Luiſe einſtweilen mit Schröpfen und Bocksbart verſchont.

Dieſe Uneinigkeit kam Luiſe ſehr zu ſtatten, ſonſt hätte ſich an ihr das Sprüchwort erwahren können: viele Köche verſalzen den Brei und viele Hunde ſind des Haſen Tod. Wenn ſie der Reihe nach alle Mittel hätte gebrauchen ſollen, welche die Meiſterinnen, Vögtinnen und Herrinnen ihr verordnet, das Ding hätte ſchlimm kommen können. Luiſe war krank, aber ſie wußte allein, wo es ihr fehlte, aber wie helfen, das wußte ſie nicht, und doch trieb ſie der Inſtinkt der Selbſterhaltung, Heilmittel zu ſuchen. Dieſer Inſtinkt geht zuweilen über alle Doktoren, er fordert Dinge, welche der Arzt auf das ſchärfſte verboten hat; kalte Milch z. B. in heißen Fiebern, und zum großen Erſtaunen von männiglich weicht die Krankheit und geſund wird der Menſch. Solcher Inſtinkt ſtellt ſich aber zumeiſt nur ein, wenn die Krankheit den Höhepunkt erreicht hat, die Kriſis naht, das Leben des

Menſchen in der Schwebe iſt. So war es wirklich auch mit Luiſe, ſie war ein Schatten geworden, nur fiel es an ihr weniger auf, weil ſie nie eine blendende Erſcheinung geweſen. Und weiß Gott, wie manchen Tag Luiſe es noch gemacht hätte, wenn ſie nicht eines Morgens früh zu Marei, der Magd, welche ihr wohlwollte, geſagt hätte: „Marei, willſt mir einen Gefallen thun, aber verſprechen keinem Sterbensmenſchen was davon zu ſagen?“ „Ja, wenn ich kann und es ſich mir ſchickt, warum nicht. Ja freilich,“ antwortete Marei. „Du weißt, Tante geht dieſen Nachmittag zur Frau Seckelmeiſterin, aber ich darf dir nicht ſagen, was ich möchte, gewiß darf ich nicht,“ ſtotterte Luiſe. „Pah,“ ſagte Marei, „thut nicht dumm und ſcheut Euch nicht; wenn Ihr wüßtet, was ich mein Lebtag ſchon Alles gehört habe, Ihr machtet nicht ſo lange Flauſen.“ „Aber willſt es dann Niemanden ſagen?“ fragte Luiſe. „Ei nun ſo dann: wann du dieſen Morgen in die Metzg gehſt, ſo geh doch zum Notar Stößli, er hat ſeine Schreibſtube hinten am Waſchhaus, und ſage ihm, ich laſſe meine Complimente vermelden und ihn erſuchen, dieſen Nachmittag zu mir zu kommen, es ſei wegen Geſchäften, wenn ich wohl wäre, ſo wäre ich zu ihm gekommen.“ „Das kann ich machen,“ ſagte Marei trocken. Verdammt Wunder nahm es Marei, was ihre Jungfer mit dem wolle, wenn die Tante nicht daheim ſei. Wie aber Luiſe zitterte und bebte, als Marei fort war, und wie gern ſie den Auftrag zurückgenommen hätte und wieder nicht warten mochte, bis Marei zurückkam und Beſcheid brachte, ob er komme oder nicht! Er laſſe ſein Compliment machen und werde, wenn nichts dazwiſchen komme, ſich einſtellen, brachte Marei zurück. „Er hat mich gefragt, was er machen ſolle. Was ſollte ich ihm ſagen? Ich wiſſe es nicht, habe ich ihm geſagt; was habe ich anders ſollen?“ erörterte Mareili unwillig und erwartete als Trinkgeld und Botenlohn weitere Eröffnungen. Aber umſonſt. Luiſe ſeufzte nur, ward bleich und roth und Marei mußte brummend ſich ſchieben. Beim Mittageſſen brachte Luiſe keinen Biſſen hinunter, ſo daß es der Frau Spendvögtin Angſt wurde. „Ich ließe der Frau Seckelmeiſterin abſagen,“ ſagte ſie, „wenn ich ihnen nicht die Parthie verderben würde. Aber gewiß muß ernſtlich dazu gethan ſein. Sie mögen ſagen, was ſie wollen, ſicher wäre Schröpfen am beſten. Jedenfalls muß morgen der Arzt kommen. Marei, hörſt, gehe und ſage dem Doktor Habicht: ich laſſe das Compliment vermelden und morgen ſolle er kommen, wenn er könne. Luiſe proteſtirte umſonſt. Es werde ſchon beſſern, ſagte ſie, es ſei nur vorübergehend u. ſ. w. Die Tante bezeugte das Gegentheil und vertiefte ſich ſo in das Thema, daß es Luiſe katzangſt wurde, die Tante vergeſſe die Frau Seckelmeiſterin und die Parthie Boſton, treffe mit Notar Stößli unter der Hausthüre zuſammen, und frage barſch: was wollt Ihr hier? Nun, dieſe Angſt ging glücklich vorüber, Tante ſegelte ab und zwar mit geſchwellten Segeln; die Andern ſaßen ſicher bereit hinter dem Spieltiſche, denn ſchon hatte es ein Uhr geſchlagen. Die Spendvögtin wußte, welches ſcharfe Gericht von Vorwürfen über ſolch unverantwortliche Verſpätung ſich ergoß. Kaum war dieſe Angſt gehoben und die Tante verſchwunden, kam Luiſe die Angſt vor dem Erſcheinen des Notars und zwar ſo heftig, daß ſie zu erſticken meinte, und ihr ſonſt ſo ſtilles Herz polterte, als plumpſte eine zweizentrige Köchin Tritt für Tritt eine hölzerne Treppe hinunter. Und wie das Herz am ſtärkſten plumpſte, klopfte es an der Thüre. Die Stimme verſagte Luiſen, die Glieder zitterten, vom Sopha konnte ſie ſich nicht erheben. Da öffnete ſich die Thüre und ein ſchönes Geſicht ſchob ſich durch die Spalte, eine ſchöne Figur kam nach und leibhaftig ſtand Notar Stößli vor Luiſe, verbeugte ſich zierlich und fragte, womit er dienen könne, oder ob er etwa ungelegen komme? „Nein,“ hauchte Luiſe, that einen tiefen Athemzug, zeigte auf einen Stuhl und ſagte endlich: „Ihr ſeht, ich bin krank!“ Mit ſchönen Redensarten drückte der Notar ſein Bedauern aus und begann zu vermuthen, warum er gerufen worden? „Ich weiß nicht, wie lange ich noch lebe,“ hauchte Luiſe und Herr Stößli mußte ſich ganz nahe ſetzen, um zu verſtehen, was Luiſe hauchte. „Es wäre mir eine Erleichterung, wenn ich wüßte, in welche Hände mein kleines Vermögen käme, nahe Verwandte habe ich nicht. Aber ich weiß nicht, wie dieſes machen, ich habe mein Lebtag kein Teſtament geſehen und weiß nicht, wie eins ausſieht. Da habe ich gedacht, ich könnte Sie fragen, Sie wüßten es am Beſten. Zu Ihnen hätte ich das Zutrauen, mehr als zu Jemanden ſonſt. Tante ſoll nichts davon wiſſen, es ſchmerzte ſie viel zu ſehr, wenn ſie wüßte, wie weit es mit mir iſt.“ Erſchöpft ſchwieg Luiſe, und dienſtfertig, nachdem er noch einmal erſt ſein Bedauern, daß ſie ſo unwohl ſei, und dann ſeine Hoffnung, daß ſie doch nicht ſo unwohl ſei, als ſie glaube, ausgedrückt hatte, begann Herr Stößli ihr die nothwendigen Formalitäten auseinanderzuſetzen, und wie ein Teſtament beſchaffen ſein müſſe, um gültig zu ſein. Das ſei keine ſchwere Sache, ſagte er; wenn man einmal wiſſe, wie man disponiren wolle, ſo ſei die Sache bald geſchrieben. Am Beſten freilich ſei es immer, wenn die Zeit es erlaube, man mache erſt ſeinen Aufſatz, gebe ſeinen Willen dem Notar kund, der könne die Sache gehörig zu Faden ſchlagen, es gehe dann um ſo ſchneller, wenn die Sache gültig ausgefertigt werden ſolle, und ſei für die Zeugen und den Teſtator äußerſt angenehm. Wenn es der Jungfer Luiſe wohl genug ſei und ſie das Vertrauen zu ihm habe, ſo könnte er ihr gleich einen flüchtigen Entwurf machen; wenn man es auf dem Papier habe, ſo komme Einem das Eine oder das Andere in Sinn, man überſehe das Ganze beſſer. Der Notar wußte, wenn man einen Fiſch vor dem Garn habe, es am beſten ſei, nicht zu raſten, bis man ihn darin habe. Vielleicht nahm es ihn auch Wunder, worüber Jungfer Luiſe, von deren Vermögen er nie was gehört, eigentlich zu teſtiren habe. Der Vorſchlag hatte Luiſe ganz roth gemacht, wieder eng ward es ihr auf der Bruſt, mit Mühe ſagte ſie: „Ach, wie gut Ihr doch ſeid, aber dieſe Mühe darf ich Euch nicht machen!" „Ei warum nicht?" ſagte Herr Stößli, nahm aus ſeiner Brieftaſche das nöthige Schreibzeug und ſchrieb kürzlich den ſchönen Eingang, wie man ſeine Seele der Gnade Gottes empfehle, ſein zeitlich Gut aber in folgende Hände geben wolle. Luiſe weinte, als er ihr das vorlas. Er wolle es noch ſchöner machen in der Ausfertigung, ſagte Herr Stößli, das ſei nur ſo oberflächlich hingeworfen: „Jetzt muß ein Haupterbe ſein," mahnte Herr Stößli. „Tante Spendvögtin," ſagte Luiſe. „Und jetzt allfällige Vergabungen." „Julie, meiner Freundin, mein Haus," ſtotterte Luiſe. Ja ſo, dachte Herr Stößli, alſo darum hat die mir nicht von Vermögen geſagt. „Meinem Küher den Berg." „Wie heißt der Berg?" fragte Herr Stößli. Sie hätte ihm nie anders geſagt als Berg, ſagte Luiſe. Und weiter fragte Herr Stößli, und Luiſe, welche nach und nach auflebte, machte Vergabung um Vergabung und zwar ſtattliche, daß Herr Stößli endlich ſagte, er müſſe mahnen, nach ſeiner Pflicht, der Armen zu gedenken, und alſobald bedachte Luiſe die Armen ihrer Gemeinde mit 2000 Gulden. Man müſſe ſich immer in Acht nehmen, ſagte Herr Stößli, daß man durch zu viele Vergabungen den Haupterben nicht in Verlegenheit ſetze; dadurch könnten fatale Geſchichten entſtehen. „Die Tante weiß, was ich habe," antwortete Luiſe. Ganz ehrerbietig ſagte Herr Stößli: „So ſo! Wir wollen hoffen, das Alles ſei nicht nöthig, Jungfer Luiſe erhole ſich wieder," ſetzte er mit großer Theilnahme hinzu. Wenn ſie wolle, ſagte er, ſo wolle er ihr den Entwurf da laſſen; ſie könne ihn überſehen und bedenken und allfällige Aenderungen ihm ſpäter diktiren. Wenn es Jungfer Luiſe gelegen ſei, daß er wiederkomme? Luiſe beſtimmte den Tag; am ſelben war die Tante bei der Seckelmeiſterin, und ſie dankte herzlich Herrn Stößli für ſeine Gefälligkeit, ſtand auf, wie ſehr er auch bat, doch ja ſich zu ſchonen, und begleitete ihn bis zur Thüre, wo ein recht inniger und herzlicher Wettſtreit, welcher ſie um Vieles näher brachte, ſtatt fand, wie weit die Höflichkeit gehen ſolle. So roſig und ſüß im Gemüthe war es Luiſe noch nie geweſen; was ſie im Herzen getragen, war nun vor ihr geſeſſen ganz freundlich und herzig und wollte wieder kommen; es war, als ob ihr Blut ein anderes würde, ein anderes Leben einziehe in ihren Körper.

Aber auch im Herrn Notar ging eine Veränderung vor. Er machte ſehr ernſthafte Mienen, war zerſtreut, rechnete zu Hauſe allerlei, ſein Subjekt wußte nicht was, ſchüttelte den Kopf, lächelte, kurz, er machte eine Menge Manövers, welche man an ihm zu ſehen ſonſt nicht gewohnt war. Er mochte den Tag gar nicht erwarten, an welchem die Tante bei der Seckelmeiſterin war und er Luiſe beſuchen konnte. Er fand ſie viel beſſer, als das letzte Mal. Sie kam ihm entgegen, redete lauter, ſchien überhaupt an Kräften zugenommen zu haben. Das erfreute ſichtlich Herrn Stößli, gut wußte er ſeine Freude auszudrücken, eine innige Theilnahme an den Tag zu legen, ſchob ſelbſt das Berathen des Entwurfes für heute auf und füllte die Zeit ſo intereſſant aus, daß ſie unbemerkt vorüber rauſchte wie im Himmel. Das nächſte

Mal, als Herr Stößli wieder kam, war man ſchon ganz heimelig, aber Luiſe huſtete mehrere Male. Der Teufel, dachte Herr Stößli, die Sache könnte doch fehlen. Er wurde noch viel liebenswürdiger und in Luiſen gingen Adern auf, welche bisher ganz verpicht waren. Sie ſprach gut, machte ſelbſt Witz und zu ſeinem Erſtaunen fand Herr Stößli ſie tief gebildet, nicht blos ſo oberflächlich. Sie ſprach von Grundſätzen und Bildung, hatte die beſten Bücher geleſen, ſogar vom ewigen Juden von Sue gehört, redete von Lebenszwecken und vom Vorabend einer neuen Zeit, daß Herr Stößli faſt Hören und Sehen verging. Eine ſolche Bildung, eine ſo innige Harmonie mit den Grundgedanken ſeiner Seele war ihm noch nie vorgekommen. Es war an Herrn Stößli, verlegen zu werden, gegenüber einem Mädchen von ſolchem Vermögen, ſolcher Bildung, ſolcher Beſcheidenheit obendrein, als er auch einen Lebenszweck erreichen wollte, als er Luiſens Hand ergriff, als er ſich zärtlichſt vor ihr beugte, als er ſagte: „Ach, Jungfer Luiſe, ich wage es nicht. Schon lange ſuche ich umſonſt eine Gefährtin nach meinem Sinn, mit der ich glücklich zu werden hoffen darf, mit Bildung und Grundſätzen, mit einer Seele, welche mich und die Zeit verſteht. Jetzt, wo ich eine ſolche finde, jetzt darf ich mich nicht ausſprechen, darf nicht hoffen, daß ſie mein beſcheiden Loos mit mir theilt. Luiſe — ach! — ſoll der glücklichſte Zeitpunkt meines Lebens, wo ich Sie kennen lernte, mein unglücklichſter werden?!" Er zog mit der einen Hand das baumwollene Foulard, wiſchte die Augen; mit der andern Hand drückte er zärtlich Luiſens Hand. Luiſe entzog ihm ihre Hand nicht, und mit der andern griff ſie auch zum Schnupftuch, aber wiſchte ſich nicht blos die Augen, ſondern begann zu weinen, ganz erbärmlich. Herr Stößli war ſehr erſchrocken und im Ungewiſſen, was das bedeuten ſolle; er tröſtete, er drückte, er ſchlang den Arm um ſie, ſo zart und artig, wie nur ihm gegeben war, und doch weinte Luiſe fort und zwar immer erbärmlicher, daß es faſt krampfhaft wurde und ſie nach Luft ſchnappen mußte.

Endlich kam ſie zu Worten und ſchluchzte, ſie ſei ein armer Tropf. Niemand liebe ſie ihretwegen, ſondern blos, wenn man meine, ſie hätte Geld. Sie wiſſe wohl, ſie ſei nicht hübſch, nicht jung, ſie hätte nichts als ein gutes Herz, meine es ſo wohl mit den Menſchen. Das thue ihr ſo weh, daß es Niemand gut mit ihr meine, Niemand ſie ſelbſt liebe. Das ſei es, was ihr noch einmal das Herz breche, was ihr jetzt ſo wehe thue. Da wiſchte Herr Notar Stößli noch einmal ſo kräftig und heftig ſeine Augen und ſagte: ſolch Mißtrauen werde ſie doch nicht in ihn ſetzen und womit er es verdient hätte? Nach ihrem Gelde frage er nichts. Aber ihre Seele, welche er erſt jetzt kennen zu lernen das Glück gehabt habe, habe ihn überwunden; dieſe liebe er, mit dieſer wolle er durchs Leben gehen, ſie ſolle ihm Belohnung ſein für ſeine Verdienſte um's Vaterland. Ihr vertrauend ſein hohes Streben, wiſſe er, ſie verkenne ihn nicht und ihr könne er aufſchließen die Falten ſeines Herzens und werde von ihr verſtanden werden. Nein, ſolchen Verdacht ſolle ſie nicht haben, es ſei ſchrecklich; er verſichere ſie, ſo gewiß er Notar ſei, ans Geld hätte er nicht gedacht, er wollte lieber, ſie hätte es nicht. Er hätte Verdienſt und Ausſichten, welche ihn gar nicht aufs Geld ſehen ließen, er könne eine Frau ernähren ſtandesgemäß und Kinder erziehen. „Aber, und wenn ich kein Geld hätte?“ fragte Luiſe kleinlaut. „O bitte, bitte, kein Wort mehr,“ ſagte Herr Stößli, „es beleidigt mich! Was denkt Ihr von mir! Wir Liberale haben es nicht wie die Ariſtokraten, wir fragen nach Geiſt, nicht nach Geld, darum ſind wir auch die Herren der Zeit;

denn der Geiſt iſt es, der die Welt überwindet!“ rief er pathetiſch aus. Da that ſich plötzlich die Thüre auf, die Frau Spendvögtin trat herein mit zornigem Geſicht, und ſagte: „So! Wer ſeid Ihr und was habt Ihr da zu thun?“ Luiſe fiel vor Schreck ganz zuſammen, aber ein Notar faßt ſich, weiß manchmal ſogar dem Unerwarteten zu begegnen. „Verzeiht, Frau Spendvögtin,“ ſagte er, „es freut mich, unerwartet die Ehre zu haben, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen.“ „Ich danke für die Ehre, das wird eine ſaubere ſein! Wer ſeid Ihr?“ wiederholte die Spendvögtin. „Bitte um Vergebung, Frau Spendvögtin, ich bin der Notar Stößli, welcher ſein Büreau hinter dem Waſchhaus hat.“ „Was hat der da zu thun?“ fragte Frau Spendvögtin. „Verzeiht, Frau Spendvögtin, ich bin in ehrlichen Abſichten da. Ich ſuchte ſchon lange eine Frau nach meinem Sinn, endlich habe ich das Glück, Jungfer Luiſe zu finden; ich habe die Hoffnung, ſie ſei mir nicht ungeneigt, wenn die Frau Spendvögtin ihre Einwilligung giebt, ſo wird Jungfer Luiſe keinen Anſtand mehr nehmen, mir ihre werthe Hand zu geben und mich zum glücklichſten Menſchen zu machen.“ „Seid ihr ein Narr, oder meint Ihr, ich ſei einer, oder ſeid Ihr gar ein Komödiant? In's Haus zu fallen, wie der Teufel durchs Kamin und da mir nichts dir nichts Eine zur Frau wollen, ſeit wann iſt das der Brauch? iſt das die neue Mode, der Zeitgeiſt?“ eiferte die Tante. „Tante! Tante!“ ſagte endlich Luiſe, „es iſt der Herr Notar Stößli, welcher mit mir Brautführer geweſen iſt bei Julie, er brachte mir Nachricht von Julie.“ „Ja,“ ſagte Herr Stößli, „und hörte dort ſo viel Gutes von Jungfer Luiſe und meine Neigung wurde ſo beſtärkt, daß ich ſo frei war um ihre Hand anzuhalten, und habe ſo viel Hoffnung, wenn Luiſens zweite Mutter mir nicht abgeneigt iſt, daß auch Jungfer Luiſe mich nicht verſtoßen wird.“ „Warum nicht gar heirathen!“ fuhr Tante auf, „und erſt noch ſterben wollen, das würde mir eine ſaubere Hausfrau geben, welche ſiebenmal in den Keller geht, und wenn ſie unten iſt, nicht mehr weiß, was ſie holen ſolle. Ja wolle, heirathen!“ „Tante,“ ſagte Luiſe, „erſt geſtern ſagteſt du, es hätte mir auffallend gebeſſert.“ „Frau Spendvögtin,“ ſagte Herr Stößli, der Verdacht witterte, „Ihr werdet mich doch nicht an Leib und Seele unglücklich machen wollen? Uebrigens, wenn ich nicht irre, iſt Jungfer Luiſe majorenn.“ „Ihr ſeid ein dummer Menſch! Meint ihr, ich wolle Einſprache machen? Ich rede ja euretwegen. Was wollt ihr mit ſo einer kranken, vergeßlichen Frau, und was ſoll Luiſe mit einem Mann, wo nicht viel Rares ſein muß, weil er keine Andere bekommt, hier einſchleicht wie ein Dieb in der Nacht? Wenn's erzwängt ſein muß, ſo erzwängt's, aber ich will nicht geplagt ſein, mich laßt in Ruhe.“ „O Frau Spendvögtin,“ ſagte Herr Stößli, „wenn ich Jungfer Luiſe habe, ſo frage ich Niemanden anderm was nach! Ich bin Manns genug, dafür zu ſorgen, daß ſie Niemand weiter zu plagen braucht.“ „Selb iſt eben noch zu unterſuchen,“ ſagte Frau Spendvögtin. Da legte ſich Luiſe zwiſchen die Hadernden, beſänftigte die Tante, welche hauptſächlich das Unerwartete in Harniſch gebracht hatte, daß ſie endlich zum Beſcheid kam, man wolle ſehen, in einigen Tagen könne er den Beſcheid holen. Herr Stößli ließ ſich das gefallen, doch bat er dringlich, daß man ſein Geheimniß bewahren möchte. Der Menſch hatte ſehr Angſt, es könnte ihm Etwas dazwiſchen kommen, und der Frau Spendvögtin traute er am allerwenigſten, er wußte wohl, warum, ſollte ſie doch die Haupterbin ſein. Er war daher ſchon am folgenden Tage wieder da, fand die Tante geneigter und manierlicher, denn ſie hatte nichts Böſes von ihm vernommen. Er ſei arbeitſam, hieß es, weniger ausſchweifend als Andere, werde ſeinen Weg machen. Dagegen war Luiſe wieder ſchüchterner, zurückhaltender, hüpfte ihm nicht entgegen, fiel ihm auch nicht um den Hals, wie es einer halben Braut eigentlich geziemt hätte. Sie ſchlug die Augen nieder, huſtete viel und redete leiſe, leiſe wie Windeshauch.

Deſto feuriger und preſſirlicher war der Notar, daß die Frau Spendvögtin große Augen machte. Der Spendvogt ſelig ſei nicht einer von den Geduldigſten geweſen, aber ſo hätte er doch nie gethan, dachte ſie. Indeſſen konnte ſie nicht ſagen, daß ihr dieſes ſo übel gefiel; ſie dachte, wenn dieß neue Mode ſei, ſo ſei es eine von denen, welche ſie ſich am Ende noch gefallen ließe, wenn es ſein müßte. Sie redete von Luiſens Kränklichkeit und gut Ding wolle Weile haben, aber nicht mit dem Nachdrucke, welchen man ſonſt an einer Spendvögtin gewohnt iſt. Luiſe war ſeltſam, war wie ein Kind, welchem man darbietet, was es von ganzem Herzen gewünſcht, glüht vor Gluth und Freude, und doch zittert und bebt und die Hand nicht darnach auszuſtrecken wagt. Aber Notar Stößli ſetzte nicht ab, ſetzte Leib und Leben ein für die Reinheit ſeiner Liebe und daß es Luiſens Seele ſei, ihre Bildung und Grundſätze, welche ſeine Seele erfaßt mit Himmelsgewalt; entweder, oder! Entweder Luiſe oder ſterben! Wir fragen, wer hätte da widerſtehen können? Wo wäre wohl auf Erden eine Luiſe ſo mörderiſch und grauſam, den Tod eines Menſchen zu wollen und noch dazu eines ſo ſchönen und gutgeſinnten, wie Herr Notar Stößli war! Sie ſagte ja! und im lodernden Glück ihres Glücklichen verlor ſich ihr Zittern und Beben, ſie war glücklich, ſie glaubte an ſeine reine ſchöne Liebe; denn wenn dem nicht zu glauben war, wem ſollte man noch glauben auf der Welt? Und glücklich war Herr Stößli ſelbſt, bis in die Ellbogen ſchien das Glück zu fahren, die Steifheit auszutreiben, ſie in lieblichen zarten Schwingungen auf und nieder, hin und her zu ſchaukeln. Aber ungeduldig war er nicht weniger und wenn es irgend zuläſſig geweſen wäre, er hätte Luiſe noch ſelben Tags an den Arm genommen und der Pfarrer hätte ihn kopuliren müſſen. Je größer das Glück, deſto größer ſei die Angſt es zu verlieren, ſagte er; das ſei verzeihlich, ſagte er. Ja, ja, ſagte Frau Spendvögtin, ſie bebegreife es; ihr Spendvogt ſelig ſei jedoch nie ſo ungeduldig geweſen, es ſeien aber damals auch noch nicht ſo ſchlechte Leute geweſen wie jetzt. Herr Stößli drängte, alsbald das Aufgebot zu beſtellen, und dreimal brauche es nicht zu geſchehen; er habe Bekanntſchaften, welche ſich eine Freude daraus machen würden, ihm für ein oder gar zwei Male Dispenſation zu verſchaffen. Alles, was man dagegen ſagte, widerlegte er bündig. Alle Vorbereitungen fand er überflüſſig, ihre Bedenken natürlich, aber nicht gegründet, und Luiſe mußte ſich fügen, mußte ſich verkünden laſſen, der Pfarrer mußte die Verkündigung in Luiſens Heimathsgemeinde beſorgen; der Notar ſorgte für Dispenſation, und die Spendvögtin wußte gar nicht, wo ihr der Kopf ſtand und für was ſie ſorgen ſollte. „Was der Narr eigentlich an Luiſe ſieht, weiß ich nicht, und wenn er meint, er kriege einmal einen großen Haufen von mir, ſo könnte er eine lange Naſe kriegen,“ das dachte ſie. Begreiflich machte dieſe Heirath großes Aufſehen. In der Kirche noch, in welcher das Aufgebot geſchah, ging das Reden an, und ſo lange ſelben Sonntag ein Auge offen war, eine Zunge ſich noch regte, ward die Luiſe und der Stößli verhandelt. Die Leute zerbrachen ſich die Köpfe, wie das zugegangen. Daß Luiſe ihn nehme, ſei begreiflich, aber daß der hochmüthige Stößli da angebiſſen, gehe über das Bohnenlied; entweder ſei er ein Narr, oder hineingeſprengt worden. Die Sage geht, am ſelben Sonntag, an welchem Luiſe aufgeboten worden, ſei manche Garderobe gemuſtert worden unter dem kurzen Selbſtgeſpräch: „He nun ſo denn, wenn Die noch Einen bekommen, ſo iſt für mich die Hoffnung nicht verloren, bin doch noch eine Andere als Die. Ich muß friſch dran hin, helf, was helfen mag! Aber wiſſen möchte ich, was die angefangen, vielleicht wäre das Mittel auch für Andere gut.“

Die Freunde brüllten Herrn Stößli ohne viele Complimente an: „Was zum † ... kommt dich an, was ſiehſt du an dieſem vermilbeten Käslein? biſt verhext worden?“ und wie es Fragen dieſer Art die Menge giebt. Dann machte Herr Stößli ein fein Geſicht und lächelte höhniſch. Jeder hätte ſeinen eigenen Geſchmack, ſagte er, und gerade Die gefalle ihm und keine Andere, ſie ſei häuslich und arbeitſam und er hätte Freunde genug, welche durch ihre ſchönen Weiber in Schulden kämen, zu Bettlern würden ob goldenen Armbändern und ſeidenen Röcken. Die verſtehe die Haushaltung und werde nicht begehren an jeder Parthie zu ſein, und wenn ſie ſchon nicht ſieben ſeidene Röcke hätte, würde ſie doch zufrieden ſein. Wenn die Freundinnen ſich an Luiſe machten, ſo fanden ſie dieſe im Glücke ſchwimmend, und wenn ſie Aufſchluß begehrten: „Aber Luiſe, ſag doch um Gotteswillen, wie hat das ſich gemacht? was brachte euch zuſammen? was ſagte er und was ſagteſt du?“ ſo gaben Luiſens Antworten nicht genügenden Aufſchluß. Sie ſeien zuſammen an Juliens Hochzeit geweſen, ſagte Luiſe, daher die Bekanntſchaft. Daß ein Mann wie Herr Stößli ſie auserkoren, das begreife ſie ſelbſt nicht, ſie müßte das Gott zu verdanken haben. Sie könne nichts als ihm danken und ſich ſchämen über das unverdiente Glück. Wenn ſie mit Schämen zu ſolchem Glück käme, dachte Manche, welche dieſe Antwort vernahm, ſo wollte ſie noch heute anfangen ſich zu ſchämen und zwar bis in's blutige Herz hinein und bis in den tiefſten Boden hinab.

Wie bekannt, geht, wenn Zwei zuſammen kommen, der Teufel umher wie ein brüllender Löwe und ſucht, welchen er verſchlinge, oder er kriecht herum und ſäet Unkraut in der Nacht, daß wenn es Tag wird, voll Dornen und Diſteln das Liebesfeld ſteht. Natürlich that er es hier auch, aber hell umſonſt, weder mit Brüllen noch Schleichen brachte er was ab, denn als endlich der Tag anbrach, an welchem Herr Stößli ſeine Luiſe und die Frau Spendvögtin zur Hochzeit führte, denn ſie wollten im Stillen Hochzeit haben, ganz heimelig, waren ſie Alle noch gleich glücklich, ja Luiſe ſchöner, als ſie in ihrem Leben je geweſen war. Ihr herrlicher Notar hatte ihr ſo oft geſagt, daß ſie ſein Ein und Alles, ſein Leben und ſeine Freude ſei, daß in dem guten Mädchen ein gewiſſes Selbſtbewußtſein erwacht war, welches ihr Muth und Haltung gab, ſichern Blick und feſtere Stimme. Sie war eine Andere, wenn man ſie anſah, erſt jetzt ſah man, daß ihr Geſicht auch Züge hatte, daß Augen darin waren und zwar nicht ſo üble. Katzen thun bekanntlich am neunten Tage die Augen auf. Luiſe war dreimal neun Jahre alt geworden, ehe ſie die Kunſt lernte. Hörte man ſie reden, ſo war Sinn in ihren Worten, worüber nicht blos die Spendvögtin erſtaunte, ſondern auch der Notar, welcher von Amtswegen und ſonſt nicht gewohnt war, mit Worten umzugehen, welche allemal Sinn hatten. Man ſagt immer, Lebloſes könne den Menſchen nicht beleben, ſondern blos Gott könne es, und doch war es der Notar Stößli, welcher Luiſe belebt hatte. Hatte er nicht Urſache ſtolz zu ſein und zwar wie ein Gott?

Sie verbrachten einen hellen, glücklichen Tag, hatten große Freude an einander, keine Wolke ſtand am Himmel, kein Unfall begegnete ihnen, ſie hatten ein ſehr gut Mittageſſen, bekamen eine billige Zeche und die Wirthin hatte der Frau Spendvögtin ihren Spendvogt noch gekannt, erzählte ihr, wie derſelbe ein braver Herr geweſen und allen Leuten lieb, und ſo ein Luſtiger, Gſpäßlein habe Keiner gewußt wie er; wie ſie Alle ſo ſein ſollten, aber nicht mehr ſo ſeien, abſonderlich jetzt. Der Tag verrann, ſie wußten nicht wie, viel kürzer, als wenn große Geſellſchaft geweſen wäre, wo es ſo oft geſchieht, daß je größer die Geſellſchaft iſt, deſto weniger man was mit einander anzufangen weiß.

Da in der Eile Herr Stößli keine anſtändige Behauſung herſtellen konnte — bisher hatte er nur eine Schreibſtube gehabt und Koſt und Logis in einem Wirthshauſe, — ſo hatte Tante Spendvögtin, zum heilloſen Aerger der Verwandten, dem jungen Ehepaar Platz in ihrem Häuschen gemacht für einſtweilen, und Marei, die Magd, große Freude daran gehabt. Sie hielt ziemlich reinen Mund, dafür aber machte ſie Augen, in welchen Jeder, der dieſe Schrift verſteht, leſen konnte: Jä gellet, was es gegeben, daran bin ich ſchuld, wäre ich nicht geweſen, wäre all nichts!

Sie waren jedoch eigentlich incognito daheim, die Welt glaubte ſie auf Reiſen, darum waren ſie auch ungeſtört, und Herr Stößli beſuchte ſein Büreau nicht, ſondern war ebenfalls daheim. Als ſie am folgenden Morgen gefrühſtückt in aller Behaglichkeit und ganz glücklich, jede Parthie in ihre Appartements ſich zurückgezogen hatte, wie es in allen hohen Häuſern, namentlich in den engliſchen Sitte iſt, die Frau Spendvögtin in die Küche, um mit Marei das Mittagsmahl abzurathen und welches Kraut am nöthigſten zu brauchen ſei, das junge Ehepaar in ſeine zwei Stübchen, um etwas aufzuräumen und jedes Ding an ſeinen Ort zu thun, ſagte Herr Stößli, der das Büreau aufgeſchloſſen hatte und Schubſächer muſterte: „Apropos, Frauelí, Schätzeli, was ich dich fragen wollte, wo haſt den Entwurf? Du weißt wohl, hätte heute Zeit die Hausbücher in Ordnung zu bringen.“ Potz Türk, das war ein Schlag nicht aus heiterm Himmel, Luiſe hatte ſchon lange davor gebebt, jedoch den Gedanken daran beſtmöglichſt in den Hintergrund geſchoben, ſich immer damit tröſtend, ihr Stößli frage ja gar nichts nach Geld und Gut, wie die gemeinen Notarien und andere Menſchen, er habe eine zu edle Seele und ſei viel zu hoch geſinnt, er habe es ja ſelbſt geſagt. Als aber jetzt die Frage ſo plötzlich kam, wäre doch die Luiſe in den Boden gefahren, wenn ſie nicht erſtarket geweſen wäre und zwar auffallend für ſo kurze Zeit. „O liebes Manuli, denke doch nicht daran. Weiß nicht, wo ich ihn habe, und ein Teſtament iſt ja nicht mehr nöthig.“ „Das wohl,“ ſagte Notar Stößli. „Es iſt mir nur um eine Ueberſicht zu haben, du kannſt mir's ja aus dem Kopfe angeben. Von wegen, ich muß auch dem Vogt ſchreiben und ihn mahnen, daß er mir das Vermögen übergebe. Der hätte ſich ſchon lange rühren ſollen. Aber auf dem Lande nimmt man ſo was kaltblütig und das Rechnunggeben wird ihm nicht preſſiren. Enfin, man kann ihm Beine machen! Komm, ſitz, Schatzeli, und gieb mir an, was Du weißt.“ „Aber Stößeli, meine Sache iſt gar unbedeutend, es iſt nicht der Rede werth. Wenn der Vogt Rechnung giebt, ſo ſiehſt Du dann, was es iſt.“ „Du gut's Frauelí, biſt immer viel zu beſcheiden, ein Vermögen, wo Effekten wie Häuſer und Berge vorkommen, wird nicht ſo unbedeutend ſein. Kannſt mir ſagen, wie viel Kühe ſömmert der Küher auf dem Berge oder wintert er ſogar noch auf demſelben?“ Da nahm ſich Luiſe zuſammen, einmal müſſe es doch ſein, dachte ſie.

„Ich habe weder Haus noch Berg,“ ſagte ſie. „Wa — was?“ ſtotterte Notar Stößli. „Das wird nicht ſein, haſt es mir ja ſelbſt geſagt!“ „Ja,“ ſagte Luiſe, „aber nicht im Ernſte. Du ſagteſt, es wäre dir lieb, einen Entwurf zu machen, ſo lernte ich am beſten, was man in ein Teſtament thun müſſe. Ich durfte es nicht abſchlagen und ſchämte mich, meine Wenigkeit anzugeben, und weiß Gott, ich weiß nicht, wie mir die Sache in den Mund kam, ich begreife es noch jetzt nicht, gab nun an, was kam. Ich dachte, es hätte ja nichts zu bedeuten. Ich wollte es dir ſchon öfters ſagen, aber dann kam immer Etwas dazwiſchen und am Ende dachte ich, du hatteſt es vergeſſen, und ſo vergaß ich es auch.“ „Was vergeſſen, meinſt, ſolches vergeſſe man? Alſo zum Narren gehalten haſt du mich, hineingeſprengt!“ ſchrie Stößli, der Notar. Da kam es dick, daß es dem Herrn Stößli im Halſe ſtecken blieb und er faſt erſtickt wäre. „Ach mein Gott, verzeih mir das, ich meinte es ſicherlich nicht bös, und Geld hin Geld her, bin ja deine Luiſe, und wie oft haſt du mir nicht geſagt, du wollteſt den rechten Daumen geben, wenn ich keinen Kreuzer hätte, damit ich ſehen könnte, wie lieb ich dir ſei und daß du mich nicht wegem Geld nähmeſt. Jetzt ſei doch auch nicht bös, du haſt einen ſchönen Verdienſt, ich habe nicht Nichts und Tante Spendvögtin iſt ja ſo gut!“ „Alſo hineingeſprengt haſt du mich, mich, den Notar Stößli, mich gefangen wie einen Gimpel, haſt gelogen, geheuchelt; ein ſauber Weibsbild biſt, heute noch laß ich mich ſcheiden und zwar wegem Vaterland,“ ſchrie Stößli, der Vaterlandsfreund. „Das iſt wahr, lieb warſt du mir und zu ſterben glaubte ich,“ ſchluchzte Luiſe. „Es war mir, wenn ich dich nur ſehen, mit dir reden könnte, wollte ich gerne ſterben. Da wußte ich mir nicht anders zu helfen, als dich kommen zu laſſen wegen einem Teſtament, andern Vorwand hatte ich nicht. So kam es, wie es kam. Verzeih mir, Stößli, um Gottes willen. Sieh, ich will dich auf den Händen tragen, dir dienen beſſer als eine Magd, du ſollſt dich dein Lebtag nicht reuig werden, ſollſt glücklich ſein." „Geh mir vom Leibe, du Schlange, du Peſt!" ſchrie Stößli; „bin blamirt für mein Lebtag, und mit meinen Ausſichten iſt es aus, kann ein gemeiner Schreiber bleiben, während meine Kameraden Oberherren ſind! Laſſe mich fangen wie ein Eſel, und von wem!" Er war ſchrecklich in ſeinem Zorn, Notar Stößli, faſt wie Achilles, wenn es ihn recht ankam. Zu ihrem großen Erſtaunen hörte Tante Spendvögtin das zornige Getöne und ſagte: „Ho, ho, der fängt früh an, mein Spendvogt ſelig wartete doch drei Wochen, ehe er ſein Hörnchen zeigen wollte, aber er war froh es einzuziehen. Die Hauptſache iſt immer die, daß man ſich nicht fürchtet. Will gehn und ſehn, vielleicht weiß dies Luiſe noch nicht recht."

Es ging lange bis der Handel der Frau Spendvögtin klar wurde. Als ſie ihn endlich faßte, wußte ſie lange nicht, ſollte ſie ſchelten oder lachen. „Du abſcheulich Mädchen du, was ſtellſt du an? wie konnte dir das in Sinn kommen? ſchämteſt dich nicht?! Kein Wunder, daß Herr Stößli plötzlich ſo verſeſſen auf dich war. Konnte nicht begreifen, wie du es ihm angethan; aber mit Speck fängt man die Mäuſe. Konnte das Preſſiren nicht begreifen; aber gedacht wird er haben, er wolle dich ſichern, ehe der Tod oder ſonſt Jemand dich ihm wegſchnappe. So, und mich um's Haupterb bringen wollte er. Eine ſaubere Geſchichte iſt das! Wie werden die Leute eine Freude haben, das iſt ein Freſſen für ſie. Jetzt was machen?" So redete die Spendvögtin und die Andern redeten auch, und aus dem Knäuel der Worte tönte nur das Wort „Scheiden, Scheiden" des Herrn Stößli. „Wollte mich doch beſinnen; geſchehenen Dingen ſoll man z' Beſt reden," ſagte die Frau Spendvögtin. „Eher an den

Tod hätte ich gedacht, als daß Luiſe ſo was einfiele, aber ſtille Waſſer ſind tief, heißt es. Wie es gemeint war, daraus wird der Kukuk klug. Aber z' Sach iſt jezt ſo, und drum würde ich mich drein ſchicken, ſo bös iſt es eigentlich nicht gegangen." Nun ſetzte die Spendvögtin Herrn Stößli auseinander, wie er für ſein Lebtag zum Geſpött würde, wenn er die Sache bekannt werden ließe, das wäre keine Rekommandation für ihn. Er habe ja auch gefehlt, und heirathen wollen um zu erben oder doch um's Geld. So übel ſei es ihm auch nicht gegangen, ohne Geld ſei Luiſe nicht, allweg nicht dumm, wie er habe merken mögen, eine Haushälterin ſei ſie, wie ſelten Eine, wie es ſcheine viel geſunder, als man in der letzten Zeit hätte glauben ſollen. Mache er ein gut Geſicht zur Sache, ſo bleibe ſein Credit. Luiſe werde Alles aufbieten, ihn glücklich zu machen, und ſie wolle auch ein Einſehen thun. Herr Stößli war zu ſehr Notar, als daß ihn dieſe Rede nicht hätte zu Verſtand bringen ſollen. Nach einigen heftigen Ausrufungen begann er zu kapituliren und zwar nicht unter gar erſchwerenden Beſtimmungen, da er begriff, daß Luiſe die Lacher auf ihrer Seite hätte. Luiſe, welche es ſchmerzte, den Schmelz von der edeln Seele ihres Stößli ſo ſchnell abgewiſcht zu ſehen, und begreifen zu müſſen, daß nicht ſie, ſondern das vermeintliche Geld ihm die Hauptſache geweſen, begriff doch auch, daß ſie die erſte Schuld an der Geſchichte trage und gut machen müſſe mit ganzer Seele, ganzem Gemüthe und aus allen Kräften. Freilich legte der Sturm ſich nicht plötzlich; wenn ein Gewitter weiter zieht, hört man noch lange die Wolken grollen, aber es ging viel beſſer als man hätte glauben ſollen, ein vollſtändiger Friede und gegenſeitige Zufriedenheit ſtellten ſich allmälig ein. Herr Stößli nahm zu an Credit, Luiſe an der Fähigkeit, ſich gehörig geltend zu machen. Herr Stößli kam zu bedeutenden

Geſchäften, ſeine Freunde fanden Luiſe verflucht gebildet und ſchätzten ihn glücklich, daß er eine Frau habe, mit welcher er ein vernünftig Wort reden könne. Sie ſtellten ein Paar vor, welches was galt in der Welt, ſo daß wirklich Stößli ſeiner Luiſe ſchon mehr als einmal bekannt hat, er wollte nicht, daß es nicht ſo gegangen wäre; daß Luiſe, wenn ſie fragt: „Bin ich dir auch lieb?“ immer zur Antwort erhält: „Von ganzem Herzen, faſt wie das Vaterland!“

Michels Brautſchau.

Ein klarer Himmel lag über der Erde, und über dieſelbe ſtrich von Oſten her ein friſcher Wind. Der Oſtertag war da, der ſchöne und hehre, der alle Jahre uns das Zeugniß bringt, daß auferſteht, was begraben worden, daß an die Sonne ſoll, was im Verborgenen liegt. Er bringt als Frühlingsengel Freude allen Kreaturen, auch denen, welche weder Jahre noch Tage zählen können, welche keine Ahnung haben von des Tages hoher Bedeutung, als des immer wiederkehrenden Boten, der das Daſein einer andern Welt verkündet. Die Amſeln ſchlagen im Buſche, vielleicht daß bereits ein früherwachter Kukuk ruft; munter gackeln die Hühner, verkünden es der Welt, wie ſie ein Ei gelegt, aus dem was werden kann, was noch im Verborgenen liegt, ein verſchloſſenes Grab, in welches ein Leben geſchloſſen ſei. Darum haben die Eier am Oſtertage ihre wahre hohe Bedeutung, ſie ſind gleichſam Wappen und Sinnbild dieſes Tages. Man hat viel über der Oſtereier Urſprung und Bedeutung gedacht, wenigſtens geſchrieben, und iſt die Sache doch ſo einfach. Das Ei iſt eine geheimnißvolle Kapſel, welche ein Werdendes birgt, ein rauhes Grab, aus welchem, wenn die Schale bricht, ein neues feineres Leben zu Tage tritt. Darum freut ſich abſonderlich der Oſterei, deſſen eigentlich Leben in der Zukunft iſt, deſſen eigentlich Weſen noch verhüllt und verborgen liegt. Darum iſt Oſtern der Kinder Freudentag, darum lieben ſie ſo ſehr die Oſtereier. Der Kinder Leben liegt in der Zukunft, das Beſte in ihm, Zeitliches und Ewiges iſt noch verhüllt im Kinde, muß erſt auferſtehen. Darum lieben Mädchen, in denen ſo viel ſteckt, was werden möchte, die Oſtereier ſo ſehr, lieben das Eierſpiel, welches wir Düpfen heißen, in welchem Schalen zerbrochen, Eier gewonnen und verloren werden, ſo ſehr, laufen Stunden weit auf einen Platz, wo das Düpfen munter geht, laſſen unverdroſſen die Eier ſich von Buben zerſchlagen, rauben, und verſchenken holdſelig, was ihnen nicht geraubt, nicht zerſchlagen wird. Für dieſes Düpfen am Oſtertag iſt weit und breit kein Platz berühmter als Kirchberg mit der langen Brücke über die wilde Emme. Nach Kirchberg ſtrömt weit umher das junge Volk, füllt die Brücke, füllt die weiten Plätze dieſſeits und jenſeits der Emme, füllt die Wirthshäuſer, düpft und brüllt, trinkt und zankt unverdroſſen bis tief in die Nacht hinein, daß der ganze Himmel voll Getöſe und es dem Pfarrer auf dem Berge oft ganz übel wird und derſelbe jedes Ohr mit einem Baumwollenballen verpalliſadiren muß, um bei Gehör und Verſtand zu bleiben. Viel Tauſend Eier, hart geſotten, bunt gefärbt, oft mit ſchönen Sprüchen verziert, werden hergetragen und verdüpft. Doch auch in dieſe harmloſe Freude miſcht ſich der Betrug. Loſe Buben fabriziren hölzerne, ja ſteinerne Eier, füllen ausgehöhlte Eier mit Harz, wodurch die Spitzen ſtärker werden als die Spitzen der natürlichen Eier, dieſe einſchlagen und ſomit gewinnen, denn wer mit der Spitze ſeines Eies die Spitze von des Gegners Ei bricht, hat daſſelbe gewonnen. Starke Eier werden geſucht und gefürchtet, vor den künſtlichen ſucht man ſich zu hüten, beſichtigt des Gegners Ei, handelt darum, es in die Hand nehmen zu dürfen.

Ein Hauptwitz beſteht darin, daß ein Burſche, der von einem Mädchen ein Ei zum Beſichtigen in die Hand bekommt, damit davon läuft. Natürlich das Mädchen in vollen Sprüngen auf und nach, und wie dann dies ſchreit, ſich zerrt und ſich reißt und doch nicht beißt!

Wer alle Witze und Streiche erzählen wollte, welche an einem ſolchen Tage verübt werden, der müßte viel Zeit und Papier zu ſeiner Verfügung haben. An den Oſtertagen, von welchen wir reden wollen, ging es zu Kirchberg ganz beſonders laut und luſtig zu. Ein Eieraufleſet ſollte ſtattfinden, die Hühner hatten mit Legen nicht gekargt, beſonders da, wo man den Haber nicht ſparte. Der ſchöne Himmel und der trockene Weg erlaubten auch den Mädchen mit minder guten Schuhen und Strümpfen an der Fröhlichkeit Theil zu nehmen. So zottelte es von allen Seiten der Kirchberg zu, noch ganz anders als die eidgenöſſiſchen Truppen Luzern. Die Brücke war gedrängt voll, die Verbindung zwiſchen beiden Ufern war äußerſt mühſam geworden, und wer hinüber wollte, der mußte gut mit Geduld verſehen ſein, denn er verbrauchte viel. Fuhr ein Fuhrwerk auf die Brücke, welcher Art es ſein mochte, ſo war es akkurat wie ein Keil, der in hartes Holz getrieben werden ſoll. Kein Menſch wich einen Zoll breit, bis ihn ein Pferd mit der Naſe ſtieß und auf die Füße trat, dann wich er fluchend ſo weit, daß ihn entweder die Gabel in die Seite ſtieß oder die Räder ſeine Beine ſtreiften und ihm alle möglichen Verwünſchungen gegen Horn- und alles andere Vieh auspreßten. Der Fuhrmann konnte nichts dafür, warum wich man nicht aus, und wer nicht auswich, war auch nicht ſchuld, denn da iſt's eine Kunſt auszuweichen, wo man gepreßt ineinander ſteht, und zwar auf einer Brücke, welche ſeit Menſchengedenken morſch geweſen iſt und wahrſcheinlich noch zu Kinder und Kindeskinder Zeiten morſch ſein wird, und alle Augenblicke die Geländer krachen. Es iſt kurios mit dieſer Brücke. Die Emme erbarmte ſich ſchon mehrmals dieſer altersſchwachen Brücke, riß Fetzen weg und begrub ſie. Und ſiehe, handkehrum ſtand die alte morſche Brücke wieder da, ſtreckte ſich lang und matt über die Emme hin, als wie ein matter Menſch, der ſich zu Bette legen will. Die Geländer krachten wohl, aber brachen nicht, ein Wunder, welches alle Jahre ſich wiederholt, wohl das größte, das je in Kirchberg ſich zugetragen. Großes Unglück wär's nicht, wenn einmal ein Geländer brechen würde, Beine würden kaum gebrochen, die Brücke liegt ja faſt mehr unter als über der Emme und hat bedeutende Anlagen zu Aehnlichkeiten mit dem berühmten Tunnel zu London, Einige würden etwas naß, die kriegten den Schnupfen, würden abgeſchreckt für ein ander Mal, und um die, welche nicht naß geworden, abzuſchrecken, würde der Herr Pfarrer das Ereigniß anziehen in der Predigt und klar darlegen, wie ſchrecklich es hätte gehen können, daß es ein Wunder, daß es nicht ſo gegangen, daß es aber das nächſte Mal ſicherlich und beſtimmt ſo gehen werde. Faſt wie einem Fuhrwerk oder einem ſchweren Schiffe, welches zu Berg fährt, mit den Wellen, ging es einem großen und mächtig breiten Burſchen, der mit geſpreizten Beinen, die Arme weit vom Leibe weg, über die Brücke ſegeln wollte. In ſelbſtbewußter Ruhe ſchob er ſich vorwärts, ſchob bei Seite, was ihm im Wege war, doch nicht buben- und boshaft, ſondern ganz kaltblütig, weil es ihm eben im Wege war, und vollkommen gleichgültig, war's ein trotziger Junge oder ein hübſches Mädchen. Was leicht wich, ſchob er leicht, was ſich ſchwer machte, ſchob er halt, bis es ging. Ein großer ſchwer mit Silber beſchlagener Kübel hing ihm im Maule und rauchte bedenklich; am kleinen Finger der rechten Hand hatte er einen ſchweren ſilbernen Ring, Schlagring genannt. Solche Ringe waren ehedem ſehr in der Mode und wirklich ganz beſonders dienlich, Löcher in die Köpfe, oder Zähne in den Hals zu ſchlagen, es waren ſo gleichſam die Siegel großer Bauernſöhne, welche ſie auf die Köpfe ihrer Nebenmenſchen drückten. Ums Düpfen kümmerte er ſich nicht, Eier merkte man nicht bei ihm, bei keinem Mädchen ſtellte er ſich. Und doch war ſein Geſicht ſo, wie es die Mädchen gerne ſehen, und er war auch im Alter, in welchem man die Mädchen am liebſten ſieht. Sein Ziel, nach welchem er ſegelte, ſchien in der Ferne zu liegen. Ihm auf der Ferſe war ein gewaltiger Hund und drei muntere aber grobe Burſche ſteuerten hinter ihm in gleichem Fahrwaſſer. „Was iſt das für ein Gußi?“ (junges Rind) ſchrie plötzlich ein Mädchen auf. Es war eben mitten in einem intereſſanten Märten ums Düpfen mit einem ſehr intereſſanten Burſchen und meinte, das Recht zu ſtehen, wo es wolle, ſo gut zu haben als irgend Jemand, und meinte nicht, es müſſe ſeine Geſchäfte abbrechen, um einem dicken Mannsbild Platz zu machen, ward aber um ſeiner freien Meinung willen gar hart und unſanft auf die Seite mehr geſchleudert als geſchoben. „Nit ſo laut,“ ſagte ein anderes großes ſchönes Mädchen, aber mit kühnen wilden Augen. „Es iſt Michel auf dem Knubel ein ungeleckt Kalb, aber es lohnte ſich der Mühe, es zu lecken. Seine Eltern ſind im Kirchhof, er hat einen bezahlten Hof, ausgeliehenes Geld. Wart, den will ich ſtellen.“ Und raſch ging das Mädchen vor, ergriff den Michel bei einem ſeiner dicken Arme und rief: „Seh, Michel, düpfen, oder haſt keine Eier, mußteſt die Hühner verkaufen, weil du den Haber ſelbſt gebrauchteſt für Habermuß und Haberbrei?“ Das war ſtarker Tuſch. Habermuß und Haberbrei ſind gegenwärtig auf einem reichen Bauerntiſch, was Kutteln und Krös auf einem Herrentiſch, und mit Unrecht, Haberſpeiſen waren unſerer Väter Speiſen, ſind ſicher nahrhafter als dünne Kaffeebrühe und bloße Kartoffel. Michel fühlte den Tuſch, doch langſam ging er ihm in's Fleiſch. Langſam drehte er ſich um und ſagte: „Wenn dein Vater Hühner nach Solothurn fährt, ſo ſag ihm, er ſolle auf dem Knubel vorbeikommen, vielleicht daß noch was für ihn zu handeln wäre, wenn er Geld hat für ein Huhn oder zwei.“ „Mein Vater hat noch nie auf ſieben Höfen herumſpringen müſſen um Geld, wenn er den Mauſer hat zahlen ſollen, wie es Andern begegnet ſein ſoll,“ antwortete das Mädchen. „Wie lange iſt es denn,“ antwortete Michel, „daß er den letzten Kreuzer wechſeln ließ, um Schnaps zu kaufen?“ „He,“ ſagte das Mädchen, „das war gerade am gleichen Tage, wo du deine letzten Eier an ein kreuzerig Weggli tauſchteſt, aus welchem dir deine Kindermutter den letzten Milchbrocken machte, der ſo grauſam gut geweſen und dem du jetzt noch nachpläreſt.“ Dieſer Schuß traf einigermaßen, Michel ſtellte daher den Witz ein, er ſagte blos: „Selb lügſt,“ wollte abbrechen und weiter. „Ich wollte mich doch ſchämen,“ ſagte hartnäckig das Mädchen, „der Bauer auf dem Knubel ſein wollen und nicht ein einziges Ei vermögen an der Oſtern.“ Zornig ſagte Michel: „Wer ſagt, ich habe keine Eier?“ „He,“ antwortete das Mädchen, „haſt welche, ſo zeig' ſie, komm und düpf'!“ „Meinſt'?“ ſagte Michel. „Ich hätte viel zu thun, wenn ich mit allen Hagſtüdene und allen Bauerntöchtern vom Gitzigrad und von Schattenhalb düpfen wollte. Wenn du düpft haben mußt, ſo frage hinter mir die Knechte, vielleicht daß einer mit dir macht, vielleicht auch nicht.“ Nach dieſen Worten ſegelte Michel unaufhaltſam weiter vor ſeinem Gefolge her. Stolzer iſt nie ein Sohn von Frankreich vor ſeinem Gefolge hergeritten, als Michel vor ſeinem Gefolge, dem Hunde und den drei Knechten einherſchritt. Die Knechte neckten begreiflich das Mädchen.

Das Mädchen würdigte dieſelben keiner Antwort, ſah dem Michel nach mit ſtillſchweigend zornigen Blicken, in welchen mit großen Buchſtaben geſchrieben ſtand: „Wart du nur, dir will ich!“

Wie oben geſagt worden, war an dieſem Tage noch ein Eieraufleſet angeſtellt. Wir wiſſen nicht, iſt dieſe Sitte blos berneriſch oder weiter herum verbreitet. Dieſes Spiel hat gewöhnlich an Oſtern oder Oſtermontag ſtatt. Die Burſche eines Dorfes oder eines Bezirks theilen ſich in zwei Partien: der einen liegt ob, Eier aufzuleſen, der andern zu laufen an einen beſtimmten Ort und zurückzukehren, ehe die Eier aufgeleſen ſind. Begreiflich ſpringt nicht die ganze Partie, ſondern jede derſelben wählt ſich den beſtgebauten, langathmigſten Burſchen als Läufer aus. Nun wird der Ort beſtimmt, wohin der Läufer einer Partie vom Platze weg, wo die Eier aufgeleſen werden, zu laufen, einen Schoppen zu trinken und zurückzukehren hat. Dieſer Ort iſt zumeiſt eine halbe Stunde entfernt, doch näher und weiter nach der Lokalität. Im Verhältniß zu der beſtimmten Entfernung werden nun 2—300 Eier in einer Entfernung von einem Fuß auseinander, zumeiſt in zwei Reihen neben einander auf die Erde gelegt. Der Läufer der zweiten Partie hat die Aufgabe, dieſe Eier eins nach dem andern aufzuleſen und je eins nach dem andern in eine am obern Ende mit Spreue gefüllte Wanne hinzutragen. Doch iſt es ihm vergönnt, ſie in die Wanne zu werfen von ſo weit her er will und Einer aus ſeiner Partie kann auch die Wanne halten, drehen und vorſtrecken, doch nicht näher gehen. Indeſſen iſt dieſes Werfen nicht immer fördernd und um ſo weniger, je mehr der Läufer erhitzt und geſpannt, und ſomit im Werfen unſicherer wird, denn für jedes im Werfen oder ſonſt wie zerbrochene Ei wird ihm ein neues hingelegt, welches wiederum aufgeleſen werden muß. Von der Wanne weg laufen beide mit einander ab, von der einen Partie wird der Aufleſer beaufſichtigt, von der andern Partie ſind einige im beſtimmten Wirthshauſe, ſehen zu, daß dem Läufer der Wein nicht entgegen getragen und von ihm ordentlich ausgetrunken werde. Darauf kommt es alſo an, wer mit ſeiner Aufgabe zuerſt fertig und wieder bei der Wanne iſt: faſt immer gewinnt der, welcher die Eier auflieſt. Es iſt eine luſtige Art von Wettlauf, doch waltet ein eigener Unſtern darüber, denn gewöhnlich endet dieſes Spiel mit blutigen Köpfen oder doch mit Streit und Zank.

Jede ordentliche Sache hat eine Spitze, das Eierleſen deren ſogar zwei. Auf dem Spiel ſteht eine Wette, beſtehend in einer Uerti. Die verlierende Partie muß eine Zeche bezahlen, das bringt Aerger und Unmuth, und je mehr Wein dazu gegoſſen wird, deſto mächtiger gähren beide Elemente. Dazu kommt noch, daß zumeiſt jeder Burſche ein Mädchen einladet, das Feſt mit einem Ball eröffnet und beſchloſſen wird. Man iſt auf dem Lande, in der jungen Welt nämlich, noch nicht ſo ſelbſtſüchtig wie in der Stadt, ſo blaſirt, huldigt ſo ganz dem Grundſatze: ſelber eſſen macht fett. Bei ſolchen Gelegenheiten haben die Burſchen gerne ihre Mädchen bei ſich, machen ihnen gern auch eine Freude und zwar gratis. Geiger und Mädchen ſind aber wiederum zwei Elemente, welche nicht beſonders zum Frieden dienen, wenn ohnehin das Blut kocht. Dieſes ſogenannte Eiermahl, wobei die Wirthin je nach ihrer Kunſt Eier verbraucht, wird jedoch einſtweilen noch nicht am heiligen Tage ſelbſt, an Oſtern gehalten, wenigſtens in jener Zeit nicht, in welche unſere Erzählung fällt. Man war damals noch nicht ſo gebildet wie jetzt, ſtand noch nicht auf der heutigen Kulturſtufe, ließ den Geiger nicht die heiligen Töne verquiken und verquaken, hielt für nöthig, ruhige Punkte zu haben im Weltgetümmel, damit der Menſch zur Beſinnung komme und ſich zurecht finden könne, wo er ſei, und ob er auf dem Kopf oder auf den Füßen ſtehe. Nun giebt es aber auch Zeiten und Regierungen, wo Alles darauf ankommt, daß männiglich ſturm bleibe, nicht wiſſe, ſtehe es auf dem Kopfe oder auf den Füßen, da iſt's dann freilich nöthig, daß man alle Töne losläßt Tag und Nacht, daß blaſen und brüllen, klarinetten und kanoniren, geigen und gruchſen, poſaunen und praſten, ſingen und ſpringen muß, und zwar ſo ſcharf er es vermag, wenn er nicht verdächtig werden will, wer nur immer blaſen und brüllen, klarinetten und kanoniren, geigen und gruchſen, poſaunen und praſten, ſingen und ſpringen kann, vom Säuglinge weg bis zum Greis. Das iſt einer der wichtigſten Punkte in der demagogiſchen Staatskunſt. Begreiflich gehen die rechten Staatskünſtler mit dem Beiſpiel voran und zwar unnachahmlich. Es iſt wohl möglich, daß man einmal in den Kirchen gegenüber der Kanzel eine Bühne errichtet für ſolche Künſtler, welche der Teufel angeſtellt hat und als Hanswürſte figuriren läßt, alles Heilige dem dummen Volke wegzubugſiren.

Mit Eiermahl, Tanz und obligater Prügelei mußte man warten, wenigſtens bis Oſtermontag, des Publikums wegen und nicht wegen der eigenen Religion. Unſere Staatsherren haben ſeit Langem im Sinn und Gemüthe gehabt und zu einem Ziele hin gearbeitet, an die Stelle der chriſtlichen Religion die Staatsmoral zu placiren, deren endlich Reſultat die Sitte iſt, jedem Regenten, heiße er wie er wolle, höchſtens ſechs Wochen nach ſeiner Erhebung den Schuh in den Hintern zu geben und den Kopf in's erſte beſte Miſtloch zu tauchen. Man iſt noch nicht am Ziel, aber man nähert ſich demſelben mit ſehr ſchnellen Schritten. Auch damals alſo ließ man in Kirchberg Oſtern Oſtern ſein und that, wozu man Luſt hatte bis ans Geigen, und die Polizei hatte keinen Sinn für Oſtern, war ihr auch nicht zuzumuthen, ja man giebt ihr Schuld, ſie hätte Zwecke verfolgt, welche eben durchaus nicht öſterlich waren. Die Wirthshäuſer waren überfüllt, es wurden es allgemach auch die Köpfe, und wenn es voll in den Köpfen wird, fängt es bekanntlich an in den Fingern zu ſpuken, und dann Oſtern hin, Oſtern her!

Michel auf dem Knubel gehörte zu keiner der Partien, er wohnte nicht in der Nähe, aber er ſah ſolchen Dingen gern zu, und wenn er ſich auch nicht ungern zeigte, wo viele Menſchen zuſammen kamen, ſo kann man es ihm nicht verübeln. Seine Vaſallen hatten ihm einen großen Begriff von ſeiner Majeſtät beigebracht, ihm eingeredet, er ſei mehr als Goliath, mehr als die ſieben Haimonskinder alle miteinander. An ſolchen Orten ſah er dann, wie die Leute ihn betrachteten, als wäre er eine fremdländiſche Kreatur, mit Erſtaunen und mit Grauen, ſah, wie Einer dem Andern die Ellbogen freundſchaftlichſt in die Nieren ſtieß, und hörte mit der größten Wonne: „Sieh, dort der Große, wo breit iſt wie ein Tennsthor, das iſt der junge Bauer auf dem Knubel, das iſt ein Grüſel, mit Geld und Kraft mag den Keiner, der ſchwingt oben aus im Schweizerland.“ Michel war ein junger Laffe, that dümmer als er war, meinte, unter den Leuten müſſe er ſo recht ſpienzeln, ſeinen Kübel im Maul, ſeinen Ring am Finger, und dazu ein Geſicht machen, als ob er nicht blos allen Pfeffer auf dem ganzen Erdboden gefreſſen hätte, ſondern auch das Land, wo er wächſt, mit allen Pfefferſträuchen dazu.

Darum eigentlich kam er mit Gefolge nach Kirchberg und weder des Dürfens noch des Eierauflefens wegen. Er hatte zwar des allgemeinen Gebrauchs wegen auch Eier im Sack, und düpfte ſogar und zwar ſelbſt mit Mädchen. Aber ſie mußten ihm bekannt ſein und ihn anſprechen dafür, unbekannte Bauerntöchter vom Gitzigrad fertigte er über die Achſel ab. Ward er angeſprochen, that er es wie eine Gnade, als ob er Sultan wäre, ſchritt dann fürbaß ebenſo. Aus dem Weibervolke machte er ſich durchaus nichts, tanzte er einmal und hielt das Mädchen zu Gaſt, ſo war es nur, um zu zeigen, der Bauer auf dem Knubel vermöge den Geiger zu bezahlen und eine Uerti obendrein. Wollte ihm ein Anderer das Mädchen abjagen, ſo konnte er eine vaterländiſche Prügelten anſtellen, aber nicht des Mädchens wegen, ſondern um zu zeigen, wie ſtark er ſei. Wollte ihm aber Niemand das Mädchen abjagen, ſo ließ er es ſonſt laufen. Michel war ſo eine rechte wahrhaftige Lümmel-Majeſtät, aber eine gutmüthige. Als das Eierauflеſen aus war, der Aufleſer, welcher ſehr geſchickt im Werfen der Eier nach der Wanne geweſen war, gewonnen hatte, wälzte ſich die Maſſe den Wirthshäuſern zu, um abzuſitzen und zu erwarmen. Michel that auch alſo, wälzte ſich mächtig durch die Menge und pflanzte ſich hinter einem Tiſche auf, als ob er hier den jüngſten Tag erwarten wolle. Zu ſeinen Füßen lag Bäri, der Hund, auf dem Vorſtuhl ſaßen die Knechte, ließen ſich wohl ſein, denn Michel kargte nicht beim Traktiren. Das Wirthshaus, in welchem Michel war, füllte ſich zum Erſticken und zwar mit allerlei Volk von verſchiedenen Dörfern. Aus allen Ecken ſchrie man nach Wein, mit den Mädchen ward um die letzten Eier gerungen, was mit einer radikalen Plünderung endigte. Lärm und Spektakel waren groß. Man verſtand ſein eigen Wort kaum, und ſchwer war's ſich durch's Getümmel zu drängen, ſchwerer als auf der Brücke. Dort nahm man's kaltblütig, hier war's, als ſei Alles mit Büchſenpulver angefüllt, als ſchwirrten böſe Geiſter in der Luft und blieſen die Menſchen mit Zankſucht an. Warf man Streitende zur Thüre hinaus, kamen ſie durch die Fenſter wieder herein, und zehn Mal wilder als vorher. Löſchte man Streit in der Stube, flammte er in den Gängen um ſo gewaltiger auf. Die Frühlingsluft ſpukte in den ſtarken Gliedern, und zumeiſt thut dann der Menſch am wüſteſten, wenn es ſich am wenigſten ziemt. Michel ſaß vom Streite unberührt hinterm Tiſch in guter Ruhe und rauchte einen Kübel Tabak dazu. Nur zuweilen knurrte Bäri, der Hund, oder einer der Knechte ſtand auf und trieb einen Knäuel Streitender, der ſie beläſtigte, mit einem tüchtigen Stoß in's Fahrwaſſer des Streites hinaus. Hinter Knechten, Hund und Tiſch ſaß Michel in der vollſtändigſten Sicherheit, hätte in allem Behagen genießen können, was ihn gelüſtete. Wahrſcheinlich ſtach ihn der Böſe, es gramſelte ihm in allen Gliedern: plötzlich mitten im wildeſten Lärm ſchrie er nach ſeiner Uerti und wollte fort ſammt Gefolge, welches vielleicht lieber länger geſeſſen wäre, indeſſen keine Einwendungen verſuchte. Langſam, g'ſatzlich rückte Michel aus, drückte ſich in's Gedränge, wollte durch Stube und Haus, wie er dieſen Nachmittag über die Brücke gekommen. Aber jetzt war anderes Wetter. Damals war die Luft rein geweſen, jetzt flogen Gläſer und Flaſchen drin herum, als ob es Schneeflocken wären. „Will der ſchon heim?“ hörte Michel eine Stimme fragen. „Für den iſt's hohe Zeit, um dieſe Zeit müſſen die Kinder in's Bett, längſt wird ihm die Kindermutter ſein Breili z'weg haben,“ antwortete eine andere Stimme. Zornig ſah Michel ſich nach dieſer Stimme, welche er heute ſchon einmal gehört zu haben glaubte, um, da ſplitterte ihm ein Glas am Backen. Nun ging das Pauken los, Michel hielt ſich berechtigt, auf den Wurf hin dreinzuſchlagen, ganz gleichgültig, wen er traf, und hinter ihm her hielten die Knechte ſich für ebenſo berechtigt als der Meiſter. Michels Ring ſchien ein wahrhafter Zauberring zu ſein, von ihm berührt, beugten ſich die kühnſten Häupter und mancher fiel in tiefen Schlaf. Alles ſchlug nun auf Michel ein, und je mehr Schläge Michel kriegte, deſto munterer ſchien er zu werden, es ſchien, als erwache er eigentlich erſt jetzt ſo recht. Es wäre eine ordentliche Freude geweſen, ihm zuzuſehen, wenn dabei nicht Augen, Naſen, Zähne ꝛc. gefährdet geweſen wären. Michel brach ſich Bahn mitten durch das wildeſte Getümmel, ſchlug ſich auf geſunden Beinen in's Freie. Draußen hielt er ſtill, rüſtete ſich auf den Heimweg, zog ſeinen ſorgfältig geborgenen Kübel aus der Taſche, brachte ihn in's Gleis, ſtopfte friſch, achtete ſich der Steine und Scheite wenig, welche um ihn herumflogen. Eben hatte er Stein und Schwamm zur Hand genommen, den Kübel in's Maul geſteckt und wollte Feuer ſchlagen, da traf ein Scheit hauptſächlich die Pfeife, daß ſie ihm aus dem Maule flog und die Zähne wackelten. „Bäri, faß!" rief er, und wie ein Pfeil ſchoß Bäri in die Nacht hinein, als ob er nur auf dieſen Ruf gewartet hätte. Bäri war ein ganz vortrefflicher Hund mit Löwenkraft und Menſchenverſtand, daher auch wie ein Zwillingsbruder von Michel geliebt. Im größten Streit half Bäri ſeinem Meiſter nie ungeheißen, außer wenn derſelbe fiel, dann hätten wir Niemanden, dem ſein Leben lieb geweſen, rathen mögen, Michel anzurühren. Wurde er irgendwie getroffen oder geſchlagen, dann hatte er das Recht ungeheißen zuzubeißen. Sagte aber Michel: „Bäri faß," oder, „Bäri nimm!" ſo faßte Bäri und nicht für Spaß und ließ nicht los, bis Michel ſagte: „Bäri gang dänne," oder: „Bäri hintere." Bäri hörte auf der Welt kein Wort lieber als das: „Bäri faß." Wie es aus Michels Mund war, ſchoß er fort wie ein Pfeil vom Bogen und ungeſäumt lag am Boden, was Bäri faſſen ſollte. So geſchah es auch jetzt. Laut fluchte es in der Nähe, dann hörte man einen dumpfen Fall, einen lauten Schrei, Bäri's zornig Knurren. „Geht und luegit,“ ſagte Michel zu den Knechten, ſuchte kaltblütig ſeine Pfeife zuſammen, richtete ſie ein und ging langſam nach. Sie fanden Bäri ſchrittlings ſtehend über einer dunkeln Geſtalt, die blanken Zähne knurrend dicht an deren Geſicht, und zorniger ward das Knurren und das Maul that ſich über dem Geſichte zum Faſſen auf, ſobald die Geſtalt einen Laut von ſich geben wollte. Die Knechte fanden ſich nicht berufen, den Menſchen zu erlöſen, auch ſprangen ſie denen nicht nach, welche ſie in der Ferne laufen hörten. Zu g'wunderig ſein in dunkler Nacht, kann unheimlich werden. Sie hatten ihr Geſpött mit dem armen Teufel und wenn der reden wollte, ſperrte Bäri das Maul auf, drückte ihm die Zähne in's Geſicht, doch ohne zu beißen. Eben eine bequeme Stellung iſt dies nicht für einen Menſchen, ſie iſt ungefähr die eines konſervativen Freiburgers, mit dem Unterſchiede, daß der Bäri, der auf dem Freiburger ſteht, mit dem Maule am Geſicht, keine Regierung iſt, ſondern ein Hund. Michel hielt von je Preſſiren für ungeſund, fand ſich auch nicht bewogen, diesmal eine Ausnahme zu machen. Er kam langſam nach, und erſt als ſeine Pfeife ordentlich brannte, ſagte er: „hintere, Bäri, hintere.“

Bäri meinte ebenfalls nicht, daß beſondere Eile am Platze ſei, langſam zog er das Bein zurück, ließ ab von den zärtlichen Berührungen, und entfernte ſich mißmuthig von dem Menſchen. Sobald dieſer frei war, fluchte er ſchrecklich und begehrte mörderlich auf. Als er ſich endlich erhoben hatte, ſah man, daß es ein Landjäger war. „Du Knubel-Kalb, du verflucht's, habe ich dich endlich, jetzt will ich dir's zeigen, du mußt mir dahin, wo du längſt hingehört; morgen mache ich die Anzeige im Schloß, dein Hund muß zum Schinder, du unter die Rothen (Schweizer in franzöſiſchen Dienſten). Der Bonaparte iſt die rechte Kindermutter für ſolche Kälber, der putzt ihnen die Naſe. Der Bigelpeterli wird Freud haben, wenn er dich in die Lieferung bekommt." Die Schweiz mußte Napoleon laut Vertrag 4 Regimenter oder ſechzehntauſend Mann ſtellen und vollzählig erhalten. Napoleon verbrauchte raſch ſeine Soldaten, plagte daher ſeine ſogenannten Verbündeten beſtändig mit Befehlen zur Ergänzung. Nun war die Freiwilligkeit nicht mehr ſehr groß, ſeitdem man vernahm, wie heiß es in Spanien zugehe und wie kalt es in Rußland ſei. Die Werbung ging daher ſehr ſchläfrig und die Regierungen mußten zu allerlei künſtlichen Mitteln die Zuflucht nehmen. Die ſchlauſten Werber wurden angeſtellt, alle Liſten ihnen erlaubt, bei allen Streichen durch die Finger geſehen und wen ſie einmal hatten, den hatten ſie, wenn ſie wollten. Unter dieſen Werbern blieb Bigelpeterli berüchtigt und wegen ſeinem Witz berühmt bis auf den heutigen Tag. Es geſchah aber auch, daß man Burſche, welche wegen Schlägereien oder anderm Frevel in's Zuchthaus, oder in die Verbannung ſollten, nach Frankreich ſpedirte, angeblich zwar mit ihrem Willen. Dieſer modus procedendi wurde dann aber auch von Landjägern und Werbern zu ſchweren Brandſchatzungen mißbraucht, wenn ſie einmal einen Reichen in die Hände bekommen konnten. Auch ſollen die Manieren der reichen Bauernſöhne nie ſo fein geweſen ſein als dazumal. Es war, als Michel das begegnete, noch nicht die böſte Zeit und doch erſchrak er ſehr. Er war tapfer auf den Straßen, aber vor dem Krieg hatte er einen heiligen Schrecken, er tauſchte ſeinen Knubel nicht an ganz Rußland. Er wollte daher begütigende Worte verſuchen, der Hund habe ihn nicht gekannt und nicht gedacht, daß, wo mit Scheiten geworfen werde, ein Landjäger zugegen ſei. Aber ſolchen Menſchen manierlich zu kommen, iſt gefährlich, ſie werden gern um ſo gröber und unverſchämter. Der Landjäger war vorher blos grob geweſen, jetzt ward er fürchterlich, that als ob er Michel Handſchellen anlegen, und ihn noch in dieſer Nacht nach Frankreich ſpediren wolle. Da trat Sami, Michels Lieblingsknecht und gleichſam ſein Milchbruder, vor und ſagte: „Nur ſachte, und jetzt haſt Zeit zu ſchweigen und dich zu ſtreichen, du Unglücksmacher, ſonſt geht es mit dir dem Teufel zu; du haſt den ganzen Streit angezettelt und immer wieder angeblaſen, um Bußen zu ziehen oder zu brandſchatzen: Anderer Unglück iſt eure Ernte. Es ſind Leute da, welche es reden werden, wo man will, wie du und dein Kamerad das ganze Spiel abgekartet haben. Haſt du das Scheit nicht ſelbſt geworfen, ſo warſt du doch dabei, als es geworfen ward, und weißt, wer es gethan. Iſt das nicht genug, ſo ſoll dir bewieſen werden, wie du dich kaufen läſſeſt, kurz der ſchlechteſt Lumpenhund biſt, welcher in unſerer Herren-Kutte herumläuft. Morgen gehe ich in's Schloß, zähl darauf, und zeige dem Oberamtmann an, welche Lausbuben und Unglücksmacher er zu Landjägern habe. Er iſt ein ſtolzer Herr, aber kein Ungerechter, der wird mit ſolchem Pack ſauber ausfahren, zähl darauf." Dieſe Sprache machte Eindruck auf den Landjäger, von wegen, derſelbe kannte den Oberamtmann, wußte wohl, was er ihnen oft geſagt, und daß er nicht Spaß verſtehe, am allerwenigſten von den Landjägern. Der Landjäger ließ die Milch hinunter und endlich kam ein Vergleich zu Stande, welcher ungefähr in den Worten enthalten iſt: ſchweigſt du mir, ſo ſchweig ich dir. So geht es gewöhnlich. Eine Floh, welche uns gebiſſen, jagt man bis man ſie hat, dann zerdrückt man ſie; menſchliches Ungeziefer aber ſchüttelt man blos von ſich ab, läßt es laufen, ja hat noch Freude daran, wenn es von uns weg nach Andern ſpringt und beißt. Können jetzt auch luegen, wie ſie es abſchütteln, denkt man. Mit dieſer Selbſtſucht richtet man unſäglichen Schaden an, erhält die Macht der Schlechten, mehrt deren Trotz und Uebermuth, denn ſie haben ja nichts zu fürchten, als an einem oder andern Orte vergeblich anzuſpringen und abgeſchüttelt zu werden. Müßten ſie das Zertreten fürchten, es wäre anders. Wie Mancher wohl wurde durch dieſen Spitzbuben von Landjäger ſpäter noch unglücklich, der ſein Weſen ſicherlich forttrieb, nur vorſichtiger und ſchlauer. Nun unſerm Michel war es nicht zuzumuthen, des allgemeinen Beſtens wegen freiwillig einen Gang in's Schloß zu thun, dem Oberamtmann unter die Augen zu ſtehen und eine Anzeige zu riskiren. Verſetzen doch Solche, welche was ganz Anderes vorſtellen wollen, als unſer Michel, keinen Fuß, wenn es gilt, Schaden zu wenden vom ganzen Vaterlande, geſchweige denn, daß ſie das Maul aufthäten und Die verzeigten und offenbar machten, welche es in's Verderben führen. Im ſchönen Bewußtſein, viel verrichtet zu haben, zog Michel mit ſeinem Gefolge unangefochten heim. An vier ſolche Burſche und einen Hund traut man ſich auf offener Straße und freiem Felde nicht ſo leicht. Die angetrunkenen Knechte im Siegesübermuth hätten gern noch ein zur Seite liegendes Dorf beſucht, wo Kampf und Blut nicht gefehlt hätten. Aber Michel wollte nicht, nicht weil er ſich fürchtete, aber er meinte nicht, daß Alles an einem Tag gethan werden müſſe, er war mit dem an dieſen Oſtern Vollbrachten vollſtändig befriedigt. Es ſei morgen auch noch ein Tag, ſagte er. Michel hatte einige Löcher im Kopf, Beulen am Leibe, aber er achtete ſie ſo wenig als Bremſenſtiche, hatte ſie vergeſſen als er heim kam, legte ſich zu Bette, ohne nach ihnen geſehen zu haben.

Am andern Tag ſchlief Michel bis hoch am Himmel die Sonne ſtand. Endlich begann es zu tagen vor ſeinen Augen; aber Michel pflegte nicht eines Satzes aus dem Bette zu ſpringen, ſelbſt wenn unter ihm das Bett gebrannt, ſo hätte er ſich noch gedreht, geſtreckt, einige Mal gegähnt, dann erſt hätte er das Bett verlaſſen, in einem Satze vielleicht, oder vielleicht auch langſamer. Als nun Michel mit etwelchem Geräuſch ſeine Vorübungen zum Aufſtehen mit Gähnen und Strecken machte, öffnete ſich die Thüre und eine ältliche Frau trat in's Stübchen. Aber ſo wie ſie einen Blick auf das Bett gethan, ſchrie ſie laut auf und ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen. „Ach du meine Güte, Micheli, mein Micheli (ein beiläufig über zwei Centner ſchwerer Micheli), wie ſiehſt du aus, wie haben ſie dich aber zugerichtet.“ „Was iſt, Anni?“ fragte Michel und hob das Haupt aus dem Kiſſen. Da erſt ſchrie Anni recht: „Mein Gott, mein Gott, lebſt oder biſt todt? biſt du denn nicht ſicher, wenn du von Hauſe gehſt? O wärſt daheim geblieben, ich hielt dir ſo dringlich an, wollte die Küchli zwei Mal backen und Nidle ſtoße, aber es mußte nicht ſein, es mußte erzwängt ſein und jetzt kommſt du ſo mir heim! Und wo waren die Knechte,. was thaten Sami und Bäri? was nützen die Alle, wenn du ſo z'weg kommſt?“ „Was iſt aparts, daß du ſo machſt?“ fragte Michel verwundert.

„Biſt denn ſo ſturm im Kopf, daß du nichts weißt? Es iſt ſich aber nicht zu wundern, man muß ſich nur wundern, daß du noch lebſt. Sieh ſelbſt,“ ſagte die Frau, nahm ein Spiegelchen von der Wand und hielt es ihm vor. Da wäre doch Michel beinahe vor ſich ſelbſt erſchrocken. Er ſah aus wie ein alter Märtyrer, gepeitſcht, halbgeſchunden und halb von den Hunden gefreſſen, voll Blut und Striemen. Das blutgetränkte Haar hing ihm über das dicke Geſicht hinunter, das blutige Hemd klebte ihm am Leibe, daß man es für den blutigen geſchundenen Leib ſelbſt hätte halten können. Noch andere Leute als Anni wären über ihn erſchrocken, denn man hätte wirklich meinen ſollen, es ſei nur eine Wunde. „Das iſt wüſter als bös,“ ſagte Michel zu Anni, welche ſich geberdete wie eine gedungene hebräiſche Klagefrau. „Hol' Waſſer, mach' das Blut ab und gieb ein friſches Hemd, ſo iſt z'Sach richtig.“ Anni, welche von vielen Berichten her einige Sachkenntniß in ſolchen Fällen hatte, fragte, ob es nicht beſſer ſei, ehe es waſche, zu Männern zu ſchicken, um Zeugen zu haben, wie er ausgeſehen, und zu einem Arzt, um ihn zu verbinden, damit man den Mördern und Schindhunden, welche ihn ſo zugerichtet, den Meiſter zeigen könne? Aber Michel meinte, es wäre gut, es wäre heute Niemand übler z'weg als er, und wollte nicht, Anni mußte ſich bequemen, laues Waſſer zu holen, um ſeinem Micheli ſein Köpſli zu waſchen. Je eifriger es wuſch, deſto eifriger redete und jammerte es dazu. Als das Werk vollbracht war, ſah Michel wieder ganz ordentlich aus, daß Anni es faſt ungern hatte, und that als ob es Michel lieber halb todt geſehen, um dann nach Herzensluſt über ihn weinen und klagen, über die Thäter ſchimpfen und läſtern zu können. Um deſto brünſtiger wandte es nun ſein Mitleid Michels Kleidern zu. Er hatte natürlich am Oſtertag all' ſein Beſtes angezogen, da war Nichts mehr ſauber, das Eine zerriſſen, das Andere mit Blut getränkt und dieſes eingetrocknet. Er komme noch um all' ſeine Sachen, jammerte Anni, wenn er ſich ſeine Sache ſo wenig achte, ſo koſtbare Kleider und alle dahin. Hätte er ihns geſtern geweckt, daß es das Blut noch feucht hätte auswaſchen können, ſo wollte es nichts ſagen, jetzt möge er zuſehen, wie es werde. Wenn es ihm nicht eingefallen, ſo hätte es Sami in Sinn kommen ſollen, dem ſtünde es wohl an der Witzigere zu ſein, ſei er doch ſieben Wochen und drei Tage älter als Michel. Aber wenn er nicht beſſer thue, müſſe der ihm aus dem Hauſe. Bei allen Lumpengeſchichten ſei er der Erſte und der Letzte und vielleicht der Urheber. Zu gut dazu ſei er nicht. Sami war Anni's leiblicher Sohn, und Anni war Michels Kindermagd geweſen, jetzt die ihm um die Naſe geriebene Kindermutter. Michels Mutter war nämlich geſtorben, als derſelbe noch in den Windeln war, darauf vertrat Anni Mutterſtelle an ihm und zwar ſo, daß ihr faſt gleich alter Sohn Sami gegen Michel immer den Kürzern ziehen mußte, Michel ihr immer der Liebere ſchien. Im Grunde des Herzens war er es aber nicht, aber bei Michel kam zu der Liebe die Treue der Pflicht. Michels Mutter hatte auf dem Sterbebett zu Anni geſagt: „Gält, Du luegſt immer zu ihm, und luegſt, daß er nit unterdrückt wird, wenn es hier eine Aenderig (Stiefmutter) geben ſollte?" Das hatte Anni verſprochen und hielt es. Aber Michels Vater dachte nicht mehr an's Heirathen. Er war ein Mann von wenig Worten und einförmigem Thun, eine neue Frau zu ſuchen und ſie zu dreſſiren, oder ſich in neu eingezügelte Gewohnheiten zu fügen, wäre ihm in Tod zuwider geweſen. Er war brav, ſo weit er es verſtand, hatte den üblichen Glauben, daß ein Gott ſei und man durch Chriſtum ſelig werde, während er eigentlich zwei Mächten diente, dem Gelde und der Kraft, das waren ihm die höchſten Worte auf Erden.

Die größte Freude hatte er an ſeinem Micheli, in deſſen Perſon ſollten ihm die beiden Worte verehlicht werden. Der Micheli brachte bereits Tatzen auf die Welt wie ein junger Bär. Anni mäſtete ihn als wäre er ein junges Kalb, bei welchem die Maſtung die Hauptſache iſt. Es hatte ſeine größte Freude am Erfolg ſeiner Erziehung, als dem Micheli die Glieder aufſchwollen wie einem jungen Ochſen, und dachte nicht daran, daß das das größte Wunder ſei, daß Micheli nicht an dieſer Erziehung ſtarb, ſondern ſie aushielt und ſogar geſund. Vom 8. Jahr an mußte er alle Frühjahre eine Kur machen, aber nicht ſo mit dünnem Waſſer, welches nach Eiſen oder Schwefel riecht und nichts kann als durchziehen, ſondern mit Roßmilch. „Stark wie ein Roß," ſagt man, wenn man den höchſten Grad von menſchlicher Stärke bezeichnen will, und ſtark wie ein Roß werde, wer brav Roßmilch trinke. Und wie man Roſſe, welche man ſtark und ausdauernd haben will, frei laufen läßt, ſpät einſpannt, erſt wenn die Knochen hart geworden, ſo wurde Michel zu keiner Arbeit ſtreng gehalten, er konnte etwas machen oder nichts, dazu und davon, wie er wollte. Er wurde auch ſtark, das freute den Vater ſehr, für's Geld wolle er ſchon ſorgen, dachte derſelbe. Als Michel zum erſten Male einen Mütt Korn aufnahm aus freier Hand, ein Mäß Roggen über den Daumen ausleerte, den ſchwerſten Knecht am Rockkragen in den Zähnen durch die Tenne trug, ward es als häusliches Feſt gefeiert, und das ganze Hofgeſinde pries Micheli's Kraft und Herrlichkeit acht Tage lang. Michel war wirklich ſehr ſtark und von einer Beſchaffenheit, daß man faſt hätte glauben ſollen, er könne ſich eiſern machen. Man konnte mit Zaunſtöcken auf ihn ſchlagen, er bog ſich darunter ſo wenig, als er ſich viel daraus machte. Es war ein großes Glück, daß er bei ſolcher Erziehung ſehr gutmüthig und ſehr behaglich war. Er beleidigte Niemand muthwillig, hatte nicht Freude daran, irgend einen armen Teufel zu peinigen, nur mußte ihm Niemand den Streit auf den Leib bringen, er wußte ihn nicht zu vermeiden, er war zu jung dazu. Es muß Einer erſt ſo recht gefeckt und gewogen ſein, wenn er mitten unter neidiſchen oder zankſüchtigen Leuten keinen Streit mehr kriegen ſoll. Michel war es wohl daheim, eine Pfeife Tabak, ein ruhiger Sitz, ein gutes Stück Brot oder Fleiſch und ein Schluck Milch dazu waren ihm die liebſten Sachen. Er hatte nicht die unſtäte Natur einer Wespe, welche von einer Pinte zur andern fahren muß, wie eine Wespe von einer Fenſterſcheibe zur andern, er war am liebſten daheim, und es bedurfte ein ordentliches Aufrütteln, wenn er ausziehen ſollte. Und wo iſt eigentlich ein rechter Bauer am ſchönſten als eben daheim, ſei es hinter dem Pflug oder auf der Bank vor dem Hauſe? Nun gab es aber viele Bauernſöhne, welche ebenfalls ſtark ſein wollten, und reich genug waren, ihre Kraft zu erproben. Die wuchſen an Michel und hetzten Andere an ihn, und bis man an Michels Kraft glaubte, koſtete es viel Blut und Geld. Aber das war gerade das Geld, welches Michels Vater am allerwenigſten reute. Als er das erſte Mal 200 Thaler Schmerzengeld zahlen mußte, hatte er größere Freude daran, als wenn er 2000 Thaler geerbt hätte. Wenn Michel von Natur nicht ſo friedfertig geweſen, ſo hätte des Vaters Art, wie er Prügeleien aufnahm, ihn dazu bringen können, den ganzen Knubelhof zu verklopfen. Gar manches Knechtlein und manch' armer Bauernſohn ließ von Michel ſich gerne prügeln, um ein tüchtig Schmerzengeld zu erpreſſen, welches Michels Vater ohne viel Federleſens und ohne zu procediren zahlte. Derſelbe genoß indeſſen dieſe Freude nicht lange, ſondern ſtarb als eben Michel das Alter erreicht hatte, wo er ſein Gut ſelbſt verwalten konnte. Michel war nun ein reicher Mann, eine der beſten Partien des Landes, um ſich gehörig auszudrücken. Der Knubelhof gehörte unter die ſchönen Höfe: reich an Weide und Wald, Waſſer und Wieſen, Baumgarten und Ackerland, kurz einer von den Höfen, auf welchen ein rechter Bauer ein Edelmann und eine rechte Bäuerin eine kleine Königin iſt. Zu dem Hofe erbte Michel viel Geld, baares und angelegtes, und Hülle und Fülle in Spycher und Kaſten, in Ställen und Keller und Kammern. Zu einem guten Bauer, der die Sachen nicht erſt erwerben muß, ſondern ſie blos zu erhalten braucht, hatte er gute Anlagen. Begreiflich muß man einen ſehr großen Unterſchied machen zwiſchen erwerben und erhalten. Mancher iſt trefflich zum Erwerben, aber behalten kann er's nicht, Mancher könnte behalten, wenn er was hätte, aber zum Erwerb taugt er nicht. Michel konnte alle Arbeiten, und leicht ging's ihm von der Hand, aber er meinte nicht, daß er Alles allein machen müſſe, er arbeitete blos der Ehre, nicht der Luſt wegen. Michel verſtand ſich auf Kühe und Pferde ziemlich, aber Handelsgeiſt hatte er nicht, er kaufte und verkaufte, was der allgemeine Gebrauch mit ſich brachte. Der Vater hatte ihn von früher Jugend an auf alle Märkte mitgenommen, angeblich, damit er den Handel kennen lerne, eigentlich aber um wohl zu leben an der Bewunderung, welche man allenthalben dem reichen Knubelbauer um ſeines ſchönen Bubens willen ſpendete. Neben dieſen Eigenſchaften war Michel gar nicht verthunlich, und den größten Theil der Zeit brachte er daheim zu, da liebte er allerdings gute Nidle, guten Anken, guten Käs, ein ſchön Stücklein Fleiſch, Speck und Schinken, Küchli, einen guten Schluck Kirſchwaſſer und Tabak. Von dem hatte er aber keinen Verſtand, wenn ihm das Pfund vier Batzen koſten ſollte, ſo kratzte er ſich in den Haaren. Schöne beſchlagene Pfeifen liebte er, und ſchwere große Uhren, mit dieſen händelte er einigermaßen, und das mochte ihm im Jahr vielleicht einige Thaler koſten. Nun freilich koſtete ihn das Wirthshaus etwas, weil er meiſt mit Gefolge darin erſchien, indeſſen geſchah es bei weitem nicht alle Sonntage.

Was ihn am meiſten koſtete, waren Schlägereien und die damit verbundenen Brandſchatzungen. Indeſſen ein Bauer, der ſeine 2000 Thaler Einkünfte hat, mag ſchon etwas ertragen, ſelbſt wenn er aus einer Art Uebermuth Niemand Geld abfordert, 12–15 Zinſe von den Kapitalien ausſtehen läßt, obgleich nach dem 10. Zins das Geſetz die Verjährung erklärt, wenn der Schuldner davon Gebrauch machen will.

Anni, ſeine Kindermutter, war auf dem Knubel nicht die Majeſtät, aber das Faktotum, führte die Haushaltung treu als ob es die eigene wäre, und mit Einſicht und Verſtand dazu. Es ließ nichts zu Schanden gehen, übte Gutthaten, wie es dem Hofe wohl anſtand, aber nicht zur Erhebung der eigenen Perſon, wie der ungerechte Haushalter im Evangelium, und pflegte ſeinen Micheli noch immer als ob er ein Wickelkind wäre. Es war überhaupt eine eigenthümliche Haushaltung, wie ſchwerlich mehr eine im ganzen Lande zu finden iſt. Michel war der Angel, um welchen ſich Alles drehte, der große Bauer, der Gewaltige, und doch eigentlich das Kind, welches Alle als Kind behandelten, verhätſchelten, jedoch mit Reſpekt. Der Knubelhof war ſo eine Art Schlaraffenland, von Allen geſucht, von Niemand freiwillig verlaſſen. Michel gönnte es ſeinen Leuten, Speiſe und Trank waren gut und im Ueberfluß, die Löhne nicht beſſer als an andern Orten, aber auf einige Thaler extra kam es Michel nicht an, wenn man es ihm zu treffen wußte. Mit der Arbeit brauchte ſich Niemand zu überthun, in Wind und Wetter ſprengte Michel ſeine Leute wenig herum, jedenfalls nie aus Bosheit, wie es hie und da zu geſchehen pflegt, ſondern nur wenn Noth vorhanden war. Er hatte Leute genug und nicht halb zu wenig, Keiner war gezwungen für Zwei zu ſchaffen, wenn er nicht pfuſchen und im Rückſtand bleiben wollte, Jeder konnte gut und bequem machen, was ihm oblag. Darum ſah der Knubelhof auch ſchöner aus als ſo viele andere, wo mit den Händen gekargt wird und die Zeit immer zu kurz iſt für die wenigen Leute und die viele Arbeit, denn Michel plagte der Geiz nicht, ſein Lebenszweck war nicht noch reicher zu werden, des Jahres ſo und ſo viel tauſend Gulden vorzuſchlagen, ſondern er wollte auf dem ſchönſten Hofe der berühmteſte und ſtärkſte Bauer ſein. Wenn nun ein ſogenanntes großes Werch anging, Heuet, Ernte ꝛc., wo die Leute ſich gegenſeitig aufpaſſen, wann angefangen und was täglich geſchafft wird, und Jeder der Beſte ſein will, dann wollte Michel ſich auch zeigen, dann trat er an ſeines Volkes Spitze, und dreingeſchlagen mußte werden, daß Funken ſtoben, damit allenthalben es heiße: „Seht, wie es bei Michel geht; der iſt aber los, wenn er will mag ihn Keiner, er iſt fertig, wenn die Andern kaum angefangen haben.“ Sein Volk gönnte ihm auch dieſe Freude, ſchaffte ſich faſt die Seele aus dem Leibe, und nicht zu ſeinem Schaden, denn je größere Freude Michel hatte, deſto offener war ſeine Hand und deſto freigebiger war er mit Speiſe und Trank, und war der Sturm vorbei, ſo hatten es die Arbeiter um ſo beſſer, er ließ ſie ordentlich verſchnaufen. So hatte Michel auch ſehr ſelten über Untreue zu klagen. Der Wächter fehlte nicht, Anni hatte die Augen offen, man hätte meinen ſollen, wie ein Haſe, Tag und Nacht. Anni war nicht mit den aufrühreriſchen Augen betrachtet als eine Dienſtmagd, welche eine unrechtmäßige Gewalt ſich angemaßt, ſondern als Hausmutter, wie Anni es auch wirklich war. Und wenn Anni auch immer ſagte, meine Schweine, mein Flachs, unſere Kühe u. ſ. w., ſo hatte es doch reine Hände, ein ſauber Gewiſſen, ſah treuer zu Michels Sache, als manche Mutter zum Vermögen ihres Sohnes, Anni hatte alſo nicht Urſache Jemanden durch die Finger zu ſehen, es konnte Niemand zu ihm ſagen: Schweigſt du mir, ſo ſchweig ich dir. Da alſo Niemand droben gerne fortwollte, ſo nahm Jedes ſich ſehr in Acht, daß es nicht fort mußte. Es gab ein ordentlich Aufſehen, wenn ein Knecht oder eine Magd vom Knubel ging. Es kam daher wie der Landſturm, daß man zehn Höfe mit den Aſpiranten um eine einzige Stelle hätte verſehen können, es ging wie in einem hungerigen Lande um eine Staatsſtelle, oder, wie wenn die Tauben ziehen auf einem vereinzelten Erbsacker. So lebte Michel in vollem Behagen und Genügen, in weiter Runde war er ſicher der einzige Menſch, der keine Wünſche hatte, deren Erfüllung nicht in ſeiner Macht ſtand. Und wenn er ſchon, wie jetzt, Löcher am Kopf und Beulen am Leibe hatte, ſtörte dies ſein Behagen nicht im mindeſten, im Gegentheil, er genoß das frohe Selbſtgefühl, Andere hätten noch viel größere Löcher und noch viel mächtigere Beulen. Als er friſch gewaſchen aufgeſtanden war, ſetzte er ſich mit gutem Appetit an's Frühſtück und ließ ſich's wohl ſein, trotz einem Engländer. Sein Frühſtück glich aber auch einem engliſchen, beſtand nicht blos aus dünnem Kaffee und hartem Brot, Käs und Butter waren auch da, ſammt Eiertätſch und Erdäpfelröſti. „Und wenn du durch den Morgen hungrig wirſt, ſo iſt Schinken und ſonſt noch Fleiſch im Kuchiſchaft,“ ſagte Anni. „Ich hätte es auch aufſtellen können, aber ich wußte nicht, ob es dir recht ſei, du wirſt mir ſo wunderlich, es iſt dir gar nichts mehr zu treffen, es erleidet mir ſo dabei zu ſein.“ — „Wird öppe nit ſein, oder was mache ich Wunderliches?“ ſagte Michel, der an ſolche Verwürfe gewöhnt ſchien, kaltblütig. „Da mag ich dir auftragen, was ich will, und anwenden wie ich will, du ſagſt nie mehr, daß es dich gut dünke, und daß es dir recht ſei. Das muß einem gmühen, ſelb glaub.“ Anni gehörte zu der großen Klaſſe der Köchinen, welche nicht zufrieden iſt, wenn man zeigt, daß die Speiſen gut ſind, indem man tapfer davon ißt, ſondern die auch will, daß man rühmt, wie gut ſie ſeien. Michel preſſirte nicht mit dem Eſſen, mußte auch zwiſchendurch Anni Rechenſchaft ablegen, wie er geſtern den Tag verbraucht. Anni war mit dem Bericht durchaus nicht zufrieden. „Aber Micheli, Micheli,“ ſagte es, „denkſt du denn nie daran, daß du auch ein Menſch biſt und todtgeſchlagen werden könnteſt, und wer erbt dann den Hof? Und noch dazu an einem ſo wichtigen Tage, an der heiligen Oſter, denk', wenn du da in der ſchweren Sünd' ungeſinnet hätteſt ſterben müſſen! Denkt doch das junge Volk nie, was es für ein Tag iſt. An dir dünkt es mich nichts anders, du haſt den Verſtand noch nicht, biſt noch zu jung dazu. Aber Sami ſollte ihn haben, der Lümmel wäre alt genug dazu. Wenn er nicht anders thut, muß er mir weg. Ich will nicht, wenn es ein Unglück giebt, daß alle Leute es mir vorhalten, mein Bub ſei Schuld daran.“ Michel redete dem Sami z'beſt, erzählte, wie er es dem Landjäger gemacht, und wie man den noch jetzt verklagen könnte, wenn man wollte. Aber darin fand Anni keinen Troſt, ſondern Stoff zu neuem Jammer. „Was, jetzt noch den Landjäger trappen, das iſt ärger, als wenn ihr dem Landvogt Schelm geſagt. Der vergißt euch das nicht, der ruht nicht, bis er dich unglücklich gemacht hat, bis er dich fort hat nach Frankreich in den Krieg. Denkſt du denn auch gar nicht, wie es dir wäre, wenn du den Hof mit dem Rücken anſehen und in den Krieg müßteſt, wo ſie mit Kanonen ſchießen und expreß auf die Leute, und keinem Menſchen borgen, ſei er wer er welle? Micheli, gingeſt gerne? und gehen mußt, wenn es ſo fort geht!“ Das machte Michel wirklich bedenklich, denn einſtweilen begehrte er nicht, ein Kriegsheld zu werden. Er dachte wohl daran, im Nothfall vermöchte er Einen zu kaufen. Aber er wußte auch Fälle, wo Haß dahinter war, oder man einen Menſchen forthaben oder ſtrafen wollte, daß man keinen Stellvertreter annehmen wollte.

Wie oben geſagt, ſchickte man beſonders gern Schläger und Händelſüchtige hin. Dort, kalkulirte man, könnten ſie ihre Luſt am Beſten büßen, drein ſchlagen nach Herzensluſt und ſogar pflichtgemäß. Michel ſagte: Den Krieg fürchte er nicht, es würde ihm gar nichts machen, zu gehen, wenn er wäre wie andere Leute. Aber er habe oft gehört, im Kriege käme ungefähr die Hälfte mit dem Leben davon, und jetzt unterm Napoleon nicht einmal. Nun ſei er ſo dick als zwei deren Hungerleider, welche ſich gewöhnlich anwerben ließen, da wüßte er ja im Voraus, daß er das Leben nicht davon brächte, denn thäte es nicht den einen halben Theil treffen, ſo nähme es doch den andern. Und wenn man das voraus wüßte, wäre es ja dumm, wenn man ginge. Allweg lachte, wer dieſen Kalkul hörte. Anni verſchwatzte ſich ſelten, und nie ſo lange noch was abzuwaſchen war. Sobald Michel fertig war mit Eſſen, trug es ab und machte ſich ans Waſchen. Michel aber griff nach ſeiner Pfeife und machte ſeine übliche Runde ums Haus und in den Ställen. Dies iſt eine Uebung, welche kein Bauer, auch wenn er nicht mehr ſelbſt arbeitet, je verſäumen ſollte. Es iſt denn doch des Herrn Auge, welches die Ordnung erhalten ſoll. Michel hatte ſonſt ſehr große Freude an dieſen Ställen und mit Recht, denn ſchönere Pferde, ſtattlichere Kühe ſah man ſelten, aber diesmal ſah er wenig von dieſen Schönheiten, es lag ihm zu dick vor den Augen. Es kam ihm immer in Sinn, wenn der Landjäger ihn doch verklagen würde, wenn er dies Alles verlaſſen müßte. Dann kam ihm großer Aerger an über ſein Wüſtthun und ſtarke Entſchlüſſe, alle Ausflüge zu unterlaſſen und auf ſeinem Knubel zu bleiben, da könne er machen, was er wolle, und fechte ihn hier Jemand an, ſo habe er das Recht ihn todtzuſchlagen. So ſtudirte Michel tief, vielleicht zum erſten Mal in ſeinem Leben, ſo tief, daß er das Horn, mit welchem man die Leute auf dem weiten Hof herum zuſammen- und zum Eſſen rief, faſt überhört hätte. Der Hunger plagte ihn zwar nicht, aber des allgemeinen Gebrauchs wegen nahm er doch ſeinen Platz oben am Tiſche ein, hinter dem Tiſch pflanzte ſich das Mannevolk auf, auf dem Vorſtuhl ſaßen die leichten Truppen, das Weibervolk nämlich, welches frei ab und zu gehen mußte. Drei große Milchkacheln voll ganzer Milch, d. h. die Nidle (Sahne) nicht abgeſtreift, ſtanden auf dem Tiſche. Ein beſonderer Napf ſtand neben Michel, gefüllt mit purer Nidle, ſo gut und dick, als Anni ſie z'weg bringen konnte. So hätte es Michel von Kindesbeinen an gehabt, ſagte Anni, und es wüßte nicht, warum er es als Bauer ſchlechter haben ſolle, als er es als Kind gehabt. Solche Nidle iſt bekanntlich eben nicht gegen den Durſt, daher Michel ſehr oft ſeinen Löffel über den Napf weg in die große Milchkachel ſteckte. Das nahm ihm aber Anni allemal übel. Es ſehe wohl, ſagte es, er ſchätze je länger je weniger, was es an ihm thue. Es ſelbſt verſuchte nie etwas von der Nidle, was Michel überließ, wanderte in den Ankenkübel. Es hätte ſchrecklich ſchlecht gelebt, wenn es ſeine Milch an die Nidle hätte tauſchen ſollen, aber Micheli ſollte Nidle brauchen. Das ſei nur Bosheit und ihm z' Trotz. Sie ſei ihm als Kind gut geweſen und hätte ſo wohl angeſchlagen, ſo wüßte es gar nicht, warum er ſie jetzt nicht mehr brauchen wolle. Sobald man gebetet hatte, brachten die Knechte das Geſpräch auf die geſtrigen Heldenthaten, ſie thaten zwei Würfe mit einem Stein, einen nach dem Wohlgefallen des Meiſters und einen nach der Huld der Jungfrauen, welche auf dem Vorſtuhl ſaßen. Homer machte es wohl etwas fließender, wenn er von Achill oder Ajax ſprach, als dieſe Knechte, da ſie die Thaten ihres Meiſters prieſen, aber größer ſtellte er ſeine Helden nicht dar, als dieſe Knechte den ihren. Zu Hunderten ſeien die Dörfler da unten an ihn geſchoſſen wie Bremſen an ein Roß, aber Michel habe ſich nicht umgeſehen, habe ſeine Streiche geführt wie vom Himmel herab, und wen er nur angerührt, habe ſich geſtreckt, ſo lang er geweſen. Er hätte nicht gebraucht nachzubeſſern, und was beim erſten Mal ſich nicht gegeben, zum zweiten und dritten Mal zu verſuchen. Wunder thäte es ſie nicht nehmen, wenn ſie jezt noch dort lägen, wo ſie hingefallen. Was der Meiſter nicht niedergeſchlagen, das hätten ſie gebürſtet, daß die Haut ſammt den Haaren davon gefahren. Jeder wollte Streiche aufgefangen haben, welche dem Meiſter gegolten, niedergeſchlagen haben, wer ihn im Rücken angegriffen. Jeder hatte Heldenthaten begangen, darüber zankten ſie, aber darin waren ſie einig, daß ſie alle gegen den Meiſter nichts geweſen, der ſei durch Alles durchgefahren, wie ein Ochſe durch einen Bohnenplaz. Auch Sami's und Bäri's wurde mit Ehren gedacht, der Landjäger ausgeſcholten, berathen, wie man es ihm das nächſte Mal machen wolle. Es wurde erzählt, was das vor dem Meiſter einen Reſpekt gegeben, wie ſie mitten im Streit und Schlagen gehört: wie der Knubelbauer ſei doch Keiner, ſelb ſei wahr. Das ſei doch dumm, daß man den nicht ruhig laſſe, er thäte ja Niemanden was zu leid, aber wer ſich an ihn wage, komme entweder weg wie ein Hund oder liege am Boden wie ein Kalb. Kurz ſie redeten ſchön, vertrieben dem Meiſter die Grillen, füllten ihn wieder mit Selbſtbewußtſein, wie man mit Gas einen Luftballon füllt, daß nicht blos keine Wolke mehr auf ſeiner Seele lag, ſondern daß ihn dünkte, er ſei zunächſt an der Sonne und glänze ſelbſt wie die Sonne. Anni redete beſtändig drein, vernütigte Alles, wollte abbrechen, aber man hatte heute keine Ohren für ihns, man ſah zu deutlich, wie es dem Meiſter wohl that und wie gern es die Jungfrauen hörten. Man ſpann den Faden fort, da hob Anni, als es den letzten Löffel niedergelegt ſah, raſch die Tafel auf, raffte einiges Geräthe zuſammen und befahl den Mägden, das Uebrige nachzubringen. Dieſe mußten gehorchen, ſo gut als engliſche Damen, wenn die Hausfrau ſich erhebt und in das Theezimmer ſchreitet. Ob gern oder ungern, was ſein muß, muß ſein, ſowohl auf dem Knubel als in Engeland. Aber wie in Engeland die Herren, blieben hier die Knechte ſitzen, denn der Meiſter blieb ebenfalls ſitzen, und die Knechte ſpannen fort an ihren homeriſchen Geſängen und dem Meiſter ſchwoll das Herz mehr und mehr, kühn leuchteten ſeine Augen und auf die Zunge wälzten ſich, ungefähr wie man ein Zuckerfaß aus dem Keller ſchrotet, die Worte: „Z' arbeiten trägt heute nichts ab, z' arbeiten iſt nicht viel, wie wär's, wenn wir heute wieder nach Kirchberg gingen, luegten, ob die noch da lägen, wo ſie geſtern gelegen, und dann luegten, wie es am Eiermahl geht, es ſoll heute ſein? Es wäre zu probiren, ob man auch tanzen dürfte, oder ob nur die Kirchberger Prinzen das Recht dazu hätten?“ Doch ehe noch dieſe Worte hinauf bis auf die Lippen geſchrotet waren, was bei Michel immer etwas Zeit brauchte, ſtreckte eine Magd die Naſe zur Thüre herein und rief: „Michel, ſölleſt uſe cho, ſind Zwei da, wollen mit dir reden!“ „Kennſt ſie?“ fragte Michel. „Habe ſie nie geſehen,“ ſagte die Magd, „aber Allem an ſind ſie unten aus den Dörfern.“ Die Knechte ſahen einander an, als ob ſie ſich gegenſeitig fragen wollten, ob ſie wüßten, was die wohl wollten? Natürlich ward die Tafel nun auch vom männlichen Geſchlechte aufgehoben. Im Herausgeben ſagte Sami zu Michel: „Sie mögen an dich bringen, was ſie wollen, ſo laß dich nicht erſchrecken, mach' nit öppe d' Narr!“ Draußen ſtanden Zwei, auch Michel kannte ſie nicht. Sie fragten Michel: ob er der Knubelbauer ſei, ſie hätten ein Wort mit ihm zu ſprechen. Michel hieß ſie in die Stube kommen. He, ſagten ſie, ſie hälfen da ein wenig nebenaus gehen, ſie hätten mit ihm Etwas im Vertrauen zu reden. Wer nämlich recht vorſichtig ſein will, redet vertrauliche Worte am liebſten im Freien, wo keine Wand iſt, an welche ein Ohr ſich legen und hinter welcher man das daran gelegte Ohr nicht ſehen kann.

Wahrſcheinlich hatten ſie ſich bereits den paſſendſten Platz auserleſen, wie, wenn man angreifen will, man ſich erſt das Terrain beſichtigt. Sie gingen neben dem Hauſe einem kleinen Hugelchen zu, wo höchſtens nur eine Maus im Loche unbemerkt horchen konnte. Dort ſagte der Eine: „Es wird dir z' Sinn cho, warum wir da ſind. Du weißt, wie du geſtern in Kirchberg gethan, jetzt liegen in Kirchberg Zwei in der Leiſtung (liegen bleiben im Wirthshaus auf Rechnung des Schlägers). Sie ſind bös z'weg, ſo Gott will, ſtehen ſie wieder auf, aber gewiß iſt es nicht. Jedenfalls werden ſie zeitlebens ein Näggis (Schaden, böſe Folgen) davon tragen. Uebrigens brauchſt du uns nicht zu glauben, da iſt das Dokterzeugniß, da lies, wenn d' kannſt. Der Doktor hatte es gleich anzeigen wollen; wenn ſolches permittirt ſei und nicht handlich geſtraft werde, ſei ja Niemand ſeines Lebens ſicher, hat er geſagt. Wenn es der Oberamtmann vernehme, würde der wohl dem Knubelbauer das Handwerk legen ein für alle Male. Aber wir haben dir nicht z' Böſem wollen, unglücklich zu machen, begehren wir dich nicht, du wirſt wiſſen, wie man jetzt mit Schlägern und Händelmachern abfährt. Es ſind zwei arme Burſche, welche ihr Brot verdienen müſſen, ſo ſchien uns, wenn du ein Namhaftes thun würdeſt, ſo könnte man ſchweigen und ſtille ſein bei der Sache. Wie meinſt?“ Da machte Michel ein dumm Geſicht und hatte beide Hände in den Weſtentaſchen, wie es damals Mode war, ſpäter fuhr man damit in die Hoſenſäcke, gegenwärtig in die Rocktaſchen, denn Etwas muß der Menſch haben, wohin er mit den Händen fahren kann. Hat er nichts, ſo hat er auch keine Haltung, und das iſt fatal. Und wenn er auch Etwas hat, darein er fahren kann, ſo ſchützt es ihn doch nicht immer vor Verlegenheit, das erfuhr Michel jetzt. „Was duecht dich, was willſt? red’,“ ſagte der, welcher bis dahin geſchwiegen, „wir haben weit heim, es preſſirt uns.“ Da ſagte Michel endlich: Etwas ſei gegangen, ſelb ſei wahr; aber es hätten noch viele Andere geſchlagen als er, die Burſche könnten von Andern geſchlagen ſein, ſo gut als von ihm, ſelb ſei doch vorerſt zu unterſuchen, ehe er eintrete. „Die Sache iſt ausgemacht, unterſuchen mangelt ſich da nicht,“ ſagte der eine der Anſchicksmänner, „wie man den Roßeiſen gleich anſieht, welcher Schmied ſie gemacht hat, ſo kennt man alsbald die Köpfe, welche der Knubelbauer beſchlagen hat. Daneben wie du willſt. Es war uns um dich, und willſt nicht, ſo haſt gehabt, anhalten wollen wir dir nicht. Wir können auf dem Heimwege gleich beim Schloß vorbei die Anzeige machen und das Doktorzeugniß abgeben.“ „He, einen Tag oder zwei Bedenkzeit, daß man ſich öppe beſinne cha, wird doch wohl zu haben ſein,“ ſagte Michel. Dazu hätten ſie keinen Auftrag, ſagten ſie. Unterdeſſen könnte die Sache von einer andern Seite angezeigt werden, dann ſei ſie aus ihren Händen. Mach’ aus, ſo iſt es ausgemacht. Daneben zwingen wollten ſie ihn nicht. Er ſolle ihnen nur, wenn er ſchreiben könne, ein Zeugniß machen, daß ſie dageweſen ſeien. Das hätte Michel zu einer andern Zeit vielleicht gethan, denn er konnte ſich gar nicht erinnern, Jemand ſo gedroſchen zu haben, daß er in der Leiſtung liegen mußte, und ſeine Knechte konnten es auch kaum gethan haben. Sie hatten ſich bei Niemand beſonders aufgehalten, nur ſo gleichſam im ununterbrochenen Vorrücken aus dem Wege geſchlagen, was darauf geweſen, und Schweizerköpfe mögen mehr als einen Schlag ertragen, und werden ſie auch ſturm geſchlagen, hat es nicht viel zu ſagen, und fallt auch Einer hin, ſteht er zumeiſt alsobald wieder auf. Aber die Umſtände, die Geſchichte mit dem Landjäger, Bigelpeterli und Napoleon und der Teufel, den Anni ihm im Gütterli gezeigt, hatten Michel Angſt gemacht, er fürchtete ſich vor einer Unterſuchung. Michel ſuchte dieſe Angſt freilich zu verbergen, ſo gut er konnte, aber er hatte noch zu wenig Brot gegeſſen, um die zwei Anſchicksmänner zu täuſchen. Ein Bauer merkt es dem andern auf der Stelle an, ob er feſt iſt im Gemüth oder erſchrocken. Man hört hundert Mal: „Dieſe Kuh habe ich wohlfeil, aber ſie war feil. Ich merkte es dem Mannli gleich an, daß ihm Angſt war, ſie zu verkaufen, weil er Geld haben mußte. Da hielt ich nieder, und ſchüttelte dazu die Thaler im Hoſenſack, bis er mir ſie gab. Was nützen d' Vörthel, wenn man ſie nicht braucht.“ Die Männer wandten ſich zum Gehen, thaten ſo gleichgültig und ſicher, daß es Michel immer katzängſter wurde, er ſie in die Stube kommen hieß, ihnen dort Kirſchenwaſſer aufſtellte, es endlich mit ihnen z' Todt und Amen ausmachte. Aber es koſtete Michel ein ſchweres Geld, und mit ſchweren Seufzern gab er es. Michel liebte, wie geſagt, das Geld nicht vorzugsweiſe, dachte eigentlich wenig daran, aber ein ſolcher Lümmel war er doch nicht, daß er es unbeſchwert ſo mir nichts dir nichts zum Fenſter auswarf oder verſchlenggete, wie man zu ſagen pflegt. Aber z' Krieg, z' Krieg wollte er nicht, den Knubelhof konnte er nicht mit nehmen und was halfen ihm Bäri und Schlagring im Krieg gegen Dragoner und Kanonen. Als die Männer das Geld hatten, preſſirten ſie fort und ſtrichen ſich mit ſo langen Schritten, daß Michel dachte: die fürchten, ich könnte reuig werden, denen hätte ich es anders machen können! Aber es war eben jetzt eine ausgemachte Sache. Er ſeufzte über das ſchwere Sündengeld, und dachte, das ſei am Ende doch keine Sache, welche ſein müßte, in Zukunft könne man ſich davor hüten. Die Luſt ans Eiermahl zu geben, wo es ſicherlich wieder Schläge gab, war ihm durchaus vergangen, ſein Selbſtbewußtſein hatte gar keinen Flug mehr. Schwermüthig trappete er ums Haus herum und ſiehe da, plötzlich ſtanden wieder zwei Männer vor ihm, und wieder waren es zwei ſogenannte Anſchicksmänner. In Wynigen liege Einer krank in der Leiſtung, den Michel in Kirchberg geſchlagen. Derſelbe habe es zwingen wollen, heim zu gehen, aber in Wynigen müſſen liegen bleiben. Er ſei ſo z'weg, daß ſie nicht wüßten, ob ſie ihn noch lebendig antreffen würden, wenn ſie heim kämen. Wenn er ausmachen wolle, wohl und gut, ſonſt könne man es auch anders machen. Dieſe zweite Hiobspoſt fuhr Michel ins Gebein, trieb ihm das Blut ins Haupt. „Glaubt ihr denn, der Knubelbauer ſei nur da, um ſich brandſchatzen zu laſſen? Da könnte mir jeder Schelm im Lande kommen und ſagen: »Michel, haſt mich geſchlagen, gieb Geld!« Das iſt mir ganz das Gleiche, wie wenn mir Einer auf der Straße ſagt: »Blut oder Geld.« Jetzt macht, dieweil eure Beine noch ganz ſind, daß ihr mir vom Hauſe wegkommt.“ Aber dieſe Männer waren weder erſchreckenen Herzens noch auf den Kopf gefallen. Sie liefen nicht alsbald davon, ſondern ſie ließen ſcharfe Worte fallen, welche Michel ins Herz ſchnitten. Sie redeten vom Krieg, ſagten, Michel ſchicke ſich wohl dahin, aber ungewohnt werde es ihm denn doch ſein, wenn er von Allem fort müſſe und die Kindermutter mitzunehmen, ſchicke ſich doch nicht wohl. Nun, wie man's mache, hätte man's! An einem andern Orte könne man auch ſein, warum nicht, wenn man das Leben hätte, und ſei man todt, da mangle man nichts mehr, dann ſei es an einem Orte wie am andern. „He nun, ſo dann, ſo adieu wohl, und es wäre dir zu wünſchen, daß du nie reuig würdeſt.“ Kurz, ſie redeten, ſtachen, hieben, mürbten Michel, daß ſie endlich ſtatt mit einem Abſchlag, mit einem ſchönen Schübel Geld ablaufen konnten.

Das that Michel mehr als weh, er dachte, das werde gehen wie bei Hieb, bis er fertig ſei, und hinterher komme doch der Landjäger und nähme ihn. Er ging ins Bett, da ließe man ihn doch ruhig ſchlafen, dachte er, aber ſeine Gedanken irrten ihn am Schlaf. Michel war nicht dumm, aber unerfahren, faſt wie ein Kind, und erſchrockenen Herzens in gewiſſen Dingen, ſo furchtlos er in andern war. Der Muth und die Furcht wohnen in den meiſten Herzen friedlich beiſammen, der gleiche Menſch kann Löwe oder Haſe ſein, je nachdem die Gefahr iſt, die an ihn kommt, und je nachdem das Element iſt, aus welchem ſie kommt. Es kann Einer ein Utüfel gegen das Feuer ſein, vor dem Waſſer aber ſpringt er, ſo weit er kann. Michel ſah wohl, er war gemelken worden, nicht blos wie eine Kuh von einem Melker, ſondern wie ein Staat, an deſſen Euter jedes Kalb im Lande ſein durſtiges Maul hängt. Neben dieſem Aerger tauchte ein zweiter auf. Geſtern zwei Mal, ein Mal auf der Brücke und ein Mal im Wirthshauſe, und heute wieder, hatte man ihm die Kindermutter, Bröckeli, Breili um die Naſe gerieben.

Für ein Kind ſchien man ihn nicht blos zu halten, ſondern im Publikum zu verſchreien, zu verlachen und weit umher, ſonſt hätte man es ihm nicht in Kirchberg vorgehalten. Das iſt für Einen, welcher meint, er ſei doch berühmt ſo weit ſein Name genannt werde, eine fatale Entdeckung, und das Fatalſte, daß er, als er anfing darüber nachzudenken, ſelbſt finden mußte, Etwas ſei an der Sache. Anni war ſeine Kindermutter auf den Tupf wie vor zwanzig Jahren. Anni band ihm noch immer die Schuhe, band ihm das Halstuch, zog ihm den Hemdenkragen z'weg, ja kämmte ihm das Haar hinten ſchön über den Kragen und vorne über die Stirn herab, kochte ihm Eiertätſchli, ſtellte ihm Nidle z'weg, buk ſeine Küchelſchnitte doppelt, trug Kümmerniſſe um ihn im Herzen und zu Tage, wie um ein fünfjährig Bübchen. Das wurmte ihn ſehr, aber guter Rath, wie helfen, fiel ihm über Nacht nicht ein. Darum war er am folgenden Tage ſehr übler Laune, wie man es immer iſt, wenn man entweder ſich bewußt iſt, dumm gethan zu haben in der Vergangenheit, oder witzig thun möchte in der Zukunft und nicht weiß wie? Er war wunderlich, Anni konnte es ihm nicht treffen, ja er ſchnauzte es ſogar. Darüber weinte und grellte Anni. Das ſei ſein Lohn, ſagte es, daß es ſein Schuhwiſch ſein ſolle und Alles entgelten, was er dumm anſtelle. Es vermöge ſich deſſen ja doch nichts, daß er vorgeſtern den Lümmel gemacht und Alle geprügelt, geſtern den Löhl und von Allen ſich hinwiederum habe brandſchatzen laſſen. So wolle es nicht dabei ſein, ſondern aufpacken und gehen, für ein Plätzlein ruhig zu ſterben, werde der liebe Gott wohl ſorgen. Er wiſſe, wie es es gemeint habe und wie man es ihm jetzt mache. Dieſes Grellen that Michel wieder weh, denn er hatte ein weich Herz und Anni lieb, aber er hatte eben wieder die Manieren nicht, mit welchen man grellendes Weibervoll verſöhnt. Sie ſind ziemlich bekannt und nicht ſchwer zu lernen, wenn man nicht durchaus ein Stock iſt, aber es muß halt doch Alles gelernt ſein auf der Welt, bis an die gehörigen Ausnahmen, unter welche begreiflich das Regieren gehört, von dem man neuerdings wieder die Entdeckung gemacht, daß es keine Kunſt, ſondern eine Naturanlage ſei, deren Organ aber nicht am Schädel, ſondern im Maule ſitzt. Als im trüben Grollen der Morgen verfloſſen war und über Mittag das Wetter nicht heiterer wurde, ging Michel ins Stübli und wollte ein Rühigs (Mittagsſchläfchen) nehmen. Kaum hatte er ſich gelegt, klopft es draußen hart. Hoch auf fuhr Michel und ſagte: „Iſt aber ſo ein — da.“ Da fragte eine grobe Stimme: „Habt ihr nichts Feißes (Fettes)?“ Solche Stimmen ſind, wenn auch nicht die letzten Poſaunen, welche aus dem Grabe wecken, ſo doch Inſtrumente, welche jeden Bauer aus dem Schlafe ſprengen, beſonders wenn er was Feißes hat oder die Stimme bekannt tönt. „Du ſolleſt hinaus kommen,“ rief eine Stimme zur Thüre hinein, „es iſt ein Bernmetzger da.“ Michel ging, kannte aber den Metzger nicht, war ſtörriſch ohnehin und gab ablehnenden Beſcheid. Er hätte doch vernommen da unten, er hätte ein beſonders fettes Milchkalb, wie man lange keins geſehen das Land auf, das Land ab, es wiege über zwei Centner. Er möchte es wenigſtens ſehen, ſie würden doch vielleicht des Handels einig, wenn es nicht ſchon verheißen ſei, ſagte der Metzger. „Nun,“ ſagte Michel, „das Kalb kann ich dir zeigen,“ ging mit Schritten, wie er ſie lange nicht gemacht, in die Stube, holte hinter dem Zeithäusli, wo die Stöcke gewöhnlich verwahrt ſtehen, einen Dornenſtock und fuhr mit flammendem Geſichte auf den Metzger los und ſchrie: „Siehſt jetzt das Milchkalb, gſchaus recht!“ Der Metzger ſagte erſchrocken: „Nit, nit, ich habe nichts Böſes gemeint, man hat mir es ſo angegeben, mich herauf geſchickt!“ Aber Michel hörte keine Einſprache des Mezgers, ſondern ſchlug unbarmherzig auf ihn los. Da verſuchte des Mezgers Hund was zur Sache zu ſagen, aber da war Bäri bei der Hand, gab bündig Beſcheid, daß Mezger und Hund nichts Beſſeres wußten, als ihr Heil in der Flucht zu ſuchen. Sie ſtoben übers Feld, durch Korn und Bohnen aus Leibeskräften. Michel konnte nicht viel daran machen, des Mezgers Beine waren um etwas leichter, aber Bäri wohl, der überſchoß den armen Metzgerhund, daß er das Rad ſchlug wie ein Haſe, den man in den Kopf geſchoſſen. Der Lärm hatte die ganze Mannſchaft auf die Beine gebracht, welche ſich über die Execution faſt todt lachen wollte, nur Anni ſchlug unter der Küchenthüre die Hände über dem Kopf zuſammen und jammerte über die heutige Welt, die ſeit Adams Zeiten nie ſo ſchlecht geweſen, ſolche Frechheit hätte es doch nicht gedacht zu erleben. Es nehme ihns nur Wunder, daß der liebe Gott ſo lange Geduld hätte, daß er nicht vierzig Tage und vierzig Nächte nicht blos Waſſer, ſondern Pulver regnen laſſe und am einundvierzigſten den Blitz drein ſchlagen. Das gäbe eine rechte Aufräumeten, den wüſten Leuten müßte man es gönnen, ſie wüßten dann einmal, wer Meiſter, und die Brävern hätten es beſſer und wieder Platz auf der Welt. Als Metzger und Hund verſtoben waren, und Jedes wieder an ſeine Arbeit gegangen, polterte Michel in die Stube hinein, wo Anni im Saamzeug kramte, da es die Zeit war, wo rechte Weiber das Gartenfieber haben. Er polterte in der Stube herum, ſein Zorn wuchs, ſtatt ſich zu verflüchtigen. Anni wollte ihn bedauern, ihm zuſprechen: „Micheli, ſei nit böſe,“ ſagte es, „das ſind wüſte Leute, mußt dich denen nicht achten.“ Aber dieſer Zuſpruch war Oel ins Feuer. So wolle er nicht mehr dabei ſein, ſagte er, aller Leute Narr im Spiel wolle er nicht ſein, ſo erleide ihm das Leben. Am Beſten ſei's, er gehe in Krieg, da bleibe er an einem Orte dahinten, wo er Niemand zum Geſpött mehr ſei. Hier könnten ihn die Leute doch nicht in Ruhe laſſen, wenn er auch keinem ſterblichen Menſchen was zu leide thue. Begreiflich rechnete Michel die Löcher, welche er den Leuten in die Köpfe ſchlug, für nichts, denn ſie thaten ihm nicht weh. So rechnen bekanntlich die Leute, was ihnen nicht weh thut, iſt kein Weh, und was ihnen nicht Leid verurſacht, keine Beleidigung. Nun kehrte ſich das Wetter, und daß Michel ſterben wollte, drehte Anni das Herz um. „So red' mir nicht," ſagte es. „Könnteſt dich verſündigen, ich ſtehe es nicht aus und haſt nicht Urſache. Wenn ſchon Brandſchatzer dageweſen ſind und ſo ein Metzgerkalb, ſo macht das die Sache nicht aus. Wenn du daheim bleibſt, ſo kommen die Brandſchatzer nicht mehr, und den Andern wird es wohl erleiden, wenn du mit ihnen ausfährſt, wie du es dem gemacht haſt. Von einem ſolchen Hof weg und ſo jung, denk', Micheli, ſo einen giebt es auf Erden und im Himmel nicht. Die Hühner legen 14 Tage früher als an allen andern Orten, und wenn ich in die Stadt gehe, ſo fragen mir die vornehmſten Herrenfrauen nach und geben mir gern einen halben Kreuzer mehr für das Pfund Anken: es ſei keiner ſo ſüß wie der Knubelanken, ſagen ſie immer. Und redeſt dann von Krieg und ſterben, nein, Micheli, ſelb iſt dir nicht Ernſt. Red' nur nicht mehr ſo, könnteſt dich doch verfehlen, wenn es unſer Herrgott für Ernſt nehmen würde, er iſt manchmal viel exakter als man meint." „Nun," ſagte Micheli und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch wie ein trotzig Kind, „wenn ich nicht ſterben ſoll, ſo will ich heirathen, ſelb will ich dann, das muß mir ſein." Da ſtand nun Anni, alle

Löcher im Geſicht angelweit aufgeſperrt, nicht blos wie Frau Loth, als ſie hinter ſich ſah in Sodoms und Gomorrha's Flammenmeer, ſondern als ob es ſehe den Blitz vom Himmel fahren in das Pulver hinein, welches es vierzig Tage geregnet, als ob es bereits ſehe, wie die Menſchen als gebratene Gänſe gen Himmel führen. Es hatte ihm den Athem geſtellt, die Sprache fand es nicht. Endlich begann es zu ſchnopfen als ob es eine halbe Stunde unter Waſſer gelegen, und ſchnopfete immer: „Heirathen, heirathen, ach, ach heirathen, ach, ach, ach Gott und alle Güte!“ Das Wort hatte es getroffen wie ein gewaltiger elektriſcher Schlag und war ihm in alle Glieder gefahren. Von dem Gedanken, daß Micheli je heirathen könne, war es ſo weit entfernt, als vom Morgen der Abend iſt. Mütter denken ſchon an das Heirathen der Söhne, wenn ſie ihnen zum erſten Mal die Bruſt reichen, halten Muſterung unter den Töchtern des Landes, ob wohl eine würdig des Glückes ſei, bei ihr Söhnisweib zu werden. Hat Eine eine Sohnsfrau, ſo kann ſie möglicherweiſe Großmutter werden und dies betrachten Weiber in einem gewiſſen Alter als ein Avancement, welches mit gewiſſen Berechtigungen verbunden iſt. Kindermütter aber haben es ganz anders, natürlich. Sie denken zwar nicht daran, Sonne, Mond und Sterne zu ſtellen, wie Joſua es gethan, indeſſen, was ſie als Kind empfangen, möchten ſie doch als das gleiche Kind behalten in alle Ewigkeit, denn iſt es mit dem Kinde aus, iſt es auch aus mit der Mutterſchaft. Es iſt alſo nicht blos Eigennutz dabei, ſondern wirkliche mütterliche Liebe, welche nicht um das Kind kommen will. „Du mein Gott,“ ächzte Anni endlich im Zuſammenhang, „jetzt gar noch heirathen, jetzt iſt mir nicht mehr zu helfen! Du, Micheli, mein Micheli, heirathen, was habe ich dir zu leid gethan, daß du mir das anthun willſt? Thuſt du mir das zu leid, dann iſt es aus mit mir, dann bin ich fertig! Nun, mir iſt es gleich, aber wer ſieht dann zu dir, kocht dir, was du liebſt, bettet dir, wie du gerne liegſt, ſorgt für weiße Hemden, plättet dir die Strümpfe und nimmt es an mit Geduld, wenn du wüſt thuſt? Du kannſt mich erbarmen, Micheli, aber du wirſt dich wohl noch anders beſinnen."

„He," ſagte Micheli, „wenn ich ſchon heirathe, kannſt du die Sache gleich machen, es ſagt ja Niemand, daß du fort ſolleſt. Was du nicht machen magſt, nimmt dir die Junge ab." „Ja, abnehmen, da bleiben, z' Sach' machen, ja wohl, das käme ſchön, da ſieht man, was du für ein Kind biſt. Du guter Micheli, du weißt nicht, was das Weibervolk iſt heutzutage und wie die heutigen Meitſcheni ſind," jammerte Anni. „Die können nichts und mögen nichts als den Narren machen, Rothen ſaufen, vor dem Haus hocken, z' Märit laufen und freſſen, was Geld koſtet. Mögen Niemand leiden, wiſſen nichts, machen nichts und haſſen und verfolgen Alle, wo ihnen z' Sach machen müſſen, und gönnen Niemand das lautere Waſſer. Aufgeſtrüßt ſind ſie von Kindsbeinen an, wie die Pfauen, und weiß dir doch Keine mehr, wo man den Hühnern die Eier greift. Stumphoſen trägt dir Keine mehr, da müſſen dir ganze Strümpfe mit Fürfüßen ſein Jahr aus Jahr ein, denk', Micheli, dann iſt es auseiertätſchlet, und Milch kannſt aus Tannzapfen drücken. Eier und Milch werden dir gebraucht, daß du gar nichts davon weißt, du armes Tröpfli Dem ſoll ich zuſehen, nichts dazu ſagen, ſelb ſtünde ich nicht aus, und wenn ich mich auch noch leiden wollte bei einem Brösmeli Brot und einem Tröpfli blauer Milch und es abverdienen mit Kuder ſpinnen und Wolle rupfen. Aber ſehen, wie du ermagerſt und dir die Kleidleni am Lybli ume ſchlottern, wie des Großvaters Kutte an einem Bohnenſtecken, nein, Micheli, nein, das will ich nicht ſehen, das drückte mir das Herz ab." „Thu nicht ſo," ſagte Michel, „ich habe einſtweilen ja noch keine, und ſeëli bös wird z' Sach' nit ſy. Es läuft ja doch mancher junge Mann herum mit einem Kopf wie ein Käskeſſi und einem Bauch wie ein Landfaß. Es wird doch wohl ein Weibervölchli zu finden ſein, ein freynes und arbeitſames, welches weiß, warum es da iſt, und luegt, daß ich nicht ermagere, und dich äſtimirt." „Was Tüfel frage ich dem Gäſtimir nach und was mangelſt du Jemanden, der zu dir luegt? Habe ich bis dahin nicht zu dir geluegt, eine Mutter hätte es nit beſſer können. Oder ſag, wo habe ich gefehlt? Habe ich geſtohlen, verſchleipft, den Faule gemacht?" begehrte Anni auf. „Nit, nit, Anni," ſagte Michel, „aber es iſt ja ſo der allgemeine Brauch, daß man heirathet, und aparti tödt hets niemere, und ſo hets mi dücht, ih chäm damit mängem ab und chäm us dr junge Burſcht." „O Micheli, du gutes Tröpfli (2½ centnerigs), du biſt dazu noch viel z' dumm, es iſt ſich aber nicht viel zu verwundern, ſo jung, wie du noch biſt," entgegnete Anni. „O du weißt nicht, wie das heutige Weibervolk iſt, und weißt nicht, wie bös die Welt iſt, und wie nirgends mehr Glauben iſt, und Niemand mehr thut, wie es der Brauch iſt. In zehn Jahren haſt du vielleicht den rechten Verſtand und vielleicht auch nicht, aber bis dahin beſſert unſer Herrgott die Welt, dräſſirt und rangſchirt ſie anders. Dann kannſt du es in Gottes Namen probiren, wenns zwängen willſt, aber zähle darauf, du wirſt mir einmal reuig." „Jetzt ſchweig mir mit dem Gſtürm," ſagte Michel, „wenn du mich nicht tödten willſt. Los, Anni, ſelb ging doch wohl lang, ich ſtänd es auch nicht aus, es thäte ein Unglück geben, wenn ich mir die Kindermutter ſollte verhalten laſſen, wenn ich mein Lebtag ein Kalb ſein ſollte.“ Nun gab es erſt recht Feuer und Jammer bei Anni, als es hörte, wie man ſeinem Micheli die Kindermutter verhielt. Das ſei doch unerhört, daß man ſo eine alte Frau ſo verbrülle in der Welt, und thue es keinem Kindlein was zu leide, und betet und g'arbeitet hätte es ſein Lebtag, es wäre gut, es thäte es Niemand minder. Es wolle wetten, das käme von Dirnen her, welche ihm es nicht gönnen möchten, daß Michel ihns lieb habe, die gern ſelbſt Kindermutter wären auf dem Knubel. Es wiſſe wohl, das Weibervolk ſei immer geweſen, wie es geweſen von Eva her. Es nehme ihns nur Wunder, daß der liebe Gott nicht gleich die Eva abgeſchafft, als er geſehen, wie ſie gerathen, und eine andere gemacht. Aber nicht aus Mannesfleiſch, da ſei es kein Wunder, wenn ſie bubig würden. Aber ſo ſchlecht, wie jetzt, ſei doch das Weibervolk nie geweſen, zu ſeiner Zeit hätte man ſich doch geſchämt, einem ſo unter die Naſe zu ſtehen und ſo nöthlich zu thun. Es möchte die Täſchen nur kennen, welche das gethan, denen wollte es ſagen, was ſie wären. „Wärſt du aber was werth geweſen, ſo hätteſt es ihnen gemacht wie dem Metzger, oder Sami, oder Bäri an ſie hingereiſet, ſie hätten dir dein Lebtag die Kindermutter nicht mehr vorgehalten. O hätteſt mich lieb, du hätteſt das gemacht, aber ich ſehe wohl, du verſchämſt dich meiner, ich bin dir auch im Weg, und das iſt jetzt mein Lohn und mein Dank, daß ich meine beſten Jahre hier verbraucht, Tag und Nacht keine Ruhe gehabt, und für Alles geſorgt, als ob es meine Sache wäre. Ach, wenn ich nur ſchon weg wäre und ſechs Schuh unter der Erde. Wer weiß, was für Elend ich noch erleben muß.“ Und in völlige Troſtloſigkeit verſank Anni, daß Michel ſchweigen mußte und tröſten, es ſei ja noch keine gemachte Sache, und nicht, daß es ſein müßte, wenn es ihm ſo zuwider ſei, könne man es ja unterwegs laſſen.

Michel ſprach im Ernſte ſo, aber der Gedanke an's Heirathen war einmal da und er ward ſeiner nicht mehr los. Es giebt Gedanken, welche ſtärker ſind als alle Michel, Platz nehmen, wo ſie wollen, und da bleiben, man mag ſie wollen oder nicht. Solche Gedanken vertreibt man nur mit andern Gedanken, aber eben hatte Michel keine andern; oder was er dachte ſo nebenbei, ſtärkte nur dieſen Gedanken. Er verſagte ſich aus Furcht vor böſen Folgen ſeine Hauptfreude, die Schlägereien. Kinder tauſchen aber ein Spielzeug nur gegen ein ander Spielzeug; wenn ſie vom Ballſpiel ablaſſen, ergreifen ſie mit um ſo größerer Hitze das Stöckeln, von dem bringt ſie weder Schulmeiſter noch Haſelſtecken ab. Michel mußte immer an die Stimme in Kirchberg, und an den Metzger denken, und das Ende von Allem war immer: heirathen wäre doch gut, und e Frau sött zueche, was will ich ſonſt und was habe ich für Freude auf der Welt? Sami kam in eine ſchwere Stellung, denn Michel und Anni machten ihm Mittheilungen, indeſſen war er der Stellung gewachſen. Anni ſagte zu ihm: „Du warſt ein Lumpenbub und Nichtsnutz von je, und wirſt einer bleiben in alle Ewigkeit, du machſt mir nichts als Verdruß und haſt in Gottes Namen keine Freude, als irgend ein Lumpenwerk anzuſtellen oder ſonſt was Dummes. Du haſt ihm das Weiben in Kopf gethan und Niemand anders, und denkſt nicht, was du für ein Unglück angerichtet haſt, und wie es dem armen Micheli ergehen wird, nein, daran denkſt du nicht. Hoffentlich geht es dir zuerſt an die Beine, und das Erſte, was eine junge Frau macht, wenn ſie auf den Knubel kommt, iſt, daß ſie dich fortjagt, und kommt es ihr nicht in Sinn, ſo gebe ich es ihr an. Dann kannſt einen andern Platz ſuchen, wie du hier einen haſt. Thue Micheli die Flauſen wieder aus dem Kopfe, welche du ihm hinein gemacht, ſonſt ſieh zu wie es dir ergeht. Es wird dir eingetrieben werden, zähl darauf!" Dann kam Michel zu Sami und ſagte: „Was dücht di, Sami, wär wybe nit gut? Du weißt, wie es mir in Kirchberg ging, wie man mir da die Kindermutter vorhielt und wie man mich ſonſt ausſpielt an allen Orten, und weißt wie man mir aufpaßt und mich unglücklich machen möchte." Da dachte ich, eine Frau wäre gut, da könnte ich daheim bleiben und doch Freude haben. Anni iſt alt, wenn es dahinten bleiben ſollte, wären wir bös dran, wer ſollte die Sache machen? Jetzt hingegen könnte es eine Frau b'richten, daß die dann wüßte, wie es gehen ſollte, wie man es gerne hat und wie es der Brauch iſt. Könnte es ihr zeigen, wie man den Hühnern die Eier greift, wie man die Milchkacheln brüht, und was ſonſt noch Wichtiges vorkommt in einem Bauernweſen. Da ſage ich Anni, ich möchte wybe; ſo thut es wüſt und ſagt, es wolle ihns tödte. Selb will ich auch nicht, aber es dücht mih, es ſött ihm nit ſööli mache, und es ſött Verſtand brauche, ſo kann's doch nicht immer bleiben. Red mit der Mutter u ſäg, ſie ſöll Verſtand brauche, es werd ſe nit tödte, wenn ih ſcho wybe, und ſie könne dann ja die Junge b'richten, wie ſie es haben wolle. Sami war ſo zwiſchen zwei Feuer, es ward ihm nicht Angſt dabei, Sami war nicht dumm, er kalkulirte: Michel muß heirathen, ſelb iſt natürlich, thät er's nicht, wär's ja dumm! Die Mutter iſt übernächtig (kann über Nacht ſterben), ſtirbt ſie, kommt eine Magd an's Brett und macht z'Sach, und der Tüfel weiß, wie dann die thut, und was ihr in Kopf ſchießt, wenn ſie das Heft in die Hand kriegt. Jetzt Eine nehmen, iſt z'Beſt, die dreſſirt dann die Mutter, was der Brauch iſt, und wie es Michel liebt, und daß Alle wohl dabei ſind und es akkurat geht wie jetzt, wo Niemand zu klagen hat. Aber wohl ausleſen muß man, die Katze nicht im Sack kaufen, darum iſt das Beſte, man nehme die Sache zur Hand und helfe Michel Eine ſuchen, wehren hülfe doch nichts, und dann könnte man nicht ihm zu Einer helfen, welche Allen beliebt. Es muß kein Geizhund ſein, welche einer Floh den Schmutz ausdrückt, wenn ſie eine Suppe machen will. Ein Schlärpli wollen wir auch nicht, welches am Morgen ſterben will, wenn es auf muß, den ganzen Tag nichts thut, als um's Haus herum gränne, welche die Sonne nicht ertragen mag und den Regen nicht, wo man ein apart Druckli muß machen laſſen, um ſie im Lande herumzuführen. Auch ſo einen Ausbund und Meiſterkäs wollen wir nicht, welcher Alles beſſer weiß und Alles neu will, dem man keine Hacke recht in der Hand hat, und kein Rübli ſchabt, wie es ihm anſtändig iſt. Da möcht der Tüfel daby ſy, wenn man Miſt zetten ſoll und die Bäuerin kommt, nimmt einem die Gabel aus der Hand und zeigt wie man Miſt zetten müſſe, und konnte noch über kein Spänchen ſpringen, als man es ſchon hundert Mal gemacht. Auch eine Werchader mag ich nicht. So Eine, wo meint, es ſolle nie Feierabend ſein, und nach Mitternacht aufruft, den ganzen Tag brüllet, bald vor dem Hauſe, bald hinter dem Hauſe und gar noch vormähen will, oder den Pflug halten, wo meint, man ſolle für Drei werchen und für e Halbe freſſe. Nei nadiſch, ſo Eine wollen wir auch nicht, und Michel kriegte bald genug. Aber eben darum muß man nicht wüſt thun, ſondern anerbieten, man wolle helfen ſuchen, ſo eine eben Rechte, welche es Allen gönnt, und etwas anrührt, weiß, was Werchen iſt, aber Verſtand braucht und nit vergißt, daß morgen auch noch ein Tag iſt, daß, wie man nicht Alles in einem Tage eſſen mag, man auch nicht Alles in einem Tage werchen mag.

Nachdem alſo Sami ſeinen Plan entworfen hatte, trotz dem Radetzky, führte er ſeine Truppen in's Feld. Er ſagte zu Michel: „Du haſt recht, g'wybet muß ſy. Es wär läz, wenn der Hof in fremde Hände käme, die Verwandten würden doch lachen und aufpaſſen wie die Aehrenleſer, bis der Bauer mit dem Wagen von dem Acker iſt. Und wenn die Mutter ſtirbt, wer ſoll z'Sach machen und zu Allem ſehen? Aber du weißt wie das Weibervolk iſt, nüt nuz heut zu Tag. Der Kuhhandel iſt e b'ſchiſſner Handel, aber mit dem Weibervolk wird man noch zehn Mal ärger angeſchmiert, und dann iſt's bös, man kann nicht ändern. Darum muß man Vorſicht brauchen, und wohl luegen, daß man die Rechte kriegt, Eine, welche zu Allem luegt und es Allen gönnt, und b'ſunderbar dir, von wegen, du biſt dich deſſen gewöhnt von Kindesbeinen an. Es giebt deren, welche den ganzen Tag die Kaffeekanne auf dem Feuer haben, aber dem Mann kein Tröpfli geben, und vernehmen ſie, daß er einen Schoppen getrunken, oder gar guten Kameraden eine Halbe gezahlt, tröhlen ſie ſich am Boden herum, bis ſie nicht mehr wiſſen, was oben und was unten iſt. Lueg, du weißt gar nit, wie es git. Aber wenn man Vorſicht braucht und ſich Mühe giebt, wird doch wohl Eine zu finden ſein, welche kein Hund iſt und doch auch kein Uflath. Auf's Geld brauchſt aparti nicht zu ſehen und mit der Hübſchi iſt es ſo, ſie iſt wohl gut, aber man muß ſich gar manchmal anders gewöhnen, bis ſie alte Weiber ſind, und ausſehen wie zweijährige Aepfel.“ Das dünkte Michel ſehr verſtändig und er fand großen Troſt in dieſen Worten. Mit der Mutter mußte Sami andere Worte brauchen, da hatte er einen harten Stand. „Mutter,“ ſagte er, „denk', Michel iſt über fünfundzwanzig und du biſt alt, kannſt über Nacht dahinten bleiben, wer ſoll dann die Sache machen und zu Michel luegen? Drum ſieh ihm für Eine, welche es gut meint und dem Hofe wohl anſteht, für eine kurzweilige und doch manierliche, wo dann da iſt, wenn du ſtirbſt, und z'Sach gleich in die Finger nimmt, wie du ſi b'richtet haſt." Jä, jetzt ging das Wetter ſchön los. „So," ſagte Anni, „meinſt, ich ſollte über Nacht ſterben, bei einer Jungen ſei es kurzweiliger. Du biſt doch dr wüſteſt Kerli unter der Sonne, der Mutter das Sterben zu gönnen, du biſt gerade wie dein Vater, darum brach er auch beide Beine unter einer Buche, und mußte ſo früh davon. Ich mußte auch plären, als ich mit ihm zur Kirche ging, aber ſeither mußte ich oft denken, wie wohl es mir gegangen, daß unſer Herrgott ihm ſo früh davon half. Mach' nicht, daß es dir auch ſo geht. Ja wolle, der Mutter z'ſage, ſie ſollte über Nacht ſterben, iſt das ſchon erhört worden!" „Mutter, verkehre mir die Worte nicht," ſagte Sami, „du weißt wohl, was ich geſagt, und wie ich es gemeint. Aber was iſt das gemacht von einer Mutter, wenn ſie es ihrem Mann gönnt, daß er beide Beine gebrochen, und ihrem einzigen Sohne anwünſcht, daß es ihm auch ſo gehen möge!" „Lue, wie du lügſt," zankte Anni, „von dem habe ich kein Wort geſagt, ſchämſt dich nicht, der Mutter die Worte zu verdrehen? Und verdient es denn eigentlich Einer, der an der heiligen Oſter dem Narrenwerk nachläuft und ſogar Menſchenblut vergießt, beſſer? Und wär's Schade um ſolche Beine, welche noch dazu andern verlaufen auf den Wegen des Teufels?" „Mutter," ſagte Sami zornig, „du biſt eine wüſte Frau, und weißt nicht was du redeſt." Anni's Antwort kann man ſich denken. Kurz, Sami, der nicht abſetzen wollte, hatte fünf Tage zu thun, ehe er ſeine Mutter blos dahin brachte, daß ſie ihm ſeine Worte nicht verkehrte und zornig wieder an den Kopf warf, ſondern ſie in ſtillem Grollen aufſing, kaute, verſchluckte und darüber nachdachte. Sami hätte vielleicht fünf Wochen oder fünf Monate Zeit dazu gebraucht, aber in dem Maaße, als Michel den Gedanken an's Heirathen ſich einbürgerte in ſeinem Kopfe, in dem Maaße drängte er Sami an Anni hin. Es ſei ihm lieb und werth als wie eine Mutter, aber die Kindermutter welle er ſich nicht mehr verhalten laſſen, und das höre nicht auf, bis eine Frau auf dem Knubel ſei, welle Anni das nicht, ſo gehe er z'Krieg. Die Anhänglichkeit war nicht verwiſcht, aber der Stolz erregt, der die Liebe nicht verzehrt hatte, aber doch die alte Stellung altershalb unhaltbar fand. Sami begriff dieſes und redete der Mutter fernere fünf Tage zu, bis ſie endlich nicht blos nachdachte, ſondern ſagte: „Nu, wenn du's zwängen willſt, ſo zwäng's, aber wenn es nicht gut kommt, ſo gebe mich Niemand ſchuld, es iſt dann zu hoffen, daß es an dir vergolten werde." Nun, mit dieſer Antwort ließ ſich ſchon was machen, ſie war bereits einläſſig, ſie beruhigte Michel, und brachte Anni dahin, daß es den Gegenſtand ſelbſt in Anregung brachte, als einige Tage Niemand etwas darüber zu ihm ſagte. Das iſt immer das beſte Mittel, über einen einmal angeregten Gegenſtand zum Reden und Eintreten zu bringen, wenn man wieder davon ſchweigt. Der Gwunder, was jetzt gebe, vielleicht gar etwas hinter ihrem Rücken, thut ſicher die Zunge in Gang bringen. „Und was haſt dann für eine im Gring?" ſchnellte einmal Anni Michel an, als es bei ihm vorüber fuhr, und eröffnete ſo die ferneren Unterhandlungen. „Keine aparti," ſagte Michel. „Begreif, ich möchte nicht ſo die Erſte die Beſte nur des allgemeinen Gebrauchs wegen; eine Gute, die ſich b'richten läßt, und es mir und dir und Allen gönnt."

Dieſe Worte waren wie Balſam auf Anni's Gemüth. „Du armes Tröpfli du, davon verſtehſt du nichts und kennſt die Welt nicht, weißt nicht, was heut zu Tage die Meitſcheni für Schlangen ſind. Wenn man meint, man habe einen Engel an der Hand, hat man die wüſteſte Kröte am Hals." „He," ſagte Michel, „man muß recht luege, gut nachfragen, ſich wohl b'ſinne, dann wird es doch kaum fehlen können." „O Micheli, dr g'ſcheidtſt Händler wird mit Kühen betrogen, wie viel hundert Mal leichter nicht ein junger Löffel mit einem Meitſchi. Die, wo am meiſten dyri däri machen, am ſchönſten untern gucken können, grad die ſind Utüſle, und thun als ob des Teufels Großmutter ihre nächſte Baſe ſei." „He, das iſt nit ſo ſchlimm," ſagte Michel, „nicht halb ſo bös. Jetzt grad, von des Bauern im Guggeli Töchtern eine, es ſind ihrer manche, haben bös, es wäre eine froh zu kommen und für di d' Sach zu machen, es ſind brave Menſcher und auf das Geld brauche ich nicht zu ſehen." Potz Türk und Blau, wie es da los ging, und ſo während der ganzen Inſpektion bei jedem Mädchen, welche Sami oder Michel vorführten, in der ganzen Runde fand keines Gnade. Wenn am Mädchen ſelbſt nicht ſo viel auszuſetzen war, daß ihm ſeine Verwerfung unzweifelhaft ſchien, oder Sami oder Michel einwendende Geſichter — zu Worten kam es ſelten — machten, ſo machte Anni es wie ein Metzger, wenn das Fleiſch auf der Wage zu wenig zieht: derſelbe legt Knochen, ſogenanntes Ausgewicht bei, Etwas, welches den Ausſchlag giebt. Solchen Mädchen legte Anni auch Ausgewicht bei, einen Urgroßvater, welcher im Zuchthaus, eine Großmutter, welche im Schwingſtuhl oder in der Trülle geweſen, eine Mutter, welche dem Teufel von dem Karren gefallen, einen Vater, der einen Eid gethan, von welchem man glaubte, er ſei falſch geweſen, Vatersbrüder, welche gröbelige Gräule ſeien, eine Schweſter, welche ein unehlich Kind gehabt, einen Bruder, der geſchieden ſei u. ſ. w., u. ſ. w. Wo aber gar nichts Anzubringendes offen auf der Hand lag, was freilich nicht oft vorkam, da ſagte Anni, gerade das ſcheue es am allermeiſten. An allen Orten ſei Etwas, und wo man nichts wiſſe, da ſeien die Leute nur ſchlauer als die Andern, und hätten um ſo größere Urſache es zu verbergen, es ſei gewöhnlich zehn Mal ſchlimmer als das, was alle Leute wüßten.

Michel wurde ganz traurig, ſchlug auf den Tiſch und fragte: „So ſoll ich denn Keine haben?“ „Warum nicht,“ ſagte Anni, „ja freilich, aber nicht die erſte Beſte, gut luege und ſich wohl b'ſinne, haſt ja ſelbſt geſagt. Ihr habt ſie da um's Haus herum zuſammen geleſen, und das gefällt mir nicht; nur Keine aus der Nähe, ſonſt biſt plaget alle Tage bis in's Grab. Du haſt Niemand nöthig, welcher dir z'weg hilft mit Zug und Geld, Holz und Leuten, da iſt ein Schwäher in der Nähe, der helfen kann, komod. Nimmſt du aber Eine aus der Nähe, haſt du das ganze Pack beſtändig vor der Thüre. Hat der Schwäher was nöthig, ſchickt er zum Tochtermann, oder kommt und nimmt es ungefragt, und Niemand ſagt dir danke Gott dafür. Hat die Mutter was nöthig, Geld, Anken, Schnitz, Fleiſch, kurzum was es iſt, muß es die Tochter geben und z'Sach wird dir verſchleiſt, du weißt nicht wie. Küchelt man einmal und kriegt es das Pack in die Naſe, ſo kommt die ganze Haushaltung mit Hund und Katze, frißt, daß ſie ſich binden müſſen, und denken, es thuts ihm wohl. Röſtet man Kaffee, ſo iſt ein Kind da mit einem Teller und ſagt, Mutter habe keinen Geröſteten, man ſolle ihr doch leihen, ſobald ſie röſte, wolle ſie ihn wiedergeben. Aber der muß gute Augen haben, der eine Bohne wiederſieht. Macht der Mann mal der Frau ein ſauer Geſicht, läuft ſie zur Mutter, weiß ſie etwas nicht, läuft ſie zur Mutter, ſoll ſie was thun, das ihr zuwider iſt, läuft ſie zur Mutter, die kommt daher, iſt geſotten und gebraten hier, und der Hof iſt der ihre, z'Sach iſt ihre und du haſt ſo wenig mehr zu befehlen, als der Thürliſteck vor dem Hauſe. Selb wirſt nicht wollen.“ „Selb nit,“ ſagte Micheli, „aber was machen?“

„Mi muß luege,“ ſagte Anni, „gut nachfragen, wenn du es doch willſt g'habt ha, man hat Gelegenheit genug dazu, es giebt immer Leute, welche man fragen kann.“ Es war Anni ſelbſt nach und nach Ernſt mit der Sache geworden, ſeine Gedanken hatten eine Wendung gemacht. Es giebt Köpfe, deren Gedankengang einer verroſteten Thüre gleicht. Wo dieſe ſteht, da ſteht ſie, bringt man ſie mit aller Gewalt einen Ruck weiter, ſo ſteht ſie da wieder, bis eine neue Gewaltthat ſie noch weiter bringt. Zuweilen jedoch, durch die eigene Schwere gedrückt, fällt ſie in's alte Roſtloch zurück, aus dem man ſie erſt mit ſo großer Mühe gehoben. Nun hatte Anni bis dahin immer nur an ſeinen Micheli gedacht, gedacht, es gebe ihm ſo gut, beſſer nütze nichts, jede Veränderung brächte ihm nur Böſeres, beſonders eine Frau, ſo eine junge, wüſte, tüfelſüchtige, wie man ſie heut zu Tag habe, und die obendrein nichts verſtände als zu brauchen, was ihr unter die Finger komme, das hielte Micheli nicht aus, es müßte ihn tödten.

Nun aber hatte Sami ihm geſagt, es könnte ihns tödten und zwar über Nacht; ſo wenig es an Michels Alter dachte, und ſah, wie er zum Mann geworden, eben ſo wenig dachte es daran, wie ihm die Jahre zuwuchſen und es eine alte Frau geworden. Und wenn es nun über Nacht ſtarb, wer ſah dann zu Micheli, wer half ihm eine Frau ſuchen, wer dreſſirte und rangſchirte ſie, wenn ſie einmal da war, bis ſie ein manierlich Mönſchli ward? Es kriegte ordentlich Hitz zur Sach und ſtreckte ſeine zahlreichen Fühlſäden aus in alle Lande. Anni ſtand weit umher, bei vielen ſogenannten untergebenen Leuten in größerm Verkehr und Anſehen, als gar manche Bäuerin. Es war zwar nur Kindermutter, aber zugleich auch Verwalterin eines der ſchönſten Höfe, mit uneingeſchränkten Vollmachten, und hatte Geld in den Händen, gerade ſo viel als ihm beliebte. Den kleinen Handel mit Eiern, Anken, Hühnern, Milch u. ſ. w. betrieb es allein, nahm das Geld ein, ſchaffte an, was nöthig war, was es übrig hatte, gab es Michel, und Michel nahm was Anni gab in unbedingtem Vertrauen. So gut in dieſem Punkt hat's ſelten eine Bäuerin, geſchweige denn eine Herrenfrau. Hühner- und Kachelträger, Tauben- und Garnhändler, Beſenbinder, Scherenſchleifer, Weckenweiber und Lumpenſammler, Ankenhändler, Keſſelflicker, Kachelhefter, Schweinborſten- und Federnſammler, Metzger, Müller, Hauſirer mit Halstüchern, Schmöck- und Karmeliterwaſſer, Arwangenbalſam und Tannzapfenöl und andern guten Dingen mehr, gingen beſtändig ab und zu. So ein rechter Bauernhof iſt eine unerſchöpfliche Fundgrube von unzählbaren Herrlichkeiten, und wahrſcheinlich eine viel nachhaltigere als die Goldgrube von Californien. Zu dieſen allen kamen noch Bettler und Uebernächtler. Viel der obengenannten Herrſchaften ſammt den Bettlern übernachten ſo oft ſie können in Bauerhäuſern und auf Höfen. Aber es wandern noch viele Leute durch's Land, welche gern Geld ſparen, auf den Höfen um ein Nachtlager bitten. Sind ſie einmal ſo an einem Orte über Nacht geweſen, ſo betrachten ſie ſich als Bekannte, als eingeführt, gleichſam als berechtigt Gaſtfreundſchaft zu fordern; kehren ſie ein andermal wieder, ſagt Einer ganz getroſt: „Gott wilche, bin auch wieder da, könnte ich wieder übernacht ſein?" Die Uebernächtler hat man bald im warmen Stall, zuweilen auch in einem Bette, denn ſelbſt hier iſt Rangunterſchied. Mit dem Nachtlager iſt zumeiſt aber auch Abendeſſen und Frühſtück verbunden.

Dieſe große Gaſtfreiheit koſtet, hat indeſſen auch ihre Vortheile. Wenn ein Uebernächtler, ſei er von welcher Sorte er wolle, nicht ganz dumm iſt, ſo ſucht er die erhaltene Wohlthat zu vergelten, indem er ſeinen Gaſtgebern kurze Zeit macht. Auf einſamen Höfen ſchleicht oft die Zeit gar langſam und einförmig dahin, beſonders in langen Abenden dem Mannevolk, welches nicht ſpinnt, keine Stubenarbeit hat, (wenn das morndrige Frühſtück gerüſtet iſt,) und dazu nicht leſen mag. Da iſt ſo ein Menſch, der aus der Fremde, oder nur aus einer andern Landesgegend kommt und was zu erzählen weiß, gar ſehr willkommen. Die Dorfgeſchichten vom Pfarrer, Schulmeiſter, Doktor, Gemeinderath ꝛc. werden ausgetauſcht, und wenn der Menſch aus der Fremde was zu erzählen weiß, ob wahr oder gelogen, ſo lebt die ganze Haushaltung wohl daran. Am Morgen heißt es dann, wir haben hinecht einen Uebernächtler gehabt, e tuſigs e kurzwylige, der konnte b'richten, man konnte nicht genug hören, er war aber auch weit umher, einmal auch in Frankreich und ein andermal in Aargau. Das iſt eine Seite. Die andere Seite iſt die, daß man durch dieſe Leute allerlei Botſchaften kann verrichten, Beſcheid, Beſtellungen machen laſſen. Solche Leute ſtellen gar zu oft die Liebesboten vor. Man würde es ihnen gar nicht anſehen. Am komodſten kann die Hausfrau ein vertrautes Wort mit ſolch einem Menſchen reden, wenn ſie ihn zum Frühſtück ruft, nachdem die Andern abgegeſſen haben, da iſt die Stube leer und die Mittheilungen unbehorcht. Anni hatte alſo reiche Gelegenheit, Erkundigungen einzuziehen über alle Bauerntöchter im Unterland und Oberland, im ganzen Vaterland. Aber da ſtieß es wieder auf Schwierigkeiten, an welche es gar nicht gedacht. Aus triftigen Gründen, wie wir geſehen, wollte es keine Frau aus der Nähe, aber wiederum war ihm kein anderer Landestheil anſtändig, um darin eine Frau zu ſuchen, gegen jeden hatte es Vorurtheile. Im Unterlande waren ſie ihm zu grob und unreinlich, im Mittellande zu langſam und hochmüthig, um Bern herum Dienſtagsſchleipfe und Märitpyggern, im Oberland zu faul und hoffärtig, da war guter Rath theuer. Eine Unzahl von Mädchen, womit man ganz Neuſeeland ſammt Californien hätte verſehen können, fielen auf dieſe Weiſe aus und wurden gar nicht berückſichtigt. Eine andere Menge Mädchen, welche ſo gleichſam weder im Oberland noch Unterland, ſondern auf zuläſſigem neutralem Gebiete wohnten, wurden von den Berichterſtattern, welche Anni's Anforderungen nicht kannten, mit Rühmen ganz verpfuſcht, ſie wurden dargeſtellt, daß es Anni die Haare zu Berge ſtellte. Von Einer ſagte man: das ſei Eine, das gebe eine rechte Bäuerin, die koche ganz allein, und es dünke einen mit nichts, ſie brauche gar nichts. Eier und Anken und deren Zeug könne die verkaufen wie nirgends, nur aus dieſer Sache löſe ſie ein Sündengeld. Michel ſei glücklich, wenn er die kriege, da könne er darauf zählen, daß ihm kein Bröſmeli neben aus gehe und er ein ſchrecklich reicher Mann werde. Dann hieß es wieder: dort wäre eine Rechte, das gröbſte Mannevolk thue ihr nicht die Schuhriemen auf, die ſcheue Alles nicht, in's Wüſteſte gehe ſie voran, ſei am Morgen zuerſt und wecke die Knechte, am Abend zuletzt, wenn Alles nieder ſei, ſehe ſie noch zu Feuer und Licht, mache die Haushaltung allein, jage früh am Morgen auf das Feld hinaus, gehe dann auch noch nach, ja führe den Pflug, dem beſten Bauern z'Trotz. Das ſei Eine, die könnte ausſchwingen am Oſtermontag zu Bern, oder an der Lüdern Kilbi. Oder aber man redete von Einer: das ſei doch das ſtyfſt und freyniſt Meitſchi, das man weit und breit antreffe, das würde hier dem Hofe doch kuſtigs wohl anſtehen. Es komme immer daher wie aus einem Drückli, und ſei doch ganz gemein, möge ſich mit den ärmſten Leuten g'mühen, könne mit einer alten Frau b'richten ganze Stunden lang, es habe immer das ſchönſte Maienzeug weit und breit. Man ſagt ſogar, es könne Neuis auf dem Klavier machen, und tanzen dazu b'ſungerbar ſchön. Daneben rührt es nicht viel an, meint nicht, es müſſe die Finger in Allem haben und die Naſe noch dazu. Es darf den Leuten Etwas anvertrauen, und wie ſie es machen, iſt es ihm recht. Ja, die Leute haben es b'ſunderbar gut dort, wenn die Sache ſchon ihre wäre, ſie könnten es nicht beſſer haben, rühmen ſie. Begreiflich kam man mit ſolchem Ruhm bei Anni übel an. Anni war eine Juſtemilieuianerin, es wollte weder Eine, die Alles machte, noch Eine, die Nichts machte, weder Eine, die Alles verkaufte, noch Eine, die Nichts verkaufte. Auf dieſe Weiſe zog ſich die Sache in die Länge, es wollte ſich Anni bei ſeiner Wunderlichkeit gar nichts anziehen, was ihm anſtändig geweſen wäre. Endlich verlor Sami die Geduld und ſagte: „Mutter, ſo geht dies bis z'Niemerlistag, du mußt anders dran, beim bloßen B'richten giebt es keinen Käs, du findſt Keine, wo Alles iſt, wie es dich dücht, daß es ſein ſollte. Vernimmſt ein anſtändig Menſch von braven Leuten her, ſo muß man zuſammen. Michel muß es ſelbſt ſehen, man muß ihm Beſcheid machen, daß es an ein g'namtes Ort komme. Lue, Mutter, du biſt nicht der liebe Gott, und kannſt es z'weg karten, wie du es in deinem alten Kopf haſt, du mußt dem lieben Gott auch etwas überlaſſen, er hat es ſonſt ungern. Dücht es Michel, das Meitſchi gefalle ihm, ſo kann man anhängen und luegen; dücht es ihn, er möge es nicht, ſo läßt man's fahren.“ „Gerade ſo,“ ſagte Anni, „wird man angeſchmiert, zähl drauf, Bub. Daß du doch immer witziger ſein willſt als d' Mutter. Hinter Wein und Bratis kann jede Gränne ein ſüßes Maul machen. Wenn man Einem den Hals brav ſalbt, ſo iſt es keine Kunſt holdſelig und glatt zu reden, daß man meinen ſollte, es pfeife ein Engel vom Himmel herab. Du mußt ein Meitſchi ſehen am Morgen, wenn es aus dem Gaden (Kammer) kommt, am Sautrog, wenn es ihn ausputzt und das Freſſen drein ſchüttet, am Tiſch, wie es die Erdäpfel ſchindet und ißt, und was es für ein Maul dazu macht, ob es zum Schein ißt und auf das Hinterſtübli hocket, oder aus Hunger; am Sonntag, wenn es z'Predig geht, und meinethalb auch im Wirthshaus, wenn die Buben, einer am Fürtuch, einer am Kittel hanget, und einer es bei der Hand ſchreißt. Lue, Sami, dann weißt, was es Meitſchi iſt, und was es cha!" „Ja Mutter, wenn's ſo iſt, ſo machet euch auf die Beine und gucket den Meitſcheni nach am Sautrog und im Wirthshaus, und hocket nicht da bei euern alten Weibern hinter dem Ofen, b'richten iſt noch lange nicht g'ſchauen." „Du biſt ein Löhl," ſagte Anni, „treibſt das Geſpött mit der Mutter, und das iſt ſchlecht von dir, daß du es nur weißt." „Mutter, nit böſe ſein, aber z'Sach iſt doch ſo. Wer will das Meitſchi auf die Art, wie du ſagſt, g'ſchaun, wo man keine Bekanntſchaft hat, und aus der Nähe willſt ja keine. Mit der Bekanntſchaft muß doch angefangen ſein, und ſo mir Nichts dir Nichts d' Nachts einem Meitſchi die Fenſter einſchlagen und brüllen, wott yche, bi dr Knubelbur, ſelb wär doch wohl grob. Aber zähl druf, Mutter, das recht Geſicht, wo es daheim macht, kann man einem Meitſchi auch hinter Wein und Bratis füre mache, wenn man es recht anfängt. Die Hauptſach iſt die, daß man merke, ob ein Meitſchi aufrichtig ſei und gutmeinend, einem z'Sach gönnt, und Verſtand hat und z'brauche weiß. B'richte, wie man z'Sach will, kann man jeden Menſchen, wo Verſtand hat, das Gutmeinen aber kann man Niemand einſchütten, wie einer Kuh einen Trank; wenn das fehlt, ſo fehlts und z'Sach hat g'fehlt!"

„Wie meinſt denn,“ fragte Anni, „daß man ſo Einer das Geſicht ſecken und das rechte füre mache ſöll, wenn du doch witziger ſein willſt als die andern Leute?“

„He,“ ſagte Sami, „da iſt nichts leichter als dies. Michel muß recht wüſt thun, fluchen und ſonſt donnern, das Fleiſch an den Wänden herumtreiben und ſaufen wie eine Kuh bei verbranntem Emd. Da kann man gleich ſehen, was die erleiden mag, ob ſie es ihm gönnt, oder ob es eine Taubſüchtige iſt und meint, es ſolle Alles gehen nach ihrem Grind.“ Dagegen erhob ſich Michel und zwar mit mehr Anſtand als mancher Rathsherr, d. h. mit Verſtand. Selb ſei ihm doch nicht anſtändig, ſo den Unflath zu machen; wenn das Meitſchi in einen Grauſen käme, ſo wäre er ja Schuld daran, wenn es aber ſeine Freude hätte am Wüſtthun, ſo wüßte man erſt noch nicht, wie man das auszulegen hätte. Es dünke ihn, es zeigte ſich am beſten, ob es geduldig ſei und ihm Freude gönne, wenn er und Sami ſagten, es düche ſie, ſie möchten ein wenig kegeln, wenn es nichts dawider habe und wenn es ſage, meinetwegen, 1 bis 2 Stunden mit einander machten, und das Meitſchi ſitzen ließen allein. Wäre es dann noch freundlich und manierlich, ſo könnte man ja ſehen, daß es gutmeinend ſei. Michel wäre dieſe Probe natürlich ſehr anſtändig geweſen, er liebte das Kegeln ſehr, dabei konnte er ſeine große Kraft zeigen, und zwei Stunden kegeln gingen ihm leichter als zwei Minuten mit einem Meitſchi reden. „Ja wolle, ja, ſo muß man es machen, wenn man wiſſen will, was ein Meitſchi für ein Herz hat. Ich bin eine Alte, aber wenn ich noch jung wäre, und ließe mich beſcheiden hie hin oder dort hin, und der, welcher mich kommen heißen, ließe mich ſitzen und kegelte, ich wartete nicht eine halbe Stunde, ich thäte den Weg unter die Füße nehmen und liefe heim. Warum nicht gar da zwei Stunden in der

Einſamkeit ſitzen, die Zähne tröcknen und ſich auslachen laſſen, das wäre ja mehr als am Halseiſen ſtehen. Ihm düchte es, wenn es Michel wäre, ſo thäte es anſtändig, aber vergeuden mit Aufwarten thäte es nicht, ſondern die Sache ſo wohlfeil als möglich machen, dawider kann kein Meitſchi was haben, ſondern es könne denken, es kriege keinen verthunlichen Mann und komme nicht um ſeine Sache. Ich ließe es bei einer halben Sechsbatzigen, für 6 Kreuzer Brot und einem Schnifeli Käs bewenden. Das iſt für die Nothdurft, wenn ſie Michel kriegte, wäre das auch für d'Freud' viel genug. Wenn ſie darein ſtimmte und bei der Sache vergnügt und z'frieden wäre, ſo hülf ich da anfangen Bekanntſchaft machen und z'Sach beſſer unterſuchen." „Aber Mutter, das wäre ja gethan, ein Beſenbinder und Schwefelhölzler macht es ſtölzer; was müßt ſo Eine denken, was Michel wär' und was Michel hätte? Anſtändig iſt anſtändig! Warum nicht Kaffee und Erdäpfelröſte oder langes Kraut und blaue Milch," ſagte Sami, „das wäre eine luſtige Aufwart, möchte nicht dabei ſein, da kannſt dann ſelbſt mit, Mutter, auf deinen alten Beinen."

Sami war der Unvermeidliche, den Michel immer mitnahm, wenn er drei Schritte aus der Dorfmark ging. Er war eine Art Dolmetſch bei allen Angelegenheiten, bei Luſtbarkeiten und beim Kuhhandel, daß er ihn auch auf dem Weiberſuchet begleiten mußte, verſtand ſich ganz von ſelbſt, ſo daß es durchaus nicht als Anmaßung auszulegen iſt, wenn Sami annahm, er werde dabei ſein müſſen. Er unterlag nicht Selbſttäuſchungen, wie ſie ſo manchem Vaterlandsfreund über's Haupt gewachſen ſind. Michel hatte weder Aehnlichkeit mit Demoſthenes noch mit Cicero, vielmehr mit einem morgenländiſchen Sultan, der blos Geberden macht und neben ſich ſeinen Dolmetſch hat. Michel war ſtolz wie Einer, und wieder ſchüchtern oder unbeholfen, es wohnen manchmal gar ſeltſame Dinge neben einander. Es iſt kein Narrenwerk, eine ordentliche Weiberprobe zu erſinnen, das erfuhren die Drei; ſie iſt noch viel ſchwerer als eine Milchprobe für die Käsbauern, welche Stich hält. Wer ſo Eine erfinden thäte, könnte in Zeiten, wo nicht Geldmangel iſt und die Leute zu heirathen vermögen, in aller Kürze ein ſteinreicher Mann werden. Nun, den Drei muß man es nachreden, ſie ließen ſich durch den erſten mißrathenen Verſuch nicht abſchrecken, ſie ſannen und ſannen, wie ſchwer ihnen auch das Sinnen ging, bis ſie die Rechte gefunden zu haben glaubten und alle Drei in dem Glauben einig waren, wenn die nicht gut ſei, ſo nütze alles Sinnen nichts, es gebe Keine mehr. Nun preſſirte es Anni ſelbſt, die Probe zu probiren, von wegen, ſagte es, Suchen ſei nicht Finden, man könne vielleicht ein dutzend Mal probiren, ehe man zur Rechten komme. Sobald Anni auf dieſem Punkte angelangt war, war das Anſtellen derartiger Conferenzen ſehr leicht, ſie ſind eine Landesſitte und eine ſehr naturgemäße. Man beſcheidet ein Mädchen, von welchem man gehört, mit welchem man Bekanntſchaft machen möchte, weil ſich da eine Heirath zu ſchicken ſcheint, an einen dritten Ort, redet mit einander, g'ſchaut ſich gegenſeitig, und gefällt man ſich nicht oder wird ſonſt des Handels nicht einig, ſo geht man kaltblütig und ohne alle Conſequenz auseinander.

Dieſe Conferenzen werden zuweilen durch Verwandte, viel öfter aber durch eigene Liebesboten vermittelt, Schwefelhölzler, Kachelhefter, Schwammweiber, ehe die Zündhölzchen das ſolide Feuerzeug verdrängten, alte Mägde, und ſehr oft durch eigentliche Weiberhändler, von welchen merkwürdigen Gewerbsleuten an einem andern Orte weitläufiger die Rede ſein wird. Es findet es alſo kein Menſch unanſtändig, wenn

Bauerntöchter, und ſelbſt Reiche und Vornehme, einer ſolchen Einladung Folge leiſten. Nur muß der Ruf von einem rechten Bauernburſchen kommen, käme er von einem Muſterreuter z. B. und ginge ſie, und es käme aus, ja dann wäre es ſchon ganz was Anderes. In Städten ſagt man, wenn davon die Rede iſt, eine Tochter hätte Luſt zu heirathen, pſi tuſig! Wie mag die doch, die muß nicht Alles ſein, wenn man Urſache hat, ihr ſo was nachzureden, d. h. ſie hätte Luſt zu heirathen. Pſi tuſig! Es iſt ungefähr ſo wie in England, wo in anſtändiger Geſellſchaft kein Menſch das Wort Hoſen ausſprechen darf, und wo man doch ſeltſame Augen machen würde, wenn nicht alle Mannsbilder ſich gehörig mit Hoſen verſehen hätten. Nun, auch auf dem Lande ſagen 16—17jährige Mädchen, wenn man ihnen vom Heirathen ſpricht: pſi Tüfel, wer möcht'! Es ſei einer der ärger Uflath als der ander, es gruſe ihnen, wenn ſie einen nur von weitem ſehen müßten. Aber denen kommt es ſchon anders und zwar ohne Waltisbad, ganz naturgemäß. Steht die Zahl Zwanzig im Rücken, da ändern ſich die Redensarten, und nach und nach heißt es wohl: Warum nicht, wenn ich es gut machen könnte, wäre ich ja ein Narr, wenn ich es nicht thäte, aber er müßte mir gefallen, e Freyne und e Hübſche ſy. So Einen von der Gaſſe, e Fötzel oder e alte Gritti, ſelb nit, lieber ledig ſterben. Indeſſen nach und nach werden die Ausnahmen geringer und die Anforderungen milder, denn ſein Lebtag nur Gotte oder Baſe ſein, wird mit der Zeit doch ungemein langweilig. Es iſt daher keiner Bauerntochter zu verargen, wenn ſie in eben rechtem Alter gern Bäuerin werden möchte. Erſtlich kann eine Bauerntochter Nichts naturgemäßer werden als eine Bäuerin, aber zweitens auch nichts Schöneres. So eine rechte Bäuerin mit offenem Herzen und offener Hand, klarem Verſtand, feſtem Willen und Uebung in allen Dingen, iſt eine wahre Majeſtät, eine Enkelin der Königin Bertha, welche vom Volk betrachtet wird mit Furcht und Liebe und gläubigem Vertrauen, daß ſie helfen werde in jeder Noth; Werdenden und Sterbenden eine wahrhaftige Helferin.

So eine Bäuerin iſt ganz was anders als eine Königin, welche nichts Anderes kann, als den König angrännen und die Hofdamen ſchnauzen. Ja ſie iſt ganz was Anderes als nur ſo eine Baſe oder Gotte, deren Schickſal viel Aehnlichkeit hat mit dem einer Gans, mit dem Unterſchied jedoch, daß man eine Gans nur zwei Mal rupft im Jahre, die Baſe oder Gotte aber das ganze Jahr durch gerupft wird. So eine Bäuerin tritt in einen Kreis, in welchem die Mittel ihres wahren Lebenszweckes liegen. Wenn nun Hochgebildete und ſogenannte Fortſchrittler ſich die Beine unten ablaufen, um ſchlechte Rathsherren zu werden, und man dies republikaniſch, ſchön und edel findet, ſo iſt es ſicher noch republikaniſcher, ſchöner und edler und vaterlandsliebender, wenn Mädchen ebenfalls ihre Beine in Bewegung ſetzen und zwar nicht um ſchlechte Rathsherren, ſondern um gute Bäuerinnen zu werden. Anni hatte ein Schwammfraueli, welches es mit beſonderer Vorliebe herbergete. Daſſelbe hatte den allerbeſten Schwamm, wie Anni ſagte, den es auf der Welt gebe, aber das Fraueli kannte Anni und konnte es ihm treffen und b'richten wie Keine. Das war gar lange nicht da geweſen, kam einmal an einem heißen Sommernachmittage, als Alles auf dem Felde war und Anni ganz allein gaumete, ſchachmatt auf den Knubel. Der Engel Gabriel hätte Anni in ſeiner Einſamkeit nicht willkommener erſcheinen können, als das alte Schwammfraueli. Es erzählte ihm Alles, was es auf dem Herzen hatte, wie Micheli das Wybe in Kopf geſchoſſen, es wiſſe nicht warum, und wie es ſich gegen ihn verfehlt, es glaube immer, Sami, der Lumpenbub, habe es ihm eingegeben. Es habe in Gottesnamen nachgegeben, von wegen es ſei nicht mehr ganz jung, ſondern übernächtig, wie Sami, der Unflath, ihm vorgehalten, da möchte es ſich doch nicht ein Gewiſſen machen, wenn es geſtorben ſei, und Micheli Niemand hätte, der zu ihm luege und ihm z' Sach' mach', jetzt ſollte es ihm Eine ſuchen, das ſei ihm ein Tüfelwerk, es könne nirgends Eine finden, welche nur halbweg gut ſei. Ehedem ſei es doch nicht ſo geweſen, aber jetzt ſei in Gottesnamen Nichts mehr, es ſchicke ſich Alles und beſſer für das Zuchthaus als für ein Bauernhaus. „Ich glaube, ich wüßte dir was, das ſich nicht übel ſchickte, begreiflich iſt nie Alles an einem Orte beiſammen, ſelb mußt nie meinen," ſagte das Weib. „Z' Bure auf dem Hühnerſädel, das ſind rechte Leute auf die alte Mode, die beten und arbeiten, haben Gott und den Nächſten lieb, haben Sorg' zum Geld, halten nichts auf Hoffart und gönnen doch ſich und Andern, was recht und billig. Sie haben Arbeit und Sachen genug, gerade wie es am beſten iſt, ſind nicht überkindet, es ſind ihrer viere, zwei Buben und zwei Meitli. Die wiſſen, was Folgen und Arbeiten iſt, da widerredet keins Vater oder Mutter, und ſind nicht verbybbäpelet (verweichlicht), daß ſie beim erſten ſauren Luft am Rücken liegen, die mögen Regen und Sonnenſchein ertragen und ſind doch gut gegen die armen Leute. Sie ſind aber auch vom rechten Schlag, Bube und Meitli, haben Poſturen wie Flüh, und Gringe wie Sonneblume, nit ſo ſpizi bleiche Nähverngringli, wo ein an nichts beſſer mahnen, als an ermagerte Gufeknöpf', die ſtünden jedem Bauernhof wohl an." Man ſieht es dieſer Rede an, daß das Fraueli Anni beſſer kannte als die Andern. Gerade ſolche möchte es, ſagte Anni, die ſeien wie gemacht für hieher, wenn Alles ſo ſei, und nit Schyn dahinter ſei, ſelb müſſe man probiren. Sobald Michel heim kam, wurde er neben aus genommen, der Fund ihm mitgetheilt und ſo ſüß ausgeſtrichen, wie Honig aufs Brot, daß Michel die Füße unter dem Tiſche nicht mehr ſtille halten konnte. Des andern Morgens früh mußte das Fraueli ablaufen, dem Hühnerſädel zu, welcher glücklicherweiſe weder im Oberland, noch im Mittelland, noch um Bern herum lag, ſondern auf neutralem Gebiete, etwa drei Stunden vom Knubel. Als das Fraueli wieder kam, hatte es viel zu b'richten. Anfangs hätten ſie wunderlich gethan und nicht gewußt, wollten ſie, oder wollten ſie nicht. Aber es hätte ihnen b'richtet, wie es hier ſei und wie Michel ſei, und dazu ſei noch ein Schafhändler gekommen, der habe ſeine Sache beſtätigt, und geſagt, wie das ein Weſen ſei und wie Eine glücklich ſei, wenn ſie da zuche chön. Da ſeien die Mädchen ganz anders geworden, hätten ihr aufgewartet, wenn ſie eine vornehme Baſe geweſen wäre, ſie hätten nicht mehr an die Sache thun können, und Vater und Mutter hätten auch angeſtrengt, und ſo hätten ſie abgeredet, daß man am nächſten Sonntag über acht Tage, wenn es ſchön Wetter ſei, ſonſt am nächſten Sonntag, wo es ſchön Wetter ſei, beim Baßgeigenthürli zuſammen kommen wolle, es ſei dort eine gute Wirthſchaft und doch nicht z'mitts in den Leuten. Es hätte ſie Wunder genommen, welches von ihnen er lieber wolle, Bäbi oder Eiſi. Es hätte das aber nicht gewußt und gedacht, Michel könne ſelber luegen und jetzt kämen Beide. „Welche meinſt, daß ſich beſſer ſchickte," fragte Anni. „Weiß meiner Treu nicht," ſagte das Fraueli, „Eiſi iſt um öppis töller am Gring, Babi um öppis bräver am Lyb. Es iſt gerade, wie wenn man zwiſchen zwei zweipfündigen Broten ausleſen ſoll, man nimmt eins ums andere in die Finger und z'letzt g'fallen einem beide ſo wohl, daß man beide möchte. Es wird Michel ſein, wie dem Eſel zwiſchen zwei Heuhaufen.“ So lautete der Bericht, der große Bewegung brachte in das ſonſt ſo gleichförmige Knubelleben. Schneider und Schuhmacher mußten plötzlich herbei. Michels beſte Kleidung war ſeit Oſtern nicht mehr ſtandesgemäß und Sami hatte keine reputirlichen Schuhe. Michel ging es kurios, es wäre ihm jetzt lieber geweſen, er wüßte von Allem nichts. Es hatte etwas äußerſt Unheimliches für ihn, ſo an etwas Unbekanntes hinzugehen, ſo an eine Gſchaui. Er hätte ſich für ſein Leben gern hinter ſich draus gemacht, und ſchwer Geld gegeben, es hätte ſiebenzehn Sonntage hintereinander wie mit Melchtern vom Himmel herabgegoſſen. Aber Anni trieb, Sami machte Muth und ſagte: es werde ihn Keine freſſen, wenigſtens an einem Tage nicht, ſo daß er immer Zeit zur Flucht hätte. Am erſten beſtimmten Sonntage war der Himmel blank, das Wetter prächtig. Bauer und Bäuerin wiſſen, was man für Arbeit mit einem Thiere hat, welches man zu Markte bringen, oder gar auf eine Gſchaui, eine ſogenannte Zeichnung, welche mit Preisaustheilungen verbunden iſt, ſtellen will. Wie man da riebeln, ſtriegeln, bürſten, waſchen, reiben, kämmen, ja flechten (Roßſchweife) muß, bis Alles blank wie ein Spiegel iſt und glatt wie ein Aal. Bauer und Bäuerin werden daher begreifen, was es bei einem Menſchen, der kein Thier iſt, ſondern viel mehr, für Aufwand von Zeit, Kraft, Geſchick, Waſſer, Seife, ſammt Striegel und Bürſte braucht, um ihn ſo recht ſchön und glänzend zu einer Gſchaui herzurichten. Wie es auf dem Hühnerſädel zuging, wiſſen wir nicht. Aber wir glauben uns berechtigt, vorauszuſetzen, daß ſie Alles aufgeboten und nichts geſpart, was in ihrem Verſtand und ihren Mitteln lag. Alles nach dem Grundſatze: Helf, was helfen mag! Auf dem Knubelhof hatte Anni gewaltig mit ſeinem Micheli zu thun, um Sami kümmerte es ſich nicht. „Kannſt ſelber ſehen, deiner wird ſich Niemand öppe viel achte,“ hatte es ihm geſagt. An Micheli wendete Anni in Schweiß und Angſt all ſeine Mühe und Kunſt, mit Waſchen Bürſten und Kämmen. Es weiß kein Menſch, wie oft es ihm das Haar ſchön glatt vorne über die Stirne und hinten über den Rockkragen hinabzog, den Hemdekragen ſchön herauf über die Ohren zupfte. Das Halstuch band es um mit all ſeiner Macht, daß Michel plötzlich eine auffallende Aehnlichkeit mit dem geweſenen Lällenkönig von Baſel bekam; knorzete ihm dann mit großer Anſtrengung einen Lätſch z'weg, von dem es meinte, es ſei der ſchönſte, der je geweſen; ſteckte ihm das ſchönſte Nastuch in die Taſche und ließ wohlweislich einen Zipfel hervorgucken, damit alle Welt ſehe, daß Michel wirklich eins hätte; verwandte zwei Stunden auf Inſtruktionen und lief ihm noch zwei Mal nach, dieſelben zu ergänzen. So zogen ſie in der ſchönſten Mittagshitze ſtattlich von dannen, von Bäri in weiten Sprüngen umgaukelt, bis er ausgetobt, wo er dann ſittig wie ein Kammerdiener ſeinem Herrn nachſchritt. Es war ein grimmig heißer Tag, Michel ſchwitzte jämmerlich, daran war Anni ſchuld. Ob dem Riblen und Rüſten war Michel hungrig geworden, hatte tapfer Bohnen und Speck gegeſſen. Damit er auf dem Wege nicht durſtig werde, brachte ihm Anni eine große Kachel mit guter Milch, die hatte er ausgetrunken. Darauf brachte es ihm die neue Kutte und die mußte er anziehen. Jeder Fötzel könne ohne Kutte laufen, aber in einer neuen Kutte, mitten im Sommer, dafür müßte es ſchon Jemand ſein, ſagte es. Michel rauchte wie ein Schmelzofen; wär es Winter geweſen, man hätte ihn von Ferne am Rauche erkannt, wie man auf dem Zürichſee an der ſchwarzen Rauchſäule immer weiß, wo das Dampfſchiff iſt. Das Baßgeigenthürli war ungefähr zwei Stunden vom Knubel weg, und wie man zu ſagen pflegt, ſehr romantiſch gelegen, d. h. in einem ſchwarzen Tannenwald, nicht in einem eigentlichen Loche, aber wenn es in einem wirklichen Loch geweſen, wäre der Unterſchied nicht groß geweſen. Es war eine alte Wirthſchaft und an einem Sonntag zuweilen viel Gäſte dort, doch nicht wegen Romantiſchem, ſondern weil man ein trinkbares Glas Wein fand, ein reinlich Eſſen, und billig beides. Das Kegelries (Kegelbahn) lag der Seite zu, woher Michel kam. Wie einem alten Huſarenroß, wenn es die Trompete hört, zuckte Michel z'weg und kam faſt in Sprung, als er Kugelrollen und Kegelgepolter in die Ohren kriegte. Das waren Töne, welche ihn aus dem Grabe gerufen hätten, und ſchon manche Woche hatte er ſie nicht gehört. Man denke! Man hätte gar nicht denken ſollen, wenn man Michel im Zuſtand der Ruhe ſah, daß er einer ſolchen Bewegung fähig, ſo raſch auf ſeinen dicken Beinen ſei. Er glich darin einem Elephanten, welche bekanntlich, obſchon ſie ſchwer und ſcheinbar plump ſind, denn doch raſcher laufen können, als es oft den Jägern lieb iſt. Er dachte nicht etwa: Mädchen hin Mädchen her! ſondern er dachte gar nicht an ſie, ſteuerte dem Kegeln zu, als wenn er extra deswegen gekommen wäre. Er war mitten im Spiel, ehe er an die Mädchen dachte, und wenn er hinter ſich ſagen hörte: „Poß, lueget doch, wie der Knubelbauer Schmalz im Arme hat,“ ſo waren ihm dies Töne, über welchen er die ganze Welt vergaß. Sami war beſonnener, hatte den Zweck, um weßwillen ſie da waren, nicht ganz aus den Augen verloren, bemerkte Mädchenköpfe, welche zuweilen an einem Fenſter des Wirthshauſes erſchienen und verſchwanden, zog daraus den Schluß, die Beſtellten ſeien bereits da. Er dachte, ſie vorläufig und incognito in Augenſchein zu nehmen, könne nicht ſchaden, that es und ſetzte ſich zu einem halben Schoppen in ihre Nähe. Sie ſaßen hinter einem Schoppen und gefielen Sami b'ſunderbar wohl, töllere Meitli hätte er nicht bald geſehen und die bräver daher kämen, dachte er, er glaube faſt, man könnte Eine nehmen ohne Bedenken. Es waren ſtattliche Mädchen, währſchaft gebaut, mit großen breiten Köpfen, ſtarken Armen, ſauber, aber nicht zu hoffärtig und nicht nach der neueſten Mode, kurz, ſo vom rechten Bauernſchlag. Wahrſcheinlich hatten ſie Michel der Beſchreibung nach erkannt, oder, ehe Sami kam, Erkundigungen eingezogen. Sami ſah, daß ſie Michel beobachteten. Bald Eine, bald die Andere ſtreckte den Kopf ans Fenſter. „Macht er noch?“ fragte die Eine. „Glaubs,“ ſagte die Andere, „er ſteht am gleichen Orte, wie ein Oelgötz.“ „Mir erleidets,“ ſagte die Eine. „Mir auch,“ antwortete die Andere. „Wär doch nicht gerne dr Narr im Spiel!“ bemerkte Eine. „Ich auch nicht,“ ſagte die Andere. „Weißt was, geh unter die Thüre, wenn er dich ſieht, vielleicht kommt er dann.“ „Geh du,“ ſagte die Andere, „ich mag nicht; was frag ich doch ſo einem Löhl nach! Wenn er nicht bald kommt, ſo hulf ich weiters.“ „Ho, öppe lang möchte ich auch nicht warten, aber z'hert preſſire auch nicht,“ ſagte die Andere. Sami wollte ſich mit ihnen in ein Geſpräch einlaſſen, ſo gleichſam ihnen die Langeweile vertreiben, aber ſie fertigten ihn kurz ab, ſie mußten ſich hüten, mit Jemanden ſich einzulaſſen, ehe der Rechte kam, damit der ſeinen Platz nicht ſchon eingenommen finde, fuhren mit ihren Gloſſen fort, als ob Sami nicht da ſei, welche ſehr zart wurden, als Eine unter die Thüre ſich geſtellt, die Andere zum Fenſter aus die Wirkung beobachtet und Michel der gleiche Oelgötz geblieben war.

Die Stimmung wurde ſo gefährlich, daß Sami es gerathen fand, den Verſuch zu machen, Michel vom Kegeln weg in die Stube zu bringen. „Komm doch,“ ſagte Sami, „ſie wollen fort, ſie warten ſchon mehr als zwei Stunden.“ „Ja,“ ſagte Michel, „gleich, ſobald ich fertig bin. Sollen nicht längi Zyti haben.“ Sami, der wohl wußte, daß Michel, ſo lange Jemand mit ihm kegelte, nicht fertig wurde, ſo lange noch ein Stern am Himmel ſcheine, ließ ſich nicht abfertigen. Michel mußte vom Kegeln laſſen, wodurch ſeine Stimmung ebenſowenig holdſelig ward, als die eines Kindes, welchem man ein liebes Spielzeug aus den Händen reißt. Anni hatte ihm eingeſchärft, daß er eine apartige Stube verlange, damit nicht alle Leute ſehen könnten, wie er ihnen aufwarten laſſe und was ſie zuſammen zu b'richten hätten. Aber an das dachte Michel jetzt nicht, er dachte blos daran, was das für ein verfluchter Zwang ſei, daß er jetzt in die Stube müſſe, er wollte, er hätte von Allem nichts gehört, könnte kegeln nach Belieben, zu dem war er noch verlegen. Was ſollte er ſagen und wie thun? Es iſt nichts, was ſo dumm macht, als Verlegenheit, und darauf gründete ſich hauptſächlich die Berühmtheit des berühmten Talleyrand, daß er nie verlegen ward, daher alle Zeit die paſſende Miene und das rechte Wort bei der Hand hatte. Michel ſtolperte zum Tiſche, wo die Mädchen erwartungsvoll wieder ſaßen, ſetzte ſich ohne alle Umſtände und einleitende Redensarten zum Tiſche, als ſei er eben erſt da weggegangen. Er ſagte nicht einmal: mit Verlaub, es macht heiß heute, ihr werdet auch brav geſchwitzt haben? Er rief nach einem Maaß Wein und ſagte zu den Mädchen: „Es wird euch düchen, ihr möchtet auch was eſſen?“ O ſie hätten da nichts zu befehlen, ſagte Bäbi, ſie düch's, ſie möchten ein Wenig an Schatten. „Ihr werdet doch vom Hühnerſädel ſein?“ fragte Michel halb erſchrocken. „Wo wollten wir ſonſt her ſein?“ fragte Eiſi. Das Geſpräch ſtockte oft, Michel war in Gedanken beim Kegeln und die Meitſchi dachten, wie ſie es ihm hinreichend z'ſchmöcken geben könnten, daß ſie auch an einem Orte daheim ſeien und ſeine Grobheit nicht für Höflichkeit hielten. Sie thaten zimpfer, wußten lange nicht, ſollten ſie ſich von Michel einſchenken laſſen, und als eingeſchenkt war, thaten ſie, als ob ſie den Wein nicht trinken könnten. Sami bot Allem auf und wollte den Artigen ſpielen. Aber weil die Mädchen nicht recht wußten, wer er ſei, ob ebenbürtig oder nicht, Anſprüche zu machen hätte auf die, welche den Knubelbauer nicht wollte, ſo benahmen ſie ſich vorſichtig, nahmen ſo wenig als möglich Notiz von ihm.

Michel war zu keinen Zeiten ein Redner, war ein Faden abgebrochen, fand er einen neuen nicht. Die Mädchen waren ſprützig, kurz, ſpannen an keinem fort; man kann ſich denken, wie belebt das Geſpräch war. Michel redete mit Sami, wie er es denen draußen im Kegeln gemacht, trank fleißig und beim dritten Glas ſagte er: „ſeh G'ſundheit, treichit doch, ſuſt ſuffene allein!“ Endlich kam Eſſen, etwas Kraut, Rind- und was von Schweinefleiſch. Die Wirthin ſagte, ſie hätten noch ſchönen Braten und Schinken, wenn er begehre, und mit Deſſert könne ſie auch aufwarten, ſie hätte b'ſunderbar ſchöne Tattere (Kuchen) im Ofen. Michel ſagte, ſie ſolle nur bringen, was ſie hätte. Ihretwegen ſolle er nicht Koſten haben, ſagte Bäbi, ſie begehrten nichts, preſſirten heim, hätten weit und fuhlet werde es haben. „Wirthin, bring,“ ſagte Michel, „wenn d' Meitſchi nit mögen, nimmts ein Anderer, und wegen den Koſten plagt euch nicht, der, welcher die zahlt, hat immer noch Etwas, wenn er die ſchon gezahlt hat. Jetzt, wenn es angehen muß, werde ich wohl hören müſſen mit tubacken.“ Sprachs, ſteckte die Pfeife in Sack, zog das Rindfleiſch an ſich, hieb eine ſchöne fette Ecke runter, warf ſie Bäbi dar, nahm ein ähnliches Stück für ſich, ſchnellte den Reſt Sami auf's Teller: „Nimm, was d' magſt, und gieb's weiter!“ Sami thats, und was Eiſi, welche Sami zunächſt ſaß, auf's Teller kam, und mit Bäbi zu theilen war, hätte Niemanden mehr großes Bauchweh gemacht. Mit dem Schweinefleiſch beachtete Michel die gleiche Rangordnung, erſt er, dann Bäri, auf Bäri kam Sami, auf Sami Eiſi, auf Eiſi Bäbi, das konnte haben, was überblieb. Nur mit dem Kraut ging's anders. „Mag nicht,“ ſagte Michel, „hab' deren auch daheim im Garten. Bäri nimmt auch nicht, Sami, wotſch du?“ „Bi nit Liebhaber,“ ſagte Sami. „So näht dir, was dr meut, es wot ſuſt niemere,“ ſagte Michel und ſchob den Mädchen das Kraut vor ihre Teller, ſich zu bedienen nach Belieben. Potz, was die für Augen machten und Köpfe kriegten wie geſottene Krebſe. „Eſſit, z'Sach iſt recht, und man muß ſie brauchen, wenn man ſie hat. Macht euch nicht eigelig (Complimente machen),“ ſagte Michel, als er ſah, daß die Mädchen Glotzaugen machten und das Eſſen darob vergaßen. Seine Sache war wohl recht, aber was für die Mädchen abgefallen war, war eben nicht zu rühmen. Die ganze Rede klang ihnen wie Hohn, was ſie doch eigentlich nicht war. Michel hatte nur eine Redensart gebraucht, welche ihm geläufig war, da er ſie daheim an ſeinem Tiſche oft anwendete. „Häb nit Kummer,“ ſagte Eiſi, „mr hey o nit Urſach.“ Darauf nahm es eine Gabel voll Kraut, ſchob das Teller Bäbi hin. Bäbi nahm auch und ſagte: „He ja, man kann ſo unverſchämt ſein und nehmen, weiß man doch, daß man es Niemanden vor dem Maul weg ißt.“ „Deretwegen habe nicht Kummer,“ ſagte Michel, „nimm ſo viel du magſt. Habe das Kraut nie geliebet und Bäri auch nicht; ich und er haben es gleich.“ „Mit Schyn iſt's nicht bös bei dir Hund ſein, wenn du und er es gleich haben,“ ſagte Eiſi. „He,“ ſagte Michel, „es kommt noch darauf an, was es für ein Hund iſt. Selb iſt wahr, ich und Bäri können's mit einander, er hat aber auch mehr Verſtand als mancher Menſch." Und nun ward Michel beredt, denn wenn er auf das Kapitel von Bäri kam, ſo fehlten ihm weder Stoff noch Worte. Unterdeſſen war man mit der erſten Auflage fertig geworden bis an's Kraut, zu welchem Niemand große Luſt zeigte.

Michel ſchenkte tapfer ein, beſonders ſich und Sami, die Mädchen redeten immer ſtrenger vom Heimgehen, die Wirthsleute drehten auf übliche Weiſe mit dem Auftragen. Lange Pauſen zwiſchen den verſchiedenen Gerichten ſind ein Zeichen, daß der Wirth ſeinen Gäſten das Eſſen gönnt, von wegen je langſamer man ißt und je längere Zeit man am Eſſen ſitzt, deſto mehr kann man vertragen. Es iſt ganz das Gegentheil von den modernen Wirthſchaften, wo die Hotelbuben den Gäſten die Teller erſt zuwerfen, wie man Hunden Beine darwirft, und, ehe dieſelben ausgezittert, wieder unter den Händen wegreißen, wie die wilde Jagd um den Tiſch fahren und abzuräumen anfangen, ehe man den Seſſel warm geſeſſen, ehe man ſich beſinnen kann, hat man eigentlich gegeſſen oder eigentlich nicht gegeſſen. Die Pauſen werden bei jener patriarchaliſchen gutmeinenden Weiſe mit Trinken ausgefüllt, was natürlich des Wirthes Schaden nicht iſt. Endlich rückten Wirth und Wirthin an mit einem ſchönen Stück Nierenbraten, der ganz prächtig dampfte und roch, ſo daß ein ganz verklärter Schein ſich auf den verſtimmten Geſichtern der Mädchen zeigte, ferner mit Salat, Schinken und Tattere. Sie entſchuldigten ſich, daß es ein wenig lange gegangen, aber ſie hätten gedacht, junge Leute hätten nicht bald Langeweile bei einander, es werde ihnen jetzt nur um ſo beſſer ſchmecken. „Mr wey luege," ſagte Michel, ſteckte ſeine Pfeife, die natürlich den Zwiſchenraum verkürzen mußte, in die Taſche, zog die Schüſſel an ſich, hieb ein wackeres Stück mit der halben Niere herunter und ſagte: „Lueg, Bäri, wie dücht dich das?“ und Bäri that ſein großes Maul auf und lebte ſichtbarlich wohl daran. Das zweitbeſte Stück hieb Michel runter für ſich und wandte ſich mit dem Reſte Sami zu. Mit zornfunkelnden Augen hatten die Mädchen dem Spiel zugeſehen, und als Sami Bäbi den Reſt, den er um ein Beträchtliches beſchrotet hatte, auf den Teller legte, ſtand daſſelbe auf und ſagte, es begehre Nichts davon, ſie ſollten das für den Hund ſparen, oder wenn der es nicht möge, ſelbſten freſſen, und ging der Thüre zu, Eiſi auf und nach. Michel war ganz verblüfft und fand das Wort nicht. Sami rief: „Numme hübſchli, nit ſo prüßiſch, es iſt Alles i guter Meinig.“ „Wenn du dr Löhl machen willſt, ſo mach' ihn, aber d' Narre im Spiel ſy mer lang gnuegſi, könnt jetzt den Hund dafür haben, wenn ihr wellt,“ ſagte Eiſi, und verſchwunden waren die beiden zornigen Schönen. „Das ſind Feurige,“ ſagte Sami, „die brennen ohne Schwefelholz, daneben wären ſie brav genug geweſen, hätten tolle Bäuerinnen gegeben. Aber gäb wie Eine brav iſt, wenn ſie ein Faß Büchſenpulver im Leib hat, ſo iſt ein uchumlig Drbyſy. Es iſt gut, hat ſich das noch zu rechter Zeit erzeigt, hintendrein iſt es zu ſpät, wie man ſagt.“ „Ja,“ ſagte Michel, „es wird ſo ſein. Daneben gefielen ſie mir nicht übel, und z'wider iſt mir, wenn man wieder von vornen anfangen muß.“ „Was Tüfels habt ihr mit euren Meitſchene?“ rief die Wirthin. „Die fahren die Straß aus, als hätte man ſie aus einer Kanone geſchoſſen, und täubbeleten durch den Gang wie Hurnuſſen, wenn man in's Neſt gegufelt!“ „Nichts,“ ſagte Sami, „kein ungut Wort hat man ihnen gegeben. Sie thun wie ertaubet Katzen, weil man dem Hund auch Fleiſch gegeben, ſie haben es ihm nicht gönnen mögen.“ „Mit Schyn vor den Meitſchene," ſagte die Wirthin. „Es wär' noch manches Andere nicht gerne dem Hund nachgekommen. Es giebt in der Welt gar viele Gebräuche; wer ſich nicht darauf verſteht, kann übel fehlen. Hier iſt der Brauch, daß die Leute vor den Hunden kommen, bei euch wird es der ander Weg ſein; darum ſollte man einander b'richten, ſo könnte man einander verſtehen. Es giebt kurios Sachen in der Welt." Das kam Michel in's Haupt, er ſagte, ſie ſeien Menſchen wie andere und hätten nichts Apartiges an ſich. Aber wer zahle, der befehle, und könne machen, was ihm anſtändig ſei, ſo wird der Brauch ſein, ſo weit er gehört. „He ja," ſagte die Wirthin, „ſo wird es ſein. Jeder kann thun, was er will, dann kann ihn auch Jeder halten für was er will." Der Michel machte große Augen zu dieſer Rede und ſagte: „He nun, ſo dann, wenn man Niemanden ſchuldig iſt, ſo kann einem das doch graglych ſein, beyge d' Lüt uf eim, was ſi wey. Was ſind wir ſchuldig, Wirthin?" „Hab' ich euch bös gemacht?" ſagte die Wirthin; „es wär' mir leid. Aber es iſt mir doch noch ſo, wie ich geſagt. Öppe böſlich iſt das nicht; wär' ich Meitſchi geweſen, ich wäre auch gegangen oder hätte vielleicht noch was anders gemacht. Nehmts nicht für ungut, aber ſo junge Burſche muß man b'richten, und wenn ſie den Verſtand nicht haben, ihnen denſelben machen." „Häb nit Müh," ſagte Sami; „aus dieſer Aufwart löſeſt nicht viel, was man nicht befohlen hat, das zahlt man nicht." „Dir habe ich noch Nichts gefordert," ſagte die Wirthin, deren geübtes Auge gleich Sami's Stand erkannt. „Gäb wie leicht ich was forderte, könnte es dir zu viel ſein. Und dann iſt's nicht, daß ich Nichts umſonſt zu geben vermag. Ich habe ſchon Manchem aufgewartet; erſt ſagte er mir wüſt, und nach einem halb Dutzend Jahren dankte er mir dafür. Es könnte dir auch ſo gehen, und geht es dir nicht ſo, ſo iſt's mir leid für dich, und unterdeſſen nehme ich kein Blatt vor's Maul, und rede meinem Verſtand nach. Daneben iſt eure Sache 47 Batzen.“ So lief Michels erſte G'ſchaui ab. Anni erſchrak darüber ſehr; indeſſen tröſtete es ſich damit, daß Alles in der Welt gelernt werden müſſe und Meitleni genug ſeien, welche man anſehen könne. Wenn nur das Verbrüllen nicht wäre, ſagte es. Solche Sachen kämen, es wiſſe kein Menſch, wie weit, beſonders da die Wirthin das Maul darein gehängt und andere Gäſte mehr in der Stube werden geweſen ſein. Richtig, noch in derſelben Woche kam das Schwammfraueli daher, that ſpröde und ſagte: „Nein doch, was du mir für eine Sache angerichtet und für einen Verdruß gemacht haſt, ich kanns gar nicht ſagen. Ich wußte nicht, ob ich wieder zum Hauſe kommen wolle oder nicht; ſo iſt es mir doch mein Lebtag nie gegangen, nein wäger nicht. Aber ſo geht es Einem, wenn man ein gutes Herz hat und den Leuten begehrt z'weg z'helfe.“ Nun erzählte es, wie es voll Freude auf den Hühnerſädel gegangen, in Hoffnung auf eine gute Aufwart und ſchönes Trinkgeld, denn eher hätte es an den Tod gedacht, als daran, daß dies fehlen könnte. Aber wohl, da ſei ſie anders b'richtet worden, daß ſie dem lieben Gott danken konnte, als ſie mit dem Leben davon kam. Die Mädchen ſeien auf ſie eingeſtürzt, als ob ſie ſie zerreißen wollten, und läng Stück hätte ſie aus dem Geſchrei nichts machen können. Endlich habe ſie vernommen, wie ihretwegen die Mädchen eine Schande hätten ausſtehen müſſen, wie ſie noch nie erhört worden. Den Hund hätte man gehalten als ſei er ein Meitſchi, und ſie als wären ſie Hunde. Aber ſie hätten das gleich gemerkt, daß Etwas geben ſollte: der dicke große Löhl hätte ſie zwei Stunden warten laſſen, ehe er in die Stube gekommen, um ihnen ſeine Verachtung zu zeigen, daß ſie ſchmöcken möchten, was er auf ihnen hielte. Aber ſie hätten feinere Naſen als das Kalb glaube, er hätte nicht halb ſo anzuwenden gebraucht, ſie hätten die Naſe voll genug gehabt, aber ſie wüßten wohl, woher das käme; er hätte ein altes Kindermeitli bei ſich, der ſei es gruſam z'wider, wenn er heirathe. Es werde denken, das Stehle höre dann auf, ſie könne die Gans nicht mehr rupfen und den Kindern Vermögen ſammeln, wenn eine Frau zur Sache ſehe. Wenn ſie noch einmal zu Michel kämen, dem wollten ſie die Glare (Augen) aufthun, daß er ſich verwundere. Nun war's an Anni, aufzubegehren, zu ſchreien und wirklich zu heulen; denn Untreue hatte ihm noch Niemand vorgeworfen, und den Vorwurf verdiente auch wirklich Niemand weniger als es. Wenig fehlte, es hätte ſich alsbald nach dem Hühnerſädel aufgemacht, um den Verläumderinnen in die Haare zu fahren, wobei es aber übel weggekommen wäre. Das Schwammfraueli begütigte Anni, ſagte, wie es das Gegentheil geſagt; aber wie Michel und Sami es auch darnach getrieben, daß doch kein ehrbar Meitſchi, von rechten Leuten her, das hätte annehmen können. Unſer Lebtag ſei es doch der Brauch, daß, wenn man Meitſchi beſtelle, man zu ihnen gehe, ſie nicht einen ganzen halben Tag warten und im Trocknen ſitzen laſſe. Jedes rechte Meitſchi müſſe daraus erſehen, daß man das Geſpött mit ihm treibe, und ſelb hätte Keines gerne, man könne es ihm auch nicht zumuthen. Nach und nach begriff Anni, daß der Fehler auch auf Seite der Burſche ſei; aber mit ſolchen, welche geſagt, es ſtehle, wollte es auf keine Weiſe mehr zu thun haben; das ſei allweg ſchlechtes Zeug, ſagte Anni; ſie dächten ſonſt nicht einmal ſolche Sachen, geſchweige daß ſie davon redeten. Auch meinte das Fraueli, ſie hätten den Kopf gemacht, es möchte es nicht wagen, ihnen eine Beſtellung zu bringen, es hülfe an einem andern Orte probiren.

Das war eben auch Anni's Meinung, und es preſſirte um ſo mehr mit ihrer Ausführung, ſeit es gehört, was die Mädchen geſagt. Die Lausmeitſcheni müßten doch noch erfahren, zu ihrer eigenen Schande, was ſie für Verläumderinnen und Ehrabſchneiderinnen ſeien. Salomo ſage, ein Dieb ſei ein ſchändlich Ding, aber ein Verläumder ſei noch viel ſchändlicher. Das Fraueli entſchuldigte ſeine Hühnerſädlerinnen beſtmöglichſt, war aber vollkommen bereit, Hand zu bieten zu was Neuem. Anni's Zutrauen zu ihr hatte einen ſehr merklichen Stoß bekommen. Die Frau hatte zum erſten Mal nicht die gleiche Meinung wie es, und vertheidigte Leute, welche es für die ſchlechteſten hielt, die auf dem Erdboden herumliefen. Man muß nämlich nicht glauben, nur Könige und Ariſtokraten könnten Widerſpruch nicht ertragen und namentlich nicht dulden, daß man über den Werth von Perſonen ein ander Urtheil habe, rühme, wen ſie haſſen, und umgedrehet. Durchaus im gleichen Spital krank ſind Demokraten, alte Weiber und rothe Republikaner; denn dieſer Fehler iſt weder ein königlicher noch ein ariſtokratiſcher, ſondern er liegt in unſerer ſündigen Natur, und je ſündlicher dieſelbe iſt, deſto abſoluter und leidenſchaftlicher geſtaltet ſich dieſer Fehler und tritt in die Welt hinaus. Und ſehr merkwurdig iſt, wie, je roher die Menſchen werden, je ungebildeter und beſchränkter, die verſchiedene Werthung der Menſchen weit empfindlicher, giftiger empfunden und gerügt wird, als Verſchiedenheit in Meinungen und Anſichten. Darin liegt kein Compliment für unſere Zeit im Allgemeinen und den Kanton Bern insbeſondere, und kein Zeugniß von humaner, umſichtiger Bildung und für den ſo gerühmten entſchiedenen Fortſchritt. Da iſt ja das Unding ſo weit getrieben, daß die Maſſe der Feiglinge kaum mit Jemanden zu reden wagt, mit ihm nicht hundert Schritte zu gehen wagt, den die Mächtigen, d. h. welche Pöſtlein auszutheilen, Gnaden zu ſpenden haben, geächtet, geſchweige daß man ihn in Schutz zu nehmen, gegen die ausgeſprochene Acht zu vertheidigen wagte. So miſerabel iſt der Zeitgeiſt. Warum ſollte man es alſo dem armen Anni verargen, wenn es Verdacht faßte gegen das Schwammfraueli, weil es die Hühnerſädel-Töchter vertheidigte? Doch brach Anni nicht ganz, ſondern hörte auf neue Vorſchläge, und fand ſich namentlich durch einen angeſprochen. Im Sternengaden ſei ein Mädchen, gerade wie gemacht für hieher; es nehme das Fraueli Wunder, daß ihm dies nicht gleich in Sinn gekommen, das werde ſich in Alles ſchicken und gerade ſein, wie man es haben wolle. Daſſelbe habe eine handliche Stiefmutter und einen Trupp Stiefgeſchwiſter, ziemlich viel Muttergut, und ſollte doch nirgends ſein, das Wüſteſt machen, und wenn es es gemacht, ſei es doch nicht recht; es werde plaget, es ſei ein Graus. Es hätte ihm ſchon manchmal geklagt, es hätte müſſen mit ihm pläre, ſo hätt's es duret. Derpe z'feißiſt ſei es nicht, aber z'Meitſchi hätte bös, man glaube es nicht. Wenn es an beſſere Koſt käme und vom Verdruß weg, ſo laſſe es ſich z'weg und werde von den Brävſten Eine. Arbeiten könne und thue es gerne; aber es meine, wenn es mache, was ihm möglich ſei, ſollte man dann mit ihm auch zufrieden ſein. Das gefiel Anni; ſo Eine ſei ſicher am beſten zu halten, und thue viel beſſer, als wenn ſie es vorher zu gut gehabt. Das ſei, nicht zuſammengezählt und eure Ehre vorbehalten, ganz wie mit dem Vieh. Es heiße nicht umſonſt, mit Küherſchweinen, Müllerroſſen und Wirthstöchtern müſſe man ſehen, wie man es mache. Es hülfe da probiren, wenn Michel wolle. Michel ſagte, es ſei ihm recht, nur damit das Geſtürm bald aufhöre. Z'wider ſei es ihm, der Sach ſo nachzulaufen und dr Löhl z'machen, aber es werde ſein müſſen.

So mir nichts dir nichts zum Hauſe zu geben, wo man dann ſchon halbers gefangen ſei, z'Sach mög Einem gefallen oder nicht, ſelb möchte er doch auch nicht. Die Botſchaft ward ausgerichtet, und das Fraueli brachte die Nachricht, den und den Sonntag werde das Meitſchi in's Lausbad kommen, wenn es entrinnen könne. Nicht weit dort weg wohne ihm die Gotte (Pathe), die wolle es z'Wort haben, damit man ihns gehen laſſe. Aber das hätte Mühe gekoſtet, bis es ein vertraut Wort mit dem Meitſchi hätte reden können. Da hätte die Alte aufgepaßt, wie eine Katze vor dem Mauſeloch, und wo ſie nicht ſelbſt hätte ſein können, da hätte ſie eins von ihren kleinen Ufläthen hingeſtellt. Es ſei ſich nicht zu verwundern, wenn ſie ihm vor dem Heirathen zu ſein ſuchten; es ſei ihnen wegen Muttergut und gebe ihnen nebenbei für eine Magd, und dazu hielten ſie es ſo ſchlechtlich in den Kleidern, daß ſie es vor Gott und Menſchen nicht verantworten könnten. Denen ſei es jedoch ſchlau genug geweſen, habe dem Meitſchi es können zu verſtehen geben, daß es ihm im Wäldchen warte. Darauf habe ſie Abſchied genommen, ſei einen ganz andern Weg fortgegangen und zuletzt doch mit ihm zuſammengekommen, wo ſie die Sache hätten abreden können. Da hätte ihm das Meitſchi Sachen erzählt, es hätte ihm bald die Haare polzgerad aufgeſtellt. — Das Sternengaden zog ſich gegen Thun hinauf, gehörte ebenfalls weder zum Oberland noch zum Unterland, war auch nicht um Bern herum; war alſo auch in dieſer Beziehung Anni ganz anſtändig. Das Lusbädli lag in gleicher Richtung ungefähr drei Stunden weit vom Knubel. Anni war viel daran gelegen, daß die Sache ſich mache. Es gab ſeinen beiden Jünglingen ſtrenge Inſtruktionen. „Machit z'Sach nit z'gut, öppe luege wie es es G'müth het, ſelb iſt recht, aber z'Sach übertrybe, treyt o nüt ab, mi chas zwänge, daß die Freynüſte brülle, wie wenn me ſe am Meſſer hätt'.

Und das Kegeln laßt mir ſein; das iſt denn gerade für gleich anfangs den Kübel auszuleeren. Es wäre mir z'wider', wenns wieder nüt wär, man würde verbrüllet, ſo weit der Himmel blau iſt." „Brüllen ſie doch," ſagte Michel; „was frage ich dem nach. Habe ſchon Manchen z'brüllen g'macht; mir thats nicht weh, aber ihm wohl. Sagen doch die Leute, was ſie wollen, ich bin deswegen doch Michel auf dem Knubel und bleibe ihn einſtweilen noch; mit Brüllen bringen mich die Leute noch lange nicht runter." — Am genannten Sonntag, nachdem Anni auf die Toilette von Michel unſägliche Mühe gewandt, liefen alſo die beiden Jünglinge ab und Bäri frohlockend mit. Diesmal war es nicht ſo heiß und ſie hatten ſich früh auf den Weg gemacht; ſchlenderten in behaglichem Schritt ihres Wegs dahin. Auf dem Wege trug Jemand Michel eine Kuh an, ein Ausbund von Schönheit und Güte, und nur eine Viertelſtunde abſeits ſtehe ſie. Michel ward hitzig, lief der Kuh zu; aber die Viertelſtunde war eine gute halbe Stunde lang, der Bauer nicht gleich daheim. Die Kuh gefiel ihm ſehr, er wartete, er märtete, er kaufte; das gab eine Säumniß von gut zwei Stunden. So war es nicht ſehr früh, als Michel in's Lusbädli kam; Käthi, das Meitſchi, ſchon lange da und mit ihm die fragliche Gotte. Käthi war ein langes, mageres Käthi mit gelber Haut und dunklen Augen; die Baſe eine kleine handliche Frau, welcher die Worte vom Maul gingen wie das Waſſer vom Brunnen. Sie ſaß mit Käthi vor dem Hauſe und redete Michel und Sami, welche wieder rauchend dahergerudert kamen, an, ob ſie etwa vom Knubel kämen? Sami antwortete und redete etwas von Verirren. „Das iſt ſchon mehr begegnet, wenn man den Weg noch nie gegangen," antwortete die Gotte. „Wir wußten nicht, was das bedeuten ſolle, daß wir ſo warten mußten, ob z'Sach nit gut ſei verrichtet werden, oder es ſonſt Etwas gegeben, Jemand dem Meitſchi z'böſt g'redt oder ſuſt was Tüfels. Wir wollen, denk, hinein; die Wirthin hat wohl ein Stübli, wo wir ruhig ſein können.“ Und als ſie in einem ſaßen und die Wirthin fragte: „Womit kann ich aufwarten, was ſoll ich bringen?“ ſagte die Baſe zu Michel: „Befiehl du, du wirſt wohl auch zahlen wollen, dem an kann man gleich ſehen, wie du einer biſt, e Hundshärrige oder öppe e Mönſch, wo es Andern auch gönnt und nicht meint, er wolle Alles alleine.“ Die Frau war Michel eine große Erleichterung; ſie machte zu Allem vorab den Verſtand, erſparte ihm das Denken und manche Verlegenheit. Während man auf das Eſſen bei einem Glaſe Wein wartete, ſagte die Gotte: „Nun, da wären wir, und jetzt wird es um z'Sach z'thue ſy; ehe man es richtig macht, muß man doch ein Wort reden. Luegit, das iſt's Meitli; ſchon hundert Mal hätte es heirathen können, wenn es ihm Angſt darum geweſen wäre; von wegen es hat Verfallnigs, und was es noch bekommt, wenn es gut thut, das iſt noch viel mehr. Vom Vater ein Schönes, dann bin ich auch noch da, und hocke nicht auf dem Blutte. Und wenn es etwa einen Burſchen heirathet, der mir recht iſt, zügelte ich zu ihnen, und meine Sache könnten ſie ſchon bei Lebzeiten nutzen. Dann iſt dies ein Meitſchi, wie es ſie nicht häufig giebt im Land. Es kann Alles und iſt ihm nichts zu wüſt; an's bös haben iſt es gewöhnt, z'gut haben wird ihm deſt werther ſein. Wege de Hübſchi iſt öppe nit viel z'ſäge; drnebe iſt es toll g'wachſe. Aber wart nur, wenn das einmal an gute Speis kommt und zur Ruhe, wie es ſich gehört, ſo giebt das von den brävſten Bäuerinnen eine im ganzen Emmethal. Was hat man ſo von einem angeſtrichenen Titti (Puppe), wo von der Hochzeit weg alle Tage abſchießt und wüſtet bis man es in's Grab legt? Da iſt's doch vernünftiger, man nehme Eine, wenn auch nicht die Schönſte, von der man denken kann, aus der gebe es noch was, und z'letzt noch e bungs e Schöni, wo zum Speck kommt, und wenn ſie unter einer Thüre ſteht, nicht die ganze Haushaltung neben ihr Platz hat. Nein, ſieh, wenn du das Meitſchi kriegſt, giebſt du ein Bauer, b'ſunderbar wenn ich mit komme, und mein' nit etwa, dr Gotteswille. Ich bin auch ſchon dabei geweſen, und weiß, was zu machen iſt auf ſo einem Höflein; zähl drauf, 100 Kronen will ich dir nützen, du merkſt es nicht. Nit, das Meitſchi iſt abg'richtet, wie nicht bald eins, aber z'Sach lernt ſich doch nicht eines Tages.“ So ſang die Alte ein Loblied über das andere, und hatte Zeit dazu, indem man im Lausbädli, eben nicht eingerichtet auf ſolche Gäſte, nicht mit beſonderer Schnelligkeit bedient ward, und diesmal aus Grundſatz, damit die Leute die Sache richtig machen könnten, vielleicht noch ein Mal ſo lange drehte als bei ordinärer Gaſtig. Käthi kam nicht viel zu Worten; doch ſagte es, es ſei dann nicht, daß es heirathen müſſe und einen Jeden nehmen wolle, wenn es es nicht beſſer machen könne. Aus dem Regen wolle es nicht unter das Dachtrauf. Es ſei ihm gerathen worden, ſein Muttergut herauszubegehren; der Vater ſei es ſchuldig, mit dem könnte es ſein, wo es wollte. Aber es möchte den Vater nicht ertäuben, der ſei ohnehin ein geſchlagener Mann, und wiſſe längs Stück nicht wie ſich kehren. Nit, daß er nicht bei ſchönem Vermögen ſei, aber die Stiefmutter habe den Böſen im Leib, treibe ihn immer zum Landkaufen an und wiſſe nicht, was ſparen ſei. Sie ſei im Stande, ſieben Mal im Tag Kaffee zu machen; aus Eier und Butter löſe ſie keinen Kreuzer; mit den Schweinen mache ſie auch nichts, wenn es dieſelben füttern dürfte, 50 Kronen im Jahr ſollten ihm nicht fehlen. Aber es habe nichts zu befehlen und ſollte doch Alles machen. Bis dahin habe es eine Flachſern haben dürfen, und immer Flachs gehabt, die Leute ſeien ſtill geſtanden dabei. Wenn ſie dann der Stiefmutter ihren geſehen, hätten ſie die Hände über dem Kopf zuſammengeſchlagen und geſagt: iſt das doch möglich auf dem gleichen Herd! Aber es wiſſe die guten Zeichen und ſpare die Mühe nicht; es wiſſe noch Manches, und wenn es an einen Ort käme, wo es was zu befehlen hätte, es wollte zeigen, daß es die Augen z'mitts im Kopfe habe, und nicht erſt heute erwachet ſei. Michel ſagte nicht viel; er dachte der Kuh nach, welche er gekauft, und was der Melker ſagen werde, wenn man ihm ſo ung'ſinnet eine in den Stall bringe, und zwiſchen welche hinein er ſie binden werde. Selbſt in den Ställen und bei den Kühen iſt eine Rangordnung; die ſchönſten kommen vornen in Stall, die wüſteſten und leichteſten hinten. Bei den Menſchen iſt's oft verkehrt; man ſtellt das Geſindel voran, und verwundert ſich hintendrein, wenn man das ganze Volk, welches das Geſindel vorangeſtellt, für Geſindel hält, nach dem natürlichen Grundſatz, daß der Menſch naturgemäß lieber die beſſere Seite zeigt als die ſchlechtere. — Sami führte von der männlichen Seite das Geſpräch, und rühmte den Knubel, was da für Land ſei, und was man für Sachen mache, und wenn der Miſt nicht wäre und das Jäten nicht, ſo konnte man Flachs pflanzen für Frankreich und Engeland. Wenn da eine rechte Bäurin ſei, ſo hätte ſie mehr zu bedeuten als ein Landvogt. Ihm wäre es ein Ausgemachtes, ob er Knubelbauer ſein wolle für ſein Lebtag oder Landvogt für ein paar Jahre, wo er die erſten Jahre den Narr machen müſſe, und wenn er wieder wäre wie ein anderer Menſch und Etwas an der Sache begriffen hätte, davon müßte. Die Zeit rutſchte ziemlich raſch, da ſie mit ziemlichem Weine geſalbet ward; wie lange die Lusbädli-Wirthin kochte, merkte man kaum, ſo kurze Zeit hatten Alle. Endlich ſchien es zu rücken.

Ein Tiſchtuch wurde ausgebreitet; nach einer Viertelſtunde kamen Meſſer und Gabeln, endlich auch Teller, und jetzt werde das Eſſen nachrücken mit Macht, hofften Alle. Da kam aber blos die Wirthin und ſagte mit eingeſetzten Armen, ſie habe fragen wollen, ob ſie Grünes liebten auf der Suppe? Von wegen die Einen liebten es, und die Andern liebten es nicht, und da ſei es beſſer, man frage erſt, ehe man Mühe habe und es doch nicht recht mache. Michel war hungrig, und raſcher als ſonſt, ſagte er, ſie ſolle nur drein machen, was gut ſei, und z'Sach bringe, es b'lange ihn. Auf der Stelle, ſagte die Wirthin; ſie müſſe aber doch noch ſagen, wie es ihr einmal gegangen ſei mit dem Grünen. Nun fing ſie eine lange Geſchichte an von einem Herrn und einer Suppe, wo ſie das Grüne alles beim Stäubeli habe wieder herausfiſchen müſſen, und er ſie dann doch nicht gegeſſen, weil ſie die böſe Kuſt davon ſchon habe. Seither frage ſie allemal zuerſt; von wegen mit dem Fiſchen möge ſie nichts zu thun haben. Wahrſcheinlich erzählte ſie auch allemal die Geſchichte dazu. Erſt als ſie auserzählt und die gehörige Portion dazu gelacht hatte, ging ſie in's Grüne dem Grünen nach, und behaglich mußte es ihr ſein in demſelben, denn lange ging's, ehe ſie aus demſelben wiederkehrte und die Suppe brachte, mit Grünem wohl verſehen. Nach der Suppe kam Voreſſen: Hirn an einer gelben Saffranſauce und ſaure Leber. Michel hielt dem Bäri die ſaure Leber dar. Dieſer verzog mißfällig die Naſe und drehte verächtlich den Kopf. „Magſt nicht?" ſagte Michel; „he nun, ſo nimmt's Jemand anders," und ſtreckte der Gotte die Leber dar, nahm aus der Schüſſel mit Hirn ein ſchön Stück, hielt's an der Gabel dem Bäri dar, welcher es mit Behagen in würdiger Gelaſſenheit verſorgte. „Wirſt meinen," ſagte die Baſe, „was der Hund nicht möge, ſei gut für uns? Du wirſt auch noch anders müſſen dreſſirt werden, zähl darauf. Im Welſchland wirſt nicht geweſen ſein, wirſt nicht drein wollen; mangelſt es auch nicht, man kann es dir hier auch ſagen, was üblich und bräuchlich iſt.“ Es gebe an jedem Orte andere Bräuche, habe er gehört, ſagte Sami; und es frage ſich, wer den Andern z'b'richten hätte, der, welcher friſch an einen Ort käme, oder der, welcher dort ſeßhaft ſei? Von wegen ein Brauch ſei wie der andere; es frage ſich nur, welcher der Brauch ſei, der ſei der beſte. „Du biſt ein Sturm,“ ſagte die Gotte; „du wirſt auch noch anders müſſen b'richtet ſein, ſehe ich. Es iſt furios; es dünkt mich immer, wenn ich von daheim wegkomme, ſei die Welt ganz anders, und die Leute ſo grob und unmanierlich, daß es gar keine Art habe. Erſt dem Hund darzuhalten und dann mir zu geben, das het e kei Gattig. Wart aber nur, du wirſt wohl noch z'b'richten ſein.“ „Weiß nit,“ ſagte Michel, „bin wohl alte, und ich vermag zu machen, was mir g'fällt.“ „Kannſt dann ſehn,“ ſagte die Gotte; „es hat Mancher den Löhl gemacht, aber wohl die Frau hat ihn anders b'richtet, und hinten drein war er ſich froh deſſen. Lue, Käthi weiß, was in's Mäß mag, und öppe recht und bräuchlich iſt, dem mußt folgen, und wenn ich dann zu euch komme, will ich auch helfen, was mir möglich iſt. Du mußt dich laſſen b'richten; du weißt noch nicht, zu was für einer ſchönen Sache du kommſt; du thuſt es nicht umſonſt, zähl darauf. Nit, Donner, nit!“ ſchrie ſie plötzlich auf; „da, das Kraut gieb ihm, Kabis kann der Uflath freſſen, aber nit die ſchönſten Biſſen Fleiſch vorab; das hat doch uf my Seel kei Gattig!“ Es war nämlich Rindfleiſch gekommen und Michel hatte Bäri mit dem ſchönſten Stück bedient. „Wenn dr Hund muß g'freſſe ha, ſo gieb ihm Kraut, das iſt für die Ufläth gut genug.“ „Nimmt nit, luegit,“ ſagte Michel, hielt Bäri das Kraut unter die Naſe. Mißfällig verzog Bäri die Naſe, drehte verächtlich den Kopf, damit ihm auch nichts von dem fatalen Geruch zu nahe komme. „Der lernt gewiß noch Kraut freſſen, ehe ihn der Schinder nimmt," ſagte die Gotte zornig; „oder, Käthi, was meinſt?" Käthi, welches unterdeſſen mit Appetit gegeſſen hatte, was übrig blieb, ſogar Kraut, ſagte: „Dä Weg wäre nit bös Hung z'ſy; es wird aber vielleicht auch noch anders zu machen ſein. Man kann luegen; es wird nirgends geſchrieben ſtehn, daß immer Alles im Gleichen bleibe. So iſt's beſſer Hung ſy als Stieftochter." Nun kam auch Käthi flüſſiger in's Reden, und bitter und ungut quell es über ſeine Lippen, als wäre einem Dintenfaß der Zapfen ausgegangen. Sami blickte Michel immer an; der merkte aber wenig. Er dachte an die gekaufte Kuh, und in Erwartung weiterer Gerichte ſchmauchte er ſein Pfeifchen, ſah auf den ſchönen Pfeifenkopf, und trachtete zu erforſchen, ob dieſer Tabak, von welchem das Viertelpfund 4 Kreuzer koſtete, wirklich um 1 Kreuzer beſſer ſei als ſein früherer, von welchem die gleiche Portion nur 3 Kreuzer gekoſtet. Das war ein ſchwer Kalkuliren für einen Michel. Dazwiſchen kam die Wirthin und erbat ſich neue Inſtruktionen, was gar nicht modern und gut eidgenöſſiſch iſt; von wegen, in vornehmen Wirthshäuſern wird ohne Inſtruktionen, ganz nach den Köpfen der Köche gekocht, und im neuen Ständerath eben ſo geſtimmt wie die Köche kochen, d. h. ganz nach ihren Köpfen — ohne Inſtruktionen. Sie kam und fragte, wie ſie den Braten gerne hätten, ob ganz lind, oder aber daß man dran zu beißen hätte. Die Leute ſeien gar wunderlich, darum frage ſie lieber. Dann komme es noch darauf an, wie man z'weg ſei; die Einen hätten Zähne einem Hund z'Troß, die Andern nur ſo Storzen wie verbrannte oder verkohlte Zaunſtecken. „He, da kannſt du befehlen," ſagte die Gotte zu Michel. „Es kommt darauf an, für wen du es willſt, ob für die Leute oder für deinen Uflath da?" „Ho," ſagte Sami zur Wirthin, „ich wollte es ſo eben recht machen, daß es Allen dient und es Alle mögen, Hund oder nicht Hund." Nun, ſagte die Wirthin, ſo könne ſie es bald bringen; ſie frage gerne zu rechter Zeit. Es wär ſchade, wenn ſie mit dem Braten fehlte, es ſei ein verflümert ſchön Stück vom einem raren Kalb, öppis ganz ſcharmants. Es ſei ein Kalb vom Oberherrn, der hätte immer die ſchönſten Kälber, und die bleichſten, magerſten Töchter dazu. Es ſei ſchade, daß er die Kälber nicht früher abbreche, und die Milch an die Töchter wende; die hätten es grauſam nöthig, und ſie glaube, es ſchlüge an an ihnen. Es ſei ſchade, daß die nicht ein Küher zu Töchtern hätte, es gäbte von den töllſten Wybervölkern, welche man Land auf Land ab zu ſehen bekäme. Jetzt hätten ſie eine Farbe wie abgeſtandene Sauerrüben und Poſturen wie Storchenbeiner. Sie ſollten nicht Langeweile haben, ſie komme gleich mit dem Braten; ſie wolle nur noch in den Garten, Salat abzuhauen. Wenn der geputzt, gewaſchen und angemacht ſei, ſo komme ſie. Sie hülf doch preſſire, ſagte die Baſe; und wenn ſie Fleiſch habe und es ihr nicht Jemand anders vorwegfreſſe, frage ſie dem Kraut, ſage man ihm G'köch oder Salat, z'Tüfels viel nicht nach. Unterdeſſen unterhielt ſie Käthi ferner mit ſeinen Heldenthaten in Feld und Haus, und wie es ihm einmal gehen müſſe, wenn es es einrichten könne nach ſeinem Kopf. Trotz dieſen Mittheilungen von Käthi's Plänen geſtaltete ſich ihr Beiſammenſein immer mehr zu einer ſehr langwierigen Fröhlichkeit. Die Wirthin mußte ihren Salat ſehr ſauber putzen, denn es verging eine halbe Ewigkeit, ehe ſie wieder erſchien und den oberherrlichen Braten brachte. Es war wirklich ein ſchönes Stück; Bäri bekam ein ganz ſaftiges Maul, legte gravitätiſch eine Tatze auf Michels Schenkel, und warf ſüße glänzende Liebesblicke über den Tiſch. Er liebte Kalbfleiſch ſehr, beſonders gebraten. Michel hatte es ungefähr eben ſo, nahm ſeine Pfeife aus dem Maul, wollte ſie anderwärts verſorgen, und Platz im Maul für was Anderes machen. Die Gotte war akkurat von den gleichen ſüßen Gefühlen durchdrungen. Während Michel ſeine Pfeife ausklopfte, zog ſie die Schüſſel an ſich und ſagte: „Von dem will ich auch, und da wird es gut ſein, wenn ich was bekommen will, wenn ich ſelbſt zugreife, und nicht warte, bis die Andern gehabt, da könnte ich wieder vorlieb nehmen mit dem, was der Hund nicht mag.“ So ſprach ſie und ſchnitt mit tapferer Hand ein kühnes Stück ſich ab, ſchob den Reſt Käthi zu und ſagte: „Nimm, was magſt. Das Mal können ſie haben, was überbleibt; von wegen es geht kehrum in der Welt.“ Michel machte ſtozige Augen über dieſen unerwarteten Handſtreich. Bäri hob ſich höher, und aus ſeinem geöffneten Maule grollte es wie ferner Donner. He ja, ſagte Sami, ſchüch (ſchüchtern) ſy, ſei eine ſchöne Sache, trage aber oft nicht viel ab; ſie werde es haben, wie es im Sprichwort heiße: Wer unverſchamt iſt, lebt deſt bas. He, ſagte die Gotte, ſie könne beidweg ſein; ſie richte ſich immer nach dem es der Gebrauch ſei. Hier habe ſie es ſo gefunden: wer z'erſt iſt, nimmt z'beſt; darein hätte ſie ſich nun auch geſchickt. „Das Weibervolk iſt überhaupt nicht auf der Welt, um ſich vom Männervolk zum Beſten haben und kujoniren zu laſſen, und wenn daſſelbe es ein Mal probirt, treibt man es ihm zehn Mal ein!“ ſprach ſie mit einem Heldenangeſicht. „Dem muß man den Marſch machen, und ihm gleich zeigen, wie man es haben will.“ „He ja,“ ſagte Sami, „das iſt kommod, weiß man ſo doch gleich, woran man iſt, und kann ſich darnach richten.“ Die Wirthin hatte dem Spiel mit Erſtaunen zugeſehen; ſie wußte nicht, was ſie daraus machen ſolle, und ging ſtillſchweigend ab. Draußen ſagte ſie zu ihren Mägden, drinnen gehe es kurlig, ſie könne ſich nicht darauf verſtehen. Das werde dr neu Bruch ſy, daß man einander die Schüſſeln aus den Händen reiße, und vor dem Mund wegfreſſe, was man könne und möge. Wo ſie ein Meitſchi geweſen, da ſei es doch noch nicht ſo gegangen, ſondern manierlich. Da hätte man gewartet, bis die Buben einem das Fleiſch mit Gewalt auf den Teller gethan, und dann habe man es noch nicht angerührt, ſondern zugewartet, bis die Buben es einem faſt mit Gewalt in den Hals geſtoßen. Damals ſei es doch noch zugegangen, daß man dabei hätte ſein dürfen; jetzt gehe es, es grus eim drob. Es nehme ſie Wunder, wie es jetzt mit der Tattere gehe; da werde wohl ſchon Eins bei der Thüre warten und ſie ganz ſchlucken, nur damit die Andern nichts kriegten. Die Wirthin täuſchte ſich; das Wetter hatte mit jenem Handſtreich ſich entladen. Die Tattere blieb ganz ruhig ſtehen, bis Michel ſie der Gotte zuſchob und ſagte: „Nehmt, ich will dann auch, wenn was übrig bleibt.“ „Das kommt mir nicht drauf an; es iſt allweg geſcheidter, ſelbſt nehmen als nichts kriegen,“ ſagte die Gotte.

Unterdeſſen war es ſpät geworden und Sami unruhig. Die Sonne war niedergegangen; im Lusbädli ward ſie ſelben Tags nicht mehr geſehen, und ſämmtliche Lusbädler ſagten: „die Sonne ſcheint nicht mehr,“ während die Sonne ſtrahlte in immer gleicher Herrlichkeit, aber anderwärts. Alles, was die Lusbädler nicht ſahen, nahmen ſie einfach als nicht exiſtirend an. Es iſt die einfachſte Manier, über die ſämmtlichen Exiſtenzen in's Reine zu kommen; iſt wirklich auch immer gebräuchlicher, beſonders bei den Gelehrten und Gebildeten von der Sorte, wie ſie in den Sümpfen, Gräben und Krächen um Rütſchelen und um's große Moos wachſen. Die guten Burſchen merken aber nicht, wie ſie mit dieſem Syſtem in die Quere kommen bei den Anſprüchen auf ihre werthen Perſonen. Sie können nach demſelben Niemanden zumuthen, an die Exiſtenzen von Religion, Humanität, Bildung und Verſtand bei ihnen zu glauben, ſo lange dieſelben weder in ihren Worten noch in ihren Werken ſichtbar werden. Alſo die Lusbädler ſahen die Sonne nicht mehr, und Sami dachte, wenn er nur daheim im Bette läge; kehrte ſich immer gegen die Fenſter und ſagte ein Mal über das andere: „Es finſtert, vielleicht donnert es noch.“ „Es ſcheint mir,“ ſagte die Gotte, „du habeſt das Courage weit unten; wirſt vielleicht nicht das ſauberſte Gewiſſen haben? Daneben iſts mir recht; aber mehr als eine halbe Stunde iſt nicht zu meinem Hauſe, und ſo wäre das Preſſiren nicht ſo nöthig.“ Das ſei gut für ſie, ſagte Sami; ſie aber hätten mehr als drei Stunden bis heim, und der Mond ſcheine nicht. „Du kannſt auch mit kommen,“ ſagte die Baſe, „und morgen mit dem Meiſter heim, b'ſunderbar wenn du dich fürchteſt, ſoll dir das anſtändig ſein.“ Allweg gehe er mit dem Meiſter, ſagte Sami; wo der hingehe, dahin gehe auch er. „He nun,“ ſagte die Gotte, „ſo kann man. Schaff ab, ſo wey mr!“ Ganz ungenirt nahm die Gotte an, Michel mache den Säckelmeiſter; ſonſt iſt's noch jetzt Sitte, daß man ſich wenigſtens ſtellt, als wolle man helfen am Zahlen, nicht ſo unverſchämt ſchmarotzen. Die Baſe verſtellte ſich nicht; weil ſie Hoffnungen zum Erben erwecken konnte, nahm ſie getroſt an, es ſei Allen Alles recht, was ſie mache. Haben's noch Viele ſo. Es war viel gemacht von ihr, daß ſie Michel nicht den Antrag machte, er ſolle noch einige Maaß Wein zahlen und mitnehmen, damit ſie auch daheim noch ein Vergnügen hätten. Michel zahlte; ſie protzten auf, die Wirthin leuchtete bis unter die Thüre, wünſchte viel Vergnügen und gute Verrichtung.

„Adie wohl und zürnet nüt,“ ſagte Michel einige Dutzend

Schritte vom Hauſe bei einem Scheideweg, blieb ſtehen und ſtopfte an ſeiner Pfeife. „Was ſoll das,“ ſagte die Gotte, willſt nicht mit?“ „Hab's nicht im Sinn,“ ſagte Michel; „es dücht mich, ich möchte heim. Habe auf dem Wege eine Kuh gekauft, die kommt mir morgen früh; da ſollte ich daheim ſein.“ „Das wäre mir eine ſaubere Sache; wirſt doch nicht zur Kuh das Kalb ſein! Für was haſt du uns hieher kommen laſſen, wirſt doch was im Sinn gehabt haben?“ „Allweg!“ ſagte Michel. „He nun, ſodann,“ ſagte die Gotte, „ſo komm, ſo kann man noch darüber reden und z'Sach z'Bode machen, daß man weiß, woran man iſt, und ſie abtreiben kann.“ Sie habe es gehört, ſagte Michel; er müſſe ohne anders heim. Gut Ding wolle Weile haben; manchmal komme Einem was Neues in Sinn und manchmal gehe was Altes draus. „Du wirſt mit Schein nichts davon wollen,“ ſagte Käthi; „haſt uns für Nichts und wieder Nichts hieher geſprengt. Biſt du auch Einer von denen, welche nichts Anders begehren, als Meitſcheni zum Narren zu halten und in's Unglück zu ſprengen?“ Er wolle Niemanden ſprengen, ſagte Michel; aber er b'lange heim, und man komme ja deretwegen zuſammen, um zu ſehen, was man wolle, und ob es Einem anſtändig ſei oder nicht? „Und bin ich dir dann nicht anſtändig?“ fragte Käthi. „Leibshalb bin ich ſo brav als Eine; blutt komm dir auch nicht, und wegen Arbeiten und z'Sach machen, fürchte ich Keine das Land auf und ab. Und mein' nicht, du könneſt ausleſen und an dir ſei Nichts zu ſcheuen. Du biſt ein Reicher, ja freilich; aber eine Jede nimmt dich doch nicht. Es muß Eine wiſſen, was Geduldhaben iſt; von wegen bis du geleckt biſt, daß du biſt wie ein anderer Menſch, ſelb brucht Zyt u git mängi böſi Kuſt. Ich weiß, was Geduld iſt, und an Guthaben bin ich nicht gewöhnt, es wär nur, daß ich daheim weg käme; ich könnte mich in Alles ſchicken bis es geändert iſt. Drum ſtürm nit, du wirſt dich nicht reuig; ich will thun an dir, was ich kann, und mich ſtellen wie Keine." „Halt doch dem Maulaff nicht ſo an," ſagte die Gotte; „lah du ne gheye! Wenn er nit will, ſu het er g'ha; ſettige Möff findſt in zwanzig Jahren noch. Seh, thue nit dumm und chum; will er, ſu chan er, will er nit, nu ſo de, ſu lah ers bocke." „He nu ſo de, ſu b'hüetch Gott und lebit wohl," ſagte Michel, den Sami immer am Rock gezupft, der ſonſt wahrſcheinlich durch die guten Worte von Käthi weich geworden und hinter ihm her gezottelt wäre. „Es wird d'r nit Ernſt ſy," ſagte Käthi; „ſövli wyt u mi vergebe z'ſprenge. Komm allweg mit uns, kannſt ja immer noch machen, was d' wotſch!" „Ih möcht emene ſellige Fülli a ha, ja welle! Will er, ſu chan er ja cho, will er nit, ſu lauf er! Chum jetzt, u bis m'r nit z'Herrgotts, ſuſt dräyen ih d'r d'r Hals um. Wo nih jung g'ſi bi, ha nih allemal g'juchzet, we nih amene ſellige Moloch d'r Rücke g'ſeh ha. Su b'hüetch d'r lieb Gott, d'r heyt's nöthig; dernebe z'danke hey m'r nit viel, d'r Hung het meh Urſach. U jetzt, Meitſchi, chum, wotſch oder wotſch nit? Es dücht mi, es ſöt d'r im Hals bis zum Zäpfli cho, we d'r vo dene Mondskälbere no eys vor d' Auge chunt. Mira, wenn d' nit wit, ſu blyb, ih gah, aber de chum m'r nimme zum Hus," ſo begehrte die Baſe auf. Nun wandte ſich Käthi und ging der Gotte nach, nachdem es noch einige Worte halb verblümt Michel zugeworfen, welche derſelbe aber vertubakte und nicht einmal recht verſtand. Hinter der Baſe her weinte Käthi bitterlich. Sobald ſie es merkte, ſchalt die Gotte gröblich, was aber Käthi wenig achtete. Wem die Hoffnung, aus einer Stieftochter Knubelbäuerin zu werden, in Trümmern gegangen, wird Käthi vollſtändig begreifen. Wer aber nie in dieſem Falle war, verſuche ſich an Käthi's Platz zu ſetzen. Dieſes ſich an Platz eines Andern ſetzen iſt eine Haupteigenſchaft eines Chriſten, welche aber ſelten gefunden wird, denn ſie iſt nur eine Blume der unverfälſchten Liebe. Ach ſo ein arm Kind, und noch dazu ein ungebildetes, d. h. ungefähr von der Bildung eines Rathsherrn, der auf das Dieſſeits Alles ſetzt, blos von klingenden Schätzen einen Begriff hat, und ungefähr auch einen Begriff von den Farben, d. h. blos von den politiſchen (denn den Unterſchied zu bezeichnen, z. B. von Kuhroth und Roſenroth, würde manchem Großrath noch ſchwer werden), wie muß es ihns klemmen im Herzen, wenn es wieder in's Joch muß und hatte ſeine Flügel ſchon ausgeſpannt und ſeine Füße geſetzt an des Thrones Stufen, an ſein höchſtes Glück, an das Regiment über einen reichen Bauer und deſſen großen Hof. Und dafür hatte es keinen Troſt, weder in ſich noch außer ſich, als die Hoffnung auf irgend einen andern reichen Bauer. Aber, du mein Gott, wie unſicher ſind ſolche Hoffnungen! mit den reichen Bauern iſt's wie mit den Haſen und anderm Gewild: ſie werden immer rarer. Die, wo noch übrig ſeien, dachte Käthi, ſeien Kolder, hätten weder Verſtand noch Manieren; mit ihnen ſei nichts zu machen. Ach das arme Käthi wäre ſicher umgekehrt, dem Michel nach, hätte ihn am Kuttenfecken hinter ſich her gezerrt, ungefähr auf die Weiſe, wie man die Hunde zerrt aus zu engen Fuchsgängen, wenn die Gotte nicht geweſen wäre. Ach, ſo eine alte Gotte hat auch keinen Begriff mehr von einem jungen Herzen, und wie es ihm drum ſein muß, eine böſe Stiefmutter an einen reichen Mann zu tauſchen; da kann man doch wirklich die halbe Welt auslaufen, ehe man einen beſſern Tauſch zu machen im Stande iſt. Sollte man ihn daher ſo leichtlich aufgeben, wenn man ſo nahe am Abſchluſſe geweſen? Aber ſo was begreift eine alte Gotte mit ihrem verknöcherten Herzen nicht, beſonders wenn ſie dazu noch einen böſen Kopf hat. Käthi mußte ihr hintendrein, und zwar mit dem ſcharfen Gebot: an den verfluchten Unflath ſolle es ihr nie mehr denken, ſonſt drehe ſie ihm den Hals um.

Michel und Sami aber machten ſich davon mit einer Eilfertigkeit, als ob nicht blos Käthi ſammt der Gotte, ſondern der wilde Jäger mit dem Wüthisheer und allen böſen Geiſtern hinter ihnen her ſeien. Weit ab vom Schauplatz ihrer Thaten waren ſie, ehe ſie ihren Rückzug mäßigten und Athem fanden, ihr Glück zu preiſen, ſolch Ufläthen und wüſte Zunge entronnen zu ſein. Da, wenn ſie nicht g'ſcheidter geweſen, hätten ſie einen rechten Schuh voll herausnehmen können, daß es ihnen beſſer geweſen, ſie hätten das Haus verbrannt, und darauf ſich gehängt, als ſolche Geiſter hinein und ſich auf den Hals zu ziehen. Aber unterſuchen ſei gut, das hätte man jetzt abermal ſehen können. Nun erzählten ſie ſich alles Schreckliche, welches ſie an Gotte und Käthi geſehen, alle Greuel, welche ſie gethan, und war Einer fertig, fing der Andere an, und während dieſer erzählte, kam dem Andern immer noch was in Sinn, was vergeſſen worden. Sie hatten ſo kurze Zeit in ihrer Glückſeligkeit, daß ſie daheim waren, ehe ſie daran dachten, und Michel ſeine ſchöne Kuh rein vergeſſen hatte.

„Iſt's aber nüt?" fragte am Morgen Anni. „Aber nüt," antwortete Michel und erzählte, wie glücklich ſie geweſen, keinen Schuh voll herausgenommen zu haben; da hätte es ihnen ſchön ergehen können. Anni war auch froh, daß ſie mit heiler Haut und allen Haaren davon gekommen; aber fatal war es ihm doch auch, daß nichts mit der Sache war, daß es neu an's Suchen mußte. Das heutige nütnutzige Weibervolk mußte es entgelten; es war kein Laſter, welches Anni ihm nicht andichtete, und keine Stunde manchen Tag lang ließ es vorüber, in welcher es nicht über daſſelbe geſchimpft und geläſtert hätte. Wenn Anni nicht einen ſo heillos eigenſinnigen Kopf gehabt hätte, hätte es ſich die Mühe des Suchens vollſtändig erſparen können. Bekannt iſt, wie die Franzoſen und Engländer ſich im Auge haben, auf die gegenſeitigen Bewegungen lauern. Schicken die Franzoſen eine Flotte in's ſtille Meer, flugs ſegeln die Engländer mit Fregatten und Linienſchiffen mit Dampf und ohne Dampf hinter ihnen her. Rückt ein Regiment Franzoſen an die Pyrenäen, flugs putzen die Engländer in Gibraltar die Kanonen und verſtärken die Beſatzung von Malta. Haben die Franzoſen einen Stein im Brett in Egypten, ſitzen die Engländer ab am rothen Meer. Ungefähr gleich oder doch faſt ſo werden von den Müttern ſämmtlicher heirathsluſtigen Töchter die Bewegungen heirathsfähiger Jünglinge beobachtet, und beſonders reicher Jünglinge, mit Höfen oder andern Gütern behafteter. Wird auf einem Hofe ſo ein Junge flott, flugs iſt's bekannt ſieben Stunden in der Runde, und es wird auf ihn gebeizt, als wäre er ein Marder oder gar ein Dachs; auf ſeine Gänge wird gelauert, die Fallen darnach geſtellt. Nach welcher Gegend er ſeinen Strich hat, ſtreichen auf einmal Rudel von Mädchen, welche ſonſt ganz anders wohin ſtrichen. Wird es gar bekannt, daß Einer nicht ſo blos in's Blaue ſtreife, ſondern wirklich in allem Ernſte um eine Frau aus, ja dann iſt's Wetter los, Schuhmacher und Näherinnen haben gute Tage; die gliederſüchtigſten Mütter kriegen wieder flinke Beine, und Unterhändler von allen Sorten guten Verdienſt; es wird ganz bewegt im Lande. Man muß ſich nur wundern, daß nicht irgend ein ſchlotternder Bürgermeiſter von Aargau, Freiburg, meinethalben auch von Bern, hinter einer ſolchen Bewegung nicht Reaktion geſehen und Bataillone hingeſchickt hat, um ſie zu unterdrücken. Es wäre doch wirklich verflümert fatal, wenn die natürlichſten von allen Bewegungen politiſch verdächtig würden, und als gefährlich, wie geſagt, ſchlotternden Staatshäuptern zu Naſe ſteigen ſollten.

Welch Aufſehen Michels Expeditionen und Excurſionen machten, kann man ſich denken. So was wird natürlich auf dem Lande ſo gut ohne Zeitungen bekannt, als in London alle Klatſchgeſchichten durch die Zeitungen. Michels Zuſammenkünfte wurden bekannt, die abenteuerlichſten Gerüchte über dieſelben liefen durch's Land; man ſprach von Prügeln, Brandſchatzen, Hungerleiden, Hundhetzen und weiß Gott was Alles. Aus dem Allen ward ſo viel klar, daß Michel eine Frau ſuche; das war die Hauptſache, und daß er plump dabei that, war Nebenſache. J, was ſchadet ein wenig Plumpheit, wenn ſie an einem reichen und noch dazu großen Manne hängt? Michel ſei daneben der beſte Tropf von der Welt, ſagten alle Weiber, welche in der Nähe wohnten; eine helle Schande wär's, wenn der eine Fremde kriegte. Das ſei nur Schüchternheit, er ſchäme ſich, fürchte das Auslachen; das müſſe man ihm vertreiben, es lohne ſich wohl der Mühe. Nun ging es auf dem Knubel ungefähr wie im Herbſte, wenn die Nüſſe reifen, an einem großen Haſelhaag. Anni war auf einmal die Hauptperſon in weitem Umkreis, denn wer mit den Verhältniſſen näher bekannt war, betrachtete Anni richtig als die Thüre, welche in Michels Stübchen führte. Die einen Weiber kamen, rühmten ihm ſeine Sachen, oder fragten ihns um Rath; ſo alt Anni war, hatte es doch nie ſo ſchöne Sachen gehabt, als in dieſem Jahr. Es mußte ein ordentliches Regiſter führen über die Sämereien von allen Sorten, welche bei ihm beſtellt wurden. Von Allem, was grün war, vom Schnittlauch und der Münze weg bis zu Kabis und Bohnen, von Hanf und Flachs wollen wir nicht einmal reden, war ſeine Sache immer die ſchönſte im ganzen Lande, und alle Welt ſchrie nach Samen viel lauter als ein Hirſch nach einer Waſſerquelle. Die Weiber weit umher kamen und wollten mit Anni Eier tauſchen, um Gluggern unterzulegen; waren erbötig, ihm immer zwei an eins zu tauſchen, ja ſtellten Anni alle möglichen Bedingungen frei. Solche Hühner, hieß es, habe man noch nie geſehen, in Anſehen von Legen und wegen der Schöni; es ſei eine ganz apartige Race, wahrſcheinlich in einem beſondern Zeichen untergelegt. Um dieſes Zeichen von Anni zu erfahren, waren die Weiber zu allem Möglichen erbötig; ſie hätten plotonsweiſe rings um einen Kleeacker gepurzelt, wenn Anni dieſe Bedingung geſtellt hätte. Es ließ Keine ein Stück Tuch machen, welche nicht Anni conſultirt hätte, welches Garn ſich beſſer zum Zettel, und welches beſſer zum Eintrag ſich eigne. Sie vertrauten ihm ihre Geheimniſſe an, ihre Kümmerniſſe des Mannes wegen, ihre Hoffnungen auf Erbſchaften, ihre verborgen gehaltenen Reichthümer. Sie krameten Anni: Eine kam hier mit einem weißen Brötchen, dort Eine mit einer Flaſche Rothen, oder eine Andere mit einem Hals- oder Nastuch. „Ich weiß wohl, daß du es mir Nichts ſchätzeſt; haſt ſolche Sachen nicht nöthig, haſt ja, was du begehrſt auf der Welt; es iſt nur ein Zeichen meiner Gutmeinenheit, ich wollte dir zeigen, wie lieb du mir biſt, und wenn ich dir einmal was dienen kann, ſei es Tag oder Nacht, ſo ſprich zu.“ „Danke für's Anerbieten,“ ſagte Anni; „es hätt' ſich deſſen nicht gebraucht. Es iſt mir leid, daß du meinetwegen ſo Koſten gehabt; ich weiß nicht, wie ich dir das vergelten ſoll; was hat ſo eine arme alte Frau wie ich zu geben?“ Man kann ſich denken, was dann darauf für eine Antwort kam, und wie die Frau auf ihre Tochter kam oder ein ander Meitſchi, welches ihr am Herzen lag, und wie ſie dieſes zu rühmen und alle andern auszumachen wußte, daß kein guter Fetzen an ihnen blieb. Aber nicht bloß die Mütter machten ſich an Anni, auch die Töchter ſelbſt thaten das Möglichſte, um Michel in die Augen zu fallen; aus den Augen in die Arme dachten ſie ſich den Weg ganz kurz. Sie hatten immer was zu verrichten auf dem Knubel; bald hatte ſie die Mutter geſchickt, bald ſuchten ſie die Mutter, bald bettelten ſie Anni Blumen, weil ſie zu Gevatter ſtehen mußten, bald brachten ſie Anni ein Nelken- oder Myrthenſtöcklein von einer ganz apart ſchönen Art; hüpften dann und ſtanden dann und kicherten und wieherten um's Haus herum wie ein Jäger um eine Tanne, auf welcher ein Eichhorn ſitzt, den er aber nicht zu Geſichte kriegen kann, ihn um jeden Preis ſich vor die Augen bringen will. Gelang es 'mal Einer, den Michel vor's Haus in Schußweite zu bringen, dann brachte man Keine mehr weg. Es nahm Anni manchmal Wunder, ob ſie Wurzel an die Füße gekriegt und durch dieſelben am Boden feſtgeheftet ſeien. Wenn Anni einmal zu Markte ging mit Butter oder Eiern, hatte es Schreiß den ſchönſten Mädchen z'Trotz. Mit den Einen ſollte es fahren, Andere wollten ihm Wein zahlen, Andern ſollte es warten, ſie wollten mit ihm heimgehen. Wenn Anni dann beim Wein, der bekanntlich Traulichkeit erzeugt und die Herzen öffnet, erwarmete, ſo begann man zu frägeln und ſchlug ringsum auf den Buſch, um zu vernehmen, wie Michel eine Frau wolle, was er an einem Mädchen liebe, und was er an ihm ſcheue; warum er es im Lusbädli u. ſ. w. nicht richtig gemacht? Er hätte aber recht gehabt, hieß es gewöhnlich; warum in der Weite ſuchen, was man in der Nähe beſſer haben könnte? Das heiße ja die Katze im Sack kaufen, und man wiſſe nicht, was man habe, bis man ſie heimbrächte und laufen ließe, dann ſei es aber auch zu ſpät. Aber ſo redſelig Anni wurde, man fing es nicht; es ſagte, es ſei nicht dabei geweſen, und Michel habe ihm nicht Bericht gegeben. Er habe gar einen wunderlichen Gring, es laſſe ihn machen, frage nicht einmal; es denke, es werde es früh genug erfahren. Die Einen glaubten ihm: wenn es was wüßte, ihnen hätte es es ganz ſicher geſagt, meinten ſie. Andere glaubten ihm nicht: Anni ſei eine alte Hexe, ſagten ſie; hätte Alle zum Beſten, bis Eine über ihns komme, welche noch liſtiger ſei als es, und ihm dann, wie recht und billig, zehnfach vergelte, was es an Andern ſich verſündigt. Z'Kürzeſt wär', die Alte fiele in's Waſſer, oder thäte ſonſt den Hals brechen; mit Michel wär' es dann bald gewonnen. Anni aber dachte, flattirit ihr nur, es hilft euch doch Nichts; jetzt wäre ich euch gut genug, aber wie lange? Bis ihr den Fuß im Hafen hättet; dann ſetztet ihr mir den Stuhl vor die Thüre, und ob ich erfröre oder verhungerte, dem fragtet ihr wenig nach, und wenn Micheli ſchon nicht wollte, was wollte er machen? Er iſt gar zu gut und fromm, und das Wybervolk ſo wüſt und ſchlecht und falſch, pfy Tüfel! Es nimmt mich Wunder, daß es d'r Tüfel mag; wahrſcheinlich macht er Wedele drus u heizt d'r Großmutter d'r Ofe drmit. Gott verzieh m'r my Sünd! Aber allweg muß zur Sach tha ſy, ſuſt näh ſi m'r d'r Michel ab d'r Gaß oder vor dem Haus weg, ſo nöthlich thun ſie, die Uflath; und geſchieht das nicht, ſo ſprengen ihn die Landjäger in's Unglück und er muß z'Krieg. Sie können ihn nicht ruhig laſſen und er kann ſich nicht hüten, und Sami iſt doch d'r Wüſteſt, ſtatt abz'wehre, ſtrengt er an. Da mußte am letzten Markt das Spiel wieder angehen, und Michel konnte Gott danken, daß er mit einem ſchönen Haufen Neuthaler davon kam. So kann das nicht immer gehen; es könnte ung'ſinnet genug ſein, und dann könnte man lange plären, z'Sach änderte man doch nicht mehr.

Zum Schwammfraueli hatte Anni kein Vertrauen mehr; die Freundſchaft war gegenſeitig erloſchen. Das Schwammfraueli hatte von Käthi gar einen bedenklichen Abputzer erhalten, daß es ihm einen ſolchen Unmenſchen zugereiſet, und ihm einen ſolchen Verdruß angerichtet, und z'letzt an der ganzen Sache nichts geweſen. Das Fraueli wollte Anni auch einen Theil davon abgeben; aber potz, da kam es übel an, und mußte über ſeinen Geſchmack und ſeine Weiberkunde Dinge hören, die ſelbſt für ein Schwammfraueli zu hart waren. „Lue," ſagte das Fraueli, „nimm's nit für ungut; aber dy Michel muß doch gar e Ugattliche und Uſchafelige ſy, mit dem nüt z'gattige iſt. Glaube nur, die Meitſcheni wären recht geweſen, aber will man einem Solchen Eine zuhaben, ſo erlebt man nichts als Schande, daß man, weiß kein Menſch, was gäbte, man hätte nichts mit der Sache zu thun gehabt, und denken muß, man wolle ſich vor ſolchem hüten ſein Lebtag." So nahm es Anni aber nicht; ſo ließ es an Michel nicht kommen, und dem Schwammfraueli verdeutete es, daß es ſeinetwegen nicht Kummer haben ſolle; es werde ihm ſein Lebtag nichts mehr der Art anmuthen, und lieber wär es ihm, wenn es ein andermal einen andern Weg ginge, mit einem ſolchen Unmenſchen werde es doch nicht unter einem Dache ſein wollen. So ging die alte Freundſchaft aus einander für einſtweilen, und zwar zu gegenſeitigem Schaden. Dem Fraueli ging ſein beſtes Haus ab; dafür ließ es Anni und ſeinen Michel liegen, daß es keine Art hatte; brachte Anni Alles aus, was es wußte, machte Michel lächerlich, erzählte, wie er gerne eine Frau möchte, aber wie es eine ſein ſollte, daß ſie Anni, Bäri, Sami und zuletzt auch ihm recht ſei. Anni ſuchte andere Vertraute und fand ſie leicht; es wurden noch mehr Zuſammenkünfte veranſtaltet, ja es kamen Eine oder Zwei direkt zur G'ſchau auf den Knubel; allein es wollte ſich Nichts anziehen, es zerſchlug ſich immer Alles, die Welt wußte nicht wie. Deretwegen gab es ein großes Gerede in der Welt, daß Anni ſich zu ſchämen anfing und Michel ganz maaßleidig wurde. Ein ſchmutziges, ſchwarzſtrubes Mannli, welches mit Tannzapfenöl, Reckholderöl und andern derartigen köſtlichen Stoffen hauſirte, kam öfters auf den Knubel und war Anni gar anſtändig; es that beſcheiden, wünſchte ihm immer Gottes Glück und Segen, wenn es Abſchied nahm, und fragte, ob es ein andermal wieder zuſprechen dürfe? es treffe es nirgends ſo an, Land auf Land ab. Dem klagte Anni einmal in einer vertrauten Stunde ſeine Noth, wie Michel heirathen ſollte, und es ihm gehe; es müſſe anfangen zu glauben, es laufe im ganzen Lande kein Meitſchi mehr, das einen guten Blutstropfen im Leibe habe. Das Mannli ſagte, es glaub's; es ſei bös mit der jetzigen Welt, es ſei kein Glaube mehr, nichts als Hoffart und neue Lehre: daß d' Sonne um d' Sterne ume lauf', und d' Welt o ſo, und daß es no meh Mönſche gäb als hie uf der Welt und einſt in d'r Ewigkeit. „Öppis dumms e ſo?“ ſagte Anni. „Ja, nur an dem an kannſt du ſehen, wie es geht in der Welt,“ ſagte das Männli. „Ich bin froh, bin ich alt und brauche nicht lange mehr dabei zu ſein; wenn es noch lange währen ſollte, müßte man ja am Grauſen ſterben. Daneben iſt das der Troſt, daß es immer auch noch rechte Leute giebt, b'ſunderbar ſo an Nebenausorten, wo d'r Tüfel no nit hi cho iſch. Da ſind noch Meitſcheni wie ſie ehmals waren, mit Stumphoſen und kuderigen Hemliſtöcken. Ich muß meine Sachen ſo kümmerlich zuſammenleſen in den Wäldern und Krächen, wo ganz ab der Welt ſind und das ganz Jahr keine ſterbliche Seele hinkommt; da ſind noch Leute, wie man ſie zu keinen Zeiten bräver fand, wo an Gott glauben und den Teufel fürchten.“ „So!“ ſagte Anni; „ſind da noch rechte Leute? Gottlob! denen werden wir es zu verdanken haben, daß Gott den Menſchen nicht Alles verhagelt und verblitzet.

Aber das werden nur ſo arme Leute ſein, Beſenbinder, Tuftmannleni und Heubeeri-Weiber und der Gattig Leute, welche unſern Herrgott nöthig haben für's täglich Brot?" „Allweg der größte Theil," antwortete der Alte; „von wegen wer reich iſt, der ſonnet ſein Geld gerne, und deretwegen treibt es ihn dahin, wo die Sonne den ganzen Tag ſcheinet. Aber es giebt Andere doch auch, potz Türk! wo großes Vermögen haben und ſchön leben können; aber ſie lieben die Welt nicht, haben ſich lieber ſtill an einem Nebenausort, wo ſie können beten und eſſen, wie und was ſie wollen, ohne daß ihnen alle Augenblicke Jemand, den es nichts angeht, das Maul drein hängt und befehlen will." „So!" ſagte Anni; „giebt es deren Leute auch noch? Hatte geglaubt, die wären längſt ausgeſtorben und die Welt wäre gleich bis z'hingerſt, wo es dann grade runter geht in die Hölle, und bis z'oberſt auf den höchſten Schneeberg hinauf. Nun, das werden ſo alte Leute ſein, ſo mit dem einen Bein im Grab, mit dem andern im Himmel; Meitſcheni werden die keine mehr haben, welche man heirathen könnte und mit Freuden." „Warum nicht?" ſagte das Mannli. „Es giebt ſie mit und ohne Meitſcheni, wie es ja Bäume giebt mit und ohne Miſtelen, und Tannen mit und ohne Tannzapfen, doch haben der Mehrtheil Tannzapfen, Gottlob! Warum fragſt? meinſt, wo Meitſcheni ſeien, da finde der Teufel das Thöri offen?" „He, allweg thun es ihm die eher auf, als alte Leute," antwortete Anni. „Aber ich meine eigentlich, ob wohl ſo an einem Ort Eine wäre für Michel; e bravi, e frommi u notti kei dummi, eine eingezogene, und die doch wüßte Beſcheid zu geben, es mit Gott und Menſchen gut meinte, und Vieh und Dienſten gönnte, wie es recht wäre, und wie man es ſich hier zum Brauch hat?" Das Mannli ſchoß begreiflich nicht ſogleich z'weg wie ein Fuchs, der auf einen Haſen gelauert, ſondern that ſehr verwundert, daß Michel noch Keine hätte; er brauche ja nur den kleinen Finger zum Fenſter hinauszuſtrecken, ſo hingen ihm Zehne dran,“ meinte er. Anni ſprach des Weitern vom ſündhaften Weibervolk, und wie ſchlimm es Michel bei ſeinen Verſuchen gegangen; was das für Menſcher geweſen ſeien ohne Religion und ohne Verſtand, wenn man die näher unterſucht, welche man am allermeiſten gerühmt hätte. Unter dem Vorwand, es möchte erſt recht wiſſen, wie man Eine wolle, von wegen es wiſſe wohl, wenn es fehle, habe man ſchlechten Dank, fragte das Mannli noch Allerlei; aber was es eigentlich wollte, den rechten Punkt, brachte es doch nicht heraus. Anni blieb bei dem, was es anfangs ſchon geſagt, eine fromme und treue, welche bete und Menſchen und Vieh es gönne, und von rechten Leuten her; apart reich brauchte ſie nicht zu ſein. Es wüßte Eine, ſagte endlich das Mannli, wo ihn dünke, ſie paſſe nicht übel; darneben wolle es gar nichts geſagt haben; wenn es Michel dann aber ſo ginge, ſo möchte es nicht ſchuld ſein. Er müſſe was Eigenes an ſich haben, was er nicht kenne, daß es ihm allemal ſo gehe; darum, wie geſagt, es wolle lieber nichts ſagen, ſo verfehle es ſich nicht. Das iſt keine dumme Manier, ſeine Hände in Unſchuld zu waſchen. „Nun“, ſagte es endlich, als Anni immer hitziger in ihn drang: „Wenn du es g'hebt haben willſt, warum nicht? ſo will ich es dir ſagen; kannſt ja immer daraus machen, was du willſt: es iſt eine Kühers-Tochter. „Was?“ ſagte Anni, „eine Kühers-Tochter! Von denen habe ich immer gehört, ſie thäten nicht gut im Bauernſtand; ſeien nichts nutz zur Arbeit, verſtünden nichts von der Haushaltig, könnten nichts als Nidle (Milch) freſſen, ſchwingen mit den Knechten, und allfällig auch melken, wenn ſie nicht zu faul würden dazu.“ „Nit, nit!“ ſagte das Mannli. „Selb iſt doch nicht ſo; ich komme viel auf den Bergen herum, und kenne das Volk auch, das iſt beſſer als man glaubt, und vom rechten Glauben findet man dort mehr als in den Dörfern. Wenn etwa die Eine oder die Andere bös ausfällt, muß man nicht gleich Alle in ein Band zuſammenbinden. Die, wo ich meine, kübert auch nicht mehr; der Vater iſt geſtorben, der Bruder fährt z'Alp; ſie wohnt bei ihrer Mutter im Milchmußgraben, wo ſie ein Heimath (Hof) haben, kein großes, ſo um genug zu arbeiten und zu eſſen zu haben. Die Tochter macht z'Sach meiſt, d' Mutter iſt alt, aber noch ſcharf und befiehlt, und d' Tochter macht, was die Mutter ſagt; kein bös Wort habe ich ſie der Mutter je geben hören, und thät ſie's, ich glaube, die Alte haute ihr auf's Maul und die Tochter nähme es an, wenn ſie ſchon Eine iſt, wo nicht bald ein Mannevolk fürchtete. Es wär gerade Eine für Michel der Poſtur nach, bräver haſt noch keine geſehen, und ein Geſicht hat ſie, ſchöner kann man es nicht malen, ganz wie Milch und Blut; eine Säumutter iſt ſie, es mag ihr keine Luzernerin nach. Aber ſie bleibt auch daheim, rennt nicht wie läufig jeder Luſtbarkeit nach, und es iſt noch die Frage, ob man ſie an einen Ort hinbrächte; ſie hat bis dahin dem Mannevolk gar nichts nach gefragt, und wenn Einer kam, fergete ſie ihn kurz ab. Es möge nichts mit dem Zeug zu thun haben, es gruſe ihm drob, hat das Meitſchi manchmal geſagt, daß ich es ſelbſt gehört. Indeſſen iſt den Meitſchene nie recht zu trauen; es iſt ihnen manchmal ganz anders, als ſie drglyche thun, und die, welche gethan wie jung wild Katzen, werden oft ung'ſinnet ſo zahm wie Katzen, welche man ihr Lebtag gerantſcht." Die Sache gefiel Anni. Man könnte allweg probiren, meinte es; gerathe es, wohl und gut, ſei Nichts damit, nun in Gottes Name, ſo ſei z'Sach am gleichen Ort und man müſſe anders dran hin. Das verſalbete Oelmannli ließ ſich endlich herbei und verſprach den Liebesboten zu machen, nachdem Anni ihm verſprechen hatte, es ihm nie nachzutragen, es möge gehen wie es wolle; gehe es aber gut, ihm gehörig daran zu denken. Alsbald wanderte der ſeltſame Liebesbote dem Milchmußgraben zu. Dieſer Milchmußgraben iſt ein freundlich enges Thälchen, hoch in den Bergen oben, eine Art von Rinne zwiſchen zwei Alpen. Vor Winden geſchützt, iſt's mild und lieblich dort; der Baumwuchs iſt noch nicht verkrüppelt, mächtige Birnbäume breiten ihre ſchirmenden Aeſte über die Dächer aus. Dort, in einem ſaubern Haus, wohnte die Küherin. Die hellen Fenſter glitzerten und glühten eben in der Abendſonne, als unſer Oelmännchen dort ankam; es war wohl bekannt dort, ſeine Bitte um ein Nachtlager ward ihm gerne gewährt. In dieſer Abgeſchiedenheit ſind ſolche Beſuche, wie ſchon geſagt, ſehr willkommen; ſie ſind die lebendigen Zeitungen, man vernimmt doch auch, was in der Welt vorgeht, irgend ein großes Unglück, ein grobes Verbrechen, oder eine lächerliche Geſchichte, welche das nächſte Jahr im Kalender erſcheinen werde. Die Tochter hauſirte draußen herum, während die Mutter zum Mannli ſich ſetzte, das Abendeſſen rüſtend. Die Mutter gehörte unter die tapfern Weiber, welche ſich mit der Welt herumſchlagen unbeſiegt; die weder Kopf noch Muth verlieren, es mag an ſie kommen, was da will, Gutes und Böſes; die nie unſchlüſſig gute Gelegenheit vorüberlaſſen oder, aus Behaglichkeit und Angewöhnung, Altes behalten und Neues, Beſſeres von ſich ſtoßen. Es giebt ſolche tapfere, praktiſche Weiber in allen Ständen, und gewöhnlich bleiben ſie tapfer und praktiſch bis in's höchſte Alter. Nachdem es ihr Bericht erſtattet hatte über die Vorfallenheiten in den Dörfern, wo die Küherin früher gewintert, und daher begierigſt forſchte nach dem Schickſale der Bäuerinnen, mit welchen ſie in Freundſchaft, und noch mehr nach deren, mit denen ſie in Feindſchaft gelebt (es iſt ſehr merkwürdig, wie eine Küherin eine Bäuerin, und eine Bäuerin eine Küherin taxiren und mit welchen Augen ſie ſich gegenſeitig meſſen, doch davon ein andermal), ſagte es, es düchi ihn, Mareili ſei allemal ſchöner, wenn es komme; es nehme ihn nur Wunder, daß es nicht längſt einen Mann habe. Natürlich ſagte die Mutter, es hätte nur am Willen und nicht am Können gefehlt; Urſach zu preſſiren hätte es nicht, es ſei ihm noch lange wohl ſo, und wenn's ihm anders komme, ſo finde es immer noch Einen, dafür brauche ſie nicht Kummer zu haben. Sie habe recht, ſagte das Oelmannli; es hätte es auch ſo. An's Meitſchi ſei ſie gewöhnt, und habe Freude, wenn ſie es von Weitem ſehe; wenn es fort wäre, das Leben freute ihn nicht mehr, es hätte ein längi Zyti, es ſtünde es nicht aus. O, ſagte die Küherin, wegen ſelbem ſei es ihr nicht. Man müſſe ſich in Alles ſchicken in der Welt, und wenn das Meitſchi heirathen wolle und ſeine Sache gut machen könnte, ſei ſie die Letzte, welche es ihm wehren wollte; ſei es ihm hier erleidet, könne es an einen andern Ort hin; es ſei nicht, daß ſie meine, die Sonne ſcheine nur an einem Orte. Dumm ſei es, wenn eine Mutter meine, die Tochter ſolle ihretwegen nicht heirathen; die Mutter ſei ja übernächtig, wenn ſie ung'ſinnet ſterbe, was ſie dann der Tochter helfen könne, und was ſie dann anfangen ſolle? Nachdem das Mannli dieſe Geſinnung verdientermaßen gerühmt und geſagt, nicht unter Hunderten denke Eine ſo gegen ihre Kinder, rückte es allmälig mit ſeinem Auftrag hervor. He nun ſo dann, wenn ſie ſo denke, ſagte es, ſo wolle es ihr was ſagen. Wenn es hätte merken können, daß es ihr im Geringſten z'wider wäre, nicht mit zehn Roſſen hätte man ein Wörtchen von ihm herausgebracht. Warum gute Leute böſe machen, ſelb wär ja dumm. Nun rückte es heraus mit Anni's Auftrag, wie es ihn zwar ungern übernommen, denn es wiſſe, wie es Einem bei ſolchen

Sachen geben könne, und welchen Dank man zumeiſt davon habe. Daneben hätte es gedacht, ſo weit könne es ſich doch nicht verfehlen, wenn es mit der Wahrheit umgehe, nichts dazu und nichts davon thäte, und es nicht mache wie die Weiberhändler, welche lögen, daß die Schwarten krachten, und hintendrein, wenn Beide auch ſo recht angeſchmiert ſeien, ſich den Hals voll lachten. Es müſſe ſagen, wie es ihm ſei; es wolle nicht z'beſt geredet haben, aber es möchte Mareili das Glück gönnen; beſſer mache es es ſein Lebtag nicht als mit dem Knubelbauer, ſowohl wegem Vermögen, als wegen der Perſon. Nun ſetzte es Michel's Herrlichkeiten auseinander. „Aber warum hat ſo Einer nicht längſt eine Frau?" fragte die Küherin, „muß da eine zuhinderſt in den Bergen ſuchen? Da muß was nicht richtig ſein; laß ſeh'n, gieb die Karten füre und uſe mit der Wahrheit, du weißt, ich verſtehe nicht Spaß." „He ſieh, z'Sach iſt die," antwortete der Alte. Nun erzählte er ziemlich wahrhaftig, wie es ſich verhalte; ſagte namentlich die Gründe heraus, warum Anni Keine aus der Nähe wolle. Darüber lachte die Küherin. Die Alte ſei nicht dumm, ſagte ſie, die könnte ihr gefallen; aber ſie werde wahrſcheinlich nicht ſaubere Finger haben, und der Hauptgrund werde der ſein, daß ſie die am meiſten ſcheue, welche ihr am längſten in's Spiel geſehen. Da vertrat das Mannli Anni ehrlich und ſagte, unter Hunderten hätte nicht Eine ſo gehandelt, und ehe es Michel einen Kreuzer veruntreuete, würde es lieber Sami, ſeinem eigenen Sohne, ſtehlen was er hätte und es Michel anhängen. Es ſage immer, es habe es deſſen Mutter auf dem Todtenbette verſprochen, zu ihm zu ſehen wie zum eigenen Kinde, und das wolle es halten; wie ſollte es ſonſt an den Tod denken, und was Micheli's Mutter antworten, wenn ſie ihns frage: »Und Anni, wie heſt m'r zu Micheli g'luegt?« Das ſei gut für Micheli, ſagte die

Küherin, aber könnte deſt böſer ſein für eine junge Frau; die Alte werde meinen, ſie wolle Bäuerin bleiben, die junge Frau ſollte Hund ſein, darum werde Keine anbeißen wollen. Nicht einmal, ſagte das Mannli; Anni ſei gar nicht bös, und wenn Eine Micheli flattire, gehörig zu ihm ſehe, und nicht Alles auf einmal anders wolle, ſondern bei Anni zu Rath ginge und ihns noch etwas Meiſter ließe, was es eigentlich auch verdiene, ſo glaube es, eine junge Frau hätte die beſten Händel. „Aber warum wollte ihn denn Keine, etwas muß ihnen doch im Weg geweſen ſein?" fragte die Alte. Das wiſſe es nicht, antwortete das Mannli; Etwas ſei da, aber was, darüber hätte es noch nicht kommen können. Z'Sach werde beid Weg erzählt: Michel ſage, es ſei ihm bis dato Keine anſtändig geweſen, und die Mädchen behaupteten, einen ſolchen Uflath hätten ſie nicht mögen, faſt lieber d'r Tüfel. Was an der Sache ſei, wiſſe es nicht; Michel habe ein gutes Herz, aber ein Grober ſei er, und von Höflichkeit und Dyri Däri-machen wird er nicht viel wiſſen, und das werden die Meitſchi nicht verſtanden, ſondern wüſt gethan haben, wie ſo junge Meitſcheni es im Brauch haben, wenn Einer ihnen nicht gleich flattirt, wie es ihnen am liebſten iſt. „Z'Sach wird auf gar mängerlei Art b'richtet und drby bin ih nie gſy, ſuſt wett ihs ſcho wüſſe." „Hör', du," ſagte die Küherin, „zSach g'fallt m'r ſo übel nit; aber was Marey drzu ſeyt, weiß ich nicht. Mir wär lieber ein Küher geweſen, ich ſag's offen, als ſo ein mißvergnügt Bäuerlein, welches den Kümi ſpaltet, balget, ſtatt betet, und den ganzen Tag ein Geſicht macht, wo die Kühe von der Milch kämen auf den Bergen, wenn ſie es alle Tage ſehen müßten. Aber wenn der Burſch iſt wie du ſagſt, ſo iſt es nicht ſo Einer, und eine Frau kann's gut haben bei ihm. Ich hätte ihn zwar nicht genommen, z'Lebe auf den Bergen iſt doch ganz anders als in den Ker-

kern da unten, und z'Jauchzen auf den Weiden luſtiger als Fuhren backen oder Kraut rüſten. Aber z'Meitſchi iſt ſich des Lebens da oben weniger gewohnt als ich; es kann's machen wie es will, und wie es es macht, ſo hats. Doch das glaub' nicht, daß es dir an einen Ort expreß deretwegen hinkommt, das thut es ſein Lebtag nicht, und wenn es damit die ſchönſte Alp verdienen könnte." „Aber wie machen dann?" fragte das Mannli. „He, weißt was!" ſagte die Frau. „In 14 Tagen iſt Huttwyl-Markt, dorthin wollen wir mit jungen Schweinen; wir haben deren einen ganzen Stall voll. Bei Mohren ſtellen wir ein; wenn wir verkauft haben und eingekramt, was nöthig iſt, werden wir allweg dort was eſſen. Iſt dem Burſch was an der Sache gelegen, ſo kann er dorthin kommen; es giebt weniger zu reden, und können doch einander g'ſchauen ſo weit es nöthig iſt. Das wird ſich gleich erzeigen, ob's einander anzieht oder nicht." Das gefalle ihm, ſagte das Mannli; ſo komme es am beſten, es glaube es ſelbſt. Es könne dieſen Abend ſchon um die Stauden ſchlagen und b'richten, wie der Knubelbauer Einer ſei und wie er's habe, damit das Meitſchi gleich wiſſe, mit wem es zu thun habe und ſich darnach einrichten könne. „Mach' was du willſt," ſagte die Mutter; „aber darauf zähl, merkt Marei, daß es ein abgeredet Spiel iſt, ſo thut es wüſt, kommt entweder nicht, oder g'ſchirret aus, daß es keine Art hat. Es iſt ein guts Meitſchi, aber ein handlichs, wenn es abkommt, ich wollte dann lieber nicht dabei ſein." Als Mareili draußen fertig war, ſaß es auch drinnen ab, es hörte auch gerne b'richten aus der Welt herauf. Es war ein prächtig Meitſchi, aber in der That, in ſeine Hände paßte ein Morgenſtern beſſer als eine Nähnadel; Kühnheit ſaß ihm auf der Stirne, daß man damit einen ganzen Rudel von verlaufenen Doktoren und Profeſſoren hätte verſehen können. Das Oelmannli machte ſeine Sache nicht ſchlecht, ſondern ganz unverfänglich: es b'richtete von Allem, was den Leuten z'reden gebe da unten, und ſo kam es ganz natürlich auf Michel und ſeine Geſchichten, und wie es nicht begreifen könne, wie das zugehe, daß ſich immer Alles zerſchlage. Es könne zuletzt nichts anders glauben, als es ſei Hexenwerk dahinter; ein Meitſchi, es möchte für eins ſein, was es wollte, es könnte es ſicher nirgends beſſer machen als mit Micheli. Mareili hatte großen Spaß bei den Geſchichten, ſagte, es möchte den doch 'mal ſelbſten ſeh'n, es nehme ihns Wunder, ob er Hörner habe, daß ihn Keine wolle, und gab auf dieſe Weiſe ſelbſt Gelegenheit, daß das Mannli ſich des Nähern über ihn auslaſſen und länger bei ihm verweilen konnte. Am folgenden Morgen nahm das Mannli dankbar Abſchied, und wollte als Zeche etwas Tannzapfenöl dalaſſen. Als man es ablehnte, weil man noch vorräthiges habe, ſagte es, ſo wolle es das nächſte Mal, wo es ſie auf einem Markte, oder wo es ſei, antreffe, eine Halbe zahlen, wenn ſie ſich ſeiner nicht verſchämten. „Red nit z'lut," ſagte Mareili, „wenn es dir nicht Ernſt iſt, du könnteſt reuig werden." „Willſt kommen?" ſagte das Mannli und hielt die Hand dar. „Allweg, wenn du mich heißeſt," ſagte Mareili und ſchlug ein. „Aber Eins vorbehalten, die Halbe muß beſſer ſein als deine Tannzapfenruſtig, Zehnbatzigen, hörſt!" „Es ſei, kannſt ſelbſt befehlen, wie du es haben willt!" „Gut ſo," ſagte Mareili, „es gilt; komm auf Huttel in 14 Tagen, und wenn du ordlich thuſt und brav zahlſt, tanz ich noch Einen mit dir." „Und kann dann mit dir heim?" fragte der Alte mit Lachen. „Warum nit?" ſagte Mareili. „Für alt Vögel hat man immer ein Neſt; allweg, wenn wir die Schweine verkauft, iſt dann der Stall leer!" Und verſchwunden war Mareili in der Thür. „Das iſt mir Eins! Es nimmt mich Wunder, wie das geht," brummte das Mannli, ſchritt fürdaß und gab ſeinen Bericht auf dem Knubel ab. Michel ſagte, er häbe den Glauben, diesmal gebe es was, es gehe nichts z'Leerem ab. Koſten zu haben und z'G'ſpött obendrein, erleide ihm, z'letzt wollte er lieber zum Bonaparti; dort wolle er ihnen das Lachen ſchon vertreiben ſo lange er ſich rühren könne, und könne er ſich nicht mehr rühren, ſo könnten ſie ſeinethalben lachen oder nicht lachen, was frage er dem mehr darnach. So an einer rechten Küherin hätte er noch Freude, die müßte ihm z'g'rechtem lehren ſchwingen, er wollte ſie dann b'richten, wie man ſähle (ringe).

Wie es an einem Huttwyl-Märit geht, kann ſich Jedermann denken, der ſchon auf einem andern Markte geweſen iſt. Ach du meine Güte, was ſo an einem Markte und beſonders an einem Huttwyl-Markt, wo Aargauer und Länder (Luzerner, hauptſächlich Entlibucher) in Haufen kommen, und ganz beſonders die Schweinehändler zahlreich vertreten ſind, geredet, geſchwatzt, geſchnattert, geflucht wird! Wer die Worte zählen müßte, welche zu allen Mäulern auf dem Geiſe- und Schafmärit, Kuh- und Schweinemärit in allen Gaſſen und allen Kneipen flüſſig werden und zu Tage kommen! Oder wenn ſie alle einen Leib und Federn kriegten, zu Krähen, Elſtern, Spatzen würden, den Leuten über die Köpfe fliegen und herumflatterten über den Märit, was das für eine Wolke geben müßte! Dagegen wäre eine Wolke von Heuſchrecken ein Kinderſpiel; da könnte man Sonne, Mond und Sternen Adieu ſagen für immerdar, da bräche kein Lichtſtrahl mehr durch, in alle Ewigkeit. Oder es wäre dann, es würden als ſchwarze Krähen oder geſpregelte Elſtern Jedem ſeine Worte, welche er geſprochen, nachflattern nach Hauſe, ein geflügeltes Geleite, ſo gleichſam eine ſelbſtgemachte Leibgarde. Blitz und Blau, wie kämen da die Schweinehändler z. B. heim, mit einer ſchwarzen Leibwache, mit einer großen Wolke.

Das wäre ein Luegen, dieſe großen, ſchwarzen, geflügelten Wolken, ſich wälzend durch die Straßen, und mitten drin, ſo gleichſam als Kern, ein Schweine- oder anderer Händler! Es würde eine merkwürdige Welt abgeben, wenn es ſo mit allen Worten ginge, daß ſie Flügel und Federn kriegten und zum Geleite ihrer Schöpfer würden. Ach Frankfurt, du arme Stadt, du mit dem langen Parlamente, welches das Reden für ganz Deutſchland verdinget hat, und Reden fließen läßt Tag und Nacht; o Frankfurt, du arme Stadt, dann könnteſt du dem Lichte Adieu ſagen für immer, und mit dem Gaslicht wäre es auch aus, weil keine Luft mehr wäre, da würde es düſter werden im hellen Frankfurt. Da wäre viel in Oel zu machen, vielleicht daß in dieſem Geſchäft die meiſten Frankfurter ſich tröſten könnten. Unſer Mannli, welches eben in Oel machte, ſteckelte begreiflich aus irgend einem der großen Tannenwälder hervor, auf Huttwyl zu. Doch nicht ſchwarzgrau und verſalbet, wie es hauſiren ging, ſondern ordentlich gewaſchen und gekleidet, wie ein anderer Menſch. Es wußte wohl, mit Hauſiren ſchaffte es an einem Märit nicht wohl; die geputzten Leute lieben ein Oelmannli im Gedränge nicht, denn eine Berührung mit ihm hat unangenehme Folgen, noch viel weniger kaufen ſie an einem ſolchen Tage ſeine Handelsartikel. Ein Fläſchchen Tannzapfenöl oder anderes der Art ſtößt Niemand gerne in die Taſche, es könnte zerdrückt werden, und da wären die Folgen ebenfalls nicht angenehm. Wer das Mannli nur in ſeinem Handwerkskleid geſehen, hätte es heute kaum wiedererkannt. Es iſt gewöhnlich ein Unterſchied zwiſchen einem gewaſchenen und einem ungewaſchenen Menſchen; an dieſem Mannli war er beſonders auffallend. Das wichtige Geſchäft, welches ſeiner wartete, welches es eingeleitet hatte, gab ihm ein Selbſtbewußtſein, welches faſt wie Kühnheit ausſah. Ich bin der Mann, der das gethan! drückte ſich in ſeinen Mienen und allen Bewegungen aus. Es war noch früh am Tage. Stunden mußten verrinnen, ehe ſein Geſchäft anging; aber das machte ihm keinen Kummer, wie die Zeit verbringen. So ein Mannli hat erſtlich eine Geduld, zäh wie Handſchuhleder, zweitens hat es gar viele Bekannte und mit allen etwas zu reden, ſie zu fragen, abzureden, Ausſichten zu eröffnen u. ſ. w.; drittens endlich hat es für Alles Augen und Ohren, ihns intereſſirt Alles, was auf einem Markte gethan, geſprochen, gehandelt wird. Es hat es akkurat wie ein Lumpenſammler in Paris: es ſammelt alles Mögliche, es iſt jede Sache für Etwas gut; es ſieht ſich die Pferde an, dem Handel zu, obgleich es ſein Lebtag nie ein Roß gehabt, und nie eins haben wird. Aber es iſt ihm ſchon manchmal bequem gekommen, wenn es einem Bauer Auskunft geben konnte, wie es um die Pferde gegangen, oder ihm ſagen konnte, dort und dort ſteht ein Roß, ich glaube, das wäre für dich; der Mann hatte es auf dem letzten Markte, aber es wollte ihm nichts gelten; ich glaube, es wäre ihm gruſam feil. Es konnte an ſeinen langen, langen Stock gelehnt eine halbe Stunde hinter ihm ganz unbekannten Leuten ſtehen und ihrem Geſpräch abloſen. Es wußte anfangs nicht warum; aber es ſah es den Leuten an, daß ſie mit einander was reden wollten, welches ſie für wichtig hielten, und des unbekannten Mannlis achteten ſie ſich wenig. Im Verlauf des Geſpräches kam es darüber, wer ſie waren, und hatte ſchon oft Notizen aufgeſchnappt, die ihm ſo viel werth waren als der beſte Handel. Es ſtand an den Krämerſtanden von allen Sorten, ſah zu, wer kaufte und was, merkte ſich die Preiſe von allen Waaren; es war auf dem ganzen Markte nicht Mancher, der über Alles beſſer Auskunft geben und ſicherer rathen konnte, als dieſes Mannli. Von einer ſolchen beſonnenen Aufmerkſamkeit haben viele Leute keinen Begriff; ja es giebt viele Leute, welche ihr Lebtag durch die Welt gehen, als hätten ſie weder Augen noch Ohren, noch eine Naſe zum Riechen, eine total erſchlaffte todte Auffaſſungskraft; ſie mögen kommen woher ſie wollen, ſie wiſſen nichts, haben nichts geſehen, nichts gehört, können höchſtens ſagen, was ſie gegeſſen und getrunken, und was für Kleider der angehabt, und welche dieſe. Das ſind traurige Leute, haben aber auch gewöhnlich grauſame Langeweile, auf welſch ſagt man, ſie ſeien blaſirt. Es ſind gewöhnlich Leute, die ſich für Nichts intereſſiren, als für ihre eigene Perſon, und da dieſe ſehr langweilig iſt, ſo müſſen ſie Langeweile haben, ganz begreiflich. So hatte das Mannli bereits viel Zeit verbraucht, ehe es auf den Säumärit kam, um nachzuſehen, ob ſeine Kühersleute, ſammt ihren Faſelſchweinen, eingerückt ſeien. Sie waren richtig da, und hatten ſechs ſakers ſchöne Schweine, lang gezogen und doch heruntergewachſen, mit geringelten Schwänzen und glattem Haar und b'ſunderbar ſchönen Ohren, auf welche bei den Schweinen viel mehr geſehen wird, als auf die Augen. Bei Schweinen legt man auf den Ausdruck kein großes Gewicht. Sie hatten Kauf, es war ein ordentlich Gedränge um ſie; ob eigentlich blos der Schweine wegen, wiſſen wir nicht, können aber vermuthen, Mutter und Tochter hatten Manchem mehr in die Augen geſchienen. Die Mutter war eine ſtattliche Frau, ſo für einen alten Gritti von Witlig mehr als gut, und die Tochter ein gewaltig ſchönes Mädchen; von denen eins, wo man unwillkürlich ſtehen bleibt, wenn ſie Einem unter Augen kommen — dieſe Exemplare ſind ſelten. Das Mannli beſah ſich die Sachlage, hütete ſich aber wohl, ſich vorzudrängen, und in den Handel hineinzufallen. Es ſah, wie Beide ihren Vortheil wohl verſtanden, die Preiſe ſehr hoch hielten; ſie wußten wohl, daß man ſie mit ihren ſchlanken und blanken Schweinen nicht heimziehen ließ. Es dachte, die treffe es in einer guten Weile noch da an; es müſſe doch nach Michel ſich umſehen, ob der eingerückt ſei, oder die Sache vertrampelt habe. Fand es ihn, ſo gedachte es denſelben ſo zu poſtiren bei Möhren, daß, wenn es mit dem Weibervolk nachkäme, um die verſprochene Halbe zu zahlen, er Platz bei ihnen finde. Das war nicht ſo ſchwer zu machen, wie es ſcheinen möchte, wenn man weiß, wie das an Jahrmärkten ſich drängt und einbißt (klemmt), wo man erſt kaum ein Bein über eine Bank bringen kann und drängt und drückt, bis endlich der ganze Leib ſich hineingeſchoben, akkurat wie ein Keil in hartes Holz. Bäri, Michel und Sami waren der Art von Geſchöpfen, welche ſich weder drängen noch klemmen ließen, aber Platz verſperren konnten für Sechſe, ohne daß man viel merkte, noch viel weniger Jemand Luſt bekam, ſie zuſammenzuſchieben. Aber wie es lief und wie es ſuchte, ſeinen Michel fand es nicht; er war bei Möhren nicht, bei der Sonne nicht, auf dem Rathhaus nicht, im Bädli nicht, nicht auf dem Rößli, nicht auf dem Kuhmärit, kein Menſch wollte ſo Einen geſehen haben. Plötzlich ging dem Mannli ein Licht auf; da Löhl, der kegelt an einem Ort, und wenn der 'mal dabei iſt, ſo weiß er nicht mehr, wo er iſt, und man bringt ihn nicht mehr davon weg. Es dachte den Michel ſchon halb gefunden; es lief von Kegelbahn zu Kegelbahn, aber Michel war nirgends, und ſchon ging's auf Zwölfe. Nein, dachte es, wenn der Lappi nicht will, ſo hat er gehabt, und ſteuerte wieder dem Säumärit zu, um ſich zu zeigen und ſeine Verbindlichkeit zu löſen, damit ſie nicht Urſache hätten, über ihn zu zürnen, denn verſprochen ſei verſprochen. Daß die reiche Küherin und ihre ſchöne Tochter ſich von ihm eine Flaſche zahlen ließen, daran hatte es keinen Zweifel; es wußte, daß, wenn Mutter oder Tochter nicht gleich kommen wollte, die Andere ſagen würde: komm, er hätte es ſonſt ungern, er könnte meinen, man verſchämte ſich ſeiner, und wegen der Koſten hat man ſich nicht zu ſchiniren, die kann man ja mehr als gut machen. Darin liegt ein viel feineres Gefühl und größeres Wohlwollen, als wenn ſie ſich geweigert und Eine geſagt hätte: „Pfi Tüfel, wie magſt mit einem ſolchen armen Mannli gehen und ihm Wein abtrinken, der hat ſein Geldli anders zu gebrauchen.“ Im erſtern Benehmen liegt eine Bindekraft, welche die Stände nicht ſo weit hätte auseinandergehen und ſich feindſelig gegenüberſtellen laſſen, wenn ſie ſich öfters fände. Auf dem Säumärit ging's noch immer lebhaft zu; längſt wäre die Sonne verſchwunden und rabenſchwarz es dort geworden, wenn jedes Wort zu einer Krähe oder gar einem Storch gerathen wäre. Die Schweinehändler waren heiſer geworden, die Schweine grunzten und quikten vor Hunger; man konnte beider Stimmen faſt nicht mehr unterſcheiden, ſo ähnlich klangen die quikenden und die heiſern Töne. Daß ſein Weibervolk noch am Platze ſei, merkte es von Ferne am Gedränge; es ſchob ſich durch, denn es hielt es jetzt an der Zeit, ſich zu zeigen. Als es in die vordern Glieder kam, unter einem Arm durch einen Blick thun konnte, da ging ihm das Maul vor Erſtaunen ſperrangelweit auf und die Beine ſtanden ſtill, ganz ſteif, denn drinnen ſah er Michel ſtehen und der Küherin harte Thaler auf die Hand zählen, und hörte ihn ſagen: „Das wär's, und wenn die Maaß noch zahlt iſt, ſo wären wir richtig!“ „Ja, und dem Meitſchi einen Zehnbätzler Trinkgeld,“ ſagte die Mutter. „Den muß es haben,“ ſagte Michel. „Lue mir auch,“ ſagte das Mannli für ſich; „was dem nicht in Sinn gekommen! Der iſt geſcheidter, als man ihn dafür anſieht; hatt' der 'mal die Säue auf dem Knubel, kommt ihm das Meitſchi noch einmal ſo lieb nach, von wegen es liebt ihns, es hat ein Herz zu den Säuen wie nicht bald Eins.“ Es brach vollends durch, ſtellte ſich vor, that ſehr verwundert, Michel da zu finden, erklärte ſich bereit, die verſprochene Flaſche zu zahlen. Die Mutter hatte ihm geblickt, ſobald ſie ihn ſah, das Mädchen aber ſchäkerte mit ihm: ſie bedürften jetzt ſeines Weines nicht, ſie hätten jetzt ſelbſt; wär's ihm Ernſt geweſen, es wäre früher gekommen und nicht erſt jetzt, wo es gehört, daß ſie Weinkauf gemacht hätten. Sie werden nicht ſo viel gemacht haben, daß ſie ſeinen nicht auch noch möchten; allweg komme es mit und welle nachbeſſern, wenn ſie mit dem andern fertig ſeien, ſagte das Mannli. „Mach's,“ ſagte das Meitſchi, „aber ſag' mir erſt, wer iſt der Burſche, du kennſt ihn?“ Ehe noch das Mannli antwortete, ſchnellte das Meitſchi ſich herum; es war vom Wegführen der Schweine die Rede, da mußte das Meitſchi ſie doch noch einmal ſehen, Abſchied von ihnen nehmen, Glück auf den Weg wünſchen. Es hatten ſich nämlich, wie üblich, ſobald der Handel abgeſchloſſen war, Burſche hinzugedrängt, gefragt, wo die Schweine hinmüßten, ſie wollten ſie ihm heimtreiben. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß ſo ein Michel nicht ſelbſt die Schweine vor ſich herjagte. Man wußte wohl, ſo Einer ging nicht vom Markte, daß er noch mit Schweinen heim kommen konnte. Michel hatte ſich eingelaſſen mit ihnen und geſagt, ſie müßten auf den Knubel, es werde aber Keiner da ſein, der ſo weit treiben möge. „Iſt's d'r Knubelbur?“ fragte das Meitſchi ſich umdrehend das Männchen. Es nickte. Neugierig wie ein Bergkind ſah es ihn an; es dünkte das Mannli, z'Sach ſei richtig. Nachdem Michel ſeine Schweine übergeben hatte und im Voraus für das Heimjagen bezahlt, und zwar einem ihm durchaus unbekannten Burſchen, und dazu mit voller Sicherheit, daß dieſer ſeinen Auftrag recht verrichten werde, und das Meitſchi ihm dringlich anempfohlen, daß er ſie nicht plage oder erhitze (denk, es iſch e Tüfel, und wenn du z'Säu plagſt, ſo plagt dich d'r Tüfel o!), wurden ſie räthig in der That, zu Möhren zu gehen und den Weinkauf zu trinken. „Aber wie thut's, Wein in nüchtern Magen?“ ſagte die Mutter. „Ich hülf lieber was eſſen, das Thau iſch m'r afe ab em Mage; es dücht mih, ih ſyg ganz hohl inneſer.“ „He,“ ſagte Michel, „dawider wird Niemand was haben; es iſt mir auch drum, und Wy zum Eſſe ſchickt ſich ſunderbar wohl!“ „Mutter, wollen wir nicht erſt unſere Sachen verrichten?“ fragte das Meitſchi. „Du weißt, m'r hey mängergattig.“ „He,“ ſagte die Mutter, „es iſt nachher noch immer Zeit; jetzt dücht mi, ih möcht Renis, un e weni abhocke, bi ganz g'ſtabelig vom Stah.“ Das Mädchen machte keine Einwendungen, brummte blos: „Ja, wenn me einiſt abg'hocket iſch, ſu Adieu V'rrichtige.“ Wahrſcheinlich hatte es bereits Erfahrungen gemacht in dieſem Fache. Michel voran brach Bahn, fuhr durch die Fluth der Menſchen wie durch weichen Schnee der Schneepflug; hinter ihm her war ein ruhig Gehen, daß die Küherin meinte, ſo Einen ſollte man immer voran haben, wenn man auf einem Märit iſt, man würde minder geſtoßen und gedrückt In Haſen kamen ſie glücklich, aber wo Anker werfen jetzt? Da war guter Rath theuer. Möhren war zum Erſticken voll; hie und da hätte ſich noch ein Bein hineinpreſſen laſſen, aber zehn Beine, und zwar dicke, ſammt Zubehörde, war was anders. Da ſteht man ſo herum, halb verlegen, halb zornig, kann hungrig und durſtig zuſehen, wie Andere im Hirſe ſitzen und es ſich behagen laſſen, weiß nicht, ſoll man gehen, ſoll man warten. Hier oder dort wird Eins gerufen zum Beſcheid thun, nun, es iſt allweg ein naſſer Finger auf eine trockene Zunge, aber alsbald wird man deſto gluſtiger; man ſucht Jemanden von der Wirthſchaft aufzufangen, um von ihm ſich unterbringen zu laſſen. Die dienſtbaren Geiſter ſchießen herum, wie zornige Wespen, thun meiſt als hörten ſie nicht; kriegt man endlich einen dieſer flüchtigen, häßigen

Geiſter zwiſchen die Finger, ſtellt ihn, bringt manierlich ſein Verlangen vor, ſo ſchnauzt er: „Ich kann nicht Jedem Platz ſuchen, ich hätte viel zu thun, wenn ich mich damit befaſſen wollte; ſuchet ſelbſt, und findet ihr keinen, ſo wartet, oder geht in Gottes Namen weiter, ich kann nicht helfen!“ Hat er ſolchen Blaſt losgelaſſen, fährt er ab, hinaus zur Thüre. Iſt im Wirthshauſe es ſo eingerichtet, daß der Wirth kein beſonderes Geſchäft hat, keine Stube zu bedienen, ſondern blos die Aufſicht führt, ſo erbarmt ſich dieſer zuweilen der platzloſen Gäſte, wenn er zufällig zu ihrer Noth kommt. Ihm iſt begreiflich daran gelegen, daß ſie weder in Gottes Namen noch ſonſt weiter gehen. Michel hätte faſt Muth gehabt, einen Tiſch rein zu fegen; er brannte innerlich vor Galanterie und hätte ſie gerne durch beſondere Zeichen und Aufmerkſamkeiten kund gethan. Glücklicherweiſe verließen drei Bleienbacher Kuhhändler einen Tiſch, wo ſie ihre Morgenſuppe gegeſſen, ſonſt wer weiß was geſchehen wäre. Alsbald hob Michel ſein ſchweres Bein über die Bank, rief die Andern her und übte nun ſo eindrucksvolle Manieren, daß, wo früher Drei geſeſſen, ſich nun Fünfe bequem hinſetzen konnten. Nun ſaßen ſie; und Sitzen, wenn man müde iſt, iſt allweg ſchön, aber denn doch nicht Alles, und je länger man das Andere mißt, deſto geringer ſchlägt man das Sitzen an; ja man wird nur alleweil böſer. Man glaubte mit demſelben Alles gewonnen, und jetzt ſieht man, daß es ohne Eſſen und Trinken hell Nichts iſt. Aehnliches muß man im Leben ſehr oft erfahren, daß Nichts iſt, an was man Alles ſetzte, wenn man nicht wieder und immer wieder Alles an Anderes ſetzt. Mit Trommeln und Rufen zogen ſie endlich einen der Geiſter, ſo gleichſam einen fliegenden Holländer, in ihre Nähe. „Befehlt ihr was, oder habt ihr befohlen?“ fragte der Geiſt. „Hol e Maaß Zehnbatzigen, aber g'ſchwind; dann mußt das Weitere wiſſen!“ befahl Michel. Der Geiſt verſchwand, und Michel fühlte ſich groß in ſeinem Gemüthe, zündete mit ſchönem Selbſtbewußtſein ſeine Pfeife an und: der Gattig Zeug müſſe man befehlen, daß ſie wüßten, daß befehlen ſei, und wenn man nicht zu ihnen rede, daß ſie meinten, man ſchieße ihnen mit einer Piſtole in die Ohren, ſo gränneten ſie Einen nur aus und man könnte lange warten, ehe ſie Einen bedienten, bemerkte er. Nun wandte ſich Michel ſeinem Kauf zu, denn er war in dieſer Beziehung jeder Zoll ein Bauer, und ſagte, verflucht theuer habe er ſie, aber ſie hätten ihm gefallen, und wenn das ſei, habe er nicht nöthig, auf den Kreuzer zu ſehen. Er möchte nur wiſſen, wie ſie gefüttert werden, damit er mit der gleichen Koſt fortfahren könne; er hätte ſonſt immer gehört, vor Kühers Sänen ſolle man ſich hüten, die ſeien trieben, daß es keine Art hätte; aber wenn man z'Sach hätte, ſo brauche man ſich nicht ſo in Acht zu nehmen, wenn man nur wüßte, was ſie liebten. Nun ward das beliebte Kreuzfeuer zwiſchen Küher und Bauer eröffnet, welches einige Zeit vergeſſen ließ, daß man noch immer im Trocknen ſaß. Indeſſen verſchlang der Geiſt den Leib nicht auf zu lange, die Ungeduld wuchs; von ferne zeigte ſich der fliegende Holländer. Michel brüllte ihm ſeine Meinung nach, wie erfahrene Jäger weithin auf vorüberzwickende Haſen ſchießen, in der Hoffnung, ein verlorenes Korn wohl anzubringen. „Gleich, gleich!“ tönte es wieder und der Holländer verſchwand, erſchien indeſſen doch bald wieder mit einer Maaß und Gläſern, und wurde von Michel angebrüllt, was das für eine Ordnung ſei, wenn er das gewußt, hätte er das Eſſen mitbringen wollen. Sie ſollten verzeihen, ſagte der Geiſt, er vermöge ſich deſſen nichts; er bediene dieſen Tiſch nicht, darum ſollten ſie ihm die Maaß auch gleich zahlen; das Andere, wo hieher gehöre, ſei angeſchoſſen und habe ſtark zur Naſe ausgeblutet; die waſche es ſoeben ab und werde bald wieder erſcheinen, dem könnten ſie dann befehlen. Das waren nicht tröſtliche Ausſichten; wenn ſo ein vorſchützig Ding anſchießt und blutet, ſo iſt gewöhnlich nicht blos die Naſe zu waſchen, ſondern andere Dinge noch mehr. So war es auch; es ging mörderlich lange, die Maaß war ausgetrunken, Michel brüllte nach allen Himmelsgegenden, bis endlich ein halbgewaſchenes Ding erſchien mit geſchwollener Naſe, verweinten Augen und fragte, ob es Wein bringen ſolle oder ob ſie ſonſt noch was beſtellt hätten. Die vernahm etwas über die Lumpenordnung, und wenn man gewußt, wie man bedient werde, ſo wäre man weiter gegangen. Das Ding entſchuldigte ſich mit ſeinem Mißgeſchick, hing im Vorbeigehen der Wirthin die Bemerkung an, daß, wenn ſie nicht eine ſo Wüſte wäre, ſo würde ſie genug Leute anſtellen, damit nicht Eins für Drei ſpringen müſſe, und verſprach das Beſte. Nun endlich kam Suppe; die war bald verſchwunden, denn man kann denken, wie die Leute hungrig waren, da es weit über Mittag war. Zudem waren es Leute, welche mit einem ſehr muntern Appetit geſegnet waren; ſo eine wohlconditionirte Küherstochter iſt im Stande was zu verſorgen. Endlich kam das Uebliche nach. Michel hatte, obſchon er eigentlich blos eine Maaß ſchuldete, ſich vorgenommen, ſich recht ſplendid zu machen; es dünkte ihn, es lohne ſich wohl der Mühe. Er hatte daher, als gefragt wurde, was man befehle, alsbald das Wort genommen und nicht blos geſagt, Neuis uf einem Teller, ſondern geſagt, ſie wollten z'Mittag eſſen, wie üblich und bräuchlich. Das könnte wohl lange gehen, hatte drauf die Küherin geſagt. „Gäll, Mutter,“ bemerkte die Tochter, „es wär doch gut geweſen, wenn wir vorher unſere Sache verrichtet hätten. Da kann ich wieder lange warten auf das, was du mir verheißen.“ „He, wenn wir geſchwind machen, iſt's noch alle Zeit,“

ſagte die Mutter; „was ſie bringen, wird uns mit Schein ſo lange nicht ſäumen.“ In der That brachte das Jüngferchen ganz kleine Plättchen und wenig drauf, und dazu war noch ein Gaſt da, auf den nicht gerechnet war und der doch einen ſo mächtigen Appetit hatte als Eins der Andern, und das war Bäri. Mareili ſaß oben an, neben ihr auf dem Vorſtuhl war Michel und zwiſchen Beiden Bäri. Bäri machte glänzende Augen über den Tiſch weg und ſah dann an ſeinen Meiſter hin mit fragenden Blicken. Als ein Gericht vorüber war, Michel blos an ſich ſelbſt gedacht hatte, begann Bäri ihn zu mahnen, ſtüpfte ihn mit der Naſe am Ellbogen. „Ja ſo,“ ſagte Michel, „hab' ich dich vergeſſen!“ Nun bediente er auch Bäri; meinte aber deßwegen nicht, daß er zu kurz kommen wolle, ſondern nahm doppelt, eine Gabel voll für ſich, dann eine für Bäri u. ſ. w., und wenn er es einmal vergaß, müpfte Bäri am Ellbogen mit ſeiner ſaftigen Schnauze. Wir müſſen ſagen, daß dies nicht zu großer Erbauung der Geſellſchaft diente; ſie fanden dies unverſchämt und grob. Dem Oelmannli war es bange, als es auf den Geſichtern die ſich bildenden Wolken ſah. „Seh, Hung,“ ſagte es, „du könnteſt warten bis die Andern gehabt.“ „B'richtne, wenn d' chaſt,“ ſagte Michel, und fuhr fort, wenn Bäri müpfte, gab ihm Michel. Endlich kam Braten, Schinken u. ſ. w. Bäri liebte Schinken b'ſunderbar, Mareili eben ſo, und wenn es ſo einen Schinken ſah, kalkulirte es immer, wie ſchwer die Sau, von welcher der Schinken kam, geweſen ſein müſſe. Kaum hatte Michel ſeine tapfere Portion auf dem Teller, müpfte Bäri. Da ſchoß Mareili das Blut zu Haupt. „Da nähme mich doch Wunder, ob der nicht noch zu b'richten wäre,“ ſagte es und ſchlug mit der umgekehrten Gabel den Bäri auf die Schnauze ſo ſtark es konnte. Ja, ſo was hatte Bäri noch nicht erlebt; er riß das Maul auf, machte die

Zähne blank und ſchoß eines Satzes dem Mareili gegen das Geſicht. Das fuhr zurück auf die Mutter, wollte drein ſchlagen, aber Bäri faßte die Hand, die Mutter ſchrie laut auf, Michel fuhr Bäri nach und griff nach deſſen Nacken, ſtieß aber dabei an die aufwartende Seele, ſo daß ſie eine Tattere, welche ſie in der Hand hatte, fallen ließ und wieder ſtromsweiſe zu bluten anfing. Nun brüllte Alles in der Stube laut auf, es gab einen Mordsſpektakel, welchen Viele benutzten, um ſich zu ſtreichen, ohne die Zeche zu bezahlen. Ein Witz, dem Viele als ordentliches Handwerk obliegen. Begreiflich kam alsbald der Wirth dahergefahren und hintenher die Wirthin. Ihnen lief gleich die blutende und heulende Aufwärterin an, ſie hörten das zornige Schnauben des Hundes, Michel's Fluchen, der Küherin Angſtgeſchrei, der Tochter Aufbegehren, das Gekreiſch der übrigen Weiber; kurz, es war wie Mord und Mordgeſchrei. Ohne lange Unterſuchung fuhr der Wirth auf Michel dar und wollte ihn packen; nun ließ Michel den Hund los und faßte den Wirth, und nun ward der Lärm noch hölliſcher, eine allgemeine Schlägerei ſtand in Ausſicht. Da that das Oelmannli ſeine Pflicht und mittelte; es war mit dem Wirthe gut bekannt, der hörte auf daſſelbe, und Michel war es auch nicht wohl im Gemüthe, er hätte den halben Hof gegeben, wenn dies nicht begegnet wäre. Sobald der Wirth hörte, daß er nicht zu Schaden kommen ſolle, ſondern Einer da ſei, der gut zu machen vermöge, ließ er ſich nieder und beſänftigte ſich. Aber anders hatten es die Kühersleute, da war alles Einreden, da waren Hopfen und Malz verloren. Vielleicht hätte die Mutter ſich begütigen laſſen, denn Michel entſchuldigte ſich nach Vermögen: er vermöge ſich deſſen nichts, hätte das Meitſchi Bäri nicht auf die Schnauze getroffen, er hätte nichts gemacht, er ſei der freynſt Schlabi, den es gebe; aber das müſſe man keinem Hund machen. Darum ſolle es nicht zürnen und z'frieden ſein, er wolle Wein kommen laſſen ſo viel ſie möchten, und daneben gut machen, wie ſie es begehrten; ſo vernünftig redete Michel. „Komm, Mutter,“ ſagte Marcili, und riß ſie bei der Hand; „ih mah die Hüng nimme ſchmöcke un nimme g'ſeh, un es wohlet m'r erſt, wenn mir e Stung wyt vo dene Ufläthe ſy. Wenn ih nume myni arme Säuli wieder hätt'; die chün mih dure, wie es dene geyht bi ſellige Uthiere, weiß der Tüfel!“ „He, thue nit ſo bös, Meitſchi,“ ſagte Michel; „dene ſoll's nit bös ergah. Komm in acht oder vierzehn Tagen, dann ſollſt ſehen, wie die ſcho tha hey (zugenommen, das Thun der Schweine). Zum Tüfel oder zu dir käme mir in Eins! Komm, Mutter, komm,“ rief Marcili. Michel wollte ſie halten; aber Marcili ſchnellte ſich ſo raſch weg, hob ſo drohend die Fauſt und ſagte: „Biß m'r z'Herrgotts u rühr' mi a!“ daß Michel es nicht verſuchte, und Marcili ungehindert mit der Mutter abfuhr. Man kann ſich kaum vorſtellen, was nun für Geſchichten aus dem Vorfall gemacht wurden. Hätte man ſie alle zuſammengetragen, ſie hätten einen gräulichen Mordroman gefüllt. Die abgebiſſene Naſe der Aufwärterin und die gefreſſene Hand von Marcili waren die Centralpunkte in den Erzählungen, die um ſo weiter bekannt wurden, weil Michel bereits die Aufmerkſamkeit eines großen Kreiſes an ſeine Perſon gefeſſelt hatte.

Auf Roſebabisegg war ein großes ſchönes Heimweſen, ein guter Bauer, viel Arbeit, viele Kinder, darunter mehrere Töchter, welche gerne zu Bäuerinnen gerathen wären, begreiflich. Daß eine Bäuerin eine ganz andere Kreatur iſt, als nur nur ſo eine Baſe oder Gotte, iſt ſchon oben bemerkt worden. Die Mädchen waren auch wie zu Bäuerinnen expreß gemacht, geſund, arbeitſam, geſcheidt in ihrem Bereich, braven Leibes, etwas braun von Angeſicht, deswegen böſe Jungen ſie Roſebabis Bränten nannten. Daneben waren ſie ſeltſamer Art, welche Art man da findet, wo die Berührung mit Menſchen ſelten, faſt nur zufällig iſt. Sie waren ſcheu und wild wie Rehe und konnten hinwiederum derb und rückſichtslos handeln wie Mannevolk, ſie waren mißtrauiſch, ſchienen zuweilen faſt einfältig, und konnten offen ſein, dann merkwürdig ſchlau dem Teufel eben, faſt wie gebildet. Es waren gute Naturen, die aber den Schliff der Welt noch nicht hatten, ihr Betragen war eben kein gleichförmiges. Ihre Ausſichten waren nicht glänzend; unter ihrem Stande hätten ſie Männer genug gefunden, an jedem Finger einen; aber ſtandesgemäß, ſelb hatte eine Naſe. Im Emmenthal erbt der jüngſte Sohn den Hof, die Andern erhalten, was Gottes Wille iſt; indeſſen hat es jetzt darin bedeutend gebeſſert. Zudem war's zweifelhaft, ob ein Tochtermann den Erbfall erlebe vor dem jüngſten Tage. Die Eltern waren im beſten Alter und die Großeltern lebten noch. Das ſind ſo Dinge, von denen man um ſo weniger ſpricht, je mehr man ſie berückſichtigt, denn es iſt richtig, wie der Guggisberger ſagte: „Ihr Herre, das ſy wüſt Sache, m'r wey lieber ſchwyge drvo."

An einem ſchönen Herbſtſonntage hatten ſie auf Roſebabisegg viel Beſuch gehabt, Verwandte, Geſpielen, hatten brav Kaffee getrunken, brav Küchli gegeſſen und geſchwatzt am allerbrävſten. Natürlich war bei allem Geſchwätz der Michel obenauf geſchwommen, wie eine Fliege auf der Milch. Die letzte Huttwyler Bataille wurde erzählt auf ſo viele Weiſen als Perſonen da waren, und jede war immer gräulicher als die andere; es fehlte nicht viel daran, daß das endliche Reſultat das geweſen, daß der Hund ſieben Perſonen gefreſſen und Michel die andern. Dann erzählte man auch von den übrigen Geſchichten, was man wußte, war darin einig, daß da ein Spiel getrieben werde, aber darüber ſtritt man ſich, ob Michel blos Alle zum Beſten halten welle und expreß den Narren mache, oder ob er ernſtlich heirathen welle, aber von Natur ſo thun müſſe, daß es Allen graue vor ihm, und Keine ihn möge, oder ob da ſonſt noch was im Spiel ſei. Die Mehrzahl ward einig, er ſei halt ein Fülli, und thue kalberochtig, daß es key Gattig heyg und man bei ihm des Lebens nicht ſicher ſei. Da ſei es kein Wunder, daß kein Meitſchi ihn möge, gäb wie reich er ſei; was nütze Einem der Reichthum, wenn man e Hung vo Ma heyg, der eim z'Tod quäle? Andere meinten, ſöli e Grüſel glauben ſi nit, daß er ſyg, und e Wunderliche und Mißtreue, er wel nume probire, was Eini erlyde mög, und wenn Eine den rechten Verſtand habe, ſo könne ſie mit dem fahren wie Schnupf. So ward diskutirt bis man auseinander ging, und zwar in allem Frieden. Den Geſprächen hatte eine von den Roſebabisbränten mit beſonderer Aufmerkſamkeit zugehört. Es war Mädi, die älteſte und bedeutendſte der Schweſtern. Groß, ſchlank, mit wilden kühnen Augen, welche ein milder und ſchalkhafter Mund gut machte, ſonſt hätte man ſich faſt fürchten müſſen. Es dünkte Mädi, es wär Zeit, den Andern Platz zu machen; je mehr Jüngere nachwüchſen, deſto böſer Spiel hätten die Aeltern. Als Mädi Abends mit einer Schweſter in ihrem Gaden allein war, ſagte Mädi zu derſelben: „Wenn ich nur mit dem zuſammenkommen könnte, den wollte ich bekommen und Knubelbäuerin werden, ſo gewiß als heute Sonntag iſt.“ „Biſt e Narr!“ ſagte Röſi, die Schweſter. „Du wirſt doch nicht dran ſinnen; ehe ich den möchte, wollte ich lieber mit dem Säckli dem heiligen Almoſen nach, oder Kapuziner werden zu Solothurn im Kloſter. Das wär doch noch was Anders, als bei dem Utüfel, ledig vom Hung g'freſſe z'werde oder müſſe z'v'rhungere, wie ſi ſäge, daß er ihnen es gemacht, aufſtellen laſſen, was auf den Tiſch mochte, und er und der Hung Alles alleine gefreſſen und den Meitſchene Nichts gegeben. Ich ſtände das auch nicht aus, wenn es mir Einer ſo machte; entweder finge ich an zu plären, oder der Zorn käm' über mich und weiß Gott, was ich thäte!“ Mädi lachte und ſagte: „J'Sach iſt nicht halb ſo bös, als man meint; ich glaub', ich ſei ihm über d' Liſt gekommen und wollte ihm zeigen wer ſchlauer ſei, ich oder er. Und wenn ich ihn hätte, wollte ich ihn ſchon dreſſiren; es iſt ſchon manches ſtrübere Kalb, als er iſt, geleckt werden.“ „Pſi Tüfel, wer möchte e ſellige Uflath lecke?“ ſprach Röſi. „He,“ ſagte Mädi, „das iſt nit halb ſo eine wüſte Sache, mir wär's die rechte, wenn ich es dazu brächte; ich begehrte nichts Beſſeres. Er iſt ein hübſcher Burſche, von den Brävſten Einer, und wenn der eine rechte Frau bekommt, ſo giebt das einen rechten Mann ab, einen Oberrichter oder gar einen Weibel, zähl darauf.“ „Wie kannſt das ſagen? ſo Einer mit Haar wie Beſeſtiele, Auge wie Pflugsrädli, e Naſe wie eine Leberwurſt, es Mul wie ein Schüttſtein, e Hals wie e Muni und e Gring wie ein Kohlhaufe, es ſelligs Ung'hür ume a z'luege, muß man ja in einen Gruſen komme!“ Da lachte Mädi und ſagte, es hätte ihn geſehen und gar keinen Gruſen empfunden, ſondern gedacht, wenn es den kriegen könnte, den möchte es, an dem könnte man tapfer hobeln und bliebe doch immer noch ein braver Reſt. Es hätte ihns blos bös gemacht, daß er nichts von ihm gewollt; gedacht habe es, wart du nur, es müßte nicht zu machen ſein, ſonſt treibe ich es dir ein. Nachdem Mädi dem verwunderten Röſi kundgethan, wie und wo es den Michel geſehen und wie er Einer ſei, begann Röſi Mädi zu faſſen, und ſie werweiſeten (überlegten) ſcharf, wie es wohl anzukehren ſei, daß Mädi einberufen werde zu einer Zuſammenkunft. Röſi meinte erſt, z'beſt wäre, Mädi käme einmal wie von ungefähr auf den Knubelhof, entweder als verirrt oder nach etwas fragend, nach Ferkeln z. B., oder nach einer Magd, die hier ſein ſolle, mit einem wunderlichen Namen, wie er weder im Himmel noch auf Erden zu finden ſei, oder ſolle geradezu z'Dorf gehen und kramen; mit einem Zuckerſtöcklein und einem halben Pfund Kaffee habe man ſchon große Dinge zwängt. Aber das wollte Mädi nicht. So z'Haus und z'Heim laufen, thue es Keinem, es möchte ſich nicht ſo grob abfertigen laſſen wie ein Tannermeitli. Z'mache was man könne, ſei erlaubt, nur müſſe man machen, daß es Niemand merke; z'nöthli thue, komme niemals gut. Es war alſo die Frage die, wie man es andrehen könne, daß Michel ſelbſt Beſcheid mache und eine Zuſammenkunft anſtelle. Die Hauptſache war alſo die, eine vertraute Mittelsperſon zu finden, welche Michels Aufmerkſamkeit auf Roſebabis Bränten lenke. Das war ſchwer; die gemeinſchaftlichen Bekanntſchaften mußten ſelten ſein, da der Knubel und Roſebabisegg ziemlich weit auseinander lagen, und nicht einer Jeden konnte man ſich anvertrauen in einer ſolchen Sache, das begreift ſich leicht. Damals lebte eine Frau ihre ſchöne Zeit, wenn ſie auch nichts weniger als ſchön war. Es war eine hagere, rührige, aber von je etwas ſeltſame Frau, die offenbar in ihrer Jugend in der Fremde geweſen war, und jetzt in dem ſeltſamen Rufe ſtand, mit Napoleon in näherer Verbindung zu ſtehen und von ihm als Hauptſpion gebraucht zu werden. Sie verſchwand wirklich zuweilen, und namentlich zu Kriegszeiten, auf längere Zeiten, ward nirgends mehr geſehen; dann erſchien ſie plötzlich wieder und hauſirte mit wohlriechenden Seifen und Waſſern und möglicherweiſe auch mit verbotenen Heilmitteln und andern Dingen. Auskunft, wo ſie geweſen, erhielt man keine von ihr, ſie redete ſeltſame Dinge, wodurch ſie aber eben den Anſtrich einer geheimnißvollen Perſon erhielt, welcher bei dem

Volke allezeit ein gewiſſes Anſehen ſichert. Sie war auch lieber bei Gaſtfreunden als in Gaſthäuſern übernacht, bat auch in ihren ſchönen Zeiten ſicher nie vergeblich um ein Nachtlager. Sie war eine ſchlaue Perſon und ſchon gar mancher Bäuerin mit gutem Rathe wohl gekommen. Sie hatte ſich lange nicht mehr gezeigt, man dachte kaum mehr an ſie; plötzlich erſchien ſie eines Abends auf Roſebabisegg. Die Ueberraſchung war groß, und Mädi konnte ſich nicht enthalten, es als eine Fügung der Vorſehung zu betrachten, daß dieſe Frau gerade jetzt wieder erſcheinen müſſe, wo guter Rath ihm ſo nöthig war. Es beſann ſich alſo nicht lange, ſie zur Vertrauten zu machen. Sobald ſie im Bette war, ſchlich es zu ihr und eröffnete ihr, wie es ihm darum zu thun wäre, Knubelbäuerin zu werden, und wie es dies nicht anzuſtellen wüßte. Wenn es aber zu einer Zuſammenkunft es bringen könnte, wäre es ſeiner Sache gewiß, dem wollte es es ſchon treffen, daß er überzeugt würde, es ſei die Rechte. Es wollte ihm Alles abgucken und immer thun, wie er thue, er möge ſo ungattlich ſein wie er wolle, da könne es ihm nicht fehlen. Die Frau nahm Intereſſe an der Sache; das war nicht ſo ein gewöhnlicher Handel, ſondern ein verwickelter, wo es ſich ſchon lohnte, nachzudenken und Verſuche anzuſtellen. „Bin auf dem Knubel auch ſchon geweſen,“ ſagte ſie; „ſind nicht böſe Leute, ſo viel ich weiß. Nicht ganz wie andere Leute; aber weiß man ſolchen einmal den Trapp, ſo fährt man gerade mit ſolchen am beſten, ſie ſchenken Einem unbedingtes Zutrauen, man kann mit ihnen machen, was man will. Zähl auf mich, Meitſchi, was ich machen kann, thue ich, mehr kann ich dir nicht ſagen. Aber dann vergiſſeſt du mich auch nicht. Jetzt geh' in's Bett; gute Nacht, Knubelbäuerin!“

Nicht lange darauf erſchien die Frau, welche auf dem Wege ſich über Michel und ſeine Vergänge ſo gut als möglich in's Klare geſetzt, auf dem Knubel. Anni war ſehr traurig, die Geſchichten alle hatten es angegriffen; die Frau kannte es kaum mehr. „Ach, was ſoll ich mit Schmöckwaſſer?“ ſagte Anni. „Ich habe die letzte Zeit zu ſchmöcken gehabt mehr, als mir lieb iſt; ich habe die Naſe voll, ich brauch' nicht expreß noch Schmöckwaſſer!“ Als die Frau theilnehmend nach der Urſache von Anni's Mißmuth fragte, ſagte Anni: „He, ſtell' du dich nicht, als wenn du nicht wüßteſt, in was für einem Verdruß wir ſind; ſie werden dir ſchon in allen Häuſern davon b'richtet haben; machen ſie nicht das Land auf das Land ab einen Lärm vom Tüfel! Es iſt, als wenn ſie von Niemanden mehr zu b'richten wüßten, als von meinem Michel; es iſt, als ob noch nie ein Menſch auf d' Wybig gegangen ſei. So übel ergangen, ſelb iſt wahr, iſt es my Seel noch Keinem!“ Nun erzählte es doch der Frau, trotz der Vorausſetzung, daß ſie Alles wüßte, Alles wieder; jammerte dann bitterlich, wie es jetzt mit Michel z'weg ſei, der wolle für z'Tüfels Gewalt kein Bein mehr machen und um Eine aus; er habe genug den Narren gemacht, und er ſehe ſchon, wie es mit dem Weibervolk ſei. Er ſage, es ſei freilich über verſchiedene Leiſten gemacht, größer und kleiner, aber doch Alles vom gleichen Leder, wo o nit e Tüfel werth ſyg; er möge gar nichts mehr von dem Zeug wiſſen, er wollte, ſie müßten es haben wie die Käfer und zwei Jahre im Boden ſein und nur im dritten könnten ſie einige Wochen fliegen zwiſchen Tag und Nacht. „Siehe, ſo redet er, es drückt mir faſt das Herz ab, ich weiß meines Lebens gar nichts mehr anzufangen: das Beſte wird ſein, ich laſſe ihn z'Sach vertublen; iſt's ſo lang dä Weg gange, ſu chas no es Wyltſchi ſo laufe, es chunt de öppe vo ſelber zum Gute!“ „Z'Sach iſt läz,“ ſagte die Frau; „wes wittere will, gab d' Vogel z'Schärme, d' Mönſche ſötte es Byſpiel näh. Du weißt, ich komme weit herum und weiß Manches, was nicht Alle wiſſen: es giebt einen grauſamen Krieg, wie noch keiner war auf Gottes Erdboden; Alles, was ledig iſt, muß auf die Beine. Drinnen in Frankreich iſt der Jammer ſchrecklich, z'Hürathe iſt verbote; da haue Vater und Mutter den Buben Arme und Beine ab, daß ſie können daheim bleiben, weil ſie nicht mehr marſchiren können; bis z'hinderiſt von der Welt ſoll Alles Sein werden. Da wär's doch gut, Michel nähmte eine Frau ſchleunig, ſonſt muß er mit, es wäſcht ihms d'r Rhin nit ab; es heißt, der Befehl, die Leute aufzubieten, ſei ſchon auf dem Wege, die nächſten Tage werde ihn der Landammann in Bern bekommen." Da ſchlug Anni die Hände über dem Kopfe zuſammen, und hoch über die Hände ging noch ſein Jammer. Jetzt was machen! Was Michel einmal im Kopfe habe, habe er nicht in den Füßen, das habe es mehr als hundert Mal erfahren, ſagte Anni, und er habe ſich verredet und verſchworen, er laſſe kein Mädchen mehr irgend wohin kommen; man habe ihn nur zum Beſten, und im Sack wolle er die Katze auch nicht kaufen. Da wiſſe es ſich nicht zu helfen. „Hat er ſich noch nie wahrſagen laſſen?" fragte die Frau. „Nein," ſagte Anni; „warum fragſt?" „Ho," ſagte die Frau, „da bekommt man oft die allerbeſte Anweiſung, ob man Eine finde, und wo man zur Rechten komme." Nun erzählte ſie eine Menge Beiſpiele von Heirathen, welche durch die Wahrſagerei zu Stande gekommen, und ſämmtlich auf das Allermerkwürdigſte und Allerglücklichſte. „Daß mir das nicht in Sinn kam," ſagte Anni; „ich habe viel auf der Sache, aber hier in der Nähe kann es Niemand recht. Es kamen mir einmal alle Hühner fort, da hätte ich wiſſen mögen, wer es gethan; ich mußte vier Stunden weit ſchicken zu Einer, welche es konnte. Die konnte Punktum ſagen, wie es der Schelm gemacht, oder die Schelme, denn es ſeien Zwei geweſen, Einer habe gezündet, der Andere die Hühner genommen, konnte ſagen, wo ſie verkauft wurden, und daß der Hauptſchelm eine weiße Kappe auf dem Kopfe gehabt und kurze Hoſen, akkurat wie ein Hühnerträger, dem Alles wohl bekannt war. Wenn Michel wollte, mir wäre es das Rechte, ſo hätte doch einmal das Geſtürm ein Ende und man käme endlich aus der Leute Mäuler.“ „Da laß mich nur machen,“ ſagte die Frau; „dem will ich Beine machen, daß er den Tag nicht erwarten mag, bis er gehen kann.“ Richtig, ſie verſtand's; als das Abendeſſen Alle vereinigte und nach demſelben gerüſtet wurde, was den folgenden Tag gekocht werden ſollte, da erzählte die Frau, wie das Kriegen gehe. Sie ſchilderte, wie in den Schlachten die abgeſchoſſenen Köpfe umherflögen, wie bei uns im Winter die Schneeflocken, wie zuweilen halbe Regimenter in einander gepreßt ohne Kopf noch eine halbe Stunde ſtehen blieben, bis endlich Einer hier aus falle, der Andere dort aus; wie ganze Reihen da lägen ohne Beine, Alle noch lebten und nicht ſterben könnten; wie aus aufgeriſſenen Bäuchen die Roſſe den Hafer fräßen, als wie aus Krippen. Was das für ein Geſchrei und Geheul ſei auf einem Schlachtfelde, wenn die Schlacht vorüber, weit ſchrecklicher als der Kanonendonner und das andere Geraſſel, denn da ſei ein Elend; wer es einmal geſehen, der vergeſſe es ſein Lebtag nicht wieder, alle Nächte komme es ihm im Traume vor. Doch ſo lange noch Leben da ſei, ſei es nichts; aber wenn einmal Alles todt und verſcharret ſei, da erſt werde es lebendig auf einem Schlachtfelde; da ſtiegen Nachts die Krieger aus der Erde und ſuchten ihre verlorenen Glieder, ihre Köpfe, Beine, Arme, Augen, ihr Gekrös und anderes Eingeweide; wo ſie Knochen und Anderes fänden, da haſchten ſie darnach, und manchmal Zwei und Drei und mehr nach einem Bein oder Schädel und ſtritten ſich darum, und wer das Bein hätte, ſchlüge damit drein; ſo ſehe man eine neue grauſige Schlacht bis gegen Morgen, daß der Hahn krähe. Das fuhr den Leuten, welche Aepfel und Bohnen rüſteten, kalt den Rücken auf, ſie meinten, das ſei doch das Schrecklichſte von Allem, wenn man nicht einmal Ruhe im Grabe hätte, ſondern allnächtlich noch um ſein verlorenes Gebein kriegen müßte. Dann erzählte die Frau weiter, wie das Alles noch gar nichts ſei gegen die Beſchwerden eines Marſches ohne Brot, ohne Waſſer in einer Hitze, wo an den Uniformen die Knöpfe ſchmelzen, wo man bei lebendigem Leibe langſam austrockne, bis kein Tröpflein Blut mehr in den Adern ſei und man ganz brandſchwarz am Wege liegen bleibe, als wäre man in der Hölle ſelbſt geſotten und gebraten worden. Wer das überſteht und nach Spanien kommt lebendig, der kann ſich in Acht nehmen, nicht der Hundertſte kommt davon; in Wein und Brot iſt Gift; wer davon bekommt, den wirft es zu Boden, dreht ihn um und um, ſprengt ihn hoch vom Boden auf, ſchlägt ihn nieder, bis es ihn endlich verſprengt, manchmal mit einem Knalle als wie aus einer Kanone. Und wer Nachts ſich niederlegt, um zu ſchlafen, unter dem ſenkt ſich der Boden, denn es iſt dort faſt Alles unterhöhlt, und er fällt in die unterirdiſchen Gewölbe, wo er entweder zu kleinen Stücken langſam zerhackt wird, oder aber den Hungertod ſterben muß. „Ja, ſo iſt z'weg,“ fuhr ſie fort, „wer in den Krieg kommt, und das wird noch Mancher erfahren; Napoleon will erſt jetzt recht anfangen und zeigen wer Meiſter iſt. Alles, was ledig iſt, muß marſchiren, da iſt nicht Gnad', nicht Pardon, und dann kann ſehen, wer wieder kommt!“ Nun, man wird geſtehen müſſen, das war ganz artig eingeheizt und vollkommen hinreichend, die Wärme, welche zum Heirathen nothwendig iſt, hervorzubringen. Michel wurde ganz tiefſinnig, und Sami ſagte, das Ding gruſ' ihm, er werde auch dran hin müſſen und Eine ſuchen; es ſei ihm zwar z'wider, komme der Meiſter zu keiner Rechten, wie ſolle dann der Knecht Eine finden. Aber gehe es wie es wolle, ſo zerhacke ihn doch Keine zu kleinen Stücken, dazu wollte er doch auch noch ein Wort ſagen, und Keine ſchieße ihm den Kopf ab. Als am Morgen die Frau fort wollte, gab ihr Anni ein ſchönes Trinkgeld und ſagte: „Z'Sach iſt gut; Michel hat dieſen Morgen ſchon geſagt, z'letzt frag' er Allem nichts nach und nehme die erſte Beſte von der Gaß. Selb habe ich ihm ausgeredet und vom Wahrſagen geſagt; es iſt ihm ganz recht, er hat Etwas darauf, wie wohl Jeder, der noch was glaubt. Wo könnte er hin, daß die Sache recht verrichtet würde?“ Darauf gab die Frau Einen im Flubgraben an; das ſei der Meiſter, ſagte ſie, er könne es beidweg, er ſehe z'Sach im Waſſer und in den Karten.

Michel ließ den Handel nicht an die Pfanne backen; er hatte keine Nacht Ruhe, bald fühlte er ſeinen Kopf fortfliegen, bald lag er ſchwarz wie der Teufel an der Straße und ſeine Uniformknöpfe brannten lichterloh. Er machte ſich auf nach dem Flubgraben und Sami mit. Es nehme ihn auch Wunder, ſagte der, ob nicht in irgend einer Ecke Eine für ihn gewachſen ſei; öppe key Uſatz u nit ganz e Blutti. Der Mann, welcher die Kunſt verſtand, war ziemlich alt, hatte eine ſpitze Naſe, auf welcher eine Brille ſaß. „Was willſt?“ fragte er Michel, der ſich vorangeſtellt. „Wahrſagen laſſen,“ ſagte Michel; „du ſollſt bös (groß) drinn ſein.“ „Was willſt wiſſen?“ fragte der Mann. „He, lue, das werde ich dir nicht zu ſagen brauchen,“ antwortete Michel. „Ja ſo,“ ſagte der Mann, der nun ſchon wußte, woran er war; „biſt du deren Einer?“ Mit einigen Ceremonien ſtellte er eine weiße Flaſche mit Waſſer vor ſich, ſah hinein und ſagte endlich: „Möchteſt weiben und biſt noch nicht an die Rechte gekommen; ein paar haben es dir wüſt gemacht, hätteſt bald einen Schuh voll herausgenommen; jezt weißt nicht, woran du biſt, und es ſollte doch Eine ſein, es wäre dir drum." „Aber," fragte Michel ganz erſtaunt, „woher weißt du das?" „He, da im Waſſer iſt's ganz deutlich," antwortete der Mann. „Aber ich ſehe ja gar nichts," ſagte Michel; „es wird in der Brille ſein?" „Probir," ſagte der Alte. Mit großer Mühe klemmte ſie Michel auf ſeine breite Naſe und guckte mit offenem Munde in die Flaſche; aber Waſſer blieb Waſſer und weiter ſah er nichts. Da kriegte er Reſpekt und ſein Glaube ward groß. „Ja, du haſt recht," ſagte er; „es iſt mir bös ergangen, und z'Sach erleidet, und doch ſött Eini ſy. Aber es iſt m'r erleidet deretwege e Tritt z' v'rſeze; es iſt immer Alles unter den Leuten und z'G'ſpött hat man baar." „Du mußt doch," fuhr der Mann in ſeiner Beſchauung des Waſſers fort; „aber ich glaube, es komme dann gut, doch thu' was du willſt. Sieh', da iſt ein Weg, der Weg führt gegen Sonne-Mittag; er iſt lang, geht durch Berg und Thal, an eine Bergſeite, hoch oben in einen Boden, da ſehe ich ein Bädli. Allem an iſt's z'Kuttlebad, du weißt, es iſt es berühmts Ort; da ſehe ich Meitli, zwei, ſie kommen aus dem Bad. Die Leute ſind g'ſundiget, es wird Sonntag ſein; es dücht mich, es kommen noch andere Leute, aber erkennen mag ich es nicht recht. Da geht ein Weg wieder fort faſt gegen Sonnenaufgang; auf dem gehen die Meitli fort und Zwei bei ihnen, es wird kaum fehlen, ihr ſeid's." „Die Eine wird für mich ſein?" fragte Sami vorlaut. „Nit faſt, Bürſchli, ſagte der Mann, „du brauchſt nicht vor's Dach hinaus, um Eine zu finden!" Da thaten Beide die Augen weit auf; der Mann hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, denn Sami war von der Meiſterjungfrau eingeſponnen, nur wollte er es noch nicht glauben. „So," ſagte Michel, „im Kuttlebädli; das wär noch zu erlaufen, wenn man wüßte, wann und wer es eigentlich wäre?" „Das macht ſich Alles," ſagte der Mann. „Wir wollen aber auch ſehen, was die Karten ſagen." Die Karten waren ungefähr gleicher Meinung; ſie redeten auch von einem weiten Weg, der in Kurzem zu machen ſei, dann kamen Zwei zuſammen und die blieben beiſammen, gäb wie der Alte die Karten miſchte und legte. Endlich ſagte er, das ſei eine ausgemachte Sache, es wolle es nicht anders anziehen, das gebe eine Hochzeit und eine glückliche; es ſei Alles roth darum herum, und die Böſen und Widerſacher ſeien alle zu äußerſt in den Ecken und könnten nichts daran machen. Er ſolle nur Muth faſſen, die Sache komme gut. Michel wollte nun wiſſen, woher die Mädchen ſeien, an welchem Tage ſie kommen, woran er ſie erkenne u. ſ. w. Darauf ſagte der Mann: „Das kann ich dir nicht ſagen, woher ſie kommen; es zeigt blos gegen Sonnen-Mittag, und in Kurzem, alſo am nächſten Sonntag. Und wegem Kennen häb' nit Kummer; es werden im Kuttlebädli nit viel deren Meitſcheni ſy, wo du denken könnteſt, ſie wären für dich. Und wären es auch viele, ſo würde es dich doch zur Rechten ziehen, von wegen, was geordnet iſt, das iſt geordnet, und was Einem werden ſoll, zu dem kommt man, man mag wollen oder nicht." Michel hatte großen Reſpekt vor dem Manne bekommen; ſo Einen hätte er noch nie angetroffen, ſagte er, und ſtatt der üblichen ſechs Kreuzer gab er ihm drei Batzen. Auf dem ganzen Heimwege brach Michel in einzelne bewundernde Ausrufungen aus, daß Einer im Waſſer ſehe, was Andere nicht, daß er ſehe, wer am künftigen Sonntag im Kuttlebädli ſei, und wie er ſonſt Alles wiſſe. Sami war ſehr ſchweigſam, warf hie und da einen Zweifel ein, ungefähr treffe auch, ſagte er, und ob Alles wahr werde, wiſſe man auch nicht. Offenbar that ſich bei ihm das letzte Sträuben gegen der Meiſterjungfrau Beſtrebungen kund, während er im Herzen wohl fühlte, daß er bald unter ihre Errungenſchaften werde zu zählen ſein. Anni hörte mit großem Erſtaunen die heimgebrachten Eröffnungen, mit ſchlechter Freude den Nachtrag von Sami, der indeſſen nur ſeinen Glauben an das Uebrige vermehrte. Es habe ſchon lange was gemerkt, ſagte es, aber gedacht, Sami ſei ſo dumm nicht; nun, wenn es ſein ſolle, ſo werde man es müſſen geſchehen laſſen, aber dann müßten Beide aus dem Hauſe, neben einer ſolchen Täſche habe es nicht Platz. Es habe das Menſch erzogen, und gemeint, wie treu es ſei; wenn ihm der Bub gefallen, ſo hätte das Menſch es ihm ſagen können, und nicht hinter ſeinem Rücken nach dem Buben fiſchen, ſelb ſei ſchlecht; aus dieſer Falſchheit könne es entnehmen, wie gut das Menſch es mit ihm meine, und was es zu erwarten hätte, wenn daſſelbe einmal den Fuß im Hafen hätte. Es möchte die Meiſterfrau werden und Anni könnte dem alten Haufen zu. Man ſieht, es war lange, ſeit Anni jung geweſen, ſomit iſt ihm zu verzeihen, daß ihm der Gang der Dinge nicht mehr ſo recht im Kopfe war.

Alſo am nächſten Sonntag wollte Michel den letzten Verſuch wagen, wollte in's Kuttlebädli und ſehen, wen die Vorſehung ihm zuführe. Der Urſprung dieſes ſonderbaren Namens iſt in Dunkel gehüllt; ob man anfänglich in Kutteln badete, oder das Waſſer für ſchadhafte Kutteln ſich beſonders heilſam erwies, iſt nicht ausgemittelt. Jedenfalls iſt das Kuttlenbädli äußerſt reizend und ganz als ob man noch im Paradies wäre, und ganz allein vom Vertrauen auf Gott lebte. Der Bau iſt ganz wunderbar, als ob man in den Lüften ſchwebte, die Lage kühn, die Aufwart patriarchaliſch, die Heilkraft mythiſch, der Ruf demjenigen eines ungeſchliffenen Demanten ähnlich; die Effekte ſchlagend und bleibend, wer ſie einmal erlebt, bedarf der Wiederholung zeitlebens nicht wieder. Humboldt in ſeinem Kosmos ſcheint dieſe merkwürdige Erdecke ganz überſehen zu haben.

Glücklicherweiſe war eben ein ſchönes Jahr, das Wetter machte an Sonntagen ſelten einen Strich durch die Rechnung. Man glaubt gar nicht, wie ſehr ſolche Witterung der Liebe zuträglich iſt und die Hochzeiten fördert. So war auch der Sonntag ſchön, an welchem Michel die Erſcheinung ſeiner Zukünftigen im Kuttlenbad verheißen war. Es ging gegen Herbſt, doch war das Vieh noch auf den Alpen, nur waren die Alpfahrten der Menſchen ſelten geworden. Knaben und Mädchen begannen am liebſten den Haſelnüſſen nachzugehen. Michel war noch nie im Kuttlenbad geweſen, er kannte daher den Weg dahin ſo wenig, als er wußte, wo ſeine eigenen Kutteln waren. Heerſtraße war dorthin nicht, Häuſer und Leute ſpärlich anzutreffen, daher nicht zu verwundern, daß er ſich auf den oft kaum unmerklich ausgetretenen Alppfaden verlief und, wie früh er auch aufgebrochen, erſt gegen Mittag in genanntem Bädli eintraf. Dort war es ganz einſam und kein Badegaſt zu ſehen und zu hören. Die Badmutter handthierte in der Küche und fragte ihn, ob er zu baden begehre? Michel verneinte es und meinte, ein Schoppen thäte ihm beſſer, er ſei bereits naß genug; wenn ſie gekocht habe, begehrte er was zu eſſen. Die Alte ſagte, der Mann hole Wein, ſie ſeien ausgekommen, unterdeſſen bringe ſie ihm ein Glas Enzene (Enzianen-Waſſer), das ſei b'ſunderbar geſund und mache wohl. Michel war es in allen Fingern, zu fragen, ob Niemand da ſei; aber weil er nicht den Anſchein haben wollte, als habe er was Beſtelltes, ſo that er ſich Zwang an und hielt das Maul. Da die Wirthin auch nichts ſagte, es bald Mittag war, Niemand ſichtbar, ſo dachte er, der Alte habe ihn geſprengt, dem wolle er es aber zeigen, was es heiße, ihn, Michel, zum Narren halten. Sami und er verſuchten das Enzene Waſſer, fanden es anfangs helliſch bitter, doch allgemach kam es ihnen vor als nicht der ſchlechteſte Troſt im Elend. Sie ſahen ſich faſt die Augen aus nach Sonnenaufgang; endlich bewegte ſich von dorther was im kurzen Tannenwald. Michel's Herz gumpete faſt vor Freude, und ſchrecklich Wunder nahm es ihn, wie es Eine ſei. Näher kam es, aber es war ein wunderliches Weſen ohne Kopf. Als daſſelbe aus dem Walde kam, ſah man, daß es der Wirth war mit einem Reff auf dem Rücken und auf dem Reff lag das Fäßlein, welches dem Wirth über dem Kopf emporragte. Die Wirthin empfing den Mann nicht freundlich; er wiſſe, wie ſie z'weg ſei ohne Wein, und wenn er Verſtand hätte für einen alten Berner Kreuzer, ſo wäre er ſchon vor zwei Stunden zurückgeweſen. Aber wenn er 'mal über die Schwelle ſchmöcke, ſo hätte man gute Augen, ehe man ihn vor der Abendröthe wiederſehe. Die ſchlechteſte Magd ſei heilig gegen ihn und die ärgſte Klapperfrau thäte ihm nicht die Schuhriemen auf; wenn ſie es auch ſo machen wollte, ſie hätten längſt vor den Haag hinausgewurſtet. Er ſolle machen, daß er mit in Keller komme und zwei Guttern füllen, es wiſſe kein Menſch, wie viel ſie ſchon gebraucht hätte, wenn ſie welchen gehabt. Unterdeſſen wolle ſie anrichten, dann könne man eſſen, wie man es hier oben habe. Wem es nit g'ſchmöck, chöns lah hocke. Man hätte hier kein Eingericht wie in den Gaſthöfen; man gebe, was man habe und wie man es verſtehe, und wem es nicht gut genug ſei, könne einen Stecken dazu ſtecken und ung'freſſe weiter, bis er zu was Beſſerm komme; ſie frage dem wenig nach. Das war eine ſouveraine Sprache, indeſſen keine ungewöhnliche auf den Bergen. Michel achtete ſich dieſer Rede nicht viel, er ſah nur nach Sonnenaufgang, und wenn ein Tannengipfel ſich rührte im Winde, meinte er, die Verheißene rücke an, und immer war es nichts und wieder nichts; die erwartete Sonne wollte ihm nicht aufgehen. Endlich rief die Wirthin: „Dir cheut cho eſſe!“ Michel wandte ſich dem Klange zu. Einſtweilen könne er nichts Beſſeres thun, dachte er; habe er gegeſſen, warte er nicht länger, ſondern mache ſich dem Fluhgraben zu, dort wolle er Flaſche und Brille lieb haben und dafür ſorgen, daß man weder Wege, noch Mannevolk, noch Weibervolk darin ſehe. Er mußte tief ſich bücken, als er in den Speiſeſaal trat, der von einem Geißenſtall ſich nur dadurch unterſchied, daß weder Geißen noch eine Krippe darin waren, ſondern blos Menſchen und ein Tiſch, deſſen Beine aber das Podagra hatten und bei der kleinſten Berührung in die größte Bewegung geriethen. Michel ſetzte ſich ungenirt oben an und kam groblecht an ein Bein, daß es der Suppe auf dem Tiſche faſt übel ward und ſie auf die Seite ſich legen wollte wie ein Schiff im Sturm. „Du großer Löhl, kannſt nicht Acht haben, wo du mit deinen Ankenkübeln hinfährſt; man hat hier nicht Tiſchbeine wie Thürpfoſten!“ ſagte die Wirthin. „Geh, ſieh wo die Blättere bleiben,“ herrſchte ſie dem Manne zu; „wenn ſie was wollen, ſollen ſie kommen, ſonſt ſollen ſie es hocken laſſen, es iſt mir auch gleich!“ Michel achtete ſich der Worte nicht, aber wie der Wirth aus der Thüre wollte, ging dieſelbe auf und zwei Mädchen kamen herein, ein großes und ein kleineres, das dem Herrn (der Unterweiſung) kaum entronnen ſchien. Sie gehörten offenbar nicht in's Haus, waren nicht hoffärtig, aber ſolid und reinlich, ſo was man ſagt, vornehm angezogen, d. h. wie man es in einem Hauſe pflegt, wo man das Währſchafte vermag und den wohlfeilen Flitter verſchmäht. Michel vergaß Maul und Naſe offen. War's ſie, oder war's ſie nicht? „Habe bald geglaubt, ihr wollet im Waſſer bleiben bis ihr weiß geworden!“ ſagte die Wirthin ſpöttiſch. „Wir hätten es im Sinn gehabt,“ ſagte das größere Mädchen unb’ſinnt; „da kam der Wind, daß wir glaubten, er nehme uns ſammt der Hütte fort. So glaubten wir, es ſei doch richtiger, wenn wir die Kleider am Leibe hätten, als wenn wir ſie erſt wieder in Tannen und Böden zuſammenleſen müßten.“ „Das iſt nicht halb ſo gefährlich,“ ſagte die Wirthin, die gerne hieb, aber nicht gerne ſich hauen ließ, böſe; „die Hütte hat’s ſchon lange gehalten und wird noch lange ſtehen, wenn ſchon manche Garnaſe, welche ſie ausgeſpottet, unter dem Boden iſt. Aber komm jetzt und hock ane, ſo können wir eſſen, mit Dampen iſt z’Sach nit g’macht!“ Die Mädchen ſetzten ſich, das ältere zu oberſt auf den Vorſtuhl, während Michel obenan ſaß, zwiſchen ihnen in des Tiſches Ecke ſaß der unvermeidliche Bäri, mit beſonderer Sehnſucht in ſeinen ſchmachtenden Augen. Wirth und Wirthin ſaßen auf patriarchaliſche Weiſe mit am Tiſche; wo hätten ſie ſonſt ſitzen und eſſen ſollen, da im niedlichſten aller Badeorte, im Kuttlebädli, eben nur ein Tiſch war? In einem großen Napf war eine dicke Fleiſchſuppe, in welcher der Safran nicht geſpart war; dieſe wurde mit den Löffeln aus dem Napf gegeſſen. Sie habe Suppenteller gehabt, ſagte die Wirthin, aber ſie ſeien zerbrochen und ſie habe keine mehr angeſchafft, ſie habe gefunden, ſie trügen Nichts ab; es ſei kommode, wenn Jedes aus der Kachel nehme bis es genug habe. Das Mädchen that ganz unbefangen und ſchwatzte zwiſchen dem Suppeneſſen, was ihm gar wohl anſtand, indem es ſehr ſchöne Zähne hatte und überhaupt lieblichere Mienen wenn es ſprach, als wenn es ſchwieg. Es ſei hungerig, ſagte es; ſie ſeien am Morgen in aller Frühe fort, und ſeither habe es Nichts gehabt. Sie hatten zwei Guſti (junge Rinder) auf dem Fahrniciel, und geſtern Abend hätten ſie vom Hirten den Beſcheid erhalten, das eine ſei krank; der Vater habe heute weiter müſſen, da habe er ſie mit Zeug hinaufgeſchickt. Als ſie die Sache verrichtet, ſei ſie die Luſt angekommen zu baden, das hätte ihnen die Müde ganz genommen. Michel ſaß da ganz wie verſtaunt. Das Mädchen gefiel ihm b'ſunderbar wohl, es dünkte ihn, er müſſe es ſchon geſehen haben, doch konnte er nicht daran kommen, wo? Endlich kam ihm in Sinn, er ſollte doch auch was ſagen. Er fragte, was das Guſti gehabt und was für Zeug es gebracht? Das Mädchen gab ganz gründlichen Beſcheid über Beides, daß man wohl ſah, es war in dieſem Fache zu Haus, ganz wie es einer guten Bäuerin wohl anſteht.

Unterdeſſen war der Nayf ausgelöffelt, die Wirthin theilte hölzerne Teller aus und brachte dann Speck, ſchön braungelben, geſalzenes Fleiſch und Apfelſchnitze. Sie gebe es, ſagte ſie, wie ſie es habe und es verſtehe; wem es nicht recht ſei ſo, könne es hocken laſſen, und ein ander Mal daheim bleiben. „He,“ ſagte das Mädchen, „es würde euch doch nicht das Rechte ſein, wenn Niemand käme, ihr wäret eine ſeltſame Wirthin.“ „Viel nach der Gaſtig frage ich nicht,“ ſagte die Wirthin; „dann kommt's mir noch auf die Gaſtig an. Dem junge Volk, wo nichts kann als ausführen und aufbegehren, ſelbem frage ich z'Tüfels viel nicht nach, ſelb muß ich ſagen; das könnte meinethalb bleiben, wo es wollte. Still und ehrbar Lüt, die wären mir wohl recht, wider die habe ich nichts. — Seh, du G'ſtabi,“ kehrte ſie ſich zu ihrem Manne, „ſtellſt Wein auf den Tiſch und giebſt keine Gläſer dazu; aus dir giebt es dein Lebtag keinen Wirth und ſonſt nichts!“ „Du haſt da einen b'ſunderbar ſchönen Hund,“ wandte das Mädchen ſich zu Michel, „und gar gutmüthig ſieht er drein. Darf man ihn anrühren oder iſt er bös?“ Als Michel verſicherte, er ſei der beſte Schladi von der Welt, thue keinem Kinde etwas, ſobald man ihm nichts thue, ſtreichelte es ihm den Kopf, was Bäri mit großem Behagen geſchehen ließ. Es habe die Hunde b'ſunderbar gerne, aber ſie wüßten es auch und liebten ihns, fuhr das Mädchen fort. Ihr Nämi habe heute mit aller Gewalt ſie begleiten wollen und ſchrecklich gethan, als ſie ihn nicht nachgelaſſen; aber ſie wiſſe es wohl, wie man es mit Hunden auf den Bergen habe, daß man oft ihretwegen des Lebens nicht ſicher ſei. Die Kühe haßten nichts mehr als Metzger und ihre Hunde, ſie ſchienen es alle zu wiſſen, daß die ihnen die Kälber entführten und tödteten. „Schnellt er mich, wenn ich ihm was gebe?“ fragte das Meitſchi und hielt Bäri vorſichtig ein Stück Brot dar, und Bäri nahm es mit Anſtand und Vorſicht ab und ließ es ſich behagen. Als nun Fleiſch und Speck umgingen, Jedes ſich eine Portion abſchnitt, den Reſt weiter gab, verſah das Meitſchi ſich reichlich, daß der Wirthin eine Bemerkung zuvorderſt in den Hals kam. „Liebſt Speck?“ fragte das Meitſchi Bäri und hielt ihm ein ſchön Stück dar. Bäri faßte es mit glänzenden Augen und ſchmalzte dran in ſüßem Behagen. Sami blickte Michel bedeutſam an und ſtieß ihn überdies noch mit dem Fuße und zwar ſo ſtark, daß es dem Tiſch faſt übel ward. Bäri war es ſehr wohl bei der Sache, er ſtieß nun ſtatt den Michel das Meitſchi mit der Naſe an den Ellbogen, wenn ſein Herz Etwas begehrte, und das Meitſchi ward nicht ungeduldig, ſondern ſagte immer freundlich: „Ja, du gutes Thier mußt was haben, wirſt hungerig ſein, haben dich vielleicht dieſen Morgen vergeſſen.“ Das Fleiſch war wahrſcheinlich von der Kuh, welche Noah in ſeinem Kaſten gehabt, es war ein gräulich Beißen, welches begreiflich Bäri am wenigſten Mühe machte. Er war mit drei Biſſen fertig, ehe die Andern an einem nur recht angefangen. Das Mädchen mußte Liſt und Vorſicht brauchen, dem Bäri zu genügen und nicht unverſchämt gegen die Andern zu ſein. Es brauchte gute Redensarten gegen Menſchen und Hund, war beſonders manierlich gegen Sami, ſagte, er ſolle nehmen, es begehre ihn nicht zu verkürzen, es ſei billig, daß Jedes zu ſeiner Sache komme; aber der Hund wolle einmal auch bis er ſatt ſei, und dagegen könne ihm Niemand was haben. Es wollte ſich ſelbſt lieber am Maul abbrechen, als daß es ein arm Thier möchte hungern laſſen. „Es iſt mir gut gegangen, daß ich dieſen Morgen ein friſch geſchliffen Meſſer gehabt, als ich Fleiſch und Speck abhieb und es tief hineinging; hätte ich gekocht wie ſonſt, ſo thäten du und der Hund es alleine freſſen und die Andern hätten das Nachſehen!“ brach die Wirthin endlich los. „Es iſt ſonſt der Brauch, erſt die Menſchen und dann das Vieh!“ „Es geht beidweg,“ ſagte das Mädchen, „beſonders auf den Bergen, wie man ſagt. Du biſt nur böſe, daß dir nichts über bleibt für das Kuchiſchäftli. Ich habe nicht Kummer, daß du dir nicht zu helfen weißt; und was man braucht, das zahlt man auch, dafür ſei nicht in Kummer. Seh, wo haſt dein Glas? Nun, Wirth, iſt das Manier, der Frau kein Glas zu geben!“ ſo ſprach das Mädchen, griff auf die zweite Maaß, da Michel die obere handhabte, ſchenkte der Wirthin, trotz ihrem Proteſtiren, ſie liebe den Wein nicht, ein und auch dem Wirthe, dann den Andern mit dem Bemerken, es hätte von Michels Wein getrunken, er ſolle nun von ſeinem auch probiren, es liebe das Schmarotzen nicht. Während es auf dieſe Weiſe freigebig that mit Speiſe und Trank, brauchte es von Beidem für ſich ſehr mäßig. Da war nichts zu ſehen von dem Lauern, ob noch genug übrig bleibe, die Andern zu viel nähmen, kein Kummer ſichtlich, daß es übervortheilt werden möchte. Michel ſchmolz faſt vor Bewunderung und Sami ward gar nicht fertig mit Blicken und Stüpfen. Die Wirthin ſagte mehr als ein Mal: „Nu, du Gaſt, heſt Wespi i de Hoſe, daß de dyni Schichi (Beine) nicht ſtill halten kannſt unterm Tiſch? Da ſtüpſt und müpſt ſi nüt; we d'r z'Sach nit recht iſt, ſo laß ſie ſein und packe dich! Vo ſo einem Gränni lah ih mih nadiſch nit usführe!"

Endlich war das ſündfluthliche Fleiſch verwerchet, der ſcharfe Speck zum guten Theil gebraucht, den Schnitzen der Garaus gemacht und Michel befahl die dritte Maaß. Er ſei durſtig wie eine Kuh, welche verbranntes Emd gefreſſen, er wiſſe nicht, wie das gehen ſolle dieſen Nachmittag. Das Meitſchi machte Umſtände mit dem Trinken; der Durſt plage ihns auch, ſagte es, aber mit Wein löſchen ſei gefährlich. „Neñ," ſagte es zu ſeiner Schweſter, „hol' doch Waſſer, das leicht beſſer." „Es würde Einen meinen, ihr hättet noch nie Fleiſch gefreſſen, daß ihr ſo thut wegem Durſt," redete die Wirthin. „Salzet man das Fleich nicht, ſo ſtinkt's im Sommer, ſalzt man recht, ſo kann man es behalten bis man's braucht. Daneben wenn alle Sonntag hungerig Hüng kämen, ja freilich, dann könnte man Salz ſparen! Verdurſten werdet ihr nicht, es iſt Waſſer und Wein genug, bis ihr heim ſeid. Reut dich das Geld oder haſt du keins, ſo hänge das Maul an jede Brunnröhre, der Durſt wird dir ſchon vergehen! Oder das Meitſchi ſoll dir Wein zahlen, es thut's gern mit Schein!" „Selb, Wirthin, weißt noch nicht," ſagte das Mädchen. „Ich habe ſchon mancher böſen, wüſten Frau flattirt, daß ſie mich ruhig laſſe, deswegen aber iſt es nicht geſagt, daß ich Allen flattire, Jungen und Alten." Der Wirth lachte und zog damit ſich das Wetter auf den Hals. Das Meitſchi vernahm blos: „Du haſt ein Maul wie eine Schlange, hänge dich jung, ſonſt ſchlägt man dich todt, ehe du alt wirſt!" Darauf forderte das Mädchen die Uerti, und duldete es nicht, daß Michel ihm einen Kreuzer für ſeinen Wein bezahlte. Er wolle auch fort, ſagte Michel, aber er möchte wiſſen, wo er durch müßte, er ſei verirret und ſei ganz nebenaus verſchlagen werden. „Wo willſt aus?“ fragte der Wirth. Da ſagte Michel, er wolle heim, durfte aber den Knubel nicht angeben als ſeinen Wohnort, ſondern brauchte einen andern Namen. „So,“ ſagte der Wirth, „hätte bald geglaubt, du ſeieſt der Knubelbauer.“ „Kennſt ihn?“ fragte Michel. „Nein, nicht von Angeſicht, aber viel von ihm gehört habe ich, die Kirchen- und Märitleute reden ja von niemand Anderm; das muß mir ein Kalb ſein, wie man nie von einem ſolchen gehört!“ „Die Leute ſagen Manches,“ ſagte Michel mürriſch, „es iſt nichts wahr daran. Aber wo muß ich durch?“ „Gehe mit den Meitlene, ſie kennen den Weg bis in den Graben und durch den Graben bis er ſich ſcheidet, dann hältſt du links und ſie gehen rechts; weiter kannſt fragen,“ berichtete der Wirth. Das war Michel ſehr recht, und ſie marſchirten miteinander ab ohne Complimente. Michel kam es nicht einmal in Sinn zu fragen, ob er mit ihnen gehen dürfe? Hätte er gefragt, hätte er wahrſcheinlich zur Antwort erhalten: hier habe man nichts zu erlauben, hier kann ja Jeder laufen, wo er will. Die Frau Wirthin ſah ihnen mit verſchränkten Armen nach und ſagte: „Das nimmt mich jetzt verflurt Wunder: war das eine abgeredete Sache, oder haben die einander hier von ungefähr gefunden? Aber ſei das wie es welle, das Meitſchi iſt e verflurti Täſche, und der muß es haben, er mag wollen oder nicht. So hab' ich noch Keine thun ſehen, wenn ſie Einen verheren wollte, wie die, und doch iſt im Kuttlebädli ſchon Manches gegangen, und ich habe mehr geſehen als mancher Pfau, dem man Frau Wirthi ſagt, die aufzieht wie der Oſtermontagſtier und meint, was ſie ſei.“ Als ſie das geſagt hatte, machte ſie rechtsum und dirigirte ihren Mann beim Abwaſchen.

Die Viere aber pilgerten den Berg ab, wobei Bäri faſt mehr hinter dem Meitſchi war als hinter Michel, demſelben ſich gar holdſelig erzeigte. Je weiter ſie gingen, deſto mehr kam Michel in Verlegenheit. Was nun? dachte er. Sage ich, wer ich bin, ſo thut es wüſt, ſage ich es nicht, ſo iſt z'Sach verſpielt, oder ich muß wieder von vornen anfangen. Er that, als hätte er einen Stein im Schuh, ſaß ab und Sami mußte ihm den Schuh ausziehen; die Mädchen gingen weiter. Und jetzt, fragte er Sami, was machen? „Die laß nicht fahren,“ ſagte Sami; „frag, ob mit ihr heim dürfeſt, und ſag', wer du biſt. Die fährt dir nicht aus der Haut, zähl' drauf.“ „Meinſt?“ ſagte Michel und machte, daß er wieder in den Schuh kam. „Wenn es dich dücht, es ſei nöthig, ſo hilf mir mit Reden. Sie iſt allweg von gutem Haus und nicht Eine, die im Jahr nur ein Mal Fleiſch und Wein ſieht.“ „Frag ſie,“ ſagte Sami, „wo ſie daheim ſei, dann fragt ſie dich auch, dann ſag's. Und will ſie davonſpringen, will ich ſie halten, aber ich glaub' nicht, daß ſie es thue.“ Michel machte ſich nach, eben weit waren die Mädchen unter der Zeit auch nicht gekommen. Nach einer langen Pauſe, denn die Mädchen waren eben auch nicht redſelig, ſagte Michel: „Um Vergebung z'frage, habt ihr weit heim?“ „Gut drei Stund,“ ſagte das ältere Mädchen, „ſie ſind nicht breit, aber lang,“ dann ſchwieg es. „Um Vergebung z'frage,“ fuhr Michel fort, „wie ſagt man dem Ort?“ „Roſebabiegg,“ antwortete das Mädchen und ſchwieg. „Ich habe von dem Ort auch ſchon gehört,“ ſagte Michel; „ich glaube, ich thäte am beſten, ich käme mit euch bis dorthin, hier iſt mir der Weg nicht bekannt, von dort könnte ich ihn ſchon finden, man iſt doch dort wieder in der Welt, wo man einen Menſchen antrifft, den man fragen kann. Unterwegs will ich gerne noch eine Maaß zahlen von wegen dem Wegzeigen und wegen der Bekanntſchaft.“ „Um Vergebung z'frage, wo kommſt dann du her?“ fragte das Mädchen. Ja, Michel hatte einen weiten Hals, aber für die Antwort auf dieſe Frage war er doch faſt zu enge. Er ſagte ſonſt mit großem Selbſtbewußtſein: „Ich bin der Knubelbauer!“ aber die Zeiten können ſich ändern. „Du wirſt doch an einem Orte daheim ſein,“ ſagte das Mädchen; „oder darfſt es nicht ſagen?“ Da ermannte ſich Michel. „Ich wüßte nicht, warum ich es nicht ſagen dürfte, ich komme vom Knubel, wenn du weißt, wo der iſt, und bin der Bauer dort!“ „Saker!“ ſagte das Mädchen; „biſt du der, und haſt mich noch nicht geprügelt und der Hund mich nicht gefreſſen? Da kann ich von Glück reden, daß ich ſo davon gekommen bin. Aber jetzt wird es Zeit ſein, daß wir auseinandergehen, während wir noch im Frieden ſind und Alle lebig. Dort, bei jener Eiche, gehſt du rechts und ich will links. Mein Weg ging eigentlich weiter vornen ab, aber wenn ich da die Halde aufgehe, und jetzt verderbt man nichts, ſo kürze ich ab.“ „Nein, das thuſt mir jetzt nicht,“ ſagte Michel. „Ich that noch keinem Menſchen was zu leide, und allweg haſt du nichts von mir zu fürchten. Aber man muß nicht Alles glauben, was die Leute b'richten, z'Hundertſte iſt nicht wahr. Gerade ſo machen es mir die Leute; ich weiß wohl warum.“ „Weiß nicht,“ ſagte das Mädchen. „Es heißt im Sprichwort: wo Rauch iſt, iſt immer auch Feuer. Daneben gebt's mich ja nichts an; ich habe mich des B'richtens der Leute nicht einmal geachtet.“ „Haſt du was zu klagen über mich?“ fragte Michel. „That ich wie ein Umenſch oder gar wie ein Utüfel?“ „Ich ſah nichts Apartes,“ ſagte das Mädchen; „ich habe nicht zu klagen, ich habe ſchon Uwattiger angetroffen. Daneben haſt auch nicht Urſache gehabt wüſt zu thun. Es hat dir Niemand was in den Weg gelegt, und für ſein Geld ſoll man an allen

Orten ruhig eſſen können." „Ja, und wenn es auch aus meinem Geld ging, konnte Jede ruhig eſſen und genug, wenn ſie nicht Alles für ſich alleine wollte und Niemanden ſonſt was gönnte. Aber mit Schein, weißt du mehr von der Sache?" fragte Michel. „Haſt nicht gehört, daß ich mich des B'richtens wenig achtete? Ich weiß blos, daß du weiben wollteſt, Meitſchi b'ſchickteſt, mit ihnen wohl ſtark umgingeſt und gröbelig, daß ihnen die Luſt verging Knubelbäuerin zu werden. Weiter weiß ich nichts; und jetzt Adie und lauf nit ſtark. Hier iſt die Eiche und da mein Weg!" „Ich komme mit," ſagte Michel, „ich muß dir b'richten, wie z'Sach iſt; komme ich heim, wann ich welle, es balget mich Niemand." „Möglich," ſagte das Mädchen; „aber vielleicht mich, und gleich iſt Geſchrei im Land. Daneben habe ich dir einſtweilen den Weg nicht zu verbieten, ſo lange er nicht durch unſer Land geht." „Z'Sach iſt die," ſagte Michel; „ſieh' wie ich dran bin, es iſt bym Donner noch Niemanden ſo gegangen wie mir. Es heißt im Lied: Z'Anneli wott verfrüre a d'r Sunne, ſo cha ih vor luter Meitlene nit zum Wybe cho, finde niene die Rechti." Nun erzählte er in all ſeiner angeſtammten Gutmüthigkeit, wie er z'weg ſei. Er habe mehr als genug Sachen, ſei wohl daneben, aber des allgemeinen Gebrauchs wegen und weil man daneben ſonſt nicht ſicher ſei, müſſe er heirathen; aber es ſei ſein Begehren, daß, wie bis dahin, Alles im lieben Frieden gehe, ſeine Leute die Sache recht hätten, ſeine Alte, verwandt ſei ſie ihm nicht, aber zu ihm und ſeiner Sache habe ſie geſehen wie eine Mutter, recht reſpektirt werde. Die erſte Beſte habe er nicht nehmen, die Katze nicht im Sacke kaufen wollen, und Jede, mit welcher er es probirt, habe gethan wie eine Katze am Hälſig (Strick). Aus der Nähe habe er Keine mögen, er kenne ſie zu gut, und begehre nicht die ganze Verwandtſchaft alle Tage vor der Thür.

Die Alle hätten ihm nun das Geſchrei gemacht, und z'Huttwyl ſei es beſonders wüſt gegangen, und deſſen hätte er ſich doch durchaus nichts vermögen. Das Meitſchi habe gethan wie ein wild Thier. „Du kannſt doch ſelbſt ſagen," meinte er, „ob Bäri ſo bös iſt, wenn man manierlich mit ihm umgeht; aber einen fremden Hund muß man niemals ſchlagen, ſelb weiß doch Jeder, der Verſtand hat." Darüber habe man ihm einen Lärm gemacht, daß ihm das Leben faſt erleidet ſei, und ihm lieber geweſen, er müſſe nicht viel unter die Leute. So ſchloß Michel ſein Herz auf und das Meitſchi hörte ihm theilnehmend zu. Wenn es ſo ſei, wie er ſage, und es werde ſein, ſagte es, ſo müſſe es Bedauern mit ihm haben, und man habe es ihm wüſt gemacht; es werde aber vielleicht nur deretwegen ſein, daß ihm Keine anſtändig geweſen. Indeſſen wenn man die Andern hörte, ſo würden ſie auch Etwas zu ſagen wiſſen, daß man zuletzt doch nicht recht wiſſe, wer Recht habe und wer nicht. Michel berief ſich auf ſein heutiges Benehmen, woraus es doch ſchließen könne, daß er nicht ein ſolcher Uflath ſei, wie man aus ihm machen wolle. Das Mädchen gab das zu, ſetzte indeſſen noch hinzu, ein Tag ſei nicht alle Tage. So waren ſie eine weite Strecke gewandelt und kamen endlich zu einem Wirthshauſe. Michel meinte, der alte Speck kratze ihn noch immer im Halſe und das hun hundertjährige Fleiſch. Mit Waſſer habe er nichts daran machen können, er möchte es jetzt mit Wein probiren. Nach Landſitte wehrten ſich die Mädchen und mußten mit Gewalt in's Haus gezerrt werden, das nennt man Schreiß haben. So geſchieht es, daß ein Burſche rechts zerrt, ein anderer links, daß dem armen Meitſchi das Schickſal des Kindes droht, welches die zwei Weiber nicht theilen konnten, und Salomo zu halbiren drohte. Im Wirthshauſe war es nicht geheuer: eine wilde Bande, welche den ſchönen Sonntag ebenfalls zu einer Bergfahrt benutzt hatte, war dort eingekehrt, Buben und Meitſcheni. Es war übermüthiges Volk, welches den Tag nicht würdiger beſchließen zu können glaubte, als mit einer tapfern Schlägerei. Sie höhnten und neckten auf alle Weiſe, ſtießen an Michels Tiſch, müpften im Vorbeigehen Sami, der vornen am Tiſche ſaß; ſie trieben es ſo, daß Bäri ſeinen Meiſter unverwandt anſah mit fragendem Blick: Willſt du, oder ſoll ich? Die Mädchen waren der Bande bekannt, nicht ſo aber Michel; aber weil er einen Kameraden und einen großen Hund bei ſich hatte, wie der Knubelbauer auszuziehen pflegte, ſo fragten die Andern, ob das etwa der Knubelbauer ſei, den ſie da aufgeleſen? Die Meitſcheni kämen manchmal z'weg, daß Einer herbei müſſe, und wär's d'r Tüfel oder ſelbſt der Knubelbauer. Da müſſe doch Eine auch von einer tauben Kuh gefreſſen haben, wenn ſie nur an den denken möchte, geſchweige ihn nehmen. „Das ſchlechteſt Jungfräuli, wo ſieben Thaler Lohn hat für's ganze Jahr, und eine Meiſterfrau, welche dem Teufel von ſeinem Karren gefallen, möchte ihn mit keinem Finger anrühren, und wer ihn auf hundert Schritte ſieht, ſagt pfi Tüfel! und macht, daß er abweg kommt," ſo ward ganz fein geſtichelt. Michel zitterte am ganzen Leibe vor Zorn, biß ſich die bleichen Lippen blutig, war auf dem Sprunge loszufahren und die Stube zu räumen von der ganzen Bande. Aber das Meitſchi hielt ihn nieder, bat: „D'r tuſig Gottswille nit, nit! Thu als hörteſt du es nicht, als ginge es dich nichts an. Was macht dir doch, was die Lümmel ſagen; ſei diesmal der Witzigere, trink, mach aus, wir wollen fort!" Es hielt Michel hart, der rückſichtsloſe Zorn wollte ihn faſſen mit aller Macht, der Wunſch, es mit dem Meitſchi richtig zu machen, gab ihm die Beſonnenheit, einen blutigen Strich durch ſeine Rechnung zu vermeiden. Es war das erſte Mal, daß er einer ſolchen Verſuchung widerſtand und einen angebotenen Streit nicht aufnahm mit aller Kraft. Michel zahlte, man brach auf. Die andern Burſchen griffen nach den Mädchen, wollten ſie auf ihre Bänke ziehen, aber dieſen war es Ernſt, ſich nicht ſchreißen zu laſſen, riſſen ſich raſch los, machten ſich zur Thüre aus; langſamer ging Sami nach, zuletzt kam Michel ganz langſam, und Einer der Burſche konnte ſich nicht enthalten, ihm ein Bein vor zu halten, und ein Glas ſurrete neben ſeinem Kopfe vorbei und zerſplitterte an der Wand. Michel hatte das erwartet; mit einem kurzen unmerklichen Schwunge ſchlug er den, welcher ihm das Bein vorgehalten, über den Tiſch hin zwiſchen Gläſer und Flaſchen mitten hinein, daß es einen Mordsſpektakel gab, während er ganz gelaſſen zur Thüre hinaus und den Andern nachging. Begreiflich gab's Lärm drinnen, und wie aus einem Wespenneſt, in welches man mit einem Stocke geſchlagen, die Wespen, ſchoſſen aus der Thüre des Hauſes die Burſche. Draußen im Weg hatte ſich Michel geſtellt und rief, hätten ſie Luſt an ihn, ſo ſollten ſie nur kommen, aber er ſage es zum Voraus, was er machen könne, das mache er, ſie ſollten ſich in Acht nehmen; er ſei auf offener Straße und auf ſeinem Heimwege, habe das Recht ſich zu wehren. Die Feinde ſprangen nicht eines Satzes an ihn hin; Michel und ſein Hund, der luſtig mit dem Schweife wedelte, als ſei Etwas für ihn im Anzuge, flößten Reſpekt ein. Sami brach einen Zaunſtecken ab, die Mädchen riefen: „D'r tuſig Gottswillen, chömit doch, chömit!“ Steine, Stöcke flogen gegen Michel, der Feind drängte vorwärts; da ſagte Michel: „Bäri ſaß!“ Und Bäri ſchoß in langen Sätzen auf die Bande ein und hui! wie die auseinanderſtob. Denn nicht bald macht Etwas einen raſchern Eindruck, als ſo ein plötzlicher Hundsanfall. Den Letzten ſprang Bäri nieder mit einem Satze; Michel, zufrieden mit dieſem

Siege, rief Bäri ab, der langſam kam, und ging lachend und ſpottend den Mädchen nach. Sami mit dem Zaunſtecken und Bäri mit ſeinen blanken Zähnen deckten den Rückzug, der nicht unangefochten blieb. Auf dem Wege und zu beiden Seiten den Zäunen nach wurden ſie verfolgt eine gute Weile, indeſſen zum offenen Angriff kam es nicht mehr, und am Ende ward auch die Verfolgung aufgegeben. Als ſie darauf zu einem Scheideweg kamen, ſtand das Mädchen ſtill und ſagte: „Sieh', hier geht dein nächſter Weg, und b'hüti Gott u zürn nüt!" „Ja," ſagte Michel, „ſo iſt's nicht gemeint; ich laſſe dich nicht alleine heimgehen, ich komme mit." Das Mädchen wehrte ſich, ſagte allerlei, und namentlich, was Vater und Mutter ſagen würden, wenn es mit einem fremden Burſchen heimkäme, von dem ſie nicht wüßten, wo es ihn aufgeleſen. Aber Michel ſetzte nicht ab; er meinte, es hätte ſich ſeiner nicht zu ſchämen, er ſei nicht von der Gaſſe, und wenn es ihn nache layb, ſo werde es ſich gewiß nicht reuig. Endlich ward eine Convention abgeſchloſſen folgenden Inhalts: Daß er mitkommen dürfe bis zum Hauſe, aber nicht in's Haus; im Walde, welcher daran ſtoße, ſolle er warten, bis es mit Vater und Mutter geredet. Hätten ſie nichts dawider, ſo wolle es ihn rufen, ſei es ihnen aber nicht recht, ſo müſſe er weiter. Michel ließ ſich das gefallen; er ſagte, er habe nichts Böſes im Sinn und Vater und Mutter ſcheue er gar nicht, z'Guntrări. „Ich will es dir geradezu ſagen: ich muß eine Frau haben, und du gefällſt mir; auf Reichthum habe ich nicht zu ſehen, ich habe Sachen genug einſtweilen, es manierlichs und gutmeinends Weibervölkli, ſelb iſt d' Hauptſache. So Eins ſcheinſt mir, und je eher wir die Sache richtig machen, deſto lieber wär's mir; es iſt mir erleidet, alles Wüſte ausſtehen zu müſſen. Oder was meinſt, hätteſt du was darwider?" „Du biſt preſſirt," ſagte das Meitſchi, „das geht nicht halb ſo geſchwind, als du meinſt; ich habe daheim zu eſſen und zu arbeiten, ich bin ihnen nicht erleidet und ſie mir nicht. Ich weiß ja nicht einmal recht, wer du biſt, ob wirklich der, für den du dich ausgiebſt? Und dann ſollte man doch auch nachfragen, was eigentlich mit dem Knubelbauer ſei, ob er verrückt im Hirni ſei, oder ob erlogen, was man b'richtet? Daneben will ich nicht ſagen, daß ich nicht mannen wolle, für was iſt man ſonſt da? Wenn man es gut machen kann, ſo wär's ja dumm, wenn man es nicht machte. Wir ſind unſerer Viele, da muß ein Jedes mehr oder weniger zu ſich ſelbſten ſehen, und wenn Eins mannet, haben die Andern nur deſto beſſer Platz. Aber verböſern will ich es nicht; will ich ändern, ſo will ich's verbeſſern. Es iſt nicht, daß Einer angeſchmiert wäre mit mir, und, wenn er meinte, er habe eine Bäuerin in's Haus geſtellt, er nur einen Tätſch hat, ein faules Pflaſter, das nichts verſteht und nichts mag! Eine Haushaltung führen macht mir keinen Kummer. Die Mutter mag nicht mehr recht nach, ſie hat gar viele Kinder gehabt und ſonſt bös, von wegen der Vater iſt z'Zyte e Handliche, da habe ich ſchon manches Jahr das Meiſte gemacht, küchlet (gekocht) und z'Säu g'fuhret und pflanzet; nicht Manches hätte es ausgeſtanden, aber mir hat es Nichts gethan, ich bin Gottlob geſunder Natur, ich habe in meinem Leben noch keine ungeſunde Stunde gehabt." „Gerade ſo Eine möchte ich," ſagte Michel; „von wegen ich habe es auch ſo, war auch niemals krank, da ſchickten wir uns gut zuſammen. Bös haben bei mir ſollteſt du nicht und was du nicht machen möchteſt, das machten Andere. Wegem Werchen mangle ich keine Frau, ſondern nur um zur Sache zu ſehen und z' luegen, daß es läuft. Ich meinte nicht, daß meine Frau es böſer haben ſollte als eine Taunersfrau (Tagelöhnerfrau), wie es manche Bäuerin hat. Wenn du ausreiten (ausfahren) willſt, brauchſt nur zu befehlen, daß man anſpanne, ich habe ein b'ſunderbar ſchönes Rytwägeli, und über's Geld ſöttiſt könne, ſo gut als ich, und nehmen unb'ſinnt, was d' mangelſt, von wegen es mag es erleiden." „Das wäre guter Beſcheid," ſagte das Meitſchi, „ſo könnte man dabei ſein, wenn man den Frieden könnte behalten, der iſt die Hauptſache, wo der nicht iſt, da hat Alles gefehlt. Ich weiß nicht, wie es mit dem wäre bei dir, ich zweifle, daß man ihn behalten könnte!" „Wie meinſt?" ſagte Michel, „ich verſtehe dich nicht; iſt ja nirgends größerer Friede als bei uns auf dem Knubel!" „Ja, jetzt," antwortete das Meitſchi; „aber wenn eine Frau käme, würde das ſchon anders werden." „Warum?" fragte Michel. „He," lautete die Antwort, „es ſoll da eine wüſte Alte ſein, welche jetzt regiert und keine Frau dulden will, weil ſie dann nicht mehr einſacken und meiſtern könnte wie ſie will; bei dieſer könnte es Keine aushalten, heißt es. Häbs nit für ungut, aber ſo reden die Leute." „Die Donnere," ſagte Michel; „wart, wenn ich wüßte, wer das erſinnet hätte, den ſchlüge ich ſtözlige dür e Bode ab, daß er ung'ſumt auf der andern Seite rausführe. Das iſt die beſte Alte, wo es giebt; nit daß es Einem in einem Auge wehe thäte, hat dieſe veruntreuet, z'Guntrāri, die gäbte eher aus ihrem Sack. Die möchte, daß ich heirathete, und eine Frau hätte bei ihr die beſten Händel, ſie würde ihr die Hände unter die Füße legen, wenn ſie darnach thäte, nicht eines Tags Alles neu machen wollte, oder Niemanden was gönnte, oder mich plagen und nicht zu mir ſehen würde!" „Was mangelſt du, daß man zu dir ſieht, biſt nit ſelbſt groß genug, oder mußt noch g'wiegelt ſein und ſuſt g'rathſamet?" fragte das Mädchen lachend. „He, ſieh'," ſagte Michel ehrlich, „ſie hat mich ſeit der Mutter ſelig für ihr Kind gehabt und jetzt noch. Sie legt mir d' Kleider z'weg und z'Halstuch um, mit ſelbem weiß ih neue nüt z' mache; ſie luegt, wenn ich fortgehe, daß ich Alles habe, und wenn ich heimkomme, daß ich was Warmes finde. Und z'Sach hat ſie mir gegönnt, was ich gerne aß, das fehlte mir nie, und mein apartige Napf mit guter Milch oder Nidle fehlte mir nie über Tiſch, und ſie hatte es recht ungern, wenn ich von der andern Milch nahm, wenn ich durſtig war. Wenn eine Frau das leiden mag und alt Brüch (Gebräuche) nit abſchaffet und öppe fragt jeweilen: Anni, b'richt' mi, wie heſcht's im Bruch? und Anni, wie meinſt? und Anni, was liebt Michel? ſo hat ſie die beſten Händel. Und warum wollte Eine das nicht thun, es iſt ja nichts leichter." Schwerer als du meinſt, dachte das Meitſchi, aber ſagte es nicht. „Aber warum iſt die dir dann vor allem Heirathen? Es heißt ja, die ſei ſchuld daran, daß du noch Keine hätteſt. Allemal, wenn du Meitſchi beſtellt, habe ſie dich vorher ſo aufgewieſen, daß du ſo gröbelig gethan, das Wüſteſt alles gemacht, daß Keine ſich habe trauen dürfen, ſondern froh geweſen ſei, daraus zu ſtellen ſo ſchnell möglich, um nur mit dem Leben davon zu kommen! Iſt denn dies etwa auch nit wahr?" „Nein, und das iſt es nicht, und rede es wer wolle, ſo iſt's nicht! Höre, z'Sach iſt die, ich darf dir ſie jetzt wohl ſagen: es hat mir Kummer gemacht, bei der ſchlechten Welt ein Meitſchi zu finden, das gutmeinend iſt gegen Menſchen und Vieh, und nicht blos meint, ſelber freſſe mache feiß. Ich habe manchmal geſehen, wie die Meitſchi gethan in Wirthshäuſern, über den Tiſch weg geſehen auf alle Teller, und faſt erworget ſind vor Neid über jeden Biſſen, der nicht zu ihrem Maul eingegangen iſt, ſondern zu einem andern. So Eine möchte ich nicht, habe ich gedacht; da ſind wir räthig worden, Jede zu proben wegen Neid und Mißgunſt, und wie ſie es Andern gönne, und wegem G'müth, ob ſie ein böſes habe oder ein gutes? Ich habe allemal aufſtellen laſſen, was zu haben war, auf einen Gulden oder eine Krone kam es mir nicht an; aber ich meinte deretwegen nicht, daß ſie Alles alleine freſſen ſollten; ich gab dem Hund auch davon und Sami, und nahm ſelbſt, was mich gut düchte, für ſie blieb allweg genug übrig, aber das mochten ſie nicht leiden. Du hätteſt ſehen ſollen, wie ſie thaten, viel ärger als Katzen, wenn e Hung von ihrem Teller will. So Eine mochte ich nicht, und die ſind es, die mich verbrüllet haben das Land auf das Land ab. Jetzt möchte ich doch wiſſen, ob ich Recht habe oder nicht? Du warſt ja heute auch dabei und für dein Geld, und ich möcht' wiſſen, ob du dich zu erklagen hätteſt oder nicht; du gabſt ja dem Bäri ſelbſt, weil er dich erbarmete, und das gefiel mir b'ſunderbar wohl an dir; ich will es dir gradeaus ſagen. Und ich hätte ihm nichts geben ſollen von der Sache, welche ich bezahlte? Keiner Täſche kam es in Sinn, ihm ein Maul voll zu geben, nicht einmal Brot hielt ihm Eine dar. So iſt z'Sach, und Anni, die Alte, hat daran nichts gemacht. Sie hatte allemal den größten Verdruß davon, wenn es abermal nichts daraus wurde, und ſtrengte mich an, wieder neu zu probiren, wenn mir das Zeug erleiden wollte. So iſt die Sache, und Anni hat die größte Freude, wenn ich 'mal ein recht Menſch finde. Anni haſt du nicht zu fürchten, wenn dir die Sache ſonſt anſtändig iſt; und ich wollte dir angehalten haben. Es wär mir verflucht z'wider, wenn ich noch einmal dran ſollte, und es hat ſich von ungefähr ſo gut troffen, daß es mir iſt, als müßte die Sache ſein, als ſei es ſo geordnet, und was ſein muß, muß ſein, wie du wohl wiſſen wirſt." „Ja, aber mit Unterſchied," ſagte das Mädchen; „deretwegen, weil ich da oben dich angetroffen, iſt's noch nirgends geſchrieben, daß ich dich haben müſſe. Selb wäre eine ſtrenge Sache, wenn man Jeden nehmen müßte, den man irgendwo antrifft; da thät ja ein ledig Meitſchi am beſten, es bliebe zu Haus. Es könnte ihm ja von ungefähr ein Uflath anlaufen, den es mit keinem Stecken anrühren möchte, geſchweige dann den Mann daraus machen!“ „Immer mit Unterſchied,“ ſagte Michel; „es iſt nicht Alles von ungefähr, was den Schein hat.“ (Hier ſoll das Meitſchi roth geworden ſein und nicht gefragt haben: wie meinſt?) „Und dann,“ fuhr Michel fort, „bin ich wahrhaftig kein Uflath, ſondern der freynſt Menſch von der Welt, wenn man mich nicht bös macht und es expreß an mich bringt. Thut man das, g'ſchirre ich freilich aus; aber handkehrum bin ich wieder zufrieden, wenn man mich ruhig läßt. Es iſt nicht, daß ich kuppe und tuble und den Kolder mache ganz Wochen lang; Anni hat ſchon manchmal geſagt, ein Lamm könnte nicht freyner ſein als ich, ich ſei nur zu freyn für dieſe Welt.“ Da lachte das Meitſchi und ſagte, es werde ihm nicht Ernſt ſein, er habe Müſterlein vollbracht, wie man ſie von einem Lamm nicht gewohnt ſei; daneben, ja freilich, komme es viel darauf an, ob man böſe ſei oder freyne, wer um eim ſei, ſelb ſei wahr. „Mein Vater iſt ein hitziger Mann,“ ſagte es, „aber meine Mutter weiß das und ſchüttet nicht mit unnützen Reden Oel in's Feuer. Mir würde es keinen Kummer machen, mit einem hitzigen Manne zu leben, ich will ſo einen viel lieber als einen, der den Kolder macht, daß man Wochen lang nicht weiß, was er aufgeleſen und hinter die Ohren geſteckt hat. Ich würde nicht widerreden, gute Worte geben oder ſchweigen, je nachdem, und nichts hinterrücks machen, was er nicht wiſſen ſollte, und ihn nicht plagen mit Chäre und Kifle (Zanken und Beißen), und auf den Frieden halten, wo ich könnte. Da nähmte es mich Wunder, ob das nicht gut geben müßte, wenn der Mann nicht gar zu ungerathen wäre.“ „Ja,“ ſagte Michel, „du haſt den rechten Verſtand dazu, ich ſehe das; wir ſchicken uns für einander, wie wenn wir für einander gemacht wären. Und daß wir einander angetroffen, iſt nicht ſo von ungefähr, es hat ſo ſollen ſein, zähl' darauf. Drum hilft Wehren nichts, du mußt mich haben, magſt wollen oder nicht.“ „Selb wär furios,“ ſagte das Meitſchi; „bin noch frei, ledig und eigen, von Müſſen wollen wir nicht reden. Daneben will ich nicht ſagen, daß ich dich abſolut nicht wolle, ſelb wär ja dumm; wenn du der biſt, wo du ſagſt, und nicht der Utüfel, wo die Leute aus dir machen, ſo wäreſt du mir nicht der Letzte, ich glaube, man könnte bei dir mit dem Leben davonkommen. Leibshalber biſt brav genug, haſt Sachen genug; aber man muß z'Sach doch erſt recht anſehen, ſo z'ſämmefüßlige ſpringt man nicht hinein, wenn man ein Heim hat und auch nicht von der Gaſſe iſt. Es kommt drauf an, was Vater und Mutter meinen und was ſie rathen und dann wie du öppe noch thuſt. So will ich nicht ſagen, daß es Nichts aus der Sache gebe, aber zu gewiß nimm's nicht; du biſt nicht der Erſte, den ich haben könnte, und wirſt nicht der Letzte ſein, von wegen ein Meitſchi wie ich, das Alles verſteht, was zu einem Bauernweſen gehört, und eine Bäuerin vorſtellen kann trotz Einer, braucht um einen Bauer nicht verlegen zu ſein. Solche Meitſcheni ſind heutzutage zu rar, daß Einer nicht die Finger bis an den Ellbogen ſchlecken ſollte, wenn er Eine bekommt wie ich bin, wo er hinſtellen kann, wo er will, daß ſie immer am rechten Orte iſt.“ Da ſchickten ſie ſich auch ſo recht zuſammen, meinte Michel; auch er fürchte keinen Bauer in keiner Sache. Er meine nicht, daß er Alles alleine arbeiten müſſe, ſelb wäre ja dumm; aber wenn es recht angehe und er einmal dabei ſei, ſo ſolle der noch kommen, der ihn durchthue mit Mähen, Pflughalten, Garbenladen, Säen u. ſ. w. Und im Handel fürchte er auch Keinen; nicht daß er nicht zuweilen eine Dublone und mehr zu viel für eine Sache gebe, wenn ſie ihm ſo recht gefalle und er ſie haben wolle, aber er wiſſe, was er mache, übernehmen werde ihn kaum je Einer. Er habe aber auch die ſchönſt beſetzten Ställe, und wenn er es nöthig hätte und darauf halten wollte, er wollte mehr aus denſelben ziehen, als mancher Bauer aus ſeinem ganzen Hof. „Ja,“ ſagte das Meitſchi, „wenn man es recht anfängt, iſt viel zu machen. Ich und die Mutter haben es manchmal zu einander geſagt, wenn es allenthalben ging wie bei uns, es würde noch an vielen Orten beſſer gehen; die Zinſe könnte man ausrichten und auch die Schulden zahlen. Aber was ich und die Mutter machen mit dem Geſpinnſt, mit Anken und Eiern und dürrem Zeug (Obſt), zieht man an vielen Orten aus dem Korn nicht. Aber wir halten uns dann auch zum Spinnen, du glaubſt es nicht; neben der Haushaltung ſpinne ich alle Tage Zweitauſend wenigſtens, Hunderttauſende ſind gekommen, man weiß nicht wie. Wir hätten längs Stück einen Baucher faſt für uns alleine nöthig. Und dann iſt's nicht etwa, daß wir Hündli gürten und es den Leuten nicht gönnen, wenn wir ſchon Alles zu Ehren ziehen; die Leute arbeiten gerne bei uns, Taglöhner können wir haben ſo viel wir wollen, und die Handwerksleute ſagen, ſie kämen immer am liebſten zu uns, ſie bekämen weit umher das Eſſen nirgends ſo ſauber und gut gekocht. Da brauchen wir nicht das ganze Jahr z' ſpringe und Schneider und Schuhmacher ſieben Mal kommen heißen, ehe ſie ſich zeigen, wenn man winkt von Weitem, ſind ſie da; du glaubſt gar nicht, was das für ein Vortheil iſt. Aber ungewohnt würde es ſie dünken, wenn ich nicht mehr da wäre; ich weiß nicht, wie das gehen ſollte, die Mutter hat es ſelbſt manchmal geſagt, ſie wiſſe es auch nicht. Das wird noch harzen, ehe ſie mich gehen laſſen, die Mutter wird thun, ich darf nicht daran denken. Daneben werden ſie mir nicht vor dem Glücke ſein, wenn ſie glauben, ich mache es gut. Sieh', dort iſt unſer Haus; jetzt gehſt da dem Weg nach und dort in jener Waldecke kannſt warten bis Beſcheid kommt. Ich will dem Fußweg nach, es iſt mir lieber, man ſehe uns nicht vom Hauſe weg beieinander, das G'ſind würd' öppe e Freud ha und e Lärme mache."

Wie geſagt, ſo gethan. Es kam dem Meitſchi, Mädi wollen wir es wieder nennen, gar ſonderbar in die Beine; je näher es dem Hauſe kam, deſto ſchneller lief es, ja es hatte die größte Mühe, nicht zu ſpringen ſo ſtark es mochte. Als es zum Hauſe kam, war die Mutter allein in der Küche. „Mutter, Mutter! d'r Gottswille, was ſoll ich machen? Er iſt hinter dem Haus im Walde!" rief es zur Küchenthüre hinein. „Was, wo?" ſagte die Mutter. „Er will mich," ſagte Mädi, „hat grusam ag'ſetzt, daß ich es gleich mit ihm richtig mache, aber ich habe euch vorbehalten. Wo iſt der Vater?" „Hinter dem Haus," ſagte die Mutter; „will ihn rufen." Nun ward Conferenz gehalten im Stübli, ſie dauerte aber nicht lange. Dem Vater, der in's Geheimniß nicht eingeweiht war, ward flüchtig erzählt, wie Mädi den Knubelbauer angetroffen, wie der mit ihm angebunden, es zur Frau begehre und dort im Walde wartend ſtehe. Der Vater, der anfangs das Haupt ſchüttelte, ward geſtimmt, daß er wie von ungefähr dem Walde zu trappe und den Michel in's Haus bugſire, wo man das Weitere bereden könnte. „Lue nur, wie es Einer iſt," ſagte Mädi zu dem den Kopf ſchüttelnden Vater. „Er gefällt dir gewiß, er iſt ganz ein Anderer als die Leute ſagen. Du wirſt mir nicht vor meinem Glücke ſein wollen; wenn ich ſchon fortgehe, es bleiben immer noch genug daheim, es wird geben ohne mich." „Selb iſt richtig, dafür habe ich nicht Kummer," ſagte der Vater; „aber es iſt mir wegen dir. Abſagen will ich's nicht, aber allweg erſt ſehen, ob der Burſche Hörner hat oder nicht. Es hat Manche reich geheirathet und iſt d'r ärmſt Hung g'ſi u bliebe uf Gottes Erdbode." Er ging dem Walde zu, doch auf einem Umweg, ſo daß er Michel, der immer auf das Haus viſirte und, weil er Niemanden kommen ſah, ungeduldig werden wollte, unerwartet in den Rücken fiel und erſt von ihm bemerkt wurde, als Bäri anſchlug. Sami ſchlief am Boden. „Lußeſt (laurerſt) auf d' Füchſ' oder uf d' Haſe?" fragte der Bauer. „Auf keins von beiden," ſagte Michel. „Biſt du etwa der Bauer dort aus jenem Hauſe?" fragte er. „Und wenn nch wär, was wettſch (wollteſt) mit ihm?" fragte der Mann. „Möchte gerne mit ihm reden," ſagte Michel, „hätt' etwas Wichtiges." „So," ſagte der Mann, „willſt zum Hauſe kommen?" „Mir recht," ſagte Michel; „will nur dem (auf Sami deutend), was ſagen." Er ſandte Sami heim mit Bericht an Anni, damit man über ſein Ausbleiben nicht etwa in Kummer ſei.

Der Bauer führte Michel den geraden Weg zum Haus und ſprach Gleichgültiges: vom Wetter, vom Säen und Samen, vom Kauf und Lauf u. ſ. w. Solche Geſpräche ſind die natürlichen Examen, wo Einem auf den Zahn gefühlt wird, man merkt es nicht. Auf dieſe Weiſe wird gar mancher Pfarrer von ſeinen Bauern examinirt und mancher Schulmeiſter von ſeinen Schulkindern. Die Reſultate ſolcher Examen ſind nicht unbedeutend, von ihnen hängt der Grad von Achtung ab, von ihnen hängt das Urtheil ab, ob es Einer ſei, den man zum Beſten halten, ihm eine Naſe drehen könne, oder aber ob man ſich vor ihm in Acht zu nehmen habe und die Hörner einziehen müſſe. Der Bauer auf Reſebabisegg war mit dem Examen nicht übel zufrieden, doch blieb er kaltblütig, ſchritt über die Schwelle voran, öffnete die Stüblisthür, ging voraus und ließ gelaſſen den Michel folgen. Anders die Frau, die eben aus der Thüre wollte, die wiſchte raſch die Hände an der Schürze ab, hieß ihn Gottwilche! und fragte ihn: „Was bringt dich Guts ſo weit nebenaus, wo Fuchs und Haſe einander gute Nacht ſagen?“ Doch fand Michel zur Antwort nicht Zeit, der Alte ſagte: „Chum, hock ab; bin müd', war um ein Roß aus, konnte keins antreffen, wie ich eins möchte.“ Der Bauer gab Aufſchluß, wie er eins haben wolle. Gerade ſo eins hätte er, ſagte Michel, er hätte es übrig, und theuer gebe er es nicht. Sie waren noch bei ihrem Roßhandel, als die Mutter aufzutragen begann: Kaffee und das Weitere, was zu einem ordentlichen Abendeſſen gehört. Seinetwegen ſollten ſie nicht Umſtände machen, er möchte ſie nicht in Koſten bringen, ſagte Michel. „Meinſt etwa, das bringe uns über Ort?“ fragte die Frau. „Dann iſt's nicht wege dyne, aber der Vater hat noch Nichts gehabt, und da geht's ja in Einem zu.“ Nach üblicher Sitte zeigte ſich Niemand im Stübli, nicht einmal Mädi, und Michel durfte nicht nach demſelben fragen, ſondern fuhr im Roßhandel fort, und der Bauer trat kaltblütig ein. Das machte die Frau ungeduldig; ſie fuhr endlich mitten drein und ſagte: „Du haſt die Meitſcheni angetroffen im Kuttlebädli, haſt ihnen das Geleit gegeben und noch Wein gezahlt im Schnausacker? Ich habe ihnen geſagt, wie unverſchämt es ſei von ihnen, dich in Koſten und Unmuß zu bringen. Du mußt es nicht für ungut haben, es iſt wilde Züg, und ſo an einem Nebenausort lernt man nicht zimpfer und gattlich thun, da macht Jedes, wie es ihns ankommt.“ Nun, die Einleitung war ſo übel nicht, ſie bewährte ſich, ſie brach endlich Michel das Maul auf. He, ſagte er, wenn ſie nicht mehr über ihn zu klagen hätten, als er über ſie, ſo ſei z'Sach recht. Es wäre wohl gut, es wären alle Meitſchi ſo. Er wolle es gerade aus ſagen: er begehrte die Größere, Mädi heiße ſie, glaube er, zur Frau, wenn ſie nichts dawider hätten; er habe es ſchon dem Meitſchi geſagt, und er glaube nicht, daß es demſelben ſööli z'wider wär. „Sie haben geſagt, du ſeieſt der Knubelbauer, iſt's?“ fragte der Mann. Nun begann Michel wieder ein langes Kapitel von Erläuterungen und Entſchuldigungen, welches er mit einer Berufung auf die beiden Mädchen ſchloß; die könnten reden, ſagte er, ob er ein ſolcher Ausbund von Uſlath ſei, wie die Leute aus ihm machen möchten. Er habe ſich betragen, daß er es verſprechen dürfe, und daß ſie mit ihm zufrieden zu ſein Urſache hätten, und nachfragen könne man, ob er daheim ſeine Leute plage. Es ſei mancher brävere Menſch geweſen als er ſei, dem man einen noch viel wüſtern Lärm gemacht als ihm, und ganz z' Leerem (mit Unrecht). Die Meitſchi ſollten kommen und reden, und Mädi könne dann auch ſagen, was es ihm für Beſcheid gegeben, ſagte der Vater. Die Mutter ging hinaus und kam endlich mit dem Beſcheid wieder, ſie bringe die Meitſcheni nicht herein; ſie hätten Nichts zu klagen, ſei ihre Ausſage, und Mädi habe geſagt, es hoffe nicht, daß es uns erleidet ſei, daneben könnten wir machen, was wir wollten, wir verſtünden es beſſer, und wenn wir meinten, es ſei ſein Glück, ſo wolle es ſich drein ſchicken. Das ſei guter Beſcheid, ſagte Michel; er hoffe, die Sache ſei jetzt richtig. „O hä, Bürſchli,“ ſagte der Bauer, „ſo geſchwind iſt das nicht gemacht! Ich werfe meine Meitſchi nicht dem erſten Beſten eys Gurts an Hals, wie ein Jude ſeine Waare auf das erſte Gebot; z'Sach muß doch zuerſt überſchlagen, unterſucht und g'lugt ſy, wie me z'Sach mach.“ „Du wirſt meinen, du hockeſt am G'richt,“ ſagte die Mutter, „und es müß e Acker g'ferget ſy, und kein Pünktli vergeſſen. Daneben mach, was du willſt; es geht keinem Menſchen ſo übel wie mir, wenn Mädi fortgeht, das iſt Eins! Aber eben deswegen gönne ich ihm ſein Glück, wie bös es mir auch geht.“ Sie fing an zu ſchluchzen, nahm die Schürze vor das Geſicht und ging ab. Es iſt ſonderbar mit den Weibern: kaum ſtreckt ihnen ein Töchterlein das Näschen in die Welt, gehen ſie auf den Eſtrich, überſchauen Land und Leute, Berge und Thäler, und überſchlagen, wo wohl das paſſendſte Männchen für ihr Töchterlein bereits geboren ſei. Auf das Männchen, deſſen Perſönlichkeit aber gewöhnlich wechſelt im Verlauf der Jahre, iſt fortdauernd ihr Augenmerk gerichtet, und erſcheint endlich wirklich Einer und will z'Meitſchi, ſo hüpfet wohl innerlich ihr Herz vor Freude, aber äußerlich thun ſie doch, als ob ſie wieder in's Kindbett kämen. Es wird halt ſo der Brauch ſein. „Sag dem Meitſchi, es ſolle kommen, es kann ſeine Sache ſelbſt dazu ſagen!“ rief der Bauer ſeiner Alten nach, und Mädi kam endlich. Der Alte ſagte: „Du mußt dein Wort auch dazu geben, ob es dir anſtändig iſt oder nicht, ehe man die Sache weiter treibt, damit, es mag gehen, wie es will, es nachher nicht heißt, wir ſeien Schuld, wir hätten es erzwungen.“ Da fing auch Mädi an zu gruchſen und ſagte, es ſei ihm hier noch nicht erleidet, es hoffe, es ſei ihnen auch nicht erleidet. Man wiſſe gar nicht, was man habe und wie wohl es Einem ſei, wenn man ledig ſei; daneben werde es einmal ſein müſſen, was Einem geordnet ſei, dem entrinne man nicht; da wolle es nichts dawider haben. Wenn ſie glaubten, es ſei ſein Glück und es mache es gut, ſo wolle es ſich in Gottes Namen darein ſchicken. Dazu flattirte es dem Bäri, krauete ihm am Kopf, den derſelbe auf ſeinen Schooß gelegt hatte, daß Michel immer denken mußte, er wollte, er wäre der Bäri; ſelb düchte ihm auch angenehm, wenn Eine ihm am Kopf krauete.

Man ſieht, die Unterhandlungen waren im beſten Gange und endigten damit, daß Michel da übernacht blieb und die

Verabredung getroffen ward, daß am Dienſtag oder Mittwoch der Bauer mit dem Meitſchi auf G'ſchaui kommen ſolle, unter dem Vorwand wegen dem dreijährigen Roſſe, um das ſie ebenfalls auf G'ſchaui hin gehandelt hatten. Am folgenden Morgen nahm Michel Abſchied, aber ſchon ganz heimelig. Es war, als wenn über Nacht die zukünftige Verwandtſchaft ſchon in ein bedeutendes Wachsthum gekommen wäre, und der Handel gar nicht zweifelhaft ſei. So kühn und ſtolz, wir möchten ſagen ſo ganz von Glück geſättigt, war Michel noch nie durch die Welt marſchirt. Jetzt hätte er, was ihm einzig gefehlt auf der Welt, und Eine, wie es auf der Welt Keine mehr gebe, ſo kam's ihm vor. Die Küherstochter ſei wohl die mächtigere geweſen und die gefärbtere im Geſicht, ſei aber Eine geweſen faſt wie ein Mannevolk von grobem Schlag innen und außen. Dagegen ſei Mädi eben recht, nit z' grob und nit z' ring (ſchmächtig), gerade wie es einem Weibervolk gut anſtehe, klug und witzig, und habe ein Herz wie eine Ankeballe (Butterballe) im Mai ſo lind, und ſüß wie Honig. Was Anni luegen werde und eine Freude haben! Er hätte für ſein Leben gern was angefangen, eine tüchtige Prügelei z. B., ſo eine rechte Bürgerluſt, aber es war Werktag und daher keine Gelegenheit dazu: die Menſchen waren an der Arbeit, die Wirthshäuſer leer. Er kam nahe bei dem Wahrſager vorbei; das fiel ihm plötzlich ein; er lenkte gegen ihn ein, wollte ihn auf die Probe ſtellen, ob er wiſſe, was gegangen, wollte den fernern Verlauf vernehmen.

Das Männchen konnte Michel zu ſeiner großen Verwunderung Punktum ſagen, was gegangen war. Ferner ſah daſſelbe in ſeiner Flaſche eine große Hochzeit und ſchließlich eine Menge Kinder. Michel war ganz erſtaunt und ſo freudig, daß er diesmal nicht blos drei Batzen, ſondern einen ganzen Zehnbätzler ſchwitzte, eine Freigebigkeit, welche dem

Mannli noch nie vorgekommen war. Es ſagte daher zu Michel: „Wenn ich dir was dienen kann, ſei es Tag oder Nacht, wenn dir was geſtohlen worden, oder ſonſt was haſt, das du gerne wiſſen möchteſt, ſo ſprich zu, wenn es zu machen iſt, ich will dir helfen. Von wegen ich will dir ſagen, daß es mit dem Wahrſagen noch eine wunderliche Sache iſt und viel auf die Perſon ankommt: bei lautern, gutmeinenden Leuten, wo Andern auch was gönnen und nicht ſo Kreuzerklemmer ſind, da wird die Sach viel lauterer im Waſſer und es zeigt ſich Alles viel deutlicher an. Hergegen bei böſen, wüſten Leuten wird es ganz trüb; es iſt mir ſchon begegnet, daß das Waſſer worden iſt wie ein Erbsmuß, daß ich gar nichts machen konnte. Von ſolchen Leuten machte ich, daß ich wegkam, je eher und je weiter je lieber, man weiß nie, was mit ſolchen Leuten geben kann, von wegen der Teufel iſt ein Schelm.“

Anni hatte nach Sami's Bericht keine Ruhe mehr gehabt. Sami hatte viel Phantaſie, machte alleweil Dichtung und Wahrheit untereinander, ohne es ſelbſt zu wiſſen, aber diesmal machte er eine Beſchreibung von der Perſon, wie das eine ſei, und von ihrem Hofe, was das für einer ſei, daß Anni ein Mal über das andere ausrief: „Sami, du lügſt! Bub, ſchäm dich, d' Mutter ſo az'lüge!“ Die offenbaren Uebertreibungen von Sami machten, daß Anni das Gegentheil für wahr hielt und meinte, Michel habe endlich Eine, aber Eine, welche des Lügens nöthig hätte, um ihre Mängel zu bedecken, eine leide, ſchlechte Perſon und vielleicht gar von der Gaſſe. Endlich, im Nachmittag erſt, kam Michel daher, rauchte ordentlich vor Glück. Das machte Anni nicht beſſer. „Es iſt,“ ſagte es, „Gott verzeih mir meine Sünd! ein Löhl wie der andere. Die hat euch es angethan, das muß eine verflümerte Täſche ſein, wo euch ſo ag'heret hat, das iſt nicht mit rechten Dingen zugegangen, das wird eine ſaubere Lebtig geben bei ſolch einer Täſche, wo hexen kann.“ Was Michel ſagen mochte, Anni ließ ſich nicht begütigen. Sein Lebtag habe es nie gehört, ſagte es, daß man ſo gleichſam nur im Vorbeigang hätte den Narren freſſen können ſo an einem jungen dummen Meitſchi. Als Anni hörte, daß ſie die nächſten Tage, vielleicht ſchon morgen, kommen werde, da war ihm erſt nicht zu helfen. Es wolle brav beten, ſagte es, das werde wohl das Beſte ſein, daß die ihm nichts anthun könne, es nicht auch verblende und verhexe, wie die jungen Löhlen da. Der erſte Tag verſtrich voll bangen Wartens, aber es erſchien Niemand. Am folgenden Morgen ſagte Michel, wenn ſie heute nicht kämen, ſchicke er den Sami aus, zu vernehmen, was es gegeben, ob etwas Unguts dazwiſchen gekommen. Das war nicht nöthig; am zweiten Tage kamen ſie wirklich daher gefahren, der Bauer und ſeine Tochter.

Daß das in der ganzen Umgegend ein großes Aufſehen gab, als ein ſolch Wägeli nach dem Knubel fuhr, kann man ſich denken. Zu allen Fenſtern aus kamen lange Hälſe und reckten und dehnten ſich, als wollten ſie dem Wägelein nachfahren, und als ſie nicht weiter konnten als vor's Haus auf dem Knubel, ſollen die langen Hälſe in lauter lange Naſen ſich verwandelt haben. Auf dem Knubel aber war große Verlegenheit: Michel war verlegen, Anni war verlegen, Mädi war verlegen, am wenigſten der Bauer. Anni wußte lange nicht, ſollte es ſich zeigen oder nicht; Michel fühlte, er ſollte höflich ſein, und wußte nicht wie machen; Mädi wußte nicht, welchen Ton anſchlagen, daß er der rechte ſei, und blickte zwiſchen ſeinen langen ſchwarzen Wimpern durch, als ſuche es einen Weg zum Entſpringen. Michel wußte nicht, ſollte er erſt mit dem Vater in den Stall, oder mit der Tochter in die Stube. Endlich zog er das Erſtere vor: da mußte

Anni doch ſich zeigen und das Meitſchi hineinkommen heißen. Drinnen machte Mädi ſein Säcklein auf, holte eine kleine Jüpfe und ein Fürtuch hervor und ſagte zu Anni: „Ich habe dir da was gekramet, es iſt eine Kleinigkeit, nur um den guten Willen zu zeigen.“ Anni zog die Hände hinter dem Rücken zuſammen und ſagte: „Das hätt' ſi nüt brucht, mynetwege hättiſch nit ſölle Köſte ha; leg nume ab, leg nume ab!“ Für alles Geld in der Welt hätte es einſtweilen nichts davon angerührt, aus Furcht, das Hexenwerk könnte in Fürtuch oder Jüpfe ſtecken. Es gab gar langſam ein Wort das andere, vom Wetter erſt und dann, wann ſie aus Roſebabisegg fortgefahren, und wo allenthalben ſie ſich aufgehalten. Fluß kam in die Rede nicht. Anni dachte: wenn man es nicht wüßte, man thäte es ihm gar nicht anſehen. Mädi dachte: das iſt eine Wunderliche; allweg ſieht die eine Frau nicht gern, aber vielleicht iſt da doch noch was zu machen. Als Michel und der Bauer endlich das Roß verſorgt hatten und flüchtig die andern Roſſe überſehen, kamen ſie auch in die Stube. Ein kleiner Imbiß ward aufgeſtellt; nebſt vielen Entſchuldigungen, man gebe, wie man es verſtehe, an viel Aufwartung ſei man nicht gewöhnt; eine junge Frau könne es dann einmal beſſer machen, ſetzte Anni hinzu, nicht bös gemeint, aber doch konnte man es nehmen wie man wollte. Michel ſchlug vor, als Niemand mehr was eſſen wollte, ob ſie kommen wollten, zu ſehen, wo er daheim ſei, unterdeſſen könnte Anni Etwas z' eſſen z'weg machen. Sie ſollten doch nicht Umſtände machen, ſie hätten ja erſt gegeſſen, und das Weitere ſei überflüſſig, ſagte Mädi. He, ſagte Anni, es wolle einmal was machen, ſo gut es es verſtehe, es könne dann davon nehmen, wer möge. Als ſie draußen waren, ſagte Anni zu ſich ſelbſt: „Daß es eine Hexe iſt, glaube ich doch nicht; Hunde und Roſſe merken es ſonſt, und Bäri nahm ihm Käs ab und hat ihm flattirt; es müßte es dem auch haben anthun können.“ Als Michel ſeinen Beſuch auf ſeinem Lande herumführte, verlor ſich ſeine Verlegenheit, ſie machte dem Selbſtbewußtſein des reichen Beſitzers Platz, denn einen ſchönern Hof ſah man wirklich ſelten. Es fehlte auch am gehörigen Lobe nicht. „Ja,“ ſagte der Bauer, „wo man Geld genug hat, iſt gut bauern. Es verſteht es noch Mancher, aber er vermags nicht; ein guter Hof ſollte immer einen reichen Bauern haben.“ Darauf führte Michel ſie noch in den Spycher, das Herz oder die Schatzkammer eines Hofes, und ob dem Reichthum darin erſtaunten ſie. Es ward Mädi ganz eng im Hals; es kennte kaum ſchnaufen, wenn es dachte, es ſei möglich, daß es den Schlüſſel zu all dieſen Herrlichkeiten in die Hände bekomme und Herrin darüber würde. Es ſchwindelte ihm vor den Augen, es fand die Treppe kaum, die aus dieſem Himmel wieder hinunter zur Erde führte. Es dachte, es ſei gut, daß die andern Alle nie auf den Knubel gekommen, ſie hätten kaum ſo wüſt gethan, ſondern begriffen, daß ſie und der Hund hier zu freſſen hätten, ohne daß es Eins dem Andern zu mißgönnen brauche.

Das Eſſen war z'weg, und man aß trotz dem, daß man ſagte, man möge nichts. Anni hatte aber eine Zauberformel, mit welcher es zu eſſen zwang. Es habe es gemacht ſo gut es gekonnt, es wäre ihm leid, wenn es ihnen es nicht hätte treffen können; es werde ſie gruſen zu eſſen, was ſo eine Alte gekocht, aber es ſei doch wahrhaftig ſauber. Es hätte Allem aufgeboten, die Sache recht zu machen, daß ſie nicht einen Ekel darob zu haben brauchten. „Aber warum hockiſt du nicht herzu und iſſeſt mit? Du mußt das gute Beiſpiel geben!“ ſagte der Bauer. „Das würde ſich doch übel ſchicken,“ ſagte Anni, „wenn ich da anehocke wett, als wär ich d'Büri, bin ich doch nur eine Magd und eine alte krächelige, es iſt nichts mehr mit mir.“ „Es wär gut, es wär mit keiner Jungen minder,“ ſagte der Bauer, „man wäre beſſer z'weg als man iſt mit den Mägden, und manche Bäuerin könnte bei dir ein Exempel nehmen. Es iſt Alles ſo ſauber und aufgeputzt, als ob es Sonntag wäre; da ſieht man nirgends eine Spur, daß ſo lange keine Frau geweſen, du hielteſt das Heft gut in der Hand, es thut's dir keine Junge nach.“ Das waren Klänge, welche anklangen in Anni's altem Herzen; es machte ein Geſicht wie ein ſechszehnjähriges Mädchen, wenn man ihm ſagt, wie wunderſchöne Augen es doch habe. Es ließ ſich doch endlich herbei, ſaß ſo halbers an dem Tiſch, weil es fand, das ſei ein b'ſunderbar weiſer Mann, es ſei eine Freude, dem zuzuhören. Mädi hatte in Vaters Rede die Tonart alsbald gemerkt, welche es anzuſchlagen hatte, und brauchte ſie in rechtem Maaße, daß Anni dachte, wegem Hexen habe es dem Meitſchi unrecht gethan; es begriff, wie es den beiden Jungen ſo habe gehen können, es habe von Weitem etwas Wilds und bei Nahem doch etwas Lieblichs, gerade ſo, wie es die Einen am meiſten liebten. Als Anni wieder fortpreſſirt, unter dem Vorwand, es müſſe mit der Haushaltung machen und ſehen, daß die Schweine ihre Sache bekämen, ging Mädi mit. Bei den Schweinſtällen gewann Mädi Anni's Herz vollſtändig. Es rühmte ihm nicht blos die Schweine, ſondern Mädi trug ihm auch einige Fälle vor, fragte ihns um Rath, was es für das Beſte hielte, und ſchien ſonderbar zufrieden mit den erhaltenen Aufſchlüſſen. Es hätte ihm noch Niemand ſo deutlich die Sache zerlegen und Aufklärig darüber geben können, ſagte es. Drinnen ging das Ding auch wichtig zu und zu gegenſeitiger Zufriedenheit. „Und wie gefällt es dir bei mir, was dücht dich?“ fragte Michel. „Ich will es dir gerade heraus ſagen,“ antwortete der Bauer auf Roſebabisegg, „ich habe es nicht ſo erwartet; du biſt z'weg, wie ich es nicht bald geſehen. Ich hätte nie gedacht, daß Eins von meinen Meitſcheni an einen ſolchen Ort käme; von wegen du mußt wiſſen, ich habe meine Sache auch, aber reich bin ich nicht, muß Zinſe haben und dafür ſorgen, daß einer meiner Buben wieder vermöge Bauer auf meinem Höflein zu werden. Es käme mir jetzt ungeſchickt, wenn ich eine Eheſteuer geben müßte; einen Troſſel, wie üblich und bräuchlich, ſelb wohl, ſelb muß es haben und einen braven. Es wär mir leid, wenn es deswegen nichts aus der Sache geben ſollte, von wegen es gefällt mir hier, und eine Frau hat es nicht bös. Deine Leute haben es gut, Tauben, Hühner, kurz alles Vieh iſt zahm und hat keine Furcht, das iſt immer ein gutes Zeichen, daß man vernünftig iſt und jeder Creatur das Ihre gönnt." „Da laß dir keinen Kummer kommen; ich begehrte nicht einmal einen Troſſel, wenn es nicht wegen den Leuten wäre, und von Eheſteuer iſt gar keine Rede, und wenn du Geld nöthig haben ſollteſt, 1000 Gulden oder mehr, ſo ſag es nur, ich habe es beiſammen, wenn es dir dienet iſt, kannſt es heute mitnehmen, wenn du mir die Tochter geben willſt," ſagte Michel raſch. Wo die Dinge alſo ſtehen, muß z'Sach richtig werden.

Einigen Anſtand gab es wegem Preſſiren von Michel, der alsbald verkünden laſſen wollte. Mädi hatte Ausreden, der Bauer meinte, allweg brauche es Zeit, man müſſe Schneider, Näherin, Schuhmacher auf die Stöhr (ins Haus) nehmen, und ob dieſe alsbald zu haben ſeien, wiſſe man nicht. Aber Michel ſetzte nicht ab, und Anni, das ganz verhexet war, und doch weder Jüpfe noch Fürtuch angerührt hatte, unterſtützte ihn kräftigſt: Man kenne die Leute und wiſſe, wie ſie es machten; es ſei ja, als ob der Teufel ſie ſtüpfe, daß, wenn Zwei zuſammen wollten, ſie zwiſchenein ſtünden und Alles verſuchten, ſie wieder auseinander zu bringen. Sei ihnen dies d'r werth bei den ärmſten Leuten, was würden ſie erſt thun, wenn es ruchbar würde, der Knubelbauer hätte Eine, und noch dazu eine Fremde. Da fahre gewiß der Teufel Hunderten in die Beine, daß ſie herumfahren mit Lügen und Verläumdungen, bis ſie ein Feuer angeblaſen. Bei der Wahrheit hätten ſie Nichts zu fürchten, aber wie die Leute erſinnen und lügen könnten, hätten ſie erfahren. Sachen hätten ſie z'weg geferbet, an denen kein wahrer Buchſtabe geweſen, wo man gar nicht hätte begreifen können, daß ein vernünftiger Menſch ein Wörtlein davon geglaubt, und doch ſei es geſchehen. Die Leute hätten gemeint, etwas Wahres müſſe allweg an der Sache ſein, und ſelb ſei eben nicht, das ſei eben das Verfluchteſt. Dieſe Gründe zogen beſonders bei Mädi. Es begriff das Intereſſe, welches die Leute haben mußten, Unkraut zu ſäen, es lief bei dieſer Saat die größte Gefahr. Man wurde alſo räthig, alsbald zuzufahren, und was vor der Hochzeit nicht fertig ſei, könne man nachher machen. Michel meinte, von ſeiner Mutter ſelig ſei noch ſo viel da, daß eine Frau ihr Lebtag mehr als genug an Kleidern hätte, eine Anſicht, welche Mädi nicht beſonders einleuchtete, doch beſtritt es ſie einſtweilen nicht. — Das Roß war gekauft worden, ward hinten ans Wägeli gebunden, und gäb wie Michel proteſtirte, hatte der Schwiegervater es baar bezahlt. Wenn er ſeinen Meitlene ſchon nicht viel mitgäbe, ſo wolle er doch auch nicht ſeine Tochtermänner ausnutzen, ſeeli bös dran ſei er doch nicht, ſagte er. Das Roß ſollte das eigentliche Geſchäft verdecken und die Leute meinen machen, es habe ſich nur um das gehandelt. Aber es iſt ſchwer, der Welt in ſolchen Dingen Sand in die Augen zu ſtreuen; wie ſchlau man es auch anfängt, es gelingt ſelten.

Auf der Heimfahrt ſagte der Vater zu der Tochter:

„Du biſt ein Glücksdüpfi, du wirſt reich, du weißt nicht wie, und Michel gefällt mir. Thut eine Frau gut, macht nicht den böſen Kopf, ſondern achtet ſich ein wenig auf Jedermanns Trapp, ſo hat ſie die beſten Händel. Mich nimmt nur Wunder, wie das gegangen, daß du mit ihm im Kuttlebädli zuſammengetroffen? Da iſt mir Etwas noch nicht lauter, Meitſchi, gieb B'richt!" Da war's, als ſei Mädi ein Beſenſtiel in den Hals gefahren, es huſtete und hyſtete, und konnte lange kein ordentlich Wort zu Tage bringen. Endlich mukelte es Etwas wie: das hätte ſich ſo getroffen, es werde haben ſein ſollen. Doch der Alte war ſo leicht nicht abzufertigen: Mädi mußte endlich geſtehen, daß das alte Kreuzertrini im Spiel geweſen, daß es Michel geſagt worden, er werde die Rechte antreffen im Kuttlebädli, und daß Mädi gedacht, das werde keine Sünde ſein, wenn es hingehe und den Burſchen ſehe. Gebe es was daraus, wohl und gut, gebe es nichts daraus, ſo ſei es doch um einen Tag nicht gefochten. Der Alte vernahm ſo viel, daß er ſo ziemlich klar ſah, wie tief Mädi die Finger im Teige gehabt. Nun ſtieß er ſich ſo ſehr nicht daran, wie mancher Papa aus der Stadt ſich geſtoßen hätte, weil Mädi gegen Landesſitte ſo gröblich nicht gefehlt, ſondern blos dem Glück etwas nachgeholfen, was Hunderte vor ihm gethan und Hunderte nach ihm noch thun werden. Aber er fand doch eine ſcharfe Mahnung nicht ab Ort. „Sieh'," ſagte er, z'Sach iſt dir gerathen, aber wenn es dir auskommt, machen ſie ein Lied auf dich, und dein Lebtag mußt es hören. Und lue, Meitſchi, daß du jetzt ſolche Streiche ein für alle Mal bleiben läſſeſt, das unter dem Hütli ſpielen kommt in der Ehe niemals gut. Es iſt jetzt an dir, Allem aufzubieten, daß es gut geht; du haſt die Sache wollen, und geht es nicht gut, ſo haſt du allein Alles auf dem Gewiſſen, und mit Klagen komme nicht zu mir. Wie ich die Sache kenne, iſt es nicht ſchwer, gut zu fahren. Mußt nur nicht deinen Kopf machen, nicht meinen, es ſolle Alles nach deiner Geige tanzen. Du kommſt mit leeren Händen, meine nicht, du wolleſt dagegen mit neuen Bräuchen kommen. Du findeſt Geld und Gut, darum mußt du auch die Hausart und Hausſitte mitnehmen, ſie iſt gut, es iſt Ordnung da und Verſtand. Glaub', bei großem Unglück in der Ehe fehlt es gewöhnlich an einem kleinen Ort, und wenn die Leute ſich nicht ſteiften im Eigenſinn, ſo wäre leicht zu helfen; aber da ſieht Jedes den Splitter in des Nächſten Auge, den Balken im eigenen nicht. Die Alte trage auf den Händen, ſie verdient's, dann wird ſie dir thun, was ſie dir an den Augen abſieht; unter Tauſenden hätte Keine gehandelt wie ſie. Nimm es vor dich, dein Glück ſei unverdient, wolleſt es erſt jetzt verdienen, als eine recht gute Frau, ſo kann's gut kommen. Kommt's nicht gut, denk' daran, ſo haſt du die Schuld, du haſt's in deiner Hand. Biſt liſtig genug geweſen, die Sache bis dahin zu bringen, ſo brauch jetzt den Verſtand und bringe ſie zu einem guten Ende. Denk', was die Leute für Freude daran hätten und wie ſie es dir gönnen möchten, wenn es recht bös ginge." Dieſer Zuſpruch fand guten Boden, und der letzte Grund zog nicht am wenigſten.

Als ſie heimkamen und von den beaugenſcheinigten Herrlichkeiten berichteten, verſprißte die Mutter faſt vor Neugierde. Es ließ ſie gar nicht leben, bis auch ſie das gelobte Land, das neue Canaan erblickt; ſie fand dazu keine Gelegenheit, daher machte ſie eine: ſie legte es Michel auf die Zunge, bis er es begriff und es ihr anerbot, einmal mit Roß und Wägeli zu kommen und ſie zu holen. Die hatte aber einen andern Geiſt als Mädi. Als ſie wieder fort war, ſagte Anni, es ſei ihm lieber, es ſehe die nicht alle Tage. Da könnte man ein Beiſpiel nehmen, wie es ginge, wenn die Schwieger vor der Hausthür wohnte. Es iſt wirklich furios, wie eine große Menge von Schwiegermüttern das Vermögen oder das Hausweſen, welches ihre Töchter ermannen, als eine Erbſchaft betrachten, welche neu in ihre Familie gekommen, welche ſie nun zu verwalten, ihm das Glück ihrer Bewirthſchaftung zukommen zu laſſen hätten, indem es bis dahin vernachläſſigt und grundſchlecht beſorgt geweſen. Nun ſolle es anders werden und ganz auf ihre Mode eingerichtet, dann komme es gut, meinen ſie; können ſie es nicht geradezu ſelbſt machen, ſo machen ſie ihren Töchtern katzangſt, himmelangſt, todesangſt, daß, wenn nicht bis übermorgen Alles nach ihrem Kopf eingerichtet ſei, gingen ſie zu Grunde, ſelb fehle nicht. So ungefähr that auch die Roſebabiseggbäuerin auf dem Knubel. Sie ſagte den ganzen Tag wenig anders, als: „Hör', das kommt dir nicht gut, das mußt ſo und ſo machen, es kommt dir ganz anders, Mädi wird dich ſchon b'richten; das habe ich dreſſirt, das kennt z'Sach, das laß dann nur machen, z'Sach wird bald eine andere Naſe haben!“ Es machte Anni Angſt. Wenn die Tochter auf die Mutter höre, ſo habe die Sache gefehlt, die ſei ein ſturmer Zwänggring, wie ihm noch keiner vorgekommen, ſagte es. Doch Michel brachte Troſt: z'Meitſchi habe geſagt, ſie ſollten nicht Kummer haben, daß es der Mutter nachfahre und z'Sach alle nach ſeinem Gring haben wolle; wie es z'Sach finde, ſei ſie ihm recht. Es wiſſe wohl, daß man die Sache auf mehr als einem Weg gut machen könne, und es meine nicht, daß es nicht noch viel lernen könne. Das ſei b'ſunderbar weislich g'redt für es Wybervölkli und noch dazu für ein junges, urtheilte Anni. — Als die Ehe zum erſten Mal verkündet wurde, ſo ziemlich unerwartet, gab es großen Lärm im Land und großen Zorn. Es war faſt, als ob der ganzen mannesfähigen Weiberſchaft und ſämmtlichen Müttern ein großes Unrecht angethan worden ſei, das gar nicht anzunehmen, nicht geduldet werden könne. Wie es manchmal Fröſche regnet und manchmal von Kröten wimmelt, als ob es lebendig geworden im ganzen Erdboden, ſo wimmelte und gramſelte es zwiſchen dem Knubel und Reiſebabisegg, und noch weit darum herum von Füßen und Beinen, welche Weibern gehörten, die ſchrecklich thaten über das unerhörte Verbrechen, daß Zwei einander heirathen wollten; die ſagten, es ſei vor Gott und Menſchen nicht recht, es ſo zu machen, und wenn es z' machen ſei, ſo müſſe die Sache verſprengt ſein, es könnte ja ſonſt ein Unglück geben, dann hätte man es auf dem Gewiſſen, wenn man es hätte wehren können und es nicht gewehrt. Da ſtieben Gerüchte dicht durch's Land, wie es ſtäubt in einer Mühle oder einer Tenne, wenn brandig oder grau Korn gedroſchen oder gemahlen wird. Dieſe Gerüchte wurden aufgefangen und, unter dem Scheine des zärtlichſten Wohlmeinens, je nachdem ſie lauteten, entweder auf den Knubel oder auf Reiſebabisegg getragen. Wenn alle dieſe Gerüchte wahr geweſen wären, ſo wären Michel und Mädi jedenfalls zuſammengekommen, aber nicht in der Kirche, ſondern am Galgen. Wir wollen die Schandthaten alle, welche Beiden nachgeredet wurden, nicht aufzählen, blos bemerken, daß eine der geringſten von Mädi war, daß es Kinder vertragen (ausgeſetzt), von Michel, daß er der Obrigkeit den Strick verzinſe (d. h. einen geheimen Mord mit Geld geſühnt). Man ſetzte gewöhnlich hinzu, man wolle nicht ſagen, es ſei, beweiſen könne man es nicht; aber es werde ſein, es gebe Leute, welche ſagten, es ſei gewiß, und wenn ſie reden wollten, ſie wüßten noch ganz andere Dinge, und ebenfalls gewiß. Es iſt merkwürdig, man erwartete, daß es ſo kommen werde, und als es wirklich ſo kam, war man doch nicht gehörig gefaßt, d. h. man konnte ſich eines gewiſſen Eindruckes nicht erwehren, jedes vernommene Gerücht hinterließ Stacheln, und wenn man ſie auch ausriß, d. h. ſich einredete, man glaube ſie nicht, ſo blieb doch immer Etwas ſtecken. Das iſt eben das Verfluchte an ſolchen Gerüchten und das Schlechte an unſerer Natur, daß ſie meiſt Etwas zurücklaſſen, wie widerſinnig ſie ſein mögen, wie der Teufel, wenn er auch verſchwindet, immer Etwas hinterlaſſen ſoll, einen verfluchten Geſtank nämlich. Doch ging das diesmal ſo übel nicht und zwar darum: Einmal traf Michel Mädi mit verweinten Augen an und in einer Stimmung, daß es ihn kaum mit dem Rücken anſehen mochte, kein Wort konnte er aus ihm herausbringen. Mädi hatte vernommen, Michel habe Eine im Haus, von welcher er bereits ein ganzes Regiment unehliche Kinder habe, von der werde es Etwas ſchmöcken. Das ſagte der Vater dem Michel. Darauf packte Michel auch aus, was er vernommen, unter welchem das Ausſetzen von Kindern, das Liefern in's Findelhaus nach Mailand von wenigſtens ſieben an der Zahl bei Weitem nicht das Aergſte war. Das fuhr Mädi ſchrecklich in's Gemüth, aber kurirte es, d. h. ſo weit, daß es ſagte, es hätte nicht geglaubt, daß die Leute ſo teufelſüchtig lügen könnten; wenn ſie es ihm ſo machten, ſo werde es wohl ſein, daß auch nicht Alles wahr ſei, was ſie über Michel ſagten, vielleicht ſei Alles erlogen; das werde ſich dann bald zeigen. Man wurde räthig, Jede oder Jeden, welche ein ſolches Gerücht auspacken wollten, mit dem Stock vom Hauſe weg zu jagen: das half gegen das Geſindel. Dann kamen Verwandte angeſtiegen, Götti und Gotte, wimmerten und thaten kläglich, man ſollte doch recht noch beſſer ſehen und ſich wohl beſinnen, ehe man den Fuß recht im Lätſch hätte. Sie wußten wohl, ſie kämen mit ſolchem Rathe nicht wohl an, aber hintendrein habe ſchon Mancher eingeſehen, wer es wohl mit ihm gemeint und wer nicht. Die weiblichen Rathsherren gebrauchten gewöhnlich ſogar das Schnupftuch, ſchnupften erſt brav, wiſchten ſich dann die Augen mit Macht. Gegen dieſe mit dem Stocke zu agiren, ſchickte ſich nicht wohl; man ſuchte ſie zu verbrauchen ſo gut man konnte, und wehrte ſich gegen böſe Eindrücke nach Vermögen. So ſchlug man ſich glücklich durch bis zum Hochzeitstage. Am Abend vorher ward von den Freunden Michels tapfer geſchoſſen; man kannte Michels offene Hand. Aber in's fröhliche Schießen klangen von ferne her die wüſten Töne aus großen Kuhhörnern zu Spott und Hohn. Man will behaupten, dieſe wüſten Muſikanten ſeien beſonders von weiblichen Mächten beſtellt, inſtruirt und dirigirt worden.

Trotz allem dem richtete Michel eine ſtattliche Hochzeit aus. Mit mehr als zwanzig Wagen fuhr er zur Trauung, und wie manche Piſtole knallte, wiſſen wir nicht. Ein Wunder war's, daß nicht großes Unglück geſchah; die jungen, ungewohnten Pferde wurden ſcheu, zerſchlugen die Gabeln, Räder fuhren ineinander, Piſtolen ſprangen, und doch wurde Niemand beſchädigt, daß es der Rede werth war. Das nahm man für eine gute Vorbedeutung, und mit Recht, denn gut ging es. Michel wurde nie reuig, und ſeine Frau noch viel weniger; es gab ein ſehr glückliches Ehepaar. Michel gab aber auch einen Mann ab, als die Frau ihn nach und nach von den Kinderſchuhen entwöhnte; es blieb ihm nur das einfache, treuherzige Weſen, welches jedem Manne wohl anſtände, wenn er es hätte. Aber nie getraute ſich ſeine Frau, ihm das Geheimniß vom Kuttlebäbi zu enthüllen. Sie dachte, es trage nichts ab; beſſer begehre ſie es nicht, aber es zu verbeſſern, begehre ſie auch nicht. — Anni hatte große Freude, als es wieder wirkliche Kindermutter werden konnte, und hätte ſich dieſes Amt um kein Geld der Welt abkaufen laſſen.

Daß ein Kind nach dem andern kam, machte ihm aber Angſt: wenn ſchon viel Sachen da ſeien, ſo gebe es zuletzt doch gar zu kleine Häufchen, und wer dann Bauer ſein wolle auf dem Knubel? jammerte es. Das letzte der Kinder erlebte es nicht, und alle erhielten trotz Anni's Angſt ihren ſchönen Theil, denn bei Allem war Gottes Segen, und auf dem Knubel wird ein Bauer bleiben, ſo lange Gottes Segen droben bleibt, ſo lange fromme Eltern ſorgen und hauſen, daß ſie den Segen hinterlaſſen können, der den Kindern Häuſer baut.

Die Schlachtfelder.

Am Himmel war ein ſchöner Tag, viel Staub war auf Erden, Menſchenmaſſen wirbelten den Staub auf, ſtörten ſeine Ruhe, er aber ſetzte ſich in die Augen, trübte den Himmel. Große Maſſen blieben auf großem Felde ſtehen, und Einige aus ihnen traten vor und thaten lange Reden von Denen, welche auf dieſem Felde moderten, und dann redeten ſie noch länger von Denen, die auf dieſem Felde ſtanden, und manchmal wußte man nicht recht, wie ſie von den Einen auf die Andern kamen, und was die Einen gethan und was die Andern thun ſollten. Die aber, welche nicht redeten, wurden ungeduldig und durſtig, an's Trinken und den Schatten unter den langen Zelten dachten ſie mehr, als an die Helden da unten; die langen Reden hatten ihnen das Andenken an ſie vertrieben. Endlich lief die letzte Rede aus, die Menge aber dem Schatten und dem Eſſen zu, wo ſchon Viele vorangegangen waren zum großen Aerger der Nachkommenden. Als man ſaß, aß und trank, da kam nach und nach die Behaglichkeit, und aus der Behaglichkeit wickelte ſich allmälig die Begeiſterung und ſchwoll gewaltig an unter Eſſen und Trinken, machte die Reden wieder flüſſig, und Trinkſprüche donnerten aus allen Ecken, wie Kanonendonner in der Schlacht, und hintendrein ſchollen die herzbrechenden Töne der Menge, ſo gleichſam Generalſalven der Maſſen. Jetzt ſenkte ſich eine erhabene Stimmung über das Volk, Jeder fühlte ſich ein Held, und der Muth trat zu den Augen aus, kuraſchirt in's Feld hinaus, wo kein Feind war, wenn aber einer da geweſen wäre, ſo hätte man erfahren, was aus Muth und Feind geworden wäre.

Aber je herrlicher es ging, deſto wehlicher ward mir um's Herz. Thränen drangen mir herauf aus der Seele tiefunterſtem Grunde, und die Toaſte und das Getöſe ſchnitten mir ſchmerzlich durch die Nerven, und vor meinen Augen flimmerten ſeltſame Gebilde. Es war mir, als ſtünden draußen vor den Zelten die Helden, welche die Schlacht geſchlagen, und ſchauten mit wunderlichen Augen über die Enkel hin, die ſo muthig thaten, ſo hoch ſich vermaßen, und aus den funkelnden Geiſteraugen drangen unnennbare Schauer auf mich ein. Sie jagten mich durch den Zauberkreis der Helden, den ich blindlings durchbrach, der mit unausſprechlichem und doch leiſem Gepraſſel ſich mir öffnete, und hinter mir drein praſſelten neue Toaſte und jagten meine wehmüthige Seele, verfolgenden Schatten oder geſpenſtigen Jagdhunden gleich, durch Buſch und Feld, durch Stadt und Maſſen, bis ich ein einſames Plätzchen fand, wohin kein ſtreifend Pärchen mich verfolgte, keine Töne zu hören waren, als das Säuſeln des Windes in des Kaſtanienbaumes ſchwerem Laube. Mauern umfaßten den ſtillen Ort, wo ich auf kleinem Hügel in kühlem Schatten ſaß; es war auch ein Schlachtfeld, ein Schlachtfeld, das Tauſende von Kämpfern verſchlungen hatte und noch Tauſende verſchlingen wird — es war ein Kirchhof. Hier ruhen nicht blos die Opfer einer blutigen Stunde, von menſchlichen Waffen durch ebenbürtigen Feind beſiegt, hier ruhen, reihenweiſe aufeinander, Geſchlecht um Geſchlecht ſeit Jahrhunderten; hier ruhen die Kämpfer mit dem Leben durch den Tod beſiegt. Wie tapfer und wie feig

Einer gefochten, der Tod ſtreckte ihn nieder zur beliebigen Stunde. Es war heilige, geweihte Erde, auf welcher ich ſaß. Zu manchem Gebilde muß die Erde dienen, muß den Leib ſpenden dem ſcheußlichen Wurm und der lieblichen Blume, muß die Materie geben zum hölzernen Klotze und zum Leibe des vernünftigen Menſchen, dem Ebenbilde Gottes. Die Erde aber, welche dem Menſchen gedient zur ſichtbaren Hülle, iſt geheiliget, geweiht vor jeder andern Erde, ſoll nicht mehr erniedrigt werden zu gemeinem Dienſte, darf höchſtens noch Blumen kleiden, als die ſichtbaren Zeugen, daß verklärt der Erde entſteigen werde, was dunkel und unſcheinbar in ſie verſenket ward. Darum, wenn Gott den Geiſt der Menſchen wieder zu ſich rufet, wird die Hülle aus Erde hierher gebracht, als wie in heiligen Raum, und durch Mauern geſondert von der Erde, die gemeinen Gebilden nur dienet. Es iſt ſelten ein Menſch, den nicht ein eigenes Gefühl anwandelt, wenn er in dieſe Mauern ſchreitet, der nicht mit einer Art heiliger Scheu ſeinen Fuß auf die Aſche ſetzet, die einſt im Gebilde des Menſchen ſo hoch gewürdigt werden, ſo herrlich ſich dargeſtellet hatte. Wie mancher Kämpfer hatte wohl ſeine ſterbliche Hülle geben müſſen, damit der kleine Hügel ſich bilde, auf dem, tief ſinnend, ich ſaß! Ach, es iſt ſo wenig, was vom Sterblichen bleibt: eine Hand voll Aſche, ſagt der Dichter. Und die Hand braucht nicht einmal groß zu ſein, welche ſie faſſet. Bleibt aber nichts, als die Hand voll Aſche? hinterlaſſen Tauſende der Kämpfer nichts, als einen kleinen Hügel, den mit zwei Schritten ein Menſch überſteigt? So ſann ich, und vor mir thürmte neben dem kleinen Hügel ein mächtiger Berg ſich auf und ſchwindelnd ſaß ich oben auf deſſen Spitze, und dieſer Berg war mein, war vielen Andern noch, und ich hatte bis dahin von dieſem Berge nichts gewußt, und wie mir geht es tauſend und aber tauſend gedankenloſen Sterblichen. Ich ſah, daß nicht nur jedes Geſchlecht Großes hinterlaſſen, ſondern auch jeder Kämpfer, der Feige wie der Tapfere, etwas Gutes oder etwas Böſes, etwas Erkämpftes oder etwas Verſäumtes, etwas Erfundenes oder etwas Zerſtörtes, Thaten in der Welt, Eindrücke in den Seelen; aus dieſer Hinterlaſſenſchaft wuchs der Berg empor. Und je mehr ich dieſen Berg in's Auge faßte, deſto ungeheurer ward er, ſein Fuß deckte die Erde, ſeine Spitze ſtrebte zur Sonne, und Jeder, der da lebte, hatte ſeinen Theil daran, es war das Erbgut des lebenden Geſchlechts, und Jeder, der da geſtorben war, auch wenn ſein Name mit ihm zu Grabe geſenket war, hatte zum Berge, dem Erbgute der Lebendigen, ſeinen Theil beigefüget, ſo gewiß ſein Leib zu Staube geworden, um ein Häufchen den Staub der Erde vermehrt hatte.

Was wir haben in Haus und Herz, was wir ſind vor Gott und Menſchen, was wir brauchen in Feld und Holz, in Küche und Keller, es iſt das Meiſte und Beſte von frühern Geſchlechtern her, es ſind ihre Erfahrungen und Erfindungen, ihre Erwerbungen und ihre Entdeckungen, die uns zu gute kommen, auf die wir abſtellen, um zu Höherem und Beſſerem zu gelangen. So hat jeder Lebende Theil an der ungeheuren Erbſchaft, und wer nicht krank iſt an tollem Uebermuth, danket denen da unten für die Mühen, deren Früchte wir ernten in ſo reicher Fülle. Wie ich dieſes dankbar dachte in demüthigem Gemüthe, und wie wir nichts wären ohne Die, welche uns vorangegangen, gedachte ich Derer, die zunächſt vor mir geweſen, und als ob dieſe alſobald aus den Gräbern erſtünden, war es mir.

Vor mein geiſtiges Auge trat mir die holdſelige Mutter, die meine innere Welt mir gebaut; ihr Sehnen und Ahnen, ihr Träumen und Trachten mir zum Erbe gemacht hatte, aus deren freundlichen Blicken, welche ſie verſenket hatte in mein Herz, lebendigen Sonnenſtrahlen gleich, die ſchönſten Freuden, die reinſten Stunden mir entſproſſen waren. Und neben ſie trat der feſte Vater, der mir den Ernſt vererbt, der mit dem Heiligen nicht ſpielt, keine leichte Achſel hat für irgend eine Pflicht, die Demuth, die nie ſcheinen will, was man nicht iſt, immer mehr thut, als Einem zugetraut wird, die Treue, die nie nach Dingen trachtet, welche über Vermögen ſind, dem Uebernommenen aber obliegt mit der ganzen Innigkeit der Seele, mit der Kraft, welche nicht im Lohn der Welt ihre Nahrung hat, ſondern im Bewußtſein des Kindes Gottes, der ſeine Liebe, ſein Thun auch nicht miſſet nach der Menſchen Dank und Lohn. So hatten ſie unſchätzbare Schätze mir hinterlaſſen und dazu noch Manches, um deswillen die Menſchen reich mich nannten. Ich war ein dankbares Kind geweſen, die kleinſte Schuld, welche ſie hinterlaſſen, hatte ich getilget, die geringſte Verpflichtung gelöſet, hatte ihnen bei vielen Armen ein dankbares Andenken zu ſtiften verſucht, mit ſchönen Tafeln ihre Gräber gezieret, und ſo oft mein Mund Gelegenheit hatte, legte ich Zeugniß ab, daß ich den Eltern Alles zu verdanken hätte, denn wenn ich ſelbſt auch Vieles errungen, wer war es, der die Kraft dazu mir gepflegt, zur Ausübung mir den Sinn gegeben?

Doch war es mir, als ſeien ihre Züge überſchattet von einem düſtern Wölkchen, als läge eine Bitte in ihrem verklärten Auge. Ich mühte mich um deren Verſtändniß, aber lange ging es mir nicht auf. Ich hatte Alles ausgerichtet, was ſie mir anbefohlen, alle Schulden getilget, welche ſie hinterlaſſen. Alle? Hatte ich nicht eine doppelte Erbſchaft angetreten, Schulden waren bei der einen, keine bei der andern? Hatte ich nicht eine geiſtige Schuld ererbet, die zu tilgen war, hatten die Eltern nicht auch in Schwachheit ausgeſäet, was zu jäten war? So dachte ich, und auf der Seligen Angeſicht ging es wie eine Sonne auf, und eine Liebe ſtrahlte zu mir hin, wie ich ſie nie empfunden. Da erkannte ich, daß ich ihre Bitte verſtanden, und Schwächen tauchten auf, die ich von Vater und Mutter ererbt, die ich um ihretwillen faſt lieb gehabt, die ich ihrer Sühnung opfern mußte. Und wie ich einmal das Verſtändniß hatte, ſah ich noch außer mir des Mehreren, welches ſie hinterlaſſen, das zu tilgen, das zu ſühnen war. Genoß ich das Gute, ſo hatte ich zu tilgen ihre Schulden mit dem Gut, das ich in Beſitz genommen, nicht leiblich blos, geiſtig auch. Es war mir, als weihe dieſer Gedanke mich ein zum heiligen Prieſter, der zu opfern hätte zur Sühnung der Todten, aber nicht todtes Geld, nicht unſchuldige Thiere, ſondern ein Streben in heißer Liebe, das Unkraut zu tilgen, welches im großen Weltenacker die Geſtorbenen hinterlaſſen. Und iſt dieſer Glaube etwa neu? Haben nicht unſere katholiſchen Brüder auch den Glauben, daß die Ueberlebenden ſühnen müßten die Vorangegangenen, und verſuchen mit Meſſen die ſchuldigen Seelen zu löſen aus ihrer Pein? An die Kraft der Meſſen glauben wir nicht und mit Recht, mit Geld löſet man Seelen nicht, tilget geiſtige Schulden nicht, aber ſollte ein Ausreißen des Unkrautes, eine abgehauene Hand, die Aergerniß gab, ein Streben im Geiſte und in der Wahrheit, das Böſe zum Guten zu wenden, keine Sühnung ſein, kein heilig eigenthümlich Prieſterthum?

Wie ſich dieſes mir klar und heiß ſtellte vor das innere Auge, ſo drängten um Vater und Mutter ſich Tauſende von Geiſtern. Schaaren wallten daher wie aus dem Boden herauf, das letztvergangene Geſchlecht voran, und in tiefem Hintergrunde reihten ſich frühere Geſchlechter auf, und ſie nickten Alle mir freudig zu, umfloſſen mich. Es deuteten mir die Nächſten auf die Sünden des vergangenen Geſchlechts, auf Unkraut, welches mir zur Hand lag, auf Thorheiten, welche in meiner Seele waren, auf Richtungen, welche vom Uebel waren. Und Väter kamen und gaben mir Botſchaften an ihre Söhne, und Mütter ſagten mir, weſſen ihre Töchter gedenken ſollten auf ihren Gräbern, was ſie zu thun hätten zur Sühnung ihrer Seelen. Und Manches trugen ſie mir auf, an das ich nie gedacht, und Manches, daß das Herz mir bebte in der Bruſt. Und wenn ſie mich gebeten hatten, ſo ſagten ſie: wenn ihr Lebendigen uns ſühnet, die ihr Prieſter der Todten ſeid, dann vermögen wir eurer in Liebe zu gedenken in des Vaters Reich.

Dieſe Worte waren mir erſt wie eine dunkle Kohle, aber vom Hauche des Geiſtes angewehet, erglimmte ſie, bis die Kohle zum ſtrahlenden Sterne ward.

„Gedenke mein, wenn du in deines Vaters Reich kommſt,“ hatte der Schächer gebeten; „heute ſollſt du in meinem Reich ſein,“ hatte der Herr ihm geantwortet.

Gedenken wohl die, welche im Herrn ſterben, wenn ſie in des Vaters Reich kommen, Derer, welche hier im Leben mit ihnen gelitten und geſtritten, und ihre Rechtfertigung verſuchen, nach Vermögen?

Da war es, als ob dieſer klar gewordene Gedanke neue Freude göſſe über die vergangenen Geſchlechter, und von ihnen her erglänzte mir die Antwort: „Gedenket unſerer in euerm Schalten und Walten, euer Leben ſei unſere Sühnung, dann wollen wir eurer gedenken beim Vater mit Bitten und Flehen, euer Leben ſoll Gnade und Segen ſein, unſere Seligkeit ſoll euere Heiligung ſein.“ Und dieſe Antwort ward in meiner Hand zum Schlüſſel, mit dieſem Schlüſſel öffnete ich den Himmel, und ich ſah, wie vom Throne des Unſichtbaren Gnaden und Segen in vollen Strömen floſſen auf die

Bitten der Seligen über die, welche in wahrer Treue der hinterlaſſenen Aſche bauten.

Dieſen Schlüſſel wollte ich legen in andere Hände, damit ſie auch ſchauten in dieſe Herrlichkeit zur Zerknirſchung, aus welcher die Belebung wächſt. Aber der klare Himmel ward ihnen zu trübem Nebel, der Schlüſſel ein zuckender Blitz im Sonnenlicht, ein zerſchneidendes Schwert, das durch die Seele fährt. Das waren Die, welche das ererbte Böſe bauten, zerſtörten das ererbte Gut, welche das Erbtheil täglich kleinerten, die Schuld muthwillig mehrten, Unkraut pflegten und ſäeten, mit frevler Hand Hohn ſtreuten dem vergangenen Geſchlechte, Gift miſchten für das kommende, den Himmel verachteten, die Erde verhunzten; das waren die Kinder, welche die Eltern verachteten, die Söhne, welche ſich vor Götzen wälzten, die Töchter, welche ſich ſelbſt anbeteten. Dieſen Allen ward der Schlüſſel in ihren Händen zur Schlange, aus der Schlange aber wollten ſie einen Grabſtein machen und ihn decken auf meine Träume, wollten die Schlange zur Geißel machen, wollten mit ihr die treuen Söhne und Töchter jagen in ihre Gräber. Aber ſie vermochten es nicht. Das Bewußtſein, daß wir Nichts wären ohne die Geſtorbenen, nichts als nackte Wilde in düſtern Sümpfen und Wildniſſen, unſere Seele ſelbſt Sumpf und Wildniß, wollte nicht erlöſchen, in unſern Seelen flammte die Treue immer höher auf, und in den Herzen brannte die Liebe immer heller, und Treue und Liebe trachteten zu tilgen unſere Verpflichtung durch Sühnung der Geſtorbenen. Sünde ward uns der tolle Uebermuth des gegenwärtigen Geſchlechtes, und von den Lebendigen ſchlang ſich ein Band durch den offenen Himmel um die Seligen, und das Grab war keine Kluft mehr, der Tod war eine Thüre, und wie die Lebendigen für die Todten opferten im Geiſte und in der Wahrheit zur Sühnung des gepflanzten Böſen, des verſäumten Guten: ſo gedachten die Todten der Lebendigen beim Vater im wahren Treuen, in geläuterter Liebe, baten um den Geiſt der Kraft für ihre Kinder. Wenn in enger Hütte ein armes Mütterchen im Sterben liegt, und ein Kind nach dem andern kommt, es hat Beſcheid erhalten, das gute Mütterchen wolle fort und möchte noch Abſchied nehmen für dieſe Welt, ſo bringt das eine einen Lebkuchen mit, ein weißes Brötchen das andere, das dritte einen Wecken, das vierte eine Halbe guten Wein. Vom beſten hatte es gefordert für eine Sterbende; daß der Wirth ihm dennoch halb Gurzeler hineingelaſſen, weil er weder Lebenden noch Sterbenden ein gutes Tröpflein gönnte, das wußte es nicht.

So kommen ſie Alle mit etwas Gutem, und weinen und möchten dem Mütterchen noch ein Zeichen der Liebe thun, und Jedes bittet: „ach, Mütti, nimm doch von Meinem, vom Brötchen, es iſt ſo weiß; vom Wecken, er iſt ſo lind; vom Lebkuchen, er iſt ſo mürbe; vom Wein, er iſt ſo gut“; und das Fünfte, bei welchem die Mutter wohnet, ſtehet auch dabei mit trübem Trank in der Hand und will mit blechernem Löffel die trockenen Lippen netzen. Aber das Mütti will von Allem nichts mehr, es ſchüttelt das matte Haupt; ſchon iſt ihm der Tod zum Herzen geſtiegen, nur in den Augen iſt noch Leben, da leuchtet die Liebe gar innig noch und warm, und von Einem zum Andern ſehen die Augen, bis auch ſie der Tod erreichet, mit ſeinem Dunkel ſie überſchattet, mit ſeiner Hand ſie bricht. Dann bricht bei den fünf armen Kindern der innigſte Jammer aus: eins lehnt oben ans Hauptkiſſen ſich, das andere birgt an der Fußſtätte ſein weinend Auge; die andern lehnen ſich an Tiſch und Schrank, die morſchen Pfoſten wanken. Laut ertönen die Klagen, ſie hätten jetzt kein Mütti mehr, hätten Nichts ihm noch thun können, kein Brösmeli hätte es genommen von ihren Liebesgaben, und ferner könnten ſie nichts mehr für ihns thun und thätens doch ſo gerne, das g'mühe ſie ſo ſehr. Kein Mütti hätten ſie mehr, das an ſie ſinne, an ſie denke, das drücke das Herz ihnen ab. Aber, habt ihr denn vergeſſen, ihr lieben Kinder, daß die Mutter gegangen iſt in des Vaters Reich, daß die arme Mutter jetzt eine reiche Mutter geworden iſt in des Vaters Herrlichkeit, daß ſie dort euerer Liebe gedenken wird, die ihr ihr in der letzten Stunde erwieſen, beim Geber alles Guten, daß ſie eure Heilige ſein wird? Sie hat auf Erden euch keinen irdiſchen Schatz hinterlaſſen; aber rund ſind die Batzen, ſie kommen und ſchwinden, man weiß nicht wie, und wo Gottes Segen nicht iſt, da klebet der Fluch daran und verderbet Leib und Seele in die Hölle. Sie aber hat ihr Leben an den Schatz im Himmel geſetzet, iſt zur Heiligen ihrer Kinder geworden, ſpeiſet und tränket ihre Seelen zum ewigen Leben, zieht mit Macht und Kraft ſie nach oben.

Lachet nicht, lieben Leute! Ehedem gaben große Städte großes Geld für einen einzigen Heiligen, lebten glücklich im Glauben an ſeine Macht und Kraft, ſeinen Schutz und ſeine Fürbitte. Den Glauben an ſolche Heilige und ihre Macht haben wir von uns gethan und mit Recht. Aber wer will den Glauben uns wehren, daß fromme Eltern ihrer Kinder gedenken können beim Vater, Schutzengel und Fürbitter ihnen ſein können, ſobald die Kinder ihre Prieſter auf Erden werden und zu ſühnen trachten die hinterlaſſene Schuld? Darum, liebe arme Kinder, weinet wohl, aber tröſtet euch, wenn eure Mutter ſchon nicht mehr gegeſſen hat von Wecken oder Brötchen, ihr könnet ihr doch noch wohlthun im Himmel, ſie hat ſicher Etwas zur Sühnung euch hinterlaſſen, in euch oder außer euch. Denket nach, ſühnet es, dann freut ſie ſich und gedenket eurer beim Vater. Und wäre es nicht herrlich, wenn auf dieſe Weiſe jede Hütte zum Heiligthum würde, in welchem man opfert alles hinterlaſſene Böſe zur Sühnung der Geiſter, jeder Sterbende zum Heiligen, der der Seinen gedenket in des Vaters Reich.

Ein König liegt im Sterben in königlichem Palaſte, ſeine Hand hält das Zepter nicht mehr, entfallen iſt ſeinem Haupte die Krone; zu den Füßen ſeines Sohnes ſind Zepter und Krone gerollt. „Der König iſt todt!“ heult das Hofgeſindel, und mit dem andern Athemzuge jauchzet das gleiche Geſindel: „es lebe der König!“ und fällt vor deſſen Füße. Vor dem jungen Könige flammt die Herrlichkeit der Welt auf; ſein iſt das Reich. Aber wer gedenket ſeiner in des Vaters Reich, und was hat jetzt die Seele des alten Königs von der vergangenen Herrlichkeit, wenn dieſe nun zum Unkraute wird und das Unkraut ſchlingt ſich wuchernd um Sohn und Volk, und keine Hand reißt es aus, kein treues Herz bringt Sühnopfer? Auch der junge König wird ſterben, ſeine Herrlichkeit verwelken, Zepter und Krone ihm entrollen, was wartet dann ſein, wenn das Hofgeſindel wieder jauchzet: „Der König iſt todt!“ und hat Niemand ſein gedacht in des Vaters Reich und Niemand wird an ſein Sühnen denken auf Erden? Wäre es nicht ſeine größte Herrlichkeit, wenn ſein Vater oben, wo Könige nicht mehr als Bettler ſind, ihm eine Stätte bereitete, und wenn der Sohn auch dem Vater Sühnopfer brächte in weiſem chriſtlichen Sinne?

Wäre es nicht herrlich, wenn Paläſte und Hütten heilige Stätten würden und die aus ihnen ſcheidenden Könige und Bettler zu Heiligen ſich verklärten, die Zurückbleibenden aber das heilige, königliche Prieſterthum verwalteten? Und iſt's nicht traurig, daß Könige und Bettler gewöhnlich an ſolche Dinge am wenigſten denken, daß ſo oft der Hudel und der Höchſte ſchon auf Erden auf gleicher Stufe ſtehen, in gleichem Kothe ſich wälzen, nur mit verſchiedenem Anſtande, daß Beide ihr Erbrecht an's gleiche Linſengericht tauſchen, nur mit dem Unterſchiede, daß der Eine es länger kocht und anders und mit andern Löffeln es ißt als der Andere.

So ſtiegen Gedanken und Bilder vor meinem innern Auge auf und nieder, und ganz hatte ich vergeſſen, daß ich an ein großes Feſt gekommen, und ich kam mir vor wie ein Prieſter, der allein in geheimnißvoller Einſamkeit zu ſeinem heiligen Werke ſich rüſtet; da rief mich plötzlich kühl und kalt eine Stimme wach, eine Stimme aus der Wüſte. Aber die Wüſte lag nicht außer mir, ſie lag in mir, und die Stimme war mein Verſtand, der meine Seele wach rufen wollte aus dieſen Träumen, mir ſagen wollte, dieſe Träume ſeien nichts anders, als alter Aberglaube, und führten nirgends anders hin, als in längſt abgeſtreifte Irrthümer. Die Lebendigen ſollten ſorgen für die Lebendigen, höchſtens für Die, welche nach ihnen in's Leben kamen; die Todten ſollten wir todt ſein laſſen, ein Mehreres ſei vom Böſen. Aber meine Seele ließ ſich nicht erſchrecken, lehnte gegen den Verſtand ſich auf mit manch bedeutendem Grunde. Das eben ſei ein Unglück, ſagte ſie, daß der Verſtand der Verſtändigen keinen Unterſchied zu machen wiſſe zwiſchen frommem Glauben und Aberglauben, zwiſchen ſüßem Ahnen und ſteifen Lehrſätzen, zwiſchen heiligem Thun und hohlen Ceremonien. Sie fragte: ob es für Kinder wohl etwas Innigeres geben könne als den Glauben, daß ſie den Eltern noch nach ihrem Tode vergelten, Liebs und Guts ihnen erweiſen könnten; als der Glaube, daß die Eltern ihrer in Liebe gedächten an des Vaters Throne, wie der Herr des armen Schächers gedachte, als er in ſein Reich kam? Sie fragte: ob ſo gefaßt der Glaube, daß die Lebendigen die Prieſter der Todten wären, die Todten aber die Heiligen der Lebendigen, Eintrag thäte dem wahren Chriſtenthume, ob es nicht vielmehr eine Blume ſei, entſproſſen dem innerſten Weſen des Chriſtenthums, umwebt mit ſeinem ſüßeſten Dufte? So ſtritt meine Seele, und behauptete noch, es ſtünde um manchen Menſchen beſſer, ja es ſtünde um's ganze gegenwärtige Geſchlecht beſſer, wenn daſſelbe der Todten mehr gedächte, ſeiner Schulden, ſeiner Verpflichtungen gegen dieſelbigen.

Und wenn wir ein Geſchlecht erzögen, ein übermuthiges, ein zerſtörungsſüchtiges, aber ohne ſchaffende Kraft, ein hohles, aufgeblaſenes: ſo geſchähe es blos deswegen, weil es von uns gelernt, die Vergangenheit verachten und ihre Schätze, ihre Hinterlaſſenſchaft genießen, als thäte es einen Gottslohn, weil wir ihm predigen mit Wort und That: die Vergangenheit ſei ein Unglück, die Gegenwart ein Elend, die Zukunft die goldene Zeit und es das auserwählte Geſchlecht im himmliſchen Jeruſalem.

Meine Seele behauptete, kein Reformirter ſei weniger reformirt, wenn er eine Sühnung der Todten verſuche, ein frommes Gedenken glaube: unſere Kirche wäre um Nichts weniger reformirt, wenn ſie der Kämpfer gedenken würde, die auf den nimmerſatten Schlachtfeldern ruhen, Geſchlecht um Geſchlecht vom Tode beſiegt; wenn ſie die Kirchhöfe ehren würde, wo die durch den Menſchen geweihte Erde, abgeſondert von der gemeinen Erde, dem gemeinen irdiſchen Dienſte entzogen ſei, höchſtens Blumen kleiden ſolle, als Andenken der Heiligen im Himmel, als Pfänder und Zeugniſſe, daß ſie unſerer gedächten droben in dem Maaße, als wir ſie ſühnten hienieden.

Dagegen erhob ſich gewaltig mein Verſtand, aber Staubwolken wirbelten auf und kamen ihm in den Hals, eine Janitſcharen-Muſik donnerte ihn nieder; Maſſen ſtürmten daher, Hüte flogen, Fahnen flatterten, Lieder knatterten, neugierige Augen entdeckten mich, fuhren auf mich zu wie Hunde auf den Haſen, den ſie lange geſucht und endlich im Verſatz gefunden. Ich mußte auf; Menſchen, Staub und Töne umwogten, umhüllten mich, wickelten mich ein, daß alles Denken unterging, und in Töne, Staub und Menſchen verſank der Reſt des Tages mir, wie die Vergangenheit dem gegenwärtigen Geſchlechte — bewußtlos.

Aber bewußtlos ſchwand mir nicht, was ich auf den Gräbern geträumet, und damit es auch Andern in's Bewußtſein komme, habe ich, was ich geträumet, in Worte gefaßt.

Etwas vom Sumiswalder Schießet.

Im Allgemeinen iſt ein Schießet *) wie das andere: da knallt es wacker, da trinkt es wacker; da ſchießen die Einen gut, die Andern ſchlecht; da ſchneit es hoffärtige Mädchen wie Sand am Meer, hübſch die Einen, ſo la la die Andern; da regnet es Reden kurze und lange, gerathene und ungerathene, daß man nicht weiß, wo trappen vor Mädchen und Reden.

Die Schweizerſchießeten haben aber vor den Volksfeſten in andern Ländern den Vorzug der Ordnung ohne Polizei, der Ehrenfeſtigkeit und des natürlichen Anſtandes, da wird ohne Polizei hundert Mal weniger geſtohlen, als wenn an königlichen Hoffeſten in Frankreich und anderswo die vornehmſte Welt abgefüttert wird. Da ſoll's ſo weit ſein, daß man Diebe und Herzöge und Grafen gar nicht mehr von einander unterſcheiden kann. Dieſer natürliche Anſtand, der an ſolchen Feſten bis in die ſogenannten untern Klaſſen geht, iſt eben ein Beweis, daß das Gefühl für Anſtand und ſittliche Ordnung gerade ſo tief geht, als das Gefühl für Freiheit.

So ſah man auch in Sumiswald weder Streit noch Spektakel, wohl beim guten Wein und guter Kameradſchaft gar

---

*) Schützenfeſte der Schweizer.

manches Räuſchchen. Gar zu luſtig war es anzuſehen, wie bald dieſer, bald jener mit ſeinen Beinen in Verlegenheit kam, das eine Bein hüſt wollte, das andere hott, das eine Bein vorwärts wollte, das andere verſtellte, oder beide rundum wollten und ſpielte doch kein Geiger. Aber Jeder ſuchte ſein Räuſchchen zu verbergen oder zu bewältigen, Keiner plagte den Andern damit, ſuchte es verglimmen zu laſſen in aller Stille, ließ es nicht auflodern zu Lärm und Streit. Von ſolchen bekannten Dingen ſoll alſo nicht die Rede ſein, ſondern von zwei andern, die man nicht allenthalben findet.

Da war vorerſt eine ſogenannte Sendmaſchine, mit welcher die Entfernung der Schüſſe vom Zweck gemeſſen wird, wie man ſie noch nirgends ſah, ſo exakt und raſch. Sie glich vollkommen einer Uhr, und maß die Rundung der Kugellöcher ſo ſcharf und genau, daß kaum ein runder Zweckſchuß ſich gefunden haben wird, daß wahrſcheinlich nicht zwei Schüſſe ganz gleich werden gefunden worden ſein, was ſonſt ſo häufig der Fall war. Alle halbe Tage konnte man in Zahlen ausgedrückt die Güte der den halben Tag vorher geſchoſſenen Nummern an einer großen Tafel leſen, welche im großen Speiſeſaal, in den es nicht regnete, aufgehängt war. Das war eine Oeffentlichkeit, welche Allen wohl gefiel, denn ſie war Bürge, daß nicht unter dem Hütli geſpielt werden ſollte.

Der Verfertiger der Maſchine iſt der bekannte Herr Leuenberger in Sumiswald, der bekanntlich mehr kann als Brot eſſen.

Zweitens war ein Engländer da. Engländer ſind bekanntlich keine Raritäten in der Schweiz, eben ſo wenig als Störche auf dem großen Moos; dieſer Engländer war aber gar nicht wie ein Engländer, ſondern er glich vollkommen einem manierlichen Menſchen, und zwar von den Beſſern

Einer, und ſeine Stellung zum Feſte war wirklich eine ganz eigenthümliche.

Er war kein reiſender Londoner Schneidermeiſter, ſondern ein wirklicher Lord und hieß Vernon. Er war als Schütze da, und weil er in Wallis die erſten Preiſe gewonnen, ſo meinte er in Sumiswald auch dazu zu kommen, aber es gelang ihm nicht. Er war ein recht braver Schütze, aber der beſte doch nicht; was ihm an Kunſt abging, wollte er mit Geld erſetzen, aber das Bernbiet iſt nicht das Walliſerland. Als er einige Schüſſe in den Stichſcheiben verbengelt hatte, wollte er neue Stichkarten kaufen, aber er kriegte ſie ſo wenig als Andere; engliſches Geld war nicht beſſer als Schweizergeld. Er nahm den Abſchlag nicht übel, fügte ſich jeglicher Ordnung, gar nicht wie ſonſt die Engländer thun, die immer was Apartes haben wollen. Er wollte nun mit viel Schießen aus mehreren Stutzern die meiſten Nummern in der Kehrſcheibe erzwingen, um eine Steckuhr, ein Werk des genannten Hrn. Leuenberger, ſich zu gewinnen, aber Andere hatten auch Geld und ſchoſſen dazu beſſer als er. Den berühmten Benzinger konnte er beſeitigen; derſelbe ſchoß den letzten Tag nicht mehr, aber vor ihm ſtand noch der bekannte Schütze von Aarwangen, Egger. Als der Engländer mit Geld und Schießen dieſen nicht abwenden konnte, verſuchte er, ob etwa Galanterie deſſen ſchwache Seite ſei, und ließ ihm ſagen, er möchte die Uhr ſo gerne für ſeine Frau erſchießen, um ſie ihr als Andenken aus der Schweiz heim zu bringen. Aber der Schweizer Schütze war auch auf dieſer Seite beſchlagen und ließ antworten: Es thue ihm leid, aber auch er hätte eine Frau und gerade für die möchte er die Uhr. Er ſolle ihm verzeihen.

Und warum ſollte ein Schweizer für ſeine Frau nicht thun, was ein Engländer für die ſeinige? Hinter dieſer

Antwort barg ſich aber der Nationalſtolz, der an einem Nationalfeſte in der Nationalwaffe keinem Fremden den Vorrang abtreten wollte. Und das war recht ſo.

Sein Schießen war beim Engländer aber nicht die Hauptſache, und nicht das, was ihn gleichſam zur Hauptfigur des Feſtes machte, ſondern auf dieſe Höhe erhob ihn ſein beſcheidenes, freundliches Weſen, ſeine prunkloſe Freigebigkeit.

Er ſtand in ſeinem Schießſtand, als fürchte er Jemanden Platz zu verſchlagen, und bewegte ſich mit aller Beſcheidenheit und Vorſicht durch die Menge. Des Mittags nahm er vorlieb am Schützentiſch, machte jedoch immer Toilette und vertauſchte Schießjacke und Kappe mit Hut und Oberrock. Er märtete und ſchund nicht wie die gewöhnlichen Engländer, ſondern gab großartige Trinkgelder, beſonders den Ladern, mit welchen er zufrieden war. Großer Liebhaber von Hunden, fütterte er die ſchönſten derſelben oft aus den Körben der Weckenweiber. Natürlich ſchaute die anweſende Jugend gluſtig zu und mancher Bube dachte, ſo möchte er auch Hund ſein, und der Engländer merkte es und hatte Erbarmen mit ſolchen Bubengedanken und ſtillte ihre Gelüſten. So leerte er einmal den Korb eines kleinen Mädchens, in welchem es nur noch für einige Batzen Sachen hatte, und warf ihm ein Fünffrankenſtück in den Korb. Das Mädchen glaubte natürlich herausgeben zu müſſen, hatte aber nicht ſo viel Münze, lief dem Wechſeln nach, und als es wieder kam, war kein Engländer mehr da.

Nun kriegte das Mädchen heiße Seelenangſt von wegen dem Gelde, welches es nicht abgeben konnte, ſuchte faſt weinend den Engländer, bis es ihn endlich fand und das Geld ihm darhielt. Der begriff lange nicht, was das Mädchen wollte, denn er hatte das Ding längſt vergeſſen. Als ihm endlich Einer des Mädchens Begehr dolmetſchte, hatte er Freude dran und ſagte: „B'halt, b'halt!“

Das Mädchen wird den Engländer nicht vergeſſen, ihm iſt er unvergeßlich. So macht das rechte Unvergeßlichwerden ſich leicht und ung'ſinnet, wie die Quelle fließt ſonder Mühe und Anſtrengung, und Mancher iſt nach Jahrhunderten nicht vergeſſen, der nicht daran dachte, als der Tod ihn nahm, während ſo Mancher an Berühmtheit und Unvergeßlichkeit haggelte (ſtümpelte) ſein Leben lang, und mit dem ferndrigen (vorjährigen) Gras dem Andenken der Menſchen entſchwindet.

Solche Züge werden aber ſchnell bekannt und wecken alſobald die Spekulation. Nun wollte jede alte Frau, die einen Korb und ein Paar Wecken darein auftreiben konnte, mit dem Engländer um Wecken handeln.

Man hatte große Mühe, dieſe Spekulation ihm vom Leibe zu halten; beläſtigen wollte man ihn nicht laſſen, denn dazu war der Engländer zu lieb und zu wenig Bettelſinn im Bernbiet. Ein altes Weib wollte für's Teufelsgewalt zum Engländer, und als man es ihm nicht geſtatten wollte, rief es zornig: „Ich will ja Nichts von euch, zum Engländer will ich!“

Der Engländer hatte große Freude am Geſang, ſang ſelbſt ſehr ſchön, und hatte die Woche durch oft Theil am Geſang genommen. In freundlicher Anerkennung ſeiner freundlichen ungeſuchten Liebenswürdigkeit wurde ihm am letzten Abend ein Vivat gebracht mit ſchönem Geſang begleitet. Er vergalt denſelben mit ſprudelndem Champagner und hatte ſeine herzliche Freude an unſern Nationalliedern, nahm Theil daran ſo viel er konnte, und trieb ſpäter Melodien zuſammen, ſo viel zu haben waren. Die Melodie, welche ihm am beſten gefiel, konnte er lange nicht kriegen, denn ſie iſt ſehr rar. Es war ein herrlicher Choral. Nach ſpätern

Berichten ſoll er denſelben am Tauffeſte des engliſchen Prinzen an der königlichen Tafel geſungen, tiefgefühltes Entzücken erregt, den ſtürmiſchſten Beifall erlangt haben. Die Königin ſoll ſelbſt eingeſtimmt, der König von Preußen den Takt geſchlagen und die Baronin Lehtzen den Befehl erhalten haben, denſelben ungeſäumt einzuſtudiren und ihn alle Morgen und alle Abende dem königlichen Prinzen vorzutragen.

Die der Melodie unterlegten Worte heißen nach der urſprünglichen Lesart:

Hau d'r Katz d'r Schwanz ab!
Hau er e doch nit ganz ab.
La'h er e no es Stümpli ſta'h.
Daß ſie cha a d' Kilbi ga'h.

Einiges aus dem

eidgenöſſiſchen Luſtlager zu Surſee.

Wie im Frühjahr die Hanfſtengel keimen, wo es eine Bäunde (Hanfpflanzung) geben will, die Haferhalme ſproſſen auf den werdenden Haferfeldern und die Grasſtengel allzumal in den hoffnungsreichen Wieſen, ſo keimen um Oſtern herum die Schnäuze in den ſchweizeriſchen Städten und Dörfern, wenn es ein Luſtlager geben ſoll nach der Erntezeit.

Aus mancherlei Geſtalten hervor puppt ſich der Officier heraus und ſtellt ſich kühn und ſchön neben manche andere Geſtalt, in der auch heimlich ein Officier ſteckt, aber demüthig verborgen, weil er nicht in's Lager kann, nicht einmal in eine Garniſon.

Es regt ſich auch ein gewaltig geiſtiges Leben. Die Bataillonsſchule wird neu überleſen, möglichſt eingeprägt, und ſogar in der ſchweizeriſchen Militärzeitung geblättert. Die Quartiermeiſter üben ſich in den Geſellſchaftsrechnungen und der Partie aliquote, vergeſſen aber dabei gern die Landkarten und ſparen durch dieſe Vergeßlichkeit den müden Soldaten manchen unnützen Schritt nicht. Die Bataillonschefs ſuchen oder ſenden nach den eidgenöſſiſchen Reglementen, vergeſſen dabei aber hie und da über den grandioſen Dingen die kleinen, den Unterſchied zwiſchen einem Wirbel und einem Appell z. B. Die Aerzte ſitzen zuſammen und berathen gelehrt, was beſſer ſei für's Bauchweh: ob ein Glas Schnaps oder Kamillenthee?

Die Officiers vom Stabe unterſuchen ihre Handſchuhe, laſſen die noch brauchbaren ſchön gelb waſchen und ſchaffen ſich ein oder zwei Paar neue an, nach Nothdurft. Die Oberſten ſinnen über tiefſinnige Lagerreglemente und können lange nicht mit ſich einig werden, mit welchem Finger die ſchläfrig werdende Schildwache am wirkſamſten die Augen ausreibe, um den Schlaf ſich zu vertreiben. Die Soldaten klopfen die Schaben aus den Kleidern und ſuchen ein Hämpfeli Geld zu erſparen zu einigen Extra-Schoppen.

Aber in allen dieſen Leuten wohnt denn doch trotz dieſer Kleinigkeiten ein tiefer militäriſcher Sinn, eine Kraft des Aushaltens, ein Muth in Gefahren, die bei der geringſten Gelegenheit, ſobald nur von ferne aus dem Spaß Ernſt zu werden ſcheint, hervorſprudelt. Darum freuen ſich auch die Meiſten auf ein Lager, weil ein ſolches dem Ernſte viel ähnlicher ſieht, als eine Garniſon, und ohne vieles Murren bringt Mancher ſchwere Opfer dafür, und auch hier ſind es die Aermſten, welche die größten bringen. Darum thut es ſo Noth, daß die Zeit auf das Sorgfältigſte angewendet werde, daß ein Jeder als tüchtigerer Krieger heimkehre, eines beſtimmten Fortſchrittes ſich bewußt. Und wenn es nur ein Fortſchritt wäre an eidgenöſſiſchem Sinn, der aber nicht dadurch erzielt wird, wenn anmaßliche Obere, denen man das Böckelen von ferne anriecht, ihren Kanton auf Koſten Anderer herausſtreichen.

Das Lager in Surſee brachte vielen Nutzen, viele Freude; es wurde gut geleitet, und wäre man mit den Wirthen ſo wohl zufrieden geweſen, wie mit dem Heerführer, ſo wären die Leute des Rühmens nicht ſatt geworden.

Daß Ordnung und Gehorſam im Lager gefordert wurde, darüber klagte Niemand als ein Zeitungsſchreiber, wahrſcheinlich einer, der einen Schnauz trägt, aber aus Gänſefedern. Unſinnigeres und eine größere Unkunde, ſowohl über den gegenwärtigen Zuſtand, als über die Natur des Militärweſens überhaupt Verrathenderes, kann es wohl nichts geben, als wenn ſo ein zeitungſchreibendes Federvieh über zu ſtrenge Disciplin im ſchweizeriſchen Dienſte klagt. Das iſt nichts als ſchmähliche Aufhetzerei, als ein Theil des fluchwürdigen Nagens an allen Banden, welche die Ordnung in der Geſellſchaft aufrecht erhalten, das fluchwürdige Nagen einer fluchwürdigen Race. Daß Obere ſehr wohl verſtanden, Unkunde im Dienſt von wiſſentlichen Uebertretungen zu unterſcheiden, und der nationalen Naivetät, mit welcher der Schweizer ſich über Formen hinausſetzt, Rechnung zu tragen wußten, beweiſt Folgendes: Ein hoher Officier kam Abends ſpät in einer ſtürmiſchen Regennacht mit ſeinem Begleiter ſeinem Zelte zu. Verwundert ſah er Licht in demſelben und keine Schildwache davor. Als ſie in's Zelt hineinſahen, ſahen ſie die Schildwache gemüthlich im Trocknen am Feldtiſche ſitzen. Ihr Gewehr hatte ſie auf des Oberſten Bett gelegt, mit ſeinen Zündhölzchen ſeine Lampe angezündet, das Pfeifchen geſtopft, vielleicht noch mit ſeinem Tabak, und ſchmauchte da wohlbehaglich, in einem von des Oberſten Büchern blätternd. Was in Oeſterreich mit Spießruthen, in Preußen mit den Latten gerügt worden wäre, das lief im ſchweizeriſchen Lager ſchweizeriſch ab; denn es war eine nationale Naivetät. Der Oberſt ſchickte ſeinen Begleiter hinein, den Mann zu fragen, was er da mache? He! er hätte gedacht, es trage nichts ab, da außen im Regen vor einem leeren Zelte Schildwache zu ſtehen, er werde numme naß, und im Zelt hätte er guten Schermen (Obdach) und ſei Niemere (Niemanden) am Weg. Der Soldat wurde manierlich auf ſeinen Poſten gewieſen, und damit hatte es, wie auch recht war, ſein Verbleiben. Es iſt aber manchmal ſchwer, dieſe Naivetät von abſichtlichem Witze zu unterſcheiden. Als zwei Soldaten hingingen zu einem Oberſt, der ſich vielfältig über die angebliche berneriſche Unreinlichkeit ärgerte, und ihn fragten: wo der Abtritt ſei, ſie hätten gedacht, ſie wollten ihn fragen, er werde das am beſten wiſſen: war das Witz oder Naivetät?

Die Tage der groſſen Manövers waren reich an manchen luſtigen Situationen, und es iſt Schade, daß keine Feder der Nachwelt überliefert hat, wie mancher Hauptmann und wie mancher Lieutenant in den Gefechten ihren Kopf verloren, ihn jedoch ſpäter wieder gefunden. Und wie die Leute hitzig wurden im Pulverdampf und tapfer, und tapfer geblieben wären auch im Ernſte, bewies unter Anderm ein Ploton (Zug) Teſſiner, das, von Uebermacht umringt, weder weichen noch ſich gefangen geben wollte, ſo daß die ſich bereits kreuzenden Bajonette mit Mühe in friedliche Entfernung gebracht werden konnten. Einer der ſchönſten Tage war der, welcher auf militäriſcher Promenade uns auf das Schlachtfeld von Sempach führte.

Zu Sempach war unſtreitig eine der herrlichſten Schweizerſchlachten; den Glanz ihrer Herrlichkeit erhält ſie aber nicht nur durch den Heldenmuth der Sieger, ſondern auch durch den Heldenmuth der Beſiegten. Allerdings beſticht ſchon der Anblick des Häufleins der Dreizehnhundert, die da, ſchlecht gerüſtet, in beſcheidener Demuth auf dem Hügel ſtehen, den Feind betrachtend, in frommem Glauben das Mangelnde in Gottes Hülfe ſuchen, und dann feſt und muthig den eiſernen Mauern entgegen ſich ſtürzen, den Betrachter, wenn er ſie vergleicht mit dem prunkenden Stolze der übermüthigen Ritter. Die Treue des ſterbenden Gundoldingens, die ſtrahlende Heldenthat des immer lebenden Winkelrieds blenden das Auge und im erſten Augenblicke ſieht es in ihrem ſtrahlenden Glanze nichts Anderes. Aber dann ſoll doch wieder auftauchen die Ritterlichkeit der Edlen, die dem zu Fuß fechtenden Feind zu Fuß begegnen wollen, die Treue der Edlen an ihrem Fürſten, die Treue der Bürger an ihren Fahnen, und vor Allem die Treue des hohen Fürſten an den Seinigen. Wo ſie für ihn ſtanden und fielen, da wollte auch er ſtehen und fallen; ſeine Fahne, die ſie bis zu ihrem Tode hoch gehalten, hielt er hoch mit eigener Hand bis zum eigenen Fall. Den Tod im Auge von gemeiner Hirten Hand, hielt er doch den Tod mit den Seinen für fürſtlicher als ſeine Lebensrettung. Wahrlich, uns Schweizern ziemt, dieſen Leopold einen hohen Helden zu heißen und die Augen aller Fahnenträger, aller Oberſten und Führer auf dieſen Fürſten zu richten, der in blutiger Hand hoch ſeine Fahne hielt bis er fiel. Und wie flieht von dieſem Schlachtfelde hochherrlicher Treue weg der böſe feige Graf, als ob er der böſe Geiſt ſelber wäre, der fliehen muß in ſeiner Bosheit und Feigheit, wo Hochherzigkeit und Heldenmuth aufflammen wie Sonnen, die durch Jahrhunderte leuchten und nie untergehen ſollen.

Solche Schlachtfelder ſollen allerdings die Eidgenoſſen beſuchen, und beſonders wenn ſie im Waffenkleide ſtehen, und da ſollen ihnen die Gedanken aufgehen, was ihnen wohl zieme, um würdige Enkel ſo hochherrlicher Väter zu ſein. Und warm ſoll es im Herzen werden und brennen ſoll es in den Augen der Enkel, wenn ſie bedenken, daß der Tag der Prüfung vielleicht nahe, und ihre Enkel nach 500 Jahren auf ihren eigenen Schlachtfeldern ſtehen, und auf welchen wohl?

Das Weilen auf ſolchen Schlachtfeldern ſoll eine Weihe ſein, eine Weihe zu Heldenmuth und Heldentod. Der Geiſt der Andacht und der Heiligung ſoll ſeine leiſen, feierlichen Schwingen ausbreiten über die Gräber der eidgenöſſiſchen Väter, an denen die eidgenöſſiſchen Enkel ſtehen, und aus den Gräbern ſoll ſteigen der Sinn der eidgenöſſiſchen Väter und ſoll ſich

Wohnung machen in den Herzen der Enkel, und ſoll dort anzünden die Begeiſterung, die den Tod nicht fürchtet, weil nur der Tod das ewige Leben giebt.

Aber um ſolche Augenblicke über eidgenöſſiſche Schaaren herbeizuführen, muß man nicht blos Reglemente und Waffen, den Schritt und Tritt der Soldaten kennen, ſondern die Herzen und die Feinde, welche keine Weihe über die Herzen wollen kommen laſſen.

Soll der Schweizer andächtig werden, ſo muß es ihm behaglich ſein; man darf ihn nicht mit bepacktem Haberſack in eine Predigt führen. Es muß das Beſuchen ſolcher Schlachtfelder nicht ſo im Vorbeigehen geſchehen nach beſchwerlichem Tagemarſch im Sonnenbrand. Dann um's Himmelswillen nur nicht lange Reden zu hungerigen, durſtigen und müden Soldaten in Reihe und Glied, und nach den langen Reden ein ungeduldiges Heimdrängen, damit der Zapfenſtreich nicht verſäumt werde. Wo kann da die Erhebung ſein für den körperlich matten, im Geiſte ſo ſchwerfälligen Soldaten? Nach einigem Marſch an ſchönen kühlen Morgen leſe den Ruhenden im Graſe eine gewaltige, klingende Stimme die Schlacht vor. Fühlt Einer ſich berufen und der Rede ſo mächtig, daß er weiß, er ſchüttet an Müllers (des Geſchichtſchreibers) Worte keine dünne Brühe, ſo ſpreche er ein oder zwei Dutzend Worte, dann überlaſſe er den Soldaten ſich und ſeinen Officieren. Wenn ſie der Erbauung fähig ſind, ſo müſſen ſie ſich nun ſelbſt erbauen — Gruppe um Gruppe, mit freundlicher Rede oder ſchönem Geſang. Und wo Einem das Herz gar gewaltig ſchlägt, der laſſe der Rede freie Bahn oder er gehe ſeitwärts und ſchlage unter dunklem Baume ſeinen Altar auf, und bringe dem Vaterland ſeine ſtillen Gelübde. So laſſe man walten mit Zeit und Freiheit den Genius, der über jedem ſchweizeriſchen Schlachtfelde ſchwebt und die Enkel mahnt, den Vätern gleich zu ſein in Treue und Todesverachtung. Man kann ſich wirklich nichts Erhebenderes denken, als Tauſende von jungen Schweizern, ruhend auf den alten Gräbern mit feierlichem Gemüthe und ſo manches junge Herz im Glauben ſchwellend: es würde in des Vaterlandes Noth ein Winkelried ſein an Heldenmuth, es würde in Noth und Tod die Fahne nicht laſſen, ſie vertheidigen mii blutiger Hand bis zum Tode, wie der fürſtliche Leopold, ſie bergen im Tode wie Thut, der Zofinger Schultheiß. Aber man kann ſich das Schlachtfeld nicht denken, ohne irgend eine ſtörende Figur auf hohem Roſſe, die, wenn ſie auch nicht feige flieht, doch alle Zeichen des Unwohlſeins von ſich giebt und am Ende ausruft: „Luegit mir au die dolderſchießige B..... Kaibe, au nit e änzige Unterofficier hät Handſchuh ab! Was ſoll me do au mit ſellige Säue mache?“ Ach Gott! wie mancher Eidgenoſſe hatte zu Sempach Handſchuhe an und noch dazu mit Ocker gefärbt, ſchön gelb!

Und wie manchem Sauniggel käme es wohl, wenn er nur gelbe Handſchuhe anzuziehen brauchte, um ferner keine Sau mehr zu ſein.

Ja man kann weit gekommen ſein mit dem Leibe, meinethalben bis über’s Meer nach Algier hinein, und doch noch nirgends hingekommen ſein mit eidgenöſſiſchem Sinn. Bald nach dem Beſuch auf dem Schlachtfelde ward trübe der Himmel, und weichte die Schweizer ein auf die Haut, und ſauber ward Mancher, der es lange nicht geweſen war. Und nach männlichem Aushalten machte man endlich, einige Tage vor der beſtimmten Zeit, der Gewalt des Himmels Platz — und das bringt Soldaten keine Unehre. Und man zog heim mit etwas weniger im Geldſäckel und etwas mehr in der Bruſt, nämlich mit dem Gefühl einer Kraft im Schweizer, die immer mit Ehren fechten wird, und nie das Vaterland ehrlos wird untergehen laſſen.

Die angenehme Ueberraſchung.

Ach! ach, ach! ſo ſeufzte es in eines Bierſtüblis dunkelſter Ecke, und gruchſete dazu wie ein Roß, das Bauchweh hat. Aber es war kein Roß, eher ein Kameel, und doch keins; es war ein Menſch mit einem verbunzten Geſicht und noch verbunzteren Kleidern, aber die Haare hätte er gerne auf einer Seite gehabt, nach der neueſten Mode, und Stegreife hatte er unter den Beinen durch, wie die meiſten Schreiber haben, von wegen ſie ſind gar bequem die geſpannten Hoſen unter den Schreibtiſchen. Eine muntere Frau lismete am Fenſter, drehte ſich um und fragte: „Was Schinders haſt, Vetter, biſt blaht, willſt ein Gläschen Reckholderwaſſer?“

„Ach! ach, ach!“ antwortete der Vetter. Da ſtand die Frau auf und ſagte theilnehmend: „Biſt krank, Fritz?“ „Nein, noch nicht,“ antwortete Fritz, „aber ich wollte, ich wäre todt, und wenn ich wüßte, daß z'hänke nicht weh thäte und bald vorbei wär, ich hänkte mich heute noch.“ „Ha, ha,“ lachte die Baſe und ſagte: „du und hänke, wann hat man je vernommen, daß ſich ein Schreiber gehängt hat?“ „Lachet nur, Baſe,“ antwortete Fritz, „aber wenn ich das Herz hätte, ich thäte es auf meine Arme, Theure. Kein Geld, keinen Kredit, arbeiten mag ich nicht, das Stehlen geräth mir nicht; bſchyſſe habe ich ſchon probirt, aber man glaubt mir nicht; heirathen habe ich auch wollen, aber es will mich Keine, was ſoll ich anfangen? G'freſſe muß ich doch haben, und ohne Saufen kann ich's nicht machen!“

„Fritz, du biſt e Möff,“ ſagte die Baſe. „Solche Leute, wie du, kommen heutzutage am beſten durch die Welt, aber du biſt noch zu dumm. Sieh' nur den kleinen Eierli an, der hätte ſich ſchon hundert Mal gehängt, wenn er gleich den Muth verloren; lern' von dem, wie man ungehängt und ungeköpft durch die Welt kommen kann, der kann dir's ſagen." „Wenn ich nur wüßte, wo ihn antreffen," ſagte Fritz, „vielleicht wüßte der mir einen Ausweg, eine gute Heirath oder einen ſchönen Poſten, oder einen Lumpenhandel, in dem ich helfen könnte; das Maul hätte ich zu Allem und am Willen ſollte es nicht fehlen." „Ordinäri trifft man ihn beim Klöſterli an," ſagte die Baſe, „wenn er nicht in Thun auf der Säge iſt, wo er allerlei zu ſchneiden hat." Da erhob ſich Fritz, ſtrich die Haare abſeits an's rechte Ort, ſteuerte nach dem Eierli, traf ihn richtig beim Klöſterli und trug ihm ſeine Seufzer vor. Da ſeufzte aber auch Eierli und ſagte: „Es iſt heutzutage Nichts mehr zu machen; wo einer Sau nur ein Bratwurſtzipfli zum F... ausgugget, hängen ſchon zehn Mäuler dran. Poſten kann ich dir keinen verſprechen, es iſt der Kehr an den Seeländern und Bielhämlern, und wenn auch das nicht wäre, ſo ſind deren Fötzel (Lumpen) z'Hunderte, denen man helfen muß. Für Landjäger ſcheinen deine Beine nicht gut genug und d' Haltung fehlt. Für die Abwarte in Leiſten und Bureaux iſt geſorgt auf Kind und Kindeskinder, die zieht man jetzt ſelbſt nach, wie die Bauern den Kleeſamen. Mit Heirathen iſt es vielleicht Etwas zu machen, aber für ein reiches Meitſchi biſt du zu wenig hübſch und deine Beine ſind zu dünn und deine Kleider zu ſchlecht. Mit einer Wittwe könnte es eher gerathen, die nehmen es nicht mehr ſo genau, wenn es nur Einer iſt. Wie hätteſt du's lieber, Eine mit Geld, oder Eine mit Haus und Hof?" Fritz zog das Geld vor. Da ſagte ihm der Eierli, er ſolle in drei Tagen wieder kommen, vielleicht führe er ihn dann zu Einer. Aber zuerſt müſſe er ihm einen

Neuenthaler legen, und wenn es gerathe, den Tag vor der Hochzeit noch drei andere.

Fritz hätte gerne die Handgelder bis nach der Heirath verſpart, aber Cierli hatte nach der Hochzeit ſchon manchmal Schläge gekriegt ſtatt Geld, er ſetzte daher die Termine andere. Fritz ging mit ſeiner Verlegenheit zu ſeiner Bäſi in's Bierſtübli von wegen dem Geld und dem Aufzug, in dem er erſcheinen ſollte; die gute Bäſi hatte ein gutes Herz und half in Beidem.

Am beſtimmten Tage hatte Fritz nach Möglichkeit ſich aufgedonnert, gebürſtet, das Haar mit Schienfett geſalbet, die Löcher verſtochen, und eine berühmte Grämplerin hatte ihm eine ſchwarze Cravatte geliehen, die akkurat wie neu war, ſo daß er ein martialiſches Ausſehen kriegte, beſonders wenn er ſein ungewohntes Haar zurückſchlängelte aus den Augen, wie alte Hengſte auch thun, wenn ihr Stirnhaar ſie inkommodirt. Cierli begleitete ihn und redete viel. Fritzen aber klopfte das Herz.

Cierli ging voran, klopfte an und ein Stübchen that ſich auf, wo auf einem Ruhebett eine Wittwe ſaß. Das Ruhebett war mit Liſchen (Schilfgras) gefüllt und etwas hart. Die Wittwe auf demſelben war deſto ſaftiger anzuſchauen und hatte im Geſichte ſo eine angenehme Röthe, daß man nicht recht wußte, war ſie eine Kellermagd geweſen oder war ſie noch eine. Sie that verſchämt, Fritz angreiflich. Cierli aber redete von der Stimmung der Herzen, dem Segen der Ehe, und wie Beide zu einander paßten, wie der Fuß zum Schuh. Sie that ſchmäderfräßig und ſagte, wenn man es öppe machen könne, ſo ſei man am baaſten alleine, da mache Niemand einem böhn, und man wüßte, was man hätte. Fritz aber ſagte, das hätte er auch geglaubt, aber je mehr ſein Geſchäft wachſe und je größer ſein Verdienſt ſei, um ſo lieber möchte er ihn mit Jemanden theilen, ihn ſo allein zu brauchen, verleide ihm, und wenn er an einem Sonntag auf Almedingen fahre oder über Buchſee in's Land ſo alleine, ſo müßte er immer denken, wenn er nur eine Frau bei ſich hätte, und dazu ſchlenggete er ſeine Haare hinterwärts, dem berühmteſten Schreiber z'Trotz, und ſtreckte ſeine Beine ſo lang er konnte, damit man ſeine Stegreiſe ſehe. Gerade jetzt komme er von Aarberg her, wo er ein vortrefflich Geſchäft gemacht, aber durſtig ſei er, wenn nur Jemand Wein holen thäte. Wenn es ihm ein Gefallen ſei, meinte endlich die Wittwe, ſo könne ihre Magd gehen. Fritz ſchlenggete den einzigen Fünfunddreißiger, den die Bäß ihm gegeben, auf den Tiſch, wie wenn dort, wo der geweſen, noch 100 wären.

Die Wittwe aber ſagte, um den wäre es ſchade, wenn er es erlaube, ſo möchte ſie ihn wechſeln; ſie liebe das Silber. So nahm ſie ihn, ſchloß das Bureau auf und Fritz ward es faſt g'ſchmucht (ohnmächtig), als er dort wenigſtens ein halbes Dutzend volle Säcke ſtehen ſah, wie man ſie aus abgehenden Fürtüchern (Schürzen) zu machen pflegt und Geld hineinthut, ein halbes Dutzend Strichliſäckli, die noch mehr Liebhaber zu finden pflegen, als Strichlifürtech. Eierli zwiegerte mit den Augen, und als die Wittwe zufällig mit dem Ellbogen an die Säcklein ſtieß, ſo gaben dieſe einen Klang von ſich, einen Klang, der Fritzen durch die Seele drang und durch die Beine fuhr, daß er ſie nicht mehr ſtille halten konnte unterm Tiſche. Von da an ward ſeine Zärtlichkeit feurig und ungeſtüm, und die Wittwe that nicht uwatlich (ſpröde), und der Eierli hatte nichts mehr zu thun, als Glas um Glas ſich zu Gemüthe zu führen. Sobald Fritzens Gluth abzunehmen ſchien, öffnete die Wittwe das Bureau und gab den Säcklein einen Wurf, dann ſchlug Fritzens Liebesgluth wieder holzgrad auf, und kurzum, ehe der Abend zur Nacht wurde, war die Hochzeit richtig.

Fritz ging wie auf Stelzen, und ſein Geiſt hatte einen

Schwung, der ihn weit, weit über eine Weibelſtelle, der ihn bis an des Thrones Stufen führte. Dabei kam ihm wohl, daß die gute Bäſi ein gutes Herz behielt, denn noch manchmal mußte er daſſelbe anſprechen für den Eierli, für Kleider, für Gemüthsſtärkungen ſowohl für ſich, als für ſeine etwas roth angelaufene Braut. Sie freute ſich ob ihres Vetters Ausſichten, hatte ſich aber doch ausbedungen, daß derſelbe den Tag nach der Hochzeit ihr die Vorſchüſſe erſtatten ſolle. Fritz hatte es verſprochen und wollte es auch halten.

Fritz war wie ſelig, ein einziger Kummer plagte ihn, wie er nämlich zum Schlüſſel des braunen Bureau gelangen würde, ob mit Liebe, oder mit Liſt, oder mit Gewalt. Sein Glück am Hochzeittage iſt nicht zu beſchreiben, mit Mäßen iſt es nicht zu meſſen, mit Centnern nicht zu wiegen, und ſeine Braut war ſo zärtlich, mit Klaftern mäße man es nicht aus, mit keiner Beißzange könnte man es faſſen.

Aus zärtlichen Träumen weckte den jungen Ehemann die junge Morgenſonne, als hold und etwas roth angelaufen die Geliebte neben ihm noch ſchnarchte. Golden ſchien die Sonne auf's dunkle Bureau, durch den Umhang drang es wie ein Blitz in Fritzens Seele. Z'ſämmefüßlige ſpringt der aus dem Bette und doch leiſe, nimmt nicht einmal Zeit, ſich die Haare aus dem Geſichte zu ſchlenggen, macht ſich über die Säcke der ſchnarchenden Geliebten her und ſucht den verhängnißvollen Schlüſſel. Er findet ihn, er ſtürzt zum Bureau, er ſchließt auf und vor ihm ſtehen unangetaſtet, holzgrade, vollgeſtopft die lieben, lieben Säcklein, aus Strichlizeug gemacht.

Fritz ſieht ſie an mit liebebrünſtigen Augen, zählt ſie ein Mal, zählt ſie zwei Mal und immer ſind es ihrer ſechſe. An einen klopft er mit leiſem Finger, o wie klingt das ſo herrlich, wie klingt das ſo ſchön! Er lüpft an einem mit Macht bis das mürbe Säcklein kracht! Da löſt er mit leiſem Finger das umgeſchlungene Band, ein altes Strumpfband war's der Geliebten, doch an die denkt er nicht, und mit zitternder Hand greift er leiſe in's offene Säcklein, greift nach einem Stück und bringt es an die Sonne. Da ſchlenggete er wild die Haare zurück, da wiſcht er die Augen mit Hand und Hemd, da greift er noch ein Mal in's offene Säcklein mit voller Hand, und was hat er drinnen? Da greift er raſch mit beiden Händen nach des Säckleins beiden Zipfeln und ſtürzt es um und um. Mit ſchrecklichem Gepraſſel fährt ſein Inhalt raus und rollt dahin, aber nicht Fünfunddreißiger ſind's, nicht Neuthaler, nicht Dublonen, nicht einmal Züribecke oder Luzerner Fünfbätzler, ſondern Zahlpfennige ſind's, Zahlpfennige, lauter Zahlpfennige.

Vor denen ſteht Fritz wie ein Stein und weiß noch immer nicht, ſoll er's glauben oder nicht, und hinter ihm erwacht die Geliebte vom ſchrecklichen Gepraſſel und weiß auch nicht, was es iſt. Und wie und wann ſie zu ſich ſelbſt gekommen, das kann man beim kleinen Eierli vernehmen.

Wie man kaput werden kann.

1.

Ein Geizhals war ſchwer erkrankt, lag einſam für ſich alleine, und wie er ſich um Niemand bekümmert hatte, ſo bekümmerte ſich auch Niemand viel um ihn. Als der Arzt ihn eines Tages beſuchte, fragte ihn der Geizhals auf ſein Gewiſſen um ſeinen Zuſtand, ob Rettung möglich ſei oder keine, und ob es noch lange gehen könne? So gefragt, rückte der Arzt offen mit der Sprache heraus und ſagte ihm: daß menſchlichem Anſehen nach für ihn durchaus keine Rettung ſei, daß er höchſt wahrſcheinlich morgen um dieſe Zeit eine Leiche ſein werde. Dieſes Urtheil erſchreckte den Kranken durchaus nicht; gelaſſen ſah er den Arzt von hinnen ziehen. Sobald derſelbe hinaus war, kroch er mühſelig aus dem Bette, kroch zu ſeinem Schreibtiſch, nahm ein Päcklein aus demſelben, welches aus Kaſſenſcheinen, im Werth von hunderttauſend Thalern beſtand, legte daſſelbe ſachte auf's glimmende Kaminfeuer, ſetzte ſich in den dabei ſtehenden Armſtuhl und ſah mit dem innigſten Behagen zu, wie es zu glimmen begann, die Funken hin und herſchoſſen, die Flamme aufloderte und wieder zuſammenſank, die einzelnen Scheine ſich krümmten, ſchwarz wurden, in Aſche zerfielen oder das Kamin aufflogen, und ſein Behagen ſtieg von Schein zu Schein, bis das Häufchen verglommen war. Dann kroch er wieder zu Bette und legte ſich zum Sterben hin; jetzt hatte er ſein letztes Werk vollbracht, ſein Zeitliches beſtellt, ſein Teſtament gemacht, und weil er keinem Menſchen etwas gönnte, ſo hatte er die Flammen zu ſeinem Haupterben gemacht. So lag er im Bette, ward bewußtlos, und als ihm, er wußte nicht wie, ſeine Augen aufgingen, meinte er, jetzt werde er endlich ſehen, wie es im Himmel ſei. Aber der Himmel ſah akkurat aus, wie ſein altes Zimmer, und als er den genau anſah, den er anfänglich für unſern Herrgott genommen, da war es der wohlbekannte Arzt. Der hatte mit Staunen ihn betrachtet, ihm den Puls gefühlt und ſagte endlich: „Herr, was bei Menſchen nicht möglich war, das hat wieder Gott gethan; ein wunderthätiger Schlaf hat ſich eingeſtellt, ihr ſeid gerettet.“ Es war das wohlthätige Gefühl, ſein Werk vollbracht, alle Menſchen betrogen zu haben, auch ſeine nächſten Verwandten, was eine wohlthätige Kriſis herbeigeführt, ihn gerettet hatte. Aber was er für Augen machte, als der Arzt ſo ſprach, wie er glotzte, wie er ſtierte! Der Arzt meinte, der Schlaf komme wieder und werde noch länger dauern, er entſchuldigte ſich daher, daß er ihn geweckt, er ſolle ſich nur ſtill halten, fortſchlafen, er ſei gerettet, und ſomit ging er hinaus mit bedenklichem Geſichte, erwägend, was es eigentlich heiße, wenn ein Arzt ſage, der ſei gerettet und der werde ſterben, ob man das je könne, je dürfe, je ſolle?

Am andern Morgen polterte er etwas ſorglos die finſtere Treppe hinauf, ſah gleich nach dem Bette hin, das war leer, ſah im Zimmer herum, das war leer; am Fenſterhaken hing Etwas, aber dort pflegten gewöhnlich die Kleider zu hängen. Doch als der Arzt den Schaden anſah, hing am Haken der Alte ſelbſt; der hatte ſeine Geneſung nicht überleben wollen; der hatte es nicht über's Herz bringen können, daß er Alle habe betrügen wollen, aber am Ende ſich alleine betrogen. Sein Leben, das nur zu ſeinem eigenen Betruge gedient, das warf er dem Gelde nach, um welches er Andere betrogen. Der ſah den Beſchiß bei Lebzeiten ein, gar Manchem werden aber erſt an einem andern Orte die Augen aufgehen, zu ſehen, wie gräßlich er ſich ſelbſt angeſchmiert.

9.

Kürzlich erſchienen zwei junge Aerzte in einer kleinen Stadt, welche wahrſcheinlich in einer großen keine Anſtellung erhalten hatten, und wollten dort Wunder thun, denn ſie kündigten an, daß ſie nicht nur faſt jede Krankheit zu heilen im Stande wären, ſondern auch Todte wieder zu erwecken vermöchten. Anfangs lachten die Leute in der kleinen Stadt, aber die Beſtimmtheit, mit welcher die beiden Fremden von ihrer Kunſt ſprachen, machte die Leute bald bedenklich; als dieſelben gar erklärten, ſie wären bereit, nach drei Wochen, an dem und dem Tage, auf dem Gottesacker irgend einen Todten, den man bezeichne, wieder in das Leben zu rufen, und als ſie, zu größerer Sicherheit, ſelbſt darauf antrugen, man möchte ſie drei Wochen über bewachen, damit ſie nicht entweichen könnten, gerieth das Städtchen in eine ſeltſame Aufregung. Je näher der entſcheidende Tag herankam, um ſo mehr wuchs erſt geheim, dann öffentlich der Glaube, bis endlich die Vernünftigen nicht einmal mehr ihre Zweifel äußern durften. Am Tage vor dem großen Wunder auf dem Kirchhofe erhielten die beiden Freunde einen Brief von einem angeſehenen Manne der Stadt, darin hieß es: „Ich hatte eine Frau, die ein Engel war, aber mit vielerlei Leiden und Gebrechen war ſie behaftet; meine Liebe zu ihr war unbeſchreiblich; aber eben um dieſer Liebe willen gönne ich ihr die ewige Ruhe; es wäre ſchrecklich für ſie, die jetzt ſo glücklich ſein wird, wenn ſie in ihre zerrüttete Hülle zurückkehren müßte. Ich zittere vor dem Gedanken, daß es vielleicht gerade meine Frau ſein konnte, welche Sie bei Ihrem Verſuche auf dem Kirchhofe wieder in's Leben zurückbringen. Verſchonen Sie um Gotteswillen die Selige mit Ihrer Kunſt und erlauben Sie mir, daß ich Ihnen beiliegende 50 Louisd'or zuſtelle, als ob die Sache wirklich geſchehen wäre." Dieſer Brief war der erſte, eine Menge ähnlichen Inhalts folgte ihm nach. Ein Neffe war ſchrecklich beſorgt um ſeinen Onkel, den er beerbt hatte. Schrecklich ſei es dem lieben Onkel ſein Lebtag geweſen, ſchrieb er, wenn ihn Jemand geweckt hätte, was er erſt jetzt empfinden müßte, wenn Jemand ihn aus dem Todesſchlaf wecken würde. Er halte es in ſeiner Pflicht, ihn vor ſolcher Gewaltthat zu ſchützen: indeſſen erbiete er ſich zu einer anſehnlichen Entſchädigung. Untröſtliche Wittwen erſchienen perſönlich mit inſtändigen Bitten, nichts gegen Gottes Willen, in den ſie ſich mit unglaublichen Anſtrengungen zu ſchicken begonnen, zu thun, es könnte nicht gut kommen.

In der allergrößten Angſt jedoch waren die beiden Aerzte des Städtchens; ſie liefen umher wie brönnig Manne, ſie fürchteten, ihre Patienten, welche ſie unter die Erde gebracht, möchten wieder zum Vorſchein kommen und ausſchwatzen, was ſie jenſeits vernommen. Der Bürgermeiſter, der noch nicht lange im Amt war und manchen Vorgänger unterm Boden hatte, erhob ſich endlich auf einen allgemeinen Standpunkt; er bedachte, daß unter ſo bewandten Umſtänden die Ruhe der Stadt durchaus nicht zu erhalten wäre, wenn die Todten wieder zum Vorſchein kommen ſollten. Er erließ daher ein halb officielles Schreiben an die beiden Wundermänner, in welchem er ſie aufforderte, in der ihm von Gott anvertrauten Stadt von ihrer Kunſt keinen Gebrauch zu machen, ſondern ſogleich abzureiſen, und hier es beim Alten bewenden zu laſſen. Dagegen erbot er ſich, ihnen viel Geld aus dem allgemeinen Seckel zu zahlen und ihnen ein Zeugniß auszuſtellen, daß ſie wirklich im Stande ſeien, Todte aufzuerwecken. Die beiden Wundermänner antworteten: aus Gefälligkeit und weil er es wäre, wollten ſie ſich mit dem Anerbieten begnügen, nahmen Geld und Zeugniß und ſchoben ſich. Es heißt, ſie hätten ihren Weg nach der Schweiz genommen.

Druck der Philipp Reclam'ſchen Officin in Leipzig.

Erzählungen und Bilder

aus dem

Volksleben der Schweiz

von

Jeremias Gotthelf.

Zweiter Band.

Berlin, 1850.
Verlag von Julius Springer.

[illegible]

Inhalt

des zweiten Bandes.

Seite.

Kurt von Koppigen 1

Wie Chriſten eine Frau gewinnt 151

Die beiden Raben und der Holzdieb 208

Die Rabeneltern 218

Das Krokodil 227

Ein Traum 238

Das Wetter 246

Eine alte Geſchichte zu neuer Erbauung 251

Das arme Kätheli 280

Das Eliſabethli 296

Weiberrache 307

Die Jeſuiten und ihre Miſſion im Kanton Luzern 311

Troſt 331

Wer lügt am beſten 333

Kurt von Koppigen.

Die Geſtalt der Erde geht vorüber, gleich bleibt ſich das Menſchenherz für und für. Es wechſeln über dem Schooße der Erde die Jahreszeiten, aber es wandelt ſich nicht der Schooß der Erde. Lieblich iſt's im weichen, warmen Frühlingswehen, aber wer des Eiſes gewohnt iſt, ſehnt nach des Nordpols eiſigen Winden ſich. Wer gewohnt iſt an milde Sitten, an ein weichlich Leben, den ſchaudert vor der Rauhheit vergangener Zeiten; wer in jenen Zeiten gelebt, den würde, in unſere Zeit verſetzt, der Ekel tödten, gleich dem Fiſche des Meeres das ſüße Waſſer. So hat Gott es geordnet, der Menſch wird es nicht ändern. Aber Gott will auch, daß der Menſch betrachte die vergangenen Zeiten; nicht als Eintagsfliege ohne Zukunft hat Gott den Menſchen geſchaffen, und wer die ihm geordnete Zukunft genießen will, muß ſich dazu ſtärken an der Vergangenheit. Wie jede Jahreszeit ihre Vorzüge hat und ihre Einflüſſe, ſo jede Zeit im Weltenlauf. Aus den vergangenen Zeiten ſoll der Menſch das Gute nehmen und damit beſſern ſich und ſeine Zeit, mit dem Schlimmen jener Zeiten ſoll er Frieden und Genügen bringen in's alte Herz, welches von Natur weder Frieden noch Genügen hat, welches alle Tage geführt werden muß an den Born der Zufriedenheit, aus welchem die Freude an Gottes Ordnung quillt und der Dank für jede gute Gabe, die kommt aus der geſegneten Hand, welche ſich öffnet zur geeigneten Zeit und ſpeiſet und tränket Alles, was da lebt, auf geeignete Weiſe.

Vor 600 Jahren war es anders als jezt im Schweizerlande. Da war es wild nicht blos in den Bergen, ſondern auch im ebenen Lande; gering war der Anbau, gering deſſen Ertrag, deſto größer war der Wald, deſto zahlreicher die Gewäſſer, von denen man oft nicht wußte, ſollte man See oder Sumpf, Bach oder Fluß ſie heißen. Viel Wild war in den Wäldern, mächtige Fiſche in den Gewäſſern; wer Herr ſei im Lande, der Menſch oder das Thier, ſchien nicht entſchieden, denn eben ſo oft, als der Menſch des Thieres Lager zerſtörte, zerſtörte das Wilddes Menſchen Anbau. Düſtere Thürme waren zerſtreut durch's Land, ſie ragten aus den ſchwarzen Tannen heraus und über ſie empor, wie greiſe Helden aus niederm Volke. Breit wie eine Henne über ihren Küchlein, lag hie und da ein Kloſter im Thale ruhig und gutmüthig, höher ſchienen die Bäume, grüner das Gras in ſeiner Nähe. Heitere Gehöfte, wie ſie jezt blitzen mit ihren hellen Fenſtern Stunden weit über das Land herein, ſah man wenige oder keine in niedrigerm Lande, mehr in Wald und Sumpf, als im Hauſe, lebte damals der Menſch. Darum wandte man auch wenig Sorgfalt auf des Hauſes Ausſtattung oder gar Verzierung. Bäuerinnen wohnten ſchlechter als heute Bettlerinnen; wenn Edelfrauen es gehabt hätten in ihren kahlen, kalten Schlößchen, wie heutzutage Bäuerinnen auf ihren reichen Gehöften, ſie wären von Königinnen beneidet worden. Damals ging es einfach zu: Gold und Silber war wenig im Schweizerlande; die Dienſtmägde von jezt haben vielleicht mehr Seide am Leibe, als damals zu finden geweſen wäre im ganzen Lande.

Im ſchönen weiten Aarthale, nicht weit davon, wo es von der wilden Emme faſt rechtwinklig durchſchnitten wird, da, wo jetzt das reiche Dorf Koppigen ſteht im Bernbiet, ſtand damals, wo jetzt noch auf dem Hügel, der Bühl genannt, Spuren zu ſehen ſind, ein kleines Schlößchen. Von Koppigen hießen die Edeln, welchen es gehörte. Die Gegend war nicht im Glanze wie jetzt; gar mancher Kraft war noch keine Schranke gezogen, zerſtörend konnte ſie walten nach Belieben, keine Dämme faßten die Emme ein und hinderten ſie, ihr Bett zu verlaſſen, rechts und links luſtwandelnd durch die Fluren. Ihr beliebteſter Spaziergang war rechts bei Kirchberg vorbei über die weiten Felder gegen Koppigen hin, den großen Sümpfen und kleinen Seen zu, welche noch jetzt zwiſchen Koppigen und der Aare liegen. Spärlich bewohnt war dieſe Gegend, und ſehr arm waren die Bewohner, arm wie die Edeln im Schlößchen.

Dieſes arme Schlößchen war nebſt der Emme auch eine Urſache von der Armuth der Gegend. Es glich einem alten offenen Schaden, welcher die geſunden Säfte eines Körpers verzehrt, dem Wirbel im Strome, der Alles an ſich reißt, was in ſeinen Bereich kommt. Wir ſind gar weit von der Ungerechtigkeit entfernt, dieſes Schlößchen einem Krebsſchaden zu vergleichen, eben weil es ein Schlößchen war. Wir wiſſen zu wohl, daß in jenen Zeiten viele Schlöſſer der ſüßen Quelle glichen, welche die Umgegend befruchtet, den müden Wanderer erquickt, der Magnet iſt, welcher die Anwohner zieht, nicht um ſie zu verzehren, ſondern um ſie zu laben. Klöſter und Schlöſſer waren ſehr oft in jener Zeit, was jetzt noch die Oaſen ſind in den afrikaniſchen Wüſten. Aber in Koppigen war es anders: die Herren von Koppigen waren ein angeſehenes Geſchlecht, aber ſeit Jahren waren ſie um ſo ärmer geworden, je vornehmer ſie ſich dünkten. Schöne ſtattliche Männer waren die Herren von Koppigen. Schon damals fiel es den Menſchen bei, ſich durch Heirathen zu heben und ihre perſönlichen Vorzüge ſo gleichſam als Einſatz in dem verwegenen Spiel geltend zu machen. So heiratheten die ſtattlichen Männer in vornehme Familien, erhielten zur Mitgift hohen Stolz, vornehme Angewöhnungen, und Verwandte, welche ſie gebrauchten, wenn es ihnen kommod war, hintenher dann thaten, als hätten ſie ſie nicht gebraucht. Es giebt keine gefährlichere Stellung auf Gottes Erde, als den Kopf gen Himmel zu ſtrecken, während man Nichts unter den Füßen hat. Hochmuth zieht die Hoffart nach, hintenher kommt die Armuth; wo dieſe drei in einem Menſchen oder einem Geſchlechte hauſen, da iſt ein gefährlich Dabeiſein, ehedem wie jetzt. Hoffart und Hochmuth ſchämen ſich begreiflich der Armuth, greifen zu allen Mitteln, um, wenn auch nicht reich zu werden, ſo doch die Armuth zu verdecken. Je nach Stand und Zeit wird Liſt und Gewalt verſucht, doch zumeiſt umſonſt; während man Andere arm macht, wird man ſelbſt alle Tage ärmer, hochmüthiger und verachteter. Die Schwierigkeit, reich zu werden, wird zur Unmöglichkeit, in Schmach und Noth geht der Menſch oder die Familie unter. Dies iſt die Geſchichte von tauſend und abermal tauſend Familien oder Menſchen. Auf dieſen Wegen wandelten eben auch die Herren von Koppigen.

Im wilden Leben war die Familie zuſammengeſchmolzen; zur Zeit, in welcher unſere Geſchichte beginnt, lebten im Schlößchen nur noch Mutter und Sohn, jung war der Vater erſchlagen worden, als er eine Heerde Kühe rauben wollte. Grimhilde hieß die Frau von Koppigen, und nie paßten Name und Perſon beſſer zuſammen, als bei ihr. Sie war eine Gräfin geweſen aus vornehmem Hauſe, und hatte den Herrn von Koppigen geheirathet, weil ſie nicht fromm genug war für ein Kloſter, und den Grundſatz hatte: wenn ſie keinen reichen Mann kriegen könne, ſo nehme ſie einen armen, denn einer ſei jedenfalls beſſer als gar keiner. Als ſie dieſen Grundſatz in's Werk ſetzte, war ſie zu ſehr vernünftigen Jahren gekommen. Der wilde Koppiger auf ſeinem magern Roſſe, der ſich an ihr Haus zu klammern ſuchte, wie ein in den Strom Gefallener an einen Weidenzweig, fand erſt Gnade in ihren Augen, als alle Hoffnung auf was Beſſeres durchaus verſchwunden war. Von je böſer als ſchön, hatte ſie jetzt borſtige, gerade herausſtehende Haare um den Mund, wie ſie bei den Katzen üblich ſind. Sie war lang und hager, hatte ſchwarze ſtechende Augen, eine krumme Naſe, hatte eine Stimme, welche tönte wie Peitſchenhiebe, und wenn ſie ging, machte ſie Schritte, als wolle ſie über den Schloßgraben ſpringen. Sie beſaß von ihrer alten Herrlichkeit nichts mehr als den Hochmuth, deſto greller trug ſie ihn zur Schau; ihren Zorn, daß ſie nichts Anderes hatte, ließ ſie an Allem aus, was in den Bereich ihrer langen Arme kam, ſie war fürchterlich unbarmherzig. Zu ihrem Schlößlein gehörte ein kleines Gebiet, auf welchem eigene Leute wohnten, aber ſpärlich, wie auf magerm Ackerlein dünn die Halme ſtehen. Es hat eine eigenthümliche Bewandtniß mit Land und Leuten: beide wollen weich gepflegt, freigebig genährt ſein, dann gedeihen ſie üppig, dann iſt ihr Ertrag ein reicher; unter einer harten Hand verkümmern ſie, je mehr man von ihnen begehrt, deſto weniger geben ſie: der ausgeſogene Acker giebt keine Ernte, ausgeſogene Leute zahlen keine Steuern, und wenn der Acker keine Ernte giebt, geht der Zehnten von ſelbſten ein. Der Ertrag ſteht alſo im umgekehrten Verhältniß mit dem Bedarf; je nöthiger Einer wird, deſto weniger wird ihm, der ärmſte Bauer, welcher das Geld am nöthigſten hätte, hat zumeiſt den magerſten Hof, der nichts abträgt. Es liegt hierin eine große ſtaatswirthſchaftliche Lehre, welche beachtet werden ſollte; aber es iſt noch immer ſo, daß den Unmündigen offenbar wird, was den Weiſen der Welt verborgen bleibt. Je nöthiger die Herren von Koppigen wurden, deſto mehr ſogen ſie ihre Leute aus; wenn ſie ſelbſt nichts mehr hatten, nahmen ſie das erſte Beſte, was ſie fanden. So geſchah es, daß Pferde und Kühe Raritäten wurden im Koppiger Gebiete. Wenn nun aber der Bauer kein Vieh mehr hat, was helfen ihm da Aecker, und wenn der Bauer ſeine Aecker nicht mehr baut, was helfen dann dem Junker Zehnten und Bodenzinſe. So hatten die Herren von Koppigen gewirthſchaftet, unter Frau Grimhilde ward es nicht beſſer. Wie geſagt, hatte Frau Grimhilde nichts mitgebracht, als großen Hochmuth und etwas Weniges an Schmuck und Kleidern. Sie rechnete viel auf ihre Familie, trieb einſtweilen Hoffart ſo viel und ſo lange ſie konnte, ſchonte Nichts, hätte gerne den großen Grafen von Buchegg, Burgdorf und Andern es gleich gethan. Als ihr Mann vom wilden Küber erſchlagen worden, erfuhr ſie, wie viel Rechnungen einer vornehmen Tochter, welche arm geheirathet, welche ſie auf ihre Familie macht, werth ſind. Man iſt glücklich, ſie vergeſſen zu können, braucht alle Mittel, ihr die Erinnerungen an ihre Familie zu vertreiben. So ward Koppigen durch Frau Grimhilde ärmer als es je geweſen war, ihre Koſtbarkeiten waren dahin, Zufluß von Außen kam ihr nicht; Hunger litt ſie freilich nicht: Wald und Waſſer waren bevölkerter als jetzt. Schon damals belebte die Forelle die klaren Bäche, und größer und mächtiger als jetzt. Der Lachs ſtieg zur Laichzeit die Bäche herauf, hellen Kies ſuchend für ſeine Nachkommenſchaft; der ſchwerfällige Karpfe, der glatte Aal und manche andere gemeinere Fiſchart lebten in dem Gewäſſer. Das Wildſchwein fand ſich häufiger als jetzt der Haſe; in Rudeln ſtrich das Reh durch den Wald, weidete auf den Fluren; ſtolze Hirſche brachen durch die Büſche, ſchwammen durch die Flüſſe, verſchwanden, wenn Hunde an ſie ſetzten, in des Juras dunklen Klüften. An Wild und Fiſchen hatte alſo Frau Grimhilde nicht Mangel, auch das Holz, ſie zu kochen, brauchte ſie nicht zu ſparen. Auch war ſie nicht gezwungen, ſelbſt zu fiſchen und zu jagen, das that Jürg, der Knecht, der einzige dienſtbare Geiſt, welcher ihr übrig geblieben war. Früher war er Geſelle des Ritters geweſen, ſeither Alles in Allem geworden: Burgvogt, Jägermeiſter, Fiſchverwalter, Erzieher, Waffenmeiſter, und wenn ſie eine Kuh hatten, ſo war er es, der ſie fütterte und molk. In Kurt, dem Junker, wuchs ihm ein immer tüchtigerer Gehülfe zu. Kurt war ein Kind der freien Luft, gutmüthig von Natur, aber nichts als Jäger und Fiſcher faſt von der Mutter Bruſt weg; was er mit Liſt und Gewalt erbeuten konnte, war ſein, Beute zu machen, ſo viel möglich, ward ihm zur Religion, eine andere hatte er nicht. Von Schreiben und Rechnen wußte er nichts, es waren damals noch keine Schulmeiſter in Koppigen. Kurt war Jürgens Freude, dagegen der Gegenſtand von der Mutter Schelten; zerfallen mit der ganzen Welt, goß ſie die Galle darüber über die nächſte Umgebung aus, wie üblich. Wie einem armen Weibe Erdäpfelſuppe läſtig wird, wenn es drei Mal im Tage Erdäpfelſuppe eſſen ſoll, ſo hatte es Frau Grimhilde mit Fiſchen und Wildpret. Der arme Junker Kurt mochte ſeiner Mutter bringen, was er wollte, den fetteſten Rehbock, den ſchönſten Salm, die Mutter ſchalt ihn aus. Der leibeigene Junge konnte ſeiner Mutter das Gleiche bringen, trotz allen adeligen Rechten, denn wo keine Gewalt mehr iſt, da hören auch alle Rechte auf. Kurt hätte Luſt gehabt, gegen ſeine Mutter ſich zu empören, aber das war eine gewaltige Frau: erſt beugte er ſich ihrem Arm, ſpäter ihrem Geiſte, ſie regierte ihn wie ein Bärenführer ſeine Bären: ſie knurren wohl und tanzen doch. Dagegen ward Jürg ſein Freund.

Derſelbe liebte ihn, als den Sohn ſeines Herrn, behandelte ihn mit dem Reſpekt eines Knechtes, und unterrichtete Kurt in Allem, was er liebte, und ſtärkte ihn täglich im Glauben, daß erlaubt ſei Alles, wozu man gelangen könne mit Liſt oder Gewalt. Dieſer Unterricht bewährte ſich als ſehr naturgemäß; Kurt faßte ihn mit der größten Leichtigkeit und übte ſich darin mit der größten Freudigkeit. Es entwickelte ſich in ihm ein gewaltiger Körperbau, er wagte ſich täglich an gefährlichere Thiere, dem Wildſchwein ward ſein Spieß gefährlich, dem Bären ging er nicht mehr aus dem Wege, aber freundliche Worte erbeutete er deswegen von ſeiner Mutter nicht. Eines Tages hatte man in Koppigen eine ſeltene Erſcheinung: ein Hauſirer ſtand unterm Thore und bot ſeine Waare feil: Schmuckſachen für hohe und niedere Weiber. Frau Grimhilde beſah ſich die Herrlichkeiten mit funkelnden Augen, und als ſie ſich endlich von ihnen losreißen mußte, weil ſie kein Geld hatte, ſchoſſen ihre Augen tödtliche Blitze. Als der Hauſirer die leeren Hände und die glühenden Augen ſah, machte er, daß er fortkam, dachte, da ſei er zum letzten Male geweſen. Er hatte Recht, doch nicht ſo wie er es meinte, denn nicht lange gings, kam Kurt mit dem ganzen Kram des Hauſirers wieder zum Thore herein. Er hatte der Mutter Gier geſehen und gedacht, wenn je, ſo ſei jetzt die Gelegenheit, ihr Freude zu machen und gute Worte abzugewinnen, und im nächſten Buſche erſchoß er mit der Armbruſt den Hauſirer. Er hatte Recht gehabt, die Mutter hatte Freude, lobte ihn, es war ihr, als breche ein junger Tag für ſie an, an welchem ſich verwirklichen würden ihre bereits verblichenen Träume von Glanz und Reichthum. Für ſie waren die Tage des geſelligen Verkehrs, wo man ſich gerne ſchmückt, gerne prangt mit ſeiner Leibesgeſtalt, vorüber, und die Tage waren Frau Grimhilde gekommen, wo der Menſch gerne das Sammeln beginnt in immer ängſtlicherer Haſt, als ob er Leib und Seele vom Tode freikaufen könnte. Sie verſchloß daher die neuen Schätze in alte Truhen, welche ſeit undenklichen Zeiten leer geſtanden; ermunterte zum entſchiedenen Fortſchritt auf der begonnenen Laufbahn. Jürg war damit vollkommen einverſtanden; auch ihm war durch Kurts unerwartete Heldenthat ein Licht aufgegangen, ein neues Leben mit ſeinen alten Knochen zu beginnen, hoffte auch er. Die allergrößte Freude hatte jedoch Kurt ſelbſt; hatte er es doch einmal der Mutter recht gemacht, hatte er doch jetzt den Anfang gemacht, mächtig und reich zu werden! Von Gewiſſensbiſſen war begreiflich keine Rede, Liſt und Gewalt üben war ja ſein Gottesdienſt! Die Ausführung hatte jedoch ihre Schwierigkeit: die Gegend um Koppigen war arm und öde, doch liefen zwei Straßen nicht ferne dabei vorbei. Die eine, etwa eine Stunde entfernt, führte von Burgdorf in's Aargau; die andere, viel näher noch bei Koppigen, von Burgdorf auf Solothurn. Dieſe Straßen waren nicht unbeſucht, manch reicher Fang ließ darauf ſich thun, aber das Ding war gefährlich. Den Grafen im Lande war an der Sicherheit der Straßen viel gelegen, ſie hatten den Nutzen davon, und wenn auf denſelben geraubt werden mußte, wollten ſie es ſelbſt thun; nun iſt's kitzelig, Mächtigen in's Handwerk zu greifen. Wäre es bekannt geworden, der junge Koppigen mache die Straßen unſicher, ſein Leben wäre verfallen geweſen, ſein Schlößlein geſchleift worden, und ſeine Mutter hätte zuſehen können, wo ſie einen ruhigen Platz zum Sterben finde. Kurt hatte auch kein ſchnelles Roß, um zu erſcheinen und zu verſchwinden wie ein Blitz; er mußte wie ein gemeiner Räuber zu Fuß ſich verſuchen. Das that denn auch der wilde Junge mit Luſt und Geſchick; anfangs begleitete ihn wohl der alte Jürg, half ihm aus oder führte die

Verfolger auf falſche Fährte; aber allmälig ward ihm dieſes Leben zu Fuße beſchwerlich. Frau Grünhilde entbehrte ihn nicht gerne, dem raſchen Kurt war der Alte oft zu langſam, daß er je länger je lieber allein ging. Er wäre ein ſchöner Jägerjunge geweſen, an welchem ſelbſt Diana, die heidniſche Göttin der Jagd, Freude gehabt, wenn ſie noch gelebt hätte, wenn er manierlich geſchoren und gewaſchen geweſen wäre; aber abſichtlich geſchwärzt und von Natur behaart, glich er eher einem Waldteufel als einem Menſchen. So ſtrich er mehr als halbwild Tage, Wochen herum, bis er Beute fand zum Heimbringen. Er trieb ſich zwiſchen Solothurn und Büren, zwiſchen Solothurn und dem Aargau, zwiſchen dem Aargau und Burgdorf herum, kannte alle Wildwege durch Wald und Sumpf, aber ſpärlich war doch ſeine Beute; das Beſte durfte er nie faſſen, weil nach dem Werthe der Waare dieſelbe bewacht und beſchirmt war. Er wagte ſich wohl an Zwei, ſprang, wenn der Erſte vom Bolzen der Armbruſt fiel, auf den Zweiten mit der Keule ein; aber zu ſolchem fand die Gelegenheit ſich ſelten, und oft bei der größten Gefahr war die Beute am kleinſten. Damals war gar viel herrenloſes Geſindel im Lande, das unſtät lebte und ſo gut als möglich vom Raube. Mit ſolchem mußte Kurt bekannt werden; er wurde es zuerſt mit dem Speer in der Hand, als ein halbes Dutzend wilder Geſellen aus einem Buſche ſprangen, um mit ihm eine von ihm erlegte Beute zu theilen. Aber wie Gleiches und Gleiches ſich gerne geſellt, wurde bald der Friede vermittelt und gute Bekanntſchaft gemacht. Das Leben in der neuen Genoſſenſchaft machte Kurt glücklich, gefiel ihm unendlich; nun hatte er Zeugen ſeiner Heldenthaten, die doch zu rühmen wußten, was er vollbrachte, und gar ſehr vervielfältigten ſich die Gelegenheiten zu denſelben, da mit Mehreren mehr zu unternehmen war und weit in der Runde ihnen Alles verkundſchaftet wurde. Dann ward in Klüften und Wäldern reich getafelt, mit wilden Dirnen ein wildes Spiel getrieben, und war man deſſen ſatt, mit den Männern um die Beute gewürfelt. Das war ein ander Leben im weiten Wald bei luſtigen Dirnen, als im engen Schlößlein zu Koppigen bei der keifenden Mutter; darum ſah man ihn auch immer ſeltener im engen Schlößlein. Dieſem hätte Frau Grimhilde eben ſo viel nicht nachgefragt, aber Kurt kam auch mit immer leererern Händen; das war, was ihr Kurts Leben mißfallen ließ. Er wurde in der Theilung betrogen, und verlor am Ende noch in dem gedoppelten Spiele das Wenige, was ihm zugefallen war; darum hatte ſie ihn nicht zum gemeinen Räuber gerathen laſſen, wo ſie nichts hatte davon und Kurt auch nichts, als die einförmige Ausſicht auf einen ſimplen Galgen. Auch Jürg, dem Knecht, war dieſes Leben nicht recht, ſo hatte er es doch nicht gemeint, als er anfänglich dazu die Hand bot; er war einer der Knechte, welche am Hauſe hängen faſt eben ſo ſehr, als am Herrn, welche Alles dran ſetzen, des Hauſes Glanz zu mehren, ſeinen Verfall zu wenden. Im Räuberleben ſah er nichts Unrechtes; aber da hatte es der Vater doch anders getrieben als der Sohn, nicht als ein Buſchſchleicher, ſondern auf ritterliche Weiſe zu Roß mit Schwert und Lanze, und er, Jürge, hintendrein, nicht viel geringer anzuſehen als der Ritter ſelbſt. Daß das Schloß zu Koppigen nichts Beſſeres werden ſolle als eine gemeine Räuberhöhle, in die und aus welcher man leiſe zu Fuße ſchlich, wie die Maus aus ihrem Loche, ſo hatte er es ſich nicht gedacht, das wollte nicht in ſeinen alten Kopf. Frau Grimhilde ſchalt, Jürg bat; aber nun hatte Kurt ſeinen Kopf und keinen Glauben zu Mutter und Knecht. Das neue Leben in der wilden Geſellſchaft gefiel ihm allzu wohl, ein luſtigeres hatte er nicht erlebt, was fragte er der Zukunft nach, da er ſo luſtig lebte, was fragte er Koppigen nach, da es ſo luſtig war im weiten grünen Walde! Je mehr man ihn mit ſolchem Gerede plagte, deſto weniger kam er heim, es ging ehedem akkurat wie heute.

Es kam der Herbſt und mit ihm ein Markt zu Solothurn. Dort wohnte von je ein luſtiges Volk, welches ſein wahres Leben mehr außerhalb des Hauſes als im Hauſe ſelbſt hatte, lieber Gaſt war, als Gäſte hatte, darum, wer luſtig leben wollte, im luſtigen Solothurn zahlreich an den Märkten ſich fand, wo man die weiten Herbergen voll Luſtbarkeit und Solothurner fand. Begreiflich waren für Kurt und ſeine Freunde ſolche Tage, was Schweinemetzgen für Krähen iſt im Winter. Von Weitem her kommen die ſchwarzen Vögel geflogen, ſobald ein Schwein zu ſeufzen und zu ſchreien beginnt; von Weitem ſperren ſie die Schnäbel auf nach Schweinefleiſch und Blut. Mit den Männern kommen die Dirnen gezogen, die jungen als Lockvögel, die alten als Spürhunde, durch den Markt ſtreifen ſie, wie die Schwalben fliegen durch die Luft nach Beute. Da findet ſich viel Geſindel zuſammen, wie von allen Winden zuſammengetragen, und kennt ſich von Weitem. Da giebt es viele Concurrenz, findet ſich alte Liebe, entſteht neuer Haß; was man des Tags gemeinſam erbeutet, zerſtört man des Nachts in wildem Streite. Kurt war auch dort, verließ aber bald die Stadt. Beſtmöglichſt hatte er ſich unkenntlich gemacht, doch ſah er bekannte Augen, welchen er ebenfalls bekannt vorzukommen ſchien. Zudem ärgerte ihn das fremde Geſindel aus dem Buchsgau herauf, und von den Ufern der Ergolz her. Dasſelbe war vertraut mit ſeinen Bekannten, behandelte ihn aber gröblich und ſchnöde. Kurt hatte noch nicht die Weiſe der Erfahrenen, welche ſich alsbald und unmittelbar Reſpekt zu verſchaffen wiſſen. Ihm ſchien, ſeine alten Freunde thäten nicht das Gehörige, ihm zum Reſpekt zu verhelfen. Zudem ſchienen ihm ihre Dirnen dem Bangab, ſo hießen die von der Ergolz her ihr jeweiliges Haupt, überflüſſige Aufmerkſamkeit zu erweiſen. Es war ein Burſche von ſchlüpfrigem Anſehen mit weitem Maul und ſchlechten Gliedern. Kurt hätte ihn gerne zwiſchen ſeine Finger genommen; denn ihn plagte Eiferſucht von allen Sorten, aber Solothurn war zu nahe bei Koppigen, ſein Incognito durfte er nicht gefährden. Mißmuthig marſchirte er nach Subigen, wo ſie zwiſchen Wald und Sumpf eine ſichere Stätte hatten, wohin nach der Abrede zunächſt die Beute des Marktes geſchleppt werden ſollte. Groll in wildem Gemüthe kommt gar gewaltig in Gährung in der Einſamkeit, rumpelt und poltert dumpf wie eine Gewitterwolke am fernen Horizont, bis er endlich loskracht und Feuer ſpeit. Nach und nach fanden ſich einzelne Glieder ihrer Bande ein; da Kurt mürriſch that, thaten ſie ebenfalls nicht höflich mit ihm. Dies hielt Kurt für abſichtliche Verhöhnung, für eine allgemeine Verſchwörung gegen ſich. Als es dunkel ward, ſchlüpften Dirnen herbei, hinter ihnen her der Bangab und hinter dem Bangab eine anſehnliche Portion Wein, um welche er des Pfaffen Köchin zu Kriegsſtetten erleichtert hatte. Nun kam Feuer in's Pulverfaß. Wegen Kurts Unliebenswürdigkeit und anfechtigem Weſen und weil am Ende Gleiches und Gleiches zuſammenhält, die Niederen nicht ungern die Gelegenheit ergreifen, ſich zuſammenzuthun gegen einen Höheren, wenn auch nur für Augenblicke, waren Alle gegen ihn, erſt mit Worten, dann handgreiflich, bis Kurt das Bewußtſein ſchwand. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, war es Tag, einſam um ihn, er wußte lange nicht, war er auf Erden oder des Teufels. Ganz natürlich ſchienen ihm Buſch und Bäume, aber Kopf und Glieder brannten ihm, mit dem Feuer, mit welchem, nach dem Glauben, welchen Kurt oft verlacht, der Teufel die ihm Zugefallenen brennen ſoll. Kurios dünkte ihm, daß er einſam ſei. War's die Hölle, dachte er, müßten Viele da ſein, der Bangab namentlich, ein viel gräulicherer Sünder als er. Da kam es ihm endlich, daß er noch im Subiger Walde ſei, aber zum Tode matt, und daß Wunden ihn brannten, als wäre hölliſches Feuer darin. Nach und nach kam ihm das Gedächtniß wieder; neu loderte in ihm der Zorn auf, ein Glück war's, daß er an Niemand ihn auslaſſen konnte, aber für immer ſchwur er der alten Geſellſchaft ab, ſchwur ihr Rache nach ſeinen Kräften. Der Durſt trieb ihn auf, mühſam ſchleppte er ſich zu einem der vielen Bäche, ſtärkte ſich und wuſch ſich rein. Er mußte heim, doch nicht gern kam er mit leeren Händen, und daß man ſeinen Antheil an der Beute ihm nicht hatte liegen laſſen, verſteht ſich. Kurt knurrte wohl gegen die Mutter, aber innerlich hatte er doch großen Reſpekt vor ihr. Wenn die Mutter ein räs reſolut Weib iſt, ihre Zunge zu handhaben weiß in Hohn und Zorn wie einen zweiſchneidenden Dolch, ſo hat ein Sohn, wie ſtark und wild er auch wird, Furcht und Bangen vor der Mutter. Es iſt ſeltſam und doch ſo, daß man die Gewalt über die Söhne viel öfter bei den Müttern als bei den Vätern findet. Es war Herbſt, die Faſtnachtszeit des Wildes im Walde, denn da ſchüttelt ihnen die milde Hand, welche ſich aufthut jeglicher Kreatur, wahre Herrenfreſſen von der mächtigen Eiche und der rothbelaubten Buche, die ein Ausſehen hat, wie ein alter Ritter, der ſein Antlitz täglich von früh bis ſpät mit Rheinwein feucht erhalten hat. Auch that ſich das Wild gütlich in Laub und Gras. Zahlreich, faſt wie Heuſchrecken, flatterten die wilden Tauben in den reichbehängten Aeſten und kühn und trotzig führten die alten Schweine die jungen ſpazieren unter die wohlbekannten großgeäſteten Bäume.

So wild Kurt war, ſo leiſe konnte er gleiten durch der Wälder Schatten, wenn er Etwas beſchleichen wollte. Ein altes Schwein that mit einem Rudel Jungen unter einer großen Buche ſich gütlich. Kurts Speer warf ein Thier nieder, über dem Geräuſch erſchrak der Haufe, rannte weiter, die Alte mit. Daß ein Junges fehle, merkte ſie nicht. Kurt war von je nicht gewohnt, nach Grenzſteinen ſich umzuſehen, in ſeiner gegenwärtigen Stimmung that er es vollends nicht; daß er in des Herrn von Halten Gebiet war und zunächſt ſeinem Schlößlein, achtete er nicht. Der Herr von Halten war ein ehrbarer Mann, aber ſo eine Art von Nachthaube, wie man heutzutage ſagen würde, er dachte nicht viel, that nicht viel, aß und trank deſto mehr und ſo gut wie er es haben konnte, doch war er leider auch blos ſo gleichſam vornehm, aber nicht reich. Seine zahlreichſte Habe waren neun Töchterlein, die um ſo vornehmer thaten, je ärmer ſie wurden, und um ſo ſpröder ſich geberdeten, je lieber ſie einen Mann gehabt. Sie waren nicht ſo arm wie die von Koppigen, ſie hatten noch Pferde und Kühe, ſie ſpotteten daher grimmig über die von Koppigen und doch wäre unter allen neunen vielleicht nicht eine zu finden geweſen, welche es verſchmäht hätte, Frau von Koppigen zu werden; daß es keine ward, lag blos daran, daß Kurt nicht von ferne daran dachte, eine Frau zu nehmen. Sie waren auch im Walde, laſen ebenfalls Buchnüſſe zuſammen, um Oel zu preſſen zu ihren Lämplein, welche ſie brennen mußten zur Winterszeit in ihrem dunkeln Schlößlein, das noch heutzutage zu ſehen iſt. In dieſe hinein lief Kurt unverſehens mit dem jungen Schweine auf der Achſel. Es ging den Fräuleins faſt wie dem alten Schweine und ſeinen Jungen, ſie wollten davon laufen, als ſie den Burſchen erblickten, ſo wild und wüſt anzuſehen. Aber alsbald ſahen ſie, daß es Kurt ging wie ihnen, daß er lieber einige hundert Schritte weiter wäre als mitten unter ihnen. Denn ſo viel hatte er doch von einem Rittersſohn, daß er ſich ſchämte, unter den benachbarten Fräuleins zu erſcheinen in ſolchem Aufzug wie ein Räuber und als Wilddieb. Trotzig und ſtumm ging er vorüber, ſie aber höhnten hinter ihm her, manch bitteres Wort kam bis zu ſeinem Ohre, klebte ſich an ſeine Seele einer Klette gleich, welche man nicht wieder los werden kann. Es juckte ihm die Hand, den Speer unter die Fräuleins zu werfen, wie früher unter die Schweine, doch hatte er ſo viel Verſtand, dem Gelüſte zu wehren, denn ſo viel Macht hatte der Herr von Halten noch, daß er einen ſolchen Frevel blutig und mit der Zerſtörung von Koppigen hätte rächen können. Aber jetzt kam ihm, was Jürg und die Mutter ihm längſt geſagt hatten, es war, als hätte man ihm ganz andere Augen eingeſetzt. Er begriff, wie nichtsnutzig ein Burſche ſei, der von Geſindel von einem Bangab ſich mußte ſchlagen, von Weibern höhnen laſſen, was ein Leben ſei in ſolcher Schmach und wie weit es führe, wenn man zur Noth als Beute vieler Tage ein junges Schwein nach Hauſe bringe? Und als er nun heim kam, die Mutter ihn ſchalt, Jürg ärgerlich und traurig ſich von ihm wandte, da ward Kurt gar elend im Gemüthe, faſt wäre ihm das Weinen gekommen, er verdrückte es wohl, aber da ſaß es innerlich. Wie finſtere Wolken am Himmel jagen und ſtreiten, bis endlich ein Gewitter ſich geballt hat und losbricht, ſo ſtürmten ſeine Gedanken durch die Seele, bis der Entſchluß ſich feſtgeſtellt, ein anderes Leben zu verſuchen, ein ritterliches, ſo weit es ihm möglich, um auf dieſer Bahn wieder zu Geld und Ehren zu kommen. Als er einmal recht wußte, was er wollte, theilte er es Jürgen mit. Der hatte große Freude, zog die Schleußen ſeines Gedächtniſſes auf und erzählte Tage lang von alten Heldenthaten, von Ehren und Reichthümern, von Schlöſſern und Turnieren, von Kriegsliſten und Fräuleins. Was Kurt des Tags gehört, träumte er des Nachts und erwachte am Morgen mit heißem Verlangen, auszuführen, was er geträumt. Mit großem Eifer ſchleppten ſie aus allen Winkeln altes Rüſtzeug zuſammen, feilten und nagelten, bis ſie ſo gleichſam eine neue Rüſtung hatten, putzten einen verroſteten Schild neu auf und ſchliffen ein altes Schwert. Wenn Kurt zur Uebung dieſe Rüſtung getragen hatte, den Tag über mit dem Schwerte Aeſte von den Bäumen gehauen und Jürg mit einer Axt tapfer auf den Schild gehämmert hatte, ſo hatte Kurt des Nachts um ſo wildere Träume, fuhr als ein großer Kriegsheld in der Welt herum, baute ein großes Schloß und im Schloß ein tiefes ſchauerliches Verließ, in das Verließ warf er alle neun Fräulein von Halten und fütterte ſie ihr Lebenlang mit alten Buchnüſſen und ſchwarzen Eicheln. Das waren ſo kurzweilige Mittel, einen langen Winter zu verkürzen, daß mancher laichende Lachs mit dem Leben wieder zur Aar und von da weiter kam, ſtatt in Koppigen verſpeiſt zu werden, mancher Eber die nächſten Eicheln noch erlebte und Wölfe ungeſtraft brüllten in der Nähe. Endlich dämmerte der Frühling, die günſtige Zeit, dem Glück entgegenzureiten, nahte. Der Junker war fertig genagelt und gefeilt, ſogar ziemlich eingehauen, nur eins fehlte, um auszureiten, und welches in der That für Jemand, der ausreiten will, von ziemlicher Bedeutung iſt, ein Pferd nämlich. Vor alten Zeiten waren Pferde in Koppigen geweſen, aber längſt den Weg alles Fleiſches gegangen, andere zu kaufen hatte man kein Geld, ſie zu ſtehlen war die Gefahr größer als bis dahin das Bedürfniß. Jetzt war das Bedürfniß da, und wenn Kurt gleich mit dem Raub weiter ritt in die weite Welt hinaus, die Gefahr nicht groß.

Jetzt war Noth am Mann, jetzt mußte eins geſtohlen werden, ohne Roß konnte begreiflich der Junker nicht ausreiten, die Welt zu erobern. Guter Rath war theuer. Denn zum Pferdeſtehlen war die Zeit gar zu ungünſtig. Bekanntlich ſtiehlt man Pferde am Leichteſten von der Weide, aus wohlverwahrten Ställen, aber in aller Stille einen Hengſt zu bringen von bekannten Stuten weg und mit unbekannten Händen, iſt ein vermeſſenes Stücklein. Gern hätte Jürg für ſeinen Zögling einen rechten Staatshengſt gehabt, einen Ausbund mit Brüllen, Schlagen und Beißen, aber ſolche Hengſte ſind eben ſchwer zu ſtehlen, noch ſchwerer zu reiten, und in dieſem war leider Kurt kein Ausbund. Lange ſpionirte Jürg im Lande herum nach etwas Dienlichem für einen armen Junker, ſtöberte endlich einen Kloſterhengſt auf, welchem bei einem Kloſtermeier das Gnadenbrot gegeben wurde, der es ſicher zu haben glaubte, dort ſein Leben in Ruhe verbringen zu können. Es iſt aber halt Alles ungewiß in der Welt, wie ſicher man ſich auch geſtellt glaubt. In einer dunkeln ſtürmiſchen Nacht verſchwand der Hengſt aus des Meiers Stall, der Meier ließ ſich nie ausreden, daß nicht der Teufel den Hengſt geholt. Ohne Brüllen und Beißen hätte der ſich nicht abführen laſſen von menſchlichen Händen, behauptete der Meier. Der Meier dachte nicht an ſeinen Kloſterſchlaf, der ſo dick war wie der Vorhang vor dem Allerheiligſten im Tempel zu Jeruſalem und ſieben Mal dicker als der Schlaf des Holofernes, der bekanntlich auch erſt merkte, was Trumpf war, als Judith ihm den Kopf bereits vom Halſe geſtohlen hatte. Nun war Kurts Abreiſe unvermeidlich. Der alte Hengſt brüllte gar gewaltiglich, als man ihn in Koppigen inſtalliren wollte, erregte dadurch Aufſehen ringsum. Unter den Erlenſtöcken hervor ſchoſſen die Waſſerhühner, ſtreckten neugierig ihre Hälſe über das Waſſer empor, die Enten flogen auf mit ſchwerem Flügelſchlag und ſchoſſen einem entfernten Waſſer zu. Die Rehe ſprangen auf und horchten mit zitternden Beinchen, was die ungewohnten Töne zu bedeuten hätten, das wilde Schwein grunzte zornig, daß in ſeinem Revier ein neues Schwein ihns ſtöre. Zwei alte Jagdhunde aber ſprangen auf, heulten gar herzinniglich und wedelten auf das Zärtlichſte mit ihren kurzen Schwänzen über die heimeligen, ſo lange nicht gehörten Töne, welche ſie an die Herrlichkeit vergangener Tage erinnerten. Doch nicht blos Hühner und Rehe kamen in Verlegenheit und in Zorn das wilde Schwein, denn zorniger als das Schwein ward die alte Grimhilde und verlegener als Reh und Huhn Jürg und Kurt. Zornig ward Grimhilde, als ſie ſah, daß es Ernſt war mit Kurts Einfall in die Welt. Sie hatte es wie viele Eltern, ſie betrachtete die Kräfte, welche ſie genährt und erzogen, als ihr Eigenthum, über welches ſie allein verfügen, allein es nutzen konnte. Wenn Kurt fortging, wie ſollte ſie es machen können? Mit ihm entwich aus dem Hauſe die rüſtige Kraft, was ſollte ſie beginnen allein mit dem alten Jürgen? Der ſchaffte ihr kaum genug Nahrung, geſchweige, daß er ihr Beiträge lieferte für ihre Truhen, wie ſie ſich deren von Kurt zu erfreuen gehabt. Früher, als Kurts Fahrt blos ſo ein Gedanke, oder wie man im gemeinen Leben zu ſagen pflegt, eine Idee war, fand ſie dieſelbe beides prächtig und zeitmäßig, jetzt, da ſie in Wirklichkeit treten, verkörpert werden, ihre Selbſtſucht Opfer bringen ſollte, empörte ſich der kurze Sinn, welcher gerne beim Alten wohnt, welcher alle Tage das Gewohnte haben will. Da ſchrie ſie, als ob man ſie am Meſſer hätte. Es ging halt nicht anders, als es oft geht, daß, was von Weitem prächtig, iſt in der Nähe häßlich, daß herrliche Ideen und Theorien in der Ausführung abſcheulich werden oder auch wiederum nur abſcheulich ſcheinen. So belferte Grimhilde gar bitterlich und doch war nicht dieſes Belfern der Hauptgrund der Verlegenheit der beiden Andern. Man war deſſen gewohnt, Jürg ſagte, ſie hätte es immer ſo gemacht; und doch Niemanden jemals Plätzen damit abgeſprengt. Aber es ging ihnen, wie der Grimhilde, ſie erfuhren, daß einen Gedanken faſſen und denſelben ausführen zwei ganz verſchiedene Dinge ſind. Wohin ſollte Kurt reiten und zu wem? Sie fühlten jetzt, was eine Menge Eltern nicht denken, ſondern erſt fühlen, wenn ſie ihre Kinder in die Welt ſchicken wollen, den Mangel an ehrbarer gewichtiger Bekanntſchaft nämlich. Kommode wäre es geweſen, wenn er ſo geradezu auf einen Edelſitz hätte reiten und ſagen können: „Bon jour mit einander! ich bin der Kurt von Koppigen, Vater und Mutter laſſen grüßen und ſagen, es wäre ihnen anſtändig, wenn ihr mich eine Weile behieltet und mir in der Welt forthülfet; ich bin ein tüchtig Stück Menſch, gereuen wird es euch nicht.“ Aber das konnte leider Kurt nicht, ſein Name war keine Empfehlung, ſein Vater geſtorben, ſeine Mutter aller Bekanntſchaft abgeſtorben, weil eben Alle dieſen Namen lieber gar nicht mehr hörten. Sie konnten alſo keinen Hafen in's Auge faſſen, in welchem Kurt zu landen hätte, ſie hatten blos die Wahl zwiſchen den vier Weltgegenden, die ſind weit, aber eben das war's, was ſie in Verlegenheit ſetzte. Damals war es eine ſchöne Zeit für junge und alte Freibolde oder Freiſchärler, wie man ſie jetzt nennen würde, für Leute, welche im Recht des Stärkeren ihr Heil ſuchten und ein Leben auf Koſten Anderer.

Einſt war kein König in Iſrael, Jeder that, was ihm wohlgefiel, ſo ſteht's geſchrieben, ungefähr ſo war es damals in Deutſchland. Kein Kaiſer war da, welcher Ordnung hielt, Jeder lebte, ſo lange es ging, auf eigene Fauſt.

Kaiſer Friedrich war ein hochgeſinnter Mann und gewaltiger Held geweſen, aber über ſeiner Zeit und ſeinen Kräften lag, was er wollte. Den Papſt wollte er unter dem Kaiſer, die Kirche unter dem Reiche haben, wollte über alle Fürſtenkronen die kaiſerliche ſetzen und in des Kaiſers Hand die Kräfte ſämmtlicher Fürſten Deutſchlands vereinigen. Mit Kühnheit und Kraft rang er nach dieſem Ziele. Aber wie ein edles Pferd durch Wespen und Horniſſen zu Tode gehetzt werden kann, ſo kann der größte Held kleineren Feinden erliegen, wenn ſie ihn unabläſſig hetzen, nimmer zur Ruhe kommen laſſen. Für ſolche Feinde ſorgten die Päpſte, wandelten ſogar in ſolche des Kaiſers Söhne um, brannten in Deutſchland das Feuer des Aufruhrs an, wenn der Kaiſer in Italien war; eilte derſelbe nach Deutſchland, ſo ſtand alsbald Italien in Flammen. Nach dem Höchſten ſtrebte Friedrich, und erreichte Weniges, kaum einen ruhigen Tod, kaum ein geweihtes Grab. Nach ſeinem Tode ging es wild und frei zu in Deutſchland, d. h. es ging drunter und drüber, überall Streit und Fehde, Keiner mächtig genug die losgelaſſenen Kräfte zu binden und Frieden zu machen. Wem das Schickſal wollte, wer das Fiſchen im Trüben verſtand, dem konnte leicht ein prächtiger Fang gelingen. Im Weſten dagegen war mehr Zucht und Ordnung, war ein geregeltes Leben. Die Städte übten ihre Macht, Ordnung war das Element ihres Gedeihens. In Berns Bärenklauen zu kommen, war nicht gerathen. Freiburg ſorgte ebenfalls für Sicherheit nach ſeinen Kräften und des Landes große Grafen mußten einigermaßen auf Ordnung halten um der Städte willen. Nach langem Bedenken kalkulirte daher Jürg, der Weg nach Oſten, dem freien Deutſchland zu, möchte am ſicherſten und ſchnellſten zu Geld und Ehren führen; das Land hinunter ſollte Kurt alſo reiten, ſobald vorüber war die Faſtenzeit ſammt dem

Oſterfeſte. Nicht daß ſie ſich um die Faſten kümmerten, ſie aßen das ganze Jahr durch, was ſie hatten, und zwar ohne Dispens, ebenſowenig um Oſtern. Sie bedurften keinen Erlöſer, da ſie keine andere Sünde kannten, als einen Fang ſich entgehen zu laſſen, den ſie hätten machen ſollen; da ſie geſchickte Leute waren, ſo begingen ſie dieſe Sünde ſelten, und geſchah es einmal, ſo machten ſie dieſelbe alsbald durch verdoppelte Anſtrengung wieder gut. Oſtern bezeichnete ihnen blos den Frühlingsanfang. Schon glaubte Frau Grimhilde, der Plan ſei aufgegeben, und ärgerte ſich bitterlich über den Hengſt, der ſie gefährde und nichts nütze.

Ein ſchöner Aprilmorgen war es, als Kurt eine doppelte Portion Hafermus, zu welchem der Hafer nicht auf ihren Feldern gewachſen war, verzehrte, ein gewaltig Stück Fleiſch verſchlang; denn er wußte nicht, wann er wieder zum Eſſen kam; Jürg ſattelte ihm den Hengſt, es war der Tag des Aufbruches. Als er gegeſſen hatte, im Nothfalle für einige Tage, kündete er der Mutter ſeine Abfahrt an. Pot Blut und Blau, wie loderte die Frau, ſpie Feuer und Flammen und ſagte, wer Meiſter ſei im Schlößchen. Kurt der Gewaltige ſchlotterte und wäre daheim geblieben, aber Jürg war nicht auf den Kopf gefallen, er ſagte, ſein erſchlagener Herr wolle es, daß Kurt fortreite, er ſehe ihn täglich im Stalle. Wenn die Frau es verhindere, ſo müſſe ſie ſich gefaßt machen, was geſchehe, er für ſich wolle keine Schuld haben, aber wenn er was zu rathen hätte, ſo ſolle Kurt machen, daß er fort komme; Frau Grimhilde war nun nicht die, welche von ihrem Willen alsbald abſtand, welche zugab, ſie fürchte ſich vor irgend einem Mann, ſei es ein Lebendiger oder ein Todter. Indeſſen brauchte ſie nicht Gewalt, ſchlug die Thore nicht zu, ließ Kurt ungefährdet ziehen. Als ſie ihn ſo ſtolz zu Roſſe ſah, ſah, wie ſeine mächtige

Geſtalt faſt das Thor füllte, da kamen plötzlich mütterliche Gefühle über ſie, wenn er nicht wiederkommen würde, dachte ſie, und heiß ſchoß es ihr in die Augen. Unglücklicherweiſe hüpfte ein alter Rabe ihr um die Füße, der ward zum Sündenbock, erhielt einen Fußtritt, der ihn lähmte; denn wenn eine Grimhilde weich wird, ſo folgt alsbald der Zorn, und herhalten muß, wer zuerſt in Schußweite kommt.

Als hoch zu Roß der große Kurt durch's enge Thörchen ritt, ſchwellte Stolz ſeine breite Bruſt, ſtolz ſah Jürg ihm nach, ſtolz faſt wie ein Schneider, wenn er an einem Feiern des Tages die Arbeit ſeiner Hände bewundert. Was werden ſie draußen dazu ſagen, wie wird die Welt ſich wundern und nach dem Meiſter fragen?! Akkurat das Gleiche dachte auch Jürg. Verwundert ſchauten die Bewohner der verfallenen Hütten ihrem aufgeputzten Junker nach, wie wilde Katzen ſchlüpften nackte Kinder durch die Gebüſche, um zu erkunden, was das zu bedeuten hätte und wohin er wolle. Bei Kurt blieb der Stolz nicht lange das vorherrſchende Gefühl. Sicher und wohlgemuth ſchritt er über die Erde, ſtrich durch die Wälder, dürftig bedeckt, die Keule auf der Achſel, Bogen oder Speer in der Hand. Aber unheimlich ward es ihm auf dem alten Kloſterhengſt, die Lanze am Bügel, und unwohl in der ſteifen, ſtarren eiſernen Rüſtung. Wild und ſcheu ritt er langſam und mühſam das Land hinab und ſtudirte im Schweiße ſeines Angeſichts an der Löſung der Frage: was um ſein Glück in der Welt zu machen zweckdienlicher ſei, den Erſten, welcher ihm begegne, zu ſpießen, oder demüthig ihn um Dienſt zu bitten. Anfänger ſind oft pedantiſch und handeln gern nach vorgefaßten Grundſätzen, alſo entweder oder: entweder ſpießen oder entweder bitten. Erfahrene ziehen Umſtände und Gelegenheit zu Rathe. Das Auftreten in der großen Welt hat immer ſeine Schwierigſelten, wie keck ſich Einer auch geberden mag in gewohnter engerer Umgebung. Gegenwärtig weiß man jungen Leuten die Sache ungemein zu erleichtern, man ſchickt ſie ein Jahr in's Welſchland, oder thut ſie ein halbes Jahr in eine Schreibſtube, muntert ſie zu einem Schnauz auf und giebt ihnen einen Haſelſtock in die Hand, Stiefel an die Füße, dann kommt die Keckheit von ſelbſt und im Ueberfluß, wie Schilf im Sumpfe. Das Land von Koppigen bis Seeberg war ihm ſo bekannt wie das Koppiger Schlößchen. Wenn er es früher durchſtreifte, erwartete er nichts Beſonderes als einen fetten Rehbock oder gar einen Hirſch, aber jetzt hoch zu Roß, abenteuerlich aufgerüſtet, erwartete er auch abſonderliche Abenteuer, etwas ganz Neues. Mit der größten Spannung rückte er Schritt vor Schritt vor, in weiter Ferne glaubte er die ſeltſamſten Töne zu hören, Töne, wie ſie noch kein Menſch gehört, in der Nähe aber war Alles akkurat wie ſonſt, Wald und Wild und Waſſer und ſonſt nichts. Endlich erblickte er durch Buchen die Burg von Seeberg, wo ein armer Junker hauſte mit einer halbwilden Familie. Er ſtellte die Lanze hoch, riß am Hengſt herum, machte ſich gewaltig im Sattel, hoffte von oben her angeblaſen und eingeladen zu werden als unbekannter Ritter und ſich dann zu zeigen als der ihnen wohlbekannte wilde Koppiger Junker. Aber ſtill blieb es eben, wahrſcheinlich war der Junker weder neugierig, noch hatte er überflüſſigen Proviant, vielleicht auch hatte ſein Weib Kopfweh oder Zahnweh oder war ſonſt nicht in gaſtlicher Stimmung. Er mußte fürbas und war ärgerlich. Als er bald darauf das Schlößlein des Edelknechts von Deny ſah, dachte er an Jürgens väterlichen Rath, nicht blöde zu ſein, ſondern kühn zu klopfen an's erſte beſte Thor, ehe der Hunger ihm über den Kopf wachſe. Deſſen hatte es zwar noch keine Gefahr, ſo weit von heim war er nicht, aber wußte er, was zwiſchen hier und dem nächſten Thore ihm begegnen konnte und wann er wieder zum Eſſen kam? Der Hengſt mußte ähnliche Gedanken wie ſein Reiter haben, er hob höher ſeine alten Beine, ſtieß ein fröhliches Gewieher aus, was dem Junker das Hornen vor verſchloſſenem Thore erſparte, denn als er zu ſelbigem kam, war es offen, im Hofe der Burgherr bereit zu freundlichem Empfang. Der Edelknecht von Denz gehörte freilich zum niedrigſten Adel, aber er hatte Etwas, welches ſchon damals nicht unangenehm war, er hatte bedeutende Güter und drei ſchöne Töchter. Er war ein munterer luſtiger Mann, früher ein wackerer Haudegen, jetzt ein tapferer Trinker. Er brauchte die Sorgen ſich nicht über das Haupt wachſen zu laſſen, hatte Freude, wenn Jemand kam und mit ihm trank, kam Niemand, ſo trank er alleine oder ſuchte wackere Zecher auf, gleichviel, fand er ſie in Burgen oder Klöſtern. Von Kurt hatte er allerlei munkeln gehört, denn wenn ſchon nicht Alles an die Sonne kommt, ſo geſchieht doch wenig unter der Sonne, von dem man nicht Wind hat. Als er nun auch Kurts Schild, das Koppiger Zeichen, erkannte, wußte er, wen er vor ſich hatte, und als er ihn ſo ſeltſam ausſtaffirt auf ſeinem ſteifen Hengſte ſah und in Verlegenheit, wie und auf welcher Seite er herunter ſollte, da lachte er gar herzlich. Kurt wußte nicht, wie er es nehmen ſolle, und ob etwa der Fall eingetreten ſei, nach dem Spieß zu greifen und mit dem Spießen den Anfang zu machen. Kurt war ein gewaltiger Bengel und hübſcher als häßlich, wenn er geſäubert geweſen und angezogen wie bräuchlich. Aber ſtruppicht ſah er aus dem alten Zeug heraus, wußte nicht, was mit ſeinen Gliedern machen, er glich eher einem jungen Waldthier, als einem ehrbaren Menſchen. Der alte Herr ließ Kurt nicht zur Lanze kommen, ſondern ihm vom Pferde helfen, und führte ihn freundlich zur Halle. Eine Halle von damals war bekanntlich kein Salon von heute, indeſſen ſah die von Denz doch anders aus als die von Koppigen. Alles was Kurt darin ſah, kam ihm überſchwänglich üppig und reich vor. Wein wie hier hatte er noch keinen getrunken, von wegen der Herr von Denz pflanzte ihn nicht ſelbſt an der erſten beſten Halde, ſondern ließ ihn ſich kommen vom Rheine her, vom Lemann her, kurz allenthalben her, wo er was Gutes wußte und die Wege fahrbar waren. In den Speiſen war mehr Gewürz, als Frau Grimhilde in einem Jahre verbrauchte; die drei Töchter dagegen waren Mädchen akkurat wie man ſie noch friſch im Gebirge und im Lande findet; dieweil wohl alle Moden wechſeln, Mieder bald kurz, bald lang, die größten Narrheiten bald hinten, bald vorn geſehen werden, die menſchliche Natur dagegen die gleiche bleibt trotz allen Conſtitutionen und Schulmeiſtern. Kurt gefiel ihnen und doch ſaß ihnen der Spott in allen Zügen, ſie ſchoſſen ſich Blicke, ſie kicherten, ſie lachten ihn aus faſt offenbar, kurz ſie trieben es, wie noch heutzutage junge Mädchen es treiben, welche durch keine ernſte Zucht in Schranken gehalten werden. Zu einer ſolchen nun war der gute Herr nicht geſchickt, die Mutter ihnen frühe geſtorben, ſie hatte mit ihrem Mann treuherzig gezecht, bis ſie die Zeche mit dem Leben bezahlen mußte.

Kurt mußte Bericht geben, ſo gut er konnte, denn das Kichern von Mädchen iſt einem jungen Redner nicht förderlich, von der Urſache ſeiner Erſcheinung und ſeinem Vorhaben. Der alte Herr ſchüttelte bei ſeiner beſſeren Erfahrung den Kopf, und ſagte: „Du guter Junge meinſt, das Glück ſei gleich einer Wildſau, du brauchſt nichts als mit dem Speer zu werfen, ſo ſtecke es daran.“ Er bot ihm an, einige Zeit bei ihm zu bleiben, unterdeſſen wolle er ihm einen tüchtigen Waffenmeiſter ſuchen, der ihn zurüſte zu einem tüchtigen Kämpfer.

Der junge Herr nahm begreiflich ſolche Reden ſchief, das Kichern der Mädchen noch ſchiefer; der ſchöne Wein, den er trank, als wäre er Schattenſeite an der Glarner Seite gewachſen, da, wo Schiefern und Schabzieger geboren werden, machte ihn am allerſchiefſten, denn er machte eine Poſtur wie ein Schiff, welches nur auf eine Seite geladen hat, und dazu brauſte ihm ein Muth durch die Adern, daß er mit ſeiner Lanze auf den Rieſen Goliath losgefahren wäre. Er war alſo nicht zu halten, ſondern preſſirte fort und dachte bei ſich, wenn er 'mal zurückkehre als vornehmer Ritter, ſo wolle er es den Mädchen eintreiben, daß ſie ſeiner gedenken ſollten. Er hatte alſo bereits zwei Mädchenrudel auf dem Kerbholz zur einſtigen Abrechnung. So ging es ſicher ſchon manchem jungen ungeleckten Junker, und ſicher mancher kriegte mehr als ein Dutzend auf das Kerbholz, ehe er ſtandesgemäß geleckt war. Der Junker von Denz hinterſinnete ſich deswegen nicht, er war nicht von denen Einer, welche meinen, ſie müßten Alles erzwingen, ſondern von denen Einer, welche ſich gleichmüthig drein ſchicken, wenn Andere was erzwingen. Er dachte blos, er hätte Urſache Gott zu danken, daß er nicht des Junkers Naſe ſei, die werde was zu leiden haben in der Welt draußen, und wenn er ſie 'mal halb heimbringe, ſo habe er von großem Glück zu ſagen. Das ſetzte aber noch was ab, ehe Kurt, der Schiefe, auf ſeinem Hengſte ſaß und denſelben zum Thore hinaus hatte. Dem Hengſt hatte es hier gefallen; wahrſcheinlich meinte er, für ſeine alten Beine ſei die Tagereiſe hinlänglich groß geweſen, er drehte ſich immer wieder dem Stalle zu, ſtatt dem Thore, und lautes Lachen vom Thurme her begleitete jedesmal des Hengſtes ſinniges Streben. Kurt ward immer zorniger, der Hengſt immer eigenſinniger; der Ausgang des Kampfes wäre bei Kurt's Ungeübtheit nicht zweifelhaft gewesen, aber der alte Herr fühlte Erbarmen, Knechte bugſirten Roß und Reiter zum Thore hinaus und machten es zu. Da begriff endlich der Hengſt, woran er war, und zottelte mißmuthig weiter St. Urban zu, welches der Herr von Denz ihm zur Nachtherberge angerathen hatte. St. Urban war ein junges Kloſter, aber bereits ein reiches; reich war es begabt worden, lag in der fern-, wild- und fiſchreichſten Gegend der Schweiz, noch jetzt wachſen um daſſelbe herum die ſchönſten Edelkrebſe von der Welt.

Das Kloſter war zwei gute Stunden von Denz, der Weg führte durch Wald und Sumpf, hie und da glitzerte ein kleiner See durch das junge Laub. Der Herr von Denz war der Mönche guter Freund, jagte und tafelte oft mit ihnen und nicht zu ihrem Schaden, er hatte eine offene Hand, war kein Schmarotzer und gehörte nicht zu den Strauchdieben, welche das Brandſchatzen von Wittwen, Waiſen, Klöſtern für eine Ehre halten und davon leben. Faſt hätte Kurt dieſen Nachmittag ein Abenteuer erlebt: eine wilde Jagd ſtob an ihm vorüber mit Hollah und Huſſaſa; wahrſcheinlich war es der Herr von Aarwangen mit ſeinen Geſellen. Die Letzten im Zuge, Stallbuben vermuthlich, ſpotteten im Vorbeifliegen des unbehülflichen, ſchwerfälligen Reiters, waren aber längſt entſchwunden, als Kurt die Lanze eingelegt, den Hengſt in mühſeligen Trab geſetzt hatte, überflüſſige Bewegung ſchien derſelbe nicht zu lieben; um ſo mehr wunderte ſich Kurt, als er bald darauf den Kopf aufwarf, die Naſe hoch in die Lüfte hielt, in fröhliches Gewieher ausbrach und einen ſtattlichen Galopp anſchlug. Der alte Burſche hatte das Kloſter gewittert und geberdete ſich faſt wie ein Hund, welcher, in ferner Haft gehalten, ſich losgeriſſen hat und die Nähe ſeines

Herrn wittert. Die Mönche empfingen Kurt gaſtlich, warteten gut ihm auf mit Speiſe, Trank und Rath; ſie riethen ihm, gen Zürich ſich zu wenden, die Stadt liege mit ihren Nachbarn in beſtändiger Fehde, auf beiden Seiten ſei Hülfe willkommen, Sold und Beute reich. Die guten Ausſichten machten Kurt früh munter, hellgemuth und wohlgenährt wollte er zu Pferde weiter. Der Hengſt aber war anderer Meinung, wollte nicht vom Flecke, that wie wüthend mit Bocken, Beißen, Schlagen; er zeigte viel Geſinnung, weder mit Liebe noch mit Gewalt brachte man ihm eine andere Meinung bei, er hatte ſeinen Beruf erkannt, er begriff, wo er hin gehöre, da wollte er bleiben lebendig oder todt. Voll Zorn und ohne Rath ſtand Kurt da; die Knechte lachten, ſie riethen auf den wahren Grund und hatten ihre Freude dran. Die Mönche waren gute und verſtändige Menſchen, ſie begriffen, daß Kurt nicht den gleichen Beruf zum Kloſter hatte wie der Hengſt, und es denn doch ein grober Zwang geweſen wäre, wenn man ihm denſelben aufgedrungen hätte; ſie ſchenkten ihm einen tüchtigen Klepper, damit er in die Welt hinaus ſeinem Berufe nachreiten könne. Der Klepper paßte auch beſſer zu Kurt als der ſteife Hengſt; er war Stall und Kloſter ſatt, trug raſch und gern den Junker in's Freie, und der Junker fand ſich alle Tage beſſer im Sattel zurecht, fand aber keine Abenteuer und leer den Weg. Hie und da ſtießen ihm Geſtalten auf, welche ihm verdächtige Blicke zuwarfen oder ſcheu huſchten über den Weg; er begriff gleich, was ſie trieben, ihn gelüſtete oft vom Klepper zu ſpringen und mit ihnen zu laufen. Das war doch ganz ein ander Leben im grünen Walde, auf keinen Weg beſchränkt, durch kein Geſetz gebunden, ein freies Leben zu führen, als ſo umher zu traben, hie und da vor einer Burg zu harren, lange umſonſt, bis endlich ein graues Geſicht den Beſcheid brachte, der Ritter ſei nicht zu Hauſe und in ſeiner Abweſenheit öffne ſich die Burg nicht, ſo am Hungertuche nagen oder verlieb nehmen zu müſſen, was Landleute aus gutem Willen gaben, ungefähr wie heutzutage die gemeinſten Bettler. So ritt er mehrere Tage am gleichen Stück, welches man jezt in einem Tage durchreiten kann. Damals waren noch keine obrigkeitlichen Wegknechte und keine obrigkeitlichen Ingenieure, von denen die Leztern immer für neue Straßen ſorgen, die Erſtern zuweilen für die alten, und wenn man auch politiſche Parteien hatte, ſo war es doch noch keiner in Sinn gekommen, die Vaterlandsliebe in der Straßenliebe zu verkörpern und im Glanze derſelben in aller Stille ſich zu mäſten. So war Kurt gezogen, bis an einem heißen Mittage er in einer Herberge hörte, ſelben Abend noch werde er zu Zürich am Thore ſein, ohne daß er ſcharf zu reiten brauche. Das machte ihm denn doch bange; ſeit er in der Welt war, fühlte er, daß das Präſentiren eben nicht ſeine ſtarke Seite ſei; er ſann vor der Herberge, wo er über Mittag eingeritten, ernſtlich über die Rede nach, welche er zu Zürich am Thore halten wolle, denn er hatte gehört, ſein Glück dort hange hauptſächlich von ſeiner Rede ab. Reden ſei dort die gangbarſte Münze.

Ungewohnte Arbeit macht durſtig; der Krug mit Züricher Rebenſaft wurde Kurt mehr als einmal gefüllt, über dem lezten ſchlief er ein; wahrſcheinlich in der Hoffnung, da er die rechte Rede nicht erſinnen konnte, eine zu träumen, eine Kunſt, welche wirklich im Stande wäre, manchem Rednertalent beträchtlich auf die Beine zu helfen. Er träumte wirklich, aber leider keine Rede, er hatte aber auch keine nöthig; er träumte von einem großen ſchwarzen Eber, er ſah ihn durch die Büſche brechen, er ſtreckte ihm den Speer entgegen, der Speer glitt ab, Kurt glitt aus, mit ſeinen Hauern hieb der Eber Kurt in die Seite; er fuhr auf und vor ihm hielt auf hohem Roſſe ein ſtolzer Ritter, der ihn mit der Lanze etwas unſanft geweckt hatte. Kurt verſtand ſonſt nicht Spaß, und hätte ein ſolch Wecken ſich gern verbeten, aber er war zu verblüfft dazu und gab knurrigen Beſcheid auf die geſtellten Fragen. Als der Ritter vernommen, wer der große Burſche ſei, und was er da wolle, was Kurt auch ohne Rückhalt ſagte, lud der Ritter ihn ein, mit ihm zu reiten, wo er ein beſſeres Leben und reichere Beute fände, denn er ſei der Freiherr von Regensperg. Gerade der war Zürichs mächtigſter und kühnſter Feind.

Solchen Reichthum und prächtigen Haushalt hatte Kurt nie geſehen, wie er ihn in Regensperg fand. Da war des Herrn von Denz Wohnſitz Bettlerwerk dagegen, ein ſolch bewegtes Leben hatte er ſich kaum geträumt: Jagden, Fehden, Beſuche wechſelten jeden Tag, und wenn irgendwie eine ruhige Beſchäftigung vorgenommen wurde, ſo war es eine in der Halle hinter dem Humpen, wobei es oft laut genug herging. So luſtig und wild bewegt hier das Leben war, hatte Kurt doch ein böſes Sein. Mehr in der Wildniß als unter Menſchen hatte er gelebt, war wild und ſcheu oder mißtrauiſch wie ein Gemsbock aus den walliſer Bergen. Solche Gemsböcke wiſſen ihre Hörner zu brauchen, wehe dem Jäger, der ſie reizt, nicht tödtet, ihnen nicht ausweichen kann. Der Freiherr hatte Kurt's Tüchtigkeit theilweiſe erkannt und bald ganz erprobt; wie ſelten Einer, verband er Kraft und Schlauheit, in ſeinem Bereiche nämlich: er konnte durch den Wald huſchen, faſt wie ein Indianer, aber auch einrennen, wie ein Urochſe. Er brauchte ihn oft als Kundſchafter, hatte ihn gerne in ſeinem Begleit. Das wäre ſchön geweſen, aber es dünkte Kurt doch, dabei komme er zu Nichts, oder vielleicht erſt, wenn er graue Haare hatte. Die Ungeduld unſerer Jungen, welche ihren Dienſt gerne als Feldherren anfangen.

oder wenigſtens als Brigadiers, war auch beim Junker von Koppigen, kam eben aus Mangel an Bildung. Daneben lebte er wie Hund und Katze mit dem jüngeren Theile der Dienerſchaft des Freiherrn; um die Gunſt des Herrn beneideten ſie ihn, und weil er Necken nicht vertrug, neckten ſie ihn beſtändig, wie es üblich und bräuchlich iſt bis dato. Es iſt, als ob die Welt den Teufel im Leibe habe, was wahrſcheinlich auch ſein wird: was Einer nicht mag, das muß er haben, wenn Einer nicht kann Pfeifen hören, ſo wird ihm gepfiffen, und wenn Einer nicht Spaß verſteht, ſo wird ihm deſſen deſto mehr aufgetiſcht. Nun war es freilich nicht ungefährlich, mit Kurt zu ſehr zu ſpielen; er hatte Tatzen wie ein junger Löwe, und ſchlug alsbald drein wie ein junger Löwe. Aber bald wußte man ſich zu ſichern, ließ ſich nicht in ſeine Nähe, bald hetzte man die Gefolge von Gäſten an ihn, welche dann mit ihm ſich luſtig machten; bald ſchlug ihm ein Alter auf die Tatzen, wenn er die Krallen zu tief einſchlagen wollte. So kam er faſt immer zu kurz, wie man zu ſagen pflegt, und gewann nichts als Zorn und Beulen. Bis Einer ſich eingefügt hat in der Welt, koſtet es ihn viel und gewinnen thut er nichts, und Mancher wird ſein Lebtag nie eingefügt. Lehrgeld muß bezahlt werden in der Welt, ſo lange die Welt beſteht, und wenn auch alle Zölle aufgehoben werden; Lehrgeld entweder beim Antritt der Lehrzeit oder nach Verlauf derſelben, je früher man es zahlt, deſto wohlfeiler kommt man weg.

Wäre dieſes nicht geweſen, ſo hatte es Kurt vielleicht doch nach und nach zu Regenſperg gefallen. Das war ein prächtig Leben mit Jagen und Reiten, Eſſen und Trinken und Kämpfen nach Belieben; da erſt lernte Kurt feſt ſitzen auf dem Roß und jegliche Kampfesweiſe mit jeglicher Waffe. Raſch ward er bei ſeiner großen Kraft und mitgebrachten

Behendigkeit einer der Beſten im Waffenſpiel, aber dadurch nicht beſſerer Laune, und ſeine Verträglichkeit nahm nicht zu. Eines Tages hatte der Freiherr ihn mit noch Einem ausgeſandt, ſich auf die Lauer zu legen und einen Zug der Züricher auszukundſchaften. Hans von Melligen hieß der Andere, war Kurt's Nebenbuhler in Allem bis an's Verhältniß zu den Andern. Hans war beliebt, hatte Einfluß, von ihm aus gingen die meiſten Neckereien, welche Kurt erdulden mußte. Kurt haßte ihn daher bitterlich, konnte ihm aber wenig anhaben, da Hans neben der eigenen Waffenfertigkeit noch im Schutze der Andern ſtand. Keiner von Beiden kam nach Regenſperg zurück; man glaubte ſie aufgefangen von den Zürichern, ſpäter fand man Hans erſchlagen, Kurt blieb verſchwunden, was aus ihm geworden, vernahm man in Regenſperg nimmer. Hans hatte Kurt geneckt mit ſpöttiſchen Worten; Kurt, im Wortgefecht unbehülflich, hatte mit dem Schwerte geantwortet und Hans erſchlagen. Begreiflich konnte Kurt nicht nach Regenſperg zurück, ſondern ritt wild und zornig in's Weite, traf auf einen Reiter, warf dieſen ohne Complimente über den Haufen. Dieſer, welchem Aehnliches ſchon öfter begegnet ſein und der in der Welt ſo viel erfahren haben mochte, daß er blutigen Streit lieber vermied als ſuchte, verſuchte keinen Widerſtand, gab auch nicht zornige Worte, ſondern ſetzte ſich an des Weges Rand, lud Kurt ein, ſich neben ihn in's Gras zu ſetzen und Beſcheid zu thun aus einer großen Flaſche, welche er am Sattel hängen hatte. Der Reiter, welcher ſeinen Fall ſo kaltblütig nahm, hatte ein altes verwittertes Geſicht, in welchem trotz ſeiner Wildheit ein Zug von Gutmüthigkeit nicht zu verkennen war. Er gehörte zu den Geſellen, welche ihr Leben lang einem guten Schicke nachziehen und ihn nie machen, weil ſie jedem Genuſſe ſich hingeben, ſie ſind Knechte des Augenblicks, werden daher nie Herren ihres Lebens, erreichen nie das vorgeſetzte Ziel. Er hatte in der halben Welt herumgefochten, aber nichts davongebracht als Wunden und manchmal eine volle Flaſche, aus welcher er ſoeben Kurt zutrank. Kurt hatte anfangs gute Luſt, ihm dieſe Gaſtlichkeit mit einem guten Lanzenſtoß zu vergelten, weil er in ſeinem mißtrauiſchen Weſen dieſen heitern Gleichmuth für Spott hielt, that aber endlich doch Beſcheid, ſetzte ſich neben den Alten, aber mit lockerm Dolche, er hoffte Rath zu finden, den er eben nicht hatte.

Die Flaſche war noch nicht zu Ende, als Kurt bereits Vertrauen gefaßt, dem Alten erzählt hatte, wo er geweſen, was er gethan, und wie er jetzt nicht wiſſe, wo aus? Der Alte war auf den Herrendienſt, wo man ſein Blut vergieße, während die Herren die Beute machen, nicht gut zu ſprechen; er ſuchte begreiflich die Urſache ſeiner Lage und ſeiner Unzufriedenheit, wie andere Gelehrte auch, nicht bei ſich, ſondern anderswo und bei Andern. Er hatte den Glauben gefaßt, ſelbſtſtändig komme er am weiteſten, aber ein tüchtiger Gehülfe hätte ihm gefehlt, das Glück hatte ihm einen zugeführt. Als er Kurt vorſchlug, ſelbſt die Herren zu ſpielen und Krieg zu führen auf eigene Fauſt, fand er bei demſelben Anklang und Beifall. Kurt war das Beugen unter einen Herrn, die Feſſel eines fremden Willens, äußerſt peinlich geweſen; ſeine alte Freiheit kam ihm vor, wie Adam und Eva das Paradies vorgekommen ſein mag, wenn ſie auf dem verfluchten Acker ſchwitzten. Er erzählte ſeinem Gefährten Uli von Gutiſch, was er früher getrieben, wie er gewandt ſei im Handwerk und viel erbeutet, obgleich er es nur ganz gemein und zu Fuße getrieben; jetzt, wie ſie es treiben wollten, auf ritterliche Art ſo gleichſam, werde die Beute noch viel reicher ſein, meinte Kurt. Uli von Gutiſch ſchüttelte den Kopf und war nicht ſo hoffnungsvoll. Allweg ſei es das Beſte, was ſie vernehmen könnten, aber ganz richtig ſei das Ding nicht und viel gefährlicher, als ganz gemeine Räuberei, meinte er. Die adeligen Herren, ſagte er, hätten es mit dem Wegelagern wie mit der Jagd: beide ſeien erlaubt, aber in ihrem Revier ihnen allein und niemanden Anderm, und wen ſie in ihrem Revier über Jagd oder Raub ergriffen, den hingen ſie an den erſten Baum oder ſchmiedeten ihn feſt auf einen Hirſch. Man müſſe klug und vernünftig ſein, ſagte er, und nie verzweifeln, auch wenn man die Schlinge ſchon am Halſe habe, er rede aus Erfahrung; gehe aber endlich einmal die Schlinge zu im Ernſte, ſo geſchehe, was doch einmal geſchehen müſſe, ob endlich einen Tag früher oder einen Tag ſpäter. Man ſieht, Uli von Gütſch hatte viel Geſinnung, und nicht blos viel, ſondern auch die wahre für dieſes Handwerk. Uli von Gütſch hatte aber nicht blos viel Geſinnung, ſondern auch viele Kenntniſſe; die ſind allezeit was werth, wenn man ſie recht zu gebrauchen weiß. Uli von Gütſch kannte nämlich Stege und Wege weit um in der Runde, kannte Schluchten und Höhlen, kannte die Zeichen der meiſten Herren, hatte nicht unbedeutende Bekanntſchaften unter dem niedrigſten Volke. Im Gebiete der Reuß, von Luzern weg bis ſie in die Aare läuft, oder weiter hinauf der Wigger zu, trieben ſie ihr Handwerk, doch immer ſo, daß ſie es an Fremden ausübten, oder wenn an Einheimiſchen, doch an Herrſchaften, denen ſie ſich überlegen glaubten, des niedern Volkes ſchonten ſie ſorgfältig, ja ſie brachten manch Stück Geld in arme Hütten, theilten mit Hungrigen gute Biſſen, daher wandte ſich ihnen die Theilnahme zu und die Luſt, welche immer im Niedrigen entſteht, wenn der Höhere gefährdet wird. Dagegen ſuchten ſie verdächtig zu machen die Herren und trieben ihre Streiche bald in des Einen, bald in des Andern Namen. Nun iſt wohl nichts unangenehmer, als wenn man von ſolchen Stücklein nichts haben ſoll als den böſen Namen; wer nicht muß, läßt ſolches ſich nicht in Frieden gefallen. Anfänglich jedoch griff jeder der Herren nach dem Unrechten, den Herren wurden die Haare zuſammengeknüpft; dieſe wußten, wie viel Jedem zu trauen war, darum nahm Einer den Andern in Verdacht, lauerte ihm auf und trieb es ihm ein. Indeſſen verſtändigten ſie ſich ſchneller, als es Kurt und Uli lieb war. Der Letztere meinte, erfahren in der Welt, ſie ſollten ſich einen Patron auf der Welt gewinnen, wie Fromme nach einem ſolchen in dem Himmel trachteten. Das ſei eine leichte Sache, meinte er, er wüßte Keinen, der gegen einen Theil der Beute ſie in ſeinem Gebiete nicht ſicher ließe, wenn ſie ihm Namen und Gebiet ruhig ließen. Aber Kurt wollte das nicht, er wollte frei ſein und thun, was ihm beliebte; ſelb war von je ein gefährlich Handwerk; länger als üblich konnten ſie es treiben, weil ſie in den Hütten natürliche Verbündete hatten. Das machte ſie ſicher, ſie verließen den Schauplatz ihrer Thaten nicht, wie Klugheit ſonſt gerathen hätte. In dieſer Gegend hatte der Freiherr von Eſchenbach große Güter, war ein großer Herr und ſelten daheim, wie heutzutage auch die kleinen Herren zu thun pflegen; er lebte hier und dort bei großen Herren, deren Freund und Rath er war. Der weilte unerwartet einige Zeit im Aargau, vernahm, was auch unter ſeinem Wappen getrieben werden, und bot nun große Jagd, wie man hie und da auf Wölfe und Wildſchweine anſtellt, auf in aller Stille, um die fremden Schnapphahne zu fangen. Kurt und Uli hatten eben im Gebiete des Eſchenbach einen Züricher Metzger überritten, waren mit ſeinem Gelde thalaufwärts geritten und ſaßen in armſeliger Hütte eines Freundes, harrten des Eſſens und zählten die Beute, als ein junges Mägdlein geſchlichen kam und ſagte, der Eſchenbach biete ſeine Leute auf, ſende Boten aus an ſeine Freunde, jagen wolle er auf die unbekannten Räuber bis er ſie hätte; wiſſen wolle er, wer ſie ſeien. Sie hielten Kriegsrath, glaubten die Gegend um das Städtchen Zofingen am ſicherſten, indem man dort am wenigſten ſie ſuche. Sie hatten dort ſich nicht verſündigt, die Bürger waren handliche Leute, ſelbſt die Bürgerinnen ſehr kriegeriſch, liebten beiderſeits Speiſe und Trank, und wer ihnen irgendwie in der Sonne ſtand, lief Gefahr, um ſeinen Schatten zu kommen. Alsbald machten ſie ſich auf, zogen fürbas und hofften, namentlich in den Klüften, Sümpfen, Wäldern, welche zwiſchen Zofingen und St. Urban lagen, ſichere Ruhe zu finden. Zu Fuße gehend, die Pferde, um ſie auf den ſchlechten Pfaden zu ſchonen, hinter ſich, waren ſie ihrem Ziele nahe gekommen, bogen bei Tagesanbruch um eine Waldecke, als plötzlich ihre Pferde hellauf wieherten und es lebendig ward im Gebüſche. Es waren die Zofinger, welche von der Jagd gehört, und gerne wiſſen wollten, wie ſie gemeint ſei, was dabei herauskomme, dabei Spektakel liebten und ihren Weibern gerne was Neues erzählten. Was Neues, das wußten die Zofinger damals ſchon, iſt bei Weibern, was ein Blitzableiter bei Gewittern. Sie hatten ein Zunfteſſen gehabt, waren bei einander geweſen, daher ihr Aufbruch ſo raſch, daß ſie auf dem Anſtand lagen, faſt ehe die Jagd begonnen. Flinke Geſellen hatten den alten Uli von Gütſch niedergeworfen, ehe er auf's Pferd kam; er ward gebunden und im Triumph gegen Zofingen geſchleppt als was Neues, ſo alt er auch war. Er aber verlor ſeinen heitern Muth nicht, er hatte Geſinnung, wie er redete, ſo war es ihm auch; er hielt eben dafür, daß nicht jede Schlinge zugehe, welche man bereits am Halſe habe (wahrſcheinlich hatte er ſich lange um Luzern herum aufgehalten, wo es eben heutzutage noch ſo geht, mit der Schlinge das Ding ſo zweifelhaft iſt), und gehe ſie einmal zu, ſo werde es ſo haben ſein müſſen. Er reizte nicht, aber antwortete heiter auf die zornigen Vorwürfe, entwaffnete dadurch die Zornigen, und ehe man mit ihm in Zofingen Spektakel machte, hatten Alle, wenn er ihnen auch nicht lieb geworden, Erbarmen mit ihm, und er wurde nicht gehangen, wenigſtens in Zofingen nicht. Kurt, raſcher und hinter Hans, der den Wegweiſer machte, war im Sattel, ehe Zofinger Hände, welche nicht mehr gerne laſſen, was ſie einmal in den Fingern haben, ihn faßten, und ſtob inſtinktmäßig, ohne an Hans von Gütſch zu denken, von dannen. Es kam ihm wohl, daß er nicht auf einem alten Kloſterhengſt ſaß und reiten konnte; ſein freiherrlicher Gaul ließ die bürgerlichen Verfolger bald hinter ſich, war über Hergiswyl hinaus im Umſehen. Da konnte Kurt, da kein Hufſchlag mehr hinter ihm hörbar war, das Thier wieder zu Athem kommen laſſen, während er ſelbſt ſeine Gedanken ſammelte. Uli von Gütſch hatte ihm oft erzählt von ſeinem beſten Freunde, der ein Mordkerl geweſen, und jetzt Einſiedler oder Waldbruder ſei. Lahm gehauen, habe er den bloden Leib mit einer frommen Kutte bedeckt; lebe jetzt von ſeiner Schlauheit und der Menſchen Dummheit, wie früher von ſeiner Kraft und Anderer Schwäche. Er hatte ihm oft erzählt, welche luſtige Tage er bei dem Waldbruder verlebt habe in deſſen düſterer Hütte, welche in der Nähe von Willisau lag; wie derſelbe Schabernack getrieben mit den Menſchen, ihren Aberglauben ausgebeutet, und gerade bei denen am meiſten, welche keinen zu haben glaubten und ſich für Weiſe hielten. Dieſen Waldbruder aufzuſuchen, beſchloß Kurt, bei ihm konnte er entweder ſich bergen oder guten Rath finden, wo Schutz und Schirm für ihn ſei.

Wer aufgewachſen iſt in Feld und Wald, findet ſich ungefragt und ungeführt leichter zurecht, als ein ſchönes, zartes Stadtkind mit einem Plane in der Hand und hundert

Anweiſungen in der Taſche. Kurt ritt durch Schluchten und Thäler, fand ſich immer beſſer zurecht, ſah endlich vor ſich des Waldbruders Klauſe oder Höhle, ſie war, wie die meiſten, Beides. Vor derſelben ſaß der Einſiedler, neben ihm eine Frau; ſie legte ihm von einem mächtigen Schinken vor, er aber trank ihr zu aus einem anſehnlichen Kruge, in welchem ſchwerlich Waſſer war. Vertieft in ihre Arbeit, hörten ſie Kurt's Nahen nicht, bis Fliehen oder Verbergen unmöglich war. Die Frau merkte Kurt zuerſt. „Jeſus Maria!“ ſchrie ſie, ſprang auf und ward kreideweiß. Der Waldbruder war nicht ſo erſchreckener Natur, Geiſtesgegenwart beſaß er ſelbſt für Leute ſeines Schlages in beträchtlichem Maaße; gelaſſen ſah er über ſeinen Krug weg, und ſein geübtes Auge erkannte alsbald des Fremdlings Natur. „Frau Gertrude,“ ſagte er, „ſeid nur ruhig und ſitzet wieder ab; euer Herr, der Pfarrer von Zell, hat euch nicht zu einem Sündenwerk ausgeſandt, darob ihr Furcht haben müſſet, ſondern einen Kranken und durch langes Faſten Matten zu ſtärken. Eſſet und trinket nur ruhig, auf frommen Wegen ſeid ihr müde geworden; Stärkung bedürft auch ihr zum Heimgange. — Du aber, Junge,“ wandte er ſich nun zu Kurt, „gieb Bericht, was du willſt, und wer dich geſandt! Für weſſen Seele ſoll ich beten, wen geſund machen, ein krankes Kalb oder einen lahmen Hund?“ „Uli von Gütſch läßt euch grüßen, er iſt's, der mich hergewieſen hat,“ antwortete Kurt. Dieſe Antwort gab des Waldbruders Kaltblütigkeit einen Stoß, denn dieſe Art von Bekanntſchaften brachte er doch nicht gerne zur Kenntniß von des Pfarrers Köchin; er ſtellte daher das Fragen ein, hieß Kurt ſein Roß abzäumen, ſich herſetzen und Theil nehmen an ihren Stärkungen. Wahrſcheinlich rechnete der Waldbruder darauf, die Köchin werde alsbald vor dem Burſchen mit dem verwilderten Angeſichte die Flucht nehmen, allein er verrechnete ſich, er kannte die Schnapphähne beſſer als die Köchinnen; es ſchien ordentlich, als werde die Köchin breiter auf ihrem Sitze, als laſſe ſie ſich recht wohlig auseinander, ſpitzte erſt das vierzigjährige Mäulchen, that zimpferlich, machte dann Witze, neigte ſich zur Traulichkeit; kurz, that akkurat wie eine heutige Köchin, welche im entſchiedenen Fortſchritt begriffen iſt. Der Waldbruder brauchte all ſeine Kunſt, die Beiden auseinander zu halten, und da ſie immer größeres Gefallen an einander zu finden ſchienen, ſuchte er die Köchin zum Aufbruch zu ſtimmen. Es laſſe ſich zu einem Wetter an, ſagte er; wer heute noch weiter wolle, dem wäre Eile zu rathen. Wenn er nach Zell wolle, ſagte die Köchin zu Kurt, ſo wolle ſie ihm den Weg zeigen. Es kam ihr wahrſcheinlich ſehr angenehm vor, mit Kurt ſpazieren zu gehen. Kurt hätte wider das Spazierengehen und die Köchin ſo weit nichts gehabt, aber den Weg nach Zell begehrte er einſtweilen nicht kennen zu lernen; derſelbe führte durch das offene Land, und von dort konnte man ſchnurſtracks auch nach Zofingen. Er nahm daher das Anerbieten der Köchin kühl auf, ſagte kurz (denn wenn er auch eingehauen war, ſo war er doch nicht gehobelt), nach Zell begehre er nicht, das Wetter fürchte er nicht; einſtweilen ſei ihm wohl da. Die Antwort machte die Köchin ebenfalls kühl. „Nichts für ungut für das Anerbieten, Jeder macht's wie ihm beliebt," ſagte ſie, grüßte kalt den Waldbruder, akkurat wie eine beleidigte Schönheit es thut, welche ſich hintangeſetzt glaubt und es einzutreiben gedenkt, und ging ab. Dem Waldbruder machte dieſe Mißſtimmung offenbar keinen Kummer, er ſchien der Mittel zur Verſöhnung ſicher zu ſein; er wandte ſich raſch zu Kurt und fragte nach ſeines Freundes Beſtellung. Kurt erzählte und fragte um Rath. Dieſe Frage ſchien dem Waldbruder ungleich bedenklicher als der Köchin Stimmung; nachdem er genau gefragt, wo ſie überfallen, ob er geſehen worden und wie weit verfolgt, ſagte er endlich: „Mußt weiter reiten, hier biſt du nicht ſicher; die Herren werden das Aeußerſte aufbieten, auch dich zu fangen, denn Jeder will den Verdacht von ſich abwälzen, als ſei er euer Hehler und Bundesgenoſſe. Ich hörte von euerm Treiben, glaubte, es treibe dies unter der Hand einer der Herren auf ſeine Rechnung; dachte nicht daran, daß Uli von Gütſch, der alte Fuchs, ſo was Tolles unternehme und ſämmtlichen Herrſchaften in's Handwerk pfuſche, wo ſämmtliche nichts eifriger thun werden, als es ihm legen. Ein Glück für ihn iſt, daß er in der Zofinger Hände gefallen, die treiben viel, doch nicht Straßenraub, haben alſo nicht Urſache zum Brotneid, und Uli wird ſich aus ihrer Schlinge ſchwatzen, vielleicht gar in ihren Dienſt hinein. Um ſo rachſüchtiger werden ſie dich verfolgen, vor ihrem Zorne vermag ich dich nicht zu ſchützen; vor einem Heiligen, wie ich, haben die Herren keinen Reſpekt, ihr Intereſſe iſt ihr Gott; vor den Bauern wäreſt du ſicher hier, bei ihnen findet ſich der wahre Glaube noch. Und doch heile ich den Herren ihr Vieh umſonſt, bereite ihnen manchen Trank umſonſt, aber da iſt keine Dankbarkeit; wären die Bauern nicht, ich müßte verhungern. Aber eben daß die Bauern es ſo gut mit mir meinen, bringt die Pfaffen gegen mich auf, aus Brotneid predigen ſie gegen mich, daß die Wände krachen, heißen mich einen Wolf im Schafpelze, einen unſaubern Heiligen, und hetzen die Herren gegen mich. Ach Gott! wenn ſie erſt Alles wüßten, was ich kriege und wer es bringt, die würden noch ganz anders predigen; und je ärger ſie predigen, deſto mehr läuft das Volk mir zu, deſto williger bringt es mir ſeine Gaben. Aber eben deswegen muß ich mich deſto mehr hüten, daß die Pfaffen nichts Beſtimmtes an mich bringen können und vor die Herren, bei welchen weder Glaube noch Dankbarkeit iſt; hätten ſie einmal eine ſichere Handhabe, dann gute Nacht, Waldbruder! Iß, trink, und höre, wo Sicherheit iſt für dich; reite, ſo viel du kannſt, den Bach hinauf, ſonſt an deſſen Ufern, dann da, wo er aus der Erde bricht, rechts über den Berg, ſo kommſt du in ein langes Thal, dieſes reiteſt du hinauf; zu oberſt, wo es ſich zu ſchließen ſcheint, die Berge ihre Füße zuſammenſtrecken in's Thal wie ein Rudel Mädchen ihre Füße in eine Badewanne, da ſteht ein Kirchlein und über demſelben eine ſtarke Burg; wenn du dich ſputeſt, biſt du dort, ehe die Sonne untergeht. In der Burg wohnt der beſte Ritter im Lande, ein Mann für dich, des Tags zu Roß, des Nachts, wenn Ruhe iſt und kein Streich ob Handen, ein tapferer Zecher; er hat ein gutes Herz, aber Federleſens macht er nicht, ſondern was ihm wohlgefällt. Macht Einer ihn böſe, ſo zertritt er ihn, gelüſtet ihn was, ſo greift er zu; wer ihn ruhig läßt und nichts hat, welches ihm wohlgefällt, den läßt er auch ruhig, und wer ihm es treffen kann, oder gar Hülfe ihm leiſtet, der hat bei ihm das beſte Leben und ſonſt, was er will. Barthli von Luthernau, du haſt ſchon von ihm gehört, iſt Land ab Land auf gefürchteter als der Teufel, an ihn wagt ſich Niemand, und wo er erſcheint, da werden alle Herzen ſteif vor Angſt: die Welt hat es ihm ſchlecht gemacht, jetzt treibt er ihr es ein. Er war nicht reich, doch ſeine ſtarke Burg und reichen Vettern, welche keine Kinder hatten, berechtigten ihn luſtig zu leben, als wäre er ſchon reich und ſollte es nicht erſt werden. Er borgte von den Vettern, dachte begreiflich nicht an's Wiedergeben, das wäre ja dumm geweſen und eine unnöthige Mühe, da ja einmal Alles ſein war; er ſuchte im Gegentheil die Schuld täglich größer zu machen. Die Vettern wurden zäher, wollten Vetter Barthli nicht immer begreifen, ihre Hände nicht mehr öffnen nach ſeinem Belieben. Aber Barthli achtete ſich wenig, dachte auch, mit ſolch alten Knaben mache man nicht viel Federleſens, ritt bei ihnen ein mit vielen Leuten, ſiedelte ſich da an als wär's für die Ewigkeit, bis ſie froh waren, ihre Truhen zu öffnen und ihm zu geben, was er begehrte. Die Vettern waren griesgrämliche Leute, konnten keinen Spaß verſtehen, fingen an, den Vetter zu haſſen, ſich immer ſchlechter gegen ihn zu benehmen, gegen den leiblichen Vetter. Dieſer züchtigte ſie, wie recht und billig, immer ſchärfer ihrer ſchlechten Geſinnung wegen; da kam, ſtatt daß ſie ſich gebeſſert und den Vetter zu verſöhnen geſucht, der Teufel vollends über ſie, ſie vergabeten all ihre Habe, Land, Leute, Gülten zu Bau und Aufſchwung des Kloſters St. Urban. Das war ſchlecht, daher begreiflich Ritter Barthli gar nicht recht; er bot Himmel und Hölle auf gegen dieſe Vergabung, aber Niemand wollte ihm zu ſeinem Recht verhelfen: geſchrieben ſei geſchrieben, hieß es überall. Da hob er ſeine Fauſt auf, drohte von Luzern bis St. Urban das Land zu verheeren; aber man ſpottete ihn aus und forderte zu Allem noch die alten Schulden ein. Darüber iſt er wüthend mit Recht, will nun ſelbſt Schulden eintreiben und nehmen, was ihm gehört, wie billig, und fehdet nun das Kloſter, welches von niederträchtigen Herren, die den Barthli haſſen wegen ſeiner Mannheit, begünſtigt wird, ohne Unterlaß. In den nächſten Tagen verſucht er wieder was, wozu er tüchtige Leute braucht; du wirſt ihm willkommen ſein, ſage nur, Joſt im Tobel habe dich geſandt." Kurt war durch ſein Handwerk mißtrauiſch, es fiel ihm auf, daß Joſt im Tobel, der erſt noch ſo bitter über die Herren geſprochen, ihn jetzt zu einem Herrn ſenden wollte, er ſagte: „Warum ſoll ich das Thal aufreiten, um zu einem der Herren zu kommen? ich erſpare mir Mühe, wenn ich ſie hier erwarte." „Du jagſt auf falſcher Fährte," ſagte der Waldbruder; „es iſt nicht ein Herr wie der andere Herr und nicht ein Pfaff wie der andere Pfaff; wie in allen Regeln Ausnahmen ſind, ſo ſind auch in allen Ständen Solche, welche nicht auf der gleichen Saite geigen, nicht zu den Andern zu gehören ſcheinen, und um deswillen bitterlich angefeindet werden von den Andern. So iſt der von Luthern rundum von allen Edeln gehaßt, wie alle Pfaffen rundum mich haſſen, von wegen wir leben beide auf eigene Fauſt, und was die Hauptſache iſt, wir leben beide wohl dabei, beſſer als die Andern, welche nach dem allgemeinen Brauch leben Einer wie der Andere, wie eine Gans der andern nachwatſchelt, wie die erſte vorwatſchelt. Sieh', darum ſind ich und der von Luthern Freunde, weil wir auf der gleichen Fährte jagen; Jeder macht was er kann, lebt ſo gut als möglich nach dieſer Regel und fragt den Andern nichts nach; begreifſt?" Kurt begriff, hatte aber doch gegen den neuen Herrendienſt viel einzuwenden. Er ſei ihm nicht entlaufen, um ihn von vornen wieder anzufangen, ſagte er. Joſt ſezte ihm auseinander, wie zwiſchen allen Dingen ein Unterſchied ſei; ſo ſei ein Unterſchied zwiſchen Kurt, welcher zum Freiherrn gekommen, und dem Kurt, welcher zu Barthli von Luthernau komme: der erſte Kurt ſei ein blöder Junge geweſen, der zweite Kurt ein derber Kerl mit Haar um's Maul. Der Freiherr ſei halt ein Herr geweſen mit Dienern und einem vornehmen Haushalt, Barthli ſei ein Mann, habe Geſellen und einen Haushalt, wo es ſich ein Jeder ſo bequem mache als er könne, und zwiſchen Kamerad und Knecht ſei eben ein großer Unterſchied. Als der Waldbruder glaubte, Kurt habe ſeine Vorleſung hinlänglich begriffen, trieb er Kurt fort; es ſei hohe Zeit, ſagte er; raſch müſſe er machen, daß er fortkomme, ſei er einmal über dem Berg, könne er langſam weiter. Dort treffe er ein Haus, richte er ſeinen Gruß aus, kriege er, was er begehre.

Kurt zögerte, bis es ihn ſelbſt dünkte, er wittere in der Weite Roß und Reiter. Sobald derſelbe fort war, kreuzte ſich der Waldbruder, räumte alles Verdächtige weg, zog Weiden z'weg zum Flechten und ſang ein geiſtlich Lied, d. h. eins mit geiſtlicher Weiſe, aber ſehr ungeiſtlichen Worten. Nicht lange ſaß er ſo, hörte man ſchon einzelne Hörnerſtöße, hörte zerſtreute Reiter zuſammenſprengen, dann geraden Wegs die Schlucht herauf dem Waldbruder zuſtürmen. Der ſaß da wie der heilige Feierabend, als ob ihn die ganze Welt nichts anginge; ſang und flocht, daß es herzbrechend war und als ob er ſein Lebtag nichts Anderes gethan hätte. Die Reiter hatten offenbar nicht großen Reſpekt vor ihm, der Waldbruder indeſſen den ſichern Takt, daß er ſein Verzücktſein und Redeſtehen ſo gut zu miſchen wußte, daß er Nichts verrieth, weder ſich noch Kurt, und doch jeder Gewaltthätigkeit entging. Es blieb bei Drohungen und unehrerbietigen Titeln, Beides ſtörte den Waldbruder nicht am Korben; Drohungen thaten nicht weh und auf Titel hielt er nichts, er war gar nicht ehrſüchtig. Sie ſuchten und fanden Nichts, ſie thaten wie Hunde, welche einen Haſen im Verſatz verloren, welche kein Jäger immer auf's Neue den Ring ſchlagen läßt; ſie kriegten Langeweile, ſetzten endlich ab Einer nach dem Andern, und wenn Einer anfängt, geht es nicht lange, bis der Letzte abzieht.

Unbeläſtigt ritt Kurt über den Berg bis zu dem Hauſe, welches ihm Joſt empfohlen hatte, oder dem er ſo gleichſam empfohlen worden war. Es war vor mehr als 600 Jahren, als dieſes Kurt begegnete, aber kurios iſt es, er geberdete ſich damals ſchon akkurat wie dato ein ſogenannt gebildeter, vielleicht vornehmer, ſelbſt fürſtlicher Europäer, der vom Vicekönig von Egypten, oder irgend etwelchem Machthaber, oder ſonſt irgend welcher potenzirten Perſon Empfehlungen hat in Egypten oder Italien. Man kann leſen in ihren Reiſeberichten, wie ſie den Leuten in die Häuſer fallen, wie Heuſchrecken über's Land, die Leute aus dem Schlafe pochen und poltern wie Janitſcharen mit einem Firman des Sultans, ſich es bequem im Hauſe machen, daß die Beſitzer kaum mehr Platz darin haben, Speiſen und Getränke auf die unanſtändigſte Weiſe beſchnüffeln, ehe ſie ſolche genießen, wie verwöhnte Hunde ein Stück Brot, und dann hinterher dem erſtaunten Europa erzählen, nach was der Wein gerochen, und ob das Fleiſch zäh geweſen oder nicht zäh. Daß es Kurt ſo machte, ſoll uns nicht wundern, er machte nicht Anſpruch, ein Gentleman zu ſein, und war nicht im Welſchland geweſen, ſondern umgekehrt im Züribiet. Er ſtellte ſein Roß an den beſten Platz im Stalle, ſetzte ſich auf die beſte Stelle am Herde und ließ ſich traktiren, und die Leute ließen es ſich gefallen und thaten das Möglichſte, akkurat wie man es noch heutzutage mit den modernen Reiſenden macht, welche, nach allerneueſten Berichten, im Morgenlande als die eilfte Plage angeſehen werden. Die guten Leute fürchteten Ungelegenheit, ſie kannten Joſt's Verbindungen, wußten auch nicht, wie weit Kurt noch kommen und es erzählen könnte (von Drucken war bekanntlich damals noch nicht die Rede), wenn ſie ihm nicht das Beſte aus Keller und Küche gegeben, der Wein nach was gerochen, das Fleiſch zäh geweſen. Kurt hatte alle Urſache zufrieden zu ſein; wohl gepflegt ritt er endlich weiter, und Abend ward's, als er vor ſich das Kirchlein von Luthern ſah und über demſelben die alte graue Burg.

Es war ein wildes Bergthal, doch ſah man an den Thalwänden gute Gehöfte; rar waren die Kühe nicht im Thale, Barthli ſtahl keine aus dem Thale, aber manche außerhalb demſelben geſtohlene Kuh lief darin herum. Die Burg ſtand offen, der Ritter von Luthern fürchtete keinen Ueberfall, es wohnte kein Menſch im Thale, der, wenn er was

Verdächtiges bemerkt, es dem Ritter nicht alsbald gemeldet hätte, denn ſie hatten Alle Antheil an ſeinem Raube, und wenn ſeine Hand ſchon hart war, ſo wohnte es ſich doch ſicher unter derſelben. Wild ſah es im Hofe aus; aus einer offenen Thüre flog eben ein Knecht heraus, wie der Stein von der Schleuder, kroch dann weiter winſelnd und heulend. Fluchend kam ein gewaltiger Mann nach und hätte wahrſcheinlich noch nachgebeſſert und vollends zerſchlagen, was der Knecht noch Ganzes an ſich hatte, wenn ihm nicht Kurts fremde Erſcheinung in die Augen gefallen wäre. Es war der Ritter in eigener Perſon, der mit ſelbſteigener Hand einem Knechte, der Pferde mit Fußtritten mißhandelte, Verſtand gegen die Thiere einbläute. Der Ritter von Luthernau war ein Mann wie eine Eiche, ſchon hatte es ihm auf den Schädel geſchneit, aber heiß rann doch das Blut unter der weißen Decke und heißer am Abend als am Morgen, wie es übrigens noch heutzutage bei vielen Edeln und Unedeln der Fall ſein ſoll. Faſt war's, als wollte er den Reſt ſeines Zornes an Kurt auslaſſen; barſch fuhr er ihn an, was er da wolle? Doch Kurt war nicht erſchrockener Natur, er bringe einen Gruß von Joſt im Tobel, ſagte er. Das Loſungswort zog, ein heller Schein flog über des Ritters dunkeles Geſicht, er führte Kurt in die Halle, wo auf dem Tiſche Eſſen und Trinken die Fülle ſtand, und zwar den ganzen Tag. Wer Etwas mochte oder ſonſt nichts zu thun hatte, ſetzte ſich an den Tiſch, beſondere Eßſtunde war keine. Er hatte, wie es ſchien, durch Kurt eine Botſchaft erwartet, auch das Begehren um Dienſt war ihm nicht unangenehm, jedoch vergaß er beſondere Vorſicht nicht. Schon damals war es Sitte, Jemanden, an den man offen nicht kommen konnte, einen falſchen Freund in den Buſen zu ſchieben, der dann mit Verrath vollbringt, was Gewalt nicht vermochte. Indeſſen Kurt beſtand gut im Examen und gewann des Ritters Vertrauen. Derſelbe kannte Uli von Gütſch wohl und war deſſen Freund geweſen, war auch ein Feind derer, die des Ritters Feinde waren. Zudem hatte derſelbe Kurts Vater wohl gekannt und mit ihm manchen Streich verübt. Als Kurt ſich als des Vertrauens würdig ausgewieſen, vernahm er, daß morgen ſchon ein Auszug vorbereitet ſei, des Kloſters Gebiet zu plündern und zu verbrennen, was brennen wollte. Barthli hatte Luſt, das Kloſter ſelbſt zu zerſtören, indeſſen war es zur ſelben Zeit etwas bedenklich, Hand an geweihte Mauern zu legen, das Ding konnte ſchwere Folgen haben. Früh ward es lebendig in der Burg zu Luthern. Die Leute ſchienen aus dem Boden heraus zu wachſen, waren in Wetter und Krieg gehärtet und geſtählt und gar heiteren Muthes, ſie hofften auf reiche Beute. Das Wort „Beute“ hat ſeinen ſchönen Klang behalten bis auf den heutigen Tag, nur mit dem Unterſchied, daß das moderne Bewußtſein ſich des Raubens und Stehlens ſchämt, es indeſſen doch thut und je mehr je lieber, hinterdrein es dann ableugnet, gedruckt und ungedruckt mit moderner Unverſchämtheit. Der Ritter wäre gerne durch Wald und Berg gebrochen nach Ettowyl, Huttwyl, Rohrbach u. ſ. w. das reiche Thal hinab, welches die Langeten bewäſſert. Aber dort wohnten viele Edle, Freunde des neuen Kloſters, abſonderlich auch die Edlen von Madiswyl. Alle hätte er aufgejagt, auf ſeine Fährte gezogen, und viele Hunde ſind bekanntlich des Haſen Tod. Er zog daher öſtlich, das Thal abwärts, Großdietwyl und Altbüren zu. Mancher Freund geſellte ſich zu ihm auf dem Wege, und als er ſeine angeſchwollene Schaar überſah, drängte es ihn, an St. Urban ſelbſt ſich zu verſuchen, mit einem kühnen Streich all dem Ding ein Ende zu machen. Er wußte, daß einer ſeiner Vettern dort ſich aufhielt, konnte er den als Geißel in ſeine Hände bekommen, ſo hatte er von den Folgen des Ueberfalls nicht viel zu fürchten. Er hielt, zog Kunde ein, aber ſie gefiel ihm nicht; er vernahm, daß viele Edle mit Gefolge im Kloſter ſich aufhielten, daß noch mehr erwartet würden, ein Ueberfall alſo nicht räthlich ſei. Er bog links in's waldige Gebirge, durch daſſelbe konnte er unbemerkt bis gegen die reichen Langenthaler Höfe ziehen, dieſelben plündern und auf der dortigen Straße vielleicht einen reichen Fang thun, Einen ſchnappen, der nach dem Kloſter wollte.

In Langenthal ruhte die ländliche Arbeit, das Vieh war eingetrieben, das Geſinde heimgekehrt, die Mutter kochte, die Töchter kämmten ihre Haare, was von jeher in Langenthal ſtark getrieben wurde, nicht allein wegen der Hoffart, ſondern wegen der Kurzweil. Ob dem Kämmen glitt die Zeit vorüber, ganz gleich wie durch die Finger die Haare, und je glatter die Haare glitten, deſto raſcher lief ihnen auch die Zeit vorüber. Die Nacht dämmerte herauf, leiſe nahte ſich im Schatten der Nacht der Schlaf den Augen der Menſchen, machte aber heute nicht gute Geſchäfte. Es wollte ihm Niemand warten, es war eine ungewohnte ſeltſame Unruhe auf der Straße, auf der berühmten Kaſtenſtraße, welche ſchon zu der Römer Zeiten den Oſten Helvetiens mit dem Weſten verbunden haben ſoll. Eine große Weinfuhr für das Kloſter war am ſelben Abend durch den Ort gekommen; zur ſelben Zeit war eine Weinfuhre ein Ereigniß, ſelbſt in Langenthal, wo ſonſt von Zeit zu Zeit etwas Merkwürdiges vorkam. Wahrſcheinlich waren aber damals noch ſeltener als die Weinfuhren die Weinreiſenden, welche der Sage nach gegenwärtig vor Langenthal ſich oft aufſtauchen, wie in Paris die Menſchenmaſſe vor dem Theater, wenn die Rachel ſpielt, die Eingänge zu klein ſind, die Menge derer, welche hinein wollen, zu groß iſt. Weder das Straßenpflaſter, noch die

Straßenbeleuchtung, für welche in jüngſter Zeit ein löblicher Gemeinderath eine ſelten gewordene Prämie erhalten hat, waren damals in Langenthal zu der Vollkommenheit gekommen, in welcher man ſie jetzt findet. Zwei Weinwagen blieben ſtecken, an dem einen brach die hintere Achſe, am andern die Deichſel, mit aller Mühe konnte man ſie nicht flott machen, ſie mußten in Langenthal zurückgelaſſen werden. Nun lebte damals in Langenthal eine große Familie, zu welcher faſt die ganze Einwohnerſchaft gehörte, die wahrſcheinlich ausgeſtorben ſein wird, Namens Durſtig, ſie hatte die Eigenthümlichkeit, daß ſie den Wein mehr liebte als das Waſſer. Zwei Weinwagen auf offener Straße eine ganze Nacht durch war ein nie erlebtes Ereigniß. Da Langenthal zum Kloſter gehörte, die Wagen auf des Kloſters Grund und Boden ſtanden, ſo war die Bedeckung mit den andern Wagen nach dem Kloſter gezogen, nur die Fuhrleute blieben bei den Wagen zurück, blieben aber nicht alleine. Von allen Seiten trappete es heran, Jeder wollte die merkwürdigen Wagen ſehen, und wer ſie einmal anſah, dem ging es wie der Eva im Paradies. Als ſie den Apfel einmal recht angeſehen, konnte ſie auch nicht mehr davon los, bis ſie drein gebiſſen. Man ſtand um die Wagen her, rieth über die Größe der Fäſſer, die Gute des Weines und je mehr man rieth, deſto zahlreicher ward die Familie Durſtig um die Wagen herum. Gut wäre es doch, ſagte endlich Einer, wenn Einige die Nacht über bei den Wagen wachen würden, die Uebrigen könnten nach Hauſe gehen. Er werde meinen, ſagte eine Frau, er ſei alleine klug, und Niemand merke, warum ſie nach Hauſe ſollten; Einem recht, dem Andern billig: wenn er über den Wein wolle, ſo wolle ſie auch daran; übrigens ſei Verſuchen erlaubt, wenn die Herren da wären, ſie ſchlügen ſelbſt eins der Fäſſer auf; man könne es ja auch machen, wie die Fuhrleute, mit Waſſer wieder zufüllen, ſo merke ja Niemand etwas. Iſt man einmal mit dem Rathe ſo weit, ſo iſt die Ausführung auch nicht mehr fern; man bohrte vorſichtig an, und vorſichtig ließ man anfangs nur wenig heraus, damit der Abgang oder das Waſſer im Weine nicht gemerkt werde. So wie man bohrte, war Alles nach Trinkgeſchirren davon geſtoben, und jetzt ſtob Alles heran wie Tauben auf einem Hanfacker, den ſoeben der Säemann verlaſſen. Das Gedränge um die Wagen wurde groß, Jeder wollte ſeinen Theil, und hatte er ihn, ſo wollte er noch einen. Die Weiber zeichneten ſich durch gewaltiges Schlucken aus; hatte ein Weib einmal ein Geſchirr am Maul, ſo war es, als ob ſie zuſammenwüchſen und von einander brachte ſie keine irdiſche Macht mehr, ſo lange ein Tropfen von einem in's andere rann. Ein Loch in einem Faß genügte nicht mehr, ein zweites entſtand, man wußte nicht wie, und befriedigte noch lange nicht das immer wachſende Bedürfniß der immer größer werdenden Familie Durſtig. Die Unmöglichkeit, die Sache zu vertuſchen, ward immer klarer, ward auch begriffen und raſch der Entſchluß gefaßt, den ſämmtlichen Wein ſich zuzueignen, Wagen und Fäſſer bei Seite zu bringen, und dann zu ſagen, der wilde Barthli ſei gekommen und hätte ſie geholt. Um die Lüge glaubwürdiger zu machen, könne man ein altes Scheuerlein anzünden, Lärm machen und Botſchaft ins Kloſter ſenden, ſo ward gerathen. Ein altes Sprüchwort ſagt: Der Teufel iſt ein Schelm, und wenn man vom Wolfe ſpricht, ſo iſt er weit oder nah. Kaum hatte man die Ausführung jenes Rathes begonnen, ſo hörte man Lärm von der Bergſeite her, und kaum hatten die Köpfe dorthin ſich gedreht, erhob ſich wildes Geſchrei von der andern Seite. Pferde hörte man ſprengen, in vollem Lauf brauſte eine Schaar die Straße herauf, voran auf ſchwarzem Roß ein Ritter, ſchwarz gerüſtet. „Der Barthli! der Barthli!“ fuhr wie Ein Schrei aus Aller Mund, und erſchrocken, wie wenn unter leichtſinniger trunkener Menge der grauſame Teufel plötzlich erſcheint, ſtob, wie Spreu im Winde, die Menge auseinander, es bebten Aller Glieder und vergangen war Allen der Durſt; an Widerſtand dachte Niemand, ſelbſt für gehörige Flucht fehlte den Meiſten der Verſtand, ſie liefen, wie bei einem Brande das Vieh in's Feuer, dem Feinde blind in die Hände. Der Ritter von Luthern wußte ſeine Dispoſitionen zu machen, ſo gut als heutzutage in ähnlichen Fällen ein Huſarengeneral. Wie das Wetter von allen Seiten zugleich war er über den Ort gekommen, mit ſeinen Roſſen dem Menſchenknäuel zugeſprengt, den er zu ſo ungewohnter Zeit auf der Straße ſah; es konnten Feinde ſein, zu ſeinem Empfang gerüſtet. Erſt als derſelbe auseinanderſtob, wie ein Haufen dürrer Blätter, in welche der Wind weht, ſah er die beladenen Wagen, erkannte er den unerwarteten, aber um ſo willkommeneren Fund. Barthli wird den Livius kaum geleſen haben, wußte darum nicht, wie es dem Hannibal in Cannä ging, erlaubte ſeiner Bande, während man aus allen Gehöften das Vieh zuſammentrieb, das Werthvollſte zur Hand nahm, kurz eine tüchtige Plünderung kundig betrieb, zu trinken nach Belieben, was ſie denn auch that, und zwar eifrig, und je eifriger ſie dieſes Geſchäft betrieb, deſto mehr beliebte es ihr.

Die Hauptfuhre war in St. Urban glücklich angekommen und mit großen Freuden empfangen worden. Die glückliche Ankunft war ein Ereigniß im Kloſter; wenn ſie ſchon nicht empfangen wurde mit großem Gepränge, wie eine koſtbare Reliquie, ſo war doch die Freude um ſo inniger, und beſonders bei den vielen Edlen, welche wirklich in's Kloſter eingeritten waren. Wer das Feſt nicht kannte, welchem ihr Eintritt galt, hätte geglaubt, wie ein Bauer ſeine Freunde zu einem Wurſtmahl ladet, ſo hätten die Kloſterherren ihre Freunde geladen, den Wein zu begrüßen und zu koſten. So war es nun nicht, aber deßwegen war die Freude nicht weniger herzlich, das Koſten nicht weniger gründlich. Während dieſe Proben gemacht wurden, war dem Abt Bericht erſtattet worden, und namentlich, daß zwei Fuder in Langenthal zurückgeblieben ſeien. Der Abt war ein ſehr kluger Mann, kannte ſeine Leute und namentlich die Familie Durſtig in Langenthal, er wußte, daß dieſe, wenn ſie Wein in der Nähe hatten, nicht mehr wußten, was ſie thaten, wie auch eine Koppel Jagdhunde, welche einen Haſen in die Naſe kriegen, blindlings in's Gebüſch ſich ſtürzen. Darum ſandte der Abt zwei ſeiner beſten Leute nach Langenthal, Wache und Ordnung zu halten. Dieſe, nur ihren Auftrag im Auge, geriethen im Walde gegen Langenthal hin unter des Ritters Bande, wurden aber nicht erkannt; der Eine ſchlich ſich ſogleich zurück, Barthli's Nähe zu melden, während der Andere das Weitere zu erſpähen ſuchte. Der Abt machte auf den erſten Bericht nicht unnöthigen Lärm, ſondern ließ blos in aller Stille rüſten, was bei ſolcher Lage üblich iſt, und ſpähen um's Kloſter herum, ob etwa ein Ueberfall bereitet werde. Bald brachte der zweite Bote die Nachricht, es gelte Langenthal, ſo eben breche der wilde Ritter dort ein, und werde ſich wohl ſäumen bei der unerwarteten Beute. Die Herren und Brüder waren eben in der allerluſtigſten Laune, noch nicht ſchwerfällig, ſondern in dem Tempo, wo man gerne etwas Tolles treibt oder Händel ſucht. Diesmal behielt der Abt den Bericht nicht für ſich, ſondern theilte ihn den Herren mit, und wie eine Flamme in eine Tonne voll Branntwein fiel die Nachricht unter ſie. In wildem Jubel fuhr Alles auf und ohne Rath war Alles einig, dem Barthli über den

Hals zu kommen ſo ſchnell als möglich. Manch Kloſterbruder geſellte ſich den Herren bei, fuhr kundiger in eine Rüſtung als aus der Kloſterkutte, und als er in der Rüſtung war, glich er dem beſten Ritter, und als er zu Roß war, hätte keine Seele ihn für einen Mönch gehalten. Er war wahrſcheinlich auch länger Ritter geweſen als Mönch. Müde der Welt hatte er Ruhe geſucht im Kloſter, hatte begraben geglaubt den alten Menſchen, und ſiehe, da erwachte er wieder bei der erſten Gelegenheit mit der alten Luſt. Selten mag wohl eine luſtigere, muthigere Schaar, ſo eben recht in der Stimmung zu einem wilden Strauße, aus einer Kloſterpforte geritten ſein. An Zahl waren ſie dem Barthli weit überlegen, an Kunde und Kraft ſtanden Mehrere ihm nicht nach, und als ſie Langenthal ſich näherten, hatte der Inſtinkt des Handwerkes Stille gebracht in die wilden Haufen, ſogar die Pferde ſchienen leiſer aufzutreten, um ſo unerwarteter über den Feind zu kommen.

Unterdeſſen ging es luſtig und laut zu in Langenthal, und ungeſtört in die Nähe zu kommen, war eben keine Kunſt. Des Ritters Leute ſchienen den Langenthalern verwandt und wirklich auch von der Familie Durſtig zu ſein, ſie klebten an den Fäſſern, wie Weſpen an den Trauben, je mehr ſie tranken, deſto beſſer dünkte ſie der Wein. Dem Ritter ſchien es Zeit aufzubrechen, aber ſeinen Leuten nicht, und dieſe waren gar ſeltſam zuſammengewürfelt, gar loſe die Bande, welche ſie an den Ritter knüpften. Ihm ſchien die Sache nicht geheuer, er ſetzte ſich zu Roß, mehr und mehr ſchien ihm, als höre er verdächtiges Getrappel; er mahnte, aber umſonſt, er hieb ein Faß auseinander, und erweckte mehr Wuth als Gehorſam. Da brauſte es wieder die Straße herauf, es kam eine gewaltige Schaar in wildem Roſſeslauf. Das begriffen Einige, warfen ſich mit Kurt und dem Ritter dem Feinde entgegen; der Ritter von Lutternau ſah aber alsbald, daß die Macht zu groß ſei, ein Hinhalten, bis die Trunkenen beſonnen geworden, die Beute in Sicherheit ſei, unmöglich, er wich aus dem Streite, welcher ihm zu unbedeutend war, um Leben oder Freiheit in ihm zu wagen, die Andern folgten ihm bis auf Kurt. Kurt, vom Weine aufgeregt, in den Jahren, wo man gerne in das, was man thut, die Seele legt, ſah der Andern Rückzug nicht, ſtritt, als ob es ginge um's Himmelreich, feſſelte den Streit mit ſeiner gewaltigen Leibeskraft. Die Feinde fochten anfangs nicht mit dem gleichen Ernſte, den Tod ſuchten ſie nicht bei ſolchen Sträußen; wo wenig zu gewinnen war, ging man damals mit Manier mit einander um, fing gern lebendig Roß und Mann, oder rettete Roß und Leben. Indeſſen ward das Ding einem rieſigen Kloſterbruder endlich langweilig; er ritt Kurt an, fing deſſen Schwerthieb mit wohlbeſchlagener Keule auf, ſchmetterte ſie dann gleich einem Blitzſtrahl auf deſſen Helm, daß er ſplitterte wie Glas, das Haupt ſich beugte, die Glieder erſchlafften, der ganze Körper bewußtlos zur Erde ſank.

Dieſer Schlag endete den Kampf, wie oft ein gewaltiger Donnerſchlag der Schluß eines Gewitters iſt. Die Verfolgung der Fliehenden dauerte noch fort, doch nicht lange, in der dunklen Nacht nützte ſie nicht viel und war gefährlich. Der Ritter von Lutternau entkam glücklich, die Hitzigſten wendeten um und fanden die Behaglicheren um die Fäſſer geſchaart und bemüht, zu retten, was zu retten war, d. h. vor Allem zum eigenen Genuß, ob dann noch Etwas für das Kloſter übrig blieb, überließen ſie der Vorſehung. Als die Langenthaler den Ausgang merkten, fanden ſie ſich auch wieder ein, vor Allem war die Familie Durſtig zahlreich auf dem Platze, rühmte ſich ihrer Heldenthaten und wie ſie dem Barthli heiß gemacht und wie ſie ihm noch heißer gemacht hätten, wenn die Herren nicht ſelbſt gekommen wären, ſo daß es wirklich ein himmelſchreiendes Unglück für Langenthal ſchien für ewige Zeiten, daß die Herren gekommen, und die Heldenthaten der Einwohner, welche ſie im Sinne gehabt, nun im Sacke blieben. Im Glück iſt man nicht mißgünſtig, man tröſtete die guten Leute mit vollen Bechern und ein luſtiger Morgen ging über den Ort auf, denn da war Mancher, der zwei Sonnen am Himmel ſah, Viele noch dazu Mond und Sterne; die Glücklichſten merkten noch, daß er voll Geigen war, konnten kein Bein mehr feſtſtellen, ſondern liefen wie Sonne, Mond und Sterne rund um.

Als endlich der Wein nicht mehr laufen wollte, kamen Einigen die Gedanken wieder, ſie mahnten zum Aufbruch; man ſuchte die Pferde, ſuchte überhaupt zuſammen, was herum am Boden lag, fand ſo auch Kurt. Die Rüſtung gefiel; an den Leib, der drinnen ſtak, dachte man nicht, glaubte ihn todt. Als man die Rüſtung nahm, fand man noch Leben im Leibe, wußte nur nicht, was mit ihm machen, die Einen wollten ihn liegen laſſen, Andere ihn mitnehmen, noch Andere ihn todtſchlagen; da kam ein dicker Herr, der munter zu Roß und im Streit geweſen war, doch noch munterer beim Faß, jetzt waren ihm die Beine etwas ſchwach, die Augen hell dabei, er ſchien des Zuſtandes nicht ungewohnt; derſelbe erkannte Kurt nach einigem Beſehen, hatte Mitleid mit ihm, befahl zweien ſeiner Leute, ihn aufzunehmen und heim nach Oenz zu bringen. Es war der Alte von Oenz, der dieſes befahl; wahrſcheinlich dachte er, in Oenz ſei er näher ſeiner Mutter, es möge gehen, wie es wolle; dachte vielleicht, wenn er geneſe, habe er an ihm einen tapfern Gefährten beim Becher, dachte vielleicht auch gar nichts, ſondern gehorchte einfach einem guten Triebe. Den Knechten, welche ihn heim geleiten ſollten, war dies nicht genehm. Es iſt allweg etwas ganz Anderes, einen Verwundeten geleiten, als luſtig zechen in einem Kloſter. Knechte eines ſchlechten Herrn hätten in der erſten halben Stunde ihn lebendig in einen der tiefen Teiche geworfen, welche an der Straße lagen, und hätten hinterdrein dem Herrn etwas vorgelogen, entweder er ſei ihnen geſtohlen worden oder davon gelaufen; ſie thaten das nicht, aber wenn er geſtorben, wäre es ihnen ſicher ſehr recht geweſen, ſie behandelten ihn nicht eben zart, ſparten Stöße nicht, und wenn die Pferde traben wollten, ſo konnten ſie. Sie wählten den längeren Weg über Herzogenbuchſee, um dort im Kloſter Einkehr zu halten, ein tüchtig Frühſtück einzunehmen, damit ſie die Reiſe bis Oenz, welches keine halbe Stunde von Herzogenbuchſee entfernt war, auszuhalten vermöchten. So ward es Mittag, ehe ſie nach Oenz kamen, und Kurt war noch immer bewußtlos. Nach ſicheren Nachrichten ſollen ſchon damals Fräuleins zuweilen der Langeweile unterworfen geweſen ſein; ſie verſtanden freilich damals das Spinnen und Weben, vielleicht ſogar das Nähen, ſahen zu Milch und Eiern, zu Küche und Keller, was heutzutage nicht mehr Mode iſt, zerlegten die Leute, welche ihnen vor die Augen kamen, welches dagegen in der Mode geblieben (es würde ein ſehr kurios Werk geben, wenn Jemand zuſammenſtellen wollte, was aus der Mode gekommen, was Mode geblieben, und was neue Mode ſcheint, aber eigentlich eine uralte iſt, nur mit einem neuen Mäntelchen); trotzdem hatten ſchon damals Fräuleins Langeweile und ſahen nach etwas Neuem aus, beſonders wenn der Vater nicht zu Hauſe war. Freilich, das muß man ſagen, ſie hatten damals den Eugen Sue nicht, die Sand nicht, den Storch nicht, und wenn ſie dieſelben ſchon gehabt, hätte es Mancher wenig geholfen, weil ſie im Leſen keine Hexe war. Indeſſen, Mädchen ſind eben wunderlich, ſie thun, als fehle ihnen Etwas, und fragt man ſie darnach, ſo wollen oder können ſie es Einem nicht ſagen. Die Fräulein von Oenz machten von der Regel keine Ausnahme, es waren gute Kinder mit ſchönen Wangen und weiten Herzen, in welchen viel leerer Platz war, daher wahrſcheinlich es ihnen ſo oft öde war um's Herz. So ſaßen ſie auf ihrem Söller, ſahen nach etwas Neuem aus, als die zwei Knechte mit Kurt langſam ihrem Schlößlein zuritten; ſie ſchrieen laut auf im Wahne, die Knechte brächten den Vater, liefen ihm entgegen, voran Agnes, die jüngſte, ein Mädchen wie Milch und Blut, aber ſcheu wie ein Reh; ſie ſtürzte auf den vermeintlichen Vater zu, umſchlang ihn, wollte drücken ihr Haupt auf ſein Haupt, aber ach, o, da war das Haupt nicht ein altes graues, ſondern ein ganz junges; daß Agnes einen Gix ausließ, wird man begreiflich finden, daß Knechte und Schweſtern lachten, ebenfalls. Nun hatte glücklicherweiſe das junge Haupt die Augen zu, wußte nicht, was mit ihm geſchah, vor ihm brauchte ſich alſo Agnes nicht zu ſchämen, vor den Andern fürchtete ſie ſich nicht, ſie war wohl ſcheu wie ein Reh, konnte aber auch trotzig ſein einer jungen Katze gleich; ſie floh daher nicht, ſondern als der erſte Schreck vorüber war, nahm ſie ſich Kurts mit beſonderer Sorgfalt an.

Für drei Mädchen, welche das ganze Jahr kaum Jemand anders ſahen als ihren alten Vater, einige ſäbelbeinige Knechte, dicke Mönche von Herzogenbuchſee, den Junker von Seeberg und ſeine rauhen Töchter, todte Hirſche und Wildſchweine, war das Bringen eines ohnmächtigen Junkers ein Ereigniß. Geſchniegelt und geſchleckt war Kurt nicht, aber die Mädchen wußten auch nicht, was das war. Kurt war zum mächtigen Burſchen herangereift, den man faſt für einen Mann nehmen konnte; er hatte im Geſicht das Wilde und Trotzige, welches Jünglingen wohl anſteht, und welches Mädchen mehr anzieht als der Magnet das Eiſen, welches ſie dagegen am Manne ſo ſchlecht leiden mögen und welches ſich bei demſelben allerdings verlieren und in ruhiges Selbſtbewußtſein übergehen muß, wenn es dem Manne fürder wohl ſtehen ſoll. Das Wilde und Trotzige ſteht nämlich dem gereiften Manne grundſchlecht, weil es von einer Gemüthsbeſchaffenheit zeugt, welche ſchlechte Früchte tragen, irgendwie ausarten wird.

Wenn drei ſchöne raſche Mädchen einen Jüngling pflegen, ſo muß es ſchlecht mit ihm ſtehen, wenn er ſich nicht erholt und geſünder wird, als er je war, wenn nämlich nicht eine andere Krankheit über ihn kommt. Im erſten Augenblick, als er die Augen aufſchlug, da entfuhr allen Dreien ein halber Gir und faſt wären ſie davon geflohen wie Rehe, wenn ein Jäger das Feld betritt, auf welchem ſie weiden. Indeſſen Rehe und Haſen machen wohl eine raſche Wendung, aber ehe ſie wirklich davon laufen, thun ſie noch einen Blick rückwärts, faſſen die Gefahr in's Auge, ob es eigentlich eine ſei oder keine. Gar oft nun drehen ſie ſich wieder um und bleiben, weil ſie merken, daß das Ding nicht halb ſo gefährlich ſei. Ungefähr ſo machten es auch die Fräulein von Denz; aber Kurt hatte ſo gar nichts Gefährliches, lag ſo matt und hülfsbedürftig da, daß ſie ſich nicht blos umwandten, ſondern leiſe näher traten und am Ende ganz zahm wurden, beſonders die beiden älteren. Kurt war ein Jäger ſo rechter Art, der um der Jagd, und nicht blos eines Bratens oder einer Haut willen, jagt. So ein rechter Jäger ſtellt lieber mit Lebensgefahr über Zinken und Zacken einer flüchtigen Gemſe nach, als daß er eine fette Sau bequem im Lager abfängt. Nun, mit dem wirklichen Jagen auf den Beinen hatte es einſtweilen noch gute Weile, denn der klöſterliche Schlag war ſo gepfeffert und geſalzen geweſen, daß Kurt das Laufen einſtweilen bleiben ließ, blos ſeine Augen konnte er nachſenden, wenn er wollte.

Der alte Herr war nach dem Kloſter zurückgeritten, that wegen Kurt ſeiner Andacht begreiflich keinen Abbruch; lebte er, ſo wußte er ihn daheim wohl verſorgt; lebte er nicht mehr, ſo wäre es ja dumm geweſen, ſeinetwegen religiöſe Pflichten zu beſchränken. Als endlich Allem ein Genüge gethan war, dem Leibe und der Seele, ritt der Junker von Denz mit den Andern nach Hauſe; der Letzte, der aus dem Thore ritt, war er nicht, aber faſt gar. Man muß ſich jedoch nicht täuſchen und glauben, wie Ungeweihte es oft thun, als ob ſolche Zuſammenkünfte blos ſtattfänden, um zu ſchlemmen und zu praſſen unter religiöſem Scheine; zumeiſt geht dabei noch etwas Anderes vor, einem Zwecke wird nachgeſtrebt, freilich oft ſo, daß die Mehrzahl weder Zweck noch Streben merkt, aber willfährig die Hand bietet, den Zweck zu erreichen. Den Herrn von Denz freute es wirklich, als er Kurt lebendig antraf und nicht todt, und zwar mit raſchen Beinen auf dem Wege der Beſſerung; nun hatte er Jemand, zu dem er ſich ſetzen, dem er erzählen konnte nach Herzensluſt, und der mit ihm trank, ſo lange er wollte. Daß Kurt ihn ſelten hörte, daß ſeine Augen immer ſpazieren gingen und der ganze Kurt mit ihnen, und wohin ſie gingen, das merkte der alte Herr nicht, er gehörte zu den ſchlechten Schulmeiſtern, welche wohlleben am Reden und ſich nicht darum kümmern, höre Jemand oder Niemand ordentlich zu. Deſto beſſer merkten die Sachlage die älteren Schweſtern; ſie hätten ihn alle gerne gehabt, wie es oft geht, wenn die Gelegenheiten rar ſind, und der Wille gut wäre. Kunigunde, die mittlere, war ein gutes Fräulein, ſie hätte zwei Männer genommen, wenn es hätte ſein müſſen, wenn ſie aber auch keinen bekam, hinterſinnete ſie ſich deswegen doch nicht; ſie dachte, Alles erzwingen könne man nicht, und fütterte die Hunde deſto beſſer. Anders war es mit Brigitte, der Aelteſten. Dem

Portrait, welches Moſes von Laban's Tochter, der Lea, gemacht, glich ſie nicht ganz; war ein handfeſt Mädchen, noch nicht im Schwabenalter, doch über Zwanzig hinaus, verſtand das Regieren wohl, nach ihrer Pfeife mußte Alles tanzen, ſo daß ſie glauben mußte, es müſſe einem Manne wohl gehen und derſelbe glücklich werden ſonder Maaß, wenn er unter ihre Zucht und Regiment käme. Daneben hatte ſie ariſtokratiſche Grundſätze und meinte wie Laban, daß der erſte Mann der Aelteſten gebühre von Rechtswegen, ſo gut als dem älteſten Sohn des Königs der Thron des Königs. Brigitte glaubte ſich alſo zur ſicheren Hoffnung berechtigt, und ſah mit allerhöchſtem Zorne, wie Kurt's Augen an der Agnes hängen blieben, wie Fliegen im Honig, und wie die ſchöne Agnes das wohl merkte, nach und nach zahmer wurde, wenn ſie in Kurt's Nähe ſaß, faſt nicht wegzubringen war, und hatte ſtarken Verdacht, daß, wenn Brigitte und Kunigunde nicht zugegen waren, ſie noch näher rückte, weit näher als nöthig war; das empörte ſie, ſie fand Kurt's Betragen ſchändlich, die Familienehre in Gefahr, ihren Ruf auf dem Spiele, zu dulden war das nimmermehr. Es iſt ſehr kurios, wie verſchieden man eine Sache anſehen kann, je nachdem ſie uns oder Jemand anders angeht; hätte Kurt ſeine Augen an ihr hängen laſſen und gerne gehabt, wenn ſie neben ihm ſaß, je näher, deſto lieber, Brigitte hätte dieſes nicht blos prächtig, ſondern ſogar edel gefunden; denn war Kurt nicht eigentlich von Gott und Rechtswegen ſchuldig, die zu lieben, welche ihn geheilt, den Kopf ihm wieder zurecht geſetzt? jetzt da es Agnes anging, fand ſie gerade das Gegentheil, Kurt's Betragen ſchlecht und ſchändlich. Sie trat zum Vater, als er einmal allein beim Becher ſaß, machte ein Geſicht wie ein Hofmarſchall, der ſeinem König eine Verſchwörung gegen deſſen Leben eröffnen will, that den Mund auf, ſagte dem

Vater, Kurt ſtelle Agnes nach und Agnes laufe nicht davon, und erwartete nun, der Alte werde auffahren wie ein Pulverthurm, in den der Blitz geſchlagen; aber ſie täuſchte ſich, der Alte blieb ſitzen, ſchmunzelte, trank mit großem Behagen Schluck um Schluck; Brigitte, im Wahn, der Vater habe ſie nicht recht verſtanden, malte ihm noch einmal die Greuelthat vor mit gerungenen Händen und zehnmal ärger als vorher, und der Alte trank Schluck um Schluck den zweiten Becher leer und zehnmal behaglicher als den erſten. Der alte Herr beſaß eine gutmüthige Natur, ſolche ſind ſchwer zu hetzen, ſie haben für das Meiſte nicht blos einen, ſondern zwei Entſchuldigungsgründe. Sein Lebtag hatte er nie gemeint, daß man jungen Leuten das Lieben verbieten, oder wenn es einmal angegangen, es ausblaſen könne wie eine Lampe, jetzt im Alter war er nicht dümmer geworden; aber er fühlte ſein Alter, kannte ſeine wilde Zeit, wußte wie nothwendig tüchtige Männer ſeinen Mädchen ſeien, wenn ſie bei ihrer Sache bleiben ſollten; Kurt war ihm gar nicht der Unrechte, ſein Geſchlecht war gut, ſein Arm ſtark, und wenn er auch arm war, ſo hatte dies nicht viel zu bedeuten, da er ſtark und tapfer war; ſchwach und feig war damals, was jetzt Armſein bedeutet. Es freute alſo den alten Herrn, daß Hoffnung ſich zeigte zur Erfüllung ſeines Wunſches. Er dachte, wenn einmal eine ſeiner Töchter an Mann gebracht ſei, werde es den andern auch nicht fehlen. Schweſtern bilden eine Art von Zauberring, das Brechen des Ringes iſt das Schwerſte, iſt einmal das erſte Stück heraus, bricht ſich der Reſt leicht in geſonderte Stücke; das überſchlug der Junker von Denz behaglich in ſeinem Gemüthe, und wie man friſch gepflanzte Pflanzen begießt und einſchlemmt, damit ſie gehörig wurzeln und anwachſen, ſo goß auch er über die neuen jungen Gedanken Becher um Becher. Brigitte redete ſich heiſer, brannte wie ein Schmelzofen und ſchloß endlich ſtatt des Amens: „Und jetzt, Vater, willſt du ihn in den Thurm werfen oder aus dem Thore jagen wie einen räudigen Hund?“ „Einſtweilen keins von beiden,“ ſagte der alte Herr kaltblütig, „oder hätteſt du ihn etwa gerne ſelbſt?“ ſetzte er mit väterlicher Schalkhaftigkeit hinzu. Aber potz Blitz, das wäre dem alten Herrn faſt übel bekommen: Brigitte fuhr weg wie eine angezündete Rakete, fuhr in die Kreuz und in die Quere und wenig fehlte, ſie wäre dem alten Papa in's Geſicht gefahren; himmelſchreiend jammerte ſie: „wenn die Mutter im Grabe wüßte, wie er gegen ſeine Kinder wäre, ſie kehrte ſich nicht blos um im Grabe, ſondern ſie käme aus dem Grabe und drehte ihm den Hals um!“ „Brigge,“ ſagte der Alte, „thue nicht ſo; daß Kurt dich nicht mag, bin ich nicht ſchuld. Weißt du einen Andern, der dich mag, ſo bring' mir ihn, ihr ſollt meinen Segen haben, lieber heute ſchon als morgen.“ Aber jetzt war's, als ob die Brigitte ſelbſt ein Pulverthurm ſei, in welchen der Blitz geſchlagen, ſie fuhr auf, zur Thüre hinaus, ſchrie und drohte, ſie wolle auch zur Welt hinaus, wolle nicht mehr in einer Welt ſein, wo ſolche Väter lebten, wie ſie einen hätte. Indeſſen, ob das Waſſer zu naß war, die Bäume zu hoch, der Thurm zu ſchwindlicht, oder ihre Füße ihr den Dienſt verſagten, iſt unbekannt geblieben, aber kurz, Brigitte lief nicht zur Welt hinaus, lief blos dem Kurt nach, wollte ſehen, wie weit oder nahe Agnes bei ihm ſaß. Der alte Herr lief ihr nicht nach, blieb gemüthlich ſitzen, und dachte über das Ding des Weiteren. Es ſchien überhaupt eine Zeit geweſen zu ſein, welche dem Denken günſtig war, ſo wie es wiederum Zeiten giebt, wo Niemand, ſelbſt die nicht, welche ſich am weiſeſten dünken, zu denken ſcheinen der Naſe lang. Selbſt Kurt dachte damals. Da war er nun wieder, nach mehr als zweijährigem Herumtreiben, nicht ganz zwei Stunden weit von ſeinem verfallenen Neſte und ohne Ruhm und ohne Beute; der alte Hengſt war in St. Urban, den jungen hatte der Kukuk zu Langenthal geholt; der Helm war zerſchlagen, der Kopf beinahe mit; ſollte er barhaupt und zu Fuß, einem Mönche gleich, heimkehren, ſollte er ſehen, wie Jürg verächtlich die Achſeln zucke, den Kopf ſchüttele und aushalten der Mutter Hohn und Schelten? Oder ſollte er dem alten Hengſte nach, Mönch werden zu St. Urban? gelehrt brauchte er nicht zu ſein, eines guten Lebens war er ſicher, brauchte fürder weder dem Glücke nachzujagen oder gar ihm nachzudenken. Beides war ihm ſehr zuwider, er mochte denken, wie er wollte, ſo mochte er Beides nicht. Ein Drittes fiel ihm nicht ein, das Heirathen vollends nicht. Der alte Herr merkte, daß Kurt in großer Verlegenheit war und guten Rath nicht fand; er hatte Kurt geſagt, er ſei kein Gefangener, hatte ihn gefragt, ob es ihn nicht Wunder nähme, was die Mutter mache? Kurt hatte Etwas gemunkelt, er wußte kaum was, und mit der Agnes munkelte er auch nur ſo, machte gar nicht ab Brett, den Handel nicht richtig. Da saßen ſie einmal an einem ſchönen Abend, wo die Sonne nur noch ſo flimmerte durch's grüne Buchenlaub, auf dem Söller, tranken ſeinen Wein aus dem Markgrafenland, welchen der alte Herr beſonders liebte; Gleich und Gleich geſellt ſich gerne, der Wein hatte zwar nicht viel Geiſt, aber er war ſo gutmüthig; ſie ſchauten über das Land an den blauen Berg hinüber, ſchauten die alte Burg Pipins, deren Reſte noch heute Zeugniß geben, wie klug und ſinnig die Alten die Bauplätze wählten, wie ſchön ſie bauten; ſchauten weiter hinab, wo die Aar gegen Baſel hin durch die Bechburg bewacht wird, ſo wie auch den Weg durch's Gau hinab; ſie ſchauten tiefſinnig hinüber und dachten nichts, tranken viel, redeten wenig; geraucht hätten ſie wahrſcheinlich, wenn man darum gewußt hätte. „Was haſt du jetzt im Sinne?“ fragte plötzlich der Herr von Denz; — Kurt war es, als ſchlüge ihm Jemand mit dem Holzſchlägel auf den Kopf und ſage: „was lieber, Geld oder Blut?“ „Nichts,“ ſagte endlich Kurt, dieweil er viel Zeit gebrauchte, um zu ſich ſelbſt zu kommen. „Haſt kein Verlangen nach der Mutter?“ fragte der Herr von Denz; „vielleicht iſt ſie geſtorben, habe lange nichts von ihr gehört, ſollteſt gehen und ſehen. Kannſt begreiflich wieder kommen, biſt mir nicht erleidet und vor die Thüre ſtelle ich dich nicht.“ „Heimgehen wäre mir ganz recht,“ ſagte Kurt, „aber was ſoll ich heimbringen, habe ja nicht mehr, was ich mitgenommen, käme ja heim wie ein geſchundener Bär.“ „Hätteſt du alſo wieder ein ganzes Fell, reiche Beute, oder gar eine ſchöne Frau, ſammt großem Brautſchatz, ſo wäre dir das Heimkehren recht?“ fragte der Alte. Da machte Kurt Glotzaugen und ſagte endlich dumm: Das wäre was, aber eine ſolche wüßte er nicht zu ſtehlen, geſchweige ſonſt zu kriegen. „Weißt dann kein Mädchen, welches du möchteſt und welches dich möchte und welches allfällig zu einer reichen Frau zu machen wäre?“ Da machte Kurt noch größere Glotzaugen, ſah damit den Alten ganz dumm an, bis ihm plötzlich ein Licht aufging. Es fiel ihm nämlich ein, der Alte könnte Agnes meinen, wenn er die beirathe, ſo ſei ſie eine Frau, reich könne ſie der Alte machen, und Beſſeres könnte ihm nicht zu Theil werden auf der Welt. „Ja wohl,“ ſagte er, „es fiele ihm ſo was bei, aber er wüßte nicht, was der Junker von Denz dazu ſagen würde.“ „Wirſt die Brigitte meinen, wie ich merke,“ ſchmunzelte der Alte; „die ſollſt du haben ſammt vielem Segen und etwas Gut.“ Da machte Kurt ſchreckliche Glotzaugen, ſah ganz dumm drein, endlich ſagte er: eben die meine er nicht, möge ſie nicht, weder reich noch arm. Das ſei ihm leid, ſagte der alte Herr, er hätte ihm gerne geholfen und Brigitte wäre Eine geweſen für die alte Grimhilde. Einſtweilen möchte er eine Frau für ſich und nicht für die Mutter, ſagte Kurt, da wäre ihm die Agnes die Rechte, eine Andere möge er nicht. Da lachte der Herr und ſagte: „Biſt nicht ſo dumm als man glauben ſollte, wenn ich das Ausleſen hätte, wäre es mir auch ſo; für mich habe ich nichts dawider, hat man Mädchen, ſind Tochtermänner ein nothwendiges Uebel. Die Hauptſache iſt aber, was das Mädchen meint; zwingen thue ich es nicht; will es dich nicht, mußt du doch mit der Brigitte dir zu helfen ſuchen; der wäre es recht, denke ich, und ſie iſt die Aelteſte.“ „Das ſieht man,“ ſagte Kurt; „aber ich denke, mit Agnes ſei ich doch ſchneller richtig, ſie ſieht mich nicht ſo böſe an wie die Andere und giebt mir gute Worte, beſonders wenn es Niemand hört.“ Da lachte der Alte und meinte, es habe ſich ſchon Mancher mit den Mädchen getäuſcht, und gerade die hätte ihn am liebſten genommen, welche ihm zehn Nägel ſpitziger als Katzenkrallen eingeſchlagen; er ſolle die Agnes holen, ſie werde nicht weit ſein, ſie könne es am beſten ſelbſt ſagen, wie ſie es meine. Kurt ging, doch etwas langſam, es machte ihm auf einmal bange, der Alte könnte Recht haben; den Anſchein gewann es auch immer mehr, lange fand er das Mädchen, welches vermuthlich ſeine Ohren nicht zu weit weg gehabt haben mochte, nicht; als er endlich als kundiger Jäger die Spur fand, floh es, er holte es nicht ein, verlor es wieder aus dem Geſichte. Als er endlich keuchend zum alten Herrn zurückkehrte, ſaß das flüchtige Reh neben demſelben und geberdete ſich, als ließe es ſich nur mit der größten Gewalt halten. Die kleine Hexe hatte ihre Rolle nicht ſtudirt, ſie aber trefflich geſpielt, was immer die Hauptſache iſt; war geflohen mit Windeseile, hatte ſich fangen laſſen auf ganz natürliche Weiſe, denn ewig fliehen, was hätte das genügt? Sie konnte ſich des Lachens kaum enthalten, als Kurt im Schweiße ſeines Angeſichts daher polterte, that dabei um ſo nöthlicher des Vaters Händen ſich zu entwinden. Kurt, der auf ſolches Spiel ſich ſchlecht verſtand, ward es angſt, er glaubte, dem Mädchen ſei es Ernſt, der Vater habe Recht, es begehre ihn nicht. Er dachte, die Mädchen hätten es vielleicht mit ihren Herzen wie mit ihren Röcken; es haben nämlich faſt alle Mädchen, auch die ärmſten, zwei Röcke, einen zum Hausbrauch und einen zum Staate, ſo hätten ſie vielleicht auch zwei Herzen, eins zum Lieben und eins zum Heirathen, dachte er. Es thun wirklich auch einige ſo, als möchten ſie den Mann nicht zum Schatz, den Schatz nicht zum Manne, ſind kurioſe Dinger, die Mädchen nämlich. Er ſtand da verblüfft und kein Wort kam ihm in den Mund, wie in großer Hitze kein Waſſer in ſo manchen Brunnen. Der alte Junker mußte endlich reden und that es kurz: „Sieh,“ ſagte er, „der da will dich zum Weibe, magſt du ihn zum Manne?“ „Das mache wie du willſt,“ rief Agnes, riß ſich los und war verſchwunden. Kurt wollte ihr nach; „iſt nicht nöthig,“ ſagte der Vater: „Der Handel iſt auf mich geſtellt und alſo richtig. Aber vor der nimm dich in Acht, das iſt eine Blitzhexe, in der mehr ſteckt als man denkt. Jetzt kannſt gehen und es dem Mädchen ſagen, wenn du es findeſt, wie ich entſchieden.“ Man ſagt, diesmal hätte Kurt ſchneller das Mädchen gefunden, ohne Schweiß und Keuchen den Auftrag ausrichten können. Die abgemachte Sache, das fait accompli, ward alſo bald eine bekannte. Kunigunde nahm es kaltblütig, ſie ſagte zu Agnes blos, zu wenig Jahren ſei viel Verſtand nöthig, den wünſche ſie ihnen beiderſeitig von ganzem Herzen. Zu Brigitten, die ihr in einer wahren Sündfluth entgegenſchwamm und zwar unter Blitz und Donner, ſagte ſie: „Thue nicht ſo, aus der Haut zu fahren wäre dumm, iſt man einmal 'raus, kommt man nicht wieder hinein, und die Welt iſt ja ſo groß und der Männer ſind ſo viele." Aber in ſolchen Gemüthszuſtänden hilft bekanntlich Troſt wenig, und um ſo weniger, je vernünftiger er iſt. Brigitte fuhr umher wie ein brüllender Löwe, der Etwas ſucht zum Verſchlingen; ſie ſchlug die Hunde, trat Katzen auf die Schwänze, ſchmiß Mägden das Habermus in's Geſicht und wartete den andern mit Worten auf, an denen ein Haifiſch erſtickt wäre, welche Fiſchart doch bekanntlich einen ſehr radicalen Schlund hat. Der Vater wollte tröſten und ſagte: ſobald die Agnes aus dem Hauſe ſei, wolle er ausreiten und reiten, bis er Einen finde, der auf den Kopf geſchlagen oder gefallen ſei; den laſſe er heimbringen und den müſſe ſie haben trotz Hölle und Welt, ſie ſolle darauf zählen; aber der Troſt zog nicht, er roch nach Spott, ſchüttete Oel in's Feuer. Da ſah denn der Junker, daß es ein einziges Mittel gebe, die ganz erwildete Brigitte einigermaßen zu ſtillen und Ruhe zu bringen in's Haus, nämlich die beiden Glücklichen aus dem Hauſe zu ſchaffen ſo ſchnell als möglich. Weitläufige Geſchichten gab es damals nicht, wenn Jemand heirathen wollte; an drei Sonntagen hintereinander mußte man ſich noch nicht aufbieten laſſen; Schneiderinnen und Näherinnen waren damals noch nicht ſo hageldicht wie Neſſeln an den Zäunen, man ließ nicht alle drei Tage die Röcke ändern und mit Weißzeug plagte man ſich wenig, geſchweige, daß man die Hemden brodirt hätte hinten und vornen und die Nachthäubchen garnirt mit Brüſſeler Spitzen. Die befreundeten Mönche in Herzogenbuchſee ſegneten die Beiden ein, ſobald der Junker wollte, und aus den gefüllten Schränken nahm man einen Rock von Großmutter oder Urgroßmutter, welcher am Beſten paßte, ſteckte die Agnes hinein, hing ihr einiges Geldzeug um, und die Braut war fix und fertig geſchmückt und ſchrecklich glücklich in ſolchem Glanze. Ja damals ging es noch einfach zu! Ein Einziges war dem Junker dabei nicht recht; eine Hochzeit ohne Hochzeitsfeſt, eine Hochzeit ſo gleichſam unter der Hand, bei welcher man den Jubel nicht zehn Stunden in der Runde hörte, nicht eine Stunde in der Runde alle Wege mit Glücklichen beſäet fand, welche in ſeligen Träumen ihr Räuſchchen verſchließen und der Stunde der Auferſtehung harrten, wo in die Beine wieder Kraft kam den Leib zu tragen, eine ſo ſtille Hochzeit war unerhört, erſchien ihm faſt wie gottloſer Gräuel; aber was ſollte er mit der Brigitte anfangen, die herumfuhr wie eine eingeſchloſſene Horniſſe an den Fenſtern; wäre es ein ſtiller Jammer geweſen, verbunden mit etwelchem Seufzen und Stöhnen, mit welchem ſie behaftet geweſen, ſo hätte ſich das Ding wohl machen laſſen; in einem Hinterſtübchen hätte ſie ihr Weh verbergen können, aber Brigitte hatte kein ſtilles Weh und ließ ſich nicht einſchließen; ſie wäre unter den Gäſten herumgefahren wie eine wüthende Katze, welcher man feurigen Schwamm unter den Schwanz gebunden. Bei einer ſplendiden Hochzeitsfeier hätte auch die Ueberraſchung der Frau Grimhilde, auf welche der alte Junker ſich ſehr freute, gefährdet werden können. Die Koppiger Leute waren zu hungrig, als daß ſie nicht den Hochzeitsdunſt in die Naſe bekommen und nach Denz gezogen worden wären, hätten alſo ihren jungen Herren erkennen müſſen. Er verzichtete alſo, wenn auch ungern, auf ein großes Feſt und begnügte ſich mit einigen Mönchen von Herzogenbuchſee und einem wackern Schluck. Gleich am andern Morgen ſollte der Zug nach Koppigen losgehen, mit möglichſt großem Gefolge, eine ſtattliche Mitgift bei ſich führend. Kurt hatte ſich dieſes anfangs ganz prächtig vorgeſtellt und ſich ſehr darauf gefreut, in Koppigen einzuziehen wie ein

Fürſt, mit einer ſchönen Frau, großem Reichthum, mit Kühen und Pferden, in ſtrahlender Rüſtung, reich geſchmückt, wie der freigebige Schwiegervater den ſtattlichen Tochtermann ſelbſt herausgeputzt hatte zur eigenen Ehre und Freude.

Kurt hatte ſich vorgeſtellt, für wen man ihn wohl nehmen möchte und was für Augen man endlich machen werde, wenn man in der fürſtlichen Geſtalt den Kurt erkenne, der vor zwei Jahren auf einem ſteifen Hengſte und in der alten Rüſtung mit den tiefen Roſtgruben und den loſen Bändern ausgeritten? Nun aber, als es wirklich auf Koppigen losgehen ſollte, fiel es ihm ein, wie es wohl in Koppigen ausſehen möge, und was Frau und Schwiegervater für Augen machen und dazu ſagen werden? Es wurde ihm ganz blöde, wenn er ſo recht daran dachte. Was ſollte er machen? Sollte er einen Boten ſenden, ſich ankündigen laſſen, oder ſelbſt vorausreiten, um Anſtalten zum gehörigen Empfang zu treffen? Aber womit Anſtalten treffen, wenn Niemand da iſt, der ſie macht, nichts da iſt, womit man ſie machen kann? Zudem wäre ihm auch die Freude der Ueberraſchung verdorben, und er hatte ſich das ſo ſchön gedacht, wie Jürg unter dem Thore ſtände, wackelnd mit grauem Haupte, die Mutter erſt lange, lange Zähne mache, endlich die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlage, wie Jung und Alt aus jeder Hütte ſtürzen würde, die Herrlichkeiten zu bewundern: ihn voran auf ſtolzem Roß, hintendrein den reichen Troß. Darauf freute er ſich, während es ihm bitterlich graute, ihre grenzenloſe Armuth fremden Augen und der Diener Spott preiszugeben. Er hatte ſich freilich nicht reicher gemacht, als er wirklich war, nicht von Gütern gefaſelt, welche näher dem Monde, als Koppigen lagen, wie es bis auf dieſen Tag getrieben wird mit der gleichen Schamloſigkeit, und mit der gleichen Leichtgläubigkeit geglaubt. Aber ſo die rechte Vorſtellung von ihrer Dürftigkeit hatte er ihnen doch nicht beigebracht, ſie war ihm ſelbſt nicht ſo eigentlich anſchaulich; hatte er doch, ſo lange er daheim war, keinen Begriff gehabt, wie arm ſie ſeien, ihm fehlte die rechte Vergleichung. Erſt als er in die Welt kam und andere Burgen ſah, erlebte, was dort tägliches Bedürfniß war, erſt da merkte er, wie ihnen faſt Alles fehlte und wie arm ſie ſeien. Sein Schwiegervater ſah dieſe innere Plage wohl und begriff ſie; er kannte Koppigen beſſer als Kurt ſich es dachte, ja als Kurt ſelbſt. Frau Grimhilde war eine zornige Perſon, aber zorniger wallte ihr adelig Blut doch nie durch ihre Adern, als wenn ihr enges Gebiet durch fremde Jagd entweiht ward. Da ſie nun Niemanden hatte, welcher ihr die Frevler fing, um auf einen Hirſch ſie zu ſchmieden oder mit ſchwerem Gelde zu büßen, ſo brauchte ſie, was ſie hatte, die Zunge, ſchimpfte, ſo laut und läſterlich ſie konnte, die Jäger aus. Dieſe, wenn es thunlich war, ritten ſo nahe ſie konnten am Schlößchen vorbei und ergötzten ſich an Frau Grimhildens Schelten, ungefähr wie noch heutzutage die liebe Schuljugend irgend einen biſſigen Haushund, oder wunderlichen Junggeſellen, oder böſen weiblichen Drachen haben muß, um ſie zu necken und an ihrem Gekläffe ſich zu ergötzen. Der luſtige Junker, wenn auch kein Schuljunge mehr, war doch mehr als einmal bei ſolchen Streichen geweſen, hatte mit geübtem Auge das Elend ſich angeſehen, hatte noch viel von halbnackten Jungen vernommen, welche hungrig den Jägern nachſtrichen und Broſamen ſchnappten, mit den Hunden ſich darum ſtritten. Alſo die Armuth ſtörte ihn nicht, aber ſo viel Bosheit hatte er im Leibe, daß er den Tochtermann nicht nur nicht tröſtete, ſondern ſich ſehr auf ſein Geſicht und ſeine Verlegenheit freute. Früh Morgens ward aufgebrochen, und nachdem man vier Stunden lang mit Wald und Sumpf gerungen, kam man endlich auf einen Hügel und hatte Koppigen vor Augen. Das

Schlößchen, obgleich von der Sonne beſchienen, ſah doch ſo grau, altersſchwach und zuſammengeſchrumpft aus, daß Kurt, dem ein anderer Maaßſtab in die Seele gewachſen war, nicht blos Andern, ſondern ſich ſelbſt gerne eingeredet hätte, das ſei das alte Korrigen nicht, welches er verlaſſen; wenn ſie ſich nicht verirrt, ſo hätten böſe Geiſter das frühere weggenommen und dieſes verwitterte Krähenneſt an deſſen Stelle geſetzt. Der Herr von Denz dagegen war wie mit Queckſilber ausgeſtopft; wer was blaſen konnte, mußte blaſen aus Leibeskräften, er hetzte und ſchlug die Hunde, daß ſie heulten als käme die wilde Jagd geſtoben; es war ein Höllenlärm, wie Frau Grimhilde noch keinen gehört hatte. Der wildeſte Zorn fuhr ihr in den magern Leib über dieſe wilde vermeſſene Jagd auf ihrem Gebiete. Ihre ganze Leibwache rief ſie zuſammen: den grimmigen Jürg, der ſich geberdete, als verſuche er ſeinen Kopf in den rechten Schwung zu bringen, um ihn als Bombe in den Feind zu ſchleudern; ihre ganze Meute, beſtehend aus zwei Hunden, von denen der eine blind war, der andere zahnlos; ein Junge, den ſie in's Schlößchen genommen, Jürg zum Beiſtand, fehlte, wahrſcheinlich war er um was Eßbares aus, woran man eben im Schlößchen bitterlich Mangel litt. Obgleich die tapferſte Mannſchaft fehlte, die anweſende ziemlich an Gebrechlichkeit litt, beſchloß Grimhilde doch in gräßlichem Zorne, diesmal Ernſt zu zeigen, wenn man ſich näher wagen ſollte. Kühn ſtellte ſie die geſammelte Macht unter das offene Thor, und als mit Hollah! Huſſah! und wildem Rüdengeheul der Zug näher kam, griff der grimmige Jürg nach einer Armbruſt zum eiſernen Gruße; aber leider konnten ſeine Hände ſie nicht mehr ſpannen, und in Haſt fand er den Haken nicht. Da brannte Frau Grimhilde ihre Kartätſchen los, ganze Ladungen Schimpfwörter, doch umſonſt. Unaufhaltſam, in immer luſtigerem Geſchmetter und

Geheule, zog der Zug heran, bis endlich Grimhilde inne ward, das ſei keine Jagd, ſondern was Anderes, aber was, das begriff ſie natürlich nicht, dachte aber daran, wie Frauen wie Grimhilde gerne was Arges denken, man wolle ſie höhnen und ſpottweiſe zum Imbiß bei ihr einreiten, um ſich an ihrer Armuth und Verlegenheit zu ergötzen. Sie blieb im Thore ſtehen, während ſie Jürg befahl, die Thorflügel loszumachen und zum Schließen bereit; aber ſie hatte vergeſſen, daß der eine Flügel aus den Angeln gefallen und anderwärts verwendet worden war, der andere dagegen längſt weder Schloß noch Riegel hatte. Dennoch blieb ſie trotzig ſtehen; der alte Jürg zerrte auf's Neue an der Armbruſt, matt bellten die Hunde. Da ritt der alte Herr dem Zuge voraus, und als Frau Grimhilde ihn erkannte, lud ſie ihre Kanonen mit doppelter Ladung, und überſchüttete den Junker mit Läſterungen, daß die Engel im Himmel die Ohren zuhielten, denn ſie haßte den Denz wegen manchem Schabernack abſonderlich. Was aber ſollten hinter ihm die Saumroſſe, die Karren, der Troß? ſie faßte das nicht. Der luſtige alte Junker begann nun eine ſeltſame Anrede; die Chronik hat ſie nicht aufbewahrt, wir wiſſen nicht, enthielt ſie was von einem verloren gegangenen und wiedergefundenen Kreuzfahrer, oder einem verſchlagenen und heimfahrenden Mohrenritter. Je mehr der Junker redete, deſto weiter deckten ſich die Zähne der alten Dame ab, ſo wie alte Klippen ihre Zacken dem Schiffer erſt dann in ihrer Gefährlichkeit ſichtbar machen, wenn er ſein Schifflein über ſie hintreibt. Unterdeſſen brauchte Jürg ſtatt des Maules ſeine Augen, muſterte den ſeltſamen Zug, ſtieß endlich einen Fluch aus und trabte zu dem großen Ritter, welcher hinter dem alten Herrn und neben einem ſchönen Frauenbild zu Pferde ſaß; hinter Jürg her wackelten die beiden alten Hunde, ſchwenkten zärtlich hin und her ihre haarloſen Schwänze.

Vor dem Reiter beugte ſich Jürg in alterthümlichem Reſpekte, alle Kräfte boten die Hunde auf, am wilden Roſſe emporzuſtehen, jedoch vergeblich. Das ſah Frau Grimhilde, erkannte Kurt, und ihrer Kanone einen Ruck gebend, fragte ſie, ob er ein Narr geworden oder ſonſt was? Kurt ſprang vom Roſſe, grüßte die Mutter, wie es ſich ziemte, ſagte, er bringe heim ſeine Beute aus der Welt, ſeine Frau und ſonſt noch was. Ein neues Leben ſolle nun in der Burg erſtehen, und wie ſie ſich in der Jugend gewöhnt, ſolle ſie es im Alter haben. Wenn es nur das ſei, ſagte Frau Grimhilde, ſo hätte er beſſer gethan, ſelbſt voranzureiten und zu klopfen an's eigene Thor, ſtatt erſt dummen Lärm zu machen und hinterdrein einen ſolchen Narren zu ſenden. Anſtändig ſei es vom Sohne nicht, die eigene Mutter entweder erſchrecken oder zum Beſten halten zu helfen. Indeſſen trat ſie doch unter dem Thore weg, in's Höfchen hinein konnte der Zug reiten. Das Höfchen war enge, faßte ſie kaum, war doch mit Gras bewachſen, denn da war nicht blos Niemand, der es ausriß, ſondern leider ſogar kein Geſchöpf mehr, das Gras fraß, als zuweilen einer der alten Hunde, wenn es ihm gar zu wunderlich ward im Bauche. Außer Gras war nichts im Hofe, ſo wie ſich in alten Küchenſchäften, wo man nichts zum Kochen hat, auch nichts als Schimmel findet. Die Koppiger Bewohner hatten keine Ahnung, woher Kurt die ſchöne Frau bringe; im Eifer des Geredes hatte Kurt den Namen zu nennen vergeſſen, war überhaupt des Verſtellens nicht gewohnt. Jürg dachte an eine weiße Prinzeſſin aus dem Mohrenlande, träumte ſich die Roſſe begabt mit Gold und Edelſteinen und hintendrein einen Mohrenkönig, der ganze Schiffe voll derlei Zeug nachſende. Grimhilde dachte nicht ganz ſo weit, aber doch an was ſehr Reiches und Vornehmes, nahm ihre gräfliche Haltung wieder zur Hand und führte ihre Gäſte in des öden Schlößleins Halle.

Voran wie ungezogene Kinder ſtürzten des Herrn von Denz ungezogene Hunde, und ganz finſter ward es im Gemache; es war, als ob unzählige Vögel aufgeſtoben wären vor der Hunde Gebell, und doch hörte man kein Flattern, und auf einmal erſcholl ein ſchreckliches Gepolter und alsbald ein noch viel ſchrecklicheres Geheul, eine viel größere Dunkelheit, es ſchien ein verzaubertes Gemach. Es war es aber nicht, es ging Alles ganz natürlich zu. Seit Kurt fort war und die Hunde alt, hatte die Jagd auf Hochwild abgenommen, mit niederm Wilde mußten ſie ſich befaſſen, mit Vögeln allzumal, welche man in Netzen und Letſchen fangen kann und ausnehmen aus den Neſtern. Der Kürze halber ſchüttete man die Federn auf Haufen in die Halle, bis man ſie anderwärts gebrauchte; dieſe wurden von den Hunden aufgeſtöbert, gejagt, der Tiſch, d. h. der Thorflügel, welcher im Hofe fehlte und hier auf ſchwachen Beinen ſtand, umgerannt, die Hunde erſchreckt, getroffen, die Federn wilder durcheinander gewirbelt, ſo daß eine Weile man nicht wußte, wo man war und was das Alles zu bedeuten hatte. Verdutzt ſchwiegen die Hunde, allgemach ſetzte ſich der Nebel und die Vögel auch, der ſeltſame Tiſch ward wieder aufgerichtet, die Diener brachten die mitgebrachten eßbaren Dinge, denn dafür hatte der alte Herr, der in Solchem äußerſt klug und vorſichtig war, vortrefflich geſorgt, eben ſo an gutem Getränke es nicht fehlen laſſen. Die alte Dame ließ die Diener mit aller Grandezza gewähren, als ob es ſie nichts angehe, als ob es ſich von ſelbſt verſtehe, daß von niedern Weſen für ſie geſorgt würde ohne ihr Zuthun. Agnes allein machte ganz kurioſe Augen, ſo arg hatte ſie ſich das Neſt denn doch nicht vorgeſtellt, ſo entblößt von Allem kein Schlößlein, ſo einem Drachen ähnlich kein altes Weib. Kurt war Agnes in's Herz gewachſen, aber wenn ſie Koppigen geſehen hätte, ehe Kurt ihr

Mann geworden, wer weiß, wer weiß, ob ſie nicht den Kurt aus dem Herzen geriſſen hätte, wie man böſe Zähne aus dem Munde reißt. Endlich, als das Getümmel ſchwieg und Ruhe war, fragte Grimhilde ihren Sohn, woher er ſeine Frau bringe, und aus welchem Geſchlechte ſie ſei? Da trat der dicke Junker vor und ſprach mit Salbung und großem Anſtande: „Aus dem erlauchten Geſchlechte derer von Denz iſt ſie, und meine Tochter, von Denz kommt ſie, will hier bleiben und eure Schwiegertochter ſein, Frau Grimhilde. So ſind wir Beide unerwartet nahe Verwandte geworden, ich hoffe, es freut euch wie mich, und gute Freunde werden wir werden, Eins dem Andern aushelfen, ihr mir mit eurer Tapferkeit, ich euch mit Speiſe und Trank und was ihr ſonſt etwa nöthig haben mögt."

Potz himmelblau, was kriegte die Alte für ein Geſicht während der Rede ihres neuen Verwandten! Sie hatte ſchon manch wüſtes Geſicht gemacht, aber ſo eins doch wirklich noch nie. Die Haare um's Maul rollten ſich und ziſchten, als wären ſie dem Feuer zu nahe gekommen, die Zähne deckten ſich ab, wie man eine Batterie demaskirt, und ſchienen ſich vorzuſtrecken zu einem Anlaufe, die Augen ſpitzten ſich zu, ſchienen zu Kugeln zu werden, dem Junker von Denz in's Geſicht fahren zu wollen. Das ganze Geſicht glich einer Bombe ehe ſie zerplatzt; und wie die Bombe platzt, wenn ſie lange genug geziſcht hat um das Zündloch herum, ſo platzte es endlich auch, als der Junker ſchwieg, aus Grimhildens Geſicht und zwar grimmiglich. Blitz, Donner, Hagel, Sturm ſprühten aus dem Geſichte, und zwar ſtromweiſe, wie bei einem Feuerwerke, und Alles durcheinander, und bald fuhren die Ströme über Kurt her, der in zwei Jahren zwei Stunden weit gekommen und nichts heimgebracht, als ſo Eine und von Dem da, der nur ein Edelknecht ſei, und daneben auch nichts werth und zu nichts tauglich, als alte Weiber zu plagen und mit Mönchen zu ſaufen, und ſeinen Töchtern, welche er Mönchen nicht geben könne, gerne abkäme zu rechter Zeit, und von dieſen Töchtern habe er gerade die mitgebracht, welche ihm der Alte am liebſten angehängt, weil ſie zu Nichts tauge, ihn am meiſten plage; die könne aber auch gleich wieder marſchiren, woher ſie gekommen. Kurz, die Alte blitzte und donnerte, und zwar mit ganz andern Worten noch, daß es ſpäter Allen ſchien, das Fleiſch ſei verpfeffert, der Wein habe einen Schwefelgeruch und in der Halle führen die Blitze fort und fort hin und her. Der Herr von Denz, durſtig durch den langen Ritt, an Grimhildens Feuer gewöhnt, blieb kaltblütig, complimentirte die Dame an die zerbrechliche Tafel, legte vor und langte zu. Grimhildens Leib folgte unwillkürlich den Nöthigungen des alten Herrn, während die Seele fortwährend Feuer und Flamme ſprühte. Jürg ward endlich die Mittelsperſon; dieſer freute ſich gar ſehr über den jungen Herrn, deſſen Aeußeres ſeine Erwartungen übertraf, und Denz oder nicht Denz, wenn nur wieder was in's Haus kam und ein beſſeres Leben anfing. Was hatte ſein Herr von eines Grafen Tochter gehabt? Am Ende kann man weder abbeißen von einem Titel, noch mit demſelben die Löcher im Gewande flicken. Als dem alten Knaben nicht blos Kuttlerugger, ſondern wieder wirklicher guter Wein durch die Glieder floß, da ſchien die alte Kraft wieder zu glimmen, die Beine ſtanden feſt, der Kopf ebenfalls; er fragte und ließ ſich ſeines Herrn Schickſale erzählen und kümmerte ſich um ſeiner ungnädigen Herrin Gepülver nicht, er war es eben auch gewohnt. Wie am Ende jedes Feuer ausgeht, der allergrößte Munitionskaſten einen Boden hat, ſo hat man auch noch von keinem Weibe gehört, das nicht endlich einmal abſetzen mußte, wie gut es das Schimpfen und Schelten auch konnte. So iſt es hier auf der Welt, im Leben; drüben in der Ewigkeit da mag es wohl ſein, daß es Weiber giebt, welche in alle Ewigkeit tſchädern, ſchnädern, pülvern, aufbegehren, ſchimpfen und ſchelten müſſen, daß ihre Zunge ganz feurig wird, aus ihrem Munde ein Rauch fährt, wie aus dem Kamin eines Bäckers, wenn er ſeinen Backofen mit grünem Holze heizt. So ging es auch Grimhilde, die Luſt zum Reden ging ihr endlich aus, zudem nahm es ſie Wunder, was Kurt erlebt, oder ob er wirklich nicht weiter als bis Denz gekommen, und überdies wurden durch Speiſe und Trank, die ihr durch den Mund in den Leib glitten, ihre Empfindungen ſanfter und ihre Gefühle gemäßigter. Iſt ja doch auch, freilich durchaus nicht zuſammengezählt, kein Hund auf der Welt zu finden, wie biſſig und hungrig er ſein mag, der nach einem guten Fraße nicht ein gewiſſes Behagen ſpürt und menſchenfreundlicher wird. So zog Grimhilde nach und nach die Zähne ein, und wenn ſie ſich ſchon nicht mit der Heirath des Sohnes verſöhnte, ſo wurden ihre Ein- und Vorwürfe doch ganz ſanft und milde. Heirathen hätte er nicht gebraucht, dafür hätte man ihn nicht fortgeſandt, und dann nur ſo Eine! Hätte er was gewonnen, hätte er heimkommen ſollen damit, ſie hätte ihm dann ſchon eine Frau ſuchen wollen, und zwar eine ganz andere. Wo man nichts zu eſſen, nichts ſich zu kleiden habe, und kaum trocknen Raum für eine Perſon, was man da mit einer Schwiegertochter anfangen ſolle, und noch dazu mit einer nur von Denz? ſie frage. Aber dumm ſei er ſein Lebtag geweſen und dumm werde er bleiben! Lautlos war die junge Frau geblieben, aber daß in ihr viel verging, wird man begreifen. Freilich war man damals nicht ſo zimpferlich wie jetzt, dachte nicht alsbald an Krämpfe, aber geſchaudert hatte Agnes doch, als ſie die grenzenloſe Armuth ſah, von welcher ſie ſich wirklich keinen Begriff gemacht hatte;

keine Hütte war ihr noch vorgekommen, in welcher man nichts, ſo gar nichts ſah, nichts als eine Schwieger, welche des Teufels Großmutter zum Schweigen gebracht hätte. Wenn eine Schwiegertochter in ihrem neuen Wohnſitz gar nichts findet, als ein ſolch keifend Hausſtück, ſo muß es ihr knapp um's Herz werden, keine roſenrothe Zukunft wird vor ihren Augen ſtehen, und hat ſie Ideale gehabt, ſo werden dieſelben nicht blos zerrinnen, ſondern zerplatzen. Ihr Vater theilte ihre Empfindungen nicht, er nahm die Alte und die Armuth von der luſtigen Seite, ergötzte ſich ob beiden, und je greller die Armuth hervortrat, deſto mehr hatte auch ſeine Gutmüthigkeit Raum, zu helfen und zu ſpenden. Indeſſen, wer weiß, wenn er hätte dableiben müſſen, nicht die Ausſicht gehabt hätte, Abends von dannen zu reiten, ob ihm Alles ſo luſtig vorgekommen, das Lachen nicht vergangen wäre.

Man lacht im Vorbeireiten über gar Manches, muß man dabei bleiben, findet man, daß daſſelbe keine lächerliche Naſe hat, ſondern eine ganz andere. Der Schwiegervater hatte bereits an Geräthen, Gewändern, Vorräthen ein Anſehnliches mitgebracht, womit man die alte Höhle etwas wohnlicher machen konnte; aber er ſah wohl, daß da viel mehr noch nöthig ſei, und namentlich Bauleute, wenn die Menſchen trocken wohnen und mit Sicherheit wieder etwas Vierbeiniges in den Ställen untergebracht werden ſollte. Indeſſen tröſtete er ſich darüber leicht; dem Allem ſei abzuhelfen, dachte er. Kurt hatte den ſchwerſten Augenblick überſtanden, es war leichter gegangen, als er ſich gedacht; doch beläſtigte noch Etwas ſein Gemüth, und zwar ſehr. Wer etwa meint, es ſeien die Schauer, welche über Agnes' Seele fuhren, die er geſehen und mitempfinde, der würde ſich ſehr irren, die ſah Kurt nicht. Kurt hatte ein herrliches Auge: den Aal ſah er im Schlamm, das Rebhuhn im Graſe, die Schnepfe im dürren Laub, das

Wildſchwein im Dickicht, aber in den Herzen der Menſchen ſah er hell nichts, und ſo wenig als er leſen konnte in einem Buche, eben ſo wenig konnte er die Gedanken der Menſchen leſen, welche über die Geſichter der Menſchen flogen, noch viel weniger die, welche blos vorſichtig aus den Augen gucken, oder tückiſch lauern in den Winkeln des Mundes; da war allenthalben unleſerliche Schrift für ihn, und wenn man ihm Brillen aufgeſetzt hätte, er hätte nichts geſehen. Es giebt halt gar verſchiedene Augen, aber wirklich kommod iſt's, wenn man deren hat, welche ſehen, was auf den Geſichtern vorgeht und im Graſe, und was ſitzt in des Herzens Grund und in des Teiches Schlamm; ſie ſind aber leider nicht zu kaufen, dieſe Augen, ſie ſind eine Gottes-Gabe.

Neben Kurt zu beiden Seiten ſaßen die alten treuen Hunde, die Geſpielen ſeiner Jugend, freuten ſich des Wiederſehens, wedelten ihrem Herrn den Willkomm zu nach Vermögen, ließen dann den Kopf ſinken tief zwiſchen die Vorderbeine hinab, ſchloſſen die Augen, thaten als ſtudirten ſie Wichtiges: Entdeckungen im Gebiete der Mechanik oder Chemie, Reden vor einer Kammer oder Combinationen in den Finanzen. Nach geraumer Weile ermannten ſie ſich, hoben den Kopf, als hätten ſie das Geſuchte entdeckt, leckten dann einfach ihrem Herrn die Hand, ſetzten ihre Studien wieder fort. Was machen mit ſolchen alten Studenten, wie jagen mit dieſen alten Thieren, die kaum mit dem alten Jürg Schritt halten konnten? Das lag Kurt im Gemüthe, und für das war nicht geſorgt. Hunde waren wohl da, aber nicht für ihn, wie Kurt wohl wußte; daß dieſes ihn ſehr plagen mußte, wird Jeder faſſen, der weiß, was jagen iſt, und wie es einem Jäger im Gemüthe iſt, der alte Hunde hatte. Der alte Herr hatte in dieſem Fache beſſere Augen als Kurt, er merkte alsbald, wo dieſen der Schuh drückte; er hatte die Bosheit, dieſe alten Studenten zu preiſen, ihre vergangenen Thaten zu rühmen, und was das für ein Jagen geweſen ſein müſſe mit ihnen, denn beſſere Thiere ſeien ihm nicht vorgekommen.

Ach, wie da dem Kurt das Herz aufging, und was er da dem Schwiegervater für Stücklein erzählte, welche er mit dieſen Hunden vollbracht, und wie er nirgends ſolche Hunde angetroffen. „Aber jetzt," ſagte er und ward dabei förmlich gerührt, „aber jetzt, was ſoll ich mit ihnen, der eine thut jede Viertelſtunde einen Schritt, unterdeſſen giebt der andere einen Laut von ſich, dann erholen ſich beide und thun ſo wieder einen Schritt und geben wieder einen Laut, und ſo ſoll ich jagen künftig!" Kurt zeigte offenbare Spuren oratoriſchen Talentes, nach dem alten Sprichwort: Es iſt das Herz, welches beredt macht. „Da jage mit den Jungen!" ſagte der alte Herr. „Mußt nicht meinen, man könne immer die gleichen Hunde brauchen!" „Ja, wenn ich Junge hätte," ſagte Kurt. Das war die Spitze der Armuth, welche dem Herrn von Denz wirklich nicht mehr lächerlich vorkam, ſondern in's Herz ging, denn das hätte er nicht gedacht, daß es ein Schlößchen in der Welt gebe, in welchem blos zwei Hunde ſeien, beide mit haarloſen Schwänzen, von denen der eine in einer Viertelſtunde einen Schritt thue, während der andere die gleiche Zeit brauche, einen Laut von ſich zu laſſen. Dieſe Armuth trieb ihn zum Aufbruch früher als er vielleicht ſonſt daran gedacht, denn ein ſolcher Mangel war unerträglich, dem mußte abgeholfen werden alsbald.

Der Tochter war es doch ſchwer um's Herz, als der Vater Abſchied nahm und fortritt, und ſie allein blieb im öden Haus und mit der böſen Schwieger. Indeſſen an ſentimentale Betrachtungen war Agnes nicht gewöhnt, ſondern hatte im innerſten Kerne ihres Weſens eine bedeutende Kraft, welche ſich in das Nothwendige ergiebt, die Sachen nimmt wie ſie ſind, ſie zu benutzen und zu geſtalten ſucht auf das Beſte. Sie packte ihre Sachen aus, ordnete ſie ſo gut als möglich und mit geſchickter Hand, welcher man es anſah, daß ſie ſelbſt angreifen konnte, und ehe der Tag zu Ende war, hatte Koppigen ein um viel beſſeres Ausſehen erhalten, einem Bettler gleich, den man gehörig wäſcht und reine Kleider ihm anzieht. Der Vater hielt aber auch Wort; am andern Morgen ſchon kamen Hunde, und zwar treffliche, hintendrein und nach und nach das Andere. — Kurt liebte ſeine junge Frau ſehr, aber ſeine Pflicht erforderte begreiflich, daß er nicht fortfuhr neben ihr zu ſitzen; er mußte den Hausvater machen, für das Nothwendige ſorgen, d. h. er mußte jagen mit den neuen Hunden.

O, es iſt ſchön, wenn Pflicht und Luſt übereinſtimmen, und ſtimmen ſie nicht überein, ſo hat man ein einfaches Mittel ſie zu vereinen: man macht aus der Pflicht einen Mantel und hängt ihn der Luſt um, und zwar um und um, ſo daß gar kein Zipfel davon hervorguckt, dann wandelt man in der Pflicht und thut, was die Luſt gelüſtet. Da geht's gar luſtig zu, und öfter ſo als die Welt glaubt. Es war aber auch Kurt faſt nicht zu verargen: erſtlich war er ein Naturkind, und die Natur treibt ihre Kinder der Luſt nach; die Cultur iſt's, welche den Naturkindern ein Mäntelchen umhängt, und da Kurt zwei Jahre in der Welt geweſen war, ſo kam er eben zu einem Fetzen Cultur, aus welchem man dieſe Mäntelchen macht. Und wer einmal außerhalb der Kuhweide war, der wird von zwei Mächten getrieben: er will wiederſehen, er will ſich wieder zeigen. Kurt wollte wiederſehen ſein ganzes Jagdrevier, jeden Anſtand, auf welchem er in der Dämmerung zu lauern pflegte, jedes Dickicht, in welchem er eine Sau geſehen, jede Wieſe, über welche das Wild ſtrich, jede Quelle, an welcher Reh und Hirſch ſich fanden, die alten Weidenſtöcke, wo die größten Forellen ſtanden, die Plätze, wo die Lachſe laichten, die Strömungen, wo die Raubfiſche in Netzen zu fangen waren, jede beſondere Art zu ihrer beſondern Zeit. Er mußte beobachten, ob das Wild die gleichen Gänge ging, oder beim Wechſel des Holzes die Bahnen geändert, andere Richtungen genommen. Das Wild iſt freiherrlich, macht ſich ſeine Wege nach ſeiner Bequemlichkeit, nach dem das Holz aufwächſt oder abgehauen wird, je nachdem das Unterholz ſich ändert oder rundum die Cultur, denn es iſt eben auch ſehr empfänglich für die Cultur. Es ändert ſeine Wege ohne obrigkeitliche Bewilligung, denn es braucht zu Juſtandſtellung ſeiner Wege auch keine obrigkeitlichen Wegeknechte. Wie ein alter Student ſeine alten Lieder, ſo liebt ein alter Jäger ſeine alten Gänge, und Jeder hat ſeine beſonderen Stellen, wo ihm das Herz beſonders ſchlägt und in die Augen ein beſonderes Leben kommt. — Aber auch zeigen, wieder zeigen will man ſich, beſonders wenn man glaubt, es ſei eine merkliche Veränderung an Einem vorgegangen. Kurt ritt an Halten gerne vorüber, und ſah auf die Fräuleins herab mit ſouverainer Verachtung, weidete ſich am Aerger, den ſie haben müßten bei ſeinem Anblicke, wenn ſie denken müßten, wie ſie ihn ausgeſpottet, und wie er ſie jetzt verhöhnen könnte. Er ritt gerne nach Solothurn, labte ſich an dem dortigen Gerede und wie man laut ſich wunderte, wie der jetzt einem Grafen gleich geworden an Männlichkeit und Anſtand, den man früher ganz anders geſehen. Je öfter er ſich alſo zeigte, um zu zeigen, wer er jetzt ſei, deſto mehr ſchien es ihm, er erfülle eine Pflicht, die Pflicht, ſeinen und ſeines Geſchlechtes Ruf herzuſtellen und wieder zu Ehren zu bringen.

Während auf dieſe Weiſe Kurt ſeiner Pflicht nachritt, lagen die beiden Damen zu Hauſe ihren Pflichten ob. Jede wollte treu ſein, und Jede war eifrig, aber Jede auf ihre Weiſe. Sie bildeten gleichſam zwei Kammern: Frau Grimhilde die Pairskammer, Frau Agnes die Kammer der Gemeinen. Frau Grimhilde war eine geborene Gräfin, das öde Häuschen war das Ihre ſammt Grund und Boden. Frau Agnes war die Jüngere, blos eines Edelknechts Tochter, hatte aber die Finanzen, und was in's Haus gebracht wurde, das ſchickte ihr Vater. Begreiflich nahm Frau Grimhilde das Hausrecht in Anſpruch, die angeſtammte Würde, betrachtete die Sohnsfrau als einen Eindringling, die froh ſein ſollte, wenn man ſie aus Gnaden duldete, nicht todtſchlüge, behandelte ſie als eine Magd und forderte dafür noch Dankbarkeit, weil ſie doch dabei das Leben behielt. Frau Agnes dagegen war der Meinung, ſie ſei wohl aus Gottes Gnaden hier, aber nicht aus Frau Grimhildens Gnade. Kurt ſei froh geweſen, ſie zu erhalten, und Frau Grimhilde ſollte froh ſein, leben zu können aus ihrer Sache. Sie wolle Niemanden was vorrücken, aber leben als eine Bettlerin und doch von ihrer Sache, das wolle ſie nicht; ſie meinte, ſie könnte befehlen, wo ſie ihre Sache abgeſtellt wiſſen wolle, was die Bauleute bauen, was die Knechte thun ſollten, wo man mit ihren Roſſen pflügen und von welchem Samen man ſäen ſolle; meinte auch, ſie verſtände das, und zwar beſſer als eine alte Frau, welche ſeit zwanzig Jahren keinen Pflug im Felde gehabt. Indeſſen, wenn Frau Grimhilde auch keinen Pflug im Felde gehabt, ſo führte ſie doch eine Sprache in's Feld, welche durch Leib und Seele ging, und was ſie befahl, das wußte ſie durchzuſetzen gleich einem alten türkiſchen Sultan. Man kann ſich daher das Leben vorſtellen, welches die Beiden miteinander führten, und die ſüße Zärtlichkeit, welche zwiſchen ihnen herrſchte. Das Zweikammerſyſtem iſt nur dann gut, wenn ein gutes Zünglein an der Waage iſt und eine ſtarke Hand die Waage hält. Dieſe Hand hätte eigentlich Kurt in's Feld führen ſollen, er ſollte des Hauſes König ſein, das Gleichgewicht herſtellen und alle Kräfte einigen unter ſeinen Willen. Aber Kurt hatte eben ein eigenes Fach ergriffen, war zu ſehr mit den auswärtigen Angelegenheiten behaftet, um das Ganze gehörig zu überwachen. Zudem hatte er Furcht vor ſeiner Mutter; eigentlich hatte er ſich nie von ferne gegen ſie aufgelehnt, geſchweige daß er an's Emancipiren gedacht hätte. Es iſt übrigens ſehr merkwürdig, wie ſo oft ein altes Weib, deſſen Glieder nur noch zuſammengeleimt ſcheinen, eine unumſchränkte Gewalt über baumſtarke Söhne übt, und wie die Söhne ſich derſelben nicht entziehen dürfen, wie gerne ſie ſich auch entziehen möchten. War Kurt einmal zur Seltenheit zu Hauſe, wenn eine Hündin Junge werfen wollte, oder ein Pferd lahm geworden, und kam Agnes zu einem vertrauten Worte mit ihm, ſo klagte, weinte ſie jämmerlich, machte alle Manövers, welche eine Frau in ſolchen Umſtänden macht, redete von Fortlaufen, wenn er ſeiner Mutter nicht den Marſch mache, oder ſchmollte, redete nicht nur nichts mit ihm, ſondern ließ ſich höchſtens von hinten ſehen. Das brachte Kurt in Verlegenheit und that ihm weh, denn er war von Natur gutmüthig; er ſuchte ſeine Frau zu tröſten, aber ſeine Beredtſamkeit in dieſem Fache war wirklich nicht groß. Er wußte ihr wenig Anderes zu ſagen, als er begreife nicht, was ſie eigentlich immer zu klagen hätte, es hätte ihr doch noch Niemand was gethan, und was ſie wolle habe ſie oder könne es nehmen. Es ſei freilich wahr, ſeine Mutter rede viel, beſonders in den langen Tagen; aber ſie müſſe es machen wie er, er laſſe den Waldi, der Niemanden beiße, auch bellen ſo lange und ſo viel er wolle; er wüßte nicht, warum ſeine Mutter nicht das gleiche Recht haben ſollte, ihre Stimme zu gebrauchen. Ein andermal ſagte er: „Mußt dich dulden, mußt warten lernen; ſieh, wir Jäger müſſen auch lauern, oft ganze Nächte umſonſt, dir aber wird's nicht fehlen. Die Mutter iſt alt und ſtirbt gewiß, und iſt ſie einmal todt, vergeht ihr Reden und Regieren von ſelbſt, dann biſt du Meiſter, kannſt ſchalten und walten, wie es dir gefällt.“ Solcher Troſt ſchlägt bei einem klagenden, erzürnten Weibe nie gut an, ſondern gießt Oel in's Feuer; zornige Weiber ſind durchweg radicale Neu-Hegelianer, wollen keine Anweiſung auf die Zukunft, ſondern ein Handeln in der Gegenwart. Zudem ſchien im letztern Troſte Spott zu liegen, denn was er in Ausſicht ſtellte, hatte einſtweilen keine Wahrſcheinlichkeit. Frau Grimhilde nahm ſichtbarlich zu, zwar nicht an Gnade und Weisheit bei Gott und bei den Menſchen, ſondern am Fleiſche, verjüngte ſich; ſeit ſie wieder mit Jemanden Tage lang ſchelten und keifen konnte, ſtärkte ſie ſich an Lunge, Leber, Herz, ſchien ein Fiſch zu ſein, der vom Trocknen wieder in's Waſſer gekommen. Freilich mochte Speiſe und Trank, das behagliche Sein überhaupt auch etwas an ihrer Zunahme beitragen, was ſie indeſſen nie eingeſtanden hatte, denn ſie ſchimpfte von der Morgen- bis zur Abenddämmerung an einem Faden über das jetzige Leben, welches ſie keinem Hunde gönnen möchte, und rühmte, wie froh und glücklich ſie früher gelebt. Wenn dann zu ſolchen Reden die beiden Hunde bedenklich ihre grauen Häupter ſchüttelten, ſo bezog das Frau Grimhilde auf ſich, bedachte nicht, daß die guten Hunde den ganzen Tag wackelten mit ihren Häuptern, und bedauerlich war es anzuſehen, wie die alte Frau die alten Hunde mit der Peitſche züchtigte, daß ſie laut heulend aus der Halle wackelten. Der alte Herr von Oenz ſandte viel nach Koppigen, aber wer es in Empfang nahm und damit handthierte, das kümmerte ihn nicht, und was ihm Agnes klagen wollte, wies er die Tochter an den Mann und ſagte, er miſche ſich nicht gerne in fremde Hausweſen, er habe daheim einſtweilen an der Brigitte genug; übrigens ſolle ſie es machen wie er, damit komme ſie am beſten fort; die Sache nicht gemüthlich nehmen, denken, es ſei eine Krankheit, und gute Miene zum böſen Spiele machen, thun, als habe ſie weder Augen noch Ohren, dabei brauchen, was ihr wohlthue, nicht mehr machen als ſie möge, ein beſſeres Leben gebe es ja nicht auf der Welt. Dieſer väterliche Balſam war eben auch nicht heilſam für eine junge Frau, ihr wundes Herz wollte nicht heilen, und es würden wohl wenig junge Weiber auf der Welt zu finden geweſen ſein, welche in den erſten Jahren der Ehe eine ſolche Schwiegermutter und ſolchen Troſt dazu zu verwinden im Stande geweſen wären.

Die Weiber ſind nicht alle gleichen Schlages, faſt möchte man glauben, ſie ſeien nicht von gleicher Materie; in einem Verhältniß, wie Agnes war, werden die Einen gemüthlich zerrieben, in Thränen aufgelöſt bald zu Staub und Aſche, andere werden darin gehärtet wie Stahl und Eiſen im Feuer, noch andere geläutert und verklärt dem Golde gleich. Zu welcher Sorte Agnes gehöre, wußte man lange nicht; ſie würde für den kundigſten Fachmann ſchwer zu ſortiren geweſen ſein; ſie war jung in's Leben getreten, ihr Geſicht, zart wie Milch und Blut, ſchien weich und ſchnell durchfurcht von Thränen, und eine Weile ging's, bis der innere feſte Kern ſich zeigte, den das Leben nicht zerreibt, ſondern härtet und polirt. In dem Maaße, als ihr Weſen feſter ward, verſiegten die Thränen, in gleichem Maaße wurde ihr Wille beſtimmter, und was ſie wollte, wußte ſie zu ſagen. Es war beinahe, als nehme Frau Grimhilde die Geſtaltung ihrer Schwiegertochter mit Behagen wahr, ungefähr wie ein Metzger, der mit Freuden Sohlen an ſeinen Stiefeln bemerkt, welche ſich nicht alſobald ablaufen, oder der Gleiche einen guten Stahl am Gürtel, der ſich, er mag mit ſeinen Meſſern daran herumfahren, wie er will, nicht alſobald abwetzen läßt. Eine, welche der Frau Schwiegermama förmlich die Stange hielt, ward natürlich Agnes nie, dazu fehlte ihr das Bösartige, Giftige, welches in Grimhilde hervorſtach. Agnes war gemüthlich, barmherzig, konnte lieben, konnte geben, wozu Grimhilde nie fähig geweſen war; aber jemehr Agnes ſich härtete, deſto ſtärker gab es Feuer. Daß es nicht angenehm iſt, die Finger zwiſchen Stahl und Stein zu haben, iſt jedem Kinde bekannt, aber noch etwas ganz Anderes iſt's, zwiſchen Mutter und Frau zu ſtehen, wenn dieſe Feuer geben; nun hatte Kurt gewiſſermaßen ein weiches Gemüth; wenn er ein Geſicht machte, daß eine ſiebenhundertjährige Eiche ein zartes Ausſehen dagegen hatte, ſo war es eben nur, um darunter etwas Zartes zu verbergen, daß es Niemand merke; wäre er ein rechter Holzbock geweſen, wie man zu ſagen pflegt, ſo hätte das Weibergezänk ihn ſo wenig berührt, als das Mühlrad im Schlafe den Müller ſtört, kaltblütig hätte er ſie tſchädern laſſen nach Belieben. Nun aber, weil er eben kein Klotz war, plagte ihn der ewige Krieg; es war ihm nichts peinlicher, als wenn er bald der Einen, bald der Andern Recht geben ſollte, Keine mit ihm zufrieden war, weil er ſie nicht unbedingt im Recht fand; die Mutter ihn ausſchimpfte, das Weib mit ihm ſchmollte. Die geiſtige Kraft, welche bei ſolcher Sachlage Ordnung ſchafft, hatte er nicht, er machte ſich daher aus dem Staube, nahm die Flucht, d. h. er war je länger, je weniger daheim, ſein Haus war ſeine Marterkammer. Das iſt aber ein böſes Mittel, das Fliehen, es hilft gar nichts und am Ende gehen dabei Mann und Haus zu Grunde, und trotzdem wird dieſes Mittel ſo oft angewandt. Es war Kurt leid und bange, wenn er einmal einen Tag daheim ſein ſollte, ſein Schlößchen kam ihm ſo eng und unheimlich vor, daß ihm der Wald im wildeſten Schneeſturme ein viel anmuthigerer Aufenthalt war. Doch hatte Koppigen ein anderes Ausſehen gewonnen, die Thorflügel waren eingehängt, ordentliche Tiſche, wo man ſie haben mußte, eine ziemliche Wirthſchaft, ein anſtändiger Haushalt war wieder da, Vieh brüllte in den Ställen, bebaute Aecker gab es wieder, der Keller war nicht ganz leer, auch Speiſe für den morgigen Tag fand ſich gewöhnlich vor, die Edelfrauen mußten nicht mehr mit eigenen Händen den Fiſchen das Genick eindrücken, die wilden Vögel rupfen und den Braten am Spieße drehen. Es war ein ordentlich wohnlich Haus geworden und doch war Niemanden wohl darin, denn es ſind nicht die Räume, welche ein Haus wohnlich und heimelig machen, der Hausgeiſt iſt es, der dieſes macht. Das war eben auch Urſache, warum der Herr von Denz nur ſelten einſprach, wenn er auch Etwas im Keller fand, die Hunde nicht mehr die Tiſche umwarfen und eine ägyptiſche Finſterniß anrichteten in der Halle; er mochte das immerwährende Klagen auch nicht leiden, er glaubte auf der Welt zu ſein, um luſtige Tage zu verbringen, ſo viele er konnte, deren waren keine mehr in Koppigen zu finden. Selbſt Kurt machte ihm ein grob Geſicht und gab ihm kein freundliches Wort; Kurt betrachtete nämlich ſein Schickſal als ein unglückliches und den Schwiegervater als den Stifter deſſelben, denn die Menſchen haben zuweilen ſehr ſeltſame Anſichten; ſein Schlößchen kam ihm alle Tage kleiner vor, ſeine Heirath alle Tage dümmer, er glaubte ſeine Beſtimmung verfehlt zu haben und daran war eben der Alte die alleinige Urſache; Kurt glaubte ſich eben berufen zu hohen Dingen, wenn er in der Welt geblieben wäre, weiß Gott, was er ſchon wäre; hätte ihn nur der Alte in Langenthal liegen laſſen, ſo wäre er dort zu ſich ſelbſt gekommen, hätte das verfluchte Neſt zu Denz nie geſehen; hätte ihn nur noch dort der Alte ziehen laſſen, ſtatt ihm eine Tochter anzuhängen, ſo wäre noch nichts verſäumt geweſen, und weiß Gott, an welchem Hofe er jetzt wäre als Graf oder Freiherr. So kalkulirte Kurt; er hätte noch jetzt gehen können, noch jetzt war daran nichts verſäumt, aber es hieß ihn Niemand gehen, zeigte ihm Niemand den Weg und das mußte bei Kurt ſein; zu welchen hohen Dingen er ſich auch beſtimmt glaubte, zu einem war er doch nicht beſtimmt, ſich nämlich ſelbſt zu beſtimmen, die beſtimmende Kraft mußte außer ihm liegen. Er litt, wie man heutzutage ſagen würde, grauſam an Zerriſſenheit, was er hatte, war ihm nicht recht, und was ihm recht geweſen wäre, das hatte er nicht, er dachte an hohe Dinge, und that deſto niedrigere. So fuhr er herum jagend, fiſchend, ſtreitend, trinkend unter allerlei Volk, machte Bekanntſchaften aller Art, vertrieb ſich bei ihnen die Zeit, je nach ihrer Weiſe, ob ſie recht, ſchön, edel ſei, oder das Gegentheil, das kümmerte ihn nicht. Er ſpekulirte auf den Tod des Schwähers, hätte er einmal deſſen Güter, ſtecke er die beiden Schwägerinnen in ein Kloſter, wolle dann zeigen, wer er ſei und ſich aufblaſen im Lande, ſo kalkulirte er; Spekulationen auf Schwägerinnen gerathen jedoch nicht immer, denn dieſe haben manchmal eigene Gedanken und ſpekuliren ganz anders als der Herr Schwager; als einmal die Agnes aus dem Hauſe war und man ſah, wie freigebig der Alte Kurt auf die Beine half, ſo gefiel dies Andern auch, und in der Runde gab es ſo viele hungerige Junker, als es hungrige Fledermäuſe im Frühjahre giebt. Ein Junker von Inkwyl faßte die Kunigunde, einer von Riedtwyl nahm, was übrig blieb, die Brigitte, ſetzte ſich dafür ſo gleichſam zur Schadloshaltung in's Neſt und blieb zu Denz. Wie das Kurt gefiel, und daß es ſeine Zerriſſenheit nicht heilte, kann man ſich denken aber er konnte es nicht ändern, er konnte blos zerriſſener werden, ſein Loos immer unerträglicher finden, und je unerträglicher er ſein Loos fand, deſto unerträglicher ward er ſelbſt. Da ſtarb der Herr von Oenz und zwar gerne, denn ſeit er einen Tochtermann im Hauſe hatte, hatten ſeine Tage an Luſtigkeit nicht zugenommen. Jetzt ſtürzten ſich Alle auf das Erbe, Jeder hätte am Ganzen zu wenig gehabt, man kann ſich denken, wie ihm der dritte Theil des Ganzen vorkam. Wo viel zu wenig iſt, entſteht deſto mehr Streit; jetzt verficht man ſolchen Streit mit Advokaten, damals mit Schwert und Fauſt, beides kommt in Beziehung auf Gewinn auf eins heraus, der Unterſchied iſt blos der, daß, was man ehemals mehr an Blut vergoß, jetzt deſto mehr Galle überläuft, und man iſt noch wohler dabei, wenn man etwas Blut verliert, als wenn man zu viel Galle in's Blut bekommt. Die Herren Schwäger rauften ſich alſo mörderlich; Kurt und der von Inkwyl hielten begreiflich zuſammen, wollten den von Riedtwyl über's Neſt hinauswerfen. Dieſer ließ ſich helfen durch den Herrn von Wangen, hatte Hülfe von ſeinen Brüdern, klopfte die Schwäger tapfer aus und machte Miene, ſelbſt an ihre Schlöſſer hin zu wollen; ſie ſuchten daher auch Hülfe, der von Flumenthal ward ihr Spießgeſelle und Einer von Alchenſtorf; der Streit zog ſich in die Länge; an's Leben kam man einander nicht, ſchädigte einander deſto mehr, ſtahl, verdarb einander ſo viel man konnte, ward darob allſeitig arm; das Erbe ging darauf, nichts hatte man davon, als eben viel Haß, und dadurch verbitterte Gemüther, denen nirgends wohl war als im Streit und wüſtem Leben, Gemüther, welche für häusliches Glück gerade ſo empfänglich waren, als ein Gotteslästerer für Gottes Wort, und denen in ihren Häuſern ſo wohl war als einem durſtigen Saufbruder in einer Kirche. Die Herren Schwäger hatten es faſt wie die Hühner, welche ſich erſt die Federn ausrupfen, gerupft aber gute Freunde werden. Als an Keinem von ihnen mehr etwas Beſonderes zu rupfen war, wurden ſie Bundesgenoſſen und kehrten ihre Schnäbel gegen Andere. Wie Spieler, jemehr ſie verlieren, deſto mehr wagen, das Verlorene wieder zu gewinnen, ſo wurden ſie immer rückſichtsloſer, wagten immer Wilderes, aber das Glück wollte ihnen nicht. Kurt beſonders hatte eine unglückliche Hand, nicht blos daß er immer am wenigſten erbeutete, wenn er auch am ſtärkſten zuſchlug, ſondern auf ihn fiel immer der erſte Verdacht, ihm wurde der größte Theil des Frevels zugeſchoben; er hatte von Jugend auf einen anrüchigen Namen, und wo Etwas gethan wird, deſſen Urheber nicht offenkundig werden, ſchiebt man es ganz gelaſſen auf die Rechnung deſſen, der bereits die größte und gröbſte Rechnung hat. Es iſt die menſchliche Geſellſchaft ein abſonderliches Gebilde, eigentlich ein organiſches Ganze. Wie ein lebenskräftiger Körper Krankheitsſtoff abſondert und ausſtößt, langſam freilich oft, gerade ſo macht es die menſchliche Geſellſchaft unwillkürlich: ſie ſchiebt das Faulende mehr und mehr hinaus, bis ſie es endlich draußen hat und über Bord werfen kann. Beſitzt ein Körper dieſe Kraft nicht mehr, vermag er den Krankheitsſtoff nicht mehr zu verarbeiten, ihn zu entbinden, vermag das Geſunde ſich nicht mehr Platz zu ſchaffen, da erkrankt dieſer Leib mehr und mehr, das Geſunde wird vom Kranken verzehrt, der Zuſtand wird rettungslos, die Fäulniß erhält die Oberhand, löſt bald das ganze Gebilde auf. Der höchſte Grad der Corruption oder Verderbniß tritt ein, wenn dieſer Zuſtand der Fäulniß als Geſundheit angeſehen und ausgegeben, durch die Geſetzgebung legitim gemacht, ſanktionirt, von Obrigkeitswegen allem Geſunden der Krieg gemacht und unter dem Scheine des Rechts durch Schufte am Gerichte alles Geſunde zum Tode verurtheilt, aus dem Leben ausgeſtoßen wird. Als Kurt lebte, war es eine wüſte wilde Zeit, indeſſen hatte die Geſundheit die Oberhand. Kurt ward mehr und mehr hinausgeſtoßen aus allen Kreiſen, wo Recht und Ehrbarkeit Etwas galten, kam daher immer mehr in das wüſte wirre Treiben hinein, an deſſen Ende der Schlund iſt, dem Alles verfällt, was ausgeſtoßen wird aus den geſunden Lebenskreiſen. Als Kurt geheirathet hatte, heimgekehrt war als ritterlicher Junker, ſtanden ihm die Burgen des hohen Adels offen, er ward dort nicht ungern geſehen ſeines einfachen tüchtigen Weſens wegen: jetzt hütete er ſich eine zu betreten, er fürchtete die Bekanntſchaft mit den tiefen Löchern in den Thürmen. Er trieb ſich mit ſeinen Spießgeſellen in verdächtigen Herbergen herum, zuweilen zog Einer dem Andern nach auf ſeine Burg, wenn man wußte, daß dort Vorrath war, und oft waren ſie Alle verſchwunden als wie von der Erde verwiſcht, und Tage lang hätte kein Menſch ſagen können, ob ſie noch lebten, geſchweige wo ſie lebten.

Ein ſolches Leben befördert begreiflich weder häusliches Glück noch häuslichen Wohlſtand. Frau Grimhilde und Frau Agnes verſtanden das Haushalten, doch mit dem Unterſchiede, daß Frau Grimhilde blos feſthielt, was ſie zwiſchen ihre fünf Finger bekam, während Frau Agnes zu ſchaffen, zu pflanzen, zu produciren wußte, würde man heutigen Tages ſagen. Aber Halten und Schaffen half all nichts bei dem Treiben von Kurt; er machte wohl Raub und Beute, aber je mehr er raubte, deſto ärmer ward er zu Hauſe, im Raube ſchien ein verzehrender Fluch zu liegen. Wie den Pferden das Ungeziefer folgt, das Blut ihnen abſaugt, ſie ihm nicht entrinnen mögen, wie raſch ſie auch laufen, bei jedem neuen Walde zu den alten Bremſen, welche die Pferde mitgetragen, nachgezogen, immer neue Schaaren ſich geſellen, ſo ging es auch unſern adeligen Strauchdieben. Sie trieben ihr Handwerk wohl auf eigene Fauſt und für eigene Rechnung; aber wie den großen Raubthieren kleinere folgen, ſo waren ſie umſchlichen von gemeinem Diebsgeſindel. Daſſelbe ſtellte ſich wohl dem Hunde gleich, der die vom Herrn benagten Knochen auffängt und für abgefallene Broſamen dankbar iſt. Wenn ſie ſchon für geleiſtete Dienſte, namentlich für ihr Kundſchaften, welches jedenfalls im Handwerk eine bedeutende Stelle einnimmt, wie man bei einer Meute Hunde durchaus einen oder zwei gute Aufſtecher haben muß, wenn man ordentlich jagen will — keinen beſondern Lohn forderten, keinen beſtimmten Antheil an der Beute, ſo thaten ſie ſich dabei doch am gütlichſten, kriegten den beſten Theil der Beute und, was die Hauptſache iſt, behielten ihn auch. Es waren vor Allem die Dirnen, welche um die adeligen Herren ſchwärmten, welchen der ſchönſte Theil zufiel, denn an die Weiber daheim dachten die Herren ſchon damals oft nicht; es war das Verſchleppen des geraubten Gutes, das Handeln und Schachern damit, welches einen andern Theil in ihre Hände brachte; den letzten Drittheil endlich erhielten ſie ebenfalls, denn dieſer wurde in ihren Herbergen verſpielt, verſchlemmt, verpraßt, und wenn Alles verthan war, machten es die Herren, wie es der Löwe macht, wenn er hungrig iſt und das letzte Thier gefreſſen: er geht auf's Neue auf Raub aus, legt am geeigneten Orte ſich auf die Lauer. Kurt's Handwerk trug alſo dem Hauſe nichts ein, aber er verſchleppte auch noch aus dem Hauſe, was ihm dienlich war. Die beſten Männer waren in ſeinen Lumpenfehden ihm erſchlagen worden, Roß und Vieh dahingegangen, das Land wieder ſchlechter bearbeitet worden, und immer ſchlechter, je mehr Menſchen und Vieh fehlten. Das neu auftauchende Elend brach Jürg ſein altes Herz. Gegen

Rauben und Morden hatte er durchaus nichts gehabt, im Gegentheil, es von Herzen gern geſehen, wenn durch daſſelbe des Hauſes Glanz und Macht gehoben worden wäre. Nun, da das Gegentheil ſtattfand, jede Ausſicht auf Beſſerung verſchwunden war, da der junge Herr kein Ohr mehr für ihn hatte, weil er ſich ihm entwachſen glaubte und ihn für kindiſch hielt, neigte er ſein Haupt und wollte ſterben. Darüber aber ward Frau Grimhilde gar grimmig böſe, denn ſie behauptete, dies ſei baare Bosheit, er thue das nur der ſchlechten Frau, d. h. der Agnes zu Gefallen.

Der alte Jürg war nämlich der Einzige, welcher aus angeſtammter Gewohnheit Grimhilde für die alte Rittersfrau hielt, ihr Achtung und Gehorſam zeigte. Das junge Geſchlecht kannte ſie blos als die alte grimmige, aber arme Frau, hatte ſich daher Agnes angeſchloſſen, welche nicht böſe war, und wenn ſie ſchon nicht viel helfen konnte, doch den Willen zeigte zu helfen, wenn ſie es hätte, und dieſer Wille wird oft wie die Hülfe ſelbſt geſchätzt. Starb Jürg, war Grimhilde verlaſſen, ſtand allein; es war alſo ſich nicht zu verwundern, daß ſie dem alten Jürg ſein Sterben ſo übel nahm. Jürg entſchuldigte ſich beſtmöglichſt, ſagte, er wollte wohl ſelbſt gerne länger leben, aber daran machen könne er nichts, müſſe ſich fügen, wenn der Tod komme. Er ſei ein Tropf, ſagte Frau Grimhilde, braute ihm Tränke, welche ſo herrlich rochen, daß Tage lang weder Krähe noch Spatz ſich auf dem Dache ſehen ließen, brachte ſie Jürg und trinken ſollte ſie der, und wenn er's thue, werde er ſehen, was der Tod zu befehlen hätte. Der Alte gehorchte, wollte trinken, aber ſchon die Naſe brachte er kaum zum Topf, es ſchüttelte ihn, als wenn er das kalte Fieber hätte; als er endlich den Mund daran hinzwängte, die Lippen an den Topf hing, fuhr er zurück, es drehte ihn um und um, es war, als ob man einen Handſchuh umkehre. Da ſehe er, ſagte dann Frau Grimhilde, wie ihr Zeug angreife; in drei Tagen wäre er geſund, wenn er ihr zu Gefallen einmal einen Topf voll austrinken wollte. Wenn dann Jürg betheuerte, er brächte keinen Tropfen mehr über die Lippen, er fühle ſchon beim Riechen, wie ſeine Seele im Leibe herumfahre und ein Loch ſuche, um daraus zu fahren, wie die Tauben, wenn ein Habicht oder Marder in den Taubenſchlag kommt, ſo ſagte Frau Grimhilde: „Wenn du das nicht willſt, ſo mußt was Beſſeres haben,“ und braute noch etwas viel Verfluchteres, daß man hätte glauben ſollen, ſie wäre den Hexen, welche in Schottlands Haiden Tränke kochten, zu Gevatter geſtanden, oder hätte ihnen ein Kochbuch hinterlaſſen. Sie braute dann, daß die Fiſche aus dem Schloßgräblein ſprangen und gerne Fürio und Mordio geſchrien hätten, wenn ſie einen Laut hätten von ſich geben können, daß Frau Agnes mit den Kindern Reißaus nahm, hinterdrein die Mäuſe und die Ratten und ſelbſt die Kröten in den Kellern mannshoch an den Mauern hinaufſprangen. Sie ſelbſt lebte wohl an ſolchen Gerüchen, von wegen ihre Naſe war mit Sohlleder gefüttert; etwas Feineres drang nicht durch, während ſo Etwas, von dem eine hundertjährige Kröte ſagte, was Verfluchteres ſei ihr noch nie vor die Naſe gekommen und doch ſei viel davor geweſen, ihr vorkam wie Roſenöl oder Jasmin. Der arme Jürg konnte ſich nicht davonmachen, die Beine trugen ihn nicht mehr und ſeine Naſe ertrug Grimhildens Lebenstrank ebenfalls nicht. Ein gehorſamer Knecht, ſtreckte er wohl die Hand nach dem Topfe aus, aber dann ſtreckte er auch alle Glieder — und todt war er.

Dieſe Bosheit, gerade jetzt zu ſterben, wo er, wenn er einen einzigen Schluck hätte trinken wollen, lebenslang geſund geworden wäre, machte auf Grimhilde den tiefſten Eindruck. So weit, ſagte Grimhilde, habe Agnes es getrieben, daß ſie ihr den letzten Menſchen, welchen ſie gehabt, aufgewieſen und verführt, denn wenn ſie nicht geweſen wäre, er hätte getrunken und liefe jetzt herum wie ein Zwanzigjähriger. Jetzt begehre ſie auch nicht länger dabei zu ſein, ſie begehre nur noch Eins zu erleben: daß es nämlich der ſchlechten Frau gehe wie dem Jürg, daß ſie an's Sterben käme, daß ſie beide Hände nach ſolchem Tranke ausſtrecke, mit Heulen und Zähneklappern einen wünſche, um einen bitte, dann wolle ſie einen brauen, einen noch viel kräftigern, daß das Laub im Walde ſich entfärbe darob, dann wolle ſie mit dem unter die Thüre kommen; da werde die junge Wüſte (das Menſch, würde der moderne Ausdruck der Culturfüßigen ſein) erſt die eine Hand darnach ausſtrecken, dann die andere auch, nach den Händen die Zunge, dann Alles, was ſie ſtrecken könne, da unter der Thüre wolle ſie ſtehen bleiben, keinen Schritt thun, nicht vor-, nicht rückwärts, bis endlich Alles geſtreckt ſei, wie ſie es ihr ſchon lange gegönnt; dann wolle ſie ſich gerne auch legen und ſtrecken, einmal werde es doch ſein müſſen, ſei es geſcheidt oder nicht, Einem recht oder nicht. So begehrte die alte Frau, geweſene Gräfin, auf, nahm ſich durchaus nicht in Acht, wer es höre, ſelbſt vor dem nicht, deſſen Ohr offen iſt über allen Menſchenkindern, der die Haare zählt auf dem Haupte des Menſchen, ſie feſtigt oder ausfallen läßt nach ſeinem Belieben. Aber wie ſie meinte, ging es nicht; ehe ihr Wunſch in Erfüllung gegangen, ward ſie zu den Vätern verſammelt, welche ihre liebe Noth mit ihr gehabt haben werden. Der Zorn, daß Jürg ihr zum Trotz geſtorben, Agnes ihr zum Trotz nicht ſterbe, untergrub ihr felſenhartes Gebein, bis es zuſammenbrach, faſt möchte man ſagen auseinanderfiel.

Kurt nahm dies kaltblütig, wie er überhaupt an Allem, was im Hauſe verging, gar kein Intereſſe hatte, weder am Tode der Mutter, noch an der Geburt eines Kindes; es war, als ob ihn dieſes Alles nichts anginge. Es nahm ihn blos ein Fund in Anſpruch, welchen man bei Grimhildens Tode machte: eine Menge vergilbter, zuſammengehäufter Dinge ſonder Zahl und Namen; Sachen aus Kurt's früherem Räuberleben, Sachen aus ihrer Jugend, Sachen, welche ſie der Agnes abhanden gebracht: kurz, es mahnte ihre Hinterlaſſenſchaft auffallend an das Neſt eines alten Raben, der in einem öden, unbeſuchten Thurme gehauſt. Was Etwas werth war, verſchleppte Kurt, dem Haushalt kam es nicht zu Nutz; den Frieden zwiſchen den Eheleuten förderte der Alten Tod nicht und ſtörte ihn weiter nicht. Kurt hatte Gewohnheiten angenommen, welche über ſeine Natur gingen, und Agnes nahm es wie es war, und gewöhnte ſich Tag um Tag mehr, ihr Leben ſo zu ordnen, daß es ohne Kurt beſtehen, wenn auch arm, ſo doch daß die Kinder darin fortkommen konnten.

Kurt hatte beſonders mit beiden Schwägern und dem Junker zu Flumenthal und dem Junker von Landshut das Handwerk getrieben. Der Junker von Landshut hatte ſein Schloß nicht da, wo das gegenwärtige Landshut ſteht, ſondern auf dem linken Emmenufer, der Hammerſchmiede von Gerlafingen gegenüber. Die Stelle, wo die Burg ſtand, welche ungefähr hundert Jahre ſpäter in einer Fehde mit Solothurn von den Bernern verwüſtet wurde, ſieht man noch in dichtem Walde in dem ſogenannten Altisberg. Da, wo das heutige Landshut ſteht, jetzt ein ſtattliches Landhaus, aber in der alterthümlichen Form eines Schlößleins, umgeben von einem waſſerreichen Burggraben, ſah man nichts als einen öden Felſen in bebuſchtem Sumpfe. Er ſah faſt aus wie ein alter Wartthurm, von welchem aus man eine weite Ebene, wie man in der weſtlichen Schweiz ſie ſelten ſieht, überlugen konnte.

Dieſe Ebene war theilweiſe bebaut, ein bedeutender Theil mit Wald bewachſen, von großen Bächen durchzogen, zu beiden Seiten der Emme viel Sumpf, von welchem das ſogenannte Fraubrunnenmoos noch jetzt ein ſtattlicher Reſt iſt. Hinter dieſem Felſen nördlich, muthmaßlich wo jetzt ein Sägewerk ſurrt und ziſcht, in Sumpf und Buſch verſteckt wie eine braune Schnepfe in braunem Laube, die ſelten ein Auge ſieht, bis ſie aufflattert dicht vor den Füßen, fand ſich eine niedere, aber umfangreiche Hütte oder Haus, wie man lieber will. Niemand hätte da eine menſchliche Wohnung geſucht, und ungeſucht auf ſie zulaufen, war ein halbes Wunder, denn ein Zugang zu derſelben hatte ſeinen Anfang im Bette der Emme, und der andere Zugang bildete einen Bach, welchen man eine lange Strecke hinauf durchwaten oder reiten mußte, ehe man zum Hauſe kam. Wer am Tage auf dieſelbe gelaufen wäre, hätte kaum etwas Verdächtiges an derſelben geſehen, und wenn ihm die Größe derſelben aufgefallen wäre, ſo war ſie leicht dadurch zu erklären, daß mehrere Fiſcher in den äußerſt fiſchreichen Waſſern dieſen trocknen Fleck ſich auserleſen und darauf eine gemeinſame Wohnung ſich erbaut. Im anderthalb Stunden entfernten Solothurn, in den vielen Klöſtern darum herum, im Kloſter Fraubrunnen war reicher Abſatz für Fiſcher. Hätte Jemand nachſehen wollen, ob es wirklich ſo ſei, dem wäre es ſehr ſchwer geworden, vielleicht unmöglich geblieben: die einzige Thüre der Hütte war immer feſt verſchloſſen, und ſehr oft hätte er ſtundenlang dran klopfen können, es hätte ſie ihm Niemand geöffnet; im günſtigſten Falle wäre ſie endlich nach langem Warten aufgegangen, und froh wäre er ſicherlich geweſen, er hätte nie geklopft. Wenn er ſcharfſichtig geweſen, ſo hätte er leicht wahrgenommen das Eigenthümliche, Unnennbare in jeglichem Gegenſtande, welches ſagt, da ſei es nicht geheuer, er wäre plötzlich umgekehrt, aber zu ſpät ſchon, wenn ſein Aeußeres irgend welche Beute verſprechen hätte; ehe er ſich verſehen,, wäre er niedergeſchlagen geweſen oder in einen Bach geworfen und darin ertränkt. Wer aber das Glück oder vielmehr das Unglück gehabt hätte, wirklich hineinzukommen, hätte eine Bevölkerung gefunden, welche weder dem Umfang noch dem innern Raume entſprochen hätte, nämlich drei einzige Perſonen. Die Hauptperſon war ein Mann, welcher groß geweſen wäre, hätte er nicht ein lahmes oder krummes Knie gehabt, ſo daß er nicht blos ſtark hinkte, ſondern gebeugt war, mehr als er dem Alter nach hätte ſein ſollen. Sein Haar, welches ſehr ſchwarz geweſen, war noch nicht weiß, ſondern blos geſpregelt, weiß und ſchwarz, ſeine Haut im Geſicht war faſt ſchwarz, ob von Natur, oder weil ſie nie gewaſchen ward, blieb ſchwer zu ergründen; wahrſcheinlich griff Beides ineinander. Das Vorderhaupt war kahl, ſtark gebogen, die Naſe ebenfalls, ja das ganze Geſicht, ſelbſt das Kinn ſchien zurückgekrümmt; unter der Naſe ſtach der Mund hervor, ſeltſam biſſig anzuſchauen. Er redete zwar ſehr viel, wenn er dazukam, doch ging es ihm ſchwerfällig von Handen, als ob es am Räderwerk fehle, nicht ſo war es beim Eſſen: der Mund war offenbar mehr zum Beißen als zum Reden eingerichtet. Es war eine Geſtalt, zum Räuber geboren, eine von denen, in deren Nähe es Einem unheimlich wird, man unwillkürlich vom Gefühl beſchlichen wird, man ſei in der Nähe eines gefährlichen Thieres; ob es eine Schlange ſei oder ein Tiger, weiß man nicht, aber ängſtlich ſieht man nach allen Seiten, von welcher es kommen wolle, und wenn nirgends was ſich rührt, ſo bleibt das Auge haften auf dem Menſchen, welcher da ſitzt, als wenn dieſer Menſch das Gebüſch wäre, aus welchem das wilde Thier brechen müſſe. — Die zweite Perſon ſtellte eine Frau vor mit ſieben Kröpfen rings um den Hals, ſchwammigem Geſicht, plumper Geſtalt, Schweinsaugen im Geſichte, eine viereckige Naſe darunter, und darunter ein Maul weit geſchlitzt und tief, faſt hätte man ein einſpännig Fuhrwerk darin wenden können. Jn ſolch widerwärtigen, viereckigen, ſchwammigen weiblichen Geſtalten mit Schweinsaugen wohnt gewöhnlich eine grauſame, erbarmungsloſe Seele. — Die dritte Perſon war ſchlank und hoch, gelblichblaß das Geſicht, Augen darin, von denen man ſelten recht wußte, wollten ſie Feuer ſprühen oder Thränen weinen, einen feſtgeſchloſſenen Mund unter einer geraden Naſe. Jn der ganzen Perſon war etwas Fremdartiges, als ob ſie als eine Art Meteorſtein durch den Rauchfang herabgefahren wäre, und doch war es die Tochter des oben beſchriebenen Ehepaares, welche mit ihren Eltern hier hauſte und Fiſche verkaufte in Solothurn, wo man etwas Gutes von jeher liebte, beſonders wenn es nicht viel koſtete, und noch mehr liebte, wenn es gar nichts koſtete. Wenn irgend ein Platz in der lieben Eidgenoſſenſchaft (welche damals freilich noch keine war) zu einer Diebsherberge oder einem Lauerloche geeignet war, ſo mußte es dieſer ſein. Er hatte nichts Auffallendes und war doch ſchwer zu finden, und Unbekannte nahten nie unbemerkt und wunderſelten ungeſtraft. Dagegen konnten die Befreundeten, mit Steg und Weg Bekannten entfliehen unbemerkt, wie ſie nur wollten, aus dem weitläufigen Hauſe in Sumpf und Buſch, gebaut mit Ausgängen, welche kein uneingeweihtes Auge ſah, welche auf Wege führten, die jähen Tod brachten Jedem, der mit ihnen nicht ſehr genau bekannt war. Dieſe Stelle war ungefähr der Stelle gleich zu achten, auf welcher eine große Kreuzſpinne ſitzt, um gehörig alle Fliegen zu belauern und abzufangen, welche ihrem Neſte ſich nahen und hängen bleiben darin. Hier konnte man Kundſchaft erwarten über Alles, was von Bern nach Solothurn, von Solothurn nach Burgdorf, was den Gau hinabging und hinauf nach Biel und Büren. War die That vollbracht, ſtäubten die Geſellen aus einander wie Spreu, in welche der Wind fährt; die Verfolger wurden irre, die Spuren verloren ſich. Geſchah es wohl zur Seltenheit, daß hart auf den Ferſen die Verfolger blieben, ſo ſprang der Verfolgte vom Roſſe, ließ frei es laufen, Roß und Reiter fanden bekannte Fährten durch Sumpf und Buſch und am Ende ihre Herberge; die Verfolger verſanken im Moor, verwickelten ſich in die Büſche, in die für Pferde ſo ſchrecklichen Brombeerſträuche, und ſchätzten ſich glücklich, wenn ſie mit heiler Haut und ganzen Gliedern einen Ausweg fanden. Der Ort war zehn Mal ſicherer, als irgend eins ihrer Schlößlein; es war eine wahre Freiſtätte für die adeligen Räuber vor Allem; dann aber auch für das beſſere Lumpengeſindel, d. h. die hübſcheren Dirnen, die ſchlaueſten Gaudiebe, die wildeſten Räuber.

Sami, der Alte, der Herbergvater, gab ſich mit den auswärtigen Angelegenheiten wenig mehr ab, wegen ſeinem lahmen Knie machte er nicht mehr den Palmerſten; er that, als ſei er der Junker unterthänigſter Knecht, hätſchelte ſie, ſchmeichelte ihnen, dagegen war er des Lumpengeſindels Freund nach dem Sprüchwort: Gleich und Gleich geſellt ſich gern. Wenn aber einer der Junker ihm Nichts mehr eingebracht hätte, oder gar läſtig geweſen, ſo hätte Sami ihn ſich ohne Bedenken alsobald vom Halſe geſchafft, freilich auf ſeine Weiſe, d. h. durch andere Hände. Laut der Naturgeſchichte freſſen die bedeutenderen Thiere der gleichen Sorte ſich ſonſt nicht, höchſtens ein Schwein ſeine Ferkel und ein Kater die Kinder ſeiner Liebſten. Nun gehören die Menſchen alle zu der gleichen Thierſorte, ſeien ſie ſchwarz oder weiß, ſo gut als Schimmel und Rappen Pferde von der gleichen Sorte ſind, trotz der verſchiedenen Farbe. Nun ſcheinen die Menſchen durch die verſchiedenen Stände in eben ſo viel verſchiedene Thierſorten ſich zu gliedern, von denen die eine die andere auszubeuten oder zu verzehren ſucht. So ſteht der Arme gegen den Reichen, und umgekehrt, der Vornehme gegen den Gemeinen, und umgekehrt, die Herrſchenden zu den Dienenden, und wiederum umgekehrt. Und wenn ſchon namentlich ein Niederer einem Höheren ſehr nahe ſteht, ſo gleichſam an ſeiner Bruſt zu liegen ſcheint, ſo werden doch bei gegebenen Fällen unter Zehn Acht den Höheren verrathen, ihn mit Fußtritten regaliren, an ihre Sorte ſich wieder anſchließen; ähnlich treibt es aber auch die höhere Sorte mit den unteren Sorten, und opfert Stück um Stück derſelben, beſonders wenn das Standesintereſſe mit in's Spiel kommt. Gelingt es auch Einem aus den Unteren, an die Höheren ſich anzukleben, dort feſtzuhalten, daß er ihres Gleichen ſcheint und als ſolcher wirklich auch behandelt wird, ſo wird es ihm doch nie vergeſſen, woher er gekommen; fort und fort muß er merken, daß man es ihm nicht vergeſſen, und bei der erſten Gelegenheit ſtößt man ihn wieder hinunter. Wird der Menſch ein Chriſt, ſo geſtalten die Verhältniſſe freilich ſich anders, aber das Chriſtenthum war in dieſer Hütte ein unbekanntes Ding. Deſto mehr andere Dinge barg dieſe Hütte; was Alles? wußten nur die beiden Alten, Vieles kannten des Wirths Genoſſen von der niederen Sorte, das Wenigſte die junkerlichen Räuber. Es war eine ſehr geiſtreiche Einrichtung; man konnte da erſcheinen und verſchwinden, ſein und nicht ſein, akkurat wie in einem Zauberſchloſſe. Mit näherer Beſchreibung deſſelben wollen wir uns jedoch nicht abgeben, ſondern es der Einbildungskraft der geiſtreichen Leſer überlaſſen, ſich daſſelbe ſelbſt auszudenken. Weit und groß war die Küche, welche zugleich das Salon- oder Geſellſchaftszimmer vorſtellte; in der Mitte derſelben, wie noch jetzt in uralten Häuſern, war der Herd, auf welchem das Feuer ſelten erloſch, und eben ſo ſelten war es, daß über demſelben an eiſernem Haken nicht ein Keſſel hing, in welchem in ſaftiger, kräftiger Brühe Fleiſch weichgekocht ward. Die Brühe war um ſo kräftiger und ſaftiger, da der Keſſel nie ganz geleert wurde. Drohte das Fleiſch zu weich zu werden, ſo zog man entweder das Holz unter dem Keſſel weg und ließ blos die Kohlen liegen, oder man drehte ihn durch eine Vorrichtung bei Seite; durch dieſe Vorrichtung waren die Bewohner der Hütte vor der Ungeduld ihrer Gäſte geſchützt, die groß und grob war. Wer kam, hatte nicht auf das Eſſen zu warten, nahm etwas Langes und Spitziges zur Hand, gabelte damit ein währſchaft Stück auf und ſteckte es an. Mit Geſchmack und Geruch nahm man es begreiflich ſo genau nicht, wenn es nur gegen den Hunger gut war und das Herz vor dem Hinunterfallen ſchützte. Die Räuber waren eben keine Diplomaten, die nehmen es genauer, die warten gerne ſieben Stunden, leiden gerne hölliſchen Hunger, wenn ſie dann nur etwas Feines und Gutes kriegen, von wegen Diplomaten haben Geduld, haben ſie aber auch nöthig. Für vorräthigen Wein mußte ebenfalls geſorgt ſein; dieſen tranken ſie gerne ſo gut als möglich, hatten aber auch Kehlen, daß, wenn nicht beſſerer zu haben war, ſie ſolchen tranken unbeſchadet, den ſie nicht in die Schuhe hätten ſchütten dürfen, weil es alsbald Löcher gegeben hätte. Zu ſolcher Lauge kam es indeſſen ſelten; der Alte hatte eine Quelle, aus welcher beſſere Sorten floſſen. In einem beſondern Verhältniß ſtand er mit einem Pater Kellermeiſter in einem Kloſter zu Solothurn. In dieſem Kloſter aß man die allerbeſten und ſchönſten Fiſche, ſo daß man auf einen Tauſchhandel hätte ſchließen können. Wir glauben allerdings, es ſei ſo was geweſen, aber nicht eigentlich zwiſchen Wein und Fiſchen, ſondern Sami, der Fiſcher, verbarg dem Kellermeiſter Sünden, und der Kellermeiſter vergab Sami Sünden, leiſteten ſich gegenſeitig große Dienſte, waren ſich treu unverbrüchlich, von wegen Einer hatte den Andern in der Hand. Wenn Sami auch kein Chriſt war, wie vorhin geſagt wurde, ſo hatte er doch großen Reſpekt vor dem Teufel, zu dem wollte er lieber nicht. Er hatte einen großen und ſtarken Glauben, aber nicht zu Gott, ſondern an Zaubertränke und Zauberſprüche, und gerade wie er an derſelben Macht und Kraft glaubte, glaubte er auch an den Pater Kellermeiſter, daß er den Teufel ſo gleichſam im Gütterli (Fläſchchen) habe und Macht, ihn darin zu behalten oder ihn loszulaſſen, und zwar auf wen er wolle, ſo gleichſam wie man einen Hund von dem Stricke läßt und ihn Jemanden an die Beine hetzt. Hinter dem Herde nun, gegen den Hintergrund des Raumes hin, ſtand ein großer Steintiſch, man hätte ihn faſt für einen Altar nehmen können; es war eigentlich auch einer, aber er trug die Opfer eines böſen Gottes. Hier wurden die Würfel geſchüttelt und geworfen; was man gewonnen mit dem Einſatze ſeines Lebens, das ward hier auf die Würfel geſetzt, ward verloren, gewonnen, dann an Dirnen, welche ſich immer einfanden nach einem Raube, ſo wie Bienen, welche ſicherlich am Morgen dahin fliegen, wo Honigthau gefallen iſt während der Nacht — verſchleudert oder verſchachert, um Nichts an das Geſindel, welches ihnen immer nachzog, wie der Schweif dem Kometen. Schließlich erhob ſich nicht ſelten ein wilder Streit, es ſetzte Wunden und feucht von Blut ward die Küche. Die wildeſten der Leidenſchaften brauſten hier, ungehemmt durch Sitte und Scham, wild durcheinander. Leidenſchaften kennen weder Vater noch Mutter, machen keinen Unterſchied zwiſchen Freund und Feind, ſie kennen den eigenen Herrn nicht, drehen gerade ihm am liebſten den Hals um. Leidenſchaften ſind eben Geiſter des Abgrundes, heraufbeſchworen aus dem Abgrunde, gelöſt aus ihren Banden, treiben ſie Zerſtörung rund um ſich, zerſtören das Haus, in welchem ſie wohnen, den Körper, welcher ſie beherberget, richten den eigenen Herrn zu Grunde, die Seele, welche ſie heraufbeſchworen aus den Tiefen; kehren erſt wieder zurück in den Abgrund, wenn ihr Werk vollbracht iſt, zerſtören die Stätte, wo ſie weilten, zerſtören Leib und Seele dem, der ſie herbergete. In dieſem wilden, wüſten, hölliſchen Treiben war Kurt der Beſte, ward aber immer zum Beſten gehalten, er war der, welcher das Meiſte that, das Wenigſte davonbrachte, der Rieſe, den die Zwerge narrten.

War Kurt der Sturmbock geweſen beim Raube, hatte er die Püffe, welche Allen galten, allein aufgefangen, ſo übervortheilten ihn ſeine Freunde auch bei der Theilung. War das vollbracht, ſo trat man zum ſteinernen Altare, trieb das trügeriſche Würfelſpiel, ſchwemmte es tapfer ein aus mächtigen Bechern. Der Junker von Flumenthal handhabte die Würfel künſtleriſch, ſo daß ſie ihm zu Dienſten ſtehen mußten, ſie mochten wollen oder nicht. Der ſaubere Schwager von Inkwyl ſtand mit ihm im Bunde, half die Federn theilen, welche den Andern ausgerupft wurden. Blieb Kurt zuletzt noch Etwas übrig außer dem Rauſche, den er ſich angetrunken, ſo borgte es ihm der Landshuter ab. Der war der Lüderlichſte unter Allen, wenn Grade unter ihnen ſtattfanden, hatte Weib und einen Haufen Kinder daheim, und in jedem Walde eine andere Dirne. Bei ihm zu Landshut war die Armuth noch viel größer als bei Kurt, und oft der Hunger im Hauſe; Wald und Waſſer waren nicht ſo reich als in Koppigen, und des Landshuter Frau war keine Agnes, fand den Rath nicht in ſich, und wenn Jemand ihr einen gab, ſo wußte ſie nicht, was damit machen, das iſt fatal. Am meiſten betrog Kurt der alte Sami und deſſen Weib;

ſie kauften ihm die Beute ab, nicht um das halbe Geld, verſteht ſich, und immer wohlfeiler als allen Andern. Dafür aber waren ſie auch gegen ihn ganz beſonders unterthänig, krochen um ihn herum, wie Hunde um ihres Herrn Füße; daraus ſchloß Kurt, wie noch viele andere Junker bis auf den heutigen Tag, auf ihre Gutmeinenheit und Ergebenheit, traute ihnen unbedingt. Wenn Kurt einmal hätte hören können, was hinter ſeinem Rücken über ihn geſprochen wurde, er wäre vielleicht andern Sinnes geworden, vielleicht auch nicht, denn Vorurtheile, die einmal feſt gefaßt ſind, ſind zäher Natur, weichen ſehr oft den unmittelbaren Eindrücken auf alle fünf Sinne nicht; aber Kurt hatte einen viel zu ſchweren Tritt, um je unbemerkt in die Nähe und hinter ein ſolches Geſpräch zu kommen. So war Kurt ringsum verrathen und gerade von denen, welche er für ſeine Freunde hielt, und die, welche es im Grunde ihres Herzens allein gut mit ihm meinte, die floh er faſt wie die Peſt, ſah ſie oft mehrere Wochen lang nicht; ſo geht es ebenfalls noch oft in der Welt. Frau Agnes hatte es um Nichts beſſer, doch war ſie eben nicht Eine von Denen, welche dem Unglück ſich feig ergeben und bei der erſten Noth die Waffen ſtrecken, ſondern ſie zog Hoſen an und kämpfte im eigentlichen Sinne ritterlich. Ihren wenigen Leuten, welche ſie beſaß, war ſie lieb, ſie half wo ſie konnte, und wenn Jemand krank war, ſchmeckten ihm die Tränke viel beſſer, als die der alten Grimhilde; ſie hatte auch gute Worte im Vorrath, welche um ſo beſſer wirkten, je ungewohnter ſie waren, denn Frau Grimhilde hatte deren nie beſeſſen. Daher ſtand man ihr auch bei nach Vermögen, ſo daß ihre Küche nie leer war, die Hände nie fehlten, wenn ſie Etwas brauchte, welches in ihrer Leute Bereich war. Es ging alſo noch bei ihr ohne eigentliches Hungerleiden, in manchem Burgſtall oder Schlößchen ging es zur ſelben Zeit viel elender zu; es war eben keine Zucht im Lande, dieweil kein rechter Kaiſer war und Jeder that, was ihm wohlgefiel. Solche Zuchtloſigkeit führt gar manchen Mann in's Unglück und bringt Noth und Elend in die Häuſer, über die Familien, und bis hinein in's dritte und vierte Geſchlecht reichen die Strafen, welche auf ſolche Unzucht folgen. Vor Allem drückte Agnes Eins: ſie konnte Niemanden Alles klagen, was ſie drückte. Mit ihren Schweſtern war ſie verfeindet, mit Ebenbürtigen ſtand ſie nicht in Verbindung und bei Untergebenen mochte ſie mit Herzensergießungen ſich nicht abgeben. Sie vermißte endlich recht ſehr ihre Schwiegermutter, dieſelbe hatte mit ihrem Reiſen den Dienſt geleiſtet, welchen der Wind den großen Waſſern leiſtet, da er ſie lebendig erhält durch die Bewegung, in welche er ſie bringt, und ließ ſie 'mal mit Reiſen nach, ſo konnte ſie mit ihr reden, konnte ihr klagen, konnte ſie fragen; ſie ſtellte doch noch Jemanden vor, der Antheil an ihr nahm und mit dem ſie von des Hauſes Nutzen und Schaden reden konnte. Wenn Weiber über Etwas reden können, iſt's immer ein großer Troſt für ſie, es wird ihnen um das Herz, als ſei die Sache ſchon halb gemacht.

Der Winter war wieder gekommen über das Land herb und ſtreng. Der Winter war für Frau Agnes keine ſchlimme Zeit. Das Holz brauchte ſie nicht zu kaufen für 18 Thaler das Klafter und in ſolchen Wintern war um Koppigen herum bei den warmen Quellen, welche nie einfroren, Wild genug, und zwar Hornvieh und Federvieh, über deren größere Nützlichkeit jüngſt im Kanton Bern ſich ein ſehr ſpitziger Krieg erhoben hat. Für damalige adelige Strauchreiter war es eine ſchlimme Zeit, eine Art von Faſtenzeit. Im Winter und bei den damaligen heilloſen Verbindungsmitteln, ſtockte der Verkehr. Fuhren waren nicht auf den Straßen, Wanderer ſelten und noch ſeltener ſolche, bei denen Etwas zu erjagen war. Im Winter zudem ſind Fährten ſicherer zu verfolgen, wenn Jemand Luſt zur Jagd hat, Wildſchweinen und räuberiſchen Junkern iſt's möglich auf's Fell zu kommen. Die Herren lebten alſo ſehr knapp und mißmuthige Geſichter machten ſie in ihrem Räuberſchloß. Im Keſſel war zwar immer Fleiſch und eine dicke Brühe darum, der Wein war auch noch nicht ausgegangen, aber zu verdienen war nichts, es waren eben ſchlechte Zeiten, wie man zu ſagen pflegt. Märkte gab es nicht, ſie mußten ſich an Meierhöfe machen oder Kloſterhäuſer, aber dabei ſetzten ſie ſich der größten Gefahr aus, denn wenn das Volk gegen ſie in Harniſch kam, ſo waren ſie alsbald verrathen und ausgekundſchaftet. So kam Weihnacht heran, aber in dichten Nebel gehüllt, wie ſie üblich ſind in waſſerreichen Gegenden. Die Sonne ſcheint erloſchen, nur noch ein Funke derſelben ſcheint zu kleben am Ende des Dochts. Was man Tag nennt iſt Dämmerung, der Nebel iſt ſo dicht, daß man glaubt, ihn nicht blos mit Löffeln ſchöpfen, ſondern mit Meſſern ſchneiden zu können. In der Hütte ſah es aus wie üblich. Das Feuer brarnte, auf demſelben ſaß der Keſſel, neben demſelben die Alte und machte ein böſes Geſicht. Die Herren waren gegenwärtig nicht einträgliche Gäſte, forderten viel und brachten wenig. Sie hatte, wie geſagt, von Natur eins, welches bereits böſe genug geweſen wäre, ſie machte es aber jetzt mit Abſicht viel böſer noch und ließ es ſo recht leuchten im Scheine des Feuers einer ihr gegenüber ſitzenden Figur. Dieſe ſchien lang zu ſein, ſtreckte magere Beine aus, hatte ein ſchmal Geſicht, einen ſpitzen Bart, eine hohe Stirne, weil ſie bis in die Mitte des Kopfes, wo keine Haare mehr waren, zu gehen ſchien; das ganze Geſicht hatte etwas Spitzbübiſches, doch ſah man an der Kleidung und den Sporen an ſeinen Füßen, daß er nicht zum ganz gemeinen Lumpengeſindel gehöre, ſondern zum herrſchaftlichen: es war der Flumenthaler Junker, der ſchäbigſte von allen, der ſeine Beute zu machen wußte und zu Neſte trug. Er plünderte die Andern, ließ ſich aber durch Sami und ſeine Geſellen nicht plündern. Er war der Dirne erſter Liebhaber geweſen, hatte ſie aber nie durch Geſchenke verderbt, darum war ihre erſte Liebe nicht blos erkaltet, ſondern in Haß übergegangen. Ueberdieß ſaß er am meiſten in der Hütte, aß das Beſte aus dem Keſſel, trank Wein für Drei, ließ es ſich behagen am warmen Feuer, während die Andern nach einem Stück Wild trachteten oder nach einer Beute ſchnappten, draußen in hartem Froſt und unter Preisgebung ihres Leibes. Ihren Haß zeigte ihm die Dirne auch unverhohlen, höhnte bitter ſein Nichtsthun, ſein Zehren von Anderer Beute, ſprach offen von ſeinen Betrügereien und übrigen Schlechtigkeiten, aber das kümmerte ihn nichts, er behandelte die Dirne, wie man einen Hund behandelt, welchem die Zähne ausgebrochen ſind. Heiter war alſo die Geſellſchaft in der Hütte eben nicht, und langſam ſchien die Zeit zu ſchleichen, und immer öfter ſah die Dirne nach, ob Niemand kommen wolle. Der Erſte, welcher die Geſellſchaft vermehrte, war der alte Sami. Bart und Haare ſtarrten voll weißen Reifes, und noch weiter als ſonſt bog ſich die Naſe vor aus dem gekrümmten Geſichte. Er war dem Fiſchfang obgelegen, brachte einen ſchweren Lachs oder Salm, wie man ſie in dieſer Gegend nennt, heim, den er mit dem Ger geworfen, und prächtige Forellen, welche er in eigenthümlichen Netzen, welche man Wartlef nennt, in der Nähe ihrer Laichgruben gefangen hatte. Obſchon die Beute gut war, war doch ſeine Laune ſchlecht, denn das Fiſchen in dieſer Jahreszeit war eine kalte Sache und Sami nicht mehr in den Jahren, in denen man ſich aus der Kälte nichts macht. Ueberdem mochte er denken, bei der ſchmalen Beute und den vielen und hungrigen Gäſten trügen ihm die Fiſche eben nicht ſonderlich viel ein. Mürriſch that er dem Flumenthaler, der ihm ſeinen Becher reichte, Beſcheid: er wolle nehmen, während noch da ſei, der Wein werde hier, wenn es nicht anders komme, bald eine rare Sache ſein, ſetzte er hinzu.

Der Flumenthaler ließ ſich durch dieſe Bemerkung weder in ſeinem Trinken noch in ſeinem Behagen ſtören, doch ward ihm nachgerade die Zeit auch lang, da keiner der Spießgeſellen kommen wollte, und die Nacht in der Hütte die draußen einbrechende Abenddämmerung verkündete. Unheimlicher noch ward es drinnen, giftiger flogen die Worte hin und her. Es ſchien ein verlorner Tag werden zu ſollen, der nichts brachte als aus den Herzen herauf auf die Zunge den allerbitterſten Bodenſatz. Endlich wieherte draußen ein Roß; vorſichtig öffnete der Alte. Draußen ſtand Kurt weiß von Schnee, und quer über das Roß ſchien nackt und todt ein Menſch zu hängen. Da ward der Alte noch giftiger und fragte, ob ſie nichts mehr zu fangen wüßten als Leichen, und ob ſie fürohin mit Menſchenfleiſch ihren Hunger ſtillen müßten? Da ließ Kurt den vermeintlichen Leichnam vom Pferde rutſchen, dem Alten vor die Füße purzeln, daß der, obgleich ſonſt nicht erſchrockener Natur, weit in die Hütte zurückfuhr. Der Flumenthaler kam herbei und da fand es ſich, daß es kein Menſch, ſondern ein abgeſtochenes, großes zahmes Schwein war. Nun gab es Spaß und einige Sonnenblicke fuhren über die Geſichter. Kurt erzählte, wie der Landshuter, der Inkwyler und er hungrig umhergeritten ſeien ohne Etwas aufzuſtechen. Schon ſeien ſie räthig geworden, beim Pfaffen zu Kriegſtetten einzuſprechen, und ihm mit guter Manier zu Ader zu laſſen. Da er zwar ſehr herrſchſüchtig ſei und gewaltthätig, jedoch ſeine bedenklich ſchwachen Seiten hätte, hätten ſie gedacht, ſie könnten dies probiren ohne große Gefahr. Schon hatten ſie ihr Vorhaben in's Werk geſetzt, als ihnen der reiche Müller von Subigen in die Hände fuhr, er wollte mit zwei ſchweren Müllerſchweinen und viel Mehl von allen Sorten nach Solothurn. Wohl war der Pfaff von Subigen ſein ordinärer Beichtiger. Aber ſo ein Müller von Subigen hatte ſo viel Gelegenheit zu extraordinären Sünden, daß er alle Jahre um Weihnachten in die Stadt fuhr und dort bei den Kapuzinern gründlichen Ablaß ſuchte. Er wollte ſeiner Sache ſicher ſein und ſie nicht ſo ungefähr haben, denn ſagte er, ſchlechter würde ſich im Fegefeuer Niemand ausnehmen, als ein weißer Müller, denn bis er ſchwarz gebrannt wäre, wie die Andern von Natur ſeien, müßte er Höllenqualen leiden. Dem Dinge wollte er alſo zuvorkommen, und ſorgte freigebig dafür. Sie warfen ihn alſo nieder, was ein ſchwer Stück Arbeit war, fanden bei ihm noch einen ſchweren Beutel, in welchem Geld war, machten ſich damit fort, verſcharrten im Walde, was ſie nicht auf ihren Pferden fortſchleppen konnten, und ſuchten auf verſchiedenen Wegen ihre Herberge, wo alſo Kurt der Erſte war, die Andern kamen jedoch bald nach. Nun, es war alſo der Tag nicht eitel geweſen, ſondern Etwas zum Theilen da, was alsbald zur Hand genommen, doch nicht ohne Zank vollbracht ward.

Manch hartes Wort mußte der Flumenthaler hören über ſeine Faullenzerei am warmen Feuer, ſchuldig blieb er die Gegenrede nicht, ſondern warf ihnen vor, daß ſie die Abrede nicht gehalten, er ſie an dem beſtimmten Orte nicht gefunden, nicht in der Irre habe umherreiten wollen, ſich zum Beſten halten laſſen u. ſ. w. In Zorn hinein redeten ſie ſich, im Zorn aßen ſie was unterdeſſen bereitet war, im Zorn traten ſie an den Tiſch zum Spiel. Da verging der Zorn erſt nicht, ſondern ward alle Augenblicke heißer, denn beim Spiele ging es wie üblich, dem Flumenthaler zu Gunſten fielen fort und fort die Würfel. Bald war der größte Theil der baaren Beute ſein, und je zorniger Kurt ward, deſto höhniſcher grinzte der Flumenthaler ihn an; ſein ſpitzer Bart ſchien boshaft geradeaus zu ſtehen und in zwei Hälften geſondert Rübchen zu ſchaben. Da fuhr Kurt der Zorn in's Haupt wie eine Feuerflamme durch ein Strohdach, er faßte den ſteinernen Krug, der neben ihm ſtand, und warf ihn nach des Flumenthalers ſpöttiſchem Geſichte. Dieſem hätte ſein Lebtag kein Zahn mehr weh gethan, wenn der Krug ſein Ziel erreicht, aber mit Kurt ſo gut bekannt als mit ſeinen Würfeln, war er auf ſeiner Hut, beugte aus und ſtieß mit dem Dolche nach dem auf ihn einſtürzenden Kurt, aber traf ihn eben auch nicht. Ein plötzlicher Stoß von der Seite her ließ ihn taumeln weit durch die Hütte hin, daß er Mühe hatte auf den Beinen zu bleiben. Die Dirne hatte das gethan, ſie ſah den Streit voraus und rüſtete ſich dafür zu ſorgen, daß der Vortheil nicht auf des Flumenthalers Seite ſei, wie es bei ſeiner Tücke und Kurts Ungeſtüm ſchon mehr als ein Mal der Fall geweſen war. Kurt, einmal im Zorne ein wüthender Löwe, wollte ihn faſſen mit ſeinen gewaltigen Händen, hätte ihn erwürgt damit. Da warfen ſich die Andern dazwiſchen, wollten mitteln wahrſcheinlich. Aber Niemand ſtiftet leichter Streit, als halb trunkene Vermittler. Schwerter wurden blank, Hiebe wurden gewechſelt, gebrüllt ward von allen Seiten, mit einem Feuerbrand fuhr die Dirne unter die Streitenden, dem Flumenthaler nach dem Geſichte, der hielt den Dolch entgegen, Blut floß, Leben wären entflohen, denn die Vermittler waren die zornigſten Streiter geworden. Der Alte fuhr mit einem langen Ger daher, als er das Blut ſeiner Tochter ſah. — Da krachte es über ihnen und mitten unter ſie hinein ſtürzte plötzlich ein dunkler Körper. Wohl, da fuhren ſie auseinander, wie Funken aus glühendem Eiſen fahren von der Schmiede ſchwerem Hammer getroffen, oder wie ſchwatzende Weiber auseinander fahren würden, wenn mitten unter ſie eine Bombe ſiele. Das hereingeplatzte Weſen war wie zu einem Klumpen gerollt am Boden, akkurat wie es der Teufel machen ſoll, wenn er wie vom Himmel herab unter die Leute fällt und ſich den auserſieht, mit welchem er davon fahren will.

Es war auch Keiner unter ihnen, der ihn nicht für den Teufel gehalten hätte. Das Plötzliche iſt es, was heraufſprengt das Eigenthümliche in den Tiefen der Seelen, und dies iſt bei den Ruchloſeſten und ſcheinbar Ungläubigſten zumeiſt der dickſte Aberglaube. „Sami, dein Dach mußt' neu machen, es hält ja keine Krähe mehr, geſchweige einen Menſchen,“ ſo ſprach endlich das dunkle Weſen mit kläglicher Stimme und rieb ſich die Beine. Da erhob ſich ein lautes Gelächter rings aus allen Ecken der Hütte, wohin die Erſchrockenen ſich geflüchtet, ſie erkannten die Stimme des vermeintlichen Teufels, ſie gehörte Xaveri, dem Erzſchelm. Lachend und ſpottend umringten ſie den gefallenen Teufel, und Lachen und Spotten wollte nicht enden, bis Xaveri endlich zornig ward und ſagte: „Es ſei ihm leid, daß er hier lauter Narren finde, er wolle weiſere Leute ſuchen, um ihnen die Nachricht, welche er habe, mitzutheilen. Potz Kukuk, wie raſch verſtummte das Gelächter, näher drängte ſich Jeder, das Wichtige zu vernehmen, und Wein und Zorn und Angſt, Alles war verſchwunden und nur der Raubinſtinkt ſtreckte die Fühlfäden aller fünf Sinne aus, als wie die fünf Finger, um die wichtige Nachricht zu hören. „Heute war ich in Solothurn," ſprach Xaveri, „um einigen Fräuleins, welche gerne Männer hätten, zu weiſſagen, ob ſie welche bekämen, und was für welche? Das wäre ein gut Geſchäft, ſie geben, was ſie haben, wenn man ihnen ſagt, ſie kriegten Einen, haben aber leider nicht eben viel zu geben. Hatte dann bei einem Domherrn viel zu thun, er hat Hühneraugen, die Köchin Hühner, dieſe Hühner mußte ich das Legen lehren, welches ſie bisher nicht konnten, trotz Hafer und Grütze, welche an ihnen nicht geſpart wurden. Die Köchin war ſehr beſchäftigt, ich wußte lange nicht warum, vernahm endlich, es würde dieſen Abend ein Zug von geiſtlichen Herren und einigen reichen Familien von Solothurn nach Fraubrunnen aufbrechen, um dort die Weihnacht würdig zu feiern, den Dienſt der Kirche zu verſehen, und die verwandten Schweſtern, Fräuleins aus den vornehmen Geſchlechtern, zu beſuchen. Da wäre Beute, dachte ich, das Beſte, was Jeder hat, zieht er an, und mit leeren Händen geht Keiner. Ich forſchte nach dem Geleite, und vernahm, daß es nur aus einigen Kloſterknechten beſtehen ſolle, mehr zum Dienſte als zum Schutze, denn an Gefahr auf dem kurzen Wege in befreundetem Lande denkt Niemand. Da mache ich mich auf die Beine, renne her, es euch anzuſagen zu rechter Zeit, klopfe, pfeife draußen, Niemand hört mich, drinnen iſt helliſcher Lärm und Geſchrei. Da krieche ich auf's Dach, will runter ſehen und rufen, aber wie ich oben bin, bricht es ein; glücklicher Weiſe bin ich nicht in den Keſſel gefallen zum andern Fleiſch; geſchunden bin ich wohl, doch lieber geſchunden als geſotten. Aber jetzt thut Eile Noth, wenn ihr was wagen wollt."

Wie die Katze vor dem Mäuſeloch, hatten die Bewohner der Hütte die Ohren geſpitzt bei dieſem Bericht. Zorn und Rauſch warem verflogen wie abgejagten Hunden die Müdigkeit, wenn eine friſche Fährte ihnen unerwartet vor die Naſe kommt. Verwandelt wie durch ein Zauberwort war auf einmal das Leben in der Hütte. Die Weibsbilder mußten in den ſogenannten Stall, der eigentlich mehr ein Loch war als ein Stall; keinem vernünftigen Menſchen wäre eingefallen, dort Pferde zu ſuchen, aber eben das wollte man, als man ihm einrichtete. Die Männer aber ſetzten ſich um's Feuer, ſuchten neue Stärkung im Keſſel und hielten Rath in aller Beſonnenheit. Man ſah, es war nicht die erſte derartige Berathung, ſie war raſch und kurz; alsbald war der Nagel auff den Kopf getroffen, zu Deputirten in erſter oder zweiter Kammer, oder gar zu ſchweizeriſchen Tagſatzungsgeſandten hätten ſie durchaus nicht getaugt. Es wäre, beiläufig geſagt, ſehr wünſchenswerth, man würde, um den Werth einer Rede zu beſtimmen, vom bisherigen Längenmaaße abgehen und wieder die Schwere zum Schätzungsmittel nehmen, mit Centnern wägen, ſtatt mit Klaftern meſſen. Der fürchterliche Nebel, in welchem man am hellen Tage nicht drei Schritte vor ſich ſah, machte die Nacht undurchdringlich, war eine beſſere Deckung als Wald oder Berg. So konnten ſie zum Ueberfall eine freie Stelle wählen, wo ſie im Fall der Noth nach allen Seiten auseinanderſtäuben und ihren Schlupfwinkeln zureiten konnten auf ihnen Allen bekannten Wegen durch Emme, Buſch und Sumpf, denn zwiſchen ihrer Hütte und der Straße von Solothurn nach Fraubrunnen floß die Emme, welche in dieſer Jahreszeit leicht zu durchreiten war, wenn man die Gelegenheit kannte, aber halsbrechend, beſonders in Nacht und Nebel, für Unbekannte. Die paſſendſte Stelle zum Ueberfall ſchien ihnen unterhalb Bätterkinden zu ſein, im ebenen Lande, auf freier Haide, wo man einen Ueberfall am wenigſten erwartete, der Zug dann doch am leichteſten von allen Seiten zu faſſen war und ringsum der Weg zu Flucht oder Rückzug offen.

Der beſte Rath ward raſch und einſtimmig angenommen. Dieſe Strauchritter, welche ſich kurz zuvor ans Leben wollten, machten ſich nicht muthwillig Oppoſition, nur um ſich ſelbſt geltend zu machen; was dem Zweck am beſten diente, das entſchied. Waren halt weder Advokaten noch ſonſtige Schreiber. So einſtimmig waren die Pferde nicht; allen, das des Flumenthaler ausgenommen, welches geſchont war und Ruhe gehabt, war der nächtliche Ritt zuwider, ſie ſträubten ſich gegen neues Satteln und Zäumen, die Junker mußten ſelbſt dazu ſehen und ihre ſelbſteigene Autorität gebrauchen. Dieſer unterzogen ſich denn auch die Thiere, wenn auch mißmuthig, ließen ſich aus dem Loche ziehen, wenn auch langſam, als ob ſie bei jedem Beine, welches ſie heben ſollten, erſt überdächten, ob ſie eigentlich wollten, oder ob ſie nicht wollten.

Solothurn, die uralte Stadt, war von je hoch berühmt wegen vielen Dingen, berühmt wegen Fabrikation von Schwefelholz und Vogelkräzen, wegen Gottſeligkeit und Frömmigkeit, wegen Faſtenſpeiſen und Luſtigkeit, wegen Treuherzigkeit und Behaglichkeit. Eſſen that man, was man hatte, und je beſſer, deſto lieber, trinken ebenſo, und wenn man im Zweifel ſtand, ob man hinreichend habe für ſich, begehrte man keinen fremden Gaſt; die Erfahrung hatte ſie zu der Erkenntniß gebracht, daß blos Selbſteſſen fett mache. Man faſtete dort nie länger als man mußte; hatte man ſelbſt nichts, ſuchte man was anderwärts, am liebſten was Gutes; Faſttage liebte man mehr als Arbeitstage, und bei hinreichenden Schnecken zu dienlichem Sauerkraut, ellenlangen Forellen, tellergroßen Fröſchen und Krebſen wie alte Katzen, hätte man ſich eine Verlängerung der Oſterfaſten gefallen laſſen.

Fraubrunnen war ein junges Frauenkloſter, lag in der

Mitte zwiſchen Bern und Solothurn, drei Stunden von jedem Orte entfernt, gehörte nicht zum ſtrengſten Orden; aus den vornehmſten Familien beider Städte ſtammten die meiſten Nonnen. Das Kloſter lag in einer lieblichen und reichen Gegend, noch jetzt berühmt durch Korn und Stiere, Schnepfen und Fiſche, Reb- und andere Hühner. Mit beiden Städten war das Kloſter in ſteter Verbindung, in freundſchaftlicher und kirchlicher, denn zu feierlichem, würdigen Gottesdienſte an großen Feſten, wie Weihnachten z. B., bedurfte es auswärtiger Hülfe, in ſich hatte es die Mittel nicht. Doch neigte ſich das Kloſter mehr nach Solothurn hin, hatte mit dieſer Stadt den ſtärkeren Verkehr.

In Solothurn war von je der ſüdliche Sinn, welcher große Kirchlichkeit nicht blos, ſondern auch große zeitweiſe Zerknirſchung mit heiterem Weltſinn und fleiſchlichen Genüſſen auf wunderbare Weiſe zu vereinigen weiß. Dieſe wunderbare Miſchung fand ſchon damals in Klöſtern und namentlich in weiblichen ſtatt. Der Kampf des Fleiſches mit dem Geiſte wird beſtehen, ſo lange die Erde in ihren Angeln geht, und eben ſo lange wird die Vermittelung zwiſchen beiden geſucht, nach welcher ein inniges Sehnen iſt. Die wahre Vermittelung geſchieht durch Chriſtus im Inwendigen, daß der neue Menſch auferſteht, die Zügel führt, dem alten Menſchen ſeine angebornen Rechte läßt, aber keine mehr. Die falſche Vermittelung hat der Teufel in die Welt geſetzt, um abzulenken von der wahren; es iſt eine äußere, durch Ceremonien, äußern Dienſt, zeitweiſe Züchtigung des Fleiſches. Je größer dieſe Buße wird oder ſcheint, deſto mehr wird dem Fleiſche zeitweiſe geſtattet, deſto kräftiger macht es ſeine Rechte geltend, weil es der Bezahlung ſich gewiß glaubt. Dieſe Vermittelung hatte ſich auch in manchem Kloſter feſtgeſetzt und thronte dort ſichtbarlich, und fiel, als in einem Orte auf Viele zuſammengedrängt, weithin in die Augen. Wahre Chriſten nahmen von je an dieſer Vermittelung und ſolchen Klöſtern, welche dieſer Vermittelung ſichtbare Repräſentanten waren, welche thaten, als entſagten ſie der Welt, jedoch nur um ſie deſto beſſer und ſicherer zu genießen, ihr Aergerniß.

Einem großen Theile der Welt waren damals ſolche Klöſter willkommen; man fand dort die Vermittelung, welche der weltliche Sinn liebt und ein unerleuchtet Gewiſſen befriedigt. Wenn der Menſch zum Selbſtgötzen wird, dann ſcheint ihm jede Vermittelung unnöthig, ja ein Majeſtätsverbrechen gegen ſeine Selbſtherrlichkeit, dann haßt er alle Klöſter, in welchen irgend eine Vermittelung, ſei es die wahre, ſei es die falſche, ſichtbarlich oder gleichſam perſonificirt in die Welt hineintritt, ja Steine hebt man auf gegen den hohen Vermittler ſelbſt und will ihn ſteinigen mitten in dem, was ſeines Vaters iſt. Seltſam war zur ſelben Zeit die Welt voll Furcht und Luſt, voll Andacht und Wildheit, daher hoch beliebt die äußere Vermittelung. Wir wollen nun nicht ſagen, die Berner ſeien der ächten Vermittelung mehr zugethan geweſen als die Solothurner, und die Welt ſei weniger mächtig über ſie geweſen, ſondern blos das wollen wir ſagen, daß die Berner für Wünſche der Kloſterfrauen weniger Sinn gehabt, der Ehrgeiz war mächtig in ihnen, und in deſſen Dienſte ging ihnen Anſtrengung über Genuß, ſie entſchuldigten ſich daher gar zu oft bei anderweitigen Anſprüchen mit Mangel an Zeit und wichtigen Geſchäften; freilich war es ſelbſt dazumal bloßer Vorwand, indem ſie an einem bequemen Behagen viel wohler lebten, als an einem Genuſſe, der etwelche Bewegung erforderte. Der Berner, welcher nach dem fünfzigſten Jahre noch den Narren mit Tanzen macht, iſt ein rarer Vogel und muß ſtark blonde Haare haben.

Wenn an andern Orten im Lande der Nebel einem Erbsmuß gleicht, ſo iſt er in Solothurn akkurat wie eine Chocoladecreme, Geruch und Geſchmack ausgenommen. Ein ſolcher Nebel iſt keiner Reiſe förderlich, ſondern macht ſchwerfällig, legt ſich wie Blei über jede Bewegung, lähmte ſogar die Köchinnen, welche die Vorräthe bereiteten, welche die edlen Herren mitzunehmen gedachten. Es war nämlich nicht ein Ritt hungriger Ritter, welche wie Heuſchrecken über ein Kloſter herfallen wollten und, einmal eingebrochen, nicht abzogen, bis der letzte Biſſen gegeſſen, der letzte Tropfen aus dem Keller getrunken war. Es waren geiſtliche Väter und leibliche Verwandte, welche den jungen Schweſtern Geſchenke aus der Welt bringen und ihnen nicht läſtig fallen wollten, denn wie geſagt, das Kloſter war jung, hatte zu leben, war aber nicht reich, wurde es erſt ſpäter. Als man in den dichten Nebel vor die Thüre kam und abreiten wollte, trat noch mancher ältliche Herr zurück, verſah ſich mit währſchafteren Tüchern, doppelten Pelzen, und verſäumte darob ſich länger als er dachte. Ohnehin gehts, wenn Viele zuſammen reiſen und Alle dem Letzten warten wollen, oft eine Ewigkeit, bis endlich dieſer Letzte da iſt und vom Lande geſtoßen werden kann.

Endlich waren die dicken Herren alle auf ihre Pferde gekugelt; die mageren ſaßen längſt oben und thaten ungeduldig, mochten nicht erwarten, bis ſie als Nebelſpalter voraufreiten konnten. Einige Mütter und einige Brüder, welche Schweſtern im Kloſter hatten, ſchloſſen ſich an, und hinterdrein kamen einige Saumroſſe und zuletzt einige Knechte, bewaffnet wie bräuchlich. An Gefahr dachte man übrigens, wie geſagt, durchaus nicht, wenn auch Alle, die geiſtlichen Herren nicht ausgenommen, bewaffnet waren. Wer nichts hatte ſich zu wehren, mußte darhalten vor allen Andern, ſo war es ſchon damals; freilich ſagte man damals ebenfalls auch ſchon: „Wehr' dich nicht, es ſchickt ſich nicht!“ So war es finſter geworden in Solothurn, ehe man abritt. Gasbeleuchtung hatte man damals noch nicht in Solothurn, indeſſen war die Straßenbeleuchtung gut wie jetzt, wenn der Mond ſchien, und noch beſſer, wenn die Sonne ſchien; aber wenn der Nebel iſt wie ein Wollhut und Nacht dazu, was helfen da Laternen, und wären es Pariſer. Mit Noth fand man die Brücke über die Aar, die Aar ſelbſt ſah man nicht, hörte ſie blos rauſchen. Da hielt man jenſeits, die Knechte mußten die Fackeln anbrennen, die Herren ſtärkten ſich durch einen tüchtigen Schluck bei der Herberge innerhalb dem Thore; die Damen nahmen zwei Schlücke, freilich etwas kleinere, ſie vertrugen die Schlücke ſchon damals recht gut; begreiflich: es iſt kein Boden, welcher ſo viel Naſſes ſchluckt und ſo leicht verbrennt, wenn das Naſſe fehlt, als der Kalkboden, aus welchem bekanntlich die Solothurner gewachſen ſind. Es war eine merkwürdige (romantiſche, würde man heutzutage ſagen) Fahrt: ungefähr drei Dutzend Reiter von allen Arten, mehr als ein halbes Dutzend Fackeln, rabenſchwarz die Nacht, ſo weit die Fackeln den Nebel nicht blutroth färbten, voll weißen Reiſes die ſonſt ſchwarzen Tannen, hie und da roſenroth angehaucht von blutroth gefärbtem Nebel, dazu viel Lachens und Schwatzens, hie und da ein lauter Aufſchrei, wenn ein Pferd einen Satz that, ohne daß ein Menſch wußte warum, und dann Allen einfiel, wie die Pferde gewahrten, was den Menſchen verborgen bleibe. So zogen ſie durch den langen wüſten Wald Hügel ab Hügel auf, waren in Lohn, ehe ſie daran dachten, und ließen ſich von dem gaſtfreien Pfarrherrn, der ſie erwartete und über dem Warten faſt erfroren war, trefflich erquicken. Dann ging's unter manchem Stolpern den jähen Berg ab durch's ſumpfige Thal hinauf in den ſchauerlichen Altisberg, in dem verirrte Römer ſchlummern ſollen den Tag über und Nachts den Weg ſuchen nach dem ſchönen Lande Italien hin, ohne ihn finden zu können. Suchen und immer ſuchen zu müſſen, ohne je finden zu können, iſt ſchauerlich. Allen ward es unheimlich, und dichtgedrängt ritten ſie; die Römer ließen ſie in Ruhe, ſie kamen glücklich aus dem Walde, glücklich über die Brücke des trügeriſchen Moosbachs, Limpach genannt, wahrſcheinlich Lehmbach urſprünglich, da hier Lehm und Lehmart überall die Hauptrolle ſpielt in den Aeckern und in den Herzen. Im freien Lande ſchwand das Bangen, und raſcher ging es dem ſich nahenden Ziele zu; ſeltſam glühte der Nebel, es war, als wenn der Straße entlang derſelbe zu Geſtalten ſich geballt, welche lautlos hielten und gleichſam Spalier bildeten, wie Soldaten an der Straße, durch welche der König zur Meſſe ſchreitet. Plötzlich fährt ein gellender Pfiff durch den Nebel, fährt Mann und Roß durch Mark und Bein, lebendig wird der Nebel, wilde Geſtalten zu Fuß und zu Roß werfen ſich von allen Seiten über den Zug, werfen die Reitenden von den Roſſen, ehe ſie ſich aus den warmen Gewändern gewickelt, die Waffen blank gemacht, oder die Pferde gewendet, das Heil in der Flucht geſucht. Wenigen gelang dieſe, faſt der ganze Zug war zuſammengeworfen, ehe man ein Vater Unſer hätte beten können; auf die Niedergeworfenen warfen ſich die Plünderer, wälzten ſich mit den Widerſtandleiſtenden am Boden; Geſchrei und Fluchen, ſchlagende Pferde und blutroth glimmende Fackeln, welche beſonnen die Räuber brennend erhielten, es war ein wildes gräuliches Bild. In der Mitte dieſes Bildes war ein grimmiger Kampf: wild ſchlugen die Reiter, wild bäumten die Pferde ſich, Jammergeſchrei ringsum von den von wilden Hufen Getretenen, Geſchlagenen. Zwei wilde kampfgewohnte Junker hatten ihre Mütter geleitet, wollten ihre Schweſtern beſuchen; Gibeli hieß der Eine, Gäbeli der Andere. Der Anprall hatte ſie nicht niedergeworfen, an Flucht dachten ſie nicht, ihre Schwerter hatten ſie freibekommen, gebrauchten ſie mit Macht, und mehr als eine der ſeltſamen Geſtalten, welche aus dem Boden hervorgewachſen, aus dem Nebel geballt ſchien, ſank heulend zuſammen. Kurt und der Landshuter ließen die Beute, warfen ſich ihnen entgegen, während die Andern die Tenne fegten und in Sicherheit brachten, was ſie errafft. Der Kampf war hart, die Junker waren keine Milchbärte, ſchienen im Feuer gehärtet, waren gut gerüſtet, machten den beiden Strauchrittern heißes Blut, heiß rauchte es aus mancher Wunde in die kalte Winternacht hinein; zweifelhaft war das Ende. Da floh windſchnell der Flumenthaler, der Fliehende gegen Fraubrunnen hin verfolgt hatte, vorüber, rief dem Landshuter was zu, führte im Vorüberjagen einen ſcharfen Hieb, traf Kurt ſtatt einen Junker und verſchwand im Nebel. Der Landshuter hob ſich hoch in den Bügeln, ſchmetterte ſein Schwert mit aller Kraft auf ſeines Gegners Haupt, daß daſſelbe betäubt ſich bog bis auf den Sattelknopf herab, ſprengte dann dem Flumenthaler nach der Emme zu. Vom Flumenthaler getroffen, doch nicht ſchwer, war Kurt plötzlich zwei Gegnern gegenüber allein; da erfaßte ihn eine ungeheure Wuth, was in der Hütte ſo raſch erloſchen, loderte jetzt doppelt ſo wild wieder auf; er hieb ſich frei, ſtürmte den Andern nach in den Nebel hinein. Sobald die Waffen ſchwiegen, hörte er von Fraubrunnen her wilden Roſſeslauf einer ganzen Schaar ſchon ganz nahe; da erſt ward ihm klar des Flumenthalers Verrath, der ihn den Feinden in die Hände liefern wollte. Tief in ſeines Roſſes Leib fuhren ſeine Sporen, und ehe ſie an der Emme waren, hatte er die Andern erreicht, hieb den Flumenthaler vom Roſſe, ſtürzte ſich auf den Landshuter; aber hinter ihnen ſchnaubten Roſſe, die Sorge für ihre Sicherheit trieb ſie auseinander und über die Emme. — Es waren nämlich in Fraubrunnen mehrere Edle aus der Umgegend eingeritten, um bei dem glänzenden Gottesdienſte im Kloſter die heilige Nacht zu feiern; auch von Bern waren Einige gekommen ihren Verwandten zu Lieb und Ehre. Als die von Solothurn immer nicht kamen, als es längſt Nacht geworden war, bangte man, es möchte ihnen etwas zugeſtoßen ſein, und die Herren wurden räthig, ihnen entgegenzureiten. Daß die Gegend unſicher ſei, war zwar bekannt, aber daß die Strauchreiter die Tollkühnheit haben ſollten, über einen ſolchen Zug herzufallen, daran dachte man nicht.

Bei allzulangem Ausbleiben von Freunden entſteht ein allgemeines Bangen, und in hunderterlei Geſtalten ſtellt ſich das Unglück dar, welches ihnen, wie man glaubt, begegnet ſein muß, bis ſie wohlbehalten vor Einem ſtehen, oder von Etwas betroffen, an das man eben gar nicht gedacht. In der kalten Winternacht ritten die Herren ſcharf, und gut war's, denn noch waren ſie oberhalb Bätterkinden, als die Flüchtlinge ſie anſprengten und Kunde brachten vom Ueberfall. Da ſpornten ſie die Roſſe zum ſchnellſten Lauf, verjagten die Räuber, und wer der Gegend in Etwas kundig war, jagte dem Geräuſche der Fliehenden nach; ſie fingen jedoch Niemanden, denn die Räuber kannten die Gegend doch noch beſſer, und bei Nacht und Nebel durch Sumpf und Buſch, Fluß und Wald Fliehende verfolgen, iſt ein ſchlimmes Unternehmen, welches man aufgiebt, ſobald man kann. Da die Verfolger ſo nahe hinter ihnen waren, ritt Kurt, um der allgemeinen Sicherheit willen, nicht auf die Hütte zu, ſondern hielt ſich rechts weiter hinauf. Die Rache kochte in ſeinem Herzen, blutig ſollte ſie ſein, das nahm er ſich vor, und noch in dieſer Nacht wollte er ſie vollziehen.

Die verfolgenden Feinde blieben zurück; Kurt ließ ab vom harten Jagen, und in dem Maaße, als ſein Hengſt langſamer ging, kühlte ſich ſein Blut ab, kehrte die Beſonnenheit zurück, raſcher als vielleicht vor einigen Jahren noch. Aber es bringen allgemach die Jahre dem Menſchen, der nicht ganz hirnlos iſt, die Beſonnenheit, welche die Kräfte wiegt und den Erfolg ermißt. Es war ja möglich, daß Hinterhalt gelegt, die Hütte geſucht, gefunden, umſtellt wurde, und war das Alles nicht, was ſollte er allein unter den Andern, allein, wo Alles gegen ihn, Niemand für ihn ſein würde? Denn wenn ſchon das Geſindel, welches ſich ſicherlich auch einfand, ihm am beſten wollte, weil es den größten Nutzen von ihm zog, ſo würde es doch in dieſem Falle es mit der Mehrzahl gehalten haben, wie üblich damals und jetzt. Müde und wundenmatt, nahm er ſich vor, heimzukehren und einen andern Tag zur Rache zu erwarten.

So ritt Kurt langſam über das Feld, auf welchem jetzt Utzenſtorf ſo unendlich lang ſich ausſtreckt, ritt dem Walde zu, hinter welchem ſein Schlößlein lag. Je langſamer er ritt, vor Verfolgung ſicher und um das Roß zu ſchonen, deſto ſchneller wirbelten ihm die Gedanken, welche ihm ſonſt ſo langſam kamen und gingen, durch den Kopf. Die Rache brütete Pläne, der Stolz des Geſchlechtes ſtieg in ihm auf, die Scham, daß er nichts Anderes geworden als ein Räuber, dazu die Stichſcheibe der Andern, regte ſich; die Frage: und jetzt, was willſt du? ſtand wie ein ſchwarzes Geſpenſt vor ihm in dem dicken ſchaurigen Nebel. In ſeine Gedanken verſunken, ließ er ſein Roß nach Belieben ſchreiten durch Nebel und Schnee, und da auf dem weiten Felde keine beſondern Merkmale ſtanden, welche anzeigten, ob man weiter oben oder weiter unten ſei, ſo kam er viel weiter unten an den Wald, als es ſonſt zu geſchehen pflegte; gerade unten an dem einzigen Hügel, welcher auf dem großen Felde und am

Walde liegt, der Willenrain geheißen; an demſelben merkte er, wo er war. Er hielt nun aufwärts ſüdöſtlich, ritt zwiſchen mächtigen Eichen dem Bachtelenbrunnen zu, wollte unten an der Bürglen durch den nächſten Weg nach Koppigen. Daß es die heilige Nacht war, daran dachte er ſchon nicht mehr, viele Gedanken auf ein Mal barg er in ſeinem Kopfe nicht; hätte er noch daran gedacht, er hätte ſicherlich den Bachtelenbrunnen und Bürglen gemieden, denn daß es dort in der heiligen Nacht nicht geheuer war, das war ihm gar wohl bekannt. Es war eine rohe wilde Zeit, roh und wild war zumeiſt, was im Leben ſich zeigte, daneben mochten wohl in vielen Herzen herrliche Gefühle blühen, der Friede Gottes ſich wölben, ein hehrer Geiſt durch viele Häuſer wehen, denn große Thaten ſah man hie und da in's Leben treten, die einen tiefen Grund haben mußten, nur von hoher Kraft geboren waren. Roh wie ſeine Zeit, war Kurt; das Zeichen des Kreuzes machte er wohl in Nothfällen, aber deſſen Bedeutung kannte er kaum; an den Teufel glaubte er ebenfalls, wie wir geſehen, und aus dieſen beiden Stücken allein mochte ſeine Religion beſtanden haben. Im Walde herrſchte ein ſchauriges, unſichtbares Leben; über den Eichen ſchwirrte mit ihrem gräulichen Rufe die Wiggle, es rauſchte in den Büſchen, wilde Schweine ſchnauften vorüber, hungrige Wölfe heulten durch die Nacht, jagende Füchſe kläfften langſam und furchtſam hier und dort. Kurt achtete nicht darauf, es waren ihm gewohnte Dinge; an irgend einen Fang dachte er nicht, er war zu abgeſpannt dazu. Matt und vorſichtig ſchritt ſein Hengſt durch den Wald, ſeit ihn die Sporen nicht mehr trieben; er hatte einen gar zu ſtrengen Tag gehabt. Auf einmal begann er unruhig zu werden, warf hoch auf den Kopf, drängte zur Seite, ſchneberte gar wunderlich in die Nacht hinein, zuckte zuſammen mit dem ganzen Leibe, weckte Kurt, daß er achtſam ward, feſt in den Sattel ſich ſetzte, und mit Kunſt und Gewalt das Roß zuſammennahm und vorwärts drängte. Anfangs glaubte Kurt ein wildes Thier in der Nähe, vor welchem das Roß ſcheute; aber von einem ſolchen war nichts zu merken, es erfolgte kein Angriff, er hörte kein verdächtiges Geräuſch, und doch je weiter er in den Wald hineinkam, deſto heftiger ſchlotterte das Roß, drängte rückwärts, bäumte ſich, drehte ſich rundum auf den Hinterbeinen. So Etwas hatte Kurt nie erlebt; er brachte ſein Roß mit Angſt und Noth hinaus bis auf den Platz, in deſſen Mitte der Bachtelenbrunnen quillt, und ward dabei ſelbſt angeſteckt von des Roſſes Angſt und Beben. Es war ein gar vortreffliches Roß von edlem Blute, ein vielbewährtes, das einzige Geſchöpf, welches Kurt ordentlich am Herzen lag und dem er ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte; draußen auf dem Platze ſtellte es ſeine Beine vorwärts, ſtemmte ſie mit aller Gewalt gegen den Boden, als ob ſie wurzeln ſollten in demſelben, nicht Sporn, nicht Schlag, nicht Fluch brachten es mehr weiter. Es wurde Kurt nicht geheuer im Sattel, er ſpähte, ob nicht Etwas im Wege liege: ein grimmiger Wolf, ein todter Menſch oder ſonſt ein Weſen, welches Pferde ſcheuen. Er ſpähte umſonſt; blank war der Schnee und ſtille war es hier, keine Eule ließ ihren Ruf ertönen, kein Wolf heulte durch die Nacht; da ſchien es ihm, als verdichte ſich vor ihm der Nebel zur ſchwarzen Wand und langſam klaffe dieſe wieder auseinander, es wölbe ſich ein ungeheures Thor, hinter demſelben ſei grauſe Finſterniß, ein unendlicher Abgrund. In dieſer Finſterniß begann es zu brauſen und zu toben, und näher und näher tobte es, wie aus des Berges Bauch der Bergſtrom tobt. Es war, als rolle aus dem Abgrund herauf ein fürchterlicher Knäuel wirrer Töne, im Heranrollen entwirrten die Töne ſich, Hundegeheul erſcholl, Jagdgeſchrei wüthender Jäger, des Waldes Thiere alle heulten durcheinander wie in Todesangſt. Wie der Blitz durch den Himmel fährt, der Gedanke durch die Seele, vom Auge in's Herz hinab die Angſt, brauſte durch's ſchwarze Thor auf ihn ein die wilde, die wüthende Jagd; gräßlich ſchrie ſein Hengſt auf, wandte ſich in wüthendem Jagen zur Flucht. Da ſchien es Kurt, er ſchrumpfe mit ſeinem Roſſe zu einem Thiere zuſammen, es war ihm, als ſei er das Wild geworden, hinter ihm her raſe die wilde, die wüthende Jagd; war er zum Schwein, war er zum Hirſch geworden, er wußte es nicht, aber jedes Haar auf ſeinem Felle ſträubte ſich, jedes Haar ward zum Auge, und jedes der tauſend und tauſend Augen ſchickte Todesangſt und Höllenpein in's Herz hinein; jedes Auge ſah andere Gräuel, eigene Schreckniſſe, jedes füllte das Herz mit unſäglicher Angſt, trieb zu ſchnellerem Laufe. Hinter ſich her ſah Kurt die ſchrecklichen Jäger, ſah ihre Augen voll hundertjähriger Gluth, Flammen aus hundertjährigen Bärten, ſah ſie Speere ſchwingen, Bogen ſpannen, ſah hinter ihnen drein, ſchwarz wie die Nacht, den Herrn der Jagd. Nacht war ſein Roß, ſein Geſicht, ein glühender Ofen, war einer ſchwarzen Wolke zerriſſener Schooß, der Strahlengarben ſprüht auf die bebende Erde. Kurt an den Ferſen ſaßen die Hunde mit Höllengeheul und Menſchengeſichtern zahllos, gräßlich, und mit ſeinen zahlloſen Augen ſah er jeden Hund, jeden Zug in allen Geſichtern, und er kannte ſie alle. An ſeinen Ferſen zunächſt hing ſein Vater, ein ſchrecklicher Wolfshund mit blutigem Maule, mit dieſem um die Wette ſchnappte nach ihm eine wüthende Dogge; der Kopf eines Krokodils ſaß auf ihrem Rumpfe, aber er wußte, es war ſein Großvater, nebenbei jagten ſchäumend und zähnefletſchend Großmutter und Mutter, die ſchreckliche Grimhilde, hinterdrein die Ahnen allzumal, die Verwandten alle in großen Schaaren, verſtorbene Freunde, Bekannte mit grauſem Geheul und aufgeſperrten Rachen, ein ſchreckliches Höllenheer. Rings in Buſch und Wald ſah er hundert und aber hundert Geſichter und die Geſichter kannte er alle. Es waren die Geſichter Aller, welchen er Leid zugefügt im Leben, ſie geſchlagen, niedergeworfen, beraubt, erſchlagen; Alle jauchzten zur wilden Jagd, riefen: Hatz, Hatz! Ho Saſſa! Ho Saſſa! und gellend jauchzte vor Allen und klatſchte und hetzte ein mageres gelbes Geſicht, und Kurt kannte es wohl: es war das Geſicht des Hauſirers, des erſten Menſchen, den er meuchleriſch erſchlagen. Wilder heulte dann die Meute ihm nach, gieriger ſtürmten die Hunde auf ihn ein, hieben in ſein Fleiſch die Zähne; aus Buſch und Wald brachen andere Thiere, verrannten ihm den Weg, bäumten ſich ihm entgegen, und er kannte auch dieſe Thiere: es waren Roſſe, welche er mißhandelt, grauſam hatte hinſchmachten laſſen, oder muthwillig ſie verſtümmelt; es waren zahlloſe Thiere des Waldes, denen er unnöthige Pein verurſacht, dem erlaubten Tode unnöthige Marter beigefügt. Ja die Vögel des Himmels, welchen er boshaft die Neſter zerſtört, muthwillig ſie geängſtigt und gelähmt, umflatterten ſein Haupt, ſchlugen mit den Flügeln ihm in's Geſicht, ſuchten ihn zu blenden; ja die Thiere der Tiefen: Fiſche, Fröſche, Aale, Schlangen, die er ſchrecklich zu Tode hatte ſchmachten laſſen, wälzten ſich auf ſeinen Weg, drängten ſich unter ſeine Füße, damit er gleite, falle, den Höllenhunden zur Beute werde. Immer grimmiger ward die Jagd, immer hölliſcher heulten die Hunde, wüthender, näher brauſten hinter ihm her die Jäger, wilder, zorniger umdrängten ihn die Thiere von allen Sorten, und in den Büſchen mehrten ſich immer noch die Geſichter, riefen hitziger, jauchzender ihr Hatz und Huß, ihr Ho Saſſa! Ho Saſſa! in die raſende Meute.

Kurt kannte den Wald, der zur hölliſchen Wildbahn geworden, gar wohl, war er doch kaum eine halbe Stunde von Koppigen, und keine Ecke darin, in welcher er nicht irgend ein Jagdſtücklein verübt hätte. Den Wald war er hinaufgetrieben worden auf der Utzenſtörfer Seite, bald durch lichtere Waldung, bald durch das dichteſte Gebüſch; war er in einer Lichtung, ſo bog er in's Gebüſch, im Glauben, es hemme die Jagd; aber weder Wald noch Buſch hielt das wilde Heer auf, keine Hemmung war für die ſchrecklich luſtigen Geſtalten. Als er oben im Walde war, wo das Feld gegen Kirchberg hin wieder beginnt, da wandte er ſich, und wie der Fuchs, hart gedrängt, ſeinen Bau ſucht, um vor den nachjagenden Hunden ſich zu ſichern, ſo ſtrebte Kurt inſtinktmäßig nach der Waldſeite gegen Koppigen hin in ſeiner Todesangſt. Immer blutiger umbrauſte ihn die wilde Jagd, in die Ohren hatten ſich Mutter und Großmutter verbiſſen, hinten ſchlug der Vater ſeine Zähne ein, die ganze Verwandtſchaft hing ſich in ſein Fleiſch; da konnte er nicht mehr fort, er war geſtellt, heranbrauſten die ſchrecklichen Jäger, voran der Ritter auf dem Roſſe der Nacht, mit dem Geſichte, flammend wie Höllengluth. Der Ritter ſtieß ihm den Speer in den Nacken, er fühlte, wie ſein Leben durchſchnitten war, der Knoten zerhauen, der die Seele feſthielt im Leibe. Aber er ſtarb doch nicht, Höllenſchmerz fluthete ihm durch Mark und Bein; Glied um Glied ziſchte, und wie abgebrannt durch hölliſches Feuer fiel es vom Körper, ſchien ein eigenes Leben zu erhalten, zu einem beſondern Weſen ſich zu geſtalten, und als die Glieder alle abgefallen waren, da traf ihn der Reiter auf dem ſchwarzen Roſſe mit grimmigem Peitſchenſchlage, daß ein Wehgeheul ihm aus dem Munde fuhr. Plötzlich war er zum Hunde geworden, zum alleinigen Hunde der Jagd, zum Höllenhunde; die andern Hunde waren verſchwunden oder ſaßen hoch zu Roß unter den Jägern. Nun brauſte auf ihn Jagdgeſchrei mit Hollah und Huſſaſſa, mit Speer und Peitſche hetzten ſie den einzigen Hund zur neuen wilden, wüſten Jagd; mit gräßlichem Geheule jagte er dem Gewilde nach, das vor ihm dahin ſtob. Es waren ſeine eigenen Glieder, zu ſeinem Weibe und Kindern hatten ſie ſich geſtaltet, ſein eigen Weib und ſeine Kinder waren es, die er jagte als Höllenhund mit gräßlichem Geheule; weinend und ſchreiend liefen, purzelten ſie vor ihm her, er hinter ihnen her mit hölliſchem Geheule, hinter ihm her die ſchrecklichen Jäger, mit Peitſche und Speer ihn treibend zur ſchrecklichen Jagd, zum fürchterlichſten Geheule. Näher und näher kam der Hund dem Gewilde, markdurchdringender ward deſſen Gewimmer und grimmiger und glühender trieben ihren Hund die Jäger zu immer raſcherem Laufe, zu immer gräßlicherem Geheule, immer wehlicher tönte des Wildes Gewimmer, immer näher kam der Hund. Zurück hinter den andern blieb das jüngſte der Kinder, ſchrie immer wehlicher, herzdurchſchneidender, je näher der grauſe Hund ihm kam; der Hund zögerte, hemmte den Lauf. Da, Funken ſprühend, fuhren der ſchrecklichen Jäger glühende Peitſchen ihm in's Fleiſch, laut aufheulend, daß ſtundenweit die Menſchen aus dem Schlafe fuhren, ſtreckten ſeine Glieder ſich zu weitem Sprunge, ein Wehſchrei des Kindes durſchnitt die Lüfte bis hinauf zum Himmel. Da wandte die Mutter ſich um, riß auf ihren Arm das Kind, floh den Kindern voraus in gedoppelter Eile weiter, nach ihren Kräften flohen die Kinder ihr nach. Da ward wieder das Jüngſte der Andern das Letzte, der Zwiſchenraum zwiſchen den vordern immer größer, der Raum zwiſchen dem ſchrecklichen Verfolger immer kleiner, immer herzzerreißender des Kindes Gewimmer, immer gräßlicher des nachjagenden Vaters Höllengeheul; die glühenden Zähne im ſchwarzbraunen Rachen wuchſen dem Kinde nach, immer wilder hinterdrein die Jäger, zorniger ſauſten die Peitſchen. In der Hölle Grimm und Angſt ſchnappte er auf, nach dem Kinde fuhren ſeine Zähne; ein Schrei, der den Reif von den Bäumen ſchüttelte, das Wild aus den Lagern jagte, die Fiſche in den tiefſten Grund, rief der Mutter; ſie warf ſich zurück und auf den zweiten Arm das Kind, warf ſich wieder voraus in gedoppelter Haſt. Aber wieder blieb der Kinder eins hinter den andern, lauter und lauter, herzzerreißender tönte deſſen Wehgeſchrei, hölliſcher fuhren in Fleiſch und Bein die Peitſchen dem Hunde, je näher deſſen Schnauze dem Kinde kam, ſchon klaffte ſie dicht hinter demſelben weit auseinander; ein gräßlicher Nothſchrei entfuhr dem Kinde, mit glühenden Speeren ſtachelten die Jäger den Hund, er ſprang ein auf das Kind, aber er faßte es nicht. Vor ihm ſtand die Mutter, welche die beiden Kinder abgeworfen, fuhr ihm mit dem Arme in den Rachen, hielt mit nackter Hand ſeine glühende Zunge feſt. Da floß es weich, kühl und leiſe ihm durch die Glieder, der Brand erloſch, ein ſüßes Mattſein, wie dem Müden vor dem Schlafe, kam über ihn; matt ſchlug er die Augen auf, und es war, als ſtünde nicht mehr ſeine Agnes, ſondern ein hehres Frauenbild vor ihm in himmliſcher Schöne, von blondem Lockenhaar umwallt, wie von einem goldenen Mantel. Alsbald ſanken ihm die Augen wieder zu, er ſtreckte die Glieder; Nacht ward es über ſeine Seele, es war ihm, als ſtürze er in eine Kluft, ſtürze immer fort, aber um das Ende des Sturzes wußte er nicht mehr, ſein Bewußtſein war ausgehaucht.

Wie es doch verſchieden zugeht in der Welt in der gleichen Stunde! Wie feierlich geht es wohl zu in der heiligen Nacht um die mitternächtliche Stunde im hohen Münſter, wenn gefeiert wird die Ankunft des Sohnes aus der Höhe auf Erden, wenn angebetet wird in der Krippe das neugeborne Kind, zu deſſen Füßen gelegt werden ſoll die erlöſte

Welt ſammt den Fürſten der Welt, das kleine Senfkorn, das zum weltbeſchattenden Baume werden ſoll; wie wild ging es zu zur ſelben Stunde erſt auf der Bätterkinder Haide, dann im Utzenſtorfer Walde, als hinter Kurt her jagte die wilde Jagd, als Kurt die eigenen Kinder hetzte, verleugnete ſein eigen Fleiſch und Blut, von der ganzen Hölle verfolgt, gepeinigt, getrieben in Pein, Noth und Wehe, zum Fraße der eigenen Kinder! Wie freundlich und lieblich iſt's, wenn im friedlichen Stübchen der Weihnachtsbaum brennt, zu mahnen wie es licht ward auf der dunkeln Erde, mitten in dunkler Nacht, und das Kindlein erſchien, das für die Kinder kam, und zu Gottes Kindern machen will alle Die, die zu Lichtes Kindern werden und an das wahre Weihnachtskindlein glauben, und die Kindlein überraſcht die Hände zuſammenſchlagen, freudig aufjauchzen über das helle Licht und die beſcherte Herrlichkeit und auf Erden ſich im Himmel glauben! Wie anders iſt's, wenn zur ſelben Stunde Kinder im Finſtern ſitzen und hungrig, es ihnen zu kalt iſt zum Weinen und zu trocken um's Gemüth zum Beten, ſie ſo daſitzen in Schlotter und Elend und es poltert zur Thüre herein oder an die Thüre ein wilder böſer Vater, oder es pocht an die Thüre und vor derſelben liegt auch eine Beſcherung: ein bewußtloſer Vater, den man hineintragen muß als Weihnachtsbeſcherung mitten unter die Kinder, die im Dunkeln ſitzen und in Schlotter und Elend. O, wie ſo anders geht es zu auf der gleichen Erde und zur ſelben Stunde! Verſchieden gehen auch die heiligen Tage über die Erde hin: einmal leuchtet am klaren Himmel die Sonne, lieblich iſt's, Erdbeeren gelüſtet es zu blühen, und auf's Neue lieb wird dem Menſchenkinde die mütterliche Erde; ein andermal iſt verhüllt der Himmel, die Stürme brauſen oder harter Froſt zieht das Herz zuſammen, unheimlich iſt's draußen, es flieht das Menſchenkind und ſucht eine künſtliche Heimath, ein warmes Gemach, und ſehnt ſich nach einer beſſeren Heimath, wo es ſo rauh nicht iſt, wo ſolcher Wechſel nicht iſt, es nicht ſo unheimlich iſt, wo ein freundliches mildes Wohnen iſt in unveränderter Klarheit.

Der Weihnachtstag, von welchem wir reden wollen, trug einen dichten trüben Schleier, Tag ſchien es nicht werden zu wollen, und als es Tag war, wollte es doch nicht Tag werden bis wieder die Nacht kam. Auch in Frau Agnes' Herz ſchien die Weihnachtsſonne nicht. Es war eine tüchtige (praktiſche, würde man dato ſagen) Frau, aber die höhere Weihe fehlte ihr doch: ſie ſtritt mit dem Unglück, und das war recht, aber im Streite ſuchte ſie nicht die Hülfe von Oben, und wenn das Unglück ſtärker war als ſie, wußte ſie nichts vom einzigen Troſte, und das war unrecht. Es war auch Nebel in ihrem Herzen, ſie dachte nicht an Weihnachten und ihre Segnungen; ſie dachte an ihre Kinder und ihre Noth, an ihren Mann und ihre Verlaſſenheit, kämpfte mit Zorn um Rath, wie ſie ſich aushelfen wolle in dieſer herben Zeit. Noch war es nicht Tag, als ſie von ihrem Lager ſich erhob, das Rad des Tagewerkes in Bewegung zu ſetzen. Eigenhändig ſchloß ſie das Thor, welches doch noch ganz war, auf, um eine Magd nach friſcher Milch zu ſenden. Es ſchien eingefroren das Thor; als ſie mit Macht es aufſtieß, fiel ein ſchwerer Körper ihr zu Füßen, als ſie niederſah, erblickte ſie Kurt bewußtlos. Sie ſchrie nicht hellauf, dazu hatte ſie zu harte Nerven, aber ein mächtiger Schrecken ergriff ſie doch, man kann es ſich denken; ſie glaubte ihn todt, erſchlagen oder erfroren, hierher geſchleppt von den Mördern oder aus den Händen derſelben hierher geflüchtet. Als ſie noch Leben in ihm fand, rief ſie nach Hülfe; er ward an die Wärme getragen, und in der Heilkunde nicht fremd, ſuchte ſie nach des Zuſtandes Urſache. Erfroren war er nicht, zerhauen war ſein

Körper, Wunden fand ſie, aber unbedeutende; aber ein ſchreckliches Fieber, welches ihn erfaßt hatte und mit ſeinem Leben rang, bemerkte ſie. Kurt war in treuen Händen, in treueren, als er es verdiente. Frau Agnes werweiſete nicht, was ihre Pflicht ſei und was nicht, was ſie ihm noch ſchuldig ſei und wie wohl es ihr eigentlich ginge, wenn das Fieber Meiſter würde. Frau Agnes that, was ſie glaubte, das gut ſei und was ihr möglich war; aber lange wollte der Tod nicht von der ergriffenen Beute laſſen, ſetzte von Neuem an, trieb Kurt in Fieberhitze und Angſt herum, ärger noch als im Utzenſtorfer Walde, daß Frau Agnes oft Hülfe nöthig hatte, den unbändigen Kranken feſtzuhalten auf ſeinem Lager. Allmälig wich der böſe Geiſt, aber langſam, zum Bewußtſein erwachte Kurt wieder, aber unendlich ſchwach war er, und wenn die letzten Ereigniſſe, welche er erlebt zu haben glaubte, wieder vor ſeine Seele kamen, ſo kam auch das Fieber wieder und warf ſeine Gedanken untereinander. Doch allmälig verglomm die Gluth, lichtete ſich das Bewußtſein, die hellen Augenblicke wurden häufiger, länger, die Gedanken zuſammenhängender, die Vergangenheit kam wieder in's Gedächtniß ſtückweiſe, aber umſonſt mühte er ſich, ſie zuſammenzuknüpfen mit der Gegenwart. Er fragte nach ſeinem Hengſte, aber Niemand wußte etwas von ihm, nie ward wieder eine Spur von ihm gefunden; dann fragte er, wer ihn hergebracht, und mehr als hundert Mal mußte Agnes erzählen, wann, wo und wie ſie ihn gefunden; aber wie er dahin gekommen, ward nie ergründet, nie begriffen. Die lange treue Pflege hatte Agnes ihrem Manne wieder näher gebracht; er lag da ſo weich, ſo matt, daß die Kinder ſich ihm näherten, daß ſie ihn wieder fragen durfte um ſein vergangenes Thun und Treiben, fragen, wo er geweſen und was ihm zuletzt bei vollem Bewußtſein begegnet. Kurt erzählte, was er wußte, ſein Herz war dem

Weibe wieder offen. Dies freute Agnes ſehr, und darin lag die Verſöhnung, für ſentimentale Zärtlichkeiten und Herzensergießungen fehlte Beiden der Verſtand; dazu kam noch bei Agnes das Erbarmen mit dem armen Kurt, der erſt von ſeinen Freunden verrathen, dann ſo Schreckliches hatte ausſtehen müſſen. Kurt war es, als ſei ihm ein Brett vor den Augen geweſen und jetzt abgefallen; er ſah nicht blos das Heilloſe ſeines Lebens vollſtändig ein, ſondern auch daß er der Narr Aller geweſen und von ſeinen ſogenannten Freunden und Bekannten es Niemand gut mit ihm gemeint, als vielleicht die Tochter in der Hütte; ſeine alte Verblendung war ihm rein unbegreiflich, denn jetzt ſah er Alles ſo klar und ganz anders. Er konnte ſich das durchaus nicht anders erklären, als daß er durch Trank oder Spruch verzaubert und verhert geweſen, wie ja bis auf den heutigen Tag der Glaube an Tränke, wodurch das Innere des Menſchen umgewandelt, in Liebe oder Haß entflammt werden könne, geblieben iſt. Der gute Kurt wußte ſo wenig als viele Menſchen noch heutzutage, wie wandelbar der Menſchen Herz iſt, wie abhängig von äußern Eindrücken, wie leicht es umſchlägt von einer Uebertreibung in die andere, heute verflucht, was geſtern ſein Lebensglück geſchienen, wie über Nacht einem Menſchen ganz andere Augen wachſen können, daß er am Morgen ſchwarz ſieht, was am Abende ihm weiß geweſen und roth, was er grün geſehen, wie noth es ihm daher thut, daß er Etwas habe, welches feſt bleibt, an dem er ſich halten kann, wenn es wirbeln will im Gemüthe und draußen wechſelt die Welt, wie auch der Taucher, welcher Perlen fiſcht auf des Meeres Grund, feſtgebunden bleibt und wieder ſich nach oben ziehen läßt, wenn unten ihm vergehen wollen Sinn und Gedanken, um friſchen Athem zu ſchöpfen und neue Kraft zu neuem Fiſchen; oder wie der Menſch einen ewig klaren

Spiegel haben muß in der Welt, darin ſich täglich zu beſchauen, wo ihm dann offenbar wird jeglicher Wandel in ſeinem Gemüthe, ſowohl zum Beſſern als zum Schlimmern, und jedes Verhältniß im wahren Lichte. So ward es wieder traulich in Koppigen, und die alte Liebe kam wieder in Kurt und Agnes, ſie wußten nicht wie. Wie geſagt, mit beſondern Herzensergießungen von Gefühlen über die Vergangenheit und Vorſätzen über die Zukunft gaben weder Kurt noch Agnes ſich ab, trugen einander auch gar nichts nach, ſondern ließen ſich von Herzen wohl ſein bei einander. Kurt fühlte zum erſten Male, wie wohl es dem Menſchen in ſeinem eigenen Hauſe ſein könne, die rechte Behaglichkeit nur im eigenen Hauſe wohne; es ſchauderte ihn ordentlich, wenn er in ſeiner Schwäche daran dachte, hinaus zu müſſen in die Kälte, zu jagen, zu fiſchen, zu ſtreiten, und wenn es ſo recht ſtürmte und ſauſte draußen, ſo ſtellte er wohl eine kurze Betrachtung an über den Unterſchied, am warmen Feuer ſitzen zu können, oder draußen im Schneeſturme reiten zu müſſen; er fühlte zum erſten Male, wie bequem dem Manne ein verſtändiges, ſorgliches Weib komme und wie gut das ſeine eigentlich ſei, und wie gut er es daheim haben könnte. Der Verſtand, dies einzuſehen, kam ihm erſt, als ihm das Bedürfniß kam, daß Jemand zu ihm ſehe, für ihn ſorge — in den erſten Jahren ſeiner Ehe wußte er davon nichts; auch trieb ihn jetzt kein Keifen und Zanken fort, den Krieg zwiſchen Grimhilde und Agnes hatte der Tod beendigt und Friede war im Hauſe, denn Agnes war eine ſtarke Frau, deren Obergewalt man ſich willig fügte; blos wo Schwäche iſt, iſt auch beſtändiger Aufruhr, ein ewiges Zanken um Macht oder Freiheit. Auch empfand Kurt eigentlich zum erſten Male Vaterfreuden und Vaterſtolz; bei ſeinem unſtäten Leben hatte er ſich um ſeine Kinder weder gekümmert noch kannte er ſie, er wußte nichts von ihren Eigenſchaften und Eigenthümlichkeiten, wußte alſo nichts von ihrer Entwickelung, hatte keine Freude zuzuſehen, wie in ihnen aufging bald dies bald jenes, wie zur Frühlingszeit in der Natur alle Tage etwas Neues. Eben ſo wenig kannten die Kinder ihren Vater, ſie hatten weder Freude, wenn er heimkam, noch hingen ſie an ihm, wenn er daheim war; ſie flohen ihn vielmehr, er war ihnen mehr der Böllimann *), mit dem ihnen gedroht war, wenn ſie nicht gehorchten, als der Vater. „Schweig, oder er nimmt dich! gehorche, oder der Vater muß es wiſſen, wenn er heimkommt!“ ſo hieß es. Jetzt waren die Kinder ſeine Kurzweil, die Bücher, mit welchen er ſich die Zeit vertrieb und jeden Augenblick etwas Neues lernte. Erſt jetzt wurden ihm die Kinder lieb, da er ſah, was an ihnen war, und jetzt hingen die Kinder am Vater, er war ihnen kein Böllimann mehr, ſondern in ihrem einſamen Winterleben war er ihr Mittelpunkt, recht eigentlich ihr Glück, deſſen ſie ſich alle Tage von ganzem Herzen freuten.

Da Kurt's Krankheit nicht raſch vorüberrauſchte, langſam nur die Kräfte kamen, die Schwäche langſam wich, ſein Leben außerhalb abgebrochen, Nichts ihn draußen zog, daheim es ihm ſo wohl war, ſo ward das Daheimſein ihm lieb, er ſchlug Wurzel im Hauſe, in das Leben des Hauſes ward er aufgenommen, wurde ein Theil deſſelben, ſo daß des Hauſes Leben auch ſein Leben war. So lange Winter und Schwäche Kurt in's Haus bannten, nahm er ſich der Kinder an, lehrte ſie Netze ſtricken, Schlingen flechten, Fallen machen, unterrichtete in den kleinen Kniffen in Feld und Wald, in Sumpf und Bach, in Allem, was Jürg ihn gelehrt, was er jung meiſterlich getrieben. Was das dann für eine Freude war bei den beiden älteſten Buben, pausbäckig, ſtämmig und doch

---

*) Ein Name, mit dem man die Kinder erſchreckt, Rübezahl z. B.

raſch und gelenkig, ganz Schweizerſchlag, mehr in ſich tragend, als man ihnen äußerlich anſah — wenn ſie auszogen mit ihrer neuen Gelehrſamkeit und neuen Netzen und Schlingen, und welche Freude, wenn Alles ſich bewährt hatte und mit keicher Beute ſie wiederkehrten! Sie hatten lange geſtümpert und doch gemeint, was ſie könnten und wie viel ſie vermöchten; um ſo mehr nun ſtaunten ſie den Vater an, der Alles unendlich beſſer wußte und konnte, und freuten ſich kindlich auf die Tage, wo er mit ihnen ausziehen wollte, wie er verheißen hatte. Er lehrte ſie Waffen machen und Waffen brauchen, und was das für ein Jubel war, wenn ſie mit den ſelbſtgemachten Armbruſten ſchoſſen, und wie ſie den Vater bewunderten, der auch hier Aller Meiſter war. Das Alles flocht eben Aller Leben in eins zuſammen mit unzerreißlichen Banden. — Eine trübe Beſcherung war es zu Weihnachten geweſen, als der bewußtloſe Vater der Mutter auf die Füße fiel, aber ehe der Frühling kam in's Land, war dieſe trübe Beſcherung zur reichſten geworden, die es geben konnte, zu einem wahren göttlichen Gnadengeſchenke: es war der Vater, der verloren war, wiedergefunden, welcher der kräftige Mittelpunkt eines neuen freudigen Lebens ward, ja durch welchen nun alle Kräfte belebt und geleitet wurden. Was kann aber einem Hauſe Herrlicheres werden, als ein ſolcher Mittelpunkt, der das Zerriſſene bindet, das Todte belebt, Alles lenkt zum Beſten und zu Aller Wohl? Agnes wurde nicht eiferſüchtig auf ihres Mannes neue Stellung, es freute ſie herzinniglich, daß es ſo war; ſie ſprach nicht darüber, aber ſie ward alle Tage hübſcher, ihre Bewegungen raſcher, ihre Mienen freundlicher, kurz, ſie ward ganz wie jung; man ſah es ihr wirklich an, ſie hatte verwunden alle Bitterkeit, hatte vergeſſen, was dahinten war, freute ſich deſſen, was jetzt war, verkümmerte ſich daſſelbe nicht durch Zagen und Zweifeln, ob es ſo bleiben werde, ſorgte blos dafür, daß es nicht anders werde durch ihre Schuld.

Als endlich die Sonne höher ſtieg, ihre Kraft den Froſt brach, den Schnee ſchmolz, den Schooß der Erde aufſchloß, die Zugvögel durch die Wälder ſtrichen, die aufgefrornen Waſſer ſich belebten, die Fiſche der Oberfläche ſich näherten, da erſt ging in Koppigen ein neues Leben an, den Kindern ein neuer Frühling auf. Kurt war ſo weit erſtarkt, daß er an ſonnigen Tagen in's Freie durfte, einige Stunden darin aushalten konnte. Was das nun für eine Freude war, wenn der Vater mit ſeinen Buben auszog, Theil nahm an ihrem Treiben, ſie die wilden Enten fangen lehrte, das Ausſpüren ihrer Neſter, ſie Schlingen legen lehrte den Schnepfen und den Fang der Füchſe und Dachſe, ihnen zeigte die beſten Stellen zum nächtlichen Anſtand, zur Lauer auf das Wild, welches zur Tränke wollte oder auf die Weide, ſie lehrte die großen Fiſche ſtechen oder werfen mit dem Ger (Wurfſpieß), oder ſie fangen an großen Angeln, die man an Weiden band und über Nacht im Waſſer ſchweben ließ! Welcher Jubel dann am Abend, wenn man reich beladen wiederkehrte, ſo viel Neues nun wußte, ſo viel Zuverſicht zu der eigenen Kunſt und Kraft Jedes gewonnen hatte! Kurt ſelbſt hatte die größte Freude und beſonders an der Buben Anſtelligkeit und Gelehrigkeit; aus den kleinen Anfängen ſchloß er auf Großes in der Zukunft, nach der gewöhnlichen Weiſe der Väter. Wenn Kurt dann Abends zu Hauſe war, kam eine große Müdigkeit in ſeine Glieder — er war oft noch matt zum Sterben — dann ſchwanden auch aus ſeinem Gemüthe Freude und Heiterkeit, und das alte Leben trat ihm vor die Augen und vor Allem deſſelben grauſiges Ende; doch nicht daß es ihn gelüſtet hätte in daſſelbe wieder zurückzukehren und neu es aufzunehmen; im Gegentheil, es graute ihm mehr und mehr davor, er konnte nicht begreifen, wie er ein Leben habe führen können in lauter Streit und Zorn, ein Leben, wo man erſt das Leben einſetzte um zu rauben, dann es noch ein Mal einſetzte, um des Raubes wieder los zu werden. Es plagte ihn die Reue mehr und mehr, Alle kamen ihm vor, welchen er Uebels gethan, oder gar ſie erſchlagen, und wenn er Alles ſchon nicht nach dem heutigen Maaßſtabe maß, ſo hatte er doch ſo viel auf ſeiner Seele, daß es auch auf einer damaligen Waage ſchwer ziehen mußte. Da war dann ſein Troſt eben die ſchauerliche Nacht im Walde; er dachte, das ſei nicht von ungefähr geſchehen, ſondern es hätte für ihn eine abſonderliche Bedeutung: der Teufel habe ihn nehmen wollen, dachte er, und verdient hätte er es; nun aber ſei er demſelben entriſſen und gerettet worden, alſo dem Teufel ſolle er nicht werden, ſondern für Jemanden beſſeres aufbewahrt, dachte er. Aber was Kurt eigentlich gerettet, das begriff er nicht; er dachte an ein ſilbernes Kreuz, welches ſie an ſelbem Morgen dem Müller abgenommen, das er zu verſpielen vergeſſen und noch bei ſich getragen hatte.

Dieſer Talisman ſchützt bekanntlich und wirklich vor dem Teufel; wer das wahre Kreuz bei ſich trägt, über den hat der Teufel keine Macht, aber das wahre Kreuz iſt weder eins von Silber noch eins von Gold, ſondern es iſt der Sinn, der willig und mit Dank trägt, was ihm Gott auferlegt. Mit dem Kreuze ward viel Unfug getrieben von je, doch wohl nie größerer als jetzt von Denen, welche das Kreuz in jeder Form und wo ſie es finden, verhöhnen und verſpotten (ärger als ehedem die reſpektiven Juden Jeſum am Kreuze verhöhnten), und jeglichen Kreuzesträger verhöhnen und mißhandeln, während ſie jeden Miſſethäter und jeden Uebelthäter hoch loben und preiſen. Dann dachte Kurt wieder an die Geſtalt, in welche ſeine Agnes zerfloſſen, als ſein Auge ihm brach, an das wunderbare Frauenbild mit dem goldenen Lockenmantel. War das ein von Gott geſandter Engel, der ſeiner Pein ein Ende gemacht und ihn vor ſeines Schloſſes Pforte getragen? In ſolchem Sinnen und Schauern ſchlief Kurt ein, erwachte am Morgen neu geſtärkt und ging mit ſeinen Buben an irgend ein munteres Tagewerk. Der Bachtelenbrunnen unten im Walde, wo oberhalb das verfallene Bürgeln liegt, in deſſen Nähe nicht gern Jemand des Tages kommt, geſchweige in der Nacht, ſeit die ſieben Brüder vom Teufel geholt worden waren, weil ſie ihr ſchönes Schweſterlein mit armen Kindern und Weibern eben am Bachtelenbrunnen erſchlagen; der Bachtelenbrunnen war der beſte Wildſtand rund in der Gegend, aber aus erklärlicher Scheu hatte Kurt denſelben bisher gemieden, ihn ſeinen Buben nicht gezeigt. Bei den gewaltigen Eichen, unter welchen die ſchöne Quelle aus der Erde quillt und gleich zum ſchönen Bache geworden, ſanft und ruhig durch die Gebüſche fließt, ſah es in hellen Nächten aus wie im Paradieſe: Thiere von allen Arten gingen zur Tränke, plätſcherten im Waſſer, ſpielten unter den Eichen. Wie ſchrecklich es aber dort auch ſein könne, hatte Kurt erfahren in der heiligen Nacht; kalt rieſelte es ihm durch die Glieder, wenn er daran dachte, darum floh er den Ort. Und doch hatte er es wiederum wie ein Kind, welches bei Mährlein und dunkeln Geſchichten an Leib und Seele zittert, in die finſterſte Ecke ſich birgt, und doch gerade zu ſolchen Geſchichten mit unwiderſtehlicher Gewalt immer wieder hingezogen wird, nicht ſatt ſich hören kann an ihnen. Es zog Kurt nach dem Bachtelenbrunnen hin, er mußte immer denken, wie es dort ſei, ob wohl Spuren zu ſehen von dem ſchweren Thore und Pferdehufe eingedrückt im weichen Boden um den Brunnen? Und wieder ſchauderte ihn, wenn er unwillkürlich dem Brunnen näher kam, und er eilte weiter. Es war in Kurt eben der wunderbare Zug im Menſchen, der eine wunderbare Luſt empfindet an der Angſt und dem Zittern, welche über den Menſchen kommen, wenn er im Geiſte das Nahen der Geiſter fühlt, das Rauſchen der geheimnißvollen Geiſterwelt vernimmt. Der Zug nach dem Brunnen ward endlich, wie es gewöhnlich geht, mächtiger als das Grauen davor. An einem ſonnigen Frühlingstage ſtreifte Kurt mit dreien ſeiner Jungen unterhalb Koppigen durch Sumpf und Feld nach Beute; er war durch ſeine Krankheit gezimmert worden, von üppiger Kraft ſtrotzte ſein gewaltiger Körper nicht mehr, ſeine Erſcheinung hatte nicht mehr das rohe Uebermächtige wie ehedem, doch hätte er jetzt den Meiſten beſſer als früher gefallen; ſtattlich war ſein Körper noch immer, männlich ſein Weſen, auf ſeinem Geſichte war das Wilde verſchwunden, hatte einem ernſten, beſonnenen Ausdrucke Platz gemacht. Deſto wilder thaten die Buben; wie junge Hunde in luſtigem Gampel (Gaukeln) um die Mutter, wenn ſie zum erſten Male mit ihnen zu Felde geht, tanzen in weitern und engern Kreiſen, ſo umgaukelten die Jungen den Vater, flatterten dem Wilde nach oder ſchlichen leiſe ihm nahe, ſprangen luſtig daher mit gewonnener Beute oder ſuchten Pfeile wieder, welche nicht getroffen, lachten ſich aus und balgten ſich, thaten übermüthig oder ſchämten ſich, je nach dem Erfolge ihrer Thaten. Gewild war beſtändig in ihrem Geſichtskreiſe. Es war nicht wie jetzt, wo man drei Tage wandern muß, ehe man ein Eichhörnchen ſieht oder einen Häher, und ſieben Tage, ehe man die Spuren eines Haſen findet, der vor acht Tagen da durchgelaufen. Wie man jetzt bei jedem Schritte auf Kinder und Bettler ſtößt, traf man damals bei jedem Schritte auf Thiere: Thiere waren auf den Bäumen, ſie liefen im Felde, ſie wimmelten in den Sümpfen, des großen Heerlagers, des Waldes nicht zu gedenken. Der Vater ſchritt gedankenvoll weiter, näher und näher dem Brunnen zu, miſchte ſich in die kleinen Fehden der Jungen nicht, aber wenn einer einen guten Schuß gethan auf einen Reiher im Sumpf oder ein Eichhörnchen, das neugierig ſeine Naſe hinter einem Baumſtamme hervorſtreckte, flog es hell über ſein Geſicht und ein gutes Wort kriegte der Junge. Noch waren die Eichen nicht belaubt, die ſelten ſich findenden Buchen rötheten ſich in den Aeſten, wie Mädchen in der erſten Liebe, es grünte im niedern Gebüſche, mit kläglichem Geſchrei trieben eiferſüchtige Häher ſich in den Eichen herum, in ſüßem Verlangen ruggete und girrte eine zärtliche Taube von hoher Tanne her, in ſtiller zarter Liebe hüpften die kleinen Vögel durch das niedere Gezweige und ſchwarze Amſeln koſeten ſüß und ſchoſſen dann raſch über den Boden weg von Tannenbuſch zu Tannenbuſch. Je näher Kurt dem Brunnen kam, deſto ſeltſamer ward es ihm zu Muthe; das wohllüſtige Grauen ſtrich in reichen Strömen durch ihn hin und zögernd ſetzte er ſeinen Fuß vorwärts. Die Jungen, welche die Sage kannten und gehört, was der Vater hier erlebt, drängten ſich um ihn, doch wenn eines der Gethiere ihnen zu nahe kam, hielten ſie ſich nicht, ſondern brachen aus, und als ſie von Weitem den gelben Glanz ſahen, der von den ſchönen gelben Frühblumen, hier Bachtelen, woher auch der Brunnen den Namen trägt, andern Orts Glockenblumen genannt — durch die Bäume ſchimmerte, jubelten ſie laut auf, vergaßen, was ſie wußten, ſtürzten ſich auf das, was ſie ſahen, wie es oft geht in der Welt. Aber ernſt rief ſie der Vater zuſammen, und alsbald drängten ſie ſich wieder um ihn her.

In ſtillem Frieden und hellem Sonnenlichte lag der Platz, mit goldenen Blumen dicht beſetzt, wie mit ſilbernen Sternen der Himmel. Wie war es ſo ganz anders hier, als in jener Nacht, wo hier das Thor der Hölle ſtand vor Kurt, wo aus demſelben der Hölle grimmigſte Gebilde quollen und auf Kurt einbrachen mit unerhörten Schreckniſſen. So wechſelt nicht bloß dieſer Platz ſeine Geſtaltung, ſo wechſelt das Leben Geſtalt und Farbe, und dieſer Wechſel, der alle Tage wiederkehrt, bleibt doch wie ein Fremdes dem Menſchen, an das er nie Glauben faßt; wohl ein ſicheres Zeichen, wie in ſeiner innerſten Natur der Glaube an das Ewige, Unveränderliche lebt, ſeine innerſten Triebe nach dem Ewigen, Unveränderlichen gehen. Da liegt die Thorheit, daß er auf Sand ein feſtes Haus bauen will, daß er im Vergänglichen das Unveränderliche ſucht. Lange ſtand ſtaunend Kurt am Rande über der Quelle unter einer weitäſtigen uralten Eiche, welche noch ganz andern Wechſel geſehen als Kurt; auf einmal ſah er mitten unter den Blumen ein Weſen ſitzen, golden wie die Blumen, aber größer: die hohe Königin unter ihren niedern Dienerinnen. Es war, als ob das Weſen ſein geharret, denn ſobald ſein Auge es erſchaut, erhob es ſich; es war der Engel im goldenen Mantel, welcher ihm im ſchrecklichſten Augenblicke entgegengetreten, den Bann gelöſt, ihn gerettet hatte. Es war ein wunderherrliches Frauenbild, als es aufgerichtet vor Kurt ſtand, goldene Haare floſſen in nie geſehener Fülle, einem goldenen Mantel gleich, um die hehre Geſtalt, mild leuchtete im Angeſicht, gleich freundlichen Sternen, ein blaues Augenpaar. Kurt bebte; ſollten die Schreckniſſe wieder beginnen? Da machte die Frauengeſtalt das Zeichen des Kreuzes über ſich, über Kurt und ſeine Kinder und ſagte: „Ich harrte dein, wohl dir, daß du kommſt! Dir vertraue ich dieſen Brunnen an, wahre ihn mir, rein und heilig; ſorge dafür, daß Ruhe um ihn ſei, daß kein Blut ihn röthe, von Menſchenhand vergoſſen, keine Waffe die Eiche treffe, an welcher du jetzt ſtehſt, alles Wild hier ſicher ſei, eine ſichere Freiſtätte hier ſei vor des Menſchen blutigem Sinne. Dienſt du mir ſo, wahrſt du mir dieſe Stätte, dann ſoll dein Haus geſegnet werden an dir und Kind und Kindeskindern reich vergolten, was du mir gethan.“ Da neigte ſich Kurt und gelobte den Willen zu erfüllen ſo viel an ihm, und als er ſich erhob, war der Engel verſchwunden; Kurt hätte dies für ein Traumbild gehalten, geglaubt, eine täuſchende Blendung erfahren zu haben im gelben Blumenglanze, aber ſeine Knaben hatten die Erſcheinung auch geſehen, die Worte gehört. Jedem der Knaben war ſie anders verſchwunden: der eine ſah ſie verſinken in die Blumen oder in den Brunnen, er wußte nicht beſtimmt, in welches von beiden; der zweite ſah ſie in die Eiche gehen; der dritte ſah ihr goldene Flügel wachſen, ſah ſie ſchweben zum Himmel auf. Sie ſahen nie wieder ſitzen am Brunnen den goldenen Engel, wie oft ſie ihn auch ſuchen mochten, aber hold und lieblich, in unverwiſchtem Glanze leuchtete Jedem die holde Erſcheinung im Gemüthe, ſo lange er lebte. — Frau Agnes klagte oft, daß ſie das Bild nicht geſehen und hoffte lange auf deſſen Erſcheinung, aber umſonſt, ſie ſah es nie. Was Kurt verſprochen, hielt er; der Platz ward ihnen zum heiligen Platz, geweiht mit hohem Kreuze. Hier wurde kein Bogen mehr geſpannt, kein Speer geworfen, keine Falle geſtellt, kein Netz ausgeworfen, kein Thierlein ward hier geſtört im Spiel unter den Eichen, im Trinken am Bache, im Gaukeln durch das klare Gewäſſer. Aber Blumen ſammelten im Frühjahre die Kinder, ſchmückten mit großen Sträußen die Häuſer, und im Herbſte ſammelten ſie auf dem Platze die Reckholderbeeren (Wachholderbeeren), Kranken zur Erquickung, Allen zur Stärkung; nirgends waren die Glockenblumen goldener, die Reckholderbeeren kräftiger als auf des goldenen Fräuleins geweihtem Platze. Aber von derſelben Stunde an ging auch des Fräuleins Verheißung in Erfüllung. Kurt ward geſegnet; ſeine Aecker trugen wieder, kein Mißwachs ward auf ihnen geſehen, ſein Vieh mehrte ſich, keine Krankheit verzehrte es, ſeine Jagd war reich, was er unternahm gelang, ſeine Dienſtleute hatten Glück in allen Dingen und hingen an ihrem Herrn von nun an mit Leib und Seele. Mit ſeinen alten Genoſſen hatte Kurt für immer gebrochen. Anfangs dachte er an Rache, aber er gab ſie auf, er war zu glücklich und zu beſonnen, um ſelbſt wieder ſein Glück zu ſtören. Der Flumenthaler war todt, die andern Spießgeſellen ſuchten Kurt einigemal auf, hätten gern wieder das alte Leben mit ihm fortgeſetzt, aber er fertigte ſie ab, daß ſie ihn fürder in Ruhe ließen; konnten ſie ihn nicht tödten, ſo hatten ſie Urſache ihn zu ſchonen, denn er wußte zu viel von ihnen. Eines Morgens ſtand eine wilde ſchwarzbraune Dirne vor dem Thore und bat um Einlaß. Es war des alten Sami's Tochter; er und die Alte waren geſtorben, die Dirne hatte die Hütte angezündet, Alles verbrannt, was darin war, und ſuchte nun Schutz bei Kurt; ſie ward aufgenommen und wurde der Frau Agnes treueſte Magd.

Als Kurt ein ehrbarer Haushalter wurde, welcher dem Seinigen treulich vorſtand, wurde er ebenfalls wieder ein geachteter Junker, den nicht blos ſeine Leute liebten, ſondern auf den auch noch Andere Etwas hielten. Es iſt kurios, aber die wahre Achtung geht immer vom Hausvater aus, in den höchſten und in den niedrigſten Ständen, unter Heiden, Türken, Mohamedanern und ſelbſt unter den Juden, wie ſehr die auch am Fleiſche hängen. Paulus ſagt nicht umſonſt: „Wer ſeinem Haushalt nicht Vorſorge thut, iſt ärger als ein Heide!“ — Auch unter den Edlen gewann Kurt ſeinen Platz wieder, er ward ein Mann, zu dem man Vertrauen hatte, und allenthalben war er ein gern geſehener Gaſt. Die Verlegenheit, wie mit Ehren in die Welt kommen, in welcher er und Jürg geweſen war, plagte ihn nicht in Beziehung auf ſeine Kinder: einem Ehrenmanne öffnen ſich ehrliche Wege in die Welt und durch die Welt, das iſt frommer Eltern Segen, der den Kindern Häuſer baut. Kurt's Söhne lernten in edlen Häuſern das Waffenhandwerk und übten es unter ehrenwerthen Bannern. Kurt ward Bürger zu Bern und ſein Stamm erloſch daſelbſt; ſeine Güter kamen an das verwandte Thorberger Haus, mit Thorberg war nach der Sempacher Schlacht 1338 auch Koppigen gebrochen und ſeither nicht mehr aufgebaut. Als der letzte Thorberger Peter zu Ende des Jahrhunderts die berühmte Carthauſe zu Thorberg ſtiftete, ſchenkte er ihr auch die Güter zu Koppigen. Auf dem Hügel, wo das Schlößchen ſtand, das Bühl genannt, ſtehen jetzt ſtattliche Bauernhäuſer, der Bauer iſt's, der das Land beſitzt, und zwar mit Recht; er hat nicht blos Brief und Siegel dafür, ſondern durch Fleiß und Verſtand iſt er des Bodens natürlicher Herr geworden, er zwingt denſelben zu großem Ertrage. Der Boden, der ehedem Frau Grimhilde und Jürg nebſt zwei alten Hunden dürftig nährte, erhält jetzt nicht blos über tauſend Menſchen, ſondern gab Manchem noch einen Reichthum, zu welchem Frau Grimhilde in ihren ſchönſten Träumen ſich nie verſtiegen hatte.

Wie Chriſten eine Frau gewinnt.

Vor einem großen Hauſe ſaß auf der Bank gegen die Straße eine ſtattliche Frau und rüſtete Bohnen; der Ochſe über ihr auf verwettertem Brette zeigte an, daß hier ein Wirthshaus ſei und ſie wahrſcheinlich die Wirthin darin. Das Haus lag hoch, vor ihm in freundlichem Boden ein kleines Kirchlein, ein heimelig Pfarrhaus in üppigen Bäumen. Darüber weg ſah man ſchöne Alpen und hinter ihnen erhoben die Schneeberge ihre königlichen Häupter; in den königlichen Purpurmantel, den alle Abende neu die Sonne um ſie wirft, waren ſie gehüllt. Es war ein ſchönes Luegen über's liebliche Land hinweg in's hehre Gebirge. Aber die Wirthin ſah es nicht; ſie war fleißig hinter ihren Bohnen, ſonderte ſie gut: die zarten von den harten, die kleinen von den großen; ſie mußte das im Griff haben, denn es waren dunkle Wolken auf ihrem Geſichte, ſchwere Gedanken mußten dahinter ſein; oft ſeufzte ſie tief auf.

Da kam langſam, mit krummem Rücken, am langen Stabe, ein altes kleines Weib; auf dem Rücken hatte es eine Hutte (Tragkorb), zu oberſt am Stabe baumelte ein großer Bündel Schwamm; der Wirthin zu lenkte es ſeine kurzen Beine. „Guten Abend geb' dir Gott, Anni!“ ſprach die Kleine zur Wirthin, die hoch auf fuhr bei dem Gruße, denn Bohnen und Gedanken hatten ihre Sinne gefangen gehalten. „Was erſchreckſt du mich ſo, Grit? aber ſei doch Gottwilchen. Kommſt vom Himmel oben runter, daß ich dich nücht gemerkt, bis du auf mir oben warſt?“ „Den Weg komme ich,“ wo andere Male,“ antwortete die Kleine; „mein', wenn ich einmal oben wäre, ich käme nicht wieder herunter. Aber ſo reiche Weiber haben oft gar tiefe Gedanken und müſſen [illegible] faſt zu Tode ſinnen, wo ſie mit dem Gelde hin wollen, wohin mit Garn und Flachs. Kiſten und Kaſten ſind voll und in den Spycher mag auch nichts mehr. Doch was ich habe ſagen wollen: mangelſt Etwas, Anni? Schwamm oder Seiſe, oder Schmockwaſſer?“ „Muß luege, Grit,“ ſagte die Wirthin, „wird aber nicht ſo preſſiren; komm, ſitz ab, wirſt doch wollen hier übernacht bleiben?“ „Gern,“ ſagte Grit, „aber bei Anni, nicht bei der Wirthin; einen Batzen Schlafgeld vermag ich nicht.“ „Hab' dir auch noch nie einen gefordert, oder?“ „Nein, nein,“ ſagte Grit, „wenn alle Weiber ſo wären, wie du, es wäre noch dabei zu ſein; aber es ſind deren, die alle Tage wüſter werden, und Einem die Haut über den Kopf zögen, wenn ſie nicht an den Zähnen hängen bliebe.“

„Wo kommſt her?“ fragte die Wirthin. „Unten herauf aus den Dörfern,“ ſagte Grit. „Wollte dort noch eine alte Schuld einziehen, haben es verflümert wüſt gemacht; denen will ich es eintreiben, hab' es ihnen aber auch geſagt, ſind erſchrocken, haben müch heißen zurückkommen, aber was halt Grit geſagt hat, das hat es geſagt.“ „Haben ſie es dir abgeleugnet?“ fragte die Wirthin. „Nein, das nicht,“ ſagte Grit; „es iſt von wegen einer Heirath geweſen. Das ſind wüſte ungereimte Leute, Kuderjoggis ſagt man ihnen, aber reich und haben einen einzigen Sohn, es völliges Fülli von Kalberochtigi (Tölpelhaftigkeit). Der hätte heirathen ſollen, aber Keine hat ihn wollen; wenn ihn Eine hat kommen ſehen von Weitem, ſo iſt ſie geflohen oder hat dem Vater gerufen, er ſolle doch der Gottswille ihr zu Hülfe kommen. Das haben die Leute nicht erleiden mögen; es hat ſie faſt tödten wollen, daß Keine ihren Sohn hat wollen. Endlich kommen ſie hinter mich, halten mir an, was ſie mögen, daß ich ihm zu einer Frau verhelfe, und verſprachen mir vier Kronen. Zwei haben ſie gleich auf der Hand gehabt, und zwei mir verſprochen, wenn die Heirath vorbei ſei. Ich habe ungern die Hände darin gehabt; aber was habe ich machen ſollen? Unſereiner muß den Kreuzer nehmen, wo er ihn findet; aber ſo dumm hätte ich nicht ſein ſollen, den halben Lohn ſtehen zu laſſen, bis nach der Hochzeit; weiß man doch wie es geht, wenn die Leute einmal haben, was ſie wollen! Wie hat es der reiche Bauer zu Taubeligen gemacht, als der Habermehler ihm die Dublonen nachgefordert hat, welche er ihm verſprochen, wenn er ihm z'beſt rede bei ſeiner reichen Frau? Beide Beine hat er ihm krumm geſchlagen, daß er ja jetzt noch ſo wunderlich laufen muß. Aber ſo geht es Einem, wenn man ein gutes Herz hat und meint, allen Leuten helfen zu müſſen! Ich wußte ein Mädchen, ein hübſches, nicht das liſtigſte, aber werchbar, und das gruſam gern einen Mann gehabt hätte. Es iſt alleine bei ſeiner Großmutter geweſen; die hielt es ſchrecklich eingeſchranket, ließ es nirgends hin; das erleidete dem Mädchen übel, und etwas Vermögen war auch noch da. Hierhin gehe ich, rühme der Großmutter die Leute und den Kerli, daß es mir wahrhaftig manchmal vor den Athem gekommen iſt; gewiß nicht blos für zwei Kronen habe ich gerühmt, ſondern für viel Dublonen. Es iſt aber auch nöthig geweſen, nicht bei dem Mädchen — das iſt hoch aufgeſprungen vor Freude, als es gemerkt hat, daß es um einen Mann zu thun ſei — aber bei der Großmutter. Die war eine gar mißtreue Frau und ließ das Mädchen ungern von ſich, und doch hat ſie ihm nicht ganz vor einem Manne ſein wollen; die war lang genug in der Welt, um zu wiſſen, was das kann, wenn man einem Mädchen vor dem Mannen (Heirathen) iſt. Sie hat gruſam g'fragt und ſeip, aber endlich hat ſie ſich b'richten laſſen. Aber wo ſie den Kerle geſehen, ſo wäre beinahe Alles in Krebsgang gekommen, er hat ihr in Gotts liebe heilige Name nicht gefallen wollen, und was ich da habe müſſen reden und rühmen und an die Sache thun, bis ſie endlich doch vom Brett gegangen, es glaubt es kein Menſch. Vor vierzehn Tagen war die Hochzeit. Geſtern mache ich mich auf den Weg und will das Eingeſtellte holen; aber wohl, da kam ich wüſt an, und zuletzt mußte ich Gott danken, daß ich eine ganze Haut davonbrachte; um die zwei Kronen war ich geprellt. Die Alten haben mir wüſt geſagt, was ich ihnen für ein bös Menſch in's Haus gebracht. Der Bub, wo jetzt ein Mann ſein ſollte, hat mich prügeln wollen, weil ich ihm ein ſo dummes Menſch aufgeſchwatzt, und ſogar die Junge iſt mir mit dem Beſen nachgelaufen und hat mir alle Schande nachgebrüllt, weil ich Schuld ſei, daß ſie in zwei Wochen ſchon drei Mal geprügelt worden. Und was vermag ich mich doch deſſen, warum thut das Babi nicht witziger? Das iſt mein Dank geweſen für ſo viel Mühe; aber es geſchieht mir recht, habe ich doch gewußt, was das für Unfläth ſind, warum habe ich ihnen getraut und ſie nicht gezwungen, mir alle vier Kronen gleich zu geben; ſie hätten es gerne gethan, es iſt ihnen zu ſehr angſt geweſen um ein Söhniswib; aber ſo geht es Einem, wenn man ein gutes Herz hat. Aber wohl, denen habe ich nicht für zwei, ſondern für mehr als hundert Kronen Sachen angewünſcht; das iſt der Troſt, wo ich habe bei der Sache. Jetzt habe ich mich verredt und verſchworen, in ſolche Sachen hätte ich meine Finger nicht mehr; zuerſt muß man reden, daß man ſich faſt ein Gewiſſen daraus machen muß, und zuletzt bekommt man nichts dafür, als vielleicht noch Schläge.“ „Ja, ja,“ ſagte die Wirthin, „es giebt heutzutage wüſte Leute; aber Alle ſind doch nicht ſo. Gottlob! Wo wareſt über Nacht?“

„Auf dem Kabisgrat. Das ſind auch noch gute Leute, b'ſunderbar brave, wie man ſie ſelten antrifft in dieſer böſen Zeit; den armen Leuten gönnen ſie die Sache noch, und für ſo eine alte Frau, wie ich bin, haben die noch ein Bett, und heißen ſie nicht in den Stall hinaus, es mag Wetter ſein wie es will und Sommer oder Winter. Sie haben es aber auch, einen ſolchen Hof und Ausgeliehenes, es weiß kein Menſch wie viel, und dazu ſo gar nicht hochmüthig, ſo g'mein und niederträchtig mit jedem Menſchen, daß es eine rechte Freude iſt. Und was die werchen, man glaubt es nicht, einen ſolchen Hof und faſt keine fremden Leute!“

„Sie werden öppe keine haben und behalten können,“ ſagte die Wirthin.

„B'hütis, was denkſt du, Anni?“ ſagte Grit, „Leute mehr als genug; ſie laufen ihnen faſt das Haus ab. Denk' doch auch, gute Leute und gutes Eſſen, wer wollte da nicht gerne ſein. Und das Eſſen iſt haupttändiſch (ausgezeichnet) brav, ich muß es ſagen. Oeppe bei dir und ein paar andere Orte ausgenommen, trifft man es nirgends ſo an. Z'viel iſt nicht an die Sache gethan, öppe ſo uvernünftig Anke oder Schmutz (zerlaſſenes Schweinefett), wie es nicht einmal geſund iſt, iſt nicht daran, ſondern ebenrecht, aber ſie mögen ſich die Mühe nehmen zur Sache zu ſehen und verſtehen es b'ſunderbar wohl. Das iſt die Hauptſache.“ „Sie werden öppe nicht viel anders machen als das,“ ſagte die Wirthin, „und wenn man einen ganzen Tag dazu nimmt, ſo iſt es wohl möglich zu kochen, daß es die Leute eſſen mögen; aber viel ausgerichtet iſt damit nicht; die Sache muß doch erſt [illegible] ſein, ehe man ſie kochen kann.“ „Du biſt läy (un[illegible] Anni,“ antwortete Grit, „es iſt dann nicht, [illegible] dervoll nichts macht als kochen. B'hütis, das macht die Mutter alleine, und auch ſie ſieht man noch oft im Pflanzplätz, öppe auf's Feld geht ſie nicht mehr, ſelb iſt wahr; aber für ſo viele Leute zu kochen, heißt Etwas. Die Mädchen, die ſind draußen von früh bis ſpät, und rühren das Wüſteſt alles an. Geſtern kam ich ſpät hinauf; da ſind die Mädchen noch draußen und b'ſchütten, ſtatt ſo um's Haus herum zu höckle, wie an manchem Orte nach dem Feierabend der Brauch iſt, und wo ich heute Morgen vor's Haus komme, da iſt Eiſi ſchon in der Matte und worbet das Emd (verwirft den Grummel), wo doch an den meiſten Orten das die Mägde machen, und zwar erſt nach dem z'Morgeneſſe (Frühſtück) und noch nicht fünfe war's. Wenn ich einen Bub hätte, das wollte ich zum Söhnisweib und kein Anderes. Leibshalb ſieht man kein Braveres; werchen kann es wie ein Knecht, das braucht man nie zu heißen, und dann gegen die Mutter iſt es b'ſunderbar ein Gutes; ich habe noch nie Eins ſo angetroffen, was es ihr an den Augen abſieht, thut es ihr, legt ihr die Hände unter die Füße, und nicht das kleinſte Unantwörteli (böſe Antwort) habe ich je gehört, das es ihr gegeben hätte. Und wegen dem Vermögen hätte es dann öppe nicht Manche zu fürchten im Kanton; einmal zwanzigtauſend Pfund kriegt es von daheim und vielleicht noch ein Mal ſo viel, wenn ſein Götti ſtirbt, der hätte ihm ſeine Sach ganz verſchreiben laſſen, wie man ſagt."

„Häb nit Müh," ſagte die Wirthin, „mit Rühmen verdieneſt du da Nichts, Grit; die donnſtigs Leute ſind mir zu gut bekannt, gerade die ſind es, die mir Kummer machen Tag und Nacht, daß ich nicht mehr eſſen mag, nicht mehr ſchlafen kann. Sie werden dich nicht umſonſt geſandt haben; [illegible] mir davon; hier verdienſt du nicht einmal zwei Kronen, geſchweige dann vier."

„B'hütis, Anni, was denkſt? ich geſandt deretwegen zu dir! Nein, da wollte ich doch mein Lebtag lieber Dornen ſpinnen, als dich irgend an einem Orte hineinſprengen, die beſte Frau, wo ich habe auf der Welt! Nein, aber was denkſt du auch? Geſagt habe ich ſchon hundert Mal, wenn Anni z'Tanne nicht wäre, es freute mich nicht mehr zu leben, es wiſſe kein Menſch, wie es mir ſchon manchmal gegangen wäre, und wo ich über Nacht hätte bleiben müſſen, wenn Anni z'Tanne nicht geweſen wäre. Aber ſag mir doch, was haben dir die Leute z'wider dienet, daß du ſie ſo auf dem Strich haſt und Kummer haſt ihretwege? Deppe viel bin ich nicht dort, aber brave Leute ſcheinen ſie mir und wo ich hinkomme, haben ſie den Ruhm. Prozedirt ihr etwa miteinander, öppe wegen einem Teſtament?"

„Hör', Grit," ſagte Anni, „wenn du einen Narr haben willſt, ſo mach dir einen hölzernen, aber laß mich ruhig. Glaubſt du, ich ſolle meinen, du wiſſeſt nicht, daß mein Chriſten auf den Kabisgrat zu deinem v— Eiſi geht, das wiſſeſt du nicht, wo im ganzen Kanton kein Huhn ein Ei legt, was du nicht weißt. Sie locken ihn auf alle Weiſe; ſie wiſſen, daß ich es nicht thun will; darum haben ſie dich geſandt, um gut Wetter zu machen. Wie viel haben ſie dir verſprochen, wenn du die Sache könneſt z'weg reiſe?"

„Glaub es mir oder glaub's mir nicht, von der Sache habe ich gar nichts gewußt; ich wohne zu weit da weg und komme zu ſelten auf den Kabisgrat und in die Umgegend, als daß ich wiſſen ſollte, wer zu jedem Mädchen geht, und geredet mit ihnen über ſolches habe ich erſt nicht. Sie würden einem ſolchen alten Kratten, wie ich bin, ſolche Sachen anvertrauen, ja wolle!" antwortete Grit. „Ich kenne ſie weiter nicht; aber daß ſie brave Leute ſeien, habe ich geglaubt, von wegen ich habe nie etwas anders von ihnen gehört; und du haſt mich ja gefragt, wo ich über Nacht geweſen, ſonſt wäre mir ja nicht einmal in Sinn gekommen, von den Leuten anzufangen."

„Gib ab, Grit! Hörſt, wir kennen einander zu lang und wiſſen, wenn Trumpf g'ſpielt wird. Selb b'richtet mich Niemand, daß du nicht wiſſeſt, wie ſie auf dem Kabisgrat auf dem Trocknen ſitzen. Ja, vor Zeiten ſind das reiche Leute geweſen; aber 's Großthun hat ihnen die Auszehrung angehängt. Wenn die Buben von Hauſe gingen, ſo hat der Vater geſagt zu ihnen: »Buben, wehret euch brav und wenn es tauſend Pfund koſten ſollte, ſo macht es Nichts.« So etwas braucht man wilden Buben nicht zwei Mal zu ſagen, ſie laſſen es ſich geſagt ſein; ſie ſchlugen, daß Fetzen davon fuhren, daß es manchmal nicht blos tauſend, ſondern zweitauſend Pfund koſtete, Schmerzengeld und Koſten; die Hälfte der Söhne immer baniſirt (verbannt) war und da ebenfalls ein Höllengeld verputzte. Nein, Grit! da wollte ich das Vermögen nicht mehr theuer; das iſt ein ausgedrückter Schwamm, es ſcheint noch der gleiche Schwamm, aber es iſt nichts mehr darin, wenn man genauer luegt."

„Ja," ſagte Grit, „von den Buben habe ich wohl ſchon gehört, denn ſolche Sachen kommen weit herum, aber etwas Schlechtes iſt das nicht; es heißt ja: das gebe die beſten Bauern, wo die tollſten Schläger geweſen. Aber von den Meitlene, da habe ich gar Nichts gehört. Es iſt möglich, daß ſie nicht ſo reich werden, wie ich geglaubt; aber werchbar ſind ſie und b'ſunderbar wohl verſtehen ſie Alles; das iſt am Ende für eine Bäurin doch die Hauptſache. Wenn man einen großen Kohlwagen von Dublonen hätte, was hilft's Einem, wenn man ein Babi zur Frau hat, die vom Halben nichts verſteht und das andere Halbe läz macht; keine Suppe, keine Röſti (geröſtete Erdäpfel), nicht einmal einen

Eiertätſch machen kann. Und werchbar ſind die auf dem Kabisgrat, b'ſunderbar anſchlägig; von ihnen habe ich immer nur Gutes gehört, und daß ſie ſolche Brüder haben, deſſen vermögen ſich doch die arme More (Tröpfe) von Meitlene Nichts.“

„Jetzt, Grit! ſchwyg, jetzt hab' ich's ſatt, ſchäm' dich! haſt nicht ein beſſer Herz für mich, gönnſt mir ſolche Menſcher zu Söhniswybern! Wenn ſelb iſt, ſo kann ich es auch machen ohne dich; öppe Schwamm hat man allenthalben.“

„Nein aber, Anni, werd' mir nicht bös, bin wäger aufrichtig wie ein ung'tauft Kind gegen dich, und im Himmel und auf Erden habe ich nichts Lieberes, wäger hab' ich nicht. Aber was ich nicht weiß, weiß ich nicht, und was ich nicht gehört habe, habe ich nicht gehört.“

„Sei das wie es wolle, Grit! ſo ſchweig mir von den Menſchern,“ ſagte die Wirthin. „Wenn ich ein Söhniswyb kriegen ſollte, das auf allen Tanzplätzen z'G'ſpött iſt, hier betrunken war und wie eine Sau ſich im Kothe wälzte, dort den Buben im Schooße ſaß oder ſie um den Hals nahm, — ich drehte ihr den erſten Tag den Hals um, und wenn ich's nicht vermöchte, ſo drehte ich mir ſelbſt ihn ab.“

„Nein aber,“ ſagte Grit, „ſövli ſchlecht, und hab' ich das nicht gewußt! Aber biſt du nit läz b'richtet, Anni? man ſagt gar Vieles in der Welt, die Leute ſind gar ſchlecht heutzutage.“ „Ja, Grit,“ ſagte Anni, „ſelb iſt wahr, und wer Einem ein X für ein U machen kann, hat ſeine Freude dran, die beſten Leute nicht ausgenommen; aber was ich weiß, iſt wahr, ſelber geſehen hab' ich's nicht, aber Leute haben es mir geſagt, die nicht lügen, und ſelbſt Chriſten hat Nichts dawider gehabt, als ich es ihm vorgehalten, und der Lausbub hat keinen Abſcheu an ſolchen Dirnen, das iſt was mich am täubſten macht.“ „Das iſt das beſte Zeichen,“ ſagte Grit, „daß er nur den Narren mit ihnen treibt, darum hab' nicht Kummer, Ernſt macht er nicht aus der Sach.“ „Das weißt du nicht, Grit,“ ſagte die Wirthin, „ſolch dr Narretreiben haſſe ich verflümert, zuletzt muß doch der der Narr ſein, welcher Andere dafür halten will: wie oft auch der Fuchs der Falle entrinnt, zuletzt giebt es ihn doch, es iſt Keiner ſo ſchlau, er findet am Ende eine noch Schlauere.“ „Weißt was, Anni,“ ſagte Grit, „weiſ' ihn an eine Andere hin im Ernſt; ſo vergehn ihm die Flauſe mit Eiſi auf dem Kabisgrat.“ „Weißt öppe eine Anſtändige, ein braves Meitli, wo Geld hat und eine Hausmutter giebt? es ſollte dein Schade nicht ſein, Grit,“ ſagte die Wirthin. „'S iſt bös,“ ſagte Grit; „es ſind ihrer Viele, die mannen möchten und wo man meinen ſollte, wie gut man es mache, wenn man ſie anſtelle, und hat man's gethan, ſo kommt Einem das Rechte erſt in die Augen, und man möchte ſich die Finger abbeißen. Ung'fraget miſche ich mich in ſolche Sachen niemals, aber ſchon manchmal habe ich gemeint, ich wolle auch nicht mehr B'ſcheid und Antwort geben, wenn man mich fragt. Wie gut man es meint, ſo ſollte man doch immer alleine Schuld ſein, wenn's nicht gut geht, und dann kann man auch öppis Läzes meine, hab's ja g'rad erſt erfahren. Aber weil du es biſt, ſo will ich dir in Gott's Name ſagen, was mir gerade jetzt in Sinn gekommen iſt, ich zweifle zwar, daß es viel abtragen wird.“

„Anni, Anni!“ ſchallte es um des Hauſes Ecke. „Wirſt wohl warten, bis ich komme,“ ſagte unwillig die Wirthin. „Was iſt dir in Sinn gekommen, Grit? ſag's geſchwind.“ „Anni, Anni, komm' doch recht, 's iſch Jemand da, ſie wollen öppis z'eſſe,“ rief es. „Die können warten, werden wohl Weile haben, und aus der Haut iſt noch Niemand gefahren, wenn nicht gleich da geſtanden iſt, woran ſie gedacht haben.“ Da kam der Stimme nach ein rüſtiges Mädchen und ſagte:

„D'r tuſig Gott'swille komm! es iſt Einer da, ich glaube es ſei der Amtsſchreiber, und noch Einer iſt bei ihm, e wüſte aber gruſam ſo e ſtolze und herrſchelige, vielleicht iſt's gar der Landvogt, die wollen was eſſen und Zapfenwein, ſie ſeien preſſirt, ſagen ſie, komm' doch recht auf der Stelle.“ „Ich wollte, ſie wären an z'Tüfels Kilbi! Was ich doch das donnſtigs Herrengeſchmeis haſſe, wo Nichts kann als befehle, und gränne über Alles, was man ihm aufſtellt. Sie haben die Art, immer da zu ſein, wo ſie nicht ſein ſollen, und kommen immer, wenn es Einem am Unbequemſten iſt, wenn man ſonſt alle Hände voll zu thun hat, die Donnſtige! Aber ſag' mir nur noch geſchwind, Grit, wen meinſt?“ fragte die Wirthin, indem ſie ihren breiten Schooß von Bohnen und Bohnenfaden ſäuberte.

„Guten Abend, Frau Wirthin, guten Abend!“ kam es um die Ecke, „ich muß ſehen, wo ihr ſtecket; wir möchten Etwas eſſen, ein Fiſchlein oder ſonſt etwas Gutes, wie man es bei euch findet, aber wir ſind preſſirt, der Bruder von unſerm Junker Landvogt iſt bei mir, er ißt gern etwas Gutes. — Was lebet ihr geng, my liebi Frau Wirthin?“ So ſprach eine kleine ſäbelbeinige Figur, blatternarbicht und ſchwarzgelb im Geſicht und eine Schnupftrucke (Doſe) in der Hand. „So, ſo, Herr Amtsſchreiber,“ ſagte die Wirthin, „ſo wie wir es gewohnt ſind, es geht immer wie es will und nie wie wir wollen,“ und machte dazu ein Geſicht, wie wenn ſie des Herrn Amtsſchreibers Schnupftrucke ſchlucken ſollte. „Pardieu,“ ſagte der Herr Amtsſchreiber, „klaget nicht; wem die Fiſche in die Bähre (Netz) laufen ungejagt, wie euch, ſoll nicht klagen. Wollte wohl gerne mit euch tauſchen.“ „Ihr [illegible] würdet euch wohl noch beſinnen, und von wegen den Fiſchen hat der Herr Amtsſchreiber nicht zu klagen, die fetteſten und größten jagt man in ſeine Bähre, und wenn ſchon hie und da ein Hürlig (kleiner Fiſch) ſich zu uns verirrt, ſo iſt's ebe nur e Hürlig, e klyni Krot (Kröte), und nur Grät ſtatt Fleiſch. Aber von wege'n den Fiſchen, wie wollt ihr ſie? gebacken oder an einer Sauce?" ſetzte die Wirthin raſch hinzu, um der Antwort auf ihren Hieb zuvorzukommen. „Beider Gattig, Frau Wirthin," ſagte der Amtsſchreiber, indem er eine Priſe nahm, wenn ihr nämlich ſchöne große Forellen habt und nicht nur Hürlig. Zuerſt etwa ein halb Dutzend von den ſchönſten — habt ihr pfündige? — an der Sauce und nachher eine Platte voll gebacken. Ihr macht ſie ganz vortrefflich, man ißt ſie nirgends ſo, nur waren ſie das letzte Mal etwas zu wenig gebacken, ein Bischen röſter diesmal alſo; der Oberſt iſt ein Gourmand und ich habe ihn expreß hieher geführt. Er hatte behauptet, wir eſſen hier wie die Schweine, ich habe ihm geſagt, ich wolle ihn an einen Ort führen, wo man Etwas kriege, was er weder in Holland, noch in Frankreich gefunden, darum wendet an, Frau Wirthin. Und apropos! in die Fiſchſauce vergeſſet nicht ein gut Glas Wein, das Brot brav geröſtet und brav Zwiebeln; ſo einer alten Kriegsgurgel muß man die Sache ſtark machen, denn die ſind von ſtarkem Leder. Und apropos! das letzte Mal haben die Fiſche noch geblutet bei den Köpfen, eine Idee zu wenig waren ſie, gebt alſo etwas Weniges zu, von wegen die Großen muß man Etwas länger über dem Feuer haben als die Kleinen." „Wißt ihr was, Herr Amtsſchreiber," ſagte die Wirthin, „kommt und kocht ſelbſt, ihr verſteht das ſicher viel beſſer als ich, ihr könnt es dann punktum machen, wie es euch recht iſt, nüt für ungut." „Potz, Frau Wirthin, potz, ſchon höhn! Ihr müßt mir das nicht für übel nehmen, es iſt mir nicht wegen mir, und wenn ich nicht wüßte, wie ihr eine vortreffliche Köchin wäret, ſo hätte ich den Oberſt nicht hieher bringen dürfen. Aber eben wegen ihm möchte ich, daß Alles perfekt wäre, daß er gar Nichts auszuſetzen fände, nicht ein Körnlein Salz zu viel, keins zu wenig. Es iſt mir wegen der Ehre, daß er mir bekennen muß, man eſſe hier nicht wie die Schweine, ſondern exquiſit, Holland und Frankreich z'trotz. Und ſchickt uns doch zwei Flaſchen 1795ger Lacôte, ihr wißt wohl, von welchem ich meine, der Wein iſt noch jung, aber er macht ſich vortrefflich; zu dem Gebackenen dann ſchickt uns zwei Flaſchen Neuenburger vom ältern, er iſt beſſer zu gebackenen Fiſchen als der Lacôte. Es iſt mir daran gelegen, daß der Oberſt heute eingeſteht, wie einſeitig und ungerecht er geweſen. Nicht wahr, Frau Wirthin, ihr helft mir dazu und wendet an, was möglich iſt? es iſt wegen der Ehre!" Sch— auf die Ehre, dachte die Wirthin bei ſich, ſagte es aber nicht, ſondern fragte: „Alſo Nichts als Fiſche?" „Nein, gar nichts," ſagte der Amtsſchreiber, „möglich, daß dann ſpäter noch ein Stück guter Emmenthaler nicht bös iſt zu beſſerer Verdauung." „Uerſi, bring' mir das Schlüſſeli zum Fiſchtrog und den Herren zwei Flaſchen 1795ger." „Excusez, Frau Wirthin, wir wollen kommen und ſehen, wie ihr die Fiſche aus dem Troge nehmt, das iſt immer eine Sache, die mich ſehr intereſſirt, ihr glaubt es nicht. — Oberſt," rief er zum Fenſter hinein, „kommt zum Fiſchtrog, ſie wollen die Fiſche heraus nehmen!"

Der Wirthin Geſicht ward wie eine glühende Kugel. „Jetzt glaube ich bald auch, es ſei kein Teufel mehr, oder er ſei afe alte und Nichts mehr nutz, ſonſt hätte er das Herreg'ſchmeis genomme, ehe es hieher gegabelt," brummte ſie bei ſich und ſchoß mit Schlüſſel und Bährli fort, wie es ihr bei ihrer Dicke Niemand zugetraut hätte.

Der Herr Oberſt, eine ſteife Figur, aber glatt raſirt wie ſie damals noch waren, und der Amtsſchreiber vermöchten ihr nicht nachzubeinlen, ſchon war der Trog offen und das erſte Opfer gefallen, als ſie ihre Naſen in das Dunkel des hoffnungsreichen Troges ſtoßen konnten, in welchem die Wirthin wieder mit kundiger Hand ihr Bährchen ſpazieren ließ; ein ſchöner Fiſch lag ſchon im größern Teller, den Uerſi nachgebracht hatte nebſt einem kleinern Teller für die Backfiſche. „Das ſind miſerable Fiſche,“ ſagte der Oberſt, als die Wirthin das Bährli mit mehreren Fiſchen herauszog, vor ſich hinlegte, während ſie nach einer mächtigen Forelle griff und mit ſtarkem Daumen ihr das Genick brach, „miſerable Fiſche ſind's. In Holland hat man ſie ganz anders, zwei Schuh lang hat man ſie und zwanzig Pfund ſchwer, ſolche miſerable Kreaturen ſieht Niemand an. Das werden die für's Backen ſein.“ — „Au contraire,“ ſagte der Amtsſchreiber, „das ſind die für en sauce, ihr glaubt nicht, was die für zartes Fleiſch haben, Colonel, ganz anders als ſo zwanzigpfündige Klötze. Ich war auch in Holland und weiß, was das für grobes Fleiſch iſt bei ſolchen Fiſchen, es hat Faden wie bei uns das gröbſte Stierenfleiſch.“ — „Gerade das iſt das beſte,“ ſagte der Oberſt, „es ſcheint nur grob auf dem Teller, im Munde aber iſt's fein und zart wie ein blanc-manger.“ — „Du tout, Colonel, probirt erſt das Fleiſch, dann werdet ihr anders reden. Aber Frau Wirthin, ihr ſehet wirklich nicht gut aus,“ ſagte der Amtsſchreiber, dem es Angſt ward, „ſeht dort die zwei in jener Ecke, das ſind zwei prächtige Stück, die nehmt, das ſind wahrhaftig pfündige oder mehr.“ Aber kurios war's, die Wirthin konnte dieſe Prachtſtücke nicht fangen. Sie fuhr wie wild im Troge herum, zog heraus, ſagte, „das wird ihn ſein,“ brach einer ſtattlichen Forelle das Genick, ehe der Amtsſchreiber rufen konnte: „wartet, wartet, das iſt keiner von den zweien, dort ſind ſie ja noch!“ So ging es, während der Oberſt über die Miſerabilitäten ſchimpfte und erſt Holland rühmte, dann Frankreich noch mehr, bis wirklich ſchon 6 Opfer auf dem Teller lagen und der Amtsſchreiber noch immer rief: „da, da, Frau Wirthin, da ſind ſie noch die rechten, gebt mir doch die Bähre, es nimmt mich doch Wunder, ob die nicht zu fangen ſeien.“ — „Aber, Herr Amtsſchreiber, es ſind ſchon ſechs da,“ antwortete die Wirthin. — „Und wären es zwölfe, das iſt jetzt gleich,“ ſagte der Amtsſchreiber, „gebt mir die Bähre,“ griff darauf und fuhr damit raſch ins Waſſer, wild darin herum, aber von ſeinen zwei Fiſchen konnte er keinen fangen, ſie fuhren herum wie Blitze, und Blitzen nachzufahren lehrt man bekanntlich in Schreibſtuben nicht. Der Herr Amtsſchreiber kam in Guſel (Eifer, Hitze), ſpritzte ſich, achtete es nicht, da fiel ihm die Perücke in's Waſſer, wie das zuging, konnte er nie begreifen, aber im Eifer wie er war, drückte er ſie erſt recht hinein, ehe er ſie herausfiſchte mit dem Bährli. Der Colonel lachte nicht wenig und meinte, das ſei wahr, weder in Holland noch in Frankreich ſei ihm ein ſolcher Fiſch vorgekommen; die Wirthin ſah kichernd der Betrübniß zu, mit welcher der Amtsſchreiber ſeine Perücke betrachtete, meinte aber, es gehe gerne ſo, wenn man Sachen machen wolle, die man nicht könne. „Können oder nicht können!“ ſagte der Amtsſchreiber, und griff auf's Neue nach dem Bährli. „Nit, nit!“ ſagte die Wirthin, „ſo geht man nicht mit den Fiſchen in einem Troge um, ſonſt hat man ſie morgen alle todt. Seh, gebt mir das Bährli, vielleicht geräth es mir jetzt.“ Und richtig, in einem Griff hatte die Wirthin der großen Fiſche einen gefangen, rief aber ſogleich Uerſi und ſagte: „nimm die aus, während ich die andern für's Backen fange, ſonſt werden wir heute nicht fertig.“ „Aber, Frau Wirthin, und den andern?“ ſagte der Amtsſchreiber, „ihr habt erſt einen.“ „Sieben große

Fiſche und ihrer Zwei,“ ſagte die Wirthin, „und dann noch zwei Dutzend gebackene darauf, es dünkt mich, ihr könnet es machen. Habt ihr dann nicht genug, ſo ſind ſchnell noch andere z'weg; aber zu viel auf einmal trägt nichts ab.“ Und ſie hatte ihren Willen die Frau Wirthin, trotz Amtsſchreiber und Colonel, mit ſieben Fiſchen mußten ſie ſich begnügen. Sie waren aber auch gut, die Sauce kräftig und ebenrecht, daß der Colonel ſelbſt ſagen mußte, die ſeien recht paſſabel, er hätte es wirklich nicht geglaubt. Auch die gebackenen waren ſehr gut, trotz dem Zorne der Wirthin, die mit jeder Minute zorniger ward, weil in jeder Minute ihre Neugierde wuchs, wen Grit meine, während ſie dieſelbe nicht befriedigen konnte, denn in der Küche ließen ſolche Verhandlungen ſich nicht fortſetzen. Je zorniger ſie ward, deſto beſſer geriethen die Fiſche, und je mehr die Wirthin über die donnſtigs Freßhüng pülverte, deſto beſſer lebten dieſe, bis endlich der Oberſt ſagte: „Ma foi, Amtsſchreiber, ich mache euch mein Compliment, es iſt wahrhaftig keine Kleinigkeit, ein ſolches Wirthshaus in der Nähe zu haben, ich habe wirklich, ſo lange ich heim bin, noch nie ſo gut gelebt und auch der Wein läßt ſich trinken, er iſt vom beſten.“ Der Amtsſchreiber ward ganz glücklich. „Sag' doch der Wirthin, daß ſie gleich herein komme!“ rief er dem aufwartenden Mädchen zu. „Ihr könnt,“ wandte er ſich zum Oberſt, „ihr es ſelbſt ſagen, wie gut ihr Eſſen und Trinken findet, es wird ſie freuen, ſie nimmt das auf die Ehre, von wegen die Leute ſind reich und wirthen eigentlich mehr der Ehre als des Geldes wegen.“ (Man ſieht, der Amtsſchreiber verſtand ſich wahrſcheinlich auf Contrakte beſſer als auf die Wirthſchaft.) Aber die Wirthin kam nicht, was das Mädchen für eine Antwort erhielt, ſagte es nicht, ſondern blos, ſie hätte zu thun und nicht wohl Zeit. Aber der Herr

Amtsſchreiber ließ ſich nicht ſo abfertigen und was ihm mit dem Fiſch nicht gelang, verſuchte er an der Wirthin, er ging in eigener Perſon in die Küche, um ihrer habhaft zu werden. Und wie ſie ſich ſperrte, bald das Fürtuch, bald die Hände vorſchützte, ſie mußte in die Stube, und war in einem Zorn, daß ſie hätte verſpritzen mögen, und mußte ihn doch verwerchen, denn an einem Amtsſchreiber und an eines Landvogts Bruder den Zorn auszulaſſen, iſt einer Wirthin nicht zu rathen, und damals war es noch weit gefährlicher als jetzt. Sie mußte ſich ſogar neben den Herrn Amtsſchreiber ſetzen, mußte ſich ein Glas Neuenburger einſchenken laſſen, mußte dem Colonel Bericht geben, woher ſie den Neuenburger bezögen und wie ſie die Fiſche fingen; mußte da ſitzen und draußen ſaß Grit und wußte Etwas, das die Wirthin noch nicht wußte, und was ſie zehntauſendmal mehr intereſſirte als was der Amtsſchreiber und der Colonel zuſammen zu ſagen wußten, oder was ſie ihnen ſagen mußte. Und gäb wie es ſie an allen Haaren zog, mußte ſie da ſitzen, bis endlich der Colonel nach der Uerti (Zeche) fragte und von Aufbrechen ſprach.

Leicht ward es ihr um's Herz, als ſie die Uerti machen konnte, obgleich ſie keine leichte machte; indeſſen die Herren waren glücklich, hatten einmal wohl gelebt, fanden ſie ſehr billig, gaben ſogar 6 Kreuzer in die Küche und zogen nach freundlichem Abſchied in glücklichem Bewußtſein von dannen, wie die guten Leute jetzt von ihnen reden, und wegen der Ehre und der Freundlichkeit und den 6 Kreuzern ihres Lobes voll ſein würden. „Ma foi, es iſt nichts leichter als mit dieſen Leuten nachzukommen, aber man muß ſie zu nehmen wiſſen, c'est la chose," ſagte der Colonel. Hinter ihnen ſagte die Wirthin: „Was ich doch froh bin, daß die beiden alten Stürmine endlich fort ſind; mein Lebtag habe ich die

Herren nirgends lieber geſehen als am Rücken. Wenn ſie Einem das Haus z'unteroben gekehrt und am Ende 3 Kreuzer Trinkgeld gegeben, ſo meinen ſie, was ſie gemacht, auf den Knieen ſollte man ihnen dafür danken und ſein Lebtag dankbar ſein für die Ehre und die 3 Kreuzer. Es iſt gut, muß man ſie nicht alle Tage haben; aber wohl, denen wollte ich das Kommen am Ende doch verleiden."

Tief unten war die Sonne, die Nacht war Meiſter geworden, doch ſchwarz war ſie nicht, nicht graulicht geſpenſterhaft, ſondern ſternenreich und voll ahnungsreichem Säuſeln, doch das faßten die Leute, welche eben von einem langen Tiſche aufſtanden, nicht, ſie ſtolperten ſchläfrig hinaus und ſuchten, ohne um Sterne und Säuſeln ſich zu kümmern, ihre Betten. Es war das Hausgeſinde, welches diesmal ungewöhnlich lange auf's Eſſen hatte warten müſſen, da das Feuer gerade zur Zeit, als das Eſſen gekocht werden ſollte, den Fiſchgelüſten der beiden Herren dienen mußte. Als Alle hinaus waren bis auf einen ſchlanken Burſchen, der ſich auf den Ofentritt legte, rief die Wirthin Grit herein. Grit hatte unterdeſſen vor dem Hauſe geſeſſen, hatte manches intereſſante Wort mit Vorübergehenden gewechſelt und die Einladung der Magd, mit ihnen am Tiſche zu eſſen, wie es manchmal auf Geheiß der Wirthin geſchah, ausgeſchlagen. Es wolle warten, ſagte es, bis ſie fertig ſeien, bleibe dann noch Etwas übrig, ſo nehme es daſſelbe gerne, es wolle nicht ſagen, daß es nicht hungrig ſei. So iſt es nämlich Sitte mit den ſogenannten Uebernächtlern, ſie warten draußen auf die Reſte, den Abhub der Tafel.

Grit war nicht dumm, es wartete gerne länger, bis die Wirthin es rief, kriegte es da vielleicht nicht blos, was das Geſinde hatte, ſondern Etwas von der Herrſchaft; Grit wußte, was mit Demuth und Beſcheidenheit, zu rechter Zeit vorgekehrt, zu gewinnen iſt. Es wiſſen das noch mehr Leute als Grit, doch bei weitem die Meiſten verſtehen ſich nicht darauf. Grit hatte ſich nicht verrechnet. Die Wirthin brachte noch ein Möcklein (Stück) Fleiſch hervor aus dem Kuchiſchaft, ſelbſt ein Fiſch in der Sauce erſchien; wie hungerig die Herren auch gethan, Alles hatten ſie doch nicht bezwungen. „Aber nein,“ ſagte Grit, „noch gar Fiſch, du biſt immer die Beſte, nein wahrhaftig! Fiſch iſt nicht für unſerer Gattig, iß du ihn ſelbſt.“ „Mag nicht,“ ſagte die Wirthin, „frage dene Gräte Nichts nach, Speck iſt mir lieber. Aber ſage du mir jetzt, an wen haſt du geſinnet? es hat mich faſt verſprengt vor G'wunder.“ „He!“ ſagte Grit, „ich habe ſeither geſinnet, ich ſollte es nicht ſagen, denn es könnte vergebene Mühe geben, und wenn es auch gerathen thät, es ſind brave Leute, aber ein wenig wunderlich und altväteriſch, und es ging' nicht gut, ſo müßt' ich Schuld ſein, und hätt' ſo beid' Weg ſchlechten Dank.“ „So red' doch, Grit, und mach' mich nicht taub, es mag gehen wie es will, dein Schade ſoll's nicht ſein, und die Schuld wollen wir haben.“ „Ja, das iſt wohl gut,“ ſagte Grit, „aber vergiß nicht, was du geſagt haſt, und ſinn dann daran, wenn es Zeit iſt, ich meine nicht dich, nein b'hütis; aber Leut' giebt's, die leugnen Einem haarklein Alles weg, und haben's vergeſſen, was ſie Einem bei den höchſten Namen verſiegelt und vernagelt haben.“ „Du wirſt uns doch nicht zu ſolchen zählen,“ ſagte die Wirthin. „Haſt's ja gehört,“ ſagte Grit, „wie manchmal muß ich dir es ſagen, daß du meine beſte Frau ſeieſt?“ „So red',“ ſagte die Wirthin, „oder ich werde taub.“ „He nun,“ ſagte Gritt, „wenn du's witt g'hebt haben, ſo hör': im Truberthal oben iſt ein grauſam reich Bauernort, die Sonnhalde heißt er, den Leuten ſagt man der Kürze z'lieb nur z'Sunnebure. Dort ſind drei

Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, die eine iſt verheirathet, die andere noch ledig.“ „Von denen hab' ich ſchon gehört,“ ſagte die Wirthin. „Es iſt mir lieb,“ ſagte Grit, „ſo weißt du, daß ich dir nicht lüge. Das ſind alſo gruſam reiche Leute, der Bauer iſt von ſich ſelber reich und von der Frau hat er, es weiß kein Menſch wie viel; wo ſein Schwäher ſtarb und ſie zum Erben kamen, theilten ſie das Geld mit dem Mäß. Jetzt ſoll jedes Kind wenigſtens 80,000 Pfund (Pfund = $^1/_2$ Gulden) bekommen, dem Tochtermann hat er 10,000 Pfund Eheſteuer gegeben, was noch nie erhört worden iſt. Und dann iſt's nicht, daß ſie dem Vermögen nach Staat machen und nicht werchen, potz, die ſind früh und ſpät und keine Magd thut's ihnen gleich.“ „Gleich wie auf dem Kabisgrat,“ ſagte die Wirthin. Es zuckte über Grit's Geſicht, da es aber eben am Fiſch war, ſagte es kaltblütig: „'s wird ſein, wenigſtens haben ſie den Ruhm ſo weit man kommt, ſelbſt geſehen habe ich es nicht. Aber d'Sach hat einen andern Haken.“ „Deppe ungeſund,“ fragte die Wirthin, „oder gerathen ſie gerne z'Narren in der Familie?“ „Was denkſt, Anni!“ ſagte Grit, „würde ich dir von Einer reden, wo der Gattig z'ſchüche (zu ſcheuen) wär? Nein, aber es wollen viele Leute ſagen, die, wo noch ledig ſei, Stüdi (Chriſtina) heißt ſie, hätte im Sinn ledig zu bleiben. Die Einen ſagen, ſie hätte eine Liebſchaft, es wiſſe aber Niemand, mit wem; Andere meinen, ſie könne das Mannevolk nicht ſchmöcken, und hätte die Freude daran, Alle zum Narren zu halten.“ „Warum glaubt man das?“ fragte die Wirthin. „He! denk,“ ſagte Grit, „ſchon 24 Jahre alt, e ſellige Reichthum, und nüt z'ſchüche, und no ledig.“ „Es hat öppe Niemand ſich dürfen melden,“ ſagte die Wirthin. „Was denkſt, Anni,“ ſagte Grit, „ſo blöd' ſind unſere Buben nicht, ſie haben's ja wie die Metzger, wo die was

Feißes (Fettes) vernehmen, da haben ihrer ein Dutzend die Naſen im Stalle. Ganze Haufen haben ſich herbei gemacht und an Samstagen Abends war manchmal die Hofſtatt ſo voll, daß die Bäume kaum mehr Platz hatten, und dann nicht etwa nur ſo Schachengeſchmeis oder Geißenbauern, die vornehmſten und reichſten machten ſich herbei, aber Einer wie der Andere erhielt ſeine Abfergeten (Abweiſung).“ „Alſo mit Niemand hat ſie ſich angelaſſen?“ „Wohl freilich,“ ſagte Grit, „das iſt eben der Gugger, daß man nicht weiß, wie es gemeint iſt. Schon ein paar Mal glaubte man, die Sache ſei richtig und plötzlich war Alles aus. Des Müllers Sohn zu Braſtigen hatte eine Zeitlang den Fuß im Hafen, daß Alles meinte, jetz, jetz laſſen ſie verkünden; alle Wochen war er oben, und wo was ging, hielt er ſie z'Gaſt und ging mit ihr heim. Da gehen ſie an den Signaumarkt, der Müllersſohn führte ſie zum Mittageſſen und ließ aufwarten, was der Tiſch hat tragen mögen und von Allem, Voreſſen und Braten, Turten und Mandeln, kurz was in der Wirthſchaft zu haben war, und lauter angemachten Wein dazu. Darauf muß es getanzt ſein, er beſiehlt Selbander (ein Paar tanzt alleine, und zahlt, ſo lange es tanzt, die Muſik alleine; da alle andern Tänzer und Tänzerinnen warten müſſen, ſo giebt ſolch Tanzen meiſt Anlaß zu blutigen Händeln). Du kannſt denken, daß das ihm zu Signau nicht anging, die Höchſtetter und Konolfinger ſind nicht mit Stroh ausgeſtopft, es gab Feuer, aber zwei Mal leerte er die Stube, wie Viele Löcher im Kopfe hatten, weiß man nicht, aber ſieben lagen in die Leiſtung (ſich auf Koſten des Schlägers zu Bette legen und von einem Arzt behandeln laſſen), die Ausmacheten ſoll mehr als 2000 Pfund gekoſtet haben, aber damit war auch der Handel aus. Selb' Nacht hat er noch mit Stüdi heim können, aber von da an hat es ihm nie mehr aufgethan, ihm nie mehr Beſcheid gethan, er hat es ihm bringen mögen, ſo oft er wollte, und doch war der ganze Handel nur Stüdi z'Lieb, denn ſonſt hat man nicht gehört, daß der Müller apart händelſüchtig ſei. Gleich iſt es z'Burenſohn im Heuboden gegangen. Da hat man gemeint, es könne nicht fehlen, und geſagt hat man, ob's wahr iſt, weiß ich nicht, die Hochzeitkleider ſeien ſchon beſtellt geweſen. Er hat gethan mit ihm wie ein Narr, hat ihm die Hände unter die Füße gelegt, iſt mit ihm an alle Orte gefahren, wo es luſtig ging, und kramet hat er ihm, was ihm ſchön ſchien und Stüdi wohl anſtand. Einmal fuhr er mit ihm in's Nütigenbad, und wo ſie dort wären, kam ein Hauſirer, der hatte ſchöne Sachen und ſtrengte die Leute an, daß ſie kramen ſollten. Mein Baurenſohn, nicht faul, ſchlägt die Neuthaler herum, daß es geſtoben hat, kramet Stüdi, was Schöns geweſen, gäb wie es abwehrt und ſagt, es begehre es nicht und er ſolle denken, man fände die Neuthaler nicht auf der Gaſſe aufzuleſen. Wo die ſeien, ſeien noch mehr, ſagte der Heuboden-Sohn, es ſolle nicht Kummer haben, und wenn man zuviel auf einander habe, ſo graueten ſie nur, und märtete auf's Neue um ein ſchön Halstuch, wie in ſieben Kirchgemeinden keins zu finden geweſen wäre, und mehr als ein Dutzend Mädchen ſtanden umher, das Waſſer lief in ihrem Munde zuſammen und jedes dachte: »O wenn doch der Heuboden-Sohn mein wäre ſammt dem Halstuch!« Stüdi aber ſagte: »Hör doch, kaufs nit, du machſt eine grauene Sach« (Sache, die Reue verurſacht). Des Heuboden-Bauern Sohn aber lacht und ſagt: »Es hat mich noch nie Etwas gereut; da, Krämer, haſt Geld und was z'viel iſt, iſts Trinkgeld, b'halts!« Und z'Halstuch iſt ſeins geweſen, er hat es Stüdi gegeben, das hat es genommen und Nichts mehr dazu geſagt; es iſt mit ihm heimgefahren, aber der Handel iſt aus geweſen. Stüdi that ihm nie mehr Beſcheid, that kein einzig Mal mehr ihm auf, gäb wie nöthlich er that und ſich hinterſinnen wollte. Den Kram könne er zurückhaben, wenn er wolle, ſagte es, aber ſeinetwegen brauche er ihm nicht mehr unter die Augen zu kommen. Seither hat es noch Mancher probirt, und Jeder umſonſt, ſo daß es den jungen Burſchen erleidet und man anfängt dies und jenes zu ſagen. Ich für mich glaube Nichts davon, aber was dem Meitſchi im Kopfe ſteckt, weiß ich doch nicht, allweg ein wenig wunderlich wird es ſein, ſelb zweifle ich nicht daran.“ Die Wirthin fragte, was bei ſolchen Umſtänden zu fragen iſt, nach Nachbarſchaft, Lebensweiſe u. ſ. w. Sie ſetzten zuſammen, verglichen die Sachen untereinander, brachten aber Nichts heraus, als daß das eine Sache ſei und zwar eine kurioſe. Die Wirthin erkannte, allweg müſſe man da luegen, und Grit erbot ſich fernern Bericht einzuziehen, und gelegentlich Anni's Haus und Sohn zu rühmen und z'Beſt z'reden, daß man wiſſe, daß es geredet ſei. Als Alles wohl abgeredet war, fragte Grit nach ſeinem Lager. Die Wirthin erhob ſich, ihm nieder zu zünden; im Vorbeigehen ſahen ſie Chriſten auf dem Ofen liegen. „Lue,“ ſagte die Wirthin, „wie der aber da liegt und ſchnürfelt; wenn die Sterne vom Himmel fielen, er hörte es nicht. Das kommt von dem nächtlichen Herumfahren, vielleicht iſt er geſtern doch auf dem Kabisgrat geweſen und liegt mir jetzt da wie ein Stein. Seh,“ ſagte die Wirthin, die ſich in Zorn geſprochen hatte, „ſteh' auf und mach' dich in's Neſt, dahin g'hörſt und nicht auf den Ofen!“ Dieſe Worte begleitete ſie mit einigen wohlangebrachten Rippenſtößen. Die kräftige Ermahnung verfehlte ihre Wirkung nicht. Chriſten fuhr z'weg, dehnte ſich und ſtieg brummend und gähnend ſeinem Gaden zu. So wie von ungefähr ließ Chriſten im Laufe der Woche fallen, er hätte Muth am Samſtag z'Alp zu gehen, er ſei lange nicht auf den Bergen geweſen und es nehme ihn Wunder, wie es ihrem Füllen gehe, das ſie dicker Beine wegen z'Berg gethan.

Chriſten, der Wirthin einziger Sohn, war nicht blos ein hübſcher, ſondern auch ein ſchlauer, liſtiger Junge, kannte ſeine Mutter aus dem Grunde, und gäb wie dieſe über ihn brummte und balgete, machen mußte ſie doch was er wollte, aber ſie merkte es nicht. Nun wußte er, daß die Mutter immer zuerſt Allem widerſprach, was er ſagte, immer Alles abſchlug, was er wünſchte, jedoch am Ende immer einwilligte, ja ſogar ſeine Wünſche in Befehle umſchuf, wenn Zeit genug zwiſchen dem Lautwerden ſolcher Wünſche und ihrer Ausführung lag. Es hatte dieſe Eigenheit aber nicht blos Chriſtens Mutter, es beſitzen dieſelbe noch heut zu Tage viele Weiber, und vortrefflich fährt mit ihnen, wer dieſelbe wie Chriſten berückſichtigt. Der ſagte alſo, was er im Sinne hatte, bei Zeiten, ſo daß die Mutter Zeit hatte aufzubegehren und ihm abzuputzen. Den folgenden Tag war er ſtumm wie ein Fiſch, machte ein verdrießlich Geſicht; am dritten Tage fing die Mutter ſelbſt von der Sache an, am vierten ſagte ſie: „Seh, Chriſten, du weißt, wie ich das Drehen und Dreißen haſſe; ſeh, mach dich z'weg, mach daß du fortkommſt, wenn man Etwas will, ſo muß man kuraſchirt daran hin.“ Akkurat ſo ging es auch jetzt. Am Dienſtag kanzelte die Wirthin ihm tüchtig ab über die Dummheit, jetzt z'Alp zu wollen, keinem vernünftigen Menſchen fiele gerade jetzt ſo etwas Dummes bei. Am Donnſtag ſagte ſie, wenn er es zwingen wolle zu gehen, ſo ſolle er nicht vergeſſen Brot mitzunehmen, er wiſſe ja, wie das Füllen es ſo gerne habe. Am Freitag ſagte ſie, es nehme ſie ſelbſt Wunder, wie es dem armen Thierchen gehe, es wäre ſonſt ſo ein ſchönes und verſtändiges; ſie hätte ſchon lange daran gedacht, es ſollte Jemand gehen und zuſehen, aber ſie habe gefürchtet, man lache ſie aus. Chriſten ſolle aber früh fort in der Kühle, ſie wolle ſelbſt auf und ihm z'Morgen machen.

Am folgenden Morgen vor der Sonne war die Wirthin auf, weckte den Sohn, kochte das Frühſtück, und wartete ungeduldig dabei, bis er endlich kam. Als er kam, kam er nicht recht. „Er komme ja daher," ſagte ſie, „nicht viel beſſer als ein Knecht; warum er die neue B'kleidig nicht anhabe, die ſie ihm zu Oſtern habe machen laſſen? ſo laſſe ſie ihn nicht gehen." Chriſten war allerdings nicht in vollem Staate, ſeine Kleidung war reinlich, aber nur von Halblein und abgetragen; blos eine ſchwere ſilberne Uhrkette und ein mächtiger Schlagring von gleichem Metall am kleinen Finger deuteten an, daß wahrſcheinlich auch Silber in der Taſche ſei. Er wollte ſich nicht anders anziehen, gäb wie die Mutter aufbegehrte, wie ſie ſich ſchämen müſſe, wenn ihr Sohn im Lande herumlaufe faſt wie ein Fötzel und gar nicht beſſer als ein Taunerbub. Die andere Kleidung ſei ihm zu warm, ſagte er, und ſie reue ihn, von wegen er wiſſe ja nicht, wo er über Nacht ſein müſſe, ob im Heu oder Stroh, und öppe kennen da im obern Emmenthal werden ihn nicht viele Leute, und wo er herkomme, brauche er ja Niemand auf die Naſe zu binden.

Die Mutter mußte ſich zufrieden geben und Chriſten ziehen laſſen wie einen Taunerbub.

Der ging luſtig und pfeifend vom Hauſe weg; mit mütterlichem Glanze in den Augen ſah ihm die Mutter nach, ſah wie einige hundert Schritte weiter Chriſten einem Knaben begegnete, ſich bei ihm ſtellte und ihm eilig Etwas gab. Der G'wunder kam ſie an, was das ſei; ſie wartete, rief dem Knaben, ließ ſich das Gegebene zeigen: es war ein neuer ſchöner Batzen. „Was Tüfels hat der Bub im Sinn," ſagte ſie, „daß er für gut Glück einen Batzen gegeben?" Denn das ſah ſie alsbald, daß Chriſten des Knaben Begegnen für eine gute Vorbedeutung bei einem bedeutenden Unternehmen nahm, und dafür ihn belohnte. Sinnend ging ſie in's Haus und den ganzen Tag dachte ſie nichts anders als: dä Tüfelsbub, was will er wohl? Die gute Mutter hatte es wie viele Mütter, ſie hielt ihren Sohn für ein halbes Kind und ganz dumm ohne ihren Rath und Beiſtand, ſie hätte ihm noch das Eſſen eingegeben, als ob er einjährig ſei, wenn er es im Geringſten gewünſcht hätte; daß er ein durchtriebener Schalk ſei und ſehr ſelbſtſtändig, davon hatte ſie nicht die mindeſte Ahnung. Das gute Kind, der Chriſten, hatte wohl gemerkt, daß ſeine Mutter mit Grit noch was Apartes wollte, er lag nicht umſonſt auf dem Ofen, aber an ſchlafen dachte er nicht. Er hörte der Mutter und Grit ſehr gerne zu, aber aus ihren Reden nahm er, was ihn gut dünkte, und handelte gerne ohne weibliche Einmiſchung; er liebte die Souveränetät. Auf dem Kabisgrat trieb er nur Spaß und nicht blos mit Eiſi, ſondern ſo halb und halb auch mit ſeiner Mutter; er zog, wie ein ſchlauer Feldherr durch falſche Wachtfeuer den Gegner täuſcht, der Mutter Blicke dorthin, um unbemerkt von ihr anderwärts um ſo ſicherer zu manövriren; denn weiben wollte er, das hatte er ſich vorgenommen. Aber noch fiſchte er blos ſo im Allgemeinen, etwas Beſonderes hielt ihn nicht feſt; darum hörte er Grits Reden gerne, ſie erweiterten ſeinen Geſichtskreis und waren anſchaulicher als mancher Anſchauungsunterricht. Wie nun Grit von Sonneburen Stüdi erzählte, dachte er gleich bei ſich: da mußt du es auch probiren, und je ſchwerer Grit die Sache machte, deſto leichter kam ſie ihm vor, deſto ſicherer war er ſeiner Sache. Es ging ihm wie beim Räthſelauflöſen; manchmal zerbricht man ſich Tage lang den Kopf und Nichts erräth man, und manchmal giebt der erſte Blick den klarſten Aufſchluß, man weiß nicht wie. Da er nicht gerne Etwas an die Pfanne backen ließ und, wie geſagt, fremde Einmiſchung nicht liebte, wie gerne er auf fremde Reden hörte, ſo ſtand alſobald ſein Entſchluß feſt, aber die Mutter ſollte es nicht wiſſen, nicht angſten und kummern um ihn, darum ſchob er das Füllen vor und ging dem Meitſchi nach.

Es war ein ſchöner Sommermorgen, als Chriſten auf den verhängnißvollen Gang ſich machte; das Bübchen, das ihm als erſte Perſon begegnet war, hatte ihn ſeiner Sache gewiß gemacht, und luſtig wandelte er ſeinen Weg. Er preſſirte nicht, denn vor Abend wollte er an der Sonnhalde nicht eintreffen nach wohl überdachtem Plane, jedoch nicht, wie bei Kiltbuben üblich, nach eingebrochener Nacht, ſondern noch bei hellem Sonnenſchein. Er wanderte daher bedächtig die Thäler auf, beſah ſich Alles wohl, und ſo ein Bauernſohn mit heiterm Auge und verſtändigem Sinn ſieht gar viel, was keines Herrn Auge, ja was kein Weltweiſer von der neuen Sorte ſieht, und wenn er hundert Brillen übereinanderſchnallen würde. Er freute ſich des dunkeln, üppigen Emmenthaler Grüns in Wieſen und Wäldern, ein Grün, wie man es ſonſt nirgends findet; des trotzig aufrechtſtehenden Kornes, das ſeiner Reife entgegenging, ohne daß es ihm weder in die Hoſen noch in die Blüthe geregnet; der von Obſt ſtarrenden Bäume. Hier und da dachte er: wenn ich da Bauer wäre, ſo müßte mir das anders ſein, und jene Matte würde ich ebnen, und dieſen Bach tiefer legen und jene Waſſergräben hätten des Räumens übel nöthig. Für jeden Begegnenden hatte er einen Gruß, und war's ein Mädchen, ſo entfloh ihm ein Witz und aus einem wurde in raſcher Gegenrede ein Dutzend. Waren die Mädchen auf Kirſchbäumen, ſo ward das Reden erſt recht flott, und mehr als ein Mädchen verließ die Leiter und bot dem ſchmucken Burſchen, wenn er auch nur daherkam wie ein Taunerbub, ſeinen Kratten (Körbchen) voll Kirſchen zur Labung an und verſuchte mit Worten und Blicken die wunderbare Kette zu flechten, die kein ſterbliches Auge je geſehen, die aber ſo viele Sterbliche feſtgehalten, daß ſie nicht mehr von der Stelle konnten und zeitlebens gebunden blieben in der Gewalt Derer, welche die Kette geflochten. Diesmal gelang es jedoch Keinen, wie emſig und ängſtlich ſie flochten und fochten. Chriſten kam glücklich gegen Mittag auf Langnau, wo damals noch nicht ſo viele ſchöne Häuſer waren wie jetzt, das jedoch immer ein reſpektirter Ort war, wo die Leute überaus ehrliche Geſichter hatten, dahinter aber nicht dumm waren, faſt klug wie die Schlangen, ob wirklich auch ganz ohne Falſch wie die Tauben, das wird unſer Herrgott wiſſen; der hat es aber auch zu wiſſen nöthig, Unſereiner ſoll nicht g'wunderig ſein. Dort kehrte Chriſten ein und ließ es ſich wohl ſein, ließ ſich nicht nur ſo um einen halben Batzen Suppe und für drei Kreuzer Fleiſch aufſtellen, ſondern ein recht ordentliches Eſſen. Sie ſollten ihm öppe geben, was ſie hätten, ſagte er, öppis Aparts begehre er nicht; aber er ſei hungrig, und wenn man nicht recht gegeſſen, ſo ſei man nur ein halber Menſch.

So eine Rede hört eine Wirthin gerne; ſie klingt ihr ganz anders, als eine, die ganz kurz lautet: nur öppis Wenigs, für einen Batzen Fleiſch öppe, Kraut begehre ich keins, davon haben wir daheim ſelbſten! — Ein Gaſt, der einer Wirthin manierlich ein ordentliches Eſſen beſtellt, wird ihr auf der Stelle lieb; ſie kriegt eine Zuneigung zu ihm, und wenn es ſich irgend thun läßt, ſo ſitzt ſie bei ihm ab, fragt, woher? wohin? und giebt ihm Bericht ſo weit ſie kann.

Damals hatte man noch keine gedruckten Converſationslexika, deſto mehr lebendige; faſt jede Wirthin war eins, und wenn auch nur einbändig, ſo war dieſer eine Band gewöhnlich um ſo umfangreicher. So geſchah es auch hier. Chriſten gab Bericht, die Wirthin ebenfalls; Jedes vernahm, was es wollte, ſo daß ſie in großer Zufriedenheit voneinander ſchieden, die Wirthin ihm ausdrücklich eindingete, wenn er hier durchkomme, ſo ſolle er ihr nicht vorbei, ohne einzukehren. „Du haſt Neuis im Sinn, ich merke es dir wohl an, mach' nur, daß es geräth, ich mag dir's gönne, nit grad Eim beſſer,“ ſagte ſie.

Chriſten hatte von Sonnebures beſtätigen gehört, was Grit geſagt, daß ſie brave Leute ſeien gegen die Armen und die Dienſten b'ſunderbar gut, wie nicht grad an einem Bauernorte beſſer. Daneben aber ſehr huslich (ſparſam) und auf die alte Mode; auf dem Heutigen hätten ſie nicht viel. Man könne noch einmal ſehen, was das für einen Austrag nehme, ſagten ſie, gut könne das nicht kommen; wie reich ſie ſeien, wiſſe Niemand, und wer bei Stüdi z'Plazz komme, der ſei ein glücklicher Menſch und nicht nur wegem Geld, ſondern auch wegen der Perſon, von wegen Stüdi ſei es Mönſch, es hübſchers ſehe man nicht bald, und dazu gutmüthig gege de Thiere und gege de Lüte.

Herzhaft, aber bedächtig ſchritt Chriſten das Thal hinauf, das enger und enger ward, weil die Berge näher rückten, höher wurden, ſteiler ihre Wände, während vorlaut und immer lärmend die wilde Ilfis zu ihren Füßen rauſchte. Halb oben in fruchtbaren Einſchnitten oder Abſätzen ſah man zu beiden Seiten große Bauernhöfe, deren Beſitzer in vielen Beziehungen eben ſo ſtolz ſind, als die Adeligen es waren, deren ſteinerne Schlößchen auf unfruchtbaren Felſenſpitzen klebten. Etwas klopfte Chriſten doch das Herz, als er von

Weitem den Steg über den Fluß ſah, bei welchem er rechts abbeugen mußte, um zur Sonnenhalde zu kommen, die am Fuße des Berges lag, vor ſich und zur Rechten und zur Linken prächtiges Land und hinter ſich prächtigen Wald, der aber damals einer Goldgrube glich, deren Beſitzer ſie wohl beſaß, jedoch ohne ſie auszubeuten, weil er ihren Werth nicht kannte.

Chriſten verlor aber den Muth nicht; er war ſchon gar manchmal dabei geweſen, wo Kaltblütigkeit Noth that, wo man aushalten mußte, wenn man nicht zu Grunde gehen wollte, die Hand nicht abziehen durfte, und allemal wär er glücklich davongekommen, weil er immer den Muth feſthielt und nie den Glauben verlor, daß ein guter Austrag in ſeiner Hand liege. Wer im Winter mit vier raſchen Roſſen an eiſigen Halden Holz ſchleift, mit ſchwerem Wagen oder Schlitten ſteile Hohlwege niederfährt, der lernt den Muth behalten.

Jenſeits des Steges beſah er ſich die Gelegenheit: das Volk arbeitete ſeitsab, im Hauſe rauchte es; es war Vesperzeit, es war, wie er es haben wollte. Raſch bog er in den ſchmalen Weg ein, der zum Hauſe führte und voll Steine war, und dem die Löcher nicht fehlten; man ſah es ihm an, daß er nicht blos Wagen trug, ſondern auch Waſſer führen mußte, der wilden Ilfis zu, wenn es wetterte in den Bergen. Als er dem Hauſe zukam, erhob ſich drüben beim Volk der Ringgi, begann zu bellen in abgemeſſenen Tönen; er zeigte an, er ſei da, und es möge geben, was es wolle, könne man auf ihn ſich verlaſſen, und in würdevollem Schritt, aber mit aufgehobenem Schwanze näherte er ſich dem Hauſe, ſo daß, als Chriſten an der Haus- oder Küchenthüre klopfte, Ringgi an der obern Ecke des Hauſes ſtand und zuſah, was es geben ſolle.

Vom Herde weg kam eine rundliche Frau mit ſtattlichen Armen und behaglichem Geſichte und fragte: „Was hätteſt welle?“ „Hätt' Neuis mit dem Meitſchi welle, wenn's daheim wär,“ antwortete Chriſten. „Es wird nicht weit ſein,“ ſagte die Frau; „komm herein, wenn d' Neuis wottſt, hab' die Milch ob dem Feuer und kann nicht davon.“ — Chriſten ließ es ſich nicht zwei Mal ſagen, trat zu der Frau an den Herd und gab manierlichen Beſcheid auf die Fragen: „Wem biſt? woher kunſt?“ Neben der Milch ſtand noch ein Haſen mit Kartoffeln über dem Feuer, in welchem das Waſſer gewaltig brodelte und dicken Schaum trieb neben dem Deckel herauf. Wenn's erlaubt wär, ſagte Chriſten, ſo nähmte er einen Erdäpfel aus dem Haſen, er wär neue hungrig. „He,“ ſagte die Frau, „ich wollte warte, du kannſt mit uns eſſen. Es iſt nicht, daß ich ſie dir nicht gönne; aber ſie werden noch nicht lind ſein.“ Er wolle ihr Anerbieten mit Dank angenommen haben, ſagte Chriſten, aber wenn ſie nichts darwider habe, ſo nehme er doch afe einen, das Thau*) ſei ihm neue von dem Magen; wenn man ſo lauf', ſo werde man neue hungrig, und all' Schritt einzukehren, ſei ihm z'wider, d'ſunderbar an einem heiligen Werktag, an einem Märit oder einer Muſterung müſſe öppe Jede machen, was der Brauch iſt. „Aber die Mutter ſagt immer, wenn ich fortgehe: »Bub, nimm Geld ſo viel als du willſt, aber z'unnutz bruch's nit, und je mehr du heimbringſt, deſt lieber iſt's mir.«“ — So redete Chriſten und nahm einen Erdäpfel aus dem Haſen, verbrannte ſich die Finger halb, warf ihn von der einen Hand in die andere, und je nachdem es ihn brannte, lüpfte er bald das eine, bald das andere Bein, wie die Störche es machen auf dem Mooſe, ſchälte ihn mit zugeſpitzten Fingern und aß ihn unter ſchauerlichen Geberden ſo heiß als möglich. Als er ihn glücklich hinunter hatte, ſagte er, wenn es erlaubt wäre, er nähmte noch einen, er wäre ganz ernüchtert geweſen, es hätte ihm ſchon viel g'wohlet. „Du kannſt mich fry duren," ſagte die Frau, „nimm doch ſo viel du magſt; aber wir eſſen bald z'g'rechtem, und da nimm nit z'viel dieſen Weg, ſie ſind allweg noch nicht gut." Damit ging ſie hinaus eine Strecke gegen den Acker hin, auf welchem das Volk arbeitete; unterdeſſen ſtellte der Ringgi ungeheißen ſich mit den vordern Beinen auf die Küchenſchwelle und ſah ſchweigend zu, wie Chriſten ſeinen Erdäpfel von der einen Hand in die andere warf und mit den ſchauerlichſten Geberden ſich an's Eſſen machte. Chriſten war klug, verließ ſich nicht auf das Fortgeben der Frau, um mit der Kartoffel zu machen, was ihm gelüſtete, er wußte, daß die Wände Spälte haben, und daß man im eigenen Hauſe vor Verräthern ſelten ſicher iſt, geſchweige denn in einem fremden.

---

*) Redensart, wenn es Zeit zum Eſſen wird.

Von ferne ſchon winkte die Mutter der Tochter; die kam, und auf freiem Felde, wo ringsum kein Horcher unbemerkt ſich nahen, ſich verbergen konnte, ſagte die Mutter: „Stüdi, Stüdi; es iſt Einer da, der wird für dich ſein, traue ich; er g'fallt mir b'ſunderbar wohl, ſo ein Huslicher und Manierlicher iſt noch Keiner gekommen. Komm bald heim, und mach' dich ein wenig z'weg, ehe du dich zeigſt." Stüdi ſprang vor Freuden weder die Wände auf (was ihm übrigens auf freiem Felde eine Kunſt geweſen wäre) noch machte es die Spröde und that zimpfer; es benahm ſich kaltblütig, wie Eine, die gerne heirathet, wenn ſie es gut machen kann, und deſſen kein Hehl hat, es aber auch füglich laſſen kann, ſobald eben nichts Anſtändiges ſich bietet. „Wie iſt's Einer, und woher kommt er?" fragte es. „Es iſt e tolle brave Burſch, von den Brävſten einer, und iſt Wirths-Sohn bei der Tanne; ich habe ſchon von ihnen gehört, brave Leute ſollen es ſein; der Vater iſt geſtorben, er iſt einziger Sohn und er ißt die

Erdäpfel aus dem Hafen, und kehrt an einem heiligen Werktage nicht gerne ein. Komm bald und lueg ſelber, aber wenn's jetzt nichts giebt, ſo traue ich faſt, es wolle ſich nicht ſchicken, daß du Einen bekommſt, der dir anſtändig iſt.“ „Me cha luege,“ ſagte Stüdi, ging wieder zum Volke zurück, arbeitete noch eine kleine Weile, ſagte dann, es wolle vorab heim, noch Samſtag machen (aufräumen), die Mutter balge, wenn man an einem Samſtag nach dem Feierabend noch arbeite. „Du kannſt mitkommen,“ ſagte es dann zu einer Magd, die, wenn nicht ſeine Freundin, ſo doch ſeine Vertraute war, denn es war ihres Hausmanns Tochter und ſie waren miteinander unterwieſen worden.

Unterwegs ſagte Stüdi zur Magd: „Schick dich mit der Sach, und zähl nicht auf mich, es ſoll Einer da ſein, die Mutter hat Neuis davon geſagt.“ „He nun ſo dann,“ ſagte die Magd, „aber nimm dich in Acht, es giebt ſie heutzutage gar ſchlimm, die Welt iſt afe bös.“ „Häb nicht Kummer,“ ſagte Stüdi, „ich kenne das Kraut neue afe, bi nimme hüttig (von heute).“ „He nun ſo dann,“ ſagte die Magd,“ „aber vergiß nicht, daß ſchon oft der ſchlauſten Katze eine Maus entronnen iſt.“ „Allweg,“ ſagte Stüdi, „aber geſchehen thut es auch, daß, wer am nöthlichſten thut, ganz hinten abkommt.“ „Ja, ja,“ ſagte die Magd, „z'mitts dure wär wohl am beſten.“ — Somit ging Stüdi hinterm Haus durch zum Brunnen, die Magd dagegen zur hintern Thüre hinein, ſtellte ihr Werkholz wie üblich im Gang ab und ging der Meiſterfrau zu, ihre Befehle zu vernehmen. Chriſten meinte, es ſei Stüdi, und trat einen Schritt vor zur Begrüßung. Da ſagte die Bäuerin: „Häb nit Müh, es iſt numme d' Jumpfere.“ Chriſten hatte einen Spaß auf der Zunge, aber er feſſelte ihn; er wußte wohl, daß Späße mit Jungfern zu Majeſtätsverbrechen werden in vielen Häuſern. „He ja, ja,“

ſagte er, „an Orten, wo es recht zugeht, Alles werchet und man doch keine Fötzeln (Lumpen) begehrt und die Leute recht hält, iſt am Werchtag öppe kein großer Unterſchied; es iſt bei uns auch ſo, und wenn ſich Jemand verſchießt, ſo hat es Niemand ungern, wenn es ſchon etwas zu lachen giebt.“ „He ja,“ ſagte die Bäuerin, „öppe an rechten Orten geht es ſo, aber nicht allenthalben.“ „He ja,“ ſagte Chriſten, „es wird bei euch ſein wie bei uns, es giebt allenthalben zweier Gattig, aber wo am Werchtag Alles in den Fötzeln iſt, und am Sonntag Alles glitzeret und glänzt, ußefert (auswendig) Alles in der Hoffart iſt, und wenn man ſich in Acht nimmt, Alles halbbatzig iſt und ungewaſchene Ruſtig (Zeug) bis zu oberſt an's Göller, daß kein Unterſchied iſt, am Sonntag nicht, am Werchtag nicht, da gruſet es Einem, man hält vorume.“ „Du viſitirſt z'Sach gut mit Schyn, Bürſchli,“ ſagte die Bäuerin. „O,“ ſagte Chriſten und machte ein ſchalkhaftes Geſicht, „viel hört man reden, wenn man ſich achtet, und junge Burſche haben öppe nicht immer die feinſte Naſe, Alles riechen ſie nicht, ſie müſſen es erſt greifen. Da zeigt ſich dann der Unterſchied, wem es darab gruſet, geht nebe ume, wer d' Art hat, ſcheut ſich nicht und hat Freude daran.“ Die Antwort gefiel der Bäuerin b'ſunderbar wohl; das ſei Einer, dachte ſie, der z'Sach ſchmöck (rieche), aber ſie doch für das halte, was ſie ſei, und d' Naſe abſeits dreh'. Sie konnte gar nicht begreifen, wo Stüdi blieb, und wurde ungeduldig, hatte aber nicht Urſache dazu. Stüdi übertrieb es mit der Toilette nicht: es war zum Brunnen gegangen, hatte Hände und Geſicht gewaſchen, Hemd und Fürtuch waren rein und weiß, wie man ſie zu tragen pflegt, wenn man auf's Feld vor der Leute Augen geht (wäre wohl gut, wenn man immer daran dächte, daß Alles rein ſein ſollte, was vor Augen kommt, und nicht blos vor der Menſchen Augen, ſondern auch vor die Augen, die dahin ſehen, wohin noch keine Sonne geſchienen, keines Menſchen Auge je gedrungen iſt). Mit den naſſen Händen ſtrich es ſich nun die Haare zurück, was ganz geſchwind ſich machte, denn Schmachtlocken, wie die heutigen Meitſchi ſie tragen, hatte es nicht. Die Schuhe zog es aus, klopfte die Erde aus, welche darin war, machte mit einem Knebel oberflächlich die ab, welche darum hing, ſchlüpfte wieder hinein, und fertig war Stüdi. Unbefangen trat es in die Küche, ließ weder am Ringgi ſeine Verlegenheit aus, noch verbarg es ſie hinter einem andern Gegenſtande, ſondern als Chriſten zur Mutter ſagte: „So wird doch das das Rechte ſein,“ und hinzuſetzte: „Grüß Gott und einen guten Abend geb' dir Gott!“ ſagte es: „Grüß Gott dich wieder; ſchön warm hat es gemacht heute!“ „Ja,“ ſagte Chriſten, „das hab' ich auch erfahren, beſonders da unten das Loch herauf; bei uns oben zieht immer etwas der Wind, da unten aber war's wie in einem Käskeſſi, ich habe faſt geglaubt, es müſſe geſchieden ſein und ich müſſe voneinander, der eine Theil wolle z'Käsmilch werden, was der andere wolle, darüber kam ich noch nicht recht, etwas Wunderlichs allweg, wie ich habe mögen merken.“ Das lächerte Mutter und Tochter und die Letztere ſagte: „Öppe viel Nar's wär's wohl nicht geweſen, wenn du biſt wie die Andern.“ „Ho,“ ſagte Chriſten, „rühmen apart will ich mich nicht, es trägt Nichts ab, d' Wahrheit muß immer an Tag, man mag es anſtellen wie man will, und ſollte es hundert Jahre gehen. Aber etwas Schlechtes wird man kaum von mir vernehmen, und wenn ich auch vor meinem Herrgott ein großer Sünder bin, ſo iſt's doch nicht, daß ich meine, ich müſſe Alles mitmachen, was die Andern machen. Einer hat ſeine Freude den Weg, der Andere dieſen Weg; mir gefällt es daheim am beſten, wenn man im Frieden ſein kann und Alles gut geht, wie an einem Schnürchen.“

Die Rede gefiel Mutter und Tochter b'ſunderbar wohl, aber ſie ſagten nichts darauf. Die Mutter hieß die Tochter zum Eſſen rufen, daſſelbe hineintragen, Chriſten hineingehen; er werde müde ſein und froh, abzuſitzen, hier ſei er ihr nur im Wege. Das wunderte Chriſten, daß er in die Stube, wo das Volk aß, gehen ſolle; aber es gefiel ihm; er hatte es ſonſt ſchon erlebt, daß man ihn in einem Hauſe ſorgfältig verbarg in irgend einem Gemache, in welches kein Uneingeweihter den Fuß ſetzen durfte, und ihm das Eſſen heimlich zubrachte, wie einem Staatsgefangenen. Dieſe Oeffentlichkeit gefiel ihm, nur hätte er gerne gewußt, war ſie Hausſitte oder ein Zeichen beſondern Wohlgefallens, eine Aufnahme in des Hauſes traulichen Kreis. Das ſah er wohl, die Leute wieſen ihn nicht von der Hand; ſie ſchienen ihn erheblich, näherer Unterſuchung werth zu finden, nicht ungünſtig für ihn geſtimmt zu ſein. Während Stüdi den Tiſch z'weg machte, redete er ein vernünftiges Wort mit ihm, und als der Vater kam, hieß dieſer ihn Gottwillchen und gab ihm die Hand.

Beim Eſſen that Chriſten beſcheiden, betete etwas länger als die Andern, langte aber ſeltener in die Milch, redete wenig, machte ſich dagegen tapfer an die Erdäpfel, und als das Brot umging, gab er es weiter ohne abzuhauen. „Willſt nicht Brot?“ ſagte Stüdi und reichte daſſelbe ihm wieder. „Nehme nie, wenn wir Erdäpfel haben, Erdäpfel ſind mir das Liebſt',“ antwortete er. Chriſten hatte aber Takt; da die Dienſten mit am Tiſche ſaßen, ſo ſetzte er hinzu: „Die Andern nehmen immer Brot daheim, derentwegen, weil ich keins nehme, meine ich nicht, die Andern ſollten es auch ſo machen, da läßt man ein Jedes machen, wie es ihm beliebt. Wer recht werchen ſoll, muß auch recht zu eſſen haben, ſagt die Mutter, und mir iſt's auch ſo.“ „He ja,“ ſagte ein alter Knecht, „es wär ſo, aber an allen Orten iſt's nicht ſo. Als ich hierher kam, war es mir ungewohnt genug, daß Jedes Brot nehmen konnte, ſo viel als es wollte, denn ich war früher an einem Orte, wo wir nur halb genug zu eſſen hatten. Anken und Schmutz kamen nicht viel in ihre Pfannen, die Kellen mochten das Kochen nicht ertragen, keine dauerte länger als acht Tage, ſie wurden ſo dürr und ſpröd, daß ſie brachen wie dürre Glasſtengel. In der Suppe ſah man ſelten ein Schnefeli (Stücklein) Brot, mehr als ein Dutzend Schnittchen kamen ſelbſt an einer Kindstaufe nicht hinein. Am Tage vorher, ehe ich fortging, da trieb ich ihnen es ein. Die Schuhmacher waren dazu noch da auf der Stör. Sobald wir gebetet hatten, nahm ich den Löffel, fuhr in der ganzen Schüſſel herum wie wild; ſo wie ich ein Schnittchen Brot auf dem Löffel ſah, nahm ich es geſchwind, hielt es dem Nebenknecht dar und ſagte: g'ſchwind, g'ſchwind, häb mr's, häb mr's, ich will hurtig noch ein Anderes fangen, wenn's noch möglich iſt. Es hat noch lang nachher Alles g'lachet. Sie haben es öppe ungern genug gehabt." — Das war die Heldenthat des alten Knechtes, die er zu erzählen liebte bei jedem Anlaſſe, und verübeln that es ihm Niemand, war es doch die einzige Heldenthat, die ihm das Bewußtſein gab, daß er Etwas ſei und Etwas könne. Chriſten ſagte nicht viel dazu, er kannte den Boden, auf dem er ſtand, zu wenig, um ſich vom Stamme weg weit hinaus auf die Aeſte zu laſſen.

Lange aß man nicht, darum konnte man auch nicht viel ſchwatzen; wer viel ſchwatzte, kam zu kurz mit dem Eſſen, denn länger als die Andern am Tiſch zu ſitzen, deſſen ſchämten ſich auch die, die ſonſt gerne viel ſchwatzen. Als wieder gebetet worden, Alles aufſtand und die Dienſten zur Thür hinaus waren, ſagte Chriſten, er hätte fragen wollen, ob er da über Nacht bleiben könne? „Sag' du, Hans," ſagte

Frau. „Hab' Aparts Nichts darwider," ſagte Hans. [illegible] nun, ſo ſollt ihr Dank haben auf's Allerhöchſt und vergelt's Gott," ſagte Chriſten. Darauf ging Chriſten mit Hans in den Stall hinaus zum Examen, das gerne der Bauer die beſtehen läßt, die zu Tochtermännern gerathen möchten. Dieſes Examen iſt ſo leicht nicht, als man vielleicht wähnen möchte. Wohl giebt es auch da Sympathien und Antipathien, aber bei ſolchen Examen ſind keine Halunken, welche die Sache karten, für oder gegen, zum Voraus, und eben ſo wenig Halunken, welche dem Examinanden die Antworten in Mund oder Feder legen. Was aber dieſes Examen beſonders ſchwer macht, iſt die Kunſt, alle Thiere recht zu würdigen, ohne die Eigenliebe des Beſitzers zu verletzen, kein Roß zu hoch zu ſchätzen, aber ohne die Fehler, welche den Werth verringern, beſonders hervorzuheben oder aufzudecken. Das Ding iſt nicht ganz leicht, aber Chriſten beſtand gut, beſtand auch am ſpätern Abend, als er mit der Familie allein in der Hinterſtube bei einer Maaß Wein ſaß, gut, redete verſtändig über ſeine Lage ohne mit der Thür in's Haus zu fallen, ſagte wie ſeine Mutter alte und wie er ihr z'Lieb und z'Ehr heirathen möchte, aber nicht, daß ſie es böſer bekomme, ſondern beſſer; ſie hätte ihm ſeit der Vater geſtorben b'ſunderbar gut g'huſet, und er möchte, daß ſie in ihren alten Tagen recht gut hätte, z'Sach brauchen, wo ſie gelüſte, und d'Arbeit an Jemand anders laſſen. Er hätte ſchon Manche haben können, aber die Eine, ſo er möchte und wie er ſie der Mutter wegen mangle, hätte er noch nicht gefunden; es ſei neue aſe bös mit der Religion und öppe, was Recht ſei, ſinne man nicht. Kurz, Chriſten kaufte ſich ein und ſie kriegten ein b'ſunderbar Vertrauen zu ihm; wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, er ſei ſelbe Nacht bei Stüdi z'Kilt geweſen, und als er am nächſten Morgen fortging, wußte er, daß er ſie am nächſten Langnauer Markt um die Mittagszeit beim Bären daſelbſt antreffen würde. Meine Alte wird luegen und Augen machen, dachte er, und konnte kaum ein Jauchzen bändigen, das man zu Berg und Thal gehört hätte; er bändigte es zwar weislich, aber es wollte ihm faſt die Bruſt verſprengen.

Er hinterließ ein gutes Andenken. „Wie gefällt dir der?“ fragte am Morgen die Mutter. „Gut,“ ſagte Stüdi, „es dünkt mich faſt, ich möchte ihn, wenn er nur nicht wie die Andern iſt; ich glaube, ich plärete, was ich noch bei Keinem gethan.“ „Ja,“ ſagte die Mutter, „erleidet biſt du mir nicht, es geht Niemanden übler als mir, wenn du manneſt (heiratheſt), aber wenn ich dir Etwas zu rathen habe, ſo nimm den, wenn't einmal mannen willſt. Der Reichſt iſt er nicht mit Schyn, aber Sachen genug habt ihr, und Einer der huſet, hat geſchwind noch einmal ſo viel als Einer der z'halb reicher iſt, aber Nichts weiß als zu brauchen.“

Die Mägde konnten ſich nicht enthalten, ihn ebenfalls zu rühmen, öppe einen Hübſchern und Töllern ſehe man nicht bald, er wiſſe b'ſunderbar ſtyf (männlich) zu reden, thue nicht ſo wie ein Kalb, wenn es aus dem Hälſig (Strick) ſei, wie ſo mancher reiche Sohn thue, weil er meine, das gefalle den Leuten. Und hochmüthig ſei er nicht, mit einem Jeden habe er geredet und die Zeit gewünſcht; brav ſei er daher gekommen, aber doch nicht ſo narrochtig, wie es heutzutage der Brauch ſei. Sie fanden Alles an ihm rühmenswerth und Jede war der Meinung, wenn ſie je Einen möchte, ſo wäre es der; es ſei nur eins läz, daß es ihm nicht auch ſo ſei. Wenn Alles einander hilft, ſo kann es nicht fehlen, und wenn Alles bläſet, ſo muß ein Feuerfunken zur Flamme werden; ſo ging es Stüdi. Es mochte den Langnauer Markt kaum erwarten, und doch ward ihm ſo angſt dabei, daß es faſt nicht ohne

Weinen daran denken konnte. Wenn es wieder fehlen thäte! mußte es immer denken.

Vom Fülli wußte Christen der Mutter nicht viel zu ſagen, hingegen b'richtete er deſto mehr von Küherſäuen, die er geſehen und wie die ihm gefallen, ſo ſchöne, glatte, lange, auf kurzen Beinchen aber mit geringelten Schwänzchen hätte er noch nie geſehen. O, wenn doch die Mutter die ſehen könnte, wie würde die luegen, hätte er immer denken müſſen. Sie ſeien noch zu klein geweſen, ſonſt, glaube er, er hätte ſich unterſtanden und zwei heim gebracht, ungefragt und ungeheißen. Sie hätten ihm aber geſagt, ſie kämen damit auf den Langnauer Markt, und jetzt müſſe die Mutter mit ihm dorthin, ſie möge wollen oder nicht, die Schweinchen müſſe ſie ſehen, und wenn ſie ſie ſehe, ſo kaufe ſie dieſelben auch. So redete er alle Tage von dieſen Schweinchen, daß die Mutter ſagte, er ſolle doch aufhören mit dem G'ſtürm, es erleide ihr, ſie wiſſe gar nicht wie das gegangen, daß ihm jetzt auf einmal nur Schweine im Kopfe ſeien, er hätte ſich ja deren ſonſt gar nicht geachtet, und ſich ihrer nicht annehmen wollen. Sie müſſe ſagen, ſie fange bald an zu glauben, es ſei ein ſchön Kühermeitle, das ihn ziehe, und nicht junge Säuli. Aber ſie müſſe ſagen, deren eine begehrte ſie nicht, vom Pflanzen verſtünden die Nichts, und wenn die nicht alle Tage friſchen Anken und ſüßen Zieger hätten, ſo lägen ſie auf dem Rücken und meinten, es müſſe geſtorben ſein. „Mira," ſagte ſie, „fahr, wenn du doch den Narren gefreſſen haſt an deinen Küherſäulene, du weißt ja, daß ich nie z'Langnau z'Märit geweſen; was würden doch die Leute lachen, wenn ich in meinen alten Tagen anfing, in der Welt herum zu fahren? Sie würden öppe ein Gelärm haben, es ſei mir gegangen, wie es den Wittweibern ſonſt allen geht, z'Manne ſei mich angekommen, und jetzt müſſe ich auch noch den Märiten nach, d'r Narr z'mache." Tr dieſem Reden, dieſem Sträuben ſaß doch die Wirthin aufs Wägeli früh am Tag, als Langnauer Märit war; der Verdacht wegen der Küherstochter hatte ſich bei ihr eingegraben. Dem Lumpenwerk wollte ſie ein Ende machen und dem Lumpenmenſch die Sache verleiden, dachte ſie. Chriſten, der Schalk, hatte dieſen Hebel raſch erkannt und Nichts gethan, ihn aus der Mutter Gedanken zu entfernen, im Gegentheil, wenn ſie über das Küͤhervolk pülverte, nahm er es in Schutz, behauptete immer, Schweine wie die hätten, gebe es keine in der Welt, und wenn eine Frau ſich auf die Schweine wohl verſtünde, ſo ſei es ein gewonnener Handel in einer Haushaltung.

Es war ein ſchöner Morgen im Heumonat, als Mutter und Sohn nach Langnau fuhren. Was doch ſo eine Wirthin, welche zugleich Bäuerin iſt und ſelten von Hauſe kommt, Alles zu ſehen und zu bewundern hat, wenn ſie in dieſer Jahreszeit durch's Land fährt! Freilich weder Tinten noch Gruppen, weder die Färbung noch der Vordergrund oder gar der Hintergrund fallen ihr auf, und doch nehmen ihre Ausrufungen kein Ende. „Nein aber, ſieh mir doch den Kornacker, jede Aehre gleich hoch wie die andere, wie wenn man ihn mit der Scheere geſchoren hätte, — nein, aber was das für ein Bohnenplätz iſt, das müſſen fremde Bohnen ſein, wenn ich doch deren auch hätte; ſieh doch dort die Flachſere, noch keine Blueſt und ſchon anderthalb Ellen hoch; ſchön's Werch (Hanf) iſt dort, doch unſers iſt dicker und eben ſo hoch; ſieh doch dort das neue Haus, das iſt afe es bravs, müſſen reiche Leute ſein, kennſt ſie?" — So ging das fort in einem Zuge bis nach Langnau, wo ihr erſt wieder die Schweine und das Täſchli, die Küherstochter, in Sinn kamen.

„Wo ſind ſie jetzt, deine Küherſäu," fragte ſie, „es wird ſich wohl der Mühe lohnen, ihretwegen einen Tag zu verſäumen und noch Koſten zu haben, es weiß kein Menſch wie viel?"

„He, das wird ſich zeigen, Mutter!" antwortete Chriſten. „Beim Bären wollen wir einſtellen, denke ich, von dort wird es wohl nicht weit ſein auf den Säumärit."

Es war ein böſes Fahren bis zum Bären, der enge Weg voll gepfropft von Menſchen, Vieh und Wagen, Chriſtens Roß wild und ungeduldig, die Wirthin des Fahrens ungewohnt, ängſtlich und alle Augenblicke einen Schrei oder wenigſtens einen Seufzer laſſend. Als ſie endlich beim Bären glücklich landeten, konnte es einem Schiffbrüchigen, der auf ſchmalem Brette auf den Meereswogen treibend, endlich durch die Gnade Gottes an's feſte Ufer getrieben wurde, nicht anders zu Muthe ſein, als es der Wirthin war. Recht wäre es ihnen geſchehen, wenn ſie Arme und Beine gebrochen hätten, ſo zu fahren ſei Gott verſucht; ſei ſie aber einmal glücklich wieder da weg, ſo bringe ſie kein Menſch mehr an ſo einen Ort, und wenn ein Bauernhof davon abhinge, geſchweige denn nur ſo ein paar Ketzere von Küherſäulene mit geringelten Schwänzchen, ſagte ſie. Sie fanden ſich nicht einmal auf dem Säumärit, obgleich ſie ihn zweimal auf- und abgingen, in alle Bütten ihre Augen warfen, alle Färech (Behälter) die Muſterung paſſiren ließen. Mehr als einmal ſagte Chriſten, er glaube, das ſeien ſie. So wie Chriſten das ſagte, ſah die Mutter nach dem Kühermädchen; wenn dann ein alter Schweinhändler oder Küher dabei ſtand, ſo wohlete es ihr und mit Begierde ſah ſie nach den geringelten Schwänzchen. „Aber, Chriſten," ſagte ſie dann, „was haſt du auch geſehen, du verſtehſt dich doch auch hell Nichts auf die Säu, ich ſchäme mich faſt deiner.

Sieh doch nur, was das für verrebelte, verrarete Thierchen ſind und eine ſchlechte Art haben. Geſprengt haſt du mich, umſonſt verſäumen wir einen Tag und haben Koſten, ich hülfe gehen." „Mutter," ſagte dann Chriſten, „die ſind es nicht, wo ich geſehen, aber ich hulf noch beſſer ſehen, oder vielleicht, daß ſie dieſelben unterdeſſen verkauft haben. Wenn wir ſie nicht finden, ſo iſt's mir recht fort, aber zuerſt wollen wir doch noch Etwas eſſen. Es wird dich auch Wunder nehmen, wie ſie aufwarten an einem andern Ort und was ſie für Uertene machen." „Haſt Recht," ſagte die Mutter, „es nimmt mich Wunder, wenn wir nur Platz finden." „Häb nit Kummer," ſagte Chriſten, „am Ordinäri *), wo unſer Gattig Leute hingehen, iſt immer Platz; in den Gaſtſtuben da würde es ſchwer ſein unterzukommen." „Mira," ſagte die Mutter, „aber lang' bleiben will ich nicht, und mit mir heim mußt du, ich dürfte nicht alleine fahren. Du kannſt dich darnach rangiren." „Das verſteht ſich öppe," ſagte Chriſten, dem es nun doch Angſt zu machen begann, wie er die Bekanntſchaft einleiten ſolle zwiſchen der Mutter und z'Sunnebure, und er wurde faſt reuig, daß er die Mutter nicht eingeweiht in den Handel, ſondern hinter ihrem Rücken manövrirt hatte, wie ſie hinter dem ſeinigen. Er wußte wohl, daß ſeine Manöver ihr nicht recht geweſen wären, und gerne vermied er, wenn's thunlich, den Widerſpruch; das Ziel das wußte er — war ihr erwünſcht, und wie herrlich dann, wenn er unerwartet daran ſtand und ſagen konnte: lue Mutter! und dieſe dann ſagte: „Du donnſtigs Bub du, du biſt doch immer der nütnutzigſte Kerli, ja wolle, was du biſt!"

---

*) Das Ordinäri iſt eine ordentliche Mahlzeit, an welche die Magnaten ſich ſetzen, das Volk ſetzt ſich in die Gaſtſtube, wo Jeder befiehlt was er will: Suppe, Fleiſch ꝛc.; er ſpeiſt gleichſam à la carte.

Es war daher Chriſten merklich nicht recht wohl, als ſie dem Bären zugingen, und Operationsplan konnte er keinen entwerfen, denn er wußte nicht, wo er z'Sunnebure anträfe, ob ſie nach ihm oder vor ihm kommen würden. Langſam ging er hinter der Mutter die Treppe auf, der großen Kammer zu, in welcher das Ordinäri ſervirt wurde. Brauch iſt es, daß man bei ſolchen Gelegenheiten unter der Thüre ſteht und recognoscirt, einige Mal den Kopf hineinſteckt und wieder hinauszieht, ehe man hinein geht. So that natürlich auch die Mutter, und über ihren Kopf weg ſah Chriſten zSunneburen bereits drinnen, und der Platz neben ihnen noch leer. „Wer iſt das?“ fragte die Wirthin, indem ſie den Kopf zurückzog. „Weiß es nicht,“ ſagte Chriſten, „aber es nimmt mich ſelbſten Wunder, mit dem Meitſchi habe ich ſchon getanzt, will doch fragen.“ Unbegreiflich ſchnell kam er mit dem Beſcheid zurück, es ſeien z'Sunnebure da oben im Thal. „Donnſtig,“ ſagte die Wirthin, „g'ſchwind hinein und ſitz nebem Meitſchi ab, mach nit Flauſe, g'hörſt? thu öppe wie's d'r Bruch iſt.“ Raſch die Wirthin voran, ſegelte der Sonnenbäuren zu, und mit dem Spruch: Es wird erlaubt ſein? legte ſie ſich an ihre Seite vor Anker. Chriſten aber ging Stüdi zu, ſagte ganz unbefangen: „E grüß Gott, das iſt ſchön, daß du auch da biſt!“ längte ihm die Hand, dann Vater und Mutter ohne weitere Bemerkung und Andeutung der Beſtellung; von ſo Etwas redet man in keinem Wirthshauſe, auch nicht auf das leiſeſte. Die Wirthin wunderte ſich, daß Chriſten Vater und Mutter die Hand gab, als ob er ſie ſchon kenne. Mit dem könnte er warten, bis ſie auseinander gingen, dachte ſie, das ſei nur zu nöthlich gethan,-ſie könnten ja meinen, das ſei ein angelegt Spiel von ihnen, und ſie hätten ihnen abgepaßt, um neben ſie zu kommen. Daneben ſonſt führte Chriſten ſich zu ihrer großen

Verwunderung anfänglich ſehr verſtändig auf, hatte keins Späße und redete, wie es einem hundertjährigen Bauer wohl angeſtanden wäre, über das Vieh, die Preiſe von Allem und ſonſt Dieſem und Jenem. Der Löhl, dachte ſie aber, thut wie ein Großätti und weiß nicht, daß die Meitſcheni einem nichts darauf halten, wenn man nicht mit ihnen d'r Narr macht; einſchenken thut er ihm auch nicht. Dä donnſtigs Lappi (Pinſel), er war immer einer und wird ſein Lebtag einer bleiben. Sie miſchte ſich nicht gern laut hinein, ſie führte mit der Sonnenbäurin intereſſante Geſpräche über ihre Haushaltungskünſte, und hätte recht kurze Zeit haben können, wenn der Lappi gegenüber nicht geweſen wäre. Sie blickte ihm, und als er das nicht merkte, ſuchte ſie unter dem Tiſch ſeine Füße, trappete ihn, und als das Nichts half, ſtüpfte ſie ihn an die Beine; aber wie hart ſie anwendete, Chriſten verzog keine Miene, änderte ſeine Weiſe nicht. Wär's möglich geweſen, die Wirthin wäre aus der Haut gefahren, die aber war währſchaft und die Schranken des Anſtandes ſind auf dem Lande aus hartem Eichenholz gezimmert und halten ebenfalls feſt; ſo wußte ſich die Wirthin am Ende nicht mehr zu helfen, als zu ſagen: der Wein dünke ſie nicht gut, ſie glaube, er ſei geſchwefelt und keinen Tropfen der Gattig könne ſie trinken, wenn ſie am folgenden Tag nicht Kopfweh haben wolle zum Sterben, ſie hulf andern kommen zu laſſen, öppe eine Halbe guten Rothen. Ihm ſei der Wein recht, ſagte Chriſten, vom Schwefel merke er nichts, darneben wolle er ihr Nichts befohlen haben, ſie ſolle nur kommen heißen, wenn es ſie gelüſte, es ſei ihm ganz recht.

Dä donnſtigs Lappi, dachte die Wirthin, und ſtüpfte ihn unwillkürlich an's Schienbein, daß Chriſten für gut fand, die Füße unter ſeinen Stuhl zurückzuziehen. Sie beſtellte rothen Wein, aber guten, vom rechten, befahl ſie, und als ſie ihn erhielt, verſuchte ſie ihn; es ſei vom rechten, ſagte ſie, wie ſie glaube. „Seh du," ſagte ſie zu Stüdi, „mach aus; ich möchte dir auch einſchenken, es kommt afe luſtig, wenn die alten Weiber den Meitſchene einſchenken müſſen, ſeh mach aus." Stüdi mußte ſich einſchenken laſſen, ſowie der Sonnenbauer und Bäuerin, obgleich die Letztere ſagte, ſie liebe den rothen nicht apart, ſonſt hätte ſie auch eine Halbe kommen laſſen können. Als ſie endlich auch Chriſten ſagte: „Seh, häb dar!" ſagte er: „dankeigiſt, Mutter, ich will bei dem bleiben, zahlen müſſen wir ihn allweg, und ihn ſtehen laſſen und andern trinken, wär' g'ſchändet, und er dünkt mich nicht bös." „He nun," ſagte die Wirthin, „wenn du ihn magſt, ſo mag ich dir ihn wohl gönnen, mach wie du willſt," und machte dazu Augen faſt wie Pflugsräder. Stüdi gefiel das aber ſehr wohl; es ward ihm leicht um's Herz; es that recht freundlich mit Chriſten, der ſich ganz gelaſſen gleich blieb, daß es die Wirthin faſt aufſprengte. Hat denn der Lappi keine Augen mehr, dachte ſie, wenn er nur die Hand ausſtreckte, ſo hätte er das Meitſchi, und hocket da wie ein Pfund Schnitz. Endlich ſagte ſie: Es dünke ſie, ſie höre den Geiger, ob ſie nicht einen mit einander haben wollten? „Mutter," ſagte Chriſten, „du haſt geſagt, du wolleſt bald fort, und wenn man einmal mit Tanzen anfängt, ſo weißt wohl, man weiß nie, wann man fortkommt." Das war der Mutter zu viel, eines ſo einfältigen Sohnes ſchämte ſie ſich, ſie konnte nicht mehr an ſich halten; ſie ſagte: „Wirſt dich fürchten? Daß du ſo e Leide biſt, e Höſeler*), habe ich nicht gewußt." „Mutter," ſagte Chriſten, „ſo Einer fürchtet ſich nicht," und damit nahm er Haſelnüſſe vom Teller und zerdrückte ſie mit den Fingerſpitzen, als ob es Erdbeeren wären. „Wenn du dich nicht fürchteſt, warum gehſt du denn nicht, kannſt etwa nicht mehr tanzen oder haſt kein Geld für den Geiger, ſo will ich dir geben." „Mutter, aber Mutter," ſagte Chriſten, „nehmt es nicht für ungut, ihr vergeßt, daß wir nicht daheim ſind, und ob dem Meitſchi eine Schlägerei ſo eines fremden Burſchen wegen anſtändig iſt, weiß ich nicht; Mancher wär's recht, aber witzig dünkt's mich nicht, darneben mira." Für kein Geld, ſagte Stüdi, würde es gehen, es wüßte, wie ihre Burſche wären und was das könnte. „Schämſt dich ſeiner?" ſagte die Wirthin. „Wüßt' nicht warum," ſagte Stüdi, „aber wenn's Einem nicht anſtändig iſt, was herauskommt, ſo muß man den Anfang nicht machen." „He, ſo geht zuſammen auf den Markt, wenn du dich ſeiner nicht ſchämſt, es giebt vielleicht Etwas zu kramen; geht mit einander," ſagte die Wirthin, der es wär, wenn Chriſten ihr nur ab den Augen käme mit ſeinem dummen Thun. Dagegen hatte Chriſten Nichts einzuwenden, und Stüdi verſtand ſich bald dazu, da ſeine Mutter ſagte: „He gang, aber komm bald wieder." Chriſten ging voran und wählte vorſichtig einen Weg, der nicht in's Gewühl führte, ſondern an eine einſame Ecke, wo ein Wort im Vertrauen zu reden war. „Zürn doch recht nicht," ſagte Chriſten, „von wegen der Mutter, ſie iſt gruſam eine gute, aber ſie ſieht wie bei uns die Mädchen thun, und meint, ſie ſeien alle gleich. Ich habe es dir aber den erſten Augenblick angeſehen, daß du nicht biſt wie die Andern, und deretwegen biſt mir gleich ſo lieb geworden. Deinetwegen reut mich kein Geld, aber es z'Unnutz ausgeben für Nichts und wieder Nichts, und nicht wiſſen, ob du die Sache brauchen kannſt und ob ſie dich freut, das dünkt mich einfalt und dumm, und ich weiß nicht, ob du mir etwas darauf hätteſt oder nicht? Wenn's ſelb wär, ſo ſag's. Sieh, da habe ich eine doppelte Bernerduplone, damit du ſiehſt, daß das Geld mich nicht reut, nimm ſie; haſt Etwas nöthig, ſo kauf's, ſonſt behalt ſie; irgend wann wird ſie wohl gut zu brauchen ſein. Ein Ehepfand ſoll ſie nicht ſein, nimm ſie nur, ich will deretwegen kein Recht; nur damit du ſiehſt, daß mich deinetwegen das Geld nicht reut. Aber ſo die Neuthaler herumzuwerfen, nur um ſich groß zu machen, das iſt eine Sünde, das menſchelet nicht, das iſt kalberochtig." „Du haſt Recht," ſagte Stüdi, „gerade ſo iſt's mir auch." „So nimm ſie," ſagte Chriſten. „Eine ſchöne iſt's," ſagte Stüdi, „recht luege möchte ich ſie gerne, und hier ſchickt es ſich mir nicht, ich will ſie mitnehmen; wenn du Langeweile darnach kriegſt, ſo komm und hole ſie." „He nun," ſagte Chriſten, „das iſt guter Beſcheid und z'Blangen (das Sehnen) wird mich bald ankommen, wenn du Nichts darwider haſt?" „Was wollte ich?" ſagte Stüdi, „komm wann du willſt." „So ſyg's," ſagte Chriſten und bot Stüdi die Hand, und Stüdi legte die ſeine hinein und hatte die Augen voll Waſſer. Habe ich den Rechten gefunden, dachte es, oder bin ich der Narr im Spiel? Als ſie zu den Alten zurückkamen, die hinter einer neuen Halbe Rothen ſaßen und kein ſchlecht Gefallen aneinander gefunden hatten, fragte die Wirthin: „Nun, wo iſt der Kram? möchte ihn auch ſehen." „Haben Nichts gefunden," ſagte Chriſten, „das uns anſtändig geweſen wäre, was Lumps habe ich nicht mögen und was Rechts war nicht da; ein ander Mal treff's öppe beſſer, haben wir gedacht." Der Wirthin Geſicht lief auf wie altes Leder in ſiedender Butter; es mußte brennen in ihr; endlich ließ ſie einen tiefen Seufzer los und ſagte blos: „Ich hulf wir wollten fort; gewöhnlich ſind an dieſem Abend Leute über Nacht bei uns, und wenn ich nicht daheim bin, ſo geht's nicht." Wie ſie befehl'; ſagte Chriſten; wenn ſie noch eine Halbe befehlen wolle, er hätte Durſt bekommen, ſo wolle er unterdeſſen heißen anſpannen. „Es wird z'beſt ſein, wo du machen kannſt,“ ſagte die Mutter ſehr verächtlich. Von der letzten Halbe, ſagte die Wirthin, möge ſie nicht, während dagegen Chriſten herzhaft und fröhlich trank, heiter Abſchied nahm, während der Mutter die Wehmuth zuvorderſt war, daß ſie faſt nicht ſagen konnte, es würde ſie freuen, wenn ſie zuſprächen bei ihnen, wenn ſie einmal dort vorbeikämen, und ſie hätte recht Freud gehabt, ſie anzutreffen, hätte ſchon viel von ihnen gehört, aber ſie noch nicht gekannt. Und wenn ſie etwa gefehlt, ſo ſollten ſie es nicht für ungut haben, ſie ſeien gar grob gewöhnt, und d'ſunderbar heute hätte Chriſten gethan wie ein Kalli*), er wiſſe doch ſonſt ſo grob ane, was der Brauch ſei. In höflicher Gegenrede erwiederten die Andern. Die Sonnenbäuerin ſagte, ſie hätte d'ſunderbar kurze Zyti gehabt, und Stüdi gab der Wirthin gar freundlich die Hand und ſagte, wenn es öppe gefehlt, ſo ſolle ſie es nicht zürnen; expreß hätte es es nicht gemacht, es hätte es öppe nicht im Brauch, Jemanden zu beleidigen, und ſie dann gar nicht. Eine Dublone wollte ſie geben, wenn ſie auf freier Straße wäre, ſagte die Wirthin, als ſie auf's Wägeli ſtieg, und bis auf verſchiedenen Wegen die Menge auseinandergelaufen, das Gedränge nachgelaſſen hatte, konnte ſie Nichts ſagen, als: „Lue, lue, häb Sorg, häb d'r tuſig Gotteswille nebe us!“

---

*) Höſeler, Einer, der das Herz in den Hoſen hat.

Als es endlich ruhiger wurde auf dem Wege, ſagte die Wirthin: „Was du mir für einen Verdruß gemacht haſt! Wenn ich nicht krank werde, ſo werde ich es nie mehr, es hat mich faſt zerreißen wollen! Da trohlet dir das Glück um die Füße herum und du machſt d'r Lappi und ſtreckſt kein Glied darnach aus — kann man auch! Die Kabisgrattäſche werden dir im Kopf ſtecken, aber wohl! die will ich dir austreiben und ſollte ich expreß Kupuziner müſſen kommen laſſen dafür.“ „Mutter,“ ſagte Chriſten, „zürn' doch recht nicht, aber ich habe ein Beſtelltes für nächſten Sonntag an der Sonnenhalde bei der Tochter, wenn du Nichts darwider haſt; das Meitſchi hat mir erlaubt zu kommen.“ „'S iſt nicht möglich,“ ſagte die Wirthin, drehte ſich um auf dem Sitze, daß er ganz über Ort kam, und ſchlug die Hände ineinander. „Wohl, wohl, Mutter!“ ſagte Chriſten; „und ich habe gute Hoffnung, öppe gruſam habe ich nicht anhalten müſſen.“ „Du biſt doch z'g'felligiſt Düpfi*), wo auf Gottes Erdboden lebt,“ ſagte die Wirthin. „Schenkſt dem Meitſchi nicht ein, tanzeſt nicht mit ihm, krameſt ihm nicht, machſt nüt d'r Narr und z'letzt doch ein B'ſtelltes für den nächſten Sonntag, jetz verſtehe ich mich nicht mehr auf die Welt, und auf die Meitſcheni erſt nicht; das iſt doch zu meinen Zeiten anders geweſen!“ „Nein, Mutter,“ ſagte Chriſten, „das iſt immer ſo geweſen, es iſt mit den Mädchen gerade wie mit den Fiſchen, für jeden muß man was Apartes an der Angel haben: wo die Forelle beißt, da beißt die Barbe nicht, und wo die Barbe beißt, da ſieht die Naſe nicht neben ume — und wo die Naſe beißt, ſpaziert der Alet vorbei, und dazu muß man ſich noch wohl achten der Jahreszeit; im Frühling will z. B. die Forelle zarte Würmer und Steinkärtel, gegen Herbſt verachtet ſie dieſes Zeug und will nichts als Heuſtüffel**). Gerade ſo iſt's bei den Meitſchene; ſie beißen auch nicht Alle an's Gleiche, da muß man nun erfahren, was Jedes liebt, und was für Zeit es iſt, das iſt die Kunſt, und wer die kann, dem beißen Alle.“ Da lachte die Wirthin, daß ſie den Huſten kriegte und lange nicht ſagen konnte: „Du biſt e donnſtigs Kerli, e Spitzbub biſt. Aber was haſt du dann Dem dargehalten, daß es dir gebiſſen hat?“ „Ja, lue, Mutter,“ ſagte Chriſten, „das kann ich dir noch nicht ſagen; wenn Einer

---

*) Kalli = Lümmel, Tölpel, Löffel, Grobian, ꝛc.

---

*) Das größte Glückskind. **) Heuſchrecken.

Etwas weiß, und er plaudert es aus, ehe die Sache richtig iſt, ſo iſt's auch aus mit dem Glück. Darum laß mich machen, z'Sach kommt gut, ich will wetten mit dir." „Wetten will ich nicht," ſagte die Wirthin, „e Spitzbub biſt, g'hörſt? ich ſag's dir noch ein Mal. Aber es dünkt mich, der Mutter könnteſt du das doch ſagen, ausbringen würde ich es dir doch nicht." „Darf nicht, Mutter," ſagte Chriſten; „nicht einmal unſerm Herrgott würde ich es ſagen, wenn er es nicht ſchon wüßte. Ich weiß wohl, Mutter, expreß brächtet ihr mir es nicht aus, aber ung'ſinnet entrinnt Einem manchmal Etwas, man merkt es nicht, bis es draußen iſt. Und noch Eins: Grit ſagt gar Nichts von dem, was heute begegnet iſt, das iſt eine Klappertäſche und meint es immer mit Denen am beſten, bei denen ſie zuletzt iſt, die wäre im Stande, die ganze Sach in Krebsgang zu bringen und einen Lärm zu machen, daß mir von allen Seiten z'böſt geredet würde. Ihr wißt ja wie es geht, wenn Zwei zuſammen wollen, da leert d'r Tüfel d' Höll' und ſchickt all' Tüfle us für z'lüge und z'verlümde." Trotz ihrer Freude konnte die Mutter es faſt nicht verwerchen, daß Chriſten ohne ihre Hülfe zu einer Frau kommen ſolle. „Du wirſt die Sache gewiß noch verkegeln, du wirſt's erfahren, wie es dir geht, wenn dir Niemand rathet," ſagte ſie, ſo oft ſie dazu kommen konnte. „Und wie wollteſt du das ſo gründlich kennen, was das Meitſchi liebt, kennſt's ja nicht?" „Häb nicht Kummer, Mutter," ſagte Chriſten, „wo du und das Grit mich verhandelt haben, hat mich euer Reden geweckt, und da habe ich vernommen, was mir nöthig war." „Spitzbub, was du biſt! aber es kommt dir doch nicht gut, zähl darauf," ſagte die Mutter." Aber der Mutter Wahrſagen erwahrete ſich nicht; Chriſten ebnete immer mehr die Wege, blieb ſich gleich, aß tapfer Erdäpfel und brachte es dahin, daß ſie ihm verſprachen, zu ihnen z'Dorf zu kommen auf d' G'ſchaui (Beſchau), wie man bei ſolchen Anläſſen zu ſagen pflegt.

Als Chriſten der Mutter die Nachricht brachte, ſchlug ſie die Hände über dem Kopfe zuſammen und ſagte: „Nein aber auch, keinem Menſchen hätte ich es geglaubt, und wenn mir es der Pfarrer ſelbſt geſagt hätte, daß du ſo Etwas z'weg brächteſt, aber e Spitzbub biſt, g'hörſt?"

Große Mühe hatte Chriſten, die Mutter zu verhindern, aus allen Kräften aufzuwarten und alle ihre Kunſt zu einer Mahlzeit zuſammenzuraffen. Öppe was üblich ſei, ſolle ſie geben, aber nichts Uebertriebenes, ſo wie es in einem braven Bauernhauſe üblich ſei, wenn Dorf komme, aber mehr nicht, die Wirthin ſolle ſie nicht laſſen hervorgucken, ſonſt komm's nicht gut, ſie werfe ihm den Heuwagen noch vor der Einfahrt um. Sie ſolle ihm doch glauben, wenn er es ihnen nicht treffen könnte, ſo hätte er die Sache nicht bis dahin gewerchet. Die Mutter widerſprach ihm natürlich bis auf den Tag vorher, dann that ſie akkurat, wie er es angegeben hatte. Wirklich lief auch Alles vortrefflich ab; z'Sonnebure waren mit Allem ausnehmend zufrieden, mit der Aufwart nicht nur, ſondern hauptſächlich mit der Einſicht. Alles war in vortrefflichem Stand, alles Werkzeug doppelt und dreifach vorhanden; Hülle und Fülle in Spycher und Käſten, da hatte man nicht nöthig, Alles zu Geld zu machen, um den Schulden zu begegnen; daß ſie derſelben keine hätten, weder Weinſchulden noch andere, bewies die Wirthin zum Ueberfluß noch Schwarz auf Weiß. Kurz, die Sache ward richtig gemacht und die Verkündigung beſtellt. Lang z'warte trage Nichts ab, ward im Rathe der Weiſen erkannt, wenn man das Geld für die Hochzeit nicht zu leihen brauche und man zu rechter Zeit öppe an ein Trößeli (Mitgift) gedacht habe.

Und richtig, ſie hatten Recht. Was das für einen Lärm gab, als die Welt vernahm, daß die reiche Tochter an der Sonnhalde Braut ſei, ein weggefangen Bröcklein, und z'Wirths Chriſten bei der Tannen ſei Hochzelter! Da war's, als ob man mit einem Stecken das Wüſteſte alles in der ganzen Welt aufrühre, alle Neidlöcher, alle Lügenlöcher, alle Tüfelſüchtige in allen Herzlöchern der ganzen Welt. Wie Bremſen an ein Roß ſich hängen, das durch den Wald läuft, ſo ſtob es der Sonnhalde zu, ſtob der Wirthin zu von allen Seiten, und Jedes, das geſtoben kam, machte ein bedenkliches Geſicht und ſagte, es habe doch noch kommen und ſagen wollen, was es vernommen, es ſei vielleicht noch nicht zu ſpät, aber es dürfe es faſt nicht ſagen. Es ging ſpäter die Rede, Eiſi aus dem Kabisgrat habe ſich ſelbſt auf die Beine gemacht, in Bettlerkleidern, und das Grüslichſte an der Sonnhalde von Chriſten geſagt, ſo daß, wenn Alles wahr geweſen wäre, man ihn wenigſtens ſieben Mal köpfen und drei Mal hätte hängen müſſen. Anfangs wollte es faſt kleben in den Ohren und die Sonnenbäuerin und die Wirthin wußten nicht recht, was ſie glauben ſollten und dachten der Sache nach. Als es aber ſo arg wurde, daß man die Lügen mit Pelzhandſchuhen greifen konnte, da wurden ſie wieder kaltblütig und ließen die Sachen liegen, wo ſie lagen, und putzten den Leuten tapfer ab; es gutete alſobald.

Zudem that Chriſten klug, er war viel oben an der Sonnhalde, und wenn man ihn merkte, ſo kehrten Die, welche kamen, um ihn herunterzumachen, alſobald den Spieß um und rühmten ihn, daß die Schwarten krachten, daß man hätte glauben ſollen, ſeit Vater Abraham ſei Keiner ſeines Gleichen auf Erden geweſen. Zudem hatte er immer an den Dienſten Fürſprecher, die nicht genug rühmen konnten, wie manierlich er ſei, Allen behülflich und das Arbeiten verſtehe, wie Keiner Land auf Land ab.

So vermochte die Welt Nichts, vermochte Nichts als ein Zeichen zu thun, wie viel Schlechtes ſei in den verborgenen Löchern, das nur zu Zeiten an's Tageslicht komme, wie vieles Ungezieſer nur dann ſich zeigt, wenn Unwetter im Anzuge iſt.

Ungeſtört und ſtill ging die Hochzeit vorbei, ein groſſes Weſen, wie es damals wohl noch üblich war, das drei Tage dauerte, und woran zwei- bis dreihundert Gäſte Theil nahmen, wollten ſie nicht machen, Chriſten drang nicht darauf und im Sinne von Sonnebures lag es nicht. Verwandtſchaft und die jungen Burſche ſtellte man ſonſt zufrieden, und weiter hatte Niemand darnach zu fragen.

Nach Landesſitte blieb die junge Frau noch ein paar Wochen bei ihren Eltern, dann führte ſie Chriſten heim und die Mutter übergab ihr alſobald Schlüſſel und Kellen und trat die Meiſterſchaft ab.

Am folgenden Mittag brachte die junge Wirthin eigenhändig das Erdäpfelkörbchen auf den Tiſch und ſagte: „Lue jetzt, ob ich es hier auch kann und es dir treffe; angewendet habe ich, was ich konnte!“ Chriſten nahm lächelnd einen, griff dann aber nach andern Dingen und ließ die Erdäpfel bei Seite. „Hab' ich es dir nicht getroffen?“ ſagte die junge Frau; „ich habe doch gewiß gemacht, was ich konnte. Lue, die ſind gewiß gut,“ und ſo las ſie ihm ein halbes Dutzend der größten Erdäpfel aus. Da lachte Chriſten merkbarer und ſagte: „Häb nit Müh', du gut's Fraueli, meine Erdäpfel habe ich vor der Hochzeit gegeſſen; jetzt denk' ich ſie ein wenig in Ruhe zu laſſen.“ Da war's faſt, als ob die junge Frau zur Salzſäule werden wolle. „Heſt mi b'ſch...., heſt mi a'g'führt?“ fragte ſie ganz blaß. „Nein, lieb Fraueli, das hab' ich nicht; aber gemacht für dich zu bekommen, was ich gut glaubte mit Ehren, das habe ich, und das iſt erlaubt, denk' ich. Mancher Mann thut groß vor der Hochzeit und iſt nachher ein Gitzhund, oder er kommt um ſeine Sache und ſeine Frau hat beidweg bös bei ihm. Ich that klein und armmüthig, weil ihr das gerne ſahet; jetzt wollen wir nicht groß thun, aber weder geizen noch über Nichts kommen, ſondern uns die Sache gönnen, wie wir es öppe können und vermögen, und du ſollſt es gut haben. Mit dem z'Unnutz brauchen will ich dich nicht ärgern, mit Geizen plagſt du mich nicht; zur Sache wollen wir Beide ſehen, wie wir es vor Gott verantworten können, aber öppe übertreiben ſelb nicht, wenn man jung ſo anfinge, wie käme es im Alter heraus, ſolche Sachen mehren mit den Jahren."

„Aber angeführt haſt du mich, b'ſch ...., wenn man es ſagen dürfte," ſagte Stüdi, jedoch nicht mehr mit ſo kläglichem Geſichte. „Wäger nicht, Faueli," ſagte Chriſten, „wenn Einer bublet, ſo wendet er Alles an, was er meint, daß gut ſei, macht d'r Narr bis äne uſe, und Niemand nimmt es ihm übel, wenn er nachher aufhört, z'Gegentheil die Leute würden öppe lachen, wenn er d'r Narr ſein Lebtag machen wollte. So habe ich auch ein wenig d'r Narr gemacht mit den Erdäpfeln, aber dich nicht angeführt, b'hütis, nein; häuslich bin ich auch, aber reich genug ſind wir, daß ich nicht blos Erdäpfel zu eſſen brauche, d'r Narr damit zu machen mein Leben lang. Verzeih' mir's, reuig ſollſt nicht werden deſſetwegen, im Gegentheil, wenn Gott uns geſund erhält noch 30 Jahre, ſo dankſt du mir dann vielleicht noch und lacheſt allemal, wenn du daran denkeſt, daß du gemeint, d'Erdäpfel ſeien d' Hauptſach und Nichts zu brauchen das Wichtigſt' auf der Welt."

Und alſo geſchah es auch, es gab ein glückliches Ehepaar, das geſegnet lebte und deſſen Andenken im Segen blieb.

Die beiden Raben und der Holzdieb.

Im Bernbiet giebt es gar manchen Graben, gar manches Thal; und wo Gräben ſind, giebt es Halden (Abhänge) und Pörter (Ränder), wo Thäler ſind, giebt es Seiten und Rücken, Gräte, Eggen (Bergrücken) u. ſ. w. Wenn ich daher von einem Häuschen reden will, das an einer Bergſeite liegt, ganz nahe oben bei der Egg oder beim Grat, ſo wird Niemand mir ſagen können, wo das Häuschen zu ſuchen ſei, ob im Guggisberg oder im Schangnau. Und wenn ich auch noch weiter beſchreibe und ſage, daß das Häuschen nicht ganz einſam ſtehe, ſondern andere Häuſer nicht weit davon ſeien, daß aber Thal und Grat abgelegen ſeien, wild und waldig, und die Menſchen daſelbſt wild und ungeleckt, daß bis zu ihnen noch keine feinen Manieren gekommen; dagegen alle Leidenſchaften und alle Thorheit, ſogar die Hoffart, ſo wird auch wieder Niemand mir vorwerfen können, ich wolle Jemanden aparti zu Schanden machen, denn ſolche Häuschen an einſamen wilden Seiten ſtehen im Bisthum und im Oberland. In dieſem Häuschen nun wohnten Eltern mit mehreren Kindern, wild und ruchlos. Ob die Leute eigentlich eine Religion hatten oder nicht, das wußte man nicht, wenigſtens ſah man ihnen keine an.

Sie gingen wenig oder gar nicht zur Kirche, und wenn ſie auch gingen, ſo war es nur, um über den Pfarrer fluchen zu können; denn über alle Leute fluchen und allen Leuten wüſt ſagen, das war ihre Gutmeinenheit; ſie ſchienen zu glauben, die Welt ſei eigentlich ihretwegen geſchaffen; weil ſie nun nicht die ganze Welt hatten, im Gegentheil, ſehr wenig davon, ſo kam ihnen jeder Andere, der auf der Welt Etwas beſaß oder zu befehlen hatte, wie ein Feind vor, gegen den Alles erlaubt ſei, ſo weit es ſich mit der eigenen Sicherheit vertrage. Sie ſchimpften über alle Behörden und höhnten ſie, ſie erlaubten ſich die ungeſetzlichſten Handlungen und drohten noch mit mehreren, und je mehr man ſie fürchtete, deſto furchtbarer machten ſie ſich, je mehr man ihnen nachſah, deſto frevler wurden ſie. Solcher Leute giebt es viele im Kanton Bern, und ein trauriges Zeichen der Zeit iſt: daß ſich viele obrigkeitliche Beamte vor ſolchen Leuten mehr zu fürchten ſcheinen, als dieſe Leute ſich vor den Beamten fürchten. Noch eine kleine Weile, und der Glaube ſetzt ſich feſt bei ihnen, daß ſie Meiſter ſeien, daß ſie der Welt, die ihnen gehöre, ſich auch wirklich bemeiſtern könnten. Dann geht der Jammer los und ein blutiger Tag auf.

In dem kleinen Häuschen trieben es die Leute alſo frech und ruchlos. Von ihrem Verdienſt hätten ſie leben können, allein ſie vergeudeten, verbranntweinelten ihn, und wenn Etwas angeſchafft werden ſollte, ſo fluchten ſie jämmerlich über die Reichen, als ob die Schuld wären, daß ſie dies oder jenes nicht hätten und kein Geld dazu. Und wenn im Winter die Kinder nicht Strümpfe, nicht Schuhe hatten, in die Schule zu gehen, ſo fluchten ſie läſterlich über den Schulmeiſter, als ob ſich der Etwas vermöchte, daß ihre Kinder nicht Schuhe, nicht Strümpfe hätten.

Aber wenn die Kinder ſchon nicht Strümpfe, nicht Schuhe hatten zur Schule zu gehen, zu andern Gängen wurden ſie doch gebraucht mit elterlicher Ruchloſigkeit. Unter den Dingen, deren Ankauf ſie immer erbitterte und über die Reichen fluchen machte, ſtand das Holz obenan. Sie meinten, das Holz wachſe für alle Leute, und aus dem Walde könnten alle Leute ſo gut Holz holen, als alle Leute aus dem Bache trinken könnten. Es ſei ein verfluchter, ungerechter Zwang, daß die Wälder nur für die Reichen ſeien und nicht auch für die Armen; aber wenn man einmal Meiſter ſei, ſo wolle man es dann den Dolders Dorfmunene (Magnate) zeigen. Unter den Artikeln, welche der Vater je länger je mehr aus ſeinem Büdjet ſtrich, war daher das Holz obenan. Kei Donner zwäng' ne meh, es Schyt z'kauſe, ſagte er öffentlich. Wenn man nun in einer Haushaltung kein Holz mehr kauft, ſo muß man es ſtehlen, das iſt an den Fingern abzuzählen. Nun kann man es aber auf zweierlei oder gar dreierlei Weiſe ſtehlen. Man ſtiehlt es vor den Häuſern, wo kein Ringgi (Hund) bellet, da hat man es dürr und geſcheitet; es braucht dazu eine gewiſſe Portion Frechheit, aber viel auf ein Mal kann man nicht nehmen, das iſt das Fatalſte dabei. Zweitens plündert man die Häge (Zäune), wo noch welche ſind, reißt Stecken aus, Latten weg. Es iſt da kein unkommodes Stehlen, aber ſolches Holz brennt gar ſchnell weg, hält nichts dar; ſo kann man nicht genug herbeiſchaffen. Am üblichſten iſt's daher, das Holz in den Wäldern ſelbſt zu holen; da bellet kein Ringgi, da ſind ganze Buchen, ganze Tannen, und wo es am bequemſten bei der Hand ſteht, kann man ſägen und hauen ganze Schlitten voll. Und was die letztere Art von Diebſtählen noch um ein Bedeutendes erleichtert, iſt das Zuſammenhalten der Holzdiebe und die unendliche Humanität vieler Waldbeſitzer. Kein Holzfrevler verräth den andern, ſie ſtehen in gar guter Brüderſchaft; aber ganz anders halten die Waldbeſitzer zuſammen. Wenn Waldbeſitzer die Runde machen durch ihren Wald und ſie treffen jenſeits ihrer Mark in des Nachbars Wald einen Holzdieb an, ſo ſind Wenige, die es nicht lächert von oben bis unten, und wohlgefällig lächelnd ſagen ſie: „Es chunt dir beim Dolder wohl, biſt äneſert*), wenn d' ih mym g'ſi wäreſt, du hättiſch m'r bim D..... i'ds Schloß müße.“ „Los, du wirſt mi doch nit öppe welle unglücklich mache,“ ſagt gelaſſen der Holzdieb. „Was du da machſt, geht mich nichts an,“ ſagt der Beſitzer; „aber we nih di öppe ſöt äneſert, i mym atreffe, ſu lue de, wie's d'r geyt.“ Und gelaſſen geht der Beſitzer heim und erzählt daſelbſt, was ihm begegnet, und wie der und der luegen werde, wenn das Tannli fort ſei; es ſei kein ſchöneres geweſen im ganzen Walde. Ja es giebt ſogar Beſitzer, die Holzdieben Roß und Schlitten leihen, und das noch ſehr gerne, wenn die Diebe Jemanden, den ſie haſſen, beſtehlen wollen. Einen ſolchen Pferde leihenden Waldbeſitzer hatte nun unſer wilder Mann nicht, aber er hatte einen andern Zug; er ſpannte ſeine Kinder an den Schlitten und fuhr mit dieſen nach Holz aus, wo die Kinder ihm ſtehlen und das Geſtohlene heimziehen halfen. Ein Vater, der in Noth und Elend für ſeine Kinder ſtiehlt, damit ſie nicht hungern, nicht frieren, begeht ein Unrecht, aber ein Unrecht, mit dem man Erbarmen haben kann. Hingegen einen ſchlechtern Menſchen beſcheint Gottes Sonne nicht, als einen Vater, der ſeine Kinder zum Stehlen ausführt und abrichtet, ein ſolcher verdiente nicht blos einen eiſernen Ring um den Hals, ſondern einen guten zweibatzigen Strick, und ſeine Seele das Feuer, das nicht löſcht, den Wurm, der nicht ſtirbt.

So fuhr der Vater aus, unverſchämt, mit ſeinen Kindern, und manchmal noch des Tages, in eine wilde Seite hinein. Dieſer Vater nun hatte ein Kind, das machte dieſe Züge gar gruſam ungern mit. So viel hatte es bereits in der Schule gelernt, daß Stehlen Sünde ſei; zu Hauſe hatte ihm das Niemand geſagt. Es merkte wohl, daß andere Kinder ihns verächtlich anſahen und ſich ſo viel möglich von ihm wegmachten; und ſein junges Gewiſſen ſagte ihm: das ſei ihres Stehlens wegen. Es ließ alles Mögliche ſich gefallen, um jeden Streit zu vermeiden, in welchem das Stehlen ihm könnte vorgeworfen werden; es hielt manchmal dem Vater an, daß ſie das Holzſtehlen laſſen möchten, aber dieſer fertigte es mit ſchnöden Worten ab. Und wenn es bat, daß man es doch zu Hauſe laſſen möchte, ſo ſchnauzte er es an: es werde nicht vornehmer ſein als die Andern und wolle ſo gut freſſen als dieſe. Das arme Kind mußte mit auf die dunkeln Fahrten ſo gut als die Andern.

---

*) Jenſeits ſeiner March.

Eines Morgens fuhren ſie ſpät aus, ſie hatten Abendſitz in ihrem Hauſe gehabt, bis faſt am Morgen. Das Kind wäre gar gerne in die Schule geweſen und weinte faſt, als es mit in den Wald mußte; aber die Mutter hatte ihm wüſt geſagt, und daß es gehen ſolle ungeſäumt, ſonſt ſchlage ſie ihm die Beine voneinander. Das war dem armen Kinde in die Beine gefahren, und es war ihm, als hätte es Blei darin, und kaum konnte es fortkommen.

Als ſie gegen den Wald kamen, flogen ihnen von hohen Tannen zwei große ſchwarze Vögel entgegen und krächzten ſie gar ſchaurig an, als ob ſie ſagen wollten: kommt nicht, kommt nicht! kehrt um, kehrt um! Sie achteten ſich anfangs der Vögel wenig, aber als dieſelben immer wie ängſtlich hin- und herflogen mit ihrem dumpfen Guag! Guag! da wurde den Kindern angſt darob; und die Kinder ſagten dem Vater, das ſeien Raben und die bedeuteten nichts Gutes, ſie ſollten heimfahren. Aber der Vater fluchte: einem ſolchen unvernünftigen Thiere achte er ſich nicht, die hätten es im Brauch, den ganzen Tag zu brüllen, und hätten wohl der Wyl da ume z'flüge, ſie heige für keini Ching (keine Kinder) z'ſorge. Da ſagte das gute Kind, es hätte doch ſchon manchmal gehört, ſolche Vögel, wenn ſie auf dem Wege Einem begegneten, bedeuteten ein Unglück und man könnte noch davor ſein, wenn man ſich ihrer achte. Das ſei ein verfluchter Aberglaube, ſagte der Vater, und wenn ihm noch Eins Etwas davon ſage, ſo gebe er ihm eins zum Gring. Der wüſte Alte kannte den Unterſchied nicht zwiſchen Aberglauben und dem Glauben, daß Nichts von ungefähr kommt, kein Vogel von ungefähr fliegt, kein Rabe von ungefähr krächzt, daß ganz beſonders Dem, der auf böſen Wegen geht, kein Stein von ungefähr im Wege liegt, kein Blatt von ungefähr vom Baume flattert, ſondern Alles von Gottes väterlicher Hand erregt und bewegt werde, auf daß der Böſe bewegt werde, umkehre und ſein Heil bedenke zu rechter Zeit. So werden Alle gewarnt von Gott, und Alle, die nicht umkehren, erreicht ſeine ſtrafende Hand, und oft folgt die Strafe der Warnung ſo ſchnell und auffallend, daß die Warnung wie ein ſeltſames Wunder erſcheint, was doch Jeder, der offene Augen für die Warnungen des Herrn hat, alle Tage ſehen kann.

Hart trieb der Alte die Kinder und bald waren ſie bei dem Buchli, das der Alte für ſeine Art auserleſen hatte. Aber die Raben hatten ſie nicht verlaſſen, waren vor ihnen von Baum zu Baum geflattert, und als ſie ſtille ſtanden beim Baume, ſetzten ſie ſich auf zwei Tannen in die Nähe, und die Schläge der Axt begleiteten ſie mit ihrem einförmigen Guag! Guag! Es beugte die Buche ſich krachend, an einer nebenſtehenden drehte ſie ſich, fiel auf eine unerwartete Seite, wo die Kinder mit dem Schlitten ſtanden. Sie flohen, aber das beſte derſelben wurde noch erreicht und zu Boden geſchlagen. Fluchend nahte der Alte und zog es unſanft unter den Aeſten hervor mit Hülfe der andern Kinder. Es war auf das Geſicht gefallen und auf ſeinem Rücken lag der Wipfel der langen ſchlanken Buche.

„Du biſt geng der ung'ſchicktiſch Hung,“ ſagte der Alte, als er das leiſe wimmernde Kind auf die Beine ſtellen wollte. Aber das Kind konnte kein Gleich machen (Glied brauchen), es ſank in ſich zuſammen. Kein Glied war gebrochen, aber es war, als wenn aus allen jegliche Kraft verſchwunden wäre. Der Alte begehrte gewaltig auf mit dem wimmernden Kinde, das über Schmerzen im Rücken klagte, ſobald es ein Wort fand. Er behauptete, es mache ſich nur fantaſchtiſch, und wer weiß, ob er es nicht mißhandelt hätte, aber die Raben flatterten näher und näher und krächzten ſchauerlich und immer ſchauerlicher. Das machte auf den Alten einen Eindruck, aber nicht bis tief in's Herz hinein; er legte das Kind auf den Schlitten, hieb noch die Aeſte der Buche ab, welche die andern Kinder noch mitſchleppen mußten. Er zog den Schlitten mit dem armen Kinde, das in heftigen Schmerzen über immer gräulichere Kälte klagte, und hinterdrein flogen krächzend die ſchwarzen Raben bis weit gegen die Häuſer hin.

Sie kamen endlich heim, nicht mit gefreveltem Holze, aber einem durch den Frevel des Vaters tödtlich verletzten Kinde. Rauh fuhr die Mutter die Heimkommenden an und rauhe Hände trugen das arme Kind in die Stube; es fand kein Mitleiden in ſeinem Leiden, nur Vorwürfe über ſeine Ungeſchicklichkeit, und daß man mit ihm immer am meiſten geplagt geweſen. Um Mitleiden zu finden, muß man einen gleichen oder höhern Sinn finden; nun fand das arme Kind bei den wüſten Eltern weder den einen noch den andern. Weil weder Arm noch Bein gebrochen, keine Wunde ſichtbar war, ſo hatten ſie keine Ahnung von den unſichtbaren Verletzungen und ihren Schmerzen, und weil ſie auf ſchlechten Wegen empfangen waren, ſo ſollten ſie verheimlicht werden.

Kein Arzt wurde zu Hülfe gerufen, mit Branntwein wuſch man den ſchmerzenden Rücken. Aber die Sache ließ ſich doch nicht verheimlichen: das Wimmern des Kindes hörte man auf der Straße, die Nachbarn hatten es heimführen ſehen, ſeine Geſchwiſter plauderten, ſo kamen bald Leute, von Neugierde getrieben, und wollten ſehen und hören. Das Kind war bald von Vielen umſtanden, und die redeten Allerlei, wo es ihm fehlen möchte und was wohl gut wäre, wenn es ſich nicht etwa innerlich verblutete, und wie man nicht glaube, daß es den nächſten Morgen erlebe. Aber das Kind achtete ſich dieſer Reden nicht viel, es litt ſehr, aber augenſcheinlich nicht nur an ſeinem Leiblein; es fragte immer, ob wohl auch der Schulmeiſter bald kommen werde, ob man es ihm habe ſagen laſſen; aber ſeine Eltern thaten, als ob ſie das nicht hörten. Da erbarmte ſich endlich einer der Anweſenden des Kindes und ſeines Verlangens und machte dem Schulmeiſter Beſcheid, daß er doch ſo ſchnell als möglich kommen möchte.

Auf alle die Fragen, wie das Unglück ſich zugetragen, und wo, erhielten aller Neugierde ungeachtet die Anweſenden keinen rechten Beſcheid.

Als endlich der Schulmeiſter kam zum großen Schrecken der Eltern, die ihn keines Grußes würdigten, da begann leiſe, faſt wie eine Stimme aus einer andern Welt, das Kind zu erzählen, wie es wider ſeinen Willen hätte ſollen ſtehlen helfen dieſen Morgen und es doch ſo gerne in die Schule gegangen wäre und ſo ungerne an's Stehlen. Wie dann die Raben ihnen entgegengeflogen ſeien und dann nach in den Wald, und wie es ihm immer änger und bänger geworden ſei, bis die Buche ihns erfaßt. Nun fühle es wohl, daß es werde ſterben müſſen, es ſei ihm ſo kalt und ſeine untern Glieder fühle es nicht mehr; aber gar angſt mache es ihm, es werde nicht ſelig, denn Stehlen ſei eine ſo große Sünde, und dabei habe es nun Gott ertappet. Es möchte dem Schulmeiſter anhalten, daß er doch für ihns bete, daß es der liebe Gott in ſeinen Himmel nehme. Aber der Schulmeiſter konnte nicht beten, denn er wurde voll heiligen Zornes über die Schlechtigkeit der Eltern und groß wurde ihm ſein Herz. Er beugte ſich nieder zu dem Kinde und ſagte: „Sei getroſt, mein liebes, liebes Kind, deine Sünden ſind dir vergeben. Der liebe Gott hat dich angeſehen und unter allen Andern dich auserwählt, damit du zu ihm kommeſt, während du noch gut biſt und an ihn denkſt, damit böſe Leute dich nicht alle Tage böſer machen. Freue dich daher, liebes Kind, bald iſt dein Leiden aus und deine Seele in des guten Vaters Hand, und dann wird Niemand dich verführen, Niemand dich von ihm reißen können.“ Während der Schulmeiſter ſo ſprach, war es, als ob ein Engel Frieden wehe über das blaſſe Geſichtchen des Kindes, leiſe gingen die Aeugelein zu, und ein leiſes Röcheln verkündigte ſeinen letzten Hauch.

Da drückte der Schulmeiſter dem Kinde die Augen zu und trat voll heiligen Zornes vor die Eltern und verkündete ihnen ihre gräuliche Sündenlaſt, wie ſie Mörder und Verführer ihrer Kinder wären, wie menſchlicher Anſicht nach eigentlich dem Alten hätte ſollen der Rückgrat zerſchlagen werden, wie aber Gott weiſer ſei als die Menſchen, wie er das Kind habe erlöſen wollen aus ſeiner irdiſchen Hölle, und wie er damit noch ein Mal an ihre verſtockten Herzen geſchlagen habe, und wenn ſie ſich jetzt nicht bekehrten, ſo ſeien ſie nur noch auf Erden, um ſich alle Tage ihre Hölle heißer zu heizen. Nicht umſonſt ſeien die zwei Raben dem Alten entgegengeflattert, ſondern zum Zeichen, daß ſie Rabeneltern wären, und was das heißen wolle, würden ſie am Tage der Vergeltung erfahren.

Stöckiſch hatten ihm die Eltern zugehört, und keine Geberde zeugte von einer innern Bewegung. Endlich ſagte der Alte, er hätte bald g'nue des Geſtürms und jezt nit Zyt, ihm abz'loſe, das näm ne de aber bym Dolder Wunder, ob me King nit könn bruche für was me wett, me müßte ne o z'freſſe gäh u ſe b'kleide, u z'todt ſchla dörf me ſe nit. Und ſomit ging er zur Stube hinaus. Dieſe fürchterliche Hartherzigkeit erſchütterte alle Anweſenden. Sie betrachteten noch ein Mal das todte Kind, das ein gar liebliches Mieneli machte; man ſah ihm an, daß es im Frieden und zum Frieden entſchlafen. Dann gingen ſie Alle ſtill und ſtumm hinaus und noch lange ſo nebeneinander; es war faſt, als ob in der Luft jener Stube ihnen die Sprache eingefroren wäre.

Nach und nach rangen ſich einzelne Ausrufungen hervor über die Gräßlichkeit dieſer Leute; endlich ſagte eine hübſche Frau mit wohlmeinendem Geſichte: „Schulmeiſter, ihr habt ihnen die Sache recht geſagt, es het mi fry über und über erſchüttet. Aber ihr habt da Etwas geſagt von Raben und Rabeneltern, und ich möchte gerne wiſſen, was ihr damit gemeint habt?“ „G'richtſäßi,“ ſagte der Schulmeiſter, „ich wollte es euch gerne erzählen, aber es iſt ſchon über 1 Uhr und ich muß in die Schule, ſonſt laufen mir die Kinder fort oder werfen Tiſche und Bänke übereinander. Aber nächſtens komme ich zu euch z'Abeſitz (Abends), da will ich euch Alles erzählen, was ich davon weiß.“

„Ja, aber vergeſſet es doch nicht und kommet bald,“ ſagte die G'richtſäßi, „es b'langet mi, das z'wüſſe.“

„Nein,“ ſagte der Schulmeiſter, „das ſoll nächſtens geſchehen;“ darauf ſagte er noch: „B'hütech Gott und lebit wohl!“ und ging dann ſeiner Wege.

Die Rabeneltern.

In einer geräumigen Bauernſtube ſchnurrten drei Räder, zwei Kinder ſaßen lernend hinterm Tiſch, und vor dem Tiſch ſtand haspelnd ein Mann, unter dem Ofen ſchnarchte ein Hund. „Ich weiß gar nicht, warum der Schulmeiſter nicht zu uns z'Abeſitz kommt,“ ſagte eine ſtattliche Frau, die an der untern Tiſchecke ſpann, „hat man ſich öppe gegen ihn verfehlt?“ Es war die Gerichtsſäßi, die wir in der vorigen Erzählung kennen gelernt haben, und welcher der Schulmeiſter verſprochen hatte, bald zu kommen ihren G'wunder zu ſtillen, was es mit den Rabeneltern für eine Bewandtniß habe. Der Mann tröſtete ſie: „Er wüßte doch nicht, was da gefehlt ſein ſollte, ſie hätten ihm ja erſt das letzte Mal, als ſie gebacken, ein lindes Brötli geſchickt. Aber er werde nicht immer z'Abeſitz können, ſondern alben einiſch auch bei Frau und Kindern bleiben müſſen, und das ſtehe ihm gar wohl an.“ Mit dem klopft es an der Thüre, und ehe man errathen, wer das ſein möge, und Beſcheid gegeben, ging die Thüre auf und der Schulmeiſter trat herein. „Guten Abe geb' ech Gott,“ ſagte er; „ih ha denkt, ih well grad innefür cho, d'r Bysluft geht gar ſcharf draußen.“

„Gottwilche, Schulmeiſter!“ ſagte die Gerichtſäßin, wiſchte die Hand am Fürtuch ab und längte ſie dem Schulmeiſter. „Wir haben nach euch blanget (Sehnſucht gehabt) und afe denkt, mir heygen is ob öppis v'rfehlt (haben euch beleidigt), daß d'r geng nüt cho ſyt.“ „B'hütis nei,“ ſagte der Schulmeiſter, „was denket ihr o, wenn alle Leute wären wie ihr, dann wär's o d'rby z'ſy. I ha's myr Frau ſcho mängiſch g'ſeit, wes z'Grichtſäße nit wäre, ſo wet's myr doch afe afa (anfangen) z'erleide hie.“ „E b'hütis, Schulmeiſter, d'r müeßet nit ſo rede, ſuſt fa d'King grad a z'pläre, und e ſellige, dä ſi ſo g'mühye möcht, überchämte m'r nümme wieder,“ ſagte die Gerichtſäßin. „Aber jetz la g'ſeh, ih mah nit g'warte bis ih öppis v'rnime vo de Rabeneltere, es iſch m'r afe mengiſch d'rvo ertraumt.“

Der Schulmeiſter, nachdem er noch Einiges vorgebracht, ſetzte ſich oben an den Tiſch und begann folgendermaßen:

„Ich bin weit von hier daheim, im Oberland obe, wo d'Lauene toſen und d'Bäch über d'Flüh us chöme, wo d'Gemſeni uf de Gräten umeſpringe und d'Lämmergier höch i de Lüfte umerpyte. O es iſt gar ein ſchönes Land, das Oberland, aber gar ein armes; da ſieht gar manche Haushaltung den halben Winter durch kein Brot; da kann man an der Fasnacht Ziger eſſen, der iſt wie Torfſteine, ſtatt Küchleni.

„Ob meinem Dörfchen an der Bergwand ſtand ein kleines Haus, aber oft lange leer; es wohnte in demſelben nur wer mußte, keine Wohnung finden oder keine bezahlen konnte. Uns Kindern kam allemal ein Schlottern an, wenn wir es anſahen; in die Nähe deſſelben wagte ſich keins. In dieſem Hauſe ſollen vor mehr als hundert Jahren zwei Eheleute gehauſet haben. Groß und dunkel wie eine Schermtanne war der Mann, und wie eine Schweſter dem Bruder, glich ihm ſein Weib; faul und wild waren Beide. Man ſah ſie nie arbeiten; wer ſie ſah, erſchrak vor ihnen. Ein ganzer Rudel Kinder füllte die Hütte, groß und dunkel, faul und wild wie die Eltern. Aber ſobald ſie kriechen konnten, wurden ſie von den Alten aus der Hütte geſtoßen, und durften nicht wieder hinein, ſie brachten denn Eſſen mit oder Holz oder ſonſtige Dinge, die zu brauchen waren. So verließen die Eltern ganze Wochen die Hütte nie, und rührten ſich wenig als um zu eſſen; wenn man ſie aber außer der Hütte ſah, ſo gab es gerne ſtrub Wetter, oder man fand Wochen nachher einen Stafel ausgeleert, einen Spycher erbrochen.

„Die Kinder kamen in's Dörfchen, gingen weit umher, ſcheu wie die Gemſen; man wußte oft lange nicht, ob ſie reden könnten. Sie mußten aber die Eltern ätzen, mußten zu Neſte tragen, darum hoſcheten ſie an die Hausthüren, ſtreckten aber ſehr oft nur die Hände dar, ohne ein Wort zu reden. Aber ſie bettelten nur, wenn ſie nichts Anderes fanden; ſie ſtahlen wie die Raben, was ſie ergreifen konnten. Mit ihren ſcheuen ſchwarzen Augen drangen ſie in alle Ecken, und im Hui hatten ſie gekapert, was nicht niet- und nagelfeſt war.

„Sie waren arme Kinder. Stahlen ſie, ſo ſchlugen ſie die Beſtohlenen; ſtahlen ſie nicht, ſo kriegten ſie Schläge von den Eltern. Wenn im Herbſte die Bäume voll Obſt waren, ſo ſprangen ſie in den Bäumen herum wie die Eichhörnchen, und warfen die Aepfel einander zu, um ſie fortzuſchaffen, wie die Affen im heißen Afrika es thun ſollen. Da mußten die Leute es ſchlau anſtellen, wenn ſie Eins derſelben erwiſchen wollten.

„In die Schule ging Keins derſelben, Keines kannte einen Buchſtaben; ſie wußten kaum, daß ein Gott ſei; daß ſie eine vernünftige Seele hatten, wußten ſie nicht. Sie balgten ſich unter einander, wie die jungen Katzen; aber ſie hielten treu zuſammen, wie junge Raben thun; es war, als ob ſie unter einander ein Bündniß hätten, zu Schutz und

Trutz gegen die übrige Welt. Als die Kinder größer wurden, wurden die Eltern ungenügſamer, immer mehr und immer Beſſeres ſollten die Kinder ihnen zutragen; immer lauter wurden die Klagen über die Rabenbrut am Berge. Auf den Bergen ſtahlen ſie Gitzeni und Lämmer, in den Thälern brachen ſie in die Keller nach Anken und Käſe, und trugen Alles ihrer Hütte zu.

„Da geſchah es, daß der älteſte Bube in dunkler Sommernacht ein ſchweres Schaf ſtahl; es überzog ihn aber, und er drohlete mit ihm über die Fluh aus. In tiefem Schlunde fanden ihn die Holzer zerſchmettert, ihn und ſein Schaf. Sie brachten ihn ſeinen Eltern, und die fluchten jämmerlich: es ſei ihm recht geſchehen, ſagten ſie, hätt' er beſſer Acht gegeben; ſie ſagten den Holzern wüſt, daß ſie ihn nicht im Schlund hätten liegen laſſen, es hätt's ihm dert ſauft tha und hätt' keine Koſten gegeben; ſie wollten die arme Leiche in der Hütte nicht dulden, ſtießen ſie in den Stall hinaus, wo Füchſe und Eulen freien Zutritt hatten, und hätten faſt Luſt gehabt, ſie in die Weid zu verlochen, wenn der Pfarrer nicht gewehrt hätte.

„Nicht lange nachher wollte ein anderer Bube einem Fuhrmann, der auf ſeinem Wagen ſchlief, ein Logeli (Fäßchen) mit Wein ſtehlen aus dem Fuhrkratten. Er hatte den Tag vorher nichts heim gebracht, war tüchtig geſchlagen und deswegen ſo verwegen geworden. Aber es fehlte ihm: er kam unters Rad und mußte jämmerlich ſterben. Sie machten es eben ſo, als man ihn ihnen brachte, hätten's faſt verleugnet, daß er ihr Kind ſei, und thaten nichts als fluchen und ſchimpfen, bis er in der Erde war. Es verwunderte die Leute, als ſie von da an öfters Raben am Berge herumfliegen ſahen, aber ſie achteten ſich ihrer nicht viel. Viele Leute hatten Mitleid mit den Kindern, und hätten gerne das Eine oder das Andere zu ſich genommen und es erzogen unentgeltlich, d'r Gottswille. Aber die Kinder waren zu wild dazu; ſie ließen ſich nicht zähmen. Sie ließen ſich nicht anfaſſen, ſaßen bei keinem Hauſe nieder, aßen nichts, wenn es Jemand ſah, und waren für kein Lieb' in ein Haus zu bringen. Ebenſowenig wollten ſie arbeiten; man hat nie geſehen, daß ſie ein Werkholz in den Händen gehabt hätten, die Axt ausgenommen.

„Einmal war ein ſehr ſtrenger Winter, der gar nicht aufhören wollte, und in den Bergen lag viel Schnee. Schon damals ſoll es Küher gegeben haben, welche in guten Sommern Heu machten, und es auf dem Berge ließen, um im Frühjahr in böſen Tagen ihren armen Kühen Etwas zu haben. Auch ließen ſie immer bald Dieſes bald Jenes im Stafel oder Spycher zurück. Aber ſchon damals gab es nichtswerthe, gottloſe Menſchen, die den armen Kühen dieſe Vorſicht nicht gönnten, ſondern das Heu ſtahlen und das Käskeſſi dazu. Daher kommen die vielen Geſchichten von dem Bannen, welche Kunſt alten Kühern zugeſchrieben wurde. So wußte der Alte am Berge auch eine Hütte mit Heu und andern Dingen, und er hatte ſeine Kinder ſchon lange daran hin gereiſet, ſie zu beſtehlen; aber immer war der Schnee noch zu tief geweſen oder der Winter zu wild, als daß ſie hätten dazu kommen können. Der Alte wurde immer ungeduldiger, weil er nicht mehr viel zu beißen und zu brechen hatte, und an einem Nachmittage, im März, jagte er ſeine Kinder alle mit zwei Schlitten der Hütte zu. Sie hatten ihm geſagt, es ſei nicht richtig, es ſei wohl lind Wetter, der Föhn könnte kommen gegen Abend, und die Lauenen donnerten ſchon über die Gletſcher. Aber er hatte geflucht, daß die Hütte bebte, ihnen Faulheit und Feigheit vorgeworfen, und ihnen gedroht mit [illegible] ſeiner Kraft. Mürriſch und trotzig waren die Kinder abgezogen, und mögen nicht liebliche Reden geführt haben auf ihrem düſtern wilden Weg? denn es waren auch mächtige Buben unter ihnen; nur ihre Wildheit und Scheu vor andern Menſchen trieben ſie immer wieder ihrer Hütte, ihrem Neſte zu. Sie hätten mit der eigenen Kraft ſich gar gut durchbringen können.

„Als die Kinder fort waren, legten ſich die Alten wieder in ihr Moos; und als es dunkel ward, feuerten ſie, um ſich zu wärmen und zu kochen, aber das Feuer wollte nicht brennen, gab nur Rauch, und die Luft drückte denſelben in die Hütte nieder, und einzelne Windſtöße brauſten an derſelben vorbei, immer häufiger, immer wüthender. Als ob in ſauſendem Galopp Hunderttauſende von Huſaren vorbeiſtürmten, brauſte es, von allen Firnen donnerten die Lawinen zu Thale; als ob eine Weltenſchlacht hoch oben in den Lüften geſchlagen würde, war es ein Toſen, Donnern, Krachen, vertauſendfältiget durch tauſendfältigen Wiederhall. Die Hütte zitterte in den wilden Wettern wie ein Eſpenlaub, aber die Winde ſtürmten verächtlich an ihr vorüber, die Bäche ſtrömten verächtlich an ihr vorbei, drinnen lagen die Alten wieder in ihrem Moos; ſie dachten gar kaltblütig an ihre Gefahr, ſie hatten es ſchon manchmal winden und lauenen hören, ohne daß es ihnen etwas gethan; ſie dachten gar kaltblütig an ihre Kinder, waren die auch ſchon manchmal heimgekommen aus wilden Wettern, war ja auf dem Berge auch eine Hütte, wo ſie ſich bergen konnten, und kaltblütig ſchlieſen [illegible] ein, mitten im Wetter und ohne Kinder. Am Morgen erwachten ſie ohne Kinder; — aber was war es, das ſo wild an die Fenſter ſchlug, das ſo ſchwarz an denſelben herumſtrich, ſo rauh krak! krak! rief, einen Lärm machte, der die Faulen endlich von ihrem Lager aufbrachte? Es waren nicht ihre Kinder, die ſah Niemand wieder, aber zwölf Raben waren es, welche um die Hütte ſtürmten mit wildem

Schreien und Fliegen, und die Alten aufſchrien und nicht nur aus dem nächtlichen Schlafe. Sie wurden ärgerlich, als die ſchwarzen Thiere ſo lärmten, und wollten ſie verſcheuchen, aber die ließen ſich nicht verſcheuchen, aber auch nicht fangen; ſie lärmten immer wilder, umflogen immer kühner die Häupter der Scheltenden, die umſonſt nach ihnen haſchten und warfen. Sie machten die Hütte wieder zu; die Sonne kam, aber die Kinder nicht, und die Raben hingen ihrer zwölfe draußen an den Fenſtern, mit den Flügeln ſchlagend und ſchreiend. Und graulicher ward's den Alten, als ſie die Raben zählten und es zwölfe waren und kein Kind heim kam, und ſie machten die Hütte wieder auf, um nach den Kindern zu ſehen; ſie gingen weiter die Wand hinauf, ſich weiter umzuſehen. Aber keine Kinder kamen, aber die Raben blieben bei ihnen, hingen mit wildem Weſen ſich an ihre Ferſen, und wohin die Alten gingen, wirbelten die Raben um ſie herum. Und immer fürchterlicher tönte ihr kuark! kuark! immer ſchauerlicher ward's den Alten, immer weiter trieb es ſie in die Einöde hinein, die ſchlüpferigen Bergwände hinauf, und immer näher und wilder folgten ihnen die dunkeln, wilden Thiere. Aber auch in der Alten Kopf begann es zu wirbeln. Dunkel ward es vor ihren Augen, und fürchterliche Töne entrannen ihrer dunklen Bruſt und drangen tief in des Thales Grund zu den Ohren der Menſchen. Und die aufſchauenden Menſchen erblickten auf ſchwindelnder Höhe die ſinnlos Fliehenden, von dunkler Vögelſchaar verfolgt. Sie ſahen ſie eilen dem höchſten Grate zu, ſahen ſie ſinnlos dem Vorſprunge derſelben zuſtürzen, ſahen ſie ſtürzen in den bodenloſen Abgrund, mit ihnen die dunkeln Vögel, alle zum ſchwarzen Knäuel geballt. Und nie ſah man ſie wieder. Aber wenn die Lawinen zum Fall ſich rüſten, wenn der Tod ſeine dunkeln Schwingen entfaltet und ſein Opfer ſorglos ihm entgegen geht, da tönt es mächtig: kuark! kuark! oben von der Höhe. Und wenn auf böſen Wegen Eltern gehen, auf böſe Wege Kinder führen, da fliegen ſchwarze Vögel ihnen über den Weg und kuark! kuark! tönt es über ihren Häuptern.

„Und lautlos war die Menge geſtanden unten im Thale und hatte bebend das ſchauerliche Ende geſehen. Und bald darauf verbreitete ſich im Thale die Sage, die Raben hätten ihre Eltern geholt, und Rabeneltern nannte man von da an Alle, die ihre Kinder verwahrloſeten, zum Stehlen oder Betteln ſie anhielten oder es ihnen ungeſtraft nachließen; die ihre Kinder mißbrauchten, um durch ſie und auf Koſten ihrer Seele beſſer zu leben, dem Teufel zu fröhnen. Und der Glaube verbreitete ſich, daß, ſo wie die Eltern auf dieſe Weiſe die Kinder zu Grunde richten, zur Strafe auch die Eltern durch die Kinder in's Verderben geſtürzt würden, daß ſie am Ende austrinken müßten den Kelch, den ſie den Kindern eingeſchenkt hätten. Und wenn en Aetti oder es Müetti bei uns oben nur an ſich denken, die Kinder vernachläſſigen, ſie zum Böſen führen will, mit That oder Wort, ſo dreht man ihnen den Kopf der Bergwand zu und ſagt ihnen: Lue, dert obe hey d'Rabe ihre Alte g'holt! Und das iſt ſcho Mengem dure gange dur Lyb und Seel."

Auch lautlos waren ſie in's G'richtſäße Stube geſeſſen, und d'Spinnräder ſind alben einiſch ſtill g'ſtanden und g'ſchuderet hets ſe d'r Rücken uf. Und als der Schulmeiſter geſchwiegen hat, da wollte lange Niemand zuerſt reden. Endlich fragte die Frau: „Aber, Schulmeiſter, iſt's denn auch wahr, was ihr da erzählt habt, glaubet ihr denn auch an ſelig Sachen?" „Was an der Sache iſt, kann ich euch nicht ſagen, Frau," ſagte der Schulmeiſter. „Aber ſo wird es noch jetzt in unſerem Thale erzählt, und alle Kinder reden von dieſer Geſchichte. Und ja freilich, ich glaube daran, d. h. ich glaube, daß mit Abſicht und Wille Gottes dieſe Geſchichte in's Volk gekommen iſt, um recht anſchaulich das Verbrechen ruchloſer Eltern darzuſtellen."

„Schulmeiſter, ihr könnet eim recht z'förchte mache, und man muß daran glauben, man mag wollen oder nicht. Sind ja die Raben auch erſchienen, als das arme Meiteli dem Tode entgegen ging, und haben ihr kuark! kuark! gerufen. Nei aber, daß ſeligs wahr wär, hätte ich ſonſt nie geglaubt! Aber, Schulmeiſter, ihr söttet das vo Hus z'Hus ga erzelle, damit die Leute doch dächten, was ſie machten." „Ach, du guti Frau," ſagte der Schulmeiſter, „da möchte ich antworten: ſie haben ja nicht nur Moſes und die Propheten, ſondern auch unſern Heiland, der geſagt hat: wer ein's dieſer Kleinen ärgert, dem wäre beſſer, daß ihm ein Mühlſtein an den Hals gehängt und er verſenket würde, wo das Meer am tiefſten iſt; glauben ſie dem nicht, wie ſollten ſie dann mir glauben! Und wenn ſie ſchon glauben an die ganze Geſchichte, und es ihnen kalt und warm den Rücken aufläuft und ſie die Hände ob dem Kopf zuſammenſchlagen über die Ruchloſigkeit ſolcher Eltern, ſo können ſie doch nicht die Anwendung auf ſich ſelbſt machen, und glauben euch in Ewigkeit nicht, daß ſie ſolche Eltern ſeien; ſie ſehen euch nur den Splitter in fremden Augen, nicht den Balken in den eigenen. O, ich muß täglich ſehen, wie der ſchnödeſte Eigennutz die Kinder mißbraucht, Güterkinder und eigene, und könnte hundert Mal die Geſchichte von den Rabeneltern erzählen, es käme den Leuten gar nicht in Sinn, daß ſie auch damit gemeint werden könnten; und wenn ich ihnen die Anwendung machen wollte, ſo würden ſie ſagen: Schulmeiſter, i d'r Schuelſtube, da biſch e G'ſchickte, da wey m'r di lah mache, aber von üſer Sach' verſteyſt nit e Dreck, da ſchwig nur, d' Hauptſach iſch, daß ſi mit de Kühe leren umgah u mit de Roſſe. Ach, daß ſie mit dem lieben Gott umgehen lernen, iſt vielen Menſchen nicht nur gleichgiltig, ſondern z'wider."

Das Krokodil.

Im Jahr 1838 hat es einen großen Lärm abgeſetzt und viel Angſt im Schweizerlande. Ich meine nicht den Schnäuzlikrieg von wegen Louis Napoleon, wo auch viel verſchoſſen wurde, wenn auch nicht Pulver, ſo doch Worte, in dem viel vergoſſen wurde, wenn auch nicht Blut, ſo doch Wein, auch Moſt im Thurgau draußen. Nein, ich meine die frühere Angſt im Frühling von wegen dem bedenklichen Geſchrei im Aargau drunten, es ſei ein Krokodil losgebrochen und zwar bei Entfelden, und das ſitze dort in einem Weiher und weine wie ein Kind; und was es ferner machen werde, das wiſſe man noch nicht. Und eben darüber, was es anfangen werde, wenn es ſich ſatt geweint, entſtand große Angſt und Bekümmerniß im Schweizerlande. Und die Zeitungen redeten viel von dem Krokodil: wer ſeine Eltern geweſen ſeien und wie es nach Entfelden gekommen ſei; denn es ſei ſonſt nicht in der Schweiz einheimiſch, ſagten ſie, ſondern im heißen Afrika. Der einzige Troſt im Bernbiet war, daß noch gar Vieles ſei zwiſchen dem Bernbiet und Entfelden, namentlich Strengelbach; und ehe es mit allen Strengelbachern fertig geworden ſei, komme ſicher Jemanden in Sinn, wie man ſich wehren könne, dachte man im Bernbiet. Indeſſen grub ſich die Angſt, was dieſes Krokodil bedeute, in einiger Entfernung weit tiefer ein, als die Angſt vor dem Krokodil ſelbſt. Viele

Leute behaupteten ſteif und feſt, das Krokodil bedeute Leute, die über uns kämen, zu freſſen, was ſie nicht gepflanzt, und zuletzt uns ſelbſt, aber mit zärtlichen Thränen in ihren Augen. Unterdeſſen ſchwieg eine Zeitung nach der andern, und man ſtellte ſich vor, ſo freſſe das Krokodil einen Zeitungsſchreiber nach dem andern, der von ihm geſchrieben, um inkognito über die Leute zu kommen.

So in ſtiller Angſt, die ſo tief ſich eingegraben hatte, daß man ſie Niemanden anſah, vergingen mehrere Monate. Plötzlich kam athemloſe, verwirrte Kunde in die Silberau, das Krokodil ſei im dortigen Schachen wohlbehalten angekommen und mache eben ſeine Toilette zwiſchen den dortigen Sümpfen und Bächen zu einem unerwarteten Beſuche. Kühne Leute wollten es geſehen haben, aber ihre kühnen Augen verdunkelten ſich, ein blaſſer Schrecken betäubte ſie, verwirrt war ihre Beſchreibung; nun natürlich gewaltige Aufregung in der Silberau. Ein herrlicher Geiſt herrſchte, mit tiefer Verachtung redete man von dieſer fremden Macht und erinnerte ſich ſtolz an die alten hochherzigen Zeiten und das noch jetzt nicht verroſtete Geſchütz, zu deſſen Ehren in einer Schweizer Stadt die Hühnerſuppen gefeiert werden. Die Jugend brauſte auf in gewaltigen Flammen und rüſtete Spieße; die Frauen drängten begeiſtert nicht blos bis zu den Ringmauern, ſondern wollten zu gewagten Ausfällen ihre Herren und Männer hinreißen. Dieſe aber, beſonnenen Geiſtes, wie es Gebietenden geziemt, mahnten, daß, ehe man ſich an den Feind mache, man wiſſen müſſe, wie er ausſehe: ob wie ein Ofenhaus oder wie ein Thürliſtock oder gar wie ein alter Sarbaum; man müſſe wiſſen, wo man ihn anzugreifen habe: je nachdem ſeine ſchwache Seite, die er auch haben werde, wie jeder andere Menſch, an dieſem oder jenem Orte ſei. Hätten die Leute zur rechten Zeit ſich informirt, wo Achilles ſeinen ſchwachen

Plätz habe und wo der hörnerne Siegfried, ſie wären dieſen beiden wilden Buben eher Meiſter geworden. Unterdeſſen könne man vorſichtig rekognoſciren laſſen, und dann die erhaltene Kunde um ſo weislicher benutzen.

Und mit Unmuth des Kampfes Hitze zügelnd, ſtrömten Alt und Jung heim unter die Bücher, A-B-C- und andere Bücher, wo nur ein Stück von einem Krokodil zu ſehen oder zu leſen war. Die Einen, welche ſchon etwas Näheres von einem Krokodil gehört hatten, um ihr Wiſſen zu vervollſtändigen, und namentlich auf dieſen ſpeciellen Fall hin, wo man ihm mit jedem Schritte begegnen konnte; die Andern, denen dieſe Perſon neu war, um ſich doch eine Vorſtellung von ihr machen zu können, ob ſie vier Beine hätte oder Flügel, und ob man ſie auf den Bäumen zu ſuchen hätte, wie die Baumlerchen, oder unter denſelben, wie ordinäres Vieh.

Die fanden nun zu ihrem großen Erſtaunen, daß das Krokodil faſt gar ein vierfüßiges Thier ſei und doch nicht recht. Es habe nämlich eigentlich vier Füße, mit denen es ſehr ſchnell laufe, ſogar ein Pferd einhole, und die ſtarken Klauen der Hinterfüße brauche es als ſolide Zahnſtocher, wenn ihm zähes Fleiſch in den Zähnen geblieben ſei. Aber eigentlich rechne man es doch nicht zu den vierfüßigen Thieren, ſondern zu den Amphibien, denn es bringe nicht lebendige Junge auf die Welt, ſondern ſei eine eierlegende Perſon; und zwar lege es Eier ſo groß wie Gänſeeier bei hundert und mehr in den heißen Sand, und laſſe da der Sonne die Mühe, die gefährliche Brut zu brüten. Indeſſen hätte der liebe Gott dieſem gefährlichen und furchtbaren Thiere viele Feinde geſetzt, und zwar die meiſten, während es noch klein ſei und leicht zu meiſtern. Eidechſen, Affen, Vögel, Neger und Schlangen guggen den Krokodilen das Eierlegen ab und machen ſich über dieſe Eier her und ſich luſtig darob, obgleich ſie einen Biſamgeruch haben, der auch dem Krokodil ſein Lebtag nachgeht. Der Geruch, in dem man geboren wird, der verläßt Einen ſelten mehr.

Kurioſer Weiſe ſeien ſeine Alten ſeine größten Feinde, und darin habe es eine bedeutende Menſchen-Aehnlichkeit. Dieſe kämen nach einem Monat wieder, zerbrächen die Eier, welche nicht von den Affen verſpeiſet, von den Negern in Eiertätſche verwandelt worden. Aus den Eiern kröchen nun etwa 6 Zoll lange Junge, hinter welche der Alte ſich ſogleich hermache und alle freſſe, welche ſich nicht auf des Weibchens Rücken flüchten könnten, und fallen von dieſen Geflüchteten wieder welche hinab, ſo freſſe ſie das Weibchen ſelbſt, nur damit ſie dem Alten nicht zu gut kämen. Eine ſaubere Wirthſchaft!

Die übriggebliebenen Jungen ſäugt nun das Krokodil nicht: hat es auch Thränen, hat es doch keine Milch; denn zwiſchen der Milch und den Thränen iſt der Unterſchied, daß die erſtere ſüß iſt, die letztern bitter ſind. Süßes hat aber das Krokodil nicht.

Das Krokodil würde alſo wahrſcheinlich eben ſo erſchrocken ſein wie jenes Huhn, dem eine vornehme Frau, als es durch eine Magd etwas Freſſen betteln ließ für ſeine ausgebrüteten Küchlein, bedeuten ließ, es ſei ein unverſchämtes Thier, es ſolle mit ſeinen Jungen thun, was andere Thiere, d. h. ſie ſäugen. Dieſes kleine ſechszöllige Thier wächſt aber zu einem unverſchämt großen Bengel heran, der bis 30 Schuhe in die Länge und dick wie ein Pferd wird, einen Schild über den Rücken erhält, durch den keine Kugel geht, kein Schwert dringt, ein Maul, das mit 34 Zähnen fürchterlich bewaffnet iſt, und einen Appetit nach Fleiſch, der es unaufhörlich zu Mord und Todtſchlag treibt.

So gehen ſie dann aus in ihrem ſchmutzig grünlichgelben

Leib, in welchem ſie einem gefallenen Baumſtamme gleichen, nach Fraß, beſonders des Nachts, und ſuchen ihn im Trocknen und im Naſſen, und nehmen mit allem Fleiſch vorlieb, am liebſten iſt ihnen aber Menſchenfleiſch, und unter dem Menſchenfleiſch iſt ihnen das ſchwarz überzogene, rothblütige des Negers das liebſte. Sie lauern am Ufer der Flüſſe und gehen in's Land hinein, wenn ſie Beute wittern; ſie lauern auf die Beute, ſie laufen ihr nach, ſie ſchwimmen ihr nach; die ergriffene ſuchen ſie in's Waſſer zu tragen und dort zu ertränken, aber auf dem Trocknen freſſen ſie dieſelbe. Beſonders gut ſollen ſie ſich darauf verſtehen, einander die Fiſche nicht ſowohl in die Bähre, als in's Maul zu jagen; während einige unten im Fluß ſtill im beſten Lauf ihn verſperren, ſollen oben im Fluß einige einen hölliſchen Lärm beginnen und ſo die Fiſche erſchrecken, den erſchrockenen Fiſchen immer erſchreckender nachſchwimmen den Fluß hinab, bis die armen Fiſche eingeklemmt ſind zwiſchen die ſchlauen Kameraden, oben und unten keinen Ausweg haben aus dieſer engen Klemme, als der wüſten Thiere zermalmende Mäuler. Das ſind aber dumme Fiſche, und was das Merkwürdigſte bleibt, die dummen Fiſche ſollen nie durch Beiſpiel klug werden, ſondern die Krokodile ſollen von Zeit zu Zeit dieſes Manöver mit immer gleich gutem Erfolge verſuchen. Dieſe Thiere, die Niemanden ſchonen, haben denn, wie billig, ihre Feinde, ſonſt wäre ja Niemand mehr ſicher auf der Erde, und es würden zuletzt nichts als Krokodile ſein. Solches fanden ſie in der Silberau in ihren Büchern.

Wie die Alten der Jungen ärgſte Feinde ſind, ſo bleiben ſie auch unter ſich Feinde. In Eiferſucht entbrennen die Männchen, und in fürchterlichen Kämpfen ſollen ſie einander in ſolcher Anzahl tödten, daß auf ein halbes Dutzend Weiber nur ein Männchen kommt; darum ſollen auch die Weiber beſonders ſanft und zärtlich gegen die Männchen ſein. Und ein ſolches Ungeheuer, das ſeine Jungen verſpeiſt, ſich gegenſeitig tödtet ohne Gewiſſensbiſſe, und ohne Scrupel alles Fleiſch durcheinander frißt, und noch dazu am liebſten ſtinkendes, ein ſolches Ungethüm wurde von Einigen ſogar als heilig verehrt und angebetet. (Wenn man das nicht wüßte aus dem Egypterlande, ſo könnte man in Europa Manches nicht begreifen. O wie ſchön, liebes Kind, iſt es daher, wenn man Etwas lernt!)

Die Menſchen aber, welche d's Couragi haben, verfolgen es wie ſie können und mögen, Sommers und Winters, auf dem Lande und im Waſſer. Am kommodſten iſt die Jagd auf Krokodile im Winter, wo ſie ſo feſt ſchlafen ſollen, daß man ſie in Riemen zerſchneiden könne, ohne daß ſie aufwachten.

Am richtigſten wird ihr Fang im wachenden Zuſtande verſucht, indem man ihren Gluſt (ihre Begierde) zu erregen ſucht durch irgend eine Beize (Lockſpeiſe), und ob dieſem Gluſt an dieſer Beize tödtet man ſie dann, wie man kann und mag. Mit dem Gluſt und an der Beize fängt der Menſch alle Thiere, er weiß den jedem Thiere eigenen Gluſt und die dazu gehörige Beize, aber ſelten kennt Einer ſeinen eigenen Gluſt und die Beize, an welcher andere Menſchen ihn fangen (das ſtand aber nicht in den Büchern, welche man des Krokodils wegen las). Beſonders gluſtig ſollen die Krokodile nach Schweinen ſein; man hängt daher an einem Angel ein Schwein in's Waſſer und ſpiegelt am Ufer ein Ferkel. Das Krokodil ſchwimmt herbei, findet auf dem Wege das Schweinefleiſch, kann ihm nicht widerſtehen und — hängt am Angel; es kann ſich nicht vor dem Anbeißen hüten, was halt einem Krokodil nicht zuzumuthen iſt.

Am kühnſten ſind wohl Die, welche dem Krokodil nachlaufen und ihm eine Schlinge umwerfen, ja Die, welche ihm nachſchwimmen, ſich mir nichts dir nichts auf ſeinen Rücken ſetzen, ihm, wenn es den Kopf zum Beißen aufhebt, ein Querholz in's Maul ſchieben, daſſelbe mit beiden Händen wie einen Zaum halten und es alſo reitend an's Land treiben (wahrſcheinlich haben dieſe noch Sporen an den Füßen).

Man kann das Krokodil auch erſchießen, wenn man den rechten Fleck trifft: Ohren oder Augen; und wenn man ihm einen tüchtigen Pechklumpen in's Maul bringen kann, in den es ſich verbeißt, ſo kann man es erſchlagen, wenn man ſich nämlich vor dem Schwanz hütet, mit dem es Einen zu Boden ſchlagen kann, daß man das Aufſtehen vergißt.

Doch ſogar dieſes Ungethüm hat einen Freund, der ihns liebt und den es liebt — freilich beidſeitig auf eigennützige Weiſe — hilfſt du mir, ſo helf ich dir, heißt's auch bei dieſen beiden. Das Krokodil ſchläft auf dem Lande und ſperrt nach Art vieler Schnarcher, oder ſolcher, die nicht überflüſſig durch die Naſe Athem haben, das Maul auf und zwar weit. In daſſelbe kriechen nun alſobald, die Einen ſagen Blutſauger, die Andern ſonſtige Inſekten, und ſaugen nach Herzensluſt aus dem Zahnfleiſch und dem Rachen dieſes Ungeheuers Blut, und dieſes Ungeheuer, das ſeine Zunge nicht bewegen kann, das Menſchen und Kühe frißt, muß dieſe kleinen Thierchen machen laſſen, iſt ohnmächtig gegen ſie; gegen ſie helfen ihm ſeine Zähne nichts, hilft ihm ſein Schwanz nicht, ſchützt ihn ſein Harniſch nicht. Nun frißt aber glücklicherweiſe dieſe blutſaugenden Inſekten ein kleiner Vogel gerne, den die Alten vornehm Trochilus, unſere Gelehrten populär Regenpfeifer nennen. Der kriecht nun ſonder Scheu in den gräßlichen Rachen und frißt dort in aller Bequemlichkeit die Inſekten weg, und wenn er ſie alle gefreſſen hat, ſo ſetzt er ſich auf einen ſpitzigen Zahn unter's Loch und pfeift ein Lied, und das dank bare Krokodil ſoll mit ſeinen beweglichen Augenliedern den Takt dazu blinzeln.

Wäger (wahrlich) auf einem ſolchen Spitz brächte mich Niemand zum Singen, und wenn mir Richter oder König den Takt dazu ſchlügen — mit Scepter und Schwert; lieber wollt ich tauchen in den finſtern Schlund, als ſingen auf dieſem ſpitzigen Spitz.

Aber vielen Streit kriegten die Menſchen in der Silberau, wenn ſie zuweilen vom Leſen abſetzten. Die Einen erzählten vom Krokodil, die Andern ſchrieñ: „Nein, du erzählſt ja von etwas ganz Anderem, vom Kaiman!" dann lachten die Dritten und ſagten: „Wie könnt ihr doch von Kaiman reden, das iſt ja der Alligator." Der Streit wurde hitzig, und wer weiß, wie er geendet, wenn nicht ein Gelehrter ihn alſo geſchlichtet hätte: daß das ungefähr alles die gleichen Thiere wären, d. h. von der gleichen Race, und ihre abweichenden Merkmale für gemeine Leute in Europa nicht von Bedeutung. Krokodile heiße man ſie am Nil, Kaimane in Mittel-Amerika, Alligatoren in Süd- und Nord-Amerika; im Ganges und ſeinen Nebenflüſſen ſollen dann noch Gaviale ſein, was die Andern, die von dieſen Nichts geleſen, nicht glauben wollten. Während man alſo mit Worten focht, und die Einen für Kaimane, die Andern für Alligatoren Waffen und Liſten bereiteten, kam Kunde über Kunde. In kurzer Zeit war es von vier auf acht Schuh gewachſen, aus anderthalb Fuß Dicke waren drei geworden; es behagte ihm offenbar in dieſer Gegend. Ein kühner Späher brachte endlich die Excremente (Miſt auf gut Deutſch) des Thieres; ſie wurden mit großer Sorgfalt unterſucht. Es fanden ſich darin Gräten von Fiſchen und Beine von Thieren; hurtig ſchlug man in allen Büchern nach, ob das richtig ſei; aber wahrhaftig, was man in den Büchern ſucht, ſteht gewöhnlich nicht darin, kein Wort ſtand darin von den Excrementen, wie ſie röchen, wie ſie ſeien. Einer, der von Biſam geleſen, begann einen ſchweren Verdacht gegen ſeines Nachbars Tochter, ſie möchte heimlich der Alligator ſein, weil man ihr auf 100 Schritte den Biſam anroch.

Andere, die ſich daran erinnerten, daß dieſe Thiere beſonders gerne Neger, überhaupt am liebſten Menſchenfleiſch freſſen, ſuchten in den Excrementen ſorgfältig nach etwas Menſchlichem, nach einem Fetzen Negerhaut oder einem Knöchlein, aber ſie fanden nichts, gar nichts Menſchliches, nicht einmal Etwas von einem Strengelbacher. Das machte die Leute irre und ſorgloſer, immer häufiger wagte man ſich hinaus, nach dem Krokodil zu ſpähen oder wenigſtens nach ſeinen Excrementen; aber je mehr Menſchen gingen, deſto weniger war es zu erblicken. Kühne Frauen durchſpähten alle Winkel; jeder durchreiſenden Frau dubberte das Herz vor G'wunder: wenn ſie nur das Krokodil zu ſehen kriegte — aber von Weitem. O, was ſehen die Frauen nicht Alles gerne — aber von Weitem. Aber Keine ſah es, auch von Weitem nicht. Da fing man an zu glauben, das Krokodil ginge gerne obſig, ſowie es von Entfelden heraufgekommen, ſei es weiter den Silberfluß hinaufgegangen, es wittere Fleiſch, ſchwarzes und weißes, oben am Fluß. Und man ſpähte nun das Land hinauf nach Kunde von dem Krokodil, und oben im Lande war viel Angſt von wegen des Krokodils. Es vergingen Wochen, man roch es nirgends, man ſah es nirgends, fand nicht einmal Excremente.

Da gingen einmal zwei Kameraden im Abenddunkel, gerade zur Zeit, wenn die Schnepfe fliegt und der Haſe weiden geht, über einen Berg oben im Lande. Die berichteten zuſammen allerlei von den Kriegsläufen und von ihren Weibern, aber an das Krokodil dachten ſie gar nicht. Auf einmal müpfte Einer den Andern — „los, Sami, g'hörſch nüt?“ „Herr Jeſes, was iſt das ächt?“ ſagte Sami. Es kam Etwas neben ihnen den Berg hinab: bald war es, als ob es trohlete, bald ſchien es zu ſchnaggen oder zu kriechen und gab die wunderlichſten Töne von ſich, weder wie eine wilde noch wie eine zahme Sau; ſolche Töne hatten ſie nie gehört. Da kam ſie ein krampfhaftes Zittern an und ſie dachten an das Krokodil. Das wunderliche Raſcheln am Boden, die wunderlichen Töne mußten vom Krokodil kommen, das ihrem gewitterten Fleiſche entgegenſchlich und ſich laut über den erlauerten Fraß freute. Es verſagten ihnen die Beine den Dienſt, und was Springen helfe vor einem Krokodil, das ja ſchneller ſei als ein Pferd, dachten ſie. Sie krochen ſo ſchnell ſie konnten auf zwei kleine Buchen und dachten nicht, daß das Krokodil mit den Augen verzaubern könne alle Thiere, die es anſehe, ſo daß ſie ihm in den Rachen fallen müßten von den Bäumen, auf welche es nicht klettern könne. Näher und näher rülpſte und ſchlürfte es an ſie, und ihre Bäume wankten im Sturme ihrer Angſt. Es kugelte plötzlich bis unter die Bäume, auf denen ſie bebten, das furchtbare Ungethüm, und lag da ausgeſtreckt und ſtill einen Augenblick, als ob es ſie bezaubern wolle. Und ſie mußten es anſehen, ſie mochten wollen oder nicht, und da dünkte es ſie, als ob die Haut des Thieres nicht ſchmutziggelb und hörnern, ſondern vom ächten elben Halblein wäre; auch ſchien es ihnen nicht ſo lang, aber dicker, als ſie es ſich vorgeſtellt hatten. Ach, dachten ſie, es hat ſchon Einen gefreſſen und ſeine Kleider angelegt, um die Leute beſſer zu fangen. Da fing es an ſich zu rühren, berzete, that, als ob es ſich akkurat wie ein Menſch auf die Knie heben wollte. Den Beiden wurde übel auf den Bäumen, ihnen ſtieg der Glaube auf: das Krokodil könnte doch klettern, gäb was die Leute geſagt hätten;

ſie ſchloſſen die Augen, und übler, immer übler wurde ihnen, als ſie hörten, wie es ſich ganz aufrichte, und als es offenbar an eine der Buchen anſtand, da ward es ihnen übel durch und durch. Jetzt, jetzt ſteigt's empor, pochten ihre zerbrösmelten Herzen. Da hörten ſie, wie es ſich wieder an den Boden niederließ und da ſtille blieb eine Zeit lang, und endlich hörten ſie ein Girren, wie wenn man einen Zapfen aus einem Fläſchchen zieht. Wunderbaren Muth goß dieſer heimelige Ton in einen der Kameraden; er öffnete die Ecke eines Auges, und ſiehe, wirklich war es! das Krokodil trank aus einem Schnapsfläſchchen einen guten langen Zug. Endlich ſetzte es ab, berzete laut auf, wiſchte das Maul mit dem Aermel ab und ſagte laut und vernehmlich, das Fläſchchen in den Buſen ſchiebend: „Namlich! Namlich!“ Dann hob es ſich auf die Beine ganz wie ein Menſch und ging den Berg ab wie ein Menſch, nur etwas ſchwankend, und verſchwand vor der Beiden Augen unten gegen das Thal zu, und ſeither hat man vom Krokodil nichts mehr gehört. Es iſt, als ob es, ſeitdem man es hätte Branntwein trinken ſehen, ganz verſchwunden wäre oben und unten im Lande. Hätten die Entfelder recht zugeſehen, wer weiß, ob ſie nicht auch ein Branntweingütterli geſehen hätten und einen Namlich, Namlich, der es am Maul gehabt.

Ein Traum.

Es war eine ſchöne Zeit, in der ich das erſte Laupenfeſt mit feiern half, es war die Zeit, in welcher die junge Kraft ſprudelt, der Muth ſchäumet, und beide die holden Träume gebären. An die Stelle der Träume trat die Arbeit, und Muth und Kraft bedürfen nicht ſelten der Auffriſchung. Als daher der Tag ſich näherte, an welchem das fünfhundertjährige Feſt derjenigen Schlacht begangen werden ſollte, welcher Bern das Daſein verdankt, welche der Demant iſt in der Geſchichte Berns, freute ich mich gar ſehr und wollte in dieſer Feier wieder jung werden, kräftig und muthig und hold wieder träumen. Ganz wie damals wollte ich, trotz der üppigen Zeit, zu Fuße pilgern, den Haberſack mit Flaſche und Hamme (Schinken) am Rücken. Mein ehrwürdiges Anne Bäbi, das mir die Haushaltung macht, mußte aus meinem alten Ränzel die Schaben klopfen und eine ſchöne Hamme beſtellen bei unſerm Metzger. Ich machte meinen Aufzug zurecht, konnte aber lange nicht mit mir einig werden, was zweckmäßiger wäre an dieſem Tage, Stiefel oder Schuhe, eine Flaſche Neuenburger oder eine dito Lacote. Endlich, am Vorabend, war Alles z'weg, aber leider mein altes Anne Bäbi nicht. Ich hatte ihm befohlen, um drei Uhr mich zu wecken, ich war das frühere Mal auch um dieſe Zeit aufgeſtanden; und da hatte Anne Bäbi furchtbar gebrummet: es hätte mich noch nie um dieſe Zeit geweckt, und es wüßte gar nicht, warum es juſt morgen einen neuen Brauch anfangen ſollte. Und weil ich das frühere Mal am Vorabend Bier getrunken und deswegen dem Anne Bäbi befahl, mir einen Krug zu holen im Stübli neben dem Schulgäßli, da ſagte es mir rund heraus: Es wüßte gar nicht, was ich doch auch für eine Laune hätte, und was morgen für ein verfluchter Tag ſei, es hätte ſein Lebtag nie gehört, daß ein Herr von meiner Währung auf die Nacht Bier holen laſſe; das möge etwa angehen bei Unterſtübli-Leuten oder Schminggeln, von denen man nicht wiſſe, wo ſie daheim ſeien. Wenn das immer ſo gehen ſollte, ſo könnte ich für Jemand anderes ſehen, der mir die Sache mache. Indeſſen war Anne Bäbi doch gegangen, hatte mir aber zum Bier ein Geſicht heimgebracht, an dem man keinen Schuh hätte abwiſchen mögen, und als ich es noch ein Mal ermahnte, mich morgen ja zur rechten Zeit zu wecken, ſchlug es ſtatt eines guten Nacht-Wunſches munter die Thüre hinter ſich zu. Ich ſetzte mich unter's Fenſter mit Pfeife und Krug, träumte Altes und Neues bunt durch einander, und ging, als ich mit Allem fertig war, froher Erwartungen voll zu Bette, legte den Kopf auf's Kiſſen und ſchlief.

Und auf einmal war es mir, als rufe man mich, als hätte ich es verſchlafen, als ob ich eiligſt auffahre, das Verſäumte einzubringen. Aber da wollte Nichts ſich ſchicken; ſtatt der Schuhe kriegte ich immer Stiefel an die Füße, es war mir Alles im Wege und Nichts zur Hand, und als ich mich endlich auf die Straße hinausgearbeitet hatte, ſaß mir kein Hut auf dem Kopfe, kein Rock am Leibe. Dennoch rannte ich fort; das werde ſich ſchon finden, dachte ich. Aber einſam und ſchaurig war es auf den Gaſſen, und ſtille wie im Grabe, nur das blaſſe Mondgeſicht wanderte durch die

Wolken, aber leiſe; kein Menſch war mehr auf dem Sammelplatz — alſo Alle ſchon hinaus und die ganze Stadt mitgezogen. Mit wunderbarer Schnelle glitt ich durch die Alleen, am Käderecken vorbei, wo Niemand käderte, aber auf dem Hügel im Hintergrunde ſchienen mir Geſtalten auf und nieder zu ſchweben im luftigen Tanze, mit ſeltſam wackelnden Häuptern. Ich glitt durch Bümpliz hin, wo mir aus jedem der großen Miſthaufen eine in dieſelben gebannte Menſchenſeele herauszugucken, zuzuwinken ſchien, als ob ſie ſagen wollte: ſpring! ſpring!

Aber wie ich auch ſprang, ich erreichte Niemanden, keinen einzigen Nachzügler, kein Liederſchall drang aus der Ferne her. Auf dem mir von Alters wohlbekannten Käs- und Brothubel machte ich Halt — Niemand war dort. Nach altem Brauch aß ich Etwas und führte die Flaſche zum Munde, da war's, als ob Etwas mich umrauſche, als ob es lebendig wäre rings um mich, unſichtbare Hände nach meiner Flaſche faßten, und immer noch ſegelte das blaſſe Mondgeſicht durch die Himmelsfluthen, und kein Sonnenſchimmer wollte die Wolken ſäumen. Da ward mir unheimlich, ich wußte nicht warum, denn ſeltſam genug kam mir kein anderer Gedanke, als daß der Zug vor mir ſei, und ich eilen müſſe ihn einzuholen. Nach kurzer Raſt machte ich mich auf und drang in die dunklen Wälder ein. Wunderlich rauſchte es durch das Buchenlaub, wunderlich glitzerten die Blätter, hier und da ſchrie eine Krähe laut auf, als ob ſie plötzlich aufgeweckt worden, und in unheimlich ängſtlichem Fluge ſtrichen die Käuze herum, wehlich tönte ihr Ruf, dann ward es wieder geiſterhaft ſtille um mich, meinen eigenen Tritt vernahm ich nicht. Nach und nach war's, als ob ein ſchwarzes Gewölk ſich niederſenke, der Mond verſchwand, in ein fürchterliches Dunkel ward ich gehüllt; es war mir, als ob ich keine Augen mehr hätte. Aus ferner Nacht her ſchwirrten wunderbare Klänge, die ich auf Erden nie gehört hatte; Orgel, Harfe und Menſchenbruſt waren viel zu rauh und weltlich, um die Mutter dieſer Töne zu ſein. Ach, dachte ich, wie viel herrlicher ſingen die Leute jetzt, als vor 20 Jahren, einen ſolchen Geſang hätte ich nie dem Comité, geſchweige denn einem andern Menſchen zugetraut. Aber ſolche Gedanken vergingen mir, je herrlichere Klänge mir durch die Bäume entgegen zitterten, wie mit ſüßen Banden umwoben ſie mich und riſſen mich ihnen entgegen mit Windesſchnelle. Und ehe ich mich verſah, ſtand ich auf dem Bromberg, und mir gingen die Augen auf, ich ſank von Empfindungen überwältigt auf die Kniee nieder. Licht war es um mich, ein zauberiſcher Glanz floß durch das Gefilde. Ein hoher, herrlicher Dom mit himmelanſtrebenden Thürmen ſtand vor mir mitten im Felde, wie aus Silberſchein war er gewoben, von ihm aus ſtrahlte das Licht, wie Diamanten funkelten die ſchön gewölbten Fenſter, wie aus goldenen Sternen gebildet glühten auf den Thurmſpitzen ſchlank und troſtreich die bedeutſamen Kreuze. Durch das Feld wallte ein unendlicher Zug ſchwebender Geſtalten. Auch ſie waren in des Silbers klaren Schein gekleidet, im Glanze des Himmels ſchienen ſie gebadet. Bei dem Einen fiel das Silberkleid wie ein ſchlichtes Hirtenhemde um die Glieder, bei Andern wölbte es ſich zum mächtigen Harniſch, und während es auf den einen Häuptern erglänzte wie von einfachen Pickelhauben, blinkten von andern ritterliche Helme mit Kronen umwunden. Aber bunt durcheinander wallten ſie, Arm in Arm geſchlungen, und aus ihrer Mitte quollen die herrlichen Töne, die nicht Rede waren, nicht Geſang; ſie klangen wie der Engel Beten an des Vaters Throne. Dann reihten ſie ſich Paar und Paar und zogen am Fuße des Brombergs vorbei, dem leuchtenden Dome zu.

Voran ſchwebte ein hoher, herrlicher Jüngling und neben ihm ſchritt ein rundlicher Mann, Jenem blinkte an der Seite ein Schwert, des Letztern Hand trug ein Kreuz, auf Beider Geſichtern thronte himmliſcher Friede, und es führten jetzt, was ſie zur Zeit umſonſt verſucht, Johann von Savoien und der Prieſter Baſelwind den friedlichen Zug dem Tempel des Friedens auf kriegeriſchem Gefilde zu. Hinter ihnen ſchritten hoch und hehr, kenntlich am Helmſchmuck, Nidau's Graf und Berns Erlach, Milde und Frieden in den ſtrengen Zügen; und nach ihnen wallten Arm in Arm Grafen und Hirten, Freiherren und freie Männer; es war mir, als ob der erlegene Graf ſeinen Arm um den gewunden, der ihn erſchlagen hatte. Und wie ſie ſich dem Dome näherten, erklang in demſelben ein unbeſchreiblich Tönen, ein himmliſch Glockenſpiel. Endlos wallte in die hohen Thore der Zug, als ſpätere Helden demſelben ſich anſchloſſen, namentlich ſchienen mir die Helden aus den Burgunderkriegen nicht zu fehlen, Scharnachthal, der gewaltige Greis, Bubenberg, der Unerſchütterliche, Hallwyl, der Begeiſterte. Ihnen nach zog es mich in den Tempel.

An den Stufen des Tempels ſah ich eine dunkle Geſtalt, die ich bis dahin überſehen hatte, angekettet an dieſelben mit mächtigen Feſſeln. Schwarzäugig, ſchwarzhaarig, ſchwarzhäutig war ſie, dieſe magere, etwas mehr als mittelhohe Geſtalt, die ſo flehentlich die Hände entgegen rang den Eintretenden, die ſo troſtlos, verzweiflungsvoll ſie ſinken ließ, wenn abgewandt die Angeflehten ihre ſtrahlenden Häupter ſchüttelten. Als ich, der Letzte, vorüberging, ſank ſie in die Kniee und verbarg wehklagend das dunkle Antlitz in den dunklen ſchweren Feſſeln. Darinnen überſtrömte mich ein Glanz, den ſterbliche Augen nicht vertrugen, und von dem hohen Chor herab drang ſüß und herzerhebend eine Stimme leb-

und anbetungsvoll; es waren nicht Worte für ein ſterblich Ohr, und doch durchdrangen ſie mich, wie nie Worte eines Sterblichen. Unausſprechliche Wonne durchſtrömte mich, und doch lag ich gebeugt zur Erde in unendlicher Demuth, mit dem Gefühl grenzenloſer Niedrigkeit.

Durch die Pforte walleten ſie wieder, die ſilbernen Geſtalten, hinaus in's alte Blutgefilde, das jetzt ſo heiter ſtrahlte im friedlichen Silberglanze. Unten, an der Treppe Fuß, bäumte die ſchwarze Geſtalt wüthend dem Zuge ſich entgegen, die Ketten ſchüttelnd, mit wilden Tönen Freilaſſung fordernd. Aber die Helden ſchüttelten die Häupter und lenkten an ihr vorbei die Schritte. Da ſchien ſie mit verzweifelnder Geberde nach Nidau's Silbermantel zu faſſen, und ſtille ſtand dieſer und ſprach die Worte: „Jordan von Burgiſtein, Zwietracht haſt du geſäet, Pein iſt nun deine Ernte, Unfriede war deine Freude, darum war keine Ruhe für dich; nur dich liebteſt du, nun iſt auch keine Liebe für dich. Du wurdeſt hierher gekettet, zu ſchauen den glücklichen Frieden derer, die, im Leben getrennt, im Tode ſich fanden, weil ſie einig waren im Selbſtvergeſſen, in der Treue, in der Liebe. Noch iſt dein Gemüth das gleiche, darum iſt noch keine Erlöſung für dich; hier bleibſt du gefeſſelt, bis es Friede wird in dir, bis die Liebe dir erwacht im Herzen, und bis dahin ſei dein bitterer, böſer Sinn dir Speiſe und Trank. Geht in dir aber einmal der Friede auf, dann wird ein Enkelgeſchlecht kommen in gleichem Zuge wie wir, Arm in Arm, Hirt und Graf, Freiherr und Bürger, Treue in den Herzen, Frieden auf den Geſichtern, Selbſtvergeſſen im Thun, und dieſes Geſchlecht wird dieſen heiligen Dom erſchauen, wird deine Feſſeln löſen, wird dir den Frieden bringen. Darum weiche von mir und harre, bis der Tag der Erlöſung dir reift.“ Zuſammen ſank die wilde Geſtalt, und vor meinen Augen verſchwanden die Helden, löſten ſich auf zu ſilberhellen Mondesſtrahlen.

Aber noch tönte das Geſchrei des gefeſſelten Ritters, weithin erſchollen die Flüche, die er auf Ritter und Städte häufte.

Er höhnte die Helden über ihre Erniedrigung zu den Hirten, ſchmähete die Hirten über ihren Hochmuth, er fluchte dem Prieſter, der keine Vergebung für ihn habe, verläſterte Gott, daß er ſeine Feſſeln nicht breche, die erlöſenden Enkel nicht bringe. Fünfhundert Jahre habe er geharrt und umſonſt, heulte er in ſchauerlichem Gejammer. Lange habe er Nichts gehört, als die Sicheln der Schnitter, als ſinnlicher Mädchen lockenden Geſang. Endlich ſei ihm geweſen, die Enkel kämen, er höre das Klirren von Erlachs Schwert und allerlei anderes Getön dabei, und Züge ſeien herumgewandelt hierhin und darthin, aber Niemand habe den Dom erſchaut, Niemand ihn, den Gefeſſelten. Heute, habe er gehofft, käme das Enkelgeſchlecht, aber wieder ſei es Nichts, das verfluchte Geſchlecht wolle nicht kommen, verflucht ſolle es daher ſein in alle Ewigkeit. Dieſe Flüche drangen mir zu Herzen, war ich doch auch der Enkel einer, mit einer unerhörten Kühnheit trat ich auf den alten Ritter zu und verbat mir ſeine Flüche, und ſagte ihm, daß kein Menſch dem andern Frieden bringen könne, wenn dieſer ihn nicht ſchon in ſich ſelbſt trüge, und daß ja Ridan ausdrücklich geſagt habe: das Enkelgeſchlecht werde erſt dann kommen, und ihn äußerlich löſen, wenn er ſich innerlich aus den Banden der Zwietracht losgemacht. „Ja, Jordan von Burgiſtein,“ ſagte ich, „dich kennen wir wohl, der du die Bürger haßteſt, aber nur heimlich, der du nicht mit den Rittern kämpfen durfteſt; der du im Trüben fiſchen wollteſt, und Niemanden Etwas gönnteſt, als dir ſelbſt; der du den Städtern Friede heucheltest und nur auf Gelegenheit warteteſt, um ihnen ungeſtraft deinen Haß zu zeigen. Ja, Burgiſtein, dich kennen wir, und es geſchieht dir gar Recht, daß du hier gefeſſelt ſein mußt, bis du dich gebeſſert haſt, bis der böſe Geiſt der Zwietracht und Unlauterkeit aus dir gewichen iſt. Mit dieſem Geiſte kannſt du nie zur Ruhe kommen, und Ruhe kann dir Niemand bringen!“ Mit glühenden Augen hatte der alte Ritter mich angeſtarrt, in ſteigendem Grimme ſich immer höher aufgerichtet, und plötzlich fuhr er auf mich ein, ergriff mich mit ſeinen eiſernen Fäuſten, und rüttelte mich, daß mir alle Gebeine knackten, daß ich laut aufſchreien mußte. Plötzlich hörte ich eine andere Stimme neben mir, aber es war nicht Nidau's Stimme und doch eine bekannte; ſie tönte nicht wie eine Silberglocke, aber doch wie ein geſpaltener Mörſer; ſie ſchrie nicht nach Friede, ſondern: „Herr Jeſus, Herr! Thut doch d' Auge uf u erwachet, d'r Gaffe kaltet ganz!“ Es war meine Annes Bäbi's Stimme, und ſtatt des Ritters, hatte ſein kräftiger Arm mich wach gerüttelt. Es war heller Tag, und Anne Bäbi ſagte gelaſſen, es hätte ſich verſchlafen und mich daher nicht wecken können, und da hät es denkt, wes de abſelut müß da uſe g'läffe ſy, ſo könn' ich de ame angere Tag ga, öppe amene ſchöne Sunntig, da werd' doch öppe ey Tag ſy wie d'r anger.

Ich hatte lange, ehe ich mich faßte; daß Anne Bäbi ein ſimples Anne Bäbi ſei, wollte mir lange nicht in den Kopf, aus dem Traume in die Wirklichkeit konnte ich faſt gar nicht kommen. Als ich es endlich vermochte, kam der Zorn über Anne Bäbi's offenbar abſichtliches Verſpäten, und um dieſes Zornes los zu werden, ſchrieb ich mich wieder in den Traum hinein, bis er alſo auf dem Papier ſtand, und ſuchte ſo zu verſchmerzen mein Zurückbleiben vom Feſte.

Das Wetter.

Es giebt verſchiedenes Wetter, nicht nur gutes und böſes, ſondern auch Wetter im Hauſe und Wetter außer dem Hauſe. Gutes Wetter hat man an beiden Orten gerne, und böſes ſcheut man vor Allem aus. Aber man hat doch nicht die gleichen Grundſätze für das eine oder das andere Wetter; z. B. hat man es gerne, wenn das Wetter außer dem Hauſe zuweilen abwechſelt, wenn es regnet oder ſchneit, und in einem tüchtigen Gewitter kann es Einem ordentlich wohl werden, während Einem anhaltend ſchönes Wettes förmlich zur Laſt wird, beſonders wenn man in Poſtkutſchen fahren und im Staube faſt erſticken muß. Hingegen im Hauſe haßt man Regen und naſſes Wetter nicht übel; ein trüber verweiſender Himmel, von dem man nicht weiß, was aus demſelben brechen wird, Donner und Blitz, oder Schnee und Hagel, oder am Ende gar nichts, iſt Einem ordentlich ein Gräuel; und vollends wenn Gewitter losdonnern, die Winde heulen, die Gewäſſer krachen, die Blitze katzengrau aus den Augen fahren, wird Einem unheimlich zu Muth, man hielte tauſend Mal lieber draußen ſich auf in wilden Gotteswettern, unter Eiche und Buche, als daheim unter ſichern Dächern auf weichen Seſſeln, aber unter häuslichem Gewitter, im Geplätſcher des Regens, den wehenden Seufzern, dem Knittern des häuslichen Donners.

Der Thau, der das Gräslein tränket, der das Auge theilnehmend feuchtet, der iſt's, der den Blumen ihren Glanz giebt, dem Hauſe den Segen bringt. Auf gutes und böſes Wetter kommt unendlich viel an, im Hauſe und außer dem Hauſe. Nicht verwundern muß man ſich daher, wenn der Menſch ſo gerne wiſſen möchte, was es wohl für Wetter geben werde auf den Abend oder am morgigen Tage, ob man den Regenſchirm mitzunehmen habe, oder ohne Sorgen ſchlendern könne? Nun haben viele Leute es aufgegeben, das Wetter zu erforſchen, und ſagen, das Wetter ſei launenhaft, da könne man gar nichts wiſſen: heute regne es, wenn man das ſchönſte Wetter gehofft, und wenn man das fürchterlichſte Gewitter erwartet, ſo ſäusle dagegen ein lieblicher Abendwind. Alle Wetterregeln ſeien eitel Thorheit oder Aberglaube, kein Menſch könne Etwas wiſſen, weder im Hauſe noch außer dem Hauſe.

Das iſt nun eine thörichte Rede und ſchüttet das Kind mit dem Bade aus. Da kann mancher Mann, wenn er ſeine Erde, d. h. ſein Weib, genau beobachtet, genau wiſſen, unter welchen Umſtänden es Regenwetter geben wird, und das Weib weiß es eben ſo gut, wenn es will, wenn es auf ſeinem Hauptſtern, dem Manne, donnern oder hageln wird. Und was das Merkwürdigſte iſt, da ſind wir nicht gebundene Weſen wie Erde und Mond, ſondern freie, und der Mann kann zwei Dinge: er kann vor den Regenwettern beim Weibe ſein, und er kann die eigenen Donnerwetter hinterhalten; und das Weib kann auch zweierlei: es kann des Mannes Wetter mit ſanftem Hauch vertheilen, und kann vor naſſem Wetter ſich ſelbſten hüten. Wenn Beide zuſammen ernſtlich wollen, ſo können ſie ſich in ein Verhältniß ſetzen, wo es nicht mehr böſes Wetter giebt im Hauſe, ſondern nur noch Thau und Sonneglänzen.

Nicht ganz ſo iſt es mit dem Wetter außer dem Hauſe, an demſelben können wir nichts machen. Einer über uns iſt's, der dem Wetter gebietet, die Wolken heute aufrollt, ſie morgen wieder auseinanderrollt, der die Wolken regnen oder wettern oder ſeinen Himmel glänzen läßt in ſeinem tiefgemüthlichen Plan. Aber beobachten können wir das Wetter und des Herrn Wege und die natürlichen Geſetze, die er dem Wetter geſetzt hat aus eigener Machtvollkommenheit. Und hier müſſen wir wieder aufnehmen, was die Alten zum Theil erkannt hatten, die Neueren aber als Aberglauben verwerfen wollen; wir müſſen annehmen, daß, wie Mann und Weib, ſo Mond und Erde in einem genauen Verhältniß zu einander ſtehen, und namentlich durch den Mond unſer Wetter und das Gedeihen vieler Pflanzen bedingt ſei. So z. B. ſollte man ſich vor aller Ausſaat im Neumond hüten, es iſt viel rathſamer, daß man den Samen mit dem Voll- oder abnehmenden Monde ſäe. Das erſte Viertel des Mondes hat ſelten einen ſegensreichen Einfluß auf den Keim und wirkt in der Regel ſtörend auf die zarte Vegetation ein. Hierbei iſt auch noch zu bedenken, daß die im Neumond oder im erſten Viertel geſäeten Sommerfrüchte auch wieder im Neumond oder im erſten Viertel zu blühen pflegen, wo die Blüthen meiſtens in ihrer Ausdünſtung und ſich begattenden Ueppigkeit geſtört werden, ſo daß ſie unvollkommenen und wenigen Samen geben.

Beſonders ſeltſam aber iſt, daß auch die Erde und der Mond um die Herrſchaft und den Pantoffel ſtreiten, und wer ihn einmal hat, der behält ihn zwar nicht immer, doch eine Zeit lang. Und dieſe Wahrnehmung iſt es, was dem Landmann von ganz beſonderm Nutzen iſt; denn bei größeren Arbeiten, Heuet oder Ernte, kommt es ihm nicht ſowohl darauf an, zu wiſſen, ob es morgen gutes oder böſes Wetter, als vielmehr darauf, ob das Wetter anhaltend gut oder bös ſei. Nun aber zeigen Beobachtungen, daß der Mond recht eigentlich mit der Erde ringe, um derſelben die in der Atmoſphäre enthaltene Feuchtigkeit zu entziehen. Dieſer Kampf beginnt ſichtlich allemal neu um die Zeit des Neumondes. Wird der Mond Meiſter, ſo werden wir, wenigſtens in den erſten 14 Tagen, meiſt trocknes und dabei etwas rauhes Wetter, im Winter Kälte haben. Hat der Mond ſich des Pantoffels bemächtigt, ſo wird er ihn meiſt behalten, bis beim folgenden neuen Licht der Kampf wieder von Neuem anfängt. Jedoch ſchlägt das Wetter auch zuweilen beim Vollmond oder während des abnehmenden Mondes um, daher muß man die Witterung auch um dieſe Zeit genau beobachten.

Kann das neue Mondlicht ſich nicht der in der Atmoſphäre enthaltenen Feuchtigkeit ſo bemächtigen, daß der Mond die Oberhand hat, ſo wird es feuchte, warme, fruchtbare Witterung geben; wird die Erde ganz Meiſter, dann wird es naß zum Ueberdruß, und der ganze Himmel ſcheint, in Regen aufgelöſt, niederzufallen. Ein gewiſſes juste milieu ſcheint auch hier die Hauptſache, daß beide, Mond und Erde, zur Sache Etwas zu ſagen haben, albeneiniſch es Bitzeli Regen und albeneiniſch es Bitzeli Sonnenſchein. Wo Einer Alles allein für ſich will, kommt es niemals gut. Aber bei dieſen Beobachtungen laſſe man ſich geſagt ſein: 1) daß der Anfänger oft irrt; 2) daß aus dem erſten und zweiten Tag Neumonds noch nichts, aus dem dritten ſchon mehr zu ſchließen ſei — daß aber beſonders aus dem dritten und vierten Tage des jeweiligen Neumonds ganz beſonders auf die Witterung des übrigen Mondes zu ſchließen ſei.

Eine
alte Geſchichte zu neuer Erbauung.

Es wechſelt die Geſtalt des Himmels. Heute ſcheint aus tiefblauem Grunde die goldene Sonne, auf milder Winde leiſem Hauche wiegen ſich und ſchwimmen Ströme ihres freundlichen Lichtes auf die erröthende Erde nieder; morgen iſt der blaue Grund ein ungeheurer Schooß ſchwarzer Wolken geworden. Hagel, Schnee- und Regenfluthen brechen aus den unergründlichen Schlünden und wilde Stürme peitſchen ſie nieder auf die trübſelige Erde. Wenn am blauen Himmel keine Wolke geht, in der Sonne Gold die bräutliche Erde glänzt, jeder Baumzweig von blühenden Hoffnungen ſchwellt, und das Auge des Menſchen würde wonnetrunken und ſeine Seele würde loben den Herrn, weil ſeine Hand die wüſten Wolken verzehrt, die Erde mit Pracht geſchmückt, mit Hoffnungen geſegnet, weil ſein Rathſchluß endlich Sturm und Wechſel aufgehoben und das Schöne bleibend gemacht unter dem Himmel: ſo würde der Herr, der die Sonne hinausführt aus der Morgenröthe, gleich einem Bräutigam aus ſeinem Gezelte, der verſchloſſen hält die Winde in ihren Kammern und deſſen Hand die Wolken ballt, dem Wechſel rufen dem thörichten Menſchenkinde das Eitle ſeines Lobes zeigen, und ihm predigen im Sturmwinde, daß das Bleibende nicht hienieden zu ſuchen ſei, und daß der, der die Natur geſchaffen, die Natur nicht ändere, denn was er gethan, iſt wohl gethan. Dieſes Geſetz des Wechſels erſtreckt ſich über Alles, was unter dem Himmel iſt, berührt oder geboren wird aus den Elementen, auch das Menſchengeſchlecht iſt ihm unterthan. Wer träumen würde in langem Frieden, wo die Kräfte im Gleichgewicht liegen, ein Intereſſe das andere gebunden hat, wie auch zuweilen im Gleichgewicht die Elemente ſchweben und einander auf immer gebunden zu haben ſcheinen, die geordneten Intereſſen würden das Paradies wieder auf Erden zaubern, der thäte gröblich irren. Intereſſen bleiben nie lange geordnet, Intereſſen entflammen der Selbſtſucht, und eben Selbſtſucht duldet den Frieden nicht; Intereſſen ſchwellen auf, werden übermächtig, Intereſſen werden gefährdet, die Krämpfe der Noth bringen ſie in Aufruhr, was andere ihnen gebracht, bringen ſie wieder: die Krämpfe des Todes durch Entſtehen der Säfte, die Furie des Krieges erhebt ſich, läßt ihre Flammen ſprühen über die Erde. So geht es.

So ging's zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Gewaltige Krämpfe erfaßten die Menſchheit, wie Wirbelwind den Staub wirbelt, wirbelte der Krieg die Völker durcheinander, die Franzoſen über's Meer in's heiße Afrika, die Ruſſen aus ihrem kalten öden Lande in's ſchöne Italien hin. Wie Stürme die Heuſchrecken verſchlagen, die hungrigen, welche alles Grüne freſſen, ſo ward eine wüſte Wolke voll kleiner unbehoſter Franzoſen verſchlagen über die Schweizerberge in's grüne, ſchöne Land mitten hinein, ſie zehrte an ihm, wie die Heuſchrecken am Graſe auf dem Acker. Es waren lauter Teufelskerle, die an den Bergen kletterten wie Gemſen, in's Feuer liefen wie Roſſe, die man aus einem brennenden Stalle getrieben, keinen ganzen Fetzen, groß wie eine Hand, am Leibe hatten, und doch die ganze Welt in die Taſche ſtoßen wollten, den Tod in allen Gliedern, hellauf erſchallen ließen ihre Siegeslieder. Es war ein eigenes Volk; die Welt begriff es nicht, und das Volk begriff eben ſo wenig die Welt, hielt ſie für ein Butterbrot, welches unſer Herrgott den Franzoſen zum Frühſtück extra zurechtgeſtrichen. Die Franzoſen hatten Geld nöthig zu einem Zuge, die Welt von Egypten her anzubeißen, darum fielen ſie, wie Kinder vor Oſtern über ein Neſt voll Eier, über die Schweiz her. Damals war Frankreich eine Republik, die Franzoſen nannten ſich Republikaner, die Schweiz war ebenfalls eine Republik, und die Schweizer waren wirklich Republikaner. Darum ſagten die Franzoſen den Schweizern, ſie liebten ſie wie Brüder; ſie liebten aber nicht die Schweizer, ſondern blos die Eier. Aber die Franzoſen haben ſchöne Worte und die wußten ſie geltend zu machen und an Mann zu bringen, als wären ſie goldene Münzen. Der ärgſte Jagdhund und Spitzbub weiß zu reden, als ob neben ihm die edelſten Römer und Griechen: Brutus und Cato, Ariſtides und Sokrates, bloße Dreckſeelen und volksverrätheriſche Ariſtokraten und verkappte vorweltliche Jeſuiten ſeien. Darum ſagten ſie zu den Schweizern: „Ihr alten Lümmels wißt gar nicht, was eine Republik iſt, wir unbehoſeten Franzoſen wollen euch das Ding lehren. Ihr habt Herren, Ariſtokraten, Pfaffen, gar einen Gott! das iſt Alles nichts und muß weg. Denn ſeht, wir ſind Alle gleich, ſind Alle Brüder, Keiner mehr als der Andere, Jeder, was der Andere: Bürger, Brüder, sacré nom de dieu! Wir wollen euch die rechte Republik bringen, vom alten Ungeziefer ſäubern, wir, die große Nation, die wahren Menſchen les hommes par préférance.“ Das zog. Die Wege wurden ihnen geebnet, und wenn ſie dieſelben auch mit Blut begießen mußten, ſo war Blut damals nicht blos wohlfeil, ſondern man hielt brave Aderläſſe zu paſſender Zeit für geſund. Als ſie nun 'mal hinein waren die braven Citoyens, da fragten ſie den ſchweizeriſchen Brüdern ſpottwenig nach, ſondern blos den Eiern. Dieſe nahmen ſie aus mit franzöſiſcher Kunſtfertigkeit, und zwar bei Patrioten und Patriziern, bei Ariſtokraten und Demokraten — wirklich ohne allen Unterſchied. Und als ſie alle Eier hatten, da kamen ſie wieder auf das Erſte zurück, ſagten, wir ſeien Alle Brüder und darum müßten die Schweizer ihnen auch helfen die Welt in die Taſche ſtoßen, des großen Butterbrotes theilhaftig werden. Wenn ſie es 'mal hätten, werde es ſich dann wohl zeigen, wer es ſpeiſe, werden ſie gedacht haben. Nach den Eiern nahmen ſie alſo den Schweizern noch ihre Kinder, zogen mit ihnen in der Welt herum; wo verſchloſſene Thore waren, ſtießen ſie dieſelben mit den harten Schweizerköpfen auf, und als ſie aus Rußland über die Bereſina rannten, da mußten die Schweizer die Mauer machen, an welche die Ruſſen rannten, hinter welcher die Franzoſen ſicher laufen konnten. So ging es damals, und ſo waren die Franzoſen ehemals, und ſo die Schweizer ebenfalls. Ob jetzt die Franzoſen anders ſind, oder die Schweizer noch ſo einfältig, das weiß Gott und die Zeit wird es lehren.

Damals alſo, als die Franzoſen die Eier ausnahmen bei den dummen Schweizern, damals geſchah es, daß Nachzügler einer wilden Halbbrigade, wahrſcheinlich von Luzern kommend, in Waltrigen Halt machten und übernacht blieben. Waltrigen liegt in einem Emmenthaler Thal, beſteht aus einzelnen Höfen und Häuſern, unter welchen auch eine Mühle ſich befand. Jetzt ſind noch drei Wirthshäuſer dort, das Oertlein iſt nämlich auch im entſchiedenen Fortſchritt begriffen und dreht ſich nach den Bedürfniſſen des Zeitgeiſtes.

In der ganzen Welt, d. h. ſo weit Brot gegeſſen wird, hat das Wort Mühle einen angenehmen Klang, die Mühle ſelbſt eine freundliche Anziehungskraft; blos für die Störche nicht, welche, wie das Gerede geht, nie auf einer Mühle niſten ſollen, aus Furcht, wie man eben ſagt, daß ihnen die

Eier geſtohlen werden möchten. Da aber bekanntlich die Franzoſen nicht Störche ſind, quartierten ſie ſich vorzugsweiſe in der Mühle ein; eher hatten der Müller und die Frau Müllerin Urſache, ſich für Störche zu halten, denen geſtohlen wurde, was ſie in ihrem Neſte hatten. Die Franzoſen übten eine ganz wunderbare, zauberähnliche Macht zur ſelben Zeit; wo einer erſchien, da war er Herr, und erſchien er alleine in einem großen Dorfe, ſo geberdete er ſich als König und er war König, er, der brave Citoyen, der liebe Bruder. Und war der Eine gar General, ſo brandſchatzte er, ſo weit er kam, als wäre er allein eine ungeheure Heuſchreckenwolke, hinter welcher Nichts grün bleibt, unter welcher Alles verödet. Als die braven Citoyens in die Stadt Bern ritten, zogen ſie allen lieben Brüdern, welche am Wege ſtanden, die Uhren aus den Taſchen, und die lieben Brüder in Bern meinten, das müſſe ſo ſein, verſtehe ſich von ſelbſt; aus den hinterſten Gliedern, wohin die Arme der Huſaren nicht langten, drängten ſich die guten Bürger heran, hoch in der Hand die Uhr und ſchrien: „en voilà encore une!“ So Einer, der eben eine Uhr einem Huſaren darbrachte, ſagte demſelben, er ſolle doch einen Augenblick hier warten, er habe noch eine zu Hauſe und dieſe wolle er ihm auch noch holen und bringen. Der Huſar lachte, wartete, und der gute Berner Bürger brachte richtig ſeine Uhr und freute ſich ſehr, daß der gute Huſar ſo gut geweſen war, zu warten, bis er mit der Uhr wieder kam. So kreuzehrlich war damals die Welt gegen die guten lieben Franzoſen, welche Allen die beſten Worte gaben, und dafür ſich berechtigt glaubten, alles Uebrige zu behändigen und zwar von Rechtes wegen, d. h. aus lauter Liebe und Bruderſinn. So rumorten auch die franzöſiſchen Halbbrüder, welche man füglich für ganze Waldteufel hätte nehmen können, in der Mühle von Waltrigen, nur war der

Müller eben kein ehrlicher Berner Bürger, der, was die Franzoſen nicht ſahen, noch freiwillig holte, ſondern eben ein Müller und gewohnt, bei Seite zu ſchieben, was er gerne behalten wollte. Aber im Geſchäfte war er diesmal nicht glücklich; am wenigſten ließen ſich vier ſtattliche Roſſe beſeitigen, welche er im Stalle hatte, ſo rechte Emmenthaler Müllerroſſe, mit ellenbreiter Bruſt und einer Rinne über den Rücken, durch welche man füglich einen artigen Brunnen hätte leiten können; es laufen in fürſtlichen Gärten Bächlein, welche Waſſerfälle vorſtellen ſollen, und ſo eine Rinne nicht halb füllen würden.

Bekanntlich haben die Franzoſen von je eine beſondere Vorliebe für das Requiriren gehabt und ſich auch eine bedenkliche Gewandtheit in Requiſitionen von allen Sorten erworben; ſie requirirten alſo die vier Roſſe ſammt einem Knechte, um ſie nach Burgdorf zu führen. Der Knecht war ein wilder Burſche, blieb unzähmbar bis zum Tode, ſelbſt ein böſes Weib brachte nichts an ihm ab; den Beinamen Mühlehänſel nahm er mit in's Grab. Mühlehänſel fluchte mörderlich, als er hörte, die Franzoſen wollten gefahren ſein. Er ſchlug vor, dieſelben fortzuprügeln oder todtzuſchlagen, man ſei doch nicht auf die Welt gekommen, um von den fremden Halunken ſich kujoniren zu laſſen; wenn die was befehlen wollten, ſo ſollten ſie heimgehen und dort befehlen! „Hänſel, was denkſt!" ſagte der Müller; „ja, wenn die alleine im Lande wären, ſo käme es mir nicht darauf an, ein Paar mehr oder weniger zur Seite zu thun. Aber du weißt, es wimmelt von denen Kujonen, machte man die abwäg (abſeits), kämen andere und ſuchten, bis ſie wüßten, wo die hingekommen; dann Gnade Gott uns: ſie thäten Alles verbrennen, ſo weit ſie kommen möchten, ſogar den Himmel über uns. Am beſten iſt's, man führe ſie weg, und je weiter je lieber; aber wenn du es ungern thuſt und dich fürchteſt, ſo kann Michel fahren, oder ich will.“ Potz, wie fluchte Hänſel. Das konnte er nicht verwinden, daß der Meiſter denken ſollte, er fürchte die Franzoſen, und wenn deren wären wie Sand am Meere, ſo wolle Hänſel ihnen zeigen, wer Meiſter ſei, ſagte er. Hänſel ward ausgelacht; das beſchämte ihn aber nicht, ſondern machte ihn nur zorniger. Man könne es noch erfahren, ſagte er, wer der Hänſel ſei, und was der Hänſel könne. — Ein großer Wagen ward zurechtgemacht, mit Stroh gefüllt, Bretter auf die Leitern gebunden, die Räder geſchmiert und ein tapferes Nachtfutter den Pferden vorgeſchüttet, dann harrte man des kommenden Tages. Die Ruhe zu ſuchen in einem Hauſe, in welchem ein Rudel Franzoſen hauſen, heißt Zeit verloren. Franzoſen und Teſſiner haben darin mit Flöhen und Wanzen eine ſehr auffallende Aehnlichkeit, daß ſie des Nachts am aufgeregteſten und kühnſten ſind, oder ſcheinen. In Waltrigen hatte man bereits Erfahrungen geſammelt, die Ideale waren zerronnen, man kannte die Franzoſen. Dieſe ließen durch ſolches Mißtrauen ſich nicht anfechten, ihr Selbſtbewußtſein erhob ſie darüber, Jedem war es, als ob er die ganze große Nation in ſeinem Leibe trüge. Dieſes nationale Selbſtbewußtſein hat ſeine große, ſchöne, aber auch ſeine wüſte und lächerliche Seite; jedenfalls wäre zu wünſchen, daß die Deutſchen und Schweizer auch Etwas davon hätten, und hätten ſie Etwas davon, ſo würden ſie nicht meinen, ſie müßten dieſes franzöſiſche Selbſtgefühl ſich aneignen, ſobald es bei den Franzoſen zu Tage tritt, als ob ſie die gebornen Affen der Franzoſen wären. In Frankreich ſoll folgende Sage exiſtiren: Als unſer Herrgott aus Lehm den Adam geſchaffen, habe er dem Adam mit dem Athem des Lebens die franzöſiſche Sprache eingehaucht, und das erſte Lebenszeichen, welches Adam gegeben, ſei geweſen, daß er geſagt habe: „Merci bien, cher père!“ Ein Klümplein Lehm ſei übrig geblieben und Gott der Herr habe es liegen laſſen. Als Gott der Herr den Adam gemacht, habe auf einem Baume ein Affe geſeſſen und Gott dem Herrn zugeſehen, wie er den Adam gemacht. Als Gott der Herr fortgeflogen, da ſei der Affe vom Aſte geſprungen, habe über den Lehm ſich hergemacht, habe denſelben geknetet, getangelt, bis er eine Figur gegeben, und dann habe er dreingeblaſen aus Leibeskraft. Da ſei Leben in die Figur gekommen, ſie habe ſich gedreht und geſtreckt, habe endlich das Maul aufgeriſſen und geſagt: „Himmelſakerment, da bin ich auch!“ Darauf habe der Adam geſagt: „Qui est là?“ Darauf habe der Andere geſagt: „Verſteh' dich nicht, das wird franzöſiſch ſein? Himmelſakkerment, wenn ich nur franzöſiſch könnte: quix und cax und ſonſt noch mehr!“ Darauf habe der Adam geſagt: „bougre bête!“ „Märſchi bieng!“ habe darauf der Andere geſagt. So erzählt man ſich in Frankreich die Schöpfung. — Endlich brach der Tag an, es war ſchön und dazu ein Sonntag. Sonntage, wenn die Sonne ſcheint, ſind immer glänzender als andere Tage, ſo wie ſie auch, wenn trübe das Wetter iſt, viel trübſeliger ſcheinen als andere Tage. Die Franzoſen fuhren wie Wespen im Hauſe herum, jagten nach allerlei Dingen, abſonderlich nach dem Weibervolk, kriegten viele Dinge, aber eben gerade dieſes nicht. Hänſel hatte unter vielem Fluchen angeſpannt; einige Franzoſen hatten dazu getrieben, ſaßen längſt oben auf dem Wagen, machten hölliſchen Spektakel mit Schreien und Geſtikuliren, ſprangen hinunter und wieder herauf, daß die wilden Pferde faſt nicht anzuſpannen und zu halten waren. Das ging auf und nieder, noch ganz anders als auf der Leiter, auf welcher Vater Jakob die Engel auf- und niederſteigen ſah, es gegangen ſein wird. Die auf dem Wagen ſchrien nach Denen, welche noch im Hauſe waren; trabten endlich dieſe her, ſprangen die Erſtern herunter und die Andern ſchrien und lärmten. Hänſel verlor die Geduld, er ſetzte ſich auf's Sattelroß und ſchrie, wer mitwolle, ſolle aufſitzen, keinem donners Schelm wärte er eine Minute länger! Die Franzoſen verſtanden ihn nicht, begriffen ihn jedoch und ſchrien nun noch ein Mal ſo viel, dem Hänſel, er ſolle warten, den Andern, ſie ſollten kommen, und kam Einer, ſprangen Zwei herunter, die Uebrigen zu holen. Da ſetzte ſich Hänſel z'weg, ſagte: „Hü, in Gottes Name!" und ließ die Peitſche knallen, daß es an allen Bergen wiederhallte. „Bougre Diable! sacré nom de dieu! c'est une bête! cochon!" u. ſ. w. brüllte es hinter Hänſel her, focht dieſen aber nicht an; er fuhr kaltblütig zu und gerade in die tiefſten Löcher mitten hinein, daß der Wagen alle Augenblicke umzuſtürzen drohte, die Franzoſen die größte Mühe hatten, ſich oben zu erhalten, und die, welche über Hals und Kopf nachgelaufen kamen, das Leben riskirten. Von Waltrigen nach Burgdorf führen zwei Wege: einer über Sumiswald (es iſt die Hauptſtraße von Bern nach Luzern), einer über Affoltern auf wildem Bergrücken, eng, ſchlecht und einſam, aber kürzer als der erſte. Dieſen hatte Hänſel gewählt. Der Meiſter hatte geſagt: „Warum dieſen? Nimm dich in Acht, da können ſie mit dir machen, was ſie wollen!" Darauf hatte Hänſel geſagt: „Und ich mit ihnen, was ich will, ſie ſind in meiner Hand ſo gut als ich in der ihren; ich bin's, der das Leitſeil hält!" „Meinethalb," hatte darauf der Meiſter geſagt; „willſt du es wagen, ſo wage es, aber zu den Roſſen ſieh mir, Roſſe koſten Geld." Es war ſchön, wie die Franzoſen nachzottelten, in den Wagen purzelten, ihre damals noch dreieckigen Hüte nach allen Richtungen ſich drehten, wankten und ſtürzten, während Hänſel kaltblütig auf dem Sattelpferde ſaß und kunſtgerecht durch alle Löcher den Wagen rumpeln, die Pferde in ziemlichem Trabe laufen ließ. Bekanntlich liebt der Franzoſe die Bewegung, und als einmal Alle oben ſaßen, erquickten ſie ſich ordentlich am Schütteln und Rütteln, und wenn Einer einen Purzelbaum in's Stroh machte oder mit der Naſe dem Vordermann in den Nacken fuhr, ſo gab das Grund zum Lachen und das war Allen recht. Aber nun kam man an einen Berg; im ſchwarzen Tannenwalde führte ein enger Hohlweg auf den wilden Bergrücken, an deſſen öſtlichem Abhange Affoltern liegt. Der Hohlweg iſt ſteil und lang, und begreiflich fuhr Hänſel in kurzem Schritt und ſah immer hinter ſich, ob die Franzoſen nicht Verſtand hätten und abſteigen wollten. Damals muthete man dem Vieh noch nicht Unmenſchliches zu: damals machte man aus fünf Stunden eine Tagreiſe, ſtieg am kleinſten Abhange aus, und wo der Weg irgendwie ſich neigte, ſpannte man aus Leibeskräften. Aber Hänſel ſah umſonſt zurück. Da ſtieg ihm keiner der Franzoſen ab, ſie brüllten ihn an und machten allerlei Geberden, ſogar mit Säbeln und Flinten. Hänſel verſtand ihr Welſchen nicht, drehte ſich kaltblütig um und ſtopfte gemächlich ſeine Pfeife.

Aber die Franzoſen, deren heißem Blute langſames Fahren nicht zuſagte und die bekanntlich mit ihren requirirten Fuhrleuten nie beſonders human umgingen, hatten auf ihren Weltfahrten gar anſchauliche Manieren, um ſich begreiflich zu machen, ſich angeeignet: die Einen jagten und ſcheuchten die Pferde, Andere ſchlugen nach Hänſel, kitzelten ihn mit den Bajonetten; dieſer konnte ſich nicht wehren, mußte die Pferde halten, verſpritzte faſt vor Zorn, und wenn er mit der Peitſche drohte, ſo höhnten ſie ihn aus, fingen die Peitſche und kujonirten ihn um ſo tapferer. Hänſel war eine zornige Natur, aber ſolch einen Zorn hatte er noch nie verwerchet, wäre nur irgendwo ein Loch geweſen groß genug, er wäre aus der Haut gefahren. Aber wie es geht, daß auf die größte Hitze plötzliche Kälte folgt, wie z. B. wenn man Fiſche kocht, der Boden der Pfanne kalt wird, ſobald der Inhalt derſelben den rechten Siedepunkt erreicht hat, ſo ging es Hänſel. Als man den Berg hinaufgefahren war, waren die Pferde mit Schaum bedeckt und ganz erwildet. Mit Mühe hielt ſie Hänſel zurück von zornigem Laufe, und immer boshafter und muthwilliger hetzten von hinten her die Franzoſen. Auf und nieder führte der Weg, ſelten war hie und da eine kleine ebene Strecke; es war ſo recht paſſend für muthwillige Burſche, Pferde und Fuhrmann des Teufels zu machen. Prachtvoll iſt die Ausſicht von jenen Höhen weg: das ganze Aarthal ſammt dem Jura ſieht man rechts, das Emmenthal und hinter demſelben die Gebirgskette in ihrer weiteſten Ausdehnung ſieht man links, wer nämlich die Augen zum Sehen hat; aber die Franzoſen hatten ſolche nicht, hatten für nichts Sinn, als für ihr boshaftes Spiel. So waren ſie endlich zu dem Punkte gekommen, wo der Weg eng und ſteil zwiſchen Felſen zu Thal läuft und in der Nähe von Burgdorf in die Heerſtraße ſich mündet. Wer einen guten Schritt hat, braucht mehr als eine halbe Stunde, bis er aus der Tiefe auf die Höhe kommt. Als Hänſel die Höhe erreicht hatte, wo der Weg ſich zu ſenken beginnt, hineinläuft in die Rinne, welche zu Thal führt, da hetzten die Franzoſen wieder in wilder Luſt Mann und Roſſe. Da hob ſich plötzlich Hänſel im Sattel, hieb auf die Vorderroſſe ein, ſtach die Deichſelpferde an, daß die wilden Thiere hoch aufſprangen, in geſtrecktem Laufe niederrannten. Hänſel hatte die Zügel gut gefaßt, kannte genau die kurzen Windungen des Weges und ſchnurrte mit ſeinen Franzoſen auf Tod und Leben den Berg ab. Wohl, jetzt ging es den Franzoſen raſch genug, ſie ſchrien ſchrecklich erſt, dann ward es ſtille auf dem Wagen, keinen Laut vernahm Hänſel mehr.

Warum es ſo ſtille ward, wußte Hänſel nicht; zum Zurückſehen hatte er keine Zeit. Scharf in Aug' und Hand hielt er die Roſſe; glücklich machte er die jähe Beugung beim ſogenannten Sommerhaus, einem Bade, in welchem die Burgdorfer ſeit mehr als hundert Jahren ſich weiß zu waſchen verſuchen und es doch nie zu Stande bringen. Die ganze Bewohnerſchaft ſchoß unter Thüren und Fenſter, ſah mit Beben die raſende Fahrt, ſah mit Staunen, wie Hänſel glücklich in die Heerſtraße lenkte und der Stadt zufuhr. Leer war der Wagen, nichts als einen kleinen Koffer fand Hänſel, als er vor dem Kaufhauſe hielt; den warf er ab und fuhr durch's obere Thor weiter in großem Bogen der Heimath zu. Wenn auch keiner ſeiner Franzoſen von ferne zu ſchauen war, ſo traute er dem Landfrieden doch nicht, denn es lagen noch andere im Städtchen; an den Hals ging es ihm, wenn ſie ſeine halsbrechende Rache vernahmen. Sie waren als Brüder in's Land gekommen, als Brüder war ihnen Alles erlaubt, wer ſich dagegen ſträubte, nicht Alles dulden wollte, der verſündigte ſich an der Brüderlichkeit, an den heiligſten Verhältniſſen, riskirte daher die ſchwerſte Strafe, begreiflich. Was eigentlich dieſe Höllenfahrt für eine Bedeutung habe, begriff man weder im Sommerhaus noch in der Stadt. Hänſel ſtand Niemanden Rede, fuhr ſtillſchweigend weiter. Im Sommerhaus war reges Leben: ältere Leute badeten, für die junge Welt und wilderen Gäſte, welche man auf den Nachmittag erwartete, wurde geſotten und gebraten, was man nur Gutes erſinnen konnte, und die Wirthin kannte was gut war, und wußte wie man es machte. Ueberall im Walde, der an das Haus ſtößt, wurden unter den ſchönen Buchen Tiſche und Bänke zurechtgeſtellt und im Keller Wein gezogen und Bier angezapft, Alles gerüſtet, daß die Gäſte abſitzen konnten, nur zu befehlen brauchten und ihren Willen erfüllt ſahen. Der Wirth gab in ſeinem Fache der Wirthin Nichts nach, und Beide waren darin einig, daß Nichts die Gäſte wähliger mache (tadelſüchtiger, kritiſcher, würde man heutzutage ſagen), als langes Warten, wogegen raſche Bedienung ſo gleichſam ein Mantel der Liebe ſei, der viele Sünden bedecke. Die Leute hatten alſo nicht Zeit, zuſammenzuſtehen, die Hände in den Taſchen von allen Sorten und zu klappern nach Herzensluſt. Aber wo Zwei zuſammenkamen, daß ſie ſich mit der Stirne erreichen konnten, rathſchlagten ſie, was die Erſcheinung möchte geweſen ſein, und ob eine wirkliche oder eine geſpenſterhafte, denn, ſagten ſie, kein Vernünftiger thäte ſo was, und wer es thäte, käme nicht lebendig herunter. Sie freuten ſich daher Alle ſehr, den Handel beim Mittageſſen, wo ſie doch in etwas beieinander abſitzen durften, gründlich zu verhandeln. Die Köchin kochte geſchwinder, die Stubenmagd deckte raſcher, und ſelbſt die Wirthin ließ ſich beikommen, rief nöthlicher zu Tiſche, als ſie es ſonſt gewohnt war, und ehe noch der Wirth abſaß, hieß ſie den Allerweltsbub, das heißt den Jungen, der Allen gehorchen ſollte und Alles machen, was die Andern nicht machten, beten. „Seh', Bub, bet', und nicht ſo geſtottert, ſondern flätig fort, daß du heute noch fertig wirſt,“ ſagte ſie. Der Bub ließ ſich dies nicht zwei Mal ſagen und trieb die Gebete (damals betete man vor Tiſche wenigſtens drei Gebete, das Unſervater als Schlußwort nicht gerechnet) über die Zunge, wie Buben ihre Kreiſel peitſchen durch die Stube. Aber wie flätig das Ding auch ging, noch war das zweite Gebet nicht abgehaspelt, als es draußen an die Thüre ſchlug gewaltiglich. Man kannte dieſes Klopfen, es war franzöſiſche Manier: die lieben Freunde und Brüder kündigten ſich gemeiniglich mit

Flintenkolben an. Mit einem Fluche ſtand der Wirth auf, fand draußen zwei Franzoſen und ſah noch einen und wieder einen hinkend und blutend den ſteilen Hohlweg, der Leuen genannt, herabſtolpern. Der Wirth zeigte ihnen die nahe Stadt, wo das Quartieramt ſei, wo ſie hin müßten, wenn ſie einquartiert ſein wollten. Aber die großen Weltbürger liebten Weitläufigkeiten nicht, waren Liebhaber von kurzen Manieren. Der Wirth fügte ſich, nahm ſie auf, mehr aus Mitleid als aus Furcht, denn den Erſtern kamen immer Erbärmlichere nach; er begriff jetzt die Bewandtniß mit den brauſenden Roſſen und dem leeren Wagen. Das waren eben die Franzoſen, welche auf dem Wagen geſeſſen waren. Als die Höllenfahrt ſo unerwartet anging, hatte es gleich anfangs Einige von dem Wagen geſprengt, wie Motten dahinfahren, wenn man Pelze ausklopft. Den Andern verging Hören und Sehen, denn ſo was hatten ſie nie erlebt; ſie ſuchten hinten zum Wagen hinauszukriechen; wem es gelang, wurde immerhin derb am Boden hingeſchmiſſen, daß er einige Zeit das Aufſtehen vergaß; Andere wurden hinausgerüttelt wie Flöhe von den Hunden; der Reſt kam vom Wagen, er wußte nicht wie. Ein Wunder war's, daß nicht Hälſe brachen und das übrige Gebeine ſammt und ſonders. Aber es muß den Franzoſen gegangen ſein eben wie es den Flöhen geht, welche von Hunden abgeſchüttelt werden: man hat nie gehört, daß eine derſelben ein Bein gebrochen hat; kaum ſind ſie abgeſchüttelt, nehmen ſie neue Sätze, ſpringen unerſchrocken wieder in's erſte beſte Fell. Sonſt waren die Franzoſen aber doch gequetſcht und zerſchlagen ganz jämmerlich und fluchten mörderlich; den Einen fehlte der Torniſter, Andern die Flinte und Andern gar der majeſtätiſche Dreizipfel; in ein bloßes Sacktuch war das ſtolze Haupt gehüllt, doch vor Allem fehlte der Majeſtätsverbrecher, der verruchte Hänjel. Bei jedem

Schritte den Leuen hinunter, bei jeder Wendung des Weges erwarteten ſie den Hänſel zu finden, zerſchellt mit Roß und Wagen an einem Häufchen oder an einem Baumaſte hängen wie den Knaben Abſalom. Aber ſie fanden Nichts, als alleweil noch einen Kameraden, eine Flinte oder einen Torniſter. Wäre das nicht geweſen, ſie hätten geglaubt, er wäre durch die Lüfte davongefahren, vom Teufel geholt. Sie ſuchten ihn im Sommerhauſe, wollten ihn vom Wirthe haben, und als ſie ihn nicht fanden, ſo hätten ſie gerne den Wirth für den Hänſel genommen, wie bekanntlich in der Türkei jedes Dorf für alle Verbrechen, in ſeinen Marchen begangen, verantwortlich iſt, entweder den Verbrecher ausliefern oder an ſeiner Stelle büßen muß, welche Manier die Franzoſen bekanntlich als ſehr probat nachahmten bis nach Spanien und Rußland hinein. Doch der Wirth hatte gar gewaltige Schultern, während ſie ſich gar elend fühlten im Gemüth und in allen Gliedern; ſie begnügten ſich daher zu fluchen ſo ſchrecklich als möglich, wollten eſſen und trinken, verbanden ſich gegenſeitig und wuſchen das Blut ab. Das Ereigniß mit dem Wagen war alſo aufgeklärt, und auf den Geſichtern ſämmtlicher Bewohner des Sommerhauſes ſah man ſogenannte Galgenfreude, und ſpöttiſcher Blicke konnte ſich Niemand enthalten, ſo oft er einem Franzoſen begegnete, und ſo oft man in den ſteilen gewundenen Hohlweg ſah, konnte man ſich des Schauers nicht erwehren; eine ſolche tolle That war noch nie erlebt worden und hat ſich nicht wiederholt am Leuen. Die Franzoſen ſahen wohl, daß man ihnen ihr Elend gönne, entſchädigten ſich am Eſſen und Trinken und ſagten: „Attendez seulement, wart' Bougre!" — Nach und nach fanden ſich die Gäſte ein, ein Badekämmerchen nach dem andern ward beſetzt, ein Abendeſſen nach dem andern beſtellt. Niemand ging in's Bad, ohne die große Begebenheit vernommen zu haben und einen ſpöttiſchen Blick in's Gaſtzimmer zu werfen, wo die Franzoſen ihr Lazareth aufgeſchlagen hatten, aßen, tranken, fluchten und ſchnarchten. Es kamen hinter den Städtern her aber auch Franzoſen, welche im Städtchen lagen, und zwar von der nämlichen Halbbrigade. Sie waren erſtaunt, hier Kameraden zu finden in ſolchem Zuſtande. Wer Franzoſenart kennt, kann ſich denken, was nun für ein Geſchnatter entſtand und welch ein Lärm: Jeder erzählte, Jeder brüllte drein, Jeder machte ſeinen Zorn laut und legte ihn an Tag, ſo geräuſchvoll er konnte, Jeder ward zum Feinde des Landes, in welchem Solches begegnet war, und hielt ſich für berufen, die den Kameraden widerfahrene Unbill zu rächen.

In feindlichem Lande iſt Alles erlaubt, ein Verbrecher iſt, wer ſchrankenloſer Willkür ſich nicht fügt, Widerſtand entgegenſetzt, das ſind der Franzoſen brüderliche Begriffe. Nun gab es Spektakel; beleidigt wurde, wer in ihre Nähe kam; wer im Freien war, machte ſich aus dem Staube, wer im Bade war, machte daß er heraus kam; was aber mancher ehrlichen Bürgersfrau große Mühe koſtete, weil ihr die Röcke immer verkehrt über das Haupt fielen, und wenn ſie endlich recht ſaßen, ſo ſtand erſt der entſcheidende Augenblick vor der Thüre. Oeffnete man die Thüre, was dann, und wer ſtand draußen? Einmal draußen, zottelten ſie der Stadt mit einer Inbrunſt zu, noch ganz anders als die Töchter Kains, da die Sündfluth einbrach, dem erſten beſten Hügel. Bald war Niemand mehr im Sommerhaus, als die Wirthsleute und zwei Gäſte, zwei handfeſte Bürger von der alten Sorte, welche es unter ihrer Ehre gehalten hätten, in ihrem eigenen Hauſe (denn das Sommerhaus gehörte der Stadt) Fremden Platz zu machen, und ſich in ihrer Sonntagsfreude, einem namhaften Schluck, ſtören zu laſſen. Der ſchöne Nachmittag war getrübt, des Wirths Erwartungen übel zerſtört, ſtatt einer reichen Einnahme konnte er Franzoſen ſpeiſen und tränken, und ſtatt Geld kriegte er vielleicht noch Schläge, und kein Menſch im Hauſe war vor den übelſten Mißhandlungen ſicher. Dem Wirth, der ſeine Gäſte ſelbſt bediente, weil er Niemanden der Gefahr ausſetzen wollte, kochte es übel im Gemüthe, doch ertrug er lange den franzöſiſchen Uebermuth und ſcheinbar kaltblütig, bis er Geſchrei hörte aus der Küche, wohin einer der Unholde gedrungen war. Dorthin ging er, warf den Burſchen hinaus, las ſich dann drei gute buchene Scheite aus, ging zu den beiden Bürgern und ſagte: „Siehe, David, das nimmſt du und gehſt zur obern Thüre, und du, Karludi (Karl Ludwig), nimmſt dies und gehſt zur untern Thüre, mit dieſem will ich in die Stube und die Schweine austreiben; klopft ſie vaterländiſch aus, wenn ſie vorbeilaufen, damit ſie wiſſen, was Prügeln iſt.“ Das war den beiden Bürgern angeholfen, denn damals war den Bürgern von dieſer Sorte eine tapfere Prügelei die höchſte Bürgerluſt; ſie verſchmähten es nicht, an Markttagen und Muſterungen mit den Bauern ſich herumzuſchlagen, und trugen, wenn auch zumeiſt blutige Köpfe, doch zuweilen auch den Sieg davon. Als der Wirth ſah, daß ſowohl der David als der Karludi Poſto gefaßt, ging er in die Stube, öffnete mit einem gewiſſen Anſtande beide Thüren ſperrangelweit, warf dann den nächſten Franzoſen zu der einen hinaus, den zweiten zur andern, ſchlug mit dem Scheite auf die andern ein, daß eine plötzliche Angſt die Franzoſen ergriff über den ſo raſchen Angriff; die, welche feſt vor Kanonen geſtanden, liefen vor dem Scheite über Hals und Kopf davon, ſprangen zu den Fenſtern hinaus, und im Umſehen war das Haus leer.

In Angſt und Zorn liefen die Franzoſen der Stadt zu, noch viel haſtiger, als kurz vorher die Bürger und Bürgerinnen. Als der Wirth den Auszug ſah, ſagte er zu den Andern: „Jetzt macht, daß ihr nachkommt, und ſeht zu, was geht; die ſind im Stande, uns eine verfluchte Suppe auf das Feuer zu ſtellen.“ Richtig, ſo war es auch. Die Franzoſen kochten Rache, und wie auf Univerſitäten die Studenten, wenn ſie Noth leiden, rufen: „Burſche raus!“ ſo ſchrien die Franzoſen, als ob ſie am Spieße ſtecken thäten, nach einem Trommelſchläger. Sobald ſie einen kriegten, mußte er den Generalmarſch ſchlagen. David und Karludi, welche auf dem Fuße gefolgt waren, riefen dazwiſchen: „Fürio!“ ſchickten nach dem Siegriſt (Küſter), daß er Sturm läute mit allen Glocken. Unglücklicher oder vielleicht auch glücklicher Weiſe ſtak der irgendwo in einem Wirthshauſe, der Schlüſſel zum Thurme ſtak in ſeiner Taſche, die Glocken blieben ſtill. Indeſſen liefen auf das Geſchrei hin doch eine Menge Bürger zuſammen, bunt wimmelte es auf den Gaſſen: Franzoſen und Bürger durcheinander wie Kraut und Rüben; wild brüllte es in allen Tönen und vielen Sprachen, in Fragen und Antworten. Alle wollten wiſſen, was es gegeben, Niemand wußte es recht; daher deſto ſchrecklichere Geſichter. Draußen im Sommerhaus ſollte eine ganze Compagnie Franzoſen erſchlagen worden ſein, am Leuen gar eine ganze Brigade todt liegen, die Stadt ſollte an allen vier Ecken angezündet werden und niedergebrannt mit Mann und Maus; ſchon ſeien in der untern Stadt die Leute in die Häuſer gejagt, die Thüren verſchloſſen, und der Mordbrand habe begonnen. Und wie die Gerüchte ſchwollen, ſchwoll der Zorn in den Gemüthern, die Augen funkelten ſich an wie Katzenaugen, ehe der Streit beginnt. Franzöſiſche Beine und Berner Beine wollten ſich nicht mehr aus dem Wege gehen, man rannte zuſammen, und mancher leichte Franzoſe ward von den ſchweren Bürgern überrannt. Wer fiel, ſchrie begreiflich, galt für todt, wenigſtens für halb. Die Gerüchte wuchſen, des Zornes Flammen ſchlugen hell auf zum Dache hinaus, Säbel blitzten, Meſſer wurden gezückt; wer einen Franzoſen umgerannt hatte, ließ ihn nicht liegen, ſondern kniete auf ihn, hielt ihn feſt; ja es fehlte nicht viel, daß einem mit einem Hakenmeſſer wirklich die Kehle abgeſchnitten worden wäre. Wer weiß, was geſchehen wäre, wenn nicht der franzöſiſche Platzkommandant ein verſtändiger Mann geweſen wäre und, vereint mit beſonnenen, angeſehenen Bürgern, in den Tumult ſich geworfen hätte. Gemeinſamen Anſtrengungen gelang es endlich, die Menſchen auseinander zu bringen, aber mit großer Noth; Flachsſamen aus einer Harzpfanne leſen, wäre faſt ein leichter Stück Arbeit geweſen; faſt unmöglich war es, die Bürger in ihre Häuſer, die Franzoſen in ihre Quartiere zu bringen, ſie beiderſeitig zu überzeugen, daß weder todte Brüder zu rächen, noch Gefahr für die Stadt vorhanden ſei. Namentlich waren die jüngeren Bürger faſt nicht zu beſänftigen. Stafetten ſeien bei beginnendem Tumulte nach Bern geſandt worden, wahrſcheinlich Verſtärkung zu fordern; komme dieſe, ſo könne man ſich denken, wie es gehe; am kürzeſten ſei, die, welche hier ſeien, todtzuſchlagen, dann Sturm zu läuten, vereint mit den Bauern der Umgegend werde man dann auch mit denen, welche nachkommen, leicht fertig — ſo ſprach das junge Burgdorf. Dieſe Meinung gewann jedoch nicht die Oberhand. Die Nacht ging ruhig vorüber, und am Morgen kam ein großer Schlotter über die Stadt; es kamen Nachrichten von Bern her von gräulichem Zorne und einer ſchrecklichen Heeresmacht, welche gegen Burgdorf heranziehe und keinen Stein auf dem andern laſſen, das Kind im Mutterleibe nicht verſchonen werde. Da gab es großes Geſchrei und Gejammer in Burgdorf, es war wie der Prophet ſagt: „Zu Rama hat man ein Geſchrei gehört, viel Klagens, Weinens und Heulens. Rahel beweinte ihre Kinder und wollte ſich nicht tröſten laſſen, dieweil ſie nicht mehr ſind.“ Nun lebten in Burgdorf zwar die Kinder noch alle, indeſſen konnten ſie doch alle verloren gehen, und bekanntlich halten die Weiber dafür, es ſei beſſer, zu viel zu weinen als zu wenig, beſſer, zu früh zu jammern als zu ſpät. Auch iſt es anſtändig, daß, wenn Weiber heulen und weinen, es den Vätern der Stadt angſt und bange wird; nur das junge Geſindel dieſer Tage kümmert ſich um Weiber und Weinen nichts. Der Venner der Stadt verſammelte den Rath; damals war die Republik Bern kein Schreiberſtaat, ſondern ein Kriegerſtaat, daher Kriegstitel, wie Venner, die höchſten. Der damalige Venner war ein großer Mann mit einer ſtark gebogenen Naſe; er hatte aber auch ein großes Herz, d. h. aller Weiber Weh in der ganzen Stadt hatte Platz darin und offenen Eintritt, zog daher auch beſtändig aus und ein, und wenn beim untern Thor ein Weib von einer Floh gebiſſen ward, ſo wußte es alsbald der Venner, auch wenn er vor dem obern Thore ſpazieren ging.

Der Weibel flog von Rathsherrn zu Rathsherrn; eiligſt ſtäubten die Frauen Rathsherrinnen den Männern die Perrücken aus und puderten ſie friſch oder banden ihnen die Zöpfe ein und die Halsbinden um, Alles unter Heulen und Zähneklappern, begreiflich. Wie das ſegelte und wie das ſchiffte dem Stadthauſe zu: noch nie war eine Rathsſitzung ſo pünktlich und vollzählig eröffnet worden. „Ach!“ ſagte der Venner, als er auf ſeinem Stuhle ſaß, und faſt hätte er zu beten angefangen, und wäre er ein Römer geweſen, ſo hätte er ſein Haupt verhüllet, und wäre er ein Jude geweſen, ſo hätte er die Kleider zerriſſen und Aſche auf die Perrücke geſtreut. Da er aber ein Burgdorfer war, ſo ſagte er nur noch ein Mal Ach. „Ach, meine hochgeachteten, hochgeehrten Herren und Mitbürger! was iſt uns begegnet, und daß ich das erleben muß! Und jetzt, was machen?“ Da war eine große Stille in der Rathsſtube, guter Rath war eben wieder theuer. „Hochgeachteter Herr Venner, hochgeehrte Herren und Mitbürger! meine Meinung wäre, man würde ſichere Berichte einziehen, was eigentlich vorgegangen und wie es ſich zugetragen, darauf kann man dann fußen. Ein junges Rathsglied, des hochgeachteten Herrn Venners Bruderssohn, ſoll von Anfang an dabei geweſen ſein; der könnte vielleicht die beſte Auskunft geben,“ ſo ſprach man. „Ach Gott, ja,“ ſagte der Venner, „leider war der Säubub dabei, wie immer, wenn eine Geſchichte paſſirt irgendwo. Wenn es meinen hochgeehrten Herren Kollegen und Mitbürgern recht iſt, will ich ihn holen laſſen; das iſt gleich ein Anlaß, wo man ihm die Meinung ſagen kann und zu verſtehen geben, was rechte Leute von ſolchen Streichen halten. Weibel, holt ihn, und daß er auf der Stelle komme; der Säubube ſoll einmal erfahren, wer Meiſter iſt und wer zu befehlen hat!“ Dieſer Neffe war eben der David, welcher im Sommerhaus geweſen und bei der obern Thüre zum Vortrag des Wirthes den Franzoſen den Nachtrag auf den Rücken gegeben hatte. Derſelbe ließ nicht auf ſich warten, unerwartet raſch trat er ein, ehe noch der Onkel ſeine Gedanken recht geſammelt hatte zu der Galgenpredigt, welche der löbliche Rath erkannt hatte. Der Neffe hatte unten im Rathhauſe in der Pinte geſeſſen, denn wie oben im menſchlichen Körper die Seele iſt, unter ihr Magen und Bauch, ſo iſt’s in vielen Rathhäuſern auch: oben der Sitz der Weisheit, unten ein anderer Sitz, wo das Fleiſch gepflegt wird und der Luſt gehuldigt. Es hatte ihn Wunder genommen, was gehe, darum war er hergekommen; um ſo willkommener war ihm daher jetzt der Ruf in den Rathsſaal ſelbſt. Er nahm ſich nicht einmal Zeit, ſein Glas auszutrinken, was viel ſagen will, und folgte dem Weibel.

„O Neveu, biſt ſchon da?“ ſprach der Venner. „O David du unglücklicher Menſch! weißt du, was du angeſtellt haſt? Wenn das dein Vater wüßte, mein Bruder ſelig, er kehrte ſich unter dem Boden um! Ja, Neveu, in welches Unglück haſt du uns gebracht, Kind und Kindeskinder werden es entgelten müſſen und Rache ſchreien über dich, o David, du unglückſeliger Menſch! In eine ſolche Lage kam vor mir noch nie ein Venner, und zwar durch den eigenen Brudersſohn. Da ſind wir jetzt, und jetzt was machen? Hinein habt ihr uns gebracht, und wie jetzt heraus? Rede, rathe, o David, du unglückſeliger Menſch!“ David war vor dem Throne ſtehen geblieben, kaltblütig; Schauer vor der Majeſtät merkte man keine an ihm, er hatte wahrſcheinlich den Onkel zu oft ſchon ohne Perrücke geſehen. „Wißt ihr was, Onkel,“ ſagte er gewichtig nach reifem Bedenken, „gebet Pech!“ Darauf ſah er ringsum, drehte ſich um und ging kaltblütig ab. Man kann ſich die Geſichter der Rathsherren denken, kann ſich denken ihre Klagen über die gottloſe Jugend und das Vaterland, welches eine ſolche Jugend hätte, in ſolche Hände kommen werde. Indeſſen ermannte man ſich; zeigen wollte man, und erfahren ſollte die Nachwelt, wer die Stadt in den Koth gebracht und wer wieder heraus; räthig wurde man, eine Deputation an den Platzkommandanten, oder wenn es ſein müſſe, nach Bern zu ſenden, welche die Vorgänge mißbilligen, Ergebenheit verſichern, um Gnade bitten ſolle. Der Platzkommandant war, wie geſagt, ein verſtändiger, wohlwollender Mann, der ſolche Gelegenheiten nicht zum Schlimmſten benutzte, jedoch auch die praktiſche Seite nicht unbenutzt ließ. Die beſten unter den Franzoſen hatten Geſchenke nicht unlieb, kamen ſie nun in einer Form, in welcher ſie wollten: die Einen wußten dieſe Liebhaberei ſeiner, die Andern gröber verſtändlich zu machen. Ferner mußte jede Beleidigung der großen Nation geſtraft werden, zum Beiſpiel und Exempel für ewige Zeiten. Die brüderliche Geſinnung mit all ihren Manieren ſollte man ganz brüderlich ertragen, und wer irgendwie dagegen murrte oder Gleiches ſich erlaubte, der mußte erfahren, was Freiheit und Gleichheit zu bedeuten habe und für wen ſie da ſeien auf der Welt. Der Platzkommandant war alſo zu beſänftigen, ihre Zuſammenkunft fiel zu gegenſeitiger Befriedigung aus, jedoch mit der Erklärung des Kommandanten, daß er das Geſchehene nicht ungeſchehen machen, ſich blos dahin verwenden könne, daß die Strafe ſo gelind als möglich ſei. Er kenne Fälle, wo ſolche Vermeſſenheit Tauſenden das Leben gekoſtet; hier ſei es vielleicht anders zu machen, wenn man ſich gegenſeitig begreife, wozu er gerne behülflich ſein wolle.

Das war ein Morgen für die in Angſt getauchten Burgdorferinnen, für die Frauen Rathsherrinnen insbeſondere. Wohl hatte man dafür geſorgt, daß von Zeit zu Zeit Bericht kam in die Häuſer vom Stand der Dinge oder vielmehr des Rathes im Sitzungsſaale. Aber eben daher kam ſo lange nichts Tröſtliches, ſondern ſogar Entſetzliches; die Bürgerinnen munkelten über die troſtloſen Rathsherren und daß ſie nichts Beſſeres thun könnten, als was David ihnen gerathen, und die Frauen Rathsherrinnen erklärten: wenn der David nicht noch heute gehängt würde, ſo ließen ſie ſich ſcheiden, und ruhten nicht, bis ihren Abgeſchiedenen die

Ruthe gegeben werde wie Kindern, und zwar nach Noten. Endlich war die lange Sitzung zu Ende. Die Herren lieſen eilig heim, voran Diejenigen, welche ausgeſchoſſen worden waren, mit dem Platzkommandanten den Franzoſen entgegenzureiten und um Gnade zu flehen. Sonſt hatten die Frauen Rathsherrinnen viel auf dem Ausgeſchoſſenwerden ihrer Männer; es gab Anſehen, Taggelder, und Gelegenheit, den Weibern was heimzubringen auf Stadtkoſten. Diesmal aber gab es ein gewaltiges Geſchrei über den Mann, der ſich habe ausſchießen laſſen, und über die Andern, welche ihren Mann immer voranſtießen, wenn eine Suppe auszueſſen ſei, und ihn übergingen, wenn es Gelegenheiten gebe, der Stadt die Rechnung zu machen und den Weibern Etwas heimzubringen. Den Männern ſelbſt war es nicht ſo recht wohl um das Herz; ſie preſſirten mit dem Mittageſſen, denn ohne gegeſſen zu haben hätten ſie doch gar zu ſchlotterhaft ausgeſehen, und nicht leicht giebt Etwas einen ſicherern Halt, als eine warme Suppe, ein wackeres Stück Fleiſch und eine Flaſche vom Beſſern. Aber den Weibern ging's blos vom Maul, nicht von der Hand; aus lauter Zärtlichkeit ſchimpften ſie die Männer ſchrecklich aus und mit dem Eſſen ging's ſchrecklich langſam. Umſonſt ſprang der Weibel herum und ſagte, der Herr Venner, der weislich nicht ausgeſchoſſen war, ließe bitten zu preſſiren, ſonſt ſei es zu ſpät und Gott wiſſe, was dann gehe. Der Weibel bekam zur Antwort: man laſſe dem Herrn Venner den Reſpekt vermelden, und wenn es ihm ſo preſſire, ſolle er ſelbſten gehen, was nichts als billig ſei, habe doch ſein Lumpenbub, der David, die Suppe eingebrockt. Plötzlich tönte Hufſchlag auf dem Pflaſter, Alles ſchoß an die Fenſter: ſechs franzöſiſche Huſaren ſprengten zum Thore herein, mit wehenden Helmbüſchen, blitzenden Säbeln, ſchrecklich zu ſehen, und hinter ihnen her trommelte, trompetete, paukte es ganz gräßlich. Da war ein Beben und Zittern, als ob es die letzte Poſaune ſei und das letzte ſchreckliche Gericht vor den Thoren. Jetzt war nicht kapitulirt, jetzt war das Schrecklichſte zu erwarten, jetzt was machen? Faſt wußten Viele, und gar Rathsherren, keinen andern Rath als den, welchen David gegeben hatte. Das trampelte und trommelte, bis eine Brigade zum Thore herein war: ſchreckliche Menſchen, Leute wie Waldteufel. Der Oberſt, ein Urteufel von Angeſicht, ritt voran; der Platzkommandant war bei der Hand und welſchte mit dem Oberſt. Nun mußte der Venner her und vor. Ach Gott! dem war es übel um's Gemüthe und von ſeiner ſonſtigen Majeſtät brachte er wenig zur Hand: denn Spießruthen gejagt und dann gehängt zu werden, das war das Geringſte, was er erwartete. Jetzt wäre die Ehre, Venner von Burgdorf zu ſein, um wenig feil geweſen, denn die Ehre, gehängt zu werden, ſei es auch zur Ehre einer Stadt, gehört juſt nicht zu den angenehmen. In der That, anfangs hatte es auch den Anſchein, als ſollte das Gräulichſte geſchehen. Der Venner wurde angeblitzt und angedonnert, wie er nie erlebt hatte; die verletzte Majeſtät der großen Nation ſollte auf das Fürchterlichſte gerächt werden, zum Exempel für ewige Zeiten und für Sonne, Mond und Sterne, damit Alle wüßten, wer die große Nation ſei und wie ſie ſich zu wahren wiſſe. Allgemach begann der Platzkommandant den Blitzableiter zu ſpielen, übernahm ungefähr die Rolle einer Frau Oberamtmännin von Solothurn. Ein Berner Bauer hatte auf dem Markte zu Solothurn Schweine kaufen wollen, ſie ſchienen ihm aber alle zu theuer; auf dem Heimwege ſtahl er eins, das ſchien ihm wohlfeiler. Die Sache ward ruchbar; er ſollte nach Solothurn vor den Richter. Das Ding war ihm nicht recht, denn er war daneben ein angeſehener Mann und ſcheute das Zuchthaus. Er nahm daher eine große Butterballe mit ſich, ging damit in die Küche des Oberamtmanns und gab ſie ab in die Hände der Frau Oberamtmännin, erzählte ſeinen Fall und bat, daß ſie bei ihrem Herrn zu ſeinen Gunſten ſich verwenden möchte. Dieſe hieß ihn in's Gerichtszimmer gehen und unbeſorgt ſein, die Sache werde ſich ſchon machen. Er ging nun, ſein Fall kam vor. Sein Gegner that die Sache dar und ſchimpfte ſchrecklich. Als er fertig war, that ſich eine Nebenthüre auf, die Frau Oberamtmännin trat herein und ſagte, ſie wolle den Herrn Oberamtmann gebeten haben, daß er mit dem Manne nicht z'gryßlig verfahre, es ſei ihm ſchregli laid, ſie könne es ihm verſichern als eine gewiſſe Wahrheit. Ja, wenn das ſo ſei, ſagte darauf der Oberamtmann, wenn es ihm ſo ſchregli laid ſei, ſo ſolle er dem Manne das Schwein wieder geben und Etwas für ſeine Mühe, und d' Strof ſöll ihm für diesmol g'ſchängt ſein, aber hiete ſöll er ſich vor einem andern Mol. — So ungefähr ging es in Burgdorf. Der Oberſt begriff, wie leid es der Stadt ſei, und für diesmal wollte er verzeihen, nur mußten die beleidigten Soldaten auch zufriedengeſtellt werden. Die Truppen wurden alſo ſämmtlich einquartiert, mußten gehörig mit Fleiſch und Braten traktirt werden. Jeder Soldat mußte bei jedem Eſſen ein Frankenſtück bei ſeinem Teller finden; ſo ward die Majeſtät der großen Nation und die verletzte Bruderliebe gerächt, und zwar drei Wochen lang. Die Liebe der Franzoſen zu den Burgdorfern wurde derweilen ſo groß, daß ſie von denſelben ſich faſt gar nicht trennen konnten; ſie wären ſechs, zwölf Wochen geblieben, ja ſie ſäßen vielleicht noch dort. Aber damals waren die Trommeln unbarmherzig; ſie wirbelten alle Augenblicke zur Trennung, riſſen Gatten und Brüder von einander, Franzoſen und Burgdorfer, wirbelten die Franzoſen in die Schlacht hinein, wirbelten zur blutigen Trauung mit dem kalten Tode, wirbelten Tauſenden und abermal Tauſenden in's kalte Grab hinein, und Alles wegen der Liebe zu Freiheit und Gleichheit; denn wo iſt man eben gleicher als im kalten Grabe?

Das arme Kätheli.

Im Thal am Bache ſchwankt eine bedenkliche Hütte, ſie neigt ſich nach allen Seiten, und wenn einſt die Winde kommen und die Waſſerbäche, ſo kann ſie auf dieſe Seite fallen oder auf jene, es iſt ganz gleichgültig. Seltſam ſehen die Fenſter aus. Ein Viertel der Scheiben iſt blind, das zweite mit Schindeln vermacht, das dritte mit Papier verklebt und im vierten Viertel ſtehen, wenn der Wind geht, Hudeln (Lumpen), geht er aber nicht, ſo braucht man die Hudeln anderwärts. Geht der Wind, ſo wallet es auf dem Dache, wie ein Kornfeld wallet, wenn die Winde darüber ſtreichen, es ſind die Schindeln, welche der Freiheit entgegenſtreben; geht er aber nicht, ſo guckt die eine hier empor, die andere dort, woher er kommen wolle, und das Dach ſieht aus wie ein Kornfeld, auf welchem noch die Zehntgarben ſtehen. Um's Häuschen herum liegt hier ein Häufchen Holz und dort eines, und auf keinem Häufchen liegt die gleiche Sorte; das eine Häufchen Holz kommt aus einem Haag (Zaun), ein anderes aus dem Walde, ein drittes von der Säge, ein viertes aus dem Boden, ein fünftes direkt aus einer Scheiterbyge (Haufen), die anderwärts ſtattlich vor einem ſtattlichen Hauſe ſteht. Vor dem Hauſe erhebt eine gedoppelte Stiege ſich, die für Hühner halsbrechend ſcheint, aber drinnen im Häuschen wohnen Menſchen, die nicht viel ſchwerer als die Hühner ſind. Drinnen im Häuschen wohnen viele, viele Leute, viel mehr als im größten Bauernhauſe, aber Alle ſind arm, und darum müſſen ſie machen, daß ſie an kleinem Orte Weite haben.

Links in der Ecke war das ſchlechteſte Fenſter, ein ganzes Viertel mit Schindeln verſchlagen und nur zwei blinde Scheiben, wie zwei vom Weinen getrübte Augen, ſahen in die Welt hinaus, und hinter dieſen Schindeln und Scheiben huſtete und ſeufzte es gar erbärmlich. Auf einem Strohſacke lag ein blaſſes Weſen, bedeckt mit ſchlechtem Bettſtück, und vor ihm ſtand ein mageres Mädchen, hatte ein Kacheli in der Hand, und im Kacheli war Milch und Brot eingebrockt, ein Löffel ſtak darin, und gar drungelich (dringlich) bat das Mädchen: „Nimm doch, nimm, es beſſeret dir dann!“ Es waren Mutter und Kind, und die Mutter hatte Niemanden auf der Welt als das Kind, und das Kind Niemanden als die Mutter. Vor zehn Jahren war die Mutter ein hoffärtig Mädchen geweſen, denn ſie war hübſch und gleptig (raſch), und hatte um ſchönen Lohn in der Stadt gedient. Aber je ſchöner der Lohn ward, um ſo hoffärtiger wurden die Kleider, und wenn das Jahr um war, ſo war auch der Lohn dahin.

Die Kleider brachten ſie zur Leichtfertigkeit, die Leichtfertigkeit zu Liebſchaften, die Liebſchaften zu einem Kinde, wie dann Eins an dem Andern hängt und Eins nach dem Andern kommt. Der Vater des Kindes war ein Schwabe und ſtrich ſich, der Mutter blieb das Kind und ſie liebte es. Sie war ſelbſt unehlich geweſen, hatte ihr Lebtag Niemanden zu eigen gehört, jetzt hatte ſie ein eigen Kind, das gehörte ihr an, das war ihre Freude, ſollte ihr Troſt werden, ſollte der Jemand ſein, den ſie in der Welt hätte und der ein Herz für ſie hätte. Aber den Leichtſinn konnte ſie nicht laſſen, der war eingeurbet, die Liebe aber neu. Nun kamen auch Krankheiten und nach den Krankheiten die Schwächen, hier mußte ſie ein Einſtandmeitli (Erſatzmagd, ſo lange ſie krank war) bezahlen, dort den Dienſt verlaſſen und wieder einen neuen antreten, ehe die Schwäche vorüber war, und immer härtere Dienſte, je größer die Schwäche war, denn auch hier hängt Eines an dem Andern und Eines kommt nach dem Andern. Käthi konnte endlich nicht mehr dienen, zog ſich auf's Land zurück, wollte mit Nähen ſein Geld verdienen und ſein Kätheli zu ſich nehmen. Anfangs war es Käthi gar wohl, die Freude an ſeinem Kinde glänzte wie ein Stern in ſein Leben hinein; und Kätheli war ganz wie ſelig, denn zwiſchen einem Mütterli und fremden Leuten iſt doch ein Unterſchied. Aber das Nähen ſchlug Käthi in die Länge übel an. An den Fenſtern unter den Tiſchen wollten ſeine Füße nicht erwarmen, in den Gefäßen das Blut nicht munter rollen, und der Huſten ſetzte ſich an in der gepreßten Bruſt, der trockne, langſame, der, wie in der Wand der Todtenwurm, klopft und pocht in der Bruſt des Menſchen. Käthi mußte die Stören (Arbeit in den Häuſern) laſſen, mußte Tage lang im Bette liegen, immer geringer ward ſein Verdienſt, immer größer dagegen ſeine Pein. Da ward ſeine Lage immer bedrängter, und je mehr es Stärkung bedurfte, um ſo ſchlechter behalf es ſich, und an manchem Tage gönnte es ſich nur einmal etwas Warmes. Käthi hatte noch ſchöne Kleider aus ſeiner goldenen Zeit, freute ſich ihrer noch und muſterte ſie manchmal mit Luſt. Dieſe ſollten Kätheli's Erbe werden, und die Mutter freute ſich um ſo kindlicher, ihrem Kinde ein Erbe zu hinterlaſſen, je weniger ſie ſelbſt geerbet. Da kam die Noth und ward größer als die Freude, und Käthi mußte verkaufen hier ein Stück, dort ein Stück, und bei jedem Stück löſte ſich ein Stück Leben aus ſeiner Bruſt, es aß weniger und arbeitete mehr. Je mehr es rang und kämpfte mit Leben und Noth, um ſo mehr ſtach es bald in der Bruſt, bald im Herzen; aber mit Tinte malt man das nicht aus.

Das Kätheli wußte nicht, warum lieb Mutterli immer bleicher wurde, wußte nicht, welches Ende einem ſolchen Huſten geſetzt iſt, aber immer lieber hatte es ſein Mutterli und weinte nie, wenn es nur einmal des Tages Warmes und ſonſt ſo Manches nicht erhielt, was es nöthig gehabt hätte. Nur dann weinte es, wenn Mutterli auch weinte, und als es ſah, wie hart dem Mutterli das Verkaufen ging, wie es dann ſo bitter weinte und huſtete, ſo wollte es vor ſolchem weh ihm ſein.

Es wußte einige Häuſer, in denen gute Leute wohnten, dort erzählte es ihr Elend, von dort brachte es Milch und Brot der Mutter heim. Das nannte aber Käthi Bettlerbrot und weinte ſeine bitterſten Thränen; vor zehn Jahren das hoffärtigſte Kammermeitli und jetzt Bettlerbrot! Dem Kinde verbot es das Betteln auf das Strengſte, es that es nicht wieder, weil das Mütterli dabei ſo weinte und huſtete. Da brachte ihm eine gute Frau hier Etwas, eine andere etwas Anderes, denn gute Leute giebt es noch allerwärts. Wenn dieſe dann das Elend ſahen, ſo gaben ſie ihm wohl an, es ſolle vor die Gemeinde und Steuer fordern. Aber das wollte Käthi durchaus nicht. Sein Meitſchi ſollte erben, die Gemeinde kein Recht erhalten auf ſeine Kleider zu greifen; ſein Mädchen ſollte nicht in Hudeln gehen, während eine reiche Frau in ſeinen Kleidern glitzere und glänze. Das arme Käthi kannte den Weltlauf nicht. Die guten Weiber brachten mit den guten Gaben gewöhnlich böſen Troſt: „Herr Jeſes, Käthi, wie heſt g'leidet (abgenommen), du machſt es wäger nimme lang, du g'hörſt d'r Gugger (Kukuk) nimme ſchreie.“ Das ſchnitt Käthi durch die Seele, es ſtarb nicht gerne. Wenn es ſtarb, wen hatte dann ſein Kätheli noch auf der Welt? Es glaubte daher nicht an's Sterben, hoffte Beſſerung im Hustagen (Frühling) und trank Thee, ſo ſtreng es mochte, aus ſeinem einzigen Häfeli, das mit ſeinem einzigen Blättli bedeckt, in der untern Stube auf dem Ofen ſtand. In ſeinem Stübchen war kein Ofen, es erhielt ſein bischen Wärme durch das Loch über'm Ofen der untern Stube. Wenn aber Kätheli die Leute reden hörte von ſeines Mütterlis Sterben, wenn ſie ihm ſagten: „Meiteli, dys Mütti macht's nimme lang, lueg ihm wohl, daß de d'r dyr Lebtig kes G'wüße bruchſt z'mache,“ dann weinte es gar bitterlich, hing ſich an ſeines Mütterlis Hals, flattirte ihm und ſchmeichelte, und bat ſo inbrünſtig: „Gäll, du ſtirbſt m'r nit, gäll, du wottſch bi dym Kätheli blybe!“ Dann nahm es ihr einzig Kacheli, worin weißes Brot in Milch gebrockt war, und hielt dem Mütterli d'r tuſig Gotteswille an, es ſolle doch nehmen und eſſen, ſo ſterbe es nicht. Käthi hätte lieber nicht genommen, es hatte ja kaum Platz für ſeinen Huſten in der engen Bruſt. Aber es glimmte ihm doch noch die Hoffnung im Herzen, dem bittenden Kinde konnte es Nichts abſchlagen, es aß, bis es voll ward um's Herz, bis es ihm ſchien, als hätte kein Fingerhut voll Athem mehr Platz.

O, wenn es ſo eng wird auf der Bruſt und enger und immer enger, dann zieht auch der Kreis der Gedanken ſich immer enger zuſammen, bis nur ein Gedanke bleibt, und dieſer eine Gedanke verkörpert ſich zu Seufzern, die mit jedem Athemſtoße wie Theile von des Menſchen Seele zum Vater emporſteigen. Aber dieſe Seufzer bitten vor Gott nicht um's Gleiche. Ach, Vater, haſt du mich vergeſſen, ach, wann ſoll ich bei dir ſein! ſo lauten die Seufzer des Einen, während Andere bitten: Ach, Vater, du willſt meinen Tod doch nicht! Schenke mir noch einen Tag, und nach dieſem noch einen, und nach dieſen eine ganze Reihe von Tagen! Es iſt ſo ſchön auf der Welt!

So lauteten des armen Käthi's Seufzer, während es aß aus dem einzigen Kacheli, bis der Athem kaum Weg mehr fand aus der engen Bruſt; und doch ſtarb es, es wußte ſelbſt nicht wie. Als einmal das arme Kätheli mit ſeinem Kacheli an's Bett kam, dem armen Mütterli Stärkung bringen wollte, da hatte es kein Mütterli mehr. Lange meinte es, Mütterli ſchlafe nur, wollte es wecken, rief es weich mit ſüßen Namen, faßte nach ſeiner blaſſen magern Hand. Kalt und feucht war dieſe, kalt und hart das Geſicht, der Mund bewegte ſich nicht, kein Hauch wehte mehr aus ſelbigem; da fiel ihm plötzlich ein: das Mütterli iſt todt! Da entfiel ihm das Kacheli, und ein Wehlaut, als ob ein Himmel geſprungen wäre, tönte durch die Hütte. — Als die Leute kamen, fanden ſie Kätheli bei ſeinem Mütterli auf dem Bette liegen, weinend und bittend, daß Mütterli wieder lebendig werde, oder daß es auch ſterben könnte. Aber das Mütterli erwachte nicht, das Herz des armen Kindes brach Gott noch nicht. Doch deckte ihm der Allgütige mit Finſterniß die Seele. Es ſah nicht, wie man den blaſſen Leib des todten Mütterlis in's weiße Leichentuch nähte, und als es wieder helle ward, kannte es die ſteife, weiße Geſtalt nicht, die ſo ſchmal und lang auf dem dürftigen Lager lag. Das war ſein lieb Mütterli nicht! Und unheimlich ward ihm im Stübchen, es war ihm, als wenn es anderswo daſſelbe ſuchen müßte. Und wenn es nirgends es fand im Häuschen, und es hinaustrat, und über ihm der blaue Himmel ſich ſpannte und die Sternlein glänzten und blinkten, ſo ward ihm, als müßte ſein Mütterli da oben ſein. Und wenn die Sterne ſo freundlich winkten, ſo mahnten ſie es an ſein Mütterli, und es ſah von Stern zu Stern, ſuchte den, welcher am freundlichſten winkte, ſuchte des Mütterlis freundliches Auge, welches ſich ja nicht ſchließen konnte über ſeinem armen Kinde. So ſuchte es, bis die Weiber im Hauſe es ſuchten und es holten in des unheimlichen Stübchen ſchaurig Dunkel. Endlich kam der Begräbnißtag. Die Weiber des Hauſes, angethan mit röthlichen Fürtüchern und halbganzen Halstüchern, die einſt ſchwarz geweſen waren, gingen hinter dem Sarge her und meinten ſich, daß es einmal an ſie gekommen, Jemanden die letzte Ehre zu erweiſen. Kätheli ging betrübt, faſt wie im Traume, hinter dem Sarge her; daß da in dem Kaſten das gute Mütterli ſei, konnte es ſich nicht denken. Es war ihm, als müßte daſſelbe daher geflogen kommen aus weiten Lüften her, müßte hinter ihm ſein, jetzt und jetzt mit ſeinen treuen Armen es umfangen. Aber ſtille blieb es hinter ihm, und auf dem Kirchhofe ſtand man endlich, in die Gruft ward der Sarg geſenkt und über ihm ſchloß ſich die Erde. Da ward es Kätheli, als werde ihm der Himmel ſchwarz, als decke man über ſein Herz das Leichentuch, welches man vom Sarge genommen, als ſtehe es in finſterer Nacht einſam in unendlicher Oede, ohne Troſt, ohne Liebe, alleine, ganz alleine! Da ſchrie es auf in markdurchbebendem Schmerze und wollte dem Mütterli nach in's Grab, war ja da unten ſein Licht, ſeine Sonne, ſchwarz hier oben der Himmel über ihm! Solchen Schmerz hatten die Weiber noch nie geſehen, mit Gewalt mußten ſie es vom Grabe weg in die Kirche führen.

Auf dem Heimwege tröſtete es Jede auf ihre Weiſe. „Thu doch nit ſo nöthlich," ſagte die Eine, „es iſt dym Mütti gut gange, und einiſt muß me ja geng ſterbe, gäb de e chly früher oder e chly ſpäter." „Plär doch nit ſo," ſagte die Andere, „es trept d'r nüt ab, z'Mütti wird doch d'r vo nit meh lebig.“ „Schwyg doch, ſchwyg,“ ſagte die Dritte, „es iſt d'r ja nit emal ſövli übel gange, du chunſt jetzt de zu me ne Bur u heſch i d'r Ornig z'eße u lerſt werche (arbeiten), dä weg häts ja nüt us d'r gäh.“ „E, Meiteli,“ ſagte die Vierte, „denk o, was de erbe chaſt! drei Kittle no hets Mütti, u Hemli u Scheube e halbe Schaft (Schrank) voll, und das Alles iſt jez dys. E, Meiteli, brieg doch nimme, denk: das Alles iſt jez dys.“ Aber das Meiteli wollte ſich nicht tröſten laſſen, es war ihm, als könnte es nicht aufhören, bis die Augen ausgelaufen, das Herz ausgeweint ſei. Die Weiber ärgerten ſich endlich über das arme Kätheli und meinten, ſövli dumm hätten ſie doch noch Keines thun ſehn und ſei doch nicht einmal d'r werth.

Der Gemeinderath ordnete Kätheli zu einem reichen Bauer mit großem Haushalt. Seine Hütte zu verlaſſen, mit dem fremden Manne zu gehen, ſchmerzte das arme Mädchen bitterlich.

Die Weiber tröſteten es. Es ſolle doch nicht ſo plären, ſagten ſie ihm, z'eſſen werde es öppe beſſer haben als bisher, Brot und Milch genug. Doch ſollte es nicht meinen, es wolle der Bäuerin Alles breichen, das ſei die wüſteſte Täſche in der ganzen Gemeinde, und wenn es die zuweilen taub (böſe) mache, ſo geſchehe es ihr nur recht. Und wenn ſie es dann prügle oder balge (ſchmähe), ſo ſolle es ſich deſſen nicht achten, beides ſei ja bald vorbei.

Kätheli ſollte Kindermädchen ſein und daneben werchen lernen, und aparti wüſt ging man in den erſten Tagen nicht mit ihm um. Aber bald böſete es. Alles ſollte es ſchon können, was man es erſt lehren ſollte, und wenn es Etwas nicht konnte, ſo wurde es entweder geſtraft oder verhöhnt. Dann weinte Kätheli bitterlich, und daran hatten die Einen ihre Freude, die Andern ihren Aerger. Die, welche an ſeinem Weinen Freude hatten, reizten es bei jedem Anlaſſe zum Weinen, und die, welche daran ihren Aerger hatten, prügelten es, ſo oft es weinte. Ganz beſonders unglücklich ward das arme Kätheli, wenn man ihm ſein Mütterli ſelig vorhielt, darum log man ihm auch über das Mütterli die wüſteſten Sachen vor und dichtete demſelben das Schandbarſte an.

Wie man dadurch auf die ſündhafteſte Weiſe ein Herz mißhandle, fiel Niemanden bei. So ein Gütermeitſchi kam ihnen vor akkurat wie eine Maultrommel, die man tönen macht, ſobald Einem die Luſt ankommt, und die tönen ſoll bald ſo, bald anders, je nachdem man die Laune hat, ohne daß man von Ferne daran denkt, daß ſolch Spiel der Maultrommel weh thun könnte.

Zuweilen verſuchten ſie das Rühmen an ihm, ſagten ihm, wenn es gut thue, recht fleißig ſei, ſo müſſe es an der Sichelten Wein, Fleiſch und Küchli genug haben. Der Bauer gehe auf die Sichelten expreß nach Bern und faſſe dort Wein, ein ganzes Fäßchen voll vom allerbeſten, dort der große fette Urſel (verſchnittene Widder) werde gemetzget und müſſe ganz gegeſſen, und die Ankenhäfen im Keller ſolle es einmal zählen, und die müßten alle verküchelt ſein. Da könne es eine ganze Nacht und einen ganzen Tag eſſen und trinken, ſo viel es möge und was ihm am beſten dueche. So ward ihm die Sichelten ausgemalt mit glänzenden, lockenden Farben, bis dieſelbe ſich nach und nach in ſeine Gedanken niſtete und dort ihren Platz neben dem Andenken an's Mütterli nahm. Noch nie war das Kind an einer rechten Sichelten geweſen, hatte ſein Lebtag nie Fleiſch, Wein, Küchli gehabt, ſo viel es wollte, ja, in den letzten Zeiten von dieſen drei Dingen gar nichts. Wenn ſchon zuweilen eine gute Frau Fleiſch oder eine Halbe (Wein) dem kranken Mütterli gebracht hatte, ſo hatte Kätheli nie davon verſucht, wie dringlich das Mütterli ihm auch bot. Es hatte geſagt, es liebe es nicht, damit das Mütterli deſto mehr erhalte. Jetzt trat nach langer Entbehrung die Sichelten mit ihrem Reichthum in ſeine Einbildungskraft faſt wie ein ſchöner glänzender Sonntag, ſchwebte tröſtend vor ſeinen Augen in den Betrübniſſen ſeines Lebens. Die Sichelten war der helle blanke See, in den es alles Leid verſenkte, der unerſchöpfliche Becher der Freude, aus dem es ſich alle Tage erquickte, die goldene Sonne, die ihr Licht warf in die tiefſte Nacht hinein; dieſer einzige Tag wog ihm, was einem Juden ſein Glaube an das tauſendjährige Reich. O, wer doch in eines Kindes Herzen die Pracht ſchauen könnte, mit welcher es einen ſolchen Tag bekleidet, die Kraft und Macht ermeſſen, welche ein ſolcher Tag übt, ſchmecken könnte der Wonne Süßigkeit, mit welcher er des Kindes Seele überſtrömt in deſſen einſamen Stunden, der hätte ſeinen Mund geſetzet an den Born, aus welchem ewige Jugend quillt.

Wie erquicket nicht die Neujahrsfreude der Kinder die alten kalten Elternherzen, und was iſt doch das Aeußere gegen das Innere!

So freute ſich das arme Kätheli und arbeitete immer emſiger, weinte weniger, wartete der Kinder treulicher, und als endlich die Sichelten kam an ſchönem hellem Samſtag, als der Bauer mit dem Fäßchen kam, der Metzger über den Urfel, die Bäuerin über die Ankenhäfen, da ſchwoll ſein kleines Herz in unendlichem Entzücken. Es dachte nicht mehr an ſein gutes Mütterli, wie auf Rädchen fuhren ſeine Beinchen über den Boden, in freudiger Ungeduld pochte ſein Herzchen dem Abend entgegen, wo die Sichelten angehen ſollte. Unverholen leuchtete ſeine Freude im Hauſe und um's Haus einem hellen Scheine gleich, und dieſe ſeine erſte Freude ward den Einen zum Aergerniß, den Andern zum Spott. Abſonderlich gönnte ſie ihm die Bäuerin nicht, ſie konnte in dieſe Freude hinein ihre Seele nicht ſtecken, wie in die Kleider des armen Mütterli ihren Leib.

Das Korn kam heim und ward abgeladen, mit Rauch die Küche angefüllt, am Himmel graute der Abend, die Sonne war auch an die Sichelten gegangen zu ihren lieben Sternlein, ſie hatte ſie wohl verdient nach herrlichem Erntewetter. Heiß war es drinnen in der Stube, und noch heißer ward es durch die dampfenden Speiſen, die den Tiſch bedeckten. Die Fleiſchſuppe ließ Wolken ſteigen, dann war der Sauerkabis nicht minder heiß und auch die Apfelſchnitze nicht, auch Speck war da und etwas Voreſſen und Fleiſch von mancher Art, und Gläſer und Flaſchen ſah man auf dem Buffert.

Um's Haus drehten die Menſchen ſich, und erſt auf den dritten Ruf aus der Bäuerin ſelbſteigenem Munde drehte das Volk ſich der Thüre zu, voran die Männer, über die Schwellen ſtopfend und ihre Pfeifen ausklopfend an den Thürpfoſten, die Mädchen zimperlich, als ob es in den Tanzſaal ginge und von da in die Hochzeitkammer, und hinten drein mit klopfendem Herzen Kätheli, faſt wie ein Frommer geht, wenn vor ihm aufgethan werden des Paradieſes Pforten. Zwiſchen den mächtigen Leibern verſchwand am Tiſche das kleine Kätheli, nur ein Aermchen von ihm ward ſichtbar am Tiſche und ein Händchen, und ein ſchmaler Weg nur blieb, der mühſam zu ſeinem Munde führte. Aber Kätheli war er weit genug, und es begehrte keinen breitern, an Behaglichkeit war es nicht gewöhnt.

Mühſelig löffelte es ſeine Suppe, und ſie ſchmeckte ihm ſo gut! Züchtig gabelte es im Kabis, aß mit Wohlbehagen dazu ein Stücklein Brot und ſchnitt ſich dazu mit Beſcheidenheit ein Stücklein Speck. So legte es freudig den kleinen Grund im großen Feſte, konnte nicht ſtille halten unterm Tiſche ſeine kleinen Beinchen, und möchte wiederum faſt nicht warten, bis die Gläſer kamen, der Bauer nach den Flaſchen griff, die Gläſer voll wurden und das Geſundheitmachen begann, das ſo oft erſt am lichten Morgen ſein Ende findet.

„Kätheli, düchts di gut?“ fragte man hier, fragte man dort mit ſcheinbarem Wohlmeinen, und wenn es „Ja“ ſagte mit aufrichtigem Wohlbehagen, ſo ſtrichen mißgünſtige Schatten über die einen Geſichter und über andere der Kummer, das arme Kätheli möchte an den guten Sachen nur zu wohl ſich ſein laſſen. Endlich fand es der Bauer an der Zeit, nach dem Weine zu greifen und zum ſeltenen Eſſen den noch ſeltnern Wein zu fügen. Jetzt war's, wo das Abgekartete offenbar werden ſollte über dem armen Kinde. „Jetzt wollen wir dir Etwas z'weg machen,“ ſagte ein mächtiger Schlingel zum Kinde, „das wird dich erſt gut düchen.“ Er nahm das größte Glas und begann darein zu brocken: Brot und Speck, Kabis und Schnitz, Fleiſch von allen Sorten, Küchli und Hamme, darüber ſchüttete er einen Löffel Kabisbrühe, einen dito Schnitzbrühe, Voreſſenbrühe, füllte das Glas mit Wein zu, rührte Alles wohl durcheinander, und als Alles wohl durcheinander war, ſtellte er das Glas vor Käthi, und ſagte: „Seh, friß jetzt das, ſonſt bekommſt du nichts mehr.“ Es ſchüttelte Kätheli beim bloßen Anſehen, es weigerte ſich. Man ſprach ihm zu, es ſolle nur verſuchen. Der bloße Verſuch erſchütterte es, es legte den Löffel weg. Da begannen die Jungfrauen einzureden, das ſei ſo der Brauch für Jeden, der zum erſten Mal an der Sichelten ſei, und Knechte und Bauern und Söhne redeten und fluchten, es müſſe vom Tiſch, kriege gar Nichts mehr, wenn es nicht dran hingehe, das Glas auseſſe; ein Sturm in allen Tönen drang ein auf das arme Kind. Es hatte noch ſo wenig gehabt, die eigentliche Herrlichkeit noch gar nicht gekoſtet, die Hoffnung zum Beſſern trieb es zum Koſten, weinend faßte es ſich ein Herz, begann zu löffeln im Glaſe, ſchluckte Löffel um Löffel hinunter. Es wurde blaß darob, der Schweiß ſtand ihm auf der Stirne, die Hand verſagte ihm den Dienſt, aber es minderte doch im Glaſe, die Hoffnung auf das immer näher kommende Beſſere hielt es aufrecht, es brachte die Schweinerei zu Ende, athmete hoch auf und freute ſich des frei vor ihm liegenden Beſſern. Da füllte der gleiche Hund noch einmal das Glas, füllte es noch teufliſcher, ſtellte es noch einmal vor Kätheli, und ſagte: „Seh, friß das noch aus, du magſt das ſauft (wohl)!“

Da weinte und wehrte Kätheli ſich, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, aber da waren keine Steine, ſondern ſogenannte Menſchen. Das gleiche Spiel ging wieder an mit Drohen und Zureden, und Niemand wehrte der viehiſchen Luſt. Schauer um Schauer liefen dem armen Mädchen den Rücken auf, kalter Schweiß ſtand auf ſeiner Stirne, aber endlich mußte es von Neuem anſetzen, während eine Magd hier pfüpfte (verſtohlen lachte), eine Taunerin dort, und die Kinder vor Wohlluſt gar nicht warten mochten, ſondern immer riefen: g'ſchwing, g'ſchwing! Des armen Mädchens ſichtbar ſteigender Ekel war ein herrliches Luſtſpiel für dieſe Sauſeelen. Als endlich die gemißhandelte Natur des armen Kätheli ſich empörte, losplatzte einer lang verhaltenen Kraft gleich, da platzte brüllend los das lange verhaltene Gelächter viehiſcher Luſt, und mit möglichſter Eile wurde das halb bewußtloſe Kind hinaus in den Stall geſchafft, auf's Stroh unter's Vieh, dort fand es Ruhe; die drinnen aber aßen nun zu, was das Zeug hielt, und würzten ihr Freſſen mit ihren Heldenthaten und des armen Mädchens

Seelenangſt. Die Einen freuten ſich des gelungenen Bubenſtücks, die Andern der Broſamen, die das arme Kind nicht eſſen konnte, die ſie erſparten für den morndrigen oder einen andern Tag. Draußen lag daſſelbe im bitterſten Weh zum Sterben, die Stürme der Natur wollten ſich nicht legen, verzehrten ihm auch die Kraft zum Weinen. Endlich legen alle Stürme ſich, dann kommt die Erſchöpfung, und in die Erſchöpfung hinein ſchlich ſich, wie Gottes gütige Hand für die Kinder es geordnet hat, der Schlaf, ſänftigte die bebenden Nerven, löſte von der Seele das Weh, goß Balſam in's wunde Herz. Als das Weh verſcheucht, die Seele geſänftigt war, da bildete Gottes gütige Hand auf der kindlichen Seele klarem Spiegel ein helles Wölklein, und das Wölklein ſchwoll an, und aus dem Wölklein hervor ſchwebte ſein Mütterli jung und ſchön, zog mit friſchen Armen es an ſeine blühenden Lippen und herzte es nach Herzensluſt, ſchwebte mit ihm durch blühende Gärten in ein herrlich Haus und labte es dort auf himmliſche Weiſe, daß Kätheli nicht wußte, wie ihm ward, daß es es dünkte, es ſchwimme in unendlichem Meere und das Meer ſei lauter Seligkeit. Da legte es ſich wonnetrunken neu in der Mutter Arme, die aber trug es auf hohen Altan, und von dort ſah es weltentief durch wirbelnden Rauch und Feuer hinunter in einen ſchrecklichen Schlund, und in des Schlundes tief unterſtem Grunde ſah es ſieben Säumelchtern (hölzerne Zuber, in denen den Schweinen das Freſſen gebracht wird) ſtehen, wie Weiher groß, wie Seen tief. Ueber jeder ſchwebten ſieben Teufel und jedem der ſieben Teufel trugen ſieben andere den wüſteſten Kehricht und Koth, den ſie in der Hölle weiten Schlünden fanden, zu, und dieſe brocheten ein in die feuerſprühenden Melchtern; denn dieſe waren eiſern und unter jeder ſaßen ſieben Teufel, und jedem trugen ſieben andere Holz zum Feuern zu, daß die Funken praſſelten in weiter Runde garbenweiſe. Um jede Melchter aber ſaßen ſieben Meiſter und ihre ſieben Weiber, und jede hatte ſieben Kinder, ſieben Mägde, ſieben Knechte, ſieben Tauner und ſieben Taunerinnen, und ein Jedes war geſchloſſen mit ſieben feurigen Ketten an die eiſerne Melchter, und Jedes hatte nur einen Löffel in der Hand, aber er war groß wie eine Säukelle und ſprühte Funken weit umher in der Runde. Mit den feurigen Löffeln mußten ſie löffeln aus den feuerkochenden Melchtern der Hölle Koth und Kehricht, mußten ihn löffeln in den glühenden Schlund hinein, heulend im grimmigſten Schmerz, in wüthender Pein. Aber hinter einem Jeden ſtanden ſieben Teufel und Jeder hatte ſieben feurige Geiſeln in jeder Hand, und wo Einer zagte und zögerte, zauderte und zappelte, heulend Zeter und Mordio, da hieben die ſieben Teufel mit ihren ſieben Geiſeln in jeder Hand, daß Feuer und Fetzen ſpritzten weitum in der Runde. Sie wanden ſich, ſie krümmten ſich, reckten die feurigen Glieder hoch empor, daß Funken gen Himmel ſtoben, aber ſie mußten eſſen in Feuer und Qualm die feurige Pein aus feurigen Melchtern mit feurigen Löffeln, konnten nicht verbrennen, mußten heulen und eſſen der Hölle Koth und Kehricht von einem Tag in den andern, von einer Ewigkeit in die andere.

Da drang es ſchmerzlich in's Herz des ſeligen Kindes, der Verbrecher Angſt ward ſeine Angſt, um die ſelige Mutter ſchlang es ſeine Aermchen, und bat die Mutter, daß ſie Gott bitten möchte, zu löſchen dieſes Feuer, zu löſen dieſe Verdammten. Aber ehe noch die Mutter gewähren konnte die Bitte, da betete es ſelbſt in kindlichem Vertrauen: „Ach, Vater, ſei gnädig und barmherzig, und löſche das Feuer mit dem theuren Blute und vergieb ihnen ihre Miſſethaten, denn ſie wußten nicht, was ſie thaten.“

Als es ſo betete, wehte ein unausſprechlich Säuſeln über Mutter und Kind, und in dem Säuſeln war der Unausſprechliche, und das arme Kätheli ſchwamm wieder im ſeligen Meere, und des Meeres Wellen, gehorchend dem wehenden Säuſeln, trugen Mutter und Kind an ſelige Geſtade.

So träumte Kätheli. Ein Anderer rüſtete im Stalle ihm die Sichelten aus, welche in der Stube die Menſchen ihm geſchändet hatten.

Das Liſabethli.

Man klagt ſo viel über Verdorbenheit und Verſchrobenheit der Dienſtmädchen in großen Städten, und mit Recht, aber die gleiche Verdorbenheit und Verſchrobenheit iſt auch in den Dörfern; man findet ſie allenthalben, wo der Sinn der Kinder durch Haus und Schule nur auf das Aeußere geſtellt, fein oder grob das ſinnliche Begehren in ihnen geweckt und genährt wird,

Nachſtehender Brief, deſſen Original in des Verfaſſers Händen iſt, leiſtet den Beweis.

„P.

Durch dieſe par Zieleten (Zeilen) thue ich Euch kunt, ſeit Ihr von der Gütigkeit und bringet mir Kleider ein Gorſche (Bruſttuch) mit Guldkrallen und Silberigkittelhäft, und denn noch Leinigſtrümpf (leinene Strümpfe), und ich war ſo wohl wie ein Vogel im Hirſch (Hirſe), ich habe einen guten Meiſter, aber ich habe manchmal Verdruß, aber dennoch laſſe ich es zu einem Ohr ein und zu dem andern aus, ich erwarte Euch auf den 23. dies monats, daß Ihr bis zu den Hüten (Hütte, Küherhütte auf dem Jura) beym Düſcher wollen wir zuſammenkommen, ich kann einſtweilen nicht Heim kommen und ich habe nie Langezeit gehabt, ich buble ſtark um die Buben, wenn ich einen Schatz habe, ſo will ich es

Euch zu wiſſen thun, der Stuber ſagt zu mir, ich werde (würde) bald nach Hauſe kommen, aber nein ich komme nicht nach Hauſe, wenn ich geſund bleibe, es gefällt mir das weder im Deutſchland (deutſches Bernbiet) und weiters weiß ich nichts zu ſchreiben ich bin geſund und wohl ich hoffe daß dieſer Brief Euch geſund und wohl antrift, wie er mich verlaſſen thut, ich grüße Euch alle freundlich.

Eliſabeth B.“

Dieſes Mädchen, welches ſo ſchreiben konnte, iſt das älteſte von ſechs Geſchwiſtern, das Kind ſehr armer Eltern, die kein Geld haben zu Brot und Erdäpfeln für die übrigen fünf unerzogenen Kinder, geſchweige denn zu hoffärtigen Kleidern für das Kind, welches jetzt den Eltern helfen ſollte. Das Kind weiß dieſes ſehr wohl. Im Frühjahr 1842 unterwieſen, blieb es bis im Mai 1843 bei ſeinen Eltern, es kannte alſo ihre Armuth, und konnte wiſſen, daß dieſelbe im Juli gleichen Jahres nicht abgenommen. Dieſes Mädchen war, als es daheim fortging, zu faul ſich ſelbſt zu reinigen, es hatte Läuſe, behändigte an einem Orte, wo es über Nacht war, wahrſcheinlich im Verſchuß (aus Diſtraktion), ein paar Strümpfe und ließ dafür eben Läuſe zurück.

Der vorſtehende Brief iſt ein eigentliches Meiſterſtück, ein klaſſiſcher Brief, denn ſchärfer, bündiger hätte kein Gelehrter in der Welt die Hauptlaſter, die bodenloſe Verdorbenheit einer gewiſſen Klaſſe von Mägden bezeichnen können, und hätte er ein dickleibig Buch geſchrieben, als dieſes thörichte Mädchen in dem kurzen Brief es thut. Wir wollen auf den bündigen Inhalt ſo kurz als möglich aufmerkſam zu machen ſuchen.

Vor Allem ſteckt dem Mädchen Hoffart im Kopfe; ſilberne Kittelhäft will das Dirnchen, das Läuſe hat, und ſeinen armen Eltern, denen es helfen ſollte, muthet es an, ſie ihm zu kaufen, nebſt einem Gorſche mit goldenen Korallen.

Iſt nun nicht hauptſächlich dieſes Laſter, welches die Löhne, wie groß ſie ſein mögen, aufzehrt? Die Magd will, der Freiheit und Gleichheit wegen, der Frau, der Tochter des Hauſes es gleich thun, das ſoll glitzern und glänzen vom Tüfel. Natürlich vermag ſie es nicht mit ächtem Metall, Silber und Gold, da iſt Alles falſch an ihr, Neuſilber und Möſch (Meſſing); vermag es nicht mit ſolidem Zeug, da iſt Alles halbſeiden, halbbauelig; kurz halbbatzig, iſt e Wesper u e Fürabe, dure (durch), ehe man daran ſinnet. Darum iſt dieſe halbbatzige, glitzerige Lumpentracht die theuerſte, die es geben kann, und nicht nur, weil ſie nichts werth iſt, ſondern nichts werth macht. Zu ſolchem Hudelzeug trägt man nicht Sorge, a bah, es iſt nit d'r werth, we's dure iſt, kauft me Neus, d'Ell koſt ume (nur) 10 Kreuzer, heißt's. So ſchleift man Alles am Leibe herum, und während die Frau den Staat auszieht, wenn ſie Etwas machen will, drecket die Magd mit ihrem beſten Zeug im Wüſteſten herum, und Nähyre-Schlärpli pfoſeln (ſchlechte Nähterinnen, zugleich leichtſinnig und nachläſſig an Leib und Seele) mit ihren ausgeſchnittenen Sammetſchühlene oder Pantoffeln in handhohem Koth herum, was zu ihrer übrigen Leibesbeſchaffenheit ſehr heilſam iſt. Dieſe Hoffart iſt ein verzehrendes Feuer, ein Alles verſchlingender Schlund; dieſe Hoffart verzehrt und verſchlingt die Treue gegen die Meiſterleute, die Treue gegen die Eltern. Wo die Hoffart einmal Meiſter iſt, da iſt Nichts mehr ſicher; ſtahl jenes Läuſekind Strümpfe, ſo nimmt eine Andere Bändel, eine Dritte Geld, eine Vierte Garn, eine Fünfte Faden; kurz, Jede, was ihr unter die Hände kommt. Am traurigſten aber iſt das Verhalten gegen die Eltern; daß ſo ein erwachſenes

Kind Stütze der Eltern ſein ſolle, vergißt es durchaus, es verthut ſeinen Lohn, wie es kann und mag, an ſeine kindliche Schuldigkeit denkt es nicht, jedem beſſern Gefühl iſt es abgeſtorben, läßt Tſchöpli (Spenſer, Kamiſol) machen auf Tſchöpli, hängt Täſchen (Strickbeutel) um, blaue oder rothe, läßt Kappen machen mit Lätſchen und ſteckt noch Blümeli dazu, ſtrübelt ſich auf wie ein Pfau, und derweilen liegt der Vater der Gemeinde auf dem Halſe, hat vielleicht kein einziges Paar Strümpfe, oder es ſtirbt die Mutter auf die erbärmlichſte Weiſe und gute Leute ſteuern für ſie zuſammen, und während die Mutter aus erbetteltem Gelde ein Süppli ißt, glitzert die Tochter in der Komödie, und für ſolche Täſchen (ſchlechte Menſcher) iſt keine Zucht! Noch Andere geben nicht nur nichts, ſondern ſie ſaugen noch die Eltern aus, betteln ihnen ab, oder ſtehlen ihnen, was ſie erworben, und während die Eltern einen Trupp kleiner Kinder ernährt und durchgebracht, und wenn es auch manchmal kaum (kümmerlich) ging, es doch immer ging, werden ſie jetzt durch die großen erzogenen Kinder um ihre Sache gebracht, und es geht nicht mehr, denn nicht die Kräfte ſind groß geworden, ſondern die Lüſte, die wollen Kittelhäfte und Guldkrallen; und wie manche thörichte Mutter bleibt das Brot und die Milch ſchuldig und wirft das vorräthige Geld in den unerſättlichen Hoffartsrachen der Tochter!

Wenn nun dieſer Teufel einmal in einem Kopfe regiert, was iſt die nächſte Folge? Der Menſch, in welchem er regiert, verliert allen Sinn für das, was er ſoll, hat keinen Ernſt zur Arbeit, taugt zum Dienſte nichts. Das Meitſchi ſagt, es habe einen guten Meiſter, aber manchmal Verdruß, aber dennoch laſſe es es zu einem Ohr ein und zum andern aus. Das hätte es nicht beſſer ſagen können. Der Meiſter, der das Täſchli erſt zwei Monate hatte, hatte noch Geduld mit ihm, b'richtete ihn's mit Manier, dachte, es ließe ſich vielleicht Etwas aus ihm machen, aber das Täſchli nahm das nicht ſo auf, etwas Rechtes zu werden, Etwas zu lernen, lag weit außerhalb ſeinen Gedanken; jede Mahnung machte ihn's böſe und es ſcherte ſich nichts darum, trieb es, wie es ihm in Sinn kam, und der Meiſter konnte ſagen, was er wollte, ſo machte das Meitſchi, was es wollte. Iſt nun dieſes nicht wiederum ein Gegenſtand von tauſend Klagen über Hirnloſigkeit, Widerwillen zum Dienſt, über nichts hören, nichts ſchmöcken, Alles vergeſſen, und wenn man hundert Mal b'richtet, wenn man nicht hinten und vorne ſei, ſo ſei Nichts gemacht, es ſei immer Eins ein ärgerer Schlarp (nachläſſig Menſch, Schlumpe) als das Andere, begehre nichts zu lernen, ſei im Stande, Einem zu ſagen, ſo mache es es nicht, es ſei anders gewohnt und einen neuen Brauch wolle es nicht anfangen. Und auf der andern Seite klagen die Dienſten über den Verdruß, den ſie hätten, über ewiges Käre und Branze (Tadeln, Schmähen) von Morgen früh bis Abends ſpät, und wenn man meine, es ſei hinten aus, ſo fange es wieder von vorne an, man müſſe ſich wehren, z'bös Maul ahänke ſyg z'beſt, wenn mes es paar Mal tha heyg, ſo gut's. So weit war freilich jenes Mädchen noch nicht, aber es brauchte nichts als ein paar Monate oder eine gute Freundin, welche ihm erzählte, wie ſie es gemacht, um es ſo weit zu bringen. Natürlich, wenn ein Dienſtbote nichts als nur das thut, was ihm befohlen wird, ſo muß man entweder die Sache zu Grunde gehen laſſen, oder aber alle Tage es wieder ſagen; dies heißen Einem ſolche Täſchli Kären, Zanken, Aeken, Branzen, und wer iſt ſchuld daran? die Liederlichkeit ſolcher Täſchlene! Oder ſollen die Meiſterleute von jeder Täſche ſich in ihrem Hauſe den Brauch machen laſſen? Hierin liegt die Schuld des häufigen Wechſels, namentlich in Städten; das Liſabethli, welches ſich Emilie nennen läßt, läßt Alles zu einem Ohr ein, zum andern aus, läßt Alles hinter ſich gehen, begehrt am Ende auf wie ein Häftlimönſch (aufbegehriſch, trotzig Menſch) und ſtreicht ſich weiters und bleibt ein Schlarp, und trägt aus dem Leben nichts davon, als Hudlen am Leib und ein böſes Mundſtück an der Seele.

Wo nun aber Hoffart iſt und Dienſtüberdruß, da muß auch ein Ziel ſein, ein Zweck, um deßwillen man hoffärtig iſt, den man mit der Hoffart erreichen will; darüber drückt ſich obbemeldtes Täſchli ſo aus, daß es nicht bündiger hätte geſchehen können; es ſagt alſo: Ich buhle ſtark um die Buben, wenn ich einen Schatz habe, ſo will ich es Euch zu wiſſen thun. Da ſind zwei Dinge wohl zu unterſcheiden: erſtlich die Sache ſelbſt und zweitens die Schamloſigkeit, mit welcher unſer Läuſemeitſchi derſelben ſich rühmt und zwar gegen die Eltern ſelbſt. Dieſes Buhlen iſt der Krebs der armen Klaſſe. Daß Mädchen empfänglich ſind für die Liebe, iſt eine alte Sache, aber das Buhlen um die Buben, das iſt eine neue Sache. Dieſe b....hafte Anläſſigkeit, mit der ſie in allen Winkeln herumfahren, bis ſie Einen aufgegabelt und herumgeſchriſſen haben; hat derſelbe auch weder ganze Schuhe, noch ein gewaſchenes Hemd, es iſt ihnen gleichgiltig, aber er hat ein Schnäuzchen, dann ſind ſie ſelig. So fahren die armen Trücher (liederliche Menſcher) herum mit ſchönen Halstüchlene am Kopf und Schlärplene (ſchlechte Schuhe) an den Beinen; fahren herum zwiſchen Tag und Nacht, wie die Fledermäuſe, ohne Unterlaß, bis ſie die Fecken verbrannt haben, ihr Lebtag im Kothe kriechen müſſen. Sie wenden nicht blos ihr Geld an die Kleider, ſie hängen es auf die nichtswürdigſte Weiſe Burſchen an, fremden Handwerksſchlingeln und Andern, zahlen ihnen Wein, locken ſie mit geſtohlenen oder gekauften Sachen, und blähen und brüſten ſich in dieſer Buhlzeit, daß es eine grauſenhafte Sache iſt. Denn das treiben ſie nicht im Verborgenen, das treiben ſie öffentlich, und je wüſter ſie es treiben, deſto mehr meinen ſie ſich. Daß ſie buhlen, deſſen haben ſie kein Hehl, und wenn ſie einen Schatz erbuhlet, dann wollen ſie es ſagen, dann müſſen es die Eltern, dann müſſen es Alle wiſſen. So ſagt ein 17 Jahre altes Meitſchi. Und wie geberden die ſich wohl, von denen es dieſes gelernt, und wie wird es ſich geberden, wenn es 27 Jahre alt ſein wird? Von Sittlichkeit, von Religioſität iſt keine Spur da; von dieſen Dingen hat es ſeinen Eltern nichts zu ſagen, nichts davon, ob es bete annoch, ob es noch denke an ſeinen Gott. Was ſollte es auch davon ſchreiben, daran denkt es längſt nicht mehr, ſeine Sinnlichkeit hat Alles, Alles verſchlungen, die Buben ſind ſein Gott, das Buhlen um ſie iſt ſeine Religion. Was ſoll aus ſolchen Mädchen werden? Erſt giebt es H.... aus ihnen, Diebinnen, dann Mütter, aber was für welche, endlich alte Bettlerinnen, böſe Räff (Reibeiſen), voll Läuſe und voll Lumpen. Burgſtaller ſagte: So wenig als der liebe Gott aus einem im Dreck zertretenen Hudel ein weißes, reines Kleid macht, ebenſo wenig wird aus einem verbuhlten Mädchen eine brave, fromme Mutter.

Thäte es nun nicht Noth, daß man über ſolche Verdorbenheit ferm und feſt ſich ausſprechen, ſie zu züchtigen ſich die Hände bieten möchte? Wenn es ſo fortgeht, ſo werden die Dienſtboten den Meiſterleuten Meiſter, ſie halten zuſammen, von den Meiſterleuten iſt Einer wider den Andern, und das Heft, welches ſie in Händen haben, die Zeugniſſe, wird gar zu leicht zu des Dolches Spitze, namentlich wenn Landjäger und ſonſtige Herren und Beamtete gute Freunde der Mägde, die Buben, um die ſie mit Glück gebuhlt, ſind. Mit Lohn und Zubehörde kann und ſoll man nicht kargen; aber dann ſoll auch chriſtliche Sitte in jedem Hauſe herrſchen, und ein jedes Haus die Bedeutung erhalten, welche es in einem chriſtlichen Staate haben ſoll; demoraliſirte Häuſer ſind zum bedeutenden Theil an demoraliſirten Dienſten Schuld, und manchmal noch im dritten und vierten Geſchlecht.

Allerdings darf Eines auch nicht vergeſſen werden. Wo Eine eine Meiſterfrau ſein will, da muß ſie auch eine Meiſterin ſein, und zwar nicht blos etwa auf dem Guitarli oder mit Pantöffeli brodire, ſondern in dem, was ſie regieren und was ſie befehlen will. Da nun hat die neue Welt eine gewaltige Sünde auf dem Buckel, und nicht etwa nur die Stadtwelt, ſondern das Uebel hat ſich ſchon weit auf's Land hinausgefreſſen, ja tief in manchen Graben hinein. Es giebt allerdings in der Stadt Töchterli, welche meinen, man pflanze das Erbſenmus, es wachſe in großen Kabisköpfen, und Solche, denen man Meerrettig für Artefüſi (Endivien) und Sillery für Muskatnuß verkaufen könnte. Aber es giebt auch Fygebitzlein auf dem Lande, die z. B., wenn ſie küchlen wollen, Dinger machen, von denen man nicht weiß, gehören ſie in's Thierreich unter die Vierfüßigen, oder in's Pflanzenreich unter die Kriechenden, die Küchli machen, daß, wenn man eine Zwiebelſchweize daran macht, man ſie ohne Mühe für ungeſtielte Kroten eſſen kann; oder die, wenn ſie einmal eine Reisbrühe kochen wollen, den Reis roh in eine Schüſſel thun und kochendes Waſſer darüber anrichten, wie man eine Mehlbrühe über eingeſchnittenes Brot ſchüttet. Es giebt halt an allen Orten Fygebitzlein (feine Dämchen), denen man eigentlich Fazzenetleni*) ſagen ſollte.

---

*) Fazzenetleni, Fetzen, lumpicht Zeug, Schlärpli, Täſchli, Trücher, ſind bezeichnende Wörter für ſinnliche, anläſſige, geile Weibsbilder.

Da liegen auch große Fehler; dieſe ſind nie nur an einem Orte, und allenthalben ſollte das Haus des Weibes Heiligthum ſein und es die Hoheprieſterin in demſelben.

Aus Liſabethli's Stammbuch.

Liſabethli war ein wohlleibiges Mädchen, bald Kindermagd, bald Kammermagd, gab ſich auch mit dem Buhlen ab und zwar zumeiſt mit Handwerksburſchen, hatte, wie es gegenwärtig Mode iſt, ein Stammbuch; aus dieſem Einiges:

Deine Blicke, wenn ſie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln;
Felſenadern Pulſe leihn,
Träume werden um mich her zu Weſen,
Kann ich nur in deinen Augen leſen:
Laura, Laura, mein!

Adieß, und das ſchön' Bern vergeß ih nit. Leb ewig wohl, und wenn ich wieder komme, ſo vergiß mich nit!

Dein Konrad Säbeli, tailleur.

Am Sonntag, am Sonntag
Geht Jeder mit der Seinen,
Und wenn es etwa Prügel giebt,
So geht's mit Schemelbeinen.
Courage, Blamage!
Schneiderblut, luſtig Blut,
Schönes Schni Schna Schneiderblut,
Reiten auf dem bunten Bock
Ueber Stock, über Block,
Luſtig Blut, Schneiderblut,
Schönes Schni Schna, la la la, la la la,
Schönes, flinkes Schni Schna Schneiderblut!

Da haſt Etwas, du Treuloſe, aber einem Schneider geht ein Sattler nicht nach. Das vergiß nicht, dich aber will vergeſſen

Dein abgeſtandener
Chriſtoph Bärenblut, der Naſſauer.

Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet,
Die ſeinen Jugendtraum begrüßt,
Wenn Arm um Arm und Geiſt um Geiſt ſich windet
Und Seel' in Seele ſich ergießt.

Ja, Liſe, du, mein Seel, denke an die Promenade, denke an den Tanz bei Weiermannshaus und vergiß nicht deinen ewigen Sebaſtian Trümpi, Kaminfeger.

Die Lieb' verſüßet jede Plage,
Ihr opfert jede Kreatur,
Sie würzet unſre Lebenstage,
Sie wirkt im Kreiſe der Natur;
Ihr hoher Zweck zeigt deutlich an,
Nichts Edleres ſei als Weib und Mann;
Denn Mann und Weib
Und Weib und Mann
Reichen an die Gottheit an.

Aber wenn ich nur d's Geld wieder hät, z'Menſch könnt ſy, wo nehs wett! Das ſchön Liedel vergiß nit und liebe immer zu Deinen getreuen

Georg Glasaug, den Schweinfurter.

Wer die ſteile Sternenbahn
Ging dir heldenkühn voran
Zu der Gottheit Sitze?
Wer zerriß das Heiligthum,
Zeigte dir Eliſium
Durch des Grabes Ritze?
Lockte ſie uns nicht hinein,
Möchten wir unſterblich ſein?
Suchten auch die Geiſter
Ohne ſie den Meiſter?
Liebe, Liebe, leitet nur
Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur die Geiſter.

Ach, Liſe, ja, du haſt mein Herz und ich den Schmerz, und das blaue Tuch verlier mir nicht, einen Gulden und dreißig Kreuzer hat es gekoſtet!

Charles Sauerkraut, Bürſtenbinder.

Das Schiff ſtreicht durch die Wellen, Fridolin!
Vom Oſt die Segel ſchwellen, Fridolin!
Was ich jetzt fern muß ſingen, Fridolin!
Einſt wird es näher klingen, Fridolin!
Ein Jahr iſt bald vorbei;
Meine Lieder bring ich wieder
Und mit ihnen meine Treu. Roſabella Fridolin.

Aber was du noch wiſſen mußt, daß du mich betrogen und angeſchmiert haſt, du Saukopf du!

Sämeli Büderich, Schweinmetzger.

Der Teufel, daß ich danieder ſank!
Wie werden die polniſchen Lanzen,
Wie werden die Schwerter bei anderm Klang
Den Schlachtenreigen nun tanzen?

Wohl ſtand ich ſo oft, wohl ſtand ich ſo oft,
Umbrauſt von grimmigen Wettern,
Und habe gehofft, und habe gehofft
In befreite Lüfte zu ſchmettern.

Ich habe gehofft, wenn der blutige Tod
Auf ſauſenden Kugeln geflogen;
Gehofft, wenn er donnernd um mich gedroht,
Gehofft, und hab' mich betrogen.

Daß die Seele leichter von hinnen zieht,
Kameraden, ſeid jetzo beſchworen!
Nehmt meine Trompete und blaſt mir das Lied:
Noch iſt Polen nicht verloren!

Ja, Schatz mein, von hier da weg, da muß ich, muß nach Frankreich 'nein; aber weine dich nicht todt, den Kameraden habe ich dich anbefohlen. Und wenn ich wieder komme, da wollen wir ſehen, und wenn du die Maulharmonika treibſt, die ich dir gemacht, ſo gedenke an

Georg Schwänzli, blaſender Inſtrumentenmacher.

Weiberrache.

1.

Eine Frau hatte einen Mann, der oft ſpät heimkam und zuweilen betrunken, aber ſie war großentheils ſelbſt ſchuld daran; ſie gönnte ihm Nichts, und er mochte heimkommen, wann er wollte, ſo war es ihr nicht recht; der arme Mann mußte alle Tage, Sommer und Winter, Kifel*) haben. Das hatte natürlich zur Folge, daß er ungern heimging, daß es immer ſpäter geſchah; denn je ſpäter es geſchah, um ſo weniger Zeit hatte das Räff**) zum Kiffeln. So kam er auch eines Tages ſpät heim, als die Frau bereits im Bette lag, er glaubte den Handel gewonnen und legte ſich in aller Stille an ſeinen Platz. So hatte es aber das Weib nicht gemeint; kaum lag er da, ſo begann erſt das Schelten, dann das Stüpfen, das nicht aufhörte, bis das Weib den Mann aus dem Bette getrieben hatte. Er legte ſich auf den Ofentritt, wo er ſchon manche Nacht zugebracht hatte, wo er auch trotz allem Schelten des Weibes bald einſchlief und ſelig ſchnarchte, von den Geiſtern des Weines ſanft gewiegt. Dieſes Schnarchen ſteigerte die Wuth des Weibes auf's Höchſte: der ſollte ſchlafen können, während es noch toben und ſchimpfen wollte! Fürchterlicheres kann allerdings einem Weibe nicht begegnen, als wenn ein Mann ſchläft, wenn es ihm den Roſt*) abmachen will. Wart du, dir will ich's zeigen, du Schnürfli, dachte es, dich will ich wohl wecken! ſtand auf und begann den Ofen zu heizen, und heizte und heizte für's Backen, wie es ſpäter ſagte, jedenfalls ſo lange, bis endlich der Mann erwachte in großen Schmerzen. Als er den Schaden beſah, war er halb gebraten, und lenge wußte man nicht, ob er mit dem Leben davon komme oder nicht. Es wäre jedem Manne räthlich, nicht einzuſchlafen, wenn ihm das Weib kapiteln will, jedenfalls auf keinem Ofen. Wünſchenswerth aber bleibt es immerhin, wenn keine Frau mehr ihren Mann für einen Apfel anſehen würde, dem das Braten wohl thäte.

---

*) Ein erbsartiges Gemüſe, auch Zank.

**) Von Räffle, verſchiedenartige Maſchine; putzt Flachs mit der einen Art, hebelt Rüben mit der andern.

2.

An einem andern Orte lebte ein kinderloſes Ehepaar; es hatte ſeine Sache ſtyf (ordentlich), wie man ſagt, hatte einen eigenen Herd, keine Schulden und Verdienſt mehr als nöthig. Aber Eines fehlte ihnen, und mit dem Einen fehlte ihnen Alles; denn wie ohne Salz jede Speiſe unſchmackhaft iſt, ſo iſt ohne Friede Alles, Alles bitter, und zwar ohne Unterſchied, Reichthum und Armuth, Geſundheit und Krankheit. Keins von ihnen hatte ein Hauptlaſter an ſich, ſie waren ſich ſo grob ane (hin) treu, Keines trank, Keines war hoffärtig, Keines ein Schelm, ja am Sonntag Nachmittag ſangen ſie manchmal einen Pſalm mit einander, und zwar einſtimmig, ſo gut es gehen wollte. Aber es war ein fortwährendes Zanken, Kären, Kädern unter ihnen und Keins that dem Andern einen Schritt recht, und that Eines die

---

*) Abputzen, wie man mit einer Feile den Roſt vom Eiſen entfernt.

Thüre zu, ſo hätte es ſie offen laſſen ſollen, und ließ es ſie offen, ſo hätte es ſie zuthun ſollen, und wenn Eines abſaß, ſo hätte es noch Etwas machen ſollen, und machte es Etwas, ſo hieß das Andere es ein ewigs G'ſtürm und G'jaſt (Haſten), es erleid eim afe d'rby z'ſi, und wenn Eins den Kaffee ganz heiß trank, ſo hieß es, es hätte es d'r Tüfel auch ſo, dem wär's auch je heißer je lieber, und ließ es denſelben ein anderes Mal erkalten, ſo hieß es, akkurat ſo hätten es die Kühe, ſie ſöffen ihr Waſſer auch je kälter deſto lieber. Es ging kein Eſſen, kein Abend vorbei ohne einen ſolchen Zank, und unter ſolchem Zanken ſchliefen ſie zumeiſt ein, es war ihr Abendſegen; darum aber war auch ihr Leben dieſem Segen gemäß geſegnet.

Die erwähnten Streitigkeiten waren aber faſt nur alle freundſchaftliches Geplänkel, der Hauptſtreit war folgender: Ihr Bett ſtand im Stübli zwiſchen Ofen und Wand, die Seite des Bettes gegen den Ofen war natürlich wärmer als die Seite gegen die Wand, und da ſie keine Ehetage hatten, in welchen vernamſet war, wer an der Ofenſeite ſchlafen ſollte, ſo gab es zur Winterszeit alle Nächte Streit darüber, und ſtatt, daß Jedes machte, welches geſchwinder im Bette, um die erſte Stelle einzunehmen, dreißete (drehte) Jedes, um dann mit dem Andern zanken zu können, daß es ſich an den beſſern Ort gelegt, ihm vorzuwerfen, daß es uv'rſchamterweiſe geeilt mit dem Bettegehen, ſich jetzt ſchön gewärmt und nun wohl Platz machen könne. So häſſeleten ſie miteinander bis ſie einſchliefen oder Eins dem Andern endlich Platz machte, dafür aber dann auch um ſo giftiger häſſelte.

Einmal geſchah es, daß das Weib noch abſolut die Kunkel abſpinnen wollte und deswegen ſpäter als je zu Bette ging. Natürlich lag der Mann längſt am beſſern Ort, und als das Weib kam, ſagte er: „Wäriſt zu rechter Zyt cho, aber ſelb iſt ke Manier, erſt z'cho, we me bal wieder uf ſött, u z'mache, daß me nie ſchlafe cha.“ Das Weib meinte, es ſei nicht aus Muthwillen ſo ſpät in's Bett gekommen, er hätte den Nutzen auch davon, und derweilen er ſich wohl gewärmt, ſei es ganz g'ſtabelig geworden in der kalten Stube. „U jez gang nangere nah uf z'Syte u lah mi yche, oder lue de, wie's geyt.“ Der Mann war diesmal wahrſcheinlich wirklich ſo recht faul, zu faul, um ſich auf die Seite zu kehren. „Gang's wie's well,“ ſagte er, „Platz mache ich nicht, wäriſt früher cho.“ „He nu ſo de,“ ſagte die Frau, „ſo ſygs, aber lue de, ih mache d'r öppis ane, wo du dyr Lebtig g'nue d'ra z'däyche heſt.“ „Su mach!“ ſagte der Mann, und ſchlief ein. Als er am Morgen erwachte, war ſeine Frau nicht mehr im Bette. Während er ſich anzog, balgete (ſchmähete) er ſo ſatt vor ſich hin, was das Frühaufſtehen doch abtrage, und daß ſie ſo wüſt gegen ihn ſei, daß ſie ihn nicht einmal wecken möge. Als er angezogen war, wollte er hinaus, that die Thüre auf, ſchoß aber mit der Naſe an Etwas. Er ſah auf, da hing ſeine Frau am Thürgeſimſe aufgehängt todt und bewegte ſich ſchauerlich um ſein Geſicht herum. Das war weibliche Rache, die allerdings der Mann ſein Lebtag nicht vergaß.

Die Jeſuiten und ihre Miſſion im Kanton Luzern.

(Im Jahre 1844.)

Jeſuit iſt eins der Worte, wie es zu allen Zeiten Worte giebt, die man überall hört, während die Wenigſten wiſſen, was ſie bedeuten. Worte, mit denen man Alles bezeichnet, was man haßt, bei denen dem Einen ein kalter Schauer durch den Leib fährt, während Andere Reſpekt kriegen und in unerklärlicher Ehrfurcht das Kreuz machen. Solche Worte ſind Hexe, Ketzer, Socinianer, Rationaliſt, Patriot, Ariſtokrat; ein ſolches Wort iſt das Wort Jeſuit.

Mit dem Wort Jeſuit bezeichnet man einen Menſchen, deſſen Geſicht das Gegentheil von dem zeigt, was er im Herzen hat, der hinterliſtig, verſchlagen, vermeſſen, ein ſüßes Geſicht machen kann und fromme Augen, daß man ſich darob erſchütteln möchte, der mit liebreichen Geberden ſich einſchleicht, und einmal eingeſchlichen, auf die gewaltthätigſte Weiſe den Herrn ſpielt.

So braucht man das Wort im täglichen Leben; urſprünglich bezeichnet es einen katholiſchen Ordensmann, zu dem Orden gehörig, welcher expreß geſtiftet wurde zur Vertheidigung des katholiſchen Chriſtenthums, oder vielmehr des päpſtlichen Chriſtenthums, ſo gleichſam des Papſtes geiſtliche Leibwache, welche mit den leiblichen Leibwachen, den römiſchen

Prätorianern, den ruſſiſchen Streligen, den türkiſchen Janitſcharen, die Eigenheit gemein hat, daß ſie ihres Schützlings gefährlichſte Feinde werden, ſobald derſelbe nicht Punktum nach ihrer Geige tanzen will: ſo hat mehr als ein römiſcher Kaiſer in's Gras gebiſſen, weil es die Prätorianer ſo wollten, und mehr als ein Papſt hat ebenfalls in's Gras gebiſſen, der andere Anſichten als die Jeſuiten hatte. Dieſe Jeſuiten ſind eine furchtbare, ungeheure Macht, und zwar aus folgenden drei Gründen:

1) Sie huldigen einem unbedingten Gehorſam gegen die Befehle der Obern: wohin Einem zu gehen befohlen wird, da geht er hin, und fragt nicht warum und nicht wie lange; er gehorcht, dem Krieger gleich, welcher in den offenen Tod ſich ſtürzt, ſobald er dazu kommandirt iſt. Wo dieſer Gehorſam iſt, da iſt eine ungeheure Kraft, ſo wie gar keine da iſt, wo Jeder macht, was er will, und der, der Geſetze handhaben ſoll, der Erſte iſt, der ſie übertritt.

2) Sie kennen keine Pedanterie, keine herkömmliche oder ſelbſt gemachte Art und Weiſe, von der man nicht abweicht, in deren Schranken man ſich ängſtlich bannt. Sie fechten mit allen Waffen auf jegliche Weiſe: bald erſcheinen ſie als ſchwergeharniſchte, bald als flüchtige Reiterei, katholiſche Koſaken, bald wiſſen ſie zu ſchleichen, bald wiſſen ſie zu ſtürmen, bald erſcheinen ſie im Ordensgewand, bald im eleganten Weltrock, ſie verſchwinden den Koſaken gleich, nirgends mehr ſieht man ſie, und handkehrum ſitzen ſie Einem im Nacken, zahlreicher und mächtiger als je. Was die Zeit hochſchätzt, deſſen bemächtigen ſie ſich und fechten damit von allen Poſten aus; Geld haben ſie, Gelehrſamkeit haben ſie, und Frömmigkeit zeigen ſie, und mit dieſen Dreien fechten ſie auf jede Weiſe, und ſollte es mit vergifteten Waffen ſein, wenn nur das Ziel erreicht, der Sieg errungen wird. Sie machen

Freundſchaft mit Allen, die ihnen zeitweiſe nützlich ſein können, ſie machen Brüderſchaft mit den reformirteſten Ariſtokraten, mit den ungläubigſten Radikalen, ja, ſie werden Dutzis mit dem Teufel machen, ſobald ſie ihn zu ihrem Zwecke brauchen können. Im Ringen nach dem, was ihr Wille will, kennen ſie keine Schranken, weder göttliche noch menſchliche. Der Zweck heiligt die Mittel, das iſt ihre Lehre.

3) Der Jeſuit verliert ſein Ziel nie aus dem Auge, und kennt genau den Boden, auf welchem er ficht. Der macht es nicht wie ein troſtloſer Radikaler, der, wenn er einmal einen Brüll ausgelaſſen, meint, er habe die Welt bezwungen, ſich hinter ein Weinfaß ſetzt und die Sau pflegt, und nun Nichts ſieht und Nichts riecht, wohl aber meint, wenn er noch einmal brülle, ſo ſei die Religion abgeſchafft, und dann noch einmal, ſo ſtehe das 1000jährige Reich da, wo nicht einmal ein Feigenblatt mehr nöthig ſei. Der Jeſuiten Auge iſt offen über allen vier Welttheilen, und alle Mittel zum Kampfe liegen fortdauernd in Bereitſchaft, ja, ſie haben fort und fort Stäbe in den Händen und Schuhe an den Füßen, um ſonder Säumen da zu ſein, wo Etwas für ſie zu machen iſt. Wird in irgend einem reformirten Lande, aus Mangel an religiöſem Bewußtſein, allem religiöſen Unfug Thür und Thor geöffnet, oder in radikalem Uebermuth die Kirche den Raben überantwortet, oder hat die Freigeiſterei die Herzen ſo ausgefreſſen, daß ſie in öder Troſtloſigkeit vergehen wollen, ſo ſchleichen ſie ſich ein in allen Geſtalten, als Handwerksgeſellen, Lehrer, Präceptoren, ſtiften Sekten, locken Seelen, ſuchen auf jegliche Weiſe die Verweſung zu befördern und ſchlagen daneben eine Brücke hinüber in die alleinſeligmachende Kirche. Ja, ſie würden, wenn es ihrem Zwecke dient, öffentlich die katholiſche Religion abſchwören, Hofprediger oder Seminardirektoren wer-

ben, je nach den Umſtänden, um die reformirte Kirche zu untergraben, das reformirte Bewußtſein zu zerſetzen. Wo aber die katholiſche Kirche in Gefahr iſt, da kommen ſie herbei, je nach den Umſtänden, heimlich oder mit Heeresmacht, oder ſchlagen doch wenigſtens ihre Poſten in der Nähe auf. Sie, wie ſelten Menſchen, und jedenfalls nicht wie Menſchen, die blos hinter den Büchern oder der Weinflaſche leben, kennen den Menſchen, ſeine Kräfte, ſeine Schwäche, kennen ganz beſonders die Stärke des katholiſchen Bewußtſeins im Volke, denn ſie leben in den Büchern und in der Welt, ſie leben mit allen Ständen in allen Welttheilen, und was Einer weiß, Einer erfahren, iſt des Ordens Eigenthum, Aller Gemeingut.

Wird dieſes Bewußtſein irgendwo verletzt auf dem Erdenrund, ſo empfinden es die Jeſuiten, und wären ſie noch weit, weit hinter China, und ſobald es in demſelben nach Troſt und Rath ſich regt, ſo fliegen ſie herbei, werden Tröſter und Räthe, faſſen friſchen Fuß, und wiſſen die Stellung auszubeuten mit ſeltenem Geſchick und meiſt auch zu behaupten mit wunderbarer Beharrlichkeit.

Daher die faſt dämoniſche Gewalt, die dieſer Orden übt, und die doch nur in einzelnen Ereigniſſen zu Tage tritt; was er im Verborgenen wirkt und was er für die Zukunft bereitet, das hat noch kein reformirtes Auge überſchaut und keine katholiſche Feder an den Tag gebracht, aber unermeßlich iſt's, und tauſend und abermal tauſend Staatsſtümper, katholiſche und reformirte, ſind es, die in ihren zahlloſen Werkſtätten ſchaffen, und wiſſen es nicht, aber den Lohn dafür werden ſie empfangen und koſten müſſen. Dieſes katholiſche Bewußtſein war im Kanton Luzern durch halbwitzige Regenten, welche ſich einbildeten, der katholiſche Sinn laſſe ſich abwiſchen wie eine Wirthshausrechnung, und die alte katholiſche Kirche könne geſtürzt werden durch eine wurzelloſe Schule, und das Anſehen der Prieſterſchaft übergeleitet werden auf unſichere Lehrer und ſehr oft ſchwankende Regenten, verletzt worden. Die Jeſuiten flatterten, ſchlichen herum, da preßte die aargauiſche Kloſtergewaltthat den katholiſchen Ländern einen Nothſchrei aus, da waren die Jeſuiten da ſichtbarlich, die damaligen luzerneriſchen Regenten flogen wie Spreu von ihren Stühlen, und ſeither haben die Jeſuiten Fuß gefaßt im Kanton Luzern, und bieten Alles auf, denſelben zum katholiſchen Hauptpoſten in der Schweiz zu machen; wie er bereits politiſcher Vorort in der Schweiz iſt.

Ein Hauptmittel, die Erwachſenen zu gewinnen, ſind die ſogenannten Miſſionen, wie Erziehungsanſtalten ein Bindemittel für die Jugend ſind.

Dieſe Miſſionen beſtehen aus Beichte und Predigt, Eins das Andere vorbereitend und ergänzend, gleichſam Leib und Seele; daß ſie tief ergreifend wirken, wird Niemand leugnen, der ihren Eindruck mit eigenen Augen geſehen hat, und doch ſieht, wer nicht Katholik iſt, nur den Eindruck der Predigten, vor die Beichte und vor die in derſelben eröffneten Herzen iſt ihm ein Vorhang gezogen.

In ſolchen Miſſionen durchzogen drei Jeſuiten das Luzernerland und predigten je an einem Orte 8 bis 10 Tage, jeden Tag drei Predigten, und zur Beichte unterſtützt von 6 bis 10 andern Geiſtlichen, und wo ſie durchkamen, war es, als ob eine tiefe Furche gezogen würde durch's bisherige Leben.

Einer im Kanton Bern, der ſeinen eigenen Augen mehr traut als hundert Zeitungsſpiegeln, hörte, daß die Miſſion in Luthern, Hauptort des Thales, das an den Napf ſtößt, ſich geſetzt, dort wollte er ſie ſehen und hören. Iſt es merkwürdig, ein Volk an einer Kilbi in Luſt und Tanz zu ſehen, ſo iſt es noch viel merkwürdiger, ein Volk zu betrachten an ſeinen heiligen Tagen, wenn an den Tag ſein Glaube tritt und ſeines innerſten Weſens Geſtaltung.

Er machte ſich auf an einem Tage, wo Erde und Menſchen nach Regen lechzten, Staub die Straßen bedeckte, dennoch der fleißige Berner emſig heuete und zwiſchendurch zum Zeitvertreib Erdäpfel backte. Lange lief ſein Weg durch Gräben hin, dann eine mächtige Bergwand auf, dann über einen Grat hin, wo mit einem Kreuz der Kanton Luzern begann, und der Weg in eine ſchöne, dem Kloſter St. Urban gehörige Alp ſich ſenkte. Dort, beim Kreuz, war eine ſchöne Ausſicht in die gewaltigen Gebirge hinein, über die niedern Hügel weg, die, wie ungeheure Wellen eines erſtarrten Meeres, einen bedeutenden Theil der Schweiz bedecken. Als er aufſtand von ſeiner Raſt, ſah der Wanderer noch zum Kreuz über ihm. Schief ſtand es da, verwittert ſchien ſein Eichenholz, aber wie lange hatte es wohl ſchon da geſtanden, wie Manches da unten in den Luzerner Thälern überlebt, wie mancher Ochs hatte ſich wohl ſchon an ihm gerieben, und wo war jetzt der Ochs? Und wie manches Jahr mag es noch da ſtehen, dieſes halb verwitterte eichene Kreuz, und wie Manches noch überleben in den Luzerner Thälern, was groß aufgeht, als wäre es für die Ewigkeit, aber ſo raſch in ſich zuſammenſinkt, als wäre es eine Strohflamme geweſen.

Im Kreuz ruht ein eigenthümliches Leben, und noch manche Hand wird verdorren, die nach dem Kreuze ſich ausgeſtreckt, ehe jenes alte Kreuz verwittert zu Boden fällt, und dann wird manche Hand ſich finden zu Aufrichtung eines neuen, denn die Liebe zum Kreuz wird noch lange beſtehen, wenn man von den Parteifarben im Canton Luzern, Schwarz (radical) und Roth (päpſtlich), ſchon lange nichts mehr weiß. Einſam war es auf hoher Alp. Niemand traf er auf dem Wege, bei der Sennhütte bellte ein Hund, doch manierlich; tief war er ſchon zu Thale geſtiegen durch einen kühlen Wald nieder, und Niemanden konnte er fragen, ob er auf dem rechten Wege und die Miſſion wirklich im Thale ſei. Endlich war der Wald zu Ende, und vor dem Wanderer lag das freundliche, aber enge Lutherntbal, und in fruchtbarem Gelände, der Rubin in goldenem Ringe, trat die mächtige Kirche in's Auge, und weit den Berg hinauf leuchtete in heller Farbenpracht der Thurmuhr Zifferblatt.

Aber weder im Thale, noch an den Thalwänden war ein Menſch ſichtbar, keine Senſe blinkte in den üppigen Kleeäckern, keine Hacke hob ſich in den Erdäpfelplätzen, ja, nicht einmal ein Hund gab durch freundliches Bellen ſein Daſein kund, es war das ganze Thal einer großen Kirche gleich zur Mitternachtsſtunde, wenn die tiefſte Stille herrſcht; nichts lebte im Thale, als ein heller Sonnenſtrom, der heiß hin und her fluthete in ſeinem weiten Bette über'm engen Thale. Erſt als der Wanderer durch die erſten Häuſer ging, krähte ein Hahn, und ordentlich erſchrak der Wanderer ob dieſem erſten Lebenszeichen im lebloſen Thale, dann aber nahm er es als ein Warnungszeichen, daß, wer Jeſu Jünger ſein wolle, der Wahrheit Zeugniß geben müſſe, möge es wohl oder übel gehen, möge dieſe Partei oder die andere über der andern ſtehen.

Wie es bei ſeltſamen Anläſſen wohl geſchieht, daß im lebensfroheſten Körper alles Leben im Herzen zuſammenſtrömt, während ſtill und unbewegt die Glieder liegen, ſo geſchah es in Luthern, alles dem ganzen Thale entwichene Leben war in der Kirche zuſammengefloſſen und pochte dort in mächtigen Pulsſchlägen.

Es war 9 Uhr Morgens, die zweite Predigt eben angegangen, ein junger Mann predigte von der Kanzel herab, durch die prächtige Kirche hin, zu der andächtigen Menge, die im weiten Raume Sitze und Gänge füllte. Seine Predigt handelte von der Keuſchheit und der Unkeuſchheit, beſonders den Folgen der Letztern, doch mehr im Allgemeinen, als in beſonderer Anwendung auf Verhältniſſe und Individuen, und ohne beſondere Kraft weder des Ausdruckes noch der Gedanken, es war eine gewöhnliche Predigt, an der man ſich vom katholiſchen oder reformirten Standpunkte aus weder beſonders erbauen, noch auch beſonders ärgern konnte. Es war keine Kapuzinade, aber auch keine Predigt, die vom beſondern chriſtlichen Leben zeugte, erſchreckte weder mit der Hölle, noch rührte ſie die Herzen um mit ſchmelzenden Redensarten, es war halt eine Predigt, in welcher der Prediger Keuſchheit und Unkeuſchheit abhandelte. Des Predigers Name ſoll Schloſſer geweſen ſein. Dennoch zeigte ſich in der Kirche durchweg Andacht, ein ehrfurchtsvolles Horchen, welches offenbar mehr der Ehrerbietung vor der Miſſion im Allgemeinen, als dem Eindruck der Predigt ſelbſt zuzuſchreiben war.

Obſchon in ſtädtiſcher Kleidung, und einzig alſo in der Verſammlung, behandelte man den Wanderer, der Conrad hieß, und den wir fortan ſelbſt reden laſſen wollen, doch freundlich, freundlicher, als wahrſcheinlich im Bernbiet der Fall geweſen wäre, wo in einem gewiſſen Bernerſtolz, der durch Stadt und Land geht, Niemand gern zuvorkommend iſt, weil er fürchtet, es möchte ihm als Kriecherei ausgelegt werden, machte ihm Platz zum Sitzen und nahm auf keinerlei ſichtbare Weiſe Aergerniß, als man ihn die katholiſchen Zeichen nicht mitmachen ſah.

Nach der Predigt ſegnete der Pfarrer des Orts die Verſammlung mit dem großen Weihwedel ein, der wahrſcheinlich für die Miſſion eigens gemacht war. Es war ein gewaltiger Mann, hoch und breit; in ihren Heldentagen ſahen die Luzerner kaum eine tüchtigere Geſtalt an ihrer Spitze, ſo kann der kühne Friſchhans geweſen ſein. Der wird gefunden haben, ich hätte Weihe nöthig, denn als er in meine Nähe kam, ſchien es mir, als hole er mit ſeinem mächtigen Arme zu eigenem Schwunge aus, und ein Weihregen zwickte mich wie feiner Rieſel, daß ich ordentlich zuſammenſchrak. Er wird geglaubt haben, wenn er es bemerkt hat, es erſchütte ſich in mir der Ketzer ob dem heiligen Waſſer. Es war nicht viel über zehn Uhr, und zu meinem Schreck hörte ich, daß heute nur noch eine Predigt ſei und zwar erſt Nachmittags um 2 Uhr, ſo wartete mir ein langes Beiten (Warten).

Ich ging in's Wirthshaus und erwartete, daſſelbe werde ſich füllen, es würden allerlei Flauſen getrieben werden, ſo wie es z. B. im Kanton Schwyz am Bättag der Fall ſein ſoll, und hier und da im Kanton Bern an heiligen Sonntagen, wo z. B. ein Wirth ſich auf Freiſchoppen verſteht, und Beamtete 5 Finger haben an jeder Hand und je zwiſchen 5 Fingern ſechs Löcher. Ich that dies wirklich ungern; wenn es mir auch nicht war, wie der Taucher ſagt, daß ihm geweſen ſei im Meeresgrund, unter Larven die einzig fühlende Bruſt, ſo war mir doch nicht ganz heimelig: ſo alleine Berner und Ketzer unter hundert und abermal hundert Luzernern und Rechtgläubigen, wußte ich doch, was ein Berner riskiren kann, wenn er unter eigene Landsleute geräth, wenn ſie politiſch oder ſonſt trunken ſind, und in Dünkel und Uebermuth ſchwärmen und der Meinung ſind, mit ein paar Dolder und Teufel die ganze Welt zwingen zu können, dem X U zu ſagen. Was mußte ich alſo unter Luzernern und Jeſuitenfreunden gewärtigen, allein, fremd, ein offenbarer Ketzer und dazu im Luthernthale, und nicht etwa an einem berühmten Orte, wo man andern Orten um 50 Jahre in Bildung vor iſt. Indeſſen von Natur nicht ſchlotterhaft, und halt kalkulirend, wer A geſagt, müſſe auch B ſagen, ſtieg ich dem Wirthshauſe zu. Das Wirthshaus war faſt leer, die Menge verſchwand, ich wußte nicht wohin, nur wenige Menſchen ſetzten in der Gaſtſtube ſich an.

Es waren ältere Leute, einiges Weibervolk, aber auch der Geſchäftsmann, gleichſam der Jude der Geſellſchaft, der ſich an den Fremden drängt als Freund und Beſchützer, um mit ihm unter der Hand ein Geſchäftchen zu machen und wäre der Profit auch nur ein Glas Wein — fehlte nicht. Die Zehrung dieſer Leute fiel mir beſonders auf: ſie genoſſen Alle für einen halben Batzen Suppe, wozu eigene irdene Näpfchen reichlich vorhanden waren. Einige zogen noch Brot aus dem Buſen und ſchnitten es zum bereits vorhandenen ein, um die Mahlzeit nachhaltender zu machen; Einige genoſſen nur dies, Andere um einen halben Batzen Brönz, Wenige einen halben Schoppen Wein, Allen offerirte der geſchwätzige Kellner noch „e Würſtli“; aber wenn ich nicht irre, ſo erlaubte ein Einziger ſich dieſen Genuß. Dieſe Mäßigkeit mußte einem Berner auffallen, ob ſie landesgebräuchlich iſt oder Miſſionsvorſchrift, wüßte ich nicht zu entſcheiden. Daß Armüthigkeit zum Grunde liege, könnte ich kaum glauben, da aus den Reden und dem gegenſeitigen Rühmen zu ſchließen, wohlhabende Leute zugegen waren. Wie üblich, begann die Unterhaltung mit dem Wetter, und da ich erzählen konnte, daß Tags zuvor in Burgdorf ein gewaltiger Regen gefallen, ſo war ich alſobald ein Mittelpunkt der Unterhaltung. Mit einem Alten küherte ich, mit einem noch Aeltern bauerte ich, ein Anderer zwang mich am Sauhandel Theil zu nehmen und nur ein ſpäter und bereits angeſtochen hereingekommener Schmied brachte Geiſtliches auf's Tapet. Doch auch das ward mit Manier verhandelt, ohne Streit und ohne Stichelei gegen mich, natürlich aber auch, daß ich ſo wenig als möglich dazu ſagte und mir nicht beigehen ließ, den Reformator ſpielen zu wollen. Durchgehends ſprach ſich katholiſche Rechtgläubigkeit aus, große Ehrfurcht vor der Miſſion; nur zwei Perſonen, ein konfiſcirter Schweinehändler und ſonſt noch Einer, waren anderer Meinung. Merkwürdig war es mir, in einer dritten Perſon, der Wirthin, die Ehrfurcht vor der Miſſion mit der Furcht ringen zu ſehen, daß durch dieſelbe und das durch ſie neu erweckte züchtigere Leben ihr Broterwerb geſchmälert werden möchte. Bald trieb die Angſt ihr Waſſer in die Augen und unmuthige Worte auf die Zunge, bald konnte ſie den heiligen Männern der Miſſion die Bewunderung nicht verſagen. Hier vernahm ich im Vertrauen, daß allenthalben die Menge und nicht die Geiſtlichkeit die Miſſion erzwinge; daß dem Pfarrer von Surſee, der ſich anfänglich derſelben geweigert, verdeutet worden ſei, ſie kommen zu laſſen oder ſelbſt zu gehen; daß auch in Luthern Einige gemeint, ſie hätten an ihrem Herrn Pfarrer genug, aber weit überſtimmt worden ſeien. Der Zudrang zum Beichtſtuhl ſei ungeheuer, in Williſau ſeien Perſonen zwei Tage und eine Nacht angeſtanden, ehe die Reihe an ſie gekommen, und doch hätten bis Abends 10 von Morgens 4 Uhr weg zwölf Herren Beichte gehört. So ſeien auch hier Viele im Pfarrhaus, und dieſe Einlagerung mache die Miſſion für die Pfarrer koſtbar, obgleich zur Erleichterung derſelben in der Gemeinde Geld und Lebensmittel geſammelt wurden und die Jeſuiten, namentlich der Franzoſe Burgſtaller, ſehr gemein lebten und die ſchlechteſten Betten für ſich gewählt hätten. Dieſe geiſtliche Einlagerung hatte ich auch Gelegenheit zu ſehen: ſie beſtand aus zwei Kapuzinern, zwei vertriebenen Muri-Herren, von denen der eine, ein rieſenhafter Menſch, den gewaltigen Pfarrer faſt um Kopfeslänge zu überragen ſchien; zwei St. Urban-Herren, die in ihren kleidſamen Gewändern und wohlgepflegten Geſichtern gegen die Kapuziner gewaltig abſtachen und Abends, von zwei ſchönen Pferden gezogen, wieder abrollten, und endlich aus mehrern Herren aus der Nachbarſchaft. Für alle dieſe Herren, die Muri-Herren ausgenommen, muß es doch ein unheimeliges Ding geweſen ſein, hier Handbietung leiſten zu müſſen, es lag darin eine Art Bekenntniß eigener Unzulänglichkeit. Der Angſt, die Macht der Jeſuiten möchte über ſie kommen, wie Simſon über die Philiſter, werden ſie ſich kaum erwehrt haben, und eben ſo wenig der menſchlichen Eiferſucht, die es ſo ungern merkt, daß Andere vorgezogen werden. Die letztere werden ſie kaum ausgeſprochen haben, aber wer Gelegenheit gehabt hat, mit Pfarrköchinnen zu reden, hat gewiß vernommen: „Ih weiß au nit, was die Lüt a dene Jeſuite g'ſeh u g'hört hay, emol predige cha de äuſe Herr hundert Mal beſſer, us de Lüte ſäge uf Manier.“ Leider konnte ich mit keiner ſolchen Köchin zu einem vertraulichen Worte kommen, habe indeſſen Urſache zu glauben, die obigen Notizen direkt von der Köchin zu haben, freilich aus zweiter Hand, aber unverfälſcht. Ach, die Menſchen ſind ſo gut, und wenn Einer ein gutmüthiger Junge iſt, ſo findet er allenthalben Seelen, die vor Verlangen brennen, in Vertrauen ſich aufzuſchließen, ihre Geheimniſſe und Kümmerniſſe in ein fühlend Herz überzutragen.

Früh ging ich in die Kirche. Auf dem Platze vor derſelben ſtanden mehrere Krämerſtände mit Bildern und Büchlein auf die Miſſion bezüglich, mit katholiſchem Schmuck aller Art; aber gute Geſchäfte ſchienen mir die Krämer nicht zu machen, an dieſem Tage wenigſtens, an andern Tagen iſt es vielleicht anders geweſen.

Die Kirche war ſchon ziemlich angefüllt, aber immer ſtrömten noch neue Schaaren zu; der Prediger war noch nicht da; da ich kein Buch bei mir hatte, begann ich zu leſen auf den Menſchengeſichtern, die rings mich umſtanden und umſaßen. Es wohnt ein prächtiger Menſchenſchlag im Luthernthale; Maler könnten da Studien machen, ſo viel als im Berner Oberlande. Sie fänden da kühne trotzige Mädchengeſichter, denen eine Hellebarde in der Hand herrlich ſtehen würde. Schlanke Geſtalt, gebogene Naſe, kühnes Kinn und blühende Farbe ſind die beſondern Merkmale der Meiſten. Dann aber große Mannigfaltigkeit in Bildung und Ausdruck, ganz anders als im untern Bernbiet, wo die meiſten Geſichter mit dem gleichen Breitbeil gemacht und an der Sonne gebacken ſcheinen. Dieſe Lutherngeſichter ſcheinen auch das Leben ertragen zu mögen, denn keine alte Frau fiel mir durch ihre Häßlichkeit auf, wohl aber mehr als eine durch eine gewiſſe Nettigkeit und robuſtes Weſen. Heute ſollte für die Töchter gepredigt werden, darum ſchien mir auf den meiſten Mädchengeſichtern ein eigenthümlicher Ausdruck zu ſchweben; es war nicht Zorn, nicht Spott, nicht Trotz, nicht Scham, aber vielleicht ein Gemiſch von Allem und auf jedem Geſichte anders gemiſcht. Endlich erſchien Burgſtaller in ſeiner kleidſamen Jeſuitentracht; das kecke Jeſuitenhütchen, das auf der Kanzel beſonders wohl ſteht, fehlte nicht. Haſtig, wie von innerer Gluth getrieben, ſchritt er durch die Kirche, eher groß als klein von Geſtalt, gelblicht im Geſichte, wie wenn die Leber eine Rolle ſpielte in ſeinem Leibe; darum ſchien er auch geeigneter zu ſchelten als zu koſen, zu befehlen als zu bitten, zu ſtrafen als zu verzeihen; auch ſchien dieſes Geſicht, ſo weit das eigenthümliche Kirchenlicht es erkennen ließ, eines von denen zu ſein, auf denen die Zahl der Jahre nicht aufgezeichnet iſt, die jung alt ſcheinen und mit dem Alter jünger werden, wenn der Eifer ſie nicht vor der Zeit verzehrt.

Es war auf einmal ſtille geworden in der Kirche, und mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit horchte man des beginnenden Wortes.

Da erzählte Burgſtaller kurz flüchtig die Geſchichte der keuſchen Judith und ging dann raſch, wie man etwa bei uns ſagen würde: „A propos, von der Judith, wißt ihr, was ich euch von der Keuſchheit ſagen will?“ zu der letztern über. Er redete von den Gefahren, die der Keuſchheit drohen, ihrem Werthe und den Mitteln ſie zu bewahren; es war die Standeslehre für die Töchter, es war die Predigt, welche in den zu Surſee ein halbes Jahr vorher gehaltenen und von radikaler Seite herausgegebenen Predigten, Seite 130, verzeichnet ſteht, und doch war ſie es wieder nicht. Entweder war Burgſtaller in einem halben Jahre aus einem Stümper ein Meiſter geworden, oder aber jene Predigt iſt nur eine ſtümperhafte Nachſchreibung einzelner Phraſen, aneinandergeſtüpft ſo gut wie möglich. Die Predigt, welche ich hörte, war eine Meiſterpredigt, dauerte $2^1/_2$ Stunden am heißen Nachmittage, und trotz einem Laufe von 6 Stunden ſchläferte es mich nicht und Niemand ſchlief, ſo weit ich ſehen mochte. Und doch brauchte der Prediger keine Künſte, er heizte weder die Hölle noch öffnete er den Himmel, er ſodete nicht im Thränenloch, er grub nicht Gräber, er focht weder mit ſchrecklichen noch mit rührſamen Geberden; er peitſchte die Menge mit der Geiſel der Wahrheit. Vom reformirten Standpunkte aus war mir Manches ärgerlich, er läſterte z. B. die Reformatoren, jedoch ohne ſie zu nennen, er ſetzte die Eheloſigkeit weit über die Ehe u. ſ. w.; für ein gebildetes, beleſenes Publikum hätte ich die ganze Ausdrucksweiſe unmanierlich und unpaſſend gefunden. Ein gläubiger Katholik aber konnte an der ganzen Rede kein Wort ausſetzen, ein leichtfertiger, ſinnlicher Städter oder Schweinehändler konnte wohl ſagen: „das ſind harte Worte, wer mag ſie hören!“ ein Lutherer aber konnte ſich an keinem Worte ärgern, er redete, wie dieſes Publikum ihn verſtehen konnte, ſo daß es ſeine Worte, wenn auch nicht verſtand, doch fühlen mußte. Er ging in alle Lebensverhältniſſe ein und beſchmutzte ſich doch nicht, er redete z. B. vom Kiltgang, wie ich nie geglaubt, daß von einer Kanzel herab davon geredet werden könnte, und doch ärgerte man ſich über die Wahrheit nicht. Er redete nicht blos von äußern Werken, ſondern von innern Zuſtänden, nicht vom Gutmachen durch Buße, ſondern von den lebenslänglichen Folgen einer ſchlecht verbrachten Jugend, wie z. B. aus einem im Kothe zertretenen Hudel der liebe Gott kein reines weißes Kleid mache, eben ſo wenig werde aus einer verbuhlten Jungfrau ein wirklich gottesfürchtiges Weib, eine fromme, brave Mutter. Er ſchmetterte die bitterſten Wahrheiten in verwöhnte Ohren, aber er konnte ſagen: habe ich Unrecht, ſo beweiſe es; er ſagte z. B.: „Was ihr beichten ſolltet, das beichtet ihr nicht, was ihr aber nicht zu beichten braucht, das beichtet ihr!“ Er ließ ſich wohl zuweilen von der Heftigkeit fortreißen, ſagte z. B. einmal: „Geht zum Teufel!“ dann aber faßte er ſich und ſagte: „d. h. — —“

Burgſtaller redete nicht wie man es gewöhnlich von chriſtlichen Predigern erwartet, er redete wie ein Landvogt, wie ein erzürnter Oberherr, ſeine Predigt war, wie ſchon geſagt, die Peitſche, die er über der verirrten Heerde ſchwang. Der Eindruck derſelben war auch unverkennbar, nicht daß ich weinen ſah, aber auf gar manchem Geſichte verwandelte ſich das anfängliche Lächeln in ſtarren Ernſt, die Züge wurden unbeweglich, ſichtbarlich faſt ſtieg ein Schreck in die Herzen nieder, den ſie auf keine Weiſe zu bewältigen wußten.

Als die Angſt der Sünde auf den Geſichtern lag und die Frage: Herr, was ſollen wir thun, daß wir ſelig werden? auf ſo manchem Munde, da begann der Prediger und ſagte: „Hört, Mädchen, ich will Euch was erzählen.“ Und nun erzählte er, wie vergangenen Sommer, ohne der Jeſuiten Wiſſen, Mädchen im Zugergebiet freiwillig einen Bund gemacht, keine Kilter zu haben, keine nächtlichen Zuſammenkünfte, Nachts nirgends hin zu ſchwärmen u. ſ. w. Das hätten ſie vernommen und es für Pflicht gehalten, ſolches ſchöne Beginnen weiter zu erzählen und dazu aufzumuntern. So ſei der Tugendbund entſtanden, der bereits bei 3000 Mädchen zähle, und er dächte, im Luthernthale werden auch Mädchen ſein, die ihm anzugehören gedächten. „Mädchen,“ ſagte er, „man erzählt da von ſchrecklichem Eide, der beim Eintritte abgefordert werde. Es iſt nicht wahr. Was im Tugendbunde verſprochen wird, das iſt ſchon im Taufgelübde verſprochen, und wer dieſes nicht hält, wird meineidig, wird verdammt, er ſei im Tugendbunde oder nicht!“

Tiefen Eindruck ſah ich, den Erfolg weiß ich nicht, aber wie verſtrupfte Hühner ſchlichen Mädchen und Weiber nach Hauſe. Fröhliches Gerede ſah ich nirgends.

Mir wiſchte der mächtige Pfarrer wieder einen tüchtigen naſſen Segen aus und zu gleicher Zeit erhielt ich von hinten einen harten Mupf. Erſchrocken fuhr ich zur Seite, da ſah ich zu meinem Troſte, daß er von keinem Bauer kam, ſondern von einem geiſtlichen Herrn, der an der Spitze der übrigen geiſtlichen Herren von der Vorlaube kam, wo ſie die Predigt angehört hatten. Ich habe Urſache zu ſtarkem Verdacht, daß des Pfarrers Köchin die Anweſenheit eines verdächtigen Herrn im Wirthshauſe vernommen, der bald kühere, bald baure, von dem man trotz aller Mühe nichts ergründen könne, als daß er ein Berner ſei, und daß ein im Bernbiet wohlbekannter Schweinehändler, mit dem ich übrigens mehr als hundert Mal zuſammengetroffen, expreß Inſpektion gehalten, aber nicht wiſſe, wer ich ſei. Dann habe ich Urſache zu ſtarkem Verdacht, daß die Herren mich für einen Zeitungsſpion gehalten, der ſie an die Schandblätter von Aargau, Luzern oder Solothurn, wie Burgſtaller zu mehreren Malen ſich ausdrückte, verrathen wolle, daher wahrſcheinlich auch der vaterländiſch ſtarke Mupf eine Bezahlung zum Voraus auf Abſchlag. Daß ſie gar in den Kalender kommen könnten, dachten aber doch die guten Herren nicht, dachten nicht daran, daß ich nicht aus Spott, ſondern in ſchwerem Ernſte gekommen, und nicht ſpottend, ſondern in noch viel ſchwererem Ernſte ging.

Viel gewaltiger und darum viel gefährlicher als ich gedacht, fand ich die Jeſuiten, um ſo ſchmerzlicher bedauerte ich, daß im verletzten katholiſchen Bewußtſein die Kirchenfürſten einen Grund fanden, die jeſuitiſche Miliz auf Luzern loszulaſſen.

Schon lange ſchien es mir, als ob man in katholiſchen Ländern katholiſcher würde, als man vor zehn Jahren geweſen war; daß die katholiſche Kirche mit Macht allenthalben Boden gewinne, wo reformirte Regierungen leichtfertig oder abſichtlich ihre Kirchen durch Sekten zerſetzen ließen, iſt eine Thatſache; der Kanton Luzern ſchien mir unendlich katholiſcher, als man mir an einigen Beſenbindern, Erdäpfelbettlern, einigen Schreibern oder Rednern beweiſen wollte, viel katholiſcher, als ich mir ihn dachte.

Viel gewaltiger erſchienen mir die Jeſuiten ihren Feinden gegenüber aus folgendem Grunde hauptſächlich:

Von jeher erregte beim ſinnlichen Volke nichts größere Bewunderung und machte tiefern Eindruck, als ſittliche Strenge, ein ſinnlichen Genüſſen entſagendes Leben, beides bei der Obrigkeit und bei der Geiſtlichkeit. Daher Bruder Klaus' unſterblicher Ruhm, daher die Gewalt über die Gemüther, welche zu Zeiten die Geiſtlichkeit übte. Das wiſſen die Jeſuiten und benutzen es; ihr Leben ſtimmt mit ihrer Lehre zuſammen, und daß dies ſeinen tiefen Eindruck nicht verfehlt, das habe ich mit eigenen Ohren gehört, und zwar aus einem Munde, der mit großem Widerſtreben vom empfangenen Eindruck Zeugniß gab. Wenn man neben dieſes Leben das zuchtloſe, leichtfertige Kneipenleben vieler ihrer Gegner ſtellt, ſo iſt man außer allem Zweifel, wohin die Herzen eben des ſogenannten rohen Haufens ſich neigen müſſen. Dazu kommt dann noch die ſchlagende Kraft von Burgſtallers Reden, die dem Volke durch Mark und Bein gehen, deren Wahrheit in ſittlicher Beziehung in die Augen ſpringt, während das öde, hohle Zeitungsgeſchwätz ihrer heftigſten Gegner wenig Seelen bewegt und oft nichts iſt, als Dummheit oder Lüge. An ſelbem Tage noch fiel mir ein ſolch gegneriſches Blatt in die Hände, in welchem aus dem berneriſchen Anzeiger die zum Ausleihen angebotenen Summen verzeichnet ſtanden, und dann dem luzerniſchen Volke geſagt wurde: „Jä gäll, wenn hier auch ſo Geld wäre, aber ſo Geld iſt im Kanton Luzern nicht, und das haſt du deiner Regierung und den Pfaffen zu verdanken.“

Nun war die Regierung, welche ſchuld am Geldmangel ſein ſollte, ein halbes Jahr im Amte; konnte ihr daher ein größerer Unſinn aufgebürdet werden, als die Schuld an ſolchem Geldmangel, der ja weit eher dem früheren Regimente zufiel? Mußte auch nicht dem einfältigſten Saumutterli einfallen, daß Lüderlichkeit vielleicht mehr als Pfaffen am Geldmangel ſchuld ſei? da es reich geweſene Pfaffenfeinde am Verhudeln ſah und Pfaffenfreunde reich, denn die Einen waren lüderlich, die Andern fleißig.

Er fand ſie aber auch viel gefährlicher als er dachte. Daß einige Zuger Mädchen ſo von ungefähr den Tugendbund geſtiftet, das glaube wer will, und wenn vielleicht auch irgendwie eine Verabredung unter ihnen ſtattfand, ſo dachten ſie doch nicht von ferne daran, was in der Hand der Jeſuiten daraus wurde und noch werden kann.

Während der Radikalismus uns eine Art öffentlichen Lebens pflanzte in Wirthshäuſern, Kneipen, Zeitungen, nehmen die Jeſuiten des verwahrloſeten häuslichen Lebens ſich an; während die erſtern die Männer verlocken, erbauen die andern die Weiber; während die erſtern ihre Macht in papiernen Verfaſſungen ſuchen, ſuchen ſie die Andern in häuslichen Einrichtungen; während jene Männer und Jünglinge an ſich ziehen, feſſeln dieſe die Jungfrauen, welche zu freien ſind, welche einſt Hausmütter werden. Was das Weib für eine Macht hat als Jungfrau über den Jüngling, als Mutter über die Kinder und dadurch auf's öffentliche Leben, iſt bekannt. Ich möchte nun fragen, ob dieſer Verein in Jeſuiten-Händen nicht die großartigſte Gefahr iſt, welche man ſich denken kann? In reformirten Landen möchte er vielleicht eine vorübergehende Erſcheinung ſein, wie ſo viele Vereine es ſind; in katholiſchen Ländern liegt ſeine Erhaltung in den Händen der Geiſtlichkeit durch die Beichte, durch die Beichte ſind die Jungfrauen, welche einmal in den Verein getreten, darin auch feſtzuhalten bis in den Tod. Was in der Beichte verhandelt wurde, das Alles hörten meine uneingeweihten Ohren nicht.

Ein ſolcher Feind muß viel ernſthafter behandelt werden als es geſchehen iſt; die bisherige Kampfesweiſe dagegen iſt nichts als radikale Lüderlichkeit. An dieſer Lüderlichkeit wird freilich der Radikalismus zu Grunde gehen. Aber wie das Aas die Raubthiere, wird er die Jeſuiten, die häßlichen Feinde eines ſchönen, freundlichen Chriſtenthums, einer freien, vaterländiſchen Entwickelung in unſerm Vaterlande, feſtigen und haushäblich machen, auch wenn ſie zeitweiſe mit Gewalt ausgetrieben würden leiblich.

Recht traurig verließ ich den ſchönen Kanton, dem die Gefahr ſo nahe liegt, die Beute dieſer päpſtlichen Miliz zu werden; dem die Gefahr herbeigezogen wurde durch die, welche ſich des Volkes Freunde nannten, und doch des Volkes Heiligſtes, ſein religiöſes Bewußtſein, ängſtigten, bis es um Hülfe ſchrie.

Ich ſann um Rath und fand keinen als den: man nehme den Jeſuiten die Waffen aus der Hand, mache ſie überflüſſig, d. h. Obrigkeit und Geiſtlichkeit erbaue das Volk durch ein reines, frommes Leben, und wie ſie leben, ſollen ſie auch reden in Kirchen und Rathsſälen; das Glück des Hauſes, das Heil der Seelen ſei ihr deutliches Augenmerk, der Bund der Jungfrauen werde zum vaterländiſchen Kleinod, gepflegt und gehütet von vaterländiſcher Obrigkeit und Geiſtlichkeit, dann bedarf es keiner fremden Hirten und Pfleger mehr.

Die ganze Eidgenoſſenſchaft aber mache es ſich zur heiligen Pflicht, das religiöſe Bewußtſein zu ehren und zu pflegen, wie es ſich in der reformirten und katholiſchen Kirche ausſpricht, und hüte ſich vor der infamen, perfiden Intoleranz, welche unter dem Scheine von Glaubensfreiheit um politiſcher oder lüderlicher Zwecke willen die Kirchen des Landes untergräbt, höhnt, ängſtigt. Dann werden die Jeſuiten überflüſſig, ohnmächtig, werden wieder zerſtieben, wie die Koſaken es thun, wenn ſie auf einen Feind treffen, der Stand hält und übermächtig iſt.

Dem Feinde habe ich in die Augen geſehen und in ſein Lager. Wer dieſes auch gethan hat, urtheile, ob ich Recht oder Unrecht habe.

Troſt.

Das Leben, wo das Höchſte neben dem Niedrigſten ſteht, das Lächerlichſte neben dem Ergreifendſten, hat ſich wohl ſelten in einen engeren Spiegel zuſammengedrängt, als im Jahre 1798 auf dem Schlachtfelde zu Fraubrunnen.

Der Landſturm war ergangen. Der Landſturm war ein fürchterliches Wort, er wühlte das Land auf, wie ein Sturm die Blätter. Landſturm war vielleicht nie ergangen im Bernbiet, höchſtens theilweiſe im Bauernkriege, aber es war das fürchterliche Wort, deſſen Bedeutung um ſo fürchterlicher ward, je länger man keinen Landſturm ſah. In den Vorſtellungen der Seele ſtanden Landſturm und jüngſtes Gericht, das Knallen der Böller auf den Hügeln und die letzten Poſaunen, nahe beiſammen, und man wußte nichts Anderes, als daß, wer Hände und Füße habe, dem eingebrochenen Feinde zuſtürzen, Gut und Blut einſetzen müſſe.

Darum waffneten ſich alte Mütterlein, die kaum mehr Kraft hatten, zur Kirche zu gehen, und hyſteten und herzeten, betend und jammernd, dem Landſturm nach. Es dachte Keine, was ſie verrichten könnte, ſondern nur, daß, wenn der Landſturm ergehe, Alles laufen müſſe, was Hände und Füße und einen guten Blutstropfen hätte. So ſank z. B. ungefäh drei Stunden von Fraubrunnen ein altes Mütterli an de Weges Rand und ſagte: wäger, wäger möge ſie nicht weiter und wenn es das Leben koſten ſollte, und huſtete dazu, daß es ein Jammer war. Sie war über 70 Jahre alt, hatte ein kleines Miſtgäbeli in der Hand, wäre aber kaum im Stande mehr geweſen, damit eine Scholle Miſt anzuſtechen, geſchweige denn einen franzöſiſchen Huſaren.

Ein anderes dieſer Mütterlein brachte es glücklich bis gegen Fraubrunnen hin. Als aber das Schießen recht anging, und die Huſaren wie Ung'hürer über's Feld flogen und niedermachten die Menſchen, wie Schnitter das Korn, da ward es ihm enge um's Herz, es gruſete ihm dabei zu ſein, ſo wüſt hatte es ſein Lebtag nicht thun ſehen. Es machte ſich ſäferli rückwärts, es wußte nicht wie, und ſeine Beine wurden immer gleitiger, es wußte nicht warum. Da hörte es plötzlich Etwas hinter ſich, es wandte ſich um, es kam hinter ihm her ſchnaubend und ſchrecklich ein Soldat mit bloßem Säbel ſo ſchnell er konnte. Da erſchrak das Mütterli zum Tode, raffte den Reſt ſeiner Kräfte zuſammen und lief noch ſtärker. Aber je ſtärker es laufen mochte, um ſo näher ſchnaubte der grimmige Feind, jeden Augenblick glaubte es das kalte Eiſen im Rücken zu fühlen, es empfahl ſeine Seele Gott; es wollte noch ſtärker laufen, aber es war am Zuſammenſinken; da tönte hinter ihm eine Stimme, wie die Stimme eines Engels vom Himmel, aber etwas weinerlich, und ſo wie man ſonſt redete um Burdlef ume: „Traueli, förcht di nit u lauf nit ſo, mir gange ja d'r glych Weg!“ Da ſtand das Mütterli ſtill, aber lange konnte es nicht faſſen, daß das kein Engel vom Himmel, ſondern ein ehrbarer Berner Officier ſei, der mit blankem Säbel ſich den Weg nach Hauſe bahnte, und eben nicht meinte, daß die Franzoſen alle eines Tages gefreſſen ſein müßten. Friedlich zottelten nun die Beiden heim und tröſteten einander.

Wer lügt am beſten.

Es ſaßen vier Kameraden beiſammen und kamen tief in's Reden hinein, und viele Leute, wenn ſie in's Reden hineinkommen, ſo kommen ſie auch in's Rühmen hinein, und Jeder wollte das Beſte beſitzen, das Merkwürdigſte erfahren haben. Und wenn Einer Etwas erzählt hatte, ſo wußte ein Anderer etwas noch viel Merkwürdigeres. So erzählte Sami: ſeines Vaters Haus liege hoch auf einem Berge, da gehe die Luft ſo fürchterlich, wie an keinem andern Orte. Hinter dem Hauſe da hätten ſie einen großen Miſthaufen und der ſei gewöhnlich viereckig wie an andern Orten; aber an einem Morgen, wo es durch die Nacht gar gruſam geluftet hatte, ſei er ganz rund geweſen, von allen vier Ecken hätte man gar keine Spur geſehen.

Das ſei gar nichts, ſagte Chriſtoph, er hätte eine noch ganz andere Luft geſehen. Sein Kamin in der Stube habe immer geraucht, weil es nicht Zug genug gehabt hätte, und Niemand hätte ihm dieſen Zug geben können. Endlich hätte er von Einem vernommen, der könne es, und er habe ihn beſchieden um viel Geld; und der nun habe einen Zug gemacht. Mit ſeinem vierjährigen Buben ſei er in die Stube gegangen, wo das Kamin geweſen, und ſo wie er in die Thür getreten, hätte der Zug ihm den Buben von der Hand weggeriſſen, und wie der Wind durch die ganze Stube und im Hui das Kamin auf; wenn er ihn nicht noch ſchnell bei einem Bein hätte ergreifen können, ſo wüßte Gott, wo der Zug den Buben hingetragen hätte durch die Luft.

Der Dritte, der in der Geſchwindigkeit nichts von Luſt wußte, ſagte: das Alles ſei nichts. Aber er hätte einen Vater gehabt, der ſei der geſchickteſte Viehärzt geweſen, wo ſie geweſen. Einmal ſei aus England ein Engländer expreß zu ſeinem Vater gekommen mit einem prächtigen Windhund. Dem ſei in einer Fuchſenfalle das Bein abgeklemmt worden, und der Engländer habe es in einem Papier mitgebracht aus England, damit ſein Vater es wieder anheile. Als er zu ſeinem Vater gekommen, habe er das Bein abgelegt vor dem Hauſe, während ſein Vater den Hund beſichtigt. Da ſei ſchnell eine Krähe gekommen, und hätte das Bein fortgetragen, man wiſſe nicht wohin. Aber ſein Vater ſei nicht in Verlegenheit geweſen, er hätte dem Hund die drei andern Beine auch abgenommen, und aus dem Windhund den ſchönſten Dachshund gemacht. Und der Engländer ſei ganz entzückt geweſen und hätte ſeinen Vater königlich belohnt, und ſei auf der Stelle nach England mit ſeinem Dachshund gegen die Dachſe verreiſet.

Der Vierte wußte nichts von ſeinem Vater; aber das Alles ſei nichts, ſagte er, gegen ſeine Frau. Die möge Keiner in vielen Dingen; aber im Klavierſpielen da wollte er mit ihr ausbieten zu Stadt und Land. Am letzten Neujahr habe ſie auf dem Klavier ein Gewitter geſpielt nach dem Mittageſſen, und als man zum z'Abetrinke habe Nidle (Sahne) holen wollen im Keller, da ſei Milch und Nidle geſauert geweſen ob dem Gewitter, das ſeine Frau geſpielt, und als man darauf nachgeſehen, ſei auch ganz friſches Bier ſauer geworden. Alle Leute hätten geſagt, ſo was ſei noch nie erlebt worden.

Nun, wer log am beſten?

REGIA

Druck der Philipp Reclam'ſchen Officin in Leipzig.

Erzählungen und Bilder

aus dem

Volksleben der Schweiz

von

Jeremias Gotthelf.

Dritter Band.

Berlin, 1852.
Verlag von Julius Springer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt

des dritten Bandes.

Seite.

Der Beſuch auf dem Lande 1

Segen und Unſegen 67

Ein deutſcher Flüchtling 103

Wurſt wider Wurſt 145

Wahlängſten und Nöthen des Herrn Böhneler 171

Sage vom Meyer auf der Mutte 223

Das Erdbeeri Mareili 247

Die Wege Gottes und der Menſchen Gedanken 301

Der Beſenbinder von Rychiswyl 341

* * *

Der Beſuch auf dem Lande.

(Die Erzählung erſchien zuerſt in den Elſäſſiſchen Neujahrsblättern:
Jahrgang 1847.)

Es dämmerte auf Erden, am Himmel ſchwand ein Sternlein nach dem andern; zu ſumſen und zu ſurren begann es in einem langen und ſchönen Gebäude, wie in einem Bienenſtocke, der ſtoßen will. Grüne Männer traten in den grauen, weiten Hof, der vor dem Gebäude lag und durch ein Gitter nach Außen verſchloſſen war. Es war kein ſchläferiges, langſames Kommen, Einer nach dem Anderen, wo Keiner begehrt der Erſte zu ſein, Jeder augenſcheinlich die verſäumte Minute für gewonnen zählt; es war ein raſches Rennen, wo Jeder vor dem Andern ſein wollte; es wollten die grünen Männer auch nicht zum Exerciren gehen, es war der Morgen, wo eine in Garniſon geſtandene Scharfſchützen-Kompagnie nach Hauſe ziehen konnte. Geſchäftig ſchoſſen die Unteroffiziere herum, hatten aber nicht viel zu thun; denn diesmal ſtund jeder recht und hatte Alles in Ordnung. Fourier und Feldwebel ſchwitzten freilich, was aber auch ganz natürlich iſt, wenn Alles auf ihnen liegt, was Andere beſchicken ſollten. Die Offiziere fanden ſich ein nach und nach; ſelbſt der Hauptmann kam diesmal beinahe zu rechter Zeit. Indeſſen war die Kompagnie bereits in Reihe.

Trompeter und Horniſten ſtunden an ihren Plätzen, hatten die Lippen genetzt und ſpitzten aufs Kommando. Als flüchtig der Hauptmann das Seine gethan, zog er den Degen, kommandirte und noch war das „Marſch“ nicht ganz in der Luft, als das luſtige Blaſen ertönte, die Kompagnie lebendig ward, wie eine grüne Schlange aus dem Hofe, aus dem Gitter brach, ins Freie ſich wand. Wie ſo munter die Trompeten ſchmettern, ſo luſtig die Hörner blaſen, die Füße ſo raſch ſich heben, als gings zum Tanze, wenn Schützen ins Weite ziehen, ſei es zum blutigen Treffen, ſei es zu fröhlichem Waffenſpiel! Aber wie luſtig müſſen die Herzen ſchlagen, wenn zur friedlichen Heimkehr die Hörner blaſen, zum fröhlichen Wiederſehen, wo Vater und Mutter in des Hauſes Ecke ſtehen, den ganzen lieben, langen Tag nach dem Sohne ſich umſehen, oder ein treues Weibchen emſig auf den Beinen iſt, aufs Beſte alles beſchickt, zum Empfang des Vaters die Kinder ſchmückt, Kind um Kind ausſchickt, wie Noah Vogel um Vogel, zum Ausguck nach dem Vater? Oder ein lieb Schätzchen aus allen Fenſtern ſieht, verſtohlen, wie es meint, daß es Niemand merken ſollte, und lauter das Herz ihm pocht, wenn draußen es klopft, und immer mächtiger die Thränen in die Augen ſchießen, wenn es nicht der Schütze iſt, ſondern ein Anderer, und endlich die Thränen zum Weinen werden, wie einzelne Tropfen meiſt in Regen übergehen, wenn der Abend kömmt, aber kein Schütze?

Wie raſch muß der Marſch nicht ſein, wie hoch müſſen nicht die Herzen ſchlagen, wenn vor der Seele der Heimziehenden ſolche Bilder ſchweben, immer heller, immer lockender und näher die Heimat kommt, ſichtbar die Hügel werden, an deren Fuß ihr Dörfchen liegt, die Wälder ſich zeigen, an deren Rand ihr Häuschen ſteht, und wenn endlich „Auseinander“, „Marſch“ der Hauptmann kommandirt; ſollte es da nicht ſein, als ob die müden Beine zu raſchen Flügeln würden?

Doch warum nun im grünen Zuge düſtere Geſichter, unſichere Schritte, dumpfe Flüche, wildes Thun? Ja froſtig, ſchauerlich weht es durch manche Seele; es hat ſich der

Garniſonsrauſch geſetzt, ein düſterer Nebel über ſchwarzem See. Der ſchwarze See iſt das Gewiſſen, und wie über Seen Winde wehen, ſchauert es ebenfalls fröſtelnd vom Gewiſſen her. Die Garniſonstage ſtehen auf, gleich Todten aus den Gräbern, ſchwanken geſpenſtig vor der Seele, zeigen das Geld, welches man nicht mehr hat, auch Schulden, welche man gemacht, zeigen einen wüſten, dunkeln Keim, aus welchem, wie ſie oft gehört, die Menſchen wachſen ſollen, welche ein Ende nehmen mit Schrecken. Dieſer Keim kam ihnen ins Herz, wie ein Splitter in die Hand, ſie merkten es nicht, ſehen es jetzt. Wo über des Gewiſſens ſchwarze Gewäſſer eiſige Garniſonswinde wehten, und namentlich zum erſten Male, da klangen die Hörner anders wie ſonſt, nicht wie ein fröhlich Rufen zum muntern Schwertertanz oder zu den Spielen der Liebe; ſondern dumpfverhüllt wie Grabesgeläute, wie ein Rufen vor Gericht. Wem ſo die Hörner hornen, der kürzt den Schritt, kömmt vorwärts wie ein Schiff, welchem Wind und Wellen entgegenſtrömen, während Andere das Sehnen der Liebe vorwärts zieht, zu raſchem Gange ſie beflügelt. Denn Solche, welche nach Vater und Mutter verlangen, nach dem lieben Weibchen ſich ſehnen, die bewahrte Treue zum Schätzchen treibt, welche keine Schulden quälen, die den treuen Menſchen unvergiftet heimbringen, gibt es Gottlob immer noch. Daher marſchirt es ſich ſo ungleich an ſolchen Morgen; daher iſt ſo ſchwer, eine Kompagnie zuſammen zu halten. Während die Einen den Sturmſchritt anſchlagen, ſtolpern die Andern einher wie alte Karrgäule: indem die Einen jede Raſt verſchmähen, bleiben die Anderen in jeder Kneipe ſitzen.

Unter der ausziehenden Kompagnie repräſentirten ihrer zwei dieſe widerſtrebenden Richtungen ganz abſonderlich, und doch war keiner von ihnen in irgend einem der gedachten Fälle; es waren ein Unterlieutenant und ein Corporal. Jacobli Eſau hieß der erſte, des großen Herrn Eſau's Sohn;

der Andere ward Sämeli genannt, war Sime Sämelis, eines reichen Bauern Einziggeborner, hieß bei Hauſe Sime Sämelis Sämeli. Herr Eſau und Sime Sämeli waren nicht weit von einander aufgewachſen, und wenn auch nicht befreundet, ſo doch wohl bekannt. — Aber während Sime Sämeli auf ſeinem Hofe blieb, war Herr Eſau, welcher keinen Hof beſaß, in die Stadt gezogen, glänzte dort durch ſeine Talente, hatte ſich der jungen Ariſtokratie angereiht. So waren ſie äußerlich auseinander gekommen, während ſie übrigens auch innerlich durchaus verſchieden waren. Sime Sämeli war eine feſte Eiche: trotzig, ſteif, ſpröde, die im Sturme bricht; Eſau eine Weide, welche das Sumpfland liebt, dann raſch aufſchießt, doch nicht hoch, welcher aber Wind und Sturm nichts thun; denn bekanntlich geben Weiden nach und beugen ſich links und rechts mit gleicher Leichtigkeit und gleich tief, eben je nachdem der Wind geht ſtärker oder ſchwächer. Indeſſen, waren ſie in etwelchem Verkehr geblieben, welcher an Leben gewann, als Beider Söhne in der gleichen Kompagnie ſich fanden, der Eine als Lieutenant, der Andere als Corporal. Wären jedoch nicht die Schnüre und Epauletten geweſen, ſo hätte man ihr Verhältniß eher umgekehrt geglaubt, denn offenbar hatte Jacobli, Herrn Eſau's Sohn, viel mehr Reſpekt vor Sämeli, Sime Sämeli's Sohn, als derſelbe vor ihm. Das hatte aber ſeinen natürlichen Grund. Sime Sämelis Sämeli hatte einen Hof zu erben und viel Geld im Sack, Jacob nichts als ein mager Pöſtlein, freilich Hoffnungen auf den Kredit des Vaters, aber was ſind Hoffnungen, wenn man kein Geld hat und der Vater nicht viel? Zu dieſem natürlichen Grund zum Reſpekt kam ein noch viel natürlicherer.

Sime Sämelis Sämeli hatte zwei Schweſtern, welche hübſch ſein ſollten, jedenfalls reich wurden, und dieſe hatte der Jacobli, der Lieutenant, im Auge und äſtimirte einſtweilen den Bruder um der Schweſtern willen ſehr. Eine gute Parthie, das Wort hat Klang, wird einſtweilen nicht aus der Mode kommen, und beſonders bei denen, welche magere Pöſtlein haben, lockern Kredit, daneben kein Geld aber grauſam viel Wünſche und Bedürfniſſe, Sehnſuchten von allen Sorten.

Nun war es Herrn Eſau's Jacobli gelungen, eine Einladung von Sime Sämelis Sohn zu bekommen. Sie war Sime Sämelis Sämeli nur entronnen, er wußte, wie lieb ſeine Mutter ſolche Beſuche hatte und wie grob ſein Vater jedem Herrn, und namentlich einem neuen, einbrockte, wenn er einen vor den Mund kriegte. Jacobli, Eſau's Sohn, war dagegen ganz glücklich, er hoffte faſt zweifelsohne auf reiche Eroberung. Er ſtrebte daher ungeheuer vorwärts, machte raſende Fortſchritte, während ſein Corporal, wenn nicht an jedem Zaunſtecken, ſo doch in jeder Kneipe hängen blieb, daß Jacobli faſt irre an ihm geworden, ihn für einen Finſterling und Jeſuiten gehalten hätte.

Indeſſen half alles Hindern und Hemmen nichts, endlich kam man doch an den Ort, wo die Kompagnie entlaſſen werden mußte, Jeder heimwandern konnte.

Züſiwyl, in deſſen Nähe Sime Sämelis Hof ſtand, war von dort noch eine Stunde entfernt, und der Corporal hatte durch den Müller ſagen laſſen, daß man ihm dorthin das Fuhrwerk ſende. Aber es war kein Fuhrwerk da, was einige Mißſtimmung in die Gemüther brachte, beſonders bei Jacobli, dem Lieutenant, der ſeine ſchönſten Stiefelchen (er hatte nämlich zwei ganze Paare) d. h. die engſten, angeriſſen hatte. Sämeli brummte etwas von pflügen und wie das nicht zu verſäumen ſei. Perſche (per se)! ſagte Jacobli, akurat, wie viele Gelehrte es machen, wenn ihnen was vordemonſtrirt wird, an dem ſie auch nicht das Düpflein begreifen.

Züſiwyl lag nicht romantiſch, die Landſchaft war nicht belebt, die Gebirge ſah man nicht, die Bäche murmelten nicht, plätſcherten nicht; mißmuthig, faſt wie ſchwermüthig, ſchlichen ſie durch die Ebene, aber die Matten waren feucht, die Wälder ſchön, der Boden gut, der Landmann reich, der auf dem Boden ſaß. Es war eine wahre Seufzerſtunde, welche der arme Lieutenant durchhumpelte, und als endlich Sämeli ſagte: ſeht dort in den Bäumen das Haus, das iſt das unſere! war es Jacobli wie einem Miſſethäter, dem die Spießruthen geſchenkt werden. Der arme Jacobli wußte nicht, was man Angeſichts des Ufers noch Alles erleben kann. Das Haus war weder ein ſchönes noch ein neues. Das Strohdach lag wie eine altersgraue Nachthaube über demſelben bis auf die Fenſter herab. Neben demſelben ſtand ein ſogenannter Stock mit angebautem Schopf und bildete mit dem Hauſe eine Art von Hof, in welchem gar mancherlei lag oder ſtand, beides wie es ſich eben ſchickte. Seitwärts ſtand der mächtige Düngerhaufe mitten im Waſſer, faſt wie ein umfloſſenes Schloß. Vom Waſſer wußte man aber nicht, war es eine ſimple Jauchepfütze, war es ein Teich, oder gar eine Art von Badeanſtalt, ein Schlammbad oder eine Gelegenheit, wo der Bauer und die Bäurin ſich im Schwimmen übten. Jacobli vergaß faſt, was er eben unter der Preſſe hatte, ſeine armen Füße, hielt ſcharfen Ausguck, ob an keiner Ecke ein Mädchen ſtehe oder eine ſchöne Jungfrau beim Brunnen, um dem Ankömmling und dem Kameel, welches er mit ſich führte, den Durſt zu löſchen.

Aber keine Rebecka war zu ſehen. Wohl war durſtiges Vieh beim ſprudelnden Brunnen, aber es bedurfte keiner freundlichen Mittlerin, ſondern ſoff ſelbſt nach Herzensluſt und machte es ſich ſonſt behaglich, während drinnen der Melker mit friſchem Stroh reinliche Lager bettete. Plötzlich entſtand, man wußte nicht wie und woher und ergründete es nie, eine ſchöne Bewegung unter dem ſaufenden Vieh, die Kälber ſchlugen hinten aus, die Kühe ſtießen und ſprangen, die Wehre fiel, luſtig brach der Haufe ins Freie, bockend die Kälber, kühn hochauf Kopf und Schwanz die Kühe, rannten ohne Rückſichten durchs ungemähte Gras, in großer Noth ſtanden die Bohnen, um den Kabis (Kohl) hätte kein vernünftiger Menſch mehr einen Kreuzer gegeben. Eine einzige Kuh blieb kaltblütig am Brunnen ſtehn, ſchaute mitleidig in die Bewegung hinein; ſie mochte früher wohl auch mitgemacht, aber den Ausgang zu klar erfahren haben, um ferner mitzumachen.

Wehret, wehret, ward gerufen und plötzlich ward es lebendig ums Haus. Aus allen Löchern ſtürzte Mannſchaft und Weibervolk. Zu ſtumpfen Beſen griff das Letztere und ſchrie ſo mörderlich als möglich; zu Stecken, Geißeln, Gabeln die Mannſchaft, und ſandte grimmige Donnerwetter vor ſich her, ehe ſie ſich ſtürzte ins Gemenge. Während die Einen ſich verſtellten, begannen die Andern ein wild verwegen Jagen. Unter der Küchenthüre ſtand die Bäurin, Frau Sime Sämelene, mit aufgehobenen Händen und kommandirte ſchrecklich die Völker: Peter, der Kabis, der Kabis, wehr, wehr; Hans, du Gſtabi, ſpring, ſiehſt den Kleb beim Mohn; Menſch, Marei, du faul Thier, rühr dich, ſiehſt die Bohnen nicht, du Blindſchleiche, was du biſt. Den Melker ſollte man abſchlagen wie einen Hund, aber wart der nur, was zu Schanden geht, wird ihm am Lohn abgezogen. Der arme Melker ſollte an einem Ereigniß ſchuld ſein, welches in der Reihe der Dinge und von wegen des entſchiedenen Fortſchritts zur Nothwendigkeit geworden war? Ein ſchlank ſchön Mädchen hatte, wie eine Henne zu den Küchlein, zu Blumenſtöcken ſich geſtellt, ein anderes kleineres aber runderes hatte ein Kalb erhaſcht, nun zerrten ſie aneinander, zweifelhaft, wer dem Zuge des Anderen werde folgen müſſen. Zwei Mägde rannten mit aufgehobenen Beſen ſchrecklich herum, doch eigentlich mehr unter den Knechten als unter den Kühen. Der Melker repräſentirte die Beſonnenheit, er ſprang nicht, ſondern ſtand bloß vor das Dach hinaus, rief: Ho, ho, ſä, ſä, ſtreckte die Hand aus, gefüllt mit Salz, und wenn nicht Mägde in blindem Eifer dazwiſchen rannten, ſo kam hier eine Kuh, dort eine ſchnobernd und ſchnaubend heran, ob aus Liebe zum Melker, ob aus Liebe zum Salz, war ſie ſich kaum ſelbſt bewußt, ließ ſich aber, durch das Salz beſänftigt, gelaſſen bei den Hörnern faſſen und dem Stalle zuführen. Neben dem Stalle aber ſtand ein langer, hagerer Mann, eine weiße Kappe auf dem Kopfe, kurze Hoſen an den Beinen, eine leichte Geißel in der Hand. Wie am Horn der Melker eine beſänftigte Kuh brachte, maß ihr der Mann einige tüchtige Hiebe auf, Denkzettel für die Zukunft.

Die Einen ſchoſſen zitternd und ſtolpernd in den Stall, verfraſſen den Schmerz an der vollen Krippe, andere machten kehrt, rannten mit aufgehobenem Schweif einſtweilen wieder ins Freie. Drinnen fluchte der Melker über die unzeitige Züchtigung, welche ſpäter im Stalle weit ſicherer und nachdrücklicher anzubringen geweſen wäre; doch fluchte er bloß leiſe, denn der lange Geißelmann war Sime Sämeli ſelbſt, und der verſtand nicht Spaß, nicht Widerrede, weder von Kühen noch Knechten.

Sime Sämelis Sämi, des Vaters würdiger Sohn, hatte ſich gleich anfangs kühn ins Getümmel geſtürzt, Jacobli dagegen war verblüfft ſtehen geblieben. Glücklicherweiſe verſperrte er damit einen Gang ins Freie, und wenn eine Kuh ihn anrannte, rief er mit aufgehobenen Armen: Tſchu! Tſchu! Indeſſen faßte er doch allgemach den Standpunkt der Dinge, begriff was die Kühe wollten und nicht ſollten, und als er einen großen Schwarzkleb gegen eine hinter dem Hauſe liegende Hanfpflanzung ſich ſtürzen ſah, ſtürzte er vor, begann mit dem Schwarzkleb einen Schnelllauf, wie mit dem armen Hektor der wilde Achill. Es glückte ihm, er gewann den Vorſprung, er rettete die Pflanzung. Als aber der Schwarzkleb ſich überholt ſah, wandte er ſich raſch und rannte vor dem Hauſe durch, rannte auf die Blumenſtöcke ein, welche das Mädchen hütete, riß einige nieder troz des Mädchens

Geſchrei. Als Jacobli, der hinter dem Schwarzkleb herrannte, den Schaden ſah, ſchwenkte er links ab hinter den Gartenzaun, er fühlte, die Vorſtellung durch den Schwarzkleb unter ſolchen Umſtänden möchte nicht zu großer Empfehlung gereichen. Aber der arme Jacobli! Geſehen war er worden, das Unglück mit den Blumentöpfen geſchah vor Aller Augen, ſeine Heldenthat am Hanf hatte Niemand geſehen, er war Keiner, den Zufall und Glück begünſtigen und heben. Als Scharfſchütze kannte er etwas von gedeckt marſchiren, vom Standpunkt, von viſiren und obſerviren. Als er hinter der Ladenwand marſchirte, dann obſervirte, ſah er im Baumgarten ein Mädchen ſtehn, offenbar die andere Tochter des Hauſes. Das Mädchen hatte ein Kalb um den Hals gefaßt, es geſtellt, aber ab Platz konnte es daſſelbe nicht bringen, ja es war zweifelhaft, ob nicht das Kalb mit dem Mädchen dahin fahren werde. Hier gingen Jacobli die herrlichſten Ausſichten auf, kühne Thaten konnte er thun, zwei Würfe mit einem Steine, ein Kalb meiſtern, ein Mädchen erobern. Er ſtürzte ins Feld, gleich einem der Helden vor Troja, er ſtürzte dem Kalb um den Hals, mit ſchönen Händen im Bunde wollte er ſiegen. Aber o weh! Züſi, ſo hieß das Mädchen, ließ los, warum wußte es wahrſcheinlich ſelbſten nicht; das Kalb aber erſchrak, wie natürlich, that einen Satz, kriegte die Freiheit, feierte ſie alsbald in luſtigen Sprüngen mit munterm Blöken. Mit großen Augen ſah Jacobli ihm nach; zornig ſagte das Mädchen: Haſt du es ſcheu gemacht, ſo fang es wieder. Jacobli ſchoß dem Kalbe nach, kriegte es endlich beim Schwanz, endlich beim Ohr, endlich konnte er es ſtellen, aber den Tſchakko hatte er verloren, und was ſie jetzt miteinander anfangen wollten, er und das Kalb, war zweifelhaft; einſtweilen war Stillſtand, beide verſchnauften.

Rundum war es ſtille geworden, das ſämmtliche Vieh war gebunden in den alten Stricken und von hinten hielt

Sime Sämeli ein ſcharf Hochgericht. Die Andern ſtunden unterm Dache und waren begierig zu ſehen, was Jacobli und das Kalb mit einander beginnen wollten. Wir zweifeln, daß Jacobli und dem Kalbe poſitive Zwecke klar wurden; es ward vielmehr eine einfache, gegenſeitige Negation ſichtbar; ſtieß Jacobli hier herum, ſprang das Kalb dort herum, riß Jacobli vorwärts, drängte das Kalb nach hinten, ſprang es nach vornen, riß es Jacobli am Schwanz zurück, und höchlich ergötzten ſich darob die Zuſchauer und ihr hell Gelächter trug nicht zur Einigung der widerſtrebenden Kräfte bei. Endlich hörte man eine Stimme, welche zu Sime Sämelis Sämeli ſagte: Geh doch und hilf, ich mag das nicht mehr ſehen. Endlich ſtieg der Corporal wieder nieder ins Feld, aber mit Bosheit. Halte recht, ſagte der dem Freund, und hieb dann das Kalb, daß es vorwärts ſchoß wie eine Kanone, und mit dem Lieutenant am Halſe hinauf nach dem Hauſe und mitten unter die Leute fuhr, faſt wie die Gergeſener unter die Schweine. Droben fuhr der Haufe mit Gixen und Gaggeln auseinander, die Bäurin lachte, daß ihr der ganze Vordertheil auf und nieder ging, wie die Schlägel in einer Oelſtampfe. So fand ſich Jacobli unerwartet vorgeſtellt und eingeführt durch ein Kalb und konnte ſich nicht faſſen. Er vergaß den Gruß von daheim an Herrn Sime Sämeli und Frau Sime Sämelene, vergaß die Anrede an des Hauſes ſchöne Töchter, drehte das Schnäutzchen nicht, rieb die Hände nicht, folgte wie ein Schaf der Bäurin, welche ihn hineinkommen hieß und vorangehend ihn in die Hinterſtube führte. Jacobli war ſehr undankbar; der luſtige Kampf mit dem Kalbe und die raſche Einführung hatten ihm den unfreundlichen Empfang erſpart, welcher ihm ſonſt zu Theil geworden und welchen der Corporal mit gutem Grunde erſorget hatte.

Wenn die Bäurin die übliche Gaſtfreundſchaft auf einige Stunden nicht ungern übte, ſo haßte ſie doch bitterlich längere Beſuche, welche den Gang der Haushaltung ſtörten, die

Arbeit hinderten. Sitz ab, ſagte die Bäurin, wirſt müde ſein und noch weiter wollen?

Da hatte endlich Jacobli Gelegenheit zu ſagen, daß er Jacobli, Herrn Eſau's Sohn ſei, ſeine Grüße auszupacken und zu bemerken, daß er ſo frei geweſen ſei, ſeines Freundes Einladung anzunehmen und ihn hierher zu begleiten, da er ſchon lange Verlangen gehabt, ihre geehrte Bekanntſchaft zu machen. So, ſagte Sime Sämelis Frau, ſo, aus der Stadt kommt ihr und ſeid einer von Eſau's, ſo! Hätte euch nicht gekannt. Die Großmutter wohl, der habe ich viel abgekauft, ſie war zuweilen da, als ſie noch hauſirte mit Allerlei. Auch euern Vater habe ich gekannt, ehe er zu einem vornehmen Herrn gerathen iſt. Er war viel hier, aber daß ich ihn gar gerne geſehen, kann ich nicht ſagen. Es ſchien mir, ſobald der herumlaufe, gebe es was Ungereimtes, an was ſonſt kein Menſch gedacht hätte. Ihr werdet alſo da bleiben wollen? He nun ſo dann, ſo ſitzet ab und nehmt vorlieb, und iſts euch nicht gut genug, ſo ſtecket einen Stecken dazu.

Nach dieſer Herzensergießung ging Frau Sime Sämelene ab, und Jacobli wälzte ſchwere Gedanken in ſeinem Gemüthe. Daß er unwerth kam und ſich lächerlich gemacht, begriff er, und viel hätte er gegeben, vielleicht ſein Schnäutzchen ſelbſt, wenn er daheim geweſen wäre. Doch bald kam die Frau wieder mit Brot und Wein, brummend über ihre Töchter, von denen eine nicht zu finden ſei, die andere aber nichts thue als lachen und mit keiner Lieb zu bewegen geweſen ſei, hineinzukommen. Es werde wegem Kalb ſein, meinte die Bäurin, es hätte ſie ſelbſt faſt lächern wollen, wie ſie beide dahergekommen ſeien, daß man gar nicht gewußt, wer von ihnen vier Beine habe und wer nur zwei. Jacobli hatte es ſoweit in der Diplomatik ſeines Vaters gebracht, daß er etwas vom Ablenken wußte, wenn was Unangenehmes zum Vorſchein kam; er fragte daher, wo wohl ſein Kamerad ſtecke, daß er nicht hineinkomme? Ja, ſagte die Bäurin, wenn der heimkömmt, ſo geht der nicht in die Stube, ſondern in den Stall; es nimmt ihn nicht Wunder, wie es in der Stube iſt, aber wie es im Stall ausſieht, das nimmt ihn Wunder. Und wenn nicht Alles gegangen wie er gedacht, ſo begehrt er auf, wie wenn ſchon Alles ſein wäre. Daneben habe ich das nicht ungern, ſo muß einer ſein, wenn er ein Bauer werden will. Auf denen, welchen Alles gleichgültig iſt und welche ſo mir nichts dir nichts, für nichts und wieder nichts in der Welt herumlaufen, halte ich nicht viel, ich muß es ſagen. Ich denke eben daran, daß unſer Schwein 13 Junge geworfen, welche er nicht geſehen; bſunderbar ſchöne, mit Ohren gerade, wie die hoffährtigen Mädchen das Haar kämmen, was ihnen ſo ſchlecht ſteht, und mit ſchön gedrehten Schwänzchen, viel ſchöner als euer Schnautz gedreht iſt. Die muß ich ihm zeigen, er wird große Freude daran haben, hat er die Runde gemacht, ſo wird er ſchon kommen. Trinkt unterdeſſen und habt nicht lange Weile.

Draußen fand ſie ihren hoffnungsvollen Sohn, wo ſie ihn ſuchte, zeigte ihm die Ferkel, freute ſich, als er ſie ſchön fand; dann ſagte ſie: jetzt kannſt dich hineinmachen zu deinem Maulaffen, welchen du mitgebracht. Ich hätte geglaubt, du [illegible]eſt klüger und brächteſt nicht ſolch Zeug mit, welches nichts taugt, als daß man die Zeit darob verſäumet und zum Dank brav ausgeführt und verhöhnt wird. Für eine Nacht mag es angehen, aber mach, daß er morgen aus dem Wege kömmt, ſonſt räuchere ich ihn weg, daß er abfährt, als ob er fliegen könnte. Das mach nicht, Mutter, ſagte der Sohn, ſonſt müßte ich es entgelten. J'Freſſe werden wir ihm wohl haben und verbrüllet in der Stadt möchte ich nicht werden. Daneben kam er mir dort komod, ſein Vater hat viel zur Sache zu ſagen, und was es aus ihm gibt, kann man nicht wiſſen. Jetzt iſt er freilich nicht viel anders als ein Maulaffe, daneben ziehn ihm ſchon viele Leute den Hut ab, und wie es geht, weiß man, es kommt nicht auf die Weisheit an, ſondern darauf, wen unſer Herrgott zum Narren will gerathen laſſen. Wem er das gebeizt hat, an dem läßt er die Leute den Narren freſſen, bis er zum Narren wird, dann haben ihn die Leute wieder für das, was er iſt. Das iſt geſtürmt, ſagte Frau Sime Sämelene, beizt oder unbeizt, ſo halte ich die Leute für das, was ich will, und machſt du nicht, daß er abweg kommt, ſo mache ich ihm Füße, darauf zähle, und jetzt mache dich hinein. Daneben wüßte ich nicht, warum du dich Jemanden viel zu achten haben ſollteſt; gibſt du nicht einen Hudel ab, ſo haſt du ungſchmeichelt zu eſſen dein Lebtag.

Sime Sämelis Sohn machte ſich der Hinterſtube zu und polterte mörderlich mit ſeinen ſchweren und wohlbeſchlagenen Stiefeln über die hölzernen Dielen. Er fand ſeinen Freund nicht in der beſten Stimmung; derſelbe wußte nicht, ſollte er verlegen ſein oder wirklich erzürnt, und machte dazu gar kein holdſelig Angeſicht. Sime Sämelis Sohn nahm aber davon nicht Notiz, ſondern einfach ein Glas und ſagte: Gſundheit. Das Geſpräch war eben nicht belebt. Sämeli munterte zum Trinken auf, aber mit Gründen, welche eben nicht höflich waren. Trink doch, ſagte er z. B., dein Handel mit dem Kalb ſoll dich durſtig gemacht haben. Wunder hätte es mich genommen, wer von euch zuletzt Meiſter geworden wäre, wenn nicht fremde Intervention, wie man in der Stadt ſagt, gekommen wäre? Jacobli war empfindlich und ſetzte begreiflich ſolche Geſpräche nicht mit großer Lebhaftigkeit fort. Dazu ging die Bäurin ab und zu, fortwährend über die Mädchen ſchimpfend, die ſturm an der Leber wären, zu nichts zu gebrauchen, und wenn das Lachen ſie heute nicht verſprenge, ſo geſchehe es nie mehr. Jacobli wußte nicht was ſagen dazu; moderne Bildung, d. h. Unverſchämtheit genug, um ſolchen Anfällen würdig zu begegnen, hatte er nicht. Endlich dröhnte draußen ein feſter Schritt, die Thüre ging auf, es erſchien des Hauſes Majeſtät, Sime Sämeli, in eigener

Perſon. Sime Sämeli war kein ſchöner Mann, aber auf den erſten Blick ſah man, daß er ein feſter, ſtolzer Mann war, in ſeinen Adern rollte wahrhaft ſouveraines Blut. Was dieſe Souverainetät beeinträchtigte, haßte er von Herzensgrund, daher auch Niemand gründlicher als Bettler und Regierung, beide, weil er ihnen eben was geben mußte. Sime Sämeli war von je in der Oppoſition geweſen, hatte für einen Patrioten gegolten, für liberal, und jetzt wird er wohl radikal geworden ſein mit ſittlichem Halt und entſchiedener Geſinnung, d. h. einen Mann, der Widerſpruch weniger ertrug und über abweichende Meinung zorniger ward als Sime Sämeli, gab es wohl kaum im Schweizerland. Mit jeder Regierungsveränderung hoffte er in den vollen Beſitz ſeiner Souverainetät zu gelangen, nichts zahlen zu müſſen, und Alles thun zu können, was ihm wohlgefiel. Was auch eine Regierung thun mochte in ſeinem Sinne, ſobald ſie etwas von ihm forderte oder wollte, haßte er ſie und begann ſie zu verfolgen, und deſſen hatte er kein Hehl, und wenn er einem Regierungsgliede ſo recht auspacken konnte, ſo war das ſein größtes Labſal. Reichthum hielt er als das Höchſte, aber Geizhals war er keiner.

Er konnte mit großem Behagen für ſeinen Sohn, der einen andern halb todt geſchlagen hatte, hundert Thaler zahlen und dabei ſagen: Wo die ſind, ſind noch mehr, und wenn einandermal einer dich wieder ſo anläuft, ſo prügle ihn noch vielmehr, und wenn es das Doppelte koſten ſollte. Er konnte den lüderlichſten Prozeß wagen, um etwas zu zwingen und mit der größten Kaltblütigkeit 1000 Gulden eigene Koſten und 1000 Gulden dem Gegner zahlen und ſagen: Dießmal hätte ers verſpielt, verflucht ungerecht zwar, aber es mache nichts. Das nächſte Mal wolle er dafür ſorgen, daß es anders gehe, er wiſſe jetzt, wo das Salben (Beſtechen) am meiſten nütze. Er und ſeine Anne lebten in holder Eintracht, er war ſtolz auf ſie, ſie auf ihn; wie ſie beide, lebe Niemand zwiſchen Himmel und Erde, glaubten ſie, nebenbei verachteten ſie Jedermann, der nicht eben ſo viel Kühe und Pferde hatte als ſie. Sie kümmerten ſich um keines Menſchen Gunſt oder Ungunſt, ſie hatten Niemanden nöthig, darum legten ſie eine grenzenloſe Rückſichtsloſigkeit an den Tag, und ob ſie Jemanden wohl oder wehe thäten, war ihnen durchaus gleichgültig; die Worte, welche ihnen in den Mund kamen, ſprachen ſie aus, ſchliffen ſie nicht, hobelten ſie nicht, noch weniger ſchluckten ſie dieſelben hinunter.

Vor ihrem Sohne hatten ſie eine Art von Reſpekt, er war ja ihr Abglanz, der Nachfolger in der Souverainetät; dabei hielten ſie auch die Mädchen werth, gehörten ſie ja auch zu ihnen, und wiſſen ſollte es Jedermann, wo ſie daheim ſeien.

Zu Heirathen war einſtweilen ihr Lebenszweck, deſſen weder Eltern noch Kinder Hehl hatten, aber gut d. h. reich heirathen, das wollte man; für Zinſe und Dienſtenlöhne zu angſten und zu ſorgen, ſeien ſie nicht gewohnt, hieß es. Liebhaber hatten ſich wohl ſchon gezeigt, aber der Mutter war keiner recht geweſen, ſolch Lumpenzeug kriegten ſie in hundert Jahren noch, ſagte ſie. Die Mädchen ſchienen derſelben Meinung zu ſein, überhaupt hielten ſie zu viel auf ſich, um ängſtlich auf Männer zu fahnden. Bei den ländlichen Feſten ließen ſie ſich ſpärlich ſehen, putzten ſich nie auffallend heraus, thaten nie, als ob an ſelbem Tage zum Heirathen das beſte Zeichen ſei. Den Narren zu machen mit Kleidern und Thun ſchämten ſie ſich, ſagten ſie, es werde ohne dieß Jedermann wiſſen, wo ſie daheim ſeien und wer Sime Sämeli ſei.

Züſi, die Jüngere, glich der Mutter innen und außen, galt für die hübſchere, war draller und blühender und praktiſcher als Anne Bäbeli, die Schweſter. Es ſagte ganz offen, daß es reich heirathen wolle; ſo ein Schuldenbäurlein ſehe es nicht mit dem Rücken an, daneben wolle es ſehen, daß es kein böſer ſei; über das Geld wolle es können, wann es wolle, und Butter- und Eiergeld ſolle ihm keiner nachzählen. Solche Reden nahm Züſeli Niemand übel, ſondern man ſagte: wer's Glück habe, das zu bekommen, der ſei glücklich. Anne Bäbeli war größer aber blaſſer, hatte ernſtere Mienen und war ſchweigſamer als Züſeli, galt daher für ſtolzer. Wenn es von Heirathen ſprach, ſo ſagte es immer: auf das Geld allein ſehe es doch nicht, es müſſe ihm einer auch gefallen, daß es ihm ſei: Der und kein Anderer. Dann lachte die Mutter, Frau Sime Sämelene, und ſagte: Narr, was du biſt, der und kein Anderer ja wolle! Iſt doch ein Möff wie der andere, haben Alle die Naſe mitten im Geſicht, aber nicht Alle ſind reich und wer reich iſt, der hat nach allem andern nichts zu fragen. Dann ſagte Anne Bäbeli wohl: Aber Mutter, was hilft Geld, wenn man zum Mann einen Unflath hat? Dann ſagte die Mutter: Mußt ja nicht meinen, daß du ihn freſſen müßteſt, wer Geld hat, kann was anderes anſchaffen. Daneben war Anne Bäbeli weder ſentimental noch ſogenannt gebildet, es las kaum alle Jahre den Kalender bis hinten aus, aber ſingen konnte es ſchön.

Wenn es ſang: Herz, mys Herz, warum ſo traurig, oder: Ha amene Ort es Blümeli gſeh, oder: Heinrich ſchlief bei ſeiner Neuvermählten, ſo ward Anne Bäbeli's Herz voll und ſchwer, ſeine Augen wurden dunkel, es wußte ſelbſt nicht wie ihm ward.

Sime Sämeli fragte begreiflich Gäſten auch nichts nach, ſobald ſie den Haustrapp ſtörten. Unterſtund ſich ein Bettler bei einer Magd oder einem Tagelöhner ſtehen zu bleiben, ſo kriegte er Donnerwetter auf den Hals, wenn Sime Sämeli es ſah. Ja, kam ihm der Pfarrer zur ungelegenen Zeit, ſo hieß er ihn weder ins Haus kommen noch ſonſt wo abſitzen, ſondern machte ihm beſtmöglichſt den Verſtand, ſeinen Stab weiter zu ſetzen. Dießmal jedoch war es faſt, als ob er

Freude hätte an dem unerwarteten Gaſt. So war es auch. Es freute ihn einmal ſo recht vaterländiſch auspacken zu können, was er von der Regierung halte, und zwar ſo, daß es ihnen zu Ohren käme, wie hundsſchlecht Sime Sämeli mit ihnen zufrieden ſei. Sobald die üblichen Ceremonien, Gruß und Anſtoßen, vorüber waren, brach das Wetter los mit der Frage: Ob es jetzt für dieſes Jahr genug der Narr gemacht ſei, oder ob es noch irgendwo ein Lager oder eine Muſterung abſetze? Des Dings ſei er ſatt. Seit man einen Milizinſpektor habe, plage man die Leute vom Teufel. Geld koſte es, daß einem das Liegen weh thue, und für was, wiſſe er nicht. Nichtsnutzer kriege man allemal ſeine Leute wieder, und wo ſie mit andern zuſammen kämen, ſeien ſie allemal die ſchlechteſten und müßten an Schwanz. Das iſt eine Regierung, daß Gott erbarm. Hat man die Leute am nöthigſten, ſo ſteht ein Lumpenhund an der Thüre und brüllet: daß Morgen um acht die Auszüger vom ſiebenundſiebenzigſten Bataillon am Lanshaag ſeien, alles wohl in der Ordnung!

Das werde Herrn Sime Sämeli nicht Ernſt ſein, ſagte Jacobli, der Lieutenant. Sein Vater ſage: Schulmeiſter und Soldaten ſeien die Hauptſache in der Welt; Schulmeiſter von wegen der Bildung und Soldaten von wegen der Sicherheit. Sein Vater halte auf beiden viel; er ſage: ohne Bildung und ohne Sicherheit ſei der Menſch gleich einem Vieh, und für beides ſolle der Staat ſorgen, dafür eben ſei man ein Republikaner und frei. Er glaube es beim Hagel, ſagte Sime Sämeli, ſein Vater hätte viel auf der Sicherheit von Staatswegen, doch nicht wegem Geld, ſondern wegem Leben. Wenn ſie drinnen Geld hätten, welches ihnen geſtohlen werden könnte, ſo würden ſie mit den Schelmen anders verfahren und nicht die Bauern ſchinden, um die Diebe mit Taggeldern zu mäſten, von Staatswegen. Von wegen der Freiheit möge er nichts hören, es ſei Niemand frei als die Schulmeiſter; die könnten lehren was ſie wollten, und daß Alle vor dem Geſetz gleich ſeien," ſei eine Lüge: wer müſſe Bodenzinſe zahlen als der arme Bauer, Herren an der Staatskrippe zahlten nicht einen faulen Heller. Und wer die Armen erhalten müßte? Er wüßte große Herren, die keinem Bettler einen Kreuzer gäben, geſchweige ſonſt was für die Armen, das Land müſſe ſie erhalten, ja ſelbſt die Diebe müſſe man jetzt erhalten. Könne man die Finger nicht weit genug auseinander machen, um da durch zu ſehen, oder nicht ſtark genug blinzen, ſondern müſſe einmal einen zur Seltenheit beim Schopf nehmen, ſo grenze man ihn in die Gemeinde ein und laſſe ihn dieſer zur Laſt und Qual.

Zudem habe man Schelmen und Bettlerfabriken in den neuen Wirthſchaften, das Land müſſe ſie nicht bloß erhalten, ſondern dem Staat noch Gebühren zahlen dafür, welche derſelbe vermuſtere oder mit Straßen verblizge. Straßen ſeien ſehr nöthig, nach Soldaten und Schulmeiſtern das Nöthigſte, ſage ſein Vater, ſie ſeien die Adern des Landes, wandte Jacobli beſcheiden ein. Davon verſtehe ſein Vater nichts, ſagte Sime Sämeli. Wider Straßen am rechten Ort habe er nichts, aber daß man allen Großräthen die Straßen über ihre Kirſchbäume führe, damit ſie die Leitern erſparen könnten, und alle Fingerbreit eine Heerſtraße mache, ſelb ſei über das Bohnenlied. Wenn das ſo fortgehe, ſo müſſe ihm ein Geſetz gemacht ſein, daß man die Erdäpfel für die armen Leute auf den Köpfen der Großräthe pflanzen dürfe. Verzeiht, ſagte Jacobli, mein Vater ſagt, manchmal müſſe man B ſagen, wenn man bereits A geſagt und die Sache nicht gehörig unterſucht geweſen, und manchmal erkenne man etwas, weil die Ingenieure gründlich rappertirt hätten, aber wie es ſich hintendrein ergebe, wunderlich, ſehr wunderlich, ſo daß man eigentlich nicht wiſſe, was ſie im Auge gehabt, ob das Geſtein oder das Metall. Das wird nicht ſein, ſagte Sime Sämeli, für was hätte man ſonſt Rathsherren? für ſolche Erkenntniſſe wären Rathsbabeni lange gut genug. Verzeiht, ſagte Jacobli, an allen Orten könne man nicht ſein, ſagt mein Vater, und Alles verſtehen eben ſo wenig, dafür habe man Experte, und wenn die leider nicht zuverläſſig ſeien, ſo könne man halt nichts dafür.

Schlechte Meiſter haben ſchlechte Knechte, und wer regieren will muß wiſſen, was und wie er befehlen ſoll, und gehts nicht gut, ſo nimmt man den Meiſter beim Kopf, wißt ihrs! Verzeiht, ſagte Jacobli, mein Vater meint, das ſei unmöglich und daher nie ſo geweſen, und ginge es nicht gut, ſo ſei das Land ſelbſt ſchuld. Wer in einer hohen Stellung ſei, könne weder Alles wiſſen noch Alles ſehen. Darum ſollten die Leute es anzeigen, wenn ſie glaubten, es gehe etwas nicht recht, dann könnte man unterſuchen laſſen und Berichte einfordern. Das thue man aber nicht, ſondern räſonnire nur hinterrücks. Wenn ſo angeſehene Männer und liberale, wie Sie ſind, kommen und ſagen würden: Hochgeachtete Herren, ſo und ſo iſt d'Sach, mit der größten Freude würde man entſprechen und eintreten. Daß man doch ein Narr wäre, ihre Spione zu machen, ſie haben ſo weit zu uns als wir zu ihnen, und daß man da vor ihnen auf die Knie fällt, dafür ſind ſie noch lange nicht gut genug, und zuletzt würden ſie doch dem Lumpenpack, welches ihnen die Füße abläuft, mehr glauben als rechten Leuten. Sie ſind bezahlt, es ſelbſt zu wiſſen, und Wunder nimmt es mich nicht, wie ſie den Bauch z'weg ſtrecken und auf die Zehen ſtehen, ſo ſprach Sime Sämeli. Das ſei wahrhaftig nicht der Fall, ſprach Jacobli, es ſeien doch wirklich Viele, welche ſich alle Mühe gäben, alle Tage gemeiner zu werden. Wenigſtens von ſeinem Vater könnte er es verſichern, von Hochmuth wiſſe er nichts, und ſeine größte Freude ſei, ſeine alten Bekannten zu ſehen. Es kann ſein, ſagte Sime Sämeli, ſo lange man bei ihm iſt. Was er macht, wenn man fort iſt, weiß ich nicht. Daneben wüßte ich appart nicht, warum er hochmüthig ſein ſollte; freilich ſagt man, der Hochmuth ſei der niederträchtigſte Hallunk, ſintemalen er in den ſchlechteſten Hudel hineinſchlüpfe.

Das war ſtarker Taback. Jacobli wurde wirklich roth und wollte eben fragen: das werde doch nicht auf ſeinen Vater geſtichelt ſein ſollen, als Frau Sime Sämelene hinein kam, als wie ein großes Schiff, wenn ſtark der Wind geht. Man ſah, es brannte ihr im Kopf und zwar ſtark. Sie war ſchrecklich böſe über ihre Töchter, welche nicht in die Hinterſtube wollten. Kickernd war Züſeli davon gelaufen. Anne Bäbeli hatte nicht viel geſagt, ſondern ſich in der Stille abſeits gedrückt. Von der eigentlichen Urſache ihres Zornes ſagte ſie nichts, was anderes mußte herhalten, wie es in ſolchen Fällen üblich ſein ſoll bei den Weibern, und laut vertraulichen Mittheilungen auch bei Staatsmännern, wie dann überhaupt nach den allerneueſten Naturforſchungen eine höchſt auffallende, geſchlechtliche Aehnlichkeit zwiſchen Staatsmännern und Weibern ſich herausbilden ſoll. Vorerſt ſchoß ſie Teller und Gläſer herum, daß es ihnen faſt übel ward. Dann ſchimpfte ſie über den Melker, welcher einen Schaden angerichtet, es wiſſe kein Menſch wie groß; dann über den Mann, daß er den Melker nicht gleich fortgejagt, endlich über den Sohn, daß er im Militär ſei, den Soldatenteufel im Leibe habe, und wenn er nicht in Garniſon geweſen, ſo wäre das Alles nicht begegnet. Das hätte man davon, und wie viel Geld er verklopfet, das wüßten ſie nicht und würden es wahrſcheinlich nicht vernehmen! Sime Sämeli und ſeine Frau verſtunden einander ſehr gut, hatten es nicht wie viele Eheleute, welche einander die Worte aufleſen, um ſie ſich gegenſeitig an den Kopf zu werfen. Wenn eins von ihnen in Eifer kam, ſo ließ das Andere deſſen Worte liegen, wohin ſie fielen, half ihm manchmal ſogar, benutzte zuweilen auch ein Wort, um den Zorn auf einen andern Gegenſtand zu leiten. Ja, ja, ſagte Sime Sämeli, viel Geld koſtet es. Doch das macht nichts, wenn man es hat, aber wenn man eine Arbeit vor hat und alle Hände voll zu thun, und es brüllet ſo ein Maulaffe einem zur Thüre oder zum Fenſter hinein: Morgen um Fünfe ſollen die Auszüger am Laushaag ſtehen, mit gepacktem Haberſack und Ober- und Untergewehr wohl geputzt; ſelb ſtellt einem das Haar auf vor Zorn.

Nun zogen die beiden ſouverainen Eheleute an einem Seil und ſo ſtark los über Ordnung und Regierung, daß es ſelbſt dem Sohn wohl ſtark vorkam, ſo daß er ſagte: Es mache ſo heiß da innen, er hülfe (rathe) hinausgehen und ein Cigarrli rauchen. Jacobli war das ſehr recht. Er hatte viel von dem heimeligen Abendſitzen vor den Häuſern gehört, da hoffte er Gelegenheit zu finden, Bildung und Manieren zu zeigen, die Bekanntſchaft gehörig einzuleiten. Aber kaum ſaßen ſie mit ihren Cigarrlene zweg, ſo kam Frau Sime Sämelene und ſagte: Selb ſei ihr nicht anſtändig, ſie hülfe die Garbenknebel aus dem Maul thun. Sie haſſe das Tubacken ohnehin wie die Peſtilenz, daß man aber gar noch das Feuer ſo nackt und bloß unter einem Strohdache herum trage, ſelb leide ſie nicht, ſo lange ſie noch was zu ſagen habe. Wenn ſie witzig wären, ſo gingen ſie zu Bette, hübſcher als dort könnten ſie heute wohl nirgends ſein. Wo liegt er? fragte Sime Sämeli's Sohn. Wo wollte er liegen als bei dir. In deiner Almend hätten ja drei Platz, nicht bloß zwei, antwortete Frau Sime Sämelene, welche der Meinung war, daß, was in einem Bette Platz hätte, man nicht in zwei thue; von wegen das Waſchen koſtete ſie nicht Geld, aber Zeit.

Sime Sämelis Sohn hatte ſein Bett im Stock, d. h. in dem kleinen Gebäude ohne Scheuerwerk, welches bei ſo viel berneriſchen Bauernhäuſern ſteht. Es hat eine eigene Bewandtniß mit dem Stock. Es wohnen nicht ungerne Söhne und Töchter in demſelben, nächtliche Ausgänge und nächtliche

Beſuche können dort von Knechten und Mägden, welche im Hauſe ſchlafen, nicht beaufſichtigt werden. Aber wird der Sohn zum Bauer, ſo zieht er aus dem Stock, ſiedelt ſich ins Haus hinüber, um wachen zu können über das Haus. Der rechte Bauer hat, wie der Haſe die Augen, die Ohren offen im Schlafe. Er hört des Hundes Gebell, hört, wenn die Pferde rumpeln im Stalle, hört, wenn es rumpelt in den Gaden, hört, wenn verdächtige Schritte ſchleichen ums Haus oder von einem Gaden ins andere Gaden. Hat der Bauer ſeine Jahre durchgewacht, iſt Großvater geworden, und über ihn iſt gekommen mit der abnehmenden Kraft das Sehnen nach Ruhe, ſo zieht er aus dem Hauſe und ſiedelt wieder im Stocke ſich an, nun aber nicht alleine, ſondern mit ſeiner Alten, welche mit ihm Lieb und Leid getragen und mit ihm gehütet und gewacht, und manchmal hängt ein liebes Großkind ſich an, welches den Schatz großelterlicher Liebe entdeckt und ſich denſelben anzueignen gewußt hat. Sie ziehen aber nicht hinüber, um ungeſtörter der Welt nachſchleichen zu können, ſondern um leiſe von der Welt ſich zu löſen nach und nach, zu ruhen von den Mühen der Welt, ſich vorzubereiten auf den letzten Umzug von hier ins kühle Grab, wo das Thor ſich öffnet zum ewigen Licht. Ein ſolcher Stock iſt alſo zuerſt das Gehäuſe, aus welchem man hinaus ſich ſchleicht in die Welt, und in welches die Welt hineinſchleicht mit ihrer Luſt; es iſt aber auch die letzte Herberge des müden Wanderers, in welcher Leib und Seele Abſchied nehmen von einander, der Leib um zu Grabe zu gehen und zu ſchlafen, die Seele aber, um die dunkeln Wege zu gehen, welche dem ſterblichen Auge verborgen ſind. Wohl dem Hauſe, deſſen Stock eine heilige Stätte iſt, von welcher weg muntere Kinder unbefleckt ſich ſtürzen in den Strudel der Welt, zu welcher ſie zurückkehren mit reinem Gewiſſen nach treu vollbrachtem Tagewerk, um in Glauben und Hoffnung zu harren dem Rufe deſſen, der die Gaben austheilt mit reicher Hand und wiederum die Empfänger ladet zur Rechnung über die empfangenen Gaben.

An des Stockes Bedeutung dachte indeſſen unſer Jacobli nicht, ſondern daran, daß er mit Sime Sämelis Sohn in einem Bette ſchlafen müſſe, während ihm aller Zuſammenhang mit den Schweſtern abgeſchnitten ward, und was frug er dem Bruder nach, wenn es ihm nicht um die Schweſtern geweſen wäre? Er folgte ſchweigend ſeinem Corporal, ſtellte ſich ans Fenſter und verarbeitete innerlich einen großen Zorn. Da war er nun und was hatte er davon: Spott und Grobheit und die Ausſicht, in ſchwerem Bette mit Sämeli zuſammen eine höllenheiße Nacht zu verſchwitzen. Vor ihm lag das Bauernhaus und kam ihm vor wie ein großer Miſthaufen, auf welchem zwei Röslein blühen. Für ſein Leben gerne hätte er gewußt, wo ſie zu ſuchen und zu finden wären; vielleicht hätte er noch einem Ausfall gewagt, aber er mochte Sime Sämeli das Wort nicht gönnen, wie eine Beißzange klemmte ihm die Aergerniß die Lippen zuſammen.

Derſelbe nahm aber von Jacobli's tiefſinnigen Betrachtungen keine Notiz, kleidete ſich raſch aus, warf ſich ins Bett, ſtreckte lang ſich und ſagte: G — u — t — e — den Reſt verſchlang bereits der Schlaf. Da nun Niemand ſeiner ſich achtete, von Pfeifen und Singen Sämeli gar keine Notiz nahm, ſo wußte Jacobli am Ende nichts Beſſeres, als ebenfalls ins Bett zu kriechen; er hoffte, da ſeinem Zorn am reiflichſten nachdenken zu können. Als er ſich dazu ſo bequem als möglich zurechtgelegt hatte, da kommandirte ein Anderer. Wer draußen an der Thüre gehorcht hätte, hätte glauben müſſen, da innen thäten zwei werdende Trompeter liegen, denen in den Schlaf hinein das Trompeten nachgekrochen ſei, ohne jedoch zu honorigen Tönen kommen zu können. Wer aber am andern Morgen ungefähr um ſieben Uhr ins Stübchen geguckt hätte, der hätte ein ſtummes Menſchenkind geſehen, ſitzend im Bette, mit wunderlichem Haargehänge ums

Haupt, einem ſchwarzen Strich unter der Naſe, einem Schnauze ähnlich, (ob einem, den Gott wachſen läßt oder einem, wie ſie jungen Lieutenants und ungeſiedertem Federvieh die Friſeure liefern, das Stück zu $7^{1}/_{2}$ Batzen, wäre nicht zu unterſcheiden geweſen mit Sicherheit) die Augen reibend, das Maul aufſperrend mit gräulichen Gebehrden, bald wieder in die Kiſſen tauchend, bald auffahrend, endlich aus dem Bette ſich windend, faſt wie weiland ein Drache, ein fabelhaft Thier, aus ſeiner Höhle. Als das Menſchenkind endlich ſaß auf des Bettes Rand, rieb es die Augen wieder, gähnte ſchrecklich, dehnte die Glieder, ſtreckte faſt ſich wieder nieder und thats doch nicht, ſondern drehte ſich rund um, ganz dumm; endlich ſchüttelte es die Mähnen mit langem Gähnen und ſtellte langſam ſich auf die Füße, dehnte ſich wieder, gähnte wieder, ſah rundum kreuz dumm, merkte endlich im Stübchen ein Fenſter. Am Fenſter ſtund er lange, endlich ſchien ihm was einzufallen; er kam zum Bette zurück, ſchien was in demſelben zu ſuchen, und als er nichts darin fand, machte er im Stübchen die Runde, ſah hier und dort Kleider liegen, erkannte endlich ſeine Uniform, und als er ſich noch einmal gedehnt und lange gegähnt, ſchien es ihm auch im Kopf zu dämmern, (ins Stübchen ſchien die Sonne längſt), das Bewußtſein zu erwachen und zu faſſen, wo er ſei. Er begriff aber nicht bloß dies, ſondern auch, was in dieſer Lage zu thun ſei; er ſtreckte langſam die Hand nach den Kleidern aus, zog langſam Stück um Stück an, und mit jedem Stück erwachte nicht bloß das Bewußtſein beſſer, ſondern auch das Selbſtbewußtſein, und als er das Beſte am Leibe hatte, war er in einer Stimmung, Napoleon hatte ſie vor der Schlacht bei Auſterlitz nicht ſchöner. Indeſſen, der beſonnene Held verſäumt nichts, ſo that auch Jacobli, als zweiter Unter-Lieutenant ebenfalls ein Held, wenn auch erſt ein angehender.

Er ſchritt ans Werk; er ſah ſich um, aber o Himmel, er ſah kein Waſchbecken, er ſah keinen Nachtſack, in welchem er ſorgfältigſt ſeinen Toilettenapparat mitgenommen, ſelben aber, da etwas zu tragen unter der Würde des eigentlichen Menſchen iſt, ihn am Orte gelaſſen hatte, wo die Kompagnie auseinander gegangen war. Sime Sämeli hatte verſprochen zu ſorgen, daß derſelbe nachkomme, und Jacobli vergeſſen nachzuſehen, ob er da ſei. Da ſtand nun Jacobli ungewaſchen, ungekämmt, ſtruppichter anzuſchauen als ein ungeſtriegelt Roß, und machte eine Phyſiognomie, gegen welche die eines Ochſen am Berge geiſtreich könnte genannt werden. Wo war ſein Nachtſack und wo war Sime Sämelis Sohn, der geſtern mit ihm zu Bette gegangen, jetzt treulos nicht zu ſehen war? Verrath und Bosheit ſah er wieder rund um, er wußte nicht, daß Sime Sämelis Sohn beim Melken war, weil er wiſſen wollte, ob die Kühe an Milchertrag zu- oder abgenommen, und daß das große Waſchbecken der Familie hinter dem Hauſe war, wo aus hölzerner Röhre ein reicher Waſſerſtrahl in den langen Brunnentrog luſtig ſprudelte. Hier war der Toilettentrog der ganzen Familie, und Frau Sime Sämelene hätte wunderliche Augen gemacht, wenn ſie hätte Waſchbecken zum Privatgebrauch liefern ſollen. Wem ſo was eingefallen wäre, der hätte vernommen, daß, wo Großvater und Großmutter ſich gewaſchen, ſo ein Gabel- und Trampelthier ſich auch waſchen könne. Anſprüche konnte ſie nicht leiden, die Frau Sime Sämelene!

Das Waſchen hätte ſich allfällig erſetzen laſſen, aber das Kämmen und Friſiren ohne Kamm, wie ließ ſich das thun? Ehedem waren die fünf Finger ein tüchtiges Surrogat des Kammes, aber jetzt bei den langen Haarbündeln, welche ums Haupt hängen, welche man ſo oft durch den Friſeur muß glätten und ſchmieren laſſen, wenn man einigermaßen einem civiliſirten Geſchöpf und nicht einem Zottelbär ähnlich ſehen will, jetzt ſind die fünf Finger untauglich geworden. Troſtlos ſtand er da, zuchtlos zottelten ihm die Haare ums düſtere Haupt, die ſchönen Haare, auf die er ſich ſo viel einbildete, in denen er eine bezwingende Kraft, dem Simſon gleich, zu beſitzen glaubte, unſer zweiter Herr Unter-Lieutenant.

Rathlos ſtand er da, Neues fiel ihm nicht ein, genial war er nicht, ſchaffen konnte er nicht, nur nachahmen, prächtig ſeine Haare ſchneigeln mit Kamm und Pomade, wie er es abgeguckt; aber ohne Kamm und Pomade war er halt nichts, war er rein verloren. Endlich fiel ihm was ein, er riß das Fenſter auf. Ach Himmel, gegenüber ſtand Anne Bäbeli und fütterte die Hühner. Wie von ſcharfer Kugel getroffen fuhr der arme, ungewaſchene, zottige Jacobli zurück, flüchtete ſich in des Stübchens hinterſten Winkel, um ſich zu bergen vor den ſchönen Blicken aus Anne Bäbeli's tiefbraunen Augen. Wie kurios doch die Leute ſind; das Licht dieſer Blicke, in welchem er geſtern Abend für ſein Leben gerne geſtanden wäre, wie floh er es jetzt? Es weiß kein Menſch, ob er nicht noch dato in jenem Winkel ſtünde, wenn nicht eine grobe Stimme durchs Fenſter gekommen wäre mit der Einladung, hinunter zum Frühſtück zu kommen. Er rief bittend ſeinem Freunde, dem die Stimme gehörte, zu, heraufzukommen. Der meinte erſt, Jacobli ſolle hinunter kommen, er könne ihm ja hier auch ſagen, was er wolle, doch ließ er ſich endlich erbitten, und polterte die hölzerne Treppe auf.

Was der lachte, als er Jacobli's Noth und Anliegen vernahm. Deswegen ſollte er ſich nicht plagen, meinte er, und nur kommen, ſonſt erkalte das Frühſtück. Im Vorbeigehen könne er ſich beim Brunnen waſchen und mit dem Kämmen nehme man es bei ihnen nicht halb ſo ſpitz; wer einen nicht ungekämmt anſehen möge, der könne wo anders hin luegen. Als Jacobli aber gar ſchrecklich gegen dieſe Zumuthung ſich ſtemmte, rief Sämeli zum Fenſter hinaus: Anne Bäbi, bring ein Kacheli mit Waſſer und einen Lauſer (ein enger Kamm, zum Läuſefang eingerichtet). Aber nein, rief Jacobli, was denkſt, was machſt! was wird deine Jungfer Schweſter denken? Meinethalben was ſie will, wenn ſie nur geſchwind macht, daß wir bald zum Eſſen kommen, ich bin hungrig. Da kam von unten herauf eine milde Stimme: komm und hol's. Brings, rief Sämeli rauh hinunter. Es ſteht auf der Treppe, tönte es wieder. Das iſt mir immer das dümmſte Menſch unter der Sonne, brummte Sämeli. Züſi hätte ſeine Galgenfreude daran gehabt, zu kommen und zu ſehen, wie der Herr Lieutenant ſich in ſeiner Seelenangſt in den Bettumhang eingewickelt. Anne Bäbeli hatte den Sinn, der ohne zu denken und zu abſtrahiren jede Pein und jedes Weh fühlt, als ob es eigenes wäre. Deswegen kam Anne Bäbeli ſeinen Geſchwiſtern ſo oft ganz kreuzdumm vor, weil ſie ſolchen Sinn nicht hatten, darum auch nicht begriffen, und was man nicht begreift. das ſchreit man als dumm aus, und ganz beſonders laut thut dies die junge Schule, wahrſcheinlich, weil ſie äußerſt weiſe iſt, daneben dann freilich unendlich viel nicht begreift. Ein ähnlich Urtheil über ſich hatte Jacobli ſich zugezogen, ſeine Unbeholfenheit gegenüber dem Kalbe ließ ihn den guten Leuten dümmer als das Kalb ſelbſt erſcheinen, und ſein quasi fein Weſen, welches ſie nicht faßten, nahm ihnen dieſes Vorurtheil nicht.

Als der Schreck einer perſönlichen Erſcheinung Anne Bäbeli's vorüber war, wickelte ſich Jacobli aus dem Vorhang und begann zu waſchen und zu kämmen, daß Sämeli ein ums andermal mahnen mußte, Jacobli ſolle doch abſetzen; wenn man mit einem Roß ſo umgehen, es ſo ſtriegeln wollte, er glaube nicht, daß daſſelbe es aushielte und mit dem Leben davon käme. Indeſſen Jacobli traute ſeiner Natur, ſetzte nicht ab, bis das Düpflein auf dem i war, und als er den letzten Blick in den Spiegel that, erglänzte ſein Geſicht in voller Selbſtzufriedenheit: jetzt Courage, dann fehlt es nicht, ſagte ſeine Seele zu ſich ſelbſten.

Als ſie endlich hinunter kamen, fanden ſie Züſi unten, welches wahrſcheinlich neugierig war, zu ſehen, wie weit es Jacobli mit Lauſer und Waſſer gebracht. Jacobli begann ein langes complimentiren, ſo daß Frau Sime Sämelene ſich genöthigt ſond, zur Küche hinauszurufen: ſie hätte genug gewartet, ſie hülfe abbrechen und endlich zum Eſſen kommen. Sämeli leiſtete Jacobli allein Geſellſchaft, die Andern hatten längſt gegeſſen, wahrſcheinlich auch Sämeli, denn die Mutter machte ihm das Compliment, er und ihr Blaß (der Haushund) hätten es akurat gleich, wenn es für ſie ſei, ſo nähmen ſie den ganzen Tag, und kein Menſch ſehe es ihnen an, daß ſie ſchon was gehabt.

Züſi ging ab und zu, gab und nahm Gelegenheit mit Jacobli zu händeln, und Jacobli ſchwoll das Herz in Freude. Er hielt dafür, er ſei eben daran, Eindruck zu machen. Weit ließ es aber Frau Sime Sämeli nicht kommen, ſie preſſirte den armen Jacobli, der ſtreng am Eindruck arbeitete und darob das Eſſen vergaß, mörderlich, bis ſie endlich abtragen konnte. So eine Hausfrau iſt in einem Bauernweſen das Hauszeit, die Hausuhr, ſie ordnet die Zeit durch die verſchiedenen Mahlzeiten, muß dafür ſorgen, daß in den Zwiſchenzeiten das Gehörige geſchehe, damit zu rechter Zeit Menſchen und Schweine das Ihrige kriegen. Eine rechte Bäurin, welche ſich nicht helfen läßt, ſondern alle Hände auf's Feld ſchickt, muß ſich rühren und den Morgen gut zu Ehren ziehen, wenn ſie zu rechter Zeit mit dem Mittageſſen fertig ſein will. Darum läßt ſie ſich am Morgen nicht gerne ſäumen, und wenn ſie einmal auf Jemanden gewartet hat, ſo mag der parlieren, ſo intereſſant er will, eine geneigte Zuhörerin findet er nicht an ihr, ſondern bloß eine Bäurin, welche auf alle mögliche Weiſe ihm ihre Ungeduld kund gibt und ihr Verlangen, abzuräumen und fertig zu machen.

Als endlich die Mutter zu ihrem Zwecke gekommen war, ſaßen die beiden Kriegskameraden um den leeren Tiſch mit langen Geſichtern und ſchauten in einen langen langen Morgen hinaus, der ausſah wie eine afrikaniſche Wüſte. Wie in einer ſolchen Wüſte nicht Baum, nicht Haus zu ſehen iſt, nichts als öder Sand, ſo ſahen ſie in den Morgen hinein, ſahen nicht Arbeit, kein Kaffehaus, nicht einmal eine Speiſewirthſchaft, ſahen nichts als unendliche Stunden, eine lange, lange Viſite, und heimlich ſeufzte jeder: ach, wenn's doch nur ſchon Mittag wäre! Endlich dehnte ſich Sämeli grauſam, gähnte ſchrecklich, daß ein Krokodill vor ihm Reißaus genommen hätte und ſagte: Er hülfe hinausgehen!

Draußen trappete Sämeli, wie von ungefähr. dem Roßſtall zu und Jacobli trappete ihm nach. Hier machte Sämeli auf. Der Anblick eines Pferdes wäre im Stande geweſen, den Tod ihm, wenn nicht zu verſcheuchen, ſo doch zu verzögern, während Pferde auf Jacobli gar keinen Eindruck machten. Ach, der Arme ſehnte ſich nach ganz andern Eindrücken, wußte aber nicht, wie dazu kommen. Sämeli begann bei jedem Roßſtande einen Lobgeſang über das Roß, welches darin ſtand, welche wir nicht wiederholen wollen, obgleich viel Poeſie in denſelben war, und nicht bloß Poeſie, ſondern auch hohe Geſinnung und tiefe Politik. Er ſchimpfte nämlich gewaltig auf die Machthaber, weil eins ihrer Pferde, nach ſeiner Meinung das ſchönſte, welches auf 4 Beinen ſtand, keinen Preis erhalten hatte. In ſeiner Begeiſterung band er es los, führte es hinaus, ſtellte es unter das Dach und ſagte: Iſt das ein Staatsroß oder nicht? Es gäbe ein ſchönes Trainpferd, ſagte Jacobli. Ja, beim — die wären froh über ein ſolches Trainpferd, wie man über einen geſcheuten Mann froh wäre, wenn einmal ein ſolcher in die Regierung käme! Aber haſt du je ein ſchöneres geſehen? Es gefalle ihm auch, ſagte Jacobli, es ſei ſchön braun; aber es ſcheine ihm zu groß und dick, wenn man in einem Fuhrwerke ſitze und namentlich in einem Char à banc, ſo ſehe man nicht, was gegen einem komme, und der Schweif ſei zu lang und dick; wenn man weiße Hoſen habe und darauf ſitzen müſſe, ſo werde man bei ſolchen Schwänzen ganz verſpritzt, daß man ſich gar nicht mehr zeigen dürfe, er habe das ſchon mehr als einmal erfahren. Mit Schein verſtehſt du auch nicht viel, ſagte Sämeli, und weißt nicht, was für ein Unterſchied iſt zwiſchen einem Staatsroß und einem Schindgaul, wie ihr ſie in der Stadt habt. Aber ſieh mal, ſo viel wirſt du doch verſtehen, haben ſie ihm nicht vorgeworfen, es habe zu gerade Beine. Sie haben zwar gewelſchet, aber die Tröpfe haben vergeſſen, daß noch andere Leute als ſie, welſch können. Das wirſt du wohl falſch verſtanden haben, meinte Jacobli, ſo was dummes haben ſie ſicher nicht geſagt, denn das begreift ja ein Kind, daß man nicht zu gerade Beine haben kann. Steckengerade iſt am ſchönſten, wem ſollten hundertjährige Schneiderbeine gefallen? Sämeli warf einen ſeltſamen Blick auf Jacobli. Schreiberbeine werden kaum viel ſchöner ſein im Alter, ſagte er. Aber ſieh, wie es läuft. Der darf dem Erdboden trauen und ſtellt zu Boden, daß man eine Stunde weit glaubt, es erdbebne. Jacobli trat vor das Dach hinaus, um den Gang des Staatsroſſes beſſer betrachten zu können, aber als Sämeli zurückkam, wußte er nichts zu ſagen, nicht einmal was Dummes. Als er vor das Dach hinaus getreten war, da hatte er einen Eindruck gekriegt, er ſah die Töchter ganz in der Nähe Erdäpfel hacken. Als einem jungen Mann von Bildung ging ihm begreiflich eine Brünette weit über einen Braunen. Der Anblick feſſelte ihn ſo, daß er Sämeli, welcher das Staatsroß in den Stall führte, nicht nachging; ihm ahnte, welch köſtliche Zeit er verſäumen könnte, wenn aller Stoff, welcher noch im Stalle war, abgeſponnen werden ſollte, denn noch war von zwei Pferden nicht die Rede geweſen, von zwei Widdern, welche frei im Stall herumliefen nicht, und hinten im Stalle war noch ein Verſchlag, deſſen Inhalt Jacobli noch nicht enträthſelt hatte. Sollte das Mutterſchwein mit ſeinen berühmten dreizehn Ferkeln darin ſein, ſo war die Ausſicht ziemlich ſicher, daß vor Abend Sämeli ſeine Lobgeſänge nicht zu Ende bringe.

Jacobli, der wie bekannt etwas von Diplomatie in Leib gekriegt hatte, hatte den Grundſatz, daß man immer ganz unverfänglich anfangen müſſe, und jedenfalls an einem Orte, der himmelweit von dem entfernt ſei, zu dem man eigentlich gelangen möchte. Jacobli blieb alſo draußen ſtehen, ſtellte ſich mit verſchränkten Armen vor den prächtigen Brunnen und machte die geiſtreiche Bemerkung: wenn dieſer Brunnen in Holland wäre, ſo wäre er unter Brüdern 100,000 Gulden werth. Die Bemerkung intereſſirte Sämeli, er meinte, wenn Jacobli ihn nach Holland brauchen könnte, ſo könne er ihn für 1000 Gulden haben und 99,000 Gulden Profit machen, für 100 Gulden könnten ſie einen noch viel ſchönern herbeileiten. Während Sämeli noch den 100,000 Gulden nachdachte, rückte Jacobli einen Schritt weiter, trat unter dem Dache hervor und fragte: Bekommt ihr Obſt in dieſem Jahre?

Ich liebe das Obſt gar ſehr, beſonders geküchelt. Kannenbirenküchli ſind ganz herrlich, beſonders, wenn man ein wenig Kirſchenwaſſer ins Taigli rührt. Meine Mutter hat uns ſchon lange verſprochen, Kannenbirenküchli zu machen, wenn einmal die Kannenbiren in einem billigen Preis ſeien, bis dahin hat es es aber noch nicht geben wollen. Habt ihr auch Kannenbirenbäume? Ja, dort ſehe ich einen, antwortete er ſich ſelbſt und zeigte auf einen großen Baum, welcher zwiſchen ihm und dem Plätz ſtund, in welchem die Mädchen hackten. Ich muß doch ſehen, ob Biren daran ſeien. Ein ſchöner Kannenbirenbaum, ſagte Sime Sämelis Sohn, ein Grauechbaum iſt es ja. Jacobli nahm von dieſer Bemerkung nicht Notiz, holte ſeine Cigarrenbüchſe aus der Taſche und drehte ſich mit kundſchaftenden Augen dem quaſi Kannenbirenbaum zu. Wenn du den Narren machen willſt, ſo mach ihn für dich, brummte Sämeli und drückte ſich bei Seite, wahrſcheinlich dem Stalle, wo die Ferkel waren, zu. Jacobli ging mit hochgehobenen Beinen wie ein Storch, wenn er fröſchen geht, ſeinem Ziele zu, ſuchte bedächtig Kannenbiren am Grauechbaum, dann machte er unvermerkt, wie Scharfſchützen es lernen, eine Wendung, und ehe man es ſich verſah, ſtand er am Plätz, wo die Töchter hackten. Fleißig ihr Töchter, fleißig, ſagte er, wenn ich eine Haue hätte, ich wollte helfen. Die wäre zu bekommen, ſagte Züſi, oder wenn es ihm Ernſt ſei, ſo könne er ſie ablöſen und gleich bei ihr anfangen und bot ihm ſeine Haue dar. Jacobli mußte ſie ehrenhalb ergreifen; da er aber ſein Lebtag kein ſolch Ding in der Hand gehabt hatte, that er begreiflich kreuzdumm, ſo daß Züſi faſt verſpritzen wollte, jedoch ſeine Haue wiedernehmen mußte, da Jacobli tapfer Erdäpfelſtauden abhackte. Das war ein Glück für ihn, ſonſt hätte ihn Züſi gerne den ganzen Tag hacken laſſen, um den ganzen Tag lachen zu können. Anne Bäbeli hatte zuerſt auch mitgelacht, aber bald regte ſich das Mitleid in ſeiner weichern Seele; es ſchob ſich allgemach als Schild zwiſchen Züſi und Jacobli, begann deſſen Ungeſchicklichkeit zu entſchuldigen.

Was man nie gemacht, dazu thue man anfänglich ungeſchickt, deſſen ſei ſich nicht zu wundern, er werde auch manches können, wo es viel Lachens geben würde, wenn ſie es machen ſollten, meinte Anne Bäbeli. Allweg kann er was, ſagte Züſi, er kann den Herrn machen, und das iſt allerdings eine Kunſt, welche uns übel anſtehen würde. Im Gegentheil, meinte Jacobli, es würde ſich gerade Niemand beſſer zu ihnen ſchicken als Jungfer Züſeli; lauter Müſſiggang ſei nicht bei ihnen, ſie führten ein ſehr thätiges Leben und hätten viele Geſchäfte.

Glaub's, ſagte Züſeli, Handſchuh an- und abziehen, Schnäuzli drehen, Steckli ſuchen, Höſeli bürſten, Stiefeli putzen, den Hemdekragen zwegrupfen, die Stadt auf- und abwedelen, den Mädchen nachſtreichen, den einen wegem Karreſſiren, den andern wegem Geld, Kutſcher ſuchen, welche noch auf Borg fahren aufs Land hinaus, Jemanden zu ſuchen, den ihr zum Beſten haben könnt. Jungfer Züſeli, Jungfer Züſeli, ſagte Jacobli, ihr ſeid verzweifelt ſpitzig, ſo iſt es doch nicht wie ihr ſagt. Den ganzen Tag muß ich auf dem Bureau ſein, manchmal des Abends noch für den Vater ſchreiben. Wahrhaftig, ich bin ſehr angebunden, habe ſelten einen freien Tag. Selb ſollte man nicht meinen, entgegnete Züſeli. Anne Bäbeli ward roth und ſagte: daß die Herren was machen müßten, glaube es gerne, aber was ihr Weibervolk mache, welches nicht pflanze, für nichts Lebendiges zu ſorgen hätte, das habe ihns ſchon oft Wunder genommen. Das geht verſchieden, ſagte Jacobli. So, was ganz vornehm iſt, die Ariſtokraten, die thun nichts als ſpazieren, Viſiten machen, zuweilen ein wenig welſch leſen, aber nicht dick, brodiren hie und da ein wenig an einem Nastuch, ziehen dabei aber nicht einmal die Handſchuh aus, gehen nie ins Bett, ſtehen nie auf und wiſſen nie, was auf den Tiſch kömmt. Sie werden immer nur tanzen und in die Komödie gehen, meinte Züſeli. Nicht einmal, ſagte Jacobli, tanzen thun ſie nicht wegem ſchwitzen, und in die Komödie gehen ſie nicht wegem koſten.

Herrgott, wie langweilig muß das ſein, da möchte ich für mein Leben nicht in der Stadt ſein, ſagte Züſeli. Ja, Jungfer Züſeli, ſo geht es Gottlob nicht allenthalben, und bei uns, welche wir noch nicht vornehm ſind, ganz beſonders nicht. Bei uns gehts, wie es recht iſt; es wechſelt das Nützliche mit dem Schönen, die Beſchäftigung mit dem Vergnügen, wir halten das Weib nicht für eine Sclavin, aber auch nicht für eine Zierpuppe; das Weib ſoll das Leben zieren und es ſelbſt genießen. Alle drei oder vier Wochen haben wir eine kleine Wäſche im Hauſe, welche Mutter und Schweſter beſorgen, und plätten, was geplättet ſein muß. In der Zwiſchenzeit nähen und ſtricken ſie und die Mutter macht dem Vater die Hoſen; er ſagt, er ſei in keinen wöhler als in denen von der Mutter. An den Markttagen geht man auf den Markt, macht ſeine Einkäufe, Kraut, manchmal ein Salätchen, im Sommer bringt die Mutter zuweilen Kirſchen heim, beſonders wenn man das Pfund für einen Kreuzer kriegt. Nach dem Mittageſſen geht man ein wenig aus, guckt in die Buden hinein, macht manchmal ſelbſt Emplettes, manchmal bekömmt man Viſiten, dabei kann man ſtricken, manchmal lieſt man, wir ſind abonnirt in einem Lesladen (Leihbibliothek), wo ſie die ſchönſten Bücher haben, Romane und andere Geſchichten. Am Abend geht man ſpazieren oder ſitzt auf dem Läubchen hinterm Hauſe gegen das Höfchen, wo einem die Sonne nicht plagt, oder geht z'Viſite und hat Soiréen. In den kurzen Tagen eſſen wir um 6 Uhr zu Nacht und machen manchmal ſchöne Muſik; die Mutter kann ſchöne Gellertlieder, die älteſte Schweſter macht auf dem Klavier, ich Klarinette, der Vater hört zu oder ſchlägt an den Dreiangel, das ſind gar vergnügte Abende. Ja, manchmal gibt es Bälle, alle Jahre fährt die ganze Familie in einem Chaischen aufs Land, und wenn der Vater Freibillets bekommt, ſo gehen wir in Concerte oder gar in die Komödie. Was ſind das für Billete? fragte Züſi. Wenn man in einer Stellung iſt, wo man ſich für die Leute verwenden, ihnen z'beſt reden kann, bekömmt man oft ſolche, und mit denen kann man hinein, ohne zu zahlen. Die gefielen mir, ſagte Züſi, deren möchte ich auch. Wäre ich der Vater, ich wäre Tag und Nacht in der Stellung, wo es ſie gibt. Ja, fiel Anne Bäbeli ein, ſo ein Leben ſcheint mich ganz freundlich an, das iſt doch ein anderes als arbeiten und immer nur arbeiten von einem Sylveſter zum andern.

Das war endlich ein Ton, der in Jacobli's Ohren himmliſch klang. Er wiſſe nicht, ſagte er, ob er es hoffen dürfe, aber eine große Freude und Ehre wäre es ihnen, wenn die Töchter ſie einmal in der Stadt beſuchen wollten. Sie ſollten verſichert ſein, es würde Alles aufgeboten werden, um ihnen Freude zu machen, er ſei verſichert, es würden

Alle dazu helfen. Es ſei ſchon lange die Rede von einer Parthie auf die Bielerinſel geweſen, er ſei überzeugt, wenn ſie kämen, dieſelbe würde alsbald arrangirt werden. Das wäre ihm! ſagte Züſeli. Es hätte ſchon lange davon gehört, wie es dort luſtig zugehe, und gedacht, es möchte einmal dabei ſein. Aber ins Schiff wolle es nicht, wie es gehört, daß die Meiſten thäten, es wolle fahren oder zu Fuß laufen.

Da ward Anne Bäbeli roth und ſagte: aber weißt du denn nicht, daß bei einer Inſel ringsum Waſſer iſt? Warum ſollte ich das nicht wiſſen, ſo gut als du, ſagte Züſeli, aber weißt du nicht, daß man durch das Waſſer laufen und fahren kann, ſo tief wird es doch wohl nicht ſein, daß man nicht durch kömmt. Er möchte es nicht garantiren, ſagte Jacobli, aber Angſt ſollten ſie deswegen nicht haben; wo er ſei, da ſolle ihnen nichts begegnen, ſie ſollten ſich nur auf ihn verlaſſen. Und wenn ein Kalb käme oder gar ein Stier? frug Züſeli. Biſt doch immer das Gleiche, ſagte Anne Bäbeli. Vor dem Waſſer fürchte ich mich ganz und gar nicht, es kömmt mir ſo weich und lieblich vor, daß es mich oft dünkt, ein ſchöneres Bett gäbe es nicht, als ſo ein ſchönes, kühles, klares Waſſer. Kind, was du biſt, ſagte Züſi, ein gut Federnbett hat doch eine ganz andere Naſe als ſo kaltes, naſſes Waſſer, in welchem man ja ertrinken kann, wenn man zu tief hinein geräth. Da kam, wie aus den Lüften her, plötzlich eine Stimme über ſie und die rief: Züſio, Züſio, hey cho!

Als die Mutter eine Zeit lang gehaushaltet hatte, begann es ſie Wunder zu nehmen, wo die beiden Burſche ſeien, da ſie keinen Ton von ihnen hörte. Sie ging zum Brunnen, da war Alles ſtill; ſie ſtand vor das Haus hinaus, da ſah ſie Jacobli bei den Mädchen ſtehen. Schade, daß der kein Jagdhund geworden, der kriegt, auf was er los geht, weither in die Naſe, ſagte ſie für ſich ſelbſt, Sämeli wird dem aber bald den Stand weiter geben. Eine gewiſſe mütterliche

Unruhe ließ ſie nicht leben in der Küche, ſie ſtand wieder hinaus, ſah, wie Jacobli mit der Haue focht, lachte herzlich und meinte: He nu, habt ihn nur recht zum Beſten, es kommt ihm dann hoffentlich auch bald in die Naſe, was Trumpf hier iſt. Als ſie zum dritten Mal hinaus kam, ſah ſie nicht mehr den Jacobli mit dem lächerlichen Katzenbuckel, ſondern Jacobli mit verſchränkten Armen bei den Mädchen ſtehen, dieſe auf ihre Hauen ſich lehnen und vertraulich plaudern. Den Anblick ertrug ſie nicht lange, die will ich auseinander geben und dem weiter zünden, ſagte ſie zu ſich und rief: Züſi! Der Name klang lauter durch die Lüfte, und wenn was ging, war Züſi voran.

Züſi war ärgerlich, aber zu ſäumen war nicht, wenn die Mutter rief. Du kömmſt mit, ſagte es zur Schweſter, während es mit dem Fuß die Erde von der Haue machte. Wüßte nicht warum, ſie hat dich gerufen, antwortete Anne Bäbeli, und für was ſie zwei daheim brauchen wollte, wüßte ich nicht. Sie hat aber doch beide gemeint, ſagte Züſeli, du weißt, die Mutter ruft immer ſo. Und ich komme nicht, ſagte Anne Bäbeli, will mich die Mutter, wird ſie ſchon noch einmal rufen. Wer ſchrecklich zornig ward, war Züſi, wem aber die Rede wohl that, das war Jacobli.

Jacobli's Herz hatte noch nicht geſprochen. Es hatte ſich freilich Züſi zugeneigt, weil es ihm zuerſt holder ſchien, aber da beide Schweſtern akurat gleich reich waren, ſo neigte ſein Herz ſich ohne Anſtrengung bei der ſchönen Gelegenheit auf die andere Seite und kriegte eine heftige Neigung für Anne Bäbeli. Das Blut ſchoß ihm armsdick ans Herz, tobte darin herum, wie ein wilder Elephant im Pfahlwerk, in das er ſich gefangen, einen ſtarken Klamm fühlte er im Halſe, ein Chaos brauſender Elemente verarbeitete er in ſich mit Allmachtskraft, der Athem war gepreßt, er ſeufzte lang, endlich ſprach er: Jungfer Anne Bäbeli, — es macht warm. O, ſagte Anne Bäbeli, heute macht es nichts, der Wind geht.

O, Jungfer Anne Bäbeli, ſprach Jacobli weiter, es macht alſo zuweilen noch wärmer? dann müßt ihr doch nicht draußen arbeiten? Allweg, ſagte Anne Bäbeli. Wer ſich deſſen gewöhnt hat, dem macht es nicht ſo viel, und wenn es einen drückt, ſo denkt man, es müſſe ſein. Das glaube er nicht, ſagte Jacobli, Töchter, wie ſie, könnten es anders machen. Und als er das geſagt hatte, da ſeufzte er lange. Anne Bäbeli mied die Klippe und ſagte: was Hausbrauch ſei, ſei Hausbrauch, und beſſer als die Andern zu haben begehre es nicht. Aber in allen Häuſern ſei ein anderer Hausgebrauch, und der Menſch könne ändern, wenn es ihm beliebe, ſagte Jacobli. Jungfer Anne Bäbeli dünkt es Euch nicht, es werde alle Augenblicke heißer und der Wind habe ſich gelegt? Wie wäre es, wenn wir an den Schatten gingen; dort unter dem Kannenbirenbaum wäre es ſo ſchön und es ließe ſich ſo heimelig ſchwatzen im ſchönen Graſe? Anne Bäbeli wurde roth, und ſtatt der Rede warf es einen ſeltſamen Blick auf den Jacobli, vermuthlich um zu ſehen, ob er Spaß treiben wolle oder nicht bei Troſte ſei, und verhürſchet im Gehirn. Aber ehe es ins Reine gekommen, kam wieder eine Stimme durch die Luft: Anna Bäbi, ſölliſt hey cho, enangerenah.

Anne Bäbeli packte alſobald auf, aber Jacobli machte ein dumm Geſicht, ungefähr ſo eins, wie ein Ochſe machen wird, wenn er ſich auf die Schienen einer Eiſenbahn gelegt, auf ein ruhiges Schläfchen rechnend, und plötzlich ſauſt und ſchnaubt ein Zug daher. So ungern gab er den Schatten unter dem Grauechbaum auf, aber Anne Bäbeli war nicht zu halten. So erlaubt mir doch, daß ich die Haue trage, ſagte Jacobli galant, und als ſie am Grauechbaum vorbei kamen, ſagte er zärtlich: Wollen wir nicht von dem ſchönen Schatten profitiren und ein wenig darin abſitzen, da könntet ihr Euch ſo ſchön erkühlen, denn es iſt doch wahrhaftig nicht geſund, ſo erhitzt ins kalte Haus zu gehen? Wohl, da würde mir die

Mutter das Grküblen vertreiben, ſagte Anne Bäbeli, und wollte Jacobli die Haue wieder abnehmen, und Jacobli wollte ſie nicht geben. Die liebe Haue, wie er ſagte, mit welcher Jungfer Anne Bäbeli einen ganzen Morgen gearbeitet. Ach, wenn er doch ſelbſt eine ſolche Haue wäre, ſeufzte er mit ſtarken Gebehrden.

Das iſt mir doch ein donſtigs Genarre! an einem heiligen Werktage ſchändet man die Zeit nicht mit ſolchen Fazen und Flauſen! erſcholl vom Hauſe her eine ſcharfe Stimme. Raſch waſche die Kartoffeln, dann geh in Garten und nimm Salat. Es war die Stimme der Mutter, welche durch Züſi's Bericht, wie Anne Bäbeli dem Maulaffen ſüße Augen mache, ſehr ſtark in Harniſch gebracht worden war. Züſi hätte ſich lieber eine Kröte in die Haare flechten laſſen, als den Jacobli, der nichts hatte, der arm war, zum Manne genommen; aber die angenehme Unterhaltung und die ſüßen Augen des armen Burſchen gönnte es der Schweſter deswegen doch nicht.

Es hatte zum zweiten Ruf die Mutter begeiſtert, und als Anne Bäbeli neben ihr vorbei ins Haus geſchoſſen war, ſagte die Mutter mit großer Befriedigung: Wohl, die habe ich ſchön auseinander gegeben! Ach, die gute Frau Sime Sämelene wußte nicht, was ſo ein junger Eidgenoſſe für ein Ding iſt, und wie ſchwer loszukriegen von dem, an was er ſich geſetzt, ſei es nun ein Mädchen oder ein Bier- oder anderes Glas.

Verblüfft war Jacobli vor dem Hauſe ſtehen geblieben, und als er noch ſo da ſtund, kam Anne Bäbeli mit dem Erdäpfelkörbchen aus dem Hauſe und wollte zum Brunnen gehen. Da hängte ſich Jacobli friſch an die Tochter des Landes, ließ nicht nach, bis er auch was vom Körbchen tragen konnte. Als daſſelbe endlich im ſogenannten Südeltrögli lag, griff Jacobli raſch nach dem dabei ſtehenden Beſen, fuhr mit demſelben ſo kühn und gewaltig darauf los, daß das Waſſer hoch aufſpritzte, Anne Bäbeli und ihm über den Leib fuhr, daß er beſtürzt den Beſen fahren ließ, und nach ſeinen armen Beinchen ſah in den ehemals weißen, jetzt naſſen Hoſen. Anne Bäbeli hatte den Augenblick benutzt, des Beſens ſich bemächtigt, arbeitete tapfer in den Erdäpfeln, aber ſchon hatte auch Züſi das neue Zuſammenſein geſehen und es der Mutter berichtet und bemerkt: Mutter, das kömmt beim Hagel nicht gut! Das ſchoß der Mutter ins Haupt, mit harten Worten muſterte ſie Anne Bäbeli, die Erdäpfel zu bringen und ein andermal geſchwinder zu machen. Anne Bäbeli machte keine Einwendung, trug, im Bewußtſein ſeiner Unſchuld, gelaſſen die Vorwürfe und vorſichtig das Körbchen weit vom Leibe weg, damit es ihr nicht die Kleider netze, und betrübt blieb Jacobli am Brunnen ſtehen, in tiefe Betrachtung ſeiner naſſen weißen Beinchen verſenkt.

Drinnen ſetzte es eine mörderliche Kapitelten ab, und wenn Anne Bäbeli ſich entſchuldigen wollte, es vermöge ſich deſſen nicht, wenn er ihm nachlaufe, fortjagen könne es ihn doch nicht, ſo ließ das die Mutter nicht gelten, ſondern meinte: mein Lebtag lief mir nie ein ſolcher Heuſtüffel (Heuſchreck) nach; es hätte es aber auch einer probiren ſollen! Und jetzt packe dich und hole Salat, ſo ſchloß ſie. Anne Bäbeli war deſſen froh, wollte zur Thüre aus und zwar zu der gleichen, zu welcher es in die Küche gekommen war. Ja wolle, ich wollte dir, da ſieht man, wie du ihm immer unter der Naſe durch willſt. Marſch, Meitſchi, zur andern aus, der braucht nicht zu wiſſen, daß du im Garten biſt, und ſehe ich euch heute noch einmal beiſammen, ſo kriegſt du deine Heiligen, zähle darauf!

Jacobli war in der Betrachtung ſeiner Umſtände endlich zu dem Schluſſe gekommen, daß die Sonne ſeinen Hoſen wohl thäte. Da nun das Unglück hinterm Hauſe an der Schattſeite begegnet war, ſo trappete er ſachte der Sonne zu vor das Haus; dort lag auch der Garten, dort ſtunden Anne Bäbeli's

Blumenſtöcke. Der Garten gehörte zu der mittlern Sorte, ſowohl der Größe als dem Gebrauche nach, enthielt nicht bloß Kraut, nicht lauter Blumen, ſondern beides zuſammen. Die Blumenbeete waren mit Buchs eingefaßt, welcher das Scheeren nöthig hatte, die Wege waren eng und mit der häßlichen rothen Gerberlohe bedeckt, hie und dort erhoben ſich hohe Sonnenblumen, Dahlien, Roſenſtöcke, üppig und groß, daß man gar trefflich im Garten Verſteckens hätte ſpielen können.

Nun war Jacobli ſchon eine Weile an der Sonne herumgeſtanden, ohne daß er im Garten was anderes geſehen hätte als ganz gemeine Blumenſtauden, welche ihn nicht im mindeſten intereſſirten, als es ihm ſchien, hinter einer gewaltigen Sonnenblume rühre ſich was Weißes. Er ſah näher hin, ſah Anne Bäbeli unter Salatköpfen kauern, wie eine Henne bei ihren Küchlein. Sein Herz ſchwoll auf, wie ein Birenſchnitz in heißer Butter; es werde doch ſein ſollen, dachte er, ſtürzte in den Salat hinein, neben Anne Bäbeli nieder und ſagte: Denket doch, erſt jetzt ſah ich euch, nicht wahr, ich darf euch helfen? Und ehe er die Antwort hatte, ſtieß er die Hände in den Salat hinein und raufte unbarmherzig darin herum, wie vor alten Zeiten ein Schulmeiſter in Bubenköpfen. Anne Bäbeli wehrte ängſtlich, ſagte, es habe genug, erhob ſich und ging. Da hing ſich Jacobli wieder an, ergriff das Körbchen, zerrte daran herum, wollte es tragen, wollte rüſten helfen, dieweil er das wohl verſtehe, da er ehedem zwiſchen der Schule der Mutter in der Küche habe helfen müſſen. Da ſchoſſen plötzlich hinter der Sonnenblumenſtaude zwei andere Hände hervor, riſſen das Körbchen weg und eine zornige Stimme ſagte: Gib, du ſolleſt hinein! Es war Züſi, welches mit dem erbeuteten Körbchen wie ein Wirbelwind dem Brunnen zu ſauſte. Wenn mal ein Mädchen ein Verhältniß in die Naſe kriegt, welches ihm nicht anſtändig iſt, dann kriegt es hundert Augen und zweihundert

Ohren, und wo heimlich die Liebenden zuſammenſtehen, fährt es mit Sauſen und Brauſen zwiſchen ſie.

Kaum hatte die Mutter Anne Bäbeli zu einer Thüre hinaus in den Garten gemuſtert, ſchoß Züſi zur anderen Thüre dem Brunnen zu. Es müſſe doch ſehen, was der Laffe jetzt für ein Geſicht mache, ſagte es zu ſich ſelbſten. Derſelbe hatte aber bereits die Wendung nach der Sonne gemacht, trappete, ohne Züſi zu bemerken, dem Garten zu. Du Lumpenhund, ſagte Züſi zornig, haſt du es ſchon wieder in der Naſe, wart aber, du Ketzer, und ſchoß in die Stube, von wo aus es den Garten überſehen konnte. Ob Jacobli's Herumtrappen verlor es faſt die Geduld; als er endlich wie eine Spinne, welche eine Fliege entdeckt, zur Gartenthüre hinein ſchoß, ſchoß Züſi zur Stubenthüre aus in die Küche. Mutter, denk, ſie ſind ſchon wieder bei einander! rief es. Wo! rief die Mutter. Im Salat! rief Züſi, ſoll ich ſie auseinander geben! Wenn ich von der Pfanne könnte, ich wollte, ſagte die Mutter hochroth vor Feuer und Zorn. Geh, jag mir das Babi hinein, dem will ich die Läuſe runter machen!

Jacobli ſtand wieder alleine; da er aber bedachte, wie es nicht gut ſei, daß der Menſch alleine ſei, trappete er dem Brunnen zu, wo Züſi den Salat rüſtete, ſagte dort ſeinen Spruch wieder her: Erlaubet, Jungfer Züſeli, das kann ich perfekt. Ich mußte zwiſchen der Schule der Mutter in der Küche helfen, ich bin eine halbe Köchin. Es iſt kurios, aber es iſt doch ſo, daß eine Schweſter, wenn ſie einen Knaben bei ihrer Schweſter ſtehen ſieht, außer ſich geräth aus Angſt oder ſonſt etwas, und Himmel und Hölle zu Hülfe ruft, während ſie den gleichen Knaben ganz kaltblütig neben ſich duldet, von Ferne nicht an Gefahr denkt. Es iſt kurios das! So ſchrie Züſi nicht nach der Mutter, jagte eben ſo wenig Jacobli weg, aber es tribelirte und kujonirte ihn gräßlich. Was er abhieb mit ſeinem dicken Feuerſtahlmeſſer war nicht recht, und was er nicht abhieb war noch viel weniger recht. Ganz kurios iſts wieder, daß man ſelten zu rechter Zeit ins Klare kömmt, ob ſolche Kujonaden aus Liebe oder Bosheit kommen; denn Bosheit und Liebe können akurat gleich kujoniren, und manchmal weiß es das Mädchen ſelbſt nicht recht, welcher Kobold es ſtachelt. Scharfſchützen nehmen bekanntlich ſolche Neckereien zumeiſt als Liebeszeichen, und Jacobli machte keine Ausnahme. Das Händeln mit Züſi ſchien ihm gar ſo ſüß und Züſi brach es nicht ab, und beide waren darin ſo vertieft, daß ſie hoch auffuhren, als über ſie abermals eine Stimme kam und zwar mächtiger als nie. Iſt ein Narr wie der andere, und willſt du an dem Salat rüſten bis drei Tage nach dem jüngſten. Packe dich hinein, den ganzen Morgen hatte ich nichts zu thun als zu muſtern und deſſen bin ich ſatt. Züſi, daß du es nur weißt, du biſt um kein Haar beſſer als das andere! Verzeiht, Frau Sime Sämelene, ſagte Jacobli halb ärgerlich, halb demüthig, es iſt mir leid, wenn ihr böſe ſeid; ich wollte Jungfer Züſeli nur zeigen, wie wir den Salat rüſten, es ſei eine ſehr komode Manier, ſagt meine Mutter. Schmöck, ja wolle, lehre den Salat rüſten! ſagte Frau Sime Sämelene und hätte ſicher noch mehr geſagt, wenn ihr Zorn nicht gar ſo dick geweſen wäre, daß er ſich im Halſe geſteckt hätte, und ging mit raſchen Schritten dem vorausgejagten Mädchen nach.

Nun war Jacobli wieder alleine, er fühlte ein fatal Schwanken im Gemüthe. Das Benehmen der Töchter hatte ihn mit Hoffnung erfüllt; ein ungeſtört Stündlein unter vier Augen, dachte er, und er wäre glücklich. Aber wie das machen, da die Mutter umher ſchoß wie eine erzürnte Henne, welche Krähen und Elſtern verjagen will. Zudem ſank ihm überhaupt der Muth zuſammen, es ward ihm öde im Magen, er war z'Viſite und wiederum alleine und wußte nicht, was anfangen. Vom Haus zum Garten trappen mochte er nicht, der Brunnen gewährte ihm ebenfalls unangenehme

Rückerinnerungen, und es hatte das Anſehen, wenn er da bliebe, als lauere er auf die Mädchen, wie eine Katze vor dem Mauſeloch auf die Mäuſe. Sime Sämeli hatte er heute noch gar nicht geſehen, Sime Sämelis Sämeli zeigte ſich nicht mehr, daß ſeine Lage eben nicht kurzweilig war, wird jeder begreifen, auch wenn er nicht im Welſchland geweſen iſt.

Um von Brunnen und Garten wegzukommen, trappete er vom Hauſe weg, mied ſorgfältig den Grauechbaum, zündete eine Cigarre an und ſchritt den Weg entlang, auf welchem Sämeli den Braunen hatte traben laſſen. Da tönte von Ferne her ein Mittagsglöcklein. Dieſes Glöcklein iſt eigentlich der berühmteſte Volksredner und unterſcheidet ſich von den meiſten Volksrednern dadurch, daß es ſeinen Ruf nicht bloß von Lichtmeß bis Faſtnacht zu erhalten vermag, ſondern ſeit Jahrhunderten gleich populär bleibt, ſo daß Tauſenden, ſo bald ſie ſeine Töne hören, das Herz aufgeht und es in die Naſe ſteigt wie Zwiebelnduft, Mehlſuppe und ſonſt noch was. Jacobli kamen die Töne unendlich heimelig vor, er fühlte ſich nicht mehr alleine auf dem Erdenrund, er wußte, hinter den Tönen her kam ein Mittageſſen, der beſte Tröſter für viele tauſend Scharfſchützen- und andere Seelen. Er zog ſeine Uhr und kriegte neuen Troſt, ſie war 6½ Minuten hintendrein, er trieb ſie der Zeit nach zu entſchiedenem Fortſchritt, ſteckte ſie dann mit großer Befriedigung in die Taſche; er wußte, um 6½ Minuten kam er jetzt früher zum Eſſen als er gedacht. Er hatte die Zeit gelenkt, er hatte der Welt Wohl gefördert, 6½ Minuten früher als er gedacht, konnte er eſſen! Kaum hatte die Glocke ausgetönt, kamen Leute vom Felde heim, neugierig ihn betrachtend. Stolz und ohne Gruß, die Cigarre ſtaatsgemäß zwiſchen Zeig- und Mittelfinger, ging er an ihnen vorüber. Spöttiſch, die Hauen auf den Schultern, ſahen ſie ihm nach, und wer ihnen nachgegangen wäre hätte gehört, mit welchen Witzen über das Cigarrenherrlein ſie ihre Erdäpfel geſalzen hätten. So ein Ding, mit der Cigarre zwiſchen den Fingern, gilt Leuten mit Hauen auf den Achſeln ſehr oft für eine luſtige Komödie, welche nicht bloß Stunden, ſondern Tage lang währt. Solche Herrlein laſſen ſich von ſolchen Witzen begreiflich nichts träumen. Bald darauf trabte ein Roß heran, hinter demſelben ſah er den Zipfel einer weißen Kappe. Es war Sime Sämeli ſelbſt, welcher Korn hatte rönneln laſſen, um, ohne des Müllers etwas zweideutige Vermittelung, zu Sprene und Kern zu kommen. Sime Sämeli hielt das Roß an, ſagte guten Tag und frug wo aus? Als er vernommen, Jacobli ſpaziere ſo bloß an der Sonne, ſo hieß er ihn aufſitzen, es ſei Eſſenszeit und ſeine Alte halte nicht viel auf Warten. Indeſſen Sime Sämeli mußte doch warten; als er in die Hinterſtube kam, in gewiſſer Beziehung der Salon der Bauernhäuſer, war kaum noch der Tiſch recht gedeckt, geſchweige denn, daß das Eſſen darauf ſtand.

Als Sime Sämeli ſich ſehr mißfällig darüber äußerte, ſagte ſeine Alte: Wenn er daheim geweſen wäre, ſo würde er ſich über die Zögerung nicht wundern, und lieb wäre es ihr, es würde, wenn fremde Leute im Hauſe ſeien, nicht Alles davon laufen und ihr nicht den Kummer alleine überlaſſen. Deſſen ſei ſie einſtweilen ſatt. Sime Sämeli lenkte ein und frug nach dem Sohne. Sie hätte genug zu thun gehabt, die Mädchen zu hüten, lautete die Antwort, zum Buben werde er ſehen, habe ſie gedacht. Als man von ihm ſprach kam derſelbe eben daher und ſtellte den Vater zur Rede, warum dies noch nicht gemacht ſei, warum jenes nicht, und wenn nicht dazu gethan werde, ſo komme man mit Allem hintendrein und einen Schaden hätte man, wie groß wüßte man nicht. Der Vater begehrte auf, wie es einem zuzumuthen ſei, Alles zu machen, wenn alle Augenblicke der Bärentanz gepfiffen und die Leute an den Laushaag kommandirt würden. Er habe geglaubt, mit der alten Regierung beſſere es, jetzt ſei es zehnmal ärger und es ſei gerade, als ob man drinnen meine, Bauernſöhne ſeien die Kegel, mit welchen die Herren kurzweilen könnten. Doch lag in ſeinem Aufbegehren nicht ſowohl Zorn als eine gewiſſe Befriedigung, die väterliche Freude, daß während der Garniſon in ſeinem Sohne der Bauer nicht gelitten. Der übrige Schaden kümmerte ihn wenig.

Endlich kam das Eſſen; diesmal verſammelte ſich um daſſelbe die ganze Familie aber ſchweigſam. Die Mädchen machten ſaure Geſichter, auf Frau Sime Sämelene's Stirne ſchwebte eine Donnerwolke, und wenn Sime Sämeli und ſein Sohn hungerig waren, ſo griffen ſie zu und ließen das Reden einſtweilen ſein. Das Eſſen war reich und gut, freilich mehr ihnen ſelbſt als dem Gaſte zu Ehren. Fleiſchſuppe eröffnete den Tanz, dann kam Fleiſch, geräuchertes, geſalzenes, grünes, kam Kraut und gedörrtes Obſt, Speck, kam Braten, Schinken ſammt dem bekannten Salat; Erdäpfel ſah man diesmal keine. Jacobli ward von der Frau Gaſtgeberin gewaltig zum Eſſen genöthigt. Nur nehmen ſollte er, ſagte ſie, ſo viel er möge, ſollte ſich nicht eigelich (Complimente) machen. Es reue ſie ja nicht, was einmal gekocht ſei, müſſe gegeſſen werden. Er ſolle doch eſſen ſo viel er möge. Sie wiſſe wohl, wo man jeden Biſſen kaufen müſſe, eſſe man oft nicht halb genug. Was ſie kochten, müßten ſie nicht kaufen, ſondern hätten es ſelbſt, und da eſſe ein jedes, ſo lange es möge. Man wiſſe es nicht, wie gut man es habe, wenn man in Spycher und Keller und Garten das Nöthige holen könne, und nicht für jedes Maul voll und für jede Lauſerei die Hand im Sack haben müſſe. Ja, wenn ſie es ſo hätte, ſagte ſie, ſie ließe ſich die Kleider auch ſo enge machen, wie man ſie in der Stadt hätte, das Mannsvolk müßte Hoſenringgen haben und Fleiſch würde man Jahr aus Jahr ein wenig ſehen bei ihnen.

Ihr werdet aber auch pflanzen und Land haben, ſagte ſie zu Jacobli. Nein, ſagte Jacobli, pflanzen thun wir nicht, es ſchickt ſich nicht wohl. Was, nicht pflanzen? ſagte Frau Sime Sämelene, aber doch einen Kraut- und einen Baumgarten habt ihr für das Nöthigſte. Nein, ſagte Jacobli, die Loſamenter mit Gärten ſind gar theuer. In der Stadt macht man es am beſten, wenn man Loſamenter-Schattſeite nimmt, die ſind die wohlfeilſten und allweg hat man doch ein Höfli oder ein Läubli, wo man die Sonne ſieht, wenn ſie ſcheint nämlich. Was, ſagte Frau Sime Sämelene, ihr wohnt nur zur Miethe, ach du mein Gott! Ja, ſagte Jacobli, das iſt gegenwärtig die größte Mode, die Höchſten und die Geſandſchaften wohnen alle nur zur Miethe. Der Vater ſagt, man ſei gar abhängig, wenn man ein Haus habe. Wenn was angerichtet werde, wo man lieber hundert Stunden weit davon wäre, ſo könnte ſo ein Haus einen in große Verlegenheit bringen. Er glaube es, ſagte Sime Sämeli, beſonders, wenn man Alles darauf ſchuldig ſei. Das ſei ihr ein ſchöner Hudel und Lumpenbrauch, ſagte dagegen Frau Sime Sämelene. Es tödtete mich, wenn ich in einem Hauſe nicht Meiſter wäre, den Hauszins geben, Alles kaufen müßte, vielleicht gar noch die Kartoffeln, oder eſſet ihr etwa keine deren?

Ja freilich eſſen wir deren, abſonderlich der Vater, der iſt immer der Erſte in der Schüſſel, der Letzte draus und gibt das gute Beiſpiel. Du mein Gott, ſagte Frau Sime Sämelene, und kauft ſie; da werdet ihr ſie wohl auch zählen wie die Seeländer, ehe ihr ſie in den Hafen thut. Aber ein Schwein mäſten und metzgen werdet ihr doch, beſonders wegem Abgang, oder eſſet ihr die gekauften Erdäpfel ſammt der Rinde? Nein, ſagte Jacobli, wir ſchlachten nicht, für eine eigentliche Sau haben wir nicht Platz; aber jetzt iſt ſtark die Rede davon, eine anzuſchaffen. Vornehme Herren haben engliſche Schweine kommen laſſen, welche wenig freſſen und keinen Platz einnehmen. Nach einer ſolchen Sau gelüſtet es die Mutter ſehr. Aber wenn man ſchon kein Schwein hat, deswegen geht die Erdäpfelrinde nicht verloren, das iſt eben das Komode, daß ſo in einer Stadt nichts verloren geht. Es gibt Weiber, welche Alles holen, auch das Waſchwaſſer als Tränke für Schweine und zahlen gut dafür; es gibt ein recht artig Sackgeld für eine ledige Tochter.

Pſi Tüfel, wer möchte ſolch Sackgeld! ſagte Frau Sime Sämelene, und das wird mir doch ein Geld ſein! Wie viel Erdäpfel braucht ihr denn im Jahr? O viel, ſagte Jacobli, wenigſtens 50 Mäße und manchmal noch mehr, der Vater klagt immer, wie viel doch ſo eine Haushaltung koſte. 50 Mäß macht ſieben Säcke, ſagte Frau Sime Sämelene, an ſieben Säcken hätte hier die ſchlechteſte Bettlerhaushaltung nicht genug, ſo viel frißt eine Kuh alleine von Martistag bis Faſtnacht. Verzeiht, ſagte Jacobli, der Vater ſagt immer, die Stadt nehme den Appetit, wenn er aufs Land komme, eſſe er immer noch einmal ſo viel als daheim und die Mutter meint, nur dreimal eſſen ſei ſehr komod, auf dem Lande eſſe man den ganzen Tag. Ich glaube es, der Vater möge zhalb mehr auf dem Lande als daheim, wenn ihr nicht ſchlachtet und alles Fett und alle Kartoffeln kaufen müßt. Da wird es auch heißen, es ſei beſſer eine Laus im Kraut als gar kein Fleiſch und ſtaubicht werden die geröſteten Erdäpfel ſein wie ein alter Mehlſack, daß es ganz dunkel wird ums Geſicht, wenn man daran haucht. Da könnten mich die armen Kinder dauern, die werden das ganze Jahr durch den Huſten haben, ſagte Frau Sime Sämelene.

Nein, beim Schieß, ſo möchte ich nicht dabei ſein! Milch werdet ihr auch nicht ſelbſt haben, vermag man kein Schweinchen, ſo vermag man noch viel weniger ein Kuhli. Natürlich, ſagte Jacobli, kaufen wir die Milch, man bringt ſie uns ins Haus, von der beſten wo es gibt. Der Küher, bei welchem wir ſie nehmen, iſt gut bekannt mit dem Vater und nimmt es für eine Ehre, ſie uns geben zu können. Ihr werdet ſie nehmen von einer Kuh oder zweien, wenn man fragen darf, ſagte Frau Sime Sämelene? Wir nehmen ſie nicht nach den Kühen, ſondern anders. Sind wir Alle daheim und der Vater iſt nicht eingeladen, ſo nehmen wir täglich für 9 Kreuzer. Haben wir aber Viſite, ſo läßt die Mutter Rahm holen vom beſten, wo man 5 Batzen für die Maß zahlen muß. Jetzt iſt mir nicht mehr zu helfen, rief Frau Sime Sämelene, für 9 Kreuzer Milch für eine ganze Haushaltung und einen ganzen Tag! Was dünkt euch Mädchen, das wäre ein Glück, ſo dabei zu ſein! Was würde unſere rothe Sau ſagen, wenn ſie Ferkel hat und nur für 9 Kreuzer Milch kriegte im Tag? Eine ſolche Haushaltung zu machen muß kurzweilig ſein, da iſt bald gegeſſen und bald abgewaſchen, und hat man was gegeſſen, ſo kann man eine Weile warten, bis man wieder was kriegt und braucht den Schneider kaum, die Kleider zu erweitern.

Was meinſt, Anne Bäbeli, wäre da nicht luſtig Köchin zu ſein, die Erdäpfel wären bald gewaſchen und ob dem Salat würde man auch nicht viel Zeit verſäumen? Da ward Jacobli roth und ſagte: Verzeiht, wir leben bei uns aber nicht von Milch und Kartoffeln, wie man auf dem Lande leben muß, das ſind ganz nur ſo Nebenſpeiſen. In einer Stadt lebt man mehr von Fleiſch und Gemüſe, in die Metzg kann man alle Tage ſenden und wenn kein grünes Gemüſe mehr auf dem Markte iſt, ſo läßt man Sauerkraut holen; für 4 Kr. kriegt man eine ganze Schüſſel voll, daß man dreimal daran zu wärmen hat. Am Sonntag läßt die Mutter Schweinefleiſch holen, manchmal ein Dutzend kreuzerige Schinkenſchnittchen, ſie ſind ganz vortrefflich, beſonders von Oberländerſchinken. Und was die Mutter kocht, kocht ſie ſo gut, daß gewöhnhnlich kein Stäubchen übrig bleibt. Es wird ſein, ſagte Frau Sime Sämelene und ſchoß ſpöttiſche Blicke rundum. So gut kann ich es nicht, mir bleibt immer was übrig. Aber es iſt ſich nicht zu wundern, wenn man nur ſo kauft von der Hand ins Maul, und den ganzen Tag die Hand im Sack haben muß, ſo glaube ich, es bleibe kein Stäubchen übrig, und Butter, Mehl und Eier werden auch angeſchafft werden müſſen? Eier, ſagte Jacobli, brauchen wir nicht viel. Die Mutter ſagt, es ſei ein gar theuer Eſſen. Zuweilen läßt der Vater eins oder zwei weich ſieden, wenn er glaubt, es komme ihm dazu, eine Rede zu halten, aber die Mutter wird allemal böſe und meint, es trage die Koſten nicht ab. Mädchen, was meint ihr, da wäre ein luſtig Kindbetten ohne Butter und Mehl; da würde wohl keine an der erſten Suppe erſticken, wenn es nämlich nicht eine wäre aus den ſieben Säcken Erdäpfel, ſagte Frau Sime Sämelene.

Verzeiht Frau Sime Sämelene, ſagte Jacobli gereizt, ich habe bloß von den Eiern geredet, Butter und Mehl haben wir vollauf. Wir haben in der Küche ein Mehlfäßchen, dieſes läßt die Mutter alle 14 Tage füllen und Butter holt man auch. Wir nehmen ſie bei einer vertrauten Kellermagd, die macht ſie ſelbſt und ganz vortrefflich. Grasanken, ſagt man ihr, Sommer und Winter kommt ſie nie aus damit. Spöttiſche Blitze fuhren rundum und Züſi platzte mit Tönen heraus, in welchen man ſich gar nicht zurecht finden konnte. Ja, ja, ſagte Frau Sime Sämelene, ſo wirds ſein und mit dem Brot wird es auch ſo ſein, das werdet ihr auch alles kaufen müſſen, das würde mich am meiſten drücken. Ich muß bekennen, ich glaubte, ich wäre der ärmſte Hund, wenn ich nicht das Korn in die Mühle geben könnte, von welchem ich das Brot eſſe. Ach, mein Gott, wie wird es da ſchmale Bißchen geben. Nicht für ungut, Frau Sime Sämelene, ſagte Jacobli, Brot haben wir vollauf, manchmal drei Tage lang das gleiche auf dem Tiſche und wenn wir ſchon Alles kaufen müſſen, ſo iſt doch immer noch für Alles Geld dageweſen. Wenn die Jungfer Töchter mir einmal das Vergnügen ſchenken, uns zu beſuchen, ſo ſollen ſie wahrhaftig nicht merken, daß wir Alles kaufen müſſen und ſelbſt entſcheiden, ob wir nicht das beſte Brot haben, welches man eſſen kann. Wir haben einen ganz ausgezeichneten Bäcker. Der Vater in ſeiner Stellung hat Gelegenheit gehabt, ihm Gefälligkeiten zu erweiſen; das kann er nicht vergeſſen, und thut uns immer mehr Mehl in unſer Brot als andern Leuten. Da lachte Frau Sime Sämelene laut auf und ſagte: Ja, ja, es ſei glaublich, daß ſie drei Tage an einem Brote hätten, wenn mehr Mehl darin ſei als in anderer Leute Brot! Jacobli, verdutzt über das Lachen, ſagte, es ſei auf Ehre ſo, übrigens könnten dann die Töchter ſelbſt entſcheiden, wenn ſie ihnen das Vergnügen ſchenkten, ſie zu beſuchen. Sie zweifle, ſagte Frau Sime Sämelene, daß es ſie gelüſten werde. Allem Anſchein nach hätten ſie Koſten genug, und mit 9 Kreuzern für Milch kömmt ihr nicht aus, wenn die Mädchen dabei ſind. Verzeiht, ſagte Jacobli, ich glaube es geſagt zu haben, daß, wenn wir Beſuch hätten, die Mutter Rahm holen ließe. Für 5 Batzen die Maß kriegt man vortrefflichen. Schweigt mir von fünfbatziger Nidle, damit kann man ja einen Hund vergiften! Es dünkt mich, ich hätte die geſchabte Seife ſchon in der Naſe, es dreht ſich Alles in mir um. Aber daß ſie euch gut dünkt, dünkt mich nichts anders, wer zum Herren gerathen will, muß zuerſt zum halben Hund werden und freſſen können, was ſelbſt ein rechter Hund nicht mag, Schnecken und Kröten und weiß der Teufel was Alles. Mein Mann hat auch einmal beim Schultheißen gegeſſen und hat mir die Sachen erzählt, daß es mir ſeither allemal wunderlich wird, wenn ich einen Herrn ſehen muß von weitem, geſchweige denn in der Nähe.

Das war denn doch ſelbſt für Jacobli wohl ſtarker Schnupf. Wenn er das gewußt hätte, ſo hätte er ſie ſicherlich nicht plagen wollen, und je eher er gehe, deſto beſſer werde es ſein mit Schein, ſagte er. Er werde doch nicht meinen, ſagte Frau Sime Sämelene, daß das auf ihn geſtichelt ſei, ſolche Narrenpoſſen werde er doch nicht im Kopf haben, daß ſie ihn für einen Herren halte. Als ſie noch daheim geweſen, hätte ſie ſeine Großmutter genau gekannt, es ſei ihr eine liebe Frau geweſen, manche Stunde weit herum habe ſie Alles gewußt, ſie hätte ihr für manch ſchönen Batzen Schwefelholz abgekauft. Er müſſe preſſiren, ſagte Jacobli, er möchte Niemanden zur Laſt ſein. Das ſolle er nicht denken, ſagte Frau Sime Sämelene, ſie müßten die Sachen nicht kaufen; ſie würden ſich ſchämen, wenn ſie nicht vermöchten, ihn ein paar Tage zu erhalten, wie er ſich wohl nicht gewöhnt ſein werde. Wenigſtens wolle ſie ihm noch mit Rahm aufwarten, es nehme ſie Wunder, ob er einen Unterſchied merke zwiſchen demſelben und ihrem fünfbatzigen. Daneben wolle ſie ihn nicht aufhalten, ſie begreife, daß es ihm ums Verdienen ſein werde. Wer nicht Vermögen habe, müſſe mit der Zeit machen was er könne, wenn er gelebt haben wolle.

Um das ſei es ihm nicht, ſagte Jacobli und warf ſich in die Bruſt; aber es ſei morgen Sitzung. Verſäumen wollten ſie ihn nicht, ſagte der Alte, obgleich es in einer Sitzung nicht viel geſcheuter zugehen werde, ſitze Einer mehr oder weniger. Aber, wenn ihr meint, das Vaterland möge es nicht ertragen, ſo kann Sämi ein Stück mit euch fahren. Der Ammann zu Hagenbuch will zwei Ferkel, wie er mir heute geſagt, die kann Sämi gleich mitnehmen. Für 45 Batzen das Stück habe ich ſie ihm erlaubt, er ſoll ſie dir gleich bezahlen. Er hat gar ein kurz Gedächtniß, wenn er was ſchuldig iſt, der Ammann zu Hagenbuch.

Als die Sache abgemacht, die Abreiſe Jacobli's entſchieden war, da klärte ſich plötzlich der Himmel in der Hinterſtube auf und total umgeſchlagen hatte die Stimmung, faſt wie ſie beim Volke umzuſchlagen pflegt, von einem Tage zum andern. Nun war auf einmal Alles freundlich bis auf Anne Bäbeli, welches ein recht trübes Geſicht machte. Frau Sime Sämelene preſſirte zum Eſſen, ſie hätten's und gönnten's; der junge Sämi mit Trinken; Züſt war das Glas wie in die Hand gewachſen zum Geſundheit machen und Sime Sämeli ſagte: er laſſe den Eſau grüßen und wenn er einmal vors Thor käme, ſo ſolle er bei ihm einſprechen. Es ſei dann nicht, daß er keinen Unterſchied machen könne und meine, ein Schelm ſei wie der andere, er wiſſe wohl, Eſau ſei noch von den beſſern. Aber er ſolle ihm nur ſagen, wenn es nicht bald anders gehe, ſo pfeife man ihnen bald das letzte Gſätzlein, und wenn man drinnen frage, wer ſo etwas ſage, ſo ſolle er nur ſagen Sime Sämeli habe es geſagt, und wer es nicht glauben wolle, ſolle kommen und ihn fragen, und wer nicht fragen möge, werde es erfahren. Sämeli ſagte, das habe er drinnen hundertmal geſagt und er müſſe ſagen, Jacobli's Vater hätte noch am meiſten auf ihn gehört, er glaube wirklich, wenn ſie drinnen keinen Kreuzer mehr werth ſeien, ſo würde Jacobli's Vater doch noch den beſten Theil davon ausmachen. Sag es, wenn du fort willſt, ſo gehe ich und ſchirre ein. Preſſiren wollte ich nicht ſo, ſagte Frau Sime Sämelene, du weißt, wie der Kohli läuft. Er muß doch erſt eſſen und trinken, bis auch einmal recht genug. Ich könnte ihm doch den Schinken mitgeben, er gibt noch für manchen Sonntag kreuzrige Scheibchen, und ein Stück Käs, er wird auch ſelten ſein. Wenn ihr fahrt, ſo irrt's euch nicht, und wenn man Papier hätte, ſo könnte man ihn einmachen, dann würde es auch Niemand ſehen. Es habe ein alt Säcklein, um welches es nicht ſchade ſei, ſagte Züſt und wollte es holen. Jacobli wehrte ſich gegen die Geſchenke mit Händen und Füßen, aber es half nichts, ſie hätten's und vermöchten's und deswegen nichts deſto weniger, ſagten ſie. Aber ſolche Reden fielen diesmal nur flach, die zwei Ferkel, mit welchen er fahren ſollte, lagen Jacobli ſchon auf der Seele, er meinte ſich bedenklich ſchämen zu müſſen. Er dachte, wenn er mit zwei Ferkeln in einem Fuhrwerk durch die

Stadt fahren wollte, die ſämmtlichen Gaſſenjungen lieſen ihm nach und vor dem Caffe, wo er Stammgaſt war, vorbei zu fahren, dazu hätte man ihn nicht gebracht, wenn er nicht bloß eine, ſondern beide Töchter hätte heirathen können. Der gute Jacobli dachte nicht daran, daß er dieſen Morgen mit dem Cigarrli zwiſchen den beiden Fingern hundertmal mehr ausgelacht worden, als er dieſen Nachmittag mit den beiden charmanten Schweinchen ausgelacht werden würde.

Die Begriffe der Welt über das Lächerliche, Anſtändige, Sittliche, ja ſogar über das Vaterländiſche, welcher Begriff gegenwärtig mit eigener Malice gedroſchen wird, als ob man ihn abſichtlich zu leerem Stroh entgeiſtigen wollte, ſind gar ſchrecklich verſchieden. Wenn in einem Hauſe drei Stockwerke ſind, in jedem Stockwerk eine andere Familie wohnt, ſo werden in den meiſten Fällen in den drei Stockwerken die Begriffe aller Art durchaus verſchieden ſein und in der Regel wird jede Familie ihre eigenen Kreiſe um ſich ziehen, jede ihre eigenen Handwerksleute haben, abſonderlich ihren eigenen Schneider; Schloſſer und Kaminfeger mögen allfällig noch paſſiren von unten bis oben ohne abſonderliche Anſtrengungen. Ach Gott, wenn aber ſo ein Schneiderlein in allen Stockwerken bügelrecht ſein will, von der rechten Religion, d. h. allenthalben von dem eben in Mode ſeienden Farbenſtrich, Himmelſackerment, was das an Schweiß und Niederträchtigkeit koſtet! Wie er unten loben muß, was er in der Mitte verwirft, in der Mitte himmelhoch preiſen, was er zu oberſt verflucht dem Teufel eben, und dann wieder Alles ganz umgekehrt, wenn er wieder von oben nach unten geht! Ach Gott, man glaubt nicht, was es für Künſte braucht, um grundſätzlich niederträchtig zu ſein und abſolut der Rechte, d. h. in jeden Schuh gut und Trumpf San (As) allenthalben. Die Jugend bekanntlich nimmt in ihrer ſchönen Zeit Alles abſolut, hat nur ein Ideal, nur eine Wahrheit, nur eine Geliebte; Amtsweibel, Kammerdiener, Sekretair, Höfling und Volksmann (Nüancen im Fach der Speichelleckerei) muß man erſt lernen wo man auf die Höhe kommt, wo man das Nützliche dem Scheine vorzieht. Der gute Jacobli ſtand noch nicht auf dieſer Stufe, namentlich nicht in Beziehung auf das Lächerliche, und ängſtigte ſich daher in ſehr therrechtem Kummer, und war nicht weit davon dieſe Fuhre als eine eigentliche abgeredete Bosheit anzuſehen. Da indeſſen nichts Boshaftes in den Geſichtern war, ſondern große Freundlichkeit und ſelbſt Frau Sime Sämelene große Freigebigkeit erzeigte, ſo dachte er, Bosheit könne das nicht ſein, ſondern bloß Mangel an Sinn für das Anſtändige. Er war indeſſen ſehr befangen beim Abſchiede, eben wegen der Ungewißheit in welcher er ſchwebte. Er dankte für die Aufnahme, lud wiederum ein, ſprach von Concerten, Schreiben, Inſel und Vater und Mutter; aber Alles gar nicht logiſch und wenn ſich ein Faden durch das Ganze zog, ſo war es weder ein ſchwarzer noch ein rother, ſondern bloß der graue Faden der Verlegenheit. Die Antworten von Sime Sämeli und ſeiner Frau waren kurz: Er ſolle glücklich heim kommen, Vater und Mutter grüßen, und ſie ſollten auch einmal kommen, an einem Sonntag, wo man beidſeitig nichts verſäume und ſie ſich nicht ſchämten aufs Land zu kommen. Züſt machte Jacobli ſchöne Scharwenzel, ſparte jedoch die ſchönſten für Anne Bäbeli auf; aber Anne Bäbeli war nicht da und Sämeli rief oben vom Wägeli herab aus dem lieblichen Grunzen der Schweinchen heraus: Z'donner, biſt nicht bald fertig? Der Kohli ſteht nicht mehr.

Jacobli preſſirte nicht auf den Ruf. Guckte immer noch nach Anne Bäbeli aus. Aber Simi Sämeli meinte, da ſei kein Warten mehr, und mit einem raſchen Ruck unter dem Arm half er Jacobli aus ſeiner Unſchlüſſigkeit, und wie er halb oben Fuß gefaßt, ließ Sämeli Kohli los, der wie ein Byswind ins Freie ſchoß, ſo daß Jacobli mit Zſchakko und Käsmeſſer genug zu thun hatte und alle nachträglichen Grüße und Complimente nach hinten, wie man ſie macht, wenn man recht zärtlich geſtimmt iſt, fahren laſſen mußte. So fuhren in Saus und Braus die Jünglinge davon. Mit gewaltigem Brummen ſah Sime Sämeli dem Jagen zu, und was er ſpäter ſeinem Sohne darüber ſagte, wiſſen wir nicht. Was die Weiber machten nach der Abfahrt, geht uns nichts an, wir wiſſen bloß, daß der gute Jacobli unter ihnen zu einem Seidenplätze ward, aber zu einem zähen und feſten, an welchem man alle Tage rupft und zupft und doch nie fertig wird damit. Zu was für einer Stellung er in Sime Sämeli's Hauſe kam, träumte Jacobli nicht, als er mit Sime Sämeli's Sohn und den beiden Ferkeln davon fuhr, wie der Tod mit der ſchönen Leonore, er kamni cht zum Denken. Sämeli erwartete gerühmt zu werden über ſein Fahren, wobei dem armen Lieutenant alle ſeine Stadtbeinchen krachten, aber er mußte ihn daran mahnen, denn Jacobli konnte nichts, als ſich grauſam ſchämen, von wegen den Ferkeln, welche ſo mörderlich ſchrieen und von wegen dem Wägelchen, welches ſo ſchrecklich ſtieß und ſchlug. Was werden doch die Leute denken, ſagte er bei ſich ſelbſt, wenn man es nur in der Stadt nicht vernimmt, wenn ich nur nicht dem Vater ſchade damit. So dachte der gute Junge und wußte begreiflich nicht, daß keine Seele ihn bemerkte, daß man nur den jungen Sime Sämeli's Sämi ſah und betrachtete, faſt wie eine Art von Kronprinzen, welche bekanntlich, bei nicht ganz verdorbenen Anlagen, weit beliebter beim Volke ſind, als ihr Herr Papa. So iſt der auch wieder heim, hab recht Langeweile nach ihm gehabt. Der fährt noch immer wie ein Utüfel. Wohl, wenn das der Alte wüßte, er würde ihm was ſagen. Aber es heißt, eben viel fürchte er ihn nicht mehr und mache, was ihm in Sinn kommt. Nun, er hat recht, würde es auch ſo machen, nicht mein Lebtag Bub ſein wollen. Aber fahre er wie er wolle, ein rechter

Bauer wird er doch, nicht der Hundertſte würde den Tag nach der Garniſon mit Schweinen im Lande herumfahren, ſo ſprach ſich die Stimmung aus. Von ſolchem Geſumme hatte begreiflich Jacobli keine Ahnung, er deutete die lächelnden Geſichter durchaus anders, und ihm wohlete es erſt, als ſie zu Hagenbuch bei des Ammann's Hauſe vorfuhren, er ab dem Wägelein war und ſo weit als möglich von den Ferkeln ſtand. Es war akurat als ob er fürchtete, man könnte ſie zuſammenzählen. Alsbald kam ein rüſtiges, feſtes Mädchen heraus, braun von Geſicht und Armen, aber übel ſtand es ihm nicht. Dieſes half Sämeli die Schweinchen ab dem Wägeli nehmen und verſorgen. Sämeli und es ſchienen nicht bloß recht gut bekannt mit einander, ſondern ein bedeutend Wohlgefallen an einander zu finden. Sämeli regalirte das Mädchen mit einigen derben Späßen, das Mädchen machte nicht böſe Augen dazu, ſondern ſagte bloß: biſt doch immer der Gleiche, den Uflaß wäſcht dir der Rhein nicht ab. Indeſſen vergaß Sämeli über der Liebe ſein Geſchäft keineswegs. Er frug dem Alten nach, erörterte, daß ein Ferkel drei Gulden koſte und er das Geld gerne hätte. Das wird ſo ſehr nicht preſſiren. Komm im Heimfahren vorbei, der Vater kann es dir unterdeſſen rüſten, ſagte das Mädchen. Allweg komm ich wieder vorbei, ſagte Sämeli, muß die Bütte wieder nehmen, in welchen ich die Schweinchen gebracht. Aber das Geld ſollte ich doch haben. Der Vater hat mir einen Conto mit gegeben, welchen ich bezahlen ſoll und hat dabei auf die ſechs Gulden gerechnet. Man ſollte meinen, wie rar das Geld bei euch ſei, ſagte das Mädchen ſpöttiſch, ging jedoch, den Vater zu ſuchen. Daß ich ein Narr wäre zu warten, wenn ich wiederkäme, ſo wäre der Alte entweder nicht daheim, oder hätte mir das ſchlechteſte Geld aus allen 22 Cantonen ausgeleſen. Ich kenne den alten Schelm, aber ich will ihm liſtig genug ſein, ſagte Sämeli zu Jacobli. Das Mädchen kam bald wieder und ſagte: binde das Roß an oder thue es in den Stall und kommt in die Stube. Selb wollen wir nicht machen, ſagte Sämeli. Aber haſt du nichts zu trinken, ich bin grauſam durſtig und das Waſſer iſt mir zu dünn und zu naß und macht mir nicht wohl. Wein haben wir keinen mehr im Keller; aber wenn du Kirſchwaſſer willſt, ſo ſollſt haben, ſo viel du willſt. So bring, ſagte Sämeli. Das Mädchen ging. Jacobli meinte: Biſt doch ſo grob und unhöflich, nicht einmal: „wenn du willſt ſo gut ſein," haſt du geſagt. Das wär dumm, mehr an die Sache zu thun als nöthig iſt. Mit dem d'r Narr machen beim Weibervolk kommt man nicht weiter, als daß man für einen Narr gehalten wird, und wie man ſie gewöhnt, ſo hat man ſie, ſo lautete Sämeli's Antwort. Das Mädchen, Liſabethli mit Namen, brachte in der einen Hand eine große Flaſche Kirſchwaſſer mit einem Glaſe bedeckt, in der andern Hand ein gewaltiges halbes Brod, ſtreckte Sämi das Brod dar und ſagte: Nimm! Mag nicht, ſagte Sämeli, ſtreckte es Jacobli dar und ſagte: Nimm du, es iſt auch viel Mehl darin. Danke gar ſehr, ſagte Jacobli höflich, bin nicht hungerig. Was iſt euch an dem Brote nicht recht, fragte das Mädchen zornig, daß ihr das Geſpött damit treibt. Es iſt ſauber und gut, hab es ſelbſt gemacht, es iſt mehr als gut genug für ſolche, wie ihr ſeid, die nicht wiſſen wo das Brod herkommt und längs Stück keins hätten, wenn ſie es ſelbſt verdienen müßten. Seh, nimm Brot, ſagte Liſabethli zu Sämi. Ich mag nicht, haſt es ja ſchon gehört, ſagte Sämi. Hau ab und nimm, oder du bekommſt kein Kirſchwaſſer, ich laſſe mir mein Brod nicht verachten. Wollt ihr von dem Einen nicht, ſo müßt ihr auch vom Andern nicht haben, ſagte Liſabethli. Das wäre luſtig, ſagte Sämi, und wollte der Flaſche ſich bemächtigen. Aber Liſabethli war gewandt und ſtark. O hä Bürſchli, ſo geſchwind geht das nicht, und brichſt die Flaſche, ſo hole ich auf meine Arme Theure (Seele) keine andere! Nimm Brot, wirſt nicht zu vornehm geworden ſein und gibs dem Andern auch. Es macht mich Niemand böſer als zwei ſolche Maulaffen, wo, wenn ſie eine Woche die Naſe in die Stadt gehabt, nicht mehr wiſſen wollen, was Brauch und Recht iſt, nichts mehr können als die Leute ausſpotten und d'Sach verachten, ſagte das Meitſchi zornig.

So wirds ſein müſſen, wenn du thuſt, wie eine Katze ſagte Sämi. O nein, es muß gar nicht ſein, ſagte Liſabethli, wenn es dich ekelt ob meinem Brot, ſo laſſe es ſein, ich möchte nicht ſchuld ſein, wenn du in einen Grauſen kämeſt. Gib, ſagte Sämeli, hieb ein Schnittchen ab und reichte es Jacobli. Merci, ſagte dieſer, es wäre mir unmöglich. Was iſt das für ein Halbwelſch, fragte Liſabethli, der nicht Brot will, hat der etwa ſein Lebtag Lebkuchen gehabt? Verzeiht, Jungfer Liſabethli, ſagte Jacobli. Bin keine Jungfer, ſagte Liſabethli zornig, ein Meitſchi, Tochter vom Hauſe bin ich und Liſabethli heiße ich. Willſt oder willſt nicht? Gar ſchön nahm nun Jacobli das Brot, das Mädchen ſchenkte ein, reichte Sämeli das Glas. Warum bringſt mirs nicht? ſchnauzte Sämi (Kredenzen). Mag nicht, ſagte Liſabethli. Magſt du oder magſt du nicht, ſo bringſt du es mir, ſagte Sämi. Und wenn es dich dann ekelt, wie ob dem Brot, entgegnete Liſabethli. Willſt oder willſt nicht, ſagte Sämeli. Zwänggring, was du biſt, ſagte Liſabethli, aber nichts weniger als unfreundlich, ſo ſoll es dir gelten, netzte die Lippen und bot es Sämeli. Nimm, nimm, ſagte dieſer, keinen Schluck haſt du genommen, thue nicht ſo dumm! Liſabethli ſetzte noch einmal an, ſchüttelte ſich dann, mag auf meine Arme nicht mehr. Schenkte das Glas wieder voll, reichte es Sämi und ſagte: Brings dem Merci-Herr, wenn er noch mag, ohngeachtet ich daraus getrunken. Es gilt dir, ſagte Sämeli zu Jacobli, that einen mächtigen Zug, welcher das halbe Glas leerte und reichte es Jacobli. O behüte, ſagte dieſer, das iſt viel zu viel und that recht zimpferlich. Nimm was du magſt, es iſt dann ſchon Jemand da, welcher den Reſt nimmt, ſagte Sämeli. Wo iſt der daheim, fragte Liſabethli, daß er thut, wie eine Stadtjumpfere. Sonſt wenn ſie die Montur am Leib haben, meinen ſie ſie müßten thun wie Kälber und ſaufen wie Kühe. Das wird ſollen geſtochen ſein, ſagte Sime Sämeli's Sohn, den Reſt im Glaſe austrinkend. Schenke ein. Aber wo bleibt der Alte? Das iſt mir doch ein Preſſiren, ſagte Liſabethli, wenn du nicht warten magſt, ſo packe dich. Meinethalben wäre es mir wohl genug hier, ſo lange du Kirſchwaſſer haſt; aber der da will in die Poſt, ſagte Sämi. Da kam der Gewünſchte mit rothem Geſichte und wackelndem Bauche, wie es einem Ammann wohl anſteht. Du preſſirſt Bürſchli, ſagte der Alte, meinſt ich ſei morgen nicht mehr gut genug für 90 Batzen? Wegen dem ſei es nicht, ſagte Sämeli, aber er müßte für den Vater was zahlen, und da habe derſelbe ihm geſagt, er ſolle das Geld für die Ferkel dafür brauchen. Wird kein anderes mehr gehabt haben, der arme Teufel. Er iſt immer der Gleiche, es iſt gerade als ob er Harz im Hoſenſack hätte. Werdet einander eben nicht viel vorzuhalten haben, meinte Sämeli. Häb dar, ſagte der Ammann. Sämeli ſchob bedächtig die Pfeife in die Taſche um die Augen frei zu haben und ſtreckte ſeine mächtige Pfote (hohle Hand) hin. Der Ammann zahlte ihm mit einem verdächtigen Zucken um den Mund zehn ſchöne Batzen in die Pfote, griff dann in die Weſtentaſche, legte zwei ſogenannte Päcklein, deren eins 40 Batzen enthalten ſollte, daneben und ſagte, ſo wird es recht ſein, und die ſind gut, habe ſie erſt heute ſelbſt gemacht.

Man iſt bald verſchoſſen, ſagte Sämeli, und wenn ich zu wenig hätte, ſo würde mir mein Alter ſagen: für was haſt du Augen und Finger? Ohne weitere Complimente grübelte Sämeli ein Päcklein auf, und zählte laut: 1, 2, 3, das iſt ein Rother, 4, 5, 6, du wirſt den für einen Ganzen gezählt haben, es iſt aber nur ein Halber; 7, 8, 9;

wieder ein Rother, 10, 11, 12, 13, das 6-Kreuzerſtücklein nimmt Niemand; 14, 15, 16, das ſind nur Schillinge und nicht halbe Batzen; 20, 21, 22, 23, wieder ein Rother, und noch einer; 26, 27, 28, dieſe Kreuzer nimmt kein Hund; 30, 31, 33, 34, was Teufels ſoll das für ein Stück ſein, ein ſolches habe noch nie geſehn; 36, 37, 38, und ein Halber. 6 Kreuzer zu wenig und ſolch ſchlecht Geld noch. Du wirſt ſchläferig geweſen ſein noch, als du ſie machteſt? fügte Sämeli bei. Der Ammann verlor aber weder die Faſſung, noch zeigte er Aerger, er hatte halt probirt. Ich werde verſchoſſen ſein, ſagte er, das ſind Päcklein vom Müller von Krüſchlige, ſie liegen neben denen, welche ich gemacht. Mit Schein iſt er immer der gleiche Schelm. Nun, der kann ſie wieder haben, dir will ich Anderes holen. Sämeli blinzte Jacobli an und ſagte zu Liſabethli, welche dem Handel mit zugeſehen hatte, mit ſelbſtgefälligem Gefühle: Das Zählen macht durſtig, haſt noch einen Schluck? Liſabethli ſchenkte ein, ſagte aber: nimm dich in Acht und mache es nicht zu gut, es könnte einmal zu viel ſein. Die Rede konnte verſchieden gefaßt werden, wie Sämeli ſie nahm, wiſſen wir nicht. Der Alte kam diesmal mit kleinem Silbergeld; häb dar, ſagte er, und begann wieder zu zählen. Halt, das iſt nur ein Dreibätzler, ſagte Sämi. Wird ein Sechsbätzler ſein, ſagte der Alte, und wollte fortfahren, aber Sämi ſetzte nicht ab, bis der Dreibätzler konſtatirt war. Haſtiger zählte der Alte, ernſthafte Augen machte Liſabethli. 80 ſagte endlich der Alte, oder iſt dir wieder etwas nicht recht, da Sämi die Stücke in der Hand mit dem Finger umrührte. Der Alte hatte wieder einen erblaßten Dreibätzler für einen Fünfbätzler eingeworfen, und wußte es recht gut. Etwas mußte gehen, anders konnte er nicht. Als Sämeli immer rührte, ſagte Liſabethli: ſtecke das Geld einmal ein. Suppe gibt es doch keine daraus, magſt rühren wie du willſt. Vater du nimmſt doch auch eins, kannſt es ihnen dann bringen! Als der Alte den Dreibätzler als Fünfbätzler in Sämelis Sack wandern ſah, wurde er ganz hell auf, und auf eine Maaß oder 2 Kirſchenwaſſer kam es ihm jetzt nicht an, hatte er doch wieder Einen überliſtet. Sämi dagegen war übellaunig, gab ſchnöden Beſcheid, trieb zum Aufbruch, und als Liſabethli ſagte, er ſollte ja nicht vergeſſen zu halten im Heimfahren, ſeine Bütte möge es ihm nicht hüten, ſagte er, ſo werde ſie meinethalb geſtohlen. Iſt ſie aber am Samstag noch da, ſo gib ſie dem Fuhrmann, welcher beim Hauſe vorbeifährt, und ſprengte davon, was der Kohli laufen mochte. Jacobli war redſelig. Sämeli ſchweigſam. Jacobli begann zu reden von Liſabethli, bedauerte, daß es ſo ein ungebildet Mädchen ſei, ſie hätte daneben ſchöne Anlagen und gefiele ihm gar nicht übel.

So, ſagte Sämeli, gefiele dir die. Gib dir aber nicht Mühe, die iſt ſchon verſorgt. Du wirſt doch nicht ſelbſt etwa Abſichten haben? fragte Jacobli verdutzt. Du wirſt doch nicht etwa etwas dawider haben? frug Sämeli ſpöttiſch. Beklemmt ſagte Jacobli: Daran hätte ich keinen Gedanken gehabt, daß du der den Hof macheſt. Du thateſt ſo unmanierlich mit der Tochter und warſt ſo rückſichtslos gegen den Vater, daß ich mich für dich ſchämen mußte. Wäre nicht nöthig geweſen, ſagte Sime Sämeli's Sohn. Ausgelacht wird mich Niemand haben. Dümmere Leute als ſolche Stadtbeſen wie du, gibt es d's Land ab d's Land auf nicht. Ihr meint, ihr hättet die Weisheit alle gefreſſen und wißt nicht, daß jede Geige einen eigenen Ton hat und jede Kuh ihre Art, und daß ein Affe ein Affe bleibt und für einen ſolchen gehalten wird, thue er auch wie ein Kalb oder wie ein Schaf. Geht das auf mich? fragte Jacobli. Was brauchſt du mir zu ſagen ich ſei unmanierlich? ſagte Sime Sämeli's Sohn. Ich weiß beſſer als du, was feine Manier iſt. Aber daß der alte Schelm mit dem Dreibätzler mich betrogen und daß ich es angenommen, ſelb macht mich böſe. Aber warte du nur, dem brocke ich es ſiebenfach ein, mache das Mädchen meinethalben Augen wie es will. Dann gibt er dir das Mädchen nicht, ſagte Jacobli. Mit Vater und Mutter muß man ſachte umgehen, wenn man die Tochter will. Das verſtehſt du wieder nicht. Meinſt du, der alte Schelm gebe ſeine Tochter einem Löffel, der ſich betrügen läßt, oder aus lauter Höflichkeit das Babi macht. Und wenn er es wollte, ſo thäte ich es nicht. Sime Sämeli's Sämi hat nicht nöthig ein Meitſchi zu erbetteln oder zu erheucheln, wenn er eine Frau will.

Das war ſtarker Tuback und ehe Jacobli ihn verarbeitet hatte, fuhr Sämeli beim Wirthshauſe vor, wo Jacobli die Poſt erwarten wollte. Dort wurde Sämeli von Stallknecht, Stubenmagd und Wirth wie eine bekannte Notabilität empfangen, Jacobli aber gar nicht beachtet. Das ärgerte begreiflich Jacobli, er ließ es merken, daß er Herrn Eſau's Sohn ſei, damit gewann er nichts, als daß für eine Weile der Wirth das Geſpräch über Korn und Roßhandel abbrach und gar läſterlich loszog über die beſtehende Ordnung der Dinge und jeden Satz mit den Worten ſchloß: Und es iſt mir ganz recht, wenn ſie es vernehmen, es iſt gut, wenn ſie es einmal wiſſen, wie man auf dem Lande geſinnt iſt und was man denkt. Sämeli preſſirte fort, ob der Dreibätzler oder das Mädchen ihn fortzogen, wiſſen wir nicht; aber er fuhr nach kühlem Abſchied von dannen, wie einer, der eine ſchwere Laſt abgeſetzt hat und leicht und unbeſchwert von dannen fährt. Das mühte Jacobli ſehr und da weder Stubenmagd, Stallknecht oder Wirth ſich um ihn kümmerten, er drei Stunden auf die Poſt warten mußte, ſo hatte er Zeit zum Meditiren.

Das war aber ſehr trübſelig und er ward ganz klein im Gemüthe. Geſtern zog er aus von hier mit kühnen Erwartungen, er hoffte mit Cäſar ſagen zu können: Veni, vidi, vici, und 24 Stunden ſpäter rückte er wieder hier ein, total klein gemacht, faſt wie ein gebadeter Hahn. Rundum waren ihm die Federn niedergepreßt worden, der Kamm mit ſcharfer Lauge gebrüht, ſo ein gar Nichts war er geweſen vierundzwanzig Stunden lang, er, Herr Eſau's Sohn, und hatte ſich zu einem gar Nichts machen laſſen, ohne Gegenwehr, akurat wie ein Schaf, das auch nichts zu machen weiß, wenn man es zur Schlachtbank führt. Er, der doch was galt in ſeinem Kreiſe, in ſeinem Büreau und namentlich als Herr Eſau's Söhnelein, war urplötzlich vierundzwanzig Stunden lang nicht bloß ein Tropf geworden, gleichbedeutend mit einem Tropfen Waſſer; ſondern eine Art von Vogelſcheuche, welche die Vögel gar nicht fürchten, ſondern ihren Muthwillen damit treiben. So gleichſam einen ſchrecklichen Traum zu erleben vierundzwanzig Stunden lang, nach Verfluß derſelben plötzlich zu erwachen und nun in Einſamkeit drei Stunden lang meditiren zu müſſen, über Sein und Nichtſein, ob es geweſen oder nicht geweſen, was man gerettet, was man verloren, was man geſagt und nicht geſagt, hätte ſagen ſollen und einem leider nicht in Sinn gekommen, es iſt fatal, es iſt mehr als fatal, es iſt gräßlich und namentlich für einen jungen Eidgenoß mit Selbſtgefühl und Schnauz; es iſt mehr als gräßlich, es iſt eigentlich wirklich zum Sterben. Indeſſen können wir ſämmtlichen Leſern und abſonderlich den lieben Leſerinnen die Verſicherung geben, daß die Poſt den guten Jacobli noch lebendig fand, mitnahm, und daß derſelbe ſich mit jedem Zug gegen die Hauptſtadt erholte, das Bewußtſein wieder fand, und daß, als er zu dem Thore einfuhr, er vollſtändig bei ſich ſelbſten war und nach einigen Tagen vollſtändig der Alte wurde, nur mit dem kleinen Unterſchiede, daß es ihn nach einem Beſuche auf dem Lande nicht mehr gelüſtete. Er begriff, daß das Land etwas anders iſt als die Hochſchule, daß der Beſuch deſſelben Vorſtudien fordert.

Ich habe geſprochen! ſagt Herr Präſident Höſeli.

Segen und Unſegen.

(Die Erzählung erſchien zuerſt in den Alpenroſen, Jahrgang 1850.)

Schön ſcheinet die Sonne zu allen Zeiten, aber ſchöner doch nie, als im Spätherbſte, wenn die Nebel gefallen ſind, da wandelt ſie gar ſo freundlich in ihrem goldenen Glanze durch den klaren blauen Himmel. Sie hat ſichtbar Freude an dem kleinen Sternchen, das von ihrem Lächeln lebt und jetzt mit ſo freundlichen Mienen ſie umgaukelt. Gar freundliche Blicke ſendet ſie nieder, färbt ſo bunt und ſchön die Wälder, läßt im dunkeln Laube die Wangen der Aepfel ſich röthen, läßt den guten Kühen die Wieſen grün, hört ihrer Glocken freundlich Geläute, ſieht dem muntern Treiben der hütenden Buben zu, wie ſie Aepfel braten und Kartoffeln, und wenn ſie ſcheiden will, läßt ſie höher erglühen die Weidefeuer der Buben, Sternchen übers Land geſäet, wie Sterne geſäet ſind am Firmamente. Doch andere Sterne ſind die da oben, ſie verglimmen nicht ſo ſchnell wie die da unten, welche Buben angeblaſen, welche Menſchen angemacht. Wenn dann noch gar Sonntag iſt auf Erden, ein friedlich ſchöner Sabbath in der Sonne Schein, mit blanken Kühen auf den Weiden, geputzten Mädchen auf den Straßen, ſonſt aber ſo ſtill und feierlich, da iſt es dann wirklich als ſei man im Paradieſe, als nahe man ſich den Pforten, welche in den ewigen Sabbath führen, denn Schöneres gibt es eben kaum auf Erden, als ein ſtiller friedlicher Herbſtſonntag in der Sonne Glanz. Auf Erden wechſeln Menſchen und Moden, Regierungen und Könige, es kommt und geht, was die Erde berührt, auf immer das Eine, und Anderes kehrt wieder und immer wieder, ſo lange die Sonne geht am Himmel, ſo lange Gottes Hand die Erde hält So kömmt wohl die Nacht auch über ſolch einen lieblichen Sonntag und die Nacht iſt ſein Grab, und aus ſeinem Grabe wird der Montag geboren, aber der gleiche Sonntag kehrt wieder in ſieben Tagen vielleicht und oft in ſieben Jahren und gar manchmal in ſiebenzig Jahren, der alte Sonntag in gleich lieblichem Gewande mit der alten Wonne für das neue Geſchlecht.

Es mögen mehr als fünfzig Jahre her ſein, als ein ſolcher Sonntag das Land verklärte. In einem Pfarrhauſe lebte ſeit einigen Monaten einſam ein junger Pfarrer. Haus und Herz waren ihm ſo ziemlich leer, nicht im böſen Sinne, aber um ſo fataler iſt es eben. Sein Mobiliar beſtand größtentheils aus einigen Reliquien vom alten Pfarrer her, wackelichten Stühlen und dreibeinigen Tiſchen, beſſeres hätte ſein Vermögen überſtiegen; denn ob ſelbſt die dreibeinigen Tiſche ganz bezahlt waren, möchten wir faſt zweifeln. Es ſei ein gruſam Armer, aber dr freinſt Schlabi, wo man finden wolle, hieß es in der Gemeinde. Daß ſein Herz leer war, war nicht ſeine Schuld, an Liebe und Wünſchen fehlte es nicht. Er hätte ganze Schiffsladungen von Mädchen einwandern laſſen, wenn ſie ihm nur Jemand gebracht hätte; aber er finde keine, ſagte er, und doch ſei die Welt voll heirathsluſtiger Mädchen, ſage man, aber er glaube es nicht. Er gehörte unter die Leute, welche ohne verwandtſchaftliche Bande aufwachſen, mehr Bekanntſchaft mit Büchern als mit Menſchen haben, ſchüchtern und blöde ſind, wandeln als ginge es auf lauter Eiern, und als ſeien ſie gläſern, könnten beim geringſten Putſch ſplittern. Solchen Leuten ſieht man es nicht an, wie gerne ſie eine Frau hätten, wie viel Liebe ſie im Herzen haben, und wäre ſie ſaumweiſe auszumeſſen oder zentnerweiſe zuzuwägen. Das ſind die ſtillen Waſſer, welche ſo tief ſind, d. h. ſo voll Liebe und Zärtlichkeit ſind, daß wenn es einmal einem Mädchen dazu kömmt, dieſen Gefühlen Bahn zu machen, es riskirt, im Strome derſelben zu erſticken, zu ertrinken. Dieſer junge Pfarrer hatte am Morgen gepredigt und zwar ſchön. Die ganze Gemeinde ſagte, dem würde es kein Menſch anſehen, wie ſchön er es könne. Er hatte nachher Chorgericht gehalten, und beim Heimgehen aus der Kirche einer der Chorrichter ihm geſagt: Herr Pfarrer, kommt auch einmal zu uns, es iſt luſtig bei uns, man ſieht weit übers Land. Der Pfarrer hatte es verſprochen, das freundliche Wort hatte ihm wohl gethan, er lebte beſſer daran als an dem zähen Stücklein Rindfleiſch, welches ſeine Magd nebſt einer gewaltigen Schüſſel voll Kabis ihm nachher aufſtellte. Der gute Pfarrer ſtand auf, ehe er allen Kabis gegeſſen hatte. Wenn er nicht mehr eſſe, ſo hätte ſie wenigſtens noch viermal zu wärmen daran, ſagte die alte Magd. Wenn ſie daran gedacht, ſie hätte noch ein wenig mehr genommen, dann hätten ſie die ganze Woche daran gehabt, und erſt am nächſten Sonntag friſch kochen müſſen. Wenn ſie es nicht vergeſſe, wolle ſie es für die nächſte Woche ſo reiſen, ein Muß dazu machen, welches auch die ganze Woche darhielte. Zeit und Holz könne man auf dieſe Art ſparen, man glaube es nicht. Wir können nicht ſagen, daß dieſe Ausſichten beitrugen, den jungen Mann heiter zu ſtimmen, mit bedenklichem Geſichte und ſchweren Seufzern ſchritt er vor dem Hauſe auf und ab, und alle Augenblicke erloſch ihm die Pfeife. Draußen war es ſo wunderlieblich, ſo duftig und ahnungsreich, in bunter Farbenpracht ſtunden die Bäume da zu ihres Schöpfers Lob und Ehre, viel ſchöner als die ſchönſten Grenadiere an der Sonntagsparade. Auf den Aeſten der Birnbäume, unter denſelben im Graſe hielten Eichhörnchen ihre muntern Tänze; auf der Weide gingen ſtattlich die Kühe, Böcklein und Lämmlein ſprangen, und luſtige Buben jauchzten laut und weit, als wären ſie große Majeſtäten und ertheilten ihre Befehle übers Land. Alles war luſtig, und einſam wandelte unſer junger Paſtor vor ſeinem Hauſe auf und ab, recht trüb im Gemüthe. Sein Tagewerk war vollendet, in dieſer Jahreszeit waren keine Kinderlehren, arbeiten ſollte er nicht, es iſt auch für den Pfarrer der Sabbath da, mit den Lämmern konnte er nicht ſpringen, kein Eichhörnchen kam mit ihm zu ſpielen, kein Menſch mit ihm zu reden, nicht einmal ein Kind kam bei ihm vorbei; ſie waren alle in den grünen Matten bei den ſchönen Weidfeuern, brieten Aepfel, Birnen und weſſen ſie ſonſt habhaft werden konnten. Da ward es ihm doch gar zu öde im Gemüthe, und bis Abend war es eine Ewigkeit. Da kam es ihn an, er möchte auch hinaus, möchte an die Sonne, möchte hell werden im Gemüthe, und mit irgend wem ein traulich Wort reden, mit Menſchen oder Gott. Er ſah an die Uhr, er ſah auf ſeine Schuhe, er ſah, ſo weit er konnte, was Himmel und Erde vorhätten, er ſah nach allen Windgegenden, wo wohl die Straßen am trockenſten ſeien, am geradeſten liefen, wo man am wenigſten naß werde oder ſich verirren könnte, und ob ein Regenſchirm nöthig ſei oder nicht. Das Wetter war beſtändig, ſchön, aber der Pfarrer dachte, man kann nie wiſſen, es ſei ſchon Mancher beim ſchönſten Wetter fortgegangen und naß heimgekommen, und habe einen großen Pfnüſel davon getragen. Indeſſen wäre es doch fatal, wenn er einen Regenſchirm nehmen würde, und der Stock thäte es auch. Die Leute könnten meinen, er verſtünde ſich nicht aufs Wetter, und wenn man's auch nicht verſtehe, ſo müßte man es ſie doch nie merken laſſen. Der gute Pfarrer! Als ob die Leute nicht merken könnten, was man ſie nicht merken laſſen wolle. Die Leute haben feine Naſen, abſonderlich auf die Pfarrer. Die Naſen ſind nämlich nicht alle gleich und in Beziehung auf die Gegenſtände nicht gleich gut. So gibt es Hunde mit trefflichen Naſen auf Haſen, welche aber mit Füchſen nichts machen könnten. Unſer

Pfarrer war ſehr ſtark im Werweiſen, ſo ſtark, daß, wenn er endlich mit dem Werweiſen im Reinen, die Zeit zur Ausführung längſt vorüber war. Diesmal war er glücklicher. Es fiel ihm endlich der Chorrichter ein, der ihn heute eingeladen. Es wäre unverſchämt, dachte er wohl, ſo gleichſam brühwarm der Einladung zu entſprechen. Indeſſen, wenn er beim Hauſe oder in der Nähe deſſelben vorbeiſpaziere, und man ihn ſehe, rufe man ihn vielleicht und nöthige ihn herein, wenigſtens könnte er dort um den Weg fragen, wenn er ihn nicht weiter wiſſe, oder einen Regenſchirm leihen, wenn das Wetter zweifelhaft werde. Er rief ſeine Alte und frug, wo aus er müſſe, um bei der Speckſeite vorüber zu kommen, wo der Chorrichter wohne? Nicht daß er dort einen Beſuch machen wolle; er möchte nur ſo vorläufig ſehen, wo er wohne. Das iſt mir anſtändig, wenn ihr mir vom Hauſe wegkömmt, ſagte die Alte. Ich denke, nüchtern werdet ihr nicht heimkommen. Iſts nicht in der Speckſeite, ſo iſt es an einem andern Orte, wo die Leute gwunderig ſein werden zu ſehen, ob der Pfarrer iſt wie ein anderer Menſch. Und thut dann nit dumm und nehmt es nicht an, wenn ſie euch etwas anbieten. Die Leute würden es übel nehmen und meinen, ihr verachtet ſie. Allweg denke ich, ich feure nicht für z'Nacht, es macht mich nichts täuber als z'koche, wenn es Niemand eſſen will. Und endlich, wenn ihr noch was möchtet, wenn ihr heimkommt, he nun, ſo ſind Aepfel da und Birnen, b'ſunderbar ſchöne Grunbirnen, und wenn ihr noch was Warmes möchtet, he nun, ſo iſt der Kabis noch immer da, und wenn es ſein muß, bald gewärmt. So ausgerüſtet mit Weiſungen und Ausſichten, ging endlich unſer guter Herr ab. Aber ſchüchterner kann kein ſechszehnjähriges Mädchen auf der Landſtraße gehen, als der Pfarrer durch ſeine Gemeinde, und umſichtiger und ängſtlicher kaum einer, der mit der fixen Idee, gläſern zu ſein, behaftet iſt. Von dem ſchönen modernen Selbſtbewußtſein war auch nicht eine Spur bei ihm.

Nach vielen Abenteuern und großen Gefahren, zwei Hunde hatten ihn angebollen, und eine Kuh, welche er aber für einen Bullen gehalten, war auf ihn eingelaufen und hatte ihn über einen dicken Zaun weg angeſehen, kam er endlich in die Nähe der Speckſeite. Es war ein reicher Hof, ein ſtattlich Haus ſtand mitten drin, und vor demſelben ſpazierte ein großer ſchwarzer Hund mit einem ſogenannten Federnſtiel; der Weg führte dicht am Hauſe vorbei. Da wackelte dem guten Pfarrer das Herz, er war drauf und dran zurückzukehren. Er fürchtete die Hunde ſchrecklich, hatte ſchon oft geträumt, er ſei von einer ſolchen Beſtie lebendig gefreſſen worden, hatte dieſe Operation ſehr unanmuthig gefunden und ſchlotterte daher ſehr, ſobald er eine ſolche Beſtie von weitem ſah. Ach Gott, man denke ſich, dicht vor ihm die Speckſeite, aber vor der Speckſeite ein ſchrecklicher Hund mit weitem Maul und großem Federnſtiel! Indeſſen, der Paſtor war ein Mann, er dachte, freſſen, ehe er ſchreien könne, werde die Beſtie ihn nicht, und weil's Tag ſei, kämen die Leute immer noch zeitig genug, ihm das Leben zu retten. Ein Loch in die Hoſen könnte es wohl geben, zum Glück aber habe er die ältern an, wo nicht ſo viel mehr zu bedeuten hätten. Er rückte alſo vorwärts, aber mit Bedacht, und kein Koſakenoffizier kann den Nebel, in welchem er reitet, ſchärfer beachten, als der Paſtor das Haus vor ihm in der hellen Sonne. Unglücklicherweiſe kam er gegen das Haus von hinten, wo bekanntlich keine Fenſter ſind; es rührte und regte ſich nichts in und um das Haus, als der ſchwarze Hund mit dem ſchönen Federnſtiel. Der ſtand auch ſtill, als der Herr näher kam und ſah nach ihm, faſt wie der quaſi Stier über den Zaun. Als der Hund ſah, daß der ein ganz ungewohnt Kleid an hatte, ſo ſchwarz wie keine andere Leute es hatten, that er das Maul auf, fing ein heftig Bellen an und ſtellte ſich ſogar in der Straße auf. Er ſchien einen eigenen Zorn auf das Schwarze zu haben, und war doch ſelbſt ſo ſchwarz. Gerade das war des Pfarrers Glück. Der ungewohnte Zorn machte drinnen die Leute aufmerkſam. Die Thüre ging auf, ein ſchlankes Mädchen trat heraus und rief: Schnauz, komm her, willſt ſchweigen oder nicht? Und als er nicht ſchweigen wollte, nahm es ihn beim Halsband, zerrte ihn dem Hauſe zu, während der Herr näher trat, ſeinen Engel zu ſehen und ihm gebührend zu danken. Da öffnete ſich noch einmal die Thüre und heraus kam des Chorrichters ſelbſteigene Perſon und dankte, daß der Pfarrer ſo bald ihm die Freude mache, ihn zu beſuchen.

Der Pfarrer war in Verlegenheit, er wollte ſagen, er habe eigentlich nicht zu ihm kommen wollen, wie ſo ungefähr ſich umſehen, wo er wohne, damit er es ein anderes Mal wiſſe. Aber er mußte immer auf den Hund ſehen, der ihm ganz nahe bei den Beinen ſtand mit grimmigem Geſichte, und auf das Mädchen mit einem ganz andern Geſichte, ob das allfällig bei der Hand ſei, wenn Schnauz nach ſeinen Beinen fahre. Bind den Schnauz an, Bethi, ſagte der Chorrichter, der Herr Pfarrer iſt, wie es ſcheint, nicht Liebhaber von Hunden; kommt herein, da thut er euch allweg nichts. Der Pfarrer, unter vielen Entſchuldigungen, daß er eigentlich nicht wolle und vielen Rückblicken nach Hund und Mädchen, ob das Letztere nachkomme, der Erſtere gehörig angebunden werde, trat endlich ein. Die Frau Chorrichterin war ausgegangen. Des Chorrichters Mutter, faſt 80 Jahre alt, war da und freute ſich ſehr, den neuen Pfarrer zu ſehen, von dem ſie gehört, er predige ſo ſchön. Sie werde ihn nicht mehr predigen hören, ſagte ſie, deſto mehr freue es ſie, wenn ſie hier ein ſchön Wort von ihm höre. So ein Wort ſei für ein altes Herz gar koſtbar, es lebe manchen, manchen Tag wohl daran, und je länger je beſſer, je weniger der Leib irdiſche Speiſe begehre und vertragen möge. Das werde ſo geordnet ſein den alten Leuten zu Lieb und Ehr, daß ſie auch ein Wohlleben hätten, ſo gut als die jungen.

Das freute den Pfarrer begreiflich und beſonders, daß man mit ſeinen Predigten ſo zufrieden ſei; er hatte Reſpekt vor der alten Frau, aber aufrichtig zu ſagen, ſchielte er immer nach der Thüre, vollſtändig befriedigte ihn dennoch die Großmutter nicht. Aber Bethi kam nicht hinein, es hatte draußen das Amt der Mutter zu verwalten. So ſchmerzlich das der Pfarrer empfand, ſo gereichte es ihm doch zum Vortheil, denn um ſo erbaulichere Geſpräche führte er mit der Großmutter, um ſo beſſer kriegte er einen Stein in ihrem Brette. Nach und nach merkte er, warum Bethi nicht in die Stube kam. Es drang ein Duft in die Stube, ein viel beſſerer als von Kabis, er merkte endlich, daß er vom Küchli kam. Er freute ſich darauf, er dachte, wenn es iſt, wie ich meine, ſo kann dieſen Abend meine Alte Mühe und Kabis ſparen. Plötzlich riß Bethi die Thüre auf, daß der Pfarrer zuſammenſchrack, in der Meinung, Schnauz habe ſie eingeſprengt, und ſchrie hinein: Aetti, geſchwind, Klaus iſt ſchon wieder da, denk doch, was das für ein Leid und Elend iſt. Schon wieder, ſagte der Chorrichter. Iſt die Kehr ſchon wieder an mir, das gebt geſchwind, wenn es was Gutes wäre, da könnte ich ſchon länger warten.

Der Chorrichter ging hinaus. Der Pfarrer ſah fragend nach der Großmutter. Dieſe ſagte, es iſt ein Umgänger ſchon wieder da, den wir Alle ſcheuen. Umgänger, ſagte der Pfarrer, das wird nicht das Gleiche ſein, was Umbieter? Es iſt ein Armer, der bei den Bauern im Kehrum geht und unterhalten werden muß. Zwei, vier bis ſechs Tage, je nachdem einer einen großen oder kleinen Hof hat. Es iſt mir auch in alle Glieder gefahren, ſo lange der da iſt, kann ich kaum ein Auge zuthun, antwortete die Großmutter. Aber warum? ſagte der Pfarrer. Ich dächte doch, ſo einem Armen könnte man die Ordnung machen, welche man haben will, und will er nicht, ſo wird man ihn wohl dazu halten können. Ja ſonſt wohl, aber mit dem iſt's etwas beſonders, erwiederte die Frau. Klaus war hier der Bauer und weit und breit der Vornehmſte. Was ihr nicht ſagt, entgegnete der Pfarrer, der Bauer hier und jetzt im Umgang! Wie war das möglich, hatte er Unglück oder was war ſchuld? Der Hochmuth, Herr Pfarrer, der Hochmuth, ſagte die Großmutter. Mit dem Hochmuth hat er ſich verſündiget, und ſollte jetzt erfahren, was Gott iſt und was der Menſch iſt, und kann es doch noch nicht einſehen, der arme Tropf. Wenn es dem Herrn Pfarrer nicht Langeweile macht, einer alten Frau zuzuhören, ſo will ich es erzählen, wie es ihm ging. Der Herr Pfarrer kann es dann weiter ſagen, es wäre gut, es thäte noch Mancher ein Exempel daran nehmen. Dieſer Hof war lange Jahre in einer Familie. Dieſe Familie beſaß großen Reichthum und war von Vater auf Sohn in hohem Anſehen weit umher. Klaus war einziges Kind, ſchön wie der junge Tag, daher ein Meiſterlos, man kann ſich's denken. Knechte und Mägde mußten ihn auf den Händen tragen, er war's, der ſchön und wüſt Wetter machte im Hauſe, er war ein kleiner Herrgott; zu ihm beteten ſeine Eltern wohl nicht, aber er wird ihnen lieber geweſen ſein, als Gott. Was er machte, war ihnen recht, ſo konnte Gott es ihnen nicht treffen. In der Schule war er der Kinder Plagegeiſt, des Schulmeiſters Zwingherr und dem Pfarrer machte er es in der Unterweiſung nicht viel beſſer. Mit beſonderer Laſterhaftigkeit war er nicht behaftet, als mit dem Hochmuth. Er glaubte ſich der Größte auf der Welt, gehorchte Niemanden, verachtete Alle, er wußte gar nicht, daß es auf der Welt irgend anders gehen könnte, als gerade wie er wollte.

Er heirathete nicht früh. Man fand lange im ganzen Lande kein Mädchen, welches reich und vornehm genug war. Endlich wurde doch eines aufgetrieben, welches ſich ganz gut zu ihm ſchickte, wie das eine Auge zum andern Auge. Es war hochmüthig und meiſterlos wie er, wußte nicht was Arbeit war, konnte Werktag und Sonntag kaum von einander unterſcheiden. Da gab es ein großes Weſen im Lande, als Klaus Hochzeit hielt, es ging fürſtlich zu. Drei Tage dauerte die Hochzeit, über hundert Roſſe waren dabei, von Wunder ſprachen die Leute, wie viel gegeſſen und getrunken worden und was es gekoſtet. Wie es üblich war, brachten die Tage nachher die Hochzeitgäſte die Hochzeitgeſchenke oder ſandten ſie durch Kinder und Knechte, Hausrath und andere ſchöne Sachen von allen Arten, daß zwei mit Abnehmen genug zu thun hatten. Wer das Geſchenk brachte, ſagte dazu: Meiſter und Meiſterfrau oder Vater und Mutter ließen den Gruß verrichten und ſchickten da eine Kleinigkeit aus Freundſchaft, nur um den guten Willen zu zeigen, und ließen Gottes Glück und Segen wünſchen, das ſei das Beſte. Darauf ſagte Klaus in ſeinem Hochmuthe gewöhnlich die frechen Worte: Habe das nicht nöthig, wüßte nicht, was es brauchen, habe ſonſt Sachen genug, kann es machen ohne Glück und Segen. Ob dieſen Worten graute Allen, welche ſie hörten. Sie fingen an ſich zu fürchten; machten, daß ſie fortkamen, und Viele rührten von Speiſe und Trank, welche ihnen angeboten wurden, nichts an. Wenn ſie es dann daheim berichteten, ſo ſchauderte es Alle ob dieſem Uebermuth, und Viele ſagten, wenn ſie nur nicht am Hochzeit geweſen, ſie wollten viel geben. Am meiſten ſtund ein Knechtlein aus, welches viel dabei ſein und dem Meiſter abnehmen helfen mußte. Wenn es des Meiſters Antwort hörte, ward ihm alle Mal, als zittere die Erde, als müßte ſich der Himmel aufthun, ein Blitz hinunterfahren und ſie erſchlagen, oder der Boden ſich aufthun und ſie verſchlingen. Er bſegnete ſich brav, und rief die drei höchſten Namen an, aber Zittern und Schlottern konnte er doch nicht vertreiben. Da nahm er endlich das Herz in beide Hände, denn der Meiſter war ein ſtolzer Mann, und die Knechte beſannen ſich dreimal, ehe ſie einmal mit ihm ſprachen oder ihm gar widerredeten, und ſagte: Meiſter, d'r Tuſig Gottswille, v'rnütiget Gottes Glück und

Segen nicht ſo, ich darf nicht mehr warten, man weiß ja nicht, was es geben könnte. Da ſagte der Meiſter, ſo geh, und ſieh, wie weit du kömmſt mit Gottes Glück und Segen, aber unter mein Dach komm mir nicht wieder! Klaus ward ein großer Mann und meinte, wenn er rede, ſolle Alles zittern, wie es geſchieht, wenn unſer Herrgott donnert. Er regierte in der Gemeinde, daß lange Niemand gegen ihn den Mund aufthun durfte, und wenn er im Wirthshauſe ſaß, gingen die Meiſten gerne drei Schritte um ihn herum und ſaßen an einem andern Tiſche ab. Doch, wie es iſt mit den Menſchen, Schmeichler gibt es an allen Orten, Leute, welche am liebſten vom Schmarotzen leben. Dieſe ſaßen an ſeinem Tiſche ab, rühmten ihn dann, als ob er, Gott verzeih mir meine Sünde, unſer Herrgott wäre und ſie ſeine heiligen Engel. Saubere Engel das, welche erſt den Hals voll logen und lobten und dafür den Hals voll Speiſe und Trank bekamen. Denn wenn Klaus für arme Leute meiſt nichts hatte, als grobe Worte und verblümt und unverblümt zu verſtehen gab, wenn die armen Leute es nicht beſſer haben wollten, als es ihnen zukäme, ſo brauchten ſie nicht zu betteln, ſie fänden Freſſens genug an allen Wegen und Hägen, ſo hatte er dagegen Säcke voll Neuthaler für Alle, welche es ihm treffen konnten und ihn zu rühmen vermochten, daß die Wände krachten, daß es faſt die Stube verſprengte. Mit ſolchen Schmeichlern lag er oft ganze Nächte im Wirthshauſe, und wenn ſie ihn an einem Marktage in Bern oder Burgdorf ſo recht zwiſchen ſich kriegen konnten, ſo wußte kein Menſch, wann er heimkam. Es war ihm nicht um den Wein, ſondern um's Schmeicheln, und wenn er ſich betrank, ſo war es anfangs nur ſo gleichſam im Vergeß und um die Freude zu wäſſern, welche er hatte im Gemüthe, wenn man ihn ſo recht gräuelich erhob, daß es ganz keine Art mehr hatte. Je mehr er draußen Alles zwingen wollte, deſto weniger regirte er daheim, deſto weniger ſah er zu ſeiner Sache. Er brüllte wohl zuweilen die ganze Speckſeite voll und weit umher alle Höfe, daß man hätte meinen ſollen, es ſei dort ein Obergeneral, wie keiner ſonſt ſei in der ganzen Welt. Aber das that er nur ſo z'ſtößenweis, wenn er zornig war, er wußte gewöhnlich nicht warum, und abtragen that es auch nichts. Man ſah es aber auch dem Hofe bald an. Er mag mehr ertragen, als viele andern Höfe, aber wenn es einem Menſchen an Nahrung und Pflege fehlt, ſieht man es ihm bald von weitem an, geſchweige dann einem Hofe. Wo man zum Hofe nicht ſieht, ſieht man auch nicht zum Vieh, da geht, wenn man durch Liederlichkeit das Unglück in die Ställe pflanzt, noch viel mehr drauf in kürzerer Zeit, beſonders wenn man auch mit koſtbarem Vieh Hochmuth treibt. Die koſtbarſten Roſſe, die ſchönſten Kühe gingen in den Boden, weiß Gott wie viel, wie mancher Knecht deßwegen fortgejagt wurde. Den Fehler ſuchte Klaus nie am rechten Orte, und des Geldes achtete er ſich wenig, er that nur deßhalb wüſt, weil das ihm geſchah, weil er das leiden mußte, ohne was dran machen zu können. Seine Frau war auch nicht anders. Sie war wohl etwas mehr daheim als Klaus, doch wo irgendwo eine Gelegenheit war, Staat zu machen, war ſie dabei, und wenn ſie ſchon daheim war, kümmerte ſie ſich um das Hausweſen gerade ſo viel als Klaus, wenn er nicht daheim war. Sie hatte ihre Weiber, und deren das Haus voll, welche ihr Alles zutrugen, was ſie zu vernehmen und zu erlügen vermochten, und dann wieder aus dem Hauſe trugen, was ihr Herz gelüſtete, nachdem ſie gegeſſen und getrunken hatten, ſo viel als in die Haut mochte.

Was Spatzen in einem Waizenfeld vermögen oder auf einen Kirſchbaume, das weiß man, aber was ſo eine Schaar Weiber in einem Hauſe, wo ſie aus und eingehen, verrichten, ſelb wiſſen nicht alle Leute. Um die Haushaltung kümmerte ſie ſich alſo nicht, rührte mit keiner Hand was an, turnirte ſchrecklich aus mit jeder Magd, welche ihr nicht eben genug trat, verſtund aber eine dieſes, dann konnte ſie machen, was ſie wollte; und hätte ſie geſtohlen wie eine Rattmaus, es war Alles recht. Da ſah man, daß der Bauer den Hof gut oder ſchlecht macht, und daß es viel ärger iſt, wenn das Weib in der Küche fehlt, als wenn man das Hagelwetter über den Acker hat. Die Speckſeite ermagerte und nicht manches Jahr gings, ſo ernährte ſie bei dem großen Verbrauch die Haushaltung nicht mehr, man hatte nicht mehr Sachen genug, nicht mehr Korn genug für Brot, es mußte z'Mühle gekauft werden, es mußten Rinder zum Schlachten gekauft werden, und noch andere Sachen. Aber da war noch Geld genug, Kummer wegen Mangel brauchten ſie nicht zu haben, und minderte das Geld, ſo kamen Zinſe, und reichten die Zinſe nicht, zog man die Capitalien ein oder brauchte eingegangene auf, und wie dieſe minderten, achtete man nicht, denn Klaus ſchrieb nicht auf, dazu hatte er nicht Zeit. Was frage das ab? fragte er. Was man hätte, das wüßte man, und was man nicht mehr hätte, das brauche man auch nicht mehr zu wiſſen. Wo Geld und Sachen genug ſeien, hätte man ſolchem wenig nachzufragen.

Aber auch die Zeit kam, wo Geld und Sachen minderten, und Klaus ſolchem nachfrug. Klaus hatte in ſeinem Hochmuthe im Namen der Gemeinde zu prozediren angefangen, bald hatte er an dieſen Prozeſſen nicht genug, er fing eigene an mit jedem, der nicht nachſagen wollte, was er vorſagte. Er bürſchete ſeine und der Gemeinde Angelegenheiten, ſein und der Gemeinde Geld untereinander, wie man Mehl und Milch durcheinander rührt, wenn man einen Brei durcheinander rührt. Da muß einer mehr können, als Brot eſſen, wenn er dieſes wieder auseinander bringen will. Etwas ward gewonnen, viel verloren, es gingen Eide, es gab Feindſchaften, die Haare waren den Leuten zuſammengeknüpft weit umher. Es ſchien kein Menſch mehr des andern Freund, es war ein Graus dabei zu ſein. Man glaubt gar nicht, was ein einziger Mann verrichten kann, wenn er z'Böſem grathet. Und hat einmal der Teufel einen Menſchen bei einem Härlein, ſo ſteht er nicht ab, bis er ihn ganz hat vom Kopf bis zu den Füßen. So ging es Klaus, er wurde alle Tage ſchlechter, er trieb alle Laſter, was er ſich Alles auf das Gewiſſen lud, weiß Gott. Manches kam ihm aus, Manches nicht, ob alle Eide falſch waren, welche er ſchwur, iſt noch nicht an der Sonne. Was das ſchrecklichſte war, iſt das, daß Klaus manchen Hausvater nach ſich zog, daß er mit ihm ſchlecht wurde, mit ihm zu Grunde ging und andere ſonſt um ihre Sache kamen. Klaus rechnete nicht, Klaus brauchte nur, zwiſchen ſeinem Gelde und anderem Gelde machte er keinen Unterſchied, er nahm, wo er fand, er fragte nicht, iſt's Geld von der Gemeinde, iſt's Witwen- oder Waiſengeld. Viele Leute ſchüttelten die Köpfe, ſagten, ſo könne es doch nicht immer gehen, ob dann Niemand da ſei, der reden dürfe. Aber es war Niemand da, nicht einmal der Herr Pfarrer; einen großen Mann, wie Klaus war, anzugreifen, will was heißen; es dürfen das heut zu Tage noch Größere nicht. Es iſt ein Elend in der Welt, daß Frechheit und Uebermuth Schilde ſind, hinter denen die wüſteſten Leute ſicher ſind. Es waren wohl mindere Leute, die klagten und Witwen und Waiſen weinten, aber es half ihnen Niemand, es hörte ſie Niemand, es ſtieß Niemand gerne ſeine Arme in dieſen wüſten Tag. Endlich mußte es doch ſein, Klaus von allen Seiten um Geld bedrängt, veräußerte und verfälſchte Titel, man mußte unterſuchen, wie ungerne man es auch that. Als man einmal angefangen hatte, konnte man nicht mehr zudecken, und jetzt kam Alles auf den Klaus dar, er war Niemanden lieb und ſeine ärgſten Schmeichler tribelirten ihn jetzt am meiſten. Hätte er nicht Hilfe gehabt, wo man nicht ſagen darf, weil man zu ihm Sorge tragen mußte, um nicht ſelbſt in die Tinte zu gerathen, er wäre damals an oberkeitliche Koſt gekommen, wie man allgemein ſagte. Ach, Herr Pfarrer, es iſt für die Untergebenen die ſchrecklichſte Sache, wenn Obere und Regenten nicht ſauber ſind, denn dann haben die ſchlechten Leute ihre gute Zeit und die braven Leute müſſen es entgelten, denn da gewinnen die Schlechten von allen Seiten, und überall heißt es: Schweigſt du mir, ſo ſchweig ich dir. Witwen und Waiſen mußten es ſich entgelten und doch heißt es, daß verflucht ſei, wer das Recht von Witwen und Waiſen beuge. Aber über Klaus kamen ſeine Gläubiger, und für ſeine Schulden einſtehen wollte Niemand, das hätte Geld gekoſtet; Gunſt koſtet nichts, Gunſt geht auf Landeskoſten. Jetzt ſchwanden Klaus Geld und Sachen. Gülten hatte er keine mehr, Vorräthe hatte er keine, ſeine Frau hatte dafür geſorget, daß keine da waren, ſie hatte keine aufgehäuft und die, welche ſie gefunden, hatte ſie längſt verplämpert. Jetzt mußte er um Geld aus und lange wollte ihm Niemand geben, Niemand mochte mit dem Manne zu thun haben. Endlich fand er Geld, aber ſeine Frau mußte mit dem Weibergut den Nachgang erklären, der Hof wurde verpfändet und er konnte die Noth ſtellen, einen großen Theil der dringlichſten Gläubiger befriedigen. Jetzt erfuhr er es aber, was für ein Unterſchied es iſt zwiſchen Zins ziehen und Zins geben, und dazu ohne Gottes Glück und Segen. Sie brachten es Beide nicht zum Beten und Arbeiten, ſie dachten wahrſcheinlich nie ans Zinſen, ſie blieben die Gleichen, ſie wollten die vornehmen Leute bleiben und zeigten den alten Hochmuth, und doch ſah man, namentlich ihm, überall die Armuth an; in den verwezten Kleidern, in denen er ſo mager ſtack wie ein Zaunſtecken in einer Kapuzinerkutte. Etwas mehr mußten ſie zu Hauſe bleiben, da lebten ſie in beſtändigem Streit. Sie hielten ſich Beide alles Schlechte vor, Jedes dem Andern ſeine eigenen Laſter, Jedes ſollte ſchuld am Unglück ſein, Jedes zählte auf, was es ererbt, das Andere ihm verthan, Jedes muthete dem Andern das Arbeiten zu, Jedes forderte vom Andern, daß es den Anfang mache. Kriegten ſie ein Stück Geld in die Hand, machten ſie es wie die Hühner, denen man Brot gibt. Das Huhn, welches ein gut Stück in Schnabel bekommt, läuft mit demſelben bei Seite, um es ins Geheim zu verzehren, die Andern alle ihm nach, um es ihm abzujagen. Das iſt bei den Hühnern bedauerlich, denn ſie erſticken oft faſt an den großen Biſſen, welche ſie hinunterwürgen müſſen in aller Eile, geſchweige dann bei Menſchen. Nach wenig Jahren war er wieder am alten Ort; betrieben von allen Seiten, ohne Geld, ohne Sachen, ohne Gottes Glück und Segen, ſo iſt der Menſch doch wirklich mehr als arm. Er bot Allem auf, ſich zu retten, alle Liſte, alle Ränke; aber wie gute Hunde hinter einem lahmen Haſen waren die Gläubiger hinter ihm, endlich mußte er ſich ergeben und den Geltstag anrufen. Der Hof wurde verſteigert und ſehr wenig blieb als Reſt des großen Weibergutes. Sie zogen zur Miethe in ein kleines Städtlein, da war von Knecht und Magd nicht die Rede mehr; er ſollte holzen, ſie kochen, ſie ſollte gartnen, er Erdäpfel ſetzen, ſollten pflanzen und Geld verdienen; ſie waren arm, aber ſie waren noch vornehm, arbeiten konnten und mochten ſie nicht, ſie trotzten Gott, ſie ergaben ſich ihm nicht. Man erzählt viel Schlechtes von ihnen, ich will es nicht wiederholen. Gottes Hand legte ſich ſchwer genug auf ſie, ſtatt Geld und Sachen genug, ſtatt Gottes Glück und Segen hatten ſie bald gar nichts mehr als Gottes Hand ſchwer auf ihren Häuptern. All ihr Eigenthum war verthan, verdienen konnten ſie nichts, im Glück hatten ſie alle ihre Verwandten mit Verachtung von ſich geſtoßen, im Unglück hatten ſie auch jetzt keine, verhungern wollten ſie nicht, ſie wollten leben und ſo wenig ſchlecht als möglich. Klaus forderte das Nöthige von der Gemeinde und zwar mit Wüſtthun und Brüllen. Für den Schaden, den er der Gemeinde angethan, hatte er keinen Sinn, er gab im Gegentheil die Gemeinde ſchuld an all ſeinem Unglück. Ob der Sorge für ſie, habe er den eigenen Haushalt vernachläſſigt, Tag und Nacht ſei er ihrem Wohl obgelegen und ſtatt ihm zu danken, habe man ihn verdächtigt, mit ihm procedirt. Alles habe er machen müſſen, und am Ende nichts davon gehabt, als die Verantwortung und das Gutmachen. Alle Andern hätten ſich drausgemacht, ihn ſtecken laſſen. Jetzt in der Armuth denke man nicht, was er gethan, hätte am liebſten ihn todt. Aber nur Geduld, ehe er ſterbe, kehre er noch den Kübel um, daß es ſtinke im ganzen Lande. Da half man ihm mit Hauszins, Land, Holz und Allerlei, denn mit Wüſtthun hat ſchon Mancher viel gezwängt, und doch half es nicht, ſie hatten immer nichts.

Unterdeſſen waren Jüngere nachgewachſen und in den Gemeinderath gekommen, die fürchteten ſich vor Klaus nicht, ſie ärgerten ſich bloß ab ihm und erkannten ihn und ſein Weib in Umgang. Der reiche Klaus mußte alſo in der Gemeinde, welche er regiert hatte, als Bettler gehn von Haus zu Haus, in einem Hauſe einen Tag, in andern vier oder fünf bleiben, konnte hier in einem Bette ſchlafen, dort im Stalle, konnte bald am Tiſche eſſen, bald auf der Ofenbank. Das war den Leuten faſt ſo zuwider als Klaus und ſeinem Weibe, die faſt alle Scham verloren hatten. Aber ſie ſagten, es werde nicht ſo lange dauern, und dann könnten die Kinder ein Exempel daran nehmen, wie weit man es mit Stolz und Uebermuth bringe. Aber die Leute machten eine falſche Rechnung, denn Gott iſt der Herr des Lebens und des Todes, er läßt geboren werden die Menſchenkinder und ruft ſie wieder. Zehn Jahre gingen ſie um von Haus zu Haus, eine Strafe Gottes für die ganze Gemeinde, denn wenn jeder Hausvater in der Gemeinde zu rechter Zeit den Mund aufgethan und der Wahrheit Zeugniß gegeben hätte, ſo weit wäre es nicht gekommen. Es erſchraken alle Leute, wenn ſie gegen das Haus kamen, dieſe Beiden, die in Grimm und Zorn brannten ohne Unterlaß, mit nichts zufrieden waren, mit allen Leuten zankten oder unter ſich, ſich gegenſeitig ihre

Sünden vorwarfen und die Gemeinde verfluchten. Beſonders iſt in dieſes Haus der Schrecken eingekehrt, ſeit das ſchreckliche Paar in Umgang kam. Man kann es ſich denken, wie es in ihnen kochen mußte, wenn ſie als Umgänger über dieſe Schwelle kamen, in das Haus, wo ſie als die Reichſten und Vornehmſten weit umher Hof gehalten. Sie verachteten, verhöhnten Alles, verfluchten Alle und drohten ſo, daß man in beſtändiger Angſt leben mußte, ſie richteten ein Unglück an; man konnte nicht ſattſam ſie bewachen, und daran hatten ſie ihre teufliſche Freude. Weil es ein großes Gut iſt, bleiben ſie fünf Tage hier, und während dieſer Zeit wird wenig geſchlafen in dieſem Hauſe, und Jemand wacht beſtändig. Man wollte ihnen die frechen Worte mit Ernſt und Liebe abgewöhnen, aber man vermochte es nicht, und was half das Abgewöhnen der Worte, wenn ihr böſer Sinn geblieben, ſie wären nur gefährlicher geworden. Man ſuchte ſie zu verſühnen, aber es half Alles nichts, ſie blieben die Gleichen, ſie blieben im Umgang, weil ſie Niemand verdingen wollte, weil man ihnen eine eigene Haushaltung und eine Magd hätte halten müſſen. Vor vier Jahren konnte die Frau endlich ſterben, er aber geht noch um und kann nicht ſterben, und das iſt gerade ſeine Freude, er ſagt es fort und fort, es wäre den Leuten ein viel zu groß Gefallen, wenn er ſterben würde, ſo lange man ihn ſo gerne ſterben ſehe, ſo lange könne er leben, und ehe er ſterbe, müſſe noch das und das geſchehen, das und jenes wolle er noch ſehen, und darunter gehört namentlich, daß dieſes Haus abbrenne, die ganze Familie zu Grunde gehe. Im Elend iſt er ſo alt geworden, und es iſt faſt, als ob wahr werden müſſe, was er ſagt, darum erſchrickt man, je länger je mehr, wenn er kömmt. Er ſpricht weniger, aber um ſo böſer lauten die wenigen Worte, welche er ſagt. Da begreift ihr es, Herr Pfarrer, daß unſer Kind ſo erſchrak, als ſie den Alten kommen ſah, und daß mein Sohn noch nicht wieder da iſt. Es iſt Alles fort, und da muß Jemand in ſeiner Nähe ſein, es iſt dem Alten nicht zu trauen. Warum ich wollte angehalten haben, Herr Pfarrer, iſt, daß ihr für ihn betet. Vielleicht erbarmet ſich Gott ſeiner noch und thut ihm das Herz auf zu rechter Zeit, daß ſich ihm ſeiner Zeit auch der Himmel aufthun könne. Ja, Mutter, ſagte der Pfarrer, geſchehen ſoll das und recht von Herzen, es heißt nicht umſonſt, daß bei Gott möglich iſt, woran die Menſchen nichts machen können. Aber eins möchte ich fragen, wenn es erlaubt wäre. Das Knechtlein, welches er gehen hieß, daß es nicht mehr unter ſein Dach komme, mußte das wirklich gehen und wo kam es hin? Nicht weit, Herr Pfarrer, ſagte die Alte, das wohnt jetzt hier, das iſt mein Sohn. Was, rief der Pfarrer, der Chorrichter, der Bauer hier? Der iſt's, ſagte die Alte, ja der iſt's. Aber wie iſt das möglich, rief der Pfarrer. Herr Pfarrer, bei Gott ſei Alles möglich, habt ihr geſagt, und ſo iſt's auch, wer die Augen offen hat, ſieht das zum Verwundern noch alle Tage. Mein Bub mußte noch ſelben Tages fort, und ich ſah ihn kommen mit ſchwerem Herzen, denn ich war blutarm, hatte ſeine Hülfe übel nöthig. Mir war erſt Angſt, er habe wegen etwas Schlechtem fort müſſen. Als ich aber den Grund hörte, da hatte ich auch den Troſt. Kind, ſagte ich, habe nicht Kummer, das ſoll dir nicht zum Unglück ſein, traue auf Gott und mache, daß du immer ſein Glück und ſeinen Segen haſt, ſo wird er dir Anderes auch dazu geben. So ging es. Er hatte eine geſegnete Hand, was er unternahm, gelang ihm. Er war allen Leuten lieb, und Alle halfen ihm, hatten Freude, daß er zweg kam. Ungſinnet erbte er einen kleinen Hof von einem Vetter, der jung und ledig ſtarb. Darauf heirathete er einen Ausbund von Meitſchi, welches ſeines Gleichen nicht hatte an Fleiß und Tugend und Geld hatte es ebenfalls. Es ward mir recht Angſt dabei. Ich ſagte ihm oft: Johannes, es geht dir viel zu gut, nimm dich in Acht und bet brav, daß Gottes Glück und Segen bei dir bleibt, ſonſt was helfen dir Geld und Sachen? Darauf wurde hier der Hof feil, Haus und Land ſahen nicht aus wie jetzt; aber es war doch ein berühmter Hof, und wenn wieder ein rechter Bauer darauf war, wußte man wohl, was er wieder werden konnte. Alle Leute ſtrengten den Sohn an, er ſolle ihn kaufen, er ſchicke ſich gar für Niemanden beſſer als für ihn; das Dach ſei dann ſein eigen, wenn er wieder darunter komme, und daran könne man ſehen, wie in Gottes Hand der Wandel der Dinge ſei. Er trug Bedenken, und ich noch mehr, ich fürchtete, das ſei Gott verſucht. Aber man ſetzte bei ihm nicht ab, verſprach ihm zu helfen im Nothfall, bot ihn nicht ab, und an der Geltstagſteigerung ward ihm der Hof zugeſchlagen. Es ward mir faſt ſchwarz vor den Augen, als ich es vernahm. Sohn, Sohn, ſagte ich, dr' tuſig Gottswille nimm ein Exempel, meide den Hochmuth und habe um ſo mehr Fleiß mit beten und arbeiten, denn daß du jetzt da biſt, das hat Gott gethan und nicht du. Mutter, hat er geſagt, du haſt recht, aber du weißt, wie vergeßlich der Menſch iſt. Darum mußt du zu mir kommen und mir das alle Tage ſagen und mich mahnen an meine Schuldigkeit und mir ſagen, wann ich fehle und es mich ankömmt, daß ich es nicht einmal weiß. Mutter, du mußt kommen und mein Engel ſein, hat er zu mir geſagt. Das that mich z'briegge, ich konnte faſt nicht aufhören, bin ſonſt nicht der Art. Gottlob, dachte ich, verderbt iſt noch nichts, er redete ſonſt nicht ſo zur Mutter. Und die Sohnsfrau kam auch und ſagte: Mutter, ihr müßt kommen, es freute mich ſonſt Alles nichts, Johannes kann nicht genug ſagen, wie er euch Alles zu verdanken hat, und die beſte Unterweiſung von euch erhalten, wie ihr ihn hättet beten lehren, auf Gott vertrauen und Leib und Seele reinigen, und wie wenn der Teufel bei ihm gedöppelet, er immer erſt gedacht, was würde die Mutter ſagen, und dann erſt, ſo und ſo ſteht es geſchrieben, darum weiche von mir Satan. So, Mutter, ſagt Johannes alle Tage, darum müßt ihr kommen, ich möchte das auch lernen von euch und unſere Kinder ſollen es lernen, ihr ſollt der rechte Schatz in unſerm Hauſe ſein. Seht, Mutter, es iſt dann nicht, daß ich nicht fühle, wie nöthig ihr uns ſeid. Ich fühle gar wohl, wie mir das Herz klopfet, und wie es mir in Kopf ſteigt, wenn ich denke, ich ſei die Speckſeitenbäurin, und wenn mir Jemand ſo ſagt, ſo dünkt es mich, ich wachſe einen halben Schuh und der böſe Hausgeiſt, der da hauſet ſeit vielen, vielen Jahren, komme über mich und ſuche zu fahren in meine Seele. Dieſen Geiſt müſſen wir bannen, aber ihr wißt, Mutter, wenn das Haus leer iſt, ſo kömmt er wieder mit andern Geiſtern, und es wird noch ſiebenmal ärger. Darum ſoll unſer Haus nicht leer ſein, ihr ſollt kommen und der gute Geiſt ſein, daß der Böſe keinen Platz mehr hat. Seht, Herr Pfarrer, ſo haben ſie zu mir geſprochen, das waren Mutterfreuden, wo mein Herz faſt zu klein war dafür. Ich zog alſo zu ihnen, ich ſchämte mich faſt, ich durfte anfangs nicht vor dem Hauſe ſitzen, ich dachte, die Leute würden, wenn ſie mich da ſitzen ſehen, meinen, es ſei ein Bettlerfraueli und warte auf das Almoſen. Aber, Herr Pfarrer, ſo iſt der Menſch, daß ich mich ſpäter des Teufels nicht genug erwehren konnte, damit ich nicht ſtolz werde. Wenn ich ſah, wie der Segen kam, als wie vom Dach herab, Kiſten und Kaſten ſich füllten, die Schulden ſchwanden und Johannes wuchs an Ehre und Anſehen bei den Menſchen und hoffentlich auch an Gnade bei Gott, wars mir immer, als gebe mir Jemand den Gedanken ein: Siehe, daran biſt du ſchuld, dir hat man Alles zu verdanken, du haſt es ſelbſt verdient, daß du gut haſt in deinen alten Tagen. Wenn andere Weiber thäten wie du, ſie könnten es jetzt auch haben wie du, ſtatt mit dem Säcklein zu laufen dem heiligen Almoſen nach. So und noch andere wüſte Sachen mehr wollten mir immer wiederkommen, ich konnte mich ihrer nur erwehren, wenn ich recht betete und an Klaus und ſeine Frau dachte, und wohin der Hochmuth ſie gebracht, und wie er auch klein angefangen haben werde, ehe er groß geworden ſei. Unterdeſſen war Bethi ab- und zugegangen, deckte den Tiſch, nahm das Schönſte an Tellern und Taſſen aus dem Buffert und brachte nach und nach das Eſſen, wo natürlich die Kaffeekanne nicht fehlte. Der Herr müſſe vorlieb nehmen, ſagte es, er hätte es übel getroffen, die Mutter ſei nicht daheim, und ihm gebe es nicht von der Hand, darum ſei es auch ſo lange gegangen. Der Pfarrer dankte ſchön, entſchuldigte ſich, daß Bethi ſeinethalb ſo Mühe gehabt, und immer gab ihm ein Kobold ein zu ſagen, es möge ſein wie es wolle, ſo werde es beſſer ſein, als der Kabis, mit welchem ihm ſeine Magd aufwarten wolle, wenn er ſonſt nirgend wo etwas zu eſſen bekommen. Man wartete auf den Chorrichter, der endlich auch kam und ſich entſchuldigte, wie er habe warten müſſen, bis ein Knecht heim gekommen, weil er Klaus nicht gerne aus den Augen gelaſſen.

Der junge Pfarrer fühlte ſich eigenthümlich bewegt, es ſtrömten ihm Empfindungen zu, wie der ſie hat, der an einem von Gott geweihten Orte ſich befindet, wie der Chriſt ſie hat da, wo Gott Großes gethan, wie ſie ſtrömen müſſen durch jeden, der in Jeruſalem den Fuß ſetzt, der Golgatha ſieht. Ueber den Grad wollen wir nicht ſtreiten, ſondern damit bloß die Gattung dieſer Empfindungen bezeichnen. Dazu war er lange nicht ſo freundlich bei Tiſche geſeſſen, bei ſo guten und appetitlichen Sachen, und Bethi in ihrer natürlichen Anmuth und Jungfräulichkeit war auch eine ganz andere Wirthin als ſeine alte Marei mit ihren rußigen Anflügen und mittelalterlichen Furchen. Es ging ihm das Herz auf in dieſer heimeligen Luft, er erzählte vom wunderbaren Walten Gottes, und wie im Vertrauen und in der Demuth der Segen ſei, und im Hochmuth und Selbſtvertrauen der Fluch, und nicht mit gemachten Worten that er das, welche waren wie abgegriffene Münzen, ſondern herzlich und in Beiſpielen, daß es Allen war, als gingen ſie zuſammen im

Paradieſe und hörten die Stimme Gottes. Und dazu aß der Pfarrer ſo munter und treuherzig, daß es zur Erbauung wirklich viel beitrug, abſonderlich bei Bethi. Bethi vergaß den Mund offen bei des Pfarrers Worten, für ſeinen Teller, ſeine Taſſe hatte es deſto ſchärfere Augen, und je mehr derſelbe aß, deſto erbaulicher und ſchöner dünkten ihns deſſen Worte. Für den zu kochen, müßte es eine Freude ſein, dachte es, wie dem hätte es es noch Niemanden treffen können. Das ſei kein Meiſterloſiger, dachte es, bei dem hätte es eine Frau nicht bös. Da ging die Thüre auf und Klaus trat hinein. Man denke ſich den Schrecken, wie verſteinert ſaßen Alle da, und Aller Augen hafteten auf der gräulichen Geſtalt, die gebeugt an langem Stabe langſam in die Stube kam. Klaus war ehemals groß und ſchwer geweſen, jetzt war er eine mächtige Ruine in der Bettlerkutte, ein drei Wochen alter grauer Bart ſtach ihm im Geſicht herum, die Augen waren roth und der Ausdruck grimmig. So, ſagte er, da geht es luſtig zu, will auch dabei ſein, das iſt kurzweiliger als draußen Hunger zu haben. Habe gehört, der neue Pfarrer ſei da, dem preſſire es mit Schein, der Bauern Hammen zu verſuchen. Er möchte ihn auch ſehen, es nehme ihn Wunder, ob ſie einmal einen rechten hätten, oder ob ſie Alle gleich nichts werth ſeien. Dem Chorrichter ward übel zu Muth, ſeinen Gaſt ließ er nicht gerne beleidigen, aber eben ſo ungerne vergriff er ſich an Klaus. Man hütete ſich vor ſeinem Zorn mit der größten Vorſicht, man fürchtete ſich, von ihm verflucht zu werden. Solche Flüche haben immer was Grauenhaftes, kommen ſie von wem ſie wollen. So lange man ihnen den Kragen füllen kann, fuhr Klaus fort, ſollte man glauben, wie gut ſie es meinen, aber ſind einmal die Hammen gefreſſen, dann kann man ſie erfahren, habs erfahren. Nun wollte er losbrechen mit ſeinen Geſchichten, wie man ihn aus Muthwillen, Haß und Bosheit ins Unglück gebracht. Auf das Einreden der Großmutter hörte er nicht, ſondern that wüſt mit Flüchen und zornigen Reden. Da ſtand der junge Pfarrer auf und ſagte zu ihm: Hört, alter Mann, ihr dauert mich, ſo hoch in Jahren, ſo nahe dem Grabe ſolltet ihr nur noch beten, und jetzt flucht ihr ſo gräulich, was ſoll aus eurer armen Seele werden, ſoll ſie aus dem zeitlichen Elend ins ewige Elend? Hört, alter Mann, flucht nicht mehr, beten wollen wir mit einander. Und der Pfarrer begann zu beten, daß Gott einem alten Manne, der am Grabe ſtehe, die Seele öffne, damit er erkenne ſein Elend und deſſen Urſachen, damit er bereue ſeine Sündenlaſt, daß er vergebe das Wenige, was Andere an ihm gethan, und beten könne um Gnade und Vergebung des Großen und Vielen, was er an Gott und Menſchen geſündigt, daß es Tag werden möge in ſeiner Seele, daß er das Heil erblicke, daß es Frieden geben möge in ſeinem Herzen, damit er hoffen dürfe, nach dem Tode zur Ruhe und ins Reich des ewigen Friedens zu kommen, daß er nicht mit Fluchen, ſondern mit Segnen ſterbe, daß Gott das bald thun möge, denn vor der Thüre ſei vielleicht die Stunde, in welcher er des armen alten Mannes Seele vor ſich rufe. So betete der Pfarrer innig bewegt. Die Geſchichte hatte ihn ergriffen, das Benehmen des Alten noch mehr, der tüchtige Geiſt, der in ihm ruhte troß der blöden Hülle und der Unſicherheit im täglichen Leben war erwacht. Die Macht des Gebetes fühlte der Alte, troß anfänglichem Widerſtreben beugte er ſein ſtörriſch Gemüth, er blieb ſtille und als der Pfarrer geendet hatte, ging er ſtille hinaus.

Gar innig dankte man dem Pfarrer für ſeine That und bewunderte ſeine Macht über den böſen Geiſt. Die Großmutter ſagte, ſie hätte heute Morgen nicht geglaubt, daß ihr heute noch eine ſolche Erquickung und Stärkung würde und Bethis Augen hingen glänzend am jungen Pfarrer und wenn er den Mund aufthat, war ſie voll heiligen Reſpektes. Als er eben aufbrechen wollte, die Großmutter ihn bat, doch recht bald wieder zu kommen, und zu Johannes ſagte: Du gehſt doch mit dem Herrn und bis zum Hauſe, der Nebel kommt und das Verirren iſt ſo leicht, kam die Mutter heim, eine ſtattliche Frau mit rührigem Weſen und ſinnigem Geſichte. Wie nun Alle der Mutter erzählen wollten, was geſchehen war und was der Pfarrer gethan! Der Pfarrer wußte nicht mehr, war er es ſelbſt oder war er es nicht, wußte nicht, ſtund er auf dem Kopfe oder auf den Füßen. Nachdem er ſein Wiederkommen feierlich verheißen, Allen die Hand gegeben, Bethi zuletzt aber am längſten, ging er heim und obgleich vom Chorrichter begleitet, weit um den Schnauz herum, der losgelaſſen wieder ſein Wächteramt verſah. Auf dem Heimwege war noch viel von Klaus die Rede. Der Chorrichter ergänzte der Mutter Bericht und ſagte, er habe noch nach ihm geſehen, ehe er fortgegangen. Er ſei merkwürdig ſtill geweſen und habe ihm nicht geantwortet, er wiſſe nicht einmal, habe er ihn gehört oder nicht. Den Pfarrer nahm es billig Wunder, ob nachhaltig etwas Beſſeres oder Anderes an ihm zu verſpüren ſei. Johannes verſprach ihm Bericht und ging dann heim, als der Pfarrer glücklich an ſeinem Hauſe gelandet hatte. Guten Abend, Herr Pfarrer, ſagte die alte Marei, ſoll ich Kabis wärmen oder habt ihr was gehabt? Mag nit Kabis, Marei, ſagte der Pfarrer, bin nicht mehr hungerig. So, ſo, haben ſie euch aufgewartet bei Chorrichters, nun denen thut ſanft, die vermögens, ſind daneben brave Leute und d'Sach ihnen z'gönnen. He nun ſo dann, ſo will ich den Kabis in Keller ſtellen bis morgen. Es iſt zwar nicht mehr ſo gefährlich mit dem Sauern, es iſt nicht mehr ſo heiß. Ich denke, ſo eine Woche lang könne man die Sache ſchon behalten.

Selbe Nacht war dem guten Pfarrer gar wunderlich, er wußte nie recht, wache oder ſchlafe er. Aber wachend oder ſchlafend war es ihm, als ſei er im Paradieſe. Bald tanzte er mit der Eva, welche aber Bethi vollkommen glich, im

Graſe, bald betete er mit dem Adam und der Adam hatte einen grauen Bart, wie der alte Klaus, bald flog er mit der Großmutter durch den Himmel, dann kam der ſchwarze Schnauz, bellte ſie an, daß ſie das Fliegen vergaßen. Und der Schnauz war eigentlich nur der Chorrichter, der mit ihnen ſpazieren fliegen wollte, plötzlich zog ihn eine Hand beim Bein und er hörte eine Stimme: Herr Pfarrer, ſoll ich den Kabis wärmen? Kurz der Herr Pfarrer verlebte eine wunderbare Nacht, wie ſie zuweilen kommen, wenn man Unerwartetes erlebt und vor Schlafengehen es nicht ordentlich verarbeiten kann. Am Morgen, als die Sonne ihm ins Bett ſchien und er wirklich glauben mußte, er wache, war ihm noch ganz dämmerig im Kopfe, aber gar nicht übel. Er dachte, es ſei ihm kurios, aber er wollte, es wäre ihm immer ſo. Als ſeine alte Marei ihm den Kaffee brachte, hatte er gute Luſt, ſie in Arm zu nehmen und mit ihr zu tanzen, ſo ſpaßig war ihm zu Gemüthe. Dann ward ihm wiederum ſehr ernſt, wenn er an den Klaus dachte und ſein Gebet über denſelben. Dann ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch und begann zu ſtudiren. Er wußte, was er den nächſten Sonntag predigen wollte, er warf einzelne Gedanken aufs Papier, er blätterte nach einem Texte, dann fuhr er plötzlich auf und ſah nach der Hausthüre, er glaubte, es habe geklopft und draußen ſtehe ein Bewohner der Speckſeite, vielleicht gar die — Großmutter, mit welcher er durch den Himmel ſpazieren geflogen. Ein andermal legte er die Feder ſinnend hin, blies die Wolken aus ſeiner Pfeife ſanft und leiſe von ſich weg und dachte, wie es wäre, wenn er in der Speckſeite den Mittagstiſch nehmen würde. Daraus entſtunden drei richtige Urtheile: erſtens hätte Marei deſto länger an ſeinem Kabis; zweitens hätte er nach dieſem mäßigen Spaziergange mehr Appetit zum Eſſen und drittens würde durch den Heimweg die Verdauung gefördert, es wäre alſo das probateſte Mittel gegen den Unterleib. Mit Schnauz, dem einzigen Hinderniß, glaubte er ſo bekannt werden zu können, daß er ihn paſſiren ließe, und beſonders freue er ſich, ſagte er ſich, mit der Großmutter näher bekannt zu werden und von ihr mehr zu lernen, als von manchem Profeſſor der praktiſchen Theologie. Wenn aber junge Herren für Großmütter glühen, ſitzt zu deren Füßen meiſt eine hübſche Enkelin.

Der Tag verſtrich, es kam Niemand, aber am Abend klopfte es, aber es war nur der Chorrichter. Es freut mich, ſagte der Pfarrer, aber es müht mich, daß ihr ſelbſt kommt, hättet ihr mir nicht Jemanden ſchicken können; ihr hättet doch wohl Jemanden gehabt, der das hätte verrichten können? Er hatte auf der Zunge, den Jemand näher zu bezeichnen, wahrſcheinlich war es die Großmutter, doch unterließ er es. Herr Pfarrer, ſagte der Chorrichter, es iſt kurios mit Klaus, er ißt und trinkt, was man ihm gibt, aber er ſpricht nichts, er ſitzt da und thut, als ob er ſich keiner Sache beſonders achte, während er ſonſt überall herumfuhr, Nichts und Niemand vor ihm ſicher war. Es iſt allweg etwas mit ihm vorgegangen und die Mutter meint, wenn ihr die Mühe nehmen wolltet, morgen oder übermorgen hinauszukommen, könntet ihr vielleicht etwas von Klaus vernehmen, etwas an ſeiner Seele machen. Das wäre eine große Gnade Gottes, wenn der arme Klaus in dem Hauſe, wo er all ſein Geld und Sachen verloren, zu Gottes Glück und Segen für ſeine Seele käme. Der Pfarrer fand Klaus anſcheinend geſund, aber ſtill. Er konnte reden, denn einzelne Worte brachte man von ihm heraus, aber mehr nicht, und dieſe Worte waren ganz verſtändig. Er hörte dem Pfarrer aufmerkſam zu und wenn derſelbe mit ihm betete, ſo faltete er die Hände doch ſo, als ſollte es Niemand merken. Als der Pfarrer fort war, ſetzte ſich die Großmutter zu Klaus und wollte mit ihm reden. Sie frug ihn allerlei aus ihren jungen Jahren, aber er gab ihr keine Antwort. Da wollte ſie geiſtlich mit ihm reden, er aber nahm ſeinen langen Stab und ging weit von ihr weg. Der Pfarrer kam alle Tage und Klaus öffnete ihm die Ohren, faltete, daß es Niemand ſehen ſollte, die Hände, aber das Herz öffnete er ihm nicht. Da ſah man auch, daß er, wenn der Pfarrer länger nicht kam, ungeduldig wurde und viel nach dem Weg hinſah, woher er kommen mußte. Als die Tage bald um waren, daß Klaus um ein Haus weiter ſollte, ſagte der Pfarrer: Chorrichter, wie wäre es, wenn Klaus nicht weiter müßte, ſondern ihr ihn behieltet einſtweilen. Er iſt ſo ſtill, flucht nicht, plagt Niemanden und was er ißt, iſt ſo viel nicht zu rechnen, am beſten kann ich hier wohl zu ihm kommen, und was aus dieſem Zuſtand werden ſoll, weiß Gott. Herr Pfarrer, ſagte der Chorrichter, wir haben ſchon mit einander geſprochen und es ausgemacht, daß er einſtweilen bei uns bleiben ſoll. Es wäre ja gottlos, ihn weiter zu ſchicken, wo doch Gott es zeigt, daß es mit Klaus anders werden ſoll. Er ſoll bei uns bleiben, damit, wenn's Gottes Wille iſt, derſelbe nicht im Laufen ſterben muß, ſondern ruhen kann und im Frieden ſcheiden, wenn Gott es will. Das iſt brav, ſagte der Pfarrer, das wird Gott euch lohnen. Wie er will, ſagte der Chorrichter, Gotteslohn darf man nicht verſchmähen, aber der Weltlohn begehr ich nicht. Von wegen dem Klaus war ein großes Gerede in der ganzen Gemeinde. Kein Menſch, hieß es, ſehe das dem Pfarrer an, was er für ein mächtig Wort habe, hätte man ſich doch bald an ihm verſündigt und für einen Büttel ihn gehalten. Von ſelber Zeit an war er in großem Reſpekt und man nahm ganz anders vor ihm den Hut ab als früher. An einem Morgen ſpazierte er vor dem Hauſe, dachte daran, was er dieſen Nachmittag wieder mit Klaus beten wolle, und nahm ſich vor, wie mit einem Hammer an deſſen Herz zu ſchlagen, daß es aufſpringen müſſe und er ſehen könne, was darin ſich rege und bewege.

Wie er ſo tief daran dachte, rief es hinter ihm: Herr

Pfarrer, Herr Pfarrer, daß es dem Pfarrer durch alle Glieder fuhr, als hätte ihn ein elektriſcher Schlag getroffen oder ein Zitteral. Als er ſich umdrehte, ſtand Bethi vor ihm ganz athemlos und ziegelroth von raſchem Laufe. Großmutter ſendet mich, läßt guten Tag wünſchen und bitten, ſchnell zu kommen, Klaus hat geſagt, man ſolle es thun. Der Pfarrer war höflich, ſagte zu Bethi: Komm herein und warte, ich komme mit dir, ſobald ich Schuhe an den Füßen habe. Aber Bethi ſagte: Verzeiht, ich muß alsbald fort, die Großmutter hat es befohlen, wir ſind alleine daheim. Lebt wohl unterdeſſen, und huſch fort war das Bethi wieder. Das mühte den Pfarrer ſehr und hinderte ihn ordentlich, an den Klaus zu denken. Er dachte, was er doch dem Mädchen zuwider gethan, daß es ſo vor ihm laufe, überhaupt ſo wortkarg gegen ihn ſei und ſich nicht mehr vor ihm ſehen laſſe, als es müſſe. Er thue doch alles Mögliche, was er von Höflichkeit wiſſe. Es ſei ein Unglück, wenn man ſich an Geſellſchaft nicht gewöhnt, da könne man hundertmal fehlen, ehe man es einmal merke. Es ſei ihm ſo leid, daß er es gerade hier nicht getroffen, das Bethi ſei ſo ein lieb Kind, wie er noch keins gefunden, es könnte doch wohl etwas artiger mit ihm ſein. So dachte der Pfarrer und hörte nicht, wie Marei hinter ihm her rief: Ob er zu Mittag wieder heim komme oder nicht? Nun, wenn er nicht antworten möge, könne er ſeinethalben den Kabis kalt eſſen, brummte Marei. Sobald der Pfarrer die Speckſeite ſah, ſah er auch die Großmutter vor derſelben ſtehen, neben ihr Bethi, offenbar ihn erwartend. Sobald man ihn ſah, verſchwand Bethi im Hauſe, die Großmutter aber kam ihm langſam einige Schritte entgegen. Verzeiht, Herr Pfarrer, daß ich euch ſo früh plage, aber es iſt mir Himmelangſt. Das Meitſchi und ich ſind allein daheim, Johannes, die Frau und Magd ſind früh fort zum Reiben, die Knechte in den Wald, und als das Meitſchi dem Alten das Frühſtück bringen wollte, weil er lange nicht kam, ſagte er: Mag nicht eſſen, der Pfarrer ſoll kommen. Ich ſchicke das Meitſchi alsbald und gehe zu Klaus, will mit ihm reden, aber kein Wort hätte er mir geantwortet, aber es ſchnellt ihn gar ſeltſam, und er hat die Hände zuſammen und er brümmelet mit den Lippen, als ob er bete. Ich glaube der Tod iſt da, ſo ganz ungſinnet.

Als der Pfarrer zu Klaus kam, war er noch ſo, wie die Großmutter geſagt hatte, er ſaß auf ſeinem Bette mit gefalteten Händen. Der Pfarrer fragte ihn, wie es ihm gehe, ob ihm was fehle, er was begehre? Beten, Pfarrer, ſagte Klaus mit dumpfer Stimme. Da betete der Pfarrer vom Wandel auf Erden und der Flüchtigkeit der Zeit, von der Sündhaftigkeit der Menſchen und der Gnade Gottes, und wie Alle Sünder ſeien, aber die Gnade Gottes mächtig und groß genug für Alle, welche die rechte Reue hätten und das rechte Verlangen nach der Vergebung, die Liebe, welche allen Schuldnern vergibt, ein Herz von der Welt gelöſt und verſöhnt mit Gottes Walten und ſeiner Gerechtigkeit. Er betete vom armen Klaus beſonders, wie Gott ihm doch vergeben ſolle, er habe eine ſchwere Buße ſo lange getragen, und wenn ſeine Reue nur kurz ſei, ſo ſei ſie doch tief, ſie ſei wie die des Schächers am Kreuz, er ſehe ein, daß er in ſeiner Pein geweſen um ſeiner Sünden willen, jetzt verlange er nach des Vaters Reich. Es ſolle ihm Gott die Gnade wiederfahren laſſen, daß er hier, wo er geboren worden, ſein Haupt zur Ruhe legen dürfe als ein müder Pilgrim, der aus weiter Fremde heimgekehrt, hier das Ziel ſeiner Reiſe gefunden. Das ſolle Gott ihm thun um deſſentwillen, der am Kreuze zum Schächer geſagt: Heute ſollſt du mit mir im Paradieſe ſein. Da hob Klaus die Hände auf, warf einen großen Blick auf den Pfarrer, athmete tief auf, ließ den Kopf ſinken und war todt. Das iſt von Gott, ſagte die Großmutter und trocknete die Augen, und Bethi trocknete ſie auch, aber draußen, wo ſie gehorcht. So war doch an Klaus'

Todtenbette gebetet und geweint worden, das hätte noch vor wenig Wochen Niemand geglaubt, und geweint und gebetet wird noch an gar manchem Todtenbette ganz anderer Leute nicht. Wir haben Urſache, Gott zu danken und zu loben, ſagte die Großmutter, daß er den Armen zu ſich genommen. Aber ich bin in Verlegenheit, wir ſind alleine daheim, ich bin unbehülflich, Bethi ſollte die Haushaltung beſorgen, noch zum Vieh ſehen, es mag geben was es will, wiſſen wir uns nicht zu helfen, und Jemand ſollte auch bei dem Todten bleiben oder wenigſtens nicht weit von ihm. Wenn der Herr Pfarrer bei uns bleiben würde, bis der Sohn heim kömmt, er würde uns einen großen Dienſt leiſten und zum Troſte ſein. Ich will nicht ſagen, daß ich mich fürchte, aber es iſt mir doch lieb, wenn Jemand da iſt. Es geht vielleicht bis über Mittag, aber dann nehmt ihr bei uns vorlieb. Gar gerne, ſagte der Pfarrer, wolle er da bleiben. Es wäre ihm auch ſo, wenn er alleine bleiben müßte. Seinetwegen ſolle ſich aber Bethi nicht Mühe machen, er möchte ihm nicht läſtig fallen als das tägliche Brot, daß es erſchrecken müßte, wenn es ihn von weitem ſehe. O Herr Pfarrer, ſagte Bethi, wenn ihr wüßtet, wie das mir keine Mühe iſt, und wie gern ichs thue. Aber fort war es wieder, ehe der Pfarrer weiter zu Worten kam.

Eine große Verwunderung ergriff den Chorrichter und ſeine Frau, als ſie nach Hauſe kamen und dann weit umher Alle, welche von dieſem unerwarteten Tode hörten. Wie es üblich iſt, kamen Viele, den Todten zu ſehen, und Alle wunderten ſich über ſein Geſicht. Auf demſelben war Ruhe und Frieden, wie während ſeinem Leben nie dort geſehen worden. Man konnte wirklich glauben, als die Seele aus dem Leibe geſchieden, ſei ſie mit Gott und Menſchen verſöhnt geweſen und habe als Zeugniß dieſe Zeichen zurückgelaſſen. Das ergriff die Menſchen, und es ward beſchloſſen, daß Alle, bei welchen er im Umgang geweſen, ihm das Geleite geben ſollten zur letzten Ruheſtätte, als Zeugniß, daß auch ſie ihm vergeben, mit ihm zufrieden ſeien und wünſchten, daß auch er mit Allen zufrieden ſei und vergeben hätte, was man ihm im Unwillen geſagt und gethan.

So geſchah es auch, und der arme Klaus erhielt ein großes Leichengeleite, faſt als ob er noch der reiche Klaus geweſen wäre, und wenn es nicht ſo groß war, ſo war jedenfalls der rechte Sinn am Grabe mächtiger jetzt, als er geweſen wäre vor Jahren am Grabe des reichen Klaus. Der Pfarrer mehrte dieſen Sinn durch ſein ſchönes Wort in der Kirche, wo er über Gottes Glück und Segen und über Gottes Geiſt und Gnade ſprach. Man vergaß es dort lange nicht, wie nöthig man das hätte, für Leib und Seele, im Leben und im Sterben, für Zeit und Ewigkeit.

Seit der Zeit war der Pfarrer auf der Speckſeite wie daheim. Er hatte die Worte Bethis: O Herr Pfarrer, wenn ihr wüßtet, wie gerne ich es thue, nicht vergeſſen, ſie hatten ihm ſo weich und ſchön geklungen, wie er noch keine Worte gehört. Er frug noch mehr als einmal Aehnliches, und wie ein Wort das Andere gibt, frug er auch: Bethi, iſt es dir nicht zuwider, wann du mich kommen ſiehſt? Gäll, Bethi, du ſiehſt mich lieber gehen als kommen. Und wie Bethi immer weicher und ſchöner ſagte: O, Herr Pfarrer, wie könnt ihr ſo von mir denken, wenn ihr wüßtet — wie es die Großmutter erfreut, wenn ihr kommt, ihr würdet ſicher nicht ſo reden.

So ging es mit Fragen, bis der Pfarrer einmal fragte: O Bethi, wenn du wüßteſt, wie lieb du mir biſt, wenn ich nur wüßte, ob ich dir lieb wäre? O Herr Pfarrer, antwortete Bethi, wie könnt ihr doch fragen? So ging Fragen und Antworten immer weiter, bis Bethi zu der Antwort kam: Ach Herr Pfarrer, vexiret nicht. Später ſagte der Pfarrer: aber denk, ich bin arm, habe noch Schulden vom Studiren her, und du biſt ein reiches Mädchen, was wird der Vater ſagen? Später ſagte der Vater: Herr Pfarrer, an Gottes

Gnad und Segen iſt Alles gelegen. Arme werden reich und Reiche arm, und ärmer als ihr war ich, und vergeſſen hab ichs nicht. Und hätte ich es vergeſſen, die letzten Wochen und euere Worte hätten daran mich gemahnt. Eine Fügung Gottes hat uns zuſammengeführt, ich freue mich derſelben und danke Gott dafür. Die größte Freude hatte die Großmutter. Sie meinte, Gottes Wege ſeien wunderbar und ſeine Rathſchläge unerforſchlich. Welchen Segen und welche Gnade der alte Klaus am Ende in dieſem Hauſe noch finden und zugleich auch in daſſelbe bringen werde, daran hätte kein Menſchenkind gedacht und keins es geglaubt, wenn man es ihm vorausgeſagt. Darum liebe Kinder, ſagte ſie, und legte ihre Hände auf Bethis und des Pfarrers Häupter, vergeßt es nie: an Gottes Segen iſt Alles gelegen, und wo Geld und Sachen genug ſind, aber ſeine Gnade nicht, da ſteht das Haus auf Sand und alle Habe iſt wie Sand, wenn der Wind darein bläst. Bleibt demüthig vor Gott und Menſchen, dann haben Gott euch lieb und Menſchen, und euer Beiſpiel iſt eine Predigt fürs ganze Land von Gottes Gnad und Güte, und wie denen, die ihn lieben, alle Dinge zur Seligkeit dienen müſſen. So ſprach die Großmutter, und Gott ſchenkte ihr die Freude, zu ſehen noch durch manches Jahr, wie ihr Segen in Erfüllung ging.

Ein deutſcher Flüchtling.

Die Erzählung erſchien zuerſt in Nieritz' Volkskalender Jahrgang 1851.

Conrad Haſelmeyer iſt ein ehrlicher Bürger und ſein Weib Suſanna eine noch ehrlichere Bürgersfrau. Beide beten und arbeiten, verdienen ihr täglich Brot im Schweiße ihres Angeſichts. Frau Suſanna, die einem kleinen Krame vorſteht, iſt weit in der Runde bekannt als die ehrlichſte Chriſtenſeele, die je mit Ellen, Maaß und Gewicht umgegangen. Das Städtchen, in welchem die Haſelmeyer zu Hauſe ſind, iſt ſo um die Mitte Deutſchlands herum, und wenn es auch nur ein klein Neſt iſt, hängt doch der Haſelmeyer mit großer Liebe daran, und hat einen Stolz auf ſein Bürgerrecht, von welchem ſich ſo ein Weltbürger in einer großen Stadt keinen Begriff macht. Dieſen Stolz verlachen wir nicht, er iſt rührend und, wie ſeltſam er ſich gebehrdet, ſein Kern iſt ſchön. Es iſt die Liebe des Kindes zur Mutter, es iſt die Wurzel der alten Bürgertreue, der bürgerlichen Ehrenfeſtigkeit, welche es für eine der größten Sünden hielt, Namen und Ehre ſeiner Stadt zu verletzen. Der Haſelmeyer ſah ſo hoch auf den Bauer herab, als der Edelmann auf den Bürger, und das war dumm. Der Ausdruck, der deutſchen Handwerksburſchen in der Schweiz zu ſo vielen Prügeln verhalf: „du dummer Bauer“, den hörte man nicht ſelten aus des Haſelmeyers Munde. Dabei war er doch gut Freund mit vielen Bauern, deren Lebensweiſe er größtentheils theilte, denn er beſaß einige Grundſtücke, einen Viehſtand, und legte ſelbſt Hand an. Seine Frau war gar vieler Bauernweiber Freundin, mäſtete die beſten Gänſe, zog das beſte Gemüſe und beklagte ſich oft bitterlich über ihren Haſelmeyer, der ihr nichts darauf hielt, ſondern feſt im Glauben blieb, unſer Herrgott hätte Kraut und Gras nicht für ehrliche Bürgersleute erſchaffen, ſondern für das unvernünftige Vieh.

Haſelmeyer war ein geachteter Bürger, er wäre längſt in den Stadtrath gekommen, wenn der regierende Bürgermeiſter und er nicht erklärte Feinde geweſen wären. Der Bürgermeiſter war Apotheker, Haſelmeyer hatte einen Kram, beide waren alſo Concurrenten und pfuſchten ſich gegenſeitig ins Handwerk. Der Apotheker verkaufte nicht bloß Ricinusöl, Latwergen, Pillen und Hofmannstropfen, ſondern Lampenöl, Branntwein, Zucker und Kaffee, Schwefelholz, Zündhölzchen und Schuhnägel, lauter Artikel, welche der Haſelmeyer auch hielt. Der Bürgermeiſter war ein ſtolzer, harter Mann, wen er haßte, verfolgte er auch. In der Theorie beim Biere war er äußerſt liberal, dem entſchiedenſten Fortſchritt ergeben. Er war entſchieden der Meinung, man brauchte weder Fürſten noch Miniſter, mit einfachen Bürgermeiſtern führe man am einfachſten und das Land wäre am wohlſten dabei. Der Haſelmeyer dagegen war loyal, liebte das Hergebrachte und die alte Zucht. Er haßte bloß Zölle und Mauthen, war übrigens der Meinung, wenn die großen Herren wüßten, wie die kleinen Herren es trieben, ſie würden ihnen das Handwerk ſchön legen, und Alles ginge beſſer. Er hatte ſechs Kinder und zwölfe wären ihm nicht zuviel geweſen. So lange man Arbeit und Eſſen hätte, ſolle man nicht über die Menge der Kinder klagen, ſie ſeien eine Gabe Gottes, und wohlgerathene Kinder der höchſte Segen, meinte er. Was an ihm, that der Haſelmeyer, ſchaffte Eſſen und Arbeit, hielt gute Zucht und ſorgte für ihr Fortkommen nach Verſtand und Vermögen. Unter dieſen Kindern war eines minder ſtark in den Gliedern, aber feiner im Kopf als die Andern. Friedrich hieß er, Fritzle, ſagte man ihm. Er war der Mutter Schoßkind, hing an ihrer Schürze, wenn ſie Roſinen und Mandeln verkaufte, den Zucker, beſonders den rothen, liebte er ebenfalls. Zuerſt gab der Vater nicht viel auf ihn. Das Püppchen ſei hier auf der Welt akurat, was Butter an der Sonne, ſagte er. Solche Reden gefielen der Frau Haſelmeyerin gar nicht. Haſelmeyer, das verſtehſt du nicht, ſagte ſie. Wenn Fritzle nicht wird was Joſeph unter ſeinen Brüdern, ſo will ich nicht mehr Madame Haſelmeyerin heißen. Sie hatte Recht, der Haſelmeyer änderte ſeine Anſicht. Fritzle ward ein Licht in der Schule, ein famoſer Kerl, ſagte der Haſelmeyer, der ſoll mir was werden, was anderes als ich. Der ſoll mir einmal des Bürgermeiſters rothen Schnabel blau machen. Es ſetzte ſich bei dem Haſelmeyer der Vorſatz feſt, ſein Fritzle müſſe Apotheker ſtudiren, und was einmal in ſeinem Kopfe war, das war drinnen. Er hatte es wie viele Väter, erſtlich kam es ihm allgemach, als ſei ſein Fritzle bereits ſchon das, was er aus ihm machen wollte, und zweitens redete er vor Fritzle, als ob der gar keine Ohren hätte: was der Fritzle für ein Hauptkerl ſei, wie in allen vier Welttheilen über keinen ſolchen die Sonne ſcheine. Aber Fritzle hatte für Lob und Ruhm ausgezeichnete Ohren, wie überhaupt alle Jungen, übrigens auch Erwachſene, und nichts wuchert üppiger als ſolche Ruhmrednerei in alten und jungen Köpfen. Fritzle träumte ſicherlich ungefähr wie Joſeph, aber er erzählte ſeine Träume nicht, denn er fürchtete Schläge und vor ſolchen hatte er großen Reſpekt. Er war einer von den unglücklichen Jungen, welche überall gehätſchelt werden, weil ſie zahm ſind von Natur, wenig Ungemach verurſachen, daher Ausbünder aller Tugenden ſcheinen.

Der Haſelmeyer hatte Verbindungen in einer größern Stadt, woher er ſeine Waaren bezog, denn vom Bürgermeiſter hätte er nicht um einen Kreuzer gekauft, wofür er an jedem andern Orte einen Batzen hätte zahlen müſſen. Viele Jahre durch hatte der Haſelmeyer einem dortigen Geſchäftsfreund von ſeinem Fritzle und ſeinen Projecten erzählt; der Geſchäftsfreund hatte mit ſtaunendem Geſichte zugehört und allemal verſprochen, ſich des Fritzle anzunehmen, als ob er ſein eigen Kind wäre, und der Haſelmeyer hatte dieſem ganz ehrlich geglaubt. Der gute Kleinbürger wußte nicht, wie klein das Herz eines Großſtädters iſt, und wie ſo Einem je mehr er die Geſchäfte liebt, um ſo weniger an den Menſchen gelegen iſt. Der Haſelmeyer ward dann nicht müde, daheim zu erzählen, wie gut er dem Fritzle gebettet, wie alle Leute begierig ſeien, den Fritzle zu ſehen, und die große Stadt voll guter Freunde für Fritzle ſei.

Apotheker iſt an ſich keine Kleinigkeit, nur bis man den Teufelsdreck in allen ſeinen Sorten gehörig ſtudirt und durchgekoſtet hat, will es was ſagen. Für einen Jungen aber, der ſein Lebtag an der Mutter Schürze gehangen, den Zehnten von allen Mandeln, Roſinen und ſonſtigen guten Dingen, die durch der Mutter Hände gingen, bezogen, iſts keine Kleinigkeit unter fremde Leute zu kommen. Und endlich einer, der aus einem kleinen Neſte in ein großes kommt, hat ja jedesmal viel auszuſtehen, beſonders im erſten halben Jahre. Fritzles Abſchied war ſehr ſchmerzlich und ſehr naß, und die erſte Zeit in ſeiner Lehrzeit ſehr ſauer und herb. Der Prinzipal hatte ein größeres Geſchäft und ſpielte eine ziemliche Rolle in Kaffeehäuſern und öffentlichen Angelegenheiten, die Frau Prinzipalin glich auffallend einer Pfefferbüchſe, ſtellte nebenbei gerne viel vor aber nicht gerne viel auf, wie es übrigens noch viele Damen und andere Prinzipalinnen haben ſollen. Das übrige Perſonal glich allem übrigen Perſonal in ähnlichen Geſchäften. Friedrich, ſo hieß er jetzt, glaubte Unerhörtes zu erleben, es war jedoch nur das Gewöhnliche, was die Meiſten durchmachen müſſen. Er ward nun gehänſelt ſtatt gehätſchelt, mußte ſich faſt die Arme abklopfen im

Mörſer, mußte Kräuter, Katzendreck, Taubenmiſt, Schwalbenfedern, Mäuſekügelchen ſortiren, ins Feuer blaſen, Latwergen rühren, Pillen drehen, Gerüche verſchlucken, die ihm das Innerſte im Leibe umdrehten. Friedrich war ſteinunglücklich. Wenn nicht der Bürgermeiſter im Hintergrunde, des Vater Haſelmeyers knochigte Fauſt im Vordergrunde geweſen wären, in den erſten Wochen wäre er davon gelaufen. Friedrich hatte wirklich ein gutes Herz. Daß ihn Niemand lieb hatte hier, that ihm am meiſten weh, und das konnte er lange nicht überwinden, wenn auch das Andere ſich bald gab. Nach und nach gewöhnt man ſich an Alles in der Welt, und mit einem Lehrburſchen beſſert es ſich jedenfalls auffallend, ſobald unter ihm ein neuer Lehrburſche eintritt, der nun ſtatt ſeiner kujonirt wird, und den er kujoniren helfen kann. Man glaubt gar nicht, wie dieſe neue Stellung den ältern Lehrburſchen friſch macht und ihm das Gemüth erleichtert.

Es trat noch ein anderer Umſtand ein, der dem Perſonal ſeine Exiſtenz bedeutend angenehmer machte. Der Prinzipal kümmerte ſich um ſeine Untergebenen immer weniger, er war ein ſehr freiſinniger Mann. Wenn ſeine Leute nur nicht zu tief in die Flaſche ſahen, nicht in die Kirche wollten, nicht lange Finger hatten, ſo ſagten Prinzipal und Proviſor wenig. Die Hauptaufſicht ſollte der erſte Gehülfe führen. Bei Tiſche ſprach der Prinzipal wenig und bloß mit der Frau und dem erſten Proviſor oder Gehülfen. Dieſe drei hatten einen politiſchen Glauben, waren Republikaner vom reinſten Waſſer. Vom erſten Gehülfen pflanzte ſich der Republikanismus nach unten fort und ward durch daſige Preßfrüchte genährt. Der zweite Gehülfe war aber noch viel freiſinniger als ſein Oberer, ſein Republikanismus ging weit über jeden andern hinaus, war ſo gleichſam ein chemiſches Product von allem Unſinn, welcher je in der Welt exiſtirt hat. Er operirte ſtark nach unten, half ebenfalls mit Schriften nach, fand größern Anklang und um ſo größern, je tiefer er kam: größern bei den Handlangern und Stößern als bei den Lehrbuben und dem Hausknecht. Wenn der Prinzipal darum gewußt hätte, der zweite Gehülfe hätte ſpazieren können, denn wenn nach ſeiner Meinung auch alle Fürſten herunter ſollten, ſo meinte er deswegen nicht, daß er nicht Prinzipal bleiben wolle. Friedrich war Republikaner von der Schule her. Der Lehrer hatte geſchwärmt für die Republiken der Alten, und wenn er ihnen ſo begeiſtert erzählte, welch luſtig Leben der Alcibiades geführt, und wie herrlich man bei Lucull geſpeiſt, ſo war den Jungen das Waſſer im Munde zuſammen gelaufen, ſie konnten die Beine nicht ſtille halten unter dem Tiſche, und wenn ſie das Wort Republik hörten, ſtieg es ihnen in die Naſe wie von Gebratenem und Gebackenem. Friedrich ſtellte ſich ſo eine Republik vor wie das Schlaraffenland oder das tauſendjährige Reich voll lauter Herrlichkeit, die dann Niemand dem Volke wegfreſſe, weder Fürſt noch Pfaff, weder Graf noch Soldat. Friedrich that wild, wenn er von dieſem ſprach, aber er meinte es nicht bös. Indeſſen kann man ſich in eine Gedanken- und Vorſtellungsweiſe hinein reden, daß man wirklich meint, es ſei ſo, und Alles ſei bitterer Ernſt.

So erzählt man ſich z. B. einen ganzen Abend hindurch Geſpenſtergeſchichten. Wenn man anfängt, weiß man, daß es keine Geſpenſter gibt und jeder ſagt, er haben nichts erfahren. Wenn man endlich aufhört mit erzählen, ſieht man die Welt voll Geſpenſter, ſchlottert innerlich und äußerlich, darf den Fuß nicht vor die Thüre ſetzen aus Furcht, auf eines zu treten und dann aufzuſchwellen dicker als das Heidelberger Faß. So ſchwatzten ſich die guten Jungen die Jungen dick über des deutſchen Volkes unerträgliche Feſſeln, ſein himmelſchreiend Elend, daß ſie wirklich darob weinten, und die Haare ihnen zu Berge ſtanden. Sah man aber genauer nach, ſo war den guten Burſchen wirklich kein anderes Elend bekannt, als das, welches erſtlich von der Frau Prinzipalin ſtammte, welche ihnen heillos zähes Fleiſch, altbackenes Brot auftiſchte, und zweitens vom Herrn Prinzipal, der Arbeit forderte und ihre Freiheit beeinträchtigte, indem er nicht wollte, daß ſie zu jeder ihnen beliebigen Stunde in den Straßen herumliefen.

Ja, es gibt vieles, kleines und großes Elend in der Welt, das iſt nur zu wahr, ja, es gibt viele ſchlechte Menſchen in der Welt, hoch vom Throne weg bis in die Spitäler hinunter, in Monarchien und Republiken, Menſchen und Elend, über die jeder Menſchenfreund und Chriſt blutige Thränen weinen möchte; aber dieſe guten Burſche kannten das wahre Elend nicht, kannten noch viel weniger die Wurzel alles wirklichen Elendes. Je weniger dieſe guten Burſche das wirkliche Elend kannten, ſondern nur das gemachte und angemalte, deſto leichter ſchien es ihnen, demſelben radical abzuhelfen. Hörte man ſie, ſo hätte man glauben ſollen, daſſelbe ſei in wenig Wochen total weggeräumt, und Deutſchland zum leibhaftigen Schlaraffenland umgeſchaffen. Man konnte ſich nur wundern, warum die Deutſchen ſo dumm geweſen, etwas ſo Leichtes nicht längſt abzuthun. Wer von ferne nun Gedanken dieſer Art merken ließ, dem machte man ſehr mißtrauiſche Augen, ſtichelte auf Ariſtokraten und Jeſuiten und ſetzte vielleicht hinzu: an ſolcher Verdummung ſeien die Pfaffen ſchuld, welche die Augen zugehalten und alle Thatkraft mit der Hoffnung auf das ewige Leben gleichſam verpetſchirt gehabt. Alle Tagesphraſen und die obſchwebenden Knallworte hatten die Leute trefflich los. Friedrich hatte ein geübtes Gedächtniß, und der Prinzipal, freiſinnig und bemüht, ein naturwüchſiger Volksmann zu ſein, erlaubte ſeinen Leuten, zuweilen Zuſammenkünfte, und Verſammlungen zu beſuchen. Ja er zeigte ſich zuweilen ſelbſt in ihrer Begleitung, was immer einen ungeheuer günſtigen Eindruck auf das Volk machte, aber nicht auf die Frau Prinzipalin. Dieſe rechnete ſich nicht zum Volke, war über die Jahre des Schwärwens hinaus, war längſt emancipirt, ſo weit ſie es nöthig fand; hielt auf ihr Geld die Hauptſtücke, nicht auf des Volkes Gunſt; dieſe hudelte ihren Ehegemahl nicht ſchlecht aus, daß er ſeine eigenen Leute zum Nichtsthun und zum Hochmuth verleite. Er werde es erfahren, was das lohne, prophezeite ſie ihm. Frau, das verſtehſt du nicht, auf die Höhe der Zeit kannſt du dich nicht erheben, antwortete dann wohl der Eheherr. Biſt immer der gleiche Strohkopf, Carl, antwortete die Frau. Was willſt du mit dieſer Höhe anfangen, wenn der Beutel leer iſt, und das Geſchäft ruinirt. Freilich erhob es das Bewußtſein der Jungen ungeheuer, wenn ſie im Begleit des Prinzipals in einer Verſammlung erſchienen, und die Redensarten von Gleichheit und Brüderlichkeit, von Geſinnungstüchtigkeit und Deutſchlands Einheit in ihre Ohren donnerten. Sie ſtellten ſich Deutſchland vor als einen ungeheuern Tiſch, bedeckt mit dem beſten Eſſen und Trinken, und alle Deutſchen dran herum zugreifend jeder nach Belieben, ohne daß eine ſchäbige Prinzipalin ihnen vorlegte. Wenn die Redner ſie Brüder nannten, wenn ſie zum Wohl des Vaterlandes die Hände aufheben, welterſchütternde Beſchlüſſe konnten faſſen helfen, da kamen ſie ſich groß vor, ſehr groß. Aber noch viel größer kamen ſie ſich vor, wenn ſie dachten, da oben könnten ſie ſelbſt auch wohl ſprechen, ſo bald es ihnen beliebe. Was ihnen doch einſtweilen noch nicht beliebte. Nach ſolchen Tagen wurde zuweilen der Stößer, der im großen Mörſer ſich abarbeiten mußte für zehn Groſchen per Tag, ſchwierig. Er ſei kein Hund, ſagte er, und was ihm die Brüderlichkeit helfe, wenn er für zehn Groſchen ſich todt ſchaffen müßte, während der erſte Gehülfe für einen Thaler ſo viel als nichts thäte, und der Prinzipal gar nichts, als den Herrn ſpielen im Kaffeehaus. Ja ſogar dem guten Friedrich begann es zu tagen, wenn er Abends hüten mußte, einen ganzen Sonntag kein Bein ins Freie ſetzen durfte, während die Welt ſich luſtig machte, und ihr halbes Haus im Theater ſaß und Opern ſchmauſte. Das Theater repräſentirte ihm ſo gleichſam den Himmel, es ging ihm noch über die Freiheit. Er dachte an die Republikaner in Athen und Rom, denen das Theater, und zwar mit lauter Freibillets, auch Alles in Allem war, das Wichtigſte in der Republik. Seine Beſuche des Theaters waren die Lichtpunkte in ſeinem dunkeln Leben, gerade wie ſeiner Mutter Würſte und geräucherte Gänſebrüſte. Andere ſaßen alle Tage in dieſem Sternenhimmel und er ſo ſelten! War das Gleichheit, war das Brüderlichkeit, war das nicht himmelſchreiend? Inwendig machte er aus, das müſſe anders werden. Wenn mal die Tyrannen im Graſe lägen, müßten die Theater offen ſein tagtäglich, unentgeltlich für Jedermann, wie es in Rom und Athen geweſen, wie ihnen der Lehrer geſagt. Gerade als der Ofen ſo recht geheizt war, und die Ideen herumflogen, wie die Fledermäuſe, und ſich den Leuten in die Haare hingen, wie gejagte Fledermäuſe es pflegen ſollen, ward Friedrich von ſeinem Vater beſucht. Der Haſelmeyer kam eigentlich nicht des Sohnes wegen, ſondern um Schulden zu bezahlen und Einkäufe zu machen. Mit Papier wollte er nichts zu thun haben und mit Geſchäftsreiſenden noch weniger. Die ſeien zumeiſt noch ſchlechter als das Papier, pflegte er zu ſagen. Auf dieſen Beſuch, der ſo regelmäßig kam, wie die Leipziger Meſſen, freute ſich Friedrich immer ſehr, des Vaters und der übrigen Annehmlichkeiten wegen. So lange der Vater da war, hatte er Urlaub vom Prinzipal, was wirklich von einem Apotheker viel ſagen will, und von der Freiſinnigkeit von Friedrichs Prinzipal einen günſtigen Begriff erwecken ſoll. Der Vater that ſich viel auf den Sohn zu gut, der Sohn noch mehr auf den Vater, der ſo ſplendid ſich machte, d. h. ſeine Schulden richtig bezahlte, allenthalben gerne geſehen war mit ſeinem Geldſacke und manchmal flott traktirte und traktirt ward. Friedrich hatte ſich noch nie auf die Ankunft ſeines Vaters gefreut, wie diesmal. Friedrich lebte in einer großen Stadt, aber doch in einer ſehr abgeſchloſſenen Welt, d. h. in Geſellſchaft von Gleichgeſinnten, das Leben kannte er nicht. Er war der leichtgläubigſte Tropf, er glaubte Alles, was die Gleichgeſinnten ihm ſagten, die grimmigſten Geſchichten, die perfideſten Verleumdungen. Friedrich nahm eine Uebereinſtimmung des Volkes in Bauſch und Bogen an, er war glücklich in dieſem Glauben, und deshalb zweifelte er auch keinen Augenblick an der Stellung ſeines Vaters. Das waren ſeine glücklichen Stunden, wenn er erzählte, was der Haſelmeyer, ſein Vater für ein Kerl, ſei und was das für ein Gewicht in die Schale legen werde, wenn einmal der Haſelmeyer, ſein Vater an der Spitze ſeiner Leute daher käme. Als endlich ſein Vater kam, konnte er kaum eine ruhige Stunde erwarten, um demſelben mitzutheilen, von welchem Standpunkte er alle die großen Errungenſchaften betrachte. Was der Vater für glückliche Augen machen werde, wenn er höre, wie ſein Friedrich mitten in der Paſtete ſei, dachte er. Na was da der Haſelmeyer wirklich für Augen machte, als ſeinem Fritzle das Maul aufging! Und nicht bloß die Augen, ſondern alle Löcher im Geſichte ſperrte er auf, aber nicht aus Bewunderung, ſondern aus Schreck und Zorn. Der Haſelmeyer wollte von all dem Neuen Nichts, wollte von der Brüderlichkeit und vollends von den Republikanern nichts wiſſen. Der Bürgermeiſter war ein eingefleiſchter Republikaner, führte das Volk an und hatte es einmal an den Haſelmeyer gehetzt, eigentlich hinter deſſen Kram, unter dem Vorwande, es ſei möglich, daß der Haſelmeyer mit ſchlechter Waare das Volk vergifte. Der Regierungsbeamte hatte den Haſelmeyer geſchützt, und dieſer einen ſoliden Begriff bekommen über den Nutzen einer guten Obrigkeit. Es gibt zweierlei Sorten von Bürgern, ſo recht hundsföttiſche, die ſich bei jedem Fußtritt unterthänigſt für die Gnade bedanken, und hagenbuchene, welche ſo recht zäh' und kampfbereit über ihren Bürgerrechten wachen, wie eine Henne über ihre Küchlein.

Die Letztere iſt die rechte Sorte, die Andere lebet jeder Macht, öffnet für einen Thaler jedes Thor der Stadt und trägt dienſtbefliſſen die Leiter herbei, wenn man den Fürſten hängen will. Von der hagenbuchenen Sorte war der Haſelmeyer. Die moderne Welt nannte dieſe Bürger ehedem Spießbürger, jetzt Zöpfe. Die Welt kennt oft den Werth der Dinge nicht, benennt ſie aber richtig. Der Spießbürger ſchützte mit ſeinem Spieße Weib und Kinder, die Mauern ſeiner Stadt, ſtund ein für ſeinen Eid, führte nicht gräuliche Redensarten im Munde und lief wie ein Haſe nicht bloß vor jedem Manne, ſondern auch vor jedem Hunde. Es käme mancher Stadt wohl, ſie hätte noch viel Spießbürger, aber von der rechten Sorte.

Der Haſelmeyer wußte darum, daß es zweierlei Meinungen gebe unter dem Volke, aber daß ſein Fritzle von des Bürgermeiſters Meinung ſei, das hatte er nicht erwartet, und ein Eſel nach dem andern quoll hervor aus dem doppelt geöffneten Maule. Friedrich, der, wie geſagt, über die gedoppelte Meinung im Volke nicht orientirt war, war bei des Vaters Donnerſchlägen ganz wie auf den Kopf gefallen. Aber bald ſtellte ſich das Bewußtſein, auf der wahren Culturhöhe zu ſtehen, wieder ein. Bekanntlich ſchweigt ein Kind auf dieſer Höhe gegenüber dem Vater nicht. Zudem liebte Friedrich ſeinen Vater und glaubte dem Vaterland einen großen Dienſt zu erweiſen, wenn er einen ſolchen Mann auf die rechte Seite bringe. Er hielt dieſes für eine ganz leichte Sache. Es habe bisher nur an dem rechten Jemand gefehlt, der dem Vater das richtige Verſtändniß beigebracht, dachte er. Eben ſo leicht glaubte der Vater mit einigen Himmeldonnerwettern den ganzen Spuck ſeinem Fritzle aus dem Leibe zu treiben. Sie ließen nun ihre Redensarten gegeneinander los, klopften ſie ſich gegenſeitig an die Köpfe, als wären es Knittel, aber die Köpfe wurden härter, nicht weicher. Friedrichs Politik beſtund aus ungefähr anderthalb Dutzend Zauberſprüchen, die er vollſtändig inne hatte und ausſprechen konnte zu jeder beliebigen Stunde, aber mehr daran machen konnte er nicht. Einen dieſer Zauberſprüche nach dem andern ließ er auf den Vater los, und ſchaute ihnen mit großen Augen nach, wie ein Schütze der Kugel, die er im Zwecke ſitzen glaubt. Sah er verblüfft, daß der Spruch nicht ſitze, ſandte er baff einen andern nach und noch einen und ſchaute ihnen mit immer verblüffteren Augen nach. Wenn der Haſelmeyer Friedrichs ſchönſte Redensarten Eſeleien und Dummheiten nannte, ſo behohnlächelte Friedrich des Vaters beſchränkte politiſche Baſis. Ihre Köpfe glühten immer zorniger. Der Vater konnte es nicht verwinden, daß ſo ein dummer Junge ſo hartnäckig ihm entgegen redete. Der Friedrich wollte es nicht ertragen, daß ein Mann wie er, eine Hoffnung des Vaterlandes, wie ein dummer Junge behandelt werde, ein Kind der neuen Zeit von einem alten Pinſel oder Zopf! Der Haſelmeyer war nahe daran, handgreifliche Bekehrungsverſuche zu machen, aber die Wirthin ſeines Gaſthofes trat vermittelnd dazwiſchen. Endlich ſchloß der Haſelmeyer die Verhandlung mit der Verſicherung: Mit ſolchem Zeug im Kopfe kommſt du mir nicht heim, bringſt du mir ſolches, ſo klopfe ich es dir aus, ſo gewiß als ich der Haſelmeyer bin.

Bald darauf traf eine prächtige Sendung von der Frau Haſelmeyer ein, was ſich an Schweinen und Gänſen Delicates denken läßt, war dabei, ſammt einem kurzen Brief mit langen, langen Buchſtaben. In demſelben drückte Frau Haſelmeyer beſtmöglichſt den Zorn des Vaters aus und die Warnung: ſich ja von all dem gottloſen Leben zu bekehren, ſonſt ſchlage ihn der Vater todt, wenn er heim komme. Der Friedrich gerieth in edlen Zorn, warf den Brief zur Erde, trat mit den Füßen darauf und hielt eine ſchöne Rede über die Gewaltthaten der Reaktion und die auftauchende Tyrannei der Zöpfe, kurz ganz ſo eine, wie er ſie jüngſt gehört hatte. Sie zog ihm großen Beifall zu. Stößer und Handlanger klatſchten in die Hände, der Hausknecht ſagte, er habe große Anlagen; bei ein wenig Ausbildung ſei er befähigt für das Parlament.

Das Leben wurde nun feuriger, der Schwindel größer, die Arbeit um das tägliche Brot immer verhaßter. Als ein Feind des Volkes ward verſchrieen, wer dazu anhalten wollte. Friedrichs Prinzipal war ungeheuer freiſinnig, aber auch ungeheuer praktiſch, und als das Unpraktiſchſte von der Welt kam ihm vor, Menſchen zu füttern und zu behalten, welche nicht arbeiten, ſondern nur Scandal machen wollten. Er hielt dafür, er bewähre ſeine Geſinnung hinlänglich, wenn er ſelbſt die Arbeit an den Nagel hänge, der Freiheit nachlaufe und durch den erſten Gehülfen ſeine Leute mit den Ereigniſſen des Tages und dem Zuſtande des Pulſes des Zeitgeiſtes in Kenntniß ſetze und den Leuten erlaube, gelegentlich einmal öffentlich aufzumarſchiren. Dieſes genügte aber dem Perſonal je länger je weniger; über dem Eſſen wächst bekanntlich der Appetit. Mißvergnügen ergriff ſie, zuerſt bloß inwendig, dann wurde viel raiſonnirt, dann wurde ihre Lage immer unerträglicher, der Ausbruch der Revolution täglich nothwendiger. Wenn man ſie hörte, ſo ging es ihnen ſchrecklich, ihr Zorn war eben ſo gerecht als fürchterlich, man hätte glauben ſollen, man ſtehe bereits bis an's Knie im Tyrannenblut. Plötzlich hieß es, in Baden ſei es los und ganz im Ernſte. Die Nachricht faßte mit Himmelsgewalt, die Arbeit ließ man aus den Händen fallen, wer Beine hatte, der lief; es war ein Laufen, ein Reden ohne Ende und immer herrlicher. Da dieſes gar nicht aufhören wollte, nahm es endlich der Prinzipal ernſthaft, ließ ſcharfe Worte fallen, es waren Funken ins Pulverfaß. Man hatte die freien Brüder ſo vielmal hoch leben laſſen, daß man die Freiheit heiß in Gliedern und Adern fühlte. Das Perſonal hatte geſagt, wenn der Alte ein Wort ſagt, ſo müſſen Sie ihm antworten, Friedrich, Sie reden gar zu ſchön. Sagen Sie ihm: es habe die Stunde geſchlagen für große und kleine Tyrannen, wir ſeien keine Hunde nicht, wir würfen kühn das Joch ab, freie Brüder ſeien wir, an's einige Deutſchland ſchlöſſen wir uns an. Als nun der Prinzipal, als ſie heim kamen, ſie runter machte, trat zu deſſen größtem Erſtaunen der ſonſt ſo ſtille, jetzt angetrunkene Friedrich hervor und ſprach: Schweig, Tyrann! Sclaven ſind wir nicht, ſondern des freien Deutſchlands freie Söhne. Das Leben des Knechtes werfen wir hinter uns, wir gehen, wo deutſche Fahnen wehen, wo das Morgenroth der deutſchen Freiheit auf den Bergen glüht, wo deutſche Schwerter blitzen, Deutſchlands Söhne in Tyrannenblut die Schmach der Knechtſchaft rächen. Leben Sie wohl! Adieu der Frau Prinzipalin, an einem andern Morgen ſehen wir uns wieder. Friedrich ſchwenkte den Hut, ging ab, gerade, wie er es im Theater geſehen, hinter ihm drein, wie er glaubte, die ganze Mannſchaft. Aber die blieb drinnen, wurde tapfer abgekanzelt, ermahnt, dem Tuckmäuſer Friedrich nicht nachzufolgen und alsbald an die Arbeit zu gehen; der Stößer an den Mörſer, die Handlanger hinter die Kräuter, der Lehrburſche zum Teufelsdreck, und ſie gingen.

Friedrich machte große Augen, als er draußen allein war, als er wartete, und Niemand ihm nachkam. Er hatte glücklicherweiſe etwas im Leibe, was die Welt ihm roſenroth färbte. Gut, ſagte er, daß die Spreu vom Weizen zu rechter Zeit geflogen. Zum freien Zuzug hatten ſich noch Andere entſchloſſen, ſie wurden von den, einſtweilen, wie es hieß, dableibenden Brüdern freigebig ausgerüſtet. Friedrich wurde mit Jubel empfangen, mit dem Nöthigen reich verſehen und bewaffnet mit einem kurzen Hirſchfänger und einer ſchönen alten Jagdflinte mit Steinſchloß. Friedrich war ganz glücklich. Da er vom Gebrauch der Waffen nichts wußte, lehrten ihn ſeine Freunde laden, anſchlagen und abdrücken. Das ſei die Hauptſache, ſagten ſie, das Andere gebe ſich von ſelbſt. Im Traume ſah er von ſeinen Kugeln ganze

Regimenter ſinken ins Gras, dann ſah er andere Regimenter laufen ins Weite, aus Furcht vor ſeinen Kugeln. Half ihnen aber nichts, er ſprang ihnen nach und ſchoß ſie alle mauſetodt. In jubelndem Geleite zogen ſie an einem ſchönen Morgen aus, und voll Jubel war Friedrichs Herz. Frei wie noch nie zog er in die ſchöne Welt zur großen That, ohne Prinzipal und ohne Prinzipalin, frei in ſeiner Begeiſterung wie zu Sonntagsfreuden. Es bewegte wirklich den guten Friedrich ein höheres Weſen, aber es war wie der Traum, der durch eines Kindes Seele fährt, dem es keine Worte geben kann, wie ſchrecklich es auch ſchreit darüber.

Doch daß auf Erden kein reines Glück iſt, erfuhr auch Friedrich. Eines plagte ihn ſehr, und zwar in ſeinen ſchönſten Stunden: er hatte keinen Bart, weder über dem Munde, noch unter dem Munde! Er war ein ſchöner blonder Junge, er kam ſich aber gar zu glatt vor mitten unter ſeinen bärtigen Gefährten, und manchmal nahm man ihn gar für ein Mädchen, was er bedenklich übel empfand. Die Reiſe war prächtig, ſie wanderten wie weiland die Götter über die Erde. Sie wurden vom Volke auf den Händen getragen, verehrt, tractirt, gefahren, verſteckt und geführt, wo es nöthig war. Es ging ihnen ganz anders als den Kindern Iſrael, die auf ihrer Reiſe ſo ſchmählich nach den Fleiſchtöpfen Egyptens ſich zurück ſehnten; nach dem zähen Fleiſche der Frau Prinzipalin fühlte er nie auch das mindeſte Verlangen. Wenn ihm ſchon das Wandern etwas beſchwerlich ward, beſonders im Anfang, ſo tröſtete ihn doch allenthalben der Empfang, den ſie fanden, und namentlich der zarte, blonde Friedrich. Ueberall umrauſchten ſie die herrlichſten Nachrichten: in Ungarn war die ganze ruſſiſche Armee in einem Sumpfe ertränkt worden, darum herum hingen die öſterreichiſchen Armeen, gehängt an Bäumen, in Italien war kein lebendig deutſches Bein, an den Todten nagten die Hunde. Preußen, Bayern, Würtemberger jagten ihren flüchtigen Königen nach, über den Rhein kamen die Franzoſen wolkenhaft wie die Heuſchrecken, im Herzen von Baden ſtunden hunderttauſend Schweizerſcharfſchützen, vor denen keine Krähe in der Luft, keine Forelle im Waſſer ſicher waren. Wenige dumme Heſſen und einige preußiſche Gliederpuppen ſtunden noch unter dem Gewehr, würden aber wahrſcheinlich dem Volkszorn verfallen ſein, ſo daß Friedrich oft dachte, wenn er nur noch frühe genug komme, um einen lebendigen Preußen oder Heſſen zu ſehen. Das Papier der ganzen Welt faßte die Erzählungen von den Gräueln und der Feigheit der Feinde, den heldenhaften Thaten der Freunde nicht. Dieſen Erzählungen glich nichts, als die Glaubensfähigkeit und Glaubenstüchtigkeit der jungen Republikaner; dieſer kam nichts gleich, als allfällig der Appetit der Helden. Wie der Boden, auf den es drei Jahre nicht geregnet, Waſſerbäche verſchlucket, ſo glaubten Solche, welche ſeit Jahren allen Glauben von ſich geworfen, Alles. Wenn man ihnen geſagt hätte, die ſämmtlichen Kirchthürme in Baden hätten Beine gekriegt, liefen mit Soldaten und Kanonen geſpickt, ähnlich den Elephanten in Indien, den flüchtigen Preußen nach, ſie hätten es geglaubt. Von den Helden des Tages wurden Wunder erzählt; wenn erzählt worden wäre, ſie ſeien barfuß über den Rhein gelaufen, und Jemand hätte daran gezweifelt, er wäre erſchoſſen worden. Friedrich mochte gar nicht warten, bis er dieſe Helden, den großen Polen und die andern Lichter, vor Augen kriegte.

Je näher man dem Feinde kam, deſto kühner wurden Friedrichs Gedanken. Als er das erſte Mal dumpfen Kanonendonner hörte in der Ferne, da ward ihm ganz wunderlich, es ward ihm übers Herz ſo knapp, er wußte nicht, ob er warten ſollte oder fliehen. Man übte ſich jetzt fleißig in den Waffen, Friedrich konnte ſchon ziemlich laden. Da er eine Jagdflinte führte, hatte er nicht Patronen, ſondern Pulver und Kugeln beſonders; auch mit grobem Haſenſchrot hatte man ihn verſehen, auf den that er ſich beſonders viel zu gut. Mit dieſem wolle er die preußiſchen Muckergeſichter pfeffern, ſagte er. Es begegnete ihm aber noch zuweilen, beſonders wenn er hitzig ward, daß er das Blei unten, das Pulver oben auf that, und dann gings nicht los. Zog er dann den alten Schuß heraus und that einen neuen hinein, ſo dachte er wohl, wenn ihm das nur nicht paſſire, wenn Reiterei anſprenge, da möchte es doch wohl lange dauern, bis er fertig würde zum Schießen. Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder, heißt es in einem ſchönen Liede, und manchmal blüht er kürzer und manchmal länger; aber die heiße Sonne vertragen die holden Blüthen nicht, und je näher ſie dem Schauplatz, wo ihre Thaten geſchehen ſollten, kamen, deſto heißer brannte die Sonne. Soldaten, Landwehrmänner oder Landſtürmler, Freiwillige oder Freiſchärler mehrten ſich, Häuſer und Straßen wimmelten von Hungrigen und Durſtigen, beſondere Vorſorge war nicht getroffen, wer bei der Hand war und was hatte, ſollte es hergeben. Die Bewohner wurden zurückhaltender, mißtrauiſcher, ſchwieriger, machten wenig Demonſtrationen mehr zu Gunſten der Freiheit; ſie merkten, daß ſie auch ihr Unbequemes hat, und wußten nicht, wer am folgenden Morgen bei ihnen einrücke. Die Betten wurden rar für Gemeine, und wer nicht zuzugreifen verſtund, lernte den Hunger kennen. Doch wenn in einem Hauſe eine Frau waltete, und irgendwo noch ein ruhig Plätzchen war, kriegte es vor allen Bärtigen Friedrich der Unbärtige. Du meine Güte, was wird die Mutter ſich kümmern um den armen Jungen, dachte die Frau, und um ſeiner Mutter willen ſorgte ſie für ihn mütterlich. Immer buntſcheckiger, auch kriegeriſcher ſah es aus; man fühlte das Ziehen des Wirbels alle Tage mehr, fühlte, wie man dem Trichter ſich nahte, der Alles verſchluckt, was er erfaßt.

Ins Feuer waren ſie noch nicht gekommen, doch hatten ſie es ſchon näher gehört. Es war eine Art von Stillſtand in den kriegeriſchen Operationen, deſto höher thürmten die fröhlichen Botſchaften ſich auf, deſto feſter wurden ſie geglaubt, denn woher ſonſt dieſe Zögerung? Heſſen und Reichstruppen hatten ſich aufgelehnt und gegen Frankfurt gekehrt, Bayern ſtand in voller Revolution, der Prinz von Preußen war erſchoſſen, die Führer noch nicht entſchloſſen, ob ſie mit dem Volksheer gegen Berlin oder Wien marſchiren ſollten. Es ward viel geredet von einem heiligen Kreuzzug der Völker gegen die verruchten Städte, wo die Ketten für die Völker geſchmiedet würden. Eines Abends waren ſie in ein Städtchen gekommen, daſſelbe war voll Soldaten von allen Arten. Das Militär gehörig organiſirt, nahm gewöhnlich das Beſte vorweg, für die Uebrigen ſorgte ſelten Jemand, und wenn ſchon der Wille da war, fehlte doch der Nachdruck und der Verſtand. Viele ihrer Offiziere verſtunden ſelbſt nichts, die Meiſten waren von ihren Soldaten nicht gekannt, hatten keine Autorität, mußten eher ſich befehlen laſſen, als daß man ſich von ihnen befehlen ließ. Die Freiwilligen oder Freiſchärler mußten ſich ſelbſt helfen, leben auf eigene Fauſt, da ging es oft nicht ſauber zu. Sie hatten daher auch einen großen Grimm aufs Militär, mit dem nichts ſei, welches nur für den Sold fechte und keine Begeiſterung hätte, während ſie für die Freiheit fechten thäten und mit Begeiſterung, und was für ein Unterſchied ſei zwiſchen Söldnern und begeiſterten Freiheitshelden, wiſſe die ganze Welt, auf jedem Blatte der Geſchichte könne man es leſen. Friedrich hatte einen guten Kameraden, älter als er und erfahrener in der Welt, einen angehenden Barbier. Mit dieſem war er im Städtchen herumgelaufen, hatte etwas zu eſſen geſucht und Quartier. Ein ſolch Suchen mit müden Beinen iſt peinlich. In einem Winkel fanden ſie endlich zwei alte Mädchen, welche ſich ihrer erbarmten und hergaben, was ſie hatten, und ihnen ein gutes Lager anwieſen. Aber vor dem Morgenroth fuhren die Kameraden empor aus ihren Träumereien. Schüſſe krachten, Trommeln wirbelten, Vieh und Menſchen brüllten, was ſie in den Hals bringen mochten.

Wenn ein einfaches Fürio dem Schlafenden in die Ohren dringt, ſo kriegt er das Herz voll Angſt, ſpringt zämmefüßlige aus dem Bette, zieht die Hoſen über dem Kopf an und das Hemd an die Beine, ſieht die Fenſter für die Thüre an und ſpringt hinaus. Man denke ſich nun die Angſt und den Wirrwarr bei einem nächtlichen Aufwecken durch Trommeln und Schüſſe, an einem unbekannten Orte und bei einer unerfahrenen Jugend! Wie Friedrich in die Kleider und auf die Straße kam, wußte er nicht. Schwarz war die Nacht, überall Lärm, und das hintere Gäßchen, wie in kleinen Städten üblich, voll Löcher, Geräthe und Dünger. Friedrich ſtolperte vorwärts, verlor ſeinen Kameraden, ſah ihn nie wieder, glaubte jeden Augenblick ſich in der Feinde Hände, kam aber doch endlich in die Hauptſtraße zu Freunden. Offiziere riefen und ſchrieen und wollten ſammeln; es war ein fürchterliches Durcheinander. Wie das Gefecht ſtand, wußte Niemand, man hörte ſchießen, das war der Wegweiſer für die, welche das Feuer nicht liebten. Das Militär ſammelte ſich ums Kommando, wo es ſich am ſicherſten wußte. Die Freien ſuchten das Freie, ſie hielten es für irrationell, ſich in einem Städtchen zu ſchlagen, wo der feige Feind ſich hinter und in die Häuſer verſtecken konnte. Iſt man einmal im Laufe, iſt bekanntlich nichts ſchwerer als das Stilleſtehen. Draußen zottelte und keuchte die Maſſe weiter, ſo lange der Athem und das Schießen währte. Es ſchien kein ernſtlicher Angriff geweſen zu ſein, vielleicht ein zufällig Schießen, wie es oft angeht, man weiß nicht wie, beſonders bei ungeregelten Maſſen, wo jede Partei ſich angegriffen geglaubt. Als das Militär ſich verlaſſen ſah, verließ es den Ort ebenfalls, zog ſich auf die Maſſe zurück. Jetzt kam das Morgenroth, man begann ſich zu ordnen; Friedrich merkte daß er ſeine Büchſe vergeſſen oder verloren. Nun, es war ſchon andern Leuten ſo gegangen, es fand ſich ein ordentlich Ordonnanzgewehr für ihn nebſt dem Bajonett dazu, das machte Friedrich kühn; wenn es nur bald vorwärts ginge, meinte er, er möchte wiſſen, was das für Kerls ſeien, welche ſo hinterliſtig über das Volk ſielen. Es war wirklich von Avanciren die Rede, auch die Meinung machte ſich geltend, es ſeien Freunde geweſen, und ein Irrthum vorgefallen, wie man viele Beiſpiele von Exempeln habe. Da ward es Tag, man ſah, daß es hinter Bäumen lebendig ward, eine Reiterſchaar kam daher geflogen. Himmelſackerment, das ſind Preußen, ſchrieen die Kundigen, das fuhr Einigen ſo ſtark in die Glieder, daß ſich die Füße unwillkürlich zum Laufen hoben. Aber mit blanken Säbeln ſprengten Offiziere durch die Menge, drohten mit Erſtechen und mahnten, daß ſie Deutſchlands Heldenſöhne ſeien.

Friedrich glaubte, einer davon ſei der große Pole Miroslavsky, der andere Held Siegel, und ward ganz tapfer im Gemüthe. Leider vernahm er, die ſeien es gar nicht. Der Miroſchnapsky ſtehe auf der Seite und der Siegel weiter hinten; dieſe hier ſeien verfluchte Söldner, Verräther, welche das Volk an's Meſſer liefern wollten. Da ward das Mißtrauen groß, der Entſchluß entſtund, ſich nicht wie Schafe auf die Schlachtbank liefern zu laſſen. Unterdeſſen ward den Kommandos noch Folge gegeben, man ordnete ſich, machte die üblichen Anſtalten zum Gefecht. Auch der Friedrich war jetzt voll Tapferkeit, voll Zorn, redete gelehrt, wie Alles auf eine gute Stellung ankomme, und dieß die ſchlechteſte von der Welt ſei, und wie er nicht ſo weit hergekommen, um wie eine Kuh zu ſterben. So redete Friedrich in vollem Ernſt. Die meiſten Menſchen kennen den Geiſt nicht, der aus ihnen redet, verſtehen ſich überhaupt ſchlecht auf Geiſter und zwar je länger je weniger. Seine Rede fand Anklang und Widerſpruch; da tönte dumpf ein Kanonenſchuß, wie eine Schlange in hohem Bogen ſah man eine Kugel übers Feld ſtreichen.

Fußvolk und Reiterei wurden ſichtbar in der Ferne. Nun gab es eine Wendung in den Gemüthern, das Reden hörte auf, die Geſichter wurden bedenklich. Da donnerte es wieder, es ſauſte wunderbar, Bäume ſplitterten, ein Menſchenknäuel ſtob auseinander. Zerriſſen wälzten Einige ſich am Boden. Da ſchrie einer mit ſchwarzem Barte und blaſſen Wangen, der die patriotiſchen Lieder machte und die Grablieder auf die Tyrannen: da könne man ſehen, welche Bluthunde die Preußen ſeien, mit ſolchen Kanibalen habe er nichts zu ſchaffen, blutiger Rache und den ſchönen Tagen der Freiheit wolle er ſein Leben bewahren. Darauf riß er aus. Weil es nun auch praſſelte, und die Erde zitterte von vielen Stößen, ſo ſtob es hinter ihm her, wie es ſtäubt, wenn der Wind durch die Tenne fährt. Da Friedrich gehört hatte, bei einer ſolchen Geſchichte ſei nichts gefährlicher, als der Letzte zu ſein, ſo zögerte er nicht lange und vermied glücklich dieſes Loos. Das badiſche Militär hielt Stand ſo lange als möglich und verlor dabei viele Leute. Es ging Friedrich von da an ſchlimm. Er hatte keinen Kameraden mehr, kannte weder Steg noch Weg im Lande, kaum die Himmelsgegend, dazu Feinde ringsum, hinter ihm drein die hölliſchen blauen Huſaren, und er alle Augenblicke in Gefahr, in ihre Hände zu fallen.

Gefangen zu werden, das war ſein Schrecken, ſein Geſpenſt. Sie, Friedrich, ſagte ihm einmal ein alter Kerl, der mit lief, wegen der Kurzweil, denn er wußte ſonſt nichts anzufangen, Sie müſſen ſich melden als Arzt, Sie ſehen wie wir Mangel dran haben, und jeder Apotheker hält ſich ja zehn Aerzte werth und jeder dreitägige Apothekerburſche pfuſcht in's Prakticiren. Sie ſind dann das Hundeleben los; auf die Aerzte wird erſtlich nicht geſchoſſen, dann bleiben ſie bei Kranken im Spital, von da können ſie ſich nach Hauſe ſalviren, es kräht kein Hahn darnach. Der Menſch erſchreckte Friedrich ſehr, er ſagte keinem Menſchen mehr, daß er habe

Apotheker ſtudirt, daran war das böſe Gewiſſen ſchuld. Er hatte oft und grimmiglich über den Prinzen von Preußen geſchimpft und über alle Preußen in Bauſch und Bogen gar ſchrecklich; dann dachte er, wenn die mich erwiſchen, dann hilft mir ſelbſt Gottes Gnade nichts. Da iſt der Friedrich, wird es heißen, der ſo über uns geſchimpft hat, der Mordkerl! Na, den wollen wir dem Prinzen bringen, der wird ihn lehren, nach Gott ſchreien! Was nun mit ihm werde vorgenommen werden, konnte er ſich nie ſchrecklich genug denken und alle Tage dachte er ſichs anders. Seine Phantaſie arbeitete wie ein Pferd an den Schreckniſſen, die ſeiner warteten, und wurde nie fertig. Zwiſchen durch dachte er an Vater und Mutter und wenn er Nachts aus Furcht vor dem Feinde nicht ſchlafen durfte, kam ihm oft das Weinen an. Wenn der Tag wieder kam, ward ihm leichter ums Herz. Je mehr das Brod fehlte, deſto mehr fütterte man ſich mit Siegesberichten. Den Preußen ſollte es am Rhein ergangen ſein, wie Pharao am rothen Meere; die Ungarn ſtunden bereits hundert Stunden dieſſeits Wien. Im Oberland wollte man vereint mit Würtembergern und Schweizern die Feinde vernichten, daher alle Bewegungen eigentlich ein Vorwärtsretiriren ſeien. Heute erſchoß man Einen, der die Botſchaft brachte, Miroſchnapsky habe mit ſchweren Kiſten ſich davon gemacht, und Struve auch nicht mit leeren Händen ſich ſalvirt, als Spion und Aufwiegler. Morgen ſprach man ſelbſt davon, die Führer hätten entweder den Kopf verloren oder ſeien Verräther, verdienten das Erſchießen. Uebermorgen war man wieder trunken von den ſchönſten Hoffnungen. Hecker kam daher mit großen Flotten voll Amerikaner, und hinter ihnen her halb Frankreich, vom Münſterthurm in Straßburg ſehe man es ganz ſchwarz näher kommen über die Vogeſen. Unterdeſſen ſaß man heute und morgen im Pech, hatte nichts im Auge, als ſich ſo weit als möglich außerhalb des Bereiches preußiſcher Klingen und Kugeln zu halten, um ſie deſto ſchneller, wie es hieß, zwiſchen den Rhein und den Schwarzwald zu kriegen und dort zu zerquetſchen. Nebenbei fluchte man über das Landvolk, welches nicht mitziehen wollte, über die Soldaten, welche durch unnützes Standhalten das Ende der Dinge übermüthig verzögerten. Aber die Führer wußten Rath, ſie ſagten, ſie hätten einen geheimen Bund mit den Schweizern, die thäten aber nicht außer ihren Bergen fechten, kämen die Schaaren aber in die Schweiz hinein, die Preußen und andere nach, dann wollten ſie ſie pfeffern mit ihren Kugeln, kein Mann ſollte davon kommen. Das Volk glaubte, was man ihm ſagte, obgleich die Schaffhauſer, welche man ſah, eben nicht beſonders brennbaren Stoffes ſchienen. Nun dachte man, der Struve mit dem Miroslavsky ſtünden bei Baſel und ſtampften bereits Preußen wie Sauerkraut ein. Habe man die dummen Schweizer einmal im Feuer, ſo dringe man mit ihnen vorwärts und bringe ihre vieltauſendjährige Freiheit über ganz Europa; die brennbaren und feurigſten würden weiter hinten zu finden ſein.

Drinnen in der Schweiz wurden ſie mit einigem Jubelgeſchrei aufgenommen, kamen endlich zu einiger Ruhe, ungeſorgetem Schlafe und wurden einigermaßen bewirthet, doch nicht ſplendid. Sie trafen prächtige Patrioten in der Gegend, die ganz paſſabel traktirten. Aber ſchon hier fanden ſie auch Hundeſeelen, welche, wenn ſie gekonnt, mit dem famoſen Kabiswaſſer vom Jahr 1847 gerne die ganze badiſche Armee vergiftet hätten. Vor ſolchen Menſchen und ihrem Traktement nahm Friedrich ſich ſehr in Acht. Um zu wiſſen, wo er war, hing er gleich den Thermometer heraus, um die politiſche Temperatur zu unterſuchen, d. h. er fing an zu ſchimpfen [illegible]er die verfluchten Hunde und Henkersknechte, d. h. über Fürſten und Preußen. An den Geſichtern erkannte er alsbald, ob Eſſen und Trinken kauſcher ſein würden, wo ihm dieſes nicht ſchien, da nahm er ſich ſehr in Acht. Doch geſchah es ihm auch, daß man ihm Häuſer bezeichnete, wo er Gleichgeſinnte, die reinſten Radicalen im Orte, treffen werde; aber von einem dieſer Häuſer jagte man ihn weg und im andern ſetzte man ihm ein Eſſen vor, das ſeines Vaters Schweinen zu ſchlecht geweſen wäre. Ueberhaupt gefiel ihm gleich von Anfang an die Schweiz nicht, die Schweizer kamen ihm immer ſeltſamer vor, er kriegte gegen ſie einen Grimm in Leib, der viel größer war als das Bauchgrimmen vom Schaffhauſer Wein. Friedrich hatte ſich vorgeſtellt, in der Schweiz fänden ſie lauter Brüder. Jedem Schweizer, zu dem er käme, gedachte er auf die Achſel zu klopfen und zu ihm zu ſagen: Willkommen Bruderherz, ſieh da bin ich auch! Haſt du was Gutes zu eſſen und zu trinken, ſo bleibe ich einſtweilen bei dir bis es all iſt. Haſt du Geld, ſo will ich dir den Gefallen thun und es mit dir theilen, und habe ich keines mehr, ſo theilen wir wieder. Wo haſt du deine Töchter, oder allfällig dein Weibchen, ich will ſie küſſen und Freundſchaft machen mit ihnen; kann nichts beſſeres ſchaffen, bis es wieder losgeht.

So hatte es der gute Friedrich gedacht und viele Andere ebenfalls, aber es ging ganz anders. Großen Zorn ſchon gab es, als die Gemeinen die Waffen abgeben mußten. Warum der Unterſchied zwiſchen Offizieren und Gemeinen, warum überhaupt die Waffen abgeben, wenn es doch bald wieder los gehen ſollte? Man wolle die Preußen nicht zum Angriff reizen, ehe man mit den Zurüſtungen fertig ſei, hieß es, auch noch wichtige, bevorſtehende Ereigniſſe abwarten. Aber Himmelſackerment, hatten die Hundebauern, wenn ihnen an der Sache was gelegen geweſen, nicht Monate gehabt, ſich zu rüſten? Noch größern Zorn gab's, als ſie von der Grenze weg ins Innere marſchiren mußten, [illegible] zwar in kommandirten Abtheilungen, theilweiſe eskortirt und in ſtrengen Tagemärſchen. Warum gab man ihnen, wenn ſie doch ins Innere ſollten, nicht Freibillets auf den Canton, auf welchen ſie angewieſen waren, oder beſſer noch auf die ganze Schweiz, ſo daß ſie ſich den Ort ſelbſt ausſuchen, bleiben könnten, ſo lange ſie wollten, das Recht hätten, mit ihrem Billet in der Hand an das Haus zu treten, welches ihnen am beſten gefiel, anzuklopfen und zu ſagen: Bauer mach auf, Bauer ſtell auf!

Dies wäre brüderlich geweſen. Waren ſie, die im Kampfe geſtanden, ſchuld, daß die dummen Schweizer noch nicht fertig waren, war es billig, daß ſie dieſes dumme Leiern büßen ſollten? Bis Zürich ging es noch. In dieſer ſchönen Stadt hofften ſie bleiben zu können, nicht weil der Wein eben beſſer war, aber es war doch ein ziemlich Städtchen; der Stab ihrer Armee war bereits da, es ſchien ein ganz paſſender Ort für das Hauptquartier. Auch müßten da gute Leute ſein, ihre Offiziere, die erſten Häupter, lagen im Hotel Bauer und lebten flott, ritten ſpazieren oder ſchleppten kühn ihre Säbel über das Pflaſter, wie billig. Hatten ſie doch ihr Blut für Europa vergießen wollen; daß jetzt keiner einen Stich oder einen Ritz hatte, wodurch ein Tropfen Blut hätte quellen können, daran waren nicht ſie, ſondern die feigen Preußen ſchuld, warum hatten die nicht beſſer geſchoſſen, warum waren die ihnen nicht ſtrenger nachgelaufen, um ihnen auf den Leib zu kommen? Aber das wagten die Kerle nicht, ſie blieben immer ſchön in der Ferne, die feigen Söldner! Hier ſah Friedrich den großen Struve zum erſten Mal, aber über den ward Friedrich gar grimmig im Gemüthe, ſah der doch ihn nicht einmal an, und als er ihn grüßte, dankte er ihm nicht. Ihre Hoffnung, in Zürich zu bleiben, täuſchte ſie, ſie mußten weiter ins Innere, die Höhern blieben. Wer war gefährlicher an den Grenzen wegen den Preußen, die Gemei[illegible] oder die Führer? Die Sache war jedoch natürlich. Die Führer hatten an der Geſundheit am meiſten gelitten, die meiſten Strapazen ausgehalten, denn ſie waren immer vorausgeritten der Schweiz zu. In Zürichs mildem

Klima, bei Bordeauxwein und Champagner ſich zu erholen, war ihnen ärztlich verordnet worden. Das wollten aber Viele nicht begreifen, ſondern behaupteten gerade zu, dieſe vornehmen Herren ſeien ſchuld daran, daß ſie weiter müßten. Sie liebten es nicht, daß die armen Teufel ihr ſchwelgeriſches Herrenleben ſehen könnten, es möchte vielleicht einem in den Sinn kommen, zu fragen, woher ſie das Geld hätten, und ob es nicht Geld ſei, welches allen gehöre? Und wenn das auch geweſen wäre, wie hätte es gelangt unter ſo viele, und hatten nicht jedenfalls das erſte Recht dazu die, welche das Geld gerettet und dabei ihre Geſundheit geſchwächt, wie z. B. der Blenker und deſſen Gemahlin? Aber ſie ließen ſich nicht begütigen, ſie kamen immer darauf zurück, ob das jetzt die Grundſätze, die Freiheit und Gleichheit ſeien, um derenwillen ſie ins Feld gezogen, den Ariſtokraten und den Geldſäckeln den Krieg zu erklären? Die Himmelſackermenter thaten ja ſtolzer als Grafen und Barone.

Von Zürich an begannen aber eigentlich erſt die böſen Tage, von denen man ſagt, ſie gefallen mir nicht. Von Zürich weg mußte Friedrich mit Leuten marſchiren, von denen er die wenigſten geſehen, die ganz verwahrloste Geſichter hatten, die kein Gensdarm für Soldaten gehalten, aber jeder, der ihnen an einſamen Orten begegnet wäre, die Taſchen zugehalten hätte. Woher ſie kamen, wußte kein Menſch zu ſagen, ſie hatten ſich als Flüchtlinge gemeldet und waren einfach als Flüchtlinge aufgenommen worden. Friedrich ſchämte ſich ordentlich, mit ihnen zu marſchiren, und wenn er einen nur anſah, ſo fing es ihn zu beißen an, und ſchon nach wenig Tagen biß es ihn, wenn er ſie ſchon nicht anſah. Mit Wäſche war er natürlich nicht verſehen, er konnte wie jener alte Student ſingen: Und Wäſche hab' ich auch nicht mehr, als nur ein einzig Hemde.

Von Anfang an hatte Friedrich nicht viel Geld gehabt, gemehret hatte es ſich nicht, ſondern war geſchmolzen. Kaſſe hatte er keine unter Händen gehabt, Gelegenheit, eine ſo von ungefähr mitlaufen zu laſſen, hatte er keine gefunden, Contributionen einzuziehen, oder ſonſt zu plündern, hatten der Blenker und Andere ſich vorbehalten, an ihn war ſo was nicht gekommen, darum ſah es gar öde aus in ſeinem Beutelchen. Und was er noch hatte, mußte er verſtecken, die neuen Geſichter machten gar verwegene Augen überall hin, wo ſie Geld ſahen. Von Zürich weg machten die Schweizer immer dümmere Geſichter, thaten unwillig, wenn ſie Flüchtlinge von weitem ſahen, wenigſtens wenn es bloß Gemeine waren. Ja ſie mußten, wenn ſie irgendwo einmarſchirten, ſehen, wie die Demokraten mit den Obern und Führern in einem Kaffeehaus ſaßen, ſie flott traktirten, während man die Gemeinen hungerig und durſtig, unbeachtet auf der Straße ſtehen ließ. Man ſah ſie immer mehr an als unwillkommene, ungebetene Gäſte, auf den meiſten Geſichtern ſtand die Frage geſchrieben: Warum biſt du da, was willſt du hier? Warum biſt du nicht daheim geblieben? Wenn mal Einer zornig losbrach, und ſagte: Warum man ſie habe kommen heißen, wenn man ſie nicht brüderlich halten wolle? So ſeis keine Manier! ſo hieß es: Narr, wer hat dich kommen heißen! Ich habe dich nicht kommen heißen, hat es Einer gethan, ſo ſoll der dich halten, wie es dir anſtändig iſt, vermelde ihm aber auch meinen Gruß und ſag ihm, er ſei ein Schelm und Spitzbube, ich hätte es geſagt. Und antwortete Einer, die dummen Bauern kriegen nicht Verſtand, bis man ein Paar Dörfer angezündet, dann machte der Bauer Augen wie große Käſe, hob eine Fauſt wie ein Holzſchlägel ſo groß und ſagte: Probirts! Das waren Jammermärſche. Es geſchah wohl, daß, wenn der eskortirende Offizier verſuchte, die Colonne im nächſten Orte unter zu bringen, er unſauber abgefertigt wurde, weiter mußte, bis an den vorgeſchriebenen Ort, wo man freilich keine Widerſetzlichkeit, aber auch weder Herzlichkeit noch Brüderlichkeit, ſondern meiſt ſaure Geſichter fand.

Warum habt ihr euch nicht gewehrt? wurde ſo häufig geſagt. Wo man freundlicher aufgenommen wurde, war es mehr chriſtliches Erbarmen mit der Perſon als Theilnahme für die Sache. Jetzt hatten ſie es handgreiflich, daß alle Hoffnung, welche man auf die Hülfe der Schweizer geſetzt, in der Stimmung des größten Theiles des Volkes keine Rechtfertigung fand, daß das Volk, ſtatt ſich für die Sache der Flüchtlinge zu erheben, lieber wollte, ſie wären wo der Pfeffer wächſt oder wenigſtens hundert Stunden jenſeits den Grenzen. Wenn die Flüchtlinge den Schweizern ihre ärgerliche Verwunderung ausdrückten, warum ſie nicht mehr Theilnahme hätten für die deutſchen Republikaner, nicht ihre ganze Macht aufböten, alle umliegenden Monarchieen in Republiken umzuwandeln, wie von der Schweiz aus ausdrücklich zugeſagt und verſichert worden, ſo erhielten ſie in der Regel folgende Antworten: Wie gute Freunde die Republikaner ſind, haben wir vor 50 Jahren erfahren, als die republikaniſchen Franzoſen uns plünderten. Ihr wäret nicht beſſer, ihr würdet uns behandeln wie Knechte, ſchilt uns doch jeder deutſche Schlingel, der unſer Brod ißt, dumme Schweizer. Daneben haben wir wider eure Republik nichts, aber wenn ihr eine haben wollt, ſo macht ſie ſelbſt, wir haben es auch ſo gemacht. Dafür muß man kämpfen und ſterben können, nicht bloß reden und ſaufen. Wer euch geſchrieben hat, unſer Volk wolle euch helfen, der hat euch angelogen, mag es nun ein deutſcher Profeſſor oder ein eidgenöſſiſcher Rathsherr geweſen ſein. Wenn unſere Regierungen auf Koſten des Landes eure Sache begünſtigen wollen, ſo brechen wir ihnen den Hals. Seid ihr mal da, ſo eſſet und trinket in Gottes Namen, wir gönnen es euch und vermögens, Gottlob, aber ſeid ſtill und ruhig — ſonſt! Aber eben das ſtill und ruhig ſein konnten viele Flüchtlinge nicht; kaum waren ſie der müden Beine los, kam der Uebermuth wieder und ganz beſonders bei den Vagabunden, welche ſich unter die

Flüchtlinge geſchmuggelt und hinter dem Schilde dieſes Namens frech und grob, faſt als wie die Herren des Landes, ſich gebehrdeten. Sie höhnten ihre Wirthe, ſtellten den Mädchen nach, machten Skandal, drohten mit Dolchen, kurz, trieben es ſo, daß die Bevölkerung nichts mehr von den Flüchtlingen wiſſen wollte.

Hie und da wollten Landbeſitzer den Flüchtlingen zu arbeiten geben, denn es heiße: im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen, und es ſei unbillig, daß dieſe Fremdlinge ohne Arbeit von der Arbeit Anderer zehren könnten, ſagten die Schweizer. Der Arbeit aber weigerten ſich die meiſten Flüchtlinge; der Arbeit wegen ſeien ſie nicht gekommen, meinten ſie, und von Arbeit ſtehe nichts in ihrer Kapitulation; wenn ſie hätten arbeiten wollen, ſo hätten ſie daheim bleiben können. Das machte bei dem arbeitſamen ſchweizeriſchen Bauer und Bürger ſehr böſes Blut, und die Regierungen konnten ſich nicht anders helfen, als die Flüchtlinge einzukaſerniren, überhaupt ſie auf militäriſchen Fuß zu ſetzen, als Lebensunterhalt einen Quaſiſold auszuſetzen, vierzehn Kreuzer pro Mann täglich, und ſie auf die verſchiedenen Kantone der Schweiz zu vertheilen. Nun begann eine furchtbar traurige Zeit für ſo Viele und namentlich für unſern Friedrich. Er trug all ſeine Habe am Leibe, und eben ſolid war ſie nicht, ſein Geld beſtund in wenig Kreuzern, um das meiſte, was er noch gehabt, war er beſchummelt worden. Friedrich kam auf Bern, wo der Bundesſitz der Schweiz iſt, eine alte aber ſchöne Stadt. Dort, meinte er, höre das Elend auf, dort werde er ſitzen wie ein Wachtelkönig im Hirſe, aber es ging anders. Nun, im Anfang ſchien in der ſtädtiſchen Bevölkerung mehr Theilnahme zu ſein. Man traf auf Landsleute und fand ein Unterkommen, ſo oder anders. Oft nahm man kleine Fertigkeiten, welche man früher zur Luſt getrieben, hervor und verbeſſerte damit ſeine 14 Kreuzer pro Tag, mit Papparbeiten, Geigen, Klavierſtimmen, Copiren, Stundengeben u. ſ. w. Es wurden Kollekten veranſtaltet, Kleider zuſammen getrieben; kurz, es ſchien ein reger Eifer da, das Loos der Armen zu verbeſſern. Es gingen für Einzelne Gelder ein aus Deutſchland von den Ihrigen. Großartige Unterſtützungen für Alle wurden in Ausſicht geſtellt. Friedrich kam zu etwas Wäſche und vieler Hoffnung. Er fand zwar keinen Bekannten, Niemanden, der ſich ſeiner beſonders annahm, aber er kam doch zu gutem Schlaf, einem müheloſen Behagen, und die größere Theilnahme war ihm Bürge eines baldigen Triumphzuges ins geknechtete Deutſchland. Was ihn vom Anfang an ärgerte, war das Benehmen der vornehmen Flüchtlinge, die erſt recht an den Tag legten, wie ſie es mit der Gleichſtellung meinten.

Was den Flüchtlingen den Aerger verſüßte, war die Ueberzeugung, daß es bald wieder losgehen müſſe, dieweil die Häupter der Revolution da beiſammen ſeien und ſo hell auf. Aber es ging doch nicht los, ſondern etwas Anderes kam, die entſetzliche lange Weile, die Pein des Müſſigſeins ohne Geld. Man hatte verſucht, eine bedeutende Zahl zum Straßenbau zu verwenden. Aber das ging nicht, zum Straßenarbeiten war man nicht aufgeſtanden und nachträglich in die Schweiz gekommen, die Flüchtlinge waren Kämpfer für die Freiheit, ließen ſich nicht zum Schiebkarren kommandiren. Zudem gab es Lärm im Lande, daß man in der böſen Zeit, wo ohnehin die Arbeit ſelten ſei, der Staat wenig Verdienſt gebe, das Wenige fremden Landſtreichern zuwende. Nun verſuchte man ein Anderes. Man zog mit ihnen aus und exercirte mit ihnen. Aber das ärgerte das Volk wieder, es glaubte, man trülle die Leute ein, um dann mit ihnen vereint Händel mit dem Ausland anzufangen, und dieſes will einmal das Volk nicht, und die Regierung, welche wohl fühlt, wie ihr Thron auf Sand ſteht, muß Grund zu Verdacht meiden. Wiederum thaten die Flüchtlinge ungeberdig, wollten ſich nicht kujoniren laſſen und hätten doch das Eintrüllen ſo bitter übel nöthig gehabt. Man mußte alſo auch dieſes laſſen und den Flüchtlingen überlaſſen, den Tag mit 14 Kreuzern zu verbringen ganz nach Belieben. Nun was ſoll man mit 24 Stunden und 14 Kreuzern anfangen? Zur Noth kann man 12 Stunden verſchlafen, obgleich dies nicht ſo leicht iſt, als es ſcheint, wenn keine Arbeit dabei iſt. Aber mit den übrigen 12 Stunden? Waſchen und Kämmen nahmen Vielen wenig Zeit weg, gerade da am wenigſten, wo es am nöthigſten geweſen; etwas wurde für das Menage gebraucht, für das Eſſen, doch kurze Haare ſind bald gebürſtet, und hier blieben 8 Stunden übrig, und für dieſe 8 Stunden höchſtens noch 4 Kreuzer, weil wenigſtens zehn ins Menage gegeben werden mußten. Man konnte 8 Stunden alſo ſpazieren gehen mit ſeinen 4 Kreuzern, für welche man in Bern entweder einen halben Schoppen Wein oder einen Schoppen Bier oder ein klein Glas Branntewein kriegt. Nun aber iſt das die allerheilloſeſte Arbeit von der Welt, tagtäglich 8 Stunden ſpazieren gehen mit nur 4 Kreuzern. Wann ſoll man die brauchen? Braucht man ſie Vormittags, was ſoll man Nachmittags anfangen? Was ſoll man Vormittags anfangen, wenn man ſie für den Nachmittag ſparen will. Abtheilen kann man ſie, wenn man Branntewein brauchen will, Vormittags ein kleines Gläschen und Nachmittags ebenfalls eins. Wo bleiben dann der Tabak oder gar die Cigarren? Ja 8 Stunden laſſen ſich angenehm verbringen, wenn man einen Thaler oder zwei dabei verbrauchen kann. Aber 4 Kreuzer für 8 Stunden, man denke! Nach und nach kam Geld für Einzelne von Hauſe. Die Einen verbargen es oder brauchten es für ſich, verließen die Kaſernen und lebten, ſo lange das Geld hielt, ſplendid in Gaſthöfen. Andere theilten mit, das verkürzte dann wohl einige Tage, aber die nachkommenden wurden dann nur um ſo öder und ſchrecklich langweilig. Es wurde von den Steuern auch Geld vertheilt, aber unter den Flüchtlingen ſelbſt war darüber groſser Streit.

Die Gemeinen behaupteten, den beſten Theil hätten ſich die Obern angeeignet, um daraus den Champagner und Bordeaux, den man ſie trinken ſah, den ſie wahrſcheinlich bedurften, um ihres ſchwachen Magens willen, zu bezahlen. Die grauſame Pein der Langeweile veranlaßte viele, ſich ſtillſchweigend zu entfernen. Bei jedem allgemeinen Apell wurden immer eine Anzahl vermißt. Die einen kamen nie wieder, andere wurden als Bettler von der Polizei aufgegriffen und eingebracht, andere kamen freiwillig wieder, weil vom Landvolk ſie nicht geliebet worden. Die größere Zahl, krank am Herzen, ſuchte nach Hauſe zu kommen. Sie fanden Alles anders, als ſie gedacht, als man ihnen vorgeſpiegelt hatte. Ausſichten, das Ding von vorn anzufangen, ſahen ſie nicht, und wenn die geweſen wären, ſo hatten ſie doch nicht den Glauben an einen glücklichen Ausgang. Das Vertrauen zu den meiſten ihrer Führer, welche ſich jetzt in ihrem lächerlichen Hader gegenſeitig ſelbſt der ſchmählichſten Dinge, der Feigheit, der Betrügerei u. ſ. w. beſchuldigten, hatten ſie durchaus verloren. Dieſe Alle trachteten aus dem Elende heraus, und Viele unter ihnen waren ſo billig, daſſelbe nicht den Schweizern, ſondern ſich ſelbſt zuzuſchreiben und der verruchten Lügenhaftigkeit einer diaboliſchen Bande. Sie erkannten, daß ſie angelogen worden, als man ihnen vorſpiegelte, das ſchweizeriſche Volk ſympathiſire mit ihnen. Sie erkannten, daß die Schweizer thaten, was ſie konnten, ſie gaben Jedem einen Sold, wie ihre Soldaten ihn hatten, was wollte man mehr? Die ſchweizeriſchen Armen müſſen mit Wenigem vorlieb nehmen. Sie erkannten, daß die, welche über ſchlechte Behandlung ſchimpften, es nur aus Unverſtand thaten und Undankbarkeit, weil ſie die Schweiz als eine dumme Kuh anſahen, zu nichts gut, als um ſich melken zu laſſen, weil ſie ihre Forderungen an die Schweizer als gerechte betrachteten und den Abſtand zwiſchen dieſen Forderungen und der Behandlung als eine himmelſchreiende

Mißhandlung. Dies erkannten die Billigen und trachteten in der Mehrzahl ſo bald als möglich heim zu kommen ins Vaterland, und wie billig mit dem reumüthigen Bekenntniß ihrer Verirrung. Sie erkannten auch, wie ſehr eine bedeutende Zahl von Flüchtlingen den Volkszorn muthwillig verſchuldete. Wenn die Schweizer ſich nicht wollten behandeln laſſen von denen, die ihr Brot aßen, wie die Polen ihre Leibeigenen behandeln, waren ſie im Recht oder im Unrecht? Sie fühlten es ja täglich immer mehr, wie ungut ein Zuſammenleben mit den übermüthigen Polen und dem frechen Geſindel, welches ſich eingeſchlichen und angeſchloſſen hatte, war. Und je mehr mehrere abgingen und die Heimath ſuchten, deſto unguter war dieſes Leben, denn die Hefe nahm zu, und das Beſſere ab. Das fühlte Friedrich alle Tage mehr und ging doch nicht heim. Er war ein armer blöder Junge, der alle Tage tiefer fühlte, wie ſchrecklich es tönt: nicht heim dürfen.

Der gute Friedrich hatte eigentlich nichts Böſes verübt, aber wenn er bei allgemeinen Umfragen gefragt wurde: ob er nicht heim wolle oder ob er gravirt ſei, ſo antwortete er: Sehr gravirt; von Heimgehen ſei keine Rede. Der arme Friedrich ſtellte ſich vor: gehe er über die Schweizergrenze, ſo laſſe ihn der Prinz von Preußen, über den und ſeine Preußen er das Maul ſo läſterlich gebraucht, abfaſſen und erſchießen. Denn das ließ er ſich nicht ausreden, daß der Prinz von Preußen ihn ganz appart im Auge hätte. Und gelang es ihm auch, den Preußen zu entrinnen, was half es ihm, denn kam er heim, ſchlug ihn der Vater todt, ſo hatte es ihm die Mutter geſchrieben. Schlug ihn der Vater nicht todt, und es ward in ſeinem Lande bekannt, daß Fritzle daheim ſei, ſo kam er für ſeine Lebtage in die Ketten, denn ſo wurden nach Landesgeſetzen Aufruhr, Hochverrath, Freiſchärlerei beſtraft. Aber je weniger er heimkehren zu dürfen glaubte, deſto mehr dachte er an die Heimath, deſto mehr träumte ihm von der Heimath. Wie Einer, der ein Panorama zeigt oder Bilder fremder Länder, Eins nach dem Andern aufrollt und an den Augen vorübergehen läßt, und wenn er fertig iſt, wieder von vorn anfängt, bis er hintenaus iſt und ſo fort einen Tag wie den andern, ſo ließ auch Friedrich ſeine Jugendzeit an ſeinem innern Auge vorbeiſpazieren, lebte ſie alle Tage wieder durch und was er vergeſſen, das ergänzten des Nachts ſeine Träume. Die Träume wagten ſich zuerſt über die Grenzen der Vergangenheit mit einem Sprunge in die Zukunft hinein. Bald ſchlug ihn der Vater, verſteckte ihn die Mutter, ließ der Prinz von Preußen ihn erſchießen. Oder er war Bürgermeiſter geworden, ließ Triumphbogen bauen und empfing den Prinzen von Preußen mit einer ſchönen Rede. Oder er hielt Hochzeit mit des gegenwärtigen Bürgermeiſters Tochter, der Bürgermeiſter und ſein Vater prügelten ſich ſchrecklich dabei, aber auf einmal tanzten ſie mit einander ganz prächtig, er aber ward von der Polizei beim Kragen genommen und in ewige Finſterniß geworfen. Was die Träume vergaßen, ſpann er des Tages des Weitern aus. Wenn er dann aus dem ſchlafenden oder wachen Traume erwachte und ferne von der Heimath ſich verlaſſen ſah, wenn die herbſtlichen Winde durch ſeine dünnen Sommerkleidchen fuhren, ſeine Glieder ſchlotterten, wenn er zur Kaſernenkoſt gerufen ward, und ſeine Portion vor ihm lag, dann dachte er, wie es anders geweſen und wie es anders ſein konnte, ja, er dachte an die Frau Prinzipalin, ihr zähes Fleiſch, und wie er ſich daran verſündigt, indem es doch um vieles beſſer geweſen, als das gegenwärtige, in welches er jetzt ſeine Zähne ſetzen ſollte. Er wurde immer mürber und zerſchlagener im Gemüthe und von den Andern deſto mehr geplagt und ausgelacht. Es kam ihm manchmal, er ſollte heimſchreiben, um Verzeihung bitten, allein er wagte es doch nicht; ſein erſter und letzter Streit mit dem Vater kam ihm vor wie eine unüberſteigliche Kluft. Er dachte dann an den Prinzipal zu ſchreiben, aber den hatte er ja Tyrann geheißen. Ein Anderer als Friedrich, der hundertmal Aergeres gemacht, hätte Alles hundertmal leichter genommen und hundert Briefe geſchrieben ſtatt einen. Der Arzt frug ihn, redete ihm von Heimweh und Heimgehen, aber Friedrich leugnete es ab, war mißtrauiſch gegen ihn, meinte, um einen Koſtgänger weniger zu haben, wolle man ihn ans Meſſer liefern. — Bewegung, andere Luft hielt man für gut, er ward verſetzt, kam von einem Orte zum andern, wie man denn wirklich oft die Leute wechſeln mußte, weil ſie, wenn ſie lange an einem Orte waren, gar zu leicht ſchwierig wurden oder Bekanntſchaften machten, die nichts taugten, oder unter ſich in Parteien zerfielen, die ſich in die Haare geriethen und mit Gewalt auseinander geriſſen werden mußten. Abſonderlich die Polen betrieben dies und vergingen ſich gegen die Deutſchen gröblich, Alles aus Dankbarkeit.

Im Waadtland war Friedrich zur Zeit der Traubenleſe. Es ging fröhlich zu dort, obgleich es einige Tage ſcharf und kalt regnete. Friedrich war traurig geblieben, aus den Weinbergen geflohen und hatte ſich in der Kaſerne auf ſein Bett geworfen, um ſtille zu ſein und warm zu bleiben. Da war der Schlaf zu ihm gekommen, und nach dem Schlaf kam auch deſſen Bruder, der Traum. Der nahm ihn bei der Hand, führte ihn heim zur Mutter. Die weinte, als ſie ihn ſah, und freute ſich ſehr. Als ſie aber den Vater hörten, erſchrak ſie und verſteckte ihn unter das Dach. Friedrich kroch in ein Zuckerfaß. Plötzlich kam der Vater auch unter das Dach und riß am Faß. Großer Schreck kam über Friedrich, er fuhr hoch auf, er riß die Augen auf, — vor ſeinem Bette ſtand ſein Vater, der alte Haſelmeyer, in der Hand einen großen Stock. Steif vor Schreck, mit offenem Munde ſtarrte Friedrich die Erſcheinung an. Da hob der alte Haſelmeyer die Hand, wiſchte die Augen aus, reichte ſie dann Friedrich dar und ſagte: Na Gottlob, hab ich dich einmal, du dummer Junge! Da fuhr Friedrich noch einmal zurück, ſah ſich um nach einem Loche zur Flucht, aber die väterliche Liebe trat lebendig und mächtig an den Tag, daß ſie ſich nicht verkennen und länger mit dem Zorn verwechſeln ließ, und wenn ein Schelten darin war, ſo war es das Schelten der Liebe, daß der dumme Junge nicht heim gekommen und da in fremdem Lande wie ein Vagabund und Spießgeſelle von ſchlechtem Volke geblieben. Die Verſtändigung zwiſchen Vater und Sohn war rührend. Friedrich ward wie ein ſechsjähriger Junge, der auf den Knieen des Vaters ſitzt, der Vater wie eine Mutter, welche ihr Kind auf den Armen aus dem Bache trägt, es ſchilt und küßt in gleichem Athemzuge und mit dem gleichen Munde. Der Vater erzählte, wie fürchterlich ſie erſchrocken, als der Prinzipal ihnen die zurückgelaſſenen Habſeligkeiten Friedrichs zugeſandt, mit der Meldung, derſelbe ſei vom böſen Fieber ergriffen, habe ſein ganzes Perſonal zum Aufruhr gegen den Prinzipal aufgehetzt und es angeführt, und ſei, als daſſelbe zur Vernunft zurückgekehrt, der verdienten Strafe entronnen und den Aufrührern zugelaufen. Die Mutter hatte dieſe Darſtellung nicht glauben wollen; ſo iſt unſer Friedrich nicht, hatte ſie geſagt. Aber der Haſelmeyer hatte geſagt, gerade ſo iſt er; habe ich es dir nicht geſagt, als ich heim kam, was der Junge für Grundſätze hat und keine Gottesfurcht, keine Religion mehr, und wenn es ſein könnte, ſchlüge ich ihm alle Knochen entzwei. Nun, ſie hatten erſt gedacht, erzählte der Vater, er werde nicht weit laufen, wenn das Geld alle ſei, und die blauen Bohnen kämen, werde er bald wieder da ſein. Als er aber nicht kam, als die Revolution in Baden verrann wie Butter an der Sonne, und er wiederum nicht kam, hätten ſie doch gewollt, er wäre da, und die Mutter habe ſchrecklich viel geweint wegen all dem Unglück, welches ihm habe paſſirt ſein können, alle Nächte ſei er ihr erſchienen, bald als ſei er todt, bald als ſei er lebendig, aber in ſchrecklicher Noth. Da ſei hier Einer heim gekommen, welcher dabei geweſen, und dort Einer. Denen ſei er nachgelaufen und habe ſie nach ihm gefragt, und Einer habe ihn todt geſehen, ein Anderer lebendig, Einer in Frankreich, Einer in der Schweiz, Einer in Raſtadt, Einer unter den Preußen, Alle wußten viel zu erzählen, ſo daß am Ende der Haſelmeyer ſagte, es ſei alles verfluchte Lüge. Der Bürgermeiſter hätte Friedrich auf dem Amte angezeigt als einen Freiſchärler, das hätte einige Reklamationen verurſacht und großen Lärm, ſo daß der Haſelmeyer nicht gewußt, wie ernſtlich Alles gemeint ſei, um durch das Amt Erkundigungen über ſeinen Fritzle in Baden und in der Schweiz einziehen zu laſſen. Er ſchrieb einige mal auf das Gerathewohl an Friedrich Haſelmeyer, Flüchtling in der Schweiz, trug die Briefe an einem entfernten Orte auf die Poſt, aber wohin ſie kamen, vernahm man nie. Die Mutter zehrte ſich ſichtlich ab, und jede Bauersfrau, welche zu ihr kam, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und ſchrie: du mein Gott! Madame Haſelmeyerin, wie ſehen Sie aus, Sie hören den Kuckuck nicht mehr ſchreien! Da ſei es ihm zu eng geworden daheim. Eines Morgens habe er geſagt: Höre Suſanne, ſo geht es nicht, erſt verkommſt du, dann verkomme ich, ich muß wiſſen, woran wir ſind mit dem Friedrich. Ich will ihn ſuchen gehen, wenn ich die Wahrheit weiß, komme ich wieder. Die Frau habe Vieles dagegen gehabt, aber am Ende ihn mit Dank und Freude ziehen laſſen, und die Kinder, welche noch daheim waren, hatten heilig verheißen, zu arbeiten und zu gehorchen, daß Alles gehe, als wäre er ſelbſt dabei. Gute Leute habe er allenthalben angetroffen und großen Jammer, er hätte es ſich nicht vorgeſtellt. Auch die Preußen hätten ihm nichts gethan, ſondern ihm geſagt, ſein Junge ſei nicht in Raſtadt, ſondern lebendig in der Schweiz. Freiſchärler hätten ſie keinen tödten können, die hätten viel zu muntere Beine gehabt.

In der Schweiz ſeien auch brave Leute. Hatten mit

mit ihm großes Mitleid gehabt und geſagt, wenn nur alle Väter wären wie er, und ihre Söhne holten, ſie wollten gerne an die Reiſekoſten ſteuern, und es freue ſie, daß noch brave Leute ſeien in Deutſchland draußen, aber mit den Flüchtlingen ſolle man fort je eher je lieber, ſonſt gebe es Unglück. Sie thäten wüſt und verdürben ganz im Müſſiggang. Er habe es ſelbſt erfahren, ſagte Haſelmeyer; wenn er bei Flüchtlingen nach ſeinem Friedrich geforſcht, ſo ſei er nicht ſelten verhöhnt worden oder gerupft. Friedrich nahm ſie in Schutz. Es kamen Kameraden, machten große Augen, als ſie einen Vater ſahen, der ſeinen Sohn ſuchte. Mancher mag gedacht haben, ſein Vater hätte es umgekehrt, er liefe davon, wenn er den verlornen Sohn heimkommen ſähe, hatte aber auch Urſache dazu. Es iſt ſehr möglich, daß das Verhältniß der Kinder zu den Aeltern nie ſo verſchroben und getrübt war als gegenwärtig. Das kömmt von der heilloſen, durch die Pädagogen eingeführten Abgötterei mit der Jugend. Da hätte der alte Haſelmeyer Gelegenheit gehabt, ſein Reiſegeld dahinten zu laſſen, und Friedrich wußte ferner, wenn ſein Vater ſein Lied über die Leute ſang, nicht viel Anderes zu ſagen, als es ſeien denn doch nicht Alle ſo wie die, welche er geſehen. Friedrich war froh, als er ſeine Kaſerne im Rücken hatte und mit dem Vater auf freier Straße war. Es war ihm wie Einem, der aus tiefem Gletſcherſchlund, wo er ſich lebendig begraben glaubte, hervorgezogen die Sonne wieder ſieht und auf ſichern Grund ſeine Füße ſetzt. Seine Furcht vor dem Vater war fort, die Furcht vor dem Prinzen von Preußen ebenfalls, und wegen der heimiſchen Behörde, ſagte der Alte, brauche er ebenfalls ſich nicht zu fürchten, es gehe weder ans Leben noch in die Ketten. Als er den Paß genommen, habe er aus guter Hand vernommen, ſolchen Burſchen, wie ſeinem Friedrich, gehe es gnädig ab, wenn man ſie nur wieder dem Teufel aus dem Rachen hätte. Seiner Freiheit ſtand kein Hinderniß im Wege, gar freundlich gab man ihm ſeinen Paß, es war faſt, als ob man ſagen wollte, wenn man ihn nur Allen geben könnte.

Das war nun eine andere Reiſe jetzt mit dem Vater als mit der Kolonne. Doch ging es mehrere Tage, ehe Friedrich zum vollen Bewußtſein ſeines Glückes kam. Vater und Sohn hatten das Politiſiren rein vergeſſen, knüttelten einander nicht mehr mit Redensarten und Grundſätzen, aller Hader war in Freude und Liebe verſenkt, und wie wir mit Beſtimmtheit verſichern zu können glauben, Friedrichs Anſichten bedeutend geläutert, und die meiſten ſeiner Redensarten zerfloſſen wie Hagelſteine, wenn man ſie in einen Backofen wirft, die halten das Feuer nicht aus. Vater Haſelmeyer war nicht von denen, welche Umſchweiſe lieben, er ging daher den kürzeſten Weg nach Hauſe. Doch ergriff er in ſeinem Glück jede Gelegenheit, den Zweck ſeiner Reiſe und ihren Erfolg zu erzählen, gewöhnlich geſchah das viermal des Tages. Morgens und Nachmittags im Poſtwagen. Mittags und Abends an der Tafel. Friedrich war allemal dabei und nahm es niemals übel, ein ziemlich ſicher Zeichen aufrichtiger Umkehr. Haſelmeyer brachte großes Glück heim, Jubel ins ganze Städtchen und das Bewußtſein einer väterlichen Heldenthat, welche Stoff liefern wird zu einer Erzählung, welche alle Abende von vornen anfängt und nie zu Ende kommt, ſo lange der Vater Haſelmeyer lebt und alle Abend bei der goldenen Ente ſeinen Schoppen trinkt. Ja, wir haben gründliche Hoffnung, daß die feindlichen Mächte des Städtchens Frieden ſchließen und möglicher Weiſe die Allianz mit einer Hochzeit beſiegeln werden, wie es unter den Großen der Erde Sitte iſt. Da der Bürgermeiſter keinen Sohn, ſondern eine Tochter hat, ſo wäre eine ſolche Beſiegelung ganz naturgemäß. Jedenfalls können wir ſo viel ſagen, und das iſt das größte Glück im ganzen Handel, daß Friedrich ein anderer Menſch geworden und in dem einzigen Sommer zu einer Reiſe gekommen iſt, zu welcher

Viele zehn koſtbare Jahre brauchen, und Andere nie gelangen. Und das hat der Vater an ihm gethan, denn ſeine Erſcheinung war die heilbringende Ingredienz, wodurch die gährende Maſſe zu einem geſundheitsbringenden Stoffe ſich abklärte und nicht in verzehrend Gift umſchlug. So liegt in rechten Vätern das Heil, nicht in den Söhnen allein.

Wurſt wider Wurſt.

Eine wahre Geſchichte.

(Dieſe Erzählung erſchien zuerſt in Steffen's Volkskalender Jahrgang 1847.)

Wenn es heiß iſt, wird man leicht faul; es gibt Menſchen, welche dazu noch durſtig werden. Es gibt Ortſchaften, in welchen die Menſchen weit leichter und in weit höherem Grade faul und durſtig werden, als in andern. Dieſe Eigenthümlichkeit kann weder vom Kraut noch vom Waſſer kommen, denn beim Vieh merkt man ſie nicht, auch findet man ſie in einer Generation, während ſie am gleichen Orte in einer andern Generation durchaus verſchwunden iſt. Durſt und Faulheit ſcheinen ein Geſchwiſterpaar zu ſein, welches wandert von einem Dorfe zum andern. Hat es an einem Orte bald Alles verfaullenzt und vertrunken, zieht es weiter in einen andern Ort, macht ſo die Runde im Lande, und was ein Geſchlecht verfaullenzt und vertrunken hat, bringen mit Noth drei andere Geſchlechter ein.

Auf ſeiner Wanderung hatte ſich dieſes leidige Geſchwiſterpaar auch an einem Ort niedergeſetzt, wo ſchöne Höfe waren, aufgeſpeicherte Familienreichthümer, große Männer und dicke Weiber. Hier dachte es Jahre lang zu raſten und ließ es ſich behaglich ſein.

Dort ſtand ein Wirthshaus im Schatten ſchöner Nuß- und Kaſtanienbäume, kühler Wein lag im Keller, und eine raſche, reſolute Wirthin bediente die Gäſte munter mit gutem Getränke und noch beſſerer Speiſe.

In dieſem Wirthshauſe ſchien eine beſondere magnetiſche Kraft zu wohnen, welche ſich hauptſächlich entwickelte, wenn die Sonne höher ſtieg, und es heiß ward auf der Erde. Dann ſah man große, ſchwere Männer ſich nahen, hierher, dorther, langſam erſt, dann ſchneller, je näher ſie kamen, bis ſie behaglich ſaßen im kühlen Schatten. Eigentlich wollte keiner hier Stammgaſt ſein, keiner den Namen haben, zehn, ja oft zwölf Stunden des Tages im Wirthshauſe zuzubringen. Niemand ſollte es eigentlich merken, wie oft und wie lange er im Wirthshauſe ſitze. Jeder hatte ſeine eigene Weiſe, von ſeinem Hauſe weg ſo gleichſam zu verſchwinden, eine Operation, welche begreiflich für zwei und drei Centner ſchwere Männer gewiſſe Schwierigkeiten haben mußte. Konnte ſie daher der Mann nicht zu Stande bringen, ſo ſagte er wohl zu ſeinem Weibe: er hätte im Dorfe was zu verrichten. Schon wieder! ſagte dann das Weib. Geh', wenn es ſein muß, aber komm doch dann einmal wieder! Allweg, ſagte der Mann, etwa ein Schoppen wird erlaubt ſein? Ein ſchöner Schoppen, wo zehn oder zwölf drein mögen, entgegnete das Weib. Was denkſt? ſagte der Mann im langſamen Abgang, mehr als einer macht mir nicht wohl.

Saßen ſie endlich gemüthlich beiſammen, ſo begann ſich der Humor zu entwickeln. Witze wurden erzählt, Streiche getrieben, und abſonderlich gerne ein Sündenböcklein aufgegriffen, auf deſſen Koſten man in wohlthätigem Lachen die wackern Bäuche ſchütteln konnte.

Einmal war es ſchrecklich heiß, kein Hund lief auf der Straße, kein Vogel rührte ſich im Baume, kein Fünklein Witz blitzte auf, die Langeweile war groß bei den faulen Männern.

Endlich rührte ſich etwas auf der Straße, es war ein Hauſirer mit irdenem Geſchirr, deſſen er ſich einen Wagen voll geholt hatte und ſeine Waare nun vertragen wollte von Haus zu Haus.

Dieſer weckte die Rede. Die Männer ärgerten ſich über ihn, er werde ſie wieder manch ſchönen Batzen koſten, ſagten ſie. Sie ſpotteten über ihre Weiber, welche ſeit einiger Zeit nichts mehr zerbrochen haben wollten, doch ſehe man immer neue Schüſſeln und Töpfe, könne ihnen aber nichts beweiſen, da man keine Scherben finde. Die würden doch an einem Orte ſein, meinte einer, und ein luſtiger Handel wär's, die ans Licht zu bringen, aber einige Batzen koſtete es. Und wären es Thaler, ſagte ein anderer, wenn es was zum Lachen iſt, ſo macht's!

Der Kachelträger ward gerufen, erklärte ſich bereit, einen Kreuzer zu verdienen, forderte für einen Tragkorb voll Geſchirr acht Gulden, wenn er es nicht weit zu tragen hätte. Nun geh', ſagte der Antragſteller, mit dem Tragkorb voll ins obere Dörſchen, du kennſt es wohl, frage dort, ob ſie nichts zu tauſchen hätten, du handelteſt Scherben gegen neues Geſchirr ein, gleich auf, Pfund um Pfund. Man habe eine neue Art Geſchirr erfunden, gar koſtbares und ſchönes, aber es müſſe aus bereits gebrauchten Schüſſeln und Töpfen gebrannt werden, abſonderlich alte Scherben ſeien am beſten. Was du eintauſcheſt, alle Stücke und Scherben, bringſt du dann her.

Der Kachelträger, ſelbſt ein Schalk, war vollkommen der Mann zu dieſem Auftrage, hatte auch ſeine Freude daran, vergaß darüber jedoch ſeinen Vortheil nicht, ſondern was in ſeinem Karren einen Makel hatte, das ſpazierte in den Korb. Die Männer nahmen das Ding nicht ſo genau.

Der Wirthin blieb der Handel verborgen, denn ſie war nicht wie manche andere Wirthin eine Art von Eheteufel, welche die Männer gegen die Weiber hetzte. Ihren Wein verkaufte ſie gerne, das iſt wahr, daneben aber war ſie eine Verfechterin des weiblichen Geſchlechtes, duldete nie was Verdächtiges in ihrem Hauſe, warf liederliche Weibsperſonen bei den Haaren hinaus, wuſch Männern den Kopf, daß es eine Art hatte, und Mancher meinte, das ſei Eine, welche dem Teufel die Hölle verleidete und ſeiner Großmutter unter den Bart ſtünde. Dennoch hatte ſie heute den größten Aerger über ihre Gäſte und theilte Hiebe aus und zwar ſo ſcharfe, daß bald dem Einen, bald dem Andern die Backen roth wurden. Den Männern hatte nämlich die fröhliche Ausſicht auf einen luſtigen Handel den Witzkaſten geſprengt: ein Geſchichtlein, ein Streich nach dem andern rollte heraus, und was rollte, rollte über die Weiber her, und wohlthätiges Lachen ſchüttelte die wackern Bäuche. Wie durch einen Zauberſchlag war die Geſellſchaft verwandelt, ſo leicht iſt es, Leben in die Geiſter zu bringen.

Nach und nach jedoch ward die Rede langſamer, und die Augen drehten ſich feſt in der Richtung, woher der Abgeſandte wiederkehren ſollte. Endlich ſah man denſelben von Ferne, faſt erdrückt unter dem Tragkorb, er ſchien eigentlich unter demſelben nur ſo zu kriechen. Doch thaten ſie, geborne Bauern-Diplomaten, nicht, als ginge derſelbe ſie was an, und der Kachelträger hatte eben ſo viel Diplomatie von Natur im Leibe, daß er nicht gerade zu auf ſie einrannte mit Triumphgeſchrei, ſondern er ging hintenum mit Vorſicht und Beſcheidenheit, ſtellte ſeinen Korb in der Nähe des Karrens ab; daß er darauf den Männern ſich näherte, beachtete die Wirthin nicht nur nicht, ſondern ſie ging ihm aus dem Wege. Bekanntlich brauchen Kachelfuhrleute in den Wirthshäuſern wenig oder nichts, ſind aber den Wirthsleuten beſtändig unter den Füßen und unter der Thüre, wollen bald eine Kaffeekanne, bald einen Milchtopf, bald Stroh, bald warmes Waſſer, ja treiben manchmal die Wirthin, wenn nicht aus der Küche, ſo doch aus der Haut, und wenn nicht ganz, ſo doch halb, wie es eben am fatalſten iſt.

Von der Wirthin ungeſtört, konnte der Kachelträger ſeinen luſtigen Bericht ablegen, wie erſt Maul und Naſe aufgeſperrt worden, wie es dann daher geflogen gekommen ſei, ſchaarenweiſe, wie er faſt gefreſſen worden ſei und erdrückt von Scherben. Als er gemahnt, er begehre nicht ſo viel, habe ja geſagt: gleich auf, ſo habe man erſt recht angefangen aufzuladen und geſagt: er ſolle nur nehmen, ſo exakt ſei man nicht, man ſei froh, wenn die Scherben einmal fort ſeien. Sie ſeien zwar gut verſteckt, aber der Alte könnte ſie doch einmal in die Naſe kriegen, habe dieſe gewöhnlich da, wo er nicht ſolle. Nun aber habe er mehr als die Hälfte Geſchirr zu wenig bei ſich gehabt, wenn er auch die doppelte Bürde Scherben hergebracht. Deßhalb habe er verſprechen müſſen, alsbald mit einer neuen Ladung wieder zu kehren, ſonſt hätten ſie ihn nicht gehen laſſen. Das werde nun wohl ſein müſſen, es ſei ihm wegen einem andern Male, ſonſt wollte er lieber, er hätte mit der ganzen Sache nichts zu thun gehabt.

Waren die Männer einmal im Zuge, hatten den Fuß im Bügel, ſo war die Batzen klemmende Bauernnatur verſenkt, auf eine Handvoll Thaler mehr oder weniger kam es dann nicht an. Darum waren ſie alsbald bereit, ihm noch einen Korb voll zu bezahlen, unter der Bedingung jedoch, daß er die Weiber allzumal ins Dorf hinunter locke, ihren Scherben nach. Der Kachelträger meinte, wenn ihm ſein Lebtag nichts ſchwereres aufgegeben werde, ſo gehe es ihm nicht bös, packte ein und ging. Ein Bauer nach dem andern ging, beſah unbemerkt die Scherben, und jeder, der wiederkam, hatte viel zu erzählen von alten Bekanntſchaften, welche er angetroffen. Milchhäfen von der Großmutter ſelig, Schüſſeln und Kacheln, welche vor Wochen oder Tagen ihm noch vor den Augen geweſen.

Dann ſuchten die Zwei unter den Männern, welche ſich am beſten unhörbar und unſichtbar machen konnten, die zurückgelaſſenen Scherben in eine ungebrauchte Stube des obern Stockwerkes zu ſchaffen. Es gelang ihnen, denn die Wirthin war gegen Abend ſtark beſchäftigt worden, ſo daß ſie ihre

Augen nicht allenthalben haben konnte, und das Geſinde war auf dem Felde, wie es auf dem Lande bräuchlich iſt. Diesmal kam der Kachelträger raſcher wieder, als ſie dachten, und brachte die Nachricht, die Weiber würden hinter ihm drein ſein, wie die Schweizer hinter den Burgundern bei Grandſon; was ſie anſtellen wollten, müſſe alsbald geſchehen, ſonſt ſei es zu ſpät.

Er habe ihnen geſagt, er habe das ſchönſte Kaffeegeſchirr, auch Teller und anderes mit Blumen und Figuren, wie ſie es noch nie geſehen, um einen Spottpreis im Wagen; wenn ſie was wünſchten, ſo ſollten ſie kommen, von wegen dies ſei das einzige und letzte Mal, daß er ſolches führe, es ſei von einem Engländer, welcher ſich Schulden halber aus dem Staube gemacht hätte. Erſt hätten ſie eingewendet, ſie begehrten nicht, daß ihre Männer was davon wüßten, worauf er geſagt, ſie ſollten nicht Kummer haben, er glaube, die Männer ſeien weiters gegangen. Sollten ſie es nicht ſein, ſo wolle er ihnen den Wagen hier oder dort hinſtellen, ſo könnten ſie unbemerkt dazu und davon. Nun war's, als ob die Männer alle zwanzigjährige Beine kriegten, raſch waren alle Scherben da, wo ſie ſein ſollten, und die Männer verſchwunden. Sie hatten hohe Zeit, denn alsbald rückten die Weiber an, nicht maſſenhaft, ſondern ungefähr wie die Schweizer bei Grandſon hinter den Burgundern her, Jede mit dem Beſtreben im Leibe, die erſte zu ſein. Begreiflich iſt in dieſem Punkte gewöhnlich nur eine glücklich, diesmal war es die anerkannt böſeſte Frau im Dorfe, gewohnt, die vorderſte Naſe und das letzte Wort zu haben. Die bereits verſchwundenen Männer mußten hell auflachen, wie auch die Weiber auf gewiſſen Punkten, von welchen aus man Hoffnung hatte, ungeſehen in's Wirthshaus zu kommen, in raſchen Schwenkungen zu verſchwinden ſuchten.

Die Wirthin, deren Geſchäfte mit der abnehmenden Hitze ſich immer noch mehrten, und welche ums Haus fuhr wie eine Weſpe um eine reife Birne, ehe ſie anſetzt, ſah plötzlich zu ihrer großen Verwunderung etliche Weiber hinter dem Hauſe, die Hände in den Taſchen der Röcke, vorſichtig ſich umſehend, wie Haſen am Waldſaume nach Untergang der Sonne, wenn ſie wiſſen möchten, ob es richtig und rein im Felde ſei. Was zum Tauſend bringt euch her, an einem heiligen Werktage? frug die Wirthin verwundert. Wo iſt er? frug eine. Deiner? frug die Wirthin. Was denkſt, was wollte ich dem nachfragen, lautete die Antwort, nein, der Kachelträger? Weiß es wahrhaftig nicht, ſagte die Wirthin, gebe auf ſolches Pack nicht Acht, wenn nichts herum liegt, was geſtohlen werden könnte. Will aber nachſehen, wenn ihr was mit ihm habt.

Wo ſind unſere Männer hin? frug eine zweite. Wo wollten die hin, ſagte die Wirthin, die ſind zu faul, was Anderes zu machen, als draußen zu ſitzen unter den Bäumen im Schatten. Deß erſchraken die Weiber und baten die Wirthin, zu verhüten, daß die Männer ihr Hierſein entdecken. Das ſei eine böſe Nation, die meinten, der Herrgott habe das Geld nur für ſie allein erſchaffen, und brauche ein Weib einen Kreuzer, ſo begönnen ſie zu ſchnürfeln und zu ſchnauben, als wenn ſie nicht bloß Weib und Kinder, ſondern auch Haus und Hof eines Schluckes verſchlingen wollten.

Der Kachelträger und die Weiber kamen durch der Wirthin Vermittlung alsbald in Verbindung, während die Wirthin die Männer ſuchte, um ſie zu unterhalten und vom Herumſchwärmen abzuhalten. Sie trippelte unter die Bäume, kein Menſch war mehr dort. Iſt's dieſen Fleiſchklumpen ſchon zu kühl geworden draußen; wie ſoll es dann den armen Leuten gehen, welche nicht mit Fett gefüttert ſind, wie dieſe, brummte ſie. Sie eilte raſch dem Stübchen zu, wohin ſich die Männer zurückzuziehen pflegten, wann die Nacht kam, oder ſonſt etwas, welches ihnen nicht anſtändig war. Pung,

Pung! ließ die Wirthin Schüſſe los, denn auch dort war Niemand. Sie ſprang herum, heraus, ums Haus herum, aber nicht einen einzigen von den Männern kriegte ſie zu Geſichte. Was Teufels ſoll das bedeuten, ſolche Käsköpfe und Weinbäuche kriechen nicht in Mauslöcher, rief ſie, und wenn man ſolche Schwernöther nirgends riecht und nirgends ſchmeckt, ſo iſt's wie mit Kindern, welche ſtille werden, da iſt gewißlich was im Werke. Sie lief zu den Weibern, welche eben mit dem Kachelträger in dem innigſten Verkehr waren. Sie waren vertieft aus Herzensgrund in die herrlichen, halbverwiſchten Figuren und kurioſen Blumen und handelten mit zitternden Händen um die Herrlichkeiten, ſchenkten der Wirthin gar keine Aufmerkſamkeit. Dieſe frug, ob die Männer ſich nicht gezeigt? Zerſtreut, kaltblütig über die Achſel hin, als ob die Frage ſie nichts angehe, es ſich um junges Vieh oder alte Hühner handle, verneinten die Weiber. Es ſeien die einen ſo geſcheut als die andern, und weiſe würden ſie zu beiden Seiten nicht, bis ſie der Tod ändre, ſagte die Wirthin vor ſich hin und lief weiter. Sie kannte die Welt, Männer und Weiber, und hatte ſie was in der Naſe, ſo jagte auf der Spur kein Jagdhund beſſer. Erſt frug ſie männiglich ums Haus herum, Niemand wußte etwas. Sie ſtöberte durch die Scheuer, das geſuchte Wild fand ſich nicht. Endlich ſagte ein Kind, es glaube, die Männer, nach denen ſie frage, ſeien die Treppe hinauf ins obere Haus gegangen. Die Wirthin nach im Sprung, als ob ſie im erſten Satz ihnen auf die Haube wolle, aber ſie lief hinauf, lief auf den Eſtrich, guckte in alle Ecken, ſteckte die Naſe hinter Holzhaufen und andere Objektivitäten, aber da war kein Mann zu ſehen oder zu hören.

Sie ſchoß wieder nieder, ſchoß durch alle übrigen Zimmer, fand keine fühlende Seele, bloß einige eingeſchloſſene, matte Fliegen ſchwirrten auf, ſie achtete ihrer aber nicht, ſchoß weiter bis an die Treppe, da machte ſie rechts um, denn ihr war noch die ungebrauchte Stube eingefallen, ſchoß an deren Thür und ſtieß alsbald einen jämmerlichen Schrei aus, ſie hatte ſich die Naſe blutig gerannt, die Thür war verſchloſſen. Zornesvoll rief ſie, daß man öffne, aber je zorniger ſie rief, deſto ſtiller ward es drinnen. Sie wußte, daß die Thür ſonſt offen war, wunderbar miſchten ſich in ihr Furcht und Zorn, es geſchah ihr wie oft den Weibern, ſie wußte nicht, war menſchliche Bosheit, oder eine übernatürliche Macht da im Spiel. Sie dachte ſich das Ding freilich nicht ſo klar, aber es war ihr ſo, und nach Art der Weiber in ſolchen Fällen, ſetzte ſie nicht ab, wie Männer wohl gethan und es einſtweilen hätten dahin geſtellt ſein laſſen; der Handel mußte ausgetrieben ſein, ſie wollte wiſſen, ob Menſch oder Teufel da drinnen ſei? Ein kurzer Bericht bei den Weibern wirkte mehr, als manch ſehr langer Bericht bei den Behörden. Die Weiber zuckten zuſammen, ließen die Teller fahren, den Kachelträger ſtehen, umringten die Wirthin, ſpitzten die Ohren und wurden heiß inwendig, lebendig auswendig, frugen und riethen, was wohl geben möge, was wohl zu machen ſei. Gucken ſei das Beſte, meinte endlich die mit der Naſe zuvorderſt, Gucken ſei eine kommode Sache, ſie habe Sachen ergucht, ſie dürfe nicht daran denken, geſchweige davon reden. Du haſt Recht, ſagte die Wirthin, rief alsbald den Metzgerknecht, einen gewandten Burſchen, der zu Allem zu gebrauchen war, befahl ihm, eine Leiter an's Fenſter der verſchloſſenen Stube zu ſtellen und zu ſehen, was drinnen gehe. Er gehorchte mit Vorſicht, ſtieg hinauf, guckte hin, guckte her, unten zappelten die Weiber wie Fiſche im Netze, frugen, was ſiehſt, was geht, wurden immer zappelnder, frugen immer lauter, ſintemal der Metzger nichts ſagte, ſondern bloß immer bedenklicher den Kopf ſchüttelte. Endlich kam er herab und ſagte, er könnte Beſtimmtes nichts ſagen, es hange eine große Kutte am Fenſter, ſo viel er aber habe merken mögen, liege ein großer

Hauſe auf dem Tiſch, was Rothes, ſo viel er geſehen, auch Schwarzes, was es aber eigentlich ſei, das wage er nicht zu entſcheiden.

Ja nun gab's Feuer. Jede wollte hinauf, wer oben war, nicht wieder runter, eine glaubte den Rücken ihres Mannes zu ſehen, eine andere ſah zwei Rücken, aber ſie konnte nicht in's Klare kommen, wem ſie gehörten, wollte bis dahin nicht runter. Zudem ward es draußen dunkel, begreiflich drinnen noch dunkler. Die Weiber unten, wilder, ſchrieen nach mehr Leitern, und ſicher wäre ihnen noch der Gedanke an Feuerhaken gekommen, das Fenſter einzuſtoßen, die Kutte wegzureißen, wenn nicht plötzlich eine Stimme gefragt hätte: Habet ihr da etwas Neues, kann ich was helfen? Erſchrocken drehten ſich alle um, abſonderlich das Weib auf der Leiter, denn es war eben ihr Mann, welcher ſo gefragt hatte. Bäbi, biſt du es, ſagte der Mann zum Weibe oben, wußte nicht, daß du noch ſo feſt auf der Leiter wäreſt, mußt mir das nächſte Jahr wieder kirſchen. Die Wirthin jedoch nicht außer Faſſung, fuhr ihn hart an, was das zu bedeuten hätte, in ihrem Hauſe dulde ſie ſo was nicht, er ſollte das wiſſen. Der Mann gab guten Beſcheid, behauptete, es geſchehe nichts Böſes, erbot ſich, für gute Worte und einen Schoppen ihnen Alles, was vorgehe, zu zeigen, doch ſollten ſie leiſe machen, ihn nicht verrathen, es ginge ihm ſonſt viel zu übel. Mit Freuden wurde ſein Erbieten angenommen, ſachte folgten ihm die Weiber, enthielten ſich ſogar alles Redens, leiſe öffnete er ein wenig die Thür, winkte der erſten, zu gucken, zog ſich dann raſch in den Hintergrund. Vorſichtig ſteckte die erſte die Naſe durch die Spalte, ſchrie aber plötzlich laut auf, ſtieß die Thür ſperrangelweit auf, und hinter ihr ſchrieen alle andern auf, ſobald ihr Blick in die Stube frei ward, ſtürzten hinter der erſten her hinein, Jede die gangbarſten, kräftigſten Titel, mit welchen zornige Weiber ihre Männer traktiren, vor ſich her ſchleudernd, wie ehedem die alten

Helden, ehe ſie an's Schwert griffen und ſich ins Handgemenge ſtürzten, ihre Speere. Denn drinnen ſaßen um einen großen Tiſch herum die Männer, auf dem Tiſch lag ein hoher Haufe Scherben allzumal, und aus dem Haufen heraus las jeder Mann ſeine alten Bekannten, freute ſich laut des Wiederſehens, erzählte laut mit Lachen, wie ſie ſich gefunden, und wie lange ſie auseinander gekommen und getrauert um einander. In dieſe Freuden des Wiederſehens ſtürzten die Weiber mit Mordſpektakel, den Weibern ward faſt übel vor Zorn, den Männern vor Lachen, manchem Weibe, wir müſſen es ſagen, juckte es wirklich in den Händen. Doch durch das Getümmel begann der Witz zu blitzen, der Sturm ward klarer, Schlag auf Schlag ging es her und hin, gleich blanken Klingen in muntern Händen.

Saß ein wackerer Hieb in dickem Fleiſch, ſo ertönte ein helles Lachen, und klärte das wilde Wetter auf. Wie es kam, wiſſen wir nicht, aber kein Weib kreuzte mit dem eigenen Manne die Rede, ſondern ſchlug ſeine Worte den andern um die Ohren, das nahm dem Handel das Gift, leitete die Verſöhnung ein, den Uebergang bildete ein Glas Wein, welches der Mann dem Weibe brachte, und das Ende war, daß um einen langen Tiſch Männer und Weiber ſaßen, auf dem Tiſche waren aber keine Scherben mehr, ſondern gut Eſſen und Trinken, und von dieſem las jeder ſich aus, was ihm am beſten in die Augen ſchien. Ja ſelbſt der Kachelträger ſaß unten am Tiſche, da er ſich ſo gut zu entſchuldigen wußte mit Einfalt und Armuth, daß die Weiber ihm nicht nur verziehen, ſondern daß er in ihrem Dörfchen die beſte Kundſame erhielt.

Indeſſen wenn auch Friede ſchien, das Ding war doch ins Blut gedrungen und eiterte abſonderlich bei der Wirthin, welche bei dem meiſten Verkehr auch am meiſten darunter leiden mußte. Begreiflich blieb der Spaß nicht in den vier

Wänden, ſondern wurde bekannt und nicht wieder vergeſſen. Keine Schüſſel ging entzwei, daß nicht geſagt wurde, das mache nichts, man kriege ja jetzt Ganzes für Zerbrochenes, ſelten kam Jemand ins Wirthshaus, der nicht frug, wann wieder Scherben-Ausleſe ſei, oder ſtichelte, wie man ehedem vom dummen Teufel geſprochen, jetzt aber von dummen Weibern viel die Rede ſei.

Aber, aber, Weiber reizen iſt ein bös' Ding, ein ſelten Ding iſt's, wenn auf ſolch Reizen nicht die Rache folgt. Sie vergelten halt gar zu gerne, die guten Weiber, ſowohl Plagen als Küſſen; es verrannen Sommer und Herbſt, was ihnen wiederfahren, das behielten die Weiber ſein in ihren Herzen.

Ein wilder Winter legte ſich über die Erde, rauh ſtürmte es über die Berge her durch die Thäler, abſonderlich der Februar war ein grimmiger Monat. Das iſt ein ſeltſamer Monat, kann Mienen machen ſo lieblich wie ein Mädchen, welches für ſein Leben gerne einen Mann möchte. Thut er ſo lieblich, ſo iſt es nie richtig, ſondern akkurat wie bei einem Mädchen, bei welchem die lieblichſten Mienen vor der Heirath ſich nach der Heirath ſo gerne verwandeln in ſaure und grimmige. Viel beſſer iſt's, der Februar mache ein Geſicht wie eine alte Hexe, welche ſterben ſoll und nicht mag, dem Tod die Zähne zeigen möchte und keine mehr hat, mit ſchrecklichen Mienen den Tod vom Bette wegjagen möchte.

Gerade ein ſolch ſchrecklich Hexengeſicht machte der Februar, von welchem wir reden wollen. Die Katzen verließen den warmen Ofen nicht mehr, die Haſen ſammelten ſich in die dichteſten Tannengehäge, hielten dort große Volksverſammlungen, nur die Mädchen ſah man umherſchwirren wie die Fledermäuſe, am liebſten zwiſchen Tag und Nacht, ließen ſogar die Holzſchuhe unter dem Ofen ſtehen, hüpſten in Tanzſchuhen durch den kniehohen Schnee oder

Koth, freilich bei jedem Hupf einen Schrei ausſtoßend, natürlich bloß innerlich, bis das Hüpfen auf dem Tanzboden anging, da ward ihnen wieder wohl, und wenn auch nicht völlig als wie fünfhundert Säuen, ſo doch wie dem Fiſchlein auf dem Grunde. Einmal, es war die wildeſte Nacht in dieſem Monat, alle Berggeiſter ſchienen losgebrochen, heulten durch die Dächer, praſſelten an die Fenſter, wirbelten in der Luft herum, als Hagel, Schnee und Regen, daß es ein grauſes Hören war, da klopfte es an einem Fenſter in gedachtem Dörfchen, es mochte eine Stunde vor Mitternacht ſein oder etwas mehr. Das Klopfen ward alsbald vernommen, das Schiebfenſter aufgeſtoßen, und nach dem Begehren gefragt. Gerichtſäß (Beiſitzer am Untergerichte), hieß es von außen her, geſchwind auf und macht euch zurecht. Der Pfarrer iſt plötzlich geſtorben, die Verwandten wollen ihn noch in dieſer Nacht nach Bern führen, wo er Bürger iſt, ihn dort zu begraben. Die Vorgeſetzten und achtbarſten Hausväter ſollen ihm das Geleit geben. Um Zwölfe längſtens ſeid im Wirthshauſe, vergeßt den Mantel nicht. (Der ſchwarze Mantel iſt nicht bloß Trauermantel, ſondern eine Auszeichnung der Vorgeſetzten, ehedem trugen ſie ihn bei jedem Beſuche des Gottesdienſtes, jetzt noch, wenn ſie zum Abendmahl gehen.) Der aufgerufene Gerichtſäß wollte Weiteres erfragen, aber verſchwunden in Sturm und Nacht war der Bote. Vor Angſt und Eile konnte der Gerichtſäß kaum Licht machen, und erwachen wollte ſein Weib nicht, wie laut er ihm auch rief. Als es endlich erwachte, belferte es ſchrecklich über eine ſolche Zumuthung in ſolcher Nacht, ob man denn meine, Bauersleute ſeien ärger als Pudelhunde, und wer ein Loth Verſtand hätte, ginge nicht, hieße ſie, ihm in die Schuhe blaſen. Aber der Gerichtſäß ward böſe über die Dummheit des Weibes, ſchrieb ſie der Faulheit zu, um nicht aufſtehen zu müſſen, ihm was Warmes zu machen, und ſagte kurz: das verſtehſt du nicht, aber aufſtehn mußt du, gib mir ein Hemd, ſalbe die Schuhe und zwar geſchwind, hörſt, möchte nicht der letzte ſein.

Nicht um viel Geld hätte der Gerichtſäß auf die Ehre, an welche er nie gedacht hatte, verzichtet, im Mantel als Vorgeſetzter ſeiner Gemeinde in Bern einzuziehen, wo dann meine gnädigen Herren zu einander ſagen würden, ſeht, dort iſt der Breneck Bauer, einer von den erſten, er iſt Gerichtſäß, und was er noch Alles werden kann, iſt Gott bekannt. Er muſterte gewaltig ſein ſäumend Weib, welches ihn immer noch abſpenſtig machen wollte. Allein ſelbſt iſt der Mann, der Gerichtſäß ward flott, hob die Anker, ſetzte die Segel auf und ſteuerte aus dem Hauſe. Wahrhaftig, ſo deutlich war ihm der Vortheil, ein Mann von Gewicht zu ſein und keine Hopfenſtange, nie geworden als jetzt, erſt jetzt kam er ſo recht dankbar zu edlem Selbſtbewußtſein.

Der Sturm fuhr einher mit Heeresmacht, maſſenhaft trieb er Schnee und Winterhagel über die Erde, oft ward der Gerichtſäß zweifelhaft, ſegle er mit ſeinen Beinen vorwärts, oder rückwärts mit dem Winde.

Noch in mehreren Häuſern ſchien ihm Licht zu dämmern, aber in heiligem Eifer, nicht der letzte zu ſein, ſäumte er ſich nicht mit der Nachfrage, dachte, die wüßten den Weg ſo gut als er, und arbeitete ſich wacker durch die Schneewellen des Sturmes. Doch war er trotz ſeines Eifers nicht der erſte; ein Chorrichter (eine Art von Aelteſten, auch Ehegaumer genannt), war ihm zuvorgekommen, dies hatte aber auch ſeinen guten Grund. Derſelbe hoffte Ammann zu werden, und bekanntlich müſſen Ammänner vorangehen, und um ſeine Fähigkeit dazu zu zeigen, hatte er nur das Nöthigſte angezogen, das Uebrige in der Taſche mitgenommen. Als der Gerichtſäß kam, band Jener ſich eben das Halstuch um, zwar mit großer Anſtrengung des Leibes und der Seele, indeſſen gelang es ihm doch zu ſeiner eigenen großen Verwunderung. Drei Gemeinden könnte man auslaufen, ehe man einen Mann finde, welcher das Halstuch ſich ſelbſt umbinden könne, ſagte er. Einer nach dem andern kam daher geraunt und landete mit mehr oder weniger Ungeſtüm in der ſpärlich erleuchteten Stube. Von den erſtern wollten die ſpätern das Nähere wiſſen, das Wie, Wo, Wann; aber alle wußten gleichviel, alle hatten die gleiche Botſchaft erhalten und mehr nicht.

Man jagte die Wirthin auf, die machte ein dumm und ärgerlich Geſicht, akurat wie jeder Mann bereits eins zu Hauſe geſehen hatte, und wußte ebenfalls nichts. Indeſſen war ſie doch eine willkommene Erſcheinung, ſie war ein Bedürfniß, denn jeden durchrieſelte es kühl, es graute allen vor dem Wege, nach Stärkung, nach innerlicher Wärmung trugen alle ein ſehnlich Verlangen. Den Forderungen der Zeit, den Bedürfniſſen des Volkes abzuhelfen, vermochte die Wirthin, die Schlüſſel dazu trug ſie in ihrer Taſche.

Sie war eine edle Natur, den Wünſchen des Volkes zu entſprechen, war ihr Bedürfniß, war ihr Leben, dem einen half ſie mit weißem auf die Beine, den andern wärmte ſie zu edler Glut mit rothem und je nach Willen und Bedürfniß theilte ſie die Portionen in halbe und ganze Schoppen. Als die Männer warm ſaßen, begannen ſie ſich zu verwundern, daß nicht mehrere nachkämen aus den anderen Theilen der Gemeinde. Sie wüßte nicht, ſagte die Wirthin, warum die gerade hierher kommen ſollten, ſie müßten Weg verlaufen, vielleicht ſeien dieſe unten beim Sigriſt oder im Pfarrhauſe, oder gleich beim lahmen Bären im Nierenſtich, da erſparten ſie faſt eine Stunde Wegs, indeſſen wiſſe ſie es nicht. Mitternacht war längſt vorüber, die Schoppen waren geleert, bereits hatte die Wirthin neuen Forderungen entſprochen, nachträglich erwachten Bedürfniſſen abgeholfen, die Zeit aber konnte ſie nicht todtſchlagen, welche lang zu werden begann, einer Schlange ähnlich, welche ein runder Knäuel ſcheint und ſich auseinander rollt, bis ſie zur ſchrecklichen, Alles verſchlingenden Boa wird. Kurios iſt's, daß die Männer ſehr häufig erſt zu rathen beginnen, wenn ſie Langeweile kriegen, daher die meiſten ihrer Rathſchläge nach ungeheurer Schläfrigkeit riechen, wie Kranke bald nach Merkur oder nach Kamillenthee oder Hoffmannstropfen oder nach Biſam, je nach der Krankheit, begreiflich. So begannen auch unſere Männer, die Mäntel unter dem Arme, um bereit zu ſein auf den erſten Wink, wie in wichtigen Nächten auch die Huſaren immer geſattelt haben, den Zügel am Arme, zu rathſchlagen, was da wohl vorgehe im Pfarrhaus, und was ſie zu machen hätten, ob es wohl nicht thunlich wäre, eine Deputation in's Pfarrhaus zu ſenden, zu ſagen in erſter Linie, ſie ſeien da, in zweiter Linie aber zu fragen: was jetzt gehen ſolle? Die Wirthin, welche eben Stillung neuer Bedürfniſſe brachte, ſagte im Vorbeigehen, das hülfe ſie nicht machen, für ſo weiſe Männer, wie ſie ſein wollten, die Gemeindeväter, wäre das das Witzigſte nicht, indeſſen wolle ſie ſo weiſen Häuptern nichts befohlen haben. Aber gedacht hätte ſie, es ſollte ihnen in Sinn kommen, daß man bei ſolchem Wetter nicht mit einer Leiche fahre und daß, je wüſter es mache, man deſto ſicherer hoffen könne, es beſſere in der nächſten Stunde, und daß, wenn ſie ins Pfarrhaus gingen und preßirten, man dort denken müſſe, ſie könnten nicht warten, bis ſie den Pfarrer aus der Gemeinde hätten, und für Männer, wie ſie ſein wollten, wäre ſolches wohl nicht das Anſtändigſte, und Niemand würde ihnen viel darauf halten.

Die Rede der Wirthin fiel ins Gewicht, und zudem war das Wetter wirklich ſo, daß kein barmherziger Menſch einem Hunde zugemuthet hätte, vor's Haus zu gehen, und ſo oft einer ſeinen Schoppen ausgetrunken hatte und ſich Zeit nahm, an's Fenſter zu gehen, ſo war es akurat das gleiche Wetter. Dann ſaß man wieder nieder, brummte über die eigene Eilfertigkeit und wie diesmal das Weib, welches, gemeint, man ſolle nicht ſo preßiren, doch klüger geweſen. Selb ſei wahr, zuweilen wäre es nicht übel, wenn man auf die Weiber hörte; ſelb aber ſei fatal, daß man von vorne herein nicht wiſſen könne, wann es gut ſei und wann nicht! Darauf begann der Rath und das Ueberlegen, ob es nicht gut wäre, wenn ſie was Warmes machen ließen, eine gute Käsſuppe, ſammt ſaurer Leber und einem ſchönen Bißchen Braten? Aber wiederum wäre es doch höchſt fatal, wenn ſie dann fort müßten, wenn die Sachen bald fertig wären, kriegen thäten ſie nichts davon, und ſchenken würde die Wirthin ihnen die Zeche nicht, das ſei eine, die nicht wiſſe, was Manier ſei, weder mit dem Maul noch mit der Zeche. Wenn ihre Sachen nicht ſo gut wären, die hätte ſie längſt zum letzten Male geſehen, der hätten ſie es zeigen wollen, daß ſie nicht Schulbuben ſeien und ſie der Schulmeiſter.

So rathſchlagten und räſonnirten die Männer, derweilen wurden die Lichter bläſſer, ein Stücklein Tag dämmerte an den Fenſtern, es ſteigerte ſich die Ungeduld zum Zorn, man wurde immer mehr gleicher Meinung, wie die Weiber daheim Recht gehabt; Herrenleute hätten keinen Verſtand, betrachteten Bauersleute als Hunde, und unverſchämt ſei es von Pfarrers, daß ſie nicht Beſcheid ſagen ließen, was vorgehe, damit man wenigſtens wiſſe, woran man ſei. Aber was wolle man, was einem der Herrgott nicht gegeben, das könne man Niemanden zumuthen, Verſtand hätten ſie halt keinen, und kriegten keinen einſtweilen.

Indeſſen hatten ſie ihre Mäntel noch bei der Hand, wie die Kinder Iſrael beim Auszug aus Egypten die Schuhe an den Füßen und die Stecken in den Händen, da ſah einer des Pfarrers Knecht die Straße heraufkommen, rief alsbald die frohe Kunde aus, lief hinaus, das Nähere zu hören, während die andern nach den Mänteln griffen, ſie auseinander ſchüttelten, und einer zu dem andern ſagte: Bitte, hänge mir doch die Haken ein in den Rockkragen.

Der, welcher hinausgegangen war, empfing des Knechtes Morgengruß. Dank dir Gott, Benz, antwortete er, wann wollen ſie mit ihm fort?

Mit wem? frug Benz. He mit wem, als mit dem Pfarrer, antwortete der Mann. Ei ſo, ſagte Benz, ſie wollen jetzt gar nicht fort. Ich muß eben zum Schmied, bei dem das Roß beſtellt war, und ihm abſagen. Es macht ihnen zu bös Wetter. Daß er mitfahre, dazu haben ſie den Pfarrer ſchon Anfangs nicht bewegen können, wie ſie auch angeſetzt. Man ſolle ihn ruhig laſſen, hat er geſagt, er ſei am wohlſten daheim. Was, ſagte der Mann und that die Augen auf, redet der noch? Ja, ſagte Benz, der kann reden, man ſollte ihn hören daheim. Da geht's ihm viel ſchärfer als auf der Kanzel. Die Frau und die Andern gehen gerne zum Beſuche, er aber iſt lieber daheim, und da geht's manchmal los. Heute ſollten ſie auf Thun zu einem Thunerherrn, weiß nicht mehr wie er heißt, zum Eſſen, und er wollte nicht. Er frage dem nichts nach, hatte er geſagt, ſie ſollten ſeinethalben gehen, ich könne fahren mit ihnen. Mir wäre es anſtändig geweſen, hatte drinnen viel zu verrichten, aber jetzt iſt's ihnen auf einmal anders in Kopf gekommen. Wegen dem Wetter hätte das ſo viel nicht gemacht, iſt man einmal unter Dach, ſo macht Einem das ja hell nichts mehr. — Daneben iſt alſo der Pfarrer wohl auf? frug der Bauer. Allweg, ſagte der Knecht, es dünkt mich, er werde alle Tage jünger. Aber wenn Einer ſo eſſen mag, wie er, ſo iſt es nicht zu verwundern. Wenn der nicht ſieben Erdäpfel verſorgen kann, Fleiſch und Gemüſe dazu, daß es eine Art hat, des Morgens Butter, des Abends Käs, ſo meint er, er habe nichts gegeſſen und klagt, er könne nicht ſchlafen von wegen der Oedigkeit im Magen. Doch nicht für ungut, ich muß geben, ſonſt füttert der Schmied überflüſſig, und ich muß es auf dem Buckel haben.

Da ſtand der Mann, wahrlich nicht in angenehmer Stellung, und doch ſtund er ſo und wäre, es weiß kein Menſch, wie lange ſo geſtanden, wenn nicht einer bereits mit dem Mantel am Rücken hinausgekommen wäre und gefragt hätte: Nu Hans, was iſt's, warum bringſt nicht Bericht? Da kam ihm die Beſinnung, raſch drehte er ſich um; thut den Mantel weg, daß ihn ja Niemand ſieht! ſagte er und drinnen ſtattete er den Bericht ab, welcher wirklich nicht, ſo kurz er war, zur Ergänzung zurückgeſandt zu werden brauchte. Derſelbe erſättigte ſo, daß die Männer in große Wallung geriethen, daß es gewaltig donnerte zwiſchen ihnen, und der ſchwere Eichentiſch krachte unter den mächtigen Fauſtſchlägen. Das müſſe alsbald dem Landvogt angezeigt werden, war die allgemeine Meinung, der werde dann zeigen, was es heiße, Vorgeſetzte zum Narren zu halten und ſelbſt den Pfarrer in das Narrenwerk hinein zu ziehen.

Sie begannen die Deputatſchaft zu ernennen. Wer bei ähnlichen Geſchäften betheiligt geweſen iſt, wird begriffen haben, wie ſchwer ein ſolch Geſchäft iſt, beſonders wenn die Meiſten ſich äußern, für kein Geld möchten ſie ſich wählen laſſen, während ihre Seele nach der Wahl brennt, wie die Zunge eines Hirſches nach einer Waſſerquelle. Die Wirthin meinte im Vorbeigehen, das ſei das Schönſte, welches ſie machen könnten, dem Landvogt ſelbſt anzuzeigen, wie dumm ſie ſeien. Wäre ich Landvogt, ſo verſammelte ich morgen die Gemeinde, zeigte ihr an, ſolche Babi könne ich nicht brauchen, welche ſo wenig Achtung genöſſen, ſie ſollten andere Vorgeſetzte wählen. So würde ich ausfahren, und die Sache wäre recht, wenn ſie nicht geſcheuter wären und ihre Dummheit ſelbſt ſo recht austrompeteten.

Die Bemerkung ſchlug ein, faßte Grund, machte innerlich Bewegung, erzeugte Angſt, die Berathung nahm eine andere Wendung, der Beſchluß war ein überraſchender. Sie wurden nämlich einig, hier zu bleiben, den Tag zu verarbeiten ſo gut als möglich, ſich zu ſtellen, als hätten ſie wichtige Geſchäfte, welche hauptſächlich die Gemeinde beträfen, einſtweilen aber nicht veröffentlicht werden dürften. Derweilen könne man unter der Hand nach dem Thäter, dem Majeſtätsverbrecher, forſchen, denn er müſſe an den Tag, es koſte, was es wolle. So was an den Häuptern der Gemeinde verübt, ſei doch wohl noch nicht erhört worden, verdiene auch die allerhöchſte Strafe, der Thäter müſſe, ſei er, wer er wolle, ohne Anſehen der Perſon, wenigſtens gehängt werden. Das ſei das Beſte, was ſie thun könnten, meinte die Wirthin, gar nichts an ſich merken laſſen, bis man den Thäter hätte und unterdeſſen hier bleiben. Wenn ſie es begehrten, ſo wolle ſie ihnen ein Mittageſſen bereiten, womit ſie könnten zufrieden ſein. Sie hätte noch was in der Beize, wenn ſie es wüßten, ſie könnten ſchon jetzt die Beine nicht ſtill halten unter dem Tiſche, im Küchenſchrank und in der Metzg würde ſich wohl auch noch was finden. Das gefiel den Männern, ſie gaben der Wirthin noch allerlei Aufträge, die Entdeckung des Thäters betreffend, dann legten ſie ſich auf ihr Tagewerk, lagen ihm auch mit großem Fleiß und ſtaunenswerther Nachhaltigkeit ob, und wie jeder Fleiß zu ſchönem Bewußtſein führt, ſo wurden auch die Männer guter Dinge und voller Fröhlichkeit; es ſprudelte der Witz, der Tag verblitzte. Die Finſterniß kam, Lichter wurden gebracht, ſie wußten nicht, wie es Abend geworden, doch bei dem Einen war es verblieben: wenn ſie nur den verfluchten Spitzbuben hätten, gehängt müßte derſelbe werden, ſei er, wer er wolle, ohne Anſehen der Perſon, und zwar noch dieſen Abend, — wenn ſie ihn hätten nämlich.

Unterdeſſen war es nach und nach auch in der Nebenſtube lebendig geworden. Anfänglich hatten ſie ſich deſſen nicht geachtet, als es aber immer lauter klirrte und lachte, machte ſie das Ungewohnte doch aufmerkſam. Die Neugierde erwachte, die Wirthin wurde gefragt. Es ſei Jemand gekommen, antwortete ſie uneinläſſig und ging ihrer Wege. Das ſei doch keine Manier, ſo zu antworten, ſagte einer, und da es drüben eben noch lauter lachte und lärmte, ſetzte er bei: wenn ſie es nicht ſagen wolle, ſo habe man Augen und könne ſelbſt ſehen, und in einem Wirthshauſe werde es wohl erlaubt ſein, eine Stube aufzumachen, ſo gleichſam unbedacht und unverſehens.

Er ſtieß die Pfeife in die Taſche, hielt erſt das Ohr an die Thür, dann öffnete er ſie leiſe ein klein wenig, guckte durch die Spalte, trat raſch aber leiſe zurück, winkte den Andern, deutete jedoch die größte Stille an; die ſchweren Männer nahten ſich ſo leiſe, als es bei zwei und drei Centnern auf dem Rücken möglich wird, ſtellten ſich einer hinter dem andern auf, ſchauten ſich über die Achſel, unter den Armen durch, kurz, wie Jeder konnte und mochte nach ſeiner oder ſeines Vordermannes Beſchaffenheit. Dem vorderſten ward die anfängliche Spalte zu enge, geſchweige dem hinterſten, der gar nichts ſah, gar nicht begriff, was das Kopfſchütteln, das Flüſtern: das hat gefehlt, das hat noch gefehlt, zu bedeuten hätte. Es entſtand ein Drang nach vornen, ganz natürlich, wie ein weiſer Rathsherr ſagen würde, die Spalte erweiterte ſich, da die Thür, wie alle Wirthshausthüren, verſchwiegen in den Angeln war, ehe man es ſich verſah, ſtand ſie offen. Der Vorhang war aufgegangen, im geheimnißvollen Zimmer ſaßen ein Dutzend Weiber um einen großen Tiſch herum, auf welchem eine Maſſe von Halb-Schoppen-Gläſern, Schoppen und Flaſchen ſtanden. Die Weiber griffen in Gläſern und Flaſchen herum, rochen daran, ſchüttelten die Köpfe, ſchoben ſich zu, was ſie in Händen hatten, lachten ſich zu, ſagten ſich allerlei Witze. So trieben ſie Spaß, klirrten tapfer mit den zugeſchobenen Gläſern, verſteckten aber oft hinter dem freundlichſten Schub das ſchärfſte begleitende Wort. Eine einzige nahm nicht Theil am Spiel, ſie war die jüngſte, lachte nicht und weinte faſt, hatte einen großen Haufen von Glas vor ſich und ſchob ihn nicht weiter.

Da frug ſie eine ältere, mit erfahrenem Geſicht, Brene was haſt? Da ſchüttelte es die junge eine geraume Zeit, ungefähr wie einen noch nicht oft gebrauchten Ziehbrunnen, wenn das Waſſer kommen will. Ach, ach, ich habe die Schoppen und Flaſchen, welche mein Mann gehabt, ausgeleſen, nun ſtehen 37 vor mir! Ach Gott, was koſtet das, was ſoll aus mir werden, und aus ihm! Aber Brene, aber Brene, das iſt ja nur Spaß, wie wollteſt du die Schoppen kennen, aus welchen dein Mann getrunken hat? — Warum ſollte ich ſie nicht kennen? ſchluchzte Brene. Er kehrt alle um, läßt ſie vertropfen, daß auch nicht ein einziger Tropfen mehr darin bleibt, jetzt habe ich 37 Schoppen vor mir, welche gar nicht tropfen wollen. Da lachte die alte und meinte: die, welche vertropfen ließen, ſeien ſicher nicht die Schlimmſten, für die ſei noch Hoffnung und zwar die meiſte und mehr als einer müſſe ſein dieſer Art, denn einer trinke allein nicht 37 Schoppen. Das hatte das große Gelächter gegeben, denn jedes der Weiber wollte nun wiederum wiſſen, ob ihr Mann in dieſe Klaſſe gehöre oder in eine andere. Während dieſem Spiele war die Nebenthür aufgegangen, die Weiber merkten es, nahmen aber keine Notiz davon. Den Männern kam das Ding verdächtig vor, faſt wie ein abgeredet Spiel. Der, welcher Ammann werden wollte, hielt es unter ſeiner Würde, ſo was ungerügt hingehen zu laſſen, trat aus eigener Machtvollkommenheit aus dem Knäuel hervor, frug mit angehender Majeſtät, was das eigentlich bedeuten ſolle? Nichts Beſonderes, ſagte die eben erwähnte alte, aber weil ihr es doch wiſſen wollt, ſo müßt ihr es wiſſen. Wir kamen euch entgegen aus Erbarmen und Höflichkeit, um euch eure Mäntel heimzutragen, rechneten darauf, daß ihr ein Glas Wein uns anbieten würdet, ihr bringt es ja ſonſt jeder Naſe, welche in einem Mieder ſteckt. Aber wahrſcheinlich waren wir nicht die Rechten, denn Keiner achtete ſich unſer, auf dem Trocknen ließ man uns ſitzen, was für ſolche Mannen nicht brav iſt. Da erbarmte ſich die Wirthin, brachte uns die Broſamen von der Herren Tiſche, die Schoppen, welche ihr ausgetrunken, damit wir ſie austropfen laſſen konnten. Ach du mein Gott, erſt erſchraken wir vor den Schoppen, wo doch jeder auf einen Satz nur einen trinken will, weil mehr ihm nicht wohl macht, und jetzt die Unzahl!

Ach du mein Gott, und als man an's Tropfen kam, wollte nichts tropfen, und ſo ſitzen wir da zwiſchen unzählbaren Schoppen und vielen Tröpfen, und nichts will tropfen, uns klebt die Zunge am Gaumen! So ſprach die Alte, und wir müſſen ſagen, daß nicht bloß die angehende Majeſtät erblaßte, ſondern alle Männer verblüfft wurden. Der Daumen fiel ihnen in die Hand. Aber das iſt bekannt, daß dem, welchem der Daumen in die Hand, doch nicht immer das rechte Wort in den Mund fällt. Man verbirgt die Verlegenheit wohl gerne hinter der Miene, welche wirklich beleidigte Majeſtät anzunehmen berechtigt iſt. Mit gerunzelten Stirnen traten die Männer ein, der Inſtinkt gab ihnen ein, ſie ſeien den leichten Waffen der Weiber nicht gewachſen, ſeien überhaupt im Nachtheil. Ob ſie die ſchweren Waffen gebraucht hätten, wiſſen wir nicht, weiß doch ja ſelten der, welcher ſie gebraucht, einige Sekunden vorher es ſelbſt. Indeſſen die Wirthin war eine kluge Frau, gewandt in allen Fällen, und entgegen dem Grundſatze der Aerzte, vermied ſie jede Kriſis. Im Nu hatte ſie mit ihren hülfreichen Geiſtern den Tiſch abgeräumt; ehe eine Erörterung ernſtlich begonnen hatte, ſtand ein herzerhebend Abendeſſen da, ein recht eigentliches Zweckeſſen. Was aber ein ſolches für eine verſöhnende, herzbrechende Macht hat, weiß Niemand, als wer es erfahren hat, beſonders wenn eine Wirthin nachhilft mit luſtigen Redensarten und freundlichem Achſelklopfen. Wir müſſen ſagen, einträchtiger als ſelten gingen die Ehepaare heim; die Weiber im Bewußtſein vollſtändiger Genugthuung, die Männer im innigen Verlangen, daß die Vergangenheit vergeſſen und vergeben ſein möchte. Schön und friedlich war es ſelben Abend in allen Häuſern, ſelb iſt wahr, und allenthalben ward ein freundlich Nachfeſt gefeiert. Es wäre Alles gut geweſen und zwei luſtige Abende mehr in der Welt, wenn immerdar ſchön Wetter geblieben wäre am Ehehimmel und Friede in jedem Hauſe. Aber wie die Steine naß werden, wenn es ander Wetter geben will, und wie Blutstropfen hervortreten, wenn die Zeiten giftig werden, ſo ſtieß es dieſe Witze heraus, wenn es trüb in den Herzen wurde, ſie wurden ſichtlich, wurden gezeigt, dann erfolgte ſicherlich Blitz und Donner, manchmal ſogar wirklicher Hagel.

Witz iſt gar luſtig am Ehehimmel, Wetterleuchten, welches die Luft reinigt und ſchön Wetter macht, aber er muß wechſeln zwiſchen Mann und Weib und zwar bei unbewölktem Himmel und unter vier Augen. Wird der Witz zwiſchen Mann und Weib ein öffentlicher, dann hat's gefehlt, es gibt Verhältniſſe, welche in Praxi die Oeffentlichkeit nicht ertragen mögen, ein ſolches iſt die Ehe. Wer weiß, bei der Emancipation der Weiber kommt's vielleicht beſſer. Da wird dann per se Alles öffentlich, und was die Weiber dabei gewinnen, das wird die Zeit lehren; wer's erlebt, wird's anſchauen. Wer aber dann wiederum vernimmt, was Jene angeſchaut, der wird in ſtiller, verſchwiegener Traulichkeit und häuslichem Beieinanderſein das Glück ſuchen — und finden.

Wahlängſten und Nöthen des Herrn Böhneler.

Neue illuſtrirte Zeitſchrift für die Schweiz, Jahrgang 1849.

Es ändert ſich die Welt, wie man zu ſagen pflegt; es wechſeln die Sitten der Menſchen, und doch geſchieht nichts Neues unter der Sonne, wie Salomo ſagt; denn das Alte wird ſeiner Zeit wieder neu und das Neue alt. Das Wort Staatskunſt klingt gar hoch und ſchwer; man ſtellt ſich Wunder was darunter vor, aber es ſteckt nicht halb ſo viel dahinter; es bedeutet bloß: die Kunſt, an's Ruder zu kommen. Ununterrichtete möchten glauben, dazu gehöre auch die Kunſt, am Ruder zu bleiben; aber ſie würden ſich ſehr irren. Das am Ruder bleiben und nicht bleiben, hängt ganz vom Wetter ab, und das macht bekanntlich Gott. Wenn es viel Birnen gibt, gibt es viel Eichhörnchen; gerathen die Trauben wohl, ſchneit und regnet es Regenten, und was kann der Menſch an Trauben und Birnen machen?

Die Staatskunſt, oder die Kunſt, an's Ruder zu kommen, beſteht in zwei ganz verſchiedenen Methoden, von welchen bald die eine, bald die andere die herrſchende iſt: entweder muß man dazu geboren, oder dazu gewählt werden. Dieſe beiden Methoden ſchließen einander ziemlich aus. Denn zumeiſt wird nicht gewählt, wer dazu geboren wäre, und wer gewählt wird, iſt wiederum nicht dazu geboren, und je weniger Einer dazu geboren iſt, deſto hitziger betreibt er das

Gewähltwerden. Jede hat natürlich ihre angenehme und ihre fatale Seite. Unſtreitig iſt die des Geborenwerdens für die, welche eben geboren werden, die bequemere; den vielen Umtrieben und Drangſalen, welche bei Wahlen ſtattfinden, iſt der Faden radikal abgeſchnitten.

Das Glück kömmt ſo gleichſam im Schlaf.

Gegenwärtig leben wir in Zeiten der Wahlmethode, ja wir leben eigentlich im Wählen und vom Wählen; denn es wird wirklich faſt nichts mehr gedacht, geredet, geſchrieben, geſchafft, als Wahlen und Wahlen, und hört es an einem Ende auf, hui geht es am andern wieder an. Wenn nun eine Kunſt ſo recht im Schwunge iſt, ſo iſt es nicht bloß ein Zeichen, daß ein ſchön Stück Brod darin liegt, ſondern es bildet ſich darin eine Virtuoſität oder Schwunghaftigkeit aus, welche von der Nachwelt bewundert wird; daher die Zeit, in welcher ſie herrſcht, die Kunſtperiode, oder die Blüthenzeit der Nation genannt wird.

Nun ſcheint es wirklich, als ob wir gegenwärtig in einer ſolchen Periode, in der Wahlblüthe leben, in unſerm Lande wenigſtens; denn noch nie wurde das Wahlgeſchäft ſo ſchwunghaft, ſo ausdauernd und mit ſolcher Kunſtfertigkeit betrieben, als in den jüngſten Zeiten, und allem Anſchein nach wird es einſtweilen wenigſtens nicht abnehmen. Es wird daher Niemanden als wie vom Zaune geriſſen erſcheinen, wenn wir den geneigten Leſer mit einer ganz kurzen Schilderung der Wahlnöthen und Wahlängſten des Herrn Böhneler zu unterhalten ſuchen.

Herr Böhneler war ein ganz prächtiger Mann, aber zum Ruder nicht geboren, daher es ein Glück für ihn war, daß die Blüthenzeit ſeines Lebens mit der Periode der Wahlblüthe zuſammenfiel. Herr Böhneler war von der gütigen Natur auf das Glücklichſte ausgeſtattet, für dieſe Periode nämlich. Bekanntlich gibt es Thiere, welche das Wetter wittern Tage, Wochen vorher und ſich einrichten nach den

Winden, die da kommen, nach Sonne und Schnee, welche in Ausſicht ſtehen; ſo hatte es Herr Böhneler akurat. Da alſo das Bleiben am Ruder ebenfalls vom Wetter abhängt, wer ſchickt ſich da beſſer an's Ruder als der, der inſtinktmäßig das Wetter wittert Wochen, Monate voraus? Die Wetterkapuziner ſind bekannt, wie ſie ihre Kapuze über's Haupt ziehen und wieder ſie lüften und barhaupt daſtehen und Alles ohne alle Vernunft, aus bloßem Inſtinkt; gerade ſo eine glückliche Gabe hatte Herr Böhneler und zwar eben auch ganz aus bloßem Inſtinkt. Und dieſer Inſtinkt dehnte ſich auf ſeinen ganzen Verkehr aus. Er konnte heute vor einem Menſchen barhaupt, den Hut in der Hand, ſtehen und morgen behielt er kühn den Hut auf dem Haupte, wenn der andere vor ihm den Hut abzog; er konnte heute Männern, welche auf ſeinem Zimmer waren, ſagen, er bitte ſie, ſich gleich zu entfernen, er könnte ſonſt verdächtig werden, wenn man ſie bei ihm anträfe, denen er einige Tage vorher nachwedelte wie Lips, der bekannte ſchwarze Pudel, ſeinem bekannten Meiſter. Nur Eins hatte ihm die Natur verſagt; das machte ihn zu Zeiten faſt troſtlos; es wuchs ihm nie und nimmer ein Schnauz. Bekanntlich haben wir in unſerm Vaterland von Zeit zu Zeit martialiſche Anfälle, ganz ſchreckliche, mörderliche, wo wir uns geberden, als wollten wir die halbe Welt freſſen, die andere halbe dazu als Getränk verbrauchen. Wer das Vaterland liebt, ein Volksfreund iſt, muß dieſe Anfälle begreiflich auch haben und zwar nicht bloß haben, ſondern auch gleichſam ſie repräſentiren. Dies geſchieht am wirkſamſten mit Worten, Worten wie Keulen, mit welchen man nicht bloß Franzoſen und Oeſterreicher zu Pulver zermalmt, wie Tabakblätter in einer Schnupftabakſtampfe, ſondern alle Büffel und Elephanten, ſammt Kameelen und Rhinozeroſſen todtſchlägt, als wären es Fliegen oder höchſtens Käfer, in welcher Methode Luvini, der Teſſiner Held im Rathsſaale, ein unübertreffliches Vorbild iſt. Indeſſen reden kann man nicht immer, man muß den Heldenmuth und die Vaterlandsliebe auch vorweiſen, ſie zeigen können auf hundert Schritte weit, daher hat man ein allgemeines Zeichen, das iſt der Schnauz. Man nimmt an, wie auf gutem Miſt Schwämme wachſen über Nacht, wenn es ſchlecht Wetter geben will, ſo wachſen, wo die Herzen gut ſeien, die Geſinnung recht, die Volksthümlichkeit groß, gleichſam über Nacht Schnäuze unter der Naſe, wenn dem Vaterland Gefahr drohe, wenn es Krieg geben wolle. Ein ſolches Zeichen brachte Herr Böhneler nicht zuwege, ein Schnauz wollte ihm nicht wachſen; es brachte Herrn Böhneler faſt zur Verzweiflung. Er habe zwar graue Haare, ſchwache Augen, ſchwache Beine, aber ſein Blut ſei heiß für's Vaterland, wie zwanzigjähriges, ſagte er; er fühle Kriegsdrang und würde für die Freiheit ſterben, ſagte er, wenn er jünger wäre.

„Anne Bäbi," ſchrie er oft auf des Nachts, „Anne Bäbi, was mache ich doch, um einen Schnauz zu kriegen. Anne Bäbi, weißt mir nichts? Seifen hilft nichts, was meinſt, wäre Lauge gut?"

„Schweig doch mit dem G'ſtürm," antwortete Anne Bäbi; „wenn es Jemand hörte — Kinder und Kindeskinder müßten ſich ja ſchämen; es würde ihnen vorgehalten werden. Dir wächſt dein Lebtag keiner, du haſt ja ſchon ſo viele Schnäuze bekommen dein Lebtag, daß du, wenn ſie hätten wachſen wollen, einen hätteſt, der ginge von hier bis Baſel, pſi Tüfel, Böhneler!"

Herr Böhneler war eigentlich vor längerer Zeit ſchon gewählt worden und zwar in einer glücklichen Zeit, in der Erſtlingsperiode der Wahlen. In ſolchen Zeiten werden immer die beſten Geſchäfte gemacht. Der Concurrenten ſind wenige, die Nachfrage iſt hitzig. Seine erſte Wahl fand zu einer Zeit ſtatt, wo das Mus umgerührt ward mit der größeren Kelle von oben bis unten. Jede Köchin nun weiß, wenn man ein Mus, Bohnen- oder Erbſenmus, tapfer rührt, ſo bleiben Bohnen und Erbſen, oder wenigſtens deren Hülſen, an den Rändern des Hafens hängen. Akurat ſo geht es in aufgeregten Zeiten. Die Raths- und andere Herren bleiben halt hängen über dem übrigen Mus. Unſer Böhneler (eigentlich ſollte man immer ſagen Herr Böhneler, wegem Reſpekt, aber der Kürze wegen, und weil wir mit der ganzen Familie Böhneler zwar durchaus nicht verwandt, aber ſehr genau bekannt ſind, wollen wir den „Herrn" zuweilen auslaſſen) hatte die beſtimmteſte Ausſicht, daß man ihn in der Höhe hängen laſſe und zwar ohne Schnauz. Er hatte ſich mit dem Stutzer auf einigen Schießeten ſehr befaßt und abſonderliche Reden losgelaſſen, daß die Schießhütte faſt ohnmächtig ward. Aber es ſtach ihn der Haber, er wollte nicht mehr ſo bloß ein ſimpler Gewählter ſein, er wollte mehr. Der Ehrgeiz und der Geldgeiz ſind halt Brüder und beide haben kein Genügen, und je mehr einer hat, deſto mehr hat er noch zu wenig.

Herr Böhneler wollte nicht mehr ſo ein bloßer Gewählter ſein, ſondern ein Wahlherr, d. h. ein Lenker der Wahlen, eine Schickſalsperſon des Vaterlandes. Er wollte erſcheinen als Einer, der Einfluß habe auf die Wahlen, zu dem man trete und frage mit Reſpekt: „Herr Böhneler, wie ſteht es mit den Wahlen?" Der dann ſagen konnte mit Beſtimmtheit: „Ich garantire dafür, es iſt Alles beſorgt, es geht wie Schnupf. Die Gegner geben ſich zwar unſägliche Mühe und brauchen Mittel, welche ich ihnen an den Kopf ſchlagen will, wie ein Schulmeiſter ſeinen Knaben die Pelzkappen; aber zählt auf mich, ſie fahren mit Glanz ab;" — zu dem man ſage: „Böhneler, wir zählen auf Sie, Sie ſind der Mann; Sie haben Kredit bei dem Volke; Sie haben ſich ihm bewährt!" Aber um dieſe Stellung ſo recht mit Ehren einzunehmen, mußte er wenigſtens in zwei Wahlkreiſen gewählt ſein; er mußte ſo gleichſam ein perſönliches Vertrauensvotum erhalten haben, wie ſie jetzt üblich ſind. Von wegen, je mehr man mit einer Sache betrogen wird, deſto mehr haſcht man nach Zeichen der Aechtheit, ſucht Sicherheit für ſich ſelbſt zu haben und Andern zu geben.

Böhneler hatte nicht ſchlechte Ausſichten. In einem Wahlkreiſe war er eingebürgert, in einem andern Wahlkreiſe hatte er Beſitzthum und Verwandtſchaft, er ſelbſt aber wohnte in der Hauptſtadt. Im erſten Wahlkreiſe ſcheint der Boden für Kirchenlichter äußerſt ungünſtig zu ſein; denn er war das erſte und einzige, welches in dieſem und vielleicht auch im vorigen Jahrhundert demſelben entſproſſen war. Auf ſeine Mitbürger konnte er ſich feſt verlaſſen; denn wie ſüß tönt's nicht für einen Bürger, wenn er ſagen kann: Wir haben auch einen drinnen (in der Hauptſtadt), der und der iſt unſer, er iſt hier daheim. Wie keck geht man dorthin in dem Bewußtſein, einen drinnen zu haben, zu dem gehe man, der kenne Alles, hätte am meiſten zu bedeuten und was der ſage, das ſei geſagt! Im andern Wahlkreiſe ſchien die Sache weniger ſicher, da waren Notabilitäten, da waren namentlich jüngere Leute, denen nicht ſowohl ein Bewußtſein, als ein Gefühl erwachte, eigentlich ſeien ſie nichts, würden ſie aber gewählt, dann wären ſie auch etwas und könnten alle Tage mehr werden, wenn ſie immer friſch zu was Neuem gewählt würden. Böhneler hatte Erfahrung in dieſen Dingen und namentlich die, daß man es durchaus nicht auf das Ungefähr ankommen laſſen, d. h. dem geſunden Sinne des Volkes vertrauen dürfe. Das käme wunderlich heraus, ſagte er oft, wenn nicht verſtändige, vaterlandsliebende Männer der Sache ſich annehmen würden, ſo könnte man zuſehen, wie es ginge. Böhneler wußte, es waren drei Manöver nöthig und zu den drei Manövern drei Dinge. Das Geſchäft mußte vorbereitet werden, das mußte eine Zeitung thun; es mußte betrieben werden durch ſogenannte Panduren; es mußte unterſtützt und nachgeholfen werden durch den zu Wählenden ſelbſt. Die Zeitung hat vielleicht ein halb

Jahr oder noch länger vorher die Steine allfälligen Anſtoßes aus dem Wege zu räumen, d. h. muthmaßliche Mitbewerber moraliſch und vaterländiſch todt zu ſchlagen, unmöglich zu machen, ihren Begünſtigten dagegen an die Sonne zu ſtellen, ja ihn ſelbſt leuchten zu laſſen, wenigſtens wie ein Ampeli in einer Laterne. Sie thut dieſes ohne Zuſammenhang mit den Wahlen, ganz wie zufällig. Sie wiſcht gegen den Todtzuſchlagenden Alles von Vater und Großmutter her zuſammen, was je beim Brunnen oder an einer Wäſche verhandelt worden, ſie ruft alle Jugendſünden vom erſten Tage des Lebens an aus dem Grabe, ſtellt ſie als die Anfänge der gegenwärtigen Sündhaftigkeit vor's Publikum hin, als wären ſie geſtern begegnet und drohten heute dem Vaterland Verderben. Sie ſtempelt alle Muthmaßungen, alle Verdächtigungen, welche je abſichtlich über den Menſchen ausgeſtreut worden, zu ausgemachten Thatſachen und gibt ſehr fein zu verſtehen, das ſei aber nichts gegen das, was ſie noch wüßte, womit ſie aber einſtweilen hinter dem Berge halte; ſei es dann noch nöthig, ſo werde ſie unumwunden damit ausrücken; gibt nachdrücklich zu verſtehen, es handle ſich um geheime Verbindungen und Reaktionsgelüſte, welche ſich zu verwirklichen drohten. Von ihren Begünſtigten ſagt ſie aber ſo viel thunlich: Herr X. hat den Antrag gemacht; er beliebte aber nicht; er trägt ſich mit volksthümlichen Projecten, dringt aber nicht durch; ſeine beſten Beſtrebungen werden von gewiſſer Seite her gelähmt. Man kennt die Thäter; aber Geduld, in wenig Monaten wird es beſſer. Wir hoffen, Herr X. erhalte eine Stellung, ſeinem Willen und ſeinen Talenten angemeſſen. Der beſcheidene Mann wünſcht ſich zurückzuziehen; wir erwarten aber vom Volke, es werde ſeine Freunde kennen und ſich dieſelben zu ſichern wiſſen. Man ſchreibt uns von Z., ſie hätten dort die Freude gehabt, Herrn X. in ihrer Mitte zu beſitzen; er hätte den Auftrag, die fragliche Angelegenheit zu unterſuchen. Alle, welche das Glück hatten, in ſeine Nähe zu kommen, waren erſtaunt über die Tiefe und den Umfang ſeiner Kenntniſſe und in gleichem Maße entzückt über ſeine Liebenswürdigkeit; von Anmaßung oder Hochmuth keine Spur. Glücklich iſt ein Volk zu preiſen, welches ſolche Repräſentanten hat! Umſonſt hofft man ſeit Jahren auf eine neue Gewerbsordnung. Herr A. ſoll den Entwurf machen. Man kennt aber Herrn A. und ſeine Arbeitsweiſe; kommt der Auftrag nicht in andere Hände, ſo können wir noch ein Jahrhundert warten. Herr X. wäre ganz der Mann, vollſtändig und zweckmäßig ein Project zu entwerfen; wer kennt nicht ſeine trefflichen Arbeiten in dieſem Fache! Aber kleinliche, erbärmliche Eiferſucht lähmen den Mann, binden ihm die Hände, ſetzen ihn allenthalben zurück; wir hoffen aber, das Volk werde ſich mündig zeigen und die Eiferſüchtigen zu beſeitigen wiſſen.

So ungefähr lauten die vorbereitenden Artikel, welche hageldicht ſich folgen. Mit einer ſolchen Zeitung ſetzte Herr Böhneler ſich in genauere Verbindung. Der Redacteur derſelben war ein grauer, dicker Schuft, der ſeinem beſten Freunde für zwei Flaſchen Neuenburger die Haut abgezogen hätte. Ja hätte er einen Wohlthäter gehabt, der ihn aus babyloniſcher Sclaverei erlöst, der in afrikaniſcher Wüſte ihm den ſchrecklichſten Durſt gelöſcht, ihn geſpeiſet, gekleidet, ihm auf die Beine und in beſſeres Land geholfen, er wäre im Stande geweſen, um ein Linſengericht oder ſonſt um ein Pöſtlein dieſen Mann zu verleumden und zu verläſtern. Ja, er wäre im Stande geweſen, alle dieſe perſönlich empfangenen Wohlthaten, ſo wie was der Mann Andern Gutes oder ſonſt Gemeinnütziges gethan, als den ſchändlichſten Verrath am Vaterlande, als wahre Greuelthaten darzuſtellen. Würde er etwa noch geſagt haben: Seht mich an, mich Sauhund und Schweinskerl, mich hat er aus der babyloniſchen Gefangenſchaft errettet; ſeither verfloß kein Tag, wo ich nicht was Schlechtes gethan, gelogen, geläſtert, dem Vaterland Schaden zugefügt, es dem

Abgrund zugeführt, an deſſen Rande es ſchwankt; hätte er mich im Gefängniß vermodern laſſen, ſo wäre das Alles nicht geſchehen, ſo wäre unſägliches Unheil nicht. An dieſem Allem alſo iſt er ſchuld durch ſeine dumme Gutmüthigkeit, — ſo wäre noch was Wahres an dieſer Rede, und ſie ließe ſich betrachten; — aber ſo würde eben der graue, dicke Schuft nicht reden, ſondern geradezu lügen, daß der, welcher ihn errettet, der geweſen, der ihn ſeiner Freiheit beraubt. Mit dieſem ſetzte ſich Böhneler in Verbindung, weihte ihm ſeine Dienſte. Nicht etwa, daß er ihm Geld aus ſeinem Sacke verſprochen; — bewahre, das iſt eben auch die Kunſt, ſo was auf Staatskoſten zu machen. —

Böhneler verſprach ihm erſtlich Mittheilung von Allem, was bei Eid und Pflicht geheim gehalten werden ſollte. Solche Mittheilungen helfen bekanntlich einer Zeitung beträchtlich auf. Er verſprach ihm zweitens gelegentlich artige Gratifikationen aus dem Staatsſeckel und wo möglich eine feſte Anſtellung mit ſchönem Gehalt, aber ohne Arbeit. So macht ſich Solches. — Mit noch größerer Leichtigkeit wußte Böhneler zu Wahlpanduren zu kommen. Am paſſendſten werden dieſe Panduren unter dem Militär, den Staatsangeſtellten und aus dem Lehrſtande gewählt. Dieſe Klaſſen kommen durch ihre Stellung mit vielen Leuten in Verkehr; ihr Amt ſichert ihnen einen beſtimmten Einfluß; ſie können ſagen: „Thuſt's, wohl und gut, ſonſt wart', ich will Dir!“ So was iſt zwar verboten; aber man weiß wohl, wie das gemeint iſt. Amtsmißbrauch heißt nur, was gegen das Vaterland, d. h. gegen die herrſchende Partei geſchieht, zu Gunſten des Vaterlandes und der wahren Volksvertreter und Volksfreunde kann das Amt nie genug gebraucht, geſchweige denn mißbraucht werden. Und wenn ein Polizeidiener von Haus zu Haus ſagte: „Wählt doch um Gotteswillen Den und Den, ich kriege dann was,“ ſo kömmt es keinem Menſchen in Sinn, das unrecht zu finden, wenn es zu Gunſten des Rechten geſchah. Je höher im Rang ein Militär ſteht und je nöthiger er an Geld iſt, deſto beſſer taugt er zum Panduren, und am allerbeſten, wenn er noch dazu Kaufmann iſt, ein Geſchäft hat, welches auf allen vier Beinen wackelt. So Einem kann man unterlegen mit Krediten, wie man unter wackelnde Tiſchbeine Papierklümpen ſtößt, welche eben nichts zu bedeuten haben, kann auch dies oder jenes in ihre oder eines Bruders Taſche weiſen, Lieferungen z. B. und namenloſes Anderes. Gerade ſo Einen, der noch dazu ein hübſcher Kerl war, mit breitem Rücken und Kruſelhaar, der den Weibern wohl gefiel und doch zu dumm war, um gefährlich zu werden und den Platz in Böhneler's Schuhen zu uſurpiren, fand Böhneler. Der Mann war ungeheuer glücklich. Erſtlich glaubte er, einen Schönern gebe es nicht zu Berg und Thal, wenn er ſeine Uniform mit den dicken Epauletten am Leibe hatte und gar, wenn er wie ein Schneider zu Gaule ſaß. Zweitens kam er ſich ſo wichtig vor, ſo bedeutſam und berühmt, weil er Schreiben erhielt von Oben, und Eröffnungen ihm gemacht wurden, daß er an heitern Tagen Morgens und Abends auf die Hochwacht ging, um zu ſehen, ob Niemand käme aus Deutſchland oder Italien in großem Aufzug, mit Schalmeien und Poſaunen. Man hatte ihm geſagt (leſen konnte er übel, es war nicht ſein Fach), an dem einen Orte hätten ſie einen Kaiſer nöthig, am andern einen Papſt, und weil er mit beiden Ländern ſo bekannt war, träumte es ihm alle Nächte, er könnte berufen werden entweder nach Italien als Papſt, oder nach Deutſchland als Kaiſer. Für Papſt ſchicke er ſich abſonderlich, weil er beſſer auf einem Eſel reiten könne als auf einem Pferde, und die Religion ihn nicht genire; zu einem Kaiſer aber nicht weniger, weil er ſogar von der Bataillonsſchule etwas kenne, in drei Sprachen ſprechen gehört und eine anſehnliche Poſtur habe, einen germaniſchen Kopf, falb und dick und viel Anlagen zur Gnädigkeit.

Wenn er ſo geträumt hatte, ſo kam es ihm dann am

Tage vor in ſeiner Einfalt, es wäre weder der eine noch der andere Poſten ſo dumm; einſtweilen hätte er weder Weibel noch Wechſel mehr zu fürchten.

Der Lehrer, zu dem Herr Böhneler ferner ſeine Zuflucht nahm, war ähnlichen Schlages, hatte Nachſicht in Beziehung auf die Schule nöthig, war Gemeindeſchreiber, Factotum der Gemeinde und hatte es vielleicht nöthig, daß man ihm blinzelte, von wegen etwelcher Unſauberkeit über das Nierenſtück. Er konnte reden mit Pfausbacken, die drei Erzengel Gabriel, Ariel und Michael lösten ihm nicht die Schuhriemen auf, einen gſtabeligen Rücken machen und wieder ſich krümmen, je nach Nothdurft, wie ein Hofmann, freilich von der noch ungehobelten Art, und war zu gebrauchen zu Allem, von dem er glaubte, es führe zur Erfüllung ſeiner Träume; denn auch er war mit Träumen behaftet und zwar mit gar nicht übeln, wie Joſeph. Wegen Rücken, Stimme, Stellung und weil er ſagte: „er brauche nur den Finger aufzuheben, ſo zöge man ihn mit Gewalt an's Ruder; es ſei Mancher daran gekommen, er reiche ihm nicht bis an die Knöchel," — hatte er großen Einfluß in der Gemeinde, in verſchiedenen Pinten und Speiſewirthſchaften, abſonderlich bei der Lehrerſchaft, die, je mehr er log, deſto feſter an ihn glaubte, von wegen ihrer gemeinſamen Richtung.

Als dritten Hauptpanduren — denn jeder der Hauptpanduren hatte noch eine Menge Unterpanduren bei Handen, welche Alle mit Staatshoffnungen befriedigt, oder wenigſtens darauf hingewieſen worden (Polizeidiener hätten den Lohn ſicher lieber baar gehabt, erhielten ihn vielleicht auch ſo), erhielt er einen Angeſtellten, der dazu noch gemeiner Großrath war.

Da war Herr Böhneler erſt recht glücklich. Dieſer Großrath war nicht bloß Regent ſeiner Gemeinde und zwar ſo vollſtändig, daß kein Weib in der Gemeinde ein Kaffee kochen konnte ohne ſeine Erlaubniß, ſondern er hatte ſeine Unterthanen im ganzen Wahlkreis. Alle Lehrer tanzten nach ſeiner Geige; Alle, welche vor Gericht mußten, ſtimmten nach ſeinem Pfiff; von wegen ſeiner gründlichen Beſchränktheit begriff er nichts vom Recht, ſondern bloß etwas von den Farben; wer von ſeiner Farbe war, hatte recht, und unrecht alle Mißfärbigen. Man begreift, ein Mann von dieſer Sorte muß großen Wahleinfluß haben und wenn er noch dazu gemeiner Großrath iſt, der hin und her muß, ſo bildet er die lebendige Verbindungslinie, empfängt die allerfeinſten Inſtruktionen, welche man nicht gerne dem Papiere anvertraut, auch wenn man die allerunterthänigſte Kreatur zum Poſtmeiſter hat; trägt ſie unſichtbar im Kopf herum und verdolmetſcht ſie nach Bedürfniß. Eine ſolche Perſon iſt dem innern Gehalt nach von der allergrößten Wichtigkeit; ſie braucht nicht groß zu ſein, kann ganz füglich ein Knirps ſein, auch Schönheit iſt nicht nothwendig, ja, je unverſchämter die Fratze iſt, deſto wirkſamer iſt die Frechheit der Perſon. Einen ſolchen Panduren zahlt man begreiflich auch nicht aus eigenem Sack, aber er hat die ſicherſte Anwartſchaft auf Staatsſtellen und die beſtimmte Gewißheit, daß ihm Niemand was anhaben mag und wenn er es ſchon möchte, doch nicht könnte. Dieſe Panduren ſind akurat, was die Weckenweiber. Die Weckenweiber backen nicht ſelbſt, ſie nehmen Brod und Wecken bei den Bäckern, vertragen ſie mit den zudienlichen Redensarten im Publikum. Die Panduren haben ihre Inſtruktionen, aber den Hauptſtoff nehmen ſie aus der zudienlichen Zeitung, vertragen und verdolmetſchen ihn dann im Publikum eindringlich und nachdrücklich, daß Kinder in Krämpfe fallen, Weiber in Ohnmachten, und ältere Leute das Zittern kriegen lebenslang. Den Panduren liegt hauptſächlich das ſcharfe Aufpaſſen ob, ob irgend wer in's Wahlgehege komme, und ſobald ſie von ferne was Verdächtiges bemerken, alsbald einen Höllenlärm zu beginnen, wie die Hottentotten ihn machen, wenn ſie eine Wolke Heuſchrecken am Niederlaſſen hindern und ſie weiter treiben wollen. Da müſſen ſie laufen, ſpringen, rühmen, lügen, reden, daß die Zunge ganz klein und abgenutzt wird; da haben ſie manchmal harte Arbeit, und ihre Stellung iſt nicht angenehm, man muß eigentliche Pandurenhaut und Magen haben, um ſie zu verrichten.

Die „Unterſtützung“ endlich lag Herrn Böhneler ſelbſten ob. Herr Böhneler mußte den Volksmann machen, mußte bei jedem Bekannten aus jenen Wahlbezirken ſtehen bleiben, die Hand geben, zum Eſſen einladen, nach Großvater und Großmutter fragen und der Nachkommenſchaft und ſchalkhaft beifügen, wenn ſie etwa noch einmal einen Götti nöthig hätten, ſo wüßte er ihnen einen, der ſchlüge es nicht ab, im Gegentheil thäte er es gerne.

Sehr förderlich iſt es, wenn gerade Leute aus der Gegend in Garniſon ſind, mit freundlichen Grüßen und einigen Einladungen kann man viel machen. Freilich geht dabei etwas drauf, denn die Leute in Garniſon ſind gewöhnlich mörderlich hungrig und durſtig. Ferner muß er einige Briefe ergehen laſſen, nicht wegen den Wahlen eigentlich, mehr Ergießungen ſeines Herzenleides, daß den Wünſchen und Bedürfniſſen des Volkes nicht beſſer entſprochen werde. Es dünke ihn manchmal, es wolle ihn verſprengen, aber mit dem Kopf komme man durch keine Mauer. Uebrigens ſei das Volk ſelbſt daran ſchuld, ſo lange es nicht volksthümlichere Wahlen treffe, komme es nicht beſſer u. ſ. w. Endlich muß man ſich zeigen in den Wahlkreiſen, nicht um ſich direkt zu empfehlen, ſondern eben um ſich zu zeigen. Da ſind Muſterungen, Märkte, Schießen, Gerichtsſitzungen vortreffliche Gelegenheiten. Das läßt ſich auf Staatskoſten perfekt machen.

Es gibt alleweil eine Kaſſe zu viſitiren, eine ſtreitige Mark anzuſehen, eine neue Brücke zu beſichtigen, ein Kantonnement zu betreiben, kurz irgend ein Staatsgeſchäft, welches berechtigt, auf Staatskoſten von Staatswegen im Lande herum zu fahren. Bei ſolchen Anläſſen und einigen Flaſchen Zapfenwein iſt ſchon Unglaubliches gethan, ſind Exiſtenzen gegründet und Exiſtenzen zerſtört worden.

Böhneler that Alles gewiſſenhaft mit großem Geſchick, trug die ſchönſten Hoffnungen heim, und der verhängnißvolle Tag erſchien, ohne daß den Wahlſieg irgend etwas zu gefährden ſchien. Indeſſen, man weiß wohl, wie es geht, wie man in der Ferne ſich dies und jenes denkt, wie peinlich das Warten iſt auf das entſcheidende Wort, wie unendlich lang dabei die Stunden werden, das Unwahrſcheinlichſte ſich als wirklich eingetreten vor Augen ſtellt. Als Böhneler am Morgen des Wahltages erwachte, überſchlug er noch einmal alle Möglichkeiten, rechnete, um welche Zeit er wohl das Wahlergebniß vernehmen könnte, im Fall man ihm einen Expreſſen ſchicke. Befohlen hatte er es zwar nicht, er hatte angenommen, die Leute hätten Verſtand, und zählte darauf. Wenn Alles günſtig ging, wie er es erwarten konnte, er im erſten Wahlgang zuerſt erwählt wurde, und Einer alsbald ablief, konnte er um 2—4 Uhr bereits Nachricht haben, wenigſtens aus dem nähern Wahlkreiſe. Herr Böhneler wußte, daß man ſolche Expreſſen einigermaßen traktire, und je beſſer es geſchah, deſto förderlicher war es bei der nächſten Wahl. Mangel an Berückſichtigung eines Expreſſen konnte einem Gewählten für ſein ganzes Leben den Hals brechen. Nun iſt man ſelbſt in einer Stadt übel zweg, wenn man um zwei oder drei Uhr irgendwo was Eßbares will holen laſſen; man findet bloß miſerable Reſte, und dazu noch kalt. Böhneler hatte einen Gedanken und, wie er glaubte, einen ſehr guten, ſowohl in Betreff der Sache als des Geldſeckels. Aber wie kühn er thun konnte, wenn auch ohne Schnauz, für's Vaterland, — vor ſeinem Anne Bäbi war er immer ein zahmes Bubeli; darum ſprach er ihn nur ſchüchtern aus, und verbrämt mit viel Zärtlichkeit. „Fraueli,“ ſagte er, „wys

Schatzeli, wie wäre es, wenn man dafür ſorgete, wenn etwa ein Expreſſer käme zur Unzeit. Ich möchte dir nicht Mühe machen, viel Geläuf's erſparen, und du weißt, daß man denen gehörig zu eſſen und zu trinken geben muß. Wie wäre es, wenn du ein halbes Dutzend kreuzerige Paſtetchen holen ließeſt, das iſt den Leuten ſeltſam und koſtet nicht viel. Dazu für ein paar Batzen Schinkenſchnittchen und ein weißes Brötchen; — wenn es ſchon ein vorgeſtriges iſt, es macht nichts; er hat nur deſto länger daran zu mahlen (kauen). Wein iſt noch genug im Keller, es ſind noch einige Flaſchen unten, und das Fäßchen, wo der Vierbatzige iſt, iſt noch faſt voll; man kann von dem aufſtellen, aber in einer Maßflaſche, daß er ſehen kann, man gönne es ihm. Frauelі, Schatzeli, was meinſt, ſind das nicht gute Gedanken?"

Frau Böhneler war da geſtanden mit eingeſtemmten Händen, hatte mit großen Augen und ſpöttiſchem Munde der Rede des Mannes zugehört bis zu Ende.

Darauf ſagte ſie: „Böhneler, ſchmök!" drehte ſich um und ging ab. Da ſeufzte Böhneler tief auf.

„Ach," ſagte er, „es iſt nichts mit Anne Bäbi zu machen, es bleibt das gleiche Bäbi, ſo lange es lebt. Ach, wenn man doch voraus wüßte, was man Alles würde, dann könnte man ſeinem Stande gemäß heirathen und käme nicht in ſolche Verlegenheiten mit einem Anne Bäbi! In Gottes Namen, ich muß in die Sitzung, hoffentlich bin ich längſt zurück, wenn Jemand kömmt." Er bewegte ſich mit vielem Anſtande in die Sitzung und machte dort eine ganz andere Figur, als vor ſeinem Anne Bäbi. Böhneler hatte ſich das Anſehen bereits zu geben gewußt, als ſei er eine Potenz auf dem Lande, im gegenwärtigen Fall eine Wahlmacht, und wie man ſich auf der Börſe um die Geldmächte drängt, um Rothſchild, Hoppe u. ſ. w., um den Stand der Aktien und der Fonds zu vernehmen, ſo drängte man ſich um die Wahlmächte, um den Stand der Wahlhoffnungen zu vernehmen. „Böhneler, wie ſteht's dort? Böhneler, was meint Ihr? Böhneler, was habt Ihr für Nachrichten?“ tönte es von allen Seiten. Und Böhneler drehte ſich mit Behagen rund um und gab mit einer Beſtimmtheit und Sicherheit Beſcheid, als wenn er dieſen Augenblick mit der Eiſenbahn von dorther gekommen wäre. Ein ſolches an ſich ſein vermehrte beträchtlich ſeine Bedeutſamkeit. Die Sitzung war begreiflich ſehr kurz; es wurde meiſt nur von dem Wahlgeſchäfte geredet, welchem die Herren ſelbſt noch obliegen wollten in der Hauptſtadt. Sie redeten ab, was allfällig noch zu machen ſei, und wie ſie ſich zu vertheilen hätten, daß ſie noch einwirken könnten in der Kirche ſelbſt. Die Wahlen gehen nämlich zumeiſt in der Kirche vor, und das iſt eine herrliche Sache! Das iſt eine Prüfung vor Gott von ſämmtlichen Wählern; das iſt ein wahres Selbſtgericht, ein vorläufiges. Da thun Buben und Männer im nämlichen Hauſe, in welchem ſie getauft und das chriſtliche Gelübde abgelegt, ihren Sinn kund, und das Zeugniß dieſes Sinnes wird an dem Tiſche abgeleſen, an welchem ſie das Mahl empfangen, von dem es heißt: „Wer unwürdig, als Heuchler oder Unbußfertiger ißt und trinkt, der ißt und trinkt ſich ſelbſt das Gericht.“ Die Zeugniſſe dieſes Sinnes ſteigen auf zu dem, der die Gelübde gehört, der den Segen hat in ſeiner Hand, der ſelig macht und verdammt; ſie bleiben droben angeſchrieben; ihr Buben und ihr Männer, vergeßt es nicht! Jeder Name, den Ihr ſchreibt, iſt ein Zeugniß für oder gegen Euch; Herrgott, wie viele ruchloſe Namen werden einſt ewig brennen auf den Seelen verſtockter Wähler! Sie ſollen das Salz der Erde ſein, ach und wie dumm ſind ſie geworden. Pharao war verſtockt und erſoff im rothen Meere. Wähler, die Chriſten ſein wollen und doch für das unzüchtigſte Gezüchte in einer chriſtlichen Kirche ſtimmen, ſind zehnmal verſtockter als Pharao, worin werden die wohl erſaufen? Je ſchlechter das Geſchlecht wird, deſto öfter muß es wählen in den Kirchen, je näher das Gericht Gottes, deſto ſtrenger kommen ſeine Warnungen. Volk merk's!

Als Böhneler aus der Sitzung ans Wählen ging, hatte er ſo wenig einen Begriff davon, wohin er ging, und was das Vorzunehmende nach Obigem zu bedeuten habe, als die Andern.

Aber auf dem Wege ging Böhneler bei einem Schweinehändler vorbei, der ſeine Waare appetitlich ausgeſtellt hatte, und deſſen junge Frau ebenfalls ſehr appetitlich daneben ſtund. Da ſchoß Böhneler ein Blitzgedanken durch den Kopf. Er hielt viel auf dieſen Gedanken, denn ſie kamen ihm ſelten, und was rar iſt hält man gewöhnlich für viel werth. Böhneler fragte nach Schinkenſchnitten, nach Bratwürſten, ob ſolche Nachmittags 2 oder 3 Uhr zu haben, in welchen Quanten, welchen Preiſen, und nebenbei ſchäkerte er mit der appetitlichen Frau ſehr angenehm, ſagte ihr Schönes, kurz, war ſehr holdſelig, ſo holdſelig, daß, als er fort war, das Frauchen ſeufzte: „ach, wenn ſie doch Alle ſo wären, wie der Böhneler!“ und alsbald Anſtalten traf, auch deſſen kühnſten Anſprüchen zu entſprechen. Herr Böhneler nahm nun ſeinen Platz in der Kirche ein, aber gottſeligen Gedanken hatte er nicht einen einzigen, wie wir leider bezeugen müſſen. Er war nicht einmal recht bei dem obſchwebenden Wahlgeſchäfte; er war im Geiſte ganz in den Wahlkreiſen, in welchen er gegenwärtig die Hauptperſon zu ſein erwartete. Er hatte ſeine Uhr, welche im Gilet ſaß, vielleicht noch nie ſo häufig in den Händen gehabt, als dieſen Morgen, und doch hatte er ſie gewöhnlich ſo viel in den Händen, als ein junger Schulmeiſter, dem die Weisheit zu Ende will und die Zeit nicht vorwärts. Beſonders um Mittagszeit war Böhneler ſtark auf der Uhr, nicht allein wegen Hunger, ſondern vorzüglich wegen der Frau. Er wußte, wie unehrerbietig die reden konnte, wenn er ſie zu lange mit dem Eſſen warten ließ. Gewöhnlich mußte er hören, wie ſie hundertmal ärgere Klapperweiber ſeien, als die allerärgſten Wäſcherinnen; die, wenn es angerichtet ſei, kämen doch zum Eſſen ungeſäumt, könnten das Schwatzen laſſen, ſie aber, wenn ſie einmal angefangen, könnten nicht mehr aufhören mit Dädern und Schnädern, wie kleine Kinder, wenn ſie mal in's Heulen kämen, auch nicht mehr zu g'ſchweigen ſeien. Böhneler ſah alle Augenblicke nach, dachte, wenn die Uhren gleich gehen, ſo fangen ſie jetzt an, jetzt machen ſie dies, jetzt das ꝛc. ꝛc. von wegen der Bezirksamtmann iſt ſehr prompt und exakt. Da täuſchte ſich Böhneler ſehr, aber ſo kannte Böhneler ſeine Leute. Ja, wenn man den Bezirksamtmann in der Stadt ſprechen hörte von ſeinen Thaten, ſo ſchlug man die Hände über dem Kopf zuſammen ob der Thätigkeit dieſes Mannes. Damit begnügten ſich natürlich die Herren in der Stadt. Wären ſie ihm nach gegangen in ſeinem Amt, ſie hätten da eine Schlafmütze gefunden, wie ſie ſelbſt in Rathsſälen ſelten ſind.

So kann man ſich täuſchen in den Leuten, beſonders wenn man Rathsherr iſt. Der Morgen kam Böhneler unendlich lange vor, und das Wählen ſo langweilig als möglich, ja ſogar das Intereſſe am Intereſſe ſeiner Partei entſchlief. Das Sonderintereſſe verſchluckte total das Parteiintereſſe oder wie man zu ſagen pflegt, die Liebe zum Vaterland. Es krabbelte ihm am ganzen Leibe, als ſtecke er in einem Bettlergewande, gefüllt mit den bekannten Inſaſſen; es war die bloße Ungeduld. Er ſchimpfte ſehr unvorſichtig über die ſchlechte Geſellſchaft, in welche man bei ſolchen Wahlen käme. Aber ſo gehe es, wenn man dem ganzen Pöbel den Zugang verſchaffe. Der bringe Thierchen mit, daß man glaube, man ſei in einem Hundeſtall und nicht in einer Kirche. Seinen Nachbar frug er zu verſchiedenen Malen: „Hat man mich nicht gerufen?“ Er wußte wohl, daß Botſchaft unmöglich da ſein konnte; aber Ungeduld geht über Verſtand. Er ſuchte den Sigriſt und ſagte ihm: „Wenn mir Jemand nachfrägt, ſo ruft nicht meinen Namen. Ich bin kein Arzt, der ſich an öffentlichen Orten abrufen läßt, damit das Publikum meine, wie viel nach ihm gefragt würde. — Seht, dort ſitze ich!“ Dort ſetzte ſich Böhneler feſt, um ja gefunden werden zu können. Aber es kam kein Sigriſt. Böhneler hielt es endlich nicht mehr aus; er lief fort, lief heim, ließ das Wählen Wählen ſein, man denke! Er wollte nachſehen, ob noch Niemand da geweſen, und als er mal daheim war, blieb er da, um bei der Hand zu ſein, wenn Jemand käme. „Böhneler, einmal zur rechten Zeit, ſelb wär brav, wenn du anfangen würdeſt mit der Bekehrung,“ ſagte ſeine Frau ganz holdſelig. Böhneler ſetzte ſich zum Eſſen, welches juſt nicht ſplendid war, aber Böhneler hatte auch wenig Appetit. Er ſaß da auf dem Sprunge und mit geſpitzten Ohren, ungefähr wie ein Haſe im Lager, wenn um ihn die Hunde verlauten, und er alle Augenblicke eine vorwitzige Naſe in zu gefährlicher Nähe gewärtigt. „Böhneler, iß doch, es iſt ja ſo gut, einmal zur Seltenheit ordentlich warm,“ ſagte Frau Böhneler. Böhneler hörte den Stich kaum, denn heftig ertönte die Hausglocke. Böhneler auf im Satz: „Anni, geſchwind, geſchwind, gib Beſcheid und ſage ihm, er ſolle gleich heraufkommen, führe ihn in's Salon.“ So hieß Böhneler's größtes Zimmer, in welchem ein runder Tiſch ſtund, und Herr Böhneler und Frau Böhnelerin in zwei Kunſtwerken, welche ein wandernder Künſtler abgefaßt, einander weinerlich zulächelten. Anni ſchreit aus dem oberſten Stockwerk drei Treppen hinunter: „Chömit ume uehe!“ Und langſam und ſchwer bewegte es ſich von unten herauf, einen Schritt um den andern, daß man oben die Tritte zählen konnte. „Der iſt gelaufen,“ ſagte Böhneler und bürſtete mit der Hand raſch die Zeichen ab, welche auf ſeinen abgetragenen ſchwarzen Hoſen die verwaſchene Serviette zurückgelaſſen hatte. Als ſchwer die Schritte in der Nähe tönten, machte ſich Böhneler durch die Zwiſchenthür in's Salon, ſtellte ſich in der Mitte auf, um mit Würde und gehöriger Repräſentation zu empfangen. Anni öffnete mit ſpöttiſchem Lächeln die Thüre und ſagte: „Nur herauf und da herein!“ Vom Gange her tönte eine tiefe Stimme, wie aus einem Waldgraben hervor: „Ich habe nur noch zwei Dutzend, nehmt mir ſie gleich beide ab.“ Ehe Böhneler dieſe Worte recht reimen konnte, kam herein ein Beſenmann, mit zwei Dutzend Beſen auf der Achſel, ſtellte ſie munter im Salon ab und ſetzte ſeine Rede alſo fort: „Nehmt die zwei Dutzend zuſammen, gebe ſie wohlfeil, für 13 Batzen, weil es die letzten ſind, ſonſt müßte es ein Gulden ſein. Es ſind brave Beſen, ſo bekommt ihr ſie nirgends. Seht, es iſt nicht das Meiſte Kurzes und nur was Langes darum herum zum Scheine, es iſt vom ſchönſten Beſenreis, wo man finden will, von wegen ich kaufe es, ich ſtehle es nicht, wie die Andern. Seht, was das für Beſen ſind. Es gäbe Ruthen für Rathsherren, nicht bloß für Kinder.“ Böhneler war wettermäßig zornig, wußte aber nicht, an wem er es auslaſſen ſolle und was für ein Geſicht machen. So klug war er, den Beſenbinder ſeine Gemüthsbewegung nicht merken zu laſſen und ihm die Beſen ohne Markten abzukaufen. Während Böhneler die 13 Batzen zählte, trappete der Beſenbinder im Salon herum und ſagte, das ſei doch eine ſchöne Kammer, er hätte noch keine ſo ſchöne geſehen und noch nie ſolche ſchöne Hergötzli, wie zwei da aufgemalet ſeien, oder ob es etwa Adam und Eva ſeien? Leute wie er, laſſe man ſonſt wie die Hunde draußen oder höchſtens bis zur Treppe kommen. Er ſehe wohl, er ſei an einem rechten Orte und bei braven Leuten. Er hätte heute noch nichts Warmes gehabt und wolle angehalten haben darum. Wenn es nur was ſei, ihm ſei Alles gut. „Wir haben ſchon lange gegeſſen,“ ſagte Böhneler, „es iſt Nichts mehr warm, und extra feuern bei dem theuren Holz thut man nicht.“ „Und wenn es kalt wäre, ich nehme es auch, wenn es einmal unten iſt, ſo macht es ſo viel nicht, antwortete der Mann. „Seht,“ ſagte Böhneler, „da iſt ein halber Batzen über die dreizehn aus, kauft was dafür und die Loſung bringt Weib und Kindern heim.“ „Danke zum Allerhöchſten,“ ſagte der Beſenmann, „einen brävern Herrn habe ich noch nicht angetroffen. Aber was ich ſagen wollte, ob Ihr nicht etwa ein Paar alte Schuhe hättet? Seht, wie bös meine ſind, und ich Alter werde gliederſüchtig, mag gar Nichts mehr ertragen.“ „Ich trage“ — da läutete es mit Macht — „keine Schuh', nur Stiefel,“ ſagte Böhneler raſch und wandte ſich gegen die Thüre. „He nun,“ ſagte der Mann, „wenn es auch nur Stiefeln wären, ich könnte es mit Stiefeln auch machen, und ſie ſollen noch ſo ſonderbar kommod ſein im Winter im Schnee, und auch im Sommer in's Waſſer.“

„Ihr könnt nicht in meine Stiefel,“ ſagte Böhneler barſch und wandte ſich der Thüre zu. „He,“ ſagte der Beſenbinder, „ſo große Füße habe ich nicht, es dünkt mich, ich ſollte wohl in Euere Stiefel mögen. Es wär' um's Luegen z'thun.“ „Habt Ihr es gehört,“ ſagte Böhneler, „ich habe Nichts,“ öffnet die Thüre und geht ſeinem Anni entgegen, welches mit einem großen Schreiben daher kömmt. „So, endlich,“ denkt Böhneler und frägt, wer es gebracht. „Es ſteht Einer unten,“ ſagt Anni, „faſt Einer wie ein Herr.“ „Bring ihn herauf,“ ſagte Böhneler, „aber heute noch, man läßt die Leute nicht einen ganzen Tag unten ſteh'n.“ Unterdeſſen war der Beſenbinder ſtehen geblieben, und ſobald Böhneler ſich wieder drehte, ſagte er: „Oder vielleicht hättet Ihr ein Paar alte Strümpfe, warme, ſie kämen mir grauſam kommod, ich habe keine mehr und deren zu kaufen vermag ich nicht.“ Da wurde Herr Böhneler heiß; es kam die Treppe auf näher und näher. Aber eben deßwegen durfte er doch nicht den Böſen machen, er fuhr mit der Hand in die Taſche, gab etwas und ſagte: „Aber jetzt machet, daß

Ihr fortkömmt, ich habe noch mit andern Leuten zu reden.“ „Ei aber nein,“ ſagte der Beſenbinder. „Dank heiget z'hunderttauſend Malen, und der liebe Gott wolle es Euch vergelten im Himmel und auf Erden. Aber, was ich fragen wollte, wann kann ich wieder Beſen bringen? Ihr müßt ſie noch viel bräver haben als die ſind, weil Ihr ein ſo braver Herr ſeid.“ „Wir haben für lange genug,“ ſagte Böhneler heftig, „macht jetzt, daß Ihr fortkömmt,“ und betrachtete geſpannt das große Schreiben, welches keinen Poſtſtempel hatte. Alſo ein Expreſſer, ſchloß er. Der kam auch bereits gegen die Thüre, wurde von Böhneler ſehr höflich, jedoch mit einiger Verwunderung empfangen, denn derſelbe war ihm ganz fremd, trug nicht ländliche Kleidung, ſondern war ſchwarz, modiſch, doch fadenſcheinig gekleidet. Er führte ihn zum Kanapee, hieß ihn ſich ſetzen, öffnete das Schreiben, da öffnete ſich die Thüre wieder, herein ſtreckte der Beſenmann ſein Geſicht wieder und ſagte:

„Denk, vor Fasnacht noch könne ich wieder kommen und wann Ihr bis dahin mir was Warmes wolltet bei Seite thun, ein Paar Strümpfe, oder wenn es auch nur Hoſen wären oder eine Kutte, ſo wäre es mir grauſam anſtändig.“ Da fuhr Böhneler zornig auf und ſagte: „Ihr ſeid ein unverſchämter Mann und wenn Ihr nicht macht, daß Ihr fortkommt, laſſe ich auf der Stelle einen Landjäger holen.“ „Nichts für ungut,“ ſagte der Beſenbinder unerſchrocken, „geſtohlen habe ich Euch noch Nichts, und das Fragen wird erlaubt ſein,“ und trappete endlich langſam ab. „Excusez,“ ſagte Böhneler, „aber man iſt von Pack überlaufen, Ihr glaubt es gar nicht, wer in einer Stellung iſt, wie ich, iſt faſt ſeines Lebens nicht mehr ſicher. Wenn Ihr erlaubt, ſo will ich das Schreiben leſen.“

Während Böhneler das Schreiben mit Reſpekt öffnete, dachte er: der junge Menſch gefällt mir, iſt beſcheiden, ein Anderer hätte ſchon draußen Zetermodio geſchrieen, wer er ſei und was er brächte. Er entfaltete das Schreiben; es hatte eine ſeltſame Form; er ſah nach der Unterſchrift; ſie war ihm fremd. Er begann zu leſen, begriff nichts, fing von vornen an, ſchüttelte den Kopf. Da war von „Freiheit", „Unglück", „Spital", „Meiſter", „Arbeit", „unterthänigſten Bitten eines leidenden Bruders Ferdinand Laubſack, reiſender Schneidergehülfe," die Rede. Da ſprang unſer Böhneler im höchſten Zorn auf und ſchrie: „Wer ſchickt Euch mit dieſem Wiſch, oder ſeid Ihr der reiſende Schneidergehülfe ſelbſt?" „Ja wohl, zu dienen," ſagte der Ferdinand Laubſack und zog ein ſchiefes Geſicht auf dem Kanapee. Jetzt kann man ſich denken, was da für ein ſchrecklich Ungewitter über den armen Ferdinand Laubſack, reiſender Schneidergehülfe, losbrach, eins, wie von Böhneler noch nie erlebt worden war. „Was iſt das für eine Mode, Schreiben ſchicken, wie eine Behörde der andern? Was iſt das für ein Thier, ein Schneidergehülfe, Ihr Ferdinand Lausſack Ihr, was Ihr ſeid? Ja wolle ſchreiben und Schneidergehülfe! Bettler ſeid Ihr Schneidergeſelle, und jetzt marſch! fort! ungeſäumt, ſonſt laſſe ich die Polizei holen, Euch abfaſſen, einſperren wegen unbefugtem Hauſiren, Ihr Schneidergeſelle, Ihr Lauspack, was Ihr ſeid!" Der arme Ferdinand hatte dieſe neue Mode nicht erdacht, das hatte ein anderer Kabinetskopf gethan. Er hatte bloß gehört, das zieme ſich viel beſſer bei den neuen Errungenſchaften und ihrer Stellung zur menſchlichen Geſellſchaft; auch ſeien ſie keine Geſellen mehr, ſondern Gehülfen, welche Lohn und Arbeit nach Billigkeit unter ſich zu vertheilen hätten; auch trage es auf dieſe Weiſe viel mehr ein. Einem, der mit einem Schreiben komme, drücke man nicht einen Kreuzer in die Hand, ſondern Silber. Nun ging es ihm ſo, dem armen Ferdinand! Er mußte ſein ſchönes Schreiben, welches ihn ſo vielen Schweiß gekoſtet, in hundert Stücke zerriſſen ſehen, mußte froh ſein, den Leib ungeprügelt zu retten und ohne Hülfe der Polizei aus dem Hauſe zu kommen. Er hatte an ſolche Fälle gedacht und dafür einige ſchlagende Redensarten in Bereitſchaft, mit welchen er „die Hunde von Reichen“ niederdonnern wollte. Aber ſie waren ihm alle dahin, und er war froh, wenn er ſeine ſchlotternden Glieder beiſammen behalten konnte. Böhneler's ſchreckliches Schlachtgeſchrei erfüllte das Haus, ſprengte die geſammte Mannſchaft auf die Beine, alle Thüren flogen auf, und Köpfe fuhren vor, mit und ohne Hauben und mit Erſtaunen und mit Grauen, thaten Alle auf den Böhneler ſchauen. Längſt hörte man des Schneiderleins flüchtige Tritte nicht mehr, als noch immer Herr Böhneler mit Schnauben hinter ihm drein donnerte, bis Frau Böhneler zu ihm trat und ſagte: „Es wäre Zeit zu ſchweigen, ſonſt glauben die Leute, du ſeieſt ein Narr geworden, und warum machſt du mir ein ſolch Ghüder (die Fetzen des zerriſſenen Schreibens), wer ſoll das jetzt aufleſen, und warum brüllſt du wie ein angeſtochenes Kalb, das dem Metzger entronnen iſt?“ Böhneler erzählte die neue Mode. „Das wundert mich nicht,“ ſagte die Frau, „ich habe ſchon lange geſagt, es komme ſo. Wie wollte es anders kommen, wenn man ſolche Waſchlumpen und Föſeler zu Regenten macht? Nicht einmal mit einer Magd kannſt du ein vernünftiges Wort reden. Da iſt Nichts als: liebs Anneli hier, liebs Anneli dort, und willſt ſo gut ſein und dankheigiſt! Wohl, das würde eine Haushaltung geben, der Tüfel möchte dabei ſein, wenn du zu befehlen hätteſt. Dir kömmt's wohl, daß du eine Frau haſt, du Föſel, und dann ein Solcher regieren!“ Da läutete es. „Sieh' jetzt, was du gemacht haſt, das Salon ſteht aus wie ein Schweinſtall, du kannſt Niemanden empfangen,“ ſagte Frau Böhneler. „Wohl, mein liebes Fraueli, wohl,“ ſagte Böhneler, bückte ſich und wiſchte mit Macht und Eile zuſammen und bat die Frau, ihre Schürze darzuhalten. Dieſe hatte darob große Freude. „Wenn dich nur die ganze Stadt ſehen könnte und alle deine Kumpane und Rathsherrn, wie du auf den Knieen rutſchen kannſt. Weißt, mußt Stadtwiſcher werden, beſſer ſteht dir Nichts an. Aber das wird ſchöne Hoſen geben, gerade wie ſie die Schulbuben haben.“ Da ging die Thüre auf, erſchrocken wollte ſich Böhneler auf die Füße ſtellen, aber nur Anni kam herein mit einem gedeckten Bogenkörbchen in der Hand und ſagte: „Frau Säufuß läßt ihre Komplimente vermelden. Sie ſchicke hier, was Herr Böhneler beſtellt habe. Die Magd ſei ohnehin die Stadt hinunter gegangen, da hätte ſie gedacht, ſie könnte uns einen Gang erſparen, wir würden viel zu thun haben, wie Herr Böhneler geſagt, daher würde es uns anſtändig ſein.“ Potz, jetzt gab's Wetter, und zwar noch ein ganz anderes, als vorhin. Böhneler ahnte es und fuhr wie eine Hexe den Papierſtücken nach. „Was beſtellt, was iſt das?“ „Es ſind Bratwürſte,“ ſagte Anni, „und ein Teller voll Schinkenſchnitten.“ „Was Bratwürſte?“ ſchrie Frau Böhneler, warf ihrem Manne das Papier aus der Schürze über den Kopf, riß den Korb an ſich und als ſie ſich von dem Thatbeſtand überzeugt, befahl ſie Anni: „Du gehſt auf der Stelle zu der Saufüßin, bringſt dies zurück und ſagſt ihr: daß ſie ſich nicht mehr unterſtehe, mir etwas in's Haus zu ſchicken, wenn ich es nicht beſtellt, ich habe hier zu befehlen, und Niemand anders. Wenn ſie nicht ein anläſſig, ſchlecht Menſch wäre, ſo würde ſie nicht die Männer in ihren Laden locken und von ihnen Bratwürſte beſtellen laſſen. Sie könne ſie ſelbſt freſſen. Sie ſolle ſich in Acht nehmen, wenn das noch einmal begegne, ſo müſſe ſie mir aus der Stadt.“

Herr Böhneler wollte vermitteln, ſagte, er wolle es ſelbſt bezahlen, es könnte ihnen doch noch bequem ſein; aber Alles umſonſt. Anni mußte gehen, und Böhneler kriegte eine Suppe über den Kopf, wie er ſie noch nicht erlebt. Böhneler wußte ſich nicht zu helfen, er fürchtete Alles; er griff zum Letzten, zum Hute, ſtürzte fort, kaum weniger ſchnell, als vorhin Ferdinand Laubſack, der Schneidergehülfe. Verblüfft ſtund Frau Böhneler oben, ſie wußte, der Böhneler hatte ſchnellere Beine als ſie, nach konnte ſie ihm nicht und ſo viel Verſtand hatte ſie, zu begreifen, den Marſch könne ſie ihm beſſer unter vier Augen oder wenigſtens innerhalb ihrer vier Wände machen, als vor dem ganzen Publikum. Sie ſagte drohend mit der Fauſt: „Warte du nur, das nächſte Mal will ich dir ein Liedli ſingen, wo du mir nicht mehr davon läufſt.“ Das iſt die natürlichſte Erklärung der Gardinenpredigten, da müſſen die Männer pariren, da können ſie nicht mehr zum letzten Troſte, zum Hute greifen; ſie müſſen warten, bis das Wetter bis zum letzten Tropfen abgelaufen iſt, und das iſt eine ſtrenge Sache manchmal. Als der Böhneler zum Haus hinaus war, trat er in den nächſten Hausgang, denn er fürchtete, die Frau möchte ihm nachfahren, ihn wieder herauſholen oder grimmigen Spektakel machen. Als aber nichts runter kam, ſchöpfte er friſchen Athem und ging die Stadt auf, einem Orte zu, wo er Seinesgleichen am zahlreichſten verſammelt wußte. Aber er ärgerte ſich gräßlich auf ſeinem Wege. Ach, er war ſo bewegt in ſeinem Herzen, das Vaterland lag ihm ſo ſchwer auf der Seele; ihn ängſtigte ſo ſehr deſſen Zukunft. Sie hing vom heutigen Tage, ſie hing von den Wahlen ab, und die Wahlen hingen von der ſichern Erkenntniß der wahren Vaterlandsfreunde ab, und dieſe Erkenntniß mußte bis in die hinterſten Thäler, in jedes Gräblein gedrungen ſein; eine einzige Wahl konnte Alles verderben, ſo wie ein Tropfen Eſſig einen ganzen Eimer Milch ſauern macht. Das ganze Volk ſollte in Bewegung ſein auf den Straßen, unter den Thoren, vor den Kaffeehäuſern. Menſchenwellen ſollten wogen von einem Thore zum andern. Und ſiehe, da herrſchte eine furchtbare Ruhe, ein furchtbares Zeugniß, wie das Volk noch nicht zum politiſchen Leben durchgedrungen, politiſch noch mauſetodt war.

Was machte das Volk? Es arbeitete in den Boutiken, die Weiber nähten, ja ſogar die dicken, blaurothen Kellermägde ſaßen vor ihren Kellern und ſtrickten, und die Hunde lagen in der Sonne und machten es ſich bequem; man konnte Straßen weit ſehen, man ſah Niemanden rennen, Niemanden laufen, ja man ſah nicht einmal ein neugierig Geſicht. Ja, da ward es Böhneler noch ſchwerer über's Herz, er verlor die Hoffnung auf eine beſſere Zukunft.

„Ach," dachte er, „ſind wir noch nicht weiter, iſt das Frucht und Lohn meiner Arbeit, meiner Liebe zum Vaterlande?" Als er weiter hinauf kam, wohlete es ihm in etwas; er ſah Leben, ſah Geſtalten flüchtig hin- und hereilen, wie die Schnepfen zur Brunſtzeit im Frühling den Waldſäumen nach. Es war das niedere Geflügel unter dem Staatshimmel; es waren die ehemaligen Schreiber, gegenwärtigen Büraliſten, man könnte ihnen auch Bureaukratiſten ſagen. Das ſind lauter Leute, welche ſelten für was Anderes taugen, als ihre Carrière zu machen; dafür bieten ſie Allem auf, ſetzen das hinterſte Glied in Bewegung. Solche Tage ſind wahre Herrenfreſſen für ſie; da haben ſie gleichſam das Recht, Bureau Bureau ſein zu laſſen und in Carrière zu laufen, Stadt auf, Stadt ab, um was Angenehmes zu haſchen für ihre Chefs und dadurch zu wachſen in Gnade und Gunſt derſelben, in entſchiedenen Fortſchritt zu kommen.

Sie ſind ſo gleichſam die politiſchen postillons d'amour, ach, und oft wie charmants! Dieſe begrüßten ihn mit Ehrfurcht, beſonders der ſiebente Sekretär im diplomatiſchen Fache und das ſiebente Subjekt im Bauweſen. Im Kaffeehaus oder im Leiſte, wie man es nennen will, war große Verſammlung. Als Böhneler eintrat, ward er mit großem Geſchrei empfangen: „Ach, Herr Böhneler! Ach, Böhneler gäht füre, gaht füre! Ihr wißt ſicher, was bereits gegangen auf dem Lande, habt Ihr ſchon Expreſſe, oder Briefe, eine Poſt kam eben an?" Böhneler hatte, ausgenommen ſeiner Frau gegenüber, Haltung gelernt, und eine ruhige Faſſung imponirt immer. Er nahm eine Priſe, bot die Doſe höflich im Kreiſe herum und ſagte: „Es iſt allerdings eine bedeutungsvolle Zeit für die, welche das Vaterland lieb haben. Heute ein beſonders wichtiger Tag. Die Bösgeſinnten haben ſich gerührt, ich kann es Euch ſagen. Im Kühboden z. B. werden die Stimmen ganz ſchlecht fallen, aber deßwegen, weil man noch wenig oder nichts weiß, muß man ſich nicht wundern und das Schlimmſte vermuthen, das geht auf dem Lande gar pomadig zu.“ „Ja, ja, ſo iſt's, Herr Böhneler kennt ſeine Leute,“ hieß es von allen Seiten. „Seht,“ fuhr Böhneler mit friſchem Muthe fort, um 9 Uhr iſt die Verſammlung angeſagt, um 10 Uhr Niemand auf dem Platze. Man wartet, ſchiebt ſich in's Wirthshaus und ſitzt man einmal da, ſo klebt man an und muß dreimal die Leute aufrufen und ermahnen, zu kommen; es müſſe angefangen ſein. So wird es eilf Uhr, — bis das Bureau gewählt iſt, zwölf, darum zählt darauf, heute wird man wenig oder nichts vernehmen.“ „Ja, ja, Herr Böhneler weiß, wie es geht, man ſieht, er iſt mit dem Lande bekannt,“ hieß es wieder von allen Seiten. Das that Herrn Böhneler ſehr wohl, denn das mit dem Lande bekannt ſein, gilt für einen ſehr großen Lobſpruch bei einem Regenten; er kömmt gleich nach dem von der entſchiedenen Geſinnung. Von wegen es ſind unter den Regenten die, welche mit dem Lande bekannt ſind, rare Vögel, ſeltene Exemplare. „Und wenn endlich,“ fuhr er fort, „die Wahlen vollendet ſind, ſo geht das Bureau nicht an die Ausfertigung der Protokolle, ſondern an's Eſſen und Trinken, denn wer wollte ſo lange nüchtern bleiben und dazu noch arbeiten! Sind die Protokolle endlich fertig, ſo ſagt man: am richtigſten gibt man ſie auf die Poſt, einen Tag früher oder ſpäter wird Niemanden das Leben koſten, und von Expreſſen iſt keine Rede. Man nimmt das auf dem Lande viel kaltblütiger, als bei uns.“ Da, ehe der Chor einfallen konnte, ward die Thüre aufgeriſſen, und herein ſchoß Herr Spyri. Es war ein merkwürdiger Mann, der Herr

Spyri. Er wußte Alles, hatte auf alle Fragen die beſtimmteſten Antworten und eine ſo feine Kombinationsnaſe, daß er auf Jahre voraus haarklein Alles wußte, was der Kaiſer von Rußland nicht bloß thun, ſondern auch denken würde. Er kam nun daher gefahren wie eine Kanonenkugel und als er durch eine Thüre gefahren, ſchmetterte er ſie zu, daß das Haus in allen vier Ecken erzitterte. Man ſagt ſich, die Frauen, welche in ſeiner Nähe wohnten und guter Hoffnung würden, zögen aus, wenigſtens über die gefährliche Zeit, um vor jähem Erſchrecken, durch welches Herr Spyri manche Frau zu früh in die Wochen gebracht, ſich zu ſichern. „Wißt ihr, wißt ihr es ſchon?“ ſchrie er unter der Thüre und wiſchte ſich ein Tröpflein ab, das ihm an ſeinem Spitz im Geſichte hing. Da fuhren alle Köpfe in die Höhe, alle Beine unter den Tiſchen hervor, und manche Taſſe Kaffee ging den Weg alles Fleiſches, und raſch war Spyri in dichtem Kreiſe. „Ja ſchöne Sachen, ſaubere Geſchichten, ja luſtig geht's!“ Ein Sturm von Fragen brach los, und je mehr man fragte, deſto weniger kam begreiflich Spyri zum Erzählen, bis endlich ein alter Hauptmann mit einigen Donnerwettern Spyri's Worten Luft machte. „Denkt Euch, ſtellet Euch vor,“ ſchrie er, „ſo eben kommt die Poſt an, der Kondukteur iſt mir ſehr ergeben, ſeine Großmutter war bei meinem Vater Kindermagd; der ſagt, um halb 1 Uhr ſei er durch's Kabisloch gefahren und habe vernehmen wollen, wer dort gewählt ſei, um mir Bericht bringen zu können. Er hätte wohl gedacht, es würde mich intereſſiren. Schon von Weitem habe er geſehen, daß die Sache nicht richtig ſei. Die Leute ſeien um die Kirche herum geſtanden, hätten geredet, geraucht, kurz, es ſei ein großes Weſen geweſen, ſtatt zu wählen. Er habe gefragt und gefragt, aber Niemand habe mit der Sprache herausgewollt. Es ſei noch Niemand gewählt, hätte er mit Mühe herausgebracht. Da habe er nach dem Präſidenten gefragt, ob er nicht ein Wort mit ihm ſprechen könne? Da habe ihm

Einer geſagt, er zweifle, der Präſident habe genug ſonſt zu thun; d'Sach ſei nicht richtig. Er habe die Poſt nicht länger können warten laſſen, mit dieſem Beſcheid habe er weiter müſſen. Da habe ich ihn gefragt: aber was war dann nicht richtig, die Wahlen oder was Anderes; iſt Reaktion da? Da hat mir der Kondukteur auf die Achſel geklopft und geſagt: Herr, ich denke was, aber einſtweilen ſage ich's nicht. Kondukteur, habe ich geſagt, es iſt Eure Pflicht, im Namen vom Vaterland fordere ich Euch auf, frei zu ſagen, was ihr denkt. Da hat der Kondukteur geſagt: der Poſtillon hat ſchon dreimal geklepſt, ich muß —, lebt wohl unterdeſſen! und fort war er, ich mochte rufen wie ich wollte. Ja, meine Herren, wenn's da richtig iſt, ſo bin ich nicht richtig im Kopf. Da muß eingeſchritten werden, man muß die Kerls niederdonnern, ehe ſie das Haupt erheben! Läßt man der Reaktion Luft, dann kann man ſehen, wie es geht. Die Anfänge muß man zerſtören, das iſt Staatsgrundſatz. Die Aufrührer muß man in einem Mörſer zerſtoßen, daß nicht ein Kreuzer groß an ihnen bleibt!" „Der macht doch immer aus einer Laus einen Elephanten," ſagte Einer, der weit hinten ſtund. „Wahrſcheinlich wird man gleich gehen, Pulver faſſen und mit Kanonen fahren ſollen. Wer ein ſchlecht Gewiſſen hat, der fürchtet ſich vor jeder Maus, die aus dem Loche kömmt." So muckelte er und ging. Aber er ging allein; hinter ihm her tönte es: „Das iſt auch ſo Einer, ein Reaktionär, vor dem muß man ſich in Acht nehmen, was man redet." Der Bericht von Spyri hatte Beſtürzung verbreitet; Einige waren ganz blaß geworden, die Meiſten wenigſtens halb. Man trug die Wahrnehmungen, welche man ſeit einiger Zeit gemacht, zuſammen, ſie waren ſehr bedenklich, deuteten auf nahe, dringende Gefahren. Sie hatten ſeit einiger Zeit mehrere Pfaffen auf der Straße geſehen und vernommen, ſie hätten ſogar einmal mit einander zu Mittag gegeſſen und zwar jenſeits der Grenze. Die Herren von

Buchenholz und von Würſtlingen waren öfters zuſammen auf's Land gefahren. Ja es hatten jüngſt zwei alte Statthalter, vor den Thoren, zwiſchen Tag und Nacht, mit einander geſprochen und die Hände ſtark verworfen. Und was das Schrecklichſte war, die Kapitaliſten nahmen noch immer den gleichen Zins, keinen höhern; und das thäten ſie nur, um das Landvolk zu gewinnen, es zur Reaktion zu verleiten, offenbar. Als ſie ſo alles Verdächtige zuſammengeſtellt hatten und nun zuſammenrechneten, Schlüſſe zogen, da wurde ihnen angſt und immer ängſter, ſchrecklich angſt, als ſie endlich zu dem Schluſſe kamen: Es beſteht eine Verabredung durch's ganze Land, ſonſt wären Berichte da von allen Seiten, und jetzt iſt's ja ſtille hier, wie in einer Sennhütte im Winter; heute Nacht geht es los, zählt darauf! Ja, da war guter Rath theuer, auf der Stelle mußte vorgebeugt werden; aber wo jetzt die Leute finden? Die Bureaux waren geſchloſſen, die Weibel begreiflich auch nicht hinter dem Ofen. Das Beſte ſei, man läute Sturm, da kriege man die Leute im Hui zuſammen. Spyri riß die Thüre auf bis hinten an und war am Fortſchießen, den Rath zu vollziehen, als Böhneler mit Faſſung hervortrat, ihm die Hand auf die Schultern legte und ſagte: „Nit, nit, Herr Schutzgatter.“ „Ach, Herr Böhneler, votre valet, votre valet, gehorſamſter Diener, — nicht wahr, ſtürmen mit allen Glocken, daß man gleich weiß, woran man iſt?“ Da nahm Böhneler eine Priſe mit Bedacht und ſagte langſam:. „D'Sach iſt bedenklich, wir ſtehen auf einem Vulkan oder gar auf einem Pulverfaß, ein Funke und es geht los. Darum muß man ſehr vorſichtig ſein, nicht den erſten Funken herbeitragen; ja, wenn man immer beſtimmt voraus wüßte, wem es die Beine koſtet, wenn das Pulver losgeht, ſo wäre es was anders. Euer Eifer, Herr Spyri, iſt ungemein zu ſchätzen, ich werde Euren Sturmeifer nie vergeſſen, wollte Gott, es theilten ihn Alle. Aber bedenklich wäre es doch, wenn man auf bloße Muthmaßungen hin, die freilich mit der Gewißheit ganz zuſammenfallen, ohne Handlung, ohne Faktum, woraus ſich der Reaktionsverſuch gehörig konſtatiren ließe, ſtürmen ließe und zwar mit allen Glocken. Man könnte uns vorwerfen, es ſei Provokation, und wir würden nichts gewinnen, als daß wir alle Vögel ausgeflogen fänden. Meine Herren, ich bin weit entfernt, der Sache keinen Werth beizulegen, oder nur im Geringſten ſie verkleinern zu wollen. Nein, meine Herren, ich habe alle Urſache, Eure Muthmaßungen zu theilen. Es kennt vielleicht Niemand beſſer, als ich, die Umtriebe, welche durch das ganze Land ſtatt finden, und die Leute, welche die Finger im Spiele haben. Ich könnte Euch Geſchichten erzählen und Leute nennen, es würden Euch die Haare zu Berge ſtehen. Am rechten Orte habe ich davon geſprochen; aber ich bin ausgelacht worden auf eine ſchändliche Art und von Leuten, ich darf ſie Euch nicht nennen. Da nahm ich mir vor, zu ſchweigen, aber den Augenblick abzupaſſen, wo ich mich rechtfertigen könne. Darum nicht voreilig, meine Herren, finge man die Fliegen nicht, fiele alle Schuld auf mich. Man würde mir vorwerfen, die Sache ſei von mir angezettelt, nur um mich wichtig zu machen, und habe ich das nöthig, — meine Herren? Ich möchte doch gefragt haben, habe ich das nöthig?“ „Aber, aber — jammerten viele Stimmen, vielleicht iſt der rechte Augenblick verpaßt, und dann was mit dem Vaterlande? War es nicht zu allen Zeiten Grundſatz, daß das praevenire ſpielen das Sicherſte ſei; iſt Einer einmal todt geſchlagen, ſchlägt er mich nicht todt, ſelb iſt ſicher.“— Ehe Böhneler antworten konnte, kamen zwei vom niedern Geflügel herein geſtürzt und ſchrieen: „Kommt, kommt, jetzt endlich iſt's los!“ Nun was konnten die Anweſenden anders glauben, als die Reaktion ſei los; der Jammer um Weib und Kind begann, und ſelbſt Böhneler begann haltlos und ziemlich blaß zu werden.

Doch die Nachricht war umgekehrt. Es käme Botſchaft zur Stadt hinein von größen Wahlſiegen, viele Trompeten brächten ſie, wahrſcheinlich hätten mehrere Wahlkreiſe ſich vereinigt zu einer glänzenden Demonſtration, zu einem ſchönen Witz, wie ſie den Leuten erſt nach dem entſchiedenen Fortſchritt beifielen.

Wohl, wie das wieder zum Kaffeehaus, deſſen Thüren ſich auf einen anſehnlichen Platz öffneten, herausſtürmte, die Stühlchen herumfuhren, und die verblüfften garçons unter die Thüren ſtunden, die davonlaufende Heerde zu betrachten und zu überwachen. Das Ding kam denn doch Vielen ſehr verdächtig vor; ſie dachten ſehr beträchtlich an Weib und Kinder, und wie unglücklich dieſe wären, wenn ſie den Vater verlören und zwar im Feuer. Das junge Pack und niedere Geflügel hatte keine Nebengedanken, ſondern lauter Freude, von wegen es gab was Neues. Böhneler ſchritt mit Bedacht und Faſſung der bockſprüngigen Heerde nach, von wegen er hatte einen Gedanken. Er kalkulirte nämlich, der Witz 'gelte ihm; er dachte, wenn er nur jetzt von Frau Säufuß die Bratwürſte und Schnittchen wieder hätte. Nun könne ſein Anne Bäbi ſich ſelbſt helfen, er möchte es ihm gönnen, wenn nicht zuletzt doch der Schmutz auf des Mannes Aermel käme, wenn das Anne Bäbi Oel verſchütte. Böhneler erwartete Großes, aber er zeigte es nicht. Da wo er Wahlpanduren hatte, befand ſich auch ein großer Künſtler, ein Blas-Inſtrumentenmacher, namentlich von ganz herrlichen Trompetenkaſten, welche trompeteten, als wie die Trompeter von einem Dutzend Huſarenregimentern zuſammengenommen.

Böhneler erwartete ſteif und feſt, mit dieſer vaterländiſchen Muſik würden ihm ſinnige Männer eine Ueberraſchung machen wollen. Er wußte nicht recht, ſollte er heimlaufen oder Stand halten. Es war ihm wegem Traktiren. Um nicht Aufſehen zu erregen, entſchloß er ſich, zu bleiben und ſich hinter einen Dicken zu halten, was nicht ſchwer war, da die Dicken nicht halb ſo rar ſind, als die Regenten, welche das Land kennen. So konnte er immer das Maßgebliche thun, laufen oder bleiben nach den Umſtänden. Die Verſchiedenheit der Temperamente zeigte ſich noch immer entſchieden. Während die Einen ein Bein in den Lüften hatten, den Hut in den Händen und die Gedanken auf der Schmelze, um auszudenken, was für Feſtlichkeiten anzuſtellen ſeien und in welcher Kneipe noch der beſte Kredit ſei, ſintemalen mehrere Wirthe ſich bereits um den Athem gepumpt, klemmte es die Andern noch im Halſe, ſie dachten, vielleicht ſei der Landſturm los, laufen wäre das Beſte, aber es ſei ausgelaufen, wenn man drei Kinder hätte, welche eben noch nicht laufen könnten. Man hörte wirklich ein Getöne von Ferne, das bedenklichen Menſchen ſehr bedenklich klingen konnte. Da lachte Einer laut auf und ſchrie: „Das ſind mir ſaubere Räthe, hört doch: jung Hechte, alt Aalböcke, ſchreit es.“ Da ward es einen Augenblick ſtille, und wirklich kam ein Fiſchmann durch eine hintere Gaſſe, ſchrie ſo laut er konnte: „Jung Hechte, alt Aalböcke, Schnecke, Rebſchnecke!“ Da lachte man einen Augenblick über dieſe neuen proklamirten Kreaturen, von denen man geglaubt, es ſeien die neuen Rathsherrn, meinte, der Spaß ſei vorüber, wollte wieder zurück in's Kaffeehaus. Aber alsbald ſtanden Alle wieder ſtill, denn es war doch Muſik in den Lüften, ſchöne Töne kamen über die Dächer her und näher offenbar, denn die Töne wurden zuſammenhängend. „Das iſt ja aus dem Freiſchütz,“ rief Einer, und lächelnd drehte Böhneler die Doſe zwiſchen den Fingern, er glaubte ſeiner Sache gewiß zu ſein. Gar deutlich hörte man die Melodie zu den Worten:

> Wir winden dir den Jungfernkranz
> Von veilchenblauer Seide,
> Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
> Zu Glück und Herzensfreude.
> Schöner grüner Jungfernkranz
> Von veilchenblauer Seide.

Da ward das Erſtaunen groß unter dem hohen und niedern Geflügel, den jungen Hechten und den alten Aalböcken. Das iſt ſinnig, das paßt ſo ſchön, ſolchen Witz und Verſtand hätten wir dem Volke gar nicht zugetraut, hieß es von allen Seiten. „Ja, ihr kennt darum das Volk nicht,“ ſagte Böhneler ſchmunzelnd, „wenn ihr es kenntet wie ich; ach Gott, das iſt ein Volk, und was ließe ſich noch Alles daraus machen!“ Alles lief der Straße zu, durch welche die Trompeter reiten mußten auf ihren ſchönen weißen Roſſen. Als man an die Ecke kam, ſah man keine Trompeten, keine weißen Roſſe, ſondern eine vierſpännige rothe Kutſche kam daher langſam, von der aus gingen die Töne, es war ganz, wie Böhneler es gedacht. Er ſagte aber Nichts, ſondern hielt ſich hinter einigen Dicken im Hintergrunde, er wollte das Weitere abwarten, die Ueberraſchung ſehen. Zu großem Erſtaunen ſah man im Wagen lauter elegante Frauenzimmer; man dachte an eine Maskerade, was um ſo wahrſcheinlicher war, da einige derſelben dunkle Streifchen unter der Naſe hatten, welche geſtutzten Schnäuzchen auffallend ähnlich waren. Böhneler war ſelbſt verblüfft, er wußte nicht, was er denken ſollte. An eine Ironie, eine Perſiflage, ihm ſeine Wahl in Weibskleidern anzukünden, daran konnte er nicht glauben. Da kannte ihn das Volk ja anders; wie oft hatte er ihm von ſeinem Heldenherz geſprochen und darauf geſchlagen, daß es krachte, um zu zeigen, wie viel es ertragen möge. Bei dem Haufen Leute, von denen einige mit Billard queues in Händen, hielt der Wagen; die Köpfe fuhren raus, und die Zungen ſchnaderten nach allen Seiten, aber welſch und wunderlich; es konnte ſich Keiner darauf verſtehen, wenn er auch welſch konnte, es klang nur wie: où est le Puntsiss? Niemand konnte was daraus machen. Endlich miſchte ſich der Kutſcher ein, der ein Lauſanner Kutſcher war und etwas deutſch kannte. „Pardon, meine Herren,“ ſagte er; „ich fahre Pariſer Modistes von Genf; ſie ſuchen den Bundesſitz, wollen ſich da etabliren, könnt Ihr mir nicht ſagen, wo er iſt?“ Da entſtand ein ſehr groß Gelächter bei den Einen. Andere ſchlichen bei Seite, Einer zeigte dem Kutſcher weit unten in der Stadt ein Haus, wohin er fahren ſolle; es war der Gaſthof zur goldenen Gans. „Merci bien, Monsieur,“ ſagte der Kutſcher, peitſchte die Roſſe, drückte die Falle, und prächtig ging es wieder los die Stadt ab. „Wir winden dir den Jungfernkranz von veilchenblauer Seide ꝛc.“ Unſer Böhneler war auch Einer von Denen, welche ſich bei Seite drückten, er hörte den Streit nicht mehr, welcher ſich jetzt im Kaffeehaus erhob: ob das mit der Kutſche eine natürliche Geſchichte ſei, oder ob was Gefährliches dahinter ſtecke, ein verkappter Reaktionsverſuch. Die Einen ſagten, das ſei ja ganz einfach und natürlich, daß Pariſer Modiſtinnen von Genf den Bundesſitz ſuchten; die Andern dagegen behaupteten, gerade weil die Sache ſo einfach und natürlich ſcheine, müſſe Etwas dahinter ſtecken, das Einfachſte ſei daher immer das Gefährlichſte, weil gewöhnlich dumme Menſchen nichts drin ſuchten. Dieſer Streit iſt bis dato noch nicht entſchieden. Böhneler ſuchte den Reſt des Nachmittags beſtmöglich zu verbrauchen, denn ſo gerne er auch gewußt hätte, ob Niemand ihm nachgefragt, ſo fürchtete er einſtweilen das Heimgehen noch mehr. Er wußte, was Frau Böhneler konnte in ihrem Zorne; aber er kannte auch wie Färber und Seifenſieder die Zeit des Gährens und Vergährens, ſo ziemlich die Zeit, welche Frau Böhneler brauchte, um ihre gefährliche Gemüthsgährung zu verlieren. Das Grollen natürlich dauerte länger fort und hatte weniger ſeine beſtimmte Zeit; es kam darauf an, was etwa noch vorging oder dazwiſchen kam. Er brauchte die Zwiſchenzeit würdig. Böhneler war gerne überall populär, verſchmähte keine Hand, ſie mochte noch ſo ſchmutzig ſein, ſobald ſie einem Manne gehörte, welcher ſeine Stimme gültig abgeben konnte. Er trat in mehrere Werkſtätten ein, ſprach die Meiſter freundlich an, fragte nach verſchiedenen Preiſen, ſtellte Arbeit in

Ausſicht, ſagte den Einheimiſchen, ſie könnten verſichert ſein, daß, wo er was zu ſagen habe, den Landeskindern das Brod nicht entzogen werde, um es dem fremden Geſindel vorzuwerfen. Bei Fremden ließ er es merken, daß ein rechter Landesvater nicht auf Namen und Bürgerrecht ſehe, ſondern auf die tüchtigſten Leute und die beſte Arbeit. Nun ſei es einmal ausgemacht und fertig, daß die einheimiſchen Arbeiter nicht werth ſeien, den Fremden die Schuhriemen aufzulöſen. Sie ſeien zu faul und ſtolz, verſtünden nichts und thäten nichts. Fremde Geſellen müßten das Meiſte machen, und doch müßte man bei den Einheimiſchen noch einmal ſo theuer bezahlen, als bei einem Fremden. Wo Böhneler eine Werkſtatt verließ, läutete ihm das rechte Ohr; denn allenthalben hieß es hinter ihm, das ſei ein rechter Herr, wenn ſie Alle ſo wären, ſo wäre es nicht, wie es ſei. Iſt ein ſolch Lob nicht ſchön, ſind die Gaben, mit welchen man es gewinnt, nicht edel? Ach Gott, über dieſes Kapitel und über das dumme Volk wäre viel zu reden. Böhneler glaubte, die Zeit ſei gekommen, wo er ohne Gefahr heim gehen dürfe, und er ging. Er fand ſeine Familie bei der Abendmahlzeit zwiſchen Tag und Nacht, Licht ſparend. Das Mahl war nicht üppig. Schinken und Bratwürſte waren keine dabei, dünner Kaffee und Kartoffelſcheibchen machten die Hauptbeſtandtheile aus. Brod war auch da, aber Frau Böhneler verbarg es halb und halb hinter ihrem Ellbogen. Als eine weiſe Mutter vermied ſie ſo viel möglich, Gelüſte zu reizen. Ihr Zorn war verraucht, wie Böhneler gehofft; ſie war auf den Punkt gekommen, wo die Stichelreden anfangen, die ließ ſie auch ſonder Erbarmen über ihren Böhneler ergehen. Wir wollen ſie nicht wiederholen. Es war noch kein Bote gekommen, dieſer und Frau Säufuß ſammt ihrem Schinken gaben reichen Stoff zu einer gepfefferten Unterhaltung. Böhneler war ſehr hungrig. Am Mittageſſen war er geſtört worden, ſeither hatte er nichts gehabt, als einige Priſen und etwas Zuckerwaſſer, welche beide nicht beſonders nahrhaft ſind. Er griff tapfer zu; daneben eilte er ſehr. Junge Soldaten ſchlottern ſehr im erſten Feuer und lange gehen ſie lieber aus dem Feuer, als in das Feuer; alte Soldaten dagegen lieben das Feuer, und wenn es recht hagelt um ſie, ſoll es ihnen am wöhlſten ſein. Das Weiberfeuer muß aber viel ſchärfer ſein als Kanonen- und Flintenfeuer, denn wir haben noch keinen alten, ergrauten Ehemann getroffen, der demſelben nicht gerne entronnen wäre, und zwar je eher, je lieber. So that auch Herr Böhneler. Bratwürſte hatte er keine, aber ſeine Kartoffeln wurſtete er den Hals hinab, daß ſie unten akurat wie Bratwürſte angekommen ſein werden. Den Kaffee ließ er laufen ohne Abſetzen, wagte ſich nicht an's Brod hinter ſeiner Böhnelerin Ellenbogen, machte, daß er endlich Licht bekam, was etwas lange ging, da die Kerzen erſt geholt werden mußten, und ſuchte dann ſein Arbeitsſtübchen, Kabinet ſagte man ihm. Aber Luſt zur Arbeit hatte er keine, er ſank auf ſeinen Lehnſtuhl, Kanapee hatte er keins, und ſeufzte ſchwer. „Böhneler," ſagte er endlich und ſeufzte wieder ſchwer, „und wann du nicht wieder gewählt wirſt, was dann? Du biſt kein Bauer, kein Pädagog, kein Gelehrter, nicht einmal ein Juriſt, du biſt dann gar nichts, als der alte Böhneler! Was thun, was machen? Biſt gerade wie ein alter Poſtgaul. Geſchäft anfangen kannſt du nicht, verſtehſt ja keins und betheiligteſt du dich in einem, z. B. im Käshandel mit einem Panduren, ſo würdeſt du betrogen, wie man Exempel hat, denn du verſtehſt ja nichts. Den Agenten zu machen, ſchickt ſich doch nicht wohl, auch war es ja mit deinem Reden nicht viel; es war wohl recht, aber die Leute verſtunden es nicht. Dein Bischen Land kannſt du bauen, aber was haſt du für Land und was verſtehſt du davon? Im Sommer verbrennt Alles, es überzieht die Hühner (ſie verlieren das Gleichgewicht), ſo ſteil iſt's, den Knechten kannſt du nachtrappen und fragen, was zu machen ſei, und was man früher pflanze, den

Raps oder den Hafer, und wenn man Sommerkorn ſäe, ob das nicht Roggen gebe? Sieh Böhneler, ſo biſt du gar nichts mehr, gar nichts, nichts als der Böhneler! Ach, und das Vaterland, iſt das ſein Dank!" Und Böhneler ſchlug die Hand vor die Augen und ſeufzte wieder bedenklich, und wer weiß, ob er nicht weiter gegangen wäre und noch geweint hätte, wenn nicht ein Geräuſch entſtanden wäre. Es polterte draußen, er hörte ſchweres, unſicheres Trappen ſchon im Gange in der Nähe ſeiner Thüre. Ein Holzträger war es nicht, ſo ſpät jedenfalls kein Arbeitsmann. Böhneler fuhr auf, ergriff das Licht, öffnete die Thüre, da ſchoß es an ihn heran, wie ein großer Frachtwagen, dem an einem Berge die Unterlage entglitten. Erſchrocken fuhr Böhneler zurück, das Licht löſchte aus, und mächtige Flüche donnerten durch die Finſterniß. Doch finſter blieb es nicht lange. Thüren flogen auf, aus der Küche kam Anni mit Lampe und Beſen ihrem lieben Herrn Böhneler zu Hülfe; aus dem Eßſtübchen Frau Böhneler ſelbſt aufbegehrend über ſolche Manieren, wie eine Katze, welcher man auf den Schwanz getreten. Als es helle genug war, daß man die praſſelnde Donnerbüchſe erkannte, war es ein dicker Schweinhändler, der gar jämmerlich aufbegehrte über die Bretter vor den Thüren in den Herrenhäuſern, Beinbrechen ſei kein Spaß, aber ein wenig Koth mehr oder weniger, ſelb mache nichts. Als er das ab dem Magen hatte, da erſt grüßte er und ſagte: „Guten Abend gebe Euch Gott, Baſe Böhneler, und guten Abend, Vetter Böhneler." Es war ein Vetter von der Seite der Frau Böhnelerin und aus dem Orte her, wo Böhneler ſeine Errungenſchaften, d. h. ſeine Liegenſchaften hatte. Darum war Frau Böhneler auch ſehr freundlich mit ihm. Wenn es ein Vetter von des Mannes Seite her geweſen wäre, ſie hätte ihre Naſe ganz anders weggezogen. „Ja," ſagte der Mann, „ſo geht's. Thut man Jemanden einen Schritt z'Lieb und z'Ehr, ſo bricht man den Hals darob, es muß einem verleiden auf dieſe Weiſe. Ich habe Euch ſagen wollen, daß Ihr heute bei uns gewählt worden ſeid wiederum. „Ach was es da dem Böhneler wohlete, jetzt war er wieder Etwas. Und wie es der Frau Böhneler wohlete; jetzt konnte ſie wieder mit dem Manne zanken, daß er hier bleibe und nicht heimgehe. Sie war natürlich lieber hier und gewählt, ſie liebte die Quartalzapfen wenigſtens viermal mehr als ihren Mann, von wegen die Zapfen kamen viermal des Jahres, der Böhneler aber blieb der gleiche vom erſten Tag des Jahres an bis zum letzten. Frau Böhneler ſagte freilich: „Das hättet ihr können bleiben laſſen, dafür danke ich Euch nicht; es wäre uns viel wohler geweſen, draußen bei Euch, bei der Verwandtſchaft, als hier bei dem vornehmen Lumpenpack, welches nichts kann als die Naſe rümpfen und unſer Gattig Leute anſehen, als wären wir nur Hinterſäßen und nicht die, welche zu befehlen hätten, Gottlob!“ Indeſſen ging ſie doch ungeheißen ab, um für des Vetters Bedürfniſſe, welche ihr recht wohl bekannt waren, zu ſorgen. Wäre es aber ein Vetter von des Manns Seite geweſen, Böhneler hätte es ihr, ungeachtet der Botſchaft, doch ſiebenmal bittend befehlen müſſen. „Kommt und ſitzt,“ ſagte Böhneler, „und erzählt mir, Vetter, wie es zugegangen; es intereſſirt mich nie was mehr, als Nachrichten von Euch, wo es mir ſo wohl war, bis die Finger der Vorſehung mich höher führten.“ Als der Vetter auf dem Kanapee ſaß, ſagte er: „Ja Vetter, gewählt wäret ihr; aber wenn ich nicht geweſen wäre, es hätte fehlen können, es hat auch ſo geharzet, daß es keine Art hatte.“ Das ging Herrn Böhneler in's Fleiſch, er wurde ganz roth und frug: „So, geharzet, warum denn dies, was habe ich den Leuten z'wider dienet? Soll ich den Undank des Volkes auch erfahren, von dem man immer ſpricht und an den ich nicht glauben wollte? Ich ſagte immer: das Volk kennt ſeine Leute. Was haben ſie gegen mich?“ „Vetter,“ ſagte der Schweinhändler, und unterdeß ging Frau Böhneler ab und zu, ſtellte Wein auf, aber nicht vierbatzigen und wirkliche Bratwürſte dazu. „Vetter, aparti haben ſie nichts gegen Euch, ſie ſagen, Ihr ſeiet ein herzguter Mann, aber nicht Schuld daran, daß die Fröſche keine Schwänze hätten, und nütztet Ihr auch nicht viel, ſo ſchadetet Ihr doch wenig, und es wäre gut, man könnte von den Andern dies auch ſagen; das iſt's eben, wo es harzet. d'Sach will den Leuten nicht mehr gefallen. Sie ſagen, man habe ihnen goldene Berge verſprochen, und jetzt, was hätte man davon, Hunger, Schulden, keine Arbeit, kein Geld, dagegen aber Steuern hageldick. Dann, was man hört brichten, ſollen Viele ein ſo ſchlechtes Leben führen, daß die Buben auf der Straße ihnen nachlaufen, keine Religion und mit dem ſchlechteſten Volke in den ſchlechteſten Pinten Kameradſchaft haben. Das will den rechten Leuten nicht mehr gefallen; denkt an mich, das geht nicht mehr lange ſo! Und wenn dann Einer aus der Stadt kömmt und man frägt ihn: „Was macht unſer Böhneler, was ſagt er zur Sach?" ſo heißt es: „Er iſt immer ein guter Mann, er redet Allem z'beſt." Es ſei ihm leid, ſagte Böhneler, er könne es nicht anders machen, aber darauf könnte man zählen, daß das Meiſte erlogen ſei von den Ariſtokraten und Jeſuiten, um der Regierung den Kredit zu untergraben. „Als ob nur die lügen könnten, wir haben jetzt bei den Wahlen geſehen, daß ganz Andere das Lügen noch viel beſſer verſtehen," antwortete der Schweinhändler. Ja, was ich ſagen wollte, Vetter, das hat Euch ſehr geſchadet, daß Ihr da ſo weibeln ließet und das Pack aufbieten und durch Leute, welche von keinem rechten Menſchen angeſehen werden. Die ſind von Haus zu Haus gelaufen, wie die Länderbettler, logen die dümmſten Sachen, verleumdeten die rechtſchaffenſten Männer auf die gottloſeſte Weiſe, daß man einen rechten Abſcheu ab ihnen bekam, beſonders ab dem hochmüthigen Schulmeiſter, der die Kinder auf die Wahrheit brichten ſollte und gegen das Lügen eifern und ſtatt deſſen den

Lugihund gemacht hat, der Teufel könnte es nicht ärger. Selb hat den rechten Leuten nicht gefallen wollen, und Viele ſind daheim geblieben und haben geſagt, ſie möchten mit der Sache nichts mehr zu thun haben, ſie würde ihnen zu wüſt, und andere haben dem Andern geſtimmt und geſagt, es müſſe mit dem Böhneler auch nicht mehr ſauber ſtehen, daß er durch ſolche Schlingel weibeln laſſe. Es war ein Erbarmen, was für Leute man bei der Wahl geſehen hat. Faſt keine rechten Männer mehr, zuſammengetriebenes Zeug, das nicht wußte, was es machte, nichts weiß, als daß ein Glas Branntwein einen Batzen koſtet, das heute ſo ſtimmt, morgen anders, je nachdem geweibelt wird. Solche Leute haben Euch meiſt geſtimmt, aber auch nicht Alle, Ihr ſeid Vielen ſchon zu alt. Darum wollte ich mich nicht auf die verlaſſen, das iſt ein wetterwendiſch Volk; wer ſich nicht auf die rechten Leute ſtützt, macht nicht alte Beine in der Regierung.“ — So ſprach der Schweinhändler. Schweinhändler nehmen bekanntlich kein Blatt vor den Mund.

Am Eſſen und Trinken irrte es ihn durchaus nicht; er ſprach beidem tapfer zu, von ſeiner Baſe inbrünſtig dazu genöthigt. Frau Böhneler hatte nämlich eine göttliche Freude an den Reden ihres Vetters. Sie hatte immer Freude, wenn ihrem Manne was angehängt ward, und vergaß Monate lang nicht, es ihm vorzuhalten, nicht bloß in trauten Stunden hinter den Gardinen, ſondern über Tag und über Tiſch, wo es ſich traf. Aber ſo recht vaterländiſch und in ihren Kram hinein, hatte ihrem Böhneler noch Niemand den Kopf gewaſchen und die Läuſe hinunter gemacht, als jetzt der Vetter.

Sie haßte die Wahlpanduren ſehr, denn ſie kamen oft und liebten das Schmarotzen. Frau Böhneler mußte dann an ein Tiſchtuch glauben, mußte dies oder jenes ihrer Hausmannskoſt beifügen, ſah denn doch ſich nicht gehörig äſtimirt und wußte nicht, wie dieſe Ausgaben für das Vaterland dem Staate in Rechnung zu bringen ſeien.

Als nun der Vetter ſo loszog, ſagte ſie in einem fort: „Gäll, Böhneler, gäll, der ſagt dir die Sache! Habe ich dir das Gleiche nicht ſchon hundertmal geſagt, dem wirſt du doch jetzt glauben, oder was ſagſt? Gäll, die kennen dich draußen auch, du Böhneler!“ Sie hätte nicht eine rothe Kuh genommen für des Vetters Herzensergießungen. Sie erſchrak ordentlich, als er aufſtund und ſagte, er müſſe geh'n; das begegnete ihr ſonſt bei Gäſten ſelten. Sie fand die allermeiſten ſchöner an der Ferſe, als an der Naſe. „Ihr werdet doch nicht fort wollen ſo ſpät? Ihr bleibt bei uns, wir haben ein Bett für Euch.“

„Nein,“ ſagte der Vetter, „ich habe ein Wägelchen voll junger Schweine bei mir, ließ bei der lahmen Ente dem Roß Haber geben, den Schweinen ein wenig Roggen, will auf den Markt nach Buchtigen, da muß ich preſſiren und die Nacht durch fahren. Ich hätte früher weg ſollen daheim; aber ich wollte das Botenbrod holen beim Vetter; dachte, es werde ihn blangen, zu vernehmen, wie es gegangen, mußte warten, bis der Tſchuep (Blindemaus-Spiel) vorbei war.“

Böhneler, etwas unangenehm aufgeregt durch den Vetter von der Frauen Seite, konnte ſich nicht enthalten, zu fragen, wie es wohl im Spatzenneſt, ſeinem zweiten Wahlkreis, gegangen?

„Ho allweg gut,“ ſagte der Vetter, „dort kann es Euch gar nicht fehlen, dort iſt ja Alles deren Zeug, welches Euch bei uns geſtimmt: dort ſind keine Manne; dort hat Euer Pandur ſeine Soldaten, und gewiß hat man ihnen verſprochen, mit den Gemeinde-, Waiſen- und Vogtsrechnungen durch die Finger zu ſehen und fünf gerade ſein zu laſſen. Das kann nicht fehlen! Aber Vetter zählt darauf, das kommt mein Seel' nicht gut. Wittwen und Waiſen ſchreien zu Gott, und der hat beſſere Ohren, als ihr alleſammt. Es iſt kurios, wenn Einer einmal in der Stadt iſt und was vorſtellt, ſo böſet ihm das Gehör, ehe ein Jahr um iſt. Nichts für ungut, Vetter, und wenn ich Euch mit Schweinen dienen kann, jungen oder alten, ſo ſagt es mir, ich will Euch verſorgen, zählt darauf. Behüt Euch Gott und lebet wohl," und dahin ging er, was er dachte, wiſſen wir nicht. Wir wiſſen auch nicht, ob er bloß den Schalk gemacht hat, oder ob ſein Weſen Natur geweſen, bei Schweinehändlern und noch andern Leuten iſt dies oft ſehr ſchwer zu entſcheiden. Alſo, Böhneler, biſt wieder gewählt, ſagte er halblaut zu ſich — und Wie? ertönte es hinter ihm, wo Frau Böhnelerin mit Abräumen ſich befaßte. Nun entſtand ein Zweigeſpräch, welches wir nicht wiederholen können; wir wiſſen nicht einmal, wie lange es dauerte, wahrſcheinlich bis am Morgen, denn Herr Böhneler erſchien ſehr angegriffen in der Sitzung, aber in ſtolzer Haltung. Am Tage nach ſolch wichtigen Ereigniſſen iſt man ziemlich früh in der Sitzung, ſelbſt die, welche ihren ordinären Rauſch zu verſchlafen haben und daher immer eine halbe Stunde ſpäter ſind, als ehrliche Leute, thun ſich an ſolchen Tagen Zwang an. Es iſt faſt wie der erſte Appell nach einem Schlachttage, da will man auch wiſſen, wer vom Regiment noch lebt und wer todt gemacht worden. Man bietet alle Unbefangenheit auf, welche man im Vorrath hat; aber wer ſich auf die Beine verſteht, der unterſcheidet leicht und von weitem, bloß am Abtrappen, drei Klaſſen: die, welche wiſſen, daß ſie nicht gewählt ſind, die, welche das Reſultat noch nicht wiſſen, die, denen ihre Wiedererwählung bekannt iſt. Man kann ſich bloß irren zwiſchen denen, welche gar nicht, und denen, welche zweimal gewählt ſind, dieſe trappen am kühnſten ab.

So ſammelten ſie ſich früh und ſtunden zuſammen, gratulirten denen, deren Wahl bekannt war, auf das Herzlichſte, ſchüttelten die Hände, daß es in den Achſeln weh that, und um die, welche nicht gewählt waren, ging man in einiger Verlegenheit herum, ungefähr wie die Katze um den heißen Brei.

Als Böhneler eintrat, waren ſchon Mehrere da, aber ſie wußten noch nichts von ihm, behandelten ihn daher etwas zurückhaltend; er ſelbſt that ebenfalls ſpröde und kurz, ſo daß zwei, welche ſeitwärts ſtunden, zu einander ſagten: „Sind wir wohl endlich das Schaf, den Böhneler, los; er macht ein Geſicht, wie ein Kind, welches die Ruthe gekriegt hat oder noch kriegen ſoll.“ „Weiß nicht,“ ſagte der Andere, Böhneler trotzt nicht auf ſeine Verdienſte, er weiß, daß die Hauptſache iſt, gewählt zu werden, und ſieh, er macht nicht ſein ſüßes Geſicht, oder ein verlegenes; es lauert etwas in ſeinen Maulecken, als ob er was wüßte und einſtweilen noch nicht ſagen wollte. Gib Acht, der iſt gewählt und vielleicht gar zweimal.“ „Warum nicht gar, ein ſolcher Eſel! wird doch das Volk alle Tage aufgeklärter.“ „Das wird dir ein Schulmeiſter geſagt haben,“ antwortete der Andere, „dem glaub doch nicht, ſondern immer gerade das Gegentheil.“

Da ging die Thüre wieder auf, und herein trat gravitätiſch Einer, man ſah ihm an, daß er mehr als die Andern zu ſein glaube, und die Andern beugten ſich auch vor ihm, wie vor Joſeph's Garbe ſeiner Brüder Garben, und gratulirten ihm ſehr, und als der Böhneler auch kam gravitätiſch, um ihm zu gratuliren, ſagte derſelbe zu ihm: „Gratulire auch, Herr Böhneler, zweimal gewählt! gratulire ſehr, das macht dem Vaterland Ehre.“

Potz, was die Worte für Wirkung thaten, und wie um Böhneler herum ſich alsbald eine Freundlichkeit und Freundſchaft geſtaltete, die, wenn ſie nicht ſehr rührend geweſen, als Zudringlichkeit erſchienen wäre. Die, welche vorher geſprochen, gratulirten mit einer Innigkeit, welche Herrn Böhneler die Thränen in die Augen trieb, als ob er am Schaben von Meerrettig wäre. Dann fanden ſie ſich, begreiflich ganz zufällig, zuſammen in einer Fenſterecke, und der zweite ſagte zum erſten:

„Und jetzt, was ſagſt du zur Bildung des Volkes, das einen ſolchen Möff zweimal wählte? Aber hätte ich nicht recht, er iſt ſchalkhaft wie ein Eſel, ich ſah es ihm in den Mundwinkeln an, daß er die Wahl kannte.“

„Das hätte ich nicht geglaubt,“ ſagte der erſtere, „aber das Volk iſt vernachläſſigt, man muß es beſſer unterrichten, aufklären, ſo kommt es mir noch faſt vor wie eine Kuh, welche jedes Trank ſchluckt, das man ihr einſchüttet. Alſo den Tropf muß man wieder haben und zwar, weil er zweimal gewählt iſt, jetzt einen doppelten Tropfen, und wenn man den erſten beſten Lumpenſammler oder ein Schwefelfraueli von der Straße nehmen würde, hätte man für die Geſchäfte ſo viel an ihnen, als an dem Böhneler. Ein ſolcher Eſel, ein Waſchlumpen ſonder Gleichen, ein Achſelträger und Speichellecker der heute türkiſch würde und morgen dem Papſt die Füße leckte, wenn es der Präſident befehlen würde, oder wenn er damit dreimal gewählt werden könnte!“

„Schrei nicht ſo,“ ſagte der Andere, „man könnte was merken. Was kömmt's am End auf die Geſchäfte an, nichts, pfiff darauf, wenn nur das Syſtem durchgeht, das iſt die Hauptſache, und ſich befeſtigt. Geſchäfte das ſind Dummheiten, Sand, welchen man dem Volke in die Augen ſtreut und womit wir uns wichtig machen, aber das Syſtem iſt unſere Fahne, mit dieſer fahren wir durch die Welt!“ „Nun, Böhneler fährt mit wohin es geht und wär's zum Teufel; aber er iſt eben blinder Paſſagier, und was hat man für Nutzen von ſolchen?“ frug der erſtere.

Da entſtund Bewegung, ein Weibel kam und meldete, die Poſt ſei noch nicht da. Ob es etwas gegeben auf dem Lande? frug Einer. Ein Anderer ſagte: „Warum nicht gar! Es iſt halt die ſchlechte Ordnung, wenn die Chefs mit den Kondukteurs ſaufen und ſpielen, ſo kömmt es ſo.“ Man ſchimpfte ſchrecklich über die eingeriſſene Unordnung und beſchloß ſcharfe Unterſuchung, ſtrenge Handhabung der Reglemente. Man nimmt gewöhnlich erſt Notiz von einer Sache, wenn man von derſelben beſchlagen wird. Da die Regenten, ſo zu ſagen auch Menſchen ſind, ſo haben ſie es oft auch ſo, was zuweilen etwas fatal für das Publikum wird.

Unterdeſſen war Böhneler an ſein Tiſchchen getreten und hatte ein Billet geſchrieben, geſiegelt und erſuchte den Weibel, welcher wieder auf die Poſt mußte, ſo gleichſam als Vorläufer des Donnerwetters, das nächſtens folgen ſollte, daſſelbe in ſeiner Wohnung abzugeben; es war an ſeine Frau adreſſirt. Es entrann ihm ein ſchwerer Seufzer, als er deſſelben ſich entledigt hatte. Der Leſer glaube nicht etwa, Böhneler künde ſeiner Ehehälfte die Scheidung an; bewahre, an ſo was Dummes dachte er nicht. Böhneler hatte etwas viel Schwereres auf dem Herzen. Böhneler war auf dem Wege zur Sitzung ſeinem kraushaarigen Wahlpanduren begegnet, welcher zu ihm wollte, ihm die Nachricht zu bringen, daß er auch in ſeinem Wahlkreiſe gewählt worden ſei und zwar glänzend. Böhneler konnte nicht anders, als ihn zum Mittageſſen einladen, was jener mit vielem Dank annahm; denn er hätte noch mit Herrn Böhneler zu reden, wie er ſagte. Böhneler hatte dieſe Nachricht ſo erquickt, daß ſie ihn raſch in die Sitzung trieb, um dort als doppelt Gewählter zu erſcheinen. Sobald aber dieſe Freude vorüber war, fiel ihm ſchwer auf's Herz, was die Frau Böhnelerin zu dem Gaſte ſagen würde und wie ihm aufwarten? Es war unglücklicherweiſe kein Vetter von ihrer Seite. Es war Böhneler nicht eingefallen, den Herrn in ein Wirthshaus einzuladen, weil ſeine Frau krank wäre, oder den Kaminfeger, oder die Wäſche hätte. Zudem hätte das auch ſeine Schwierigkeiten gehabt, denn Frau Böhneler war Finanzminiſter und Kaſſier in gleicher Perſon. Selbſt geh'n und ankünden, was er gethan, mochte er nicht; er hatte Wetter genug ausgeſtanden; er war ja noch ganz ſchachmatt davon. Als ein doppelt Gewählter konnte er ſich ſchon was erlauben, und kam er dann mit dem Gaſt zum Eſſen, ſei der erſte Zorn vorbei, und der Gaſt ein ſchönes Stück Menſch, ſein Schild dachte er. So that er alſo, aber wohl war ihm nicht dabei.

An den einlaufenden Nachrichten, den vorkommenden Geſchäften nahm unſer arme Böhneler wenig Theil; ſein Anne Bäbi lag ihm auf dem Herzen und zwar immer ſchwerer. Er dachte, er ſei doch eigentlich bei allem Glück unglücklich. Wie gut auch der Brei an ſich wäre, immer werde er ihm verſalzen. Wenn er nur nicht Schande erleben müſſe, ſein Anne Bäbi Anlaß gebe, daß er im ganzen Lande verbrüllet werde, ein Mann wie er!

Die Zeit kennt kein Erbarmen, ſie geht wie ſie will, nicht ſchneller, nicht langſamer, nach Laune und Bitten der Menſchen. Mittag war da, unvermeidlich, und der Präſident hob pünktlich die Sitzung auf; er ſah, daß die Geiſter anderswo beſchäftigt waren. Ach Gott, und ſchon vor dem Sitzungsſaale traf Böhneler ſeinen treuen Panduren an. Der muß eine ſtarke Freßglocke im Magen haben, was wird Anne Bäbi dazu ſagen? dachte Böhneler. Er mußte vorwärts, es war ihm faſt wie einem Rekruten, der gegen eine Batterie geführt wird. Böhneler wäre in dieſem Augenblicke gerne nur einmal, oder gar nicht gewählt geweſen; aber was half das jetzt: „ſelber tha, ſelber ha,“ ſagt das Sprüchwort.

„Spaziert nur gefälligſt hier herein,“ ſagte Böhneler, als ſie endlich die Treppen auf waren, und öffnete den Salon. Da öffnete ſich eine Seitenthüre, und eine Stimme rief: „das Eſſen iſt auf dem Tiſch!“ „Ei nun, in dieſem Fall,“ ſagte Böhneler, „wollen wir gleich da hinein,“ und bekomplimentirte höflichſt ſeinen ſchönen Panduren in den Speiſeſaal, d. h. in’s Eßſtübchen. Aber o Himmel, wie ward ihm, als er hinter dem breiten Rücken des ſchönen Stück Menſchen hervorkam und in’s Eßſtübchen trat! Da war’s wie immer, als ob ſeine Bitte gar nicht vernommen worden und doch war ſie es, das ſah er an der geſpaltenen weißen Taſſe, welche oben auf dem Tiſche ſtund und der

Viſite galt. Die Kaffeekanne ſtund da, Erdäpfel waren auf dem Tiſch ohne Tiſchtuch ausgeleert, und in einem Napfe ſtund Etwas, Böhneler ſah in ſeinem Schreck nicht, was. Frau Böhneler begehrte nicht auf; ſie frug ſogar den Panduren, ob ſie auch ſchön Wetter hätten daheim. Als ſie ihm himmelblauen Kaffee eingeſchenkt hatte, ſagte ſie: „Ihr müßt vorlieb nehmen, wie wir es haben, Ihr werdet es daheim auch nicht viel anders gewohnt ſein und eſſen müſſen, was die Mutter gekocht hat."

Böhneler war auf Dornen, aber er durfte Anne Bäbi nicht von ferne touchiren, oder ihm widerreden wollen, ſonſt kam das Wetter, er wußte es. Das war bitterer Kaffee, zu welchem Frau Böhneler nicht einmal Zucker gab.

„Nehmt Erdäpfel," ſagte ſie, „wenn Ihr nicht zu ſchmäderfräßig ſeid, ſie ſind gut, der Sack koſtet uns $2^1/_2$ Gulden. Ja es iſt ein theures Haushalten, beſonders wenn man noch immer fremdes Volk füttern muß." „Habt Ihr auch viel Einquartirung gehabt?" fragte Böhneler raſch. „Ueber die wolle ſie nicht ſo viel klagen," ſagte Frau Böhneler eben ſo raſch. „Wenn ſchon nicht hinreichend, ſo ſei man doch in Etwas entſchädigt worden, und wer nicht gemeint, er müſſe ſie füttern, daß ſie noch in der Ewigkeit genung hätten, hätte dabei ſo viel Schaden nicht gehabt."

So lief das Geſpräch, aber lang dauerte es nicht, man kann denken, daß ſchnell abgegeſſen war. Böhneler führte darauf den Gaſt in's Salon, wollte Wein befehlen und dann leiſe vorbauen wegen dem Gerede, welches der Pandur anzetteln konnte. Der aber ſagte ſehr höflich, er bitte ſehr, Herr Böhneler ſolle ſich nicht Mühe machen, er habe vortrefflich gelebt und ſei ſehr preſſirt. Er möchte Herrn Böhneler für Etwas anſprechen, er müſſe Geld haben, 2000 Franken; das und das Banquierhaus wolle es ihm geben, gegen einen ſoliden Bürgen; er denke, Herr Böhneler ſchlage ihm dieſe Gefälligkeit nicht ab. In einem Vierteljahre, gedenke er, ſei alles wieder bezahlt. „Und die Bank?“ frug Böhneler ſchüchtern. Den Kredit dort brauche er anders, antwortete der Pandur. Die Zeit ſei ſchlimm, er habe die Taſche voll Wechſel, aber verſilbern könne er ſie nicht. Ja, was wollte jetzt Böhneler anders machen? Er mußte in den Apfel beißen und um das Mittagseſſen gut zu machen, mußte er gehen, für 2000 Franken Bürge ſein und noch dazu Gott danken, daß es ſein Anne Bäbi nicht wußte. Aber was meint man, wenn es dem Panduren auch geht, wie hunderten von ſeinen Brüdern, wenn er in dem Trocknen ſitzt und auf dem letzten Löchlein pfeift, und Herr Böhneler zahlen muß, und ſein Anne Bäbi es vernimmt, was wird dann Anne Bäbi ſagen? Und was hat es wohl geſagt, als die andern Panduren auch kamen und was wollten, und was gibt's am Ende aus Allem? das mag der gütige Leſer ſich einſtweilen denken. —

Sage vom Meyer auf der Mutte.

Die Erzählung erſchien zuerſt in der neuen illuſtrirten Zeitſchrift für die Schweiz. Jahrgang 1851.

Vor uralten Zeiten, doch nicht vor Adam, ſondern ſeither, lebte eine alte Frau und hatte viele Güter, aber keine Kinder. Mädchen hatte ſie nie gehabt, ſondern bloß Söhne, dieſe waren ihr erſchlagen worden. Damals erſchlug man nämlich die Menſchen, heutzutage ſchießt man ſie todt, kömmt aber einigermaßen auf's Gleiche heraus, beſonders wenn man einmal todt iſt. Es war eine ſehr verſtändige Frau. Auf den Männern hielt ſie gar nichts, beſonders ſeitdem dieſelben ihr die Söhne erſchlagen. Kein Mann ſollte einen Pfennig von ihrem Gute erhalten, in die Hände ihres Geſchlechtes ſollte Alles kommen. Aber wie geſagt, ſie war eine verſtändige Frau, kannte daher auch die Neigung ihres Geſchlechts, Alles, was es hat, baldmöglichſt an Mann zu bringen, d. h. irgend einem Bengel an den Hals zu hängen. Sie ſtiftete daher ein Klöſterlein, über deſſen Schwelle nicht ein Gedanke an einen Mann kommen ſollte, geſchweige denn ein wirklicher Mann, und vergabte dieſem all ihr Gut.

Eine ſo vollſtändige Inſtruction, wie Königin Agnes bei Stiftung des Kloſters Königsfelden, machte ſie nicht. Agnes meinte es gut mit den Nonnen, ordnete für die, welche kränklich waren, Reis, Mandeln, Feigen, Weinbeeren und Hühner, den Uebrigen des Mittags zwei Gerichte von Brei und eins von Eiern, des Nachts eins von Brei, eins von

Eiern und eins von Milch oder Käs, auch Schweinefleiſch, Haſenpfeffer, Sulzen und Obſt, und je für fünf Schweſtern täglich zwei Maas Wein. Sie rechnete auf guten Appetit der Schweſtern, wie man ſieht, und namentlich auch darauf, daß der Aargauer Wein mehr nach unten trachte, als nach oben.

Sie ſcheint ſich mit dem Letzten ganz verrechnet zu haben, denn in der letzten Zeit ſpukt derſelbe den Aargauern gewaltig im Obergaden.

Frau Friedoline machte bloß zwei Beſtimmungen:

1) Die Hälfte der Nonnen ſollten Wittwen, die andere Hälfte Mädchen ſein.

2) Die Hälfte der jährlichen Einkünfte ſollte zur Erhaltung der Bewohnerinnen und nicht zu was Unnützem, die andere Hälfte zum Beſten der Armen verwendet werden.

Motive gab die alte Dame keine an; vermuthlich ſollten die Wittwen die Erfahrung repräſentiren und die Mädchen in der Entſagung der weltlichen Lüſte unterrichten, die Mädchen dagegen das Gefühl repräſentiren und die Begeiſterung, für welche Wittwen zumeiſt wohl kühl ſind. So ordnete die gute Dame es an und meinte für Alles geſorgt zu haben. Aber der Menſch hat kurze Gedanken, ſein Sorgen iſt ſtets nur Stückwerk, und immer artet aus, was der Menſch ſäet und pflanzet, wenn nicht von Oben der Geiſt, der geſäet und gepflanzt, erhalten und erneuert wird. Nachdem ſie ſo für ihre Habe gut geſorgt zu haben meinte, ſtarb Frau Friedoline alt und lebensſatt. Das Klöſterlein hatte ſich alsbald gefüllt mit Wittwen und Mädchen, von denen die einen ſchmollten mit der Welt, die anderen dieſe ſatt oder ein Grauen vor derſelben hatten. Von je war es ſchwer, den rechten Mittelweg in Beziehung auf die Welt zu treffen, nicht mit ihr den Narren zu machen und nicht durch ſie zum Narren zu werden, ſie zu gebrauchen, als gebrauchte man ſie nicht. Und darum iſt dieſes ſo ſchwer, weil der Menſch wähnt, er ſei der Herr der Welt, daher nicht merkt, wie die Welt der Herr des Menſchen wird.

Anfangs ging es ſchön und gut im Klöſterlein, faſt als wie im Himmel. Wenn Frau Friedoline niederſehen konnte aus dem Himmel auf ihr Stift, mußte ſie große Freude daran gehabt haben. Die Wittwen walteten mit verſtändigem Sinne, ja was noch mehr heißen will, abſonderlich wo lauter Weiber beiſammen ſind, mit einträchtigem Sinn. Sie waren Vorbilder im Beten und Arbeiten, hielten die Mädchen nicht als Mägde, ſondern als Schweſtern, freuten ſich, derſelben Hände und Seelen zu ſtärken, ſie zu unterweiſen in getreuem Verrichten ihres Tagewerkes, lehrten ſie austheilen mit Liebe und Verſtand, was ſo leicht nicht iſt, lehrten ſie beten, daß es Gott wohlgefiel und ihre Herzen ſtärkte, was nicht Alle können, lehrten ſie ein frommes Genügen, durch welches der Friede kommt, der über allen Verſtand geht. Die Mädchen rankten ſich auf an den würdigen Matronen, brachten ihnen junges Leben, erhielten ſie friſch und grün, wie Epheu die altersgrauen Thürme, kurz, es war faſt, als ob endlich der Fleck gefunden ſei, wo auf Erden ein neu Paradies entſtehen, das tauſendjährige Reich ſeinen Anfang nehmen ſollte. Weit umher waren ſie geliebt und geehrt; die Armen fanden Hülfe, die Reichen ſuchten die Kraft ihres Gebetes, und wenn das Klöſterlein ſo geblieben wäre bis auf den heutigen Tag, ſo hätte Mancher ſich weniger verſündigt, indem er ſeine Hände mit fremdem Gut befleckte, und mancher Unſchuldige wäre nicht um der Schuldigen willen geſtraft worden, ja ſelbſt vielleicht die Thurgauer hätten ſich bedacht und heilige Gefäße nicht an Juden verſchachert und ſich geſchämt, um einiger Silberlinge willen Juden Gelegenheit zu geben, mit chriſtlichem Glauben und chriſtlichem Gefühl Spott und Hohn zu treiben. Aber es kam anders; der Teufel fand die Spalte, wo er hineinſchlüpfen konnte, um böſen Samen in den Acker zu ſäen.

So lange Frau Friedoline lebte, war ſie die erſte und älteſte unter den Schweſtern geweſen und hatte das Scepter geführt, ſo gleichſam als von Rechtswegen. Als es zum Sterben kam, rief Frau Friedoline die Schweſtern zuſammen, übergab ihre Macht der älteſten, befahl ihr, wenn auch ſie zum Sterben komme, ebenfalls der älteſten die Gewalt zu übertragen und alleweil ſo fort. Das ward von allen begriffen und billig gefunden, denn jede konnte ja die älteſte werden, und alle weinten von Herzen der guten und weiſen Stifterin nach. So ging es nicht ganz hundert Jahre unwiderſprochen im Frieden. Da geſchah es, daß, als eine Aebtiſſin ſtarb, die älteſte außer Stande war, dieſes Amt zu verſehen. An dieſen Fall hatte Frau Friedoline nicht gedacht, was der guten alten Frau nicht aufzurücken iſt, haben es ja die allerneueſten Geſetzgeber noch nicht dahin gebracht, an Alles zu denken. Ein ſolcher Fall war alſo nicht vorbedacht, daher keine Beſtimmungen dafür da.

Nun fing man an zu werweiſen, wie die Geſetzgeberin es eigentlich gemeint, und auszulegen, was ſie für dieſen Fall für Gedanken gehabt und welche Beſtimmung aus dieſen Gedanken am natürlichſten hervorgehe. Nun, wenn man einmal in's Auslegen oder Interpretiren, wie die Gelehrten ſagen, der Geſetze kommt, dann kriegt der Teufel freie Hand. Was das einmal für einen Spektakel geben, und wie Flaum und Federn gen Himmel fahren werden, wenn die Geſetzgeber hinter ihre Ausleger gerathen können!?

Die einen behaupteten mit großer Zuverſicht und Heftigkeit: Sei die älteſte blödſinnig oder nicht für das Amt gemacht, ſo trete offenbar die zweitälteſte an ihre Stelle, das ſei eine ausgemachte, ausdisputirte Sache. Das wollte ein zweite Partei nicht glauben. Sie ſagte, die zweitälteſte könne ebenſo unfähig ſein, als die älteſte, und die drittälteſte ſo unfähig, als die zweitälteſte. Daher ſei es ganz klar, Frau Friedoline habe immer die älteſte unter den fähigſten zum Amt berufen wiſſen wollen oder vielleicht die fähigſte unter den älteſten, doch ſei dieſes ſo ganz klar nicht. Die dritte Partei, und zu dieſer gehörten die jüngſten Mädchen, meinte, es ſei offenbar eine Lücke im Inſtitute, welche Frau Friedoline ganz ſicher ergänzt hätte, wie man mit Beſtimmtheit ſchließen könnte, wenn ihr nicht zu früh der Athem ausgegangen wäre. Da ſie verordnete, daß immer halb Wittwen, halb Mädchen im Kloſter ſein ſollten, ſo ſei es offenbar ihr Wille geweſen, daß Mädchen und Wittwen gleichen Antheil an ihrer Vergabung hätten, zwiſchen ihnen kein Vorrecht ſei, die höchſte Würde nicht vorzugsweiſe den Wittwen zufiele. Nun ſei es aber bekannt, und die Erfahrung im Kloſter beweiſe es, daß die Wittwen zähere, die Mädchen zartere Naturen hätten, daher die Wittwen ein höheres Alter erreichten, und ſomit immer nur Wittwen Aebtiſſinnen würden. Offenbar habe Frau Friedoline das nicht gewollt, ſondern daß Mädchen und Wittwen ſich in dieſes Amt theilten, d. h. abwechſelnd es verwalteten. Sie möge es nun geſagt oder nicht geſagt haben, ſo ſei das unbeſtritten ihr Sinn geweſen.

Man ſieht, ſchon damals konnten die Gelehrten verſchiedener Meinung ſein und bei der Auslegung von Verfaſſungen und Geſetzen ſich in die Haare gerathen.

Es gab gewaltigen Streit im Klöſterlein. Jede Partei ſuchte Anhang; ihrer Meinung die Oberhand zu verſchaffen, war ihre Hauptſorge, welcher ſie Alles opferte. Niemand war da, der rechtsgültig den Streit entſchieden hätte, der Kloſtervogt abweſend, der Biſchof weit weg, der Beichtvater, wohl jung, ſchlug ſich im Stillen zur letzten Partei und wirkte für ſie, wie er konnte und mochte.

Man kann ſich's denken, wie bei ſolchem Streit die Hauptpunkte der Stiftung, die Hälfte des Ertrages für das Kloſter, aber nichts zu unnützem Zweck, die andere Hälfte für die Armen zu gebrauchen, im Auge behalten mußten.

An ſie dachte eigentlich Niemand mehr im Ernſte, wenn zuweilen auch ſehr heftig davon die Rede war, wenn eine Partei der andern etwas aufrücken wollte. Wir wollen die Geſchichte der Parteien im Klöſterlein zu Schweißberg, zwiſchen Röthenbach und Signau, im Canton Bern liegend, nicht der Nachwelt überliefern, es iſt die Geſchichte aller Parteiungen, wie man ſie in Ländern und Städten, in Monarchien, Ariſtokratien und Demokratien findet. Eine Partei macht die andere runter und niederträchtig, bis Alles niederträchtig und runter iſt. So ging es auch zu Schweißberg. Der Streit ſetzte ſich feſt, ward chroniſch, wie die Aerzte gelehrt ſich auszudrücken wiſſen. Man weiß, wie in Familien Krankheiten ſich einheimiſch machen und nicht mehr zu heilen ſind, und in Gebäuden Gerüche und Ungeziefer, daß Nichts mehr dagegen helfen will, als das Abbrechen; ſo geht es auch in Häuſern und Gemeinſchaften mit dem Streit, er erbt ſich fort und wird unaustilgbar. Wie es da mit der Zucht gehalten ward, kann man ſich denken. Bald konnten alle leben nach ihrem Wohlgefallen, Niemand wahrte den Dienſt des Herrn und den Willen der Stifterin, es ward geſotten und gebraten den ganzen Tag, und wenn eine ſonſt noch Freude hatte an etwas Anderem, ſo ſtund ihr Niemand im Weg. Und wiederum ward es anders, und nur die einen konnten thun, was ſie wollten, die andern waren unterdrückt, litten am Nöthigſten Mangel und wurden bei der leiſeſten Widerrede geſtraft, wie hart, ſchrieb damals Niemand auf. Hätte es Jemand aufgeſchrieben, es könnte heutzutage manchem Freiburger und Luzerner zum Troſte dienen, daß er ſagen müßte: „Nein, gottlob, ganz ſo arg geht es heut zu Tage doch nicht mehr bei uns, das ſtünden die heutigen Leute ja gar nicht aus!“

Am böſeſten kamen dabei natürlich die Armen weg; an die dachte Niemand mehr, die Nönnlein hatten ja genug an ſich zu denken und an ihre Feindinnen, und wenn was da war zum Brauchen, ſo hatten ſie es für was Anderes nöthig, als für die Armen: erſtlich für ſich und zweitens für ſich und drittens für ſich. Denn, wenn auch viel außerhalb des Kloſters geſpendet ward, ſo war es doch nicht um Gottes, ſondern um ſeiner ſelbſt willen, um Jemanden die Augen zu ſalben, einen ſüßen Mund zu machen, ein mild Herz, und gegen allfällige Klagen die Ohren zu ſtopfen, ſeinen Anhang zu ſtärken, der Gegenpartei bös Spiel zu machen. Der Teufel hatte nicht bloß neben die Kirche eine Kapelle gebaut, ſondern die Kirche ſelbſt zu ſeiner Kapelle gemacht.

Dabei waren die Armen wohl zu bedauern, aber mehr doch noch die, deren Herzen gebrochen wurden im Klöſterlein. Es gab auch noch in der Zeit, als der Teufel bereits ſeinen Stuhl aufgeſchlagen hatte im Klöſterlein, es aber noch nicht ſo recht ruchtbar und bekannt war, Solche, welche aus innerem Triebe der Welt entſagten, um ein gereinigt Herz dem Bräutigam der Seelen zuzubringen. Und gerade als die Fäulniß im Klöſterlein ſich anſetzte, gab daſſelbe den blendendſten Schein der Frömmigkeit von ſich. Das waren nun wirklich arme Seelen, man kann es ſich denken. Anfänglich ging es ſchön, jede Partei ſuchte ſie in ihr Intereſſe zu ziehen, allmälig dem Alles verſchlingenden Strudel zuzulocken. Und manche ward verſchlungen, ehe ſie daran dachte, ehe ſie wußte, was ihr geſchah, weinte dann wohl eine Weile bitterlich, bis die Thränen vertrocknet waren, und das Schwimmen mit dem Strome ſie luſtig dünkte. Aber die, welche ſich nicht verlocken ließ, ſondern widerſtand, eine treue Magd des Herrn bleiben wollte, gar vielleicht bekehren wollte, ſich berufen glaubte, den Teufel auszutreiben und den Herrn wieder einzuſetzen in ſein Haus, war in Dornen gebettet unter Scorpionen und Nattern, Gift ihre Speiſe und Abſcheu ihr Trank, bis der Leib verzehret, das Herz gebrochen war in unausſprechlichem Weh. Nun, als das einmal bekannt war, flohen ſolche Herzen die unſelige Stätte. Aber deswegen fehlte es dem Kloſter an Bewohnerinnen nicht. Das weibliche Geſchlecht beſitzt viel Kühnheit, wagt gerne allerlei Kämpfe, hat den Glauben, wenn es einmal habe, was es wolle, werde das Uebrige ſich ſchon geben, das werde ſich ſchon fügen müſſen dem nachhaltigen Willen und der ſüßen Hand. Was wagt das Weib nicht um einen Mann! was ſollte es ſich vor einem Kloſter fürchten? Zudem muß man nicht vergeſſen, wie gerne die Kloſterfrauen ſich durch Verwandte ſtärken, Nichten und Baſen locken mit allerlei Verſprechen und Ausſichten. Man glaubt nicht, welche ſchöne Ausſicht für die Nichte eine Aebtiſſin in einem Kloſter iſt, und welch gewaltige Hülfsmacht für eine Tante Aebtiſſin, eine hübſche, geſcheidte Nichte. Verſtehen die beiden ſich, ſpinnen ſich die Fäden in die Hände, wird die eine das Haupt der jungen, wie die andere das Haupt der alten iſt, dann iſt ihre Macht entſchieden, die mißgünſtigen erfahren es, wie ſchwer es iſt, wider den Stachel zu löcken. Dabei iſt es durchaus nöthig, daß beide geſcheidt ſeien, nicht mit geſchloſſenen Augen in's gleiche Horn blaſen. Die vollkommene Einigkeit muß bloß unter der Hand ſtatt finden, äußerlich aber eine anſtändige Oppoſition, ungefähr wie das Verhältniß zwiſchen König und Kronprinz. Hat der Alte die alte Generation, der Junge die junge, kann's da fehlen?

Die Meyer auf der Mutten waren von je mit Kindern reich geſegnet, abſonderlich mit Töchtern. Schweißberg und die Mutte lagen nicht gar weit auseinander, und die Töchter von der Mutte paßten abſonderlich gut in's Klöſterlein zu Schweißberg und namentlich in deſſen letzten Zeiten. Sie waren ſtattlichen Leibes, ſinnlicher Art, doch dieſe untergeordnet der Sucht nach Macht und Beſitz, ſo daß die erſtere nicht ſelten als Mittel gebraucht wurde, der letztern zu dienen. Sie betrachteten nach und nach die Macht im Klöſterlein als ein Erbſtück der Familie, und wenn dieſe jemals in andere Hände kam, verſchrieen ſie es als einen Frevel gegen Gott und Menſchen. Dann ging der Streit von Neuem los, und gewaltig ſpukte es im Kloſter, bis wieder eine Meyerin von der Mutte den Stab in Händen hatte. Damals war etwas nicht, was Manchem komod wäre, es wäre jetzt noch nicht, damals wußte man nichts von Kloſterrechnungen. Nach altem Zeug ſtöbert man in allen Archiven, man findet das wunderlichſte Zeug: Titel und Urkunden von allen Arten, aber keine Kloſterrechnungen aus den alten Zeiten, von denen wir reden. Ja nicht einmal im Aargau, ja ſelbſt nicht im Thurgau, welche Gäuer ſicher ſchon damals in Cultur und Bildung weit voran waren, hat man deren gefunden. Damals brauchte oder verbrauchte das Geld nicht, je nach ſeiner Art und ſeinen Gelüſten, wer die Macht dazu in Händen hatte; damals ward frommes Gut vielfach durch frommen Sinn geſchützt, zuweilen auch aus Furcht vor dem Teufel. Fehlt der fromme Sinn, oder fürchtet man den Teufel nicht, ſchützt man mit Rechnungen frommes Gut nicht, kommt es an die Juden, vide Exempel am Bodenſee. So war es den Muttetöchtern möglich, einen Schatz anzulegen, einen goldenen Sparpfennig für die Zeiten der Noth.

Schweißberg lag im Gebirge, dem Rittervolk zu Brandſchatzungen ab Handen. Von den Hirten des Gebirges war, bei kluger Benützung des Aberglaubens, Bedeutendes zu ziehen; auch das Arznen trug viel ein, wenn man es einzurichten wußte. Um Gotteswillen freilich ſollten die Nonnen helfen, aber wenn ſie dann den Leuten den Verſtand machten, dem Kloſter um Gotteswillen Geſchenke zu bringen, was die Wirkung der Arzneien bedenklich fördere, wer wollte es wehren?

Sie wußten ihr Gut durch Schenkungen und Vergabungen zu mehren und noch auf andere Weiſe, für welche auch noch in den heutigen Rechnungen keine eigene Rubrik angewieſen iſt. Was einmal da war, hielten ſie mit feſter Hand zuſammen, kümmerten ſich um den Willen der Stifterin ungefähr ſo viel, als heutige Majeſtäten. Die mächtigen und die, welche es mit ihnen hielten, lebten gut und hatten vollauf, den andern überließ man das Beten und Weinen und ſorgte dafür, daß ſie häufig zu Gott ſchrieen; um die Armen kümmerte man ſich, wie man es gut fand. So lebten ſie im Kloſter lange und ſicher, als ob Zeit und Welt zwei Pferde vor ihrem Wagen wären, die geführt würden an ſtarken Zügeln, mit ſicherer Hand, in gewohntem Geleiſe. So dachten ſie zu fahren, bis Zeit und Welt abgekarret ſeien und untergehen müßten. Aber der Menſch denkt und Gott lenkt, und Gott wollte es anders, als die letzte Aebtiſſin, Brunhilde von der Mutte. Es war eine ſtattliche Frau in den beſten Jahren und mit handfeſter Gemüthsart, eine von denen, welche unſerem Herrgott unter den Bart ſtünden, wenn Er ſie bis dahin kommen ließe. Aber gerade ſolchen pflegt Er am liebſten zu zeigen, wie ſie nichts zu zwingen vermögen, wenn Er nicht will, wie ſie Alles müſſen, was Er will. Es war eben auch ein gut Jahr geweſen, mit Wohlbehagen ſah Brunhilde das Mehren ihrer Schätze und hatte nebenbei allerlei Gedanken. Eines Tages ſprach ein wandernder Krämer im Kloſter vor, wo er, wohl bekannt, gute Kundſchaft hatte. Der erſchreckte die Nonnen mit dem Bericht, wie eine grauſame Peſtilenz die Welt verheere, vom Mohrenland ſei ſie bis in's Welſchland gekommen, habe hinter ſich eine Wüſte gelaſſen. Wie ein grimmig Thier dringe ſie vorwärts, als ob der Tod eine ungeheuere Senſe ſchwinge, und die Menſchen das Gras in der Wieſe wären, ſei es. Wo die Senſe durch die Wieſe fahre, ſei am folgenden Tage kein lebendig Bein zu finden. Die Aebtiſſin aber erſchrak nicht, ſie meinte, hier hinauf komme die Peſtilenz nicht. Wenn der Tod unten durch die Ebene fege, ſei für die da oben, was unten im Thale liege, gute Beute, und viel Erbens, wo viel Wehklagens ſei. Als die Nonnen mit Faſten und Beten, mit Klingeln und Räuchern Gnade ſuchen wollten und Schutz vor der grimmigen Seuche, ſchalt ſie dieſelben hart ob dieſer Säumniß und verſprach viel Siedens und Bratens für die Zukunft.

Ob ſie es aber gethan hätte, wenn es zum Halten gekommen, iſt Gott bekannt, von wegen man hat Exempel bis auf den heutigen Tag, daß nicht Alles gehalten wird, was verſprochen worden von Geiſtlichen und von Weltlichen, vom Genferſee bis an den Bodenſee, und wahrſcheinlich noch einige Stunden jenſeits derſelben.

Die Kunde von dem grimmigen Tod fuhr durch's ganze Land, wie ein Sturmwind und machte die Herzen voll Schrecken, die Wenigſten hatten den kecken Sinn der Aebtiſſin von Schweißberg und meinten, er thue ihnen nichts, ſondern bringe ihnen noch viel Erbens. Von wegen ſie dachten, wenn der Tod die Menſchen mähe, wie das Gras auf der Wieſe, ſo bleibe ja Niemand am Leben, und wer nicht mehr am Leben ſei, was helfe dem das Erben, dann ſei es ja ausgeerbt. Das Volk ſuchte Troſt, Schutz und Abwehr an den gewohnten Orten, wo es dieſelben ſo oft gefunden, in den Gotteshäuſern und an den Altären. Je mehr die Schrecken vor dem Tode wuchſen, deſto tiefer ſank das Irdiſche im Werthe, deſto inbrünſtiger wurden die Gebete, deſto reicher die Gaben für die, welche beten helfen, Fürbitte thun ſollten für die Schafe der zitternden Heerde. Die Gaben hätte Brunhilde gerne genommen, wenn ſie vom Himmel gekommen wären, aber aus Menſchenhänden, welche vielleicht in ihren Händen neben der Gabe auch den Tod hatten, wollte ſie keine, wollte aber auch nicht Troſt bringen in die Hütten, als Lohn dafür den Tod holen. Brunhilde rechnete anders. Sie hätte eine gute Grämplerin (Höckerin) gegeben. Sie wollte nicht Großes wagen an Kleines. Erſt ſchalt ſie das Volk, daß es ſich ſo ſchrecken laſſe von Nichts, es ſolle daheim bleiben und arbeiten, man habe Kunde, der Tod komme nicht und komme er doch, dann ſei es ja früh genug, zu klagen, zu beten und Schutz bei Gott zu ſuchen. Aber ſie konnte das Volk nicht beruhigen. Das Volk meinte, es ſei doch geſcheidter, dem Uebel zuvorzukommen, als es erſt einreißen zu laſſen und dann erſt das Loskommen zu verſuchen, ſowie es auch klüger ſei, ein Haus gar nicht anzuzünden, als ſich auf das Löſchen zu verlaſſen. Das Volk kam daher in größeren Haufen, je näher der Tod ſeine Senſe ſchwang, was ſo nahe geſchah, daß jenes bereits das Rauſchen der letztern zu vernehmen glaubte. Des Kloſters Kirche ward nimleer, ganze Haufen knieeten Tag und Nacht an den Altären. Da fand eines Morgens das Volk das Kloſter geſchloſſen, keine Nonne war zu ſehen, auf kein Klopfen kam eine Antwort. Endlich, als der Tag vorrückte, und das Volk ungeduldig ward, kamen aus der Höhe der Kirche dumpf die Worte: der Tod iſt da! und dreimal rief es dumpf: der Tod iſt da! der Tod iſt da! der Tod iſt da! und immer langſamer kamen die Worte, und zuletzt ſo langſam ſchauerlich, als ob ſie vom Tode ſelbſt kämen aus ſterbendem Munde. Da ward zu Eis alles Blut, ſchneeweiß wurden alle Geſichter, wie Todtengebeine klapperten alle Glieder, ſtille wards, wie im Grabe, und nichts war vernehmbar, als das Klappern der Glieder am Leibe, der Zähne im Munde. Endlich rang eine Stimme ſich frei und ſtöhnte laut: der Tod! der Tod! Und über das Volk kam der Wahn, der Tod ſei wirklich da, leibhaft hätte Einer ihn geſehen. Von plötzlichem Schrecken erfaßt, ſchrieen alle laut auf, warfen ſich auf die Flucht unter ſchrecklichem Geſchrei, und jeder ſo ſchnell, als ſeine Beine ſich rühren wollten. Hinter ſich glaubten ſie den Tod, ſein höhniſch Gelächter war in allen Ohren. Es war das Gelächter der Aebtiſſin und der frechſten der Nonnen, welche dieſen Spuk mit dem Volke trieben. Als das Volk ſich durch der Aebtiſſin Vorſtellungen nicht wollte fern halten laſſen vom Kloſter, war Zorn und Angſt groß in demſelben; denn man zweifelte nicht, wenn einmal der Tod wirklich komme in die umliegenden Thäler, flöhen alle da herauf und ſchleppten mit ſich den Tod für alle.

Da lachte der Aebtiſſin Nichte, die hieß Krimhilde, und hatte die größten Anlagen zu einem grimmigen Burſchen, war daneben hübſchen Leibes. „Die will ich raſch von dannen geben," ſagte ſie, „daß Keiner mehr das Kloſter zu ſehen begehrt. Es iſt hartnäckig Volk, aber dümmer als Haberſtroh, mit Verſtand richtet man nichts mit ihm aus, aber wer herzhaft iſt und ein Wort nicht achtet, macht mit ihm, was mit dem Schaf oder der Kuh." „Was meinſt?" frug die Alte. Die Nichte gab Bericht. Das fanden alle gut und lachten deß, nur die jüngſte Nonne nicht, und die hieß Fideli. Die ſagte: „Das ſind frevle Worte, und es iſt Gott verſucht, mit ſolchen Reden läßt ſich nicht ſpielen, was der Menſch Böſes ſich anlügt, das läßt Gott an ihm haften oder an ihn kommen, ſo ſagte meine Großmutter, und die hatte es viel hundertmal erfahren." Da erſcholl ein Lachen, daß die Wände tönten, und weit vor allen Krimhilde's Lachen, und mit Spott ward das arme Kind übergoſſen, daß ſein Schmerz groß ward, ſein Weinen ſo laut, daß es tönte in den Hohn der anderen, wie das Wimmern eines Kindes in der Wölfe Geheul. Ueber dieſes vernahm man endlich die Ungeduld des Volkes und den Lärm an des Kloſters Pforten. Da ſprang Krimhilde auf, ſah Brunhilde an, und als dieſe nickte mit dem Kopfe, ſprang ſie der Kirche zu, Fideli ſprang nach, hing ſich an Krimhilde's Kleid und wollte ſie abhalten von ihrem frevleriſchen Beginn. Aber Krimhilde achtete das arme Kind ſo wenig, wie eine Fliege auf ihrem Rocke und vollführte die Frevelthat. Und es war, als führe in alle der Teufel und lache aus jeder über das arme Volk, das in Todesängſten über den Berg lief, es war, als ob in jeder ein Dutzend Kehlen wären. Als endlich das letzte Mannli verſchwunden, nichts mehr zu lachen war, und man ſich wieder anſah, da fuhr durch alle ein jäher Schreck, einem Blitzſtrahl vergleichbar, und aller Augen ſchauten auf einen Punkt, auf Krimhilden's Geſicht. Krimhilde ſtand da mitten unter ihnen, ſtarr und ſteif, blau im Geſicht und blutroth die Augen. Der Menſch behält immer ein Gewiſſen, auch wenn ſich eine Kruſte von Granit gebildet hat, der ganze Menſch ein Urgebirge ſcheint. Bekanntlich kann Einer Haut wie Ochſenleder in der Hand haben, Alles todt ſcheinen, d'runter iſt's doch lebendig, es kömmt nur darauf an, daß man tief genug ſchneidet. Bekannt iſt, wie man in Belgien in einer wenigſtens 2000jährigen Steinformation eine lebendige Kröte gefunden; ſie ſchien todt, wurde aber alsbald lebendig, als man die Schichten durchgrub, und ſie lebendige Luft in die Naſe kriegte. Ungefähr ſo iſt auch das menſchliche Gewiſſen, es bleibt lebendig, man mag es begraben, ſo tief man will. Als die Nonnen das Geſicht ſahen, fiel ihnen der Teufel ein, und wie ſie ſich an Gott verſündigt; ſie machten das Kreuze, ſo ſtreng ſie mochten, über Bruſt und Kopf, aber Sinn und Gedanken waren ihnen wie todt. Bloß die Aebtiſſin hatte Beſonnenheit, ſpritzte die Nichte tapfer mit Weihwaſſer und legte ſie zu Bette. Jetzt konnte die Alte beten und reden, aber die Nichte nicht mehr. Ehe der andere Morgen kam, war ſie ſtarr, ſteif am Leib, und todt und ſchwarz die Augen im blauen Geſichte; denn es war nicht der Teufel, der ſie geholt, ſondern für einſtweilen nur der Tod. Die Aebtiſſin merkte das aber nicht; ſie dachte, die Nichte ſei erſchrocken über ihr vermeſſen Thun, und der Schreck hätte ihr dies angethan. Zu jung ſei ſie noch geweſen für ſolch Beginnen. Aber als ſie aufſtand von Krimhilde's Lager und ſich umſah, da ſtanden die Nonnen alle hinter ihr, blau im Geſicht und blutroth die Augen, denn der Tod war da. Der hatte ſie alle gefaßt, bis an Fideli, die war nicht unter denen mit den blauen Geſichtern und rothen Augen. Da ward die Aebtiſſin von ſchauderhaftem Schrecken ergriffen, jetzt wußte ſie, das war der Tod und der war auch in ihr, und ſie entrann ihm nicht. Sie fühlte ſeine Gluth in ihren Eingeweiden, ſie fühlte aber noch eine andere Gluth in ihrem Gewiſſen und ſie wußte, die erloſch nicht mit dem Tode, wie die andere Gluth in den Eingeweiden. Die mächtige Frau bebte wie ein Thurm im Erdbeben, aber ſie fiel nicht, ſie raffte ſich zuſammen, eilte dem Thore zu, wollte es öffnen, vermochte es nicht, fiel vor demſelben nieder. Da beugte ſich über ſie die arme Fideli, wollte helfen und tröſten; aber Frau Brunhilde nahm ihr die Rede und keuchte mit heiſerer Stimme: „Lauf auf die Mutte, lauf zu meinem Bruder, ſag ihm, hier ſei der Tod eingekehrt und Alles todt. Hier den Schlüſſel bring ihm, hinter dem Altar kann er ihn brauchen. Aber das Halbe den Armen, vom andern Halben nichts z'unnütz. Das ſoll er halten, ſonſt brennen wir beide in einer Gluth, die nicht erlöſcht, ſie brennt, ſie brennt, ſie brennt in mir; lauf, ſag's, ſag's, er ſoll's thun, ſonſt brennt ſie ewig, ewig, fürchterlich.“ So ſtöhnte Frau Brunhilde, winkte heftig nach dem Thore; Fideli öffnete, ward auf der Mutte geſehen und nachher nicht mehr.

Der Tod war darauf auch in's Thal gekommen, hatte weit an die Berge hinauf gemäht fürchterlich. Darob hatten Alle das Kloſter und deſſen Bewohner vergeſſen. Wer leben blieb, hatte nicht Zeit gehabt, um Andere ſich zu kümmern; damals war nur Angſt und Weh in den Herzen, für Neugierde kein Platz. Wer wollte da Troſt und Hülfe ſuchen, wo der Tod zuerſt eingekehrt, wo man ſich ſelbſt davor nicht zu wehren vermocht. Als endlich Alles vorüber war, und die Wenigen, welche noch lebten, es wagten, ſich umzuſehen, wer noch lebe mit ihnen zu Berg und Thal, kam man auch zum Kloſter, fand das Thor offen, Alles todt, unkenntlich, und halb verweſt!

Die, welche es ſo fanden, erſchracken und flohen; lange wagte ſich Niemand hinauf. Als endlich der Schrecken ſchwand und man hinging, war das Kloſter zerſtört durch Feuer; woher aber das Feuer gekommen, ward nie vernommen, und allgemach Schweißberg ſammt Nonnen und Kloſter vergeſſen.

Kurz vor dem Uebergang, d. h. der Einnahme der Schweiz durch die Franzoſen, Anno 1798 war es, daß ein Bauer vor ſeinem Hauſe ſaß. Das Haus ſtand nahe bei der Mutte, und ſchön ſchien der Mond. Der Bauer wachte einer Kuh, welche kalben ſollte, und weil es ſo ſchön draußen war und ſo heiß im Stalle, hatte er ſich an die friſche Luft gemacht für eine Weile, da die Kuh nicht Miene machte, preſſiren zu wollen. Es war ein frommer, braver Mann, dafür Gott und Menſchen bekannt, denn er war fromm von Herzensgrund und that darnach. Plötzlich ſtund ein Mann vor ihm, als ſei er aus der Erde herauf gewachſen, fremd von Geſtalt und Geſicht. „Guten Abend,“ ſagte der Mann, „wacheſt?! Hätte Wichtiges mit dir zu reden, wenn du mich hören wollteſt.“ „Kenne dich nicht, daneben red', wenn du was zu reden haſt,“ antwortete der Bauer. „Glaub's,“ antwortete das Mannli, „denn mehr als dreihundert Jahre bin ich alt, und als vor hundert Jahren ich hier war, da hätte Gott dein Leben noch nicht angehen laſſen.“ „Vexir nicht,“ ſagte der Bauer, „liebe ſolche Späſſe nicht. Wenn du deren machen willſt, ſo biſt am Unrechten, und dir iſt's nützer, du macheſt dich den Berg ab.“ „Vexire nicht, mir iſt's nicht darum, habe es verlernt während den 300 Jahren, wo ich nicht zur Ruhe kommen kann. Hörteſt du nie von dem Meyer auf der Mutte, der abhanden kam, als zu Schweißberg der Tod die Nonnen nahm, und der umgehe und nicht zur Ruhe komme?“ „Wohl,“ ſagte der Bauer, „es iſt ein G'red vom Kloſter und von einem Schatz und von Nonnen, welche der Teufel genommen, und meine Großmutter redete davon, wie ſie von ihrem Vater gehört, daß ein Mann umgegangen ſei, der Geld angeboten, aber es habe es Niemand nehmen wollen.“ „Nun, dieſer Mann bin ich,“ antwortete die Erſcheinung, „und alle hundert Jahre darf ich umgehen und dem Gut den rechten Platz ſuchen, finde ich ihn, ſo kann ich zur Ruhe. Jetzt iſt die Zeit meines Umgehens wieder da, und hier der rechte Platz, wo ich meine Bürde ablegen kann, du biſt der Mann, mir ſie abzunehmen.“ Der Bauer erſchrak ſehr ob dieſer Zumuthung, denn nun zweifelte er nicht mehr, daß das ein verſtoßenes Weſen ſei, das nicht zur Ruhe kommen könne, ſondern umgehen müſſe, bis Jemand es erlöſe. Er war kein unbarmherziger Mann, half gerne Jedermann in leiblicher und geiſtlicher Noth, aber er wußte, daß das Erlöſen nicht Kinderſpiel iſt, daß man darob zu Schanden werden, zu Grunde gehen kann mit Leib und Seele. Er ſagte daher: „Du biſt am Unrechten, auf ſolch Ding verſtehe ich mich nicht, du mußt zu Jemanden gehen, der mehr weiß von der Sache als ich und ſie kräftiger in die Hand nehmen kann.“ „Gerade du biſt der Rechte,“ ſagte der Mann, „und was du wiſſen mußt von der Sache, ſollſt wiſſen. Höre: Ich war wohlhabend für ſelbe Zeit, hatte Eſſen und Trinken, was mir wohl that, und wenn auch zinsbar in's Kloſter und dem Freiherrn von Signau, doch von keiner Seite gedrückt. Im Kloſter hatte ich Verwandte. Der Freiherr aber war reich und ſtolz darauf, wenn auch ſeine Leute nicht arm waren. Aber das war mir doch nicht recht, wäre ſelbſt gerne ein Freiherr geweſen und konnte es nie begreifen, warum nicht ich, ſondern der Freiherr von Signau in der Burg geboren und Herr daſelbſt geworden ſei. Als der Tod in's Land brach, dachte ich, der mache mir wohl Platz da oben, nehme die alten Freiherren weg, und Freiherr könne dann der werden, dem es zu rechter Zeit einfalle und der dazu thue. So ſaß ich eines Tages vor meinem Hauſe, betrachtete die hohe Burg und dachte daran, was ich dort oben treiben wolle, wenn ich Freiherr geworden. Das ſah der Teufel, und wie ich ſo recht im Eifer war mit Denken, kam keuchend eine Nonne von Schweißberg gelaufen, brachte mir einen Schlüſſel und die Botſchaft meiner Schweſter, hinter dem Altar ſei ein Schatz, den ſolle ich an mich nehmen, aber die eine Hälfte den Armen geben, die andere für mich nehmen, aber nichts unnütz verbrauchen. Ich wußte darum, daß die Glieder unſerer Familie im Kloſter ein Geheimniß hatten, ich ahnte wohl, daß ſie ſammelten, denn offenbar war's, daß die Einkünfte nicht verbraucht würden. Jetzt hatte ich den Schlüſſel zum Geheimniß in der Hand. Die Nonne hieß ich alsbald zurückkehren mit dem Beſcheid, ich würde nachkommen; ſie that es, ich aber nicht. So dumm, dachte ich, ſei ich nicht, den Tod würde ich holen im Kloſter, ſtatt der verheißenen Schätze. Dort ſeien dieſe mir einſtweilen ſicher, mein Leben zu friſten, ſei jetzt die Hauptſache; wenn die Peſtilenz vorüber, ſei es früh genug, den Schatz zu heben.

„Ich nahm den Stab in die Hand und floh vor dem Tod, freute mich meines Schatzes, ärgerte mich nur über den Antheil der Armen, ſann über Mittel, ihn zu ſchmälern, und unter Schein Rechtens, das Meiſte für mich zu gebrauchen. Offenbar, dachte ich, ſei nur der Abnutz gemeint, und da ſeien Abzüge zu machen von allen Arten, gegen die Niemand was haben könne. Aber hinter mir her zog auch der Tod und ſchlug die Menſchen. Ich eilte weiter und weiter, und wenn ich tagelang gelaufen und mich gerettet glaubte, hörte ich ſein Schnauben dicht hinter mir, und die Menſchen, erſchreckt von der Kunde, ſchloſſen vor mir die Thüren, als ob ich ſelbſt der Tod ſei leibhaftig. Es kam mich ein Schrecken an, als ſei ich auch ein ewiger Jude geworden, aber wie der Erſte den Tod ſuche und immer umſonſt, ſo lange die Welt beſtehe, müſſe ich, der Zweite, vor ihm fliehen, auch ſo lange die Welt beſtehe. Ich wandte mich oft um, dem Schatze zu, aber wie ich es that, hörte ich des Todes Schnauben, kehrte um, floh weiter in unwiderſtehlichem Schrecken. Mein Glück lag ſicher in Schweißberg hinter dem Altare, was ich wollte, hatte ich, wenn ich am Leben blieb. Was half mir todt der Schatz? Da begann mich ein Zweites zu plagen: meine Schweſter. Sie erſchien mir alle Nächte, blau im Geſicht, blutroth die Augen, ganz wie die Nonne mir geſagt, daß ſie dieſelbe verlaſſen. Sie hob zu mir brandſchwarze Hände auf, ſtromweiſe liefen blutige Thränen über die blauen Wangen, ſie ſeufzte markdurchdringend, ſie ſprach endlich, daß mir das Blut in den Adern ſtockte, von ihrer Qual, und wie die nicht milder würde, bis ich den Armen gegeben, was den Armen gehöre; verhaltenes Armengeld ſei Höllengluth, ein Pfennig ſei Höllenqual, mit jedem Pfennig ſei verdoppelt die Qual, ſie leide Qualen über alle Zahlen aus. So ſah ich meine Schweſter; ſie ſchreckte mich, aber ſie rührte mich nicht. Ich dachte, wie groß wohl bei ſolchen Qualen der Schatz ſein müſſe, und wie ich ein Leben führen könnte, wenn ich Freiherr von Signau wäre oder Freiherr an einem andern Orte. Und wenn ich mich dann freuen wollte oder umkehren, ſo ſchnaubte hinter mir der Tod; in grauſigem Schrecken floh ich weiter, und Nachts ſtand ſcheußlicher als nie, die Schweſter an meinem Bette und heulte um Erlöſung. Ich erhörte ihre Bitte dennoch nicht, ich ſorgte für mein Leben. Da ſtand einmal, eben als ich meinte, jetzt ſei ich ſicher, der Tod vor mir; als ich fliehen wollte, war er auch hinter mir, er war mir zur Rechten, zur Linken, er hatte mich, ich mußte ſterben und ward an fernem Orte ſammt dem Schlüſſel zum Schatze, den man bei mir fand, begraben. Aber Ruhe im Grabe fand ich nicht. Ich mußte 99 Jahre im Grabe vor dem Tode fliehen, meine Schweſter blau, blutig, ſchwarz, heulend vor mir haben fort und fort, ohne Schlaf, ohne Unterlaß. Als 99 Jahre um waren, ward mir verkündet, ich könne jetzt Einen ſuchen gehen, der den Schatz hebe und nach Vorſchrift verfahre; fände ich Einen, ſei ich erlöſt. Ich ging, nahm das Suchen leicht, der Gefundene das Halten; der Schatz kam wieder an ſeinen Ort, ich nicht zur Ruhe, ſondern 99 Jahre lang in gleiche Pein. O ſie ſind lang, 99 Jahre in ſolcher Pein! Und wiederum konnte ich ein Jahr umgehen, und wiederum ward ich nicht erlöſt. Und wiederum mußte ich 99 Jahre mein grauſes Leben leben.

und wieder gehe ich um zum dritten Male und ſuche meinen Erlöſer. Und lange habe ich geſucht und fleißig, um iſt bald das Jahr, und habe Keinen gefunden, dem ich den Schlüſſel anvertrauen darf, der das Werk vollbringen kann, als dich. Du biſt beſonnen und ehrlich; hilf mir. Denke, du retteſt eine Seele! Denke an 99 Jahre in unausſprechlicher Pein; die wenigſtens nimmſt du mir ab. Denke, du kannſt; willſt du nicht, wie wird das von Gott dir angeſehen? Bedenk!“ „Du erſchreckſt mich nicht,“ antwortete der Bauer, „aber deine Worte nehme ich dir auch nicht übel. Wer weiß, wie ich in ähnlicher Verdammniß reden würde. Willſt du, ſo will ich deinen Schatz ſuchen, heben und Alles den Armen geben von Herzen gerne, wenn damit deiner Seele geholfen wird, keinen Kreuzer will ich für mich.“ „Den Schatz will ich dir ſchon geben,“ ſagte der Mann; „der iſt an ſelbem Ort, ich ſehe ihn von hier, weiß, wie groß er iſt, denn die Kraft meiner Wahrnehmungen iſt ſeit dem Tode nicht an die Sinne gebunden und in deren Schranken eingegrenzt. Aber was geordnet iſt, bleibt geordnet, und wer eigenmächtig den letzten Willen verletzt, iſt geachtet, als hätte er ihn ganz gebrochen. Annehmen oder nicht annehmen, das ſteht frei, aber einmal angenommen, iſt der Empfänger gebunden, und das Recht ſteht in Gott. Ich darf nicht ändern, nicht deuten, nicht auslegen. Die Hälfte den Armen, die andere Hälfte dir, aber keinen Kreuzer unnütz ausgeben, ſo lautet das Wort. Hilf mir, du kannſt es, hilf mir um Gottes Willen, es iſt damit eine Seele erlöſt. Bedenk!“ „Willſt du mir Zeit zum Bedenken laſſen?“ fragte der Bauer. „Sieben Tage,“ antwortete der Mann und war verſchwunden.

Das waren ſieben harte, ſchwere Tage für den armen Bauer, daß er manchmal faſt unwillig wurde und ſagte: „Iſt's denn auch recht und billig, daß, weil ich ſchlecht und recht zu leben ſuche, mir ſolches auferlegt wird zum Lohn?“ Der Bauer hatte eine Frau, und zwar eine gute. Die ſah ihm begreiflich alsbald an, daß er etwas Schweres zu verwerchen hatte, aber ſie frug ihn nicht alsbald: „was haſt du?“ ſie war auch von den ſchlauen eine und wartete, bis der Mann es hatte wie ein Huhn mit dem Legen, d. h. bis es ihm ſo recht d'rum war, ſeine Bürde ablegen zu können. Da brauchte ſie bloß mit dem Finger zu düpfen, ſo hatte ſie die ganze Geſchichte. Die Sache kam aber der Frau auch ſchwerer vor, als ſie gedacht; ſo was hatte ſie noch nicht erlebt; ſie hätte einen blanken Batzen gegeben, ſie hätte geſchwiegen und ſie nicht vernommen. Jetzt erſt begriff ſie ſo recht, wie man in Verſuchung kommen kann. Das Geld hätte ſie ſehr gefreut, ſehr. Sie hatte Kinder, und namentlich einen langen, langen Sohn, der gar bedenklich eſſen und trinken mochte, zu dem ſie oft ſagte: „Johannes, ich weiß nicht, wie du es einſt machen wirſt, ihrer Sieben ſchaffen dir nicht genug herbei.“ Sie war eine gute Frau, gönnte den Armen viel und gab gerne, und hätte ſie kaum übervortheilt, kaum vielleicht des langen, dicken Uriels wegen. Aber nichts z'unnutz verbrauchen, auch nicht einen Kreuzer! Sie riethen nach allen Seiten, riethen beſonnener als die Meiſten pflegen; die Rathsherren im Schweizerland könnten ſich noch heut zu Tage ein Exempel daran nehmen. Sie riethen Niemanden zu Lieb und Gunſt, ſie riethen in Treuen um das Heil ihrer und anderer Seelen. Als die ſieben Tage um waren, ſaß der Bauer wieder vor dem Hauſe; unterdeſſen war der Mond voll geworden, hell und ſchön leuchtete er vom unbewölkten Himmel her in die Landſchaft hinein. Zur nämlichen Stunde erſchien der Mann urplötzlich, wie aus dem Boden herauf, vor dem Bauer. Derſelbe erſchrak diesmal nicht. „Sitz ab, wenn d' magſt,“ ſagte er; „an Speiſ' und Trank wirſt nichts begehren, ſonſt ſag's, wenn du es brauchen kannſt. Du wirſt die Antwort wollen; die kann ich dir geben. Wir haben gedacht und gebetet, mit uns und Gott gerungen, aber können keine andere dir geben, als wir dürfen es nicht, ich und meine Frau. Meine Frau läßt dir ſagen, du müſſeſt Einen ohne Frau und ohne Kinder ſuchen, der könne es vielleicht halten. Wo aber eine Frau ſei, wäre ein Verſprechen, keinen Kreuzer z'unnutz auszugeben, Gott verſucht und gegen das Wort: du ſollſt den Herrn deinen Gott nicht verſuchen!" Da ſtöhnte der Mann jämmerlich: „Alſo noch keine Ruhe! Doch," ſagte er, „ohne Hoffnung bin ich nicht. Meine Tage des Wandelns ſind heute zu Ende, ich muß wieder in's Grab für 99 Jahre, aber dann hoffe ich Erlöſung. Zum erſten Mal in meinem freien Jahr erſchien mir in der letzten Nacht meine Schweſter in großem Jammer, machte mir harte Vorwürfe, daß ich nur hier herum treue, aufrichtige Seelen geſucht, und nur bei den Chriſten. Das Jahr ſei um, und meine Pein wieder da. Wenn aber 99 Jahre vorüber ſeien, und ich meinen Erlöſer finden, ihr Milderung ſchaffen wolle, ſolle ich alsbald in's Aargau oder in's Thurgau oder das Elſaß gehen, aber nicht zu den Chriſten, ſondern zu Juden, die hielten noch heilig der Väter Gebote und rein vor unſauberer Berührung, was geweiht ſei und rein bleiben ſolle, die thäten nichts unnutz ausgeben und zögen beſonnen jeden Kreuzer zu Rath, die thäten nicht gerne groß mit nichts, wollten gen Himmel fliegen ohne Flügel nach Art heutiger Richter, Rathsherren und anderem Geflügel. Dort im Aargau oder Thurgau oder im Elſaß bei den Juden, die nicht ſchacherten mit dem Geweihten und einmal heilig Gehaltenen, nicht mit Armengeld die Gurgel ſchwenkten, dort würde ich meinen Erlöſer finden!" So ſprach das Mannli und war verſchwunden.

* * *

Jetzt wird der Meyer von der Mutte noch im Grab ſein ſchrecklich Leben leben, wenn nämlich was an ſolchen Sagen ſein ſollte. Wer nach 47 Jahren im Thurgau oder Aargau oder Elſaß aufpaßt, namentlich von den Juden, wird wohl merken, ob was Wahres an der Sage iſt.

Das Erdbeeri Mareili.

Dieſe Erzählung erſchien zuerſt in den Alpenroſen. Jahrgang 1851.

Peter Haſebohne, Haſe Peter genannt, war noch nicht lange in der Gemeinde Holderberg und ſchon Gerichtſäß geworden. Er hielt ſehr viel darauf, und eher hätte der Sonntag gefehlt, als Peter Haſebohne in der Kirche. Damals hielt man dafür und jetzt noch thäte man wohl daran, der, dem ſeine Nachbaren ein Ehrenamt anvertrauten, der ſei vor aller Welt als Ehrenmann geſtempelt und beſiegelt. Je höher man das Geld ſchätzt, deſto geringer ſchätzt man die Ehre, vide Exempel an Völkern und Menſchen. Je gieriger man nach bezahlten Aemtern jagt, deſto geringer ſchätzt man und deſto mehr verlacht man Ehrenämter; und wer einen wohlbezahlten Poſten kriegt, wird ſiebenmal hochmüthiger, als früher ein Ehrenmann bei ſeinem Ehrenamt. Ein Gerichtſäß mußte in ſeinem Bezirke verſiegeln, d. h. wo nämlich etwas zu verſiegeln war.

Eines Morgens ward Peter Haſebohne in den Tſchaggeneigraben gerufen. Das Erdbeeri Mareili ſei geſtorben, er müſſe verſiegeln, ſo lautete die Botſchaft. Im Tſchaggeneigraben war er noch nie geweſen, vom Erdbeeri Mareili hatte er wohl ſo im Vorbeigehen gehört, kannte aber weder deſſen

Umſtände, noch deſſen Perſon. Die Verſäumniß kam ihm ungelegen, er brummte: was es ſich nöthig hätte, bei ſolchen Perſonen zu verſiegeln. Indeſſen Peter Haſebohne ging, denn er war ein Mann, der ſein Amt zu hoch hielt, um deſſen Pflichten zu verſäumen. Er machte zwar keine Geſetze, alle Tage andere nach Laune und Vortheil und hielt ſelbſt keine, er bürdete nicht unerträgliche Laſten auf, die er ſelbſt mit keinem Finger berührte, aber die Geſetze, welche für ihn gemacht waren, und auf die er beeidigt war, die hielt er, denn er war ein Ehrenmann und ein Chriſt.

Peter Haſebohne wußte nichts von Geſetze hin, Geſetze her, Reglemente hin, Reglemente her, er trieb nicht Schindluder mit Eid und Gewiſſen.

Das Erdbeeri Mareili wohnte an einem wüſten Orte im Tſchaggeneigraben z'hinterſt, wo Füchſe und Haſen einander gut Nacht ſagen, lauter Weid und Wald, kaum ein eben Plätzchen einer Hand groß iſt. Als der wohlachtbare Gerichtsſäß hinkam, fand er zu ſeiner großen Verwunderung keine ſtrube, verwahrloste Hütte, ſondern eine wohlerhaltene mit ganzen Fenſtern, ganzem Dach, und ſauber war's darum herum. Das Stübchen glich auch keinem Stall, manche Bäurin hätte ein Exempel daran nehmen können von wegen der Reinlichkeit. Nachbarsleute waren da, wie üblich, ein ſchlankes Mädchen weinte ſehr. Zwei wohlgepflegte Katzen ſtrichen demſelben knurrend und tröſtend um die Beine, und im Bette lag das todte Erdbeeri Mareili bereits eingenäht. Es ſchien, als ſchliefe es nur, ſo friedlich lag es im ſaubern Bette. Im ganzen Stübchen ſah es gar nicht armüthig aus. In einer Kommode und einem großen Schranke, welche zu verſiegeln waren, fanden ſich ſchöne Kleider, reichliches Leinzeug, Schmuckſachen, Schriften, und Geld in allen Ecken, in alten Strümpfen unter ſchmutziger Wäſche u. ſ. w. Der Gerichtsſäß ſchüttelte bedenklich das Haupt über den Reichthum in dieſem abgelegenen Häuschen. Da werde verſiegeln nicht viel helfen, wenn Niemand da ſei, als das Meitſchi, und Jemand ſtehlen wolle. Häb nit Kummer, Gerichtſäß, ſagte eine alte Frau. Deppe alleine wird man das Meitſchi nicht laſſen, daneben wäre es das erſte Mal, daß hier geſtohlen würde, das iſt hier nicht wie in den Dörfern draußen, wo kein Nachbar dem andern ſeine Sache ruhig laſſen kann, und ein Strolch am andern hanget. Hieher kommen dieſe nicht, hier gibts für ſie nichts zu ſchnauſen. Aber wenn du den Todesfall beim Pfarrer angeben und das Grab beſtellen wollteſt, ſo wäre das uns anſtändig, es hat Niemand Zeit, das zu verrichten, und dir geht es im gleichen Gang zu. Sag dem Pfarrer nur, es ſei das Erdbeeri Mareili, er kennt es gut und weiß dann das Andere ſchon. Der Gerichtſäß übernahm den Auftrag, und als er ihn ausrichtete, betrübte er den Pfarrer ſehr. Todt das Erdbeeri Mareili, ſagte der, und ich wußte nicht einmal, daß es krank wäre. Wieder ein Menſch weniger auf der Welt, der mir lieb war wegen ſeinem Gemüthe. Der Gerichtſäß berichtete, daß Mareili nicht eigentlich krank geweſen, ſondern ausgeloſchen ſei wie ein Licht und ganz friedlich, als ob es ſchlafe in ſeinem Bette.

Es müſſe eine ſeltſame Perſon geweſen ſein, er ſage aufrichtig, wenn er ſchon Gerichtſäß ſei und juſt nicht der Dümmſte, ſo hätte er doch nicht geſucht, was er gefunden an Kleidern und Kleinodien und ſonſt Alles ſo gut z'weg. Dahinten ſei es allweg zu ſolchen Sachen nicht gekommen, aber daß es mit ſolchen Sachen zu hinterſt im Tſchaggeneigraben, wo man ſelbſt eine halbe Geiß ſein müſſe, um da wohl zu leben, habe wohnen mögen, das dünke ihn kurios. Daneben hat mancher Menſch einen guten Grund, daß er ſich nicht gerne viel vor den Leuten zeigt und lieber da iſt, wo er Niemanden vor die Augen kommt und vielleicht gar meint, er ſei auch unſerm Herrgott aus dem Geſicht. Nit, nit, Gerichtſäß, ſagte der Pfarrer, nicht immer das Böſeſte geglaubt und den Nächſten gerichtet! Wer vom Erdbeeri Mareili was Böſes ſagt, verſündigt ſich, Mareili war beſſer als ihr und ich. Ja Gerichtſäß, ſo iſt's, und macht nur Augen wie zweicentnerige Käſe, es bleibt doch ſo. Ein ſchöneres, reineres Gemüth wüßte ich in der ganzen Gemeinde nicht, euere und meine Frau nicht ausgenommen. Wegem Pfarrer, daß Erdbeeri Mareili beſſer ſein ſollte, dagegen hätte Peter Haſebohne nichts gehabt, aber daß es beſſer ſein ſollte als ein Gerichtſäß, ſelb war ſtarker Tubak. Der Pfarrer werde wohl wiſſen, was er rede, daneben wundere es ihn doch, was ſo bſunderbar Braves an der Perſon geweſen ſei, daß es keine ſolche mehr geben ſolle wie die, ſagte Peter Haſebohne. Ja, mein lieber Gerichtſäß, ſagte der Pfarrer, das war nicht ſo Eins von denen, wie die Welt ſie bald rühmt, bald richtet. Sein Leben war kein äußeres, welches in die Augen fiel, es prangte nicht mit Hoffahrt, verrichtete keine Heldenthaten, weder mit dem Spieß, noch mit der Zunge; ſein Leben war ein inneres, ſein Weſen war gering vor der Welt, und auf ſolche Weſen verſteht die Welt ſich nicht. Das werde ſein, ſagte Gerichtſäß Haſebohne. Er habe ſchon mehr als ſieben Jahre in der Gemeinde gewohnt und vom Erdbeeri Mareili nichts Appartes gehört. Daneben achte er ſich des Geſchwätzes der Leute nicht viel, er habe Beſſeres zu thun, als Allem abzuloſen. Und hättet ihr euch auch deſſen geachtet, ihr hättet nicht viel gehört. Mareili war ſeit langem nicht mehr in den Mäulern der Menſchen, und doch, wenn's nicht mehr iſt, werden Viele es vermiſſen, Viele nach ihm fragen. Es nehme ihn jetzt bald Wunder, was Merkwürdiges an der Perſon geweſen, ſagte Peter. Den Kleidern an hätte er wohl geſehen, daß die einmal gute Zeiten müſſe gehabt haben. Es wäre ihm anſtändig, wenn der Pfarrer Zeit nehmen wollte und es ihm verzählen. Warum nicht, ſagte der Pfarrer, es hat es wohl verdient, daß man ihm zu Ehren eine Stunde verbraucht, man braucht hunderte unnützer. Da, Gerichtſäß, iſt

Tabak, ſtopft eine Pfeiſe, von wegen ſo was muß mit Verſtand erzählt und angehört werden. Frau bring eine Flaſche vom Beſſern, Merliger Siebenundvierziger. Als Alles eingerichtet war, um mit Behagen zu erzählen und zu hören, und die Frau Pfarrerin die Erlaubniß erhalten hatte, da zu bleiben, weil keine geheimen Verhandlungen obſchwebten, und ihre Lismete in Gang geſetzt war, erzählte der Pfarrer was folgt. Vor vielen Jahren, ehe ihr und ich von Holderberg etwas wußten, kam Mareilis Mutter hieher in den Tſchaggeneigraben. Sie hatte mit ihrem Mann in Bern gelebt, wo derſelbe einen ſchönen Verdienſt hatte; Beide ließen ſich wohl ſein dabei. Da ſtarb der Mann, eben weil er, wie man ſagt, ſich zu wohl ſein ließ. Der Verdienſt blieb dahinten, für die Zukunft war nicht nur nicht geſorgt, ſondern auf die Zukunft hin verzehrt, was einen beträchtlichen Unterſchied ausmacht. Was da war, nahmen die Gläubiger bis an die Kinder. Mit dieſen wußte die Mutter in der Stadt nichts anzufangen und kam mit ihnen der Gemeinde zu. Sie war eine gute Frau, gönnte Andern, was ſie hatten, arbeitete, was man ihr in die Hand gab, aber unternehmend, angreiflich war ſie nicht, hatte nicht beſondere Einfälle und hätte ſie deren auch gehabt, ſo hätte ſie doch nicht gewußt, wie dieſelben ins Werk ſetzen. So hatte ſie, als der Mann in Bern vollauf verdiente, in Bern eben nur gelebt und nicht geſchafft. Sie hatte daher keinen Verdienſt, der ihr blieb, ſtund mit Niemanden in Arbeitsverkehr, hatte daher keine Leute, welche Vertrauen in ſie ſetzten, Erbarmen mit ihr hatten; ſie konnte nicht mehr in der Stadt leben, ſie mußte heim auf's Land. So geht es noch vielen Leuten, welche an einem Orte eben nur leben, durch keine beſtimmte Thätigkeit einwurzeln, kömmt ein Windſtoß, bläst er ſie fort. Als die arme Wittwe mit ihren Armſeligkeiten in den Tſchaggeneigraben kam, war es Frühling. Die Gemeinde hatte ihr für das erſte Jahr den Hauszins verſprochen und erklärt, dr nebe mußt du luege, wie du d'Ring und dih düre bringſt, das iſt dy Sach. Das waren harte Worte, gaben der Frau zu denken, machten ihr das Herz ſchwer; ſie hatte guten Willen, nur wußte ſie nicht recht, was mit machen. Sie begriff, daß ſie im Tſchaggeneigraben nicht bloß leben konnte, daß ſie um zu leben erſt etwas vornehmen müßte. Was? Das iſt eine ſtrenge Frage, wenn davon das Daſein abhängt und beſonders, wenn ſie zum erſten Mal Jemanden geſtellt wird.

Und hat man auch endlich das „Was“ erſonnen, kommt erſt noch das „Wie“ und am Ende noch die Hauptſache, die Energie und das ſtandhafte Ausharren, was ſo Wenigen gegeben iſt. Die gute Frau ſann manch lieben langen Tag und erſann nicht viel. Sie pflanzte, wie auf dem Lande es üblich iſt. Sie konnte dieſes noch von ihrer Jugend her, doch gings mühſam. Das Land zum Pflanzen gaben gute Leute unentgeltlich, aber begreiflich nicht beſſer, als man es im Tſchaggeneigraben hat. Aber Verdienſt und Geld für's Uebrige hatte ſie damit doch nicht. Zufällig kamen die Nachbarn darüber, daß die Frau recht gut lismen, nähen, ja ſogar ſelbſt zuſchneiden konnte und zwar manches nach einem unerhört guten Schnitt. Damals war dies ein Fund. Damals hatte man freilich viel weniger zu lismen und zu nähen als jetzt, damals liefen ſogar Gerichtſäße noch barfuß, damals ließ man noch nicht ändern, wenn man eine Sache zweimal angehabt, und hatten die Töchter und Mägde nicht Zeug an den Kleidern, welches weder Sonne noch Mond noch Sterne ertragen mochte. Aber damals waren Näherinnen und Lismerinnen rar, man mußte ſie aus dem Solothurner- oder Länderbiet kommen laſſen. Damals waren die Näherinnen noch nicht ſo hageldick wie Neſſeln in den Hägen und Steine auf dem Emmengrund. Damals war noch kein Drang darnach, am Schatten bleich zu werden und in Schnürleibern zu ermagern, um ſchön und vornehm zu ſcheinen; damals ſtund ein rothbackig Menſch noch höher im

Curs als eine bleiche Gränne. Damals war die Freiheit, ohne Zucht von Meiſter und Meiſterfrau in einem eigenen Stübchen zu wohnen, wo man aus- und eingehen und ein- und auslaſſen konnte, wann und wen man wollte, noch nicht ſo geſchätzt wie jetzt. Daher verdiente die Frau damit Geld, wenig zwar, denn die Leute ſchätzten das Geld höher als die Arbeit, dafür gaben ſie ihre Produkte wohlfeil ab. Sie verdiente aber nicht bloß Geld mit der Arbeit, ſondern auch die Theilnahme der Menſchen, ſie ward ein lebendig Glied in der Kette der Bewohner, ſie lebte nicht mehr bloß im Tſchaggeneigraben, ſondern ſie gehörte dazu und that was darin. Sie führte indeſſen doch ein kümmerlich Leben, ſo recht abtheilen konnte ſie nicht, wußte daher oft von einem Tag zum andern nicht, was eſſen. Die Nachbaren, welche ihr die verdienten Kreuzer nachrechneten und ſie durch ein Vergrößerungsglas anſahen, konnten das nicht begreifen, meinten, ſie ſollte ein Herrenleben führen können. Die guten Leute haben in der Regel für ſich und Andere eine ganz andere Rechnungsweiſe, ſie legen ein Maß an Andere, über welches ſie gen Himmel ſchreien würden, wenn Andere es an ſie legen wollten. Wenn ſie einmal klagte, ſo ſagte man ihr: Ei mein Gott, was, ſo viel Geld verdienen und es nicht machen können! Es gibt Leute, welche es mit dem Zehnten machen müſſen und doch meinen, wie gut ſie es hätten. Die gute Frau führte ein ſchwermüthig Leben, ſeufzte oft, weinte viel, aber zeigte es daher vor den Leuten ſo wenig als möglich. Einmal an einem ſchönen Sonntag, nach Johanni wars, baten und ſchmeichelten die Kinder nach dem Mittageſſen, bis ſie mit ihnen in die Wildniß wanderte, hinauf in Wald und Weid. Erdbeeren hatten ſie bei anderen Kindern geſehen, nach ſolchen verlangten ihre Herzchen, die Mutter ſollte ihnen welche ſuchen helfen. Sie gingen lange, lange durch den Wald, Schattſeite dem Graben entlang, und auch nicht ein Erdbeeri fanden ſie, und traurig wandten ſie ſich um, auf der andern Seite heimzugehen, Sonnſeite. Kaum hatten ſie einige Schritte gethan, ſo zupfte das kleine Mareili, das jüngſte ihrer drei Kinder, welches der Mutter an der Schürze hing, dieſelbe heftig und rief: Mutter, Mutter, lue, warum iſt's dort ſo roth? Und ſiehe, es war ein großer Fleck voll reifer Erdbeeren an der ſonnigen Halde. Sie hatten in der Stadt gelebt und nicht daran gedacht, daß man die erſten Sonnſeite, die letzten im Herbſt Schattſeite ſuchen müſſe. Da war ein Jubel! Sie fanden mehr als ſie aßen, großen Vorrath nahmen ſie noch heim. Als die Frau die ſchönen Erdbeeren betrachtete, dachte ſie, wenn die jetzt in der Stadt wären, aus denen löste man viel Geld, ſo ſchöne ſind dort ſelten. Aber die Stadt war weit, doch dachte ſie, liebt man vielleicht in den vielen Herrenhäuſern da herum Erdbeeren auch mit Zucker als Erdbeeriſalat oder auf andere Weiſe. Wenn man ihnen brächte, wären ſie froh darüber. Wie ſie merken mochte, that dies Niemand. Die Leute ſammelten wohl auch Erdbeeren, aber für ſich zu einem Erdbeeriſturm (Erdbeeren in der Milch mit Habermehl) oder Brei, aber nicht zum Verkauf. Sie gedachte es zu probiren. Geldnoth nöthete ſie, ſich nicht lange zu bedenken. Schon am folgenden Tag ging ſie ans Werk. Geſammelt waren bald viele, beſonders da die Kinder mit Freude und Geſchick ihr an die Hand gingen. Deſto ſchwerer ward ihr das Vertragen.

Es kam ihr vor, als ſie mit dem Körbchen auswanderte, als wollte ſie betteln gehen, und als ſie beim erſten Hauſe, an das ſie klopfte, abgewieſen wurde, entfiel ihr aller Muth, ſie wäre alsbald heimgelaufen, wenn ihr nicht zufällig, wie man zu ſagen pflegt, eine Herrenfrau begegnet wäre, welcher die angetroffenen Erdbeeren äußerſt willkommen waren, die ſie bewunderte und alsbald nach Hauſe tragen ließ. Bringt mir noch mehr, ſagte die Herrenfrau, aber nicht weniger ſchöne, ich nehme ſie gerne. Die Leute hier herum bringen nichts dergleichen zum Hauſe, ich glaubte, es gebe hier keine. Es ſind ſicher noch andere Leute froh, wenn man ihnen Erdbeeren bringt. Das war der Anfang eines recht guten Verdienſtes. Von da an hieß die Wittwe die Erdbeerifrau und war gewiſſermaſſen angeſehen und gern geſehen im Lande. Der Tſchaggeneigraben, und was dazu gehörte, war eine rechte Schatzkammer voll Erdbeeren und ſchöner Erdbeeren. Die Erdbeerigwinner machten einander nicht Plätzen ab, die Erdbeerifrau hatte keine Konkurrenten, man gönnte ihr den neuen Verdienſt und ließ ſie machen. Sie konnte den Beeren vollſtändig Zeit laſſen, auszureifen, brauchte nicht ſie halb hart und halb weiß zu nehmen, wenn ſie dieſelben haben wollte. Ja, Gerichtſäß, es iſt ein beträchtlicher Unterſchied, nicht bloß zwiſchen halb und ganz reifen Erdbeeren, ſondern überhaupt zwiſchen halb und ganz reifen Menſchen und Früchten. Ja und wie es Jahrgänge gibt, wo keine Frucht reifet, alle ſauer und bitter bleiben, ſo gibt es Zeiten, wo die Menſchen nicht reifen, wo man ſie nicht reifen läßt, wo ſie bloß unreif Mode ſind, wie in Deutſchland die Stachelbeeren. Mareili, welches die Erdbeeren entdeckt hatte, war ein eigentlich Erdbeerihegli. Die Entdeckung, die Freude der Mutter darüber, die ſchönen Batzen, welche ſie heimbrachte, thaten in dem ſinnigen Kind einen eigenen Sinn auf, weckten in ihm ein beſonder Leben. Es behielt die Gabe der Entdeckung, es war, als ob es die reichen Erdbeerifelder in der Luft merke, es hatte ein eigenes Auge, die beſcheidene Erdbeere, von denen die ſchönſten am ſittſamſten ſich bergen unterm dunkelgrünen Laubdach, zu ſehen; eigene Händchen, die ſaftige Beere zu pflücken, daß auch nicht der Schatten eines Druckes an ihr ſichtbar war. Das Erdbeerigwinnen war ſein Leben, füllte des Tags ſeine Gedanken, des Nachts ſeine Träume, daß es davon redete, die Mutter Acht haben mußte, daß das Kind nicht aufſtund und ſchlafend Erdbeeren ſuchen ging. Wie traurig ſenkte es ſein Köpflein, wenn es regnete, trauriger ſenkte es kein Erdbeeriſtüdeli. Ein Bauer, der tauſend Garben am Wetter hat, kann nicht ſo ſehnſüchtig harren auf Sonnenwetter, als Mareili harrte. Wie von ſelbſt gab es ſich, daß Mareili der Souverän wurde in dieſem Gebiete, die kleine Erdbeerikönigin. Die ältern Geſchwiſter erkannten es unbedingt an, achteten auf ſeine Winke und führten ſie aus als dienſtbare Geiſter des Meiſters der Geiſter. Aber wie der Frühling vergeht, wo die Elfen tanzen, verging auch der Sommer, der Herbſt, wo die Erdbeerikönigin regierte in ihrem Gebiete. Traurig ſenkte ſie ihr Köpflein, als ſie eines Tages nur noch ein Erdbeeri fand und das letzte. Mareili weinte ihm lange nach, mußte endlich ſich doch ergeben äußerlich. Aber inwendig blieb es Meiſter, ſchuf ſich in ſeinem Inwendigen einen großen, großen Erdbeeriberg mit Sonn- und Schattſeite, mit tiefem Graben, hohen Tannen, ließ da die Sonne ſcheinen, Erdbeeri blühen, reifen, und wandelte darin des Tages in Gedanken, des Nachts in Träumen und pflückte Erdbeeren, ſo herrliche und ſüße, wie es keine noch erlebt. Das iſt eine ſchöne Gabe, wenn der Menſch ſich innerlich erbauen kann, was äußerlich die Zeit ihm wegſchwemmt, oder das Geſchick nie ihm gibt. Es beſitzen ſie wenige Menſchen, es wiſſen ſie wenige zu ſchätzen; dagegen ärgern ſich viele darob, wenn ſie dieſelbe bei andern bemerken, und zwar nicht aus Neid, ſondern aus Unverſtand. Die Mutter ärgerte ſich anfänglich auch über dieſes Träumen und nannte Mareili oft, Du klyne Erdbeeri Göhl. Am Ende gewöhnte ſie ſich daran und ſagte bloß, es ſei ein bſunderbar Kind, nicht eins wie die andern, ſie könne ſich gar nicht auf daſſelbe verſtehn. Wie der Sommer gegangen war, ging auch der Winter, von wegen es geht Alles in der Welt, nicht bloß das Helle, ſondern auch das Trübe, und, wie ſchön das Helle iſt, zeigt erſt das Trübe. Es war kein Winter geweſen, in welchem man ums Neujahr Erdbeeren fand, ſondern ein harter und ſtrenger, der die

Kräfte der Erde feſtgebunden hielt und mit Nebel oder düſtern Byſluftwolken der Sonne das Scheinen vertrieb. Aber wie es ſtrengen Herren zuweilen geht, ward er raſch und unerwartet vom Throne geſtürzt, kam um ſeine Herrſchaft vollſtändig; ein ſchöner Frühling ſtand mitten im Lande, zeigte ſich ſogar im Tſchaggeneigraben, ehe die Menſchen nur Zeit hatten, ihre Thüren und Fenſter aufzuthun. Wie die Erde aufthaute, ging es auch Mareili, ſein Geſichtchen glühte plötzlich freundlich, fröhlich jauchzte es auf, als es grünen ſah in Buſch und Weid, und unermeßlich war ſeine Freude, als es an einem einſamen Erdbeeriſtüdeli die erſte Blüthe fand. Aber jetzt kam erſt die rechte Ungeduld und gramſelte ihm in allen Gliedern. Jedes Ding auf Erden will ſeine Weiſe haben und zäh und eigenſinnig macht es dran, wie es gewohnt iſt und bis es fertig iſt; auch die Erdbeeriſtüdeli haben ihren eigenen Gang und eigenen Willen, und machtlos dagegen iſt des Menſchen Ungeduld. Darein konnte Mareili ſich faſt nicht ſchicken, was uns nicht wundert, können doch größere Leute, welche Erfahrung haben ſollten, ſo oft nicht in Geduld ſich ergeben und in den geordneten Gang der Dinge ſich nicht ſchicken. Nun es hat aber auch Alles ſeinen Nutzen. Die kleine Erdbeerenkönigin, die in ihrem Blangen faſt alle Tage nach reifen Beeren ſuchte, lernte ihr Gebiet beſſer kennen. Dies iſt ein großer Vortheil, namentlich für Königinnen, große und kleine, welchen es oft begegnet, daß ſie bloß an den Früchten ſich erluſtigen, aber nie den Boden kennen, auf welchem ſie wachſen, und es iſt namentlich für eine Hausfrau nichts fataler, als wenn ſie die Bäume nicht kennt, auf welchen das Obſt wächſt, Birnen auf Nußbäumen ſucht und Pfirſiche da, wo die Tannzapfen wachſen, oder einmal, wie jene Frau Pfarrerin, buchene Tannzapfen beſtellt. Der kleinen Königin wuchſen dabei auch Augen, welche nicht bloß Erdbeeriſtüdeli und die Beeren daran ſahen, ſondern auch die Thiere alle, welche ihr Gebiet bewohnten, die Haſen und Eichhörnchen, die Amſeln und Droſſeln, die Rinderſtaren und Herrenvögel u. ſ. w. Sie wußte, wo jedesmal, wenn ſie kam, Amſeln waren, fand bald auch die Neſter, ward ihnen auch alle Tage eine bekanntere Erſcheinung, vor der ſie erſt flohen, wenn ihr Tritt ihnen von weitem hörbar war, ſpäter immer mehr ihre freundliche Harmloſigkeit erfaſſend, die Zweige des Tannenbuſchlis, unter dem ſie brüteten, auseinander biegen, ſich begucken ließen ohne abzufliegen. Solche Neſtchen waren Mareili Geheimniſſe, welche es Niemanden verrieth. Die Entdeckungen jedes Neſtchens, auf dem ſo ein dunkler Vogel ſaß mit dem gelben Schnabel und den ſinnigen Augen, machten ihm größere Freude, als dem Seefahrer die Entdeckung irgend einer unbekannten Inſel in den ſchwarzen, weißen, ſtillen, eiſigen Meeren. Das Neſtlein betrachtete es als ſein Eigenthum, ein Schlößchen ſeiner Vaſallen. Aber gütiger als manche andere Herrin, ließ es das Neſtchen unberührt, nahm die Jungen nicht aus, noch weniger Jung und Alt zuſammen, es begnügte ſich am Augenſcheine und ſpäter ſperrten dumme Jungen die weiten Schnäbel auf, wenn ſie was nahen hörten und ſchluckten, was es brachte, als obs von Mutter oder Vater wäre, die dummen Jungen machten keinen Unterſchied. An der Sonne ſah es die Häſin mit ihren Jungen ſpielen. Wenn die ſchüchternen Jungen bei ſeinem Nahen in die Sträucher ſchlüpften oder ins Moos ſich duckten, blieb die graue kluge Alte noch lange ſitzen, die langen Ohren über den Rücken gelegt, als ob ſie zum Tanze anſpringen wolle, einem hoffährtigen Mädchen gleich. Dies machte ihm die Ungeduld weniger peinlich, und wenn ſchon nicht Erdbeeren, ſo fand und ſah es doch alle Tage was Neues. Endlich röthelten die Beeren, endlich fand Mareili eins und wieder eins zum Verſuchen, endlich gabs ein Krättchen voll; der erſte Batzen erſchien wieder willkommen wie der erſte Storch im Frühjahr. Die Beeren mehrten ſich, doch langſam. Mareili konnte keine Beere unreif brechen, ſie mußte ihm willig und gerne ins Händchen fallen, mußte groß, dunkel, ſüß und koſtvoll ſein und wie es thaten auch ſeine Geſchwiſter. Wenn dann am Abend die Mutter die geſammelten Beeren Heerſchau paſſiren ließ, Kries und Gras daraus that, die Portionen in Krätchen vertheilte, ſahen die Beeren ſo friſch und kerngeſund aus, daß es eine Freude war. Die Kinder ſahen zu und jubelten, es war, als ob ſie jede Beere kannten. Dies habe ich gefunden, rief Eins, ich dies, rief das Andere, dies bei der langen Birke, dies unter dem alten Haſelſtock, dies am Reckholderknübeli, ſo tönte es, bis die Mutter fertig war.

Als dieſe nun wieder leichtern Herzens mit neuen Erdbeeren hauſiren ging, war ſie überall eine willkommene Erſcheinung. Mama, Mutter, die Erdbeerifrau iſt wieder da, die ſo ſchöne hat, ſchrieen in vielen Häuſern die Kinder, und Mama kam ſelbſt, hieß die Frau willkommen, ſagte, ſie hätte ſchon gefürchtet, ſie komme in dieſem Jahre nicht wieder, da ſchon lange Erdbeeren kämen, aber nicht halb ſo ſchöne, als ſie gebracht. So ſammelte ſie Lorbeeren, die thaten ihr im Herzen wohl. Wir laſſen ſie reifen, ich und meine Kinder, ſagte ſie, wir dürfen kein unreif Beeri abbrechen, wenn wir ſchon wollten, Mareili thäte es nicht. Wenn dann die Leute wiſſen wollten, wer das Mareili ſei, das da regiere, ſo erzählte die Mutter mit Andacht von dem bſunderbaren Kinde, welches nicht ſei wie die andern, ſondern wie ſie noch keines geſehen, darum es ihr auch ſo großen Kummer mache, dieweil ſie gehört, ſolche Kinder lebten nicht lange. Dann bettelten die Kinder dies und jenes der Mama ab für Mareili und ließen ihm Botſchaft werden, das nächſte Mal ſolle es die Mutter begleiten, ſie möchten es auch einmal ſehen. Kam die Mutter am Abend heim, mußte ſie die Geſchichte des Tages erzählen, die Häuſer beſchreiben, in denen ſie geweſen und wiederholen, was die Leute geſagt, ſo daß die Kinder ganz genau bekannt wurden mit den Kunden der Mutter. Wenn ſie die Botſchaft an Mareili ausrichtete, ſo freute dieſes Mareili, die andern Kinder nicht weniger und keins fragte, laſſen ſie mich nicht auch grüßen, ſoll ich nicht auch zu ihnen kommen? Es war ihnen, als verſtünde es ſich von ſelbſt, daß dieſes nur Mareili gelte, welches dann aber auch den beſſern Theil der Geſchenke an ſie gelangen ließ. Die Mutter zu begleiten, weigerte es ſich lange, es ging lieber zu ſeinen bekannten Erdbeeriſtüdeli, als zu den unbekannten Menſchen. Einmal hatte es hart geregnet bis in den Vormittag hinein, Erdbeeren konnte man nicht gwinnen, wollte man nicht die Stüdeli verderben, die Beeren vercharen. Die Mutter wollte einige Körbchen vertragen, nur in kleinerem Kreiſe, da endlich ließ Mareili ſich bewegen, ſie einmal zu begleiten. Wie ein junges Reh, welches aus dem Walde ins offene Feld ſetzt mit geſpitzten Ohren und aufgeſperrten Augen, ſo trippelte Mareili in die Welt hinaus. Als es an der Mutter Schürze und hinter derſelben halb verborgen zum Hauſe des erſten Kunden kam, ertönte alsbald durchs ganze Haus das Geſchrei: d's Mareili iſt da, d's Erdbeeri Mareili! Und von dieſem Tage an hieß es das Erdbeeri Mareili bis auf den heutigen Tag. Damals war es ungefähr 8 Jahre alt und ſoll ein ſchönes Kind geweſen ſein mit dunkelblauen Augen, bald ſcheu, bald wild, länglichtem Geſicht, verſchloſſenem Munde, blondhaarig und ſchweigſam. Mit weit offenen Augen ſah es bald die Menſchen an, die um ihns ſich ſammelten, bald zu der Mutter auf. Auf die ungezählten Fragen antwortete es nur durch die Mutter geſtoßen, lächelte und dankte für Gutthaten, welche man ihm erwies, reichte langſam das Händchen, wenn man es verlangte, antwortete den Kindern auf ihr freundliches Gerede mit freundlichen Blicken.

Aehnliches wiederholte ſich in den meiſten Häuſern, an einigen Orten machte man über das Mareili laut Bemerkungen, als ob es taubſtumm ſei, hie und da freilich quasi welſch, das aber doch faſt ſo verſtändlich wie deutſch klang. Es wurde dem Kind nach und nach unheimlich, angſt, es erwilderte und zog nach heim, keine Geſchenke und Verſprechen hielten es mehr. Es wäre der Mutter ausgeriſſen, wenn ſie nicht den Rückweg eingeſchlagen hätte. O Mutter, iſt's noch weit bis heim, o Mutter, ſind wir nicht verirrt, jammerte es in einem fort. Es beruhigte ſich erſt, als ſie ihr Häuschen ſahen, denn bis dahin hatte es nicht einmal glauben wollen, daß ſie wirklich im Tſchaggeneigraben wanderten. Sie hatten einen reichen Erntetag gehabt. Mareili hatte große Freude, mit dem Beſten ſeine Geſchwiſter glücklich zu machen, und doch wollte es nicht mehr mit der Mutter gehen: Mag das G'red und G'ſtürm nicht mehr hören und das Welſchen nicht; o erdbeeren iſt viel ſchöner, ſagte es. Umſonſt frugen ſeine Geſchwiſter, Mareili, willſt nicht noch einmal gehen, umſonſt ließ man ihm von allen Seiten entbieten, man hätte etwas für ihns, es ſolle es holen. Mag nicht, ſagte Erdbeeri Mareili, und dabei blieb es.

Als im folgenden Sommer die Erdbeerifrau ſich wieder zeigte, hatte ſie eine ſchwarze Schürze um. Deſſen erſchraken alle Leute und frugen, ob das Erdbeeri Mareili geſtorben. Aber es war nicht Mareili, ſondern Bäbeli, das geſtorben. Dann entrann den Leuten wohl: He nu, Gottlob, ſo machts denn nichts. Aber ſo war es doch der Mutter nicht. Bäbeli war ihr auch lieb geweſen, ſie wußte viel von ihm zu rühmen, wie die Kinder ſich lieb gehabt, wie Mareili ihm abgewartet und ſich faſt nicht habe wollen tröſten laſſen. Erſt als die Erdbeeren reiften, wurde es wieder munter und fleißigte ſich doppelt, damit die Mutter nicht weniger verkaufen könnte. Und es ſchien, als hätten die Erdbeeren den gleichen Sinn, als wollten ſie ihrem Mareili zu ſeinem Verhaben helfen, denn nie blüheten ſie ſchöner und dauerten länger, als in dieſem Jahr. Die Frau brachte ihre Finanzen in Stand, tilgte die Rückſtände, plagte die Nachbaren nicht, konnte den

Hauszins zahlen ohne Hülfe der Gemeinde. Das brachte die Frau in Reſpekt, denn Fleiß, Sparſamkeit und Niemanden zur Laſt fallen, galten von jeher viel im Bernerland. Marei, ſagten die Nachbaren, Marei, wenn es Alle ſo machten wie du, die Gemeinden wären weniger geplagt mit Armen. Wenn Eine begehrt etwas zu verdienen, ſo iſt immer noch etwas zu machen, der alte Gott und gute Leute leben immer noch und die Kirſchbäume blühen alle Jahre.

Wenn du was mangelſt, ſo ſprich zu, es ſoll nicht Nein ſein, wenn wirs einmal haben. Es iſt dann doch nicht, daß wir die wüſteſten Häng ſöge, aber d'Lüt müſſe auch darnach thun. Das ſei guter Beſcheid, ſagte dann Marei, es danke dafür, aber ſo lange es ihm möglich ſei, plage es lieber Niemanden. Daß es ihnen Ernſt ſei, hatten die Nachbarn erzeigt, als das Kind krank war, gingen ihm zum Doktor, brachten, was ſie gut glaubten, was dann freilich nicht immer das Beſte war.

Es ſchien, als habe der Tod eine beſondere Freude an Mareis Kindern, denn im nächſten Winter erſchien er wieder und holte Mareili's Brüderchen ab. Da war ein großer Schmerz in der Hütte, Mutter und Mareili konnten ihn kaum verwinden, zuweilen hörte man ein leiſes Weinen, ſonſt war es ſtille bei ihnen wie im Grabe. Die Mutter koſtete ihr bitteres Leiden, ſie mochte wollen oder nicht, fort und fort ſchluckte ſie an dieſer bittern Arznei, dachte an die Zukunft, was Alles ihr noch warte, ob ſie das Bitterſte wohl auch noch erleben müſſe? Mareili lebte ein ſeltſam Leben, bald im Himmel, bald auf Erden, beide waren eins und eng verflochten in einander. Es dachte an ſeine Erdbeeren in Weid und Wald im Tſchaggeneigraben, an ſein Schweſterchen, ſein Brüderchen im Himmel, ob ſie dort oben wohl auch einen Erdbeeriberg hätten, und wie groß und ſchön wohl die Beeren wären. Ach, und vielleicht ſei kein Winter da oben, ſondern Sommer alle Tage, und reife Erdbeeren das ganze Jahr durch, und nie Schnee und Froſt? Wenn doch einmal Schweſterchen und Brüderchen kämen und ihns berichteten, wie es da oben ſei, wie ſchön das Leben und wie groß die Erdbeeren? Wenn ſie doch einmal zu ihm kämen, wenn es oben im Walde alleine ſei, wenn doch einmal in den Erdbeeriſtüdelen Schweſterchen und Brüderchen ſäßen, zwei weiße Engelein, grüßten es freundlich und erzählten ihm von dem Wohnen im Himmel, und wie lieb der liebe Gott ſie hätte, brächten ihm viel Beeren mit von Oben und Krätchen und Körbchen für ihns und für die Mutter! Wenn in den langen Abenden die Lampe ſchläfrig wurde und düſter, die Mutter emſig das Rad trieb, der Wind mächtig ums Häuschen rauſchte, da gab Mareili ſeinen Träumen Worte, begann leiſe zu reden von den Engeln und zu fragen, ob ſie noch immer auf die Erde kämen, ob wohl, wenn man recht fleißig ſei und fromm und man dem lieben Gott ſo recht anhielte, man einen Engel ſehen könnte, und wenn es und die Mutter recht beteten, er wohl Schweſterchen und Brüderchen erlauben würde, ihnen zu erſcheinen und mit ihnen zu reden?

Die Mutter erſchrak über ſolche Gedanken und wehrte ihnen. Sie glaubte, man könnte damit ſich verſündigen, die Kindlein an der Ruhe ſtören, daß ſie wieder kommen müßten. Und denke doch, Mareili, ſagte ſie, was die Leute ſagen würden, wenn ſie wieder kämen? Sie würden ja meinen, die Kinder hätten ſich ſo ſchwer verſündigt, daß ſie nicht an die Ruhe könnten; zugleich machte es ſie traurig, denn ſie hielt ſolche Reden für Vorboten des nahen Todes. Kinder, die viel von Engeln ſprächen, würden bald auch ſolche, und Kinder, welche viel vom Himmel redeten, fühlten wohl, daß Gott ſie bald holen laſſe in den Himmel. Sie hatte ſchwere Angſt, der dritte Winter koſte ſie das dritte und letzte Kind. Du mußt nicht von ſolchen Sachen reden, ſagte ſie, der liebe Gott hat es ungern, und du könnteſt dich verſündigen, und um Mareili's Gedanken abzuwenden, erzählte ſie ihm dann Geſpenſtergeſchichten von gräulicher Art, daß ſie Beide ſchlotterten wie Eſpenlaub und vor Schlottern kaum zu Bette konnten. Die Mutter konnte Mareili wohl das Reden wehren, aber nicht das Denken. Die Bilder der Seele geſtalteten ſich um ſo lebendiger, es geſtaltete ſich in ihm ein faſt zuſammenhängend Leben mit den Geſtorbenen, lange, lange Geſpräche führte es mit ihnen. Immer ungeduldiger ward es im engen Stübchen, ſehnte ſich immer mehr nach dem Warmen der Sonne, daß ſie den Schnee ihm vertreibe und die Blümlein wieder wecke in der Erde Schooß. Die Mutter dagegen freute ſich nicht darauf, es machte ihr angſt. Es bangte ihr, das Kind ſo alleine gehen zu laſſen in die Wildniß, ſie verſuchte, ihre eigene Angſt dem Kinde einzuimpfen. Sie ſtellte ihm vor, wenn es ſich verirren würde, die Mutter nicht mehr fände und elendiglich verhungern müßte im Walde. Mareili ſagte, ich verirre mich nicht, ich wußte värn und vorvärn den Weg immer am beſten und verirrte nie, warum ſollte ich jetzt noch verirren? Ja wenn du verhexet würdeſt, ſagte die Mutter, man hat Beiſpiele, daß man in bekannten Wäldern ſo verhexet wurde, daß man nie mehr den Ausgang fand. Aber Mutter, warum wurden wir värn und vorvärn nicht verhexet, es ſollte doch den Hexen mehr dr werth geweſen ſein, Drei zu verhexen, als nur Eins, und was hätten wir machen wollen? Ja, aber es könnte was anders geſchehen, denk, es gibt Drachen im Walde, böſe Thiere, welche die Kinder freſſen und Berggeiſter, welche Kinder ſtehlen und ſie in unterirdiſche Höhlen führen, wo ſie Sonne, Mond und Sterne nie mehr ſehen, ſagte die Mutter. Aber Mutter, ſie hätten uns ja värn und vorvärn auch ſtehlen können, ſagte Mareili, und haben es doch nicht gethan. Es wäre an einmal zu viel, ſagte die Mutter, und willſt du dann deiner eigenen Mutter nicht mehr glauben, ei, aber Mareili, das duret mich, habe doch geglaubt, du ſeieſt nicht wie die andern wüſten Kinder, welche Vater und Mutter nichts mehr glauben wollen, und machſt es mir jetzt ſo! Mutter, ich will dir Alles glauben, wenn du mich willſt erdbeeren laſſen, ſonſt will ich ſterben, dann komm ich zu Brüderchen und Schweſterchen und kann mit ihnen erdbeeren, wo keine Unghürer ſind und alle Tage Sommer iſt. Aber Mareili, rede nit von Sterben, könnteſt dich verſündigen, wollen ja erdbeeren wie ſonſt, aber mußt mir nicht mehr ſo reden, ſagte die Mutter.

Auch dieſer Winter verrann, und alle Tage mächtiger zog die Sonne das Kind an die warme Halde, wo die erſten Erdbeeren blühten und reiſten. Die Mutter konnte es nicht mehr halten und ging mit ihm, las aber, weil es ſich für eine arme Frau nicht ſchickt, müſſig ſpazieren zu gehen, Holz auf und brach Reckholderſchützlig ab. Sie mußte ſich wirklich wundern, wie Mareili überall Beſcheid wußte im weiten Walde, jede Tanne kannte, immer zum voraus ſagen konnte, was kommen werde, ein Bach, die größte Tanne oder die, welche der Blitz geſpalten. Und als ſie an die Sonnſeite kamen, wo ſchon Alles lebendig war, zeigte es ihr das frühſte Erdbeeriſtüdeli und fand zu ſeiner großen Freude ſchon Blüthen dran. Mutter, dort war ein Amſelneſt, iſt wohl wieder eins da? Richtig ſaß unter dem Tannbuſchli brütend die Amſel und flog überraſcht diesmal weg, doch nicht weit. Auch die bekannte Häſin ſprang auf, ſetzte über einige Stauden weg, dann auf die Hinterbeine und ſah ſich verwundert um, als wenn ſie ſich vergwiſſern wollte, obs das Mareili ſei oder Jemand anders; deß verwunderte ſich die Mutter ſehr, es wollte ihr aber faſt vorkommen, als ob dies nicht natürliche Thiere ſeien, ſondern verzauberte, es ward ihr anfangs unheimlich dabei. Sie begleitete anfangs das Kind beim Beeren und gewöhnte ſich an die verzauberten Haſen und andern Vögel, daß ſie ihr ganz natürlich vorkamen. Nach und nach aber ließ ſie Mareili alleine gehen, denn ſie ſollte pflanzen und verdienen; die Krankheit des Kindes hatte ſie zurück gebracht. Wo der Verdienſt nur kreuzerweiſe eingeht, da wird jeder Kreuzer, der nicht eingeht, und jeder Kreuzer, der unerwartet ausgeht, ſchwer empfunden, hinterläßt Nachwehen.

Mareili wußte dies wohl, kannte beim Kreuzer Schulden und Vermögen der Mutter. Je kleiner die Hütte iſt, deſto kleiner werden die gegenſeitigen Geheimniſſe; wo Hühner und Menſchen in einem Stübchen wohnen, kann Eins vor dem Andern nicht viel verbergen. Mareili hatte diesmal Mühe, die Erdbeeren ſo recht reifen zu laſſen, und jeder trübe Tag war eine Prüfung Gottes, die Mutter hatte um ſo länger kein Geld und es doch ſo nöthig. Endlich bleibt nicht ewig aus, endlich wars erlebt, das Gewinnen begann, aber jetzt nur noch mit zwei Händchen zumeiſt, ſtatt mit ſechs, und die Mutter hatte mehr Geld nöthig als nie. Zudem ſchien es kein Erdbeerijahr werden zu wollen, es regnete viel und war nicht heiß. Kornjahre und Weinjahre kennt man, nicht bloß jedes Kind weiß, was ſie zu bedeuten haben, ſondern ſie haben große Bedeutung in der Weltgeſchichte. Von Erdbeerijahren redet kein Menſch, kein Geſchichtſchreiber zeichnet ſie auf, und doch haben ſie große Bedeutung für arme Kinder und arme Weibchen. Nun das wird eben daher kommen, daß die Geſchichtſchreiber ſich mehr kümmern um Weinherren und Kornwucherer, als um arme Kinder und arme Weiber. Mareili wollte mit Fleiß erſetzen, hatte weder Ruhe noch Raſt, war früh und ſpät, daß die Mutter oft die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug über den Segen, den es heim brachte. Da ward noch dazu das Wetter beſtändig, die Sonne heiß, Alles wollte auf einmal reif werden, Mareili wußte gar nicht wie wehren. Begreiflich ward das Kind bei der verdoppelten Anſtrengung ſehr müde. Wenn es des Morgens erwachte, waren ihm die Glieder wie angeleimt im Bette, daß es ſie kaum heben und bewegen konnte. Die Mutter mahnte oft zur Ruhe, oder einen Tag daheim zu bleiben, aber Mareili wollte nicht, und ließ ſie es eines

Morgens ausſchlaſen und weckte es nicht, weinte es ſo bitterlich und ward böſe über die Mutter, daß ſie es nicht mehr that. Mareili wollte nichts verſäumen, ſondern wollte immer zu rechter Zeit auf dem Platze ſein. Brüderchen und Schweſterchen wüßten, dachte es, um welche Zeit ſie ſonſt das Gwinnen angefangen, wenn ſie nun einmal zu der gleichen Zeit kämen, und es wäre nicht da, und es käme immer nicht, ſo konnten ſie ja meinen, es ſei nicht mehr da, komme nicht wieder, konnten dann gehen und nie mehr kommen. Mareili träumte im Stillen immer von dieſem Erſcheinen, aber es ließ es die Mutter nicht merken, weil es ſie betrübte im Gemüthe. Alle Morgen, wenn es durch den Wald ging, war es gefaßt auf eine Erſcheinung hinter den Bäumen hervor, oder es finde ſie ſitzen an der Halde mitten in den Erdbeeren, oder wenn es beim Gwinnen aufſehe, ſtünden ſie plötzlich vor ihm in weißen Engelskleidern.

Wie oft es vergeblich träumte, es träumte doch am folgenden Morgen das Gleiche wieder, es war auch eine von den Hoffnungen, welche alle Tage neu werden. Oft ging es den ganzen Tag nicht heim, wenn es an entferntern Orten beerte. Dann geſchah es wohl, daß wenn die Sonne mitten am Himmel ſtand, es heiß ward auf Erden und es am Schatten ſein Stücklein Brod verzehrte und aus einem Krüglein einen Tropf Milch dazu, Meiſter Schläflein kam, ſich in Mareili's Augen ein Neſtlein baute, die Vorhänge nieder fallen ließ, um ſüß zu ſchlummern im Dunkeln. Es wehrte ſich wohl dagegen, und wenn es aufwachte und merkte, was geſchehen war, hatte es es ungern, aber Meiſter Schläflein iſt ein gar mächtiger Mann, kann ſchlafen wo er will, Könige zwinget er, geſchweige denn Kinder. Eines Tages war ſein Suchen beſonders geſegnet. An ein neu Plätzlein war es gekommen, wo es noch nie geweſen und ſonſt noch Niemand, ſo dicht, groß und dunkelroth hatte es die Beeren noch nie ſtehen geſehen. Um Mittag aber ward es gar grimmig heiß, aber faſt ein ganzes Tagwerk hatte es ſchon vollendet. So ſetzte es ſich mit ruhigem Gewiſſen an Schatten, aß ſein Brod, und als auch diesmal Vetter Schläfli kam, wehrte es ſich nicht ſo nöthlich und ließ ihn machen. Alsbald träumte es wieder. Es wußte, die Engelein waren da, aber es ſah ſie nicht, es hörte ſie nicht, es wollte ſie ſuchen, aber es konnte nicht, ſeine Glieder waren gebunden. Plötzlich hörte es eine Stimme dicht über ſich wie vom Himmel herab, es fuhr auf, und vor ihm ſtund ein Engel und beugte ſich über ihns. Ein wunderſchöner Engel wars mit dunkeln Augen und dunkelm Haar, von hoher Geſtalt, mit weißen Kleidern angethan. Leiſe, den Kopf zur Seite geneigt und das ganze Geſicht voll Liebe ſprach der Engel zum Kinde gar hold und weich, aber das erſchrockne Kind verſtund ihn lange nicht. Es war nicht das Brüderchen, nicht das Schweſterchen, der Engel war viel größer und ſchöner, blickte ſo lieblich aus ſeinen dunkeln Augen und doch mit wunderbarer Kraft, als vermöge er die Seelen zu ziehen aus dem Körper des Menſchen, als ſei er der Engel, der umgehe auf Erden, die ſchönſten Seelen zu ſammeln und dem Vater ſie zuzuführen. Endlich verſtund Mareili, wie er ihm zuſprach, nicht erſchrocken zu ſein, ihns liebes, liebes Kind hieß, ſonſt viele holde Worte ihm ſagte, endlich nach den Erdbeeren ihns fragte, ob es wohl geben wollte von den prächtigen, die da im Krätchen neben ihm ſtunden? Mareili ſah mit offenen Augen den Engel an, aber reden, antworten konnte es nicht, es nickte bloß, es reichte ihm die ſchönſten, und als der Engel davon aß, glänzte ſein Geſicht auch wie das Geſicht eines Engeleins, und als der Engel fragte, ob er das ganze große Krätchen haben könnte, nickte Mareili noch freudiger und faltete die Hände, als ob es beten wollte.

Da küßte der Engel das Kind auf die Stirne, gab ihm ein glänzend Silberſtück, ging in die Bäume, ſah noch einmal nickend ſich um, und wie ſchöne Sterne glänzten ſeine

Augen, da verſchwand er. Jetzt hatte Mareili einen Engel geſehen, es war nicht Brüderchen, nicht Schweſterchen, aber ein Engel war's geweſen. Erſtaunt hörte die Mutter Mareili's Bericht, aus dem ſie lange nichts machen konnte, da die Worte wirr durcheinander flogen, wie ab einem Kirſchbaume die Blüthen, wenn der Wind darein fährt. Endlich ſagte die Mutter, es ſei ein Traum geweſen und anders nicht. Da zeigte Mareili das Silberſtück, da wußte die Mutter nicht, was ſie ſagen wollte, der Verſtand ſtund ihr lange ſtill. Endlich ging er wieder, und ſie ſagte, ſie hätte eigentlich nie gehört, daß die Engel Geld hätten, nach den ſchönen weißen Kleidern ſei das eine vornehme Herrenfrau oder Herrentochter geweſen, die hätten ſolche Kleider und ſchönes Geld. Aber Mareili meinte, es wüßte nicht, warum die Engel nicht Geld haben könnten, Gott könne ihnen ja geben, was Er gut finde, und wenn Er den Menſchen ſo viel Geld gebe, ſo könne Er den Engeln ja noch viel mehr geben. Es beſchrieb die Erſcheinung noch viel engliſcher und herrlicher, daß die Mutter wirklich nichts mehr zu entgegnen wußte und halb und halb ſich in den Glauben des Kindes gefangen gab, beſonders als alle Nachbarn ſich auf die Seite des Kindes ſtellten. Wie wollte doch eine vornehme Herrenfrau oder Herrentochter dahin gekommen ſein, von einem Engel hergegen könne man es wohl begreifen, ſagten ſie. Eins kränkte Mareili. Es hatte dem Engel nichts geſagt, ihn nicht gefragt nach Brüderchen und Schweſterchen, ihm nicht Grüße an ſie aufgetragen, ihn nicht gefragt, ob auch ein Erdbeerenberg im Himmel ſei, und wie ſchön die Beeren daſelbſt würden? Sein Troſt war, er werde wieder kommen. Dann wollte es ihn aber auch zur Mutter führen, damit die auch einmal einen Engel ſähe und künftig ihm glaube, wenn noch mehrere zu ihm kämen. Aber der Engel kam nicht wieder, und andere kamen auch nicht. Umſonſt ſetzte es ſich, ſo oft es ſich thun ließ, um Mittagszeit ans gleiche Ort, dann kam Vetter Schläfli, kamen Träume, aber nie weckte ihns wieder eines Engels Stimme, nie ſtund, wenn es die Augen aufſchlug, ein Engel da. Darum verklärte ſich der Engel in Mareili's Gedanken immer herrlicher, und der Glaube, daß es wirklich ein Engel geweſen, wurde alle Tage feſter. Wäre es kein Engel geweſen, ſo wäre er wieder gekommen, ſagte man.

Je mehr der Glaube an den Engel ſich feſt ſetzte, deſto mehr wuchs der Mutter der Kummer, der weiße Engel bedeute den Tod, daß dieſer das dritte Kind im dritten Winter holen werde. Was wollte er anders bedeuten, ſagte ſie. Der dritte Winter kam mit großer Angſt und vielem Bangen, aber Gottlob ohne Tod. Mareili war auch nicht ein einzigmal krank, und als der Frühling kam, war es ſelbſt das ſchönſte Erdbeeri in Wald und Weid. So lebten ſie fort Jahr um Jahr in glücklicher Gleichförmigkeit, von Gott geſegnet. Der Segen war freilich nur klein. Güter der Welt gewannen ſie nicht, aber er genügte ihnen, machte ſie glücklich, und was will man mehr? Was änderte, war, daß Mareili alle Jahre größer und ſtärker wurde, die Mutter älter und ſchwächer, die Gliederſucht war es, welche ſie hauptſächlich plagte. Das Gehen ward ihr beſchwerlich, wenn es ander Wetter geben wollte, konnte ſie die Beine faſt nicht mehr vorwärts bringen. Mareili mußte ſich daher nach und nach auch ans Hertragen gewöhnen. Es gewöhnte ſich aber ſchwer daran, es ward ihm unheimlich draußen in der weiten Welt unter den vielen Menſchen. Die langen und breiten Straßen langweilten ihns gar unendlich. Es erzeigte es aber der Mutter ſo wenig als möglich, damit ſie ſich nicht über ihre Kräfte anſtrenge, um ſelbſt zu gehen. Der Eintritt Mareili's in die Welt erregte Aufſehen und Freude bei der Kundſchaft, die ſich durch ihns noch vergrößerte. Mareilis Weſen hatte etwas Eigenes, faſt möchte man ſagen, Vornehmes, trotzdem daß es barfuß ging. Es war kurz in ſeinen Worten, aber freundlich, hielt feſte Preiſe, hielt ſich höchſt ſelten an einem Orte länger auf, als es ſein mußte, wie gerne man auch mit ihm geplaudert hätte, und wenn ein Herr, beſonders ein junger, ihm was ſagen wollte, ſo lief es davon wie ein Reh, das einen Hund anſchlagen hörte. Es brachte in ſeinen Abſatz nach und nach eine Art Syſtem und zwar nach Sympathie und Antipathie. Es entdeckte nach und nach etwas, welches vielen Leuten verborgen bleibt, denn Mareili hatte eine dünne Haut, der meiſten Leute ihre iſt dagegen mit Sohlleder gefüttert. Es fühlte, daß ihm aus jeder Hausthüre ein eigener Geiſt entgegen wehe und an jeder Thüre ein anderer, und zwar an den meiſten Orten ſtätig der gleiche, nur wie auch der Wind geht, ſchärfer oder leiſer, ein milder freundlicher, ein roher hochmüthiger, ein geiziger oder mildthätiger, ein theilnehmender, ein harter, ein luſtiger oder ein lüſterner, ein nobler oder ein gemeiner, kniffſüchtiger.

Es war ihm ſchon ums Haus herum, als fühle es dieſen Geiſt und ſelten täuſchte es ſich. Er kam ihm aus der Hausthüre entgegen, es nahm ihn wahr, je nachdem man ihns warten oder nicht warten ließ, ihm auf ſeinen Gruß dankte, die Körbchen ihm abnahm, die Waare beurtheilte, marktete, das Geld brachte, und was für Geld. Je nachdem der Geiſt war, je nachdem wurde ihm das Haus lieb oder widerlich. Es gab Häuſer, vor welchem es floh, als ſei die Peſt darin, vor die man ihns mit keinem Lieb gebracht hätte. O wenn die Leute ſo gierig nach einem Körbchen haſchten, mit den Fingern darin herumfuhren, die ſchönſten Beeren hervorgrübelten, Alles verchareten, von einem Körbchen zum andern fuhren, ein Menſch nach dem andern zum Verſuchen kam, Alles beſchnüffelten, verherggeten, verbliggeten, und am Ende nichts kauften oder für einen Batzen oder zwei und kaltblütig ihns laufen ließen mit ſeinen entehrten Körbchen, die es vor keines Menſchen Auge mehr abdecken möchte, wie ihm da das Herz blutete, wie es das Haus floh für immer, als hauſten darin Hunger, Peſtilenz und Krieg und die übrigen böſen Geiſter alle. Es hatte verſchiedene Strichs, welche es beſuchte, und in jedem Striche Häuſer, welche höher oder tiefer ſtanden in ſeiner Gunſt, je nach dem Geiſte, der darin wehte. Darnach ordnete Mareili auch ſeine Erdbeeren und ſeine Wege. Es mußte nicht zu machen ſein, ſo ſteckte es einem Lieblingshaus, wo man es freundlich begrüßte, billig behandelte, namentlich die Kinder manierlich thaten, gute Worte ihm gaben, das ſchönſte Krätchen zu, daß Alle hell aufjauchzten, die Hände über dem Kopf zuſammenſchlugen über die prächtigen Beeren und dringlichſt ihns hießen bald wiederkommen. Mit der abnehmenden Gunſt nahmen auch die Erdbeeren ab an Größe und Schönheit oder waren alleſammt mittel gut, doch immerhin ſo gut, als irgend ein Erdbeerimeitſchi ſie im Lande herum trug. In der Regel kam es glücklich ſeinem Vorrath ab, und blieb ihm zuweilen auch ein Krätchen oder Körbchen übrig, he nun, ſo machten ſie daraus einen Erdbeeriſturm und lebten auch wohl daran. Dann gab es in jedem Sommer einige unglückliche Tage, wo nichts ihm ging, wie es wollte, ſondern immer das Gegentheil, wo es ihm ſchien, als ſei es verkauft und verrathen oder gar verhezet. Die ſchönſten Erdbeeren wurden ihm weggeſchnappt, es wußte nicht wie, die beſten Kunden traf es nicht an, hier war man ſchon verſorgt, dort laxirte man und konnte Erdbeeren nicht brauchen. Dann mußte es die Runde erweitern, an neue Häuſer klopfen, das that es äußerſt ungern. Zu jedem neuen Hauſe ging es mit Schrecken, es wußte nicht, welch Geiſt ihm aus dem Hauſe entgegenkomme, was für ein Hund vor dem Hauſe bellen werde. Vor ſolchen Häuſern, wo man ihns nicht kannte, ging es ihm ſelten gut, es wurde grob behandelt, grob abgefertigt, manchmal durch eine Stimme aus irgend einem Loche her, es wußte nicht ob über oder unter der Erde. Nun war es an Mareili, Bericht aus der Welt zu bringen, der Mutter ſeine Erlebniſſe mitzutheilen. Solche Berichte waren das Labſal der Mutter, aber die Hauptſache darin blieb ihr immer, wer nach ihr gefragt, ob man an die Erdbeerifrau noch denke? Man iſt nicht gerne vergeſſen ſchon bei Lebzeiten, man lebt gerne lange und wenn man auch ſterben muß, möchte man doch gerne noch lange leben nach dem Tode. Es iſt kaum ein Bettelmannli auf Erden, welches nicht an dem Gedanken, wohl lebt, was wird man ſagen, wenn ich nicht wiederkomme, man wird noch oft an mich denken. Und ach, wenn die Menſchen drei Wochen nach ihrem Tode gucken könnten aus irgend einem Himmelsfenſter in die hinterlaſſenen Häuſer, in die hinterlaſſenen Herzen hinein, es würden den meiſten übel werden, trotzdem daß ſie im Himmel ſind. Ja, und wenn die Menſchen drei Wochen nach ihrem Tode wieder kommen könnten auf Erden, ſo würde es den meiſten betrübten Hinterlaſſenen übel werden, daß ſie meinten, ſie müßten ſterben, ja da würde es auch wahr, daß der zweite Schmerz größer wäre als der erſte. War es möglich, ſo zwängte die gute Frau alle Jahre ihre ſchweren Beine noch einmal in die Welt hinaus den Kunden nach, um ſich perſönlich zu überzeugen, wie lieb die Leute ſie noch hätten und noch lange nicht vergeſſen. Und wenn ſie dabei von weitem ein Tönchen aufgabeln konnte, als hätten die Leute ſie noch lieber als Mareili, als hätte ſie ihre Sache doch noch beſſer gemacht, ſo war ſie überglücklich. Das war denn auch das Erſte, was ſie Mareili berichtete und wie ſie glaube, ſie hätte noch das größere Zutrauen und brächte eine größere Loſung z'weg. Mareili gönnte dieſe Freude der Mutter von Herzen, in demſelben war keine Spur von Eiferſucht. Hatte es ja doch auch ſeine eigenen Freuden, welche die Mutter nicht kannte. Hatte es doch ſo innige Freude an den Erdbeeren nicht bloß um der Loſung, ſondern um ihrer ſelbſt willen, weil ſie ihm ſo lieb waren. Hatte es doch ſein ganzes inneres Leben mit all ſeinen Träumen, wo der von dem ſchönen weißen Engel aber ihm einer der liebſten blieb, und die Hoffnung, es werde ihn doch einmal wiederſehen. Das gute Kind lebte am liebſten in der wunderbaren dunkeln Welt, die jenſeits unſerer Sonne liegt, nach welcher ſeit Jahrtauſenden die Gelehrten ausziehen mit Fackeln, Stangen und Spießen, ſie zu erobern, und wenn ſie dann lange mit ihren Stangen und Spießen im Nebel herumgeguſelt vergeblich, ſie nie an ihren Spieß gekriegt, ihr Daſein in Abrede ſtellen und der Welt klar demonſtriren, es exiſtire keine ſolche unſichtbare Welt, weil, wenn eine wäre, ſie dieſelbe hätten an ihren Spieß kriegen müſſen, nun hätten ſie aber keine dran gekriegt, ergo ſei auch keine. Nun exiſtiren aber, Gott ſei Lob und Dank, gar viele Dinge, welche Gelehrte und Weiſe dieſer Welt nie und nimmer kriegen an ihren Spieß, dieweil ſie trotz aller Weisheit nie faſſen und begreifen werden, was als Himmelsgabe kindlichen Gemüthern gegeben iſt und über allen Verſtand der Verſtändigen geht, kein Chemiker es mit ſeiner ſubtilen Waage wägen, mit irgend einem Stoffe faſſen, zerſetzen oder binden kann. Je verſtändiger und ſinniger Mareili ſein Tagewerk betrieb und Ordnung in deſſen Verlauf brachte, deſto eifriger trachtete es darnach, ein beſtimmtes Kennzeichen ſich zu merken, ob ein Tagwerk glücklich oder unglücklich ablaufen werde. Wie viel konnte es ſich erſparen, wenn es an unglücklichen Tagen nicht hinausging in die Welt, wo es nichts fand als Verdruß und Mühe.

Aber es ging ihm ſonderbar. Glaubte es eins entdeckt zu haben, weil es einigemal eingetroffen, und wollte darauf abſtellen, ſo fehlte es das nächſte Mal gänzlich, es ging ganz das Widerſpiel. Es achtete ſich auf die Träume der Nacht, des Beines, welches zuerſt aus dem Bette kam, des erſten Vogelgeſchreis, des erſten begegnenden Menſchen, des Stolperns und Nichtſtolperns, und alle Zeichen waren gut und alle Zeichen täuſchten, und kehr um glaubte Mareili an jedes mit immer feſterem Glauben. Zu einer Zeit, als eben ſein Glauben auf Träume ſich geſtellt, hatte es immer und immer wieder mit trübem wüſtem Waſſer zu thun, es war in Todesängſten und Todesnöthen. Mutter, ſagte es am Morgen, heute habe ich einen böſen Tag, lauter Unglück und Verdruß, wenn es nur zu machen wäre, ich bliebe daheim, trübes Waſſer ängſtigte und nöthete mich gar zu gruſam. Das iſt bös, ſagte die Mutter, gehſt nicht, ſo charen die Erdbeeren, darf ſie nicht mehr vertragen, haſt von zwei Tagen beiſammen, was wir Beide gwinnen mochten, und es gab ſo wohl aus. Weiß es wohl, Mutter, antwortete Mareili, ſagte ja bloß, wenn es zu machen wäre. Will es in Gottes Namen probiren, mich gruſam in Acht nehmen, z'tödte wird es nicht gehen. Mareili ging. Die erſte Perſon, welche ihm begegnete, war eine alte böſe Frau, welche im Rufe ſtund, ſie könne mehr als Brod eſſen, ſie könne hexen. Es iſt doch gut, ſagte Mareili, halte ich nicht mehr Alles auf der Sache, die hätte mich ſonſt können zurücktreiben. Als es dahin kam, wo der Tſchaggeneigraben ins weite Land ſich mündete, käderten ein ganzes Regiment Aegerſten gar mörderlich. Alle Bäume waren voll, es war, als ob ſie eigens wegen Mareili hier eine Verſammlung angeſtellt hätten.

Das ſtellte Mareili. Soll ich, oder ſoll ich nicht, ſagte es. Auf dem Vogelgeſchrei halte ich nicht am meiſten, aber es trifft ja Alles zuſammen, das muß etwas zu bedeuten haben, viel Böſes allweg. Aber i Gotts Name, ſei das jetzt, wie es wolle, es muß gegangen ſein. Ich will brav beten, es iſt doch am Ende der liebe Gott der Meiſter, und d'Aegerſte werde nit Alles könne zwänge. Und am Ende, was ſy ſoll, muß ja ſy. Indeſſen mit dem Mißgeſchick ſchien es denn doch Ernſt zu ſein, es ging ihm Alles verkehrt und wie verhexet. Im erſten Hauſe, für welches es ſeine ſchönſten Erdbeeren gebeizt, war Niemand daheim, als eine alte böſe Magd. Dieſe hatte Mareili ſchon lange auf dem Strich, mißgönnte ihm jedes gute Wort, jedes Geſchenk, welches man ihm gab, als wenn es von ihrer Sache genommen wäre. Wie die jetzt glücklich war, daß ſie es einmal in Schußweite vor ihrem Maule hatte. Man brauche nichts, ſagte ſie. Es würde ihm auch beſſer anſtehen, etwas zu arbeiten, als nur den faulen Hund zu machen, alle Tage den Leuten vor der Thüre zu ſtehen. Das ſei nicht viel anders, als gehe betteln; wer bettle, ſtehle und mach ſonſt noch, was er könne, bſunders ſo große Meitſcheni, pſy Tüfel! Vor dem G'ſindel käme man ſelbſt nicht mehr zur Arbeit, werde alle Augenblicke davon geſprengt. Mareili bekam den Hals ſo voll, daß es nicht einmal fragen konnte, wenn es wieder kommen ſolle und ging weiter; fand in einem Hauſe die Leute, welche Erdbeeren aßen, krank; ein ander Haus mit Erdbeeren ſo überfüllt, daß ſie nicht alle brauchen konnten; an einem vierten Orte ſagte man ihm trocken: mangeln keine. Und als es ſagte: es hätte doch ſo ſchöne, ließ man es einfach ohne Antwort ſtehen, bis es endlich ging. Das that ihm ſo weh, man glaubt es nicht. Sein Herz ward ihm ganz ſchwer, ſein Gemüth voll Elend, denn mit ſeinen Kunden ſtund es nicht bloß in einem Erdbeeriverkehr, ſondern in einem gemüthlichen, ſie waren ſo gleichſam ſeine Freunde und Verwandte. Sein Elend half ihm nicht von den Erdbeeren, es mußte ſeinen Ring weiter ſchlagen, mußte zu neuen Häuſern, mußte ſogar vor Wirthshäuſer. Dieſe waren ihm in der Regel am meiſten zuwider, da fiel es in die Hände der Köchinnen und Stubenmägde, die gar zu gerne ſchnöd und ſchnippiſch mit den Leuten umgehen, beſonders mit Erdbeerimeitſcheni. Mareili fürchtete ſie auch mehr als die großen Hunde vor den neuen Häuſern, von denen es noch nicht wußte, aus welchem Ton ſie bellen. So ſetzte es endlich wohl etwas von Erdbeeren ab, doch langſam und mit Verdruß ſtatt mit Freude. Wenn es vor dem G'ſchänden nicht einen ſo großen Grauſen gehabt, und die Erdbeeren dafür ihm nicht zu lieb geweſen wären, es hätte ſie hinter einen Zaun geſchüttet und wäre heim gelaufen.

Da könne man ſehen, dachte es, ob man ſich der Zeichen achten ſolle. Wenn man doch nur immer den rechten Glauben hätte, könnte es einem nicht fehlen. Bei einem Hauſe gab ihm endlich eine freundliche Frau Beſcheid. Kann ſie wäger nicht nehmen, Meitſchi, ſagte ſie, ich thäte es dir ſonſt gerne zu Gefallen, aber wir eſſen keine Erdbeeren, ſie erkälten uns zu ſehr. Aber weißt was, ungefähr eine Viertelſtunde von hier iſt ein großes Herrenhaus, haben immer viele Leute dort. Dorthin gehe, haſt ſchöne, brauchſt ſie ſicher. So weit war Mareili noch nie gegangen, ſo weit von Hauſe nie geweſen, noch nie des Nachts ausgeblieben, ſchon ſo ſpät und noch ſo weit! Solche Angſt um Abſatz hatte es nie empfunden. In Gottes Namen, dachte es, eine Viertelſtunde zwingt nicht Alles, aber dann keinen Schritt weiter, ſondern heim. Es war eine lange Viertelſtunde. Maßleidig ſchleppte Mareili ſie ab. Endlich merkte es an wohlgepflegten Baumgängen die Nähe des Herrenhauſes. Mit Bangen betrat es ſie, und dieſes Bangen mehrte ſich bei jedem Schritte. Es war ſo einſam in denſelben, ſo ſeltſam knirſchte der Kies unter ſeinen Tritten, ſo feierlich rauſchte der Wind in den alten Bäumen, es kam ihm vor, als ginge es zu einem Zauberſchloſſe, von dem die Mutter ihm oft erzählt hatte, wo Alles, was in deſſen Nähe kam, verzaubert und verwandelt wurde in Pflanzen oder ſteinerne Säulen oder gebannt in Bäume und Brunnen. Es trappete immer leiſer gerade ab, wie wenn es des Morgens durchs Stübchen ging und die Mutter nicht wecken wollte. Plötzlich ſah es ſeinen Engel neben ſich ſtehen, weiß und ſchön, wie vor Jahren die mächtige Fee im Zauberſchloſſe, die Alles verwandelte, was in ihre Nähe kam. Und Mareili verſteinerte, ſtarrte mit offenem Mund und Augen, wie damals an der Erdbeerihalde, die Erſcheinung an. Der Engel ſah das plötzliche, lautloſe Erſtarren des Mädchens, betrachtete es ſchärfer, länger mit ſeinen wunderbaren tiefen Augen, rief dann freudig: Was, mys Erdbeeri-Engeli von den Bergen! Biſt's oder biſt's nicht, red, mys Kind, oder kannſt nit, biſt ſtumm, doch nicht? Gäll, du kannſt reden? Und des Engels Macht, welche in ſeinen Augen war, löste den Bann, zog die Stimme aus der zuſammengezogenen Bruſt, und das Erdberi-Engeli ſagte endlich: Gottlob nit! Es iſt ein ſelten Ding auf Erden, daß zwei Engel ſich begegnen, ſich Jahre lang im Andenken bewahren und als Engel wieder finden — auf Erden. Der eine Engel war das Schloßfräulein, der andere das Erdbeeri Mareili. Das Erdbeeri Mareili war innig bewegt, ſeine Augen begannen zu ſtrahlen in feuchtem dunkelblauem Glanze, es freute ſich ſeines Engels, aber ſtill und innerlich.

Des Schloßfräuleins Freude war lauter, ſo weit ſeine weiche Stimme reichte, ſammelte es die Leute, ſtellte das Erdbeeri Mareili unter ſie und erzählte, wie endlich das Erdbeeri Mareili gefunden ſei, von dem es ihnen ſo oft erzählt, wie es dasſelbe gefunden, als ſie auf ihren Berg gegangen, oben in einer Weide, ſchlafend unter einer Haſelſtaude, dasſelbe aufgeweckt und ihm Erdbeeren abgekauft, und ſo reuig geweſen, daß es dasſelbe ſo ſchnell verlaſſen, weil es gefürchtet, die übrige Geſellſchaft nicht mehr zu finden. Das Kind habe ganz einem Engelein geglichen, aber nicht geredet, es wiſſe nicht, ob aus Furcht, oder weil es ſtumm geweſen. Mareili mußte Auskunft geben, wer es ſei. Es komme aus dem Tſchaggeneigraben, man ſage ihm nur das Erdbeeri Mareili, berichtete es. Da war wieder eine große Freude unter Allen, denn Alle hatten ſchon von dem Erdbeeri Mareili gehört, und das Fräulein ſagte, es habe ſich ſchon lange geärgert, daß das Mädchen nicht zu ihnen komme, Aufträge gegeben, daß man es ihnen zuweiſe, aber keine Ahnung gehabt, daß das Engeli und das Mareili Ein Weſen ſeien. Daß

Mareili ſeinen Erdbeeren abkam und bewirthet wurde, verſteht ſich, und recht betrübt war das Fräulein, als Mareili heim preſſirte und für kein lieb da über Nacht bleiben wollte, weil d'8 Müetti Angſt hätte, und ein gut Meitſchi macht, ſo viel an ihm, dem Müetti nie Angſt. Es mußte verſprechen, bald, bald wieder zu kommen, und doch ſah lange das Fräulein traurig ihm nach mit den Augen voll Liebe, als ob es ſchon oft erfahren, daß verſchwunden und nicht wieder gekommen, was es geliebt, und wieder fürchte, es möchte die liebe Erſcheinung auch ſchwinden und nicht wikder kommen. Von Mareili war alle Müdigkeit gewichen; es kam heim, als hätte es Räder unter ſeinen Füßen, als hätte die Freude ihm Flügel wachſen laſſen. Einen Augenblick nur hatte es ihns betrübt, daß es nicht ein wirklicher Engel geweſen, des Fräuleins holdes Weſen hatte ihns bezaubert, jetzt war es glücklich, ſeinen Engel auf Erden zu haben in Menſchengeſtalt. Jetzt ſei es doch gut geweſen, dachte es, daß es den Weg unter die Füße genommen trotz trübem Waſſer, alten Weibern und der Aegerſten Gekreiſch. Indeſſen hätten die doch allweg etwas zu bedeuten gehabt, einen ganzen Tag voll Verdruß und Unglück. Aber weil es das Alles ausgehalten, ſich in nichts verſündigt, die Beeren nicht hinter den Zaun geworfen, ſei am Ende doch Alles gut gekommen, große Freude und Glück, welche es nie gehabt, wenn das Mißgeſchick ihns nie ſo weit getrieben hätte.

Und allweg hätte es nicht Alles annehmen und aushalten können den ganzen Tag, wenn es nicht gemahnt worden wäre an Unglück und Verdruß und ſich darauf hin hätte faſſen können. Wie gute Eltern den Kindern gute Ermahnungen auf den Weg geben, daß ſie ſich in Acht nehmen möchten vor allem Böſen und ſtandhaft ſein in allem Guten, ſo werde es auch Gott thun, wenn man ihn lieb habe. Darum ſei gut, wenn man ſich Allem achte und denke, es komme von Gott. Die Mutter verſtaunete ganz, als Mareili berichtete, wie es ihm heute ergangen, und wie es den Engel lebendig auf der Welt gefunden. Als ſie aber vor Erſtaunen zu ſich ſelbſten kam, ſagte ſie alsbald: Habe ich es nicht von Anfang geſagt, es ſei kein Engel geweſen, ſondern eine vornehme Herrenfrau oder Herrentochter? Daran, daß ſie es von Anfang an geſagt und nur um Mareilis willen geſchwiegen, lebte ſie wenigſtens eben ſo wohl als am Engel ſelbſt. Mareili gönnte und ließ der Mutter die Freude, recht gehabt zu haben, wie die Mutter ihm die Freude am Engel, und wo Jedes dem Andern ſeine Freude gönnt, da iſt's ſchön, da iſt Friede. Wo ein gefundener Engel in einen Lebenskreis trittet, da gibt es neues Leben begreiflich. Um ihn bewegten ſich ihre Geſpräche, er bildete den Mittelpunkt ihres Erdbeerilebens. Mit beſonderem Geiſte wurden für das Fräulein die ſchönſten Beeren gewonnen. Mareili kannte natürlich die Stellen, wo ſie am ſchönſten und größten wuchſen, dort ſammelte es, wenn es ins Schloß gehen wollte. Zweimal in der Woche geſchah es anfänglich, bis die Beeren rarer wurden, das waren ſeine Feſttage, ſorgfältiger kleidete es ſich, früher machte es ſich auf den Weg, raſcher ging es, es war ihm faſt, wie wenn es an großen Feiertagen zur Kirche ging. Das Fräulein ſah es faſt allemal, fühlte die magnetiſche Kraft in den dunkeln Augen, die ihm das Herz bewegten, faſt wie der Engel das Waſſer im Teiche Betheſta, mit dem Unterſchied jedoch, daß es Mareili nicht trüb ward im Herzen, ſondern hell und licht, eine klare Freudenflamme loderte. Das Fräulein ſprach, wenn immer thunlich, mit Mareili, freute ſich ſeiner und war theilnehmend, doch etwas ungleich, freundlicher und ernſter, milder und erregter. Mareili fühlte den Unterſchied und betrübte ſich darüber, doch nur um des Fräuleins willen, dachte nicht von ferne daran, den Grund dieſer Verſchiedenheit bei ſich zu ſuchen. Das Fräulein war ſein Engel geblieben, ſeine Erſcheinung ihm jedesmal eine himmliſche. War dieſe Erſcheinung trüber, dunkler, ſo kümmerte es ſich darüber, ſah mit größerer Liebe zu ihr auf und hätte fragen mögen, was fehle, ob es helfen könne?

Und wenn es auch nur die Erſcheinung hatte, ſie ihm bloß von ferne zunickte und auch nicht nickte, ſo war Mareili zufrieden und dachte wohl darüber nach, was Alles ihr Leben bewege, was ihr weh thue oder Freude mache. Mareili dachte ſich den lieben Gott auch von Empfindungen bewegt, traurig und zornig, vergnügt und hellauf, Alles nach dem Thun der Menſchen; wenn es dem lieben Gott ſo geht, warum ſollte es einem Engel nicht auch ſo gehen und zwar um ſo mehr, je ähnlicher er dem lieben Gott iſt. Das betrübte Mareili ſehr, wenn es das Fräulein gar nicht ſah. Fragen durfte es nicht nach ihm. Es ſtellte ſich dann alles mögliche vor, dachte ihn, auch verſchwunden für ihns, war nicht eher wieder froh, bis es ihn wieder ſah und dann gewöhnlich freundlicher als nie. Wann kommſt wieder? frug das Fräulein, als es eben einmal ſo freundlich geweſen. Nicht mehr, ſagte Mareili, und aus ſeinen großen Augen rollte Thräne um Thräne. Es waren heute die letzten. Das Fräulein erſchrak ſelbſt ob dieſer Antwort. Was ſoll ich machen, wenn mein Erdbeeri Mareili nicht wieder kommt? ſagte es. Aber warum weinſt ſo? fragte das Fräulein. Haſt dann nichts mehr zu verdienen? Aber ihr werdet wohl nicht Alles gebraucht, ſondern etwas zurückgelegt haben für den Winter? Es iſt nicht wegen dem, ſchluchzte Mareili, aber ich habe gruſam Längizyti! Liebes Kind, ſagte das Fräulein, man muß ſich an Alles gewöhnen in der Welt und es nehmen, wie Gott es gibt. Es iſt dir ſicher gut, wenn du dich auch gewöhnſt an das Daheimbleiben, es iſt wohl langweiliger, das beſtändige Herumlaufen iſt kurzweiliger, macht aber auch die Menſchen leichtſinnig, und wer ſich zu ſehr an das Straßenleben gewöhnt, wird zu vielen Gutem untauglich und nimmt ſelten ein gutes Ende. Es ging dem guten Fräulein, wie es manchem Prediger, berufenen und unberufenen, geht, ſie zielen wohl gut und treffen richtig, aber nicht in die rechte Scheibe. Es ging dem Mareili tief ins Herz, daß das Fräulein meine, es hätte Anlagen zur Landſtreicherin, aber es konnte es nicht ſagen, ſondern bloß denken oder fühlen, daß eine ganz andere Längizyti als die nach der Straße ihns plagen würde. Statt der Antwort rollten ſeine Thränen nur noch größer und dicker. Tröſte dich, mein liebes Mareili, fuhr das Fräulein fort, ſei dieſen Winter recht fleißig, die Zeit geht ſchnell, ein anderer Sommer iſt bald wieder da, dann kannſt du wieder gehen den Erdbeeren und ihren Eſſern nach und zu uns kömmſt wieder und bringſt die erſten, hörſt du, daß du mir nicht fehlſt. Da ſah Mareili ſo eigen zu dem Fräulein auf, daß dasſelbe ſeine weiße Hand auf deſſen Kopf legte und zu ihm ſagte: Und hörſt, in ſechs Wochen, achte dich deſſen wohl, ziehen wir in die Stadt, vorher kommſt du noch einmal zu mir und frägſt nur mir nach, hörſt du wohl, und komme ohne Fehler. Da Mareili nichts darauf ſagte, ſondern ihns nur anſah, ſo fuhr es fort: Du biſt ein wunderliches Kind, du mußt beſſer antworten lernen. Aber höre, kömmſt du nicht, ſo kaufe ich dir auch keine Erdbeeren mehr ab. Das Fräulein war an ein ganz anderes Benehmen der Untergebenen gewöhnt, die wiſſen gewöhnlich mit Worten und Gebehrden ganz anders auszudrücken, was ſie angenehm und einträglich glauben. Gäll du kömmſt, ſagte das Fräulein, reichte Mareili die Hand und ſah es an.

Mareili brachte kaum ein Ja aus dem Weinen heraus.

Es gſpäßigs Meitſchi, ſagte das Fräulein und ſah ihm ſinnend nach.

Mareili fand ſich zur anberaumten Zeit ein. Die dazwiſchenliegende Zeit war ihm eine Wüſte geweſen ohne Baum, ohne Haus, ein unwirthlich Land, eine Nacht ohne Mond und Sterne. Wie der Tag nahte, wo es gehen wollte, da dämmerte es, tagete endlich. Das Fräulein beſchenkte das Kind reichlich mit Winterkleidern für ihns und die Mutter, denn große Wohlthätigkeit war Familienſitte, man gab viel und gern, man begriff, daß Geben ſeliger als Nehmen ſei. Als Mareili wohl ſich freute, ſehr dankte, aber beim Fortgehen doch noch mehr weinte, da ſagte das Fräulein wieder, es gſpäßigs Meitſchi, und ſah ihm ſinnend nach. Im folgenden Sommer knüpfte der Verkehr ſich wieder an und hatte nichts an Innigkeit verloren, am wenigſten von Mareilis Seite, das Fräulein blieb ſein Engel, deſſen Erſcheinung ſein Herz mit Freuden füllte. Auch das Fräulein blieb bei ſeiner Theilnahme und Freundlichkeit, und nicht bloß wegen dem romantiſchen Anfang ihrer Bekanntſchaft, wegen dem Intereſſanten, welche derſelbe auf ſie Beide warf, ſondern es war ein ſeltſam Etwas, welches dasſelbe an Mareili feſſelte, von dem das Fräulein zwar immerfort ſagte, es gſpäßigs, es kurioſes Meitſchi. Es dankte ihr viel weniger als Andere für Gutthaten, es brauchte nie ſchöne Worte, nie ſchmeichelnde Redensarten, aber es liebte die Hand, aus der ſie kamen, von ganzem Herzen und von ganzem Gemüthe, das war das Gſpäßige in ſeinem Weſen, das ſo natürlich war und doch lange ein Räthſel blieb. Man fordert Dankbarkeit vom Armen, Ergebenheit aber an die perſönliche Liebe denkt man nicht, begreift ſie darum nicht, man denkt gar nicht an die Möglichkeit, daß wo weit die Stände ſcheiden, die Herzen in wahrer Liebe, die eine perſönliche iſt, ſich dennoch einen können.

So liebt der Wohlthäter wohl die Armen, d. h. er fühlt Mitleiden mit ihnen und übt Wohlthaten an ihnen, aber wo iſt der Arme, den er perſönlich als einen Bruder liebt, als einen Bruder erzieht, als ein Bruder ſich ihm gibt. Hier liegt noch ein dunkles Gebiet, in welches unſer Herrgott ſeine Sonne auf einmal ſo recht ſollte ſcheinen laſſen. Die Macht dieſer Liebe fühlte das Fräulein, wenn es auch an die Liebe ſelbſt nicht dachte, das Mädchen zog ihns an, intereſſirte ihns ſehr, wie das Fräulein ſagte und unbewußt vielleicht mehr fühlte, als ſagte. Das war der wahre Grund, warum das Verhältniß ſich nicht abnutzte, nicht in Gleichgültigkeit zerfloß oder gar läſtig wurde.

Was ſich verlor, war Mareilis Schüchternheit und faſt gänzliches Verſtummen vor dem Fräulein. Es durfte reden, antworten, ſich ordentlich mittheilen über ſeine Verhältniſſe. Es ſprach von ihrem häuslichen Leben, und das Fräulein entdeckte, wie gut Mareili und ſeine Mutter die weiblichen Arbeiten kannten, weit beſſer, als man damals es gewohnt war. Das war eine ſogenannte Trouvaille, ein Fund, und von da an war viel Verdienſt im Häuschen. Wenn nur die Mutter beſſer hätte arbeiten mögen, jetzt wären ſie geborgen geweſen. Aber der Mutter Zuſtände kümmerten Mareili mehr und mehr. Die gute Frau mußte viel leiden und wie ſie dokteren mochte, es wollte nicht beſſern, ſie wurde immer unbehülflicher. Wenn nicht gute Nachbarn geweſen wären, Mareili hätte ſich nicht mehr vom Hauſe entfernen, ſeinen Gewerb, an dem es noch immer hing mit großer Innigkeit, aufgeben müſſen. Was willſt anfangen, wenn die Mutter ſtirbt? hatte das Fräulein oft gefragt. Darf nicht daran denken, hatte das Mareili geantwortet. Wenn es ginge, ich bliebe am liebſten im Tſchaggeneigraben und thäte wie bisher, was will ich mehr? Das wird nicht gehen, hatte dann das Fräulein geſagt, aber Mareili begriff nicht, warum das eigentlich nicht gehen ſollte, doch widerredete es nicht. Wovon man lange geſprochen und was man doch nicht erwartet hatte, geſchah endlich, Mareilis Mutter ſtarb. Es war zur Winterzeit, das Fräulein befand ſich in der Stadt, Mareili war alleine und damals vielleicht 18 Jahre alt. Es hatte viel mit der Mutter gehabt in den letzten Tagen, aber die Liebe hatte Alles leicht gemacht, und jetzt konnte es ſich kaum darein ſchicken, keine mehr zu haben, ſie fehlte ihm bei jedem Schritt und Tritt. Sein einziger Troſt im Leben war das Fräulein, aber das war fern einſtweilen. Als die Mutter begraben war, und es allein im Häuschen blieb, wollte es ihm faſt das Herz abdrücken, es kam ſich vor wie ein im Walde von ſeinen Eltern, wenn es Nacht werden will, verlaſſenes Kind. Ganz arm war Mareili nicht, es waren zwei Betten da und Hausrath, den man in dieſer Hütte nicht geſucht, auch ein Sparpfennig fehlte nicht. Die Nachbaren waren gut gegen ihns, waren ihm in der ſchlimmen Zeit treu beigeſtanden. Und doch ward es ihm ſo alleine im Häuschen bald unheimlich, es begriff, daß es in die Länge hier nicht bleiben konnte. Es merkte bald, daß Jedermann auf ihns ſpekulirte in gar vielfachen Beziehungen. Es iſt kurios, wenn Jemand ſtirbt, möchte Jeder etwas erben, und wärs nur ein Andenken, möchte mit der Hinterlaſſenſchaft auf irgend eine Weiſe die eigene Lage verbeſſern. Man ſpekulirt auf Geld oder auf Perſonen oder auf beides zuſammen.

Die Menſchen haben offenbar ein bedenklich Stück von einem Jagdhund in ihrer Natur, haben eine feine Naſe und wittern ſie das kleinſte Vörthelchen, kömmt ſie das Jagen an unwiderſtehlich. Die Einen wollten Mareili zu ſich nehmen, es ſollte ihnen nähen, dienen und in ihrem Lohn Erdbeeri gwinnen; Andere wollten zu ihm ziehen und gemeinſam Haushalt mit ihm führen, Andere gar es heirathen — man denke! Es meinten es ſicher Alle zum allerbeſten und Alle meinten, ſie hätten eigentlich bloß Mareilis Beſte im Auge und ſuchten ihm mit allem Eifer dieſes begreiflich zu machen, und doch wurde es Mareili unheimlich dabei, und es mochte faſt nicht warten bis die Zeit um war, und das Fräulein wieder kam. Und jetzt, was willſt? frug das Fräulein, als beim Wiederſehen den erſten Fragen und Antworten ihr Recht geſchehen. Mareili berichtete und kam zum Bekenntniß, ſo weh es ihm thue, zweifle es doch, daß es ſo bleiben könne, ſo alleine könne es doch nicht bleiben, aber was dann, wiſſe es nicht. Fort, weit weg zu gehen, werde ihm das Herz zerreißen. Weißt du was, ſagte das Fräulein, bleibe bei mir, es iſt ja gerade, als ob es ſo ſein ſollte, ſo trifft es ſich. Meine Kammerfrau, Gattung, hat mir heute aufgeſagt. Sie kränkelt und redete ſchon lange davon. Heute ſagte ſie mir in allem Ernſt, ich ſolle nach Jemand anderem ſehen, ſie könne nicht mehr, und jetzt gerade kömmſt du. Mareili fiel wie aus den Wolken über dieſen Vorſchlag, es entſetzte ſich darob, theils aus Freude, theils aus Schrecken. Es ſollte immer beim Fräulein ſein können, das war die Freude, es ſollte den Tſchaggeneigraben und ſeine Freiheit verlaſſen, ſollte ins Schloß unter die Dienerſchaft, im Winter aber gar in die Stadt, das war der Schrecken. Das Fräulein hatte aber auch Ueberwindung gebraucht zum Vorſchlag. Ein undreſſirtes Bauernmädchen, welches nicht welſch kann, zur Kammerfrau in einem vornehmen Hauſe zu erheben, das braucht Muth und Aufopferung. Wo es hoch hergeht, iſt ſo eine Kammerfrau eigentlich der zweite Leib, der die meiſten Dienſte verrichtet, welche eigentlich dem Leibe der Herrin zuſtünden, alle bis ans Eſſen ꝛc. Es iſt die potenzirte Kindermagd, wie ein Fräulein und andere Menſchen eigentlich auch nichts anderes ſind als potenzirte oder erwachſene Kinder. Und wie die Glieder des Leibes den Gedanken des Geiſtes unterthan ſind, ſie ausführen, ſobald ſie entſtehen, ſo ſoll die Kammerfrau die Gedanken entſtehen ſehen und ſie ausführen, ohne daß es der verzögernden Rede bedarf.

Mareili verſtund freilich das Nähen, Stricken und Flicken wohl, aber das Plätten nicht und eine Toilette hatte es kaum je geſehen von weitem, geſchweige denn ſie je gebraucht, man denke! Mareili gab eine ſehr ſchöne Kammermagd, aber erſt, wenn es gehen konnte auf den gewichsten Dielen, erſt wenn es mit Manier ſich präſentiren und anmelden, erſt wenn es wenigſtens oui und n'est ce pas und qui est là ſagen konnte mit Anſtand. Es gibt in jedem Hauſe, welches repräſentirt, eine Sitte, welche von Jedem und beſonders von einer Kammermagd gehandhabt werden muß, wenn nicht

Aergerniß entſtehen ſoll. Das Fräulein überwand ſeine Bedenken, war der große Engel dem Erdbeeri-Engeli gegenüber, ſprach liebenswürdig dem bangen Mädchen zu, welches endlich ſagte: ach, mein Gott, ich wüßte ja nichts Beſſeres, es iſt mir das Liebſte, was ich erſinnen könnte, aber ich kanns nicht verbringe, ich bins nicht im Stande. Da rief das Fräulein die alte Gattung. Die war kein ſo tüfelſüchtig Räf, wie man Exempel hat, daß alte Kammerfrauen geworden, welche nichts mehr freut als junge Geſchöpfe zu kujoniren, und wenn die Herrſchaft mit ihren Nachfolgerinnen herzlich ſchlecht fährt oder gar nicht fahren kann. Gattung war gutmüthig, und Erdbeeri Mareili war ihr lieb. Sie fand freilich den Gedanken des Fräuleins vermeſſen, aus Mareili ſo urplötzlich eine Zofe zu machen, und zu Rathe gezogen, würde ſie denſelben für unausführbar erklärt haben. Gattung hatte Selbſtbewußtſein, kannte ihres Amtes Bedeutſamkeit, wußte, was ihre Erfahrung wog, was ſie in vierzig Jahren gelernt und was ſie leiſtete, und ein achtzehnjähriges Bauernmädchen ſollte ſie erſetzen, mon dieu! Indeſſen es war geſchehen, und Gattung ſprach dem Meitſchi Muth ein und bot ſich an, wenn es alsbald komme, nachzuhelfen und bis zu ihrem Abgang ihm wenigſtens einen Begriff des Dienſtes und das allernöthigſte Welſch beizubringen. Das Fräulein ſei si bonne, daß es ſich ſchon geduldig erweiſen werde. Mareili ließ ſich bereden, nur eines mußte das Fräulein ihm verſprechen, ihns alle Jahre einige Tage in ſeine Erdbeeren gehen zu laſſen. Das that das Fräulein gerne und ſagte, vielleicht komme es ſelbſten mit. Nun begann für Mareili ein ganz ander Leben, es war ein noch viel ärgerer Gegenſatz, als wenn es aus einem Welttheil in einen andern gewandert wäre. Da war Alles, Alles anders, bloß der Himmel nicht, der gleiche ſtund über dem Tſchaggeneigraben und über dem Schloſſe. Dagegen die Erde im Tſchaggeneigraben war Erde, wie ſie Gott eben erſchaffen hatte, ums Schloß herum dagegen war ſie mit Kies bedeckt.

Es war die erſten Tage in fortdauerndem Zittern, es möchte ein unerſetzlich großes Unglück anrichten, wie ein Kind, das man mit Licht in eine Pulverkammer ſtellt, es durfte faſt nicht trappen, nichts anrühren aus Angſt, es zerbreche etwas oder laſſe es fallen. Gattung ſchüttelte bedenklich den Kopf. Indeſſen es ging, wie es heißt, die Liebe duldet Alles, überwindet Alles. Nachdem die erſte Angſt überſtanden war, faßte Mareili unglaublich ſchnell ſeine Aufgabe, ſo daß Gattung wiederum bedenklich den Kopf ſchüttelte und ſagte, pour une jeune allemande, ſtelle Mareili ſich merveilleusement, ſo was hätte ſie nie erlebt. Jetzt trug die Zartheit, mit welcher Mareili ſeine Erdbeeren behandelt hatte, gute Früchte. Das Fräulein behauptete, eine ſo leichte Hand, die man faſt nicht fühle, wenn ſie am Leibe herum handthiere, habe es noch nicht erlebt. Und als einmal die Angſt überwunden war, fühlte Mareili ſich faſt glücklich in ſeinem neuen Verhältniß. Es ſah das Fräulein immer und ſann Tag und Nacht daran, wie es ſich ihm treu und gefällig erweiſen und in ſeinen Augen leſen könne, was dasſelbe, denke, fühle, wünſche. Das Fräulein war glücklich, keinen Mißgriff gethan zu haben und freute ſich des Kammermädchens, das ſo anſtändig und geſchickt war, zu einem vornehmen Hauſe paßte und ihm wohl anſtand. Das Fräulein war gewohnt, die Dienſtboten anſtändig zu behandeln, mit kurzer Gemeſſenheit der Rede, ſo lange es ſeine Gefühle in die konventionellen Schranken zu bannen vermochte. Dieſe konventionellen Schranken ſind nicht abſolut-allgemeine, ſondern faſt jedes Haus hat ſeine eigenen, engere oder weitere. Ja man ſieht zuweilen in einem Hauſe große Rückſichtsloſigkeit in Sitten und Manieren und dabei ein ängſtliches Hüten aller Formen, eine um ſo ſtrengere Gemeſſenheit im Reden und im Bewegen, und dieſe Form wird um

Alles gezogen und Alles muß ſich in dieſelbe fügen, die ſtärkſten Gefühle, Liebe und Religion, oder Liebe zu Gott und Menſchen. Wo irgendwie dieſe Form durchbrochen wird, giltet es als Sünde, als ſehr ernſte Sünde, welche oft weder vergeſſen, noch vergeben wird. Familienglieder, beſonders weibliche, welche ihre Gefühle nicht immer in dieſer konventionellen Hausſchranke bergen können, werden beſtändig mit einer Art von Aengſtlichkeit betrachtet, mit bedenklichem Achſelzucken wird verblümt von ihnen geſprochen, als ob man ſagen wollte: man kann nicht wiſſen, was Tüfels die noch anſtellt. Es iſt aber eine gleichſam heilloſe Methode, daß alle Glieder einer Familie die gleiche Schnürbruſt tragen ſollen, und zwar gar zuweilen noch durch verſchiedene Geſchlechter hindurch, daß dieſer Schnürleib gleichſam die Familien-Zwangsjacke ſein ſoll für alle höheren menſchlichen und religiöſen Gefühle. Man denke die Folgen einer ſolchen Schnürbruſt für die Leiber der Menſchen, und um wie viel zarter und leichter verkrüppelt ſind die Geiſter der Menſchen. Wohlverſtanden, wir reden hier nicht von den allgemeinen Schranken, welche ſittliches Gefühl und chriſtlicher Geiſt ziehen, ſondern von den ſonderbündleriſchen Schranken der verſchiedenen Häuſer.

In einem ſolchen Schnürleib ſtack das arme Fräulein, fühlte ihn vielleicht oft lange nicht, er ſchien ihm zur andern Natur geworden, bis bei beſondern Anläſſen oder beſondern Stimmungen die Gefühle ſchwollen, gegen die Bande drängten, Kopf und Herz zu platzen drohten, endlich in eine Schwäche bis zum Tod der Brand verlief. So war Mareili's Fräulein. Aber Mareili fühlte dieſe übliche Gemeſſenheit nicht, machte keine Anſprüche auf Aeußerungen der Liebe, auf Gegenliebe. Es fühlte ſich glücklich in ſeiner Liebe. Wenn der Ton des Fräuleins in Gegenwart von Fremden noch kälter als ſonſt gegen ihns war, ſo tröſtete es ſich ſicher an einem freundlichen Blick, den das Fräulein ihm nachſandte. Und wenn zuweilen das Fräulein gereizt war, und dieſe Stimmung Mareili fühlbar ward, ſo ſchrieb es ſie einem innern Leiden zu, und ſeine Liebe ward um ſo inniger, ſeine Sorge um ſeinen Engel um ſo größer. Dann reichte wohl nachher das Fräulein Mareili die Hand und ſah es an mit ſeinen wunderbaren Augen wie ehemals, und Mareili ſchoß das Waſſer in die Augen, und es hatte ſeligen Lohn. Zuweilen auch, wenn die innere Gluth und die kalte Welt ſo recht in ſchneidendem Gegenſatze ſtunden, dem Fräulein es ſo enge ward, daß der Athem ihm ausgehen wollte, wo es ihm ward, als ſtünde es auf der höchſten Spitze des allerhöchſten Schneeberges in alter und neuer Welt, da frug es wohl: Mareili haſt du mich lieb? und wenn dann Mareili das Waſſer in die Augen ſchoß, und es ſagte: O Fräulein! ſo gab dasſelbe ihm die Hand und ſagte: So behalte mich lieb. Das waren Augenblicke, welche Mareili für Alles entſchädigten, was es wohl auch ſonſt zu tragen hatte, welche ſeine unverfälſchte Liebe immer neu ſtärkten, welche es nie irre werden ließen am Fräulein, auch wenn dasſelbe viele, viele Tage kein Zeichen beſonderer Theilnahme ihm gab, es mit einer kühlen Gemeſſenheit behandelte, die akurat ausſah, wie Hochmuth gegen Niedere, die man drei Schritte vom Leibe haben will.

So verliefen die Jahre Mareili faſt unbewußt, von ihm kaum gezählt. Es litt nichts Beſonderes, es erwartete nichts Beſonderes, es zählte jeden Tag mit Weisheit, füllte ihn mit Treue, genoß mit Dank, was Gott ihm gab, und war er vorüber, ſo empfahl es ihn Gott, daß Er denſelben ihm zu gut legen möge in Huld und Gnade, und nahm einen neuen Tag aus ſeiner Hand mit der Bitte, daß Er ihns bewahren möge vor Verſuchung und erlöſen von allem Böſen und ging mit Liebe dran, ihn zu verbrauchen in allen Treuen. So gehen die Jahre raſch vorüber, immer fühlbarer wird das Nahen der göttlichen Ewigkeit, wo die Jahre Augenblicke ſind, je göttlicheren Sinnes man wird. Und im Maße die

Jahre das Fräulein der Ewigkeit näher trugen, verglomm in demſelben das Wehe eingeklemmter Gefühle, die Stürme legten ſich, verklärten in Frieden ſich; gereizte Nerven ſtörten ihn nicht mehr, und Stück um Stück, wie vermodertes Zeug, das friſche Luft nicht verträgt, fiel der Schnürleib ab, und eine erleuchtete Perſönlichkeit trat hervor, der wahre Engel, dem das Reich Gottes gehört. Am ſchönſten trat derſelbe hervor in der verblümten Liebe zu Mareili. Das Fräulein hatte unwillkürlich empfinden gelernt den großen Unterſchied zwiſchen der Dankbarkeit für erhaltene Wohlthaten und der eigentlichen Liebe zu der Perſon des Wohlthäters. Beides iſt etwas ganz Anderes und wird nicht bloß oft verwechſelt, ſondern das letztere gar nicht bemerkt oder gering geachtet. Das Fräulein fühlte dadurch ſich beſchämt und gehoben, es ſtieg höher auf der Leiter chriſtlicher Vollendung, es begann nicht bloß die Wohlthätigkeit zu lieben, es begann auch arme Perſonen zu lieben, es begann ſich vor Allem der Liebe zu Mareili bewußt zu werden, welche eigentlich ſchon lange in ihm war, die es aber, ſo lange der Schnürleib ſeine Gefühle in alter Gemeſſenheit erhielt, nicht bemerkt, an die Möglichkeit ihrer Exiſtenz nie gedacht hatte. Mareili wurde des Fräuleins Freundin und eine immer innigere, je ſchwächer des Fräuleins Verband mit der Welt wurde, je mehr Kränklichkeit dasſelbe zu einem einſamen Leben zwang. Die äußeren Dienſtleiſtungen blieben ſich gleich. Mareili verdoppelte ſie, ſobald irgendwie es nöthig wurde, aber es blieb ihr Verkehr eben nicht auf dieſe äußern Dienſtleiſtungen beſchränkt, ſondern das innere Leben ſchloſſen ſie ſich auf, und als Pilgerinnen, welche keine bleibende Stätte haben, ſondern eine zukünftige ſuchen, wanderten ſie Hand in Hand dem gleichen Ziele zu. Wie Mareili über die Stürme erſtaunte, welche im innern Leben ſeines Fräuleins gewaltet, über die Klippen erblaßte, die ſo drohend in dasſelbe hineinragten, ſo erſtaunte das Fräulein über das ſinnige liebliche Gelände, welches

Mareili eröffnete, wo es wohl Regenſchauer gab, aber keine Orkane, Steinchen im Graſe, aber keine Klippen.

Wenn es die beiden Leben zuſammenſtellte, ſo war das Eine ein peinlich Ringen gegen das Erſticken, ein Wandeln an Abgründen, ein Schmachten in dürren Landen, das Andere ein Weilen in kleinem Wieſengrund unter ſchattigen Bäumen, das Erſtere bei vollem Ueberfluſſe an Allem, was die Erde bietet, ohne mühſamen Erwerb, das Letztere in ſtätiger Arbeit für dürftige Nothdurft. Das Fräulein hätte oft weinen mögen in ſolchen Betrachtungen und ſchmollen mit Gott, daß Er den Pfad ihm ſo ſchwer gemacht, wenn es nicht zu tief erkannt, wie Alles von Gott kömmt und wie Er Jedem ſeine Bürde ordnet nach den zugetheilten Kräften, und wie im ſtillen Grunde bei einförmiger Arbeit ſein reger Geiſt und weites Herz nicht die Befriedigung gefunden wie Mareili, ſondern vielleicht wieder um nur die engen Feſſeln, welche es ſein Lebtag getragen, nur anders geflochten und aus anderm Stoffe. Wenn ſie zuſammen ſaßen in vielen einſamen Abendſtunden, ſo waren ſie ähnlich zwei Nonnen, welche die Welt hinter ſich gelaſſen, und über der Welt zu Schweſtern geworden waren. In der Welt blieb Mareili die Dienerin, mißkannte nie ſeine Stellung, wie oft es auch dazu veranlaßt wurde. Sein Verhältniß zum Fräulein war wohl bekannt. Die Einen wollten es mißbrauchen in ſelbſtſüchtigen Abſichten, die edlern Verwandten begegneten ihm mit einer Achtung, die bei minder demüthigem Sinn ſein Weſen hätte vergiften können, allein es blieb das Gleiche, es erhob ſich nicht, mißbrauchte ſeinen Einfluß nicht. So lebten ſie, bis Gott einen andern Engel ſandte, der das Fräulein abrief. Nun war Mareili wieder alleine, da ward ihm zu weit in der Welt, obſchon es ſchön hätte leben können darin, denn das Fräulein hatte es reich bedacht. Aber es konnte wirklich ſagen, ſein Engel ſei am Throne Gottes und ſein Wandel im Himmel. Alles, was es geliebt in der Welt, war dort, Es kaufte die Hütte im Tſchaggeneigraben, in welcher es mit ſeiner Mutter gewohnt, und ließ dort ſich nieder. In den erſten Jahren, die es beim Fräulein war, kam es zur Erdbeerizeit wieder, ſammelte Erdbeeren und brachte großen Jubel ins Schloß, wenn es mit ſeinen Körbchen voll der prächtigſten Früchte wiederkehrte. Später blieb es aus, jahrelang war es nicht in der alten Heimath geweſen, als eine Art von Heimweh es wieder dahinzog. Es richtete freundlich ſich ein und freute ſich auf das alte Leben, denn wenn es auch nicht mehr Gewinn und Gewerb zum Lebensunterhalt für ſich treiben wollte, ſo wollte es doch ſeine Freude an ſeinen lieben Erdbeeren wieder haben.

Es hatte noch alle Wege und Stege im Kopf, alle Birken und Haſelſtauden, es hoffte noch den alten Stock zu finden, wo immer das erſte Stüdeli blühte. Aber wie ward Mareili getäuſcht, als es den Schaden umſah! Es fand die Weiden nicht mehr, wo früher die erſten Erdbeeren reiften, es war in einer andern Welt, man mußte ſie weggetragen haben. Kein Buſch war mehr da, keine Birke, keine Reckholderſtaude, nichts als Erdäpfel für die Menſchen und Gras fürs Vieh. Es weinte über die alte Wildniß, welche die Kultur ihm verſchlungen. Es fand endlich wieder Erdbeeren, faſt hinten an der Welt. Aber da war es nicht mehr das Erdbeeri Mareili, da fand es andere Kinder, welche erdbeerten und damit ſein altes Gewerbe trieben. Es liefen ihm die Augen über und im Herzen thats ihm weh, als es ſah, wie roh ſie mit den Beeren umgingen, halbreif ſie abriſſen, achtlos die Stüdeli zertraten, zerriſſen, die halbe Ernte verdarben, mit feindſeligen Blicken es anſahen, und endlich in Schimpfen ausbrachen gegen das fremde Weib, als ob dasſelbe unberechtigt in ihr Eigenthum käme, und war doch Mareili die erſte Herrin dieſes Gebietes geweſen, hatte den Leuten den Verſtand zu dieſem Erwerb gemacht, und jezt ward ihm das Recht beſtritten, ſein altes Reich zu betreten. Das hat Mareili ſehr weh gethan und bald wäre es wieder fortgezogen aus dem Graben. Aber es bezwang die erſten Regungen, es bedachte, daß es, weil die Welt in ewigem Wechſel kreist, denn doch nicht das Recht hätte, von Gott und Menſchen zu fordern, daß ſie ihm den Tſchaggeneigraben, der dazu nicht einmal ſein Eigenthum war, unverändert laſſen ſollten. Nicht umſonſt werde Gott ihm die alte Liebe dazu erweckt und ihns dahin zurückgeführt haben. Etwas werde Er wohl für ihns hier zu thun haben, wenn es die Augen nur recht aufthue, werde es daſſelbe ſchon finden. Und Mareili that die Augen auf und ſah bald, was Gott von ihm wollte und welch Tagewerk Er ihm beſtimmt hatte. Es zwang ſich und ging wieder ans Erdbeerigwinnen und mit den Erdbeeren ſuchte es die Kinder zu gewinnen, ſich ihnen lieb zu machen und Zucht und Ordnung in ihr Treiben zu bringen. Mareili gelang es nach und nach, aber mit Mühe. Sie wollten ſich nicht von ihm befehlen laſſen, aber ſie thaten am Ende freiwillig, was es angab, ſie fanden ihren Nutzen darin, und wirklich ging nach und nach in einem und dem andern Liebe auf, denn Mareili war einnehmend und freundlich, wußte gar Vieles zu erzählen, hatte ein offenes Herz und eine offene Hand.

Wohl ſtellte ſich zuweilen ein ungezogener Junge ungebehrdig ein, aber Mareili überwand ihn allgemach mit Sanftmuth und Liebe, und wenn es eines Tages ausblieb, mißten es die Kinder und hatten Langeweile. D's Erdbeeri Mareili iſt da, oder d's Erdbeeri Mareili iſt nit da, war das Feldgeſchrei der Kinder. Dieſer Verband hörte im Winter nicht auf. Mareili fühlte bald, daß es nicht allein ſein konnte, nahm daher das Kind, das ihm das Liebſte geworden, zu ſich, und andere Kinder kamen zu dieſem und Alle, die kamen, lernten von Mareili Gutes für's Herz und Nützliches für die Finger, denn in allen weiblichen Arbeiten war es eine Meiſterin. Es koſtete kein Lehrgeld und ſo ganz trocken ohne Eſſen und

Trinken kamen die Kinder ſelten fort, Mareili hatte es und gönnte es. Damit trieb es die Kinder nicht fort, man kann es ſich denken. Mareili und ſein Geld gefielen noch Anderen wohl, nicht bloß Kindern, aber Mareili machte allen Gelüſten ein ſchnelles Ende, es wußte zu klar, wo ſeine Liebe war. Im Anfang hatte ſein Wiedererſcheinen Aufſehen gemacht, aber es lebte ſo ſtill und anſpruchslos, es zeigte ſich ſo wenig außerhalb dem Graben, daß man es nach und nach vergaß, und nur um ihns wußte, wer mit ihm in tägliche Berührung kam, und die Kinder, denen es als eine Mutter ſich zeigte. Das Mädchen, welches ihr dort getroffen, Gerichtsſäß, iſt das dritte, welches Mareili erzogen hat. Mareili war nicht ſelbſtſüchtig, meinte nicht, wenn es Kinder erziehe, erziehe es ſie für ſich, ſondern es erzog ſie für ſie. Es fand es nicht paſſend, ein erwachſenes Mädchen in dieſer Einſamkeit an ſich zu bannen durch allerlei Hoffnungen. Sobald es an der Zeit war, ſandte es ſie hinaus in die Welt, wohl ausgerüſtet mit Geſchicklichkeit und Gottſeligkeit. Es wußte, wo ſie gut aufgehoben waren, dahin gab es ſie, und eine ſolche Gabe wurde faſt angeſehen wie eine Gnade. Die Mädchen hielten ſich brav, wurden glücklich, haben Mareili viel Freude gemacht. Aber ſein ſelig Fräulein blieb ſeine rechte Liebe, und nur in ſeinen beſten Stunden, wo ſeinen Kindern ſein Herz ſo recht aufging, erzählte es ihnen von ſeinem Engel.

Aber die Thore zu dieſem Andenken, ſeinem Allerheiligſten, öffnete es ſelten, nur wenn es ihm gar feierlich war im Gemüthe. Dann erſchien aber auch das Fräulein in einem Glanze, daß man nicht wußte, war es ein wirklicher Menſch oder ein überirdiſches Weſen, und die Kinder ſchauerten und bebten ſo ſüß, als ſäßen ſie mitten in der wunderbaren noch unſichtbaren Welt. Es war mir lieb, das Erdbeeri Mareili, das ſo ſtill und ſo ſchön wirkte für das Reich Gottes, und ein fleißiger aber unbemerkter Arbeiter war in dem großen

Grutefeld. Sein Tod thut mir weh, aber ich mag ihn ihm gönnen, denn nun iſt es wieder bei ſeinem Engel und iſt ſelbſt ein Engel. Ich muß es aber noch einmal ſehen und mit dem Kinde reden, welches es bei ſich hatte, das wird Troſt und Rath bedürfen, wenn ſonſt auch für ihns geſorgt ſein wird. Aber, und jetzt, Gerichtſäß, was meint ihr, hatte ich recht, als ich ſagte, das Erdbeeri Mareili ſei beſſer geweſen als ihr und ich? Ja, ja, ſagte Gerichtſäß Haſebohne, ſo für ein Weibervölchli wags angehen, und daß es ſich mit dem Mannevolk nicht angelaſſen, wie es ſcheint, daneben kann man es nicht wiſſen, gfallt mir bſunderbar wohl. Es ſollten es Alle ſo machen, dann thäte es weniger arme Kinder geben. Aber ob es dann im Stande geweſen, Pfarrer zu ſein oder gar Gerichtſäß, ſelb müßte ich doch zwyfle, dazu bruchts Verſtang, wome hingen eme ne Wybervölchli nit fragt. Unſer Herrgott wird nicht umſonſt zweier Gattig Menſchen erſchaffen haben, Weibervolk und Mannevolk, wo eigetlich nit z'ſämme zelle ſy u z'vergliche, wie dr Herr Pfarrer wohl weiß, vo wege Mannevolk iſt doch geng Mannevolk und Wybervolk blybt i Gotts Name geng Wybervolk. Nit für ungut, Frau Pfarreri, aber es iſch emel ſo, u wird nit angers, ſo lang d'Welt ſteyht. Aber jetzt muß ich heim. Meine wird luegen, wo ich herkomme, die gibt mir eine Kappe, es iſt e Handligi! Lebit wohl u Dank heygit u chömets cho yzieh, es würd is freue. Kanns geben, ſagte der Pfarrer, bot dem Gerichtſäß Haſebohne die Hand und auch die Frau Pfarrerin that alſo und derſelbe ging nach Hauſe. Jetzt weißt du, ſagte der Pfarrer, was Gerichtſäß Haſebohne auf dem Weibervolk hält und wie er es ſchätzt? Das wundert mich nicht, ſagte die Frau Pfarrerin, von einem Gerichtſäß, ſoll ja ein Kirchenkonzilium, wie du mir ſelbſt erzählt, noch viel dümmer geweſen ſein. Nun, es kömmt uns wohl, ſind ſolche nicht der liebe Gott und wird ihr Urtheil nicht viel zu bedeuten haben vor Ihm. Aber jetzt komm, wenn du die Suppe nicht kalt willſt, es iſt die höchſte Zeit, und Röſi ſtellt, wie du weißt, nicht an die Wärme. Es gäb d'Lüt am beſte zuche, wo me nehs kalt gäb, was ſie nit hebge möge, wos warms gſi ſeg, behauptet es.

Eine gute Regel für manche Haushaltung.

Die Wege Gottes
und
# der Menschen Gedanken.

Volks-Kalender von Karl Steffens. Jahrgang 1848.

Ein grauer Himmel wölbte ſich über die düſtere Erde, auf einem ſchwarzen Acker ſah man eine Reihe Menſchen. Die Einen ſchlugen die Erde um, die Andern laſen am Boden etwas auf, hinter ihnen ſtanden aufrecht, ebenfalls faſt wie in Reih und Glied, eine anſehnliche Menge Säcke. Bei Seite lag ein Dorf in Bäumen wohl verſteckt. Dorther kam ein Wagen mit vier Roſſen beſpannt. Auf dem Sattelroſſe ſaß, denn die Wege waren kothig, auf Weiber Weiſe die Beine an einer Seite hinunterhängend, ein unterſetzter Mann mit breitem Geſicht, wiegte ſich behaglich in des Roſſes Bewegung und ſchmunzelte vergnügt vor ſich hin.

Der Mann auf dem Roſſe war ein Bauer. Der Acker, auf welchem die Säcke ſtanden, war ſein. Die Säcke waren mit Kartoffeln gefüllt, beinahe überall waren dieſelben mißrathen, denn das Jahr 1816 rollte über die Erde; doch dieſer Acker hatte gut getragen. Der Bauer aber war kein Hegelianer, nicht ſein Ich war ſein Gott, ſondern das Geld, er hatte deſſen auch ungefähr hunderttauſend Thaler zuſammengekratzt.

Als dieſer Mann gegen den Acker einlenkte, ſprang er vom Roß und ſein Geſicht war total ein anderes. Bauer ſah er drein, ſchnauzte die Leute an rechts und links, ob ſie nicht fleißig geweſen oder ob es weniger gebe, daß nur 15 Säcke da ſtänden, Mittags habe er doch 18 heimgeführt, und in einem halben Tage ſollte es ſo viel geben, als im andern. Aber wenn man nicht immer dabei ſei, gehe es ſo, dem Bauer werde der Lohn geſtohlen und verſchwatzt, und dem Herrgott die Zeit.

Sie hätten gemacht, was ſie gemocht und genommen, was es gegeben, war die kurze Antwort, aber düſterer noch als der Himmel waren die Geſichter, mit welchen man dem Bauer die Säcke laden half. Mit Mühe kam er von dem naſſen Acker trotz ſeiner ſtarken Roſſe, denn gar tief ſchnitten die Räder in den weichen Boden ein. Knechte und Taglöhner mußten am Wagen ſtoßen und ſpeichen, und wenn mehr geladen geweſen wäre, ſo wäre der Wagen eingeſunken, wie eine träge Dame in ein weiches Kanapee, und von Fortbringen wäre keine Rede mehr geweſen. Sobald er auf feſtem Boden war, fuhr der Bauer raſch zu, mit der Mahnung, nicht zu ſäumen, ſchnell nachzukommen, damit man vor Nacht fertig würde mit dem Abladen. Aber Befehlen und Gehorchen waren von je Zwei. Sobald man ſeinen Rücken ſah, ging's hinter ihm los, daß kein guter Faden an ihm blieb. Der Schnitzfritz ſei der wüſteſte Menſch auf dem Erdenrund, hieß es. So reich ſchon, und doch nie genug! Er mache wenigſtens 200 Säcke Erdäpfel (der Sack 2 Centner), weit und breit fehlten ſie, wie theuer ſie würden, wüßte man nicht, und doch hätte er noch nicht genug, der wüſte Unflath. Der werde die armen Leute zu ſchinden wiſſen, wenn ſie kämen und bei ihm Speiſe kaufen wollten, dieweil weit herum keine mehr zu haben ſei um blankes Geld. Darin aber hatten ſie ſich ſehr geirrt. Schnitzfritz ſchund keinen armen Menſchen, er verkaufte vielmehr keinem um eines Kreuzerswerth. Und wenn ſie kamen mit Geld in den Händen und ihn baten um Gotteswillen und mit Thränen in den Augen nur um ſo viel, damit ſie ſechs hungerige Kinder ſpeiſen könnten, welche daheim um dem leeren Tiſch ſäßen, mit weiten Augen und leerem Magen, ſo jagte er ſie fort mit groben Worten, und fragte wohl, was ſie ſich einbildeten, der Schnitzfritz ſollte um der elenden paar Batzen willen hinunter in den Keller gehen? Finge er einmal an, ſo hätte er den ganzen Tag nichts zu thun, als hinauf und hinab zu gehen, und dem Geſindel um ſchlechte Münze ſeine ſchönen Erdäpfel auszumeſſen. Verkaufen wolle er, aber kurz und gut, alle auf einmal und um ſchön Geld. Das that er denn auch und verkaufte alle, welche er übrig hatte, einem Spekulanten, den Sack zu acht Thalern. Verkaufte Schnitzfritz armen Leuten nichts, ſo ſchenkte er ihnen noch viel weniger etwas, die Bettler umgingen ſein Haus wie ſchlaue Mäuſe die Fallen, und von ihm konnte man nicht bloß ſagen, die Linke wiſſe nicht, was die Rechte thue, ſondern auch die Rechte wiſſe nicht, was die Linke thue, denn es thaten alle beide nichts. Für das Lumpenpack ſei man nicht in der Welt, ſagte Schnitzfritz, und wer ſich nicht ſelbſt durchbringen könne, dem könne man nichts Beſſeres gönnen als den Tod, dann ſei er allem Elend los und plage Niemanden mehr.

Was ſagte Schnitzfritzens Frau dazu? denket man vielleicht; denn gar manche Frau gibt es, welche bei der hintern Thüre gut macht, was der Mann bei der vordern ſündigt, und im Kämmerlein den Fluch abzubeten ſucht, mit welchem der Mann ſein Gut belaſtet. War aber der Mann wüſt, ſo war die Frau noch viel wüſter, allgemein hieß ſie die Pfeffergret. Die armen Leute fürchteten ſie mehr als die Krähen eine Vogelſcheuche, aber wenn ſie dazu kommen konnten in dunklen Nächten, ihren Kohl auszureißen oder ihren Hanf abzumähen, ſo ſparten ſie es nicht. Die Kinder waren nicht beſſer, aber anders: viel brauchen und wenig thun, das war ihre Luſt. Dies galt beſonders von den beiden Buben, die

Mädchen waren noch kleine Kinder. Die Leute ſagten oft, da ſehe man wieder, wie auf den Sparer der Verſchwender komme. — Schnitzfritz hatte aber mehr zu verkaufen als Erdäpfel, ſeine Kornkaſten waren angefüllt bis obenaus, denn über zweihundert Malter Getreide von allen Sorten, trug man jährlich aus ſeiner Tenne, und mehr als fünfzig Malter brauchte er kaum im Jahr für ſeinen Hausgebrauch. Er wußte es darnach einzurichten, war in dieſer Richtung ſehr konſervativ, liebte das Alte und das Brod am meiſten, welches den längſten Bart hatte. In ſeinem Speicher hatte er große Vorräthe von früher her, und auch in dieſem Jahr ſehr anſehnlich geerntet, weit mehr als alle Bauern rundum. Es iſt gar ſonderbar in ſolchen Jahren, da kömmt erſt ſo recht an Tag, wie einfältig der Menſch iſt, und wie unerforſchlich Gottes Rathſchläge, wie ſeine Wege nicht unſere Wege ſind, und unſere Gedanken nicht ſeine Gedanken. Da tragen Güter reichlich und Aecker haben geſunde Früchte, und Bäume ſtehen voll Obſt; in weiter Runde aber iſt Alles mißrathen, unvollkommen und mit Krankheit befleckt jede Frucht des Ackers. Dann ſpricht man wohl von naſſem und trocknem Lande, von ſchwerer und leichter Erde, von Bysluft und Weſtwind, von früh Säen und ſpät Säen, und hier trifft es zu, dort aber nicht. Das Entgegengeſetzte könnte man eben ſo gut behaupten, und wer aufrichtig iſt, muß geſtehen, daß hier eine Macht, die über unſere Weisheit geht, waltet nach ihrem Wohlgefallen. Nun ſollte man glauben, theile dieſe Macht ihren Segen aus nach dem Werthe der Beſitzer, dem Guten laſſe ſie reiche Ernten wachſen, dem Böſen ſchlage ſie ſeinen Acker mit Mißwachs.

Nun aber iſt das wieder ganz anders, weder Regel noch Geſetz kann der Menſch ergründen, nach denen Alles geht, ja wenn er etwas Beſtimmtes feſtſetzen wollte, ſo wäre er faſt verſucht anzunehmen, daß die Gottloſeſten, Geizigſten, Wüſteſten in ſolchen Zeiten vor Allen bedacht ſcheinen, ja daß man glauben möchte, Gottloſigkeit ſei der waltenden Macht am wohlgefälligſten.

Aber der Chriſt hat die Ueberzeugung: denen, die Gott lieben, dienen alle Dinge zum Beſten. Reichthum und Armuth, Geſundheit und Krankheit, gute und ſchlechte Jahre; und denen, die Gott nicht lieben, dienen dieſe Dinge alle zum Fluch und zur Verdammniß. Denn es iſt die gerechte, hohe Hand, welche kleine und große Dinge austheilt und gute und böſe, welche die Wage hält und wiegt das Thun der Menſchen, und austheilt Kronen der Gerechtigkeit oder ſtempelt mit dem Brandmal der Verwerfung.

Schnitzfritz und Pfeffergret waren glücklich, wenn ſie an ihre vollen Käſten und Kiſten dachten, und während arme Leute hungerten und beteten in ſchlafloſen Nächten, thaten ſie ſich gütlich im Hinterſtübchen und rechneten, wie ſie ihren Mammon am meiſten mehren, den allerbeſten Nutzen aus der Noth der Armen ziehen möchten. Daß eben dies Wucher ſei, daran dachten ſie nicht, und hätten ſie daran gedacht, ſo hätte es ſie nicht gekümmert.

Ihre glücklichſten Augenblicke waren die, wenn ſie in ihren Geldkiſten Neues zum Alten legen, an dieſem ihrem Himmel ihre Augen weiden konnten. Die armen Tröpfe dachten nicht daran, wie ſchwarz es vor ſolchen Augen in einer andern Welt werden muß, wenn ihr Himmel hienieden bleibt und auf ewig für ſie dahin iſt. Vor dreißig Jahren war man unter den Bauern noch nicht ſo darauf verſeſſen, ſo raſch als möglich aus dem Gelde Prozente zu ziehen, man war noch kindlicher und hatte ſeine Freude am Beſchauen des Schatzes, wie Kinder an ihren Sparbüchſen. Bei ihrer Freude an den harten Thalern fiel ihnen nicht von ferne bei, welche Freude ſie hungerigen Kindern mit weichen Kartoffeln machen könnten. Solchen Menſchen fällt es nie bei, daß ſie andern Menſchen eine Freude machen könnten; ſehen ſie Freude bei einem Menſchen, zu welcher ſie durchaus nichts beigetragen, ſo ärgern ſie ſich darüber und rechnen es ihnen als Sünde zu. Hatten ſie ſich erquickt am Anblick ihres Schatzes, denſelben wieder wohl verſchloſſen, ſo begannen ſie zu rathen, was am nächſten Markttage am vortheilhafteſten zu verſilbern ſei. Man glaubt gar nicht, was ſo ein Bauernſpeicher von altem Schrot und Korn alles in ſeinem Bauche birgt, ſelbſt Vater Noah, der doch eine artige Vorrathskammer gehabt hat, würde große Augen machen, wenn er einen ſolchen ſähe.

Einmal kam Schnitzfritz heim mit viel Geld, aber einer böſen Nachricht. Man habe böſen Bericht, habe er gehört, ſo theilte er ſeiner Pfeffergret im Vertrauen mit, es komme fremdes Getreide, die Regierung habe gekauft, und andere Schelmen noch, welche den Bauern die gute Zeit nicht gönnen möchten, man erwarte einen großen Abſchlag, wer was löſen wolle, müſſe ſich ſputen. Es war gut, daß nicht alle Leute hören konnten, welche Zärtlichkeiten die Pfeffergret dieſen Abend losließ gegen die Regierung und die andern Schelme, welche den Bauern ihr Bischen gute Zeit nicht gönnen mochten. Es wurde im geheimen Rath beſchloſſen, Schnitzfritz ſollte am nächſten Markttage ein vierſpännig Fuder zu Markte bringen. Damit aber Niemand ſein Vorhaben merke und ausplaudern könne, wollten ſie die Woche durch in aller Stille die gehörige Anzahl Säcke füllen, geladen ſei das Fuder bald, bei einbrechender Nacht könne man es machen. Geſagt, gethan, und durch eine lange ſchwarze Nacht fuhr Schnitzfritz mit einem ſchweren Fuder dem Markte zu.

Es waren keine Sterne am Himmel, aber voll Sterne war Schnitzfritzens Gemüth, die Sterne waren die Thaler, welche er zu löſen gedachte, es war ihm, als hörte er ſie ſchon klimpern in ſeinen Taſchen.

Nur hier und da kam ihm ein Aergerniß, wenn er durch die ſtille Nacht einen Wagen fahren hörte dem Markte zu. Das müſſe ein verfluchter Hund ſein, dachte er, der ihm da in den Weg fahren wolle. Hätte er die Macht, ſagte er, ſo ließe er einen Befehl ausgeben, daß über den andern Markttag Niemand Getreide auf den Markt ſtellen dürfe als der Schnitzfritz. Potz Himmeltürk, da wollte er den Leuten die Thaler aus der Taſche drehen, daß Haut und Haar damit kämen und Pfeffergret ihr Lebenlang ein Geſicht kriegte, ſo ſüß als wie ein Zuckerſtock! Er war beinahe der erſte auf dem Markte. Es freute ihn, daß Wenige den Spaß gemerkt, denn das Munkeln vom Abſchlag begann wieder. Käufer waren da, aber thaten flau, das ſtärkte Schnitzfritz den Glauben: preſſiren möchte gut ſein, hintenaus könnte es ſehen. Er gab denen, welche um den Wagen herumſtrichen, weniger groben Beſcheid als gewöhnlich, und ehe eine Stunde verging, hatte er das ganze Fuder verkauft um einen ſchönen Preis, einen ganzen Sack voll Geld und das Herz voll Freude. Während ſeinem Handel war Wagen um Wagen gekommen und Schnitzfritz harrte, an ſeinen leeren Wagen gelehnt, voll freudiger Bosheit des großen Abſchlags. Aber bald blieb die Zufuhr aus, wer hatte kommen wollen, hatte geeilt, weil er die frühe Zeit die günſtigſte glaubte, der Gerüchte wegen. Als zehn Uhr vorbei war, ward das Getreide rar auf dem Markte, von fremdem Getreide keine Spur, von der Regierung nichts zu ſehen und zu hören. Die Käufer drängten ängſtlicher den Wagen nach; wo noch was ſtund zum Verkauf, entſtand ein Gedränge, die Preiſe ſtiegen von Minute zu Minute. Es waren Müller da aus entfernten Berggegenden, die wollten und mußten Getreide heimbringen um jeden Preis. Sie hatten gezögert mit dem Kaufen, waren ſpäter gekommen, unterdeſſen hatten die auf Ort und Stelle oder in der Nähe Wohnenden, wohlbekannt mit dem ausgeſtreuten Gerüchte, zu rechter Zeit ſich verſorgt und ſahen jetzt mit vergnüglichem Behagen dem Gewimmel zu. Ganz anders aber war dem Schnitzfritz zu Muthe. Mit zornigem

Staunen ſah er die unerwartete Wendung, ſah nach allen Seiten ſich um nach dem fremden Getreide, hörte hier, hörte dort mit wachſendem Zorne die wachſenden Gebote, die drängenden Käufer, ſah, wie die Waare mangelte. Leer ſtand ſein Wagen. Einen Thaler mehr, als er aus dem Sack gelöſet, hörte er bieten, er ſprengte faſt ſeine engen Hoſentaſchen mit den geballten Fäuſten. Bald hörte er zwei Thaler mehr bieten, da fuhr er mit den Fäuſten in der Luft herum, fuhr damit gegen den eigenen Kopf. Noch hatte es nicht zwölfe geſchlagen, galt der Sack drei Thaler mehr, als er ihn verkauft hatte. Da ertrug er es nicht länger, das Herz wollte zerſpringen, er meinte, er müſſe erſticken vor Zorn und Elend. Raſch ſpannte er die Pferde ein, die ſeitwärts mühſam an einem Bogen voll Heu nagten, fuhr in geſtrecktem Trabe zum Thore hinaus, ohne einen Fuß in ein Wirthshaus geſetzt, einen Biſſen Warmes zu ſich genommen zu haben. Laut ſchrieen die Leute auf vor und hinter dem toll gewordenen Bauer. Trümmer von Milchkarren ſtoben umher, Holzhauer fluchten ihm nach wegen zerfahrenen Sägeblöcken. Aber Schnitzfritz ſah ſich nicht um, fuhr nicht langſamer, mit gehobener Peitſche hielt er die Roſſe im Laufe, die Leute im Reſpekt. Er hatte auch weder Sinn noch Verſtand, wußte nicht, ging es bergauf oder bergab, kam oder ging ein Wagen, dachte nicht daran, daß ſeine Roſſe Hunger oder Durſt haben könnten. Er dachte bloß daran, daß er ſich habe übertölpeln laſſen, daß, wenn er gewartet hätte und gethan wie ſonſt, er vielleicht hundert Thaler mehr der Pfeffergret heimbringen könnte. Er wußte faſt nicht, wie er heim kam, nicht einmal wie langſam. Denn erſt wollten ſeine Roſſe nicht mehr ſpringen trotz allem Peitſchen, dann mochte er ſelbſt nicht mehr peitſchen, ja nicht einmal der Gedanke kam ihm, den ganzen Handel der Pfeffergret zu verſchweigen, damit er nicht noch ihr Elend zu dem ſeinen hätte und die hundert vermarkteten Thaler ſich nach Weiberweiſe nicht bloß wie das Gemüſe zwei oder dreimal müſſe aufwärmen laſſen, ſondern ſo lange er lebe. Denn am Ende wird die größte Portion Gemüſe aufgegeſſen, beſonders wenn man kein anderes kriegt, bis das alte zu Ende iſt, aber hundert Thaler, welche ein Mann verleichtſinnigt hat, das iſt ein Ding, welches kein Ende nimmt, welches keine Pfeffergret vergißt, alle Tage aufzuwärmen. Der Zuſtand, in welchem Mann und Roß endlich heimkamen, fiel begreiflich alsbald auf. Pfeffergret kriegte große Angſt: Biſt um's Geld gekommen? ſchrie ſie, biſt angefallen worden? haſt dich nicht wehren können? Schnitzfritz antwortete nichts, reichte ihr aber einen alten Dragonermantel vom Wagen, in welchen das Geld eingewickelt war. He nun Gottlob, ſagte Pfeffergret, ſobald ſie den Troſt im Arme fühlte, komm herein, erzähle, was es gegeben. Buben, ſeht zu den Roſſen, ſie haben es nöthig. Fehlt dir was? Gottlob, allweg iſt das Geld da, ſagte drinnen die Pfeffergret, und wie mich dünkt, haſt wohl gelöſt, das Säcklein iſt ſchwer. Du wirſt einen Schluck über den Durſt genommen haben? Es wäre mir lieb, du fingeſt dies nicht an.

Als endlich Schnitzfritz Bericht gab, da ward auch Pfeffergrets Zorn und Jammer groß. Erſt ſchalt ſie den Mann ſchrecklich aus über ſeine Dummheit. Nein, ſo ſich übertölpeln zu laſſen, müſſe man eine Kuh ſein und zwar eine von den allerdümmſten, ſagte ſie. Da Schnitzfritz aber ſagte, ſie hätte es ja auch geglaubt, ſo gut als er, und es ſei noch Andern gegangen wie ihm, da wandte ſich ihr Zorn, und ſie begann gar ſchrecklich zu fluchen über die verfluchten Berner und über die Herren, und wenn ſie alle verhungern müßten, kein Körnlein laſſe ſie mehr bringen auf ihren Markt. Bauern ſchinden, ſei von je ihr Vergnügen geweſen, jetzt, wo ſie das Heft in den Händen hätten, wollten ſie ihnen auch zeigen, was die Bauern könnten! Ihrethalben könnten ſie die Steine auf den Gaſſen, die Ziegel auf den Dächern mahlen laſſen und freſſen. Die Lumpenhunde! Die gute Pfeffergret war gewohnt, alles Unheil den Bernern und den Herren zuzuſchreiben. Daß das falſche Gerücht von einigen pfiffigen Müllern kam, deren keiner ein Herr und Berner, ſondern alle hoch aus Bauernſtamm entſproſſen waren, das hätte ihr kein Engel eingeredet. So narren ließen ſie ſich nicht, ſie vermöchten abzupaſſen die beſte Zeit; und ehe der Sack nicht zwanzig Thaler gelte, komme kein Korn mehr aus ihrem Speicher, ſo lautete ihr endlicher Entſchluß. Und ſie hielten ihn beſſer als gar manche Obrigkeit, welche heute das beſchließt und morgen das Gegentheil thut, die ihrigen. Schnitzfritz erſchien alſo nicht mehr auf dem Markte, ſein Speicher wurde bloß dem Müller, der für Schnitzfritz zum Hausbrauch mahlte, alle drei Wochen einmal geöffnet. Was er Schlechtes im Speicher hatte, gab er dem Müller, das gab dann Brod ſchwarz wie ein Hut und trocken wie Sandſchollen, und doch war der Tag, an dem Schnitzfritz Korn geben mußte, immer ein ſchwarzer Unglückstag für ihn. Er mußte immer und immer rechnen, wie viel Geld er löſen könnte aus dem Korn, und wie man vom Selbereſſen gar nichts hätte. Es ſei eine leidige Sache von unſerem Herrgott geweſen, und wenn er was Ungeſchicktes gemacht hätte, ſo ſei es das, daß er den Leuten das Eſſen angethan, er hätte ſie ſchaffen können ohne das. Aber das ſei auch nur geweſen, um die Bauern zu plagen, es ſei halt ein Herr wie der andere, der Herrgott nicht ausgenommen!

Deſto mehr Freude hatte das Ehepaar an den Marktkarten, auf welchen die Preiſe der verſchiedenen Getreidearten verzeichnet waren. Von Woche zu Woche ſtiegen ſie, nahten ſich dem verhängnißvollen Ziele, und allemal, wenn ſie zuſammen ſaßen in ihrer hintern Stube und rechneten, für wie viel Geld ſie noch Vorräthe hätten, wuchs anſehnlich die Summe, ſtieg zu einem großen Kapital und vielfach war eingebracht, was Schnitzfritz vermarktet hatte. Je mehr der

Mangel ſtieg, deſto gräulicher ward die Freude in ihren Herzen, und deſto ſorgfältiger bewachten ſie die kleinſten Biſſen Speiſe, faſt wie der bekannte Höllenhund Cerberus das Höllenthor. Allerdings faſt wie eine Hölle ward des harten Ehepaars Haus und Speicher angeſehen, gar mancher Fluch ward ausgeſtoßen, wenn ein Armer ſcheu an demſelben vorüber ſchlich, und ſelbſt Reichere konnten nicht ohne Aerger und Kümmerniß vorüber gehen, und ohne zu ſagen: das ſind wüſte Leute, wenn ſie alle ſo wären, ſo gnade Gott der Welt. Aber warum unſer Herrgott Andern nimmt und dieſen gibt, ſolches verſtehen wir nicht. Wunder nimmt es uns, wie er es damit meint, und wie die Sache einen Ausgang nimmt.

Längſt war der Frühling warm und ſchön in's Land gekommen, und das Getreide ſtand gut. Alles verſprach ein geſegnetes Jahr, und doch ſtiegen die Preiſe immer noch und der Hunger ward groß im Lande. An manchen Orten kochte man aus Noth jungen Klee und ſtarb davon an grimmigem Bauchweh, und mit dem Hunger wuchs des ſchaurigen Ehepaares gräuliche Freude und Hoffnung. Noch ein Markttag oder zwei, und ſie hatten ihr Ziel erreicht, denn daß es wohlfeiler werden könnte, daran dachten ſie nicht, daran glaubten noch viele andere Leute nicht. Schnitzfritz und Pfeffergret brachten mehr als einen vergnügten Abend damit zu, daß ſie in ihrer Schatzkammer Platz machten für die neuen Ankömmlinge, akurat wie andere Leute mit Freuden Herberge bereiten für liebe Gäſte.

Die Sonne vom Jahr 1817 war nicht die vom Jahr 1816, ſo wenig wie die Sonne von Auſterlitz die bei Waterloo war. Im Jahr 1817 waren die Nebel von der Sonne weg, die Löcher oder Flecken an der Sonne geflickt, und heiß ward es wieder auf Erden. Die Ernte ſtand ſchön, reifte frühe, aber an's Wohlfeilwerden dachte man nicht. Die Gerſte fiel unter der Senſe, und mit heißem Gebete ward das gute neue Brod begrüßt. Nun kam das Korn an den Tanz, und Schnitzfritz mähte ſelbſt mit, der ſchweren Aehren ſich freuend und bloß darüber ſich ärgernd, daß er nicht alleine ſchwere Aehren hatte, ſondern Andere auch. Als er eines Mittwoch Morgens eben aufſtehen wollte, das Geſinde zu wecken, noch ſchimmerte keine Morgenröthe am Himmel, klopfte es draußen an der Thür. Raſch ſchob Schnitzfritz ein Schiebfenſterchen auf und ſchnob hinaus: Was gibts, was iſt's? Nur ich, antwortete eine Stimme aus der Finſterniß, wollte dir bloß ſagen, daß geſtern das Getreide runter gemacht hat, zwei Thaler der Sack. Hab gedacht, es gebe ein ſchön Botenbrod, wenn du es höreſt. Das wäre der Teufel, ſchrie Schnitzfritz. Willſt mich zum Beſten haben, du Lumpenhund! Geh, gib ihm das Botenbrod mit einem buchenen Scheit, ſchrie von hinten die Pfeffergret. Hinaus im Hemde ſtürzte Schnitzfritz, aber er kriegte Niemanden, er mußte bloß hören, wie es lachte durch die Finſterniß. Es war faſt, als ob jeder Zaunſtecken und jeder Haſelſtock ein Maul bekommen hätten und lachen thäten aus Leibeskräften. Die Nachricht ging dem Ehepaar im Leibe herum wie Wurmpulver. Sie glaubten nicht daran, aber ſie mußten immer denken: iſt's oder iſt's nicht? Zu Nachbarn gehen und fragen, mochte Fritz nicht, er wollte nicht zeigen, daß ihm was daran gelegen ſei. Sei es, ſo vernehme er es frühe genug, ſei es nicht, ſo ſei es um ſo beſſer, und Niemand könne ihn auslachen, als hätte er umſonſt Angſt gehabt. Er ging alſo auf den Acker und mähte mit ſeinen Leuten, auf dem Felde war er der Erſte. Als es dämmerte, kam hieher ein Bauer gezogen mit ſeinem Geſinde, hoch auf der Achſel die Senſe, wie ein Hauptmann vor ſeiner Kompagnie auf den Sammelplatz, wenn es zur Schlacht gehen ſoll. Der erſte Bauer machte Halt bei Schnitzfritz und ſchrie ihn an: Du wirſt wiſſen, wie es geſtern in Bern gegangen iſt? Ohne daß man es dachte, iſt der Preis für den Sack um zwei Thaler gefallen. — Es iſt ſchon

Manches geſagt worden, es war nicht wahr, und Kinder und Narren haben es einander nachgeſagt, antwortete Schnitzfritz häſſig. Wird ſich bald erzeigen, antwortete der Bauer und marſchirte weiter, kichernd ſeine Kompagnie ihm nach. Weißt, Fritz, was geſtern in Bern geſchehen iſt? Gefallen iſt um drei Thaler der Malter! ſchrie ein Zweiter ihn an. »Sag doch gleich fünf Thaler, es geht in einem zu, ſchnauzte Fritz wieder. Wer weiß, antwortete der Bauer kaltblütig; was nicht iſt, kann werden! Weißt, Fritz, ſchrie es wieder, geſtern ging's luſtig zu Bern, runter wie der Teufel, und das ganze Kornhaus voll eingeſtellt. Jetzt wär's gut zu Markte zu fahren, Fritz! — Fahr du, meinetwegen, ſo kannſt deine Schulden zahlen, ſie plagen dich übel genug, entgegnete Schnitzfritz zornig. — Sieh du nur zu, daß dich dein Korn nicht mehr plagt als mich meine Schulden, rief lachend der junge Bauer und ſtimmte ein luſtig Liedchen an, in welches alsbald ſein Geſinde einfiel und luſtig fürbas zog. Geſtern ging's in Bern den hundsharigen Bauern ſchön an die Beine, ſchrie es von anderer Seite her. Unſer Herrgott iſt wieder erwacht, und will zeigen, daß ihm Reich und Arm gleich lieb ſind. Es war ein Meiſterknecht bei einer Wittwe, welcher als Oberlieutenant der Dienſtboten das Regiment führte. Es iſt gut, wenn der Herrgott wieder erwacht iſt. Es gibt deren, welche ihn mehr zu ſcheuen haben als die Bauern; da mögen ſich die in Acht nehmen, welche Schelmenfinger an den Händen haben und ſie raſch in die Taſchen ſtecken, es heißt, unſer Herrgott klopfe abſonderlich gerne ſolche aus, entgegnete Schnitzfritz. Glaub' es auch, antwortete der Meiſterknecht, und Schelmenfinger, an Bauernhänden gewachſen, welche zweierlei Korn in den Sack thun, Waſſer in die Milch und Stroh in's Heu, welches ſie verkaufen, denen kann's übel gehen. Ein ſchallend Gelächter erſcholl aus ſeinem Heerhaufen, während er weiter marſchirte. Es ſtach Schnitzfritz im ganzen Leibe vor Zorn und Angſt, aber er hätte es den Schelmen allen nicht zu Gefallen gethan, vom Acker zu laufen oder ſonſt zu zeigen, wie tief das Gerede, welches zu glauben er ſich immer noch wehrte, ihm ging. Er ſuchte ſich einzureden, es ſei eine Abrede getroffen worden, um ihn böſe zu machen. Aber den Schelmen und Spitzbuben wolle er es eintreiben, das verſiegelte er mit manch' ſchwerem Wort. Als endlich der lange Morgen überwunden war, er heim konnte und ſeiner Pfeffergret das Vorgefallene erzählte, ſo war dieſe weniger geduldig und ſtandhaft. Sie wetterte in der Küche herum, daß man hätte glauben ſollen, Schüſſeln und Pfannen hätten ſich den Krieg erklärt und ſchlügen ſich in der Küche herum auf Tod und Leben. Sie brüllte das Geſinde an, jetzt würden ſie meinen, ſie könnten wieder freſſen wie Schafe, die des Jahres dreimal ſo viel freſſen thäten, als ſie werth ſeien, und müßten Bäuche haben wie ein alter Stadtammann oder eine alte Müller-Stute.

Endlich wandte ſich das Wetter gegen den Mann. Und du, wenn du kein Narr wäreſt, wäreſt längſt zum Vetter im Saukaſus gegangen, der kann dir wahren Bericht geben und vielleicht vernimmſt du etwas, wo ihr Jemanden den Honig nehmen könnt oder Einen über den Löffel barbieren, heute kannſt doch nicht Garben machen. Aber Schnitzfritz konnte laufen wohin er wollte, zum Vetter im Saukaſus oder zu einem Andern, die Sache war wahr, blieb wahr und nicht bloß das, ſondern von Markttag zu Markttag fielen die Preiſe, und alle Hoffnung zu irgend einem Steigen ging gänzlich dahin. Was das für ein Elend war in Schnitzfritzens und Pfeffergrets Herzens; es läßt ſich nicht beſchreiben. Es war Beiden, als beſände ſich in ihrem Leibe ein großer Knäuel biſſiger Würmer, als nagten dieſe Würmer an den Wänden, welche ſie umſchlöſſen, und könnten ſich doch nicht durchnagen. Dies Elend trugen ſie gemeinſam und machten ſich nicht gegenſeitige Vorwürfe; denn ſie waren in Allem eines Sinnes geweſen. Waren auch eines Sinnes in der Anſicht, daß man den Leuten nicht die Freude machen wolle, das vorräthige Korn wohlfeiler zu verkaufen. Auslachen wollte man ſich nicht laſſen, man vermöge es zu behalten, bis es beſſer werde. Merkwürdig war es, wie ſie ihren Zorn das Korn entgelten ließen, faſt wie Kinder zornig über die Steine werden, über welche ſie ſtolpern. Sie mochten das Korn gar nicht anſehen im Speicher, öffneten denſelben ſo ſelten als möglich, wollten eigentlich gar nicht mehr daran denken, aber dies vermochten ſie nicht; die Gedanken waren Meiſter und hörten im Schlafe die Gedanken auf, kam im Traume das Korn wieder, und der Preis, und die Leute, und das Lachen, kurz eine Qual, die entſetzlich war. Darum wollten ſie eben das Korn nicht mehr anſehen.

Da kam eines Tages ihr älteſter Bube und ſagte: Vater, komm und ſieh! Wollte im hinterſten Käſtchen Taubenfutter nehmen und da war Alles lebendig; es gramſelte mir in den Fingern als ich hineingriff, es hätte mir bald zu grauſen angefangen. Mit einigen Flüchen ſtieg der Vater dem Sohne nach und hintendrein, daß es Niemand merken ſolle, kam die Pfeffergret, denn bei wachendem Zuſtande träumte ſie, aber nichts Gutes.

Im Speicher erwartete ſie was Schreckliches, noch ganz was Anderes, als das Gramſeln inwendig. In der Grütze für die Tauben war allerdings Alles lebendig; aber dieſes Leben war nicht da entſtanden, ſondern kam von oben, kam vom obern Boden. Oben, im letztjährigen Korn, welches feucht eingeſammelt, feucht in den Speicher gekommen war, dort waren die Würmer entſtanden. Jemehr Korn im Speicher war, deſto mächtiger war dieſes Leben, denn deſto heißer war das feuchte Getreide geworden. Durch die Spalten oben ſielen die Würmer hinunter in's ältere und beſſere Korn, ſo war Leben überall; ein Leben, welches dem Schnitzfritz und ſeiner Pfeffergret an's eigene Leben ging und ihnen das Haar zu Berge ſtellte. In ihrem Zorn über das Korn hatten ſie nicht oft genug nach demſelben geſehen, Niemanden in den Speicher gelaſſen, vergeſſen, daß das Korn des naſſen Sommers im darauf folgenden heißen Sommer des Aufſchüttens und Werfens bedürfe, hatten ob dem Einen Alles vergeſſen, was ſie ſonſt ſo gut wußten. So rächte ſich, als die Hitze kam und ſo recht vaterländiſch in den Speicher drang, dieſes Vergeſſen und ſonſt noch Anderes an ihnen ſchrecklich. Jetzt hatten ſie Mäuler genug zum Füttern und zwar Mäuler, welche nicht erſt an die Thüre klopften und um was baten, ſondern Mäuler, die zufraßen, ſo lange ſie was fanden und weder Bauer noch Herrn darum fragten. Sie, der Schnitzfritz und die Pfeffergret, ſtanden da, ſprachlos, verblüfft, wie man zu ſagen pflegt, noch viel anders, als wenn Feuer aus den vier Enden des Hauſes gebrochen wäre. Da hätten ſie zu löſchen und zu retten geſucht, aber jetzt, was half retten, was half löſchen? Was lebendig war, das war lebendig. Da half weder Kunſt noch Kraft. Pfeffergret bekam zuerſt die Zunge wieder, begreiflich, ſie war ein Weib. Mach nur nicht, daß es Jemand merkt, das iſt die Hauptſache, ſprach ſie. Das begriff Schnitzfritz, es war ihm gerade auch ſo. Sie ſchloſſen den Speicher wieder, und Niemand ſollte darum wiſſen. Wie es aber geht, wenn man in einem Hauſe Feuer verheimlicht und mit zu ſchwachen Kräften es zu löſchen verſucht, iſt bekannt; Würmer im Korn zu verheimlichen, insgeheim ihrer los werden zu wollen, iſt noch viel dümmer und hilft nichts. Wenn alles Volk auf dem Felde war, verſuchten ſie wohl Rath zu ſchaffen, das Korn zu rühren und zu werfen, aber Alles umſonſt. Erſtlich merkten alle Leute, was Trumpf war in Schnitzfritzens Speicher, und zweitens merkten dieſe endlich ſelbſt, daß ſie das ſchlechteſte Korn aus dem Speicher ſchaffen müßten, wenn ſie was vom beſten retten wollten. Es iſt in allen Dingen das, Guts und Schlechts thuts halt nicht zuſammen; ſchafft man zu rechter Zeit das Schlechte nicht fort, wird das Gute ſchlecht. Wie ſie auch ſchafften und ſchwitzten, es half nichts. Endlich begriffen ſie, das Schlechte müßte fort, aber wie, daß nicht aller Welt Hohn und Spott auf ſie fiel? Das gab Schnitzfritzens und Pfeffergret lange zu denken. In einem wilden Waldgraben, wo in hundert Jahren nicht zwei Menſchen hinkamen, Gruben zu graben, in finſtern, wilden Nächten das lebendig gewordene Korn dorthin zu fahren und dort zu vergraben, ward endlich beſchloſſen. Hätten ſie dafür geſorgt, daß die heiligen Worte, welche ſie in Schule und Kirche zu hören bekamen, nicht vergraben worden wären in ihrem Herzen vom Geſtein und Gerölle dieſer Welt, ſondern lebendig geworden wären, ihr Korn wäre ihnen im Speicher nicht lebendig geworden; ſie hätten es jetzt nicht zu vergraben brauchen in ſchwarzer Nacht, in wildem Walde. So geht es halt, wer für das rechte Leben nicht ſorgt, wird von ungeſuchtem Leben geplagt, vielleicht verzehrt. Was aber das für Fahrten waren mit dem Korn in den Wald! Heimlich ſollte Alles geſchehen, bloß ein alter Knecht, der zugleich Verwandter war, wurde in's Geheimniß gezogen. Heimlich, wie man meinte, wurde das Korn im Speicher in Säcke geſchüttet. Wenn es recht finſter war oder ſtürmte draußen, dann wurde um Mitternacht eine Portion in den Wald gefahren und vergraben. Mit dem Knecht ging bald der Vater, bald der Sohn. Pfeffergret hätte man zu ſolcher Zeit um kein Geld in den Wald gebracht. Sie war abergläubiſch; wenn es dunkel wurde, fürchtete ſie den Teufel ſchrecklich und ſah ihn in allen Ecken; daß es immer Nacht war in ihrer Seele, merkte ſie nicht und den Teufel darin fürchtete ſie nicht, im Gegentheil, er war ihr lieb von ganzem Herzen. Ja, das war jetzt noch ein ganz anderes Fahren mit verdorbenem Korn in den Wald als vom Markte heim mit zu geringem Erlös. Zwei, dreitauſend Thaler hätte Schnitzfritz heim fahren können und die nächtlichen Fahrten ſich erſparen, wenn er genügſamer geweſen wäre, nicht an der Noth der Armen ſich hätte bereichern wollen, nicht ein Wucherer geweſen wäre und zwar einer von der böſeſten Sorte. Anfangs ging's mit dem Beiſeiteſchaffen des verdorbenen Korns wohl heimlich, aber mit den Geheimniſſen geht es wie mit den Lichtern, welche man verbergen will, ſelten iſt eine Ritze, durch welche nicht Licht ſchimmert, und die nicht Lauſcher lockt.

Erſt ſprach man, es ſpuke in Schnitzfritzens Speicher; dann ging die Rede, es gehe um im Keſſelgraben, es poltere dort gar ſchrecklich in ſchwarzen Nächten, man höre Pferde wiehern und Wagengeraſſel, wahrſcheinlich fahre der alte Zwingherr von Schüpfen wieder um. Indeſſen vor Nachtbuben (junge Burſche, die Abends und Nachts ihren Vergnügungen nachlaufen) iſt Niemand ſicher, nicht einmal Geſpenſter. Ein ſolcher Nachtbub erguckte zuerſt den Grund, warum Nachts Licht war in Schnitzfritzens Speicher; ein anderer merkte, daß ein ganz natürlicher Wagen ohne Zwingherrn vom Keſſelgraben herkam, und ehe Schnitzfritz mit ſeinen Fuhren zu Ende war, hatte das Publikum den Zuſammenhang zwiſchen dem geſpenſtigen Speicher und ſpukhaften Keſſelgraben herausgebracht. Man kann ſich denken, was über Schnitzfritz und ſeine Pfeffergret gelacht und geſtichelt wurde und unter Allen, welche von der Sache hörten, war auch nicht Einer, der Mitleid mit den Leuten gehabt und nicht geſagt hätte, es geſchehe ihnen recht und es ſollte allen ſo gehen. Der Unterſchied unter den Menſchen war bloß der, daß es die einen bei obigen Worten und tapferem Lachen bewenden ließen, während dagegen andere ſchrecklich fluchten und ſagten: es nehme ſie doch Wunder, ob ein gerechter Gott im Himmel ſei? Wenn die jetzt nicht geſtraft würden, daß die Schwarten krachten, ſo möchten ſie für die himmliſche Gerechtigkeit keinen Kreuzer geben. Etwas Schrecklicheres, als arme Leute preſſen, ſein Korn lieber den Würmern laſſen als hungerigen Kindern, könne doch kaum erhört werden zwiſchen Himmel und Erde. Die guten Leute, welche ſo aufbegehrten, bedachten zwei Dinge nicht. Erſtlich, daß ſie ſelbſt in großer Sünde begriffen, der Balken im eigenen Auge ihnen verborgen ſei. Dem Chriſten ziemt es nicht, ſich der Strafe der Brüder zu freuen, ſondern der Gnade ſie anzuempfehlen, nicht der ſtrafenden Gerechtigkeit. Vater, vergib ihnen, ſie wiſſen nicht was ſie thun, hatte Chriſtus am Kreuze gebetet. Zweitens wußten dieſe Leute gar nicht, was Strafe Gottes iſt, und wie Gott ſtraft. Wußten dieſe Leute denn nicht, daß Schnitzfritz und Pfeffergret viel ärgere Würmer hegten in der Seele, als ſie im Keſſelgraben begraben hatten? Wie hatten ſie ſich wegen 100 Thalern geplagt und gehärmt, und jetzt 2—3000 Thaler im Loch, und Schand und Spott dazu, und das in ſich verdrücken müſſen, und zugleich darauf achten, daß Niemand ihnen was anmerke, die Qual und Pein ertragen und keine Miene verziehen dabei und ſicher ſein, daß Nachts die Würmer noch gräulicher gramſeln, noch giftiger nagen würden als des Tages, und zwar nicht im Speicher, ſondern im Herzen!

Die guten Leute meinen, wenn Gott ſtrafen wolle, ſo müſſe Er hageln laſſen, oder Häuſer anzünden, oder Vieh und Menſchen mit Krankheit ſchlagen, oder ſonſt was Abſonderliches, Schreckliches machen, daß weit herum Alles aufſchreien und mit den Fingern darauf zeigen könne: ſeht, ſeht wie Gott die ſtraft und züchtigt, wie es doch denen einmal recht geſchieht. Gott Lob und Dank, und wenn es doch nur Allen ſo ginge! So meinen die Leute, möchten gerne Spektakel haben, gleichſam auch eine Anerkennung der eigenen Gerechtigkeit, und geben doch damit an den Tag, daß ſie wenig höhern Sinn haben; wähnen, Gott könne nur äußerlich ſtrafen und namentlich am Gelde, was für die Meiſten doch trotz allem Gerede den höchſten Werth hat im Himmel und auf Erden. Gottes Rathſchläge ſind unerforſchlich, und ſeine Wege nicht unſere Wege. Wie viel Er innerlich ſtraft und wie ſchwer Er die Seelen züchtigt, das wird nicht offenbar. Ja, die Gezüchtigten, die in Pein und Angſt ſchlaflos auf ihrem Lager ſich wälzen, merken es oft nie, oder lange nicht, daß es Gottes Hand iſt, welche ſtrafend ihre Seelen züchtigt. So fiel es Schnitzfritzen und Pfeffergret nicht von ferne bei, daß Gott ihnen ihre innerlichen Qualen geordnet habe, den Ausſchlag an der Seele, der zehnmal ärger biß und brannte, als die giftigſten Geſchwüre auf der Haut brennen. Den Verluſt wollten ſie einbringen, wurden nun noch wüſter gegen Menſchen und Thiere, als ſie ſchon vorher waren, ſo ſauer im Gemüthe, daß ſie weder den Kindern noch ſich unter einander ein freundlich Wort mehr gaben. Ihr Haus glich einem Pfefferſalat, wo man puſten, nieſen, huſten muß, wenn man nur daneben vorbeigeht. Bald darauf heirathete der älteſte Sohn und zwar eine reiche, hübſche Frau, die bloß noch eine ſchwächliche Schweſter hatte, von der man hoffte, ſie werde das Heirathen nicht erleben. Da war großes Geſchrei im Lande, da ſehe man die himmliſche Gerechtigkeit. Oben drauf kriege jetzt der Sohn noch eine ſolche Frau; jetzt wolle man nichts mehr ſagen, jetzt ſehe man wohl, je wüſter, deſto beſſer, und am klügſten thue, wer thue, was ihm wohlgefalle! Der Sohn war ein baumſtarker, ſchöner, nicht unbegabter Burſche, von Mutter und Vater im Zaum gehalten wie ein jung Füllen, aber ohne Furcht vor Gott und Menſchen, ohne Grundſatz, wild im Gemüthe, wie man nur wild ſein kann. Nun ward er frei, bekam Geld die Hände voll, während er vorher knapp gehalten worden war, Pfeffergret ihm die Batzen nachzählte und jeden verthanen ſechs Wochen vorhielt. Ho! wie ging das nun hoch und in Freuden, und was der junge Mann nicht Alles trieb! Eine Ader von den Alten hatte er doch. Wenn er ſo recht vaterländiſch verſchwendet hatte, reuete ihn ſpäter das Geld bitterlich. Er wandte ſich daher vom theuren Weine dem wohlfeileren Branntweine zu, der in kleineren Portionen größere Wirkung thut.

Die Eltern achteten wenig darauf. Die Frau wehrte nicht beſonders ab; es war faſt, als ob es ihr wäre, wenn es doch ſein müßte, ſo wolle ſie am liebſten, er treibe es recht, deſto ſchneller gehe es dann zu Ende. Dazu kam es denn auch. Der blühende Mann ward ein wüſter Trunkenbold. Jetzt wollten die Eltern wehren, aber es war zu ſpät, der Branntweinbrand verzehrte ihn, und ein Vierteljahr nach ſeinem Tode hielt das ſchwächliche Mädchen, welches er zu beerben gehofft hatte, glänzende Hochzeit. So geht es mit den menſchlichen Rechnungen: Der Menſch denkt, Gott lenkt.

Nun hatten ſie noch einen Sohn und zwei Mädchen. Am Sohne hingen Beide vorzüglich, obgleich er der unangenehmſte Burſche war, welchen man antreffen konnte im Kanton Bern. Er war wüſt und wild, zornmüthig und hochmüthig, neidiſch, geizig und doch verſchwenderiſch dabei und zu Allem dem noch dumm, dumm wie der Lappländer, zum ordentlichen Leſen brachte er es nie. Aber er ſollte die Eltern einſt vertreten auf Erden, ſollte der Herr ihres Gutes werden, und darum liebten ſie ihn ſo blind. Wenn Hans ſo recht wüſt that, ſo freute es Schnitzfritzen ſehr; der werde einſt ſein Volk in Ordnung halten, daß daſſelbe wiſſe, daß es einen Meiſter habe, ſo ſei es recht, ſonſt wäre Niemand mehr ſicher. Wie man die Jagdhunde halten müſſe, immer halb hungrig und mager, ſo müſſe man auch Knechte und Mägde halten, fette Hunde ſeien faul, ſchliefen ſtatt zu jagen, und gerade ſo hätten es auch Knechte und Mägde, da ſei halt kein Unterſchied.

Es war, als ob Schnitzfritzens und Pfeffergrets Augen ganz verhexet ſeien, ſie mußten an Hans Alles anders ſehen als andere Leute, ſchneeweiß, was Andere für ſchwarz hielten. Da durfte Niemand was ſagen, es wäre geweſen, als ob Einer ihnen in die Augen hätte ſtechen wollen, dem hätten ſie auf die Finger geklopft, daß ihm die Verſuche, dummen, mit Blindheit geſchlagenen Eltern den Staar zu ſtechen, zeitlebens vergangen wären. Es war ſehr merkwürdig, wie viele ſchöne Gründe die geizigen Alten vorzuzählen wußten, wenn ihr Hans Geld verklopfte, daß anderen Eltern die Augen übergegangen wären, und wie ſie eine Freude hatten, wenn er Bettler mit der Peitſche vom Hauſe jagte, oder einen armen Menſchen, dem er Heu für ſeine Ziege verkaufte oder ſonſt etwas, betrog und hintendrein ausſpottete. Das gebe Einen, ſagten ſie, man werde die Augen aufthun, wenn der einmal zu ſeinen Jahren gekommen ſei. Ob dieſer Freude und im Maße, als die Thaler in der Schatzkammer ſich häuften, war das Korn im Keſſelgraben vergeſſen worden, und die Würmer im Herzen hatten ſich zur Ruhe gelegt. Aber Hans kam nicht zu ſeinen Jahren. Die Welt ſperrte über ihn die Augen nicht auf, wohl aber riſſen ſie die Eltern auf und dann gingen ſie ihnen zu. Eines Morgens früh klopfte man an's Haus, faſt wie damals am Mittwoch, um des Kornes Abſchlag ihnen zu verkünden, aber diesmal war es an einem Sonntag. Nicht halb ſo raſch als an jenem Mittwoch gab Schnitzfritz Beſcheid, er pflegte am Sonntage gerne der Ruhe, arbeiten durfte er nicht und gegen Gott hatte er nichts zu verſäumen; er hatte ihm abgeſagt ungefähr wie ein Schuldner, welcher dem Gläubiger nicht nur die Zinſen verweigert, ſondern auch das Kapital verleugnet. Hart klopfte es zum zweiten Male, zornig ſtieß Schnitzfritz das Schiebfenſterchen zurück, fuhr mit dem Kopfe durch, harte Rede auf der Zunge. Aber bald ſtockte ſie, denn draußen auf einer Bahre lag ſein Hans und rührte ſich nicht. Es iſt ein Unglück paſſirt, ſagte Einer von denen, welche ihn gebracht hatten, er iſt zu Tode gefallen, aber er iſt ſelbſt ſchuld, es kann Niemand was dafür. Hans war nach ſeiner Weiſe Samſtag Nachts herumgefahren wie ein Kobold, hatte überall Spektakel gemacht, getrunken bis oben aus, war endlich von einer hohen Treppe hinunter gefallen und hatte den Hals gebrochen. Hatte ihn Jemand hinaus geworfen oder geſtoßen, oder hatte ſein ſchwerer Kopf Schuld an ſeinem

Sturz, das ward nie ermittelt. Hans konnte nichts ſagen und Niemand wollte dabei geweſen ſein und wiſſen, wie es zugegangen. Das Gepolter des Fallenden hatte die Hausbewohner geweckt, und dieſe Hans ſchon todt gefunden, ſo hieß es. Nun war der Jammer ſehr groß bei Schnitzfritz und der Pfeffergret, es war, als lägen ihnen Mühlſteine auf dem Herzen, als ſei ihnen der Speicher verbrannt, das Geld geſtohlen worden, die Seele aus dem Leibe und müßten ſie nun als hohle Geſpenſter umgehen an hellem Tage. Aber ihr Elend und ihr Jammer war nicht naß, that ſich nicht in Heulen und Wehklagen kund, es war ein trocken, verbiſſenes Elend, und ſo eines thut viel mehr weh, als das naſſe und feuchte. Es brennt gar heiß in der Seele, wenn nicht Thränen die Gluth löſchen.

Die beiden Alten lebten nun ein ſchaurig Leben, hatten keine Hoffnung mehr, weder für dieſes Leben noch für jenes. Zwei Mädchen hatten ſie noch, aber ſie waren gewohnt, ſie für nichts anzuſehen, und dieſe Gewohnheit änderten ſie nicht. Sie hatten Niemanden mehr, in deſſen Händen ſie mit Freuden ihr Vermögen ſahen, es im Geiſte verwalten ſahen nach ihrem Sinn und wachſen über alle Zahlen hinaus. Sie hatten keine Hoffnung auf den Tod, denn in ihnen waren alle entſchlafenen Würmer wieder erwacht, die Vergangenheit tauchte in ihnen auf, alle Tage anders und peinigender und doch immer die gleiche. Reue, Zorn, Verdruß, Gram, Angſt wechſelten ab in ihren Gemüthern alle Tage, wie in ſchlechten Jahren alle Stunden die Winde wechſeln. Am Leben hatten ſie keine Freude, an den Tod durften ſie nicht denken, aber arbeiten und geizen thaten ſie auf gleiche Weiſe, aber ohne Zweck, wie todte Körper zuweilen die Glieder rühren ſollen, ſo wie ſie im Leben es gepflegt.

Das ſeien ihnen doch die wüſteſten Menſchen, ſagten die Leute, die ſeien immer die Gleichen, es möge ihnen geben, was es wolle. Sie glaubten, wenn man ringsum die Welt mit Pulver in die Luft ſprengen würde, die würden ſich nicht umſehen, ſobald ihr Hof ſtehen bliebe. Weiche Menſchen waren ſie wirklich nicht, aber doch anders als die Leute ſie dafür anſahen. Wer ſie hätte ſeufzen hören in der Nacht, geſehen, wie ſie ſich ſchlaflos im Bette wälzten, der hätte vielleicht gedacht, es könnte inwendig was ſein, was man ihnen auswendig nicht anſehe. Aber merkwürdig war es, daß, obgleich in Schnitzfritz und Pfeffergret ungefähr das Nämliche ſich regte, ähnliche Stimmungen wechſelten, ſie doch mit keinem Worte darüber zuſammen ſprachen, jedes ſeine Qual bei ſich allein verwand. Es iſt ſehr merkwürdig, wie bei der heißen, trocknen, innern Qual der Mund ſtumm bleibt, und wie unchriſtliche Gemüther, wie ſchmerzlich es in ihnen ſich regen, wie groß ihre Pein auch ſein mag, ſich nicht darüber ausſprechen, ſondern wie Leute, die in der Stille einen Brand löſchen wollen, alle Tage von vornen beginnen, die innere Gluth zu unterdrücken und es doch nicht vermögen. Es iſt das Ringen eines Angegriffenen, der ſich nicht ergeben will. Sie ſtehen im Wahn, wenn ſie in ſich Qual und Gluth löſchen könnten, ſo wäre auch außer ihnen nichts zu fürchten, ſondern Alles aus. Darum können Prediger mit einer Maſſe von Menſchen nichts anfangen, und eine Maſſe von Menſchen erſchrickt vor jedem Pfarrer, der in ihre Nähe kommt aus Furcht, er möchte ihre Arbeit unterbrechen, Gluth anfachen, ſtatt zu löſchen, ſie in Verſuchung führen, zu reden von ihrem Inwendigen. Um ſolchen Vorunterſuchungen zu entgehen, werden die meiſten Verſuchten ſackgrob. Es iſt merkwürdig, wie erſt, wenn die innere Noth zu Worten kommt, Buße und Bekehrung möglich werden, daß, je weiter Einer in der Bekehrung ſchreitet, er um ſo lieber über innere Zuſtände ſich ausſpricht.

So glommen die beiden Alten neben einander in gleicher Qual, und Keins tröſtete das Andere oder ſtärkte es. Endlich verglommen Beide, und Beide in düſterm Schweigen. Schnitzfritz ſtarb zuerſt und am Tage, an welchem er begraben wurde, fegte ein ſchrecklicher Sturmwind über's Land. Die, welche mit der Leiche gingen und den nächſten Verwandten nicht zu nahe, die ſahen einander gar bedenklich an und ſagten: Geſtürmt wie heute hat es lange nicht, aber auch nicht umſonſt, man weiß warum. He nun, es iſt gut, wenn es noch zuweilen ein Zeichen gibt, ſo weiß man doch, daß der gerechte Gott noch lebt. Es iſt nur ſchlimm, daß man oft lange Stücke nichts von Ihm merkt. Bedenklich reich werde Schnitzfritz ſein, aber wenn man ihn ſchon alleine beerben könnte, die Reiſe, welche er jetzt machen müſſe, möchte man nicht mitmachen, dem Teufel zwiſchen den Hörnern. He nun, was recht ſei, ſei recht, wenn es nur aus und vorbei ſei, und Schnitzfritz am Ort, wo er hingehöre.

In Jahresfriſt verglomm auch Pfeffergret, und als man ſie zu Grabe trug, da ſtürmte und windete es wieder und ſchrecklich, daß die Männer kaum ihre ſchwarzen Trauermäntel verhindern konnten, ihnen um die Köpfe zu flattern und das Leichenbegleit nicht einer großen Schaar ungeheurer Raben ähnlich wurde. Es war Niemanden wohl dabei; man ſah ſich wiederum ſehr bedenklich an. Obſchon das Leichenmahl reich, der Wein gut war, ſo wohlete es den meiſten erſt, als ſie wieder heim waren und die Thür hinter ſich zugemacht hatten; und Mancher ging ſchnurſtracks hinter den Tiſch, nahm die Bibel oder ein Betbuch und gab weder Beſcheid noch Antwort, ehe er ein gut Stück laut geleſen hatte. Noch hatte der Mond ſeine Scheibe nicht umgerollt, als man allenthalben reden hörte, wie es nicht geheuer ſei im Keſſelgraben, nicht richtig um Schnitzfritzens Gehöfe herum. Seufzen wollte man hören, Laternenſchein im Speicher ſehen; bald hörte man einen Karren fahren und ſah ihn nicht; bald ſah man ihn fahren und hörte ihn nicht; bald kriegte Jemand ein geſchwollen Geſicht, ein Anderer ein lahm Bein. Da ſprach man wohl von Abbüßen; aber bald klagte man, daß man ſelbſt damit geſtraft werde und wünſchte, das Teufelzeug hörte bald auf, und die Leute kämen an die Ruhe, man hätte ſo jetzt nichts mehr davon, als Schrecken und Angſt.

Zwei Töchter hatten die Geſtorbenen hinterlaſſen; reichen und hübſchen Mädchen fehlen Freier nicht, und ganz junge Mädchen, die Niemand hindert, ſäumen ſelten, aus den Freiern einen zum Manne zu machen, akurat wie Kinder Naſchwerk nicht lange unangefochten in der Taſche herumtragen können. Beide hatten früh Männer, die ebenfalls reich, jung und hübſch zum Anſehen, aber roh und der Materie ergeben waren, ſie mochte Geſtalt und Form haben wie ſie wollte. Bloß wenn ſie in Geſtalt von Kraut erſchien oder in der von Kartoffeln, welche ſie eſſen ſollten, wandten ſie ſich um, gewöhnlich mit einem Fluche. Solche Leute, ſinnlich und geizig, ſich Alles gönnend, Anderen nichts, gehören zu der wüſteſten Sorte zweibeiniger Geſchöpfe, auch wenn ſie hübſch von Anſehen ſind, ja ſelbſt wenn ſie hübſche Scharfſchützen, Dragoner oder gar Großräthe wären.

Alſo die beiden Männer der Erbinnen waren vom gleichen Schlage, auch ihre Weiber ſchienen es; waren wenigſtens äußerlich ſich ſehr ähnlich, innerlich trat ebenfalls kein Unterſchied hervor. Indeſſen, damit iſt es kurios. Es entfaltet ſich im Laufe des Lebens ſehr oft etwas Beſonderes, Eigenthümliches, deſſen Daſein keine Seele geahnet hat, in einem Gemüthe, und zeichnet dasſelbe vor hundert andern Gemüthern aus, bezeichnet eine ganz andere Lebensrichtung. Wer ſagt uns, war das Eigenthümliche bereits da und entwickelte ſich bloß im Verlaufe der Zeit, wie viele Blumen ganz gleiche Knospen haben und doch durchaus anders ſich färben; oder kam von außen her ein Beſonderes, etwa gleich einer neuen Flüſſigkeit in eine chemiſche Retorte, und gab der darin kochenden Miſchung eine ganz andere Entwicklung, eine neue Natur, an die Niemand gedacht? So ſah man geraume Zeit wenig Unterſchied bei den Paaren. Abſonderliches paſſirte nichts; um das Gerede der Leute kümmerten ſie ſich nicht, und als ob die Sonne gerade ob ihnen ſtünde und nie untergehen wolle, kam es den Leuten vor. Indeſſen ſo war es doch nicht. Klaus und Gret, das eine Paar, dem ſah und ſieht man noch nichts Beſonderes an, ſie leben nach dem Grundſatze: Selber eſſen macht fett, ſcheinen ſich einſtweilen noch wohl dabei zu befinden, um Weiteres ſich nicht zu kümmern, wie lange noch, weiß Gott. Aber anders ward es bei Chriſten und Bäbeli, welche auf dem väterlichen Hofe wohnten. Bäbeli ward ſtiller, unvermerklich, entzog ſich allgemach den Freuden der Welt, und im Maße, als dies geſchah, wurde Chriſten ausgelaſſener; es war, als ob er ausſchweifen müßte in jeglicher Richtung, ein ganzer Unflath werden. Namentlich ward er wüſt gegen die armen Leute, noch viel ärger als Schnitzfritz, ſein Schwäher, geweſen war, und was dieſer nicht gethan hatte, das that Chriſten. Er ward unſauber in Gemeindsſachen, betrog handgreiflich, und wo eine reiche Wittwe oder Waiſe war, da wollte er Vormund ſein und Jedermann wußte, warum. Aber dem reichen Chriſten ohne Gewiſſen ſtand Niemand gerne im Wege, und nicht Einer getraute ſich, je eine Bemerkung zu machen, wie himmelſchreiend das Unrecht auch zu Tage lag. Es herrſcht in dieſer Beziehung eine gar merkwürdige Courage, und zwar zu Stadt und Land.

Je wüſter Chriſten wurde, deſto größere Milde trat bei Bäbeli hervor. Mit einer gar ſeltſamen Aengſtlichkeit ſuchte ſie Alles gut zu machen, was Chriſten Böſes that, ja noch viel darüber aus. Chriſten fiel es nicht auf, er war wenig daheim, und wenn Einer viel umherläuft mit beſonderer Haſt und Hitze, ſo achtet er ſich deſſen, was daheim vorgeht, wenig; an ſolcher Unachtſamkeit iſt ſchon gar manche Wirthſchaft zu Grunde gegangen. Bei Chriſten war das einſtweilen nicht zu beſorgen, der Reichthum und die Vorräthe waren zu groß, als daß ſie ſo leicht zu erſchöpfen geweſen, ja daß nur eine beſondere Verminderung an den Tag getreten wäre. Den Leuten hingegen fiel Bäbeli's wachſende Mildthätigkeit alsbald auf. Einer reichen Bäurin ſchenken oft im Guten und Böſen alle Leute mehr Aufmerkſamkeit als der eigene Mann; bekanntlich merken auch oft Wespen weich werdende Trauben viel früher als der Eigenthümer. Man wunderte ſich ſehr darüber, denn Mildthätigkeit war neu in der Familie. Man wollte den Grund dazu ſuchen, für ſo was Appartes mußte es auch ein ganz apparter ſein. Bei ſo was ſind die Leute ſelten verlegen, in dieſem Falle fehlt es wenigen Menſchen an Erfindungskraft, zumeiſt finden ſich der Gründe nur zu viele, und das Schwerſte iſt, aus den vielen den rechten zu finden. Zwei zogen hier hauptſächlich, um ſie ſammelten ſich die Meiſten. Bäbeli thue es aus Verdruß, hieß es, und Chriſten zum Trotz; Bäbeli kenne Chriſtens Untreue und wolle ihm auch Verdruß und das Vermögen drauf machen helfen. Darum dürfe Chriſten nichts ſagen, aus Furcht, Bäbeli möchte ſcheiden wollen, dann müßte er das Vermögen herausgeben. Die Andern behaupteten: daran ſei nichts und Bäbeli wiſſe von Chriſtens Gängen nichts. Aber Bäbeli werde ſchwermüthig, ſie habe erfahren, wie ein Fluch auf der Familie ſei, die Eltern ewig verdammt ſeien, nicht zur Ruhe könnten und umgehen müßten, ſpuken im Speicher und im Keſſelgraben. Einige wollten auch eine beſondere Geſchichte wiſſen, wie die Eltern Bäbeli erſchienen ſeien ganz feurig und mit wilden Gebehrden und ſie angefleht, ſie doch zu erlöſen, aber ſie hätten ihr nicht ſagen können, auf welche Weiſe. Das mache Bäbeli ſo angſt, weil ſie im Ungewiſſen ſei, darum werde ſie auch mager und ſtill. So redeten die Menſchen, und Niemand traf es, und hatten doch Alle in etwas recht.

Bei Bäbeli war Ernſt entſtanden und das Gemüth war weich geworden, ſie wußte ſelbſt eigentlich nicht recht wie.

Die Rohheit von Chriſten that ihr weh, und dieſes Weh verbitterte Bäbeli nicht, ſondern machte ſie weichmüthig, weckte ein immer innigeres Verlangen nach Liebe; Kinder hatte ſie nicht. Dabei wurde ſie ernſthafter und dachte über's Vergangene nach, und dachte, wie ſie eigentlich nie geliebt worden, und wie es eigentlich hart und wüſt zugegangen ſchon bei den Eltern. Allerlei, welches ſie hatte munkeln hören, fiel ihr ein, und wer 'mal eine Spur hat und fleißig ſie verfolgt, kommt endlich zu dem, was er will; ſo Bäbeli mit großem Schreck zu Allem dem, was die Welt von den Eltern glaubte und erzählte.

Gewöhnlich ſetzten die Leute, wenn ſie ſahen, daß ihre Berichte Bäbeli nahe gingen, hinzu: ſo ſagen die Leute; aber du brauchſt es ja nicht zu glauben, gewiß wird nicht Alles wahr ſein, es wäre ja am Halben zuviel. Was wahr ſei oder nicht, wußte Bäbeli nicht, aber das fühlte ſie tief, wie ſchwer ihr Haus ſich verſündigt hatte, und das wußte ſie, wo Sünde ſei, müſſe Buße ſein, wenn die Sünde ſolle können vergeben werden. Bäbeli that viel Gutes, betete viel, und manchmal kam es ihr, wie es wäre, wenn ſie einmal um Mitternacht hinausginge in den Keſſelgraben? Vielleicht daß ihr dann Vater oder Mutter erſcheinen und offenbaren würden, wie ſie ſie erlöſen könne. Indeſſen denken und thun ſind zwei. Bäbeli durfte es nicht wagen, es wäre auch zu viel geweſen für ein ſchwaches Weib. Bäbeli dachte, wenn es Gottes Wille ſei, daß ſie etwas für die Eltern thue, ſo könnten ſie ihr ja auch hier erſcheinen, da ſie in ihrem Hauſe wohnte und manchmal Abends ſpät noch um's Haus gehen mußte und in die Nähe des Speichers. Gar manchmal, wenn ihr Mann nicht heimkam bis nach Mitternacht, und ſie ſo alleine im Stübchen ſaß, oder im Bette war, in welchem beide Eltern geſtorben waren, und ſie an dieſelben dachte, und wo ſie wohl jetzt ſein möchten, und wie es ihnen wäre, rieſelten ihr Schauer um Schauer den Rücken herauf. Bald ſchien ihr ein Geſicht gelehnt an's Fenſter, bald rauſchte es ſeltſam im Vorhang des Bettes, bald wuchs aus der Thür des Schrankes heraus etwas — war's Vater oder Mutter? Dann rauſchte es ſo wunderlich, bald wie Seufzer, bald wie Weinen, bald wie leiſes Rufen, und Bäbeli bebte und zitterte und floh doch nicht; ſie erwartete die erſehnte Kunde und hielt mit der Hand die Bruſt, daß das klopfende Herz ſie nicht ſprenge. Doch umſonſt bebte Bäbeli, rieſelten kalte Schauer durch ihr Blut, nichts wollte erſcheinen, Niemand vernehmlich zu ihr ſprechen. Wohl tönte in die Schauer hinein ein Gepolter durch die Nacht; aber es kam nicht von einem Geiſte, ſondern von Bäbeli's Mann, der heimſtolperte, halb oder ganz trunken. So ging es durch mehrere Jahre; Chriſten wurde immer wilder, Bäbeli immer milder; Keins war mit dem Andern zufrieden, aber Keines ſtörte das Andere in ſeiner Weiſe.

Da kam das Jahr 1845. Zum erſtenmale fehlten die Kartoffeln, aber wie im Jahre 1816 Schnitzfritz und Pfeffergret, wurden jetzt auch Chriſten und Bäbeli verſchont, machten eine reiche Ernte. Bei Beiden war die Freude groß, aber bei Jedem hatte ſie einen andern Grund. Bäbeli freute ſich, wie eine wohlthätige Fee mitten im Jammer zu ſtehen und mit vollen Händen dem Hunger wehren zu können bei ſo vielen von der Krankheit Geſchlagenen. Chriſten aber freute ſich, mit vollen Händen einſäckeln zu können den Tribut der Armuth. Er hatte ſchon lange über die wohlfeilen Zeiten geflucht und ein Jahr gewünſcht wie das Jahr 1816.

Er hatte nicht nöthig, Platz zu machen in der alten Schatzkammer, aber entſtandene Lücken wollte er wieder verſtopfen. So mußte Streit und Elend bei Bäbeli ſo recht erſt anfangen. Anfangs ging es ſtillſchweigend zu. Bäbeli ärgerte ſich im Stillen über Chriſten's Freude, welche er unverhohlen vor Geſind und Tagelöhnern kund gab; betete oft: Vater, vergib ihm, er weiß nicht, was er ſagt, und nahm ſich vor, aus Leibeskräften gut zu machen alte und neue Sünden. Chriſten aber gedachte, wenn einmal die Erdäpfel eingekellert ſeien, ſolle es ihm Jemand verſuchen, von denſelben wegzugeben ohne ſeinen Willen, und er begann vorläufig manches harte Wort gegen die verfluchten Weiber, wie er ſich auszudrücken pflegte, zu ſprechen, welche meinten, ſie wollten die Beſten ſein weit umher, die dem Manne die Haut ſtehlen und verſchenken würden, wenn er ſie machen ließe.

Die Leute meinten, der werde auch in den Keſſelgraben wollen, er thue darnach, daneben ſei es nicht ſchade um ihn, es wäre ſchade um jeden andern Ort, an welchen er käme. Wenn ſie Herrgott geweſen wären, ſie hätten das ganz anders gemacht, ſie hätten dem Chriſten ſeine Kartoffeln verſengt und den armen Leuten ihre deſto beſſer gerathen laſſen.

Nun kam die Zeit, wo Bäbeli's Elend recht anfing, Chriſten kein Verſchenken mehr dulden wollte und den Hund auf Bettler gehetzt hätte, wenn er einen gehabt. Aber glücklicher Weiſe hatte er ihn abgeſchafft, weil die Hundeſteuer ihn reuete. Es war aber auch für ihn eine ſtrenge Zeit. Er mußte mehr daheim ſein als ſonſt, weil ihn immer Kummer und Mißtrauen plagte, Bäbeli möchte in ſeiner Abweſenheit doch Mittel und Wege finden, Armen wohl zu thun. Sonſt iſt's in einem Bauernhauſe üblich und beſonders wenn die Frau Vermögen gehabt hat, daß ſie die Schlüſſel zu Allem hat, ſowohl als der Mann, mit dem Rechte, über das Geld und über's Korn zu gehen, wie man zu ſagen pflegt. Chriſten hatte Bäbeli die Schlüſſel entzogen, ſie eingeſchränket, mehr konnte er nicht, und doch traute er nicht; denn in einem ſo großen Bauernweſen hat die Frau gar manche Gelegenheit, etwas bei Seite zu ſchaffen, wegzugeben, ohne daß es Jemand merkt, wenn man ſie nicht auf der That ergreift. Was Bäbeli dabei leiden mußte, kann man ſich denken. Eine reſolute Frau hätte Krieg angefangen und mit Chriſten ſich geſchlagen, ihm alle Tage gedroht, ſie thäte ihm das Wüſteſte alles an, was ihr möglich ſei, bis Chriſten mürbe geworden wäre, man weiß, ſo eine recht zähe, zornige Frau bringt ſich endlich beim größten Unflath in Reſpekt. Aber Bäbeli hatte eine ſtille, eingedrückte Natur, konnte nicht viel mehr als weinen und beten und hie und da was nehmen, was eben Niemand ſah und es hinter dem Hauſe Jemanden heimlich zuſtecken. Bäbeli hatte lange mit ſich gerungen, ehe ſie dieſes that, es kam ihr vor, als ſei es geſtohlen, wiſſentlich ſündigen wollte aber Bäbeli nicht. Indeſſen es ſchien ihr Pflicht, Almoſen zu geben und eine ſolche Pflicht müſſe man erfüllen, mache man es nun wie man wolle. (Der Grundſatz, daß der Zweck die Mittel heilige, verſtecket ſich in viel mehr Redensarten und Schlußweiſen, als man denkt.)

Am Ende kam Chriſten doch darüber, mißhandelte Bäbeli und begann ihr zu drohen, er wolle es ihr machen, wie der berüchtigte gottloſe Kuhbauch zu Zapfenwyl, welcher ſeine Frau für verrückt ausgab, ſie jahrelang einſchloß und wie ein Vieh behandelte, ohne daß ſich eine Seele ernſtlich darum gekümmert hätte. Das ſchlug tief ein bei der armen Frau. Verrückt ſein ſollen und es nicht ſein, gibt es etwas Gräßlicheres? Eingeſchloſſen werden, beraubt von Allem, was das Leben dem Menſchen gibt, behandelt werden wie ein Vieh und kein Vieh ſein, gibt es etwas Grauſigeres? Solche Drohungen können einen Menſchen aber wirklich verrückt machen, abſonders ein ſtill Weib, welches ohnehin Gram und Bekümmerniſſe genug hat, auch wenn es reich iſt. Gram und Kümmerniſſe ſind beim Reichthum ſo oft als bei der Armuth, und wo ſie ſind, da drücken ſie viel ſchwerer auf den Reichen als ſie den Armen drücken. Es war Bäbeli, als hätte man ſie vor den Kopf geſchlagen, ganz ſturm war ſie und mußte denken: bin ich denn verrückt oder ach, mein Gott, werde ich es noch! Es war ein Zuſtand, dem ähnlich, in welchem ein Menſch ſich befindet, welcher von einem Hunde gebiſſen worden, von dem er nicht weiß, iſt er toll oder nicht. Das muß auch ſchrecklich ſein, nicht zu wiſſen, kriegt man die Waſſerſcheu oder nicht; Tag und Nacht lauſchen zu müſſen auf das Rieſeln des Blutes in den Adern, ob's heißer wird, ob's ſpringen wolle; zum Waſſer zu gehen und zu verſuchen, ob man noch Waſſer möge oder nicht. Dieſe Angſt und das Erbarmen mit den Armen, welche von ferne das Haus anſahen, nicht hinzu ſich wagten, welchen das Haus gleichſam geſtorben war, oder einer Hand glich, welche ſich ihnen geöffnet milde zu jeder Stunde, die der Tod aber zuſammengezogen und krampfhaft geſchloſſen hatte, zehrten an Bäbeli ſichtbarlich, ſie ſah aus wie ein Marterbild und ging herum wie ein Schatten an der Wand.

Die mache es nicht mehr lange, ſagten die Leute, es ſei ſchade, gut hätte die Frau es gemeint, als ſie noch recht bei Verſtand geweſen, denn ſchon munkelte das Publikum von nicht mehr recht im Kopfe ſein. Etwas müſſe an der Sache ſein von der Gerechtigkeit, und daß die Sünden der Eltern an den Kindern geſtraft werden bis in's dritte und vierte Geſchlecht. Aber warum der liebe Gott gerade an Bäbeli ſeine Rache nehme, begriffen ſie nicht, es dünke ſie, die andere Schweſter verdiene es beſſer. Aber es ſei halt ſo, als wenn auch der liebe Gott die Armen vergeſſen thäte. Chriſten mußte Bäbelis Zuſtand ſehen, und was er dabei dachte, wiſſen wir nicht, jedenfalls hatte er nicht milde, verſöhnliche Gedanken, im Gegentheil ward ſein Betragen eher noch rückſichtsloſer und roher. So verging der Winter, die Noth der Armen zog ſich nach und nach in den Hintergrund, das Böſeſte hoffte man überwunden. Der warme, ſchöne Sommer that auch Bäbeli wohl, und noch wohler that es ihr, als Chriſten wieder häufiger ſeine alten Wege ging und ſeiner Frau größere Freiheit ließ. Da, ganz unerwartet, lief ein Gemurmel um, die Erdäpfel ſeien wieder krank. Das Gerücht fuhr Bäbeli durch alle Glieder, und wenn man ihr mit einem Dolche in's Herz gefahren wäre, es hätte ſie nicht empfindlicher ſchmerzen können. Sie betete inbrünſtig, wenn es ſein ſollte, wenn die Krankheit wirklich da ſei, ſo möchte doch der liebe Gott ihre Kartoffeln vor allen andern ſchlagen, ja, ſie zerſtören bis auf die letzten. Es graute Bäbeli vor neuen Sünden, es zitterte Bäbeli, Hunger zu ſehen, die Fülle zu haben und den Hunger nicht ſtillen zu dürfen, ſie fühlte es gramſeln im Gehirne, ſie fühlte, daß ſie verrückt werden müßte. Sie betete alle Tage das gleiche Gebet; doch ihr Kartoffelfeld blieb geſund und wohlbehalten, kein ſchwarzer Fleck zeigte ſich an den Stauden, es war das ſchönſte weit herum. Nun ward Bäbelis Elend im Gemüthe groß. Vor Augen hatte Bäbeli Chriſtens teufliſche Freude über die Noth der Andern und ſeinen Gewinn, mußte täglich ſeine Spekulationen hören, Spekulationen eines Blutſaugers, der zwei Beine hatte, einen Menſchen vorſtellen ſollte, aber nichts war, als eben ein heilloſer Blutſauger. Bäbeli bat nun Gott inbrünſtig, er möchte ſie doch bald erlöſen und Herbſt und Winter nicht erleben laſſen. Dieſe Bitte ſchien Gott erhören zu wollen. Bäbeli ward alle Tage blaſſer, es ward ihr ſo weh um's Herz, ſo matt in den Gliedern, daß, wenn ſie des Abends ſich niederlegte, ſie jedesmal mit dem Gedanken es that, dieſe Nacht möchte die letzte ſein, und Gott um ein ſelig Ende bat. Verwundert war ſie allemal, wenn ſie am Morgen erwachte noch in dieſer Welt, ihre Glieder noch rühren mochte, noch Kraft hatte in denſelben, das Bett zu verlaſſen.

Und Bäbeli lebte fort, mußte erleben, wie die Kartoffeln reiften, die Zeit ihrer Ernte kam, mußte den erſten Tag erleben, als Chriſten mit einer großen Schaar auszog, die Gefangenen zu erlöſen aus der Erde. Ein luſtig Lied pfiff Chriſten vor ſeinem Volke her, und wenn er an den öden Aeckern Anderer vorbeikam, pfiff er noch einmal ſo luſtig und lachte dazu, akurat wie der Teufel lachen mag, wenn er irgendwo ſeine Netze ausgeſpannt hat, und die Menſchen. Vornehme und Arme, ſchaarenweiſe hineinfahren ſieht, wie die Fiſche in Petri Netz. Bäbeli verweinte den Morgen daheim und bat Gott, daß er ſie doch erlöſe aus dem Leibe, ehe ihre gefangene Seele verſinke in die Nebel der Schwermuth oder des Wahnſinns. Doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe, ſetzte ſie mit ſchwerem Seufzer aus der Tiefe des Herzens hinzu. Draußen pfiff es luſtig, es ſtach Bäbeli im Herzen durch und durch. Es war Chriſten, der heim kam, Wagen und Pferde zu holen, um Kartoffeln heim zu fahren; es gab deren ſo reichlich, daß man nicht bis zum Abend warten konnte, wenn man nicht zweimal fahren wollte. Chriſten ſchirrte im Stalle die Roſſe, dann kam er in die Stube gepoltert, wo Bäbeli war, ging dort über einen kleinen Schrank, in welchem eine Flaſche und ein Glas ſtanden. Es war Kirſchgeiſt in der Flaſche, und raſch trank Chriſten zwei Gläſer voll, während er boshaft zu Bäbeli ſagte, es gebe ganze Haufen Kartoffeln, noch ganz anders als im ſechszehner Jahr, aber er wolle es geſcheuter anfangen als der alte Schnitzfritz, die wolle er zu Gelde bringen, daß es eine Art hätte, und ſollten ſich die Leute das Geld aus den Augen kratzen. Bäbeli raffte ſich auf und bat ihn um Gotteswillen, er ſolle doch nicht ſo ſein, denken, wie er ſich verſündige, wie Gott ſolchen Frevel ſtrafen müſſe. Chriſten lachte hell auf. Mit ſolchem Altweibergeſtürm ſolle ſie ihn ruhig laſſen, meinte er. Heut zu Tage ſei man geſcheuter als ſonſt, laſſe ſich nicht mehr mit Mährchen erſchrecken wie Kinder. Von einer Gerechtigkeit im Himmel möge er nichts hören; wenn eine wäre, es ginge anders. Fünf Schoppen auf eine Maß, das ſei die beſte Religion.

Polternd ging er, ſpannte ein, ſetzte ſich ſeitwärts auf das Pferd, akurat wie Schnitzfritz es auch gepflegt, und ließ in ſtarkem Trabe die Pferde laufen. Dreißig Jahre waren verfloſſen, ſeit Schnitzfritz auch ſo gefahren war, doch bloß im Schritt, aber mit gleicher Freude im Herzen.

Bäbeli weinte bitterlich, kümmerte ſich nicht um die Zeit, aber dachte, wie es doch ſchrecklich ſei, wenn man den Segen Gottes zum Fluch mache und zittern und beben müſſe, wenn man ihn in's Haus bringen ſehe. Endlich kam die Magd und ſagte: es nehme ſie Wunder, was es gegeben habe, längſt ſollten ſie da ſein, längſt ſei gekocht, noch zeige ſich Niemand, was ſie machen ſolle? Während ſie ſo mit einander überlegten, was machen, hörte man draußen Stimmen, ein Getümmel. Die Magd ſchoß mit dem Kopf zum Fenſter aus, Menſchen kamen daher, vier trugen eine Bahre, hintendrein ſchleppte man einen zertrümmerten Wagen. Raſch ſchoß die Magd mit dem Kopfe zurück. Du mein Gott! ſchrie ſie, ſie bringen Einen, ich glaube todt, er liegt auf der Bahre wie ein Stein und rührt ſich nicht, den Hoſen nach iſt's der Meiſter. Es wird nicht ſein, ſagte Bäbeli, und hielt ſich an der Wand, während die Magd zur Thür hinaus ſchoß.

Es war wirklich der Meiſter; die Ausſicht auf viel Geld hatte ihn aufgeregt, und er hatte ſeine Roſſe angetrieben. Als er aber an einem ſteilen Berge, welcher zwiſchen dem Acker und dem Hauſe lag, paunen wollte, gab es etwas, was? konnte Chriſten ſo wenig erzählen als Hans hatte erzählen können, wie er von der Treppe gefallen ſei. So viel ſah man, daß das Rad ihm über den Kopf gegangen war, er war ſchrecklich zermalmt, die Augen waren nicht mehr zu ſehen. Die Pferde waren den Berg hinuntergerannt, unten in einem Graben zuſammengeſtürzt. Bäbeli war Wittwe. Aber merkwürdig war es, Bäbeli loderte nicht freudig auf, einem Gefangenen ähnlich, von deſſen Händen Banden und Ketten, um den die Kerkermauern nach allen vier Seiten auseinander fallen. Auf Bäbeli ſchien eine neue Laſt gefallen zu ſein, die zehnmal ſchwerer drückte, als alles frühere Leid. Eine Seele mehr war auf ihre Seele gefallen, eine Seele, von der Bäbeli wußte, wie ſie von der Welt geſchieden und wie weit ſie entfernt geweſen von Buße und Bekehrung. Sie mußte glauben, Chriſten komme auch nicht zur Ruhe, müſſe umgehen, eine Erlöſung ſuchen, welche vielleicht nie zu finden ſei. Die Leute ſahen es eben ſo an. Das ſei wieder ein Zeichen, daß noch ein Gott ſei, ſagten ſie. Bäbeli könne ſie dauern, daß ſie das habe erleben müſſen, und ihr Mann ein Geſpenſt ſei, welches ſeiner Frau nicht Ruhe laſſen werde. Indeſſen werde das ſo ſein müſſen, es werde Bäbeli geordnet ſein von wegen den Eltern. Allweg ſei an der Sache das Gute, daß die Armen jetzt das Unglück zu genießen hätten, das Haus werde wieder lebendig werden für die Armen, die Thüren ſich öffnen, und eine milde Hand wieder Gaben austheilen.

Das that dann wirklich auch Bäbeli, aber mit bekümmertem Herzen und blaſſen Wangen. Es that ihr wohl, ungeſtört walten zu können mit dem Segen Gottes nach ihrem Sinn, aber dabei war doch keine Freudigkeit, ſondern eine unerklärliche Traurigkeit. Bäbeli bat inbrünſtiger als je um ein Zeichen, wie ihre armen Verwandten möchten erlöst und geſühnt werden. Die Hoffnung, das zu können, war die Urſache, warum Bäbeli noch zu leben wünſchte und einen Arzt berieth. Der fragte Allerlei, ſagte Allerlei, gab Allerlei, ſchüttelte endlich den Kopf und meinte, das ſei ein Fall, welcher ihm noch nie vorgekommen ſei. Er wolle jetzt einige Zeit mit Arzneien innehalten, wenn es nichts anders gebe, wolle er am Neujahrstag, wo er ohnehin hier durchkomme, ſehen und anrathen, was zu machen ſei.

Er hielt Wort, kam, traf Bäbeli im Bett, doch nicht allein, im Arm hielt ſie ein munteres Bübchen, ihr Gebet war erhört worden, ſie hatte ein Zeichen erhalten, daß Gott geſühnt, der Fluch vom Hauſe genommen ſei, wenn Bäbeli dem Bübchen das Herz zu geben wiſſe, an welches es Gott gelegt.

* * *

Die Leute aber meinten, darwider könnten ſie nichts haben, es werde ſo haben ſein müſſen, und Bäbeli ſei die Freude zu gönnen. Aber beſſer hätte es ihnen geſchienen, Bäbeli wäre kinderlos geblieben. Die Armen würden es zu genießen gehabt haben; man wiſſe wohl, wie es gehe, wenn einmal Kinder da ſeien. Man könne es nicht erwehren, daß die Haut näher ſei als das Hemd, das werde halt ſo in der Natur ſein. Aendern wäre ſchwer, gleich Anfangs hätte es der liebe Gott beſſer einrichten ſollen.

Der Beſenbinder von Rychiswyl.

Deutſcher Volkskalender von Nieritz. Jahrgang 1852.

Glücklich möchten alle Menſchen werden. Wenn ſie reich wären, würden ſie auch glücklich ſein, meinen die Meiſten, meinen, Glück und Geld verhielten ſich zuſammen wie die Kartoffel zur Kartoffelſtaude, die Wurzel zur Pflanze. Wie irren ſie ſich doch gröblich, wie wenig verſtehen ſie ſich auf das Weſen der Menſchen, und haben es doch täglich vor Augen!

Die heilige Schrift ſagt: Denen, die Gott lieben, thäten alle Dinge zum Beſten dienen, und ſo iſt es auch. Geld iſt und bleibt Geld, aber die Herzen, mit denen es zuſammen kommt, ſind ſo gar verſchieden; daher erwächst aus den verſchiedenen Ehen von Herz und Geld ein ſo verſchiedenes Leben, und je nach dieſem Leben bringt das Geld Glück oder Unglück. Auf's Herz kommt es an, ob man durch Geld glücklich oder unglücklich werde. Klar hat Gott eigentlich dies an die Sonne gelegt, aber leider ſehen die Menſchen gar ſelten die klarſten Dinge klar, machen ſie vielmehr dunkel mit ihrer ſelbſt gemachten Weisheit. Am Beſenbinder von Rychiswyl greifen wir aus den hundert Exempeln, an welchen wir die obige Wahrheit angeſchaut, eines heraus, welches ein Herz zeigen ſoll, dem Geld Glück brachte.

Beſen ſind bekanntlich ein ſchreiendes Bedürfniß der Zeit und waren das freilich ſchon ſeit langen Zeiten. Derartige Bedürfniſſe, die täglich und wöchentlich befriedigt ſein wollen, gibt es viele in jedem Haus, und allenthalben Menſchen, welche es ſich freiwillig zur angenehmen Pflicht machen, die Bedürfniſſe zu befriedigen. Immer weniger achtet man der Perſonen, welche dieſes thun, wenn man nur das Nöthige kriegt und ſo wohlfeil als möglich. Ehedem war es nicht ſo. Ehedem ward das Beſenmannli, das Eierfraueli, das Tuft- oder Sandmeitſchi u. ſ. w., ſo gleichſam zur Familie gerechnet; es war ein feſtes Verhältniß; man kannte die Tage, an welchen dieſe Perſonen erſchienen; je nachdem ſie in Hulden ſtanden, ward ihnen etwas Abſonderliches verabreicht, und fehlten ſie um einen Tag, ſo entſchuldigten ſie ſich das nächſte Mal, als hätten ſie eine Sünde begangen, und ſprachen von ihrem Kummer, man möchte vielleicht geglaubt ſie kämen nicht mehr, und ſich daher anderweitig verſorgt haben. Sie betrachteten ihre Häuſer als die Sterne an ihrem Himmel, gaben ſich alle Mühe, ſie gut zu bedienen, und wenn ſie mit dieſem Gewerbe aufhörten oder ſich ſelbſt auf einen höheren Zweig beförderten, ſo gaben ſie ſich alle Mühe, einem Kinde, einer Baſe, einem Vetter oder ſonſt ſo wem zu ihrer Stelle zu verhelfen. Es war da ein gegenſeitig Band von Anhänglichkeit und Vertrauen, welches leider in unſerer kalten Zeit, wo alle Familienwärme ſich immer mehr verflüchtigt, immer lockerer und loſer wird.

Ein ſolcher Hausfreund war der Beſenmann von Rychiswyl, der viel in Bern zu ſehen, ſo recht eigentlich aber in Thun angeſehen und beliebt war. An kleineren Orten geſtalten ſich alle Verhältniſſe viel inniger, einzelne Perſönlichkeiten werden mehr bemerkt und gelten auch mehr. Eher hätte der Samstag im Kalender gefehlt, als an einem Samstag das Beſenmannli in Thun. Er war nicht immer das Beſenmannli geweſen, ſondern lange, lange nur der Beſenbub, bis man dahinter kam, daß der Beſenbub Kinder hatte, die an ſeinem Karren ſtoßen konnten. Sein Vater war ein ehemaliger Soldat geweſen und früh geſtorben; der Bube war jung, ſeine Mutter kränklich. Vermögen hatten ſie nicht und betteln gingen ſie nicht gerne. Eine ältere Schweſter war ſchon früher ausgewandert, barfuß, und hatte bei einer Frau, welche Tannzapfen und Sägemehl nach Bern trug, ein Unterkommen gefunden. Als ſie ſich ihre Sporen, d. h. Schuhe und Strümpfe verdient hatte, beförderte ſie ſich und ward Hühnermagd bei einem Pächter auf einem herrſchaftlichen Gute in der Nähe der Stadt. Mutter und Bruder waren ſtolz auf ſie und redeten mit Reſpekt von dem vornehmen Bäbeli. Hansli konnte die Mutter nicht verlaſſen, die mußte Jemanden haben, der ihr für Holz ſorgte und ſonſt half. Sie lebten von Gott und guten Leuten, aber bös. Da ſagte einmal der Bauer, bei dem ſie in Miethe waren, zu Hansli: Bub, es dünkt mich, du ſollteſt was verdienen, wärſt groß und liſtig genug. — Wollte gerne, ſagte Hansli, wenn ich nur wüßte wie? — Ich wüßte dir was, worin ein ſchöner Kreuzer Geld wäre: fange an mit Beſen zu machen. In meiner Weide iſt Beſenreis genug, es wird mir nur geſtohlen, und koſten ſoll es dich nichts, als alle Jahre ein Paar Beſen. — Ja das wäre wohl gut, aber wo ſoll ich das Beſenmachen lernen? ſagte Hansli. — Das iſt kein Hexenwerk, ſagte der Bauer, das will ich dich ſchon lehren, machte viele Jahre alle Beſen, welche wir brauchen ſelbſt, und wills mit allen Beſenbindern probiren. Das Werkzeug iſt eine geringe Sache, und bis du's ſelbſt anzuſchaffen vermagſt, kannſt das meine brauchen. — So geſchah es auch, und Glück und Gottes Segen war dabei. Hansli hatte großen Trieb zur Sache, und der Bauer große Freude an Hansli. Spar nicht, mach d'Sach recht, mußt machen, daß du das Zutrauen bekommſt, haſt das einmal, ſo iſt der Handel gewonnen, mahnte der Bauer immer, und Hansli that darnach. Natürlich ging es im Anfang langſam zu, aber er ſetzte doch immer ſein Fabrikat ab, und im Verhältniß, als es ihm beſſer von der Hand ging, nahm auch der Abſatz zu. Es hieß bald, es habe Niemand ſo brave Beſen wie der Beſenbub von Rychiswyl. Je augenſcheinlicher der gute Erfolg wurde, deſto größer ward auch Hanslis Eifer. Seine Mutter lebte ſichtbar auf. Jetzt ſei es gewonnen, ſagte ſie, ſo bald man ſein ehrlich Brod verdienen könne, habe man Urſache zufrieden zu ſein, was wolle man mehr? Sie hatte nun alle Tage genug zu eſſen, gewöhnlich noch was übrig für den folgenden Tag, konnte alle Tage Brod eſſen wenn ſie wollte. Ja es war ſchon geſchehen, daß Hansli der Mutter ein weißes Mütſchli heim gebracht aus der Stadt. Wie ſie ſo wohl dran lebte und wie ſie Gott dankte, daß er ihr in ihren alten Tagen ein ſolches Guthaben geordnet!

Hansli dagegen machte ſeit einiger Zeit ein ſauer Geſicht, endlich fing er an zu muckeln, ſo könne es nicht länger gehen, ſo ſtehe er es nicht aus. Als ihn endlich der Bauer fragte, was das bedeuten ſolle, und was er eigentlich meine? kam es heraus, daß er nicht im Stande ſei, die Beſen zu tragen; auch wenn ſie ihm der Müller zuweilen führe, ſo ſei es ihm ſehr unkommod, er ſollte nothwendig einen Karren haben, die Beſen zu ziehen, das gehe ringer, und er komme weiter. Er habe aber das Geld nicht dazu, und wiſſe Niemanden, der ihm es leihen würde. Biſt ein dummer Bub, ſagte der Bauer. Hör du, werde mir nicht einer von denen, welche meinen, wenn ihnen was durch den Kopf ſchieße, müſſe es angeſchafft ſein. So kann man das Geld brauchen und Andern die Fiſche ins Netz jagen. Ja wolle, du einen Karren kaufen! Mach einen. — Mit offenem Maul und Augen, in denen das Weinen im Anzuge ſtand, ſah Hansli den Bauer an. — Ja mach einen, das bringſt z'weg, wenn du nur willſt und Fleiß haſt, fuhr der Bauer fort. Du kannſt ziemlich ſchnitzeln und was du nicht weißt, kann ich dich brichten. Das Holz wird dich nicht viel koſten, was ich nicht habe, hat ein anderer Bauer, kannſt Beſen dafür geben. Zum Beſchläg wird ſich altes Eiſen wohl auch finden in einer Kammer. Wir haben auch noch ſo ein alt Karrli irgendwo; wollen es hervorreißen, kannſt es wohl in's Auge faſſen und einſtweilen meinethalb brauchen. Der Winter iſt vor der Thüre, dann kannſt dran gehen, im Frühjahr iſt's fix und fertig und nicht manchen Batzen haſt dafür ausgegeben. Kannſt es vielleicht auch beim Schmied mit Beſen machen, und vielleicht kann man es ohne Schmied auch machen, wer weiß. — Jetzt machte Hansli wieder große Augen: Er und einen Karren machen! Was denkſt, wie wollte ich das können, habe ja noch nie einen gemacht! — Du dummer Bub! fuhr der Bauer auf; Ein Mal muß immer das erſte ſein, kuraſchirt dran hin, ſo iſt es halb gemacht. Glaub's, wenn die Leute das rechte Kuraſchi hätten, es ſäße Mancher, der als Bettler herum läuft, im Gelde bis über die Ohren, und nicht etwa geſtohlenes, ſondern rechtmäßig erworbenes. — Hansli hätte faſt den Bauer fragen mögen: ob er Verſtand habe oder keinen? Es kam ihm vor, als thäte er ihm ein großes Unrecht an, ſo was ihm zuzumuthen. Indeſſen der Gedanke ergriff doch Hansli, er ging ſachte drauf ein, ungefähr wie ein Kind in kaltes Waſſer. Der Bauer half, und im Frühjahr war der neue Karren fix und fertig, am Dienſtag nach Oſtern zog ihn Hansli zum erſten Mal nach Bern, am Samstag darauf zum erſten Mal nach Thun. Was Hansli für einen Stolz hatte und für eine Freude an ſeinem neuen Karren, davon kann ſich ſchwerlich Jemand eine richtige Vorſtellung machen. Wenn man ihm auch den Oſtermontagſtier, der Tags zuvor in Bern herumgeführt worden war und wohl ſeine fünfundzwanzig Centner wog, zum Tauſch angeboten, er hätte das Anerbieten mit großem Hohn von der Hand gewieſen. Es ſchien ihm, als ſtünden alle Leute ſtill und ſchauten auf ſeinen Karren, und wo er zu Platz kommen konnte mit Reden, da zeigte er mit beredter Zunge alle Vortheile, welche dieſer Karren vor allen habe, welche bisher auf der Welt geweſen. Er behauptete mit großer Beſtimmtheit, er gehe ganz von ſelbſt; nur bergan müſſe man etwas nachhelfen. Eine Köchin ſagte, ſie hätte nicht geglaubt, daß er ſo geſchickt wäre; wenn ſie einen Karren nöthig hätte, er müßte ihr auch einen machen. Dieſe Köchin erhielt, ſo oft ſie ihm Beſen abkaufte, zwei ganz kleine Handbeſelchen für den Heerd obendrein; die ſind ſehr kommod für Köchinnen, welche auch die Ecken gerne rein haben — das ſind die, welche ſich auch an den Werktagen waſchen und ſogar hinter den Ohren, ſo gar häufig ſind die aber nicht.

Erſt jetzt kam Hansli ſo recht in Eifer, ſein Karren war ihm ſein Bauernhof, und er war fleißig mit großer Freudigkeit, und Freudigkeit iſt ganz was anderes, als Verdrießlichkeit, ſie verhalten ſich zu einander wie ein ſcharfes und ein ſtumpfes Beil beim Holzhacken. Die Bauern in Rychiswyl hatten große Freude an dem Jungen. Es war keiner, der ihm nicht ſagte: wenn du Reiſer mangelſt, ſo nimm nur in meiner Weid', aber g'ſchände mir die Birken nicht, und denk an mein Weibervolk, das braucht dir Beſen, es weiß kein Teufel wie viel, das Jahr durch. — Das that denn auch Hansli und war den Bäurinnen gruſam anſtändig. Für Beſen hatte man kein Geld auszugeben, das Männervolk ſollte ſie liefern. Nun weiß man, wie das geht, iſt dasſelbe ja oft zu faul zum Holzſpalten, geſchweige denn zum Beſenmachen. So geſchah es denn oft, daß die Weiber in große Beſennoth kamen, ja daß der Hausfriede mächtig wackelte. Jetzt war Hansli da mit Beſen ehe man dran dachte, und ſehr ſelten geſchah es, daß eine Bäurin ſagen mußte: Hansli, vergiß uns nicht, wir ſind am letzten. Zudem waren die Beſen gut, ganz anders als die, welche das Mannsvolk mit Unluſt zuſammengebaggelt, die auseinander fuhren oder ſtumpf waren, als wären ſie gemacht aus Haferſtroh. Die Beſen gab Hansli natürlich umſonſt, und doch waren es nicht die wohlfeilſten, welche aus ſeinen Händen gingen. Nicht wegen den Birkenreiſern, welche er umſonſt hatte, ſondern wegen den Gaben, welche ſie ihm das Jahr durch eintrugen, an Brod, Milch und allerlei der Art Dinge, welche eine Bäurin zur Hand hat und nichts rechnet. Selten wurde an einem Orte gebuttert, daß es nicht hieß: Hansli, morgen anken wir, wenn du einen Hafen bringſt, kannſt Ankenmilch haben. Obſt hatte er mehr, als er brauchte, und Brod brauchte er wenig zu kaufen. So konnte es nicht fehlen, daß Hansli ſich gutſtand, denn er war ſparſam. Wenn er an den Tagen, wo er in die Städte fuhr, einen Batzen brauchte, ſo war es viel. Am Morgen ſorgte die Mutter dafür, daß er tapfer frühſtücken konnte, dann ſteckte er meiſt noch etwas zu ſich, hie und da kriegte er etwas in einer Küche, wo er wohl bekannt war. Endlich meinte er nicht, es müſſe alsbald gegeſſen ſein, wenn es einen gelüſte. Hunger haben mache gar nichts, wenn man wiſſe, wann man zu eſſen bekomme, es dünke einen nur deſto beſſer. Aber Hunger haben und nicht wiſſen, ob man je wieder was zu eſſen kriegt, das thue weh. Das wußte Hansli, daß, ſobald er heim kam und ſeine Sachen geſchermt hatte, er eſſen konnte bis genug, dafür ſorgte die Mutter treulich. Sie wußte, was das für eine Bedeutung hat, ob ein Menſch, wenn er heim kömmt, zu eſſen findet oder nicht findet. Wer da weiß, er findet daheim, der kehrt nicht ein, bringt einen leeren Magen heim, und wie er ihn füllt, wird es ihm wohl daheim. Wer nichts findet daheim, füllt ihn draußen und bringt einen vollen Kopf heim, der iſt nicht wohl daheim, ſondern thut wüſte. Hansli war nicht geizig, aber ſehr ſparſam, für nützliche, anſtändige Sachen reute ihn das Geld nicht. In Eſſen und Kleidern wollte er, daß die Mutter es recht habe, er ſchaffte ſich ein gutes Bett an, große Freude hatte er, wenn er ein ſchönes gutes Meſſer oder ein ander Stück Werkzeug kaufen konnte. Er ſelbſt kam brav daher, nicht koſtbar, aber währſchaft (ſolid). Wer ein gutes Auge hat, ſieht es den meiſten Menſchen und Häuſern an, ob es da auf- oder abgehe. Bei Hansli war das Aufgehen recht ſichtbar, aber eben nicht in der Hoffahrt, ſondern in der Reinlichkeit und Sorgfältigkeit. Daran hatten die Bauern große Freude und mochten es Hansli von Herzen gönnen, kam er doch nicht mit Stehlen zu ſeiner Sache, ſondern durch Fleiß. Dabei ließ er vom Beten nicht, machte am Sonntag nicht Beſen, ging in die Kirche des Morgens, las Nachmittags der Mutter, deren Augen ſtark böſeten, ein Kapitel vor und gönnte ſich dann ſpäter wohl auch ein Privatvergnügen. Dieſes beſtand darin, daß er ſein Geld hervor holte, es zählte und betrachtete und rechnete, wie es gemehret und wie es noch mehr mehren werde u. ſ. w. Unter dem Gelde waren ſchöne Stücke, überhaupt meiſt ſauberes Silbergeld. Hansli war ſtark auf dem Eintauſchen, er nahm gerne Münze ein, aber bewahrte ſie nicht gerne auf, es dünke ihn immer, der Wind komme gar zu leicht dahinter und trage ſie fort. Die größte Freude hatte er an blanken neuen Silberſtücken, den ſchönen Bernerthalern mit dem Bären und dem ſtattlichen Schweizermann. Wenn er ein ſolches erhaſchen konnte, war er manchen Tag glücklich. Er hatte aber auch Verdruß und ſeine bitterböſen Tage. So z. B. war es ein böſer Tag für ihn, wenn er einen Kunden verloren hatte oder verloren glaubte, wenn er gerechnet hatte, in einem Hauſe ein Dutzend Beſen abzuſetzen, und mit dem Beſcheid: ſind ſchon verſehen! barſch abgewieſen wurde. Es war vielleicht eine neue Köchin eingezogen und die wußte nichts vom bekannten Beſenbub und ließ ihre harthölzige Stimme die Treppe herunter erſchallen: wir mangeln keine! Nun dachte Hansli nicht an die wahre Urſache, wußte nicht, daß man an Orten mit den Köchinnen wechſeln muß wie mit den Hemden, manchmal faſt noch öfter. Er meinte dann Wunder, was er gefehlt, ob ein Beſen nicht recht gebunden geweſen, ob er verleumdet worden? Er nahms ſehr zu Herzen, es irrte ihn im Schlafen, er ruhete nicht, bis er den wahren Grund vernommen. Später nahm er es aber auch kaltblütiger, ſelbſt wenn eine Köchin, der er wohl bekannt war, ihn wegſchnauzte. Er dachte, Köchinnen ſeien ſo zu ſagen auch Menſchen, und wenn Herr oder Madame die Köchinnen ſchnauzten, weil ſie die Suppe verpfeffert und die Sauce verſalzen, dieweil ihr Schatz in's Land gegangen, wo der Pfeffer wächſt, ſo hätte die Köchin auch Menſchenrechte und könne wieder Andere abſchnauzen.

Doch noch böſere Tage machte ihm Folgendes, und das lernte er nie kaltblütig nehmen. Seine Birken kannte er nachgerade alle, ja für ſich hatte er den Weiden und ſogar einzelnen Bäumen beſtimmte Namen gegeben, den ſchönſten Birken ſchöne Namen, Anne Mareili z. B., Liſeli, Röſeli, Sternenblume u. ſ. w. Dieſe Bäume freuten ihn das ganze Jahr über, er theilte die Luſt, ihnen ihre Reiſer abzunehmen, ſich ordentlich ein, behandelte die Bäume mit Zärtlichkeit, brachte die Beſen von denſelben ſeinen liebſten Kunden. Das waren denn auch wirkliche Staatsbeſen, die dieſen Namen beſſer verdienten als mancher andere Beſen. Wenn er aber dann voller Freude in die Weide kam, und ſein Röſeli, ſeine Sternenblume waren gräulich geſtumpet, der ganze Baum arg mißhandelt, dann that es ihm im Herzen ſo weh, das Waſſer lief ihm d'Backe ab, und vor Zorn ward allmälig ſein Blut ſo heiß, daß man Schwefelhölzer daran hätte entzünden können. Das machte ihm lange böſe Tage, er konnte es nicht verwinden, er trachtete nach nichts, als den Frevler in die Finger zu kriegen, nicht wegen des Werthes der Reiſer, ſondern weil er ihm ſeinen Baum geſchändet. Hansli war nicht groß, aber er wußte Kraft und Glieder wohl zu brauchen und hatte ein kuraſchirtes Herz. Da war's, wo er der Mutter nicht gehorchte, wenn ſie ihm um Gotteswillen anlag, er ſolle doch die Sache vergeſſen, er habe ja Reiſer genug, er ſolle ja nicht nach den Thätern trachten, ſie könnten ihn tödten oder ſonſt unglücklich machen. Aber dem allem frug Hansli nichts nach, er lauerte und ſtrich herum, bis er Jemanden kriegte. Dann gab's Schläge und mächtige Kämpfe geſchahen in den einſamen Weiden. Manchmal ſiegte Hansli, manchmal kam er zerzauſt nach Haus. Aber das gewann er in alle Wege, daß man mehr und mehr ſeine Weiden in Ruhe ließ, wie es immer geht, wo etwas mit nachhaltiger Tapferkeit vertheidigt wird. Warum ſoll man ſich Schlägen ausſetzen um etwas, das man anderwärts ohne Gefahr ſich verſchaffen kann? Zudem hatten die Rychiswyler Bauern Freude an ihrem muthigen kleinen Bannwart. Wurde er einmal gezauſt, ſo ſagte ihm wohl der oder dieſer: Es macht nichts, der muß ſeine Heiligen wieder haben. Sag es mir, wenn du wieder was merkſt, ich will dann auch dabei ſein, dem wollen wir das Beſenhauen ein für alle Mal verleiden. — Dann ſagte es Hansli, wenn er was merkte; der Bauer verſteckte ſich, Hansli that den Angriff; der Gegner in der Meinung, er ſei der Stärkere, floh nicht, wartete, wollte es machen wie das vorige Mal. Hatte Hansli einmal gefaßt, ließ ſich der Bauer hervor. Dann wohl, dann hätte der Frevler gerne Ferſengeld gegeben, aber Hansli ließ nicht los, er mußte herhalten, bis er den Buckel voll Schläge und den Kopf ohne Haare hatte.

Das war ein ſehr wirkſames Mittel gegen das Birkenplündern, Mareili und Bäbeli blieben nachgerade ſo ziemlich ſicher in den einſamſten Weiden. So trieb es Hansli manches Jahr in ganz kurzweiliger Einförmigkeit, dachte gar nicht daran, daß es anders gehen könnte. Eine Woche ging ihm um wie der Zeiger an der Uhr, er wußte nicht wie, ehe er ſich's verſah, war es Dienſtag, wo er nach Bern fuhr; und kaum war der Dienſtag zum Loch aus, war der Samstag da, wo er nach Thun mußte, er mochte wollen oder nicht, denn wie hätte man es in Thun machen ſollen ohne ihn? Zwiſchendurch hatte er die Hände voll zu thun, ſeine Ladungen zu bereiten, Nachbarsleuten zu genügen, d. h. ſolchen, welche ihm anſtändig waren. Unſer Hansli war auch ein Menſch, und jeder Menſch, wenn er immer dazu kommen mag, hat gnädige und ungnädige Launen. Wer ihn leicht je getreten, der mußte es klug anfangen, wenn er Beſen von ihm kriegen wollte. Der Frau Pfarrerin z. B. hätte er nicht für das doppelte Geld einen Beſen abgelaſſen; ſie mochte ſchicken, wann ſie wollte, ſo war es ihm immer leid, daß er keine vorräthig hätte. Sie hatte ihm einmal geſagt, er mache es wie Andere, er thue einige lange Reiſer außen um, in der Mitte ſei dann lauter kurzes G'ſtümpel. In dieſem Falle komme es ja auf Eins heraus, ob ſie ihre Beſen bei ihm oder bei Jemand anderem nehme, ſagte er darauf und dabei blieb er, und die Frau Pfarrerin ſtarb, ehe ſie wieder einen Beſen von ihm bekommen hatte.

Eines Dienſtags fuhr er wieder auf Bern mit ſchwer beladenem Karren, den ſchönſten Beſen von ſeinen liebſten Bäumen, von Röſeli, Sternenblume u. ſ. w. Er zog mit Mühe und ſchwitzte ſtark. Er dachte, es ſei kurios, ſein Karren gehe nicht mehr ſo von ſelbſt, wie Anfangs, er müſſe gar zu ſchwer ziehen, es werde wohl irgendwo fehlen. Er hielt öfters an, um zu Athem zu kommen und die Stirne abzuwiſchen. Wenn er nur den Stalden auf wäre, der mache ihm Kummer, dachte er. So hielt er auch ſtill beim Murihölzli, gerade vor der Leubank. Auf der ſaß ein Mädchen mit einem Bündelchen neben ſich und weinte bitterlich. Hansli hatte ein gut Herz und fragte: was weinſt? Das Mädchen ſagte, es ſollte in die Stadt, und es ſei ihm ſo z'wider, es müſſe faſt nicht. Sein Vater ſei ein Schuhmacher und habe ſeine beſte Kundſchaft in der Stadt. Da habe es ſchon lange Schuhe hinein getragen und nichts anders gewußt. Jetzt habe es in der Stadt einen neuen Haſchirer (Gensdarmen) gegeben, gar e gruſam böſen; der habe es ſchon mehrere Dienſtage, wenn es zum Thore hineingekommen, ſchrecklich geplagt und ihm gedroht, wenn es noch ein Mal komme, ſo nehme er ihm die Schuhe weg, und es müſſe in's Gefängniß, es ſei verboten, Schuhe in die Stadt zu tragen und damit zu hauſiren. Es hätte ſagen mögen was es gewollt, Alles habe nichts geholfen. Es habe dem Vater angehalten, er ſolle es nicht mehr ſchicken, aber der ſei gar ein exakter und preußiſcher, der habe geſagt, es ſolle nur gehen, er wolle dann ſchon ſehen, wenn man ihm was thue. Aber was ihm das helfe? d'Sach hätte es dann ausgeſtanden und die Schande gehabt, daß die Haſchirer es genommen. Hans fühlte großes Mitleiden, beſonders weil das Mädchen ſolch Zutrauen zu ihm gehabt und ihm ſein Leid geklagt hatte, was es wohl nicht Jedem gethan. Aber es hab' es ihm auf den erſten Blick angeſehen, daß er nicht der Wüſteſte ſei und was für ein Herz er habe, dachte er. Der gute Hansli! Aber der Glaube mache ſelig, heißt es. — Meitſchi, da iſt dir z'helfe, ſagte er; gib mir deinen Sack, ich kann ihn zwiſchen die Beſen thun, daß ihn kein Menſch ſieht. Ich bin wohl bekannt, da kommt keinem Menſchen in Sinn, daß deine Schuhe zwiſchen meinen Beſen ſind. Kannſt mir ſagen, wo ich ſie abgeben oder dir warten ſoll, und von weitem hinterdrein gehen, daß es keinem Menſchen z'Sinn kömmt, daß wir etwas mit einander hätten. Das Mädchen machte keine Komplimente: Wollteſt? frug es mit aufgeheitertem Angeſicht, das ginge mir viel zu gut. Es brachte den Bündel, und Hansli barg ihn, daß keine Katze was davon merken konnte. Soll dir ſtoßen oder helfen ziehen? fragte das Mädchen, als ob es ſich von ſelbſt verſtehe, daß es das Seine beitrage. Wie du lieber willſt, eigentlich wär's nicht nöthig, gſchweret hats wegen der Paar Schuhe nicht. Anfangs ſtieß das Mädchen hinten am Karren, doch nicht lange gings, ſo war es vorne und zog an der Stange. Es dünke ihm, es ſchicke ſich ihm hier beſſer, ſagte es. Es zog brav, man kann ſich's denken, und hatte doch noch Athem genug zu reden und beiher von

Allem Bericht zu geben, was ihm im Kopf und auf dem Herzen lag. Sie waren oben am äußern Stalden, Hansli wußte nicht wie; die lange Allee ſchien ihm um die Hälfte kürzer geworden zu ſein. Hier blieb nach getroffener Abrede das Mädchen zurück, und Hansli zog mit Bündel und Beſen unangefochten zur Stadt ein, unangefochten gab er dem Mädchen ſeinen Bündel, aber ehe ſie noch weiter mit einander geſprochen, ehe das Mädchen gedankt, wurden ſie durch die Fluth von Leuten, Vieh und Fuhrwerken auseinander gedrängt, Hansli mußte ſorgen, daß ſein Karren ihm nicht entzwei geriſſen würde. Somit war die Bekanntſchaft aus. Es ärgerte Hansli nicht wenig, doch ſann er der Sache nicht weiter nach, geſchweige, daß er es zu Herzen nahm. Wir können leider nicht ſagen, das Mädchen hätte einen unauslöſchlichen Eindruck auf ihn gemacht, es war auch nicht darnach. Es war ein vierſchrötig Ding mit breitem Geſicht, ſeine größten Schönheiten waren ein gutes treues Herz und unermüdlicher Fleiß, dieſe Züge ſtechen aber gewöhnlich nicht beſonders hervor, und Viele halten nicht einmal viel darauf. Am folgenden Dienſtag jedoch, als Hansli wieder den Karren zog, kam er ihm ſehr ſchwer vor, er hätte nicht geglaubt, ſagte er zu ſich ſelbſt, was das mache, wenn Zwei dran zögen ſtatt nur Eins. Iſt's wohl wieder da? ſagte er, als er gegen das Murihölzli kam, ich wollte ihm gerne ſein Säckli nehmen, wenn es wieder ziehen hülfe, es geht ohnehin nirgends ſo ſauer als von hier bis in die Stadt. Und richtig, das Mädchen ſaß da auf der Leubank wie vor acht Tagen, weinen that es aber nicht. Haſt mir wieder was zu laden? frug Hansli, dem der Karren ſchon vom bloßen Sehen des Meitſchis ganz leicht wurde. — Es iſt mir doch nicht bloß wegen dieſem, daß ich da ſitze; wenn ich ſchon nichts in die Stadt zu tragen gehabt, ich wäre gekommen, antwortete das Mädchen; konnte dir vor acht Tagen nicht einmal danken und fragen, ob's was koſte? Das fehlte mir noch, gingeſt mir ja für ein Handroß, und fragte dich auch nicht, was du für's Ziehen wolleſt. Wie wenn es ſich von ſelbſt verſtünde, brachte das Mädchen ſeinen Bündel, Hansli barg ihn und als ob es es gelernt, ſtellte ſich das Mädchen an die Stange. Es hätte erſt gedacht, als es ſchon von Hauſe geweſen, es hätte einen Strick mitnehmen ſollen, den man hinten am Wägli hätte befeſtigen können, ſo könnte es viel mehr abbringen. Das andere Mal aber, wenn es komme, wolle es den Strick nicht vergeſſen. Dieſes Bündniß in Betreff gegenſeitiger Hülfleiſtung ging ohne weitläufige diplomatiſche Verhandlung zu, daß einfacher es wirklich kaum möglich war. Diesmal traf es ſich, daß ſie auch zuſammen heim wanderten, ſo weit ihre Wege zuſammen gingen, doch ſo klug waren Beide, daß die Haſchirer ſie nie zuſammen im Thore ſahen. Die Mutter hatte ſeit einiger Zeit ſonderbare Freude an Hansli. Es dünke ſie, er ſei ſo aufgeheitert, ſagte ſie, er könne den ganzen lieben langen Tag pfeifen oder ſingen und er pützerle ſich z'weg, es habe keine Gattig (Art). Er habe ſich letzthin eine halbleinene Kutte machen laſſen, er komme darin ſo ſtaadiſch, nit viel gefehlt, wie der Landvogt. Sie möge es ihm aber auch gönnen, er ſei ſo gut gegen ſie, der liebe Gott im Himmel wolle es ihm vergelten, ſie könne es nicht, ſie könne nichts, als für ihn beten. Es ſei denn aber doch nicht, daß er Alles an die Hoffahrt hänge, er habe Geld auch. Sie glaube gewiß, wenn der das Leben habe und Gottes Segen, der bringe es einmal zu einer Kuh, von einer Geiß habe er ſchon lange geredet, aber ſie werde es nicht erleben, es ſei auch nicht, daß ſie ſo dran hange und meine, es müſſe ſein. — Mutter, ſagte einmal Hansli, ich weiß nicht wie es geht, ob der Karren ſchwerer wird, oder ich ſchwächer, ich mag ihn ſeit einiger Zeit faſt nicht mehr allein g'regieren, es geht mir gar hart an, beſonders nach Bern hinein, es geht da ſo viel bergauf. Glaub's wohl, ſagte die Mutter, warum ladeſt alle Wochen mehr auf, es gruſete mir ſchon manchmal für dich, von wegen, das gibt böſe Alter. Dem iſt aber gut zu helfen, lade drei oder vier Dutzend weniger, dann magſt wohl gfahren wie ehedem. — Mutter, das kann ich nicht wohl, ſagte Hansli, habe ohnehin faſt immer zu wenig, und zweimal in der Woche zu fahren, habe ich nicht Zeit; Thun will ich auch nicht fahren laſſen, habe meine beſten Leute dort. — Hansli, und wenn du ſehen würdeſt ein Eſelein zu bekommen? habe ſchon oft davon gehört, wie das die allerkommodſten Thiere ſeien, ſie koſteten faſt nichts, ſie fräßen faſt nichts und ganz unwerthe Sachen, zögen trotz einem Roß und ſogar die Milch könnte man brauchen — nit daß ich möchte, aber nur ſo zu ſagen. — Nein, Mutter, ſagte Hansli, ſie ſollen auch bſunderbar köpfig ſein, ſo daß man längs Stück nichts mit ihnen machen kann, und für was ſollte ich es die fünf anderen Tage brauchen? Nein, aber Mutter, ich hätte an eine Frau gedacht, was ſagt ihr dazu? — Aber Hansli, warum nicht lieber an eine Geiß oder an einen Eſel, was dir nicht z'Sinn kommt? was willſt mit einer Frau machen? — He Mutter öppe was ein Anderer, ſagte Hansli, dann dachte ich, könnte ſie mir helfen den Karren ziehen, es ginge mehr als einmal ſo leicht, wenn mir Eine hülfe, und in der Zwiſchenzeit könnte ſie pflanzen und helfen Beſen machen, wo man weder eine Geiß noch einen Eſel dazu anreiſen kann. — Aber Hansli, meinſt du findeſt Eine, die dir hilft den Karren ziehen, und die für andere Sachen auch noch was nütze iſt? frug bedenklich die Mutter. — O Mutter, es iſt Eine, welche mir ſchon oft geholfen hat den Karren ziehen, antwortete Hansli, und die wäre noch für mehr Sachen gut; aber ob ſie die Frau werden wolle, habe ich nicht gefragt. Ich dachte, ich wolle es euch zuerſt ſagen. — Du Dillersbub, was du mir nicht ſagſt! jetzt iſt mir nicht mehr zu helfen, rief die Mutter. Was, biſt du auch ſo Einer? das hätte ich unſerm Herrgott nicht geglaubt, wenn er es mir geſagt hätte! Was, Eine hat dir am Karren geholfen, und haſt ſie expreß angeſtellt dafür? Nein, aber jetzt traue Einer noch einem Menſchen! — Da erzählte Hansli die Umſtände, wie das ſo zufällig ſich getroffen, und wie das ein Meitſchi ſei, gerade wie für ihn gemacht, exakt wie eine Uhr, nicht hoffährtig, nicht verthunlich und ziehen thue es, er wette, ein mittelmäßig Kuhli möchte es nicht. Geredt mit ihm derentwege habe er nicht, aber er glaube, unanſtändig ſei er ihm nicht. Es habe oft geſagt, z'heirathen preſſire es ihm apparti nicht, aber wenn's es zu machen ſehe, daß es nicht noch böſer haben müßte als jetzt, da beſänne es ſich nicht lang und thäts. Es wüßte doch dann auch, für was es auf der Welt wäre. Die jüngeren Geſchwiſter wüchſen nach, und es wiſſe wohl, wie das gehe, die jüngeren ſeien immer werther als die älteren, und man ſinne den älteren nicht daran, daß ſie die jüngeren hätten nachſchleppen müſſen. — Das gefiel der Mutter nicht ſchlecht, und je mehr ſie das Unerwartete verwand und über die Sache nachdachte, deſto anſtändiger kam ſie ihr vor. Sie legte ſich auf Nachricht aus und vernahm: Schlechtes wiſſe man nichts von ihm, es gehe den Eltern brav an die Hand; daneben z'fiſchen werde es da nicht viel geben. He nun ſodann, deſto beſſer, dachte die Mutter, ſo hat doch Keins dem Anderen was vorzuhalten. Als am Dienſtag Hansli den Karren rüſtete, ſagte ihm die Mutter: He nun ſodann, ſo red mit dem Meitli, wenn es will, mir iſt's recht, aber nachlaufen thue ich ihm nicht, es ſoll am Sonntag zu uns kommen, ſo kann ich es g'ſchauen, und man kann mit einander reden. Wenns gattlig (artig) thun will, ſo wird es ſchon gut kommen, einmal wird es doch ſein müſſen.

He Mutter, das ſteht nirgends geſchrieben, daß es ſein müſſe, iſt's euch nicht anſtändig, ſo kann man es ja unterwegen laſſen, entgegnete Hansli. — Stürm nur nit, und fahr du jetzt und ſag dem Meitli, wenn es mich für die Mutter halten wolle, ſo ſolle es mir Gottwilche (mit Gott willkommen) ſein.

Hansli fuhr und fand ſein Meitſchi, und als Hansli in der Stange, das Meitſchi jetzt am Strick, wacker zogen, ſagte er: Es geht doch mehr als z'halb ringer, wenn Zwei einander helfen und am gleichen Karren ziehen. Ich war am letzten Samstag in Thun und mußte mich faſt tödten. — Habe es ſchon oft gedacht, ſagte das Meitſchi, es ſei einfältig von dir, daß du nicht Jemanden anſtelleſt; es ging dir Alles z'halb leichter und der Verdienſt wär größer. — Was willſt, ſagte Hansli, bald ſinnet man zu früh auf eine Sache bald zu ſpät, man iſt halt gäng (immer) e Menſch. Aber jetzt dücht es mich, ich möchte Eine anſtellen; wenn du wollteſt, du wärſt mir gerade recht. Ich wollte dich heirathen, wenn es dir anſtändig iſt. — He warum nicht, wenn ich dir nicht z'wüſt und z'arm bin, antwortete das Meitſchi. Haſt mich einmal, ſo nützt dich dann das Verachten nichts mehr. Ich werde es auch nicht viel beſſer treffen; öppe Einen bekömmt man immer, aber dann was für Einen? Mir biſt brav genug, haſt Sorg zur Sache, und wirſt e Frau nit für e Hund haben. — He ſie kann es haben wie ich, und iſt ihr das nicht gut genug, ſo kann ich nicht helfen, antwortete Hansli. Aber ich denke, ſchlimmer als du's bisher gehabt, würdeſt du es bei mir nicht haben. Iſts dir recht ſo, ſo ſollſt am Sonntag zu uns kommen, die Mutter läßt dir ſagen, du ſolleſt Gottwillche ſein, wenn du ſie für die Mutter halten wolleſt. — He, ſagte das Meitſchi, was ſollte ich anders, bins gewohnt, die Mutter für die Mutter zu halten, mich zu unterziehen, und es anzunehmen wie es kömmt, böſer und minder böſe, ſauer und minder ſauer. Habe nie geglaubt, ein böſes Wort mache ein Loch, da hätte ich ja kein Stück Haut einen Kreuzer groß am ganzen Leib. Daneben wolle es, wie üblich und bräuchlich, Vater und Mutter vorbehalten haben. Doch würden die nichts dagegen haben, es ſeien ihrer noch genug daheim, und ſie würden froh ſein, vorabzuſtoßen, was gehen wolle.

So war es auch. Am Sonntag erſchien das Meitſchi richtig zu Rychiswyl. Hansli hatte es gut brichtet, ſo daß es nicht lange zu fragen brauchte, wo der Beſenbinder wohne? Die Mutter examinirte es gut über Pflanzen und Kochen, wollte wiſſen, was es bete und ob es leſen könne im Teſtament und auch in der Bibel — es ſei für die Kinder bös und die hätten ſich deſſen zu entgelten, wenn eine Mutter ſich nicht darauf verſtehe, ſagte die Alte. Ihr gefiel das Meitſchi, und die Sach ward richtig. Eine Schöne haſt nicht, ſagte ſie vor dem Meitſchi zu Hansli, und wegem Reichthum wirſt auch nicht viel zu rühmen haben. Daneben macht das nichts; von der Hübſchi hat man nicht gelebt, und mit dem Reichthum ward ſchon Mancher angeſchmiert, daß er meinte, wie eine Reiche er habe und hinterdrein konnte er dem Schwäher die Schulden zahlen. Wenns gſunder Art iſt und werkbar, ſo wird die Sache ſich ſchon machen. Ein paar gute Hemder und eine doppelte Kleidung, daß du am Sonntag und Werktag nicht gleich daher kommen mußt, ſondern dich anders anziehen kannſt, wirſt du wohl haben. — Bhütis ja, ſagte das Meitſchi, wegen ſelbem braucht ihr keinen Kummer zu haben. Ich habe ein ganz neues Hemd, zwei ganz gute und dann noch viere, die aber nicht mehr alles ſind. Aber die Mutter hat geſagt, ich müſſe noch eins haben, und der Vater hat geſagt, er wolle mir die Hochzeitſchuhe machen, und ſie ſollen nichts koſten. Dann habe ich noch eine b'ſunderbar gute Pathe, die gibt mir allweg auch etwas Schönes, vielleicht gar ein Pfänneli oder ein Breitüpfi, und wer weiß, obs da nicht einmal was zu erben gibt? Sie hat zwar Kinder, aber die könnten ſterben.

Gegenſeitig vollkommen befriedigt, beſonders von des Mädchens Seite, welchem die Wohnung, die ſauber gehalten war, neben ihrem Schuhmacherloch voll Leder, Leiſten und Kinder wie ein Palaſt vorkam, gingen ſie auseinander, um bald wieder zuſammen zu kommen und zuſammen zu bleiben.

So geſchah es auch, Einſpruch gab es keinen, die Vorbereitungen nahmen ebenfalls nicht Monate weg, neue Schuhe und ein neues Hemd ſind bald gemacht, wenn man nämlich die Sachen dazu hat, und nach vier Wochen zog Hansli zu Zwei den Karren nach Thun, und kurios war es, der alte Karren ging wieder ganz leicht und wie von ſelbſt. Er hätte nicht geglaubt, daß ein Karren ſich ſo zum Guten ändern könnte, es könnte mancher Menſch an ihm ein Exempel nehmen. Um Hansli reute es manches Mädchen, den hätte es auch mögen, dachte es; wenn es geglaubt, dem preſſire es, ſo hätte es ihm ſchon in den Weg kommen wollen, daß er das Plättergeſicht nicht mit dem Rücken angeſehen. Es hätte nicht geglaubt, daß Hansli ſo dumm wäre, der hätte ganz anders weiben können, wenn er es gewußt hätte anzuſtellen; der werde noch reuig werden vor der nächſten Faſtnacht, aber es möge es ihm gönnen, ſelber than, ſelber han. Aber Hansli war nicht ſo dumm und ward nicht reuig, er hatte grade ein Fraueli, wie es für ihn paßte, ein demüthiges, arbeitſames, genügſames Fraueli, dem es bei Hansli war, als hätte es den Himmel erheirathet.

Gar lange freilich half es dem Hansli den Karren nicht ziehen, der mußte bald wieder einſpännig fahren. Aber als einmal ein Bube da war, tröſtete er ſich; ein ſonderbar munterer ſei er, ſagte er, im Hui ſei der nachgewachſen, daß er ihm helfen könne und unverſehens ziehe er den Karren alleine. Sein Fraueli wollte zwar bald wieder ſich einſpannen. Wenn ſie ſich preſſirten mit Heimkommen, ſo möge es der Bub wohl aushalten, die Großmutter gebe ihm unterdeſſen ſchon zu trinken, meinte es. Aber der Bub meinte es anders, wohl der machte ihnen den Marſch. Sie hatten ſehr preſſirt mit dem Heimfahren, aber noch waren ſie mehr als eine halbe Stunde vom Hauſe entfernt, als das Fraueli ausrief: Mein Gott, was hört man? Es waren Töne, als ob man ein junges Schwein am Meſſer hätte. Mein Gott, was iſt dort, was hat's gegeben! rief wiederum das Fraueli, ließ den Karren fahren und lief davon. Es war die Großmutter, welcher der Bub mit Brüllen den Angſtſchweiß ausgetrieben, und die ſich nicht anders zu helfen wußte, als ihn der Mutter entgegen zu tragen, in tauſend Aengſten, er falle in Krämpfe. Der ſchwere Bub, die Angſt und das Laufen hatten die alte Frau ſo außer Athem gebracht, daß es die höchſte Zeit war, daß Jemand ihr den Bub abnahm. Sie war außer ſich, und lange gings, bis ſie ſagen konnte: Nein, ſo will ich nicht dabei ſein, ſo einen Handlichen habe ich mein Lebtag nie geſehen, lieber will ich den Karren ziehen. — Die guten Leute erfuhren es, was es heißt, einen Zwingherrn im Hauſe zu haben, wenn es auch nur ein kleiner war. Das that aber ihrem Haushalt keinen Abbruch, das Fraueli waltete verzweifelt brav daheim, pflanzte viel, half Beſen machen, überſtürzte nichts, aber machte immer was, als ob es nie müde würde, und Alles ging ihm flink von der Hand. Hansli war ganz verwundert, wie gut er z'weg kam mit einer Frau, und wie ſein Geld ſich mehrte. Er empfing ein Ackerli, die Mutter erlebte eine Geiß, als käme ſie von ſelbſt, und bald zwei. Eſeli wollte Hansli keins, aber er mußte ſich mit dem Müller, der in die Stadt fuhr, verbinden, um einen Theil ſeiner Beſen führen zu laſſen, was freilich den Profit etwas ſchmälerte und Hansli ſehr reute, denn jeder Kreuzer that ihm weh, der nebenaus ging.

Hanslis Leben geſtaltete ſich wiederum glatt und eben, die Tage folgten einander ungefähr wie die Wellen im Fluß, eine von der anderen kaum zu unterſcheiden. Die Beſenreiſer wuchſen alle Jahre, ſeine Frau brachte faſt alle Jahre ihm ein Kind, ohne daß es ſie viel irrte. Sie bekam es, legte es ab, es ſchrie alle Tage ein wenig, es wuchs alle Tage ein wenig, und handumkehrt konnte man es ſchon brauchen. Die Mutter ſagte, ſie ſei alt und habe das nie ſo geſehen. Sie mahnten ſie an nichts beſſer, als an junge Katzen, die nach ſechs Wochen ſchon mauſen könnten. Und mit den Kindern war der Segen da, je mehr Kinder, deſto mehr Geld. Ja, man denke, die Mutter erlebte die Kuh noch. Wenn ſie aber nicht geſehen hätte, wie Hansli ſie bezahlt, ſie hätte ſich kaum ausreden laſſen, er habe ſie geſtohlen. Und hätte die Mutter noch zwei Jahre länger gelebt, ſo hätte ſie erlebt, daß Hansli Eigenthümer wurde des Häuschens, in welchem ſie ſeit Jahren gewohnt, mit einer Taglöhner-Gerechtſame, welche ihnen mehr als genug Holz brachte und Land wohl für eine Kuh und zwei Schafe, welche beſonders kommod ſind, wenn man Kinder hat, welche wollene Strümpfe brauchen. Hansli blieb freilich ziemlich viel darauf ſchuldig, aber es war feſtes Geld, welches ihm ſtehen blieb, ſo lange er fleißig zinſete. Uebrigens machten ihm, wenn er das Leben hätte, die Schulden keinen Kummer, ſagte er und er hatte Recht. Hansli erfuhr es, wie die erſten Kreuzer zu erübrigen am ſchwerſten hält. Es iſt immer ein Loch da, durch welches ſie entſchlüpfen wollen, oder ein Mund, der ſie verſchlingen will. Iſt einmal nachgewerchet, daß man ohne Schulden iſt, mit ganzen Kleidern behaftet und ohne was vorgefreſſen zu haben, dann geht es ſchon. Es bildet ſich der Boden unter den Füßen, es zaunet immer beſſer, der Bach breitet, d. h. das Vorſchlagen wird leichter und größer, wenn nämlich eins nicht iſt, wenn ſich die Lebensweiſe nicht ändert. Da liegen Klippe und Sandbank neben einander, und die Durchfahrt iſt merkwürdig ſchmal. Da wachſen gerne aus dem Boden herauf die Bedürfniſſe über Nacht wie Schwämme auf dem Miſt, und wenn nicht beim Mann, ſo doch beim Weib, und wenn nicht bei den Eltern, ſo doch bei den Kindern. Auf einmal ſind hundert Dinge nöthig, an die man nicht gedacht, und anderer ſchämt man ſich, wo man ſonſt nichts anderes gewußt. Man überſchätzt, was man hat, weil man vorher nichts gehabt, überſchätzt ſich, weil man das Gedeihen ſich ſelbſt zuſchreibt, überſchätzt ſeine

Zukunft, weil man ſie für nothwendige Fortſetzung der Vergangenheit hält und ändert die ganze Lebensweiſe. Im Verhältniß, daß der Verbrauch zunimmt, nimmt der Fleiß ab und ſomit der Erwerb, und wie man aufgeſchoſſen, fällt man wieder. Die Herrlichkeit vergeht, wie ſie gekommen, denn es iſt noch immer wie ehedem: der Hochmuth kommt vor dem Fall.

Das war nun bei Hansli aber nicht. Er lebte und ſchaffte durchaus im Gleichen fort, verthat faſt kein Geld, freute ſich dann aber auch, daheim was Warmes zu finden und that ſich daran gütlich. Er änderte nichts, als daß nach und nach die ſchaffenden Kräfte ſich mehrten. Das Fraueli beſaß, ſich ſelbſt ganz unbewußt, die merkwürdige ſeltene Kunſt, die Kinder alsbald zu gebrauchen, ſie ſich ſelbſt helfen zu lehren, jedes nach ſeinem Alter und das ganz ohne viel Redens, es wußte ſelbſt nicht, wie es das machte. Ein Pädagog hätte ſicherlich darüber kein vernünftig Wort von ihm heraus gebracht. Sie warteten ſich gegenſeitig, halfen dem Vater mit dem Beſenmachen, der Mutter trugen ſie ab und zu, halfen beim Pflanzen, keines bekam eine Ahnung von der Süßigkeit des Müſſigganges, des träumeriſchen Herumlungerns, und doch wurde keines ſtraplizirt oder vernachläſſigt mit Speiſe oder Unreinlichkeit. Sie wuchſen wie die Weiden im Bach, waren geſund und froh. Die Eltern hatten nicht Zeit, mit den Kindern Narrethei zu treiben, aber die Kinder fühlten die Liebe der Eltern, ſahen, daß ſie mit ihnen zufrieden waren, wenn ſie ihre Sache gut machten. Die Eltern beteten mit ihnen, und am Sonntag las der Vater ſein Kapitel und erklärte, was er wußte, und derentwegen hatten die Kinder großen Reſpekt vor ihm, betrachteten ihn wirklich als den Hausvater, der mit Gott rede, und wenn ſie nicht gehorchten, es Gott ſage und dem Heiland. Der wahre Reſpekt der Kinder vor den Eltern hängt ganz beſtimmt vom Verhältniß der Eltern zu Gott ab, wie es die Kinder wahrnehmen können. Wenn das nur alle Eltern bedächten! Ja unſer Hansli war ſelbſt unter andern Leuten als nur unter den Kindern eine Art Reſpektsperſon. Er war ſo beſtimmt, ſo zuverläſſig, geſcheute Worte gingen von ihm, man ſah ihn niemals anders als ehrbar, er that nicht groß, machte aber auch nicht den Bettler, daß gar manche vornehme Herrenfrau expreß in die Küche kam, wenn ſie hörte, das Beſenmannli ſei da, um zu vernehmen, wie es auf dem Lande gehe, und wie dies und wie jenes gerathe. Ja, in manchem Hauſe in Bern vertraute man ihm das Liefern von Wintervorräthen an, und das trug manchen ſchönen Batzen ein. In Thun war das wohl nicht der Fall, denn dort iſt jede Frau Rathsherrin eine halbe Bäurin und pflanzet für Menſchen und Vieh, daß es ſie faſt verſprengt. Aber ſie kamen doch in die Küche, hießen ihn gar in die Stube kommen und verklapperten mit ihm manch trautes Halbſtündchen bei ſüßem Thunerwein. Denn wenn ſie ſchon ſelbſt pflanzten, ſo meinten ſie deßwegen nicht, daß ſie nicht das Recht hätten zu klappern, mit wem ſie wollten, ſo gut wie die andern Frauen Rathsherrinnen, welche nicht pflanzten. Ja ſogar die Frau Schultheißin ſprach mit ihm, es war ſo zu ſagen ihr zum dringenden Bedürfniß geworden, ihn alle Samstage zu ſehen, und wenn ſie mit ihm ſprach, ſo war es ſogar erlebt worden, daß der fragende Herr Schultheiß auf Antwort warten mußte. Von wegen, es thut auch einer Frau Schultheißin wohl, einmal in der Woche ein vernünftig Wort zu hören und zu reden.

Da einmal geſchah es, daß Samstag war in Thun, aber in Thun war kein Beſenmannli zu ſehen. Das gab großes Aufſehen und bedenkliche Geſichter. Manche Köchin ſtand unter der Thüre mit eingeſtemmten Armen und ließ kaltblütig oben in der Küche Suppe und Pfanne in einander machen, daß man mit keinem Lieb ſie mehr auseinander brachte. Haſt ihn nicht geſehen, nichts von ihm gehört, frug Eine die Andere? Manche Frau ſchoß in die Küche und wollte die Köchin abputzen, daß ſie ihr nicht gerufen, als das Beſenmannli da geweſen. Aber da fand ſie keine Köchin, fand nichts, als was auf dem Feuer, das ſtank wie der Teufel, das war die Pfanne und die Suppe, die Hochzeit hielten. Selbſt die Frau Schultheißin kam in Bewegung, nahm erſt ihren Herrn, dann dem Landjäger vor, und als Beide nichts wußten, ſtieg ſie nach dem Eſſen ſelbſt in's Städtchen hinab, um nach ihrem Beſenmannli zu fragen. Sie ſei ganz aus mit Beſen, habe in der folgenden Woche fegen wollen, und jetzt keine Beſen, man ſolle denken! — Aber das Beſenmannli erſchien nicht. Es war die ganze folgende Woche eine gewiſſe Leere fühlbar in der Stadt, und am nächſten Samstag große Spannung. Kommt er? kommt er nicht? war das Loſungswort. Und er kam, er kam wirklich, aber ringer wäre er daheim geblieben. Wenn er auf alle Fragen hätte Antwort geben wollen, ſo hätte er acht Tage in Thun bleiben müſſen. Er fertigte die Leute mit dem einfachen Beſcheid ab, er hätte z'Leicht an eine Begräbniß müſſen. — Wem? frug ihn die Frau Schultheißin, die er nicht ſo kurz abfertigen konnte. — Meiner Schweſter, antwortete das Beſenmannli. — Wer war ſie und wo wurde ſie begraben? frug die Dame weiter. — Das Beſenmannli antwortete kurz aber wahr, da rief die Frau Schultheißin plötzlich aus: Aber mein Gott! was? ſeid ihr der Bruder von der Köchin, die ſo großes Aufſehen machte, weil es nach dem Tode des Herrn ſich herausgeſtellt, daß ſie ſeine Frau geweſen und ihn alſo erbe und die dann darauf plötzlich ſtarb? — Gerade der bin ich, antwortete Hansli trocken. — Aber du meine Güte! rief die Frau Schultheißin und ſchlug die Hände zuſammen: 50,000 Thaler geerbt zum Wenigſten, und jetzt noch mit Beſen im Lande herumfahren! — Warum nicht, antwortete Hansli, habe das Geld noch nicht, und wegen der Taube auf dem Dache laſſe ich den Spatz in der Hand nicht fahren. — Taube auf dem Dache! rief unwillig Frau

Schultheißin. Erſt dieſen Morgen haben ich und der Herr Schultheiß mit einander darüber geredet, und der ſagte, d'Sach ſei richtig, das Vermögen müſſe dem Bruder zufallen. — He nun, deſto beſſer, antwortete Hansli. Aber was ich fragen wollte: ſoll ich über acht Tage Beſen bringen, oder über vierzehn? — Ach bah Beſe! rief die Frau Schultheißin, kommt herein, ich möchte ſehen, was mein Herr für Augen macht. — Ich wär preſſirt, antwortete Hansli, ich habe weit heim, und die Tage ſind kurz. Kurz oder nicht kurz, kommt, befahl die Herrin, und Hansli mußte gehorchen, verſteht ſich. — Sie führte ihn nicht in die Küche, ſondern in's Eßzimmer, befahl der Gattung oder Fanchette oder wie die Kammermagd hieß, dem Herrn zu ſagen, das Beſenmannli ſei da, und eine Flaſche Wein zu bringen, und hieß das Mannli ſitzen, wie auch das Mannli proteſtirte, er habe nicht Zeit und müſſe weiter. Der Herr war da im Augenblick, ſetzte ſich, ſchenkte ſich auch Wein ein, machte Geſundheit, wünſchte Glück, und Hansli mußte erzählen, wie er dazu gekommen. Er machte es kurz. Er könne nicht viel ſagen, erzählte er. Bald, als die Schweſter vom Herrn geweſen (konfirmirt worden), ſei ſie fortgegangen, um Arbeit aus. So ſei ſie von Platz zu Platz gekommen und ſtark gefördert worden mit Schein. Um ſie daheim habe ſie ſich nie viel gekümmert, ſei in der Zeit bloß zwei Mal heim geweſen und ſeit der Mutter Tode nie. Er habe ſie wohl in Bern angetroffen, aber nie habe ſie ihn heißen in's Haus kommen, wo ſie gedient, nichts als den Gruß befohlen an Weib und Kinder und wohl geſagt, ſie komme nächſtens, aber es ſei nie geſchehen. Freilich ſei ſie nicht viel in Bern geweſen, ſondern habe viel in Schlöſſern auf dem Lande herum gedient, ſei auch im Welſchland geweſen, wie er vernommen. Sie habe ein unruhig Blut gehabt und einen wunderlichen Kopf, und die blieben nie lange an einem Orte. Darneben war ſie b'ſunderbar treu und fromm, man konnte ihr unbeſorgt anvertrauen was man wollte. Vor Kurzem ſei die Rede gegangen, ſeine Schweſter habe einen alten reichen Herrn geheirathet, der es den Verwandten zum Trotz gethan, weil ſie ihn ſchwer erzürnt, aber er habe der Sache nicht viel Glauben gegeben und ihr nicht nachgedacht. Da habe er plötzlich Beſcheid bekommen, er ſolle alsbald zu ſeiner Schweſter gehen, wenn er ſie noch lebendig antreffen wolle, ſie wohne im Murtenbiet; das habe er gethan und ſei noch früh genug gekommen, um ſie ſterben zu ſehen, aber viel habe er mit ihr nicht mehr reden können. Als ſie beerdigt geweſen, ſei er wieder hergekommen, es habe ihm preſſirt; ſeit er hauſe, habe er nie ſo viel Zeit verſäumt. Du mein Gott, ſagte die Frau Schultheiß, verſäumt, wenn man dabei 50,000 Thaler erbt? und wollet ihr denn bei einem ſolchen Vermögen fortfahren Beſen machen und damit hauſiren? He, das iſt ſo, Frau Schultheißin, ſagte Hansli. Ich traue der Sache nicht recht, es dünkt mich, es hätte keine Gattig (Art), daß ich ſo viel erben ſollte. Daneben ſagt man mir, es könne nicht fehlen, und wenn die Zeit um ſei, werde ich es frei und frank in die Hände bekommen. Nun, ſei das wie es wolle, ſo fahre ich einſtweilen im Alten fort. Wenn es fehlen ſollte, müßten die Leute nicht lachen: der hat ſchon gemeint, er ſei ein Herr und kann ſchön wieder an ſeinem Karren ziehen! Habe ich einmal das Geld, werde ich es mit den Beſen wohl laſſen, obgleich es mich reut und mir nicht erleidet iſt. Aber die Leute würden doch reden und ein Geſpött haben, wenn ich es thäte, und das mag ich auch nicht. Bauer ſein iſt auch eine ſchöne Sache, und wenn man Geld hat, wird ſchon ein Hof zu kaufen ſein. Ich habe Gottlob ein Häuschen und Land faſt für zwei Kühe, und bei meinem Fahren habe ich manchmal gedacht: wäre ich nicht das Beſenmannli, ſo möchte ich Bauer ſein, und vielleicht brächte ich es z'weg, ſo einen mindern Hof zu kaufen, wo für alle meine Kinder zu arbeiten und zu eſſen genug wäre, feſt kann man dann ſitzen. — Aber iſt das Vermögen in ſaubern Händen? können da keine Gefährde getrieben werden? frug der Herr Schultheiß. — Ich glaube, es ſei ſicher, ſagte Hansli. Ich habe die, welche am meiſten dran machen können, probirt. Ich habe ihnen Geld angeboten, wenn ſie machten, daß ich zum Erben komme. Da haben ſie geſcholten und geſagt: G'hörs mir, werde ich es erhalten, g'hörs mir nit, mache man da nichts mit Geld, für die Koſten werde man mir ſeiner Zeit die Rechnung machen. Da ſah ich, daß die Sache am rechten Orte iſt, und mag jetzt wohl warten, bis die Zeit um iſt. — Nein aber, ſagte die Frau Schultheißin, das iſt mir unbegreiflich, das iſt mir eine Kaltblütigkeit, die in Iſrael ſelten gefunden wird, die mich aus der Haut triebe, wenn ich eure Frau wäre. — Die thut es nicht, ſagte Hansli, bis ſie Jemand brichtet, wie ſie wieder hinein könnte. — Dieſe Kaltblütigkeit und das Fortfahren mit den Beſen verſöhnte viele Leute mit dem ſonſt ſo gerne beneideten ſogenannten Glücklichen, während Andere es als Beſchränktheit und Dummheit verhöhnten. Einige meinten, Hansli ſei dumm, und wer geſcheut ſei, könne da was zu fiſchen kriegen. Sie liefen ihn an, ſuchten ihm Angſt zu machen und hinten drein mit dem Anerbieten ihrer Hülfe zu tröſten. Andere wollten das Erbe ihm abkaufen, er kriege es doch nicht, ſagten ſie. Es gebe da Prozeſſe, deren Ausgang er nie erlebe, wo da Geld nehmen, um ſie zu ſpeiſen? He, ſagte Hansli, es ſei Alles ungewiß auf der Welt, einſtweilen wolle er ſich noch beſinnen, es ſei dann noch frühe genug zuzuſehen, wenn die Sache ſich ſtecken ſollte.

Die Sache ſteckte ſich aber nicht. Zur geſetzten Zeit erhielt er Bericht, er ſolle auf Bern kommen; d'Sach ſei im Reinen.

Als er als ein reicher Mann heim kam, weinte ſeine Frau gar mörderlich und himmelſchreiend. Er mußte mehrmal fragen: Was hats gegeben, iſt ein Unglück geſchehen?—

Jetzt, ſagte endlich die Frau, die, je ſeltener ſie weinte, um ſo ſchwerer zu ſich ſelber kam, jetzt wirſt mich verachten, da du ſo reich biſt, und denken, hätteſt nur eine Andere. Ich that, was mir möglich war, aber jetzt bin ich nichts mehr, ein alter Kratten. O wenn ich nur ſchon unter der Erde wäre! — Da ſetzte ſich Hansli auf den Vorſtuhl und ſagte: Hör, Frau, du weißt, faſt dreißig Jahre haben wir gehaushaltet im Frieden, was das Eine wollte, wollte das Andere auch. Geprügelt habe ich dich nie, ja die böſen Worte, die wir uns gegeben, wären bald gezählt. Jetzt, Frau, fang mir nicht an wüſt zu thun und ein Neues anzufangen, es ſoll zwiſchen uns beim Alten bleiben. Das Erb kommt nicht von mir, es kommt nicht von dir, es kommt von Gott für uns Beide und für unſere Kinder. Das kann ich dir ſagen, und das ſoll feſt ſein wie ein Wort aus der Bibel, daß, ſo bald du mir noch ein Mal davon anfängſt, mit Heulen und ohne Heulen, ſo prügle ich dich mit einem neuen Seil, daß man dich am Bodenſee kann ſchreien hören. Dabei bleibts, jetzt mach was du willſt!

Das lautete ſehr beſtimmt, beſtimmter als der Briefwechſel zwiſchen Preußen und Oeſterreich. Die Frau wußte woran ſie war, ſie kannte Hansli, ſie wärmte dieſes Lied nicht mehr auf, es blieb unter ihnen beim Alten. Sie zogen einträchtig am Karren und der Karren blieb ganz leicht.

Hansli kaufte alsbald einen großen Hof, damit er für ſeine Kinder zu arbeiten und zu eſſen hätte. Aber ehe er als Beſenmannli abtrat, machte er ein ſchön Stücklein, allen ſeinen Kunden brachte er ein Dutzend Beſen als Geſchenk ins Haus. Er ſagte nachher oft und gewöhnlich mit Waſſer in den Augen, das ſei der Tag, den er am wenigſten vergeſſen könne, er hätte nie geglaubt, daß er den Leuten ſo lieb ſei. Er behielt als Bauer den gleichen Fleiß und die gleiche Einfachheit, betete und arbeitete wie vorher und doch wußte er zwiſchen Bauer und Beſenbinder den

Unterſchied zu machen, daß der Erſte zu geben, der Andere zu nehmen hatte, that beides gleich unbeſchwert. Er hatte längſt gewußt, was einem Bauernhauſe wohl anſtehe, das vergaß er nicht und führte es jetzt in ſeinem Hauſe aus. Was er gerne gehabt für ſich, das that er auch an Andern. — Das gleiche Maß hielt er mit den Kindern, das war wohl der ſchwerſte Punkt. Er wußte wohl, daß er ſie jetzt etwas beſſer kleiden mußte als des Beſenbinders Kinder, aber den rechten Grad darin zu treffen, war nicht ganz leicht, nicht leicht war es, die Kinder zu befriedigen und es dem Publikum zu treffen, daß es nicht ſchrie über das Zuwenig oder das Zuviel. Hansli traf es nicht übel, und ſeine Frau ſtimmte ihm bei. Sie kleideten ihre Kinder dauerhaft und ſtattlich, meiſt in ſelbſtgemachtes Zeug, aber er duldete nichts Auffallendes, in die Augen Schreiendes an ihnen. Er ſagte ihnen oft: Kinder, thut nicht groß, macht nie den Narren, ſei es mit was es wolle. Sobald Eins von euch die Leute ärgert, ſei es mit dieſem oder jenem, ſo zählt darauf, ihr müßt von allen Seiten hören: das mag wohl, es iſt ja des Beſenbinders Kind, der zöge noch am Karren, wenn er nicht geerbt. Es wäre noch Mancher reich, wenn er es erben könnte, das iſt keine Kunſt. Ich ſchäme mich mein Lebtag deſſen nicht, es kann mir Beſenbinder ſagen, wer will, aber ich bin auch nicht hochmüthig; werdet ihr es aber, ſo werdet ihr euch des Vaters und der Mutter ſchämen, und die Leute werden euch den Beſenbinder vorhalten euer Leben lang. Darauf zählt!

Die Kinder glaubten daran und thaten darnach. Indeſſen wollen wir nicht ſagen, daß Eltern und Kinder alle Färbung ihrer frühern Lebensweiſe hätten abſtreifen können und immer ganz feſt und ſicher auf dem neuen Boden umhergeſchritten wären, das iſt wohl unmöglich, und es braucht Generationen, um in einen neuen Stand hinein zu leben, und je ängſtlicher man es will, je verlegner man thut, was jedoch bei unſerm Beſenbinder nicht der Fall war, deſto weniger gelingt es.

Der liebe Gott ließ ſie lange leben, er gab ihnen noch die Freude, zu ſehen, wie brave Tochtermänner mit ihren Weibern wohl zufrieden waren, und brave Söhnisweiber die Eltern um ihrer braven Männer willen liebten und ehrten, und wenn ſie noch jetzt auf Erden wären, ſo würden ſie ſehen, wie die Familie Wurzel geſchlagen, blüht und Früchte trägt unter den Ehrbaren des Landes, denn ſie bewahrt noch jetzt die wahren Lebenskeime der Familie: Fleiß und Frömmigkeit, ein währſchaft kernhaft Weſen, das nicht alle Tage ein anderes wird, je nachdem der Wind geht und die Umſtände wechſeln.

◆

Druck von Moritz Katz (Gebrüder Katz) in Deſſau.

Erzählungen und Bilder

aus dem

Volksleben der Schweiz

von

Jeremias Gotthelf.

◆

Vierter Band.

Berlin, 1853.
Verlag von Julius Springer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt
des vierten Bandes.

Seite
Der Ball 1
Der Sonntag des Großvaters 91
Der große Kongreß auf dem Kaſinoplatz in Bern 138
Ich ſtrafe die Bosheit der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geſchlecht 169
Riggi Ju 197
Barthli der Korber 217
Wie ein Wälſch Wein verkauft 299
Ein Bild aus dem Uebergang 1789 309

Der Ball.

(Die Erzählung erſchien zuerſt in den Alpenroſen Jahrgang 1853.)

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Es war einmal ein Mann, der war Vater und ſogar Rathsherr, war mit ſechs Kindern geſegnet und namentlich mit einem Sohne, den man Jacob nannte. Auf dieſen hatte er gehofft, er ſolle ſein Nachfolger ſein in Ehr und Aemtern, ſeine rechte Hand in Familie und Haushalt, und aus dem allen wollte es nichts werden. Jacob war ein herzguter Burſche, aber über ſeiner Wiege hatte die Sonne nicht geſchienen; er war unbehülflich, hatte immer Unglück; was er anfing lief ihm krumm. Er hatte ein Pöſtlein, aber ein ſehr mageres, es erhielt ihn dürftig beim Ordinäri; gabs aber leicht etwas extra, mußte der Vater an Tanz, und Väter haben eine ſehr große Aehnlichkeit mit den Kühen, bei denen nichts ſchmerzlicher iſt, als wenn man immer noch rupft und milcht, und iſt längſt keine Milch mehr im Euter, kein Geld mehr im Sack. Herrn Gygampf plagte dieſes ſchmerzlich, er hatte ſeinen Jacob deßwegen an einen großen Schießet geſandt, wo er ſich mit Schießen und Reden einen Namen machen, mit hohen Eidgenoſſen bekannt werden könnte, wo ihm dann eine gute Anſtellung nicht fehlen konnte, hatte eine beträchtliche Handvoll Geld geſchwitzt und es war wieder All nichts. Jacob hatte nicht geredet, ſchlecht geſchoſſen, nicht einmal eine Nummer im Stich; und von den hohen Eidgenoſſen ſagte er, man habe ſie ihm gezeigt von Weitem und beinahe hätte er ſie gehört, aber er ſei wohl weit von der Tribüne geſeſſen, wie ſie hießen, wiſſe er nicht mehr recht, man hätte es ihm geſagt, aber er habe es wieder vergeſſen. Dieſer arme Jacot ſtund vor ſeinem Vater Rathsherr, und dieſer las ihm ein ſtreng Kapitel. Und jetzt, d'sGeld iſt den Bach ab und du der gleiche Schlufi, was ſolls jetzt? Was Kinder doch für eine Plage ſind, nichts als Verdruß und für was am End? Wenn man Alles macht ſie vorwärts zu bringen, d'sGeld am Maul abſpart, ſich duckt und bückt jedem Schelm und jedem Babi, die zu Was ſtimmen können, die höchſte Ehre erweiſt, den Staub von den Schuhen leckt, ſo müſſen die Kinder weiß Gott auch nachhelfen, ſich etwas gefallen laſſen, ſich Mühe geben und nicht den Löhl machen, wie du, ſonſt hilft weiß Gott Alles nichts. Natürlich liegen ſie Einem am Herzen, dafür kann man nichts, das iſt Naturſache; man möchte ſie verſorgen, wenn ſie irgendwo in einem Spital ſterben müßten, hätte man es doch ungern, obſchon, wenn man geſtorben iſt, es auf eins herauskommt, ſei man in einem Spital geſtorben oder in einem Palaſt. Aber da ſchreit Alles nach Geld, die Frau will Geld, die Kinder wollen Geld, der Anſtand will Geld, die verfluchte Wohlthätigkeit, was in der Mode iſt, will Geld, Alles will Geld, von Vorſchlagen iſt keine Rede, ein Quartal reicht kaum zum andern, und wenn das Jahr um iſt und wie Heuſchrecken obendrein noch die Contos kommen und die heilloſen Büchlein, möchte man manchmal aus der Haut fahren und dieſe dem Schinder verkaufen. Vermögen ſammeln kann man bei den Lumpenbeſoldungen alſo nicht, außer in den Cantonen, wo man ſchöne Gelegenheit hat, etwas nebenbei zu machen; man muß ſuchen die Kinder gut zu placiren im Staat oder mit Heirathen, aber da müſſen ſie ſelbſt auch Beine machen und nicht blos die Maulaffen. Und beim Heirathen heißts auch immer wieder Geld, Geld. Der Hauſe muß zum Haufen, und unſereiner mag ſein Gärnli auswerfen, wie er will, ſo fiſchet er nichts, kann allemal, wenn er nachſieht, ſagen, aber nüt, aber nüt! Höchſtens ſieht er einen alten abgemagerten, halbabgeſtandenen Hürlig, den man noch ſelbſt erhalten ſollte. So kann ich ds Liſette und ds Gritli da haben, ſie auf die Bälle ſchicken allemal in einem neuen Rocke, und hier und da tanzt Einer, der ein Pöſtlein will, mit ihnen, macht ſich zärtlich mit ſüßen Augen, und hat er das Pöſtlein, ſieht er ſie nicht mehr mit dem Rücken an. Am Ende muß ich alles entgelten, an allem ſchuld ſein, heulen mir die Ohren voll: wären ſie elegant geweſen, hätten ſie wenigſtens Einen gekriegt, wenn nicht Zwei die dummen Dinger, die nicht wiſſen wo Barthlome Moſt holt und was Trumpf iſt auf der Welt! Wenn ich nicht mehr da bin, haſt du ſie auf dem Hals, kannſt da ſehen, wie machen und wie weit man kommt, wenn man nichts iſt, gar nichts als ein hölzerner Stock. Vater, ſagte Jacot, dem dieſe Predigt durchs Leder zu dringen begann, Vater, ihr ſeid ungerecht gegen mich, ich thue was ich kann, bin immer zu rechter Zeit auf dem Bureau, mache meine Arbeit fertig, ehe Andere dieſelbe angefangen, muß daher doppelt ſo viel machen als Andere, weil der Chef ſagt, ich mache ſie am beſten und werde damit auch zu rechter Zeit fertig. Ich beſuche die Vorleſungen regelmäßig, ſchreibe ſogar nach, ja repetire ſelbſt zuweilen, ich wills im Examen mit Jedem probiren. Pah, Examen, Dummheiten! ſchreit Herr Rathsherr Gygampf, mach daß du zu guter Geſinnung kommſt und dieſelbe an den Tag legen kannſt. Trage die Standesfarbe Tag und Nacht, wo man ſie am weiteſten ſehen kann; ſtelle dich dar als Trumpf, mit dem man ſtechen kann, Könige, Königinnen und Aeſer ſoviel man will, opfere dich dem Vaterland, trage nur, z. B. wo vaterländiſche Feuer brennen, einige Reiswellen dazu, wirſt du deinen Weg hundertmal beſſer machen, als wenn du alles wüßteſt, was in den Büchern ſteht und die Andern alle nicht wiſſen.

Mach jetzt, was du willſt, entweder thue wie ich dir ſage, oder ſuche eine reiche Frau; aber das ſollſt wiſſen, daß ich dir nicht mehr mit Geld nachhelfen kann oder will. Jacob ſtand da wie die Butter an der Sonne, und als er wieder was ſagen wollte, war der Vater fort. Es wurde ihm ganz elend im Gemüthe, er fiel in ſehr bedenkliche Gedanken. Er dachte, wenn ihm bis dahin nichts geholfen, was noch ſein könnte, was ihm helfen könnte, und wenn nichts ſei, was dann? Endlich ſchien ſein Geſicht ſich aufzuheitern; es war ihm nämlich etwas eingefallen. In einem der vielen eidgenöſſiſchen Feldzüge in den vierziger Jahren, in welchem wiſſen wir nicht, hatte er als Unterlieutenant ſeinen Muth ebenfalls im Lande herumgetragen und war einige Zeit in einem Quartier gelegen, wo zwei Töchter waren, ein Sohn und zwei lebende Eltern, wie man zu ſagen pflegt. Die Leute waren ſehr reich, aber ſo recht bäueriſch, wie man ſie ſelten mehr ſieht, waren ſehr mißtrauiſch und ſehr ſtolz, aber eigentlich mehr innerlich als äußerlich, denn Stolz und Reichthum hätte man von weitem nicht hinter ihnen geſucht. Nur wenn ihnen Jemand zu nahe auf den Leib rückte, gaben ſie zu verſtehen, ſie ſeien dann noch wo daheim, zählten ſich nicht zu allen Leuten, und könnten es machen ohne irgend wen, und ob höflich oder nicht höflich, ſei ihnen ganz gleichgültig, ſie thäten, wie es ſich ihnen ſchicke, hätten nicht viel auf dem Federleſis machen, könnten es ohne das. Sie arbeiteten wie Pferde und Vergnügen kannten ſie weiter keine als zuweilen z'Marit gehen, und an den üblichen Tagen brav kücheln und Fleiſch kochen, daß Jeder ſich zweimal mehr als ſatt eſſen konnte und noch übrig blieb, oft mehr als gegeſſen wurde, faſt ſo viel als jener Witfrau, die an einer Aufrichti kochte, nicht nur daß 200 Perſonen mehr als ſatt wurden, die Meiſten heimtrugen ſondern endlich nach vier Wochen die Arbeitsleute alle ſammt fortliefen, weil die Reſte noch kein Ende nehmen wollten und nicht mehr recht appetitlich waren. Dabei waren ſie nicht zänkiſch aber ebenſo wenig freundlich, es war als wenn über ihrem Hauſe immer ein umwölkter Himmel ſei, die Sonne nie ſcheine. Mit Leſen gaben ſie ſich nicht ab, außer an einem Sonntag, wo Betbücher zur Hand genommen und in der Bibel geleſen wurde. Wiſſentlich und abſichtlich thaten ſie nichts Böſes, aber ſie forſchten nicht ſonderlich nach, was böſe ſei, und hielten gar Manches nicht für ſchlimm, weil es ihnen kommod war und von Jugend auf angewöhnt, und es paßte doch zur rechten Frömmigkeit wie eine Fauſt auf das Auge. In ihr Haus war noch keine Zeitung gekommen und wer ſich darüber verwunderte, den ließen ſie es merken, daß ſie Zeitungen für eigene Werke des Teufels hielten, und die, welche an den Zeitungen Freude hatten, für leibhaftige Kinder des Teufels.

Sie waren wohlthätig, aber nach ihrer Weiſe, und wollten ſelbſt die gütigen Geber ſein. Wer für ſogenannte wohlthätige Zwecke ſammelte, kriegte nie einen Kreuzer, konnte froh ſein, wenn er vom Ringgi nicht beläſtigt wurde. Man könne nie wiſſen, wer die Sache am Ende bekäme, es ſei nicht alles ſufer in der Welt, und wenn ſolche Stürmine recht Lüt wären, ſo hätten ſie nicht Zeit, für Andere im Lande herumzufahren, ſondern genug zu thun, zu ſich ſelbſt zu ſehen.

Bei dieſen Leuten war unſer Jacot einquartirt geweſen längere Zeit und war wohl für die Leute geweſen. Jacot war gutmüthig, beläſtigte nicht, bramarbaſirte nicht, wußte in langen Abenden kurzweilig zu erzählen, ging ſogar in die Kirche, ohne daß er expreß hinein kommandirt war.

Mit dem Sohne ſtand er auf gutem Fuße und mit den Mädchen auf noch beſſerm, beſonders mit Trineli, welches die feinere Art hatte als Stini (Chriſtine) die jüngere, welche die größte Freude und volles Genügen hatte, wenn die Schweine wuchſen, zum Mäſten ſich gut anließen, die Kühe viel Milch gaben und das Heu melchig wurde, während Trineli etwas an Weltſchmerz litt; Europamüde und lebensſatt war es zwar noch nicht, aber es klagte ſehr, wie ſie keine Freude hätten, nirgends hin kämen, ganz verſauern müßten. Werchen und immer werchen, ohne zu wiſſen warum, weil man längſt mehr als genug hätte, und ohne was davon zu haben als im Sommer zu ſchwitzen und im Winter zu frieren, ſelb ſei doch auch nichts, ſo wiſſe man ja gar nicht, für was man auf der Welt ſei und was für ein Unterſchied ſei zwiſchen Menſch und Vieh. Solche Reden hatte Jacot gerne gehört und Trineli in dieſen Anſichten ſehr beſtärkt, denn er fand einen höheren Zug darin, ein Zeugniß, daß Trineli zu Höherem geboren als Kraut z'bſchütten und Schweine zu mäſten, und ſagte es Trineli auch, aber ohne alle beſondere Anwendung. Auf zweckdienliche Applicationen verſtund er ſich durchaus nicht. Seither hatte er oft gedacht: O Jacot, was biſt doch für e Löhl! Hätteſt da eine reiche Frau nehmen und noch dazu eine hübſche haben können, und ſinneteſt nicht daran! Ja dumm biſt du, ſelb iſt wahr, und wenn du zu nichts kömmſt, biſt du ſelbſt ſchuld. Der Vater hat recht, aber ich will ihm zeigen, daß ichs auch anders kann. Und er ward ſehr gedankenvoll, unſer Jacot. Es war als ob ſein Kopf ſich ausdehne wie die Flügel einer Henne, wenn ſie auf einem Dutzend Eier ſitzt und brütet, und Jacots Seele brütete wirklich auch, aber nicht über Eier, ſondern über Gedanken.

Es giebt auf Erden nicht blos melancholiſche Menſchen, es giebt auch melancholiſches Wetter, und zwar zu allen Jahreszeiten. Bekannt ſind die herrlichen Herbſttage mit ihrer milden Sonne, dem klaren Himmel und im Hintergrunde das duftige Weben der wunderbaren Schleier, gewoben aus den feinſten Atomen im Gebiete der Dünſte, welcher das Letzte birgt; Herbſttage, wie die ſpätern Tage des Chriſten, der die Hitze des Tages ertragen, durch die Mühen des Lebens glaubensfroh und ſiegreich ſich durchgerungen, und nun Früchte des Geiſtes trägt, an deſſen mildem Weſen die Menſchen ſich erquicken, deſſen blaues Auge ſehnſuchtsvoll nach dem Schleier blickt, hinter welchem ſein Jenſeits liegt. Um ſo häßlicher ſtechen dann die Tage ab, und um ſo melancholiſcher ſind ſie, an welchen grauſchwarzes Gewölke am Himmel hängt, wüſte unheimliche Byſennebel und ein ſaurer Wind über die Erde ſtreicht, ſauer und froſtig die ganze Luft iſt, und ſauer und froſtig jedes Menſchen Geſicht, jedes Geſicht der Abdruck eines Gemüthes, das mit nichts zufrieden iſt, nicht mit Gott, nicht mit der Welt, nicht mit ſich, das alles vergrännet und vergiften möchte im Himmel und auf der Erde ſammt dem Teufel und allen ſeinen Geiſtern. Und wenn man dann noch gar an einem ſolchen Tage in einem offnen Schopfe oder einem zügigen Tenn ſitzen muß, an einem unendlichen Haufen weißer, bekanntlich ſo ſchrecklich erkältender Rüben, daß ſelbſt viele Kühe ſie nicht ertragen mögen, und da Laub abhauen muß von einer Tagbeiteri zur andern, ja vielleicht noch beim Laternenſchein, ſo möchte ich denn doch fragen, ob ſich wohl etwas Melancholiſcheres zwiſchen Himmel und Erde denken läßt, als das Sitzen an froſtigen Herbſttagen, beim Byſennebel, an einem unendlichen Rübhaufen, der gar nicht mindern will, gäb wie man ſich ſchicken mag. Und wenn man dazu noch ein junges hübſches Meitſchi iſt, und Geld hat mehr als genug, und das Sitzen am Rübhaufen noch für eine Luſtbarkeit nehmen ſoll, wenn man nicht ausgelacht oder gar geſcholten werden will, ja da ſoll es doch Niemanden wundern, wenn das Meitſchi melancholiſch wird und brütet über trübſeligen Gedanken. Oder was meint ihr, ihr Töchter zu Stadt und Land mit den Roſenfingern in däniſchem Leder und den Füßen in galanten Bottines, wenn ihr ſo ſitzen ſolltet und Rüben abhauen in zügigem Tenn, und die Rüben wollten nicht mindern und die Luft würde alle Stunden ſaurer, was meint ihr, was kämen euch da für Gedanken, dächtet ihr ans Hängen oder an ins Waſſer ſpringen?

Ganz ſicher werdet ihr es daher Trineli, das eben an einem ſolchen Tage an einem ſolchen Rübhaufen ſaß, nicht verunguten, wenn es weinerlich war durch und durch, ſeufzte ohne Unterlaß und wirklich ſtreng ans Sterben dachte in allem Ernſte. Nicht daß es an einen frevlen Tod dachte, bewahre, aber es ſagte ſich, es glaube, es habe die Auszehrung, es ſei ihm ſeit einiger Zeit ſo ſchwer im Gemüth und in den Beinen und habe an nichts in der Welt mehr Freude, und darum ſei ihm das Sterben recht. Was es doch auch auf der Welt für gut Sach hätte? Eſſen und Trinken genug, ja wohl, aber keine Freude. Einen Tag wie den andern am Angſtkarren der Haushaltung ziehen, faſt mehr als man möge, und nicht etwa wegen der Nothdurft, ſondern wegen dem Ueberfluß, daß man noch alle Tage noch mehr z'viel hätte. Vater und Mutter hätten daran ihre Freude, es gönne ſie ihnen wohl, aber warum auch es daran ſeine einzige Freude haben ſolle, das dünke ihns ſtrengs. Es arbeite recht gerne, aber unnöthig Hund ſein, ſelb nit. Warum da jetzt Tage hintereinander Rüben abhauen, wo man es in der halben Zeit machen könnte, wenn man armen Kindern einige Batzen für z'helfen geben würde. Die thäten es nicht nur gern, ſondern wünſchten noch Gottes Glück und Segen dazu. Aber das müſſe nicht ſein, weil Großvater und Großmutter es auch nicht gemacht, und ſich im Grab umdrehen würden, wenn nicht Alle im Herbſt halb erfrieren und die Geſundheit verderben würden, wie ſie es auch gethan. Ein Bettlerkind hätte es beſſer. Komme eins vor die Thüre und begehre ſich zu wärmen, ſo laſſe man es in die Stube und einen ganzen Tag auf dem Ofen, bis es Wärme genug habe. Und gebe es zweimal hinein im halben Tag, ſo ſage die Mutter: biſt ſchon wieder da, du magſt doch weiß Gott nichts erleiden, und der Vater ſage: wenn es länger währte, ſo wollte ich dir einen expreſſen Ofen im Tenn machen laſſen. So trüb ſah es in Trineli's Seele aus, und wollte es Stini klagen, ſo lachte daſſelbe es aus und ſagte, es ſei ein Zipperpnli und möge nichts ertragen. Was es doch für eine Arbeit wolle, die ringer gebe als dieſe? Hocken könne man ja dabei und wie viel man abhaue, zähle Niemand nach. Was wettich beſſers, he? Bei der Ausſicht auf ſolchen Troſt klagt man lieber nicht und ſeufzet eben blos. Als es am beſten daran war, ſah man von weitem den Polizeier kommen. So ein Polizeier, wenn er ſein Handwerk verſteht, iſt ein wichtiger Mann, und, namentlich auf abgelegenen Höfen, ein wahrer Weibertroſt. Er weiß zu berichten, was man begehrt, verrichtet alles, was man will, giebt Allen recht und beſonders den Weibern, wenn der Mann nicht daheim iſt und ſie über die Männer klagen, er macht für die Mutter den Spion, für die Tochter den Botſchafter, rühmt ſeine Heldenthaten gegen die Bettler, verſichert, ſie vollſtändig bettelfrei machen zu wollen.

Er hütet ſich aber wohl, einen Bettler anzurühren, ja er iſt im Stande, wenn er einen von weitem ſieht, einen andern Weg einzuſchlagen oder wenigſtens hinter einen Baum oder Hag zu ſtehen, um ihn nicht ſehen zu müſſen; er weiß aber wohl warum. Es geht den Gemeinden zuweilen wie den Bettlern. Wenn dieſen nämlich die Läuſe gar zu läſtig und üppig werden, ſo ſetzen ſie ſich an einem ſchönen Nachmittag an die Sonne und beginnen einen Läusleſet und verſchaffen ſich für einige Zeit einige Erleichterung. So machen es zuweilen auch die Gemeinden, wenn ſie vor Bettlern und Vagabonden faſt nicht mehr Platz haben vor ihren Häuſern. Sie geben ſcharfe Befehle an ihre Polizeier, bei Verluſt ihrer Stellen, ſich hinter die Bettler herzumachen, Bettlerleſet zu halten und bettelfrei die Gemeinde zu machen. Nun müſſen die Polizeier doch ein Zeichen thun, wenn ſie bei ihrem wichtigen Amte bleiben wollen, müſſen einige Perſonen mit großem Lärm aufgreifen und mit vielem Bombaſt aus der Gemeinde führen, alles im Troſte, daß nach 14 Tagen das Gebot veraltet, kurz alles im Alten ſein werde. So kam einmal ein ſolches Bettlerfieber zwei aneinander ſtoßende Gemeinden an, und die Polizeier kriegten Inſtruktionen bei Hängen und Köpfen. Es war den Mannlene zwider, aber Muß iſt über Suppe. An einem ſchönen Morgen griff der

Polizeier von Körbliwpl eine Frau auf, that als ob er ſie freſſen wollte und führte ſie ihrer Heimath Salbinigen zu. Die Frau ſtarb nicht am Schrecken, ſondern wartete ihm auf dem Wege mit Redensarten auf, daß er dachte, o hätt' ich ſie nicht, o hätt' ich ſie nicht, ſo kann ich es ausfreſſen, was die Manne einbrocken. Als er gegen das Brücklein kam, welches die Grenze zwiſchen Körbliwpl und Salbinigen ausmacht, ſah er von der andern Seite her den Polizeier von Salbinigen kommen und der eskortirte ebenfalls eine Frau. He, dachte er, das trifft ſich, da können wir tauſchen, ich komme der Täſche los und kann es kürzer abthun. Wahrſcheinlich dachte der von Salbinigen das Nämliche. Als der von Körbliwpl näher kam, dachte er: was hat der Andere für Eine, ſie kommt mir ganz bekannt vor, die ſollte ich kennen, wohl der will ich! Akurat das Gleiche dachte der Andere über des Körbliwplers Frau. Aber kurios wars, je näher ſie ſich kamen, preſſirten ſie immer weniger; ſonſt macht der Gwunder ſchnelle Beine, aber es verging ihnen, je länger, je mehr der Gwunder, und wenn ſie jüngere Beine gehabt, ſie hätten rechtsum gemacht, ehe ſie an der Grenze zuſammengetroffen. Da hab' ich dir Eine, ſagte der Körbliwpler zu dem Salbiniger, das iſt e Rechti, kennſt ſie? Warum ſollt' ich nit, ſagte der Salbiniger kleinlaut. Da haſt aber auch Eine, und die iſt dem Teufel ab dem Karren gefallen, kennſt ſie? Nur z'gut, ſagte der Salbiniger. Wie heißt ſie? frug der Andere. He, es iſt meine Frau, antwortete der Salbiniger, und deine wie heißt die? Es iſt auch meine, antwortete der Körbliwpler.

So, das chunt ſufer uſe, ſagte der Salbiniger zu dem Körbliwpler, du Meine und ich Deine, wem ſollen wir ſie jetzt bringen? Verſtummt ſahen ſie einander an und ſtunden da, wie Patter an der Sonne. Aber nicht lange, denn nun ging das Mundſtück den Weibern los, faſt wie eine verdeckte Batterie auf unvorſichtige Baskiren oder Koſaken.

Das feuerte, als ob ſie es lange vorher abgeredet, aufs Tempo, die Polizeihelden verſtummeten ganz und erſt als Kinder und Weiber herbeiliefen, um ſich gratis zu ergötzen, ging ihnen das Maul wieder auf und der tuſig Gottswillen hielten ſie den Weibern an, ſie ſollten ſchweigen, an ihre Kinder denken und heimgehen. Ja du, krachte es wie aus einem Munde, du Pudel und Saufhund, denke du zuerſt daran und gieb d'sExempel. Wart du, ich will dir auch den Marſch machen, nicht acht Tage gehts, ſo will ich dich auch auf dieſes Brücklein führen bei den Ohren, wenn du ſtatt zu polizeiern bei deiner Brenle hockeſt und ſäufſt und ſpielſt und Bettelmenſcher gaſtfrei hältſt, und dann will ich mit dir zu wem du willſt, nur zum Schinder nicht, ſonſt müßte ich am Ende noch die Koſten zahlen und was gilts, die Andere bringt ihren, wo der Mann ſein ſollte, auch daher. Kein Haar beſſer als der Meine iſt er, und wiſſen wird ſie auch, mit welcher Täſche er ſein Geld verbraucht, ſonſt kann ich es ihr ſagen, dann wollen wir abrathen, zu wem wir ſie führen wollen, und nicht fragen, zu wem ſie begehren. So gings fort und je mehr Leute kamen, deſto lauter ſchrien ſie und machten die Polizeimänner ganz zu Staub und Aſche. Sie thaten es in vollem Bewußtſein, daß ſie dem ganzen Publikum Autoritäten ſein müßten in dieſem Fache und im Intereſſe aller Bettlerorden, denn vor dieſen zwei Helden waren eine gute Weile alle Bettlerweiber und andere Bettler vollſtändig ſicher. Ob der anrückende Polizeimann einer von den beiden war, welche von ihrem Weibe ſo zuſammengedonnert wurden, wiſſen wir nicht, aber er hätte es ganz gut ſein können, er und ſeine Frau. Derſelbe war auch Briefträger, was aber in dieſer Gegend wenig oder keine Bedeutung für ſeine Perſon hatte, denn ein Brief war in dieſen Landen ein rarer Vogel, und brachte er Einen, der nicht frankirt war, kriegte er Verdruß wegem Porto, und war einer ſogar mit Nachnahme behaftet, da konnte er Vorſicht brauchen und zuſehen, daß er nicht die ganze Paſtete auf dem Hals behielt. Der war Trineli ein großer Tröſter, war ihm wie ein Stern einem Schiffer, der demſelben den Weg zum Hafen zeigt. Denn wenn der Polizeier kam, konnten die Mädchen, wenn nicht dringliche Arbeit draußen war, ohne Anſtand in die Stube. Denn daß, wenn der Polizeier da war, die Meitſchi der Gwunder treibe und der Gwunder eine Berechtigung habe, darüber hatte die Mutter keine Zweifel, ſondern war vollſtändig einverſtanden. Gravitätiſch kam der Mann daher, wurde von weitem von Stini angerufen: lebſt du auch noch, hab' gemeint du ſeieſt geſtorben und e Kindlifreſſer worde! Wenn ſelb' wär, antwortete der Polizeier, ſo hätte ich gleich bei dir angefangen, ich glaub' das ſchlechteſt Fleiſch hätteſt nicht, nit ds zärteſt aber küſtigs. Bidank mih, ſagte Stini, bigehre emel einiſt noh nit ſo vo me ne alte Polizeier gfreſſe zwerde. Lieber de vo mene Junge, antwortete der Polizeier? Allweg, ſagte Stini, wenn's gfreſſe ſein muß, vo wege ein Junger hätte beſſere Zähne, machte g'ſchwinder. Es weiß kein Menſch, wie lange du mit deinen Storzen machen würdeſt, käulſt ja an einem Brodraubſt vom Neu bis zum Wedel. Der Polizeier, der fühlen mochte, daß hier ſein Mundſtück ſo wenig ausreiche, als Jenen die ihren gegen die Weiber, wandte den Discurs und frug: Wo habt ihr den Bruder, hätt' einen Brief für ihn? Was, einen Brief, woher, von wem, gieb her, zeig' ihn, ſcholl es wie aus einem Munde. Ein Brief bei ihnen war eine ſeltene Sache, und daß gar der Bruder welche bekam, unerhört. Aufgebote erhielt er wohl zuweilen, aber Briefe, wer ſollte ihm welche ſchreiben. Gravitätiſch zog der Polizeier ſeine Brieftaſche aus einem ſeiner hintern Klopfer, ſperrte ſie auseinander, blättert langſam drin herum, daß die Mädchen ungeduldig aufſprangen, ihm wollten ſuchen helfen, bis die Brieftaſche ihm aus den Händen fiel und der ganze Inhalt unter Kraut und Rüben kam. Ihr dillers Meitſcheni, daß ihr doch nicht warten könnt! Ihr könnt jetzt zuſammenleſen, mein altes Kreuz mag das Bücken nicht ertragen, aber ume hübſchli, ume hübſchli, vo wege er koſtet e Batze, und ich muß machen, daß ich ihn kann wiedergeben, wenn er ihn etwa nicht wollte. Wenn er verſalbet iſt, nimmt der Poſthalter mir ihn nicht wieder ab, von wege das iſt e Kurioſe. Die Mädchen ſchoſſen in den Papieren herum, lagen auf den Knieen, wollten leſen, was auf den Briefen ſtand, brachten es ſelten weiter als bis zum Buchſtabiren, konnten mit der neumodiſchen Gſchrift gar nichts machen, riſſen einander die Papiere aus den Händen, weil jede glaubte, ſie könne es beſſer als die Andere. Dem Polizeier ward himmelangſt. Nit, nit, rief er in einem fort, laßt mich machen, ihr verderbt mir ja alles, warf ſich endlich auch auf die Knie, ſuchte zu retten, ſo viel möglich, ſchrie mit den Mädchen, ſie mit ihm, bis es endlich unter dem Tennsthore dunkel ward, weil unter demſelben ſtund die kleine dicke Haſelbäurin, haſtig fragend: was Tüfels gibts? Sie hatte den Polizeier auch geſehen und ordentlich heiter war es ihr ins Geſicht gefahren, aber da er ſo lange ausblieb, ſprengte ſie die Ungeduld vor die Thüre, um zu erkunden, bei welchem Babi er ſtehe, oder in welchem Loch er ſtecke. Vor der Thüre hörte ſie mit großem Zorn den Lärm im Tenn und kam daher wie ein Pulverfaß, im Stande, die ganze Scheune ſammt der Mannſchaft in die Luft zu ſprengen. Als ſie Alle auf den Knieen ſah, ſogar den Polizeier, und der Ruf ertönte: Mutter, e Brief, Bäni Bendicht hat einen Brief, er ſeyt dr vo, er ſöll' e Batze koſte, ja und da leerten ſie mir die Taſche aus und hurſchen mir alles durcheinander, da kam die Neugierde über den Zorn, ſie ſchalt ein wenig wegem Ungattlig thun, frug aber um ſo eifriger, wo iſt er, wo habt ihr ihn? Endlich ward der Rechte gefunden, in die Stube gezogen, nach dem Bäni gerufen. Der wollte lange nicht kommen. Was ihn der Brief angehe, ſagte er, es hätte ihm Niemand zu ſchreiben. Man könne nicht wiſſen, es könnte was darin ſein. Akurat das Gleiche ſagte im Sonderbundsfeldzuge ein Dragoner-Offizier. Es marſchirte eine Colonne gegen Luzern, vorauf an der Spitze eine Abtheilung Dragoner. Plötzlich ſtockt die Colonne, will gar nicht mehr ab Platz. Ein Major ſprengt vor, kommt zu den Dragonern, findet ſie halten ein Paar hundert Schritte vor einem Wäldchen, durch welches die Straße führt. Z'Donner, Herr Leutenant, was ſolls, warum rücket ihr nicht vor, brüllt der zornige Major. Verzeiht, Herr Major, antwortete der Lieutenant, es könnt' öppis drinne ſy. Gerade ſo hatte es Bäni, er fürchtete, es könnte öppis drinne ſy. Es wäre ihm doch zwider, den Brief zurückzunehmen, ſagte der Polizeier, er ſey gſchmuslet, er zwyfli, daß der Poſthalter ihn wiedernehme und ein Batzen ſei ſchon Geld für ihn. Es wär' doch auch nicht recht, ſagte Trineli, wenn er unſeretwegen in Schaden käme, thu' du ihn auf, Bäni, und zahl' dr Batze. Mach' es nit, ſagte er, ha den Brief nicht verſchmuslet, wer's g'macht hat, ſoll's zahle. Du meinſt nur, rief Stini, welches der Gwunder am meiſten plagte, es ſchreibe dir Eine, ſie hätte dich nöthig und macht dir e Wüellig und das ſoll Niemand wiſſen, wenn's nur dr Batzen wäre, würdeſt du wohl auf machen. He, wenn dich Wunder nimmt, ſo zahle du den Batzen und mach' ihn auf. Giebſt einen halben Batzen, ſagte Stini zu Trineli, ſo gebe ich den andern, und dann iſt er unſer. Was gilt's, er iſt einen Batzen werth. Trineli willigte mit Freuden ein, die beiden Halbbatzen wurden zuſammengeſucht, da keine für die andere einen ganzen geben wollte und endlich der Brief behändigt und aufgemacht. Die ganze Haushaltung ſtand eng gedrängt d'rum herum und guckte drein, der Polizeier ausgenommen, der behaglich an ſeinem Schnapſe ſaß. Theurer Freund, konnte endlich Trineli, welches die gelehrteſten Anlagen hatte, leſen. Wie thür wohl? gloſſirte Stini; wenn Einer kein Kreuzer werth iſt, ſo iſt öppis z'viel. Nun waren ſie aber auch mit ihrem Latein zu Ende, es war ihnen alles ganz, aus dem ſie nichts machen konnten, denn es war wieder neumodiſche Gſchrift. Endlich brachten ſie von der Unterſchrift das Wert Gygampf und endlich Leutenant heraus, und endlich dämmerte es ihnen, und endlich rief Trineli: ei das iſt ja der Leutenant, wo bei uns einquartirt geweſen u ſo e ordliche gſi iſt und gſeit het, er well dr ſchrybe und mr ſo böhn werde ſy, daß ers nit tho het. Nun wollten Alle den Brief haben, ſehen, ob's wirklich von dem ſei und was drin ſei, beſonders Bäni, dem es ordentlich gewohlet zu haben ſchien. Er ſagte, er ſei an ihn geſtellt, die Schweſtern aber ſagten, ſie hätten ihn bezahlt, ſo daß ihm das Schickſal wieder nahe ſtand, das ihm ſchon einmal gedroht. Zum Glück konnte Bäni am allerwenigſten damit machen, denn er war noch in dem ſeligen Glauben erzogen, was er nicht könne, das vermöge er ums Geld durch Andere machen zu laſſen. Trineli kam wieder ans Brett, und mit Hülfe des Polizeiers, der als Briefträger in dieſem Fach Studien gemacht, brachte es heraus, daß der Brief wirklich von Jacot Gygampf ſei, der ſich noch einmal bedanke für alle erhaltenen Gutthaten, und wie er ſie Alle nie vergeſſen könne, und noch auf dem Todtbett ihrer werde gedenken müſſen, und die bei ihnen verlebten Tage nie werde vergeſſen können, denn es ſeien die glücklichſten ſeines Lebens geweſen. Es war ſo rührend, daß ſelbſt die Mutter und Bäni naſſe Augen bekamen, und der Polizeier ſagte, das iſt e Gſchichte, ich las viel Briefe, aber ein ſolcher kam mir noch nicht unter die Augen. Und ein Guter muß es ſein, er könnte ſonſt nicht ſo ſchreiben, es könnte es mancher Pfarrer nicht ſo, er würde ſonſt nicht ſo trocken predigen, daß man daran faſt erſtickt, wie an ſechswöchigem Krüſchbrot oder a nere ungſchmuzete Erdäpfelröſti. He, nun die Einen ſind ſo, die Andern anders, es wird halt o nit Alle gä ſy. Schließlich kam man noch darüber, daß er verlange, ſie wieder zu ſehen und nicht erſt jenſeits änet dm Grabe, ſondern noch dießſeits auf dieſer Welt. Jetzt begann es der Mutter ſtark zu rinnen, man denke, wie es den Töchtern ging! Es ſei ihm, er habe von einer Parthie gehört, welche der Adel ihrer Gegend alle Winter hätte an einem beſtimmten Tage, wenn ihm recht, am alten Neujahr. Nun hätte er großen Muth und ſein Herz verlange ſehr darnach, derſelben beizuwohnen, wenn er wüßte, daß er ſeine theuern, ewig unvergeßlichen Bekannten dort antreffen würde. Wenn ſie auch noch an ihn dächten und wenn ſie Theil nähmen an dieſer Parthie, ſo ſollten ſie es ihm doch melden, und zugleich auch, wann das alte Neujahr ſei, ob vor dem Neujahr oder nach dem Neujahr, damit er ſich zu rechter Zeit einrichten könnte. Herr Jeſes, ſagte der Polizeier, es Rathsherre Sühnli und weiß nit, wann das alt Neujahr iſt. Es giebt doch dumm Lüt in den Städten, viel dümmer als auf dem Lande; wenn das Alt Neujahr iſt, weiß doch bei uns jedes Kind. Mit Schyn weiß dann der auch nicht, wenn der alt heilig Tag iſt, und iſt doch ſo e wichtige! Ja, man ſagt nicht umſonſt, ſie lernten in den höchſten Schulen am mindeſten und gar keine Religion, vo wege da ſeien nur Fremde angeſtellt mit langen Schnüze, und kämen die Meiſten aus Heidenländern, wo man Kinder freſſe und ander Lüt. All weg wüſt Ufläth ſys, ſagte der Polizeier, ih ha nere aſe g'ſeh. Endlich ſchloß der Brief mit ſo ſchönen Worten, daß es ſelbſt dem Polizeier übers Herz kam und er ſagte, nun es iſt zwar eine ſtrenge Sache, daß e Mönſch, und gar noch es Rathsherre Sühnli nit weiß, wenn das alte Neujahr iſt, aber ganz möge haben ſie ihn doch noch nicht, Religion hat der noch, er glaubt noch an etwas, das merkt man gut dem Schreiben an, und wenn der zu rechten Leuten käme, wohl, der ließe ſich berichten, der wäre noch auf den rechten Weg zu bringen.

Jacot hatte aber auch wirklich ſehr angewendet. Auf des Vaters Herzensergießungen hin war er innerlich ganz zerſchlagen worden und hatte einen feſten Entſchluß gefaßt. Das müſſe jetzt ganz anders kommen, dem Vater wolle er zeigen, daß er nicht ein ſolcher Maulaff ſei, wie er meine, daß er für ſich ſelbſt zu ſorgen wiſſe. Trineli wolle er heirathen, ſeinen Poſten aufgeben, zur Frau aufs Land gehen und in der Landluft vergnügte Tage leben. Wenn er einmal eine reiche Frau habe, dann hätte man ihn gerne wieder in der Stadt, er wiſſe es wohl, und ein ſchöner Poſten könne ihm nicht fehlen, denn Leute mit Geld fehlten da und hätte man ſie doch ſo nöthig wie Milchküh, aber oha, dann wolle er auch nicht, dann habe er ſie auch nicht nöthig, dann wolle er ihnen ſagen, wo ihm wohl ſei, und wenn ſelbſt der Vater komme, wolle er ihm ſagen: Vater, du wollteſt ja ſelbſt, daß ich einmal zu mir ſehe und dir ab dem Hals komme, jetzt wirſt doch nichts dawider haben. Wenn es dann endlich doch ſein müßte, ſo wolle er ausleſen, wenigſtens ein tauſendkröniger Poſten müſſe es ſein, anders gehe er nicht. Darum hatte er mit dem Brief ſo angewendet, wie noch nie. Darum hatte er aber damit einen ſo tiefen Eindruck gemacht, ſo daß ſogar Niemand mehr daran dachte, daß er nicht wiſſe, ob das alt Neujahr vor oder nach dem Neujahr ſei. Den Mädchen ging damit eine Sonne auf. Von dieſer Parthie hatten ſie mit dem Leutenant wohl geſprochen, waren aber nie dran geweſen, die Eltern hatten es nicht thun wollen. Von ſelligem Zeug, ſagte der Bauer, hätte man ſeiner Zeit nichts gewußt und ſei doch wohl dabei geweſen, das ſei nüt anders als e Meitſchi Märit, und auf ſolchem hielten ſie nichts, die beſten Kühe kaufe man bekanntlich im Stall. Auf ſolchen Plätzen wolle Eins dr größer Narr ſein als ds Andre, und brächten nichts heim als dr Gring voll neue Sachen, und meinten, gleich müßten Schneider, Schuhmacher, Näherin, und dr Hung wiſſe, wer noch alles, zweg und alles machen, was ſie noch nicht hätten, und alles muß zwängt ſein, und hätten den Hals voll Plärens bis zletzt Nägeli eingeſchlagen ſei, und ſollte es ein ganzes Jahr gehen, und pläret ſein müſſen dreimal im Tag, Morgens, Abends und Nachts. Die Mutter redete ungefähr eben ſo, und machte beſonders den Trumpf geltend, daß ſie nie auf einem Tanzboden geweſen und doch einen Mann bekommen mit einem zahlten Hof und anders dazu, und ſei doch nicht die Reichſte geweſen, viel Reichere als ſie ſtünden noch jetzt bei jedem Zaunſtecken ſtill und frügen: Wettiſch mib öppe? Wend mib Neuis ſchätztiſt, du chöntiſch mib vielleicht übercho. Wär für mys Alter no e verflucht e Praxi u wüßt afe Neuis vo dr Hushaltig und angere Sache. Solche Reden hatten die Mädchen beſchwichtigt, wenn auch nicht befriedigt. Sie dachten, wenn es die Mutter ſo weg gebracht, ohne Parthie, ſo wüßten ſie nicht, warum ſie es nicht noch viel beſſer machen müßten, denn ſie hätten doch ganz ander Naſe und wären gegen die Mutter ein Herrenfreſſen. Aber wohl verſtanden, ſo dachten ſie, ſie ſagten es der Mutter nicht ins Geſicht, ſie waren zu wohl erzogen dazu, d. h., die Mutter hatte für ihr Alter noch eine verdammt brave Hand und wo ſie hinſchlug, da klepfte es, wie wenn die beſte Wäſcherin ein achtpfündig Hemd auf einem Waſchbrett ſauber klopft. Indeſſen waren die Dinge denn doch anders, als zu der Mutter Zeiten. Damals waren noch keine Bälle geweſen, wie jetzt; bei der Mutter Eltern war kein ſo vornehmer Leutenant, deſſen Vater Rathsherr war, und der Jacot Gygampf hieß, einquartirt geweſen, und es nahm ſie gar zu Wunder, wie es ſo an einem Ball gehe, und wie man mit einem Leutenant fortkomme im Tanzen. Ein glücklich Zeichen war, daß die Mutter am Brief Freude hatte. Sie hatte nicht geglaubt, daß e ſellige Herr an ſie noch denke, es Rathsherre Sohn, man denke!

So bald der Vater heim kam, erzählte ſie ihm die wichtige Begebenheit, von wem ſie einen Brief erhalten, und wie ſie das für eine Ehre anzuſehen hätten und daß Bäni ihm ſchreiben ſolle, ob das alt Neujahr vor oder nach dem Neujahr ſei, von wegen er möchte gerne an den Ball kommen und ſie ſollten auch kommen. Der Vater war nicht halb ſo hingeriſſen, wie die Mutter. Ho, ſagte er, wegen der Ehre möge er nicht viel hören und auch wegen der Liebe nicht. Man könne leicht zehn Rathsherren auf die Wage thun, ſie zögen nicht was ein währſchafter Bauer, und wegen der Liebe denke er, der Leutenant erinnere ſich mehr an ihre Hammen und Magen-Würſte, nach denen werde er mehr Appetit, haben als nach ihnen. Aber Vater, nicht wahr, wir können gehen, Bäni ſoll ihm ſchreiben, wenn das alte Neujahr iſt? ſchrieen die Mädchen. Wegem Schreiben kann Bäni machen, was er will. Es iſt die Frag, ob er euch nicht will für e Narre ha? Daß Einer in der Stadt nicht weiß, wenn das Alte Neujahr iſt, ſelb brichtet mich Niemand und noch dazu es Rathsherre Söhnli. Aber gehen können wir doch? frug Stini. Es iſt noch lang, ſagte der Vater, man kann ſich bſine! Daneben wüßt ich nicht, warum ihr gehen ſolltet, ihr ſeid ja noch nie geweſen, was brucht es ſi jez? He, einmal muß immer das erſtemal ſein, antwortete Stini. We Niemere hürathe wet, wenn er nit ſcho ghürathet gha hätt, wer wär uf der Welt? frug Stini, des Vaters Liebling. Allweg du, du hätteſt deine Naſe zvorderſt gha, gäb ghürathet oder nit ghürathet, antwortete der Vater und brach ab. Damit aber war die Sache begreiflich nicht abgethan; wenn die Könige auch ſchweigen, deretwegen redet das Volk doch. Bäni mußte erſtlich ſchreiben, d. h. Trineli mußte in ſeinem Namen ſchreiben und ſetzte auch keck, ohne von dem bedenklichen Falſum Notiz zu nehmen, Bänis Namen unter den Brief. Der Brief lautete:

Geliebter Freund!

Deinen Brief hat mir der Polizeier gebracht, und es hat uns gefreut, daß Du uns nicht vergeſſen haſt, und noch weißt, wo wir wohnen. Es wird uns freuen, Dich zu ſehen, denn wir hatten lange Zyt nach Dir, und thaten Dich zum Eſſen rufen, als Du lange ſchon fort warſt. Aber mit dem alten Neujahr thuſt Du vexiren. Du weißt ſo gut als wir, daß es nach dem Kalender aufs nächſte Jahr am 13. Jänner iſt. Du kannſt zeigen ob es Dir Ernſt iſt, wenn ich kann, komme ich auch, und vielleicht meine Schweſtern kommen auch, wenn Vater und Mutter es erlauben. Es wird mich freuen Dich zu ſehen, um wieder Bekanntſchaft mit Dir zu machen. Du warſt uns Allen gar anſtändig, und ich und die Andern auch, haben oft zuſammen geſagt, wenn man immer ſolche Einquartirung bekäme, ſo hätte man ſich ihrer nicht zu erklagen, ds Gunträri ſie wäre einem noch werth und wenn ſie fort ginge, thäte man noch an ſie denken. Denk auch an uns und komm am alten Neujahr, wir wollen auch kommen, wenn Vater und Mutter es erlauben, aber es thäte uns ſehr gmühen, wenn Du nur vexiren würdeſt. Ich ſoll viele Grüße vermelden und grüße Dich aufrichtig und vergiß nicht Deinen

aufrichtigen Freund
Bendicht Treu.

Es iſt doch ſonderbar wie ſo ein Brief verſchiedenen Klang haben kann, jenachdem ein Name darunter ſteht! Nun dem Jacob Ergampf klang er gar nicht ſchlecht mit dem Bendicht Treu darunter, aber was meint man, wenn unter demſelben Trineli Treu geſtanden wäre, wie hätte er dann geklungen, was meint man? Der Brief hatte die trüben Gedanken aus Trinelis Seele verjagt wie ein friſcher Morgenwind die Nebel auf dem See, ja er hatte ſelbſt das Rübenabbauen in die angenehmſte Arbeit verwandelt, er hatte Stoff zu Geſprächen gebracht, die am ſchönſten ungeſtört ſich führen ließen, denn weder Vater noch Mutter gaben ſich mit Rübenabbauen ab. Beim jungen Volk war der Beſuch eine vollendete Thatſache, aber die Vorbereitungen zur definitiven Vollendung dieſer Thatſache boten eine Welt voll zum Reden dar. Wer einige Erfahrungen in der ſchönen Welt gemacht hat, weiß, daß vor einem Ball die Mädchen zwei Hauptſtoffe zur Unterhaltung haben: Wer ihn beſuche und was ſie anziehen wollten; die Toilette. Mit dem erſten Stoff wollen wir uns nicht beſchäftigen, da das umliegende Publikum uns nicht intereſſirt, es uns ganz gleichgültig iſt, was für Notabilitäten der Umgegend am Rübhauſen gemuſtert und durch die Hecheln gezogen wurden. Von den Toiletten dagegen müſſen wir etwas erwähnen, indeſſen nur kurz, wie weitläufig auch die Verhandlungen geführt wurden. Als reiche Töchter waren ſie ziemlich verſehen, hatten ſchöne und koſtbare Kleider, ſogar ſehr ſchöne Strümpfe, welche ſonſt zuweilen ſelbſt bei den Hoffährtigſten, die aber doch das comme il faut nicht verſtehen, zu fehlen pflegen. Aber zwei Factoren fehlten ihnen, welche in jüngerer Zeit in der ländlichen Toilette ſich Rechte erworben — Mäntel und Shawls. Mit dem Einen oder dem Andern kann man es auch ſchon machen, aber wer es zu Beiden bringen kann, feiert Triumphe. Ob Mantel oder Shawl oder Beide und wie dazu kommen, das waren die zu löſenden Hauptfragen. Mit denſelben wurde begreiflich zuerſt um die Mutter herumgeſchwänzelt, denn in der Regel muß man erſt mit dieſer im Reinen ſein, ehe man ſolche Gegenſtände vor den Vater bringen darf. Aber, Mutter, wie habt ihr es gemacht ohne Mäntel, ohne Shawls, wenn es regnete, ſchneite oder ſo recht kalt war, und man noch wenig gedeckte Fuhrwerke hatte, wie brachtet ihr weiß und trocken die Hemden davon, und erfroret nicht halb oder ganz? O wegen ſolchem hatte man keinen Kummer, man hatte wärmer als jetzt. Wars kalt, ſo zog man von des Vaters Mutzen (wollene Unterleibchen) unter dem Hemd an, und machte es ſtrub dazu, ſo zog man über alles große weiße tuchene Kaputröcke, wie man ſie in jedem

Hauſe hatte, über alles an und auf den Kopf nahm man einen großen Wetterhut, wie ihn das Männervolk beim Wäſſern braucht, da konnte man fahren wohin man wollte, man wurde weder naß noch hatte man kalt, und wenn man auspackte, kam man wie aus einem Drukli. Die Mädchen lachten hell auf über dieſe Schutzmittel, wo man ausgeſehen haben werde wie ein alter Chorrichter. In der That geſchmackvoll mögen die weiten elben Röcke mit den großen Knöpfen und die niedern breiten Hüte nicht ausgeſehen haben, aber praktiſcher waren ſie ſicher als Parapluie, Mäntel und Shawl, deß ſind wir ſicher, ſelbſt wenn in Ermanglung einer tuchenen Kutte ein alter Chorrichtermantel den Dienſt verrichten mußte. Endlich möchten wir doch fragen, was für ein Mädchen vortheilhafter war, wenn das Publikum in der Bilmergerkutte einen alten Chorrichter oder Gerichtſäß erwartete, und dann auf das Angenehmſte überraſcht war, wenn ein munter luſtig Meitſchi unter dem Wetterhut hervorblickte und aus der Kutte ſich wickelte, oder wenn aus der eleganten Hülle, in der man eine Löwin des Tages erwartet, ein gelbes Granggelbein ſich herausſchält? Die Mutter war bald erobert, die Mädchen brauchten nur ihren Stolz in Wallung zu ſetzen, ſie wußten, daß ſie nicht die ſein wollte, welche es weniger vermöchte, als Die und Jene, oder daß man ſagen könnte, ſie vermöchtens, aber ſie ſind zu geizig, bſunderbar die Mutter, ſie ließ ſie nackt laufen, wenn ſie nicht fürchtete, ſie müſſe vors Chorgericht.

Als die Sache vor den Vater kam, ſagte dieſer, das iſt nur es Gſtürm, wer ſagt daß ſie geben, wer hats erlaubt? Es braucht ſich deſſen nicht. Ich war auch niemals an einem Dinggeläri-Ball, oder wie man ſagt, und wurde doch Chorrichter, und wer weiß ob ich nicht Ammann werde, weiß darum gar nicht, warum ſie ſo unnütz Geld verklopfen wollen. Die Mutter begehrte ſehr auf, ob er denn den Kindern nichts gönne, man müſſe den Kindern auch was gönnen, wenn ſie arbeiten ſollen, und es nähme ſie Wunder, ob ſie nicht auch ſo gut ſeien, als andere Leute, welche auch an den Ball gingen? Ball, Ball, ſagte der Vater, es iſt nicht nur der Ball, dSach hatt eine noch ganz andere Naſe, da kann man Schneider, Schuhmacher, Näherinnen ſieben Wochen auf der Stör haben und d Krämer manche Stund ringsum auskaufen, daß es key Gattig het und einem das Liegen weh thut, und es iſt, als ob alles eines Tages verthan ſein müſſe. Ja haſt Du nicht Geld, ſo muß man ſehen, daß man es bekommt, es iſt ſchon Jemand der vorſtreckt, und wenn wir gedroſchen haben, ſo können wir Korn verkaufen und können es dann wiedergeben. Halt ds Mul Frau, ſo komm mir nicht; hab genug des Kärs. Es iſt noh lang bis derthi, me cha genug noh luege. Mi cha de luege, das iſt ein mächtig Wort, das iſt kräftiger als viel Pfund Pulver, mit dem hat man ſchon manche ſchwere Frau alle Wände aufgeſprengt.

Jacot Gygampf hatte große Freude am Briefe, wenn er auch die Hand nicht kannte, die ihn geſchrieben, daher auch den rechten Geiſt nicht faſſen konnte, der in den Buchſtaben lag. Aber der große Schiller ſingt davon, wie ſich auf Erden miſche das Weiche mit dem Harten, und das wäre gut ſo, aber es miſcht ſich auf Erden auch das Süße mit dem Sauren und das lieben nicht alle Leute, die Miſchung wird nicht blos bitter, ſondern gebt oft bis zur Gattung der Wienertränkli. Die haßte Jacot in den Tod und doch war es ſein Schickſal, nicht ſelten ſolche zu ſich nehmen zu müſſen, und zwar gerade in Zeiten, wo er Hoffnung kriegte, jetzt könnte es ihm bald werden wie einem Fiſchlein im Bache. Wir wiſſen ſchon, daß Jacot eine oder zwei erwachſene Schweſtern hatte, von denen eigentlich nur eine ſo recht zählte, ſintemalen, man denke, ſie bereits über zwanzig Jahre alt, und äußerſt ſehnſüchtigen Gemüthes war. Ach wenn Liebe nicht wär, ich lebte nicht mehr, war der Text zum Grundton ihrer ſchönen Seele. Wenn Liſette ſich im Spiegel beſah und endlich ſo recht beſehen hatte, hinten und vornen, ſo ſagte ſie: ſchön, was man ſagt ſchön, bin ich nicht, das muß ich ſelber ſagen, auch eigentlich nicht recht, was man ſagt luſtig, aber dagegen angenehm, höchſt angenehm, und das iſt doch die Hauptſache, das bleibt, von wegen das kommt vom Herzen. Hergegen was iſt mit der Schönheit? die iſt übernächtig, und man hat viel Exempel, daß es in kurzer Zeit aus den Schönſten die wüſteſten alten Hexen gegeben hat, und böſe nota bene. O ja, wenn man mir ins Herz ſehen könnte, da könnte man ſehen was für eine Liebe und was für ein Glück für Alle, die auch mich lieben wollten, darin wohnt. O wenn ich doch nur bald an Tag legen könnte, was mein Herz ſchwellt, daß es zerſpringen möchte! Man ſieht, ächt weibliche Geſinnung durchſtrömte die gute Liſette und ſie war nicht hohl. ſchwach, konnte höchſtens Worte gebären wie andere Sorten von Liebe, z. B. die vom Vaterland und von der Freiheit, o nein, ſie war lebensfähig, bereit je eher je lieber thatſächlich ſich zu bewähren. Aber die Gelegenheit wollte nicht kommen, denn wenn ſie gekommen wäre, Liſette hätte ſie ganz gewiß beim Schopf ergriffen. Ihr Schuld war es alſo nicht, ſie lag darin, daß leider die Gelegenheit nicht kam, nur hier und da ſchimmerte Morgenröthe von irgend einem Aſpiranten her, der auf des Vaters Gnade lauerte. War aber der Moment vorbei, wo er ſich erzeigen konnte, oder erzeigt hatte, verfinſterte ſich der Himmel wieder, ſtatt Sonnenſchein gab es Regenwetter, weil der erſchienene Stern ſich unſichtbar gemacht. Nun mit dieſer Liſette wäre Einer gewiß nicht ſo ſchlecht gefahren, denn neben ihrem Herzen hatte ſie noch Fleiß, war gutmüthig, konnte Strümpfe flicken und eine Suppe kochen und ſchrie nicht alle Tage nach einem neuen Rocke, wie nach einer Waſſerquelle; auch konnte ſie ganze Abende daheim bleiben, ohne ſich aus Langerweile, und zugleich als Mittel dagegen, am Boden herum zu wälzen, oder die Haar ſich aus dem Kopfe zu raufen. Aber das ſind halt Tugenden, nach denen der Zeitgeiſt eben nicht ſchreit wie ein Hirſch nach einer Waſſerquelle, und Liſette machte ſich nicht ſplendid, war nicht reich, und der gute Herr Gygampf war nicht der Mann, der eine ſolide Garantie eines immerwährenden Credites darbot, man ſah ihn in kundigern Kreiſen blos als eine zufällig aufgetauchte, ſchnell vorübergehende Celebrität an. Der gute Jacot ließ nun unglücklicher Weiſe in ſeiner Freude Worte von dem Balle und ſeinen Ausſichten fallen, und dieſe Worte waren in Liſettes Herzen was Funken in einem Pulverfaß, mit dem Unterſchiede nur, daß Funken in einem Pulverfaß eine Exploſion verurſachen, hier jedoch Liſettes Herz blos mit ſtarker Gluth und ſtillen Flammen füllten.

Begreiflich wollte ſie mit Jacot, mit ihm fiſchen gehen nach dem lange erſehnten Glück, denn das war eine Gelegenheit, und was ſie da gelten, was ſie für Aufſehen machen müßte! Als er nicht gleich ſich willig zeigte, ein ärgerlich Geſicht machte, da weinte ſie der Mutter, wie Jacot ſo unartig ſei, ſo ſelbſtſüchtig, da flatterte ſie um den Vater und ſagte ihm, er ſei das beſte Papali unter der Sonne, wenn Jemand ihr ein Freudeli gönne, ſo ſei ers. Nun wolle der Jacot an einen Ball und ſie nicht mitnehmen, und doch koſte ja ein Chaisli oder ein Schlitten gleich viel, fahre Eins oder fahren Zwei. Und wenn man den Schlitten brauchen könnte, hätte ſie eine ſchreckliche Freude, denn mehr als ſieben Jahre ſei ſie nicht im Schlitten gefahren. Bei ſolchen Gelegenheiten macht man oft die angenehmſten Bekanntſchaften, Vaterli! Vaterli, gäll, ich kann gehen? Mi cha de luege, ſagte Herr Gygampf. Das ſtellte Liſette vollſtändig zufrieden; wenn Herr Gygampf einmal geſagt hatte, mr wey de luege, ſo wußte man, die Sache war vollſtändig entſchieden, wenn man ſie ſich nicht ſelbſt verdarb. Herr Gygampf dachte nicht daran, daß Liſette dem Jacot läſtig ſein könnte, ſondern ſeufzte blos über vermehrte Koſten, indeſſen in der Hoffnung, es ſei eine Wurſt an eine Speckſeite, ließ ſich ſchon was wagen. Uebrigens gehörte Herr Rathsherr Gygampf zu den Vätern, welchen es keine Beſchwerde war, ſondern eine Freude, vorauf auf der Chaiſe eine Tochter im Lande herumzuführen, und dabei in väterlichem Ergötzen zu denken: O lueget doch und ſehet, was das für Eine iſt, o wenn ihr recht wüßtet wie das Eine iſt, ich wäre des Lebens nicht ſicher, weil ſie Alle wollten und doch nur Einer ſie haben könnte. Es iſt wirklich rührend, Väter zu ſehen, wenn ſie mit ihren Töchtern zMärit fahren in väterlicher Zärtlichkeit, und dieſe Zärtlichkeit nicht abnehmen will, im Gegentheil zunimmt, wie ſie viele, viele Jahre durch die gleichen Töchter zMärit führen und jedes Jahr beſſer vorauf auf die Chaiſe. Ein ganz anderes iſts mit den Brüdern, bei denen iſt der Zärtlichkeit nicht halb ſo groß und währt nicht ſo lang, es ſei denn die Schweſter ein Liebesleiter nach Art, wie man auch Weinleiter hat. Aber wenn man das Schlepptau ſein ſoll und bei jedem Schritt und Tritt wenigſtens zwei an den Kuttenſäcken hat und viere haben müßte, wenn man vier Kuttenſäcken hätte, ja, dann wird das Leben ſchwer.

Ach, der gute Jacot war ſchon ſo oft Schlepptau geweſen und behülflich war ihm die Liſette nie geweſen und hier konnte ſie es am allerwenigſten ſein, ſie kannte die Mädchen, nach welchen Jacot angeln ging, nicht, ſie konnte ihm nur im Wege ſein, ſie gab ihm nicht Anſehen, Relief, wie der Welſch ſagt, ſie zog mit ihrem unſcheinbaren, auf dem Lande lächerlichen Weſen, ihm zum allerwenigſten Spott zu, vielleicht gar die Frage, wie manche ſolche Schweſter er noch habe. Jacot ward unwirſch, ja er kriegte ſogar ein Stück Weltſchmerz, er frug, ob er denn dazu geboren ſei, keine Freude ungetrübt genießen zu können? Einer nach dem alten Glauben hätte gefragt, ob ihm keine reine Freude geordnet ſei? Am Ende kömmts auf Eins hinaus, klingt aber ganz anders, und ſo iſt's noch mit vielen andern Redensarten. Deſto größere Freude hatte die gute Liſette, die jetzt wieder einmal an die Sonne ſich ſtellen konnte, ſie erzählte allen Menſchen ihre Ausſichten, die Glückliche. Sie hatte eine Freundin, Roſalie Gälbläc者t, eine charmante Perſon, ihr Vater hatte ein Spezerei-Lädeli und ſie war Modiſte, hatte einen beſonders guten Ruf, für's Montiren nämlich. Die Familien waren befreundet, man ſah Herrn Gygampf oft in Herrn Gälblächt's Lädeli, er verſah ſich dort mit Schnupf, Zimmet und andern häuslichen Bedürfniſſen, und wollte er ſeinem Weibervolk Neujahrsgeſchenke machen, ſo beſorgte ſie ihm Roſalie Gälblächt oder war wenigſtens ſeine Rathgeberin. Er aber leiſtete, wenn der Staat Bedürfniſſe hatte, Karrenſalbe für den Staatswagen, Salatöl oder Schwefelpulver zum Ausputzen, und wenn Herr Gälblächt Lieferant ſein wollte, die nöthige Fürſprache. Als Roſalie Gälblächt vernahm, was Liſette Gygampf für ein Glück bevorſtand, da glich ihr Gemüth einem Apotheker-Laboratorium, in das Feuer gekommen; Feuerſtröme von allen Farben, einer feuriger als der andere, durchflammten ihr Gemüth, ſie war ganz weg, ſie mußte hin, ſie mußte mit, ſie verſprach Liſette alle Himmelsgüter, wenn ſie ihr dazu behilflich ſei. Sie verſprach ihr, alles, was nur zu montiren war, gratis zu montiren, ja, ſie wollte was am Chaisli bezahlen und noch mehr an einem Schlitten. Gewiß finde man noch eine vierte Perſon, dann koſte es noch weniger, und was ſei dagegen das Glück, an der Seite des herzigen Jacot durch die Gefilde zu raſen, daß Roß und Reiter ſtoben und Kies und Funken ſchnoben. Ja, Liſettli, du herzigs Liſettli, du Mignone, dazu mußt du mir verhelfen, ich weiß zwar wohl, daß der gute Jacot die größte Freude hätte, wenn ich ihn ſelbſt fragen würde, dä Läker hat mir ſchon manches zu verſtehen gegeben, aber mit der Sprach darf er nit recht füre. Ach, dä gut Mönſch iſt noh ſo ſchüch, und gäb was me macht, die Schüchi wott ihm nit vergab, und er wär' im Stand us luter Schüchi mih nit mit zwelle. Drum Liſettli, ſag' du ihms, ich will dann nachher auch noch döppele, bis ers recht begreift. Liſette war beſtochen, wäre eigentlich lieber die einzige Sonne des Tages geweſen, trug indeſſen den Troſt der Mädchen im Buſen, der in eine kurze Formel gefaßt, ſo lautet: Mach nur, was du kannſt, magſt mich doch nicht. Nun hatte Jacot bereits zwei Begleiterinnen, ob er auch noch zur dritten kam, wird ſich zeigen. Aber ob es eigentlich zweckdienlich ſei, Zwei mitzubringen, wenn man Eine erobern will, iſt wirklich eine bedenkliche Frage.

Ein ſolcher Tag, wo eine Parthie iſt, wie man zu ſagen pflegt, mit Ball und Tanzen, Eſſen und Trinken, an welchem die edelſten Söhne durch das ganze Land weg theilnehmen, iſt ein ungeheuer wichtiger Tag, er kann viel wichtiger ſein als hundert Tage voll Heldenthaten, welche in der Weltgeſchichte verzeichnet ſtehen, und doch verzeichnet ſie ſolche Tage ſelten oder nie. Die Weltgeſchichte hat es wie die Parvenus im Allgemeinen, ſie ſchämt ſich zumeiſt des Schooßes, aus welchem ſie geboren worden. Es iſt bekannt und angenommen, daß aus Studenten nie was Rechtes geben würde, wenn nicht Examen wären, ja nicht einmal das Saufen würden ſie gehörig lernen, was doch eigentlich nichts anders iſt als die Steigerung einer natürlichen und ganz von ſelbſt zu Tage tretenden Anlage, wenn nicht das Stürzen, das Vor und Nachſaufen wäre und ganz beſonders das Setzen, wobei man den Stoff ums Vaterlands willen gratis kriegt, wie man ſich auf Koſten des Vaterlandes im Schießen übt mit geliefertem Pulver. Warum ſollte nun das weibliche Geſchlecht nicht ähnlicher Erziehungsmittel bedürftig ſein, wenn es die Stufe erreichen ſoll, welche ihm von der Natur angewieſen iſt, und das iſt denn doch wohl keine andere, als Freiheit und Gleichheit, Gleichſtellung mit dem Manne. Und wie nahe wir der Verwirklichung dieſes Zieles ſind, ſehen wir daraus, daß im großen Rathe des Cantons Bern bereits zwei Stimmen, und nota bene eine von einem Stadtberner, gefallen ſind, den Mundtod des Weibes aufzuheben und ihm Stimme zu geben in der Gemeinde.

Ein vortreffliches Erziehungsmittel wie die Examen bei den Studenten, ſind Bälle und Parthien bei Mädchen. Da zeigt es, ob es zieht oder nicht, was für eine Stelle es einzunehmen vermag in der Welt, wie es Reize entfalten, Garne auswerfen, Menſchen fiſchen kann. Ja, es ſind nicht blos Examentage, ſondern eigentliche Schlachttage und noch mehr. Die heutigen Helden gehen ſelten ſelbſt ins Feuer, ſondern ſchicken Andere hinein, machen Niemanden nieder und laſſen ſich nicht niedermachen, von wegen ſie gehen zur rechten Zeit. Die Mädchen dagegen gehen ſelbſt ins Feuer, ſchicken Niemanden für ſie; je feuriger es hergeht, deſto feuriger ſchlägt ihr Herz, deſto kühner trotzen ſie mit offener Bruſt allen Geſchoſſen, Spießen und Schwertern, ſchießen nach allen Herzen, verwunden bis in Tod, nehmen gefangen, ſchleppen die Gefangenen hinter ſich her, je mehr deſto lieber; ſo legen ſie Proben ab, und zwar nicht gegenüber alten verwitterten Profeſſoren mit großen Perücken wegen Mangel an Haaren, Perücken, welche die Diebe freilich nicht geſtohlen, die Motten dagegen halb gefreſſen und bald ganz gefreſſen haben werden, ſondern gegenüber der Blüthe der Menſchheit, herrlichen Jünglingen mit kühnen Herzen und ſchönen Handſchuhen, friſirten Locken und geſchornen Nacken. Ja, das will was ſagen, da iſts begreiflich, daß auf ſolche Tage die Mädchen mit der größten Sorgfalt ſich vorbereiten, mit viel größerer, als die engliſchen Jokey ihre Renner auf den Tag des Rennens, ja ſelbſt mit noch größerer als gewiſſe Kriegskommiſſäre auf Lager oder Feldzüge, wo auch nicht das Düpflein fehlt, ausgenommen alles, was Roß und Mann bedürfen. Daß man auf ſolche Tage ſich gründlich vorbereitet, und zwar viel gründlicher als die Studenten zumeiſt auf ihre Examen, verſteht ſich von ſelbſt.

Des Haſelbauern Töchter hatten endlich durch Vermittlung der Mutter die erwünſchte Erlaubniß erhalten und nun ging's mit Macht ans Zwegmachen und Präpariren. Wo Geld genug iſt, und es einen nicht reut, da macht es ſich, da iſt blos der Kummer, daß man das Schönſte und Beſte treffe beim Kaufen und das Gekaufte nicht verpfuſcht werde durch unkundige Hände. Wo aber das Geld fehlt, wo man die Kreuzer ſollte zweg ziehen können, daß Franken aus ihnen würden, ja da geht es mühſam zu, da muß man zehnmal Stadt auf Stadt ab, bis man das Wohlfeilſte hat und doch das Schönſte, das glitzert und glaret in alle Gäßlein hinein, daß man von weitem meint was es ſei, und ſieht man es näher an, iſt's kreuzerige Ruſtig. Die guten Kinder meinen durch den Schein erſetzen zu können, was dem Weſen abgeht. Die guten Kinder gedenken es gut zu machen und machen es gerade ſchlimm, für alle Kundigen legen ſie damit ein Zeugniß ab über den Zuſtand ihres Geldſäckels, vom Mögen und Können, ein Zeugniß über ihren Geſchmack, ja ein Zeugniß über ihren Sinn, dem das Scheinen genügt, der das Sein für überflüſſig hält. Das iſt ein fataler Sinn das, beſonders bei Mädchen, denn was hat man am Ende von ihrem liebenswürdig ſcheinen, wenn ſie ſpäter als Frauen als das Gegentheil ſich erzeigen?

Ungefähr ſo ging es bei Haſelbauern und bei den Gygampfiſchen. Die beiden Töchter im Haſelhof kriegten famos neue Mäntel. Der Stoff war ſchön und der Hofſchneider der dortigen Gegend hatte ſich verflucht und vereidet, er wolle ihnen Mäntel machen, wie man noch keine geſehen, man werde Reſpekt haben nicht für Gſpaß, wenn ſie mit denen daher kämen. Er hielt auch Wort, er machte Mäntel, für die es ſtarke Schultern erforderte, ſie zu tragen, und erſinnete Zuthaten, Bequemlichkeiten daran, daß es einem Wunder nahm, warum er nicht noch Platz für eine Bettflaſche und einen dito für eine Kaffeemaſchine angebracht. Die guten Mädchen meinten auch, was ſie hätten an dieſen Mänteln, und kaum ging ein Tag vorüber, daß ſie dieſelben nicht probirt hätten; und richtig, die Freude erlebten ſie, daß keine auf den Platz kamen, die von weitem ihren- ähnlich geweſen wären. Bei der Liſette und der Roſalie da wars anders, da ſagte die Roſalie des Tages oft: habe doch nicht Kummer, ich montire dir dann, daß man meint, was es ſei, daß du die Reichſten ausſtichſt, hier ein Bändeli, dort ein Meyli und kühn Schwüng an allem, du glaubſt nicht, was das für Effekt macht. Es müßt kurios gehen oder es wird heißen, an Jungfer Gygampf hat man geſehen, was Gſchmack ſei, und Gſchmack iſt immer die Hauptſache. Aber es koſtete wirklich viel Scharfſinn, um die ganze Liſette geſchmackvoll herzuſtellen, denn Herr Gygampf ſchwitzte ſehr ſchwer und ſpärlich, und wenn Madame Gygampf nicht noch mit einigen Fähnlein ausgerückt wäre, die vor dreißig Jahren in der Mode geweſen waren und es nächſtens wieder werden könnten, womit alſo Liſette den Schein gewann, als ginge ſie der Mode voran, es hätte vielleicht Thränen gekoſtet; ſo gab es jetzt ein glücklich Geſicht, und Liſette hatte den heimlichen Troſt, daß ſelbſt Roſalie Gälblächt, die offenbar für ſich viel mehr angewendet hatte, gäb wie ſie das Gegentheil verſicherte, ihr nicht nachkomme, denn was Dreißigjähriges brachte die nicht auf.

Von einer vierten Perſon abſtrahirte man, erſtlich concurrirten drei Töchter um die Mitfahrt, man wollte keine böſe machen, begehrte wirklich auch nicht ſo große Concurrenz, und Jacot ward es himmelangſt, ein ganzes halbes Dutzend gaumen zu ſollen, wo da Zeit nehmen zu den eigenen Geſchäften? Darum wurde ihm inſinuirt, mit dem Fuhrwerk es ſo wohlfeil als möglich zu machen, bei einem mindern Kutſcher mache man es viel billiger, wenn alles auch nicht ſo elegant ſei, ſo ſei die Hauptſache, daß man fahren könne und wohlbehalten aus Ort komme, und in der Regel ſei das der Fall mit den Roſſen bei den mindern Kutſchern, die ſeien viel ſicherer, hätten weniger Mucken und ſtellten nie draus, beſonders wenn man mit dem Hafer vorſichtig umgehe.

Je näher das alte Neujahr kam, deſto feuriger ſchlugen ihm die gedachten Gemüther entgegen. Andere, welche es ſchon oft mitgemacht, nahmen es freilich viel kaltblütiger, ſie hatten es erfahren, daß nicht halb ſo viel herauskomme als man ſich vorſtelle, Viele werweiſeten, ob ſie gehen wollten, ja, es waren ſogar welche, die gar nicht gingen, ſie hättens ſchon oft probirt, aber es helfe alles nichts, klagten dieſe. Von Vielen wurde über das Verderben der Welt geklagt, wie alles alle Jahre ſchlechter werde und die Menſchen unverſchämter. Noch vor einigen Jahren habe man eine anſtändige Geſellſchaft angetroffen, Seinesgleichen. Man habe gewußt, mit wem man tanze, ſei nicht Gefahr gelaufen, mit Menſchern, die aus der Stadt verwieſen worden, zuſammenzutreffen, mit Wirthen, die neu rekrutiren wollten, mit Beſenbinderstöchtern und verlumpeten Schreibern, kurz mit allem Güſchignt zu Stadt und Land tanzen zu müſſen, wie es jetzt geſchehe, wo jedes Gaſſenmenſch meine, es hätte das Recht, an allen Orten zu ſein, wo andere Menſchen auch ſeien, und je ſchlechter eins ſich aufführe, deſto vornehmer ſei es, von wegen der Aufklärung und Bildung. Auch am Orte ſelbſt, wo das Feſt ſtattfinden ſollte, fand man Mißvergnügte, namentlich alle Köchinnen unter 60 Jahren, welche weibliche Anſprüche machten. Die ſchimpften ſchrecklich über die Ungerechtigkeit in der Welt, daß ſie am Feuer verſchmachten müßten, damit Andere ſich luſtig machen könnten, und nichts davon hätten als Zorn und halbtodte Glieder. Auch unter den Stubenmädchen gab es Mißvergnügte, ſowohl unter denen, welche Liebhaber hatten, als unter denen, welche gerne welche gehabt hätten. Sie klagten bitterlich über das G'ſchleipf mit den Mänteln und andern Sachen, über den Verbrauch von Schuhen, und alles umſonſt, ohne daß man ihnen nur dankeigiſt ſage.

Im ganzen genommen iſt es ſonſt ſtille am Orte. Wer am Feſte Theil nehmen will, hat mit der Toilette zu thun, oder thut Geſchäfte ab. Die Wirthe ſind in großer Geſchäftigkeit, machen Weine, faſſen Hafer, ſchießen in Mezg und Küche herum, machen mit Befehlen den Mezger ſturm und die Köchin zTeufels, bis die Geſchäftigkeit mit dem Vorrücken der Zeit in Spannung übergeht. Der Wirth ſtellt ſich unter die Hausthüre, beide Hände auf die Hüften geſtemmt, ſieht nach dem Wetter, ſieht nach dem Kirchenzeit, ſchießt dann ins Haus, rennt die Frau faſt um und ſchreit: mach noch mehr Paſteten, das Wetter chunt gut! Die Frau ſagt, ſorg du für den Keller, mach, daß man weiß, wo man Wein nehmen muß, für die Küche laß mich ſorgen, da hat es noch nie gefehlt. Darf man denn keinem Menſchen mehr was ſagen? ſchreit der Wirth, die Köchin iſt auch wie ein Sängfuchs, wenn man nur unter der Thüre ſteht, riskirt man, daß ſie einem in die Beine ſchießt. Und wenn ſie es thäte, ſagt die Frau, ſo thäte es dir recht geſchehen, du wüßteſt doch dann, was du das Haus vollzubrüllen haſt für nichts und wieder nichts. Der Wirth ſtreicht ſich aus dem Feuer, ſchießt in ein Nebenſtübli, dort ſitzen Stubenmeitli, vielleicht auch eine Tochter oder zwei, ruhig am Tiſch und eſſen behaglich. Seid ihr noch da, es dünket mich, ihr ſolltet die Ranzen voll haben, daß es euch hinten einen Hoger austreibt. He, ſagt Eins aufſtehend, wir müſſen ſelbſt den Verſtand haben, und wenn wirs haben, nehmen, daß wir es einſtweilen machen können. Wenn Andere den Verſtand hätten, von Zeit zu Zeit zu ſagen, wenn du was magſt, ſo findeſt dort und nimm, ſo müßten wir nicht für dFürſorg futtere. Ho, ſagt der Wirth, dich braucht man weder zu fragen noch zu heißen, du greifſt zu, wo was iſt, aber wart nur, und ſchoß weiter. Grinſend ſehen die Mädchen ihm nach. Das iſt doch hüt aber e Stürmi, ſagt die Sprecherin. Ich will unſerem Regieriger ſagen, er ſolle ihn allemal, wenns ſo was giebt, 24 Stund hintern thun, es ging alles noch einmal ſo ring. Der Wirth iſt wieder unter die Hausthüre geſchoſſen, es ſchlägt ein Viertel über zwei und ſein Geſicht wird lang. Er weiß zwar wohl, daß die Leute nie um dieſe Zeit da ſind, daß ſie Alle erſt nach dem Eſſen daheim verreiſen, aber er iſt ein unerträglicher Jaſti, mag nie warten, bis die beſtimmte oder gewohnte Zeit da iſt. Es ſchlägt halb drei, da wird ſein Geſicht noch länger, kein Bein hat ſich noch gezeigt. Er ſchüttelt den Kopf, er dreht ſich um, er läuft ins Haus, er ſteht unter der Küchenthüre, die Köchin ſieht ihn nicht an, er läuft ins Local der Stubenmeitli, es iſt keins ſichtbar, er begegnet im Hausgang ſeiner Frau, er ſieht ſie bedenklich an und ſagt: heute fehlts, noch Niemand da, kannſt ſehen, daß du nicht aber zu viel kocheſt, ſonſt mache ich dich verantwortlich. Sie ſieht ihm über die Achſel nach und ſagt: biſt e Stürmi! Drei Uhr ſchlägts, der Wirth ſchießt vom Stalle her um eine Ecke wie eine Mauerſchwalbe; da er im Hauſe wenig Anklang fand, hatte er ſeine Aufmerkſamkeit dem Stalle zugewandt. Horch, es klingelt, es iſt ein Schlittengeſchell, hochauf gumpet es ihm innerlich und äußerlich, die Tabakspfeife fliegt in die Taſche: Mareili, Stüdeli, Gretli ſchreit er ins Haus. Die weißen Präſervativſcheuben fliegen weg, die Halstüchli um die Ohren werden feſtgezogen, es iſt das Gürten der Morgenländer und anderer Juden, ehe ſie in Kampf ſich ſtürzen, ſie ſchießen daher wie Möven übers Meer, ehe der Sturm angeht, und draußen klingelt es näher und näher, und um die Ecke kommts trapp, trapp, ſchwer und doch ſchnell, ein mächtiger Gaul erſcheint, ein grüner Schleier weht hinter ihm, ein Herr in weitem Mantel ſitzt daneben, hat eine große Tabakspfeife im Maul, lupft den Deckel, ſchreit Servitör und fährt vorüber. Höflich war der Wirth gar nicht, ſondern zornig dreht er ſich um, ſchreit zum hintern Glied: ume e Pfaffs! läuft in die Küche, ſchreit in Teufels Namen, ſie sollten abgeben mit Feuern, heute gebe es nichts, es ſei ein Pfaff vorbeigefahren, die ſeien wie rothe Schnecken auf den Wegen, bedeuteten ſchlecht Wetter. Während er noch ſchimpfte, ging es draußen mächtig los mit Gſchell und Springen und Schreien: Johannes, Mädeli, Peter und noch mehr. Johannes, der Wirth wädelete in ſeinem ſchnellſten Schritt zur Hausthüre, war auf einmal ganz voll Zärtlichkeit, Peter, der Stallknecht ebenfalls und Mädeli lief ſie ſogar über. Ueberdem glänzte der Wirth über und über wie Moſes, als er vom Berge kam, bekannte, daß noch Niemand da ſei, aber wenigſtens 400 Perſonen erwartet würden, öppis wenigs, wo vielleicht in die andern Wirthshäuſer ging, nicht gerechnet, fragte, was man befehl, ſchrie plötzlich: Mädeli, e Schlitte, lauf, Mädeli lauf, hörſt, noch einer, ruf Sami, Bäbi, Stüdi, ſie ſollen helfen. Man kann die Leute nicht draußen ſtehen laſſen bei ſolchem Winde und dazu die Kälte. Endlich kamen die erſten Gäſte dazu, zu ſagen, ſie möchten ein warmes Zimmer. Frau, Frau, es warms Zimmer, ſchrie der Wirth auf der Treppe, ſchellte im Zimmer, ſchoß dem Schellen nach, ſchreiend, es warms Zimmer, als ob die arme Frau es auf einem Präſentirteller die Treppe auf bringen ſollte. Mit den neuen Gäſten kam Mädi die Treppe auf, und unten fuhr ein friſcher Schlitten an, und raſch hinter einander einer nach dem andern als wärs ein Wettrennen oder Wettfahren, wo Viele zuſammen abgefahren, von denen Jeder der Erſte ſein wollte. Da ward es ſehr lebhaft im berühmten Gaſthof zum weißen Ochſen. War der Wirth unten, ſollte er oben ſein, war er oben, ſollte er unten ſein, hier ſchrie man nach Schlüſſeln zu Zimmern, dort nach Leuten zum Auspacken, hier nach Wein, dort nach Thee, wer Wein beſtellt, kriegte Thee, und Wein, wer nach Thee geſchrieen, und gar nichts, wer zuerſt beſtellt, es hürſchete ſchrecklich im Hauſe, und ſchrecklich ward geſchrieen, viel ärger als in der Arche Noah, wo doch auch viele Männlein und Weiblein zuſammenkamen, aber Noah verſtand die Sache beſſer als der weiße Ochſenwirth. In der Arche waren keine Stubenmeitli und die Männlein und Weiblein brauchten Verſtand, wollten nicht alles durcheinander und alles auf einmal. Draußen war nicht minderes Gewühl und Geſchrei, und alles durcheinander, Rennſchlitten und Holzſchlitten, elegante Chaislein und Gſtellwägeli, auf denen noch Borſten ſichtbar waren von Schweinen, die man jüngſt darauf geführt. Indeſſen auf die Fuhrwerke achtete man wenig, ſie waren es nicht, an denen man über den Werth der Leute das Maaß nahm, den eigentlichen Maaßſtab gaben die Roſſe ab. Vor Fuhrwerken, auf denen keine hoffährtige Näherin zMärit gefahren, tanzten dreißig dublönige Roſſe. Fußgänger ſah man keine. Wer nicht ein Fuhrwerk vermochte, ſchlich hinten um und zu hintern Thüren ein. Die zuerſt Angekommenen, hatten großen Vortheil, großes vorläufiges Vergnügen, beſonders die Frauenzimmer. Sobald ſie ſich nothdürftig gewärmt, ſtellten ſie ſich an die Fenſter, inſpizirten die Ankommenden, ließen Witze fliegen, ungehechelt kam Niemand an, und wo man weder Roß noch Fuhrwerk, weder Gang noch Kleidung was anhängen konnte, nahm man wenigſtens die im ſcharfen Winde roth angelaufene Naſe zweg. Die Schweſtern Treu ſammt ihrem Bäni waren zeitlich angekommer in mächtigen neuen Mänteln, welche zarte Schultern aus der Stadt eingedrückt hätten. Ihr Schlitten war nicht hoffährtig, aber das Roß deſto ſchöner. Sie thaten ſehr ſchüchtern in der ungewohnten Verſammlung, aber als man einmal wußte, wie der Bauer hieß, der ihr Vater war, fand man ſie reizend und angenehm, beſonders der männliche Theil der Geſellſchaft, der war ganz einig in dieſem Urtheil.

Der Strom der Ankommenden nahm immer noch zu und von Ferne her hörte man ungattliche Töne von allen Sorten, endlich kam man darüber, daß ſie herkämen von ſtimmenden Muſikanten, man ſprach vom Anfangen und wie es am luſtigſten wäre, wenn nur noch Wenige ſeien und hergegen viel Platz. Da kam langſam um eine Ecke eine alte demüthige Creatur mit tief geſenktem Haupte, daß man unwillkürlich ausrief: Häb Sorg, häb Sorg, du trappeſt dir ja ſelbſt aufs untere Maul! das weit vorhing, ob von Natur, oder aus Gewohnheit, oder aus Hunger, blieb unbekannt. Hinter ihm her kam ein alt verwittert Chaisli, in welchem drei Perſonen mit Noth zu unterſcheiden waren. Es war ein Fuhrwerk, von dem man glauben konnte, es habe ſich im ſiebenjährigen Kriege verirrt, oder ſei von Kirgiſen in der Schlacht bei Zorndorf gefangen genommen, in die Steppen geſchleppt worden und erſt jetzt wieder zum Vorſchein gekommen. An den Fenſtern geſchah ein groß Geſchrei: Luegit, Luegit, und wer einen Kopf hatte, fuhr damit aus Fenſter, e Hebräer ſchrieen Dieſe, e Muſer, e Muſer Jene, und trotz der Kälte ſprangen Fenſter auf, um beſſer zu erkunden, ob ein Muſer oder ein Hebräer daherkomme mit Sack und Pack. Ein Hebräer war es nicht, denn zuerſt ſtieg ein Herr aus in einem Mantel mit einer ſogenannten Polismütze (Polizeimütze) auf dem Kopf, und bekanntlich laſſen ſich nur in Rußland die Hebräer zum Militär verſtehen, weil ſie halt müſſen, denn ſie lieben halt das Schießen nicht, d. h. das Schießen, welches klepft; auf das Schießen, welches nicht klepft, ſondern ganz im Stillen getrieben wird, verſtehn ſie ſich ſchon beſſer. Mauſer konnte er ſchon ſein und ſein Roß mit dem hängenden Kopfe dreſſirt haben, die Mäuſelöcher aufzuſpüren. Andere meinten, das Roß ſei kurzſichtig, ſuche zfreſſe und könne ohne Brille keins finden. Während man darüber ſtritt, half der Herr zwei Weſen aus dem Chaisli, himmliſche Weſen waren es nicht, ſondern blaſſe Frauenzimmer, ſie hatten keine Polismütze auf den Köpfen, ſondern etwas anderes, man wußte aber nicht recht was.

Plötzlich ſtieß ein Kopf einen Schrei aus, es war Bäni Treus Kopf. Tuſig! Tuſig! das iſt der Leutenant Gygampf, ds Rathsherre Sohn, ich kenn ihn wohl, er war bei uns einquartirt. Was, es Rathsherre Sohn, und ſchämt ſich nicht, ſo zu fahren, das muß e ſufere Rathsherr ſy, dr Alt, daß er den Sohn ſo laſt fahre! Da ſieht man, was für Pack das Land regiert. Es wird ihm Niemand ein recht Fuhrwerk anvertraut haben, und das wird er nur bekommen haben, weil man dachte, in dem mache er ſich kaum mit dem Schelmen draus.

Jacot hatte keine Ahnung vom Aufſehen, welches er mit ſeiner Equipage machte, und ſeine Töchter noch weniger. Er hatte die Maſchine 1 L. wohlfeiler per Tag, als er ſonſt wo eine hätte erhalten können und war ſehr zufrieden damit. Man ſitze darin vortrefflich, etwas eng freilich, die Beine könne man nicht recht ſtrecken und die Kiſſen ſeien gleichſam zuſammengeſeſſen, aber das ſeien Nebenſachen, das Roß laufe ſehr gut, ſechs Stunden hätten ſie in fünfen gemacht, ſagte er. Der Stallknecht hatte endlich geruht, mit ſpöttiſchen Mienen heranzutreten und den Engeländer, wie er das Roß nannte, auszuſpannen. Jacot trat mit Würde herzu, der Stallknecht frug: was muß dä Engländer ha? Ob es wirklich ein Engeländer iſt, weiß ich nicht beſtimmt, antwortete Jacot, jedenfalls iſts ein vortrefflicher Läufer, wir machten fünf Stunden in ſechs. Denket! Er muß aber jetzt ſeine Sache recht haben, gebet ihm dieſen Abend ein halb Imi Hafer und morgen auch ein halbes, und wenn er daneben noch Heu mag, ſo gebt ihm auch, aber überfüttert mir das Roß nicht, hört ihrs. Habt nicht Kummer Herr, da iſt keine Gefahr, an einem halben Imi Hafer hat ſich noch kein Roß überfreſſen, ja wenns ein halb Mäß wäre. Ja, ſagte Jacot mit kundiger Miene, es mögen darum nicht alle Roſſe den Hafer gleich ertragen, es iſt ein großer Unterſchied ſo zwiſchen einem groben Bauernroß und einem feinen Chaiſepferd. Allweg, ſagte der Stallknecht mit ſpöttiſchem Blick, von dem aber Jacot nicht Notiz nahm, ſondern dem Rufe ſeines Schweſterchens folgte, das mörderlich fror da draußen und doch nicht gerne allein ſeinen Eintritt in die große Welt machte. Jacot trat unter ſeiner Polismütze ſehr militäriſch auf, man hätte glauben ſollen, er ſei ein erprobter Held, eine kühne Seele. Sind die Töchter aus der Haslere da? frug er das geleitende Mädchen. Kenne die nüt, antwortete dieſes unerſchrocken, denn es war unter mehr Bärten ſchon geſtanden, als der halbe eidgenöſſiſche Generalſtab vor Kanonen. Kenne nit die Halben, ſie fliegen daher wie Käfer an einen Weidſtock, es iſt gerade, wie wenn es nachher nie mehr gut wäre. Iſt auch ein Perrüquier oder ein Coiffeur hier, frug Roſalie Gälblächt? Kann nit weltſch und Weltſchi wohnen keine hier. Ich meine Jemand, der Haare ſchneidet und ſtrählt, frug Roſalie. O ja, ſagte das Meitſchi, der Gattig giebt es ſchon. Da gleich oben iſt Einer, der ſoll das Haarabhau bſunderbar gut könne, es iſt der Vehdokter. Danebe weiß ich es nicht, wir Weibervolk können das ſelbſt, aber das Männervolk rühmt ihn, und dazu machte das Meitſchi ungefähr ein Geſicht wie der Stallknecht hinter dem Engeländer hervor. Offenbar war das Meitſchi mit dem fremden Zuzug wenig zufrieden, hatte es wahrſcheinlich wie eine Hausfrau, wenn Teſſiner daher kommen als Einquartierung; wird gefürchtet haben, für ihns bleibe nichts mehr übrig. Liſette wandte ſich zum Bruder und wollte ihm ſagen, es wäre vielleicht beſſer, ſie gingen erſt in eine beſondere Stube um Toilette zu machen, ehe ſie ſich präſentirten in der Welt, da machte das Meitſchi ungſinnet die Thüre des Empfangszimmers auf, welches ganz voll Leute war, daß man eigentlich gar nicht wußte, wo die hin ſollten, welche noch draußen waren. Die ſämmtlichen Füße zögerten, die verhängnißvolle Schwelle zu überſchreiten, denn es hat eine Raſe, ſo in eine unbekannte Stube voll unbekannter Leute zu treten, beſonders wenn man Pläne im Kopfe hat. Man kann eben auch nicht wiſſen, wer alles da drinne iſt und was alles einem begegnen kann. Indeſſen bei Jacot dauerte dieſes Zögern nicht lange, unter ſeiner Polismütze wohnte Muth und das Bewußtſein, als Leutenant ſeinem Zuge voran ſich ſtürzen zu müſſen ins Gemenge. Er grüßte mit Manier, ſah ſich um nach den lieben Geſichtern mit Adlerblicken, fand ſie endlich halb verſteckt in einem Winkel und ſtürzte mit einem Ha! gegen ſie vor. Den armen Dingern ward faſt übel, viel ärger als armen Küchlein, wenn der Habicht auf ſie niederſchießt; die Küchlein haben doch Flügel und können ins Weite, oder wenigſtens ſich bergen unter der kühnen, ſchlachtfertigen Mutter, die Mädchen hatten aber keine Federn und ſtunden an der Wand, und durch dieſe konnten ſie nicht, hatten keine Gluggere, welche ſich vor ſie ſtellte, und der Bruder, der Schluſi, hatte ſich abſeits gedrückt, als er den Freund gegen das Haus rüken ſah, ohne ſich um die Schweſtern zu kümmern. Sie ſchämten ſich ſo ſehr der Bekanntſchaft, ſeit der liebe Herr Gygampf mit dem Engeländer gekommen, ſeit ſie das Geſpött und das Gelächter über ihn gehört, ſie hätten in die Erde hinein kriechen mögen. Da ſie das nicht konnten, ſo wurden ſie höfiſch, thaten fremd, gaben kurze ſchnippiſche Antworten, daß Jacot ganz verlegen wurde und zweifelhaft, ſeien ſie es eigentlich oder nicht. In ſeiner Verlegenheit ſtellte er ihnen ſeine Schweſter und Jungfer Gälblächt, eine gute Freundin von ſeiner Schweſter, vor, und ſprach den Wunſch aus, da dieſe hier fremd ſeien, möchten ſie dieſelben in ihren Schutz nehmen. Statt daß ſie nun artig wurden, wurde Trineli roth und Stini lachte bei dem Namen Gälblächt laut auf, ſagte, ſie wären ſelbſt zum erſten Male hier und hätten ſelbſt gerne Jemand, der zu ihnen luegte; Liſette redete ſehr höflich, faſt zärtlich, wie ſie nicht habe warten mögen, ihre werthe Bekanntſchaft zu machen, ſo viel Liebs und Guts habe der Bruder von ihnen erzählt. Ih wett nit ſo viel Müh ha mit vexire, ſövli umerkig ſy mr nit, we mr ſcho a me ne Nebensort wohne, antwortete Stini. Nun wollte Liſette hoch und theuer verſichern, wie von Bexiren nit die Rede ſei, ſondern alles der ernſteſte Ernſt, aber die höflichſte Antwort, welche die gute Liſette erhielt, gab Trineli. Me wüß wohl wie ds Militär ſyg u bſungerbar ſo d Lütenante, das ſyg öppe überall bekannt, ſie lieſen füre Zytvertrieb jedem Hagburi nah, es bruch nit emal d Naſe mits im Geſicht zha. Das weibliche Gefühl iſt empfindlich und fein das weibliche Ohr, wahrſcheinlich empfand Trineli zu dem Uebrigen noch die Gegenwart der Jungfer Gälblächt und Jungfer Gälblächt meinte, Trineli ſtichle auf ſie, und hielt die Antwort für eine anzügliche Rede. Man hätte einander nicht viel vorzuhalten, antwortete Jungfer Gälblächt, wo einem Fürtuch ein Leutenant von ferne in die Naſe käme, habe es keine Ruhe, bis es ihm vor den Füßen ſei. Der Stich wegem Fürtuch, das bekanntlich nur zur ländlichen Kleidung gehört, ging Stini durch die Haut, und was es gegeben, wiſſen wir nicht, denn es hatte ſchon angefangen zu ſagen: das wiſſe dann noch Niemand, wenigſtens ſie ſeien ohne Leutenant gekommen und wüßten den Weg heim ebenfalls ohne Leutenant, wenn nicht in Liſettes Ohren, das Decken und Prüfen der Geigen und Klarinetten gedrungen und ihr himmelangſt geworden, ſie könnte das Beſte verſäumen, den Anfang, wo das Anknüpfen am beſten ſich macht, weil am wenigſten Tänzerinnen noch da ſind. Sie hatte an der Schweſtern Bruder gedacht, geſchwärmt für das Leben im Grünen, geſagt, Herrlicheres könne ſie ſich nichts denken, für das Eſſen brauche man nicht zu ſorgen, das wachſe einem gleichſam unter den Füßen, den ſchönſten Speck brauche man nicht zu kaufen, man habe ihn ſelbſt, Milch brauche man nicht, man habe nur Nidle, Aepfel und Birnen ungezählt. Da ſei ein frei Leben, da könne man wohlthun, habe Zeit, ſich zu bilden und Bildung zu verbreiten auf dem Lande, und wie ſchrecklich gerne würden die Bauernweiber und Töchter ſich bilden laſſen und einführen in die Geheimniſſe der Natur. O ſo an einem ſchönen Nachmittage mit den Nachbarsfrauen und Töchtern am Schatten im Kühlen ſitzen und ihnen vorleſen aus dem Buch der Welt oder vom ewigen Juden und die Theilnahme in ihren Geſichtern und das Beben im Herzen und das Heben der Seele und das Ausdehnen des Blickes, o wie herrlich, o wie ſchön! und alle dieſe Träume hatte ſie an den Bruder Bäni geknüpft, er war gleichſam das Dampfſchiff, an deſſen Schlepptau ſie in dieſe Herrlichkeiten hineinfahren wollte.

Dieſer Bäni war nicht da, drüben rixete, raxete es ſchon ſo ſchön, gewiß war der ſchon drüben und ſie ſtach noch in ihren Hüllen, ſo gleichſam eine Auſter in der Schale. Die gute Liſette fuhr daher wie eine Bombe ins anzügliche Geſpräch. Mein Gott, rief ſie, ſie fangen ſchon an, und wir ſind noch nicht toilettirt. Ich bin freilich ſchon angezogen, aber man muß ſich doch zweg machen, in denen ketzis Mänteln verdrückt und verrumpfet man alles. Wo können wir das wohl machen, hier iſts mi zwider, die Leute gaffen einen ſo unverſchämt an, ja ich glaube gar ſie lachen über uns? So frug die gute Liſette und Stini antwortete: Was wollt ich wiſſen, bin nicht bekannt hier, müßt ein Stubenmeitli fragen. Wo iſt ein Stubenmeitli? frug Liſette. Ho, ſagte Stini, ihr müßt luege, ſie ſtürmen ja immer aus und ein, aber ein Fuß war ein Fuß, den Stini Liſette zu lieb bewegte. Roſalie Gälblächt wurde ganz zornig, fing an weltſch zu reden, was heut zu Tage etwas mißlich iſt, wenn man nämlich ſchimpfen will, doch ſo, daß es Niemand hören ſoll. Endlich wurde ein Stubenmeitli aufgetrieben, die zornigen Schönen verſchwanden, hörten aber noch das Gekicker, durch welches man ſich wegen dem Weltſch rächte. Der Bäni war dem Jacot ausgewichen und zu ſeinem Roß gegangen. Der Jacot war dem Bäni nachgegangen, bis er deſſelben habhaft geworden und derſelbe hatte vorgeſchlagen, um nicht mit Jacot zur

Geſellſchaft zu müſſen, eine Flaſche zu trinken, und Jacot hatte es nicht ausgeſchlagen: ſo waren ſie miteinander unten in die Gaſtſtube gegangen, welche an ſolchen Tagen durch die eigentliche Geſellſchaft gemieden wurde. Liſette und Roſalie kamen in große Aufregung, zwei Mächte balgten ſich in ihnen, ſie wollten preſſiren, von den Erſten ſein auf dem Schlachtfelde, aber auch von den Schönſten, dazu aber mußten ſie anwenden, Zeit brauchen, ſie hatten es nicht von Gott empfangen, mußten die Schönheit ſelbſt machen, nach dem Wahlſpruch: Helf, was helfen mag. Endlich waren die Schönen mit der Schönheit fertig, wußten nichts mehr nachzubeſſern, hatten ihre Schnupftücher mit den geſtickten Zipfeln graciös in den Händen. Roſalie ſtellte einen blaßblauen, Liſette einen blaßrothen Schmetterling dar, nur Eins fehlte: der Cavalier, der unten gemüthlich mit Bäni eine Flaſche trank, ohne alle Ahnung, wie es droben über ihn herging. Endlich riß der Jungfer Gälblächt die Geduld. Komm, rief ſie, ſie werden uns nicht freſſen, aber ich hätte nicht geglaubt, daß dein Bruder ein ſo wüſter Menſch wäre. Erſt läßt er nicht nach, bis wir mit kommen und jetzt läßt er uns ſo ſchändlich im Stich. So können Mädchen und andere Menſchen die Sachen kehren, ihnen Tournüre geben, wie man in Weltſchland zu ſagen pflegt.

Und ſie gingen, die zornglühenden Jungfrauen mit flatternden Nastüchern, blaßblau und blaßroth. Wären ſie geritten, man hätte ſie für Walkyren nehmen können, die am roſenrothen Blut der Jünglinge ihre Freude hätten. Als ſie mit Majeſtät in den Saal traten ganz anders als vorhin ins Empfangszimmer, damals waren ſie nicht zornig, noch in den Schaalen, das Bewußtſein ihrer Schönheiten hatte ſich noch nicht entfalten können, denn ſie hatten ſich noch nicht ſchön gemacht, da war er zum größten Theil noch leer, blos einige Paare trieben ſich den Wänden nach und in der Mitte ſtund der Wirth und fluchte ſchrecklich. Die niedrige Dienerſchaft, Kindermädchen, Sudelmägde, Herdknechte und einige Schönen des Dorfes, welche es nicht zu ſeidenen Schürzen und ſilbernen Göllerkettlein und weißen Strümpfen gebracht, hatten die Zeit, wo die Meiſterſchaft mit Empfangen vollauf zu thun gehabt, klug benutzt, waren in den Saal geſchlichen und hatten ſich ein Privatvergnügen verſchafft. Die Muſikanten, welche in dieſer Schichte der Geſellſchaft die vertrauteſten Freunde beſaßen, hatten mit Freuden ihnen gratis aufgemacht, und wärmten ſich dabei im noch kalten Saale die halb erfrornen Finger. Das ging ganz prächtig, aber unten vermißte man die Leute doch, da fluchte man übers Babi, dort über den Joggi, die ſich unſichtbar gemacht. Hatte man das Babi nicht, ſuchte man das Mädi, wollte den Kobi nach dem Joggi ausſchicken, aber es war das eine Kunſt, denn ſie waren ebenfalls unſichtbar. Als das Nothgeſchrei nach Leuten größer ward als bei einer Feuersbrunſt das Geſchrei nach Waſſer, ſchoß der Wirth daher. Die Donſtige wolle er runter geben, es komme ihm ſchon zSinn wo die Hagle ſeien, ſchoß die Treppe auf, fand ſie richtig im Tanzſaale in vollem Vergnügen und war Selbſtſüchtling und Ariſtokrat genug, ſie darin zu ſtören und zwar grob. Die Geſtörten fanden das weder artig noch volksthümlich, ſie murreten ſehr und frugen ob ſie Hunde ſeien und nicht Menſchen wie andere. Sie ließen ſich durch das Bewußtſein nicht heben, vermißt worden zu ſein. Wer vermißt wird, der iſt was werth, der kann nicht ſagen, man achte ſich ſeiner nicht, ih bi nüt, mr ſy Alle nüt, i Gotts name! wie einſt ein Rathsherr ſagte. Wer vermißt wird, kann an die Bruſt ſchlagen und ausrufen: Hier iſt der Mann! und wäre es auch nur die Südelmagd. Die Eingeſchmuggelten ſtrichen ſich eben vor dem Donner des Wirthes der Thüre zu, durch welche unſere Schönen eintraten. Der Wirth erblickte ſie, erſchrak, denn er hatte vernommen, daß Rathsherrenzeug daſei. Wirthe gehören in der Regel zu den Unzufriedenen, lieben daneben Gönner in der Höhe ſehr. Unzufrieden ſind ſie wegen erlittenen Ungerechtigkeiten, d. h. weil ſie gebüßt wurden wegen Uebertretungen, Gönner lieben ſie im Glauben, ſolche würden ſie bei zukünftigen Sünden vor Strafen bewahren. Es behaupten Viele, Wirthe thäten ſich nie bekehren, ſie würden blos klüger. Wir haben in dieſem Punkte keine Erfahrung.

Es hörte daher plötzlich das Donnern auf, der Wirth ward wie der Mond im blauen Himmel, er ſchwamm in lauter Holdſeligkeit. Er befahl einem dienſtbaren Geiſte, ſeiner Frau zu befehlen, ſie ſolle doch die Gäſte einladen den Ball zu beginnen, es ſei alles zweg und wenn es nicht anginge, thäten ihm die Muſikanten erfrieren. So hätten es die Leute, klagte der Wirth, könnten nie anfangen, wollten nie aufhören, man wäre immer übel dran. Ob er die Ehre haben könnte, einen mit ihr zu tanzen und bot recht artig der Roſalie die Hand. Er hielt ſie für die Rathsherrn Tochter, weil ſie etwas Steifes im Rücken hatte und etwas Verächtliches in den Maulecken. Er ſtrengte ſich ſehr an, und ſchwenkte ſein kurzes Röcklein, daß es recht rührend war. Jungfer Gälblächt developpirte dagegen ihre Kunſt nicht. Ihr Herz war nicht im Tanz, ſie tanzte wie eine Dulderin um nicht zu ſagen wie ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird. Ja ſogar die Liſette kam zum Tanzen. Die Wirthin hatte ihren Bruder ausgeſandt, den Wirth zu ſuchen und ihm zu ſagen, es ſei pure Unvernunft ihr das zuzumuthen, er wiſſe ja, daß ſie nicht angezogen ſei, dafür ſei er da, oder für was ſonſt. Daß der Wirth die Tochter nicht fahren laſſe, ehe der Tanz aus war, begriff er. Er nahm die beſte Partbie und tanzte mit, und wenn die Wirthin noch Andere nach dem Manne geſandt, ſie hätten ſicher ebenfalls getanzt.

Als der Geige letzter Strich geſtrichen war, ſagte der Wirth excuſer, ich will machen daß es ruckt, ſetzte ſeine Jungfer Gälblächt auf eine Bank ab, und winkte wie es ſchien mit Nachdruck, denn es kam ganz ſchwarz einher, Pärlein um

Pärlein, Jeder mit der Seinen. Zuletzt kam das noch ungeregelte Volk, e Tſchuppele Weibervolk, e Tſchuppele Männervolk, ganz zuletzt Jacot und neben ihm noch Einer. Liſettes Herz pochte ſtürmiſch. Iſt das ihn, iſt das my Bäui, frug daſſelbe mit freudigem Bangen und Schlottern. Jacot war weg, ſuchte mit den Augen, ſtürzte vor, auf Trineli zu, faßte es bei der Hand, d. h. wollte es faſſen, denn als er es beinahe hatte, war Einer da, ob vom Himmel herab oder von unten herauf, begriff er nicht, hatte Trineli bei der Hand, ſagte: ergüſi, dä Kehr iſts an mir, trampelte mit Trineli weiter und Trineli ſeufzte nicht, ſah ganz vergnüglich aus, obgleich er tanzte, daß das ganze Haus erzitterte, ungefähr als ob der Chriſtoffel in Bern endlich einmal ab Platz gekommen und ein Tänzlein wagen wolle. Wahrſcheinlich war es ein Dragoner; ob auch ein Leutenant oder nur ein Wachtmeiſter wiſſen wir nicht. Jedoch iſt bekannt genug, daß auch die ganz gemeinen Dragoner ganze Burſche ſind und mit dreißig Jahren Alle wenigſtens dreicentnerig. Da wurde Jacot von ſeiner unglücklichen Stimmung ergriffen und zwar ſehr. Er konnte ſehr melancholiſch werden, meinen, er ſei zum Unglück geboren und das Schickſal hätte ihn beſonders auf dem Strich, was er thun möge, verderbe es ihm, was er noch ſo gut planirt, dadurch mache es ihm einen Strich. Da habe er ſein Glück zweg gehabt, da müſſe ihm der Teufel zwei Weibsbilder mitgeben, und die hätten ihm alles verdorben, denn da habe Trineli denken müſſen, er ſei bereits doppelt verſehen, obgleich er doch ausdrücklich von ſeiner Schweſter geſprochen. Das Schickſal weiſe alle Menſchen gegen ihn auf, Niemand habe ihn lieb, der Packeſel Aller ſolle er ſein, und Alle ſeien gegen ihn und ſeine Liebe werde mit Undank vergolten. Er lehnte ſich an die Wand, und wurde ſehr intereſſant, d. h. er machte ein ſchwermüthig Geſicht ganz jämmerlich, es war zum Erbarmen. Da ſäuſelte es neben ihm ganz leiſe und rauſchte ſo wunderlich, und als er aufſah, ſtund

Jungfer Gälblächt neben ihm, hatte die Hand auf ſeine Schulter gelegt und frug ganz hold: Herr Jacot, Herr Jacot, warum ſo trübſelig und geht doch ſo luſtig? Fehlt Euch was, Kopfweh etwa, wollt ihr Schmöckwaſſer? Und als er es barſch verneinte, ſagte ſie, ſo kommt und tanzt mit mir, die Muſik iſt nicht ſo ſchlecht, aber ſie trampeln, wie die Elephanten, es nimmt mich nur Wunder, daß das Haus es hält. Kommt wir wollen ihnen zeigen, was tanzen iſt.

Der Jacot dachte: Herr Jeſes da hey mrs, die bringt mich my Seel noch um alle Credit; daß der Engeländer ihm wegem Credit viel gefährlicher ſei, als die Roſalie, daran dachte er nicht. Aber was machen, abſagen konnte er nicht und mit ſchön tanzen doch vielleicht ein Herz rühren, wenigſtens Trineli neben ihrem Trampelthier ſchalus machen. Er nahm alſo die Gälblächt in Arm und ſie legte zierlich eine Hand auf ſeine Achſel, ſenkte das Haupt ſeitwärts, ſtreckte eins ihrer Aeugelein aufwärts und nun ſchwebten ſie mit einander dahin leiſe, leicht, ſanft, zwei Engeln gleich, die auf blaßblauen Wölklein gen Himmel fahren. Dann ſchaukelten ſie ſich wieder wie muthwillige Schwimmer auf des Meeres ſchäumenden Wogen auf den Wellen des Tanzes, bald raſch und wild, wiegten ſich rechts, wiegten ſich links, fuhren grad aus, fuhren rund um, warfen den Kopf auf und hin und her, und alles ſo ſittig und doch ſo kühn, daß Aller Augen ſich auf ſie richteten. Die Jünglinge lachten und meinten, die thäten wie Komödianten, als ob ſie zNarre grathen wollten, die Mädchen aber wurden vor Eiferſucht und Zorn ganz aſchgrau und klemmten ihre Tänzer in die Schultern, daß Mancher das Jahr darauf nach Schinznacht mußte der gefährlichen Wunden wegen, welche den Knochenfraß fürchten ließen. Neutrale, die an den Wänden herum ſtunden, ſagten dagegen: o ſchön, o ſchön! Das waren Töne für Roſalie, die ſalbeten ihr Herz mit Oele, daß es ganz wurde wie Sammet und duftete wie Roſenöl und Müsc. Da ſchwebte

noch ein ander Paar daher, als ob es einen Wettkampf gelt
faſt als ob ein venetianiſcher Gondelier mit ſeiner Gond
daher käme und zeigen wollte, daß er noch ſchöner gondel
könne als der Andere mit ſeiner blaßrothen Gondel. Da
war die Liſette, welche mit noch Einem daher kam, aber vo
weitem ſah man, daß die den Andern nicht nach möchte
von wegen der Tänzer ſchlengelte ſeine Beine gar ſchreckli
um die arme Liſette herum, als ob ſie ihm nur mit Packfade
angemacht ſeien und er ſie umarmen d. h. genauer, umbeinle
wollte. Was das Schönſte an der Sache war, das war nämli
Liſettes Geſicht; das war akurat wie der Himmel, wenn
offen iſt und alle Engelein mit Zimbeln und Schalmeien de
Vater im Himmel preiſen. Das war nämlich ſo. B
greiflich machten die beiden ſtädtiſchen Damen großes An
ſehen, beſonders unter den männlichen Anweſenden, die weib
lichen rümpften faſt Alle einfach die Naſe und ſagten: Pfi Tüfe
das wird was Gräubäſigs aus der Stadt ſein, man kenn
ſolche Vögel, wenn ich nur nicht neben ihnen ſitzen muß,
gruſeti mir, ich muß es ſagen Das männliche Geſchlecht i
ſolchem Gruſen viel weniger unterworfen. Es iſt ſonderba
in der Stadt gruſet es den Städterinnen vor den Bäurſche
und auf dem Lande den Bäurſchen vor den Städtlichen un
manchmal haben es die Männer akurat umgekehrt.

Endlich vernahm das Publikum, es ſeien Dame
nicht Gſchöpfe oder gar Creaturen, und zwar vornehm
Damen, ſie ſeien von den Oberſten an der Regierig
Wir können nicht ſagen, daß dieſe Kunde den Ein
druck beim weiblichen Theil verbeſſerte. Was brauchen di
hieher zu kommen, hieß es, wenn es was mit ihnen wäre, könn
ten die in der Stadt bleiben, die brauchten nicht hieher z
kommen und Andern den Platz zu verſchlagen. Wenn wa
mit ihnen wäre, ſo würden ſie nicht ſo weit her kommen
und in ſolcher Kälte; es werden von denen ſein, welche in di
Weite müſſen, wo man ſie nicht kennt, damit Jemand ſic

mit ihnen abgebe. Und nun wurden ſie einer Inſpektion unterworfen, die bis am Morgen dauerte und nichts an ihnen ſchonte, von oben an bis unten aus, hinten nicht und vornen nicht. Die adelichen Bauernſöhne ſahen ſich gar nicht nach ihnen um, die arme Liſette ſchmachtete umſonſt nach ihrem Bäni, aber ſie ſollte getröſtet werden, ſo hatten es die obern Mächte ſammt dem Schickſal beſchloſſen. Es waren noch andere Leute da, Leute der Neuzeit, denen die Zukunft gehörte, Leute mit moderner Bildung, die herkamen zu Fuß und zu Roß aus allen Schreibſtuben und Bureaus aller Arten in weiter Runde, wie die Geier in Südamerika in ihren Hungermonaten ein Aas wittern auf hundert Meilen und ſich auf daſſelbe ſtürzen zu Tauſenden. Die Haupthechte darunter waren erprobte Fürſprecher, denen nichts mehr fehlte als Geld, die Hürlig bildeten die Subjekte, welche Sinns waren, nach zehn Jahren, wenn es gut ging, ein Examen zu machen, aber noch nicht wußten, was für eins, wenn ſie nämlich nicht früher irgend ein Poſten der ſauren Arbeit des Kopfbrechens überhob. Der Glücklichen auf dieſe Weiſe gabs wirklich Viele, und doch ward viel geklagt, daß man im Canton Bern keine Klöſter aufzuheben gehabt. O Kloſtervogt wäre ſchön, wäre ſchön! hörte man überall ſeufzen. Einer aus dieſen Modenen, der für ſein Leben gerne einen Poſten glücklich gemacht, vernahm kaum, daß eine Rathsherren Tochter da ſei und zwar des berühmten Herrn Gygampfs Tochter, als er vorſchoß wie eine Spinne, die eine Fliege am Netz verſpürt, und die erſtaunte Liſette faßte, als ob er Fangzähne hätte im Maul. Aber er hatte eigentlich keine Fangzähne, ſondern lange Beine, ein dünn Schnäuzchen, ſchöne grade Haare, die er hin und her warf, wie ein Roß den Schwanz, wenn die Bremſen bös ſind, auch hatte er etwas ſteife Ellbogen, denn er war ſeines Handwerks ein Schreiber. An den Ellbogen ſah man es ihm an, auch wenn er ſein Handwerkszeichen nicht trug, die Stößli nämlich. Bekanntlich erkennt man die meiſten Handwerker an ihren Schurzfellen. Ob weiß oder ſchwarz, ob kurz oder lang, merket man den Zimmermann, Schmied, Maurer u. ſ. w, den Schreiber aber an den Stößlene an den Armen. Die Ledigen tragen ſie elegant aus neuem graublauen Tuche, den Verheiratheten machen ſie die Weiber, wenn ſie nämlich nähen können, aus alten Schürzen. Der hatte erkundet, weß Vaters Kind die Liſette ſei und als er mit Staunen vernommen, derſelbe ſei Rathsherr und noch dazu der berühmte Gygampf, da kam große, große Gluth in ihn und Heldenmuth. Jetzt oder nie Baſtian Krebsli! ſo hieß er nämlich, rief er aus, warf ſich vor und eroberte richtig die Liſette. Ach, in was für ein Glück der Menſch verſank, als ihm der große Wurf gelungen, eines Rathsherren Kindes Tänzer zu ſein! Millionen hätte er umſchlungen, Millionen abgeküßt Stück für Stück, nicht blos der ganzen Welt einen Kuß gegeben ſo gleichſam en bloc, was eigentlich gar nichts ſagen will. Und wie nun der Glückliche tanzte! jedes Glied an ihm arbeitete wie ein Pferd. Wer nun weiß, wie manches Glied ein Menſch hat, der rechne, mit wie viel Pferdekraft er tanzte. Es hätte es dieſem Menſchlein, der noch dazu ein Schreiber war, kein Menſch zugetraut. Wenn der ſich nicht einen nahrhaften Poſten erwerchete, ſo ſpielt die Gerechkeit keine große Rolle in der Welt. Und was fortan die gute Liſette glücklich war und wie ſie in Huldigungen ſchwamm, denn es waren ſehr Viele von dieſem Handwerk da, die durch eines Rathsherren Tochter glücklich zu werden nöthig hatten, kann man ſich denken. Ach dem guten Jacot gings anders, der war geſchwebt, der hatte ſich gewiegt von der Rechten zur Linken, von der Linken zur Rechten, ſchöner hätte nichts genützt, und als der Tanz fertig war, hatte er galant ſeine Tänzerin zu einem Sitze geführt und ſich ſo raſch als er konnte auf Trineli geſtürzt. Aber da kam er übel ab. Der Dragoner hielt das Meitſchi noch feſt bei der Hand, und ſagte: o hä, ume hübſchli, das Meitſchi iſt mir einſtweilen noch nicht erleidet, und das Meitſchi zuckte nicht in des Dragoners Klauen und der arme Jacot mußte abfahren mit Glanz. Er fuhr aber auch zurück, als ſei ihm ein Hurnuß ins Geſicht gefahren, hinter ihm gabs einen mörderlichen Schrei und als er erſchrocken nach dem Schaden ſah, ſtund ein Mädchen da, hob den Fuß auf, wie ein überfahrner Hund — würden wir ſagen, wenn das Gleichniß nicht zu deſpektirlich wäre — und grännete ihn an gar grimmiglich. Jacot machte ſeine höflichſten Entſchuldigungen und fragte demüthig, ob er die Ehre haben könnte, mit ihr zu tanzen? Er meinte, es ſein ein vornehm Fräulein, ſo wie ſie glänzte und glitzerte prächtiglich. Wie wollt ich auf einem Bein? das andere habt ihr mir ja abtrappet, häßelte ſie im erſten Augenblick, ließ aber alsbald etwas runter und ſagte: Wenn hoppe gilt, will ichs probiren. Und ſie tanzte zu Jacots Verwunderung gar nicht ſchlecht, that noch artig dazu, nur kam es Jacot doch wohl zimperlich vor. Indeſſen tanzte ſie gegen die Andern genommen recht gut, hatte Manſchetten und, wie es ſchien, nicht blos baumwollene, hatte Bildung, ſie ſprach zur Verwunderung vom Theater, von der Lectur, wie die ihr Leben ſei, kannte die großen Dichter dieſer Zeit, die Louiſe Morgenthau, den Victor Hugo, den Arthur Bitter, den Sue, den Poſtheiri und den berühmten Wälti, und ſie kannte einige ſogar perſönlich und konnte nicht genug rühmen, was das für artige Herren ſeien, ganz gemein, ſchier noch gmeiner als ander Lüt. Dann ſprach ſie von ihren Verwandten, das waren lauter reiche Wirthe, Müller und andere Magnaten, ließ weltſche Worte fliegen und merken, daß ſie auch außerhalb der Kuhweide geweſen. Jacot dachte: da erwahre ſich auch wieder das Sprüchwort: es ſei kein Unglück ſo groß, es ſei noch ein Glück dabei, wenn es mit Trineli fehle, ſo hätte er nicht beſſern Erſatz finden können. Allem Anſchein nach ſei das ein fetter Vogel. Jacot meinte das nicht eigentlich, ſondern uneigentlich wegen den reichen Vettern von allen Arten. Am

Leibe war ſeine Tänzerinn nicht fett, ſondern ſchlank und in der Mitte nicht ganz wie ein Weſpi, aber faſt, daneben hatte ſie ſchöne Züge, lebhafte Augen, Augen, die ſpielen konnten einem Dudelſack zTrotz. Nicht ſo ſchmachtende wie die Jungfer Gälblächt, ſo blaßblaue, ſondern glitzerige dunkle. Jacot dachte, das Geſcheuteſte ſei, er mache es wie Andere, er behalte die einſtweilen, bis was Beſſeres ihm anlaufe, doch nahm es ihn Wunder, wer ſie denn eigentlich ſei und woher. Das iſt bei ſolchen Bällen, wo die Tänzer aus allen Windgegenden ſich zuſammenfinden, eine Hauptſache, ſich möglichſt bald im Perſonal zu orientiren, von wegen Mißgriffe können ſehr fatal werden. Die erſten Stunden werden daher hauptſächlich dem Informiren geweiht, erſt nachher bilden ſich die Liaiſons und das Gleiche geſellt ſich zum Gleichen. Das giltet jedoch hauptſächlich vom hergelaufenen Volke; was die eigentliche Nobleſſe betrifft, die Ausſchließlichen, die kennt ſich. Da muß jedes geneigte Ohr herhalten, ja bis zum Stallknecht ſteigt man nieder, will wiſſen, ob die von Süd oder Nord kommen, in welchem Fuhrwerk, mit welchem Roß? Manchmal vernimmt man was, und manchmal nicht das Rechte. Unſer Jacot fühlte ſich auch gedrungen, Näheres über ſeine Begleiterin zu vernehmen, die ihm mit jedem Tanze liebenswürdiger erſchien. Es ſei kurios, dachte er, wie es Leute gebe, zu denen man ganz von Natur unwillkürlich hingezogen werde. Es ſei, als ob man expreß für einander geſchaffen und nur darauf warte, bis man ſich gefunden, um dann ewig beiſammen zu bleiben.

In einem Zwiſchenraum, wo die Geiger äußerlich ruhten und innerlich ſich erquickten und ſtärkten, ſetzte Jacot ſeine Tänzerin neben ſeine Schweſter, unter dem Vorwand, er wolle einige Bekannte grüßen, gleich wieder kommen, noch ehe der Tanz beginne und daß Jungfer N. ſage, ſie ſei engagirt und ihm nicht untreu werde. Jacot marſchirte lange nach Entdeckungen aus, aber es erging ihm, wie vielen Entdeckungsreiſenden, er machte lange keine Entdeckungen und bis zum Stallknecht hinunter ſtieg er nicht, vielleicht hätte der alsbald aushelfen können. Aber Jacot kannte dieſe Quelle nicht, er kannte, da er kein Pferdekundiger war, die Bedeutung der Stallknechte nicht. Endlich kam er zu einem Kameraden d. h. der Kamerad war Major, während Jacot blos Leutenant war, allein im Alter waren ſie nicht viel verſchieden. In der eidgenöſſiſchen Armee avancirt man gar kurios und zwar ohne Heldenthaten, Waffenthaten wollten wir ſagen, denn Heldenthaten geſchehen auf allen Gebieten des menſchlichen Lebens, ohne Schießen und ohne Stechen. Die Geſchmäcke ſind ſehr verſchieden. Es blieben wohl der Eine oder der Andere ein ſimpler Hundsfott, ohne daß er Major würde, wenn man nur durch Hauen und Stechen dazu avanciren könnte. Solche Hundsfötter, d. h. Majore ohne Hauen und Stechen, kommen in die Mode, ſcheinen bei gewiſſen Geſchöpfen beliebt und bevorzugt zu ſein. Begreiflich wegem Adel der Geſinnung, und weil ſich Gleich und Gleich immer findet, und weil man nach der Achtung der Nachwelt trachtet, und weil man den Kindern ein Exempel hinterlaſſen will, was die Väter für Begriffe gehabt und wen ſie für ehrenwerth gehalten und für des Vaterlandes würdigen Sohn.

Nun auf einen ſolchen Major, ob von den Dragonern oder von der Infanterie, wiſſen wir nicht, ſtieß Jacot und frug: Kennſt du meine Tänzerin dort, die Hübſche, gleich neben meiner Schweſter? I der Tauſend, wie kömmſt du zu der, du Glückskind? da haſt einen ſchönen Griff gethan, mach nur, daß du den Fiſch behältſt, von wegen ſolche Fiſche ſind rar und glatt, lautete die Antwort. Wer iſts, wie heißt ſie? frug Jacot in vaterländiſchem Eifer. Kann dir den Namen nicht ſagen, antwortete der Major, aber ſie ſoll da unten herauf ſein, eines Großraths Tochter, reich, Verfallenes und Zukünftiges, es wahrs Hungbäfeli. Paß auf, ſonſt ſteche ich ſie dir ab. Das wirſt mir nicht machen, ſagte Jacot, das wäre kein Freundſchaftsſtückli. Ich ſage dir nichts, als

„Paß auf“, antwortete der Major. Jacot war befriedigt, ſchoß wieder zu ſeiner Schönen, welche mit Liſette auf den liebenswürdigſten Fuß ſich geſetzt hatte, ſie waren zunächſt am Du und Du. Wenn ihnen was Kaffee ſervirt worden wäre, das Schmollis wäre ſicher ſchon abgethan geweſen. Erſt jetzt bot Jacot allem auf, that mehr als das Mögliche mit Reden und Tanzen und nach dem nächſten Tanz ließ er ſerviren eine ganze Flaſche Neuenburger und Baſtian-Krebsli zog ein großes Packet Feigen aus der Taſche und ſervirte ſie ebenfalls und ſchnezelte ſie ſogar mit ſeinem Sackmeſſer, als die Damen ſie wohl ſehr angenehm fanden, aber wohl groß für das Loch, worein ſie ſollten. Das Nachteſſen nahte, das Verlangen war groß darnach. Vielen iſt es der Hauptwitz, den Einen einfach wegem Eſſen, den Andern wegen den Bekanntſchaften, welche ſich da machen, hauptſächlich aber fortſetzen und cultiviren laſſen. Wem es Ernſt iſt ums Herz und der Geldſäckel es zuläßt, der hält ſein Augenmerk z'Gaſt und macht ſich ſplendid nach ſeinen Umſtänden. Ja, es war eine Zeit, man ſpricht von ihr wie die Juden vom Paradieſe, wo man ſich nicht blos zum Rothen, wo man ſich zum Champagner verſtieg, während ſich jetzt ſo Viele beim beſten Willen nicht über ein Glas Bier zu erheben vermögen. Jacot dachte ſtark daran, ſich ſeine Tänzerin zuzugeſellen. Man müſſe das Eiſen ſchmieden, während es warm ſei, dachte er.

Während er noch ſo dachte, klopfte ihm Bäni auf die Achſel und ſagte: Los Neuis, du wirſt doch das Menſch, mit welchem du tanzeſt, nicht z'Gaſt haben wollen. Jacot ward ergrimmt in ſeinem Gemüthe. So, dachte er, nicht mit mir tanzen wollen und jetzt noch befehlen wollen, mit wem ich nicht tanzen ſoll! Was ſich das Bauernpack nicht einbildet! Hör Du, ſagte er und maß den guten Bäni mit großen Augen von oben herab, ich muß mir verbeten, meine Tänzerin Menſch zu nennen, ſie wird wohl ſo vornehm und ſo brav ſein als deine Schweſtern und die Andern. Nun ſtreckte ſich

Bäni und ſagte: Hör du, wenn ich nicht dächte, du wüßteſt nicht, was das für ein Menſch wäre, ich hätte dir Eine geſteckt, daß du das Feuer im Elſaß hätteſt brennen ſehen. Lue, das iſt die Schweſter von des Gſchäftsmann Schallers Frau, du haſt ſicher von dem ſchon gehört, dem Bluthund, wo es eine Gnade für ihn wäre, wenn man ihn hängen thäte und erſt nachher ſchindete und nicht vorher. Es ſind hübſchi Meitſchi gſy, aber ganz von gemeinen Leuten her, der Vater war Wegknecht, die Mutter handelte mit Zwiebeln und Körblikrautwaſſer, beide ſtarben im Umgang. Die da hat eins oder zwei Uneheliche und letztes Jahr ſollen die Landjäger ſie gebracht haben aus dem Aargau; jetzt iſt ſie beim Schwager, macht dDame, kommt daher wie ein Pfau, daß man meinen ſollte, wer ſie ſei, aber lue recht, alles was ſilbrig ſcheint, iſt Neuſilber, nicht manchen Batzen werth, und unter dem hoffährtigen Mänteli iſt gewiß nur ein kudriges oder verfözelt baueligs Hemli. Sie wird gedacht haben, es kenne ſie hier Niemand, aber ich ſah die zu oft hier und dort auf den Märkten, wo ſie nach gut Schick fiſchte. Du biſt ganz an der Unrechten, ſagte Jacot, es iſt eine Großrathstochter, unten herauf von reichen Leuten her. Wer ſagt das? Die kenne ich zu gut, ſagte Bäni. He, wer ſagts? Dort der Major Federenſtiel hat es geſagt. Da lachte Bäni ſehr. Ja, der wird Urſache haben, ſie zu kennen, beſſer als ich und du, und wird nicht umſonſt der Lugi-Jacobli heißen. Als der Ball war auf dem Flöhboden, du weißt, da war ich gerade in Garniſon, mußte auch auf den Ball, und da tanzte der Major mit der und mit keiner Andern, und ſie kannten einander gut, das ſah man wohl. Zu dem iſt der Major mit dem Schaller gut verbündet, ſie ſpielen einander arme Teufel in die Hände zum Ausſaugen, von wegen es iſt einer ein Blutſauger wie der andere. Der hätte ſchön den Buckel vollgelacht, wenn er dich da hätte hineinſprengen können. Dumm, ſagte Jacot, daran dachte der nicht, wir ſind Duzbrüder.

Ja, Fründ wie Hünd, das iſt Trumpf gegenwärtig. Daneben mach was du willſt, behalte ſie, dir ſe abſpenſtig zmachen, wird Niemand bigehre. Das fiel Jacot wirklich auf. Er hatte ganz ruhig mit ihr tanzen können, nicht einmal Einer aus der zweiten Claſſe war gekommen und hatte gefragt, ob er nicht auch einmal die Ehre haben könnte? Er fuhr auf den Major los, obſchon die Geiger bereits ſtark an einem Neuen ſtimmten, mit der haſtigen Frage: Aber was haſt du mir geſagt, meine Tänzerin ſei eines Großraths Tochter und von reichen Leuten her, es ſoll ja ein Menſch ſein und von verlumpeten Leuten her? So, ſagte der Major kaltblütig, ſoll ſie das? Habe mich geirrt mit Schein, thut mir leid; nimm eine Andere. Es heißt, du kenneſt ſie wohl, ſie ſei ds Schallers Fraue Schweſter, und wenn ich wüßte, daß du mich zum Beſten halten wollteſt, ſo wollte ich es dir zeigen, ſagte Jacot. Wie? fragte der Major kurz und ſtrich den rothen Schnauz. Jä, Wie? Da war Jacot an. Eine Ausforderung zu riskiren, fiel ihm gar nicht ein, und wäre ſie ihm eingefallen, ſo hätte er ſich lächerlich gemacht und hätte er dem Major ſiebenmal Hundsfott geſagt, ſo hätte der gelacht und geſagt, geh mir vom Leibe, biſt ein Tropf. Meinſt, ich hätte mein Leder dafür, um Löcher darein machen zu laſſen mit Stechen oder Schießen. Heut zu Tag gilt ds Maul, mit dem ſchießt und ſticht man; hat man nicht wahres Blei, ſchießt man die Leute mit erlogenem D., d. h. erlogenen Thatſachen, ztodt. Das iſt die neue Mode, wobei man nichts riskirt als einen Prozeß, deſſen Ausgang aber nie zweifelhaft iſt, inſofern man für Richter oder Geſchworne von ſeiner Partei ſorgt, von wegen Eid hin, Eid her, oder das Verdrehen kann ihn hinausziehen bis ins ewige Leben. Er durfte überhaupt dem Major nicht zu nahe treten, da derſelbe zu den Hauptthelden ſeiner Partei gehörte, vor denen die zweifelhaften, etwas unentſchiedenen Rathsherren, wie z. B. Herr Gygampf, zu ſchlottern hatten und demüthiglichſt bei jedem Anlaß um ein gnädig Urtheil bei der nächſten Wahl baten. Dem armen Jacob that es im Herzen ſehr weh, daß nicht blos die rechten Mädchen nichts von ihm wollten, ſondern auch der Freund ihn verrieth. Der Tag war alſo hin. Carriere ſollte er alſo keine machen, und dem Vater ſagen: Aber nüt! Er ließ die Geiger geigen, die Mamſel ſitzen, ſtellte traurig ſich in eine Ecke und machte ſchwere Gedanken.

Da ſeufzte es neben ihm zart, und zwar zweimal, da er das erſtemal nicht recht hörte; als er ſich umſah, ſiehe, da war es Roſalie Gälblächt. Ach „sic transit gloria mundi“, wie der Lateiner ſagt, und die Würmer, welche in Jonas Kürbisſtaude kamen, leben immer noch. Im Anfang war ſie ſo glücklich geweſen, d. h. fetirt, ſie hatte Hof gehabt, vielmehr als die Liſette. Sie war größer als die Liſette, lebhafter von Gebehrden und konnte ſich recht anmuthig machen, wie es einer Tochter in einem Lädeli, beſonders wo man montirt, wohl anſteht, auch hielt man ſie für Liſettes Schweſter, alſo auch eine Rathsherren Tochter. Wie da die Subjekte, das ganze Stößli-Regiment, um ſie flatterte und ſtolperte, es läßt ſich nicht beſchreiben, ja ſogar zwei Sekundarlehrer zeigten ſich im Gewühle, ſelbſt ein Fürſprecher ſpannte ſeine Bähre auf. Liſette war dagegen faſt einſam, die Anbeter machten ſich nicht Plätze ab. Mit Baſtian Krebsli rivaliſirten blos Samewel Grögel und Joſephli Guggus und von allen dreien hatte nur einer eine Brille. Man denke welche Gemeinheit! Das ſtach die Liſette begreiflich, ſo gut ſie war, war ſie doch weiblicher Art, und bekanntlich heißt es nur von den Tauben, daß ſie weder Galle noch Gift hätten, und nicht von den Weibern. Samewel Grögel wollte mal auch was ſagen. O was doch euere Jungfer Schweſter für eine charmante Tochter iſt, die kann tanzen, als wenn ſie es expreß gelernt und Tanzleſzge gno hät, ſagte er. Das iſt nicht meine Schweſter, begehrte Liſette auf, o bhütis! die geht uns gar nichts an. Wir trafen ſie auf dem Wege an, und da wir zuweilen etwas bei ihr ſchneidern laſſen, luden wir ſie aus Erbarmen auf, weil ſie faſt erfroren war. So was fällt ſelten auf unfruchtbaren Boden. Joſephli Guggus hatte auch gehört, was Liſette ſagte und Baſtian Krebsli ebenfalls. Wohl die lachten ſchön, daß ſie den beſſeren Theil erwählt, und ihre Herzen brannten, es den Andern merken zu laſſen, wer feinere Naſen gehabt und den beſſern Biſſen gewittert, und lange gings nicht, ſo hieß es allenthalben: Nit e Rathsherre Tochter, nume e Schneidere, hey ſe nume us Erbarme mitgno, und auseinander ſtoben die Anbeter, wie Krähen von einem Düngerhaufen, wenn man einen Schuß unter ſie gelaſſen. Blos ein Sekundarlehrer, der etwas morgenländiſch ſprach und mit ſeinem Einkommen in Zwieſpalt lag, blieb kleben.

Als der von einer Schneiderin oder Modiſtin hörte, ſchien ihm ein großes Licht aufzugehen. Eine ſolche Perſon ſchien ihm das ſchreiendſte Bedürfniß dieſer Gegend, und wenn es ihm gelingen ſollte, dieſe Lücke auszufüllen, dieſes Bedürfniß zu befriedigen, ſo werde ihm ein Monument der dankbaren Nachwelt nicht fehlen. Gerade eine ſolche Perſon fehlte, welche den Geſchmack verbeſſerte und der Induſtrie aufhalf. Eine ſolche Perſon konnte große Arbeitsſchulen errichten und leiten, in denen man mit Häkeln, Sticken, Strohflechten, Seideſpinnen und Weben, Baumwollen zwirnen, montiren und Modearbeiten von allen Arten Tauſenden Brod verſchaffen könne. Wenn man damit einen größeren Modeladen und andere Laden oder Magazine verbinden würde, wo man alles finde nach dem allerneuſten Schnitt und wohlfeiler als in London und Paris, weil man hier wohlfeiler arbeiten könne als dort, ſo ſei man im Stande, dem Geſchäft einen ſolchen Schwung zu geben, daß Pariſer hieher reiſeten, um ſich mit den neuſten Artikeln zu verſehen und Millionen ins Land brächten. Und ob Geld nicht das ſchreiendſte Bedürfniß des

Vaterlandes ſei? Wenn Jemand es nicht glauben wolle, der ſolle nur zu ihm kommen, dem wolle er ſchreiende Beiſpiele von Exempeln vor Augen ſtellen. So dachte der Mann, und man ſieht, er dachte großherzig und ächt vaterländiſch. Er beſchloß ſich zu opfern, er kultivirte Jungfer Gälblächt und begann folgende Betrachtungen. Er hätte ſchon lange im Sinne, ſich ehlich zu verbinden, aber er finde hier nicht, was ſein Herz und ſeine Stellung bedürfen. Er ſehe hauptſächlich auf Bildung, auf eine Perſon, die im Stande ſei, ihn zu verſtehen und zu begreifen, kurz, wo man Freude habe, mit ihr zu leben und ein vernünftig Wort mit ihr ſprechen könne. Auf Vermögen ſehe er gar nicht, er habe eine ſchöne Stelle und brauche wenig, aber er ſehe auf eine Perſon, welche ihm würdig zur Seite ſtehe und ihm helfe, ſeinen Einfluß auf die Jugend, namentlich den weiblichen Theil ſichern, ja ausdehnen. Denn endlich ſei die Zeit gekommen, wo dem Lehrſtand die Gewalt über das Menſchengeſchlecht gegeben ſei. Bildung ſei die Hauptſache in der Welt und die Lehrer ſeien die Träger der Bildung, ſomit ſeien ſie die Hauptmacht auf der Welt und von ihnen hingen jetzt die Völker ab, vielmehr als ehemals von Königen und Fürſten. Nicht durch die Waffen, durch Kanonen und anderes Geſchütz werde ein Volk mächtig, ſondern durch Bildung, das gebildetſte Volk ſei das Hauptvolk, und von wem hätten die Völker die Bildung? Alſo! Wer Verſtand habe, könne es greifen. Und ſo ſei es recht, denn wie die Könige die Raubthiere geweſen, ſchädliches Ungeziefer, ſeien die Lehrer ſo gleichſam die Engel, welche den dummen Menſchenkindern das Licht brächten in die Finſterniß, viele Kenntniſſe von allem Nützlichen, ja, den eigentlichen Fortſchritt in allen Dingen. Hätte er eine Perſon, wie er ſie haben ſollte, ſo wollte er Großes verrichten für Kinder und Kindeskinder, Millionen wollte er ins Land ziehen, über Mangel an Arbeit ſollte Niemand mehr klagen, was kein Staat vermöge, das wollte er thun, wenn er ſchon nur ein Lehrer ſei; aber eben darum ſuche er eine anſtändige Perſon, die ihn begreife und die gehörigen Fähigkeiten beſitze. Um Vergebung zfrage, ſind Sie nicht eine Schneiderin oder Modiſte, oder beides zuſammen, was noch vortheilhafter wäre? Da war Jungfer Gälblächt aufgefahren und hatte gefragt, warum er ſo frage und wer ihr nachrede, ſie ſei eine Schneiderin. Und der Lehrer hatte geſagt, ſie ſolle ihm das nicht übel nehmen, das thue ihren Ehren keinen Abbruch, denn gerade deßwegen, und weil ſie ihm ſo gebildet vorgekommen, auch ſpreche ſie ja franzöſiſch, wie er gehört, habe er ſich entſchloſſen, ihr Herz und Hand anzubieten, ſie würden mit einander ſehr glücklich ſein, ſie würden einen ausgezeichneten Platz einnehmen in der Welt, davon ſei er ebenfalls überzeugt. Darauf hin proteſtirte Jungfer Gälblächt wiederholt gegen die Schneiderin, verwarf ſeinen Antrag mit Heftigkeit. Da ſagte der Lehrer: he nun, wenn ſie keine Schneiderin ſei, ſo ſei es ihm leid, daneben ſei ſie doch Modiſte, das genüge ihm einſtweilen, ſei das Schneidern nothwendig zu ſeinen Plänen, ſo werde das einer Modiſtin ein leichtes ſein, ſich daſſelbe zuzueignen. Ganget mr furt, ihr ſyt e wüſte, e unverſchamte Menſch, rief Jungfer Gälblächt und lief fort, wollte Liſette klagen, aber die widmete ihr wenig Aufmerkſamkeit, ſchien auffallend das Weite zu ſuchen, wenn die Freundin in die Nähe kam, während der Lehrer deſto eifriger um ſie herſtrich, ungefähr wie ein Hai um das Schiff, von welchem aus ihm ein Opfer entriſſen worden, das er ſich ſchon ſicher glaubte. Kaum hatte Roſalie Jacot ihre Erlebniſſe mit großem Abſcheu ſummariſch mitgetheilt und wehmüthigſt um Schutz gebeten, als der gräuliche Hai ſchon wieder ſehbar war und gegen ſie zu manövrirte in immer engern Kreiſen.

Da kam der Wirth und verkündete mit großem Pathos, die Suppe ſei ſervirt, wenn es den Herrſchaften gefällig ſei, könne man ſpeiſen. Es war ſehr merkwürdig, dem Prozeſſe zuzuſehen, welcher jetzt im Tanzſaale vor ſich ging. So ein Tanzſaal gleicht dem Weltenraume, in welchem der Weltſtoff ſchwimmt, aber in noch ungebundenen Atomen. Wie das ſich ſucht und findet, bindet und abſtößt, auseinandergeht und wirbelt und kreiſet, weiß Jeder, der Blicke geworfen in dieſe ſeltſamen Räume, wo es ſo wunderlich wirbelt und das Eine ans Andere ſich hängt, und vom Einen das Andere ſich löſt. Rollt aber aus des Wirthes mächtigem Bauche das holde Donnerwort: die Suppe iſt ſervirt, dann faßt es mit Geiſtergewalt den ungebundenen Weltſtoff, plötzlich erfolgt ein Niederſchlag, die meiſten Atome binden ſich und alles fährt durch eine enge Röhre, die Thüre des Saales ab, die gebundenen voran mit Gewicht, die ungebundenen werden ſpäter nachgeſchwemmt, langſam. Sie fahren gleichſam in eine andere Retorte, d. h. in Eßſaal, eine Menge Bindemittel werden in Anwendung gebracht, namentlich anſehnliche Maſſen Wein werden zugegoſſen, auch hie und da wird Bier gebraucht, fördert aber das Binden nicht ſonderlich, ſteht daher auch bei ſolchen Operationen nicht in großem Anſehen. Nachdem die Maſſe einige Stunden geſtanden oder vielmehr geſeſſen, wird ſie wieder nach und nach in den erſten Weltenraum zurückgebracht, um zu endlicher Entwicklung noch einmal tüchtig durcheinander gerüttelt zu werden, bei welchem Rütteln noch viele flüchtige Atome ſich binden. So ungefähr war es auch hier, und mit Sturmesgebraus ſtrömte aufs Zauberwort des Wirthes die Menge in den Eßſaal und erſchien bald in langen Reihen geordnet, ſich unterwerfend den fernern Behandlungen. Jungfer Gälblächt hing mit Haſt ſich an Jacots Arm und floh ſo raſch ſie konnte den immer näher kreiſenden Hai, deſſen Zähne bereits entblößt ganz nahe glänzten, und flüſterte ſanft und zart: O, Herr Jacot, nicht wahr, ihr erlaubet, daß ich an euch mich halte, ihr ſchützet und rettet mich vor dem abſcheulichen Menſchen, es wäre mein Tod, wenn ich wieder in ſeine Nähe müßte?

O, warum blieb ich nicht daheim! O, Herr Jacot, was das für ein unverſchämt ungehobelt Volk iſt. da mir, ſo mir nüt dir nüt zu ſagen, ich ſei eine Schneidere und er wolle mich heirathen! Iſt das nicht gräßlich? O mein Lebtag bringt man mich nicht lebendig mehr an einen ſolchen Ort. O wie *wahr, wer Pech anrührt, beſudelt ſich!* Jacot hatte nichts dawider. Ein verwundet Herz hat keinen beſſern Troſt, als eine mitfühlende Seele, und an Jungfer Gälblächt erhielt er doch eine Art von Haltpunkt, er war nicht einſam an fremdem Ort. Liſette war nichts für ihn, die war weg, die ſaß glücklich zwiſchen Seelen, die ihr Reverenz bewieſen, abſonderlich Baſtian Krebsli, dem jedoch Samewel Grögel, wie Joſerbli Guggus ſehr heiß machten. Wer beobachtet, dem fällt bei ſolchen Staatsmahlzeiten immer eine andächtige Stille auf, welche über die Suppe hinaus bis zum dritten und vierten Gerichte hinausdauert. Gwunder, was kömmt und Appetit über das, was da iſt, verſenken den Menſchen in dieſe rührende Beſchaulichkeit. So geſchah es auch hier. Mit Bedenken wurde die Suppe genoſſen, ſie war dünn, Krebſe blieben unſichtbar, Kuchipulver ſtach auffallend vor. Die Naſen windeten nach Beſſerem, die Augen lagen in den Thüren, es trat Spannung ein, und zwar große. In der Küche ſchien weiſe Bedächtigkeit zu herrſchen und angenehme Berückſichtigung, nicht des ungeduldigen, ſondern des verſtändigen Publikums. Man wollte die Suppe ſich erſt ordentlich ſetzen und Platz machen laſſen für was Beſſeres, ehe man weiter ſchritt. Wie es ſcheint, war da in der Küche größere Weisheit als in mancher eidgenöſſiſchen Weisheitsbüchſe, d. h. Rathsſaal, wo man von einem ſo entſetzlichen Fortſchrittsteufel behaftet iſt, daß alles Hoggisboggis übereinander purzelt, was oben ſein ſoll, unten iſt, und das Hinterſte das Vorderſte wird, und ſelten was lebendig zum Vorſchein kommt. Ungefähr wie in einem großen Theater oder Schulhauſe, wo viele Kinder beiſammen ſind und ein einziger

Ausgang, wenn es Feuer ruft, jedes das Erſte ſein will, die eine Hälfte blos todt rauskömmt und die andere halbtodt. Am Ende kam das Eſſen doch, und zwar nicht ſo ſchlecht, offenbar war gruſam angewendet worden, was man übrigens ſchon dem von Weitem durch alle Dunkelheit in hellem Schweiße glänzenden Wirthe anſehen konnte. Das Mahl trug merkwürdig auffallend den Charakter der Geſellſchaft, es war halb herrſchelig, halb bäuriſch, und auffallend beſſer und währſchafter war der bäuriſche Theil, als der herrſchelige. Der erſte Theil war repräſentirt durch ſchönes Schweinefleiſch, gutes Voreſſen, mächtige Bratenſtücke, fette Gänſe und handfeſte Paſteten, der andere durch miſerable Salätchen, charakterloſen Senf, ſauerſüße Zwetſchen, mondſüchtige Cremchen und ſchauderhafte Blancmangers, die halb den Fröſchen, halb den Hafneren entſtammt ſchienen und deren dunkelgelbe Schybli, wo die Einen haben wollten, es ſeien Läkerli, und die Anderen behaupteten, es ſeien gedörrte oder altbackne Küchelſchnitzli, daß es bald blutig Köpf gä hätt deretwege. Sie hatten offenbar den guten Willen, es Allen zu treffen, Allen alles zu ſein, und verſtunden halt nicht alles, ſondern das Eine beſſer als das Andere, wurden deßhalb ausgehöhnt, und verdienten es doch eigentlich nicht, denn ſie meinten es gut; aber ſo geht es Wirthen oft und andern Leuten ebenfalls, je mehr man es Allen treffen will, deſto Wenigern trifft man's. Der Wein war juſt nicht gälblächt, aber ſauerlächt, Böswillige behaupteten, er ſtehe eigentlich für nichts da, als um Appetit nach beſſerem zu machen; während Andere behaupteten, der Wirth kenne gar keine Geographie, er meine, die Welt gehe nicht weiter als bis Pfauen oder höchſtens bis Gudreſin, dort wachſe der letzte Lacôte, hier der allerbeſte Neuenburger. War der den Leuten dann nicht gut genug und wollten ſie Mehbeſſern, Bouſchirten, ſo brachte er gräuliche Flaſchen daher, voll Staub und Spinngewebe und fluchte ſchrecklich, er wiſſe nicht, was es für welchen ſei, aber was Famoſes, ſein Großvater habe ihn dem Noah abgekauft bei der Steigerung, welche derſelbe gehalten, als er aus der Arche gekommen, über die Vorräthe, welche ihm übrig geblieben. Nun mit dem Weine ging es eigentlich erſt ſpäter recht an; nur Einige, welche ſich ordentlich ſehen laſſen wollten oder wirklich Beſſern und Rothen brauchen mußten, gaben ſich mit dem Getränk von Pfauen her nicht ab. Man ließ ſich wohl ſein, erwarmete nach und nach, aber doch kaum Jemand mehr als unſere Roſalie neben ihrem Jacot. Sie ſaß weit von ihrem Hai, ſah kaum ſeine ſchrecklichen Blicke, die noch viel ſpitziger waren, als die preußiſchen Spitzkugeln, aber deſto näher bei ihrem Jacot und je länger je glücklicher. Mit weiblichem Scharfſinn erfaßte ſie alsbald deſſen Gemüthszuſtand. Sie ſah, er war verletzt, hintan geſetzt von der Menſchheit, ſie wollte ihn heilen; ſie war nicht unkundig in ſolchen Curen, ſie griff nach guten Mitteln. Sie ſuchte nicht nach Troſtpredigten, wo ſie ſein Unglück ausſtrich und vom Hängen und Erſchießen der Miſſethäter ſprach, aber ſie rückte ihren Stuhl nicht weiter von ihm weg, als daß es durchaus ſein mußte, damit eine Aufwärterin ein gut Plättlein zur Noth und zwar von Weitem her zwiſchen ihnen durchſchieben konnte. Sie machte ſich ganz traulich, ſagte bald Herr Gygampf, bald Herr Jacot, als Hausfreundin konnte ſie ſich das wohl erlauben, ſoll ich Sie ſerviren, unſereins, der in der Küche bekannt iſt, kennt die guten Bißchen beſſer als ſo ein Herr, der eigentlich nie recht weiß, was er ins Maul ſtößt, Kabis oder Roſeköhli und von weſſen Fleiſch er ißt, ob von einem Auerhahne oder einem Güggel. Sie vertraute ihm, welche Macht ſie daheim ſei und welche ſie noch werden könnte, wenn ſie die gehörige Hülfe und Unterſtützung hätte, und was hier für ein Volk ſei und eine gebildete Perſon ſiebenmal aus der Haut fahren müßte täglich, wenn ſie mit derlei Volk leben müßte Jahr aus Jahr ein. Wer ſich an die Stadt gewöhnt, begreife eigentlich erſt, daß er ein Menſch ſei und was für ein Unterſchied ſei zwiſchen ihm und einem Hornvieh, wenn er aufs Land komme. Sie kriege Gänſehaut über und über nur bei dem Gedanken, daß ſie drei Tage mit ſolchen Menſchen leben müßte, geſchweige dann drei Jahre, Herr Jeſes! Und wie grob es uns Euere Bekannte gemacht haben. Ihr glaubt es gar nicht, es war ganz, als ob ſie ſich unſerer zu ſchämen hätten, ja wolle! Es dünkte mich, auch gegen Euch ſeien ſie recht grob geweſen, und ich glaubte, wie groß Eure gegenſeitige Freundſchaft ſei. Aber ſo hat man es mit dieſem Volke, man weiß nie, woran man mit demſelben iſt. Wo ſind ſie jetzt, ich ſehe ſie nirgends, dabei muſterte ſie mit der Lorgnette, welche ſie umgehängt, die Geſellſchaft, als wäre ſie beſtellter Inſpektor, theilte dann dem Jacot ihre Bemerkungen traulich mit. Sie waren ſpitzig, man kann ſich's denken, ſahen zuweilen wie drollig aus, machten Jacot lachen. Daß Jungfer Gälblächt ſo viel Geiſt habe, hätte er nicht geglaubt, dachte er. Dieſes Benehmen ſtach gar auffallend ab gegen das der übrigen Damen. Dieſe waren im Allgemeinen ſchweigſam, ließen ſich unterhalten, was ebenfalls dürftig geſchah, hocketen ſich ſelbſt, wie man zu ſagen pflegt, auf dem Maul, und lachten nur vermeuckt. Man ärgerte ſich daher über Jungfer Gälblächt, wie billig, vergalt ihr Lorgnettiren mit giftigen Bemerkungen. Es ſei eine freche Perſon, ſie möge ſein wer ſie wolle, allweg nichts rechtes. Dere wolle man auf die Spur kommen, man werde ſaubere Dinge hören. Wenn ſie noch einmal mich ſo anſieht durch ihr Glas, ſo gränne ich ſie an, ſagte Eine; und ich gaffe durch die hohle Hand, die iſt doch meine, wer weiß, ob ſie ihr Glas nicht blos entlehnt hat, um hier damit vornehm aufzuziehen? bemerkte eine Andere. Einige meinten, es würden Mann und Frau ſein, ſie thäten ſonſt nicht ſo zuſammen, und Andere ſagten das Gegentheil, wenn es Mann und Frau wären, ſo würden ſie ſich beſſer in Acht nehmen, wie ſie thäten. Eine ſtrenge Sache ſei's, wenn man jeʒt das Gräubäſige aus der Stadt auf dem Lande haben müſſe. Vielleicht wäre es nicht übel, wenn man ein wenig räumte, es wäre für ein andermal. Wenn man dem Wirthe es auftragen würde mit der Erklärung, wenn er die Geſellſchaft nicht ſäubere, ſo komme ihm das nächſte Jahr Niemand mehr, er thäte es ſchon. Am meiſten ſchien das die Mädchen Treu zu empören, beſonders Trineli, d. h. es that ihnen weh, daß der Leutenant nicht bei ihnen ſaß, daß alles ſo gegangen. Es klemmte Trineli förmlich das Herz zuſammen, es hätte die abſcheuliche Täſche verkratzen mögen, daß ſie ein Geſicht bekommen, als hätte man es geegt; aber daß das Eiferſucht ſei, das wußte es nicht; daß ſie durch ihr ſprödes Weſen und ihre grobe Unhöflichkeit ſchuld an dieſem Stand der Dinge ſeien, daran dachte Trineli ebenfalls nicht und Stineli noch weniger. Wie der Leutenant unſchuldig ſei an ſeinem Begleit und ein alter Schimmel kein ſtädtiſcher Maaßſtab ſei für den Werth der Perſonen, daß ſie alſo Sachen für übel aufnahmen, die gar nichts zu bedeuten hatten, wußten ſie noch weniger. Aber ſo geht es allenthalben in der Welt ſeit Urzeit und wird ſo gehen in alle Zeiten, man macht dem Nächſten eine ſchreckliche Rechnung über ſeine Sünden, welche man ihm von Gott und Rechtswegen übel nehmen müſſe, und dieſe Rechnung macht man täglich größer und wird alle Tage bitterer, eben daß er die Rechnung alle Tage größer mache, ſtatt einmal ans Abzahlen zu geben, und hat keinen Gedanken daran, daß am Wachſen der Rechnung gar Niemand, oder doch wenigſtens zum großen Theil, anders ſchuld ſei, als der, welcher die Rechnung macht, und nichts, oder zum wenigſten Theil der, welchem man die Rechnung aufſtellt. Noch weniger hat man einen Begriff davon, daß der Nachbar eben ſo eine Rechnung haben könnte und vielleicht hat, die noch viel verflüchter ausſieht, nach welcher der Schuldige nach Kaiſer Karlis Halsgerichtsordnung zum allerwenigſten an ſeiner Hausthüre aufgehängt werden müßte, bis der Strick verfaulet ſei. Daß alſo, wenn es ans gegenſeitige ſtatt nur ans einſeitige Rechnen ginge, man in der allergrößten Verlegenheit wäre, auszumachen, wer dem Andern heraus ſchuldig ſei. Da haben die rohen, ſogenannten ungebildeten Menſchen einen unendlichen Vortheil über die quasi feinen und ſogenannten gebildeten Leute. Den Erſteren läuft endlich der Zorn über, ſie packen aus, ſie ſagen einander tapfer wüſt, ſie machen ſich ſo gleichſam gegenſeitig offne Rechnung, kommen dabei unwillkürlich über viele irrige Anſätze, die Spannung weicht, ſie geben ſich endlich die Hände, ſagen: He nu ſo dann, ſo wollen wir wieder zfriede ſein mit einander, und werden nicht blos zfriede, ſondern wieder gute Freunde. Dieſen Vortheil haben aber eben die feinen Leute nicht, das Auspacken iſt nicht anſtändig, das Wüſtſagen giltet erſt nicht, ſelbſt feinere Anſpielungen wagen wegem guten Ton die Meiſten nicht, ſie müſſen alles bei ſich behalten, kommen nie zum Frieden, leiden ſchrecklich an den immer wachſenden Rechnungen, die kein Ende finden bis vor Gottes Richterſtuhle, wo ſicher manche umgekehrt werden wird. Wir ſind überzeugt, der Friede zwiſchen Jacot und Trineli wäre unter vier Augen mit wenig Worten geſchloſſen und die Rechnung getilgt worden, ſobald Jacot die Erſcheinung der Jungfer Gälblächt und des fatalen Schimmels erklärt und gerechtfertigt hätte. Leider geſchah das nicht, die Lorgnette der Jungfer Roſalie war eine ſchlimme Vermittlerin. So Eine, welche nichts zu thun wiſſe, als die Leute auszuführen, gehöre gar nicht hieher, ſo Eine könne ein andermal daheim bleiben, ſo Einer ſollte man, wenn man ſie nicht fortjagen wolle, doch wenigſtens eintreiben, daß ſie nach Gott ſchreien lerne, hieß es allgemein. Dieſe Rache ſchien ein elegant gekleideter Menſch übernehmen zu wollen. Derſelbe war ſchön ausſtaffirt mit Nadel, Ringen und Ketten, trieb Luxus mit Weſte und Hemd, machte ſich durch vielerlei Bewegungen wichtig und ſaß Jacot und Roſalie gegenüber, es war ein Indienne oder Cotnone-

Prinz aus dem Elſaß, wahrſcheinlich von Mühlhauſen, oder ein Durenänderler von Lörach oder gar Vollblut aus Frankfurt. Derſelbe machte, wie Alle von dieſer Sorte, ſich gerne wichtig, faßte die allgemeine Stimmung mit Takt auf und fand darin die ſchönſte Gelegenheit, eine Rolle zu ſpielen, der Held des Tages zu werden. Er machte ſich anfangs recht artig, leitete mit einigen Aufmerkſamkeiten gegen Roſalie die Bekanntſchaft ein, erwarb ſich das Recht zum Geſpräch, machte allerlei Bemerkungen, frug Allerlei und endlich auch wo ſie herkämen, denn er ſähe es ihnen ſehr wohl an, daß ſie nicht aus der Nähe ſeien. Sie kämen von Bern, ſagte Roſalie geſchmeichelt und hoffte darauf hin Complimente zu kriegen, daß man es ihr eben von Weitem anſehe, daß ſie aus einer großen Stadt und gebildeten Kreiſen komme.

So, von Bern! ſagte der Mann, da bin ich ganz gut bekannt, mache Geſchäfte dort, aber nicht bedeutende, es iſt kein ordentlich Handelshaus daſelbſt, eigentlich nur Krämer. Bin allemal froh, wenn ich aus dem Neſt bin, denn langweilig iſt es dort ganz ſchuderös. Eine Straße wie die andere, ein Geſicht wie das andere, alles ſo ſteinerne, ſteife Brunnröhrengeſichter, es iſt zum Tollwerden. Ich wette, es giebt in der ganzen Stadt nicht drei paſſable Mädchen, von hübſchen will ich gar nicht reden. Jungfer Gälblächt wurde bei ſo anzüglichen Reden ganz röthlich. Und wie ſie äußerlich ſind, ſind ſie auch innerlich, fuhr der Göttliche fort. Mein Lebtag, und doch kam ich weit herum, war dreimal in Amerika, ſah ich keine ſo ſteifen, kalten, vornehm ſich ſtreckenden Menſchen. Offenbar wollen ſie die Engländer nachahmen, da geht es ihnen wie allen Affen, ſie übertreiben es himmelweit. Es iſt ein ungut, engherzig, unpaßlich Volk. Redet ein Berner einmal mit einem Fremden, meint er, er habe ſich ſchon viel zu viel verköſtigt, höher es zu treiben, ſei Sünde. Keine Taſſe Thee, keinen Löffel Suppe bietet er einem Fremden an, keinen ladet er in ſein Haus. Zutritt in anſtändige

Geſellſchaft erhält man nicht, geſchweige daß ein Berner, was man ſagt, ein Haus macht, theils haben ſie es nicht, theils ſind ſie zu ſtolz, theils zu bequem. Das macht auch das Leben in Bern ſo unangenehm und ſo theuer, da man nirgends eingeladen wird, nichts umſonſt kriegt, muß man ſelbſt zahlen, und verſchafft man ſich ein Privatvergnügen, ſo iſt es hundemäßig theuer. Ich habe einen guten Bekannten und Freund, der ſich jetzt in hoher Stellung in Bern befindet und ſehr reich iſt, der hat ſich über dieſes gemeine engherzige Weſen der Berner gar bitterlich beklagt. Freund, hat er zu mir geſagt, du glaubſt gar nicht, was hier für ein ungefreutes und koſtſpieliges Leben iſt für einen Fremden, nirgends wird er eingeladen, nie kann er ſich ein Diner oder ein Abendeſſen erſparen, nie darauf rechnen, einen Abend ohne Auslagen zuzubringen, will er was haben, muß er in Kneipen gehen und bezahlen, will er mal ſeiner Familie was verſchaffen, muß er wieder in Kneipen gehn nach Weiermanns Haus oder ins Meyerysli und kann bezahlen, ſtatt wie anders, wo in Familienkreiſen er ſich kann vergnügen laſſen. Du weißt, hat er gſagt, ich bin reich, habe nicht nöthig exakt auf den Kreuzer zu ſehen, aber ich thue es gerne. Daneben will man ſelbſt leben und auch etwas den Kindern hinterlaſſen, das iſt doch ganz natürlich und doch braucht kein dummer Berner Verſtand, begreifts, und thut ſeine Schuldigkeit. Die Meiſten derſelben haben Landgüter, haben Equipage, wäre es nicht höchſt anſtändig, wenn ſie mir Sonntag Morgens Equipage ſchickten, daß ich mit meiner Familie bei ihnen auf dem Landgut den Sonntag zubringen könnte, aber auch nicht Einer hat es gethan; da laſſen ſie mich ganz kaltblütig auf meine eigenen Koſten bei Weiermanns Haus ſitzen, oder auf dem Breitenrain an der Sonne, oder beim Käſer im Staub. Da iſts denn doch nichts als billig, daß man ſich hohe Beſoldungen decretirt, der Gugger möchte ſonſt dabei ſein. Am böſeſten machen ſich, hat er gſagt, die

Mitglieder der Behörden, die haſſe ich noch viel mehr als die Patrizier, die machen es am ſchlechteſten, ſind noch ärgere Ariſtokraten als die Patrizier. Man denke, keins der Mitglieder ladet ein, kein einziges traktirt, bei keinem konnte ich noch ſo viel genießen, als mir im Auge weh gethan hätte. Er war in ſchrecklicher Indignation, als er das gſagt hat, mein Freund. Und doch wär' es ihre Pflicht und Schuldigkeit, wenn ſie ſich an mich, an uns lehnen würden, denn was ſind ſie ohne das, nichts, gar nichts, hell nichts. Aber wohl, denen treibt man es ein, die müſſen es büßen, die kujonirt man, daß ſie nach Gott ſchreien möchten. Da iſt kein Anlaß ſo unbedeutend, daß man ihn nicht ergriffe, um ſie zu lähmen, der öffentlichen Verachtung Preis zu geben, das Volk gegen ſie zu erbittern und beim erſten beſten Anlaß muß das ganze Pack in die Luft, es iſt auch nicht ſchade darum; ich glaube nicht, daß ein Einziger darunter ſei, der einen faulen Rappen werth ſei, hat mein Freund gſagt, und hat man keinen Anlaß, macht man einen. So ſprach der Indienne Prinz nur hier und da von giftigen Einreden der Jungfer Gälblächt begleitet, von denen er nicht die mindeſte Notiz nahm; dagegen unter großer Aufmerkſamkeit der Umſitzenden, vielen beißenden Bemerkungen und großem Gelächter bei den geſalzenſten Stellen, und beim Schluß wurden ſogar viele Bravos laut. Es war gerade die Zeit, wo an Bern jeder Sturmbock geſetzt war, um es zu vernichten, wo jede Schmach ihm nachgeredet, jeder Frevel ihm angedichtet, wo es zum Schandpfahl gemacht werden ſollte, um von jedem Buben mit Hohn angeſpuckt zu werden, wo man das Schlechteſte von ihm glaubte, nichts von ihm hoffte, als es werde an einem ſchönen Morgen in Flammen aufgehen und mit Stumpf und Stiel verbrennen, nichts von ſeiner Herrlichkeit übrig bleiben, als das Inſeli und das innere und das äußere Bad, und vielleicht ſonſt noch hie da eine Gelegenheit. Es war zur Zeit, wo man gegen alle Städte und namentlich die

Hauptſtädte, auf neue Art, welche ſelbſt Napoleon nicht kannte, Schulmeiſter die Trommler, Muſterreiter die Pfeifer waren, zu Felde zog. Die dummen Leute wußten nicht, was ſie trommelten und was ſie pfiffen, am allerwenigſten, wem in dieſem Feldzuge die allerſchärfſten Schlappen warteten. Nun unſer Mühlhauſer blickte glücklich um ſich, er hatte zwei Würfe mit einem Steine gethan, er ſtrich ſein dünn Bärtchen mit Behaglichkeit, lächelte ſchlau ringsum und ſammelte den Beifall ein, der ihm wurde, den Niemand durch Widerſpruch verkümmerte; denn es war eine angenommene Sache, ein ausgemachter Satz, daß Städte dem Lande ſeien, was Wölfe und Bären den Schafen, Feinde von Natur zum Ausrotten. Jacot worgete es aber ſchon lange im Halſe, daß er faſt blau wurde, endlich ſagte er: Ich komme aus Bern und mein Vater ſitzt dort in bedeutenden Behörden. So, ſagte der goldene Prinz gegenüber. So viel ich weiß, hat mein Vater ſeine Beſoldung für ſich und nicht für Andere, welche eine viel größere haben als er, ſagte Jacot weiter. Ja, ſagte der Prinz, er wird es haben, wie es im Sprüchwort heißt: er wird meinen, ſelber eſſen mache fett. Ein gewaltig Gelächter machte den Chor. Er macht es wie Andere, antwortete Jacot, er meint nicht vom Schmarotzen leben zu ſollen, und glaubt daher auch nicht Schmarotzer erhalten zu müſſen, ſo gleichſam Koſtgänger. Ja ja, das glaube ich, ſagte der baumwollene Prinz, der Berner hat nur Klauen zu nehmen nicht zu geben, er weiß beſſer: wann ziehen, wann ſteuern, (ein bekanntes Schifferwort auf dem Thunerſee). Ein ſchrecklich Gelächter donnerte den armen Jacot nieder, keine Stimme erhob ſich für ihn, es war Niemand aus Bern da, Liſette war in eigene Angelegenheiten verwickelt und Baſtian Krebsli und Compagnie ignorirten den ganzen Handel. Sobald das Gelächter etwas verhallt war, rief der Herr in majeſtätiſcher Ruhe: Herr Wirth, Champagner! Hui wie da der Wirth geflogen kam, man hätte glauben können, es wäre ein Engelein, wenn irgendwo geſchrieben ſtünde, daß Engelein drei Centner ſchwer würden und Rücken hätten wie Tennsthore.

In göttlichem Selbſtbewußtſein, welches dieſen reiſenden Weltgöttern eigen iſt, gab er dem Wirth ſplendide Ordres und zwar laut, der Reſpekt vor dieſem Herrn wuchs ins Unendliche. Die Maſſe iſt ſelten in einem klaren Bewußtſein über den Werth und die Natur deſſen, was um ſie vorgeht, ſie ſpendet Beifall und Tadel, nach der Luft die da geht, ungefähr wie der Rauch, der auch vom Winde getrieben wird. Bei allen Kämpfen aber, von den kleinſten bis zu den größten, von den Kriegen der Spatzen auf den Dächern bis zu den Kriegen der Völker, iſt die Menge auf Seite des Tapferſten, bangt um ihn, freut ſich über ihn, Fußtritte dem Beſiegten zu geben, juckt es überall die Menge, und ſie thut es ſo oft ſie kann. So geſchah es auch hier. Der glänzende Mühlhauſer, oder Löracher, oder gar nur Frankfurter hatte ungetheilten Beifall, war der Held des Tages, und noch lange wird von dem vornehmen Herren die Rede geweſen ſein, der einem Rathsherren Söhnchen von Bern ſo donnerſchön den Marſch gemacht. Auf dieſer Stimmung der Maſſe, zu welcher wir voran die holden Krämer und Krämerinnen, den größten Theil der Wirthshaus-Bevölkerung zählen, beruhten die glänzenden Siege, welche dieſe Wandergötter zur Zeit ihrer Herrlichkeit gemacht. Später, als nach Erfahrungen die Beſonnenheit kam und die Noth die Augen aufthat, nahm ihre Herrſchaft ein traurig Ende, und ihre hohle Heldenhaftigkeit platzte meiſt ohne großen Donner. Um zur ſelben Zeit einem ſolchen trompetenden Helden ſtandhaft die Spitze zu bieten, weder durch Schlagworte noch durch eine brüllende Menge ſich einſchüchtern zu laſſen, dazu brauchte es einen erprobten Muth und kluge Kaltblütigkeit. Wer wollte die einem jungen abhängigen Menſchen und noch dazu auf ſo ungünſtigem Terrain zumuthen? Jedenfalls will es was ſagen, einzig Stand zu halten, ohne irgend welche Aufmunterung, ohne irgend wie eingeſchüchtert zu werden.

Leonidas hatte doch 300 Spartaner bei ſich, als er auf das unermeßliche Heer der Perſer ſiel, und Jonathan als er ſich an die Philiſter machte, wenigſtens einen Waffenträger. Aber Jacot hatte gar Niemanden, Jungfer Gälblächt war längſt verſtummt, ein Wunder wars, daß ſie nicht vor Gift verſpritzte. Da machte Jacot das Dümmſte, was er machen konnte, er ſtund auf und ſtrich ſich. Da geſchah ihm auch, was jedem Thiere, das einem Gefecht entrinnt, begegnet, es folgte ihm ein ſchallend Gelächter, und dann ward flott in Champagner auf die Heldenthaten des Helden und die Niederlage des dummen Berner Söhnchens getrunken.

Unſer guter Jacot war ganz zerſchlagen in ſeinem Herzen, ſo drinnen war er noch nie geweſen, wo Alles gegen ihn war, eine allgemeine Verachtung über ihm zuſammenſchlug, er mit vollem Rechte hätte ſingen können, wenn es ihm eben ums Singen geweſen wäre: „Feinde ringsum“. Und dazu noch das demüthigende Bewußtſein, daß er nicht blos unterlegen, ſondern daß er aus dem Kampfe gelaufen ſei, und daß hinter ihm her ſchrecklich werde gelacht werden. O, dies Ausgelachtwerden iſt ein fürchterliches Geſpenſt, ausgelacht zu werden iſt ſchwachen Gemüthern eben ſo ſchrecklich, als gehängt werden; die Furcht ausgelacht zu werden, hat unendlich viel Böſes gethan und noch unendlich mehr Gutes verhindert. Und dieſe Furcht iſt nichts anders als Geſpenſterfurcht, denn das Auslachen iſt eigentlich nur dem ein Etwas, der ſich davor fürchtet. Wer ihm kühn auf den Leib geht, ſieht, daß es höchſtens ein Irrwiſch iſt, der flieht, wenn man ihm näher rückt und endlich verſchwindet. Als Jacot hinausging, wußte er wohl warum, aber nicht wohin. Inſtinktmäßig ging er die Treppe ab zum Haus aus, wir glauben, er wäre inſtinktmäßig weiter gegangen ohne Engeländer bis nach Hauſe, wenn es draußen nicht ſo heillos kalt geweſen wäre. Die

Kälte war's, die ihn plötzlich an ſeinen Engeländer erinnerte, er bekam damit ſein Ziel; er trappete über die Straße dem Stalle zu. Es war Mondſchein und Zwölfe ſchlug es eben, er trappete in den Stall; finſter war es drinnen, an einem Balltage giebt es um Mitternacht keine Geſchäfte im Stall, und draußen ſchien der Mond. Daher, und weil jetzt an den meiſten Orten die Stallknechte das Oel ſelbſt anſchaffen müſſen, wahrſcheinlich aus gewiſſen Gründen, und weil damit der Wirth bedeutende Erſparniſſe zu machen glaubt, worin derſelbe recht haben mag, wenn nicht zufällig der Stallknecht mit der Köchin in magnetiſchen Rapporten ſteht, löſcht der Stallknecht das Licht, lange ehe der Wirth Feierabend macht drinnen. In einem ſolchen Sack finde er ſeinen Schimmel nicht, dachte Jacot, ließ die Thüre offen, damit der Mond die Laterne mache. Aber Mond hin, Mond her, er fand den Schimmel doch nicht, ſchritt wieder der Thüre zu, da donnerte es draußen: Welch verflucht Kalb läßt die Thüre offen bei ſolcher Kälte! und die Thüre wurde zugeſchlagen und ernſtlich zugemacht, denn als Jacot endlich dazu gelangte, da war's zu, er konnte nichts dran machen. Ja, jetzt war Jacot doch wirklich übel dran. Sicher vor dem Elſäſſer oder Loracher war er freilich, aber in totaler Finſterniß in einem unendlichen Stalle voll wilder Roſſe hinter verſchloſſenen Thüren, das war denn doch mehr, als er wollte; es ward ihm wirklich Angſt, die Roſſe konnten ihn ja beißen oder ſchlagen, von beidem war er nicht Liebhaber und die Roſſe liebte er überhaupt nicht, daß ihm etwa ihre Geſellſchaft das ſchönſte Ende einer koſtbaren Parthie geweſen wäre. Ein heller Ballſaal und ein finſterer Roßſtall, man denke, welcher Gegenſatz! Aber was machen? Endlich ſah er einen hellern Punkt, wie er glaubte, in der Gegend, wo er herein gekommen, er hielt es, wie es auch war, für ein Fenſter; bekanntlich ſind Stallfenſter nicht beſonders hell, wegem Brechen hat man ſie je dicker deſto lieber, daher man ſich auch keine

Mühe mit Waſchen giebt. Er tappete mit den Händen hin, dachte aber nicht daran, daß Vorſicht mit den Füßen noch nöthiger ſei, ſtolperte über die Schale, trat ſtolpernd einem Roß auf den Stiel, das glich unglücklicherweiſe ſeinem Engeländer nicht, ſprang wiehernd und ſchlagend auf die Beine. Andere Roſſe wachten erſchrocken auf, wußten nicht, was es gebe im fremden Stall unter lauter fremden Geſellen, ſprangen auch auf, brüllten, ſchlugen, es war plötzlich, als ſei der Teufel los. Zur Noth hatte ſich Jacot auf den Beinen erhalten, an die Wand geduckt, doch jeden Augenblick des Todesſtreichs gewärtig; denn retten konnte er ſich nicht, er ſah die ſchlagenden Beine nicht, nicht die Richtung, in welche ſie fuhren. Da erhob ſich plötzlich im Hintergrund eine ſchreckliche Stimme: Was donners ſoll das, was iſt los? und hintendrein klatſchte es gewaltig von mächtiger Peitſche und in die Peitſchenſchläge donnerte es fort: wollt ihr ſtille ſein, ihr verflucht Vieh! und nach gerade ward es ſtille und die donnernde Stimme wurde ſanfter und ſprach endlich: muß Licht machen, ſehen ob eins ab iſt, oder was das Weſen angerichtet. Es war ein Gehülfe des Stallknechts, den er als ſchlafende Wache im Stall gelaſſen, um im Fall der Noth Ordnung zu ſchaffen oder allfälligen Dieben den Gluſt zu vertreiben, der in Erwartung dieſer Fälle, zu hinderſt im Stalle ſich ins Stroh gelegt und da entſchlafen war. Jacot glaubte ſich gerettet, dachte nicht daran, daß noch eine Anfechtung kommen könne, nahte ſich dem Lichte vorſichtig, damit er ja keinem Roß auf den Schwanz trete. Kaum ſah ihn der Burſche, als der einen gewaltigen Brüll ausließ und friſch nach der Peitſche griff, denn er nahm ihn für einen Dieb. Mit großer Noth konnte der arme Jacot dem Burſchen bedeuten, daß er kein Dieb ſei, ſondern ein Gaſt und zwar ein vornehmer, eines Rathsherrn Sohn. Was biſt der, wo mit dem weißen Schimmel kam, dem Engeländer, wo ein halb Imi haben muß zAbe und es halbs zMorge, damit er ſib nit überfreß? Ja, ſagte Jacot, gerade der bin ich, wollte ſehen, ob er ſeine Sache habe, da ſchloß mich Einer aus Bosheit ein, jetzt möchte ich wieder hinaus. Der Burſche brummte allerlei, das einen ſehr anzüglichen Inhalt errathen ließ, doch nicht ganz verſtändlich war und machte endlich auf. Als Jacot hinaus trat und im Schatten der Scheune ſtehen blieb, um zu überlegen, was er jetzt machen ſolle, ſah er zwei Weſen ums Haus ſchweben, haſtig in entgegengeſetzter Richtung ſtille ſtehend, hinausſpähend in die Nacht. Es waren weibliche Weſen, in bäuerſcher Kleidung das Eine, in ſtädtiſcher das Andere. Jacot wußte nicht recht, waren es wirkliche lebendige Weſen oder waren es geſpenſtige Schatten, welche wiederkommen mußten, wenn irgendwo gegeiget und getanzt wurde. Sie lieſen ſo wunderlich, kamen ihm ſo ſeltſam vor und ſeine Mutter erzählte oft, wie ſie Mädchen gekannt, welche die Tanzwuth gehabt und wahrſcheinlich an derſelben geſtorben, und welche man jetzt ſehen könne, wie ſie herumführen um die Wirthshäuſer, in denen man tanze, aber nicht hinein könnten, wenn ſie nicht Einer hineinführe und mit ihnen tanze, wer es aber thue, der müſſe ſterben. Sie habe ſolche Fälle erlebt und von Vielen gehört, man ſolle ein Exempel daran nehmen, ſonſt könnte es einem auch ſo gehen, wenn man vor dem Tanzteufel ſich nicht hüte. Am beſten ſeis, man laſſe ganz vom Tanzen, von wegen der Teufel ſei ein Schelm; wenn man gar nicht tanze, könne er einem aber nichts machen. Jacot hatte eigentlich nicht daran geglaubt, ſondern gedacht, es ſei ein Kniff der Mutter, ihnen das Tanzen zu verleiden, jetzt kams ihm vor, man könne nicht wiſſen, was dran ſei, vielleicht ſei doch was, jetzt könnte man es erfahren. Aber hitzig drauf war er doch nicht, er that einen Schritt und dann noch einen, da verſchwand das bäuriſche Weſen in der Thüre des Hauſes. Wird nichts ſein, dachte er, die iſt einmal hinein ohne Einen, der ſie führte. Er trat aus dem Schatten der Scheune hervor in hellen Mondſchein; es war wie am Tag, da kam von der andern Seite her die Städtliche ums Haus geflogen, erblickte ihn, ſtund ſtille, ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, ſtürzte auf ihn zu, ſchrie: o Jacot, ſeid ihrs, warum macht ihr mir das, was geht ihr und hängt euch? o Gott, o Gott! Dumm, ſagte Jacot, wenn ich mich gehängt hätte, ich ſtünde ja nicht da. O Gott, o mein Herz! und Jungfer Gälblächt fällt ohnmächtig zuſammen, doch ſo glücklich, daß ſie an Jacots Halſe hängen blieb. Jacot war gerührt über dieſe Angſt um ihn, aber doch in etwelcher Verlegenheit mit der Jungfer Gälblächt am Halſe mitten in hellem Mondſchein. Da kam aus der Thüre die Bäurſche wieder und hinter ihr her ein Mann; ſie blieb plötzlich ſtehn, zeigte mit dem Finger und der Mann kam auf Jacot zu, es war Bäni. So, ſagte der, mit Schein lebſt noch und es iſt nicht Gefahr um dich. Komm, hilf mir, ſagte Jacot, ich glaub, es ſei der Jungfer Gälblächt übel geworden, wir ſollten ſie ins Haus tragen. Die magſt alleine, nimm ſie nur recht, ſo kömmt die ſchon zu ſich, ſagte Bäni, ging auf die Bäuriſche zu und verſchwand mit ihr im Hauſe. Den guten Mädchen, denn die Bäurſche war Trineli, war doch um den Jacot, als er nicht wieder kommen wollte, Angſt geworden. Trineli hatte ſchon lange Mitleid gehabt mit ihm und das war über die Eiferſucht gewachſen und machte ihr Angſt, er könnte was Lätzes machen oder doch wenigſtens ſich ſehr härmen, oder trinken im Zorn, es wollte Schlimmes verhüten, wollte ihm ſagen, ſie hätten das Spiel mit ihm nicht angezettelt, es machte ſich ſtill vom Tiſche auf und ſuchte ihn. Aehnliche Gedanken trieben auch die Roſalie nach, ſie wollte ihn retten. Sie ſuchten beide, beide fanden nichts, es trieb ſie ums Haus herum, mit dem gleichen Erfolg, es trieb Trineli zum Bruder, er ſolle doch den Leutenant ſuchen, ſie hätten es ihm wohl ſtark gemacht vor der ganzen Geſellſchaft, er ſei nirgends zu finden, es ſei die Frage, was er anſtelle.

Bäni war gutmüthig und ging Trineli nach, freilich mit der Bemerkung, es wär ſich wohl dr werth wegen einem Seligen. Wenn ſich Alle hängen wollten, wo ausgeführt worden ſeien: die Welt wär längſtens ausgeſtorben. Als er nun die Gälblächt an Jacots Halſe fand, ſo kann man ſich denken, was er dachte und wie es Trineli ward, als Bäni die Nachricht brachte. Pſt Tüfel, ſagte es, und tanzte bald darauf wie Ketzer mit dem Dragoner. Jacot begriff bald, daß er aus dem Mondſchein kommen müſſe, und trug halb, ſchleifte halb die Roſalie dem Wirthshauſe zu und machte, daß er in ein Zimmer kam, wo er ſie abſetzen oder ablegen konnte. Hier ging die Ohnmacht bald zu Ende und das Leben kehrte mit den Worten wieder: Wo bin ich, mein Gott, wo bin ich?

Hier, Roſalie, wird es Euch wieder beſſer, antwortete Jacot. Wer redet mit mir, redete Roſalie träumeriſch, es iſt eine bekannte Stimme, mein Gott, ſeid Ihr es, Jacot? was iſt mir begegnet, wie kam ich hierher? Jacot erzählte und frug: ob ſie denn ſo Angſt um ihn gehabt? O Jacot, wenn Ihr wüßtet! ſeufzte Roſalie. O was? frug Jacot weich. O Jacot, ich ſage es Euch nicht, wenn Ihr es nicht ſelbſten wißt, das muß Euer Herz Euch ſelbſten ſagen. Habt Ihr Angſt gehabt um mich, Roſalie? frug Jacot zärtlich. O Jacot, ſeufzte Roſalie ſchmachtend. O, mys Roſalie. My Jacot, o Jacot! O mys Herz, mys Leben, und zwiſchen drein knatterte es wie das Bataillons-Feuer zwiſchen den Kanonendonner, es werden wahrſcheinlich Küſſe geweſen ſein. Endlich hörte man wieder Roſaliens zarte Stimme in verſtändlichen Tönen, fragend: Wann wollen wir annonciren, und was werden die Leute ſagen? Und die Mama, ſagte Jacot mit etwas bedeckter Stimme. Was hat die Mama zu ſagen, frug Jungfer Roſalie, was ſoll es anders als ſie freuen, ich möchte wiſſen? O Jacot, was wollen wir für ein göttlich Leben führen, wie die Engel im Himmel, das ſoll eine Freude geben. Ja, ſagte Jacot, ach was für ein Leben!

Wenn wir nur wüßten, wo das Geld nehmen, es iſt doch theuer zu leben in Bern, wir werden vielleicht einſtweilen noch warten müſſen, vielleicht wäre es beſſer, einſtweilen noch nicht zu annonciren. Aber Jacot, Jacot, wie redſt, einſtweilen nicht annonciren, von was leben! Wir wollen leben wie die Vögel im Hirſe, und woher Geld nehmen! O Jacot, wir wollen zuſammen ein Geſchäft betreiben, das ganz anders rentiren ſoll als ſo ein Lumpenpoſten, wo einer am Ende gar nichts davon hat, als daß er dumm wird, wie ein Hornvieh, das ſollte deine Mama doch am beſten wiſſen. O Jacot, mein Lieber, Lieber, und was für ein Geſchäft! Du weißt, ich habe ſchon jetzt in unſerem Lädeli einen charmanten Verdienſt, wenn ich bis dahin ſchon meinen amies, und beſonders deinen Schweſtern, alles umſonſt machte. Ich eröffne einen eigenen Laden oder Magazin, ſtelle ouvrières an, beſonders Lehrtöchter, die kann man mager halten und zieht doch ſchönes Lehrgeld, ich regiere das Geſchäft, betreibe Arbeit und Handel, du führſt die Bücher, behältſt einſtweilen deinen Poſten, bis unſer Geſchäft ſchwunghaft geht und es Summen regnet durchs Kamin hinunter, ich dir Reitpferde zum Neujahr gebe und du mir Landgüter. Deine Mutter ſoll erfahren, daß eine Tochter wie ich, eine Modiſte vom Fach, welche montiren und treuſſiren kann, eine ganz andere Parthie iſt als ſo ein Bauerntotſch, welche ihre Strümpfe muß vom Schneider pläthen laſſen, die Schwiegerältern hundertjährig werden und der Tochtermann grau wie jährigs Brod, ehe er endlich zu ſeinen Paar Tauſend Pfündlein kömmt. Nein Jacot, my Jacot, du ſollſt erfahren, was du an deiner Roſalie haſt, und deine Mutter ſoll einmal noch Gott danken, wenn ſie es bis dahin ſchon nie gethan, als wenn irgend ein Menſch, den ſie haßte, unglücklich wurde. O Roſalie, du ſchwärmſt, oder hat dich der Herr Lehrer angeſteckt, der dir ſo ſchöne Propoſitionen machte. Pfytuſig, aber wie der Menſch die Träume gſchmöckt hat, die ich ſchon lange hege, begreife ich nicht. Es iſt nur corrumpirts Zeug, was er vorbrachte, und wo käme man hin mit einem halbverrückten, ungebildeten, rohen Menſchen, wie er iſt. Nein, aber du und ich, freue dich doch recht, o freue dich, wir wollen unſer Glück machen, wir wollen glücklich ſein. Es iſt wahr, Jacot freute ſich nach und nach ſehr, indeſſen begann ihn auch die Verlegenheit zu plagen, wie ſie unverdächtig in die Geſellſchaft wieder einrücken könnten. Er theilte ſie endlich Roſalie mit. Die war aber nicht halb ſo erſchrocken, ſondern ganz kuraſchirt. Vor dieſer Geſellſchaft habe ich gar keinen Reſpekt, es iſt mir daher auch hell eins, was ſie ſagt, ſchlechts haben wir nichts gemacht. Wer weiß aber, was geſchehen wäre, wenn die Andere, die dich auch ſuchte, ja, ja, ich habe es wohl gemerkt, dich gefunden hätte, du Vögeli, was du biſt. Wir wollen gleich mit einander gehen, und nicht verſtohlen zu verſchiedenen Thüren ein, es hat ſich Keins des Andern zu ſchämen, docirte Roſalie. Ja, mit einander, ſagte der nicht halb ſo kühne Jacot, aber erſt in Eßſaal und von da in Tanzſaal. Ich ging vom Tiſche faſt ungegeſſen, der Kerl verdarb mir den Appetit, jetzt käme er mir noch, und zur Freud eine Flaſche vom Beſſern, es lohnt ſich wohl. Meinſt du Vogel, aber Champagner, ſagte Roſalie, grübelte ihr Geldſäckeli hervor und gab Jacot einen Fünfunddreißiger. Nimm, ſagte ſie, ohne Kompliment, was mein iſt, iſt dein, und was dein iſt, iſt mein, nicht wahr Jacot, o my Jacot? Im Eßſaal achtete man, wie Jacot gerechnet hatte, ſie wenig, ſie konnten auf dieſem Wege am unbemerkteſten in die Welt eintreten. Er hatte ganz recht. Der Eßſaal war ziemlich belebt von Ab- und Zugehenden und von Stammgäſten. Die Letztern beſtanden aus ſolchen, die im Tanzſaal abſolvirt hatten, es waren theils Ehemänner, theils Unglückliche, denen ihr Glück abgeblüht war, die im Tanzſaal keine Ausſichten, keine Hoffnungen mehr hatten und ſich andern Troſt ſuchten. Aus dem Tanzſaal ſtrömte es ab und zu, einzelne Herren, die der Durſt plagte oder denen für den nächſten Tanz ein Fiſch entgangen, nach welchem ſie geangelt; dann kam hier ein Paar, dort ein Paar, Hand in Hand mit glücklichen Geſichtern. Es waren zumeiſt wirklich Glückliche, die nach dem Grundſatz, daß man jedes Stüdeli, das man geſetzt, alsbald begießen müſſe, wenn es wachſen ſolle, die neugepflanzte Liebe mit Wein erkräftigen wollten. Dahin gehörte alſo das Paar recht eigentlich und ſie ließen ſich eine gute Weile kreuzwohl ſein. Roſalie ſelbſt hatte Hunger gekriegt und famöſen Durſt. Sie ſpeiſten ab einer Gans und tranken Margräfler dazu und zum Champagner ließen ſie einen Zuckerbrodkuchen anwachſen und wurden ſehr merklich glücklich dabei. Unterdeſſen kam auch Liſette herein mit Baſtian Krebsli und hinten drein noch Einige, welche das Glück ihrer Geſellſchaft genießen wollten. Krebsli beſtellte Wein, Bouſchirten. Zehnbatzige die Flaſche? frug die Stubenmagd. Warum nit gar, Zehnbatzige, begehrte Krebsli auf, fünf Batzen die Flaſche. Wir haben den Zehnbatzigen nur offen, der wohlfeilſte Bouſchirte, den wir haben, iſt ſechs Batzen die Flaſche. Aber er iſt doch dann gut? frug Krebsli. Beſſern giebt es nicht für ſechs Batzen die Flaſche, antwortete die Stubenmagd. Herr Jeſes, jetzt iſt mir nicht mehr zu helfen! ſchrie aufeinmal Liſette. Sitzt dort nicht mein Bruder? Ja, ſagte Krebsli, dort ſitzt er und neben ihm ſitzt die Schneiderin, welche ihr mitgebracht. Und trinken Champagner, Herr Jeſes! Nein, jetzt iſt mir nicht mehr zu helfen, der abſcheuliche Menſch! Ich will es der Mama ſagen und auch dem Papa, wie der ſich aufgeführt hat. Wohl die werden ihm ſchön! jammerte Liſette. Unterdeſſen erhoben ſich Jacot und Roſalie, die letztere mit ſtrahlendem Geſichte, ſchwebte mehr als ſie ging, war faſt gar wie ein Engel, wenigſtens wie einer von den mindern. Und erſt im Tanzſaal, wie ſie ſich da machte, wie ſie ſchwebte, wie ſie ſich wiegte, wie ſie ſich geben ließ, bald links, bald noch mehr links und dann rechts, es iſt unbeſchreiblich, es läßt ſich gar nicht ſagen. Und Jacot war ihr würdiger Tänzer, ein junger Kriegsgott, ein Alexander. Sie kümmerten ſich um die ganze Welt nicht, ſie thaten, als wären ſie alleine hier, als bedürften ſie keines Menſchen mehr, hätten das vollſte Genüge an ſich ſelbſten. Einmal, als Liſette, die mit ihrer Flaſche Zwölfbatzigen bald fertig worden war, beſonders da ſie nicht Zuckerbrod dazu hatte, ſondern nur einige vertrocknete Mandeln für einen Batzen, mit zornigem Geſicht an ihr vorüberrauſchte, wiegte ſich Roſalie ganz graziös und lächelte die Liſette ſelig an, daß dieſe flammte vor Zorn und mit ihrem Krebsli davon ſchnurrte in allen Ecken herum, wie ein entronnener Schwärmer oder ein in einen Froſch verkleideter Feuerteufel. Da lächelte Roſalie noch ſeliger. Nach und nach minderten die Tänzer, die Geigen wurden heiſer, der Tag kam langſam und ſah wie ein wüſter, alter grauer Mann zu den Fenſtern herein, und wen er anſah, der wurde auch grau und wüſt, daß es dem Einen vor dem Andern graute, Eins nach dem Andern verſchwand, weil Keins das Andere mehr anſehen durfte, bis endlich Alles verſtoben war. Und als Alles verſtoben war, tanzte noch der Stallknecht mit der Köchin den Letzten. Die Schlacht war alſo geſchlagen, die Wahlſtatt leer, kein Kämpfer behauptete ſie und doch gab es Sieger. Sie war hart geweſen die Schlacht und doch hatte ſie einſtweilen kein Leben gekoſtet, was es nachher geben konnte, wußte man nicht, die Zahl der Verwundeten kann man nicht angeben, nur ſoviel läßt ſich ſagen, daß bei den Aerzten des Orts ſich Niemand gemeldet, dagegen hatte es Glückliche gegeben, viele Exempel an Jacot und Roſalie; hin wiederum waren ganze Schiffsladungen Hoffnungen untergegangen, viel Säcke waren leer geworden, viel Köpfe dagegen voll. Wollte man die Wirkungen der Schlacht recht erkennen, ſo mußte man in die untern Zimmer gehen, wo die Einen frühſtückten, Andere zur Abreiſe ſich rüſteten. Da ſah man ſchachmatte Menſchen, aſchgraue Wangen, gläſerne Augen, hängende, verlampete Haare und Toiletten ganz ſchauderöſe. Wenn man die Mannſchaft geſammelt, in eine Kolonne auf zwei oder vier Glieder und mit ihr auf die Straße gezogen wäre, ſo hätte männiglich geglaubt, das ſei eine Karavane, die über die höchſten Schneegebirge Thibets und durch die heißeſten Wüſten Afrikas gezogen, und durch die Hände aller wilden Völker, von den Afghiſtanen weg bis zu den Kabylen gegangen, die furchtbarſten Reiſeabenteuer durchgemacht hätte. Nun, das geſchah nicht, man kriegte die Maſſe nicht zu Geſichte, es ging den Meiſten wie dem Reiter in der Leonore, als er Morgenluft witterte, fort ging es, Hurrah, Hopp, Hopp Hopp in ſauſendem Galopp, daß Roß und Reiter ſchnoben und Kies und Funken ſtoben. Unſern Lieben, d. h. dem Jacot, der Liſette und der Roſalie, war das Davonſauſen verhalten, ihr Engeländer liebte es nicht. Zudem mußte gefrühſtückt ſein, die Liebe hatte ihnen Hunger gemacht, ein Zeichen, daß es eine geſunde, wahrhafte Liebe war, nicht eine der ſchmachtenden, die blos von der Luft zu leben vermag. Zum Rath, was man frühſtücken wolle, ob Kaffee oder Käsſuppe, oder ſaure Leber oder ſonſt noch was, wollte die Liſette ſich nicht einfinden, ſie war lange wie verſchwunden. Im Roßſtall war ſie nicht, das wußte Jacot, der ſie dort ſuchte; wo ſie geweſen, blieb ein Geheimniß. Sie kam endlich mit verweinten Augen, woraus ſich mit Sicherheit ſchließen ließ, daß ſie geweint, aber worüber, was jedenfalls die Hauptſache geweſen wäre, vernahm man nichts. Eins von Zweien muß es geweſen ſein, entweder war ihr das Herz gebrochen, als ſie aus dem Kreiſe ihrer Anbeter ſcheiden und Abſchied nehmen mußte von ihrem Baſtian Krebsli, Samewel Grögel und Joſephli Guggus, oder es lief ihr das Herz über, weil ſie mit Zweien fahren mußte, alleine ohne Einen. Ach ſie hatte wohl Hoffnungen, ſchöne Hoffnungen, aber was ſind Hoffnungen gegen Einen, gegen einen Leibhaftigen. Ach die gute Liſette hatte es vielfaltiglich erfahren, wie eitel alle Hoffnungen ſind, wie ein Spatz in der Hand unendlich beſſer wäre als eine Taube auf dem Dache. Ach, und ſie hatte keinen Spatz in der Hand, und die Tauben waren übers Dach geflogen, ſollten freilich wiederkommen, aber man weiß ja, wie es die Vögel dem Noah machten, und ſeither ſind ſie ſicher nicht beſſer geworden. Und mit dieſen Zweien ſollte ſie heimfahren, dieſen abſcheulichen Menſchen, die Skandal gegeben, die ſich offenbar verſprochen, die ſie compromittirt und den Vater blamirt, und wahrſcheinlich heirathen wollten und leben, aber von was um Gottswille, von was? Wohl denen wolle ſie bei der Mutter einbrocken, die ſollten ihre Heiligen kriegen, die müßten erfahren, was es heiße, einer ganzen Familie den Todesſtich geben. Hätte Jacot eine gute Parthie gemacht, er hätte damit die ganze Familie gehoben, mit dieſer ſchlechten Heirath bringe er Alle in Mißkredit, untergrabe ſie, ſtatt ſie zu heben. Es ſei ſo viel für ihn gethan worden, und er denke nicht, was er der Familie dagegen ſchuldig ſei. Sie lebte blos noch durch den Troſt, wenn auch nicht blutiger, doch ſchrecklicher Rache, ſobald die Mama es wiſſe, die werde dann, wohl die werde! Aber mit denen mußte ſie heimfahren! Ach, wenn doch nur Gott gewollt, daß ihr Baſtian Krebsli ein Fuhrwerk gehabt, der hätte ſie ſicher heimgeführt, aber eben da lags. Gott hatte es nicht gewollt, daß der ein Fuhrwerk haben ſollt. Sie wollte weder Käsſuppe noch ſaure Leber, auch nichts von Kaffee, gar nichts, ſie kehrte ihnen den Rücken, antwortete kaum, gab alle Zeichen ſtärkſter Verachtung von ſich, und Roſalie lächelte ſelig und frug einmal um das andere: aber mein liebes, herziges Liſette, iſt dir nicht wohl, ſag, was fehlt dir, bin ja deine beſte Freundin und — doch, wenn du ſo böſe drein ſiehſt, mußt es nicht wiſſen. Man kann denken, was bei ſolchen Worten Liſette für Augen machte, eine Tigerkatze, welche man in den Schwanz klemmt, iſt ſicher ein Turteltänbchen gegen ſie. Da war nichts anderes zu machen, ſie mußten endlich zuſammen von Land ſtoßen, aber langſam gings, der Engeländer meinte nicht, daß er für zwei halbe Imi des Tages ſich den Athem auslaufen müßte, er nahm es langſam vorab, als ob er vor Altem einem Trompeter in der öſterreichiſchen Landwehr angehört hätte. Es mußte daher noch einmal eingekehrt ſein, wo es dem Schimmel gut ging, denn da redete ihm Roſalie für ein Imi zbeſt, ſtatt nur für ein halbes. Sie war in einem Zuſtande, wo das Herz für alle Geſchöpfe empfindet, für Vernünftige und Unvernünftige, ausgenommen für ihres Gleichen, die eiferſüchtelnde, koldernde Liſette per Exempel. Als ſie an der Wärme aufthauten, ward auch die Rede flüſſig, nur die von Liſette nicht. Das war ein merkwürdiger Tag, ſagte Jacot, und wie viel man doch erleben kann an einem Tage. Ja, und ganz andere Sachen als man denkt, oder was meinſt, my Herzige? ſagte Roſalie. Gäll, du haſt es erfahren, wie wahr es iſt: der Menſch denkt und Gott lenkt. Aber gäll, was das für es grobs Volk iſt auf dem Lande, es ufläthigs, hochmüthig, dumm, unverſchamt. Wenn ſie Jemanden, der keinen Kittel an hat und nicht nach Miſt ſtinket, beleidigen können, ſo meinen ſie, was ſie gemacht haben. Nein, mit ſolchen Leuten zu leben, wäre eine Höllenqual, ich habe an einmal genug. Ich verachte ſie ſouverain, ich glaube wirklich nicht, daß viel Gutes an ihnen, als Hochmuth, Neid und Bosheit. Der liebe Gott wird wohl wiſſen, warum er die Art von Kreaturen etwas neben aus auf das Land gethan hat. Der Jungfer Gälblächt Großvater war als Eſelibub in die Stadt gekommen, d. h. er hatte ſäugende Eſelinnen für Milchkuren aus dem Guggisberg in die Stadt gebracht alle Sommer, hatte als luſtiger Junge gefallen, Platz gefunden als Laufjunge in einem Handelshauſe und endlich einen bleibenden Wohnſitz in der Stadt. Jacot Gygampfs Ariſtokratie ſchrieb ſich blos vom Vater her. Der war in die

Stadt gekommen, er haßte eigentlich noch die Städter, da ſie ihn nicht für ebenbürtig nahmen, war aber ſchon nicht mehr daheim auf dem Lande und bemitleidete die Menſchen, die auf demſelben leben mußten. Seine Kinder zählten ſich dagegen vollſtändig zu den Städtern, ſagten höchſtens: Eigentlich wären wir auch vom Lande, aber wir kennen Niemanden mehr dort und der Vater hat ſchon lange geſagt, er wolle das Bürgerrecht kaufen. Jacot ſagte, etwas recht haſt, Roſalie; ich hielt es auch nicht mehr aus auf dem Lande. Aber man muß es ihnen nicht übel nehmen, ſie ſind vielfach betrogen, lange vernachläſſigt worden, man muß ſie heranbilden, das iſt die Aufgabe der Aufgeklärten im Volke. Einſtweilen, nun ja, iſt es ſchwer mit ihnen umzugehen, es iſt ein Verding, ihre Grobheiten zu ſchlucken, und es iſt ein Glück für mich, daß ich es einſtweilen nicht nöthig habe, und an einen Ball zu fahren, wird mir kaum mehr einfallen, wo der der Größte iſt, der unſer einen, einen Städter, am tiefſten beleidigen kann. Aber von Allen die Gröbſten und Unverſchamteſten ſind die Herren Lehrer und die Herren Schreiber, die müſſen einen Magen haben mit Büffelhaut gefüttert, welche ſolche Kreaturen vertragen mögen. Poz, wie war das der Liſette ins Fleiſch geſchoſſen, jetzt ging ihr das Maul auf und was die den neuen Stadtariſtokraten den Pelz wuſch, Stern und Granaten! Es ſei gut, daß der Engeländer ein ganzes Imi habe, ſtatt nur ein halbes, je eher er die auseinander bringe, deſto beſſer ſei es, dachte er.

Wenn es uns nicht ginge mit der Zeit, wie Jacot mit dem Gelde, der ſein Letztes ausgab für dieſen Halt, ſo könnten wir noch ein Geſpräch erzählen, das einige Stunden von da, aber zu gleicher Zeit zwiſchen den Kindern Treu abgeſponnen wurde, ganz in der nämlichen Tonart, nur daß die Städter Bauern und die Bauern Städter waren, und daß Alle einig waren, und den Städtern die Schatten noch etwas dunkler auftrugen und unter ſtädtiſcher Kleidung eine gar zu ſchlechte Haut beargwohnten.

Das Imi Haber ſtärkte den Engeländer ſo, daß Jacot meinte, es ſei gut, daß er ihm nicht noch eins hätte geben laſſen, er hätte ihn nicht halten können, er liefe ja ſchon jetzt wie ein Tüfel, er wolle wetten, in zwei und einer halben Stunde führen ſie die drei langen Poſtſtunden. Liſette war aber nicht der Meinung, häßelete beſtändig mit dem Bruder, warf ihm vor, er glaube, er führe Miſt; ſie plagte die Ungeduld, der Mama zu ſtecken, was hinter ihrem Rücken angeſtellt worden, ein famoſes Wetter den Glücklichen zuſammenzublaſen.

Endlich langte man an, Liſette ſchoß wie Pfeil heim, Jacot mußte das Fuhrwerk an Ort und Stelle bringen, und Roſalie, nachdem ſie mit Jacot die nöthigen Abreden getroffen, wanderte mit Stolz nach Hauſe, ſie hatte den großen Wurf gethan, ſie hatte eine Seele erworben, und zwar eine männliche, lebenslängliche. Liſette traf die Mutter nicht zu Hauſe, auch nicht die Magd, der Vater war da. Sie fuhr faſt aus der Haut vor Ungeduld, dem Vater wollte ſie keine Eröffnungen machen, ſie wußte, von der Mutter Seite her donnerte das Geſchütz am kräftigſten, die Schüſſe wirkten unwiderſtehlich. Sie nahm ſich kaum Zeit, die Füße etwas zu wärmen, ſie ſchoß fort in der Stadt herum, die Mutter zu ſuchen. Unterdeſſen kam Jacot heim, ging zum Vater. Der Vater frug: nun, wie gings? Gut, aber ganz anders, als wir gedacht, antwortete er, erzählte ſeine Abenteuer und ſetzte dann auseinander, wie ſeine Roſalie eine beſſere Partie ſei als Trineli Treu. Er hätte nicht gewußt, was mit derſelben anfangen in der Stadt und was hätte er auf dem Lande anfangen ſollen, ausgeruckt wäre der Alte doch nicht und zäh ſei er noch wie Händſcheleder. Roſalie dehne ihr Geſchäft aus, nehme Lehrtöchter an, er führe die Bücher, behalte ſeinen Poſten und nach welcher Seite hin es beſſer gebe, im Geſchäft oder im Staatsdienſt, dahin könne er ſich hauptſächlich werfen. Der Herr Rathsherr überſchlug die Sache, fand ſie nicht ſo dumm, ſagte endlich: he nun, eine Laus im Kraut iſt beſſer als gar kein Fleiſch. Große Sprüng wirſt nicht machen, daneben ungſinnet giebts auch was.

Aber und dMama, ſagte Jacot. Ds Liſette thut wie ein Säugfüchslein, wird mir eine ſchöne Suppe gebeizt haben. Häb nit Kummer, ſagte Herr Gygampf, die Mutter kam ihr geſtern über einige Schüldchen und iſt fürtaub, die richtet kein Wetter an, die kriegt eins. Bring den Abend die Jungfer Gälblächt her, der Vater iſt gar nicht ohne Vermögen, hat Credit im untern Gewerbsſtand, d' Sach wird ſich ſchon machen. Die Hauptſache wird die ſein, daß du der Mutter ab der Koſt kömmſt und zu ihnen ziehſt, ſie klagt immer über deinen Appetit. Weißt was, wenns den Alten freut, bring ihn gleich mit, ſag, ich wäre ſelbſt gekommen, wie es der Brauch wär, wenn ich nicht wichtige Depeſchen zu beantworten hätte. So gings. Es gab einen glücklichen Abend, alle Geſichter glühten vor Freude bis an das der armen Liſette, als ſie es endlich wegen ſchrecklichem Kopfweh zu Bette trug, da wurde erſt recht Alles ein Herz und eine Freude, und als Frau Gygampf hörte, daß Jacot zu Gälblächts ziehe, um das Geſchäft zu beſorgen, holte ſie ſelbſt vom Allerbeſten im Keller, und Mitternacht ſchlugs, man wußte nicht wie. Da rief Jacot, o wie doch in 24 Stunden alles ändern kann. Geſtern um dieſe Zeit war ich im Roßſtall in Höllenangſt, erſt wollten mich die Roſſe todtſchlagen, dann der Stallknecht, und jetzt, o Roſalie! und hingeriſſen ſank er ihr an den Hals. Ob er noch dort hängt, wiſſen wir nicht, aber wir glaubens.

Der Sonntag des Großvaters.

(Die Erzählung erſchien zuerſt in den Alpenroſen. Jahrgang 1852.)

Amen! So klang es von den blaſſen Lippen eines Greiſen, der in einem reinlichen Bette hoch liegend, die Hände auf der Decke gefaltet, ſein Morgengebet verrichtet hatte. Die Sonne ſchien freundlich ins Stübchen, in welchem wenig anders als ein ſchönes Buffert Platz hatte. Ihre ſchönſten Strahlen fielen auf ein blondes Mädchenhaupt, das auf des Bettes Rand ſchlafend lag. Es gehörte einem ſchlanken Mädchen, welches am Bette ſaß, beim Großvater einen Theil der Nacht über gewachet hatte, ſich unbewußt, das Geſicht aufs Bett gelegt und eingeſchlafen war. Der Großvater heftete ſein blaues Auge voll inniger Liebe auf das ſchlafende Mädchen, endlich legte er die Hand auf deſſen Haupt und ſagte leiſe: Bäbeli! Wie von einem elektriſchen Schlage getroffen fuhr das Mädchen auf, zeigte ein Geſicht, wie ſelten ein lieblicheres geſehen wird, und rief: O Großvater, Großvater, habe ich geſchlafen? Sey doch recht nit böhn, will es gewiß nicht mehr thun. Warum böhn ſy, mys Bäbeli? ſagte der Großvater. Haſt geſtern gewerchet bis ſpät, warum ſollteſt nicht ſchlafen? Hätt ich dich nöthig gehabt, würde ich dich ſchon geweckt haben. O Großvater, wie biſt ſo gut, was willſt? ſoll dir ztrinken gäb? Bin nit durſtig, ſagte der Alte, aber thue mir das Fenſter auf, die Sonne ſcheint ſo ſchön und bald wird das erſte Zeichen läuten. Es that mir immer ſo wohl, wenn ich es hörte an einem Sonntag Morgen. Es war mir immer, wenn es ſo über Wald und Hügel kam, als ſei es ein Beten in den Lüften, als eine Fürbitt der Engel für die armen Menſchen, und manchmal war es mir, als ſei es Gottes Stimme, welche die trägen Menſchen wecke aus ihrem Sündenſchlaf. Bäbeli, die Haare zweg ſtreichend, machte das Fenſter auf und ſagte: es iſt wohl kühl, ſagt, wann ich es wieder zu machen ſoll.

Und als ob die Glocke gewartet, bis der Großvater ihre Stimme höre, begann ſie zu läuten, gar mild und freundlich, und doch ſo wunderbar und dringlich, daß es war, als töne ſie aus allen Falten des Herzens wieder. Wie verklärt leuchtete des Großvaters Angeſicht, und unter dem Fenſter betete das Mädchen ſein Morgengebet, und wie draußen Gras und Blumen im Thau, glänzten deſſen Augen in tiefer Inbrunſt. Das liebe Mädchen betete für den Großvater, der ſo rüſtig geblieben, tief in die achtzig Jahre hinein, plötzlich erſchwachet war, von ſeinem Tode ſprach, und mit rührender Ergebung, ja Freudigkeit, ihn erwartete, obſchon es ihm wohl war auf Erden, denn er hatte Friede in ſich und um ſich, ward geliebt wie ſelten ein Großvater. Aber wer, der lange in den Vorhöfen geweſen, ſehnt ſich nicht nach dem Innern des heiligen Tempels? Sein Leben war Arbeit und Mühe geweſen, er aber beſaß in ſeinem Gemüthe einen hellen Sinn und mächtiges Gottvertrauen, da ward ihm die Arbeit Luſt und die Mühe verklärte ſich ihm in Zeugniſſe, was der Menſch vermag, wenn er den Glauben hat. Er ſchaffte ſich die Schulden vom Hals, erzog die Kinder in der Zucht des Herren, erbaute ſich ein ſchönes Haus, erwarb ſich einen guten Namen, der weit und breit bekannt war; wie er Gott vertraute, vertrauten die Menſchen ihm, und wer bedrängt war irgendwie, nahm gerne zu ihm Zuflucht, ſuchte da Troſt und Rath. Sein Heimweſen hatte er dem Sohn abgetreten, aber er war doch Meiſter geblieben, denn ohne ſeinen Rath ward nichts gethan, die rechte Meiſterſchaft läßt ſich nicht abtreten, auch die Liebe nicht, an der er ſo reich, und die ihm auch ſein höchſtes Gut war. Als er ſo plötzlich ſchwach wurde, da war großes Herzeleid im Hauſe, bei Klein und Groß, und Großvater hatte zum erſtenmal keinen Troſt für ihren Jammer. Der Arzt kam, er war des Großvaters Freund, man war ihm weit entgegengelaufen, Großvater hatte zugegeben, daß man ihn hole, es freue ihn, ihn zu ſehen, daneben werde er ihm nicht viel helfen können, hatte er geſagt. Der Doctor gab den Fragenden nicht viel Beſcheid, er müſſe den Patienten doch erſt ſehen, hatte er geſagt. Als er den Puls gegriffen, ſah er dem Großvater mit einem ſeltſamen Blick in die Augen, der Großvater ſchien etwas zu verſtehen und hatte dem Doctor die Hand gegeben, dieſer gute Brühen und zuweilen einen Schluck guten Wein verordnet, und ohne viel Reden ſich entfernt. Seither war der Großvater noch ſchwächer geworden, daß man bei ihm wachen mußte, aber hell im Geiſte war er geblieben, und noch freundlicher, wenn möglich, gegen Alle. Aber wie es gewöhnlich geht, wenn ein ſolcher Zuſtand länger dauert, kein beſonderer Schmerz dazu kommt, die Hoffnung ſtellt ſich wieder ein, was man wünſcht, ſieht man, und was vom Gegentheil zeugt, deutet man auf Geneſung. So ging es auch hier oben und zwar um ſo mehr, als der Großvater nie klagte, ſondern immer ſagte, ihm ſei wohl und es gehe recht gut.

Als die Töne verklungen waren, das Bäbeli aber noch betete, ging leiſe die Thür auf, ein rundes freundliches Geſicht kam zum Vorſchein, guckte zum Großvater hin und ſagte: ich hörte euch reden und wollte fragen, ob ihr gut geſchlafen, Vater, und was ihr zMorgen wollt? Kaffee und es Eiertätſchli drzu, oder lieber es Schnäfeli Käs? hätt auch ganz früſche ſüße Anke. Dank heigiſt, du guts Kätheli, ſagte der Großvater, hab nit Hunger, es Tröpfli Kaffee nimm ich dagegen gern, er macht mr wohl. Mutter, denk ich ſchlief, und der

Großvater mußte mich wecken, klagte das Mädchen. Da ſiehſt, wie es geht. Du wollteſt abſolut einmal dem Großvater wachen! Jungi Meitſchi, wie du, wiſſen nicht was wachen iſt, die müſſen geſchlafen haben, ſagte die Mutter freundlich. Es war die Sohnsfrau und dem Großvater ſehr lieb. Sie aber betrachtete ihn faſt wie den lieben Gott und liebte ihn wie ſelten ein leiblicher Vater geliebt wird. Auch ging ſie nicht heraus, bis ſie dem Vater die Kiſſen zurecht gelegt, mit einem reinen Tuch ihm das Geſicht abgetrocknet, und gefragt, ob er ein friſches Hemd verlange? Sie habe ihm eins draußen an der Wärme. Als es bekannt war, Großvater ſei erwacht, kam Eins nach dem Andern, ihm guten Morgen zu ſagen und ſeiner anſichtig zu werden. Einer der Letzten war der Sohn, der jetzt der Hausvater war, bereits ein Mann in mittlern Jahren, von etwas düſterm Geſicht und langſamem Weſen. So freundlich er konnte, frug er den Vater nach ſeinem Befinden, ging dann alsbald zu Geſchäften über, berichtete, was im Stall vorgegangen, frug, was der Vater meine, daß in der nächſten Woche vorgenommen werden ſolle, ob man Reps ſäen oder Hanf und Flachs ziehen wolle. Wenn man das erſtere wolle, ſo könnte er heute für Samen ſehen, er hätte im Sinn in die Predigt zu gehen, wenn nicht etwas dazwiſchen komme, da ginge es in einem Gange zu. Der Großvater gab freundlichen Beſcheid, trat in des Sohnes Weſen ein, obſchon es von dem ſeinen ſehr verſchieden ſchien. Als er dem Sohne Rath gegeben, ſo weit er ihn verlangte, ſagte er, du könnteſt mir auch einen Gefallen thun, wenn du wollteſt? Gern Vater, ſagte derſelbe, die Frau hat mir ſchon befohlen, ich ſolle ſehen, daß ich ein ſchön Stückli Fleiſch bekomme und Zucker ſoll ich auch bringen. Kätheli iſt bſonderbar es guts, denket mehr an Andere als an ſich. Habs in Ehren, ſelige Wyber gilts nit dick, und zu allem e fründliche Mine, un es guts Wort. Du glaubſt nit, was das werth iſt i re Hushaltig. Wenn du das Gegentheil erfahren müßteſt ein Jahr oder zwei, ſo wüßteſt erſt, was das werth iſt. Jſts was anders, das ich dir verrichten ſoll, Vater, frug der Sohn, oder wärs das gſt? Nein, ſagte der Vater, möchte dir ſonſt was befehlen. Geh mir zum Pfarrer; ich laß ihn grüßen, ſag ihm, und ihn bitten, er ſolle ein Gebet für mich verrichten, wenn er ſo gut ſein wollte. Vater, hat es dir böſet? frug haſtig der Sohn. Apparti nit, antwortete der Vater, aber ich bin ein armer Sünder und habe das Beten nöthig, wenn ich zu Gnaden kommen will. Es thäte mir wohl, wenn ich denken könnte, es hülfen mir noch Andere beten für meine arme Seele und in derſelben Chile, wo ich getauft wurde, Erlaubniß erhielt und ſo manchmal zum Nachtmal ging, möchte ich gerne, daß auch für mich betet würd, damit das Plätzli zweg ſei, wenn ich komme für geng. Aber Vater, iſts euch denn ſo erleidet bei uns, daß ihr nicht warten mögt, und ſörli preſſiret. Nein, Sohn, erleidet iſts mir nit bei euch, hätt Gott lob auch keine Urſache dazu, ſondern den Herren zu loben und zu preiſen, daß er mich ſo lange bei euch gelaſſen, und wenn er will, ſo bleibe ich noch länger mit Freuden hier. Aber einmal muß es ſein, und denk, wie alt ich bin, da möchte ich gerne zweg ſein in allen Stücken. Deßwegen wenn ich ſchon für mich beten laſſe, geſchieht es nicht aus Blangen, daß ich meine, es preſſire, es müſſe heute noch ſo ſein, deretwege geſchieht es weder früher noch ſpäter, ſondern wie der Herr will und wie er es geſetzt hat. Aber es thut mir wohl, wenn ich denken kann, jetzt beten ſie Alle für dich, und wenn Einer noch einen Groll gegen dich hat und das Geringſte dir nachträgt, ſo läßt er es fahren, iſt zfrieden mit dir, und ich kann auch denken, ich gehe ſo recht im Frieden heim, und wie die Leute, ſei auch der liebe Gott zfriede mit mir.

Aber Vater, wer wollte nicht mit euch zufrieden ſein, ihr thatet ja Allen nur Liebs und Guts, wo ſolltet ihr noch einen böhne Menſchen haben? Lieber Sohn, wir machen

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

viele Leute bös, wir wiſſen es nicht. Wir gehen unſern Weg, leben nach unſerer Art, reden, wie wirs denken, achten uns anderer Menſchen viel zu wenig, ob wir ihnen im Wege ſtehen oder ſonſt weh thun, darum, weil wir nur an uns denken und Anderer Art nicht in Obacht nehmen. Wir machen viele Leute bös, was hilft es uns, hintendrein zu ſagen, wir hätten es nicht bös gemeint, wir hätten denken ſollen zu rechter Zeit. Warum ſollte es mir anders gegangen ſein, als es allen Andern geht? Der Sohn antwortete blos: wenn ihr es begehret, ja freilich, kann ich ſchon zum Pfarrer gehen. Will preſſiren, daß ich noch vor dem Läuten zu ihm komme. Die Mutter hatte des Großvaters Frühſtück gerüſtet, die ganze Kinderſchaar wollte etwas tragen, es wäre faſt nöthig geweſen, das Kaffeekacheli entzwei zu brechen, damit ein jedes etwas in die Hände kriege, und ſechs Hände hätte der Großvater haben ſollen, um abzunehmen, was ihm entgegen geſtreckt wurde, kaum ein Fürſt hätte mehr Aufwärter und Aufwärterinnen haben können, jedenfalls nicht fleißigere, ſo daß die Mutter ganz ruhig ihren Geſchäften nachgehen konnte. Aber raſch kam ſie wieder, mit Augen voll Thränen: Großätti wollet für euch beten laſſen, bets euch böſet? frug ſie ſchluchzend. Blanget ihr fort, oder meint ihr ſeiet uns erleidet und die Abwart im Weg. O Vater, ihr wißt nit, wie ſich alles ſtreitet, um euch was thun zu können. Laut weinend kam Bäbeli und frug: O Großvater, iſts meinet wegen, weil ich geſchlafen und nicht zu euch geſehen. O Großvater, verzeiht mir, ich will nie mehr ſchlafen, ich that es nicht expreß, weiß gar nicht wie es kam. Der Großvater hatte Mühe, zum Reden zu kommen. Nit, nit, ſagte er, wenn ich gewußt, daß es euch ſo gmühen würde, ich hätte ja nichts geſagt; ich habe dem Sohn es ja geſagt, warum ich es wünſche. Nit daß es mit mir dieſen oder jenen Weg gehe zum Leben oder zum Sterben. Es iſt mir recht, wie der Herr es macht, und Urſache habe ich ja nicht, daß mir das

Leben erleidet ſein ſollte. Es wär Mancher gerne krank, wenn man ihm ſo thäte und zu ihm luegte wie zu mir. Aber ich möchte, daß meiner gedacht würde im Hauſe, welches Gott auf Erden hat, in welchem ich ſo oft war, und daß, wenn Jemand gegen mich was hat, er es ablegt und mit mir zufrieden wird, denn gegen einen Kranken iſt man barmherziger und verzeiht ihm, was man einem Geſunden nicht verzeiht.

Und Mancher betet ſonſt für mich, daß Gott mir gnädig ſei. Aber Großvater, das mangelt ihr ja nicht, daß man für euch betet wegen den Sünden. Die Leute werden nicht wegen den Sünden beten, das thut man bei Leuten, wo es nöthig iſt, ſie werden meinen, ihr laſſet ums Sterben bitten, und dann ſterbet ihr und wäret nicht geſtorben. wenn ich recht gewachet hätte und ihr nicht gedacht hättet, ſo wollet ihr lieber nit länger dabei ſein. Bäbeli, ſagte der Großvater und gab dem Meitſchi die Hand, thu das aus dem Kopf, du plagſt damit dich und mich, du ſollſt wiſſen, daß es heißt: betet für einander, und daß wir allzumal Sünder ſind und gegen alle Gebote Gottes handeln, und daß, wer meint, er habe das nicht nöthig und ſei beſſer als Andere, ein Phariſäer iſt. Daran denken die guten Leute nicht, an die Sünden denkt man nicht gerne, ſie meinen, man laſſe beten, um Tod oder Geſundheit, damit man der Pein los werde, und das Beten von Vielen werde mehr abbringen, als das Beten von Einem oder Zweien, und wenn ihrer viel genug ſeien, ſo könnte man gleichſam den lieben Gott zwingen. So thorrecht ſind die Menſchenkinder, Bäbeli. Nein, Bäbeli, ſo mein ich es nicht, ſondern wo viele Liebe ſei, da ſei viele Vergebung, und wenn Viele mir Liebe erweiſen vor Gott, ſo werde mir um dieſer Liebe willen der liebe Gott um ſo eher alles vergeben, was ich Schlimmes gethan. O Vater, ſagte die Mutter und konnte kaum vor Weinen, wenn ihr ein großer Sünder ſeid, was ſind dann wir Andern? Ihr waret ja von je unſer Engel und würde ich mich zu

Tode ſinnen, ich wüßte nichts Böſes von euch. Wann ihr ſo nöthlich thut, was ſoll dann aus uns werden, Vater? Du gute Tochter, biſt nicht der liebe Gott, ſiehſt mein Herz nicht, kennſt mich nicht vom Mutterleibe an, kennſt meine Gedanken nicht von Ferne, verſtehſt meine Rede nicht, ehe ſie auf meiner Zunge iſt. Wenn du meine Jahre haſt, wirſt du deinen Kindern ein noch viel lieberer Engel ſein. Nöthlich thue ich auch nicht, ich traue meinem Gott, im Leben hat er mich nicht verlaſſen, im Sterben wird er es auch nicht thun, er wird meinen Geiſt nicht verſtoßen, ich glaube es mit aller Freudigkeit, aber es iſt noch nicht vollbracht, darum darf ich nicht ablaſſen mit Ringen und Bitten, bis ich es ergriffen habe.

Darum jammert und weinet nicht, ſo lange wir noch beiſammen ſind, wollen wir uns freuen in aller Liebe und allem Frieden. Schöneres und Beſſeres iſt ja nichts auf der Welt. So ſtillte der Großvater den Jammer, und als Mutter und Tochter hinaus waren, ſagte die letztere: Mutter, kann ich z'Chilche oder hätteſt was darwider? Apparti nüt, ſagte die Mutter; dachte aber du würdeſt ſchläferig und habeſt geſtern ſelbſt geſagt, du wolleſt heute daheim bleiben, du bliebeſt am liebſten beim Großvater. Ich möchte darum gerne gehen, damit die Leute nicht läß beten, in der Meinung, der Großvater ſolle ſterben. Denk, wenn ſie es thäten und es fehlte dann? Wenn der Vater zum Pfarrer geht vor der Predigt, ſo wollen alle Leute ver ſe wiſſen warum? Vielleicht ſind Schulmeiſter und Sigriſt bei ihm und ſagen es auch, der Großvater ſei übel und laſſe für ſich beten, und was können ſie anders denken, als es ſei, daß er ſterben ſolle? Da iſt es doch nöthig, daß die Leute den rechten Bericht vernehmen. Kannſt gehen, wenn du willſt, ſagte die Mutter, habe nichts darwider. Daneben denke ich, viel würde es nicht machen, wenn auch Einer oder der Andere läß beten würde. Man kann ja vor Gott nie läß beten, wenn man es gut meint, er weiß ja beſſer als der Menſch ſelbſt, was den Menſchen zum Guten iſt.

Als ſie draußen waren, lag der Großvater ſtille in ſeinem Bette, auf der Decke waren die Hände gefaltet und ſein Geſicht begann mehr und mehr zu ſtrahlen wie das eines Engels. Er dachte, und ſein Gedanke war eigentlich ein Dankgebet, wie er doch glücklich ſei, in ſo hohem Alter ſolche Liebe zu beſitzen, daß er Niemanden verleidet, daß man ſeiner nicht müde ſei, gerne ihn länger behalten wolle und mit Freuden mehr an ihm thue als er verlange. Und wenn es ſchon noch länger daure, dachte er, wäre es immer das Gleiche, ihr Gutmeinen ſei ſo groß, daß man ihm nicht ſobald zBode chäme. Dafür habe er dem lieben Gott zu danken, daß er ihm ſo gute Menſchen gegeben, denn was könne ein alter Menſch mehr und beſſeres verlangen als das. Aber es werde ihnen auch vergolten werden von dem, der mit ſeinem Segen guten Kindern Häuſer baut und ihre Wege ebnet. Daran dachte der Großvater nicht, daß er die guten Leute ſich erzogen und er eigentlich nur erndte, was er ausgeſäet.

Denn es iſt mit der Liebe auch wie mit andern Pflanzen; wer Liebe erndten will, muß Liebe pflanzen. Aber daran dachte der Großvater nicht, ſondern ihm kamen die Gedanken an ſo viele tauſend und tauſend Alte, die es nicht ſo hätten wie er, die nichts von Liebe wußten, die nirgends ſein ſollten, überall im Wege wären, die keine Wärme mehr hätten, innen nicht und außen nicht, die es immer friere am Leib und an der Seele. Er erinnerte ſich, wie er einmal dabei geweſen vor vielen, vielen Jahren, wo ein alter Mann geſagt, wenn er nur draußen ſäße, die Sonne ſcheine ſo ſchön warm und ihn friere ſo bitterlich, und man ihm antwortete: jetzt habe man nicht Zeit ihn hinaus zu tragen, er müſſe warten, bis man fertig gedroſchen. Als man fertig gedroſchen, trug man ihn hinaus, aber die Sonne ſchien nicht mehr, war hinter Wolken und ihn fror noch bitterlicher, Man tröſtete ihn, er ſolle nur ſich leiden und Geduld haben, die Sonne werde ſchon wieder kommen. Die Sonne kam richtig wieder, aber als ſie wieder kam, da war der Alte todt. Und ſolche Geſchichten mehr fielen ihm ein, wie es den Alten geht im Alter ohne Liebe, und ſie erbarmten ihn ſehr. Wie kalt muß es für ſie ſein in den alten Tagen auf Erden ohne Liebe, denn Liebe iſt noch mehr als Sonne. Ja, wenn ich es ſo hätte, dann blangete ich auch nach dem Sterben, und mein Seufzen wäre, wenn ich nur ſterben könnte, weg könnte, Allen aus dem Wege. Und wenn ich es nicht könnte, würde mir auch Angſt und ich müßte denken, Gott hätte mich vergeſſen auf der öden Welt. O, das iſt eine ſchreckliche Furcht, von Gott vergeſſen zu ſein, wenn man immer ruft, o nimm mich, o nimm mich! und er kommt nicht, nimmt einen nicht, und es iſt, als ob er nichts mehr hörte. So dachte der Großvater und für dieſe armen Alten alle betete er, und bat Gott, er möchte ihnen Sonne und Liebe ſchenken die Fülle, daß nichts erkalte an ihnen, weder Glieder noch Herz, und wenn ihre Stimmen wimmerten: ach nimm mich, ach nimm mich! ſo möchte er ſie doch hören und ſie holen, damit ſie bei ihm ſein könnten, nicht verzagen müßten auf der öden Erde und ſo allein, und ſo frieren in der kalten Welt. Wenn man ſo mit ſeinen Gedanken bei Gott iſt, weiß man nicht, wie ſchnell die Zeit umgeht. Es läutete in des Großvaters Gedanken hinein unerwartet, mahnend und nöthlich, wie Einer einem langſamen Wanderer ruft, wenn er einem Thore bequemlich naht, in dem ſchon der Schlüſſel zum Schließen ſteckt, oder Verfolger auf ſeinen Ferſen ſind, nur in Eile die Rettung. Es ſteht nirgends geſchrieben, aber denn doch iſt das zweite Zeichen von Gott befohlen. Eile, eile! ruft es über Berg und Thal, überall den trägen Menſchen, die in der Tiefe und in der Höhe wohnen, eile, eile! o Menſchenkind, verſäume nicht die gelegene Zeit, zu ſpät, zu ſpät! klingt gar fürchterlich. Den thorrechten Jungfrauen ward nicht mehr aufgethan, ſie mußten draußen bleiben, draußen — draußen klingt gar fürchterlich! Darum läutet es Zeichen um Zeichen, damit nicht verſäumt die Zeit das träge Menſchenkind, läutet ihm alle Sonntage ſo dringlich, daß es des zu ſpät! gedenke, daß Eile in ſeine träge Seele komme. Und trotz dem Läuten und Mahnen, wie Viele kommen immer zu ſpät und wie Viele rüſten ſich gar nicht, weil es zu früh ihnen läutet, und wie Viele hören kein Zeichen, kein Läuten mehr, einſtweilen! Denn einmal werden ſie wieder läuten hören, wenn am letzten Tage das Armeſünder-Glöcklein geläutet wird, wenn ſeine Stimme in die Gräber dringt und vor den Richterſtuhl Gottes die Sünder ruft.

Der Großvater kannte ſeines Sohnes Art, immer wohl ängſtlich und dennoch immer wohl ſpät, ſandte einen ſeiner kleinen Hüter hinaus, nachzuſehen, ob der Vater bald zweg ſei. Dem war der Auftrag für den Großvater beten zu laſſen, gruſam zwider, daher wollte ihm nichts von Händen gehen, er zögerte unwillkürlich. So haben es eben Viele, leider, daß ſie nie kommen zu dem, was ſie ſollen, aber nicht mögen. Der gute Sohn dachte nicht von ferne daran, den Auftrag ſeines Vaters nicht zu erfüllen, aber ohne Mahnung wäre es ihm doch vielleicht unmöglich geworden; denn wenn der Pfarrer einmal in der Kirche iſt, läßt ſich wenig mehr bei ihm anbringen. Endlich ſtießen ſie von Land, zum offenen Fenſter hinaus ſah der Großvater mit innigem Wohlgefallen ſeinem Bäbeli nach, ein lieblich Röſeli in Gottes ſchönem Garten.

Wie er ſo hinſah, ſein Blümeli ihm mehr und mehr entſchwand, gingen ihm leiſe die Augen zu. Die beiden Kinder, welche im Stübchen waren, als ſeine Engelein, die ſeine Botſchaften verrichten ſollten, hielten ſich lange ſtill, ſelten plauderten ſie ein Wörtlein mit einander. Nach und nach ward ihnen bange, da Großvater die Augen immer zu hatte, ſie güggeleten alle Augenblicke, ob ſie noch zu ſeien, ſchlichen immer näher und näher, aber der Großvater rührte ſich nicht, that die Augen nicht auf. Da konnte das ältere Kind nicht länger warten, es ſtieg auf einen Stuhl am Bette, und ſchob, freilich ſo ſanft es konnte, dem Großvater einen der Augendeckel in die Höhe. Da erwachte begreiflich der Großvater, und that beide Augen auf. Schlaf nur wieder, Großvater, ſagte das Kind, brauchſt gar nicht zu erwachen, ich wollte blos ſehen, ob du ſchlafeſt oder nicht. Schlief ich denn? frug der Großvater. Ja, lang, lang, antworteten die Kinder. Es hat doch noch nicht zuſammengeläutet? frug der Großvater. Nein, ſagten die Kinder, geläutet hat es hier noch nicht, aber unten wird es ſchon lange angefangen haben, denke wie weit es iſt von dort bis hier? Hinauf iſt's noch viel weiter als hinab. Aber höre, Großvater, jetzt kömmts, jetzt kömmts, und richtig zum Fenſter herein begann ein Quellen von Glockentönen, leiſe erſt und vereinzelt abgebrochen, als ob ſie ſich erſt Bahn brechen müßten durch das vermittelnde Element, dann ſich ſuchen und einen zu vollem Klang und einigem Geläute, dem mächtigen Rufen des Hirten, daß die Heerde ſich ſammle an des Herrn Hütte, daß die Schafe von den einzelnen Weiden her, wo ſie das tägliche Brot geſucht, eilen möchten, das geiſtige Leben zu nähren und zu kräftigen mit den Worten, die aus des Herrn Munde gehen. Es iſt das freundliche Rufen an Alle, welche auf des Herrn Dornenpfade gehen: Kommet her, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken, will euren Seelen Ruhe ſchaffen. Es iſt das mahnende Wort des Vaters an ſeine Kinder: Ich bin der Herr und ſonſt keiner mehr, ich der ich die Gedanken in den Herzen kenne, ehe ſie aus eurem Munde ſind, ich bin da, bin mitten unter euch, vergeßt mein nicht, meinem Auge entrinnt ihr nicht, aber wer lautern Herzens iſt, der komme und gehe ein zu den Thüren meines Hauſes, wo geſättigt werden die Meinen mit den Gaben des Geiſtes und der Gnaden. Es gehören dieſe mächtigen Klänge, die ſchwellenden Töne über Berg und Thal zu den immer in vollen Fluthen ſtrömenden Offenbarungen Gottes, in denen der Herr ſich kündet den armen Menſchenkindern, die Augen dem Lichte öffen will, damit ſie ſeine Wege ſehen und die rechte Thüre zum Heil, nach welchem alle Herzen ſich ſehnen, und doch ſo Viele den Eingang nicht finden. Der Großvater lebte unbeſchreiblich wohl daran. Er konnte zwar dem Rufen leiblich nicht folgen, aber im Geiſte war er mitten unter den Schaaren der Gläubigen und gedachte, wie oft er dort neue Kraft empfangen zu ſchaffen und zu tragen, wie mancher helle Strahl der Wahrheit ſeine Seele erleuchtet, wie oft er mit herzinniglichem Verlangen die Pfänder empfangen, daß keine Creatur weder im Leben noch im Sterben ihn von Gottes Liebe ſcheiden werde. Es ward ihm ſelig im Gemüthe. Es war ihm, als hätten Ströme der Herrlichkeit Gottes ſich in ſein Herz ergoſſen. Die Kinder hatten unter dem Fenſter dem Läuten mit kindlicher Freude zugehört, als es verklungen war, kamen ſie wieder zum Großvater, fragend, was er begehre, ob er zu trinken wolle oder zu eſſen? Lernt ihr auch ſingen in der Schule, frug der Großvater, der mit ſeinen Gedanken bei den Gläubigen in der Kirche war. O ja, Großvater, wir ſingen auch und der Schulmeiſter ſagt, wir könnten es von Allen am beſten, wenn Alle ſo wären wie wir, er wollte mit uns durchs ganze Pſalmenbuch fahren wie Schnupf. Könntet ihr mir einen ſchönen Pſalm ſingen? frug der Großvater. Das war ein Jubel, daß ſie dem Großvater einen Pſalm ſingen ſollten! Großvater, wollt ihr den, der geht ſchön, o und der, und dieſer geht am ſchönſten! Könnt ihr den 25ſten? frug der Großvater. Ja, ja ſchrieen Beide, und wollten beginnen und Jedes beſſer anſtimmen und Jedes dem Andern zeigen, wie es beſſer gehe und wie es machen müſſe, daß ſie recht fortkämen, bis der Großvater ihnen ſagte, am ſchönſten gehe es, wenn Jedes es mache ſo gut es könne, Keines das Andere unterbreche, bis ſie fertig ſeien. Hintenher ſollten ſie dann einander berichten.

Und ſie ſangen mit ihren hellen Stimmen:

Du mein einziges Verlangen,
Gott, zu dir erheb ich mich;
Laß mich keine Schmach umfangen:
Ich vertraue nur auf dich.
Die Verehrer deiner Huld
Hoffen nicht auf dich vergebens,
Nur die ſtürzet ihre Schuld,
Die dich haſſen, Gott des Lebens.

Denke doch an dein Erbarmen,
Das du haſt von Ewigkeit,
Und beweiſe an mir Armen
Deine Gnad' und Freundlichkeit.
Ach, vergieb nach deiner Huld
Meiner Jugend ſchwere Sünden,
Tilge meine große Schuld,
Laſſe mich Erbarmung finden.

Wer iſt willig Gott zu ehren?
Denn er nimmt ſich ſeiner an,
Ihn den beſten Weg zu lehren,
Er zeigt ihm die Lebensbahn.
Seine Seele läſſeſt du,
Herr, im Guten lange wohnen;
Und du wirſt ihn mit der Ruh
In dem Himmel einſt belohnen.

Gelehrte hätten ſich vielleicht an dem Geſang geärge
aber dem Großvater floß er wie eine ſüße Labung ins He
Könnt ihr vielleicht den 65ſten auch? frug er. Nein, a
wortete das Aeltere, ſingen nicht, der Schulmeiſter hat a
geſagt, wir wollten ihn lernen. Ueber acht Tage können
ihn vielleicht, dann wollen wir ihn dir ſingen, aber auf ſa
kann ich dir davon, wenn du willſt, zwei Gſatz kann ich:

Ich widme meinen Lebenslauf
Zu deinem Ruhm bis an das Ende
Entzücket heb' ich meine Hände
Zu dir in deinem Namen auf.

Du ſelbſt wirſt meine Seele ſpeiſen
Mit Wonne und mit Freudigkeit;
Ich werde dich zu jeder Zeit
Mit Dank und Lobgeſängen preiſen.

Ich denke, Herr! bei ſtiller Nacht
Vergnügt an dich und deine Güte;
Ich rühm' mit wachendem Gemüthe
Die Wunder deiner Gnad' und Macht.
Im Schatten deiner Flügel findet
Die Seele Sicherheit und Ruh;
Mein Helfer und mein Troſt biſt du,
Mein Heil iſt nur auf dich gegründet.

Aber Großvater, habt ihr Schule? frug eine freundliche Stimme ins Stübchen hinein. Kinder, ihr macht dem Großvater wohl viel Lärm. Geht hinaus, ich will jetzt bei ihm ſein, bin einſtweilen fertig mit der Haushaltung. Großvater, gäll, wir haben dich nicht geplagt, hießeſt du uns nicht aufſagen? frugen die Kinder. Wohl, Kinder, wohl! Ihr ſeid liebe Kinder und habt mir viele Freude gemacht. Könnt jetzt hinausgehen, Tauben und Kaninchen füttern, der Mutter zum Feuer ſehen. Sie muß ſo viel auf den Beinen ſein, und eine Weile abzuſitzen, thut ihr auch wohl, fügte der Großvater hinzu, da er merkte, wie die Kinder gegen das Hinausſchicken ſich verwahren und die Wache fürder behalten wollten. Aber Großvater, frugen ſie, wir ſind dir doch nicht erleidet, wir dürfen wieder kommen? Allweg, meine lieben Kinder, ſagte derſelbe. Sobald die Mutter ihrer Sache nach muß, ſoll ſie euch rufen.

Vater, ſoll ich euch ein Capitel leſen aus dem Teſtament oder aus dem Paradiesgärtli? frug Kätheli. Dankheigiſt, ſagte der Großvater, die Kinder haben mir geſungen und aufgeſagt. Hock da beim Bett ab, ich möchte dir noch ein Wort ſagen, wer weiß, ob ich es ſonſt noch thun könnte. Aber Vater, aber Vater! was redet ihr wieder, glaubt ihr, es ſei Ernſt, und denket ihr, es müſſe geſtorben ſein, jammerte

Kätheli. Ich weiß es nicht, ſagte der Großvater. Ich weiß nicht, was Gott mit mir vor hat, ſonderbar bin ich erſchwachet und allweg möchte ich zweg ſein, wenn der Herr kömmt, daß ich nicht erſchrecken muß, wie wenn er mir käme wie ein Dieb in der Nacht. Dich, Kätheli, möchte ich noch um Verzeihung bitten, vielleicht daß ich mich gegen Niemanden ſo verfehlt als gegen dich. Das machte mir ſchon manchmal ſchwer. Ihr euch gegen mich verfehlt, aber was denket ihr? Ihr waret mir der beſte Menſch auf Erden, ihr truget mich auf den Händen, und wenn ihr heim geht, ſo möcht ich mit, ohne euch was ſoll ich? O mein Gott! So jammerte die Frau und weinte bitterlich. Sieh, Kätheli, das iſt eben, was mich drückt, und dein Weinen iſt die ſchwerſte Anklage gegen mich. Du biſt mit deinem Mann nicht glücklich, und daß du ihn haſt, daran trage ich ſchuld, das plagt mich. O Großvater, was will ich mehr? Gläis iſt ja ſo brav. Sachen haben wir mehr als genug, Freude an den Kindern, was will ich mehr? Wenn ich hundert Andere betrachte, ſo habe ich ja Urſache, Gott auf den Knieen zu danken, daß ich es ſo habe. Und wenn ich dran denke, wie leichtſinnig ich geweſen, wie kurz meine Gedanken waren, ſo wird es mir ganz Angſt, wie leicht ich der ärmſte Tropf auf Gottes Erdboden hätte werden können. Manche, ſagte der Großvater, thäte es nicht ſo aufnehmen, ſondern ſie würde mir alles Trübe und Schwere, welches dieſer Ehe zuwächst, nachtragen, denn an dieſer Ehe bin ich ſchuld, wie du wohl weißt. Ich wußte wie Gläis iſt, unſchlüſſig, alles ſchwer nehmend; da dachte ich, mit einer Frau ſei ihm am beſten nachzuhelfen. Du wareſt mir lieb von Jugend auf, ſchon als du noch in die Schule gingeſt, ſah ich dir manchmal nach und dachte, wenn das zgutem ausfällt, ſo iſt das wie gemacht für Gläis. Das hat den heitern Muth, die raſchen Gedanken und das anſchlägige Weſen, was ihm fehlt. Wenn er eine Frau bekommt, wie er iſt, geht es, weiß Gott, nicht gut, die werden nie fertig, wenn ſie ſchon nicht zanken, ſo haben ſie doch keine fröhliche Stunde; wenn ſie Kinder bekommen ſollten, ſo würden die die ärmſten Tröpflein von der Welt, es wäre ja gerade, als ob ſie an einem Orte geboren worden, wo die Sonne nie zuche mah, Sommer und Winter nit. Du weißt, wie es ging. Ihr zoget einander beidſeitig nit, es mangelte z'ſpatten und z'ſtoßen bis es ging. Wie dir es deine Eltern machten, weiß ich nicht, ihnen gefiel Gläis und was er zu erwarten hatte; weiß auch nicht, ob du eine andere Liebe hatteſt, aber ich hörte, wie du ſeufzteſt, als dSach richtig wurde, und ſah nachher oft rothe Augen. Das kam mir ſchwer auf das Herz, erſt jetzt ſah ich recht, was Einer auf ſich nimmt, wenn er faſt gewaltſam den Lebenslauf zweier Menſchen ordnet. Oeppe rathe und warne, wird Eltern wohl erlaubt ſein, aber das rechte Mittel ztreffe, das iſt ſchwer. Auf einem Vater, der geſagt hätte: Mira, wes ds Käthi thue will, ſo iſts mir recht, hätte ich nicht viel gehabt, hätte gedacht, das ſei auch Einer von den Neumodiſchen, denen es gleichgültig ſei, fahren ihre Kinder hin, wohin ſie wollen, von den Gott vergeſſenen Vätern, die ihre Kinder betrachten, wie Hunde ihre Flöhe, die nie luſtiger ſind, als wenn ſie dieſelben abſchütteln können. Aber, aber zwinge oder Ernſt brauchen, und wenn es ſchon zum Beſten iſt, wie man glaubt, wer ſagt, daß man recht glaubt? Ich weiß nicht, was deine Eltern ſagten, aber ich ſah deine rothen Augen und hörte deine ſchweren Seufzer und kenne die Bürde, die du tragen mußt und, glaub es mir, ich trug ſchwerer daran als du und immer ſchwerer, je lieber du mir wurdeſt.

O Vater, ſchluchzte Kätheli, hätte ich das gedacht! Ja, manchmal wurde es mir ſchwer, aber wo iſt nichts, und wo iſt immer ein ſolcher Vater dazu? Wie wäre es wohl gegangen, wenn zwei Leichtſinnige zuſammengekommen und wo wären wir jetzt? Gläis iſt mir lieb, er hat ja keine Untugend? Und wie hätte ich mich in der Geduld und in der

Sanftmuth üben wollen, wenn er nicht geweſen wäre mit ſeiner langſamen Art? O Vater, ich verſtund euch wohl, wenn ihr redetet, wie man in der Ehe ſich gegenſeitig heiligen, Eins am Andern nicht Bosheit auslaſſen, ſondern die Fehler abreiben ſolle. Gläis hatte an mir auch zu tragen, und ich ſah wohl, wie es ihm Mühe koſtete, nicht unzufrieden zu werden, mir nachzugeben, um nicht zu ſtreiten, und Gewalt brauchte an ſich, um nicht zu kummern und nöthlich zu thun, ſondern gefaßt die Sache zu nehmen. Das freute mich, Vater, und glaubt es mir, unſere glücklichen Tage kommen nach und nach und werden bleiben, während es umgekehrt iſt bei denen, welche die Narrheit zuſammenbringt und die nur heirathen, um gut zu haben und luſtig zu leben. Man kann dSach zu ſchwer und zu leicht nehmen, und das Letzte iſt ſchlimmer als das Erſte, und wenn ich oft ſeufzte, ſo war es ſicher mehr über mich als über Gläis, oder weil ſonſt etwas mich ungeduldig machte, weil in der Welt nicht alles Krumme grad werden will. Aber, Vater, daß ich gegen euch etwas im Herzen gehabt, Vater, als große, große Liebe, mit der ich nicht weiß wohin, wenn Gott euch nehmen ſollte, das, Vater, glaubet mir. Wenn alle Menſchen ſo wären wie ihr, ſo wär dWelt ja der Himmel. Du nimmſt mir viel ab dem Herzen, ſagte der Greis. O wenn man einander mehr das Wort gönnte, wie manche Bürde wäre weniger auf der Welt oder leichter! Und wenn Jede kämpfte wie du, wie Vieles würde ſich zum Segen wenden, was ohne Kampf zum Fluch wird. So überwindet man die Welt und nimmt dem Verſucher ſeinen Stachel. Alſo du zürnſt mir nicht? Gieb mir die Hand. Jetzt iſt es mir wohl, jetzt wird man für mich beten unten und wenn es dort ſo freundlich geht wie hier, dann kann ich wohl ſagen: jetzt Herr, laß deinen Diener im Frieden fahren; denn was will ich mehr auf der Welt? Bei uns ſein, Vater, bei uns ſein, was ſollen wir ſonſt und wie wird Gläis thun? Dafür ſorge nicht, da wird Gott helfen. Kätheli hatte noch viel auf dem Herzen, aber da lärmten die Kleinen herein, riefen die Mutter in die Küche, wo ſie wirklich nöthig war und mit dem Großvater nicht mehr verkehren konnte, ehe die Kirchgänger heimkamen. Allen weit voraus kam Bäbeli daher, hatte kaum noch Athem zu fragen: O Großvater, wie gehts, hat es dir gebeſſert? Darauf rollte dem Meitſchi, das ſo glücklich war, daß der Großvater ob dem Beten nicht geſtorben, ſein dreiſtündiger Lebenslauf vom Munde, wie vom Spulen der Faden. Wen es Alles geſehen, was die Leute gefragt, was ſie über den Großvater geſagt, und was der Vater mit dem Pfarrer geredet, und der Pfarrer mit dem Vater, und was die Leute gerathen, und was ihre Meinung geweſen über des Großvaters Zuſtand, daß ſie nämlich Alle geſagt, wenn er nicht Fieber habe oder Huſten, ſo ſei alles nichts, blos wenn er Fieber hätte, wärs bös. Wie aber doch hier und dort Jemand erſchrocken und geſagt, um den wärs Schad, für den ſollte Alles beten, daß Gott nit preſſirte mit ihm, und wie des Vaters Götti Augenwaſſer bekommen, als ers gehört und wie er geſagt, wenn er es verbringen möge, ſo komme er dieſen Nachmittag hinauf. So ſchnäderte das Kind, da kam der Vater ebenfalls heim und trat ein zum Bericht. Der Pfarrer war erſchrocken geweſen über das Begehren, hatte gefragt, ob er hinauf kommen ſolle, und wie Gläis meinte und Bäbeli beſtätigte, den Fall ganz beſtimmt in der Predigt angezogen, daß allen Leuten das Waſſer in die Augen gekommen. Gottlob, ſagte der Großvater. Bös habe ich es mit Niemanden gemeint, aber man kann nie wiſſen. Habe doch manchen ſchönen Sonntag erlebt, für den ich Urſache habe, Gott zu danken. Aber ich wüßte doch keinen, wo es mir ſo leicht ums Herz geworden und mein Geiſt ſo hell und fröhlich war als heute. Eine Erquickung kommt mir nach der andern, es iſt mir, als gingen mir alle Dornen aus, welche mich noch plagten, und es iſt mir, als ob ich wirklich ſchon ein ſeliger Menſch ſei. Gottlob und Dank, ſo iſt das Sterben ſchön und das Leben ſchön. Der Sohn war düſter. Der Pfarrer hatte ihm geſagt, eine ſolche Schwäche in ſo hohem Alter ſei ſehr gefährlich, er fürchte ſehr, der gute Großvater erhole ſich kaum wieder. Das ſagte er aber Niemanden, ſondern verdruckte es in ſich und machte dazu ein Geſicht, daß Niemand wußte, was er hatte, ob er böſe ſei oder traurig? Der gute Gläis war von den ſeltſamen Menſchen einer, die es gut meinen, aber es nicht erzeigen können, zu denen ſich daher Niemand gezogen fühlt, die darum glauben, ſie ſeien zurückgeſetzt und Niemand frage ihnen was nach; die darüber traurig werden, daß man ſie nicht zu lieben ſcheint, darum dafür gelten, als ob ſie Niemanden leiden mögen. Er liebte ſeine Kinder, aber mit großer Aengſtlichkeit, er fürchtete, ſie möchten arm werden, wenn in ſo viele Theile das Vermögen zerfalle, er ſparte für wie er nur konnte, und gewann damit zuweilen faſt den Schein, als ob er ihnen nichts gönne. Ihm fehlte neben der Rührigkeit die Freundlichkeit, dieſe goldene Gabe oder vielmehr Tugend, denn ſie iſt nicht blos gegeben, ſondern ſie läßt ſich auch erringen, welche das Leben lieblich macht und den freundlichen Glanz ihm giebt. Man war dieſen Mangel nicht ſo gewahr im Hauſe, wie es anderswo geſchehen wäre, da der Geiſt des Großvaters noch das Haus erleuchtete und auf allen Geſichtern mehr oder weniger ſich ſpiegelte. Nur Käthi fühlte Gläiſes Art peinlich, und trübe Schatten zogen über ſein ſonſt ſo heiteres Geſicht, und dieſe Schatten ſah eben Niemand ſo deutlich als der Großvater. Derſelbe wußte, wie große Gewalt die Gemüther über einander haben in der Ehe, wie die ſtärkere Kraft die ſchwächere überwältigt, die ſtärkere Natur der ſchwächern ihre Eigenthümlichkeiten aufprägt, eine in der andern aufgeht. So hatte er gehofft, Käthelis holdſelig munter Weſen werde das düſtere gſtabelige ſeines Sohnes verſchlingen und eine ebenrechte Heiterkeit ihr Leben verklären. Aber bis dahin war ſeine Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen, doch war es auch nicht bös gegangen, im Gegentheil ſchien ihm zuweilen, Gläis finde hier und da Freude am Weſen ſeiner Frau, fange an es zu begreifen, während er früher oft ſichtbarlich daran ſich geärgert. Wenn es ſo käme, ſo ſei es gewonnen, hatte er dann gedacht, aber dann verſchwanden dieſe Zeichen wieder, und der Großvater wußte nicht woran er war.

Wenn d Chilcherlüt heimkommen, muß die Hausfrau mit dem Eſſen zweg ſein, Gottes Wort macht hungerig. Offenbar haben immer die, welche in der Kirche geweſen und zwar andächtig, beſſern Appetit als die, welche daheim geblieben ſind oder in der Kirche geſchlafen haben. Fleiſch fehlt Sonntags in guten Häuſern eben ſo ſelten auf dem Tiſche, als man die Woche durch welches darauf ſieht, dazu kömmt Gemüſe oder gedörrtes Obſt; die Suppe geht voran und hie und da kömmt ſpäter Milch dazu, Wein nicht, neben dem Hauſe ſteht für den Durſt, den die Milch nicht bewältigt, der Brunnen; Fleiſch mache Durſt, heißt es, vom Fleiſche kömmt die Luſt, Fleiſchtage auch werden die Sonntage geheißen, an denen Fleiſch auf dem Tiſche ſteht, und was das Fleiſch erzeugt, wird bewältigt mit der Milch, die auf dem Tiſche ſteht, mit dem Waſſer, das unter dem Dache quillt. Daran nimmt der Chriſt ein Exempel, wie er des Fleiſches Luſt zu meiſtern habe, nämlich mit der Milch des Evangeliums, mit dem Tranke des ewigen Lebens, der den Durſt löſcht für immerdar. So ißt und trinkt der chriſtliche Bauersmann am Sonntag zur Ehre Gottes, weiht Leib und Speiſe dem Herrn für die nächſte Woche, und weist ſein ganzes Haus, von böſen Werken zu feiern und des Fleiſches Luſt zu löſchen mit Wort und Geiſt von oben. Leider aber geht es anders den Fleiſchlichgeſinnten, ihnen iſt der Sonntag des Fleiſches Feſt- und Ehrentag und das Fleiſch auf dem Tiſche nichts als Pfand und Siegel, daß dem Fleiſch ſein Recht geworden, es alle ſeine Lüſte loslaſſen könne, für alle Befriedigung ſuchen dürfe nach

Belieben. Nun, da geht es dann luſtig zu, es wimmelt auf Wegen und Stegen, und wenn der Teufel ein Engeländer oder Angler iſt, er findet nicht Kübel genug, um ſeine Beute zu bergen, und je ſchöner der Tag iſt, deſto größer wird ſeine Beute und deſto mehr thut es ihm an Kübeln fehlen.

Kätheli hatte für den Großvater nicht Fleiſch. Es hatte Hirn wollen nehmen laſſen in der Schaal und keins mehr gefunden; von dem groben Fleiſche, welches ſie hatten, wollte es ihm nicht geben. Es brachte ihm einen Teller mit Suppe, in die weißes Brot geſchnitten war und ſagte, er ſolle das einſtweilen nehmen, nachher bringe es noch ein Kaffee und ein Eiertätſchli dazu, aufs künftig wolle es ſich beſſer verſehen, er ſolle ihm doch recht nicht zürnen. Häb nit Müh, Kätheli, ſagte der Großvater, hab ja gar nit Hunger, und wärs nit dir zlieb, ſo nähme ich lieber gar nichts. Es iſt mir jetzt ſo wohl, daß ich nichts beſſern nur böſern kann. Aber Kätheli meinte, er ſchätze das nicht, es wollte ihm gerne was beſſeres machen, wenn es nur wüßte was, und wenn er von dem nichts möge, ſo müſſe es glauben, er ſei höhn. Nun der Großvater wollte Kätheli nicht traurig machen, er nahm ein wenig, rühmte ſehr, wie gut es ſei, wenn er nur möchte. Gieb es den Kleinen, welche mir ſo gut abgewartet, und denk bald in die Kinderlehre müſſen. Dürfen wir heute nicht daheim bleiben, wir begehrten lieber nichts, wenn wir daheim bleiben könnten beim Großvater, ſagten dieſe. Nein, liebe Kinder, das geht nicht, ſagte dieſer, denket, was würde der Schulmeiſter ſagen oder gar der Pfarrer. Wenn man geſund iſt, ſo muß man gehen, wenn der liebe Gott ruft; ſonſt ruft er einem dann einſt auch nicht, wenn er die Himmelsthür aufmacht. Denket Kinder, wie wär es euch, wenn wir Alle, ich und die Mutter und der Vater da ins Haus gingen, machten es zu, ließen euch draußen ſtehen, thäten nicht aufmachen, gäb wie ihr riefet und doppeltet. Wenn wir euch riefen, warum bliebet ihr dahinten, warum kamet ihr nicht mit uns. Denket wie das ſchrecklich wäre hier, und dann erſt beim Himmel, wir wären drinnen und ihr müßtet draußen bleiben! Ja, aber der liebe Gott macht es nicht ſo, er iſt gar e gute! Ja, ſagte der Großvater, er iſt e gute und e bſunderbar e gute, aber habt ihr die Frage noch nicht gelernt: Gott iſt wohl barmherzig, aber er iſt auch gerecht, darum will er auch mit der höchſten Strafe ſtrafen die Sünden gegen ſeine allerhöchſte Majeſtät. Und denket, iſt das nicht eine große Sünde, wenn er rufet und man kömmt nicht. Ja, aber, ſagten die Kinder, der lieb Gott ruft nicht, ume dr Sigriſt iſts, wo lütet. O ihr guten Kinder, ſagte der Großvater, könnt ihr es auch ſchon, das Erklären und Vernünftigen, und habt das doch wahrlich nirgends gelernt. Gott läßt euch in die Kinderlehr rufen, der Sigriſt iſt ſein Diener, und wenn er in die Kinderlehr läutet, ſo läutet er die Worte des Heilands: Laſſet die Kindlein zu mir kommen, denn denen gehört das Himmelreich. Geht, Kinder, geht, ſagte der Großvater, geht immer wenn der liebe Gott rufet, wenn ihr könnet; ihr werdet nie reuig werden. Glaubt es dem Großvater, er iſt jetzt auch nicht reuig, daß er es ſo gethan. Zürnet mir nicht, Vater, ſagte die Sohnsfrau, als die Kinder fort waren, aber ich dachte doch manchmal, was es nütze, die Kinder ſo früh in die Kirche zu ſchicken, bei allem Wind und Wetter, und gar noch in die Predigt, ſie verſtehen doch von allem nichts. Wenn einſt der Verſtand da iſt, ſo geht es dann in einem Jahr ſchneller als ſonſt in dreien. Du liebe Frau, ſagte der Großvater, es dünket den Menſchen Manches, es iſt ganz das Gegentheil. Merkſt an den Kindern, welche nie zChilche gehn, viel Religion', und haſt du gehört, wie viel ſie in der Unterweiſung begreifen? Sagen ja unſere Kinder nicht immer, der Pfarrer könne ſie erbarmen, wenn er zu ſolchen rede, ſei es ja immer, als ob es an eine Mauer gehe. Es kann der Menſch nicht wiſſen, wie es dem Kind iſt im Hauſe Gottes, und was das für einen Eindruck giebt und die Worte, die hie und da ins Herz fallen und Gedanken machen, zählt auch nur unſer Herrgott und wie lange ſie brauchen aufzugeben, weiß auch nur er, denn Samenkörner müſſen oft lange im Boden ſein, bis ſie verweſet ſind und aufgeben. Glaub mir das, liebes Kind, je wunderbarer die Worte ſind, deſto tiefer greifen ſie, deſto beſſer iſt aber auch ihre Frucht. Laß dich nicht irren das Geſchrei, daß die Kinder alles begreifen müßten, ſonſt ſei es gefehlt, das iſt läppiſch und macht die Kinder dumm, darum werden die Kinder ſo dumm jetzt in den Schulen, weil man ihnen alles begreiflich machen will, und was man nicht begreiflich machen kann, dummerweiſe verachtet. O Kind, wenn die Menſchen wüßten, wie niedrig ein Menſch bleibt, der nichts im Kopf hat als Begreifliches! Ihn erreichen die Offenbarungen Gottes nicht, ja ihm bleibt Gott ein fremdes Weſen und an ihm hat er keinen Theil. O danke, Vater, aber ihr zürnt mir doch nicht, es redet Alles ſo, und ſelbſt alte Leute, und ſo dachte ich, ſo ſeis. O liebs Kätheli, alt Lüt ſy nit immer witzig, bſunders wenn ſi meine, ſi müſſe mit de Junge dr Narr mache. Ich werde ſchläfrig, ſagte der Großvater, ich glaube, ſchlafen thäte mir gut, aber wenn Gläiſe Götti kömmt, und der wird kommen, ſo ſchicke ihn nur herein, mit dem möchte ich noch ein vertraut Wort reden.

Sobald es draußen hieß, der Großvater wolle ſchlafen, ward es ſtille, die nöthigen Geſchäfte wurden alsbald abgemacht, dann hätte man das Haus für ausgeſtorben halten können, oder für ein Seeräuberſchiff, auf dem man auch oft keine lebendige Seele erblicken ſoll, bis man ſeine Naſe zu nahe hinzuſteckt, wo es dann einem ergeht, wie ungeduldigen Jungen bei einem Feuerteufel. Kätheli hatte am längſten zu thun, denn daß man unabgewaſchen Geſchirr in der Küche ſtehen laſſen könne, fiel ihm nicht ein, hätte es ihm aber Jemand zugemuthet, ſo hätte es ihn angeſehen, als muthe derſelbe ihm Ungebührliches zu. Aber es machte daſſelbe ſo leiſe ab, als wäre es in einer Kirche, daß eine der handlichen Köchinnen, welche gewohnt ſind, das Geſchirr erſt an allen vier Wänden herumzuwerfen, ehe ſie es an ihren Ort ſtellen, mit offenem Maul ſtehen geblieben und wahrſcheinlich verſteinert wäre, wie Loths Weib. Ganz ſicher hätte ſie geglaubt, ſie ſtehe vor einer verzauberten Küche und eine Hex oder ein Geſpenſt ſei drinnen und werde ihr jetzt was anthun, ſie verhexen. So wäre es einer der fürtauben Köchinnen vorgekommen, was gar ſo ein Hauptkerl von Koch dazu gedacht, wiſſen wir nicht, vielleicht wüßte es uns ein begreiflicher Schulmeiſter begreiflich zu machen. Ein demüthig Mädchen aber hätte ein Beiſpiel nehmen können, wie eine rechte Hausfrau waltet, daß es Niemand ſieht und Niemand hört, und ohne Schulmeiſter begriffen, was das Sprüchwort ſagt: die ſei die beſte Hausfrau, von der man am wenigſten höre. Nun glücklicherweiſe verirrte ſich keine rumpelſüchtige Köchin, kein Koch mit ſeinem halbheidniſchen Huppi hier herauf, ohne ihre Gegenwart wurde Kätheli fertig. Als alles fertig und ſauber war und glitzerte, ging es ohne Schuh in die Stube, ſah durch ein Spältchen in der Wand über dem Ofen nach dem Großvater. Der lag ruhig, wie ſonſt, und ſein Geſicht ſtrahlte wie das eines Engels. Die Freudigkeit, die ſein Herz erfüllte, mußte groß und mächtig ſein, daß ſie ſo hell und mächtig aufſtieg und auf dem Angeſicht ſich kündete faſt wie die aufſteigende Sonne. Gottlob und Dank, dachte Kätheli, wo noch ſolch Leben iſt, da iſt ferne der Tod. Kätheli kannte noch nicht das nahende ewige Leben, das ſich kündet faſt wie die junge Sonne an den in der Nacht erblaßten Bergen.

Kätheli ging leiſe wieder, ging ums Haus herum; da es Niemanden hörte, nahm es ihns doch Wunder, wo ſie wären, oder ob es alleine ſei. Bei flüchtiger Umſchau fand es Niemanden, als es aber eine Thüre aufſtieß, ſah es Gläis auf dem Bänkchen im Stalle ſitzen, er weinte, daß es ihn ſchüttelte.

Aber mein Gott, was haſt, frug Kätheli erſchrocken, und als er nicht antwortete, ſetzte Kätheli ſich neben ihn, ſchlang den Arm um ſeinen Leib, frug zärtlich, wie vielleicht nie: Gläis was heſt, ſägs mrs, ſäg mrs, doch frv recht? Der Vater wird ſterben, was fangen wir an, wie ſoll es dann gehen, ſchluchzte er. Glaubſt? ſagte Kätheli. Ich kann es nicht glauben, wenn du ihn vorhin geſehen hätteſt, wie er ſo ſchön ſchlief, um zehn Jahre ſchien er mir jünger, du würdeſt nicht an's Sterben denken. Der Pfarrer hat geſagt, antwortete Gläis, wer ſo plötzlich erſchwache, komme ſelten auf. Und wenn er ſtirbt, wie wollen wir es machen? Der Pfarrer kann ſich auch irren, ſagte Kätheli, es geht nicht allemal den gleichen Weg. Der Großvater iſt geſunder Art, mochte arbeiten noch immer, und vertrug die Speiſe manchem Jungen ztrotz. Aber wegem machen, da kümmere dich doch recht nicht ſo, ich verſpreche es dir mit Gottes Hülfe, und wenn ich geſund ſein kann, ſoll es gehen. Es iſt wahr, das Vermögen ſchwachet. Zwei Theile von des Vaters Sache müſſen wir heraus geben, wie viel, iſt ja geredet und was uns noch bleibt, wiſſen wir auch, und mit dem können wir es wohl machen. Rechne nur, um wie viel es alle Jahre vorwärts gegangen. Ich verſpreche dir, ich will abbrechen, wo ich kann und mit z'Unnützem dich nicht mehr ärgern. Aber ich denke, nöthig wird es nicht ſein. O Frau, antwortete Gläis, ſo meine ich es nicht, du verſtehſt mich ja nicht. O wegem Geld iſt es mir nicht. Genug thun werden wir wohl müſſen, doch die Zinſe uns nicht plagen, wie tauſend Andere, und wenn wir noch mehr geben müßten, es ginge, wenn der Vater bliebe, fing er ja faſt mit nichts an. Aber wie ſoll es gehen ohne ihn, er verſtund alles, und wo ein Menſch den andern nicht verſtund, da war der Vater, und mit einem Wort dämpfte er alles, kehrte das Beſte zoberſt. Da wo er war, mußte Friede ſein, und da war es einem wohl, es dünkte einem immer, da möchte man nicht weg; o ich weiß, er hatte mich lieb'. Und etwa ſonſt Niemand mehr? fragte Kätheli, dem dieſe Worte faſt übers Herz kommen wollten. Wohl, es wird wohl ſein, ſagte Gläis, aber er hat es mir immer erzeigt, daß ich ihm werth war, von ihm wußte ich es, und wenn er geſtorben iſt — ſeine Stimme erſtickte im Schluchzen. Da kam der gute Geiſt in Kätheli oben auf und die Empfindlichkeit, welche dem Gläis den Balken zeigen wollte in ſeinem eigenen Auge, ging unter, der Geiſt des Großvaters regierte in ſeinem Herzen. O Gläis, wenn es nur das iſt, ſagte es. Weißt du dann nicht, daß wir dich Alle lieb haben, weißt nicht mehr, daß ich dein Kätheli bin? Aber man wußte nicht, hatteſt du es gerne oder ungerne, wenn man es dir erzeigte. Du thateſt ſo kaltblütig, daß man ganz erſchrak und die Kinder oft klagten, der Aetti ſei höhne und wüßten doch ſicher nicht, daß ſie was Böſes gemacht. O nein, Gläis, die Liebe ſoll dir nicht ergehen, wenn ſchon Großvater nicht mehr ſein ſollte. Aber nicht wahr, ein klein Weneli erzeigſt du dann auch und machſt es dem Großvater nach? ſagte Kätheli und neigte ihr Haupt auf Gläiſes Schulter. Da wars, als ob eine eigene Gewalt den Mann erſchüttre, reden konnte er nicht, aber er legte ſeinen Arm um Kätheli und Kätheli wußte, was er damit ſagen wollte.

Aber er ſtirbt nicht, ſagte Kätheli, er ſoll noch eine rechte Freude an uns haben, und hätteſt nur ſehen ſollen, wie ſein Angeſicht geglänzt, faſt wie das eines Engels. Ich muß aber gehn und ſehen, ob er vielleicht erwacht iſt. Stillſchweigend reichte es Gläis noch einmal die Hand, der zog es an ſich, und in junger Liebe ſchlugen freudig Beider Herzen. Der Großvater ſchlief noch, aber als Kätheli wieder vor das Haus kam, war Gläiſe Götti da, der Thürli Bauer, ein ſchöner alter Mann, mit der ſchönen Krone des Alters auf dem mächtigen Haupte. Er ging mühſam am Stocke, denn er war gliederſüchtig, aber nicht vom Wohlleben oder Faullenzen, es waren die Wunden, welche der fleißige Landmann oft erhält in ſeinem ſchweren Kampfe mit Erde und Waſſer, mit Wind und Wetter. Freudig hieß man ihn willkommen. Wie geht es ihm? frug der Alte. Gut, ſagte Kätheli, er ſchläft ſo ſchön, und fehlen thut ihm nichts, den ganzen Morgen gab er ſich mit den Kindern ab, mag reden und etwas hat er gegeſſen. Doktor will er keinen mehr. Er wüßte nicht, für was der ihm Zeug geben ſollte. Aber kommt und ſeht ihn ſelbſt, er freut ſich auf euch. Will ihn nicht wecken, ſagte der Alte, und ließ ſich mühſam am Stocke auf die Bank vor dem Hauſe nieder.

Kätheli ging hinein auf dieſe Worte und lauſchte nach dem Großvater. Unterdeſſen hatte der Alte dem Gläis, der vor ihm ſtund, in's Geſicht geſehen. Du heſt pläret, ſagte er, glaubſt du nicht, daß er zweg kömmt. Ach wenn es Gotts Wille wäre, antwortete Gläis, aber ich weiß nicht, und was ſoll ich anfangen, wenn er dahinten bleiben ſollte? Das wird einmal ſein müſſen, ſagte der Thürlibauer. Wir müſſen Platz machen, früher oder ſpäter, ſo iſt es Brauch und Recht; was ſollte aus den Jungen werden, wenn ſie den Pflug nie führen lernten. Für dich iſts auch Zeit und dazu haſt eine rechte Frau und keinen Kreuzer Ungerechts. Euch fehlt es nicht, wenn ihr zuſammen zieht und du ihr das Maul gönnſt. Der Großvater iſt erwachet, rief Kätheli von innen heraus, im Schlaf hat er euere Stimme gehört und blanget nach euch. So, ſagte der Alte, ſich mühſam erhebend, habe ich dann geſchrieen, daß es durch Thür und Fenſter ging. Sie waren offen, antwortete die Frau, und dann hört der Vater ſo gut, wie ichs noch von keinem alten Menſchen erfahren. Ja, ja, ſagte der Alte, er hatte ein feines Gehör von Jugend auf, nur das Böſe wollte nicht hinein, darum iſt's ihm ſo fein geblieben, weil er es ſich nie verdrecken ließ.

Aufgeſeſſen erwartete der Großvater den Freund. Mit einem Grüß Gott und einem herzlichen Dank bewillkommten ſie ſich in heller Freude. Wie gehts? nit bös, wie es ſcheint, ſagte der Thürlibauer. Biſt ganz der Alte, Fieber haſt keins, deine Hand iſt trocken und kühl. Ja, es iſt mir wohl, ſagte der Großvater, und wer weiß, ob ich heute nicht noch ein wenig aufſtehe; aber du weißt, wie alt ich bin, und alte Bäume fallen ungſinnet, wenn man ihnen auch an der Rinde nicht anſah, wie mürbe ſie waren. Nun wie Gott will, nit früher, nit ſpäter begehre ich es. Allweg freut es mich herzlich, daß du da biſt. Sitz ab, möchte gerne noch ein vertraut Wort mit dir reden. Wirſt öppe nit viel zu bekennen haben, das du nicht mitnehmen darfſt, ſagte der Thürlibauer. Gottlob nit, ſagte der Großvater. That viel, was nicht recht war, aber räumte wo möglich, alle Tage ab, ließ nicht die Laſt ſich aufthürmen bis gen Himmel, daß kein Auge ſie mehr überſieht, ſie nicht mehr vergeben werden kann. Ich bekannte ſie dem Herrn und machte gut, was ich konnte, und jetzt wird der Herr es wohl machen. Aber zwei Freunde wie wir haben ſich immer was zu ſagen, beſonders wenn einer geht, der andere bleibt, ſie ſich vielleicht über eine Weile nicht mehr ſehen.

Kätheli, ſagte er zu der Sohnsfrau, welche mit einer Flaſche Wein und Gläſern gekommen, ich möchte mit Glaus (nach ihm hieß ſein Götti Niklaus oder Gläis) ein Wort reden. Vielleicht daß noch Jemand kömmt, halt draußen ein wenig auf. Wenn du glaubſt, es müſſe ſein, ſo ſchicke Gläis hinein, er kann dann abräumen und du in der Zeit einen Kaffee machen, daß ſie nicht meinen, ſie müßten da bleiben bis zNacht. Ich dachte, ihr würdet viel Beſuch haben, deßwegen kam ich ſo früh, bin nicht mehr gerne im Gſtüchel, bemerkte der Thürlibauer. Es iſt eine Wohlthat, daß du kameſt, ſagte der Großvater, von wegen ich habe dir ein Amt zu übertragen. Ich weiß wohl, du thäteſt es ausüben, auch ohne Auftrag, aber es aufzutragen iſt meine Pflicht. Ich bin der Vater, du der Götti, ich weiß, Gläis achtet auf dich, aber wenn du im Fall der Noth ſagſt, der Vater hat es mir geſagt, ſo hilft es auch noch um etwas nach. Du kennſt ihn, er iſt im Herzen gut und meint es gut, das weiß ich wohl, aber er kann es nicht erzeigen und man weiß nie, iſt er böſe oder nicht. Daneben geht ihm das Geld ſchwer in die Hand und ſchwer aus der Hand, ich kam nie darüber, iſt er eigentlich geizig oder nicht. Er kramte den Kindern nicht, brauchte kein Geld für ſich, es fiel ihm nie ein ſeine Frau anzuſtrengen, dieſes oder jenes zu kaufen, doch ward er auch nicht böſe, wenn ich Geld ausgab, und ward nicht böſe, wenn ich meine Töchter oder ihre Kinder beſchenkte, Angeſichts ihm expreß. Ich weiß daher nicht recht, wie es in ihm ausſieht und wie er thut, wenn ich nicht mehr bin. Wenn es nicht gut ginge, käme mir das Elend und das Unglück nach, denn du weißt, was ich an der Heirath gemacht, die arme Frau könnte mich von Herzen dauern und die Kinder. Verhudelt würde die Sache nicht, aber was hülfen ihnen die Paar Batzen, wenn ihnen durch die Uneinigkeit Leben und Herz verſäuert würden. Ich habe mit Kätheli ſchon geſprochen, an ihm wird der Fehler nicht ſein, es wird das Mögliche thun; ob ich mit Gläis noch reden kann und obs fruchtete, weiß ich nicht, ſo mit einigen Worten ändert man ſchwer einen Menſchen! eine vierzigjährige Natur iſt härter als Nagelfluh, und Nagelfluh knübelt man nicht mit den Fingern auseinander. Bis jetzt war ich da, da gings gut, bin ich fort, wird erſt zum Vorſchein kommen, was in ihm iſt. Ich hoffe zu Gott, er erhöre mich, aber du wache auch und ſtehe auf meine Stelle, wenn ich nicht mehr bin, du biſt der Götti, es iſt das erſte Mal, daß ich dich daran mahne.

Mit dem Vermögen weißt du, wie es ſteht. Es iſt in der Ordnung. Verordnung habe ich keine gemacht, aber meinen Wunſch kennen ſie, ich hoffe, ſie kommen ihm nach. Ich fühle wohl, es war Gott verſucht, aber ich dachte, es wäre doch ſchlimm, wenn meine Kinder, die ich in Zucht und Vermahnung des Herrn erzogen, gleich nach meinem Tode nicht an mein Wort kommen ſollten. Es ſind freilich auch Tochtermänner da, aber ich habe ſie gehalten als Söhne, ich darf hoffen, ſie erzeigen ſich als Söhne. Steh Gläis bei, entweder gegen ihn ſelbſt, oder gegen die Andern, wenn es nöthig ſein ſollte. Ich habe oft geſehen, wie es einem Sohne vorkam, wenn er fortgeben mußte Theil um Theil von dem Vermögen, das wohl des Vaters war, aber in dem er gelebt und das ſomit zu ſeinem Leben ihm zu gehören ſchien. Es kam ihm vor, als ſtehle man es ihm, als werde er jetzt ganz arm, komme über nichts.

Was ich thun kann, Uli, thue ich, ſo lange ich kann, du weißt es wohl, haſt es zehnmal ob mir verdient. Wegen den Tochtermännern wärs vielleicht beſſer geweſen, du hätteſt was geſchrieben, von wegen zwiſchen braven Leuten und Tochtermännern iſt manchmal der Unterſchied, daß der Tochtermann ſich einbildet, er ſei es ſeinen Kindern ſchuldig, das Wüſteſt alles zu machen. Wegen Gläis bin ich nicht im Kummer, er hatte vorhin verplärete Augen und Kätheli naſſe, und wenn Mann und Frau zuſammen plären, ſo iſt dSach ſo bös nicht. Aber wenn Eins lachet und das Andere weint, dann hat es der Teufel geſehen. Indeſſen denke ich, der Auftrag ſei überflüſſig, du biſt ja beſſer zweg, als ich fürchtete, ſiehſt ordentlich aus, deine Stimme iſt chäch und der Athem gut, ich wüßte nicht, wo es fehlen ſollte. Kann dir es ſelbſt nicht ſagen, antwortete der Großvater, aber es iſt eine unendliche Mattigkeit in mir und ein wunderbar Gefühl, daß mir der Tod ganz nahe ſei, daß er jeden Augenblick vor mir ſtehen und ſagen werde: Komm, Uli, deine Uhr iſt abgelaufen. Die Sonne ſcheint klar, die Welt iſt ſo ſchön, die Meinen haben mich ſo lieb, daß das Leben ſchön iſt, daß es für keinen Menſchen ſchönere Tage giebt, als ich heute einen erlebe und doch möchte ich Gott nicht um mehr ſo ſchöne Tage bitten, ich kann nicht anders bitten, als: Vater, wie du willſt! Glaus ſagte nicht viel dagegen, begann noch zu reden von dieſem, von jenem; da kam Gläis und ſagte, die Frau ſchicke ihn, zu fragen, was ſie machen ſolle, es ſeien ein Paar Perſonen da, die zum Großvater möchten, und ſie wüßte faſt nicht mehr. wie ſie aufhalten.

Gläis, los, ſagte der Großvater, wenn ich nicht mehr bin, ſo halt dich an deinen Götti, er will für mich da ſein, er hat mir es verſprochen. Du biſt zwar alt und verſtändig genug, aber es iſt kein Menſch auf Erden, der nicht froh darüber ſein ſoll, wenn er Einen im Himmel hat, aber auch Einen auf Erden, an den er ſich wenden kann, wenn er Rath und Hülfe bedarf, welche Menſchen leiſten können. Dann hab deine Frau lieb und hör' auf ſie, ſie verdient's. Ich müßte mir noch vor Gott ein Gewiſſen machen, wenn nicht Friede und Liebe wäre unter euch. Du weißt, wer euch zuſammen gebracht. O Vater, deßwegen habt nicht Kummer, Kätheli hat mich lieb, hat es mir geſagt, und wenn es mich lieb hat, ſo iſt alles gewonnen. Aber Vater, nit ſterben, ihr müßt ſehen, wie wir uns lieb haben. Gläis, wie Gott will. Es heißt auch, Einer ſäe, der Andere erndte. Erndte, Gläis, erndte, ich wünſche es dir von ganzem Herzen. Gläis konnte nichts mehr ſagen, er barg ſein Geſicht auf das Hauptkiſſen neben ſeines Vaters Haupt. Da ſtund Kätheli vor dem offenen Fenſter, es wußte ſeines Lebens nichts mehr anzufangen; der Großvater ſagte, bring ſie in Gottsnamen, und Gläis fuhr wie ein Eichhorn durchs Loch über dem Ofen ins Gaden hinauf und verſchwand.

Kätheli hatte harten Stand gehabt. Ueber ein Dutzend Theilnehmende waren bei ihm aufgelaufen und viele von ihnen preſſirten ſehr, wollten ſich aber doch dem Großvater zeigen und ihm verrichten, was ihnen von daheim an ihn aufgetragen worden war. Die Nachricht, daß der alte Uli plötzlich ſterbenskrank geworden und habe für ſich beten laſſen, hatte wirklich Viele bewegt und erſchreckt. Von wegen der alte Uli war nicht geſtorben bei lebendigem Leibe, von ihm konnte man nicht ſagen, wie es im alten Bohnenliede heißt: O alte Ma, wie lebſt ſo lang, ha gmeint, du ſygiſt gſtorbe, jetzt biſt e Kindlifreſſer worde. Der alte Uli war rege und lebendig geblieben. In der Kirche ſah man ihn regelmäßig, manch guter Rath von ihm kam ins Thal, gar oft fragte man ihn von der Gemeinde aus um Rath, gar viele Arme fanden bei ihm Troſt, ſeine Fürſprache war wie baar Geld und ſeine Göttertene konnten ihn nicht vergeſſen. Sein Leben war wohl verborgen in Gott, aber deßwegen war er doch den Menſchen nicht abgeſtorben, ſeine Theilnahme nicht erkaltet, dem Weh und Wohl der Nächſten nicht entfremdet, er war in Liebe thätig geblieben.

Es iſt ſehr merkwürdig, wie bei vielen Menſchen, welche während ihrem Leben Andern wenig nachgefragt, am Schluſſe deſſelben ein Bedürfniß auftaucht, nach einer gewiſſen Anerkennung; man ſoll ſie kennen, nach ihnen fragen, um ſie ſich kümmern. Sie nehmen es ſchwer, wenn man nichts um ſie weiß, wenn ihnen Niemand nachfrägt, ſie klagen bitterlich, ſie könnten ſterben, es würde es kaum Jemand merken, und wer es merke, dem ſei es anſtändig. Gottlob, werde er ſagen, iſt wieder Einer weniger, der hätte ſchon lang abmarſchiren können, es hätte es kein Menſch übel genommen. Und wenn ich Mal unter der Erde bin, wird kein Menſch meiner gedenken, weder Hund noch Katze, ich werde ganz vergeſſen ſein, ſobald ich einmal da unten bin. Das iſt wohl das aufwachende Gewiſſen, das von einem verlornen Leben redet, in welchem man es nicht ſo weit gebracht, die freundliche Theilnahme eines Menſchen zu gewinnen und uns ſein Andenken zu ſichern. Es wohnt ein Mitgefühl in der ganzen Menſchheit oder vielmehr, es iſt ein Gefühl ausgegoſſen über Alle, welches empfinden läßt, was Andere empfinden in Freud und Leid. Es iſt ungleich vertheilt dieſes Gefühl in den Creaturen. Bei welcher dieſes Gefühl am tiefſten geht, am weiteſten reicht, die ſteht hoch begabt unter den Creaturen hoch oben auf der Leiter, die zum Himmel geht. Dieſes Gefühl führt ſie zu den Kranken, beſonders zu denen, von denen man glaubt, ſie würden bald ſcheiden von dieſer Welt. Man will es ihnen zeigen, daß man ſie nicht vergeſſen, daß man ihr Bleiben wünſche, oder wenn es geſtorben ſein müßte, man ihnen von Herzen gönne die ewige Ruhe und ihrer in Liebe gedenken werde. Man bringt ihnen damit gleichſam gute Zeugniſſe zu ihrem Troſte für Leben und Tod. Für Leben allerlei Kram zur Stärkung: Wein, weißes Brot, Backwerk, Lebkuchen und bei Armen manchmal ein Stück Geld zur beliebigen Verfügung. Aber es iſt ſchon oft geſchehen, daß gerade ſolcher Kram zum Leben, zum Tode führte. Zum Tode bringt man die Zeugniſſe der Liebe, die Verſicherungen des Nichtvergeſſens, die Bitten, daß, wenn man je gefehlt, unwiſſentlich, man es ja nicht mitnehmen, ſondern es bei Seite legen und vergeben möchte. Nebenbei läßt man dann wohl auch einige Bemerkungen laufen, wie der Kranke gruſam ſchlecht ausſähe, es kaum lange mehr machen würde. Es ſtürben ſehr viele Leute und gerade an ſolchen Krankheiten am allermeiſten.

Kätheli machte es Angſt um den Großvater, der ſchon ſo viel geredet heute und noch ſo viel abthun ſollte. Es ſprach viel von ſeiner Schwäche, faſt über Gewiſſen und von ſeinen Hoffnungen, daß er wohl ſich erholen werde, wenn er zur gehörigen Ruhe komme, jetzt ſei der Thürlibauer bei ihm; ſie würden zuſammen zu rechnen haben, ſobald er fertig ſei, könnten ſie zu ihm. Sie wollten ihn nicht plagen, ſagten die Meiſten, wenn ſie nicht was zu verrichten hätten vom Großätti oder vom Großmütti. Aber die Meiſten wußten auch, daß, wenn ſie heimkämen, nicht wüßten wie Uli ausgeſehen und was er geſagt, ſondern ſagen müßten, ſie hätten ihn nicht geſehen, man ihnen ſeltſame Geſichter machen und Lektionen geben würde für ein ander Mal. Auf einen Wink der Mutter war Bäbeli mit den Zurüſtungen zu einem guten

Kaffee bereits beſchäftiget. Es waren ältere und jüngere Leute, welche den Kranken beſuchen wollten, billig gingen die Aeltern voran ins Stübchen, Alle auf einmal faßte der Raum nicht, die Schüchternſten blieben draußen in der Stube ſtehen. Der Großvater dankte mit gar freundlichen Worten für den Beſuch und ſagte, wie es ihn freue, daß man ſeiner gedächte, und gab Jedem noch ein freundlich Wort und eine Vermeldung nach heim. Unglücklicher Weiſe faßten zwei Weiber vor ſeinem Bette Poſto, ein dickes und ein dünnes verſchlugen den Platz, und nur von Weitem, zwiſchen Beiden durch, oder von der Seite her, konnte eine Hand zum Gruß dem Großvater dargeſtreckt werden, und manchmal war er von den Beiden ſo in Beſchlag genommen, daß er der wartenden Hand den Gruß nicht einmal erwiedern konnte. Die zwei Weiber gebehrdeten ſich, als wären ſie zwei Aerzte, die am Bette eines Kranken eine Conſultation hielten, mit dem Unterſchied jedoch, daß ſie nicht ins Nebenzimmer gingen, um ſich ihre Beobachtungen mitzutheilen und ihre Schlüſſe zu ziehen, ſondern ihre Verhandlungen auf löbliche Weiſe, und ganz im Geiſte der freiſinnigen Fortſchritte, öffentlich am Bette des Kranken hielten. Die Dicke wiegte den Kopf bedächtig und meinte, es werde ſicher ein innerlicher Schlagfluß geweſen ſein, und die Andere heftig den Kopf ſchüttelnd ſagte: jedenfalls kein Schlagfluß, es könnte die fliegende Bruſtwaſſerſucht ſein, aber es ſei ſie doch nicht, es ſei die ſtille Blutauszehrung, gegen die ſei nicht viel zu machen, wenn ſie einmal eingeriſſen ſei, aber zu rechter Zeit da gebe es ein Mittel, das helfe und ganz ungeſäumt. Nun begann die Dicke wieder und verfocht den Schlagfluß, dann die Magere die Auszehrung, brachten ihre Mittel vor und führten ſehr anzügliche Redensarten. Der Großvater hörte ſo wenig darauf als möglich, nahm die Begrüßung Anderer an und wechſelte mit ihnen einige Worte. Wer fertig war, machte Andern Platz, ward draußen von Kätheli in Beſchlag genommen und mit einem Kacheli Kaffee bewirthet. Da mußte nehmen, wer da war, er mochte ſich wehren wie er wollte, Käthedi that es nicht anders. Nun, ſie ließen ſich zwingen, entfernten ſich aber bald in aller Beſcheidenheit. Bald waren die weiſen Weiber alleine im Stübchen und fochten mit ſteigendem Eifer ihre gelehrten Disputationen fort, denn unter den Gelehrten aller Grade iſt das eine Hauptregel, daß keiner mit Disputiren nachgebe. Da kam Käthedi, that einen herzhaften Anlauf und brachte ſie glücklich aus dem Stübchen in die große Stube, wo ſie aber wie zwei Kämpfer, die ins Waſſer fallen, ſich fortbalgen, ihre Disputation heftig fortſetzten, bis endlich die Magere die Dicke fragte: ſie werde ſchon Schlagflüſſe gehabt haben, allem an, daß ſie die ſo wohl kenne. Das machte der Dicken die Zunge trocken und die Biſſen im Halſe quellen, ſie ward bald nicht mehr geſehen, die Magere blieb feſt ſitzen. Sie warf der Abgehenden einige liebenswürdige Bemerkungen nach. Es nehme ſie Wunder, was ſo Eine vom Doktern wiſſen ſollte, ſo ein Mehlſack, was wollte der wiſſen, was Krankſein ſei. Man ſolle die darüber reden laſſen, die von Jugend auf keine geſunde Stunde gehabt, die wüßten was Krankheit heiße, und wie man doktern müſſe, daß es gut komme. Aber was ſie ſagen wolle, ſie hätte vorhin dem Vater ein Gebet leſen wollen, aber ſie hätte drinnen auf dem Tiſch kein Betbuch, nicht einmal ein Teſtament gefunden, wie ſonſt üblich und bräuchlich, wo kranke Leute ſeien. Wenn man ihr ein Buch geben wolle, es ſei ihr gleich, was für eins, das Leſen gebe ihr in allen Büchern gleich ring, wenn die Gſchrift nit zrein ſei, ſo könnte ſie ihm jetzt noch ein Gebet leſen oder zwei. Käthedi ſagte, ſie ſolle nicht Mühe haben. Es ſei drüben ein Buch geweſen, wahrſcheinlich habe es ihr Mann weggenommen. Er werde gedacht haben, es ſei dem Großvater heute ſchon viel gebetet worden und das Stillha werde ihm auch gut ſein. He nun, ſagte die Magere, das könne Jeder machen, wie es ihm beliebe. Das ſei ſo der

Weltlauf, die Einen hielten viel auf einer Sache und die Andern d'sEunträri. Auf dieſe tiefſinnige Bemerkung ſagte Kätheli nichts. Bäbeli ſagte nachher, aber Mutter, das iſt eine unverſchämte Frau, warum antworteteſt du der nicht, als die dir mit dem Holzſchlägel zu verſtehen gab, du hielteſt nichts auf dem Beten. Meitſchi, antwortete die Mutter, das mußt du auch noch lernen, ſchweigen hat ſeine Zeit und reden hat ſeine Zeit. Hätteſt mögen, daß ich mit einer Antwort in eine Disputation gekommen und ſie noch, es weiß kein Menſch wie lange, da geblieben wäre? Das nicht, aber die verbrüllet dich jetzt allenthalben, du hätteſt nichts auf dem Beten, oder es dem Großvater nicht einmal gönnen mögen, daß ſie ihm ein Gebet geleſen, ſagte Bäbeli. In Gottesnamen! antwortete Kätheli. Bäbeli hatte recht. Das hätte ſie doch von den Leuten nicht gedacht, redete die Magere für ſich ſelbſt. Die hielte man für geiſtliche Leute und nicht einmal ein Betbuch beim Kranken, nicht begehren, daß man ihm bete, noch davor ſein, wenn Jemand Erbarmen hat und ihm beten will! Verſtellen ſei komod, aber es gebe immer eine Zeit, wo man darüber komme, was die Leute eigentlich ſeien. Aber ſo gebe es oft in der Welt, daß man Leute bis zum Himmel erhebe, die an ganz andere Oerter gehörten. Es werde auch nicht umſonſt heißen, die Gerechten müßten viel leiden, aber ſelig ſeien ſie, weil ſie um ſeinetwillen verfolget würden. Sie wolle ſich deſſen tröſten, das werde, ſo Gott wolle, heutzutage wohl noch gelten. So dachte die Magere, und da ſie nicht die Perſon war, welche meinte, ſie müſſe ihre Gedanken unter den Scheffel ſtellen, ſondern große Liebhaberin von der Oeffentlichkeit, ſo redete ſie auch alſo, als ſie unter die Leute kam. Indeſſen zur Steuer der Wahrheit müſſen wir ſagen, die Leute hielten ihr nicht viel darauf. Sie merkte etwas davon, tröſtete ſich aber eben, ſo gebe es den Gerechten, dafür würden ſie dann aber auch ſelig.

Der Thürlibauer war fortgegangen, ohne mit Kätheli weiter geſprochen zu haben, das dauerte Kätheli, es wußte wohl, daß es der zweite Vater war. Vor allem hätte es gerne mit ihm geredet, was er vom Vater halte, und was ſie vorkehren ſollten? Das Geſchwätz von den Krankheiten und den Heilmitteln, die unfehlbar helfen ſollten, war doch nicht ganz ohne Eindruck an ihm vorüber gegangen.

Der Großvater ſchlummerte, die Kinder kamen heim aus der Kinderlehre. Das Aelteſte berichtete, der Pfarrer habe ihns gerufen und nach dem Großvater gefragt: er laſſe ihn grüßen und ihm gute Beſſerung wünſchen, habe er darauf geſagt. Hat er nichts weiter geſagt? frug Kätheli. Auf die verneinende Antwort ſagte Kätheli zu Gläis, der auch wieder zu Tage gekommen: Es iſt mir ein Stein ab dem Herzen. Du weißt, der Pfarrer iſt mir lieb und dem Großvater auch, aber heute iſt mir doch lieber, er komme nicht. Es iſt mir, wenn der Vater nur recht ruhen und ſich ſtille halten könnte. Er ſprach heute ſchon ſo viel, daß es mir recht Kummer machte. Kommt Kinder, wir wollen unſern Kaffee nehmen und machen, daß es dann wieder ſo recht ſtille wird, daß der Großvater ſchlummern kann, ich halte dafür, das werde das Beſte ſein. Da rief der Großvater. Kätheli, ſagte er, da nimm die Sachen und eſſet ſie, du weißt, ich mag Solches nicht. Es hatten nämlich Einige ihren Kram bis ins Stübli gebracht und ihn dem Großvater auf die Decke gelegt, damit er ihn doch ja bekomme und er ihm nicht vorenthalten werde. Dieſes Mißtrauen iſt ein allgemeines und hat allweg ſeinen guten Grund. Will es nehmen, Vater, ſagte Kätheli, obſchon wir es nicht brauchen, denn wir haben draußen für manchen Tag genug. Was ſoll ich euch bringen? lieber Vater. Es Schlückli Kaffee, Kätheli, ſagte er, bin eine alte Frau geworden. Sag Gläis, er ſolle nicht fort; wenn er gegeſſen, ſolle er herein kommen. Er kann gerade jetzt kommen und nachher eſſen, ſagte Kätheli. Nein, nein! ſagte der Großvater, mach wie ich es ſage. Eſſet erſt. Man kann denken, daß Gläis nicht ſo lange aß wie der alte Chorrichter in der Stampfe, der 18 Stunden hinter einander eſſen konnte, ohne einmal zgrechtem aufzuhören. Ich habe einen großen Gluſt, ſagte der Großvater, aber ich mache euch Mühe, und das thue ich ungern, aber heute iſt Sonntag und ihr thut mir den Gefallen ſchon. Es dünkt mich, ich möchte an die Sonne, ſie ſcheint ſo ſchön und warm und hier habe ich nur die Morgenſonne. Wenn man mir ein wenig hilft mit dem Anziehen, ſo wird es ſchon geben. Es iſt mir jetzt wieder wohl und leicht und es dünkt mich, wenn ich draußen an der Sonne wäre, würde mir noch beſſer. Die Nachricht erfreute Alle, Alle regten emſigſt ſich. Dr Großvater wott uf! dr Großvater wott uf! riefen die Kleinen aus ums ganze Haus, als ob es auch Hühner und Tauben wiſſen und ſich freuen müßten.

Die Kinder ſuchten einen ſchönen Platz aus, wo man die Sonne ſehen konnte, bis ſie unterging. Dorthin ſchleppten ſie einen alten Sorgenſtuhl, den einmal der Großvater an einer Steigerung der Effekten eines geſtorbenen Pfarrers gekauft hatte. Die Kinder waren mit ihren Vorrichtungen eher fertig, als drinnen die Eltern mit dem Großvater. An Kammerdienerdienſt war er nicht gewohnt. Wer es nicht gewohnt iſt, dem geht es faſt ſo ſchwer ſich bedienen zu laſſen, als es dem wird, den Dienſt zu entbehren, der daran gewöhnt iſt. Auf Beide geſtützt, gings doch langſam bis an das Ziel ſeiner Reiſe. Betrübt merkten erſt jetzt Gläis und Kätheli, wie groß ſeine Schwäche war, und erſchrocken ſahen die Kinder dem Großvater zu, der vor Kurzem noch ſo feſt einhergeſchritten war und jetzt ſo mühſam den kurzen Weg verbrachte. In ſeinem Seſſel hatte man es ihm ſo bequem gemacht als möglich, ſo daß er ſich bald von ſeinem ſchweren Gang erholte und unbeläſtigt den äußern Eindrücken ſich hingeben konnte.

Es war ein ſchöner warmer Abend, klar der Himmel, verklärt die Erde im Sonnenlicht. Es war da keine Ausſicht, wie es die Leute nennen, man ſah die Erde in ihrem grünen Pflanzenſchmucke, ſah im Hintergrunde den blauen Berg, gegen den die Sonne ſich zu neigen begann. Das höher ſtehende Haus umkränzte ein Baumgarten mit prachtvollen Bäumen beſetzt, im dunkeln Laube rötheten ſich die Aepfel, unter der Laſt der Früchte beugten ſich die Birnbäume. Zu ſeinen Füßen lag der ſchönſte Kranz, ſeine blühende Enkelſchaar. Gläis ſaß neben ihm auf einem Dütſchi, Kätheli, mit Abräumen beſchäftigt, ging einſtweilen zu und ab. Lange hatte der Großvater die Landſchaft betrachtet, an der Sonne in ſtiller Freude ſich gelabet, endlich ſagte er: Es iſt doch ſchön auf der Welt, ja wahrlich, weislich hat der Herr die Welt erſchaffen, die Erde iſt voll ſeiner Güte, groß ſind ſeine Werke und wunderbar. Sieh Gläis, wie ſchön alles ſteht, ſelten habe ich um dieſe Jahreszeit alles ſo grün und üppig geſehen. Es iſt Gottlob ein gutes Jahr, es kömmt Reichen und Armen wohl und bſunderbar, wenn ſie beidſeits daran ſinneten, von wem ſie es haben. Aber da fehlts leider! O! wenn die Menſchen einander verſtünden und Liebe hätten zu einander, ſo wüßte der Unmündige was gut wär' und Jeder dem Andern ſchuldig iſt und man hätte den Irrgarten von Geſetzen nicht nöthig, worin man je länger je weniger weiß, wo man iſt und wo der Ausweg iſt, und alles je länger je mehr verlyret und verbürſchet wird. O warum ſind die Menſchen ſo hochmüthig geworden, meinen, ſie ſeien zu Geſetzgebern berufen und machen Geſetze, die man nie brauchen kann, und die, wo man braucht, muß man den andern Tag flicken und nach drei Tagen ſieht ſie Niemand mehr an. Thäten die Schuhmacher nicht beſſere Schuhe machen, man vermöchte nicht mehr Schuhe zu tragen, längſt lieſe Alles barfuß. — Darum iſts ſo, weil man den Geſetzgeber da oben verachtet und ſeine Geſetze, und doch kann ers alleine, und nur ſeine Geſetze ſind klar und feſt und halten die Zeit aus, bis ſie vergeht und es Ewigkeit wird. O wie ſchön wäre die Welt, wenn die Sünde nicht wäre, die bringt das Elend. Wo die Sünde mindert, mindert das Elend und das Licht geht auf von der Seligkeit da, wo keine Sünde iſt. Da, Gläis, iſt das Glück, nirgends ſonſt iſt es. Sorg dafür, daß die Kinder arm an Sünde werden, dann haſt du ihnen gut ghuſet, haſt für ein ſchön Erbtheil gſorget, ſie werden es dir danken in der Ewigkeit. O Vater, das haben wir euch zu danken und werden einſt den Dank vor Gott bezeugen, ſeufzte Gläis. Aber wie ſoll ich es machen? Gläis, du haſt eine Frau, die hilft dir. Gläis, du haſt eine geſegnete Frau, ſie hat Gaben, koſtbarere als Gold und Edelſtein. Meine verlor ich früh, mußte alles alleine machen. Während den letzten Worten war Kätheli herangekommen, war, um nicht zu ſtören, weil der Großvater ſprach, hinter Gläis getreten, hatte ihre Hand auf deſſen Schulter gelegt. O Vater, ſprach Gläis, ja Gottlob habe ich eine gute Frau, ich weiß es, und wußte es immer und ſie hat mich lieb, und was wir machen können, das wollen wir machen, ſo gut als möglich, gäll Frau? ſagte er. Und die Frau ſchlang den Arm um ihn und ſagte: Ja, Vater! Mein Gläis und ich wollen thun, was wir vermögen in unſerer Schwachheit, aber das Beſte, das müßt doch immer ihr thun, auch wenn ihr einſt geſtorben ſeid. Der Großvater hat geſagt, was würde der Großvater ſagen, wie würd' es ihm vorkommen, wenn er das erlebt, das werden die beſten Sprüche ſein im Hauſe ſo lange wir leben, und ſie werden unſere Kraft ſein über die Kinder. Aber Großvater, ſagte Kätheli und legte den Arm um ſeine Schultern und ſeinen Mund an die grauen Haare: nit ſterben, bei uns bleiben, es iſt ja ſo ſchön auf der Welt, wenn die Sonne ſcheint! Mit euch geht uns die Sonne unter und trüb würde es uns auf der Welt. Nit ſterben, Großvater, und die Stimme erloſch ihm.

Den Kindern, welche die Eltern weinen ſahen, wurde Angſt, ſie drängten ſich um den Großvater, frugen: wott

Großvater ſterben? Großvater ſtirbt noch nicht, die Welt ſei ja ſo ſchön, hat er geſagt, ſagte ein Kleiner. Gerührt lächelte der Greis dem Kinde zu, ſtreckte ihm die Hand dar und zog es an die Kniee. Ja, Kind, ſagte er, die Welt iſt ſchön, aber im Himmel iſt es noch ſchöner. Sag mir, was gefällt dir jetzt auf der Welt am beſten, von allem was du jetzt ſiehſt. Mit hellem Auge ſah der Kleine nur einen Augenblick um ſich und rief: Sieh, Großvater, dort unten in der Hofſtatt den ſchönen Birnbaum mit den Gelbbirlene, und neben dran den kleinern, der hat Geiſſhirtli, die fallen ſchon, die Mutter ſagt, es gebe nicht manche Woche, ſo könnten wir die eſſen, und dort den ſchönen Baum mit den rothen Aepfeln, das ſind Strypfech, und dort dann den magern Baum, das ſind Frühorenech. O Großvater, die ſind bſunderbar gut, ganz hungſüß, o Großvater, ich mag faſt nicht warten, bis ſie reif ſind. Was haſt lieber, d'Bäum oder d'Biren und d'Oepfel? Großvater, d'Bire und d'Oepfel, was wett ih mit de Bäume mache, die kann man nicht brauchen, Großvater, die ſy ja ſüſt nüt, wenn nit Bire u Oepfel dra ſy. He nun, liebe Kinder, habt ihr gehört, was Seppli geſagt hat, d'Bäum ſy nüt, d'Oepfel und d'Bire ſy d'Hauptſach. Es iſt ſo. Aber denket, Kinder, die Welt iſt dem lieben Gott ſein Garten und die Menſchen ſind ſeine Bäume, die pflanzet er und läßt ſie wachſen und nit blos, daß ſie daſtehen und nüt abtrage, wie Seppli ſagt. Der liebe Gott läßt die Menſchen wachſen, daß ſie ihm auch Früchte bringen, und wenn der Herbſt kömmt, ſo kommt auch er und ſieht was an den Bäumen iſt, ob ſie was abtragen oder nicht. Nit Oepfel und Bire ſucht er, die braucht der liebe Gott nicht. Er ſieht, ob die Menſchen gut ſind, thun, was ihm wohlgefällt, fleißig, treu ſind, den Eltern folgen, Friede haben, Einer dem Andern zu Gefallen thut, was er kann; das ſucht der liebe Gott an ſeinen Bäumen. Und wo er dann ein gut Bäumli findt, das flyſſig trägt und guti Frucht, das nimmt er, wenn es Zeit iſt, aus ſeiner

Baumſchule und pflanzet es hinauf in ſeinen himmliſchen Garten, der viel ſchöner iſt als der hier und wo der liebe Gott alle Tage darin iſt und zu ihm ſieht und ſeine Bäume lieb hat, wie ſeine Kinder. So, lieber Seppli und ihr Alle ſeid Gottes Bäumchen und wachſet in ſeinem Garten und Jeder von euch ſoll ſeine Früchte tragen. Vater und Mutter werden euch brichten was fürigi, und was ſich für Jedes am beſten ſchickt, ihm am wöhlſten anſteht. Vater und Mutter wiſſen das, der liebe Gott ſagt es ihnen alle Tage, wenn ſie zu ihm beten. Dann ſagen ſie es euch und wenn ihr ihnen ſchön glaubt und thut, was ſie ſagen, ſo ſieht es der liebe Gott, wenn er ſeine lieben Bäumchen anſieht, hat Freude daran, denn das ſind die Früchte, die er liebt, und wenn er es Zeit findet, ſo nimmt er euch dann auch hinauf und pflanzet euch in ſeinen himmliſchen Garten. Aber no nit grad, Großvater! rief Seppli. Da lächelte der Großvater und ſagte: Weiß nit, liebs Bubli, aber ich denke nicht. Er alleine weiß es, wenn die rechte Zeit zum Verſetzen iſt. Er nimmt ſie früh manchmal, aber er thut ihnen nicht weh, ſie wiſſen es kaum, wenn er ſie nimmt, in ſeinen himmliſchen Garten, und wenn ſie droben erwachen, dann ſind Engeli um ſie und es iſt eine Freude, die nicht aufhört. Manchmal läßt er ſie alt, alt werden, ehe er ſie nimmt, und ſie müſſen ihm viele, viele Früchte tragen, ehe er mit ihnen zufrieden iſt und ſie in ſeinen Garten pflanzet. Aber, Großvater, biſt du dann auch ein Baum in Gottes Baumgarten, du kannſt ja den Eltern nicht mehr folgen? Allweg, ſagte der Großvater, ich denke es. Wenn der liebe Gott die Menſchen alt werden läßt, daß ihre Eltern ſterben, ſo ſollen ſie dann, was ſie von den Eltern gelernt, die Kinder brichten und dem lieben Gott ſie zuführen, und die Kindskinder, und ſie lehren, was dem lieben Gott wohlgefällt und was ihn traurig macht, und ſollen von allem das Beiſpiel geben und zeigen, wie man es macht, wenn man Gott Früchte tragen will. Großvater, da wirſt du dem lieben Gott ein lieber Baum ſein, du biſt ja über und über voll Frucht, wie du ſagſt, rief Seppli. Das rührte den Großvater, er küßte den Knaben und zwei große Tropfen rollten ihm die Backen ab. Der Großvater hatte langſam geſprochen, unterdeſſen war die Sonne vorwärts geſchritten, nahte ſich dem blauen Rande, wo ſie verſchwinden ſollte für eine kleine Weile. Der Großvater ſchwieg, man ſah, er ruhte, ſelbſt die Kinder ſtörten ihn nicht. Er ſah der Sonne zu, die näher und näher ſank der Schwelle ihres nächtlichen Hauſes; die Andern folgten den Augen des Großvaters. Es ſchien ihnen, als werde die Sonne größer, je näher ſie dem Untergang kam, glühender, ihr Licht ſtrahlender. Sie berührte den blauen Rand, in wunderbarem Duft ſchwamm die Erde, es war als ob ſie bräutlich ſich röthe. Der Großvater ſtreckte ſeine Hand aus nach Kätheli und Gläis, ſie legten ihre Hände in die ſeine. Es iſt doch ſchön auf der Welt, ſagte er, wo Liebe iſt, ſetzte er nach einer Pauſe bei.

Die Sonne ſank. Es geht raſch, hat ſie einmal den Fuß auf der Schwelle; nur ein kleiner Funke glühte noch überm Rande, bald verglühte auch der. Der Großvater hatte ſein Haupt ein wenig geſenkt, als die Sonne ſank hob er es wieder, ſah auf zu Gläis und Kätheli, dann wieder hin zur Sonne, als ob er ihren Augen den Weg dorthin zeigen wolle. Dann ſenkte er ſein Haupt wie vorhin zum Ruhen. Plötzlich rief Kätheli aus: mein Gott, mein Gott! Der Großvater hatte Käthelis Hand noch in ſeiner Hand und dieſe zitterte und zuckte plötzlich, und als Kätheli hinſtürzte, war auch ſein Licht erloſchen, ſein Leben war verglommen. Und wie, als die Sonne ſchwand, plötzlich in dunklern Schatten die Erde ſtand, ſo warf des Großvaters Scheiden plötzlich über ihr Leben ein ſchwarzer Schatten und groß war die Betrübniß bei Allen, bei Groß und Klein. Die Kleinen weinten ſehr, daß der liebe Gott ihn ſo plötzlich genommen. Als ſie davon geſprochen, wie Großvater ein Baum ſei für Gottes Garten, ſo hätten ſie Gott an den Großvater gemahnt. Wenn er ihn vergeſſen gehabt, ſo hätte er ihn auch noch länger können leben laſſen. Gar Viele wurden betrübt, als ſie dieſen Tod vernahmen, es war auch ihnen, als erlöſche ihnen ein Licht und im Schatten ſtehe ihr Leben. Aber die Sonne ſtehet wieder auf, und wo die Sonne ſcheinet, ſchwindet der Schatten. Der Schatten, den der Tod eines Gerechten über das Leben der Seinen wirft, vergeht, wenn die Hoffnung aufgeht und zum Bewußtſein kommt, wenn der Todte zu Grabe kommt und ſein ganzes Leben verklärt vor den Augen der Seinen ſteht. Der Sonntag, deſſen Abend ſo trüb im Schatten ſtand, der ging in ſtrahlendem Glanze wieder über der Familie auf und kein Tag, wo ſie in Liebe beiſammen war und namentlich nicht der Sonntag, ging vorüber, ohne daß ſie ſein gedachten, in Andacht und freudiger Rührung, und noch bis auf den heutigen Tag heißt des Großvaters Todestag der Sonntag des Großvaters.

Der große Kongreß
auf dem
Kaſinoplatz in Bern.

(Dieſe Erzählung erſchien zuerſt in dem Berner Kalender für 1852.)

Einiſt het's öppis gä z'Bern, mi darf's faſt nit ſäge, und es het d'r Aſchyn gha, es gäb noh öppis viel Schröklicheres, e Verſchwörung, e Reaktion. Es unausſprechlich's Glück iſt's gſy, daß der Bundespalaſt noh nit bauet gſy iſt, vo wege dä chunt grad obe große Brunne uſem Kaſinoplatz wege d'r Chumligkeit, vo wegem wöſche, und vo wegem fege, und mi cha nit wüße wes öppe brönne ſött. Wenn der Bundespalaſt wär bauet gſy, ſo hätte d'Herre drinn gwüß glaubt, es ſyg e Reaktion usbroche, u wäre usgrückt mit ihre Schrybere und andere Geiſtere, u de hät's chönne es großes Blutvergieße gä, und noch anderi ſchröklichi Sache vo dene me nume nit rede darf. Es iſt heilige Suntig gſy Nachmittag, wo d'Stadt bikanntlich faſt leer vo rechte Lüte iſt, vo wege de ſpatziere d'Herre mit ihre Fraue i d'r Engi, mängiſt ſogar dem Künizberg nah, oder vor em untere Thor, u mache längi Gſichter, u chäre mängiſt noh mit enandere oder mit de Kindere, daß es Niemer ghöre ſött. Uf eimal het es gwimmlet u gwoget d'Stadt uf, d'Laube ſy voll gſy u d'Straße, es iſch gſy als ob d'Steine lebig würde, oder d'Lüt uſem Bode füre chäme. Es ſy nit Oeſtrycher gſy, nit Franzoſe, nit Engländer, u o nit Patrizier het's gſchinne. Aber wenn ſe der Bundesrath gſeh hätt, ſu hätt er denkt, mi chön nit wüße. Die Lüt hey alli Wiberchleider a g'ha, und e Theil ſogar Zübere

unterem Arm, und das het es Drück gäh d'Stadt uf, ſie hey ſchier d'Stadt verſprengt, u d'Stadt ab iſt es o ganz ſchwarz cho, u dort hätt's Hüſer überſtoße, wo ſo ſchlecht neumodiſch gfundementet ſy, wenn d'Gaße nit ſo breit wäre. Uf em Kaſinoplatz ſy ſi zſäme gſtoße, und da iſt alles ganz ſchwarz gſy, wie mes mengiſt gſeht im Herbſt uf de Feldere, wenn d'Duble am Zügle ſy. Uf em Platz iſt Niemer da heim gſy als e alti Jungfere, wo kei Herr gha het, der mit ere het welle ſpaziere, und die iſt gruſam erſchroke, und het gmeint, es ſyg d'r jüngſt Tag, und unte im Roſegarte und obe im Monbijou (zwei Todtenäcker) ſeyen ſie bereits auferſtanden, und kämen daher zum Gericht, und jetzt ſyg d'Zyt ſcho da, wo ſie ufs Gyrizimoos müß, und alli Hoffnung us ſyg für ſe. Mi cha denke, was das für es Drück, u für es Gſtänd gä het uf em Kaſinoplatz, wo das vo alle Syte daher cho iſt, noh ganz anders als um Martistag uf em Kühmärit, wo alli übergänte Kühli us em ganze Kanton ſötte verkauft werde. Bſunderbar ume Brunne ume ſy ſi gſtande, wie's Werch i d'r Bünde, und es het käſet hie ume u dert ume, noh ganz anders als z'Schwyz an ere Landsgmeind, wenn d'Klaue Männer, und d'Horn Männer hinter en andere wei, und d'r groß Abyberg ſich nebe usſtellt, wo's ihm am wenigſte thue cha. Wer hätt' chönne vom Himmel obe abe dry luege, hätt' gſeh das vornehmſt Volk ume Brunne ume gramſle, und je wyter d'r vo deſto gmeineri Ruſtig. Si hei Alli fürnehmi Gſichter gmacht, und Jedi het gmeint, ſi ſyg die fürnehmſti, d'rum hei ſi en andere frömdi Gſichter gmacht, und wenn Eini die Anderi agrührt het, het ſie gſeit, pfy tuſig! u het abgwüſcht. Es ſy meiſt Köchene gſy, we me nach d'r zu cho iſt, ſo het me's grad gſchmöckt, vo wege es het gar gruſam dürenänderlet von Paſtetlene, Gänſeſchmuz, Puding und Schnupftabak, und mängiſch het es ſogar ghaberbreielet, vo wege es ſy fürnehmi und gmeini dürenandere gſy; us de beſte Hüſere vo d'r Junkeregaß, und der

Salpeterhütte, und dere, wo nume noch bis a Marzilirain cho ſy, u bis i Alteberg, und ſetigi wo bi gmeine Lüte diene, die nume eis Meitli vermöge, wo de i Alles ine ſött, Alle d'r Schuhwüſch ſy, de Katze nacheputzen, de Hühnere d'Eier gryfe muß, u doch de i alli Spitzli gſtoche ſy ſött. Nach zuche het me aber ſettigi nit gla, mi het ne dütlig z'verſtah gä, ſi ghöre i die üßere Ringe, wo d'Untermeitli ſyge, und de Unterſtüblilüte ihri. Köch natürlich, vo dene Schlingle wo ganzi Pfünder Anke i d's Für gheye, und d'Gaßerolle mit ſammt de Eiere d'r Schüttſtei abſchieſſe, het me keine gſeh. Dä vom franzöſiſche Gſandte ſöll nache gſeit ha, es ſyg ihm leid, heig er's nit gwüßt, er wär o gange u hätt' dene Krützſackere welle e Marmelade arichte, daß ſi längs Stück nit gwüßt hätte, well ſi obſig oder well ſi nidſig. Lang het me nit gwüßt was es gä wott, es iſt düre nandere gange wie d'Bläterli imene Glas, we me Bier yſchenkt. Endlich het ſih d'Maße agfange ſöndere, und Glychs und Glychs ſih afa z'ſämela, wie's öppe d'r Bruch iſt uf d'r Welt, und im Himmel, ſo Gott will, oh ſy wird. Z'nächſt bim Brunne, hei die Wältſche zſchäderet und parlirt vom Tüfel, um ſe ume hätte ſih d'Oberländere und d'Seeländere gern gmein gmacht mit ne, und druf ſy die cho, wo ſtädtlich daher cho ſy, und de die, wo Händſche a de Fingere gha hei, und es Halstüchli ume Kopf, und im hinterſte Glied de die, wo noh „Jo“ ſäge, unterem Gitzimiſt lebe, vo de endlefe bis am zwölfi e Köchi vorſtelle, und d'r vor und d'r nah alles was me will. Bim Brunneſtock iſt noh e bſunderi Kuppele zſäme gſtande, die iſt ſih d'r werth gſy zluege, ſi hei e Poſtur gmacht, wie die alte Kanone us em Burgunderkrieg, oder Surkabisſtande us em Kloſter Muri, wo d'Aärgäuer gleert hei, u jetzt us de leere Stande möchte Verfaßige zwegplätze, wo keini ha wott. U wer ſih uf ſeligi Waar verſteyht, het grad gſeit, das ſyge Wirthshuschöchene. Uf d'r andere Syte, znächſt bim Südeltrögli, iſt o es Trüppeli gſtande, es het eim faſt gruſet, we me ſe agluegt het, ſo bös u wüſt hei ſi dry gluegt, und we ſcho luter Wybervolk, hei ſi doch Alli Schnäuz gha ganz gſtabeligi, und faſt all fuchsroth, bolzgrad uſe, und machte Gſichter, als könnten ſi Hellebarden und Morgenſterne freſſen, wie Kabisſalat. Eini unter ne, das iſt die Grüßlichſti gſy, die het es Leiterli am Rügge gha, ungfähr wie d'Kemifeger u d'r zu es Gſicht, als we ſi ſiebe Jahr hintere nandere ſiebe Luzerner Säuhändler deſchenirt, ſiebe Thurgauer Jude z'Mittag geße und, als bachni Fiſchli, ſiebe enfants de Genève z'Nacht geße hätti. Die am Südeltrögli hei Alli d'Händ verworſe, wie wenn ſi z'Narre werde wetti, aber die mit d'r Leitere het Auge gmacht, daß me all Augenblick hätt ſölle glaube, ſi fay a Für ſpeue. Nabti nah iſt's ſtill worde ume Brunne, eis Mönſch het's andere agluagt wie we's ſäge wett, u jetzt, was ſoll's gä, red, thue d'Goſche uf, wed Neuis weiſcht. Nume noh die Wältſche hei ſe nit chönne zu ha, vo wege, wes vo me Mönſch waltſch geit, ſo heig das e Naſe bis es gſtellt ſyg. Alles het agfange uſe Brunne luege, aber dä het nüt welle ſäge, het nüt anders welle mache, als geng was geng, d's Waſſer la gah, es weiß kei Mönſch us wie mänger Röhre, aber rede, ſelb het er nit welle. Da hei ſi agfange enander müpfe u frage, was es de eigetlich gä ſöll, ume für dä Brunne azluege ſyge ſi nit daher cho, dä chönn me all Tag gſeh u nit bloß amene Suntig, wo ja jedes honnetts Meitli ſyni engagements heig. Das eint Meitli het mit emene mörige Schnydergſell i d's Zäheder Mätteli welle i d's Grüne, vo wege d's Gras ſyg niene ſo grün u ſchmöck ſo wohl, wie dert. Es Anders het em Chammerdiener verſproche, um ſiebni daheime z'ſy, für ihm Gſellſchaft z'leiſte und les honneurs z'mache, er heig es paar Kamerade yglade. Es Anders preßiert um mit dem Chammermeitli e neui Mumpſerine z'probiere, d'r Kutſcher heig verſproche, er well ne flöte d'r zu. Die Mindere hei noh viel nöthlicher klagt, die Eine hei d'Kerzeſtöck noh nit putzt gha, und die Andere hätte noh Mehl ſölle reiche für ne Bröchli Suppe, ſi heige keis Hämpfeli daheim. Si heige geſter welle reiche, aber d'Frau heig d's Monetgeld noh nit gha vom Herr, und e Krüzer, ſyg e Krüzer, wo ſi noh gha heig. Ud'r zu heig ſi kei Verſtang, u we nit alles gmacht ſyg, we ſi dra ſinn, thüy ſie wie e lebendige Tüfel. Si ſinn nit dra, was d's Guaffire für e Zyt wegnähm, wenn d'Haar noh nit dra gwanet ſyge. We me vom Land ine chöm ſo ſyge ſi ſo gſtabeligi u ſperigi, daß we me ſe ſcho mit eme buchige Schyt knütſchi, me doch längs Stück nüt mit ne mache chön. D's Brummel iſt je länger je gröber worde, es iſt es Surre über e Platz weg gſy, wie wenn viel Tuſet Beyiſtöck ſtoße würde. Die Wältſche u d'Seeländere hei d'Händ verworfe, das Tſchüppeli bim Südeltrögli het d'Naſe grümpft u 's Leiterli zweg gſtellt, und die alte Kanone und Surkabisſtande hei ruhig zuglugt, und ei Schnupfdruke nah der andere gleert.

Die Wältſche und d'Seeländere hei ſih bigryflich ybildet, ſi verſtande ſih-am beſte uf parlementariſchi Forme u hei ſih des Tſchüppelis mit d'r Leitere nit gachtet, und hei endlich ſo ne Mageri vom Bielerſee mit ere ſtoßige Naſe und ere unverſchamte Stimm uſe Brunne glüpft, für d'Sach yzleite und i Gang z'bringe. Potz Tüfel, was het da das Tſchüppeli für Auge gmacht, u het d's Leiterli z'Bode gſtellt und gſeit, ob das Manier ſyg und ob me ſe hie ſo reſpektier! Aber d'Seeländere hei ſih deße nit gachtet; Herr Präſident, Meine Herren (ſi het nämlich flyßig d'Rathsverhandlige gleſe, und dert gſeh, daß das die gſetzliche Ared iſt), Herr Präſident, Meine Herren und Freundinnen! My Herr ſeit albez, bi wichtige Verhandlungen ſyg geng e Präſident d's erſte u d'Hauptſach, d'r beſt Biwys ſyg, daß wo er präſidiere, es geng gut gang. Alſo, e Präſident wird zerſt z'wähle ſy. Byläufig muß ih aber bemerke, daß ih d'Wahl, wenn ſi öppe uf mih falle ſött, nit chönt anäh, ih muß um füfi hei gah füre, vo wege mir hei noh nit z'Abe u z'Nacht zſäme, da muß es viermal gfüret u gfreße ſy es Tags. Gäht Vorſchläg, es het es Jedes d'ſ Recht d'r zu, und Jedes cha gwählt werde, es ſy da keini Vorrecht, Gottlob, mir ſy Alli glych, die Gmeinſte wie die Fürnehmſte, und wenn vo d'r Matte, vom Alteberg, ja vo d'r Länggaß und vo Hollige da ſy, ſu hei ſi d'ſ Recht ihri Meinig z'ſäge, u gwählt z'werde, ſo gut als die vo d'r Junkeregaß, oder d'r neue Stadt, vo wege es chunt jetz alles uf d'ſ Zutraue a u nit uf d'Geburt oder uſe Name, was ei Tüfel iſt.

Da het's es großes Brüll gä, und die Näme ſy düre nandere gfloge wie Schneeſloke, wenn d'r Byſluft d'r hinter iſt. Du, wie ſeit me dere wo d'Verſammlig eröffnet het, mi ſött dere ſtimme, die cha's, meinte Eini. Warum nit gar, ſagte die Andere, das iſt nume d's Madelung Mathys, und iſt gar nit g'äſtimirt, gäb wie es an alle Orte d'Naſe z'vorderiſt het, und d'Goſche offe. Und richtig, unter den Tauſenden von Stimmen zwitſcherte es nur ein- oder zweimal: Madelung Mathys. Die am Südeltrögli hei Sabine Druey brüllet, ſo lut ſi hei möge i d'Hut bringe, und hei d'r mit die mit dem Leiterli gmeint, und hei d's Leiterli ſcho a Brunne gſtellt, vo wege ſi hei glaubt, fehle chönn 's ne nit, ſi bruche ume d's Mul uf z'thue, ſu werde die Andere nache gyge, hei ſi ſih ybildet, die Narre. Aber es het ſih ihrere kei Mönſch gachtet, gäb wie lut ſi ihres Sabine Druey us brüllet hei, und d'Schnänz gſtrüßt, grad wie d'Katze der Stiel, wenn ſe e Hund a zännet. Dütlich het me gmerkt, daß d's Stüdeli Steiger und d's Sterne Symeli die meiſte Stimme hei. Darüber iſt d's Madelung Mathys für taubs gſy und hätt' gern d'Sach möge verſprenge, und brüllet die Beide a, ſi ſölle 's ihm vorus erkläre, ob ſi d'Wahl welle anäh, es well nit vergebe d's Mehr mache. Es wird glaubt ha, ſie ſchlaye de us, und de chöm's doch a d's Brett. Aber du ſeit du Stüdeli Steiger, das o nit dumm gſy iſt, es ſoll nume furt fahre bis z'lezt, wer d's Mehr heig, chön de erkläre, was er well, ſo ſyg's üblich und brüchlich überall. Madelung ſeit, vo me ne Patrizier leu es ſi nit bifehle, aber es het doch müße, vo wege es hei's Alli mit Stüdeli Steiger gha. Die Bürſche hei d'Sterne Styneli welle, die Städtliche d's Stüdeli Steiger. Eigetlich wäre gar viel meh Bürſchi uf em Platz gſy, aber alli Bürſche wo drei Batze im Sack gha hei, hei dra denkt, ſih la ſtädtlich z'kleide und hei ſih ſcho zu de Städtliche zählt. Doch het d's Sterne Styneli gha, aber nit um mängi Stimm, het ſih afangs gwehrt und gſeit, allweg chönn's nit uf dä Brunne, für d's Präſidium z'übernäh. Aber die alte Kanone hei ſih e Ehr drus gmacht, daß ſi d'r Präſident hei chönne gä, hei mir nüt dir nüt dem Sabine Druey d's Leiterli gno, a Brunne gſtellt, u Styneli uſe ghulfe. Tuſig Tüfel, mi cha denke wie das taubſüchtig Sabineli tha het und ihri Kamerade mit ere. Mi het glaubt ſi erſtick vor Zorn u het ſe gſprüzt us em Südeltrögli, ſo ſtreng me möge het. Es iſt ere nit nume wegem Leiterli gſy, ſondere ſi het gmeint, d's Präſidium ghör ere, erſtlich wege d'r Fürnehmi, und zweitens wege d'r Sprach, Pfaue Sprach. Das iſt nämlich e merkwürdigi Sprach, mi chunt d'r mit dür die ganzi Welt. Ghört ſe e Franzos ſagt er, bougre, das iſt Pfaue Wältſch, ghört ſe e Engländer, ſagt er, Goddam, das iſt Pfaue Engliſch, ghört ſe e Dütſche, ſeit er, das iſt Pfaue Dütſch; kurz, es iſt e Weltſprach, und weit aus die geeigneteſte, den Verkehr überhaupt, und b'ſunderbar zwüſche Köche und Köchene z'vermittle. U troz dem übergange! u ſo ne Surkabisſtande vom Thurne Moos, wo's ſit Adams Zyte kei Kabinetskopf gä het, ſondere blos Kabisköpf, das war unerträglich, das war offenbar e Reaktion, e Verſchwörung gege eidgenößiſche Furtſchritt! Unterdeße iſt Sterne Styneli uſem Brunne obe gſtande wie e Elephant, het e Priſe gno und noh eini und noh eini, het d'Verſammlig agluegt, und d'Verſammlig het ihs agluegt, u vielleicht luegte ſi hüt noh e nangere a, wenn d's Madelung

Mathys hätt' chönne d'Goſche halte. So chönn 's nit gah, het d's Madelung gſchraue, es müß hei gah füre, aber ſo gang 's an alle Orte, wo me ume daruf lueg, wer d'r größer Lämpe unterem Kinn heig, und nit uf die andere Kapazitäten, wie ſy Herr ſäg. Da brönnt Styneli uf u ſchreit: Me het Urſach Gott z'danke, daß es nit mängs Redhus git, wie du ei's biſt, Berg u Bäum würde ſüſt ſturm, u gienge zringsum. Aber es ſoll jetzt a gah, u wer öppis z'chlage het über ſyner Meiſterlüt, ſoll's jez ſäge, d'r für ſy mer da, es iſt einiſt d'Zyt cho, daß was obe iſt, abe muß, und was unte iſt uſe. Ja potz, da iſt e Lärm vom Bode uf gfahre, wie we viel tuſig Storche u Gäns unter Millione Fröſche gfahre wäre, es Jeders het brüllet was es het möge i Gring bringe, wältſch, oberländeriſch, aargaueriſch, berneriſch, nidaueriſch, ſchwarzenburgeriſch und dütlich het d's Pfaue dütſch oder wältſch dür alles düre tönt, wie weme ere Katz uſe Stiel trappet me ihre Brüll ghört, es ma donnere wie's will. Es het förchterlich gmacht uſem Kaſinoplatz, wer nit d'rby gſy iſt, cha ſich's gar nit vorſtelle. D's Bärehöfli iſt ſturm worde und zringet um gange, us alle Hüſere ſy d'Katze gſchoße, wie bim Erdbebe z'Liſabon, im Kaſino heig d'r Herr Delai gmeint, d's Hus fall zſäme, u d'r Frau ihri Nachthube uſe Kopf pflanzet, damit ihm d'Ziegel nit Löcher mache i Kopf. Keis het uf's Andere gloſt, Alli hei grad uſe brüllet; vo wege ſi hei ghört gha d's Brülle ſyg d'Hauptſach, mit dem zwäng me's, vo Loſe het Niemer nüt gſeit. Styneli iſt geng meh i Verlegeheit cho, es het Priſe uf Priſe gno, aber du iſt ihm d'Druke leer worde, da het's d'r Kopf verlore u ſys Lebes nüt meh wüße azfa. Das gſeht Sabine Druey, het ſi Galgefreund dra, und rückt vom Südeltrögli vor und will d's Leiterli wieder zu ſine Hände näh, um ſih d'r Zugang uſe Brunne z'ſichere. Sterne Styneli wär verlore gſy. Im Sterne iſt's Meiſter gſy, da het's Alles am Bändel gha, und Alli hei's gförchtet bis a ſchwarz Mandi, dä het chönne mache was er welle het. Aber es par hundert Köchene, vo de glehrte, und noh mehr Kammermeitli mit ihre Gäxnaſe, d'r ander Pläbs nit grechnet, ſelb het en anderi Naſe als ſo ne Frau Wirthi und e Herr Wirth und es Stubemeitli und ſelber noh e Stallknecht. Die Wältſche hei's grettet. Die hei gwüßt wie me d's Volk bihandelt und hei e apparti Mugge gha uf das Pfauegunſcher, vo wege ſi hei gförchtet, wenn das Mode werd, ſu chöm das recht Wältſch ganz i Abgang, und wenn me i Rußland es Guvernantli oder e Prezepter well, ſu müß er vo Pfaue ſy. Die b'ſetze gſchwind d's Leiterli, knüpfe d'Halstücher zſäme, rothi, gäli, grüni, binde ſe a Beſeſtiel im Säutrögli, mache ſo e ſchöni Fahne, ſchicke es handfeſt's Winterthurerli mit uſe u das muß ſe ſchwinge nebem Styneli. Da het's e grüßliche Luft gä, mi ſeit vo Wunder wie e wettige, bis nah Fryburg ſyg er gfahre, u heig d'r groß Rath zringetum triebe, daß ihri fürnehmſte Köpf dert noh jetzt nit wüßi, ob ſi z'Narre worde, oder nume ſuſt uſe Kopf gfalle ſyge. Wo das verſammlet Volk d'r Fahne nah gluegt het, iſt ihm endlich d's Mul gſtande, und es het es großes Stillſchwyge gä, und mi het z'lezt nüt meh ghört, als d'r Brunne und das Ruſche vo dene Halstüchere am Beſeſtiel. Jetzt thut d's Sterne Styneli d's Mul uf, laht e Brüll us, und zwar e famöſe und ſeit: So cha's bim Tüfel nit gah, Alli mit enandere chönne nit rede, und jetzt ſchwyget u du red, du heſt d's Mul z'vorderiſt. Die Red het dem Madelung Mathys gulte, das noh geng uſem Brunne gſtande iſt, es het ſelber nit gwüßt, warum. Dem iſt es Liecht ufgange, doch ſeit es zerſt: Seligi Grobheite well es ſih de verbete ha, es ſyg ſih de a ne andere Ton gwanet, es leb de nit unter luter Fuhrlüte und Miſtelacher Zibelewybere. Da het's welle Für gä, aber Madelung iſt gleitig furtgfahre: Herr Präſident, Meine Herren und ſonſtige Fründinne. Vor allem ſtelle ih d'r Antrag, daß me d's Dutze eis für alli mal dahin und daweg abſchaffi, es iſt das d'r Afang vom gute Ton. Ehre mer üs nit ſelber, werde i's die Andere oh nit ehre. Albez bi nih hei cho, da iſt mer jedes Täſchli i Weg gſtange, het mer d'r Talpe gſtreckt, u mer gſeit, Madlung, biß Gottwilche. Aber wohl, die ha nih dräßirt! Jetzt wenn ih dür's Dorf gange, ſtange ſie nebe us, und luege mer d'Maniere ab und d'r Gang, und wenn öpper mit mer z'rede chunt, ſeit er: Votre serviteur, Jungfer Madelung, was lebit ihr, wie gehrt's geng? So het's beßeret i myr Gmeind. D'r Herr Schullehrer het mer ſcho mängiſch d's Kumpliment gmacht, u mer gſeit, es ſyg nit z'glaube was ih für e Ifluß gha heig uf d'Bildung und uſe Furtſchritt vo mym Gmeindli, meh als ſit hundert Jahre die Muſſi Pfaffe, wo nüt anders wüße, als ihres Gſtürm vo de Gebote, u neue vo mene Evangelium. Alſo ehre wei mer i's, i ha noh nie ghört, daß Chünge und Chaiſere enangere dußet heige und wo me liecht vornehm iſt, ehre Ma und Frau enandere. Und my Herr ſeit, wenn me ſih vornehm mach ſu werd me vornehm, ſuſt riskier me vo de Säue gfreße z'werde. Doch um uf d'Hauptſach z'cho! Ih glaub mer ſyge da um e Verein z'bilde, ih's zſäme z'ſchließe. Thüe mer das, ſu hei mer d'Gwalt i üſe Hände. Wei mer einiſt nit choche, was wei ſi freße? Das würd öppis chönne z'Bern, wo unter tuſig Fraue, oder minethalb Wybere nit Eis weiß, daß me d's Chrut brühyt und d's Fleiſch verſchumet, und derzu d'Herre ſo meiſterloſig ſy, daß nit meh gut iſt, was nit vo Straßburg chunt, oder i dene Chaibe Läde kauft iſt, bim Enchelmaier per Exempel, oder gar bim Locherli, dem Büder. Wenn die ume e einzige Tag freße ſötte, was ihri Wyber chochete, wo das Einte meint, d'Schnepfe müße usbalget ſy, und d'Haſe grupft, es Anders meint es gäb Küh, wo Anke gäbe, und Küh wo Milch gäbe, für e bruni Saße dörf me kei Mehl näh, ſuſt gäb's e wyß i, ſu ließe ſih vo hunderte nünenünzig ſcheide. Mir hei d'Gwalt; es weiß Niemer e wettig i, ſeit my Herr, bruche

mer ſe zu ſo edle Zwecke. Mir bruche nume zſäme z'ha, ſu chönne mer ſe ringgle vom Tüfel. Ohne üs ſy ſi nüt, ohne üs iſt's us mit ne. Drum gebyt my zweut Antrag dahi, e Verein z'ſtifte, wo üſi Gwalt organiſirt wird, wie my Herr ſeit. Jſt das erkennt, ſu will i de wyter ytrete. Druf macht d's Styneli das Mehr, ob me e ſellige Verein well oder nit well? U wie e Schwick ſy alli Händ ufgfloge, mit Händſche und ohni Händſche, mit Brämeni und ohni Brämeni, eihellig ſy ſi gſy, alli Köchene i d'r Stadt, alli Chammermeitli, und d'r zu noh d'r übrig Grümpel ohne Usnahm. So jitz noh gar e Verein, e Köchi-Verein oder Meitli-Verein mynethalb, öppis Narrs e ſo, het eini vo dene alte Kanone grüſt u glachet d'r zu, daß ere die ganzi vorderi Faßi, d's Oberhus u d's Unterhus, uſe und abe gange ſy, wie amene Bachſtelzli d's Schwänzli. Da iſt Madelung Mathys voll Zorn worde, und het grüſt: Selligs Gſpött verbete es ſih a mene Tag vo dem Kind und Kindskinder rede werde. Wer ſo rede chönn, wüß nit was Gſinnung ſyg, u müß e ganz gmeini Perſon ſy. Aber es ſyg d'r Bruch, daß me jedem Kind e Name gäb, drum ſchlag es unmaßgeblich vor dä ſchön Verein z'taufe, und ihm Meitli-Verein d'r Stadt Bern z'ſäge, ſo gäb's d'r ganze Corporation e großi Bidütung, und mi werd d'Ohre uf thue, u de chönn me i innigi Verbindung trete mit em Arbeiter-Verein, wo luter Mannevolk ſyg und gar tuſigs ordligs und manirligs und mehrtetheils jungs i eben rechtem Alter. Wo Madelung Mathys die fürſchützige Wort gſeit het, vo d'r gmeine Perſon, da het's Für gä bi dene alte Kanone, das het grumplet und agfange raßle, wie's macht, wenn me Fürſprüze füre nimmt, und Madelung hätt' chönne ſchnüpfe im Brunnetrog, wenn's nit öppis anders gä hätt'. Da iſt Sabine Druey füre gſchoße wiene Leu, d's Leiterli uf wie ne Hex, u we Sterne Styneli nit Stand gha hätt' wie ne Mur, d's Sabine hätt's abe gſchoße. Aber Styneli iſt gſtande u het d's Sabine agluegt, und het gluegt

ob's Ernſt ſyg und ob ſi's mit e nandere probiere welle. Aber Sabine Druey het tha, als wenn Sterne Styneli gar nit da wär, und het agfange Pfaue wältſche vom Tüfel, es het ſih aber Niemer recht druf chönne verſtah, vo Associere und Travail und Garantiere und Nation und peuple het me Neuis ghört u ſuſt nüt, daß me het chönne Neuis vernünftigs drus mache, und d'r zu het ſi fürigi Auge gmacht und Kräiel füre gla, akurat wie e verflogene Kutz a d'r Sunne. Da hätt's faſt welle afange bürſche, mi het grüſt, abe mit dem Sturm! Aber Sabine het tha als ghör es nüt, het je länger je lüter brüllet vo Solidität oder Soldatität, wie me verſtange het, und gmeint es ſyg nume es Soldategret, und gäb wie Sterne Styneli gſeit het, ſchwyg, wottſch ſchwyge oder nicht, ſu het Sabine geng furt brüllet, daß d's Planton bim Keſithurm d' Nachtkappe agleit het, damit es nit übelghörig werd. Bigryſlich iſt Sterne Styneli i d'r parlamentariſche Manier nit biwanderet gſy, vo wege es iſt zum erſte Mal Präſident gſy, mi cha denke! aber es het ſi müße z'helfe, und das iſt am Ende doch geng d'Hauptſach. Es git em Sabine Druey es Müpſli, ganz es klys, Niemer het's gmerkt, aber e ſellige Ellboge wie Sterne Styneli gha het, würkt, mi weiß nit wie. Sabine iſt i Blamp cho, het ſelber nit gwüßt wie. Es het es großes Glächter gä, vo wege mi het gmeint, es heig ſih am Rede überlüpft, kei Mönſch het gmerkt, daß Sterne Styneli ſih biwegt het. Sabine iſt druf u'dra gſy ſih wieder z'ſtelle, da het Styneli noh e Bewegung gmacht, wahrſchynlich het's es ſelber nit emal gwüßt, und d's Sabine Druey iſt dunte gſy, es het nit gwüßt wie. Ihm iſt's nit bös gange, es git Lüt es thut ne alles nüt. Sie hei's wahrſchynlich oh wie e brühmte Teßiner Oberiſt, wo er einiſt g'flohe iſt vor ere lahme Frau, und em ne blinde Bub u wyt über d'Fluh us gſchoße iſt i ſyr Angſt, u me ne du gfragt het, ob er ſih übel gwirſchet heig, und er du gſeit het, es mach nüt, er ſyg nume ufe Kopf gfalle. Aber es hätt' doch chönne bös gah, vo wege de Gſtrüßte um's Südeltrögli; mi het gſeit, es wäre de eigetlich die Vornehmſte i d'r ganze Eidgenoſſeſchaft, aber es gſehy ne's i Gottsname Niemer a, u ſi ſyge ſelber ſchuld dra, vo wege ſie lave nit ghörig wäſche, u trage geng dräkigs Züg am Lyb, ſi gſehye i Gottsname nüt, u we me ne ſcho Brülle verehr, vo de alleribeſte, ſu nütz es nüt, vo wege morndriſt fehl es neh i d'r Naſe, u ſi ſchmöke nüt, u ſo ſchieß es neh vo eim Ort i's andere, u ſo mög me i Gottsname mache was me well, mi bring's gar nit zweg, daß me ſe für die ha chönn, die ſi eigetlich vorſtelle ſötte. Aber es hätt' chönne wüſt gah und d'Sach verſprenge, wenn die Wältſche wo d'Fahne gmacht hei, nit ghulfe hätte und mit d'r Fahne gwadlet, daß es wieder e gruſame Luft gä het, und allne d's Brülle gſtellt, vo wege ſie hei ſih dem Pfanegunſcher gſchämt, und ſy alli mal froh gſy, we me 's het könne ſtelle, ſo oder ſo. Wo die Lümpli gwadlet hei, iſt's grad ſtill worde, vo wege es wird ne z'Sinn cho ſy, es gäb öppis Neus u Madelung Mathys het brüllet: alſo e Meitli-Verein d'r Stadt Bern! Aber da het's Widerſpruch gä vom Tüfel, es ſy e ganzi Mengi Näme zum Vorſchyn cho. Sicherheitsverein, Schutzverein, Nationalverein, Volksverein, Bernerverein, und allem a het's nüt us d'r ganze Sach welle gä. Da iſt Schürchs Liſe, ſcho ganz e graui, grauer weder d'r grauſt Müller Eſel, aber e ſchlaui, ufegſtande, u het brüllet wie 10,000 Ochſen, d'Hauptſach ſyg, es Comité mit ere Kaße wo me geng dry lege müß, daß me geng drus näh chönn. Das ſyg d'Hauptſach und d'r Kitt bi alle Vereine, ſo lange als me es Comité heig mit ere Kaße wo öppis drinn ſyg, heig i d'r Regel e Verein B'ſtand u ſyg vo großem Nutzen und Wirkſamkeit. D's ſelb Comité könn de dem Verein o d'r Name gä wie es glaub, daß er ſih am beſte ſchick. Das het allgmein Byfall gfunde, und es iſt erkennt worde, ſo es Comité z'wähle, und dem ſyge drei Sache ufztrage, erſtlich dem Verein d'r Name z'gä, Statute z'mache, ume ganz kurz, die me de am nächſte heilige Sunntig, wo d'Herre wieder mit de Fraue ſpaziere, und me am rühbigſte ſyg, chönn anäh, und für e Kaße z'ſorge, wo me geng chönn drus näh, was me nöthig heig. Druf iſt d's Comité gwählt worde. Sterne Styneli z'erſt, per se, d's Stüdeli Steiger, d's Jeanette vo Muralt, d'Gattung bim Affe, d's Roſalie Zerleder, und zlezt d's Madelung Mathys z'Roth. Es ſy noh anderi i d'r Wahl gſy, z. B. d's Fanny Jaggi, und d's Ottilie Stämpfli, aber d's Roſalie Zerleder und d's Stüdeli Steiger hei heiter erklärt, mit der Gattig Züg ſitze ſi nit zſäme, ſi mache ſih nit gern uſuber. Die Bürſche ſy bös worde, daß die Vornehme d's Pré gha hei, aber es ſy ſcho nit Alli meh da gſy, vo wege es het ſcho gar Mängs müße ga d'Oepfel rüſte für z'Nacht, oder d'Herdöpfel. Am täubſte ſy aber doch die am Südeltrögli worde, gäb wie die Sabine Druey brüllet hei, es het ſih ume Niemer deße gachtet, mi het nit emal ihretwege d's Mehr gmacht. Mi hätt ſölle glaube, die lieſe vor Täubi furt, oder es verſprengti ſe zum wenigſte, aber o bä, die hei zähyers Leder gha, ſy unabtryblich gſy. Chum ſeit Sterne Styneli: u jezt wer öppe appartig Wünſch het wo me i d'Statute uf näh ſoll, cha's jezt neh ſäge, es iſt noh Zyt d'r zu, iſt my Sabine Druey wieder d's Leiterli uf, aber nit z'nach zu Styneli, die het gwüßt warum, und noh Eini iſt mit ihm und het ſe geng am Rock gha. Und die het wieder gablet da obe, es iſt e Grus gſy, und het das Mal meh mit Pfaue Dütſch gfochte, als mit Pfaue Wältſch, und het gſeit wie Bern e ſchlechti Stadt ſyg, und wie me da kei Lebesart heig, und keini égards für die vo Pfaue und andere berühmte Orte. Wenn man z'Bern Gſetz ha well, ſu heig me ſe für ſeye, aber die vo Pfaue und anderi berühmte Eidgenoſſe gange die Gſetz nüt a, die ſyge wyt drüber us. Es ſyg ſy Liebhaberei z'Nacht uf em Kilchhof z'ſpaziere, bſunders wenn d'r Mond nit ſchyn. Es heig ſcho mängiſt dert die kürziſti Zyti gha, und du ſyg es letzthin gſchaßt worde, vo me ne Kerl, Landjäger ſäg me ne bie, uf die gröbſti Art, grad wo es die größti Pläßier gha heig. Das müß ufhöre, Freiheit müß ſy, frei ſyge d'Eidgenoße gſy vo Ewigkeit, es wüß nit warum freyi Eidgenoße hie ſölle Knechte ſy, frei welle ſi ſy und ſölle ſi ſy, ſpaziere welle ſi bim Monſchyn und ohn Monſchyn, bis d'Sunne ufgang, und bis d'Kühyer chöme mit d'r Nidle. Es weiß kei ſündige Mönſch wie lang die Sabine noh gredt hätt', und wo ſi noh a alli Ort hätt' welle ſpaziere i d'r Freiheit, wenn Sterne Styneli nit der Luft, wo ſtark gange iſt, hätt' la wehye i ſy Schnupfdruke, wo es denkt het, es heig Druke ebe recht zweg. Und richtig da het d'r Luft e verfluchti Hampfele gno, u het ſe Sabine i d'Auge triebe und i Hals. Mi cha denke wie das tha het, und die Andere glachet hei. D's Rede het 's d'r Sabine gſtellt, u ſi iſt abe, mi het glaubt es tödt ſe, und ſi iſt nit zweg cho bis me re us Pulvers Apothek ſiebe mal bröunt's Kapuzinerwaßer greicht het. Sabine iſt aber noh nit abe gſy, het d's Madelung Mathys ſcho d'Goſche offe gha, u brüllet: D'r erſt Atrag den es ſtelle well im Comité ſyg dä, daß d'Dienſtebüchli abgſchaffet werde. Es lieg e verfluchte Zwang darinn, und ſi ſyge es Vorrecht vo d'r Stadt Bern, choſte Geld, und wenn ſi eim d'Heimathſchyne verniſte uf d'r Polizey, ſu heig me d's Schinders Umtriebe, und kurz ſi ſyge gege d'Verfaßig. D'Verfaßig beſieblt mer ſyge Alli glich vor em Gſetz. Ih möcht frage ob d'Meiſterlüt oh Büchli heige, wo Dienſte dry ſchrybe chönne, was ſi z'chlage heige, wie ſi mit de Meiſterlüte zfriede ſyge, und wo ſi ſih ändere ſölle. Und d'Zügniß müße oh abgſchaffet werde, es ſoll ja ſogar nach d'r Bibel kei Mönſch über e andere urtheile. My Herr bläret nit vergebe ganz Nächt, daß d's Waſſer i d's unter Etaſchi abe rünnt, wil d'Verfaßig kei Wahrheit werde well, und er's i Gottsname oh niene hi bring. Und wenn er e ganze Tag ſih vo Athe red, heig er am Abe e Dräk viel d'r vo.

Da trittet Stüdeli Steiger uf mit Würdi, und ſeit: Vor allem us möcht ih mer de ſettig Usdrück wie die Präopinantin brucht het, verbete ha. Ja frilich müße mer is ſelber ehre, aber thüe mer das, wenn mer rede, wie die gröbſte Miſtkratte Bube? Es honnets Meitli müßt ſich ſchäme a mene Verein a zghöre, wo me ſettig Usdrück brucht. Was die Präopinantin vo der Verfaßig gſeit het, da bin ih d'r Meinig, das ſyg vo dene Sache eini, wo's beſſer ſyg, me red ſo wenig als müglich d'r vo. D'r nebe ſchynt mer ihre Vorſchlag unüberleyt und unpaßend. Wenn mer hier i d'r Stadt wei diene ſu müße mer vor allem us luege i d'Stadt z'cho, und wenn's nun befohlen iſt, daß Keis i d'Stadt gla werd ohni Dienſtebüchli, was de, ih möcht gfragt ha? Sy mer einiſt dinne, de chönne mer luege. Und da iſt de my Meinig, daß me es großes Buch aſchaff, und das im Local des Vereins, denn unter freiem Himmel werde mer nit geng welle ſy, uſteg, wory alli Meitli wenn ſi ſchangire, ſchrybe chönne wie ſi mit ihrer Herrſchaft heige könne z'friede ſy oder was ſi z'chlage heige; wie d'Frau ſih ufgführt heig, und was d'r Herr für e Käuſt ſyg. Da weiß de Jedes wenn's dinge will, was mit de Lüte iſt. Führt ſih e Herrſchaft de gar z'ſchlecht uf, ſu ſoll e Bſchluß gfaßet und ygſchribe werde, daß keis Mitglied vom Verein dert hi ding, wenn's nit well usgſtoße werde. Das wird ſe lehre ufpaße, denn der Meinig bin ih ob, daß d'Gwalt i üſe Hände iſt, wenn mer ſe wei bruche, was ſy ſi? Lüt ohni Händ, und was ſy Lüt ohni Händ, ih frage? Wer wär ſo unabhängiger als wir, und wei mer nimme diene, wer het ſchöner Usſichte als mir, gut Partheie fehle i's nit. Wirthe und Handwerker ſchleke d'Finger bis a d'Achſle wenn mer, wenn's nüt beßers git, i's zu ne abe la.

Wie Stüdeli Steiger mit Würdi abeſtygt, ſpringt en Anderi ufe, hoffährtig, Guld u Silber het ſi nit gſpart gha, het es Pariſöli gha, het vornehm welle dry luege, und het naß Auge gha, mi het nit gwüßt ob wege d'r Liebi oder wege d'r Bosheit, es iſt d's Fanny Jaggi gſy. I danke d'r Wohlehrwürdige Verſammlung, daß ſi mer d'Ehr atha het, und mih nit i d's Comité gwählt het. Ih hätt' nit über d's Herz bracht unter Patriziere und Stadtbernerine z'ſitze. Sie werde glaubt ha, es fehl mer a d'r ghörige Bildung. Wenn's mer dra fehlti, ſu wär Niemer d'ſchuld als ſi, aber ſo iſt's nit, ih bi heilig überzügt, es verſtehyt eigetlich Niemer nüt vo d'r Sach, als grad ih. Ih cha aber dem Verein ſicher i nere freie Stellung nützlicher ſy, als im Comité. Byläufig eh ih zur Sach übergah, will ih bemerke, daß d'r Präopinanti gar nit z'traue iſt, und gründlich gno eigetlich gar Niemere als mir. Vor allem us, und das iſt d's Erſte worauf me z'dringe het, muß me druf bidacht ſy, üs die wichtige Vortheil z'ſichere, wo mer wege üſem ſchwere Dienſt um's Vaterland verdiene. Ih trage druf a, daß kei Köchi wo Entremets macht und Gflügel trußirt ſih lahy aſtelle unter zwänzig Dublone. D'r zu müße ne zwe frei Nachmittage zugſichert ſy, eine für z'arbeite, und eine für z'ſpaziere, d'r Sunntig verſtehyt ſih vo ſelber, und zwar daß mir Köchene d'r Sunntig hei, und die andere Meitli d'r Mändig, ſuſt nimmt i's das jung Gäxnaſevolk die beſte Cavaliers vorab. Uf d's Spaziere muß me dringe, nit nume iſt es agnehm, ſondere es iſt oh gſund, bſunderbar wenn me de Verſtopfungen unterworfe iſt. Ferner ſoll kei Frau meh ſelber uf e Märit dörfe. Wer e Sach choche ſoll, ſoll ſe oh chaufe. Erſtlich verſtande d'Fraue überhaupt nüt, zweutes luege ſi uf d'Wohlfeili, bringe dann alti Ruſtig hei, wo me e ganze Buchwald brucht, für ſe lind z'mache, und ſoll me doch bald kei Holz meh bruche; und bringe ſi a mene Zyſtig zweu Kaibehäneli hei, für 9 Batze, und chauft me d'r ander Zyſtig zweu wie Kapünli für zwölf Batze, ſu ſöll me drei Batze i Sack gmacht ha, vo wege wil dä Stock d'r Unterſcheid nit merkt. Schließlich möcht ih noh öppis i Anregung bringe, und z'bidenke gä. Ihr wüßet, daß es z'Bern d'r Bruch iſt, daß me Märitgeld überchunt und Gſchenk am Neujahr, ihr erfahrit aber oh, daß d's Lebe geng thürer wird, und d'Anforderunge a üſe Stand geng größer, vo wege d'Zyt geht vorwärts, und nit rückwärts, darum ſchin es mer ſehr angemeßen, wenn noh eis Neujahr ygführt würd, und noh zwe, wenigſtes ei Märit, das würd nache helfe, und is Standes gemäßer ſtelle. Aber wie gſeit ih gibe das nume z'bedenke, es iſt kei eigetliche Antrag, aber drus ſoll me gſeh, wie mer das öffetlich Wohl im Aug und am Herze lyt, wenn me mih ſcho nit i d's Comité gwählt het. Oje!

Da erſchynt obe e galanti Gſtalt, Roſalie vo Gingins het mer ere gſeit, und die ſeit: Es iſt nit my Bruch all Lüt z'verdächtige, das iſt e gmeine, e ſchlechte Bruch, ih will nume ſäge, daß es de noh ander Lüt git, wo 's Vaterland am Herze hei als d'Präopinanti, vo dere ih nit weiß wie ſi heißt. Si well aber vo ſettigem abſtrahiere, überhaupt ſih churz faße, und nume uf d'Hauptſach ufmerkſam mache. Zum Byſpiel lit es nimme meh im Geiſt d'r Zyt, daß d'Lüt hine nandere ſchlafe für geng, nit e mal Ma und Frau, wo me's anders mache cha, und es e grächzig i Hushaltung iſt, und üs niſtet me geng noh zſäme und mängiſt ſogar mit emene Kindemeitſchi, pfy tuſig! Künftig ſoll me, wenn me dinget, ſih usdrücklich es eiges Bett vorbhalte mit grüne Umhänge und zwen Ohrküßene. Vo Holz und Waſſer trage ſoll gar kei Red meh ſy, und d'Oepfel ſoll me grüſtet chönne chaufe, mi glaubt gar nit wie die eim d'Händ zurichte. Ueberhaupt ſoll bi Köchene vo andere Arbeite, als vom Koche gar nimme d'Red ſy. Ferner ſoll Keis, das drü Jahr Köchi gſy iſt, meh in es dritt's Etage dinge, i keis Plainpied und gar niene, wo es allei Meitli iſt. Drei Stege uf und ab z'laufe e ganze Tag, und noh d'r zu z'trage, cha me weiß Gott keim vernünftige Mönſch meh zu muthe. D'Plainpieds ſy fyſter u füecht, d's Loſement hinteuſe, wo weder Sunne noh Mond ſchynt, und meiſt wohne nume gmeine Lüt dert. Gley Meitli ſy iſt de gar e fatali Sach, und dégoutant. Da ſoll me ne ihri Neſter mache, d'Nachtgſchirr da ume ferge, und de ga choche. Ferner wei mer d'r Lohn i gſetzlichem Silber, und all Tag früſches Brot, am Donnſtig Weggli, und am Sunntig, wo me keis früſches bachet, Hung und Anke zum Diſchenire. Ueberhaupt muß mit dem Eße Ornig gmacht ſy. Mit Reſte wie Hünd und Häbneli, wei mer is nimme la futere, Fleiſch von des Herre Tiſch wei mer nimme uf dräkige Tällere. Entweder wei mer für üs apparti choche, oder grad i d'r Kuchi bhalte, was is aſtändig iſt. De muß die lumpe Suppe z'Nacht abgſchaffet, Bratis, Salat und es Chauffretteköch, je nach d'r Saison, ygführt ſy. Der Gaffe ſoll us grichtet werde bi'r alte Gwicht, d'Nidle bim alte Mäß, aber wenn ſi is öppis Zügs zum Neujahr wei gä, ſu ſoll's bir neue Ell gmeße ſy. Ih hoffe darus wird me gſeh, daß mir das allgmein Wohl ſo gut am Herze lyt, als d'r Präopinantin, vo̅ dere übrigens ih nit emal weiß wie ſi heißt.

Fanny Jaggi, Fanny Jaggi! brüllte es auf allen Seiten, und Fanny Jaggi wüſcht d'Auge us u wott wieder uſe. Aber da iſt en anderi vor ere gſy, es vierſchrötigs Mönſch, es het d's Roſalie vo Gingins faſt i Brunne gſtoße vor Grobheit, es iſt d's Zbinde Marei gſy im Storchegäßli, und das ſeit: Wegem Spaziere gfiels mir wohl zwen Mal i d'r Wuche, ganz halb Tage, das zwüſche Tag und Nacht, wenn me extrünne ma, nüt grechnet. Aber wie de ko mit ſufere Strümpfe, und geng ganz i zwen Mal i d'r Wuche, bſunderbar wenn me kurz i Kitteli liebt. Däweg einiſt i d'r Wuche ganz u ſufer Strümpf, gang mängiſt ſcho chum gnue. Drum ſött de ob drinn heiße, daß eim d'Meiſterfrau etlehne ſött ſuferi u ganzi ſo viel me mangli, u nit ume ſo für uszbſchyße, wie es wüß daß mängs hoffährtigs Meitli es mach, u d'r Frau nache alles usbſchyß. Mit unbeſchreiblichem Hohn iſt die Gmeinheit ufgno worde, und du fragt's du noh: He, ha nib de öppis Lätzes gſeit, ih wüßt doch uf my Seel nit was. Wohl du het me ihm's du gſeit, und es wird ſih bſinne eh's wieder redt ire Verſammlig. Es het es paar Fründinne gruſam erbarmet, ſo het me ihm 's gmacht, ſo daß ſi räthig worde ſy, ſi welle ihm e Aſtellig ſuche im Schulmeiſter Seminar, wo es am beſte lere chönn ſir Red geng die rechti Farb z'gä, je nah de Lüte zu dene me redt, und derna wie d'Verſammlig gfärbt ſyg.

Bis dahi het kei Oberländere gredt gha, ſi ſy höhn gſy, daß ſi nit d'r Präſident hei chönne gä, nit emal Eis i d's Comité, u hätte ſi doch de ſo mängi Rednere gha, für's Fyne u für's Grobe, vo Erlebach per Exempel, oder uſem Frutigerland, oder de Saanemööſere. Endlich het d's Mädeli Marcuard uſe müße, es berühmts Meitli, u Lybshalb vo de Schönſte, es iſt mängi Frau über ihs ſchalus worde. Eigetlich ſött ih nüt ſäge, die wo is Comité gwählt worde ſy, werde wohl Verſtand meh als gnug ha, und ſih wyt für a alles bſinne. D'r nebe wäre es geng noh müglich, daß ne zwo Sache etgah könnte, drum heige ſyni Fründinne ihns erſucht ſe vorzbringe. Das Erſte ſyg wegem Bränte. Es iſt nimme z'choche. Die junge Fraue hei meiſt d'r Pfnüſel und d'r nebe kei Verſtand, d'Herre ſüſt e böſt Chuſt im Mul und daheim kei Hunger, meine mi chönn niene choche als bim Herter, oder bi d'r Krone. Stellt me e Platte uſe Tiſch, wo me meint, ſi werde drob d's Mul bis hinter d'Ohre ſchlecke, fat' d'Frau a d'Naſe rümpfe, und d'r Herr a gräune, und zangge famos mit enandere, d'Frau will ſi bränti, d'r Herr ſi räukeli. Hei ſi de enandere recht gſeit ſu werde ſi de eis und bſchicke d'Köchi, und d'Frau puzt ihr ab wegem Bränte, und d'r Herr ſagt ihr wüſt wegem Räukele, daß me nit weiß, ſoll me ne oh wüſt ſäge oder ne a d'Naſe lache. Und ſeit me de öppe vor em Kammermeitli, üſt Frau het nit meh Verſtand als e Gans und d'r Herr iſt es rechts

Kalb, ſu iſt es im Stand s' brühwarm ga ume zſäge. Da iſt nun üſi Meinig die, daß mer vor ſettigem Verdruß is grad bim Dinge ſicher ſtelle, daß mer is grad bim Dinge uf Stempel laye gä, daß me is wegem Choche keis böſes Wort meh gäb, ſondere daß me d'Sach nähm wie mir ſe gä, und drmit well zfriede ſy. Daß d'Frau nie meh i d'Kuchi chöm verſtehyt ſi. Ih haße nüt meh als das verfluecht Schnauſe und ſi chönne doch nüt als das. Was würde ſie ſäge, wenn e Köchi i d's Salon ging, und dert alles düre nandere hürſcheti. D'rnebe bi nih de vollkomme d'r Meinig, daß d'Verfaßung noh kei Wahrheit ſyg, und me ganz anders dra hi müß, wenn ſi Wahrheit werde ſoll.

Mi zwent Atrag gehyt dabi, daß d'Gasbelüchtung ſoll ygführt werde. E gute Fründ het mer gſeit, i Engeland heig me gar keis anders Für meh i de Hüſere, als Gasfür, mi heiz d'rmit, mi choch d'rmit, mi bruch weder Holz, Oel noh Cherze meh. D'Meitli heige mit dem Fürgas nüt meh z'thüe, als bald eis bald d's ander Hähneli z'drähye, und es git gar kei Rauch und hänkt kei Ruß a. Mi cha denke wie agnehm das iſt, keini Kerzeſtöck meh z'putze, und bim Choche ſi nimme z'bräme, was me mit d'r größte Sorgfalt nit erwehre cha. Wenn me liecht ordlich Händ ha will, ſu brucht me es Sündegeld nume für Seife. Mi cha ſe nit mit d'r Frau zſäme ha wie d's Chammermeitli, und vo d'r gmeine Seife ma me oh nit, wenn d's Chammermeitli wohl ſchmökt ſu ma me doch nit gern ſtinke. Und nimmt me nume vo d'r gmeinſte Handſeife, ſu choſtet d's Täfeli drei Batze, und mängiſt muß me es halbs verrybe, eh me d'Händ nume grau het, verſchwyge wyß.

Da iſt Eini cho, e großi und e ſchweri, mi het fei d'r Bode ghört zittere, wenn ſi recht abtrappet iſt, ſi wär chum uſe Brunne cho, wär ſi nit taubi gſy wie es Schyt, die het e Stimm gha, wenn ſi i der Chuchi küſchelet het, ſu het d'r Kellner im Keller glaubt, me ſchieß uf em Wylerfeld, und wo ſi jezt het aſa rede, ſy alli Schwalbe z'Sedel gfahre, ſi hei gmeint es gäb es grüsligs Donner Wetter, und es werd allweg hagle. Oeppis dumms e ſo, es het aſe kei Gattig, ney bim Ketzer nit, ließ die Gattung toſen. Mi gſeht wie jungi Meitli hoffährtiger ſy als witzig, und wie ſchön es chunt, wenn ſi i ſettige Verſammlungen d's Mul bruche dörfe. Ih pfiff uf wyßi Händli mit dene me kei Haſe uſem Loch lüpfe cha, was trage ſi ab, ih möcht gfragt ha? U begryſt de Mädeli Marcuard nit, daß wenn me keini Cherzeſtöck meh brucht, es oh keini Cherzeſtümpli meh git, und überhaupt kei Uſchlig meh. Und wenn will es de ſyni Liebesbrieſleni ſchrybe, wenn um Zechni d's Gasliecht ufhört, wie me ſeit daß es wär. Und wenn eim z'Nacht e Gluſt a chäm nah öppis Warmem, oder ſuſt nah me ne gute Bitzli, wie ſött me d'r zu cho ohni Liecht und ohni Holz, da chönnt me de lang am Hähneli drähye um Mitternacht. Und us de Cherzeſtümpline und d'r Aeſche het me doch noh mänge ſchöne Chrüzer glöst, wo eim wohl tha het. D'Aeſche het mer d'r Schnupf gmacht, bſunders früher, eh dä Pulverthurm i d'r Salpeterhütte ume ſtampfet und d'Aeſche ſiebt und erliest, wie wenn es Zimmet wär oder Nägelipulver.

Nei, mit ſettige Sache wo nüt abtrage, ſöll me mer nit cho, ſuſt will ih de lieber mit d'r ganze Sach nüt z'thüe ha. Bruch me doch d'r Verſtand für nützlich und abträglich Sache, ſo, per Exempel, ſchla ih vor, daß in's künftige de Meitlene ghör, nit nume d'Bälg vo de Haſe und d'Federe vom Gflügel, ſondere oh alle Schmuz wo me abnäh cha, ſyg's vom Rindfleiſch, oder vo de Gänſe, oder anderem Wildprett. Dene wo ſchnupfe ſoll me alli Wuche es Pfund Schnupf gä, Singlingſang oder Holländer, was me de liebt, und dene wo nit ſchnupfe cha mes i Geld vergüte, d'rnebe verſtehyt ſy, Wy und Kaffe alle Tag bis gnue. So hett d'Gattung bim Affe ihri Stimm la usgah über e ganze Platz, und ihri Sach hett Alle wohl gfalle, es hei Alli gſeit, die heig Verſtand. Und mi het denkt, jetz werd Niemer nüt meh wüße, mi werd fertig ſy, da het's gruſchet und Eini iſt uſtrete, mi het gmeint es ſyg e fürnehmi Frau, ſi iſt ganz vo Syde gſy, und het pariſerlet zringet um, es ſyg d'Jeanette vo Muralt, het me gſeit. Was vorbracht ſyg, und namentlich wegem Gasliecht, well ſie nit birühre, das werd de des Wytere im Comité verleſe werde, ſi well nume kurz ſäge, was ſie uſem Herze heig. Für domestiques comme il faut ſygs z'Bern es trurigs Lebe und ſi werde niederträchtig behandelt, bſunders mit dem Logis. Mi denkt nit a Appartements pour les domestiques wie's z'Paris i alle gute Hüſere d'r Bruch iſt, au contraire, mi het mängiſt nit emal es Stübli für toilette z'mache, verſchwyge de es Salon für z'epfa. Mängiſt cha me das Hundsſtälli nit emal heize, und i neue Hüſere ſoll me ſogar nume es Loch unter d'Stege mache, wo me vo d'r Kuchi us dry ſchlüfe cha, grad wie d'Hünd i Hundsſtall. Es iſt e wahre Hohn pour tout le monde. De ſolle mer de noh zum Brunne a Zug, ¯a d's Wetter und d'Byſe ma gah wie ſi will! Da ſoll me Waſſer reiche, Köch wäſche, Bassins mache, ja, imaginez-vous, fege, ja fege, und dazu noh gar ame ne Samſtig, wo me ſih prepariere ſött uf e Sunntig, bſunders wenn e großi Parthie iſt im Meyerisli oder im Aegerteloch. Wenn's ſchneit, wenn's regnet, wenn's haglet und mi nimmt e Parepluie zum Brunne, per exemple für e Salat zwäſche, was me ja mit eir Hand mache cha ſo gut als mit zwene, ſu iſt me im Stand eim uszlache oder gar noh zſchmähle. Mon dieu, und wie lang muß me bim Brunne mängiſt warte bis me zueche cha, und ſoll me de da naß werde und um ſy Gſundheit cho wege dene paar Batze Lohn wo me z'Bern überchunt! Darum ſchynt mer es ſyg ganz e billegi Forderung, daß me's hie mach wie z'Paris. Hie wüße mängiſt Herr und Frau ſelber nit wo ſi ſchlafe ſölle, will ſi es Salon ha wei und doch nit vermöge e honnette Huszins z'zahle, wo ſi ernſthaft Angeſchyne nähme und meße, ob d'r Herr im

Bratöſeli Plaz heig und d'Frau i d'r Gloſche. Z'Paris hei domestiques eigeni Appartements, da heißt's, arrangez-vous, und de cha me ſih yrichte wie me will und zwar au large comme il faut. Z'Paris macht me d'Brünne y und nit blos mit Strau und Lade, ſo uſläthig wie hie. Me macht im Winter es Pavillon drum, wo für die bonnette domestiques grad iſt wie es Salon, wo me geng agnehmi Gſellſchaft findet und e charmanti Unterhaltung, vo wege ſi werde gheizt, wenn me's nöthig findt. Das iſt wahr, die Stadträth z'Paris ſy charmant Herre, ſi glyche dene Klöthene z'Bern gar nüt. Aber wer weiß, wenn me ne verſpreche würd i dene Salons ihri Portraits oder Büſte ufzſtelle, ſi thätes, es wär ne e unerwarteti Ehr vo dere ſi nit g'hoffet hei ſe z'erlebe. Ih glaub ſi möblierte is die Salons noh mit ſchöne Möblen vo grüner Moquette, Toilettes, Pendules, und was ſüſt d'r zu ghört und d'r Sach wohl aſtehyt. Das wäre wie z'Paris die Salons de réunion wo mer enandere gſeh chönne, nos amis eyſa, enandere mittheile was für Hüt me z'Paris treit, und wie thür mer d's Chrut arechne wei, Haſe, Gitzi und anderes Gflügel, und guti Uſſicht ha, daß d's Intelligenzblättli geng i üſem Intereſſe d'Priſe notirt. Daß die Salons mit Gasliecht erlüchtet werde müße, verſtehyt ſih vo ſelber, und wenn einiſt die Pavillons bauet ſy, het d'Belüchtung kei Aſtand. Und wenn mer Alli üſi Liaisons benutze und ghörig exploitiere, ſu werde die Pavillons bauet, darauf zählet, ſüſt will ih nit Jeanette vo Muralt ſy. So chönnt die Lag d'r domestiques z'Bern am End noh erträglich werde.

Da wott Sterne Styneli rede, aber mit Gwalt wott d'Sabine Druey, die z'Noth d'r Schnupf uſem Hals gſchwenkt het, uſe, und ſchreit noh lang eh ſi dobe iſt Pfauewältſch was uſem Loch möge het. C'est ça, c'est ça, mais au premier pour nous. Nous sommes la crème und mi ſoll z'erſt für ſi baue es Pavillon, und bis ſi eis heige ſoll me nit z'Hergetts ſy a es anders Hand z'lege. Das het wieder e große Uwille gä. D's Ottilie Stämpfli ſeit, wo de die Crème ſyg, es möcht ſe verſuche, es lieb d'Crème, vo wege es ſeit ſo, wil es nit wältſch cha.

Zum Glück het das Riemer wyters ghört, es wär ihm ſüſt gange wie d'r Zbinde Marei, es wär gruſam usglachet worde, wil es gmeint het, es ſyg da nume um z'freß. z'thue und zwar noh Crème und es well z'vorderſt ſy's Mul dra hänke. D'rzu iſt Sterne Styneli gruſam böhns worde, wege d'r unverſchamte Sabine und het gſeit, mi ſöll ihm dä Sturm mache z'ſchwyge, ſüſt well es dere mit ſym Finke d's Mul vermache. Es het nämlich am rechte Fuß geng e Finkeſchuh treit vo wegem Podagra, er wär emene Elephant z'groß gſy, und Styneli iſt gruſam bös gſy über dä Podagra, wie ihm d'r Doktor ſäg. Es wüß nit wo dä daheim ſyg, het es gſeit, aber allweg ſyg er e Ubung. Du het me probirt die Sabine z'gſchweige mit Gwalt u Liebi, und endlich het die gſeit, jezt beig ſi gnue, ſi well gah, aber es werd de en Andere ume cho. Ihre Monsieur müß dä paysan la cho, wo d'Stadt mit Herd z'Dreck verſchieß und dä d'rzu mit d'm Galge wo die Leitere d'rzu ghör, das werd de enandere ſcho erleſe und ſih erzeige wer d's nächſt Mal red. Und d'rmit iſt d'Sabine furt gſurret wie es Wespi und d's Küppeli nache, wie d'Geiße dem Bock. Du ſeit Sterne Styneli: So, ſu cha me doch einiſt es vernünftigs Wort rede, daß die Giftkrot furt iſt. Ja, ja, Zyte ſy Zyte und Gwalt iſt Gwalt und mit Gwalt bührt me e Geiß hinten ume. Wo Anno zwölfi d'Oeſtrycher cho ſy, da ha nih o noh öppis zwängt, da ha nih gmacht, daß d'Berner d's Aargau nit überche hei, vo wege ih bi e Aargäuere, bi z'Holzike daheim, aber ih miech's nimme, vo wege, was ha nih d'rvo gha, nit e hölzige Rappe. Wo ſi d'Klöſter ygſacket hei ha nih gmeint ſi ſölle mer oh ſo nes Chlöſterli gä, öppe wenn's zlezt nume Muri wär, aber ſi hei nit nebe ume gluegt. Werde denkt ha, ſelber freße macht feiß. Da ha nih gſeh ih zwänge nüt meh, aber wenn mer zſäme ſtande, Eis für d's Andere, de ja frylich, da zwänge mer öppis, da ſäge mer hott und ſi müße hott, und d's ander Mal hüſt und ſi müße bim Donſtig hüſt. Aber jezt, excusez, muß ih d'Verſammelig ufha. Ih muß preſſire und hei. Mer hei hinecht Jude und Reßwältſche übernacht und Strelche vo Teßin. Da muß ih d'rby ſy. Die Einte wei's kauſcher und die Andere ſchmutzig und die Dritte freße wie d'Hüng, we me nes i Säumelchtere darſtellti ſi leerte ſe u ſchlekete noh Löcher i's Holz.

Es iſt viel gredt worde und d'Sach iſt die, daß wenn d'Sach recht z'Fade zoge wird ſu chunt's gut, daß me öppe d'rby ſy cha. Sobald mer d'r Surkabis ygmacht hei, will ih d's Comité zſäme bſchicke und de wei mer ſcho luege, daß d'Sach e Naſe überchunt. Und wenn me de die het ſu will ih de d'Verſammlig z'ſäme bſchicke für d'Sach vorzlege und daß me de wyter luege cha. Nu ſu de, ſu Adie wohl unterdeße!

Da hei ſih d's Madelung Mathys und d's Ottilie Stämpfli zweg gſtellt und d'Fuſt gmacht, und agwendet und brüllet, daß ſi ganz dick worde ſy vor Blaſt. Es lebe unſere Emancipation! ſie lebe hoch! Da hett's tönt über e Platz Hoch! und abermal Hoch! und zum dritten Mal Hoch! daß es Schwäll gä het i d'r Luft wie wenn es donneret und daß es d'Lüt i d'r Engi vo de Bänke ufgſprengt het und ſi gmeint hei, es gäb es grüßlichs Wetter.

Und du ſy ſi uſen andere gſtobe wie Duhle vom ene Acker, wenn me e Schuß i ſe gla het. Im Stadtufgah ſeit d'Zbinde Marei zu d'r Wygart Liſe, die iſt gar e glehrti gſy und iſt i d'r Sprach bſunderbar e gſchichti gſy. Zu dere ſeit d'Zbinde Marei: Säg du was für e Perſon hei ſi ſo usbrüllet. Ih ha oh ghulfe, ſo brav ih chönne ha, aber ih ha nit gwüßt wem's a gehyt. Druf ſeit d'Wygart Liſe ſi hei d'Mannsperſon la lebe, das iſt natürlich und ſonſt recht. O das ſy zweu liebi Naturchinder, d's Madelung Mathys und d's Ottilie Stämpfli. Uſläth ſy's, ſeit d'Zbinde Marei, ſo öppis grad uſe z'brülle, die hei mih wohl möge uslache wege de Strümpfe. Ih liebe d'Mannsperſone o, vielleicht nit bald Eis meh weder ih, aber wenn ih ſcho nume d'Zbinde Marei bi, ſu würd ih mih doch ſchäme das ſo ga uszbrülle über e ganze Platzg eweg, daß es all Lüt ghöre chönne. Es iſt öppe gnue wenn ih's dem ſäge wos agehyt und wo me nes ſäge muß, damit ſi's wüße. Nei, ſäg me mer nüt vo dene wo ſo fürnehm ſy wei, am End ſy das doch de die wüſteſte Hünd. Mi cha's näh wie me will, ſeit d'Wygart Liſe, mir gfallt die Offeheit, wo me grad ſeit wies eim iſt. Aber ih muß preſſiere, ih ha d's z'Nacht noh nit grüſtet. Was heſt z'mache, ſeit d's Zbinde Marei? Ih muß noh Kuttle putze, mir hei Kuttle Schnitte, ſeit d'Wygart Liſe. Und ih muß noh Oepfel rüſte und die Hagle ſy meh als halb ful. A revoir, ſeit d'Wygart Liſe. Adie wohl, ſeit d's Zbinde Marei und preſſiert eilten die Beiden auseinander.

So ſchloß der große Tag, ſeine Früchte wird die Zukunft zu Tage fördern, wenn d's Sterne Styneli d'r Kabis ygmacht het.

Ich ſtrafe die Bosheit der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geſchlecht.

(Erſchien zuerſt in Nieritz Volkskalender 1853.)

Wer von Konſtantinopel nach Bern fährt oder läuft, es kömmt auf Eins, der trifft in einem ziemlich engen Thale, in welchem aber die flüſſigſten Wieſen ſind, die fruchtbarſten Aecker, die Thalwände mit dem ſchönſten Holz bewachſen, einen Bauernhof. Links von der Straße, nämlich von Konſtantinopel her, ſteht etwas erhöht ein mächtiges Haus mit Lauben ringsum, rechts ein dunkles einſtöckiges, aus Stein erbaut. Selbſt im Sonnenſchein hat das Ganze etwas Düſteres, man weiß nicht woran es liegt, aber trotz dem reichen Ausſehen ſagt man ſich unwillkürlich: da gefiele es mir nicht, da möchte ich nicht wohnen. Wie es Menſchen giebt mit finſtern, unheimlichen Geſichtern, bei denen es uns unwohl iſt, die man lieber im Rücken hat als im Geſicht, lieber hundert Schritt vom Leibe als nur drei, wo es uns wird, als berge ihre Haut ein ſchwarz Geheimniß, ein ſchaurig Räthſel, gerade ſolche Häuſer giebt es auch. Wenn wir über ihre Schwelle treten ſollen, zaudert unwillkürlich der Fuß, wir greifen in die Taſche nach dem Meſſer, wir merken uns wohl die Einrichtung, damit wir im Fall der Noth das Loch wieder finden. Ungefähr ſo ging es mir allemal, wenn ich bei dem Hauſe vorbeikam, ohne daß ich jedoch deswegen weiter nachdachte oder nachfrug.

Einmal, Anfangs des Sommers war's, ging ich wieder das Thal hinauf mit ſchnellen Schritten, ein Gewitter drohte am Himmel, die ſchwarzen Wolken ſahen gar zornig über die ſchwarzen Tannen herein ins ſchwarze Thal. Ich holte einen Wanderer ein, wahrſcheinlich ein Handelsmann aus der Gegend, der, als ich ihn erreicht, alsbald ſeinen Schritt verlängerte, weil er lieber in Geſellſchaft als allein der Gefahr entgegen ging. Einzelne Windſtöße fuhren durch die Tannen, einzelne Tropfen fielen ſchwer in den Staub. Das beſchriebene Haus ſtand eben vor uns, düſterer als nie. Das nächſte Dorf war noch eine kleine halbe Stunde weit. Wollen wir etwa da unterſtehen? fragte mein Begleiter, ins Dorf kommen wir kaum ehe es losbricht. Lieber nicht, ſagte ich, bei ſchönen Tagen ginge ich nicht gerne in dieſes Haus, geſchweige denn bei einem Gewitter. Es wird mir immer ganz unheimlich, wenn ich an dieſem Hauſe vorbei gehe, ich weiß nicht warum. Kurios, ſo wollen wir weiter, ſagte der Mann, es iſt mir ganz recht ſo, ich denke erſt jetzt daran, hätte ſonſt nichts geſagt von unterſtehen; aber wir müſſen ausziehen, was wir mögen, wenn wir nicht naß werden wollen bis ins Mark hinein. So zogen wir denn aus, brauchten die Beine nach Vermögen, dazu allen Athem, den wir im Kaſten hatten, gaben mit Fragen und Antworten uns nicht ab und kamen unter Dach noch mit trockner Haut, blos der Rock hatte was abgekriegt. Als wir unterm Dach geborgen ſaßen, und uns gütlich thaten an einem Glas Wein, gedachte ich der Worte meines Begleiters und frug nach deren Bedeutung. Er wollte nicht gleich mit der Sprache raus, endlich erzählte er mir folgende Geſchichte:

Es waren zwei Brüder, der ältere iſt geſtorben, der jüngere lebt noch, iſt einſtweilen ganz munter, ungleichere Brüder gab es nicht auf der Welt. Der ältere war ein luſtiger Bruder, arbeitete nicht am liebſten, lebte gerne gut, meinte aber nicht, er müſſe alles alleine haben, ſondern gönnte

Andern auch davon, war wild dazu, und nahms auch mit den Worten nicht genau, ſo wenig als mit dem Gelde. Der Andere war hart wie ein Abweisſtein von Granit. So lang er lebt, weiß man von keinem Gefühl als fürs Geld. Sonſt iſt er unempfänglich und unbeweglich. Probir's wer es wolle, ein Bettler oder ein Pfarrer, ihn für einen Kreuzer um Gotteswillen zu bewegen, es iſt alles vergeblich, da kann man ihn ſtreicheln, ihn rühmen, oder ſchelten, es iſt alles eins. Er lächelt in ſich und denkt: red du nur, du Löhl, ſo lang du magſt, mag ich hören. Meint Einer, was er ausgerichtet, ſo ſagt er endlich, es ſei ihm einſtweilen nicht darum, er könnte nicht eintreten, wenn er allenthalben geben wollte, wo man es begehre, er wäre längſt um ſein Hab und Gut. Arbeitſam iſt er, braucht nichts vor den Leuten, aber was er braucht, wenn es die Leute nicht ſehen, das weiß man nicht. Dem Anſchein nach nicht wenig. Je weniger er Andern es gönnt, deſto beſſer ſcheint er es ſich ſchmecken zu laſſen privatim. Wie mit dem Gelde, iſt er ſparſam mit Worten, aber was er ſagt, iſt ſchwer, ſcharf gehauen und geſtochen. Beide Brüder hatten ſchöne Höfe, der ältere den, an welchem wir vorbeigegangen ſind, der jüngere einen andern noch ſchönern eine Stunde davon; den Wald beſaßen ſie gemeinſam. Der Jüngere hatte noch viel Geld ausſtehen, dem Aeltern begann es nach und nach zu fehlen. Ein Bauernhund und ein Bauernhof haben es mit ihrem Bauern gleich; iſt er ihnen treu und denkt an ſie, ſind ſie ihm treu und laſſen ihn in keiner Noth ſtecken. Nun war der Aeltere öfters nicht daheim, überwachte die Arbeit nicht, und war er daheim, ſo mochte er doch nicht bei der Arbeit ſein, machte auch nichts daran, wenn es nur fertig wurde, gleichviel wie. Die Frau war auch nicht eine, in deren Kittel eine Bäuerin ſtak. Sie hielt ſich an die Vorſchrift, daß Eheleute Lieb' und Leid mit einander theilen ſollten, dachte daher, wenn ſie liebe, was ihr Mann liebe, ſo werde ſie nicht viel fehlen. Die Kinder lagen umher, wie verzettelte Zweige, und thaten, was ihnen wohl gefiel. Ein ehrlicher Bruder hätte große Betrübniß darüber gehabt, wäre zu ſeinem Bruder und deſſen Frau gegangen, hätte ihnen geſagt: Bruder, Schwägerin, ſo geht das nicht, ſo kommt ihr um euern Beſitz, eure Kinder gehen zu Grunde, werden Bettler und ſchlecht dazu. Denkt doch, Gott hat ſie euch gegeben, Gott wird ſie aus eurer Hand fordern. Und wenn er in einem Wirthshauſe mit dem Bruder zuſammen gekommen, an einem Markte oder ſonſt bei einer Gelegenheit, ſo wird man denken, er würde zu ihm geſagt haben: Bruder, komm wir wollen heim, du haſt genug, ich habe genug, und daheim haben wir Weiber und Kinder. Aber ſo that, ſo ſprach der Bruder nicht. Um das Hausweſen kümmerte er ſich nicht, aber wenn er dem Bruder was anſchmieren konnte, ſo that er es. Er gab es ihm ſo theuer als möglich, aber auf Borg ſo viel der Bruder wollte. Schreib auf, ſagte dieſer, wann ich Geld habe, werd' ich's wieder bezahlen. Kann's machen, ſagte der Jüngere gleichgültig und ſprach nicht mehr davon. Es iſt ſehr faßlich wie das dem Aeltern anſtändig war, es war ihm gerade als kriege er die Sachen von ſeinem Bruder verehret.

Manchmal kam er zum Bruder und wollte baar Geld. Kannſt's aufſchreiben, s'geht zum Andern, ſagte er. Komme nächſtens, wollen dann zuſammenrechnen. Wie du willſt, ſagte der Jüngere. Aber das Nächſtens wollte nicht kommen. Trafen ſie in einem Wirthshauſe zuſammen, ſo ließ es ſich auch der Jüngere wohl ſein, und wenn er gleich vom Heimgehen ſprach, that er doch nicht dringend, trank mit, bis der Bruder kaum noch Babi ſagen, geſchweige Geld zählen konnte, ſchaffte dann für Beide ab und machte allweg ſelben Tags einen ſchönen Taglohn, denn s'Aufſchreiben vergaß er nie, das war ſein Beten.

So ging es mehrere Jahre, da kam ein kalter Winter, das Holz ward theuer und wer welches zum Verkaufen hatte, löſte viel Geld. Die Brüder kamen überein, aus ihrem gemeinſamen Walde eine Parthie zu ſchlagen und zu verkaufen. Sie hätten ihre Knechte bei ſolchem Wetter nicht gebrauchen können, auf ſolche Weiſe verdienten ſie ihnen, wenn auch nicht den Lohn, ſo doch das Eſſen. Die Brüder zeichneten das Holz, die Knechte fällten und ſpalteten. Der Jüngere half dabei, der Aeltere zeigte ſich wenig. Am Morgen nach dem Frühſtück zogen die Knechte aus nach dem Walde, der zwiſchen den beiden Höfen lag, und hatten das Mittagsbrod bei ſich, das zumeiſt aus Brod, welches ſie ſorgſam vor dem Gefrieren bewahren mußten, und Aepfelbranntwein beſtand. Sonſt nicht Freund vom Schnaps, ſo muß ich doch geſtehen, daß bei ſolcher Arbeit im kalten Wald ein Gläschen Schnaps mir eben ſo zweckmäßig ſcheint als kalte Milch oder dünner Wein, welche kaum vor dem Gefrieren zu bewahren ſind, auch wenn man, wie üblich, ein Feuer dabei hat, denn wenn die Kälte bedeutend iſt, ſo ſprengt man das Geſchirr, wenn man die Sache wärmen will, oder die Sache bleibt kalt, wenn man das Geſchirr ſchonen will. Die Bäuerin ſorgt in der Regel ſchon dafür, daß Keiner zu viel kriegt, und wenn der Meiſter Aufſicht führt, ſo laſſen es die Knechte ſchon ſein, extra holen zu laſſen um nachzubeſſern. Im Walde holzeten noch andere Bauern, ſo daß da ein reges Leben und viel Lärm war und die Haſen gar nicht wußten, wohin ſie ſich flüchten ſollten um ein ruhiges Schläſchen zu halten.

Eines Abends befahl der Jüngere ſeines Bruders Knechten, ſie ſollten ihrem Herrn ſagen, es müſſe noch mehr Holz gezeichnet werden, daß er ohne Fehl morgen gegen Mittag in Wald komme. Es war gar mörderiſch kalt. War Einer nur einige Minuten im Freien, war er ein Greis geworden, nicht blos mit weißen Haaren, ſondern weißen Bärten ringsum. Die Tannenwälder waren durch Reif und Schnee faſt undurchdringlich geworden, unter den weißen feſten Dächern des kleinen Tannenaufwuchſes feierten die Haſen ihre Hochzeitfeſte und die Füchſe holten ſich hier ihre Weihnachtsbraten und hielten in der Nähe ihre Neujahrſchmauſereien. Wie ein aufrechter Eisbär kam der Aeltere zu den Holzern, traf aber den Jüngern noch nicht, fluchte darüber, ſetzte ſich zum Feuer, zog die Branntweinflaſche, die man gerne in der Bruſttaſche mit ſich trägt, wenn es ſo kalt iſt und man in den Wald geht, aus der Taſche und that manchen braven Schluck, bis endlich der Bruder kam. Als ſie ſich gegenſeitig Beſcheid gethan, denn der Jüngere hatte noch eine größere Flaſche bei ſich als der Andere und ſagte dazu noch zum Aeltern, er ſolle nur nehmen, er habe dann noch mehr, ſetzten ſie ſich endlich in Bewegung, und wo ſie eine Buche fanden, welche nicht mehr wachſig ſchien, ward ſie zum Tode beſtimmt. Wie von ungefähr trafen ſie zu einem Feuer, um das einige Bauern ſaßen, gute Bekannte, Anſtößer (deren Ländereien an einander ſtießen), die zu gleichen Zwecken daher gekommen ſchienen. Sie waren eben auch daran, aus ihren Taſchen die Herzſtärkungen ſich zu Gemüthe zu führen, brachten es den Ankommenden, lachten viel, wie das ſich ſo ſchön treffe, es ſei als ob der Teufel die Rechten aus allen Ecken hertrage. Ja wohl war's ein Teufel, der ſie herbrachte, aber der, welcher es ſagte, wußte nicht, was er ſagte, wie es oft geht dem Menſchen. Es ging luſtig her um's Feuer, man rühmte, man klagte, that groß, machte ſich klein, trieb Wortſpiel in aller Weiſe, erhob dieſen Tag, wo man luſtig ſein könne, ohne daß die Weiber ihre Naſen dazwiſchen ſtecken könnten, wo man nicht den Hund machen müſſe an harter Arbeit, ſchimpfte über die Arbeit, das Hundeleben der Bauern. Wenn ihm Jemand ſeinen Hof abkaufen würde, er thäte ihn wohlfeil geben, ſagte Einer, gut leben möchte er auch noch einige Jahre, ehe er davon müßte, was hätte man ſonſt vom Leben, als ſich plagen wie ein Roß und freſſen wie ein Hund, daß es wahrlich die Schweine beſſer hätten. So klagten die dicken Mannen, die da ums Feuer ſaßen, im dicken Buchwald voll

Schnee ringsum und unten und oben, denn in den dichten Aeſten der Buchen hatte der Schnee ſich gefangen und faſt wie zu einem Dache gewölbt. Wer dieſe Klagen hörte, dem mußte ganz jammerſüchtig und herzbrechend werden im Gemüthe, und ſehr begreiflich, daß die Männer allweil ſich ſtärken mußten in ihrem Jammer aus ihren dicken Flaſchen, ſie wären ſonſt in Ohnmacht gefallen, oder gar ſchwermüthig geworden. Am meiſten kam es dem ältern Bruder übers Herz. Noch heute thäte er ſeinen Hof verkaufen, wenn ihn Jemand wollte, ſagte er. Rede nicht ſo laut, ſagte der jüngere Bruder, es könnte dir ungſinnet ein Käufer ſich ſtellen, und dann? Das wäre mir ganz recht, er ſoll herkommen, er muß ihn haben und wohlfeil. Wie theuer müßte ihn Einer haben, per Exempel ich, wenn ich ihn begehrte? frug der Jüngere. So ging das Spiel an, und ging und ging, bis der Jüngere den Hof gekauft hatte, faſt ums halbe Geld, die Männer Zeugen waren und die Brüder ſich die Hände drauf gaben. Und als das geſchehen war, rauſchte es über ihnen, eine Maſſe Schnee ſtürzte plötzlich dumpf dröhnend über ſie, deckte ſie ſammt dem Feuer. Das Feuer unten hatte allgemach die Luft darüber erwärmt und den Schnee in den Aeſten gelöſt, der Handſchlag ihn entſetzt, decken wollte er die That. Aber Schnee iſt Schnee, der Schnee verging, die That blieb. Erſchrocken fuhren denn doch die Männer auf, viel Redens war nicht mehr, und wenn auch ſchwindlich im Kopf, war es doch Manchem unheimlich im Gemüthe als er heimging, und als er am Morgen erwachte, dachte er bei ſich, ſie hätten blos Flauſen getrieben, und er ſagte keinem Menſchen was davon, nicht einmal ſeinem Weibe.

Indeſſen bei Allen war es nicht ſo; denn wo ein halb Dutzend beiſammen ſind, da iſt allweil wenigſtens ein Mund, der rinnt. Gleich am zweiten Tage kam des Aeltern Frau auf ihn eingeſtürzt, heulend: Iſt's wahr, daß du den Hof verkauft? — Dem hatte auch etwas davon gedämmert, er hatte aber nicht blos die Augen, ſondern den ganzen Kopf voll Schnaps gehabt, und ſich damit getröſtet, es ſei entweder ein Traum oder nur Spaß geweſen, wär' es Ernſt geweſen, ſo hätte der Bruder ſicher ſich ſchon gemeldet. Er brüllte daher ſein Weib tapfer an, bis es getröſtet war. Das währte aber nicht lange. Der Jüngere meldete ſich, der wußte ganz genau, was geſchehen war. Freilich kam er nicht zum Bruder ins Haus und ſagte ihm: Weißt, der Hof iſt jetzt mein! Er liebte den Spektakel nicht, den eine ſolche Kunde abſetzen mußte, auch nicht Schläge, welche ſehr möglich geweſen wären, denn ſein Bruder war ein handfeſter Mann und hatte Söhne und Knechte. Er kannte genau des Bruders Gänge, er wußte, daß er keinen Wochenmarkt im benachbarten Städtchen fehle, und in welcher Schenke er immer zur nämlichen Zeit anzutreffen ſei. Dort fand er ſich ein mit zwei Männern, welche auch um jenes Feuer geſeſſen. Dem Aeltern kam nichts Böſes in Sinn, er brachte ſein Glas dem Bruder, und erſt nach einer Weile und noch manch anderm Glas ſagte dieſer: Wie wär's, wenn wir gingen, den Kauf anzugeben und darüber zu ſchwören, es ſchickte ſich heute gar wohl. Mir recht, ſagte der Aeltere, aber die Weiber ſollten dabei ſein. Du zahlſt doch Wein bis die Kuh einen Batzen gilt? — He, ſagte der Jüngere, man kann ein andermal bei den Weibern nachbeſſern, aber heute hülfe ich es fertig machen; und zu ſeinem großen Schrecken ſah der Aeltere, daß aus dem Spaß bitterer Ernſt wurde. Nun wollte er aufbegehren, wollte wie ein in bewußtloſem Zuſtande gebundenes Roß ſeine Bande ſprengen, aber man trank ihm zu, man ſprach ihm zu bis er wieder zum Glauben kam, er habe einen Schick gemacht und könne glücklich werden, erſt jetzt ſo recht erfahren, was eigentlich Leben ſei.

Der gute Tropf, der zu Hauſe oft ein Wütherich war, der wurde willenloſer als ein kleines Kind, wenn man ihn auf die rechte Weiſe zu nehmen wußte, er hatte keine eigene

Ausſicht mehr, man konnte ihm eingeben, welche man wollte. Der gute Tropf ging hin und gab den Hof, gab den Boden unter ſeinen und ſeiner Familie Füßen weg, kein Wunder, daß er und ſeine Familie verſchlungen wurden von dem ungeheuern Abgrunde, wo die vergangenen Herrlichkeiten der Welt begraben liegen. Stolzen Muthes ging er am Abend noch heim, als hätte er einen Preis gewonnen, am folgenden Morgen kam dann der Katzenjammer nach. Natürlich vernahm es die Frau alsbald, wahrſcheinlich gleich nach Mitternacht, was geſchehen war, und weckte das ganze Haus vor Tag mit ihrem Jammer bis an ihren Eheherren, der, wenn er in ſeinem Bett lag, von den Poſaunen des jüngſten Gerichts im mindeſten nicht berührt worden wäre. Geſchehen war geſchehen, heulen konnte man wohl, aber es half nichts. Ein gewiſſer ſtumpfer Trotz ſetzte im Aeltern ſich feſt, er wollte nicht der ſein, der ſich habe beſchummeln laſſen. Er habe gethan, was er für gut gefunden, was ſolle er bauern mit einem ſolchen Tätſch von Weib? Dazu habe er auch das Recht; er ſei weder bevogtet, noch werde Jemand an ihm verlieren, er habe Vermögen genug für ſich und ſeine Familie, ſie würden Niemanden plagen und darum gehe es Niemand was an, was er mache. So haben ſchon Viele aufbegehrt, ſie kannten nicht blos die kommenden Tage nicht, ſondern nicht einmal die Richtungen, nach welchen die Wege gingen, auf denen ſie liefen, dachten nicht, daß ſie ſchnurſtraks zur Gant und zum Bettel führten. Der gute Mann hielt ſein Vermögen auch für ſehr bedeutend, aber es kam ein Tag, wo er aus dem Irrthum kam. Den Hof hatte er alſo verkauft um eine beſtimmte Summe, dieſe Summe hielt er, einige geringe Schulden abgerechnet, für ſein Vermögen. Da war ſein Irrthum. Der Bruder zeigte ſich nicht bei ihm, Nutzens und Schadens Anfang war etwas hinausgeſtellt, und derſelbe hatte geſagt zum Aelteren: es iſt dann nicht, daß du aus dem Hof mußt, bis du was Anderes haſt, du kannſt da bleiben, ſo lang du willſt, es wäre ja Platz für dich und deine Familie, auch wenn ich einen Pächter hätte. Eines Tages trafen ſie einander auf dem Wege und der Jüngere ſagte zum Aeltern: „Wir müſſen doch einmal das Rechnen anſtellen, willſt zu mir kommen, oder wollen wir es beim lahmen Stiefel machen? Allweg mußt dein Buch mitbringen. Du wirſt es auch aufgeſchrieben haben?“ Und als er das ſagte, ſchoß er einen Blick unter ſeinen dichten Augenbrauen herauf und ſah, was er wollte, eigentlich ſchon wußte. Dem Bruder war das Rechnen wie Feuer unter der Naſe, er hatte es wie viele Leute, die nie etwas abmachen können. Hier ließ er ſich endlich dazu verſtehen, denn nach dem Rechnen ward ihm Geld flüſſig, er konnte unbehindert über Summen verfügen und das gefiel ihm. Beim lahmen Stiefel fanden ſie ſich am abgeredeten Tage. Der Aeltere kam mit einem dünnen Kalender in der Taſche. Da ſei's aufgeſchrieben, ſagte er, man könne ſehen, ob's recht ſei. Der Jüngere hatte ein ſtarkes Buch unter dem Arme, das werd' es ausweiſen, wie viel es ſei, ſagte er. Richtig, das Buch ſagte was, und zwar ganz was anderes als des Aeltern Kalender, ihr Inhalt ſtund im Verhältniß zu ihrer Dicke. Während im Kalender nur einige hundert Gulden ſtunden, fanden ſich im Buche viele tauſende, ja, und was das Fatalſte war, der Aeltere mußte am Ende dran glauben, denn es ſtund ja in einem ordentlichen Handbuch, welches ordentlich paginirt war und ſogar ein Regiſter hatte, eine zur ſelben Zeit ſehr auffallende Eigenſchaft.

Den Hof mußte alſo der Aeltere laſſen, denn was vor Zeugen verkauft war, war verkauft ohne Widerrede. Jetzt wäre es anders. Wahrſcheinlich übten noch mehrere Brüder oder andere Leute ſolche Manieren aus, brachten die Leute in benebelte Zuſtände und ſchloſſen bei ſolchen Anläſſen angenehme Käufe; denn nun ward verordnet, daß kein Kauf gültig wäre, bis er vor dem Notar angegeben und gelobt ſei.

Dadurch iſt wirklich mancher infamen Prellerei vorgebeugt worden, aber ob der Geſetzgeber wird machen können, daß in paginirte und regiſtrirte Hausbücher kein Schelm Schelmereien wird ſchreiben können, daran zweifeln wir ſehr.

Der Aeltere ſprang freilich hoch auf, als ihm der Unterſchied klar wurde zwiſchen ſeiner und des Bruders Rechnung, aber er ſprang doch nicht drüber aus. Der Bruder ſagte einfach: Thue doch nicht ſo wüſt, es hilft dir nichts, von wegen, ich ſtehe zu meinem Hausbuch. Am wildeſten tobte der Aeltere gegen die Zechen, welche der Jüngere für ihn bezahlt und ihm aufgeſchrieben. Erſtlich, ſagte er, ſei es eine gottvergeſſene Schande, ſo was aufzuſchreiben. Zahlt ſei zahlt, ſein Lebtag hätte er nie gehört, daß man das, was Einer für den Andern in einem Wirthshauſe bezahlt, wieder eingefordert. Wenn er das wollte, könnte er leicht noch einmal ſo reich ſein. War ſehr möglich. Zweitens, ſagte er, mehr als halb zuviel hätte der Bruder aufgeſchrieben. Eine Kuh hätte es nicht geſoſſen, geſchweige ein Menſch, was er da bezahlen ſolle. Aber das Hausbuch war paginirt und der Bruder ſagte, er ſtehe dazu! Sie hatten mehrere Zuſammenkünfte beim lahmen Stiefel, es wurden Dieſe und Jene beigezogen, etwas wurde abgemarktet um Fried und Ruhe willen, wie der Jüngere ſagte, aber die Hauptſumme blieb. Was willſt machen? ſagten dem Aeltern Alle, das Hausbuch iſt recht und dein Bruder ſteht dazu. Hätteſt auch aufgeſchrieben, was du geglaubt, es möchte es erleiden, dann hätteſt auch dazu ſtehen können. Man ſprach wohl davon, es ſollte der Jüngere zum Eid angehalten werden, aber das wollte der Aeltere nicht. Hans macht den Schelmen an mir, ſagte er, und wenn ich ihm ſchicklich, daß ich nicht in große Ungelegenheit käme, beide Beine ab einander ſchlagen könnte, ich thät's uf my Seel. Aber ſy Seel dem Teufel zujage, ſelb begehre ich denn doch nicht, von wegen der Familie. So ward ſein Vermögen bedeutend geſchmälert und was baar in ſeine Hände kam, war wenig genug

Es ging rückwärts als die Familie auf dem Hofe lebte, das Vermögen ein angenageltes war und aus Grund und Boden beſtund; man kann denken, wie es jetzt ging, als das Vermögen flüſſig war, und es nichts brauchte als davon zu nehmen. Es hieß wohl, es müſſe etwas anderes gekauft ſein, aber das verzog ſich, und derweilen ward tapfer gebraucht, und als ein Heimweſen gekauft wurde, war es ein ungeſchickter Kauf, brachte neuen Verlurſt. Es war als ob Alle gelähmt ſeien, Niemand den Muth zur Arbeit hätte, Keins ein Herz zum Vater, Jedes rechnete nur, um wie viel er es gebracht, trachtete nach ſeinem eigenen Nutzen, lief ſeinem eigenen Vortheil nach, ließ Eltern Eltern ſein; alle Bande riſſen, mit dem Hof war aller Segen fort, die ganze Familie ging Stück für Stück zu Grunde, die Einen ſtarben, die Andern wurden Bettler. Das war ein Bruderſtück. Den Alten ſah man noch lange an langem Stecken guten Leuten nachgehen. Man hätte ihn wohl von der Gemeinde aus in Umgang gethan, wenn es nicht aus Achtung für den Jüngern unterlaſſen worden wäre, denn der wurde immer angeſehener, je reicher er wurde. Die Gemeinde unterſtützte den Aeltern daher auf andere Weiſe. Des Jüngern Neffen und Nichten Kinder bettelten oft vor ſeiner Thüre, aber ſie erhielten wenig oder nichts, wie die Andern auch. Wenn man ſie dann in einem Nachbarhauſe fragte: Was hat er dir gegeben? ſo antworteten ſie traurig: Nichts, und doch wäre es ihm wohl angeſtanden, unſer Großätti und er ſind Brüder, und der Hof, den er hat im Graben, war einmal unſer. „Haſt ihm das nicht geſagt und ihn gvetteret?“ Nein, antwortete einmal ein Mädchen, aber der Bruder hat es gemacht, und dem hat er geſagt, wir ſeien ſchlechte Leute, wo man nichts als Schande erleben müſſe, er ſolle ihm nicht mehr zum Hauſe kommen. Da ſagen wir lieber nicht, wer wir ſind, ſonſt bekämen wir gar nichts mehr als vielleicht noch Schläge, er wär's im Stand.

Es ſind ſeit der Zeit viele Jahre verfloſſen, man vergaß die Sache allgemach, ſie ſchien für immer mit Gras überwachſen zu ſein. Der jüngere Bruder arbeitete zumeiſt den Hof als ſogenanntes Zugut von ſeinem Stammgut aus. Viel Glück hatte er nicht damit, und geſchah was Ungeſchicktes, ſo trug es ſich auf dieſem Gute zu. Sein Geſinde arbeitete ihm nie gerne hier, machte immer, daß es ſobald als möglich wieder wegkam. Unterdeſſen wuchs ſeine Familie nach, darunter drei Söhne, ſo rechte Mondskälber voll Uebermuth wegen ihrem Geld und ihrer Kraft, auf ihnen hielt der Vater viel, meinte, drei Buben wie er, werde kaum Einer haben, ſoweit der Himmel blau. Von Jugend auf wurden ſie in dieſem Uebermuth erzogen, das Bewußtſein ihnen eingegeben, daß kein Teufel ihnen etwas zu befehlen hätte, daß das Geld die Hauptſache ſei, und wer Geld habe, habe weiter keinem Hund was nachzufragen. Von Gefühlen, weder von religiöſen noch ſogenannten menſchlichen, war weder die Rede, noch ſahen ſie daheim eine Spur davon, rückſichtslos und hart war man gegen alle Menſchen. Was muß in ſolcher Luft aus wilden Buben werden? Sie hatten alle Fingers lang Prügeleien und das Geld, welches dieſe koſteten, war das einzige Geld, welches den Vater nicht reute. Treten laßt euch nicht, ſagte er, ſieht Einer euch ſchief an, ſo gebt ihm verflucht, daß er künftig weiß, wer ihr ſeid. Wenn es ſchon viel Geld koſtet, ſo macht es nichts, wenn er nur abkriegt, daß er nach Gott ſchreit, je mehr je beſſer.

Daß bei ſolchen Gelegenheiten die Burſche ſich in der Regel betranken, achtete er nicht, er meinte, es gehöre dazu. Daß ſie auch zu Hauſe dem Schnaps zuſprachen, achtete er wenig. Derſelbe koſtete ihn nichts, an die Macht der Gewohnheit und deren Wachsthum dachte er nicht, ſondern nur ans Geld. Er hatte überhaupt gar keinen Gedanken an die Möglichkeit, daß es anders gehen könne in ſeinem Hauſe, als er es im Kopf hatte, oder daß ſeine Söhne anders ausfallen könnten, als er ſie haben wollte. Daß ein rechter Hausvater zu rechter Erziehung den lieben Gott nöthig hätte, fiel ihm auch nicht im Traume bei. So wuchſen ſie auf als gewaltige Knebel bis zur Zeit, wo üblicher Weiſe ſolche Knebel nach Weibern greifen. Das iſt ein wichtiger Punkt in einem ſolchen Hauſe, und wenn ein Sohn mit Einer kommt, deren Vater nur Geißen hat oder nur ein Kuhli oder zwei, ja dann hat es gefehlt, dann iſt ein Jammer voll Zorn, als ob Gott der Sohn von den Juden noch einmal verrathen und gekreuzigt werden wäre, und wenn noch zwanzig Jahre die Krankheit den armen Leuten die Kartoffel fräß, das Korn aber dabei im guten Preiſe bliebe, ſo würde dieſes Unglück für viel geringer geachtet als das erſte. Auch dieſe Epoche ging für unſern Mann glücklich vorüber. Die beiden älteſten Söhne heiratheten ziemlich nach ſeinem Willen, während der jüngſte einſtweilen noch bei ihm blieb. Dem Aelteſten übergab er den Hof, den er ſo wohlfeil gekauft, der ſollte ihn nun einſtweilen bearbeiten und dann beſitzen. Wie der nun da einzog, war es, als hätte die Strafe auf ihn gelauert und faſſe ihn plötzlich. Es ergriff ihn eine gewaltige Trinkſucht. Es war als wäre der Geiſt ſeines Oheims umgegangen unſtät, hätte eine bleibende Stätte geſucht und ſei, als der Neffe ins Haus gekommen, in dieſen gefahren, hauſe nun da und fahre fort, wo er es beim Leben gelaſſen. Dieſem Oheim wurde er in all' ſeinem Thun und Laſſen immer ähnlicher, es mußte dem Vater wirklich vorkommen, als habe er ſeinen ältern Bruder vor ſich. Er hat die ganze Liederlichkeit, nur nichts von der Gutmüthigkeit, welche der Oheim doch noch hie und da an den Tag legte. Er iſt in allen Dingen hart wie ſein Vater, und je mehr er trinkt, deſto böſer wird er, er iſt keiner Kreatur Freund, er ſchlägt Menſchen und Thiere, Weib und Kinder; ob er auch den Vater ſchon in die Finger genommen, darüber herrſchen im Publikum zwei verſchiedene Meinungen. Er arbeitet wenig oder nichts mehr, der Vater hat den Hof wieder an die Hand genommen, vielleicht daß ihn der Sohn ſonſt auch verkauft hätte. Der Vater muß ihn nun wieder bewirthſchaften und alle Wochen ſo manchmal hinüberkommen und alle Mühe und alle Noth ausbaden und immer das Herz voll Zorn faſſen, für Mitleid iſt kein Platz in demſelben. Mit dem Sohn hat er nicht das mindeſte Erbarmen. Wenn ihm derſelbe nur bald aus den Augen wäre, ſoll er geſagt haben; daß er dieſes ob ſeinem Bruder verdient, daran denkt er nicht von ferne. Im letzten Winter, es ſoll gerade an demſelben Tag geweſen ſein, da er ſeinem Bruder den Hof abgekauft, kam er vom Markte heim, es war ſchon finſter. Er ſtolperte über etwas, es war ein Betrunkener, der auf der Straße lag, und als er noch etwas genauer hinſah, war es ſein zweiter Sohn, der da in der Straße lag. Da fluchte er und ſagte, es nehme ihn doch Wunder, ob ſie alle drei den gleichen Weg dem Teufel zu wollten. Dieſer Sohn wohnte bei ſeinem Schwiegervater, mußte ſich dort in Acht nehmen, aber wo er Gelegenheit hat, beſudelt er ſich, wird dem ältern immer ähnlicher. Der Vater merkt es jetzt, daß er angeſteckt iſt, und was ſagt er dazu? Meintwegen, ſagt er, zu dem kann ſein Schwäher ſehen, der geht mich nichts mehr an, er wollte ihn einmal drüben haben, jetzt ſehe er zu! Es will manchmal die Leute dünken, als wäre es ihm recht, wenn die beiden ältern Söhne nur bald fort wären, ſo könnte er dem jüngern deſto mehr zuſchanzen, ihn deſto reicher machen. Dann bliebe ein deſto größerer Stock beiſammen. Den liebt er und ſonſt nichts auf der Welt, und am meiſten haßt er die, welche ihn für etwas anſprechen, ſei es für ſich ſelbſt oder für Andere. Aber fluchen thut er nicht mit ihnen, kaltblütig, ſpöttiſch, vom Himmel hoch herab weiſet er ſie ab, daß man noch lange nachdenken muß, ob man dann eigentlich irgend in etwas gefehlt, daß er ſo habe kommen dürfen, und daher meiſt erſt lange nachher zu dem Zorn kömmt, den man gleich ihm gegenüber hätte haben ſollen, um ihm einmal ſeinen rothen Schnabel ſo recht vaterländiſch zu waſchen. Das graut nun aber den Leuten immer mehr. Die alte Geſchichte, welche vergeſſen ſchien, taucht immer mehr auf. Es werde ſein, daß vielleicht ſchon ſeine Großkinder das Brot ſuchen müßten, wo ſeines Bruders ſeine, ſagen ſie. Es werde viel geändert in der Welt, aber an Gottes Wort werde man nicht viel machen können, daß die Sünden der Väter geſtraft würden bis ins dritte und vierte Geſchlecht an den Kindern.

Sie möchten es zwar dem Alten beſſer gönnen, wenn er ſelbſt abthun müßte, was er verſchuldet, von Rechtswegen hätte er es verdient, aber der Herr werde ihm an einem andern Orte aufmeſſen wollen, was ihm gehöre, ſagen die Leute. Vom Jüngſten wird auch ſchon allerlei geſchwatzt, während Andere ſagten, der habe des Vaters Art, der gönne es ſich auch und Andern nichts, aber er nehme nicht mehr als ihm wohl mache, ſelten ſehe man ihn mit einem Rauſch.

So ward mir erzählt, während es draußen brauſte und ſtürmte. Doch ging die Rede nicht ſo ununterbrochen, ſondern es gab dazwiſchen noch gar manche Rede und Gegenrede, denn Wirth und Wirthin miſchten ſich auch ein und gaben ihren Senf dazu, aber der Kürze wegen ward es ſo zuſammen gezogen und viel ausgelaſſen. Beſonders gilt dieß von dem, was die Wirthin zu erzählen wußte. Sie war ſehr bekannt im Geiſterreich und namentlich mit zwei oder drei Geiſtern, welche auf jenem Hof umgingen, die man ſehen könne am heiter hellen Tag, von denen die Dienſtboten Wunder zu erzählen wüßten, und von denen ſie einmal einen ſelbſt geſehen, doch nur am Rücken.

Als das Gewitter ſich verzogen hatte, gingen wir weiter und Neues verdrängte das Alte.

Ein Jahr ſpäter, da ich wieder nach Konſtantinopel gehen wollte, kehrte ich in ſelbem Wirthshauſe ein, wo ich das Obige vernommen hatte. Die Wirthsleute kannten mich noch und kaum hatte die Wirthin mir meinen Schoppen gebracht, als ſie neben mir abſaß und ſagte: „Ja gelt, Herr, wie es doch gehen kann! Erinnert ihr euch, was wir hier von dem ſteinigen Bauer und ſeinem dunkeln Hofe geſprochen? wißt ihr, wie es dem im letzten Winter ergangen?“ Solche Leute meinen, was ihnen als gar wichtig vorgekommen, das müſſe auch herum gekommen ſein in der ganzen Welt, vom Nordpol bis zum Südpol. Als ſie ſich ſattſam verwundert, daß ich nichts gehört, und doch hätte die ganze Welt davon geredet, erzählte ſie Folgendes: Im vergangenen Winter hätten ſie wieder geholzet im nämlichen Walde, wo der Handel um den Hof vorgegangen. Es ſei eine große, ſchöne Buche gefällt worden, welche man unverſägt gelaſſen, weil man ſie für Wagnerholz habe brauchen wollen. Ein alter Knecht verfluche ſich, ſo oft man wolle, aber die Leute könnten es ihm ſchier nicht glauben, daß es die nämliche Buche geweſen, von welcher damals, als der Hof verkauft worden, der Schnee ins Feuer gefallen, allweg ſtund ſie nicht weit davon, und darauf, ob's akurat die gleiche war, kommt's am Ende nicht an.

Es war ſehr kalt und hart gefroren und kein Schnee, und das Aufladen auf den Wagen ein ſchwer Stück Arbeit. Der Vater war nicht dabei, ſondern der jüngſte Sohn. Der ſagte: ſie wollten, ehe ſie dran gingen, noch einen braven Schluck nehmen. Sie nahmen einen, und vielleicht einen nur zu braven, und gingen ans Werk. Wie es ging, weiß Niemand recht, ob eine Winde fehlte oder ein Menſch, aber die ſchwere Buche, die ſchon bald oben war, fiel zurück, der Sohn kam drunter, ſie fiel ihm auf den untern Leib, und ehe man ihn darunter hervornehmen konnte, war er todt. Denket, Herr, todt! Jetzt hätte man denken ſollen, gehe es dem Alten ins Herz, er werde ſich geberden, daß Niemand dabei zu ſein wage. Die Knechte brachten ſtatt der Buche mit Zittern den Sohn heim, todt. Der Alte ſieht ſie kommen von Weitem, aber ohne Buche, ſteht vor dem Haus, ruft ſie an, was das ſei, daß ſie ohne Buche kämen. Es wäre ihnen lieb, ſie hätten ſie, ſagten die Knechte, und leid ſei es ihnen, daß ſie ihm das da bringen müßten. Der Alte that wohl einen Ausruf, aber glaubt ihr, daß ihm ein Auge naß geworden wäre? Er befahl, den Sohn ins Bett zu legen, den Arzt zu holen. Als er hörte, man habe bereits Einen abgeſchickt, es werde aber kaum mehr was zu machen ſein, ſagte er, he! ſo hätte man es können bleiben laſſen. Weiter that er kein Zeichen, daß er ein Gefühl hätte, es graute allen Leuten, ſie ſchlugen die Hände über dem Kopf zuſammen, und am liebſten wäre Niemand mit zum Grab gegangen. Es glaubten Viele, wenn es da kein Zeichen gebe, ſo gebe es niemals mehr eins. Aber es gab keins. — Und jetzt frug ich, wie geht es? Denn es geſchieht oft beim größten Schmerz, daß man wie verſtockt iſt in den erſten Tagen und daß er erſt nachher losbricht. Nichts von dem, ſagte die Wirthin, er iſt wie ein Stein, nur redet er vielleicht noch weniger als früher, iſt immer wüſter gegen alle Leute, nicht blos gegen die Armen, ſeines Sohns Frau in jenem Hauſe läßt er faſt im Elend, ſie und die Kinder müſſen es entgelten, was ihm der Junge ſtiehlt und ſonſt verthut. Kein Menſch kann begreifen, wo er mit dem Gelde hinkömmt und was er eigentlich denkt und was er ſich für eine Rechnung macht. Es ſind viele Leute, welche ſagen, und es iſt ihnen Ernſt dabei, wenn der um Gotteswille nur nicht ſterbe bei ihren Lebzeiten, denn wenn er todt wäre und ſie Einem begegneten, der ausſähe wie er, ſo dürften ſie dieſe Straße nicht mehr fahren, weder bei Tag noch bei Nacht. Und ſchaut, Herr, wenn man ihn anſieht, ſo muß man es glauben. Wenn er ſo ſteinig daher kömmt mit ſeiner ſtoßigen feurigen Naſe, ſo iſt es faſt, als ob es der Teufel ſelbſt ſei, man muß ſich fürchten, man mag wollen oder nicht. Daneben iſt's gut, daß es ſo ging, es glaubt jetzt wieder Mancher, daß ein gerechter Gott im Himmel wohnt, und daß es nicht gleichgültig iſt, wie man auf Erden thut. Der mache ſich jetzt nur noch ſo ſtettig gegen den lieben Gott, aber wenn es Zeit ſei, werde der es ihm ſchon zeigen, wer Meiſter ſei, ſagen alle Leute. Aber, ſagte ich, die Leute hätten doch noch beſſere Urſachen, um an Gott zu glauben, als ſo etwas. Ja, ſagte die Frau, die Leute ſind drum gar wunderlich, ſie wollen die Sache vor Augen haben und mit den Händen greifen, und wer es da nicht greifen kann, ja dem, Herr, iſt nicht mehr zu helfen. Da half Disputiren nichts mehr, und ich muß ſagen, ich vergaß die Sache auch nicht.

Nur ſchien es mir ſonderbar, wie es an einem Orte ſo gehe, an andern Orten anders. Ich kannte Leute, welche viel Böſes gethan, immer ſo unſauber waren im Gewiſſen wie jener Alte, denen war nichts Abſonderliches begegnet. Im Frieden ſchienen ſie ſüße Früchte ihrer Ungerechtigkeit zu genießen, hell auf, vom zürnenden Gott vergeſſen zu ſein in alle Wege. Und warum bei dieſem ſteinernen Klotz an den Kindern ſtrafen, die nichts verſchuldet, und deren Strafen ihm nicht einmal weh zu thun ſchienen, warum nicht ihn ſelbſten ſchlagen mit einer Pein, die in Mark und Bein ihm fährt? Da dachte ich, daß nicht umſonſt geſagt ſei, meine Wege ſind nicht euere Wege, und meine Rathſchläge ſind unerforſchlich, dachte an den armen Hiob, der anfänglich auch mit ſolchen Fragen in ſeinem Elende ſich ſelbſten noch peinigte, an David, der in ſeinem dreiundſiebenzigſten Pſalm ſie aufwarf und beantwortete. Es iſt ſo Vieles auf Erden wunderbar vor unſern Augen, Vieles wird im Lauf der Jahre uns klar, und Vieles wohl erſt, wenn die Räthſel aufhören, und von Angeſicht zu Angeſicht wir ſchauen, was den Augen, die aus Erde gebaut ſind, verborgen war. Ueber dieſe Gedanken war wiederum manches Gräslein gewachſen und entweder vom Vieh gefreſſen worden oder in Schnee erfroren, und weit herum war ich gewandert, nicht blos hin und her zwiſchen Konſtantinopel und Bern, ſondern durch Steppen und allerlei wüſte Orte, und bin doch nicht der ewige Jude, noch viel weniger deſſen Frau, die ihm der Franzoſe Sue angehängt hat, als hätte der arme Teufel nicht an ſich ſelbſten genug. Ich muß halt auch wandern und weiß nicht wie lange, doch hoffentlich nicht ſo lange als der ewige Jude, und ich weiß auch warum. Aber nicht darum, wie er, weil ich den Heiland nicht will abſitzen laſſen vor meinem Hauſe, ſondern weil ich ihn eben ſuche, daß er bei mir einkehre und Herberge mache. In Konſtantinopel bin ich zwar immer noch gerne und wandere von dort nach Bern, die Türken habe ich nicht ungerne, ſie rauchen guten Tabak und haben gutes Roſenwaſſer, handle damit nach Bern, wo man gerne zu gutem Geruch kommen möchte und es faſt nicht z'weg bringen kann.

Als ich nun das letzte Mal durch jenes düſtere Thal Bern zuſchritt, war es wieder Frühling und ſehr lieblich, in mannigfaltiger Farbenpracht ſchimmerte das von verſchiedenartigem Laubwerk eingefaßte Thal. Auf jedem Baumzweig ſaß ein Sänger und pries auf ſeine Weiſe ſeinen Schöpfer und Herrn. Es war als ſei es das Jugendfeſt der Schöpfung, die Feier der Tage, wo der Herr endlich ſein Werk betrachtet und geſagt hatte: ſiehe, es iſt alles ſehr gut. So wanderte ich in ſtiller Freude den ſchattigen Weg entlang und vergaß meine armen Beine und kam mir ſelber vor, als ein Jüngling auf der Wanderſchaft. Hätte gerne mit geſungen den Preis auch meines Schöpfers, wenn ich es ſo ſchön gekonnt, wie des Waldes Vögelein. Als ich zur Beugung des Thales kam, wo das dunkle Haus ſo unheimlich vors Auge trat, ſtellte es mich unwillkürlich, obſchon ich nicht daran gedacht hatte. Es war nicht mehr da das dunkle, unheimliche Haus, heiter ſah man weiter ins Thal hinaus, weißlicht ſchimmerte es über den Platz hin, auf welchem das Haus geſtanden war. Als ich genauer hinſah, ſchien es mir Bauholz zu ſein, bereits überhauen, das Alte werde wahrſcheinlich verbrannt ſein, dachte ich. Ungefähr hundert Schritte vor mir ſtand ein Mann im Wege und hackte etwas in der Straße, als wäre er ein Wegknecht, aber für einen ſolchen kam er mir ſonderbar vor. Er trug eine blaue halbleinene Kappe, wie ſie vor hundert Jahren allgemein waren, und einen grauen Mantel mit einem Kragen, der über die Arme hing, und die Sonne ſchien ſo warm. Den fragſt du, dachte ich. Aber den konnte ich nicht fragen, der glitt vor mir weg, oder machte ſich vorwärts, ich wußte faſt nicht wie, aber an ihn heran konnte ich nicht kommen. So kam ich unvermerkt dem Bauplatz nahe, dort verſchwand mir der Mann, aber auf einem behauenen Holz ſaß ein Weib und gaumete ein Kind. Es war ein blaſſes, aber junges Weib, mit verſtändigen Augen, aber ernſten Mienen. Sie ſagte mir, das Haus ſei das ihre geweſen, im letzten Sommer abgebrannt und ſie kaum mit dem Leben davon gekommen. Da ſei Holz für ein neues, ſie wollte es wäre ſchon gebaut.

Und der alte Mann, der vor mir ging und hinwegkam, ich weiß nicht wie, wer iſt das? frug ich. Sie ſah mich ſeltſam an, ehe ſie antwortete, und ich ſah ſie auch an, und ſah, daß ſie eigentlich recht ſchön und noch mehr als ſchön war, daß ſie ſo ein inniges Geſicht hatte, wo man gerne hinter die Scheibe ſchlüpfen möchte, um zu erfahren, was da hinten für Liebes und Gutes wäre. Als ſie merkte, daß ich ein Fremder war, und keine Bosheit hinter der Frage, ſagte ſie, es iſt der Großvater. Darauf begann ſie mit dem Kind, das unruhig wurde, zu pläpperlen und ich ging weiter. Da fiel mir plötzlich ein, das ſei allweg der harte Mann, von dem man geſagt, der ſei ſteinern, der ſei unempfindlich gegen Gottes Gerichte, und was war jetzt mit dem, daß er mich ſo ſeltſam floh, ſo ſeltſam auf der Straße verkehrte?

Man kann denken, daß ich lange Beine machte, dem bekannten Wirthshauſe zu, und nicht viel fehlte, ich hätte den Mund den eilenden Beinen noch weit vorausgeſandt und meine Fragen abgeſchoſſen, ſobald das Wirthshaus mir in den Geſichtskreis trat. Es traf ſich gut für das, was mich brannte. Die Wirthsſtube war leer bis auf die Wirthin, und ſo eine einſame Wirthin lechzet zunächſt nach einem Gaſt eben ſo ſehr, als dieſer nach einem Schoppen. Sie begrüßte mich als einen alten Bekannten, und ſehr viel war es von uns Beiden, daß ſie nach meinen Bedürfniſſen ſich erkundigte, ich verſtändigen Beſcheid gab, ſie der Befriedigung meiner Wünſche nachgeben ließ, ehe ich aufs Tapet brachte, was ſichtlich uns Beide drückte. Freilich hatte ſie kaum Schoppen und Glas auf den Tiſch geſtellt und Antwort auf die Frage erhalten: oder befehlet Ihr wyters öppis? als wir, wie aufs Tempo, uns zwei andre Fragen zuwarfen. Ja gelt Herr, ſagte ſie, wie es doch geht, aber da kann man wieder ſehen, daß, was auch die Menſchen ſagen, Gott der Herr doch immer der ſtärkſte iſt. Und zwingt ers nicht mit dem Einen, kommt er mit dem Andern, bis der Menſch am Boden iſt. Jedermann hat gemeint, der Bauer im dunkeln Thal ſei von Stein, und an dem bringe Gott nichts ab. Aber wohl dem hat er es auch gezeigt und man weiß nicht, ſoll er einem erbarmen oder ſoll man es ihm gönnen?

Natürlich ſagte ich nun auch, was ich geſehen, ſo neugierig ich auch war, zu vernehmen was geſchehen, aber ſo hat mans, reden thut man noch lieber als hören, s'iſt aber jedenfalls ein Fehler. Endlich kam die Wirthin zum Fortfahren und redete alſo: Ja denket doch, Herr, wie es gehen kann in der Welt, ganz ungſinnet, wie Niemand dran denkt. Da ging der Alte einher ſo ſtolz und ſtark wie ein Eichbaum, man hätte denken ſollen, drei Tage nach dem jüngſten müſſe Gott der Herr ihn noch todt ſchlagen, wenn er ihn todt haben wolle, und daneben hat er Alles regiert in ſeiner Familie und in der Gemeine, es mußte ihn Alles fürchten. Mit Arbeiten und Geizen wurde er immer ein ärgeres Scheuſal. Vor einem Jahr trat er mit ſeinen Häuſern aus der

Brandkaſſe. Hier brenne es doch nicht, und er wollte ein Narr ſein, länger für Andere zu bezahlen, hat er geſagt. Im vergangenen Jahr ward es ſpät Frühling, dann gleich ſchrecklich heiß, das Gras wuchs ſchnell, war ungewöhnlich maſtig, kam ſchnell und heiß auf einander und mancher Heuſtock verbrannte. Dem Alten ſagte man oft, ſein Heu rieche wohl ſtark, er ſolle drein ſchroten laſſen, aber er wollte nicht. Wird mit der Zeit ſchon beſſern, ſagte er, jetzt hätte er mit dem Emd zu thun, das preſſire. Er preſſirte mit dem Emd, und am Tage, wo er alles herein hatte, ſagte er, nicht um manche Dublone wollte er, daß er noch eine Handvoll draußen hätte, die, welche noch draußen hätten, könnten ſehen, wie ſie es herein brächten, es gebe ander Wetter. Seine Leute aber waren ſtraplizirt, ſie konnten kaum mehr auf den Beinen ſtehen, und wo ſie ablagen, da lagen ſie. Wir hatten ſelben Tag auch viel eingemacht und ſchwer lag der Schlaf auf uns, wir hörten Stürmen und Brüllen und konnten nicht erwachen, bis uns faſt die Fenſter eingeſchlagen wurden, und als ich endlich ein Auge aufthat, war die Stube ganz heiter. Wohl da that ich das andere auch auf, wir meinten, unſer Haus ſei in Brand. Gottlob war es nicht, ſobald wir draußen waren, wußten wir wo es war; denn blutroth ſtand die Flammenſäule hinter dem Walde und Funken ſprühte es bis hierher.

Was man ſchon lange geſagt, war geſchehen, das Feuer im Heuſtock ausgebrochen, alles ſpindeldürr. Alles im Brande, ehe Jemand erwacht, mit Noth wurden die Kinder gerettet, halb verbrannte der betrunkene Sohn, alles Vieh blieb im Feuer. Da ſah man den Mann wild und zornig, ſein Verluſt war groß, es brannte ihn aber mehr noch, daß er daran Schuld war, was er zwar Niemanden eingeſtand, ja ſich ſelbſt es ableugnete, hauptſächlich aber, daß es da nicht nach ſeinem Willen ging, daß eine Macht über ihm war, an der er nichts machen konnte, daß ihm ein Haus verbrannte, wozu er den Befehl nicht gegeben, ja ganz gegen ſeinen Willen. Niemand hatte Erbarmen mit ihm, aber wohl mit der armen Frau, die das größte Leiden hatte. Sie ſollte ihrem Mann abwarten, für alles ſorgen und hatte nichts. Der Alte wollte mit Geld nicht ausrücken, wenn die Leute nicht beſſer gegen ſie geweſen wären, ſie hätte es nicht machen können. Endlich konnte der Mann ſterben, aber des Schwiegervaters Zorn mußte ſie alle Tage friſch haben. Er hatte im Kopf, noch ſelben Herbſt ein neues Haus unters Dach zu bringen, aber das gabs ihm nicht. Es iſt kurios, ſeit die Leute merkten, daß ein Stärkerer über ihm war, waren ſie auch nicht mehr ſo unterthänig gegen ihn, wollten die Hände ihm nicht mehr ſo unter die Füße legen. Er brachte die Werkleute nicht herbei, wie wüſt er auch that. Die Nachbarn wollten ihm nicht fahren, wie er dachte. Sie ſagten ihm begreiflich nicht ab, aber heute wollte es ſich Dieſem nicht ſchicken, morgen Jenem nicht, wie man es hat mit Sachen, die einem zuwider ſind. Zudem war es ein böſer Herbſt, wo man nichts machen konnte, die Tage zur Arbeit ſo gleichſam nur ſtehlen mußte. All ſein Zorn ging dann über die arme Frau aus, ſie ſollte an allem Schuld ſein.

Letzten Winter, bald nach dem Neujahr wars, da bekam er einen Brief von Bern, darauf fuhr er hinein, und am Abend kam er wieder, aber wenn das Roß den Weg nicht beſſer gewußt, als er, er wäre nicht heimgekommen, denn er war nicht bei ſich, er kannte Niemanden und wußte nicht, wo er war. Es brach ein ſchreckliches Fieber aus, es hieß, es ſei der Hirnbrand, es dachte Niemand, daß er davon käme. Und doch ſchlug er durch und brachte das Leben davon, aber was für eins! Er redet kein Wort mehr, von ſeinem Hof hat er ſich fortgemacht und hält ſich bei ſeiner Schwiegertochter auf, kennt aber keine Zeit, weiß nie, iſts Morgen oder Abend, bei keiner Mahlzeit ſtellt er ſich ein, er ißt, wenn er hungrig iſt, was er findet. Um nichts kümmert er ſich, jetzt kann ſeinethalben bauen wer da will. Er geht mit einem Pickel oder einer Haue Straß auf, Straß ab, kratzt darin, ſuchet und kann nichts finden, ſchüttelt den Kopf, geht weiter und kratzt an einem andern Ort. Man wollte es ihm verbieten, aber er that ſo wüſt, daß man es bleiben ließ und dem Wegknecht aparten Lohn zahlt, damit er ausbeſſere, was der Alte verdirbt, denn er macht oft große Löcher. Läßt man ihn machen, ſo thut er Niemanden etwas, im Gegentheil, er flieht vor den Leuten, weicht aus, daß man oft nicht weiß, wo er hinkommt. Ein trauriger Anblick! Die Leute ſagen, verdient habe er ſein Unglück, aber er könne ſie jetzt doch faſt erbarmen. Daneben ſei es ihnen lieber, er müſſe jetzt umgehen und abbüßen, als daß er nach dem Tode abbüßen und wiederkommen müßte. Das wäre ihnen zum Entſetzen. Es ſei ſchon ſo einſam und lang durch das Thal, daß es einem oft für nichts und wieder nichts kalt den Rücken auffahre. Wenn man dann erſt noch den Alten da antreffen müßte, wie er kratze in der Straße, ſo dürfte kein Menſch mehr den Weg brauchen, weder Tag noch Nacht. Aber, frug ich endlich, weiß man nicht, was ihm in Bern zugeſtoßen, oder ob das ihm nur ſo von ſelbſt, wie man zu ſagen pflegt, gekommen iſt? Man redet davon wohl freilich, aber eigentlich vor die Leute läßt man es nicht, man verheimlichts ſo gut möglich. Wie bekannt, gönnte er Niemanden etwas und gab Niemanden etwas, nicht einmal ſteuern und tellen wollte er, wie üblich und bräuchlich, ja auch ſein Geld gönnte er den Nachbarn nicht, wenn ſie es ihm auch verzinſen und verſichern wollten, mehr als geſetzlich.

Da geht nun die Rede, und es ſoll mehr als gewiß ſein, er habe alles Geld, welches er habe auf- und anbringen können, einem Bankhaus in Bern gebracht, und das habe es ihm in fremde Länder gebracht, wo es für Eiſenbahnen verbraucht worden ſei. So habe man es ihm hier nicht nachweiſen können, und darum habe er keine Steuern davon bezahlen müſſen. Das iſt nun vor Gott und Menſchen nicht recht, man denke, wenn es alle Menſchen ſo machen wollten. Dazu war hier eine ſchreckliche Geldnoth, es mußte Mancher von Haus und Hof, weil er kein Geld finden konnte, und hatte doch doppelte Sicherheit und mehr, und verkaufen konnte er nicht. Nun habe ihm das Bankhaus geſchrieben, er ſolle eilends auf Bern kommen wegen wichtigen Sachen und habe ihm da geſagt, das Geld ſei alles verloren bei Heller und Pfennig, außer wenn man noch einmal viel ſetze, ſei vielleicht etwas wieder zu gewinnen. Das habe ihm ins Gemüth geſchlagen wie ein Blitz. Er wolle ſich beſinnen, habe er erwiedert, ſei zum Stall gegangen, habe geſagt: Stallknecht, ſpann an, und das ſeien die letzten Worte, die man von ihm gehört, und weiter weiß man nicht, was er denkt und was er ſinnt. Aber die Leute ſagen, er ſuche das Geld, das er an den Eiſenbahnen verloren, auf der Straße, ſo gleichſam, als ſei es da verlochet, ſo wie Andere wiederkommen müſſen, wie die Leute ſagen, um vergrabene Schätze zu ſuchen oder zu hüten. Das iſt, was man weiß davon, und das iſt die lautere Wahrheit, die Köchin im Schloß hat es mir ſelbſt erzählt. Ihr Herr wiſſe es ganz gewiß, hat ſie geſagt.

Ich hatte andächtig zugehört und dachte jetzt daran, wie wunderbar des Herrn Wege ſeien und wie aus Licht kam, was unerforſchlich geweſen. Gott weiß, was im Menſchen iſt und was ſein Schatz iſt. Hier zeigte Gott es klar, was ein Geiziger iſt und wo er ſeine Liebe hat, nicht beim Bruder, nicht bei den Kindern, geſchweige bei den Armen; er hat ſie beim Gelde, da iſt ſeine Seele. Und wenn dann der Geizige das Geld laſſen muß, wenn ſo einer armen Seele genommen wird, was ſie hat, was bleibt ihr dann und was wird aus ihr hier in der Zeit, dort in der Ewigkeit?

O Menſch, bedenke!

Niggi Ju.

Ein Lebensbild unſerer Zeit.

(Erſchien zuerſt in Hofmann. Volkskalender 1. Jahrgang.)

Er hätte Speckſyte lieber als Viſite, hat einmal ein reicher Bauer geſagt. Der Bauer war aber auch konſequent, er that zwei Dinge nicht, er ging weder z'Viſite noch lud er welche ein. Nun aber gibt es noch andere Leute, die ebenſo ungern Viſite haben, als jener Bauer, und zwar aus drei guten Gründen; erſtlich aus Mangel an einem geeigneten Local, zweitens aus Mangel an Etwas, womit ſie aufwarten können, und drittens aus Mangel an Geld, derlei Dinge zu kaufen, und wenn man wollte, könnte man ganz füglich noch hinzuſetzen, aus Mangel an Credit, Etwas auf Borg zu kriegen. Dagegen gehen ſie für ihr Leben gern z'Viſite und laden ſogar z'Viſite ein, und je weiter von der Heimath um ſo dringlicher, in Chur oder Genf laſſen ſie es ſich wenigſtens dreimal in die Hand verſprechen, in Kroatien oder Dalmatien würden ſie ſich kaum mit einem feierlichen Eid begnügen, es müßte wenigſtens noch ein Handgelübde dazu ſein.

Unter dieſe Leute gehörte Niggi Ju, ein freier Schweizer und ſogar Lieutenant zu Schoppenheim im Schwefelgraben, gleich hinter der dürren Aegerten, einige Stunden von Strängelbach, anmuthig gelegen. Niggi Ju war ein herrlicher Pantoffelzapſen, ein luſtiger Bruder, beſonders wenn er nicht daheim war, immer oben auf, immer hell auf, und wenn er kanonenvoll war, ſang er am ſchönſten und machte ſich am angenehmſten. Er hatte Bildung und las die ausgezeichnetſten Werke der deutſchen Literatur, z. B. den Pilger von Langenthal, ja, was noch mehr ſagen will, er verſtund ihn. Auch ſprach er ein reines Franzöſiſch. Sein Vater hatte die Koſten nicht geſcheut und ihn zwei Sommer hindurch bei einem Käſer auf den Pieterlen Bergen gehabt, wo bekanntlich das reinſte Wälſch um Biel und anderen Orten herum geſprochen wird, was man beſonders dem Umſtand zu verdanken hat, daß der Pfarrer von Pieterlen verpflichtet iſt, alle drei Jahre einmal franzöſiſch zu predigen. Ja, Riggi Ju konnte ſogar Reden halten, confédérés und Eidgenoſſen fuhren ihm aus dem Munde, wie Blitze aus dem Himmel, aber viel anhaltender noch, ganze Tage hinter einander als wie in einem Athem. Man begreift, wie prächtig der Burſche war in unſerer feſtreichen Zeit, darum war Riggi Ju überall dabei, überall beliebt und liebte wieder. Er hatte blos zwei Fehler, ſonſt wäre er vollkommen geweſen, ein wahrer Engel, er hatte gewöhnlich kein Geld bei ſich und wer ihm lieh, der ſah nie was wieder. Dies iſt gewiſſermaßen fatal, beſonders wenn man für ſich nur mit Mühe das Nöthige aufgebracht und zuſammengekratzt hat. Indeſſen wollten doch die Meiſten lieber den Riggi Ju ſo gleichſam als ihren Opferſtock betrachten und etwas an ihn wenden, als ſelbſt Reden halten, lieber mit Kugeln in die Scheibe ſchießen, als mit confédérés und Eidgenoſſen die Wände prätſchen. Wo Wein war, da hatte Riggi Ju auch welchen, ſo lange als da war. Er war eine von den glücklichen Naturen, die auch gar keine Neugierde im Leibe haben, nie frug er: was koſtet die Flaſche, oder was ſind wir ſchuldig? Er war ein praktiſcher Kommuniſt und zeigte, wie leicht der Kommunismus einzuführen wäre, denn Widerſtand fand er keinen, und wenn Jemand was dawider hatte, ſagte er es doch nicht laut. Wo er war, ging es luſtig zu, um ſeinetwillen war die Geſellſchaft, welche ihn bei ſich hatte, äſtimirt, und um ſo mehr, je weiter man von der Heimath war. Nach und nach erwuchs Riggi Ju zu einer Perſönlichkeit, er begann ſich zu fühlen, beſonders ſeit er Lieutenant wurde, und dazu noch Pintenwirth. Als Lieutenant ließ er ſich erſt den Schnautz wachſen, dann noch den Bart, und Beides machte ſich in ſeinem Geſichte, das alle Tage breiter wurde, recht ſtattlich. Als Pintenwirth ſtellte er noch mehr vor, er war Docent oder außerordentlicher Profeſſor, der einen weiten Kreis von Zuhörern hatte, ja mancher ordentliche Profeſſor, der in einem Semeſter ſelten drei Schüler einen Tag lang, verſchweige zwei, zuſammen kriegt, hätte Urſach gehabt, unſern Riggi Ju bitterlich zu beneiden, denn dem fehlten ein halbdutzend Zuhörer nie, und oft brachte er es zu einem ganzen Dutzend. Eigene Hefte hatte er nicht, allgemeine Grundſätze trug er nach dem Zeitgeiſt vor, das Speziellere dann aus zwei Zeitungen, die ihm gratis zukamen, und Beides mit einer Kraft und einer Eindringlichkeit, wie ſie weit um Strängelbach herum noch nie gehört worden iſt.

Er donnerte Jeden nieder, der nicht vollſtändig mit ihm übereinſtimmte, und half mit grimmigen Blicken ſeinen Worten mächtiglich nach. Am meiſten jedoch wirkte er mit ſeinen Anſpielungen, wie es einmal beim Völkergericht den Pfaffen, Jeſuiten und Ariſtokraten ergeben werde. Da fühlte man nicht blos, wie eine kalte Schlange den Rücken heraufkroch, man fühlte das blanke Meſſer am Halſe; da ſetzte Jeder mit Disputiren ab. Er begann viel zu gelten, er ward ein Mann von Gewicht, ein Vertrauensmann, war Schmollis mit allen Majeſtäten, that dick mit geheimen Mittheilungen und meinte oft, wenn er alles ſagen wollte, was er wüßte, der Schlaf verginge Manchem, ja und d's Freſſen auch. Er ward nach und nach nicht blos ein Profeſſor, ſondern ein Orakel in ſeiner Gegend, und wenn Riggi Ju von bös Wetter ſprach, ſo achtete man viel mehr darauf, als ob der Rieſen einen Degen habe oder einen Hut. An den Feſten war er indeſſen immer der gleiche Riggi Ju, nur daß er von Mal zu Mal ſeine Fahne ſtattlicher trug.

Ja, ſo eine Fahne tragen, das hieß bei den alten Schweizern etwas. Wem eine anvertraut wurde, dem drang heiß das Blut zum Herzen, der faßte, wenn ſie ihm zum erſten Mal in die Hand gegeben wurde, den Schaft mit ſtarker Hand, daß kaum der Tod Hand und Schaft von einander trennen konnte. Die alten Fahnenträger waren Helden, ſeine That, Kollin, Wendſchatz und Andere mehr, wird der Schweizer nie vergeſſen. Das iſt nun anders geworden, ſeitdem man nur unter Fahnen ziehen zu können glaubt, zu Suiten und Saufgelagen, daß, wer eine Fahne auf der Straße ſieht, frägt, wo eben eine Lumpete los ſei, und neben die Straße ſteht, um nicht beleidigt zu werden, wo man die Fahnen anſieht als Deckmäntel für Rohheit, Bosheit, beſtialiſche Brutalität. Da in der That mag der Träger einer ſolchen Fahne nichts fühlen, als die Verpflichtung, am meiſten zu ſaufen, am lauteſten zu brüllen, am wüſteſten ſich zu gebährden. Daß man Fahnen ſo entweihen konnte! Die Folgen ſolcher Entweihung werden ſichtbar werden, wenn ein blutig Morgenroth über die Schweiz aufgehen ſollte. Die Obrigkeit ſollte gebieten, daß an Feſten, heißen ſie nun wie ſie wollen, wie z. B. mehrere im Canton Bern waren, nichts getragen werden dürfe, als Banner mit dem Bilde eines Schweines und eines Kolbens.

Das war das Banner der tollen Bande, der Buben aus den vier Cantonen, wie ſie ſich nannten, die ſich im Jahr 1477 zuſammenthat. Damals hatte man Sinn für Wahrheit, wollte nicht mehr ſein, nicht anders heißen, als man war und that; that nicht als die Wüſteſten, wüſter als die Buben der tollen Bande vor vierhundert Jahren und wollte die Gebildetſten des Volkes heißen und dafür anerkannt ſein.

Nun unſer Riggi Ju war nun Lieutenant und Pintenwirth, aber als moderner Fahnenträger der geſchilderten Art kam ihm der Gebildetſte nicht gleich, er hatte ſich in ſeinem Fach ganz vollendet herausgebildet. Mit dem Bewußtſein ſeiner wachſenden Perſönlichkeit wuchs auch das Verlangen für einen gewichtigen Mann zu gelten, nicht blos Leibeshalber, ſondern auch in Bezug auf Geld und Gut. An dieſer Meinung war ihm je länger je mehr gelegen, er ſuchte ſie zu pflanzen mit allem Fleiß. Das that er nicht in den Hütten, wo getafelt und toaſtirt wurde, wo allerlei Volk war und er nicht wußte, was für Ohren ſeine Rede hören konnten, ſondern in Privatzirkeln. Er gehörte natürlich unter die Glücklichen, welche faſt immer freies Quartier hatten oder eingeladen wurden von alten Freunden, welche ſie hier oder dort angetroffen und die dann aus dem FF traktirt wurden. Hier, im Familienkreiſe, wo man es dem Gaſt ſo recht wohl und heimelig zu machen ſuchte, hier war es, wo er ſo recht gemüthlich ſprach von ſeinen Geſchäften und Beſitzungen, von Erziehung und Familie, von ſeinen Abſichten mit derſelben, ihrer Lebensweiſe, ſo daß man in vielen Familien, namentlich in ſolchen, die auf dem neuen Loche pfeifen, die daher den klaren, einfältigen Wahrheitsſinn und namentlich das richtige Maaß zur Schätzung der Leute verloren haben, ihn für eine ſehr begüterte Honoration ſeines Ortes hielt, die eine glänzende Zukunft vor ſich hatte, und wo eine Verbindung mit ihr von Glück und Vortheil ſei. Das ſei ein Mann von treuherzigem Weſen, ſo von rechtem Schrot und Korn; von wegen mit ſchönen Manieren ſei die Sache nicht gemacht, ſo einem könne man trauen, da wiſſe man doch, woran man ſei, hieß es. In andern Familien, doch in ſolche kam er ſeltener, wollte es ihm nicht gerathen; es war ihm unheimlich, je mehr er es fühlte und nachbeſſern wollte, deſto weniger gerieth es ihm. In ſolchen Familien hielt man ihn für einen Narren, der etwas ſcheinen wollte, was er nicht war. Auf dieſen Schluß brachte ſie nicht blos das Gerede, ſondern auch die Kleidung, die etwas vorſtellen ſollte und eben nichts vorſtellte, als das Mögen und nicht Können. In ſolchen Familien war es Niggi Ju nie wohl, das ſeien verfluchte Ariſtokraten oder Jeſuiten, dachte er, wenn er gewußt, wie das wäre, dahin wäre er nicht gegangen, hätten keine Lebensart, wüßten gar nicht zu leben. Die Söhne, welche ihn in ſolche Familien eingeführt, fielen aus ſeinen Gnaden, er hielt ſie für verdächtig, er ſagte, aus ſolchen gebe es in wenig Jahren die ärgſten Reaktionäre und Ariſtokraten. Solche lud er ſehr kühl ein oder gar nicht, ſolchen Leuten müſſe man es zu merken geben, daß man ihnen nichts nachfrage, ſagte er. Er kriegte aber nach und nach einen gewiſſen Takt, er that ſelten mehr Fehlgriffe, bettete ſich meiſt wie in Abrahams Schooß. So war er auch einmal an einen Ort gekommen, wo er vor Luſt und Wonne die Füße kaum unter dem Tiſche ſtille halten konnte. Es war ein reiches Handelshaus, handelte mit Taubenmiſt und Sägeſpänen, Kaffeeſatz und Cichorien. Der Vater war ein wüthender Fürſten- und Pfaffenfeind, haßte Alles, was einen Kreuzer mehr hatte, als er, bitterlich, ebenſo Alle, welche vornehmer waren. Die hätten ihm Alle müſſen gehängt ſein, wenn er verſichert geweſen wäre, daß er dann ihren Adel und ihr Vermögen geerbt, und nicht etwa Jemand anders. Wie der Vater war auch die Mutter akurat, ja ſelbſt die Großmutter gab eine Geſchichte nach der andern zum Beſten über die Junker ihrer Zeit und was ſie von ihnen ausgeſtanden, dieweil ſie ſehr hübſch geweſen. Ein Rudel dralle, fidele Mädchen und zwei Söhne, ſehr fein angezogen, dachten gleich, es war da eine Harmonie ſondergleichen, nur mit dem Unterſchied, daß der junge Geiſt bedeutend mehr ſchäumte und brauste, als der alte. Da ging es ganz kreuzfidel und kanibaliſch luſtig zu, denn der Papa nahm gerne einen, die Mama nahm gern einen, die Großmutter nahm gern einen, die Söhne gerne zwei, wenn ſie es dahin brachten, und je mehr man nahm, deſto beſſer gefiel es den Mädeln, denn deſto luſtiger gings zu. Da war Niggi Ju an ſeinem

Platz, man kann es ſich denken. Mahomets Paradies ſchien ihm eine Spelunke dagegen. Als er aber fort ſollte, da war es nicht blos wie der Abſchiedstag vor der Reiſe ins heiße Afrika, da wars als ob der jüngſte Tag da wäre, der ewige Sonnenuntergang. Er hing der ganzen Familie am Halſe, ſelbſt der Großmutter, es fehlte nicht viel, die ganze Familie wäre ihm nachgezogen. Aber ſiebenmal ſiebenmal mußten Alle beim Alldebaran, bei der Caſſiopeia und allen ſchönen Namen verſprechen, ihn zu beſuchen, ſelbſt die alte Großmama mußte ſchwören, es zu thun. Die behielt ſich doch das Leben vor, denn todt werde er ſie nicht begehren, ſagte ſie in allem Ernſt, aus Furcht, ein unbedingtes Verſprechen wäre ſie verbunden geweſen, noch nach dem Tode zu löſen. Der Abſchied machte Riggi Ju wenigſtens einen halben Tag lang ſchwermüthig. Das ſeien jetzt einmal Leute geweſen nach ſeinem Herzen, ſo werde er es ſein Lebtag nicht mehr antreffen, ſagte er.

Eine geraume Zeit war vergangen, derweilen manch Gräslein gewachſen, manche Blume abgefallen war, als an einem ſchönen Nachmittag vor dem Hotel zu Schoppenheim ein elegantes Fuhrwerk vorfuhr mit einem eleganten Herrn darin. Das Hotel hieß zur goldenen Giraffe und war berühmt zu Stadt und Land. Dort aß man Sachen, denen der berühmteſte Naturforſcher keinen Namen geben konnte, nicht wußte, ob ſie zu den Dingen, die auf der Erde, oder zu den Dingen, die unter der Erde, oder zu denen, die im Waſſer ſind, gehören. Ein Gelehrter aus dem hohen Norden erklärte beſtimmt, es ſeien Ueberbleibſel der Urwelt, die man finde entweder im Jurakalk oder in den Steinkohlenlagern des Oberlandes, ſo können die Gelehrteſten ſich verſchießen! Man kann begreifen, wie berühmt das Hotel war, und zudem war es noch das einzige im berühmten Schoppenheim, daher kein Reiſender von Diſtinktion ohne einzukehren an ihm vorüber ging oder fuhr. Der kundige Stallknecht mit tapfer angerauchtem Geſichte, ſeine vorjährige Griechenkappe auf dem wollenen Kopf ſtund zufällig vor der Thüre ſeines Departements, in welchem er beſſer daheim war, als mancher Miniſter in dem ſeinigen, und ſagte für ſich: „allweg e Müſterler, aber der war noch nie hier.“ Als derſelbe anfuhr, fuhr der Stallknecht mit der einen Hand an's Käppchen, mit der andern griff er in die Zügel, ſtellte das Fuhrwerk am geeigneten Ort, wo der Herr beim Ausſteigen gleich auf die Treppe zu ſtehen kam, nahm das Leitſeil ab, frug: „ich werde ſollen ausſpannen?“ „Bleibe wahrſcheinlich über Nacht hier,“ ſagte der elegante Herr. „Alſo das Gewohnte?“ frug der Stallknecht. „Verſteht ſich,“ ſagte der Herr. „Sagt mir,“ frug er weiter, „wo wohnt der Herr Hauptmann oder Lieutenant Ju?“ „Ich kenne keinen, es iſt kein ſolcher hier,“ ſagte der Stallknecht. „Das iſt doch Schoppenheim?“ frug der Herr. „He, was wollte es ſonſt ſein,“ antwortete der Stallknecht. „So muß da ein Herr Ju wohnen,“ ſagte der Herr ungeduldig. „Hauptmann oder Lieutenant. Ich traf ihn oft an, z. B. vor zwei Jahren war er am großen Schießet, und trug die Fahne.“ Darauf ſagte der Stallknecht: „das wird der Riggi ſein, kein anderer als dä donners Riggi.“ „Er ſoll große Güter hier haben, ich möchte ihn beſuchen,“ meinte der Herr. Da machte der Stallknecht ſein famöſeſtes Geſicht, und brummte: „ja wolle dä Güter, der wird aber an einem andern Orte ein Fuder gelogen haben. Ja, der wohnt hier,“ ſagte der Stallknecht, „ich erinnerte mich ſeiner nicht gleich, von wegen, bei uns ſagt man ihm nur der Riggi.“ „Hansli,“ rief er einen Jungen, „zeig doch dem Herrn, wo Riggi wohnt.“ „Wo wohnt er jetzt?“ frug der Junge. „He weißt nit? bim Lumperſami im Dreckgäßli?“ „He wohl,“ antwortete der Junge. „Gibt er mir aber öppis.“ „Gang ume, und wenn er dir dann nichts gibt, ſo ſag mirs, du mußt das nicht vergeben machen, von wegen in's Dreckgäßli geht Niemand, wenn es nichts abträgt, ume öppe wegem

Pläſier.“ Der Herr hatte unterdeſſen dem Kellner ſeine Effekten übergeben, das Geſpräch hinter ſeinem Rücken überhört, und als er ſich umwandte, ſagte der Stallknecht: „Dä Jung da will dem Herrn den Weg zeigen.“ „Gut ſo,“ ſagte dieſer, zog die Manſchetten zweg, die Handſchuhe an, fuhr damit über den untern Theil des Körpers und ging ab. „Wo will er hin?“ frug der Kellner. „Zu Riggi,“ antwortete der Stallknecht, „er werde große Güter haben hier, hat er gefragt,“ und krümmte ſich und lachte, daß der Rücken hoch auf ſtund. „Der wird luegen!“ Der Kellner lachte auch und nicht wenig, doch ſagte er: „Sami, ihr hättet ihm das nicht machen ſollen, konntet ihr nicht ſagen, er ſei nicht hier, er ſei in einem Bad oder ſei auf Reiſen gegangen?“ „Nein, das hätte ich nicht geſagt, und wenn man mir den Gring abgeſchnitten hätte. Der mangelt nicht, daß Andere für ihn lügen, der kann's ſelber. Der lachet über alle Leute und hat Freude, ſie zum Beſten zu halten, dem ſchadet es gar nichts, wenn einmal Andere auch über ihn lachen. Wenn er nur daheim iſt. Es nimmt mich Wunder, was er angiebt, uſehelfe wird er ſich allweg.“ „Selb habe ich nicht Kummer,“ ſagte der Kellner, „aber eintreiben wird er es euch auch, Sami.“ „Probier er's nur,“ ſagte Sami, „ſo weiſe ich ihm alle Tage Jemanden zu, d's Dreckgäßli muß noch berühmt werde. My armi Thüri!“ Ein bedeutender Theil des Wirthshausperſonals hatte ſich herbeigelaſſen, Gäſte waren dazu gekommen, es verbreitete ſich eine große Heiterkeit, die um ſo größer war, je ſeltener was Neues hier paſſirte, und beſonders was Luſtiges. Alles war geſpannt auf die Entwicklung des Knotens. Es hatte ſich nämlich in Riggi Ju's Verhältniſſen eine fatale Veränderung zugetragen. Glänzend waren dieſelben nie geweſen. Sein Vater hatte ihm einige Geißenrechte auf dem Nutzen ½ von einem Kühfuß auf der ſteinigen Alp, ein halbes Häuschen und drei Gartenbeete hinterlaſſen. Von ſeiner Frau hatte er einige hundert Franken erhalten. Sie war eine ſehr hoffärtige Tochter geweſen, hatte ſehr viele Kleider eingekehrt, unter andern wenigſtens zwei Dutzend Mänteli, von denen einige brodirt, und ein halbes Dutzend Hemder, drei mit kuderigen, drei mit knöpfigen Stöcken. Indeſſen hatte ihn einige Zeit lang ein gewiſſer Glanz umgeben, gute Kameradſchaft hatte ihm einigen Credit verſchafft. Riggi Ju ſtellte was vor, man hätte meinen ſollen, was hinter ihm ſtecke, und welch bedeutender Mann er in ſeiner Gegend ſei.

Liebenswürdigere Herren, als die, die in Wein machen gibt es nicht, ſo lange man ein Abnehmer iſt und zahlungsfähig ſcheint. Sie haben eine Zärtlichkeit im Leibe, die unbeſchreiblich iſt. O, es gibt nichts Rührenderes auf der Welt, als ſo ein ſaftiger Weinmüſterler, der in Liebe ſchwimmt, wie ein Fiſch in einer Sauce. Aber wie in einer Fiſchſauce gewöhnlich Zwiebeln ſind, die bekanntlich die Augen übertreiben, wenn man ihnen zu nahe kommt, ſo fehlen in der Sauce, worin dieſe Herren ſchwimmen, die Zwiebeln, und zwar ſcharfe, nicht. Wenn die Zahlungen ausbleiben, die Ausſtände ſich mehren, die Unterpfänder nicht mehr hinreichend ſcheinen, und was will z. B. der ſiebente Theil eines Kuhfußes auf der ſteinigen Alp ſagen, ſo trocknet die Liebe ab, wird rächelig, die Zwiebeln ſtechen vor, und endlich gibt es aus den Zwiebeln Agenten, die ſetzen ſich zwiſchen Haut und Fleiſch, ſaugen ſich erſt die eigene Haut voll, dann treiben ſie die Geliebten der Müſterler unbarmherzig zur Güterabtretung, und der Müſterler kriegt was, hie und da Geld, aber ſelten, meiſt eine Koſtesnote des Agenten, dem er die Gelegenheit zum Saugen noch theuer bezahlen muß. So etwas hatte Riggi Ju nie erwartet. Er ſah wohl, wie es rings um ihn ging, aber daß es ihm ſo gehen werde, daran dachte er nie. Er meinte, wie die Meiſten in ähnlichen Fällen, er mache eine Ausnahme, er habe zu gute Kameraden, er ſei zu geliebt, zu reſpektirt, er brauche nur den Finger auszuſtrecken, ſo hingen ihm zehn Helfende daran, oder einen Gux auszulaſſen, ſo kämen ſeine Freunde alle daher geflogen und geritten. Die Eidgenoſſen und Schützenbrüder, die Gerichtspräſidenten und Regierungsſtatthalter, deren Augen er ſo oft mit ſeinem Beſten gewaſchen, würden ihn heraushauen mit Bruderliebe und Tapferkeit und im Triumphe gen Himmel tragen, d. h. in's Bierhaus, wo ein Faß den König macht. Aber es ging anders, Riggi Ju machte keine Ausnahme. Er winkte wohl, aber wer vorüberging, blinzte, er ließ Guxe aus, aber alle Ohren waren verſtopft mit Baumwolle, wenn er nach baarem Gelde ſchrie, dagegen ward ihm mit vollen Händen die allerneueſte Münze geſpendet, Hoffnungen, Verheißungen, Anweiſungen zahlbar in der Zukunft von denen, die was hatten, und das per se, geſtohlen, vorenthalten hatten, Bauern, Herren, Bürger und Fürſten. Und die wurden ihm mit ſo viel Zuverſicht und Beſtimmtheit gegeben, daß er das ganze Gemüth voll Troſt bekam und ſeinen Geißenrechten auf dem Kutzen, ſeinem ſiebenten Theil von einem Kühfuß, ſeinem halben Häuschen noch die Kappe nachwarf und noch der luſtigere Riggi Ju wurde als er vorher geweſen; denn wenn er nur den halben Theil erhielt, was ihm verheißen worden, ſo war er ſiebenhundertmal reicher als er geweſen. Und Riggi Ju glaubte daran, denn etwas muß der Menſch haben, auf das er ſein Vertrauen ſetzt. Einſtweilen mußte er freilich von ſeinem Thron herab. Pintenwirth war er nicht mehr, aber was machte ihm das! Bald kam er auf einen zehnmal höhern, bald war er vielleicht Amtsſchaffner, oder Finanzminiſter, oder irgendwo Bärenwirth. Unterdeſſen, bis er nächſtens wieder oben, zog er zu Lumpenſami ins Dreckgäßli, der ſeiner Frau Schweſter ebenfalls zur Frau und gerade ein leeres Stübli gegen das Höfli hatte. Dorthin alſo ſollte der Junge den Herrn führen. Der wunderte ſich ſehr, als der Junge von der Hauptſtraße abbog, das honnetet Quartier verließ und den in kleinen Städten wohlbekannten hintern Gaſſen zuſteuerte, tröſtete ſich indeſſen mit der Hoffnung, ſein Freund wohne vor den Thoren auf einem Landhauſe, und ſie ſeien auf einem näheren Wege dorthin. Ihre Bahn wurde immer beſchwerlicher, ſie geriethen zwiſchen Miſtkarren und Miſtpfützen, Kinder und Gänſe liefen ſchaarenweiſe ihnen um die Füße, Burgerknebel und andere Stöcke füllten jedes freie Plätzchen. Der Fremde kam in bedenkliche Gefahren wegen Stiefel und Hoſen; trabte er links, ſo kam er in eine Pfütze, trabte er rechts, ſo gerieth er in Burgerknebel oder in die verſalbten Räder eines Miſtkarrens. Er fluchte mit dem Jungen, rief ihm zu, ſie wollten andere Wege gehen, und als der ganz kaltblütig fortging, als ob ihn das Fluchen gar nichts anginge, drohte er bei Haar und Haut ihn zu führen, bis ſie aus dem Miſtloche raus wären. Aber ganz ruhig ging der Junge zu, als ob er weder Haut noch Haare hätte. Wird gedacht haben, ſpring nach, wenn kannſt! Der Zorn hatte den höchſten Grad erreicht, hätte, wenn die Beine nichts verrichtet, mit Handhabung von Wurfgeſchoß ſich entladen, wozu Burgerknebel hinreichend in Vorrath lagen, wenn der Junge nicht über einen Haufen Stöcke an eine enge Thüre kletternd, jenſeits ſtille geſtanden wäre und geſagt hätte: „Lueget, Herr, da wohnt der Lumpe Sami und Niggi iſt bei ihm z'Hus.“ Aus Schrecken, oder weil unter ſeinen unkundigen Beinen ein Stock wackelte, rutſchte der Herr aus, ſtolperte unwillkürlich zur engen Thüre hinein, überwarf ein Kind, welches aus Gwunder, was für eine ungewohnte Creatur über die Stöcke klimme, ihm entgegen rannte. Das ſchrie Zetermordio, er fluchte franzöſiſch, tröſtete auf deutſch; aus einer hintern Thüre ſtürzte ein Weib in ſehr auffallendem Neglige und ſchrie und fluchte, beides deutſch. Vor der Thüre gab das ganze Thierreich Laut, es war ein Spektakel zum Entſetzen, und obendrein begann es im dunkeln Hintergrunde an zu grollen, zu rumpeln, zu donnern, als ob in ſeiner Höhle ein Löwe erwache und ſich rüſte, Ordnung zu ſchaffen, und da es nicht Ordnung, nicht Stille gab, mit gewaltigem Schritt der Donner näher ſchreite, und da er zum Eingang der Höhle kam, wo ein Stücklein Tag war, da war es unſer Riggi Ju, ſchmutzig, ſtruppig, ohne Rock, des Dreckgäßleins würdiger Bewohner. Als unſer Riggi Ju den Fremden ſah, dachte er, wär' ich dahinten geblieben, aber kannte ihn nicht gleich. Der Andere den Riggi Ju auch nicht, aber Beide hielten dafür, ſie hätten einander ſchon geſehen. Als der fremde Herr anfing zu reden, erkannte ihn Riggi Ju alsbald. Im erſten Augenblick ſchoß ihm das Blut zum Schädel. Aber unſer Riggi Ju war nicht umſonſt Soldat und ſogar Lieutenant, er beſaß eine der erſten militäriſchen Eigenſchaften, die Geiſtesgegenwart in hohem Grade, er hatte ſie auch nicht blos in Garniſonen, ſondern in ſeinen vielfachen Feldzügen, an Sänger- und Schützenfeſten, an Volksverſammlungen und Privatverſammlungen beträchtlich ausgebildet. Plötzlich ſchlug er ein helles Lachen auf und rief: „Mein Gott, biſt du es! ach das iſt ja brav von dir. Aber wie triffſt mich an, ich muß mich ja ſchämen, daß es kei Gattig het. Geh einen Augenblick aus dem Säuſtall heraus, vor die Thüre, ich komme alsbald nach.“ Der Fremde hatte auch geſagt, mein Gott, biſt du es, habe dich wahrhaftig nicht gleich gekannt, ihn immer verwunderter angeglotzt, ließ ſich jetzt das nicht zweimal ſagen, dachte dabei: Da habe ich es übel getroffen, hätte ich nur das verfluchte Neſt nie geſehen. Meine Stiefel mit der engliſchen Glanzwichſe ſind ruinirt. Aber kaum hatte er das gedacht, kam mein Riggi ſchon daher in einem alten militäriſchen Ueberrocke, die Polismütze auf dem Kopf, und lachte, daß ihm der Bauch wackelte, und rief: „Du triffſt mich ſauber an, du wirſt denken, was ich für ein Kerli ſei! Aber ſag mir, wer hat dich hergeſchickt?“ „Der Stallknecht bei der Giraffe,“ antwortete der Herr. „Er wollte erſt nichts von dir wiſſen, endlich ſchickte er mich mit einem Jungen hieher.“ „Dem Schlingel will ich den Marſch machen," rief Niggi, „der ſoll wiſſen, daß er mit meinen Freunden nicht den Narren treiben ſoll. Du mußt wiſſen, ich habe hier meine Güter verkauft, meine Familie macht eine Luftänderung am Genferſee, und einſtweilen, bis ich mich neu eingerichtet, meine Geſchäfte geordnet und eingezogen, was ich zu beziehen habe, gehe ich in der Giraffe aus und ein. Nun bin ich noch Fürgſchauer. Das Amt iſt noch nicht beſetzt und man hielt mir an, es zu verſehen, bis ein Neuer gewählt ſei. Nun kömmt dieſen Morgen ein Beſitzer aus dem Dreckgäßli und klagt, ſein Nachbar habe einen feuersgefährlichen Ofen, ich ſolle alsbald kommen und ihn unterſuchen, ſonſt mache er mich verantwortlich. Ich verſprach, gleich nach dem Eſſen zu kommen. Als ich in der Giraffe fortging, frugen mich Kellner und Stallknecht, wo ich hin ginge, um es ſagen zu können, da immer viele Leute mir nachfrügen. Da ſagte ich: zum Lumpenſami in's Dreckgäßli, einen böſen Ofen zu unterſuchen, jetzt, ſtatt mir Beſcheid zu machen, ſchicken ſie dich her. Wohl, denen will ich was ſagen." Und richtig, das that denn auch Niggi mit großer Kraft. Natürlich hatte man in der Giraffe über Austrag des Handels in großer Spannung gelebt. Als man die Beiden daher kommen ſah und den Niggi in der Polismütze und dem Offiziersrock, ſtellte die Einwohnerſchaft der Giraffe ſich zweg, um zu hören und zu ſehen, was Niggi ſage, natürlich war Sami, der Stallknecht, nicht der Hinterſte. Niggi kam bolzgrad daher, machte ein preußiſches Geſicht, und ſobald er Sami in Sprachweite kriegte, donnerte er ihn an. „Biſt ſo alt geworden und nicht witziger, ſolche Späße mach mir nicht mehr, ſo lange ich hier noch ein- und ausgehe, ſonſt will ich dir! Du haſt gewußt, daß ich als Fürgſchauer in's Dreckgäßli mußte, dem Lumpenſami ſeinen Ofen zu unterſuchen, da konnteſt mir Beſcheid machen laſſen und nicht den Herrn ſelbſt hinſchicken. Wenn er die Beine gebrochen, hätteſt du ſie ihm auf deine Koſten wieder ganz machen laſſen müſſen."

Wie auf's Kommando kehrte die wie zufällig verſammelte Menge ſich um, denn alsbald begriff und bewunderte man Niggi's Witz. Er iſt immer der Gleiche, lachte Jeder dem Andern zu. Nur Sami hielt ruhig Stand und ſagte: „Verzeiht, Herr Hauptmann. Ich glaubte, der Herr wolle nur ein paar Worte mit euch reden, da wollte ich euch nicht von euren wichtigen Geſchäften ſprengen, ich dachte, er habe akurat gleich weit zu euch als ihr zu ihm und weniger zu verſäumen.“ „Du haſt gar nichts zu denken, Sami, weißt! Und damit Punktum für jetzt. Aber mach mir das noch einmal, ſo ſollſt du erfahren, mit wem du es zu thun haſt. Jean, bringt mir Waſſer, ich habe mich in dem Ofen ganz verſalbet, von wegen, wenn ich etwas unterſuchen ſoll, ſo mache ich es nicht von weitem.“

Dem Herrn war der ganze Handel anfangs ſehr aufgefallen, er glaubte, der charmante Herr Ju habe ihn famos angelogen und er hätte nicht geglaubt, daß einem Eidgenoſſen von ſo ächtem Schrot und Korn nicht mehr zu glauben wäre; wenn ſo was beim grünen Holz geſchähe, was werde dann erſt beim dürren ſein. Aber bald ſtellte ſich ſein Vertrauen vollſtändig her. Wie leicht man doch einem Menſchen Unrecht thun könne, dachte er. Das ſämmtliche Perſonal im Hotel zur goldnen Giraffe wetteiferte, dem Herrn Hauptmann Achtung zu erzeigen, man begegnete ihm faſt wie einem Engländer, Niggi's Selbſtvertrauen ſtieg von Minute zu Minute, und wenigſtens eben ſo raſch das Vertrauen des fremden Freundes. Er eröffnete ihm, ſein Vater hätte ſich in Ruhe geſetzt und ihnen, den Söhnen, das Geſchäft übergeben, er habe ſelbſt gefunden, ihm gehe immer mehr die Rüſtigkeit ab, welche der Zeitgeiſt fordere. Nun gedächten ſie, daſſelbe auch über die Schweiz, beſonders die weſtliche, auszudehnen. Laut eingezogenen Nachrichten würden beſonders ihre erſten Artikel, Sägeſpäne und Taubenmiſt, ziehen. Bekannt ſei, daß namentlich Genf nicht genug fremden Miſt zuſammenbringen könne.

Darum ſuche er ihn auf, weil er ihn für den Mann gehalten, der ſie in ihrem Vorhaben am beſten unterſtützen könne, entweder daß er ſich ſelbſt dabei betheilige, oder ihm vertraute Leute angebe, mit welchen ſie in ſichere Verbindung treten könnten. Das war ein gefunden Freſſen für Riggi Ju, ein appetitlicher Knochen, den er alsbald und mit großer Geſchicklichkeit apportirte.

Betheiligen wollte er ſich zwar einſtweilen nicht dabei, er müſſe ſich vorerſt in ſeinen eigenen Geſchäften gehörig orientiren und ſich recht einhauſen, aber befaſſen damit von Herzen gern. Er ſprach von glänzenden Erfolgen mit Sicherheit. Er ſchraubte den Freund hinauf zu ſeligen Hoffnungen, daß der allfällige Vorſchüſſe anbot, die Riggi nicht von der Hand wies, Hitz bekam und abreiſen wollte, um ſo raſch als möglich das Geſchäft zu betreiben, was Riggi auch recht war. „Jean," rief er, „fragt doch Sami, ob er mir den Fuchs habe beſchlagen laſſen, ich möchte den Herrn begleiten." Jean kam bald wieder mit dem Beſcheid, es ſei Sami nicht möglich geweſen, aber wenn es der Herr Hauptmann befehle, ſo könne man für ein anderes Roß aus. „Nein," ſagte Riggi. „Ich lieb es nicht, auf fremden Roſſen zu reiten, ich begleite den Freund bis zum Krätzige Hüsli, wo der große Käshändler baieriſch Käs vermoſten und ihn dann durch ſeinen Bruder als zehnbatzigen Wein auswirthen läßt, habe dort noch was zu verrichten." Riggi hatte gehört, daß ſein Freund dort noch was zu verrichten hätte, da wollte er dabei ſein. Wenn man Geſpräche verhüten oder wenigſtens ihren Verlauf überwachen kann, iſt's manchmal von Nutzen.

Somit fuhren die Beide, gegenſeitig glücklich, ab. Der endliche Ausgang kümmerte Riggi halt nichts; er war einer von den glücklichen Leuten, welche jeden Tag thun und genießen, was ſie können und vermögen, gehe es morgen wie es wolle, und mit unvergleichlicher Frechheit allezeit thun, als ob ſie im göttlichſten Recht ſeien und mit der größten

Klugheit ſich benähmen. Unterdeſſen hatte der ſchöne Witz die Aufmerkſamkeit von halb Schoppenheim erregt. Sami, der Stallknecht, rief es ordentlich jedem Vorübergehenden nach, was der Riggi aber gemacht und was dem in Sinn komme. Seinesgleichen habe der Keinen auf der Welt, der komme nie an Hag. In einem Tag balbierte der ſiebenmal ſiebenzig über den Löffel und wenn ſie die Ausgeſpitzteſten ſchickten aus Baiernland oder Schwabenland. Es ſammelten ſich bei der goldenen Giraffe viele Gäſte, um das Nähere zu erfahren, um Riggi's Rückkunft zu erwarten und ihm die gehörige Freude zu demonſtriren, für die Ehre, welche ein ſolcher Witzkopf ihrem Orte bringe. Es koſtete große Geduld und viele Schoppen, ehe die Erwartung in Erfüllung ging, ehe Riggi kam.

Mit unermeßlichem Jubel wurde er empfangen, zahlloſe Gläſer ſtreckten ſich ihm dar. Fürgſchauer, Hauptmann Riggi, ward gebrüllt von allen Seiten. Riggi war nicht ſein ſelbſt, kam faſt um's Leben aus lauter Liebe, und wer weiß was geſchehen, wenn nicht ſeine Frau gekommen und geſagt hätte, es thäte ſie Wunder nehmen, ob der Hudel einiſt heim käme oder nicht? Nu, ſie war eine ausgefegte Pintenwirthin, ließ ſich gerne etwas verſäumen, benutzte klug die Zeit, ſorgte aber dennoch dafür, daß Riggi wirklich lebendig heim kam. Sami, der Stallknecht, half ihr treulich und zündete ihr nebenbei mit der Laterne.

Von dieſem Tage an nahm Riggi's Schickſal eine andere Wendung, ſein Credit mehrte ſich, er ſtieg in Ehren, er ward ein Mann der Zukunft und Viele ſagen: Wenn der einmal recht bekannt werd, ſo wüß key Tüfel, was dä no werd, es ſyg alles mügli, von wegen der Zytgeiſt ſei dem der Götti.

Qui vivra verra!

Barthli der Korber.

Im rueßigen Graben am ſüdlichen Abhang hing ein kleines Häuschen. Man begriff nicht, warum es noch da hing, und nicht längſt den Graben hinuntergerutſcht, denn es machte akurat die Figur eines Menſchen, der in vollem Lauf einen Berg hinuntergeſprungen, plötzlich die Beine verſtellt, ſtill halten will und nicht recht kann. Wenn man das Dach betrachtete, ſo kam es einem vor, als höre man den Wind pfeifen, als kriege man Stöße. Es ſah aus wie der Sack eines Bettlers, der das Flicken übel nöthig hätte, jedoch bei allem Flicken immer ein Bettlerſack bleiben wird. Die kleinen Thüren zu Ställchen und Tenn ſtunden alle ſchief, nach einem ganz eigenen Bauſtyl. Hinter dem Hauſe fand man, wenn er nämlich nicht gerade zu Nutzen angelegt war, einen kleinen Düngerhaufen, ungefähr von Geſtalt und Größe eines anſehnlichen Zuckerſtockes. Vor dem Hauſe war ein Gärtchen, in welchem elf Mangoldſtauden ihre breiten, ausdrucksloſen Geſichter ſonneten, ſieben Bohnenſtauden kühn an gebrechlichen Stecken hingen, zwiſchen denen zwei blühende Roſenſtöcke gar freundlich hervorblickten. Um daſſelbe lagen im Frieden die Gerüſte eines ehemaligen Zaunes, harrend einer helfenden Hand zum Auferſtehen. Im Häuschen wohnten hinten eine Ziege und ihr Zieglein. Es war eine ſtattliche Ziege. Achtung gebietend trug ſie ihr Haupt und in glänzendem zottigen Felle ging ſie würdigen Schrittes einher, während hinter ihr her, gleichſam der Hanswurſt, das Töchterlein graziöſe luſtige Sprünge machte. Vornen wohnten ebenfalls zwei Perſonen, ein alter, lahmer Korber oder Korbmacher und ſein nicht lahmes Töchterlein. Der Alte hätte wirklich, was Anſtand und Würde in Gang und Haltung betraf, viel von ſeiner Ziege lernen können, in Beidem ſtund er ihr beträchtlich nach. Indeſſen der gute Alte war kaum mehr bildungsfähig, wenigſtens ſah man an ihm weder entſchiedenen noch unentſchiedenen Fortſchritt, ſondern gar keinen. Dagegen, wir geſtehen es aufrichtig, gefiele uns das Töchterlein viel beſſer als das junge Geißlein. Daſſelbe iſt gar ſo anmuthig und lieblich, kann auch ſpringen leicht und hoch, daß es uns lieber wäre als zehn Geißlein, und wenn man uns die Wahl gelaſſen hätte, hinten oder vornen in dem Häuschen zu wohnen, ſo hätten wir, ungeachtet der Würdigkeit der alten Ziege, unbedenklich dem vordern Theile den Vorzug gegeben, wohlverſtanden, nicht von wegen dem alten lahmen Korber, ſondern wegen ſeinem ſchönen Töchterlein. Daſſelbe wußte nicht einmal, wie hübſch es war, und das war nicht das Mindeſte an ihm. Wenn es ſich auch im Spiegel beſah, kam es doch nicht zu umfaſſender Einſicht, denn erſtlich beſtund ſein Spiegel nur aus einer dreieckichten Scherbe, zweitens durfte es ſich blos am Sonntag mit Muße waſchen, ſo recht um- und um, und bis am Dienſtag, vielleicht ſchon am Montag hatte es bereits vergeſſen, wie es geſtaltet war, andere Leute brachten es ihm auch nicht in Erinnerung.

Im rueßigen Graben machten die Leute ſich ſelten Complimente. Zudem war Züſeli nicht beſonders nach ihrem Geſchmack; wenn es einen halben Zentner ſchwerer geweſen wäre, es hätte ihnen unendlich beſſer gefallen. Wär's in Oeſtreich geweſen, es wäre ihm eine Arſenikkur angerathen worden. Arſenikfreſſen macht nämlich fett, wie man ſagt. Wird aber mit Verſtand geſchehen müſſen, ſonſt könnts fehlen.

Es war nicht blos ein liebliches, ſondern auch ein liebes, emſiges Kind, das von früh bis ſpät nach dem Willen des Vaters that und nie unwillig, und ebenfalls vom Werthe dieſer Eigenſchaften keine Ahndung hatte, viel weniger mit Geräuſch ſich geltend machte. Oder, um gebildet zu reden, es war ohne alle Anſprüche. Eigentlich iſt dieſes ein dumm Wort, hat aber dennoch einen tiefen Sinn. Die eigentliche Anſpruchloſigkeit iſt nichts Anderes, als der demüthige kindliche Sinn, dem, wie Chriſtus ſelbſt ſagt, das Himmelreich gehört, der keiner Verdienſte ſich bewußt iſt, aber ein inniges Danken hat, für jede Gabe, jedes Zeichen der Liebe, nichts ſehnlicher wünſcht, an nichts größere Freude hat, als lieb zu ſein Gott und Menſchen, Gott und Menſchen es recht zu machen. Dieſe harmloſen beſcheidenen Naturen ſind nicht moderne Naturen. Der alte Korber war dagegen nichts weniger als liebenswürdig, weder innen noch außen; man konnte eigentlich nicht begreifen, beſonders am Sonntag nicht, wo Züſeli um und um gewaſchen war, wie die beiden zuſammen kamen und noch dazu als Vater und Tochter. Der alte Barthli war häßig und häßlich, Sauerſehen ſeine Freundlichkeit, gute Worte gab er nicht für Geld, geſchweige umſonſt, und dennoch galt er etwas in der Welt, denn er war Etwas, eine Perſönlichkeit, ein Charakter würde man heut zu Tage ſagen. Er war ein ausgezeichneter Korber, ſehr ehrlich auf ſeine Weiſe, hielt Wort. Ja, da iſt es einem Menſchen wohl erlaubt, ſaugrob zu ſein. Er war überdieß noch ſehr arbeitſam und ſehr ſparſam. Wenn er ſich recht rühmen wollte, ſo ſagte er, er hätte noch Niemanden plaget, die Gemeinde nicht und andere Leute auch nicht. Das war wirklich viel gemacht in unſerer Zeit, wo Viele meinen, ſie ſchenken der Gemeinde etwas, wenn ſie ihre Hülfe nicht in Anſpruch nehmen, einer ſo reichen und geduldigen Perſon was ſchenken, ſei ja dumm. Barthli's Verdienſt war nicht groß, aber er beſaß das Ehrgefühl eines Mannes, er begriff, daß, wer ſelbſtſtändig ſein wolle, vor allem im Stande ſein müſſe, ſich und die Seinigen ſelbſt zu erhalten mit Gottes Hülfe. Es wäre gut, dieſes Ehrgefühl wäre im Zu- ſtatt im Abnehmen, dann wäre der Friede größer in der Welt; es wäre gut, wenn mancher Schöne und manche Schöne den wüſten Barthli zum Exempel nehmen würden, und nichts begehren, was ſie nicht ſelbſt verdienen können, Keiner fliegen wollte, der keine Flügel hat.

Das Häuschen hatte er von ſeinem Vater geerbt und ſo viel Land dazu, daß er etwas pflanzen und zwei Ziegen halten konnte, wenn er die Zäune ſeiner Nachbaren nicht ſchonte und die Thiere lange Hälſe hatten, um über die Zäune hinüber im jenſeitigen Graſe hoſpitiren zu können. Mit Reparaturen an der Hütte hatte er ſich nie abgegeben. Ihm ſei ſie gut ſo, wenn ſie ihn nur aushalte, hernach könnten die ſehen, wo nachkämen, ſagte er. Er galt für ſehr ehrlich, obgleich er ſich in dieſer Beziehung bedenkliche Freiheiten herausnahm, nämlich mit den Weidenruthen, welche er zu ſeinen Körben brauchte. Eine bedeutende Zeit des Jahres brachte er bei Bauern auf ſogenannten Stören zu, wo er ihnen Körbe flocht und ausbeſſerte. Indeſſen machte er auch Körbe auf den Kauf, und namentlich ſein Meitſchi machte ſolche, denn dieſes nahm er auf die Stören nicht mit, es mußte daheim zu Haus und Hof ſehen. Die Ruthen nun zu dieſen Körben nahm er, wo er ſie fand, unbekümmert darum, wem die Weiden gehörten, an denen ſie gewachſen waren. Er trieb dieſes nicht im Verborgenen mit äußerſter Vorſicht, um nicht geſehen zu werden, er ſagte offenherzig, ſein Vater und ſein Großvater ſeien Korber geweſen, hätten aber nie einen Kreuzer für Ruthen ausgegeben, ſondern die Wydli genommen, wo ſie gewachſen, ein Bauer würde ſich geſchämt haben, einem armen Mannli einen Kreuzer dafür abzunehmen. Körbe habe man ihnen gemacht, alte plätzet, öppe wohlfeil genug, damit ſeien beide Theile wohl zufrieden geweſen. Jetzt ſollte man ihnen jedes Wydli übergülden, dazu noch gruſam danken, daß man faſt um den Athem komme, und obendrein machten ſie alle Weidenſtöcke aus, nur hie und da ein alter Bauer laſſe noch einen ſtehen zum Andenken und damit die Kinder wüßten, wie ſo ein Weidſtock geweſen. Dann könnten die Bauern ſeinetwegen Körbe flechten laſſen aus den Schmachtzotteln (Locken), welche ihre Töchter über die Stirne herabzwängten mit Tüfelsgewalt. Trotz dem kam Barthli nie in Verlegenheit, keine Strenge, kein Verbot ward gegen ihn angewendet. Wohl hob hie und da ein Bauer die Hand drohend auf und ſagte: Barthli, Barthli, du machſt es mir wohl gut, nimm dich in Acht, ſonſt mache ich dir den Marſch. Ich habe bald nicht mehr Wydli für ein Erdäpfelkörbchen und ſelb iſt mir doch dann nicht anſtändig. Warum gönnſt mir das Maul nicht und ſagſt, wenn du Körbe mangelſt? Mir kann es nicht in Sinn kommen, und d' Wydli muß man nehmen, wenn es Zeit iſt, und hauſiren damit wirſt du kaum wollen, ſo antwortete Barthli keck, und ſanftmüthig redete der Bauer mit ihm eine Stör ab, ſagte blos: d'Wydli bringſt dann mit. Ein andermal wollte ich ſie doch dann lieber ſelbſt hauen. Warum nicht, antwortete Barthli, die Mühe mag ich dir wohl gönnen, aber mach's zur rechten Zeit, ſonſt fahre ich zu. Aber frage doch dann zuerſt, meinte der Bauer. Man kann's machen, wenn man's nicht vergißt, entgegnete Barthli. Fragen, ſetzte er hinzu, iſt auch ſo eine neue Mode vom Tüfel. Man ſagt, Fragen ſchade nichts, ja wolle, nichts ſchaden! Ich habs erfahren. Frage um nichts mehr, mein Lebtag, wenn es nicht ſein muß, und es ungefragt auch zu machen iſt. Dieſe Schonung kam aus dem gleichen Grunde, aus welchem Barthli ſeine Rechte nahm, es war auch ſo eine Art von Grundrecht, entſtanden aus uralter Gewohnheit, welches man ihm noch ſtillſchweigend zugeſtand, trotz der neuen Sitte, aus allem ſo viel Geld als möglich zu machen, welche man gegen alle Andern mit aller Strenge in Anwendung brachte.

In dieſem Punkte iſt allerdings eine bedenkliche Aenderung erfolgt, welche man bei Beurtheilung des Verhältniſſes unterer Claſſen nicht außer Acht laſſen darf.

In früheren Zeiten war viel wildes, viel faſt herrenloſes Land, was auf ſolchem Lande wuchs, war beutepreis, und arme Leute hatten da eine reiche Fundgrube von Allerlei, welches ſie entweder ſelbſt brauchen oder zu Geld machen konnten. Viele Handwerker, Rechenmacher, Küfer, Korber, Beſenbinder u. A., ſelbſt Wagner hatten gleichſam Hoheitsrechte auf ſolchem Lande, ſie nahmen was ihnen beliebte und zwar unentgeltlich und ungefragt. In ſolchem Lande weideten die armen Leute den Sommer über Schafe und Ziegen, ſammelten für den Winter Streu und Futter. Das iſt anders geworden. Viel Land iſt urbar gemacht und herrenloſes Land wird rar ſein im Lande Canaan. Was nicht Privaten angehört, hat der Staat an ſich genommen, und wo dem Staate ſtehen magere Gräslein wachſen an einer Straße magerem Rande, verpachtet er ſie, und um zu ſoliden Pächtern zu kommen, werden Steigerungen abgehalten, ganz ſplendide. So machen es auch die Privaten, und was einen Kreuzer giltet, verwerthen ſie in ihrem Nutzen. Sie haben vollkommen das Recht dazu, aber — aber jedenfalls ſollte ob dem Kreuzer der Nächſte nie vergeſſen werden.

Mit den Körben, welche Barthli zu Hauſe machte, ſchickte er Züſi hauſiren, oder ging ſelbſten mit. Obgleich er kaum zwei Stunden von Bern entfernt wohnte, ging er doch ſelten dahin und ungern. Er möge mit den Stadtweibern nichts zu thun haben, ſagte er, die hätten keinen Verſtand von der Sache. Die bildeten ſich ein, ſie müßten bei allen Dingen markten, bis zum Schwitzen, das ſei die Hauptſache beim Handeln. Schätze er ihnen einen Korb um 7 Batzen, ſo böten ſie ihm 5 Batzen, und ſchätze er ihnen ein andermal den gleichen Korb für 4 Batzen, ſo ſeien ſie im Stande, ihm 2 Batzen zu bieten, ſo viel Verſtand hätten ſie. Aber Barthli, da iſt ja gut helfen, ſagte man ihm oft. Schätze deine Körbe alle um 9 Batzen, dann haſt du ja immer 7 richtig. Das wollte aber Barthli nicht. Jede Sache habe ihr Maß, ſagte er, darüber aus fahre er nicht. Er wolle nicht, daß es heiße, der Barthli im rueßigen Graben ſei ein Narr geworden. Sie könnten ſeinethalben in der Stadt ſehen, wo ſie ihre Körbe herbekämen, den ſeinen käme er ſonſtwo ab, wo die Leute Verſtand hätten. Sein Töchterlein hatte es umgekehrt. Tage in der Stadt waren ihm ganz andere als die übrigen Tage, Tage wie die Juden ſie ſich im tauſendjährigen Reiche dachten, wo die Sonne ſiebenmal größer iſt und die Stadtthore zu Jeruſalem aus Diamanten und Rubinen gemacht; alle Bäume voll der ſüßeſten Früchte, die Zäune voll Weintrauben, jede ungefähr ſo groß wie Goliath und die Beeren wie Kürbiſſe.

Man denke aber auch die ſchönen Herren und Damen, die Läden voll Gold, Silber und freßbarer Herrlichkeiten, Schweinefleiſch, daß es eine helle Pracht war, Brot und Brötchen von allen Sorten und Bänder und Sachen unter Glas und hinter Glas, denen es keinen Namen wußte, ſondern dabei denken mußte, die kämen geraden Wegs vom Himmel her. Man ſieht oft Kinder in der Stadt, die offenbar nicht mehr wiſſen, ſind ſie über der Erde oder unter der Erde. Sie ſperren Augen, Naſe, Mund auf, daß das ganze Geſicht nur ein Loch iſt, durch das die guten Kinder alle die Herrlichkeiten in ſich hineinziehen möchten. Man kann ſie ſtoßen, treten, ſie merken es kaum, ja es iſt zweifelhaft, ob ſie es merken würden, wenn man ſie zertreten thäte. Manchmal hängt ſo ein Kind mit einer Hand an der Rocktaſche des Vaters oder am Kittel der Mutter. Wie Schleppdampfſchiffe ſegeln die Alten voraus, bewußtlos wird das Kind nachgezogen mit den aufgeſperrten Löchern, und glücklich iſt der Vater, wenn das Kind ihm noch am Rocke hängt, wenn er landet in einer Wirthſchaft, oder endlich hinausſegelt aus den Thoren in's Weite. Dann macht das Kind das Geſicht zu. Das Chaos der Eindrücke beginnt ſich zu ordnen, die Einen ſchwinden, Andere treten beſtimmter hervor, prägen ſich aus; Fragen, Erzählen beginnt, und ſind die Menſchen zu Bette, geht das Träumen an, eine neue Welt iſt entſtanden, ein bewegtes Leben reget ſich, manchmal bleibt's, manchmal ſtirbt's wieder. Das Eine das bleibt, wächſt auf zu des Herrn Freude, Anderes geſtaltet ſich zum Diſtelfelde, auf dem vor Allem der Neid wächst und Begehrlichkeiten von allen Arten. Bei Barthli's Töchterlein ging es nicht ſo ſchlimm. Die Herrlichkeiten alle ſtunden ſo weit außerhalb ſeines Lebens, daß es an keinen Beſitz dachte, ſondern eine reine Freude daran hatte, ſie zu betrachten. Nun, ein Eva-Töchterchen war Züſi ſicher auch, wie ſie Alle ſind, aber es fehlte die Schlange. Der alte Barthli hatte keine Anlagen, die Schlange zu machen, er war eher zum Michael geeignet, der Weibern die Mücken austreibt, und mit Niemanden als dem Vater lief es in der Stadt herum. Aber es war noch Eins, was das Meitſchi in die Stadt zog. Wenn Barthli hinein mußte, ſo wollte er darin auch wohl leben, nahm in einer Wirthſchaft für einen halben Batzen Branntenwein und dem Meitſchi ließ er für einen Kreuzer Suppe geben, dazu aßen ſie das Brod oder ſchnitten es ein, welches ſie von Hauſe gebracht, und einmal erhielt Züſeli von der Wirthin geſchenkt eine Küchelſchnitte und ein andermal ein kreuzeriges Bernerweggli, welches ein Gaſt übrig gelaſſen. Und das war allemal eine Suppe, von welcher man im rueßigen Graben gar keinen Begriff hatte, ja wo man gar keine Ahnung hatte, daß ſo was Gutes in der Welt ſein könnte. O, arme Leute haben auch ein großes Wohlleben, zu welchem viele Reiche nie kommen, und um ſo weniger, je beſſer ſie leben wollen, denn darauf kömmt es nicht an, was man genießt und wie viel es koſtet, ſondern wie es ſchmeckt. Für ſeinen Kreuzer lebte Züſeli viel beſſer, als mancher Große, wenn er es ſich hundert Louisd'ors koſten läßt. An Barthli ging die Zeit ſcheinbar machtlos vorüber, er achtete ſich ihrer bloß, wenn die Weiden grünten und die Wydli reif zum Schneiden waren, und wenn die Wydſtöcke nieder gemindert hatten, ſeine Ernte wieder geringer ausfiel und mühſamer zuſammengebracht werden mußte. Dann fluchte er über die böſe Zeit und ſagte, es nehme ihn doch Wunder, wie das am Ende kommen ſolle? Wenn es ſo fortgehe, ſo gebe es am Ende gar keine Wydli mehr. Dann was machen? Das möchte er wiſſen, das ſolle ihm doch Einer ſagen.

Daß ſein Töchterlein größer wurde, aus einem Kinde ein erwachſen Meitſchi, das merkte Barthli lange nicht, und als man es ihm zu merken gab, wollte er es erſt nicht glauben. Züſi blieb wirklich wunderſam lang ein anſpruchloſes Mädchen und plagte den Vater nicht mit Begehrlichkeiten, wie viele Mädchen alsbald damit anfangen, ſobald ſie entwöhnt ſind. Es kam ganz ſpöttiſch ſchlecht daher, ſein dünnes Kitteli war manchmal einen halben Fuß und mehr zu kurz, denn das Mädchen wuchs, vom übrigen Firlefanz war keine Rede, und das Meitſchi plagte den Vater nicht damit. Sie ſeien gar gruſam arm, der Vater vermöge das nicht, pflegte es zu ſagen, wenn eine Geſpielin ihns fragte, ob es dieſes und jenes nicht anſchaffen wolle? Mit den Kleidern zum erſten Abendmahl, wo ſonſt ſo gerne der Teufel ſich einmiſcht und Streit ſtiftet, wo gerade der Friede anfangen ſoll, hatte eine Gotte nachgeholfen und Züſi mit einem alten Kittel und einem neuen Halstuch glücklich gemacht. Was das ſchönſte an Züſi war, es ſchämte ſich ſeines Vaters nie. Man ſollte nicht glauben, daß dieſes als etwas Beſonderes anzuführen wäre, denn warum ſollten ſich Kinder ihrer Eltern ſchämen, wenn ſie nichts Schlechtes machen, welches den Kindern Schande bringt? Aber man würde ſich ſehr irren, wenn man es ſo meinte, denn nur zu viele Kinder ſchämen ſich der Eltern, haben keine Urſache dazu, ſondern wegen Dummheiten, und ganz beſonders wegen ihrer eigenen Dummheit. Sie ſchämen ſich derſelben, weil ſie altväteriſch gekleidet ſind, altväteriſch reden, altväteriſch denken, ſich gebehrden, aber wäre es denn ſchön, wenn die Alten die Jungen ſpielen, jung ſich kleiden, jung ſich gebehrden wollten? Sie ſchämen ſich ihrer, weil ſie alt ſind und nicht mehr jung, aber iſt das geſcheut oder dumm, und was hat man für ein Mittel nicht alt zu werden, als ſich jung zu hängen? Eine holdſelige Erſcheinung war der alte Barthli jedenfalls nicht, und eben anmuthig that er nicht, aber Züſi wußte nichts Anderes, als daß einmal der Vater ſo war und ſo that, und ging neben ihm und ſaß neben ihm und aß neben ihm, jetzt als es größer war, um einen halben Batzen Suppe, Alles unbeſchwert. Es fing eher umgekehrt an zu fehlen. Ein hübſches Meitſchi ward zu jeder Zeit bemerkt, es iſt ein Ding, das nie außer Curs kam, und nie außer Curs kommen wird. Man ſah Züſeli an, man ſprach es an, und wenn Barthli mit ihm nach Bern ging, hatte das Tüſelwerk kein Ende. Hier ſagte ein Küher: Meitſchi, wottſt ryte, hock uſe Karre, ih zieh dih. Dort ſagte Einer, es ſolle die Körbe auflegen, ſie ſeien ein gar unkomod Tragen. Und wenn Barthli in eine Wirthſchaft kam, wollte man es dem Meitſchi bringen, rühmte, wie hübſch es ſei, fragte, ob es einen Schatz habe oder vielleicht ſchon zwei? Das trieb den Alten faſt aus der Haut. Und dann noch das Meitſchi obendrein, wie das ihn zornig machte! Wenn man es ihm brachte, ſo trank es, und wenn man von einem Schatz ſprach, ſo plärete es nicht, es lachte eher. Es ſei, wie wenn der Teufel in ihns gefahren, klagte er. Das Meitſchi hätte ſich ganz g'änderet. Das ſei jetzt daheim ein Waſchen und Strählen, es hätte keine Art. Ehedem ſei es genug geweſen, wenn es, wie üblich und brüchlich, es alle Wochen gemacht, jetzt geſchehe das in der Woche, es wiſſe kein Menſch wie oft, faſt allemal, wenn es von Hauſe gehe, müſſe das

Spiel angeben mit Strählen und Waſchen, und dazu hätte es einen Trieb von Haus weg, er hätte das nie erlebt. Statt daß es ihm zwider ſein ſollte, wenn er ihns irgend wohin ſchicke, lächere es ihns ſchier. Und mit den Kleidern fange es auch an ihn zu plagen, und rede von Fürtüchern und Hemderen, und meine er ſolle neue machen laſſen. O, ſelb einmal noch nicht, oben im Trögli ſei noch manches Stück von ſeiner Alten ſelig, das müſſe erſt gebraucht ſein, ehe er Neues machen laſſe. Er wüßte nicht, wo das Geld nehmen dazu, er möchte jetzt ſchon faſt gar nit gfahre und alle Jahre böſe es noch.

Züſi konnte dem Vater nichts mehr recht machen, es hatte bös bei ihm, die Leute hatten recht Erbarmen mit ihm. Er ſchäme ſich des Meitſchis, ſagte der Alte, er dürfe nirgends mehr hingehen mit ihm, wenn auf hundert Stunden herum ein Mannsvolk ſei, ſo lache das einander an, und es ſei ein Tſchäder, er hätte es nie ſo gehört. Zu ſeiner Zeit ſei das nicht ſo geweſen, er habe erſt vierzehn Tage nach ſeiner Hochzeit zgrechtem angefangen mit ſeiner Frau zu reden. Wenn er's vermöchte, er ließe vor den rueßigen Graben einen Gatter machen hundert Schuh hoch, und dahinter müßte ihm das Meitſchi bleiben, und könne dann ſeinethalb lachen, wenn ein Paar Mannshoſen von Weitem vorbeigingen. Er that vor den Leuten wüſt mit dem Meitſchi und puzte es in öffentlichen Wirthſchaften aus, wenn ihns ein Mannsbild angeſehen, oder es einem geantwortet hatte. Das hatte Folgen, man kann es ſich denken. Es gab Leute, beſonders Weiber, die bedauerten das Mädchen aufrichtig, und ſagten es ihm auch. Du kannſt mich erbarmen, ſagten ſie, du armes Tröpfli was du biſt, er iſt ein rechter Unflath gegen dich. Ich blieb nicht bei ihm, ich lief ihm fort, ſo gequält wollte ich nicht ſein. Ein Meitſchi, wie du, findet Platz überall, macht ſchönen Lohn, kommt zu Kleidern. Es wiſſe in Gottsnamen nicht, was es dem Vater zwider dienet, jammerte es dann. Es habe mit keinem Buben nichts, es lueg nebe ume, ſo viel möglich, wenn einer daher komme, aber daß ſie es anluegten und ein Wort mit ihm redeten, deſſen vermöge es ſich doch weiß Gott nichts, es könne ihnen das nicht verbieten. Der Vater ſolle es verbieten, wenn er könne, ihm ſei's recht. Daheim könne es nicht fort. Wer wollte die Sache machen, pflanzen, melken, den Hühnern die Eier greifen und finden, wo ſie legen, von dem verſtehe der Vater hell nichts. Aber er ſei ſeit einiger Zeit ſo grauſam wunderlich, es müſſe ihn Jemand aufweiſen, aber wer es ſei, darüber könne es nicht kommen. Aber lieber ſterben wolle es, als immer ſo dabei ſein, und dazu weinte es bitterlich, und das Weinen ſtund ihm gar tuſigs wohl an, zehnmal beſſer, oder hundertmal, als einer alten Frau das Lachen. Etwas Anderes war aber noch viel ſchlimmer. Eine bekannte Sache iſt, daß, ſobald Jemand etwas beſonders haßt, und dieſes Haſſen auf eine auffallende oder komiſche Weiſe an Tag giebt, es allen böſen Buben ein Herrenfreſſen iſt, dieſem Menſchen zu machen, was er haßt, wie Schuljungen alle Hunde reizen, welche ihnen tapfer nachbellen. Es giebt immerhin einen ſchönen Spektakel, und koſtet nicht viel, als allfällig ein Loch in die Hoſen.

Sobald merkbar wurde, wie der alte Korber grimmig werde, wenn man ſein Züſi anſehe oder mit ihm rede, oder gar Miene mache, irgendwie mit ihm zu ſchätzeln, ſo wars, als ſeien alle böſen Geiſter los. Es ſchien dem Alten, als wolle Alles mit Züſi reden. Sein Lebtag hatten ſich nie ſo viel Leute auf dem Wege geſtellt und ein Geſpräch angefangen von Sonne, Mond und Sternen, oder ſonſt von nichts und wieder nichts, und dann von Tanzen, Kiltern u. ſ. w. Und Züſi weinte nicht dazu, ſprang nicht über die Zäune, ja, blieb manchmal ſogar ebenfalls ſtehen — man denke! Ja die Burſche kamen ſogar bis in den rueßigen Graben, klopften an Züſis Fenſterchen und baten um Einlaß. Es fehlte nicht viel, ſo fuhr der Alte wie eine Büchſenkugel aus dem Laufe aus der Haut durchs Fenſterchen den Burſchen an Kopf. Wohl die würden gegangen ſein, anders als vor des Alten Drohungen mit Schießen, Hauen und Stechen, welche weidlich verlacht wurden. Ja, er erlebte ſogar, daß er Einen, als er von einer Stör heim kam, Abends, vor ſeiner Küchenthüre traf, und die war nota bene offen, ganz offen, und inwendig der Thüre ſtand ſein ſauberes Züſi und ſprach nicht bloß mit dem Burſchen, ſondern ſie hatten Beide gelacht, er hatte es ſelbſt gehört und zwar mit eigenen Ohren. Wohl das gab ein Donnerwetter von den Mehbeſſern und der Burſche erſchrak nicht einmal ſchrecklich, ſtob nicht davon wie auf den Flügeln des Sturmwindes, ſondern ſagte ziemlich kaltblütig: Alter, thue nicht ſo wüſt, das iſt dumm, damit erſchreckſt mich nicht. Ich habs nicht gehört verleſen, daß es verboten ſei, mit deinem Meitſchi zu reden, und noch dazu am heiter hellen Tage. Das Meitſchi gefällt mir, und dich fürchte ich nicht, und das wirſt du dir müſſen gefallen laſſen. Der Alte ſpie Feuer, aber was half's? Trotzig und unverſehrt ging der Burſche endlich. Es war dazu nur ein Knechtlein auf einem benachbarten Hofe, aber ein gutes, wie ſie rar ſind in dieſen Zeiten. Man kann ſich vorſtellen, was das dem Alten für einen Verdruß machte, daß er die Möglichkeit erlebt, wie in ſeiner Abweſenheit Burſche zum Hauſe kommen konnten zu Züſi, und wie das mit ihnen rede und ſogar lache, ſtatt mit Ofengabeln und mutzen Beſen gegen ſie zu agiren. Was halfs ihm nun, wenn er des Nachts ſchon wachte, beſſer als der beſte Haushund, wenn ſie des Tags kamen, während er auf der Stör war? Da hatte er jetzt eine Qual, welche er mit ſich herumſchleppen mußte, wohin er ging, daß er denken mußte: Iſt wohl aber Einer vor der Thüre und lachet mit ihm? Ja und ſo Eine iſt nüt z'gut dafür, er geyt noch einiſt inne für. U de? Wie konnte er davor ſein, was dagegen machen? Auf die Stören mußte er, das Meitſchi einſchließen konnte er auch nicht, in der

Stube konnte es nicht pflanzen, mit auf die Stören nehmen ging wiederum nicht, wegen der Geiß und dem Gitzi, und die auch mitnehmen auf die Stör, wäre den Bauern kaum anſtändig geweſen; wenn er mit dem ſämmtlichen Haus- und Viehſtand aufgezogen wäre, die Hühner noch hinten drein, ſie hätten furioſe Geſichter gemacht. Und wenn er dann ſein Elend Leuten klagte, ſo fand er weder Mitleiden noch Troſt. Barthli, hieß es, thue nit dumm und ſchick dich drein, du wirſt die Welt nit anders machen, und Weibervolk und Mannevolk kam immer zuſammen, und gehört zuſammen, ſonſt hätte unſer Herrgott ſie nicht ſo erſchaffen. Und wenn ſchon dein Meitſchi mit einem Mannsbild redet, ſo iſt das lange noch nichts Schlechtes, und g'ſetzt es nähme einen Mann, und dann? Nahmſt du nicht auch eine Frau? Du wirſt es dem Meitſchi nicht erwehren. Mach den Weltlauf anders, wenn du kannſt. Das beelendete Barthli noch mehr, Religion ſei keine mehr in der Welt und keine brave Manne. Er könne klagen, wie er wolle, ſo lache man dazu, wolle d'Sach mit Verlachen machen, ſtatt wie ehemals mit Plären und Beten. So komme es nicht gut, er wünſche nichts, als daß ſie das Gleiche an ihren Meitſchene erleben müßten, es nähme ihn Wunder, ob ſie es dann auch nur mit Lachen machen wollten. Das gebe mit den braven Leuten akurat wie mit den Wydlein, je weniger dieſere, deſto weniger auch äpre. Dem Meitſchi war nichts vorzuwerfen, aber allgemach begann es ihm zu gehen, wie der Eva im Paradies, denn jetzt waren Schlangen gekommen, und als Hauptſchlange gerade der Vater. Was war natürlicher, als daß, wenn der Vater über das Mannsvolk ſchimpfte, als ob es aus lauter Ufläthe und Uhünge beſtünde, es ſich achtete, ob es dann wirklich ſo ſei, genauer es anſah? Und da fand es, daß der Vater wirklich übertreibe, daß es gar nicht ſo übel ausſehe, und als es genauer hinſah, fand es ſogar recht hübſche Burſche darunter, die ihm immer beſſer gefielen und namentlich das Knechtlein, von dem ſchon früher die Rede war. Zudem hörte es gerade über dieſen noch recht viel Gutes, und daß er gar kein Hudel ſei und ſeine alte Mutter nicht vergeſſe. Da mußte es dieſen doch wiederum anſehen, ob das wohl wahr ſein könne, oder etwa erlogen. Und da ſchien es ihm — je länger, je mehr — erlogen könne das nicht ſein, denn ſo bſunderbar ein lieblich Geſicht habe es noch nie geſehen. Wenn es ſich zutragen ſollte, daß es ein Kind haben müßte und ſogar einen Buben, ſo möchte es einen gerade mit einem ſolchen Geſicht, vonwegen es wüßte dann, Vater und Mutter hätten ſich ſeiner z'tröſten im Alter. Natürlich waren noch viele Schlangen und Schlänglein, die es lockten zu laufen und zu reutern im Lande herum, wo es luſtig zuging, oder zleerem auf breiter Straße, einem guten Schick nach. Ach Gott, und der gute Schick dieſer armen verblendeten Tröpflein, worin beſteht denn der? Wir wollen es euch ſagen, ihr armen Tröpflein. Der beſteht darin, einen Mann zu kriegen oder vielmehr zu preſſen in Aengſten und Nöthen, der nichts beſitzt als eine Tabakspfeife, einen großen Zottel an der Kappe, viel Himmeldonner im Maul und nambaft Schulden beim Krämer; keine Meiſterfrau zu haben, die des Morgens aufjagt und den Tag über oft ſagt: Mach! Mach! Des Abends nieder zu können mit den Hühnern und z'Mittag kochen zu können, Alles, was man hat, auf einmal, ohne ſich mit dem dummen Abtheilen quälen zu müſſen, plaudern zu können ſtehenden Fußes, von einer Tagheitere zur anderen, unbekümmert, wer d'Sach mache. Das iſt die Herrlichkeit drei Tage oder drei Wochen lang, dann kommt das Elend: immer mehr Kinder, immer weniger Brot, immer ſchlechtere Kleider und böſere Worte von Mann und Kindern ſechs Tage lang, am Sonntag Schläge zum Trinkgeld, ſchließlich das Betteln, halb nackt, Sommer und Winter, das Liegen auf ſchlechtem Laubſack, das ſchreckliche Frieren Tag und Nacht, nie mehr erwarmen können bis der Tod kömmt, der ganz kalt macht, aber dann ſpürt man's doch nicht, muß nicht mehr höpperlen auf den hartgefrornen Straßen, in böſen Schuhen und Strümpfen, den dünnen Brotrinden nach. Das ſind die Herrlichkeiten, welche auf den Heerſtraßen die mannsſüchtigen Mädchen erreutern, errennen. Nun, Züſeli erzwang das Reutern nicht, lief ſeinem Alten nicht davon. Aber wenn es des Sonntags im rueßigen Graben ſaß, auf der Küchenſchwelle den Hühnern zuſah und die Geißen weidete, ſo mußte es doch denken, wie es luſtiger zugehen werde in der Welt, als hier im rueßigen Graben. Mitzumachen begehre es nicht, dachte es, nur zuſehen von Weitem möchte es, um zu ſehen, um zu wiſſen, wie es eigentlich auch ginge. Es juckte ihns wirklich manchmal, wenn der Alte ſchlief, oder wenn er den Wydliwuchs beaugenſcheinigte in ſeinen Revieren, draus zu laufen und ſich das Ding recht zu beſehen, beſonders da, wo Tanz war, oder ſonſt berühmte Luſtbarkeiten. Aber es traute ſich doch nicht, Schläge hätte es baar gehabt, und es fiel ihm gar nicht ein, den Vater nicht für den Vater zu halten. Es liebte ihn eigentlich, wenn er geſtorben wäre, ſo hätte es ſich kaum tröſten laſſen. Und auch der Vater liebte ſein Töchterlein, wenn er es ſchon ſelbſt nicht wußte, es war ſein Schatz und ſein Kleinod, ſeine Plackereien eigentlich nichts als Eiferſucht und Angſt, es möchte ihm Jemand denſelben rauben oder denſelben mit ihm theilen wollen. Wie der rechte Geizhals, dem das Geld ſein Gott iſt, ſich deſſen nicht rühmt und groß damit thut, ſondern ſich arm ſtellt und wegen Armuth jammert, ungefähr ſo hatte es Barthli mit ſeinem Töchterlein, und umgekehrt wie die Väter und beſonders die Mütter mit ihren Töchtern, denen ſie gerne los wären, gerne ſie glücklich machen, d. h. an Mann bringen würden. Sie hatten aber auch ein ähnlich Schickſal, den umgekehrten Kummer, Barthli es wolle ihm Jeder ſein Meitſchi nehmen, die Anderen die Ihren wolle Keiner, und was man am Nöthlichſten ſucht, findet man nicht, ſondern das Gegentheil.

Barthli mußte einmal wieder z'Märit nach Bern, denn es giebt Zeiten im Jahr, wo man auf dem Lande keine Körbe abſetzt. Züſi mußte mit, er hatte viele Körbe, und nahm er's mit, hatte er es wenigſtens unter Augen. Daheim hütete es ihm Niemand, denn eine Nachbarin, welche ſonſt ein Auge auf ihns haben ſollte, ging auch z'Märit. Züſi ging auch gerne. Wenn es ſchon nicht mehr ſo in Entzücken verſank, ſo ſah es doch Vieles, an welches es denken konnte in ſeiner Einſamkeit, und wenn ihm die Suppe auch nicht mehr ſo vorkam, wie eine Speiſe von den Tafeln aus dem tauſendjährigen Reiche, ſo lebte es doch wohl daran, und wenn ſie guten Verkauf hatten, ließ der Vater wohl auch ein Stücklein Fleiſch und etwas, ſah aus wie Wein, aufmarſchiren. Er gab hie und da einen ſchwachen Schimmer von ſich, als dürfe er ſich etwas mehr gönnen als früher, aber bemerkte es Jemand, ſo that er auf lange kümmerlicher als je. Wer an einem großen Markttage an einer Hauptſtraße ſteht, findet Stoff zu mancher gottſeligen Betrachtung, zu mancher Predigt, er ſieht ſichtbarlich vor ſich die Lebensſtraße. Es rennen die Einen dem Getriebe des Marktes zu, wie unwillkürlich durch einen Magnet oder einen Strudel angezogen. Es wandern Andere beſonnen und behaglich dahin, meiden die Steine, ſuchen den beſten Weg, verkürzen ſich den Weg mit Plaudern, haben vergnügliche Geſichter und zuverſichtliche, daß ihnen was Gutes nicht fehlen werde. Es karren und trappen die Dritten mühſam daher, möchten auch eilen, aber es geht nicht, ſie kommen hinten her durch dick und dünn, haben Angſt, ſie kämen zu ſpät zu den guten Dingen und kommen doch nicht vorwärts. Wie die den vorüberſprengenden Fuhrwerken nachſehen, die Einen ſchmerzlich, die Andern zornig! Fahr nur ſo ſtark du magſt, ſo kommſt deſto früher zum Lumpenthürli; dann kannſt wieder mit mir laufen, wenn du noch laufen magſt! Ich ſprengte auch und mochte nicht warten, bis ich in einem Gaſthof ſaß. Jetzt weiß ich wieder, wie das Laufen iſt, und wäre zufrieden, wenn ich einen Batzen hätte und zu einem Schluck Branntenwein käme. So führt Mancher Selbſtgeſpräche, hängt jedem dahineilenden Fuhrwerke eine Lebensſkizze der darin Sitzenden an, ſammt etwelchen frommen Wünſchen und Weiſſagungen. Humpelt aber noch Einer mit ihm, ſo führen ſie zuſammen erbauliche Geſpräche, machen ſich vertrauliche Mittheilungen über ihre Nächſten und ſtreiten ſich darüber, ob dieſe ſich ſeiner Zeit ſelbſt hängen oder ob ſie gehängt werden würden, und was ſie noch Alles darüber aus verdient.

Barthli und Züſeli gehörten unter die Karrenden, doch nicht unter die Unglücklichen und von Grund aus Mißvergnügten. Barthli wäre für heute mit der Welt zufrieden geweſen, wenn nur gar kein Mannsbild auf der Straße geweſen wäre, und Züſeli ſah ganz vergnügt aus. Sie kamen früh in die Stadt, ſo wurde am beſten der gefährlichſte Theil des Volkes gemieden, der junge. Manchen Aerger über die Stadtweiber hatte Barthli auszuſtehen, ſorgte aber ſo weit billig für Entſchädigung.

Züſeli machte indeſſen noch beſſere Geſchäfte, denn mit ihm machte man lieber Geſchäfte als mit dem rueßigen Alten, und als Trinkgeld obendrein bekam es nicht ſelten die Bemerkung: es charmants Meitſchi! Wäre das recht angezogen, ſo machte das Puff. Mach nur nicht, daß es das hört, ſagte dann wohl eine Begleiterin. Es wäre im Stande, es käme in die Stadt. Wohl, das würde ein ſauber Dirnlein abgeben! Wer weiß, was die Rednerin ſelbſt abgegeben hätte, wenn ſie hübſch geweſen wäre, wovor ſie aber Gott bewahrt hatte. Wird ſeine Gründe gehabt haben der liebe Gott. Neben dem Aerger über die Stadtfrauen hatte Barthli noch großen Zorn zu verwerchen über die Gensdarmes. Er könne nicht glauben, daß der liebe Gott die ganze Welt erſchaffen, ſagte er. Der liebe Gott ſei ein weiſer Mann. Zweier Gattig Creaturen hätte er nicht gemacht, Kröten und Gensdarmes, (wenn's noch Landjäger wären, er wollte nicht ſo viel ſagen). Von denen wiſſe er nicht, und kein Menſch habe es ihm ſagen können, für was die gut ſeien und allen Leuten gruſe es drob. Wohl, Barthli, ſagte ihm ein Kamerad, das kann ich dir ſagen. Luc e Krot oder e Gensdarme recht a, und dann wirſt du Gott danken, daß er es geordnet, daß du der Barthli geworden und nit e Krot oder e Gensdarme. Dafür hat er ſie gemacht. Ja ſieh, ſagte Barthli, das iſt das nichtsnutzigſt Volk auf Gottes Erdboden, gerade das, wo ſie wehren ſollen, machen ſie ſelbſt. Sie ſollen heute machen, daß der Weg nicht geſperrt ſei, ſondern Jedermann paſſiren könne, und gerade ſie ſtehen dem ganzen Volk im Weg. Unſer einer ſollte nirgends ſein, wenn ſie ein alt Mannli ſehen, ſo kujoniren ſie es, es iſt nie am rechten Ort, ſchon dreimal hat mich heute Einer angeflucht, um nichts und wieder nichts. Und die Obrigkeit wird ihm doch nicht den Lohn geben, daß er die Leute das Fluchen lehre und wie man umgehen müſſe mit alten Leuten. Dagegen ſteht der Aff da vor meinem Meitli, es weiß kein Menſch wie lang, verſtopft den Leuten das Loch, hält dem Meitſchi die Kunden ab, macht ihm den Kopf groß, das ſteht ihm immer am rechten Ort. Das muß geben, ſich zu waſchen, von wegen ich habe immer gehört, wenn ein Gensdarme ein Meitſchi lang anſehe, ſo werde es krätzig, oder bekomme auf's wenigſte eine Haut. wie eine vierhundertjährige Eiche Rinde habe. Dem Hagel darf ich nichts machen, nicht einmal was ſagen, aber ich will es der Obrigkeit eintreiben, wenn ich der was zu leide thun kann, ſo will ich es gewiß nicht ſparen.

Natürlich mußte es einſtweilen das Meitſchi entgelten, dem er kein gutes Wort gab und im Wirthshaus es ſo kurz als möglich abſpeiste, daß es recht hungrig blieb und Augenwaſſer bekam vor Elend. Wenn es nur ſchon daheim wäre, dachte es, ſo könnte es doch den Hunger g'ſtellen. Wenn ſie nur ſchon daheim wären, dachte der Alte, dann müſſe ihm das Meitſchi nicht bald wieder z'Märit, daß es ein Gensdarme nach dem andern angrännen könne. Da es ihnen Beiden preſſirte, kamen ſie alſo auch aus der Stadt, aber viele Worte gönnten ſie einander nicht. An einem Markttage geht es luſtig zu, überall ſind die Geigen los, und wo ein Schild an einem Häuschen hängt, da ſtehen die Fenſter offen, damit Geigen und Trampeln das Häuschen nicht verſprengen. An dieſen Allen müſſen die Heimkehrenden vorbei, haben ſo die Muſik umſonſt. Für Mädchen, die nicht einkehren dürfen, ſondern auf der Straße bleiben müſſen, iſt es eine Art von Spießruthen laufen, beſonders wenn ſie weite Herzen haben, für Viele Platz darin, und nun denken, hier innen kann ein Schatz ſein, und dort wieder einer und ſo fort. Züſeli war noch nie auf einem Tanzboden geweſen. Es könne nicht tanzen, ſagte es, und könnts nie lernen, und begehre ſonſt nicht zu gehen. Wohl der Vater würde ihm! ſagte es. Es dachte nicht daran, daß es viele Mädchen mit dem Tanzen haben, wie junge Hunde mit dem Schwimmen. Man werfe nur einen ins Waſſer, ſo kann man ſehen, wie er das erſte Mal ſchon munter fortkömmt. Züſi that es alſo nicht weh im Herzen, wenn es an einem zitternden Häuschen voll Geigen vorbei ging, etwas kürzer wurden wohl ſeine Schritte, die Muſik gefiel ihm. Schon mehr als halbwegs waren ſie, und eben faſt wieder an einem Wirthshauſe vorbei, als ein Burſche zur Thüre ausſtürzte, Züſi packte: Jetzt mußt du kommen, und einen mit mir haben, ſchrie, und mit ihm fahren wollte dem Wirthshauſe zu, wie es üblich und bräuchlich iſt. Das Meitſchi wehrte ſich, der Alte brüllte: Willſt mir das Meitſchi ſein laſſen, du Ubung du? und faßte auf der andern Seite und riß auch. Sie riſſen und brüllten; es war ein Mordſpektakel, wäre jedoch kaum beachtet worden, wenn's bloß gewöhnlicher Schryß geweſen wäre. Ein Mädchen hat Schryß, heißt ſo viel als, es iſt ſötirt, geſucht. Es ſollen nämlich die Mädchen, wenn Burſche ſie zu Wein und Tanz führen wollen, ſich erſt tapfer wehren, thuns jedoch nicht Alle, wenigſtens nicht nöthlich, aus Furcht, die Burſche könnten nicht recht anwenden, zögen gerne den Kürzern und ließen ab. Nun geſchieht es auch, daß zwei Burſche an einem Mädchen zerren, bis Kleider und Arme faſt vom Leibe gehen, oder wenn ein Mädchen im Ernſt heim will, ſie es förmlich zurückſchleppen, daß ein Fremder meinen würde, ſie hätten Befehl erhalten, das Menſch todt oder lebendig einzubringen. Dießmal ſchien es mehr oder weniger eine abgeredete Sache zu ſein, Züſi mal in's Wirthshaus zu bringen, dem Alten z'Hohn und z'Trotz, denn aus den Fenſtern brüllte es: Benz wehr dich, Benz ſetz nicht ab, zieh brav, biſt e Leide, daß du der Alt nit magſt! So mußte Benz alle ſeine Kraft anwenden und ſchwor dazu alle Zeichen, ſie möchten ſich wehren, wie ſie wollten, Züſi müſſe einmal in's Wirthshaus, das ſei fertig, und er ſchleppte ſie Beide wirklich hinter ſich her, zur Bürgerluſt der Zuſchauer. Alter ſetz ab, heute zwängſt du nichts, du reißeſt ja deinem Meitſchi den Arm aus dem Leibe. Komm mit, z'trinke mußt haben, ſo viel du magſt. Benz zieh recht, und wenn du nicht fahren magſt, ſo wollen wir kommen und dir helfen, ſo ſcholl es aus den Fenſtern. Nit nöthig, rief Benz, that friſch einen mächtigen Ruck, daß der Alte das Mädchen laſſen mußte und Benz ſammt dem Mädchen bei einem Haar überpurzelt wäre. Ein furchtbar Gelächter erſcholl. Deſto ſchneller machte ſich Benz mit dem förmlich eroberten Mädchen in's Haus. Drunten blieb der Alte fluchend ſtehen und wünſchte der muthwilligen Jugend alle Hagelwetter auf den Hals, ſchalt ſie Räuber, Mörder, und merkte nicht, daß er da eine Komödie aufführe, und dazu noch unentgeltlich, zum Ergötzen des Publikums. Endlich kam die Wirthin, eine reſolute kuraſchirte Frau mit gutem Herzen. Das iſt öppe nüt Witzigs von euch, ein alt Mannli ſo z'plage, wollt ſo vornehme Bauernſöhne ſein. Hätte geglaubt, zu einem ſolchen Lümmelſtüki wäret ihr zu ſtolz. Und für was ſeid ihr denn da? ſchnauzte ſie gegen einen Gensdarme. Unglücksmacher ſeid ihr, wenn man euch brauchen könnte, ſieht man euch nicht, und wo ihr abwehren ſolltet, da helft ihr noch. Komm, Barthli, hinauf, trink, was ſie dir ja angeboten, laß das Meitſchi es Paar halten, dann müſſen ſie es dir laſſen, wann du willſt, ich bin dir gut dafür. Ich will ſchon Ordnung machen, ich! Dazu brauche ich Niemanden, und wenn er eine Montur an hätte und ein Säbeli am H— . Als Barthli hinauf kam mit der Wirthin, da war Züſi, zum großen Aerger des Alten, bereits mitten im Tanzen. Es war ihm wirklich zu ſeinem eignen Erſtaunen gegangen, wie, doch per se nicht zuſammengezählt, einem jungen Hunde, und ſeine Beine bewegten ſich ungſinnet und ungeheißen, wie der Geiger es aufmachte. Gar freundlich wurde Barthli oben empfangen, mit Wein und Speiſen reich regalirt, Gläſer von allen Seiten ihm dargeſtreckt, man wollte ihn verſäumen, mit Wein zudecken, daß er Preſſiren und Heimgehen vergäße. Aber Barthli war nicht erſt geſtern auf die Welt gekommen und von Natur nicht dumm. Ein Glas Wein, wenn es ihn nichts koſtete, trank er nicht ungern, er theilte dieſe Schwachheit mit noch ganz anderen Leuten, aber das Spiel mit ſich treiben ließ er nicht gerne, den Poſten, Anderer Narr zu ſein, liebte er nicht, auch wenn er was eintrug und er, Barthli, geizig war. Er nahm, bis es ihn dünkte, er hätte genug und drei Tänze ſollten getanzt ſein. Da wollte er ſein Meitſchi haben und fort, aber man lachte ihn aus und der Spektakel ging von Neuem an. Das Meitſchi hörte es, und obgleich es ihm beim Tanzen war, als ſei es halb ſelig, ſo ſtellte es doch daſſelbe ein, wollte keinen Fuß mehr verſetzen, ſondern mit dem Vater heim. Aber Benz wollte es nicht gehen laſſen, ſondern zerrte immer friſch an ihm. Da kam die Wirthin wieder und ſagte: Jetzt laßt mir das Meitſchi, ich verſprach es dem Alten und er ſoll es haben, und wer es nur noch anrührt, den treffe ich, und wenn es an einem Mal nicht genug iſt, zwei Mal. Es nimmt mich Wunder, ob in meinem Hauſe die Leute nicht ein- und ausgehen dürfen, wie ſie wollen. Aber Wirthin, hätte geglaubt, du hätteſt mehr Verſtand als ſo. Seit wann iſt's Sitte, mit einem Mädchen zu tanzen, und es ſo z'Trocknem laufen zu laſſen? Das thut dir kein rechter Burſche, beſonders wenn er noch einen Kreuzer Geld im Sacke hat, hieß es von allen Seiten. Mir wär's manchmal lieber geweſen, z'Trocknem zu gehen, als ſo einem Schnürfli ein Glas abzunehmen, antwortete die Wirthin. Aber meinetwegen! ſoll ich eine Halbe bringen? Als die Halbe getrunken war, fing die Geſchichte wieder von vornen an. Benz wollte das Meitſchi nicht laſſen, erſt jetzt habe er recht Muth zum Tanzen, und mit dem Trinken ſei es nicht gemacht, es müſſe gegeſſen auch ſein, die Wirthſchaft ſolle aufwarten mit dem wo zu haben ſei, heute müſſe was geben, er ſetze nicht ab. Das Mädchen weinte und der Alte war fuchswild. Benz ſchimpfte ihn mit allen möglichen Ehrentiteln aus und fing den Schreiß wieder an. Da erſchien die Wirthin, warf Benz mit ihrem mächtigen Arm in die lachenden Zuſchauer hinein, daß er davon fuhr wie ein Kegel von gewaltiger Kugel getroffen. Jetzt Alter, nimm das Meitſchi und mach, daß du mit ihm fortkommſt, und daß mir ſie Keiner anrühre oder plage, ſonſt treffe ich ihn, daß er weiß, daß er getroffen iſt, ſo rief das zornige Weib. Und unangetaſtet im Frieden zog der Alte mit ſeinem Kleinod ab. Man glaubt nicht, was ſo eine muthige Wirthin für eine Herrſchaft übt. Der Wirth iſt immer nur ein Föſel dagegen. Der Alte fuhr wie ein großer Feuerteufel oder feuerſpeiender Berg dahin, ſchimpfte über Alles im Himmel und auf Erden und nicht am wenigſten über ſein Töchterlein, daß das einen Fuß zum Tanzen aufgehoben, gäb wie das ſagte, es hätte nicht anders können, es hätte ſich ja gewehrt bis zußeriſt uſe. Zum Schein, du Täſchli, polterte der Alte, wenn es dir Ernſt geweſen, du hätteſt dich gſtabelig gemacht wie ein buchenes Scheit, daß der Tüfel g'hört hät, mit dir z'tanze, ja wolle! Ja ſo ein alter Barthli, ein ſechszigjährig Kudermannli hat gut reden, ſo Einer, der von Natur gſtabelig iſt wie ein Garbenknebel, der weiß nicht, was das Unghürigs wär für ein achtzehnjährig Meitſchi, wenn es ſich gſtabelig machen ſollte, wenn der Geiger einen recht Luſtigen aufmacht und ein Benz mit ihm tanzen will. Dem Meitſchi gings ganz wunderlich im Kopf herum, bitter und ſüß durcheinander. Das Schelten des Alten that ihm weh. Das Wüſtthun von Benz plagte ihns. Daß er ſo Einer ſei, ſo wüſt thun könnte, hätte es keiner ſterblichen Seele geglaubt, dachte es, und zu dieſen Gedanken machte der Geiger luſtig auf, die Töne zuckten ihm durch den ganzen Leib, die Füße trippelten im Takt. Es war in dem ſeltſamen Zuſtand, wo man oben weint und unten tanzt, Füße und Augen allen Rapport zu einander verloren haben.

So kamen ſie heim, und d's Meitſchi ſollte die Haushaltung machen, und zwar hinten und vornen im Hauſe. Wie die Ziegen mit ihrem Traktament zufrieden waren, wiſſen wir nicht, Klagen darüber kamen uns keine zu Ohren, aber über das ſeine ſchimpfte Barthli ungemeſſen und zwar hatte er etwas recht, wir müſſen es ſagen. Der Kaffee war ganz ohne Sinn und Verſtand, das Meitſchi hatte das Pulver vergeſſen, er kam ganz weiß aus der Kanne. Die Erdäpfelröſti war ſchwarz wie ein Wollhut, ungeſalzen und ungeſchmalzen. Die Milch war ein unerhört, nie erlebt Getränke, denn im Verſchuß hatte Züſeli Salz und Butter in die Milch gethan, ſtatt in die Röſti. Man kann ſich denken, was das für den hungrigen Barthli für ein Herrenleben war. Er war drauf und dran, was er ſonſt nie machte, ins Wirthshaus zu gehen und nachzubeſſern und den Leuten zu klagen, wie es ihm ergangen, und was er für ein Meitſchi habe. Zu gutem Glück fiel ihm noch zu rechter Zeit ein, der Teufel ſei von je ein Schelm geweſen, es wäre ſehr möglich, daß er es jetzt noch wäre, und Benz und Züſeli zuſammenführen könnte, ſo oder ſo. Er beſſerte ſein Hundefreſſen mit einem Stück Käs aus, trank friſche Geißmilch dazu und paßte ſcharf auf Züſeli, in welcher Richtung deſſen Augen gingen, ob es wohl Jemanden erwarte oder nicht? Und als es ihm ſagte, es wolle zu Bette, es ſei müde und ſchläferig, da ward ihm die Sache erſt recht verdächtig. Aber wart du Täſchli, du biſt mir noch lange zwenig, Barthli iſt dir und Andern ſchlau genug, du Täſche. Wart bis morgen, dann will ich dir die Schlauheit auflegen, daß du ſie fauſtdick am Leibe greifen kannſt, brummelte der Schlaue. Nun machte es der Alte ſchlau. Er ſtellte ſich in die ſieben Bohnenſtecken, von denen aus er die Zugänge zum Häuschen überſah, und namentlich die Fenſterchen allzumal, die blinden und die halbblinden. Da lauerte er, wie die Katze auf die Maus, und dachte: wartet nur, der alte Barthli iſt euch ſchlau genug, der thut euch Pulver in die Kanne und Salz in die Röſti. Er machte ſich gſtabelig wie ein buchenes Scheit in ſeinen Bohnenſtecken, und das war ihm keine Kunſt, denn er war von Natur ſchon faſt ſo, und ſpitzte die Ohren wie ein Haas in einem Kabisplätz. Er hörte immer etwas, bald hinten bald vornen, bald links bald rechts, es kniſterte was im Laube, es trappete auf der Straße, es ſchlich etwas, es huſtete, kurz er hörte alles Mögliche, aber es kam Niemand. Es fror ihn, es fiel ihm ein, der Kerl könnte ſchon drinnen ſein, er hörte drinnen was. Richtig, da redete es. Barthli ſchlich wie eine Spinne, wenn ſie eine Fliege um ihr Netz ſurren hört, gegen ſeiner Tochter Bett, ſtand ſtille und wollte wiſſen, wer da ſpräche, und was, und wenns Benz ſei, ihn prügeln nicht für Spaß. Aber er verſtand ſich nicht auf die Töne, bis er dicht vor dem Bette ſtund. Da hörte er, wie Züſeli brummte: drli drli, drli drli, drlum drlum drlum, drlurili drlurili. Das gute Meitſchi tanzte im Schlaf und machte den Geiger dazu und war ſicherlich ſelig in ſeiner Freude. Es fehlte aber nicht viel, der Alte hätte ſie ihm rauh vertrieben und ihm zugemeſſen, was er Benz zugedacht. Hart rüttelte er das Meitſchi auf und gab ihm einen väterlichen Zuſpruch, nicht bloß aus dem Salz, ſondern aus dem Pfeffer, der aber dennoch nicht tief ging, denn kaum ſtand der Alte wieder in ſeinen Bohnenſtecken, ſo ſummete es im Stübchen wieder, drlü drlü, drli drli, und luſtig gings in des Mädchens Seele zu, während draußen der Alte fror und fluchte, und Alles umſonſt. Benz kam nicht, aber kommen hatte er wirklich wollen, der Geiſt wäre willig geweſen, aber das Fleiſch war zu ſchwach. Er war hart betrunken, fand den Weg nicht, fand überhaupt keinen Weg mehr, und wie und wann er nach Hauſe kam, darüber geben verſchiedene Gerede. Als Benz wieder zu ordentlicher Beſinnung kam, da ward ſein Gewiſſen beſchwert durch die Art und Weiſe, wie er Barthli behandelt und titulirt hatte. Das Meitſchi ſtak ihm im Herzen und d's Hüsli im Kopf, und beide tief. Das Meitſchi gefiel ihm wohl, es war eingezogen, flink und fleißig, hübſch genug für ihn, wie er ſagte, aber es chöm nit Alles uf d'Hübſchi a, ſondern d'sMeiſte ufs Ordelithue, und dann könne er einmal noch ein ganzes (die Löcher im Dache rechnete Benz für nichts) Hüsli erben, da brauche man keinen Hauszins, könne pflanzen, ja das wäre ein ſchöner Anfang und viel gewonnen. Wenn man ein Meitſchi gerne möchte, ſo ſchien es Benz denn doch nicht als zweckmäßige Präliminarien, den künftigen Schwäher zu mißhandeln, er erachtete, der Schaden müſſe ausgebeſſert werden, aber das Wie, das gab ihm lang zu ſinnen. Endlich fiel ihm was ein. Er ſtahl ſeiner Meiſterfrau einige alte zerriſſene Körbe, und machte ſich nach dem Feierabend mit denſelben dem rueßigen Graben zu. Er fand den Alten auf dem Bänkli vor dem Häuschen. Das Meitſchi ſaß neben ihm auf dem Tritt der Stege, die ins Obergaden führte.

Die Meiſterfrau ſchicke ihn, ſagte Benz, er hätte da einige alte Körbe zum Flicken, wenn es ſich der Mühe lohne, er ſolle ſie gſchauen, und ſomit ſaß er ohne weitere Complimente neben den Alten auf das Bänkli ab. Der Alte hatte alsbald die Trümmer der Körbe zur Hand genommen und gerieth in ſchauerlichen Zorn. Er ließ ihn zuerſt los über die Bauernweiber, wie die immer hundshäriger würden, wüſt Gythüng. Da ſolle er Körbe ſticken, fordere er mehr als zwei Kreuzer für einen, ſo ſage ſie ihm wüſt, und habe er mit demſelben doch mehr zu thun, als mit einem neuen Dreibatzigen. So gehe man mit armen Leuten um, nachdem man ſie blutt gemacht, wolle man ſie noch ſchinden. Nachdem er Alles gemuſtert, wandte ſich ſein Zorn. Los Bub, ſagte er, mit ſolchem Zeug ſchickt dich keine Bäurin, wenn ſie recht im Kopf iſt, und das iſt deine, das iſt eine rechte Frau. Du Lumpenkerli willſt anfangen, wo du es gelaſſen, ich ſoll dein Narr ſein, aber da biſt am Lätzen, ſtell einen hölzernen an, wenn du einen Narren haben mußt, oder ſei ihn ſelbſt, aber den Barthli laß ruhig, der zeigt dir ſonſt den Weg unſauber. Nimm den Zeug und packe dich, und daß du mir nicht mehr unter das Dach kommeſt, ſonſt mache ich, was gut iſt. Benz blieb ſitzen und ſagte ruhig: Etwas recht haſt, und etwas nicht. D'Meiſterfrau hat mir in der That dieſen Zeug nicht gegeben, ſondern ich kam aus mir ſelbſt und weißt warum? Ich wollte ſchon am Märitabend kommen, es war aber beſſer, ich kam nicht, ich war z'volle, mein Lebtag nie ſo, wie ein Kalb, ſag ich dir. Nachher kams mir, ich ſei wohl grob mit dir umgegangen, und es war mir leid, von wegen ſeh, es geſchah nicht aus Abſicht oder gar aus Bosheit, ſondern wegen der Bekanntſchaft. Sieh, ich will es dir graduſe ſäge, dein Meitſchi g'fallt mir, es dünkt mich, es ſchicke ſich Niemand beſſer zu einander, als ich und es. Wir ſind Beide jung und hübſch genug für einander, können Beide wohl verdienen, es bekömmt ein Hüsli und ich keins, es hat einen Aetti und ich ein Müetti, Beide alt, wegen der Hübſchi haben ſie einander nichts vorzuhalten. Wenn du und es einander heiratheten, ſo brauchte ich für d'sMüetti keinen Hauszins mehr, es könnte die Haushaltung machen, und d'sMeitſchi deſto beſſer verdienen, und wenn denn da Alles zuſammenkäme, ſo hätten wir bald Geld zweg und könnten entweder mehr Land kaufen oder das Hüsli neu unterziehen laſſen, es mangelt daſſelbe gruſam. Wenn du mir d'sMeitſchi gä wottſch, es hat nichts dawider, ich wüßt nicht was es wett ha, ſo bſinn dih nit lang und ſäge, daß ih mih rangiren cha. Mit Werche mag mich Keiner und ſparſam bin ich auch. Daß ich mich vollgeſoffen letzthin, daran ſtoß dich nicht, das geſchieht des Jahrs nicht manchmal, und ſelb macht nichts, ſagt man. Die Mutter iſt huslich, für Schmutzigs z'ſpare i d'Suppe, i d'sKrut u ſuſt, kratzet ſi all Egge us. Die erſpart dir manche Krone des Jahrs. Lue, du biſt afe alt und lang wirſt es nicht mehr machen, aber du ſollſt deine Sache haben, wie recht und brüchlich, für einen Hund ſollſt nicht gehalten werden, wie es an manchem vornehmen Orte der Brauch iſt, wir wollen dich für e Aetti ha, ſeieſt wunderlich oder nicht, krank oder gſund. Ich habe gedacht, du werdeſt froh ſein, wenn dein Meitſchi Einen habe, ehe du davon müſſeſt. Da habe ich gedacht, du gebeſt mir die Tochter, ſie machts auf my Armi Thüri beſſer mit mir als mit Einem, der manch tauſend Gulden hat, daneben dann aber ein Hudel iſt, und dann iſts auch nicht, daß ich ganz nichts hätte. Oder was meinſt, Barthli, nicht wahr, du giebſt mir d'Tochter. Ja, ja, ja, einem ſolchen Lausbub, wie du, die Tochter geben, ja, ja, ja, das wär es witzigs Stückli vo Barthli, Einem, wo nichts als plagen kann, und damit anfängt, mich zum Narren halten zu wollen. Ich glaube, du möchteſt gern es Hüsli und dazu noch mir deine Alte, die wüſte Schnupfdruke, anhängen, ſo was käme noch manchem Narr in Sinn. Mein Meitſchi mangelt keinen Mann, wir mögen die Sache, welche wir pflanzen, ſelbſt freſſen, brauchen keinen Schmarotzer und Unflath dazu. Und jetz mach, daß du fortkömmſt und das

Gniſt, wo du gebracht, nimm mit, oder ich ſchlage es dir ums Geſicht. Benz wollte friſch anſetzen, verſuchte Barthli darzuthun, wie komod in alle Spiel ein Tochtermann wäre, wie er doch einen haben müſſe, und viel beſſer thäte, einen zu nehmen, der am Tag komme, als einen, den ihm das Meitſchi z'Nacht zuche ſchleipfe. Er ſollte nur das Meitſchi fragen, ob es ihn wolle oder nicht. Aber Barthli fragte das Meitſchi nit, wottſch oder wottſch nit? Benz hatte ſeine Sache nur ſchlimmer gemacht, den Verdacht geheimen Einverſtändniſſes erweckt und jetzt wirklich Zeit zu gehen, wenn er nicht fremde Hände am Kopf haben wollte. Sag, rief ihm Barthli nach, deinem alten Kratte, wenn ſie einen Mann wolle, ſolle ſie ſich einen kuderigen machen laſſen, andern bekomme ſie keinen; da drehte ſich Benz um und ſagte: Jetzt ſchweig Alter und wart du nur, es kömmt einmal die Zeit, wo du froh über Benz wäreſt, aber dann kannſt du lange pfeifen, du alte Wydlimauſer du, was d'biſt.

Züſeli war bei der ganzen Verhandlung geweſen, aber nicht gefragt, hatte es auch nichts dazu geſagt. Der Alte fragte ihns auch nachher nicht, ob er es ihm recht gemacht, ſondern behandelte es als Mitſchuldige. E Dirne, es wüſts Bubemeitſchi ſeis, nit trocke hinter den Ohren und ſchon einen Mann wollen, pfy Tüfel! Kabiswaſſer ſaufen müß es ihm, bis ſolche Mücken vergangen ſeien. Daß es ihm nicht d's Herrgotts ſei, mehr Einen anzuſehen, ſonſt wolle er ihm die Augen ſchon vermachen mit Harz oder Schnupf, was er zuerſt bei der Hand habe. Er wolle ihm das Gaffen und Liebäugeln vertreiben! Es ſei nichts beſſer dafür als eine Drucke voll Schnupf i d's G'fräß. Er möchte doch wiſſen, was ſie da mit einem Tochtermann, mit ſo e mene Gränni machen ſollten in dem kleinen Hüsli, wo ſie kaum ſelbſt Platz hätten. Es ſei jetzt mehr als zehn Jahre, daß ſeine Alte geſtorben, ſie hätten es ſeither machen können ohne Tochtermann, er wüßte gar nicht, warum ſie jetzt auf einmal einen nöthig haben ſollten, ſo ne Kerli, wo freß für Zwei, Platz verſperr, und nichts könne, als die Andern verſäumen! Wir mangeln keinen Tochtermann, wir können es alleine, giebt die Geiß ja längs Stück für uns kaum oder gar nicht Milch, verſchweige dann für ein ſo groß Kalb. Von dieſem Standpunkt aus ſah Barthli die Sache an. Es wird ſicher Niemanden und namentlich keiner lieben Leſerin unerwartet kommen, wenn wir ſagen: daß Züſeli nicht von dieſem Geſichtspunkte aus die Lage der Dinge betrachtete. Das Tanzen und der Tochtermann hatten in ſeinem Köpfchen ſich Platz gemacht und drehten ſich darin mit einander herum, daß ihm faſt alles Sinnen und Denken verging. Kaum 18 Jahre alt und hätte ſchon einen Mann haben können, und iſt Manche ſchon ſiebenzig Jahre alt und hat noch keinen! Dann hätte es mit ihm z'Märit gehen können und beim Heimgehen tanzen, drli, drlü. Und wenn der Alte nicht dabei war, ſo probirte Züſeli richtig, ob es es noch könne. Man ſieht, Züſeli hätte mit einem Tochtermann ſeines Vaters ſchon was anzufangen gewußt. Aber es ſollte ihn ja nicht haben, ſollte keinen Mann haben, denn der Alte wollte ja keinen Tochtermann, nie mit Einem vom Märit heimgehen und mit ihm tanzen! Das kam ihm faſt übers Herz, es mußte weinen, es mochte wollen oder nicht, es mußte an Benz denken. Der hätte ſich doch ſo wohl geſchickt, fand es je länger je mehr, die Mutter hätte es eben auch nicht begehrt, aber ihn wohl, und zu brauchen wär er ſicher auch geweſen, was er nicht gekonnt beim Korben, hätte man ihn brichten können.

Bis jetzt hatte Barthli mit Recht nicht über Züſeli klagen können, ſondern Urſache gehabt, dem lieben Gott für das Meitſchi zu danken, denn es war nicht bloß die Stütze, ſondern auch die Blume ſeines Alters. Nun begann es zu ändern. Böſes machte, ſo viel wir wiſſen, das Meitſchi nichts, aber mit ſeinen Sinnen und Gedanken war daſſelbe nicht mehr da, wo es ſein ſollte, ſie flogen ihm davon, es wußte ſelbſt kaum wohin. Das Eine vergaß es, das Andere machte es verkehrt, daß der Alte wirklich manchmal ſchlimm daran war. Bald war nicht gekocht, bald nicht gemolken, die beiden Handhaben an einem Korbe auf der nämlichen Seite, oder gar feuerte es mit Korbwydlene an.

Dazu begann das Meitſchi ſchlecht auszuſehen, müde zu werden, plärete viel, daß der Alte wirklich ans Krankwerden dachte, und eine alte Nachbarin zu Rathe zog. Die tröſtete ihn. Das ſei nichts anders bei jungen Mädchen, ſagte ſie, das gebe es oft und werde ſchon beſſern. Da ſei nichts beſſer dafür, als ab Bocksbart zu trinken, der ſei bſunderbar gut i ſelige Umſtänden. Zu all ſeinem Elend mußte nun Züſeli ab Bocksbart trinken, der ſchmeckte ihm aber grundſchlecht und man ſah gar nicht, daß er ihm anſchlug, eher das Gegentheil. Je weniger er aber anſchlug, deſto böſer wurde der Alte mit Züſeli. Du ſufſt ume z'wenig, ſagte er, es würde ſonſt ſchon beſſern, der iſt ja expreß gut dafür. Wottſch ſufe oder nit! Wegem Bocksbart konnte er fragen, wottſch oder wottſch nit, bätte er wegem Tochtermann ſo gefragt, es hätte vielleicht beſſer angeſchlagen. Ob Züſeli in dieſer Zeit Benz nie geſehen, nie geſprochen, wiſſen wir nicht, wir haben Urſache zu glauben, daß ſie ſich geſehen haben. Wenigſtens wollte es eine Nachbarin behaupten, nicht daß ſie dieſelben bei einander geſehen, aber Züſeli ſuche das Futter für die Geißen und den Bocksbart gar oft am nämlichen Orte, und an einem Orte, wo nüt Aparts für die Geißen wachſe, und der Verſtand gebe es doch mit, daß am nämlichen Orte nicht ſtets etwas zu finden ſei. Aber von dort ſehe man den Hof, wo Benz diene, und von dorther gehe man herunter ins Dorf, das komme ihr ſehr kurios vor. Uns dagegen gar nicht, denn jedem achtzehnjährigen Meitſchi iſt bekannt, daß ein ſolches Mädchen in einem Zimmer, wo drei Fenſter ſind, von denen eins gegen das Haus ſeines Schatzes ſieht, ſich immer an dieſes Fenſter ſetzt, auch wenn es gar keine

Hoffnung hat, mit dem Schatz hinter den Fenſtern zuſammenzutreffen.

Es iſt immer Hoffnung, vielleicht ein Bein oder einen Kuttenſecken des Geliebten zu ſehen, jedenfalls hat man einen ſichern Haltpunkt für ſeine Gedanken, und ſchaden kann es ja doch nicht viel! Wir wollen nicht entſcheiden, wie es ſich verhielt, das wiſſen wir, daß am zweiten Sonntag im Auguſt vergangenen Jahres Züſeli daheim vor dem Häuschen ſaß und gruſam Langeweile hatte, und ein Blangen dazu, daß es ihm ſein kleines Herz faſt verſprengen wollte. Die Bewohner des rueßigen Grabens meinten nicht, daß ſie alle Sonntage zur Kirche müßten. Wenn man die Sonntagskleider alle Sonntage anziehen wollte, man wäre ja alsbald fertig damit, meinten ſie. Barthli ging noch zuweilen, und manchmal nur damit das Meitſchi daheim bleiben müſſe, um zu hüten, denn das ſah er ſehr ungern gehen und legte ihm, wenn es einmal gehen wollte, Hinderniſſe in Weg, wie er nur konnte und mochte. Ledigen Leuten ſollte man d'sChilche gah ganz verbiete, meinte er. Es ſei ihnen doch nie wegen Gottes Wort, ſondern nur, daß ein Löbl den andern angaffen könne, und daraus entſtünden böſe Sachen, wie man Exempel genug hätte. Mit Leſen gab Züſeli ſich auch nicht beſonders ab, und Barthli gab ihm das Beiſpiel nicht. Sie hatten wohl eine Bibel, aber nicht großen Appetit dazu. Hier iſt das Sprüchwort beſonders wahr, der Appetit kömmt überm Eſſen. Man muß früh anfangen zu leſen, und gut leſen, nicht bloß halb buchſtabiren können, wenn man Freude am Leſen bekommen ſoll. Der Sonntagsmorgen ging noch an. Es hatte für Menſchen und Vieh zu ſorgen, ſich recht zu waſchen und zu kämmen, ſtatt Kartoffeln machte es einen Eiertätſch oder ein Eierbrod. Fleiſch hatten ſie des Jahres nicht oft auf dem Tiſch. Dieſe Mahlzeit wurde ſchon um eilf Uhr eingenommen, lang vor Zwölfe war man mit Allem fertig, mit eſſen und abwaſchen, und jetzt? Nun manchmal ging Züſeli beeren im Walde. Erd-, Heidel-, Him- und Brombeeren fanden ſich zur Genüge. Wohl flocht es auch niedliche Körbchen mit allerlei Kunſtwerken für ſich, denn eigentliche Arbeit duldete der alte Korber am Sonntag nicht. Das ſei das beſte Zeichen, um wie viel die Menſchen geſchlechtet hätten und nichtsnutziger geworden ſeien, ehedem hätten ſie arbeiten können in ſechs Tagen, daß ſie ſieben Tage zu leben gehabt, jetzt ſchafften Viele ſieben Tag und brächten es nicht zweg, daß ſie ſich des Bettelns erwehren könnten, behauptete er.

Aber auf die Straße, ins Dorf hinunter, wo Wirthshäuſer waren, dahin ließ es der Alte nicht, von wegen er war da nicht mit der Schnupfdruke bei der Hand, um zu rechter Zeit vor allfälligem Schaden ſein zu können. Da gab es lange Sonntag Nachmittage und viel Seufzens. So war es eben an jenem genannten Sonntag Nachmittag. Die Ziege mäckerte im Stalle und der Alte ſagte, es ſei ihm in den Gliedern, es nehme ihn Wunder, ob es ein Wetter geben würde? Er wolle hinaustrappen auf die Egg, dort ſehe man am beſten, was werden wolle. Es finge ſich faſt an zu fürchten, ſagte Züſeli. Vor acht Tagen hätte es ſo grauſam Unglück gegeben vom Waſſer und man ſage, es gebe gerne zwei Waſſergrößen hintereinander und die zweite ſei größer als die erſte. Es wollte, er bliebe da, oder es wolle mit ihm kommen. Dumm, ſagte Barthli, es muß Jemand daheim ſein, um Beſcheid zu geben, wenn es ſchon ein wenig Waſſer giebt, und daß es giebt, iſt noch lange nicht geſagt, das will ich eben gehen zu gucken, ſo wird dir doch hier oben die Emme nichts thun und die Aare nichts, und wenn es wäre, könnte ich dir doch nichts helfen und die Sündfluth wär nicht mehr weit. Man kann nie wiſſen, ſagte Züſeli kläglich. Dumm, ſagte Barthli, und ging langſam der Egg zu. Wenn es doch dann an einem Sonntag von Hauſe weg ſein müßte, ſo ſei es doch überall der Brauch, daß die Jungen gingen und nicht die Alten, dachte Züſeli traurig. Aber es ſei ein armes Tröpfli, es wollte bald lieber ſterben als ſo dabei ſein, keine Freude, keine Geſellſchaft, von Luſtbarkeit wolle es nicht einmal reden. Es ſetzte ſich aufs Bänklein und hätte wahrſcheinlich geweint, wenn es nicht Geſellſchaft bekommen hätte. Seine Hühner kamen daher, nicht des Freſſens wegen, ſondern als ob ſie bei ihm Schutz ſuchen wollten. Es wird ein Vogel (Habicht) in der Nähe ſein, dachte es. Aber die Hühner wollten nicht wieder von ihm weg, wie ſie ſonſt thun, wenn ſie den Vogel weiter geflogen glauben. Wie halb krank ſtunden ſie um ihns herum und verſetzten keinen Fuß um Futter zu ſuchen. Warum doch die Hühner ſo mudrig ſeien? dachte es. Wenn ſie nur nicht was Böſes gefreſſen, ihm nur nicht darauf gingen, es ginge ihm viel zu übel. Der Vater wolle kein Fleiſch kaufen und Brod ſo wenig als möglich, wenn es nicht zuweilen was von Eiern machen könnte, ſo hätten ſie d'sJahr ein, d'sJahr aus nichts als Kaffee und Erdäpfel und ſelb wär denn doch gar zu läntwylig. Es donnerte dumpf, das Meitſchi wußte nicht von welcher Seite her. Es wurde dunkler, es ſei faſt, als ob es Nacht werden wollte, kein Wunder, daß die Hühner gekommen, ſie würden gemeint haben, es ſei ſchon Zeit z'Sädel zu geben, meinte es.

Es fürchte ſich ſchier, wenn nur dr tuſig Gottswille dr Aetti wieder da wär, ſagte es zu ſich ſelbſt. Es ſtund vor das Dach hinaus und über ſich ſah es den Himmel ſchwarz wie ein ungeheures ſchwarzes Grab. So habe ich es nie geſehen, ſagte es zu ſeinen Hühnern, wenn doch nur der Aetti käme, was braucht doch der ſeine Gwundernaſe auf die Egg hinauf zu tragen! Still war es auch wie im Grabe, kein Vogel zeigte ſich mehr, von Ferne hörte man ein Gerolle, es war als wenn ein gewaltiger Todtengräber Erde würfe auf einen eben verſenkten Sarg. Schwere Tropfen fielen. Eine Nachbarin ſtand zu Züſeli und ſagte, es iſt mir ſo angſt, ich bekomme faſt den Athem nicht, ich weiß nicht, was es geben will. Ja, ſagte Züſeli, und Aetti iſt noch nicht heim, wollte auf der Egg nach dem Wetter ſehen, und wenn er nur das thäte, ſo dünkt mich, er ſollte heim kommen, aber er wird ſich mit Klappern verſäumen. Sieh, dort kömmt er und es preſſirt ihm, ſagte die Nachbarin. Hätte nicht geglaubt, daß Barthli noch ſo ſchnelle Beine hätte. Da flammte es vor ihren Augen, als ob Feuer vom Himmel falle, daß Beide die Hände vor die Augen ſchlugen, ein entſetzlicher Donner betäubte die Menſchen, die Erde erzitterte, und ehe ſie noch zu einander geſagt: Gott, mein Gott! brachen Waſſerſtröme aus den Tiefen des Himmels, der ſchwarze Sarg war geborſten und ſeine Waſſer platzten zur Erde. Beide ſtürzten ihren Häuschen zu, einige Schritte weit, ſie erreichten ſie zur Noth, naß bis auf die Haut, außer Athem. Kaum hatte Züſeli ihn wieder, jammerte es: mein Gott, mein Gott, der Vater!

Es war als ob Gott ihn bringe, er ſtürzte unter Dach: Mein Gott, mein Gott, ſo habe ichs noch nie erlebt, keuchte Barthli. Sie flüchteten ſich in die Küche, um den Heerd ſtunden betäubt die Hühner, hinten im Stalle ſchrie wehlich die Ziege, man hörte zuweilen ihre jammervolle Stimme durch das Rauſchen der Waſſer, zwiſchen den betäubenden Donnerſchlägen. Wenn wir nur die Geiß hier hätten, ſagte Barthli, die hat gruſam angſt und dort iſt das Dach nicht am beſten. Will probiren, ſagte Züſeli, ſie zu holen. Dreimal ſetzte das Meitſchi an, um aus der Küche zu kommen, dreimal ſchlugen es die Waſſer des Himmels, denn es war kein Regen mehr, es war ein Strom, der aus dem Himmel brach, zurück. Endlich kam es zum Ställchen, konnte die Thüre öffnen, da fuhr Feuer durch die Gewäſſer, blendete ihm die Augen, betäubt lehnte es ſich an die Wand. Als es wieder Beſinnung hatte, nach wenigen Sekunden, war die Ziege weg, das Gitzlein auch, furchtbar brausten die Waſſer, es donnerte, wie es in des Blitzes Gluth geſchehen, ein gewaltiger Bach durch den

Graben, wo ſonſt nur in naſſen Zeiten ein klein Wäſſerchen lief, das zur Noth ein Rädchen trieb, wie Kinder in Bächen einzuhängen pflegen.

Züſeli floh zur Küche, naß bis auf die Knochen. Vater, d'Geiß wird da ſein, rief es. Als ich den Stall aufthat, kam der Blitz und als ich wieder ſah, war keine Geiß mehr da. Sie wird in der Angſt ums Häuschen ſein, man muß ihr rufen, ſagte Barthli, und rief ihr mit ſeiner rauhen Stimme: Gybe ſä ſä, chum ſä ſä! aber Barthlis Stimme war zu dünn, drang nicht durch den Donner Gottes und das Brauſen der Waſſer, Gybe kam nicht. Er drang in ſeinem Eifer vor die Thüre, da ſah er denn im Scheine der ununterbrochen flammenden Blitze, den donnernden Bach, die Breite des Grabens füllend, höher und höher ſteigend, mit Gebüſch und jungen Tannen den breiten trüben Rücken bedeckt. O, o Züſeli, o Züſeli, wir müſſen ſterben, ſchrie Barthli, und vergaß die Ziege. Sie dachten einen Augenblick an Flucht, aber wohin in den wogenden Waſſern? Sie dachten an den jüngſten Tag, und wenn der komme, ſo komme er ihnen auf den Bergen oder in den Thälern oder in den ſchäumenden Wellen. Sie beteten, was ſie konnten, erwarteten zitternd das Vergehen von Himmel und Erde. Die Waſſer brausten, die Hütte wankte, ſie hatten ſich ihrem Gott ergeben, achteten ſich nicht mehr der Zeit, ſie warteten auf das Oeffnen der Thore der Ewigkeit. Da ward es wieder heller, die Blitze minder feurig, die einzelnen Donnerſchläge ließen ſich unterſcheiden, waren weniger betäubend, wurden majeſtätiſcher, die armen Sterblichen athmeten wieder, ſie hofften wieder, über die Gerichte ſei aufgegangen die Sonne der Gnade. Da kam plötzlich eine Stimme durch die Küchenthüre: Barthli lebſt noch? U de? war Alles, was Barthli hervorbringen konnte. G'ſchwing, g'ſchwing komm, ſonſt nimmts dir d'Schüsli weg. Ohne weitern Uebergang brachte dieſer Ruf Barthli urplötzlich aus allen höheren Stimmungen heraus in die Gegenwart, er machte ſich hinaus. Durch Züſeli bebte es wunderbar, es hatte ſich ergeben, alsbald vor Gott zu ſtehen, jetzt kam plötzlich Benzens Stimme zur Thüre hinein. Es konnte nicht aufſtehen, der Athem fehlte ihm, die Glieder waren wie gelähmt, Ströme flutheten um ſein Herz, die Ströme ums Hüsli vergaß es. Bedenklich ſah es um das letztere aus, ſchon war eine Ecke untergraben und die Waſſer mehrten ſich noch. Aber Benz that klug und kühn das Nöthigſte, den Strom zu brechen, den Zorn deſſelben abzuleiten. Barthli ſchleppte Material herbei, ihr wehlicher Ruf um Beiſtand ſcholl weit hin, brachte Helfende herbei, und das Häuschen ward zur Noth aufrecht erhalten, aber es war die höchſte Zeit geweſen, daß dazu gethan wurde, in wenigen Minuten wäre es verſchlungen geweſen.

Nun ward es durch gemeinſame Anſtrengungen außer Gefahr geſtellt, die Waſſer begannen zu mindern glücklicherweiſe, ihren Lauf konnte man wieder meiſtern, die nachhaltige Kraft der Menſchen ſiegte über die raſch verbrauſende Gewalt des Elements. Die Angſt wich aus den Herzen der Menſchen, machte aber bei Vielen nur dem Jammer Platz, abſonderlich bei Barthli. Er gehörte, wie man geſehen haben wird, unter die Jammerſüchtigen, welche immer Urſache haben zum Wehklagen, nie zum Frohlocken, über Verlorenes klagen, des Geretteten nicht gedenken, nie dankbar ſind in der Glückſeligkeit, aber fort und fort mit der Vorſehung hadern über jede Widerwärtigkeit. Wie ihm die Nachbaren auch ſein Glück prieſen, daß er, ſein Kind und das Häuschen gerettet worden, er hatte keine Ohren dafür, er jammerte nur über ſeine verlorenen Geißen. Wie die Alte gebe es keine mehr, weder im Oberland noch im Unterland, kein Rathsherr ſei ſo witzig wie ſie geweſen, die hätte gewußt, wo das Gras melchiger ſei, außer dem Zaun oder inner dem Zaun, und wo ſie innerhalb hätte graſen wollen, habe es ihr kein Zaun gewehrt, und dazu ſei ſie wenigſtens acht Thaler werth geweſen. Wenn das Gitzi geworden wäre wie die Geiß, ſo wäre es auch acht Thaler werth geworden, zuſammen alſo 16 Thaler, woher jetzt die nehmen? Und wenn man ſie auch je wieder zuſammenbrächte, wo dann Geißen finden ſo melchig und witzig und merkiger als key Rathsherr? Was nütze ſo das Hauſen, wenn dann der Herrgott ſelbſt komme und die Sache verberge, daß es key Art und Gattig habe, man ſein Lebtag ſie nicht wieder zweg bringe? Solche Rede ärgerte die Leute ſtark, und während ſie ſtarke Antworten beizten, mäkkerte es hinter Barthli erſt grob, dann fein. Haſtig ſah er ſich um, es waren ſeine Ziegen, welche ihm die Antwort brachten, hell auf und wohlbehalten, und Benz wars, der ſie hielt. Da war wieder größer als die Freude über die Geißen der Aerger, daß Benz es war, der ſie hielt. Hielteſt ſie verſteckt, hätten ſie dir vielleicht auch gefallen? ſagte er giftig. He, ſagte Benz ganz kaltblütig, wie kam ich zu ihnen? Wo es ſo wetterte, daß man nicht wußte, bleibt etwas ganz auf dem Erdboden oder iſt's Mathey am letzten, da ſagte mir der Meiſter: Benz, und unſere Waare im Schürli! Die erbarmet mich, darfſt es wagen und ſehen, ob ihnen zu helfen iſt? Meiſter, ſagte ich, warum nicht, wenns aus iſt, ſo kömmt es in Eins, bin ich hier oder draußen, und allweg iſt's den armen Thieren ein Troſt, wenn Jemand Vernünftiges bei ihnen iſt. Als er z'Noth hinausgekommen, denn bald habe ihn der Wind genommen, bald das Waſſer, habe er nebem Schürli mäkern hören und da die Geiß gefunden, die ſich dahin unter Dach geflüchtet und ſchön Wind ab.

Ja, ſagte Barthli, die iſt witziger als mancher Rathsherr, hab ich ja geſagt. Er habe ſie in Stall gelaſſen, fuhr Benz fort, und weil er ſie erkannt, habe er gleich gedacht, die ſei unten dem Waſſer entronnen und Barthli's könnte ein Unglück begegnet ſein, und als er für das Schürlein geſorgt und geſehen, daß es demſelben nichts mehr thue, ſei er daher gekommen, wie, wiſſe er nicht, das Häuschen ſei noch geſtanden, aber

Noth z'wehre hätte es gethan, wenn ihm die Geiß die Beine nicht gleitig gemacht, wer weiß, ob der Alt und das Meitſchi noch am Leben wären. He, ja, ja, man hätte eigentlich Urſache dir zu danken, aber was ſoll ich jetzt mit den Geißen anfangen, wo ſoll ich ſie hin thun, das Ställi hanget ja in der Luft und hat keinen Boden mehr und das Hüsli iſt über Ort, was ſoll ich jetzt mit den Geißen, wo wir nicht wiſſen wohin, antwortete Barthli häßig. Barthli, du biſt doch der Wüſteſt, hätteſt Urſache dem lieben Gott zu danken, daß du mit dem Leben davon gekommen, haſt ja auch die Geißen wieder, und thuſt nichts als brummen und zanken, ſagte ein Nachbar. Dank du, wenn es dir drum iſt, antwortete Barthli. Jetzt noch danken für ein ſolches Wetter, wie nie eins erhört worden iſt ſeit Noahs Zeiten. Darin hatte Barthli recht, daß in dieſer Gegend nie ein ſolches Gewitter erhört worden war, es mußten Wolken geborſten ſein vom Druck gewaltiger Waſſermaſſen, die dann über den Rücken und an den Seiten einer nicht hohen Hügelkette hin ſtürzten, wo ſie nicht wie in einem Trichter ſich fingen und gepreßt zu einem Loch aus mußten, ſondern wo von allen Seiten Abfluß war in verſchiedene Thäler, verſchiedenen Flüſſen zu, nach Oſt und nach Weſt. Barthlis Häuschen hing über der halben Höhe des Berges, die Waſſer, welche dort hinunter brachen, floſſen in ganz kleinem Raume zuſammen, und doch brachten ſie über hundert Centner ſchwere Steine zu Thale, trugen unter Barthli's Hütte von einem Hauſe einen ſchweren ſteinernen Brunnentrog weg und begruben ihn weit unten im Thale tief in den Schlamm, wo er lange nicht gefunden wurde. Als in der That das Ställchen unbewohnbar gefunden wurde, ſagte der gutmüthige Benz, den Barthli's ſchlechter Dank nicht gekränkt hatte: He, weißt was, das Meitſchi ſöll ſe melche, de nihme ih ſe i üſes Schürli, uf es Paar Hämpfeli Futter chunts dem Meiſter nit a, und es iſt nit wyt, am Abe und am Morge cha das Meitſchi ſe cho melche.

Da ſah der Barthli den Benz an mit einem unbeſchreiblichen Blick, meinſt Bürſchli, meinſt, ſagte er. Hans, wandte er ſich zu einem Nachbar, du nimmſt mir ſie zu deinen, will ſehen, daß ich für's Freſſen ſorge. Die Nachbaren hatten Spaß und Aerger ob Barthli. Natürlich war Benzens Abſergete (Korb) bekannt und wie Barthli geſagt, er wüßte nicht, für was er einen Tochtermann nöthig hätte. Natürlich hielten es Alle mit Benz. Die Antwort ward zum Sprichwort, und wenn man Barthli einen Streich ſpielen konnte, ſo ſparte es ſicherlich Niemand. Er war eben eine bei der immer größeren Abgeſchliffenheit der Menſchen, der immer größer werdenden Menge ohne Gepräge, immer ſeltener werdende Perſönlichkeit, vor der man eine Art Reſpekt hat und doch, ſo oft man ſie ſieht, lachen muß und Luſt verſpürt, ſie zu helken, oder zum Beſten zu halten. Nein, Barthli, nein, ſagte Hans, Platz für deine Geißen habe ich nicht und wenn ich hätte, ſo ſchickten ſie ſich nicht zuſammen, meine Geißen ſind gar zu dumm und deine ja witzig wie ein Rathsherr. Die wird gewußt haben, warum ſie da hinauf zu Benzens Schürli lief. Sei nicht dümmer jetzt als die Geiß und laß ſie gehen mit Benz. Und daneben glaube ich, wir haben das Wetter deinetwegen leiden müſſen. Unſer Herrgott wird dir haben zeigen wollen, für was man einen Tochtermann brauchen kann. Derpis dumms e ſo, brummte Barthli, üſe Herrgott wird ſie ſelige Sache achte! Für e Geiß z'fah braucht man kein Tochtermann zu ſein, das kann jeder Maulaff, und für ein ſolch Wetter wird man, ſo Gott will, keine Hülf mehr brauchen, es iſt genug, wenn man eins erlebt, wie dumm wär's deretwegen e Tochtermann anzuſtellen, für e Sach die nimme chunt, was ſoll me mit em ne ſölige Mulaff afah? Wenn Hans dr Kolder macht, ſo nimmſt du mir ſie, Niggi, nicht wahr? ſagte Barthli zu einem andern Nachbar. Nein, Barthli, nein, brauch Verſtand, denke, was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nit ſcheide. Junge, fahr mit dene Geiße dr

Berg uf, ſu hört das G'ſtürm uf. Benz begriff das, rief Züſeli, das begreiflich nicht weit davon ſtund, zu: Um ſechſ, hörſt, iſt gfuttert und wird gmulche, chaſt mache, daß d'ufmagſt und obe biſt, nachher b'ſchließe ih wieder und chöntiſch nit yche u jez milch g'ſchwing, was noch da iſch, ſu chan ih fahre, muß gah zur Waar luege. Züſeli that das geſchwind und ſchweigend ab und Benz ſagte auch nicht viel, wahrſcheinlich befaßten ſie ſich mehr mit der Zukunft als mit der Vergangenheit. Und als gemolken war, folgte ſtolz mit hoch emporgehobenem Haupte, wie wirklich ein Rathsherr es nicht beſſer gekonnt hätte, die Ziege ohne Widerſtand Benz nach, als ob ſie wüßte, was ſie verrichtet hätte. Luſtig tanzte das Gitzlein um ſie herum, akurat wie ein achtzehnjährig Meitſchi, wenn es vernimmt, es gäbe nächſtens eine Hochzeit, wo es Brautjungfer ſein müſſe und dann tanzen könne nach Herzensluſt und dann vielleicht, man kann nicht wiſſen, einen Mann aufleſen und dann wiederum eine Hochzeit und dazu eine noch luſtigere, denn Braut ſein iſt doch noch luſtiger als Brautjungfer ſein, oder iſt Bratis eſſen nicht beſſer als Bratis riechen — wir fragen?

Morgen wirſt dich kaum verſchlafen, Meitſchi! lachte Riggi. Danebe vergiß nicht, was dein Alter mit Schein noch nicht weiß, daß was Gott thut, wohl gethan iſt. Als es anfing zu donnern und als die Waſſerbäche kamen, da dachteſt du nicht daran, was die Sache für einen Austrag nehmen würde. Züſeli vergaß es aber auch nicht und ſelbe Nacht ſchlief es nicht, verſchlief ſich am Morgen nicht. Die ganze Nacht ſtund der geſtrige Nachmittag vor ſeinen Augen, als wie ein großes bewegliches Gemälde. Es dachte nicht, es ſchaute nur, fühlte die Angſt rieſeln durch Mark und Bein, es war ihm das Herz eingeklemmt, daß es oft kaum Athem hatte, und doch war ihm wohl dabei, es war ihm als ob hinter dem Graus die Sonne ſtehe und bald ſchöner als nie ſcheinen werde und die Gräuel verklären und Alles vergehen bis an Benz und Geiß und Gitzlein und ſonſt noch Allerlei. So lag es da und ſah, was vor ihm ſtund, bis es ungſinnet graute draußen. Dann machte es ſich auf leiſe, um den Alten nicht zu wecken, der gar tapfer ſchnarchte. Der hatte auch lange nicht ſchlafen können, aber daran nicht ſo wohl gelebt, wie ſein Meitſchi, im Gegentheil ſehr ſchlecht. Er war zornig über den lieben Gott und über ſeine Nachbaren, rechnete ſeinen Schaden nach und ärgerte ſich über die Schadenfreude. Er hätte nicht geglaubt, daß die Menſchen ſo ſchlecht ſein könnten, ihm ein ſolch Unglück noch zu gönnen, das G'ſpött mit ihm zu treiben und mit einem ſolchen Schnürſli gegen ihn zuſammenzuſpielen. Aber wohl denen wolle er vor der Freude ſein, die müßten ihn nicht auslachen. Morgen wolle er gehen und die Geiß melken, das werde kein Hexenwerk ſein, und g'ſetzt, er brächte die Milch nicht alle heraus und die Geiß würde wüſt thun, ſo werde das nicht Alles zwingen und ſie hätten doch dann nichts zum lachen.

Er ſei geſtraft genug mit dem Hüsli, das er müſſe plätzen laſſen, das Meitſchi müſſe ihm nicht noch heirathen obendrein, er wolle nicht zwei Unglück auf einander, wo eins größer ſei als das andere. Er wälzte Vorſätze in ſeinem Gemüthe, groß, wild, trüb, faſt wie die Waſſerwogen am geſtrigen Abend. Und mitten drein ſchlich der Schlaf, gaukelte ihm immer Wilderes vor, band ihm leiſe die Glieder, drückte ihm die Augen zu, entriß ihm das Bewußtſein, blies ihm die Einbildungskraft noch einmal tapfer an, und ließ dann das mit einander machen; weiß Gott, wo Barthli war, in welchem Welttheil oder gar im Himmel oder der Hölle, als ſein Meitſchi ihm davon lief, und zwar noch lange ehe es ſechs Uhr war. Dießmal war der Himmel nicht trüb, wie er ſonſt oft iſt, nach ſolch gewaltigen Ergüſſen, in klarer Bahn ging die Sonne und friſch und ſchön war es auf Erden, wo die Waſſer geſtern nicht gehauſet; wo ſie gewüthet, war es fürchterlich. Züſeli hatte Mühe zum Waſſer zu kommen, wo es gewöhnlich mit Hülfe eines alten zwilchenen Lumpens Toilette machte, und dabei eine ſchönere Haut hervorbrachte, ſtrahlender vom Bache kam, als je eine Hochgeborne von ihrer Toilette und deren tauſendfältigem Kram von Seifen, Pomaden, Eſſenzen, Bürſten, Kämmen, Zangen und Scheeren und anderlei unnennbaren Dingen. Dießmal, vielleicht zum erſtenmal, war es Züſeli dran gelegen anzuwenden und ſich ſo ſchön zu machen als möglich mit Hülfe von Waſſer und dem zwilchenen Lumpen, der einer dahingegangenen Kutte des alten Barthli entſtammte. Der gewöhnliche Weg zum Bach war fortgeriſſen, es rutſchte hinunter, kam nicht bloß zum Waſſer, ſondern ins Waſſer und weit mehr als nöthig und ihm lieb war. Ueberdem war das Waſſer trüb und häßlich und mörderlich kalt. Deſto mehr wandte Züſeli an, deſto kräftiger drehte es ſeinen Lumpen aus, fing wieder von vornen an und als es mit Vorſicht am zerriſſenen Uferrand emporſtieg, erſchien es oben lieblich und glänzte faſt wie der Morgenſtern oder wie die Morgenröthe, wenn ſie das Haupt der großen Jungfrau im Berneroberlande verklärt. Davon aber wußte Züſeli denn doch nichts, hatte nicht einmal einen Spiegel, um ſich über den Erfolg ſeiner Anſtrengungen zu vergewiſſern, dachte auch nicht daran, ſondern nahm das Milchgeſchirr und eilte damit den Berg auf. Es möchte ſich verſpäten, das war ſeine Sorge. Gar zu ungerne hätte es gehabt, wenn Benz geglaubt, es ſeie e fule Hung. So ein Meitſchi, wie Züſeli, ſetzt ſeinen Stolz in Arbeitſamkeit und Arbeitsgeſchick, es hat keinen Begriff davon, daß man mit Klavierſpielen und Affektiren zu einem Mann kommen könne. Es ſucht dahin zu kommen, daß die Leute ſagen: der iſt g'fellig, wo das bekömmt, von wegen es iſt ein b'ſunderbar, werchbar Menſch, verſteht Alles wohl, und dreht ſich des Tags nicht bloß einmal. Doch lief das Meitſchi nicht in gleichem Schritte bis oben. Der müſſe doch nicht meinen, daß es ihm ſo preſſire, daß es nicht warten möge, bis es bei ihm ſei, er könnte ſonſt meinen, wie viel ihm an ihm gelegen ſei.

Benz war ſchon fertig mit Melken, als Züſeli daher kam. Haſt Zeit, ſagte er, hätt nit lang meh gwartet, bei uns ſteht man des Morgens auf und nicht erſt Mittags. Züſeli wollte dieſen Vorwurf nicht leiden, begehrte auf, da mäkerte es im Stall zweiſtimmig, die Thiere hatten ſeine Stimme erkannt, und als ſie es ſahen, thaten ſie zärtlich, daß Benz das Waſſer im Munde zuſammenlief. Die Alte ſtund an Züſeli auf und leckte ihm das Geſicht, das Kleine ſtieß ihns mit dem Kopf und tanzte ihm um die Füße. Seh, gib das Melchterli, ſagte er, ſo kömmſt nicht aus Melken. Aber ſo meinte es die Alte nicht, ſie wollte ihm nicht ſtille halten, ihn gar nicht dulden, eines ſo groben Kerlis war ſie nicht gewohnt, Züſeli mußte ſein alt Amt verrichten. Wie hätte die alte Geiß erſt gethan, wenn der alte Barthli an ihr hätte rupfen wollen! Unterdeſſen gewann Benz des Gitzleins Freundſchaft mit einigen Handvoll ſchönen Graſes, ſo daß, als Züſeli fertig war, und dem Gitzlein auch flattiren wollte, daſſelbe in große Verlegenheit kam, von wem es ſich eigentlich rechtmäßig ſollte flattiren laſſen, und ſchön war es anzuſehen, wie Benz und Züſeli an dem verlegenen Gitzlein wetteiferten im Flattiren, Jedes dem Andern zeigen wollte, daß es doch am ſchönſten und wirkſamſten flattiren könnte. Da hätte man gar nicht glauben ſollen, daß Eins oder das Andere von ihnen preſſirt ſei. Am Ende mußte es doch geſchieden ſein, was ſeine Noth hatte und zwar eigentlich wegen den Geißen, die mit Gewalt Züſeli nach wollten und mit Mühe in die Trennung ſich fügten. Das freute Züſeli ſehr. Siehſt du, ſagte es, ſie haben mich doch noch lieber als dich. Ich habe es mit allen Thieren ſo, mit den Hühnern und den Katzen auch. Die Thiere wiſſens, wer wohlmeinig iſt oder nicht, und können die Liebe erzeigen wie Menſchen und d'sCunträri auch.

Aber mein Gott, was wird der Vater ſagen, daß ich ſo lang mache, adie, und fort wars. Benz ſah ihm nach und ſchüttelte den Kopf. Iſt das trümpft oder ſonſt g'ſtochen, ſagte er. Meint es dann, die Thiere haſſeten mich, weil die alte dumme Geiß mich nicht wollte melken laſſen? Wohl, das will ich anders brichten und zwar ſchon dieſen Abend.

Als Züſeli heimkam, war Barthli eben am Erwachen, grunzte bedenklich und hob mühſam ſein ſtruppicht Haupt aus dem Bett empor. Als er das Meitſchi angezogen ſah, ſagte er: Mach d'sMorge, drwyle will ich gehn und melche, bis d'fertig biſt, bin ich wieder da.

Vater, es iſt g'mulche, ich bin wieder da, und wenn ihr auf ſeid, iſt d'sMorge fertig. Was da der Alte für ein Geſicht machte, und wie er mit dem Meitſchi brüllte, was es ſo hätte zu preſ[illegible]n gebraucht, ſeit wann man nach Mitternacht melke, und was die Leute ſagen würden, was es für ein wüſtes, mannſüchtiges Meitſchi ſei, man kann es ſich kaum vorſtellen. Züſeli vertheidigte ſich mit der Abrede und mit der Zeit, und wie kein Menſch was Böſes denken werde, ſie wären ja dabei geweſen, wo man die Sache abgeredet u. ſ. w. Aber das half Alles nichts, denn der Alte war eine von den glücklichen Naturen, die auf keine Einrede achten, immer fort reden in einem Zuge, und antworte man oder antworte man nicht, es kommt auf Eins, ſie thun als hätten ſie keine Ohren; ſelbſt der Stand der Sonne und wäre auch der Mond neben ihr geſtanden, überzeugten ihn nicht, daß er ſich verſchlafen habe. Es geſchah ihm ſonſt nicht, daher hielt er es für eine Unmöglichkeit, es ſchien ihm viel natürlicher, daß, ob dem geſtrigen Wetter, die Sonne ſturm geworden, daher den rechten Weg verfehlt, daher ſich verſpätet hätte. Es iſt gut für einmal, ſagte er endlich, zum zweiten Mal wirſt du nicht melken da oben. Nach ſchöner Landesſitte erſcheinen bei großen Unglücksfällen, Feuersbrünſten, Ueberſchwemmungen u. ſ. w. nähere und fernere Nachbaren mit paſſendem Werkzeuge, ſchaffen den Schutt weg, machen was Noth ſcheint, nicht bloß unentgeltlich, ſondern Viele bringen noch Lebensmittel mit und nicht bloß für ſich, ſondern auch für die Geſchädigten. So geſchah es auch am Montag nach dem verhängnißvollen Sonntag im rueßigen Graben.

Die Erſten erſchienen ſchon, während Barthli noch haderte mit ſeinem Meitſchi, dadurch neugierig gemacht, vernahmen ſie leicht von den nächſten Nachbarn des Haders Grund und Urſache. Es gab Stoff zum Lachen und der arme Barthli war verkauft und verrathen, Keiner hielt es mit ihm, Alle waren gegen ihn. Als man ſich gehörig umgeſehen, wurde Rath gehalten, wo anzufangen, was anzugreifen ſei. Barthli redete ſtark von ſeinem Häuschen, das vor Allem herzuſtellen ſei. Selb meine er auch, ſagte eine Stimme hinter ihm, und als Barthli haſtig ſich umdrehte, ſtand Benz hinter ihm, hoch die Schaufel auf der Achſel, als Abgeordneter ſeines Meiſters. Biſt auch ſchon da, was haſt du dein Maul drein zu hängen, was geht das dich an, ſchnauzte Barthli ihn ab. Hätteſt daheim bleiben können, wirſt doch nit viel verrichte. Ee, Barthli, rief ihm ein Nachbar zu, vergiß nicht, was er geſtern verrichtet hat, und allweg geht's den Tochtermann was an, wie es des Schwähers Häuschen geht. Er iſt es einmal noch nicht, brummte Barthli, und drehte Benz den Rücken zu, als ob er ihn ſein Lebtag nicht mehr anſehen wolle. Vor Allem aus räumte man die Gräben und Straßen, verſchaffte dem Waſſer freien Lauf, kurz ſchaffte da, wo ein wachſender Schade war. Ob der fleißigen Arbeit läutete es Mittag, bald hier, bald da von einem Kirchlein her, man merkte, daß man hungrig war, denn ſo ein Mittagsläuten iſt für die Landleute das Gläschen, welches die Städter zu ſich nehmen, um ſich Appetit zu machen. Man ſtieß die Werkhölzer in die Erde, ſuchte ſein Säcklein mit dem Vorrath, ſuchte ein ſchattig Plätzchen, eine Küche, das Eine oder das Andere ſich wärmen zu laſſen; z. B. Milch, wer ſie nicht kalt vertragen konnte. Am meiſten ſammelte man ſich um Barthli's Häusſchen, welches Schattſeite lag und große Bäume in der Nähe hatte. Züſeli hatte voll auf zu thun mit Wärmen und Leihen von allerlei Geſchirr und ſollte dazu Beſcheid geben auf gar allerlei Reden, grobe und feine, und daß Benz nicht weit von der Küchenthüre war, verſteht ſich von ſelbſt. So gabs viel Lachens und Züſeli wußte wirklich nicht, wo ihm der Kopf 'ſtund, es ſummste und ſurrete ihm in den Ohren, als ob es den mächtigſten Schwindel hätte. In Angſt ſuchte es Allen, die was wollten, zu entſprechen, hatte daher nicht Zeit Rede zu ſtehen, höchſtens hie und da zu einer kurzen Antwort, hörte das Meiſte nicht, was geredet wurde, und das gefiel den Leuten. Es ſei ein recht Meitſchi, ſagten ſie, öppe nit es uverſchamt's und aläßigs, behülflig und gutmeinig, es gefiel ihnen am ganzen Leib beſſer, als der alte Korber am kleinen Fin[illegible], und es wäre ſchade, wenn das nicht bald heirathete.

Nimms, hieß es dann zu Benz, nimms, ſuſt nimmts e Andere. Oeppe der hübſchiſt Schwäher bekommſt nit, aber was frägt man des Schwähers Hübſchi nah, ſi iſt mängiſt noh drzu e uchumligi Sach, b'ſungerbar, wenn er Wittlig iſt u ſuſt e Vogel. D's Meitſchi iſt allweg e Ma werth öppe wie du, d'Geiße nit gerechnet, dem Hüsli iſt ſih öppe nit viel z'achte. Seh, Alte, du heißeſt uns dann z'Hochzeit cho, es wird doch e Niederſinget gäh? U ſchieße wey mr, wenn d's Pulver zahlſt, daß me im Aärgäu glaubt, d'Franzoſe chöme. Grob antwortete der Alte und je gröber er's gab, deſto luſtiger gings. Zum Glück ging es Nachmittags wie üblich, wo Gottes Hand mächtig gewaltet über den Menſchenkindern, eine große Menge von Leuten kam daher, die Verheerungen zu betrachten. Aus Neugierde kamen ſie, und die Meiſten gingen mit Erbauung, denn auf ſolchen Stätten ſieht der Menſch am klarſten ſeine Ohnmacht und des Herrn Gewalt, ſolche Stätten predigen am gewaltigſten: Ich bin der Herr und ſonſt keiner mehr, der ich das Licht formire und ſchaffe die Finſterniß, ich, der Herr, thue dieſes Alles. Dann kommt Erbarmen in viele Herzen und mancher ſchöne Batzen fließt in die Hand der Geſchlagenen, und manche Gabe wird hergeſandt in den folgenden Tagen.

Als es Barthli war, als ſei er in einem Wespen- oder gar Hurnuſſenneſt, ſah er einen alten Bauer unweit von ſich ſtehen, der auch gekommen war, das Unglück zu ſehen und eben Barthli's Häuschen betrachtete. Er war ſein Schulkamerad geweſen und was noch mehr ſagen will, mit ihm erſt zum Herrn gegangen und dann zu des Herrn Tiſch, in die Unterweiſung, dann zum Nachtmahl. Das alte trauliche Verhältniß war geblieben, der reiche Hans Uli war Barthli's treuſter Gönner. Zu dem flüchtete ſich Barthli. Kömmſt auch mein Unglück zu ſehen, ſagte er. Warum mußte ich das erleben und noch dazu mit dem Leben davon kommen, was ſoll ich mehr auf der Welt? Was habe ich als böſe Leute und böſe Tage! Nit, nit, Barthli, verſündige dich nicht, ſagte der Bauer, haſt Urſache dem lieben Gott zu danken, daß es dir noch ſo leicht abgegangen. Aber du biſt immer der Gleiche, ſiehſt immer nur, was zu klagen iſt, und nie wofür zu danken wäre, biſt übrigens nicht der Einzige, haben es noch Viele wie du, aber das iſt eben läß. Aber was habe ich dann da zu danken? frug Barthli, d's Hüsli halber fort und d's Herz voll Verdruß und e Zorn, daß ih ne nit verwerche mah und wenn ih hundert Jahr alt würd. Ih möcht doch de da frage, was da b'ſunderbars z'danke ſy ſött?

Du biſt ein wüſter Barthli, weißt es nur, ſagte der Alte. Wie leicht hätteſt können um das Meitſchi kommen, die Geißen kriegteſt auch wieder, das iſt d'Hauptſach, um's Hüsli und die paar Bohnenſtauden iſt nicht viel g'fochte, und du weißt nit, warum danke? Wüßt nit, warum ich zu danken hätte, wenn man mir meine Sache ruhig läßt und mir nicht nimmt, was mein iſt. Da hätte ich ja nichts zu thun, als zu danken und jedem Hund zu ſcharwänzeln, der mich nicht frißt. Aber z'klage habe ich, wenn mir Einer, ſei's wer es wolle, nimmt, was mein iſt, und dazu ich mich muß laſſen ausſpotten, daß es mich vor Zorn faſt verſprengt. Daß es keine Frömmigkeit mehr giebt auf der Welt, ſage ich ſchon lange, aber daß es ſo ſchlechte Leute geben könnte, hätte ich doch nicht gedacht. Was iſt dir geſchehen, ward dir etwa noch geſtohlen? frug der Bauer. Aparti g'ſtohle nit, antwortete Barthli, aber mehr als g'ſtohle. Da iſt ſo ein wüſter Schnürfli, der will für d'Tüfels G'walt Tochtermann werde, und d's Meitſchi, die Täſche, hets wie die Andere, es hätt nichts dagegen, ich glaub gar es wär ihm noch anſtändig. Und wie das unter die Leute kam, weiß ich nicht, aber da hält mir ein jeder Lausbub den Tochtermann vor, rühmt ihn an ſpottsweiſe, preiſen ihn dem Meitſchi an, und hetzen den Lümmel an's Meitſchi und der ſtolpert ihm nach und dem muß ich zuſehen und wie das Meitſchi keinen Verſtand hat und keine Scham, es wär ſonſt über alle Berge und die erſten Tage thäte es Niemand hier ſehen. Und ſtatt deſſen bleibt es da, ja denk Hans Uli, giebt ihm ſogar Beſcheid und wartet ihm. Es wird doch nicht der ſein, wo die Leute ſagen, er habe euch das Leben gerettet und die Geißen hätten ihn ſo gleichſam herbeigerufen? fragte der Alte. Wohl, grade der iſt's. Meinethalb hätte er gar nicht zu kommen brauchen. Und ſei es ihn oder ſei es ihn nicht, ſo brauche ich keinen Tochtermann, zwei Unglück auf einander will ich nicht, es iſt genug, wenn ich Koſten haben muß für das Hüsli z'plätzen, und nicht weiß, wo das Geld hernehmen, ich will noch nicht auf Alles hin auch einen Tochtermann, für daß er uns die Speiſe, wo wir längs Stück d's Halbe mehr nähmen, vor dem Maul wegfreſſe. Ich ſagte es ihm, ich brauche keinen Tochtermann, wir könnten Alles ſelber eſſen, und er thut nichts darum, will es zwängen, dä Uſlath.

Aber wegem Rette mag ich nichts hören, es war nicht halb ſo gefährlich. Es hat nicht ſein ſollen, darum kamen wir davon, wenn es hätte ſein ſollen, ſo würde der Kerli weiß dran haben machen können, hätte lange können brüllen. Jetzt hinten drein iſt's komod ſich zu rühmen was man Alles gethan. Hör, Bartli, du biſt ein wüſter Mann und thuſt ungattlich, es kommt dir ſo nicht gut, zähl darauf. Den Burſchen kenne ich wohl, er iſt ein guter z'werche und danebe e freine Schluſi und hüslich, grad einen beſſern findeſt nicht, und wenn du mußt bauen laſſen, ſo wirſt es erfahren, wozu du einen Tochtermann brauchen kannſt, ſagte Hans Uli. Nun begehrte Bartli erſt recht auf, was er ſinne mit dem Bauen, z'wegmache z'Noth daß d'Geiß nicht erfriere, das werde ſein müſſen, aber von mehr ſei keine Rede. Ein Kreuzer, den du verplätzeſt, iſt g'ſchändet, ſagte Hans Uli. Geh den Bauern nach um Holz. Wenn du ſchon ein wunderlicher Bartli biſt, daß es key Gattig hat, ſo haſt doch gut Lüt, kriegſt Holz mehr als genug und wenn du das haſt, koſtet dich der Reſt nicht mehr viel, 100—200 Thaler iſt alle Handel, mehr als genug. Ja, ja, 100—200 Thaler iſt bald geſagt, wenn man es hat, aber wenn man es nicht hat, wo nehmen und nicht ſtehlen, und Schulden machen will ich nicht, wer ſollte ſie zahlen und, wenn ich ſchon wollte, wer vertraute mir einen Batzen an? Gſtürm, ſagte Hans Uli. Aber hör, Bartli, weil wir einmal bei dieſem Kapitel ſind, muß ich dich doch etwas fragen, was mich ſchon lange Wunder nahm. Es giebt Leute, welche guten Verdienſt haben, und wenig zu brauchen ſcheinen, von denen man glauben ſollte, ſie äufneten ſich und wenn es lange währe, müßten ſie nothwendig reich werden. Und doch ſieht man nichts davon, ſie ſind immer nöthig oder thun nöthlich, kommen nicht vorwärts, gehen oft unerwartet zu Grunde. Wenn man dann unterſuchte, fand man immer ein heimlich Loch, wo der Sack rann, daß es Niemand merkte.

Da begriff man dann bald, wo es hielt, daß es dem ſo ging, daß er eine Eiterbeule am Leibe hatte, welche alle guten Säfte einſog und verzehrte.

Gerade ſo Einer biſt, Barthli, auch du. Verdient haſt ſeit vielen Jahren ſchwer Geld. Potz wie polterte Barthli da über den Verdienſt und die Mißgunſt der Bauern, wenn ein arm Manuli nicht Hungers verreble, und lange kam Hans Uli nicht zum Fortfahren. Verdient haſt viel allweg und dem Schein nach wenig gebraucht. Im Wirthshaus ſah man dich wunderſelten, mit der Hoffahrt überthateſt du es auch nicht, deine Leute hatten es eben nicht am beſten, hatteſt ſie nicht im Salb, hätteſt ſie lieber ins Paradies geſchickt, wo man es mit Feigenblättern wohlfeil machen konnte. Jetzt, Barthli, mußt du Geld haben oder haſt ein geheim Loch im Sack, wo es rinnt. Wo haſt das, haſt etwa irgend wo Jemanden, dem du es anhängſt? Aber es dünkt mich, in der langen Zeit wäre es dir an den Tag gekommen, und ich vernahm doch nie etwas der Art von dir. Glaub, es wäre dir lieber unſer Herrgott hätte nur einer Gattig Leute erſchaffen, ſtatt zweier Gattig. Nun begehrte Barthli wieder ſchrecklich auf über ſolche Verleumdungen und Zumuthungen, und wie reiche Bauern nie glauben könnten, daß arme Leute ſo ehrlich ſein könnten als die reichen Schindhunde, und er werde ihn doch nicht, mit einem Fuß im Grabe, zu einem ſchlechten Manne machen wollen. Er ſolle es probiren, wenn er könne, aber er wolle ſich wehren, wie man's nicht denken ſollte. Aber in unerſchütterlicher Ruhe ſtund der Alte vor dem belferenden Barthli und entgegnete endlich: Und ſag mir was du willſt, ſo iſt's wie ich ſage. Ich habe zu lange gelebt, als daß ich mich ſo leicht anders berichten laſſe. Entweder, Barthli, haſt ein geheimes Loch oder lange mehr Geld als für ein neu Hüsli nöthig iſt und anders berichteſt du mich nicht. Los Nenis, knurrte Barthli, winkte ſeinem alten Kameraden und ging mit ihm weit hin auf einen freien Platz, wo weder Baum, noch Strauch, noch Graben war, daß Jemand unbemerkt hätte lauſchen können. Da ſtund er ſtill und ſagte: Hans Uli, du biſt ein ſchlauer Mann, hätte es nicht geglaubt. Ja, was recht haſt du, aber ſchlecht ſollſt du mich nicht machen. Du weißt wie das Weibervolk iſt, wo es an einem Orte einen Batzen ſchmöckt, möchte es zwei brauchen. Nit, meine Frau ſelig war nicht die ſchlechteſt und d's Meitſchi könnte auch noch ſchlechter ſein, es laufen Gottlob Viele herum, die dreimal ſchlechter ſind als es, aber wenn ſie nit geng hätte müſſe glaube, wir pfiffen auf dem letzten Löchlein, es weiß ke Hung, wi ſi tha hätte. Darum that ich immer nöthlich und wenn ich einen Kreuzer Geld hatte, ſo ließ ich ſie es nie merken, ſondern that juſt am nöthlichſten. Aber wo kamſt mit dem Gelde hin? frug Hans Uli. Ich will es dir wohl ſagen, antwortete Barthli, aber du mußt mir bei deiner Seele Seligkeit verſprechen, es keinem Menſchen zu ſagen und hältſt du es nicht, ſoll deine Seele keine Ruhe haben im Grabe, ſondern umgehen müſſen eine Ewigkeit nach der andern. Einmal als ich von einer Stör heim kam, wo ich, wie meine Alte wußte, ein Büſcheli Geld bekommen, plagte ſie mich wieder bis auf's Blut um warme Strümpfe für ſich und wegen Lederſchuhen für's Meitſchi, es wäre mir nichts übrig geblieben, wenn ich Alles hätte nachſagen wollen, was ſie mir vorgeſagt, und hätte ich nicht nachgeſagt, ſo hätte ſie es ſonſt genommen, ſie ließ ſich nichts einſchließen und behielt ich etwas im Sack, ſo erlas ſie mir Nachts die Hoſen. Ich will ihr nichts Böſes nachreden, denn daneben war ſie huslich, aber das war dir Eine, wo man wußte, daß man eine Frau hatte. Das müſſe ändern, dachte ich, und als ſie einmal Beide einen ganzen Tag fort waren, machte ich unter dem Bett ein großes Loch, ſtellte einen Kübel hinein, und machte die Laden ſchön wieder zu, daß man es nicht merkte, wenn man es nicht wußte. Dort war es am ſicherſten, denn wir zogen das Bett nie hervor, und unter daſſelbe kam man z'Noth mit dem Beſen. D'Frau ſelig merkte es auch nicht, aber manchmal g'ſchirrete ſie mit mir aus, daß ich heimlich Geld verbrauche, und wollte wiſſen, womit. Aber ich hatte ein gut Gewiſſen und hielt ihr die Stange. Da iſt nun ein ſchöner Schübel Geld und allweg mehr als genug zum Bauen, aber es reut mich, es iſt eine harte Sache und dann noch einen Tochtermann obendrauf, es iſt mir nicht zu helfen, denk doch auch Hans Uli, und noch dazu ume ſo ne Benz! Aber, Barthli, wie dumm, aber Barthli, was trägt dir das Geld unter dem Bett ab, hätteſt es ausgeliehen, hätte es dir Zins getragen, ſagte der Bauer. Deppis dumms e ſo, ſagte Barthli, meinſt, wenn man gewußt, daß ich Geld hätte, ich hätte es können bei einander behalten! Erſt dann hätten ſie recht an die Sache thun wollen, und d'Bube wäre dem Meitſchi erſt recht nachgeſtrichen, hätte mir d's Hüsli voll g'ſchnürfelt und d's Meitſchi hochmüthig g'macht, hätt's nit könne erwehre, und hätt nüt als Kummer gehabt, ich müßte es verliere, bekomme es nicht wieder. Dä Weg hatte ich es doch, konnte, wenn Niemand in der Nähe war, es g'ſchauen, und hatte große Freude, wenn ich dachte, was die Manne, wenn ſie nach meinem Tode kämen das Hüsli zu erleſen, ſagen würden, wenn ſie ſo viel Geld beim alte Korber finden würden.

Wie hätten ſie aber Geld finden wollen, wem wäre in Sinn gekommen, unter deinem Neſt Geld zu ſuchen? frug der Alte lachend. O, antwortete Barthli, dafür habe ich geſorget, ſo dumm bin ich denn doch nicht. Sieh da in meinem alten Kalender, den ich immer bei mir trage, ſteht geſchrieben, gerade vorn drin, es hats mir ein Schulkind müſſen drein machen: Manne ſuchit, ſo werdet ihr finden! Und wenn ſie es nicht gefunden hätten? frug Hans Uli. O ſökli dumm Manne wird man doch, ſo Gott will, nie an

Gemeindrath wählen, die, wenn es ausdrücklich heißt, ſuchet, ſo werdet ihr finden, nicht ſuchten, bis ſie es hätten. Aber, und wenn das Waſſer heute noch ein wenig mächtiger gekommen und dir das ganze Hüsli ſamt dem Kübel weggenommen hätte und dann? He nu, ſagte Barthli, wenn üſe Herrgott d's Wüſteſt alles an mir machen will, ſo mach er, wenn dann die Leute über nüt chöme und Alli nüt meh hey, ſo iſt er ſelber ſchuld, und kanns meinethalben haben und denken: ſelber tha, ſelber ha. Danebe wird es ihn ſelbſt gedünkt haben, er habe mich genug geplaget, es ſei Zeit lugg zu laſſen. O Barthli, Barthli, was biſt du für e Chriſt! Du wirſt nie wie ein anderer Menſch, und wenn du alt würdeſt, wie Methuſalem. Aber jetzt komm, wir wollen das Hüsli gſchaue und abrathe, was zu machen und wo allfällig ein neues abzuſtellen ſei. Das geſchah. Es ließen ſich noch andere Bauern herbei, Gönner, denen Barthli die Weiden fleißig ſtumpete, unterſuchten die Sachlage; allgemein war die Anſicht, am Hüsli ſei nichts zu plätzen, um einen jeden Nagel ſei's ſchade, den man einſchlage, zu bewohnen ſei es kaum mehr, höchſtens bei ganz trocknem Wetter, regne es zwei Tage hinter einander, ſo rutſche wahrſcheinlich die ganze Paſtete in den Bach hinunter. Ein neu Hüsli, wie Barthli es mangle, ſei bald auf dem Platz, wenn man einander helfe, und zur Noth bewohnbar zu machen, im Frühjahr könne man dann vollſtändig ausbauen. Die kundigen Bauern machten Voranſchläge über das nöthige Holz von allen Sorten und ſicher richtigere als manche Zimmerleute, die nicht ſelten ihren Bauherrn dreimal falſch rechnen, ſie dreimal in der Welt herum ſenden nach fehlendem Holz und vielleicht zum vierten Male, weil ſie einen Theil des Holzes zu dünn behauen, den andern zu kurz verſägt. O, es giebt große Künſtler unter den Zimmermannen!

Barthli war ganz wie verſtaunet, wie die Bauern die Sache ihm ſo raſch und klug zweglegten und ob ihrem

Gutmeinen, wo er nicht gedacht, daß ein ſolches zu finden ſei in Iſrael. Aber, wie geſagt, er war eine Perſönlichkeit, man konnte ſich auf ihn verlaſſen und über ihn lachen und beides iſt dem Bauer gleich anſtändig. Plötzlich fuhr er auf, fing mörderlich an zu fluchen und wollte davon. Was haſt, hat dich ein Wespi geſtochen, frug ein Bauer und hielt ihn mit ſtarker Hand. Laß mich gehen, rief Barthli ſich ſträubend, dort läuft das Donners Täſchli ſchon wieder, wart, dem will ich die Haut ſalben, aber nit mit Oel! Man ſah hin, wo Barthli hinzeigte, und erblickte ein Meitſchi, welches mit Milchgeſchirr in der Hand den Berg aufging. Barthli hatte nicht gemerkt, wie es bald Abend werde und das Melken vergeſſen. Züſeli mußte ja exakt ſein, ſonſt hätte Benz glauben können, es ſei nichts nutz und wollte den Vater nicht ſtören in ſeiner wichtigen Unterhaltung und war, als die Zeit um war, gegangen, begreiflich eher zu früh als zu ſpät. He, ſagte Einer, das iſt ja dein Meitſchi, es wird die Geißen melken wollen. Das ſoll es eben nicht, wollte ſie ſelbſt melken, es ſoll mir nicht mehr da zu dem Hagel auf den Berg. Wollt der Teufel hätte die Geißen geholt und den Hagel dazu. Laß mich gehen, die müſſen nicht Freude haben, mich zum Narren zu halten; denen will ich, ja wolle! Es merkten jetzt Alle den Handel, lachten herzlich, ließen aber den Barthli nicht laufen. Bleib du nur, zwängſt doch nichts, ertäubſt ſie nur, was willſt wehren, wirſt den Naturlauf nicht ändern, und gönnſt dem Meitſchi den nicht, nimmts einen Andern, der zehnmal ärger iſt, es iſt ſchon manchem Alten ſo gegangen. Er wollte dem Meitſchi den Rechten nicht laſſen, nachher kam ein Anderer, und der Alte hätte ſich die Finger vor abbeißen mögen aus Verdruß, daß er es das Erſtemal gewehrt. Denk, wenn du Werkleute bekömmſt, was die für Ruſtig mitbringen, wo der Teufel nicht ſicher iſt, verſchweige ein Meitſchi. Wie viel wöhler biſt dann, wenn das Meitſchi am Schatten iſt, als wenn du es hüten ſollteſt

Tag und Nacht. Daneben kömmt dir der Tochtermann komod in allen Theilen, hilft dir zur Sache ſehen, und während du jetzt bald mit den Weiden machen mußt, iſt er daheim und ſieht, daß gearbeitet wird und nichts verpfuſcht. Kurz, man ſprach ihm von allen Seiten zu, aber ſtellte ſein Brummen nicht, brachte ſeine Einwilligung nicht heraus.

Derweilen ſtieg Züſeli, unbekümmert um die diplomatiſchen Unterhandlungen, den Berg auf, aber nicht langſam. Oben ſtund Benz unter der Stallthüre. Komm, ſieh meine Kühe, ob die mich kennen oder nicht, ſagte er zum Willkomm, ging mit der Läcktäſche den Kühen nach und gab ihnen das übliche Gläck oder Salz, eins von beiden. Das war nun wahr, aller Augen ſahen auf ihn, alle Köpfe drehten ſich nach ihm, und, kam er in die Nähe, rieben ſie ſich die Köpfe an ihm, er war der wahrhaftige Löwe im Stall, um den ſich Alles drehte, es war wirklich zum eiferſüchtig werden, wo irgendwie Anlage dazu da war. Gelt, ſagte er, die kennen mich auch, ſo gut als dich deine Geißen, ſie wiſſen es aber auch, daß ich es gut mit ihnen meine, und lieben mich deretwegen. Ja Späß, ſagte Züſeli, d's Gläck lieben ſie, dir würden ſie wenig nachfragen ohne Gläck. Das nahm Benz übel, es gab Händel zwiſchen ihnen, Händel, wie ſie gewöhnlich enden zwiſchen ſolchen Perſonen, ohne Schläge und ohne Schelten. Benz wollte wiſſen, ob er ohne Gläck nicht lieb ſein könne, und Züſeli behauptete, ſeine Geißen flattirten ihm viel uneigennütziger und zärtlicher als die Kühe dem Benz. Darob hätte Züſeli bald das Melken verſäumt, wenn ihm nicht der Vater eingefallen wäre. Ach Gott, was wird der Vater ſagen, rief es erſchrecken aus und machte ſich alsbald an die Arbeit. Nun fing Benz vom Vater an, und wollte wiſſen, warum er ihm eigentlich ſo zwider ſei, hätte doch nicht Urſache, z'leid tha hätte er ihm nichts, d's Gegentheil. Er müſſe anfangen zu glauben, Züſeli weiſe ihn auf, warum, das begreife er auch nicht, er meine es ehrlich und wäre noch immer gleichen Sinnes, wenn d's Hüsli auch nicht mehr drei Kreuzer werth ſei. Es ſei ihm doch dann nicht hauptſächlich wegem Hüsli gſi, wenn d's Meitſchi nit gſi wär, er hätt' em Hüsli nit ſökli nach'gfragt und er wetts noh jetz. Eine Reiche bekomme er doch nicht, er müß auf eine Arbeitſame und Huslige luege, und danebe auch uf Eine, wo man Freud habe, bei ihr zu ſein, und ke wüſte Hung, und deretwegen wett er Züſeli, wenn der Alt nit ſo wüſt thun wollte. Danebe könnte er jetzt erfahre, daß ihm ein Tochtermann komod komme, für das Hüsli helfe zweg zmache, wenn's möglich ſei, öppe Koſten ſollte es nicht viel geben, er verſtehe ſich auf mehr, als man ihm anſehe.

Nein wäger iſt das nicht wahr, daß ich den Vater aufgreiſet, ich wüßte nicht warum? Wenn es mir g'ordnet iſt zheirathen, warum ſollte ich es nicht thun, und wenn mir ein Armer g'ordnet iſt, was hülf wehre? Und wenn es mir nicht g'ordnet wär, was wett ih uf ene Ryche warte, ſelig luege armi Meitli nit a fürs Hürathe. Daneben, wenn ich auch nicht viel mehr habe, bin ich doch nicht brüchig, kanns mit wenig mache und mit arbeiten fürchte ich Keine. Der Vater hat mich dazu gehalten, daß es eine Art hatte. Drnebe biſt mr nit unanſtändig. Wüſt thun kannſt zwar auch, aber was will man, das iſt Mannevolks Art, es macht ja Jeder was er kann. Nein, gewiß nicht, Benz, den Vater habe ich nicht aufgreiſet, ſonſt frag ihn ſelbſt, wenn du mir nicht glauben willſt. Man kanns machen, aber zuerſt ſchlag ein, du wolleſt mich, ſagte Benz und ſtreckte ſeine Hand aus, und Züſeli ſchlug zwar nicht ein, gab aber ſittig und ohne Zögern die Hand, was wohl gleich viel zu bedeuten hatte. Sie wurden räthig, Benz ſolle morgen früh vor dem Melken hinunterkommen und fragen. Und will dann das alt Kudermannli nicht, ſetzte Benz hinzu, ſo mache ich beim — was gut iſt. Dieſe Unterhandlungen hatten ziemliche Zeit verzehrt. Züſeli erſchien faſt ſchlotternd vor dem Vater, war jedoch nicht ſo dumm, ſich zu entſchuldigen, ehe es angefahren wurde, was immer das beſte Mittel iſt, ſich ein hartes Donnerwetter auf den Hals zu ziehen. Aber der Alte ſagte nichts, er munkelte bloß, brummte allerlei Unverſtändliches, daß Züſeli nicht wußte, war er bei Troſte oder nicht, oder waren dies Präparationen auf eine gründliche Abwaſchung ſeiner Sünden. Es machte daher, daß es zu Bette kam ſobald möglich, es wußte aus Erfahrung, daß man die ſchärfſten Predigten um ſo leichter erträgt, je beſſer man ſchläft. Am Morgen früh kam richtig Benz und wollte eine Rede darthun, aber kaum hatte er angefangen, fuhr zu ſeiner Verwunderung der Alte ihn an: Schweig mit dem Gſtürm, weiß ſchon was d'witt, es mangelt des Redens nüt, wenn's wottſt, ſo nimms. Aber daß du dich ſtellſt und hilfſt, und nit meinſt, du ſygiſt ume Freſſes t'wege da, es muß gſchaffet ſy jetzt, wenn mr vor em Winter unter Dach wey. Züſeli hörte das drinnen und erſchrak. Mein Gott, was hets em Vater gä, iſt er vrbürſchet im Kopf? Endlich vernahmen ſie den Beſchluß, daß das Hüsli neu gebaut werden müſſe, und daß man Barthli gebrichtet, dabei wäre ein Meitſchi übel zu hüten, dagegen ein Tochtermann komod zu brauchen. Darum Benz den Dienſt aufſagen und ſich alsbald hermachen müſſe, ſonſt nehme er einen Andern.

Wie es einem iſt, wenn man aus dunkelm Keller plötzlich in die Sonne tritt, werden wohl die Meiſten erfahren haben, gerade ſo war es den Beiden, die ſo plötzlich zu Brautleuten wurden ohne Sturm, Blitz und Donner, ſie wußten nicht wo ſie waren, ſtunden ſie auf dem Kopf oder auf den Füßen. Darum glotzte Benz den Alten mit großen Augen an und behielt z'Leerem den Mund offen, bis der Alte ſagte: So, jetzt iſt's dir nicht recht, laß es hocken, es giebt Drei für Einen. Da wurde es Züſeli drinnen todtangſt, jetzt könnte es noch fehlen, es taget Meitſchine immer am erſten, wenn es ums Heirathen zu thun iſt; es kam ganz wie von ungefähr zur Thüre aus, wünſchte guten Tag, damit kam Benz die Sprache wieder, mit wenig Worten wurde die Sache richtig und Benz ganz feurig, wollte ans Abbrechen des Häuschens hin, ſobald er die Kühe gemolken. Mit Mühe war er zu brichten, mit Abbrechen ſei es früh genug, wenn man zum Aufrichten zweg ſei, wo ſie hin ſollten unterdeſſen? Benz ließ ſich endlich brichten, obſchon er es lange im Kopf hatte, eine proviſoriſche Hütte aufzuſchlagen im Walde wie die Zigeuner. Wenn d's Hüsli verbrannt wäre, was wollten ſie anders? frug er. Es iſt drum nit verbrannt, antwortete der Alte. Das ſchlug dann Benz, denn darauf wußte er nichts zu antworten.

Barthli hatte keinen Begriff vom Bauen, Benz nicht viel, dagegen begriff er leicht, was Verſtändigere riethen. Barthli gar nichts, er fragte immer nur nach den Koſten, und wenn dieſelben drei Kreuzer überſtiegen, jammerte er, als ob es um ſeinen letzten Heller ginge. Der alte Hans Uli mußte ſich der Sache annehmen, angeben, wie das Hüsli ſein müſſe, mit den Meiſtern akkordiren u. ſ. w. Holz wurde ihm verheißen mehr als zur Genüge, unentgeltlich zugeführt, auch Steine führten benachbarte Bauern gerne ohne Lohn. Bräuchlich iſts, daß, wenn man auch nicht eigentliche Fuhrmähler anſtellt, man doch den Fuhrleuten nach dem Abladen etwas von Wein oder Schnaps und Käs und Brod giebt. Da hatte man mit Barthli ſeine liebe Noth. Wenn er mit einem Kreuzer ausrücken ſollte, that er, als ob er ſich hängen wolle. Züſeli hatte ſeine ſchwere Noth. Die Donners Bauern vermöchten es beſſer als er, Wein und Schnaps zu zahlen, die thäten ihre Knechte daheim füttern, die Knechte hätten nichts nöthig in der Zwiſchenzeit. Sie hielten ihm nichts darauf, thäten es ihm auslegen als Hochmuth und Verthunlichkeit. Nun achtete ſich Züſeli beſſer deſſen, was die Leute ſprachen und Benz wußte aus eigener Erfahrung, wie es die Knechte hatten und was ſie erwarteten, Beide kannten die öffentliche Meinung, alſo das Urtheil des Publikums, welches ihrer wartete. Sie beſſerten nach Vermögen nach, Benz gab dabei ſeine ganze Barſchaft hin. Barthli ſchien das nicht zu ſehen, ſah es aber doch, und es lächerte ihn gar herzlich, daß er den Tochtermann ſchwitzen laſſen und ihm ſein Geld abpreſſen konnte, ſtatt daß es ſonſt umgekehrt der Fall iſt. Da wär's wohl gegangen, aber es kam Barthli noch was ganz Anderes, wo weder Benz noch Züſeli ihm helfen konnten. Maurer und Zimmermann hatten die Arbeit in die Hände genommen, Keiner von ihnen hatte überflüſſiges Geld, die Geſellen noch weniger, wollten, wenn nicht Vorſchuß, ſo doch alle acht Tage den Lohn, zudem war es ihnen nicht zu verargen, wenn ſie wiſſen wollten, ob die Arbeit ihnen wirklich auch bezahlt werden würde. Sie klopften bei Barthli ganz unverdächtig an. Am Freitag kam der Maurer und ſagte: er möchte gerne wiſſen, wie es mit dem Zahlen ſei, damit er ſich rangiren könne. Morgen müſſe er ſeine Geſellen auszahlen, und wenn er das Geld gleich hier haben könnte, ſo brauchte er nicht welches mitzunehmen. He, bring nur Geld, antwortete Barthli, es dücht mih, du ſollteſt erſt anfangen, ehe du ſchon wollteſt zahlt ſein. Ich muß meine Körbe auch erſt verkaufen, wenn ſie fertig ſind, und nicht, wenn ich dran hingegangen. Der Maurer zog ein flämſch Geſicht, ſagte: es iſt in Allem ein Unterſchied, du mit den Körben kannſt es machen wie du willſt, kannſt ſie behalten, wenn ſie dir Niemand bezahlt, aber was ſoll ich mit der Arbeit machen, wenn ſie einmal gemacht iſt an deinem Hüsli, die kann ich nicht mehr brauchen. Daneben iſts nicht, daß ich ſo uſe ſei mit Geld und ſölli hungerig, wenn man nur immer wüßte, daß es einmal käme, ſo könnte man ſchon zuweilen Geduld haben. He, wenn du meinſt, du werdeſt nicht bezahlt, ſo kannſt ja machen, was du willſt, du wirſt nicht der einzige Maurer ſein auf Gottes Erdboden, ſagte Barthli. Barthli hätte es wahrſcheinlich nicht ungern geſehen, wenn alle Arbeiter davon gelaufen wären, denn das Bauen war ihm alle Tage widerlicher. Das Donnerwerk werde am Ende zahlt ſein müſſen, und er möchte doch wiſſen, was er davon hätte. In der alten Hütte wäre es ihm lange wohl geweſen, aber üſe Herrgott habe dieß ihm nicht gönnen mögen, räſonnirte er. Am folgenden Morgen trat ihn der Zimmermann an mit ſeinem Spruch. Was ich dir ſagen wollte, ſprach er, ich ſollte Neuis vo Geld ha für de G'ſellen könne uſz'warte, ih bi uff. Hätt yzzieh, aber es wott nit ygah, es iſt bös mit dm Geld, es iſt nie ſo gſi, ih glaub' es ſchlüf i Bode. Gell du machſt zweg, wenns Zürabe iſt, ſött ihs ha, öppe 20 Gulde oder was, oder wenn es dir gleich iſt, ſo mach gleich hundert, ih bruche dih de am andere Samſte nit zplage. Potz Himmelblau und Türkenbund, wie da Barthli auffuhr, als wollte er eines Satzes in Himmel hinauf! Er frug den armen Zimmermann, ob er ein Narr ſei, oder ſonſt ſturm? er werde meinen, er könne mit ihm machen was er wolle, weil er nur ein arm Mannli ſei, aber er ſei am Lätzen, lebendig laſſe er ſich nicht ſchinden. Er ſolle da einziehen, wo man ihm ſchon lange ſchuldig ſei, ſelb ſei billig, und nicht da, wo er die Arbeit nicht einmal zgrechtem angefangen. Der Zimmermann ſchlotterte aber nicht leicht, mit Worten ſchoß man ihm keine Löcher in den Leib, er erklärte rundweg, am Abend müſſe er Geld haben, und rücke Barthli nicht aus, nehme er ab, und Barthli ſehe ihn einſtweilen nicht wieder. Barthli ſagte ebenſo kurz: e mach was d'witt, und dachte dazu, geh du nur, mir iſts das Rechte, kannſt lange warten, ehe ich dich heiße wieder kommen. Als es Feierabend wurde, ſuchten die Meiſter den Bauherrn, aber fanden ihn nicht, Züſeli und Benz wußten nichts von ihm, er war verſchwunden. Da brach großer Zorn aus, worob Benz und Züſeli ſehr erſchraken, als ſie den Grund davon vernahmen. Sie ſollten erſt heirathen, wenn das Häuschen bewohnbar war, und wann käms dazu, wenn die Meiſter aufpackten und mit all ihrem Werkzeug weiter zogen? Sie boten Allem auf, die Meiſter zu begütigen und Benz verſprach, für Geld zu ſorgen, wenn der Alte nicht geben wolle. Sie glaubten nicht, daß er dieſen Augenblick ihnen begegnen könne, denn viel Geld hätten ſie nie bei ihm bemerkt, aber vielleicht ſei er eben um Geld aus und habe noch keines bekommen können. Wenn er keins bringe, ſo wolle er, Benz, für welches ſorgen zur Noth, er wiſſe, wo er bekomme. Endlich ſetzten ſich die Meiſter, verſprachen am Montag wieder zu kommen, aber unter dem heitern Vorbehalt, daß in der nächſten Woche Geld auf den Laden müſſe. Als es dunkelte, kam Barthli heim. Die jungen Leute hatten ſein mit Bangen geharrt, ja Züſeli ſogar daran gedacht, er könnte ſich ein Leid angethan haben, weil er um Geld gedrängt worden ſei und keins gehabt hätte. Aber in ſeinem Geſichte war keine Spur von Leid, und als die Jungen ihm jammerten, zog er die Maulecken zweg und ſagte: gſchäch nüt Böſers, er wett er gſäch ſe nie meh angers, als am Rücken, u de noh vo Wytem. Natürlich ließen dieß die Beiden nicht ſo kaltblütig hingehen, aber Barthli ſagte eben kaltblütig: He nu ſo de, ſi machits angers we der cheut, und ging ſchlafen.

Am folgenden Morgen hatte Hans Uli, der alte Bauer, einen ſtrengen Tag, und ſagte mehr als einmal, das hätte man davon, wenn man ſich eines Menſchen annehme, Plag vom Tüfel. Wenn er nicht dächte, das ſei eben d's Tüfels Bosheit, um den Menſchen es gründlich zu erleiden, etwas um Gotteswillen zu thun, er hätte längſt mit der Geiſel vom Leib gejagt, wer was von ihm gewollt, Rath oder Geld oder ſonſt Hülf. Es kam ihm nämlich am Morgen, er hatte kaum noch Schuhe an den Füßen, der Zimmermann, begehrte mit ihm auf, daß er ihn hinein geſprengt und in großen Schaden gebracht, er werde ſich jedoch an ihn halten, mit ihm habe er akkordirt. Aber ſo hättens die Donners Bauren, ſie hülfen gerne mit Worten, wo nichts koſteten, aber d'Sach ſolle ein Anderer machen, und wenn ſie ſo einen armen Handwerker hineingeſprengt, ſo hätten ſie des Teufels Freude dran und lachten den Buckel voll. Kaum hatte er ſich vom Zimmermann los gemacht, ſtieg der Maurer daher und noch viel zorniger, an einem Fuß hätte man ihn gradaus halten können, ſo ſteif hatte ihn der Zorn gemacht. Hans Uli ward wärmer und fertigte den Maurer etwas unglimpflicher ab. Er ſagte ihm, es ſei unanſtändig, gleich die erſte Woche Geld zu wollen von einem armen Mannli, einem reichen hätten ſie es kaum gemacht. Uebrigens ſollte er wiſſen, daß er, Hans Uli, noch Niemanden hineingeſprengt, und wenn er nicht gewußt, daß ſie bezahlt würden, hätte er ihnen die Arbeit nicht angetragen. Es ſei aber gut für ein andermal, ſie ſollten künftig ſeinetwegen keinen Kummer mehr haben. Dieſe Worte kehrten den Maurer wie einen Handſchuh, er ließ ſich nieder wie ein Strohfeuer, ſagte, es ſei nicht böſe gemeint, er ſolle ihm die Worte nicht bös aufnehmen, es ſeien ſo ſchlechte Zeiten, das Geld ſo rar, daß er oft nicht wiſſe, wo nehmen und nicht ſtehlen, und ſeine Geſellen müßten den Lohn haben, es vermöchte Keiner zu warten. Wenn die Erdäpfel gefehlt, müßte man Alles kaufen, da läng kein Geld. Wenn doch üſe Herrgott nur die Erdäpfel wieder einmal grathen ließe, es dünke ihn die Leute ſollten ihn doch afe erbarme, bſunderbar die arme King. Hans Uli wurde es heiß ums Haupt. Schön gredt wär das, ſagte er, aber nicht witzig. Unſer Herrgott wird wiſſen, was er macht. Er wird einmal zeigen wollen, wer Meiſter iſt, und woher Alles kommt. Das wißt gerade ihr nicht, Meiſter Maurer, und bis ihr es erkennet, wird er die Noth wohl ſtehen laſſen. Gerade du biſt auch Einer von Denen, welche Tag für Tag die Reichen verfluchen und Rache predigen gegen ſie, als wären ſie an Allem ſchuld, und an unſern Gott, Schöpfer des Himmels und der Erde, denkſt du das ganze Jahr nicht. Und wenn du ihn auch ins Maul nimmſt, ſo iſts ungefähr, als ob du einen Knittel in die Hand nehmen würdeſt, es iſt nur um deinen Nächſten zu treffen. Und, weil ich doch dran bin, ſo will ich dich noch fragen, warum ſollte ſich Gott der Menſchen erbarmen, da ſie ſich unter einander nicht erbarmen. Ja, ſagte der Maurer, da habt ihr ganz recht, das iſt gerade auch meine Meinung. Da läßt man ganze Haushaltungen verrebeln und verhungern, und kein Menſch erbarmet ſich ihrer, und wenn man es noch ſo wohl hätte und ſo ring könnte. Ja, Maurer, du haſt recht, du haſt den Nagel auf den Kopf getroffen und wer erbarmet ſich am allerwenigſten? He, die, wo es am Beſten könnten, ſagte der Maurer. Sag lieber, die wo am erſten ſollten, Vater und Mutter. Maurer, ich will dir deine Sünden nicht vorhalten und deine Kinder werden kaum hungrig vom Tiſch gegangen ſein, daneben weiß ichs nicht. Wenn es aber wäre, wer wäre ſchuld als du, du könnteſt ein hablicher Mann ſein, aber deine Naſe koſtet dich zu viel, du hängſt Alles an ſie. Es wäre beſſer, du ſorgteſt für grüne Pflanzplätze ſtatt für eine blaue Naſe. Und deine Frau ſtaffirt ihr älteſt Meitſchi aus, es iſt eine wahre Schande, hergegen die jungen Kinder läßt ſie barfuß laufen und in armen Hüdelen halb erfrieren. Was haſt dann erſt für Geſellen, und wie erbarmen ſich die ihrer Kinder, für ein Gläslein Schnaps jagten ſie dieſelben dem Teufel barfuß zu, und will ſie wer Anders zum Guten halten, ſo brüllt ihr, als ob man ſie ans Meſſer ſtecken wollte, und achtet es einem Raube gleich, wenn man für ihre Seele ſorgen will. So iſt es, Maurer, daß es du nur weißt, und wenn ihr wellt, daß unſer Herrgott Erbarmen erzeigen ſoll, ſo müßt ihr darum thun. Ja und Andere auch noch, ſagte der Maurer. Und alſo ſoll ich Geld bekommen, auf wann kann ich rechnen, damit ich mich darnach rangiren kann? In der andern Woche kannſt zu mir kommen, da ſollſt Geld kriegen, im Verhältniß zur Arbeit, aber auf Vorſchuß zähl nit. Davon hab ich noch nichts geſagt, wenn ich nur ſchon hätte, was ich verdient, ich wäre z'friede, antwortete der Maurer unwirſch und fuhr ab mit Geräuſch. Kaum war er fort, erſchien Benz in großer Noth. Sein Meiſter konnte mit Geld ihm nicht helfen, er hatte es in dieſem Augenblick wirklich ſelbſt nicht. Jetzt was machen? Drauf und dran war Hans Uli, Benz klar Waſſer einzuſchenken und ihm zu ſagen, wo Geld zur Genüge ſei. Indeſſen, er hatte Stillſchweigen gelobt, tröſtete ihn beſtens mit der Verheißung, daß zu rechter Zeit Geld da ſein werde, er ſolle ſich nur nicht ängſtigen. Kaum war der fort, kam Hans Ulis Tochter aus der Kirche und ſagte, Barthlis Züſeli laſſe ihm dr tuſig Gotteswille anhalten, er ſolle Nachmittags hinaufkommen, es wiſſe ſeines Lebens nichts mehr anzufangen, es wollte am liebſten, es wäre ſechs Schuhe unter dem Heerd. Es hätte briegget, es hätte einen Stein erbarmet, man hätte die Hände unter ſeinen Augen waſchen können. Wer kommt wohl noch, ſagte Hans Uli, jetzt hätte ich es bald ſatt. Doch es kam Niemand mehr, Barthli hütete ſich wohl der Fünfte zu ſein, er hatte ja auch nichts zu fragen oder zu klagen, war froh, wenn Niemand des Häuschens wegen etwas zu ihm ſagte. Es war Hans Uli z'wider, am Sonntag blieb er am liebſten daheim und lebte wohl an der Sabbathsruhe auf dem Bänklein vor ſeinem Hauſe. Er wußte aber wohl, daß Barthli in ſeinem Eigenſinn nicht zu ihm kommen würde, und wenn er ihn ſieben Mal kommen hieße, darum machte er ſich gegen Abend auf, dem rueßigen Graben zu. Barthli erſchrak, als er Hans Uli ſah. Hätte er ihn früh genug erblickt, er wäre nicht mehr zu finden geweſen. Als Hans Uli ihn bei Seite hatte, begann er ihm den Text zu leſen und zwar ſcharf. Keine Manier ſei es, ſagte er, wenn man es gut mit ihm meine, dann zum Dank mit ſolchem Koldern einen zu plagen. Er hätte ja Geld, mehr als genug, warum nicht zahlen, was er ſchuldig ſei, einmal müſſe es doch geſchehen, oder ob er ſich einbilde, es ſei Einer auf der Welt Narrs genug, es für ihn zu thun? Er ſolle machen, daß morgen Geld da ſei, er ſolle denken, wie ungern er ſelber es habe, wenn man ihn von einer Stör unbezahlt entlaſſe. Barthli wand ſich wie ein Aal zwiſchen Brummen und Flattiren, meinte, Hans Uli ſolle vorſtrecken, er habe ſo an's Bauen geſetzt, ohne ihn hätte er es nicht unternommen, er habe ihm ja geſagt, er habe viele gute Leute, darum habe er ſich auch darauf verlaſſen, er werde ihm vorſchießen, nach und nach könne er es wieder abverdienen. Hans Uli ſtund faſt auf den Kopf ob ſolcher Rede: Aber haſt du mich dann angelogen, als du mir ſagteſt, du hätteſt einen verſteckten Schatz, und darin mehr als genug für ein Häuschen? fuhr er ihn an. Wäger nicht, ſagte Barthli. Aber wie ſoll ich aus dem Kübel Geld nehmen? Tags kann ich nicht, da ſtürmt Alles aus und ein, Nachts kann ich nicht, da merkte es d's Meitſchi, es iſt nit zmache, wäger nit! Und warum ſoll es das Meitſchi nit wüſſe? frug Hans Uli, und ſtellte Barthli handgreiflich die Dummheit vor, den Schatz den jungen Leuten länger verheimlichen zu wollen. Nichts dagegen hätte er, wenn er denſelben des weitern nicht austrommeln ließe. Aber Barthli war wie ein beinerner Eſel, that keinen Wank. Erſt ſtellte er ſehr beredt die nachtheiligen Folgen für die jungen Leute vor, wenn ſie den Schatz entdecken würden. Alle Laſter thäten ſie kriegen, ſagte er, würden hoffährtig, hochmüthig, verthunlich, Uhüng in alle Wege. Als Hans Uli ihm daraus nichts geben ließ und ſagte: Und dann nachher, wenn du todt biſt, was dann? Es iſt doch beſſer, du legeſt das Geld jetzt z'Nutzen an, als ſie kriegen es nach deinem Tode, jetzt kannſt du wehren, biſt todt, kannſt nichts mehr dazu ſagen, — ſagte Barthli: und hör uf, u ſäg was d'witt, es nützt di Alles nüt, un ih thues nit, u vo dem Geld bruche ih nüt u nime nüt drvo! Soll ih vrgebe bös gha ha u mih gfreut, was d'Manne ſäge werde, wenn ſi d's Geld finde, u wie d'Lüt d'Naſelöcher ufmache werde, wenns heißt, dä alt wüſt Korber het e ganze Kübel voll Geld hinterlah, wer hätt das glaubt, wer hätts dem agſeh? Er wird nit ſo dumm gſi ſy, als me neh drfür agluegt het. U das Alls ſoll nüt ſy, und all my Freud vrgebe! Ney bim Donner, Hans Uli, das muth mr nit zu, das thue nih nit, lieber will mih noh hüt henke, de chen ſis de morn füreloche, ih bi doch de gſtorbe, u d'Sach geit wie nih däicht ha. So was war Hans Uli wirklich nicht vorgekommen, er erſchrak faſt ob ſolchen Reden, er kannte Barthli mit ſeinem Eigenſinn, und wußte, wie ſolche Leute ſo leicht etwas zu Gemüthe faſſen und ſo ſchwer es nehmen, daß es ſie zum Aeußerſten bringt. Es war von Barthli freilich eine ärgerliche Wunderlichkeit, aber ſie berührte ſeinen Lebenszweck und war ſeit Jahren eingewurzelt, ſein ganzes inneres Leben ging in ihr auf, ſo daß Hans Uli dachte, da könnte Einer ſich übel verfehlen, und etwas zwingen, woraus er ſich ſein Lebtag ein Gewiſſen machen müßte. Er kapitulirte lange, lange mit Barthli hin und her, bis endlich dieſer ſagte: Es kommt mir ja nicht drauf an, ſei der Kübel unter meinem Bette oder ſei er in deinen Händen, aber ich will nicht wiſſen, wie viel darin iſt, will nichts daraus nehmen, die ſchönen Stücke, die ich drein gethan, kann ich nicht d'raus nehmen, und d's Meitſchi und ſein Löhl ſollen nichts darum wiſſen. Es wüßte kein Menſch, wie die thäten, vor dem Vollmond wär Alles fort, die Lumpenleute würden noch ſagen: es ſei mir recht geſchehen, und tapfer mich auslachen. Aber nun die Arbeitsleute, wer ſoll die zahlen? frug Hans Uli. Du, wer anders, antwortete Barthli, nimm du es draus. Selb iſt mir z'wider, ſagte Hans Uli, und zuerſt müßte gezählt werden, was drinnen iſt. G'hörſt, fuhr Barthli auf, von dem will ich nichts wiſſen und nicht was du ausgiebſt, und wenn ich was verdiene und bei Seite machen kann, will ich es dir geben. Den Lumpenleuten kannſt du es dann einmal ſagen, wo der Barthli mit dem Gelde hingekommen. Dem Hans Uli war dieſer ſeltſame Handel ſehr zuwider, und wäre Barthli nicht der alte Schulkamerad geweſen, derſelbe wäre nicht zu Stande gekommen. Hans Uli erbarmte ſich, wurde mit Barthli endlich räthig, derſelbe ſolle den jungen Leuten ein paar Batzen geben und ſie ins Wirthshaus ſchicken, dann, wenns finſter ſei, den Schatz in Hans Uli's Haus ſchaffen, derſelbe ſolle ihn geheim halten, bis Barthli ſterbe, und für den Fall, daß Hans Uli früher ſterben ſollte, es irgendwo vernamſen, wem das Geld gehöre und was mit zu machen ſei. Barthli brachte das Geld. Aber wie es verabredet war, machte Hans Uli es nicht, durch zwei vertraute Männer ließ er das Geld zählen und legte ihre Beſcheinigung oben drauf. Die jungen Leute hatten ſich ſehr verwundert über Barthlis noch nie erlebte Großmuth und hätten das Opfer kaum angenommen, wenn Hans Uli, der dabei war, nicht geſagt, ſie ſollten es nehmen, wenn der Vater es geben wolle, es könnte vielleicht lange gehen, bis den Alten wieder ſo was ankäme. Es ſei ein Zeichen der Zufriedenheit und ſolche dürfe man nie ausſchlagen. Sie ſollten ihm fürder treu ſein und von der Bürde das ſchwerere Ort auf ihre Achſeln nehmen, ſie ſeien jung und ſollten auch ſtärker ſein als Siebenzigjährige. Sie gingen endlich, aber Züſeli war immer das Weinen zvorderſt. Das ſei eine Aenderung vor dem Tode, es könne es nicht anders einſehen, ſagte es. Hans Uli hätte lange einreden können, wenn den Vater nicht etwas Uebernatürliches angekommen wäre, denn was er nicht im Kopf gehabt, das hätte ihm kein ſterblicher Menſch hineingebracht, kaum der Herrgott. Am Montag ſtellten die Arbeiter ſich ein mit kühnen Geſichtern, auf denen geſchrieben ſtand: Wart du alter Schelm, dir wollen wir es zeigen, wenn du heute nicht ausrückſt. Der Maurer mochte faſt nicht warten bis am Abend, um zu erfahren, wie es ſtehe, es verſprengte ihn faſt vor Ungeduld.

Ehe es noch recht Abend ward, trat der Maurer den Barthli an mit der Frage: Und jetzt wottſt füre mache oder nit, möchts gerne wiſſen? Wer hat geſagt, daß es heute ſein müſſe? frug Barthli. Hans Uli hat es verheißen, antwortete der Maurer. He nu, wenn es der verheißen hat, warum fragſt du mich. Geh zu Hans Uli, der wird ſchon halten, was er verſprochen. Erſt begehrte der Maurer auf, er wolle ſeinem Gelde nicht nachlaufen und wahrſcheinlich um nichts und wieder nichts. Wenn Barthli einen Narren haben wolle, ſo ſolle er ſich einen eiſernen machen laſſen. Benz, dem es natürlich Himmelangſt war, beſchwichtigte, ſo gut er konnte und am wirkſamſten mit dem Beſcheid, daß Hans Uli geſtern da geweſen und ſicher eine Abrede werde getroffen worden ſein. Der Vater könne nicht rechnen, kenne keine Zahl und das Geld übel, ſo werde Hans Uli die Zahlungen übernommen haben. Kann ſein, meinte der Maurer, aber warum ſagte der alte Schalk es nicht? Wenn er es ſo machen will, ſo ſoll es dem eingetrieben werden. Und warum wollt ihr mich plagen, ſagte Barthli, nicht acht Tage arbeiten ohne Bezahlung? Probirit mi Ytrybe, es wird ſih de ſcho zeige, wer z'letzt Meiſter wird. Wir glauben, Barthli mit ſeiner zähen Schlauheit wäre Meiſter geworden, war aber nicht nöthig. Als die Arbeiter Geld ſahen und wußten, daß Hans Uli ſeine Hand in der Sache habe, ließen ſie die Flauſen fahren und förderten die Arbeit ſo, daß das Häuschen unerwartet ſchnell zu beziehen war. Nun ließen die jungen Leute verkünden, meinten endlich glücklich am Ziel zu ſein, da kam ein Neues dazwiſchen, eine neue Verlegenheit, an die ſie nicht gedacht, es ſollte bei ihnen ſich ſo recht erwahren per ardua ad astra, d. h. durch dick und dünn zum Himmel. Es iſt Sitte, daß man zum Hochzeithalten ſich neue Kleider machen läßt. Es herrſcht der Glaube, daß, ſowie die Hochzeitkleider, namentlich die Hochzeitſchuhe, brechen, auch die Liebe auseinander gehe. Bekanntlich halten nun in der Regel neue Kleider länger als alte, ja Viele hängen den ganzen Anzug in den Spycher, tragen denſelben ſelten oder nie mehr und glauben auf dieſe Weiſe für eine ewig junge Liebe vollſtändig geſorgt zu haben. Wäre allerdings ein ring Mittel und ſehr zu empfehlen, wenn es probat erfunden würde, als Univerſalmittel zu Erhaltung ewig junger Liebe. Es fiel den jungen Leuten ein, daß ſie ſolche Kleider haben müßten nothwendig, beſonders Züſeli, aber woher das Geld dazu nehmen, ohne es zu ſtehlen? Benz hatte das Seine faſt ganz in Barthli's Nutzen verbraucht, Züſeli nie welches gehabt, und zwei ganze B'kleidige, ſie mochten ſo wohlfeil rechnen wie ſie wollten, koſteten immer ſchon eine Summe. Sie hätten wahrſcheinlich es machen können wie Andere, auf Borg nehmen, aber ſie ſchämten ſich deſſen und wußten, daß man auf dieſe Weiſe Alles theurer bezahlen muß. Da ſie nun an eine Zukunft dachten, ſo graute es ihnen vor Schulden und unnöthigen Ausgaben. Als Barthli einmal guter Laune ſchien, chlütterlete ihm Züſeli ſehr, hätte ihm faſt vorgetanzt wie dem Herodes ſeines Weibes Tochter, und als er eben recht ermürbet ſchien, rückte Züſeli aus mit ſeinem Anliegen. Aber potz Himmelblau, wie gab's da plötzlich ſchwarze Wolken und wie blitzte und donnerte es aus denſelben ſchrecklich! Was ihn das angehe, begehrte er auf, er wolle es ja nicht heirathen, wer es haben wolle, der ſolle ihm auch für die Kleider ſorgen, er ſei mit einem Tochtermann geſtraft genug, er wüßte nicht aus wes Grund er jetzt noch mit ſolchen Koſten ſolle geplagt werden, kurz er machte es ungefähr ſo, wie mit den Arbeitern, hatte es mit der Tochter wie mit dem Hüsli, am liebſten wäre es ihm geweſen, wenn es beim Alten geblieben wäre. Züſeli wollte ihm vorſtellen, wie Benz bereits ſo viel Geld in Barthli's Nutzen verwendet, ſo manche Maß Brönz oder Wein und Anderes mehr angeſchafft u. ſ. w. Wer hat ihn gheißen, brüllte Barthli, wer ihn gheißen hat, der ſoll es ihm wieder geben. Wenn Eins von Euch einen guten Blutstropfen hätte, ihr kämet mir nicht mit ſolchem Anmuthen, jetzt, wo ich ſolche Koſten habe, worob ich faſt zhinterfür grathe. Wie das Züſeli weh that, beſonders wegen Benz und wie es ſich vor ihm ſchämte, kann man denken.

Es dachte oft, am Ende könne es ja auch in ſeinen alten Kleidern gehen, es werde doch an denen allein die Liebe nicht hängen. Wenn es ſein Möglichſtes thue mit arbeiten, huſe, lieb ha, und Benz die Hände unter die Füße lege, ſo könne es doch faſt nicht glauben, daß es geſtraft werden ſollte, für eine Sache, deren es ſich ſo gar nichts vermöge. Einmal als es alleine vor dem Häuschen ſaß, Erdäpfel rüſtete und dazu bitterlich weinte, kam Hans Uli dazu and wollte wiſſen, was es habe. Nach vielen Ausflüchten beichtete endlich Züſeli. Erſt wurde Hans Uli zornig, dann lachte er und ſagte: Dr Alt iſt doch immer der Gleiche, den könnte man in einem Mörſer zerſtoßen von unten bis oben, er bliebe der Barthli und würde um kein Haar anders. Aber tröſte dich, du mußt Kleider haben und Benz auch, der Alte muß zahlen, er mag wollen oder nicht, ich verrechne ihm dieſes in die Baukoſten. Das nit, Hans Uli, ume das nit. Ich betrog den Vater mein Lebtag nie um einen Kreuzer, obſchon ich es oft nöthig gehabt wegen Hunger und Durſt; jetzt will ich nicht anfangen und bſunderbar nicht mit den Hochzeitkleidern, was hülfen neue Kleider, wenn ſie mit veruntreutem Gelde angeſchafft wären, ich müßte mich ja drinnen ſchämen, ich dürfte nicht vor aufluegen! antwortete Züſeli. Du biſt ein wunderlich Ding, ſagte Hans Uli, und wenn du alt wirſt, wirſt einen Kopf haben akurat wie dein Alter, vielleicht nit ſo e wüſte, aber uf das Allerwenigſt ebe ſo ne wunderliche. Glücklicherweiſe kam Barthli zufällig zu dieſem Handel. Hans Uli wuſch ihm tapfer die Kutteln, ſagte ihm, er ſei der wüſteſt Alt gegen ſeine Kinder im ganzen Emmenthal, und wenn ſie nit warten möchten, bis er aufhören müſſe ſie anzugrännen und auszubranzen, ſo geſchähe es ihm recht, denn er wäre ſelbſt ſchuld daran. Mit dieſen und ähnlichen kräftigen Redensarten brachte er es endlich dahin, daß Barthli ſagte, des Tüfels Zwängs hätte er bald genug. Das werde ſchön herauskommen, wenn jedes Bettelmenſch in Seide und Sammet z'Chilche well. Er ſolle machen was er welle, es gebe zum Andern, er wäre alt genug, um in ſolchen Sachen Verſtand zu brauchen. Daneben ſei es ihm ganz gleich, am Ende müßten ſie denn doch ſehen, wer zahle. Schulden ſeien bald gemacht, aber wieder geben, das habe eine Naſe, ſie würden es erfahren. Er machte Züſeli bitterlich Angſt, es wollte verzichten auf neue Kleider, aber Hans Uli tröſtete und ſagte, hoffährtig habe er die Leute nicht gerne, aber wer bei ſolchen Anläßen nicht thue wie üblich und bräuchlich, werde ſpäter reuig oder ein Kolder, der ſein Lebtag tromſigs drinn ſei. Das iſt grober Tubak, ſagte Barthli. Kannſt mit machen, was du willſt, lachte Hans Uli, ihn liegen laſſen oder ſchnupfen, es ſtößt dir ihn Niemand in die Naſe. Züſeli war ein recht ſchönes Bräutchen und hatte wirklich kindliche Freude an ſich ſelbſten, die recht rührend war. Es hatte ſich ſelbſt noch nie in einem ordentlichen Anzuge, wo Alles zu einander paßte, geſehen. Wenn es ſchon zuweilen zu was Neuem kam, ſo machte das Neue das Uebrige nur älter und ſchäbiger zu ſcheinen. Es ward gar nicht ſatt an den neuen Schuhen, den neuen Strümpfen und an einem Stück nach dem andern ſich zu ergötzen, gerade wie ein Kind bei der Weihnachtsbeſcherung. Daſſelbe läuft ums Bäumchen, an welchem die ſchönen Sachen hängen, herum, von einem Stück zum andern, hat bei jedem neue Freude und jedesmal noch größere, als die frühern Male.

Es war aber nicht bloß an einem Tage glücklich, wie es leider Gott ſo manchem armen Bräutchen geſchieht, ſondern alle Tage glücklicher. Züſeli war, ſeit die Mutter geſtorben, an freundliche Worte gar nicht gewohnt, wenn es das ganze Jahr durch drei oder vier der Art vom Vater erhielt, ſo war es aller Handel. Nun, Benz war auch kein Zuckerſtengel, indeſſen kriegte Züſeli doch alle Tage einige gute von ihm und die andern waren doch wenigſtens nicht böſe und ſchnanzig. Zudem ging ihm eine ſchöne Zukunft auf. Benz that zum Korben geſchickt, gab ſchon im erſten Winter dem Alten wenig nach. Hans Uli fragte Barthli einmal: Und jetzt, wie geht's mit dem Tochtermann, weißt ihn jetzt was zu brauchen? He, ſagte Barthli, es ging, z'arbeite iſt er e Gute und wenn er d's Korbe glert hät und nit dr Tochtermann wär, es hätt mr chönne übel gah, er mah mih bald mit dr Arbeit und es rückt ihm us dr Hand, wie wenn er ſcho lang dr by gſi wär. Aber zum Tiſch, da iſt er e uchumlige, e Uhung, daß ihs graduſe ſäge, dä frißt d'r nit wie es arms Mannli, ſondere wie e ryche Bur, wo zehn Küh im Stall hat. O ſäg du, Barthli, ſagte Hans Uli lachend, u de du? Du haſt oft an meinem Tiſche gegeſſen und wenn Einer mehr mochte, ich oder du, ſo warſt du es. O ja, da will ich nichts ſagen, ſo z'Ungradem oder auf der Stör, erwiederte Barthli ruhig, aber ich meine nicht das, ich meine z'Ordinäri daheim, einen Tag was den andern. Das iſt ganz was anderes, das g'ſpürt me, du glaubſt's nit. Wohl, das glaub ich, ſagte Hans Uli, habs auch ſchon erfahren. Oder meinſt, e Bur g'ſpürs nit o, wenn ihm Einer frißt, wie angerhalbe Metzgerbung? Er wird wohl, antwortete Barthli, aber was frag ich dem nach. Er wird drfür da ſy oder wofür wär er ſuſt da? So, du biſt mr e Luſtige, ſagte Hans Uli. Meinſt du dann, wir ſeien hagenbuchig g'füttert? Wenn druah Oepper ghörti, wied redſt, du bekämſt kei einzigi Stör mehr. Was frag ich den Stören nach, ſagte Barthli, wenn ih ume d'Wydli ha, ich komme viel weiter, wenn ich ſie brauchen kann wie ich will, als wenn ich ſie den Bauern verkorben muß und dabei kaum das lautere Waſſer verdiene. Aber meinſt, man laſſe dir die Wydli, da ſteckt man dir den Nagel, ſagte Hans Uli. O hä, ſagte Barthli, ſelb thut man nicht. Die Bauren begehren nicht, daß ich einmal wieder komme und in ihren Matten den Weiden nachgebe, und das thäte ich, müßt ja nachholen, was ſie mich verſäumt; ſie begehren nicht, daß ich zuſehe, wie ſie einander das Waſſer ſtehlen oder in trüben Nächten den alten Bauren, welche auch wieder kommen müſſen, erzähle, was für Uhüng es us ihre Bube gä heig.

Barthli's Mundſtück blieb das nämliche, aber ſeine Kräfte nahmen ſichtlich ab, die Erlebniſſe im Sommer hatten ſein ganzes Eingericht erſchüttert und aus dem Gleichgewicht gebracht. Er klagte es nicht, er hüſtelte nur etwas mehr als ſonſt, und wurde nie böſer, als wenn Züſeli ihm zumuthete, er ſolle doch was brauchen, Thee oder Doktorzeug. Er ſtrengte ſich dann nur mehr an zur Arbeit und verbarg ſeine Schwäche um ſo ſorgfältiger. Einmal brachte ihm Züſeli eine Halbe rothen Wein, da begehrte er über die Verſchwendung grimmiglich auf, ſo aufgebracht hatte ihn Züſeli kaum je geſehen, es fehlte nicht viel, er hätte ihm die Flaſche in's Geſicht geſchlagen. So lange das alte Häuschen geſtanden, ſei kein Wein darein gekommen, jetzt, ſobald ein neues habe ſein müſſen, habe der Teufel ſeine Eier drein gelegt, und jetzt könne er ſchon ſehen, wie es gehen werde, wenn er einmal die Augen zu habe. Aber er thäte es ihnen nicht zu Gefallen, Platz z'machen, er wolle eine Weile ihnen zeigen, wodurch es gehen müſſe. Solche Reden ſind aber vermeſſen und ſtehen dem Menſchen nicht zu, es iſt ein Anderer Meiſter. Am folgenden Morgen war Barthli todt im Bette, aber umgedreht war ihm der Hals nicht; er ſchien eines ganz friedlichen Todes geſtorben zu ſein. Züſeli ging dieſer Tod nahe zu Herzen, daß Benz trauriger geweſen, als andere Tochtermänner, die einen wunderlichen Schwiegervater verloren, können wir nicht behaupten. Aber in großer Angſt und Verlegenheit waren Beide, wo Geld nehmen und was mit den Schulden anfangen, welche da ſein mußten? Begreiflich ging Benz alsbald zu Hans Uli, um Rath und Troſt zu faſſen. Geh zum Pfarrer und gieb ihn an, und mit der Gräbt macht's wohlfeil, allweg bloß eine Käsgräbt im Hauſe, keine Fleiſchgräbt im Wirthshaus. Ich werde noch manchmal

Langeweile nach ihm haben, daneben iſt's ein Glück für euch und ihn, daß er nicht lange krank ſein mußte, das hätte eine ſchwere Noth gegeben, ſagte Hans Uli. Benz frug noch, wo er wohl Wein und Käs nehmen ſollte, daß ſie es am wohlfeilſten machten, er wüßte ohnehin faſt nicht, wie zahlen; ſie hätten kaum zehn Batzen Geld im Hauſe. Mit der Zeit könnten ſie es ſchon bezahlen, wenn ihnen nur jetzt Jemand dings geben wollte. Warum nicht, ſag nur, man hätte euch dieſen Morgen Alles verſiegelt und geh gleich zu einem Gerichtsſäß und laß wirklich verſiegeln, da darf es dir kaum Jemand abſagen, ohnehin thät es kaum Jemand, man iſt mit euch zufrieden und bei ſolchen Gelegenheiten erfährt man es, was der Name macht.

Als nun Benz von Weiterm noch reden wollte, ſagte Hans Uli: geh jetzt, mach wie ich geſagt. Am Begräbnißtag am Abend komm dann mit Züſeli, ſo will ich euch über d'Sach brichte. Fürchtet euch einſtweilen nicht, ſo bös iſt d'Sach nicht. Das war ein Troſt, aber vollſtändige Beruhigung brachte er doch nicht. Daß ſie blangeten auf den verhängnißvollen Abend, wird man begreifen. Die Nachbaren zeigten ſich recht gut gegen das junge Ehepaar, ſie boten ſich an zu wachen bei der Leiche, zu laufen für ſie, wenn ſie was zu verrichten hätten, und wenn ſie irgend was nöthig hätten, ſollten ſie es ſagen ohne Komplimente. Ihrer Lebenlang hätten ſie nicht geglaubt, daß die Leute es ſo gut mit ihnen meinten, ſagten Benz und Züſeli. Sie hatten die Menſchen noch nicht gründlich erfahren. Es iſt keine Frage, die Menſchen ſind gutmüthig, doch nicht gerne lange hintereinander, ſie ſind mitleidig, aber Jemand, mit dem ſie in die Länge zu thun haben ſollten, wird ihnen ſehr leicht läſtig. Nun, ſo vom Tode bis zum Begräbniß, und bei den Beſſern einige Tage darüber, da geht es ſchon. Es kamen noch viele Leute mit Barthli zu Grabe und an der Käsgräbt führten ſich Alle beſcheiden auf, allgemein war die Rede, die jungen Eheleute hätten einen böſen Anfang und müßten zur Sache ſehen, wenn ſie g'fahren wollten. Den Nachmittag füllten ſie mit Waſchen und Fegen und am Abend machten ſie mit ſchwerem Herzen zu Hans Uli ſich auf. Dort mußten ſie erſt eſſen und trinken, ehe Hans Uli an die Geſchäfte wollte. Es kam ihnen vor, als ſeien ſie am Henkermähli, und erſt als der Alte ſah, daß nichts mehr runter wollte, führte er ſie in's Stübli. Dort lagen Papiere auf dem Tiſche und in der Mitte war ein alter wüſter Kübel und was drinnen. Züſeli mochte gar nicht hinſehen, was es ſei, aber es dachte, ſelig Sache putze man ſonſt fort, ehe man fremde Leute in ein Gemach führe. Die Papiere enthielten Rechnungen und Quittungen über den Bau. Herr Jeſes, wie viel! ſeufzte Züſeli aus gepreßtem Herzen, das wird e Ufumm mache! Ho, ſagte der Alte, es macht ſich, man hauſete ſo viel man konnte, man hätte leicht d's Halb mehr brauchen können, und fertig ſeid ihr noch nicht. Wenn ihr machen laſſen wollt, was nöthig iſt, ſo koſtet es noch einen Büſchel Geld, und ich wollte es fertig machen. Es iſt nichts wüſter anzuſehen und nachtheiliger, als ſo unausgemachte Häuſer. Läßt man ſie einmal liegen, ſo bleiben ſie liegen, ſolche Häuſer werden nie mehr ausgemacht, aber z'plätzen hat man an ihnen fort und fort, ſo lange ſie ſtehen.

Aber wie viel würden wir dann ſchuldig, das wir verzinſen müßten? fragte Benz mit beklommener Stimme. Der Vater ſelig mußte nichts verzinſen und konnte es kaum machen. He, ſagte Hans Uli, rechnet ſelbſt, es werden ungefähr dreihundert Thaler ausgegeben ſein und mit hundert Thalern läßt ſich noch viel machen, wären alſo zuſammen vierhundert Thaler. Es koſtet mehr, als ich anfangs dachte, aber ich dachte, es ſei beſſer, d'Sach gleich recht zu machen. Wie viel macht das Zins? frug Züſeli halblaut. He, 16 Thaler machts, wenn man das Geld ſchuldig iſt. Sechszehn Thaler im Jahr! ſeufzte Züſeli. Es iſt ſchon ein Geld, wer es zahlen muß, ſagte Hans Uli, aber ihr müßt es nicht zahlen, ihr ſeid mir das Geld nicht ſchuldig, es war Barthlis Geld. Da ſtunden Beide und hielten das Maul offen. D's Vaters? fragte endlich Züſeli. Ja, d's Vaters, ſagte Hans Uli, und ſeht, da iſt noch mehr, und ſomit ſchob er ihnen den wüſten Kübel dar, nahm das Papier weg, welches drinn lag, und faſt halb voll grober Silberſtücke war er. Da verſchmeieten Beide faſt und Züſeli ſah den Alten an mit einem Blicke, als ob es ſagen wollte: Warum hältſt du uns zum beſten? Sieh mich nur an, Fraueli, ja es war eueres Vaters Geld, jetzt iſt's euer Geld; und nun erzählte ihnen Hans Uli den Hergang, gab ihnen das Papier zur Hand, auf welchem von den Männern verzeichnet ſtand, wie viel ſie im Kübel vorgefunden, woraus ſich ergab, daß der beſſere Theil noch vorhanden war.

Sie ſtunden da, daß es wohl kein großer Unterſchied war zwiſchen ihren Geſichtern und dem Geſicht, welches Loths Weib machte und das man noch in der Kirche zu Doberan, freilich etwas verblichen, ſehen kann, als es hinter ſich ſah und die brennenden Städte ihm in die Augen fielen; indeſſen der Ausgang war anders. Züſeli's Geſicht verſteinerte nicht, kriegte zuerſt Leben, und Waſſerbäche ſtrömten aus ſeinen Augen, daß der Vater ſo bös gehabt und ſo viel Geld, daß er ſich nichts gegönnt und nur für ſie gehauſet, daß ſie es nicht gewußt, und nichts für ihn gethan, nicht den Doktor geholt oder ihm wenigſtens doch eine Laxirig oder andern Zeug gegeben hätten. Nun, ſagte endlich Hans Uli, es freut mich, daß du daran ſinneſt und zerſt pläreſt und nicht jauchzeſt. Daneben höre jetzt mit plären auf und plage dich nicht zu faſt mit dem Kummer, er habe ſeine Sache nicht gehabt. Er wollte es ſo, und das war ſeine Freude, und wie das Sprichwort ſagt: es habe jeder Narr Freude an ſeiner Kappe, ſo iſt's meine Meinung, daß man ihm dieſe Freude nicht ſtöre, das iſt ſein Wohlleben, und wenn er euch jetzt geſehen und euere Geſichter, ſo hätte es ihn gelächert, wie ſein Lebtag noch nie. Dieſe Freude wollen wir ihm wohl gönnen, aber nicht mehr, andere Leute brauchen nicht zu verſtaunen über Bartli's Schatz. Wenn es auf mich abkäme, ich ließe davon nichts unter die Leute. Daneben macht was ihr wollt, dir Fraueli wäre das ein ſchwer Zumuthen.

Benz ſagte, er danke für den Rath, er ſei ganz der Meinung, die Leute wären jetzt ſo gut, wenn ſie vernähmen, wie reich ſie geworden, würden ſie mißgünſtig. Das Beſt werde ſein, daß ſie Land kauften, daß ſie eine Kuh halten könnten. Da lachte der Alte herzlich, ſagte endlich: häbs nit für ungut, aber das wäre gerade das Dümmſt. Meinſt nit, es nähme die Leute Wunder, woher du das Geld hätteſt, wenn du dich plötzlich ſo aufließeſt? Doch d'Hauptſach iſt die: Du willſt ein Korber werden und das iſt recht, du ſiehſt, es hat ſeinen ſilbernen Boden. Aber was ihr verdient, was die Haushaltung koſtet, überhaupt wie das Haushalten geht, das wißt ihr nicht. Jetzt hürſchet nicht Alles durcheinander, meinet, es möge ſich Alles ergeben, Alles erleiden, auf welche Weiſe die meiſten Weibergütlein dahin gehen, man weiß nicht wie, und wo man obendrein noch Trom und Boden verliert. D's Hüsli laßt ausbauen, dann büſelet fort, ungefähr ſo wie bisher. So erfahret ihr genau, was ihr verdient und was ihr braucht, ob ihr übrig habt oder z'wenig, und d's Vaters Geld laßt einſtweilen ruhig, als ob es gar nicht da wäre. Läßt Gott euch geſund, ſo werdet ihr ohne Zweifel mehr verdienen als brauchen, daraus könnt ihr euch nach und nach Sachen anſchaffen, und deren braucht ihr viel, denn ihr habt von allen Sachen nichts, in mancher Bettlerhaushaltung hat man mehr. Unterdeſſen laßt das Geld arbeiten, man findet ihm ſchon Platz, daß es hier herum nicht bekannt wird. Seid ihr dann durch eure Arbeit gut in Stand gekommen, im Handwerk brühmt und bliebt, dann iſt noch alle Zeit Land und Kuh zu kaufen, wenn es ſich wohl ſchickt und ihr noch Luſt dazu habt. Dann freut es die Leute noch, ſie halten euch viel darauf und ſagen: husligere Leute gebe es nicht, aber es ſei ihnen z'gönnen, ſie arbeiteten darnach, z'unnütz ſehe man ſie keinen Kreuzer verthun, wenn Alle ſo wären, es gäbe weniger Arme und es ginge beſſer auf der Welt. Wie die jungen Leute dem Alten dankten, kann Jeder ſich denken. Er war ſelbſt über die Innigkeit gerührt und ließ ſich erbitten, ihnen den Schatz ferner zu verwalten.

Stumm gingen ſie lange neben einander auf dem Heimweg. Endlich ſagte Züſeli, es möchte abhocken und beten. Als ſie wieder aufſtunden, fiel Züſeli dem Benz um den Hals und ſagte: O Benz, wie ſy mr jetz zweg ſo ungſinnet! Aber gäll, hochmüthig und gyzig wey mr nie werde, zum Krüzer luege und i dr Liebe blybe und nie vrgeſſe für e Vater z'bete alli Tag, und nie vrgeſſe, woher Alles chunt, und wem mr Alles z'vrdanke hey? Benz drückte ſein Weibchen an's Herz und ſtumm Hand in Hand wanderten ſie ihrem Häuschen zu, und werden darin, ſo Gott will, den Frieden auf Erden finden, und dabei ſorgen für den Frieden im Himmel.

Wie ein Wälſch Wein verkauft.

„Ah bon soir, Monsieur Rüſchli, bon soir, comment vous va, toujours jeune, toujours in die Luft?“

So ſprach ein ſchön gepflegter Mann, der, aus einem Fuhrwerk geſtiegen, einem ebenfalls gut gepflegten Manne die Hand bot. Der Eine war ein Weinherr, Guſch mit Namen (Weinhengſte nennt man immer die Commis, Weinherren die Chefs einer Weinhandlung), der Andere Wirth Rüſchli auf Mädelisacker. „Das iſt recht ſchön von Euch, ſagte Wirth Rüſchli, daß Ihr uns auch die Ehre gebt, zu uns zu kommen, wir haben ſchon geglaubt, Ihr ſeiet fürdüre. Der Knecht wird Euer Fuhrwerk in die Remiſe thun und die Sachen hineinbringen ſollen?“

„Naturellement, das verſteyt 's, wer wett am Abe zu Herr Rüſchli ko und nit übernacht. I'h freu mi'h allimal lang vor's Hus e Ab bei chez vous z'paſſier, da dörft' i'h gar nit ey, von wege ma femme, das erſt, wo's fragt, wenn ich heim komm, iſt toujours: „Et monsieur Rüſchli, comment se porte — t — il et toute sa famille?“ Ja Ihr ſyt bi myner Frau in gutem Andenken, vo 's vorſern, Monsieur Rüſchli.“

„Es würde uns gar ſehr freuen, ſagte Rüſchli, wenn Ihr einmal Eure Frau mitbringen würdet, und ſie hat es mir ſo halb und halb verſprochen.“ — „Ja, mys Frau verſpricht toujours und cha doch nie furt, vo wege die ménage, aber viel ſeit 's, wenn es nur e Abe paſſier chönnt mit Madame Rüſchli, votre charmante femme, vo wege die Röſt und die Speck. All Ab ſag i'h mys Frau, wie die Madame Rüſchli es Röſt mach und es Speck uf's jardinage, wie i'h mys Lebtag, dans toute ma vie, jamais g'ſeh ha."

„Ah bon soir, Madame Rüſchli, comment vous portez vous? Pardieu! allimal plus belle et plus gracieuse. J'h ha mys Frau mengiſt g'ſeyt, i'h kenn uf all my route kei's Frau, ſo gut conservirt und geng hübſch wie Madame Rüſchli. Oui, Monsieur Rüſchli, vous avez gut us'gles, we mys grau Haar nit wär, es chönnt mi'h d's Nyd acho."

„Guten Abend, Herr Guſch, ſagte die Frau Wirthin, Ihr könnt geng gut vexiere. Aber es iſt bravs von Euch, daß Ihr einmal wieder kommet, wir haben afange recht längi Zyti nach Euch gehabt. Ich habe meinem Mann manchmal geſagt, der Herr Guſch ſei ſo lange nicht da geweſen, ob wir ihm wohl etwas zu Leide gethan hätten?"

„O Madame, vous badinez. J'h hab mys Frau mengiſt g'ſeyt, ja wenn nur alle Orte wären wie bi Monsieur Rüſchli, dann wär das Reiſen eine véritable recréation. Es iſt allimal die aimableſte soirée, wo ich bei Monsieur Rüſchli und ſys charmante famille passier. Aber wo ſind ſie, vos enfants, vos fils et vos charmantes filles. Ja, Herr Rüſchli, Ihr ſyt es glücklich's Ma, avec votre famille. J' ai souvent dit, mengiſt hani 'h g'ſeyt zu mys Chind, ja wenn ihr wäret wie Herr Rüſchli's Kind, o bougre! ſo geſchickt und thätig. Oui, Monsieur Rüſchli, i muß i's Kuhr Euch meine Söhn und Töchtere ſchicken, für d's gut Exempel und pour le savoir faire."

„Frau, hol' doch e Fläſche, ſagte Herr Rüſchli, aber nimm uſem hindern Faß, d'r Herr Guſch muß doch wüſſe, wie dä, wo er mer vor eme Jahr drü oder vier gäh het, worde iſch. Ihr wüſſet no, dä ſechſedryßiger Epeſſer für

18 Kr.“ — „Mais, mais, Monsieur Rüſchli, Eues charmante Frau ſoll nit is Keller für mi'h, abſolut nit, lieber will i'h ſelber gah, partout non, ich will 's nit, Monsieur Rüſchli, ſchicket Euer Jungf, ou votre fils, non, non, Madame, ſo ne's ſcharmants Frauli ſoll nit is Keller pour moi.“

„O was ſelb iſt, ich muß für Manchen in Keller, ſagte Madame Rüſchli, wo mir nicht halb ſo lieb iſt, wie der Herr Guſch. Aber wenn ich fragen dürfte, was ſoll ich wohl dem Herrn Guſch zu Nacht machen, das er gern hätte?“ — „O ma chère femme, ce que vous voudrez, was Sie wey, s'iſt Alles délicieux, was d' Madame Rüſchli macht. Auf die Reis in die meiſt Wirthshüſer trink i'h es Thee, eß jamais z'Nacht, aber wenn i'h weiß, daß i'h am Abe uf Mädelisag kumm, zu Monsieur et Madame Rüſchli, dann eß' i'h jamais z'Mittag u ſpar mys Appetit pour Madame Rüſchli. Niene im ganzen Kanton ißt me ſo propre et si raffiné, ſo exquiſit wie ier, das muß i'h ſäge. Me ſött glaube, Madame Rüſchli ätt das g'lert bi mene Pariſer Koch. Ah, i'h wär si heureux, ſo glücklich, wenn i'h eys vo myne Töchter placire könnt dans votre maison, i Eues Us, ah bougre, und wenn's nur wär wägem Röſt und wägem Speck.“

„Ihr habt es immer gleich mit dem Vexire, ſagte Frau Rüſchli, mi weiß wohl, daß es Euch Herre nit Ernſt iſt, b'ſunderbar de Wälſche. Ihr werdet doch de albez daheime lache, wie d'r die dumme Wyber heyget chönne für e Narre ha.“ — „Ah bougre, ſagte Herr Guſch, es iſt mys Ernſt uf parole d' honneur avec une femme comme vous, mit Madame Rüſchli vexire i'h nit, i'h wett numme i'h chönnt zeige myni Erz, Madame Rüſchli g'hörti was i'h parlier mit mys Frau.“

„Nei, Frau, ſagte Herr Rüſchli, der Herr Guſch iſch nit wie ne Angere, i'h ha's ſcho mengiſt g'ſeyt, er iſch ganz en angere Herr as die Angere. Aber es chömme der ſo viel und pradle e ganze Tag, mi wird ganz ſturm, we me ne abloſe muß, ſo Gumene und dere Züg, u dene iſt ſi'h haarklei nüt z'achte. Aber mi g'ſpürt der Ungerſcheid grad, u wo d's Herz gut iſch."

Eh, was iſt das für es ſcharmants Kind, est ce votre cadet, d'r jüngſt Knab', dans toute ma vie, ſo lang i'h leb, han i'h nie ſo es ſchön's Kind g'ſeh, wie heißt er? komm her Klyne, mys Engel, ſäg mer dys Nam, ah was für Haar et des yeux bleus, dans tout le pays de Vaud, im ganz Wälſchland ſind keine Augen ſo, je vous assure, uf parole d'honneur."

„Herr Guſch, ſoll ich Euch Eure Sachen in Eure Stube tragen oder wollt Ihr noch etwas davon brauchen?" ſo frug eine etwas heiſere Stimme. — „Ah, iſt Jakob da, da, thut eys B'ſcheid. Was macht mys Brünti, es freut ſi'h allimal zu Jakob z'cho. Es iſt dä Ab gloffe, comme un feu, wie's Narr und i'h ha grad denkt es well zu ſym Jakob, es het d's ganz Jahr Niemer ſo Sorg zu ihm als Jakob." — „Es iſt aber o es Thierli, d's Herz im Lyb lachet m'r wenn i'hs vo wytem g'ſeh, ſagte Jakob. Es gange m'r d's Jahr dure viel hundert Roß dur d'Finger, aber ſo eys, ſo nes ſuſers u glatts, u ſo nes gattligs und poſtirts wäger nit, nei wäger nit."

„O, Herr Rüſchli, ſagte Herr Guſch, das iſt es Knecht; trente Louis reute mi'h nit für ſo eine. J'h ha myr Frau souvent g'ſeit, faſt all Tag, i'h weiß o nit wie's d's Rüſchlis mache, aber die beſte Dienſte hey ſi geng, toujours, das gevt Alles ſo im Ornig und mit Manier, faſt comme dans une église, wie z'Kilch."

„Es git a alle Orte öppis, ſagte Herr Rüſchli, aber wenn der Herr Guſch chunt, ſo dunkt's eim, ſie wüſſe 's Alli uf d'r Stell, und es Jedes nimmt ſi'h i Acht, ſie wüſſe wie e gute Herr er iſt, da hey ſie Reſpekt, vor keim Mönſche ſo, es möcht cho wer wett. Aber Ihr trinket nüt, dunkt Ech dä Wy nit gut?" „Ah Pardieu, nume z'gut, es iſt es superb's Wy, i'h hätt ne faſt nit ume kennt. J'h ha daheim no vom glych Wy us glych Faß, wo da gläge iſt, es Faß vo 12 Chars, aber i'h garantier, myn iſt e ganz Batz d'Maß weniger werth. Aber d'r Herr Rüſchli verſteyt d's Wy und het Keller im ganze Wälſchland ſy kein beſſer. J'm ene alb Jahr kennt me d'r Wy nit ume, wo me Herr Rüſchli gäh het. J wett die glych Qualität us Euem Keller gilt dix Batz und am ander Ort nit acht. Ah, es iſt e Freud mit Euch z'andle. J'h ha myr Frau souvent g'ſeyt, mit keim Mönſch uf ganz Welt andle lieber als mit Monsieur Rüſchli, dä iſt geng z'fried, me het kei Verdruß, und d's Wy mach Freud und Ehr, wenn me wieder chunt, aber Herr Rüſchli verſteyt d's Wy. Mit ander Wirth, avec ces bougres, het me nume Verdruß. Eine het grau Faß, en Andere füllt nume halb, und bröunt dä comme une vache, en Andere wirft Alles dürenander, Ryfwy, Lacôte et les vilenies du petit lac und wenn das Niemer ſufe will, ſu ſoll z'Wyhändler ſchuld ſy, man macht ihm reproches, wott nimme b'ſtelle, wott abzieh, und wenn me d's Wy verſucht, ſo iſt's gar nit meh d's glych Wy und die bête vo Wirth will's nit glaube. O, i'h ha mengiſt es Verdruß, daß i'h glaub es v'rſpreng mi'h. Aber die bêtes müſſe nit glaube, daß me das v'rgeß, es andermal chunt es Wy, wo me miſchle cha mit wettig me will, daß es nüt ſchadt. Aber wenn i'h es guts Faß ha im Kell, ſo ſäg i'h em Küfer: Küfer, wenn ſcho öpper chunt cho probier, us dem Faß Niemer gäh, das iſt für my Herr Rüſchli uf Mädelisag, il est connaisseur und nimmt d's Wy uf d's Ehr. Grad der Tag eh i'h g'reiſet bi, bin i'h g'ſpaziert im Keller, und d's Küfer het Muſter g'rüſtet und i'h ha d'Pryſe notirt, da v'rſuche i'h es Faß par hazard. Bougre, was iſt das für es Wy gſy, du quarante Desaley, aber parole d' honneur, wenn dä es Vierteljahr i Eues Keller iſt, Monsieur Rüſchli, ſo iſt's e dix Batz, wie kei Wirth ne het is ganz Bernkanton. Küfer, ſäg i'h, das iſt es Faß für Herr Rüſchli und mi'h, und Niemer meh z'probier' gäh us dem

Faß. Das Albe nimmt Herr Rüſchli u d's ander chunt i my Uskeller, das iſt es Wy für die gute Fründ wo i Erbſt chöme und bim Abzug."

„Er hätte neue nit ſörli nöthig, ſagte Herr Rüſchli, öppis Mingers wär ihm eher anſtändig, und d'r Platz irr ne, und d's Geld ſyg o je länger je rarer."

„O wege ſelb, ſagte Herr Guſch, mach das ihm nit d's mindeſt Kummer, wenn er d'r Geldſeckel von Herr Rüſchli hätt, dann wöllt er erſt anfangen Geſchäfte zu mach, bougre, und vo wege die Platz, ſo ſig es nit, daß er die erſt Wuche müßt g'führt ſy, er könn ſi'h rangier. Ah Pardieu, Herr Rüſchli, wenn Sie das Wy g'ſeh, d's Erz i d's Lyb lachet Sie, kei Wirth ka concourier. Und hüt zu Tag, wo im jedes Eck es Gargote ſteyt, muß die recht Wirth wo d's Geld ab, die Lüt mit dem Wy zwinge, mit dem gute vo die beſti Geget. So ne Lumpewirth chunt nie zu e gut Glas Wy mit gout und bouquet, die krieg nume ſo es mélange vo Alles dure ander, wie Madame Rüſchli es laht mache für die Schwein, wo die ſchön Speck chunt."

„Der Herr Guſch iſt geng d'r Luſtigiſt, ſagte Frau Rüſchli, i'h glaub dä chönnt eim z'lache mache, wenn me am Sterbe wär. Wenn de d'r Sechsbatzig wo mer wirthe, zum Achtbatzige thuſt, es iſt nit meh viel im Faß, ſo heſt Platz gnue, und kei Mönſch merkt e Unterſcheid. D's Conträri, viel Lüt het dä Sechsbatzig faſt ſo gut düecht as d'r Achtbatzig. Un es iſt, wie d'r Herr Guſch ſeyt, mit em gute Wy muß me's zwänge bi der Lumpe-Ornig."

„Mi chönnt, ſagte Herr Rüſchli, aber d'r Prys wird o d'rna ſy, wo me de faſt nüt verdienet."

„Loſet, Monsieur Rüſchli, Ihr wüſſet i'h cha mys Wy verkauf wie keis anders Aendler, die frömde Fonds plage mi'h nit. Mir wey gar keis Prys mach, und wenn Ihr ne abt im Keller, ſo könnet Ihr ſelber ſäge, was er werth iſt. I'h garantier, Monsieur Wirth, Ihr gebet mir mehr, als i'h Prys g'macht ätt. Und wenn er Euch nit anſtändig iſt, ſu weiß i'h Platz. Ihr chönnet mer ja ſchryb. D'r Wirth da obe, bougre, wie heißt er doch, ah pah, Ihr wüßt wohl, votre rival, et m'r o ne B'ſtellung g'macht, und ſi'h gruſam rekommandirt für die beſte Qualität, aber i'h a denkt, rekommandir du nur, Monsieur Rüſchli, my beſt Fründ, überkunt doch der beſt. Mais si vous ne le voulez pas, wenn er Euch de nit anſtändig iſt, brucht's nur es Wort, Pardieu le coquin wär froh drüber."

„Eh das wird ſi'h öppe ſcho mache, ſagte Frau Rüſchli, aber chömmit jytz cho z'Nacht eſſe, d'Suppe chaltet ſuſt. Aber es iſt m'r leid, i'h ha öppe nit gar es z'Nacht, üſer ein iſt nit geng v'rſeh, u öppe böſer as grad hüt, hättet d'r 's nit chönne breiche."

„Ah, Madame Rüſchli, pour cela kenn i'h Madame Rüſchli, und wenn Ihr nüt ättet, als votre compagnie, ſo wär i'h z'fried, und lebti beſſer als im größte Gaſthof, eimelig, eimelig."

Ein Bild aus dem Uebergang 1798.

(Berner Taſchenbuch auf das Jahr 1853.)

Wer ſteht, ſehe zu, daß er nicht falle, und wer fällt, der trachte darnach, daß er wieder aufſtehe. Iſt er etwas werth, ſo mag es ihm gelingen, mit Gottes Hülfe; will Gott nicht und taugt er nichts, iſt faul bis in's Mark hinein, bleibt er liegen, wie es auch am allerbeſten iſt. Nach fünfhundertjährigem ruhmreichem Beſtehen machte Bern die Probe; es fiel, aber es bleibt nicht liegen; in dem gebrochnen Stamme blüht ein neues Leben auf, denn der Stamm war nicht faul bis in's Mark hinein.

Mit Leben und Sterben geht's gar kurios. Glaubt man ſich am beſten d'ran, kömmt der Tod daher; und meint man, jetzt greife er zu und Alles ſei aus, ſo iſt er weg und kömmt nicht wieder, einſtweilen heißt das. Das erfuhr ein armes Webermannli an ſelbigem Tage, an welchem Bern fiel.

Schon lange war's, daß es in Frankreich unruhig war, ſumste und brummte wie in einem Bienenkorbe, der ſtoßen will, und gäb wie er ſtieß, Schwarm auf Schwarm davon flog, ſo ward es doch nicht ſtille, es ſumste und brummte fort. Schwarm auf Schwarm flog aus, es war, als wolle Frankreich noch ein Frankreich gebären, als ſolle Himmel und Erde ein Frankreich werden. Endlich, im Jahre 1798, kamen die Schwärme auch über die alten Berge her, frugen nicht, ob's erlaubt ſei oder nicht, und wehren half nichts, und wo was geflogen kömmt, helfen Thor und Riegel nicht. Das Sauſen und Brauſen in Frankreich hatte ſchon frühe ein Jucken in unſerer alten Schweiz erzeugt, und goldene Verheißungen waren dazu gekommen und für's Teufels Gewalt wollte man auch ſurren und ſumſen, an's Schwärmen dachte man freilich nicht, und worauf es eigentlich abgeſehen war, merkte man nicht. Die Berner, auf die oder vielmehr auf deren Geld es eigentlich abgeſehen war, ſtanden am Anrichtloch; im Welſchland ſetzte der Franzos ſich feſt und manövrirte einen halben Winter in's Bernbiet hinüber mit ſeinem ſurrenden, brauſenden und anſteckenden Sumſen.

Die Franzoſen verſtunden den Pfiff, das Eiſen machten ſie weich, ehe ſie es klopften, und in den Brei blieſen ſie, ehe ſie d'rein biſſen; ſie liebten nicht, ſich das Maul unnöthig zu verbrennen. Es gerieth ihnen nur zu gut bei den dummen Schweizern, ſie biſſen an die Angel. Die Franzoſen ſagten nämlich nicht, haltet den Kopf dar, er muß abgehauen ſein und nachher wird der Reſt gefreſſen, ſondern ſie ſagten, ſurret und ſummet, ſo ſollt ihr Brüder heißen, und lieb werden wir euch haben zum Freſſen. Das nahmen Viele für baar an, nur die Berner nicht, wollten nicht d'ran glauben, und das Sauſen und das Schwadern gefiel ihnen überhaupt nicht. Deſto beſſer gefiel es den lieben Eidgenoſſen, und zwar ſo, daß nach den Verhandlungen der letzten Zeit man über ihre bundesbrüderlichen Geſinnungen einigermaßen im Zweifel ſein konnte. Indeſſen that man holdſelig gegen einander und es hieß, wenn Bern ſeine ariſtokratiſche Regierungsform wegthäte, wollte man ihm brüderlich helfen, wenn es nöthig ſei; werde es aber nicht ſein, da die Franzoſen nur den Ariſtokraten den Krieg machen, mit allen andern Menſchen Brüder ſein wollten. Da gab es Unterhandlungen zwiſchen Gutmüthigkeit und Treuloſigkeit, zwiſchen Menſchen, die das Beſte ſuchten und Menſchen, die feſt das Schlechte wollten; Unterhandlungen, daß, wer ſie lieſt, bald ſturm, bald zornig, am Ende zu der Weisheit kömmt, daß zwiſchen Wind und Wellen nur kräftige, rückſichtloſe Entſchloſſenheit retten kann, daß laue Freunde, perfide Bundesgenoſſen gefährlicher ſind, als offene Feinde. Damals waren die Berner nicht witzig. Seit Jahrhunderten hatten ſie Andern geholfen, und daß die Freunde von Laupen und Murten Andere geworden, noch nicht erfahren. Als der Feind den Thoren nahte, opferten die Berner den Freunden die alte Verfaſſung, lösten die eherne Kette, die Alles zuſammenhielt, auf der das Vertrauen ruhte. Als der Sturm wüthete, ſchraubte man das Steuerruder ab, ſuchte ein neues, ſägte Maſten ab, ſetzte „proviſoriſch“ neue ein bis man aus Frankreich neue bekäme. Da gab es großen Jammer, es ging ein Schrei durch's Volk wie in einem Schiffe, wenn es einen Leck bekömmt und ſchäumendes Meereswaſſer ſtromsweiſe eindringt. Das Vertrauen zu der Schiffsmannſchaft, den Offizieren des Schiffes ging verloren, und das Geheul begann, man ſei verrathen und verkauft. Es war ſo lange geſchrien worden, die alte Regierung habe das Vertrauen des Volkes verloren, daß ſie es am Ende ſelbſt glaubte und ihre Machtvollkommenheit in der gefährlichſten Zeit dem Volke zuſtellte. Da erſt verlor das Volk das Zutrauen zu der Regierung; ſein Inſtinkt ſagte ihm, was kommen müſſe, wenn in der Nähe der tobenden Brandung die erfahrnen Hände vom Steuer laſſen; es ſchäumte vor Weh' und Wuth. Der alte Bernermutz, der durch ſo manche Mauer gebrochen, zu Schlacht und Hochzeit mit gleicher Freudigkeit gegangen, loderte hoch auf, drängte dem Feinde entgegen. Es waren noch die Söhne der Berner, welche, nachdem ſie zwei große Schlachten geſchlagen, in einem Tage in die dritte ſich ſtürzten und in der Birs oder auf dem Kirchhof zu St. Jakob den Tod fanden. Wenn damals dreißigtauſend Berner, in Kriegsglut entbrannt, losgelaſſen worden wären auf die zerſtreut liegenden Feinde, denen eine bedeutende Zahl erſt nachrückte, Bern hätte geſiegt oder wäre erſt nach großartigem Heldenkampfe gefallen. Aber Gott wollte es nicht. Als das Vertrauen gebrochen war, der Kriegsmuth in Mißmuth, in heilloſen Wirrwarr ſich verwandelt hatte, kurz, als Alles war, wie die Franzoſen wollten, da ſchlugen ſie los, treulos, ehe der Waffenſtillſtand abgelaufen war. Als die Franzoſen losſchlugen, zogen die lieben Eidgenoſſen heim und ließen Bern im Stich. Doch ſo gleichſam zum Troſt ſchrieben ſie noch: Ihr Sinn und Gedanke ſei ſtets geweſen, mit feſter Schweizertreue, mit freudiger Aufopferung alles Blutes bis auf den letzten Mann ihren lieben Eidgenoſſen von Bern zur Hand und Hülfe zu ſtehen, wie ſie denn davon bis auf dieſe Stunde ſattſamen Beweis von ſich gegeben hätten. Die Glarner und Andere hörten noch den Kampf von Fraubrunnen her, ſie machten, daß ſie fortkamen. Dieſen Glarnern vergalt wenige Jahre ſpäter Bern dadurch, daß es ihnen ihre hungernden Kinder abnahm und nährte, einige bis auf dieſen Tag. Dieſe Gutthat vergalt jüngſt ein hochgeſtellter Glarner, von Bern um einen Ehrendienſt angeſprochen, mit höhnenden, ſchnöden Worten. Müſſen intereſſante Leute ſein, die Glarner! Nun mit aller Uebermacht die Feinde auf das überraſchte, verlaſſene Bern, ein ſchmählich Opfer, mit dem die Eidgenoſſen die eigene Sicherheit zu erkaufen meinten. Und wie ging es ihnen? Man kann ſich die unausſprechliche Verwirrung, welche in Bern herrſchen mußte, als es hieß, „Feinde ringsum,“ kaum denken; in Bern war nie ein Feind geweſen; faſt hundert Jahre lang hatte man im Frieden gelebt, und als man die letzten Male kriegte, war es weit unten im Aargau und in den freien Aemtern, vom Kanonendonner hörte man nichts und dazu tönte der Name Franzos ſo fürchterlich; alle Gräuel dachte man in ihm zuſammengefaßt. Die beſten Männer ſtunden vor dem Feinde, die erfahrnen Leiter der Republik hatten die verwirrte Stadt verlaſſen, ſuchten dranßen Kampf und Tod. Das alte Haupt der Republik, Steiger, der greiſe Held, ſtand unten im Grauholz; als ſei er der ſichtbar gewordene Heldengeiſt des alten Berns, gebot er Achtung fernehin dem heranſtürmenden Feinde. Ungewohnte Hände hatten die Zügel des Regiments ergriffen, und Botſchaften, unglückliche, unſichere kamen zu allen Thoren ein, von oben her, von unten her; jede erzeugte Maßregeln und Befehle, die, kaum gegeben, wegen neuen Berichten widerrufen wurden. Da gegen Morgen, am 5. März, erſchienen die ſicherſten Botſchafter, die bei Laupen und Neueneck geſchlagenen Truppen. Da ertönten die Glocken der Stadt, läuteten Sturm, riefen zum Streit, und nicht umſonſt. Im Sturmſchritt eilten Truppen durch die Stadt, die kühnern Studenten ſchloſſen ſich an, Weiber, Greiſe ergriffen Waffen, eilten nach. Wenige. welche die Waffen tragen konnten, aber derſelben kaum kundig waren, blieben zurück, beſetzten die Wachen und hüteten mit klopfendem Herzen die Stadt. Draußen ging's vorwärts, den raſenden Feinden entgegen; Einer riß den Andern hin, der rechte Schlachtenzorn erwachte in den Bernern: ſie ſtürzten auf die ſiegenden Franzoſen, als wären ſie die Sieger, warfen ſie von den Höhen ihrer Batterien weg in den Thalgrund, ſtürzten dort auf ſie, nahmen ſie unter die Kolben, ſchlugen todt, was ſie erreichen konnten, jagten, kaum Athem faſſend, den Reſt Freiburg zu.

Stille war es in der entvölkerten Stadt geworden, die Weiber weinten und beteten daheim, öde war es auf den Straßen, Weibel ſah man hin und her eilen, Neugierige ihnen nachſtreichen, das Neueſte zu vernehmen. Still ging's auf den Wachen zu, beſonders auf der Zeughauswache, welche hauptſächlich aus „ſchittern" Hausmannlene und den zähmeren Studenten beſtund. Unter den Erſteren befand ſich ein armer Weber, der im Altenberg wohnhaft war. Man kennt den Weberſchlag im Allgemeinen, die blaßrothen oder ganz bleichen Männchen mit den ſchmalen Backen und dünnen

Gliedern, die zittern, wenn der Byſluft geht und bei ſtarkem Wetterluft nie ohne Stecken ausgehen, aus Furcht, die Luft könnte ſie entführen in fremde Lande, wo ſie mit der Sprach nicht zwegkämen. Natürlich ſind die üblichen Ausnahmen hier ebenfalls ſorgfältigſt vorbehalten, denn es gibt Weber, mit denen ihrer Zwei mehr als genug zu thun hätten. Unſer Weber gehörte nicht unter dieſe Ausnahmen. Er war ein ſchlotterhaftes Stadtkind; ob er je Pulver gerochen, wiſſen wir nicht, jedenfalls hatte er es nicht ſelbſt abgebrannt, denn die Flinte war ihm ein durchaus unbekanntes Ding, und dazu noch „e wüſti Sach.“ Da die Glocken gingen, ſcharfe Befehle ergingen, ſich einzuſtellen, da ward ihm ſehr bange um's Herz. Frau, ſagte er, ich denk', ich bleib' da, von wegen es geht um's Leben. Verrichten thue ich doch nichts, und g'winnt man, ſo hat man mich ja nicht nöthig gehabt, und verliert man, ſo hätte ich der Sache doch keinen andern Schwung gegeben. Und denke, wenn ich umkäme, was aus unſern armen Würmern würde, unſeren lieben Kindern! Ho öppen nit viel anders, als wenn du da bliebeſt, am Ofen hocketeſt und Thee tränkeſt, von wegen ich wäre immer noch da, und wer ſieht zu ihnen und kuranzet ſie als ich. Schämſt du dich nicht daheim zu bleiben, wo die älteſten Mannli laufen wie Zwanzigjährige, ſo ſchäme ich mich, ich will nicht mein Lebtag hören, was ich für einen Föſel und — zum Manne habe. Gehſt du nicht, ſo mach' die Hoſen runter und ich will darin gehen an deinem Platz, ſagte die mannliche Frau. Verblüfft ſah der Mann ſie an und machte Anſtalt, der Frau das Verlangte abzutreten, denn er war gewohnt, ſich ihren Befehlen zu unterziehen ohne Widerrede. Ja, aber dieß Mal war's nicht ſo gemeint. Als die Frau merkte, wie er es nahm, wäre ſie erſchrocken, wenn ſie ihres Regiments nicht ſo ſicher geweſen wäre. Was, rief ſie geiſtesgegenwärtig, ich glaube gerne, du träteſt mir jetzt die Hoſen ab, aber ich mangle ſie nicht, ich habe die ſchon lange.

Ja, es wär' dir d's Rechte, wenn ich dahinten blieb im Krieg, aber ſo iſt's nit g'meint; was ſollte aus den Kindern werden? Jetzt machſt, daß du fort kömmſt oder ich will dir! Ich führe dich an den Ohren in die Stadt.

Da machte traurig das Mannli ſich auf, und ſeine leichten Beine wurden ihm zentnerſchwer. Z'Trotz der Frau, dachte er, wolle er machen, daß die Franzoſen ihn erſchöſſen. Wenn man dann käme und ihr ſage, er ſei todtgeſchoſſen, daure es ſie doch; ſie müſſe denken, ſie ſei ſchuld daran, und das werde ſie ihr Lebtag plagen. Als er aber weiter kam, dachte er: nein, das mache er nicht, das wäre ja dumm, es wäre ihr gerade das Rechte. Er wolle zu ſeinem Leben Sorge tragen, die müſſe ihn noch länger haben. Er denke immer, weil ſie ſo zornig werde, bekomme ſie einen Schlagfluß. Dann wolle er witziger ſein als das erſte Mal und nicht ſo auf eine Hübſche, Handliche ſehen, wo Herrenköchin geweſen, ſondern auf eine Manierliche, wo d'Sach und d's Lebe ihm gönne. Solche häusliche Gedanken wälzte der Weber in ſeinem Buſen, als er in den großen Krieg, wo Sein oder Nichtſein des Vaterlandes entſchieden werden ſollte, eilte. Der gute Weber erfuhr, was Hochmuth für Früchte bringt. Er war in ſeiner Jugend ein üppig Bürſchli geweſen, denn er verdiente ſchön, konnte ſich luſtig machen und unter dem Weibervolk war er gerne geſehen, denn wenn ihn Eine freundlich anſah, zahlte er Wein, ſogar Bratis, das machte ihn zum Hochmuth noch eitel. Das merkte ſich eine Herrenköchin, die gerne einen Mann gehabt hätte, ſie wußte wohl, warum. Sie hatte ihn alsbald gefangen und zwar ſo, daß er meinte, was für eine Gnade ſie ihm anthue und was für ein Glück er mache. Sie verſtund das Handwerk aus dem Fundament und gehörte zu dem kecken Schlage, der Hübſch und nicht Hübſch, Alte und Junge von allen Sorten um den Finger wickelt und zwar nolens volens, wie der Lateiner ſagt. Dem armen Weberlein vertrieb ſie bald Hochmuth ſammt Eitelkeit, dreſſirte ihn, daß er parirte wie ein Schooshündlein, und ſogar gerne anfangs. Später kam es ihm wohl anders, aber er konnte nichts mehr daran machen, er war in ihrer Gewalt, er vermochte nicht, wider den Stachel zu lecken. Er brütete oft über finſtere Gedanken, ja er machte ſogar ſchwarze Anſchläge, die man dem ſchlichten Weberlein nicht zugemuthet hätte; und wenn er heimkam, unter ihre Augen, ja ſo war er fertig, ſo wickelte ſie ihn um den Finger oder ſagte „Kuſch“ zu ihm; er ward wieder ganz zahm und ſöſelte lange Zeit nach ihrem Winke und Willen.

Er machte ſich die hintern Gaſſen auf, der Nähe nach, dem Sammelplatze, dem Zeughauſe zu, weil er ſich verſpätet wußte, und vernahm dort, daß ſein Corps längſt abgezogen und es zweifelhaft ſei, ob er es einhole, überdieß noch gefährlich. Am beſten thäte er, er bliebe da, es ſei ein Ehrenpoſten und die Wache ſei ſchwach und ſei es doch ſo wichtig da, denn wenn Alles genommen ſei, ſo komme es zuletzt noch an's Zeughaus, und erſt wenn die Feinde das hätten, ſei Alles verloren. Das gefiel ihm und er blieb. Das iſt immer ein großer Troſt für einen Helden, denn man kann nie wiſſen, was vor dem Letzten noch Alles ſich ereignen kann. Auf der Wache ſah es ſehr ernſthaft aus. Eſſen und Trinken war da die Fülle, aber wenn Einer dem Andern davon anbot, hieß es gewöhnlich, man ſei nicht hungerig. habe gar nicht Appetit. Mehrere horchten nach dem Schießen, ob es nahe oder weite, und allemal hellten die Geſichter drinnen ſich auf, wenn es hieß, es gehe vorwärts, das Gewehrfeuer höre man nur noch ganz dünn. Zwiſchen durch machte man ſich mit den Waffen zu ſchaffen, lud die Flinten, ſchärfte die Säbel, klopfte die Feuerſteine zweg und bramarbaſirte, ganz nach Art der ungefiederten Helden, mit denſelben gewaltiglich. Der Eine hatte einen Säbel, mit dem er Roß und Mann mit einem Streiche ſpalten wollte, der Andere eine Flinte, die ſo weit ſchoß als eine Kanone; ein Dritter führte Piſtolen bei ſich, mit denen er ſich vor einem Dutzend Huſaren nicht fürchtete, wenn er ſich gehörig verſtecken könne, wo ſie ihn nicht ſähen. Man nahm die Waffen zur Hand, plänkelte mit denſelben herum, werchete ſich gewaltſam Courage in den Leib, daß es ſie jeweilen ankam, wenn Einer nur die Franzoſen hätte, er fräße ſie, gehörig geſalzen und an einer anſtändigen Sauce, allein. Allmälig erwärmte ſich unſer Weberlein an dieſem Feuer, er begann ſich mannlich aufzurichten; er frug nach einem Feuerſtein, da er ſeinen in der Hitze ab ſeinem Schloß verloren; er ſchraubte ihn mit Hülfe einiger Andern ſogar auf, doch ſchärfen wollte er ihn nicht laſſen. Er begehre nicht, daß der Schuß ſo geſchwind, ehe er recht gezielt, losgehe. Es ſei ihm nicht um's Schießen, ſondern um's Treffen, und wenn er Alle auf hundert Stunden mit einem Schuß erſchießen könnte, er thät's, wahrhaftig er thät's, ſie erbarmten ihn wäger keis Brösmeli. Als der Feuerſtein aufgepflanzt war, gingen die Kameraden an's Laden, das wollte er lange nicht zugeben. Das ſei lange frühe genug, wenn es müßte geſchoſſen ſein; ſo ein Schuß im G'wehr trage nichts ab, und könnte von ſelbſten losgehen und Alle erſchrecken, ja ſogar treffen, ſo ſagte er.

Unſere Soldaten wurden wieder luſtig, als man das Schießen immer dumpfer hörte, ja als Fuhrleute, welche Verwundete brachten, erzählten, wie die Franzoſen davonliefen, daß man ihnen auf Roſſen nicht nach möchte und wie man ſie von Bäumen herunterſchieße, dutzendweiſe, als wären ſie Eichhörnchen oder Herrenvögel. Es mußte dem Weber, gäb' wie er zappelte, geladen ſein und zwar ſcharf, wie ſie ſagten. Er ſolle nur ſachte machen, denn wenn das losgehe, tödte es Alle, die es treffe, darauf könne er zählen, brichteten ſie ihn. Der arme Kerl kriegte neue Angſt, denn er hatte ſein Lebtag nie geſchoſſen, war ſein Lebtag nie mit einem Gewehr umgegangen. Man hätte ſehen ſollen, mit welchem Beben er es in die Hände nahm, mit welchem Reſpekt er es weit vom Leibe hielt und wie leiſe er es fernhin in eine Ecke ſtellte. Man begann Appetit zu bekommen, man nahm die Vorräthe zur Hand, man ließ welche holen, man theilte freigebig mit. Der Weber, den ſeine Frau eben nicht überflüſſig verſehen hatte, und der bei Eſſen und Trinken, beſonders wenn es nichts koſtete, dem Tapferſten nicht nachſtand, griff rüſtig zu, genirte ſich im Mindeſten nicht. Man war recht munter und als man am beſten d'ran war, machte die Schildwache die Thüre auf und rief ängſtlich, ſie ſollten kommen und horchen. Wohl die kamen unb'ſinnt, hörten „Pung, Pung," aber nicht gegen Weſten, Neuenegg zu, ſondern ganz umgekehrt, gegen Norden.

Von Fraubrunnen her oder noch viel näher ſchoß es. Klein und grob donnerte es von dorther und in der Stadt hörte man ein groß Getümmel, als ob die Leute die Köpfe verloren hätten und Jeder ſeinen wieder ſuche, rannten ſie durcheinander. Von unten herauf kämen die Franzoſen, Alles ſei verloren, Alles todt und ganz kaput, ſchrie es durcheinander. Es war ein Jammer ganz entſetzlich. Die Einen ſchrien, man ſolle ſich wehren bis auf den letzten Blutstropfen, es werde doch das Kind im Mutterleibe nicht geſchont und ſchöner ſei es, einen ehrlichen Soldatentod zu ſterben, als ſich metzgen zu laſſen, wie ein Kalb. Andere ſchrien, man ſolle um's Himmelswillen capituliren, die Stadt übergeben, ſonſt würde ſie an allen vier Ecken angezündet und Alles verbrannt mit Mann und Maus. Ein altes Stelzbein wollte, daß Sturm geſchlagen, mit ſämmtlicher bewaffneter Mannſchaft ein Ausfall gemacht werde. Die Flüchtlinge ſchlöſſen ſich an, es ginge, wie obenaus, im Nu wären die Franzoſen wieder in Fraubrunnen. Aber das war die Stimme eines Predigers in der Wüſte. Die Ohren, welche ſeine Stimme gehört hätten, die waren nicht mehr da, die waren bei Neuenegg. Ja, auf der Zeughauswache meinte ein G'hausmannli, entweder ſei das ein Narr oder ein Verräther, jedenfalls würde es nichts ſchaden, wenn man ihn einſtweilen hintern thäte. Da die Wache eigentlich nicht zu aktivem Dienſte beordert war, ſo fand auch dieſe Stimme nicht Gehör. Man könne nicht wiſſen, was komme, muthwillig was anfangen, wäre dumm, es ſei frühe genug, auszurücken, wenn Befehl käme, daß es ſein müſſe. Wenn der Brülli Anhang finde, ſo könne es Krieg geben in der Stadt ſelbſt; darum ſei es beſſer, man laſſe das einſtweilen machen und blaſe nicht d'rein. Die Herren würden doch wohl ſo witzig ſein, die Stadt zu übergeben zu rechter Zeit, hieß es. Gottlob ſeien die Hitzköpfe fort und die Weiſen daheim geblieben. Da ging's dem Zeughauſe gegenüber „Pung, Pung." Dort jenſeits der Aare, auf dem Breitfeld, ſtund eine berniſche Batterie, die zu feuern begann, ſobald die Franzoſen am jenſeitigen Ende des Feldes ſich bemerkbar machten. Dieſe antworteten, plötzlich war der Krieg vor der Stadt, das Zeughaus ungedeckt dem feindlichen Feuer ausgeſetzt. Mein Gott, was da für eine Angſt über die Manne im Zeughauſe kam und wie die Geſichter bleich wurden! Ein kleiner Student mit einer Patrontaſche, die ihm bis an die Waden, welche etwas quer an den Beinen placirt waren, hing, ſchrie, es ſei den Franzoſen verrathen worden, daß hier das Zeughaus ſei! Gewiß wollten ſie es in die Luft ſchießen, man mache es ſo im Kriege, da ſeien ſie Alle verloren. Und manchmal, ſagte Einer, der einen Spaß ſelten unterdrücken konnte, ſprenge man ſich ſelbſten in die Luft, ſo wüßte man am geſchwindeſten, woran man ſei, erſchrecke dazu noch den Feind und komme ung'ſinnet zu großem Ruhme, woran man ſonſt nie hätte denken dürfen. Wohl der hatte Zeit zu ſchweigen, wenn der Heldenmuth der erſchrockenen Helden ſich nicht über ſeinem Haupte entladen ſollte! Denn ſie nahmen den Spaß für Ernſt und entſetzten ſich billig über ſolch' vermeſſene Rede. Aber jetzt was machen, ſich in die Luft ſchießen laſſen? Davonlaufen, wäre das Kürzeſte geweſen. Aber daran dachten ſie nicht, es fiel ihnen gar nicht ein. Es lag ihnen noch ſo ein altberneriſcher Gehorſam in den Gliedern, daß ſie nichts anders wußten, als einſtweilen da zu ſtehen, wo ſie ſtunden und wenn ihnen Einer dazu gerathen hätte, davon zu laufen, ſo würden ſie geantwortet haben: Was würden unſere gnädigen Herren ſagen, wenn wir da fortliefen? Wohl die würden uns! Man muß bei dieſer Sprache aber nicht vergeſſen, daß es ſchittere G'hausmannleni und die zähmern Studenten waren, welche das Zeughaus hüteten und denen ein heiliger Reſpekt tief in den Gliedern ſaß. Man ſprach davon, Einen über die Aare, welche etwas weiter unten, gegen das Rathhaus zu, ſehr ſeicht war, zu der Batterie zu ſchicken und den Kanonieren ſagen zu laſſen, ſie ſollten mit dem lümmelhaften Schießen aufhören, ob ſie nicht daran dächten, daß hinter ihnen das Zeughaus ſei, welches in die Luft fliegen könnte, wenn es eine Kugel treffen thäte. Man ſchlug dazu den Weber vor, dem die Aare am beſten bekannt ſei und dem es am meiſten daran gelegen ſein ſolle, indem er da drüben wohne, und wenn man mit dem gefährlichen Schießen die Franzoſen hieher locke, ſo könne er zuſehen, wie es ſeiner Frau und ſeinen Kindern erginge, lebendig ſehe er ſie nimmer wieder, Alles Lebendige verhacketen die Franzoſen, als wär's Kraut und Rüben. Aber unſer Weberlein wollte nichts davon hören, es that wüſt, wir müſſen es ſagen. Und er gehe nicht, erklärte er; in ſolchen Zeiten müſſe Jeder zu ſich ſelbſten ſehen. Um ſeine Frau mache es ihm nicht Angſt, das ſei Eine, die ſich zu helfen wiſſe, er möchte einem Jeden von ihnen eine ſolche gönnen. Er möge das Waſſer nicht ertragen, er habe es gar auf der Bruſt. Wenn er durch die kalte Aare müßte, auch wenn das Waſſer ihm nur bis an die Knie ginge, ſo nähme es ihn, er erlebte den Sommer nicht mehr. Es ſolle ein Anderer gehen, um den es weniger ſchade wäre, der keine Kinder hätte, wo es vielleicht Niemanden übel, aber Vielen wohl käme, wenn er dänne käm.

Weber ſind, wie geſagt, oft lützel in den Gliedern, aber mit dem Maul da ſind ſie zweg, ſie nehmen es ſogar mit den Schneidern auf und zwar mit Glanz.

„Pung, Pung,“ ging es draußen immer ſtrenger, die Gefahr ward dringlicher, der Streit heftiger. Die G'hausmannleut wollten einen Studenten ſenden, und nahmen die Parthie vom Weber, die Studenten waren in der Mehrzahl, es weiß kein Menſch, welchen Heldenkampf die Welt erlebt hätte, hätte nicht ein Weibel ſie darum gebracht. Ein ſolcher kam plötzlich mit ſtarkem Schnaufen dahergerannt und brachte die Nachricht, es ſei eine Kapitulation abgeſchloſſen worden, die Franzoſen wollten im Frieden einziehen, nicht plündern, Niemanden freſſen, weder gebraten noch ungebraten; bei Todesſtrafe ſei von nun an jeder Schuß verboten; wer ſchieße, der müſſe auf der Stelle erſchoſſen werden, ohne Erbarmen.

Da war die Freude groß und der Streit zu Ende. Alſo Friede war's, und mit dem Leben kamen Alle davon, und gerne blieb man auf dem Poſten, wie es ſtreng befohlen ward, bis man abgelöst wurde. Nun waren die Herzen leicht geworden und damit man ja ganz ſicher ſei, daß kein Unglück geſchehe und auch daß die Franzoſen ſehen könnten, daß man gute Freunde ſei und ihnen eigentlich gar nichts Leides hätte thun wollen, alſo auch nicht im Mindeſten riskire, kriegsgefangen zu werden, wurde man räthig, aus allen Gewehren die Schüſſe zu ziehen. Das werde den beſten Eindruck machen, meinte man. Mit Eifer ging man allſeitig an's Schüſſeausziehen, aber es war leichter geſagt als gethan. Bei den Meiſten war es das erſte Mal, daß ſie es verſuchten; und Schüſſe ausziehen hat eine Naſe, faſt wie das Zahnausziehen, das kann auch nicht Jeder, und wenn die Flinten hätten Laut geben können, wie die, denen man Zähne auszieht, es hätte ein ſchrecklich Gebrüll abgeſetzt. Plötzlich kracht ein Schuß, hoch auf fahren Alle, leichenblaß ſteht unſer Weber neben ſeinem rauchenden Gewehr, das am Boden liegt. Er hatte gebohrt an ihm, hatte gezerrt an ihm, wollte es auf eine ſteinerne Platte ſtellen, um noch beſſer zu zerren und zu bohren, da fiel es ihm aus den müden Händen und ging los, denn es war ein alt wunderlich Schloß an ihm, vom Großvater ſelig; wenn es abgehen ſollte, ging's nicht, und wenn es nicht abgehen ſollte, ſo ging's. Wie ein elektriſcher Schlag war mit dem Schuß der Gedanke in Alle gefahren: Herr Jeſes, jetzt muß doch noch Einer erſchoſſen ſein und das Leben verlieren, und noch dazu müſſen wir es machen, denn es hieß ja, wer ſchieße, müſſe auf der Stelle erſchoſſen werden. Darum war der Jammer groß und Alle umringten den Weber und ſchrien: warum machſt uns das an, warum ließeſt das Gewehr fallen, warum biſt nicht gegangen, wo man dich ſchicken wollte; jetzt haſt's! Nit, nit, ſagten die Gutmüthigen, es iſt jetzt nicht Zeit zu Vorwürfen, der arme Teufel iſt geſtraft genug und wir damit, wir müſſen das Urtheil vollziehen; es iſt jetzt darum zu thun, wo und wer es machen ſoll von uns: wir werden looſen müſſen und am beſten wird es ſein, man vollziehe das Urtheil im Zeughaushof. Einer muß mit ihm beten, ein Theolog, bis Alles fertig iſt, und wenn er was will z'Trinken oder z'Eſſe, ſo muß man es ihm geben. Reich doch Einer Waſſer und Wein, es wird ihm, glaub', übel, er iſt ja weiß wie der Tod, das arme Mannli, und war ja faſt entronnen geweſen.

Es war auch Urſache genug zum Uebelwerden, ſo mir nichts, dir nichts erſchoſſen zu werden, und nachdem man geglaubt, jetzt ſei Alles gewonnen. Das arme Mannli hatte keine Sprache mehr, es ſchlotterte, es wimmerte, es rang die Hände, mit Abſcheu wies es Eſſen und Trinken ab; es drehte die Augen um und um, wahrſcheinlich nach dem Theologen. Es wurden Anſtalten gemacht zum Looſen. Da ſchrie und weinte das Mannli gar bitterlich, und Einer um den

Andern ſprach: und treff's mich oder treff's mich nicht, auf den armen Teufel ſchieße ich nicht, ſchieß meinethalben, wer will. Ha, ſo laßt ihn laufen, was fragen doch die Franzoſen darnach, ſagte der, dem luſtige und ernſte Worte entrannen ung'ſinnet. Und wie ein elektriſcher Funken fuhr es wieder durch Alle: ja, laßt ihn laufen, und: lauf, lauf, rief's wie aus einem Munde. Und das arme Mannli wollte, bleich wie der Tod, davonſtürzen, aber Einer, der den einen Arm in der Binde trug und erſt gekommen war, hielt ihn und ſagte: Nit, ſo kömmſt du nicht zehn Schritte weit. Zieh' erſt den Athem recht, trink' das Glas Wein aus, dann geh' in Gottes Namen, es wird nicht halb ſo preſſiren. Dieſe Kaltblütigkeit gab Aergerniß; es ertönte wiederum wie ein Lauffeuer: lauf, Weber, lauf, und der arme Kerl lief, lief ſpornſtracks durch die Aare, und nach langen Jahren erzählte er, wie er hätte erſchoſſen werden ſollen, wie er ſich gerettet, wie er durch die Aare geſchwommen und wie es ihm davon auf die Bruſt gekommen.

Als der gute Leinweber aus dem Geſichte war, wandte ſich der mit der Binde zu den Uebrigen: Ihr ſeid alleſammt donners Küh, und jetzt macht, daß ihr heim kommt, ſonſt will ich euch das Erſchießen eintränken, und dazu machte er Augen wie Pflugsräder. Und ſie ließen ſich das nicht zwei Mal ſagen, ſie liefen vielleicht heute noch, wenn ihre Beine nicht anderer Meinung geweſen wären, vergaßen im Schrecken zu fragen, ob er ein gnädiger Herr ſei; ſie liefen, ſie liefen vielleicht heute noch, wenn eben nicht Franzoſen ringsum geweſen wären. Die waren aber nicht halb ſo gefährlich, als man ſich vorſtellte. Einer von Lützelflüh wollte, trotz den Franzoſen, heimlaufen, gerieth bei'm Klöſterli unter einen Trupp Huſaren, die einen Wagen mit Geld aufgeſchlagen hatten. Nimm, Bauer, nimm, rief ein deutſcher Huſar ihm zu. Der nicht faul, griff zu und füllte alle

Taſchen. Mit dem Gedanken, jetzt wolle er des Vaters Heimweſen von Schulden erleichtern, ging er dummerweiſe auf der Straße fort. Oben am Berge lief er einer andern Truppe in die Hände. Die erleichterten ihn, und mit leeren Taſchen kam er heim.

Druck von Gebrüder Katz in Deſſau.

Jeremias Gotthelf's Schriften.

Die Armennoth. Zweite Auflage. 1851. 12½ Sgr.

Der Bauernſpiegel, oder **Lebensgeſchichte des Jeremias Gotthelf.** Dritte Auflage. 1851

Wohlfeile Ausgabe 20 Sgr.

Ausgabe mit 8 Zeichnungen von Fr. Waltbard 1 Thlr.

Dieſelbe in elegantem Einband 1 Thlr. 7½ Sgr.

Ausgabe auf Velinpapier mit 8 Zeichnungen in Tondruck 1 Thlr. 20 Sgr.

Dieſelben in Prachtband gebunden 2 Thlr.

Dursli, der Branntweinſäufer. Dritte Auflage. 1851. 10 Sgr.

Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen. Zweite durchgeſehene Auflage. 1851. 6 Sgr.

Der Geldstag, oder **die Wirthſchaft nach der neuen Mode.** 1846 1 Thlr.

Geld und Geiſt, oder **die Verſöhnung.** Drei Theile in einem Bande. Zweite Auflage. 1852. 1 Thlr. 15 Sgr.

Dieſelbe in Prachtband gebunden 2 Thlr

Bilder und Sagen aus der Schweiz. 3 Bändchen. Zweite Auflage 1 Thlr. 20 Sgr.

Hans Jacob und Heiri, oder **die beiden Seidenweber.** 1851. 10 Sgr

Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Docteren geht. 2 Theile. 1843. Jeder Theil 1 Thlr. 7½ Sgr. 2 Thlr 15 Sgr.

Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz. 1–4. Band. 1850/53. Jeder Theil 27½ Sgr.

Dieſelben in 4 eleganten Bänden. Jeder Theil 1 Thlr 5 Sgr.

Dieſelben auf Velinpapier 4 Theile. Jeder Theil 1 Thlr. 10 Sgr.

Dieſelben auf Velinpapier in 4 eleganten Pachteinbänden. Jeder Theil 1 Thlr. 17½ Sgr.

Der Knabe des Tell. Eine Geſchichte für die Jugend. Zweite Auflage. 1852 12½ Sgr.

Eines Schweizers Wort an den Schweizeriſchen Schützenverein. 1844. 8 Sgr.

Ein Sylveſtertraum. Dritte Auflage. 1851. Wohlfeile Ausgabe 10 Sgr.

Daſſelbe. **Miniaturausgabe,** mit Zeichnung von Sonderland, in Einband mit Goldſchnitt 27½ Sgr.

Uli, der Knecht. Ein Volksbuch. Zweite Auflage. 1850. Wohlfeile Ausgabe 15 Sgr.

Ausgabe mit 12 Zeichnungen von Th. Hoſemann 25 Sgr.

Dieſelbe in elegantem Einband 1 Thlr. 2½ Sgr.

Ausgabe auf Velinpapier 27½ Sgr.

Dieſelbe in elegantem Einband 1 Thlr. 5 Sgr.

Ausgabe auf Velinpapier mit 12 Zeichnungen in Tondruck 1 Thlr. 15 Sgr.

Dieſelbe in elegantem Prachtband 1 Thlr. 25 Sgr.

Uli, der Pächter. Ein Volksbuch (Zweiter Theil von: Uli, der Knecht.) Zweite Auflage. 1850. Wohlfeile Ausgabe 20 Sgr.

Ausgabe mit Zeichnungen von Th. Hoſemann 1 Thlr.

Dieſelbe in elegantem Einband 1 Thlr. 7½ Sgr.

Ausgabe auf Velinpap. m. Zeichnungen in Tondruck 1 Thlr. 20 Sgr.

Dieſelbe in elegantem Prachtband 2 Thlr.

Die Käſerei in der Vehfreude. Eine Geſchichte aus der Schweiz. 1850. 1 Thlr. 10 Sgr.

Daſſelbe in elegantem Einband 1 Thlr. 17½ Sgr.

Zeitgeiſt und Berner Geiſt. 2 Theile. 1851. 1 Thlr. 10 Sgr.

Hans Joggeli der Erbvetter und Harzer Hans, auch ein Erbvetter. Zwei Erzählungen. 1848. 10 Sgr.

Käthi, die Großmutter, oder der wahre Weg durch jede Noth. Eine Erzählung für das Volk. 2 Bändchen. 1847. 18 Sgr.

Leiden und Freuden eines Schulmeiſters. 4 Bdchn. 1848. 1 Thlr. 2 Sgr.

Die Waſſernoth im Emmenthal. 2. Auflage. 1852. 6 Sgr.

Dr. **Dorbach, der Wühler.** 2 Auflage. 7½ Sgr.

* * *

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erzählungen und Bilder

aus dem

Volksleben der Schweiz

von

Jeremias Gotthelf.

Fünfter Band.

Berlin, 1855.
Verlag von Julius Springer.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Inhalt
des fünſten Bandes.

Seite.
Aus Jeremias Gotthelf's Leben . . . . I—XXXVI
Die Frau Pfarrerin 1
Der Oberamtmann und der Amtsrichter 59
Der Beſuch 144
Der Mordio-Fuhrmann 183
Die drei Brüder 203
Hans Berner und ſeine Söhne 241

Aus

Jeremias Gotthelfs

Leben.

von

A. E. Fröhlich.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

YERISCHE
TAATS-
THEK
HEN

Aus

Jeremias Gotthelf's Leben.

Wer den Jeremias Gotthelf in ſeinem freundlichen Pfarrhauſe zu Lützelflüh im Emmenthal einmal beſucht hatte, der mußte wol wünſchen, öfter hinzukommen. Er fand da ein idylliſches Leben, wie es uns nur ſelten begegnet, ſchon deßwegen, weil Jeremias die Seele derſelben war, und die Jeremiaſſe auch in den Landpfarrhäuſern eben nicht häufige Erſcheinungen ſind, ja nicht in jedem Jahrhundert auch nur Einer ſeinesgleichen einem Volke geſchenkt wird.

Wie gern folgte man den wiederholten Einladungen in das liebliche Lützelflüh. Wie angenehm iſt ſchon der Weg, welcher dorthin ins Emmenthal hinein zu Kirchberg oder Burgdorf von der großen Poſtſtraße ablenkt und der wilden Emme nach hinaufführt. Gern wurde in Kirchberg der Poſtwagen verlaſſen; denn von dort in das nahe Burgdorf geht er gerade den herablugenden Schneebergen des Oberlandes entgegen. Glänzen ſie im blauen Himmel über die Tannenwälder oder die mit Weiden und Saaten prangenden Hügel, wird auch die mindere Anmuth einer Straße überſehen, welche uns ihnen näher bringt. Nun iſt aber der Weg von Kirchberg nach Burgdorf gar nicht unanmuthig, er iſt die längere Strecke ein Dammweg; der Damm wurde gegen die oft ſchrecklichen Ueberſchwemmungen der Emme aufgeworfen, und links und rechts mit Kirſchbäumen beſetzt. So wandelt ſichs im Schatten gemüthlich vorwärts; gern wendet man ſich ſtillſtehend wieder um gegen das nahe Kirchberg mit ſeinen von Wohlhabenheit zeugenden großen Bauernhäuſern und Landhöfen und ſeiner hübſchen Kirche und ihrem ſtattlichen Pfarrhauſe auf dem Hugel und gegen den den Norden begränzenden, hinter Solothurn aufſteigenden Weißenſtein; er wie der ganze nach Oſt und Weſt ſich ausdehnende Jura ſteht im blauen Duft und ſeine ſchönen Formen würden noch mehr geprieſen, wenn nicht ihnen gegenüber die Jungfrau erglänzte, das Ar-, Schreck- und Wetterhorn und ihre ſie umgebenden Vorberge und Firnen, die nun wieder noch mehr anziehen. Burgdorf mit ſeinen hohen und weißen Sandfelſen und dem alten Schloſſe einerſeits und der hohen Kirche auf dem Hügel anderſeits iſt nun ganz nahe und mit ſeinen Thürmen und Gibeln bildet es ſammt den weißen Kieſelſtrecken, den grünen Wellen und Gebüſchen der Emme einen maleriſchen Vordergrund zu dem im Hintergrund leuchtenden Schneegebirge. Dorthin und in das Emmenthal hinein iſt der Blick noch freier und weiter droben bei der Kirche oder auf dem Schloſſe. Wer nach Lützelflüh wollte und oben im Pfarrhaus noch den alten würdigen Pfarrer und Dichter Kuhn grüßte, dem wurden von dem muntern Greiſe auch herzliche Grüße mitgegeben an den mit ihm befreundeten Jeremias. Der Sänger ſo mancher im ganzen Volke und auch außer der Schweiz bekannten Volkslieder, der ſeinen Landsleuten und zwar vor Hebel im Volkstone vorgeſungen u. a.: „Der Ustig wott cho"; oder: „I de flüene iſt mis Läbe", dieſer Mann des Volkes war auch vor Vielen im Stande, Gotthelfs

Schriften und Geſinnung zu ſchätzen. Mit ihm wurde denn etwa auch über einen früheren Volksſchriftſteller geſprochen, über Peſtalozzi, welcher in den Jahren 1799 bis 1804 zu Burgdorf gelebt und ſeine Erziehungs-Anſtalt gerade der Kirche vorüber im Schloſſe hatte. Man konnte aber von Jeremias und Peſtalozzi nicht reden, ohne ihre Volksſchriften mit einander zu vergleichen. Wie's aber bei ſolchen Nebeneinander-Stellungen billig iſt, es wurden die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge eines Jeden anerkannt, und darin kam man überein, daß Beide vorzügliche Kenner des menſchlichen Herzens geweſen ſeien, Beide echte Volksfreunde, Beide gleich entſchiedene Feinde der Volks-Verführer und Volks-Verderber, daß Beider Herzen gebrannt, ihrem Volke zu helfen, es vor drohendem Verderben zu warnen und gegen eingeriſſenes Unheil ihm das einzige Heilmittel vorzuhalten. Beide kannte man perſönlich und man kam überein, wie ſchief und ungerecht beide ſeien beurtheilt worden von ſolchen, welchen ſie perſönlich gar nicht bekannt waren und deren Urtheil auch nicht aus genauerer Würdigung der Schriften Beider, ſondern nur aus Parteihaſſe floß. Es wurde nachgewieſen, wie hinwieder der edle Peſtalozzi noch viele Jahre nach ſeinem Tode von Leuten zu ihrer Partei wollte gerechnet werden, deren Treiben er während ſeines ganzen Lebens durch Wort und Schrift aufs entſchiedenſte verworfen hatte. Deſſen war man gewiß, daß wenn Peſtalozzi noch Jeremias Schriften hätte leſen können, er darüber eine große Freude würde gehabt haben, daß er beim Vorleſen nach ſeiner Weiſe ſich öfter von ſeinem Stuhle würde erhoben, raſch durchs Zimmer bewegt und mit Gedanken-Blitzen ſeine Beiſtimmung würde haben leuchten laſſen. Er würde auch mit Jeremias Büchern eine Ausnahme gemacht und ſie nicht bei Seite gelegt haben, wie faſt alle anderen, da er in den letzten Jahrzehnten ſeines Lebens, wie er öfter ſagte, faſt keine Bücher mehr geleſen hatte.

So mit Kuhns Grüßen nach Lützelflüh, mit Erinnerungen an den edeln Peſtalozzi wurde der Weg von Burgdorf ins Emmenthal hinein fortgeſetzt. Er bietet des Maleriſchen eine Menge; er führt durch fruchtbares, wohlangebautes Land an der Emme hin zwiſchen zwei höhern und niedern, mit Wald und Wieſen begrünten Hügelreihen, neben breiten Bauernhöfen und kleinern aber ſchmucken Wohnungen und Hütten und größeren Dörfern vorbei; links und rechts ſieht man ſchon in die ſo genannten Gräben hinein, von denen in Jeremias Schriften ſo oft die Rede iſt; es ſind Nebenthälchen voll des üppigſten Grüns der Matten und Obſtgärten, in deren Mitte der ſtille Bauernhof ſteht im Schatten alter Bäume, wo die Fülle eines friſchen Brunnens rauſcht und ein die Wieſen wäſſerndes Bächlein vorüberrinnt. Andere Bauernhöfe ſchauen von den Höhen der Hügel herunter, aus Wald, Wieſen oder Kornfeldern heraus. In der Nähe gefällt etwa ein einſames beſonders ſchmuck gehaltenes Haus oder Häuschen, dran und drum iſt Alles Reinlichkeit; im Garten prangen Blumen; Nelken und Geranien ſtehen auf dem Geländer der die Wohnung umgebenden Laube. Oder eine kleine und gar arm ausſehende Hütte iſt köſtlich umgeben von Baum, Quell und Fels und ſteht auf einem lieblichen Fleck, der das Thal überſieht in die Emme hinunter und in die Schneeberge hinauf; im heitern Stübchen ſpinnt die „Großmutter“, vor der Schwelle ſpielt der kleine Enkel im Sonnenſchein. Eine andere Hütte halb dachlos mit zerbrochenen Scheiben in den kleinen trüben Fenſtern zeugt von der tiefſten Armuth und Verkommenheit; die zerlumpten Eltern und Kinder, die ſie bewohnen, ſind uns auch bekannt. Ihre Voreltern haben vielleicht einmal in einem der einladenden Bauernhäuſer in der Höhe oder im Thale glücklich gewohnt, aber die Kindeskinder ſind in den Verſuchungen einer leichtfertigen Zeit durch eigene und vieler Anderer Schuld in die unterſte Noth verſunken. So ſehen wir uns nun auch nach den Bewohnern dieſes Thales um. Wäre es gerade Jahrmarkt im nahen Burgdorf, würden uns wol Leute begegnen, die uns ſchon wie Bekannte vorkämen, wohlhäbige, ſtattliche und freundliche Bauern und Bäuerinnen, die meiſten auf Wägelchen von ſtarken und glänzenden Roſſen gezogen, an der Seite der Eltern auch eine der ſchmucken Töchter, nebenbei reitend oder fette Ochſen auf den Markt führend die kecken Söhne. Dann das andere Volk: Mittelbauern, Lehnleute, die Ausgaben und den allfälligen Gewinn des Tages zum voraus genau berechnend, andere leichtſinnig nur dem Vergnügen nachgebend, wieder Andere nicht mehr in der Landestracht und hoch daher fahrend und vorüberſprengend. Aber es iſt nicht Jahrmarkt; um ſo ſorgfältiger wird an die Häuſer hinaufgeſchaut und in die Thüren und Fenſter, ob wir etwa Männer oder Frauen, Knaben oder Töchter ſehen, von denen uns Jeremias erzählt. Allein die meiſten Leute ſind an ihrer Landarbeit; auf der Straße begegnen uns nur gewöhnliche Erſcheinungen; die von der Thüre ausſchauenden Wirthe ſind faſt Eines Schlages; nur hin und wieder ſehen wir auf einer Laube oder in einem Garten eine Frau oder Tochter von feinerem Antlitz und Weſen, am Wege oder eine Strecke mit uns gehend etwa auch einen friſchen Buben, der uns freundlich und verſtändig antwortet. So ſind wir durch die Dörfer Oberburg und Hasli und nach Holdbach gekommen, vorüber Lützelflüh. Dieſes liegt etwas erhöht über der Emme, die nur noch von demſelben trennt. Aus den hohen und breiten Nußbäumen ſchaut die Kirche herüber, hinter derſelben das Pfarrhaus und weiter rückwärts die grünen Hügel. Der Schatten der über die Emme führenden alten und ſchmalen hölzernen, überdachten Brücke, das Landſchaftliche ihrer Umgebung, der Blick in die nun klare Emme hinunter und auf ihr reiches und ſaftiges Buſchwerk und durch ihr Thal hinab und hinan in das ſonnige und blühende Land: ſolches lud zum Verweilen ein. Ein älterer Bauer ſetzte ſich gleichfalls hier an den Schatten und ſtopfte ſich ein Pfeifchen. Da hörte ſich alſobald die aus Jeremias Schriften bekannte Sprache. Der Bauer fing ſelbſt an, von ihm zu reden. Wir werden wol auch zu ihm wollen. Es kommen viele Fremde zu ihm aus weiten Ländern her. Ja er ſei ein gar ſtudirter Herr; aber auch freundlich gegen Jedermann. Er ſehe auch viel in ſeiner Kirchgemeine ſelbſt nach, beſonders in den Schulen. Er rede mit Jedem, der ihm begegne, er ſtehe bei denen, die vor dem Hauſe oder im Felde arbeiten ſtill und könne mit ihnen über alle ihre Geſchäfte ſchwatzen. Der Herr verſtehe Alles auf dem Lande und im Garten. Manchmal ſei er aber auch gerne allein und ungeſtört; da gehe er hieunten an der Emme auf den ſchmalen Wegen im Schatten der Bäume und Büſche hin und her und ſei dann gar in Gedanken. Freilich ſei da unten die Emme nicht immer ſo lauter, ſtill und friedlich; ſie ſtürme oft wild und wüſt daher und trete über die Dämme und verderbe dann rechts und links viel Pflanzland; da ſeien dann auch die luſtigen Weglein hieunten alle überſchwemmt; aber der Schaden, den dann das ſchreckliche wilde Waſſer ſchon öfter ſo angerichtet, der gehe jedes Mal ihrem Herrn Pfarrer ſehr zu Herzen und er ſei ſchon mit naſſen Augen da geſtanden, wenn die Wellen immer höher geſtiegen ſeien und wenn ſie das ganze Thal herunter gedonnert und getoſt haben und Niemand habe helfen können, und Alles, was der Arme für den Winter gepflanzt, ſei weggeſchwemmt oder verderbt worden. Aber eben ſo freudig wieder ſei der Pfarrer, wenns überall von vielem und gutem Heu dufte; wenn die großen Heufuder, die hohen Wagen mit Garben oder andern Feldfrüchten eingeführt werden, da ſtehe er am Wege ſo vergnügt, wie wenn das Alles in ſeine Scheune eingeführt würde. Er ſitze auch etwa bei ſeinen Gemeindegenoſſen auf der Bank vor dem Haus oder im Garten ab und ſchwatze eins mit ihnen; er wiſſe gar wohl, wie es mit Jedem ſtehe und wo etwa einen der Schuh drücke. So verweile er auch im Winter bei ihnen in der warmen Stube und höre beſonders gern den Großvater oder die Großmutter etwas erzählen.

Während ſo der Bauer ſeine Freude über ihren Pfarrer ausſprach und ſeine eigene Anhänglichkeit an ihn, wurde die Landſchaft gezeichnet links oberhalb der Emme die Halde mit ihren Bäumen und dem Kirchthürmchen, dem Giebel des Pfarrhauſes, in der Mitte des Bildes das etwas breite und wilde zum Theil eingedämmte Rinnſal der Emme, weiter an ihr hinauf einige ſtattliche Häuſer in Wieſe, Wald und Feld und die über Hügel hereinragenden beſchneiten Gebirgsſtöcke, rechts jenſeits der Emme die waldigen Höhen.

Als wir dann den Hügel hinangeſtiegen waren zur Kirche, fanden wir auch hier uns an einer von Jeremias öfter und mit Liebe beſchriebenen Stelle und es wurde auch hier etwas verweilt. Es zeigte ſich nirgends Jemand. Der Kirchhof iſt auch hier wie an den meiſten Orten dieſer Gegend der Begräbnißplatz, hier aber ungemein reinlich gehalten; die alten Gräber alle deckt Ein friſcher Raſen und zeigt nicht mehr die einzelnen Grüfte; und Leute, die nach denſelben ſuchen würden, ſind nicht mehr da. So tritt nur der Menſchen Geſammtloos vor die Seele: die vorige Zeit, Geſchlechter neben Geſchlechtern, aneinander liegt alles namenlos unter der Einen grünenden Decke, die den ſchwarzen Grund verhüllt und in der Farbe der Hoffnung glänzt und in Thautropfen das Sonnenlicht wiederſpiegelt. Ein leiſer Morgenwind bewegt die zarten Halmen. Es waltet wie ſonſt über keinem Raſen heilige Stille. Nur auf einigen friſchen Gräbern blühen Blumen; bald wird die grüne Decke auch über ſie ſich legen.

Die Thüre am Haupteingange der Kirche gegen Weſten war offen, wir traten hinein; die Kirche iſt von mittlerer Größe, durchaus ſchmucklos wie alle Kirchen der reformirten

Schweiz; nur eine Orgel ſteht auf der Bühne oberhalb des Haupteinganges; zwei oder drei Scheiben mit Glasgemälden, alte Familien-Wappen, leuchten in den Fenſtern; vor dem länglich ſich abrundenden mit Spitzbogen-Fenſtern hell erleuchteten, auf zwei Stufen ſich erhebenden Chore ſteht der Taufſtein, umgeben von den Stühlen der Chor-Richter und Gemeinderäthe und anderer Vorſteher, deren Ehrenämter und Titel an den Rückwänden zu leſen ſind. Vor den Stufen des Chores ſteht der Abendmahltiſch, rechts vom Chore die ſchlichte Kanzel. Die Kirche iſt überall reinlich gehalten. Der Blick durch die hellen Fenſter in den blauen Himmel und an die grünen Bäume iſt erquicklicher, als wenn er auf allerlei vergoldete Schnörkeleien oder auf mittelmäßige Gemälde fiele. Wir hätten nun gerne die Gemeinde zahlreich verſammelt geſehen, Pſalmen ſingen und dann unſern Jeremias predigen hören. Vielleicht, dachten wir, erfüllt uns unſer bisheriges Reiſeglück auch dieſen Wunſch.

Wie wir gegen das Pfarrhaus kamen, hatte uns Jeremias mit ſeinem fernſichtigen Auge ſchon erblickt und erkannt. Freundlicher und freudiger kann kein Empfang ſein, als ſein: „Das iſt brav!“ und „Gott grüß euch!“

Sein großes, ſchönes und kräftiges Auge leuchtet wirklich von Freude und ſeine Stimme iſt die Herzlichkeit ſelber. So iſt auch der Gruß und Ton der Seinigen ein wirkliches „Willkommen!“ Und er bemerkt alſobald: er habe ſo eben wieder eine größere Arbeit zu Ende gebracht; außerordentliche Geſchäfte ſeien in den nächſten Tagen nicht abzuthun und erwünſchter könnte ihm jetzt nichts ſein, als ſich mit Freunden eine Erholung zu gönnen. Sogleich wurden auch einige Ausflüge vorgeſchlagen. Sie wären der Kurzweil wegen nicht nöthig geweſen, denn in ſeinem und der Seinigen Umgang war es dem Gaſte ſo außerordentlich wohl und traut, daß, ehe man ſich's verſah, Stunden vorüber waren wie Augenblicke. Es mußte gemahnt werden: wenn man den ſchönen Nachmittag noch genießen wolle, ſo ſei aufzubrechen; die Chaiſe ſtehe bereit. Er ſelber nahm das Leitſeil zu Handen und zeigte auch in deſſen Führung alſobald Gewandtheit und Sicherheit. Wie vergnüglich war an ſeiner Seite die Fahrt tiefer ins Emmenthal hinein. Ueber Land und Leute wußte er, man kann ſagen, faſt Alles, Vieles über die einzelnen Häuſer und Hütten und ihre Bewohner, über ihren Landbau, Gewerb und Handel. Er kannte Jedermann, wurde von Jedem freundlich gegrüßt und grüßte hinwieder oft mit Namen. Dazu ſein feines Aug und ſein lebhaftes Gefühl für die Schönheit der Landſchaft im Ganzen und Einzelnſten. Zeichnete er auch nicht mit dem Stift und hat er, ſo viel bekannt, niemals eine größere oder kleinere Landſchaft mit Pinſel und Farben zu malen verſucht, ſo zeichnete er doch vortrefflich mit der Feder und wußte den Eindruck der Tags- und Jahreszeiten, der weiten Gegend oder des engen Plätzchens lebendigſt wiederzugeben. Und weil er voraus die Stimmung, in welchen ihn die landſchaftliche Umgebung verſetzt, ſucht auszudrücken, und das auch verſteht und in dieſem Ausdruck das landſchaftliche Bild als ein Ganzes auf Einmal darſtellt, ſo iſt er in ſeinen Naturſchilderungen glücklicher, als wenn er uns den einzelnen Theil, Baum, Fels, Quell und Berg noch ſo genau beſchriebe. Darüber wurde nun auch geſprochen; man kam überein: der Landſchaftsmaler ſtellt freilich jedes Einzelne dar ſo naturgetreu als möglich, aber er ſucht durch Zuſammenſtellung das Ganze hervorzubringen; nur durch dieſes hat ihm auch das Einzelne Leben, Bedeutung und Nothwendigkeit; der, welcher die Landſchaft beſchreibt und er kann es ja nur nacheinander und theilweiſe, aber nicht weiß in Darſtellung des Geſammt-Eindruckes ein Ganzes nicht ſo faſt vor das Auge als in die Seele zu bringen, der verſteht die Aufgabe auch des Landſchaftsmalers nicht und indem er ihm im Einzelnen nachahmet, ſieht er nicht, wie es Jenem um das Ganze zu thun iſt, welches der Maler und der Dichter, aber auf eigenem Wege und mit eigenen Mitteln zu ſuchen hat. Jeremias bemerkte, er ſei in jüngeren Jahren oft pirſchend durch Wald und Feld geſtreift, er habe Tage lang einſam, ſich doch nie vereinſamet gefühlt; ein Schauſpiel nach dem andern habe ſich ihm geboten, ſein Auge und ſein Sinn habe ſich auch für die einzelnen Schönheiten des Waldes und Feldes, Gebirgs und Himmels geſchärft; einzelne Augenblicke der Luſt oder des Schauers leben mit den friſcheſten Farben in ſeiner Seele fort; und ſo habe er oft erſt nach mehreren Jahrzehnten einzelne Scenen niedergeſchrieben und am ſchönſten Sommertag eine Winterlandſchaft ſchildern können, wie wenn ſein Pfarrhaus tief eingeſchneit wäre, und mitten im Winter wieder ein Heuen oder einen Erntetag, wie wenn ihm der Sommer aus ſeinem Garten und Thale in ſeine Fenſter duftete.

Wir waren ſo gegen das große Dorf Langnau gekommen. In der Nähe deſſelben links an einer ſonnigen Halde zeigte er auf ein ſtattliches Haus: in demſelben habe der berühmte Landarzt Micheli Schuppach von 1770 bis 1781 gewohnt. Es werde von ihm her jetzt noch Mancherlei im Volke erzählt, das ihn für einen Zauberer gehalten. So unter anderm: Es iſt ihm zu einer Zeit Mancherlei vom Hauſe weggeſtohlen worden und die Diebe hat er nicht entdecken können. Da klopft ein wandernder Handwerksgeſelle bei ihm an und bittet um einen Zehrpfennig. Micheli redet mit ihm, erkennt in ihm alſobald den Schalk und ſagt: ein Dienſt iſt des andern werth; ich werde Euch nicht ein gewöhnliches Almoſen geben, wenn Ihr mir in etwas gefällig ſein wollt. Der Handwerksgeſelle erklärte ſich bereitwillig. Micheli unterrichtete ihn. Als nun Tags darauf die Leute neben Micheli's Haus vorbei in die Kirche gingen, lief der Fremde jammernd und heulend ums Haus herum, wie wenn er einen Ausgang ſuchte, und keinen fände und ſchrie: „Helfet mir Leute! um Gottes Willen helfet mir!“ Sie fragten: „Was habt Ihr denn? was plagt und verfolgt Euch?“ Der Fremde antwortete: „Ich muß Euch's eben ſagen; ich habe an dieſem Hauſe, wo eine zinnerne Kanne auf der Bank zum Austrocknen hingeſtellt war, ſie im Vorübergehen wegnehmen wollen, da ich Niemand um den Weg ſah; aber jetzt kann ich nicht hinaus, ich bin von einem Feuer umgeben und wo immer ich vor oder hinter dem Haus auf die Straße hinaus und entlaufen will, da wallt mir eine unſichtbare Flammenhitze entgegen. Weh, o Weh, da ſchlägt mir wieder eine Gluth ins Geſicht, wie aus einem Backofen; ich muß umkommen vor Qual!“ Und ſo ſprang er wieder auf eine andere Seite und von dort wieder zurück. Die Leute gingen ängſtlich vorüber. Die ganze Kirchgemeine vernahm es. Da ſie wieder aus der Kirche kamen, fanden ſie den Fremden auf der Straße. Er ſagte: „Ich habe dem Manne in jenem Hauſe Alles bekannt, die zinnerne Kanne wieder zurück gegeben und ihn um Gottes Willen angefleht, er möchte mich doch aus dem Banne befreien und mir den Feuer-Hag öffnen.“ „Um Deiner Reue willen, ſagte er, ſolle es geſchehen und wenn Du mir verſprichſt, in Deinem ganzen Leben nicht mehr zu ſtehlen.“ Das verſprach ich denn auch, und ſo bin ich endlich losgekommen. „Wenn noch einer ſich ſo heranſchleicht, ſagte der Mann, als er mich losließ, der ſoll dann die Finger noch anders verbrennen.“ Er hat mir dann noch mit ſeiner Hand über mein Geſicht, Haar und meine Hände geſtrichen und da iſt mir denn die Gluth, von der ich ſo ſchrecklich gelitten und jede Spur davon ſogleich vergangen.“ „Ja, ja, ſagten die Leute nicht ohne Schauer, der Micheli iſt nicht nur ein Wunder-Doctor.“ Es ſei ihm auch von jener Zeit an gar Nichts mehr von ſeinem Hauſe weggeſtohlen worden.

Es wurde auch, fuhr Jeremias fort, nicht nur in Krankheit bei ihm Hülfe geſucht; ſondern ebenſo in jeglicher andern Noth und man glaubte, er habe gegen jeden Mangel und jedes Leiden ein Mittel oder einen Zauber. Und er half oft wirklich auf die merkwürdigſte Weiſe. So kam einſt eine rüſtige Frau zu ihm und klagte ihm ihr Unglück, wie ſie einen zank- und ſtreitſüchtigen Mann habe, wie er ſie mit giftigen Reden Tag und Nacht plage und ihr Woche aus und ein das ganze Jahr hindurch keine Ruhe laſſe. Sie möchte doch den Herrn Doktor gar ſehr gebeten haben, ihr etwas gegen dieſes Hauskreuz zu geben; er werde wol etwas dagegen wiſſen und haben. Micheli, welcher die redſelige Frau, die der Klagen über ihren Mann faſt kein Ende finden konnte, hatte ausreden laſſen, beſann ſich dann eine Weile und ſagte: „Es giebt freilich wider ein ſo großes Uebel, mit welchem Euer Mann behaftet iſt, ein Mittel; aber wenn es nicht genau gebraucht wird, wie es ſoll, ſo wird das Uebel noch viel größer.“ „O es ſoll nicht fehlen, ſagte die Frau, ich werde pünktlich thun, was Ihr verſchreibet.“ Da ging Micheli in ſein Nebenzimmer, wo ſeine Apotheke war, und brachte eine ziemlich große Flaſche mit Brunnenwaſſer, in welches er Tropfen irgend eines unſchädlichen Saftes gegoſſen hatte, und ſagte dann: „Sehet, Frau, ſo bald Euren Mann die Streit- und Tobſucht wieder anfällt, ſo nehmet Ihr von dieſem köſtlichen Mittel ein halbes Glas voll und behaltet es im Munde, ſo lange es Euch immer möglich iſt; je länger deſto beſſer; und je mehr Ihr Euch bezwinget, und es ja nicht weder verſchluckt noch ausſpeiet, ſo werdet Ihr ſehen, daß das Wüthen Eures Mannes abnimmt; und merket Ihr das und geht der Mann ſelbſt etwa auf die Seite; er wird wohl wiſſen warum; dann mögt Ihr das Waſſer ausſpeien, aber ſogleich wieder einen Mund voll nehmen, wenn das Uebel den Mann neuerdings anfällt.“ Die Frau kam nach einiger Zeit wieder zu Micheli und ſagte: „Das Mittel hat ſchon ziemlich geholfen, aber das Uebel doch noch nicht ganz und gar gehoben.“ „Nun ſo gebe ich Euch noch eine Flaſche, ſagte Micheli, und will das Zeug noch etwas ſchärfer machen. Könnt Ihr es Stunden, lang im Munde behalten, ſo muß das Uebel weichen.“ Die Frau verſprach nochmals, ihr Möglichſtes zu thun. Und wieder nach einiger Zeit kam ſie und rühmte: Das Uebel ſei bei ihrem Manne nicht mehr zurückgekehrt, ſeit ſie von der ſchärferen Flaſche eingenommen und das Zeug wirklich Stunden lang im Munde behalten.

So verſtändig ſonſt das Volk iſt, fuhr Jeremias fort, ſo ſchnell und richtig es über Vorliegendes urtheilt, ſo leicht iſt es doch in gewiſſen Dingen zu verführen. Es iſt gottesfürchtig; aber auch der Glauben an Hexen und an Zauberkünſte iſt noch vorhanden. So lebte in einem Orte einige Stunden unterhalb Burgdorf eine alte Frau, welche als Wahrſagerin großen Zulauf von fern und nah hatte. Zwei meiner Freunde ſchlugen einſt vor, wir wollten doch die Frau auch beſuchen und jeder ſolle ſie über einen eigenen Fall um Auskunft fragen. Es wurde verabredet, ihr verborgen zu halten, woher wir kommen und wer wir ſeien. Wir fuhren daher nicht in ihren Wohnort hinein, ſondern ließen unſern Wagen im nächſten Dorfe zurück und kamen zu Fuß nach ihrem Hauſe. Wir bemerkten, daß ſogleich nach dem Gaſthofe geſchickt wurde, wahrſcheinlich zu fragen, woher wir gekommen und wer wir ſeien. Sie empfing uns gar nicht verlegen, auch nicht mit gewöhnlichen Redensarten, ſondern mit ſehr verſtändigen Worten und als eine, die gewohnt war, mit Jedermann zu verkehren und viele Leute aus allen Ständen zu ſehen. Mit ihren erſten Fragen wollte ſie uns, aber freilich auf feine Weiſe, über unſere Perſon ausholen. Als ſie damit nicht zum Ziele kam, fragte ſie uns: Warum denn die Herren gekommen ſeien und womit ſie uns etwa dienen könne. Der eine von uns trug nun nach Abrede einen erdichteten Fall vor: Wie ihm ein koſtbarer Gegenſtand abhanden gekommen ſei und wie er nicht wiſſe, ob er ihn verloren oder ob er ihm geſtohlen worden ſey. Dem Zweiten war wirklich geſtohlen worden, der Dieb aber war noch nicht entdeckt; die Frau ſollte ihm nun auf die Entdeckung helfen. Ich, ſagte Jeremias, hatte mir einen verwickelten Erbſchaftsſtreit ausgedacht, ich bat ſie um Anleitung, wie derſelbe wol gewonnen werden könne. Nun fing das Weib an uns zu fragen nach allen Seiten mit einer merkwürdigen Umſicht und Feinheit. Meinen Fall mag ſie ſchon wie ich ihn vorlegte, als einen ſehr ſchwierigen erkannt haben, ſie fragte mich zwar auch und behielt durchaus den Schein, ſie wolle auch mein Räthſel löſen. Aber am meiſten beſchäftigte ſie ſogleich der zweite Fall, der wirkliche Diebſtahl. Sie kam durch ihre Fragen zu einer ſolchen Einſicht in das Hausweſen meines Freundes, daß ſie ihm am Ende mit Beſtimmtheit den Dieb nannte, wie er dann auch ſpäter zum Vorſchein kam. Dem erſten Freunde ſagte ſie, ſein koſtbarer Gegenſtand ſei nicht geſtohlen, er werde ſich wieder finden. Meinen Fall aber hatte ſie ſo geſchickt zwiſchen die zwei andern hineingeflochten, darüber auch ſo manches treffende Wort geſagt und mich ſelber in ihre Behandlung der zwei andern Fälle ſo hineingezogen, daß ich ihre Schlauheit beobachtend, faſt ſelber meinen eigenen Fall vergeſſen hätte. „Und ſo habe ich denn, ſagte ſie am Ende, den Herren gerathen, ſo gut eine unſtudirte Frau rathen kann." Womit wir denn ordentlich entlaſſen werden. Und wahrlich ich hätte es nicht über mich vermocht, das Weib, das ſeine Klugheit ſo trefflich erwieſen, mit wiederholtem Hervorſtellen meines Falles in Verlegenheit zu bringen. Sie hätte ja doch faſt mit Wahrheit ſagen können, ſie habe auch mir mehr als einen guten Rath ertheilt. Wir wunderten uns nun nicht mehr über den Zulauf, den das Weib hatte und wie ſie ſich bei den meiſten ſie um Rath fragenden im Rufe erhalten, ſie wiſſe Alles.

Unter ſolchen Erzählungen waren wir nach Langnau gekommen. Es iſt dieſes große Dorf der Hauptplatz des Käſehandels im Emmenthal. Ueber dieſen erzählte nun der Freund Mancherlei und ſchilderte uns das Treiben der Käufer und Verkäufer an einem großen Käſemarkte. Wir waren in einem der Gaſthöfe abgeſtiegen. Die ſtattliche Wirthin empfing den

Jeremias mit eben ſo viel Achtung als Freundlichkeit; und er erſchien mit dem Hauſe vertraut und auch hier mit den Verhältniſſen des Ortes durchaus bekannt. „Wie gehts denn mit Eurer Käſerei!“ fragte er im Laufe des Geſpräches die freundliche Wirthin. „Wir hatten ein großes Ungefäll, ſagte ſie, Ihr werdet eben auch davon gehört haben. Wir machten im Anfang des Sommers viele und gute Käſe, dann auf einmal wollte es nicht mehr Käſe geben. Wir meinten, der Käſer ſei Schuld, er ſei nicht reinlich; wir ſahen nach, wir unterſuchten ihn und ſeine Knechte, aber umſonſt, wir konnten nichts finden; es wurde Alles in der beſten Ordnung und mit der größten Reinlichkeit verrichtet, und doch wollte es nicht Käſe geben. Wir ſtellten einen zweiten, einen dritten Käſer an. Alles war vergeblich. Wir ſonderten nach einander die Milch jeder einzelnen Kuh ab und ſchütteten ſie nicht mit in den Keſſel; umſonſt, es wollte nicht käſen. Wir veränderten alles Geſchirr und brauchten ganz neues; ja als ob der Fehler etwa im Holz, in einer Fäulniß und im Schwamme derſelben ſtecken könnte, ließen wir Alles abbrechen, es half Alles nicht: Wir erhielten keine Käſe mehr.“ Und am Ende, ſagte Jeremias im Tone der Gutmüthigkeit, haben die Capuziner von Solothurn geholfen? Die Wirthin wurde ein wenig roth und ſagte: „Wir können jetzt einmal wieder käſen, Gott ſei Dank!“ und Jeremias äußerte darüber ſeine Freude und das Geſpräch wurde über andere Dinge fortgeſetzt, wie wenn der Capuziner gar nicht erwähnt worden wäre.

Auf dem Heimwege ſagte Jeremias: es werde auch uns aufgefallen ſein, wie die Wirthin, als er die Capuziner genannt habe, etwas roth geworden ſei und über dieſelben keinen Beſcheid habe geben wollen. Damit ſei eben ſeine Vermuthung beſtätigt. Dieſe ſchlauen Patres werden berathen und heimlich beſchickt noch öfters, als man nur wiſſe. Selber unter den durch ſcharfen und ſchnellen Verſtand ausgezeichneten Oberländern, fuhr Jeremias fort, herrſcht mannigfacher Aberglauden. So erzählte mir ein Freund der dort Pfarrer war und der ein beſonderer Liebhaber und Kenner der Botanik iſt, und im Sommer etwa einen Ausflug in die Walliſer Berge machte, deſſen Pfarrgenoſſen hätten ihn wenigſtens für einen halben Zauberer gehalten, der nicht umſonſt in den Bergen den Kräutern nachgehe; und nach Wallis hinüber reiſe er öfter, nur um die Kapuziner in Sitten zu beſuchen und von ihnen zu lernen. So werden von jenen Oberländern auch gewiſſe Plätze und Päſſe für unheimlich gehalten, und da, wo die Landſtraße durch eine Felſenſchlucht führe, haben ſich öfter die ſtärkſten Männer hart an die Seite ihres Pfarrers gemacht, ſo lange es durch die Schlucht gegangen, als ob die böſe Macht, die man hier fürchtete, über den Pfarrer nichts vermöchte und er auch ſeiner nächſten Umgebung Schutz geben könnte. Auch hier im Emmenthal, ſagte Jeremias, wird oft auf Kreiſe im bethauten Graſe hingewieſen und man ſagt: hier haben dieſe Nacht wieder die Geiſter getanzt, die Zwerge, die Bergmännchen und Bergfräulein. Es wird auch an ein Geſpenſt geglaubt, welches Nachts die Thiere im Stall beunruhigt, die Mähnen nebeneinander ſtehender Pferde verwickelt oder auf eben ſo unbegreifliche Weiſe ihre Halftern oder die Stricke der an die Krippe gebundenen Kühe und Ochſen. Was ſoll man aber ſagen? Es kommen in der That im Leben überhaupt und zumal auch in dem des Landmanns Erſcheinungen vor, welche noch kein Naturforſcher erklärt hat. Der Landmann lebt weniger oberflächlich und zerſtreut als der Städter; er ſteht mitten in dem geheimnißvollen Walten der Schöpfung; ſein Glaube an Gott iſt bei ihm tiefer, er legt ſeine Ausſaat und Arbeit in Gottes Hand; aber mit dieſem Glauben iſt auch der verbunden an das Walten finſterer Mächte. Als einſt ein junger Vicar wider die Furcht von Geſpenſtern predigte und das Daſein dieſer leugnete, war der älteſte ſeiner Gemeindevorſteher darüber ungehalten; er fühlte ſich in ſeinem Glauben angegriffen und ſagte: „Es iſt dem nicht ſo, wie Ihr gepredigt habt, Herr Vicar; Ihr ſeid noch jung, und habt noch nicht Alles erfahren: es iſt noch Vieles in Nacht und Wald, das ſich kündet, das wir zwar nicht begreifen, aber deßwegen es nicht wegläugnen, wie etwa die Gelehrten thun. Und es haben ſelber des Herrn Jünger an Geſpenſter geglaubt und haben ſich, als ihr Meiſter auf dem Meere gewandelt, gefürchtet und geſchrieen: es iſt ein Geſpenſt. Und der Herr hat ſie nicht deßwegen getadelt! Der Vicar war etwas betroffen und antwortete: „Der Herr ſagte doch: ein Geiſt hat nicht Fleiſch und Bein.“ Das iſt wohl wahr, erwiederte der Vorſteher, aber der Apoſtel redet doch auch von einem natürlichen und einem geiſtlichen Leib. Sind nicht Moſes und Elias und ſind nicht Engel dem Herrn erſchienen? Und nur die Sadducäer ſagen: es ſei weder Engel noch Geiſt. Der Vicar merkte ſich die Lection und achtete fortan auf den Glauben, wie er in den Gemüthern ſeiner Leute lebt, mehr, denn wie er in den Büchern gelehrt wird, und ſah, wie das Volk in unzähligen Gebräuchen und Gewohnheiten zeigt, es glaube an einen unbegreiflichen und geheimnißvollen Zuſammenhang aller Dinge; und daß Manches hierin könne geläutert und zum Beſſern gewendet werden, und wie anderes bereits offenbarer und rührender Ausdruck der Gottesfurcht iſt.

Unter ſolchen Geſprächen fuhren wir nach Lützelflüh zurück im Scheine des herrlichſten Abendrothes, welches das Thal mit neuen Reizen ſchmückte, die einzelnen Theile der Landſchaft noch maleriſcher hervorhob. Jeremias bemerkte, wie weit die einzelnen Feldarbeiten durch das Tagwerk gefördert worden ſeien; er wies auf die Feldfrüchte hin, die beſonders ſchön gediehen, auf geſunde Kartoffeln, auf hohen und dichten Flachs und Hanf, und hatte ſeine Freude daran. Wir ſelbſt bemerkten uns genauer die ſtattlichen Bauernhäuſer und ihre Umgebungen beſonders auch den Speicher und den Anbau mit ſeinem heimeligen Stübchen, das in Jeremias Erzählungen öfter beſchrieben iſt. Wie freudig wurde dann Jeremias von den Seinigen begrüßt! Es gab noch, da es dunkel geworden war, ein heimeliges Stündchen im Kreiſe der traulichen Familie. Es wurde Muſik gemacht, Klavier geſpielt und geſungen. Jeremias, der ſelber nicht ſang, hörte mit Vergnügen zu und ging ſinnend auf und ab; ihm ſchienen Volkslieder und Gedichte von Kuhn, Wyß und Hebel beſonders zuzuſagen; überaus gefiel ihm Schenkendorfs Andreas Hofer. Bis es ſpät geworden, blieb dann noch das Geſpräch belebt, und man hatte Urſache für einen ſchönen Tag zu danken.

Es war Abrede genommen, daß man gegenſeitig in den erſten Morgenſtunden arbeiten wolle. Um das Pfarrhaus herum ſind mehrere liebliche Plätzchen, wo man nicht nur ungeſtört iſt, ſondern idylliſch geſtimmt. Ländlicher Friede waltet ringsum und man ſagt: hätteſt du doch nur ein einziges ſolches Plätzchen neben deiner Wohnung zuhauſe. Eine Bank hinter der Scheune ſchaut oſtwärts an die nahen Hügel, die erfüllt ſind mit Saatfeldern, Wieſen und Waldung. In der nächſten Nähe ſtehen einige Nachbarhäuſer, in denen das Tagwerk ſtille begonnen hat und ſo fortgeſetzt wird. Man geht etwa hinüber, redet mit den Leuten; ſie ſind freundlich und offen; der Mann ſpricht von ſeinen häuslichen Verhältniſſen, wie wenn der Gaſt im Pfarrhauſe auch ſein Nachbar und Bekannter geworden wäre. Der Nachbar muß dann ins Feld hinaus; der Gaſt kehrt wieder auf ſeine Bank zurück. Es iſt da ſo außerordentlich ſtill und erquicklich, die Seele iſt ſo beruhigt und zugleich zum Sinnen und Denken angeregt, daß das Buch ungeöffnet bleibt. Das nahe reifende Korn rauſchet, der blühende Klee ringsum duftet, die Lerchen in der Höhe, die Finken und andere Sänger in den vielen, den Pfarrhof umgebenden Obſtbäumen ſingen aufs luſtigſte; das Licht ſpielt in den Wieſenblumen, an den Gebüſchen und Wäldern der Hügel; glänzende Morgenwolken ziehen vorüber und verkünden auch für die kommenden Tage das heiterſte Wetter. Man gehet ſachte wieder ab und auf, ſteht bei den einzelnen Pflanzungen des Pfarrhofes ſtill; wie iſt da Alles ſo ſorgfältig gehegt und gepflegt, wie üppig das Gedeihen. Nun ſteht die Sonne ſchon höher, dieſe Bank iſt minder beſchattet, aber wenige Schritte auf die eine oder die andere Seite iſt ein zweiter Sitz hinter dem Winde und ſieht aus dem Schatten in die ſonnige Landſchaft. In einem gegen Norden offenen Gartenhäuschen nächſt dem Pfarrhauſe weilt Jeremias öfter, vor demſelben iſt ein Teich mit Fiſchen; Jeremias wirft ihnen Brot zu und freut ſich ihres Spiels und Gewimmels; auch Hahn und Hühner und Tauben wollen ihren Theil haben und das Kätzchen kommt mit um geſtreichelt zu ſein. Derweil wird von der nahen vorüberführenden Straße her gegrüßt, und der Gruß mit einem freundlichen Wort erwiedert. Gerade gegenüber ſteht das neue ſtattliche Schulhaus; da kommen und gehen die Kinder; dieſes und jenes hat dem Herrn Pfarrer etwas zu melden oder bei ihm etwas zu holen; er kennt alle. Er ertheilt auch den ganzen Sommer über täglich frühe von ſieben Uhr an Eine Stunde oder meiſt länger den Confirmanden Unterricht, und confirmirt ſie auf die Herbſt-Communion. Denn ſeine Kirchgemeine iſt auf zwei Stunden und noch weiter zerſtreut. Und da wäre es den Kindern im Winter ſchwer, ja öfter unmöglich, in die Unterweiſung zu gehen. Viele Gemeindegenoſſen müſſen, um nach ihrer Pfarrkirche in Lützelflüh zu kommen, neben andern Kirchen vorbei, die ihrem Wohnort näher liegen. Dieſe Zerſtreutheit der Pfarrgemeinde Lützelflüh kommt daher, ſagt Jeremias: die ehemaligen Herren von Lützelflüh, die Herren von Brandis, deren Schloß 1798 zerſtört wurde und deſſen Trümmer noch auf Lützelflüh herunterſehn, hatten weit und breit Beſitzungen, und ihre Leute auf denſelben waren ſo auch von weit her in Lützelflüh pfarrgenöſſig. Daher kommt es auch, daß die

Pfarrgemeinde Lützelflüh ſelten als ſolche ganz verſammelt iſt, daß viele Glieder derſelben in anderen Gemeinden getauft und beerdigt werden, daß dagegen die Beſorgung der Armenſachen, die Briefe der auswärts wohnenden Pfarrgenoſſen, die Ausſtellung einer Menge von Scheinen das Pfarramt Lützelflüh mit außerordentlich vielen Schreibereien belaſtet. Und in der That, während du es dir auf den ſonnigen oder beſchatteten Plätzchen im Pfarrhofe wohl ſein läſſeſt, kommt zumal an den Morgen der erſten Wochentage ein Pfarrgenoſſe nach dem andern, ſie wollen Heimath-, Armen-, Verkündigungs-Scheine und Anderes. Und du biſt erſtaunt, wie viel Zeit Jeremias auch ſolcherlei Geſchäften widmen muß, und haſt vielleicht geglaubt, er habe eine durchaus freie und ungeſtörte Muße. Er ſelber kommt dann auch etwa herunter, ſchildert Mann und Frau, Sohn und Tochter, die eben zu ihm gekommen, weiß irgend einen merkwürdigen Zug aus ihrem Weſen und Leben. Gegen die vielen ankehrenden Armen iſt er und ſein Haus überaus gütig; gegen den Müßiggänger und Lumpen ſpart er aber nicht eine ernſte Mahnung und wo es nöthig iſt, ſteht ihm auch ein ſcharfes und einſchneidendes Wort zu Gebote.

Nach der Morgenarbeit werden die täglich ankommenden Zeitungen geleſen; die Tagsgeſchichte wird von Jeremias ſorgfältig verfolgt und lebhaft beſprochen. Am Mittageſſen, dann iſt er die Heiterkeit ſelber. Sie iſt ſeine Grundſtimmung, in welche er auch die Andern erhebt. Auf den Nachmittag wird wieder ein Ausflug vorgeſchlagen. Er ſelbſt muß ohnehin nach Trachſelwald; und von dort wäre es ſchön auf die Höhe von Affoltern und über Rüegsau zurück.

So ging es alſo zuerſt nach Trachſelwald. Es liegt öſtlich von Lützelflüh etwas in der Höhe. Es iſt Sitz des Regierungsſtatthalters. Auf den obrigkeitlichen Gütern des alten Schloſſes hat eine Hülfsgeſellſchaft, deren Vorſteher Jeremias iſt, eine Erziehungsanſtalt für verwahrloſete Knaben und dieſe werden in derſelben zu Bauerknechten erzogen. Es war lehrreich, den Jeremias auf dieſem Beſuche zu begleiten und darauf zu achten, wie genau er Alles in der Anſtalt nachſah, in Küche und Kammer, in Stall und Feld Wie ihren Vater begrüßten ihn der Lehrer der Anſtalt und deſſen Frau, ſo wie die einzelnen Zöglinge, meiſt munter, geſund und ſtark ausſehende, höchſt einfach aber reinlich gekleidete, in ihrem Benehmen beſcheidene Knaben. Jeremias kannte Alle mit Namen; nach Andern, welche gerade nicht zugegen, ſondern auf dem Felde bei der Arbeit waren, erkundigte er ſich. Er wußte jedes Einzelnen Fehler und Vorzüge; vernahm mit Freuden, daß ſich die Einen gebeſſert, die Andern ſich ſehr zuſammen nahmen, um nicht mehr ſo oft in alte Gewohnheiten zurückzugleiten. Er mahnte, wie er ſo mit dem Lehrer über die Einzelnen ſprach, bei den meiſten an Geduld, nur bei Wenigen zu größerer Strenge. Er ſah im Schulzimmer in den einzelnen Schriften und Büchern der Schüler nach, er unterſuchte ob die Betten, in den Schränken ob die Kleider reinlich gehalten werden. In der Küche wurde eben die Suppe gekocht, welche die Anſtalt für Staatsgefangene liefert, welche vorüber im Schloſſe verhaftet ſind. Er ließ ſich von der Suppe herausſchöpfen und koſtete ſie und auch wir mußten ſie koſten. Wie findet ihr ſie? ſagte er. Wir erklärten ſie, wie wir ſie fanden, für ungemein nährend und ſchmackhaft. „Nun ſo ſtellt Euch vor, ſagte er, die Gefangenen da drüben beklagen ſich, ſie können dieſe Suppe nicht eſſen, ſie ſtille den Hunger nicht und mache krank. Es hätte wenig gefehlt, ſo hätte die Behörde den Gefangenen, es ſind meiſt Diebe und Betrüger, eher geglaubt als uns und wäre der Anſtalt dieſe Gelegenheit, etwas von ihren Landeserzeugniſſen zu verkaufen, entzogen worden. Das iſt eben die Humanitäts-Sucht, die ſelber den Verbrecher hätſchelt, ihm weich bettet, ihm als Gefangenſchaft ein heiteres, geräumiges, ſonniges, luftiges und frohmüthiges Gemach anweiſt, es ihm auch ſorgfältig erwärmt, ihn reichlich nährt, während ſo mancher redliche Arbeiter im Land elend wohnt, friert und hungert. In Thorberg drüben iſt es freilich beſſer, das iſt ein wirkliches Zuchthaus und man iſt auf die Beſſerung der Sträflinge bedacht. Aber es giebt auch andere Strafanſtalten, in welchen die Züchtlinge oft ſchon längere Zeit ohne Arbeit waren und meiſt ohne Aufſicht, den ganzen Tag ſpielen und unter ſich, man kann ſich denken, was für Unfug und Muthwillen treiben dürfen; ja wo die jüngſten Verbrecher von den alten nicht abgeſondert ſind. Es iſt ſogar ſchon vorgekommen, daß der Verwalter einer ſolchen Strafanſtalt Wirth war, den Sträflingen nach ihrem Verlangen und Vermögen geiſtige Getränke ausſchenkte und daß bei der Ankunft und beim Weggehen von Sträflingen Gelage gehalten wurden. Außerordentlich iſt die Sittenloſigkeit in dem Beiſammenſein der weiblichen Sträflinge, auch da wo ſie ſpinnen müſſen. Nur erſt an wenigen Orten iſt die innere Miſſion auf dieſe Stätten des Elends und des immer tieferen Verderbens aufmerkſam geworden und fängt an nach dem Evangelium auch zu dieſen Kranken zu gehen und dieſe Gefangenen zu beſuchen. Und wer ſorget für die entlaſſenen Sträflinge? Wir können in unſerer hieſigen Beſſerungs-Anſtalt immer nur ſehr wenige der zahlloſen Knaben aufnehmen, welche dem häuslichen Verderben entriſſen werden ſollen. Es ſind unter denſelben auch Söhne von Verbrechern und ſie zeichnen ſich durch gutes Betragen aus. Aber unſere überfüllten Strafanſtalten, die jährlich wachſenden Summen, welche von denſelben verſchlungen werden, ſie ſind unwiderſprechliche Beweiſe von dem Verfall der Sitten. Und da meinen ſelber noch gutmüthige Freunde der ſogenannten Humanität, man könne mit bloßen Vorſtellungen und mit liebreicher Behandlung den frechſten Burſchen bändigen. Die ernſte, ſtrenge Zucht iſt faſt überall gewichen. Wir hatten ſchon öfter vor unſerer Armenpflege Burſche, die alle unſere Mahnungen und Befehle verhöhnten. Einer trotzte uns ins Angeſicht. Die Armenpfleger waren allerdings entrüſtet, aber ſie wußten keinen Rath. Da ſagte ich: hier hilft nichts als die alte Zuchtruthe. Der Burſche wurde wirklich empfindlich geſtrichen, und that von Stund an gut. Aber das iſt eben das Elend, die Eltern fürchten ihre, unter der dummen Gutmüthigkeit und der gewiſſenloſeſten Verwahrloſung und Zuchtloſigkeit frech gewordenen Kinder, der ſchwache und eitle Lehrer ſeine Schüler; und im Uebermaß der Freiheit geht und ging die Freiheit verloren. Unter ſolchen Reden führte uns Jeremias zu Trachſelwald, nachdem die Räume im Haus unterſucht waren, in die Ställe, wo er ſich wieder nach dem Einzelnſten erkundigte und dann hinaus ins Feld, wo in Abtheilungen die Zöglinge, die einen hier die andern dort arbeiteten. Alle wurden freundlich und ermunternd angeredet. Mit der Anordnung und dem Fortgang der Arbeiten zeigte er ſich zufrieden. Daß das Gedeihen der Anſtalt ihm ſehr am Herzen liege, darüber ſprach er ſich noch weiter aus. Eine beſondere Freude ſei es ihm, einen wohlgerathenen Zögling bei einem wackern Bauer als Knecht unterzubringen, und von einem ſolchen Gutes zu vernehmen. Er ſtehe und bleibe auch ſo mit den Zöglingen in Verbindung, wenn ſie die Anſtalt ſchon lange verlaſſen hätten. Es ſeien auch ihre Knaben von Trachſelwald als Knechte von den Bauern ſehr verlangt. Von Trachſelwald ging es dann durch das mit ſeinen großen und ſtattlichen Wohnungen, Wohlſtand und Gewerbſamkeit zeigende Sumiswald nach Affoltern hinüber. Oefter wurde Halt gemacht und die herrliche Ausſicht wieder betrachtet. Hier leuchtete im hellſten Glanze über das mit ſeinen Ernten prangende Land faſt der ganze Kreis der Schweizer-Alpen. Im Vordergrunde ſtand hier und dort mitten in Kornfeldern, Matten und Obſtbäumen der Hof eines jener noch unabhängigen Bauern, und ihr Glück ließ ſich doppelt lebhaft fühlen, da man ihr ſchönes Land ſelbſt vor Augen hatte im

Glanze des Gebirges und des ſchönſten Sommertages. Auch hier war der Herr Pfarrer von Lützelflüh überall bekannt und wurde freundlichſt gegrüßt. Bei einem ungemein ſchönen, auf dem Felde neben der Straße arbeitenden Manne blieb er ſtehen, fragte ihn dieſes und jenes über ſeine Feldarbeit, und da wir weiter gegangen, ſagte Jeremias: das Bild dieſes friſchen Mannes habe ich in einer meiner Erzählungen zu geben geſucht. Sonſt iſt mir aber ſchon öfter begegnet, daß ſich Leute von mir gezeichnet fanden, an welche ich gar nicht gedacht, ja die ich nicht einmal gekannt hatte. Prunket eine eitle Bäuerin mit einem himmelblauen ſeidenen Kleidungsſtücke, in welches ich irgendwo eine Närrin gekleidet, ſo meint jede, ſie ſei abgezeichnet worden. In einer meiner Erzählungen kömmt ein Schulmeiſter vor, welcher eine Hausorgel gekauft, aber ſie noch nicht bezahlt hat, da ſchreit jeder Schulmeiſter im Ober- und Unterland, welcher ſeine Orgel noch ſchuldet, ſeine Schulden gehen mich nichts an, und ich brauche ihn nicht in meinen Büchern herumzuzerren. Es iſt bekannt, daß einer Art dieſer Schulmeiſter ich gar nicht Freund bin; ich bin auch von ihrem verderblichen Einfluß aus Erfahrung überzeugt. Sie und das Schreiberheer, auch etwa ein Literat, mit dem ich nichts weiter möchte zu ſchaffen haben, die Agenten und Rabuliſten und all das ämterſüchtige Volk iſt mir hinwieder nicht freundlich; es haben ſich ihrer ſchon, um mich nicht zu grüßen, wenn ſie mir nicht ausweichen konnten, hinter die Häge geduckt. Beſonders nach dem mißrathenen zweiten Freiſchaarenzug gingen ſie mir weit aus dem Wege, und einer, der eines Geſchäftes durchaus zu mir kommen mußte, that vorher ſeinen martialiſchen Schnauz ab. Bisweilen traf auch das, was ich rein erfunden, mit wirklichen Ereigniſſen ſeltſam überein. So erzähle ich irgendwo, es ſei ein Bräutigam auf einer Ausfahrt mit ſeiner Braut zu einem Badeort gekommen, in den Hof desſelben hineingerannt und habe, da er ſeines ſchen gewordenen Pferdes nicht Meiſter geworden, ungeſchickter Weiſe in eine Pfütze umgeworfen. Nun kam ich ſelbſt ſpäter einmal in jenen Badeort, in welchem ich früher nie geweſen. Der Wirth kannte mich aber gleichwohl und im Geſpräche ſagte er dann: „Ihr müßt auch ſchon da geweſen ſein, Herr Pfarrer und gerade bei jenem luſtigen Spaße, als jener ungeſchickte Hochzeiter in den Hof hereingeſprengt kam und mit ſeiner Braut in die Miſtlache hineinfuhr. Ihr habet das luſtig wieder erzählt.“ Daß ich davon nichts gewußt und noch nie in ſeinem Bade geweſen, davon hätte ich den Wirth nicht überzeugen können. Andere Male traf ich mit einem abſichts- und ſchuldloſen Worte irgend Wen, den ich nicht kannte, und kam in Verdacht, ich hätte wehe thun wollen. So war ich einſt in einem Gaſthofe angekehrt, wo eben ein Tauffeſt gehalten wurde und die Gevatterleute ſammt den Gäſten noch an der Mahlzeit ſaßen. Ich fing mit den Leuten an zu reden und im Verlauf des Geſpräches fragte ich: woher denn ihre ſchöne junge Taufpathe ſei? Ihr Heimatort wurde mir genannt. Ich wußte, daß daſelbſt eine große Käſerei errichtet worden ſei und hatte vernommen, der dortige Käſer ſei gerade nicht der treuſte und laſſe der Frau des die Aufſicht führenden Nachbars von der in die Käſerei zuſammengetragenen Milch das beſte zufließen. Ich fragte daher durchaus ohne Abſicht und in ſcherzendem Tone: wie geht es denn dort mit der Käſerei! hat der Käſer noch immer überflüſſige Milch? Da lachten einige der Gäſte, einige waren verlegen; die Pathe aber wurde glutroth und unruhig. Sie ſagte bald: es ſei ſchon ſpät, ſie müſſe an die Heimkehr denken. Sie ſtand dann auch auf, und wir ſahen ſie bald darnach mit ihrem Begleite fortfahren. Später trat dann die Wirthin zu mir und ſagte: „Ihr habts übel getroffen, Herr Pfarrer; die Pathe iſt eben die Tochter jener Bäuerin, und ich habe ſie faſt gar nicht überzeugen können, daß Ihr ſie gewiß nicht gekannt und noch weniger ihr habt weh thun wollen. Es war mir in der That herzlich leid, daß ich die blühende und ſo beſcheidene und ſittſam dageſeſſene Tochter in ihrer Freude wider Wiſſen und Willen ſo arg geſtört hatte. Daß ich dabei durchaus ſchuldlos geweſen, das wußte freilich die Wirthin wohl und wer mich ſonſt noch näher kannte.

Wir hatten auch noch bei andern Ausflügen öfter Gelegenheit zu bemerken, daß dem Jeremias Jedermann mit Achtung und Zutrauen begegnete. Er ſaß, wo wir etwa eine Erfriſchung nahmen, mitten unter die andern Gäſte, redete mit ihnen von ihren Angelegenheiten, fragte dieſes und jenes und ließ ſich gerne erzählen. Mitunter hörte ſich's, daß die Leute ſeine Schriften geleſen hatten, ſie deuteten auf einzelne Perſonen, Geſchichten und Aeußerungen in denſelben hin. So ſcherzte ein angeſehener Sumiswalder, da eben die „Käſerei“ erſchienen war: Die Leute ſagen, Jeremias habe nun dem Ausland die Geheimniſſe der Käſerei verrathen; es ſei aber zu denken: es werde noch lange gehen, bis ſie auf den Schweizereien in Deutſchland Emmenthaler-Käſe zu Stande bringen. Es werden ihnen dazu doch noch immer die rechten Kräutlein mangeln. Derſelbe Sumiswalder erzählte denn auch, wie ihm der Arzt gerathen habe, eine Luftänderung zu machen, und wie er ſelbſt aber ſtatt auf einen Berg oder in ein Bad zu ſitzen, es für beſſer erachtet habe, eine Reiſe zu unternehmen und wie er ſo nach Trieſt, Wien, Berlin, Hamburg, Köln und den Rhein herauf gereiſt ſei. Es war ungemein lehrreich, dieſen ſchlichten Landmann erzählen zu hören, was er über Land und Leute berichtete, wie richtig er ſie beurtheilte und wie verſtändig und genau er Alles beobachtet hatte. Er ſchien zu wiſſen, daß ſich Jeremias gerne erzählen laſſe, der widmete ihm auch alle Aufmerkſamkeit und erhielt ihn durch Fragen und Bemerkungen im Athem.

Einmal, erzählte Jeremias uns denn ſpäter, wollten die Mitglieder einer Schul- oder Armenpflege meine Aufmerkſamkeit von ihren Verhandlungen ablenken, bei denen ſie meinen

Widerſpruch vermutheten und befürchteten. Sie ſetzten daher einen der Ihrigen zu mir, daß er mir eine Geſchichte erzähle, von der ſie dachten, ſie werde mich ganz beſchäftigen. Es war die Geſchichte jenes „Beſenbinders“. Allein ich merkte die Abſicht, ließ mir die Erzählung nicht entgehen, war aber mit dem andern Ohr auch bei den Verhandlungen. Sie hatten ihren Zweck nicht erreicht, und ich hatte wieder einen willkommenen Stoff.

Unter ſolchen Genüſſen des Landlebens und des erheiterndſten Umganges waren wir ſo glücklich in Lützelflüh mehr als einmal auch einen Sonntag zuzubringen. Wie ganz anders bricht der Tag des Herrn auf dem Lande an als in den Mauern der Stadt. Der heitere Himmel des beginnenden Sommertages ſcheint von deſſen Feſtlichkeit ſchon in ſeinem erſten Beginnen verklärt; wie iſt bald nach der Dämmerung und nachdem die kleinen Nebel verflogen, Luft und Land ſo friſch und lauter; die Vögel ſcheinen früher erwacht und jubiliren, und ehe die Sonne ins Thal ſcheint, röthen ſich über den Wäldern die Gipfel des nahen Hochgebirges. Dann erſt läutet im nahen Thurm die Morgenglocke, und jetzt ſtrömt das Morgenlicht von den grünen Wäldern und Hügeln herab. Wie leuchten von den Höhen die einzelnen Höfe; wie glitzern ihre Fenſter! Welch ein Erwachen muß es erſt dort oben ſein! Und hier im Garten prangen alle die Blumen, Roſen, Nelken und Lilien wie erfriſcht! Was für ein Duft ſtrömt aus dem ganzen Thal! Und wie ſtill und feierlich iſt das ganze Dorf, wo am Werktag ſchon ſo früh die mancherlei Arbeit ſich hören läßt. Die Morgenglocke iſt ſchon längere Zeit verklungen; der ſie gezogen, hat auch die Thüren und einige Fenſter der Kirche geöffnet, daß die friſche Morgenluft ſie durchziehe, Kühle und der Blumen Wohlgeruch ſie erfülle. Die Glocke im Thurme ſchlägt ſechs und ſieben Uhr über dem immer noch ſtillen Dorfe. Sind die Leute auch wach, ſo machen ſie kein Geräuſch. Viele leſen in der heiligen Schrift. Der heitere Sonntagmorgen giebt auch dir dazu ganz beſondere Erläuterungen. Und ſo biſt du zur Kirche vorbereitet, wenn ihr Geläut die Gemeinde ruft.

Jeremias geht in die Kirche, unterm Arm die Bücher mit vergoldetem Schnitt, das Haupt unbedeckt. Die breite, ſchneeweiße Halskrauſe, der ſogenannte Kragen, die zum Kanzelrocke gehört, ſteht ihm ſehr wohl. Er ſollte auch ſo gemahlt ſein, wie er, das ſo klare und würdevolle Antlitz von der Morgenſonne beſchienen, zwiſchen den Roſenbäumen und Blumen ſeines Gartens zur Kirche hinunter ging. Sein Ton in Gebet und Predigt war herzlich, ſein Vortrag ruhig und gedankenreich.

In ſeinen Werken kommt mehr als Eine ſeiner Predigten vor. Sie ſind mit Liebe geſchrieben; und Predigen war ihm auch eine liebe Aufgabe. Die Gemeinde zeigte nicht nur Aufmerkſamkeit, ſondern auch Zuneigung. Nach dem Gottesdienſt grüßte er die im Chor ſtehenden Vorgeſetzten; unverkennbar war ihre Ehrerbietung gegen ihn; dann gingen ſie mit ihm auf ſein Zimmer: ſie hatten noch Gemeinde-Angelegenheiten zu berathen.

An einem dieſer ſchönen Sonntage war ſtatt der Kinderlehre in der Kirche zu Lützelflüh Nachmittags ein Verein der Geſang-Chöre aus der ganzen Umgegend. Die Kirche wurde im Innern und an ihren Eingängen bekränzt; und von allen Seiten zogen dann im Begleit ihrer Lehrer und Eltern die obern Schul-Klaſſen der benachbarten Gemeinden heran. Jeremias ging mit uns in die Straße hinunter, wo ſich die einzelnen Vereine zum Einzug in die Kirche ſammelten. Voraus in jedem der vielen Züge, welche man das Thal herauf und die Hügel hernieder kommen und blinken ſah, gingen die Töchter, dann die Knaben. Wie ſchön waren dieſe Mädchen in ihrer ſo wohl ſtehenden, maleriſchen Landestracht; das kleine, blumengeſchmückte Strohhütchen auf dem hübſchen Kopf, das reiche, lange Haar, wie glänzend, und wie ſorgfältig geflochten;

wie ſchmuck die blendend weißen feinen, in glatte Falten gelegten Hemdärmel; Viele mit den ſilbernen Ketten, die hinten von der Achſel herabhingen unter dem Arm hindurch, vorn wieder am Halsbande dem ſogenannten Koller oder Göller befeſtiget hinunterfallen und glitzernd ſpielen, hin und wieder mit vergoldeten Quäſtchen; mehrere der Töchter trugen ein Mieder von Sammt, die meiſten halbſeidne, faltenreiche, blaue Röcke, enggeſtreifte, feinleinene oder auch ſeidene Schürzen, ſo waren auch die feinſten Strümpfe und das feinſte weiße Nastuch ausgeſucht worden. Schlichter waren die Knaben gekleidet, doch alle überaus reinlich, die meiſten in das bräunliche Tuch, das der Landmann ſelbſt weben läßt, einige in feineres Tuch. Jeder der Züge hatte ein beſonderes Kennzeichen, Fahne oder Wimpel; Knaben trugen einen an einer Stange ſchwebenden großen Blumenkranz, Töchter je zwei und zwei einen Blumenbogen; die Dorfſchaften hatten in die Wette geſucht, es einander hierin durch etwas Eigenes und Hübſches und in die Augen Fallendes zuvor zu thun; einige Knaben trugen ein grünes Bäumchen, in deſſen Zweigen mancherlei ausgeſtopfte Vögel ſaßen. Alle die jungen und muntern Geſichter leuchteten vor Freude und waren von dem Gange und in der kräftigen Mittagsſonne noch einmal ſo friſch. Jeremias grüßte die ankommenden Züge. Mit einzelnen der Knaben und Töchter ſprach er, fragte, was Eltern und Großeltern leben; ſprach ſeine Freude aus über die Ordnung und Schönheit des einen und des anderen Zuges. Offen und beſcheiden wurde ihm geantwortet. Die Töchter mochten lächeln, wie er das Einzelne ihres Putzes bemerkte, oder wenn er zu der einen ſagte: ſie ſei jetzt bald ſo groß und ſtattlich wie die ältere Schweſter oder wie die Mutter. Es waren auch in der That unter den Knaben und Töchtern ungemeine Schönheiten. Einige Mädchen, ſo jugendlich ſie blüheten, hatten ein ernſteres, ſinniges Weſen. Jeremias mit uns unter den Zügen auf und abgehend bemerkte uns bei den durch ganz beſondere Anmuth ſich auszeichnenden mit wenigen Worten nebenbei, von was für einem wohlhabenden Hofe dieſer und jener Knabe ſtamme, von was für einer frommen und verſtändigen Mutter dieſe und jene Tochter, und wie das Mädchen nun das Ebenbild der Mutter ſei, welche auch einſt unter ſeinen Unterweiſungskindern geſeſſen.

Als darauf in der Kirche die im Ganzen gelungene Geſangausführung beendigt war, trat Jeremias vor die Jugend hin und ſprach in der Mundart gegen die Lehrer und Schüler Anerkennung und Ermunterung aus. Er redete ferner davon, daß das ſchönſte Singen ein Lobſingen Gottes ſei, und wie der Apoſtel warne vor „unordentlichem Weſen und wie wir dagegen reden und einander ermuntern ſollen mit Pſalmen und Lobgeſängen und geiſtlichen Liedern und dem Herrn ſingen und ſpielen in unſerm Herzen.“ Er zeigte dann, daß nur, wer ein gutes Gewiſſen habe, auch freudig ſingen könne. Ein unbeflecktes Gewiſſen das ſei der beſte Wohllaut; das ſei auch der ſchönſte Schmuck, „der verborgene Menſch des Herzens in der Unvergänglichkeit des ſanften und ſtillen Geiſtes, welcher ſei köſtlich vor Gott.“ Er erinnerte die Kinder an ihre Pathengeſchenke; dieſe Geldſtücke groß oder klein, haben einen ganz andern Werth als gewöhnliches Geld, dieſe halte man beſonders in Ehren, dürfe ſie etwa betrachten an einem Sonn- oder Feſttag, dann erinnere ſich das Kind, wann es dieſe Geſchenke empfangen und an die Zuſprüche, welche es damit von den Pathen erhalten; und dann werden die friſch geprägten, wie ganz neu ausſehenden, glänzenden Münzen wieder ordentlich zuſammengelegt und wohlverwahrt. So ſollen ſie ihr junges Herz nicht verunreinigen, ihre ſchöne Jugendzeit nicht trüben; zu Gott beten, daß er ſie geſund und friſch erhalte, und daß er ihnen das höchſte ſchenke: ſeine Gnade und ſein und aller frommen Menſchen Wohlgefallen.

Wir hatten den Geſängen und dieſer kürzeren Rede am vordern, bis zum Boden hinunterreichenden Fenſter des Chores zugehört, denn in der gedrängt erfüllten Kirche war es zu ſchwül. So hörten wir die muntere und ſchöne Jugend lieblich ſingen, ihren Seelſorger väterlich und freundlich zu dem aufwachſenden Geſchlechte, zu einer herankommenden Zeit und Gemeinde reden und ſtanden im Kirchhof auf Gräbern und unter ihren Roſen und Lilien. Und jetzt liegt der Freund ſelber dort beſtattet und haben ihm wohl viele der nämlichen Töchter und Knaben das Grablied geſungen. Sie werden gewiß dieſes freundlichen Pfarrers ſich ſtets lebhaft und mit Liebe erinnern; manches unvergeßliche Wort, Beiſpiel und Gleichniß aus ſeinen Unterweiſungen wird in ihrem Gedächtniß und Herzen fortleben; ſie werden etwa auch noch in ſeinen Schriften leſen, ſich erquicken an ſo mancher Schilderung ländlichen Glückes, ihm aber auch Recht geben, er habe nicht umſonſt ſo ernſtlich vor ſo manchem einreißenden Verderben gewarnt und darüber geklagt. Mögen ſie nicht immer mehr verſchwinden ſehen ſo manchen Segen beſſerer Zeiten, den er noch geſehen, mit ſo herzlicher Liebe geprieſen und ihn, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, ſeinem Vaterlande zu erhalten geſucht hat.

Seitdem haben nun auch die Seinen das liebliche Pfarrhaus zu Lützelflüh verlaſſen. Ach es iſt ihnen ſelbſt dieſe Wohnung des Friedens und der Freude ohne den lieben Vater und Freund öde geworden, und die Wittwe mit ihrem Sohne und ihren zwei Töchtern hat Abſchied genommen von dieſer, ihrer vieljährigen Heimath, wo ſie Gott in inniger Vereinigung ein ſeltenes Lebensglück genießen ließ, und ſie ſind noch geſtanden auf dem Grabe ihres theuerſten Vaters.

Unvergeßlich bleibt auch dem Freunde ſo mancher Gang, den er mit ihm faſt auf alle Seiten des ſchönen Emmenthales gemacht, unvergeßlich die herzlichen Geſpräche und ihr Ernſt und Scherz, und wovon auf jedem einzelnen und auf jeder einzelnen Stelle die Rede geweſen war; unvergeßlich beſonders auch jene Sommerſonntags-Abende, da die Hügel hinter Lützelflüh erſtiegen wurden, das ſchöne von der Emme durchſchimmerte Thal mit ſeinen Dörfern und Höfen, Wieſen und Wäldern in der Sonntagsruhe zu Füßen lag, gegen die Jurahöhen im blauen Dufte die Sonne ſich neigte, Ar-, Wetter- und Schreckhorn und Jungfrau immer glühender herglänzten und purpurner immer Fluh und Wand der Höhen über dem Thuner- und Brienzer-See Blume, Hohgant und Rothhorn. Und führt das Glück noch einmal auf die Trümmer des Schloſſes Brandis und auf die andern Hügel über Lützelflüh oder durch irgend einen Pfad ihrer Thäler, ſo werden wir auch dort, wenngleich einſam, doch wandeln im Geſpräch mit dem ſeligen Freunde.

Mit dem Gedanken eines frühen Hinſcheidens hatte er ſich vertraut gemacht. Er ſagte dem Freunde bei deſſen letzten Beſuche öfter: „ich werde nicht alt;“ und wie wenn er eine Ahnung gehabt hätte, nahm er mit beſonderer Bewegung Abſchied und ſchrieb dann wiederholt: wir ſollten uns noch einmal ſehen. Doch es war anders beſchloſſen. Seine letzte Erzählung „Die Frau Pfarrerin,“ mit welcher der vorliegende Band beginnt, ſchrieb er, ſo viel ſich aus den Umſtänden ſchließen läßt, allerdings nicht im Gefühl, daß es ſeine letzte Schriftſteller-Arbeit ſei, auch nicht in irgend einer unmittelbaren Beziehung auf die Seinigen; er hatte dieſelbe zunächſt für die Alpenroſen beſtimmt. Aber doch kann er ſie auch nicht geſchrieben haben, ohne im Allgemeinen an das Loos einer Predigers-Wittwe zu denken; und es iſt rührend, in ſeiner Handſchrift dieſer Erzählung zu ſehen, wie ihm beim Schreiben der letzten Worte: „ihre Seele wird dort Gott preiſen, wie nur die reinen Herzen es vermögen“, die Tinte ausgegangen war und das „vermögen“ verſchwindend geſchrieben iſt.

Er trug ſich noch mit manchem Werke, beſonders ſcheint er darüber oft nachgedacht zu haben, die Heiligkeit der zehn Gebote in einer Erzählung darzuſtellen, und in einer andern die Ehrenhaftigkeit und das Glück eines beſcheidenen und frommen Städters, alſo eine Art Seitenſtück zu ſeinem Bauernſpiegel. Da wir ihn im Auguſt 1852 auf einem kurzen Ausfluge nach Selisberg in Unterwalden begleiteten, merkte er ſich genau die Oertlichkeiten, trat mit einer verſtändigen Unterwaldnerin von Emmaten, die mit uns bis hinaus nach Selisberg ging, ſogleich aufs freundlichſte ins Geſpräch, und fragte eine Menge Dinge über Land und Leute, Sitten und Bräuche. Als wir von Brunnen nach Luzern zurückfuhren und des Regens wegen in die Kajüte flüchten mußten, unterhielt er ſich ſogleich mit aus Neapel heimkehrenden Soldaten, die in ihrem Glück, wieder im Vaterland zu ſein, überaus vergnügt waren. Und als wir bei Stanz-Stad landeten, ſuchte er offenbar von dem Orte und der Umgebung ein Bild zu faſſen, daß es ſchien, es ſchwebe ihm eine Geſchichte vor, die ſich in dieſem Ländchen begeben habe. Sonſt, ſagte er, verlaſſe er nur ungern als Erzähler ſeinen heimiſchen Boden; den Emmenthaler kenne er, nicht ſo den kaum eine Tagereiſe entfernten Oberländer; und er getraute ſich weniger, eine im Simmenthal oder in einer andern jener Gegenden ſich begebende Geſchichte zu erzählen.

Es wurde auch geſagt: er habe ſich zu ſeinen Erzählungen Alles und Jegliches zuſammentragen laſſen. Das wäre freilich unbegreiflich, wie aus ſolchen Zuſammentragungen ein Charakter als aus einem Guſſe könnte dargeſtellt werden. Er aber ſagte, habe er einmal ein Bild in ſeinen Hauptzügen gefaßt, ſo ergebe ſich das Einzelne im Fortgange der Ausmalung wie von ſelbſt. Dabei erfordere freilich oft die verkehrte Rede, welche er einer einfältigen Perſon in den Mund legen ſollte, ein einziges dummes Wort längeres Nachſinnen, als eines Redſeligen lange Abhandlung. Er ſtudirte und arbeitete eben nicht nur in ſeinem Studir-Zimmer. Doch war dieſes die Wohnſtätte ſeines ſtillen Fleißes, ſeines Friedens, ſeines Glückes, das er reichlich genoß in immer neuen Schöpfungen.

Dieſes Studirzimmer war auf dem obern Boden des Pfarrhauſes; es hat ein einziges Fenſter gegen Mittag und ſieht in den Garten, zwiſchen den Bäumen hindurch ins nahe Pflanzland, über einige Häuſer weg auf jenſeitige Hügel und Wälder, über welche mit ſeinem leuchtenden Schnee und ſeinen ſchwarzen Felswänden der Eiger hereinſieht. Jeremias einfacher Arbeitstiſch aber war von der Ausſicht abgewendet und gegen die Wand gekehrt, als wollte ſich der Arbeitende von dem Reiz der Ausſicht nicht zerſtreuen und von andern ihm vor der Seele ſchwebenden Bildern nicht abbringen laſſen. Neben ihm lagen ſeine Kirchenbücher, unter dieſen eins mit beſonders glänzendem Goldſchnitt, es war das Buch, aus welchem er auf der Kanzel die Eheverlöbniſſe verkündete. Er wollte wol durch dieſe freilich unbedeutende Aeußerlichkeit zu verſtehen geben: es ſei dieß auch ein Buch des Lebens, und es ſei nicht eine leere Förmlichkeit, in daſſelbe aufgeſchrieben und aus demſelben verkündet zu werden; wie er ja denn auch in ſo vielen ſeiner Erzählungen den Segen einer glücklichen Ehe ſchilderte und das Unheil der Zeit nachwies in der Nichtachtung der erſten und ewigen Ordnungen. Neben ihm lag aufgeſchlagen die durch und durch aber beſonders auch in ihren Propheten viel geleſene Bibel. „Er gedachte, nach dem Worte des Propheten, des Vorigen von Alters her und fragte das vorige Geſchlecht; verkündete, was er gehört und erfahren und was die Väter erzählt. Sein Gedächtniß wird nicht vergehen.“

Die Frau Pfarrerin.

Ein Lebensbild

von

Jeremias Gotthelf.

Eine Hauptſache für jeden Menſchen, welche bei weitem nicht genug beachtet wird, iſt zu wiſſen immerdar, was für Zeit es ſei. Wer die Sache kurz nimmt, wird die Naſe rümpfen und ſagen, ſchwer ſei das nicht, wenn man eine Uhr habe, und ſo wichtig ſei es auch nicht; habe man ja doch eben die kürzeſte Zeit, wenn man vergeſſe, was für Zeit es ſei, — wenn man nur die Eßglocke nicht überhöre, ſelb ſei allerdings fatal. Der Ausdruck hat aber eine weitere Bedeutung, wie die Meiſten wiſſen, und dieſe werden die Wichtigkeit dieſer Kenntniß zugeben und zum Kalender rathen, der zur gründlichſten und umfaſſendſten Kenntniß der Zeit verhelfe. Der zeige, wann Neu und Wedel ſei, und die Zeichen alle, wann Haarſchneiden gut ſei und Bſchütten und Bohnen ſetzen und z'Acker fahren und den Hühnern die Federn beſchneiden, daß der Habicht ſie nicht nehme, und Waizen ſäen, daß die Spatzen ihn nicht freſſen, wann es regnen, wann es winden werde, wann man daheim zu bleiben habe, wenn man nicht verhagelt ſein wolle. Ja im Kalender könne man ſogar ſehen, wann es heilige Zeit ſei, abſonderlich heilige Sonntage, was zu wiſſen Bäckern und Kommandanten Noth thäte, den Erſten, damit ſie nicht das Nachtmalbrod zu backen vergäßen, den Andern, damit ſie wüßten, wann ſie, allen Bärenwirthen z'trotz, nicht tanzen laſſen ſollten, ſondern ſie und ihre Offiziere ſammt Soldaten ſich anſtändig aufführen.

Den Pfiffigſten wird dieſe Auskunft nicht genügen, ſie werden ſagen, um die Zeit, über die man Auskunft in den Kalendern finde, gäben ſie wenig, aber pfiffig werden ſie ſagen, die rechte Zeit und die wichtigſte hätte ihre eigenen Organe, aus denen lerne man ſie kennen, und das ſeien die Zeitungen.

O nein, der Meinung ſind wir nicht; da ſieht man nicht einmal, wann Kaffee kaufen gut iſt oder Korn verkaufen, nicht, ob man einen Stock zum Spazieren gehen mitnehmen ſoll oder einen Regenſchirm. Da ſieht man bloß Eines, daß leicht man zum Thoren wird, wenn man ſich für einen Weiſen hält, daß man oft Thorheit findet, wo man Weisheit geſucht.

Der Kalender, welcher uns immer am beſten gefiel, am ſicherſten anzugeben ſchien, was für Zeit es ſei, iſt der Markt eines bedeutenden Ortes, auf welchem deſſen Bevölkerung ſich mit Lebensmitteln verſieht. So auf einem Markte von Allerlei, vom obern Thore bis zum untern Thore, was man da nicht Alles ſieht, und wie die Zeit von dannen rennt, und was man nicht Alles für Leute erblickt! Wenn es Winter iſt, das merkt der Dümmſte, an der eigenen Naſe erſtlich und an den Naſen der Marktweiber, an ihrem Wärmapparat verſchiedener Art, am kurzen Märten und raſchen Laufen der Kaufenden, am Mangel eleganter Damen, ausgenommen um's Neujahr herum, wenn ſie den fetten Gänſen, guten Enten, anderm Wildpret und ſonſtigen Leckerbiſſen nachſtreichen.

Daneben iſt der Markt nicht unintereſſant, er enthält die ausgepackten Vorrathskammern der Umgegend. Im Herbſte das Eingekellerte, Eingeſetzte von allen Sorten, welches nach dem Neujahr immer mehr zuſammenſchmorrt, wenigſtens an Friſche verliert, bis nach und nach die Gewächſe aus Treibhäuſern und Couches auftauchen, Rübchen wie Nädelchen und Salatſtäudchen, die durch das Vergrößerungsglas ſichtbar werden, Spinat mit den ſchnellen Beinchen, die ſich nirgends ordentlich ſtille halten wollen; zu Zuckererbſen und Bohnen gelangt man bei uns, trotz aller Liſt und aller Müh, erſt viel ſpäter. Dann kommt, was unter dem Schnee verborgen lag, das Nüßlikraut, die Rabünzli, das Sauerkraut u. ſ. w.; da kömmt die Köchin Marktag um Marktag mit was Neuem heim, wo man nicht darauf zu achten hat, ob das Gemüſe 6 Kreuzer oder 6 Batzen koſtet, und mit dem Beiſatz: lueget Frau, kum es Hämpfeli, und ſollte 3 Batzen koſten, und z'Noth konnte ich einen Kreuzer abmärten. An Orten, wo es knapper geht, und die Kreuzer gewogen werden, kömmt die Köchin bloß mit Berichten: es wär wohl öppis anders da gſi, ein klein Körbchen mit Rabünzli, aber gar bagels thür, das ganze Körbli für 7 Batzen, und wir hätten nicht für einiſch genug gehabt, ihr hättet mir ein ſchön Geſicht gemacht, wenn ich damit heimgekommen wäre. Es iſt fatal, ſagt dann die Frau, der Herr grännet afange über alle Winterköch und will doch dann nicht ausrücken mit dem Geld, er begreift nicht, daß wenn man zuerſt von einer Sache haben will, man es doppelt ſo theuer zahlen muß als einige Wochen ſpäter. Ja geht mir mit den Herren, es hat in Gottes Namen Keiner mehr Verſtand eine Kleblaus groß. Da iſt ihnen daheim nichts wohlfeil genug und nichts gut genug; da ſollte man ihnen daheim für ein Fränkli für die ganze Haushaltung kochen ſo gut als ſie für ſich allein kaum halb genug kriegen für dieſes Geld.

Nun wird es recht kurzweilig auf dem Markte, jeden Tag was Neues, namentlich ſobald die Temperatur es erlaubt, auch Blumen und Blumenſtöcke. Erſt hier auf den Steinen ſieht man die Entfaltung der Natur in ihrer Mannigfaltigkeit und ihrem Reichthum ſo recht augenſcheinlich. Es kommen die erſten Erdbeeren aus ſonnigen Rainen, die erſten Kirſchen von Baſel her, die Bohnen aus dem Wiſtelach, die Erbſen von den Halden um die Stadt, und ein Birnbaum um den andern ſendet ſeinen Segen, bis ein kühn Weib mit den erſten Erdäpfeln kommt, unbekümmert darum, wie manchem Stadtherrn es Bauchweh kramt. Warum frißt er, wenn es ihm nicht wohl macht, würde es auf daherige Vorwürfe ſagen.

Je mehr das Neue überhand nimmt, deſto ſeltener wird das Alte, deſto mehr ſticht es gegen das Neue ab, die eingeſchrumpften Erdäpfel, die eingefallenen Aepfel, die runzlichten Birnen, aber nicht deſto minder werth ſind ſie, oft ſtehn im Preiſe ſie viel höher als das verdächtige Neue, von dem man ſo recht nicht weiß, taugt es etwas oder nichts; denn begreiflich kömmt es am Ende doch darauf an, nicht ob eine Sache jung iſt oder nicht, ſondern kann man ſie brauchen oder nicht. Je mehr das Alte ſchwindet, hie und da nur noch ein Halbdutzend Aepfel in die Ecken eines Korbes ſich ſchmiegen, deſto maſſenhafter rückt das Neue an, die Köpfe der Marktweiber reichen nicht mehr aus als Transportmittel, da müſſen Wagen und Pferde her, und hochgethürmt ziehen Kabisköpfe ein, füllen Plätze aus, machen den Strohköpfen in der Stadt den Rang ſtreitig, ſelbſt jetzt noch, wo ſich dieſelben doch durch ſo viele Eidgenoſſen verſtärkt haben. Jetzt legt das Jahr die Proben ab über den empfangenen Segen. Man kann es von weitem ſehen, ob die Käufer um einen Wagen ſich drängen, oder wir möchten faſt ſagen, die Wagen um die Käufer; und kömmt man näher, ſo empfindet man den richtigen Standpunkt ganz beſtimmt an den Wiſtelachern; ſind die zärtlich, dann aufgepaßt, dann haben ſie Zwiebeln, Gurken und andere Herrlichkeiten in Hülle und Fülle, mehr als ihnen lieb iſt; ſind ſie aber noch gröber als ſonſt, dann zugegriffen ohne Complimente.

Aber nicht bloß die Verſchiedenheit der Jahre merkt man. Wer 50 Jahre gelebt hat, merkt um dieſe Zeit beſonders, einen gar mächtigen Unterſchied zwiſchen ehedem und jetzt. Ehedem ging es um dieſe Zeit bis gegen Weihnacht viel lebhafter, wir möchten faſt ſagen, wilder zu. Da kellerte man noch ein, machte Vorräthe auf den Winter, machte Kabis ein, metzgete ſogar. Seit aber die baumwollenen Hemdchen aufgekommen ſind, welche man gemacht kauft, weil Weib und Töchter keine mehr nähen können, ſeitdem macht man nicht Kabis ein, metzget nicht (ſchlachtet kein Schwein), beides ſtinkt und macht Mühe, man kellert auch weder Aepfel noch Erdäpfel ein; in Vorräthen liegt alleweil ein Schaden, todtes Geld und Abgang, ein unnöthig Geſchlepp, — und wirklich an vielen Orten hat man Nachts nicht mehr ſo viel Speiſe, um eine hungerige Maus zu ſättigen.

Da ſieht man aber eben auch, was für Zeit es iſt. Ja noch viel mehr ſieht man, wenn man nicht bloß in die Körbe der Verkaufenden, ſondern auch in die Geſichter der Käufer ſieht: da kann man Betrachtungen anſtellen über die Zeit im Allgemeinen und die Zeit im Beſondern, da kann man merken, ob es eine geſegnete oder ungeſegnete iſt in dieſer oder jener Gegend, und in dieſem oder jenem Hauſe, wie auf die Ueppigkeit die Spärlichkeit folgt, wie der Gluſt wäre, wenn das Geld noch wäre. — Luſtig iſt's, wie in beſtimmten Häuſern ein regelmäßiger Wechſel iſt, wie zwiſchen Ebbe und Fluth, daß man mit Sicherheit aus dem Marktkorbe ſchließen kann, beſonders wenn die Frau ſelbſt noch Einkäufe beſorgt, beginnt ein Monat oder geht er zu Ende. Wenn ein Quartal der Mond wäre, könnte man auf dem Markte am heiterhellen Tage ſehen, in welchem Stadium er wäre, und 3 Wochen nach dem Neujahr bis gegen Oſtern werden ſicherlich auch in den Marktkörben die Faſten ſehr merkbar ſein. Und wie erſt die Leute ſelbſt kommen und verſchwinden, mager werden oder fett, avanciren oder verkümmern, es iſt merkwürdig! Da droblet der Stoff zu den intereſſanteſten Lebensbeſchreibungen recht eigentlich auf der Gaſſe herum. Wahrſcheinlich werden auch die Herren, welche bedächtigen Schrittes, mit den Händen auf dem Rücken, den Augen in allen Körben und allen Geſichtern, Geſchichtsforſcher ſein, welche hier auf dem Markte auf- und abwandelnd, Neuperipatetiker, ihre wichtigſten Geſchichtsſtudien machen oder Figuren zu Novellen ſuchen. Anfangs wird es ihnen gehen wie Andern; ſie ſehen ein buntes Durcheinander, ohne beſondere Merkmale, ohne eigenthümliche Züge. Erſt bei längerem Beſchauen trittet das Beſondere auseinander und Einzelnes macht ſich bemerkbar, trittet immer eigenthümlicher hervor, ſo daß, fehlt es einmal im Gemenge, der Beſchauer es vermißt und ſucht; er hat das Ganze nicht mehr, das Vermißte muß eine Lebensveränderung erlitten haben, welche, nimmt Einen wunder.

Doch es giebt nicht Männer nur, welche Anlage haben zur Geſchichtsforſchung, daherige Studien unwillkührlich machen und ſich auf dem Markte auch um die Menſchen kümmern und nicht bloß um Rüben und Rabünzli. Wir hatten eine Baſe, eine kuraſchirte Frau, mit hellen Augen, raſchen Entſchlüſſen und Urtheilen, ſie hätte den beſten Schützen gegeben, ein Blick und paff! d'Sach war richtig. Sie kam in ihren Reden, mit denen ſie nicht kargte, oft auf ihre Markterfahrungen. Am liebſten redete ſie davon, wie ſie immer lange voraus gewußt, ob eine Haushaltung verlumpen werde oder nicht. Wenn eine junge Frau alle Erſtlinge gekauft, ihr nichts zu theuer geweſen, wenn ſie bei keiner jungen Gans habe vorbei gehen können, ſo habe die Baſe in der Regel es getroffen, wenn ſie gedacht: kauf du nur, du arms Tröpfli, es kömmt dir ſchon anders, wenn du Verſtand haſt, und haſt keinen, je nun, ſo iſt's nicht ſchade um dich, wenn dir auch das Geld ausgeht. Richtig habe ihr auch Keine lange das Beſte vor der Naſe weggekauft. Sie war unerſchöpflich in Geſchichten über dieſes Thema. Doch ſah ſie aber auch noch Anderes als der Menſchen Schwächen, auch das Beſſere, Anmuthige entging ihr nicht, überhaupt ſelten etwas Bemerkenswerthes. Mit beſonderer Vorliebe hielt ſie folgendes Marktbild feſt, aber ſie mußte in recht weicher, ſchöner Stimmung ſein, wenn ſie es zum Beſten geben ſollte.

Vor einigen Jahren, erzählte ſie, traf man jeden Markttag, außer bei ganz grundſchlechtem Wetter, eine ältliche Frau an. Sie fiel weder durch ihre Kleidung auf noch durch ihre Geſtalt. Die Kleidung war äußerſt einfach, aber ebenſo reinlich, ſie war von mittlerer Größe, hatte nichts Auffallendes im Geſicht beim bloßen Anſehen, ſie fiel mir bloß auf durch die Stätigkeit ihres Daſeins, das mir gar nicht nothwendig ſchien, denn ſie hatte in der Regel nur ein ganz kleines Körbchen am Arme, kaufte wenig und zuweilen gar nichts. Hatte ſie auch ihren Einkauf gemacht, ging ſie nicht heim wie andere Frauen, ſondern regelmäßig die ganze Straße durch von oben bis unten, und bei ſchönem Wetter und wenn der Markt ſo recht viel Neues brachte, hin und her. Unwillkührlich fing ich an, mich zu achten, was ſie eigentlich da treibe und was ſie kaufe; im Handel war ſie mir nie in Weg gekommen, hatte weder eine Taube noch ein Hähneli mir vorweg geſchnappt. Sie kaufte nichts Meiſterloſiges, überhaupt nichts aus dem Thierreich, ſondern bloß aus dem Pflanzenreiche, und hier auch zumeiſt das Allerwohlfeilſte und was zum Kochen wenig Feuer brauchte, immer nur für einige Kreuzer, jedoch faſt immer etwas Obſt; hier und da märtete ſie ſich eine Blume ein, ein Röschen oder ein Stiefmütterchen, und oft gaben die Weiber eins ungebeten, auch einige Salatblättchen, woraus ich ſchloß, daß ſie ein Vögelchen haben müſſe, ſonſt aber wahrſcheinlich alleine haushalte. Ihre Geſchäfte wären alſo in einigen Minuten abgethan geweſen, wenn nicht etwas Anderes ſie gefeſſelt hätte, und was das war, ſah ich bald, als ich einmal aufmerkſam auf ſie war.

Es war eine unendliche Freude an den Früchten und Pflanzen ſelbſt, nicht um ſie zu eſſen. Sie freute ſich z. B. recht herzlich über den erſten Blumenkohl, aber ſie kaufte den ganzen Sommer keinen, wenn er mißrathen war und hoch im Preiſe blieb. Es waren ihr liebe Bekannte, Freunde, Kinder, die in fremden Landen geweſen, weit über Meer, die wieder herkamen, und von ihr mit herzlicher Freude bewillkommt wurden. Natürlich war immer das erſte Mal bei Wiedererſcheinen in jedem Jahr die Freude am größten, aber ſie verging nicht, loderte bei jedem ſchönen Stücke neu auf, und wenn die Pflanze oder Frucht immer ſeltener erſchien, ſo ward ihre Freude an ihr um ſo inniger, faſt wie an einem Menſchen man ſie hat, dem man zuruft: Ach, lebſt auch noch! den man verloren gegeben und doch noch wiederſieht. So wimmelte der ganze Markt von oben an bis unten aus von lieben Bekannten, die ſie ja Alle grüßen mußte, und wäre es nur mit Einem Blicke. Vor Allem war es das Obſt, welches von den Bäumen kam, welches ihr Augen und Herz gefangen hielt. Den Beeren von den Sträuchern ſchien ſie nicht viel nachzufragen, ſie beachtete ſie kaum; auch auf die Baſdkirſchen hielt ſie nicht viel, ſie ſeien ſo wäſſerig und hätten kenen ordentlichen Geſchmack, ſagte ſie. Nur was auf unſern Bäumen wuchs, fand ordentlich Gnade vor ihren Augen. Ueber unſere Kirſchen freute ſie ſich ſehr, von ihr zuerſt vernahm ich, daß auch die Kirſchen verſchiedene Namen hatten, ich meinte bis dahin, es gebe rothe und ſchwarze, und nebenbei noch Weichſeln oder Zahmkirſchen. Doch erſt bei den Aepfeln und auch Birnen ging ihr das rechte Leben auf; mit einen freudigen Ausruf ward jede neue Sorte, welche auf den Markte erſchien, begrüßt. Wenn die neuen erſchienen, und alte und neue in den Körben lagen, dann war ihr das Jahr eingegangen, das alte ſchloß ſich, ein neues hatte begonnen, und in neuer Reihe marſchirten die alten Sorten auf, eine nach der andern, und jede wurde von der Frau mit Namen begrüßt, denn ſie kannte Alle, wie ein Feldmarſchall ſeine Regimenter.

Da ſah ich dann auch, wie die Marktweiber die Frau kannten, ihr herbeiriefen, neue Sorten zu zeigen, nach ihrem Namen zu fragen, wie ſie ihr von weitem Aepfel in die Höhe hoben, wenn ſie wußten, daß ſie dieſe beſonders liebe, und ſie vielleicht im vergangenen Jahr gefehlt hatten, oder ihr ein halbes Dutzend, welche abgeſondert im Korbe lagen, aufdrangen, ſagend: nehmt ſie nur, nehmt ſie, das werden die Einzigen dieſer Art ſein, welche ihr dieſes Jahr ſehet; ſie geriethen nirgends. Unter die andern ſie zu miſchen wäre ſchade, und apart ſie zu verkaufen lohnt ſich nicht der Mühe; da dachte ich, ich wolle ſie z'Ehren ziehen und euch ſie bringen, ihr wüßtet ſie am beſten zu ſchätzen und ich hätte ſelbſt Freude, wenn ſie euch recht gut dünkten. Sichtlich mit Freuden, aber erſt nach langem Weigern nahm ſie die Frau geſchenkt. Denn wie ſie auch die Kreuzer abmödelete, hier konnte ſie nach ihrer Weiſe verſchwenden, ſchienen die Kreuzer ſie nicht zu reuen, hier kaufte ſie nicht immer vom Wohlfeilſten, hier konnte ſie wählig ſein, kaufte aber oft auch recht Unſcheinbares, anfänglich zu meiner Verwunderung, bis ich merkte, daß es beſſer war als ſchön.

Es war ein eigener Verband zwiſchen der Frau und den Weibern und zwar ein recht freundlicher. Durch das Intereſſe, welches die Frau am Inhalte ihrer Körbe nahm, die Freude, die ſie hatte, wenn ſie ſchöne Produkte ſah, ihr ſachkundiges Urtheil, ihre nützlichen Winke aller Art war ſie den Weibern werth geworden, ihr Erſcheinen that ihnen wohl, ſie freuten ſich ſicherlich ſchon daheim darauf, wenn ſie was Schönes bringen konnten, ſie wechſelten gerne einige freundliche Worte mit ihr, das eintönige Markten unterbrechend. Nicht ſelten geſchah es, daß ſie zur Schiedsrichterin oder Rathgeberin aufgerufen wurde. Gar manches Dämchen kennt nichts von dem, was es kaufen will, und ſteht vor den Körben, als wären es lauter Tennsthore, ſteht kummervoll von einem Bein auf's andere, es möchte Aepfel und iſt in Seelenangſt, man möchte ihm Zwiebeln für Aepfel anhängen, von wegen es hatte geleſen, das ſei einmal irgendwo einer Dame paſſirt. Und wenn auch die Meiſten zwiſchen Zwiebeln und Aepfeln zu unterſcheiden wußten, wie manchem Dämchen iſt bekannt, welche Aepfel am beſten für Kuchen ſind, welche am beſten für Brei oder Compotes? ꝛc. Nun da ward meine Frau gar oft von irgend einem Weibe als Autorität angerufen. Die kann am beſten ſagen, lüge ich, oder lüge ich nicht, die weiß einen Renetten von einem Holzäpfel zu unterſcheiden, hieß es.

In einem ähnlichen Falle kam ich mit ihr in's Geſpräch. Ich wollte ein Quantum zum Einkellern für den Frühling kaufen und werweiſete zwiſchen zwei Wagen; auf beiden prieſen die Weiber ihre Waare an, als hätte jedes die allerbeſten Aepfel mit faſt menſchlichen Tugenden. Da deutete das Eine der Weiber auf die eben vorübergehende Frau und ſagte: die kann ſagen, was ich für Aepfel habe, die kennt ſie. Sie gab ganz gefällig Beſcheid, daß die Aepfel der andern Frau für jetzt zu brauchen paſſender und beſſer ſeien, aber für ſpäter wären ihr diejenigen der Frau, welche ſie angerufen, viel lieber. — Von da an wechſelten wir öfter einige Worte, aber zu einer eigentlichen Bekanntſchaft kam es nicht, wir ſuchten ſie Beide nicht, fragten nicht einmal nach unſern Namen, wenigſtens ich nicht.

Da geſchah es einmal im Winter, als es recht kalt war und glatt, daß ſie umfiel auf dem Markte, und an Bein und Arm ſich übel wirſete. Ob ſie bloß ausglitt oder umgerannt wurde, wußte ich ſpäter ſelbſt nicht, wahrſcheinlich das Letztere. Wahrſcheinlich ward die Menge durch einen der ſchrecklichen eidgenöſſiſchen Poſtwagen, vor denen weder Mann noch Maus ſicher iſt, auseinandergeſprengt, und Einer, der in Todesangſt ſein Leben retten wollte, hatte die alte ſchwache

Frau umgerannt, doch glücklicher Weiſe nicht gegen den dahinrollenden Wagen zu, eidgenöſſiſch überfahren wurde ſie nicht. Man lief ihr zu, ſtellte ſie auf die Füße, ſie hatte nichts gebrochen, unter großen Schmerzen konnte ſie gehen, doch nicht alleine. Zufällig war ich der einzige Menſch in der Nähe, der eine Bekanntſchaft mit ihr hatte; ich konnte nicht anders, ich bot ihr meine Begleitung an, ſie nahm ſie dankbar, doch unter tauſend Entſchuldigungen an, wie ſie zu meiner Zeit noch üblich waren, wo nicht jeder Schlingel meinte, unſer Herrgott habe nur um ſeinetwillen die Welt erſchaffen, und ebenfalls das übrige Geſindel, um ihm die Hände unter die Füße zu legen. Dem ſagt man jetzt altväteriſch, wenn ein Menſch von Herzen für eine Wohlthat danket, man ſollte ſich ſchämen. Aber was will man, wenn man dem lieben Gott nicht mehr danken will, weil es nichts abtrage, warum ſollte man Menſchen danken?

Es war wirklich aber auch eine große Mühe, die arme Frau, welche unſäglich litt und alle Augenblicke ſtille ſtehen mußte, in ihr Quartier zu bringen. Billigermaßen ſollte jede eidgenöſſiſche Poſtkutſche verpflichtet ſein, hintenaufgeſchraubt ein Transportmittel, Sänfte oder Karren mit ſich zu führen, um die hinter ihr liegen bleibenden Todten oder Schwerverwundeten aufzuraffen und in ihre Wohnungen zu ſchaffen. Glücklicherweiſe wohnte die Frau nicht drei Treppen hoch, ſondern nur zwei hintenaus in einem Stübchen gegen ein Höflein, aber von der Sonne beſchienen. Im Stübchen war es unbeſchreiblich reinlich und heimelig, und wie ich richtig vermuthet, ein Vogel empfing uns mit freundlichem Gezwitſcher. Du Arm's, ſagte ſie, meinſt, du bekommſt deinen Salat, und ich habe dir keinen

Leidend ſank ſie auf einen Seſſel. Du mein Gott! und jetzt, was fange ich an? Sie war ſo gleichſam zu ſagen allein auf der Welt, hatte Niemand als eine Wochenmagd, die einmal des Tages kam, Abends um 6, um ihr Holz und Waſſer zu tragen, alles Uebrige beſorgte ſie ſelbſt. Im Hauſe hatte ſie das Stübchen gemiethet, mit den übrigen Hausbewohnern hatte ſie keine andere Gemeinſchaft, als daß man ſich grüßte, wenn man einander auf den Treppen begegnete, das will zwar ſchon was ſagen. Ein ſolches Vereinzeltſein mag zuweilen gehen, aber früher oder ſpäter kommt dann doch die Frage: und jetzt, was? kommt oft ſo plötzlich, daß ſie Einem den Schweiß austreibt.

Damals kam ſie auch mir und nicht bloß der halb ohnmächtigen Frau. Und jetzt, was? Ich war alleine da, die Wochenmagd kam um 6 Uhr, jetzt war's 10. Wäre ich nur zu Hauſe geweſen, da hätte ich ſchon Jemand ſenden können, aber durfte ich ſie allein laſſen? und wem rufen im wildfremden Hauſe? Es war nicht einmal ein Glockenzug im Stübchen. Da klopfte es an die Thüre, ein luſtig Kindergeſicht guckte hinein und rief: die Mama ſchickt mich und läßt fragen, ob ſie der Frau Pfarrerin mit etwas behülflich ſein könne, ſie habe gehört, ſie ſei krank heimgekommen. Das war ein Engelein in der Noth, das mit großem Mitleid die arme Frau ſtreichelte, die vor Huſten die Antwort nicht fand.

Könnte die Mama ſelbſt kommen? ſagte ich, ſah nicht das Kopfſchütteln der Kranken, und zur Thüre hinaus war das Kind, ehe ſie es zu einer Antwort brachte. Mein Gott, was denkt ihr! ſagte ſie endlich, eine ſo vornehme Frau . . . Aber ehe ſie vollenden konnte, trat dieſe ſchon ein; allerdings eine vornehme, aber äußerſt liebliche Erſcheinung. Mitleidsvoll wandte ſie ſich zur Frau Pfarrerin, mich grüßte ſie kaum, ſteif und von der Seite. Ich nahm's für Hochmuth, dachte bei mir, ſie ſind doch Alle gleich, ſpäter kam ich darüber, daß ſie ſchüchtern war. Weit über dreißig und vornehm, ich wollte es lange nicht glauben, aber es war doch ſo, ſie war ſchüchtern, wurde leicht verlegen und ſogar roth aus einfacher Verlegenheit.

Und jetzt, was machen? Vor Allem aus müſſe ſie ins Bett, wurden wir räthig, dann wolle ich nach meinem Arzte aus. Sie wollte nach dem Ihren ſenden, ſagte ſie, aber der ſei etwas bequem, und wenn er ſich einmal eine Tagesordnung gemacht, ſo weiche er nicht mehr davon ab; und wenn man ihm nachliefe mit der Nachricht, ſeine Frau wolle ſterben, würde er antworten: ſie ſolle warten, er habe noch vier Viſiten zu machen, ſobald die abgethan, werde er alsbald kommen. Die Dame ſchickte nicht nach dem Kammermeitli, wie ich erwartet hatte, ſondern legte ſelbſt Hand an, zur unausſprechlichen Verlegenheit der guten Frau Pfarrerin. Aber nein, Frau Landvögti! aber mein Gott, Frau Oberſti! ich bitte, ich muß mich ja ſchämen, und als ſie zum linken Fuß gekommen war, koſtete ihr der faſt das Leben. Als die Dame darnach griff, um auch ihn vom Strumpfe zu befreien, rief die Frau Pfarrerin: Nei, es het doch gwiß kei Gattig! bückte ſich, wollte ſelbſt ziehen, verlor den Halt und wäre beinahe mit dem Geſichte voran unter's Bett gefahren. Nun ich griff noch zur rechten Zeit zu und verhütete den Sturz, aber es geſchah ſo unſanft, daß die gute Frau laut aufſchrie und der Thränen ſich nicht erwehren konnte. Mit großer Mühe brachten wir ſie zu Bette, das ſo reinlich war, daß die Frau Pfarrerin uns gerne gebeten hätte, uns drei Schritte weit davon entfernt zu halten, wenn die Höflichkeit es ihr erlaubt hätte. Endlich war ſie unter vielen Schmerzen im Bette und hätte nun wenigſtens ruhig ſein können, wenn die Höflichkeit nicht geweſen wäre. Aber mein Gott, was die Frauen Mühe mit mir gehabt und wie das mich plagt, daß die Frauen da um mich herum ſtehen, ich ihnen nicht einmal Seſſel geben kann, um wenigſtens doch zu ſitzen. Uebrigens glaube ſie, ſie brauche uns nicht länger läſtig zu fallen, ſie könne wohl alleine ſein, bis der Arzt komme, es ſei ihr ſo unendlich leid, daß wir ihretwegen Mühe hätten. Ich glaube nicht, daß es ſo böſe iſt, ſagte ich, geſchunden und gequetſcht indeſſen ſeid ihr brav und das iſt manchmal ſchon genug. Jetzt will ich um den Arzt aus, hernach komm ich bald wieder. Die Frau Landvögtin übernahm die Wache und that noch mehr. Sobald ich fort war, rief ſie Liſette, ihr Kammermädchen, machte mit ihr kalte Aufſchläge und gab der guten Frau, die zu fiebern begann, zu trinken. Ich fand den Arzt raſch und alsbald ließ er ſich von mir dirigiren. Er fand die Verletzung an ſich unbedeutend, dagegen die Erſchütterung und den Schreck in ſolchem Alter bedenklich, daher er nichts ſagen könne, man müſſe zuwarten, es werde ſich jedenfalls bald zeigen, die Hauptſache ſei Ruhe und gute Abwart. O, Ruhe hätte ſie, ſagte die Frau, und wenn ſie wiſſe, was machen, und es ihr nicht böſe, ſo könne ſie ſchon machen, was ſie nöthig habe. Da erklärte die Frau Landvögtin dem Arzte, ſie meine, ſie könne es mit der Wochenmagd machen, die im Tage nur einmal komme. Das werdet ihr bald merken, daß es nicht geht, ſagte dieſer, nein, dafür muß anders geſorgt werden. Nun machte er ihr den Vorſchlag, ſie in den Spital transportiren zu laſſen, wo alle Burger unentgeldlich aufgenommen und verpflegt würden, ſobald ſie krank würden. Er ſei Arzt dort, ſagte er, und beſſer als dort ſei ſie nirgends aufgehoben, das verſpreche er ihr. Das könne ſie nicht, ſagte die Frau zu der Andern großen Verwunderung, in ein ſo großes Haus, ein ſo großes Weſen hinein dürfe ſie nicht. In einem großen Saale könnte ſie nicht krank ſein, da hätte man ja Tag und Nacht weder Ruhe noch Schlaf, krank ſein könne man nur in einem kleinen Stübchen. Man redete ihr warm zu, dieſes Vorurtheil fahren zu laſſen, in Einem Tag ſei ſie an den Saal gewöhnt, und was ſie wünſche, habe ſie alsbald. Sogar Liſette miſchte ſich ein, und feine Ohren hätten bemerkt, daß ihre Stimme am ſchärfſten tönte. Wahrſcheinlich fürchtete ſie, bei der Güte ihrer Herrin, mit der Frau vielfach beläſtigt zu werden.

Die gute Frau Pfarrerin fühlte gar wohl, daß dieſes Weigern als eine kindiſche Meiſterloſigkeit vorkommen mußte, ſie kam in ſichtbare Angſt. Da ſagte die Frau Landvögtin: Nein, meine liebe Frau Pfarrerin, ſeid nur ruhig, es iſt denn nicht, daß dieſes abſolut ſein muß. Ich begreife gar wohl, daß man lieber alleine krank iſt als unter einem Dutzend, wo, wenn Eines ſchlafen möchte, ein Anderes huſtet. Ich hätte es ganz auch ſo. Eine gute Abwart wird ſich wohl finden. O ja, ſagte Liſette, für's Geld ſind immer Leute zu haben, die etwas verdienen möchten. Liſette, ſagte die Frau Landvögtin, geht doch hinauf und ſeht, ob die Köchin vom Markt zurück iſt, und iſt ſie noch nicht heim, ſo ſchließt das Veſtibule, der Herr iſt auch ausgegangen. Es iſt ein Strolchenvolk in der Stadt, man iſt nirgends mehr ſicher. Ihr werdet doch denken, ſagte die Frau Pfarrerin, für eine arme alte Frau thue ich doch dumm, es iſt ſo, ich will gerne meine Schwachheit bekennen. Auf dem Erdboden habe ich nichts Lebendiges mehr, das mich liebt, als mein Vögelein, und ich möchte faſt auch ſagen, meine Blumenſtöckli. Was ſollte dann aus dem armen Vögeli werden, wenn ich in den Spital müßte? Es würde ihm wohl Jemand zu freſſen geben, aber lieb hätte es Niemand und Niemanden könnte es ſeine Liebe erzeigen. Es würde vor Längizyti nicht freſſen und ich könnte nicht ſchlafen. Herr Doctor, wenn es zu machen iſt, ich halte an, was anzuhalten iſt, ſo laßt mich hier. Ganz ohne Geld bin ich nicht, ich habe auch ein Sparhäfeli, nicht ein großes, aber doch dachte ich auch an die böſen Tage.

Der Arzt war nicht Einer von denen, die nicht eintreten können, nicht fühlen, was Andere fühlen, böſe werden, wenn man ſich ihnen nicht ohne Widerrede unterwirft, aber ſpotten that er gern und ſehr oft, um ſeine Weichheit dahinter zu verbergen. Ja, wenn es ſo iſt, Frau Pfarrerin, ſo ſage ich kein Wort mehr. Ein ſolcher Grüſel bin ich denn doch nicht, daß ich eine ſolche Liebe ſtören möchte. Wenn nur Frau K. da wäre (er meinte mich), die hat ihre Naſe an allen Orten, und kennt alle Leute, die wüßte uns ſicher eine Abwart, die paßte.

Danke für das Zutrauen, Herr Doctor, ſagte ich, da ich längſt eingetreten war, aber eben nicht nöthig fand, mich kund zu geben, aber ihr habt recht, ich weiß zwei für eine, es fragt ſich nur, welche eben zu haben iſt. Die Frau Landvögtin ward verlegen, aber der Doctor nicht. Da weiß ich jetzt mein Seel nicht, welches Sprüchwort ich anwenden ſoll, ob das vom Teufel oder das vom Wolf. Aber ſei es das Eine oder das Andere, ſo iſt's gut, daß ihr Rath wißt. Es iſt ihr ſo leid, daß ſie uns ſo Mühe mache, ſagte die Frau Pfarrerin, aber wenn der Herr Doctor meine, ſie müſſe im Bette bleiben, ſo ſei ſie dankbar, wenn man für eine ſorgen wolle; ihr Kindbett ſei ein Kiſſenkindbett, ſo daß eine Wärterin kommen könne, wenn ſie wolle, [illegible] gebe es mit.

So ward die Sache abgeredet. Ich machte mich nach der Abwärterin auf, welche beim Arzte die nähern Inſtruktionen zu holen hätte. Die Frau Landvögtin übernahm die einſtweilige Ueberwachung.

So hatte ein ſogenannter Zufall Perſonen zuſammengewürfelt und in Verbindung gebracht, die ſonſt nie in Berührung gekommen wären, um freundliche Erinnerungen wäre mein Leben ärmer geblieben, um Vorurtheile reicher. Wie Vieles in der Nähe ganz anders ſich macht als in der Ferne, man glaubt es gar nicht. Es gibt Verhältniſſe, Lebenslagen, ſie ſchimmern weithin, dort wohne, ſollte man glauben, das leibhaftige Glück, nach dem Mitgenuſſe ſeufzen lüſterne Seelen, und wären ſie dort, ſäßen ſie mitten drin, ſie würden erſchreckt die Augen aufrichten, würden meinen, ſie ſeien verirrt, ans unrechte Ort gerathen, würden nicht raſten, nicht ruhen, bis ſie wieder heraus wären aus der Pein, die ihnen von ferne wie der Vorhof der Seligkeit vorgekommen.

Und wie es mit den Verhältniſſen ſo oft der Fall iſt, geht es auch mit Menſchen. Menſchen, von ferne die Liebenswürdigſten, werden nicht ſelten in der Nähe die Widerwärtigſten. „Als wir noch nicht verheirathet waren, dünkte mich immer, ich müſſe meine Braut freſſen, und jezt bin ich ſo reuig, that ich es damals nicht,“ ſeufzte ein beſchwerter Ehemann. Umgekehrt geht es aber eben ſo oft. Lagen, von denen man verſicherte, man möchte nicht gemalt dazu ſein, können ſehr angenehm und heimelig werden. Menſchen, von denen man ſagte, ſie hätten rechte Längizeitigkeiten, bei denen hielte man es nicht aus, „gut Lüt, gut Lüt i Gott's Name, aber langwylig vom Tüfel“, und gerade dieſe Leute können uns recht lieb werden, ja ſich eigentlich einniſten in unſer Leben, daß, wenn ſie uns genommen werden, eine rechte Lücke entſteht in unſerm Daſein, die lange ſich nicht füllen will. Sie haben halt das Meiſte und Beſte nicht auf dem Geſicht, ſondern tiefer innen.

Eine ähnliche Erfahrung ſollte ich jezt machen. Wer mir geſagt hätte, es würde mir zwiſchen einer alten Pfarrfrau und einer eleganten und vornehmen Frau Landvögtin recht wohl und heimelig, ja abſonderlich wohl und heimelig werden, den hätte ich ſehr ausgelacht, und doch ging es mir jezt ſo. Freilich wäre es nicht Allen ſo gegangen, ja Vielen nicht, und gerade den Tonangebern, Ausſchließlichen, der Creme der Geſellſchaft nicht. Es gibt Leute, welche über Alles, was nicht nach ihrem Salon oder ihrem Kaffeehaus riecht, die Naſe rümpfen, für Nichts Intereſſe haben und unendlich langweilig finden, was nicht in dieſen Kreiſen beſprochen wird. Dieſe Leute halten ſich für ſehr fein gebildet und ſind es eben nicht, ſondern äußerſt bornirt, grauſam beſchränkt, denn nur in einem ganz kleinen Gebiete des Menſchenlebens ſind ſie einigermaßen bekannt. Und ſo Einer kann unter ſinnigem Grännen und ſchrecklichem Aufblicke gen Himmel ſagen, die dummen Leute, die könne er gar nicht leiden. Wen heißt er dumm und können nicht mit dem gleichen Rechte die Andern ihn den Allerdümmſten beizählen! Das Dumm iſt gar ein ſeltſam Wort, es gleicht gar oft dem Stein, der den Schleuderer ſelbſt in's Geſicht ſchlägt.

Die Folgen des Unfalls waren ganz andere, als die gute Frau ſie ſich Anfangs gedacht. Es iſt mit dem menſchlichen Körper faſt wie mit Wein, den man in Flaſchen gezogen, jahrelang unberührt liegen gelaſſen hat, ſo daß er ſich auf das feinſte abgeklärt, goldgelb herrlich leuchtet. Werft die Flaſche unbedacht hin und her, ſo miſcht ſich die Unreinigkeit, die ſich abgeſondert hatte, mit dem Reinen wieder und trübt es dergeſtalt, daß man den Wein lange nicht wieder hell bringt, daß es faſt ein anderer Wein geworden zu ſein ſcheint. Aehnlich iſt es mit dem menſchlichen Körper. Laßt einen ältlichen Menſchen, der jahrelang ein einförmig ſtilles Leben geführt, von einem Unfall betroffen werden, durch einen Beinbruch z. B., ſo daß der Körper erſchüttert iſt, die Lebensweiſe geändert werden muß, ſo trittet ſo gerne eine Hinfälligkeit hervor, die man gar nicht geahndet, der Schaden wird zur Nebenſache, die Kränklichkeit nimmt eine ganz andere Geſtalt an, geht nicht ſelten endlich in Tod über. Die gute Frau Pfarrerin hatte gehofft, wenn nicht noch in ſelber Woche, ſo doch in der nächſten aufſtehen, Steg und Weg wieder brauchen zu können; aber ſie täuſchte ſich ſchwer, täuſchte ſich von Woche zu Woche, und wenn auch mit Seufzen, nahm ſie doch die Täuſchungen ergeben hin. Die Schäden wollten nicht recht heilen, die verſtauchten Glieder ſich nicht recht kräftigen, und allmählig ſchlich eine allgemeine Schwäche ſich ein. Der Arzt that ſein Möglichſtes, nahm aber nach und nach ein fatales Kopfſchütteln an. Die Abwart war gut, ich hatte es glücklich getroffen, ſie erfüllte nicht bloß ihre Pflichten treu, ſondern ſie liebte die Kranke, die ſo geduldig litt, nie befahl, ſondern ſo freundlich um das Nöthige bat, und wenn möglich jedes Schläfchen ſchonte.

Indeſſen konnte die Abwart nicht ihre ganze Zeit der Frau Pfarrerin widmen, ſie hatte noch andere Verbindlichkeiten, welche ſie nicht löſen durfte. Sie mußte Sorge tragen zu ihren Leuten, trotz allem Credit, in welchem ſie jetzt ſtund, von wegen man kann nie wiſſen, was es geben wird. Das iſt eine Vorſicht gut für Alle, und Manchem käme es wohl, er hätte ſie beobachtet, und zwar Manchem nicht nur in den oberſten, ſondern auch in den unterſten Ständen. Ja Rathsherren per Exempel brauchen noch oft Vorſicht, aber ſo manches Stüdi, das einmal zu einem Platz gekommen, wo man zweimal in der Woche friſch kocht, meint nun, von da aus liefen die Wege zu allen Herrlichkeiten der Welt unfehlbar, und unbekümmert um Gott und Menſchen könne es Schüſſeln und Kacheln himmeldonnern an den Wänden herum, das mache Alles nichts, ihm fehlten die beſten Plätze nicht, wenn es einmal einen Moken abdämpfen und ſaure Leber anbrühen könne und läßt ſich nicht träumen, daß es im nächſten Jahr 6 Monate ohne Sohle an den Schuhen werde einen Meiſter ſuchen müſſen, keinen Tag wiſſend, wo es am Abend ſein Haupt werde zur Ruhe legen können.

Eine Wochenmagd oder auch Abwart hat gar ein zufälliges Einkommen, weil keine bleibende Anſtellung. Empfehlungen machen da die Hauptſache, und um die kommt man ſo leicht. Man braucht nur an einem Orte uneben zu trappen, ſo iſt die Gnade verwirkt. Das iſch e Madame, heißt es, wohl da läßt ſich luegen, daß man die Majeſtät nicht verletzt, die möchte ich um keinen Preis mehr, und rekommandiren keinem Menſchen. Unſre Abwart hatte ſich alſo einige Zeit vorbehalten, mußte zudem auch für die Frau Pfarrerin Verrichtungen machen, ſo daß ſie alleine war in dieſen Zwiſchenräumen. Wir ordneten die Zeit, ſo daß dieſe

Zwiſchenräume des Alleinſeins ganz klein wurden oder völlig verſchwanden. Ich muß ſagen, die Frau Landvögtin that da das Beſte, und nicht bloß durch Liſette oder eine andere Stellvertreterin, ſondern wenn möglich in eigener Perſon. Ja wenn ſie auch wußte, ich war da, ſo kam ſie doch noch zuweilen mit der Arbeit und half die Zeit vertreiben. Und wenn Jemand ſagte: die Frau Landvögtin iſt aber fleißig. man ſollte meinen, wie nöthig ſie es hätte, man muß ſich ſchämen neben ihr, ſo antwortete ſie: Bin es gewohnt von Jugend auf; bei meiner Mutter hätte Jemand müßig ſein ſollen! Die ſagte, jede anſtändige Bernerfrau arbeite, nume Güſchigut und junge Gäxnäſeni thäten nichts.

Was uns an der Frau Pfarrerin am meiſten auffiel, war eine Verlaſſenheit oder Vereinzelung, wie ſie wohl ſelten vorkommen wird. Sie fragte, ſchickte nach Niemanden, Niemand fragte nach ihr. Nur ihr Vögelein zwitſcherte, bis es zu ihr konnte, und nur die Blättchen ſchienen ihm recht zu ſchmecken, die es von ihr bekam, oder die ſie zwiſchen die Stäbe ſteckte. Auch des Marktes muß ich gedenken, wo ihr Ausbleiben naturlich den Marktweibern auffiel. Großes Bedauern erweckten die Folgen des Unfalles; hier eine Frau, dort eine ließ ſie grüßen, ihr ſagen, ſie ſolle doch ja machen, daß ſie bald wiederkomme, man habe recht Langeweile nach ihr. Hier eine, dort eine gab mir eine Blume, einen Apfel für ſie, mit dem Bedeuten, man habe den expreß für ſie mitgebracht, weil man ſich erinnere von früher her, wie ſie Wohlgefallen daran gehabt. Ein Weib gab dem Andern das Beiſpiel, daß wenn ich Alles hätte annehmen wollen, ich eine eigne Magd hätte mitnehmen müſſen, freilich kaum für lange, ſo was iſt ſelten anhaltend bei den Weibern. Aber ich bat, es nicht zu gut zu machen auf einmal; wie wollte ſie das Alles brauchen, da ſie alleine ſei, aber jeweilen ein Zeichen werde ſie ſehr freuen, die arme Frau, welche es kaum lange mehr machen werde. Nun trug ich denn allemal etwas heim, und ward es mir zuviel, ſo ſchob ich es zurück aufs nächſte Mal. Mein Trägerlohn aber war ein reicher. Ach, was die gute Frau Pfarrerin ſich freute über die Gaben und über die Weiber, daß ſie ihrer gedachten und daß die Aepfel ſo ſchön gerathen, ſie ward jedesmal glücklich bis zu Thränen. Solch ein kindlich Gemüth kam mir in meinem Leben nie vor. Aber was ſolch ein Gemüth für ein Schatz iſt, begreift die Welt nicht, es iſt auch ein Gut, das über allen Verſtand geht, ſo gut als der Friede Gottes. Das ſogenannte Glück, dem Alle nachjagen, iſt außerhalb den Gränzen der beiden nicht möglich, iſt nichts als ein trügeriſches Weſen oder ein garſtig Geſpenſt.

Daß wir nach Verwandten, Bekannten fragten, denen man vielleicht etwas wiſſen laſſen könnte, wird Jedermann begreiflich finden. Doch durften wir es nur leiſe, unbemerkt thun, ſie hätte ſonſt geglaubt, es ſei nur, um ihnen unſere Laſt zuzuſchieben. Aber ſie antwortete immer, ſie hätte Niemand als den Waiſenvogt ihrer Zunft, den ſie kenne und den ſie einſtweilen ruhig laſſen wolle, ſo lange es möglich ſei. Er meine es nicht bös, aber er ſei ein grober Polteri, trete in nichts ein, und wenn man nicht Alles mache exakt wie er befehle, ſo behandle er Einen ärger als eine Magd, oder gar als ob eigentlich Leben und Sterben nur von ſeiner Gnade abhingen. Sie ſchlotterte ordentlich, die gute Frau, wenn ſie von ihm ſprach. Wie ſchlotterte ſie aber erſt, als ſie vernahm, daß derſelbe mein Vetter ſei, ich hatte die größte Mühe, ſie zu beruhigen und ihr begreiflich zu machen, daß ich durchaus nicht beleidigt ſei. Der Vetter ſei mir zwar lieb, aber ich kennte ihn zu gut, um es übel nehmen zu können, wenn Jemand über ſeine Schwächen lache oder ſich beſchwere. Es war ein Mann, wie man zu ſagen pflegt, von altem Schrot und Korn, ehrlich und tüchtig bis ins innerſte Mark hinein und dazu in Privatgeſchäften mild und angenehm, und ganz anders, als wenn er auf den amtlichen Boden kam; da kam er wie auf den Wellen der Majeſtät, Majeſtätsverbrechen waren ihm Widerſpruch und Einrede, da ward er rückſichtslos und ſtreng, ſchien hart und hochmüthig. So mußte ihn die arme Frau erfahren haben, es nahm mich wunder wie?

Ueberhaupt drängte es mich, den Umhang vor ihrer Vergangenheit aufzuheben, um zu erfahren, wie es gekommen, daß ſie ſo eigenthümlich geblieben oder geworden. Aber nicht bloß ich war gwunderig, der Frau Landvögtin ging es akkurat gleich wie mir. Als ich einmal des Nachmittags zu ihr wollte, traf ich auf der Treppe die Frau Landvögtin an. Sagt mir doch, redete mich dieſe an, wiſſet ihr nichts vom Leben unſerer Frau Pfarrerin, es nimmt mich z'tod wunder, ſie ſitzt ſorgfältiger darauf als eine Gluggere auf ihren Eiern und möchte nicht das Geringſte merken laſſen, und gerade deßwegen nimmt es mich ſo wunder. Gerade gleich gehe es mir, ſagte ich. Nun, wißt ihr was, ihr ſeid eine ſo reſolute Frau, ſo ſtecht ſie dieſen Nachmittag geradezu an. Es iſt abſurd Wetter, ſo gerade recht, daß man nicht geſtört wird und beſonders geneigt iſt, etwas zu hören. Sie iſt ſo eine Gute, daß ſie es nicht abſchlagen darf, und was wir zu hören bekommen, bringen wir ihr nicht aus, wir dürfen es alſo wohl wagen. So war es mir gerade auch, und ſobald die Frau Landvögtin, die noch einen kleinen Ausgang gemacht, ſich geſädelt hatte und die Lismeten im Gang waren, fragte ich: Was hättet ihr geſagt, Frau Pfarrerin, wenn ich meinen Vetter herauf gebracht hätte! ich traf ihn faſt vor der Hausthüre an und hatte gute Luſt ihm zu ſagen, er ſei ein ſauberer Vogt und kümmere ſich ſchlecht genug um ſeine Anvertrauten; was der wohl für ein Geſicht gemacht hätte! Meine kleine Bosheit hätte ich bald bereut, der Angſt wegen, in welche die arme Frau gerieth. Mein Gott, nur das nicht! rief ſie, ich glaube, der Schlag rührte mich, Gott behüte mich davor, rief ſie, wenn ich ihn plötzlich unter der Thüre ſähe. Wohl, der würde mir ſchöne Sachen ſagen, daß ich mich nicht habe krank melden laſſen bei ihm und nicht in den Spital gegangen ſei, er ließe mich noch jetzt auf der Stelle transportiren.

Nachdem wir ſie beſtens beruhigt, fuhr ich fort, und bat ſie uns zu erzählen, warum ſie den guten Waiſenvogt ſo fürchte, uns überhaupt unſern Gwunder zu ſtillen und uns von ihrem vergangenen Leben zu erzählen, wir wüßten ja gar nichts von ihr als den Namen, und in Bern ſei es bräuchlich, daß man nicht bloß dieſen, ſondern auch die Herkunft eines Menſchen, wenigſtens bis zu Großvater und Großmutter hinauf, genau wiſſe, ſonſt bleibe ein Menſch immer verdächtig. Sie entſchuldigte ſich anfänglich mit dem Nichts ihrer Geſchichte. Mein Gott, was wollte ich erzählen, ſagte ſie, was wollte einem ſo unbedeutenden Menſchenkinde, wie ich bin, Merkwürdiges begegnet ſein, ihr würdet einſchlafen darob. Als wir ihr ſagten, ſchon das ſei merkwürdig, daß ſie hier Niemand kenne, und dahergekommen ſcheine faſt als wie vom Himmel herab, ſagte ſie, das iſt ganz natürlich, ich bin nicht von hier, ſondern — und ſomit kam ſie in ihre Geſchichte hinein, und als ſie einmal im Zuge war, vergaß ſie die Bedenken.

Als ich jung war, dachte ich nicht daran, daß ich je Burgerin von Bern werden würde, doch, um Vergebung, es iſt nicht Alles Gold was glänzt. Ich bin aus einem der kleinen Städtchen, wo, wie das Sprüchwort ſagt, man am obern Thore einen Schoppen Nidle ausleeren und am untern Thore wieder auffangen kann, ohne einen Tropfen zu verlieren. Dort war mein Vater Thorwärter und hatte zugleich die Stadtuhr zu überwachen und zu ſorgen, daß immerdar zu rechter Zeit Mittag ſei. Es war ein wichtiger Poſten, aber auch ein beſchwerlicher. Die Uhr war alt, ſtund daher gern ſtill, und merkte das mein Vater nicht alsbald, ſo kam die Frau Burgemeiſterin oder die Frau Burgerſchreiberin oder eine andere Frau vom hohen Adel des Städtchens daher gelaufen und machten meinem Vater und ſpäter mir den Marſch, und drohten, wenn man 's Zeit nicht beſſer beſorge, gebe es ander Wetter. Unter dem Thore hatte mein Vater ein Lädeli angebracht zum Verdienſt und Zeitvertreib, wo man das beſte Schwefelholz fand, denn mein Vater machte es ſelbſt, doch hielt er es ſo viel möglich geheim. Nebenbei waren noch andere wichtige Sachen zu haben, Tabak z. B. und oft auch Kaffee, im Winter Nüſſe und Kaſtanien. Mein Vater war Wittwer, hatte keine Kinder als mich, und eine Magd vermochte er nicht und dachte nicht daran. Als Burger hatten wir Land zum Pflanzen, und darauf einige Fruchtbäume. Mein Vater und ich beſorgten das gemeinſamlich, ſo gut es gehen wollte. Ach, mein Vater ſelig war gar ein guter Mann, er meinte nie, daß ein Menſch an zwei oder drei Orten zugleich ſein könne, wenn ob dem Lädeli eine Pflanzung, oder ob dem Garten das Lädeli verſäumt wurde, ſchmählte er mich nie, und mit der Zeit nahm er es am geduldigſten, er aß, wenn gekocht war, und meinte nicht, daß es immer zu gleicher Zeit geſchehen müſſe, wie z. B. die Frau Stadtſchreiberin mit ihrer ſpitzigen Nas. Ich wußte oft nicht, wo wehren, um das Nöthigſte abzuthun, aber ich war zufrieden, es kam mir nicht in Sinn, daß ich's bös hätte, und die Sonntage waren mir recht ſchöne Tage. Da konnte ich im Lädeli ſitzen und Alles ſehen, was aus- und einging, löſte manchen ſchönen Kreuzer, erhielt manches gute Wort, und Abend wurde es, ich wußte nicht wie. Dann träumte ich noch die ſchönſten Sachen, und war der Montag da, ſo freute ich mich wieder auf den Sonntag. So lebte ich faſt in lauterem Glücke, wenn auch in ſtillem. Ich war ſehr wenig unter Geſpielen, meiſt daheim, wo ich mehr als genug zu thun hatte; aber der Vater hatte mich lieb und was wollte ich mehr? Hie und da weinte ich wohl auch, wenn mir ein Blumenſtöcklein drauf ging, das ich lieb hatte, oder der Vater mir einen kleinen Verweis gab. Da — doch das darf ich gwüß nit ſäge, das muß ich überwinge, ſagte die alte Frau, noch jetzt roth werdend.

Aber wir merkten wohl, was jetzt kommen müßte, das kurzweiligſte von Allem, wie ſie Burgerin von Bern geworden, und ließen daher nicht nach mit Bitten und Schmeicheln, bis ſie wieder anfing: da . . . da . . ., aber ſtotternd faſt nicht mehr in Zug kam.

Da ſteht eines Tags, an einem Montag gegen Abend war es, plötzlich ein kleiner Herr vor meinem Lädeli und frägt nach Schwamm, er müſſe ſeinen verloren haben, und möchte doch rauchen auf dem Heimweg. Ich bediente ihn wie andere Menſchen, ſo gut als möglich, er wählte lang, ich rieth ihm, und endlich ging er, ohne daß ich was anders dachte, als das ſei ein freundlicher Herr und habe eine gar liebliche Stimme, der werde ſicher ſchön ſingen können, den möchte ich einmal hören.

Am nächſten Montag ſteht er plötzlich wieder vor dem Lädeli; ich erſchrak recht, denn ich hatte ihn ganz vergeſſen. Er rühmte den Schwamm ſehr und fragte, ob wir etwa auch Tabak hätten, er ſei mit dem ſeinen faſt aus. Ich ſagte, wir hätten wohl Tabak, aber einem ſolchen Herrn ſei er wohl zu ſchlecht. Er meinte nein, ſeit er ſo guten Schwamm hier gefunden, habe er das Zutrauen, wir würden auch guten Tabak haben, und ich mußte ihm ein Päcklein von unſerm geben. Ich that's mit rechter Angſt, er finde ihn nicht gut, und meine dann, ich hätte ihn angeführt. Diesmal vergaß ich ihn die Woche durch nicht, mit Bangen und Sorgen erwartete ich den Montag, und mochte doch faſt nicht warten, bis er da war, um zu vernehmen, wie dem Herrn der Tabak geſchmeckt. Endlich kam der Montag und der Herr kam auch. Er hatte ihm recht gut geſchmeckt wie lange keiner, er hätte es nicht erwartet, aber es ſeien nicht immer die größten Läden, wo man das Beſte finde, er wolle künftig allen bei uns nehmen. Ich wußte nicht was darauf ſagen; wenn er es nicht ſo freundlich geſagt, ich hätte geglaubt, er wolle mich zum Beſten halten.

Am Abend ſagte ich dem Vater, es komme da ein Herr, ich wüßte nicht, wer er ſei, aber er wolle den Tabak bei uns nehmen, er ſolle ja machen, daß wir immer recht guten hätten und ich nicht mit Schanden beſtehen müſſe. Wenn ich nur wüßte, wer er wäre. Als ich dem Vater auf ſeine Fragen antwortete, er ſei, ſeit ich ihn bemerkt, immer an einem Montag gekommen, ſagte er, das werde ſicher der Vicar im Blackenboden ſein, der komme alle Montage ins Städtchen, die Leute lachten ſehr über ihn, er kaufe immer in der Apotheke einen Vierlig Täfeli und einen halben Schoppen Magenelixir, und trinke bei'm Hirſchen einen halben Schoppen Vierbatzigen und nie mehr. Das machte mich ſehr böſe, daß die Leute einen ſo freundlichen Herrn auslachen konnten, und er erbarmte mich ſehr. Ich war deswegen das nächſte Mal deſto freundlicher gegen ihn, aus Erbarmen wegen den böſen Leuten. Er ſchwatzte auch länger als ſonſt, es freute ihn, als ich ihm Herr Vicar ſagte, daß ich wüßte, wer er war. Er erzählte, wie der Montag Nachmittag die Zeit ſei, wo er ſich eine Freude gönne, am Dienſtag in der Früh müſſe er dann ſchon wieder anfangen zu ſtudiren für den nächſten Sonntag.

Nun freute ich mich noch immer auf den Sonntag, aber hauptſächlich weil nach ihm der Montag kam. Ach wenn es doch nur Montag wär, dachte ich die ganze Woche, litt aber immer an großer Angſt, der Vater möchte mich verſchicken auf unſer Land am Montag Nachmittag, dann finde der Vicar vielleicht gar Niemanden und nehme künftig ſeinen Tabak an einem andern Orte. Wir meinten nicht, daß immer Jemand im Lädeli ſein müſſe. War ich nicht daheim, ſo ging der Vater immer ganz ungenirt ſeiner Wege, ja oft bei wichtigen Angelegenheiten, z. B. dem Bohnen- und Kabisſetzen gingen wir Beide. Ich zog daher die ganze Woche Alles zweg, von dem ich am nächſten Montag dem Vater ſagen konnte, wenn ihn etwa das Gelüſten ankommen ſollte, mich auszuſenden, das müſſe abgethan ſein, es ſei ja morgen auch ein Tag. Der Herr Vicar war ſehr pünktlich, wenig Minuten werden gefehlt haben, daß er früher oder ſpäter vor dem Lädeli ſtand, aber nie mehr unerwartet oder unverſehens; wie klein er auch war, immer von weitem ſchon hatte ich ihn kommen ſehen. Ehe er in's Städtchen ging, hielt er jedesmal an und frug nach, ob wir noch von dem Tabak hätten, wenn nicht, ſo müßte er ſich im Städtchen verſehen. Bhütis Gott wohl, Herr Vicari, antwortete ich. Dann hielt er ſich nicht länger auf. Ungefähr zwei Stunden nachher, welche Zeit aber allmählig ſehr zuſammenſchrumpfte, erſchien er wieder und machte ſeinen Einkauf, und wir redeten zuſammen ein wenig, von Wetter und von Feuersbrünſten und Mordthaten, wenn es irgendwo welche gegeben. Wenn er ſchon klein war, ſo ſchritt er doch recht ſtattlich einher, beſonders von hinten zu ſehen, daß man Reſpect haben mußte vor ihm; daher ſah ich ihm immer nach, ſo weit ich konnte. Für mein Leben gerne hätte ich ihn predigen hören, aber das gab ſich nicht, ich durfte den Vater nicht darum fragen. Hingegen wenn irgend Jemand aus dem Blackenboden bei mir einſprach, ſo vergaß ich nie, zum Ruhme meiner Sachen zu ſagen: ihr Herr Vicari nehme auch Alles bei mir, und ſage, er finde es nirgends ſo gut. Nichts konnte mich böſer machen, als wenn man mir antwortete: ſelb wolle nicht viel ſagen, von wegen er ſei gar e Dumme und ſei nicht ſchuld daran, daß die Pferde nicht Hörner hätten. Viel lieber hörte ich, wenn ſie ſagten: es ſei ein guter Herr und hätte für ſo einen Kleinen ein b'ſunderbar ſchönes Wort, und ein Eifriger ſei er mit dem Studiren, er wende an, er werde immer bachnaß darob; ſie trauten, es gehe ihm wohl ſchwer, aber mit der Zeit werde es ihm wohl beſſern, er ſei noch gar e Junge.

Einmal, als er eben ſeine Einkäufe in den Taſchen untergebracht hatte, gab es einen plötzlichen Schneeſturm. Es wurde ganz finſter, ganze Haufen trieb es durch das Thor, daß ich nicht anders konnte als ihm geſchwind die Thür aufthun und ihn in unſere Stube führen, denn im Lädeli hätten wir kaum Beide Platz gehabt. Er war ſchon über und über voll Schnee, als er hineinkam. Ich hätte ihn abklopfen ſollen, aber ich durfte nicht vor Reſpekt, der Vater ſchmählte nachher mit mir bedenklich. Aber ich hatte auch ſchnell einige Sachen zu verſtoßen, die unnöthig herumlagen, und mußte daher entſchuldigen, daß es ſo wüſt bei uns ausſehe, und hätte gerne geſagt, der Vater ziehe immer allerlei hervor, und thue es nicht an ſeinen Ort, wenn er es nicht mehr brauche, aber ich durfte doch nicht recht, und zudem rief, ſobald er wieder ſah, der Vicari: Nein aber, was habt ihr doch für einen ſchönen Roſenſtock, ſo einen ſah ich mein Lebtag nicht. In der That hatte ich bei'm Fenſter vornen einen Roſenſtock voll prächtiger Roſen, wie ich ſie auch noch nie gehabt. Er ward recht eifrig und erzählte, wie er ein großer Blumenliebhaber ſei, beſonders die Roſen gern habe, aber es noch nie höher gebracht als bis auf drei Geſchirre. Wie er ſich auf eine Pfarrei freue wo er einen Garten habe, ſonſt noch Land und Blumen ziehen könne nach Luſt und Liebe. Da wolle er erſt recht leben, und mit einem Garten voll Blumen ſei er reich genug. Im Blackenboden habe er nicht einmal ein einzig Stöcklein, aber wenn ich ihm im Frühling ein Schoß geben wolle, ſo werde er mir dankbar ſein. Begreiflich ſagte ich ja, und wagte es endlich zu fragen, ob ich ihm nicht eine Roſe mitgeben dürfte. Und als er ſagte: bhüttis, gar gern, brach ich einen Stengel ab, an welchem eine eben aufgegangen und eine Knoſpe zum Aufgehen war. Ach, wie er ſo freundlich danken konnte!

Von da an ward unſer Verkehr traulicher und er kam nicht bloß vor's Lädeli, ſondern auch zuweilen in die Stube, indem er nach den Blumen fragte und ſie zu ſehen begehrte. Mein Vater hielt viel auf dem Vicar, nicht bloß wegen der Ehre, daß er unſer Kunde war, ſogar bei uns einſprach, ſondern daß er ihm geduldig zuhörte, wenn er eine ſeiner Geſchichten zum Beſten gab, und ſogar darüber lachte, was dem Vater ſelten mehr begegnete, da er ſelten auf Jemand ſtieß, dem er ſie noch nicht erzählt hätte, er ſagte oft: Solche ſeien afe rar im Lande, wenn viel derer wären, ging's auch beſſer im Lande.

Der Roſenſtock machte unſern Verkehr lebhafter, der Herr Vicari fragte immer nach demſelben und fragte auch wohl, ob er nicht etwa ein Röschen von demſelben haben könnte, er thäte gern etwas einſtellen, und im Pfarrhauſe hätten ſie gar nichts Grünes. War das nicht deutlich genug geſprochen, ich ſollte ihm für etwas Grünes ſorgen? und ich that es ſo gerne, dachte die ganze Woche daran, und hätte ich es nicht gethan, hätte mich der Vater daran gemahnt. Er war ſo beſcheiden und klagte gar nicht über des Pfarrers im Blackenboden, wenn wir ihm auch Anlaß dazu gaben, indem wir, geſtützt auf das, was die Blakenbödeler über des Pfarrers ſagten, ihn zuweilen bemitleideten. Er könne nicht klagen, ſagte er dann, ſie meinten es nicht bös, aber verſtünden es nicht beſſer. Er ſei nicht meiſterloſig und nie hungerig zu Bette gegangen, nur ſei es ihm nicht angenehm, wenn die Frau Pfarrerin immer ſage, was das Stückli Fleiſch auf dem Tiſche gekoſtet, und wie theuer abermal das Brod ſei, und ein Pfarrer, wenn er einen Vicari habe, z'armen Tagen gerathen müſſe nothwendig. Das ſtelle ihm zuweilen den Appetit, daß er nicht recht eſſe, wenn er daher hungerig bleibe, ſei es ſeine Schuld, denn genug wäre da geweſen. Das rührte mich immer, das gäbe einmal ein gut Mannli, mußte ich denken, ich mochte wollen oder nicht. Ja lacht nur, ihr Frauen, ihr habt recht, aber daß er mein Mannli werden könnte, daran dachte ich doch wahrhaftig nicht, nein, das fiel mir nicht von weitem ein.

Die Frau Pfarrerin war beſonders berühmt wegem ſchlechten Kaffee, der Kaffee hieß und zumeiſt auch nicht eine Bohne Kaffee enthalten ſollte. Als ich ihn einmal darüber fragte, und er entſchuldigend ſagte, das wiſſe er nicht, etwa viel Tugend habe er nicht, aber doch keine Abkuſt, er ſei zu trinken, beſonders wenn man durſtig ſei, ſagte mein Vater: Mach dem Herrn Vicari eiñ Kaffee, er kann dann unterſcheiden, was eigentlich Kaffee ſei oder nicht. Er thut uns wohl die Ehre an und trinket eins mit uns und ſchämt ſich unſerer nicht, wenn wir ſchon geringe Leute ſind. Der Vicar war ſichtlich erfreut über die Einladung, und gab ein Kapitel gegen den Hochmuth los und erklärte, wenn er ſchon Burger von Bern ſei, ſo wüßte er nicht, warum er eigentlich ſtolz darauf ſein ſollte, von wegen er ſei nicht ſchuld daran, daß er es ſei, ſo habe es ihm Gott geordnet, er hätte eben ſo gut in einem Städtchen, ja ſogar in einem Dorfe geboren werden können, wenn es Gottes Willen geweſen wäre.

Ich zitterte vor Freude und Angſt, dem Herrn Vicar aufwarten zu dürfen, obſchon ich faſt nicht wußte, wie ich das machen ſollte. Es war die erſte Viſite, die ich ſerviren ſollte, und noch dazu ein Vicar, wenn auch ein kleiner; man ſtelle ſich das recht vor. Ich machte alle Augenblicke etwas Verkehrtes, was meinen Vater bitterlich ärgerte, und das er allemal rügte, um zu zeigen, daß man es eigentlich denn doch beſſer wüßte. Aber Setti (Liſette), wie dumm! Setti, was denkſt? Setti, biſch z'hinderfür im Kopf? — kam alle Augenblicke, ich hätte klaftertief in den Boden ſinken mögen. Es iſt mir recht leid, Herr Vicari, ich hätte euch nicht einladen dürfen, wenn ich gedacht, wie dumm Setti zur Sache thun würde. Es iſt ſonſt gewiß nicht ſo dumm, man kann es recht ordentlich brauchen. Wenn es Gottes Wille iſt, daß es einmal einen Mann bekömmt, ſo wird der ſich verwundern, was es Alles kann. Pflanzen kann es recht ordentlich, und mit Kochen kann es auch mehr als eine Mehlſuppe machen. Es wäre ihm ein recht guter einmal zu wünſchen. Aber Vater, was ſchwatzt ihr auch! rief ich endlich, auf dem Punkte fortzulaufen, ſchweigt doch um Gotteswillen, ſonſt laufe ich fort, ich will gar keinen Mann. He, ſagte der Vater, welle oder nit welle, man kann nicht wiſſen, und wenn du immer ſo dumm thuſt, ſo bekömmſt du keinen, wie gern du auch einen möchteſt, gället, Herr Vicari? Was der Vicari antwortete, hörte ich nicht, ich hatte mich in's Kucheli hinaus gemacht, ſo böſe über meinen Vater, ich ſchäme mich noch jetzt, ich glaube, ich hätte ihm in die Haare fahren können. Indeſſen es verrauchte, als der Vicari mir den Kaffee rühmte, und mir z'lieb, wie er ſagte, drei Kacheli voll trank, und endlich ſagte, er habe ſeit Langem nie ſo wohl gelebt.

So machte ſich der Verkehr immer heimeliger, aber auch von weitem kam uns nichts Anderes in Sinn. Auch als mich die Leute mit einem Liebeshandel unter dem Thore aufzuziehen begannen, weckte es keine Gedanken, ich betrachtete es als einen üblichen Spaß und lachte dazu. Es war mir bloß Angſt, der Vicari vernehme etwas davon, werde böſe darüber, und nehme ſeinen Tabak an einem andern Orte, das wäre mir leid geweſen, nicht wegem Profit bloß, ſondern wegem Vater, der ſo gerne mit ihm ſchwatzte und ſelten fehlte zur üblichen Zeit. Da lachten die Frauen, und die Frau Pfarrerin fuhr fort: So kam es mir wenigſtens vor, und böſe machten mich die Leute, daß ſie ſich über ſo was aufhielten; ging es ſie doch nichts an, redeten ſie nicht auch mit wem ſie wollten, und wir ließen ſie machen.

Aber, Frau Pfarrerin, ſagte lächelnd die Frau Landvögtin, und wegen euch, wäre es euch nicht auch leid geweſen, wenn der Vicari nicht mehr gekommen wäre? Hintendrein vielleicht wohl, Frau Landvögtin, ſagte die Frau Pfarrerin, aber gwüß dachte ich damals gar nicht an mich. Ich dachte wohl daran, in welche Herrlichkeit eine Frau Pfarrerin komme, wie ſie in Haus und Garten walten könne, und unter den Weibern ſei faſt was eine Königin, bſunderbar wenn ſie einen ſo guten, gelehrten Herrn zum Manne hätte, wie der Vicar einer war. Aber daß ich zu einem ſolchen Glück kommen könnte, das fiel mir wirklich nicht ein. Er gab mir aber auch keine Urſache, an ſo was zu denken. Er war nicht wie andere junge Herrlein, die jedem Fürtuch Complimente machen und zſchänzeln mit jedem Zaunſtecken. Von dem war bei ihm keine Spur, er war ſo freundlich, aber doch ernſthaft, nannte mich immer Jungfer Liſette, und nicht einmal die Hand gab er mir, und doch e Vicari — denket! Er redete auch nicht von Etabliren und zukünftigen Ausſichten, er machte den Mund auf keine Weiſe ſüß; er rühmte auch ſeine Predigten nicht, wenn er je darüber ſprach, ſo klagte er, wie ſchwer es ihm gehe. Das ſind gerade die Schlimmſten, Frau Pfarrerin, ſagte Erzählerin dieſes, ſie demüthigen ſich nur ſcheinbar, damit man ſie deſto mehr erhebe und rühme. — Nein, wahrhaftig nicht, das that er nicht, der war viel zu aufrichtig, er war gar nicht, wie jetzt die Leute ſind. Und es hätte ihm nichts genützt, ich rühmte ihn nicht, ich hätte ihm doch nicht ſagen können, was ich von den Leuten hörte: er werde wohl bald fort wollen, er ſei ſchon lange da, Keiner noch ſo lange. He nun, man werde ſich drein ſchicken müſſen, aber reuen thue er ſie, wenn er ſchon ſo ein Kleiner ſei.

Einmal an einem Montag kam er nicht, und alles Warten und alles Luegen half nichts, er kam nicht und die ganze Woche durch kam keine einzige Seele aus dem Blakenboden, die man hätte fragen können, ob der Vicari fort ſei oder krank. Er war auch ſchon an einem Montag ausgeblieben, aber er hatte es allemal vorher geſagt und zwei Päckli Tabak zuſammengenommen. Er möge hinkommen, wohin er wolle, ſagte er, ſo fänden die Leute, er rieche ſehr gut. — Das war eine lange Woche und was da Einem in Sinn kam, was begegnet ſein könnte, und wäger dem Vater ſo gut als mir. Er ſagte oft, wenn das Laufen ihm nicht ſo zwider wäre, er wollte nicht ſo lange im Gwunder ſein. Am nächſten Montag machte es gar ſo ſchlecht Wetter, da werde er per ſe nicht kommen, dachten wir. Indeſſen auf die Vorſorge machte ich etwas früher zu Mittag wie gewöhnlich, damit Alles abweg ſei, und ich noch Zeit hätte, mich ein wenig zweg zu machen, wenn er kommen ſollte, nicht zu putzen, bewahre, da hätte mir der Vater ein ſchön Capitel geleſen, aber bei der Arbeit, welche mir oblag und die am Morgen nach fünf Uhr anfing, war man des Mittags nicht mehr wie aus einem Druckli. Allweg ſchadete es nicht, wenn man ein wenig Strähl und Waſſer brauchte, und allfällig das Halstuch, welches bereits den Sonntag mitgemacht, aufpflanzte.

Während wir am Beſten beim Eſſen waren, klopfte es an der Thür, was bei dem Verkehr, den wir hatten, wo gar oft Jemand etwas zum Hüten gab, oft geſchah; der Vater rief: ume yne. Und herein kam — der Herr Vicari, ganz ſchwarz angezogen, in vollem Staat, mit dem Dreieck auf dem Kopf, wie es damals bei Feierlichkeiten noch üblich war. Mein Gott! wie erſchrack ich, ich meinte, ich müſſe unter den Tiſch, es war mir gar nicht mehr zu helfen, nit zweg gemacht und der armſelige Tiſch, an dem wir ſaßen. Mein Gott, es wird mir jetzt noch faſt ſchwarz vor den Augen und katzangſt, wenn ich daran denke. Er machte Entſchuldigungen, daß er ſtöre, aber er habe in einer wichtigen Angelegenheit mit uns zu reden und daher einen Augenblick gewählt, wo er uns beiſammen finde, und ungeſtört ſein Anliegen vorbringen könne. Wir würden gehört haben, daß er Pfarrer geworden ſei in's Bohnengſchüch. Nein, das ſei viel gemacht vom Herr Vicari, daß er die Mühe nehme, uns dieſes ſelbſten zu annonciren. Aber nun kam es noch ganz anders, daß Vater und ich ganz verſchmeyet wurden. Er begehrte mich zur Frau und that ſo ſchön dar, wie er eine Waiſe ſei, verlaſſen auf der Welt und er eine Frau haben müſſe, welche ihm Vater und Mutter ſei, und Alles in Allem, daß ich noch heute weinen muß, wenn ich daran denke. Nun erzählte er, wie er in mir Alles in Allem gefunden, daß der Vater laut aufweinte wie ein Kind, daß ich nicht wußte, werde es ihm übel oder nicht, und als er aufhörte, Keins von uns ihm antworten konnte. Alſo ich, das arm Thorwärtermeitſchi ſollte Frau Pfarrerin und Burgerin von Bern werden! Das war zu groß für meinen Kopf, es wollte gar nicht als Wahrheit hinein, es kam mir vor als geträumt.

Der Vater konnte zuerſt antworten und redete von der Ehre und unſerer Armuth, und ich in meiner Angſt jammerte, ich könnte den Vater nicht verlaſſen, wer das Lädeli hüten ſollte, wenn ich fortginge. Da kam das Beſte noch nach. Wenn es nur das ſei, was die Jungfer Liſette dawider hätte, ſo habe er daran auch gedacht und das ſei leicht beſeitigt. Er möchte den Vorſchlag machen, daß mein Vater mit uns käme, es wäre ihm ein großer Dienſt, wenn er ſich dazu verſtehen könnte. Es ſei etwas Land zur Pfarrei, mit dem wüßte er gar nichts anzufangen, überhaupt verſtehe er nichts vom Landleben, und ſehe erſt jetzt ein, wie wichtig es ſei für den Pfarrer, wenn er wüßte, was üblich und bräuchlich ſei; mein Vater verſtehe das aus dem Fundament, wie er ſehe, da könnte er ihm äußerſt behülflich ſein; denn daß er etwa als Knecht oder Taglöhner einſtehen ſolle, daran denke er nicht von ferne, davon ſolle er überzeugt ſein.

Das war wirklich eine Leiter zum dritten Himmel, was wir darauf antworteten, weiß ich wirklich nicht mehr. Ich weiß bloß noch, daß wir uns endlich ſetzten, das Lädeli vergaßen. Der Vater ſagte: Liſette, räum' doch ab, und reych Wy, e Maaß, ghörſt! Daß wir Wein holten geſchah hie und da, bald that es der Vater, bald ich, und ganz ungenirt, denn wenn man keinen im Keller hat und welchen haben ſollte, muß man ihn holen. Diesmal dachte der Vater nicht daran zu gehen, wie unendlich gerne ich es auch gehabt. Jä gället, Frau Pfarrere, ſagte die Frau Landvögtin, ihr wäret gerne bei'm Herrn Vicari daheim geblieben, ich hörte noch nichts vom Verlobungskuß, es iſt ſonſt überall der Brauch, daß man ſich da um den Hals fällt und Müntſchi git. O bhütis, Frau Landvögti, darvo iſt gar nüt gſi, dara het Niemer denkt. Wenn der Vater gegangen wäre, ſo wären wir erſt in Verlegenheit geweſen und hätten nicht gewußt was ſagen, und aus Verlegenheit wäre ich wohl in's Lädeli gelaufen. Nein, ich ſchämte mich zu gehen, weil ich dachte, ſie thäten es mir anſehen, was vorgegangen, wüßten, daß der Wein für den Vicari wäre, thäten mich tapfer aufziehen, — und dachte doch in der That Niemand daran.

Das Stubenmeitſchi, als es mir den Wein gab, fragte mich leiſe: Liſette, ſahſt heute den Vicari noch nicht, oder weißt, ob er kommt? Glücklicherweiſe ſah es mich nicht an, es ſetzte hinzu: Er kehrt gewöhnlich bei uns ein, da möchte ich ihn fragen, was für Schriften man nöthig hat zum Heirathen, er weiß das am beſten, aber ſag es Niemanden. Häb nit Kummer, antwortete ich ehrlich.

Aber Frau Pfarrere, ſagte die Frau Landvögtin, erlaubet zu fragen: wann gab euch dann der Herr Vicari das erſte Müntſchi? Am Hochzeittage, antwortete die Frau Pfarrerin unbſinnt. Das wäre mir wohl lange gegangen, bemerkte die Frau Landvögtin, und euch, Frau Pfarrere? Ihr ſeid Böſt, antwortete dieſe und fuhr fort: ihr habt keinen Begriff, wie der Gedanke, Frau Pfarrerin, ja Burgerin von Bern zu werden, alle andern Gedanken verſchluckte, unmöglich machte, wer hätte da an ein Müntſchi denken ſollen! — Ich konnte gar nichts denken, lief aber doch unglücklicherweiſe zum Bäcker um ein friſches Brödchen. Haſt Beſuch, Liſette? wen haſt? frug die Bäckerin. Der Vicar kam mir raus, ehe ich dran dachte, dann ſchoß mir alles

Blut in Kopf und ich lief davon. So Liſettli, ſo! rief ſie mir nach, wer hätte das von dir gedacht!

Wie der Nachmittag verging, weiß ich nicht, in der Nacht tanzte Bett, Thurm, Stadt mit mir in der Welt herum, und in Zwiſchenräumen wollten mich die Frau Pfarrerin und die Burgerin von Bern faſt verſprengen, und wie oft ich ſagte: O Liſettli, iſt's möglich!? weiß ich nicht. — Am folgenden Morgen ſchon lief Allerlei im Städtchen herum, Verdächtigendes hauptſächlich, als ob der Vicari hier einen Einzug hätte. Alle wollten ihn bei mir geſehen haben, ſein Tabakhandel mit mir kam jetzt auf die Trommel, wahrſcheinlich kam Alles von der Bäckerin aus. Es muß ein arger Spektakel geweſen ſein, denn gegen Mittag ſchritt unſer Herr Pfarrer daher und ſtellte ſich bei dem Vater unter dem Thore und ſagte ihm, er müſſe doch fragen, was an der Sache ſei, plötzlich kämen ihm da Dinge zu Ohren, an die er nicht gedacht, die er uns nicht zugetraut, und wie er leider vernommen, ſei das ganze Städtchen voll davon. Er ſolle ihm jetzt aufrichtig ſagen, ob es wahr ſei, daß ich ein Zöck mit dem Vicari habe, ihn locke, daß er gſotte und brate bei uns ſei? Als ihm der Vater nun ſagte, das ſei nicht wahr, aber der Vicari ſei Pfarrer geworden in's Bohnegſchüch und ich ſei ſeit geſtern unerwartet ſeine Braut, da verſtummte er und wollte es faſt nicht glauben, wir hätten Spaß für Ernſt genommen, man müſſe nicht gleich Alles für baar annehmen. Als er es endlich glauben mußte, wünſchte er mir Verſtand zu meinem Glück, es ſei größer als ich meine, vielleicht wüßte ich nicht, daß ich auf eine der beſten Zünfte komme, aber es fehle mir noch ſehr viel, um Frau Pfarrerin zu ſein mit Ehren und nicht mit Schanden, das erträume Einem nicht. Sie wollten mir gerne verhelfen zu Allem, was ich nöthig hätte. Ich ſolle forthin zu ihnen kommen, ſo oft es mich freue. Daran aber hätte er wirklich nicht gedacht, es heiße nicht umſonſt, ſtille Waſſer ſeien tief.

Was es erſt jetzt für einen Lärmen im Städtchen gab, kann man ſich denken, aber alle Leute ſchienen mein Glück mir zu gönnen, ſelbſt im Pfarrhauſe, wo doch ſieben Töchter waren. Alles war ſo gut gegen mich, es war, als ob das ganze Städtchen mein Glück ſich als eine Ehre anrechne. Man lud mich allenthalben ein und ich mußte immer wieder erzählen, wie Alles zu- und hergegangen, vom erſten Päckli Tabak an bis auf den letzten Tag. Der Vater meinte, die Leute trieben das Geſpött mit mir, aber ich glaubte es ihm nicht, ich hätte nicht gewußt, warum ſie das thun ſollten. Das war eine Art Weltſchland für mich, wo ich einen Begriff erhielt, wie man Beſuche machte oder Beſuche empfing. Bei meinem Vater unterm Thor hatte ich nicht Gelegenheit gehabt, hierin Erfahrungen zu machen.

Leider war dieſe Zeit ſehr kurz, wir mußten preſſiren mit Aufziehen, und hatten ſo viel zu thun mit Rathen und Anſchaffen. Da kam uns der Vater ſehr komod, er hatte Verſtand in der Sache und ſparte uns viel Geld. Der Herr Vicari und ich waren löthige Kinder und des Herrn Pfarrers im Blakenboden halfen ihm auch nicht. Sie waren ſchrecklich böſe über dieſe Heirath, ſie ſagten, es ſei eine Schande für die ganze Stadt Bern und jeden Burger, daß ein Burger die Frechheit hätte, ein ſo gemein Menſch als Burgerin herzuſchleppen, das ſolle ihm nicht vergeſſen werden, auf Kindes-Kinder nicht. Da ſie keine Kinder hatten, ſo hieß es, ſie ſeien deswegen ſo böſe über ſeine Heirath, weil ſie ihn gerne als Vicar behalten hätten, denn er ſei ein gar kleiner Eſſer und Wein trinke er faſt keinen, ſo einen wohlfeilen bekämen ſie kaum mehr, klagten ſie.

Ich mußte auf Bern, wo ich noch nie geweſen. Es war ein großer Tag für mich, ich freute mich, aber mit Furcht und Zittern. Da war ich alſo künftig daheim, und durfte doch kaum abtrappen in den Lauben. Er führte mich, damit ich mehr Muth bekäme, überallhin an der Hand; ohne dieſelbe hätte ich kaum gehen durfen, glaube ich. Es war eine große Erlöſung für mich, als wir die Thore im Rücken hatten. Ich hatte große Angſt, wir verirrten uns und fänden den Heimweg nicht mehr, trotzdem, daß der Herr Vicari mich immer verſicherte, er kenne von Jugend auf jedes Eggeli und wollte jedes Haus finden mit verbundenen Augen.

Nächſt dieſem Tag war der wichtigſte in meinem Leben der Tag, wo wir Hochzeit hielten und in die Gemeinde zogen. Bis dahin hatten wir viel Noth auszuſtehen. Denn wir Beide verſtunden von Allem Nichts, und der Herr Vicari ſagte oft, wenn wir meinen Vater nicht hätten, er wüßte gar nicht, wie das gehen ſollte. Wir nahmen unſere geringen Habſeligkeiten mit, der Vater wollte nichts davon zurücklaſſen, man könne Alles brauchen, ſagte er, was man habe, brauche man nicht zu kaufen, es koſte ohnehin ſchon ſo viel Geld. Ein prächtiges Möble ſchaffte der Herr Vicari an unter Vaters Beiſtand, und viel Geſchenke bekamen wir, ich wurde faſt beſchämt, es war faſt, als wolle das ganze Städtlein an unſrer Ausſteurung Theil nehmen, wir hätten nie geglaubt, daß wir den Leuten ſo lieb wären. Wir glaubten lange, unſre Habe nicht auf Ein Fuder bringen zu können. Am Ende aber gab es ſich, und der Vater meinte, ein ſolcher Aufzug werde Reſpekt in's Dorf bringen. Er ging mit dem Fuder einen Tag früher ab als wir, und wollte uns Alles einrichten. Am folgenden Tage wollten wir auf dem Wege uns copuliren laſſen, und gegen Abend einziehen im Bohnengſchüch.

Das war ein Tag, von dem ich wenig zu ſagen weiß, als daß ich nicht wußte, ging ich auf dem Kopf oder auf den Füßen. Ich war ſo voll Glück und voll Demuth, daß ich den ganzen Tag kein Dutzend Worte ſprechen konnte, ich ſchwamm in einer Herrlichkeit, die unausſprechlich war, ich konnte den begrüßenden Leuten kaum danken, ungehindert ließ ich die Thränen rinnen die Backen ab. Üſi Frau

Pfarrere iſch ume noh es Ching, hieß es im ganzen Dorfe, aber es het ſcho us mengem Ching e rechti Frau gäb; ſie iſch emel nit hochmüthig. O nein, hochmüthig war ich nicht, aber es war mir, als ſei mir der Himmel aufgegangen und ich mitten darin. Man lachte viel über uns, aber wir merkten es nicht.

Aber wir, beſonders mein Mann, hatten eine ſo aufrichtige Liebe zu den Menſchen, daß das Lachen verging, und es hieß: er ſei bſungerbar e Gute, wenn er chönnt, er hulf alle Lüte. Mein Vater ſtellte am meiſten vor und war die Reſpektsperſon im Hauſe. Unter den Bauern fühlte er den bekannten Burgerſtolz in ebenrechtem Maße, er ſaß unter ihnen wie unſer Burgermeiſter daheim mit ſeinen Untergebenen, hatte viel erlebt, wußte was zu erzählen, mit dem Lande auch umzugehen, beſonders mit den Bäumen, was ihm ganz vorzäglich Achtung verſchaffte. Wir lebten ſehr einſam, das Dorf lag abgelegen, und beſondern Verkehr hatten wir auch mit den andern Pfarrern nicht, mein Mann war ſchüchtern und ich noch mehr. Ich begreife, daß man nichts mit uns zu machen wußte; wenn wir auch nicht geradezu dumm waren, ſo wußten wir es doch nicht zu zeigen, daß wir es nicht waren. Aber wir lebten nicht deſtoweniger glücklich, und namentlich mein Mann an der Gemeinde, der Vater an den Bäumen, ich am Garten, und je enger früher unſere Gebiete waren, deſto weiter und ſchöner kam Jedem das Feld vor, das ſich ihm eröffnet, und was das Eine freute, freute auch das Andere. Und dieſe Freuden wurden im regen Leben um uns jeden Tag neu und anders, jede Jahreszeit brachte ganze Körbe voll, wir konnten uns wie Kinder freuen über das, was wir erndeten und das was nachwuchs, und den ganzen Winter über auf's Herzlichſte auf den Frühling. Beſonders mein Mann, der in der Stadt aufgewachſen, und keinen Begriff vom Segen und den Freuden des Landes hatte, war ganz glücklich, ein neues

Leben war ihm aufgegangen, und daher kam ihm das Gefühl, daß er doch auch etwas ſei, unabhängig und geehrt und geliebt. Aber er war wirklich auch gar ſo lieb und gut, daß es gar nicht auszuſprechen iſt. Er hatte es nicht ſo, wie ich oft hörte, daß die, welche am armſeligſten aufgewachſen, ſpäter am meiſterloſigſten ſeien, es ihnen faſt nicht zu treffen, daß ſie zufrieden ſeien. Er ſagte ſo oft, er hätte nie gedacht, daß man ſo glücklich ſein könne, und am allerwenigſten, daß er es je werde.

Mein Vater war es nicht weniger als mein Mann, aber er ſchrieb nicht nur ſein Glück, ſondern unſer Aller Glück ſich zu. Man ſollte ſehen, wie es ginge ohne ihn, wir wären arme Tröpfe und möchten nicht gfahren, — und wir glaubten es. Wir glaubten Alle, daß wir ein Glück über Verdienen hätten, abſonderlich ich. Ich war oft ſo kindiſch, daß ich mich ſchämen mußte, und dann dachte ich wieder, wir hätten ein viel zu großes Glück, ſie könne es nicht bleiben, und wir würden es büßen müſſen. Dann wurde ich faſt ſchwermüthig und ich mußte oft daran denken, wo der liebe Gott anfangen werde mit ſeinen Gerichten. So arm wir eigentlich waren und Andern vorkommen mochten, für ſo reich hielten wir uns, denn Keins von uns hatte je ſo viel Geld gehabt, und da wir in gewohnter Armüthigkeit fortlebten, keine fremden Leute hatten, die Leute keine Anſprüche an uns machen zu dürfen glaubten, ſo hatten wir immer übrig und ſchienen uns ſelbſt im Glücke zu ſchwimmen. Glücklichere Leute hätte man ſicher weit umher nicht antreffen können als wir waren und zwar mehrere Jahre lang.

Da ſtarb zuerſt mein Vater ſehr raſch und unerwartet, er hatte ſeine Rüſtigkeit ſo bewahrt, daß wir gar nicht dachten, er könnte uns ſterben. Er machte uns eine große Lücke ins Leben, er fehlte uns allenthalben. Dazu hatten wir keine Kinder, kamen uns gar ſo einſam und verlaſſen vor, machten uns nach und nach ein Gewiſſen daraus, ſo allein für uns zu leben unbelaſtet, während Andere unter ihrer Bürde faſt erliegen mußten. Wir meinten, Gott meine es auch ſo, und durch den Tod meines Vaters habe er uns einen Fingerzeig geben wollen. Wir freuten uns recht kindlich, als wir endlich Eins fanden, welches uns Beiden gefiel, einen ſchönen Knaben mit weißem Krauſelhaar, und freuten uns ſchon damals ſehr auf den Gotteslohn, den wir ob ihm verdienen wollten, und um ſo mehr, da das Kind aus einer verwahrloſten liederlichen Familie kam. Du armes liebs Tröpfli, wie gut iſt's dir gegangen, daß du in andere Hände gekommen biſt, wo du ein rechter Menſch werden kannſt, Gott und den Menſchen lieb. Wir hatten eine unausſprechliche Freude an dem Kinde, es war unſer klein Herrgöttlein, wenn mein Mann es nicht an der Hand hatte, trug ich es auf den Armen, ſein Wille galt unumſchränkt, und was wir noch dazu erſinnen konnten, thaten wir. Ja wir vergaßen beinahe Blumen und Bäume ob ihm, es konnten Lieblingsäpfel reifen, wir merkten es nicht, er konnte Blumen und Töpfe zerſchlagen, wir wehrten nicht, wir ſahen zu mit blutendem Herzen. Es ſei ſich gar nicht zu wundern, daß er es ſo mache, er wiſſe es nicht beſſer, wenn er Verſtand erhalte, werde das ſchon anders kommen.

Aber das wollte nicht anders kommen, ſondern das Gegentheil, er wurde immer böſer, roher, verderben war ſeine Luſt und trotzen that er ſtatt gehorchen. Was wir ihm auch thaten, kein Funken Liebe wollte ſich bei ihm zeigen, nicht eine Spur von Leid, wenn er auch ſah, wie ſehr er uns betrübt hatte. Flattiren konnte er wohl, bis er hatte, was er wollte, hintendrein höhnte er uns aus. Wir hofften lange, lange, es komme noch beſſer, und ſprachen zu, aber es kam nicht beſſer; Hand anlegen an ihn durfte Keins von uns, auch als es uns ſchien, es wäre vielleicht gut. Im Dorfe konnte er auch machen, was er wollte, Niemand ſagte ihm die Wahrheit. Die andern Kinder meinten, ſie dürften nicht anders als ihn regieren laſſen, er wurde ein eigentlicher Tyrann. Wir jammerten zuſammen, wir weinten aus Erbarmen als wie über ein eigenes Kind auf böſen Wegen, aber was machen? Er war hart wie ein Stein, mit Worten brachte man nichts ab, und wer ſollte ihn ſchlagen? Er ſah unſer Leid, aber er achtete ſich deſſen nicht das mindeſte, wir verheimlichten Eins dem Andern, was wir wußten, um den Verdruß einander nicht ſchwerer zu machen.

Sobald die Leute von weitem merkten, daß der Knabe uns Leid verurſache, wir nicht mehr ganz blind an ihm ſeien, begannen ſie zu brichten, leiſe erſt, dann immer lauter und lauter, und konnten ſich nicht ſatt verwundern, daß wir ihn noch bei uns hätten, ihn nicht dahin ſchickten, wo er früher geweſen. Sie erzählten, wie er unſerm Anſehen ſchade, und was er ungeſtraft thun könne, auf unſern Conto geſchrieben würde. Wir wollten lange nicht einmal denken, daß wir ihn wegthun könnten, wir hatten ihn ja angenommen. Endlich begriffen wir, daß wir damit nicht verſprochen, ihn ewig bei uns zu behalten, ſondern nur für ihn zu ſorgen; dafür brauchte er ja nicht bei uns zu ſein, ja an einem andern Orte konnte es noch viel beſſer geſchehen als bei uns. Wir ſagten es ihm, er müſſe fort, wenn er nicht beſſer thue. Allein er lachte uns aus: er gehe nicht, wir ſollten es nur probiren, und zuletzt könne er mit ſeinem Leben machen was er wolle. Und dazu konnte er wieder flattiren, daß wir's nicht über's Herz brachten, Ernſt zu brauchen und eine Drohung auszuführen; wir ergaben uns in den täglich neu werdenden Verdruß, meinten, es müſſe ſo ſein, es ſei jedem Menſchen doch auch ſeine Portion Leiden geordnet, die müſſe er geduldig tragen, und wir hätten ja ſonſt auch gar nichts als dieſes Elend mit unſerm Gottliebeli.

Weiß Gott, wie es am Ende gegangen wäre, wenn der liebe Gott ſich nicht unſerer erbarmet und als wie mit ſeiner Hand eingegriffen hätte. Er nahm uns den Knaben ab, ſandte den Tod und ließ ihn zu ſich bringen. Der Knabe zeigte in ſeiner Krankheit viel Gutes, wir meinten, er hätte ſich ſicherlich gebeſſert, baten inbrünſtig um ſein Leben, ſein Tod hielt uns ſehr hart, wir haderten mit Gott. Aber endlich kamen wir zu der Erkenntniß, daß er ſich nur unter der Hand Gottes gedemüthigt, da die als Krankheit ſo ſchwer auf ihm lag, daß, wenn Gott dieſe weggezogen und ihn unſern Händen wieder übergeben hätte, er der Alte wieder geworden wäre, und das ward unſer Troſt, daß Gott ihn nicht wieder zurück fallen ließ in den Trotz der Sünde, ſondern ihn abrief in den guten Stunden, wo er zerknirſcht war und den Willen zur Beſſerung hatte. Wir erkannten endlich, wie gut es Gott mit uns gemeint, daß er uns von einer Laſt befreit, welche wir in unſerm Gutmeinen uns ſelbſt aufgeladen hatten. Er gab uns keine Kinder, er wußte, daß unſre Hände zu ſchwach waren, ſolche zu regieren, warum wollten wir weiſer ſein, und luden ſolche Erziehung uns auf, wollten haben was Andere, und dachten nicht an das, was wir vor Tauſenden voraus hatten. Und doch wollte er nicht, daß um unſerer Thorheit willen eine Seele verloren gehe, ließ ihn nicht in der Verhärtung ſterben, ließ ihn nicht zum Verbrechen reif werden, ſtieß uns nicht auf Lebzeiten den glühenden Stachel ins Herz, daß wir ſchuld an dem Verderben einer Seele ſeien. Das war die bitterſte Zeit, die wir hatten, wir ſollten die Unvollkommenheiten dieſes Lebens eben auch ſo recht empfinden nach unſerm Verdienen. Darauf floſſen unſere Tage wieder dahin, friedlich und lieblich, und jeder brachte uns etwas Gutes und meiſt etwas Frohes. Wir waren in der Beſorgung großer und kleiner Pflanzen recht geſchickt geworden, hatten viel Glück dabei, und dieneten vielen Leuten weit umher.

So floß eine Reihe von Jahren faſt unbemerkt dahin, wir wurden nachgerade alt, als mein Mann mir plötzlich ſtarb. Daran hatte ich nicht gedacht. Er war nicht krank geweſen, kaum unpäßlicher als ſonſt. Er döcterlete gerne, wahrſcheinlich weil er kränklich war von Jugend auf, daher nahm man es als ein Gewohntes hin, daß ihm etwas fehle, und ob etwas mehr oder etwas minder, merkte man nicht. Das war ein Schlag aus heiterm Himmel, als ich ſo plötzlich todt ihn hatte. Erſt jetzt empfand ich, wie lieb ich ihn gehabt, eigentlich nur in ihm gelebt hatte, faſt vierzig Jahre lang, er war mein Vater, mein Mann, mein Kind, mein Alles geweſen. Und doch ermaß ich meinen Verluſt noch nicht, wußte nicht, was mit ihm Alles zerriſſen war und zu Grabe ging. Das Dörfchen war meine Welt geworden, außerhalb demſelben kannte ich Niemand mehr. All' meine Hoffnung, mein Troſt war, in demſelben bleiben zu können, bei meinen Bäumen, meinem Kirchlein, in der Nähe von dem, was mir lieb war, bei den guten Leuten im Dorfe, bei denen mir ſo lange ſo wohl war. Mit einem einzigen Stübchen wollte ich vorlieb nehmen, und gerade eins, wie ich es wünſchte, wußte ich. Vermögen hatten wir keins zuſammengebracht, Anfangs und im Leben nicht. Wir hatten wenig gebraucht für uns, aber als die Leute das merkten, ſo brauchten ſie deſto mehr, thaten deſto nöthlicher, und wir gaben Beide gern und behielten auf dieſe Weiſe nichts für uns.

Als alles Ueberflüſſige verkauft war, blieb eine kleine Summe; zudem hatte ich Rechte in zwei Wittwenſtiftungen, aus deren Ertrag ich prächtig zu leben hoffte. Dem Abgeordneten der Zunft war das nicht recht. Er gab mir ziemlich unverblümt zu verſtehen, ich ſei eine dumme Frau und verſtehe das Ding nicht, ich wüßte nicht, was Alles dahinten bleibe, wenn ich nicht mehr Frau Pfarrerin ſei, und Alles kaufen müßte, und die Burgernutzungen, welche ich aber nur bekomme, wenn ich in Bern wohne, ſeien auch etwas zu rechnen. Aber es war mir, als ſollte ich ſterben, wenn man mir von Weggeben redete, darum hatte ich furchtſame Perſon den Muth, mich dem Wegziehen zu widerſetzen, dem grimmigen Geſichte des Herrn Waiſenvogtes z'trotz. Probirt's meinetwegen, ſagte er endlich, ihr werdet es bald erfahren, wer recht hat.

Er hatte recht, ich dachte nicht, was mir mit meinem Mann Alles begraben wurde. Den neuen Pfarrersleuten kam ich als eine dumme alte Frau vor, mit der man nichts zu reden wüßte, von der man lieber wollte, ſie wäre nicht da. Ich durfte weder im Garten noch im Baumgarten herumgehen, ſie waren fremdes Beſitzthum geworden, man ermunterte mich nicht dazu, von ferne nur durfte ich ſie noch anſehen. Die Leute waren auch anders geworden, fremder, kälter; es war als ob ſie fürchteten, die Pfarrersleute zu beleidigen, wenn ſie gegen mich freundlich wären wie ehedem. Dagegen blieben die Anſprüche die alten und derjenige, gegen den wir früher gut geweſen, meinte das Recht zu haben, immer die gleichen Gutthaten von mir zu fordern. Man hielt mich auch für reicher als ich war, man ließ ſich nicht ausreden, ich hätte geheime Schätze. So ein ſchön Einkommen, keine Kinder, ein ſo einfach Leben, da müßte es ja der Tuſig thun, wenn die nicht ein ſchön Vermögen haben ſollte, ſagte man immer. Ach du mein Gott, wenn man gewußt, wie oft wir eng im Gelde geweſen, man hätte nicht ſo geſprochen. Aber wir hatten es nicht im Brauch, wie Andere, die, wenn ſie einmal einen Kreuzer geſpendet, auf den Markt laufen und gackeln als wie Hühner, die hintereinander drei Eier gelegt.

Nach und nach verzehrte ich meine Vorräthe oder ſie gingen mir ſonſt fort, ich brauchte immer mehr Geld, wurde immer ärmer und mußte dem Waiſenvogt ſchreiben, ich könnte es mit dem Gewohnten nicht mehr machen, er ſollte mir mehr ſenden, ich hoffe, es werde ſchon wieder beſſern, aber es ſei Alles gar theuer. Er ſchrieb mir barſch und kurz: habe er's nicht geſagt! ich werde jetzt wohl froh ſein, auf Bern zu kommen, er werde mir ein Loſement beſorgen; in Bern käme ich viel beſſer aus, da werde ich wenigſtens meine

Sache nur für mich brauchen und nicht fort und fort gerupft werden, als ob ich noch Frau Pfarrerin ſei.

Der Herr hatte vollkommen recht, jetzt ſehe ich es wohl, damals aber nicht. Es war mir viel ſchrecklicher, als wenn er mir geſchrieben, er hätte mir den Todtenbaum beſtellt. Ich ſtellte vor, ich wolle arbeiten um's Geld, und einſtweilen könnte man mein Kapitälchen angreifen, es wären ja keine Kinder da. Aber da half Alles nichts, es blieb bei des Herren Wort. Da war eine Zeit des Weinens. Am meiſten ſchmerzte mich das Zureden der Leute, ich ſollte doch nicht ſo wüſt thun, es wäre gewiß in Bern ein luſtig Leben und ſövli Holz und noch ſövli Geld dazu, ich ſolle doch denken! Ich glaubte endlich zu merken, daß die Leute meiner ſatt ſeien, meiner gern los wären, von wegem man könne nicht wiſſen, wie es mit mir noch kommen könne. Das that mir gruſam weh, das machte mir das Zügeln leichter. Aber als es endlich ſein mußte, da wollte mir das Herz doch brechen, die Bäume blühten ſo herrlich; und noch manches Auge wurde naß, und noch manche alte Mutter ſagte: es wird mir ungwahns thue, wenn ich euch nicht mehr habe; hier ſehen wir uns kaum mehr, aber ſo Gott will, einmal an einem andern Orte, und vielleicht nicht über langem, mir geht es alle Tage äne abe, und ihr habt auch gruſam gſchlechtet die letzte Zeit.

Da war ich nun in der weiten ſteinigen Stadt und kannte keinen lebendigen Menſchen als meinen Herrn Waiſenvogt, wo es mir immer war, wenn ich ihn von weitem kommen ſah, als müſſe ich draus laufen, als ſei er der Bär aus dem Graben, und komme her, mich zu freſſen. Es war undankbar von mir, denn er hatte für mich geſorget wie ein Vater. Dieſes Stübchen hatte er mir empfangen, und daneben fand ich Alles, was ich nöthig hatte, und eine ſcharfe Vermahnung, kein Stadtbeſen und keine Hoffahrtsnärrin zu werden, wie es Frau Pfarrerinnen, welche in die Stadt kämen, oft im Brauche hätten, gab er mir obendrein. Ach, der Mann meinte es gut, aber wie weit er neben durch ſchoß, begriff er nicht. Schüchtern von Natur und dadurch noch mehr eingeſchüchtert, machte ich keine Bekanntſchaften, ja im Anfang durfte ich kaum aus meinem Stübchen, ſah keinen Baum, keine Blume, hörte kein Vögelein pfeifen. Da erfuhr ich, was es heißt, ſterben aus Langerweile, aus dem Gefühl, verlaſſen zu ſein von allen Lebendigen, Niemandem zu ſein auf der weiten Welt, zu leben, ohne daß Jemand auch nur die geringſte Theilnahme an Einem genommen hätte.

So lebte ich einige ſchreckliche Wochen durch und wäre wohl geſtorben, wenn mir Gott nicht den Gedanken eingegeben hätte, etwas Lebendiges in meinem Stübchen zu hegen. Ich wagte mich auf den Markt und befand mich da alsbald in einer bekannten Welt; was in den Körben war, kannte ich Alles, und mit den Bauernweibern war ich gewohnt zu reden, ich lebte neu auf, und hatte eine herzliche Freude an all' dem Schönen und oft recht ſorgſam Gepflegten, was ich da ſah. Ich kaufte einige Blumenſtöckli, dann mein Vögeli, und ging ſpäter alle Markttage auf den Markt; das war mein Leben, und allmählig aus Ausgehen gewohnt, fand ich andere Orte noch, wo ich ungeſtört an Blumen und Bäumen mich erfreuen konnte, die ſchönen Todtenhöfe z. B. und die an Werktagen verlaſſenen Luſtörter der jungen Welt um die Stadt herum. So lebte ich allgemach mich in die Stadt hinein, ohne nähere Bekanntſchaft mit irgend einem Bewohner zu machen, die Marktweiber blieben meine einzigen Bekannten, die mich recht lieb hatten; ich lebte ein recht ſtill vergnügt Leben, wie ich nicht geglaubt, daß es mir noch beſcheert ſei. Und war ich einmal trüb im Gemüthe, ſo kam mein Vögelchen und pickte ſo lange an mir, bis ich mit ihm zu ſchnäbeln begann. Auch kam ich mit dem Gelde beſſer fort als auf dem Lande. Es machte kein Menſch irgend ein

Anforderung an mich, ſo daß ich mich recht ſchämte, keine Gelegenheit zu haben, um Gutes zu thun, und ängſtlich dachte, wie das gehen ſolle, wenn Gott mich frage: und denn du, was haſt du gethan? Ich muß auch dem Waiſenvogt allemal, wenn er mir Geld bringt, bekennen, daß ich damit weiter komme als im Bohnengſtrüch, das ſchenkt er mir nie. Er iſt ein guter Mann, aber ich kann nicht helfen, er kommt mir immer vor, wie der Bär aus dem Graben. Einmal lud er mich zum Mittagseſſen ein, aber als es vorüber war, waren ſie froh und ich noch mehr, und ſeither ließ er es ſein. Ich glaube nicht, daß ich zehn Worte geſprochen, der Hals war mir wie zugeſchnürt, ſie redete viel, beſonders wälſch, und war eines Weibels Tochter, daneben ſehr geputzt. O, als ich endlich aus dem Hauſe heraus war, ich weiß noch jetzt nicht wie, da war mir, als käme ich aus dem Bärengraben und hätte mein Leben gerettet ganz unerwartet. So dumm war ich in meinem Leben nie geweſen; wenn ſie an mir das Maß für die andern Pfarrersfrauen genommen haben, ſo geſchieht dieſen bitter Unrecht, aber Gottlob! ſeither erhielt ich keine Einladung mehr, und lebte vergnügt mein ſtilles Leben fort mit rechtem Dank gegen Gott, bis er mich heimſuchte und ich es erfuhr, wie es mit dem Alleinſein nicht gemacht ſei, wie dankbar ich jetzt dem Herrn ſein müſſe, der mir ſeine Engel ſandte zur Stunde, als ich ſie bedurfte.

So erzählte uns die Frau Pfarrerin in mehr als einem Nachmittage, denn das Reden machte ſie müde und that ihr doch wohl. In ihrem wahrhaften Stillleben hatte ſich doch viel bei ihr angeſammelt, das Herz war ihr voll geworden ihr unbewußt, unſere Theilnahme erwärmte es, ſchloß es auf, und ſichtlich wurden ihr dieſe Mittheilungen zu einem eigentlichen Labſal. Erſt jetzt erhielt ihr Leben eine feſte Geſtalt, ſie konnte es ſo zu ſagen anſehen, hatte erſt jetzt ihre Freude daran und ward ſo recht innig dankbar dafür.

Wir geſtunden ihr offen, ein ſo vergnügt Leben ſei uns nie vorgekommen, wir hätten es nicht für möglich gehalten; beſondere Glücksfälle kamen wohl nicht vor, aber was hätten ſie zu bedeuten gegen ein andauernd vergnügliches Daſein in gegenſeitiger Liebe. Eine ſolche Gabe, nur das Freundliche wahrzunehmen und wohl daran zu leben, bei großer Beſchränktheit keinen Mangel zu empfinden, kein Gefühl zu haben für das Bittere, Giftige im Leben, gehe über alle Schätze der Welt, ſei uns aber in der Größe noch nicht vorgekommen im Leben. Von Mal zu Mal entwickelte ſich merklich ihr Geiſt und reifte, während wir uns nicht verhehlen konnten, daß der Körper ſchwächer werde, und der Arzt, der erſt die beſte Hoffnung hatte, den Kopf zu ſchütteln begann. Sie aber ſchien dieſes nicht zu bemerken, wenigſtens wurde ſie heiterer, man möchte faſt ſagen, es fuhr, beſonders in Geſprächen mit der Frau Landvögtin, wie ein Schimmer von Muthwillen über ihr Weſen hin.

Eines Nachmittags waren wir wieder bei ihr, und wir waren eben mitten in einer ſehr intereſſanten Geſpenſtergeſchichte, welche die Frau Landvögtin aus ihrer Familie zum Beſten gab, als die Frau Pfarrerin mit allen Zeichen des Schreckens auffuhr und ausrief: Um Gottswille! der Vogt, der Vogt! ich will unter die Decke! und fuhr runter. Schlafen, ſchlafen! rief die Frau Landvögtin, und ſo legte ſich die Frau Pfarrerin, ſtatt vollends unter zu fahren. Starke Schritte tönten gegen die Thüre und eine ſchwere Hand polterte daran. Ehe ich noch „herein“ rufen konnte, that ſich die Thüre weit auf wie vor Jemand, der gewohnt, hinlänglich Platz zu haben, und unter derſelben erſchien mein lieber Vetter, blieb verdutzt daſtehen, langſam ſich zurechtfindend, ob er wohl am rechten Orte ſei. Ich hob warnend den Finger in die Höhe, legte ihn auf den Mund. Verwundert erkannte er mich, machte Anſtrengungen, auf den Zehen näher zu kommen, aber vergeblich, mit dem ganzen Fuß mußte er abtrappen. Er wollte flüſternd nach der Frau Pfarrerin fragen, er habe vernommen, ſie ſei krank, aber das ging auch nicht, ſein Lebtag hatte er das Flüſtern nicht gelernt. Ich gab ihm leiſe zu verſtehen, daß man die Frau Pfarrerin nicht wecken dürfe, es ſei ein wichtiger Schlaf; aber er hörte nicht mehr gut und wollte mich nicht verſtehen. Die Frau Landvögtin machte dazu ihr ſchlimmſtes Geſicht, daß ich mich kaum halten konnte. Er hatte erſt vernommen, daß ſeine Anbefohlene krank ſei, und war alsbald gekommen, um Anſtalten für den Transport in den Spital zu machen. Als er vernahm, daß die Frau Pfarrerin und jene von der Peſt Überwieſene die Gleiche ſei, die Krankheit alſo von lange her ſchon hatte, ſah er mich unwillig an und verwunderte ſich, daß Niemand den Verſtand gehabt, an den Spital zu denken. Vermögen ſei keins da, ohne Zuſchüſſe von der Geſellſchaft vermöge ſie nicht daheim krank zu ſein, aber ehe die Geſellſchaft etwas zahle, müßten die vorhandenen Hülfsmittel benutzt werden. Das könne er nicht verantworten, man hätte es ihm auf jeden Fall ſollen ſagen laſſen, er hätte erwartet, dies fiele mir ein, auch hätte es ihn gefreut, wenn ich ſelbſt gekommen wäre, er hätte lange nicht die Ehre gehabt, mich zu ſehen.

Zum Glück merkte er ſelbſt nicht, wie laut ſein Flüſtern geworden, er hätte ſonſt gegen den Schlaf der Frau Pfarrerin Verdacht ſchöpfen müſſen, aber ſie ſchien bombenfeſt zu ſchlafen; mit dem Geſicht gegen die Wand gekehrt lag ſie ſo ſtille da wie geſtorben. Die gute Frau hatte eine ſehr ſchlimme Nacht, ich bin doch ſo froh, daß ſie wieder einmal recht ſchlafen kann, ſagte ich. Wenn es der Vetter erlaubt, ſo komme ich morgen zu ihm und will ihm ſagen, warum man ſie nicht in den Spital transportirte und warum es auch noch jetzt nicht geſchehen kann. Das wird doch ſein müſſen, ſagte er, das iſt nur Meiſterloſigkeit, und wer zahlt? Nun, Vetter, morgen um welche Zeit iſt es euch am liebſten? Es wird mich freuen, ſagte er, aber an der Sache wird das nichts ändern, Ordnung iſt Ordnung; Burger, die nicht Vermögen haben, werden im Spital verpflegt, es hat ſich deſſen Niemand zu ſchämen. Sie iſt eine Burgerin, iſt krank, hat nicht Vermögen, alſo gehört ſie in Spital. Ordnung iſt Ordnung, Bäſi, und für die Kranken wird geſorgt wie in wenig Privathäuſern, Landvögt wären froh, wenn ſie immer dieſe Abwart hätten.

Kaum war die Thüre hinter ihm zu, ſo ließ die Frau Landvögtin ihre Burgerluſt über die Hiebe, welche er ausgetheilt, los. So ſeien die Burger am ſchönſten, in ihrer Pflichttreue und ihrer Rückſichtsloſigkeit bei der Erfüllung derſelben; ſo ein rechter Bernerburger nähme unbſinnt den Teufel bei den Hörnern, wenn er ſich ihm in den Weg ſtellte bei der Ausübung ſeiner burgerlichen Rechte und Pflichten. — Weinerlich drehte ſich die Frau Pfarrerin um, der Muthwillen war ganz verflogen. Sie machte ſich ein Gewiſſen mit der Verſtellung, aber um Alles in der Welt hätte ſie kein Lebenszeichen von ſich geben dürfen. Das gebt mir auf mein Gewiſſen, ſagte die Frau Landvögtin, daran trage ich nicht ſchwer. Späße ſind ja wohl erlaubt, namentlich wenn ſie Aergerniſſen vorbeugen, überhaupt Ungutes verhüten, von dem man nachher wollte, es wäre nicht.

Am folgenden Morgen machte ich mich auf zum Vetter; er war gar nicht gnädig. Für alle meine Gründe wegen Vögeli, ihrer Schüchternheit, dem Bedürfniß von Stille hatte er gar keine Ohren. Ah bah, ſagte er, gewöhnt hat ſie ſich bald und verpflegt wie dort wird ſie nirgends, und ohne daß es ſie einen Kreuzer koſtet. Ich ſagte, einſtweilen habe ſie Geld genug und lange werde ſie es kaum mehr machen. Und wenn ſie es noch lange macht und kein Geld mehr da iſt? frug er. Spare ſie es jetzt, ſo kann ſie es immer noch ſpäter brauchen, wenn es gebraucht ſein muß, was aber nirgends geſchrieben ſteht.

(Nun rückte ich mit der ſchweren Batterie vor. Bei ihrer Schwäche ſtünde ich für gar nichts, wenn ſie wider ihren Willen und ohne Noth in den Spital gebracht werde, und ob er es auf ſein Gewiſſen nehmen wolle, wenn er ſo um nichts und wieder nichts, bloß um etwas zu erzwingen, das nicht nöthig geweſen, eine Perſon tödte? Bäſi, ſagte er, das verſtehn die Frauen nicht, wo man ſeine Pflicht thut, da hat man ſich vor dem Gewiſſen gar nichts zu fürchten, und Ordnung iſt Ordnung. Indeſſen damit ihr ſeht, daß ich nicht eigenſinnig bin, ſo will ich es der Waiſencommiſſion vortragen, was dann die ſpricht, das geſchieht dann, Bäſi. Und ich rede mit dem Arzt, und was dann der ſagt, das geſchieht, Vetter. So, ſagte er, alſo mit der Waiſencommiſſion wollt ihr es probiren? — Wenn ſie will; aber ſie wird nicht wollen. Mein Arzt iſt der Frau Pfarrerin Arzt und der Arzt iſt Mitglied eurer Waiſencommiſſion, und jetzt Vetter, was meint ihr? Ja, ſagte er, wo die Weiber die Naſe in einer Sache haben, da iſt es aus mit allem Verſtand.

Nun, der gute Herr Vetter mußte ſich diesmal darein ſchicken, daß es nach Weiberköpfen ging und nicht nach ſeinem, es war auch ganz vernünftig ſo. — Die Frau Pfarrerin ſchien eine Natur gehabt zu haben von äußerſt ſchwacher Art, die geſund ſchien, ſo lange die Tage in ſtiller Einförmigkeit über ſie weggingen, die aber harte Stöße nicht zu ertragen vermochte. Auch möglich, daß in ihrem Weſen ſich ſchon lange der Krankheitsſtoff eingeſchlichen hatte, ohne daß ſie es ſelbſt bemerkte, der erſt nach den groben eidgenöſſiſchen Zärtlichkeiten Bahn erhielt und ſich geltend machen konnte. Was es war, weiß ich eigentlich nicht, denn die Aerzte tituliren die Krankheiten nach ihren eigenen Köpfen; was der Eine ein Schleichfieber nennt, dem ſagt ein Anderer Schleimfieber; wiſſen ſie mit etwas nichts zu machen, ſo ſagen ſie ihm Grippe, und was ihrer Kunſt den Weg verläuft, das machen ſie zur galoppirenden Schwindſucht; den Einen plagen die Hirnentzündungen im Traum, Andere glauben nur an Herzerweiterungen, die Dritten reden bloß noch vom Rückenmark, und wenn ihnen der Verſtand ganz ſtille ſteht, ſo ſagen ſie, es fehle offenbar in den Organen, aber ſie könnten in Gottes Namen nicht darüber kommen, in welchem. Daher werde ich mich wohl hüten zu ſagen, was die Frau Pfarrerin eigentlich gehabt, damit nicht jeder Arzt ſage, das ſei nicht wahr, ſie hätte dies gehabt oder jenes, oder es ſei eigentlich gar nichts geweſen, aber man habe ſie offenbar verpfuſcht, nur wiſſe er nicht wer, ob der Arzt oder die Weiber, wahrſcheinlich beide zuſammen.

Sie lebte ſcheinbar auf, doch nur geiſtig, ſie wußte ſich viel inniger auszudrücken, ihre Gefühle ſchienen lebhafter als früher. Sie redete viel von einem Reischen in's Vohnengſchück, ſobald ſie geneſen ſei, ſie hätte ein recht Heimweh nach ihres guten Manns ſel. Grab, möchte ſehen, wie die Bäume gewachſen, möchte wiſſen, ob die Leute ſie noch kennten, ihrer noch gedächten. Wenn ich ihr vom Markte was heimbrachte als Geſchenk eines Marktweibes, ſo freute es ſie wie ein Kind, ſie konnte vor Freude darüber weinen. Allgemach verſcholl ſie aber auf dem Markte, es wird am Ende Alles vergeſſen, aber um ihr nicht weh zu thun, ließ ich ſie es nicht merken, ſondern brachte ihr fort und fort die Andenken, und ein jedes war eine Labung für ſie. Auch dieſe Täuſchung gab ich der Frau Landvögtin auf's Gewiſſen, und ſie nahm ſie gern, es gehe zu allem Andern, ſagte ſie.

Am rührendſten war ihre Zärtlichkeit zu ihrem Vögeli. Sobald Morgens die Aufwärterin wach war, mußte ſie es aus dem Käfichi laſſen, und den ganzen Tag über entfernte es ſich wenig von ihrem Bette und flattirte und ſchnäbelte, wie ich es noch nie geſehen. Sie ſtürbe nicht ungern, ſagte ſie zuweilen, wenn es ſein müßte und das Vögeli nicht wäre. Es ginge Niemand auf der Welt mehr übel, wenn ſie nicht mehr wäre, als gerade dem Vögeli. Sie wüßte wohl, wir würden es nicht verhungern laſſen, und es ſo gut beſorgen als wir es verſtünden, aber einmal nun liebe es ſie, ſo könnte es Niemanden mehr lieben wie ſie, daher thäte ihr das Sterben für's Vögeli weh, und in die alte Heimath wäre ſie auch gerne noch einmal geweſen, doch an dem hange ſie nicht; wie der Herr wolle, ſie ſchicke ſich gerne darein.

Es war der Wille des Herrn, daß ſie ſtürbe. Eines Morgens, als eben die Sonne ihr Stübchen vergoldete, ſchied ſie leiſe, ohne ſchweren Athemzug; bloß das Vögeli, das auf ihrem Kopfe ſaß, merkte ihr Scheiden, flatterte ängſtlich um ihren Kopf herum, ſetzte ſich auf ihre Achſel, ſchlug, ſo laut es konnte, ſeine Triller, pickte dann und zerrte, als ob es ſie wecken wolle, und als es ſie nicht wecken konnte, ſetzte es ſich trübſelig auf's Hauptkiſſen, flatterte von Zeit zu Zeit über ſie hin, ſetzte ſich, wenn es ſie immer ſo ſtill und unbeweglich ſah, wieder an's alte Ort, ſträubte ſchon Nachmittags ſein Gefieder, und als man es mit Sonnenuntergang wie üblich z'Sädel tragen wollte, war es ſchon für immer z'Sädel gegangen, todt lag es auf ihrer Achſel, wo es im Leben ſo viel geſeſſen war, es war ſeiner guten Herrin nachgegangen, ihre Liebe zu miſſen vermochte es nicht einen Tag lang. So innig hängt wohl ſelten der Menſch am Menſchen, man vermißt einander wohl, aber ſelten werden die Herzen blutig geriſſen, geſchweige daß ſie ſterben.

Nun, eine Lücke riß ihr Verluſt auch in mein Leben, wie ich ſie ſelten empfunden, und worüber mein Vetter ſich nicht wenig ärgerte. Er könne nicht begreifen, was mir da ſollte zu Herzen gehen, ſagte er, wir ſeien ja gar nicht verwandt, nicht einmal von der nämlichen Geſellſchaft, nicht manchen Monat daure unſere Bekanntſchaft, und da ſei es ein Nöthlichthun, das nicht natürlich ſei, ſondern affektirt, unnatürlich, ſentimental, die Herren von der Waiſencommiſſion fänden es auch ſo und hätten ſich ſehr aufgehalten darüber.

Beim Mangel an allen Verwandten nahm Niemand von ihrem Tode Notiz als die Herren von der Waiſencommiſſion, ſie füllten auch die Kutſche, die hinter ihrem Sarge herfuhr. Ihr Scheiden machte alſo keinen Lärm auf Erden, ging ganz ſtille vorüber. Deſto größere Freude wird im Himmel geweſen ſein bei den Engeln, die ſchon lange ſie kannten und liebten, als ſie zu ihnen kam, mit ihnen den Herrn zu loben und zu preiſen, wie es nur die reinen Seelen vermögen.

Der Oberamtmann
und
der Amtsrichter.

Von

Jeremias Gotthelf.

(Dieſe Erzählung erſchien zuerſt 1853 in einer von H. Pröhle herausgegebenen Sammlung von Novellen und Skizzen unter dem Titel „Deutſches Leben“).

Es war ein ſchöner Herbſttag; der rothe Apfel im grünen Laube, die langen Reihen auf großen Aeckern, wahre Schatzgräber, die aus dem Boden ſchlugen die rauhen Kartoffeln, wichtiger der Menſchheit als Silber und Gold, der Sämann, der mit ernſtem Geſichte und langen gemeſſenen Schritten den Samen ſtrömen läßt aus kundiger Hand, bezeugen es, daß man in die dritte Zeit des Jahres gekommen. Wer mit rechtem Auge einen Sämann ſchreiten ſieht über den dunkeln Acker, dem rieſelt Ehrfurcht durch die Seele, mahnt ihn ans Beten, weil nahe ſei das unſichtbare Weſen, zu dem man in allen Zungen betet und mit keinem Auge es ſieht. Der Sämann mahnt nicht bloß an das Evangelium und den Sämann, der das ewige Wort ausſät, das in gutem Grunde hundertfältig Frucht trägt, Frucht, die zum ewigen Leben die Seelen ſpeiſet: der Sämann iſt ein Gehülfe Gottes, und neben ihm wandelt Gott. Der Handwerksmann kauft ſich den Stoff zu einem Geräthe, ſchafft daran, bis er fertig iſt, oft mit ſelbſtgemachtem Werkzeuge, und was ſeine Hand gemacht, verkauft er wieder oder liefert dem Beſteller es ab, zur beſtimmten Zeit, d. h. je nachdem er ſein Wort gab oder nicht. Der Schuhmacher nimmt vom Gerber das Leder, ſetzt ſich in ſeine Werkſtatt unabhängig von Wind und Wetter; ſcheint ihm die Sonne nicht, zündet er die Lampe an: und das Paar Schuhe, welches er am Morgen angefangen, iſt, wenn er's kann, am Abend fertig. Er iſt gewiſſermaßen Herr ſeiner Arbeit von Anfang an bis ans Ende. So nicht der Sämann, er iſt nur Gottes Ackerknecht und thut am großen Werke das Geringſte. Den Samen hat Gott geſchaffen, fruchtbaren Boden hat Gott gemacht, den Samen ſammelt der Menſch, bereitet den Acker zum Empfang des Samens und bringt ihn in den Boden. Jetzt aber iſt der Sämann einſtweilen fertig, jetzt nimmt ihn Gott in ſeine Hand und thut das Wichtigſte, was kein Sämann, rechne er nach einfacher oder doppelter Buchhaltung, ſäe er mit der Hand oder der Maſchine, vermag: er weckt den Lebenskeim im Samenkorn, läßt ihn ſprengen den Grabesdeckel, durchbrechen der Erde harte Kruſte und in hoffnungsreichem Grün die Felder ſchmücken. Er behütet die grüne Saat, hüllt ſie in die warme weiße Decke, hebt dieſe wieder zu ſeiner Zeit, gießt Regen nieder und läßt die Sonne brennen, bis endlich weiß zur Ernte die Felder werden, und dem Knecht, der am fleißigſten den Acker ihm beſtellte, am ſorgfältigſten ſäete und eggte, während er neben ihm wandelte, der beſte Gehülfe ihm war, lohnt er mit dem beſten Segen. Darum iſt auch der gute Landmann ſo fromm, er hat das ſicherſte Maß für Das, was er thut und was Gott thut, das Gefühl ſeiner Ohnmacht ohne Gottes Hülfe wird ihm alle Tage neu, aber auch die Freudigkeit im Bewußtſein: mit mir iſt Gott, und wenn er mit mir iſt, was vermag, wer wider mich iſt?

Auf einem Hügel, umkränzt von weiten Aeckern, auf denen viele Sämänner gingen, ſtand ein Schloß, kein modernes oder verſchnörkeltes, ſondern ein einfaches, ehrenfeſtes, in das man mit getroſtem Muthe trat, man wußte weßhalb. Aus dem Thore kamen zwei gaukelnde Hühnerhunde, hintendrein Kinder, nach ihnen Damen von einem ſchlanken Mannsbild begleitet, den Zug ſchloſſen zwei ſtattliche Herren. Der Eine war der Stellvertreter der gnädigen Obrigkeit in einem gewiſſen Bezirk, ehedem Landvogt, dann Oberamtmann, jetzt Regierungsſtatthalter geheißen. Das gehört auch unter die Landplagen unſerer Zeit und zum entſchiedenen Fortſchritt, daß faſt mit jedem Mondwechſel Moden, Geſetze und Titel ändern, was die Leute fort und fort ſtürmer und dümmer macht, Autorität und Zucht immer mehr zerſetzt, den Leuten das Geld wegbeißt wie Heuſchrecken das Gras. Der andere Herr war des Erſten Bruder und Vater des Jungen bei den Damen, der in fremdem Dienſt und im Urlaub war. Es war eine echt patriziſche Familie, noble Leute, gerecht, praktiſch, kühn, nicht ohne Grund voll Selbſtbewußtſein, daher keinem Adel nachſtehend. Fürſt Windiſchgrätz ſoll in jüngern Jahren einmal dieſen Adel bloßen Bauernadel genannt und deswegen mit einem berneriſchen Rittmeiſter, der dieſem Adel angehörte und mit Windiſchgrätz diente, ein Duell gehabt haben. — Sie zogen aus, einen Amtsrichter, der ein reicher Bauer war, zu beſuchen, es war nicht zum erſten Mal. Der Herr Landvogt oder Oberamtmann war Vorſitzer des Amtsgerichts, lud nach abgethanen Geſchäften in der Regel die Amtsrichter zum Eſſen ein, was ein trauliches, aber durchaus kein abhängiges Verhältniß erhielt. Die Amtsrichter, gewöhnlich die angeſehenſten Bauern im Bezirk, luden dagegen auch den Herrn Oberamtmann ein ſammt Familie, was für dieſe gewöhnlich ein Feſt war und mit Recht, denn es ging ſtattlich zu, und die ländlichen Weiſen behagten ihnen beſſer als die köſtlichſte Aufwartung. Amtsrichter, welche nicht rechte Bäuerinnen daheim hatten, thaten mit den Einladungen nicht nöthlich, und wenn ſie übergangen wurden, nahmen ſie es nicht übel. Zu einem rechten Bauernhof gehört eine rechte Bäuerin; fehlt dieſe, haben Bauer und Hof den Glanz verloren. Eine Bäuerin kann weder durch eine Köchin noch durch eine Haushälterin und am allerwenigſten durch ein Geſellſchaftsfräulein, welches anſtändig den Thee ſervirt, erſetzt werden; es muß halt eine Bäuerin ſein, es thut's nicht anders. Der Beſuch galt dem reichen Amtsrichter Grün auf der Säublume. Die Säublume war weit und breit der ſchönſte Hof, und ſo geheißen wegen des fetten Graſes, der ſonnigen Lage, daher dort immer die erſten gelben Säublumen zu ſehen waren. Der Oberamtmann und der Amtsrichter hatten ſich eben nicht am liebſten, aber ſie achteten einander und trugen Sorge zu einander, wegen des allgemeinen Beſten. Es waren zwei ſtolze Männer, Beide ihres Einfluſſes und ihres guten Willens ſich bewußt, daher Keiner geneigt dem Andern weiter nachzuſtehen, als es gerade das Amt erforderte. Der Oberamtmann war nicht unkundig auf dem Lande. Seine Familie hatte ihre ſchönen Bauergüter nicht verhändelt, um höhere Einkünfte zu gewinnen, brachte auf denſelben ihre meiſte Zeit zu, daher der Oberamtmann im Landleben heimiſch war. Aber die Geſetze kannte der Amtsrichter beſſer, das trieb dem Oberamtmann oft das Blut zu Haupt. Damals hatte man eine ehrenfeſte Gerichtsſatzung, die änderte nicht alle Tage, war Vater und Sohn bekannt von Jugend auf, Jeder wußte was Trumpf war, konnte ſich mehr oder weniger ſelbſt helfen, wußte was muthwillig Trölen war, konnte einen verlorenen Handel von einem ſichern unterſcheiden. Darum waren damals auch weniger Proceſſe, und wo jetzt zehn Fürſprecher reichlich ſchneiden, fand damals kaum Einer ſein mäßig Brot. Der Landmann behielt ſein Geld im Sack und Friede war im Lande und unter den Nachbarn. Der Oberamtmann hatte einen gerechten Sinn aber heißes Blut, da geſchah denn zuweilen, daß er ſich verfing, daß er, wenn es zuweilen über die Schnur ging, den Amtsrichter als Widerſacher fand, und zwar als einen, der Recht hatte Himmel, wie ginge es einem Oberamtmann jetzt, wo hinter einem jeden Regierungsſtatthalter her wenigſtens zwei Fürſprecher und ein Agent ſind, der eine Fürſprecher eine Beſchwerdeſchrift macht, wenn er links ſieht, der Andere eine adminiſtrative Klage ausſpielt, wenn er rechts ſieht, während der Agent auf der Lauer ſteht und Jeden aufhetzt, der zum Schloßthor aus- und eingeht, wenn der Regierungsſtatthalter nicht reine Sache hat. Es ſind grundarme Burſche, die nämlich, welche regieren ſollen, ſie dürfen nicht, wenn ſie ſchon möchten, man findet daher ſelten einen rechten Mann am Brett.

Es wurde ehedem viel beſſer regiert, wohlfeiler, das Volk war zufriedener. Ein chriſtlich Regiment wird durch nichts mehr verhunzt als durch zu viel ſogenannte Juſtiz. Der Amtsrichter hatte auch ſeine Schwächen, er war unbeſtechlich, aber über Sympathie und Antipathie ſoll er ſich bei aller Geſetzeskunde nicht immer erhoben haben. Dann klopfte ihm der Oberamtmann mit großem Behagen auf die Finger. Beide wirkten wohlthätig in der Gegend, Beide waren ſo ehrenfeſte Männer, daß die Menge Glauben hatte an ſie; das iſt eine ſeltene Sache und viel werth. Die Menge hat ſonſt in der Regel mehr Glauben zu ſchlechten Rathgebern als zu ehrenfeſten, dieweil jene nach Gunſt reden, dieſe nach ihrem Beſten. Sie lebten in anſtändigem Verhältniß, ſchnitten ſich nicht hinterrücks die Ehre ab; aber Freunde, wie man ſie dafür hielt, waren ſie nicht. Ja es war in der letzten Zeit eine Wolke zwiſchen ihnen geweſen, welche der Oberamtmann vertreiben wollte. Er hatte wegen einer blutigen Schlägerei, bei welcher Verwandte des Amtsrichters betheiligt waren, ſehr harte Bußen veranlaßt, was dem Amtsrichter ins Fleiſch ging, die er aber diesmal nicht wenden konnte, denn der Oberamtmann ſtand auf geſetzlichem Boden. Solche Beſuche machte der Oberamtmann gern, wenn Verwandte oder Bekannte bei ihm waren. Er verſchaffte mit ſolchen Partien ſeinen Gäſten Vergnügen, denn der Weg zur Säublume war ſchön und die Aufwartung mit ächter Landeskraft ausgezeichnet. Er zeigte aber auch gern und mit Stolz den Reichthum der Bauern, und wenn er ſie auch in einzelnen Fällen unterthäniger wünſchte, ſo hatte er doch im Allgemeinen auch Freude an ihrem Stolz. Denn wo reiche und ſtolze Bauern ſind, da muß die Regierung, auch wenn ſie eine ariſtokratiſche iſt, doch nicht ganz ſchlecht, ſelbſtſüchtig oder despotiſch ſein, ſondern ſich ums Wohl des Landes wirklich kümmern. Und was hat eine Regierung in einem ſtolzen und reichen Lande für Kräfte gegenüber einer Regierung in einem armen und gebeugten Lande?

Der Bruder des Oberamtmanns, Oberſt in fremden Dienſten, wollte dies durchaus nicht begreifen; der meinte, man müſſe die Bauern unter der Scheere halten, ſonſt wüchſen ſie unverſehens dem Herrn über den Kopf aus. Dagegen erzählte der Oberſt mit glänzenden Augen von ſeinen herrlichen Burſchen im Regiment, wie ſie dem Teufel Zahn um Zahn aus dem Maul brechen würden, wenn ſie ihn einmal hätten, und wie er mit ſeinem Regimente ſtehen bleiben wolle und wenn die ganze Armee davonliefe, kein Kopf ſollte ſich rückwärts wenden, geſchweige ein Fuß. Mit ſichtbarem Behagen erzählte er Exempel von den mannhafteſten Burſchen, die Niemanden fürchteten, ſelbſt die Offiziere nicht, wenn ſie im Recht waren, doch Alles in den vorgeſchriebenen Schranken der Subordination. Der gute Oberſt begriff nicht, daß nur in einem Lande, wie der Oberamtmann regieren half, Burſche wachſen konnten, wie er zu kommandiren das Glück hatte. Es ging ihm halt ſo wie noch höher Geſtellten, wie mancher Regierung, er begriff den Zuſammenhang zwiſchen Hinten und Vornen nicht. Der Herren lebhafter werdendes Geſpräch unterbrach die Frau Oberamtmännin mit der Frage: „Du haſt es doch dem Amtsrichter ſagen laſſen?“ — „Habe nicht Kummer, ich ließ es ihm durch einen Landjäger, der dort vorbei ging, melden“, antwortete ihr Herr.

Die Frau Oberamtmännin hatte die Frage eigentlich nur gethan, um die Brüder zu unterbrechen. Sie kannte die Hitzköpfe, und wie der Jäger die verſchiedenen Töne in den Stimmen ſeiner Hunde kennt, ſo wußte die Frau Oberamtmännin ganz genau aus der Stimme ihres Eheherrn, ob er einem harten Zanken entgegenging oder nicht. Die beiden Brüder zankten oft gewaltig, daß weithin ihre Stimmen ſchollen; ihrer Einigkeit that es aber keinen Eintrag, ließ nicht einmal Bitterkeit zurück; ſie trotzten niemals, ſie waren es von Jugend auf gewohnt, aber da in freier Luft hätte es die Frau Oberamtmännin doch ungern gehabt. Die Brüder hätten dann freilich franzöſiſch geredet, aber Brüllen iſt Brüllen, ſei es franzöſiſch oder deutſch, und franzöſiſches Gebrüll oder deutſches verſtanden die Bauern aufs Haar gleich gut.

„Du wirſt ihm ein Billet geſchrieben haben?“ frug die Dame weiter.

„Warum nicht gar!“ antwortete der Oberamtmann heftig. „Er verſteht beſſer mündlich als ſchriftlich!“ — „Es gibt noch mehr Leute, die es ſo haben“, lachte der Oberſt; „kein Wunder, daß ihr euch ſo gut zu einander ſchickt.“ Allerdings nahm der Oberamtmann faſt ebenſo ungern eine Feder als eine Nadel zur Hand. Er war früher auch Militär geweſen; auf dem Lande erwachſen, ſollte er von Präceptoren (Hofmeiſtern) geſchult werden, hielt ſie zum Beſten, ärgerte ſie, bis ſie fortliefen, und ſtrich Eichhörnchen und anderm Hochwild nach. „Da hörſt meine Frau“, ſagte der Oberamtmann, „die meint es erſt gut mit den Bauern, und wenn du ſie mit dem Amtsrichter zuſammen ſiehſt, ſo wirſt du finden, daß ich Urſache hätte eiferſüchtig zu ſein.“ Nun erhob ſich ein anmuthig Wortgeplauder zwiſchen den Herren und Damen: denn des Oberſten Frau, eine Fremde, war auch dabei. Die Frau Oberamtmännin war eine gute, aber verdammt kluge Dame. Sie liebte ihren biedern Mann von ganzem Herzen, aber ſie kannte ihn auch durch und durch. Mit der zärtlichſten Aemſigkeit räumte ſie ihm alle Steine aus dem Wege, ſuchte allenthalben gut Wetter zu machen, und wußte dazu die Stimmungen ſeiner Seele zu beherrſchen wunderbar, das iſt eine unendlich größere Kunſt als Clavierſpielen oder Geigen. Wer ein Clavier oder eine Geige handhabt, kann darauf herumfahren nach Belieben und Verſtand, es iſt ihm Niemand im Weg, pfuſcht ihm Niemand darein; wer aber auf einem Herzen ſpielen will, dem will die ganze Welt und alle Menſchen mit helfen, bald von rechts, bald von links trampeln ſie auf den Taſten herum, greifen in die Saiten hinein. Da gilt es die Töne, die Andere greifen, zu meiſtern, daß ſie klingen ſchön und fein, wie der Meiſter oder die Meiſterin wollen, daß ein lieblich und wohllautend Spiel ertönet immer und immer von dem geliebten Herzen her. Dieſe Kunſt iſt nur ähnlich der großen Kunſt Gottes, der jedem Eſel ſeinen Willen läßt und jeden Menſchen machen was er will, und doch es macht, daß Alles ſeinem Willen dienet und Alles kömmt, wie er will. Dieſe wunderbare große Kunſt, die heilig iſt und teufliſch, je nachdem ſie mit heiligem oder teufliſchem Sinn getrieben wird, dieſe Kunſt iſt hauptſächlich des Weibes Gabe, liegt bei ihm wenigſtens mehr im Vordergrund als bei dem Manne, kömmt bei ihm zu größerer Vollkommenheit, wenigſtens in Anwendung auf den Einzelnen, wenn auch nicht auf die Maſſen.

Ach, wenn die Mütter, beide die Damen und die Käs- und Kabisweiber, ihre Mädel dieſe Kunſt lehrten oder lehren ließen, ſtatt die des Clavirens, und das chriſtliche Muſikgehör ihnen ausbildeten, ach, da würde es ſchön auf Erden und die verklungene Sphärenmuſik klänge wieder in jede Hütte hinein, und wo ſie klingt, da weht der Friede Gottes.

Die Frau Oberamtmännin war eine wahrhaft fein gebildete Frau; das Neueſte hatte ſie zwar nicht geleſen, war auch nicht in allen freien Künſten bewandert, aber ſie beſaß das richtigſte Gefühl für Alles, was Andern angenehm oder unangenehm war, wußte genug, um einen angenehmen Sprechſtoff bei der Hand zu haben, hatte alſo das Wichtigſte zu der wahren Höflichkeit für alle Leute, und wandte dieſe Höflichkeit eben auch auf alle Leute an, auf Ebenbürtige und nicht Ebenbürtige; und ſoll das etwa eine Chriſtin nicht?

Daneben war ſie eine recht gute Hausfrau, nicht von denen Eine, welche meinten, der Grasanken müſſe grün ſein, und die für Küchlein kein Futter geben wollten, weil ſie fangen ſollten wie andere Thiere, oder für ihre Plättete Tannzapfen beſtellten, aber ausdrücklich hinzuſetzten: ſie wollten buchene u. ſ. w., nie wußten, was auf den Tiſch kam, und über die Köchin ſchimpften, wenn nicht das Rechte kam, oder es ſonſt ſchlecht ging.

Sie hielt den Faden der Unterhaltung feſt und behielt doch die junge Welt im Auge. Ihren beiden Töchtern, welche mit dem Vetter wandelten, ſparte ſie ihre Bemerkungen auf bis auf den Abend, wo ſie wohl ein paar Capitel über ihr ſehr ungenirtes Weſen werden erhalten haben. Den Kindern dagegen ſparte ſie die Bemerkungen nicht ſo lange, ſie wären zu ſpät gekommen. Es war ihr daran gelegen, ſie mit ganzen und trockenen Kleidern auf die Säublume zu bringen; das hätte ihr wegen ihren eigenen Kindern nicht Kummer gemacht, aber des Oberſten Kinder waren Stadtkinder und die haben bekanntlich ein eigenes Geſchick, entweder in Gräben und Bäche zu fallen oder in Dornhecken hängen zu bleiben. Ueber Alle hin tönte ein ſcharfer Pfiff, der den Hunden galt, welche meinten, ſie hätten auch das Recht, ſich ungebunden luſtig zu machen, und nicht großen Reſpect zeigten vor den Pflanzungen, die noch hier und da im Felde ſtanden. Der Oberamtmann war nun nicht Einer von denen, welche entweder kein Gefühl haben für Pflanzungen, weder um Schädigung noch Gedeihen derſelben ſich kümmern, oder auch meinen, der Bauer habe gar kein Recht etwas übel zu nehmen, ſondern müſſe ſich gefallen laſſen, was über ihn komme aus irgend eines Herrn Hand oder durch deſſen Zulaſſung. Er war eben auch Bauer und hatte ein

Herz für Gras und Vieh. Seine Frau warf ihm ſcherzend oft vor, ſeine Kleeäcker gingen ihm über ſeine Familie. — Man ſah auch deutlich, daß er beliebt war. Wer ihnen begegnete, grüßte freundlich, ſagte wohl auch: Geht's über Feld? es macht ſchön warm. Sie erhielten aber auch freundliche Antworten. Bauern, die weit im Acker ſtanden, lüfteten ihre Kappen. Wenn es der Oberamtmann merkte, that er mit der ſeinen gleich, rief auch wohl ein freundlich Wort hin. Der Oberſt machte es ſchon kürzer, während ſein Sohn von alledem keine Notiz nahm. Stark rückten ſie nicht vorwärts, aber es war ein gar lieblicher Weg mit vielem Schatten, ſchönen Bächen, daß er ihnen weder lange noch beſchwerlich vorkam, und lange, ehe ſie es erwartet, der Oberamtmann ſagte: „Sehet, dort iſt ſie ſchon, kaum zwei Scheibenſchüſſe weit.“

Es war ein großes ſtattliches Haus, mit vielen Fenſtern, von gewaltigen Bäumen beſchattet. Wenn es auch nur von Holz war, ſo wohnte doch ſicher mancher polniſche oder ungariſche Edelmann ſchlechter, unbehaglicher, und wäre froh geweſen ſeinen Edelſitz mit dieſem Bauernſitz zu vertauſchen. Namentlich was Vorräthe betraf, hätte er keinen ſchlechten Tauſch gemacht. Vielleicht auf einem Dutzend Edelſitzen zuſammen genommen hätte man nicht ſoviel Hemden, Bettzeug, flächſernes Tuch und Garn gefunden, als in dieſem einzigen Bauernhauſe und deſſen Spycher.

Der Landjäger hatte dort ſeinen Auftrag ausgerichtet und damit die Frau Amtsrichterin gar mächtiglich erſchreckt. Nicht weil Landvogts kamen, das war ihr an ſich ganz recht, denn die Landvögtin war ihr eine gar anſtändige, liebe Frau; das iſt Eine, mit der man doch ein vernünftig Wort reden kann, die hat Verſtand, daß man ſich ganz verwundern muß, faſt ſo viel als unſer Gattig, pflegte die Frau Amtsrichterin zu ſagen. Sie ward erſchreckt, weil die Botſchaft ſo ſpät kam, nicht wenigſtens einen oder zwei Tage zuvor. „Wenn man ſchon meint", ſagte ſie vor dem Landjäger, „ſolche Leute hätten Verſtand, ſie haben dennoch keinen; meinen, einen Schinken koche man gleich geſchwind wie ihre Schnefeli Fleiſch, wo 27 auf ein Viertelpfund gehen."

„Soll ich etwa abſagen? der Oberamtmann hat geſagt, wenn's nicht anſtändig ſei, ſo ſollte man abſagen laſſen." — „Warum nicht gar abſagen", zürnte die Amtsrichterin, „daß ſie meinen, wir hätten nichts z'eſſen im Haus, für ein Dutzend oder zwei und dazu Lüt, die vom Schmöcken halb genug haben; wir müßten erſt in alle Himmelsgegenden ausſchicken und zuſammenbetteln, wenn uns ein Menſch ungeſinnet ins Haus läuft, wie es die armen Leute machen. Babi, gib dem Landjäger ein Kirſchenwaſſer. Wo iſt der Vater?" — „Hinter dem Spycher bricht er Korn", lautete die Antwort. Dorthin lief die Amtsrichterin, in vollem Harniſch die Kunde bringend. Der Amtsrichter nahm dieſelbe ganz kaltblütig auf: „Gieb, was du haſt, und zum Reſte laß ich einen Stecken ſtecken." — „Flauſen, ja wohl", ſagte die Frau, „es muß eine Hamme ſein, es muß Fleiſch ſein, wie ſoll das Alles weich und gut ſein bis Nachmittag?" — „Warum nicht", ſagte der Mann, „nimm von den letzten Hammen und dem letzten Fleiſch, laß feuern im Ofenhaus, daß man eine Hex braten könnte, brauch all Vörtel; bis um 4 oder 5 Uhr Abends geht's noch lang und was ſie dann noch nicht beißen können, das können ſie ungegeſſen laſſen." — „Wenn du nichts Beſſeres weißt, ſo hätte ich das auch gewußt und meine Zeit beſſer brauchen können. Aber ſo iſt das Mannsvolk, will Alles regieren und wenn es an Nothknopf kömmt, ſo iſt die dümmſte Frau geſcheiter. Komme, hau mir Fleiſch herunter!" So brummte die Frau Amtsrichterin und doch hatten ihr des Amtsrichters Winke den ganzen Schlachtplan in die Hand gegeben, den ſie jetzt mit aller Sicherheit verfolgte. Die Frau Amtsrichterin war ein großes, wohlbeleibtes, ſchönes Weib, ſtark im Arm, weiſen Sinnes, guten Herzens, aber eine Löwin an Zorn und Kraft, wenn es an ſie kam. Ehe ſie den Hof hier geerbt, hatten ſie in einem Dorfe gewohnt. Da waren einmal in einer Samſtagnacht fremde Nachtbuben ins Dorf gekommen, eine große wilde Rotte, hatten groben Spectakel verübt, die Mädchen gequält, muthwillig Schaden angerichtet. Männer und von Buben was daheim war, wollten mahnen, wehren, jagten von den Häuſern weg, bis endlich Alles zu einem Knäuel ward, in der Gaſſe, in Mitte der Straße eine blutige Schlacht auf- und niederwogte. Der Amtsrichter war auch dabei und mitten drin, die Amtsrichterin ſtand vor dem Hauſe, die aufgejagte Magd neben ihr. Als ſie das Toben und Fluchen hörte, das Krachen und Schmettern der fallenden Stöcke, da ergriff es ſie, ſie wußte nicht wie: Komm Liſabeth, rief ſie, nahm in der Küche vom Herde eine kurze Kelle, vornen mit einem ſchweren eiſernen Haken, Liſabeth ein anderes kurzes ſchweres Inſtrument und Beide hinten ins Gewühle und ſchlugen rechts, und ſchlugen links und auf jeden Streich einen Nachtbuben, an den bedeckten Köpfen leicht kenntlich, nieder, daß im Umſehen die halben Buben am Boden, die anderen halben auf der Flucht waren. Was dieſe zwei Weiber verrichtet, ward nicht vergeſſen bis auf dieſen Tag. So ein handlich Weib iſt denn doch ein kitzlich Ding und paßt nur zu einem tüchtigen, handfeſten Mann, einem Andern möchte ich keins rathen von dieſer Sorte. Uebrigens ſind Exemplare von dieſer Sorte rar, was den Männern wirklich wohl kömmt, denn die mannhaften Männer ſind auch nicht überdicht geſäet. — Nun ging es los auf der Säublume, als ob ſieben Hexen ſollten gebraten werden, nicht bloß eine. Töchter und Mägde wurden tribulirt, noch ganz anders als Kanoniere einer Batterie, die alle fünf Minuten Poſition ändert im Galopp.

Als der Ruf erſcholl: Landvogts kommen, war aber auch die Sache in Ordnung, der Stand der Dinge durchaus befriedigend, die Frau Amtsrichterin angezogen, und brauchte ſcheinbar um nichts mehr ſich zu kümmern, es ſollte Alles gleichſam von ſelbſt gehen, als brächten es die Engel des Himmels daher. Geputzt war die Frau Amtsrichterin ſcheinbar gar nicht, ihre Kleider ſchienen Werktagskleider, waren aber durchaus rein, von feinem Stoff, und blendend das weiße Hemd. So waren auch die Töchter angezogen. Man ſollte glauben, ſie wären eigentlich immer ſo.

Der Amtsrichter empfing die Gäſte einige Schritte vor dem Hauſe, ohne beſondere Ceremonien, mit natürlicher Höflichkeit, die Kappe in der linken Hand, bis er Allen die Rechte gegeben, nachher ſetzte er ſie wieder auf, als ob ſich das von ſelbſt verſtehe. Er war auch ein ſchöner Mann, ſeine Geſichtsbildung nobel, und wenn er Herrentracht getragen, ſo hätte man ihn auch für einen Herrn gehalten, ſo frei war ſeine Haltung. Als er mit Begrüßen fertig war, kam die Frau Amtsrichterin, nach ihr ſchüchterne Kinder, Jagdhunde, welche die Wachtelhunde knurrend und ſcherzend begrüßten. Umſonſt ſah der Lieutenant nach den Töchtern ſich um, von denen ihm ſeine Couſinen viel erzählt, und dieſe, ſein Viſiren wohl merkend, lachten ihn weidlich aus. Vor Allem mußte die ganze Geſellſchaft bis an die eigenen Hunde in die Stube gehen. Herr Landvogts hätten warm, ſagte die Amtsrichterin, und da oben ſei immer Zug, ſie könnten ſich erkälten. Es ſei nicht warm drinnen und vor Fliegen ſollten ſie ſich nicht fürchten, ſie hätte dieſelben ſo viel wie möglich hinausgemuſtert. Die Stube hatte nichts Beſonderes als einen ſchönen Glasſchrank und einen mächtigen Eichentiſch nebſt gehörigem Geräthe zum Sitzen, einem Ruhebett, damals noch eine Seltenheit auf dem Lande. Bald darauf kam der Amtsrichter mit zwei großen ſchön geſchliffenen Flaſchen voll goldenen Weines, und hinter ihm zwei Töchter mit Gläſern, weißem Brot und Käs. Der Amtsrichter machte den Wirth, ſchenkte ein, ſervirte mit Hülfe der

Töchter, die Frau Amtsrichterin nahm ſich der Sache ſehr wenig an, ſchickte bloß ein Kind nach Waſſer, als ſie die Frau Oberſtin darnach ſeufzen hörte, und ſprach der Frau Oberamtmännin zu, als ſie den Kindern keinen Wein zulaſſen oder ihn mit Waſſer ertränken wollte; redete zu, ſtatt des dünnen Waſſers den in den Städten unbekannten, auf dem Lande ſo beliebten mit Zucker und Zimmt angemachten ſüßen Thee zu gebrauchen, der in den Wein gegoſſen ſehr angenehm und durſtlöſchend iſt. Wirklich ward er auch probat gefunden, nur die Frau Oberſtin rümpfte ein wenig das Näschen, denn begreiflich war der Thee nicht von der feinſten Sorte. Der Herr Lieutenant wollte mit den Töchtern anbinden, fand aber den Ton nicht, erhielt ſehr kurzen Beſcheid, was ſeine Couſinen ihm nicht ſchlecht gönnen mochten und es den Mädchen durch doppelte Freundlichkeit vergalten. Die Herren lobten des Amtsrichters Wein als kräftig und rein, mit lieblicher Blume. Dem that das wohl und er erzählte, wie er faſt alle Jahre an den kleinen See fahre und Wein hole für ſeine Leute, nur leichten, und wenn er ſchon ſauer ſei, ſo ſei er ihnen um ſo lieber, weil er ihnen den Durſt deſto beſſer löſche. In ganz guten Jahrgängen fahre er dann ins Wälſchland und hole dort ein Faß oder zwei, je nachdem Jemand mit ihm einſtehe oder nicht. Man ſei froh einen Tropfen guten Wein im Keller zu haben, es könne einem zuweilen begegnen, daß man müſſe Kindbett halten, und wenn nicht, ſo ſei man ſo zu ſagen auch ein Menſch und ein Glas guter Wein thue allezeit wohl. Bei dieſer Erfriſchung blieb man nicht lange ſitzen, es ſtrebte Alles ins Freie. Ein Bauernhof iſt eine wahre Raritätenkammer für Stadtleute, und wenn man die rechte Begleitung hat, kann man in einem halben Tage mehr Landwirthſchaft lernen als auf einer Univerſität in einem halben Jahre. Natürlich fand alsbald in der Geſellſchaft eine große Spaltung ſtatt, die große und kleine Jugend ſtrebte nach den

Bäumen, die Damen ins Grüne, die Herren in die Ställe, beſichtigten Miſthaufen und Heuſtock und verſenkten ſich dann in die Landwirthſchaft überhaupt, welcher auch der Oberſt nicht fremd war und nach einigen Jahren mit derſelben noch näher bekannt zu werden gedachte. Der echte Berner hat einen Zug zur Landwirthſchaft. Der Handwerksmann, ſobald es ihm irgendwie möglich iſt, kauft ein Stücklein Land, ſein höchſtes Streben geht dahin, Bauer zu werden. Der Edelmann, wenn er es immer kann, hat auf dem Lande ſeinen Beſitz und bauert wie ein heller Teufel, wie man zu ſagen pflegt. Das iſt Naturzwang. Es iſt aber auch der Canton Bern ein klein Ländchen Goſen. Der Boden fordert freilich ſehr harte Arbeit, liefert dann aber auch ſehr kräftige Producte. Und wenn nicht Landwirth, ſo iſt der Berner am liebſten Soldat, zum Kaufmann iſt er nicht geboren. Wie echte Landwirthe liebt er auch Vorräthe, fragt nicht nach dem Capital, welches darin ſteckt und keinen Zins trägt. Die Frau Oberamtmännin war nicht bloß eine vornehme Dame, ſondern, wie oben ſchon angedeutet worden, auch eine gute Hausmutter und Bernerin. Sie hatte auch gerne Vorräthe und beſonders von Leinen, Leibwäſche, Bett- und Tiſchzeug konnte ſie nie genug haben. Doch trieb ſie es mit Verſtand, und nicht wie jene Wirthin, die es auf hundert Dutzend Hemden für ihre eigene Perſon brachte.

Sie hatte auch holländiſches Tiſchzeug, aber doch hielt ſie am meiſten auf dem, welches ſie ſelbſt ſpinnen und tuchen ließ. Das war ein Punkt, wo die Frau Amtsrichterin und die Frau Oberamtmännin ſich fanden, die Frau Oberſtin dagegen dabei ein Geſicht machte ungefähr wie eine Schneegans. Als nun aber die Frau Amtsrichterin ihre Vorrathskammer aufſchloß, wo ſie das gebleichte und das ungebleichte Tuch hatte, das ungenähte und das verarbeitete, da machte die Frau Oberamtmännin auch faſt ſolche Augen und ward ganz neidiſch in ihrem Herzen, denn ſo reich war ſie nicht an ſolchen Dingen. Sie vertieften ſich in die Geheimniſſe des Spinnens, Webens, der Schelmerei der Weber und wie man ihnen auf die Finger ſehen müſſe, ſo daß ſie vielleicht heute noch dort ſtünden, wenn nicht eine Tochter der Mutter ſich vom weitem gezeigt und wieder verſchwunden wäre. Die Mutter wußte die Erſcheinung zu deuten und lenkte allgemach die Schritte der Damen gegen einen großen Nußbaum hin, wo ein Tiſch gedeckt ſtand. Es iſt ſonſt auf dem Lande nicht Sitte, die Gäſte außerhalb des Hauſes zu bewirthen, aber des Oberamtmanns waren nicht zum erſten mal hier, und der Amtsrichter kannte ihre Sitte, nach dem Freien zu ſchreien, und fügte ſich hinein. Die Jugend flatterte alsbald herbei, denn wo die was zu eſſen und zu trinken riecht, iſt ſie nicht ſäumig. Länger ließen die Herren auf ſich warten. Sie erörterten einen Wäſſerungsproceß, waren nicht in Allem gleicher Meinung; ein Nachbar ſollte dem andern das Abwaſſer zukommen laſſen, aber ſeit der Sohn des Einen den Hof übernommen, erhielt der Andere nur halb ſo viel Abwaſſer als früher. Darüber entſtand der Streit und drehte ſich um den Beweis, daß nur noch die Hälfte dem Andern zufließe, und über die Art des Beweiſes waren Oberamtmann und Amtsrichter nicht einig.

Man ging vom Grundſatz aus, der Eine ſei dem Andern das gleiche Waſſer ſchuldig. Der Oberſt hatte lange zugehört, endlich ſagte er: „Ihr ſeid auf dem Holzweg. Wie mir ſcheint, handelt es ſich nicht um ein beſtimmtes Quantum Waſſer, ſondern um das Ueberflüſſige, um das Abwaſſer, das kann ja mehr oder minder ſein nach der Jahreszeit und dem Gebrauch, wenn das Waſſer nur nicht anders wohin genommen wird.“ Der Oberamtmann und der Amtsrichter ſahen einander ganz verwundert an, wanden ſich mit Mühe unter allen juriſtiſchen Vor- und Darſtellungen aus den Schneckengängen des Rechts heraus und endlich ſagte der Oberamtmann: „Ich glaube beim — du habeſt Recht.“ —

„Ja, er hat Recht", ſagte der Amtsrichter, „er hat Recht, daß unſer einem ſo was nicht in Sinn kömmt!" — „Ja, ſo geht es, wo die Juriſten was weggerückt und hingeſtellt, meint man, man müſſe es von der Seite anſehen, die ſie einem zugekehrt, und fährt ſo krumm ums Recht herum, ſieht vor lauter Bäumen den Wald nicht", ſagte der Oberſt. — „Die werden Maul und Naſe aufſperren, wenn die Sache, nachdem zwei Jahre procedirt wurde, Augenſcheine und Eide gingen, auf einmal die natürliche Wendung nimmt, an die Niemand gedacht", ſagte der Oberamtmann. — „Ja und der Obere muß gewinnen, denn er braucht das Waſſer in den alten Gräben und nur auf dem Lande, welches in den Briefen verzeichnet ſteht", ſagte der Amtsrichter. „Aber wie machen, daß die Wendung in die Sache kömmt, die Richter ſind ja an die Schlüſſe der Partien gebunden!" Ueber dieſer Berathung ſäumten ſie ſich und leiſteten erſt wiederholten ernſtlichen Botſchaften Folge. Als ſie um das Haus bogen, lag vor ihnen eine prächtige Ausſicht, unter dem gewaltigen Nußbaum war getiſcht, auf den blendenden Tiſchtüchern ſtanden mächtige Kaffeekannen, große Häfen voll gelber Nidel, Schüſſeln mit hochaufgethürmten Küchlene von allen Sorten, die ſchönen braunen Strübli ſandten ihren köſtlichen Duft weit hin, hatten die Kinder förmlich bezaubert, ſie biſſen hinein, als ob ſie ihr Lebtag nie mehr ſo was kriegten. Selbſt die Frau Oberſtin, die etwas zimpfer that, und mit groben nahrhaften Speiſen ihrer Taille wegen ſich nicht gern befaßte, konnte ihr Behagen nicht verbergen und griff zum zweiten mal zu, was ihr ſonſt ſelten begegnete, entſetzte ſich aber dennoch über den Appetit des Lieutenants, der wirklich fütterte, als ob es nie mehr gut wäre, ſo daß ſelbſt die Amtsrichterin, die doch ſchon manchen tapfern Hunger geſehen, ſich wunderte, wie das Alles in dem dünnen Leibchen, der einer Weſpe glich, Platz haben könnte. Jetzt ſervirte die Frau Amtsrichterin mit großer Eindringlichkeit und handhabte die große Kaffeekanne mit einer Leichtigkeit, die überall Reſpect vor ihrem Arm einflößte, und einige Scherze über die Gefährlichkeit ſolcher Arme für die Ehemänner veranlaßten den Amtsrichter zu ſagen, ſie zu fürchten habe er zwar noch nie Urſache gehabt, dagegen ſeien ſie ihm ſchon wohlbekannt, woraufhin er den vorhin erwähnten Strauß zum Beſten geben mußte, obſchon die Amtsrichterin ſagte, ſie hätte das bald genug gehört, am liebſten wär' es ihr, ſie hörte gar nichts mehr davon. Indeſſen erzählte der Amtsrichter das Gefecht recht ſchön, wie das tätſcht und prätſchet hätte, jeder Streich einen Mann gefällt, daß er geglaubt, es ſeien wenigſtens ein halb Dutzend todt, und am Ende hätte es nicht einmal viel gemacht, von wegen es ſei Alles auf die Köpfe gegangen und da möge man was ertragen.

Als endlich von all den Herrlichkeiten nichts mehr an Mann zu bringen war, ließ die Amtsrichterin abräumen bis auf die Küchlein, welche ſtehen blieben. Nun hätte nach Landesbrauch wieder eine Pauſe gemacht werden ſollen, um dem Genoſſenen Zeit zu laſſen ſich zu ſetzen und andern Herrlichkeiten Platz zu machen, davon ward wieder eine Ausnahme gemacht. Amtsrichters hatten es nicht wie die Wirthsleute bei Poſt- und andern Stationen, die es ſo einrichten, daß die Leute nicht Zeit finden zum Eſſen, halb genug kriegen, aber ganz zahlen müſſen: ſie gönnten's den Leuten. Aber die Zeit war ziemlich um, wo Landvogts blieben, denn ſie liebten die Nachtluft nicht, ſie preſſirte daher mit der Aufwart, damit Allem ſein Recht geſchehe. „Wir hoffen doch, Frau Amtsrichterin“, ſagte die Frau Oberamtmännin, „Ihr laſſet es jetzt gut ſein, mehr wär' überflüſſig. Wir aßen Alle mehr als uns gut iſt und müſſen jetzt ans Aufbrechen denken.“ Als Antwort darauf erſchien die älteſte Tochter, welche noch nicht da geweſen war, mit einem prachtvollen Schinken. Der Lieutenant machte Augen, daß das ganze Geſicht nur ein gwunderig Loch ſchien, aber nicht über den Schinken, ſondern über das Mädchen, ſo eins hatte er wahrſcheinlich noch keins geſehen. Es war der Mutter Ebenbild, fein und ſtark, wie ſie vor 25 Jahren geweſen ſein mußte. Als Königin des Herdes, wo die Hexe gebraten worden, funkelte ſie in voller Farbenpracht und ihre Augen waren Feuer, an denen man noch ganz was Anderes braten konnte als Hexen.

Die Frau Oberſtin dagegen erſchrak bedenklich, ob über den Schinken oder über das Mädchen wiſſen wir nicht, ſie zog den Shwal über die Schultern und wollte alsbald aufbrechen. Wahrſcheinlich zupfte ſie die Frau Oberamtmännin am Kleide; denn nach einigen halblauten wahrſcheinlich wälſchen Worten ſetzte ſie ſich wieder, konnte ſich aber nicht enthalten: „Mais Louis, que tu fais peu attention!" zu ſagen. Sie ſaß glücklicherweiſe auf der Seite, auf welcher auch der Oberſt ſaß, was ſie dieſem ſonſt zugerufen haben würde, wiſſen wir nicht. Stoff dazu wäre vorhanden geweſen, ſo gut als beim Lieutenant. Der Lieutenant erſchrak durch den Ruf der Mutter und im erſten Augenblick, nicht recht wiſſend, was ſie meine, fuhr er mit dem Kopf herum, aber gerade in eine Schüſſel gedörrter Kannenbirnenſchnitze hinein, und hätte ſie dem Mädchen aus der Hand geſchlagen, wenn daſſelbe nicht ſo handfeſt geweſen wäre; ein großes Stück Schinken rollte ihm dabei faſt auf den Schooß, Alles zur großen Freude ſeiner Couſinen, die dem Couſin dieſen Spuk auf ſeine verzückte Naſe wahrſcheinlich noch heutzutage nicht vergeſſen haben werden. Es wurden nun noch von den andern Töchtern grüne und dürre Birnenſchnitze, Speck, Schweinskinnbacken, geſalzenes Fleiſch, Salat, Wein, Thee gebracht.

Nun ging's eine Weile mit Entſchuldigen, daß es nicht beſſer ſei und wenn man es ſicher gewußt, man doch wenigſtens für ein Plättlein Fiſche geſorgt haben würde, und mit Proteſtiren, daß das Alles ganz überflüſſig ſei, daß man kein Stücklein über die Zunge bringe, daß man krank würde, und gar nichts anſchneiden ſolle. Aber der Amtsrichter ließ reden, ſchnitt in den Schinken tapfer hinein, die Amtsrichterin überredete die Frau Oberamtmännin zu einigen Schnitzen und nicht lange ging's, ſo ging noch über jede Zunge etwas, und über des Lieutenants Zunge beſonders viel Wein, da die älteſte Tochter die Hebe vorſtellte und mit dem Einſchenken ſich abgab. Beide erhielten Blicke von ihren Müttern, die Frau Oberſtin fand, ihr Sohn ſei wohl durſtig, und wenn er auch trinken wolle, brauche er von der Schenkin nicht halb ſo viel Notiz zu nehmen. Die Frau Amtsrichterin deutete, das Mädchen ſei wohl fleißig mit der Flaſche hinter dem Lieutenant, und wenn es auch meine, einſchenken zu müſſen, ſo brauche es doch nicht halb ſo lange daran zu machen. Die Herrſchaften blieben wirklich länger als ſie gedacht. Die Männer waren cordial geworden, hatten der Frauen Mahnung aufzubrechen mehrfach überhört, merkten erſt was Trumpf war, als dieſelben, zur Abreiſe gerüſtet, vor ihnen ſtanden. Es war kühl geworden, der Mond ging bereits auf am wolkenloſen Himmel. Der Oberſt meinte, da ſei es doch ſchön, es ſei ihm recht leid, jetzt aufbrechen zu müſſen, er bliebe gerne noch ein paar Stunden da, jetzt ſei es gerade am ſchönſten. Um der Oberſtin mit einer Antwort zuvorzukommen, ſchäkerte die Frau Oberamtmännin, ſie hätte nicht geglaubt, daß ihr Schwager ſo viel romantiſches Gefühl hätte und ſo viel Anlage zu einem Seladon. Aber ſie könne ihn verſichern, es ſei noch viel ſchöner, im Mondſchein ſpazieren zu gehen, als im Mondſchein zu ſitzen, da leſe man gar zu leicht was Schlimmes auf. Der Mahnung war nicht zu widerſtehen, es ward aufgebrochen unter vielem Gerede durcheinander, wie üblich bei ſolchen Gelegenheiten. Der Lieutenant hätte gern ohne Mondſchein Abſchied genommen, aber in ſeinen Beſtrebungen war er durchaus unglücklich, die Töchter wollten nicht unter den Flügeln der Mutter weg, die fatalen Couſinen nicht von ſeiner Seite. Der Amtsrichter begleitete ſie. Bekanntlich ſchlagen die Hunde gern an, wenn es ſpazieren geht; ſo thaten auch des Amtsrichters Hunde, als ſie merkten, ihr Herr wolle begleiten gehen. „Prächtige Laute das", ſagte der Oberſt. „Wenn ſie ſo gut ſind, wie ihre Laute ſchön, ſo ſind's vortreffliche Hunde." Das war ein Capitel, welches zwiſchen dem Oberamtmann und dem Amtsrichter nie berührt wurde, Jeder ignorirte des Andern Hunde, des Andern Jagen. Der Edelmann betrachtete jeden Haſen, den der Bauer ſchoß, als einen Diebſtahl an ſeinem Eigenthum; der Bauer gehöre an den Pflug, nicht auf die Jagd, meinte er. Der Bauer meinte, was das Geſetz erlaube, erlaube es dem Bauer wie dem Edelmann in den Schranken des Geſetzes, und wenn der Amtsrichter jagen wolle unter den Fittigen ſeines Patents, gehe es den Edelmann nichts an. Der Oberſt war ein ſtolzer Mann, aber ein loyaler Mann, er ſah hoch herab auf das Bauernvolk, aber er hatte beim Amtsrichter Gaſtfreundſchaft genoſſen, gut gegeſſen, ebenſo gut getrunken, in ihm einen recht wackern Mann gefunden, da war ihm auch das Herz aufgegangen, er behandelte ihn faſt wie Seinesgleichen, dieſen Abend nämlich. So brachte er das Geſpräch auf die Jagd, der Amtsrichter wich nicht aus, ſo entſpann ſich ein intereſſantes Geſpräch, ob welchem der Amtsrichter ganz vergaß, wie weit er ſie begleitete und welches mit der Abrede einer gemeinſamen Jagd ſchloß. Es war ſpät, als man nach Hauſe kam, und natürlich war der durchlebte Nachmittag der Gegenſtand der Unterhaltung bei der Abendmahlzeit, deren Stoff jedoch eben nicht beſonders zugeſprochen wurde.

Die Damen rühmten, und ſelbſt die Frau Oberſtin mußte geſtehen, daß die Speiſen gut geſchmeckt hätten, nur ſchade ſei es, daß ſie ſo ſchwer und nahrhaft ſeien, entweder müſſe man dabei arbeiten wie ein Roß, oder man würde in wenig Tagen dick wie ein Elefant. Uebrigens ſehe man es der Taille von Mutter und Töchtern an, denn trotz der Arbeit ſei es unmöglich bei ſolcher Speiſe bonne façon zu bekommen. Hier miſchte ſich der Lieutenant ins Geſpräch, lobte die Mädchen auf der Säublume ſehr und wie ihm ihre Geſtalten weit beſſer gefielen als die ſchmächtigen Gerippe, welche ſo dünn ſeien, daß der Wind ſie nicht einmal nehmen könnte, wenn er ſchon wollte. Die Mutter warf mit fi donc um ſich, wurde häſſig, der Sohn disputirte ungezogen fort, wie ſolche Jungens dem Bengel oft bis weit in die zwanziger Jahre hinein nicht Meiſter werden. Da tönte das Geſpräch der Männer in das unnütze giftiger werdende Getätſch hinein: der Oberſt frug laut: „Aber warum ſoll ich nicht mit ihm jagen? Da gehen wir zum Beſuch, eſſen und trinken, und ma foi nicht ſchlecht, und jetzt ſoll ich nicht mit ihm jagen, das findeſt du unanſtändig und zu familiär! Es nimmt mich doch Wunder, was anſtändiger oder unanſtändiger iſt, mich von einem Menſchen bewirthen zu laſſen, oder mit ihm zu jagen?“ „Das verſtehſt du nicht“, ſagte der Oberamtmann. — „Was Papa“, fuhr der Lieutenant dazwiſchen, „mit dem Amtsrichter jagen! Dabei werde ich auch ſein dürfen, nicht wahr, Papa? Abends nehmen wir früh ab, gehen über die Säublume heim. Da gibt's einen charmanten Halt und die beſte Gelegenheit, die ſtattlichen Figuren näher zu betrachten.“ Ja jetzt war der Frau Oberſtin nicht mehr zu helfen; in der großen Welt aufgewachſen, wußte ſie gar zu viele Exempel, zu was Allem die Jagd Vorwand und Gelegenheit bietet, und Mann und Sohn beide auf ſolchen Wegen! Jetzt war ein fürchterlich Gewitter im Anzug, aus allen Löchern brausten Winde, die Frau Oberſtin ſchwankte noch zwiſchen einem ſchrecklichen Platzregen und einem ſchrecklichen Sturm, da fiel plötzlich ein Nidelhäfeli um, man wußte nicht wie, der ſchöne Rahm ſpritzte über den Tiſch, die Damen ſprangen auf, ihre Röcke zu ſalviren, die Herren kamen zu Hülfe, der Zoſe wurde geſchellt und als aller Schaden geheilt oder verhütet 'war, ſorgte die Frau Oberamtmännin dafür, daß das Gewitter ſich nicht wiederfände, ſie arrangirte eine Whiſtpartie, woran ſie die drei Herren und die Frau Oberſtin ſetzte. Der Oberſt war ein exacter Spieler und wehe dem Partner, der ein Böcklein ſchoß; da wußte man, daß man aufzupaſſen hatte, und vergaß das Disputiren.

Die Beſchreibung einer Jagd im Canton Bern iſt ein ſehr einfach Ding, braucht wenig Papier und gar keinen Aufwand von Darſtellungskunſt, es ſei denn, man wolle eine Gemsjagd beſchreiben und noch brav dazu lügen. In der Gegend, wo wir ſind, gab es Wachteln und Schnepfen, ſelten Hühner, Haſen und Füchſe. Der Oberamtmann verſuchte Rebe zu pflanzen, da aber Niemand als er Rebe für ein mit Vortheil einzuführendes Product hielt, ſo ſchienen ſie nicht beſonders gedeihen zu wollen. Alle halb Dutzend Jahre verirrte ſich ein Wildſchwein in die Gegend von den Vogeſen oder dem Schwarzwald her. Da gab es dann großen Spectakel mit Treiben und Brüllen, wobei zumeiſt kein Leben ſicherer war als das der gejagten Sau. Bei den andern Jagden ging's ganz einfach zu. Ein Piqueur führt die Jagdhunde, eins, zwei, ſelten mehr als drei Koppel, die Herren gehen zu Fuß, manchmal den Hühnerhund an der Schnur bei ſich. So marſchirt man aus ohne Sang und Klang. Früher hörte man zuweilen noch hier und da ein vertrocknetes Waldhorn das à la mort blaſen, jetzt ſcheint ihm der Athem ganz vergangen zu ſein.

Omnia mea mecum porto kann Jeder ſagen, denn Jeder trägt ſeinen Proviant in ſeiner Taſche mit ſich. Sehr ſelten ſind die Partien, wo ein Träger mit einer Hutte einen tüchtigen Halt an einen beſtimmten Ort trägt, wo man zu tafeln beſchloſſen. Seitdem die Herren ihren Hausfrauen ihre monatlichen Haushaltungsgelder ſo karg zumeſſen, lieben dieſe ſplendide Extraſpenden für die Jagd nicht. Man denke wie viel Pfund Fleiſch und andere gute Sachen bei einem Halt eigentlich nutzlos conſumirt werden!

Noch einfacher wanderten der Oberſt und ſein Sohn aus, ſie hatten nicht einmal einen Piqueur, ſie nahmen des Oberamtmanns Hunde nicht mit, weil ſie mit denen des Amtsrichters nicht gleichen Fußes waren, ſie hatten ein Stelldichein verabredet, zu dem ſie des Oberamtmanns Jäger führte. Der Herr ſelbſt kam nicht mit, er jagte nicht mit dem Amtsrichter, der noch dazu die beſſeren Hunde haben ſollte, wie ſein Jäger ſelbſt in vertrauten Stunden ihm klagte.

Es war ein dunkler Nebelmorgen, aus denen oft die ſchönſten Tage kommen, zuweilen aber auch ein bedenklich Regnen. Auch Nebel nützt, und des Oberamtmanns Jäger meinte, es ſei commod, daß ſie heute mit dem Amtsrichter jagten; an ſolchem Morgen, wo der ganze Wald tropfe, könne er mit ihren ſchweren Hunden, die nicht ins Dickicht wollten, nicht aufſtechen. Da werde dann der Herr Junker Landvogt böſe, wenn er ſich auch alle Mühe gebe, ſo könne er doch nicht ſelbſten Hund ſein. Er habe dem Herrn Landvogt ſchon oft angerathen, er ſolle zu ſeiner Meute einen recht guten Sperzer kaufen. Ehe das Thier auf ſei, höre man jagen. Aber der Herr meine, das verſtöre die Jagd; wenn man beim Aufgeben des Thieres nicht alle Hunde beiſammen habe, jage es nie ſchön. Aber jage man ſchön, wenn man kein Thier auf die Beine bringe? Sie fanden den Amtsrichter bereits ihrer harrend, mit vier Hunden, die ſehr geiſtreich ausſahen, und den Amtsrichter faſt umriſſen vor Ungeduld. Dieſer ſchüttelte den Kopf und ſagte, ſie hätten nicht gut ausgeleſen, das Wetter ſei im Aendern, er zweifle, daß ſie den ganzen Tag jagen könnten. Wenn es nur aufzuſtechen ſei, ſagte der Oberſt. Für das habe er nicht Kummer, von wegen ſeine Hunde ſcheuten die dichten Stauden nicht, ſelbſt nicht die Brombeerſtauden, aber wenn es regne, ſei keine Freude dabei zu ſein, erwiederte der Amtsrichter. Er führte ſie nun eine ziemliche Strecke weit, ſagte dem Jäger, er ſolle die Herren anſtellen, wenn es geſchehen, ihm ein Zeichen geben, früher laſſe er die Hunde nicht ab. Der Jäger that's, ſtellte die Herren an und mahnte ſie, nur ruhig zu bleiben, entweder werde man ſie rufen oder holen. Es ſei ſchüſſig hier, aber auch verirrlich, darum ſollten ſie mit unnöthigem Laufen ſich nicht Mühe geben. Der Lieutenant ward zuerſt angeſtellt, mit dem Oberſt ging der Jäger weiter.

Der Lieutenant hörte bald das Zeichen des Jägers, nicht lange darauf einen Hund anſchlagen, verlauten, dann mehrere, dann ward es wieder ſtill, dann einige raſchere Töne, dann wieder ſtill, dann brach's los auf einmal, als ob der ganze Wald voll Hunde wäre, in wüthendem Geheul kam's heran, im Anſchlag zitternd erwartete er den Haſen, aber eine kurze Strecke von ihm weg ſtoben die Hunde über eine lichte Stelle, die er nicht beachtet hatte, und weiter ging's, wie die wilde Jagd. Es war wahr, des Amtsrichters Hunde jagten ſchön, aber als leichte Cavalerie, und einer unter ihnen hatte eine Stimme, es war ordentlich, als ob er damit orgelte; man hörte ihn über Berg und Thal.

Der Lieutenant meinte, es fehle nicht, der Haſe kehre alsbald und laufe ihm ins Rohr. Aber der Haſe band die Strümpfe, ſah einſtweilen ſich nicht um, und mehr und mehr verlor ſich die Jagd, nur hier und da kamen einzelne verlorene Töne durch die Bäume. Es begann der Nebel ſtärker zu tropfen, das Tropfen ward Regen; fernehin glaubte er einen Schuß zu hören, ſonſt war's ſtille im Walde und blieb ſtille, und regnete ſtärker. Da kam ihm ein Einfall: du warteſt nicht länger, dachte er, warum naß werden, um nichts und wieder nichts, der Jagd gehſt nicht nach, verirrlich ſei's, hat der Jäger geſagt, du gehſt gerade nach der Säublume, ſetzeſt dich dort wie der Vogel ins Hirs und ſagſt der Mama, du hätteſt gedacht, dort am ſicherſten auf den Papa zu warten. Er wußte, wie er meinte, ganz ſicher, wo die Säublume lag, in einer Viertelſtunde gedachte er dort zu ſein. Er hing das Gewehr an Rücken, verließ ſeinen Poſten und ging voll Lachens der Säublume zu. Er ging und ging, ging eine Viertelſtunde, zwei, drei, vier, aber auf die Säublume kam er nicht, ſondern in einen tiefen Grund. Er klomm an einer Seite empor, da kam eine große Waldmatte, es kam ein Mööslein, kam wieder Wald, und regnen that's dazu und die Nebel hingen auf den Wipfeln der Bäume, daß es ein Elend war. Der Lieutenant hatte ſich rechts, hatte ſich links gewandt, hatte keine Richtung mehr, kein Merkmal, ſich zurecht zu finden, am Himmel keins, auf Erden keins, er beſaß keine Localkenntniß, wußte nichts von Schluchten, Waldmatten oder Mööslein. Nun es waren nicht Urwälder, Prairien, unendliche Sandwüſten; an einem Orte werde ein Ende ſein, dachte er, wenn er gerade laufe; umkommen werde er wohl nicht. Aber verdammt unangenehm war es ihm doch einſtweilen, er begann innen auf der Haut naß zu werden, ſtatt auf der Säublume zu ſitzen, wie in Abraham's Schooße, er gedachte es ſo gut zu machen, und wie hatte er es gemacht? So hat man es mit den genialen Einfällen, man meint oft, was damit herauskomme, und hintendrein ſieht man, wie Alles ganz krumm gekommen. Bis dahin war er in Haſt gelaufen, als ob er was erjagen wollte, jetzt ſtellte er ſich unter eine große Tanne, etwas ins Trockene, und horchte, horchte lange, aber nichts hörte er, gar nichts als das Rieſeln des Regens auf den Blättern der Bäume, es war wie ausgeſtorben in Moos und Wald. Er ſchoß ſein Gewehr los, legte ſeine Jagdtaſche ab, packte ſeinen Proviant aus, ſchoß, aß, horchte auf Antwort, auf Töne irgend welcher Art, aber nichts, gar nichts wollte tönen, nicht eine Glocke, keine Flinte, kein Vogel that den Schnabel auf, geſchweige daß eine Kuh ſich hören ließ. Sein Proviant war aufgegeſſen, ſein Pulver wollte er nicht alles verſchießen, hier bleiben half nichts, es ſchien ihm eine Einſamkeit, in die ſeit der Sündflut noch kein Menſch gekommen, er mußte alſo weiter, aber in welcher Richtung? Er hatte von den Wilden gehört, daß das Moos an den Waldſtämmen ihnen die Himmelsgegenden anzeigt, aber was half ihm die Himmelsgegend, da er nicht wußte, wo er war, alſo auch nicht wußte, nach welcher Seite hin Schloß oder Säublume war. Und als er doch die Bäume unterſuchte, fand er ſie rundum gleich, rundum naß. Er marſchirte alſo naturgemäß, nämlich da hinaus, wo das Marſchiren am leichteſten war. Gradaus konnte er aber doch nicht wandern, es kamen Hinderniſſe, Dickichte, Schluchten u. ſ. w., die er umgehen mußte, die ihn in eine Richtung brachten, er wußte durchaus nicht in welche, dann ward es wohl licht hinter den Bäumen; jetzt ſei es gewonnen, meinte er, einmal im Freien, fehle es nicht. Aber dann war's nur eine Lichtung im Walde, oder wenn's Feld war, wie er glaubte, ſo war er doch handkehrum wieder im Walde und wußte ebenſo wenig, wo er war, als früher, denn nie ſah er hundert Schritte weit. Es wurde ihm nachgerade doch unheimlich, denn es ging tiefer in den Nachmittag hinein und er begann müde zu werden; er dachte, ob er wohl verhexet ſei und gebannt in einen gewiſſen Bezirk, und ob ihm wohl beim Feierabendläuten der Bann aufgelöst werde, wie er gehört, daß es gewöhnlich geſchehe, oder wie das geben ſolle die Nacht über, wenn er verhexet bleiben ſollte?

Zum Feueranmachen hatte er nichts bei ſich, und wenn er auch keine wilden Thiere zu fürchten hatte, ſo iſt's immer ein fatal Uebernachten im Naſſen, ohne Feuer, ohne Mantel. Feldzug hatte der Lieutenant noch keinen gemacht; weder Spaniens Glut noch Rußlands Schnee hatten ihn abgehärtet, eine Nacht im Naſſen kam ihm als eine gar zu ſtrenge Sache vor. Da hörte er etwas, er wußte nicht brach ein Thier durch Unterholz, oder war was los oben in den Bäumen, jedenfalls war es etwas, etwas Lebendiges in der todten Oede. Er ging am Rande eines Eichwaldes und immer ſtärker ward das Geräuſch, blieb jedoch an gleicher Stelle, er konnte es gar nicht heimweiſen. Er marſchirte Gewehr im Arm verſichtig dagegen zu, ſah Vögel ſtreichen am Rande, in kurzem, raſchem Fluge, ſah ſtarke Bewegung in den Gipfeln der Bäume, kam endlich darüber, daß es ein wildes Taubenheer ſei, welches an den reifen Eicheln ſich gütlich that. Der Fund vertrieb ihm die Gedanken, er ward wieder Jäger, ſchoß, wo er glaubte es ſei am beſten angebracht.

Für das Ohr des Jägers gibt es nicht bald einen beſſern Klang, als wenn ein ſchwerer Vogel von hohem Baume tätſcht, einen beſonders ſchönen Tätſch gaben die großen, im Herbſt fetten, wilden Tauben, zwei, dreimal hörte ihn der Lieutenant, ward davon ganz begeiſtert; ſah nur immer dem unermeßlichen Heer von Tauben nach, das nach jedem Schuß wohl aufflatterte, aber bald wieder zu ſeinem actus d. h. zu ſeinem Abendfraß ſich ſetzte. Eben hatte er wieder geladen und hob die Flinte, da legte ſich eine ſchwere Hand auf ſeine Schulter, und ein Mund frug von hinten her: „Um Vergebung z'frage, habt Ihr eine Patente?“ Man kann denken, wie der Junker erſchrak. Früher hätte er geſagt: ein Königreich, wenn er nämlich eins gehabt, für einen menſchlichen Laut, jetzt fuhr ihm ein ſolcher ſchauerlich durch die Seele, als ob er käme vom König der Waldteufel, der gekommen, den Eindringling beim Nacken zu faſſen. Er ſchüttelte mit dem Kopf, hob die Flinte, ſchoß, und zwei Tauben tätſchten prächtig nieder. „Um Vergebung z' frage, habt Ihr eine Patente“, fragte ein langer Mann, mit einem breiten Wetterhut auf dem Kopf und einem ſtarken Prügel in der Hand. „Was Teufels geht das Euch an“, ſchnauzte der Lieutenant, und machte ſich wieder an ſeine Flinte. „Ich meine wohl“, antwortete der Mann ruhig, griff in die Taſche und wies den Bären vor, ſeinen blechernen Schild mit einem darauf gedruckten Bären, dem berneriſchen Wappen, wie ihn die Jagdaufſeher zu tragen pflegten, der Kürze halber aber gewöhnlich bloß in der Taſche, ſtatt angeheftet. „Habe keine Patente, und brauche keine“, ſagte der Lieutenant unwillig. „Selb wäre curios“, ſagte der Mann, „ſelb nähme mich Wunder, Ihr werdet nicht mehr Recht haben als andere Leute?“ — „Ich bin beim Oberamtmann zur Viſite“, ſchwanzte der Lieutenant, und ſchlich den Tauben wieder nach, der Aufſeher ſachte hintendrein, ließ ihn ſchießen, ſagte dann: „He nun, ſo wird er Euch eine Bewilligung gegeben haben, ſo zeiget die!“ —„Warum nicht gar, ich ging mit Andern auf die Jagd, mit dem Amtsrichter auf der Säublume und dem Jäger, verirrte mich.“ — „Das könnte mir ein Jeder ſagen, und ich kann es glauben oder nicht, wie ich will, es wird am beſten ſein, wir gehen gleich miteinander aufs Oberamt, es wird ſich dort ſchon ergeben, wer ihr ſeid.“ — „Mein Vater iſt der Bruder vom Herrn Oberamtmann“, antwortete der Lieutenant. „Ja ja, das wird ſich dann erzeigen, wenn's wahr iſt, aber jetzt helf' ich gehen, es wird ſonſt Nacht, ehe wir dort ſind, und dann habe ich noch weit heim.“

Das capirte unſer Lieutenant, daß er nicht wiſſe, wo er ſei, und froh ſein müſſe, wenn ihm Jemand den Weg zeige. Ohnehin waren die Tauben erſchreckt, und das Beſchleichen ſchwierig geworden. Er ließ ſich alſo willig finden, im Begleit des Aufſehers dem Schloſſe zuzuwandern, von welchem ſie faſt zwei Stunden entfernt waren, und zwar von der entgegengeſetzten Seite her, als ſie am Morgen ausgezogen. Der Aufſeher lachte ſehr über die Kreuz- und Querzüge des Lieutenants, die er leicht an den Matten und Wäldlein erkannte, welche derſelbe beſchrieb. Es war nicht bald ſo öde geweſen um ihn, als er gedacht; er war nahe an Häuſern vorübergeſtreift, aber er war in der Macht des Nebels gefangen, und die hat ſtarke Bande. Es amüſirte anfänglich den Lieutenant, zu denken, was der Jagdaufſeher für ein Geſicht machen werde, wenn es ſich ausweiſe, daß er wirklich des Oberamtmanns Neffe ſei. Der werde verlegen ſein und nicht wiſſen, wohin kriechen aus Angſt. Bald darauf dachte er aber an die Geſichter der Couſinen, welche die machen würden, wenn er in ſolcher Bewachung einziehe, einem Vagabunden gleich, und wie lange er es werde hören müſſen, wie man ihn eingebracht, und was für ein ehrlich Ausſehen er haben müſſe. Als nun ſein Begleiter ihm endlich ſagte, wenn es nicht ſo nebelte, ſo könnte man dort das Schloß ſehen, ſie ſeien keine halbe Stunde mehr davon, ſo reckte der Lieutenant in die Taſche und ſagte: „So, mein guter Freund, jetzt finde ich den Weg ſchon, danke für das Geleit, und da habt Ihr was für Eure Mühe.“ Der Jagdaufſeher nahm das Stück ſchweigend, und ging mit dem Junker weiter. Der Junker verwundert frug: „Iſt das auch Euer Weg nach Hauſe?“ — „Nein d's conträr“, meinte der Mann. „Aber warum kommt Ihr dann noch weiter?“ frug der Junker. „Warum ſollte ich nicht weiter kommen?“ ſagte der Mann. „Nun, ich finde jetzt den Weg ganz allein“, antwortete der Lieutenant. „Ha Bürſchli, hab' dich jetzt, wo ich will, gell, wo es gegen den Oberamtmann geht, ſpaziert dir das Herz den Hoſen zu. Nei, ſo geht das nicht, ich bin z' alte geworden dazu, der Oberamtmann würde öppe lache und z' letzt mich noch abſtrafen, wenn ich ſo dumm wäre.“ — „Aber warum nimmſt dann das Geld?“ frug der Junker ärgerlich. „He“, ſagte der Aufſeher kaltblütig: „ich dachte, ich hätte einmal etwas, und etwas iſt beſſer als nichts, vielleicht gebe es noch mehr, vielleicht auch nicht, und allweg könne ich es dem Junker Landvogt zeigen, der könne dann daraus ſchon abnehmen, was Ihr für ein Kunde ſeid.“

Der Lieutenant hatte gewaltige Luſt, recht zornig zu werden, begehrte mit dem Aufſeher fürchterlich auf, that als ob er denſelben mit Gewalt abtreiben wollte. Der Aufſeher, ſtatt ſich einſchüchtern zu laſſen, ward dadurch nur hartnäckiger und gröber. Den Lieutenant fürchtete er nicht, war ihm körperlich überlegen und daß er ſich beim Oberamtmann nicht verfehle, wenn er einen Jagdfrevler einbringe, ſei es wer es wolle, das wußte er auch. Einen Kameraden hätte er vielleicht laufen laſſen, aber der fremde Herr da, der bloß z' Viſite war, was konnte der ihm ſchaden? Der Junker mußte marſchiren, trotz dem gemeinſten Soldaten ſeiner Compagnie, nach der Pfeife des Befehlenden. Im Schloß ging der Aufſeher voran, und befahl einem begegnenden Knechte, dem Oberamtmann zu ſagen, er ſolle hinunterkommen, er hätte Einen. Der Junker dagegen wollte die Treppe auf, ſich trennen von ſeinem Begleiter, ſalviren vor den Augen ſeiner Couſinen, er glaubte auf ſicherm Boden zu ſein. Aber ſo hatte es der Andere nicht gemeint; am Ziele wollte er ſich ſeine Lorbeeren nicht entreißen, den Junker nicht ziehen laſſen, lieber wollte er Gewalt brauchen, was einen mächtigen Spectakel gab.

Droben im Schloß ſaß die Familie beim Thee, als der Kammerdiener den vom Knecht erhaltenen Auftrag meldete: Unten ſei der Jagdaufſeher aus der Oede und laſſe ſagen, der Oberamtmann ſöll füreche, er breng ihm Einen. Der Knecht habe hinzugefügt, er glaube es ſei der Herr Lieutenant. Er glaube ſie hätten gute Luſt einander zu prügeln, unten im Hofe. Die Couſinen ſchrieen laut auf vor Luſt und Bosheit, ſprangen hinaus, einem Fenſter zu, welches auf den Hof ging, ſchmunzelnd die beiden Herren, der Oberſt war längſt wiedergekehrt, hintendrein. Die Frau Oberamtmännin wäre wahrſcheinlich auch gegangen, wenn ſie nicht mit der Frau Oberſtin zu thun gehabt, die den ganzen Tag in Fiebern zugebracht, und Seufzer, und von dieſen abgelaſſen hatte, mehr als bei der Schlacht von Leipzig Schüſſe gethan werden. Erſt hatte ſie über das Wetter gejammert, denn wenn der Oberſt naß werde, ſei er krank, und Louis bekomme Zahnweh, und was das für eine Unvernunft ſei, bei ſolchem Wetter auszugehen, und wenn ſie nur den Verſtand hätten, direct heimzukehren, und nicht unterwegs ſich aufzuhalten.

Sie ſtichelte auf die Säublume und weder Mann noch Sohn traute ſie überflüſſig.

Sie redete viel von Nachſenden, Heimholen, vielleicht hätte die Frau Oberamtmännin willfahrt, aber der Herr wollte nicht. Er meinte, ſie ſeien alt genug, heim zukommen, wenn ſie es für gut fänden, einen Knecht nachzuſenden ſei gut für Kinder. Die Frau Oberſtin hätte von ihrem Manne eine ſolche Antwort nicht hingenommen, aber den Schwager fürchtete ſie. Sie ſchmollte nicht einmal mit ihm, ſeufzte bloß deſto ſtrenger. Endlich kam der Oberſt heim, übellaunig erſt, dann luſtig, als er in trockenen Kleidern behaglich an der Tafel ſaß. Es gibt wohl kein behaglicheres Gefühl als das des Jägers, der nach harten Mühen und wildem Wetter daheim behaglich ſitzt und ſich gütlich thut. Jetzt hatte auch die Oberſtin weder Mitleid mit ihm noch Kummer ſeinetwegen, deſto mehr plagte ſie ihn mit Vorwürfen wegen Louis, daß er den armen Jungen bei ſolchem Wetter im Stich gelaſſen. Sie entwickelte an dieſem Exempel ſehr gründlich den Unterſchied zwiſchen einer Mutter und einem Vater. Wie wäre es einer Mutter möglich geweſen, bei ſolchem Wetter ohne Kind zurückzukehren, es ſtecken zu laſſen, und wo? in einem Walde, man denke. Man wollte ihr den Unterſchied begreiflich machen zwiſchen einem Kinde und einem Lieutenant, aber ſie ging nicht darauf ein, Kind ſei Kind, ſagte ſie, und einer rechten Mutter werde ein Kind je länger je lieber; anders zu fühlen ſei ja thieriſch. Katzen thäten es, und die abſcheulichen Hunde, daß ſie ihren erwachſenen Kindern nichts mehr nachfrägen. Unglücklicherweiſe ſagte eine der Couſinen: „Aber Tante, wollte doch nicht ſo Angſt haben um Louis. Was gilt's, der ſitzt auf der Säublume und macht ſich luſtig mit des Amtsrichters Töchtern.“ Die Mutter Oberamtmännin warf der vorlauten Tochter einen ſcharfen Blick zu, aber leider zu ſpät, der Funke war am rechten Orte gefallen, der Frau Oberſtin war erſt jetzt nicht mehr zu helfen, was die jetzt für mon dieu fliegen ließ! Der arme Louis unter den frechen Mädchen, unter Bauernmenſchern! Da war ja mehr als Lebensgefahr, und noch dazu war der Oberſt ſo boshaft zu ſagen, daran hätte er nicht gedacht, ſonſt wäre er ſicher auch hingegangen, entweder hätte er ihn dort gefunden, oder ihn dort erwarten können, dann wären ſie Beide zuſammen heimgekommen. Die Frau Oberſtin jagte ihm einen Blick zu, daß es dem Oberſten wohl kam, daß derſelbe weder Pfeil noch Kugel war.

Des armen Lieutenants Lage auf der Säublume kam ihr ſo ſchrecklich und gefahrdrohend vor, daß ſie nicht ruhte, bis endlich der Jäger ablaufen mußte, das arme Kind dort zu ſuchen und heimzuholen. Wenn ſich nicht die Frau Schwägerin ihrer erbarmt hätte, ſo iſt's zweifelhaft, ob die Herren eine ſolche Expedition zugelaſſen. Aber was half ſie? nichts! Der Jäger brachte die Nachricht, man hätte den Lieutenant dort nicht geſehen, aber man welle auf ihn achten; die Frau Amtsrichterin hatte ſagen laſſen wollen, man ſchicke Knechte aus, ihn zu ſuchen. Aber der Amtsrichter hatte geſagt: „Flanſen, nie z'nöthlich thun, der Oberamtmann hat mehr Leute, die er ausſenden kann, als ich. Daneben wird er ſchon wiederkommen, wenn ihn der Hunger plagt.“ Jetzt war der guten Frau Oberſtin erſt nicht zu helfen, ſie ſah ihren Louis verſchmachtet, verriſſen, verfreſſen von wilden Thieren, verſoffen im Waſſer, verloren für Zeit und Ewigkeit. Sie gab hintenum zu verſtehen, wenn der Oberamtmann Verſtand hätte, ſo böte er den Landſturm auf, den Louis zu ſuchen, zu retten. Aber je anzüglicher ſie that, deſto holzböckiger that der Oberamtmann. Er hatte Manieren, er war ſogar ein galanter Herr, aber auf Erden haßte er nichts ſo ſehr als Dummthun, beſonders Dummthun der Seinigen. Es iſt ſehr möglich, daß er Frau und Töchtern Ohrfeigen ausgetheilt hätte, wenn ſie ſich gebehrdet hätten wie ſeine geliebte Frau Schwägerin, aber die wußten wohl woran ſie waren, ſo was fiel ihnen daher auch im Traum nicht ein. Der Oberamtmann dachte auch nicht von ferne daran, Mannſchaft aufzubieten, ſondern verſuchte, ſich mit ſeinem Bruder in gelehrte Geſpräche über das franzöſiſche und deutſche Commando zu vertiefen, wobei ſich der Oberſt ſehr dienſtfertig zeigte, die Frau Oberſtin dagegen faſt aus der Haut fuhr und, ſehr gereizt, ernſtliche Maßregeln zur Rettung des verlorenen Sohnes aufs Tapet brachte. Es war eben die Rede davon, als die Nachricht kam, Einer ſei eingebracht, wahrſcheinlich der Herr Lieutenant. Das ſchlug der Frau Oberſtin wieder in die Glieder, ſie fiel faſt in Ohnmacht, aber eigentlich nicht aus Freude, ſondern aus Angſt, man habe den pauvre garçon mishandelt, und aus Entrüſtung über ein Land, wo man Einen vom Adel, einen Lieutenant einbringe, als ſei er ein Verbrecher, oder gar ein gemeiner Menſch.

Während unten der Lieutenant mit dem Aufſeher heftig ſich zankte, erſcholl über ihnen ein hell Gelächter. Unter offenem Fenſter ſahen die Streitenden die zwei lachenden Töchterlein, und hinter dieſen die mächtigen Geſtalten der zwei Herren, mit luſtigen Geſichtern. Ehe die unten zur Rede gekommen, aber Jeder bemüht, den Andern beim Kragen zu nehmen und zu präſentiren, beugte ſich der Oberamtmann vor, und ſagte lachend: Brav, Kaspar, brav, daß Ihr mir wieder Einen bringt, den will ich lieb haben! Jetzt laßt ihn laufen, der entrinnt nicht, und geht hinein, ſie ſollen Euch zu eſſen und zu trinken geben, ich komme dann hinunter.“ Kaspar ſuchte nun, gemüthlich ſchmunzelnd, die wohlbekannte Stube, während der Lieutenant, nicht ſehr erbaut über den Empfang, die Treppe aufſtieg. Es fehlte nicht viel, er hätte im Abgehen dem Aufſeher noch eine brave Ohrfeige abgeſtreckt. Oben wurde er von den Couſinen mit einem Kreuzfeuer von Witzen empfangen, in welchem ſeine ganze Perſon jämmerlich hergenommen wurde, ehe er zu Worten kommen konnte. Couſin Louis hatte Manieren, kam nicht gleich aus der Poſition, zog aus der reich gefüllten Jagdtaſche zwei Tauben, hielt ſie als Schild vor, hätte ſie vielleicht als Angriffswaffe gebraucht, wenn nicht aus einer Thür ſein Name gerufen worden wäre. Seine Mutter wollte ihn ſehen, ſich überzeugen, daß er noch ganz ſei. Als ihn ſeine Mutter ſah, ſo naß, und mit den blutigen Tauben in der Hand, da hielt ſie die Hand vor, prallte weit zurück, rief zornig: Fi donc, va-t'en, polisson! wollte nichts von ihm ſehen, nichts von ihm hören, zappelte ordentlich, bis er verſchwunden war. Unten erzählte der Kaspar mit großem Behagen, wie er den jungen Herrn eingefangen, wie der es ihm habe machen wollen, wie aber Kaspar Kaspar ſei. Wenn er die berühmte Seeſchlange eingefangen, er hätte nicht glücklicher leben können im Gemüthe an ſeinem dargelegten Heldenmuthe. Die Dienerſchaft, namentlich die Kammerjungfer der Frau Oberſtin, wollte dem Kaspar Angſt machen. Sie ſagte ihm, das ſei wirklich des Oberamtmanns Neffe, und ſein Vater ſei auch da, und der ſei Oberſt, und wenn der Junker oben erzähle, wie er behandelt worden, ſo werde es ſchön Feuer geben. Kaspar komme ins Zuchthaus, oder wenn er mit 25 aus dem Pfeffer und 2 mal 24 Stunden hinten bei Waſſer und Brot davonkomme, ſo ſolle er Gott danken.

Unheimlich regte es ſich freilich in Kaspar's Gemüth, daß der Eingebrachte wirklich des Oberamtmanns Neffe war, aber Kaspar hatte als Jäger zu viel von den Füchſen gelernt, um irgend was merken zu laſſen. Er ſagte, ja wenn der Oberamtmann eine hübſche Jungfer wäre wie ſie, dann wollte er machen, daß er fortkäme, während es noch Zeit ſei, aber zwiſchen einem Oberamtmann und einer ſchönen Kammerjungfer ſei allweg ein Unterſchied. Der Oberamtmann ſehe aufs Recht, und nit uf d' Hübſchi, wie ſo es Jüngferli, das oft den größten Spitzbuben am liebſten hätte. Kaspar focht blindlings, aber ungefähr trifft man manchmal am ſchärfſten.

Er begriff es gleich, warum die Andern lachten, ward wieder ſtark in ſeinem Inwendigen, und als der Oberamtmann mitten im Gelächter eintrat, ſtand Kaspar auf, und brachte in gehöriger Deferenz vor, daß es ihm leid ſei, wenn er gefehlt, aber er ſehe den Leuten nicht an der Naſe an, wer ſie ſeien. Er fahre nach ſeiner Inſtruction, und wenn das nicht recht ſei, könne er in Gottes Namen nichts dafür. Daneben ſei der Herr ſelbſt ſchuld, wenn er rauh mit ihm umgegangen. Wo ſie gegen das Schloß gekommen, habe derſelbe ihm eine Franke gegeben, wenn er ihn laufen laſſe. Er habe die Franke genommen und geſagt, jetzt erſt mußt warten, Bürſchli. Da ſei ſie, ſagte er, und ſtreckte ſie dem Oberamtmann dar. „Behaltet ſie und da habt Ihr noch was dazu", ſagte der Oberamtmann. „Ihr habt Eure Sache recht gemacht, Kaspar, es wäre wohl gut, es wären Alle wie Ihr, dann könnte man dabei ſein. Ich bin ſelbſt im Fehler, ich hätte Jedem eine Bewilligung ausſtellen ſollen, aber ich dachte nicht daran, weil ſie mit dem Amtsrichter gingen. Macht es immer ſo, Kaspar, und wenn ich mehr Einen beeidige, ſo will ich ihm ſagen: mach's wie Kaspar." Man kann denken, wie hoch das Kaspar nahm und wie ſtolz es ihn machte. Nun war er auch Einer der Glücklichen, die eine Heldenthat in ihrem Leben haben. Eine Heldenthat in ſeinem Leben iſt eine unerſchöpfliche Büchſe voll Luſt und Wonne, ſie erheitert die Seele in trüben, einſamen Stunden, ſie gießt dem Menſchen unter Menſchen ein mächtiges Selbſtbewußtſein ein, das ſtrahlend leuchtet, wenn Zwei oder Drei beiſammen ſind, oder wenn unter Hunderten der Menſch ſitzet; ſie iſt ein warmer Ofen, an welchem der Menſch ſein alle Jahre kälter werdendes Blut Tag und Nacht zu erwärmen vermag, auch wenn er kein Scheit Holz und keinen Tropfen Warmes im Hauſe hat, ſie iſt ein Demant, welcher dem Beſitzer, je mehr er ihn braucht, um ſo unvergänglicher und merkwürdiger zu werden ſcheint.

Während der Verhandlung da unten gab der Lieutenant ſeine Tauben in der Küche ab und machte die Köchin glücklich mit dieſer Aufmerkſamkeit, bis die Kammerjungfer von Kaspar weg hinaufſchoß, und mit den Worten: Der Herr Lieutenant wird wollen d's koche lere, d's rupfe wird er wohl ſchon können, wieder wegſchoß. Wie es ſcheine, dachte der Junker, ſei es heute nicht richtig, ſondern neble überall, und er machte, daß er in ſein Zimmer kam. Er war hungerig und durſtig, man wird es begreifen; doch machte er ſorgfältig Toilette, warf ſich in die Bruſt und erſchien wie ein Halbgott im Salon, er ſtellte ſich außerhalb der Grenze des Ausgelachtwerdens. Das iſt ſchon viel gemacht, wenn das Einer kann. Im Salon war er wirklich Allen eine willkommene Erſcheinung, hauptſächlich als Blitzableiter für die Frau Oberſtin, die heute voll Nebel und elektriſchen Stoffes war, ſo daß ſie, wo man ſie auch berühren mochte, ringsum Funken ſtob. Damen von dieſer Sorte ſind die intereſſanteſten, bildendſten Perſönlichkeiten, ganz beſonders in Beziehung auf feinen Ton und Takt. Bekanntlich ſollen die Gauner in London zur Dreſſur angehender Spitzbuben eine Figur an einem Drahte hängen haben, über und über mit Schellen geſpickt. Nun ſoll der Lehrling die Taſchen leeren, ohne daß die Schellen Laute geben, die Perſon ſich bewegt; gibt's einen Laut, regnet es Schläge. Accurat ſolche Figuren hat man in der ſchönen Welt, um Takt und Ton zu lernen. Voll Schellen ſind ſie, Capricen nennt man ſie auf wälſch oder **de l'humeur**, Wunderlichkeit oder Teufelſüchtige auf deutſch; ein Blick, ein Wort, ein Tritt, hat es gefehlt, wird die Naſe gerümpft, das Maul viereckig oder krumm gezogen, wie ein alter Huſarenſchnauz, das Schnupftuch fährt im Geſicht herum, es giebt Blicke, es fahren Worte in der Luft herum, es wird lancirt, links und rechts, ja es werden ſogar sorties gemacht in alle Ecken hinein. Mit ſolchen Figuren Stunden umzugehen, ohne ſie zu touchiren, daß ſie tönen, ihnen das Herz aus dem Leibe zu

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

nehmen, daß es keinen Gux gibt, mit heißen zärtlichen Blicken, die Niemand merken ſoll, das iſt die Spitze dieſer Kunſt. Glücklich ſind die Söhne, welche ſolche Mütter haben, ſie lernen die ſo ſchwere Kunſt gratis. Man wird bemerken, daß hübſche Söhne mit ſolchen Müttern wunderbar umzugeben wiſſen, und nicht ſelten ſie furchtbar tyranniſiren, ihnen zehnfach eintreiben alle ihre Sünden gegen ihre Mitmenſchen. Töchter dagegen ſind zu bedauern, ſie ſchaffen mit ſolchen Müttern nichts, lernen von ſolchen Müttern wenig, haben ihnen aber hier und da einen Mann zu verdanken, den die Mutter über Hals und Kopf aufgetrieben, um die Tochter aus dem Hauſe zu bringen.

Als der Lieutenant nun ſo friſch und ſchön hereintrat, wurde die mütterliche Eitelkeit wach, ſie freute ſich ſeiner bonne façon und der feinen Art, mit welcher er ſich gegen die Tante betrug, die recht mütterlich für ſeinen Hunger und Durſt ſorgte. Sie betrachtete ihn ganz als ihr Product, ſowohl die Schönheit als die Manieren anbelangend. Wirklich machte er ſich dieſen Abend auch ſehr liebenswürdig. Er erzählte auf eine Weiſe, welche bedeutende Anlagen verrieth, ſein Abenteuer, ergriff alle weiblichen Herzen mit den Schilderungen ſeines Verlaſſenſeins, in dieſer naſſen Schauerlichkeit eines nebelvollen Tages, in düſterm Moos und Wald. Er intereſſirte die Herren mit ſeiner Taubenjagd, ihnen war nie eine ſolche Taubenarmee vor den Schuß gekommen. So ſehr die Frau Oberſtin Freude hatte, konnte ſie ſich doch nicht enthalten, die Herren zu trümpfen, namentlich ihren Mann, der früher über die Unerfahrenheit des Junkers geſpottet, während derſelbe reiche Jagdbeute gemacht, und ſie keine. In dieſer Beziehung glich die Oberſtin auffallend einem Dampfkeſſel. Wie man bei dieſem von Zeit zu Zeit unbrauchbaren Blaſt auslaſſen muß, ſo mußte die Oberſtin immer von Zeit zu Zeit den Krb loslaſſen, der ſich fort und fort bei ihr ſammelte.

Schließlich ergötzte er Alle mit der Beſchreibung ſeines Zuſammentreffens mit Kaspar, dem Aufſeher. Er ſtellte ihn dar als einen Waldteufel, einen aufrecht gehenden Bären, beſchrieb, wie er ihm langſam nachgetrappt, er immer zugeſchoſſen habe, was ſie auf dem Heimweg geſprochen, wie Einer den Andern zu überliſten geſucht, wobei der Junker ſich ſelbſt gar nicht ſchonte, und drollig genug die Freude des Aufſehers ſchilderte, der geſtrenge Herr Oberamtmann werde dem Säubub, der unbefugt ihm die Tauben tödte, fünfundzwanzig aufmeſſen laſſen. Hier geriethen die Oberſtin und der Herr Schwager wieder hart aneinander.

Die Frau Oberſtin ſchauderte bei dem bloßen Gedanken, nicht an die Möglichkeit, daß ihr Söhnlein ſie je erhalten könnte, das gehörte weit außerhalb ihres Gedankenkreiſes; ſondern, daß ein ſolcher Kerl an ſo was nur denken dürfe. Sie warf dem Oberamtmann vor, daran ſei er ſchuld, ſo komme es, wenn man die Leute behandle wie er, daß ſie ſich einbilden müßten, es ſei faſt kein Unterſchied zwiſchen ihm und ihnen. Wenn er die Leute recht zu behandeln wüßte, ſo hätte er den Flegel drei mal 24 Stunden in's Gefängniß thun laſſen. Mit ſolcher Humanität richte man nichts aus, mache die Leute nur unverſchämt. Es werde die Zeit kommen, wo man die Unvernunft einſehen werde. Dann könne man die Finger abbeißen vor Verdruß, aber das könne man lange, die Sache ſei doch wie ſie ſei. Der Oberamtmann gab zu bedenken, daß in ſolchen Dingen die Frauen kein Urtheil, keinen Verſtand hätten, wo Ordnung ſein ſolle, müſſe Disciplin ſein, die ſei aber nur möglich, wo Gerechtigkeit ſei, Jeder ſeine Pflicht thue, danach belohnt oder beſtraft werde. So ſei es hier, ſo ſei es in einem Regiment, dafür könne ſein Bruder Zeugniß geben. Der Oberſt möge ſein wie er wolle, wenn er nicht gute Ober- und Unteroffiziere habe, ſo laufe es nicht, und die erhalte man nur bei gerechter Strenge. Weit entfernt den Kaspar zu ſtrafen, habe er ihm ein ſchönes Trinkgeld gegeben. Es werde ihm kaum mehr ein Lieutenant in die Hände laufen, dagegen aber bringe er ihm zehn Andere ein. Hätte er ihn geſtraft, oder ihm nur böſe Worte gegeben, ſo wäre er verhunzt geweſen und hätte ſein Lebtag nie mehr zu etwas gelangt. Die Frau Oberſtin war nicht von denen Eine, welche abbrechen können zu rechter Zeit, und der Oberamtmann ſtand bei einem Capitel, wo ihm die Galanterie ausging. Er begann vom Weiberregiment zu reden, und wie, wenn ſo eines lange dauere, in einem Hauſe man es dahin bringe, daß man zuletzt nichts mehr darin habe, als Muheime und Wanzen, nicht einmal mehr Mäuſe, weil die das ewige Tſchäder auch nicht vertragen möchten. Die Frau Oberamtmännin konnte nicht ablenken, die Räder waren zu ſtark im Zug, da zündete der Lieutenant ruhig, faſt wie im Traume, eine Cigarre an, und blies, nach einigen ſtarken Zügen, Wolken Rauchs um ſich. Da fuhr die Frau Oberſtin auf, wie von einem Skorpion geſtochen, ſchmiß Louis einige wälſche Ehrentitel zu, und ſchwankte, von einer Nichte unterſtützt, aus dem Zimmer. Der leiſeſte Tabacksgeruch machte ihr Ohnmachten und Krämpfe, wie ſie ſagte. Ueber Louis etwas groben Witz ward ſtillſchweigend weggegangen; man fand, es ſei ſo ſchicklicher. Hätte man darüber Louis was ſagen wollen, ſo hätte der die liebe Mutter ins Geſpräch gezogen, und was trug das ab? Es begriff das Niemand beſſer als der Oberſt, der griff daher auch das Capitel von der Disciplin auf, erzählte eine Menge Exempel darüber und machte damit den Reſt des Abends recht kurz und vergnügt.

Beſucher gleichen den Streifwachteln, ſie ſitzen während ein paar ſchönen Tagen ab, dann ſtreifen ſie weiter, wenn dann die trüben Tage kommen, kann man zuſehen, wie man es macht ohne ſie. So waren auch Oberſts fortgezogen und Oberamtmanns allein im Schloſſe. Der Frau Oberamtmännin war das ſo unlieb nicht: ſie konnte dann das Einherbſten ungeſtört beſorgen und die Töchter dabei brauchen. Sie meinte nicht, ſie hätte ſie bloß für den Sonntag bekommen, ſodaß ſie alle Tage Sonntag haben könnten, ſie meinte, ſie ſeien auch Werktagskinder und müßten auch ſechs Tage arbeiten und ſchaffen alle ihre Werke. Sie meinte nämlich, die Gebote Gottes ſeien für alle Leute und abſonderlich für die Vornehmern, die ſollten das Beiſpiel geben, und namentlich gerade die ſollten ſechs Tage arbeiten und den Sonntag heiligen, erſtlich wegem Exempel und zweitens wegem Nutzen, denn Müſſiggang iſt aller Laſter Anfang, abſonderlich bei den Reichen, die ohne Arbeit ja ganz natürlich geil und üppig werden müſſen und voll Bosheit.

Wir wollen nicht behaupten, daß die Fräulein den Kabis ſelbſt hobeln und einſtampfen mußten, aber ſie mußten doch dabei ſein, mußten zuſehen wie man es macht, wie es geht, mußten wie man zu ſagen pflegt Verſtand von Allem zu kriegen ſuchen. Herr und Frau waren hierbei durchaus einig, daher gingen die Fräulein der Mutter willig an die Hand, ſie meinten, es müſſe ſo ſein. Wenn Freundinnen zum Beſuch kamen, beſonders aus der Stadt, und die Naſe rümpften über ſolche Zumuthungen, gränneten über eine ländliche Lebweiſe, wo dem weiblichen Geſchlechte noch etwas mehr zugemuthet wurde als die Puppe zu ſpielen, ja manchmal ſogar einen Korb oder ſonſt was auf ganz gemeine Weiſe anzurühren, und ſogar zu tragen: Mach nur, daß der Papa es nicht ſieht oder hört, wie du das anſiehſt, ſonſt nimmt er dich aufs Korn und du mußt es büßen! warnten die Töchter ihre Freundinnen. Nun es gab ſchnippiſche, naſeweiſe Dinger, welchen das Geſicht des Herrn Oberamtmanns nicht ſo imponirte, wie Allen, welche in ſeiner Nähe lebten, ſondern die den Kitzel fühlten, mit ihm anzubinden, ſich ausließen über die Zumuthungen, welche an Fräulein geſtellt wurden, als ob ſie unter die arbeitende Claſſe gehörten, als ob ſie ihr Brot verdienen müßten. Wohl, die rannten ſchön an, die thaten es nie mehr zum zweiten Mal, der Oberamtmann vertrieb mit ſeinem Schlachtengeſichte ihnen die Luſt beim erſten Mal, und zumeiſt noch ziemlich höflich Er frug, was ſie meinten, wofür ſie eigentlich in der Welt ſeien? Solche unverblümte Fragen ſetzten die keckſten Leute zuweilen in Verlegenheit. Er frug weiter, ob ſie nicht ein Buch kennten, in welchem ſchwarz auf weiß ſtehe, wer nicht arbeiten will, ſoll auch nicht eſſen? Und in dem gleichen Buche heiße es auch, es habe Jedermann ſein Pfund erhalten und das Pfund ſolle er anwenden, und je nach der Anwendung werde einſt der Menſch belohnt oder beſtraft. Der Oberamtmann war ein ſehr ehrenfeſter Mann, aber zur Steuer der Wahrheit müſſen wir ſagen, daß er aus der Bibel hauptſächlich die Sprüche kannte, welche er auf Andere ſchlagend anwenden konnte, und wirklich auch anzuwenden wußte. Wenn er nun mit ſolchen Fragen einem Fräulein auf den Leib rückte, ſo fragen wir, ob es nicht natürlich war, daß es in Verlegenheit gerieth. Wenn man ſo unvermuthet kommt und ſagt: Seh mal, laß ſehen, wo haſt dein Pfund, gib füre! wo iſt das Fräulein zu Stadt und Land, welches nicht einigermaßen in Verlegenheit gerathen würde? Soll ſie ſagen, ich bin ſchön, ich kann claviren, beſſer als König David harfen, tanzen ebenfalls beſſer als er, zeichnen wie ein Blitz und ſchön daneben, les honneurs machen auf deutſch und wälſch und ganz artig, daneben habe ich viel Converſation, und das Mundſtück ſteht mir nie, als wenn ich ſchlafe: wir fragen, kann ein Fräulein wohl ſo antworten, und wenn ſie nicht ſo antworten kann, was ſoll ſie dann antworten? Ja ſo kann man in Verlegenheit kommen, wenn Jemand das Fragen nicht ſcheut, und wenn man ſo gleichſam vergeſſen hat, ſich ſelbſt zu fragen, für was iſt eine vernünftige Perſon auf der Welt und geſetzt der Fall, ich ſei eine vernünftige Perſon, welches iſt mein Pfund, mit dem ich was Vernünftiges anfangen und damit gewinnen ſoll andere Pfund?

Wer einmal in dieſer Fragen Klemme geweſen war, der hütete ſich vor dem zweiten Mal, und that wohl daran Beſonders in dem Herbſte, von welchem wir erzählen, hatte man ſich zu hüten, das ſchwere Geſchütz des Oberamtmanns nicht ſich zuzuziehen; er war ſo übellaunig, daß die Frau Oberamtmännin ihre ganze Kunſt aufbieten mußte, um leidlich Wetter zu machen. Es war ein prächtiger Herbſt, ein unvergleichlich Jagdwetter, und eine Maſſe von Geſchäften lag vor dem Oberamtmann, namentlich Unterſuchungen, Verhöre muthmaßlicher Diebe, wirklicher Vagabunden, welche das ſchöne Wetter zum Spazieren auffallenderweiſe benutzten. Da mußte nun unſer Oberamtmann hinter dem Fenſter ſitzen, Spitzbuben verhören, verſchmitzte Kerls, deren größter Spaß es war, Richter anzulügen und an der Naſe herumzuführen Tage lang, und draußen das prächtigſte Wetter von der Welt! Man begriff, daß es dem Oberamtmann in allen Gliedern gramſeln mußte, wenn ein Gauner mit ſeinem Schelmengeſicht durch ſeine Antworten ihn muthwillig herumzerrte und fitzte, wie man zuweilen ſich den Spaß mit jungen Hunden macht, und wie er ſo Einem unwillkürlich fünfzehn bis zwanzig dictiren mußte, und zwar aus dem Salz. Und wenn dann obere Behörden ſich veranlaßt fanden, den Herrn Oberamtmann ernſtlich zu erſuchen, in ſeinem Eifer ſich zu mäßigen, ſo war das ebenfalls kein geeignetes Mittel ihn beſſerer Laune zu machen.

Einmal war auch ſo ein prächtiger Tag, weder Reif noch Nebel waren in der Nacht geweſen, ein ſchöner Thau hatte den Boden eben recht angefeuchtet, ein feiner duftiger Schleier gab der Erde ihren Schmelz. Vor dem Schloſſe hatte der Herr ſeine Pfeife geraucht, war endlich voll Zorn in ſein Audienzzimmer hinaufgeſtiegen und hatte ſich Zwei vorführen laſſen, einen Mann und ein Weib, die ſich offenbar kennen mußten und doch nichts voneinander kennen wollten. Der Oberamtmann inquirirte ſich bald in Feuer, der Mann ſpielte den Heuchler, das Weib that ſchnippiſch und jagte dem Herrn das Blut in Kopf, und arg mußte es damit werden, denn er drehte denſelben immer, ſchnellte ihn förmlich einige Male dem Fenſter zu, blieb ſtecken mitten in einer Frage, fragte endlich den Schreiber: Still doch, was hört man? „Ich glaube ein Gjäg“, ſagte dieſer kaltblütig. Der Herr ſprang auf, riß das Fenſter auf, da kam es ſchön und voll zum Fenſter herein, das Getöne einer wilden Jagd. Noch ſcholl es von ferne her, aber eine prächtige orgelnde Stimme hob ſich vor den andern heraus, wie der erſte Tenor aus einem wirbelnden Chor. „Wer zum — jagt da?“ frug der Herr zornig. — „Es wird wahrſcheinlich der Amtsrichter ſein“, ſagte der Landjäger. „Es dünkt mich, ich kenne die Hunde, beſonders den einen, er hat die ſchönſte Laute weit und breit.“ — „So, der Amtsrichter, ſo, der wird meinen, er müſſe mir die Langweile vertreiben“, ſagte der Herr. „Der könnte auch was Beſſeres thun, als z' jagen.“ — Er trat zurück und begann wieder zu fragen. Da brachen die Hunde aus dem Walde ins Feld hinaus, näher dem Schloſſe zu. „Ja, es ſind des Amtsrichters Hunde“, ſagte der Landjäger, „ich kenne ſie jetzt. Es ſollen bſunderbare Hunde ſein; man ſagt, der Amtsrichter thäte ſie nicht geben um vier ſchwarze Stiere. Mit Schein haben ſie verloren, der Haſe wird ſich verſetzt haben.“ — „Nun, jetzt wird er Verſtand haben und abrufen, er wird mir doch nicht da unter der Naſe jagen wollen,“ dachte der Herr, drehte ſich wieder der Arbeit zu, inquirirte, daß Funken ſtoben. Da knallte es unten im Thale, neu brachen die Hunde los. „Er wollte!“ rief der Oberamtmann, den Reſt vernahm man nicht, lief zum Fenſter, ſah wie ein Jäger einen Haſen weiter trug und dennoch die Hunde fortjagten, dem Schloſſe zu, im Schloßberg einen Lärm verführten, daß man kaum ſein eigen Wort vernahm, als ob ſie den Oberamtmann mit Gewalt ins Freie heulen wollten. Der ſchloß im Zorn die Fenſter, befahl dem Landjäger, er ſolle mit dem Jäger hinuntergehen und die Hunde erſchießen, es nehme ihn doch Wunder, ob er nicht ſicher ſein könne im Schloſſe. Solch Trotz und Bosheit habe er nicht erlebt, da könne er in der Stube bleiben, derweile jage der Bauer ihm unter den Fenſtern, daß man das eigene Wort nicht mehr verſtehe; ſo könne es nicht länger gehen, man müſſe dafür ſorgen, daß man wieder wiſſe, wer Meiſter ſei im Lande. Man ſei billig: es war wirklich ſtrenger Tubak für den Oberamtmann. Der Amtsrichter war freilich in ſeinem Recht, dieſes Recht koſtete ſechs Thaler, erſtreckte ſich über den ganzen Canton, das Hochwild ausgenommen, und dieſes Recht konnte von Jedem erkauft werden, der ehrenfähig, oder Offizier, obrigkeitlicher Beamter war, oder ein gewiſſes Vermögen beſcheinigen konnte. Nebenbei hatten die Oberamtmänner das wenig beſchränkte Recht, Bewilligungen, gültig in ihrem Kreiſe, zu ertheilen. Indeſſen wenn die Jäger unter ſich Friede haben wollten, ſo kam Einer dem Andern nicht zu nahe, jagte dem Andern nicht bis vor die Küchenthüre. Es war von je ſo, und wird ſo bleiben: man hat gern ſo ein eigen Gehege, und wer dem Andern ins Gehege kömmt, werde nun darin gehegt, was da will, wird nicht mit liebenswürdigen Augen angeſehen. Nun denke man ſich zu dieſem noch das. Da im Zimmer ſaß ein alter Edelmann von gutem Blute, nicht Hofadel ſondern Bauernadel, d. h. Adel im Lande entſproſſen, und fragen thut es ſich, welches der wirklich vornehmere ſei, und dieſer alte Edelmann mußte mit zwei Gaunern die Zeit verbrauchen im Zimmer, unterdeſſen jagte ihm der Bauer ums Schloß herum, ſchoß vor ſeinen Fenſtern einen Haſen, forcirte möglicherweiſe einen zweiten in ſeinem Garten — und er ſaß da, zwei Gauner hielten ihn zum Beſten, er hatte ernſte Befehle, die Unterſuchung ſo ſchnell als möglich zu beendigen, weil ſie mit andern zuſammenhing; und er konnte nicht vorwärts kommen, mußte die luſtige Jagd draußen hören und drinnen die verſchmitzten

Geſichter ſehen! Wir fragen, ob man darob nicht faſt zum Narren werden mußte, ob da nicht ein Zorn zu verwerchen war, daß es faſt über menſchliche Kräfte ging.

Auch gelang es unſerm Oberamtmann wirklich nicht. Der Gauner ſollte ausgeſchmiert werden und er hatte den Landjäger nicht, der Landjäger ſollte draußen die Hunde erſchießen und er ſchoß nicht, der Oberamtmann rief nach ihm, und er kam nicht, er ſchickte den Schreiber aus, der blieb aus. Der Oberamtmann war drauf und dran, dem Schreiber die Gaunerin, der Gaunerin den Gauner nachzuſenden, und zu allem dem jagte es draußen ſo luſtig und wild, daß luſtiger nichts genügt hätte. Die Frau Oberamtmännin ſchwitzte faſt Blut. Begreiflich ärgerte ſie die Unbeſcheidenheit oder vielmehr der boshafte Hohn des Amtsrichters ſehr. Sie könne es vom Amtsrichter nicht begreifen, ſagte ſie, er habe ſonſt ihren Herrn in dieſer Sache ſehr geſchont. Entweder müſſe es etwas Ungerades zwiſchen ihnen gegeben haben, oder ſie verſtehe ſich nicht mehr auf die Leute. Indeſſen das durfte ſie einſtweilen ihrem Herrn noch nicht ſagen, denn, wie es allgemein iſt, wäre ein Entſchuldigen von Menſchen, über die der Herr in Zorn war, Oel in Feuer gegoſſen geweſen. Es ging draußen kein Schuß, es jagte luſtig fort, der Herr war im Begriff, Gauner Gauner ſein zu laſſen und ſelbſt zur Flinte zu greifen, da endlich knallte es nicht weit hinter dem Schloß, die Hunde verſtummten, der Herr dachte, nun endlich! Es wird dem Amtsrichter wohl erleiden, mir die Haſen zum Fenſter einzujagen, es nimmt mich Wunder, ob es der mit der verfluchten Laute iſt? Aber lange wollte Niemand kommen, Bericht zu geben. Endlich zeigte ſich der Schreiber, der wollte nichts wiſſen, er hatte die Andern nicht antreffen können, aber es hätte ihm geſchienen, er höre à la mort rufen. Wenn man einen Hund erſchießt, ſo kann man auch ſo rufen, ſagte der Oberamtmann, es iſt nirgends geſchrieben, daß man es nur bei einem Haſen thun kann.

Darauf kam der Landjäger, wollte auch nichts Beſtimmtes wiſſen, nur ſchien ihm, daß nicht der Jakob (der Jäger) geſchoſſen, deſſen Flinte knalle anders. Der kriegte einen tüchtigen Putzer, denn er hätte Zeit genug gehabt, genau zu erkunden, was geſchehen. Endlich erſchien der Jakob ſelbſt mit einem prächtigen Haſen in der Hand, und wurde, ehe er zu Worte kam, angefahren, es hätte ihn Niemand heißen Haſen ſchießen, ſondern die Hunde.

„Verzeiht, Junker Landvogt“, ſagte der Jäger, „ich habe gar nicht geſchoſſen. Ich konnte nicht eher dazu kommen, als bis eben d's Dragoners Sohn im Schnitzboden (man ſagt, er gehe zu einer von Amtsrichters Töchtern und werde wohl ſein Tochtermann werden) den Haſen geſchoſſen. Wohl, dem ſagte ich, ob das Manier ſei, dem Junker Landvogt die Haſen um das Schloß herum zu jagen. Da entſchuldigte er ſich ſehr, es ſei nicht expreß geſchehen, die Hunde ſeien halt dem Haſen nach, und dem Haſen hätten ſie nicht befehlen können, wohin er gehen ſoll. Er laſſe dem Herrn Oberamtmann ſein Compliment machen, und ſchicke ihm den Haſen zum Präſent.“ — „Und du biſt Eſel genug und nimmſt den Haſen! Auf der Stelle mach dich ihm nach, und ſage ihm, ich brauche keinen Haſen von ihm, er ſolle ihn ſelbſten freſſen. Wenn ich Haſen wolle, könne ich ſelbſten ſchießen. Der Lumpenhund! jetzt noch das Geſpött mit mir treiben zu wollen!“ Da Jakob zaudernd daſtand und ſagte: „Ja, ich weiß nicht, wo ihn finden, er ſagte mir nicht, wohin er gehe“, ſo machte der Herr eine Bewegung, welche Jakob kannte, daher ſo ſchnell als möglich die Thüre zwiſchen ſich und den Herrn zu bringen ſuchte. Sowie der Herr es auffaßte, war dies wirklich das Düpflein auf dem J und wenn dies ungefähr 500 Jahre vorher geſchehen, ſo wäre nach einer Stunde eine ſchnaubende Schaar aus dem Thore geritten, hätte die Säublume niedergebrannt, den Amtsrichter ſammt Weib und Kindern an dem Nußbaume aufgehängt. Was eigentlich den gnädigen Herrn am täubſten machte, war das Gefühl ſeiner Machtloſigkeit gegen ſolche blutige Beleidigung. Das Geſetz gab ihm keinen Griff und er wußte, daß er mit Eigenmächtigkeiten bei ſeinen gnädigen Herren und Obern nicht wohl ankam. Sie waren zwar ſeine Standesgenoſſen, Vettern und Rathsverwandten, nach alter Redweiſe, aber mehr als Einer hatte ihm ſchon geſagt: Fritz, Fritz, nimm dich in Acht, in allen ſolchen Dingen kriegſt gewiß unrecht, denke wie unangenehm es dir dann ſein muß, das Urtheil den Betreffenden ſelbſt eröffnen zu müſſen. Das hatte er ſchon mehr als einmal erfahren und es war wirklich auch das Bitterſte in ſeinem Leben. Die Herren von Bern waren, im Ganzen genommen und namentlich im Verhältniß zur Zeit und ihrer Macht, ſehr gerecht und namentlich unbeſtechlich, und von der Regel waren die Ausnahmen ſelten. Herausfordern konnte der Oberamtmann auch nicht, Säbel und Degen lagen zwar gut in deſſelben Hand, und Muth ſie zu gebrauchen hatte er auch mehr als genug, aber was konnte er machen damit gegen einen Bauern? Aber ſeine hauptſächlichſte Machtloſigkeit, der er eigentlich nicht einmal einen Namen geben konnte, beſtand darin, daß Niemand ſeinen Zorn theilte; Niemand ausführte, was er befahl, und doch Niemand eigentlich ungehorſam ſchien. Er befahl donnernd, und Männiglich lief, zappelte, flog manchmal ſogar und kam endlich mit einer guten Ausrede wieder, warum er beim beſten Willen das Befohlene nicht habe ausführen können. Es war, als ob eine unſichtbare Macht den Takt ſchlüge der Dienerſchaft, was zu thun, was zu unterlaſſen ſei. Und wer recht gute Augen hatte und recht gut im Schloſſe bekannt war, ſah, daß dieſe Macht in den Augen der Frau Oberamtmännin ſaß. Aber mit dem Munde ſprach ſie dieſelbe nie aus, nie gab ſie irgendwie Gegenbefehle, höchſt ſelten erlaubte ſie ſich in Gegenwart eines Dieners eine beſcheidene Einrede. Der Landjäger freilich mußte gehorchen, mußte dem Gauner aufmeſſen, das brachte der Oberamtmann ſchließlich in Ausführung. Der Gauner hatte die Schläge allerdings verdient, aber da es dem Landjäger ſchien, als hätte der Zorn an der Zahl einigen Einfluß gehabt, ſo zog er die Menge an der Strenge ab.

Die Oberamtmännin ſchwieg von der Geſchichte und wenn der Herr immer wieder darauf zurückkam, ſo redete ſie dazu, denn ſchweigen hätte der Herr übel genommen, aber ohne zu blaſen, ohne zu löſchen, und das iſt eine ſchwere Kunſt. Ihre Fräuleins verſtanden ſehr wenig davon, und wie die Mutter auch kanzelte, die Mädchen vergaßen immer Alles wieder, es war einſtweilen noch nicht in ihrem Blute. In große Verlegenheit brachte es ſie, daß nächſtens Amtsgericht war, die Beiden ſich ſehen mußten und der Amtsrichter bei ihnen eſſen ſollte. Lud man ihn nicht ein, ſo zeigte es Feindſchaft von ihrer Seite, kam er auf die Einladung nicht, ſo war es Feindſchaft auf ſeiner Seite, und kam er, ſo waren Händel zu erwarten, ſo gewiß zwei mal zwei vier macht. Was nun? quid nunc?

Nach einigen Tagen ſagte die Frau Oberamtmännin, ſo gleichſam wie verloren, ſie hätte gehört, der Amtsrichter ſei nicht bei der Jagd geweſen. Aber potz Wetter, das war ein Funken in ein Pulverfaß! „Ja wohl nicht dabei geweſen!“ ſagte der Herr Oberamtmann. „Wenn er nicht dabei war, wer war dann dabei und jagte mit ſeinen Hunden? Wenn er nicht dabei geweſen, er wäre ſchon gekommen und hätte ſeine Entſchuldigungen gemacht, aber der wird ſich hüten ſich ſobald hier zu zeigen.“ — „Enfin“, ſagte die Frau Oberamtmännin, „ich gab es, wie ich es hörte, du kannſt wohl recht haben; d's Kammermeitli hat es geſagt, von wem es es hatte, weiß ich nicht.“ Liſette mußte vor, aber kein Neuling in dieſer Sache berief es ſich auf eine Brombeerenfrau, welche es der Köchin geſagt. Die derbe Köchin antwortete, ſie hätte viel zu thun, wenn ſie Alles im Kopf behalten wollte, was die vielen Weiber, welche ins Schloß kämen, berichteten, da würde ſie ſturm, nicht bloß im Kopf, ſondern an der Leber, und der Herr Landvogt werde die Sachen lieber nicht angebrannt oder verſalzen wollen. „Mach, daß das Menſch fortkommt“, ſagte der Herr, „ich kann es gar nicht mehr ſehen.“ — „Gern, wenn ich eine beſſere Köchin wüßte, gern,“ ſagte die Frau. „Aber du iſſeſt gern gut, und treffen wie die konnte es dir noch keine; daneben wie du willſt. Aber wenn man ſie in der Küche läßt, ſo kommt ſie dir nicht vor das Geſicht.“ — „Wegem Kochen geht's ſeit einiger Zeit hundsſchlecht, alles Fleiſch zu weich und das Gemüſe läßt ſie halb roh, wir hatten ja letzthin Bohnen, man konnte damit einander erſtechen, und hätte ſich keine gekrümmt,“ polterte der Oberamtmann. Da fielen die Töchter ein, und das Wetter war vorüber.

Der Amtsrichter war wirklich nicht bei der Jagd geweſen und hatte gar nicht daran gedacht, daß die Jagd nach dem Schloſſe hin ſich ziehen könnte. Er hatte allerdings mit dem jungen Menſchen und noch einem Freunde auf die Jagd gehen wollen. Wie er aufbrechen wollte, kam ein Mann und holte ihn zu einem kranken Verwandten, der teſtiren wollte, da galt weder Aufſchub noch Ausrede. Damit die Andern nicht um die Freude kämen, gab er ihnen den Knecht mit, den er auch als Jäger gebrauchte und in ſeiner Patente hatte. Er bezeichnete ihnen ihr Revier und gab dem Knecht genau an, wo er die Hunde ablaſſen ſolle und das war wohl anderthalbe Stunde vom Schloß entfernt und noch kein Haſe hatte in deſſen Richtung Reißaus genommen von jener Gegend her.

Doch nicht umſonſt haben die Jäger den Glauben, man finde Haſen, die eigentlich nicht Haſen ſeien, ſondern Hexen, oder ſonſt neidiſche böſe Menſchen geweſen, welche nach ihrem Tode in Haſen verwandelt worden, um ihr Handwerk fortzuſetzen und Jäger zu quälen und zu narren. Es gibt aber auch wirklich Haſen, die voll Tücke ſind, die man immer im gleichen Revier findet, die der Jäger alsbald an ihren Ränken erkennt und ausruft: O wetſch, haben wir aber den, wenn wir nur die Hunde wieder hätten, der verderbt uns allemal den Tag. So eine alte Hex oder vielleicht auch ein alt Böcklein war aufgegangen, hatte alsbald die Strümpfe gebunden und riß aus, dem Schloſſe zu, als ob der Oberamtmann ſein Vetter wäre, und er dort z' Viſite wolle. Wäre der Amtsrichter dabei geweſen, ſo hätte er dem Jäger geſagt: Mach dich nach, ſo ſtark du kannſt, mach, daß du die Hunde wiederkriegſt, wir warten dir hier. Denn der Amtsrichter hütete ſich ſehr den Oberamtmann zu beleidigen, denn er achtete ihn wirklich, er verkannte das viele Gute, welches von ihm ausging, nicht. Unſere Jäger aber bedachten dieſes nicht, ſtanden mit dem Oberamtmann in keinem Verhältniß, hatten ihre Freude dran, wie die Hunde ſo prächtig unverloren jagten, ließen es tſchädern und machten ſich, als ſie merkten, daß es daraus ging, ſpornſtreichs nach, ſchoſſen einen Haſen im Felde, einen vor den Hunden, beides vor den Fenſtern des Schloſſes und merkten nicht, daß ſie gefehlt, bis der Jäger des Oberamtmanns dazukam. Als ſie merkten, was Trumpf war, that es ihnen alsbald leid, und um gut zu machen in aller ehrlichen Abſicht, ſandten ſie den Haſen zum Präſent, und machten ſich ſchnurſtraks mit gekoppelten Hunden aus dem Bereich des Schloſſes. Als der Amtsrichter zu ihnen kam und hörte, was vorgegangen, erſchrak er alsbald. Er wollte eine Dublone geben aus ſeinem Sack, wäre das nicht begegnet, ſagte er. Indeſſen fand er es doch nicht nöthig ſich ſoweit zu unterziehen, daß er expreſſe aufs Schloß ging, um ſich zu entſchuldigen, war doch kein Geſetz übertreten worden, hatte er ſich doch das Recht erkauft, im ganzen Canton zu jagen, wo er wollte, inſofern er keinen Schaden anrichtete. Es ſei nächſtens Amtsgericht, dachte er, da ſchicke es ſich am beſten dem Oberamtmann zu erzählen, wie es zu- und hergegangen, wenn er den Verſtand brauchen wolle, ſo ſehe er dann ſchon, daß er ſich deſſen nichts vermöge und daß es jedenfalls nicht mit Fleiß und Abſicht geſchehen ſei. Das war nicht unverſtändig gedacht, aber man kann halt verſchiedener Anſicht ſein über die gleiche Sache, ſo gut als über die Verhältniſſe der Menſchen zu einander, und in der That gingen hier des Amtsrichters und des Oberamtmanns Anſichten bedenklich weit auseinander.

Gewöhnlich fanden an den Gerichtstagen die Amtsrichter den Herrn Oberamtmann bereits im Audienzzimmer. Darauf bauend ging der Amtsrichter zeitlich, um der Erſte zu ſein und ſeine Erklärung ungeſtört anbringen zu können. Aber er fand den Herrn nicht, nur den Schreiber, der war für ſein Leben gern gut Freund mit den ſämmtlichen Amtsrichtern. Er aß für ſein Leben gern was Gutes, und ebenſo hatte er es mit dem Trinken, aber nicht viel oder gar nichts ſollte ihn das Ding koſten. Nun war er bei jedem Beſuch bei einem Amtsrichter der beſten Aufwart ſicher, und wenn er beim Koſten des Weins ſagte: e wahre Balſam, Herr Amtsrichter, e wahre Balſam, wie bei Euch trinkt man ihn nirgends, ſo konnte er ſicher ſein, daß der Amtsrichter ihm in einer zweiten Flaſche noch beſſern brachte und ſagte: Verſucht den, Herr, was ſagt Ihr zu dem? Zugleich hatte er dabei den Schein eines Protectors und konnte gut Wetter verſprechen oder mit böſem drohen, je nachdem. Ein ſolcher Schreiber kann eine ſehr bedeutſame Perſon vorſtellen, wenn die Natur des Obern danach iſt. Dieſem Schreiber hätten wir nicht rathen wollen ſich wichtig zu machen, ſodaß es der Oberamtmann gemerkt. Begreiflich, was er nicht merkte, das konnte er nicht hindern, er mußte es ſich gefallen laſſen. Dieſer Schreiber that gegen den Amtsrichter ſehr freundlich und ſagte: „Herr Amtsrichter, Herr Amtsrichter, ſeht Euch vor, der Herr iſt ſehr böſe über Euch, Ihr hättet es hören und ſehen ſollen, wie zornig er war, und wie wüſt er that man war faſt ſeines Lebens nicht ſicher um ihn, mit nichts hätte man ihn böſer machen können als mit dem Jagen.“ Der Amtsrichter entſchuldigte ſich. Es ſei ihm leid, ſagte er; wenn er dabei geweſen wäre, es wäre nicht begegnet. Deswegen ſei er auch ſo früh gekommen, um dem Herrn Oberamtmann zu erzählen, wie es gegangen, und ihm zu ſagen, er ſolle ihm nicht zürnen, er vermöge ſich deſſen nichts. „Es wird bös geben, ehe er Euch hört“, ſagte der; „ich wollte Euch z' beſt rede, aber wohl, ich war froh zu ſchweigen.“ — „Ich will es einmal wagen“, lachte der Amtsrichter „und ihm d' Sach' erklären, dann kann er es in Gottes Namen nehmen wie er will. Iſt's ihm nicht gut genug, ſo ſtecke er einen Stecken dazu.“ — „Ja, ja, Herr Amtsrichter, Ihr an Euerm Platz habt gut krähen, es wäre mir auch gerade ſo. Aber was unſer einer auszuſtehen hat! Ihr glaubt es nicht, es mag bald in kein Maß mehr, er iſt manchmal gar nicht mehr ein Menſch.“ — Da kam ein Amtsrichter, dann ein zweiter, aber kein Oberamtmann, bis Alle da waren, dann kam er raſch hinein, ſetzte ſich ohne viel bei den ſonſt üblichen cordialen Begrüßungen ſich aufzuhalten, an ſeinen Platz und ſagte: Er hätte ſich verſpätet, es werde gut ſein, wenn ſie anfingen und preſſirten. Es fiel dieſes Benehmen allgemein auf, doch kannte nur Einer den Grund und der dachte, mach nur, das erſchreckt mich noch lange nicht; will's kaltblütig abwarten. Der Schreiber las ab, was vorlag, und namentlich einen Entſcheid des obern Gerichtshofes, des Appellationsgerichts, im gedachten Wäſſerungsproceß, welcher das erſtinſtanzliche Urtheil des Amtsgerichts aufhob und Recht ſprach, wie der Oberſt angedeutet hatte. Die Amtsrichter waren alle ſehr verwundert und ſagten: Ei ja, ſo iſt's, ja daß wir das nicht haben ſinnen können! Es ärgerte ſie ſehr, daß ſie nicht den geſunden Menſchenverſtand gehabt, ſondern demſelben juriſtiſchen Sand ſcheffelweiſe hatten in die Augen werfen laſſen. Das käme eigentlich jedem Kind in

Sinn, ſagten ſie, aber wo die Advocaten z' Platz kämen, machten ſie ein Blendwerk, daß es dem Teufel ſchwarz vor den Augen würde. Ja, ſagte der Oberamtmann, aber der Verſtand komme nicht vom Appellationsgericht, ſondern anders woher, und der Advocat, der es verbrachte, fing es noch gar luſtig an. Der Oberamtmann hatte dieſes Appellationsgericht ſehr auf dem Strich, er beſaß eine ganze Schublade voll Wiſcher, welche daſſelbe ihm ausgetheilt. „Ihr Herren", ſagte der Advocat, „bitte um gnädiges Gehör, aber um ein kurzes. Glaubt nicht, weil Ihr die Acten vielleicht geleſen, Ihr kenntet den Handel. Nur fünf Minuten, fünf Minuten, hört Ihr es, will ich Euch aufhalten, wenn Ihr ſo gütig ſein wollt aufmerkſam zu ſein." Das gefiel den Herren, ſie ließen die Zeitungen einſtweilen liegen, ſchrieben keine Artikel, wie es ſonſt geſchehen ſoll, wie man ſagt, diesmal paßten ſie auf.

„Hochgeachtete Herren, gebt wohl Acht und unterſcheidet gut: Laut Brief und Siegel gehört dem untern Bauern das überflüſſige Waſſer des obern Bauern, das muß dieſer ihm zukommen laſſen, aber wie viel er brauchen darf für ſich, iſt ihm nicht vorgeſchrieben, er kann brauchen ſo viel er will. Nun kann man wäſſern und wäſſern, viel oder wenig Waſſer brauchen. Hochgeachtete Herren, das werdet Ihr begreifen, es kömmt auf den Bauer an. Nun iſt der junge Bauer ein beſſerer Bauer als der alte, denkt beſſer der Sache nach, braucht mehr Waſſer, und was er nicht braucht, reicht er dem Andern zu, Alles beim Tropfen, was will der mehr laut Brief und Siegel? Hochgeachtete Herren, es ſind erſt drei Minuten vorbei, ich will ſie Ihnen aber ſchenken und ſchließe." Nicht wahr, wenn ſie Alle ſo redeten, ſo möchte man dabei ſein und würde weniger ſturm? Den Verhandlungen wollen wir nicht folgen, bloß bemerken, daß ſie noch an ſelbem Tag für ihre Bosheit mörderlich geſtraft wurden, denn es kam ein Advocat, welcher während zwei Stunden ſo ſchrecklich redete über einen alten Weidenbaum, ob er rechts, links, oder in der Mitte der March ſtehe, daß der Oberamtmann nachher ſagte: er glaube wirklich, wenn er nicht die Fenſter geöffnet, er hätte ihm das Schloß verſprengt. Der Advocat aber fand ſich veranlaßt, ſich bitter über dieſes Amtsgericht zu beklagen. So unmanierliche Richter, die ſich ſo unanſtändig aufgeführt, hätte er doch noch nirgends angetroffen, ſie hätten beſtändig gelacht, er glaube ſogar über ihn. Wenn ihm das noch einmal begegne, ſo begehre er entweder alsbald auf oder klage höhern Orts. Es war aber, als ob der Advocat es mit dem Oberamtmann abgeredet hätte, denn es wurden die Verhandlungen ſo ſpät geſchloſſen, daß der Oberamtmann kaum den Schluß erwarten mochte, und wie das letzte Wort verhallt war, ſagte: Ihr Herren zur Suppe, ſie kaltet ſonſt und die Frau Oberamtmännin macht Ihnen ein ſauer Geſicht. Selb' wäre ihm nicht am Orte, ſagte ein Amtsrichter, wegen der Suppe wäre es ihm gleich, aber nicht wegen dem freundlichen Geſicht, welches die Frau Oberamtmännin ſonſt habe, er freue ſich allemal darauf. Wir glauben nicht, daß der Herr dieſes Compliment paſſend fand im Munde eines Amtsrichters, ſo natürlich und richtig es ſonſt war. Der Ton, in welchem er es ſeiner Frau wiedererzählte, läßt es uns vermuthen.

Sie war allerdings ſehr freundlich, die Frau Oberamtmännin, mit Allen, mit dem Amtsrichter auf der Säublume wäre ſie gern noch freundlicher geweſen, wenn ſie nicht die Augen ihres Herrn gefürchtet hätte, der nach einigen Worten ſchon ungeduldig wurde und rief: Frau willſt kommen zu ſerviren, oder ſoll ich? Nach des Hauſes Sitte wurde hinter dem Stuhle ſtehend gebetet, aber kurz. Es war aber keiner der Amtsrichter, der nicht ſitzend und gleichſam ins Geheim noch nachbeſſerte, d. h. die längern Gebete, deren er ſich zu Hauſe gewohnt war, noch herſagte. Es war ein ſtattliches Mahl mit drei Gängen, gewählte Speiſen, gut bereitet, doch ohne beſondere Eigenthümlichkeiten, die erwähnt zu werden verdienten. Auch die Herren Amtsrichter gaben keine

Veranlaſſung zu beſondern Geſchichten, ſondern ſaßen und aßen wie andere Menſchen. Keiner warf die Fiſchgräthe unter den Tiſch, keiner zog das Hinterſtück eines Huhns in der Sauce herum, welche die Frau Oberamtmännin auf ihrem Teller hatte. Keiner ſagte: G'ſundheit Herr Landvogt, Santé Jean (Kammerdiener). Keiner trat der Frau Oberamtmännin auf den Fuß und ſagte: A vos services, Frau Landvögtin. Keiner: Wettet Ihr nit ſo gut ſy, Herr Schultheiß, u g'ſchwind mit mer uf'n Abtritt cho.

Die heutigen Verhandlungen und der Stand der landwirthſchaftlichen oder häuslichen Beſchäftigungen bildeten den Geſprächsſtoff, der Erſtere hauptſächlich vom Herrn, der Zweite von der Frau gehandhabt. Der Erſtere redete mit einer gewiſſen Haſt und Betonung, welche ein feines Ohr leicht bemerkte, und je mehr die Ohren der Frau Oberamtmännin davon bemerkten, deſto liebenswürdiger wurde ſie deſto mehr haushälteriſche Weisheit ſtrömte von ihren Lippen, ſo daß die Männer ganz erſtaunt da ſaßen und bei ſich dachten: ſie glaubten beim Schieß, ihre Weiber verſtänden nicht mehr von der Sache als die Herrenfrau da, aber ſolche fänden ſich nicht dicht. So Eine nähmen ſie auch, von wegen es ſei doch dann ein luſtiger Dabeiſein, als bei ſo einer verſchmuſelten Narreſalbe Gret, und grade ſolche Oelbüzeni ſeien oft die Theuerſten, wenn man ſie gehörig im Salb behalten wolle. Die Oberamtmännin wußte aber wohl, daß beim Herrn noch etwas im Hintergrund war, das herauskommen wollte, was ſie lieber nicht gehört hätte.

Das lief nun ſo nebeneinander her, zunehmende Haſt und zunehmende Holdſeligkeit, ſehr ſpannend für Die, welche es merkten, wahrſcheinlich nur die Töchter, vielleicht auch der Amtsrichter, der aber ganz unbefangen und kaltblütig des Ausgangs harrte. So ging es bis zum Braten.

Das war der Punkt, welchen die Frau Oberamtmännin ganz beſonders erſorgt hatte. Sie hatte deswegen den in dieſer Saiſon üblichen Haſenbraten, welcher die nächſte Beziehung dargeboten hätte, ausgelaſſen und ein ſchön Ferkel, ein rarer Vogel um dieſe Zeit, aufgeſtellt, nebſt ſchönen Hähnen als zweiten Braten. Es ging ihr aber wie Manchem, der den Berg meiden wollte und ins Loch gerieth. „Sie werden ſich wundern, keinen Haſen auf dem Tiſch zu ſehen“, begann der Oberamtmann und ſein Antlitz wurde dunkel, während die Frau die Augen aufſchlug und einem ſchweren Seufzer nachſah, den ſie gen Himmel ſchickte, „wie üblich und bräuchlich in dieſer Jahreszeit. Aber ſie werden rar die Haſen, ſie kommen mir am Schloßberg weg, ich weiß nicht wie. Es iſt mir daher leid, daß Ihr heute einen entbehren müßt. Wahrſcheinlich werden ſie von den Füchſen gefreſſen, es ſollen ſeit einiger Zeit deren viele ſein am Schloßberg. Ich will nächſtens Würſtchen kommen laſſen von Bern und ſie legen im Berge herum. Sie ſollen noch viel beſſer ſein als die Schnitten für die Mäuſe. Man macht ſie in Huber's Apotheke in Bern und werden viel gebraucht. Dann aber muß man ſich in Acht nehmen mit den Hunden, ſie freſſen dieſe Würſtchen ebenſo gern wie die Füchſe. Ich will Euch daher gemahnt haben wegen Euern Hunden Acht zu geben, es wäre mir leid, wenn der Eine oder der Andere Unglück haben ſollte mit ſeinen Hunden, aber die Haſen möchte ich doch nicht gern ausſterben laſſen, ſondern von Zeit zu Zeit meinen lieben Amtsrichtern einen aufſtellen. Oder wie findet Ihr die Jagd in dieſem Jahre, Amtsrichter?“ Das war das erſte Wort, welches der Oberamtmann heute unſerm Amtsrichter adreſſirt hatte, es ſchien zuckerſüß und freundlich, aber der Amtsrichter fühlte den Stachel darin, den der Herr hineingelegt hatte, ſehr wohl, ja er fühlte noch einen darin, an den der Herr wahrſcheinlich nicht dachte, ihm ging das Wort Füchſe beſonders ins Fleiſch. Er ſah wohl, daß die Collegen den Stich des Oberamtmanns wohl merkten und beim Worte Füchſe ſchienen ſich ihm alle Mundwinkel zu verziehen. Das machte ihn giftig, er glaubte nicht Einer zu ſein, der hinten kratze und vornen ſchlecke, der den Heuchler und Schmeichler mache; er glaubte ein Mann zu ſein, der Muth habe und ins Recht trete wie ſelten Einer, und wirklich Niemand fürchte, nicht fürchte gegen den Oberamtmann freundlich und höflich zu ſein, aber auch nicht grob zu ſein, wenn es die Sachlage mit ſich brachte. Es iſt merkwürdig, wie Viele es gibt, bei denen, je nach dem Barometer der Zeit, bald die Grobheit, bald die Freundlichkeit obenauf kömmt, ungefähr wie bei dem Kapuziner, welcher das Wettermännchen vorſtellen ſoll, und der je nach der Zeit, bald die Kapuze über den Kopf zieht, bald ſie fallen läßt und das Haupt entblößt. Das gehört halt zur Natur des Menſchen, ſchon der alte König David machte ſchwere Erfahrungen in dieſem Punkte, namentlich an Simon, dem Sohne Geras, und wenn der alte König bis auf dieſen Tag gelebt hätte, ſo hätte er erfahren, daß auch an dieſem Stücklein Erbſünde kein Düpflein vergangen iſt. Unter dieſe Menſchen gehörte der Amtsrichter aber wirklich nicht, um ſo mehr mußte es ihn kränken, wenn die Andern glauben konnten, der Oberamtmann ſtichle auf eine ſolche Art, und er habe vielleicht Grund dazu. Er konnte es nicht ſchweigend hinnehmen, noch weniger ſich entſchuldigen, er antwortete daher, während die gute Frau Oberamtmännin Blut ſchwitzte: „Kann nicht rühmen, Herr Oberamtmann, kann nichts machen, bin wie verhexet, beſonders um meinen Hof herum. Kaum laſſe ich die Hunde ab und ſie ſtechen, ſo geht es fort und kehrt nie mehr. Es iſt gar nicht wie bei den Haſen, es muß was Fremdes ſein. Ich werde dem auch müſſen abhelfen, ſobald ich weiß, was es iſt, ſonſt iſt mir die Jagd verderbt.“ — „Das ſind vielleicht Rehe“, ſagte ein anderer Amtsrichter arglos. „Es heißt, es ſeien deren ſchon mehrere geſehen worden.“ Da war die Luft zum Erſticken ſchwül, und der Oberamtmann hochroth. Der Schreiber ſagte, er hätte gehört, aber er könne es ſchier nicht glauben, im Schwarzwald ſeien deren ganze Wälder voll, und wenn ſie dort nicht mehr Platz hätten, ſo kämen ſie zu Hunderten über den Bodenſee, daß zu St.-Gallen das Pfund Rehfleiſch nicht mehr als einen Kreuzer gelte. Es werde darnach Fleiſch ſein, ſagte ein Amtsrichter. Er könne es wohl glauben, denn er habe auch ſchon Fleiſch geſehen, wo man ihm nicht Geld genug geben könnte, wenn er eine Laus groß eſſen ſollte.

Ein Anderer erzählte ein Exempel dieſer Art, es kam das Geſpräch in allgemeinen Lauf. Der Oberamtmann korbete an einer Antwort, denn er fühlte die Entgegnung des Amtsrichters um ſo bitterer, je weniger er wußte, wie tief er geſchlagen, aber es ward ihm jede, durch den Lauf des Geſprächs, aus den Händen gewunden, und ſo abgebrochen ſagen: „Herr Amtsrichter, das ſind meine Rehe, und mit dieſen nehmt Euch in Acht, wenn ich Euch guten Rathes bin,“ das mochte er doch an ſeinem Tiſche und gegenüber dem Amtsgericht, welchem die Schranken ſeiner Competenzen zu gut bekannt waren, nicht ſagen. Seine Frau war wieder holdſelig, wie Ketzer, winkte dem Jean recht fleißig einzuſchenken, die Töchter ſecundirten diesmal gut, ſodaß es mit geharniſchten Angriffen aus war, man am Ende recht luſtig und friedlich auseinander ging — im Allgemeinen und äußerlich, aber in zwei Herzen blieb ein Stachel ſitzen. Der Oberamtmann war empört über die Anmaßlichkeit des Amtsrichters, der Hieb um Hieb gegeben, ſtatt geziemend ſich zu unterziehen, und über ſich, daß er ſolchen Uebermuth nicht gebührend gezüchtigt. Der Amtsrichter war voll Galle gegen den Oberamtmann. Er war hergekommen in guter Meinung ſich zu verſprechen, nicht als wegen eines Verbrechens, ſondern wegen eines Mißverſtändniſſes und einer Unhöflichkeit, deren er ſich nichts vermöge, die ihm aber leid ſei. Nun behandelte ihn der Oberamtmann ſo feindſelig, wollte ihm keine Gelegenheit geben, mit ihm unter vier Augen zu reden titulirte ihn ſogar als Fuchs! Wohl, mit dem ſei er fertig, dachte er. Und wenn er ihm ſo komme, ſo werde er ihm zeigen müſſen, wo die March durchgehe und wozu er das Recht habe, und wozu nicht. Der Amtsrichter wollte vor ſeinen Collegen den Fuchs, den er empfangen, erklären, und lud ſie ein unten im Wirthshaus noch eine Flaſche zu trinken. Dort erzählte er, wie er mit dem Oberamtmann z'weg gekommen und wie der es ihm jetzt mache, nicht einmal Gelegenheit wolle er ihm geben, d' Sach z' erkläre, aber eine Bitte thue er ſy Seel nicht und mit den Würſtlein könne man es mit ihm probiren, wenn es ſein müßte.

Wir glauben der Eine oder der Andere war nicht unzufrieden, daß der Oberamtmann und der Amtsrichter zweiſpältig wurden, mag ihm wohl die Ungnade gegönnt haben, indeſſen gaben Alle laut ihren Aerger kund über des Oberamtmanns Betragen. Es nähme ſie Wunder, ſagten ſie, ob man dann mit einer Patente nicht im ganzen Canton jagen dürfe, wo man wolle.

Dieſe Zuſtimmung ſeiner Collegen tröſtete den Amtsrichter einigermaßen, doch den Stachel aus dem Herzen zog ſie ihm nicht. Als er heim kam, merkte ſeine Frau alsbald, daß bei ihrem Eheherrn nicht Alles richtig ſei, und als ſie vernahm, was es ſei, ward ſie noch böſer als der Amtsrichter. Das hätte ſie vom Oberamtmann nicht geglaubt, daß er ſo wäre, und wegen einem Haſen oder zweien, wo man ihm noch dazu einen verehrt hatte (der Jäger hatte aus ſeiner Machtvollkommenheit den Haſen nicht zurückgegeben), ſo thäte, und wäre doch ſo oft ſchon bei ihnen geweſen, und mit dem Aufwart hätten ſie nicht geſpart und was das für eine Mühe ſei, bis man Alles aus allen Winkeln hervorgezogen und doch im Kummer ſein müſſe, ob Alles recht ſei, man glaube es nicht. Nit, d' Sach' hätte ſie nie gereut und ſie reue ſie noch jetzt nicht, und die Oberamtmännin ſei ihr lieb, ſie ſei von dem Zug der Eine, wo noch Verſtand habe ganz wie ein anderer gemeiner Menſch und vielleicht noch ein Brösmeli mehr als die Meiſten. Es ſei nur ſo davon zu reden, wie man es mit dieſen Leuten hätte. Man ſei gut genug, ſolange ſie einen brauchen oder ſonſt benutzen könnten, und beim kleinſten Dingeli, wenn man nicht ganz eben thäte und Alles machte, wie ſie es in ihren Köpfen hätten, kriege man einen Tätſch vom Tüfel, und könne erfahren, wie lieb man ihnen eigentlich ſei. Die Frau Amtsrichterin wußte aber wahrſcheinlich nicht, daß die obern Stände bei vielen Gelegenheiten ganz die gleichen Klagen führen und ſich von den untern Ständen beſtändig an deren Standesgenoſſen verrathen glauben nach der Redeweiſe: Wenn ein Bauer einen Herrn betrügen kann, ſo ſpart er es nicht. An der ganzen Sache iſt etwas wahr, welches ſich ungefähr ſo ausdrücken läßt: Die Haut iſt näher als das Hemd, das Hemd aber näher als der Rock.

Chriſtlich iſt das freilich nicht, chriſtlich wäre, wenn der Menſch ſein Gefühl nicht in der Haut, nicht im Hemd, nicht im Rock hätte, ſondern im Herzen, und dieſes Herz ſo groß und weit wäre, daß Liebe für Alle darin Platz hätte. Die Frau Amtsrichterin zog alſo aus ihres Mannes Herz den Stachel ebenfalls nicht, rüttelte im Gegentheil von Zeit zu Zeit daran herum, was bekanntlich nicht zur Heilung beiträgt, ſondern den Schmerz immer erneuert. Der Amtsrichter mied den Oberamtmann nicht und ſuchte ihn nicht, war trocken und kurz, wenn ſie zuſammentrafen. Dann ſagte gewöhnlich der Oberamtmann zu ſeiner Frau: „Der Amtsrichter auf der Säublume hat noch immer ein bös Gewiſſen, er darf mich kaum anſehen. Aber er möchte nicht den Namen haben: er thut als ob nichts wäre. Aber wohl, der muß mir anders kommen, der muß mir mürbe werden, ehe ich ihm wieder ein gut Wort gebe. Man iſt gegen ſolche Leute immer zu gut, hat man nicht immer den Daumen ihnen auf, ſo ſtrecken ſie den Kopf auf, als ob ſie die Sterne von ihren Plätzen ſtoßen wollten." Der gute Oberamtmann war eben kein Herzenskundiger und that, was Tauſende pflegen, ganz falſche Gedanken hinter den Geſichtern ſuchen, und nach dieſen falſchen Vorausſetzungen ganz falſche Wege einſchlagen. Im Amtsrichter war auch nicht die geringſte Spur von böſem Gewiſſen, im Gegentheil, er dachte ungefähr wie der Oberamtmann von ihm und meinte, der Oberamtmann begreife, daß er gegen ihn gefehlt, wolle aber nur nicht den Namen haben. Er könnte aber ſeinethalben böſe Mienen machen, ſolange er wolle, er vermöge zu warten, bis der wieder freundlich werde. Die Frau Oberamtmännin fühlte feiner, beurtheilte den Amtsrichter daher auch richtiger, begriff die ſchlechte Heilmethode ihres Mannes. Mit der Sprache durfte ſie nicht deutlich heraus, ſie ſagte: „Laß es gut ſein, mach Friede mit dem Amtsrichter d. h. ſei wieder freundlich gegen ihn. Es lohnt ſich ja nicht der Mühe, an eine ſolche Kleinigkeit ſo lange zu denken. Nun, du haſt ihn nicht zu fürchten, aber er kann dir viel helfen, und dir deine ſchwere Bürde erleichtern, er wird es auch ſicher mit doppeltem Eifer thun, wenn du wieder freundlich gegen ihn biſt." — „Frau, miſche dich nicht in ſolche Sachen, das verſtehſt du gar nicht", antwortete der Oberamtmann. „Es iſt nicht wegen der Sache, ſondern wegen Trotz und Uebermuth, den darf man nicht aufkommen laſſen, ſonſt iſt unſere Stellung gefährdet. Das iſt die Kunſt im Regiment, daß man Jeden an ſeiner Stelle zu behalten weiß." Die Frau Oberamtmännin disputirte ſelten mit ihrem Herrn, nur wo es ſein mußte, wo z. B. Jemand alsbald Unrecht erdulden ſollte thatſächlich. Sie ließ daher mit einem Seufzer das Geſpräch fallen, dachte aber, wie man doch mit ſolchen Vorurtheilen ſich ärgere und ſeine Verhältniſſe unangenehm mache, während man mit einem freundlichen Wort klar Wetter machen könnte. Wäre die Frau Oberamtmännin ein Fuhrmann geweſen, ſtatt eine feine Dame, ſo hätte ſie Einen losgelaſſen und geſagt, es ſei nichts dümmer, als mit einem Wagen fahren, wo alle vier Achſen gixten und gaxten, wenn man Karrenſalbe bei ſich habe. Warum nicht ſchmieren, da laufe es alsbald wie im Honig.

Es trat ein harter Winter ein. Gegen den half ſchmieren nichts, weder mit Karrenſalbe noch mit Honig, draußen gefror Stein und Bein, ja neben dem warmen Ofen ſchlotterten die Menſchen. Dies ſind traurige Tage für die armen Thiere, die da draußen im Freien wohnen müſſen. Wie Mancher hat wohl ſchon ein Vöglein beneidet, welches im grünen Baum ſo wohl ſich ſein ließ, ſo luſtig ſein Liedlein ſang, ſo behaglich an ſüßen Kirſchen oder ſaftigen Birnen lebte. Es ſang, flatterte, hüpfte, als ſei's im Paradieſe, lebte viel herrlicher als jener reiche Mann, von dem man ſagt, er habe gelebt herrlich und in Freuden. Aber die Zeit vergeht und der Welt Herrlichkeit, das Gras verdorrt, die Blume fällt ab. Es kömmt der Winter, ſchneeig werden die Bäume, eiſige Blumen bilden ſich an den Fenſtern, voll Froſt iſt Feld und Wald, die ganze Welt, und kein warmer Ofen draußen, wo die armen Vöglein und die andern Thiere ſich wärmen können! Wenn ſie ſich auch bergen in die hohlen Bäume, in dichtes Gezweige, es iſt nur für Augenblicke und vielleicht auch dahin dringt die tödtende Kälte, und wenn nicht, ſo kommt ein anderer Feind und treibt ſie aus ihrem warmen Verſtecke, und dieſer Feind heißt Hunger. Der Hunger iſt ein doppelt Weſen, hat zweierlei Naturen, iſt oft ein heiß erſehnter Gaſt. Wie oft ſpitzt ein Hochgeſtellter, ja ein Fürſt oder Prinz Tage lang die Ohren und horcht, ob er nicht merke, deſſen Nahen, nicht fühle, deſſen Zerren und Nagen.

Dann wiederum iſt er ſchrecklicher als das wildeſte der Thiere, er iſt der fürchterlichſte Peiniger auf Erden, wenn er langſam gekrochen kömmt, Wohnung macht im Menſchen und langſam zehrt von Mark und Säften des Menſchen, bis ihm das Schickſal der Fliege wird, die in der Spinne Netz geräth, bis er eine Beute des unſichtbaren, aber ſchauerlichſten der Ungeheuer, des Hungers, wird. Das iſt das Unthier, welches in kalten Wintern über die Thiere kömmt, ſie unbarmherzig treibt aus ihren Verſtecken hinaus in den kalten Wald, ins nackte Feld, nach den öden Bäumen, Speiſe zu finden. Aber Gottes große Speiſekammer hat ſich entleert und als ſchwerer Riegel hat ſich der Froſt über der Erde Schooß gelegt und wenig iſt, was ſie finden. Da iſt's, wo die Vöglein ſo ſtruppicht ſitzen auf den Zäunen an den Rändern der Straßen, endlich vor den Fenſtern und bittend und ängſtlich durch die Fenſter ſpähen, nach weichen Herzen, nach offenen Händen, wo die vierfüßigen Thiere kümmerlich ſich behelfen mit der trockenen Rinde der Bäume oder im Schnee ihr kaltes Freſſen mühſam ſuchen. Da iſt's, wo die armen Thiere in ihrer Noth dem Landmann zu Schaden gehen, nach deſſen Saaten graben, die unter dem Schnee vergraben liegen, ſich zur Friſtung ihres Lebens zueignen, was er im Schweiße ſeines Angeſichtes zum eigenen Bedarf gepflanzt. Wer ihm unerlaubt von ſeinem Eigenthum nimmt, den betrachtet der Menſch als Dieb, ſichert ſich vor ihm nach Landesgebrauch und Geſetz, denn er hält dafür, das Eigenthum ſei in Gottes Wort gewährleiſtet, ſtehlen ſei Niemand und zu keinen Zeiten erlaubt. Menſchliche Diebe ſtraft man nicht mehr am Leben, ſondern an Freiheit und Eigenthum. Die armen Thiere haben kein Eigenthum als ihre Haut, und was ſie genommen, können ſie nicht zurückgeben, das iſt alsbald wohl verſorgt. Es erlaubt daher auch das Geſetz dem Diebſtahl der Thiere zu wehren, ihnen Freiheit oder Haut zu nehmen und dadurch ſich zu entſchädigen. Wer zählt die Thiere, welche dieſem Geſetz verfallen, wer zählt die Häute, welche als Schadenerſatz genommen werden, wenigſtens vergeblich, in kalten Wintern und in aller Herren Ländern?

Unſer Amtsrichter hatte einen Acker mit Levat prächtig beſetzt, derſelbe ſtieß an den großen Wald, der einen Theil ſeines Hofes begränzte.

Wie erſchrak der Amtsrichter, als er eines Tages zu ſeinem Acker kam und denſelben zu einer Weide für die Thiere des Waldes hergerichtet fand. Er ſah aus faſt wie ein Tanzplatz, wie man ſie bei uns hier und da unter dem freien Himmel an einſamen Orten findet. Was wußten die armen Thiere, daß der Acker dem Amtsrichter gehörte, und daß man den Levat nicht freſſen, ſondern ölen müſſe? Er dünkte ſie herrlich und damit voila!

Den Amtsrichter aber dünkte es nicht prächtig, ſondern das Gegentheil, was eine beträchtliche Meinungsverſchiedenheit bildet. Da alſo Schnee lag, war die Natur der Diebe bald ermittelt: es fanden ſich Haſen- und Rehtritte aus dem Wald, in den Wald und auf dem ganzen Acker. Ueber die Haſen wurde der Amtsrichter nicht ſo böſe. Er wußte längſt, daß Haſen ein diebiſch Volk ſind, zudem waren ſie ſeit ſeinen Kindesbeinen an hier, alſo gleichſam Bürger und einheimiſche Diebe, freilich nicht ſo brave wie jener Dieb, dem einmal ein Gemeinderath ein Leumundszeugniß auszuſtellen hatte. Dieſer Gemeinderath ſollte einem ertappten Dieb ein Zeugniß ausſtellen über deſſen Vergangenheit. Nachdem der Schreiber die Aufforderung abgeleſen, erhob der Präſident folgende Rede: „Ihr Gemeinderäthe, Ihr habt gehört, von wegen Thürlihänſi und von wegen einem Zeugniß: weiß Einer von Euch was Schlechtes über ihn, ſo ſoll er es ſagen. Ich für meinen Theil weiß gar nichts Schlechtes von ihm. Er hat wohl zuweilen etwas mitlaufen laſſen, aber wenn die Sache kam, warum hätte er ihr den Willen nicht laſſen ſollen? Und wem nahm er, wenn man es eigentlich wiſſen will? Nahm er einem Bürger was? Nur Hinterſaſſen und Ausburgern nahm er, und ſind die nicht ſelbſt ſchuld daran? warum kamen ſie hierher? Wären die daheim geblieben, wo ſie ihm geboten, Thätlibänſi hätte ihnen nichts genommen. Darum helf' ich ihm ein Zeugniß geben, ja freilich und ſagen: Schlechtes ſei uns nichts über ihn bekannt. So können wir bei der Wahrheit bleiben und bringen ihn nicht ins Unglück. Oder iſt's nicht ſo, oder nahm er Einem von Euch etwas, ſo ſoll er's ſagen. He nun ſodann, wer meiner Meinung iſt und ihm ſo ein Zeugniß geben will, ſoll die Hand aufheben.“ Es heben ſich raſch alle Hände, nur eine langſam. „He, ja“, ſagte ihr Beſitzer, „ich kann auch heben, fehlen iſt freilich fehlen, daneben glaube ich, wenn man einem hungerigen Hinterſäſſen, der ehrlichen Bürgersleuten das Brot vor dem Maul wegfrißt, ſchon hier und da etwas nimmt, ſo werde das ſoviel nicht gefehlt ſein. Wie der Präſident ganz recht geſagt hat, warum bleiben die nicht, wo ſie daheim ſind.“ Die Haſen alſo fraßen dem Amtsrichter ſeinen Kohl, obgleich er kein Hinterſäß war, doch nahm er es ihnen ſo übel nicht. Denn er betrachtete ſie ſo gleichſam als die Seinen und dachte, ſie wüßten es nicht beſſer, nähmen da, wo es ſich ihnen ſchicke. Er meinte nicht, daß er die Haſen um ſeinen Hof herum alle ſchießen müſſe, die ſparte er. Nur wenn er einen haben ſollte und nicht gleich wußte, wo ihn nehmen, ſchoß er einen, von wegen er ſah gern das ganze Jahr durch hier und da einen Haſen. Anders war es mit den Rehen, die waren nicht ſein, die waren des Oberamtmanns, die waren ſo gleichſam Fremdlinge. Wenn die was freſſen wollten, ſo konnten ſie in den Schloßberg gehen und an des Oberamtmanns Kabis kratzen oder an deſſen Bäumen ſich erlaben. Ihnen ſchob er allen Schaden zu und den wollte er nicht leiden, da hätte Niemand das Recht es ihm zuzumuthen. Als er Zornes voll heimkam, war gerade der Landjäger da, der eine Verrichtung für ihn hatte. Dem leerte er ſeinen Zorn aus und trug ihm ſchließlich auf, dem Junker Landvogt zu melden: die Rehe, welche er gepflanzt, ſchädigten ihn ſehr, er laſſe ihn erſuchen, die Rehe fortzuschaffen, sonst stehe es nicht gut für sie. Es nähme ihn Wunder, sagte er dem Landjäger, wenn der Oberamtmann Würste legen lasse dürfe im Schloßberg, damit ihm seine Hasen übrig blieben, er nicht dafür sorgen dürfe, daß des Oberamtmanns Rede ihm seinen Braten nicht nagen! Der Landjäger hatte seine Freude an solchen Händeln, machte gern den Zwischenträger, es verkürzte ihm die Zeit, auch zog er seine Sporteln davon, so gut als der Schreiber. Er richtete daher dem Herrn Oberamtmann den Auftrag pünktlich aus. Der ward alsbald ein feuerspeiender Berg, daß Aetna und Vesuv nur Kinderspielzeug schienen gegen ihn. Ja dem Schreiber ward fast Angst, er begann sich zu fürchten, der Oberamtmann sprenge das Schloß in die Luft und ihn damit. Selb war ihm doch nicht anständig, denn er hatte erst gemetzget und die Sau nicht gegessen. Auch schickte ihm sonst der Amtsrichter alle Winter einen Hasen, der war noch nicht angelangt, begreiflich also auch noch nicht gegessen, und jetzt in die Luft sprengen, wo es bekanntlich weder Schweine noch Hasen gibt, man denke! In einem Augenblick, wo der Oberamtmann neuen Athem faßte, erinnerte er bescheiden, daß vor Abgang der Post noch ein Verhör mit einigen Bauern nöthig sei, um die verlangten Ergänzungen zu liefern. Der kluge Schreiber hatte sie schon mehr als einmal als Blitzableiter gebraucht und sie probat gefunden, wenn hageldicht auch Blitze ihnen auf den H . . . fuhren, es hatte noch keiner gezündet. Allweg, so dachte er, sei es für ihn gar viel angenehmer, wenn sie Einige kriegten, als wenn er in die Luft fahren müßte. Indessen mußte sich der elektrische Stoff durch dieses Mittel noch nicht ganz entladen haben, denn bei dem Mittagessen fing der Oberamtmann frisch an zu donnern. „Da kannst du jetzt den gränzenlosen Uebermuth und die Frechheit des Mannes sehen, mir so was sagen zu lassen, mir Gegengewicht halten, sich auf die gleiche Linie stellen zu wollen.“ — „Rechtlich genommen“, fing die Frau Oberamtmännin an, aber wohl die ſchwieg, denn es war als ob ſie an eine Leidener Flaſche gekommen, ſo gab der Herr Funken. Als ſie meinte, jetzt ſei er fertig, fing ſie ganz leiſe an: „Aber es iſt doch fatal, wenn man was geſagt hat" —; potz Himmel wie ging das wieder an über Bosheit und erlogenen Schaden, ſintemalen nie erhört worden, daß Rede Verrat getroffen. Natürlich vernahm der Amtsrichter das Meiſte von Allem wieder und wie der Oberamtmann geſagt: Er ſolle es nur probiren, machen was ihn gut dünke, er wäre nicht der erſte Amtsrichter, der ungeſinnt zu einer blauen Kutte (Kleidung der Sträflinge) käme. Ob der Oberamtmann dies wirklich geſagt, wurde nicht conſtatirt, aber der Amtsrichter nahm es als wahr an, da es vom Schreiber oder Landjäger kam, und die ja dabei waren, als der Oberamtman ſo auspackte. Daß Landjäger oder Schreiber auch was ſagen konnten, das ſie nicht gehört, das fiel ihm nicht gleich bei. Darum wurde er nicht weniger zornig als der Herr. Er wiſſe was er mache und was erlaubt oder verboten ſei, vielleicht beſſer als Der, welcher dafür bezahlt ſei, daß er es wiſſen ſollte, ſagte er. Der ſollte ihm nicht mit der blauen Kutte kommen, mit dem wolle er es probiren. Er hätte die blaue nicht zu fürchten, aber wenn Jeder drein müßte, der ſie verdiente, ſo wäre vielleicht Mancher nicht Oberamtmann.

Der Amtsrichter habe geſagt, „wenn der Oberamtmann die Kutte anhätte, welche ihm gehörte, ſo wäre er an einem andern Ort als im Schloß", vernahm der Oberamtmann. Man kann denken, daß ihn dieſes nicht voll Gnade gegen den Amtsrichter machte und ſeine Liebe zu ihm mehrte.

Da kam an einem kalten Morgen, wo der Athem gar nicht aus dem Munde wollte, aus Furcht er erfriere, der Polizeidiener voll Reif, daß er anzuſehen war wie ein gepudertes Tanngrotzli, und brachte Bericht: der Amtsrichter laſſe ſeinen Reſpect vermelden und dem Herrn Oberamtmann melden: auf ſeinem Levatacker liege ein Reh, welches ihm Schaden zugefügt und weswegen er es erſchoſſen habe, der Herr Oberamtmann ſolle darüber verfügen. Nun jezt mag der verehrte Leſer einmal ſelbſt die Mühe nehmen ſich vorzuſtellen, was der Oberamtmann für ein Geſicht machte und wie er den Mund aufthat. Im erſten Zorn riß er am Glockenzug, daß er ſprang, und rief nach dem Landjäger, daß der Kalk von den Mauern ſprang. Der und der alte Polizeier ſollten den Amtsrichter gefangen nehmen und ihn herbringen, ob gefeſſelt, oder nur ſo, Einer hinten und Einer vornen, wiſſen wir nicht. Wahrſcheinlich hatte der Landjäger Lunte gerochen und ſich fortgemacht, auf die Poſt hieß es und gläublich, da die dazu übliche Zeit vorhanden war. Man mußte alſo deſſen Rückkehr erwarten, da augenſcheinlich der ſchlotternde alte Diener der Polizei kaum die eigenen Beine bewegen konnte, geſchweige Andere gefangen führen. Unterdeſſen ſetzte ſich die erſte blinde Hitze und der Schreiber, der immer genau wußte, auf welchem Standpunkte der Oberamtmann war, ohne daß er ihm den Puls griff, begann zu reden, aber ganz leiſe. „Wie wäre es," ſagte er, „wenn man zuerſt ein Protokoll aufnehmen würde und die Sache vorläufig unterſuchte, ehe man zur Verhaftung ſchritt, ich kann mir nicht denken, daß uns der Amtsrichter ſo bald davonläuft; aber Ihr wißt, wie ſie in Bern ſind, von einer Förmlichkeit, daß man aus der Haut ſpringen möchte, und wenn nicht Alles nach dem Lineal geht, ſo bekömmt man Verdruß, muß wegen der Form hintenabnehmen, wie klar man im Recht iſt. Es ſcheint, man habe ſeit einiger Zeit in Bern Freude daran, die Oberamtmänner zu blamiren und die Bauern übermüthig zu machen; ſie werden es aber erfahren, wohin das führt."

Dem Oberamtmann drangen dieſe Worte durch den Nebel des Zorns: er pflügte noch einige Male die Stube auf und ab, dann ſprach er: „Man kann's machen, es ſoll an der Sache aber nichts ändern; nur damit ſie drinnen nicht die Freude haben, einen Wiſcher aufs Land hinauszuſchicken. Obſchon ich mir aus ſolchen Wiſchern hell nichts mache, der wäre zu den andern gegangen in die Schublade, wo wohl noch einige Platz haben werden.“

„Schreibt einen Auftrag an den Amtsverweſer, du Polizeier bringſt ihm denſelben, und ſagſt ihm, der Herr Amtsſchreiber und der Landjäger würden längſt in einer Stunde ihn abholen, er ſolle machen, daß er daheim ſei, und triffſt du ihn nicht an, ſo ſoll man nach ihm ausſenden, bis man ihn hat.“ Der Polizeier marſchirte ab mit dem Befehl, nachdem er noch einmal die Hände an den heißen Ofen gelegt und ſo gleichſam Verrath von Wärme mitgenommen hatte.

„Aber ſo mit Nichts ſoll mir heute der Amtsrichter nicht daraus kommen, der ſoll nicht ſeine Galgenfreude daran haben, mich erzürnt zu haben. Der Hallunke was er iſt,“ ſagte der Herr. „Schreibt eine proviſoriſche Verfügung, daß ihm einſtweilen bis zur Vollendung der Unterſuchung und weiterm Beſcheid verboten ſei, den Fuß ab ſeinem Herd zu ſetzen (Eingränzung auf ſeinen Grund und Boden).“ Hier wagte der Schreiber keine Einwendung, er wußte, wie der Herr um ſo hartnäckiger in Nebenſachen wurde, wenn er in der Hauptſache nachgegeben hatte. Das werde halt einen neuen Wiſcher geben, dachte er, mache aber nicht das Aufſehen und die Erbitterung wie eine öffentliche Gefangenführung, und wenn der Oberamtmann Freude an Wiſchern habe, wolle er ſie ihm nicht verderben. Man ſieht, der Schreiber war ein loyaler Mann, gönnte jedem das Seine, ſorgte hauptſächlich doch dafür, daß die Kirche mitten im Dorfe bleibe. Er ſchrieb alſo die Verfügung des Eingränzens des Amtsrichters auf ſeinen Herd (Hof), und ging mit ab, um ſich mit gehöriger Kleidung zu bedecken auf den kalten Weg. Der gute Oberamtmann in ſeinem heiligen Zorn! Wenn er gewußt hätte, wie er mit all ſeiner Majeſtät verrathen ſei ringsum, die Einen den Buckel voll lachten, die Andern die Luft voll ſeufzten über ihn, wir glauben der Schlag hätte ihn gerührt. Begreiflich kamen die Seufzer von der Frau Oberamtmännin. Sie glich darin ſehr der Frau des Pilatus, daß ſie ſo ziemlich wußte, mit wem ihr Herr zu thun hatte, und daß ihr dieſes Thun nicht ſelten im Traume vorkam. Darin aber unterſchied ſie ſich ſehr von der Frau Pilatuſſin, daß ſie ſich wohl hütete, dem Herrn durch ihre Zofe Mahnungen ins Audienzzimmer zu ſenden. Wie es aber geht bei ſolchen Aufregungen, daß man mittheilend wird, ſich ausſprechen muß, ſo ſuchte der Oberamtmann, ſobald der Schreiber ihn verlaſſen hatte, ſeine Frau und packte ihr des Amtsrichters Unthaten und ſeinen Zorn aus. „Da kannſt ſehen, was das für ein Burſche iſt! du nahmſt immer ſeine Partey, da ſiehſt, was Freundlichkeit geholfen hätte bei einem ſolchen Bauerntrotz, das Auslachen hätte man noch gehabt zum Dank für Alles obendrein.“ — „Ich weiß nicht,“ ſagte die Frau Oberamtmännin, „und ich möchte dich nicht böſe machen, Fritz“, ſo nannte ſie ihn unter vier Augen immer, wenn ſie beſonders zarte Verhandlungen pflog um empfindliche Seiten herum), „aber ich glaube gerade das Gegentheil. Wäreſt du mit dem Amtsrichter auf gutem Fuß geweſen, er hätte das Reh nicht geſchoſſen. Ich habe nie gehört, daß der Amtsrichter geizig ſei, wegen einem ganzen Sack Levat hätte er dich nicht böſe gemacht, er hätte den Reben ein kurzes Winterfutter gern gegönnt, den armen Thieren mit ihren zarten Fellen!“ — „Meinſt dann, ich hätte vor dem Amtsrichter den gehorſamen Diener machen, mich wegen ſeiner Unverſchämtheit noch bei ihm bedanken ſollen! Ja, du verſtehſt die Leute zu behandeln! Wäreſt du Meiſter, ſie hätten dir bald die Haut über die Ohren gezogen, die Haut über dem Kopfe verbrannt.“ — „Wer weiß,“ ſagte die Frau Oberamtmännin, „ich habe doch ſchon oft mit Freundlichkeit viel ausgerichtet, und was ich Freundlichkeit nenne, iſt nicht ein Unterziehen oder ein unangemeſſenes Billigen von Sachen, welche gerügt werden müſſen; übrigens iſt ja oft am beſten, wenn man die rechten Hauptſachen im Auge behält und Kleinigkeiten überſieht.“ — „Es iſt heute aber nicht mit dir zu reden, das iſt ein ewig Widerſprechen; Kleinigkeiten das, wenn man einen ganzen Morgen lang die Hunde ums Schloß brüllen läßt und die Haſen vor der Naſe ſchießt und zuletzt nicht einmal Entſchuldigungen macht!“ — „Kleinigkeiten, ja wohl! Und jetzt wegem Reh, was willſt machen, Fritz,“ frug die Frau. — „Ihm zeigen, dem — Bauer, wer Meiſter im Lande, und ob man der Obrigkeit ſo unverſchämt Trotz bieten ſolle oder nicht!“

Und mit gewaltigem Schritt marſchirte er aus dem Zimmer und gewaltig dröhnte hinter ihm die Thür, faſt konnten ſeine Zöglinge von Gottes Gnade reden, daß ihr geſtrenger Herr weder Landjäger noch Schreiber bei der Hand hatte, um Uebungen mit ihnen anzuſtellen Aber wenn er erſt bei dem Zuge nach der Säublume geweſen wäre, was hätte er erleben müſſen. O wenn alle Obern alle Jahre auf vierzehn Tage verdammt würden, Alles hören zu müſſen, was ihre Untergebenen hinter ihrem Rücken von ihnen reden, da thäte es erſt großen Zorn geben, der brächte in wackere Gemüther viel Weisheit, die mancher Noth vorbeugte, die in Tagen der Noth der beſte Steuermann wäre. Sie waren ſämmtlich auf Seite des Amtsrichters, waren ordentlich ſtolz auf den Amtsrichter, der es wagte, ihrem taubeligen Herrn, der ungefähr war wie ein ſtehend Wetter am Himmel, welches jeden Augenblick losbrechen konnte, die Stirne zu bieten. Sie machten ſich luſtig über des Gewaltigen ohnmächtigen Zorn, waren gwunderig über des Amtsrichters Geſicht, der ganz ſicher des Donnerwetters kaltblütig wartete, welches, wie er wohl wußte, der Oberamtmann ihm auf den Hals ſchicken würde. Sie bewunderten die Vorſicht, daß er das Reh liegen gelaſſen, die Anzeige ſelbſt gemacht. Aber die Hauptſache war Allen die

Reſtauration beim Amtsrichter, deren ſie ſicher waren, an deren ſie bloß im Vorgefühl kannibaliſch wohl lebten. Sie hatten auch ganz richtig calculirt. Natürlich gingen ſie zuerſt nach der Säublume, denn wo ſie das Reh ſuchen ſollten, wußten ſie nicht. Der Amtsrichter ließ ſich nicht ſuchen, er empfing ſie ſchon vor der Hausthüre und zwar mit lachendem Geſicht, und fragte, was ſie Guts brächten, es müſſe was Wichtiges ſein, daß ſie ſich vom Ofen weggelaſſen. Der Schreiber, dem das Maul am gängigſten geblieben, weil er es am meiſten in Bewegung erhalten, antwortete: „Allweg! Wir ſollen einen gewiſſen Amtsrichter faſſen und an Schatten bringen." — Nun, er ſei z' weg, ſagte der Amtsrichter mit lachendem Geſicht. Er hätte heute expreß friſche Strümpfe angezogen, die wärmer ſeien als ſchon getragene, damit er es beſſer erleiden möge im Mörderkaſten, oder in welches Gefängniß ſie ihn bringen ſollten. Das werde er erfahren, wenn er einmal drein müſſe, jetzt hätten ihm gute Leute, denen er es hoffentlich nicht vergeſſen werde, z' beſt geredt, einſtweilen hätten ſie bloß den Auftrag ein genau Protokoll aufzunehmen und ihm ein Schreiben zu übergeben, woraus er ſehen könne was Trumpf ſei.

Der Amtsrichter öffnete das Schreiben, machte erſt eine dunkele Miene, die ſich raſch verzog, legte das Schreiben bei Seite und ſagte, er hülfe jetzt an Ort und Stelle gehen, wenn's dem Herrn Amtsverweſer beliebe, dort den Augenſchein nehmen und dann hier das Protokoll ſchreiben, draußen gefrören ja Tinte und Finger; derweilen könne ſeine Frau was Warmes machen. Daneben wie ſie wollten, er habe da nichts zu befehlen, ſondern als Delinquent gehorſamſt ſich zu unterziehen. Wer hätte etwas gegen des Amtsrichters Vorſchlag einwenden ſollen, beſonders wegen dem Warmen? „Indeſſen doch noch Eins auf den Weg," ſagte der Amtsrichter und ſchenkte ein delikates Kirſchenwäſſerchen ein, daß ſämmtliche Majeſtäten ganz verzückt davon wurden, die Beine nicht ſtille halten konnten. Der Amtsrichter benutzte den Augenblick, ſeiner Frau die Verfügung mitzutheilen, die ſprang z' weg wie eine Katze am Hällig, und wohl kam's dem Landvogt, daß er einen Stellvertreter geſchickt, er ſelbſt hätte was vernommen, wie noch nie in ſeinem Leben. — „Und jetzt was willſt machen, etwa ein Föſel ſein, und d' Sach' in Sack ſtecken?" — „Still Frau, ſtill, und wenn ſie wiederkommen, ſtill ganz ſtill, ohne Wort und ſaure Miene, der Landvogt muß nicht Freude haben, wenn er hört, wie ich gethan und wie du aufgeſprungen. Denn die drinnen ſind ein Pack, die, wie gut ſie es mit uns zu meinen ſcheinen, brichten doch Alles dem Landvogt." — „Aber was willſt dann machen, das ſo annehmen?" — „Weiß es ſchon, will es dir ſagen, ſobald ſie fort ſind. Sei freundlich, miß die Worte wohl, wie geſagt, ſie müſſen nicht Freude haben an uns, weder der Landvogt noch die Andern." Die Frau verſtand den Mann und that alſo. Sie war nicht gewohnt mit Wenn und Aber und allerlei Quergedanken die Sache zu verſalzen. Die Männer zogen aus, fanden einen ſchönen Rehbock auf dem Levatacker, der wirklich ausſah, als hätte eine Heerde Schafe ſich lange Zeit da aufgehalten. Sie nahmen Alles gut ins Auge und der Amtsrichter gab zu Protokoll: Rehe ſeien muthwillig hierher verpflanzte Thiere, der Oberamtmann habe ſie für ſeine Freude hierher gebracht, nun ſei es nirgends geſchrieben, daß er, Amtsrichter, ſchuldig ſei, um dem Herrn Oberamtmann Freude zu machen, Schaden zu leiden. Er habe denſelben geziemend warnen laſſen, und erſt, als er ſchnöden Beſcheid erhalten, von ſeinem geſetzlichen Recht Gebrauch gemacht. Der Schaden liege vor Augen, Frevel habe er keinen begangen, das Reh liege da, die Anzeige habe er ſelbſt gemacht, der Verfügung des Herrn Oberamtmanns unterziehe er ſich einſtweilen, behalte ſich aber das Gutfindende vor. Nachdem alſo das Protokoll gehörig abgefaßt, unterſchrieben, verſiegelt war, ſetzte man ſich ohne langes Nöthigen an das Warme, welches die Frau Amtsrichterin bereitet hatte, das war eine ſtattliche Mahlzeit und dazu die ſchönen aufwartenden Töchter, es ward abſonderlich dem Schreiber, als ſei er in Mahommed's Paradieſe, ob Chriſt, ob Türk war ihm hell egal im Allgemeinen, im Beſondern aber war ihm die Religion die liebſte, bei der er was Beſſeres genoß und Schöneres ſah. Er ward ganz Geiſt und Humor und wenn dazu die Mädel recht lachten, ſo kam es ihm vor, er hätte ſie ſchon, wenigſtens Eine. Die meiſten ſeiner Geſchichten bezogen ſich auf das Schloß und ganz beſonders auf den Junker. Wenn der gewußt hätte, wie es ihm erging und was ſeinem Schreiber aus dem Munde ging, es wäre wirklich nicht gut gekommen. Eine erzählte er, welche wir wiederholen wollen, da ſie vielleicht auch jetzt noch irgend einem Beamteten zur Warnung dienen kann. — „Vor einem Vierteljahr oder mehr erhielt unſer Herr ein Schreiben von der Regierung. „Darin iſt etwas, was mich gar nicht intereſſirt, thut das in die Schublade dort, es ſind deren ſchon mehr darin —,“ ſagte der Junker. „Aber will der Junker Oberamtmann es nicht aufmachen und ſehen was darin iſt?“ frug ich. — „Nicht nöthig,“ ſagte er, „weiß das Nöthige ſchon und am Nähern begehre ich mich nicht zu ärgern. Man hat genug Verdruß, dem man nicht entgehen kann, warum Verdruß nicht meiden, wo es möglich iſt? Marſch mit in die Schublade.“ Unſer Herr hatte nämlich wieder einmal über die Schnur gehauen und es war ihm zu Ohren gekommen, es ſei ein braver Abputzer für ihn ob dem Feuer, nun meinte er, er ſtehe angerichtet im Schreiben. Alſo marſch mit in die Schublade, die ſo voll iſt, daß man allemal mit dem Schuh Platz machen muß. Einige Zeit nachher kömmt ein Schreiben von oben, in dem einem Geſchäft nachgefragt und uns ſehr ernſthaft die größte Beſchleunigung anbefohlen wurde. Man ſei der immer ſich wiederholenden Verſchleppungen ſatt, hieß es darin unverſchämt genug.

„Wohl, jetzt mein Junker auf und z' weg doch aufs Roß, jetzt war er einmal ungerecht gerüffelt worden, und wir ſchrieben einen ganzen Tag an einem Briefe, worin wir ſo deutlich als möglich zu verſtehen gaben, daß man Freude zu haben ſcheine an Wiſchern, gerechten und ungerechten, daß man aber diesmal den Balken im eigenen Auge ſuchen ſolle. Wir waren recht kühn in unſern Herzen geworden und der Herr ſagte: „Jetzt können ſie auch einmal ſchmecken drinnen in Bern!“ Mit umkehrender Poſt kömmt ein Schreiben daher, voll Donner und Blitz, lauter Piſtolen und Dolche, daß man von einem Oberamt aus eine ſolche Sprache führe, und noch dazu bei dieſer Sache, aus welcher man ſehe, wie groß die Unordnung in den Geſchäften ſein müſſe, denn das betreffende Schreiben ſei abgegangen und müßte in unſern Händen ſein. Wenn ſo was noch einmal begegne, ſo werde unumgänglich eine Unterſuchung über uns verhängt werden.“

„Ja das war nicht Spaß, ſo mir nichts dir nichts ſie abfertigen durften wir nicht. Wir ſuchten einen ganzen Morgen, kehrten Alles ſieben Mal um, der Junker war in einer ſtillen Wuth, daß ich alle Augenblicke glaubte, er fahre los und ſpeie Feuer. Aber da war nichts zu finden. Endlich fällt mir was plötzlich ein: „Herr Oberamtmann,“ ſage ich, „war's wohl ein Schreiben, welches nicht geöffnet wurde?“ — „Warum nicht gar,“ ſchnauzt der Herr, öffnet aber doch alsbald die Schublade, reißt das Schreiben auf und richtig darin war das Geſchäft, über welches berichtet werden ſollte. Ja da ſtanden wir wie die Butter an der Sonne, das Aufbegehren war uns auf einmal vergangen, jetzt was machen? Da iſt der Schreiber dann komod, der muß herhalten, oder der Landjäger, der das Zimmer aufräumt, durch ſie kömmt ſo ein Schreiben unter andere Schriften oder in ein Protokoll und wird vergeſſen, aber in Zukunft ſoll beſſer Obacht gehalten werden. Aber wohl, ſeither macht der Herr die Schreiden auf!" — „Aber," frug der Amtsrichter, „merktet Ihr dann nicht, als der Wiſcher wirklich kam, daß etwas Anderes in dem Schreiben ſtecken mußte?" — „Ja der Wiſcher kam eben nicht," antwortete der Schreiber. „Wahrſcheinlich war von einem die Rede geweſen, derſelbe aber unterlaſſen worden, weil man gefunden haben wird, es trage doch nichts ab."

Man denke, wenn das Alles der Oberamtmann gehört hätte! Darum iſt's gut, daß der liebe Gott unſer Gehör eben recht beſchnitten hat, er weiß wohl warum. Als der Amtsverweſer oder Amtsſtatthalter mit ſeinem Gefolge von dannen zog, wunderten ſie ſich Alle, wie es doch gewarmet habe. Er hätte faſt Luſt die Kutte auszuziehen, ſagte der Polizeier. Er hätte dieſen Morgen nicht geglaubt, daß es ſobald ändere. Der gute Polizeier hätte aber auch nicht gedacht, daß einige Pfund Fleiſch, einige Flaſchen Wein in ſeinen Magen kämen und was dieſe Quantitäten in einem alten leeren Polizeiermagen für Veränderungen hervorbringen können, hatte er längſten nicht mehr erfahren.

Mit dem Protokoll war der Oberamtmann äußerſt unzufrieden. Der Schaden auf dem Levatacker war ihm viel zu kläglich dargeſtellt. So gehe es, wenn man die Sache nicht ſelbſt mache, auf Niemand könne man ſich verlaſſen, zuverläſſige Leute ſeien ſelten auf der Welt. „Rari nantes in gurgite vasto" würde der Oberamtmann geſagt haben, wenn Latein ſeine ſtarke Seite geweſen wäre, wie ſie es eben nicht war.

Als ſie fort waren, befahl der Amtsrichter, ſein Reitwägeli zu rüſten, in der Brunnmatt, wo es am wenigſten gefroren ſei, Mutten, Raſenſtücke, abzuſtechen und den Boden des Wägelis damit zu belegen. „Was Tauſend willſt", frug die Frau Amtsrichterin, die noch keinen nähern Bericht unter vier Augen erhalten, aus der Küche heraus, wo ſie die Ordres gehört hatte. „Will morgen auf Bern, und um dem Oberamtmann nicht ungehorſam zu ſein, auf meinem Herd bleiben."

Die Frau Amtsrichterin lachte zwar, doch gefiel es ihr nicht ganz. „Du biſt wohl alt für ſellig Witze“, ſagte ſie. „Mach eine Vorſtellung, du kannſt ſo wohl ſchreiben und d' Wort ſtelle, oder wenn du es nicht gerne ſelbſt machſt, ſo laß einen Advocaten kommen, ſie beten auch ums täglich Brot, oder wenn ſie ſchon nicht beten, ſo nehmen ſie es doch gern.“

„Nichts Schriftliches und erſt nichts von Advocaten, die Alles auf die lange Bank ziehen“, antwortete der Amtsrichter. „Ich will die Sache über den Kurzen nehmen, wie die Schwinger ſagen. Ich habe nicht Zeit zu warten, bis die Schrift abgefaßt, eingegeben, überwieſen, geleſen, Bericht erſtattet, Anträge geſtellt, berathen und ſchließlich das Ganze zu beſſerer Unterſuchung und Vervollſtändigung der Acten zurückgeſandt iſt. Ich weiß wie es geht. Ich mache die Sache mündlich ab, und morgen ſchon iſt der ganze Tſchuep aus.“ — „Wie willſt es dann machen?“ frug die begreiflich gwundrig gewordene Frau. — „Das ſage ich dir jetzt nicht, ſondern erſt morgen, wann ich heim komme.“ Damit mußte die Frau ſich begnügen, wenn ſie ſchon Frau Amtsrichterin war, dies mögen andere Weiber, die immer Alles auf der Stelle wiſſen wollen und nicht Frau Amtsrichterin ſind, ſich merken.

Am folgenden Morgen war Dienſtag, wo in Bern immer ein bedeutender Wochenmarkt iſt, an welchem benachbarte Cantone mit Lebensmitteln ſich verſehen. An dieſem Tage gaben die Mitglieder der Regierung ihre Audienzen und hielten in der Regel keine Sitzungen, zu Erleichterung des Landmanns, der, wenn er wegen andern Sachen auf Bern kam, auch bei ihnen ſeine Geſchäfte abthun konnte. Der Amtsrichter fuhr alſo auf Bern und hielt vor dem Hauſe eines einflußreichen Rathsherrn, mit dem er in ſehr gutem Vernehmen ſtand. Er ſandte einen Buben in den Hausgang, wo in Bern in der Regel die Handhaben der Glockenzüge ſind, hieß ihn läuten und wenn man Beſcheid gebe, ſagen, der Herr Rathsherr ſolle ſo gut ſein und hinunterkommen, der Amtsrichter auf der Säublume möchte ein Wort mit ihm reden. Der Junge that es um einen Batzen, kriegte im Hausgang mit dem Kammerdiener Händel, der meinte, der Bube wolle ihn zum Beſten halten, bis er den ihm wohlbekannten Amtsrichter auf ſeinem Wägeli vor dem Hauſe ſah. „Was kömmt Euch in Sinn, Herr Amtsrichter?“ ſagte Pierre, „der Herr Rathsherr kömmt nicht hinunter, das iſt nicht der Brauch, ſteigt ab und kommt herauf, es iſt eben Niemand bei ihm, der Junge kann Euch das Roß halten.“ — „Ich darf nicht, Pierre. Bitte, thut mir den Gefallen und ſagt dem Herrn, ich ließ ihm dringlich anhalten hinunterzukommen, nur einen Augenblick, hinauf dürfe ich nicht.“ Pierre ſchüttelte bedenklich den Kopf und meldete es dem Herrn. Der Herr wußte nicht was das zu bedeuten hatte; den Amtsrichter kannte er zu wohl, um zu glauben, er habe nicht beſtimmte Gründe, dieſe Bitte zu ſtellen, aus Pflichtſinn ging er hinunter, aber mit ernſtem, ſtrengem Geſicht, mit dem ſich nicht ſpaßen ließ. „Verzeiht, Herr Rathsherr, daß ich Euch bemühe, aber ich durfte nicht anders. Des Herrn Oberamtmanns Rehe geſchändeten mir meinen Levat, ich ließ es ihm ſagen, er mir abputzen; darauf ſchoß ich eins, ließ es liegen und ihm es anzeigen, und er verfügte, daß ich bis auf weitern Beſcheid nicht ab meinem Herd ſolle. Darum, hochgeachteter Herr, kann ich nicht ab meinem Wägeli, wo ich, wie Ihr ſeht, noch auf meinem Herd bin, denn ich bin der Meinung, daß man ſich der Obrigkeit unterziehen ſoll. Aber ich möchte inſtändig gebeten haben, daß man dem Herrn Oberamtmann melde, er ſolle mich frei laſſen, denn gerade jetzt habe ich nicht Zeit daheim zu ſein.“ Als der Rathsherr das ſah, lachte er gar herzlich über dieſen wohlangebrachten Witz und ſagte: „Es iſt verdammt kalt da, kommt um 1 Uhr zu mir zu einer Suppe, da wollen wir das Weitere beſprechen.“ — „Aber ich darf nicht ab meinem Herd,“

antwortete der Amtsrichter. — „Wenn ich es erlaube?“ frug der Rathsherr. — „Aber Ihr gebt mir doch dann auf alle Fälle ein paar Buchſtaben,“ bat der Amtsrichter. — „Kommt nur und gleich nach halb Eins,“ antwortete der Rathsherr und ging lachend ins Haus. Der Amtsrichter fuhr zum Storchen, wo der ſeltſam belegte Boden ſeines Wägelis Aufmerkſamkeit erregte und viele Fragen erzeugte. „Es gebe ſehr warm,“ ſagte der Amtsrichter, ging ſeinen Geſchäften nach und fand ſich zur geſetzten Zeit beim Rathsherrn richtig ein. Derſelbe empfing ihn nicht mit ernſtem Geſicht, führte ihn ins Cabinet zum Kaminfeuer und ließ ſich da erzählen. Der Amtsrichter that es aufrichtig, redete vom Jagen ums Schloß, daß er aber nicht dabei geweſen, bekannte, daß die gedrohten Würſte ihn böſe gemacht und ihn veranlaßt ſein Aergerniß an den Reben zu nehmen und weil ihm der Herr Oberamtmann ſo böſen Beſcheid habe zugehen laſſen, habe er es probiren wollen, ob die Geſetze was gölten oder nicht. Daß er heute ſo auf Bern komme, geſchehe nicht aus Bosheit, ſondern er habe die Verfügung reſpectiren wollen und doch aus der Sache nicht gern einen Handel erwachſen laſſen. Wenn ſo was einmal ſchriftlich werde, ſo werde das Giecht immer größer und gegen den Oberamtmann habe er eigentlich nichts, wenn er nur nicht ſo vom Zorn ſich hinreißen ließe. Nun ſprach auch der Rathsherr freundlich und väterlich. Gab dem Amtsrichter Recht, bemerkte aber, wie ſie Beide in ihren amtlichen Stellungen ſich in Acht nehmen müßten perſönliche Empfindlichkeiten nicht mächtig werden zu laſſen, ſie müßten ſie um ihres Amtes willen unterdrücken. Sprach von den guten Eigenſchaften des Oberamtmanns, wie das Amt ihm viel zu verdanken hätte, mehr als es wüßte. Das erkannte der Amtsrichter vollkommen an, und erklärte, er ſeinerſeits wolle den Handel gern vergeſſen dahin und daweg, wenn der Herr Oberamtmann es auch thun wollte. Der Herr ſei ihm wirklich eigentlich lieb, aber unterthun, das laſſe er ſich einmal nicht gern, ſelbſt vom eigenen Bruder nicht. Pierre meldete, die Suppe ſei ſervirt.

Als der Amtsrichter ins Speiſezimmer trat, ſtand ihm ſein Oberamtmann gegenüber.

Dieſer war nämlich, als ſein Zorn verraucht war und er das Protokoll geleſen, nach und nach verlegen geworden. Wo aus jetzt, was machen? Er hatte den Amtsrichter an der Hand, der Geſetz und Recht ganz gut kannte. Er entſchloß ſich endlich, obſchon mit großem Widerſtreben und auf dringliches Bitten ſeiner Frau, zu thun, was er in Nothfällen ſchon mehr als einmal mit gutem Erfolg gethan, nämlich nach Bern zur Beichte zu fahren, d. h. zu einigen einflußreichen Mitgliedern zu gehen und zu ſagen: Ihr Herren, ſeht ſo bin ich drinn, wie machen, um ſo ungeſchlagen als möglich daraus zu kommen? Helft mir, wenn es Euer guter Wille iſt. Nun laſen ihm die Herren, Verwandte oder Freunde, ein ſcharf Capitel und halfen ihm beſtmöglichſt, aber in der Regel nicht parteiiſch, nicht gewaltthätig, ſondern ſie zeigten ihm den Weg oder halfen ihm aus der Patſche kommen ohne Verletzung des Rechts, aber auf die Weiſe, wie er ſich und das Anſehen der Obrigkeit, deren Stellvertreter er war, am wenigſten blamirte. So war er auch jetzt zu dem Herrn Rathsherrn, der ſein Vetter war, gekommen, und hatte ſeine Verlegenheit geklagt; der hatte ihm ſcharf zugeſprochen, wie er durch ſolche Thorheiten die Regierung compromittire, die einflußreichſten Männer auf dem Lande vor den Kopf ſtoße, ſtatt Allem aufzubieten, ſie anhänglich zu machen oder zu erhalten. Wer der Republik treu dienen wolle, müſſe ſeine Perſönlichkeit opfern können und nicht bloß im Krieg, ſondern eben in ſolch ſcheinbaren Kleinigkeiten u. ſ. w.

Der Oberamtmann bekam einen hochrothen Kopf, beugte ſich indeſſen der ihm wohlbekannten Ueberlegenheit des Vetters und fragte endlich: aber und jezt? „Wißt Ihr was, Vetter, eſſet heute bei mir z' Mittag. Ich weiß zwar wohl, Ihr eſſet nicht gern irgendwo à l'hazard du pot, aber ſo einmal zur Seltenheit wird nit z' tödten geben." — „Ja, Vetter, ſo iſt es bös refuſiren, wenn Ihr alſo erlaubt, werde ich mich zu rechter Zeit einfinden," antwortete der Oberamtmann. Er wurde, als er kam, zu ſeiner Couſine, der Frau Rathsherrin geführt, und war ebenſo überraſcht als der Amtsrichter, ſie ſtanden ſich da verblüfft gegenüber und wußten nichts mit einander anzufangen, doch das dauerte nur einen Augenblick. Der Vetter Rathsherr ſagte: „Nicht wahr, Vetter, das iſt brav von mir, daß ich Euch den Amtsrichter bringe, ich wußte, daß Ihr gute Freunde ſeid und daß ich Euch keinen angenehmern Tiſchgenoſſen bringen konnte als ihn." Es waren Beide, der Amtsrichter und der Oberamtmann, nicht dumm und begriffen den Herrn Rathsherrn vollkommen, es wurde ein charmant Mittagseſſen. Auch hatte die Couſine Rathsherrin dafür geſorgt, daß der Vetter vom Lande das à l'hazard du pot nicht merkte, und der Vetter Rathsherr ſchonte ſeine Weine nicht, war ſehr fleißig mit Anſtoßen und Geſundheitmachen, und von der ganzen Geſchichte war nie die Rede mehr.

Als der Oberamtmann und der Amtsrichter zur Hausthür hinausgingen, der Eine die Stadt auf, der Andere die Stadt hinunter wollte nach ihren Fuhrwerken, gab der Erſtere dem Letztern die Hand und ſagte, es würde ihn ſehr freuen, wenn er ihn bald bei ſich ſehen würde. Wenn der Herr Oberamtmann es erlaube, werde er mit vielen Freuden nächſtens kommen, antwortete der Amtsrichter.

Die Sache muß ſich auf die Länge recht gut gemacht haben, denn als im nächſten Jahr der Oberſt mit dem Amtsrichter jagte, war der Oberamtmann auch dabei.

Der Beſuch.

Eine

Erzählung

von

Jeremias Gotthelf.

(Dieſe Erzählung erſchien zuerſt in den „Alpenroſen“ Jahrgang 1854.)

Sommer wars, nach dem Heuet ungefähr, denn die Wieſen waren friſch gemäht und im Felde ſtund noch das Korn. Gegen Abend gings, aber noch braunte die Sonne heiß und dunkle Wolken ſtocketen am Himmel. Da ſaß auf einem Abweisſteine an einer ſtaubichten Landſtraße ein junges Weib, hatte ein Kind an der Bruſt und ein Kinderwägelchen ſtund vor ihm. Es war offenbar kein arm Weib, denn im Wägelchen war ſchönes reines Bettzeug, und es ſelbſt trug ländliche Tracht, zwar nicht hoffärtige aber reiche und doch ſchien es unglücklich, denn ſo munter als der Bube auf ſeinem Schooße ſog, eben ſo ſtark weinte es gar bitterlich. Als der Junge endlich ſeinen Durſt geſtillt, wiſchte es ſo gut es ging die Thränen ab, packte ihn ſorgfältig ins Wägelchen und zog fürbas, aber mühſam, offenbar ermatteten Schrittes. Das war eine junge Bauernfrau, die Frau des Sohnes des Tanzbodenbauers, welche heim wollte zum Beſuch über den Sonntag, denn es war Samſtags Nachmittag. Stüdeli war da aus den Dörfern herauf, wie man im Emmenthal zu ſagen pflegt, hatte auf dem Tanzboden ſich eingemannet. Der Tanzboden iſt dem Weibervolk ſonſt ein ſehr beliebter Aufenthaltsort, wie bekannt, und dieſer Tanzboden, von dem hier die Rede iſt, noch dazu ein recht ſchöner Hof und der Bauer nicht verſchuldet und doch Stüdeli da oben nicht wohl, denn das Heimweh wollte ihns nicht los laſſen. Wenn ſchon nicht die Worte, ſo doch die Töne klangen ihm immer und immer im Herzen: Herz my's Herz, warum ſo trurig und was ſoll das Ach und Weh? 'S iſt ſo ſchön i frömde Lande, Herz my's Herz, was fehlt der meh? Was mer fehlt? Es fehlt mer Alles, bi ſo gar verlaſſe hie, möcht zum Aetti, möcht zum Müetti, ha nit Luſt und ha nit Friede, bis ih i mym Dörfli bi. Nun im fremden Lande war das Fraueli noch lange nicht. Der Tanzboden war kaum vier Stunden von Strandachigen, wo Stüdeli daheim geweſen, entfernt, und doch ſchien es ihm, es ſei auch ſo wie es im gleichen Liede heißt: Es iſt wohl ſchön i frömde Land, doch zur Heimeth wird es nie! Dieſes Weh nach einer Heimath, die nicht vier Stunden weit entfernt liegt, findet man oft im Schweizerland. Ja, es giebt Bauern, denen es nicht wohl wird, bis ſie wieder auf den Hof, in das Haus, in welchem ſie geboren wurden, eingezogen. Drei Stunden ſind eine große Weite im Schweizerlande; wo innige Liebe iſt, ſind hundert Ellen eine grauſame Weite. Stüdeli war auf den Tanzboden gekommen, es wußte kaum wie, faſt wider Willen. Stüdeli hatte auch ein Meitſchi Herz, flinke Buben gefielen ihm wohl. Einen Curs in der ſpekulativen Philoſophie hatte es nicht durchgemacht, es war noch viel zu jung, um was dran zu begreifen. Es fragte nicht nach Geld und Sachen, die Luſtigſten waren ihm die Liebſten, eines Geißenhändlers Bub war der Allerluſtigſte, der war ihm auch der Allerliebſte. Nit eben ſo, was man ſagt, im Ernſte; von Heiraten war keine Rede, aber der Tüfel ſei immer ein Schelm geweſen und werd noch immer einer ſein, dachten die Alten; ungeſinnet könnts fehlen. Da kam einmal eine Bettlerfrau, es war im Winter, und fragte: ob ſie nicht hinein kommen und ſich wärmen dürfe? Dieſes ſchlägt man in der Regel nicht ab; ſo Eine weiß was zu erzählen und gerade die war eine der Rechten. Hauptſächlich drehte ſich ihre Rede um den Tanzboden herum und ſie vergaß dabei Peter nicht, den Sohn. „Das wäre Einer für dich, ſagte ſie zu Stüdeli, werchbar, huslig, hübſch, frein wär er, kurz alles, was einem Burſchen wohl anſteht und Meitſchene ſonſt anſtändig iſt. Stüdeli verlachte dieſe Reden, aber der Mutter gingen ſie in die Ohren. Das ſchickte ſich, wenn die zuſammen zu bringen wären, dachte ſie. Das Meitſchi ſei ihr nicht erleidet, aber man wäre doch dann Kummers los.

Als die Bettlerin endlich ging, ging die Mutter ihr nach und ſie korbten die Sache zuſammen ſo gut, daß es allerdings einen Käs gab, wie man zu ſagen pflegt. Stüdeli wehrte ſich nicht auf Leben und Tod; die Bäurin ſtach ihm doch noch tiefer im Kopf als des Geißenhändlers Bub, und da Geißenhändlers Buben wohl ſelten zu Bauern werden, ſo zog der Bauernſohn vor. Uebrigens war Peter, wenn auch nicht der Luſtigſte, ſo doch kein übler Burſche, hatte geſunden Verſtand, einen tüchtigen Körper. Am meiſten war es Stüdeli zuwider, daß es ſo weit vom Müetti weg mußte und dazu noch ins Emmenthal hinauf, in die wüſten ſchwarzen Berge hin. Daß es ſo hell und heiter im Emmenthal iſt wie irgend wo, ſieht man ihm freilich von ferne nicht an. Des Geißenhändlers Bub that Anfangs wüſt, erſt redete er von Erſchießen, dann von z'Krieggehen und endlich machte er es wie die Meiſten in ähnlichen Fällen, er nahm eine Andere. Stüdeli war recht hell auf als Braut, freute ſich ſogar auf die Hochzeit wie die Andern auch, wenn ſie es zuweilen auch nicht erzeigen wollen, und blieb als junge Frau noch einige Zeit recht wohlgemuth daheim. Da begehrten aber die Schwiegereltern ernſtlich, daß es zu ihnen käme. „Es ſei ja dumm, ſagten ſie, und die Leute würden ihnen wenig darauf halten, wenn ſie eine Schwiegertochter hätten und ſtatt dieſe ins Haus zu nehmen, einer fremden Frau den Lohn gäben für ihre Sache zu machen. Daneben verlauf d'r Jung eine Zeit, es ſei nicht zu ſagen, und wenn man ſchon die Zeit nicht achten wollte, ſo ſei dann erſt noch von den Schuhen zu reden.“ Stüdeli mußte alſo von den Dörfern hinauf auf die Höfe und trug das Bewußtſein in ſich, es habe eine Art von Mißheirath gemacht, weil man in den Dörfern gebildeter ſei, den Comment des Lebens viel beſſer kenne als da oben in der Wildniß. Es hatte eine Sekundarſchule beſucht, konnte franzöſiſch ſchreiben, d. h. franzöſiſche Buchſtaben machen, ſagte, „Merci bien,“ hatte eine Arbeitsſchule beſucht, konnte Pantoffel ſticken und Hoſenträger. In ſeinem Dorfe gehörte Stüdeli unter die Gebildetſten, es hatte ſogar „Martin, das Findelkind“ geleſen und vom ewigen Juden gehört. Indeſſen hatte ihm dieſes durchaus nicht geſchadet, es hatte die glückliche Gabe, ſo zu leſen, daß es gruſam kurzi Zyti hatte darob, ſo ſagte es wenigſtens, ob es eigentlich ſo war, können wir wirklich nicht ſagen, jedenfalls ſo, daß dieſe Bücher ihm durchaus nicht ſchadeten. Wir wiſſen nicht, ſollen wir ſagen, weil es ſie nicht begriff, oder weil es unter die Reinen gehörte, denen alles rein iſt. Es iſt mit dem Leſen eine eigene Sache, es geht mehr Leuten als man glaubt, ſo glatt über die Haut weg wie Waſſer, macht nicht den mindeſten Eindruck, hinterläßt nicht die geringſte Spur. Dagegen betrachtet man in den Bergen und auf den Höfen die Dörfer als einen gemeinern, roheren Schlag von Menſchen, ungefähr wie in London die Bewohner der vornehmen Quartiere die Leute in der City, oder in Bern, die Leute in der Junkerngaſſe die hinter den Spychern. Anſpruchsvoll iſt man alſo in beiden Lagern, aber das iſt wahr, daß der Stolz der Dörfer weit plumper, beleidigender hervortrittet als der der Höfer. Wenn man ſich zu Heirathen herbeiläßt, ſo betrachtet man es nur als eine Art von Herablaſſung, zu welcher man nur beſtimmt wird durch eigenthümliche, perſönliche Zuneigung, welche aber ſelten ſich findet, oder durch Geld. Beides war mehr oder weniger hier der Fall. Stüdeli bekam einmal ein ſehr ſchön Stück Geld und nachdem einmal die Bettlerfrau die Beiden zuſammengebracht, gefiel Stüdeli Peter abſonderlich wohl, und Stüdelis Mutter war, aus bekannten Gründen, ſo holdſelig gegen den etwas ſchüchternen Peter, ſo holdſelig, wie er es nie erlebt hatte, ſo daß man faſt ſagen könnte, eigentlich ſei die Mutter die Leimruthe geweſen, an welcher der Vogel hängen blieb. Dieſes ſoll übrigens ein Fall ſein, der ſich nicht ſelten ereignet. Stüdeli ging ungern auf den Tanzboden hinauf, aus der Heimath in die Fremde, welche weit, weit, mehr als drei Stunden weit von der Heimath lag, daß es faſt nicht zu erleben war.

Und fremd kam es Stüdeli da oben vor, Alles ſchien ihm anders, auch die Menſchen, es konnte ſich gar nicht auf ſie verſtehn. Sie waren ſchweigſamer, redeten leiſer, brauchten den a mehr als den o, ſagten, ja ſtatt jo, o ſtatt au, fluchten ſelten und wenn ein Tadel kam, ſo war er ſo gedreht, daß es nicht wußte, was es daraus machen ſollte, ob es gehauen oder geſtochen ſei. Doch fiel ſehr ſelten einer, den es auf ſich beziehen konnte. Es war ihm anfangs himmelangſt, es ſei unter Stündeler oder Pietiſten gerathen, indeſſen ſah es ſeine Täuſchung bald ein. Es waren rechtſchaffene Chriſten, aber frömmer zu ſcheinen als andere, davon war in ihrem ganzen Weſen keine Spur. Sie arbeiteten immer ſo fleißig als in den Dörfern, aber es ſchien ihm, als machten ſie ſich viel unnöthige Mühe, mit allzu exaktem Arbeiten und Aufräumen. Es mußte immer alles an ſeinen beſtimmten Platz, wenn man es ſchon am andern Morgen wieder brauchte und ums Haus herum war es immer, als ob es Sonntag ſei, da war nichts von Gräbel ſichtbar, es ward ihm ganz unheimelig dabei. Aber auch es war den Leuten da oben fremd, die Sprache ſchon dünkte ſie gar grob und hie und da entrann Stüdeli ein „Donner,“ was allemal einen Eindruck hervorbrachte, als hätte es wirklich gedonnert. Stüdeli ſah hie und da etwas ſchmuslig aus, beſonders an Hemd und Händen, daß man es eher für eine Jungfere angeſehen hätte, als für die Sohnsfrau, das hatten ſie ſehr ungern. Es machte ſich mit dem Geſinde wohl gemein, ſchien faſt lieber bei demſelben zu ſein, als bei ihnen. Und einmal klagte es ſogar einer Magd, und wollte von ihr wiſſen, was ſeine Schwiegereltern gegen ihns hätten. Es thue doch, was es könne und doch ſei es ihnen nicht recht, es könne nicht darüber kommen, warum nicht? Nit daß ſie ihns plagten oder ihm böſe Worte geben thäten, aber es merke wohl, wie ſie es auf dem Strich hätten. Da ſagte ihm einmal die Großmutter, ſie müſſe ihm was ſagen, aber ungern ſolle es es doch ja nicht haben: Wenn es was zu klagen habe, ſolle es es ihnen ſagen und nicht den Jumpfern, das ſei bei ihnen nicht der Brauch, daß man in ſolche Sachen die Dienſten hineinziehe. Sie wüßten wohl, daß es Orte gebe, wo man das pflege, aber ſie könne nicht glauben, daß es da gut gehe. Darneben ſei es ihnen ja anſtändig und wenn ſie einmal an einander gewohnt ſeien, werde es ganz gut gehen. Aber Anfangs müſſe man mit einander Geduld haben, das ſei überall ſo, wenn es gut kommen ſolle, und thue man das nicht, nun dann müſſe man es haben, wie man ſelbſten es mache. Mein Gott, wie ging dieſe Rede übel und was Stüdeli alles darin fand! Es war, als ob man mit einer eiſernen Gichte ihm übers Herz gefahren wäre; und ein alter Pfarrer, der hundert Predigten über das Wörtlein „Und“ gehalten, war ſicher nur ein Tropf gegen Stüdeli, das in der kurzen Rede ganze Fuder von böſen Worten und Trümpfen fand; mehr als drei Tage hatte es rothe Augen.

Alſo Niemanden klagen ſollte es, Niemanden ſagen, was ihm das Herz abdrücken wolle, ſo alleine alles ertragen und verworgen! Ach es war ſehr elend das arme Stüdeli! Es giebt zwei Mittel im weiblichen Leben, welche die Weiber munter und friſch erhalten, die ſind Kaffe und Klagen. Hat ein Weib Kaffe, und kann es klagen, beides nach Herzensluſt, dann iſt es glücklich, ſchwimmt oben auf, hat es nur das eine oder das andere, ſo gehts wohl, aber kümmerlich und gedrückt; fehlen beide, ja dann fehlts wirklich, dann iſt es Zeit zu ſagen: O ihr Hügel ſtürzt über mir zuſammen und ihr Berge decket mich! Nun Kaffe hatte Stüdeli, aber klagen ſollte es nicht und hatte ſoviel auf dem Herzen! Ans Heimgehen dachte es ſo oft, keine Nacht vergieng, daß es nicht ſeufzte: o wenn ich doch bei der Mutter wäre, ach nur eine Stunde! Aber die Mutter war drei Stunden weit; man denke! Und beim Abſchied hatte ſie ihm geſagt: „Heim komme mir dann nicht ſo bald! Droben würden ſie es ungern haben und hier dich auslachen, weil du nicht länger es habeſt aushalten mögen.“ Das war Stüdeli tief in das etwas empfindliche Herz gegangen, und wenn die Mutter es machen könne ohne ihns und ihns nicht ſo bald als möglich zu ſehen wünſche, he nu ſo de, ſo werde es es auch machen können ohne ſie, hatte es Anfangs gedacht. Aber nachgerade war den Worten der Mutter die verletzende Schärfe entwichen und es rechnete, die Zeit werde längſt um ſein, wo ein Beſuch daheim übel genommen oder beſpöttelt werden könne. Da traten andere Umſtände ein, wo reiſen und beſonders ſo weit, ein bedenklich Ding iſt. Die Füße ſind in einer Verfaſſung, wo engere Lederſchuhe das Fußgehen verleiden und Fahren iſt eine gefährliche Sache. Und das mußte es ſagen, es hatte bei weitem nicht mehr ſo viel Urſache zur Unzufriedenheit wie früher, man brauchte in ſeinen Umſtänden viel Verſtand gegen ihns, und, was die Hauptſache war, es gewöhnte ſich, ohne daß es es merkte, alle Tage mehr an Sprache und Lebweiſe da oben. Darauf war ein munterer Junge auf die Welt gekommen; nun, dachte Stüdeli, wenn es zu machen iſt, daß ich mit der Mutter reden kann, ſo muß ſie ihm Gotte ſein. Peter der Mann, meinte zwar, weil es ein Bube ſei, wäre es paſſender, wenn der Schwäher Götti wäre. Es werde nicht ſo lange gehen, ſo könnte es ein Mädchen geben, da könnte die Schwiegere Gotte ſein. Allein Stüdeli ſagte, er ſei ein wüſter Mann, vo Selligem zrede, und es erzwängte es, von ſeiner Schwägerin unterſtützt, die behauptete, in ſolchen

Dingen müßte man den Weibern ihren Willen laſſen. Die Mutter kam, und wurde vom ganzen Tanzboden-Perſonal ſehr zuvorkommend empfangen, ſo daß es ihr da oben ausnehmend gefiel und ſie der Tochter nicht genug ſagen konnte, wie gut ſie es habe und wie ſie dem lieben Gott nicht genug danken könnte, daß er es ſo gut mit ihr gemeint und ihr dieſen Platz da oben geordnet habe. Bſunderbar anſtändige und manierliche Leute ſeien da. Man merke denen gar nicht an, daß ſie ſo neben aus wohnten, in einer ſo groben Welt. Und Sachen genug ſeien da, man müſſe ſich recht verwundern, nicht in vielen Häuſern da unten ſehe es ſo aus. Das kam dem guten Stüdeli ſehr übers Herz, machte es faſt elend. Alſo auch die Mutter, der es ganze Kräten voll zu klagen gehabt, hielt es nicht mit ihm, war auf der Seite der Andern! Die Welt kam ihm vor wie ein graulicher Schlund und in demſelben es die allein fühlende Bruſt. Stüdeli hatte auch den Wahlſpruch: Wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich! Es iſt nicht bald ein chriſtliches Wort, das die Menſchen, abſonderlich die Weiber, ſo zu dem ihrigen machen, wie dieſes Wort. Leider fehlt da aber immer Eines, ſie ſind nicht Chriſtus, dem ein ſolches Wort ziemte, er war die Wahrheit; wer unter den Menſchen, beſonders den Weibern, iſt die abſolute Wahrheit, auf deren Seite man ſtehen muß? Da klagt ſo manches Weib unter Heulen und Zähneklappern; „Ach, er hets nie mit mer, er iſt e Wüſte!“ Das gute Weibchen meint, es habe abſolut recht in allen Dingen und unbedingt und ungeprüft müſſe das Mannli B ſagen, wo es A geſagt. Ja das iſt ein ſchwer Ding und begreiflich bringt es nicht jeder Mann übers Herz, denn da läuft kein Weib ohne Brille in der Welt herum und dieſelben ſind bunt gefärbt, oft anders, oft das eine Glas grün, das andere roth. Und da immer recht geben unbedingt, ohne Einrede; denn jede Einrede, von Widerſpruch wollen wir gar nicht reden, wird als Zeugniß von Feindſchaft, wenigſtens als ein Mangel an Liebe und

Vertrauen aufgenommen; ſelb iſt eine harte Sache. Die Weiber haben wirklich die auffallendſte Aehnlichkeit mit den politiſchen Deſpoten, die jede andere Meinung verdammen, die unbedeutende Schattirungen in den Anſichten als Vaterlands-Verrath verſchreien.

Es ſchickte ſich jedoch Stüdeli nicht die Mutter zu verſchreien, aber ihr Betragen that ihm im Herzen weh, faſt habe es keinen Menſchen mehr auf Erden, der es gut mit ihm meine, wenn es doch nur ſterben könnte. Nun ſo Ernſt mit dem Sterben wars ihm denn doch nicht. Der Menſch redet gar unbeſonnene Dinge und es wäre Niemand erſchrockener als er, wenn der liebe Gott aus allem Ernſte machen wollte. Ja es kommt uns alle Tage wohl, iſt der liebe Gott witziger als wir. Stüdeli hatte gar ein hübſches und liebes Bubeli, wenn es hätte von dem weg ſollen, es hätte doch was abgeſetzt und die Augen wären ihm aufgegangen, wie unendlich ſchöner es auf dem Tanzboden ſei als unten im ſchwarzen, kalten Grabe. Aber eben der liebe Gott war witziger als es, er ſtellte es nicht auf die Probe. Er wußte, daß auch ohne dieſelbe es ihm auf dem Tanzboden immer beſſer gefallen werde, je mehr es ſich daran gewöhne. So geſchah es auch und dazu trug die Mutter viel bei, weil ſie ſo wüſt gegen ihns geweſen und mit den Andern es gehalten hatte. Selbes Jahr war ein ſchöner Heuet und wenn ſchön Wetter iſt, geht alles ring, die angeſtrengteſten Arbeiten werden mit Luſt und Jubel abgethan. Stüdeli war ein ſehr werkbar Menſch, wie man zu ſagen pflegt, und viel lieber bei der harten Arbeit drauſſen, als bei der leichtern Hausarbeit. Es wurde auch deßwegen ſehr gerühmt und darauf hielt es etwas. Die Schwiegermutter ſagte öfter: „dä halb Tag bleib du daheim, kannſt im Garten was machen, draußen biſt du nicht nöthig, ſind Leute genug draußen, machen einander faſt Plätzen ab, aber der Vater will es ſo haben.

Er ſagt, „wenn die Leute begehren zu verdienen, ſolle man ihnen Arbeit geben, was ſollten ſie ſonſt!“ Stüdeli ließ ſich ſelten bereden und wenn es der Hausgeſchäfte wegen nicht gleich mit ausmarſchiren konnte, ſo marſchirte es deſto geſchwinder nach. Einmal ging es ihm auch ſo; die Landwehr war ſchon lange am Heukehren, als es hinter einem Haſelhag her kam, ohne daß ſie es ſahen. Als es eben zu ihnen ſtoßen wollte, hörte es Jemand ſagen: Es ſcheint, uſi Birlig-Stüdle well hüt am Schatte blybe; und ohne weiter was zu denken trat es durch den Hag. Erſt als ſeine Erſcheinung offenbar einen Eindruck machte, alles ſchwieg, um ſo eifriger die Hände gerührt, ſeltſame Blicke ſich zugeworfen wurden, fielen ihm die Worte auf und ob ſie wohl ihm gegolten? Sobald es mit einer ihm zugethanen Magd ein vertraut Wort wechſeln konnte, frug es, warum es ſie heute ſo erſchreckt und was da geſagt worden? Lange wollte das Jungfräuli nicht mit der Sprache heraus, endlich nach vielen Vorreden, es ſolle es doch recht nicht an ihm zürnen, es vermöge ſich deſſen durchaus nichts, im Gegentheil, es habe oft gewehrt, bekannte es, es heiße hier herum das Birlig-Stüdeli, aber nicht Birlig-Stüdle, wie der Unflath da geſagt. Daneben ſei es nicht böſe gemeint, am es auszuführen, d's Gegentheil, bei allen rechten Leuten ſei es bſunderbar äſtimirt. Das war ein Stich für Stüdeli, gegen den alles Bisherige bloße Flohbiſſe waren. Wer auf dem Lande geweſen, weiß, daß man zumeiſt das abgemähte Gras zwei Tage liegen laſſen muß an der Sonne, wenn es gutes Heu werden ſoll. Ueber Nacht rechet man es auf und ſtößt es in kleine Haufen zuſammen, damit der Thau nicht alles netze und der über Nacht feucht gewordene Boden früh von der Sonne getrocknet und erwärmt werde, dann zettet man wieder. Dieſe Haufen macht man etwas größer, wenn zweifelhaft Wetter iſt, und nennt ſolche in den Dörfern Birlig, im Emmenthal Schöchli. Als nun Stüdeli da oben von ſeinen

Birligen ſprach, da horchten die Leute hoch auf und als ſie endlich merkten, was Stüdeli darunter verſtehe, verwunderten ſie ſich ſehr und fanden im höchſten Grade lächerlich, daß man da unten ſolchen Haufen Birlig ſage, es ſeien ja Schöchli und wer das nicht wiſſe, der müſſe hinger nache der Welt daheim ſein. Da iſt noch die alte mächtige Rechtgläubigkeit zu Hauſe, wo man, ſo wie es nur einen Gott, nur eine Wahrheit giebt, auch nur einen Ausdruck für eine Sache, nur einen Gebrauch, nur eine Sitte kennt und für die allein wahre und ſeligmachende anerkennt, alle andern als dumm, lächerlich, ketzeriſch verlacht und verdammt. An ſolchen Orten betrachtet jeder ſich als der Darſteller der rechten Sitte, der rechten Sprach- und Lebensweiſe. Da giebt es noch prächtiges Selbſtbewußtſein und glückliche Selbſtgenügſamkeit, potz Habicht! Stüdeli meinte mit eben dem Recht, Birlig ſei das rechte Wort und Schöchli ſei ein lächerlich Wort für Birlige, denn das ſeien ja Birlige und nicht Schöchli und jetzt ſolle es deßwegen verlacht, verſpottet werden von Leuten, welche das Rechte nicht wüßten und das müſſe es ſich gefallen laſſen (das Unterziehen der Minderheit unter die Mehrheit), ja ſogar einen Uebernamen davon tragen für ſein Lebenlang Birlig-Stüdeli heißen, daß Kind und Kindeskind noch mit ihm das Geſpötte trieben!" Kurz Stüdeli wurde faſt krank darob, das alte Weh erwachte ſtärker als nie, es that recht wüſt, ſo daß es die Leute ärgerte. „Stieße es nicht immer den Kopf mit den Dienſten zuſammen, ſo hätte es ſich und ihnen den Verdruß erſparen können. Sie vermöchten ſich deſſen ja nichts, ſie hätten denſelben ihm nicht angehängt, und wenn ſie ihn verbieten wollten, ſo hülfe es nichts, ſie könnten nicht immer bei den Leuten ſein, es würde das Uebel nur ärger," wurde ihm auf ſein Aufbegehren geantwortet; faſt hätte es darob die Uebelthaten ſeiner Mutter ganz vergeſſen; in den höchſten Nöthen bleibt denn doch die Mutter die letzte Zuflucht. „O Müetti, mys Müetti, wenn bei dir wäre, wenn du wüßteſt, wie es deinem Kinde geht, wie man es ihm macht, wohl du würdeſt anders reden, würdeſt ſagen, ob du eine Birlig-Stüdle zur Tochter haben wolleſt oder nicht! Allweg möcht es dieß der Mutter klagen, möchte hören, was ſie dazu ſage. Es müſſe zu ihr, ſtellte ſich nur feſter in ihm, und je eher je lieber, wie lange man lebe, wiſſe man nicht. Es vernahm nun der Peter, es wolle nächſten Samſtag zu den Eltern. Peter meinte, das preſſire nicht ſo, gäb acht Tag früher oder ſpäter. Mit dem Heuet ſeien ſie nicht ganz fertig, er könne es nicht begleiten, die Roſſe brauche man. Das habe nichts zu ſagen, antwortete Stüdeli, es kenne den Weg alleine und für das Kind nehme es das Kindswägeli, nicht weiter als es ja ſei, gebe es ſchon. Aber am Samſtag müſſe es ſein, es hätte ein Blangen nach den Eltern, daß es ihm faſt das Herz abdrücke, länger halte es es nicht aus. Gebe es jetzt nicht, gebe es gar nichts mehr daraus, nach dem Heuet hange ein Werk am andern, und wenns Birlig-Stüdeli ſchon nicht recht reden könne, zum werche ſei es gut genug. Kurz Stüdeli that wüſt, bis Peter ſagte: „Nun, wenn du es zwängen willſt, ſo zwängs, aber nimms nicht für ungut, wenn man dich ſo gehen läßt, wie du gehen willſt, bei uns iſt das der Brauch, daß das Nöthige vorausgeht und die Gelüſte hintennach. Häbs daher nit ungern, wenn wir bei unſerm Brauch bleiben, dir wollen wir auch nicht davor ſein, wenn dir das Heimgehen vorziehe. „Ja, ja Brauch über Gluſt, Brauch über alles, das kann man hier alle Tage erfahren,“ ſagte Stüdeli. „He nu ſo de!“

Am Samſtag machte es mörderlich heiß, ein Gewitter drohte auf den Abend. Deſſen ohngeachtet machte Stüdeli ſich zweg und antwortete der Großmutter, welche fragte, ob es dann ſein müſſe? ein trockenes, ja. Doch brachte ihm dieſe, als es abfahren wollte, ein Gütterli mit Milch für das Kind. Stüdeli meinte, es hätte es nicht nöthig, aber die Großmutter meinte, wohl ſo ein Ammeli ſei ſchon oft komod geweſen und dießmal gab doch Stüdeli nach. Um das abreiſende Stüdeli drängte ſich die Familie nicht, man ließ es ziemlich einſam abziehen. Die Meiſten waren auf dem Felde, wer da war, machte den Abſchied kurz, ſah ihm aber lange nach und in den Herzen grollte es: „daß ſo etwas Unnöthiges habe gezwängt ſein müſſen. Wo es wohl d'r Brauch ſei, während einem Werch zDorf zu gehen? ſo was mache man zwiſchen den Werchen, wenn man ſonſt nichts zu thun habe. Die Leute würden ſchön die Naſe rümpfen, wenn ſie das Söhniswyb auf dem Tanzboden mit dem Kinderwägeli daher fahren ſähen. Geſchlagen ſei man mit einem ſolchen Zwängkopf. Geglaubt hätten ſie, es habe gebeſſert, wie es ſcheine, wolle es wieder ins alte Geleiſe." So dachten ſie, es war keins, das nicht ſo grollte bei ſich. Aber das müſſen wir ſagen, dieſer Groll brach nicht aus, man redete gar nicht darüber, jeder verwahrte denſelben in ſich, bis er erſtickt war. Das war auch Brauch da oben und zwar ein ſchöner. Es iſt mit dieſem Groll nämlich wie mit einem Brand in verſchloſſener Kammer. Bleibt dieſelbe verſchloſſen, ſo erſtickt das Feuer oder iſt doch bald gelöſcht. Reißt Thür und Fenſter auf, ſo entwickelt ſich erſt des Feuers Macht, bald ſteht das ganze Haus in Brand. Bei Stüdeli grollte es aber auch nicht wenig. „Ihns ſo ziehen zu laſſen! Hätte man nicht ein Pferd entbehren, ihns durch einen Knecht können führen laſſen, wenigſtens eine Strecke weit oder durch eine Magd das Wägeli ziehen laſſen! Das ſei doch weder Bruch noch Gattig, daß man ein Söhnisweib das Kinderwägeli ziehen laſſe, wenn man vier Roſſe im Stalle habe, akurat wie ein Bettelweib, und ſövli weit und ſövli heiß!" Man ſieht, es hat jede Sache zwei Seiten und je nachdem man ſie betrachtet, von dieſer oder jener, erhält ſie Farbe und Form. Je heißer es wurde von der glühenden Sonne, deſto hitziger brannte der Groll. Sein Lebtag wolle es nie nie mehr zfriede werden, dachte es! Kein kühl Lüftchen ging; drobender ſtockte es am Himmel. Mein Gott noch ein Wetter auf Alles hinauf, dachte es. Die Wetter fürchtete es ſehr lief ſtärker, bekam immer heißer, verlor den Athem, das Kind erwachte, fing an zu ſchreien, und Stüdeli kams an, ihm ſchreien zu helfen, doch für einſtweilen ließ es es bei Weinen und Schluchzen bewenden. Es nahm das Kind aus dem Wägeli, ſetzte ſich auf einen Abweisſtein und ſtillete es; da fanden wir Stüdeli. Als das Kind ſatt geworden, fielen ihm die Aeugelein wiederum zu. Stüdeli packte es wieder ein, deckte ihm das Geſicht mit einem Nastuch, denn von Engländer Schleiern wußte man auf dem Tanzboden nichts, fand dabei das Ammeli oder das Milchgütterli. Stüdeli ganz vertrocknet von Hitze und Staub, ſetzte es an den Mund und trank es aus. Es iſt alles für etwas gut, dachte es, und nachdem es den Mund abgewiſcht, ſetzte es den Marſch fort. Die Milch hatte ihns erquickt, doch nicht bis in die Füße hinab, die brannten ihns ſchrecklich, thaten ihm ſonſt noch weh, es war matt, müde, es hatte ſich Anfangs überlaufen und des Ziehens war es nicht gewohnt, und die Wolken wurden immer ſchwärzer, laufen ſollte es immer ſtärker, wenn es nicht ins Wetter kommen wollte, und es mochte immer minder; daß es einem ſo elend werden könne auf Erden bei lebendigem Leibe, hatte es nie gedacht. Es verzichtete aufs Heimkommen, dachte ans Sterben, das könnte ihnen dann wohl ein Gewiſſen machen da oben und das möchte es ihnen wohl gönnen, denn ſie wären doch ſchuld daran. Aber das arme Bubi! Dann that es wieder einen Schritt weiter und noch einen und endlich waren es ihrer hundert und die Stunde, welche es noch nach Hauſe hatte, kurzete mit jedem Schritt, aber langſam, langſam, eine Stunde iſt eine Ewigkeit und die wird immer länger, je größer der Jammer, je enger die Schuhe werden, in denen man ſteckt. Endlich ſah man das Dorf, endlich war die March erreicht, es ſchien, es ſollte doch noch ſein, daß es hinkomme. Es ſetzte ſich, es ſchöpfte Athem, es machte einigermaßen Toilette; d's Bubi ſchlief ſüß, ſonſt hätte es auch herhalten müſſen. Als es ſo über die Häuſer ſah, das ihrige als eins der Bedeutendſten, da ſieng es plötzlich an ſich zu ſchämen und zu denken: Aber du mein Gott, was werden die Leute denken, wenn du ſo daher kommſt wie ein Bettelweib? Sie werden meinen, du ſeieſt fortgelaufen oder man hätte dich ausgejagt, die werden lachen und es dir gönnen mögen. Das geſchieht der recht, der war hier Keiner recht, es hat ein Fremder ſein müſſen, Einer da oben, jetzt kann ſie es erſchmöcken, was das für Leute ſind da oben. Die wird einen Schuh voll hinausgenommen haben! Nun es ſollte jeder ſo gehen, der vor Schmäderfräſigi Keiner recht iſt daheim herum. Jetzt fühlte es Stüdeli, was das Zwängen kann, und daß man erſt alles bedenken ſollte, ehe man etwas durchſtieret. Es hätte manchen Batzen gegeben, es ſäße auf dem Tanzboden ſtatt da, zunächſt vor ſeinem Dorfe. Doch langes Verweilen galt nicht, hier und da fiel ſchon ein Regentropfen. Stüdeli war nicht ſo dumm, daß ihm nicht eine Ausrede einfallen ſollte. Das Roß ſei krank geworden, mit dem ſei der Mann heimgefahren und es habe ein Wägeli geliehen, weil der Bub ein gar ſchwer Tragen ſei. Nun Ausreden ſind komod, beſonders wenn ſie geglaubt werden, aber leider iſt es nicht alleweil dumm, das hochgeehrte Publikum. Stüdeli glaubte ſich ſtich und ſchußfeſt, fuhr kühn dem Dorfe zu, geſchwind und immer geſchwinder, ganz nach dem Takt der Regentropfen, die ebenfalls immer raſcher fielen, bis es endlich platzte da oben und Ströme, wahrſcheinlich noch aufgeſparte von der Sündfluth, hernieder praſſelten. Im Nu waren Stüdeli ſammt Bagage fletternaß, es dachte ſchon ans Ertrinken, und war nicht mehr als einen halben Scheibenſchuß vom Dorfe. Da ſah es die alte bekannte Brechhütte, wo es ſo oft ſeinen Hanf zerſchlagen, neben der Straße ſtehen mit einem Gibeldach verſehen, da die Wände nicht mehr hölzern waren, daher alle Herbſt abgebrochen werden mußten, ſondern wohl gemauert, Hitze und Kälte trotz boten. Raſch fuhr es in die Grube, wo nothdürftig Scherm war und ſah in Aengſten nach dem Bubi, das nicht bloß noch lebte, ſondern ſogar noch ſchlief, trotz Donner und Blitz. Es ſchirmte es beſtmöglichſt, aber ſorgfältig, um es nicht zu wecken. Da dunkelte es beim Eingang, Stüdeli ſah ſich kaum nach den beiden hereinſtürzenden Geſtalten um, ſorgte fürs Kind, da hörte es plötzlich: Donner, biſts oder biſts nicht, an dich hatte ich nicht gedacht! Mit Schein iſts dir gegangen wie mir, immer zweimal böſer ehe einmal beſſer. Erſchrocken ſah Stüdeli ſich um, die Stimme kannte es, es war des Geißenhändlers Bub und neben ihm ein weiblicher Knopf, naß wie eine Maus, daher nicht mehr ſtrub, aber die naſſen Mäuſe ſind bekanntlich noch viel eckelhafter als die ſtruben, ſo ein rechtes Daſcheli, dem man die Blätterhaftigkeit naß und trocken auf einen halben Scheibenſchuß ohne Brille anſah. An die Begegnung hatte Stüdeli nicht gedacht. Stich um Stich ging ihm durchs Herz, es verlor faſt den Athem, doch die Beſonnenheit nicht. „Wer ins gleiche Wetter kommt, wird ungefähr gleich naß, ſelb iſt ſeit langem der Brauch,“ ſagte Stüdeli; d'r nebe, wenn es dir bös ging, gings dir anders als mir, mir gings gut, nit bös.“ „Habe geglaubt, weil du ſo daher kameſt wie aus einer Kanone, du ſeieſt mit dem Schelmen draus und d'Landjäger hinter dir.“ „Ho, es ſollte dir zSinn cho, daß üſer Gattig Lüt auch ſpringen, wenn ein Wetter platzt; vor den Landjägern z'ſpringen, will ich einer andern Gattig Lüte überlah.“ „Du haſt recht, antwortete des Geißenhändlers Bub, von den Springige wareſt nie, heſt immer ordeli gwartet, öppe hert ſpringe het me nit müße, bis me dih epſoge het. Da flammte die Bauerntochter in Stüdeli auf, es richtete ſich auf, und ſagte: Vo dem wirſt öppe nit viel z'brichte wüſſe, oder heſt, ſu ſägs.“ Apparti viel wüßt ich nicht, ſagte des Geißenhändlers Bub, aber was nicht war, konnte werden. Wo du einmal draus wareſt, da erleidete mir alles und ich hing mich an das Daſchi da, es beſaß einige Thaler und hatte einen Vater, der drei Geißen beſaß. Ich meinte, wie gut ich es gemacht, aber d's Geld iſt zum Tüfel, d'Geiße bim Schinder und sDaſchi iſt mer bliebe. Aber das Daſchi hatte auch ein Maul und zwar eins, wie man in dem Eiertätſchgeſicht nicht erwartet hatte. Das findet ſich oft beim Weibervolk, daß wenn alles fehlt, doch das Maul ausbündig iſt und allen Fürſprecheren gewachſen, ſogar den dümmſten. Nun brachs los und zwar zweiſchneidig, es hieb nach dem Manne und nach Stüdeli hin, daß dieſem weh wurde, denn mit einem ſolchen Menſch wollte es nicht handgemein werden, nicht mit des Geißenhändlers Bub gemeine Sache haben. Es that als höre es das Daſchi nicht, ſagte, das Kind ſei naß geworden, es könnte ſich erkälten und wenn es ſchon noch regne, habe doch das Gewitter aufgehört, deckte das Kind noch mit ſeinem Fürtuch zu und fuhr zum Loch hinaus, ehe des Geißenhändlers Bub ihm anerbieten konnte, er wolle ihm das Wägeli ziehen. Nun es war bald im Dorfe, aber ſeines Vaters Haus nicht das erſte und nicht das zweite, es ging eine lange Gaſſe hinab, neben vielen Häuſern vorbei und unter den breiten Dächern ſtund, durch das Wetter vom Felde verjagt, viel Volk und neben dem vorbei mußte Stüdeli in ſeinem Aufzuge auch wie eine naſſe Maus. Das war ein recht Spießruthenlaufen! In die Erde hätte Stüdeli verſinken mögen. Es antwortete den grüßenden Stimmen nicht, es dachte nur an die fluthenden Gloſſen unter den breiten Dächern, und ganz athemlos fuhr es unter ſeines Vaters breites Dach, wo das ganze Volk verſammelt ſtund. Sie hatten da auch gelacht und gewitzelt, als ſie die Frau das Dorf abkommen ſahen. So iſts, fällt Jemand um, wird behagelt oder beregnet, macht es allen, die es ſehen, zuerſt gutes Blut und erſt, wenns gar übel geht, kömmt ſehr langſam das Mitleid nach. Eigentlich ſind wir ein Lumpenvolk, wir Menſchen nämlich. Als nun aber die Frau gegen das Haus einbog, als man in ihr des Hauſes Tochter erkannte, da ſchlug man die Hände über dem Kopf zuſammen. „Aber mein Gott, mein Gott! was hats gegeben? wo kömmſt du her?“ tönte es von allen Seiten, und ganz bleich kam die Mutter aus der Küche gefahren. Als ſie das Geſchrei hörte, meinte ſie erſt, es brenne. Als ſie nun Stüdeli ſah in dem Zuſtande, bachnaß und das ſchreiende triefende Kind, da wurde ihr Schrecken noch größer. „Herr Jeſes, mein Gott! was iſt mit dir? was bringt dich ſo?“ Stüdeli war noch keine gemachte Natur, aber die Anlagen dazu hatte es, es konnte ſich faſſen, wenns nöthig war. Auf all das Geſchrei antwortete Stüdeli, nicht mit Geſtöne und Zähneklappern, ſondern mit lachendem Munde. Da ſei nichts, um ſo nöthlich zu thun. Im Wetter ſeien ſie naß geworden, und würden bald wieder trocknen, wenn ſie einmal in die Stube kämen. Und ins Wetter ſei es gekommen, weil das Roß Bauchweh bekommen, der Mann mit demſelben heimgefahren ſei und es daher ſich verſpätet habe. Sie hätten einmal z'Dorf kommen wollen, es ſei ſchon ſo lange nicht hier geweſen, daß es ſich kaum mehr kenne. Glaubwürdiger konnte kaum was ſein, denn bekanntlich kriegen die Pferde auch Bauchweh und dann iſt es mit dem Springen aus. In ein Gewitter kommen, iſt auch keine Kunſt, es begegnet gar zu vielen Leuten, und wenn es regnet, wird man naß, was kein Menſch in Zweifel ziehen wird. Kurz, die Auskunft war über alle Erörterungen erhaben, genügte vollſtändig allen, wie es ſchien, und ohne weiteres Gerede ſchaffte man ſo ſchnell als möglich Mutter und Kind ins Haus, ſorgte dafür, daß ſie trocken wurden und das Kind beruhigt, was nicht lange ging. Als ſie wieder in die Wohnſtube kamen, da war viel Wohlgefallen an Mutter und Kind. Stüdeli war eine ſtattliche, hübſche, junge Frau und freundlich mit den Mägden, welche ab und zu gingen, den Tiſch zu bereiten. Wo weyt d'r hocke, frug die eine Stüdeli. Mit wie mängem redſt? frug daſſelbe. He, war die Antwort, nume mit eim, aber es wott ſih mr neue nit angers ſchicke. Su machs zſchicke, ſuſt reden ih keys Wort mit dir meh. Selb wär mr nit aſtändig, da wirde ih wohl müße, antwortete die Magd, ganz ſelig im Herzen über ſolche Niederträchtigkeit und Gemeinheit, wie ſie es nannte. E ſelligi werd me nit bald atreffe, die ſo gar nit hochmüthig ſei, ſagte ſie draußen in der Küche. Aber noch mehr erfreute das Kind, ſo hübſch, ſo ſchön und ſelligi Kruſelhaar, akurat wie es Engeli. Es flog von Arm zu Arm und wurde geputelet, als ob man ihm das Herz aus dem Leibe ſchütteln wollte, und je wilder es ging, deſto mehr lächerte es den kleinen Türken. Das gebe einmal einen Rechten, war das allgemeine Urtheil. Selbſt die Knechte machten ihm auf ihre Weiſe den Hof, perſe zu Handen der Alten. Stüdeli brachte einen recht heitern Abend ins Haus, kein Menſch hätte ihm angeſehen, wie es auf dem Tanzboden eigentlich doch ſo gleichſam draus gelaufen und welch Elend es unterwegs ausgeſtanden. Es war ſelbſt recht munter und glücklich jetzt im Trocknen. Nur eins ſaß ihm quer im Kopf, das war die Begegnung mit des Geißhändlers Bub in der Brechhütte. Es kannte ſein Dorf, es wußte wie prächtig in dieſem guten Boden die Geſchichten wuchſen, wie ſchnell aus einer Laus ein Elephant ſich herausbildete und wie wahrſcheinlich das Schrecklichſte aus ſeinem Daherrennen mitten im Wetter gemacht wurde. Es machte endlich bei ſich ſelbſten aus, am beſten komme es allem zuvor, wenn es den Hergang ſelbſt erzähle, ſo gleichgültig als möglich und gar nichts daraus mache. Nicht wahr, das war nicht dumm? Die Unbefangenheit von Stüdeli und die luſtige Art, wie es von dem Daſchi ſprach vor dem Geſinde nahmen allerdings der Sache den Stachel. Der ganze Einzug von Stüdeli war bereits auf der Trommel im ganzen Dorf, die verſchiedenſten Muthmaßungen wurden herumgeboten, immer ſo ſcharfſinnige als man ſie von Gelehrten hört über vorſündfluthliche Inſchriften. Des Geißenhändlers

Bub rührte das Kuchipulver ein und deſſen Daſchi ſtreute den Pfeffer darüber und das Körblikraut. Als noch an jedem Abend die Knechte vom Hauſe auf den gewohnten Sammelplatz kamen, wurde ſchon viel geſchwatzt und des Geißenhändlers Bub, der immer da war, wo er ſchwatzen konnte und zu ſchmarotzen hoffte, wärmte allerlei giftiges Zeug ins Gerede und was er geſagt, und abſonderlich ſein Daſchi, daß die Stüdle nicht mehr hätte warten dürfen, ſondern mitten durchs Wetter die Flucht genommen. Der hatte aber Zeit nicht bloß zu ſchweigen, ſondern auch ſich zu ſtreichen, wenn er nicht des Melchers Tatzen an ſeinem Kopfe haben wollte. Wie Ritter, oder vielmehr wie die Knappen eines Ritters, verfochten ſie die Sache von ihres Bauern Tochter. Sie wüßten wie es ſei, ſagten ſie, ſie hätten es ſelbſt gehört, und wer es nicht glauben wolle, dem wollten ſie die Sache begreiflich machen. Das ſchlug den Klatſch für den Augenblick ſo ziemlich nieder, denn wenn die Dienſtboten einmal zur Seltenheit für ihre Meiſterleute gute Zeugniſſe abgeben, warum ſollten dieſelben nicht wenigſtens halb ſo gut geglaubt werden als die böſen, die jedenfalls immer noch etwas mehr als ganz geglaubt werden.

Stüdelis Vater hatte daſſelbe viel zu fragen über die äußern Angelegenheiten des Hauſes. Landbau, Viehzucht und ſo weiter, und hatte Freude an der Tochter, die über alles verſtändig Beſcheid wußte. Darob wurde es ziemlich ſpät, daß die Mutter endlich ſagte: du wirſt froh ſein an die Ruh zu geben, es iſt dir zweg gmacht in deinem alten Stübli.

Als Stüdeli zu Bette war, kam die Mutter. Wenn du nichts dagegen haſt, ſo liege ich dieſe Nacht bei dir. Hätte noch allerlei mit dir zu reden, dieſen Abend gabs es nicht, und morgen wahrſcheinlich auch nicht; in einem ſolchen Hauſe iſt man nie ruhig. Stüdeli zeigte große Freude und fühlte doch eine beträchtliche Beklemmung, die es gar nicht für möglich geglaubt dieſen Nachmittag. Als es aus Egypten, aus dem

Dienſthauſe zog, da war es ihm z'vorderſt, es dünkte ihns, wenn es bei der Mutter ſein könnte, ſo hätte es ganze Fuder zum abladen, und jetzt hätte es faſt lieber geſchwiegen. Es fürchtete, die Mutter könnte es noch auslachen. Indeſſen war das nur vorübergehend. Als ſie im Bette waren und gebetet hatten, nahm Stüdeli die Mutter um den Hals und küßte ſie gar herzlich: „O Mutterli, o Mutterli, wie lieb biſt mir, wenn ich dich doch geng by mr hätt!“ ſagte es. Die Mutter erwiederte dieſe Zärtlichkeiten, dann frug ſie: „jetzt Stüdeli, ſag mir, warum kommſt heute daher geſchoßen wie aus einem Stuck, habt ihr g'uneiſet da oben, oder was iſt?“ „O Mutter, antwortete die Tochter, du biſt doch immer die Merkigſte, vor dir kann man nichts verbergen. G'uneiſet apparti nit, aber ich hatte das Herz ſo voll, daß es mich dünkte, es müße verſprengen, wenn ich es nicht bei dir leeren könnte. Nun erzählte Stüdeli ſo ziemlich aufrichtig alles, was begegnet war, und frug ſchließlich die Mutter, ob es denn das gelaſſen annehmen könnte, wenn es ſein Lebtag Birlig-Stüdle heißen müßte, ob es wohl einen wüſtern Uebernamen geben könnte auf der Welt als Birlig-Stüdle? O ja, ſagte die Mutter, noch viel wüſtere gibt es, und je böſer du darüber wirſt, und je mehr du es erzeigſt, deſto länger heißeſt du ſo und deſto weiter kömmt er herum. Da war doch wirklich nicht Urſache, daheim gegen deine Leute wüſt zu thun. Warum mußten ſie es entgelten? ſie ſagten dir ja nicht ſo, hingen den Namen dir nicht an. Denk doch wie ungern ſie haben müſſen, daß du da im Heuet ausriſſeſt, wo es Jedermann in Sinn kommen mußte, es habe etwas Ungerades gegeben; denn ſo mir nichts, dir nichts, führeſt du nicht im Heuet mit einem Kinderwägeli in der Welt herum. Stüdeli unterbrach die Mutter oft mit einem: du haſt recht, aber denk, aber lue, aber wenn du noch jung wäreſt! Und die Mutter ließ ſich gerne unterbrechen, um nur ſo gründlicher der Tochter Herz ausputzen und fegen zu können. Sie mahnte hauptſächlich zu

Sanftmuth und Ergebung, nie in der erſten Aufregung auffallende Schritte zu thun, nie was erzwingen zu wollen, was nicht, von Gott geboten, ſein müße. Sich an der andern Menſchen Platz zu ſetzen und zu denken, wie ſie das aufnehmen, was ſie dabei denken müßten, und wie es einen Austrag nehmen müße. Fortlaufen könne man wohl, aber das Heimkommen habe eine Naſe, denn der Mann, der ſeine Frau wieder hole, die bloß wegen einer Kleinigkeit fortgelaufen, der werde ſein Lebtag nie viel ſein. „Ich bin auch einmal auf dem Wege geweſen fortzulaufen,“ fuhr ſie fort, „ich wollte den Hühnern miſten, da kam mein Mann dazu und begehrte mit mir auf, ob ich nichts beſſeres zu thun wiſſe, als den Hühnern zu miſten, es dünke ihn, es wären nöthigere Sachen zu thun, als den Hühnern zu miſten. Wenn das nicht gute, drehe er den Hagle noch den Hals um. Da ſchien es mir, als würde es auf einmal ganz ſchwarz um mich, das hätte aſe key Gattig, daß ich den Hühnern nicht mehr miſten ſolle, wenn die Zeit um ſei, das ſei ein unerhörter Zwang, bei dem ich nicht leben könne. Wenn er einen Funken Liebe zu mir hätte, ſo könnte er nicht ſo gegen mich ſein, lieber weg, dänne, je eher je beſſer. Damals hatten wir nur noch ein Kind, das nahm ich, legte nicht einmal andere Kleider an, und lief mich außer Athem. Da mußte ich mich abſetzen um Luft zu faſſen, und ſah zurück. Es ſei doch ein ſchön Haus, dachte ich, viel Sachen darin, z'werche und z'eſſe gnue, er daneben ſonſt kein Uflath. So hing ſich ein Gedanke an den andern, ich dachte daran, was die Leute ſagen würden, wenn ſie mich in den allerſchlechteſten Kleidern, in ſchmutzigem Hemd und Fürtuch herumlaufen ſehen würden, oder wenn er gar ausſchicken würde, mich zu ſuchen in den Bächen und an den Bäumen, wie ich das nachher doch ungern haben würde, wie ich erſt heim ſollte, ihm zu ſagen, wohin ich ginge und vor allem mich anders anzuziehen, vielleicht daß es ihm doch dann leid ſei, und er mir anhalte, ich ſolle bleiben und ihm verzeihn, dann könne ich immer noch machen wie ich wolle, denn recht anhalten müße er mir, ſonſt ginge ich. Ja und dann? Dann holt er mich wieder. Ja und wenn nicht? was da machen? ſcheiden? Warum nit gar, ſcheiden will ich nicht, es iſt mir hier nicht erleidet. Selbſt wieder kommen wie der verlorne Sohn? war da etwas gewonnen? ja er könnte es mir mein Lebtag vorhalten und ſagen, lauf nur fort, kommſt von ſelbſt wieder. Und als ich zum Hauſe kam, machte ich ſtillſchweigend meine Arbeit, ſagte ihm erſt lange, lange nachher, was ich einmal gewollt. Und ſeither dachte ich kein einzig Mal mehr ans Fortlaufen. Vor allem aus laß Kleinigkeiten ſich nicht aufſetzen, laß nichts anbränten und bitter werden in deinem Herzen. Iſts einmal bitter im Herzen, wird alles bitter was drein und draus kommt, wird alles dir ein Aergerniß, was dir vor Augen kömmt und wenn es der liebe Heiland ſelbſten wäre. Da iſt dann eine Sache dabei zu ſein, daß böſer nichts iſt auf Erden und du ſelbſt hätteſt die größte Pein. Das wäre noch ganz anders als d'Birlig-Stüdle heiße." „Ja ja, haſt recht Mutter, ſagte Stüdeli, ſehe es jetzt wohl ein. Wenn ich aber nur der tuſig Gottswillen wieder daheim wäre!" „Das wird keinen Kopf koſten," ſagte die Mutter, „mach nur kein ſauer Geſicht, thue als ob gar nichts Zweiſpältiges vorhanden geweſen, ſo werden ſie auch ſo ſein und weder mit Minen noch Worten was merken laſſen. Das ſind feine Leute."

So beſprachen ſich Mutter und Tochter über dieſes und anderes, was die Leute nichts angeht, und als endlich Stüdeli einſchlief, war ein bedeutender Theil der Nacht vorüber, aber auch Stüdeli an Weisheit bedeutend reicher geworden. Das Gewitter hatte die Luft geläutert, es war ein prächtiger Sonntagsmorgen, den jedoch Stüdeli faſt verſchlief. So bald es flott war, nahm es ſein Bubi auf den Arm und ging in den Garten den Blumen nach. Aber der Garten gefiel ihm nicht wie früher, die Wege waren gar zu eng, der Buchs nicht geſchoren, ein Guiſt darin, wenn man es ſagen durfte und vieles verkümmert und halb erſtickt. Es fand den auf dem Tanzboden ſchöner, wenn es hier wohnen ſollte, das müßte ihm anders werden, dachte es. Es war nicht lange alleine, eine Geſpielin nach der andern kam, ihns zu grüßen, zu fragen, warum es geſtern ſo daher gekommen, wie eine Bombe, welche vom Himmel gefallen? ſie hätten gemeint, d'Franzoſen oder gar d'Ruſſen ſeien hinter ihm her. Stüdeli hielt ſich gut, gab Beſcheid mit lachendem Munde; frug, wie ihnen ſein Bubi gefalle, dem man es allerdings von weitem anſah, daß es nicht armer Leute Kind war. Aber der kleine Kerl war heute recht unartig, entfremdete ſich vor den Töchtern des Dorfes, wollte zu keiner gehen, wendete ſich unwillig der Mutter zu, wenn eine ihn nehmen wollte. Die Töchtern wurden recht empfindlich. So, ſagte eine wie die andere, bin ich dir nicht gut genug, du biſt doch ein recht hochmüthiger Emmenthaler. Auf dem Kirchweg machten ſie dann ihre Gloſſen auch über Stüdeli. „Das ſei auch nicht mehr das Alte, ſagten ſie, es ſei hochmüthig geworden und thue ſo vornehm und werde doch kaum viel Urſache dazu haben. Wenn eine das Kinderwägeli ſelbſt ziehen müße, ſo könne man daraus abnehmen, ihr Höfli werde nicht Reſſe ertragen, höchſtens ein par magere Kühli, vielleicht gar nur Geißen. Es nehme ſie doch wunder, was die für ein Geſicht gemacht, als des Geißhändlers Bub zu ihr in die Brechhütte geſchloſſen ſei, und hinten an ſeine Blättere. Das hätte ſich doch treffen müſſen, daß beide gerade da zuſammengekommen, ſchöner nützte nichts.

Es könne kaum ein abgeredet Spiel geweſen ſein, daneben könne man es nicht wiſſen, für nichts und wieder nichts, werde doch die Frau ihnen beiden kaum wüſt geſagt haben. Die ſolle ſo bedenklich ausgekehret haben, daß das Stüdeli mitten im Wetter die Flucht genommen und daher gekommen ſei wie aus einer Kanone.“ So zergliederten die Kirchenleute den Beſuch, er bildete das Tagesgeſpräch, die nouvelle du jour. Schüchtern redeten Einige dazwiſchen und gaben wieder, was Stüdeli ſelbſt erzählt und durch die Knechte ins Publikum gekommen war, aber ſie fanden ungeneigte Ohren und wagten nicht mit Energie ihre Meinung zu vertreten, ſie wollten die Gunſt des Publikums nicht aufs Spiel ſetzen. So hat es die arme Wahrheit, ihre treuen Liebhaber ſind rare Vögel, ſelten einer wagt für ſie ein Gefecht, ſobald es hitzig zu werden ſcheint, macht er ſich auf den Rückzug, geſchweige, daß einer ordentlich dafür einſteht. Der Pfarrer predigte wirklich über dieſen Vorfall nicht, zog ihn nicht einmal an, aber man hätte glauben ſollen, er habe das nämliche Thema vor gehabt, denn wo die Predigt die Geſpräche unterbrochen, da ſetzten die Kirchgänger ſie nach der Predigt fort; der Predigt gedachte kein Menſch. Heute hätte, glauben wir, der Pfarrer alles Mögliche ſagen können, ſelbſt ſie ſeien Schelmen und Spitzbuben und die Regierung beſtehe aus Räubern und Mördern, ſie hätten wenig Notiz davon genommen, allweg die Weiber nicht, er wäre kaum verklagt worden. Es werden, einige Alte ausgenommen, im Dorfe nicht Viele geweſen ſein, welche, als ſie heim kamen, den verleſenen Text anzugeben gewußt hätten. Unterdeſſen benützte die Mutter die ſtille Zeit während der Predigt, Stüdeli ihre Pflanzplätze zu zeigen, nachher gab es ſich nicht mehr, wie ſie wohl wußte. Pflanzplätze ſind der rechten Weiber Ehrenplätze, zugleich eine Gelegenheit für Mütter, Töchtern auf den Zahn zu fühlen. Freilich war es wohl früh im Jahr und noch wenig Entwicklung da, ſondern nur die Anfänge, und bloß einige Pflanzen und das Ausſehen des Ganzen, ob es ſorgfältig oder nachläſſig gearbeitet ſei, ließen ſich beurtheilen. Stüdeli rühmte wie recht, und doch machte es die Mutter ſchließlich faſt böſe. Als ſie die Pflanzen verlaſſen wollten, drehte Stüdeli ſich noch einmal um und ſagte: Aber Mutter, eins ärgert mich, das ſollte nicht ſein, du vermagſt dich freilich deſſen nichts, aber dem Ganzen giebt es ein bös Ausſehen, das ſind eure Bohnenſtecken. Sieh das ſind krumme, dünne, kurze, keine zwei Klafter lang, es ſind eigentlich nur Erbsſtecken, nicht Bohnenſtecken, an denen können die Bohnen nicht hinauf an die Sonne wachſen. Da ſollteſt unſere dagegen ſehen, ſchön grade, halbe Tannli ſinds. Weißt was, das nächſte Jahr muß euch mein Mann dreivierhundert bringen, wir haben deren genug in unſerem Berge, es thut dem Aufwachs nur wohl, wenn er erdünnert wird, und nehmen wir ſie nicht, ſprechen andere Leute zu. Es giebt auch bei uns deren Leute genug, welche meinen, es ſei erlaubt, alles zu nehmen, was nicht ſchreit, wottſch mih lah ſy, du Donner! „He, ſagte die Mutter, im erſten Augenblick etwas empfindlich, es iſt furios, daß dir die Bohnenſtecken nicht mehr recht ſind, ſie ſind nicht beſſer, nicht böſer, als wir ſie von je gehabt, und wir hatten, wenn ſie geriethen, auch Bohnen genug und ſo ſchöne als andere Leute. „Ja Mutter, antwortete Stüdeli, zielbiſt hatte ich noch keine anderen Bohnenſtecken geſehen, als wie man ſie hier hat, ich meinte, ſie ſeien alle ſo, aber ſeit ich unſere ſah und andere da oben, gefallen mir die nicht mehr; die andern ſind ſo ſchön grad auf und dieſe krumm und ghogeret, man darf faſt nicht luege. Du haſt doch das nicht ungern, Mutter?“ „Warum ſollte ich, bſunderbar wenn du Wort halteſt und machſt, daß ich fünfhundert ſchön grade bekomme,“ antwortete die Mutter und ein fein Lächeln überflog ihr Geſicht. „Mutter, ſollte ich nicht noch zur Baſe Gotte gehen, jetzt wärs vielleicht noch Zeit, ehe die Predigt aus iſt, und ſie könnte es zürnen, wenn ich mich nicht zeigte, frug Stüdeli? „Haſt ganz recht, antwortete die Mutter. Es iſt eine wunderliche Baſe, lange macht die es nicht mehr, aber notti iſt ſie eine gute und dich hatte ſie immer bſunderbar lieb, und ſo oft ich ſie ſah, fragte ſie nach dir. Aber ſäume dich nicht lange, ſonſt kömmſt mitten i d'Kilchelüt. Die Baſe Gotte wohnte zu unterſt im Dorfe, eine Strecke weit hatte Stüdeli zu gehen, neben vielen Häuſern vorbei, bei welchen wenige Menſchen zu ſehen waren.

Das Dorf ſchien faſt verlaſſen. Nicht etwa, daß die ganze Bevölkerung in der Kirche war, bewahre, man war hier eben wegen der Bildung und wegem Sne über die Gottesdienſtlichkeit hinaus, aber die Einen ſchliefen noch, die Andern ſchliefen wieder, die Dritten kochten und die Vierten und Hoffährtigſten ſtrählten und riſſen ihre Haare am Kopfe herum, weil es Locken daraus geben ſollte, und nicht geben wollte. Das Dorf kam Stüdeli anders vor als früher. Früher hatte es daſſelbe für das Schönſte gehalten im ganzen Canton, jetzt ſchüttelte es über gar Vieles den Kopf. Die Strohdächer mit ihren braunen Geſichtern und grünen Anflügen kamen ihm gar häßlich vor, hingen wie alte wüſte Nachtkappen über die kleinen Fenſter herein. Obſchon es Sonntag war, ſah es gar nicht aufgeräumt aus, Grebel hinter dem Hauſe und Grebel vor dem Hauſe, Stöcke, Reiswellen, Holz von allen Sorten, Wagen und Kärren, kurz alles was denkbar, war bunt durcheinander. Hier und da ſchien es akurat, als ob man ſämmtliches Material zuſammengeſchleppt habe, um im Fall der Noth ums ganze Haus herum alsbald eine Wagenburg ſchlagen zu können. Die Miſthaufen ſchwammen in einer braunen Sauce, die ſich aber auch auf die Straße wagte und gerne mit dem Bache vermiſchte, aus welchem die Weiber unten im Dorfe den Kaffe machten, daher immer behauptet wurde, unten im Dorfe trinke man ſtärkern und bräunern Kaffe als oben im Dorfe.

Bei der Baſe Hans ſah es nicht ſchöner aus, als bei den andern und war ihm doch daſſelbe von Jugend auf wie ein kleines Himmelreich erſchienen, denn wenn es dahin kam, gab ihm die Baſe was Gutes. Es weiß kein Menſch, wie mancher Eiertätſch dort um Stüdelis willen den Weg aller Eier gewandert. Drinnen im Hauſe ging es ihm nicht beſſer.

Die Baſe war ſehr freundlich, zog für ihns und das Bubi aus allen Ecken alles hervor, womit ſie glaubte den guten Willen zeigen zu können, ſogar einige neue Silberſtücke drückte ſie Stüdeli in die Hand. Nicht daß ſie glaube, es hätte ſie nöthig, Mangel ſehe man ihm keinen an, d's Gunträri, es ſei nur ein Zeichen, auf daß es ſich an ſie erinnere, daß ſie auch noch da ſei. Sie denke oft an ihns und es ſolle einmal erfahren, daß ſie es nicht vergeſſen. Sie erzeigte Stüdeli und dem Bubi eine recht großmütterliche Liebe und hatte die Augen voll Waſſer als Stüdeli preſſirte und Abſchied nahm, denn trotz allem Guten kam es ihm in der Stube unheimlich vor, es war ganz eine andere als früher, eng, nieder, voll Fliegen, ſchwarz und nicht aufgeräumt. Es entſchuldigte ſein Preſſiren, weil es den Kirchenleuten entrinnen wolle und als es zum Haus austrat, kamen ſie gerade daher. Es glaube, der Pfarrer habe heute ihm wohl expreß eine kurze Predigt gehabt, früher ſei er um dieſe Zeit kaum beim zweiten Theile geweſen, verſchweige beim dritten. Es hatte ſich zu weit vorgewagt, um durch eine Hinterthüre entweichen zu können unbemerkt. Es ſtürzte ſich alſo kühn in den Strom und ſtund viel Pein aus mit Grüßen und Danken, ehe es endlich landen konnte am elterlichen Hauſe. Recht ärgerlich kam es zu der Mutter in die Küche und klagte, wie es mitten in die Leute gelaufen, was es juſt habe meiden wollen. Es wiſſe nicht, wie es komme, ſetzte es hinzu, aber die Leute ſind mir alle ſo grob vorgekommen. Ich weiß nicht, thaten ſie gegen mich expreß ſo, oder iſt es ihr Brauch, was ich nicht glauben kann, denn früher waren ſie nicht ſo; und doch weiß ich nicht, was ich den Leuten zu Leid gethan, daß ſie ſo gegen mich ſind. Die Mutter ſagte nicht viel dazu als: „es wird dih öppe ume düecht ha;“ was aber Stüdeli nicht glauben wollte. Die Mutter hatte das Scepter in der Küche heute ſelbſt zur Hand genommen und, wenn zu rechter Zeit gegeſſen werden ſollte, nicht viel Zeit mit Schwatzen zu verbrauchen. Nicht daß eine große Mahlzeit bereitet wurde; es war das Gewohnte ungefähr, aber die Stücke Fleiſch, welche aufgeſtellt wurden, waren ausgewählt und alles mit beſonderer Sorgfalt gekocht. Die Mutter wollte der Tochter zeigen, daß ſie es nicht verlernt, daß ſie es noch könne. Die Mutter hatte der Tochter die Wahl gelaſſen, ob ſie ihr im Stübli decken ſolle, oder ob ſie mit den Andern an Tiſch wolle. Stüdeli wählte das Letztere. Wenn ich appart eſſen würde, da thäten ſie erſt recht mich ausführen. Ich müßte geng hören, wie ich hochmüthig geworden, eine emmenthaler Bäurin vorſtellen wolle; wenn ſie eine ſolche wären, ſo hätte ſie doch das Kinderwägeli nicht ziehen, ſondern mit Roß und Wägeli kommen wollen, und was dere uverſchamte Sachen mehr ſind. So redet man doch da oben bei uns nicht mit einander, grollte Stüdeli. Bei Tiſche fing ein jüngerer Bruder von Stüdeli plötzlich zu lachen an und als man ihn frug, was das zu bedeuten hätte, antwortete er: He wil Stüdi ſo ganz e Emmethauere iſt, und ſo emmethaueriſch redet, hier ſagt man den Kirſi Kirſi, wie ſie heiſſen, und längs Stuck hat es jetzt immer von Krieſene brichtet und anders noch mehr; ich ſage ihm künftig nur das Krieſi-Stüdi. Stüdeli kriegte ein roth Geſicht, die Andern lachten, die Mutter ſagte: Du biſt immer der uverſchamteſt Sämi, und daß ich den Namen nie mehr von dir höre, ſei mir d's Hergotus. Weiſcht nit, daß Ubernamen anhängen eine Sünde iſt. Einen Namen giebt Gott mit der Geburt, einen andern Vater und Mutter in der Taufe, das ſind die Namen, die gelten ſollen, und die geben ſie, welche das Recht dazu haben, und wer noch was hinzuthut, der thuts is Tüfels Name, merk dir dies Bub. Krieſi und Kirſi laht Gott wachſen und an jedem Ort ſagt man ihnen, wie es der Brauch iſt, Krieſi oder Kirſi, und es iſt beides gleich gut und Niemand hat das Recht den Andern auszulachen. Weißt es Bub!" „Ja Mutter, ich lachte nicht deßwegen, ich lachte bloß wegen Stüdeli. Albets konnte es auch Kirſi ſagen, wie wir; es ſagt jetzt nur aus Hochmuth Krieſi, es meint, das ſei vornehmer, ſagte Sämi ſo mit der rechten gegenwärtigen Pflegelhaftigkeit eines übermüthigen Schuljungen, wie man ſie jetzt in den Dörfern, abſonderlich in denen, wo Sekundarſchulen ſind, wo das franzöſiſche A. B. C. und Kappelerweltſch gelehrt wird, zu finden ſind. „Sag du mir wie du willſt, ſagte Stüdeli, es iſt mir gleichgültig, aber wenn du mir einmal noch Krieſi-Stüdi ſagſt, ſo mußt du mir „dr my Gott Seel Sämi" heiße. Weißt warum? Ich hörte heute was, als ich beim Stall vorbeiging, das hört man im Emmenthal nicht, und das ſagteſt du aus Hochmuth, daß man glauben ſollte, wie ein Großer du ſeieſt. Ich ſchämte mich faſt für dich. So, ſagte der Vater zu Sämi, mit Schein bekommen ich und du noch mit einander zu reden. Stüdeli ſah alsbald, daß es in eine alte Wunde geſtochen, es war ihm leid, es fing von ſeiner Abreiſe an zu reden. Es wolle zeitlich gehen, damit es zeitlich daheim ſei und vielleicht komme ihm der Mann entgegen, er habe davon geſagt. „Mit Roß und Wägeli?" frug der Vater? „Zweifle, antwortete Stüdeli. Das von geſtern brauchen ſie nicht und die andern auch nicht. Die hatten geſtern ſtark gearbeitet und dann nehmen ſie am Sonntag keins aus dem Stalle, ſie ſagen: man müſſe gegen die Thiere Verſtand haben, ſo gut als gegen die Menſchen." „So kann ich dich einen Plätz führen, ſagte der Vater, meine thaten geſtern wenig oder nichts und wenn auch, ſo bekommen ſie zu freſſen, daß ſie auch am Sonntag den Brauch ertragen mögen?" Stüdeli ließ ſich auf dieſes Capitel nicht ein, ſondern bat ihn, ſeinetwegen nicht Mühe zu haben. Wetter und Weg ſeien gut und es möchte den Leuten nicht die Freude machen, daß ſie lachen könnten: wenn es reiten wolle, müſſe es heim kommen, da hätte man Roß und Wägeli, um es weg zu führen, aber um es zu bringen, hätte man keine gehabt. Es wolle gehen, wie es gekommen und das möge es ganz wohl verbringen." „Ja, ergänzte die Mutter, ich will es begleiten und eins von den Meitſchene zieht das Wägeli ſchon, und ſomit war die Reiſe geordnet. Sehr freundlichen Abſchied nahm Stüdeli von allen Hausgenoſſen, nur Sämi war nicht ſichtbar. Dadurch, daß es ſich weder eines Knechtes noch einer Magd verſchämte, jedem die Hand und einen guten Wunſch gab, machte es nicht bloß gutes Blut, ſondern ſicherte ſich lebhafte Vertheidiger gegen den Vorwurf der Hochmüthigkeit, der ihm den Tag über ſo oft gemacht worden war. Es war ein ſchöner klarer Sonntags Nachmittag, ſo recht wie der liebe Gott ſie lieb hat, und als eine ſeiner ſchönſten Gaben den Menſchen zur Erquickung ſendet und nicht um ſie zu entheiligen mit Wüſtthun und ſie auszufallen mit Lüderlichkeiten von allen Sorten. O wenn einmal unſer Herrgott die Lehr- und Ladenjungen, die Schuſter und Schneider und andere Geſellen, die Mädels, die Jungfern, die Mamſells, die Damens und Junker frägt: laßt mal hören, was habt ihr mit euern Sonntagen gemacht? hui, wie werden da ihre Geſichter brennen vor Scham und Angſt, daß es eine Röthe am Himmel geben wird, als wäre eine Welt im Brande! Zwei Mädchen ſtatt nur eins galoppirten mit dem Kinderwägeli voraus auf der ſtaublos gewordenen Straße und ſittigen Schrittes wandelten Mutter und Tochter nach. Als ſie zum Dorf aus waren, fing Stüdeli an bitterlich zu klagen. „Mutter, ſagte es, wie bin ich doch zweg, ſo muß mir ja das Leben erleiden. Hier werde ich ausgelacht, droben werde ich ausgelacht, droben ſagte man mir Birlig-Stüdle, hier d's Krieſi-Stüdi, wer möcht am End ſo dabei ſein, wenn man keinem Menſchen mehr recht reden kann. Iſt das nicht zum Drauslaufen?“ und dabei ſeufzte es ſchwer und machte faſt eine Miene, als ob Thränen am Nachrücken ſeien. „Wohin wollteſt laufen?“ frug die Mutter kaltblütig. Du könnteſt nirgends den Ort finden und wenn du ſo lange laufen würdeſt, als der ewige Jude, wo du es allen Leuten recht machen, verſchweige recht reden könnteſt. Das nimmſt viel zu ſchwer, und das kömmt davon her, daß du meinſt, es ſolle alles recht ſein, was du machſt. Das beſſert dir hoffentlich, ſo gut als es mir gebeſſert, ich hatte es früher ungefähr auch ſo. Nebſt dem biſt du im Uebergang, ohne daß du es merkſt. Jetzt biſt noch halb Aargauere, aber ſchon halb Emmenthalere oder noch mehr und in kurzem wirſt eine ganze ſein. Du redſt ſchon faſt wie eine Emmenthalerin und daß dir ſo manches bei uns mißfiel, iſt ja auch ein ſicher Zeichen, daß es dir droben beſſer gefällt. Das hat ſich dir erſt erzeigt, als dir unſer Dorf wieder vor Augen kam, und dir alles weniger gefiel als früher oder gar mißfiel, und doch iſts immer das gleiche, hat ſich ſeitdem nicht geändert. Daneben muß man ſich ſolcher Kleinigkeiten gar nicht achten, ſie ſind ja nicht redenswerth. Wenn man ſich ihrer achtet und ſie zu Herzen faßet, ſo iſt es immer ein ſicher Zeichen, es gehe einem eigentlich recht gut, denn wenn man etwas Schweres hätte, ſo würde man Kleines liegen laſſen und über das Große ächzen und klagen. Da muß man ſich hüten, daß man ſich nicht verſündige. Denn achtet man ſich des Kleinen, ſtößt ſich daran, nimmt es als eine Bürde auf, ſo wird ſie akurat ſo ſchwer wie das ſchwerſte Elend und das Herz ſo voll Jammer, als ob das Unglück einem über dem Haupte zuſammenſchlüge. Lue, das iſt d'Hauptſach, daß du es machſt wie eine gute Hausmutter. Sie wäſcht ab, ſobald angerichtet und abgegeſſen iſt und ehe ſie zu Bette geht, räumt ſie auf, ſieht nach, ob allenthalben alles in Ordnung iſt, ſtellt jede Sache an ihren rechten Ort, und was nicht in die Küche gehört, wirft ſie daraus, alles Ghüder in Kratten, um Morgens auf den Miſt zu wandern. Sieh, ſo mach es auch mit deinem Herzen. Putz es alle Abend aus von allem täglichen Unrath, was ſich anſetzen will, was nicht hineingehört und abſonderlich von allem, was nichts bedeutet und doch ſich ſchwer machen will. Stell alles an den rechten Ort, wo es hingehört, wo es Gott wohl gefällt, damit du es am Morgen, gleich wenn das Tagwerk anfängt, wieder bei der Hand habeſt die Geduld, die Sanftmuth, die Freundlichkeit, den Frieden, die Liebe und was alles Gutes und Schönes im Herzen ſein ſoll, dann bſegne dich und bet ernſthaft: Vater, vergieb mir meine Schulden, wie ich vergebe meinen Schuldnern und führe mich nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe mich von allem Böſen, dann heſts gwunne und ein gutes Leben hier mit einem guten Leben dort z'ſäme ghängt. Es iſt gar nichts, das dir davor ſein könnte, als e böſe Kopf und es wunderligs epfindligs Herz. Nun, Unglück wird es dir genug geben, wo du meinſt das Herz müſſe dir abenander. Aber die Unglück, wo vo Gott chöme, die mache nüt, da kömmt es immer wieder gut und was vo nenander het müße, das chunt gäng wieder z'ſäme. Aber das, wo man ſelbſt macht, das iſt zum Verderben und das, wo im Herze wachst, das iſt wie der Roſt, das frißt z'erſt Grube und grift z'letzt d's Ganze a, daß es überall nüt meh, ganz nüt meh als Roſt iſt. Machs ſo, glaub es chunt gut, du heſt alles z'weg für e glücklichi Frau z'werde, und was du z'klage heſt, ſy nume Bagatelſache, ob du ja Birlig-Stüdle oder Krieſi-Stüdi heißeſt, es kömmt ja nichts drauf an, wenn die Birlig-Stüdle nur dem Mann lieb iſt und das Krieſi-Stüdi Gott wohl gefällt. Glaub m'r es war manche Frau ganz anders z'weg; z'weg, daß es ſe düecht het, wenn er e Niemer anders dr Kopf abſchryß, ſu ſchryß ſie ne ſelber ab; und wär ſih ſo reuig gſy; — und iſt ſo glücklich worden, du glaubſt nit." „Mutter, ih glaub d'r wohl, antwortete Stüdeli, aber ih cha nit, ih bi gar ſo ne ſchwachi Perſon, lang nit was du." „Gſpäß, antwortete die Mutter, was nit biſt, ſollſt werde, ume nit eis Tags; ſo macht es ſih nit, wie viel meine, ſondern bi längem. Fah ume a, ſelb iſt d'Hauptſach, wo nit agfange wird, da gits nüt, und ebe, daß me nit afaht, da iſt d'r Fehler. Fah a, ſu chunt's gut, zell druf und glaub m'r."

So ſpracheten ſie zuſammen, kamen unvermerkt weiter, ſahen ungeſinnet ſich vor einem Dorfe, welches mehr als eine

Stunde entfernt war. Stüdeli erſchrak und machte der Mutter Entſchuldigungen, daß es ſie ſo weit habe kommen laſſen, aber es hätte ihm wieder viel geleichtert, wenn nur noch das Heimkommen überſtanden wäre, dann hätte es allen Muth es komme gut. Allweg ſchreiß dir den Kopf nicht vorher ab, antwortete die Mutter, nachher wäreſt du dich ſicher reuig. Aber allweg komme ich noch mit bis ins Dorf, die Kinder hätten mir nichts drauf, wenn ich nicht mit ihnen ins Wirthshaus ginge, ſie hielten es mir ihr Lebtag vor, und nicht mehr als ſie dazu kommen, wird es ihnen nicht ſchaden, und dir auch nicht, du haſt dann noch einen ſtrengen Weg immer obſig. Miech nüt, Mutter, wenn die letzte zehe Schritt nit wäre, antwortete Stüdeli mit Seufzen. Als die Kinder hörten, daß es ins Wirthshaus gehe, thaten ſie Säze wie junge Böcklein, es war als ſei ihnen das Himmelreich verheißen, und ſtracks gehe es darauf los. Als ſie ins Dorf kamen, ſah man ſchon gegen das Wirthshaus, denn die Wirthshäuſer lieben es auch, daß ſie von den Leuten geſehen werden und zwar ſchon von ferne. Da begannen Stüdelis Junge zu ſtocken und ſeine Füße langſamer zu gehen, endlich rief es: Mein Gott, mein Gott, Mutter, luegit doch, ſteht dort nicht mein Mann, dort, vor dem Wirthshaus in der Straße! Es düecht mich es ſyg ſo eine dr Poſtur nah, druebe ſollſt du ihn beſſer kennen als ich und haſt jüngere Augen, antwortete die Mutter. Es iſt ihn gewiß, Mutter, ſagte Stüdeli, und ſeine Beine kamen wieder in Gang, doch nicht in Lauf. Gar manche Stadttochter wäre geflogen, ja hätte vielleicht geglaubt, was ſie mache, wenn ſie ihm bis an den Hals fliege, das unterließ Stüdeli wohlweislich. Die Sitte auf dem Lande iſt viel ſtrenger, ſie hält im allgemeinen gar nichts auf dem Fliegen, ſie hält insbeſondere gar nichts auf dem Fliegen um die Hälſe. Doch konnte Peter an Stüdelis leuchtendem Geſichte und der Mutter Freundlichkeit ſehen, wie willkommen ſein Erſcheinen war und es war wirklich als ob Wolken aus Peters Geſicht wegflögen, als ob ein ganz anderer Schein ſich darüber lege. Wer geglaubt, es ſeien da Wolken geſeſſen und verſchwunden, hätte ganz recht gehabt. Es hatten da Wolken geſeſſen und zwar nicht ganz leichte, wenn auch nicht gerade Gewitterwolken. Aber ſo ein Ehemann iſt wirklich bös zweg in ſolchen Fällen, er iſt der arme Teufel zwiſchen Ambos und Hammer. Hör, du biſt der Mann, du mußt den Verſtand machen, wenn ſie ihn nicht ſelbſten hat, ſagen die Alten. Wenn du mich lieb hätteſt, du würdeſt anders mir helfen und auf meiner Seite ſein, heißt es auf der andern Seite. Nun, wem ſoll er helfen, beſonders wenn man dabei ſagen könnte, wie das Sprichwort heißt: öppis het dr Herr Major recht und öppis d's Liſabethli. Er denkt, Vater und Mutter ſollten die witzigern ſein, er denkt, die Frau wär doch die jüngere und ſollt in alt Lüt ſich chönne ſchicke und ihnen auch was könne z'Gfalle thue. So denkt er in einem Augenblick, ſo in einem andern und je nachdem Einer ein Gemüth hat, greift es tiefer oder minder tief. Am meiſten leidet die größte Liebe. Peter hatte wirklich ein gut Gemüth, liebte beide Theile und mit Grund. Peter hatte aber auch Gerechtigkeits-Gefühl, das ſagte ihm, ſeine Frau ſei dießmal offenbar im Unrecht. Er ſelbſt war wirklich auch verletzt worden, durch ihr Zwängen, welches offenbar Aufſehen machen, was er beſtmöglichſt zu verſtreichen ſuchen mußte. Es war ihm Angſt, wie Stüdeli heimkommen werde, verſöhnt oder erſt recht aufſechtig. Das Erſtere durfte er kaum hoffen und doch hätte er mögen und namentlich aus Liebe für Stüdeli, daß es das Vergangene vergeſſen hätte und verſöhnt und freundlich käme. Seiner Leute war er ſicher, daß ſie dieſes hoch aufnehmen und recht zu würdigen wüßten. Dieſe Unruhe trieb ihn ſeiner Frau entgegen, obgleich es ihm hölliſch, wirklich hölliſch zuwider war, das Kinderwägeli ziehen zu helfen, er hätte lieber einen Wagen mit zehn Centnern beſchwert gezogen, von wegen es war ihm nicht wegen der Mühe, ſondern wegen den Leuten. Das freundliche Entgegenkommen verſcheuchte begreiflich ſeine Bekümmerniſſe, es war ein Wecken aus ſchweren Träumen in eine heitere Wirklichkeit, ſo wie auch ſein Erſcheinen Berge abwälzte und Kümmerniſſe verjagte. Kaum wirkte wohl ein Begegnen, ein Entgegenkommen freud- und ſegensreicher als dieſes. Es iſt überhaupt das Entgegenkommen ein gar ſchön und herzig Ding. Nur muß man es die Meitſchi nicht wiſſen laſſen, die könnten es mißbrauchen, jedenfalls übertreiben, überhaupt ſteht es ihnen in der Regel ſehr übel an.

Wenn es ſo abdeckt auf den Geſichtern und heiter wird in den Herzen, dann ſchmeckt der Wein und wäre er in der Lüneburger Haide gewachſen. Das war der nicht, welchen unſere Geſellſchaft hier trank, der war am Genferſee gewachſen, in unſaubern Wirthshänden nicht verpfuſcht, ein anmüthig Wynli und mundete abſonderlich der Mutter. „Jetzt ſei es beim Schieß Zeit, daß ſie aufhöre, wenn ſie noch heim wolle, gwüß heig ſi es Ketzerli und das es bravs. Si wüß ſih nit z'bſinne, daß es ihr ſo gegangen. Wenn ſie nur dr Tuſig Gottswille ſcho heim wäre. Es war wirklich etwas an der Sache, denn als ſie Geld zählte, weil ſie abſolut die Uerti berichtigen wollte, klagte ſie, ſie komme nicht zweg, bald verſchieße ſie ſich und bald ſehe ſie die Stücke doppelt. Doch gefährlich war es nicht, denn als man auseinander ging, war ihr Schritt feſt, ihr Gang gerade, man ſah ihr nichts an. Nur wer ſie genau kannte, hätte etwas gemerkt, es lächerte ſie beſtändig, als ob Witz um Witz ihr durch den Kopf flöge. Nun ſie hatte Urſache zu heller Zufriedenheit, ſie hatte ein gut Werk gethan, mancher Mutter zum Exempel.

Wenigſtens eben ſo glücklich wanderte das junge Ehepaar ſeines Weges. Stüdeli mochte faſt nicht warten bis ſie zum Dorfe hinaus waren, um Peter ſeine reumüthigen Geſtändniſſe zu machen, zu ſagen, wie es ihns ſo freue, daß er ihm entgegen gekommen und ſein Wüſtthun ihns nicht habe entgelten laſſen und ſeine Vorſätze für die Zukunft mitzutheilen und namentlich, daß es von nun an ganz eine Emmenthalerin werden wolle. Halb ſei es ſie ſchon, da unten habe man ihm Krieſi-Stüdi ſagen wollen und ihm ſonſt vorgehalten, es rede ganz emmenthaleriſch. Nun wolle es lieber nur einen Uebernamen ſtatt zwei, mit den Birligen wolle es nichts mehr zu thun haben, ſondern nur noch von Schöchlene wiſſen. Ueberdem gefalle es ihm da oben weit beſſer als da unten, es hätte nie geglaubt, wie doch die Augen ändern könnten, es ſei ihm alles ganz anders vorgekommen, die Menſchen und die Häuſer, kurz alles zuſammen und aller Gluſt ſei ihm vergangen zu zügeln, auf dem Tanzboden wolle es leben und ſterben, wenn man es nur recht lieb haben wolle da oben und es ihns nicht laſſen entgelten, daß es ſich ſo verfehlt. Peter hätte ein Hund ſein müſſen, wenn ob ſolchen Liebesreden ſein Herz nicht hätte weich werden ſollen wie Grasanken und er nicht auch ausgepackt hätte, wie lieb es ihnen ſei, wie Niemand was gegen ihns hätte, dagegen das größte Bedauern mit ihm, weil man glauben mußte, es ſei ihm nicht wohl bei ihnen. Wenn man einmal das wiſſe, daß es ihm recht und es gerne bei ihnen ſei, werde die größte Freude ſein und alles ihm die Hände unter die Füße legen. Sie hätten Anfangs großen Kummer gehabt, als es am Samſtag ſo bös fort ſei und wenn deine Mutter wäre wie manche andere Frau, ſo hätten ſie alle Urſache dafür gehabt. Aber das iſt eine, wie man ſie nicht oft findet, wie die Merzenglöckli, wenn der Schnee abgeht, die werde ich nicht vergeſſen und wenn ich hundertjährig würde und wenn ich ihr Liebs und Guts erweiſen könnte, würde ich nie fragen was koſt's? Daran dachte man und das war unſer Troſt und er fehlte nicht und wenn du jetzt ſo kommſt, ſo wirſt ſehen, was das für eine Freude und eine Liebe iſt. Unter ſolchen Geſprächen wird der Weg kurz, ſie waren daheim, ehe ſie ſichs verſahen und die zehn letzten Schritte hatten keine Bedeutung mehr.

Man ſlog ihm freilich ebenfalls nicht an Hals, aber man kam ihm entgegen, man erkundigte ſich mit herzlicher Theilnahme, wie es ihm geſtern im Wetter ergangen, alle Hände waren bereit, ihm irgendwas zu thun, daß es faſt nicht reden konnte, weil ihm das Weinen immer zu vorderiſt war. Als Städeli am Abend mit Peter in ihr Stübchen kam, da nahm es ihn um den Hals und ſagte: „das habe ich nicht verdient, aber ich will es zu verdienen ſuchen, zähle darauf.“

Der Mordio-Fuhrmann.

Von

Jeremias Gotthelf.

(Zuerſt in einem der ſechs Jahrgänge des Bernerkalenders von
J. Gotthelf.)

Der Kanton Bern iſt ein wunderliches Land, ein Land voll Gottes Herrlichkeit, aber auch voll Streitbarkeit: ſtreitbare Köpfe, Köpfe wie Nagelfluh, ſtreitbares Land, wo man die Hühner anbinden muß am Hauſe, damit ſie nicht zu Thale rollen, ſtreitbare Straßen, wahrhaftige Seufzerſtraßen für ehrliche Roſſe, für alle Fuhrleute, welche es mit ihren Roſſen ehrlich meinen, für alle Lohnkutſcher, welche in den Fall kommen, den übrigens ganz ehrlichen Bürgern, Handwerkern und ſelbſt Edelleuten, welche alle drei Jahre mit Frau und ſieben Kindern und einem Pferde eine Luſtfahrt machen, gedachtes Pferd ſammt einer weiten Chaiſe anvertrauen zu müſſen. Nun hat es Gott gewollt, daß gerade um die Stadt Bern herum, wo ſo viele Menſchen wohnen, welche gerne ſo zahlreich und ſo wohlfeil als möglich Luſtfahrten machen, ſo ſtreitbare Straßen ſind, daß einem die Beine krumm werden, wenn man bergunter geht, und geht man bergauf, ſo wird man ganz ſteif im Nacken, wenn man den vor den Füßen laufenden Weg betrachten will. So iſt namentlich die Straße nach Aarberg, wiederum die nach Murten, beide ſcheinen recht eigentlich eingerichtet zu des Teufels Vogelheerd, wo er die Thierſchinder fängt, wenn ſie reif ſind oder die angehenden ſich notirt in ſein Notizenbuch. Auf einer von dieſen beiden Straßen ſoll es wirklich nicht richtig ſein, für gewiſſe Leute ſehr gefährlich, wir ſagen aber nicht auf welcher. Es ſchadet nämlich gar nichts, wenn die Mordiofuhrleute, Schinder von Kutſcherknechten, und Bürgersmänner, welche meinen, ein einſpännig Chaiſchen ſei eine Arche Noah, ſich auf beiden Straßen ſorgfältigſt in Acht nehmen, nicht an des Teufels Leimruthe hängen zu bleiben.

Einmal, es war am Vorabend der Weihnacht, als längſt jeder gute Chriſt zu Bette war, erſcholl vor einem Wirthshauſe, welches an einer dieſer Straßen ſteht, eine gewaltige Stimme. Stallknecht, ausſpannen, rief die Stimme, dreimal rief ſie ſo, und dem ſchläfrigen Stallknecht, welcher den Tag über viel rothen und weißen Wein in ſeinem Leibe begraben hatte, und ſelbigen gerne ſchlafen gelegt hätte, war es noch, als befehle ſie das große Ordinäri (½ Mäß Hafer ſtatt ¼). Als er mit der Laterne in der Hand ſchwerfällig herbei ſtolperte, ſah er zwei wohlbekannte magere Rößlein, durch welche nicht bloß der Mond ſchien, wann er voll war, ſondern ſogar die Sterne in halbdunkeln Nächten, an einem ſchwer beladenen Wagen, doch Niemand dabei. Wo iſt der Daniel, brummte der Stallknecht, liegt der beſoffen am Wege, oder ſchon drinnen, mag nicht mehr warten, bis man ihm das Fuhrwerk abnimmt? der wird auch unglücklich, ehe es lang geht und kommt unter die Räder. So brummend leuchtete er um das Fuhrwerk herum, fluchte auf einmal laut auf und rief: Daniel, biſt ein Narr oder beſoffen, was Hunds treibſt du da!

An einem hintern Rade hing der alte Daniel und ſchob mit aller Kraft an demſelben vorwärts, hörte nichts, wußte nicht, wo er war, bis ihm der Stallknecht mit der Laterne ins Geſicht fuhr, ihn beim Arm packte und ſagte: Daniel biſt ja oben, die Roſſe ſtehn, ſetz' doch ab! Da ſtierte Daniel lange in des Stallknechts ſonſt ſo wohlbekanntes Geſicht, endlich athmete er hoch auf, frug leiſe und heiſer: Wo iſt er, oder iſt er fort? — Wer? frug der Stallknecht, wer war's? Ich merkte wohl eine fremde Stimme, welche befahl, aber geſehen habe ich Niemand. — Iſt er noch da? frug Daniel bebend. — Sehe Niemand, ſagte der Stallknecht, wer war's? — Der Teufel, ſagte Daniel leiſe, ſpann' aus um Gotteswillen, ſo ſchnell du kannſt, ſonſt kommt er wieder und nimmt uns beide. — Biſt ein Narr, ſagte der Stallknecht, wenn man Niemand mehr zu fürchten hätte als den, ſo wäre gut ſein in der Welt; doch ſagte er das mit einer Stimme, in welcher der rechte Muth nicht ſteckte. — Schweig, verſündige dich nicht, ſagte Daniel, wenn du erfährſt, was ich, du redeſt anders. — Bleibſt über Nacht? frug der Stallknecht. — Nicht um 100,000 Gulden führe ich noch einen Schritt. O mein Gott, wie thut mir der ganze Leib ſo weh. Ich muß in die Stube hinein. Aber ſieh, ſteht er nicht dort, Gott bewahre meine Seele, und die guten Geiſter loben den Herrn! — Bald wäre der lange Daniel ins Kellerloch gefallen, dem Stallknecht war es auch unheimlich zu Muthe; beide waren froh in der hellen Stube zu landen, wo trotz dem heiligen Abend und der ſpäten Stunde, noch nicht Feierabend war. Aber der Wirth kannte halt keine andern heiligen Tage als die, an welchen er tanzen ließ, die Muſterungen und großen Märkte; die Wochenmärkte in den umliegenden Städten waren ſeine ordinären Sonntage, ſein Gott war das Geld, der Wein ſein Heiland, denn der half ihm zu ſeinem Gott. Wie wird es aber einer Seele ſein, wenn die 'mal aus dem Leibe muß, was hat die dann für Troſt von ihrem Gott und ihrem Heiland? Wie ward es wohl dem Wirthe, als ſpäter ſein Heiland ihm den Hals brach? Iſt das nicht ein ſeltſamer Heiland, welcher ſeinen Anbetern den Hals umdreht? Der Teufel ſchickt halt gar Manchen in die Welt, die Menſchen ſehen ihn für einen Heiland an, und wenn ſie am beſten mit ihm dran ſind, dreht er ihnen den Hals um. Gaben ſich ſeiner Zeit auch einige ſechzig für den verheißenen Meſſias aus, und doch war nur Einer der rechte und kam von Gott.

Wo der lange Daniel, der allbekannte Mordiofuhrman, ſonſt in eine Wirthsſtube trat, erregte er Aufſehen, doch nicht wegen ſeinem Ausſehen, ſondern wegen ſeinem Aufbegehren, dießmal erregte er großes Aufſehen wegen ſeinem Ausſehen. Er trat ein, ganz zertrümmert, als ob er jeden Augenblick auseinander fallen wollte; ſtatt wie ſonſt in der Stube herumzuſtolpern mit der Peitſche in der Hand, den Gäſten auf alle Weiſe läſtig fallend, drückte er ſich ſchnell in einen Winkel nieder, forderte eine gute Suppe ſtatt einem Schoppen, ſeufzte tief auf, wiſchte ſich den Koth aus dem Geſichte, kurz, er war ganz das Gegentheil von ſonſt.

Die Kellnerin, oder das Stubenmädchen, wie wir im Berngebiet ſagen, ein curaſchirt und ſchnippiſch Ding, doch ohne das Widerwärtige, welches curaſchirte und ſchnippiſche Kellner haben, ſah ihm verwundert ins Geſicht und frug: Daniel, Daniel, kömmſt du aus der Löwengrube oder aus einem Miſtloch, mit dir iſt's nicht gut? — das könne nicht mit richtigen Dingen zugehen, ſagte der Stallknecht, ſo habe er den Daniel nie geſehen, und was er aus der Stimme machen ſolle, welche gerufen und das große Ordinäri befohlen habe, wiſſe er nicht, ſo eine hätte er nie gehört, gar nicht wie von einem Menſchen habe ſie getönt. Daniel machte dazu ein Geſicht, wie eine Kindbetterin, welche auf ihre Suppe wartet, ſeufzte übel und ſagte: Das große Ordinäri befohlen! in Gottesnamen gieb's, und wenn ſie mehr mögen, gieb's auch, wo es um eine Seele geht, kömmt es auf einen Viertel Hafer mehr oder weniger nicht an. Mit großer Haſt machte er ſich hinter die Suppe, aber je mehr er aß, deſto mehr ſeufzte er, er ſchien ſich nur zu erholen, um ſein Elend in Worte faſſen zu können. Die Spöttereien rundum hatte er ſchweigend und ſeufzend hingenommen.

Als er den Löffel ablegte, holte er Athem tief herauf und ſprach: Lacht nur ſo lange ihr mögt, wird einmal euch begegnen was mir, dann vergeht es euch von ſelbſt. — Du wirſt dir ſelbſt begegnet ſein, ſagte das ſchnippiſche Stubenmädchen, mir iſt das Lachen ſchon manchmal vergangen, wenn du zur Thür hereinkamſt oder mir ſonſt begegneteſt.

Doch kam es dir bald wieder, ſagte der lange Daniel, und lache in Gottesnamen nur ſo lange du magſt, Mareili. Wäre dir der begegnet, welcher mir begegnet iſt, das Lachen wäre dir für dein ganzes Leben vergangen. — Wer iſt dir denn begegnet? frug Mareili, du könnteſt einen bald zu fürchten machen. — Und wenn man ſich ſchon mehr fürchtete, Mareili, glaube es mir, es ſchadete nichts, hätte man Furcht zu rechter Zeit, ſo hätte er keine Gewalt, und man müßte nicht erfahren, was ich, ſagte der Fuhrmann. — Daniel, du biſt ſturm oder ſonſt nicht zuwege, gieb Bericht, wer iſt dir begegnet? frug das Mädchen ungeduldig. — Der Teufel! antwortete Daniel leiſe und langſam. — Biſt ein Narr, ſagte Mareili, es iſt ja keiner mehr; wer wollte ſich doch vor dem fürchten. — Wer es nicht erfahren hat, ſagt Manches, ſagte der lange Daniel; was ich geredet habe, mag mir Gott verzeihen, wenn er kann, jetzt weiß ich, was ich zu reden habe. Habe auch geglaubt, als er hinter dem Zaun hervor kam, es ſei nur ein Nachtbub, welcher mich ängſtigen wolle, und wollte ihm den Muthwillen mit der Peitſche vertreiben. Aber wohl, der belehrte mich anders, und zeigte mir, wer er wär', ſagte Daniel blaß und matt. — Neugierig hatten die Gäſte ſich um ihn herumgedrängt und begehrten, er ſolle ordentlichen Bericht geben von vornen bis hinten. Allem nach ſei was begegnet, ſo mir nichts dir nichts ducke er ſich nicht in die Ecke wie ein Kaninchen in einen Holzhaufen.

Wenn ſie es begehrten, ſagte Daniel, ſo wolle er ſchon erzählen, vielleicht daß es für Andere gut ſei. Im Städtchen hatte ich zu meinen zwei Faß Wein noch etwas geladen, ließ aber nicht füttern. Am Fuhrlohn zwacke man alle Tage ab, der Hafer werde alle Tage theurer und bergauf gingen die Roſſe leichter, wenn ſie nicht die Bäuche vollgefreſſen hätten, dachte ich, ließ die Roſſe draußen ſtehen, trank drinnen einen Schoppen oder zwei und aß ein Würſtchen dazu oder zwei. Als ich fahren wollte, kam ein Fuhrmann aus dem Aargau, welcher vier Faß geladen hatte, vom Allerbeſten, wie er ſagte. Ob es ſo ſei, nahm uns wunder, wir bohrten die Fäßer an, und wirklich dießmal log der Aargauer nicht, beſſeren habe ich ſelten getrunken. Begreiflich ſaumten wir uns lange dabei, faſt war es finſter, als ich aus dem Städtchen fuhr. Die Roſſe wollten nicht laufen, wie ich auch auf ſie ſchlug, es war, als ſei ich verhext und in den Sinn hätte es mir kommen ſollen, es ſei da was nicht richtig. Ich fütterte unterwegs noch für zwei Batzen Brot, in der Meinung, es ginge dann beſſer, aber es war alles Eins. Es iſt halt eine böſe Welt und nichts mehr zu machen, mit den Leuten nicht, mit den Roſſen nicht, jeder Bube will befehlen und nichts thun, und die Roſſe auch nur immer freſſen und nicht ziehen. Gut iſt's, daß man das Waſſer umſonſt hat, koſtete es etwas, wetten wollte ich, ſie ſöffen zum Trotz die Hälfte mehr. Sie fraßen das Brot ſo raſch, daß ich kaum meinen Schoppen trinken konnte. Der Stallknecht fragte, ob er noch für zwei Batzen geben ſolle, es dünke ihn, ſie würden es nehmen. Aber wer nicht arbeiten will, ſoll auch nicht freſſen, ſagte ich, hieb aus und fuhr. Die Roſſe wollten nicht laufen, je ſtärker ich hieb, deſto langſamer gingen ſie vorwärts, es war mir, als müßte ich zur Haut ausfahren, und hätte ſie ein Loch gehabt groß genug, ich wäre hinaus gefahren. So ging es, als ob wir Schnecken zum Vorſpann hätten, bis da unten an den Berg, da ſtanden die Roſſe. Hü! ſagte ich, und hieb auf ſie ein, daß mich dünkte, es ſollten Steine entzwei gehen, aber keinen Fuß rührten ſie, keinen Tritt gingen ſie vom Fleck. Ich nahm nun eines nach dem andern am Zaum, mit der einen Hand riß ich vorwärts, hieb mit der andern drein, daß es mich dünkte, Haut und Fleiſch ſollten werden wie Wurſtteig. Sie thaten keinen Wank. Ich ſtieß mit den Stiefeln an Beine und Bäuche, es war all Eins — ich war verhext.

Da, in dieſer Noth, gedachte ich an ein Mittel, von welchem ich oft gehört, es jedoch nie probirt hatte, ich ſuchte meinen Schwamm zuſammen, ſchlug ihn brennend, und wollte ihn unter die Schwänze legen. Da, wie ich es thun wollte, kömmt plötzlich Einer hinter dem Zaun hervor, reißt mir die Peitſche aus der Hand, ſteckt mir eine Ohrfeige, daß ich rundum fahre wie ein Kreiſel und ſagt: warte du Mordiofuhrmann, dich will ich fahren lehren und zu Vorſpann verhelfen. Ich erſchrak noch nicht, hab' gar viel erfahren, brüllte ihn an, er ſolle mich ruhig laſſen, mein Fahren ginge keinen Hund an, nicht einmal den Teufel. Das will ich doch ſehen, brüllte der, gerade der bin ich, riß das Maul auf, ſtreckte eine feurige Zunge hinaus, Klafter lang, nahm mich beim Halſe, drückte mich an's Rad, ſchrie: greif in die Speichen, hieb auf mich ein, daß es mir ſchien, als fahre ein Raſiermeſſer durch meinen Leib, und zwei feurige Hörner wie Kirchthürme wüchſen auf ſeinem Kopfe. Und wie er nun fuhr! es ſchaudert mich und die Haare ſtehen mir zu Berge, wenn ich daran denke. Leiſe ſprach er mit den Roſſen, mich fluchte er an, daß der Boden zitterte, über die Pferde knallte er nur ſo hin, auf mich hieb er ein, daß es mich dünkte, es müſſe Glied um Glied mir vom Leibe fahren, und wollte es nicht gehen, ſo kam er mit den Füßen hinter mich und drohte mir gar mit Schwamm.

Einmal wollte ich mich wehren, aber er faßte mich bei den Ohren und drückte mir das Geſicht in's Rad hinein, daß ich glaubte, ich müßte auf der Stelle gerädert ſein. Ich fiel in die Kniee, aber, mit dem Peitſchenſtecken hieb er mich auf, daß es mich dünkte, ich müſſe zu Himmel fahren und brüllte dazu: Wart' du Mordiofuhrmann, mußt doch einmal wiſſen, wie es deinen Roſſen iſt. Ich habe beten wollen, aber nicht gewußt wie, und kein Menſch kam, kein Fuhrwerk, und wie ich geſchrieen, Niemand hörte es, und eine Ewigkeit war's, daß ich da fahren mußte, was man ſonſt in einer kleinen Stunde abthut. Als wir bald oben waren, und ich bei mir ſelbſt dachte, wenn es denn ſein müſſe, wenn der Teufel mich nehmen wolle, ſo wäre es mir doch wirklich lieber, er nehme mich, ehe wir ganz oben am Berge ſeien, da ſei dann ja ein Wirthshaus und die Sache erſtritten, brüllte er ſchrecklich: Stoße, ſpeiche, ſchiebe, du verfluchter Hund und Fuhrmann, daß das Blut dir aus den Händen ſpritzt, ſonſt nehme ich dich, und dann für ewig. Thuſt du das Möglichſte, ſo ſchone ich dießmal deiner noch. Aber weißt! es iſt das letztemal, und mein ſind die Mordiofuhrleute und Pferdeſchinder allzumal, ich brauche ſie, eine ſchöne Zahl habe ich ſchon beiſammen. Wer die Roſſe überladet, überſtrengt, ſie nicht füttert, ſie ſtehen läßt im Winter in der Kälte, im Sommer in der Hitze, Fliegen und Bremſen zu blutigen Opfern, der iſt mein. Und wenn ich ſolcher Schinder ſchon viele habe, ſo bedarf ich deren doch noch viele. Um Bern, um's Morgenthal herum, wo die Salz- und Steinfuhrleute, im Emmenthal, wo Käſe und Kohlen geführt werden, da kriege ich meine Rekruten, und wenn das Bauen um Bern und Burgdorf recht angeht, ſo frage ich den verſoffenen Weinfuhrleuten nichts mehr nach. Aber jetzt noch, du langer Daniel, könnte ich dich brauchen, darum ſchiebe und ſtoße, ſonſt! – und damit hieb er mich mit dem Peitſchenſtecken, daß mir Hören und Sehen verging, daß ich nichts wußte als Schieben und Stoßen, bis der Stallknecht mit der Laterne mir ins Geſicht fuhr.

So erzählte der lange Daniel und ſetzte hinzu: es dünkt mich, wenn ich einen Tropfen Thee hätte, es thäte mir wohl, es dünkt mich noch immer, er ſtehe hinter mir mit ſeinen feurigen Hörnern und ſtüpfe mich mit den ſpitzigen Stiefeln. Und wie er das ſagte, klapperte er mit den Zähnen, als ob er einen Storchenſchnabel hätte. Der Stallknecht ſchlotterte, das Stubenmädchen ſchlotterte, die ganze Stube ſchlotterte, es war ein allgemeines Schlottern, wie es noch heut zu Tage über ganze Haufen kommt und zwar um ſo eher, je weniger man denkt, und um ſo heftiger, je gewaltiger man ſonſt thut mit dem Maul.

Als die Erzählung aus war, ſetzte man ſich wieder, und es begannen nun die Erklärungen, und wie bekannt iſt, ſind die Erklärungen immer viel länger als die Erzählungen und zumeiſt ungeheuer unerklärlich vor lauter Begreiflichkeit. Die Einen redeten von einem Traum, einem innern Geſichte, dazu waren aber die blutigen Streifen über des langen Daniels Geſicht allzu ſichtlich; Andere von einer abſichtlichen Lüge, dafür ſchlotterte aber der lange Daniel viel zu natürlich; Andere von einem Geſpenſt, einem böſen Manne, welcher wieder kommen müſſe, Teufel aber ſei keiner, das wiſſe man längſt. Ein Schneider ſpäßelte über Teufel und Geſpenſt, und meinte, nur dumme Leute glaubten noch ſo etwas, wer aber ein wenig wiſſe, was jetzt Trumpf ſei, der glaube gar nichts mehr, als was er in ſeine fünf Finger kriegen könne. Das käme manchem Schneider bequem, hieß es, wenn man nicht mehr glauben dürfe, daß er Tuch ſtipitzte! Aber eigentlich ſei es doch ſchlecht von einem Schneider, daß er den Teufel läugne und ſeien ſie doch beide Vettern vom Ziegenbock her. Der Schneider ward zornig, fand aber doch gut, vor der Mehrheit ſich zu ducken.

Während man an der Sache herum erklärte, und dieſe anſchwoll ganz kurios, war ein junger ſchöner Burſche in die Stube gekommen, und hatte einen Schoppen gefordert. Mareili und er ſchienen gut bekannt, hatten allerlei zu flüſtern und zu winken, wenn ſie nämlich glaubten, die Leute achteten ſich ihrer nicht. Dieſer Burſche miſchte ſich endlich auch in das Gerede, und wie es den Meiſten ſchien, noch recht vernünftig. Er ſagte: allweg ſei was an der Sache, das Geſicht des langen Daniels gebe es mit, aber daß es der Teufel ſelbſt geweſen ſei, glaube er nicht, ſo um eines Fuhrmanns willen ſich hierher zu mühen, dazu werde der Teufel wohl zu ſtolz und vornehm ſein. Aber es gebe noch andere Teufel, ſo wie ein Oberſt Lieutnants habe und Hauptleute, ſo habe auch der Teufel Untergebene, ſo einer werde es geweſen ſein, es werde kaum fehlen. Von ſeiner Großmutter Stiefbaſe habe er etwas gehört, das werde wohl das Wahre ſein.

Eine ſolche Andeutung ſpannte die Neugierde, der junge Burſche mußte heraus mit der Sprache.

Eigentlich meint der Teufel es mit Niemand gut, aber leider glauben dies nicht alle Leute, ſo begann er zu erzählen. Wie viel man auch auf ihm hält und ihm flattirt, es hilft doch nichts, wer ihm am meiſten Ehre erweiſt, den nimmt er zuerſt in die Hölle und plagt ihn obendrein vom Teufel. Nun machen ihm wohl keine Menſchen ſo viel Complimente, berufen ſich zuerſt auf ihn als die größte Autorität, als Fuhrleute, nur Schweinehändler und Roßjuden vielleicht ausgenommen.- Nun iſt er aber auch gerade auf den Fuhrleuten am allermeiſten, und weiß ſie auch darnach zu gebrauchen. Der Teufel hat es auch wie andere Leute, es kömmt ihm zuweilen wunderlich in den Kopf, manchmal ſchießt ihm ſogar der Bauteufel in den Leib, daß er meint, die ganze Hölle ſollte zur Straße werden, Kaſernen, Fabriken gebaut ſein, oder Dämme aus Schwefelpulver; dann muß gefuhrwerkt ſein Tag und Nacht. Wirkliche Pferde hat er begreiflich nicht in der Hölle, dieſe ſind nur für die Menſchen. Es wäre auch nicht billig, wenn die armen Thiere, nachdem ſie hier genug geplagt worden, am Ende noch dem Teufel zu müßten. Als Roſſe braucht er die geweſenen Fuhrleute, Kutſcher, Engländer, kurz Pferdeſchinder von allen Sorten und Klaſſen, ſpannt ſie mit feurigen Ketten an feurige Wagen, ladet ihnen auf wie ein Narr, jagt ſie mit feurigen Peitſchenhieben, bis ſie in die Kniee fallen, die Hände blutig in den Boden graben, dann kriechen feurige Teufel ihnen auf den Rücken, ſtechen ſie mit feurigen Sporen bis mitten in den Leib hinein. Haben ſie keinen Hauch mehr im Leibe, ſtellt er ihnen feurigen Roßmiſt auf, welchen wirkliche Roſſe, auf ſteilen Straßen, in Noth und Angſt fallen laſſen, den ihm ſeine Miſtbuben, geweſene Rechtspraktikanten, welche böſe Händel aufſtöberten, aufleſen müſſen, labet ſie mit feurigem Waſſer, welches die Roſſe aus Langeweile vor den Wirthshäuſern von ſich ließen, und welches die Wirthe, welche Fuhrleute muthwillig locken oder ſäumen, ſammeln und kredenzen müſſen. Nun giebt es aber Zeiten, wenn der Bauteufel ſo recht abſonderlich in ihm ſpukt, hauptſächlich ſeit er auch Eiſenbahnen haben will von einem Schwefelkeſſel zum andern nicht bloß, ſondern von jeder ſchlechten Kneipe bis zum Thor der Hölle, wo ihm die Roſſe fehlen. Gar zu Viele muß er an einen Wagen ſpannen, denn gar zu matt und ſchwach kriegt er die Fuhrleute, Kutſcher ꝛc. entweder verſoffen, oder waſſerſüchtig, oder auszehrend, faſt ohne die kleinſte Kraft. Da muß er extra aus um Zuwachs, muß um junge Fuhrleute aus, muß ihnen den Tod beizen, daß ſie ihm nicht ſo ausgemergelt, ſondern raſch in voller Kraft zufallen, macht ſie trunken, oder ſchläfrig, oder zornig, daß ſie von den Pferden fallen, unter die Wagen kommen, und jämmerlich und plötzlich ſterben.

Einmal war's, daß er eine große Brücke bauen wollte von einem hölliſchen Pfuhl zu einem andern hölliſchen Pfuhl, aber tüchtige Deichſelroſſe fehlten ihm. Da ſandte er ſeine Gehülfen aus, dieſe legten ſich auf die Lauer auf allen ſteilen Straßen, abſonderlich an den Markttagen, an welchen noch mancher Bauer zum Schinder wird, wenn er in der

Stadt viel gelöst und noch viel dazu verſoffen hat. Er ſelbſt ging auf Bern als Weinhändler, mit Stegreifen an den Beinen und Schnäutzen im Geſicht, ſo konnte er am beſten in allen Wirthshäuſern herumſtreichen und ſich ausſuchen was er wollte: ein Sattelroß an ſeinen Hauptwagen. Endlich beim Wildenmann ſah er einen Müllersſohn, der hatte eine gewaltige Geſtalt, Kraft für ſieben Mann, nach dieſem wäſſerte dem Teufel alsbald das Maul. Der Müller hatte ein ſchweres Fuder Korn geladen, aber vier Pferde wie Elephanten vor dem Wagen und war nichts weniger als ein Roßſchinder. Er ging mit ſeinen Roſſen um mit Manier und ſie liebten ihn auch. Hörten ſie ſeinen Schritt von weitem, ſo wieherten ſie, und kam er ihnen nahe, ſo rieben ſie ihre Köpfe an ihm ab, und verſuchten mit ihm zu ſchäkern, ſo gut ſie es verſtunden. Alſo hatte eigentlich der Teufel an dieſen kein Recht, und keine Hoffnung, bei ordinärem Lauf der Dinge, ihn zu kriegen. Aber der Teufel macht Extragelegenheiten und bei ſolchen hat er ſchon Manchen in einer einzigen Stunde gefangen, welchen er lebenslang nie gekriegt hätte. Darum iſt das eben die Kunſt, aufzupaſſen und nie zu vergeſſen, daß der Teufel umhergeht wie ein brüllender Löwe und trachtet, wen er verſchlinge. Neben dem Müller ſah der Teufel ein großes Prachtmädchen ſtehn und daß daſſelbe dem Müller beſſer gefiel, als Wagen, Pferde und all das Korn auf dem Markte. Nun hat der Teufel alsbald los, wo der Griff ſei, welchen er packen muß, wenn er was machen will. Er ſtöberte einen jungen hübſchen Wirthsſohn auf, welcher in der gleichen Gegend, wo das Mädchen und der Müller wohnten, zu Hauſe war und Beide kannte. Dieſer kam daher geſchwänzelt, bat das Mädchen, es möchte mit ihm fahren im ſchönen Chaischen, wo gar ein ſanft und weich Sitzen ſei, ganz anders als auf dem ſchweren Wagen, mit welchem man überdies nicht vom Fleck käme. Bei der Bellevue im Ochſenloch könne man warten, bis Benz nachkäme. Der Teufel kitzelte das Mädchen am Hochmuth, daß ihm das Fahren im hübſchen Chaischen beſſer gefiel, als auf dem ſchweren Müllerwagen, ohne viel Complimente ſaß es auf und raſſelte auf dem leichten Fuhrwerk raſch dahin

Benz hatte nicht viel dazu geſagt, und, ehe ihn der Teufel ſtieß und ſtüpfte, nicht viel dabei gedacht.

Aber alsbald blies auch ihn der Teufel an, im Kopfe begann es ihm zu gramſeln, als ob eine Kolonne großer Ameiſen eingezogen ſei. Er ſah es bei dem Wirthsſohne allein im Chaischen ſitzen, gedachte an die vielen Wälder, durch welche der Weg führte, an den Vorſprung, welchen ſie hatten, an die lange, lange Gelegenheit zum Reden, zum Schmeicheln, zum Verleumden, zum Abſpenſtigmachen u. ſ. w. Da kam eine Angſt, eine Haſt über ihn, als ob er ein heißes Fieber hätte, die Hände zitterten ihm, wie ein Bach lief der Schweiß über ihn nieder, kaum konnte er anſpannen. So hatte er die Roſſe noch nie an den Köpfen herumgeriſſen, noch nie ſo lange gehabt, bis jeder Zaum auf rechte Weiſe ſaß. Er vergaß das Trinkgeld dem Stallknecht zu geben, riß einem Seeländer ſein unſauber Wägelchen in Stücke, und konnte kaum ſich halten, mit dem ſchweren Fruchtwagen im Galopp über das Pflaſter dahin zu raſſeln. Wie aber jedes Fieber wächst bis zur Kriſis, ſo brannte ſeine Ungeduld immer heißer, draußen ließ er die munteren Roſſe traben, ſie thaten es freudig, warfen hoch aus, thaten üppig mit ihrer Kraft, machten ihren Meiſter noch wilder, heftig knallte er mit der Peitſche, und je wilder es ging, deſto wilder knallte die Peitſche. Als Roſſe von guter Zucht wollten ſie vernünftig thun, wie gewohnt halten und Schritt gehen bergauf und bergab, aber Benz hatte die Zügel ſeines Verſtandes fallen laſſen, wollte jagen bergab, bergauf. Daß die Roſſe dampften wie ein Dampfkeſſel, die Knie-ſchunden ſah er nicht. Der Teufel ſaß hinten auf dem Wagen, paßte den rechten

Augenblick ab, den Roſſen hinter die Ohren zu kriechen. Roſſe haben Aehnlichkeit mit Menſchen. Edle Roſſe, unentweiht durch die Hände eines Mordiofuhrmanns, leiſten vernünftigen Herren in Augenblicken der Noth das Unmögliche, gehen in ihrer Rettung unter, aber gegen ungewohnte, unvernünftige Behandlung ſträubt ſich jedes Haar an ihnen. Hätten Benzens Roſſe den Verſtand gehabt, ihren Herrn zu faſſen, zu begreifen, daß er ſeinem Mädchen nach wolle, ſie wären für ihn in den Tod gelaufen, aber das wußten ſie nicht, ſie wurden unwirſch, der Teufel hatte leichte Arbeit. Sie ſtanden ſtille, wenn Benz peitſchte, gingen zurück, wenn er an den Zügeln riß, warfen auf, ſchlugen aus. Wilder ward Benz, wilder die Roſſe, Benz und Roſſe wütheten. Da ward Benz von einem Schlage des Vorderroſſes getroffen, fluchend fiel er nieder, dem Fluchenden zermalmte der nachrollende Wagen den Kopf. Da ergriff ihn raſch der Teufel und fuhr mit ihm zur Hölle. Benz ſah ſein ſchönes Mädchen nimmer wieder, mußte Steine fahren in der Hölle als des Teufels Deichſelroß.

Um Benz war großes Leid auf der Erde bei Menſchen und Vieh, und ſein Mädchen weinte ſich die Augen aus. Darum war auch Erbarmen noch für Benz. Es ward ihm verheißen, wenn er einmal ſo einen rechten Hund von Pferdeſchinder, einen Mordiofuhrmann bekehren könne, daß derſelbe ſeine Pferde nie mehr ſchinde, ſeine Seele nie dem Teufel übergebe, gegen Menſchen und Vieh niemals mehr ärger als ein Vieh ſei, ſo ſolle Benz von der feurigen Deichſel los werden, und zu ſeinem Elſi kommen. Die heiligen Nächte ſind ſein, da wird er losgelaſſen von ſeinem Wagen, und kann das Bekehren verſuchen, wo er will und an wem er will. Aber ein ſchwer Ding muß das ſein, denn bis jetzt iſt er noch nicht erlöst, muß immer aus Bekehren hin, aber was richtet man aus mit einem verſoffenen Fuhrmann! Doch ſollten ſie gewarnt ſein, und wenn nicht mit dem armen Benz ſo doch mit ſich ſelbſt Erbarmen haben, denn hinter welchem Benz umſonſt geweſen, hinter dieſen kommt kurz darauf der Teufel ſelbſt, dreht ihm den Hals um und um, und fertig iſt's mit der Bekehrung. Meiner Großmutter Stiefbaſe weiß mehr als hundert Geſchichten, wie Benz ſeine Erlöſung verſucht, und wie der Teufel den Halsſtarrigen und Verſtockten den Hals umgedreht hat.

So erzählte der hübſche Burſche.

Solche Geſchichten hört man andächtig, beſonders wenn Mitternacht nahe iſt. Alle ſahen auf den langen Daniel, und dieſer war ganz weiß geworden, und wiſchte ſich den kalten Schweiß von der Stirne. Still und ſcheu entfernten ſich die Gäſte. Wie wild und hart die Herzen ſein mögen, wenige werden ſein, welche nach einer ſolchen Geſchichte in einer heiligen Nacht, wenn ſie gegen Mitternacht nach Hauſe gehen ſollen, nicht ſchlottern um's Herz herum.

Als Alle fort waren, ſagte der lange Daniel zum Stallknecht: Du Joſeph, kann ich nicht bei dir ſchlafen, alleine darf ich wahrlich nicht. Ehedem hätte er nicht wahrlich geſagt, ſondern: der Teufel ſolle ihn nehmen. Der Stallknecht willigte von ganzem Herzen ein, denn ſehr unheimlich war es ihm um's Herz, ſeitdem er vernommen, daß der Teufel ſo nahe ſei und ſo handlich. Möglich, daß ihn auf dem Herzen geſtohlener Hafer ſchwer drückte, oder daß er dachte, der Teufel könnte ſich eigentlich an Mordioſtallknechte ſo gut machen als an Mordiofuhrleute. Ach, und der Dritte im Bunde wäre gerne unſer Schneiderlein geweſen, aber Joſeph, der Stallknecht, wies ihn barſch weiter. Für kein Geld hätte er in dieſer Nacht bei einem Schneider geſchlafen, von wegen deſſen Verwandtſchaft. Der arme Teufel mußte weiter, mußte Spießruthen laufen zwiſchen den langen langen Zäunen hindurch, wo jeder Zaunſtecken Hörner zu haben und der Teufel ſelbſt zu ſein ſchien.

Am folgenden Morgen war es längſt Tag, als der Stallknecht und der lange Daniel ſich zeigten, beide ungeheuer zahm und freundlich. Daniel weinte faſt, daß er an einem heiligen Sonntag auf der Straße ſein müſſe, dieweil man ihn erwarte und er die Kundſame nicht verlieren dürfe. Aber er hoffe, das rechne der Teufel nicht ihm an, ſondern den Herren, dieweil dieſe mehr Verſtand haben ſollten, und es ja heiße, daß die, welche den Verſtand hätten und ihn nicht brauchten, mit doppelten Streichen gezüchtigt werden ſollten. Doch ehe die Predigt aus ſei und die Leute vom heiligen Abendmahl kämen, fahre er nicht, er ſei kein Hund nicht und wiſſe jetzt, daß er eine Seele habe, ſo redete Daniel. Er bat den Stallknecht, die Roſſe recht zu füttern, beſſer ſei es für beide, wenn ſie nicht Hafer auf das Gewiſſen lüden, ſolcher Hafer brenne heißer, als brennender Schwamm unter der Pferde Schwanz. Als er frühſtückte, ſtellte er Butter und Käſe bei Seite und meinte, bloßes Brot ſei genug, mancher Vornehme habe es nicht beſſer, und Frau und Kinder wären oft froh, wenn ſie nur Brot hätten.

Mareili, das Stubenmädchen, machte erſt ein ſpöttiſch Geſicht und hatte allerlei Anzügliches in Bereitſchaft für den zahmen, langen Daniel. Aber erſt betete derſelbe lange, daß ihm faſt der Kaffe kalt wurde, darein durfte es doch nicht reden, und als es nach geſchloſſenem Gebete Einiges fliegen laſſen wollte, ſagte der lange Daniel weichmüthig: O Mädchen, bedenke zu rechter Zeit, was zu deinem Frieden dient. Heute iſt's heilig für dich und mich, und lieber noch als alte Fuhrleute ſind dem Teufel junge Mädchen, die holt er wohl nicht mit der Peitſche, aber mit Küſſen und Flattiren. Da ward das Mädchen roth, verſchluckte die Rede, und drehte raſch der Küche ſich zu.

Als er glaubte, die heilige Handlung ſei beendigt, zäumte Daniel auf, nahm den Reſt des Brotes mit für ſeine mageren Rößlein, redete mit ihnen, ſo zärtlich, wie es einem halbhundertjährigen Fuhrmann möglich iſt, führte ſie mit einer Sorgfalt an den Wagen als ob ſie Prinzeſſinen wären, und zwar von den feinſten.

Hü, in Gottes Namen, ſagte der lange Daniel, als er abfahren wollte, ſo leiſe und ſanft, daß die Pferde es gar nicht verſtunden, der Stallknecht nachhelfen mußte, aber auch lieblich und manierlich, daß Mareili faſt das Lachen ankam und es doch nicht lachte, da es an den Teufel und das Flattiren und Küſſen denken mußte.

Endlich fuhr Daniel ab, und fährt noch immer, und der Teufel drehte ihm den Hals nicht um, aber Daniel war auch kein Mordiofuhrmann mehr, reſpektirte das Vieh, dachte an Weib und Kinder, an ſeine Seele, an Gott, heiligte, was als heilig den Menſchen gegeben iſt. Darum hatte der Teufel keine Macht über ihn, und dabei wurden ſeine Roſſe fetter, er kam alle Tage in beſſern Verdienſt und wurde äſtimirter vor den Menſchen. Mareili aber, als es den jungen Burſchen, welcher die Geſchichte erzählt hatte, heirathete, ſoll in den Ehekontrakt haben thun laſſen, daß derſelbe nie gegen ihn's den Teufel mache. Er ſtellte dagegen die Bedingung, daß Mareili Gott ehre, nie vergeſſe, daß zu Weihnachten auch den Stubenmädchen der Heiland geboren worden ſei, dann habe es keinen Teufel zu fürchten, weder einen verkappten noch den wirklichen.

Die drei Brüder.

Erzählung

von

Jeremias Gotthelf.

Es war ein trüber Herbſtmorgen im Jahre 1839. Biſennebel hingen in den ſchwarzen Tannen, düſter rauſchte die Grüne, als die dicke Wirthin auf dem Fläbleſtalden vor die Thüre trat mit dem Fürtuch den Schweiß von der Stirne ſich wiſchte, eine tüchtige Priſe nahm, rings um ſchaute, und endlich zu ihrem Manne, der noch viel dicker als ſie, auf der Bank neben der Thüre ſaß, ſagte: „Es kömmt noch Niemand! Haben ſie es wohl vergeſſen oder wir nicht recht gehört, ſchon bald eilf und ich ſehe noch Keinen. Es wäre Zeit die Fiſche zu tödten, aber bis ich Einen ſehe, thue ich es doch nicht, ſie reuten mich viel zu ſehr, wenn wir ſie ſelbſt eſſen müßten; ſo ſchöne haben wir lange nicht gehabt.“

„He“, ſagte der dicke Wirth, mit einer Stimme, die tönte als käme ſie aus einem alten Zwingherrenthurm, „es iſt noch alle Zeit; die Einen haben weit, und die Andern ſind ſpät auf den Beinen, und wenn ſie ſchon darauf ſind, ſo geht es doch nicht geſchwinde; darum habe nur Geduld und nicht Kummer, ſie werden ſchon noch kommen, es fehlt nicht. Noch vorgeſtern hat der mir es geſagt, welcher beſtellt hat.“ „He, nun meinetwegen“, ſagte die Wirthin, „wenn ſie warten müſſen auf das Eſſen, ſo ſind ſie ſelbſt ſchuld. Kämen ſie früher, daß man wüßte woran man wäre! Bei ſolchem Wetter iſt man immer ungewiß, wenn Herren dabei ſind. Die bilden ſich ein, ſie ſeien von Zucker und zergingen alſobald, wenn ein Tropfen Regen auf ſie fiele.“

Die Wirthin hatte ein ſcharfes Auge in die Weite, aber den Buchſtaben, geſchriebenen und gedruckten, frug ſie nicht viel nach. Wie ſie, die Hand über die Augen, hin gegen Lützelflüh ſchaute, rief ſie: „Dort über die Zäune ſehe ich einen Kopf kommen, mit einem Hut darauf, und etwas hält er vor dem Geſicht. Es iſt nur ein Kleiner, er reicht kaum über einen Zaunſtecken aus.“ — „Das wird juſt der Rechte ſein, wenn er ein Buch vor den Augen hat; ſo läuft zwiſchen Burgdorf und Sumiswald nur Einer; dafür iſt er aber auch g’ſtudirt, der Teufel zöge das Kürzere mit ihm. Wenn aber der kömmt, ſo kommen die Andern auch, der zieht ſie an wie Speck die Mäuſe. Geh’ hinein, Frau, laß die Fiſche holen, mache zurecht in der obern Stube, wenn der einmal da iſt, ſo werden die Andern auch nicht mehr weit ſein.“ — Wie der Wirth ſagte, ſo geſchah es auch. Kaum war der Kleine aber Dicke da, hatte die Arme in der Seite ſich umgeſehen nach allen Seiten, ſo waren auch Andere da. Männer von allen Sorten, ſie waren nicht alle gleich dick, aber Hunger ſah man Keinem an, die Meiſten waren wohlgenährte Leute. Sie hatten verſchiedene Geſichter, aber Jedem ſah man an, daß er ſich nicht für den Dümmſten hielt, und die Meiſten waren ſo, daß auch Andere ſie für etwas mehr als dumm hielten. Eben ſo verſchieden waren die Kleider der Männer, aber alle waren gebürſtet und man ſah den Meiſten an, daß ſie behaglich darin waren. Wäre ein Fremder da geweſen, unmöglich wäre es ihm geweſen, zu errathen, was dieſe Leute vorſtellten; daß die Meiſten etwas zu bedeuten hätten, das hätte er bald gemerkt. Von Zweien hätte er vielleicht geglaubt es ſeien Gelehrte, ſie hatten Brillen auf der Naſe, hätte ſich aber doch geirrt. Noch weniger hätte er begriffen, warum ſie da zuſammen kämen, in dieſem einſamen Wirthshäuschen, wo der Wirth viel dicker iſt, als das

Haus groß, und die Zimmer viel enger als die Gäſte breit; denn dieſe ſaßen um keinen Tiſch, frugen weder nach Tinte noch nach Federn, redeten nicht von Einem, ſondern von Allerlei, je nachdem Jedem der Schnabel gewachſen war. Keinem muß das Herz voll geweſen ſein, denn man merkte keins das überlief. Vielleicht ſind die Herzen heut zu Tage auch größer, ſo daß ſie nicht ſo ſchnell mehr überlaufen. Einer ſtand, der Andere ſaß, Einer zündete ſeine Pfeife an, und der Andere probirte ſchlechtes Extrait, machte ein Geſicht wie eine Katze wenn ein Hund ſie anblickt, ſtellte es ab ſtets ſo weit ſein Arm reichte, und zog dann ſchnell die Naſe zurück außer deſſen Bereich. Den breiten Männern ward es in der engen Stube, am leeren Tiſch unheimlich, wenn der Tiſch voll iſt, hat es in einer engen Stube ſchon Manchem gefallen einen ganzen Tag lang, der ohne Tiſch keine Viertelſtunde darin ausgehalten hätte. Aber wird es einem unheimlich in einem weiten Saale, wenn der Magen leer iſt und die Wirthin noch nicht fertig, ſo drückt einem die Luft noch viel beengender, ſo in einem Stübchen das urſprünglich ein Gaden war, und noch jetzt nicht viel mehr. Aus den Fenſtern war auch nicht viel zu ſehen, als vornen heraus eine ſchöne Fläche mit vielen Bäumen und Hägen, links ſah man gar nichts, denn auf dieſer Seite wären keine Fenſter im Stübchen. Aber wenn man ſcharf horchte, ſo hörte man die Grüne rauſchen, das wilde Sumiswalderkind aus dem Hornbachgraben hervor. Rechts hinaus ſah man ungefähr was vornen, Bäume und Häge durch üppige Felder, weiter hin einige Häuſer, und über alles tropfte immer ſichtbarlicher der Biſennebel und Niemanden gelüſtete in den tropfenden Nebel hinaus unter die grünen Bäume, die allenthalben naß ſind, wenn es regnet. Da ſagte auf einmal Einer, hinten aus ſei es am ſchönſten, wie man es ſonſt nicht vermuthe. Hinten aus komme nämlich ein Berg bis an die Grüne hervor, auf des Berges breitem Fuß ſtehe das Haus, der von da als ſtarke Halde zur Grüne abfalle, zäh aus Nagelfluh erbaut. Dieſer Berg ſpringe gar merkwürdig, als ein Querarm des Hügelrückens, der von Affoltern bis Lützelflüh gehe, ins Thal hinein, und oben auf ſeiner Spitze, von welcher weg er ſich raſch zu Thale ſenke, ſei vor Zeiten ein altes Schloß geſtanden, eine eigentliche Wartburg, oder eine Burg ins Land, noch ſehe man den geweſenen Burggraben, und den um die Spitze gewundenen Schloßberg. „Wie wäre es,“ meinte er „wenn man da hinauf ginge, unterdeſſen würde die Wirthin fertig, der Tiſch würde gedeckt, ohne daß dabei einem die Füſſe abgetrappet und Meſſer und Gabel ins Geſicht geſtoßen würden, man kriege obendrein noch beſſern Appetit, brauche das kannibaliſche Extrait nicht mehr zu riechen, und unter den großen Tannen und Buchen ſei man vor dem naſſen Nebel ſo ziemlich ſicher. Das Ding war eigentlich den Wenigſten ſo ganz recht. Weil man aber nichts beßres wußte, und doch nicht gerne ſeine Faulheit ſo unverblümt an's Tageslicht ſtellte, ſo ließ man ſich vom Antragſteller fortreißen und begann ſchwerfällig, äußerlich mit guter Miene zum böſen Spiel, und innerlich mit dem ſehnlichen Wunſch, wenn man nur ſchon wieder unten wäre, den ziemlich ſteilen Berg anzuklimmen. Das Ding war jedoch ſchöner als man dachte. Gefährlich war die Bahn nicht, aber durch viele Tannennadeln und Buchlaub ſehr glatt, ſo daß die Füße immer ausgleiten wollten. Der Ausgleitende riskirte nun freilich nicht den Hals, kaum Arm und Bein, aber doch Pfeife, Hoſen und den Spott der Gefährten. Keiner fiel indeſſen, Allen ſah man die frühe Uebung an zu klettern und zu ſteigen, wie es Schweizern ziemt, aber Keiner konnte eine gewiſſe Unbehülflichkeit verbergen, die ſo gerne ſich einſtellt, wenn rund die Bäuche, breit die Rücken werden. Viel länger als man dachte dauerte das Aufſteigen, der trotzige Vorſprung war höher als er ſchien, und die Stillſtände wurden länger als in früherer Zeit, und wer nicht gerne eingeſtund, daß ſein Athem noch nicht im rechten Schwung ſei, begann Betrachtungen anzuſtellen, bald über den Waldwuchs, bald über die ſichtbar werdenden Vertiefungen, bald über ſeine ungebehrdige Pfeife; alles je nach der Richtung ſeines Geiſtes oder dem Reichthum ſeiner Gedanken.

Endlich konnte man nicht weiter und ward plötzlich inne, daß man oben ſei, auf einem kahlen Scheitel mit ſchönen Buchen umkränzt, ein altes Haupt von jungen Locken umwallt, zog tief herauf den Athem und hob die Augen; da verſtummte Jeder überraſcht. Umgekehrt giengs auf dem unbekannten Gipfel den Beſuchern, wie es Andern ergeht an hochberühmten Orten. An hochberühmten Orten hat gar Mancher nichts geſehen als ordinäres, und hat Mühe gehabt, zu glauben, daß er an dem hochberühmten Orte ſtehe, welches als Wunder der Natur von hochberühmten Federn beſchrieben worden. Wie Vielen iſt es zum Beiſpiel ſo gegangen auf Rügen, am berühmten Hertha See, als ſie ein kleines Seechen fanden, ungefähr wie unſer Seeberg-See, und das Seechen ohne bedeutſame Umgebungen, mit jungen Buchen eingefaßt, ſo daß das Seechen nur dann ſchaurig ward, wenn es überall auf Erden ſchaurig wird, wenn nämlich der Himmel ſchaurig wird und ſeine ſchwarze Maske vornimmt, und wem iſt's nicht ſo gegangen auf der Hertha-Burg, dicht am See, wenn er in zehn Sprüngen oben war, mitten in jungen Buchen, und nichts ſah als junge Buchen, und durch die Buchen etwas Waſſer zu ſeinen Füßen? Freilich, einem Berliner muß es auf dieſem Hügelchen anders zu Muthe ſein als einem Schweizer, und wer Berlin geſehen hat, dem muß es begreiflich vorkommen, wie ein Berliner auf der Hertha-Burg ausrufen kann: „Juter Jott, ein Berg faſt wie mein Haus! Ach Clorinde, welch' herrliche Bergluft!"

Da oben wars anders, da oben waren auch Buchen, aber hinter ihnen waren noch andere Dinge als andere Buchen und etwas Waſſer. Gerade vor ſich ſah man ein hohes ſtolzes Schloß, das aber war das Unbedeutendſte, denn man ſah hinter demſelben rund um, auf und über eine Menge Berge. Rechts über alle Höhen bis gen Bern; links über die Höhen gegen Affoltern hinaus, gegen das Aargau hinab, ſah gegen die Höhen, die Bern und Luzern von einander ſcheiden, ſo ſah man auch in manches Thal hinein, ſah die Mündung der Thäler von Langnau und Walkringen, ſah was von Burgdorf her über Lützelflüh herauf kam, ſah was aus dem Dürgraben, aus dem Hornbach, aus dem Griesbach hervor ſich wagte, überſah da eine Verbindung von Thälern und Höhen, die auch dem Unkundigſten das Gefühl erzeugte, daß das ein Ort ſei, deſſen Bedeutſamkeit man ihm gar nicht angeſehen hätte.

Da ſieht man weit hin ins Emmenthal, ſagte hier Einer und dort Einer, was war wohl hier, ein Anderer und endlich kams Einem in den Sinn zu fragen, wie man dem Berg auch ſage. Das wird Manchen, beſonders Solche, die mehr auf Namen und Titeln halten als auf Sachen und Menſchen oder Büchern, lächern, daß dieſe Frage erſt jetzt kam, war aber doch nicht halb ſo lächerlich. Münneberg ſagt man ihm, antwortete Einer, das wird wohl eigentlich Münchenberg heißen ſollen, bemerkte ein Anderer, ſei ja dort drüben der Pfaffenboden, und wo ein Pfaffenboden ſei, werde ein Münchenberg nicht weit ſein. — Einer aber, alter Reden und Schriften wohl kundig, ſagte, er zweifle an dieſer Auslegung. Auf keinem alten Pergament ſtehe etwas von einem Schloß, das hier geſtanden, oder gar von einem Kloſter. Er glaube Münneberg ſolle eigentlich heißen Mühleberg und dieſer Name ſtimme vollkommen mit einer alten Sage überein, die noch oft von alten Leuten erzählt werde, wenn keine jungen dabei ſeien, welche über ſolche Dinge ſpotten. Und ſchnell frugen Zwei, was das für eine Sage wäre; und als er anfing: „Vor ungefähr 1800 Jahren,“ da fuhren ſchnell Drei mit der Meinung dazwiſchen, daß der Regen ſtärker, die Wirthin wohl fertig ſein werde, und daß, was vor 1800 Jahren bis jetzt vorgegangen am beſten im warmen Stübchen und wenn der Magen gefüttert ſei, ſich anhören laſſe, beſonders wenn man ſich von Zeit zu Zeit mit einem Schluck 34ger die Andacht ſtärken könne. —

Als dieſe Meinung abgegeben worden, blieb keine Zeit ſie in's Mehr zu ſetzen gegen die Andern, denn, als ob ſie eine Peitſche ſei mit der man jage, oder ein gebratener Haſe mit dem man locke, gab ſie die Beine in Gang, und hatte im Hui die Leute wieder zum Wirthshaus gebracht.

Es war auch Zeit, denn nun nebelte es nicht mehr, ſondern regnete handlich. Droben im Stübchen war der Tiſch gedeckt; eine Suppe dampfte darauf, mit Schnittlauch dicht überſtreut, und mit Brot geſegnet, daß man von der Fleiſchbrühe, die daran ſein ſollte, kaum etwas vermerkte; doch ſetzte man ſich ſchnell um ſie, und zwar ohne Komplimente, die Leute hielten ſich Alle für gleich vornehm und keinen Platz für oben, keinen für unten, was wieder einen Fremden ſehr verwundert hätte. Die Suppe war ein ſtrenges Eſſen, beſonders für den, der ſeinen Mund nicht gerne mit Eſſen verbrennt, als aber die Fiſche kamen, da vergaß man die Suppe und das Herz im Leibe lachte Allen, ſie mochten eins haben wie ſie wollten, ein altes oder ein junges, ein hartes oder ein zartes. Das waren Fiſche! jeder eine ſtarke Mannshand hoch und waren dazu Goldforellen mit dem ſchönen roſenfarbenen Fleiſche, das ſchmeckt wie Haſelnüſſe und ſo ſelten wird, daß die Herren in der Stadt es um gut Geld nicht mehr kriegen, dazu waren nicht die Fiſche abgezählt, ſo daß höchſtens ein Komplimentsfiſch übrig lag in der Schüſſel, ſondern für Jeden waren zwei gezählt, und Jeder mußte auch ſeine zwei eſſen, es thats die Wirthin nicht anders; da kam Manchen noch ein ſtarkes Schnaufen an, als führ' er den Berg auf, und Keiner war, der, als er mit ſeinen zweien fertig war, nicht ſagte: So habe ich lange nicht Fiſche gegeſſen, aber Gottlob und Dank, daß ich nicht hinter einen dritten muß! Wenn man ſchon mit 34ger die Fiſche aufſchwimmen ließ, auf daß ſie nicht ſchwer im Magen lägen, ſo war man doch froh, daß einſtweilen man nicht mit fernerem Eſſen geplagt wurde, ſondern die Gerichte aufgetragen wurdeſt, wie an einer Kindbetti, wo erſt ein Neues kömmt, wenn das Frühere nicht nur gegeſſen, ſondern auch verdaut iſt. Da ſagte Einer: „Nun wäre gut hören die Sage vom Münneberg!“ Dieſer Meinung waren Alle, der Angeſprochene ſagte zwar, mit zwei Fiſchen im Leibe wollte er lieber hören als erzählen, indeſſen begann er dennoch alſo: „Vor 1800 Jahren faſt waren die Helvetier unter der Oberherrſchaft der Römer, wurden aber von dieſen hoch geachtet, um ihrer berühmten Tapferkeit willen, und von ihnen mit gar manchem Vorrecht beſchenkt, das andere Völker nicht erhielten. So hatten ſie eigene Vorſteher und Ausgeſchoſſene aus allen Gauen, kamen zur Berathung aller gemeinſamen Angelegenheiten zuſammen, gerade wie jetzt die Tagſatzung, ja ſie hatten ſogar ein Caſtell gegen die Alemannen zu, der Schlüſſel des Landes, mit eigenen Leuten beſetzt. Sie waren ſtolz auf den alten Ruf ihrer Tapferkeit, aber daß ein alter Ruf zum morſchen Schilde wird, wenn die Kraft nicht bewahrt wird und gepflegt, die ihn erworben, bedachten ſie ſo wenig als nach 1800 Jahren ihre Enkel.

Damals war das Land fruchtbarer, bewohnter als einige Jahrhunderte ſpäter. Die Römer liebten und ehrten es, ließen ſehr häufig da ſich nieder. Sie durchzogen es mit Straßen, ſie kannten ſeine militäriſche Bedeutſamkeit. Das im heißen Afrika, im üppigen Aſien erworbene Geld, verzehrten ſie gerne in unerhörtem Aufwande im kühlen Helvetien, und erholten ſich in deſſen ſtarker Luft vom Sonnenbrande des heißen Afrika. Ihre Luſtbarkeiten, ihre Lebensweiſe trugen ſie allenthalben mit ſich, gaben koſtbare Mahlzeiten, und die herrlichen Bergforellen ſpielten dabei nicht die geringſte Rolle;

bauten herrliche Amphitheater und die rauſchende Aare umſtrömte die Mauern, die Berge faßten in weiten Kreiſen ſie ein. Das Amphitheater in Vindoniſſa faßte 12000 Menſchen und dort war doch nicht die Hauptſtadt. Die Helvetier zogen damals von den Römern, wie die jetzigen Schweizer von den Fremden ihren Lebensunterhalt, wie jedes einfache Volk von der Narrheit des üppigen Theils der Menſchheit lebt. Aber nicht nur im Lande beuteten ſie reiche Thorheit aus, ſondern den Bienen gleich, ſammelten ſie auch Honig außerhalb ihrer Marken und ſchleppten ihn hinein in ihre Hütten. Schon damals giengen Tannen von Helvetien den Rhein hinab, bis hinunter in's Weltmeer, und der Käs war berühmt, ſo weit die Römer kamen, und das war damals die ganze bekannte Welt. Darum waren damals viele blühende Dörfer und viele große Städte in Helvetien, von denen man nur die allergrößten dem Namen nach kennt, wo die Römer ihre Hauptniederlaſſungen hatten, das iſt: Wiflisburg, Windiſch und Baſelaugſt. Da neben findet man an gar vielen Orten, von denen man nicht wußte, daß die Römer dort gehaust, römiſche Alterthümer, und an vielen Orten, wo der Sage nach Römer geweſen ſein ſollen, hat man noch keine Alterthümer gefunden. So verhält es ſich mit Sumiswald.

Sumiswald war wahrſcheinlich urſprünglich einer der Verbindungspunkte, welche die Römer im Lande beſetzt hielten, damit ihnen allenthalben der Zugang offen ſei und die verſchiedenen Lager einander ſchnell die Hand bieten könnten. Sumiswald vermittelte wahrſcheinlich die Verbindung zwiſchen den weſtlichen Landen und Luzern und war der bedeutendſte Ort in dem Thale, welches dem großen Aarenthale parallel läuft, deſſen eine Arm bei Langenthal ins Hauptthal ſich mündet, während der andere bei Surſee an das Thal ſtößt, welches Luzern mit dem Aargau verbindet, deſſen Schlüſſel Zofingen iſt. Sobald auf der Hochebene Römer ſich anſetzten und durch den ſonſt ſo wilden Theil Helvetiens die üblichen

Verbindungswege von einer Station zur andern liefen, ſo war es ganz natürlich, daß die, welche von den Römern und ihren Straßen Nutzen zu ziehen wußten, in ihrer Nähe ſich niederließen. So bildete ſich von ſelbſt hier eine bedeutende Niederlaſſung, es war der Stapelplatz der Alpen, wohin der Käſe abgeliefert ward, der berühmte, der ſeinen Ruhm länger behalten hat, als die Producte von Sidon und Tyrus, von Carthago und Egypten. Auch mögen wohl ſchon damals die ſchlanken Tannen den Weg gefunden haben, den ſie jetzt noch immer gehen, die wilde Emme ab, in die trotzige Aare, in den mächtigen Rhein, wo die Römer ſo Manches bauten, wozu ſie das nothwendige zähe Holz im Innern des Landes nicht ſuchen durften. So ward hier ein ſtattlicher Handelsort um der Käſe willen, und weil, wo Käſe ſind, gewöhnlich auch Kühe gefunden werden, ſo wurden hier auch oft dergleichen geſucht, für römiſchen und andern Bedarf, namentlich des großen Aventicums, wo mehr Acker- und Weinbau gepflegt wurde. Eine Art von Stadt dehnte ſich daher gegen Oſten bis über den Kirchſtalden herab, der noch jetzt Vorſtadt geheißen wird. Auf der Weſtſeite füllte die Stadt, freilich nach damaliger Weiſe, wo die Häuſerreihen nicht dicht geſchloſſen ſtunden, ſondern durch Gärten und Grasplätze unterbrochen waren, den ganzen Boden, in welchem erſt Grünen dann Führten liegen, bis gegen den Münneberg hin. Wie in den meiſten Städten am Ende der Stadt die Mühlen liegen, ſo waren auch hier, am Fuße des Münnebergs, die Mühlen, während auf demſelben, auf der Spitze auf der wir vorhin ſtunden, ein Wartthurm ſich befand, der weit hin in die Thäler ſah und mit andern Wartthürmen bis in's Aargau hinab in Verbindung ſtand, durch welche ſchnelle Nachricht von dem was in den Seitenthälern geſchah, in die Hauptſtationen gebracht wurde. Wahrſcheinlich geſchah dieß nicht durch Telegraphen, wie man jetzt die Dinge heißt, durch welche man Stundenweit einander deutet. Aber wie die

Römer allenthalben das was gut und dem Lande paſſend war, ſich aneigneten, ſo haben ſie wahrſcheinlich auch der germaniſchen Feuer ſich bedient, durch welche man in bergichtem Lande mit unglaublicher Schnelle das Nothwendige ſich verkünden kann. Bis vor der Revolution hatten wir dieſe Hochwachen. Jetzt da wir ausrüſten, bald nach preußiſcher Manier, bald nach franzöſiſcher, je nachdem unſere Kriegsgurgeln ein franzöſiſches oder ein preußiſches Reglement auswendig gelernt haben, haben wir keine Hochwachten mehr, weil ſie weder in Preußen noch in Frankreich Mode ſind. Statt deſſen haben wir drei Eilwagen, einer geht alle Tage nach Genf, einer alle Tage nach Baſel, einer alle Tage nach Zürich, die werden uns ſchnell genug aus dem Gwunder helfen, wenn etwas Wichtiges anrückt, das heißt, wenn man es dann für gut findet ſie ungehindert paſſiren zu laſſen. Die Warte auf dem Münneberg, welche, wie wir früher geſagt, die Mündungen ſo vieler Thäler überwachte, konnte über die Höhen bei Affoltern in wenig Minuten eine Nachricht bis nach Herzogenbuchſee, bis nach Aarburg ſenden, und über die Weggeſen in ebenſo wenig Minuten an die weſtlichen Seen, bis nach Aventicum. Da die Nachrichten in einem ſolchen Lande nicht diplomatiſche Noten waren, ſondern gar einfacher Natur, gewöhnlich nur ſagten: „Paßt auf, der Feind iſt da!“ oder: „Macht euch auf, wir wollen an den Feind!“ ſo konnte man mit Feuern, ſich gar gut verſtändigen.

Zu der Zeit von der ich reden will, hatten die Wachtfeuer lange nicht mehr gebrannt. Im Herzen der Provinzen war unter der ſtarken Römer Hut langer Friede, und an den nördlichen Grenzen Helvetiens ſchlug man ſich gegen die Alemannen, die unſtät und flüchtig, ihren Nachbaren unbehagliche Kunden waren. Es war im Lande Reichthum und Behaglichkeit und der Sinn der lange andauernde Zuſtände für unveränderlich zu nehmen beginnt, wie man bei anhaltendem ſchönen Wetter kaum mehr an Regen zu glauben vermag; den Tigerſinn einiger Kaiſer und die Unruhen Roms fühlte man in Helvetien nicht. —

In Helvetien hatte man nur den kleinen Bruderzwiſt, erſt wer Kühe und Käſe am beſten verkaufen, dann wer am meiſten Geld ſammeln, und endlich, wer am höchſten es im Anſehen bringen, an den helvetiſchen Tagen ſeinen Gau oder ſeine Berge vertreten und reden, oder wenigſtens ſtimmen könne zu der Vertheilung der allgemeinen Laſten und des Landes Gedeihen. Wenn ſchon dabei nicht viel heraus kam, und Mancher an dieſen Tagen nur zeigte, daß er einen Sitz hätte, von ſeinem Mund aber nichts hören ließ, ſo war es doch eine große Ehre da zu ſitzen und gab zu Hauſe deſto mehr zu reden.

Nun waren damals in Sumiswald drei Brüder, ſie waren die berühmteſten weit herum in den Bergen. Sie beſaßen die ſchönſten Alpen, die prächtigſten Sennthümer, ihre Käſe hatten den meiſten Ruf, und wenn ſie damit in Aventicum oder in Vindoniſſa erſchienen, ſo waren ſie von Käufern umringt, und wem ſie verkauften, hielt es für eine Gunſt. In Sumiswald winterten ſie, im Sommer lebten ſie auf den Bergen, und wo ſie an einem Schwinget erſchienen, da wußte man wer Sieger war. Ihre Kraft war weit bekannt. Wenn der wildeſte Stier auf ſie einrannte, ſo faßten ſie ihn kaltblütig bei den Hörnern, und warfen mit einem Ruck ihn auf den Rücken, ſie hielten mit einer Hand den davon rennenden Stier am Schwanze feſt, daß er ſtehen bleiben mußte wie eingewurzelt. Den Speer, den auf hundert Schritte einer der Brüder in eine Tanne warf, zog nur einer der Brüder wieder heraus. Sie waren aber ſtolz dazu und aufbegehriſch wie es die Helvetier ſchon damals nicht gerne von einander ertrugen, auch kleideten ſie ſich hoffährtiger als Andere, und oft auf römiſche Weiſe, daher waren ſie wohl gefürchtet aber nicht beliebt. Sie achteten aber das wenig, ſie meinten, wer Kraft und Macht hätte wie ſie, brauche nach Liebe wenig zu fragen. Eben ſo ſtolz waren ihre Knechte, da war kaum ein Senn, der nicht über ihren Uebermuth zu klagen hatte, aber wegen der Brüder Macht konnte er ſich nicht rächen, konnte bloß die Unbill ſich hinters Ohr ſchreiben, zur Abrechnung in gelegenen Zeiten. Nur einer der Brüder hatte Kinder und zwar nur eines, ein wunderſchönes Töchterlein, das nach und nach eine ſo recht herrliche helvetiſche Jungfrau ward.

Es war als ob die Sonne aufgienge über die Berge, wenn ſie an einem Schwinget erſchien, und wenn ſie in die Reigen ſich miſchte, ſo war es als ob die Königin der Feen tanze mit ihren untergebenen Geiſtern. — Sie war auch gewaltig ſtolz und der Jünglinge keiner hatte noch einen freundlichen Blick erhalten, die andern Mädchen rühmten ſie nicht, ſondern ſchalten ſie hochmüthig und herriſch, aber die Armen rühmten ſie und auf ihren Weiden lief ihr jede Kuh nach, und wie ein langer Schweif zogen oft die Sennenkinder hinter ihr drein, pflückten ihr Blumen, ſpielten mit ihrem goldenen Haare und harrten geduldig, bis ſie ſich umwandte und die Liebeszeichen mit ihnen tauſchte. Wo ſie Jemand krank wußte, eine Sennenfrau, eine Kuh, ein Lämmlein, da pflegte und wachte ſie, der niedrigſten Magd gleich, in holdſeliger Demuth und in Mitleid, und auf dem Heimweg kämpfte ſie mit Wolf oder Bär, dem Kühnſten gleich.

Nun geſchah, daß der, welcher die Gegend oder den Gau an der Tagſatzung vertrat, ſtarb. Es war ein alter Held geweſen, berühmt durch Rath und That, aber reich war er nicht, daher war er den Reichen ſchon lange ein Dorn im Auge geweſen, denn ſchon damals glaubte man, der Reichthum gebe das Recht zu allem und Anſprüche an die höchſte Ehre. Sein größter Reichthum war ſein Sohn, der früher unter den Römern ſeinen Muth, der nicht auflodern konnte in ſeinem Lande, gefühlt, die letzte Zeit aber ſeines Vaters treu gewartet hatte. Er war auch ein Held an Kraft und Wohlgeſtalt, dazu lieblich in der Rede und hülfefertig Jedem in der Noth. Wieder daheim, fügte er ſich in allem der Väter Sitte und legte ab alles Fremdartige in Sprache und Lebensweiſe, was ihm leicht ward, da er ein ſchweizeriſches Herz behalten hatte.

So war er auch hier und dort an den Bergfeſten, wo erſt geſchwungen, dann getanzt wurde auf dem hohen Bergeshaupte, zunächſt unter dem blauen Himmel. Bald erſcholl der Ruhm ſeiner Kraft und Holdſeligkeit weit herum; der ſei jetzt der Dächen (Dekan) geworden, hieß es bei Spiel und Tanz, unter den Männern und bei den Weibern.

Wie die drei Brüder das vernahmen, ſo lächelten ſie deſſen mit Hohn und dachten, der Ruhm werde kurz dauern und bloß ſo lange es ihnen gefalle, und recht boshaft ließen ſie den Ruhm recht ſteigen und weit umher kommen und zeigten ſich auf keinem Platze; ſie dachten, um ſo höher Einer ſteige, um ſo tiefer ſei dann auch ſein Fall und um ſo größer werde der Spott.

Als der Sommerbau vorbei war, da zeigte ſich auch der Jüngſte der Brüder. Ein allgemeines Aufſehen gabs, manches Herz klopfte und die Vorſchwinger machten ihre Sache raſch ab, denn Alle wußten, daß es jetzt ein Schwingen geben müſſe, wie man lange keins geſehen. Mit dem eigenthümlichen Bewußtſein des Siegers ſtand der Aeltere da, als ob er keinen Theil nehme an allem und ſich um den neuen Nebenbuhler auch nicht im Geringſten kümmere. Gleichgültig lehnte er alle Theilnahme ab, und erſt als Sigbert, alle Kämpfer überwunden, als alle Ueberwundenen ihm anhielten, und Sigbert ſelbſt an ihn trat, mit dargebotener Hand und der Frage: ob es nicht auch unter ihnen einen Schwung gelte? erſt da ſagte Guntram mit aller Kälte, es ſei ihm gleich, obgleich er nicht viel zu gewinnen ſehe, aber wenn man es zwingen wolle, ſo ſolle man es haben.

Innerlich Zornes voll, aber äußerlich mit aller hochmüthigen Nachläſſigkeit, die ſchon damals in der Uebung war, trat der mächtige Guntram rothhäutig, rothhaarig, rieſengliedrig, als Einer der an fetter Milch und fettem Käſe geleckt, in den Ring, dem ebenſo großen aber feiner gebauten und ungemäſteten Sigbert gegenüber, der in jugendlicher Schöne ſeltſam abſtach gegen den männlichen nur Zermalmung drohenden Rieſenbau. Nachdem ſie ſich die Hände gegeben zu ehrlichem Spiele, griffen ſie raſch zuſammen, und ehe man es ſich verſah, lag Guntram auf dem Rücken und in leichtem Satze ſprang Sigbert in des Ringes Mitte. — Langſam erhob ſich der Beſiegte, trat dann raſch zum Sieger, und nur flüchtig deſſen Hände berührend, faßte er ihn mit Macht, und ihn an ſich reißend mit fürchterlicher Kraft, hob er Sigbert hoch auf über ſeinen Kopf, ſchwang ihn dort mit rieſigen Armen im Kreiſe, als ob er ein Kindlein wäre, und als er ihn in rechtem Schwunge glaubte, ſchmetterte er ihn nieder. Die Zuſchauer zuckten zuſammen im Herzen als ob Sigbert mit zerſchmettertem Rücken im Ringe läge, aber da wankt Guntram, einem Thurme gleich, den ein Erdbeben erſchüttert, wankt er, fällt zum zweiten Mal auf den Rücken, und Sigbert, der mit der Hand ihn nie losgelaſſen, das Gleichgewicht nie verloren, ſeiner Glieder Meiſter geblieben war und im Niederfallen das Bein ihm untergeſchlagen und mit der Hand nachgeholfen hatte, fällt nicht einmal, ſondern ſpringt leicht wieder in des offenen Ringes Mitte. — Als Guntram ſich erhob, mit zorngeſchwollenen Adern und ohne die Hand zu geben den Sigbert faßte als wie für die Ewigkeit, da gieng ein Leben durch die Meiſten, den Kühnſten traten die Augen heraus, vor Angſt zwar nicht aber vor Kampfesbangen, das bei entſcheidenden Kämpfen die Tapferſten beim Zuſehen fühlen. Mit geſpannter Kraft und Kopf neben Kopf giengen die Kämpfer gebeugt im Kreiſe herum, langſam bald, bald ſchneller, vorſichtig den Fuß vorſetzend, vorſichtig den Gegner ſtoßend oder anziehend. Aber Kraft begegnete der Kraft, Vorſicht der Vorſicht, kein Fuß ward unrichtig verſetzt, kein Griff ward loſe beim Stoßen oder Ziehen. Jeder ſchien anzugreifen, es war aber nur ein Locken zum Angriff, um in demſelben den Vortheil zu erhaſchen. Endlich, die Abnahme des Athems in der krummen Stellung fühlend, zog mit unwiderſtehlicher Kraft Guntram den Sigbert an ſich, und lange widerſtrebte Sigbert mit äußerſter Macht und reizte den Gegner zu immer größerer Anſtrengung. Plötzlich gab er dem Zuge nach, warf ſich mit aller Kraft auf den Gegner, ſchlug ihm noch den Hacken dazu und dieſer, durch die eigene Schwere zurück geſchnellt, durch Sigbert noch geſtoßen, konnte ſich des gefährlichen Beines nicht erwehren, ſondern fiel dröhnend und krachend zum entſcheidenden dritten Male auf den Rücken, und ein helles Jauchzen aus jedem Munde verkündete den unerwarteten Sieg zu Berg und Thal. So etwas hatte Guntram noch nie empfunden und ſein Zorn ward Rache, und Rache kann man verbergen hinter allerlei Geſichtern, um ihr um ſo ſicherer zu ſein.

Gertrud, des älteſten Bruders Tochter, hatte dem Schwingen zugeſehen, und zornig des Oheims Fall empfunden. Es juckte ihr im Blute, ſelbſt mit dem Sieger anzubinden, die Augen konnte ſie nicht wenden von ihm aus Zorn wie ſie meinte. Beim Spiele ſpäter, wo der Alle überragende Sieger dem ebenſo hervorragenden Mädchen ſich nahte, wie Gleiches gerne dem Gleichen ſich geſellt, begegnete ihm trotzig und wild das ſchöne Mädchen, ſchonte ihn mit Worten und Blicken nicht und wollte des Oheims Kränkung mit noch tieferer vergelten. Aber der kühne Sigbert beugte ſich nicht, ſondern wandte ſich ab. Da empfand das Mädchen ein wildes Brennen im Herzen, wilde Blicke ſandte es dem luſtigem Spiel ſich Hingebenden nach, es wallte und nagte in ihm, eine ſtrudelnde Fluth des Haſſes wie es meinte; ſie trieb es weg aus dem Kreiſe unter ſchirmende Tannen, dort zürnte es bitterlich; aus Haß, meinte Gertrud. Als das Mädchen zürnend an der Alpe Rand, unter der mächtigen Tanne ſtand, gieng blutroth am dunkeln Himmel der Mond auf. Da ſchauerten blutige Ahnungen in ihm auf und bebend ſuchte es die Menſchen wieder. Sigbert war fort, da war es auch dem Mädchen als müſſe es heim. Der finſtere Ohm mußte ſich aufmachen mit dem finſtern Mädchen, das noch finſterer heim kam, denn auf dem ganzen Wege hatte es nichts geſehen als Nachtvögel mit ihrem trägen Flügelſchlag und ſchüchternes Wild, das über die engen Wege floh. Als Guntram den Brüdern ſeine Niederlage erzählte, waren die Drei eins, daß Sigbert gezüchtigt werden müſſe. Gladomir, der Gewaltigſte, wollte am nächſten Feſte die Rache vollbringen, allein der Herbſt bot keine Gelegenheit mehr und der Winter mit ſeinem Schnee hielt die Gegner aus einander, da Sigbert in fernem Thale wohnte, nach alter Sage da, wo jetzt Würzbrunnen iſt, oberhalb Röthenbach, wo damals ein berühmter Opferplatz war, ſpäter eine der erſten chriſtlichen Kirchen.

Im Frühjahr in den erſten Maitagen waren die großen Volksverſammlungen, Abgeordnete an die Tagſatzung zu wählen, ſpäter gingen die Hirten auf die Berge und hatten nicht mehr Zeit zu andern Verſammlungen als zu denen ihrer Kühe, wenn alle Morgen und alle Abend ſie ſich zum Staffel drängten, um gemolken zu werden. In dieſen Tagen war an den Verſammlungsorten auch Markt. Die Hirten, ehe ſie auf die Berge zogen, ſäuberten und ergänzten ihre Heerden und kauften Manches ein, wenn guter Verkauf ihnen ein Stück Geld in die Hände gebracht. Wer ſo einen Markt ſehen könnte, welch ſeltſamen Gegenſatz würde er ſehen, wenn er ihn mit einem gegenwärtigen vergleichen würde!

Aus dem wilden Gelände, aus Schlünden hervor, von Halden herab, kamen an der Spitze wilder Heerden die mächtigen Männer mit ihren mächtigen Weibern und aufgeſchoſſenen

Kindern, meiſt in roher Landestracht aber mit goldenen und ſilbernen Spangen geziert, alte Beuteſtücke, aus früherem Reichthum beim thorrechtem Zuge gerettet. Hintendrein Haufen von Knechten in Thierhäute gekleidet, wild wie die Thiere, deren Felle ſie trugen. Alle bewaffnet mit Schwert oder Axt, mit Speer oder Bogen. Hier oder dort ſah man römiſchen Anſtrich, mit römiſchen Namen nahmen Einige auch ihre Kleider an, die Mode war ſchon damals in dieſem wilden Lande eine Macht. Alle lagerten ſich in weitem Ringe unter dem freien Himmel, Menſchen und Thiere untereinander, auf der Bergebene gegen Schonegg zu. Scheu wie junge Pantherthiere guckten die Jungen zwiſchen den Heerden hervor, grinzten einander an, fuhren mit wilden Sprüngen ſich in die Haare oder ſchlichen zuſammen und ſpienzelten ſich gegenſeitig ihre Waffen und begannen zu handeln und am Ende ſich zu prügeln.

Bei der Mutter war die Jungfrau und gieng ihr zur Hand am Feuer, aber ſcheu und wild flog ihr großes blaues Auge über den ungewohnten Schauplatz. Hier ſah man die wandernden Krämer herum gehen, Juden ſchon und Italiener, hier ließen ſie ihre glänzenden Geſchmeide funkeln, Spangen und Ringe, helle Steine, bunte Muſcheln, farbige Tücher reizten der Mutter Begierde, weckten der Töchter Luſt, die aus ihren wilden Augen Funken ſprühten, und wie man von der Schlange ſagt, daß ſie mit den Blitzen ihres Auges wilde Thiere banne, ſo bannten funkelnde Armbänder manch helvetiſches Mädchen, daß es ſtille ſtund vor dem fremden Manne, daß es ihm nahe trat, von ihm faſt nicht laſſen konnte. Unterdeſſen giengen die Männer unter den Heerden umher, in alter angeſtammter Würde, verglichen fremde Heerden mit der ihrigen, kauften hier, verkauften dort, handelten erſt unter ſich, ehe ſie den fremden Aufkäufern von Aventicum oder Vindoniſſa her, Gehör gaben.

Auf der weiten Runde ragten vor Allen die drei Brüder hervor, durch ihrer Heerden, ihres Geleites Größe, auch ihr Feuer war das größte und das ſchönſte Mädchen herrſchte an demſelben, die reichſten Krämer drängten ſich um dasſelbe. Man ſah aber auch den Dreien an, daß ſie ſich die Erſten dünkten auf dem Platze, daß ſie es wußten wie Fremde ſie für Fürſten halten konnten, mitten unter ihren Edlen. Lange waren ſie ſo die Erſten und gaben ſtolzen Beſcheid links und rechts und fuhren hart Manchen an, um keiner Urſache willen, als weil es ihnen ſo gefiel.

Da kamen vom Weſten her größerer Heerden Gebrülle und vieler Menſchen Gejauchze. Wilde Stiere rannten aus Sumiswald hervor auf den Platz, raſche Knechte eilten ihnen vorauf und ſchlugen zweihändig mit großen Stöcken und aller Kraft ihnen auf die Naſe. Kühe ſtürzten nach, Menſchen wogten nach, es waren die aus den obern Thälern gegen Schangnau zu, gegen Röthenbach hinüber. Mitten unter ihnen ragte eine herrliche Geſtalt weit empor und leuchtete weit über die Runde.

Die Heerden zu ſehen, die Menſchen zu begrüßen drängte die anweſende Menge um die Ankommenden ſich. Viele Alte ſah man treten zu dem hohen Manne, der einfach gekleidet, nur durch alterthümliche Spangen ſich auszeichnete. Freundlich und ehrerbietig begrüßte er ſie, und ſie lobten ſeine Mienen, wie ſie dem Vater glichen und ſein Geſchmeide, deſſen Herkunft ſie wußten, lobten den Vater und freuten des Sohnes ſich. — Faſt einſam ſah man die Drei ſtehen, keinen Schritt näher traten ſie, aber zornige Blicke ſandten ſie in's Getümmel, feurigen Blitzen gleich, die in die Wälder ſchlagen und die höchſte Tanne treffen.

Sigbert wars, der ſo freundlich empfangen wurde und die Ernte ſammelte, die gute Väter ihren Kindern bereiten. Er und ſeine Genoſſen lagerten ſich faſt gegenüber den Dreien, die, zornigen Wettern gleich, dem Lagern zuſahen. In beiterem Muthe achtete er ſie aber kaum, ja als er die Runde machte wie die Andern, trat er zu ihnen und bot in biederer Treuherzigkeit ihnen die Hand, die ſie nicht ausſchlugen, aber mit der Bemerkung ſchüttelten, daß ſie ihn bald anders zu faſſen gedächten und Guntram ſei nicht der Stärkſte von ihnen, wie er dieſen niedergelegt, ſolle er auch Niederlage gewärtig ſein. Mit heiterem Lachen antwortete er, daß er bereit ſei zum Verſuch, aber wer unterliegen werde, ſei noch nicht ausgemacht. Er trat auch zum Feuer wo Gertrud waltete und bot ihr einen freundlichen Gruß unerwartet. Dunkelroth ward das Mädchen, aber die Hand bot es nicht, den Gruß erwiederte es nicht. Als es dunkelte, die Heerden ſich niederlegten, ſetzten ſich auch die Männer zu einander um die Feuer, redeten von den Zeitläuften und dem morgenden Tage, nannten ihre Freunde und bezeichneten ihre Feinde. Die Jünglinge ſchwärmten rund herum und zwiſchen dem Vieh lagen die Knechte.

Am Morgen weckte die Sonne die Menge und lebendig ward es auf dem Platze. Die Heerden regten ſich, die Menſchen bereiteten ſich auf den wichtigen Tag. Die Drei ſah man im Bewußtſein ihrer Stellung reich geſchmückt, aber mit manchem Zierrath und auf ſolche Weiſe, wie vaterländiſche Augen es nicht ſehen mochten. Sie ſetzten ſich zum reichen Frühmahle und eilten nicht damit, als Männer auf die man wohl warten mochte, die ſelbſt zu warten aber nicht gewohnt waren. Mancher Krug ſüßen Meths ward geleert und Manchem, der dann mit den Drei gehen wollte, der Krug geboten. Endlich brachen ſie auf mit ſtattlichem Geleite, und traten in den Ring, den kein Sclave, kein Weib betreten durfte. Da wogte ſchon zahlreiches Volk, Thal bei Thal, und geſchäftige Menſchen traten von Gruppe zu Gruppe, wie man es meiſt ſieht ehe Wahlen getroffen werden. Die Führer traten zuſammen mit den Prieſtern, die üblichen Opfer wurden verrichtet, der Tag eröffnet. Einfach waren die Gegenſtände der Verhandlung, einfach die Verhandlung ſelbſt. Die Wahl des Vertreters an der Tagſatzung die Hauptſache. — Es war Mittag geworden, ehe die Wahl begann, rund um brüllten die Heerden, von der Weide weg nach ſchattigen Plätzen, rund um regten ungeduldig Weiber und Kinder ſich, die Lagerplätze zu beziehen, die ſie um Platz für die Verſammlung zu gewinnen, hatten verlaſſen müſſen.

Feierlich mahnte der Prieſter zu Ruhe und Biederkeit, und wie er ſchloß, ſo hörte man hier Sigbert rufen, dort Clodomir, und wenige andere Namen durchkreuzten die beiden. Da winkte der Prieſter wieder und befahl, daß links die treten ſollten, die den Clodomir ausgerufen, rechts die Anhänger Sigberts. Da war ein ſeltſam Schwanken ſichtbar, es wogte in den Haufen, aber lange trat Keiner von einer Seite zur andern. Von der Linken zur Rechten zu treten war ein Wagſtück, von der Rechten zur Linken zu gehen trieb Wenige das Herz ſo ſtark, daß ſie die Erſten ſein wollten. Endlich löste ein ganzer Haufe Männer, die aus fernen Thälern zufällig auf der Drei Seiten ſtunden links ſich ab und trat rechts über, und dieſem Haufen folgten raſch andere, wenige Einzelne liefen zwiſchen den Haufen durch von der Rechten zur Linken, und bald ſtunden die Meiſten und Beſten des Volkes rechts, die Brüder mit Wenigen links.

Das traf ſie wie ein Donnerſchlag aus heiterm Himmel. Sie hatten nicht bedacht, wie ſehr ein Bergvolk fremde Sitten haßt und jeder Entfremdung zürnt, nicht bedacht, wie wenig da, wo das Leben ſo einförmig iſt, Beleidigungen vergeſſen werden, mit welch' unglaublicher Geduld die Zeit der Rache abgewartet wird, wie Viele er ſelbſt beleidigt, weiß der Uebermüthige nicht, noch weniger weiß er die, welche durch die Seinigen verletzt worden. Der Zorn brauste ihnen durch alle Adern, die Fauſt zuckte zum Schwerte, aber die Uebermacht der Gegner lähmte ſie. Sie brachen auf der Stelle auf und hörten nicht, wie Sigbert bedauerte, daß er Würdigern vorgezogen und große Erfahrungen ſeiner Jugend nachgeſetzt worden ſeien. Ein weithin tönender Jubel ſcholl ihnen nach, von ſchwerem Drucke ſchien jede Bruſt befreit und jede Stimme doppelt ſo ſtark. Nun begann auf dem weiten Plane ein luſtiges Leben. Trinken und Spielen dauerte bis ſpät in den Abend und dunkel wards, bevor nach und nach die Entfernteren aufbrachen mit Vieh und Kind. Sigbert wurde allenthalben aufgehalten, hier durch Freunde, dort durch Führer, die mit ihm Abrede treffen wollten zu des Volkes Beſtem, dann durch Unbekannte, die Geſchäfte machen wollten, die Andere Tags zuvor abgethan, für die jetzt keine Zeit mehr war, deren Abweiſen doch ihn ſäumte. So gieng der Zug ſeines Thales voraus und wie er ihm nacheilte, immer neue Säumſteine legten ſich ihm in den Weg, noch am Thore der Stadt hielt ihn ein Römerhauptmann auf, der ihn vom Kriege her kannte.

Als er vor das Thor trat war es finſter und einſam, hinter ihm tönte der Jubel von der Höhe her, vor ihm klapperten die Mühlen Da traf plötzlich eine Stimme ſein Ohr. Wahre dich am Mühleberg! Er wußte nicht, kam die Stimme von vornen oder von hinten, wie er auch ſpähte, vom Warner merkte er keine Spur. Ein helvetiſcher Mann führte damals nicht bloß einen Regenſchirm mit ſich, er hatte auch nicht bloß höchſtens einen Regenguß zu fürchten auf ſeinem Wege. Sigbert, wohl bewaffnet und ſeiner Kraft vertrauend, erſchrak nicht, hielt ſeine Waffen zur Hand, deckte Bruſt und Kopf mit dem guten Schilde, den er auf dem Rücken getragen und ſchritt dann munter vorwärts. Neben ihm rauſchte die Grüne, in den Erlen ſäuſelte der Wind, ſonſt war keine Spur von Leben auf ſeinem Wege. Aber kaum hatte er die Mühlen hinter ſich und war dort unten, wo der Stalden anfängt und zur ſelben Zeit ein Weg hinauf nach der Warte ſich ſchlängelte, ſo faßten ihn auf einmal gewaltige Hände wie aus dem Boden herausgewachſen, wie manche wußte er nicht, die Geſtalten, zu denen ſie gehörten, ſah er nicht. Obgleich ſo unerwartet ergriffen, vergaß er nicht den Ruf erſchallen zu laſſen, mit dem der Jäger den Gefährten ruft, denn wie entfernt dieſe ſeien, wußte er nicht, verſchwendete auch nicht in nutzloſem, zielloſem Sträuben ſeine Kraft. Es war ihm gleich klar, daß er in den angeſchwollenen Fluß geworfen und ertränkt werden ſolle. Erſt als das Gebüſch ihm zeigte, daß man am Ufer Rand ſei, machte er eine plötzliche Kraftanſtrengung mit allen Gliedern ſeines Körpers. Einige Hände ließen los, Körper verloren das Gleichgewicht, ſtürzten mit ihm über den Rand ins Waſſer, hier noch ein Ruck und er hatte ſeine Glieder frei, konnte auf die Füße ſpringen, ſeine Waffen brauchen, brauchte nicht wie ein Hund ſich ertränken zu laſſen, ſondern konnte doch ſterben in ehrlichem Waffentod. Der ſchien ihm auch beſchieden, denn mit mächtigen Streichen drangen die unſichtbaren Feinde auf ihn ein, und drängten ihn, und nur die Dunkelheit, wo Einer den Andern nicht unterſtützen konnte, und die Büſche, die in's Waſſer hingen und gar oft ſeine Schilde waren, hinderten die Ueberwältigung Sigbert's. Aber ſchon blutete er aus mancher Wunde, hörte das Schnauben eines Feindes hinter ſich, Schilde drängten ihn hinterwärts, da rauſchte es plötzlich in den Büſchen, Hundegeheul ſchlug laut auf, Hunde ſtürzten auf Sigbert's Feinde ſich, nahe tönte der Gefährten Ruf. Da ließen plötzlich die unſichtbaren Feinde vom Bedrängten ab, ſprangen aus dem ſchäumenden Fluſſe von den Rüden gehetzt. Bald hörte man Roſſe wiehern und von ſchnellem Hufſchlag dröhnte der Boden. Sigbert war gerettet durch ſeinen Hund. Dieſer, ein wildes, der Menſchen ungewohntes, aber treues Thier, hatte er einem Knecht zu führen übergeben. Schon bald oben an der Emme hörte dasſelbe den Ruf ſeines Herrn, riß ſich los, und mit dem dem Hunde eigenthümlichen Sinn, den nächſten Weg ſeinem Herrn zu. Die andern Hunde, Gefahr witternd, folgten ihm, den

Hunden nach die tüchtigſten Jünglinge und Hülfe ward unerwartet dem bedrängten Helden. — In der Mühle verband man ſeine Wunden und forſchte dem Mädchen nach, aber ſonder Erfolg. Sigbert wußte wo es war, aber er ſchwieg.

Ein ſolch meuchleriſcher Ueberfall war noch nie erhört worden in Helvetien, ein Schrei des Abſcheus erſcholl im Lande, man ahnte die Thäter, man haßte ſie um ſo mehr, aber da Sigbert ſchwieg, ſprach Niemand die Klage aus.

In Aventicum war ein reges Leben, Abgeordnete aus allen Gauen verſammelten ſich, nicht einzeln in Kutſchen fahrend, ſondern Jeder mit zahlreichem Gefolge, oft begleitet von ſeinem ganzen Hauſe, oft noch von andern Familien, die Geſchäfte treiben oder Freuden ſuchen wollten. Römer weit her fanden ſich ein, hauptſächlich der Schlußſpiele wegen, welche dieſe feſtliche Zeit verherrlichten, vielleicht auch der friſchen Töchter des Landes wegen, welche man an ſolchen Tagen in all' ihrer Herrlichkeit in Aventicum prangen ſah.

Ganz beſonders freudig waren diesmal dieſe Tage, denn Julius Alpinus, welcher am würdigſten gefunden worden war in Helvetien und mit Kraft und Klugheit das Wohl des Landes wahrte, ſo viel an ihm, hatte ihnen die frohe Botſchaft auszurichten, daß Kaiſer Galba ihnen den vierten Theil der Kriegsſteuer erlaſſen. Empört durch Nero's Laſterthaten, die ihrem einfachen Sinn Gräuel waren, hatten ſie dem Statthalter Gallinus Vindex ſich angeſchloſſen, um den gräßlichen Nero zu verjagen und einen ehrbaren Mann, Galba, auf den Thron zu ſetzen. Als der endlich oben ſaß, gedachte er, was nicht immer geſchieht, derer, die ihm hinaufgeholfen und ließ an der Steuer den Helvetiern nach. Freudiger ſaßen die Männer zu Rathe, freudiger zechten ſie in des reichen Alpinus gaſtlichen Hallen, und manche Frau prunkte in reichem Schmucke, und ſah ſtolz ſich um in den weiten Kreiſen des Schauſpielhauſes, ob auf irgend einem Platze Eine ſchöner und reicher ſitze als ſie auf dem ihren. Aber wie gerne auch Jede die Schönſte ſein wollte, ſo mußte doch Jede geſtehen, daß der Wunſch ein eitler ſei, und Julia Alpinula, des Vorſtehers Tochter, hoch ob Allen ſtehe an Glanz und lieblicher Schönheit. Ja, ſie mußten noch weiter gehen und geſtehen, daß, wenn Eine der Julia an die Seite zu ſetzen ſei, ſo ſei es Gertrud, des Aelteſten der Dreien Kind, aber die Dritte dann meinte Jede zu ſein im Bunde der Schönheit. Gertrud war mit ihrem alten Ohm gekommen, Achim mit Namen. Er war der tückiſchſte der Brüder, trieb den Handel mit dem meiſten Gewinn und wußte am beſten mit den Zöllnern zu verkehren, daß es ihn wenig koſtete und ſeine Leute viel gewannen, wußte am beſten mit den Lieferanten umzugehen, daß er dabei beſtehen konnte und ſie auch. Wo ein Zuſammenfluß von Menſchen war, da war er auch, und kehrte nicht nur immer reicher heim, ſondern wußte Vieles und hatte Vieles ausgerichtet, Manchen unglücklich gemacht, der daheim erfuhr es nicht, daß der Schlag aus Achims Hand gekommen. Die Brüder genoſſen Gaſtrecht in Alpinus Häuſern, dort kam Sigbert mit Gertrud zuſammen ohne ihr Rede abzugewinnen, immer ſpröder waren ihre Gebehrden, immer düſterer funkelten ihre Augen. Achim, der Ohm, ließ dagegen keinen Groll ſichtbar werden, war freundlich gegen Sigbert und deſſen Lobredner in ſeinem Rücken.

Mitten in die Freude ſchlug die Nachricht, die germaniſchen Legionen hätten Vitellius, einen Bauchdiener, zum Kaiſer ausgerufen. Das fuhr wie Feuer durch der Helvetier treue Gemüther, und ohne langes Willwanken, ohne weitläufigere Erkundigungen beſchloſſen ſie: Gutthat mit Gutthat zu vergelten und feſt an Galba zu halten, und wie der Beſchluß genommen ward, bedachten ſie gleich die Ausführung deſſelben, riefen Mannſchaft auf, ſetzten die Wartthürme in Stand, beſtellten einen Heerführer über Alle, und jedem Gau ſein eigen Haupt. Die Sammelplätze im Allgemeinen waren von

Alters her bekannt, und wo die Gefahr ſie beſtimmen ſollte, das war an den Feuern zu verkünden. Claudius Severus, ein kühner Mann, der Jagd kundig, ſonſt aber auf reichem Hofe an des Vaters Ruhm wohl lebend, ward oberſter Führer. Sigbert das Haupt der Berge, des Emmenthals und des Entlibuchs, die in den Revolutionen der Natur, die denen unter den Menſchen vorangegangen, als ein unauflösbarer, unzertrennbarer Knäuel zuſammen gewirbelt worden. Geheim wurden die Dinge nicht verhandelt. Die damaligen Leute kannten die geheimen Räthe nicht, und dachten nie, daß Verräther ſein könnten, wo nur Helvetier zuſammen ſaßen. Daher waren ihre Gelage ihre eigentlichen Rathsverſammlungen, und je kräftiger das Bier ſchäumte, um ſo energiſcher wurden ihre Beſchlüſſe. Je tiefer das Bier ſank in den Krügen, um ſo glänzender traten vor ihre Augen vergangene Heldentage, um ſo deutlicher ſahen ſie die alten Helden ihnen winken zu neuen Heldenthaten im Lande der Väter, laſen in ihren ſiegtrunkenen Gebehrden die Verheißung der Rache für die Niederlage in fremdem unbekanntem Lande.

Wenn der Morgen tagte, ſuchten ſie die Ruhe, es verflog der Rauſch, es blieb der gepflogene Rath, in der Schale der Kern, und was beſchloſſen worden, ward ſchnell ausgeführt. Geld ward alſobald nach Baden geſendet, ſchon damals übte dasſelbe große Gewalt in Krieg und Frieden. Es wurde gelauert auf die Verbindung der Legionen, welche durch Helvetien gingen, man wollte erfahren wer Freund, wer Feind ſei, wo man ſich ſtützen könne, wo man ſich hüten müſſe. Boten wurden in alle Thäler geſandt, die Augen auf zu thun den Leuten, auf daß ſie ſich rüſteten zur Schlacht. In Aventicum, wo die Häuptlinge zuſammen ſaßen, in vorläufiger Siegesfreude den Ruf zur That erwartend, und viel redeten von ihren Vätern und den Thaten am Lemanerſee, ſah man bald einen römiſchen Hauptmann, gleich einem Knechte gebunden, durch die prächtigen Thore führen, umringt von jubelndem Volke. Der Donner der Freude wiederhallte am Himmel, es war als ob die hundert römiſchen Legionen gebunden eingeführt würden durch die helvetiſchen Thore. Die ganze Nacht toste die Freude, einem Bergſtrome gleich, der immer lauter aufbrüllt, je dunkler am Himmel die Wolken werden, je tiefer zur Erde ſie ſich ſenken. Je ſchwerer das Wetter werden will, um ſo röther färben am Morgen die Wolken ſich, je tiefer das Leid wird, um ſo größere Freude geht ihm voran, und der erſten Siegesbotſchaft folgen gewöhnlich Flüchtlinge und verkünden die Niederlage. Dem gefangenen Hauptmann nach, kam die Kunde, daß die Römer, die alſobald des Hauptmanns Niederwerfung wußten und zornig wurden über die verletzte Römerehre und die verrathene Verbindung mit andern Legionen, den nach Baden geſandten Sold geraubt hätten in kühnem Hinterhalt. Da wars der Zorn, der die Wangen blutroth färbte, die noch erſt in der Freude geglüht hatten, und ſchnell beſchloß man die Züchtigung der räuberiſchen Legionen zu Windiſch, und während man noch rathſchlagte, wie der Beſchluß auszuführen ſei und jede Nacht einen andern Rath brachte und jedem Häuptling die Sache anders vorkam, je nachdem man die Verhandlung mit Bier würzte oder mit Wein, kam wiederum die Kunde, Galba ſei ermordet und mit wilden Legionen wälze ein wilder Held ſich den Rhein hinauf, ihrem Lande zu. Als ſo plötzlich der Tag da war, an welchem der Väter Ruhm neu werden ſollte, da erging es den guten Helvetiern wie dem, der in frohem Muthe dem Teufel ruft und ihn plötzlich vors Geſicht kriegt. Die erſte Nachricht kam ihnen faſt wie ein Krampf in's Herz, aber ſie zeigten ihn ſo wenig als möglich. Sie beſchloſſen das Volk einſtweilen nicht aufzubieten bis der Feind in der Nähe ſei, wohl aber die Beſatzung in Baden zu verſtärken, die Mauern dort auszubeſſern und alles bereit zu halten, damit auf die erſten Zeichen das Volk ſich ſammle auf der bezeichneten Stelle. Die Helvetier wußten, daß ſie langen

Krieg nicht aushalten würden, weil Land und Heerden nicht lange die Männer entbehren können, weil die Männer nicht gern lange wegbleiben von ihren Rindern und Kindern. Aber von ihrer eigenen Kraft und des Landes Eigenthümlichkeit hofften ſie einen ſchnellen Sieg, an einem Orte, wo der Römer Kriegskunſt nicht aufkommen konnte gegen ihre Tapferkeit.

In einer hellen Nacht wurde langer Rath gehalten, alles wohl verabredet und Achim war auch dabei, gab klugen Rath, verſprach gewaltige Hülfe und ſchien des Sieges ſicher. Gewaltig groß that er mit ſeiner, ſeiner Brüder, ſeines Gaues Kraft, und wenn Sigbert Vertrauen hätte zu ihnen, wie ſie zu ihm, ſo wollten ſie alleine den Feind beſtehen, und Sigbert faßte Vertrauen und verhieß es mit Mund und Hand. Gar ſeltſam iſt des Menſchen Herz, wird ſo leicht beſtochen und zum Verräther an dem eigenen Herren. Sigbert kannte der Brüder Art, kannte ihres Herzens Meinung noch vom Bache her; aber Gertrud war ein helvetiſches Mädchen, wie er keines noch geſehen, (die Alpinula war eine Frau) ihre dunkeln Augen brannten ihn bis mitten in's Herz, und wenn er ſie erwarb, ſo war er der Reichſte und Mächtigſte in den helvetiſchen Gauen. Er hatte vorhin an ſo etwas gar nicht gedacht, aber ſeit er an der Tagſatzung war und die Pracht ſah in Aventicum und vornehmlich in des Alpinus Hauſe, ging es gar ſeltſam zu in ſeinem Kopfe. Die Tapfern alle brachen auf am frühen Morgen, in ihren Gauen das Nöthige zu bereiten, und ihren Gauen des Krieges Urſache und Zweck zu verkünden. Alle fühlten, daß ſeit Galbas Tode ſie eigentlich nicht recht wußten, für wen ſie ſtritten, aber ſie hatten den Streit einmal beſchloſſen und ſagten jetzt, daß ſie ihn führten gegen den Uebermuth der Legionen und für ihre zugeſicherten, durch die Legionen verletzten Rechte. Aber im Herzen quoll ihnen doch, und das ſagten ſie Niemand, die Angſt auch, wie ſie ohne Rücken in Rom und

Zuſtimmung anderer Legionen, beſtehen wollten gegen die abgehärteten, übermüthigen germaniſchen Legionen, denen Krieg ihr Tagwerk, Mühe ihre Luſt, und Brand und Blut ihrer Augen Weide waren. Als Sigbert am frühen Morgen zu Pferde ſich ſetzte, umringt von vielen Befreundeten der Heimath zu reiten wollte, hörte er dicht an ihm die Worte: „hüte dich vor den Drei.“ Er wandte ſich raſch um, Niemand ſah er reden, er fragte, wer ihm etwas geſagt, Niemand hatte etwas gehört, er wurde ſelbſt irre, ob er etwas mit dem leiblichen Ohre, oder ein ſeltſam Wort aus ſeiner eigenen Seele gehört. Da drängte ſich freundlich durch Alle Achim, drückte vaterländiſch ihm die Hand und gab ihm manch gutes Wort auf die Reiſe, und ob den Vielen vergaß Sigbert die Wenigen.

Da gingen heiße Tage über Helvetien auf, und den heißen Tagen folgte eine lange Nacht. Zu Vindoniſſa lag die wildeſte der Legionen, dieſe wußte was ſie wollte und war alle Tage gerüſtet. Sie wollte was ſie gelüſtete, ſtieß nieder was ſie hemmte und ſeit Cäſar wußten die Römer, daß in der raſchen Entſchiedenheit, ſobald die nöthigen Kräfte bei einander ſeien, der Entſcheid liege. Sie plagte das Caſtell zu Baden, aber griff es nicht an und rückte nicht aus, bannte jedoch die Helvetier in die Schranken der Selbſtvertheidigung bis zum gelegenen Augenblick, und die Helvetier ließen ſich bannen und bedachten nicht, daß langes Harren nach gefaßtem Entſchluß die Kräfte erſchlafft, wie auch die geſpannte Sehne am Bogen in langer Spannung erſchlafft. Dieſes Harren war im Sinn der Römer, ſie wußten was ſie wollten und bereiteten ſelbſt den Augenblick, wo ſie es konnten. Wie ein Sturmwind flog Cäcina dem Rhein nach hinauf, und als er nahe war, brachen auch die in Rhätien auf, und die oberhalb des Zürcherſees lagen, drangen durch die Thäler und ſuchten Vereinigung zur gemeinſamen That; Tag und Stunde waren verabredet worden, die

Boten gingen ſicher und die einzelnen Cohorten bewegten ſich als Glieder eines Leibes.

Claudius Severus zögerte den Ruf zur Sammlung zu geben, er rechnete ſein ab, wie weit der Römer Legionen noch ſeien, und wie ſchnell dann die Helvetier beiſammen. Er fürchtete ihren Unwillen, wenn die Helvetier zwei Tage vor der Schlacht beiſammen wären, und alſo einen müßig ſein müßten. Mit Vorräthen aller Art gingen die Brüder ab und zu, waren auch ſeiner Meinung, und wußten genau zu ſagen, wo der Römer Feldherr ſtehe und wie ſchnell die Helvetier zur Stelle ſein würden, wenn einmal die Feuer zur Schlacht riefen. Da kam ihm, als eben keiner der Brüder bei ihm war, die frühe Kunde, daß Cäcina über den Rhein gegangen, zunächſt vor ihm ſtehe. Nun ergriff ihn das Bangen der Säumniß, er ſchickte Boten aus, er zündete die Zeichen an, er harrte auf dem Thurme der Freunde, aber früher als ſie, erblickte er die Feinde. Die Hauptfeuer brannten nicht oder nur vereinzelt hier und da und verwirrten die Leute, die entlegneren Hochwachten wußten nicht woran ſie waren, die wenigſten Boten richteten die Botſchaft aus, die, welche an Ort und Stelle kamen, fanden die Leute eben des langen Harrens wegen ungerüſtet. Die Zuzüge kamen daher vereinzelt, langſam, und ehe Severus eine hinlängliche Macht beiſammen hatte, brachen aus dem Reußthale hervor die Cohorten aus Rhätien, verſtärkt durch junge Mannſchaft der dortigen wilden Berge. Vor ihm und hinter ihm ſtund der Feind, der Zuzug war abgeſchnitten, der lang erwartete Feind überfiel die Helvetier und hatte den großen Vortheil, der ſo oft ſpäter den Schweizern den Sieg gab, er konnte ſchlagen wann und wo er wollte. Er ſprengte in wildem Anlaufe die Hauptwacht von Baden, und ſchlug, als der Wege und Päſſe Meiſter, die vereinzelten Zuzüge.

In Sumiswald hatte Sigbert der Zeichen geharrt, nachdem er alles geordnet mit der Liebe deſſen, der für ſein Land alles giebt außer ſeinen Gott. Immer brennender ward ſeine Ungeduld nach den leuchtenden Zeichen, er kannte die Männer und wußte, daß nur entſchiedener Wille und geſammelte Kraft ihnen gegenüber beſtehen konnten. Er hatte Boten das Land hinab geſandt, aber ſie kamen ihm nicht wieder. Die Drei, die in Sumiswald waren, thaten freundlich um ihn, ſuchten ihn zu beruhigen und wußten allerlei zu ſagen, wie der Feind noch ferne ſei, vielleicht die Helvetier fürchtend, ſie umgehen werde. Sie machten die Leute ſicher, nur Sigbert nicht. Er hatte keine Ruhe, mitten in der Nacht riefen ihn Träume wach, er ſah die Legionen der Feinde über den Helvetiern, ſah dieſe zerſprengt gehetzt wie des Waldes Wild, ſah in Feuer und Rauch gehüllt das Land. Dann eilte er auf, eilte auf die nächſte Höhe, wohl auch nach dem Wartthurme auf dem Mühleberg, wo ſein getreuſter Knecht des Dienſtes harrte, aber dunkel war es und dunkel blieb es am Himmel. Da kamen eines Morgens Männer von den höchſten Bergen her, und brachten Bericht, daß ſie Feuer geſehen am blauen Berge und das Aargau hinab, aber vereinzelte, bald hier eins, bald dort eins, das Land hinauf ſei es dunkel-geblieben. Sie hätten die ganze Nacht geharrt, daß die nähern Wartthürme das Zeichen geben würden, doch umſonſt. Da fühlte Sigbert die Hölle der Ungewißheit, das finſtre Ahnen, zu liegen in den Netzen des Verrathes, den Zorn des Kriegers, der den Ruf des Freundes in der Noth nicht vernommen. In des erſten Zornes Wallen wollte er reiten mit ſeinem Gefolge das Land hinab, ſelbſt Kunde zu holen oder Hülfe zu bringen. Aber die Drei riefen: wenn er abweſend ſei, und in der nächſten Nacht riefen die Feuer auf, wer dann die Schaaren ſammeln, ordnen, führen ſolle! Des Führers Pflicht ſei es auf der Stelle zu bleiben, damit was dort ihn ſuche dort auch ihn finde. Er könne ja Boten ſenden, die ſo eilig ſeien als er ſelbſten, deren Abweſenheit aber nur unbedeutend. Das begriff Sigbert, zog den Fuß aus dem Bügel, aber wie er ihn auf den Boden ſetzte, faßte er den mannhaften Entſchluß, ſeinen Gau zu ſammeln und ohne weitern Ruf, auf eigene Gefahr hin, am nächſten Morgen hinunter zu ziehn zu den Brüdern, deren blutige Noth an dieſem Tage er nicht kannte, aber in geheimnißvollem Weben zu fühlen ſchien, wie der Zwillingsbruder die Wunde fühlt, die ſeinem Bruder jenſeits des Meeres geſchlagen wird. Er ſandte Boten nach den nächſten Warten bei einbrechender Nacht, die Zeichen der höchſten Noth zu geben; er ſandte aus wen er konnte, ſeinen Befehl zu verkünden und den Grund dazu. Wie die Drei auch dagegen redeten, daß es unklug ſei, aufbegehrten, daß ſolches ihm nicht zuſtehe, drohten, ſie folgten ihm nicht, ſie hielten das Volk ab, weil er Eigenmächtiges treibe, er ließ ſich nicht irre machen, nicht hemmen, ſein Wille ſtund feſt, in dieſem Willen fand er einige Ruhe. Gar ſeltſam ſah Gertrud ihn an, die nach helvetiſcher Jungfrauen Weiſe in die Nähe ſich drängte, wenn des Landes Heil verhandelt wurde. Dunkler noch leuchteten ihre Augen, es war manchmal als ob ſie reden wollte, heftig und hart. Es that Sigbert, der ſelbſt in dieſem Augenblicke noch ein Herz für ſie hatte, weh, daß die ſchöne Jungfrau nicht lieblichere Blicke für ihn hatte, ihr Vorurtheil gegen ihn nicht wollte fahren laſſen, ſo ſtark auf ihrer Verwandten Seite ſtand. Aber im Wirbel des Tages, da immer mehr Leute nach Sumiswald ſich drängten und heftig geſtritten ward für die Drei und gegen ſie, vergaß Sigbert die Blicke und riß mit glühenden Worten die Meiſten auf ſeine Seite, und wilder ward der Ruf nach dem Aufbruch, und wer nicht feige ſcheinen wollte, und das wollte Keiner, redete nicht mehr dagegen. Sie eilten ſich zu rüſten, wenn am frühen Morgen der Hahn krähte, ſollten ſie zur Stelle ſein. Stille ward's in Sumiswald, die Sonne ſchlich hinter dunkles Gewölke und ein ſchwerer Regen rauſchte über das Land. Bange ſah Sigbert ihm zu, einſam harrend ob Sumiswald, er fürchtete der Regenſchleier möchte ſeine

Feuer verhüllen, die Sammlung hemmen. Der Regen verſiegte, dunkler ward's, ſchwarz kam die Nacht, aber kein Feuer flammte auf, auch das nächſte auf dem Mühleberg nicht. Da brannten in ihm auf Wuth und Angſt, wie ſie brennen in der Mutter, wenn ſie von Schlangen ihr liebſtes Kind umwunden ſieht. In raſchem Laufe ſtürzte er dem Berge zu. Da, wo das vorige Mal, rief es neben ihm: Gehe nicht zum Mühleberg! Und drei Mal rief es, und drei Mal achtete Sigbert es nicht in Wuth und Angſt und eilte geflügelten Laufes weiter. Da war's ihm als eile etwas ihm voraus, nahe vor ihm, faſt unhörbar, und je mehr er eilte, deſto mehr eilte das Andere auch, dicht vor ihm durch die finſtere Nacht. Immer wilder ſtürmte er dem ſchauerlichen Weſen nach, das er nicht ſah, deſſen Tritt er nicht hörte, deſſen leiſes Schnauben einzig es verrieth, ſtürmte an den Mühlen vorbei. Da hörte er ein wohlbekanntes Sauſen, einen Fall, einen leiſen Laut, vor ſeinen Füßen lag ein Körper, den er klirrend überſprang, da ſauste es abermal und drei Speere trafen ihn und drei Schwerter ſausten über ihm, und ehe er ſich aufraffen konnte, lag er todt neben dem Erſten. Als die Drei zwei Todte fanden ſtatt einem zu ihrem Erſtaunen, wollten ſie wiſſen wer der Erſte ſei. Da fand Clodomir ſein Kind, und in deſſen Bruſt, wo heiße Liebe glühte verborgen, die des Geliebten Schild ſein wollte, drei Speere, ſein Blut verronnen, verhaucht ſein Leben. Da tobte wohl ein wilder Schmerz in ihm auf, aber wer ſein Vaterland verrathen kann, verſchmerzt auch bald ſein Kind.

Trübe war's am folgenden Morgen in Sumiswald, Wenige fanden ſich ein, denn keine Feuer hatten gerufen, die einen hatten Verräther nicht angezündet, bei den andern lagen die treuen Wärter erſchlagen todt. Die Wenigen fanden Sigbert nicht, tobten gegen ihn und nannten ihn Verräther. Dem widerſprachen die Drei nicht und fragten, ob man jetzt wiſſe, wer es gut mit Land und Leuten meine?

Und während ſie noch ſo redeten und tobten, kam die Kunde wie vom Himmel herab, und Niemand wußte wer ſie gebracht: Alles ſei verloren und die Feinde brächen gleich von Surſee her das Thal herauf. Weiter unten ſei alles Rauch und Flamme. Da heulten die Weiber und ſchrieen über die Verräther, und die Männer ſchlugen die Waffen zuſammen und wollten ſterben für das Land, und Andere meinten, man ſolle in den Bergen ſich ſammeln, noch ſei's nicht verloren; aber zwiſchen durch gingen die Drei und fragten, für was und für wen ſie eigentlich ſtreiten wollten. Seit hundert Jahren ſeien die Römer ihre guten Freunde geweſen, und der ganze Streit ſei ein bloßes Mißverſtändniß, weil ſie Galbas Tod nicht gekannt, die Legionen aber wohl, hätte man auf ſie gehört, ſo wäre viel Unglück nicht entſtanden. Sobald das Mißverſtändniß aufgeklärt ſei, höre auch der Streit auf. Es wäre am beſten, man ſendete zu den Römern und ließe ihnen ſagen, man wolle ja nichts, als was ſie auch wollten, und ſie wollten fürder wieder gute Freunde ſein. Das dünkte Vielen, die des Streites Urſache nicht recht begriffen hatten, ſehr erbaulich, und ſie ſtimmten fröhlich bei, aber Keiner wollte gehen mit dieſer Botſchaft zu den Römern. Als endlich die Drei ſich dazu erbitten ließen, da war ſelbigen Tages die Meinung im ganzen Thale, daß die Drei es mit dem Lande am beſten meinten, ſein Hort, ſeine Retter ſeien, Sigbert aber ein Feigling ſei, der davon gelaufen, als es Ernſt gegolten. Die Andern aber meinten, ein Feigling ſei er nicht, aber ein Römling, wer einmal bei ihnen gedient habe, dem ſei nicht mehr zu trauen, bei der erſten Gelegenheit werde er zum Verräther, ſo Sigbert.

Stattlich gerüſtet machten die Drei ſich auf und fanden Rhätier und Römer unten im Thale, mitten im Sengen und Morden. Mit dem Bewußtſein Solcher, welche Freundſchaft erkauft zu haben meinen, traten ſie unter die Feinde, nannten den Kaufpreis und erzählten, wie ſie die drei Brüder ſeien, die man in Vindoniſſa wohl kenne, welche den Römern Blut erſpart, Päſſe und Wege geöffnet, dadurch, daß ſie durch Liſt und Gewalt den Zuſammenhang unter den Helvetiern zerriſſen. Aber als hörte man ſie nicht, wurden ſie niedergeriſſen, beraubt, gebunden und vor Allen warens die Rhätier, welche ſie mißhandelten, ſie waren der Meinung, daß Vaterlands Verräther zu ſtrafen wären, wo man ſie fände. Die drei Brüder meinten, es ſei Irrthum, der ſich aufklären werde, wenn bekannte Cohorten nach kämen. Nackt, wie das Vieh, wurden ſie auf Sumiswald getrieben, ſahen dann die Stadt in Feuer aufgehen, ihre Häuſer brennen, ihre Vorräthe plündern, ihre Heerden ſchlachten oder forttreiben, ſchrieen aus ihren Banden um Schonung, weil es ihr Eigenthum ſei, und ſie ja Freunde, aber Hiebe waren ihre Antwort. Bekannte Hauptleute ſahen ſie, Menſchen mit denen ſie gehandelt, ſchrieen ſie um Erbarmen an, um Loslaſſung, aber Hohnlachen ſahen ſie, in's Geſicht wurden ſie geſchlagen, und als endlich Sumiswald niedergebrannt, alles geplündert und verheert war, die Stadt für immer in der Aſche lag, da wurden ſie mit Andern, Menſchen und Vieh, das Land hinauf getrieben. Die Römer ſchlugen ſie, ihre Landsleute verfluchten ſie, denn jetzt kannte man ſie. Noch brannten die Mühlen, doch auf ziſchten die Waſſer an den glühenden Rädern. Dießſeits nagten Hunde neben dem Wege an Körpern, die ſie aus den Gebüſchen gezogen. Jetzt ſahen Alle, wo Sigbert geblieben und wer mit ihm gefallen. Die Drei aber heulten laut auf, und eines Satzes ſprangen ſie vereint unter die Räder, die Räder zermalmten ſie, die Wellen verſchlangen ſie, die drei Brüder wurden nicht mehr geſehen bei Leibesleben. — Aber zur Ruhe kamen ſie nicht. Noch jetzt ſieht man ſie hier am finſtern Bache gehen und winken und deuten, und ſo lange ſollen ſie hier gehen, als irgend Einer, der Verrath im Sinne führt, und aus Eitelkeit, Geiz oder Hochmuth Treue brechen will, dieſes Weges geht. Schon mancher Vogt, der Wittwen oder Waiſen betrügen, ſchon mancher Richter, der das Recht drehen half, manch Gemeindvater, der an ſich dachte und nicht an's Allgemeine, mancher Landesvater, der das Heil des Landes nach ſeinem Sacke maß und nur zu ſeiner Ehre Sorge trug und nicht zur Landesehre, haben die Drei geſehen, wie ſie weinten, deuteten, die Köpfe ſchüttelten mit bittenden Gebehrden und alle Wellen ſchienen Amen zu ſagen und alle Erlen rauſchten mahnend dazu."

So hatte der Mann geredet und Alle ihm andächtig zugehört, wenn ſchon lange die Pauſe zu Ende gegangen, der Wirth Vieles aufgetragen und wirklich Mancher angefangen hatte wieder friſch darauf los zu eſſen. Man hatte Luſt gehabt, den Erzähler zu necken, wie er als Sage ausgebe, was er ſelbſt erfunden, und wie man auf ſolche Weiſe jedem Hügel eine Sage anhängen könne, aber theils ſeine Verſicherung, daß die Drei noch jetzt im Andenken des Volkes lebten, theils der Schluß ſelbſt, gaben dem Geſpräch eine andere Wendung und man redete viel von der jetzigen Rechtspflege und den gegenwärtigen Gemeindeverhältniſſen und über beide wußte man traurige und drollige Geſchichten und trank viel 34er dazu. Darauf ward es Abend und in Freundſchaft ging man aus einander, Jeder ſeines Weges, wie man in Freundſchaft zuſammen gekommen.

Darauf erſcholl ein Geſchrei in den Zeitungen, auf dem Flühleſtalden ſei eine politiſche Verſammlung geweſen und Vieles abgekartet worden. Die Zeitungen wußten alles, erzählten alles, was ſie meinten, das geredet worden, aber von den Dreien erzählte keine etwas. Jede wußte wohl warum.

Hans Werner und ſeine Söhne.

(Die Erzählung erſchien zuerſt in „Neithards Kalender für die Jugend und ihre Freunde.“)

Hans Berner war ein wackerer Metzgermeiſter, verſtand ſein Handwerk wohl und war ein braver Mann dazu. Er war aber auch ein ſtarker, und wenn er — ſeinen Schnauz, ſo hieß ſein Hund, hinter ſich — über Feld ging, ſo trug er unbeſorgt ſeinen Gurt voll Geld; Drei oder Viere nahmen denſelben ihm nicht ab, das wußte er wohl. Es hättens aber ein halbes Dutzend kaum gewagt, denn Hans Bernern ſah man es von weitem an, daß er Mark in den Knochen hatte, mehr als ein Anderer, ſo groß und vierſchrötig war er, und zu dem weit und breit bekannt mit ſeiner Kraft.

In ſeinen jungen Jahren war er nicht immer ein zahmes Lamm geweſen, ſondern zuweilen ein wilder Hecht, und manche Tanzſtube hatte er ausgeräumt mit ſeinen gewaltigen Armen. Der junge Metzgermeiſter gefiel den Bauerntöchtern nicht ſchlecht, und wenn er an einer Kilbi oder an einem Märit mit einer tanzen wollte, ſo ſagte es ihm keine ab. Dann aber wurden die Bauernſöhne eiferſüchtig und kamen über ihn, wie über Simſon die Philiſter, und Hans Berner ſchlug manche Schlacht mit ihnen, trug manches Loch im Kopfe heim und ſchlug noch mehr, ward aber nie gebodigt, ſondern ſchlug ſich entweder durch oder fegte die Stube. Und wenn er am Sonntag ſich auf Tod und Leben geprügelt hatte, und er ging am Montag über Feld, ſo kaufte er im lieben Frieden ſeinen ärgſten Gegnern ihr Vieh ab, und ſie waren wieder die beſten Freunde und trugen einander nichts nach. Hans Berner war nicht boshaft, ſchlug nie härter als er mochte und nie länger als es nöthig war, und Morgens hatte er Alles vergeſſen, und weil er ſo biederherzig war, ſo trugen ihm auch die Andern nichts nach und allenthalben war er beliebt und gerne geſehen.

Als er in die geſetzten Jahre kam, ſo ſchlug er nicht mehr, da wurde er ein wackerer Ehemann und Rathsherr in ſeiner Stadt; freilich ſchreiben konnte er nicht am beſten, und ſeine Schrift glich mehr Kalbsfüßen als Buchſtaben, aber wo es auf einen guten Rath ankam, da war er nicht der Letzte, und das iſt doch wohl die Hauptſache bei Einem, der Rathsherr ſein ſoll oder will. Wenn aber Hans Berner in ein Wirthshaus kam, wo Streit war und Alles drunter und drüber ging, und er ſtand auf und rief mit ſeiner mächtigen Stimme in's Getümmel hinein, ſie ſollten es jetzt gut ſein laſſen, ſonſt komme er, ſo ſetzte ſich mancher Streit, und wenn er ſich nicht ſetzte und Hans Berner brach in den Streit hinein wie ein großes Schiff in Meereswellen, ſo ward bald Ruhe.

Hans Berner war aber nicht nur geachtet und ſtark, ſondern auch glücklich, nicht nur deßwegen weil er reich war, ein eigen Haus, ſchönes Land beſaß und Geld vollauf, ſondern weil er eine gar brave und liebe Frau hatte. Das war eine von denen, welche, war der Mann daheim, ihn für ihren Herrn hielt, und war er nicht daheim, an ſeine Stelle trat und regierte als wäre er es ſelbſt. Wenn es auch in eines Metzgers Hauſe nicht immer am beſten riecht, ſie brauchte kein Schmöckgütterli, ſie mochte das vertragen, und ſo den kleinen Handel mit Därmen, Haaren, Hörnern u. ſ. w., welcher noch manch ſchönes Stück Geld giebt, wenn man alles zu Ehren zieht, den beſorgte ſie ſelbſt. Sie war aber auch eine gute Frau gegen Dienſten und Arme. Zu den erſten ſah ſie gut in geſunden und kranken Tagen, als wenn ſie ihre leibhaftige Mutter wäre, und wenn ein Armer eine gute Brühe oder ein Stücklein Fleiſch bedurfte zu ſeiner Geſundheit, ſo wußte er, wer es ihm gab, und zwar gerne. Es kamen viele Leute in ihr Haus, die Einen wollten etwas kaufen, Andere brachten Vieh, Andere kamen und ſagten, ſie hätten was Fettes, und mit Allen redete ſie, nahm ihnen freundlich den Bericht ab, ſpendete hier ein Glas Wein, dort ein Brönz, oder einen Teller Suppe: ſo ward der Hausgebrauch groß, aber er trug ſeine reichen Zinſe; denn Jedermann kam gerne in Hans Berners Haus und darum handelte man gerne mit ihm, brachte ihm gerne das Vieh ſelbſt oder Nachricht, daß man etwas für ihn hätte. So mußte er gar manchen vergebenen Gang nicht thun, den Andere thun mußten, und gar manche Bäuerin ließ es ſich nicht nehmen, dem Hans Berner ein Kaffe zu machen, weil ihre Leute nicht genug rühmen konnten, wie freundlich und gut deſſen Frau ihnen aufwarte, wenn ſie in deſſen Haus kämen, und wo einmal ein Metzger ſo daheim iſt, daß die Bäurin ihm ein Kaffe macht, wenn er kömmt, da iſt der Stall ſein, und kein Anderer läuft ihm mehr den Rang ab. So war's ehedem ſehr oft, als die Herren noch ſelbſt über Feld gingen; jetzt, wo ſie zu vornehm dazu ſind und nur ihre Knechte ſchicken, hat auch dieſes aufgehört.

Hans Berner hatte zwei Buben, die waren munter und hatten gute Gaben. Er liebte ſie und ſagte, aus Denen müſſe mal was Rechtes werden, und andere Leute als er ſei. Er meinte damit nicht, daß Keiner ein Metzger werden ſollte, bewahre, damals hielt der Handwerksmann ſein Handwerk noch in Ehren, weil es einen goldenen Boden hatte. Aber es ärgerte ihn doch, wenn er in Rechnungen und Berichten mit Mühe durch des Schreibers Häggen ſich winden konnte und doch nur das Halbe verſtand, wenn ſeine Unterſchrift ſo vierſchrötig auf dem Papier ſtand, als ob er ſie mit dem Ellbogen geſchrieben hätte. Es ärgerte ihn, wenn er in kriegeriſcher Zeit Abends hinter ſeinem Schoppen ſaß und kannegießern half, und dann weder in der Geographie noch in der Geſchichte ſich zurecht fand. So müßte es ſeinen Buben nicht gehen, ſagte er dann, wenn er Abends ſeiner Frau ſein Leid klagte, ſeine Buben ſollten einſt zu jeder Sache ihr Wort reden können, das Geld dafür ſolle ihn nicht reuen. Seine Frau war gleicher Meinung wie er, und das Geld reute ſie für die Buben auch nicht; ſie hielt ſie ſchön in den Kleidern, was die Andern vermöchten, das vermöchten ſie auch, ſagte ſie.

Hans Berner hatte die größte Freude daran, wenn ſie ihm ihre Schriften brachten, und in denſelben viel ſchönere Buchſtaben waren, als er ſie machen konnte, und wenn ſie ihm gar noch die Hauptſtädte in allen Ländern ſagen konnten und in welchem Jahr der Welt Enoch gen Himmel gefahren; dann rief er aus in ſüßer Vaterfreude: ja Buben, ihr ſeid ganze Hechte und gebt, ſo Gott will, andere Kerliſſe, als ich bin! und mit vollen Händen warf er das Geld ihnen nach; es ſtrömte ihm ſo reichlich zu, daß er es auch im Ausgeben nicht nach Batzen oder Kreuzern berechnete. Auch die Mutter hatte an dieſer Gelehrſamkeit Freude; doch wenn eine Frau kam und ihr ſagte: aber nein, Frau Rathsherrin, ihr habt doch die ſchönſten Knaben von der Welt, man weiß gar nicht, welcher der ſchönere iſt, man kann ſie gar nicht genug luegen, ſo war ihre Freude noch größer, und es mußte ſicherlich der Schneider auf den Platz, und noch ſchöner wurden ſie ausſtaffirt.

Die Buben waren guter Natur, von friſcher wilder Art, und Vater- und Mutterliebe ſchadeten ihnen lange nichts. Wie es in einem Handwerkhaus, wo man noch der Meinung iſt, man hätte die Hände um etwas damit anzurühren und nicht, um ſie in Handſchuhe zu ſtoßen, Sitte iſt, mußten ſie bald der Mutter helfen Bohnen rüſten, Aepfel ſchnitzen, Därme putzen u. ſ. w., bald auch dem Vater behülflich ſein Sie waren gerne bei ihm in der Metzg, halfen was ſie konnten, kannten das Inwendige einer Kuh lange ehe ſie wußten, was Anatomie war, und hätten nie Herz und Nieren verwechſelt, oder gar die Milchlig im Hintertheile eines Kalbes geſucht; viel poſteten ſie zwiſchen Vater und Mutter, mußten allerlei tragen hin und her, und ſie thaten es gerne; denn etwas thun war ihre Freude. Da begann die Mutter bei mancher Arbeit ſich zu kümmern, die Kleider würden beſchmutzt, die Hände wüſt. Laß du das ſein, Sämeli, ſagte ſie: du machſt deine Hoſen wüſt, und die Hände ſind faſt nicht zu erputzen, 'sMädi kann dann das machen. Es iſt unberechenbar die Zahl der Kinder, welche durch falſche Sorgfalt oder falſches Mitleiden der Mutter verhunzt, zu aller ernſten anhaltenden Arbeit untauglich gemacht werden. Es geſchah wohl auch, daß bei ihren Streitigkeiten mit andern Knaben dieſe ihnen das Handwerk vorwarfen, ſie beſchuldigten, ſie röchen nach Kälbern oder Kühen, oder ſie zu des Vaters Stieren gehen hießen, dorthin paßten ſie beſſer. Es geſchah wohl auch, daß Lehrer von der Art, welche alle Tage dreimal Schmiere mit der Ruthe nöthig hätten, die Knaben, weil ſie zu ſpät kamen, fragten, ob ſie noch Därme hätten putzen, oder auseinanderziehen müſſen! oder daß ſie Einem von ihnen, weil er ſeine Aufgabe nicht nach dem Sinne des Lehrers machte, ſagten: aus dir giebt es dein Lebtag nichts als ſo ein dummer grober Metzger, und es iſt ſchade für jeden Kreuzer, den dein Vater für dich ausgiebt.

Wie konnte es nun anders kommen, als daß dieſes den Buben in's Haupt ſtieg? Sagte ihnen doch der Vater ſelbſt bei jedem Anlaſſe, ſie müßten andere Kerliſſe werden als er einer ſei. Sie begannen aller Arbeit ſich zu entziehen und hatten immer einen Vorwand dafür: bald eine Aufgabe, bald ſaubere Hoſen. In der Metzg ſah man ſie nicht nur nicht mehr, ſondern ſie ſchämten ſich derſelben, ja es kam ihnen manchmal vor, als müßten ſie dem Vater ausweichen, wenn er ihnen entgegen kam, oder ſich ſtellen, als kennten ſie ihn nicht, müßten auf eine andere Seite ſehen oder am Boden etwas ſuchen; und des Vaters Schnauz, wenn er ſie auf der Straße mit Wedeln und Schlecken freundlich grüßen wollte, jagten ſie mit Schreien und Schlägen von ſich. Auch ihr Haus, welches an einer hintern Gaſſe lag, gefiel ihnen nicht mehr; es war ihnen zu dunkel, und in demſelben roch es, ſah es aus wie in eines Metzgers Haus, und ſie frugen die Mutter oft, warum der Vater doch da wohne, und warum er nicht ein ſchöner Haus an der vordern Straße kaufe, wo man dann auch Alles ſchön hell haben könnte.

Von dieſem Allem merkte der Vater wenig, ſein Handwerk beſchäftigte ihn zu ſehr, und von den Richtungen, welche unwillkührlich ein jugendliches Gemüth nimmt, verſtand er nichts. Es ärgerte ihn wohl zuweilen, wenn er ſeine Buben nichts mehr machen ſah, keiner in die Metzg kam, keiner ihn zu begleiten begehrte, wenn er über Feld ging. Aber wenn die Mutter ſagte, ſie hätten ob dem Lernen zu nichts Anderm Zeit, ſchwieg auch der Vater, freute ſich ihrer Gelehrſamkeit und tröſtete ſich damit, wenn er ſie dann einmal beim Handwerk habe, ſo wolle er ihnen die Flauſen ſchon austreiben. Der gute Hans Berner wußte nicht, daß, wenn einmal das Gift des Dünkels in der Kinder Herz geträufelt iſt, ſo daß ſie der elterlichen Lebensweiſe ſich ſchämen, ihnen auch der Sinn für ihren Beruf ſchwer beizubringen iſt. So verrann raſch die Zeit, und wie es Eltern oft geſchieht, die Buben waren erwachſen, ehe die Beiden, namentlich der Vater, daran dachten.

Sobald der Aelteſte unterwieſen ſei, ſolle er zum Vater in die Metzg, das war eine feſtgeſtellte Sache. Wer ſie feſtgeſtellt, wann es geſchehen, das wußte eigentlich Niemand, es war angenommen ſeit Jahren, es hatte es Niemand erſonnen, es war ſo gleichſam eine Familienoffenbarung.

Mit dem Buben redete man weiter nicht darüber, es verſtand ſich von ſelbſt, und er wußte es wohl; aber je näher die Zeit kam, deſtomehr ward es ihm zuwider. Schon der Gedanke, daß er im Metzgerſchurz durch die Stadt müſſe oder ein Kalb jagen, trieb ihm das Blut in's Geſicht, und es dünkte ihn, er wolle hundertmal lieber in fremde Dienſte als das erleben. Als die Zeit heranrückte, ſteckte er ſich hinter die Mutter und machte ihr weiß, er ſollte, ehe er in's Handwerk trete, erſt noch in's Welſchland. Nachher wäre keine Zeit mehr dafür, und welſch ſollte er doch können, wie oft wäre es dem Vater nicht kommod geweſen, wenn er mit Gerbern oder Stierenhändlern hätte welſch reden können; er wäre gut noch einmal ſo reich. Das leuchtete der Mutter ein, ſie ſagte: ſie hätte ihrem Bub nicht einmal ſo viel Verſtand zugetraut, und recht wohlgemuth brachte ſie den Vorſchlag dem Vater vor, und von Herzen wohl hatte ſie ſchon an dem Gedanken gelebt, wie ſie zweiſpännig mit ihren ſchönen Braunen das Söhnchen ſelbſt in's Welſche führen wollte.

Aber Potz! da kam ſie bei'm Vater ſchön an; das ſei nur der Hochmuthsteufel, ja wohl Welſchland! ſagte Hans Berner. Es ſei Zeit, daß er den Buben in ſeine Finger nehme, den wolle er bald anders z'weg haben, es ſei aber die höchſte Zeit, wenn es etwas beſſeres als einen Schlingel aus ihm geben ſolle. Er ſei auch ein Mann geworden und könnte nicht welſch. Der Bub ſollte es aber können, acht Jahre habe er ſchon daran gelernt und ein Sündengeld gekoſtet, und jetzt wolle er in's Welſche „für Welſch z'lere." Ja wohl, das Welſche das ihm mangle, wolle er ihn jetzt noch ſelber lernen. Er wiſſe nicht, was er anfangen ſolle von dem Lernen zu halten, wenn man, ſobald man die Sache brauchen ſollte, nichts davon wüßte. So eine Schule mahne ihn ganz an einen betrügeriſchen Bauer, der einem die prächtigſten, fetteſten Kühe verkaufe, daß man meine, was man für einen Schick gemacht, und metzge man ſie, ſo habe man Lumpenwaare und kein Fett; ſie ſeien nur aufgetrieben geweſen, weil ſie nur mit dem Oehlſtaub gemäſtet werden. Oder ſtelle man ſie in den Stall, ſo fielen ſie von Tag zu Tag ab und würden elend, bis der Oehlſtaub aus dem Leibe ſei, dann könne man wieder von vornen anfangen.

Habe er ausgelernt, dann müſſe er auf die Wanderſchaft, da könne er ſeinethalben nach Deutſchland oder Frankreich gehen, ja nach Paris, er habe nichts dagegen. Aber ſo einen Welſchland-Kürbs wolle er nicht, und mit dem ſolle man ihm ein für alle Mal nicht kommen.

Nun war es aus mit dem Welſchland; denn wenn Hans Berner ein Wort im Ernſt geredet hatte, ſo kam ihm Niemand mit der Sache zum zweiten Mal.

Sämeli, ſo hieß der Aelteſte, mußte in den ſchwarzen Rock mit dem rothen Kragen, mußte Därme putzen, Kälber führen, Fleiſch vertragen, und Alles war ihm gräßlich, und zu Allem that er dumm, und er und die Mutter weinten viel. Je dümmer er that und je mehr die Mutter mit ihm weinte, deſto unzufriedener ward der Vater mit ihm und ſagte oft, der erſte beſte Bettlerbube auf der Gaſſe thäte witziger dazu als er, der doch ſo g'ſchulet ſei; aber alles Geld für ihn ſei in den Bach geworfen, und wenn er nicht anders thun wolle, ſo müſſe er zu einem Schneider in die Lehre. Das war wohl Hans Berner nicht Ernſt, er that alles Mögliche, um aus Sämeli einen Metzger zu machen, und da Zuſprechen nichts half, ſo nahm er das Prügeln vor. Nun legte ſich Sämeli ins Bett, und ſagte er müſſe ſterben, er ſtehe es nicht aus. Die Mutter jammerte, der Arzt zuckte die Achſel und redete von ſchwächlicher Konſtitution. Da ſagte Hans Berner: ein Mörder will ich nicht werden, und wenn der Bube nicht einſehen will, was ihm gut iſt, ſo werde er meinethalben, was er will; ſo einen Zuckerſtengel begehre ich ſelbſt zum Metzger nicht, es wäre Schade um's Handwerk. Und Sämeli ſtand froh wieder auf, legte andere Kleider an, wollte einen Herrn vorſtellen, ſah aber wie ein Bengel aus und wollte nun die Handlung lernen: dazu hätte er am meiſten Gout, ſagte er, indem er mit ſeinen Fingern durch die Haare fuhr. Der Vater ließ ihn machen, es war faſt, als ob er ihn verſchätzt hätte. Die Mutter nahm ihn unter ihre Flügel und half ihm in die gewählte Bahn. Er lernte nun die Handlung und kam in's Welſchland, koſtete ein Sündengeld und war ein Schminggel von der Sorte, welche ſich aufdonnert nach Möglichkeit mit Geld und Guttuch und innerlich verſinkt in Schweinerei und Dünkel.

Auf Fritz, den zweiten Sohn, ſetzte nun Hans Berner ſeine Hoffnung und nahm dieſen in die Metzg. Der kam eben ſo ungern als Sämeli und ſchämte ſich eben ſo ſehr des ſchwarzen Kittels mit dem rothen Kragen, aber er hielt es beſſer aus, wenn er auch nicht ward nach des Vaters Sinn. Er war eine derbere Natur als Sämeli; das Herumbalgen mit Hunden und Buben gefiel ihm ſo übel nicht, über Feld laufen that er nicht ungerne, er konnte da machen was er wollte, konnte ſeinen Schnautz an andere Hunde hetzen oder gar an Menſchen.

Mit dem Schnauz und mit andern Metzgerbuben hielt er ſeine alten Schulkameraden in Reſpekt oder rächte ſich an ihnen, wenn ſie ihn ausgelacht hatten. Dem Vater gefiel dieſes rührigere Weſen; er that daher manchmal ein Auge zu, verließ ſich darauf, daß Alles von ſelbſt kommen werde, wenn er einmal den Verſtand hätte, und ließ es ihm an Geld nicht fehlen. Im Hintergrunde mag wohl die Angſt, auch dieſen Sohn für das Handwerk zu verlieren, mit Urſache geweſen ſein, daß er ihm Manches nachſah, was ſein klarer Verſtand nicht billigte, und daß er ihm das Geld nicht zuckte, wenn er ganze halbe Tage in der Metzg ſich nicht ſehen ließ. Freilich wußte der Vater nicht, daß Fritz bald als Metzgerjunge in Pinten ſaß, bald als Herr Berner im Kaffe Billard ſpielte, aber er ſah ihm doch nach, was er keinem Lehrbuben nachgeſehen hätte. So kam es, daß auch dieſer Sohn zu einem Bengel gerieth, aber zu einem andern Bengel als der erſte.

Der Erſte war nämlich ein geſchleckter Bengel, und der Andere ein ungeſchleckter; der Eine that verächtlich mit Commiswitz, der Andere mit Metzgerflüchen; der Eine that groß mit Liebſchaften, der Andere mit Schlägen und Trinken; von Religion wußten Beide nichts, und der Commis verachtete Alles, was nicht in der neueſten Mode ſteckte, und der Metzger Alles, was nicht mit ihm ſchwitiſirte, laychete. Natürlich verachteten alſo Beide Vater und Mutter; nur von wegen des Geldes hielt der Eine den Vater in Hulden, der Andere die Mutter, und wenn man den Commis hörte in all ſeiner tiefſinnigen Weisheit, ſo beſtand dieſe darin, daß er jede Stadt in zwei große Theile theilen würde; den einen würde er einrichten zu einem Magazin, den andern aber zu einem Lumpenhaus; dem Metzger aber lief ſeine Weisheit da hinaus, daß die Jungen das Geld hätten und das Recht, Jedem die Beine entzweizuſchlagen, der ihnen abwehren wollte von ihrem Thun, den Alten aber die Arbeit bliebe und das ſtillſchweigende Zuſehen, was die Jungen mit ihrem Gelde vornähmen. Der Commis kam nie Tags in's väterliche Haus, und anderwärts gab er ſich aus für den Sohn eines reichen Lederhändlers; der Metzger aber ſagte, ſo lange der Alte lebe, müſſe er den Kittel tragen, wenn der aber einmal an der Ruh ſei, ſo wolle er zeigen, wer er ſei. Daß ſie ſinnloſe Verſchwender geweſen, kann man nicht ſagen, beide liebten das Geld; arme Menſchen mußten gute Augen haben, wenn ſie ein Almoſen von ihnen ſehen wollten, und ohne Gewiſſensbiſſe verſchoß der Eine ſich in Rechnungen oder that das Geld in's unrechte Loch, während der Andere mit dem Gewicht es nicht immer genau nahm, die Preiſe des eingekauften Viehs nicht am genaueſten angab und manchen eingeſtellten Neuthaler im Sack behielt. Aber für groß zu thun auf ihre Weiſe reute ſie kein Geld; denn ſie meinten, wenn Einer groß thue, ſo ſei er wirklich groß, und wenn er alle Menſchen verachte, ſo müßten ihn im Widerſpiel alle achten, und was und wen ſie klein machten, das müſſe klein bleiben in alle Ewigkeit. Die guten Tröpfe bildeten ſich ein, weil der Vater viel aus ihnen machen wollte, ſo ſei auch viel aus ihnen geworden, und weil er viel Geld an ſie gewendet, ſo hätten ſie jetzt den Schlüſſel zu aller Weisheit, zu Himmel und Hölle, ſo wie zur afrikaniſchen Höhle Xaxa im Hoſenſack; ſie dachten gar nicht daran, daß alle ihre ſogenannte Bildung, Geſchicklichkeit oder wie man es eigentlich nennen will, nichts ſei als die gegebene Möglichkeit, zu eigentlicher Bildung zu gelangen; daß all ihre Weisheit nichts ſei als gleichſam ein Teller, auf welchen man die Suppenſchüſſel ſtellt, alſo nicht einmal die Suppenſchüſſel, geſchweige denn die Suppe ſelbſt; und was ſie noch mehr wußten als von der Schule her, war nur, was ſie in ſolcher Ferne läuten hörten, daß ſie nie unterſcheiden konnten, läute eine Kuhglocke oder eine Tiſchglocke, ein Armenſünderglöcklein oder aber eine Kirchenglocke.

Zuſammen vertrugen ſich die Brüder nicht ſchlecht. Freilich ſchämte ſich Sämeli Fritzens, wenn er den Metzgerkittel trug, und wäre in dieſem Aufzug nicht um viel Geld mit ihm durch die Stadt gegangen; aber da Fritz ſelbſt deſſen eigentlich ſich ſchämte, ſo nahm er dieſes dem Sämeli nicht übel; fuhr dieſer doch recht gerne mit ihm, wenn er des Sonntags mit des Vaters Roſſen irgend wohin zur Luſtbarkeit fuhr. Sie vertrauten ſich auch recht brüderlich ihre Streiche und Abſichten; natürlich, wie es bei Leuten dieſes Schlages gewöhnlich der Fall iſt, log Einer dem Andern dabei, daß die Schwarten krachten.

Hans Berner ſah zu klar und kam mit zu viel Menſchen in Verkehr, als daß ihm das Treiben ſeiner Söhne hätte gefallen können. Schon ihr Weſen gefiel ihm nicht. So war es doch nicht zu meinen Zeiten, ich hätte meinem Vater ſo kommen ſollen, er hätte mir mit dem Munizehn (Farrenſchwanz) aufgewartet, hörte man ihn öfters ſagen. Er vernahm hier etwas und dort etwas, welches ihm weh that. Wenn er ſeinem Sohn 2 Neuthaler eingeſtelltes Geld übergab zum Ausrichten und hintendrein ſtellte ihn der Verkäufer zur Rede, ob er denn mit der Kuh oder dem Stier nicht zufrieden geweſen ſei, daß er ihm nur einen Neuthaler oder gar nichts geſendet, ſo ſchnitt das ihm tief ein, denn das ging an die Handwerksehre, und manchmal hatte er die Hand ſchon am Munizehn, um den Sohn dieſe alterthümliche väterliche Koſt wieder einmal koſten zu laſſen, und nur der Spektakel, den es geben mußte, hielt ihn davon ab. Aber kapiteln that er ihm dann von ſieben Leiden nach, daß es einem dünkte, Fritz ſollte ſich niederlaſſen bis zu einem kleinen Höcklein. Aber er that es nicht, er geſtand Böſes nie ein, hatte immer Ausreden bei der Hand oder ſchalt den Verkäufer einen Lügner. Der Vater aber ſcheute eine gründliche Unterſuchung, weil er den Sohn nicht gerne öffentlich zu Schanden machte; und eben deßwegen blieb dieſer übermüthig, weil er glaubte, läugnen ſei bei allen Streichen ein unfehlbar Mittel, ungeſtraft daraus zu kommen, und ward alle Tage frecher.

Aehnliche Noth hatte die Mutter mit dem Sämeli, und wenn ſie ſchon nur den zehnten Theil von dem glaubte, was gute Weiber ihr zutrugen, ſo war doch ſchon dieſes ihrem mütterlichen Herzen zu viel. Zwar ſchwur er immer auf parole d'honneur, Alles ſei erlogen, und ſie war ſehr geneigt ihm zu glauben. Aber wenn dann noch der Vater kam und auch Manches wußte und akurat das Gleiche, was dieſe oder jene Frau geſagt, ſo kam doch wieder der Zweifel in ihr Herz und es kam ihr vor, als wäre nicht Alles wie es ſein ſollte; und wie große Freude ſie auch an ihrem Söhnchen hatte, ſo kam es ihr doch vor, wenn ſie ein Mädchen wäre, ſo möchte ſie für alle Güter der Welt gerade ſo Einen nicht, wie ihr Sämeli Einer ſei. So beſchwerte ſich nach und nach der Eltern Herz um ihre Kinder; je größer dieſe wurden dem Leibe nach, deſto größer wurde der Kummer um ihre Seelen, und je erzogener ſie ſein ſollten den Jahren nach, deſto ungezogener ſtellten ſie ſich dar in ihren Sitten. Je mehr ſie gelernt hatten, deſto weniger wußten ſie, was die Dinge werth waren; das ſah man eben nur daran, daß ſie nicht begriffen, wie unendlich höher vor Gott und Menſchen ihre achtbaren Eltern ſeien, als ſie zwei zuchtloſe Schlingel, denen nicht einmal ihr alter Schnauz gerne mehr nachlief. Es iſt aber wirklich oft merkwürdig, was ſo ein üppiger Taugenichts für einen Dünkel hat und was er ſich einbildet.

Es wußten aber die Eltern das Ding nicht ſo recht anzufaſſen, und die Söhne ſchienen ihnen faſt über den Kopf zu wachſen. Eine ſo nach und nach entſtandene Frechheit wird grenzenlos hart, und ſehr ſchwer iſt es ihr beizukommen; da muß etwas ganz Beſonderes eintreten, und mit einem herzhaften Keulenſchlag das Ungethüm ſonder Schonen zerſchlagen werden, ſonſt ſchrumpft in dem Maße, als die Frechheit der Kinder wächst, das Selbſtbewußtſein und der Muth der Eltern zuſammen, und die Kinder werden Meiſter. Hans Berner hatte der Sache ſchon lange nachgedacht, und im Rathe war es ſchon mehr als einmal aufgefallen, daß er zweimal gefragt werden mußte, ehe er es hörte, und daß er zu der Meinung ſtimmte, gegen die er geredet hatte; aber den Ausweg hatte er noch nicht gefunden.

Es war ein ſchöner Sonntag im Frühjahr, und es dünkte Hans Berner, er müßte hinaus in's Freie, wiederum ſo einmal ſich recht auslaufen, damit ihm das Herz leicht würde, das ſeit einiger Zeit ihm ſehr ſchwer geworden war. Wenn Eltern immer Uebles von den Kindern hören und das ganze Thun und Laſſen der Kinder beſtätigt den Eltern das Böſe, welches ſie hören — müſſen da nicht die Herzen ſchwer werden und krank; denn ſo wie bei Elternfreude es den Eltern iſt, als wüchſen ihnen Flügel an den Schultern, ſo iſt nichts auf Erden, welches ſchwerer drückt als Elternleid. Schon am Samſtag Abend hatte er es der Frau geſagt, wenn's morgen ſchön Wetter ſei, ſo wolle er wiederum einen Lauf thun und ſelber in's Gäu, ihm thue es wohl und er müßte ſehen, daß die Leute ihn nicht vergeſſen; es wolle ihm manchmal faſt ſcheinen, als ſei es nicht mehr wie ehedem und viele Leute ihm abgefallen. Die Frau gab ihm recht, meinte aber, er ſolle nicht zu Fuße gehen, ſondern den Fuchs nehmen; es ſei doch eine ſtrenge Sache für einen Mann, wie er ſei und nicht mehr jung, zu Fuße zu gehen, fahre doch jetzt jedes halbbatzige Herrlein, und wer leicht was ſei, laufe nicht mehr im Lande herum wie ein Handwerksburſche. Das ſei ihm gleich, ſagte er, deſſen achte er ſich nicht. Gehe er zu Fuß oder fahre er, ſei er der Hans Berner, mehr nicht und minder nicht; aber das wüßte er, wenn er immer gefahren wäre, ſo wäre er der Hans Berner nicht, der er jetzt ſei. Zudem hätte er ſeine Roſſe die Woche über hart gebraucht, und der Sonntag ſei auch für das Unvernünftige da. Es thue ihm wohl, ſeine alten Wege wieder zu machen, und weiter als er möge, gehe er nicht. Des Näheren erzählte er ſeiner Frau noch ſeinen Reiſeplan; als er aber am frühen Morgen zum Hauſe ausging, kam es ihm ganz anders in den Kopf und er ging gerade zum entgegengeſetzten Thore aus.

Friſch wie ein Zwanzigjähriger wanderte er über Berg und Thal und ward je länger je heller auf. Erſtlich war er auch ein Landmann und betrachtete jeden Acker und hatte ſeine Freude an ſchönen Saaten und gutgepflegten Wieſen, und allenthalben trat es ihm vor die Augen, wie es vor dreißig und mehr Jahren geweſen und wie um Vieles allenthalben es gebeſſert. Zweitens ward er allenthalben, wo er zuſprach, mit Ehre und Freude bewillkommt. Alt und Jung kam vor's Haus und reichte ihm die Hand und hieß ihn in die Stube kommen. Der Bauer ſagte, wenn er ein Gläschen möge, ſo ſolle er es doch ſagen, und die Frau bot ein Kaffe an, wenn er warten wolle. Vor Allem ging aber Hans Berner in den Stall, beurtheilte des Bauers Viehſtand, lobte ihn wenn immer möglich und ſagte ihm: ihr habt's anders z'weg als euer Vater ſelig. Er iſt ein braver Mann geweſen, allen Reſpekt vor ihm, aber was ſein Land abtragen konnte, das hat er noch nicht gewußt. Was hat er gehabt, drei — vier Kühe und ein Paar Stiere, und jetzt, potz Sapperlot! wie viel habt ihr, zehn Kühe und zwei Paar Stiere, ja das will was ſagen! — Wollte er wieder gehen, ſo hieß man ihn bald wieder kommen, es freue ſie allemal, wenn ſie ihn nur von Weitem ſähen und wenn ſie was Fettes hätten, ſo bekäme es kein And'rer, wenn er es wolle, darauf könne er zählen. Den Kindern ſagte die Mutter: gebt dem Herrn die Hand; das iſt der Herr Rathsherr, von dem der Vater ſo oft brichtet, wie der ein ſo ſchönes Haus habe und ſo guten Wein und ſo viel Geld.

So ging es dem Hans Berner bei gar manchem Hauſe. Das freute ihn ſehr und machte ihn faſt ſtolz und mit Recht. Das iſt der gerechte Lohn, den ein Ehrenmann in ſeinem Alter einzuziehen hat, und da zeigt es ſich, daß der brave Mann geachtet wird auf der Welt und nicht der Großhans und nicht der Windbeutel; und ein Commis hätte zweiſpännig und vergoldet vor's Haus fahren können, zu dieſem Metzger hätte man ihn nicht in die Stube kommen heißen.

So wanderte er den ganzen Tag und ward müde, denn es war heiß geworden und im Frühjahr geht es ſich immer etwas mühſelig; ſo kehrte er im ſpätern Nachmittag in ein Wirthshaus ein, ungefähr 2 Stunden von ſeiner Heimath, da wollte er ruhen und die Kühle erwarten. Hans Berner fühlte, daß er nicht mehr zwanzigjährige Beine habe. Auch da erregte ſein Kommen große Freude. Wirth und Wirthin kamen herbei, reichten ihm die Hand und klagten, ſie hätten geglaubt, er wolle niemals mehr zu ihnen kommen, ſie hätten recht Langeweile gehabt nach ihm. Sie führten ihn in ein heimeliges Stübchen, frugen ihn, was er befehle; was öppe möglich ſei, das müſſe er haben, und wenn er vor dem Eſſen ein wenig ſchlafen wolle, ſo wäre es ruhig hier und das Ruhebett ſei auch nicht ſchlecht. So war Hans Berner da abermals wie ein Vogel im Hirſe, und wo ein Mann allenthalben ſo empfangen wird, da muß er wohl den Glauben faſſen, er ſei auch etwas. Und das iſt allerdings eine große Gewalt, wenn Einer vermag, an allen Orten zu ſein wie daheim und allenthalben aufgenommen zu werden wie ein Vater oder Bruder. Es gibt Leute, die ſind nirgends daheim und allenthalben findet man ſie am Rücken ſchöner als im Geſicht; unter dieſe gehören namentlich die eingebildeten Fratzen, welche ſich über Gott und Menſchen hinausgewachſen glauben.

Wirth oder Wirthin und manchmal Beide leiſteten ihm Geſellſchaft, das war Hans Berner lieb. Was ihnen wichtig war, war auch ihm wichtig, ihre Gedanken begegneten ſich auf den gleichen Feldern und Einer lernte vom Andern. Wenn verſtändige Männer ſich in einem Wirthshauſe treffen, ſo entſteht da ein gegenſeitiger Unterricht, welchen man häufig zu gering ſchätzt, und eben weil man ihn gering ſchätzt, lernt man nichts vom Leben und weiß höchſtens etwas aus ſeinem Fach. Aber das iſt eben das Zeichen der beſchränkten Leute, daß ſie nur Sinn für ihre Sache haben, daß ihre Gedanken nur auf einem Felde weiden; weſſen Gedanken nun nicht an den gleichen Stengeln hangen, den finden ſie tief unter ſich, verachten ihn, mögen ihm das Maul nicht gönnen, finden ihn langweilig, dumm, altväteriſch u. ſ. w. Als ſo Hans Berner wohlgemuth am Tiſche ſaß, hinter einem guten Fiſch und einer guten Flaſche, der Wirthin es brachte und den Wirth ein eigenes Glas nehmen, mit ihm trinken hieß und daneben redete von Unſchlitt und warum die Kühe abſchlagen müßten, fuhr mit hellem Geklingel ein ſchönes Chaischen vor, und mit einem Fluche fuhr Hans Berner vom Ruhbett auf. Sind das nicht eure Söhne, Herr Rathsherr? frug die Wirthin; die werden euch holen wollen. Ja ſchön, ſagte Hans Berner; die meinen, ich ſei oben aus, nehmen mein Roß und fahren unten aus. Es iſt mir leid, daß ich's ſagen muß, aber man hat heutzutage nur Verdruß von den Kindern; groß thun, das iſt ihre Kunſt und ſonſt iſt's, helf Gott! nichts mit ihnen; aber denen will ich es weiſen, die müſſen auch wiſſen, was Zufußgehen iſt.

Wie ſchöne Herren das ſind, ſagte die Wirthin; ſie ſind dem Herrn Rathsherr wie aus den Augen geſchnitten. Soll ich ihnen ſagen, daß ihr auch da ſeid? Bei Leib und Sterben nicht! ſagte Hans Berner, und verbietet es allen euren Leuten. Dem Spiel will ich einmal zuſehen, ſo weiß ich doch woran ich bin. Während die Wirthin hinausging, die Herren zu empfangen, ärgerte er ſich an dem ſchönen Chaiſchen, das ſie geliehen hatten, weil das ſeine ihnen zu ſchlecht war; am ſchweißbedeckten Fuchs, an den Buben ſelbſt, welche die Stubenmagd jagten, ſtatt dem Fuchs nach in den St[illegible] zu gehen, um nachzuſehen, daß er recht beſorgt würde. Darauf polterten ſie durch's Haus, als ob eine Schwadron Dragoner einrückte und quartierten ſich in die Nebenſtube ein, beſtellten ein Eſſen, und auf die Frage des Wirths, was ſie für Wein wollten, frugen ſie nach dem Neuenburger, von welchem die Flaſche achtzehn Batzen koſte, wenn er noch von dem hätte, ſo ſollte er ein paar Flaſchen bringen.

Das juckte den Vater in beiden Händen. Er hatte mit dem Wirth eine Flaſche Achtbatzigen getrunken und lange Komplimente gemacht, ehe er dem Wirth erlaubte, Zapfenwein zu bringen, von dem die Flaſche vielleicht ſechs Batzen koſtete, und ſeine Buben begannen mit Neuenburger, die Flaſche um 18 Batzen. Doch hielt er ſich ſtille hinter ſeiner Bretterwand, ſah durch ein Aſtloch, wie ſie behaglich ausgeſtreckt auf Seſſeln und Ruhbett lagen, hörte wie die erſte Flaſche knallte, wie ſie einſchenkten, dann Gericht hielten, ob's vom Rechten ſei oder nicht. Als ſie damit im Reinen waren, legten ſie ſich behaglich zurück und Sämeli ſagte: Wo ſtolpert wohl unſer Alter herum und ſchwitzt wie ein Bär; wohl, wenn der wüßte, wie der Fuchs hat ſpringen müſſen, es würde ein Donnerwetter abſetzen. Ich glaube es auch, ſagte Fritz, und es iſt gut, daß er es nicht weiß. Aber wenn er den Narren machen will, ſo mache er ihn; unterdeſſen wollen wir uns wohl ſein laſſen; heutzutage macht es ein Jeder wie es ihn freut. Was würde er zum Neuenburger ſagen? Ho! ſagte Sämeli, er würde uns vielleicht die Flaſchen um den Kopf ſchlagen, wie er ſchon manchmal gethan hätte, wenn er dazugekommen wäre; aber er weiß nicht Alles, und wenn er einmal an der Ruh iſt — und lange geht das nicht, es dünkt mich, er falle gar aus den Kleidern — ſo wollen wir dann eine andere Ordnung einführen und das muß anders gehen. Und nun begannen ſie, ihre Luftſchlöſſer zu bauen; lang gehegte Gedanken wurden zu Worten und hinter der Bretterwand ſaß der Vater mit bleichem Geſicht, denn was jetzt aus den Herzen der Söhne herauskam, das hatte er doch nicht darin geſucht. Auf ſeinen Tod bauten ſie ihre Pläne; gleich nach demſelben ſollte ein neues Leben angehen. Fritz wollte das Handwerk aufgeben, mit Sämeli eine Handlung anfangen, aber was für eine, das wußten ſie nicht. Sie wollten ein neues Haus an einer Hauptgaſſe bauen, ein anderes auf dem Lande, wollten Equipage halten, gute Tafel, guten Keller, ein ſchönes Eingericht allenthalben; wollten dabei nichts thun als luſtig leben, höchſtens hie und da ein Profitchen machen und Jemand tüchtig über's Ohr hauen. Sie rechneten dem Vater ſein Vermögen nach und was es erleiden möchte, und faſt lächerte es noch den Vater, als er merkte, wie ſie noch von Manchem, das er beſaß, nichts wußten. Es iſt gut ſo, dachte er; wie würden die erſt thun, wenn ſie Alles wüßten. Sie rechneten ihm ſeinen Verbrauch nach und fanden, wenn man nicht den Narren machen wollte mit andern Leuten, ſo könnte man d's Halb beſſer für ſich leben. Sie ſchimpften über ihren großen Hausverbrauch, über der Mutter Wohlthätigkeit, über ſeine Freigebigkeit; wenn ſie einmal das Heft in Händen hätten, ſo ſollte das anders gehen. Den Dienſten müßte Alles knapper zugemeſſen ſein und mit den Bettlern, unter welchen ſie jeden Armen rechneten, wollten ſie kurzen Prozeß machen ein- für allemal. Sie wollten wetten, ſagten ſie, wenn man rechne, was ſo verſchleudert würde, ſo fände man, daß man dafür das ganze Jahr durch zwei Pferde würde halten können und allemal wenn man ausfahre flott leben. Das begriffen die Alten nicht und der Alte laufe zu Fuß in der Welt herum, trinke ein ſchlechtes Kaffe, um einen Schoppen zu erſparen, und wenn es Wein ſein müſſe, ſo trinke er Sechsbatzigen, der die Fäſſer zerfreſſe, wenn man ihn mehr als ein Jahr darin hätte, und dann meine der alte Narr wie er hauſe, und begreife nicht, daß er ſein Geld nicht könne ſpielen laſſen, daß er eigentlich ein Verſchwender ſei und d's Halb reicher ſein könnte, wenn er es vorzunehmen wüßte. So etwas aber könnte er nicht begreifen, ſo ein alter Rathsherr ſei zu dumm dazu; ihr Troſt ſei, daß er dem lieben Gott ſo gefalle, daß der nicht lange werde auf ihn warten mögen. Die Leute hielten ſo viel auf ihm, wenn ſie aber einmal an's Brett kämen, ſo ſollte man es erfahren, wer's beſſer verſtehe, ſie oder ihr Vater. So redeten die Söhne zum Zeitvertreib bis die Suppe kam. Der Vater wußte manchmal nicht, ſollte er drein reden in ſeiner Sprache oder ſollte er weinen über ſeine Söhne.

Aber Hans Berner war ein kräftiger Mann und verlor die Faſſung nicht ſchnell; er ſah wohl, daß mit einem Wirthshausſpektakel nichts geholfen wäre, daß da etwas Anderes nöthig ſei und hauptſächlich, daß er ihnen es einmal ſo recht beweiſe, wer er ſei und wer ſie ſeien, damit die Furcht und die Demuth wieder kämen in ihre aufgeblaſenen Herzen. Er hielt alſo an ſich, hielt an ſich, als ſie die Stubenmagd plagten, daß ſie nicht mehr auftragen wollte, als ſie ſogar die Wirthin vertrieben, ſo daß der Wirth ganz entrüſtet zum Vater kam und ihm leiſe ſagte: wenn es nicht ſeine Söhne wären, er jagte ſie zum Loch aus und es wäre ihm lieb, wenn er ein Wort darein reden wollte. Aber Hans Berner ſchüttelte den Kopf und ſagte leiſe dem Wirth: wenn ſie das Weibervolk nicht in Ruhe laſſen, ſo ſendet ihnen mit dem erſten Gericht den Stallknecht. So geſchah es auch.

Die Jungen fluchten anfangs, fanden es endlich einen guten Witz, ſchenkten dem Stallknecht Neuenburger ein, daß es dem Vater in alle Glieder kam und ihn wahrſcheinlich noch früher, als er es ſonſt gethan bewog, leiſe Befehle zu geben, daß man ſo geräuſchlos als möglich den Fuchs anſpanne, aber ja ſeine Söhne nichts davon merken laſſe. Als er den Fuchs eingeſpannt ſah, nahm er leiſe Abſchied und ließ dann plötzlich im Hausgang ſeiner mächtigen Stimme freien Lauf. Drinnen fuhren die Söhne, trotz dem Neuenburger, hoch von ihren Stühlen auf, als wie wenn der Blitz in's Zimmer geſchlagen hätte. Sie wußten nicht, kam er oder ging er, ſollten ſie warten oder fliehen. Sie horchten auf die Stimme, wie die Schildwache horcht, wenn ein Ueberfall ſich naht. Die Stimme redete freundlich, entfernte ſich. Sämeli ſtreckte vorſichtig den Hals aus, er wollte ſehen, welchen Weg der Vater nehme; da ſtockte ihm ein Heer von Flüchen im Halſe, denn was ſah er? Er ſah den Fuchs angeſpannt, ſah den Vater ihm den Hals ſtreicheln, Wirth und Wirthin die Hand geben, in ihr Chaischen ſteigen und davonfahren. Sie ſtanden da wie angedonnert, wie zwei nagelneue Oelgötzen, und Jedem ward als ob man ihn vor den Kopf geſchlagen hätte, der Hals ihm zugeſchwollen wäre.

Endlich konnten ſie wieder fluchen und aufbegehren, und ſie riefen nach dem Wirth und wollten wiſſen, was das für eine Manier ſei, daß man ohne ihren Befehl ihr Roß an ihr Chaisichen ſpanne und fortfahren laſſe, ſie machten dafür den Wirth verantwortlich und vor Allem aus könnte er ſie auf ſeine Koſten heimführen laſſen. Der Wirth aber lächelte auf den Stockzähnen und ſagte: die Herren ſollten ihm verzeihen, aber er habe geglaubt, wem eine Sache gehöre, der habe darüber zu befehlen, und das Roß habe er ſelbſt ihrem Vater verkauft; das wäre nun kurios geweſen, wenn man ihm ſein Roß, das er ſelbſt bezahlt, nicht hätte anſpannen wollen. Uebrigens laſſe der Herr Rathsherr ihnen guten Abend wünſchen und ihnen ſagen: er erwarte ſie dann Morgens um 6 Uhr auf ſeinem Zimmer ohne Fehler und Beide.

Die Söhne polterten erſt recht, als ſie dieſen Befehl hörten, aber es war doch etwas in ihrer Stimme, welches nach einem erſchrockenen Herzen roch, und als ſie hörten, daß ihr Vater ſchon lange hier geweſen, da ging ſelbſt die Stimme ihnen aus; ſie wurden einſilbig und dachten dem nach, was ſie Alles geredet und gethan und ob wohl der Vater dieſes Alles geſehen und gehört? Sie mußten es vermuthen, aber aus dem Wirthe brachten ſie es nicht heraus, und wie ſie auch aufredeten, was das für eine Manier ſei, ſie hier ſitzen zu laſſen, ſo lag doch eben in dieſer Manier etwas, das ihnen ſagte: der Vater hätte, wenn er einmal wollte, noch die Hand am Arm, verſtände keinen Spaß und verſtände noch zu zeigen, wer Meiſter ſei.

So könnten ſie aber nicht bleiben, ſagten ſie; der Wirth müſſe ſie heimführen laſſen. Es iſt mir ſehr leid, ihr Herren, ſagte er, aber das Roß, welches im Wägelein geht, habe ich nicht daheim und die andern ſind junge Thiere, welche ungewohnt ſind. Es werde doch ein Fuhrwerk hier zu haben ſein, frugen ſie. Er zweifle daran, die Leute hätten ihre Roſſe hart gebraucht und überhaupt ſeien ſie hier nicht im Roßland; aber wenn ſie es wünſchten, ſo wolle er nachſehen laſſen. Natürlich gaben ſie den Befehl und brummten unterdeſſen über ihren Vater und redeten ab, wie ſie ihm morgen den Marſch machen wollten und ihn fragen: was das für eine Manier ſei. Der Neuenburger war ſehr gut geweſen und der war noch in ihnen. Bald darauf kam Beſcheid, es wäre kein Fuhrwerk zu haben. Sie beſchieden den Knecht herein, gaben ihm zu trinken, frugen ihn aus und vernahmen nichts; ſie fluchten, es müſſe doch ein wunderlich Ding ſein, wenn in einem ſolchen Orte kein Fuhrwerk zu haben wäre, er hätte nur nicht recht nachſehen mögen u. ſ. w. Ja, ſagte der Knecht, Fuhrwerke wüßte er wohl, aber es ſeien vielleicht nicht die ſchönſten, und er dächte, ſolche Herren würden nicht darin fahren. Das ſei ihnen gleich, ſagten ſie, wenn es nur gefahren ſei, und ſie wollten ſich leiden, ſo ſchlecht werde es doch nicht ſein. Der Knecht ſagte: wenn man kein beſſeres hätte, ſo wäre es wohl gut genug, und erhielt den Auftrag, es zu beſtellen und kommen zu laſſen. Unterdeſſen nahmen ſie noch Einen, aber er mundete ihnen nicht mehr und dunkel war es geworden, als man ihnen anſagte, daß das Fuhrwerk unten ſei.

Als ſie hinaus kamen, waren viele Leute draußen; die lachten und riſſen Witze. Aber meine Herren achteten nicht darauf, drängten ſich an's Fuhrwerk und ſtanden vor einem zweiräderigen Karren mit einer Blache bedeckt und ein Eſel war angeſpannt. Da ſtanden ſie, hatten das Maul offen und ringsum erſcholl ein wüthendes Gelächter. Wer weiß, vielleicht wären ſie eingeſeſſen, wenn das Gelächter nicht geweſen wäre; jetzt aber begannen ſie zu ſchimpfen, daß ſie ſich nicht zum Narren halten ließen, und je mehr ſie ſchimpften, deſto herzlicher lachte es rings um's Haus.

Nun aber wurden die Herren Brüder fuchswild, wünſchten Wirth, Zuſchauer und Fuhrwerk zum Gugger, hatten aber Zeit zu geben, wenn ſie nicht Schläge riskiren wollten. Fritz, der Metzger, hätte d's Prügeln nicht geflohen, aber Sämeli frug ihm nichts nach, er ſetzte ſeine Toilette ſolchen handgreiflichen Proben nicht gerne aus. Die beiden Brüder, die ſo ſtolz mit einem Fuchs angefahren waren, mußten nun bei einbrechender Nacht, freilich fuchswild, aber ohne Fuchs, nach Hauſe ſtolpern. Hinter ihnen her toſete noch lange der Bauern Gelächter. Die erſte halbe Stunde liefen ſie ganz preußiſch und man hätte glauben ſollen, ſie hätten Muth wenigſtens eine halbe Stadt aufzuſpeiſen mit Haut und Haar. Aber als die erſte halbe Stunde vorbei war, begann es dem Sämeli jämmerlich zu werden, ſeine Stiefelchen drückten ihn, ſeine Beinchen ſchwankten, die Straße ward ihm zu einem Dornenfeld, die Welt ſchien ihm ein Dintenfaß und er ſchwamm mitten drin; aber näher und näher ſtieg die Dinte ſeinem Munde, näher und näher kam ihm das Ertrinken; er wimmerte, er weinte, das trunkene Elend kam vollſtändig über ihn. Fritz hatte ſeine große Noth mit Sämeli, und deßwegen fing auch ihm an das Leben zu verleiden; und als er dann um Mitternacht nach Hauſe kam, war ihm gar elend zu Muth. Der Wein war verraucht, Leib und Seele waren jetzt matt, und am Morgen um ſechs ſollte er zum Vater, und wo war jetzt die Courage, mit welcher er ihm gegenüberſtehen wollte? Er hatte jetzt nichts mehr als das Bewußtſein deſſen, was geſchehen war, und die Angſt, was der Vater daraus machen werde, und das Gefühl, daß im Vater eine Kraft wohne, die ihm noch eben ſo übermächtig ſei als wie vor 10 Jahren; der üppige Uebermuth hatte auf einmal der Furcht wieder Platz gemacht.

Hans Berner war längſtens heim. Auch er war nicht leichten Herzens heimgefahren; man kann es ſich wohl denken. Aber es war nicht eitler Jammer oder hohler Zorn, die in ihm mächtig wurden, ſein kräftiges Gemüth rang nach gutem Rath in dieſer ſchweren Sache. Er ſah bald, wo der Fehler lag, und daß er und die Mutter nicht ohne Schuld ſeien. Sie hatten an den Kindern zu große Freude gehabt und dieſe Freude merken laſſen. Sie hatten den Kindern auch zu der Einbildung geholfen, daß, was ſie in den Schulen lernten, die Hauptſache ſei und ſie zu andern Kerliſſen machen werde als die Eltern, die es nicht könnten; ſie hatten die Thätigkeit im Hauſe und die Theilnahme an allem Häuslichen ihnen erlaſſen, ſo daß die Schule zur Hauptſache ward, das Haus zur Nebenſache; daß die Buben ſich mehr dünkten als die Eltern und weit über ſie hinausgewachſen; daher Uebermuth und daß ſie ſich der Eltern ſchämten und ihres Berufes. Das Alles dämmerte dem Hans Berner beim Heimfahren nach und nach auf, und er ſah ein, daß Alles darauf ankomme, daß er ſich wieder über ſeine Buben ſtelle, den rechten Reſpekt wieder herſtelle; dann erſt könne er ſehen, was ſich aus ihnen noch machen laſſe. Den größten Kummer dabei verurſachte ihm ihre Herzloſigkeit; ſie liebten Niemand, ſie lebten für Niemand; ſie liebten und lebten nur für ſich, gönnten den Eltern den Tod, aber keinem Armen einen Biſſen Brod. Recht eigentlich himmelangſt wurde es Hans Berner, wenn er dachte, zu welchem Fluch ſein großes Vermögen in ſolchen Händen werden müßte; zum Fluch für ſeine Kinder, zum Fluch für ſeine Mitbürger, denen ſeine Kinder nichts Gutes, ſondern lauter Böſes zudachten; und mit Geld läßt ſich viel verrichten, wie man alle Tage erfährt. Das machte Hans Berner den meiſten Kummer; denn wo kein Herz mehr im Menſchen iſt, wie kann man ihm wieder ein's hineinmachen! Und hier ſah er nicht klar, wer Schuld daran war; er hatte große Luſt, dieſe Schuld nicht ganz auf ſeine und ſeiner Frauen Schultern zu nehmen. Aber dieſer theilte er ſeine Erlebniſſe mit und auch ihr blutete das Herz; denn was ſchlägt wohl tiefer, als wenn man ſeine Kinder ſchweben ſieht über dem Abgrunde, in dem Leib und Seele untergehen; erſchrecken Eltern doch ſchon, daß ihnen die Glieder beben, wenn ſie ein Kind an einem Loche ſehen, wo es höchſtens ein Bein brechen kann. Aber die Frau war auch eine verſtändige Frau und nicht bloß eine blinde Mutter; ſie trat daher nicht auf die Seite der Söhne, ſondern war in der Hauptſache mit dem Vater durchaus einig, und ſo trat ſie mit ihrem Rath zu ſeinem Rath, und was das Eine nicht fand, fiel dem Andern ein, und wo Mutter und Vater auf dieſe Weiſe Rath halten, da ſteht ihnen auch Gott bei und ſtärket ihre Augen.

Des andern Morgens um ſechs Uhr erwartete Hans Berner ſeine Söhne. Da ſelben Morgen Rath war, ſo war er als Rathsherr angezogen; aber an der Wand hing ſein Metzgerkittel; ſchöne Metzgerwaffen und Stöcke zierten die Wände und in der Ecke ſtand eine Lade mit Büchern; aber nicht ſolchen, welche man jetzt hat. Die meiſten hatten hölzerne Deckel, waren mit Schweinsleder überzogen, und wer ſie in eine Taſche hätte ſtecken wollen, müßte eine andere Kutte gehabt haben, als man ſie heutzutage trägt.

Er mußte lange auf ſeine Söhne warten, endlich erſchienen ſie. Sie hatten faſt das Ausſehen von armen Sündern, wollten trotzig ausſehen, aber ſie hatten Katzenjammer an Leib und Seele. Da kann der Menſch nicht lange trotzig ausſehen, er fällt immer wieder zuſammen, und eines jämmerlichen Geſichtes kann er ſich nicht erwehren.

Vor ihnen ſtand Hans Berner groß und mächtig, und wie er ſo daſtand hätte er männiglich Ehrfurcht eingeflößt, denn man ſah ihm an, er war nicht nur ein Metzger, auch nicht bloß ein Rathsherr, ſondern er war ein Mann, und er fühlte es, daß er einer war. Und als der Vater ſo ernſt und groß und ſchweigend vor ihnen ſtand, da fühlten es auch die Söhne, daß ſie als Buben vor einem Manne ſtunden, und ſie konnten ſich des Zitterns faſt nicht erwehren. Aber auch der Vater konnte ſich der Thränen faſt nicht erwehren, als er ſeine Söhne, die bald Männer ſein ſollten, noch ſo wie Buben vor ſich ſah: aber er bezwang ſich, nahm ſich zuſammen, daß weder Zorn noch Weichheit über ihn kamen und ſprach endlich zu ſeinen Söhnen:

Was ich ſchon lange vermuthet habe, das ſah und hörte ich geſtern; jetzt weiß ich, was ihr treibt und was ihr denkt; wir hätten Urſache, die Mutter und ich, uns die Augen aus dem Kopf zu weinen oder euch zu verſtoßen; denn wie gut ihr es mit uns meint, das wiſſet ihr, und wohin euer Leben führt, das wiſſet ihr freilich nicht, aber wir wiſſen es. Ihr werdet ein Leben führen, welches die Menſchen verfluchen und Gott verdammt; denn wer Vater und Mutter den Tod wünſcht, der hat kein Herz mehr für einen Menſchen und keine Furcht vor Gott.

Noch leben wir aber und das Vermögen iſt unſer, und Gleiches mit Gleichem könnten wir vergelten, und, wie ihr es aus unſern Händen möchtet, dafür ſorgen, daß es nicht in eure Hände käme, denn wie wir es erworben, ſo können wir es auch aufbrauchen. Das wollen wir einſtweilen nicht; aber das wollen wir, daß unſer Vermögen in keine ſolchen Hände komme, wie die euren gegenwärtig ſind, und dafür wollen ich und die Mutter ſorgen.

Ich bin ein Metzger und habe wenig die Schule beſucht, aber manchen Abend habe ich durchgeleſen, und ihr habt ein Sündengeld in der Schule gekoſtet, aber noch kein Buch habe ich in euren Händen geſehen, ſeit ihr aus der Schule ſeid, und des Abends ſeid ihr anderswo als daheim.

Dort in jenem dicken Buche las ich einmal von einem Ritter, der durch ſeine Tapferkeit reich geworden war und geachtet im ganzen Lande. Der bauete oberhalb dem Städtchen Brugg eine Burg, wie man im ganzen Lande keine ſah, und nannte ſie Beſſerſtein; und die Burg war feſt, daß ſie Niemand einzunehmen vermochte. Dieſer Ritter hatte zwei Söhne und die freuten ſich auch auf ihres Vaters Tod und riethen ab, wie ſie dann hoch leben wollten und Land und Nachbaren ſchädigen und plündern von ihrer ſichern

Burg aus. Das vernahm der Vater, ließ ſeine Söhne vor ſich kommen und ſprach: Liebe Söhne, dieſes Haus habe ich erbauet meinem Hauſe zum Troſt, dem ganzen Lande zu Nutz. Nun aber ich euer Vorhaben vernommen hab', will ich nicht, daß von dieſem Hauſe aus das Land geſchädigt werde, noch daß ich Urſache haben ſoll des Schadens, welchen das Land empfangen ſoll. Und er bezwang die beiden Knaben, daß ſie mit eigener Hand das Schloß anzünden mußten, daß es verbrannte, alſo daß Niemand darin wohnen mochte. Geſtern, beim Heimfahren, kam mir dieſe Geſchichte in Sinn, und wenn ich auch kein Ritter bin und keine Burg erbauet habe, ſo erkannte ich doch die Wahrheit in dieſer Geſchichte, daß, was die Eltern mit dem Segen Gottes erworben haben, ſie den Kindern nicht zum Fluche hinterlaſſen, es eher verderben ſollen. Und ſo ſind die Mutter und ich entſchloſſen, es alſo zu machen; wir wollen, was wir erworben, brauchen wie wir wollen; dafür wollen wir ſorgen, daß es in euren Händen nicht zum Fluch werde. Aber ehe wir es machen wie jener Ritter, wollen wir es verſuchen, mit Gottes Hülfe euch anders zu machen und eure Hände ſauber. In die Kur wollen wir euch nehmen; wollt ihr derſelben euch unterwerfen und ſchlägt ſie an, wohl und gut, ſo ſollt ihr wieder unſere lieben Kinder werden, und unſer Vertrauen, daß ihr unſer Andenken in Ehren halten, nicht ſchänden werdet, wollen wir wieder auf euch ſetzen. Wollt ihr euch aber nicht unterziehen, wohlan! ſo wollen wir uns unſer Andenken ſelbſt ſichern, und zwar alſo, daß ihr nichts mehr daran machen könnt. Jetzt bedenkt's, in drei Tagen will ich Antwort.

Aber, aber vergeßt es nicht, wenn Hans Berner einmal die Augen offen hat, ſo iſt er nicht mehr blind, und wer ihn einmal betrogen hat, betrügt ihn nicht wieder, und hat er einmal einen Entſchluß gefaßt, ſo bricht ihn Niemand wieder.

Ihr ſollt es erfahren, daß ich Hans Berner bin; und nicht nur in der Metzg, nicht nur auf dem Rathhauſe, ſondern auch zwei ſolchen Buben gegenüber, die nichts können und nichts ſind; die im Zuſtande, wie ſie jetzt ſind, nicht acht Tage ein ehrlich Brot ſich erwerben könnten. Jetzt geht, in drei Tagen will ich Antwort, und was ich dann ſagen werde, das hält Hans Berner, und Hans Berner und ſeine Frau ſind eins.

So redete Hans Berner mit ſeinen Söhnen, und wie tauſend Zentner laſteten ſeine Worte auf ihnen, und ächzend und bangend brachten nach drei Tagen die Söhne ein Ja hervor, daß ſie ſich unterwerfen wollten. Eine harte Kur wurde angefangen; ſie gelang endlich, und mit Freuden werden Hans Berner und ſeine Frau ihre Augen ſchließen, denn ſie wiſſen, ihre wacker gewordenen Söhne werden ihr Andenken ehren und im Segen beſitzen, was ſie im Segen erwerben.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)

Der

Bauern-Spiegel

oder

Lebensgeſchichte

des

Jeremias Gotthelf.

Dritte durchgeſehene und vermehrte Auflage.

Wohlfeile Ausgabe.

Berlin, 1851.
Verlag von Julius Springer.

Zürich:
E. Höhr.

Bern:
Huber u. Comp.

[illegible]

[illegible] ithef
[illegible]

Vorrede zur zweiten Auflage.

Grüß Gott Euch wieder, liebe Leute, und dank ech Gott! Meine treuherzige Gabe habt Ihr treuherzig auf- und zu Herzen genommen; ich weiß, daß ſie ſchon manchem armen Kind Segen gebracht hat. Viele haben mir einen freundlichen Dank geboten, daß ich ſie der Mühe werth geachtet, den Spiegel ihnen vorzuhalten, und daß ich den Glauben gehabt, dieſes Verhalten führe zur Beſſerung, und nicht zu eitlem Zorn. Das war mir ein gut Zeugniß, daß ich Euch, ihr lieben Leute, beſſer kenne, als viele andere Leute. Hätte ich guten Freunden mein Büchlein vor dem Druck gezeigt, ſie hätten es verbrannt, und vielleicht mich damit, nur damit ich nicht von Euch todtgeſchlagen würde. Und als dasſelbe gedruckt war unvermuthet, da hatten meine Freunde große Angſt um mich, und fragten bekümmert an jedem Schanſaaltag: ob man mich nicht mit abgeſchlagenem Kopf in die Inſel (Name des Cantons-Spital) gebracht, damit man mir ihn wieder zurecht- und beſſer aufſetze? Aber ich wanderte wohlgemuth und wohlbehalten unter Euch herum, und wer weiß ob nicht freundliche Blicke von Mareilene und Aennelene mich begleiteten. Einige ärgerte der Titel; das Buch hätte man aller Leute Spiegel heißen ſollen, und nicht Bauernſpiegel, denn es kämen ja Leute aller Art darin vor, meinten ſie. Aber bedenket, das Bauernleben bildet doch eigentlich den Grund und Boden des Buches, aus andern Ständen wandeln nur einige Geſtalten flüchtig über dieſen Boden.

Auch will ich Euch jetzt, da Ihr mich ſo vernünftig aufgenommen, aufrichtig berichten, daß dieſer Titel ein

Lockvogel war. Hitzig auf dem Leſen ſeid Ihr eben nicht, wenn Ihr etwas leſen ſollt, ſo muß man es Euch apparti beitzen, und dieſe Beitze lag im Wort Bauernſpiegel. Jetzt kann ich den Titel nicht mehr ändern, ſonſt kennt man das Buch nicht mehr. Einige meinten: den Herren, die doch immer die Naſe zuvorderſt hätten, hätte auch die Ehre eines Herrenſpiegels zuerſt gebührt; oder werden nun böſe, daß er noch nicht nachgeliefert wurde.

Aber bedenket, wenn man nur einen Herrenſpiegel machen, wenn man alle ihre Verkehrtheiten, Thorheiten, Narrheiten beſchreiben wollte, ſo müßte man ein Buch machen ſo groß wie eine Zehntſcheuer; oder, da eine Zehntſcheuer bald nicht größer zu ſein braucht als der Hoſenſack eines Seeländers, und die ſind bekanntlich klein, da die Seeländer die Zwilche ſparen müſſen, auch große Säcke nicht nöthig haben, da ſie deſto größere Gläſer haben, ſo groß wie der berüchtigte Bettlerpalaſt in der Länggaß bei Bern ſammt ſeinen wohlverſchloſſenen Behältern, aus welchen genialiſch theurer Miſt für die Stadtäcker gezogen, oder den armen Leuten batzenweiſe zugemeſſen wird, was ihr eigenſtes Eigenthum geweſen war. Zu dem gibt es freilich reiche und arme, brave und ſchlechte Bauern, aber alle machen doch nur einen Stand aus; aber wie vielerlei Herrenſtände, die in ihrer Lebensweiſe durchaus verſchieden ſind, gibt es nicht, und wie ließen ſich wohl alle in ein Buch zuſammenbringen, da man ſie nirgends zuſammen findet? Wo ſieht man z. B. alte und neue Herren beiſammen? Vielleicht am Maskenball. Aber wer will da erkennen: ob unter der Harlekinsmaske ein alter oder neuer Narr ſteckt? Wer will Advokaten und Pfarrer unter einen Hut bringen? Redet man einem Advokaten von einem Pfarrer, ſo kömmt es ihm in die Luftröhre, er huſtet, daß ihm der Bauch gnappet. Redet man einem Pfarrer von einem Advokaten, ſo kömmt es dem Pfarrer in die Naſe, und er muß nieſen, daß es ihm weh thut in allen Seiten. Treffen ſie ſich wunderſamer Weiſe in einem Stübli oder Futtergang, ſo gramſelt es ihnen krebsartig in den Beinen, und ſie gehen hinter ſich ſo ſtreng ſie mögen. Wirthe, Kaufleute, Kuderhändler, Aerzte ſind freilich anderer Art; die findet man zwiſchen aller Leute Beinen. Aber dieſe Herren würden ſich denn doch ärgern, nur ſo zwiſchen fremden Beinen dargeſtellt zu werden ſo nebenbei. Es wäre auch zum Theil ungerecht. Es gibt unter ihnen Leute, die aufrecht ſtehen, akurat wie die reſpektabelſten Männer, und bekanntlich kann man zwiſchen fremden Beinen nur tief gebückt exiſtiren. Dann gibt es aber Herren, die ſich ſtellen, als ob ſie anderen Menſchen auf den Köpfen ſtünden, die, wenn ſie beim Bären oder Löwen oder irgend bei einem andern Thier hinter einem Gütterli ſitzen, von dem man nicht weiß, ſoll es einen Schoppen oder eine Halbe vorſtellen, ſich gebehrden, als ob ſie Napoleon und ſeine alte Garde im Maul und Talleyrand und Metternich hinter den Ohren hätten. So müßte, wenn keine Herren-Sorte übergangen werden ſollte, man wenigſtens ſieben Herrenſpiegel hinter einander reihen; und vor ſo einer weitläufigen Geſchichte grauſet es mir, da von Natur Niemand ungerner ſitzt und ſchreibt als ich. Zudem ſind die Herren gar aufbegehriſcher Art, die Alten und die Neuen, und die Letztern faſt noch mehr als die Erſtern, wie Kinder auch kitzliger ſind als Greiſe.

Zudem ſind die Herren b'ſinnte Köpfe, die Jahre lang es nicht vergeſſen, wenn man ihnen den Hut nicht abgezogen oder anderer Meinung geweſen iſt, als ſie; würden ſie mir es je vergeſſen, wenn ich mich unterſtünde, ihre Majeſtät im Hausrock zum Vorſchein zu bringen? Doch kömmt Zeit kömmt Rath, und was ſonſt noch Alles kömmt, weiß Niemand.

Vor allem aus muß ich nur dafür ſorgen helfen, daß dieſes Büchlein etwas reputierlicher unter die Leute kömmt, und das gibt mir bei der wenigen Zeit, die ich übrig habe, viel zu thun. Man wird es dem Buch nicht anſehen, aber dem Ungeübten rauben auch Kleinigkeiten viele Zeit. Hauptveränderungen ſind keine gemacht worden, ſelbſt die Recenſenten veranlaßten mich nicht dazu; ſie gingen wider ihre Gewohnheit über Verdienen mild und ſchonend mit mir um. Nur zwei im berühmten Intelligenzblatt der Stadt Bern würdigten mich vornehmen und zermalmenden Tadels. Der Erſtere entfloß den pontiniſchen Sümpfen, der Andere wahrſcheinlich einem lieben Mitbürgerchen. Wahrſcheinlich aus bürgerlichem Zutrauen ſucht der Letztere eine Kraft in mir, die aus meiner bekannten Selbſtgefälligkeit fließen und das ſchlechte Buch bei einer neuen Auflage in ein beſſeres umwandeln werde.

Aber lieber Mitburger, da thuſt du mir zu viel Ehre an. Aus dieſer Quelle ſprudelt mir keine ſo wunderthätige Kraft. Oder haſt du mich je unter den jungen Laffen geſehen, die jungen reichen Mädchen nachſtellen, faſt ehe ſie unterwieſen ſind, die mit merkwürdiger Schamloſigkeit jeder erledigten Stelle nachkriechen oder das Papachen kriechen laſſen, die mit ſtupider Frechheit den Glauben wie eine Fahne vor ſich her tragen: weil der Vater etwas ſei, und zwar Gott weiß warum, ſo müßten die Söhne noch eine Potenz mehr ſein, Gott möge ihnen ein Zeichen aufgedrückt haben, welches er wolle! Darum, lieber Mitburger, urtheile nicht mehr vorſchnell über mich, du könnteſt dich täuſchen in mir.

Ein bedeutender Theil des Publikums hat den Stab gebrochen über den zweiten ſogenannten politiſchen Theil; gar nicht hieher gehöre er, meinte man, daß gar zu viel geſchwatzt werde, tadelte man. Aber gab es nicht eine Zeit, wo bei dem einen Theil des Volkes das Leben einen politiſchen Aufflug nahm und dem andern Theil Politik einzutrichtern verſucht wurde? Soll dann in dieſer Schilderung des Volkslebens dieſe Seite deſſelben nicht dargeſtellt werden dürfen, ja nicht viel mehr dargeſtellt werden müſſen? Was kann ich dafür, daß man den Leuten die Politik ſo erleidete, daß jetzt Niemand mehr etwas davon hören mag? Und daß in dieſem Theil viel geſchwatzt wird, was kann ich dafür? Wie tritt ſeit 1832 bei vielen Leuten die Politik hervor in That oder Geſchwätz! und iſt dieſes Geſchwätz kurz oder breit? Auch taucht wieder bei den jetzigen Leuten ein Glaube auf, der bei den ehemaligen Leuten gegolten: Wer nicht Großrath ſei oder irgend ein Bein von einem Großrath, den gehe die ganze Geſchichte nichts an. Dieſe Neugläubigen will ich freundlich bitten, meine Liebe zu meinem Ländchen mir zu verzeihen. Ja mein Ländchen liebe ich, und dieſe Liebe iſt's, die mich ſtark gemacht — ein Schwacher hätte den Bauernſpiegel nicht geſchrieben. Und um dieſer Liebe willen habe ich den zweiten Theil nicht umgeſchaffen, ſondern ihn noch mit Zuſätzen vermehrt. Was kann ich dafür, daß es in mir ſprudelt und kocht, wenn ich das Glück dieſes Ländchens durch ſelbſtſüchtige Leidenſchaften niedergetreten, durch Frechheit zerſtört, durch Laſter aufgezehrt, durch ſchnöde Geldſucht ausgebeutet, durch Unbedachtſamkeit, Rechthaberei oder Leichtſinn untergraben ſehe. Verzeiht mir nun, wenn es auch überkocht. Bin ich doch ein im Lande gebornes Kind, und Landeskinder waren auch meine Väter ſeit einer ſchönen Reihe von Jahren; erlaubt man doch manchem fremden beſternten oder verlöcherten Buben das große Wort zu führen über unſeres Hauſes heiligſte Angelegenheiten. Ich, ein Kind der Freiheit, ein Mann des Worte ſollte unſere Hausgötter, Freiheit und Frömmigkeit nicht vertheidigen dürfen mit der Schärfe des freien Worts! Und findet man dennoch mein Beginnen Unrecht, ſo verzeihe man mir um meiner Liebe willen, die mich zum Reden zwang. Man verzeihe mir auch, wenn Jemand unſchuldig ſich getroffen glaubt, ich wollte es nicht; und die ſchuldig Getroffenen mögen glauben, daß ich nicht um ihretwillen die freie Rede mir erlaubt, ſondern aus Liebe zum theuren Vaterland. Wer aber dieſe Liebe mir verübeln will, dem will ich verzeihen.

Nun lebt wohl, liebe Leute, für dießmal und zürnet nüt!

Lebe aber auch du wohl, mein lieb Büchlein, mein Erſtgebornes! Du ſollſt wandern gehen in fremder Herren Länder, ſollſt an fremde Thüren klopfen, ſollſt um freundliche Herberge bitten! Zage nicht! gute Leute gibt es auch dort. Sprichſt du auch in fremder Mundart, ſieht man dich anfangs auch mit mißtrauiſchen Augen an für einen verdächtigen Wältſch, ſo gedulde dich nur, man wird bald den ehrlichen Schweizer in dir erkennen, der wohl etwas wunderlich redet, aber doch gar treu es meint. Und wenn du ihnen treue Kunde bringſt von dem leider viel bereisten aber wenig bekannten Lande, denn eines Volkes Sinn und Sitte liegen nicht auf der Heerſtraße, finden ſich nicht in den zur Unnatur verzerrten Mimeligeſtalten, ſo werden ſie dir ſicher freundliche Herberge geben als einem nicht unwillkommenen Gaſte. Und wo du freundliche Geſichter findeſt, mein lieb Büchlein, da theile freundliche Grüße aus von denen, die hinter den Bergen wohnen.

Jeremias Gotthelf.

Inhalt

			Seite
Capitel	1.	Meine Kindheit	1
—	2.	Wie ein Vater Kinder prellt	14
—	3.	Das Leben	28
—	4.	Der Großvater ſtirbt. — Eine Theilung	38
—	5.	Der Vater ſtirbt	43
—	6.	Wie man, ohne zu erben, kann helfen theilen	45
—	7.	Die Bettlergemeinde	54
—	8.	Der Güterbub als Kindemeitſchi	57
—	9.	Der Güterbub wird ein Gaſſenbub	76
—	10.	Die chriſtlichen Zigeuner	84
—	11.	Meine Herrlichkeit hat ein Ende, und eine Gemeinde hat einen Einfall	97
—	12.	Wie es mir unter braven Leuten übel geht	100
—	13.	Wie ein pfiffiger Bauer und eine noch pfiffigere Bäuerin ausſehen	116
—	14.	Von einem berühmten Schulmeiſter und einem berühmten Pfarrer, die mich unterweiſen, und wie?	124
—	15.	Wie ich ein Knecht ward	135
—	16.	Fürio! das Haus brennt	143
—	18.	Fürio! es brennt auch im Herzen	148
—	19.	Wie man lieben und arbeiten kann	157
—	20.	Wie böſer Wein Hochzeit macht	161
—	21.	Wie ein Pfarrer einen kann aus dem Himmel fallen laſſen	166
—	22.	Wie ich und Aenneli rechnen	176
—	23.	Wie Gott mir Aenneli nimmt	180
—	24.	Wie ich an den Menſchen mich zu rächen ſuche	185
—	25.	Die Rache und ihre Folgen	189
—	26.	Wie ich Rekrut werde und allerlei Betrachtungen mache. — Mein Aufenthalt in franzöſiſchen Dienſten	194

Seite
Capitel 27. Wie ich aus einem Rekrut zu einem Mann werde 202
— 28. Wie man uns die Träume vertreibt und den Abschied giebt 217
— 29. Meine Heimkunft 222
— 30. Meine Krankheit und dem Spital ſeine . . 227
— 31. Wie ich zu Geld, einem Erbe, einer Kutte, faſt zu einer Weltſche kam 233
— 32. Mein Amtlihunger, und wie ich abgewieſen werde 239
— 33. Der gute Rath 262
— 34. Der ſchöne Tag 270
— 35. Wie ich ſuche und finde, aber nicht das Rechte 275
— 36. Wie ich ein altes Schloß fand, aber neue Leute dabei 280
— 37. Wie ich eine bleibende Stätte finde 292
— 38. Potz Wetter, Weiberlärm! 304
— 39. Wie meine Bauern kannegießern 311
— 40. Zwei luſtige Vögel, und wie meine Bauern ſie fliegen lehren 324
— 41. Von vielen wüſten Vögeln und ihrem wüſten Treiben 329
Worterklärungen 346

Erſtes Capitel.

Meine Kindheit.

Ich bin geboren in der Gemeinde Unverſtand, in einem Jahre, welches man nicht zählte nach Chriſtus. Mein Vater war der älteſte Sohn eines Bauern, der einen ziemlich großen Hof beſaß, und noch vier Söhne und drei Töchter hatte. Großvater und Großmutter waren von altem Schrot und Korn; beide viereckigt und rüſtig früh und ſpät. Er war Meiſter in Feld und Stall. Das Erſtere bebaute er mit großem Fleiße, aber nach alter Mode, nahm lieber ein Klafter Naturgras, deſſen Same ihm nichts koſtete, als drei Klafter Pflanzengras, zu dem er den Samen hätte kaufen müſſen. Aus dem Stalle zog er die Zinſen der ſchuldigen Kapitale. Er mäſtete alle Jahre Etwas, aber dazu brauchte er lieber das Korn aus dem Speicher, als daß er mehr Erdäpfel gepflanzt hätte als ſein Vater. Im Hauſe ſchaltete und rumorte die Großmutter, und Alles mußte ſich da vor ihr ducken, auch der Großvater. Sie kochte alles ſelbſt für die Menſchen und die Schweine, beſorgte den Garten und die Pflanzplätze ſo viel möglich allein und ſpann dabei Kuder faſt zu Tode. Das Geld hatten ſie im Genterli und die Großmutter immer ſo viel Recht dazu als der Großvater. Ich erinnere mich noch gar wohl, daß, als einmal der Großvater ſehr munter von einem Märit heim kam, ich die Großmutter in der Nacht aufſtehen, dem Großvater die Hoſen erleſen und das Geld zählen ſah und ſie brummeln hörte: dä het aſe g'hudlet, es hät es ſchön Säuli gäh, was er verſoffe het; dem will ih morn es Kapitel leſe. Richtig waren ſie am Morgen über eine Stunde lang im Stübli. Niemand wußte, was ſie verhandelt hatten, aber der Großvater kam nie mehr ſo luſtig heim. Beide konnten Gedrucktes leſen und beſonders der Großvater las oft laut aus dem Schatzkäſtlein und dem wahren Chriſtenthum; ſchreiben und Geſchriebenes leſen konnten ſie nicht, auch nicht rechnen; doch machte der Großvater wackere Bauernfünfe, und kein Anken-, kein Garnhändler, obgleich die Letztern beſonders durchtriebene Schälke ſind, konnte die Großmutter um einen Pfennig beluren. Daher hielten beide auf dem Lernen eben nicht viel; wenn eins ihrer Kinder nur nothdürftig leſen und beten konnte, ſo glaubten ſie es überflüſſig geſchickt. Nur der jüngſte Sohn, der nicht gern arbeitete und doch der Augapfel war, konnte ein wenig ſchreiben und rechnen. Mein Vater ſchien von allen das vernachläſſigtſte Kind zu ſein. Er konnte dem Großvater am früheſten in der Arbeit helfen und wurde nun faſt von der erſten Jugend an als Knecht gebraucht, wie ich ihn oft klagen hörte. Füttern, handeln, Pflug halten und ſäen that der Großvater ſelbſt, aber bei jeder wüſten und ſchweren Arbeit mußte mein Vater an der Spitze ſein, und was die andern Brüder nicht thun mochten, das kam an ihn, und wenn etwas mißlang oder krumm gemacht wurde, ſo ging es über ihn aus. Als Beiſpiel erzählte er manchmal, wenn Steuerholz zu fällen geweſen ſei, bei ſchlechtem Wetter oder an wüſten Orten, ſo hätte er der erſte und letzte dabei ſein müſſen, an die Fuhrungen ſeien dann ſeine Brüder gefahren. Ich erinnere mich noch wohl, daß ſie gewöhnlich bei ihrer Heimkunft nicht ſtehen konnten und lebendige Feuerſpritzen vorſtellten. Darüber ſchmählte der Großvater niemals; es ging nicht aus ſeinem Gelde, und er hielt es für Gewohnheit und Recht, daß bei ſolchen Gelegenheiten jeder ſo viel zu ſich nehme, als er vermöge; ja ich glaube, er hätte ſie ausgelacht oder gar abgeputzt, wenn ſie anders heimgekommen wären. Man kann ſich bei ſolcher Erziehung und ſolchen Verhältniſſen meinen Vater leicht vorſtellen. Er war ein guter Arbeiter, dem aber befohlen werden mußte; er war roh, aber nicht ohne Gefühl; er ſprach nicht viel, nur im Zorn, der aber ſelten ausbrach, konnte er nicht ſchweigen, ſondern tobte fürchterlich. Ich glaube, er habe ſeine Hintanſetzung gefühlt, ſich aber damit getröſtet, daß der Großvater für ſeine viele Arbeit ihm ſpäter ein Einſehen thun werde. Uebrigens war er nicht gewohnt zu denken, auch nicht an die Zukunft, er ließ die Dinge gehen, wie ſie mochten, und nahm ſie wie ſie kamen. So kam er auch zu einer Frau, ſicher wie viele Andere, ohne recht zu wiſſen wie, und ganz beſtimmt ohne eigentlich eine Frau zu wollen. Meinen Großeltern ſoll die Heirath gar nicht recht geweſen ſein; nicht daß ſie den Vater nicht gerne heirathen geſehen hätten; zu eſſen hatten ſie vollauf, aber nie genug Hände zur Arbeit, nur die Perſon war ihnen nicht recht. Meine Mutter war eine Krämerstochter, ſie ſoll hübſch, aber auch gefallſüchtig geweſen ſein, in der Haushaltung und auf dem Felde nichts gethan, ſondern dem Laden abgewartet und auf der Bank vor demſelben gethan haben, als ob ſie nähe oder ſtricke, was ſie leider bös genug konnte. Niemand konnte begreifen, wie mein Vater und ſie zuſammen kamen; aber Wein und Tanz, Nacht und Luſt wirken unbegreifliche Dinge. Meinen Großeltern hatte ſie viel zu glatt geſtrählte Haare, und that viel zu zimpfer nach Art einiger Krämertöchter, unter denen es aber auch ganz ſcharmante Kinder giebt. Sie wollten ſie nicht ins Haus, ein unehlich Großkind wollten ſie aber auch nicht. Darum drangen ſie auf die Heirath, zu welcher weder Vater noch Mutter von Herzensgrund Luſt hatten, wie ſie ſich oft genug vorhielten, wenn die Noth ſie gegenſeitig offenherzig machte. Das Geld zu dieſer Hochzeit gab der Krämer, meine Großeltern nahmen Schneider und Schuſter auf die Stör, ließen die Hochzeitkleider dem Sohn machen, ob er aber auch Geld habe? darum kümmerten ſie ſich nicht, und Geld zu fordern ließ ſich nicht leicht eines ihrer Kinder einfallen. Hie und da gab es ein Trinkgeld von einem Stück Vieh oder einer Fuhr, oder ſie konnten ſich zuweilen einen kleinen Vortheil machen; allein das ging natürlich ſchnell darauf. Meine Tanten ſollen z. B., wenn ſie auf einen Märit gingen, immer ein Stück Brod und einige dürre Birnen im Sack gehabt haben, damit wenn ſie Niemand zu Gaſt hielt, ſie nicht Hungers ſterben müßten. Die aßen ſie dann freilich nicht in der Tanzſtube.

Dieſe Tanten (ich ſage dieſes hier, weil ſpäter nichts mehr von ihnen vorkömmt) wurden alle noch ſchlechtere Hausmütter als meines Vaters Frau, obgleich meine Großmutter nicht Rühmens genug machen konnte, wie ſie dieſelben werchen laſſe. Ja! dreinſchlagen und ſpinnen mußten ſie tüchtig, auch fegen und putzen Haus und Stube; aber von der Haushaltung lernten ſie nichts, die machte die Großmutter und begehrte auf, wenn ſich eins ihrer Meitſchenen in der Küche aufhalten wollte. Ob ſie gewaſchen ſeien? gab Niemand acht, und wenn eine mehr als einmal in der Woche ſtrählen wollte, ſo machte Großmutter die Fauſt und nahm die Züpfen ſelbſt in die Hand. Es ging bei ihnen wie in einem Taubenhaus, denn die Großmutter war berühmt und ihr Rühmen machte, daß man meinte, welche Wunderwerke ſie aus ihren Töchtern erziehe. Alle drei erhielten Bauernſöhne, wurden aber die unverſtändigſten und unſäuberlichſten, und bei allem Geiz die koſtbarſten Hausfrauen, weil ſie nichts zu Ehren ziehen konnten. Der Mann der Aelteſten ſchlug von Haus, wurde ein Trunkenbold und fiel im Rauſche todt. Der Mann der Zweiten ſtarb vor Verdruß, als er einſt den ganzen Fleiſchvorrath wegen Mangel Salzens und Räucherns von den Würmern zerfreſſen ſah. Die Dritte ſtarb glücklicherweiſe ſchon in dem erſten Kindbette, weil ſie in dummem Stolz, um zu zeigen, wie ſie eine ſei, gleich am zweiten Tage mit ihrem Volk Erdäpfelſtock und ſaures Muß aß. Die meiſten Leute konnten dieſes nicht begreifen; ich habe es aber ſeitdem oft erlebt, daß die berühmteſten Weiber die Töchter am ſchlechteſten erziehen, eben darum, weil ſie allein berühmt ſein und nichts an die Töchter laſſen wollen, dieſe blos für Maſchinen gebrauchen, und ſie nie zu der wichtigen Haushaltungskunſt vernünftig anleiten.

Meine Mutter blieb alſo in ihrem elterlichen Hauſe, der Vater in dem ſeinigen; denn der Großvater hätte ihn ungern verloren, und meinem Vater kam es nicht in den Sinn, etwas für ſich anzufangen. Freilich erhielt er noch immer keinen Lohn, und mußte von meiner Mutter ſpäter oft Vorwürfe hören, wie wenig er ihr und den Kindern gekramt, und daß er in drei Jahren zwei einzige Male mit ihr im Wirthshauſe geweſen. Alles, was die Großeltern thaten, war, daß ſie ihrer Sohnsfrau in die Kindbette jedesmal ein Ankenbälli ſandten, worüber aber die Großmutter jedesmal dem Ankenträger geklagt haben ſoll, wenn ſie ihm nicht die gewohnte Portion abliefern konnte. Meine Mutter hatte bereits drei Kinder, als ihr Vater ſtarb und die Herrlichkeit zu Ende ging. Ihr Vater war früher Schuhmacher oder Schneider geweſen, ich erinnere mich nicht mehr welches, und hatte ſich ein hübſches Stück Geld erworben. Nun fuhr der Hoffahrtsteufel ihm in den Leib, er ſchämte ſich zu Fuß zu gehen, ſtellte ein Bernerwägeli, dann ein Sitzwägeli und endlich einen Charabanc an. Sein Häuschen war ihm zu ſchlecht, er baute ein großes ſchönes Haus; Weib und Kind wurden auch angeſteckt, ſchämten ſich der Arbeit, wollten Alles am Schönſten haben. Die Frau that es den Bäuerinnen zuvor und wollte die beſte Frau in der ganzen Gemeinde ſein, und das koſtet auf dem Lande viel. Die Kinder ſuchten in Pracht und Großthun alle Andern zu übertreffen. Jedes nahm Geld aus der Loſung ſo viel ihm beliebte, ordentliche Buchhaltung wurde keine geführt, kein Inventari gemacht. So minderte ſich das baare Geld immer mehr, verlegene Waaren waren ganze Haufen da, daher auch zunehmende Verlegenheit, wenn etwas bezahlt werden ſollte. Nun nahm der Kredit ab, die Waaren mußten theuer gekauft werden, und als endlich der Krämer, wahrſcheinlich aus innerm Gram, der ihn in der letzten Zeit noch zum Trinken brachte, ſtarb, war viel zu wenig da, und nun Noth und Elend, wo früher Uebermuth und Ueberfluß geweſen.

Jetzt wäre der Zeitpunkt da geweſen, wo mein Vater noch etwas für ſich mit Nutzen hätte anfangen und ſeine erſchrockene und lind gewordene Frau zur Arbeit und zur Haushaltung gewöhnen können: aber er hätte darüber ſinnen müſſen, und dieſes war ihm, als ob man ihm Feuer unter die Naſe hielt. Er wußte daher nichts anzufangen, als Frau und Kinder zu ſich zu nehmen, und dieſes that er auch erſt am Tage, als ſie ihr Haus räumen mußten. Es war ihm zuwider, die Großeltern um ein leeres Stübchen im Küherſtöckli zu fragen, ſie gönnten ihm auch das Wort nicht, und wer weiß wie es gegangen wäre, wenn nicht mein Großvater dem Vater einen Trämmel hätte müſſen zur Sage führen helfen. Nach vollbrachtem Werk tranken ſie unterwegs eine Halbe und dann noch eine, weil der aufgeſtellte Wein meinen Großvater gar gut dünkte. Der Wein that ihnen die Herzen und auch die Mäuler auf. Sie hatten einander lange nie ſo lieb gehabt; wer zuerſt von dem Stübli zu reden anfing, weiß ich nicht, aber als ſie nach Hauſe kamen, war die Sache abgemacht. Den folgenden Tag zog meine Mutter ein, und obgleich es im Säet war, hatte doch der Großvater ein Pferd erlaubt, um ihren Grümpel (werthloſe Habſeligkeiten) zu führen. Natürlich ward nicht doppelte Haushaltung gemacht, dazu hatte der Vater kein Geld, meine Mutter und die Kinder mußten hinüber ins große Haus zum Eſſen. Wie es hierbei meiner Mutter zu Muthe war, kann man ſich leicht vorſtellen, und ebenſo, welche Augen ihr von der ganzen übrigen Familie gemacht wurden. Als ſie noch im Flor war, kam ſie ein oder zwei Mal zu Großvaters im höchſten Staat. Meines Vaters Brüder und Schweſtern ſahen ſie ſcheu und neidiſch von der Seite an, ſie war eben auch nicht am freundlichſten mit ihnen, und keins kam ins Hinterſtübli, wohin die Großmutter den Kaffee getragen hatte, ſo oft man ihnen rief, und keins hätte je in ihrem Krämerladen etwas gekauft.

Man kann ſich nun die Schadenfreude denken, mit welcher ſie ihre Schwäger und Schwägerinnen anſahen, nachdem ihr Vater geldstaget hatte; ſie hatten immer etwas zu zäpflen beim Eſſen und bei der Arbeit. Großvaters waren nach ihrer Art nicht böſe mit ihr, allein ſie konnten ſich, und beſonders die Großmutter, nicht enthalten, ihr alle Augenblicke zu ſagen: es wird di ungewohnt düeche; dann folgte gern eine Nutzanwendung, daß man es nicht beſſer vermöge,' wenn man bei Ehre und Gut bleiben wolle. Allerdings that meiner Mutter Eſſen und Arbeit ſehr ungewohnt. Es wollte ſie faſt zerreißen, daß ſie in der Küche nicht mehr bröſeln konnte, wann ſie wollte; daß Erdäpfelſuppe und ſchlecht gekochtes Kraut am Morgen den Kaffee erſetzen ſollten; daß manches Kaffee getrunken wurde, von dem ſie nichts bekam. Sie brachte es nie dahin, Erdäpfel und Milch zuſammen zu eſſen, ohne zu verſchütten, beſonders ſeit ſie merkte, daß man ihr aufpaſſe um ſie auszulachen. Im Stöckli ſchickte es ſich nicht wohl, etwas beſonders zu machen, man hätte es gemerkt, wenn ſie gefeuert hätte. Doch die Noth macht erfinderiſch. Im Winter wurde manches Kaffe beim Heizen gemacht, und die Milch, welche die Mutter für die Kinder erhielt, dazu gebraucht, und im Sommer ſoll ſie, wie man ihr nachredet, um Mitternacht aufgeſtanden ſein, um etwas für den Tag z'weg z'mache, in der Hoffnung, man merke um dieſe Zeit das Feuer nicht. An Geld fehlte es der Mutter lange nicht, ſie hatte ſich Sackgeld gemacht und ſpäter viel überflüſſigen Flitterſtaat verkauft. Bei der Arbeit auf dem Felde ging es ihr nicht beſſer, ſie konnte dieſelbe kaum aushalten, bei aller Mühe arbeitete ſie immer weniger und ſchlechter als die Andern; je mehr ſie ſchwitzte, deſto mehr ſah ſie die Andern ſich Blicke zuwerfen und ſpotten. Sie mußte alle Tage hören: das ſei was angers als vor em Lade hocke und g'fätterle. Meine Mutter war im Grunde nicht böſe, und wenn man ſie mit Liebe und Nachſicht behandelt hätte, ſo wäre ſie verſtändig genug geweſen, ſich nach und nach in ihre Lage zu ſchicken, und ganz ſicher eine beſſere Hausfrau geworden, als ihre Schwägerinnen alle, denn ſie war weit geſcheuter als dieſe. Auf dieſe Weiſe wurde ſie muthlos und bitter, ſie bemühte ſich nicht mehr die Sachen beſſer zu machen, ſondern ihre Zunge kam auch in Gang und wurde ſo ſcharf und ſchneidend, daß die Uebrigen am Ende froh waren zu ſchweigen. Zu dieſem Allem ſagte mein Vater wenig oder nichts, er wußte nie recht, mit wem er es eigentlich halten ſollte. Am Tage ſchämte er ſich ſeiner Frau bei der Arbeit, beim Eſſen ärgerte ſie ihn, und er nahm ſich vor, ihr Nachts hinter dem Umhang abzukapiteln, aber dazu kam es nie. Hinter dem Umhang fing dann die Frau an zu jammern und zu ſchimpfen über das Betragen ihrer Verwandten und wußte es in ein ſolches Licht zu ſtellen, daß der Vater ſich feſt vornahm, es nicht mehr zu dulden, ſondern gleich am folgenden Tag mit Eltern, Brüdern und Schweſtern tüchtig aufzubegehren; aber dazu kam es wieder nie. Sobald es Tag war, hielt er es im Herzen wieder mit ſeinen Verwandten, des Nachts dann wieder mit ſeiner Frau. Das ging ſo lange, bis man ſich trennte.

Nachdem meine Mutter ungefähr ein Jahr in dieſer Lage geweſen war, wurde ich geboren. Nun wird ſich mancher wundern, woher ich das Alles wiſſen könne, was ich bis dahin erzählt, da ich doch nicht dabei geweſen? Nur Geduld, er wird es ſchon erfahren! aber wundern wird man ſich nicht, daß meine Mutter in ihrer Gemüthsbeſchaffenheit in der Kindbette ernſtlich krank wurde, ſo daß ſie nicht im Stande war, mich zu ſäugen und zu beſorgen.

Die Großmutter hätte es nie zugelaſſen, eine Hebamme zu rufen, ſie glaubte noch einmal ſo geſchickt als eine ſolche zu ſein. Sie ſtund meiner Mutter in der ſchweren Stunde getreulich bei, und förderte mich glücklich ans Licht der Welt, welches ich mit ungewöhnlichem Klaggeſchrei erblickt haben ſoll. Sie nahm mich, als ſie die Schwäche meiner Mutter ſah, ſofort zu ſich, machte dem Korbe, worin ich lag, Platz auf dem Ofentritt in ihrem Stübli und betrachtete mich nicht nur als ihr Kind, ſondern erwies mir auch mehr Zärtlichkeit als früher ihren acht Kindern zuſammen genommen. Während den erſten Tagen meines Lebens glaubte man, ich würde ſterben. Die gute Großmutter wird mich wahrſcheinlich ſchon von Anfang an mit lauter Nidle getränkt und dieſe mein Magen nicht vertragen haben. So lange ich im großelterlichen Hauſe war, hatte ich immer mein beſonderes Näpfchen bei Tiſche, worein Großmutter aus den großen Kachlen, welche für die Uebrigen hingeſtellt waren, das Beſſere obenab geblaſen hatte. Meine Kränklichkeit erregte große Angſt, ich möchte vor der Taufe ſterben, dann wären die Eltern Schuld, wenn mir durch dieſe Verſäumniß die Seligkeit fehlen würde. Im ganzen Hauſe hingen alle feſt an dem Vorurtheil, ohne Taufe könne man nicht ſelig werden; dabei glaubten ſie doch an einen gütigen Gott, an einen Vater im Himmel. Aber in unſerm Hauſe war es halt auch ſo wie in hundert andern, man glaubte gar Vieles, aber zweierlei that man nicht. Man unterſuchte erſtlich nicht, woher man das hätte, was man glaubte, ob es in der Bibel ſeinen Grund hätte, oder ob es käme, ohne daß man wußte woher, wie die Schaben ins wollene Zeug. Daher kam es, daß man die Leidensgeſchichte Jeſu und ſeine Auferſtehung gleich feſt glaubte, wie irgend eine erlogene Teufelserſcheinung oder eine Hexengeſchichte, und auch gleich als ungläubig den verdammte, der an der evangeliſchen Wahrheit, und den, der an den dummen Mährlein zweifelte.

Zweitens ſtellte man dasjenige, was man von allen vier Winden her glaubte, nie zuſammen, unterſuchte nie, ob es auch zuſammen paſſe. So glaubte man an Gottes Allmacht, und doch, daß ein altes Weib das Vieh verhexen und Kapuziner ſogar Menſchen tödten könnten mit bloßem Worte, gerade wie Gott die Welt, Adam und Eva geſchaffen. Der Großvater konnte gar tröſtlich beim Schlafengehen das Unſer Vater, und Vater vergieb mir meine Schulden, wie ich meinen Schuldnern auch vergebe, beten, und Handkehrum zu der Großmutter ſagen: ih hoffe doch, daß Riggis Joggi einiſt e fürige Ma werdi, wenn e gerechte Gott im Himmel iſch; dä Donners Schelm het mehr hütt wieder e ganzi Furen abg'fahre, u der Marchſtei lyt ganz blutt und krumm. Daß ich getauft werde alsbald, darüber war man alſo einig, auch darüber, daß Großvater und Vater Göttene, Großmutter Gotte ſein ſollten; dem Vater war das Tſchämele zuwider, er war nie ein großer Redner und bei ſolcher Gelegenheit vollends nicht, und die früheren Male ſoll er immer in ſeiner Herzensangſt ſeinen Hut ganz zerdrückt und verdreht haben; auch konnte man ſo das Kindbettimahl erſparen, und das zürnte Niemand, als vielleicht meine Mutter, welche im Herzen ſchon lange auf die Züpfen der Gevattersleute gerechnet hatte. Ueber meinen Namen aber entſtund ein gewaltiger Streit. Meine Mutter hätte gern einen hoffärtigen gehabt und Fritz gefiel ihr gar wohl, vielleicht daß ein alter Schatz ſo geheißen. Meine Großeltern wollten von dieſem nichts hören, der ſei ihnen zu herrſchelig; ſie beſtanden auf Chriſti, das ſei ein Name, der im Leben und im Sterben etwas zu bedeuten habe. Allen zum Erſtaunen hatte hier mein Vater eine eigne Meinung, er verwarf die beiden vorgeſchlagenen Namen und beharrte auf Jeremias. Gründe für eine Sache konnte mein Vater nie angeben, alſo auch hier nicht, um ſo hartnäckiger blieb er bei ſeiner Meinung. Das habe ich in meinem Leben immer geſehen, daß Leute von der Bildung oder vielmehr Unbildung meines Vaters, um ſo eigenſinniger bei ihrem Willen beharren, je weniger ſie dafür zu ſagen wiſſen. Entweder hatten ihn meine Klagelieder, die ich bei meinem Eintritte in die Welt ſang oder brüllte, oder eine unerklärliche Ahnung meiner traurigen Schickſale zu dieſem Namen beſtimmt. Zuerſt gab ihm meine Mutter nach, weil Jeremias doch vornehmer klang als Chriſti und nicht jeder Bettelbube ſo hieß; dann auch die Großeltern, weil Jeremias ein bibliſcher Prophetenname ſei und ſie keinen Jeremias kannten, der bei Spiel und Tanz der erſte war, wie es wohl irgend ein Fritz ſein mochte, den ſie kannten.

Es ſoll furchtbar gewittert, die Großmutter die Schuhe mehr als einmal verloren und ihren Hochzeitkittel übel zugerichtet haben, als man mich zur Taufe trug. Doch ſchlug es mir nicht übel, ſondern gut zu, wogegen ſicher manches Kind an dem zu frühen unvernünftigen Taufgang ſterben mag. Wahrſcheinlich hatten die raſchen Bewegungen der Großmutter, die mich abſolut tragen wollte, und doch immer mit ihren Schuhen zu thun hatte, meinem Magen die Nidle verdauen helfen, oder er war derſelben mehr gewohnt geworden; kurz ich wurde geſund. Daß aber dieſes Geſundwerden nicht natürlichen Urſachen, ſondern der wunderbaren Kraft der Taufe zugeſchrieben, die Vorurtheile vermehrt und verſtärkt wurden, kann man ſich leicht denken. Die Taufe eines Enkels, welcher der Großvater zum Erſtenmale beiwohnte, ſtimmte ihn weich, und gutmüthiger als vernünftig kramte er der Mutter Allerlei. Dieſes ſchmeckte ihr natürlich beſſer als das Doktorzeug, und beförderte ihre Geneſung nicht. Es iſt merkwürdig, daß die Menſchen nie am rechten Ort und in der rechten Zeit entweder vernünftig oder gutmüthig ſein können; bald ſind ſie zu verſtändig, bald zu gutmüthig, noch mehr aber weder das Eine noch das Andere.

Ich war alſo ein ſehr werthes Kind, und wurde natürlich ein ſehr fettes, denn darin zeigt ſich bei gar vielen Leuten, die nichts gelernt, wann ſie gutmüthig, wann ſie vernünftig ſein ſollen, die Liebe, daß ſie den Kindern ſo viele und ſo gute Speiſe einſchoppen, als zum Mund hinein mag; an die Folgen denken ſie nicht. Es war früher der Großmutter Stolz geweſen, im Sommer ihre Pflanz- und Flachsplätze, im Winter ihre Schweine und ihren Kuder an der Stange zeigen zu können und rühmen zu hören; jetzt mußte ich gezeigt und gerühmt ſein Sommer und Winter. Wer etwas von ihr wollte, der mußte mir nur recht flattiren, dann konnte er der Gewährung ſeiner Bitte ſicher ſein. Sie ferggete mich überall mit ſich herum, in der Küche, in dem Garten, und wenn ſie ſpann, ſo trieb der eine Fuß das Rad, der andere die Wiege. Der Großvater hatte mich faſt eben ſo lieb, obgleich ihm Anfangs das Geſchrei des Nachts zuwider geweſen war. Als ich mich nach und nach entwickelte und das innere Leben durch Zeichen und Töne kund geben konnte, da ſoll der Großvater nie vom Felde oder einem Gange heimgekommen ſein, ohne zuerſt nach mir zu ſehen. Großmutter behauptete ſteif und feſt, es gebe nicht nur kein ſo ſchweres, ſondern auch kein ſo witziges und frommes Kind, als ihren Miaßli; ich könne ſchon beten, behauptete ſie, als ich kaum ein halb Jahr alt war, weil ich zuweilen zufällig die Händchen zuſammen legte.

Man ſollte dieſem nach glauben, ich ſei den andern Hausgenoſſen um ſo unwerther geworden, je werther mich die Großeltern hielten, denn man ſieht ſonſt meiſt, daß, wenn Menſchen oder Thiere von den Einen mit beſonderer Liebe behandelt werden, die Andern ſie haſſen und insgeheim verfolgen. Es iſt auch natürlich, indem die meiſten Menſchen nur ein beſtimmtes Maß von Liebe haben. Erhalten die Einen zu viel davon, ſo zieht es den Andern zu wenig. Auch müſſen gar oft unter der Meiſterloſigkeit eines Hausgenoſſen, eines Kindes oder einer Katze, Alle leiden, und Verdruß ausſtehen; das macht nicht gutes Blut, und die Meiſterloſigen müſſen es entgelten, wenn ſie ſich ſchon deſſen nicht vermögen, wenn an ihrer Meiſterloſigkeit andere Schuld ſind. Ueberhaupt ſind die Menſchen zum Neid geneigt, und wenn einer geliebt wird, ſo haſſen ihn viele ſchon deswegen, auch wenn er ihnen nie in den Weg gekommen. Schlug ja doch Kain den Abel aus Neid todt, obgleich Abel nichts dafür konnte, daß des Kains Opfer Gott nicht angenehm war. So ging es aber nicht. Ich war nicht nur Allen lieb, ſondern zum Theil Urſache, daß ſich die Einen auch mehr liebten, und oft den Andern ein Ableiter großelterlicher Scheltungen. Ich war gar ein freundliches Kind, neugierig, fragte viel, und hieß daher gar kurzweilig. Meines Vaters Brüder waren ſonſt die unfreundlichſten Menſchen, und gaben um einen Kreuzer, ſo nöthig ſie ihn hatten, kein gutes Wort, mir aber konnten ſie nicht widerſtehen. Es kam ihnen nicht in den Sinn, den Großeltern zu lieb, mir zu flattiren; dazu waren ſie zu holzböckiſch. Sie waren überhaupt nicht gewohnt, Jemanden Liebe zu zeigen oder etwas zu Lieb zu thun. Man war in unſerm Hauſe nicht gewohnt zu zanken, aber gute Worte gab man ſich eben auch nicht. Die Großeltern hatten ein rauhes Aeußere, liebten zwar ihre Kinder, aber hatten weder Zeit noch Geſchick, es ihnen zu zeigen.

So waren die Kinder ſauertöpfig geworden, und wenn man aus ſauern Geſichtern Eſſig ziehen könnte, ſo hätten wir nie zu kaufen gebraucht. Mir aber lachten ſie von Weitem entgegen, jeder wollte mich haben, und welchen ich beim Bein nahm, der hub mich auf den Arm und trug mich in den Stall zu den Pferden und Kühen. Die Großmutter wunderte ſich oft darüber, daß ſie mit mir ſo freundlich ſeien, ſie wußte nicht, daß eigentlich jeder Menſch Liebe in der Bruſt hat, auch wenn ſie hart wie Felſen ſcheint; daß in der That viele Menſchen die Liebe nicht zeigen können, gewöhnlich weil ſie in der Jugend zurückgedrängt worden. Niemand aber kann Liebe nach Außen ziehen und ſie hervorlocken, wie ein unſchuldig Kind.

Meine Tanten durften ſich zuweilen mit mir verſäumen, dafür erhielt ich von ihnen als Kram immer alle Birnenſchnitze, die ihnen an den Märiten übrig blieben. Am glücklichſten wurden durch mich meine Geſchwiſter, zwei Mädchen und ein Knabe. Bis dahin hätten ſie nirgends ſein ſollen, ſie waren allenthalben im Wege, am Tiſch, im Haus und um's Haus. Alles fuhr über die Burſche aus: war Etwas zerbrochen, ſie hatten es gethan; verloren, ſie hatten es verſchleipft; zertreten, ſie hatten da geſpielt. Jedes klagte, ſie ſeien einem immer unter den Füßen und doch zu nichts zu brauchen, und wie viel Haarüpfe, Stöße, Ohreten es da abſetzte, kann Niemand abzählen. Natürlich wurden ſie auf dieſe Weiſe nicht die Beſten, und weil ſie doch Alles gethan haben ſollten, ſo thaten ſie was ſie konnten; und weil ſie Niemand liebte, ſo liebten ſie wieder Niemanden. Mein Vater nahm ſie ſo wenig in Schutz, als er meine Mutter beſchirmte. Er hatte es ungern, wenn es um ihretwillen Verdruß gab, und hielt daher immer die Kinder im Fehler; zwar prügelte und ſchimpfte er ſie ſelten aus, aber gute Worte gab er ihnen eben ſo wenig. Meine Mutter nahm ſich ihrer oft an, allein nicht aus eigentlicher Theilnahme und Mitleiden, ſondern aus Widerſpruchsgeiſt, und weil ſie nicht dulden wollte, daß man ihnen befehle, weil es ihre Kinder ſeien. Sie war ihnen daneben aber nichts weniger als eine zärtliche Mutter, dazu war ihre Selbſtſucht zu groß; ſie machten ihr zu wenig und gaben ihr zu viel zu thun, und wenn ſie zu keiner Arbeit zur rechten Zeit kam, ſo ſollten immer die Kinder Schuld ſein. Es giebt gar viele Leute dieſer Art, die ihre Obliegenheiten nicht erfüllen mögen, und die Urſache davon nie bei ſich ſelbſt, ſondern bei andern ſuchen und es dieſe entgelten laſſen. Die Kinder waren immer ſchlecht gekleidet. Die Großeltern nahmen zweimal im Jahr Schneider und Schuhmacher, und im Herbſt eine Lismerin auf die Stör, ſo erhielten die Geſchwiſter an Kleidern und Schuhen auch ihren Theil. Ihre alten Kleider aber wollte die Großmutter nicht durch den Schneider plätzen laſſen, das ſolle die Mutter thun, ſie verrichte ſonſt nicht viel, und ihr bischen Nähen trage nichts ab. Die Mutter erhielt auch die Wolle zu den Winterſtrümpfen für ihren Mann und die Kinder; man konnte aber darauf zählen, daß dieſe Strümpfe um Weihnacht nie fertig waren, und die Kinder entweder mit blauen Beinen herumliefen, oder die Fetzen der letztjährigen ihnen zu den Schuhen heraushingen. Die Großeltern konnten ſich dann nicht enthalten, nach den Strümpfen zu fragen und zu ſticheln, und jedesmal wenn die Mutter um ihrer Saumſeligkeit willen, oder weil ſie ſich lieber eine neue Blegi an ein altes Gloſchli nähte, als für die Kinder lismete, einen Stich erhalten, fand ſie eine Urſache, die Kinder zu prügeln.

So wie ich heranwuchs, änderte ſich das Verhältniß meiner Geſchwiſter zum Hauſe. Kinder werden immer zu Kindern hingezogen, denn in ihnen liegt ja auch der Trieb, ſich mitzutheilen, ſich anzuſchließen; ſo hing ich mit Leib und Seele an meinem Bruder und meinen Schweſtern. Je ſeltener ich anfänglich zu ihnen kommen konnte, deſto ſtärker wurde dieſe Liebe, deſto glücklicher war ich, wenn ich einmal eine Stunde mit ihnen g'fätterlen konnte. Meine Geſchwiſter kamen nämlich, außer um zu eſſen, ſelten in's großväterliche Haus, man duldete ſie ungern und ſie kamen ungern, weil ſie entweder auf Schläge oder auf Tadel zählen konnten. So wie ich eines anſichtig wurde, ruhete ich nicht, bis es bei mir war, und ſo lange es bei mir war, durfte ihm Niemand etwas thun. Was ich hatte, jeden Leckerbiſſen, theilte ich mit ihnen. Die Großmutter machte in ihrer Schwäche gegen mich den Großvater manchmal lachen, und doch war er nicht ſtärker. Im Speicher waren die Vorräthe von dürrem Zeug: Aepfel, Birnen, Kirſchen und Zwetſchen lagen da ganze Kaſten voll; in den Speicher zu kommen war meine Seligkeit, denn allemal trug ich alle Säcke voll hinaus. Nun war es recht lächerlich, wie die Großmutter, wenn ſie in den Speicher gehen wollte, nicht ruhte, bis ich es bemerkte, oder, wenn ich nicht in der Stube war, mit dem Speicherſchlüſſel im ganzen Hauſe herumlief, bis ſie mich anſichtig wurde und ich den Speicherſchlüſſel ſah. Natürlich hängte ich mich alſobald an ihre Schürze und wollte mit. Sie aber ſtellte ſich dann immer als wollte ſie mich durchaus nicht mitlaſſen, ſchalt mich aus, daß ich Alles ſehen müſſe, was ich nicht ſolle; drohte, ſie wolle mich dem Großvater verklagen, der gewöhnlich aus irgend einem Stalle dem Spiel lachend zuſah. Nach und nach erlaubte ſie mir mitzugehen, aber verſicherte beſtimmt, ſie werde mir durchaus nichts geben, und das Ende vom Lied war immer, daß ich mit gefüllten Säcken unter vielem Balgen der Großmutter herauskam, die aber doch, wenn ich einen Sack zu füllen vergeſſen hätte, mich ſelbſt darauf aufmerkſam gemacht hätte. Mit den eroberten Schätzen eilte ich zu meinen Geſchwiſtern, theilte redlich mit ihnen und machte dadurch auch ſie, die nie zu dergleichen Herrlichkeiten gekommen waren, glücklich. Daher liebten ſie mich, und trugen alle mögliche Sorgfalt für mich, und wenn ſie in Feld oder Wald etwas fanden, von dem ſie glaubten, es freue mich, ſo brachten ſie es mir. So wurden meine Geſchwiſter dem ganzen Hauſe befreundeter, den Großeltern lieber, und als Folge davon zeigten ſie ſich gefälliger, betrugen ſich beſſer und wurden ihres Lebens ordentlich froh, weil ſie allenthalben ſein durften, ohne verſchüpft und mit Schlägen bedroht zu werden. Selbſt meine Mutter hatte die Liebe der Andern zu mir zu genießen, wurde als meine Mutter mehr als Sohnsfrau gehalten und darauf geſehen, daß ihr das Nöthige nicht fehle. Ich glaube zwar, ſie habe mich beneidet, obgleich ſie mich an ſich zu locken ſuchte, wahrſcheinlich um mich auszufragen, was im Hauſe getrieben, was, beſonders über ſie, geredet werde? Ich hatte ſie auch lieb, doch war ich nicht gern bei ihr in ihrer Stube, es war mir zu enge dort. Die Mutter war, was hoffärtigen Mädchen gerne geſchieht, eine Hotſch geworden; das Stübchen lüftete ſie nicht, räumte nicht auf, ſie ſelbſt war entweder unvernünftig geputzt oder eine Schlampe, das erſtere immer ſeltener, das letztere alle Tage.

Man kann ſich denken, wie glücklich mir auf dieſe Weiſe die erſten Tage meines Lebens verfloſſen! Ich war der Mittelpunkt einer großen Haushaltung und nicht nur ein geſegnetes Kind, ſondern auch der Segen Anderer, denn von mir aus kam die Liebe in die verſchiedenen Glieder und ein heiteres Lebensloos ſchien mir beſtimmt, aber der Vater im Himmel hatte es anders beſchloſſen.

Zweites Capitel.

Wie ein Vater Kinder prellt.

So war ich über fünf Jahre alt geworden, als wir einmal an einem Sonntage Dorf bekamen, was eine ſehr ſeltene Sache in unſerm Hauſe war. Auf einem Wägeli kam ein großer dicker Bauer und ein mächtiges vierſchrötiges Mädchen mit plumpen Geſichtszügen, kleinen Augen und gewaltigen Händen. Ihr Staat zeigte von Reichthum, aber ſie hatte ihn angezogen, als ob ein Küherknecht ihre Kammerjungfer geweſen wäre (ſo äußerte ſich meine Mutter); ihr ganzes Betragen trug das Gepräge bäueriſchen Stolzes und Hochmuthes. Der jüngſte Sohn nahm das Roß ab, das einen halbcentnerſchweren Kommet an hatte und in demſelben daher trampelte, faſt wie die Tochter in ihrem Putz. Die Großeltern empfingen die Gäſte mit ſichtbarer Freude; auf meine übrigen Onkeln und Tanten hingegen wirkte die Erſcheinung dieſer Leute, wie das Erblicken eines Habichts auf eine Truppe Tauben, ſie ſchoſſen nach allen vier Winden hin. Einige Zeit lang ſah man noch bald das eine, bald das andere hinter einer Ecke oder aus einem Thürſpalt hervorgucken; bald aber verſchwanden ſie alle und Keines zeigte ſich mehr bis am ſpäten Abend, ja zwei der Onkel kamen erſt am Morgen wieder zum Vorſchein. Die Gäſte wurden in die Hinterſtube geführt, welche in jedem Bauernhauſe eine ſehr wichtige Rolle ſpielt und noch oft vorkommen wird. Die Großmutter ging alſobald wieder in die Küche, nachdem ſie mit der Schürze die weißgefegten Bänke abgewiſcht hatte, ich, an ihrem Kittel hängend, natürlich mit. Großmutter wollte in der Ordnung aufwarten und vor allem mit einem Kaffee, weißes Brod gehörte dazu, nachher aber mit Allem, was Sitte iſt. Nun war viel zu thun: Kaffee mußte geröſtet, gemahlen, Brod, Wein geholt, Nidle gewellt, Fleiſch herabgeſchnitten, Aepfelſchnitze gewaſchen, Küchliteig angemacht, und vor allem ein tüchtiges Feuer angeblaſen und unterhalten werden. Sie war eine rüſtige Frau, aber zehn Beine und zwanzig Hände hatte ſie doch nicht, ſie rief daher Stüdeli, Liſebethli, Bäbeli, dann Stüdi, Liſebeth, Bäbi! aber Niemand gab Beſcheid; ſie rief Hansli, Joggeli, Chriſti, Peterli, und wieder Hans, Joggi, Chriſten, Peter! aber Niemand kam. Man kann ſich denken, welchen Zorn die gute Großmutter verwerchete, ſogar ich bekam einen Mupf, dazu durfte ſie ihn nicht laut werden laſſen und Alles mußte doch gemacht werden, wenn ſie nicht mit Schanden beſtehen ſollte, ob welchem Gedanken es ihr faſt g'ſchmuchten wollte. Trotz meinem erhaltenem Mupf tröſtete ich die Großmutter und verſicherte ſie: ich und meine Geſchwiſter wollten ihr ſo gut und beſſer helfen als die Andern; und ſo geſchah es auch. Wir vier armen Kinder halfen mit Jubel und Luſt die Mahlzeit bereiten, die uns aus dem Hauſe in die Wüſte, in's Elend trieb. Kätheli holte das Brod und wuſch die Schnitze, Benzli holte den Wein und Anneli röſtete, mahlte, erwellte, und alle machten der Großmutter es zum Dank, vor allem ich, der zum Feuer ſah und ihr das Leiterli hielt, als ſie Speck und Fleiſch herunterſchnitt. Der Kaffee war bald gemacht, und, nachdem ein ſchön gelöchert Tiſchlachen gebreitet war, aufgetragen, aus dem Buffert mit Glasfenſtern die geblümten Kacheli herausgenommen, mit der Schürze der Staub ausgewiſcht und eingeſchenkt. Was beim Kaffee weiter vorging, weiß ich nicht, ich mußte heraus zu meinem Feuer, dorthin vergaß Großmutter nicht mir meinen Theil zu bringen.

Nachdem Großmutter den Niblehaſen noch einmal zugefüllt hatte, denn ſie machte heute den Kaffee recht weiß, und die Gäſte ihre Kacheli umgeſtürzt ins Blättli geſtellt und das Meitſchi betheuert hatte: es müßt ſi S..l oben ab gäh, wenn es noch mehr nähme, führte der Großvater die Gäſte hinaus, ihnen ſeine Herrlichkeit zu zeigen. Sami, der jüngſte Sohn, ſtolperte einige Schritte hintendrein, kam aber nicht recht mit Reden z'weg und blieb im Stall beim Roß zurück und muſterte das Pferdgeſchirr, als ob er ein Sattler werden wollte. Wenn ich Scheiter holte, ſo ſah ich den Großvater, wie er neben dem Bauern herwanderte durch Wald und Felder, ſah hintendrein die Tochter marſchiren und dachte dabei nichts anders, als es geſchähe darum, damit die Großmutter, die ärger ſchwitzte als eine arme Seele im Fegfeuer, mit allen ihren Gerichten fertig werden könnte. Großvater ſtand oft ſtille und verwarf die Hände, dann verwarf ſie der Bauer auch, und die Tochter glaubte ich einige Male ſogar zu hören. Unterdeſſen war das Fleiſch lind geworden, die Küchli ſtanden an der Wärme, ein Theil des Weines bereits in einer ſchönen Flaſche auf dem Tiſche, da mußte Sami die Spazierenden rufen, welche endlich ſo langſam daher kamen als möglich, damit man ja nicht glaube, ſie hätten etwa Luſt zu Speis und Trank. Meine Geſchwiſter wurden, jedes mit einer Küchelſchnitte, fortgeſchickt, ich durfte mit der Großmutter in die Stube, wohin man endlich gelangte, nachdem ſie unzählige Male „göt doch yche" hatte ſagen müſſen. In meinem Leben kamen mir nicht viele Dinge wieder ſo wunderlich und ſeltſam vor, als dieſes Eſſen, und was ſich dabei zutrug. Ich war gewohnt, daß man beim Eſſen ſonſt nicht viel ſprach; Jedes aß wacker und ohne Unterbrechung fort, ſei es Erdäpfel oder Kraut, bis es fertig war; dann wiſchte es den Mund mit dem Aermel, den Löffel mit dem Tiſchtuch ab, pflanzte die Ellbogen auf den Tiſch, hielt die Kappe vor's Geſicht und ging dann ſeiner Wege. Hie und da gab der Vater einem Sohne einen Schnauz oder klagte über ein Mißgeſchick oder die ſchlechten Zeiten ꝛc., oder die Großmutter ſprach zu einem der Kinder: heſt no nit gnue? es düecht mih, du chöntiſch's afe mache.

Wie gieng das jetzt anders zu! Da bot die Großmutter die Schüſſeln herum und legte den Gäſten gar noch aufs Teller, als ob ſie keine Arme hätten; ſie ſagte in einem fort: nät doch! äßit doch! Dann entſchuldigte ſie ſich, daß man es ſo ſchlecht bei ihnen habe, daß ſie nicht beſſer aufwarten könne, und rief dann wieder: Sami, ſchäych doch y, u mach G'ſundheit! Obgleich alles gut war, aßen der Bauer und ſeine Tochter doch als ob ihnen das Eſſen zuwider ſei, ſie gabelten auf dem Teller herum, als ob ſie Spreuer auf demſelben hätten, und doch rühmten ſie die Großmutter und ihr Eſſen; mit dem Trinken machten ſie es ebenſo, nur der Bauer nahm zuweilen im Vergeß einen großen Schluck. Zwiſchendurch wurde viel geredet und gerühmt, ich kannte den Großvater gar nicht wieder ob dem Gerühmſel, das er anbrachte über ſeine Habe und über ſeine Kinder. Daß die Großmutter eine Welle Tuch nach der andern zu zeigen brachte, und nicht ruhte, bis ſie das Breneli, ſo hieß nämlich das große Menſch, in den Speicher geführt und ihm dort ihre Schätze gezeigt hatte, wunderte mich weniger. Hinwiederum rühmten auch der Bauer und ſeine Tochter ſo viel ſie z'Platz kommen konnten. Der Erſtere, wie viel Heu er dem Küher gebe, wie viel Korngarben er gemacht, und von Ausgeliehenem ließ er mehr als ein Wort fallen. Die Letztere, wie frühe ſie aufſtehe, für wie viel Schweine und wie viele Menſchen ſie koche, wie viel ſie zwiſchendurch ſpinne ꝛc. Das Reden ſchien ihnen Hunger zu machen, je länger ſie aßen und tranken, deſto geſchwinder wurden ſie mit ihren Gläſern fertig und deſto geſchwinder räumten ſie ihre Teller ab. Ja als es zu dunkeln anfing und von der Heimreiſe die Rede war, konnte Sami mit Einſchenken nicht fertig werden, ſo daß es der Großmutter Angſt machte, ſie hätte nicht Wein genug holen laſſen, und ſie nach und nach mit Preſſiren nachließ; aber ſie nahmen unpreſſirt; es war jetzt als ob ſie Alles reue, was ſie übrig laſſen müßten. Ich ſaß da ganz voll Verwunderung, hatte längſt genug und konnte mich endlich nicht enthalten zu ſagen: Großmutter, es düecht mih, ſi chöntis afe mache! Ich erhielt die erſte Ohrfeige in meinem Leben, ohne zu wiſſen, was ich eigentlich gefehlt, und wurde zur Stube hinausgeſchickt. Dieſe Behandlung ſchmerzte mich tief, ich weinte bitterlich bis Sami das Roß einſpannte, die Gäſte aufbrachen und aufſaßen unter vielen Dankſagungen und Entſchuldigungen von allen Seiten. Großvater hieß den Sami mitgehen, weil es bös ſei durch den Wald zu fahren, wenn man nicht recht bekannt ſei. Sami ging und kam den Abend nicht wieder. Es war ein trauriger Abend, nichts als Schelten und Brummen im Hauſe. Die weggelaufenen Söhne und Töchter ſtellten ſich nach und nach wieder ein, wurden furchtbar ausgeſcholten, und wenn nicht allzu viel Verſäumtes nachzuholen geweſen wäre, ſo daß die Großmutter keine Zeit zum Prügeln hatte, die Töchter keine, ſich prügeln zu laſſen, ſie hätte eine nach der andern in die Finger genommen. Unter all dem Lärmen ſchlief ich betrübt ein und erwachte erſt am andern Morgen wieder, als die Großmutter mit der alten Liebe mich aufweckte und ich wie gewohnt zum Großvater ins Bett konnte.

Alles ſah am Morgen noch zerſtört aus; wo man hinſah, ſteckten Einige die Köpfe zuſammen und flüſterten mit einander. Ich glaubte, ſie klagten ſich ihre geſtern erhaltenen Scheltungen, bis ich von der Mutter die Wahrheit vernahm. Sie lockte mich beiſeits um mich auszufragen, wie in der Stube alles zu- und hergegangen, was geredet, was gegeſſen worden und wie man einander angeſehen u. ſ. w. Hier hörte ich, die Gäſte ſeien der reiche Bauer Niegenug zu Unſegen ſammt ſeiner Tochter geweſen, welche der Onkel Sami heirathen ſolle. Nun zog die Mutter los zuerſt über den Bauer und ſeine Tochter, dann über Großvaters. Ueber die erſten wußte ſie hundert Geſchichten von ihrem Geiz und Stolz und dem gewöhnlich damit verbundenen Unverſtand. So behauptete ſie, der Bauer ſtehle ſeinen Knechten die Knöpfe von den Kleidern; von ſeiner Frau und Tochter, daß ſie immer beim Spinnen auf dem bloßen Hemde ſäßen, um die Kittel nicht zu verribſen, und ihre Erdäpfelröſti thäten ſie auf die Fenſterſimſe an die Sonne, um ſie zu wärmen und Holz zu ſparen. Großvaters ſeien aber um nichts beſſer, ſonſt würden ſie einen ſolchen Geizhund nicht ins Haus begehren, aber es wäre ihnen recht, wenn ihre Söhne des Teufels Großmutter heiratheten, ſobald ſie nur goldene Hörner und einen ſilbernen Schwanz hätte u. ſ. w. Die Heirath war allerdings richtig geworden, das vernahmen die Hausgenoſſen, aber erſt dadurch, daß zu ungewohnter Zeit Schneider und Schuhmacher, ſogar eine Nähterin auf die Stör kamen, um an der Ausſtattung von Sami zu arbeiten, bei welcher die Großeltern ungewohnte Freigebigkeit zeigten. Der Großvater hatte zur Kleidung Tuch erlaubt, welches einen Thaler die Elle koſtete, die Großmutter gab vom ſchönſten flächſenen Tuch für zwei Hemder her: nur der Schuſter konnte lange nicht zur Arbeit kommen, weil Sami Stiefel wollte, der Großvater aber nur Schuhe bewilligte, doch gab er am Ende auch nach. Daß dieſes den Neid der Uebrigen erweckte, kann man ſich leicht denken, daß Niemand dem Sami das Pferd füttern und anſpannen wollte am Hochzeittag, ebenfalls, doch ließ man ſich weiter keine grauen Haare wachſen, man hatte keine Ahnung von dem, was nachkam. Daß am Abend die junge Frau heim kam, fiel noch nicht auf, aber allgemeine Beſtürzung verbreitete ſich unter den jungen Leuten, als am andern Morgen ein Knabe mit einer großen aber magern Kuh anlangte, welche einen Meyen aufgebunden hatte, als der Kuh zwei mächtige Schweine folgten und dieſen endlich ein Wagen mit Schaft, Trögli, Bett, Spinnrad, Wiegle u. ſ. w.

Nun erſt erfuhr man, daß die junge Frau bei uns, ſtatt, wie man erwartet hatte, bei ihren Eltern bleiben ſolle. Das erſchreckte Alle, erſtlich weil ſie nicht gefiel und man ſo viel Böſes von ihr gehört hatte, und weil man überhaupt nicht gern den gewohnten Trab durch eine Fremde mochte unterbrochen ſehen. Doch fand man bald Urſache zum Lachen und vergaß für den Augenblick die Beſtürzung. Als der Troſſel abgepackt werden ſollte, fand man Trog und Schaft ſehr ſchwer und fürchtete ſie zu verletzen; daher packte man ſie auf dem Wagen aus. Zum Vorſchein kam nun das ſämmtliche Zeug der jungen Frau; aber Alles ungewaſchen.

Wahrſcheinlich hatte ſie zu Hauſe die Seife gerent und das Holz, und gefunden, Großvaters könnten wohl beides liefern. Stück für Stück wurde nun herausgenommen, denn nichts war ordentlich eingepackt, und Alle, die damit zu thun hatten, ſorgten dafür, daß kein Fleck, kein Schmutz unbemerkt blieb; Alles ließ man, wie Fahnen, im Winde flattern. Und merkwürdig war's, wie die junge Frau mit der größten Schamloſigkeit zuſah und mit aller Gleichgültigkeit dieſe Lüfteten geſchehen ließ.

Den folgenden Tag ſtand die junge Frau in der Küche herum, wenn die Großmutter in derſelben wirthſchaftete, beguckte Alles, und ſprach zuerſt davon, wie ſie es zu Hauſe gemacht, dann hatte ſie nach und nach an dem, was die Großmutter machte, etwas auszuſetzen; fand zu viel Anken in der Pfanne, als jene die Suppe machte, und blies noch mehr von den Milchkacheln, welche die Großmutter auf den Tiſch ſtellen wollte, oben ab in den Nidelkübel. Ueberall war ich ihr im Wege. Sie hatte meinen Ausruf noch nicht vergeſſen; hatte immer ein böſes Wort für mich, und nur, daß ich mich feſt an der Großmutter hielt, ſicherte mich vor Mißhandlungen. Meine Geſchwiſter jagte ſie, ſo oft ſie ſich blicken ließen, zur Küche hinaus.

Am zweiten Tag griff ſie ſchon mehr ein, und ſo alle Tage mehr, bis ſie die Großmutter ganz aus ihrem Regiment verdrängt hatte. Man fühlte auch alſobald die Aenderung. Das Eſſen wurde ſpärlicher, ſchlechter. Alle murrten, meine Mutter ſtichelte: es ſcheine, man fange an, den Schweinen zu geben, was den Menſchen gehöre, und den Menſchen, was den Schweinen zukommen ſollte. Sie erhielt aber alſobald die Antwort: für eine verhungerte Krämerstochter ſei das noch lange viel zu gut. Niemand konnte das Benehmen der Großmutter ſich erklären. Sie, die ſonſt ſo reſolute Frau, ließ ſich Alles gefallen; nur hie und da hörte man einen Seufzer von ihr, wenn ſie noch fleißiger, als früher, hinter ihrem Ruder ſaß. Man vergaß, daß die Großmutter auf Erden Reichthum am höchſten hielt, daß ſie alſo auch vor reichen Leuten den größten Reſpekt haben mußte. Sie war es gewohnt, alle Leute, die minder reich waren, als ſie, nach ihrer Weiſe von oben herab zu behandeln; ſelbſt den Pfarrer, auf dem ſie übrigens viel hielt, ließ ſie es immer fühlen, daß er keinen Hof habe, wie ſie; dagegen ſah ſie jedem Reichern mit ordentlicher Andacht nach. Nun war ihre Schwiegertochter reich, daher hatte ſie Reſpekt vor ihr, und durfte ihr Recht gegen ſie nicht behaupten. Noch lag eine andere Urſache ihres Benehmens im Hintergrunde, die Niemand kannte, die aber bald auf eine furchtbare Weiſe an den Tag kommen ſollte.

An einem Samstag vor einem heiligen Sonntag ging mein Großvater fort an das Gericht zu Unverſtand, denn er war Gerichtsſäß. Man pflegt an vielen Orten Gemeinden, Gerichte, Steigerungen an einem Samstage abzuhalten. Solche Verſammlungen ſind Gelegenheiten, wo man ein Gläschen über den Durſt trinken und einige Stunden in die Nacht hinein verweilen kann, ohne daß die Weiber darüber räſonniren dürfen, die, beiläufig geſagt, auf die Titel ihrer Männer ſich viel einbilden, den Geſchäften aber, die mit dem Titel zuſammenhängen, nichts nachfragen, und über jede Stunde branzen, die der Mann bei denſelben zubringen muß. Auf den Samstag folgt dann kein Werktag, ſondern der Sonntag; an dieſem kann man, ohne etwas zu verſäumen, ordentlich ausſchlafen, und ein ſchwerer Kopf hindert an keiner Arbeit. Ob aber der liebe Gott an ſeinem Tage an ſolchen ſchweren Köpfen ein beſonderes Wohlgefallen habe, daran denkt man nicht; und ob ſolche ſchwere Köpfe an den lieben Gott und ihre unſterbliche Seele ordentlich denken können, darum bekümmert man ſich wieder nicht, und doch bin ich überzeugt, ſind die Meiſten, die alſo thun, nicht gottlos, aber ſie denken halt zuerſt an ihren Nutzen, dann an ihre Bequemlichkeit, dann an ihre Weiber, und erſt, wenn ſie nichts mehr anderes zu denken wiſſen, an den lieben Gott. Daß alſo mein Großvater an das Gericht ging, den ganzen Tag wegblieb, fiel Niemand auf; eben ſo nicht, daß die Großmutter den Sami am Abend fortſandte, mit dem Bedeuten: er ſolle den Großvater heimbegleiten, weil es gar finſter werde und der Alte nicht mehr ſo viel erleiden möge. Spät kamen ſie zuſammen heim, Niemand achtete ſich ihrer. Am Sonntag war es ſchön Wetter. Viele aus unſerem Hauſe gingen zur Kirche, auch mein Vater, nur meine Mutter nicht. Seit ihrem Unglück mußte man ſie faſt zwingen, in den Gottesdienſt zu gehen, und ſpäter, als die Kleider ihr zu fehlen anfingen, ging ſie gar nicht mehr hin.

Nach und nach kamen alle zurück, bis an meinen Vater, den Niemand ſeit der Kirche geſehen haben wollte. Man ſetzte ſich zu Tiſche, ärgerte ſich über das ſchmutzige Tiſchtuch, die ſchlechte verdünnte Suppe und brummte über die kleinen Stücke Fleiſch, aber aufreden durfte doch Niemand. Da wurde plötzlich die Thüre aufgeriſſen, mein Vater ſtürzte herein mit rollenden Augen, wie ihn Niemand noch geſehen hatte, auf den Großvater zu und brüllte. Iſt's wahr, heſt de dem Donners Schnuderbub (ein Junge, der die Naſe noch nicht ſelbſt putzen kann) da d'r Hof ums halb Geld verkauft?

Und eine Stille ward, als ob der Donner eingeſchlagen hätte; mehrere Minuten lang ſprach Niemand ein Wort. Meinen Vater hatte Wuth und Haſt ſprachlos gemacht. Großvaters und die jungen Eheleute waren erſchrocken über den ſo ſchnell an den Tag gekommenen Kauf, der ein Geheimniß bleiben ſollte noch eine Zeitlang, theils weil man die andern Brüder noch zu Gunſten Sami's als Knechte ohne Lohn benutzen, theils weil man das Unangenehme, welches natürlich das Ruchtbarwerden dieſer unväterlichen Handlung nach ſich ziehen mußte, verſchieben wollte. Großvater hatte ſich bei der Fertigung einige Maaß Wein mehr nicht reuen laſſen, um ſich bei ſeinen Kollegen Stillſchweigen zu erkaufen, und einen ganzen Kloben an den Schreiber, daß er ſpät Abends die Fertigung noch vornehme, nachdem alle Leute verlaufen waren, und am folgenden Morgen wußten die Kirchenleute Alles. Wie war das möglich? Das hätte der gute Großvater gar gut wiſſen können; allein die Menſchen wiſſen oft gar nicht, was ſie ſelbſt thun, und können es ſich daher nicht erklären, wenn andere das Gleiche thun. Wenn Hausväter um Mitternacht, oder erſt gegen Morgen nach Hauſe kommen, ſo ſagt ihnen ihr Gewiſſen, daß ſie gefehlt, ihre Erfahrung, daß die Weiber ſie tüchtig abputzen, oder mit ihnen kupen werden. Nun ſinnen die Männer, auf welche Weiſe ſie das Wetter abwenden können: die Einen kramen Wein, ein weißes Brödli, die meiſten aber, inſtinktmäßig die ſchwache Seite der Weiber auffindend, bringen ſie nicht etwas für den Hunger oder den Durſt, ſondern etwas für den G'wunder nach Hauſe. Sie wiſſen, daß, ſobald ſie eine ordentliche Neuigkeit vorwerfen können, die Frau die Sünden des Mannes vergißt und ſich feſt beißt in die Sünden des Nachbars.

Gar manche Frau branzt auch mit dem Manne gar nicht, weil er ſpät heimkommt, ſondern nur, um Neuigkeiten und Geheimniſſe herauszupreſſen, wie man einen Schwamm drückt, damit das Waſſer heraus läuft. So geht es in manchem Hauſe, ſo ging es bei Großvater und ſo auch bei andern Gerichtsſäßen; und ſicher nicht nur zu Unverſtand, ſondern an andern Orten mehr, und ſicher nicht nur bei den Gerichtsſäßen, ſondern auch bei den Sittenrichtern. Ja, man ſagt, dieſe erwarteten nicht einmal die Nacht, um zu plaudern, ſondern ſchon des Mittags bei der Fleiſchſuppe fingen ſie an, und ehe man mit dem Fleiſche fertig ſei, wiſſe man über den Tiſch weg die ganze Verhandlung, von welcher ſie eben kommen. So war es diesmal gegangen, wie andere Male, und doch konnte es der Großvater nicht begreifen und behauptete ſteif und feſt, es müſſe Jemand unter dem Bett verſteckt oder am offenen Fenſter geweſen ſein. Des Vaters Brüder waren verſtummt; an ſo etwas hatten ſie nie gedacht, überhaupt nie daran gedacht, daß das beſtehende Verhältniß ändern könnte; ſie brauchten lange Zeit, die Sache zu faſſen, und dann noch längere Zeit, bis die bei ihnen von unten auf kochende Wuth Worte gebildet und zum Mund hinausgetrieben hatte. Es lohnte ſich wohl der Mühe, in Zorn zu kommen über dieſen Kauf. Der Großvater hatte den Hof von ſeinem Vater gekauft und zwar um die gleiche Summe, welche jetzt Sami zahlen ſollte: allein die Kaufſumme war wohl gleich, nur der Preis nicht. Der Großvater hatte den Hof 6000 Pfd. theurer übernommen, als er geferget wurde vor Gericht. Dieſe 6000 Pfd. betrugen ſein Weibergut, welches er gleich baar an den Hof zahlte, ohne daß deſſen im Kaufbrief erwähnt wurde, um von ſo viel tauſend Pfund die Staatsgebühren zu erſparen, den Staat drum zu beluren. Ein Kniff, den nicht nur Gerichtsſäße, ſondern noch ganz andere Leute treiben. Dann war noch eine bedeutende Matte gekauft, der Hof durch beſſere Bearbeitung gar ſehr verbeſſert worden, und doch gab er Alles das dem Sami um den Kaufſchilling, den er bezahlt hatte.

War Großvater ein ſo ſchlechter Mann, daß er ſeine ſieben übrigen Kinder auf eine ſo ſchändliche Weiſe betrog? O nein, er war nur wie hundert andere Bauern! Sein Lebtag hatte er wenig anderes geſinnet und getrachtet, als einen großen Haufen zuſammen zu bringen; ſeine Kinder ſah er wie Ameiſen an, welche zu dieſem Haufen immer noch mehr zuſammenkratzen ſollten. Daß dieſer zuſammengeſcharrte Haufen zuſammenbleibe auch nach ſeinem Tode, das war ſein Lieblingsgedanke; ob darüber ſeine andern Kinder Bettler würden, daran dachte er gar nicht, oder dachte vielleicht, es wäre am beſten, wenn keines heirathete, ſondern die unbezahlten Leibeigenen ihres Bruders blieben. Zu ſolcher grenzenloſen Herzloſigkeit und unnatürlichen Härte wird der Menſch gebracht, wenn er im Leben und im Tode Abgötterei treibt mit Geld und Gut.

Ein Unbefangener hatte füglich Zeit, dieſe Betrachtungen zu machen, während ſie Alle ſich ſtumm, aber auf der einen Seite mit wachſender Wuth, auf der andern mit ſteigender Verlegenheit gegenüber ſtanden. Auf der ſündigen Partei war allein Sami's Frau nicht verlegen; die hatte kein Gefühl für Recht und Unrecht. Sie brach daher auch zuerſt das Stillſchweigen und ſagte meinem Vater, das gehe ihn am allerwenigſten an; er ſelbſt ſei nichts werth, und ſeine Schlampe und vier andern Freßmäuler habe man ihm lange genug umſonſt gefüttert. Wie oft ein Kanonenſchuß das Zeichen der Schlacht iſt, und, wenn er nach langer Stille abgefeuert wird, auf einmal alle Kanonen brüllen, das Gewehrfeuer dazwiſchen praſſelt und das friedliche Feld zum Schlachtfeld wird, ſo war hier die Rede Breni's der Kanonenſchuß, der alle Mäuler öffnete und die Fäuſte ballte. Alles brach los, meine Mutter vor Allem mit ſchneidenden Worten, die Tanten ſchimpften und die Onkels brüllten gerade heraus. Als Großvater und Großmutter ſchlichten wollten, erhielten ſie auch ihren Theil. Man ſtand auf, man trat einander näher, hielt ſich die Fäuſte vor's Geſicht, die Kinder ſchrien, eine allgemeine Prügelei drohte. Mein Vater hatte bereits den Sami in eine Ecke geſchleudert, wollte Breni beim Göller nehmen, die warf ihm eine Kachle Milch in's Geſicht, daß er ſchnopſen mußte. Andere Hände ſtreckten nach Breni ſich aus, Sami drängte ſich wieder hinzu, Großvater wollte auch faſſen, da fuhr auf einmal unſer Ringgi, der gewöhnlich meinen Vater begleitete, dem Breni an die Beine, weil es ſich an meinem Vater vergriffen hatte, und biß tüchtig zu. Ueber dieſen neuen Feind brüllte es laut auf, wehrte ſich mit Händen und Füßen, aber Ringgi wurde immer wilder, riß ihm das Fürtuch vom Leibe, den halben Kittel, biß auch Sami, der helfen wollte. Man ſah deutlich, daß der Ringgi einen eigenen Trieb hatte, an Breni ſich zu rächen, das ihm weit ſchlechter und weniger zu freſſen gab, als früher die Großmutter. Die andern zogen ihre ausgeſtreckten Hände zurück, machten dem Ringgi Platz, der für ſie alle den Streit übernommen und vielleicht auch den Großvater vor Schlägen gerettet hatte, jubelten, brüllten bei jedem neuen Fetzen, der davon flog. Als es endlich der Großmutter gelang, den Ringgi aus der Stube zu bringen, da hatten ſie ob der Schadenfreude und der wilden Luſt den Handel und den Hof faſt vergeſſen und konnten nicht ſatt werden, zu erzählen, wie wüthend und zerriſſen Breni das Schlachtfeld hätte verlaſſen müſſen. Nur mein Vater vergaß den Handel nicht. Er hatte Weib und Kinder, und um ſeiner treuen Arbeit und vielleicht auch um meinetwillen wahrſcheinlich Theil am Hof zu erhalten gehofft. Er war nun 45 Jahre alt, hatte keine 10 Batzen Geld im Sack, nichts angeſchafft, keine Eheſteuer, keinen Troſſel erhalten; nichts beſaß er, als die Kleider und ein wenig Hausrath, den ſeine Frau aus ihrem Schiffbruch gerettet. Das rüttelte ſein ganzes Weſen auf; er verſchwor ſich, keinen Streich mehr auf dieſem Hofe zu arbeiten, und verſchwand einige Tage ganz, ohne daß man wußte, wohin er gegangen.

Das waren traurige Tage. Denn aller Friede war gewichen. Keins gab dem Andern ein gutes Wort; nur wenn ich an der Schürze der Großmutter hing, war ich vor Schlägen ſicher, aber nirgends vor böſen Worten. Großvaters waren ſtill und mürriſch; wahrſcheinlich ſchlug das begangene Unrecht ihr Gewiſſen, und ſie fingen an, zu fühlen, was ihrer warte, wenn Breni vollends Meiſterfrau geworden ſei. Auch machte ihnen das Ausbleiben meines Vaters Angſt; ſie fürchteten nach und nach, er möchte ſich ein Leid angethan haben. Das wäre das Schrecklichſte geweſen, was ihnen hätte wiederfahren können; nicht bloß, weil ſie ſich als die Urſache ſeiner Verzweiflung hätten betrachten müſſen, ſondern wegen der Schande, die dadurch über ihre ehrbare Familie kam, und weil ſie ganz beſtimmt glaubten, er müſſe als Geſpenſt wieder kommen, hätte keine Ruhe und ließe auch Andern keine. Schon durfte des Nachts Großmutter nicht mehr allein ums Haus, und wenn Abends Jemand an der Thüre klopfte, ſo hätte ſie um keinen Preis mehr geöffnet oder gefragt: Wer iſt da? aus Furcht, den Benz zu ſehen oder zu hören.

Meine Mutter kannte die Urſache der Abweſenheit des Vaters, aber ſie war boshaft genug, ſie nicht nur nicht merken zu laſſen, ſondern noch durch verſtellte Betrübniß und Stichelreden über beraubte und getödtete Kinder die Herzensangſt zu vergrößern und ſogar Vreni zum Schweigen zu bringen. Dieſe hätte meinem Vater den Tod herzlich gegönnt und der Mutter dazu, aber das Wiederkommen deſſelben fürchtete ſie gerade am meiſten, weil zu erwarten war, das Geſpenſt werde ſich am meiſten an ihr vergreifen.

Endlich, am Morgen des ſechsten Tages nach jenem Auftritt, erſchien mein Vater mit Roß und Wagen vor dem Stöckli und befahl der Mutter, alſobald die wenigen Habſeligkeiten aufzupacken, und mich holen zu laſſen; er wolle weder dem Pferde eine Hand voll Heu hier geben, noch einen einzigen Biſſen hier eſſen. Meine Mutter gehorchte mit großer Freude und ſandte alſobald hin, mich zu holen; Großmutter ließ erwidern: ich ſei ihr Kind, ſie laſſe mich nicht. Einer erneuerten Botſchaft gab ſie gleichen Beſcheid. Da erſchien mein Vater ſelbſt, drang in die Stube, wo Großvaters waren, riß mich auf den Arm und wollte, ohne ein Wort zu ſagen, zur Thüre hinaus. Doch die Großmutter ſtellte ſich ihm in den Weg und ſprach: Benz, thu doch nicht ſo, wo willſt du hin mit dem Miaßli, den laſſe ich dir nicht! Nun folgte ein erſchütternder Auftritt, der mein Lebtag mir vor Augen ſein wird. Die frühere Angſt um den Sohn war noch in Großvaters; ſein wildes Ausſehen ließ ſie glauben, daß er zu Allem fähig ſei, ſelbſt zum Mord ſeiner Kinder. Ihr Gewiſſen fing nicht nur an zu erwachen, ſondern ſie begannen ſchon zu fühlen, daß ſie den Löffel aus der Hand gegeben, ehe ſie genug gegeſſen, daß Undank ihr Lohn ſei; ſie waren ſchon beiden, Sami und Vreni, im Wege, und was ihnen gegeben werden ſollte, erhielten ſie entweder gar nicht, oder ſchlecht. Beide waren weich geſtimmt und wollten den Benz ſo nicht fortlaſſen, die Großmutter nahm ihn bei der Hand und machte ihn ſitzen; er mußte endlich, ſo ſehr er ſich weigern mochte, von dem aufgeſtellten Brönz trinken, nur eſſen wollte er nicht, das hatte er verſchworen. Sie baten ihn, nicht ſo wüſt zu thun, mich ihnen zu laſſen; wenn ſie das Leben hätten, ſo würden ſie ſorgen, daß er nicht zu kurz komme. Endlich wurde mein Vater auch weich, erzählte Alles her, was er gethan, welchen Lohn er erhalten, wie ihm zu

Muthe geweſen ſei, was er erſt Furchtbares im Sinn gehabt, und Alle drei weinten mit einander, und ich natürlich auch mit. Da ließ meine Mutter fragen: warum ſie ſo lange warten müſſe? Nun erſt mußte Vater Beſcheid geben, wohin er wolle. Man erfuhr, daß er mehrere Stunden von da einen Hof empfangen habe; Großvater ſchüttelte den Kopf, ging aber über das Genterli und drückte dem Vater Geld in die Hand. Die Großmutter hatte wieder Hoffnung gefaßt, mich behalten zu können. Allein mein Vater war unerbittlich; er behauptete, keins ſeiner Kinder hätte Triſtig in der Nähe des Geizhundes, ſie wäre im Stand, ihnen ein Leid anzuthun, und er hätte es verſchworen, keins eine Stunde länger im Hauſe zu laſſen, ſobald er ein ander Obdach für ſie gefunden. Da weinte die Großmutter wieder bitterlich; mit von Thränen dunkeln Augen packte ſie meine Kleidchen zuſammen. Sie fühlte wohl, daß Benz Recht hatte und daß die Trennung von mir eine gerechte ſtrafende Folge ihrer Handlung ſein müſſe. Zum letztenmale nahm ſie den Spycherſchlüſſel zur Hand, doch mich ließ ſie nicht mit, und brachte ein ganzes Fürtuch voll dürres Zeug zurück, womit ſie mir alle Säcke vollſtopfte und dem Vater noch den Reſt einſteckte. Der Vater preſſirte, aber die Großmutter konnte nicht aufhören, mich zu küſſen und mir zu ſagen: ich ſolle ſie nicht vergeſſen, im Frühjahre wolle ſie zu uns kommen. Der Großvater nahm mich auf die Arme, er hatte ganz naſſe Backen. Als ich endlich mit zur Stube hinaus mußte, trug mich die Großmutter bis zum Wagen, gab mir noch alles Geld, was ſie in den Säcken hatte, bat auf das rührendſte: man ſolle ihnen doch nicht zürnen, konnte mich gar nicht loslaſſen, und als endlich die Pferde anzogen, ſie mich laſſen mußte, ſetzte ſie ſich auf einen Baumſtamm, hielt das Fürtuch vor das Geſicht und weinte, daß es ſie über und über ſchüttelte. Ich ſchrie, ſo laut ich konnte: Großmutterli, Großmutterli, ich will nicht fort, will dich nicht verlaſſen! Allein umſonſt, die Pferde zogen an, fort ging's. Bald ſah ich die weinende Großmutter nicht mehr, ſah ihr Haus nicht mehr und am Ende gar nichts mehr; in lautem Weinen fiel ich in einen tiefen Schlaf. Meine glückliche Zeit war dahin; ſie hatte etwas mehr als fünf Jahre gedauert.

Drittes Capittel.

Das Leben.

Am ſolgenden Morgen erſt erwachte ich. Mein Erſtes war, die Großmutter zu rufen. Sie antwortete nicht; ich rief: Großvater! erhielt keine Antwort. Ich ſah auf; mein Bruder lag neben mir, die Stube war mir fremd; nirgends ein Großvater, nirgends eine Großmutter! Ach, da wollte mein junges Herz brechen in namenloſem Schmerz; ſelbſt die Schnitze, die ich in meinen Säcken vorfand, tröſteten mich nicht. Erſt als nach dem Morgeneſſen der Vater mich mit hinausnahm in den Stall und mir verſprach, eine Kuh und ein Roß ſollten mein ſein und alle Schafe, vergaß ich mein Elend, das ſich aber noch manchen Morgen und manchen Abend erneuerte.

Ich fing an mich umzuſehen, und fand uns in einem großen alten Hauſe auf einem Berge wieder. Neben dem Hauſe ſtand ein Stöcklein; rings um daſſelbe ein großer Obſtwachs, und in weiterem Kreiſe, größtentheils in ſteilen Halden beſtehend, dehnte ſich ein bedeutendes Heimweſen aus. Nur unterhalb des Hauſes war ein Stück, das durch den Brunnen gewäſſert werden konnte, und ganz im Boden eine Liſchenmatte.

Das Leben hatte mein Vater von dem alten Bauern empfangen, der im Stöcklein wohnte. Zugleich gab ihm dieſer Vieh, Haus- und Feldgeräth in die Schatzung, welche ſogenannte achtbare Männer machten, aber ſie waren mit dem Bauer am gleichen Orte Burger.

Als mein Vater im Zorn fortgelaufen war, wollte er nicht eher zurück, als bis er Etwas empfangen hatte. Nach mehreren Tagen vergeblichen Laufens wurde er immer hitziger, bis er endlich dieſen Hof fand. Das viele Land gefiel ihm. Der Zins ſchien ihm klein dagegen. Er bedachte nicht, daß zwiſchen einem Bergheimweſen und einem Hof auf ebenem Boden ein großer Unterſchied iſt. Zudem war der Bauer ein alter Fuchs, der dem Vater den Mund recht wäſſerig zu machen wußte nach den Herrlichkeiten, die droben ihm warteten. In ſeinem Unmuthe über die eigenen Leute hielt er alle andern für ehrlicher und beſſere Freunde. Er gab daher gerne zu, daß zwei Vorgeſetzte der Gemeinde, in welcher der Hof lag, die Schatzung machen ſollten als unparteiiſche Männer. Er glaubte, ein Statthalter und ein Gemeindevorſteher würden ſich nicht dafür halten, Jemand zu betrügen. Er hatte noch nicht erfahren, daß man einem zu lieb reden, nicht betrügen heißt.

Im Anfang war der Himmel voller Geigen. Der Mutter that es bis in die Fußſohlen wohl, ſelbſt Meiſterfrau zu ſein und nicht blos im Küherſtöckli, ſondern im großen Hauſe wohnen und mit Milch ꝛc. ſchalten und walten zu können nach Belieben. Die Bäuerin kam fleißig zu ihr herüber und that, wie die Liebe ſelbſt. Meine Mutter nahm das Alles für baares Geld und merkte nicht, daß die Alte nur kam, um ihr recht auf die Eiſen zu ſehen und zu vernehmen, was Alles vorging. Eben ſo machte es der Bauer. Er trappete meinem Vater überall nach, war beim Heurüſten, beim Füttern, ſchien lauter Holdſeligkeit zu ſein, wußte aber nebenbei das Waſſer auf ſeine Mühle zu reiſen. So überredete er z. B. gleich in den erſten Tagen meinen Vater, ſein Holz im wüſteſten Graben zu ſchlagen, wo man kaum mit ihm fortkonnte, und wußte dem Vater das Stöcken ſo leicht und lieblich darzuſtellen, daß er einen ſchönen Haufen ausmachte, ehe die Feldarbeit anging. Ob dieſen Dingen litten Wagen und Werkzeuge bedeutenden Schaden, aber was fragte der Bauer dieſem nach, ging es ja über meines Vaters Buckel aus! Gegen das Frühjahr ſtellten ſich ein Knecht und eine Magd ein, weil meine Eltern einſahen, daß ſie den Hof nicht allein bearbeiten konnten. Noch ging zwar Alles gut, die Mutter brauchte noch nicht recht frühe aufzuſtehen, hatte für wenig Leute und keine Schweine zu ſorgen, und ob ſie nebenbei viel oder wenig mache, ſah ihr Niemand nach. Die Kinder überließ ſie freilich ſich ſelbſt, bekümmerte ſich wenig darum, ob ſie gewaſchen und geſtrählt ſeien, oder nicht.

Nun kam das Frühjahr mit allen ſeinen Arbeiten: Miſt führen, Land rüſten für Haber, Flachs, Bäunde ꝛc. Am Morgen mußte früh aufgeſtanden werden, das that meiner Mutter weh, das Frühſtück war nie zu rechter Zeit fertig. Die Magd ſollte ihr helfen, wie ſie meinte; und der Vater meinte nicht nur, die Magd ſolle ihr nicht helfen, ſondern ſie ſelbſt ſolle machen, daß ſie ſo früh als möglich zum Hauſe heraus auf's Land komme. Allenthalben fehlte es ihm an

Händen, da das meiſte Land ſteil war, Erde hinaufgeführt und der Miſt in Bännen am Seil gezogen werden mußte, was viel mehr Zeit braucht, als man im ebenen Lande denkt. Zudem war auch der Zug ſchlecht, den er übernommen hatte. Alle benachbarten Leute, der Arbeit gewohnter, mit Leuten beſſer verſehen, kamen dem Vater vor, erſt um eine Woche, dann um zwei; endlich trampelte der Bauer heran und ſagte: Benz, du mußt Leut' anſtellen, ſo geht das nicht. Und Benz ſtellte in der That Leute an, der Hausbrauch vermehrte ſich dadurch, die Magd mußte nun doch der Mutter helfen, wenn man Vormittag z'Morge, vor Abend z'Mittag, vor Mitternacht z'Nachteſſen bekommen wollte; den Leuten mußte der Taglohn bezahlt werden, und auf das Alles hatte Benz nicht gerechnet!

Ja, Benz hatte noch auf gar viel nicht gerechnet. Benz hatte nur an den Zins gedacht, aber nicht an die Haus- und Arbeitskoſten; hatte gedacht, aus dem Stall viel zu löſen, und nicht, daß er auch koſten könne; hatte nur an gute Jahre gedacht, nicht an mittelmäßige, noch viel weniger an ſchlechte. Das Geld, welches ihm der Großvater gegeben hatte, war im Genterli in einem Körbchen, und er und die Mutter nahmen daraus, wann ſie nöthig hatten. Das erhaltene Geld hatte ihnen unerſchöpflich geſchienen, ſein Lebtag hatte der Vater noch nie ſo viel beiſammen gehabt; wie erſchrack er daher, als er eines Tages Geld nehmen wollte, mit der Hand lange im Körbchen herumtappte, ehe er welches fand, und beim Herabnehmen ſah, daß faſt keins mehr darinnen war. Er ſtund da, wie vom Himmel herabgefallen; er war außer Stand, zuſammen zu rechnen, was er ausgegeben, beſonders nicht, was er Schmied und Wagner gegeben. Der alte Fuchs hatte es ſo eingerichtet, daß meinem Vater gleich Anfangs eine Menge Reparaturen auffielen; dieſer konnte nicht rechnen, wie viele Kleinigkeiten in's Haus angeſchafft worden, konnte an der ganzen Sache nichts begreifen, bis ihm endlich in Sinn kam, die Mutter müſſe unvernünftig viel daraus genommen haben und nichts darein geliefert. Wahr war es, daß meine Mutter aus Hochmuth Manches angeſchafft hatte, was hätte unterbleiben können; wahr war es, daß ſie den Kaffee lieber ohne Schigore trank, lieber ſtark, als ſchwach; wahr war es, daß ſie den Anken lieber ſelbſt brauchte, als verkaufte, und nur dann eine Ankenballe zum Verkauf rüſtete, wenn ſie ſelbſt damit z'Märit gehen konnte. Sie bewies meinem Vater immer, daß es vortheilhafter ſei, ſelbſt auf den Märit zu gehen, als den Anken dem Träger bei Hauſe zu verkaufen, denn ſie löſe immer wenigſtens einen Kreuzer mehr; daß aber der Schoppen oder die Halbe, ein Bratwürſtli, das weiße Brödchen, das man nach Hauſe brachte, etwas koſteten, daran dachte man wieder nicht.

Nun gab es einen tüchtigen Lärm. Die Mutter ſollte ſagen, was ſie mit dem Gelde angefangen; ſie wollte nichts appartes wiſſen, mein Vater es nicht glauben, mußte aber am Ende ſchweigen; denn der Mutter Zunge war weit geläufiger, als die ſeine. Damit kam das Geld nicht wieder, kam auch die Klugheit nicht, die Ausgaben, wenn auch nur obenhin, aufzuzeichnen. Es kam aber die Ernte, freilich keine reichliche, denn der Bauer hatte den Samen geſpart gehabt, aber man konnte dreſchen und einige Mütt Korn verkaufen, alſo auch die Arbeiter bezahlen. Dieſes Dreſchen zur Unzeit verſäumte wieder. Den gehäuften Arbeiten konnte man nur durch Anſtellung mehrerer Leute begegnen. Nun der Benz rechnete wieder auf ſchönen Erlös von Geſpinnſt und Obſt, welche beide wohl zu gerathen ſchienen. Vom Obſt hatte er das Aufgeleſene und die Hälfte des Geſchüttelten oder Abgenommenen. Er arbeitete alſo getroſt darauf los, ſtellte Leute an und rechnete, er könne alle Jahre ſeine Kinder mehr gebrauchen.

Wir fingen an Obſt aufzuleſen, hatten aber damit wenig zu thun. Wenn an einem Morgen ein halb Dutzend Aepfel unter einem Baume lagen, ſo trappete der Bauer heran und ſtellte auf Nachmittag das Schütteln an, weil er fürchtete, wir könnten zu viel bekommen. Ob die Aepfel reif ſeien, ob wir Zeit hätten, darum kümmerte er ſich gar nicht. Mein Vater hatte nicht Zeit, ſich deſſen zu achten, die Mutter verſtand es nicht; uns Kindern blieb es überlaſſen, das halbreife Obſt in den Keller zu ſchleppen und aufzuſchütten. Wie es da zuging, kann man ſich denken! Süßes und Saures kam unter einander; das Spätobſt wurde eingekellert, ehe man das frühere weggeräumt hatte. Die Mutter kam mit der Haushaltung nicht zurecht, geſchweige, daß ſie noch um das Obſterleſen im Keller ſich viel hätte bekümmern können. Zwar rüſtete man auch, kam aber mit dem Dörren auf den Oefen nirgends hin, weil man noch nicht heizte und einen einzigen Kunſtofen hatte, und wenn man zuweilen auch eine Dörrete für den Backofen gerüſtet und am Morgen der Vater einheizen wollte, ſo fand er Schnitze vom Bauer darin, der nichts anderes zu thun hatte, als Aepfel rüſten, und das Holz nicht ſparte, weil der Vater es ihm rüſten mußte. So faulte eine unendliche Menge Obſt. Man ſuchte einzubeizen, dazu hatte man aber nur wenig Geſchirr. Man gab den Schweinen ſo viel, daß ſie endlich nichts anderes freſſen wollten und auch nicht ausfielen, wie ſie ſollten. Verkaufen konnte man faſt keins, wenn ein Käufer in den Keller kam, ſo verging ihm alle Luſt. So ſchrumpfte der ganze geträumte Gewinn aus dem Obſt zuſammen auf einige Batzen, die man vom Brenner löſte, einige Maß Bätziwaſſer und einige dürre Schnitze, von denen aber faſt die Hälfte verbrannt war.

Flachs und Werch hatten wir viel gemacht; allein der Flachs hatte auf der Rooſi viel gelitten. Ob dem zu viel zu thun, kam man zu den meiſten Sachen nie zu rechter Zeit; ſo war das Kehren und Aufnehmen auch verſäumt worden. Der Bauer merkte das Alles, aber ſtatt mit ſeinem Aepfelabnehmen inne zu halten oder zur Zeit zu mahnen, kam er, wenn der Schaden geſchehen war, lächelte auf den Stockzähnen und ſagte etwa: Benz, du heſt wohl lang g'wartet, oder: es wäri vor acht Tage gut g'ſi. Die Mutter ſtellte eine gewaltige Brechete an, und es that ihr wohl bis in die Schuhe hinab, die Meiſterfrau zu ſpielen; ſie wollte gerühmt werden, that zu viel an die Sache und bedachte nicht, daß man eben am meiſten ausgeführt wird, wenn man ſich groß machen will, ohne es zu vermögen.

Den Hechler hatte man auch nicht umſonſt; nur für dieſe Auslagen zu decken, mußte man manches Pfund verkaufen. Als nun Alles fertig war und man nachſah, was zu verkaufen ſei, ſo fanden ſich Hemden nöthig bei uns allen; Anzüge hatte man auch zu wenig, eben ſo Tiſch- und Bettücher; ja wenn man hätte wollen machen laſſen, was die Mutter nöthig glaubte, man hätte noch viel dazu kaufen müſſen. Das that man freilich nicht, ſondern, um die Hauptausgaben zu decken, ſollte eine Portion verhandelt werden. Unter mehreren Malen ſchleppte die Mutter dieſe auf den Markt, und wenn man das Geld zuſammengethan hätte, was ſie heimbrachte, es würde keinen großen Haufen gegeben haben. Das Zurückbehaltene mußte geſponnen werden, aber wer ſollte das thun? Die Mutter ſpann nur, wenn Beſuch da war, ſonſt hatte ſie mit der Haushaltung zu thun oder ſchnurpfte (ſchlecht nähen) etwas. Die Magd mußte der Mutter helfen oder dem Knecht, kam nicht viel zum Spinnen. Meine Schweſtern hätten Altershalb gar gut ſpinnen können, aber Niemand führte ſie ordentlich dazu an; beim beſten Willen verrichteten ſie nicht viel. Es mußte alſo eine Spinnerin angeſtellt, dieſer der Lohn gegeben werden; das waren wieder Koſten, auf die man nicht gerechnet hatte. Die Eltern tröſteten ſich mit dem Erlös aus dem Getraide. Ueber Hals und Kopf wurde gedroſchen. Haber und Korn gaben, den Garben nach, wohl aus. Als man aber dem Bauer das Vorbehaltene ausgerichtet, dem Müller das Vorgegeſſene zurückgegeben, bei Seite gethan hatte, was man bis zur nächſten Ernte für den Hausbedarf bedurfte, blieb ſo viel nicht übrig. Als der Vater dem Knecht und der Magd ihren Lohn bezahlt, verſchiedene Anſprachen des Gerbers und Schneiders berichtiget hatte, hatte er noch etwas, jedoch ſo wenig, daß er, der nun an die Hauskoſten denken gelernt hatte, wohl einſah, daß davon für den Zins durchaus nichts bleibe. Man verkaufte noch Schweine, aber auch dieſes Geld reichte nur dazu, den Vater in Stand zu ſetzen, den Stall ein wenig beſſer zu beſetzen. Der Bauer hatte ihm vier Kühe und zwei Pferde in die Schatzung gegeben. Von den vier Kühen war eine einzige etwas werth; es war ſchlechte Waare, die ſchlechte Nutzung gab. Der Vater wollte mit dem Bauer brummen, allein dieſer wußte dem Vater Alles von der beſten Seite darzuſtellen und behauptete, er habe deswegen immer altes Vieh gehabt, weil es weit beſſern Miſt gebe, als das junge. So hatte der alte Kauz für Dünger ſorgen wollen, aber ein ordentliches Miſtloch machen zu laſſen, dazu war er nicht zu bewegen. Um nun nicht gar viel an den Thieren zu verlieren, ſuchte mein Vater einige zu mäſten. Zu dieſem Zweck mußte er beſſer füttern, mußte Allerlei beiſetzen: Erdäpfel, Korn ꝛc., hatte dazu wenig oder keine Nutzung, und wenn er am Ende auch einige Franken mehr löſte, als die Schatzung betragen hatte, ſo war er doch, wenn er Alles rechnen wollte, in bedeutendem Verluſt. Ein Lehenmann muß aber Alles rechnen, muß aus allen Dingen einen Kreuzer zu löſen ſuchen, und nichts iſt thorrechter, als wenn er viele Dinge braucht, die viel Franken gelten, um eine Sache einige Batzen theurer verkaufen zu können. Aber ein Lehenmann, der faſt Tag und Nacht arbeiten muß, hat nicht viel Zeit zum Nachſinnen, beſonders wenn er des Sinnens ſo ungewohnt iſt und es ihm ſo ſchwer geht, wie meinem Vater. Der, welcher den Hof verleiht, der wenig oder nichts zu thun hat, der hat alle Zeit zum Nachſinnen, wie er das Waſſer auf ſeine Mühle reiſen, wie er den Lehenmann ausſaugen will, wie der ihm den Hof verbeſſern müſſe, damit, wenn das Lehen zu Ende gegangen, er ihn noch beſſer verleihen, neue Vortheile erliſteln und einen andern armen Teufel zu Grunde richten könne.

So ging das Lehensjahr zu Ende, hatte viel Arbeit und Sorge gebracht, aber keinen Lohn dafür. Als man das Geld überzählte, fand es ſich, daß nicht mehr ſo viel da war, als der Großvater beim Abſchiede mitgegeben hatte, und doch war kein Kreuzer am Lehenzins bezahlt. Freilich waren viel außerordentliche Ausgaben da geweſen, die hoffentlich ſich nicht wiederholten, freilich war der Stall etwas beſſer beſetzt, allein ein ganzer Lehenzins war zu bezahlen, und woher im folgenden Jahre zwei Zinſe nehmen, da man im vergangenen, welches doch keins der ſchlechteſten geweſen, nicht einen aufbringen konnte? Vater und Mutter begannen, als ſie den Schaden einſahen, einander die Schuld gegenſeitig zuzumeſſen. Der Vater hielt der Mutter vor: Sie ſei nicht die Großmutter, verſtehe nichts, brauche viel und thue wenig. Die Mutter gebrauchte gewöhnlich nur einen Vorwurf, der g'ſchweiggete aber den Vater. Sie hielt ihm nur ſeine Dummheit vor, welche ihn dieſen Hof empfangen und ſich ſo anführen ließ. Durch dieſe gegenſeitigen Vorwürfe machten ſie ſich die Sache immer ſchwerer, die Lage immer drückender, ihre Herzen bitterer. Wo immer Keines an dem Unglück ſchuld ſein will, ſondern es dem Andern aufbürdet, da kann man keine gemeinſame Maaßregeln treffen, um dem Schaden abzuhelfen, derſelbe wird immer größer. O, wenn die Leute wüßten, wie leicht ſich Alles machen, Alles ertragen ließe, wenn man einig bliebe, wenn Jeder auf die eigenen Fehler merkte, die der Andern mit Liebe bedeckte, oder mit Sanftmuth verbeſſerte, ſie würden das leidige Verweiſen und Vorhalten fahren laſſen, wobei nichts herauskömmt, als Bitterkeit, Muthloſigkeit und größere Noth.

Alle dieſe Vorwürfe halfen alſo nichts, als daß ſie den Vater in der Ueberzeugung beſtärkten, daß er nicht nur die faulſte, ſondern auch die böſeſte Frau habe; daß die Mutter auf ihrer Seite nie an ihre Fehler glaubte, ſondern den Vater und ſeine Beſchränktheit als die Urſache alles Uebels anſah.

Der Bauer mahnte nicht ans Zinſen, aber er wußte aus der Schuld tüchtige Zinſen zu ziehen. Die Frau deſſelben brachte einen größeren Haſen für die ausbedungene Milch, als ſie ſollte; er mußte gefüllt werden. Was ſollte man machen? Hätte man ſich geweigert, ſo hätte das alte Ehepaar den Lehnszins eingefordert, den man ja nicht zahlen konnte. Der Bauer pflanzte mehr, als er ſollte, wollte große Hanf- und Flachsplätze haben; den beſten Miſt, die beſte Zeit mußte man für ihn gebrauchen; wollte Land zu Erdäpfeln, obgleichs keins im Akkord ausbedungen war. Der Aerger verzehrte die Eltern faſt, allein ſie durften nichts ſagen, aus Furcht vor dem Zins. Der Bauer brauchte, ohne viel zu fragen, die Pferde des Vaters, beſonders um z'Märit zu fahren; ja er führte ſogar auch Sachen um's Geld, führte dem Vater Pferde und Wagen ab, die er vergüten, von denen er den Zins zahlen mußte. Derſelbe miſchte ſich immer mehr in alle Dinge hinein, und fing an zu befehlen, als ob wir nicht Lehensleute, ſondern Knechte wären. Wenn ſie irgendwo hin zu ſchicken hatten, ſo mußte eins von uns laufen. Im Anfang gab es hie und da einen Batzen, ſeit aber der Vater ihnen ſchuldig war, ſagten ſie nicht einmal: vergelts Gott!

Mit welcher Freude ein Lehensmann bei ſolchen Umſtänden arbeitet und mit welchen Augen er ſeinen Blutſauger, der ihm immer auf den Ferſen iſt, betrachtet, kann man ſich leicht denken. Wer will den richten, der allen Muth verliert und am Ende ſein Elend in Schnapps zu vergeſſen ſucht? Das that doch mein Vater nicht, er war zu ſehr an Arbeit und Mäßigkeit von Jugend auf gewöhnt, als daß er durch ſeine Lage hätte anders gemacht werden können. Er war wie eine Uhr, die man am Morgen aufzieht und die am Abend abläuft. Der Sommer kam wieder und mit ihm wieder das alte Lied. Immer war und blieb man im Hinterlig, immer hatte man ſich verrechnet. Bei jeder neuen Arbeit oder jedem Werk rechnete mein Vater dieſes mit wenig oder keinen fremden Menſchen machen zu können; war man nun mitten darin, ſo ſah man, daß es nicht gehe, daß man durchaus noch mehr Leute anſtellen müſſe. Nun mußte man links und rechts ausſpringen, um Menſchen zuſammenzutreiben, verſäumte damit auch viel Zeit, und fand, wie der Knecht im Evangelium, nur Krüppel; denn die guten Arbeiter warten nicht bis mitten in ein Werk, um ſich anſtellen zu laſſen. Am Ende blieb man doch im Hinterlig und hatte mit vielen Leuten wenig ausgerichtet. Wenn die Noth am größten war, ſo humpelte der Bauer mit ſeinem Pfeifchen im Munde irgend einem Wirthshauſe zu, ſeinen gewohnten Schoppen zu trinken, und richtete es ſo ein, daß er bei den Arbeitern vorbei kam, um ihnen mit ſchadenfrohem Geſicht irgend etwas Spöttiſches ſagen zu können. Der Bauer wußte im Voraus, daß mein Vater nicht beſtehen konnte, aber er hatte ſeine größte Freude daran, ihn ſo langſam nach und nach auszuſaugen und verderben zu ſehen. Ob wohl der Teufel an der Freude des Bauern auch ſeine Freude gehabt?

So waren die Koſten nicht geringer geworden, wohl aber der Ertrag im Vergleich mit dem frühern. Es war ein ſehr trockenes Jahr geweſen, natürlich alſo an den trockenen Seiten die Heuernte ſchlecht, und nicht nur ſchlecht, ſondern auch bedeutend dadurch verringert, daß man große Stücke eingraſen mußte, welche man ſonſt geheuet hatte. Im Allgemeinen war es wohl ein gutes Kornjahr, doch nicht für uns. Mein Vater hatte wenig Pflug gehalten und geſäet; das waren Arbeiten geweſen, welche der Großvater meiſt noch ſelbſt verrichtete, und wenn auch zuweilen dieſes an meinen Vater kam, ſo war es im ebenen Lande in fruchtbarem Boden. Hier auf der Höhe verſtund er weder den Boden zu rüſten noch zu beſäen. Zum Rüſten des Bodens brauchte es viele Zeit, zum Säen auf bergigtem magerm Lande viel Saamen, und beides, Zeit und Saamen, hatte mein Vater zu wenig. Er wollte mit beiden hauſen, ſchadete ſich aber dadurch gar ſehr, denn natürlich wurde die Ernte um ein Bedeutenderes geringer, als man an Saamen und Zeit erſpart hatte. So geht es armen oder bedrängten Leuten nur zu oft, ſie wollen oder müſſen am unrechten Ort ſparen und verlieren dabei Alles. Obſt gab es keines, der Flachs war mißrathen, zu verkaufen war nichts als Korn, dabei aber vorauszuſehen, daß man im Frühjahr entweder Vieh abſchaffen oder Futter kaufen müſſe. Die Dienſten- und Taglöhne mußten beſtritten werden, die Hauskoſten liefen fort. Woher nun einen Zins, woher zwei nehmen, da man vorausſah, daß aller Erlös nicht einmal zu den laufenden Ausgaben hinreiche?

Unſere Lage wurde ſo immer trübſeliger, und die Eltern immer erbitterter gegen einander. Es verging kaum ein Tag, an dem ſie nicht gezankt und aus dem hinterſten Winkel Dinge hervorgeriſſen hätten, um ſich dieſelben vorzuhalten, und das ohne alle Scheu vor den Kindern. Da war es, wo ich Alles vernommen, was ich bis dahin erzählt habe. Ich habe es auch behalten, weil das, was Eltern einander ſagen, einen weit tiefern Eindruck macht auf Kinder, als die Eltern ſich vorſtellen. Doch war ich noch zu klein und auch zu gutmüthig, um nach dem, was die Eltern einander gegenſeitig vorhielten, ſie zu beurtheilen, und dadurch Achtung und Liebe gegen ſie zu verlieren. Meine Geſchwiſter dagegen waren alt genug, hängten Vater und Mutter ein böſes Maul an, wo ſie nur konnten, und wenn ſie allein waren, repetirten ſie zuſammen, was ſie gehört hatten, und fügten dann noch bei, was ihnen im Sinn kam und hechelten oft die Eltern ärger durch, als ihre größten Feinde es hätten thun können. Während ſo die Eltern gegen einander und mit ihrer Lage kämpften, verloren ſie uns aus den Augen, und wir konnten thun, was wir wollten; hie und da fiel eine Ohrfeige, gar oft aber ohne Erklärung, ſo daß man nicht wußte, warum man ſie bekam. Der Vater hatte im Kopf, was er der Mutter, was ſie ihm geſagt, was er ihr ferner ſagen wolle; die Mutter trug das Gleiche mit ſich herum. Zwiſchendurch ſannen ſie vielleicht noch den zwei ſchuldigen Lehnzinſen und dem faſt leeren Körbchen im Genterli nach, wie hätten ſie da an ihre Kinder denken, auf ihr Betragen aufmerkſam ſein ſollen? Sie bekümmerten ſich nicht, ob wir zur Schule gingen, was daher auch nicht geſchah. Daß der Vater mich aber noch immer liebte, ſah ich zuweilen. Während er fütterte des Abends, ſaß er meiſt auf einem Bänkli vor dem Futtergang, die Ellbogen auf die Knie geſtützt und den Kopf in beiden Händen. Wenn ich nun da vorbei lief, ſo nahm er mich zwiſchen ſeine Knie, betrachtete mich und ſeufzte ſchwer auf, und wenn ich ihm flattirte und mit meinen Händchen ſeine Backen ſtrich, war es, als ob ſeine Augen naß würden, er ſtund auf und ging in die Ställe. So kam, ſo verſtrich der Winter, und während deſſelben war immer das alte Lied: Zank, Noth und ſteigende Verlegenheit, woher man nun bald zwei Zinſe nehmen wolle?

Viertes Capitel.

Der Großvater ſtirbt. — Eine Theilung.

Da klopfte es einſt, als wir am Mittageſſen ſaßen, und die Mutter ſtichelte: wie viel dem Vater ſeine reichen Verwandten helfen; und der Vater immer röther wurde und zum Ausbruch einen Anlauf nahm, an die Thüre. Die Mutter rief: Herein! Da trat ein Mädchen ein mit ſchwarzem Fürtuch und aufgebundenen Züpfen und brachte die Nachricht, daß der Großvater geſtern geſtorben ſei, und wir übermorgen mit ihm z'Kilche kommen ſollten. Die Nachricht kam ſo unerwartet, denn wir vernahmen nichts, was in unſerer alten Heimath vorging, ſie paßte auch ſo merkwürdig ins Geſpräch, denn nun konnte der Vater erben, weil nach unſerer Landesſitte nach dem Tode des Mannes das Vermögen unter Kinder und Wittwe getheilt wurde zu gleichen Theilen, daß wir Alle verſtummten. Endlich fing ich an zu weinen, die Mutter hieß die Botin miteſſen, und allmählig ging das Fragen an.

Der Großvater war an einem Schlagfluſſe plötzlich geſtorben. Man rede allerlei, ſetzte die Botin hinzu, was die Urſache dazu geweſen, wollte aber, ſo lange der Knecht und die Magd da waren, nicht recht mit der Sprache heraus. Als dieſe endlich abgegeſſen und die Mutter noch Schnapps und weißes Brod extra aufgeſtellt hatte, denn ſie wußte wohl, wie man die Leute redſelig machen kann, da vernahm ſie Alles, was ſie wollte. Das Mädchen berichtete, ſeine Mutter ſei alle Tage in Großvaters oder vielmehr jetzigem Sami's Hauſe und die beſte Freundin von deſſen Frau. Zum Beweis dieſer Freundſchaft erzählte es alles Böſe, was ſich nur von einer böſen Frau erzählen läßt, über Sami's Frau, dem Elende der Großeltern, dem Zorne des Großvaters, an dem er erſtickt, als ſeine Schwiegertochter ſeiner Frau ihr ſchlechtes Haushalten vorhielt und ihr gegenwärtiges Nichtsthun; ihr vorhielt, ſie thäte nichts und freſſe ſie noch von Haus und Hof, wenn ſie lange leben ſollte ꝛc. Solches ſprach die Tochter der beſten Freundin einer böſen Frau, die Freundin ſelbſt hätte vielleicht noch mehr ausgekramt bei gutem Schnapps. Solche Freunde haben böſe Leute, ſie verdienen aber auch keine beſſere. Aber merkwürdig iſt es, daß gar viele Weiber, die nicht ſchlecht ſind, keine andere Freundinnen kennen, als ſolche, die um einen Schnapps Alles ſagen, was man gerne hört, und um ein Kacheli Kaffee noch einmal ſo viel, als ſie wiſſen. Die Thörinnen denken nicht, daß die gleiche Waare um den gleichen Preis allenthalben feil ſei; daß die nämlichen Leute um einige Schlücke ihren ärgſten Feinden alles dankbar ausbriefen werden über die, die früher von ihnen in den dritten Himmel erhoben worden.

Meine Mutter hatte ihrer Lebtage keinem Pfarrer mit ſo großer Andacht zugehört, wie dieſem Mädchen. Als daſſelbe aufbrechen wollte, machte ſie ihm noch ein Kaffee, in der Hoffnung, von ihm in der alten Heimath recht gerühmt zu werden, wie ſie eine ganz andere ſei, als des Sami's Frau. Die gute Mutter dachte nicht daran, daß es ihr gar nicht beſſer ergehen werde als Sami's Frau, und daß eine böſe Zunge immer zuerſt den verläumdet, bei dem ſie zuletzt gegeſſen. Aber die wenigſten Menſchen ſind ſo klug, zu denken, ein Dieb ſei allenthalben ein Dieb, ein Verläumder ſei überall ein Verläumder, ein Jeglicher hätte das Gleiche von ihm zu erwarten. Mit einigen Schmeicheleien und Augendienereien ſind die Meiſten zu beſtechen, und glauben, der Verläumder werde ſie nicht verläumden, der Dieb ihnen nicht ſtehlen; ja am Ende glauben ſie, er ſei kein Verläumder, kein Dieb, müſſen es erſt zu ihrem größten Schaden erfahren, und werden doch nie klug.

Meine Mutter hatte über der Schadenfreude wegen Sami's Frau ſelbſt das Erbe vergeſſen, und dachte erſt wieder daran, als das Mädchen fort war. Die Hausbäuerin hatte das Mädchen auch geſehen, denn es konnte Niemand zum Hauſe kommen, den ſie nicht ſah, hatte es nicht erkannt, und war g'wundrig, für weſſen Leiche es gebeten. Um es zu vernehmen, kam ſie die Milch zu holen, welche man ihr am Morgen ausgerichtet, hoffend, ein Wort werde das andere geben. Kaum ſah meine Mutter ſie, ſo fiel ihr das Erbe ein, und der große Milchhafen und die tauſend Plackereien, welche man ſich wegen dem ſchuldigen Lehenzins mußte gefallen laſſen, und wie ſie das dachte, ſagte ſie auch der Bäuerin: Eiſi, bring doch das andermal wieder den alten Haſen zum Ausrichten, ich will Schweine kaufen, und vermag es dann nicht an der Milch, dir alle Tage d'r Gottswillen eine Halbe zu viel zu geben.

Natürlich ging auf dieſe Rede hin das Feuer auf und Eiſi ſagte: Du haſt mir noch nichts d'r Gottswillen gegeben, gieb du zuerſt die Zinſe, die ihr ſchuldig ſeid. Meine Mutter blieb nichts ſchuldig, und das Ende vom Liede war, daß die beiden Weiber ihre Herzen von Grund aus leerten, und die Bäuerin merkte, meine Eltern müßten Geld erhalten oder zu erwarten haben. Kaum hatte die Bäuerin unſere Küche verlaſſen, als unſere Mutter uns ſchon unterrichtete, was wir ihr zu leid thun, ihr verderben müßten, ihr im Vorbeigehen zu ſagen hätten. Zweimal ließen wir es uns nicht ſagen, kein Tag verging, daß wir nicht irgend eine Bosheit an ihr verübt hätten, allemal zur größten Freude der Mutter. Nachdem dieſe ein ſo löblich Werk vollbracht, ging ſie an das Muſtern der Kleider, die ſie übermorgen anziehen wollte. Da fand ſie zu ihrem hellen Schrecken ihre ſchwarze Kleidung verdorben, die einen Stücke grau und ſchimmligt, die andern von Schaben zerfreſſen. Sie war, ſeit wir da oben waren, nie zum Nachtmahl geweſen, hatte die Kleider nie gelüftet, daher nun die Beſcherung. Der Magd ihre Kleider waren ihr zu gering, neue machen zu laſſen war keine Zeit, zu der Bäuerin durfte ſie jetzt nicht gehen, um zu leihen, ſie mußte ſich entſchließen, daheim zu bleiben und den Vater und mich allein gehen zu laſſen. Die ganze Sehnſucht nach der Großmutter, die ich ſeither nie geſehen, erwachte. Die ganze Nacht konnte ich wenig ſchlafen, fragte alle Augenblicke, ob es nicht bald Zeit ſei, aufzubrechen? und ſaß ſchon lange im Wägeli, als der Vater das Roß einſpannte. Es war ein ſchöner Morgen und ich war lauter Freude. Das Kind giebt ſich dem ſtärkern Eindruck hin, dieſer war für mich das Wiederſehen der Großmutter, der Tod des Großvaters war vergeſſen, weil ich im Grunde wenig wußte, was todt ſein bedeute.

Schon ſtunden Menſchen mit Mänteln unter dem Arm um das Haus herum, als wir ankamen; doch ſah ich mich nicht lange unter ihnen um, ſondern lief auf das Stübchen der Großmutter zu, riß es auf und rief: Großmütti, Großmütti! Und Großmütti war da, aber ich kannte es Anfangs gar nicht. Aus der ſtattlichen reſoluten Frau war ein zuſammengefallenes, gebücktes Mütterchen geworden, das mühſelig mir entgegenkam, freilich mich herzlich liebkoſte, aber gleich wieder anfing: o Aetti, warum heſt mi verlah, o könnt 'ih dr doch nah, aber ih maches nit meh lang; ih cha, wills

Gott, bald o ſterbe. Und wenn ich dann fragte: Aber Großmütti, wo wotſt hi, was iſt das: ſterbe? ſo ſagte ſie: Furt, furt us d'r böſe Welt, da hi, wo Niemer eim z'Eſſe vergönnt, wo keine böſe Lüt meh ſih. So jammerte ſie ohne Unterbrechung, ich weinte mit, aber es ärgerte mich doch, daß ſie mehr um den Aetti weinte, als ſich über mich freute, daß ſie nicht alſobald in den Spycher ging; überhaupt ſchien ſie mir nicht mehr das Großmütti zu ſein, das ich verlaſſen hatte, und es ward mir unheimelig im Stübchen. Recht froh war ich, als Jemand rief: Wir ſollten doch hinauskommen, der Schulmeiſter fange ſchon an zu beten. Von dieſem Beten weiß ich nur ſo viel, daß der Graßvater brav gerühmt wurde, aber noch mehr die Hinterlaſſenen; ganz beſonders Sami und ſeine Frau, denen aller mögliche Segen gewünſcht wurde in Haus und Hof. Gar ſchön, hieß es auch, ſei es zu ſterben, wenn man ſo treu für ſeine Kinder geſorgt habe und ihnen ſo viel hinterlaſſe; es ſolle nur Jedermann ein Beiſpiel nehmen und es auch ſo machen. Die Leute hörten recht andächtig zu und meinten nachher: Dä chöns, er ſyg doch e Meiſter.

Man trug den Großvater zu Grabe, ſenkte ihn in die kühle Erde und Niemand weinte um ihn, als die Großmutter aus Herzeleid, und ich, weil die Großmutter weinte. Hätte er ſein Gut verhudelt gehabt, acht Kinder hätten an ſeinem Grabe geweint, d. h. ſie hätten geweint, daß der geſtorbene Mann ihr ſchönes Gut verhudelt; um das Gut alſo, nicht um den Mann hätten ſie geweint. Nun hatte er es nicht verhudelt, ſondern ſie konnten erben. Warum da weinen? Der Großvater hatte nichts Edleres auf Erden gekannt, als „Huſen", nichts Köſtlicheres als Reichthum; dem gemäß hatte er ſeine Kinder behandelt und erzogen, den gleichen Glauben ihnen eingebläut, ihre Liebe dahin gerichtet, wo die ſeine war: nach Geld und Gut. Ihre Liebe war alſo nicht beim Großvater, ſondern bei ſeinem Gelde; warum nun weinen, wenn man es nicht verliert, ſondern gewinnt? Man ſpricht oft von lachenden Erben, aber daran denkt man nicht, daß tauſend Eltern ihre Kinder zu lachenden Erben erziehen, die ihnen am Ende für nichts danken, als für ihren Tod.

Großmutter wollte anfangs nicht ans Leichenmahl, bis Sami ihr ſagte: Es wäre eine Schande für das ganze Haus, wenn ſie nicht mit ins Wirthshaus käme. Sie, die ſonſt ſo reſolute Frau, die Alles regiert hatte, ſie wußte jetzt nichts anders, als folgen, ſetzte ſich doch mit mir, ſo weit als möglich, weg von Breni. Dieſer ſah man die Schuld an Großvaters Tod nicht an; jetzt erſt machte ſie ſich breit, räſonnirte, rühmte, regierte mit einer Rohheit, als ob ſie an einer Hochzeit wäre und nicht an einer Gräbt. Die Brüder meines Vaters machten es wie ſonſt an den Fuhrungen: ſie aßen und tranken bis es obenaus guckte, und verſäumten keine Zeit mit Reden. Auch der Großmutter that das lang entbehrte beſſere Eſſen wohl, die Thränen verſiegten, und ſie fand wieder Theilnahme für das, was außer ihr vorging.

Nun hätte ich gar zu gerne gehabt, wenn die Großmutter ſich mit mir allein abgegeben. Sie that es auch zuerſt, und fragte gar Vieles, aber ſie mußte auch Andern Beſcheid geben. Der G'wunder erwachte, ſie vernahm dies und das, von dem ſie noch nichts gehört, vergaß mich darüber, bis ich ungeduldig an ihr zupfte, was ich aber ſo oft wiederholen mußte, daß ich am Ende Langeweile bekam, die Großmutter auch nicht mehr recht liebte, den Vater ſuchte und heim wollte. Nachdem dieſer noch den Tag der Theilung abgeredet hatte, brach er mit mir auf. Freilich war der Abſchied von der Großmutter wieder zärtlich, ſie ſagte manchmal: Miaßli, du g'ſehſt mih nit meh, und drückte mir noch einige ihrer wenigen Batzen in die Hand. Gerne hätte ſie mir noch vom Tiſche etwas eingeſteckt, aber Breni ſah uns ſo ſcharf zu, daß ſie es nicht wagte. Ich ſah ſie nicht mehr, die gute Großmutter. Sie ſtarb, als ich ſchon ein Güterbub geworden; ich vernahm es nicht einmal, denn einen Güterbuben heißt man nicht z'Gräbt kommen, nicht einmal mit der Großmutter. Ich ſah überhaupt meine Verwandten nicht mehr, ausgenommen Sami zuweilen, wenn ich auf ein Gut vertheilt oder verdinget wurde an den Mindeſtbietenden; da that er, als ob ich ihn nichts anginge. Seine Brüder heiratheten alle nicht, blieben ſeine Knechte, und er erbte ſie alle.

Auf der Heimreiſe hatte ich meinen Vater gar viel zu fragen, ganz beſonders wollte ich von ihm wiſſen, was dann das Sterben ſei, und wo man da hingehe. Sterben iſt, wenn man ſtirbt, ſagte er mir, und da muß man Alles verlaſſen, was man hat: Haus und Hof, und da thut man einen ins Grab, wie du geſehen haſt. So hatte ich meinen Beſcheid, mit dem ich aber nicht viel zu machen wußte, als daß man beim Sterben weggehen und Alles verlaſſen müſſe, was man habe. So viel begriff ich aus Großmutters und Vaters Reden, daß man gerne ſterbe, wenn man es bös, aber ungern, wenn man geerbt oder ſonſt gut es habe. So wär ich ſpäter auch gern oder ungern geſtorben, je nachdem ich es gut oder bös hatte. Geht wohl bei vielen Leuten ihre Religion weiter?

Die Theilung ging vor ſich und brachte cica **4000** Pfd. (**2000** Gulden) Geld ins Haus, aber nicht Frieden. Die Zwietracht hatte einmal Wurzel geſchlagen, und da zanken ſich die Menſchen, wenn Geld da iſt, über das Geld und, wenn keins da, über den Mangel deſſelben. Nur dann wurde Friede, wenn wir Kinder dem Bauern einen tüchtigen Streich geſpielt, oder die Mutter ein ſcharfes Wort ihm angeworfen hatte: dann lachte der Vater, und die Mutter konnte einen ganzen Tag machen, was ſie wollte, ſogar Geld nehmen; denn der Vater hatte des Bauern Kniffe und Schadenfreude nicht vergeſſen, wenn er ſelbſt ſchon wenig ſagte.

Fünftes Capitel.

Der Vater ſtirbt.

Dieſes Jahr und ein Theil des Winters verſtrich ungefähr wie die frühern. Zu Ende März ging das Leben aus, und mein Vater ſuchte ein neues. Etwas Eigenes vermochte er nicht mehr. Das Leben hatte ihn bereits faſt zwei Drittel ſeines Erbtheils gekoſtet.

Im Winter mußte er dem Hausbauer noch ſein Holz rüſten, und dieſer beſtand aus Bosheit darauf, daß eine große Buche an einem ſteilen Abhang gefällt werde.

Es war kalt und hart gefroren, als mein Vater nach dem z'Morgeneſſen ſich rüſtete, mit dem Knecht in den Wald ans Holzen zu gehen. Die Mutter ſagte noch: Benz, ih wett nit ga, der alt Schelm wird wohl warten. Der Vater achtete auf dieſe Rede nicht, nahm noch etwas Werkzeug mit, und machte ſich fort.

Es war noch nicht Mittag, als der Knecht athemlos daher gelaufen kam, dem Stalle zuſtürzte, im Vorbeigehen uns zurief: Es ſolle eins zum Doktor laufen, der Vater habe beide Beine gebrochen. Als ſie die gefällte Buche ſchneiteten, war ſie auf dem glatten Boden nicht genug verſtellt, und ſo wie mein Vater einen Aſt abhieb, ſchoß ſie den Berg ab, drehte ſich an einem Stock und ergriff den Vater, ihm beide Beine zermalmend. Ach, ich ſehe ihn noch, wie man ihn auf dem Schlitten daher brachte, blutig über und über und ſchmerzlich wimmernd, wir Alle laut ſchreiend und kaum im Stande, ihn in die Stube auf's Bett zu tragen, während der Bauer, dem er die Buche gefällt, tubackend aus dem Läufterli g'wunderte. Ohnmächtig brachten wir ihn auf's Bett und wußten nichts anders zu machen, als ihn einzudecken, damit er erwarme. Dort kam er endlich zu ſich und ſagte leiſe: Trinken! Die Mutter brachte, was ſie hatte, und wir freuten uns ſchon, es beſſere, ſagten es ihm auch, wollten ihn tröſten: der Doktor werde bald da ſein und ihn ganz geſund machen. Allein er ſchüttelte den Kopf, ſtöhnte wieder, daß es uns durch Mark und Beine ging und ich es in der Stube vor Angſt nicht mehr aushalten konnte. Ich ſtieg auf einen Haufen Holz, um zu ſehen, ob der Dokter nicht kommen wolle; allein ich ſah Niemand. Es ging lange, unendlich lange, es kam Niemand; ich erſtarrte, ich merkte es nicht. Endlich, endlich kam meine Schweſter daher allein und berichtete: der Doktor werde bald da ſein, er ſei nur noch da unten am Berge ins Wirthshaus gegangen, ſagend: er hätte da etwas zu thun; wahrſcheinlich werde er noch einen Schoppen trinken. — Herrgott, einen Schoppen trinken, und ein Mann hat beide Beine gebrochen! Endlich, nach einer Ewigkeit, kam der Dokter; er ſchnitt dem Vater die Hoſen vom Leibe und fand die Knochen faſt bis an die Hüften zerſplittert. Es ſchien ihm ein Wunder, daß der Mann jetzt noch lebe, und prophezeihte ſeinen baldigen Tod. O, wie wir da alle ſchrieen und jammerten, und die Mutter am meiſten! Sie fühlte vielleicht, daß ſie nicht geweſen war, wie ſie ſein ſollte, ſie jammerte immerfort: Ach Benz, Benz, ſtirb nit, du darfſt nicht ſterben, denk o an dini Ching; o Benz, Benz, ih will ganz e anderi werde, ih will dr kei Verdruß meh mache! Ach, zu ſpät! Benz hatte den Ausſpruch des Doktors wohl vernommen, er ſah uns wehmüthig an und ſtreckte der Mutter die Hand dar. Wir alle faßten ſie und wimmerten: O Aetti, ſtirb nit, o Aetti, du darfſt nit ſterbe! Aber der Aetti hörte uns ſchon nicht mehr; Gott im Himmel hatte ſich ſeiner Leiden erbarmt und ihn fortgenommen.

Nun war ein Herzenleid, das ich nicht beſchreiben kann. Der Vater war, bei allen ſeinen Schwächen, uns doch lieb geweſen, beſonders mir, und ſein Tod war ſo unerwartet, ſo ſchrecklich! Wie der Tag verging, weiß ich nicht, und was in den darauf folgenden ſich zutrug, weiß ich auch nicht. Nur das weiß ich, daß ich mich immer ins Stübchen ſchlich, wo er lag, und dann von neuem zu weinen anfing, ſo daß mich Niemand beſänftigen konnte. Am vierten Tage wurde er begraben; von ſeinen Geſchwiſtern begleitete ihn nur der dümmſte der Brüder, und auch der Bauer, der bis dahin kein Lebenszeichen gegeben, ging mit, nachdem er tüchtig Käſe, Brod und Wein, welches die Mutter aufgeſtellt, zu ſich genommen hatte. So begrub man den Vater; wir waren nun Waiſen und ſollten es erfahren.

Sechstes Capitel.

Wie man, ohne zu erben, kann helfen theilen.

Einige Tage nach des Vaters Begräbniß kamen viele Männer ins Haus. Einer hatte immer eine Feder hinter dem Ohr und eine in der Hand; man ſagte ihm „der Schreiber". Ein Anderer war ein dicker Mann mit einem Maul, in welchem man einen vierſpännigen Wagen kehren konnte, ohne ihn hinten herum zu heben, und Zähnen, welche gewiß die härteſte Nuß aufbeißen konnten; er hieß „der Gemeindsausgeſchoſſene". Dieſer Mann ſoll etwas Merkwürdiges an ſich gehabt haben; ſein Magen und ſein Gewiſſen ſollten nämlich eins und im Stande geweſen ſein, alles ohne Magenweh zu verdauen, was zum Maul einmochte, und was die Zähne zerbeißen konnten. Man denke, wie komod! Noch andere waren da, den Einen ſagte man „Schätzer"; es waren die Nämlichen, welche geſchätzt, was Vater ſel. übernommen hatte; den andern ſagte man, ich weiß nicht wie.

Dieſe brachen nun die angelegten Siegel auf, niſteten in allem herum, und ich dachte bei mir ſelbſt: Das müßten apparti g'wundrig Leute ſein, daß ſie alles in die Hände nahmen, aufſchrieben und gar noch ſagten, was jedes Stücklein werth ſei. Der Mutter kam es nicht ſo wunderlich vor, nur disputirte ſie immer mit den Männern: die Sachen ſeien mehr werth, als ſie aufſchrieben. Dann ſagte der Mann mit dem zuſammengewachſenen Magen und Gewiſſen: Frauelí, häb du nume nit Kummer, ih will ſcho zu dr luege, es koſtet di nume minger. Das konnte ich damals wieder nicht begreifen, daß dieſe Sachen alle noch etwas koſten ſollten; waren ſie doch die unſerigen, und von manchem Stück hatte ich geſehen, wie es der Vater bezahlt hatte.

Die Mutter kochte ihnen ein gutes Mittageſſen und ſparte dabei Fleiſch nicht. Die Mannen ließen es ſich auch gut ſchmecken, und als die Mutter alles aufgetragen hatte, fragte ſie die Schätzer: wie ſie den Tod ihres Mannes ſo ſchnell vernommen, daß ſie ſchon eine Stunde nachher zum Verſiegeln da geweſen? Der Bauer ſei gekommen und hätte ſie geſchickt, antworteten ſie. Ein Vater war von vier Kindern weggeſtorben, der Bauer war zum Theil Schuld an ſeinem Tode, ſah ihn blutend, bewußtlos ins Haus tragen, und woran dachte er? An den bald verfallenen Lehenzins, an möglichen Verluſt oder Vortheil, der aus dieſem Tod ihm werden könnte. Hatte der Mann wohl ein Herz im Leibe, oder keins?

Endlich mahnte der Schreiber wieder an die Arbeit zu gehen, der Ausgeſchoſſene meinte aber: Si welle emel noh näh, dr Tag iſg no läng und was me hüt nit machi, chön me morn mache; und mit aller möglichen Behaglichkeit zermalmte er ein Stück Fleiſch nach dem andern. Das gefiel der Mutter ſchon nicht, und als der Bauer des Nachmittags ſich auch herzuließ unter dem Vorwande, er müſſe doch zuſehen, daß man ſeine Sachen nicht auch ſchätze, und mit dem Ausgeſchoſſenen beſonders freundlich that, gefiel es ihr noch weniger; ſie wurde mißtrauiſch. Als es nachtete, brach man mit Schätzen ab, der Schreiber ging ſeiner Wege. Die andern hieß der Bauer in ſeinen Stock hinüber kommen, vorgebend, ihnen den Lehnbrief zu zeigen und das Verzeichniß der in Schatzung gegebenen Dinge, das nur in einem Doppel ausgefertigt war, welches der Bauer hinter ſich hatte, weil der Vater ſel. es halt nicht beſſer verſtund. Als der Mann mit den guten Zähnen lange nicht wieder kommen wollte, das Kaffee zu nehmen, das ihm die Mutter gerüſtet hatte, ſchöpfte ſie Verdacht und ſchickte eines der Kinder vor das Fenſter, zu guggen, was man in der Stube mache? Es berichtete, man habe Papier auf dem Tiſche liegen, Hamme, Käs, eine große Strohflaſche und Brod, neben dem Bauer liege auch ein Säckli, was man aber rede könne es nicht verſtehen. Das eben hätte die Mutter gerne gewußt, konnte es auch von dem Ausgeſchoſſenen nicht vernehmen, ſo fein ſie that. Der war beſonders freundlich, faſt wie eine Katze ehe ſie die Kräuel einhängt, trank Kaffee, als ob er den ganzen Tag nichts gehabt, trank noch einen guten Schnaps vor dem z'Bettga und am Morgen mußte man lange auf ihn warten, um an die Arbeit gehen zu können. Als man endlich mit unſerer Sache fertig war, forderte der Bauer, daß man zugleich auch die Abſchatzung der Sachen vornehme, die ihm gehören. Er brachte das Verzeichniß zur Hand. Stück für Stück wurde viſitirt, und Stück für Stück faſt in Abgang gefunden, ſogar Wägen, an welche der Vater ſel. vier neue Räder hatte machen laſſen. Da fieng meine Mutter doch an zu räſonniren und begehrte verzweifelt auf, aber der Ausgeſchoſſene ſagte: Fraueli, das verſtahſt du nit, da dem Statthalter und dem Vorſteher muß me glaube, es iſch ſi an er e Frau nüt z'achte. Dann fehlten eine Menge Sachen, die auf dem Verzeichniß ſtanden, beſonders am Ende deſſelben. Von den Einen behauptete der Knecht, ſie nie geſehen zu haben, von den Andern, der Bauer hätte ſie ſelbſt weggenommen, er ſei immer da geweſen und hätte genommen ohne zu fragen, was ihm beliebte, es weiter geliehen und nur wieder gebracht, was er wollte. Da ſagten die Mannen: Bürſchli nim di in Acht, was d'redſt, chaſch 's bewiſe? Und das Bürſchli erſchrack, und ſchwieg. So wurde die Abſchatzung gemacht, und vom Ausgeſchoſſenen gutgeheiſſen. Als endlich alles fertig war, und die Mannen fortwollten, forderte meine Mutter in verbiſſener Wuth noch Geld, um die Haushaltung zu führen. Der ganze Reſt der Erbſchaft war noch vorhanden geweſen, denn der Vater dachte nicht ans Anlegen, und dieſen hatte der Ausgeſchoſſene zu Handen genommen. Man ſpöttelte erſt: Sie werde wohl noch Geld haben. Die Mutter verſtand zwar damals nicht, was ſie damit meinten, allein ſie begehrte ſo tüchtig auf, und ſagte ihnen ſo derbe Wahrheiten ins Geſicht, daß man, um ſie zu g'ſchweigen, ihr einige Neuthaler gab.

Dagegen ſchickte ihnen die Mutter Wünſche auf den Weg nach, die ich nicht nachſagen will.

Nun regierte die Mutter einige Wochen das Haus, das Lehen war in 14 Tagen zu Ende. Niemand ſagte uns etwas, wir wußten nicht, was anfangen, denn ob dem Streit hatte man jegliche Abrede vergeſſen. Da kamen eines Morgens wieder Mannen, wieder Einer mit einer Feder hinter dem Ohr und einer in der Hand, wieder der Ausgeſchoſſene und Andere mit ihnen, und dann noch einige Leute, aber nicht viele. Wir wußten nicht, was es geben ſollte, und vernahmen endlich, es werde eine Verſteigerung abgehalten, über etwas Feldgeräthe, Schafe, Schweine, ein Kalb und eine Kuh, welche uns gehörten.

Daß die Sachen verſteigert wurden, war ganz recht, allein man hätte es uns doch kund thun und dafür ſorgen können, daß die Steigerung bekannt würde, aber man that abſichtlich das Gegentheil. Die Mutter machte ihre Bemerkungen, allein ſie erhielt zur Antwort: Man könne nicht einen Expreſſen für ſie auf der Straße haben, wäre ſie übrigens geſtern in der Kirche geweſen, ſo hätte ſie es vernommen.

Was ſollte man dagegen ſagen? Man mußte es ſich gefallen laſſen, unſere Sachen unter die wenigen Leute, ich mag faſt nicht ſagen, verſteigern, ſondern vertheilen zu laſſen. Dem Ausgeſchoſſenen fiel die Kuh und das Kalb zu, der Bauer erhielt das meiſte Feldgeräth u. ſ. w. Mutter ſagte ihnen nun, ſie merke wohl, warum ſie wohlfeil geſchatziget, allein was half es, ein guter Magen verdauet eben alles. Als die Steigerung aus war, wurde die Mutter angewieſen, auf einen beſtimmten Tag vor dem Gemeindrath zu erſcheinen, um den Erfolg des Beneficiums zu vernehmen, und was mit ihr und den Kindern vorzunehmen ſei? Mein Lebtag werde ich nie vergeſſen, in welchem Zuſtande die Mutter heim kam. Wuth, Betrübniß wechſelten mit einander ab, bald fluchte, bald weinte ſie und rief dann dazwiſchen: O Benz, das ha nig a dir verdienet. Endlich am andern Morgen konnten wir erſt vernehmen, wie es ihr ergangen. Zuerſt habe man da abgeleſen, was für Schulden und was für Vermögen die Schreiberei aufgemacht. Es ſei ihr faſt g'ſchmuchtet, als ſie gehört, was der Bauer forderte an Abſchatzung, dann noch für das nicht vollendete Holzen, an welchem der Vater geſtorben, und endlich noch den ganzen letzten Lehenzins, da ſie doch beſtimmt wiſſe, daß Benz 100 Thaler auf Rechnung daran bezahlt, jedoch ſich nichts Schriftliches habe geben laſſen. Aber zornig ſei ſie erſt geworden, als ſie die Koſtensnote des Ausgeſchoſſenen hätte ableſen hören, für Läuf und Gäng und ausgegebenes Geld gerade ſo viel, als Kuh und Kalb gekoſtet, ja auf der Koſtensnote hätte er noch angeſetzt gehabt 4 Franken, die verſteigerte Kuh und das Kalb heimzutreiben. Doch hätte ſie alles ableſen laſſen bis ans Ende, wo es ſich gefunden, daß nach dieſer Rechnungsweiſe die Schulden das Vermögen um einige 20 Kronen überſtiegen.

Nun hätte man ſie gefragt: ob ſie Geld habe, den Ueberſchuß gut zu machen, ſonſt müſſe man den Geldstag anrufen? Sie habe darauf geſagt: Das ſei eine Lumpe-Rechnig. Erſtlich habe der Bauer keine Abſchatzig und nicht den ganzen Lehenzins zu fordern, ſondern 100 Thaler weniger; zweitens ſei es mit der Steigerig auch nicht recht zugegangen; und ſie wiſſe gar nicht was der Ausgeſchoſſene denke, ſo viel anzuſetzen; was er bei ihr gefreſſen und geſoffen, das müßte ſie ihm jetzt noch dreifach bezahlen, und zwar hab' er g'freſſe, daß er es wohl acht Tage habe machen können. Aber ſie merke gar wohl, er und der Hausbauer ſeien einig zuſammen geworden und hätten eine Theilig verabredet, als die Hamme auf dem Tiſch geſtanden und das Säckli neben dem Bauern. Sie habe kein Geld, wolle aber auch keinen Geldstag, die ehrenden Gemeindsväter ſollen die Rechnig beſſer unterſuchen und daraus thun, was erlogen ſei oder übertrieben; dem Ausgeſchoſſenen wolle ſie gerne einen Strick bezahlen, und Einen, der ihn daran führe, aber Kuh und Kalb wolle ſie ihm nicht auf ihre Koſten in den Stall liefern. Auch ſeien die noch vorhandenen Vorräthe und Effekten weit mehr werth, als da geſchrieben ſtehe, allein man werde wieder theilen wollen an einer zweiten Steigerig. Sie habe wohl gemerkt, ſetzte ſie hinzu, daß es viele g'lächeret habe und man dem Ausgeſchoſſenen ihre Sticheleien gegönnt, aber man habe ihr doch geſagt: Frau, du haſt ein böſes Maul, das ſehen wir jetzt und haben ſchon lange davon gehört. Du willſt jetzt andere hineinſtoßen, und wirſt ſelbſt Schuld ſein, daß zu wenig Geld da iſt. Die 100 Thaler haſt wohl du geſchwind auf die Seite gemacht und nicht der Bauer. Herr Jeſes, jetzt erſt merkte ich, daß ich verläumdet worden war, als hätte ich zwiſchen dem Tod meines Mannes und dem Verſiegeln Geld auf die Seite gemacht. Da wurde ich erſt recht böſe. Wenn Einer von Euch einen guten Blutstropfen im Leibe hätte, ſagte ich, ſo würde er mir ſo was nicht zumuthen; wenn einer Frau der Mann von vier Kindern wegſtirbt, ſo ſinnet ſie nicht an ſolche Sachen, wenn ihr das Herz brechen will vor Jammer und Elend. Ich hätte noch viel mehr geſagt, aber man hieß mich ſchweigen und abtreten. Als ich wieder hineinkam, wurde mir eröffnet: Die Gemeinde müſſe den Geldstag anrufen, die Gemeinde könne nicht prozeſſiren, wenn Niemand das Fehlende oder den Prozeß übernehmen wolle, oder die Gläubiger mit ihren Forderungen nachließen. Das Letztere werde nicht der Fall ſein, ergänzte der Ausgeſchoſſene, er habe zu viel verſäumt zu Hauſe und noch großen Schaden; der Bauer werde auch nicht wollen, wir hätten ihm den ganzen Hof verderbt, und die Schreiberei habe ihr Beſtimmtes. Dann, fuhr man fort, ſolle ich ſagen, wo ich hin wolle, und wie die Kinder unterzubringen ſeien; fänden ſie keinen Platz, ſo könne ich einſtweilen in den Spital, die Kinder wolle man auf die Güter thun. Ich ſagte ihnen, ſie ſollen nur machen, was ſie vor Gott verantworten können, kurz ich ſagte ſo viel, daß ich nicht mehr alles weiß. Ich ſah wohl, daß ich Einige erbarmte und daß ſie merkten, die Sache ſei nicht richtig, Allein ſie hatten es wie es im Sprichwort heißt: Was dich nicht beißt, das kratze nicht; was dich nicht brennt, das blaſe nicht.

So erzählte die Mutter; wir hörten und weinten; von allem begriffen wir wenig, als daß wir auseinander zu fremden Leuten ſollten; darüber konnten wir uns faſt nicht tröſten. Wir machten allerlei kindiſche Anſchläge, um beiſammen bleiben zu können, allein wir hatten nicht die Kräfte zur Ausführung, und die Mutter war nicht die Frau dazu.

Die Mutter machte ſich darauf auf die Beine, und lief zum Landvogt, ihm ihr Elend zu klagen. Sie ſchimpfte zuerſt über den Bauer, über den Ausgeſchoſſenen, über den Gemeinderath, in ihrem Eifer dann über das Beneficium, über das Aufſchreibamt, das alles ſei nur erſonnen, um arme Wittwyber zu cujoniren und um ihre Sache zu bringen. Der Landvogt war kein böſer Mann, aber wer etwas über die Regierung ſagte — und dazu rechnete er auch den Tadel irgend eines Geſetzes oder einer Verfügung — der hatte es bei ihm verſpielt, den nannte er einen übeldenkenden Menſchen, der keine Religion habe, denn göttliche und oberkeitliche Gebote ſchienen ihm gleich wichtig. Er hatte auch den Verſtand nicht, zu unterſcheiden, daß ein Weib in vielen Dingen Recht haben, in andern im Eifer zu weit geführt werden könne, weil es ſich darauf nicht verſteht, ohne geradezu ein ſchlechtes Menſch zu ſein. Uebrigens wußte eigentlich Jedermann, daß man dieſen Verſtand dem Landvogt nicht zumuthen dürfe, allein was vergißt ein zornig Weib nicht alles? Nun mein Landvogt, der anfangs hören zu wollen ſchien, fuhr tüchtig z'weg, als das Weib ſo redete: Wenn es nicht plötzlich ſchweige, ſo laſſe er es acht Tage bei Waſſer und Brod an Schatten thun; er wolle es lehren, ſo von ſeinen gnädigen Herren und Oberen zu ſprechen, daraus ſehe er am beſten, daß alle ihre Reden nur Verläumdungen ſeien. Auch kenne er die Vorgeſetzten gar wohl, das ſeien lauter gutgeſinnte Leute und meiner gnädigen Herren getreue Unterthanen, er wett wohl gern, es wären alle Leute ſo gutdenkend, wie der Ausgeſchoſſene, dann wäre mehr Religion und Reſpekt gegen die hohe Obrigkeit in der Welt. Wenn ſie ſich noch einmal unterſtehe, ins Schloß zu kommen, ſo laſſe er ſie mit dem Landjäger der Gemeinde zuführen. Und jetzt pack di! waren ſeine letzten gnädigen Worte.

Mutter machte ſich wohl fort, aber nicht erſchrocken, ſondern vollends ertaubet. Schnurſtracks lief ſie zu einem Rechts-Agenten, erzählte ihm ihre Noth, und wollte von ihm, daß er die Schelmen alle, die unter einer Decke lägen, verklage. Der Agent hörte aufmerkſam zu, fragte nach vielen Dingen, nach den Schriften z. B., endlich ſo ganz nebenbei, ſie werde Geld haben, um den Handel zu treiben? Die Mutter meinte, Schriften brauche ſie keine, die werden ſchon zum Vorſchein kommen, er ſolle nur klagen, wegen dem Gelde ſolle er ganz unbeſorgt ſein, ſie werde ihn bezahlen, ſobald der Handel gewonnen ſei. Der Agent ſagte nicht viel darauf, als ſie ſolle in einigen Tagen wieder kommen, er werde die Sache genauer unterſuchen. Als die Mutter wieder kam, putzte er ihr tüchtig ab, daß ſie mit Lügen zur Annahme eines Lumpenhandels ihn habe verführen wollen, die Sache ſei keinen faulen Rappen werth. Da ſtrich ſich die Mutter ganz niedergeſchlagen fort, und glaubte die ganze Welt gegen ſich verſchworen. Als ſie weinend ihrer Wege gieng, traf ſie eine alte Bekannte, dieſe fragte nach ihrem Elend. Mutter leerte ihr das Herz und erzählte was ihr jetzt der Agent geſagt, der ihre letzte Hoffnung geweſen ſei. Ja, ſagte die, da kann ich dir wohl ſagen, warum dä ſo gegen dich aufbegehrt. Ich war am letzten .... Wochenmarkt und hatte in .... Stübli für einen Batzen Suppen und einen halben Schoppen; dort war der Bauer, der Ausgeſchoſſene und hatten eine Halbe. Da kam der Agent auch, ſie brachten es ihm und er mußte zu ihnen ſitzen. Sie redeten viel mit einander, aber ſüferli, ich konnte nichts verſtehen, und ließen noch mehr Wein kommen, auch Eſſen auftragen und der Agent aß und trank mit ihnen. Ich mußte nun fort und als ich bei ihnen vorbeigieng, hörte ich, daß der Bauer ſagte: He, uf e nes Par Neuthaller chunts de notti nit a. Damals hatte ich nicht gewußt, was das zu bedeuten habe, jetzt kommts mir z'Sinn, ſie haben den Agent g'ſpickt, daß er dich abputzen ſolle und fortjagen. Wenn ich dir guts Raths bin, ſo gieb die Sach' auf; es iſt ein Donnersſchelm wie der andere, und es kratzet keine Krähe der andern die Augen aus. Such du Platz für dich und deine Kinder zur rechten Zeit, das iſt das Beſte, was du machen kannſt. Komm, wir wollen da noch eine Halbe trinken, du vergiſſeſt dein Elend vielleicht darob und kannſt di öppe tröſte.

Bei der Halbi ſchwatzten die Weiber, wie Weiber bei einer Halbi ſchwatzen, d. h. noch einmal ſo viel als ſonſt. Die Freundin erzählte der Mutter was der Ausgeſchoſſene eigentlich ſei, wie er ſeine eigenen Geſchwiſter beſtohlen, als ihr Vater geſtorben, wie er ſich auf das Beſtechen gut verſtehe, wie er bei dieſer Gelegenheit es bewieſen u. ſ. w. Da wollte meine Mutter über den Gemeindrath ausfahren, als ob derſelbe mit den Andern gemeine Sache mache. Nein, da mußt du nicht ungerecht ſein, ſagte die Freundin, am Gemeindrath ſitzen meiſtens brave Männer, ich will zwar nicht ſagen, daß nicht auch drinn ſitzen, die machen, was ſie können, wenn es ſich ihnen ſchickt. Aber der Gemeindrath hat gar viel zu thun und große Verantwortung, und ein jeder ſieht doch dann am Ende zu ſich ſelbſt, denn die Meiſten müſſen ihre Weiber daheim ein wenig fürchten, und da machen ſie vor allem aus, daß ſie ungeſchlagen daraus kommen.. Am meiſten fehlen ſie freilich darin, daß ſie ſolche Leute zu

Ausgeſchoſſenen machen, aber Wenige von ihnen thun es gerne, ſie haben Schaden dabei, weil ſie ſich ſchämen, unverſchant aufzumachen, da ſchießen ſie oft die aus, welche es nicht ungern machen, weil ſie einen Profit darin ſehen. Freilich wiſſen ſie wohl, daß nicht alles mit rechten Dingen zugeht, allein es ſcheut ſich doch jeder von ihnen, öffentlich aufzutreten. Du weiſt, man macht ſich nicht gerne unwerth. Verſchmerz jezt die Sache und gieb den Mannen gute Worte in der Gemeindſtube, und wenn du einen allein ſiehſt von den Beſſern, ſo erzähle ihm die Sache, du wirſt ſehen, er giebt dir Recht, und redet dir ein andermal, wenn du etwas willſt, z'beſt.

Die Mutter befolgte zum Theil die guten Räthe. Sie fand für ſich ſelbſt Platz bei einem Bruder, der auch wieder Krämer war und ſeine Frau verloren hatte. Meine Geſchwiſter wurden von Göttene genommen, mich allein wollte Niemand. Ich hatte keine Götti mehr, Großvater und Vater waren geſtorben. Meine Großmutter war ihrer Sohnsfrau ſelbſt im Wege, geſchweige, daß ſie mich hätte nehmen dürfen. Es blieb alſo der Mutter nichts übrig, als wieder in die Gemeinde zu gehen, und anzuhalten, daß man mich übernehmen möchte. Es ging ihr auch, wie die Freundin vorausgeſagt hatte. Man erkannte das vielfache Unrecht, das ſie erlitten, insgeheim an, gab ihr gute Worte und verſprach mich bis zur nächſten Bettlergemeinde gut zu verſorgen.

Nun ging die Sache ihren raſchen Lauf. Der Geldstag wurde angerufen, eine zweite Steigerung gehalten. Mit Angſt und Noth rettete die Mutter ein Bett, das ſie in ihrer ledigen Zeit hatte machen laſſen. Eine arme Familie war mehr in der Welt, die Großkinder eines reichen Bauern waren Bettler und warteten auf die Bettlergemeinde, um verſorgt zu werden. Wer trägt die Schuld, daß ſie Bettler wurden? Sind eigentlich die Armen allein Schuld, daß ſo viele Arme ſind? Woher die wachſende Zahl der Armen kommt, iſt den meiſten Menſchen ein Räthſel! Haben denn die Menſchen noch immer Augen und ſehen nicht, Ohren und hören nicht, einen Verſtand ſchwer zum Begreifen?

Die Stunde der Trennung ſchlug. Wir Geſchwiſter hatten einander geliebt; was wir fühlten, wie wir weinten, kann jeder denken, der ſelbſt fühlen und weinen kann, beſchreiben will ich es nicht. So wurde ich ein Güterbub und war acht Jahre alt.

Siebentes Capitel.

Die Bettlergemeinde.

Man würde mir Unrecht thun, wenn man aus den letzten Worten des vorigen Capitels den Schluß ziehen wollte, ich glaube, es ſeien keine Arme an ihrer Armuth Schuld. Ich weiß gar wohl, daß ein bedeutender Theil der Armen ihre Armuth ſelbſt verſchuldet, und muthwillig die Kinder in ihrem Elend behaltet; ich wollte nur ſagen, daß auch gar viele Reiche ihre eigenen Nachkommen in die Armuth bringen, gerade wie es mir erging, und will nun ferner zeigen, daß viele Arme nicht nur durch ihre Schuld arm bleiben, ſondern auch deswegen, weil man gar nicht daran denkt, ſie ſo zu ziehen, daß ſie ſich in der Welt mit Ehren forthelfen können.

Meine Mutter hatte bei ihrem Bruder die Gunſt ausgewirkt, mich bei ihr behalten zu dürfen, bis zur Bettlergemeinde, welche in wenigen Wochen ſtatt finden ſollte. Es war ein ſchöner Maimorgen, als wir uns aufmachten nach unſerem Heimathsort an dieſe ſogenannte Bettlergemeinde. Schön blau war der Himmel, ſchön warm ſchien die Sonne, ſchön grün waren die Matten, die Bäume blühten ſchön, und die Vögelein ſangen ſo luſtig und ſpielten ſo frei und froh mit einander in den Bäumen und Zäunen, daß es eine Herzensluſt war.

Und während die fröhlichen Vögelein ſo luſtig ſangen, ſo frei ſich luſtig machten an der warmen Sonne, unter dem lieben heitern Himmel, zogen viele, viele Kinder mit ſchweren Herzen und trüben Geſichtern der Bettlergemeinde zu; ſie fühlten die warme Sonne nicht, ſie ſahen den blauen Himmel nicht, ihnen wars wie den Vögelein, die man im luſtigen Mai in die Kräze thut, in die Stube hängt und in einem Trögelein das Freſſen ihnen ſorgſam zumißt, welches ſie früher unter Luſt und Jubel nach Belieben ſelbſt geſucht.

Mir freilich war ſo trübe nicht zu Muth, eher fröhlich. Die Mutter trug einen großen Bündel Zeug, hatte mir ein neues ſchönes Halstuch umgebunden und erzählte gar viel, wie ich es gut haben, wieder zu Kühen und Pferden kommen werde u. ſ. w. So wars mir leicht ums Herz, faſt wie den Vögelein ringsum, und wohlgemuth kam ich am Orte unſerer Beſtimmung an.

Dort waren bereits viele Leute verſammelt. Leute, welche Kinder brachten; Leute, die Kinder an Koſt nehmen, Eltern, welche ihre Kinder der Gemeinde auf den Hals werfen wollten, denen man die heimliche Freude anſah, ihrem eigenen Fleiſch und Blut bald los werden zu können. In einer Ecke ſaß ein Weib, zwei ſchöne Mädchen neben ſich; alle drei weinten bitterlich und hielten einander immer wieder um den Hals. Es war eine Wittwe, welche vor die Gemeinde mußte, um entſcheiden zu laſſen, ob man ihr lieber die Kinder verdingen oder den Hauszins geben wolle? Sie war verläumdet worden von einer guten Freundin, welche ein Klapper-Maul und Zutritt in viele Häuſer hatte, eben ihres Maules wegen. Eine Frau Gemeindräthin hatte dieſe böſe Nachrede aufgefaßt, ſie ihrem Mann hinterbracht, dieſer das arme Weib gar übel angefahren und ihr alle Hoffnung abgeſprochen, die Kinder behalten zu dürfen. Zum Glück war er dießmal nicht allein Meiſter; die ſo deutlich an den Tag tretende Mutterliebe trug den Sieg davon, und die zwei ſchönen Mädchen blieben am Herzen der Mutter. Es war faſt wie an einem Markttag. Man ging herum, betrachtete die Kinder von oben bis unten, die weinend oder verblüfft daſtanden, betrachtete ihre Bündelchen und öffnete ſie wohl auch und betaſtete die Kleidchen, Stück für Stück; fragte nach, pries an, gerade wie an einem Markt. Ein Vater, der vier Kinder brachte, rief dieſelben aus und jeden Vorübergehenden herzu, um ihm eines oder das andere aufzudringen, er machte es ärger, als die Weckenfrau an ihrem Korbe mit ihrer Waare. Am meiſten Menſchen verſammelten ſich um einen brüllenden, fluchenden Mann, und ein Kind, das herzzerreiſſend ſchrie. Es war ein Vater und ſein Kind. Die Gemeinde hatte es verdinget, der Vater wollte es behalten, und das Kind ſchrie immer: Ach der tuſig Gotts Wille nume nit zum Vater, er ſchlat mi alle Tag halb z'todt und git m'r nüt z'eſſe! Und der Vater fluchte dann ſeinem Kinde, wollte es ſchlagen, das

Kind verbarg ſich zwiſchen den Beinen der Umſtehenden vor ſeinem Vater. Auch hier war die Gemeinde barmherzig — und der Vater verließ wie ein brüllend Thier den Ort, und auf dieſen Vater ſchien auch Gottes liebe Sonne, aber er ſchämte ſich vor der Sonne nicht. Der Unglückliche wußte nicht, daß ſie Gottes Auge iſt.

Die Steigerung ging langſam vor ſich, die Erſten auf dem Rodel kamen zuerſt, die, welche neu zu verdingen waren, zuletzt. Der Mittag kam, die Sonne brannte heiß, die Kinder wurden hungrig, die kleinen beſonders durſtig, den einen wurde etwas gekauft, das machte die andern nur hungriger und durſtiger, ſo daß nach und nach vor Weinen und Schreien man kaum ſein eigenes Wort verſtand, bis endlich ein guter Mann der Armen ſich erbarmte und mit einigen Batzen den Jammer ſtillte. Mir hatte die Mutter einen batzigen Wecken gekauft, dieſen in der Hand ſtand ich nahe bei der Wittfrau und ihren beiden Mädchen, denn ſie gefielen mir gar wohl.

Ihre Mutter hatte beiden zuſammen auch einen halbbatzigen Wecken gekauft, ſie ſelbſt aß nichts davon, ſie freute ſich über die Freude der Kinder und ſättigte ſich an dieſer. Allein die Freude war kurz, der Wecken bald gegeſſen, der Hunger noch da, da ſahen die Mädchen gar bittlich um noch einen in das Mutterauge, aber die arme Mutter hatte für die armen Kinder keinen Halbbatzen mehr. Das griff mir ans Herz, ich brach Stücke von meinem Wecken ab und ſtreckte ſie den Mädchen dar. Schüchtern ſahen ſie mich an und zärtlich meinen Wecken, aber keines rührte die Hand. Als ich aber gar freundlich ſie nöthigte, wagte es endlich das Jüngere, dann aber auch bebend das Aeltere, mir Wecken abzunehmen. Nun war Freude in meinem Herzen und in ihren, dieſe Freude ſchloß einen innigen Freundſchaftsbund, wir aßen, plauderten, g'fätterleten zuſammen, vergaßen alles darüber, waren glücklich eine Stunde lang, dann ward der Bund zerriſſen. Die Wittwe und ihre Kinder wurden weggerufen. Nach ihnen, die mit freudeſtrahlenden Augen zurückkehrten, kamen wir vor. La g'ſeh, wer wott dä Bueb, er iſt gar e tolle u ne muntere, un' iſt guet kleidet, er iſch e halbe Knecht oder e ganzes Kingemeytſchi! ſo wurde ich ausgerufen. Ich wurde betrachtet, für und wider geredet, ein zerlumpter Menſch bot endlich auf mich, d. h. er erklärte für einige Thaler mich nehmen zu wollen.

Wahrſcheinlich rechnete er darauf, mit meinen Kleidern ſeine eigenen zerlumpten Kinder zu bekleiden. Dieſem jedoch wollte man mich nicht geben, man bot mich wieder an und ſtrich mich aus. Ich war allerdings ein wackerer Bube, groß, breit gewachſen, nur etwas blaß, und hatte viele Kleider, was nicht vergeſſen wurde. Man beſchaute mich von Neuem, redete hin und her, Einer nach dem Andern trat an mich heran; mir wurde bange, ich fieng an zu weinen, hängte mich an die Mutter und wollte fort. Endlich beredete man einen ziemlich guten Bauer, mich zu nehmen, um bei ihm Kindemeitſchi zu werden, da er ja eines nöthig hätte, weil das frühere ihm abgehandelt worden ſei. Er ließ ſich dazu verſtehen, nahm mich um zehn Thaler jährlich. Mit einer Mahnung, mich gut zu halten, weil man mich jetzt ſo gut angebracht, wurden wir entlaſſen.

Um meinem neuen Meiſter gutes Blut zu machen, zahlte die Mutter ihm noch eine Halbe Wein, und er rühmte, wie ich es gut bei ihm haben werde, wenn ich folgen wolle; dann kam er überhaupt ins Rühmen hinein, und ſtrich alles, was ihm angehörte, heraus, von ihm ſelbſt weg bis auf den ſchwarzen Hund, der ihm zwiſchen den Beinen ſaß; ſo daß ich voll guter Dinge mit ihm aufbrach und beim Abſchied von der Mutter nicht beſonders mich härmte.

Achtes Capitel.

Der Güterbub als Kindemeitſchi.

Mein Meiſter gehörte zu jener Klaſſe, die zu arbeiten und zu eſſen hat, aber allem aufbieten muß, um den Schulden zu begegnen, und nur in beſonders günſtigen Jahren einen Ruck vorwärts kömmt. Sein Hof war groß, aber mager, ihm viel Aufzug zu geben oder ihn mit größeren Koſten zu bearbeiten vermochte er nicht; daher verbeſſerte der Hof ſich auch nicht. Seine Frau verſtand das Haushalten recht gut, und war emſig früh bis ſpät; viele Leute wollten behaupten, ſie habe eigentlich die Hoſen angehabt, doch gar ſichtbar wurde es nicht. Sie hatten fünf Kinder, von denen das älteſte ein Knabe und ein Jahr älter als ich, das jüngſte, zu dem ich eigentlich ſehen ſollte, ein Jahr alt war. Die erſten Tage ließ man mich ſo ziemlich machen, was ich wollte, um mich an's Haus zu gewöhnen und das Heimweh zu verhüten, auch war mir recht wohl. Ich freute mich im Stall an Kühen und Roſſen, nur eines ärgerte mich, daß man mir nämlich nie den Taufnamen gab, ſondern nur dr Bub hieß. Später erſt merkte ich, daß ein auf ein Gut verdingtes Kind jeglichen Namen verliert, um Bub oder Güterbub zu heißen, d. h. um ein Menſch zu werden, der Niemandem mehr auf der ganzen Welt angehört, als dem Gut, auf welchem er verpflegt wird. Solche Dinge ſcheinen den meiſten Menſchen Kleinigkeiten, allein ſie haben eine weit tiefere Bedeutung, als die Menge glaubt. Fragt nur euch ſelbſt: Was klingt lieblicher und Zutrauen erweckender, Johannesli, Peterli, Chriſteli oder Bub? Beim Spielen mit den Kindern mußte ich faſt immer nachgeben; allein ich war gutmüthig, und that es gerne, freute es mich ja gar zu ſehr, bei Kindern zu ſein und ſpielen zu können. Doch am dritten Abend wurde mir eine Wunde ins Herz geſchlagen, die immer wieder aufgeriſſen, nie vernarbte und mich zu einem ganz eigenen Menſchen machte. Schon war ich ganz einheimiſch und wohlauf, als ich eben am dritten Abend den Bauer vor dem Stalle ſitzen ſah, gerade wie der Vater es auch zu thun pflegte; ich ſpielte nicht weit davon und der nachälteſte Knabe ſtand beim Vater. Der Anblick heimelte mich, ein unwillkührlicher Zug riß mich zum Bauer hin, ich kletterte auf ſeine Knie und fragte ihn: Aetti! heſch mi o lieb? Ehe dieſer noch antworten konnte, riß mich der Knabe herunter, ſtieß mich weg und ſagte: Das iſt nit dy Aetti, du biſt nume d'r Bueb! und die andern Kinder kamen auch herbei, ſtießen mich weg, wiederholten: Du biſch nume d'r Bueb, das iſch nit dy Aetti, du heſch kei Aetti! — Und der Bauer lachte herzlich über ſeine Kinder, die ihn ſo lieb hätten, daß er nicht auch mein Aetti ſein ſollte; er ſah nicht, wie mein ganzes Weſen ſich erſchütterte und große Thränen die Backen herabſtrömten.

Das iſch nit dy Aetti, du heſch kei Aetti, du biſch nume dr Bueb! Dieſe Worte tönten in meinem Herzen fort und fort, zerriſſen es, und riſſen einen Vorhang von meinen Augen weg; nun kam mir zum Bewußtſein, daß ich hier keinen

Aetti habe, kein Kind, ſondern nume d'r Bub ſei. Ich hatte ein Herz voll Liebe, hätte ſo gerne alle geliebt, aber meine Liebe wollte man nicht, Liebe gab man mir nicht, glaubte mehr als genug zu thun, wenn man mir zu eſſen gab. Dieſe Liebe, die Niemand wollte, ſchloß ſich ein in das Herz und verſchloß es, ich fühlte mich allein auf der Welt, wurde ernſt, bitter, dachte über alles für mich ſelbſt nach, ſchien unfreundlich, mürriſch; aber Niemand ſah, wie oft, wenn ich allein war, eine Wehmuth über mich kam, die in einen Thränenſtrom ſich auflöste, der faſt nicht verſiegen wollte. O die Menſchen wiſſen nicht, wie ſchön es in Kinderherzen ausſieht, in denen die Liebe aufblüht; ſie wiſſen aber auch nicht, wie zart die Pflanze iſt in ihrem Frühling, und wie leicht ein Froſt ſie lähmt oder tödtet. Mit eiſiger Hand, froſtig durch und durch, wühlen die meiſten Menſchen in den Kinderherzen, und unter ihren Händen erſtarrt der ſchöne Frühling, die Pflanzen der Liebe ſterben und kühle kalte ſelbſtſüchtige Menſchheit niſtet ſich ein als tauſendarmiges Unkraut in der Liebe verödeten Garten, und da wo man der ſüßen Liebe ſüße Früchte hätte pflücken können, findet man nur die bittern Galläpfel des Neides, der Engherzigkeit, der Gemeinheit.

Ich wußte alſo, daß ich auf dem Gut der Bub war und nicht das Kind, und das ſollte ich alle Tage fühlen. Nicht daß meine Meiſterleute böſe geweſen wären im eigentlichen Sinne; wenn ſie keine Kinder gehabt hätten, ſo wäre mir recht wohl bei ihnen geweſen; ich hätte arbeiten müſſen, aber unvernünftig wären ſie mit mir nicht umgegangen. Sie gehörten aber zu den Eltern, die an ihren Kindern in der Jugend gar nichts ſehen, ſie alles zwingen laſſen aus dem Grundſatze: Was well me, es ſyg umme es King! und die meinen, wenn der Verſtand komme, ſo kommen alle Tugenden von ſelbſt. Sie gehörten alſo auch unter die Eltern, bei denen die Kinder gegen andere Leute immer Recht haben, immer andere Leute Schuld ſein müſſen, wenn die Kinder etwas Dummes machen, immer Lügner ſein müſſen, wenn ihre Ausſagen mit denen der Kinder nicht übereinſtimmen, alſo zu den Eltern, die nie glauben wollen, daß ihre Kinder lügen, wenn dieſe es auch hundertmal in einem Tage thun.

Aus dieſer Quelle entſtanden meine Leiden. Ich ſollte alſo Kindemeitſchi ſein, das jüngſte Kind war ein, ein anderes drei Jahre alt, beide gewohnt zu thun, was ſie wollten, bei jedem Anlaß gerade aus zu brüllen und mit dieſem Gebrüll alles zu erzwingen. Ich war noch nie Kindemeitſchi, ſondern ſelbſt das jüngſte Kind geweſen, und alſo gar nicht gewöhnt, kleine Kinder zu gaumen; ſie waren mir freilich recht lieb, aber ich wußte nicht viel mit ihnen anzufangen. Nun mag es oft geſchehen ſein, daß ich nicht alle meine Aufmerkſamkeit den Kleinen zuwandte, und in ein dumpfes Hinbrüten verſank, ſo daß ſie Langeweile hatten; aber zu leid that ich ihnen doch nichts, that für ſie, was in meinen Kräften ſtand. Sie aber waren, als ob ſie es ordentlich darauf anlegten, meine Quälgeiſter zu ſein. Wenn ſie wußten, daß die Eltern nicht in der Nähe ſeien, ſo ging es noch an, ſie ſielen und ſtanden auf, ſpielten mit mir ohne Geſchrei. Sobald ſie aber wußten, daß Vater und Mutter ſie hören konnten, ſo ſchrien ſie beim kleinſten Anlaß, und auch ohne denſelben, fürchterlich. Dann kam die Stimme der Alten über uns: Bub, was machſt d'King aber z'brülle, we ſie nit bald ſchwyge, ſo will ders cho zeige. Natürlich ſchwiegen die Kinder nicht, ich mochte thun, was ich wollte, bis eins der Alten herkam, das Schreiende auf die Arme nahm, und den wüſten Buben mit einer Ohrfeige oder einem Scheltworte traktirte. Fiel gar eines, dann ſchrie es, wie wenn ich es am Meſſer hielte, bis in Schrecken und Angſt eines der Alten herlief, glaubend, wenigſtens ein Hals und zwei Beine ſeien gebrochen. Ob nun ein Schaden oder keiner entſtanden, ſo erhielt ich Wix von der Frau, ehe ſie ſich nach dem Kinde umſah, vom Mann nachher, und obendarauf wurde immer die Drohung geſetzt: Das nächſte Mal ſchlage man mich halb todt.

So gieng es den lieben langen Tag; bis ſie eingeſchlafen waren, hörten die Quälereien nicht auf. Mit dem dreijährigen Meitſchi ſollte ich im Bett noch beten, gewöhnlich wollte es nicht, ich hielt ihm an, allein es ſchrie bis die Mutter kam, den wüſten Buben fortjagte und dem Meitſchi flattirte und über den Buben ſchimpfte, bis es betete. Natürlich fühlte ich die ungerechte Handlung tief und dachte ſcharf darüber nach: woher es komme, daß die Kinder ſo bös und zwängiſch ſeien, und ob, wenn die Eltern anders wären, die Kinder nicht auch anders ſein würden? Ich dachte, wenn ſie die Prügel erhielten, welche ich abthun müßte, ſie würden bei ihnen beſſer anſchlagen, als bei mir. Ich verſuchte daher das Prügeln an ihnen, dadurch wurde das Zeiergeſchrei noch größer und allemal hieß es: du Donnersbub, du ſoſch m'r mini King nit ſchlah! Allein wenn es ſich mir ſchickte, ſo that ich es doch, kam es im Grunde auf eines heraus, geprügelt oder geſchimpft wurde ich allweg; es brachte nach und nach den Kindern eine Art Reſpekt vor mir bei, der ſie mich weniger quälen ließ, weil ſie wußten, ſpäter oder früher gebe ich ihnen auch einen Theil von dem ab, was ſie mir zugezogen.

Gleich geartet und gleich gezogen waren die älteren Kinder. Wurde einem dieſer Kinder etwas befohlen, ſo antwortete es, wenn ich irgend in der Nähe war: D'r Bub chas mache! Bub, woſch e nander na gah oder nit? befahlen dann die Alten. Der älteſte Knabe betete ſonſt vor Tiſch. Ich war noch nicht lange da, ſo kam es ihm einmal, da wir böſe über einander waren, in Sinn, das ſei auch eine Bürde, die er auf mich abladen könne, und als der Vater ſagte, Johannesli bet! ſagte Johannesli: Vater, der Bub cha bete! Bub bet! hieß es. Das ärgerte mich nun, daß er mich mit dem Beten ſollte ſtrafen können, ich betete nicht. Da hieß es lauter: Bub wotſch bete oder nit! aber der Bub betete nicht. Du Donnersbub, wotſch jetzt bete? ſchrie der Alte und faßte mich beim Haar. Unter Heulen betete ich und Johannesli ſagte ſpöttiſch: Gäll du heſch müſſe?

Ob wohl über dieſes Beten die Erbauung im Himmel tief, auf dem Tiſch der Segen des gütigen himmliſchen Vaters groß geweſen ſei, wer ſagt mir das?

Dieſer Johannesli und ich lebten überhaupt zuſammen wie Hund und Katze. Er war älter und größer als ich, und glaubte ſich auch ſtärker; im Anfang zwang er mich richtig mit der Fauſt nach ſeinem Willen, und alle Augenblicke, beſonders wenn der Vater es ſah, ſollte ich mit ihm niedermachen; der alte hatte dann eine kindiſche Freude, wenn ſein Bübchen mich überſchlug und im Gras oder Koth herumtröhlte.

Allein das Blatt wandte ſich. Ich erwachte am Ende und lernte das Niedermachen durch das Niedergemachtwerden. Ich war ſtärker als der Johannesli, auch gelenkiger, und als ich aus Aerger den Muth erhielt, mich recht zu wehren, ſo kam ich meiſt oben auf und Johannesli lag im Koth oder im Graſe. Das ärgerte den Johannesli, viel mehr noch den Vater, der es gar nicht ertragen mochte, daß der Bub ſtärker ſein ſollte als das Söhnchen. Jetzt ſah der Vater wo Koth oder Gras war, wenn ſein Sohn darin lag, jetzt wußte er, daß Koth die Kleider verderbe, jetzt mußte ich am Niedermachen Schuld ſein, jetzt war ich der unerchantiſch von Allen, jetzt hieß es ſchnell, ſo lang er mich im Vortheil ſah: Wotſch ne la gah oder nit! während früher und noch immer, wenn das Söhnchen zufällig die Oberhand erhielt, dieſes mich nie lange genug im Koth herumdrückte.

Unter dieſen Geſchichten kam allmählig der Winter heran, die Abende wurden länger, man mußte öfters in der Stube ſein. Machten nun die Kinder der Mutter zu viel Lärm, ſo hieß es: Syt ſtill, ſuſch müßt d'r z'Schul, und wenn ſie dieſes ungefähr dreimal geſagt hatte, ſo beſſerte es ſicher. So wurde das Schulgehen einige Wochen lang als ein recht wirkſamer Böllima gebraucht; endlich ſagte eines Abends der Bauer: Es wird doch müſſe ſy, m'r werde d'King müſſe i d'Schul ſchicke, ſüſch wegem Verdruß, d'r Pfarrer, dä Schultüfel, kujinirt ihs ſuſch.

Und die Mutter ſagte: Dä het ihs nüt z'biſehle, dä cha mr blaſe, wo ni ſchön bi, dä het ihs nüt a Hof zahlt, u zahlt is nüt a de Zeyſe. Zuletzt wurde man räthig: man wolle die Kinder dieſe Woche noch nicht ſchicken, es ſei ja nicht mehr d'r werth, es ſei ja ſchon Dienſtag, die andere Woche, da wolle man anfangen. Ich freute mich auf die Schule, nicht des Lernens wegen, an das dachte ich gar nicht, ſondern nur auf ſo lange des Kinderhütens los zu ſein. Ich wußte auch eigentlich nicht, wie es in einer Schule zuging, weil ich kaum ein Dutzendmal in einer geweſen war. Das Wenige, was ich konnte, hatte ich größtentheils noch bei der Großmutter gelernt; ſie hatte eine gar große Meinung von meiner Gelehrſamkeit gehabt, als ſie mich zum Buchſtabiren aus dem Namenbuch ins Fragenbuch brachte. Weiter hatte ich es bei meinen Eltern nicht gebracht, ſie hatten an andere Dinge zu denken, als ihre Kinder leſen zu lehren; ſo fanden ſich auch unter meinen mitgebrachten Sachen keine Bücher, weil die Mutter keinen Werth darauf ſetzte.

In Mitte Dezembers an einem kalten Morgen brachen nun unſer Drei nach der Schule auf. Ich bekam ein verſudeltes Fragenbuch vom Johannesli, dem dafür ein gar ſchönes mit goldenen Thieren gekauft wurde, um welches ich ihn nicht wenig beneidete. Zugleich mußte ich das Säcklein tragen mit Speiſe, worin Milch, Brod und Aepfel waren, zu unſerem Mittageſſen, denn wir hatten eine halbe Stunde weit zum Schulhaus und ſollten über Mittag dort bleiben. Ihre eigenen Säcke hatten die beiden Andern noch mit Aepfeln gefüllt und zwar hatten ſie dafür die Aepfel, welche die Mutter aus dem Keller heraufbrachte, erleſen, die ſchönſten für ſich behalten, die ſchlechtern ins allgemeine Säcklein gethan. Ich hatte auch zugreifen wollen, allein die Mutter meinte: Sie wüßte gar nicht, warum ich noch apart Aepfel in Sack haben müße, ich werde es noch manchmal machen müſſen ohne Aepfel, man könne nicht immer alles haben, was Andere hätten.

Friſcher Schnee war gefallen und eine lange Strecke keine Bahn. Ich mit dem Säcklein und mit dem verſudelten Fragenbuch mußte vorangehen, die andern konnten dann in meinen Tritten bequemer fortkommen; ſo wandelten wir zur Schule fort, wo wir nach 9 Uhr Morgens ankamen. Der Schulmeiſter, mit einer Brille auf der Naſe, las eben das Namensverzeichniß ab, als wir kamen, in das ich denn auch geziemend eingetragen und alſobald unter die ſogenannten Fragenbüchler geſetzt wurde, während meine beiden Gefährten ihre Füße auf dem Ofen trockneten, die kaum ſo naß waren als die meinigen. Nachdem abgeleſen war, rief der Schulmeiſter: Lehrt! nahm eine ſtarke Ruthe unter den Arm und ſpazierte in der Stube herum, hie und da ſtille ſtehend. Und wie er ſtille ſtand, erhoben ſich eines oder mehrere Kinder, und ſteckten Aepfel an die Spitze ſeiner Ruthe, und wie er es merkte, daß es geſchehen war, kehrte er ſich um und fragte: Wele tuſigs Büntel het mer das chöne mache? wenn ihs wüßt, ih wett ihm! Ueber dieſen Zorn lachte man, und der Thäter auf eine Weiſe, daß er kenntlich wurde; dann hieß es: Für einiſt will dr's ſchänke, aber d's angermal ſoſchs erfahre! Die Aepfel wurden abgenommen und in ein Schäftchen in der Stube gelegt, dann ſteckte er die Ruthe wieder unter den Arm und ſchrie: Lehrt! ſpazierte wieder und erhielt zu allgemeinem Jubel wieder Aepfel, und wie glücklich waren die, welche Aepfel hatten an die Ruthe zu ſtecken! Ich aber hatte keine, und hätte doch auch ſo gerne gegeben, ohne noch zu wiſſen, was für Nutzen es brachte. Ach geben können iſt gar ſchön, die meiſten Menſchen wiſſen nicht wie ſchön, ein Kind aber fühlt es. Natürlich ſah von den Kindern keines ins Buch, ſondern hatten ſämmtlich ihre Luſt am Spektakel und paßten begierig auf, wo der Schulmeiſter ſtill ſtehe, und wer noch Aepfel habe um die Luſt zu verlängern. Nach und nach nahm der Aepfelvorrath ab, ſo wie das Schäftchen ſich anfüllte, und wie der Schulmeiſter zweimal ſtille geſtanden war, ohne etwas an die Ruthe zu bekommen, ſo hieß es: Jetzt müßt ihr ufſäge.

Die, welche Fragen gelernt hatten, mußten ſie aufſagen, uns Kleinen wurde von Zeit zu Zeit, wenn das Geräuſch zu ſtark wurde, zugerufen: Lehrit! Beim Aufſagen ſpielte die Ruthe eine andere Rolle; einige wurden tüchtig mit derſelben getroffen, entweder aufſagende, oder ſolche, die Lärm gemacht haben ſollten. Es wurde nämlich bei allzuſtarkem Lärm immer Eines dafür geprügelt, aber ohne langwierige Unterſuchung: ob dasſelbe wirklich das Schuldige ſei. So erhielt auch ich am erſten Tag meine Tracht Schläge, ohne Muks gemacht zu haben. Als ich darüber weinte, ſagte mir Eins: Warum haſt du keine Aepfel an die Ruthe geſteckt? wer keine anſteckt, der kriegt ſie. Nun wußte ich, was ich zu thun hatte, aber woher Aepfel nehmen? Entbehrungen und Liſten brachten mir zuweilen welche, aber das hatten des Meiſters Kinder nicht gerne; ſie hatten ihre beſondere Luſt daran, wenn der Schulmeiſter mich prügelte. Hatte ich durch Aepfel das Wetter abgewendet, ſo war ihnen der Spaß verdorben; aber ſie verklagten mich nun, wenn es irgend thunlich war, daß ich irgendwo Aepfel geſtohlen und dem Schulmeiſter gegeben. Wehe mir, wenn ich nicht nachweiſen konnte, daß ich ſie geſchenkt oder gefunden erhalten. So war ich übel daran, ich mochte es machen wie ich wollte, ich war überhaupt in der Schule noch übler daran als zu Hauſe, aus mehreren Gründen. Vor allem aus hatte ich furchtbar Langeweile. Ich hatte den ganzen Tag das Fragenbuch vor mir, nicht um auswendig zu lernen, ſondern um einige Zeilen durchzubuchſtabiren, dieſe dann einmal des Tages dem Schulmeiſter geläufig herſtottern zu können; ſah ich vom Fragenbuch weg und hatte ich keine Aepfel, ſo erhielt ich Schläge, oder hörte wenigſtens: lehrit, lehrit!

Wie kann nun ein neunjähriger Knabe eine Stunde lang an einen Ort hinſehen und ſtille ſitzen und noch dazu an einen Ort, wo er nichts Luſtiges ſieht, und nichts das er verſteht, nur dumme Buchſtaben und Worte, die für ihn keinen

Sinn haben? Mir thaten die Augen weh, es krabbelte mich in Händer und Füßen, es biß mich am Kopf, ich hatte beſtändig zu kratzen, konnte gar nicht ſtille ſitzen aus der fürchterlichſten Langeweile; hätte es den Kopf gekoſtet, ich mußte zuweilen aufſehen, dem Nachbar etwas ſagen, oder Jemand beim Haar nehmen, oder am Kleid zupfen; wenn ich auch ins Buch ſah, ſo war es mir unmöglich, mehr als ein Wort zu buchſtabiren für mich ſelbſt, ich wußte nicht, ob es recht geweſen, ſo wie ich es geſagt, wußte nicht, was es bedeute. Es flimmerte mir bald vor den Augen, ich ſah weder Buchſtaben und Worte mehr, guckte verſtohlen herum, ſeufzte nach dem Ende der Schule oder gar nach dem Aufſagen; kriegte ich auch bisweilen Schläge dabei, ſo war es doch kurzweiliger. Im ganzen Fragenbuch war eine einzige Stelle, die mich anzog, aber mir auch oft Schläge zuzog, weil ich die Blätter umſchlug, um zu ihr zu kommen, und dann nicht fortfahren konnte, wo mein Vordermann geblieben. Es war das zweite Gebot, wo es heißt: Du ſollſt dir kein gegraben noch geſchnitzt Bild machen, ja gar kein Bildniß noch Gleichniß, weder von Dingen, die im Himmel droben, noch denen, die unten auf Erden, noch denen, die unter der Erde im Waſſer ſind. Was das für Dinge ſein möchten, da unten und da oben? Das beſchäftigte mich gewaltig, und allemal, wenn ich dieſe Stelle durchbuchſtabirte, kam eine Art Schauer über mich und ich verlor mich in tiefes Staunen. Ich hatte einmal ein lebendig Kameel geſehen, eine furchtbare Kreatur für mich, und da oben und da unten, was mußte nun erſt da ſein? Aber das ſagte mir Niemand und wenn ich auch fragte, ſo hieß es: Bub, ler du, das gat di nüt ah.

War endlich der Mittag da, ſo fieng für mich eine andere Plage an. Johannesli nahm das Säckli und theilte das Eſſen aus; daß ich zu kurz kam, war natürlich; aber das ärgerte mich doch am meiſten, daß er mir das weiche Brod herauskratzte und hinwarf, den Rauft für ſich behielt. Früher machte ich zwiſchen beiden keinen Unterſchied, ſeit ich aber das Weiche eſſen mußte, den Rauft man mir vorenthielt, hatte ich einen ordentlichen Eckel vor dem erſten, Rauft aber kam mir ſüßer vor, als Baslerleckerli. So wurde Meiſterloſigkeit und Lüſternheit gepflanzt: konnte ich einmal ein ordentliches Stück Brod aus der Tiſchtrucke erwiſchen, ſo kriegten Hund oder Katze den weichen Theil und ich erlabete mich an dem harten. Prügeln konnte ich mich mit dem Johanneſli in der Schule nicht, er war ein Bauernſohn und ich nur e Bub; er hatte Vettern und Nachbarn da, die ihn nicht im Stich gelaſſen hätten. Einmal verſuchte ich es, aber ich kam übel an, und durch den Lärm geweckt, kam endlich auch noch der Schulmeiſter dazu und ich erhielt meine Heiligen aufgezählt, als Sündenbock für alle. In der langen Zwiſchenzeit von 11 — 1 Uhr hätte ich ſo gerne mitgeſpielt und mitgehalten. Es waren Kinder da, die mir überaus wohl gefielen, zu denen es mich hinzog; aber entweder ſtieß man mich weg, oder wenn man mich mitmachen ließ, ſo war es eben um der Sündenbock zu ſein. Das that mir weh, machte mich nur verſchloſſener und bitterer; ich zog mich zurück, neckte man mich, ſo wehrte ich mich ſo tüchtig in verbiſſenem Zorn, daß man mich allmählig ruhig ließ, und eine Art Reſpekt vor mir bekam. Mir that eine ſolche Prügelei allemal wohl, und ich fühlte mich nachher ordentlich erleichtert, doch ſuchte ich ſie nicht. Der Nachmittag verſtrich in der Schule wie der Morgen. Mit Beten wurde angefangen, dann folgte der Aepfel-Spektakel, dann das Aufſagen und nachher wieder das Beten. Mit dieſem Beten ging es faſt wie mit dem Lere, ich konnte nicht ſtille halten während demſelben, denn es währte gar lang, bis die gewöhnlichen drei Gebete hintereinander hergejagt waren, faſt eine halbe Viertelſtunde; auch verſtund ich von dem allem gar nichts, und weiß nichts mehr davon, als folgenden Reim: Höllenpein, ſchreien in den Himmel 'nein. Bald hätte ich vergeſſen, daß Einige in der Woche noch zweimal ſchrieben. Der Schulmeiſter hielt gar nicht darauf, er ſagte: Pfarrer werde keiner werden, und Agenten habe man ſchon viel zu viel, das ſeien nur Leutverderber und Atheiſten, von denen glaub keiner nüt, bis ſi einiſt der Tüfel bi de Hörnere heig. Es nähme ihn aber das nit wunder, d'Agente lehre's von den Afikaten, die ſäge eim grad uſe, ſie heige nüt uf der Religion und nüt uf de Pfaffen; dafür aber ſyge das alles o Lüt, wie wenn ſie d'm Tüfel abem Karre g'heit wäre, und ſi meine, ſi hätte d'Wysheit alli allei g'freſſe, und wenn eine e anderi Meynig heig, als ſi, ſo ſchnautze ſi neh ab, daß es kei Gattig heig, und er ſöll i kei Schuh ine guet ſi. Si ſyge no viel chutzlicher als e Landvogt, und das well viel ſäge; aber jeder von ihnen glaub o, er ſei nit nume d'r

Papſt, ſondern d'r Herrgott ſelber. So räſonnirte der gute Schulmeiſter allemal, wenn das Rechnen oder Schreiben anging; er ſoll aus zwei Urſachen alſo geſchimpft haben, wie ich ſpäter vernahm. (Es iſt aber doch merkwürdig, wie ich ſo viel beſſer behielt, was geſchimpft als was gebetet wurde.) In frühern Zeiten war er prozedieriſch und viel bei Advokaten. Er prozedierte unglücklich, und mag auch nach Erſcheinungen beim Weine geſehen haben, wie vielleicht ein Aſſlikat im behaglichen Glauben, der Geſcheuteſte zu ſein unter den Umſitzenden, mit Unglauben groß gethan und mit leichtfertigem Spott um ſich geworfen.

Der gute Aſſlikate merkte das nicht, wie nur die untergebenen Agenten ſeine Rede für Weisheit nahmen, die andern aber insgeheim das Kreuz davor machten, wenn ſie auch keine Einrede ſich erlaubten, vielleicht gar noch einſtimmten. Weil der Schulmeiſter einen oder zwei ungeſchickte Aſſlikaten als gemeine Spötter kannte, ſchimpfte er über alle, als wäre keiner von ihnen gut genug für Futtertuch in des Teufels Pantoffel. Das war nun ungerecht, aber er that nur, was viele Aſſlikaten auch thun; man wird oft mit dem geſtraft, mit welchem man ſündigt. Abſprechen über ganze Menſchenklaſſen, zeuget entweder von groben Vorurtheilen oder grobem Selbſtdünkel; von Beiden war mein Schulmeiſter nicht frei; denn er räſonnirte eigentlich deßwegen über Schreiben und Rechnen, weil er es gar nicht konnte, wie Viele behaupteten. So ſchimpft eben Mancher über Dinge, und ſpottet darüber, weil er zu dumm iſt, ſie zu faſſen, zu hölzig, um Sinn dafür zu haben. Wir in der Schule kamen natürlich nicht darüber, am wenigſten ich als Bub, denn ſeit Noahs Zeiten hatte Niemand daran gedacht, einen Bub ſchreiben und rechnen zu lehren; allein auch andere kamen nicht darüber. Er gab Vorſchriften und gab Rechnungen aus einem Buche an und balgete zuweilen über krumme Buchſtaben, er ſelbſt aber machte nie einen; er ſagte: ob die Rechnungen gut ſeien, aber er machte wieder keine. Es war immer ein Schüler da, der anderswo etwas gelernt, oder ein Schüler, der es dem erſten abgeſehen hatte, die konntens den andern zeigen, wenn ſie wollten, er bekümmerte ſich um nichts, als die Rechnung anzugeben; wie ſie gemacht würden, konnten die Schüler zuſehen.

War endlich das Beten zu Ende und die Schule aus, ſo kann man ſich denken, mit welcher Haſt wir aus dem

Zwinger ſtürzten, und in welcher Wildheit die ſo lang geſchnürte jugendliche Lebhaftigkeit ſich ergoß. Zwei Stunden waren wir geiſtig todt, körperlich gefeſſelt geweſen, eine Ewigkeit für ein Kind! Nun ſtrömte das gehemmte Leben wieder in alle Glieder, und wie die Thüren ſich öffneten, erſcholl durch dieſelben ein weit hintönender Lärm; wie die wilde Jagd ſtürzte und purzelte man hinaus, ſelten ging es ohne einige geſchundene Knie ab, und draußen, da mußte Etwas herhalten, Etwas mußte getrieben werden, je ärger je beſſer. Alle, beſonders ſchwächere Leute gingen uns ſchon von weitem aus dem Wege; und wenn das Toſen der ausgelaſſenen Schule heranſcholl, trat mancher Hausvater vor die Thüre, um ſeine Habe zu ſichern und die Schüler vom Hauſe abzuhalten.

Das waren noch die guten alten Zeiten, wo man in der Schule Religion lernte und nur Religion, und man vor lauter Religion nicht wußte, was Religion war, wo man vor lauter Bäumen den Wald nicht ſah, wo man die Kinder mit dem Heidelberger und der Ruthe einbalſamirte, ſo lange ſie in der Schule waren, überzeugt, daß ihnen dann der Teufel nichts anhaben könne außer der Schule, ſie mochten vornehmen und treiben, was ſie wollten! Ach, das war eine fromme Zeit, wo man beſonders Güterbuben und ſolche, die keine Aepfel hatten, mit der Ruthe durch und durch einſegnete, um ſie zu behüten vor allem Böſen! Ach ja! das waren gottſelige Zeiten, wo die Alten mit der Ruthe zur Schule prügelten, mit der Ruthe der Schulmeiſter empfing, wo man Hexen hatte ſtatt Engel, in der Nacht vor Geſpenſtern bebte und vor dem Teufel zehnmal mehr Reſpekt hatte, als vor Gott, wo man entweder ſelbſt zitterte, oder Andere zittern machte. So zogen wir von der Schule aus, wie das wüthende Heer, kamen aber nicht deſto geſchwinder nach Hauſe, denn bei jedem Scheidewege hatte man ſich noch wenigſtens zu necken, wenn nicht zu prügeln. War Einer einmal ordentlich abgewalkt worden, ſo war es nicht ſelten, daß er den andern Tag ſeinen Vater beſtellt hatte, um die, welche ihn geprügelt, wieder zu prügeln. Sah man einen Solchen, dann gab alles Auszug ſo gut möglich, und wer die ſchlechteſten Schuhe hatte, die bei jedem Tritt die Ferſe zeigten, oder ſtecken bleiben wollten, der kriegte für die anderen die Schläge. Verſtändlich kam auch da die Reihe oft an mich, herzuhalten. Kamen wir endlich heim, ſo mußte ich die Kinder wieder nehmen, ſie zu Bette bringen und ſie in der Wiege herumtreiben, bis ſie endlich ſchliefen, nachdem ſie mich auf ihre Weiſe noch gequält hatten. Nachher mußte ich rüſten helfen, wenn etwas für den folgenden Tag zu rüſten war, was ich recht gerne that; aber dann ſollte ich wieder lernen, ſollte wieder mein Qualbuch vor mich nehmen und da eine oder zwei Stunden bis zum Bettgehen Worte buchſtabiren oder leſen, von denen ich nichts verſtand. Bald ſchlief ich darüber ein, bald buchſtabirte ich darauf los, wie es mir in Sinn kam, ohne viel auf die Buchſtaben zu achten, las eben ſo; ſelten achtete Jemand, ob ich die Worte richtig ausſpreche; ſo lernte ich falſch leſen, und dieſe Lehrſtunden ſchadeten mir weit mehr, als ſie nützten. Zudem ſah ich nicht einmal recht, was ich vor mir hatte. Zunächſt dem Lichte ſaßen die Spinnenden, dann die Kinder, war auch noch der Bauer am Tiſch und nicht auf dem Ofen, ſo kam ich ſo weit vom Lichte ab, daß es auf meinem Buche ganz dunkel war. Klagte ich darüber, ſo hieß es: Meinſt du, du g'hörſt obe a Tiſch, oder me ſöll für di es apparti Liecht ha? M'r wey nit geldstage wie dy Vater ꝛc. Konnten wir endlich zu Bette gehen, ſo zankten Johannesli und ich zuerſt um die Decke, die er mir gewöhnlich faſt ganz nahm oder weil er in der Mitte des Bettes liegen wollte, und erſt, wenn der Streit gewöhnlich zu meinem Ungunſten durch Vater oder Mutter geſchlichtet war, kam der Schlaf, der mich den trübſeligen Tag vergeſſen ließ. So ging ein Tag wie der andere hin, ich lernte gar nichts, wurde immer unwerther, machte mir auch immer weniger daraus, je mehr ich fühlte, daß man mir Unrecht that. Die Luſt an der Schule verging mir durchaus, beſonders ſeit der Schulmeiſter bei uns an der Metzgete geweſen, wo man mich bei ihm tüchtig verklagt und zu beſonderer Zucht empfohlen hatte. Dieſer Mahnung, ohne ihre Richtigkeit zu unterſuchen, kam er getreulich nach, und das war ein glücklicher Tag, an welchem er mich nur einmal prügelte. Kein Gefühl iſt aber in Kindern lebendiger, als das Gerechtigkeitsgefühl, und nichts macht ſie verſtockter, böſer, unverbeſſerlicher, als wiederholte verſtockte Ungerechtigkeit. Strafe man ſie dann auch gerecht wegen offenbaren Fehlern, es nützt nichts, ſie beſſern ſich nicht, weil ſie zum Strafenden das Zutrauen verloren haben, daß er gerecht ſei. Nichts iſt aber leichter, als gegen Kinder ungerecht zu ſein, weil ſelten ein erwachſener Menſch mehr weiß, wie es in einem kindlichen Kopf, in einem kindlichen Herzen ausſieht; weil ſelten ein erwachſener Menſch über die Quellen nachdenkt, aus denen die Fehler des Kindes kommen, ſondern ſie von vorn herein der Bosheit und Bösartigkeit zuſchreibt; weil ſelten ein erwachſener Menſch aus Liebe ſtraft, um zu beſſern, ſondern im Zorn, um Rache zu nehmen für gehabten Verdruß.

So verſtrich mir der Winter. Er war hart und kalt geweſen, aber gegen das Ende des Merzes wurde es milde, die Erde thaute auf, Merzenglöcklein blühten, die Bacheln (Glockenblumen) wuchſen wunderſchnell empor. O wie freute ich mich darüber, bald kam Oſtern, da hoffte ich auf Eier, hoffte ſie recht ſchön zu ſieden mit Braſilienholz, Bachtelkraut und Zwiebelhülſen darum zu binden, daß ſie geflammt würden und ſchöne weiße Kreuze erhielten. Oſtereier waren im ganzen Jahr immer meine größte Freude geweſen; Wochen lang vor Oſtern konnte ich an nichts anderes ſinnen, als an das halb Dutzend Eier, welche ich erhielt, und wenn ein Huhn gaggelte, gaggelte ich jubelnd mit. Wie wohlfeil iſt doch Kinderfreude und wie ſchön, und wie traurig, daß ſelten alte Leute ſich recht mehr freuen können, höchſtens noch mit den Kindern; aber das Traurigſte iſt wohl, auch mit Kindern ſich nicht mehr recht freuen zu können, an ihren Freuden ſich zu ärgern, und die unſchuldigſte zu verbittern? Nein, das iſt noch nicht das Traurigſte, ſondern das iſt es, daß man dieſe Herzensbitterkeit, dieſe Freudloſigkeit für Gottſeligkeit des Alters ausgiebt, welche über die Welt und die Gottloſigkeit der Jugend ſeufzt. Das iſt wahrlich eine finſtere Gottſeligkeit, welche nicht für den heitern Himmel paßt, in welchem der liebe Heiland ſeinen Kindern Wohnung bereiten will.

Die Bäuerin hatte viel Eier bekommen, die vollen Krätten betrachtete ich mit großem Reſpekt und dann Ei um Ei, welches wohl das ſtärkſte ſein möchte. Am Oſterſamſtag machte man Vorbereitungen zum Sieden, die Kinder jubelten und brachten, was ſie um die Eier gebunden wünſchten. Ich dachte nicht anders, als auch welche zu erhalten. Sobald ich vom Kinderhüten entrinnen konnte, eilte ich auch und pflückte im grünenden Baumgarten, was mir ſchön ſchien, und, über manchen Fund ganz glücklich, brachte ich eine Hand voll Blümchen und Kräuter aller Art der Bäuerin in die Küche.

Verwundert fragte die, was ich damit wolle? und als ſie meine Meinung hörte, ſagte ſie: was bildiſt dir y myni Hühner legge o für di? o hä, das wär e neui Mode, em Bub no ga Eier z'ſiede, u b'ſonders ame ſettige, dä King geng z'brülle macht, nit lert, nit folget, u i dr Schul alli Tag Schläg übercho het! Nei Bub, ſöſli dumm ſy m'r notti nit, und ſetig Flauſe bildt d'r nit y. Da war mir, als ob ich aus dem Himmel gefallen wäre: Keine Eier an der Oſtern, das war mir faſt, wie kein Aetti mehr; für Vorwürfe, Schläge war ich ſonſt ziemlich unempfindlich geworden, aber das griff tief ein. Oſtern und keine Eier, das wollte mir faſt das Herz brechen. Anhalten konnte und mochte ich nicht, ich war nicht mehr gewohnt zu flattiren; ich wurde auch nicht ſowohl wehmüthig als zornig, heulte mehr als ich weinte, und nach und nach bildete ſich die Ueberzeugung in mir, daß ich Eier haben müſſe in jedem Fall.

Nach langem Sinnen fiel mir endlich ein, daß ich noch einen neuen ſchönen Batzen hätte vom Examen her; an demſelben hatte ich ſonſt meine große Freude gehabt, ein eigenes Säckeli für ihn gemacht und ihn oft betrachtet, wenn ich allein war; aber Eier waren mir doch noch lieber. Den holte ich, lief damit zu unſerer G'husmanns Frau, und bat ſie, mir um den Batzen Eier zu geben. Ich war glühend roth vor Zorn, konnte kaum reden und die Thränen liefen mir noch immer über die Backen herunter, ſo daß die Frau wohl merkte, daß es etwas beſonderes gegeben haben müſſe. Sie fragte mich, ich erzählte ihr mein Elend, wie es mir ergangen, wie ich jetzt Eier haben müſſe und gerne den Batzen dafür gebe, wie lieb er mir auch wäre. Da ſagte die gute Frau: los Miaßli, b'halt du dy Batze, Eier verkauf ih d'r keine, aber kum i d'Stube, m'r wei luege. In der Stube erzählte ſie ihren zwei Kindern, der Miaßli bekomme drüben keine Eier und hätte doch ſo gerne welche, er ſei es arms Bubli, aber er habe ihnen doch nie etwas zu Leid gethan, im Gegentheil ſie manchmal gegen den Johannesli in Schutz genommen; ob nun jedes ihm ein Ei geben wolle, eins behielt doch immer noch drei? Die gute Mutter hatte noch nicht ausgeredet, als ihre guten Kinder auf mich zu ſprangen und mir Eier gaben; nur das Eine von ihnen fragte: Gell Müetti, d'ſchönſte bruch ig ihm doch nit z'gäh? und doch nach einigem Kampf gab es mir das, welches ihm am beſten gefiel. Da ward mir wohl, und ich konnte wieder Jemand freundlich anſehen, was lange nicht geſchehen war, und recht von Herzen glücklich machten mich die Eier. Als der erſte Eindruck vorüber war, fiel mir plötzlich ein, der Bäuerin nun zu zeigen, daß ich Eier bekommen auch ohne ſie. Ich theilte meinen Einfall und meine Schadenfreude der Frau mit, und wollte fort, die ſagte aber: los Miaßli, mach nit dir un üs Verdruß; wenn die Frau weiß, daß m'r d'r Eier gäh hei, ſo nimmt ſi d'r ſe, u mi z'Haß; nei das wei m'r nit mache. Verſteck ſe wohl, oder wenn das nit chaſt, ſo la ſe da, u chum morn einiſch mit mine Ching cho düpfe und g'fetterle, de heſch notti Freud und machſt Niemer hön. Die gute Frau hatte mehr als Recht. Den ganzen Abend konnte ich daheim in ſtiller Freude dem Lärm der Kinder mit ihren Eiern zuſehen. Ich hatte wieder alle lieb, hatte mich doch auch Jemand lieb gehabt, gab über alles guten Beſcheid und flattirte den kleinen mir Uebergebenen ſo von Herzen, daß ſelbſt die Bäuerin, die meiner ſonſt nur achtete, wenn ihre Kinder über mich brüllten, aufmerkſam wurde, mir ein Ei brachte und ſagte: Lueh da heſt o eis, we d's ganze Jahr ſo wäriſch, ſu wärſt eim o lieber, u überchämiſt o meh. Die Frau wußte auch nicht, daß ein Kind faſt iſt wie eine Orgel, und die Töne hören läßt, welche man auf ihm anſchlägt. Der Menſch kennt alle Dinge der Erde, aber den Menſchen kennt er nicht, da ſcheint er aus lauter Dummheit zuſammengeſetzt zu ſein. Was meint man, wenn Einer in Holzſchuhen mit Roßnägeln beſchlagen auf einer Orgel herumtrampeln, und dann dieſelbe, wenn ſie erbärmlich quickte und quackte, ſchlagen wollte, weil ſie aus Bosheit kein ſchönes Lied ſpielen wolle, würde man dieſen Menſchen nicht einen Schöps heißen und in den Kalender thun?

Wollte man aber die Menſchen in Kalender thun, die mit Holzſchuhen und Roßnägeln auf Menſchenherzen herumſtolpern, und zürnen und prügeln, wenn dieſe Herzen nicht voll lauter Luſt, Freude und Liebe ſein wollen, ſo müßte man den lieben Gott bitten, daß er noch einen Blätz an unſere Erde ſetzen möchte, damit der Kalender Platz auf ihr hätte.

Das ging nun einige Tage recht ordentlich, und weil gerade in dieſe Zeit die Bettlergemeinde fiel, ſo entſchloß der Meiſter ſich, mich zu behalten, und nahm mich an dieſelbe nicht mit. Er werde dort ſagen müſſen, wie bös und verdorben ich zu ihm gekommen ſei, daß er mich aber rangirt habe, bis ich mich gebeſſert; er verſtehe es aber auch, und ich ſei nicht der Erſte, den er z'weg gebracht, meinte er. Voll guter Meinung von ſich ging er hin, mag dort auch alſo geredet haben, und viele Jahre lang galt ſein Haus für das beſte, um verdorbene Kinder z'weg zu bringen. So wohlfeil und ſo begründet kommt Mancher zu Ehren und Ruhm, aber nicht nur zu Unverſtand, ſondern am meiſten in den Hauptſtädten, und nicht nur ehemals, ſondern auch jetzt.

Bald war alles wieder im Alten und eine neue Sache kam noch dazu, die am Ende mich hier forttrieb. Des G'husmes Frau und ihre Kinder waren mir begreiflich ſehr lieb geworden, von ihnen bekam ich immer ein freundliches Wort, daher war ich auch gar gerne bei ihnen. Nun aber hatte meine Meiſterfrau die Hausfrau auf der Mugge, aus mehreren Gründen. Sie kam nicht viel herüber, und rühmte auch nicht viel; daher hieß ſie hochmüthig. Sie war ſehr reinlich und an ihren Kindern ſah man keine Löcher, weil ſie behauptete, es ſei viel wohlfeiler, Löcher zu rechter Zeit zu flicken, als die Kleider verhudeln zu laſſen; ſo weit rechnen konnte die Meiſtersfrau nicht, daher nannte ſie die Hausfrau hoffärtig.

Manchmal, wenn die Meiſterfrau über andere loszog, wollte die Hausfrau abbrechen und z'beſt rede; daher hieß es: ſie meinte es nicht gut, und halte es mit Andern. Kurz, eine gewiſſe Ueberlegenheit der Andern erbitterte die Meiſterfrau, kein Weib hat eine ſolche gerne; zudem waren jene nur Hausleute und ſie die Bauern; u Uverſchanters chas doch g'wüß nit gä, as wenn G'husmes Frau g'ſchyder ſy wott as d's Bure Frau.

Es ging daher allemal übel an, wenn man mich mit jenen zuſammenſah. Du wirſt aber ſy ga kläffele, was gang hie? hieß es, und allemal fand man, daß ich etwas verſäumt habe, oder einem Kind etwas zugeſtoßen ſei, während ich dort war, und man ſagte mir: we m'r di noh einiſt dert g'ſeh, ſu gäh m'r d'r Eini zum Gring, daß d'no morndriſch ſturm biſch. Solche Drohungen fürchtete ich nicht, ſie kamen gegen mich und nun bereits auch gegen ihre Kinder, ſo wie ſie größer, ungehorſamer, ungereimter wurden, und das den Eltern läſtig auffiel, alle Tage zu Hunderten vor, ohne daß von zehn eine ausgeführt wurde.

Aber eines Tages, anfangs Winters war es, küchelte die Meiſterfrau, und der Anken lief ihr ins Feuer, was ihr unbegreiflich vorkam, es war ihr ſonſt noch nicht begegnet. Glücklicherweiſe konnte ſie ſchnell die Pfanne decken, ſo daß kein Unglück entſtund; unglücklicherweiſe aber gieng in ſelbem Augenblick die Hausfrau vorbei, und fragte: Trini, was machſt, ſoll d'r helfe? Es iſt guet, chunſt grad, du Donners Hex, jetzt weiß ih, wer mr d's Für i Anke g'hexet het! ſcholl die Antwort aus der Küche, aber ih will d'r d's Hexe vertrybe! und mit der Küchengabel wollte ſie auf die Hausfrau los, ſtolperte aber in der Wuth über die Saumelchtern, und als ſie aufgeſtanden, ſah ſie die Hausfrau nirgends mehr.

Man kann ſich nicht vorſtellen, wie die Frau in der Küche turnierte, wie ſie die Küchlein herumſchlug und über die Hexe fluchte, die ihr den Streich gemacht. Daß ſie ſelbſt Schuld an der Sache ſei, konnte ſie ſich nicht vorſtellen. Das ſei ja der deutlichſte Beweis, daß die Hausfrau eine Hexe ſei und ihr den Teig verhexet habe, weil ſie gerade dazu gekommen, wie hätte ſie es ſonſt gewußt, oder wie hätte es ſich ungefähr ſo treffen können, urtheilte ſie. Gegen dieſen bündigen Schluß war im ganzen Hauſe Niemand im Stande etwas einzuwenden. Man ſtaunte, daß man die Hexe ſo lange nicht gemerkt, und pries die Geſchicklichkeit der Bäuerin hoch, daß ſie geſchwind die Pfanne gedeckt, denn die Hexe hätte ſicher das Haus verbrennen wollen; daß es noch ſtehe, habe man nur ihr zu verdanken. So wurde nun auch ſie ganz ſtolz: was ſie ſonſt keinem Menſchen geſagt hätte, daß ihr der Anken ins Feuer gelaufen ſei, das erzählte ſie nun ſo lange ſie lebte, gewöhnlich alle Tage zweimal und extra einem jeden, der den Fuß über die Schwelle ſetzte, um ſagen zu können: die Hausfrau ſei eine Hexe, ſie aber habe geſchwind den Deckel auf die Pfanne gethan, und daß das Haus noch ſtehe, habe man ihr zu verdanken.

Nun aber wurde das Verbot, mit dieſen Leuten keinen Umgang zu haben, ſo lange man ſie noch da haben müſſe, ſehr ernſt. Den Kindern ſagte man, ſie können von ihr verhext werden, daher ſollen ſie der Frau bei Leibe nicht zu nahe kommen, von weitem könnten ſie ihr Hex, Hex! ſchreien ſo viel ſie wollten; mir aber wurde geſagt, wenn ich ein einzig Wort mit ihr oder den Kindern rede, ſo ſchlage man mir beide Beine ab und alle Zähne in den Hals. Das fruchtete

Alles nicht, ich mußte hinüber, und in meiner kindiſchen Unbefangenheit dachte ich nichts Arges dabei, alles wieder zu erzählen, was man über ſie geredet hatte. Diesmal hörte die Hausfrau zu, ein andermal aber ſagte ſie: Los Miaßli, ſchwyg lieber, ih begehre nit z'wüße, was ſie däne ſäge, es treit nüt ab, als mih taub z'mache. Es konnte nicht fehlen, daß man meinen Umgang merkte, wenn ich ihn auch noch ſo heimlich halten wollte, denn die Kinder lauerten mir auf, da gab es immer tüchtigere Schläge, immer gehäſſigere Worte; denn über wen die Meiſterfrau böſe war, den ſollte die ganze Welt haſſen, und wer mit einem Solchen redete, der war um nichts beſſer als der andere. Wenn ſie mit der Magd ausgeſchirrt hatte oder mit dem Knecht tubelte, und der Mann gab zufällig dem einen oder dem andern ein gutes Wort, ſo hatte er das Wetter auf dem Hals, und ſie wurde nicht zufrieden, bis er ſich bequemte, auch auszuſchirren oder zu tubeln. Die Hausfrau bat mich endlich um meinetwillen, nicht mehr zu kommen, aber ein ungewohntes gutes Wort that mir viel wöhler, als die gewohnten Schläge weh; ſo ſchlich ich um ihr Häuschen, bis ich von ihr oder den Kindern ein gutes Wort weg hatte. Ich hatte es aber nun alle Tage böſer und die Meiſterfrau verfluchte ſich, daß ich aus dem Hauſe müßte, ſo bald als möglich, daß ſie mich nicht mehr vor Augen haben könne, ſie dürfe mir kein Kind anvertrauen, aus Furcht, ich thue ihm etwas an, das mir die Hausfrau angegeben, natürlich mußte der Bauer dieſen Willen erfüllen. Ich wurde alle Tage unwirſcher und ſtöckiſcher, ſo daß ich ganz ſicher viele Urſachen zu Klagen gegeben haben mag. Dieß Haus verließ ich gerne, nur that es mir weh um meine guten Leute in dem kleinen Häuschen. Ich weinte bitterlich, als ich von ihnen Abſchied nahm, und die Hausfrau in meinen Vorſchlag nicht eintrat, an die Bettlergemeinde zu kommen und mich zu verdingen. Wenn ich dann bei ihr wäre, ſo wollte ich dem Johannesli und den andern das Hex ſchreien ſchon verleiden und ſie alle Tage prügeln nach Herzensluſt, hatte ich ihr doch verſprochen.

Neuntes Capitel.

Der Güterbub wird ein Gaſſenbub.

Dießmal mußte ich an die Bettlergemeinde mein Bündelchen ſelbſt tragen. Es wurde mir auch nicht ſchwer, es war bedeutend kleiner geworden; man hatte mir nichts Neues angeſchafft, manches war abgegangen, und was ich hatte, war großentheils verwachſen. Ich wußte nun ſchon, was „verdingen" heiße, und erwartete düſter das Schickſal, das mir werden ſollte.

Als meine Reihe kam, ſagte der Bauer: es cha neh e angere näh, u o propiere, was das für eine iſch. Kein Zureden konnte ihn andern Sinnes machen, er wußte wohl warum, er hatte auch eine Frau daheim, die etwas Meiſter war, es ſchickte ſich ihm aber nicht, das zu ſagen. Nun ſprach man auch mir zu, und das eben nicht auf die lieblichſte Weiſe, und fragte mich endlich, ob ich mich gar nicht beſſern wolle? Erbittert, daß ich alle Schuld tragen ſolle, antwortete ich: ih ha nüt ſchlechts g'macht, mih het mih o nüt geng d'z'prügle g'ha. Da g'höret d'rs, wie ner eine iſch, ſagte der Bauer; was brauchen wir weiter Zeugniß, dachten die Andern. Auf dieſe Verdammung hin, wobei ſie jedoch ihre Kleider nicht zerriſſen, wollte mich Niemand freiwillig auf das Gut nehmen, und ich wurde zu denen geſtellt, die ebenfalls Niemand nehmen wollte, um dann auf die Güter verlooſet zu werden. Endlich gegen Abend, ganz erſchöpft von Hunger und Durſt, denn man hatte mir nichts mitgegeben, und während dem ganzen Tag mir Niemand etwas angeboten, fiel ich einem alten Bauer zu, der mich ſehr unwillig mit ſich nach Hauſe nahm und mir beim Heimgehen unfreundlich erklärte: er werde mich nicht behalten, ſondern weiter verdingen, ſo einen könne er nicht brauchen. Am andern Morgen ging er fort um Platz zu ſuchen, und brachte am Abend die Nachricht, es werde am nächſten Morgen Jemand mich abholen. Es war mir leid, bei ihm hatte es mir gefallen, und ich hätte gerne alles Gute verſprochen, aber Niemand machte durch freundliches Benehmen mir Muth dazu, und mir war es einmal nicht mehr gegeben, mich von der beſſern Seite zu zeigen, ich war verſchüchtert und hartnäckig geworden; der Brunnen der Liebe war nicht mehr fließend, er war zurückgetreten, man mußte nachgraben, wenn man ihn finden wollte.

Am andern Morgen kam richtig ein alter ſchlecht gekleideter Mann, und holte mich ab. Wir gingen über Berge, durch Thäler, mehrere Stunden weit in eine mir ganz unbekannte Gegend. Unterwegs fragte mich der Mann über alle meine Verhältniſſe aus und über die Leute, bei denen ich geweſen war; ließ mich ordentlich reden, fuhr mir nie über das Maul; durch Zwiſchenfragen brachte er noch mehr hervor, wenn ich ſchweigen wollte, ſo daß ich auf dem Wege recht kurze Zeit hatte, und ordentlich zutraulich wurde. Endlich kamen wir in ein kleines Thal im ebenen Lande, durch welches ein ſtattlicher Bach floß. Ueber dem Thale auf der Abendſeite lag ein großes, ſchönes Dorf, auf der Morgenſeite ein mächtiger Eichenwald und an der Spitze desſelben, etwa hundert Schritte vom Bache, war eine kleine verfallene Hütte, mit zerbrochenen trüben Fenſtern und unordentlichen, kothigen Umgebungen. Rings ums Haus lag der Miſt von einigen Hühnern, einer Ziege und ihren Jungen, in demſelben einiges Arbeitszeug zum Schnefeln und einige Spähne, welche den ganzen Holzvorrath ausmachten. Unter der kleinen rauchigten Hausthüre mit der ausgetretenen Schwelle ſtand eine alte ſchmutzige Frau mit einer großen, irdenen Kaffeekanne in der Hand, an welcher oben ein Stück ausgeſchlagen war, und ſagte uns: wir hätten Zeit zu kommen, ſie hätte ſonſt allein z'Nacht g'freſſe und wir hätten dann ſehen können, was wir bekommen.

In der Stube ſah es nicht ſchöner aus als um das Haus. In einer Ecke war ein ärmliches Bett ohne Vorhang, in der zweiten ein zerbrechlicher, unſauberer Tiſch, in der dritten ein vielfach geſpaltener Ofen und in der vierten endlich ein grober Trog, daneben ein Rad mit Kuder, auf dem verlöcherten Boden liefen Hühner herum und auf dem Tiſch ſaß eine Katze. Mir wurde unheimelig zu Muthe. Doch als die Alte den Kaffee brachte und den Tiſch unterſtellte, damit er nicht zu ſehr wackele, als ein mächtiger Eiertätſch dazu kam und gutes Brod, da vergaß ich meine Umgebung, denn ich war hungrig und müde. Als wir gegeſſen hatten und ich einnicken wollte, ſchüttelte die Alte einen Laubſack auf dem Ofen zurecht, hieß mich darauf liegen, deckte mich mit Hudeln zu und hieß mich wohl ſchlafen. Das war mein neues Bett. Ich hätte faſt darüber geweint, allein der Eiertätſch war gut geweſen, der Schlaf gar mächtig, er ließ die Betrübniß nicht aufkommen, nahm mich in ſeine Arme und hielt mich umfangen, bis am ſpäten Morgen ein Huhn mich weckte, das auf mir herumſpazierte. Nun wurde ich in meinen neuen Wirkungskreis eingeſetzt. Daß ich keine Kinder zu hüten hatte, nahm mir eine ſchwere Bürde ab dem Herzen, Kindemeitſchi zu ſein, war mir verleidet; ich ſollte für die Ziege köhlen, den Hühnern nachſehen, daß ſie die Eier nicht verlegen, zwiſchendurch Miſt und Holz aufleſen, und herzutragen, was ſie allfällig nicht herbeibringen konnten. Das alles behagte mir ſo übel nicht; ein dunkles Gefühl verſprach mir bei dieſer Lebensweiſe eine Freiheit, welche für jedes Kind etwas unendlich Anziehendes hat. Wie gerne möchte manches geputzte Kind, das beſtändig unter Aufſicht an eine Beſchäftigung geſtellt iſt, tauſchen mit einem barfüßigen, das manchmal nur halb genug zu eſſen hat, aber laufen kann, wohin es will und wie es will? O es war zu ſchön, wenn ich ausziehen konnte in den Wald, um Futter zu ſuchen, mein Bündelchen bald gebunden war, und ich dann Stecken ſuchen und hauen konnte, einen ſchöner als den andern, oder Beeren ſuchen, zuerſt Erdbeeren, dann Heiti-, ſpäter Himbeeren und endlich Brombeeren; wenn ich immer ſchönere fand und reichlicher, daß ich nicht alle eſſen konnte, ſondern Schalen von Rinden machte, ſie heimbrachte, die Alte mich lobte, Ziegenmilch darüber goß und ſogenannten Erdbeeriſturm machte, o das war denn eine Herrlichkeit! Und wie prächtig war es erſt, die Ziege weiden zu können unten am Bach in den Stauden. Dort band ich ſie an und ſaß dann ans Waſſer und ſah den Fiſchlein zu, wie ſie auf und ab fuhren auf dem hellen Grunde, das dunkle Kraut ſuchend, darein ſich zu bergen, wie ſie wieder herausſchoſſen wie Blitze und richtig eine Mücke oder einen Heuſtüffel erhaſchten.

Manchen Heuſtüffel band ich an langen Faden und ließ ihn im Waſſer ſchwimmen. Ein Fiſchlein hätte ich gar zu gerne gehabt, und ein Jubel ohne Ende wars, wenn zuweilen der Heuſtüffel mir abgebiſſen wurde, und alle mußten den Faden ſehen, und hören, wie ich einen großen, großen Fiſch faſt gehabt und das nächſtemal ihn gewiß erwiſchen wolle. Wenn ich dann heim kam vom Bache, ſtrich ich meinen Hühnern nach und den mir gezeigten Neſtern, nahm die Eier aus, und als ich einmal ein unbekanntes Neſt fand in dicker Haſelſtaude und den Alten einen ganzen Kratten voll einliefern konnte, und ich geſtreichelt und gerühmt wurde, und noch einmal ſo viel Eiertätſch erhielt beim Abendeſſen, da war ich ſo ſtolz, wie ein Feldherr nach einer gewonnenen Schlacht. Mich drückte, daß ich meiſt ganze Tage allein ſein mußte. Wenn gut Wetter war, ſo zogen am frühen Morgen Mann und Frau aus, zu hauſiren; ſie mit einer Flaſche Hofmannstropfen oder mit Nastüchern oder mit irgend etwas anderm Plunder; er mit einem Korbe oder Steinkratten oder irgend einer Schnefelarbeit, und kamen meiſt erſt heim, wenn es dunkelte. Da wurde mir der Tag gar lang, und das trockene Brod oder das Eſſen, das man mir für den Mittag anwies, genügte mir auch nicht recht, wenn ich ſchon wußte, daß es am Abend etwas Gutes abſetzen würde, was die Mutter oder der Vater heimbrachten. Es wunderte mich oft, wie viel Geld ſie lösten aus den mitgenommenen Kleinigkeiten, und wie aus dieſen die Leckerbiſſen angeſchafft werden konnten, welche ſie aus fernen Dörfern heimbrachten; denn in dem nahen Dorfe, wo ſie daheim waren und wo die Gemeinde ihnen den Hauszins zahlte, da wurde gar nichts gekauft.

Da gab es Speck, Würſte, Braten, ſelbſt kleine Hammen, weißes Brod, Wein, Schnaps aller Art; es war ein Herrenleben gewöhnlich am Abend bei uns.

Ich klagte den Alten einmal meine Langeweile und bat ſie, ſie möchten doch zu Hauſe bleiben oder mich mitnehmen. Sie lachten mich aus und ſagten, ich ſei ſelbſt Schuld daran, warum ich mit meinem Miſtbännli bloß um das Haus herumfahre und nicht auf die Landſtraße, hinüber ins Dorf, da hätte ich für einen ganzen Tag kurzi Zyti genug, wo Herre und Künge ſechsſpännig führen. Das ſchlug ein bei mir, den ganzen Tag hatte ich keine Ruhe, das kam mir vor als ein Ausflug in die Welt, wichtiger, als manchem eine Reiſe nach Amerika. Ich rüſtete meine Bänne und die beſſern Schuhe, dachte über alles, was mir begegnen würde, was ich ſehen, wie ich mich benehmen könnte, und mochte den Abend und mochte den Morgen nicht erwarten; ich ſah lauter Könige mit Kronen auf den Köpfen und ſchöne Königinnen in ganz güldenen Röcken. Mit klopfendem Herzen trat ich am andern Morgen meinen Ausflug an. Lebe wohl, du dunkler, ſchöner Wald, b'hüti Gott, du lieber klarer Bach, lebt wohl, ihr unſchuldigen Freuden, die ihr botet; euch ergeht es nun auch wie vielen guten Freunden, die man vergißt im Treiben der Welt und ihren Genüſſen! Ich fuhr durchs Thälchen, die Höhe hinauf und war bald auf der mächtigen Heerſtraße, an deren beiden Seiten das ſchöne Dorf lang ſich hinſtreckte.

Mit einem Auge ſah ich nach Miſt mich um, mit dem andern nach den Königen und Königinnen, ihren güldenen Kronen und güldenen Röcken. Miſt fand ich wohl, aber die Könige ſah ich nicht, es wollte keiner kommen; ſtatt deren aber kamen zwei verlumpete Buben, ebenfalls mit Miſtbännen, und frugen mich: wer ich ſei, was ich da mache, wer mir das Recht gegeben habe, hier Miſt aufzuleſen; ich ſolle auf der Stelle nach Hauſe fahren und mich hier nicht mehr blicken laſſen, ſonſt würde ich wüſt abkommen.

Anfangs war ich verblüfft und in der fremden Umgebung ſchüchtern, und Mancher iſt unter ſeinem Dache ein Held, einige hundert Schritte davon würde er vor jedem Haſen davonlaufen; allein ich hatte an ſo vielen Orten mich ſchon prügeln müſſen, daß dieſe Verblüfftheit nicht lange währte. Drei Tage hintereinander prügelten wir uns mit den nöthigen Unterbrechungen, am vierten machten wir ein Bündniß zuſammen: wir drei wollten den Miſt auf der Straße durch das Dorf allein ſammeln, und wenn Jemand anders in unſer erprügeltes Recht eingriffe, ihn ſchlagen, bis ihm die Luſt dazu verginge; und wir behaupteten dieſes Recht, ſo lange ich da war. Später erklärte man mir, wie man dieſes Recht in der Kunſtſprache heiße.

Nun ging erſt ein luſtiges Leben für mich an, und ich wäre unglücklich geweſen, wenn ich einen Tag nicht auf der Landſtraße hätte ſein können. Unſere Arbeit ließen wir uns nicht ſauer werden und waren gar nicht der Meinung, daß wir den ganzen Tag unabläßig dem Miſt nachlaufen müßten. Jeder machte ſeinen beſtimmten Kehr, Einer wartete oben an dem Stutz um zu ſpannen, und manchmal waren wir alle da, trieben Muthwillen und redeten Streiche ab. Ich ſtund beſonders gerne vor dem Wirthshaus, und ſah da den Fremden zu. Freilich ſah ich keine Könige, aber doch ſchöne geputzte Herren und Frauen und ſchöne Kutſchen, und malte mir dabei aus, wie es ſo herrlich ſein müßte, in einer ſolchen zu fahren, und machte mancherlei Pläne, dazu zu kommen; dachte dann auch an meine Hühner und an den Haber, den die Pferde fraßen, und wenn ich eine Hand voll einſtecken konnte in Augenblicken, wo Niemand um die Pferde war, ſo fühlte ich mich überglücklich. Niemand hatte mich über die Pflichten gegen das Eigenthum belehrt, ich hatte bis dahin aber nicht Anlaß, ſie zu übertreten, der Trieb war nicht geweckt worden; er erwachte und wurde genährt.

Die Alten waren ſehr zufrieden mit mir geworden, denn mein Gewerbe brachten ihnen Geld ein. Den Miſt begehrten ſie nicht, ſie ſagten: Miaßli, d'r Miſt bruche m'r nüt, m'r wette Narre ſy öppis z'pflanze, und d'Müh ha, d'Bure cheu für ihs ſchwitze, u ſi vermöge ſauft, ihs z'erhalte, verkauf du neh wie d' chaſt. Die beiden andern Buben hatten den gleichen Befehl von Haus aus, wir verkauften ihn ſo gut wir konnten, und lösten je nachdem wir Käufer hatten. Konnten wir z. B. den Miſt dem alten Pfarrer bringen, ſo waren wir z'weg, er zahlte 1 Batzen für einen Kratten, und wir machten ihm immer apparti für ihn z'weg. Er ſah nicht mehr ganz gut, ſo miſchte man dann Sand, Koth und Staub darunter und hatte im Schwik einen Kratten voll; und in der ganzen Gemeinde ſahen alle vom Statthalter bis zum Säuhirten dem Spiel lachend zu und hatten ihre Freude daran; da gab es gute Loſig an ſolchen Lieferungstagen. Das Spannen trug auch etwas ab, jedoch kam es auf das G'ſell ab; es gab Tage, wo Einer von uns nichts erhielt, ein Anderer viel. Da verſuchten wir eine gemeinſchaftliche Kaſſe, welche aber nicht lange beſtand, da keiner ehrlich ſein und gehörig abliefern wollte. Lange wurde ich betrogen, merkte es endlich, betrog auch; ſobald die andern es merkten, fanden ſie keinen Vortheil mehr bei einer gemeinſchaftlichen Kaſſe, und ſie wurde aufgehoben. Etwas Gemeines beſteht nur durch Gewalt oder durch Ehrlichkeit, die letztere hatten wir nicht, die erſtere nur in unſern auswärtigen Angelegenheiten. Ein dritter Erwerbszweig war das Betteln. Wir liefen keinem Bauernwägeli nach, wir fürchteten die Peitſche; wenn aber eine fremde Herrſchaft durchs Dorf raſſelte und beim Wirthshauſe hielt (denn im Fahren erhielten wir nichts, beſonders wenn es Engländer waren), verſuchten wir ihnen beizukommen, nur mußte es der Wirth nicht ſehen, der gönnte uns nichts, er wollte Alles allein für ſich.

Am liebſten liefen wir Chaiſen nach, in denen ein junger Herr und eine junge Frau oder Tochter ſaßen, die gaben faſt alle Mal, und jeder wollte es z'wänge, um zuerſt zu ſein, und manchmal gaben deßwegen beide. Wo aber alte Weiber ſaßen und Herren mit Perrücken oder Schnäuzen, da gaben wir uns keine Mühe. Eine vierte Quelle hätten wir noch ſehr gerne aufgethan. Einer meiner Kameraden kam aus dem Lande her, wo es mehr Gänſe und Schweine giebt als ordentliche Menſchen, und erzählte uns, dort ſei vor jedem Dorfe ein Thürli, bei welchem viel zu verdienen ſei, viel mehr als beim Spannen. Nun hatten wir lange Berathungen, wie ein ſolches zu errichten wäre. Wir verſuchten den Bauern einzuſchwatzen, ein Thürli machen zu laſſen, wir konnten ihnen aber den Nutzen davon nicht einleuchtend darſtellen. Der Frau Ammännin waren eines Morgens alle ihre Gänſe geſtohlen worden. Da ordneten wir einen von uns ab, der ihr vorzuſtellen hatte, dieſer Diebſtahl wäre nicht geſchehen, wenn ein Thürli geweſen wäre, ein ſolches würden die Diebe ſcheuen. Sie glaubte es, gab dem Abgeordneten ein Stück Brod und die Sache kam vor den Gemeindrath, doch umſonſt; die Mehrzahl meinte: Diebe würden durch ein Thürli noch weniger abgehalten als ehrliche Leute. Endlich beſchloſſen wir eins auf unſere Koſten errichten zu laſſen; wir laſen den Platz aus und beſtellten einen Zimmermann um es aufzurichten. Dieſer glaubte aber, wir wollten ihn für einen Narren halten, und prügelte den, den er erwiſchen konnte, ordentlich durch. So mußten wir unſer Finanzprojekt mit Weinen und Heulen fahren laſſen; deſſen ungeachtet verdienten wir des Tages manchmal nur zwei, aber auch zehn Batzen. Daraus mußten wir uns aber beköſtigen, denn meine Alten gaben mir nichts mit. Ich kaufte gewöhnlich weißes Brod und Käſe, meine Kameraden aber Lebkuchen, Zuckerkandel, Süßholzſaft, Bärendreck und ſolche Dinge bei einer Krämerin, welche von vielen Bettlern, aber auch von vielen Bauernweibern den Zulauf hatte, weil ſie mit ihnen Tauſchhandel führte. Den Bettlern kaufte ſie gegen Schleckereien um einen Spottpreis ab, was ſie erbettelt, den Bauernweibern um ähnliche Waare, was ſie ihren Männern verſtöckt hatten. Die Leute wollten reich werden, und die da reich werden wollen, verfallen in Verſuchungen und Stricke. Zu dem Gekauften verſchafften wir uns aus den Baumgärten der Bauern und den Kirſchbäumen an der Straße überflüßiges Obſt. Wir kannten in jedem Hauſe an der Straße die Hausordnung; wußten, wenn man in jeder aß, ungefähr wie lange, kannten das Geräuſch der Thüre ꝛc.; nach dieſem Allem richteten wir uns, und kamen meiſt ungeſtraft davon. Wenn man uns ſchon von einem andern Haus aus ſah, ſo hatten wir doch nichts zu beſorgen; ſo bald es nicht über die eigene Sache ausging, rührte ſich kein Bauer vom Eſſen, ſondern ſah recht troſtlich zu, wie wir ſeinem Nachbar und deſſen Kirſchen zuſprachen. Mein übriges Geld lieferte ich ordentlich zu Hauſe ab, und ärndtete allemal Lob und Preis; und wenn ich ſchon einmal wenig oder nichts brachte, gab man mir auch gute Worte und den Troſt auf beſſere Tage. Damit lachten mich meine Bundesgenoſſen aus und meinten, ich ſolle einen Mutech machen, wie ſie auch thäten; ſie verführten mich dazu, ich machte einige Batzen auf die Seite. So bald ſie dieſes merkten, mußte ich mit ihnen etwas g'werbe, oder mit andern Worten, ſpielen, entweder ſtöckeln oder Kreuz und Bär machen; einmal brachte einer ſogar ein altes Spiel mit, und wir ſpielten nach ſeiner Anweiſung, Gott weiß was. Richtig verlor ich all mein Geld an ſie, mein Hinterhalten brachte mir nur Verdruß, ich ließ es alſo bleiben. Nur hie und da behielt ich Einiges zu einem Meſſer oder etwas Anderm, um damit zu händelen; denn wenn wir einen andern Buben zwiſchen uns bekommen konnten, ſo ſuchten wir ihn zum Händelen zu bringen, entweder ſollte er uns etwas abkaufen oder verkaufen, und wollte er nicht, ſo wurde er gewöhnlich geprügelt oder wenigſtens ausgeſchimpft.

Als ich nun noch gar den Hühnern Hafer heimbrachte, gieng den Alten ein neues Licht auf, ſie lobten mich gar ſehr, und auch die Hühner liefen mir das nächſtemal entgegen und umgaggerten mich; das dünkte mich gar luſtig, und es mußte nicht zu machen ſein, oder ich brachte ihnen Hafer mit. Allein der Stallknecht war auch nicht blind und nicht alle Tage fraßen Pferde vor dem Wirthshaus oder im Stalle, während Niemand darin war; als ich deßwegen traurig heim kam, ſagten mir die Alten: aber Miaßli, bis doch nicht ſo dumm, d's Korn iſt ja ryf und bald d'r Haber o, wed übers Feld gevſt, ſo ſtreif ume ab, es merkts Niemer, und wed d'Bure aſa dröſche, u wenn ſie z'sImbiß eſſe, ſu ſy g'ſchwind es par Hampſele aus em Tenn g'no. Das ließ ich mir nicht zweimal ſagen, und brachte faſt alle Abende reichliche Beute für meine Hühner nach Hauſe, ſo daß ich einen ziemlichen Vorrath ſammelte für den Winter, und wir auch mehr Eiertätſch zu eſſen hatten, als in keinem Herrenhauſe.

Zehntes Capitel.

Die chriſtlichen Zigeuner.

Ich erlangte die volle Gunſt der Alten, ihr ganzes Zutrauen, ſie hatten ferner kein Hehl mehr vor mir mit dem, was ſie eigentlich trieben. Ihr Handel mit dem Plunder, den Tropfen, Krätten und Körben war nur Nebenſache und Vorwand, um in die Häuſer zu kommen. Dort machten ſie ſich in weiter Runde umher mit allen Verhältniſſen, allen Schwächen, allen Leidenſchaften der Menſchen bekannt, und beuteten dieſe aus. Sie kannten alle eiferſüchtigen Weiber, alle heirathsluſtigen Mädchen, alle Weiber, die, um irgend ein Bedürfniß zu befriedigen, hinter dem Rücken der Männer Geld haben mußten, Mädchen-Liebſchaften, alle in fremde Gehege gehenden Männer, alle nach reichen Frauen lüſternen Knaben, alle geiſtlichen, alle abergläubiſchen Leute, alle Freundſchaften und Feindſchaften, alle Knechte und Mägde, die mit ihren Meiſterleuten unzufrieden waren und andere Plätze ſuchten, alle Kühe und Pferde im Revier; dieſe Kenntniß war ihnen die unerſchöpfliche Fundgrube reichen Erwerbs. Sie trugen Nachrichten und Beſtellungen hin und her, halfen verſtöcken und Sachen einſchwärzen, rühmten und ſchimpften, kurierten, ſagten wahr; nebenbei ließen ſie alles mitlaufen, was ſich ihnen ſchickte, oder merkten ſich Dinge, um bei der Nacht ſie abzuholen, doch dieſes leztere nur mit der größten Behutſamkeit, um ihren Kredit damit nicht auf das Spiel zu ſetzen, denn das Stehlen trug ihnen weit weniger ab, als das Reden. Um dieſes recht anſchaulich zu machen, will ich einige ihrer Jagwerke, wie ſie ſie ſelbſt erzählten, anführen. Wer des Abends zuerſt nach Hauſe kam, beſorgte die häuslichen Geſchäfte, molk die Ziege, machte Feuer an, bereitete den Kaffee, der ohne Cichorie getrunken wurde, machte einen Eiertätſch oder Eierbrod, wenn Sachen dazu da waren, und wartete dann bis das Zweite nach Hauſe kam. Dieſe warteten dem Dritten nicht lange, ſondern ließen ſich wohl ſein, denn gar oft kam Eins gar nicht nach Hauſe; am Zuletztkommenden war aber immer der erſte Bericht. La g'ſeh Alte, warum chunſt hüt ſo ſpät? hieß es eines Abends, als der Mann erſt nach eingebrochener Nacht erſchien. Der preſſirte ſich aber nicht mit Reden, nahm ein Kacheli und ein tüchtig Stück zu eſſen, und erſt dann fieng er alsgemach, von beſtändigem Kauen unterbrochen, zu erzählen an Heute habe ich einen mühſeligen Tag gehabt. Als ich durch den Wald gieng, nachdenkend wo ich einkehren ſollte, traf ich den R.... an, deſſen Lehnsleute dieſes Jahr plötzlich fortgezogen, weil der Lehensmann nicht alles mit ihm g'meinen wollte; der fragte mich, ob ich ihm für einen halben Gulden etwas verrichten wolle? Ich that nöthlich, ſprach von vielen Beſtellungen, da gab er mir zehn Batzen, wenn ich nach R. gehen und ſeines Alt-Lehnsmanns Frau ſagen wolle, er komme nächſten Markt nach S., und ſie wollten ſich am Morgen um zehn in S. Stübli finden, da hätte man ſich gar nicht zu ſcheuchen, und könnte apart ſein. Unterwegs geſellte ſich eine Zeit lang der von Geiz und Dummheit halb verrückte Wagner G. mir bei, der ſeine Kinder vor Hunger faſt verrebeln läßt, und erzählte mir ein Langes und Breites von einem Feinde, den er habe, der ihn plage auf alle Weiſe; tödten wolle er ihn nun nicht ſelbſt, aber wenn er machen könnte, daß er ſonſt abweg käme, ſo ſollte ihn etwas Schönes nicht reuen. Ich ließ mich ein mit ihm und verſprach endlich Ruſtig zu erhalten von den Kapuzinern in Solothurn, aber er müſſe mir vier Franken mitgeben, weil ich nicht Geld bei mir habe. Er gab mir ſie recht gerne, lieber als einem, der ihm ſein krankes Kind geſund gemacht hätte. Ich brachte zuerſt dem Weibe meine Botſchaft, konnte alles gut verrichten, da es allein zu Hauſe kochte. Es wurde ganz roth, weil es nicht recht traute, als es aber ſah, daß es Ernſt war, verſprach es zu kommen, hieß mich aber ſchnell fortgehen und ſteckte mir ein halbes Brod zu, das gut für die Geiß iſt, denn wir eſſen es doch nicht, es iſt alt und ſchwarz. Von da ging ich zu den Kapuzinern und trug ihnen mein Anliegen vor. Sie hatten große Freude daran und ſagten: Gellit ihr Ketzere, ihr ſaid äußter froh über eus, warum göt ihr nit zu eue Pfarrherre? aber gellit, die cheu äußter nüt als Wyber näh, es gait aber nit lang meh, ſo ſaid d'r wieder alle katholiſch. Darauf gaben ſie mir zwei kleine Fläſchchen, deren Inhalt ſolle man auf zwei Reiſigbündeln verbrennen, da werde ein Geſtank entſtehen als ob ihn der Teufel ſelbſt hinterlaſſen hätte, und der Gehaßte werde ſeinen Tod in der Luft einnehmen, krank werden und ſterben. Mit allem Reſpekt nahm ich die zwei Fläſchchen, zahlte zwei Franken dafür und bat obendrein um ein eingenähtes Bündelchen; ſie behielten ſich noch eine ſchöne Ankenballe vor, ſonſt könne der Wagner ſich ſelbſt in Acht nehmen. Ich kenne die Schälke wohl, ſtinken wird ihre Sache gewiß wie Teufelsdreck, die zwei Franken werden ſie verthun und uns auslachen; aber ich kann ſo gut lachen als ſie, ich habe ob dem Handel auch zwei Franken gewonnen. Nun findeſt du in meinem Säcklein weiſſes Brod, ein Stück Käſe und noch eine Flaſche Bätziwaſſer, welches mir der Wagner als Lohn gegeben, da ich behauptete, der Dreck habe vier Franken gekoſtet, und hier, Alte, haſt du den Reſten Geld, der iſt für morgen gut, aber jetzt erzähle auch.

Du alts Kalb, wirſt du de nie witzig? ſchnurrte ihn die Alte an, daß ihm ein großes Stück in den lezen Hals kam. Was ha n'ih de g'zählt, daß du aber z'brülle heſch? Daß de ne Löhl biſch, de Kapuzinere ga 2 Franken z'gäh, hättiſch em Wagner ja öppis vo dir us bringe könne, er hät viel g'wüßt, woher es käm Ja das iſt mir nit z'Sinn cho, ſagte der Alte in den Haaren kratzend. Heſch de nit g'wüßt wie's d'r Schache-Hans d'm Büzi-Bur macht? Ne. Du weißt, wie er ein Abergläubiſcher iſt, immer glaubt, es ſei ihm alles verhext, und für ſelligs Narrewerk jährlich vielleicht 1000 Pfd. braucht. Der hat zwei Doktoren an der Hand, die mit ihm umzuſpringen wiſſen. Der eine hatte ihm im vergangenen Winter, als es am kälteſten war, und ſein ganzes Haus verhexet ſein ſollte, angegeben: Er müſſe um Mitternacht ſplitternakt auf ſeine Hausfirſt herauf und dort einen Schuß in die Luft los laſſen, dann höre das Hexenwerk auf. Er rühmt ja noch allenthalben wie das ihm geholfen, aber verflümeret kalt ſei es geweſen, vergißt er ſelten hinzuzuſetzen. Der andere gab ihm Zeug für ſein Fülli; nach 14 Tagen kam er wieder und rühmte, daß dem Fülli ganz geholfen ſei, aber nun habe es ſeine Frau auch akurat ſo, er ſolle ihm doch vom gleichen Zeug noch einmal geben.

Aber beide Doktoren können ihm manchmal nicht helfen, dann müſſen die Kapuziner ans Bret. Er geht nicht ſelbſt zu ihnen, ſondern zum Schachen-Hans, der giebt ihm, was er will, und lügt ihm, es komme von den Kapuzinern, er ſei expreß ſeinetwegen bei ihnen geweſen. Das glaubt der Löhl und brachte letzthin dem Hans ein ſchön Stück Halblein für die Kapuziner. Aber Hans iſt nicht ein Narr wie du, es hat ihm eine ſchöne Kutte gegeben, er hat ſie vor 14 Tagen, wo er hat Götti ſein müſſen, angehabt, und ſie iſt ihm wohl angeſtanden. Wenn ich ein Löhl geweſen wäre wie du, ich hätte auch nicht vier ſchöne neue Fünfbätzler im Sack.

Sie ſei mit ihren Hofmannstropfen zu der alten Weibli A. gekommen, erzählte die Alte, die hätte ihn ins Stübli gerufen und geklagt: ihr Mann gehe immer andern Weibern nach, ſie ſei ihm nicht mehr gut genug, ſie habe das ſchon lange gemerkt, und allemal, wenn er nach Hauſe gekommen, ihn tüchtig ausgeſchimpft; aber er habe ſich nicht gebeſſert, im Gegentheil, er ſei nur mehr fortgegangen und ſpäter heimgekommen. Doch das ſei noch alles nichts geweſen, aber jetzt ſei eine Frau in ihre Nähe gezogen, von der man wohl wiſſe, wie anläßig ſie ſei, und daß ſie Etwas in ihrem Schnupf habe, womit ſie es allen Menſchen anthun könne; mit dieſer Frau habe nun ihr Mann geſtern auch geredet und gar freundlich, wie ſie es wohl abgegugget, und da brach ihr nun faſt das Herz über dieſe Miſtmore und ihren Mann. Ich tröſtete ſie nun gründlich, indem ich ihr ein Mittel verſprach, welche alle Mannen, welchen man es eingebe, ihren Weibern auf immer treu mache. Man müſſe nämlich Nachtmahlbrod nehmen, das eingeſegnet worden ſei in der Kirche, und wenn man machen könne, daß ein Mann von dieſem Brod im Kaffee eſſe, ſo könne er mit keiner Andern mehr was zu thun haben. Des Pfarrers Köchin von S. ſei meine beſte Freundin, und um ein gut Trinkgeld gebe ſie mir gewiß einige Stängelchen, von dieſen ſolle ſie unter einem ſchicklichen Vorwand dem Manne einbrocken, und all ihrem Elend werde abgeholfen ſein. Sie war ganz glücklich über mein Mittel, gab mir einen Schnaps und vier neue Fünfbätzler für mich und die Köchin, welche aber nichts davon erhalten wird; ich bin kein ſo dummer Hung, wie du; das Brod, welches du gebracht haſt, thut den Dienſt auch. Als ich fortging, wartete mir hinter dem Hauſe die Sohnsfrau, klagte, wie man ſo wüſt gegen ſie ſei. Obſchon kaum dreiwöchige Kindbetterin, gebe man ihr nichts Appartiges, ſeit acht Tagen habe ſie keinen Wein geſehen. Sie gab mir einen Kloben Reiſten und ein ſeidenes Halstuch, dafür ſolle ich ihr eine Maas rothen Wein bringen, den Ueberſchuß für mich behalten.

Den ganzen Morgen ſchaffete ich nichts mehr, als ich aber gegen L. kam, war Stockbure Trini im Bohneplätz und winkte mir. Wir ſtunden in die Bohnen hinein und da fing es an zu weinen und ſagte, ſie glaube ſchwanger zu ſein, es ſei ihr ſo und ſo, ob ich es nicht auch glaube? Da ich es beſtätigen mußte, ſo klagte ſie, der Vater ſei 's Müllers Sohn zu B., er hätte ihr alles Gute verſprochen, und bei allem Hohen betheuert, er laſſe ſie nicht ſtecken. Nun ſei er aber ſchon zwei Monate nicht mehr gekommen, ſie habe Nachricht, er gehe zu einer Andern. Den Eltern dürfe ſie es nicht ſagen, die hätten ihr den Burſchen immer gewehrt und vorausgeſagt, er mache es ihr ſo. Ich ſolle doch zu ihm hingehen, bat ſie, und ihn dort und dort hin beſtellen, wenn er nicht zu ihr kommen wolle; aber reden müſſe ſie allweg mit ihm, es drücke ihr ſonſt das Herz ab. Obgleich Trini mir nichts geben konnte, ſondern nur gute Belohnung verſprach, ſo gieng ich doch hin, es erbarmte mich. Auf dem Wege kam ich bei der reichen Bäuerin auf dem Hoger vorbei, die ſo läſterlich trinkt. Dieſe gab mir eine große Flaſche, welche ich ihr ſolle füllen laſſen und dann zu der Eiche ſtellen im Haſelhag; denn wenn ich zurückkomme, werde ihr Mann wieder daheim ſein, und wenn er mich antreffe oder etwas merke, ſo prügle er entweder ſie oder mich, welche ihm zuerſt in die Hände komme. Für meine Mühe gab ſie mir ſechs Kreuzer, einen Schluck aus der Flaſche nahm ich ungeheißen. Den Müllers-Sohn fand ich im Mühliſtübli allein. Anfangs wollte er mit mir aufbegehren und mich fortjagen, allein ich erſchrecke nicht vor jedem Müller. Ich ſagte ihm, ich wolle es ſeinem Alten ſagen; da wurde er zahm. Dann rühmte ich Trini und ſprach von Erbſchaften, die es machen würde, und wie es die töllſti Müllere würde, früh und ſpät ſei und Schweine mäſten könne, trotz einer Luzerner Säumutter. Er hörte mir immer andächtiger zu, und ich merkte wohl, daß ihm Trini noch lieb ſei, und wenn er nicht ſchon eine andere Kochete über habe, er Trini nehmen würde. Ich wußte wohl, wohin er ſeither gegangen war. Dieſes Mädchen fing ich an auszuführen und wußte noch von Manchem zu erzählen, der zu ihr gehe, und wie ſie an der letzten Muſterung mit einem Offizier auf dem Läubli angetroffen worden ſei. Das wirkte. Er verſprach wieder zu Trini zu gehen, gleich dieſe Nacht, und gab mir dieſes Säckli Mehl mit, und im andern Säckli habe ich eine halbe Rothen und hier noch eine Magenwurſt, und wenn du nicht ſo müd wäreſt, ſo wüßte ich noch im Wald ein ſchönes Stück Holz, aber du kannſt das die andere Nacht holen, ſie werden es morgen nicht fortführen.

Bei der Halbi Rothen erzählte ich noch meine Geſchichte. Dann ſchliefen wir alle drei herrlich im ſchlechten Bett und auf dem Laubſack unter den Hudeln.

Ein andermal erzählte die Alte, ſie ſei nicht weit geweſen, da ſei ihr der Strubpeter begegnet uf ſim Bigger, wie ne Schnyder, hätte angehalten und ihr geſagt: Du weißt, Babeli, daß die Leute mich in's Geſchrei bringen mit dere obem Kreuzweg, daß meine Frau ſchrecklich ſchalus iſt und ich deſſetwegen es großes Lyde ha. Gehe nun zu ihr und ſage ihr, wie ſie im Geſchrei ſei mit irgend einem Nachbar, mit welchem du willſt, und wie alle Leute davon ſagen; da wird ſie dann grüßlich mache, denn die thut wüſt, wenn ſie abkömmt; und ich will es einrichten, daß ich dazu komme, will ſie fragen, was ſie habe, und wenn ſie es mir ſagt, ſo will ich antworten: Siehſt du jetzt, was die Leute können; wenn ich jetzt auch alles glauben wollte, was glaubſt du, wie führte ich mit dir aus? Aber nein Fraueli, ich weiß was die Leute können, aber glaube du es auch, und quäle mich nicht mehr ſo. So will ich reden; gehe jetzt zu ihr, du mußt ein gutes Trinkgeld haben. Ich ging zu der Frau, ſie ſchnauzte mich anfangs an. Sie und das ganze Haus ſahen ſo ſtraub aus, daß ich jetzt wohl weiß, warum man ihnen Strubpeters ſagt. Aber ich fing an ihre Mayen zu rühmen, ihre Kinder und ihre magere Katze, bis ſie mir immer mehr zuhörte; dann fieng ich an ſo nach und nach über die Welt zu ſeufzen, wie ſie immer ſchlechter werde, und es allbez nit ſo gange, wie keinem Menſchen mehr zu trauen ſei, auch dem beſten Freund nicht, die Leute ließen Niemand mehr rühyg. Wenn ich auf dieſer Saite ſpiele, ſo ſind von hundert Weibern nicht zwei, welche nicht darnach tanzen. Sie tanzte auch, und nach mancher andern Geſchichte, die ich nicht erzählen will, ſagte ich: wenn ich dir aber erſt ſagen wollte, was die Leute über dich ſagen, da erſt wüßteſt du, wie ſchlecht ſie ſind, aber das ſage ich dir nicht. Natürlich wollte ſie es wiſſen, ſie mußte mir zuerſt verſprechen, nicht böhn zu werden, und es Niemanden zu ſagen, dann richtete ich meinen Auftrag aus. Nun hättet ihr ſehen ſollen, wie das Weib zu heulen und zu wüthen anfieng: ihr Lebtag, ſeit ſie verheurathet ſei, habe ſie mit keinem zu thun gehabt, als mit ihrem Manne, und jetzt gehe es ihr ſo! Als ſie am Beſten daran war, kam ihr Mann, wie abgeredet, und das Ende vom Lied war lauter Eintracht und das Verſprechen der Frau, nun keinem Menſchen mehr zu glauben, was man über ihren Mann ſage, und der Mann mußte das Gleiche verſprechen — er that es nicht ungern. — Von da kam ich in ein Haus, wo eine ſchöne Tochter iſt, die gerne einen reichen Mann hätte, und an allen Märiten im höchſten Staat aufzieht, mit guldige Guſe (Stecknadeln), ſilbrige Hafte faſt wie eine Hand ſo groß, Ringen an den halbgewaſchenen Fingern und Kruſelhaar an der Stirn, das ſie eine halbe Nacht drehen muß, damit es kruslet werde, und zweien Naſelümpe, einen für die Hand und einen für die Naſe, und einer gelben ſeidenen Scheube, die rauſchet und glitzeret, daß man ſie eine halbe Stunde weit merkt, und ſeidene Halstüchli und ſiebe Mänteli übereinander ufg'hogeret bis an das Kinn und kurzum Narrenwerch d's ringſetum und obe und unte.

Am letzten B. Märit ſtund alles ſtill, wenn ſie vorbei gnepfte und rauſchte. Am Mittag war ich unter der Thüre, und ſah ſie eſſen, da that ſie ſo zimperlich, ſie büſchelte das Maul, daß es war wie ein Spatzenſchnabel, und redete ſo leisli, daß man nicht recht wußte, war es deutſch oder welſch; nachher beim Tanzen ſchüttelte ſie den Kopf wie ein Kutſchenroß im Winter, wenn es Schellen an hat, und that ganz herrſchelig. Ihr hättet hören ſollen, wie die Buben ſie ausgelacht und verſpottet, und einer ſagte: e ſettige Narr paßt gerade auf einen Baurenhof, wie ein Gugger auf ein Neſt voll Eier zum Brüten. So viel ich weiß iſt keiner mit ihr heimgegangen, einer oder zwei wollten mit ihr, aber keiner war ihr gut genug. Sie ließ den Alten allein heimfahren und wartete lange, lange auf Reichere oder Vornehmere, aber umſonſt. Um Mitternacht mußte ſie endlich blos mit der Jungfer und einer langen Naſe heim. Nun ſagte ich ihr nicht was ich gehört und geſehen, ſondern gerade das Gegentheil: wie alle Leute auf ſie geſehen und geſagt hätten, das ſei die Schönſte auf dem ganzen Märit und geb die töllſte Bäuerin; und wie die Herre geſagt, ſie ſei viel zu ſchön für einen Bauern, und wie alles gefraget, wie ſie heiße und wo ſie wohne, ob ſeither noch Niemand gekommen ſei, nicht etwa der und der? z'Bure Sohn im Katzelöchli habe beſonders nach ihr gefraget und auf ſie g'lugt. Sie hörte das ſo andächtig, und wenn ich ſchon dreimal das Gleiche ſagte, ſie hörte es allemal lieber, aber ich habe mich nicht länger wollen ſäumen und preſſirte fort. Da gab ſie mir den Auftrag, doch zu dem im Katzenlöchli zu gehen und ihm zu ſagen, ſo von ungefähr, wenn er mich etwa nach ihr frage, ſie werde den nächſten Sonntag in dem und dem Bade ſein, wo man tanze. Geld gab ſie mir nicht, ſie hat nie viel, weil ſie zu viel braucht, aber ein Rübſtücki hat ſie mir ins Säckli gethan. Ich will es auch ausrichten, er geht ſicher hin, um ſie ſo recht für ne Narr z' ha.

Auf dem Heimweg kehrte ich noch bei der geiſtlichen Frau ein, unten am Stein, wo in alli Verſammlige lauft und in allen Kinderlehren ſeufzet und pläret; ſie hatte auch wieder pläret; aber nicht wegen geiſtlichen Sachen. Ihr Hans ſollte Eyſin heurathen, dem ihr Mann Vogt iſt, das 5000 Pfund verfallenes Gut hat, und noch mehr erben kann, wenn einiſt ſeine Mutter todt iſt. Hans ging eine Zeit lang zu Eyſi, jetzt geht er zu Bändelſtüdis Tochter, ein braves Meitſchi, halt o nit rych, aber doch auch nicht ganz blutt; und Eyſin hat auch einen Andern, der ihr beſſer gefällt, als Hans, der nicht e Lüſtige iſt und nicht gut tanzen kann. Das macht nun der Mutter grauſamen Verdruß. Mit dem Geld hätten ſie die Schulden zahlen können, welche ſie noch auf dem Hof haben, dann hätten ſie es können gut haben und deſto beſſer den Verſammlige nachlaufen. Sie ſchimpfte gar jämmerlich über Bändelſtüdis Tochter und fragte mich: ob ich nicht auch viel Schlechtigs über ſie gehört? Als ich es verneinte, ſagte ſie mir, ſie aber habe das und das gehört, gar gräßliche Dinge, welche ſie beſtimmt ſelbſt erſinnet. Aber ſie möge ſagen was ſie wolle, fuhr ſie fort, der Sohn glaube ihr nicht, ſie habe ſchon manchmal darüber vor Gott geſeufzt und geklagt. Ich ſolle daher jetzt zu Hanſen gehen, er verleg den

Miſt, und ihm Alles ſagen, und ihm ſagen, es rede das, was man ihm geſagt habe, all Lüt, Kilchelüt und d'Märitlüt; und von da ſolle ich zu Gyſin gehen und dieſer ſagen, wie ihr neuer Liebhaber einer ſei, wie er ſpiele und ſaufe und Schulden habe, und die Leut auf ihr Geld vertröſte und ſich rühme, er chön mit Gyſin mache, was er wolle. Sie könne mir jetzt nichts geben, der Mann habe den Schlüſſel zum Gelde, er ſei der wüſtiſch Hund gegen ſie, wo nur ſein könne, er habe ihr geſagt, es ſei geiſtlicher Zinſe zu geben, als den verloſſene Lumpenhunde alles azbäiche; aber ſie wollte zu Gott beten, daß er mir ein ſo gutes Werk vergelten möge. Aber auf dieſen Lohn hin gieng ich nicht zu Hans und nicht zu Gyſin. Wenn unſer ein auch nicht geiſtlich iſt, ſo iſt er doch auch kein Heid nicht, und hat auch einen Glauben. Hätte nicht der erbetene Lohn darin beſtehen können, daß ich auf dieſem Gang die Beine gebrochen? und dieſe brauche ich zu viel. Die Menſchen kann ich für Narren haben um ihr Geld, aber mit Dem da oben probiere ich es nicht gerne.

Der Mann hatte anderes zu berichten. Lange war ich nicht, ſagte er, bei den vornehmen Leuten da äne, wo der Himmel iſt für alle Bettler. Das ſind Leute, die ſind nicht Vogel nicht Fiſch, nicht Herre nicht Bure, nicht ganz dumm, aber nicht halb geſcheut, nicht glücklich, nicht unglücklich, halb geiſtlich, halb weltlich, ſo hochmüthig im Herzen und ſo demüthig in der Stimme. Ich war lange nicht dort, das letztmal ward ich böſe. Da war der alte Adam auch dort, der Speisläufer mit der rothen Naſe, der unter ſeinem geiſtlichen Mantel alles macht, was er kann, und weit und breit den reichen Weibern nachläuft, um mit ihnen zu ſeufzen und für ſich zu freſſen; dem erwieſen ſie alle Ehre und ſprachen mit ihm von dem Verderben der Welt und dem Ende desſelben u. ſ. w. Es machte mir Langeweile, ich fieng an von Heirathen zu reden, da putzte mir der Sohn ab, man müſſe nicht immer ſo an weltliche Dinge denken; und doch iſt er der Erſte, der nach allen reichen Töchtern frägt im Oberland und im Aargau, und frägt, wie manches Kind ſei und wie viel die Eltern vermögen, und ob man nicht wüßte, ob ſie noch mehr Kinder bekämen oder nicht? Er ſinnet Tage lang, wie er zu einer Reichen kommen könne, und vergißt dabei alle Geiſtlichkeit. Das machte mich böſe, und ich packte bald auf. Die Frau kam mir noch nach und ſagte, ich ſolle doch recht nit zürne und bald wieder kommen; aber ich habe es ihnen gereiſet, ſie haben mir zweimal müſſen ſagen laſſen, warum ich nicht komme? Sie ſterben faſt vor Langeweile, vor lauter Müßiggang, und Bücher machen ihnen auch langi Zyt; da buchſtabiere ſie halbe Tage in alte Zytige und denke all Augeblick: ob d'Mutter ihnen nicht bald Etwas zu eſſen bringe, oder ob nicht bald ein Bettler kommen welle, mit dem ſie reden können? Sie führen eine Lebtig, daß ich um all ihr Gut nicht mit ihnen tauſchen möchte. Sie bilden ſich ein, auf der ganzen Welt habe es Niemand wie ſie, und doch iſt es ihnen unter den Menſchen nie wohl, ſie leben immer in tauſend Aengſten, ſich zu verfehlen, und wenn ein Bettler in den nächſten acht Tagen nicht wieder kömmt, ſo kratzen ſie ſich faſt die Ohren ab, um zu ergründen, wie ſie ſich etwa gegen ihn verfehlt haben könnten.

Heute nun gieng ich wieder hin, kehrte unterwegs aber noch ein im Wirthshaus an der neuen Straße. Es hatte mir Einer ein ſchön Trinkgeld verſprochen, wenn ich machen könne, daß er dort Stallknecht werde. Der Wirth hat zwar einen guten und iſt mit ihm zufrieden, aber es iſt nichts leichteres als einen Meiſter und einen Knecht von einander zu bringen. Man braucht nur den Knecht recht zu rühmen und zu ſagen: Hans oder Benz, es iſch ke ſettige wie du, du verdienteſt e größere Lohn, e beſſere Platz; aber es dücht mih, dy Meiſter wüß nit was er a dr heig; ſo wird er prüßiſch und uſbegehriſch. Wenn man dann dem Meiſter ſagt: es dücht mih, dy Knecht ſyg nümme, was er g'ſi iſt; aber ſo geits, we eine z'lang ame Ort iſch, es wird ne numme z'wohl, und ſi wei alles Meiſter ſy; e wenig angers Brodt eſſe, ſchadti dem o nüt, ſo iſt die Sache richtig. Der Meiſter wird nichts ſagen, als: es ſy all e ſo, ſiſch kene beſſer als d'r anger; aber eine Floh hinter dem Ohr hat er doch, und wenn der Knecht prüßiſch wird, ſo wird der Meiſter puft; und es geht nicht lang, ſo kommt der Meiſter und fragt, ob ich ihm keinen Andern wiſſe, der ſei ihm erleidet, und dann auch der Knecht, ich ſolle ihm Platz ſuchen, der Meiſter müß erfahre, was für Einen er gehabt habe; dann erhalte ich von drei Seiten mein gut Trinkgeld. So machte ich dort Vorarbeit bei Wirth und Knecht; an beiden Orten hat es eingeſchlagen und mein Löhnli wird mir nicht fehlen. Unſerem Bach nach gieng ich weiter hinauf bei Plauderfridis

Haus vorbei, und kam endlich an, wo ich wollte. Dort hatte man eben z'Morge geſſe, eben als es bald Mittag läutete, und that gar freundlich. Man gab mir nicht bloß Kaffee, ſondern ein anderes braunes ſchmutziges Waſſer, das aber ſüß war und mir gar wohl machte; ſie ſagten ihm Gaggeladig.

Nachher führte mich der Sohn in den Stock und klagte mir, er ſei krank und habe grauſame G'ſüchti. Es ſei ſein Pläſier geweſen, in der Erndte dem Garbenwagen nachzugehen, und ſich allemal, wenn er ſtille gehalten, in deſſen Schatten zu ſetzen, das habe ihm gar wohl gefallen; allein ob dem habe er ſich in dem kühlen Schatten des Wagens wahrſcheinlich erkältet und jetzt gar grauſam Rückenweh. Ich verſprach ihm Heilung, gab ihm eins der von den Kapuzinern erhaltenen Bündelchen; dieſes ſolle er unter Ausrufung der drei höchſten Namen ihrem ſchönſten Braunen unter den Stiel binden, dort es drei Nächte laſſen, und alle drei Nächte, ehe er ins Bett gehe, dreimal das Unſer Vater beten, und nach jedem Vater unſer ein Glas warmen rothen Wein trinken, dann werde es ſicher ſchon beſſern. Nachdem ich ſo ſeinen Leib getröſtet, klagte er mir ſein Seelenleiden. Er hätte faſt gar geheirathet, eine einzige Tochter, und in den nächſten Sonntagen hätte er wollen verkünden laſſen; da hätte er vernommen, ſie hätte noch einen Bruder erhalten, und ſei jetzt nicht mehr halb ſo reich; ſo wäre er faſt unglücklich geworden, wenn er einige Sonntage früher ſich hätte verkünden laſſen, nun ſei es glücklicherweiſe noch Zeit geweſen, ſich von der Tochter, die nun nicht mehr b'ſunderbar reich geweſen, wegzumachen. Sein guter Feeund habe ihm letzthin die reichſten und ſchönſten Mädchen in der ganzen Gegend nach W. ins Wirthshaus entboten; ſie ſeien alle gekommen, acht an Zahl. Es ſeien ſchöne Meitſchi geweſen, aber reich genug ſeien ſie ihm doch nicht; keins hätte verfallene Mittel, von keinem wiſſe man beſtimmt, wie viel es bekomme; bei den einen wären mehrere Geſchwiſter, bei den andern trinke der Vater, und der Vater einer andern ſei Wittwer und man könne nicht wiſſen, was den noch ankomme? Er habe ihnen gar ſchön aufwarten laſſen, und ſie hätten ſich gar luſtig gemacht; er ſei geng z'ringſetum hinter ihre Seßle durchgegangen, und habe einer jeden ein Kompliment gemacht, und ihre Sache gerühmt, und nach den Eltern gefraget; wo es dunkelt habe, ſeien ſie fortgegangen; er habe drei Thaler zahlen können, und das habe ihn auch gereut, da er doch keine möge von denen.

Jetzt ſei letzthin eine Frau gekommen, und habe ihm eine angegeben, da weit inne, es ſolle eine gar hübſche und reiche ſein. Es ſei ihm aber erleidet, im ganze Land ume z'fahre, er ſei ſchon im Oberland und im Aargau geweſen, im Seeland und am Berg äne, und das koſte Geld, und in ein Wirthshaus hätte er ſie nicht mögen kommen laſſen, es gebe gleich viel Gered unter den Leuten und noch dazu eine Uerti, die er wieder bezahlen müßte; da hatte er ſie heißen zu ihnen hinauf kommen, vielleicht komme ſie gerade dieſen Nachmittag. Es machte mich böſe, daß hier ein Weib mir ins Handwerk pfuſchen wollte, und ich redete dem Meitſchi z'böſt, wie ich nur konnte, auch noch während dem Eſſen. Und gerade als wir fertig waren, ſiehe da kam das Mädchen, geputzt wie ein Pfau und Backe, ſo roth und glatt gerieben, wie ein Karfunkelſtein, und hatte einen Zuckerſtock im Säckli und zwei Pfund Kaffee zum Kram, die es gleich auspackte, als man es hieß hereinkommen. Man war verblüfft, und Niemand redete viel mit ihm, auch führte man es nicht einmal in den Stock, wohin ſonſt jeder kommt, auf dem man etwas hält; man zeigte ihm nur die Kühe und die Chaiſe, und es merkte gleich, daß es nicht werth gekommen ſei, und hat faſt pläret. Am Ende dauerte es mich doch, aber ich laſſe mir mein Handwerk nicht verpfuſchen. Ich glaube, Dere ſei das Nachlaufe für einiſt verleidet, und ſie werde die erſten Tage nicht mehr auf G'ſchaui ga; aber ganz geheilet iſt ſie doch nicht, ſie müßte kein Meitſchi ſein. Es ſteckt einem wie dem andern das Heirathen im Kopf und alle gehen auf einen Mann aus; die einen ſtellen es etwas feiner an, als die andern, und könnens beſſer verbergen; aber das ſind nicht allemal die Reichſten und die Vornehmſten, gerade die thun manchmal am nöthlichſten, daß man ſich faſt für ſie ſchämen möchte, und gehen einem Jeden, wohin er ſie beſtellt, wenn ſie ihn ſchon nicht begehren und einen andern im Aug haben. Aber es giebt alleweile vergebe z'eſſe und z'trinke, und vielleicht einen andern guten Schick. Ja, das iſt mir es Volk!

Nachdem die G'ſchauere fort war, ganz kaput, erhielt ich meine Aufträge. Dem Sohn ſollt ich eine recht Reiche ſuchen, wo die Eltern keine Kinder mehr bekämen, und von der ich glaube, ſie bekomme auch nicht mehr als eins oder höchſtens zwei; den Alten ſollte ich mich nach einigen Kühen umſehen und einige Fläſchchen Schmöckwaſſer bringen. Voll gegeſſen, ein Trinkgeld im Sack, und mit Ermahnungen, nicht mehr ſo lange zu warten, kam ich endlich fort. Auf dem Heimwege gab mir noch der dicke Wittlig im Guggeröneſt den Auftrag, ſeiner Magd einen Mann zu ſuchen, ſie vermöge 200 Kronen, aber es preſſire.

Nun lieſen aber auch viele Tage ab, wo es nicht ſo wohl ausgab, wo man nichts verdiente als das Eſſen, einige Stücke Brod und ſeine Kundſchaft ſich erhielt. Wußte man, daß die Leute, in deren Haus man war, das Nachbarhaus haßten, ſo wußte man, daß eine Tochter darin ſchwanger ſei und die Söhne da und dort nicht mehr eingelaſſen werden. Den Leuten aber ſagte man, wie allenthalben ihre Töchtern gerühmt werden, und wie man auf dieſem und jenem Hofe immer nach ihren Söhnen früge, und wo ſie hingingen.

Zuweilen kamen Leute zu uns, die unſerer Küche auch wohlthaten, nämlich Leute, um ſich wahrſagen zu laſſen. Die Alte kannte alle Verhältniſſe, ſo wußte ſie gleich was man eigentlich wiſſen wollte: daß die Frau vernehmen möchte, ob ihr Mann noch lange leben werde, oder ob ſie bald zu einem andern kommen könne, wußte, auf wen ſie ihr Auge ſchon geworfen, wußte die Liebesangelegenheiten der jungen Mädchen, die neugierig waren zu vernehmen, was ſie zuerſt kriegen würden: ein Kind oder einen Mann? Da ward ihr das Wahrſagen leicht; ſie hatte dabei großen Ruhm und guten Verdienſt, doch klagte ſie, es nehme bedeutend ab, ſoll jedoch wieder ſehr gebeſſert haben.

Dann kamen, wenn ſie ſich einen luſtigen Abend machen wollten, Leute, welche gewöhnlich nicht in Wirthshäuſern übernachten, ſondern bei den Bauern im Stall. Es waren Herumſtreicher, welche die Polizei fürchten mußten; ſie brachten allerhand gute Sachen mit, und dann ließ man es ſich recht wohl ſein. Auch ſie erzählten ihre Streiche, ſchimpften aber vor allem auf die Polizei, vor welcher kein ehrlicher Menſch ſicher ſei. Die Landjäger, ſagten ſie, hätten den Teufel im Leibe, man ſollte immer ein Vater Unſer beten, wenn man einen von weitem ſehe, es ſei ihnen nur um den Lohn zu thun, wenn man ihnen etwas ſtecken wollte, ſo wäre man ſchon ſicherer. Aber da wollte man wohl Narren ſein! Es ſeien die meiſten Landvögte gar gute Leute, wenn man recht nöthlich thun könne, ſo ließen ſie einen nicht nur wieder gehen, ſondern ſie ſchenkten einem noch das Nachtquartier und die Suppe, und der Landjäger erhalte wohl noch gar einen Schnauz, beſonders wenn er den Herrn an ſeinem Schläfchen oder in ſeinem Spielchen geſtört.

Alle Winter einmal oder zweimal, wenn das Laufen ohnehin nicht luſtig war, lag das Eine oder das Andere im Bett und ſtellte ſich krank. Das Geſunde ging dann hinüber ins Dorf, jammerte über ihr Elend, über ihr Leid, die Gemeinde plagen zu müſſen, ſtreute unter dem Jammer allerlei intereſſante Nachrichten aus, um die Herzen zu gewinnen; und ſchlug ſo auf alle Fälle den Hauszins heraus, manchmal ſogar eine Extraſteuer. Im erſten Winter ging ich nie in die Schule, im zweiten wurde der Alte daran gemahnt; er jammerte über ſeine Armuth, ſein Unvermögen, mich zu kleiden, er habe mich d'r Gottswille, weil ich ſeiner Frau weitläufig verwandt ſei ꝛc. Man glaubte es ihm und entließ ihn mit einer Mahnung, die nicht viel zu bedeuten hatte.

Eilftes Capitel.

Meine Herrlichkeit hat ein Ende, und eine Gemeinde hat einen Einfall.

So wäre ich noch lange geblieben, wenn nicht zufällig mein früherer Meiſter durchs Dorf gefahren wäre, mich erkannt und zur Rede geſtellt hätte, was ich da mache? In meiner Straßenmajeſtät gab ich ihm trotzigen Beſcheid: ich ſei jetzt nicht mehr ſein Kindemeitſchi, mich prügle Niemand mehr alle Tage, das Uebrige gehe ihn nichts an.

Der Mann hielt im Wirthshauſe ſtill, erkundigte ſich dort nach mir und meinem Treiben. Der Wirth, dem ich ſchon lange ein Dorn im Auge war, mag mir nicht das beſte Lob gegeben, der Meiſter das Vernommene nicht verkleinert in der Gemeinde berichtet haben; kurz, es kam der Befehl, daß ich mich an der bald darauf ſtattfindenden Bettlergemeinde einzuſtellen und alle meine Sachen mitzubringen habe.

In der Gemeinde hatte man ſich zwei Jahre lang nicht um mich bekümmert, Niemand den Bauer, der mich haben ſollte, nach mir gefragt, dieſer war auch nicht g'wundrig geweſen über mein Schickſal. Die Gemeinde glaubte ihre Pflicht gethan zu haben, wenn ſie das verſprochene Koſtgeld richtig bezahlte; der Bauer, wenn er es annehme und darauf thue oder das Ueberſchießende in Sack ſtecke (ich glaube immer, er habe noch Profit gemacht, und weniger für mich bezahlt, als er erhalten). Niemanden war ich zur Aufſicht empfohlen, nachzuſehen, daß ich als ein Chriſtenkind chriſtlich erzogen werde. Als ich ſpäter darüber klagte, ſagte mir Einer, der ein böſes Maul hatte: das ſei eben das beſte Zeichen, daß meine Gemeinde eine recht fromme ſei, indem ſie auf Gott vertraut und ihm mich überlaſſen, im Glauben, es ſei genug, wenn er zu mir ſehe. Ja, ja, wenn es mit dieſem Glauben gemacht wäre, es wäre noch manche Gemeinde fromm. Aber warum heißt es, daß Gott durch der Eltern oder Pflegeeltern Hand die Kinder regieren will? Wo die Regierung ſchlecht iſt, wird auch ſchlecht regiert, und wo ſchlecht regiert wird, geht viel zu Schanden: manches Kind. Ob aber dieſe ſchlechten Regierungen über die verwahrlosten Kinder nicht Rechenſchaft geben müſſen Dem, der ſie ihnen anvertraut?

Der liebe Gott ſieht auch zum Vieh. Aber wenn ein Meiſter einem ſchlechten Knecht ſein Vieh anvertraut, nicht aufpaßt, und das Vieh verdirbt, ſo gibt kein Menſch den lieben Gott ſchuld, ſondern den ſchlechten Meiſter. Wenn ein Bauer ſeine Kuh auf den Berg thut, ſo weiß er auf welchen Berg, und macht ihr im Sommer eine Viſite; aber wo ein armes Kind iſt, weiß manche Gemeinde nicht, geſchweige dann, daß ſie ihm Viſiten macht. Es ſoll zwar in der Gemeinde ein Reglement geweſen ſein über ſolche Dinge, aber es iſt an manchem Ort ein ſchönes Reglement, wenn es nur Jemand handhabte, und nicht Jedermann taub würde, wenn man etwas davon ſagt.

Man wird vielleicht meinen, ich hätte eine Mutter gehabt, und die hätte zu mir ſehen ſollen; wird mich fragen, warum ich nichts von ihr ſage? Aber mein Gott, das iſt eine dumme Rede und eine dumme Frage; weiß doch jedes Kind, daß von zehn Wittwybern neun halbe oder ganze Narren werden, und ſturm an der Lebere, bis ſie wieder einen Mann haben, und dümmer thun als junge Meitſchi.

An den jungen Wittwen kann man es noch begreifen, man weiß, was ſie wollen, aber da heißt es wohl, Alter ſchützt vor Thorheit nicht, und die älteſten thun am narrochtigſten. Wer kennt nicht die alte reiche geizige Wittwe, die, ſo lange ihr Mann lebte, nie ins Wirthshaus ging, nie ganze Milch brauchte, und die jetzt Abendſitz hat, jungen Buben Brönz und Brod giebt, bis ſie ſelbſt keins mehr hat, jüngſt noch gar ins Wirthshaus ging, mit dem lahmen Schuhmacher tanzte, bis ſie über einander pürzelten (der gute Kerli behauptete, er habe zwei gute Beine); und einem andern jungen Lappi an der Hand hieng und d'r tuſig Gottswille anhielt, er ſolle doch nicht in die Fremde gehen, ſie könne es nicht machen ohne ihn. Und das Franeli, wer kennt das nicht, das ſchon lange Großmutter iſt, faſt nicht mehr hört, bei einem Wittwer früher ſchon eine Probezeit von drei Tagen gemacht und letzthin ſeine letzten zehn Kreuzer dem Geiger gegeben hat?

Und meine Mutter, eine junge gluſtige Wittwe, hätte an mich denken ſollen! Ich dachte an ſie, und auch meine Alten. Die ſchickten mich einmal an einem Sonntag hin zu ihr, in der Hoffnung, ich bekomme vielleicht etwas von Kleidern. Ich kam nicht werth; ſie war ſchon aufgeräumt, als ich ankam, und hatte wahrſcheinlich eine Beſtellung. Sie mochte nicht warten, bis ich etwas gegeſſen, und ſie mich wieder ſchicken konnte, aber ohne Gabe, ſie hatte es für ſich ſelbſt zu brauchen. Bald darauf heirathete ſie wieder und kam, ehe ich erzogen war, im Elend um, ohne daß ich etwas von ihr oder ſie etwas von mir gehört hatte; denn ich vergaß ſie nun auch, nachdem ich den erſten Schmerz überwunden, daß ſie mich nicht lieber geſehen, und um keinen Lohn der Welt hätte man mich dahin gebracht, ſie wieder zu beſuchen. Daß ich von meinen Alten fort ſollte, das zerriß mich faſt. Sie hatten mich im Ganzen liebreich behandelt, denn ich war ihnen nicht zum Schaden; ich hatte ein gutes Leben, wenn ich auch auf einem Laubſack ſchlafen mußte; endlich bedeutete ich auf der Straße oben im Dorfe etwas, hatte dort beſtimmte Rechte, und bewegte mich mit dem Selbſtgefühl des Eigenthümers die Straße auf und ab. Sicher reiſete mancher König nicht mit behaglicherem Gefühl in ſeinen Landen, als ich meine Miſtbenne von einem Ende des Dorfes zum andern zog, oder gar oben am Stutz auf der Leubank ſaß. Dieſen Zuſtand der Freiheit, wo ich über meine Zeit und meine Perſon faſt unbeſchränkt verfügen konnte, ſollte ich nun wieder hingeben, an einen Hof mich ketten und der Willkühr des Beſitzers preisgeben laſſen? Was meiner wartete, nahm ich aus dem ab, was ich früher erlebt, und war zu jung, zu bedenken, daß ich als Gaſſenjunge an Leib und Seele verwahrlost werde, nicht arbeiten, nicht beten lerne. Ich wollte anfänglich nicht hingehen, mich krank ſtellen oder fortlaufen, allein meine Alten waren kluge Leute, ſie vermieden alles Aufſehen, alles was Nachforſchungen herbeiführen konnte. So leid es ihnen that, mich zu verlieren, predigten ſie mir doch Gehorſam und überredeten mich, an der Bettlergemeinde mich einzuſtellen. Dort putzte man mir vor Allem tüchtig ab, ſtellte mir vor, welch Schlingel ich geworden ſei ꝛc. Mit trotzigem Weſen hörte ich das Alles an, weinte nicht, und ſagte nichts, wollte auch nichts Beſſeres verſprechen. Ich wußte nicht, was ich gefehlt haben ſollte, und mein Gerechtigkeitsgefühl ſagte mir: man hätte gar kein Recht, mir abzuputzen, denn ich ſei ja nicht freiwillig dorthin gegangen, und hätte nichts gemacht, was mir verboten worden. Obgleich ich ein geſunder ſtarker Burſche war, ſo fanden ſich doch keine Bauern, die mich wollten. Arme Leute hätten mich wohl verdinget, allein ich ſollte auf einen Hof, um arbeiten zu lernen; denn wenn ich einmal gut thäte, ſo gebe ich ein toller Knecht, hieß es. Endlich bewog man einen ſtattlichen alten Mann, mich mit ihm zu nehmen, und verſprach ihm, mich für zwei anzurechnen, oder daß ein Jahr für zwei zählen ſolle; alſo wurde ich wieder köſtlicher untergebracht, als es ſonſt meinem Alter nach bräuchlich war. Man verwahrloste mich, dafür ſagte man mir wüſt, deßwegen wurde meine Rechnung um ſo größer. So übt man Gerechtigkeit.

Zwölftes Capitel.

Wie es mir unter braven Leuten übel geht.

Der Mann führte mich das Thal hinauf, an der Thalwand empor durch Weiden, Haberäcker der Egg zu. Er fragte mich ernſt, aber nicht böſe, nach meinem frühern Leben, verſprach mir gute Tage, wenn ich folgſam ſei und arbeitſam; und auf dem Wege noch klopfte er an einem Hauſe an, und hieß den Schneider kommen, denn ſo verhudelt wolle er Niemand im Hauſe haben. Auf der Egg ſtunden zwei mächtige Bauernhäuſer, umgeben von kleinern Gebäuden. Beide blank gewaſchen, umgürtet mit ſorgfältig geſchichteten Scheiterbygen, gewaltigen Einfahrten, aber kleinen Gärten, Gärten mit engen Weglein von großem Buchs eingefaßt, in welchen Kraut die Menge, auch einige Roſenſtöcke und Pfingſtnägeli waren; auf der Ladenwand und einer Bank unter einem der obern Fenſter ſtunden Maienſtöcke, wo der beliebte Rosmarin, die bedeutungsvolle Myrthe nicht fehlten. Unter dem weitausreichenden Dache ſprudelte der reiche Brunnen und im reinlichen Troge warf das Waſſer ſeine Bläschen, Bürgen ſeiner Güte. In den vielen Fenſtern ſpiegelte ſich golden die Abendſonne, und vor den Häuſern ſaßen Weiber, Kraut rüſtend, und Mannen, das Pfeiflein rauchend; auf der Terraſſe ſpielten Kinder und zum Brunnen gingen ſchwere Kühe, zuweilen einen ſchwerfälligen Satz verſuchend, und wiehernde Roſſe bäumten ſich am Zügel. An dem erſten der Häuſer ſchritten wir, mit kaltem: Guten Abend, vorbei, dem zweiten zu, das etwa zweihundert Schritte davon lag. Beide hoch auf der Egg, überſchauend die beiden Seiten des Berges und das an denſelben in ſanftem Abhang weithin ſich dehnende Land, überſchauend das ſchöne Thal und über demſelben die weißen Berge mit den rothen Backen in der Abendröthe, und auf der andern Seite hinaus ſehend in weite Ebenen, durch welche im weißen Bett ein trügeriſcher Strom ſich ſchlängelt, bis an den blauen Berg hin, hinter welchem die wüſten Leute wohnen, die nie zufrieden ſind und immer Alles regieren wollen. Von dem zweiten Hauſe her ſprangen Kinder uns entgegen, rufend: Guten Abe Großätti, wo heſt d'r Chram? und der Großätti packte aus, Weggen und Lebkuchen, und die Kinder jubelten und betrachteten mich mit großen Augen, bis wir am Hauſe waren. Dort ſaß auf der Bank die muntere dicke Großmutter, die ſchönen runden Arme, die im Handgelenk in einer tiefen Falte endigten, über einander geſchlagen, zwei große ſchlanke Meitſcheni wie Milch und Blut neben ihr, beſchäftigt, und wünſchten guten Abend, und die Großmutter ſagte: Chum hock Aetti und zell ibs, wies hüt gange iſch, u was da für ne Bub heſt, ih ha gmeint, du welliſt kene meh?

Aber aus der Hausthür, hinter welcher die weite Küche ſich öffnete mit zwei großen Feuerplatten zu beiden Seiten der Heli (der Raum unter der Decke einer Küche, die keinen Rauchfang hat), in welcher ſechs lange und breite Speckſeiten, Wämſe, Fleiſch, Hamme freundlich ſaftig lächelten, klang eine helle klare Stimme: D'r Großätti ſoll z'erſt yche cho, ih ha nihm d's Kaffee dänne deckt! und der Stimme nach guckte ein länglichtes ſchönes Geſicht mit heitern braunen Augen, es folgte eine ſchlanke Geſtalt, wie alle andern reinlich angezogen, mit blendend weißem Hemde und reinen Händen, die den Aetti willkommen hießen. Und der Großvater folgte gerne dem Söhniswyb in die große reinliche Stube, vergaß aber doch den armen Buben nicht, ſondern ſagte: Mareili, heſt dem Bub nit o öppis z'eſſe, er iſt hungrig und het hüt no nüt g'ha. Wohl fryli, Großätti, ſagte Mareili, aber chum u nimm du aſe. Und emſig ſchenkte ſie ihm ein, und blies ihm vom geblümten Milchhafen das Dicke oben ab in ſein Chacheli, that ihm Zucker hinein, wie er auch einredete, ſie mache es ihm zu ſüß, ſtellte das kernichte Brod aus der Tiſchdrucke vor ihn und neben dasſelbe gelben Emmenthalerkäs mit den großen wäſſerigen Augen, wartete ihm dann ab, gieng, und kam immer zur rechten Zeit, daß Großvater auf nichts warten und nie ſelbſt einſchenken mußte. Und als er fertig war, rief ſie: chum Bub und nimm o! Ich erhielt nun auch meinen reichlichen Theil und zuweilen die Ermahnung, nimm bis gnue heſch! Als ich fertig war, mußte ich vor das Haus und der Großmutter erzählen, wo ich geweſen, was ich getrieben, ob ich in die Schule gegangen, was ich arbeiten könne? Mareili fragte mich nur eine Sache: ob ich etwa Läuſe habe?

Es war ein großes Bauernweſen, das mich umfing, wie man keines auſſer der Schweiz und auſſer dem Kanton Bern ſelten ſieht; ein Bauernweſen, in dem es nobler und reicher zugieng, als auf manchem Edelſitz. Der Großvater und ſeine Frau waren ein ſchönes altes Paar, die Töchter ſchöne Mädchen, der Sohn kränklich, nicht rüſtig, ſeine drei Kinder aber Ebenbilder ihrer Mutter, und dieſe war die Seele des Hauſes, und dieſe Seele wohnte in einem anmuthigen kräftigen Körper, der in jedem Gelenke eine Springfeder zu haben ſchien; vier Knechte und zwei Mägde bildeten das Geſinde, und von Taglöhnern und Handwerksleuten ward das Haus nie leer. Der Schneider löste den Schuhmacher ab, dieſer den Sattler, nach dieſem kam der herumziehende Schmied, der Korber, und die Nähterin wurde faſt nie fertig. Im Stalle wieherten wenigſtens 6 Pferde, brüllten 8 bis 10 Kühe, und wenn der Küher kam, ein halbes Hundert und mehr. Das Gut war ſehr groß, ſein Ertrag bedeutend, und doch würde ohne Gülten der Bauer nicht habe beſtehen können, oder hätte den Ruhm ſeines Hauſes einbüßen müſſen. Geld wurde aus nichts gezogen als aus Korn, Futter und etwas aus dem Stall; Geſpinnſt, Anken, Milch wurde nicht verkauft. Der Hausbrauch war ungeheuer. Bettler um Bettler klopften an ihre Thüre und jeder erhielt ſeine Gabe. Zur Zeit der ländlichen Feſte, Sichleten, Faſnacht, kamen ſie nicht einzeln, ſondern in Schaaren Küchli zu betteln. Als einmal eine vorwitzige Magd fragte: ob nicht das ganze Dorf ausgezogen ſei, denn ſie möge fragen wen ſie wolle, woher er komme, ſo heiße es immer von —bach; ſo antwortete ihr derſelbe: Alle bis an den Pfarrer und den Statthalter, die kämen aber morgen, heute hätten ſie noch die Schuhe plätzen müſſen. Mit einer eigenen Maſchine wurde ein ganzer Tag lang geküchelt, mächtige Ankenhafen wurden leer, und faſt unter den Händen ſchwand den Schwitzenden die Frucht ihres Schweißes, und bis alle Hausbewohner ſich ſatt gegeſſen, bis jeder Tauner noch etwas eingebunden hatte, um es heim zu tragen, ſchwanden Berge der braunen duftenden Küchlein. Faſt alle Nächte waren Bettler da über Nacht, oder Hauſirer; alle Sonntage kamen, durch den Fleiſchgeruch gelockt, Arme und aßen da zu Mittag; Kranken und Kindbetterinnen ſchickte man ins Haus; und ſelten eine Woche verging, daß nicht ein ſchlotternder Kindbettimann erſchien, mit ſtammelndem Munde zu Gevatter zu bitten, und nie wurde die Bitte abgeſchlagen. Wenn dann das Neujahr kam, ſo brauchte es ganze Stücke Tuch, um den Hoffnungen der Pathen zu genügen. So war es geweſen in dieſem Hauſe durch manches Geſchlecht, und dieſen Ruhm wollte das gegenwärtige nicht verlieren. Aber wenn die Rede war, dem Schulmeiſter den Lohn zu verbeſſern, ſo konnte man nicht begreifen, warum er ſich nicht mit dem begnügen könne, was ſchon Vater und Großvater ihm gegeben? Es war allemal eine

Freude, wenn er hinauf kam, und wenigſtens ein Brod trug er allemal heim, aber zur Erhöhung ſeines Lohnes hätte man im Hauſe nie geſtimmt. Kam man zu bitten um irgend eine gemeinnützige Sache, fand man nicht geneigtes Gehör. Man könne nicht für alles geben, hieß es, man ſei einem ohnehin alle Tage vor der Thüre und man müſſe die Hand immer im Sack haben. Nur wenn der andere Bauer bereits gegeben oder unterſchrieben hatte, ſagte man nicht ab, denn von dieſem wollte man ſich nicht übertreffen laſſen. Dieſe Nachbarſchaft war der Wermuth in den Becher ihres Glückes, es beſtand eine Nebenbuhlerſchaft, welche manchen Tag vergiftete. Brav war man an beiden Orten, reich auch, und offenen Streit gab es nie, man war einander ſogar behülflich und die Weiber brachten einander in allen Kindbettene Kram. Allein jedes Haus wollte das berühmtere ſein, und jede Frau die beſſere Bäuerin, die tüchtigere Hausfrau. Es war recht luſtig zu ſehen, wie zuweilen an einem recht heißen Nachmittag das eine der dicken alten Weiber hinaus aufs Feld ging an irgend eine ſchwere Arbeit, und da byſtete und berſtete, nur um der Nachbürin zu zeigen, daß es die rüſtigere ſei und nit ſo ne fule Hung: wie die andere das zu Hauſe merkend, brummte, ſelbſt fluchte über dieſen Streich, ſagend, ſie ſei nicht ſo ne Donners Narr! und wie ſie dann einige Tage darauf etwas Aehnliches machte, und an die andere das Brummen und Fluchen kam.

Gar mancher Bettler ſtund unten am Berge, verlegen, ſtill, [illegible], in welchem Hauſe er übernachten ſolle? Er fürchtete, die Uebergangenen würden böſe, nicht ſowohl, weil er nicht zu ihnen gekommen, als weil er zu den andern gegangen; ſo ging es manchem Hauſierer und manchem, der zu Gevatter bitten wollte. Die Dienſtboten beiderſeitig konnten ſich in Acht nehmen, daß ſie nicht bei einander ſich ſtellten oder gar mit den Meiſterleuten redend geſehen wurden. Es wurde als ein ordentlich unglückliches Ereigniß betrachtet, wenn eine Magd oder ein Knecht den Dienſt verließ, um in das Nachbarhaus überzugehen.

Hier nun ſollte ich wohnen, zum Knecht mich bilden. Ich war ſtark genug dazu, wohlgewachſen und arbeitete mit Luſt; denn ich war ehrgeizig und trachtete nach dem Lob meiner Meiſterleute. Sie hatten mich ſogleich doppelt kleiden laſſen, gaben mir gut zu eſſen und redeten wohlwollend mit mir; der Großvater ſagte manchmal: ſtell di recht, ſe giſch wieder e Bub. Auch lernen mußte ich. Sie hatten mit Schrecken bemerkt, daß ich kaum noch buchſtabiren konnte, und nun mußte ich, wenn es thunlich war, des Morgens und Abends ein Buch nehmen und lernen. Bald das eine, bald das andere war mein Lehrmeiſter, am liebſten hatte ich dabei Mareili, die Sohnsfrau. Sonſt hielt man auch hier nicht viel auf großer Gelehrſamkeit. Je gelehrter deſto verkehrter, ſagte man oft, wenn von Verbeſſerung der Schulen die Rede war; aber Leſen, das hielten ſie doch für nothwendig, und für eine Schande, einen ſo großen Buben im Hauſe zu haben, der es nicht konnte. Ich lernte auch mehr als früher. Ich war älter und wollte nun leſen lernen, zudem war gewöhnlich Jemand da, der mich abhörte und verbeſſerte, das ſchützte mich vor Langerweile.

Sobald das Dreſchen vorbei war, mußte ich in die Schule. In derſelben ging es nun freilich etwas anders zu als in der frühern; Apfelgeſchichten gab es keine, aber gar viel lernte man doch nicht. Der Schulmeiſter war Gemeindſchreiber, und faſt alle Tage wurde er mehrere Male aus der Schule gerufen, oder mußte ganze Tage ausbleiben; er war der Allesmacher in der Gemeinde. In ſeiner Abweſenheit hielt ſein dreizehnjähriger Bub Schule, der ſich mehr einbildete als ein Königsſohn, und wie ein türkiſcher Sultan nach Willkühr regieren wollte mit ſeiner langen Ruthe. Die ältern Kinder gehorchten aber nicht, ſondern machten was ſie wollten, und weil er da nichts abzwingen konnte, wandte er ſich mit doppeltem Grimme an die Kleinen, und tyranniſirte die, daß immer einige mit einander heulten. Da ich auch unter ihnen ſaß, und nur ein Bub war, ſo ließ er ſich auch an mich, dafür prügelte ich ihn einmal tüchtig durch. Das klagte das geprügelte Söhnlein, und deſſen Vater prügelte mich nun wieder unter Schein Rechtens, und machte mir daheim auch nicht gut Spiel, da er bei jeder Gelegenheit anbrachte: ich ſei ein böſer hartnäckiger Bub, ſo ne herte ſyg ihm nit bald i d'Finger cho, er chön nüt mit mr mache, wenn er ſcho der Linger ob mer zerſchlöih, ih plär nit. Er hielt Rechnen und Schreiben für gar hohe Künſte, denen nur ein Genie gewachſen ſei. Von den Mädchen wurde ſelten eins in dieſelben eingeweiht; etwa wenn der Ammann ein Töchterlein hatte oder der Statthalter, ſo kamen ſie an den Schreibtiſch.

Sobald eins die Buchſtaben kannte und machen konnte, ſo ſchrieben ſie ab aus der Kinderbibel; und wenn der Schulmeiſter es gar gut meinte, ſo diktirte er ihnen aus einem kleinen von Fliegen punktirten Heftchen Etwas über die Sprache. Alle halbe Stunden kam man eine Zeile weit, denn das erſte und zweite Mal, wenn er etwas vorſagte, hörten die Buben gar nicht zu; dann ſchrieb keiner mehr als einen Buchſtaben auf einmal, und ſteckte den Kopf auf die Tafel ſeiner Nachbarn, zu ſehen was die gemacht, und dieſe ſahen wieder auf die der andern; ob dieſem Kopfzuſammenſtecken hatte man wieder vergeſſen, was man eigentlich ſchreiben ſollte, und mußte wieder ſagen: Schulmeiſter lies no einiſch. War man endlich von einem Punkt zum andern gekommen, ſo wurde korrigirt. Entweder gab der Schulmeiſter ihnen das Büchlein in die Hände, um ſelbſt zu korrigiren, oder ſie mußten die Tafeln wechſeln; der Schulmeiſter oder ein Knabe buchſtabirte Wort für Wort vor, nach dieſem Buchſtabiren ſollte jeder ſeine Fehler verbeſſern, und angenommen war, es geſchehe alſo; denn es wurde nie nachgeſehen, ob denn wirklich alles verbeſſert ſei oder nicht. Das nahm einen halben Tag ein; den andern Nachmittag hieß es: ſchrybit das Thema i eui Schrift! und das brauchte wieder einen halben Tag. Mit dem Rechnen ging es ungefähr auch ſo. Der Schulmeiſter machte eine Rechnung vor, die Schüler machten ſie nach, etwa vier oder fünf von der gleichen Sorte, bis ſie das Nachmachen in Griff bekamen; das Zahlenſyſtem kannte keins. Kein Kind wäre im Stande geweſen, ohne zehnmal abzuſetzen, ohne mit allen Andern den Kopf zuſammen zu ſtecken, die kleinſte Rechnung zu machen; und doch rechneten ſie an den Examen Brüche und Heuſtöcke wie Schnupf. Alle Winter mußte man von vornen anfangen und wenn man am Hinterſten war, ſo wußte man das Vordere nicht mehr; ein Jahr nach dem Austritt aus der Schule war das Meiſte ganz vergeſſen. Daher hieß es allgemein: Schreiben und Rechnen trage dem Bauer nichts ab, er vergeſſe es doch wieder, da ihm ſolche Dinge zu wenig zu Händen kämen. Und der Schulmeiſter beſtätigte die Meinung mit großem Ernſt und Nachdruck, er wußte wohl warum. Es iſt nicht unvortheilhaft, in einer Gemeinde einzig rechnen und ſchreiben zu können, da fließt gar mancher Batzen und mancher Schoppen wird bezahlt.

Ich kam natürlich nicht zu Schreiben und Rechnen, das waren für Aermere verbotene Künſte, beſonders für Güterbuben; aber ich lernte doch leſen, und kam noch vor Ende des Winters in die Kinderbibel, von der ich wenig begriff. Mir kam es gar nicht mehr in Sinn, daß die Worte einen Sinn hatten, daß man etwas dabei denken könne, ſondern ich meinte, ſie ſtünden nur da, um buchſtabirt, geleſen oder ausgeſprochen zu werden; daher wußte ich nie, was ich geleſen, und der Schulmeiſter fragte auch nicht darnach. So las ich die Kinderbibel manchmal durch und wußte doch von Jeſu gar nichts, und nichts nahm mich Wunder. Ungern gieng ich nicht in die Schule, ich erwarb mir unter den Kameraden ein gewiſſes Anſehen, und die als Miſtjunge erworbene Unerſchrockenheit machte mich zum Anführer in vielen Streichen. Beſonders hatte ich meine Luſt an meinem Z'imisſäckli. Mareili füllte es reichlich mit Milch, Brod und Aepfeln, ich wurde um dasſelbe von Bauernkindern beneidet, und konnte gar oft noch andern, ärmern, die kein Brod hatten, mittheilen; das that mir gar wohl.

Aus dieſem Allem wird man ſchließen wollen, ich ſei endlich doch an ein recht gutes Ort gekommen, werde es da recht gut gehabt und eine brave Erziehung erhalten haben, ſo daß ich nicht Urſache hätte, mit dem Verdingen oder Vertheilen ſo unzufrieden zu ſein. Wartet nur, ihr guten Leute, es wird ſchon anders kommen. Habt ihr denn ſchon vergeſſen, daß vier Knechte und zwei Jungfern und manchmal gar noch zwei Spinnerinnen im Hauſe waren; wiſſet ihr nicht, daß viel Dienſten viel Leiden den Meiſterleuten bringen, und was glaubet ihr, wird der Bub nicht noch viel mehr leiden müſſen?

Wenn zuweilen ein Roman in ein Bauernhaus ſich verirrt, der Sohn oder die Tochter ihn hinunterſchlingen und dann der Mutter erzählen von einem Königshof, dem König und der Königin und den Figuren allen vom Miniſter und den Hofmarſchällen bis zu dem Ofenheizer und dem Hühnermädchen, wie das alles ſo ſchlechte Leute ſeien, wie ſie den König und die Königin betrügen, jedes das andere auszubeiſſen ſuche, und ſie einander von oben bis unten die erbärmlichſten Streiche ſpielen und der Schlaueſte und Schlechteſte gewöhnlich oben an komme, ſo ſperrt die gute Bäuerin Mund und Naſe tennsthorweit auf, über den breiten Rücken lauft ihr ein ordentlicher Schauder auf, und ſie ſeufzt andächtig: Gottlob, ſo iſts doch bei uns nicht, da ſy mr doch ganz angeri Lüt. Würde die gute Frau, ſtatt die Naſe aufzuſperren, ſie in ihr eigenes Hausweſen ſtecken, ſo würde ſie mit noch größerem Erſtaunen ſehen, daß es in demſelben akurat gleich hergeht im Kleinen, wie dort im Großen, und daß da akurat die gleichen Leute ſeien, nur mit dem Unterſchied, daß ſie dort Sterne auf der Bruſt und Diamanten auf den ſeidenen Kleidern haben, hier aber auf der Bruſt ein Heer von Suppen- und Milchtropfen und an den Zwilchhoſen Kühdreck. So geht es, wenn man den Leuten immer eine andere Welt vormalt, als die, in welcher ſie leben, dann kennen ſie jene und dieſe nicht, ſeufzen über jene und verbeſſern ihre eigene nicht, die nicht beſſer iſt, kennen die Schliche an einem Königshof, aber die im eigenen Hauſe nicht; denn ſelbſt ſehen und erkennen können die meiſten Menſchen nicht, ſie ſind blind geboren, den Staar muß man ihnen ſtechen. Mancher im Unrath geboren merkt ihn nicht, bis man ihm die Naſe darauf ſtößt und ihm ſagt: das ſtinkt; dann ſagt nur noch die Hälfte nach, ja das ſtinkt; ein Viertel ſagt, ich rieche nichts, und der andere Viertel behauptet gar: du lügſt, das riecht wohl. So geht es in der Welt. Aber jetzt will ich wieder von den vier Knechten und den zwei Mägden und den Taglöhnern allen reden, unter denen ich auf jenem, nicht Königshof, ſondern Bauernhof lebte. Ihr werdet, wenn ihr nicht zu den zwei letzten Vierteln gehört, wohl merken, daß es auf den beiden Arten von Höfen nicht gar ſo verſchieden zugeht, wie ihr glaubet.

Der Dienſt auf unſerm Hof war gut und geſucht, das Eſſen gut, die Arbeit nicht übertrieben, die Behandlung vernünftig, und in Krankheiten wurde keines zum Hauſe hinausgeſtoßen, ſondern ihm getreulich abgewartet. Das Betragen der Meiſterleute war ernſt und geſetzt, daher wurde ihnen auch die gebührende Achtung erwieſen und man war nie im Zweifel, welches Meiſter oder Knecht ſei. Die Dienſten wurden nie in die Geheimniſſe des Hauſes eingeweiht, nie geſchah es, daß die Glieder der Familie vor den Dienſten haderten, geſchweige daß ſie vor den Dienſten über einander geklagt, ſie zu Vertrauten gemacht hätten (wie es an Orten, wo dieſes geſchieht, zugeht, könnte ich auch erzählen). Trotz dieſem Allem, trotz dem Reſpekt, den man den Meiſterleuten äußerlich erwies, waren doch die ſämmtlichen Dienſten eine Bande Verbündete gegen die Meiſterleute, und dennoch wieder unter ſich ſelbſt in beſtändigem Streit, in nie ruhendem Krieg begriffen, und dieſes alles meiſt ſo heimlich, daß die Meiſterleute es ſelten oder nie merkten. Arbeiteten die Dienſten alleine, ſo wurden vor allem die Meiſterleute verhandelt, die Schwächen eines jeden hervorgerupft, beſonders mußte Mareili, welches die Haushaltung führte, herhalten. Bald ſollte es das Brod in der Suppe, bald den Schmutz im Kraut geſpart haben; unter der alten Frau habe man es viel beſſer gehabt, aber die dürfe nichts mehr ſagen, Mareili gelte jetzt beim Alten mehr als die eigene Frau, ſie flattire ihm aber auch darnach. Ein Herrenfreſſen für die ganze Dienerſchaft war, wenn man irgend einen kleinen Zwiſt unter der Familie bemerkte, da ſteckte man die Köpfe zuſammen und fragte einander: heſch oh g'hört, heſch oh g'ſeh? Wollte eins etwas mehr thun als gewöhnlich, beſonders Fleiß anwenden zu einer Sache, ſo putzten ihm die andern ab, und hielten ihm vor, es wolle ſich nur werth machen auf Koſten der andern. Am meiſten ſchimpften ſie über die große Wohlthätigkeit, weil ſie wähnten, es gehe ihnen deßwegen ab, und ſo viel Küchelſchnitte die Bettler bekämen, ſo viel weniger erhielten ſie. Daher aßen ſie auch gewöhnlich an Fleiſchtagen auf den Geiz hin, daß ihnen faſt die Bäuche zerſprangen, und rühmten dann: ſie heiges em Mareili g'reiſet, es heig nit z'donnersviel chöne i Kuchiſchaft trage.

Auch wurde den Töchtern regelmäßig aufgepaßt, was für Kilter ſie hätten, und dieſe dann verhandelt; oder waren die Töchtern mit bei der Arbeit, ſo wurden zweideutige Reden geführt, welche die Mädchen nicht ungerner hörten, als andere. War man auch einig gegen die Meiſterleute, ſo war man wieder um ſo uneiniger unter ſich. Erſt glaubte ein jedes, ihm werde zu viel aufgeladen, die andern hätten gut, es allein bös; jedem traute man zu, es ſuche den Meiſterleuten ſich beſonders werth zu machen, was nach ihrem Glauben die größte Sünde war; und hatte man gar Urſache zu glauben, eins verrätſche die andern, ſo hatte es Urſache genug zum Beten. Endlich waren noch alle liebſüchtig und eiferſüchtig. Die Meiſterleute hatten die Liebſchaften unter den Dienſten nicht gerne, um ſo geheimer trieb man ſie, und da ſie nicht ſpionirten, ſo blieb ihnen manches geheim, was ſonſt allgemein bekannt war. Die Mägde glaubten, die Knechte ſeien für ſie da, und wurden bitterböſe, wenn ſie weiter gingen, die Knechte duldeten nicht gerne fremde Kilter; aber wiederum wurden die Mägde unter ſich uneinig, weil jede den haben wollte, der zu der andern ging, und faſt ſo die Knechte. Am meiſten beneidet von allen war die Meiſterjungfer, welche in der Küche helfen und, beſonders des Morgens, für das Volk kochen mußte. Man mißgönnte ihr den Schatten der Küche, wenn die andern an der Sonne ſein mußten, und die Broſamen aus dem Kuchiſchaft, die ihr zufielen; deßwegen ſuchten ſie wieder die Knechte, weil ſie ſolche Broſamen zuweilen als Lockvögel für ihre Kilter aufſparte und die Glücklichen mit einem Stück kalten Speck, einem Zopfen Wurſt oder einem alten Küchli regalirte. Weil ſie am Morgen am ſpäteſten herauskam, ſo hatte man die beſte Gelegenheit, ſie auszumachen. Da hieß es: Mareili werd ihr wohl noh es Kacheli Kaffee gäh, man nähm oh noh eis, d'Erdöpfelbitzli, wo ſie hüt e morge kochet heig, heige kühdreckelet, daß es eim ganz erſchüttet heig, me heigs vo witem g'ſchmöckt, daß der Melcher bi're g'lege ſyg. Alle dieſe Reden vernahm die Meiſterjungfer wieder, denn eben um einen Zopfen Wurſt oder ein altes Küchlein gab es immer Verräther. Am böſeſten über ſie war natürlich die andere Magd, welche nicht ſolche Herrlichkeiten zu vertheilen hatte, und nur mit den Kiltern vorlieb nehmen mußte, welche die andere nicht wollte. Sie kaufte, wenn ihre Verzweiflung am höchſten ſtieg, wohl zuweilen einen Schoppen oder eine Halbe Branntwein, um der eigenen Liebenswürdigkeit nachzuhelfen; und das Mittel half richtig, ſo lange der Branntwein währte. Mit welcher Schlauheit die, welche es miteinander hielten, ſich zu treffen wußten, um ein vertrautes Wort zu reden oder eine Abrede zu nehmen, bald beim Heurüſten, oder bei den Schweinſtällen, oder beim Betten in dem Knechtenſtüblein, davon will ich nicht reden, ich würde zu weitläufig werden. An allem dieſem nahmen mehr oder weniger die Taglöhner Theil, und ſpielten die Mittelsperſonen; doch ſuchten die meiſten einen Mittelweg, um es mit Niemand zu verderben. Regelmäßig wurde im Laufe des Jahres Einer zum Sündenbock erwählet, manchmal hatte man deren auch zwei. Auf dieſe wurde alle Schuld geſchoben, an ihnen rieb ſich ein Jedes, mit ihnen hatte man immer zu zanken, und doch an allem Zank ſollten ſie Schuld ſein. Durch alle möglichen Kunſtgriffe, mehr als durch beſtimmte Worte, lenkte man die Aufmerkſamkeit der Meiſterleute auf ſie, brachte ſie um deren Gunſt, bis ſie entlaſſen wurden, um Friede im Hauſe zu haben. Die Annahme neuer Dienſten war für die Bleibenden ein neuer Spielraum neuen Treibens, und ein jedes hatte Jemand im Auge, den es gerne hergebracht hätte. Vettern und Baſen wurden aufgeſtiefelt, ſich zu melden, und gelegentlich ſie angerühmt, aber auch Bekannte von den Tanzböden her, geheime Liebchen ſuchte man einzuſchwätzen. Wider eine ſich meldende hübſche Nebenmagd wußte die Bleibende hunderterlei vorzubringen, und die Knechte machten auch das Mögliche, um keinen herein zu laſſen, der ſie ausſtechen konnte, und manch Trinkgeld wurde deßhalb geſpendet; das alles geſchah mit einer Schlauheit, daß die Meiſterleute es ſelten merkten.

Unter dieſen Dienſtboten ſollte ich nun arbeiten lernen, um einmal wieder ein Bauer zu werden. Ich arbeitete gerne, ich war über mein Alter ſtark und anſchlägig und wollte gerne den Meiſterleuten gefallen. Daneben mußte ich poſten, wenn es etwas zu poſten gab, und nicht etwa eines der Meiſterleute zufällig oder gerne ins Dorf ging. Ich hatte eine Art Selbſtſtändigkeit, die ſich nicht von jedem hudeln ließ, ſondern Trotz entgegenſetzte unverdienter und unbefugter Behandlung, und, zurückgeſchüchtert an meinen erſten Verdingort, konnte ich es nicht mehr zeigen, am allerwenigſten ſagen, wie lieb mir Menſchen waren. Das iſt für jeden Menſchen ein großes Unglück, beſonders wenn er es recht gut ſagen und zeigen kann, wenn er zornig iſt und haßt. Aber das iſt eine Merkwürdigkeit, daß ächter Haß ſich weit leichter zeigt als ächte Liebe (ich rede hier nicht von unverdorbenen Kindern). Der Liebe ſchämt man ſich, des Haſſes nicht, eben kein Beweis für chriſtliche Geſinnung. Nun ſollte ich der Diener von allen ſechs Dienſtboten ſein. Dem Melcher ſollte ich helfen beim Futterrüſten, graſen, melken, dem Karrer beim Striegeln und Miſten, den beiden andern beim Holzen oder Schnefeln, der Meiſterjungfer ſollte ich Waſſer tragen und den Schweinen miſten, der andern B'ſchütti in den Garten ſtoßen, jäten und wiſchen. Ich hätte faſt wie der liebe Gott allgegenwärtig ſein ſollen; denn half ich dem einen, ſo rief mich der andere, kam ich nicht, ſo ward der eine böſe, ging ich, der andere. Poſtete ich für die Meiſterleute, ſo hatte jedes der Dienſten auch etwas zu verrichten. Die Meiſterjungfer wollte Hofmannstropfen, von denen ſie eine große Liebhaberin war, die andere, wie geſagt, manchmal einen Schoppen Branntwein, der Melker Tabak und der Karrer Schuhnägel ꝛc. Das Meiſte ſollte ich bringen, daß es Niemand merke, oft konnte ich es nicht im Vorbeigang nehmen, ſondern mußte einen Umweg machen oder warten, verſpätete mich ſo, und wurde gefragt, warum ich ſo lange wegbleibe?

Natürlich wollte ich die Schuld nicht über mich allein nehmen, ſondern ſagte den Meiſterleuten geradezu: Ich mußte dem Stüdi Hofmannstropfen bringen, dem Liſi einen Schoppen Branntwein. Dieſe Entſchuldigung rechtfertigte mich bei den Meiſterleuten, erbitterte aber die Dienſten; ſie meinten, ich hätte alle Schuld auf mich nehmen und ſchweigen ſollen. Oft ſandten ſie mich für ſich weg. Fand man mich denn lange nicht, und ſtellte mich zur Rede, wo ich herumgelaufen? ſo ſagte ich wieder die Wahrheit, wie ſehr es mir verboten war; ich wußte nicht, warum ich um Melkers und Karrers willen die Gunſt der Meiſterleute verlieren ſollte. Wie geſagt, waren beſtändige Parteiungen in unſerm kleinen Hofſtaate, Faktionen wie in einem großen Reiche, die beſtändig wechſelten. Die gegenſeitige Rache ließ ſich am meiſten dadurch aus, daß man einander Sachen ausbrachte und vorhielt, die man lieber geheim gehalten hätte, und, wenn man recht böſe war, ſo ſuchte man dieſe Dinge bis vor die Ohren der Familie zu bringen. Nun ſagten die Dienſten einander dieſe Dinge nicht gerne eigenmündig, aus Furcht, man halte ihnen Gegenrecht, da ſollte ich dann alles vorbringen, was vorgebracht werden ſollte, da lief mir eins hier nach, das andere dort. Die Meiſterjungfer wollte, ich ſolle über Tiſch dem Karrer vorhalten, er ſei erſt am Morgen um 5 Uhr heimgekommen ꝛc. Anfangs that ich es auch, erhielt aber Prügel zum Lohn, und zu gleicher Zeit hielten ſie dafür, ich hinterbringe Alles von freien Stücken den Meiſtersleuten, ſo daß ſie mich plagten, wo ſie nur konnten. Das hatte die Folge, daß ich nichts mehr von ihnen annehmen wollte. Ich ſagte ihnen alles Poſten geradezu ab, es ſei denn, die Meiſtersleute hätten es ihnen erlaubt; ich ſprang nicht von einem zum andern, und wenn ich an einer Arbeit war, konnte man mir lange rufen, ich ſah mich nicht um; ich ſagte jedem, was ich für gut fand, aber nicht mehr auf fremde Eingebung.

Sie wollten mich dreſſüren mit Schlägen und Schimpfen, allein umſonſt. Mit aller Störrigkeit meines Charakters hielt ich ihnen entgegen, gegen Schläge wehrte ich mich, Schimpfen vergalt ich; ſie vermochten nichts bei mir abzubringen, während ich gegen jedes Glied der Familie die Dienſtfertigkeit ſelber war. Da wandte ſich der ungetheilte Haß der ganzen Kuppele mir zu, ſie hielten mich für einen Augendiener, für den Judas im Hauſe, ich war ihnen überall im Wege und untauglich für die Stelle eines Buben in einem ſolchen Hauſe, der Allen Alles ſein ſoll. Ich wurde der allgemeine Sündenbock, an allem ſollte ich Schuld ſein, nicht nur an allem Streit, ſondern war eine Arbeit nicht fertig, ſo hatte ich Nichts gethan; war eine Kuh lahm, ſo hatte ich ſie beim Brunnen mit der Gabel geſtochen; hatte die Untermagd Maienzeug im Garten für Unkraut angeſehen und ausgerauſt, ſo ſollte ich es gethan haben: hatte die Meiſterjungfer angebräntet, ſo ſollte ich in ihrer Abweſenheit geſchaltet, neues Holz angelegt, ein zu ſtarkes Feuer gemacht haben. So war kein Tag Friede, und ſo oft der Großvater heim kam, hörte er Klagen über mich. Und wenn er dann ſagte, er könne das nicht begreifen, ſo oft er oder eins der Seinigen dabei ſei, mache ich meine Sache recht gut; ſo hieß es, das ſei eben das Böſe, daß ich ein ſolcher Augendiener, Heuchler ſei; ſobald mich Niemand von ihnen ſehe, ſei ich ein ganz Anderer, thue nichts, ſtelle nichts als Streit an, weiſe alle gegen einander auf, und habe beſtändig über die Meiſterleute zu räſonniren und ſie auszuführen. Alles glaubte man nicht, allein etwas blieb immer haften und das unaufhörliche Klagen machte am Ende doch maßleidig. Es iſt für einen Meiſter nichts Unluſtigeres, wenn er Abends müde nach Hauſe kömmt, als ein Gefähr zu finden, komme es nun von Weib, Kindern oder Dienſten. Zudem war mein Unglück, daß ich den Meiſterleuten nicht zeigen und ſagen konnte, wie lieb ſie mir ſeien, daß meine Dienſtfertigkeit nicht komme aus Augendienerei, ſondern aus wahrer Liebe, was ein himmelweiter Unterſchied iſt, aber von vielen nicht kann unterſchieden werden, indem man auf Worte allzuviel hält und allzuviel hört, und nicht Verſtand genug hat, Werke zu deuten, d. h. zu begreiſen, aus welcher Quelle ſie hervorgehen. Mareili einzig ahnte den richtigen Zuſammenhang und nahm mich in Schutz ſo viel ſie konnte; vielleicht hätte ſie mich da erhalten, obgleich die andern oft ſagten, das beſtändige Zanken ſei ihnen erleidet und ich müſſe fort, damit man Ruhe habe, wenn nicht eine Begebenheit den Ausſchlag gegeben hätte.

Mareili hatte ein Kind erhalten, an dem ich große Freude hatte, aber noch größere, als Mareili zum erſtenmale wieder in die Küche kam und ich ihr „guten Tag" ſagen konnte. Die Taufmahlzeit wurde im Hauſe gehalten, und alle Hausgenoſſen erhielten ihren Theil davon und waren luſtig. Eine der Töchtern und Mareili's Bruder waren zu Gevatter geſtanden; wir vermutheten, er werde nach ländlicher Sitte bei ihr ſchlafen; zu ihrer Stube ging eine etwas ſteile Treppe außerhalb des Hauſes hinauf. Es war in den kurzen Tagen; wir wußten, der Gevattersmann wolle früh fort, und mußten ſein Roß füttern. Man hatte eine allgemeine Neugierde gezeigt, wo er liegen werde, und geäußert, das ſei leicht zu erfahren, wenn man gugge, ob er die Stege herab komme? Ich ſchrieb mir dieſes hinter das Ohr, und ſtrich am Morgen um die Treppe herum. Die Thür ging auf, ein Menſch kam heraus, die Tochter blieb unter der Thüre; wie jener auf die Stege trat, fiel er mit großem Gepolter um und herunter. Nach allgemeinem Brauch lachte ich laut auf, ſchwieg aber ſogleich, als der unten Liegende nicht aufſtand, ſondern ſchmerzlich ſtöhnte. Das Meitſchi kam herab, ich lief herzu und es fand ſich, daß der Gefallene einen Fuß verſtaucht und ſonſt mehrere Quetſchungen davon getragen hatte. Das ganze Haus kam auf die Beine, man trug ihn hinein, und jeder fragte: Wie iſt das o gange? Er behauptete, man habe ihm auf die Stege runde Hölzer gebeizt, als er auf ſie getreten, ſei er mit ihnen herunter gerollt, und habe ſich nicht mehr halten können. Man ſah nach und fand allerdings noch zwei Mäßbſtryche, die wahrſcheinlich dazu gedient hatten.

Böſliche Abſicht lag alſo am Tage, und als man werweiſete über den Thäter, erinnerte ſich das Meitſchi, daß es mich lachen gehört. In der erſten Hitze ſchien ſchon alles bewieſen. Ich wurde beſchieden, und als ich gerufen wurde, zäpfelten die Knechte und Mägde mit einander. Meine Schandthat wurde mir vorgehalten, aber lange begriff ich nicht, was man eigentlich von mir wolle; als ich es endlich merkte, bekannte ich unverhohlen was ich gewollt und gethan, von Weiterem aber wollte ich nichts wiſſen. Die frühern beſtändigen Anklagen, die gegenwärtigen Verdachtsgründe machten mir böſes Spiel. An manchem Ort hätte man mich geſchlagen, bis ich zur Rettung des Rückens mich unſchuldig als Thäter bekannt, hier that man es nicht, man ſagte nur, man habe endlich genug und kenne meine Verſtocktheit. Mein Gott, auf den Knien hätte ich bekannt, wenn ich es gethan hätte! Mareili's Augen, welche dem Bruder Ueberſchläge machte, und die von Zeit zu Zeit wehmüthig zu mir redeten: hab' ich das um dich verdient? zerfleiſchten mir nicht nur den Rücken, ſondern auch das Herz. Sie ſprach kein Wort zu mir; hätte ſie es gethan, ich hätte ihr auf eine Weiſe meine Unſchuld betheuert, daß ſie mir gewiß geglaubt; zu den andern aber ſprach bei mir nicht die Liebe, ſondern das beleidigte Gerechtigkeitsgefühl, das bittere Gefühl des Verkanntſeins, und ſie glaubten mir nicht und nahmen für Trotz, was gekränkte Unſchuld war. Als ich aus dem Verhör kam, nahmen mich die Dienſten in Empfang und behandelten mich mit mancher Stichelrede als den Thäter, ſie, von denen eines es ſelbſt gethan, entweder aus Bosheit, um Mareili zu kränken, oder beſtochen von einem Nebenbuhler.

Es ward alſo beſchloſſen, um Fried und Ruhs willen an der nächſten Bettlergemeinde mich wieder abzuliefern. Ich litt ſchwer in mir. Ich meinte es doch ſo gut, und Niemand wollte es glauben; ich liebte ſo gerne und man haßte mich, über mein Herz ging Froſt um Froſt, ſie tödteten die Liebe nicht, aber ihre Blüthen, die offene muntere Freundlichkeit, und Sauerſehen war die Freundlichkeit, ein größeres Unglück für die Sauerſehenden, als die Meiſten begreifen. In ſtillem finſtern Ingrimm verſtrich die Zeit meines Dortſeins, und mancher Mitſchüler mußte meine innere Bitterkeit durch tüchtige Schläge büßen.

Nur am Morgen meines Abgehens thaute mein Herz auf. Man hatte mich noch brav kleiden laſſen, denn das erforderte die Ehre des Hauſes, und es rührte mich auch nicht, als ich den tüchtigen Bündel ſchnürte; ihn auf dem Rücken, trat ich in die Wohnſtube, um den Großvater abzuholen, und ſagte ein kaltes: B'hütech Gott! nicht einmal vergelt's Gott. Da kam Mareili aus der Nebenſtube. Plötzlich übermannte mich eine innere Wallung, aus den Augen ſtürzten Bäche von Thränen, ſchluchzend ergriff ich ſeine Hand und ſtammelte: Zürn doch recht nüt! aber mehr konnte ich nicht ſagen; weinend aus Herzensgrund ſtrauchelte ich fort.

Und meine Erſchütterung hielt man für Bekenntniß!

Dreizehntes Capitel.

Wie ein pfiffiger Bauer und eine noch pfiffigere Bäuerin ausſehen.

So ſtand ich nun zum vierten Male vor der Bettlergemeinde, wieder gut gekleidet, wieder trotzig, als ein kräftiger Burſche, dem man es anſah, daß er mehr als ein halber Knecht zu rechnen ſei. Der gute alte Bauer verklagte mich nicht hart. Er gab mir das Zeugniß, daß ich gut arbeiten könne, ſie ſelbſt über mich nichts zu klagen hätten, aber der beſtändigen Händel mit dem Geſinde müde ſeien, mit dem ich mich nicht vertragen, nichts von ihm annehmen könne. Ein 14 Jahr alter, doppelt gekleideter, ſtarker Burſche, dem man keinen Lohn zu geben braucht, ſondern für den man noch erhält, wenn man es ſchlau anzufangen weiß, iſt ein Schleck, nach dem Vielen der Mund wäſſert. Man beobachtet denn doch eine gewiſſe Zurückhaltung und Manierlichkeit, man thut gar nicht, als ob einem viel daran gelegen wäre; man beobachtet eine gewiſſe Reihenfolge im Vertheilen ſolcher wohlfeilen Knechte, nach dem Sprichwort: Heute mir, morgen dir. Freilich erſtreckt ſich dieſe Reihenfolge nicht durch die ganze Gemeinde, ſondern es giebt da auch eine Art Vorrechtler, die entweder am Gemeindrath ſelbſt ſitzen, oder treue Klienten oder Verwandte ſind. Ein ſolcher treuer Anhänger erhielt mich jetzt, und behielt ſich noch ordentlich Lohn vor, weil er mich in die Schule ſchicken müſſe, wie es üblich und gebräuchlich ſei, und dann noch in die Unterweiſungen. Auf den Weg gab man mir recht ſchöne Ermahnungen; mein früherer Meiſter drückte mir noch einige Batzen in die Hand. Ich hätte wieder weinen mögen, allein ich überwand mich und mit verbiſſenem Trotz, bewußt, daß ich mich gegen Ungebühr zu wehren wiſſe, trat ich den Weg nach meinem neuen Dienſthauſe an.

Daſſelbe lag in einem fruchtbaren Boden, etwa eine halbe Stunde von der Kirche, und war ein ſogenanntes altes und doch neues Haus. Der Bauer hatte nämlich das Recht, zu allen Reparaturen aus einem obrigkeitlichen Wald das Holz zu nehmen; nun baute er in einem Jahre das Stubenwerk neu, in andern das Stallwerk, das hieß dann repariren. Ein Baumeiſter wäre nur ein Narr gegen den Bauer geweſen, wenn es darauf ankommen ſollte, aus einem alten Ofenhaus ein neues Wohnhaus zu bauen, und doch den Schein bloßer Reparatur zu behalten.

Ueberhaupt war er ein gar pfiffiger Kerl. Er wußte das Waſſer auf ſeine Mühle zu reiſen und doch den Schein der Ehrlichkeit zu bewahren; mit keinem Menſchen meinte er es gut, als mit ſich ſelbſt, und doch hielt man ihn für einen aufrichtigen guten Mann; er wußte, wie Keiner, Würſte nach Speckſeiten zu werfen, und ſelten mißlang ihm ein Wurf. Er widerſprach ſelten oder niemals, ſagte überall Ja, rühmte Alles ſo weit er konnte, ſogar Bettelbuben auf den Straßen; ſo machte er ſich nirgends unwerth, und der Landvogt und der Pfarrer hielten große Stücke auf ihn. Wem er am meiſten ſcharwenzelt hatte, den konnte er dann auch zu Hauſe am beſten ausführen und durchhecheln. Er flattirte z. B. dem Schulmeiſter ganz beſonders, ſchickte ihm manche Flaſche Milch, die aber immer halb abgenommen war, und ermahnte ihn: ſeine Kinder ja recht ſcharf zu halten, ihnen nicht zu borgen. Daheim führte er den Schulmeiſter aus vor den Kindern, und wenn eins in der Schule geſchlagen worden war, ſo begehrte er auf und polterte, wie er es dem Schulmeiſter ſagen wolle. So erleidete er den Kindern Schulmeiſter und Schule, daß ſie faſt nicht hinzubringen waren, ſie daher auch ſehr ſelten beſuchten und zu Hauſe arbeiteten. Ihm wurde die Schuld nie beigemeſſen, ſondern z'Beſt geredet, weil er der Kindern Unfleiß gar wehmüthig zu bedauern und einer eigenthümlichen Verſtocktheit zuzuſchreiben wußte vor dem Schulmeiſter, und ihn noch mehr zur Schärfe ermahnte. Vor dem Pfarrer redete er anders. Freilich nicht gerade aus, aber verblümt gab er zu verſtehen, wie der Schulmeiſter allzuſcharf ſei und er trotz alles Zuſprechens ſeine Kinder nicht in die Schule bringen könne.

Seine Frau ſchickte ſich ganz beſonders gut zu ihm. Sie war geizig und ſelbſtſüchtig wie er, ſie konnte vorwärts ſchmeicheln und lächeln und hinterrücks den Talpen geben wie er; nur war ſie heftiger, ließ ſich zuweilen vom Zorn hinreißen und brachte ſich ſelbſt in dieſem Zuſtande manches aus, was ſie ſpäter nicht gerne hatte. Sie wollte nicht die ſein, welche ihren Leuten das Eſſen nicht gönne, und doch that ihr jeder Biſſen weh, den man aß. Brod war immer für Jedermann in der Tiſchdrucke, allein es war meiſt ſteinhart oder grau, denn man backte auf's Kürzeſte alle drei Wochen, und obgleich es auf dem Tiſche lag, wußte doch Jedermann, daß man keines nehmen ſolle, beſonders wenn Erdäpfel da waren. Darum ſagte ſie einmal, als die Schneider auf der Stör bei uns waren: Schnyder nät Brod, mir nä kes, we mir Herdöpfel hei. Am luſtigſten trieb ſie es mit dem Fleiſch, welches ſie ſelbſt beſonders gerne aß; ſie hatte zwei Manieren, es zu ſparen, und wechſelte damit ab, damit man keine merke.

Den einen Sonntag, wenn alles aus der Kirche zurück und ordentlich hungrig war, ſo rief man zum Eſſen und ſtellte die Suppe auf den Tiſch. War die gegeſſen, ſo mußte man ein wenig warten, denn kam das Gemüſe. Man fieng ganz hübſchli an, zuzugreifen, aß ein paar Gableten, das Fleiſch kam noch nicht, man aß noch ein Baar, bis die Meiſterfrau glaubte, man habe faſt genug; dann kam eine ganze Bygete Fleiſch und man konnte nehmen ſo viel man nur mochte, ja ſie ſagten manchmal noch: Nät doch, es iſch gnue da; allein man brachte nicht viel mehr ab, weil man ſich auch nicht dafür hielt, nur bloßes Fleiſch zu eſſen, damit es einem nicht gehe wie jenem Tauner, der ſich allein an Speck und Fleiſch hielt, und dem der Meiſter endlich vor Zorn halb laut zurief: Ueli, Ueli, Krut o! Krut o!

Den andern Sonntag kam es alſobald mit dem Gemüſe auf den Tiſch; allein es war nur halb gekocht und ſo hart, daß man einander hätte Löcher in den Kopf ſchlagen können damit. Natürlich wurde man müde mit Kauen und griff zu dem, was leichter zu ſchlucken war, und das Meiſte blieb übrig. Nachmittags, wenn die Jungfer irgend einem Schatz nachlief, that die Meiſterin Alles wieder in den Hafen und kochte es, bis es lind genug war. Das aß ſie die Woche durch verſteckt ſelbſt, denn auch ihr Mann erhielt wenig davon, ſo daß es bei uns war faſt wie bei jener Wittwe, welche zwei Schweine ſchlachtete, und mit welcher ihre fünf Kinder theilen wollten: Sie, die Wittwe, ſolle ein ganzes Schwein für ſich behalten, das zweite aber gemeinſam mit den Kindern eſſen, die aber nicht eintreten wollte in dieſen Vorſchlag, weil er ſie verkürze. Ja ſelber eſſen macht fett, doch das finden nicht nur die Weiber, ſondern auch die Männer, z. B. auch jener kinderloſe Kauz, der die meiſten Würſte und viel Fleiſch auf die Seite packte und verſchloß, und wenn es ihm gefiel, Würſte oder Fleiſch in den Hafen auf's Gemüſe legte, auch in Papier gewickelt auf den Säuhafen, kochen ließ und wegnahm, ohne ſeiner Frau je einen Mundvoll davon anzubieten. Unſere Meiſterfrau gönnte von Natur Niemand was, als ſich ſelbſt, alſo auch ihrem Manne nicht; denn zwei ſelbſtſüchtige Leute werden nie eins unter ſich, gegen Andere wohl, der Pfarrer mag ſie zuſammengeben, wie er will. Uebrigens glaubte ſie volles Recht auf das Fleiſch im Hauſe zu haben, weil der Mann außer dem Hauſe ſo oft nicht nur zu Fleiſch, ſondern auch zu Wein kam. Nicht daß er viel verthat aus ſeinem Sack, allein er kam als Schätzer und auch als Ausgeſchoſſener öfters dazu. Es wollte der Frau oft das Herz abdrücken und Niemand konnte es vor Häſſigi um ſie ertragen, wenn ſie wußte, ihr Mann ſitze nun hinterm Tiſche und könne ſich bei Voreſſe und Datere wohl ſein laſſen, da war ihr einziger Troſt eine tüchtige Hammeſchnitte und ein braver Schluck Bäziwaſſer. Solche Mähler, von denen ſie nichts erhielt, mußte er oft ſich vorhalten hören; er ließ es ſich dafür aber auch wohl ſein dabei, und war im Stande, von Mittags zwölf bis Abends ſpät immer zu eſſen, freilich nur langſam, aber ohne Unterbrechung. Der Wirth ſah ihn daher ungern bei Mählern, wo er um ſeinetwillen nicht mehr fordern durfte, und, wenn es vom Wirthe abgehangen wäre, mein Meiſter wäre noch nicht Gerichtſäß geworden; aber glücklicherweiſe war der Wirth nicht Landvogt. Eſſen war ihm die Hauptſache, den Wein nahm er nur, um deſto mehr eſſen zu können; auch mußte er ſich vor einem Stüber hüten, denn wenn er einen heimbrachte, ſo mißgönnte ihm ſeine Frau dieſen, und hätte ihn lieber ſelbſt gehabt. Einmal vergaß er ſich, oder der Wirth ſpielte ihm einen Poſſen und that ihm Branntwein in den Wein, kurz, er lud über Ort, kam gar lange nicht heim und die Frau ſandte mich, nachzuſehen, wo er bleibe. Große Waſſerpfützen waren auf dem Wege, aber die Sterne ſchienen. Auf dem halben Wege ſah ich etwas am Boden, vor dem ich mich faſt gefürchtet hätte; bald lag es ganz am Boden, bald hob es ſich auf und wimmerte auf das Kläglichſte. Ich ging endlich näher und fand meinen Meiſter in einer Pfütze kratzen, dann auf die Knie ſich heben, und der tuſig Gotts Wille bete: Der liebe Gott ſöll neh doch nit da vorem Himmel la hange, ſondern ihm z'völlig yche helfe. Er konnte nicht mehr geben, ſah in den Pfützen die Sterne ganz nahe vor Augen, glaubte nun da vor dem Himmel zu hangen, und doch nicht hinein zu können. Ich führte ihn heim, da vertrieb ihm die Frau die Himmelsgedanken.

Als er endlich Gerichtſäß worden war, kam er am Abend ſeiner Wahl ſpät heim; wir erwarteten ein Wetter, und horchten. Die Frau lag im Bette und rührte ſich nicht; er legte ſich auch hin und ſtille war es einige Zeit. Da ſieng er von der Gemeind, von dieſem und jenem an, keine Antwort; endlich ſagte er: Mädeli, wüßteſch du, nebe wem du lyſt? — Das weiß öppe nume z'gut, du Hudelhund, nebe wem ih ligge; ſchämſt di nit, ga z'verſuffe, was ih erhuſe; wenn der Tüfel öppis nutz wär, er hät di ſcho längſte gno! — He he, Mädi, nume hübſchli, du weiſcht nit, zu wem de ſo redſt? — Zu mym Challi red ih ſo, mit dem mih üſe Herrgott g'ſtraft het! — Nei, mit e mene Gerichtſäß redſch ſo, mit e mene Houpt vo dr Gmend. — We du es Houpt vo d'r Gmend biſch, ſu nähms mih de Wunger, es Fidle dervo z'g'ſeh, das müßt es arigs Ding ſy? antwortete die neue Frau Gerichtſäßi. — Allmählig legte ſich der Sturm. Doch wie die Meereswellen ſich nicht auf einmal legen und der Spiegel ſich glättet, ſo auch des Weibes Zunge nicht. Noch manche Spitzrede rollte über ihren Zungenſpitz, bis das Ehepaar ſich gemeinſam der Ehre freute, ſich beſonders freute, wie Dieſer und Dieſe ſchalus ſein, und am nächſten heiligen Sonntag die Leute guggen werden, wenn er im Chor ſitze und den Mantel trage. Da meinte die Frau, ſie wolle auch einmal wieder zum Nachtmahl gehen, um dieſes zu ſehen, aber der Schneider müſſe zuerſt kommen, der Mann müſſe neu gekleidet ſein, und ſie wolle auch einen neuen Kittel machen laſſen und ein neu ſeiden Fürtuch kaufen, auch wolle ſie ihre Göllerketteli zum Gürtler tragen, um ſie auszuputzen zu laſſen. Nun wurde eine lange Berathung angeſtellt, ob er ſich in Halblein oder Guttuch aufputzen ſolle? Für einen Gerichtsſäß, meinten endlich beide, wäre Halblein noch gut genug, aber man wiſſe denn doch nicht, was kommen könne? Der Statthalter ſei alt und mache es nicht lange mehr, und der Statthalter habe noch die Salzbütte, beides trage auch gar ſchön ein; und wenn er einiſch Statthalter werden könnte und Salzauswäger, ſo komme er viel zu den Herren, und werde da gut bekannt mit ihnen und da könne ihm nicht fehlen, Amtsrichter zu werden, das trage noch viel mehr ein. Er könne freilich nicht recht G'ſchriebnigs leſe, aber ſeinen Namen könne er gut ſchreiben, der Landvogt kenne auch nichts von der Sache; das mache aber alles nichts, dem Junker Landvogt ſein Schreiber ſei gar gruſam e G'ſchickte, der mach Alles. Die Hauptſache von der Sache ſei doch immer die, daß man den Lohn bekomme; das Andere gebe ſich von ſelbſten und gang niemer nüt ab. Und am Ende gehörten ihm die Stellen, und es wäre verflucht ſchlecht, wenn er ſie nicht erhielte. Er ſei doch der Regierung immer treu geweſen, er habe dem Landvogt manche Anzeige gemacht, an welcher dieſer Freude gehabt; und dem Pfarrer gehe er auch immer z'Predig, obgleich es ihm verflucht Langeweile mache. Schade, daß der Mann nicht ſpäter gelebt, er wäre wenigſtens Regierungsſtatthalter oder gar Schultheiß geworden; oder Schade, daß er nicht ein Patrizier war, er wäre Rathsherr geworden, ſo gut als der, welcher ſein und das öſterreichiſche Wappen in ſeinen Miſthaufen flechten und mit Miſtkränzen verbinden ließ, und von welchem man gar nichts wußte, das ihn hätte empfehlen können, als gerade dieſes. Das Ehepaar ſah ſich ſchon als Amtsrichter und als Amtsrichterin, gedachte endlich auch ſeiner Kinder, und der Mann meinte: D'Meitſcheni ſeü o nit meh en jedere whe lah, es werde jetzt ſcho Fürnemi gnue cho. Und die Mutter meinte, es ſei letzthin ſcho e gruſam Fürnemme bei Eiſin geweſen, allein als es ihm geſagt, er ſolle bald wieder kommen, hab er geklagt, er könne nicht in einer deutſchen Bettſtatt liegen, er ſei an eine franzöſiſche gewöhnt, und ſeit dem ſei er ausgeblieben.

Und der Herr Amtsrichter im Bette befahl alſobald der Frau Amtsrichterin, ſie ſolle gleich am Morgen zwei franzöſiſche Bettſtatte beſtellen, für Eiſin eine und für Anni eine, und ſolle ihnen eine halbe Bätziwaſſer in's Gaden hinauf geben, und ſolle ihnen die Schaubhütlin ausputzen, und die Gleſchli ſchön neu plegen laſſen; das möge alles etwas bringen und koſte doch nicht viel, beſonders wenn man dem Tiſchmacher die Laden gebe, und deren habe man noch genug aus dem oberkeitlichen Wald; und die franzöſiſchen Bettſtatten ſeien doch nichts anders, als reparirte deutſche, ſo könne man eigentlich einen Baum Laden von Rechtswegen dazu fordern und hätte dabei noch einen ſchönen Gewinn. Nachdem ſie alſo ſchön elterlich für die Gegenwart und Zukunft geſorgt, ſchliefen beide ſchön einig ein und träumten von nahem Glück.

Mein Meiſter war eigentlich noch nicht Meiſter, ſein Vater lebte noch und war rechtmäßiger Beſitzer des Hofes; aber der hatte nichts mehr zu befehlen, über nichts zu ſchalten, das Heft war ihm durchaus aus den Händen gewunden. Er hatte kein Geld, worüber er verfügen konnte, und mußte durchaus vorlieb nehmen mit dem, was ſeine Kinder, wie aus Gnaden, ihm zukommen ließen. Höchſtens erhielt er fünf Batzen auf einmal, woraus er aber fünf Wochen lang den Barbier bezahlen mußte. Wann und wie er ſo um all ſeine Sachen gekommen, das wußte er nicht zu ſagen, aber beklagte es oft. Er dauerte mich am meiſten an den Sonntagen, wo das harte Fleiſch aufgeſtellt wurde. Er hatte keine Zähne mehr und hätte ſo gerne ein Bischen Fleiſch gegeſſen, aber ſeine alten Kinnbacken ermatteten am erſten Biſſen. Sagen durfte er nichts darüber, höchſtens ſeufzen; und von dem Fleiſch der Meiſterin, das ſie für ſich und gekocht, ſah er nie Etwas.

Einmal bat er ſeine Sohnsfrau um einen Tropfen gute Milch, ſeine Alte hätte ihm früher alle Tage in einem Kacheli bei Seite geſtellt. Aber die Sohnsfrau ſagte, ſie müſſe die gute Milch denen geben, die arbeiten, er mache nichts mehr; abgenommene thue es ihm auch und ſei ihm noch geſünder.

Ein andermal bat er ſeinen Sohn, er möchte ihm doch einmal eine Halbe Wein heimbringen, er komme jetzt ſo oft zum Wein. Aber der Sohn ſagte dem übelhörenden Vater laut: der Wein ſei ihm nicht geſund, er mache ihm nur zu huſten, und leiſer fügte er noch bei, der Alte habe lang geſoffen und ihm auch keinen heim gebracht, er wüßte nicht, warum er ihm jetzt heimbringen ſollte? Nebenbei ſollte er denn doch arbeiten, und bald dieſes bald jenes muthete man ihm zu; das aber, was er am liebſten machte, das Wäſſern, hatte der Sohn übernommen, und wenn einmal der Vater ſich vom alten Gelüſten übernehmen ließ und mit der Wäſſerſchaufel wieder handthierte, ſo gab es Händel.

Endlich ſtarb der Alte und der Gerichtſäß ſpeiste ſeiner verſtorbenen Schweſter Kinder mit dem ab, was ſein guter Wille war. Von dem Vermögen, das er Jahrelang in Händen gehabt und genutzet hatte, gab er keine Rechnung, und Niemand forderte ſie; mit dem Vermögen, welches er zeigen wollte, war man zufrieden, um Waiſen willen mochte eben Niemand ſich unwerth machen.

Mir war es ſo unwohl dort nicht. Der Bauer war eben ein liſtiger Kautz und verſtand ſich auf alle Vörtel. Er hatte gewöhnlich einen Knecht und einen Güterbub zwiſchen 14—16 Jahren; den Güterbub rühmte er nun ganz beſonders und ſagte, derſelbe mache ſo viel oder mehr als der Knecht. So reizte er auf der einen Seite den Knaben zu übertriebener Arbeit, und erhielt zugleich Anlaß, dem Knecht ſo wenig als möglich zu geben, weil er nicht viel mehr mache als der Bub. Das war auch ſo eine Wurſt, die er nach einer Speckſeite bengelte.

Man kann ſich leicht denken, daß ich nach vorhergegangenen Geſchichten beim frühern Meiſter eben nicht der größte Freund von Knechten und Mägden war, daß es mir daher ganz beſonders wohlthat, bei jeder Gelegenheit mich auf Koſten des Knechts rühmen zu hören, daß es mich auch zu einem Fleiße trieb, der über meine Jahre hinausging. So ſtund ich des Morgens ungeweckt und meiſt vor dem Knecht auf, weil ich es einmal an einem Sonntage, wo der Knecht die Nacht durch geſchwärmt hatte, gethan und dafür gerühmt worden war. Ich gab mich beſonders gerne mit den Thieren, mit Futtern, Fahren ab. Da mir die Thiere lieb waren, ſo vertraute der Meiſter ſie mir auch immer mehr an, und lehrte mich melken. Der Knecht war natürlich mit dem Allem nicht zufrieden, ſah mich ſcheel an und hätte mich gerne wieder heruntergebracht, in dem Maaße als der Meiſter mich erhob. Allein er war zu ſchwach dazu und ich zu ſtark. Er verſuchte es nur einmal mich zu prügeln, weil ich auf ſeine Koſten gerühmt worden war; da leiſtete ich ihm ſo kräftigen Widerſtand, erwiderte ſeine Ohrfeigen ſo munter, daß er froh war, von mir abzulaſſen, und nachher den Verſuch nie mehr wiederholte.

Vierzehntes Capitel.

Von einem berühmten Schulmeiſter und einem berühmten Pfarrer, die mich unterweiſen, und wie?

Ich mußte mich nun in die Unterweiſung einſchreiben laſſen und auch die Kinderlehren beſuchen, welche im Sommer vom Pfarrer, im Winter vom Schulmeiſter gehalten wurden. Der Letztere war berühmt für das Kinderlehrhalten und weit und breit ſtrömten ihm die Menſchen zu, beſonders das Weibervolk, und das aus zweien Gründen. Er war noch ledig und hatte vierzig Kronen Lohn; gar manches Mädchen wäre gerne Frau Schulmeiſterin geworden, und träumte bei ihm ein Leben voller Leberwürſte; und ſie meinten ihm den Hof zu machen, wenn ſie z'Kinderlehr gingen. Nach der Kinderlehr orgelte er dann noch ſo ſchön, und die Mädchen ſtanden ſo eng um ihn herum, und mit dem Kopfe nickte er den Takt ſo bedächtlich, und die Mädchen guckten ihm auf den Kopf ſo andächtig, und die Arme ſtreckte er ſo lang, ſchön und ſteif vom Leibe weg, und die Mädchen ſtreckten ihre Hälſe ſo hoch und ſchön empor, eins über die andere weg, daß es recht rührſam anzuſchauen war. O das ſind die goldenen Zeiten für einen jungen Schulmeiſter, wenn ſo Kopf an Kopf ſich um ihn reiht, und Dutzende von Augen ihm zuflüſtern: Du, du! weißt du, wo mein Gaden iſt, üſe Ringgi bellet nit! Aber dieſe Zeiten ſchwinden gerne mit einer Frau, und noch Manches andere mit, wenn Einer noch Eines nicht verſteht: auf eine rührhafte Weiſe die Herzen der Weiber anzurühren. Das verſtand unſer Schulmeiſter aber trefflich. Er jammerte ſo herzbrechend über die Sündhaftigkeit, hatte aber dann auch wieder ſo viel Gnade und Vergebung zu verheißen, wußte vom Himmel und beſonders von der Hölle ſo viel, als ob er in beiden z'Koſt gegangen wäre, weit mehr als Chriſtus, daß die Weiblein gar nicht aufhören konnten zu weinen, erſt aus Schrecken und Erbarmen, dann aus Freude und Wonne. O man glaubt gar nicht, wie wohl ſolche Thränen einer muntern Bäuerin des Sonntags Nachmittags thun, wenn ſie ein Pfund Fleiſch und anderthalb Pfund Speck im Leibe und Langeweile in den Gliedern hat. Das geht über ſchwarzen Kaffee! Katechiſiren konnte er auch gar ſchön, das ging an einem fort wie gepfiffen; man brauchte nicht lange zu warten, bis die Kinder antworten konnten. Er fragte ſie entweder ſo, daß ſie Ja oder Nein antworten mußten, und dann ſagte er noch Ja oder Nei; oder wenn es zur Seltenheit andere Worte waren, welche er zur Antwort wollte, z. B. Seligkeit oder Gott, ſo ſagte er Selig! Seligk! Seligkei! dann war das mangelnde t nicht ſchwer zu finden, oder Go! Go! Got! wo ebenfalls das zweite t einem in den Mund fallen mußte.

Er war aber auch weit und breit berühmt, daß er ſo geſchickte Kinder hätte, die ihm keine Antwort ſchuldig blieben. Wir gingen nicht ungerne zu ihm in die Kinderlehre, wir brauchten unſere Köpfe nicht beſonders anzuſtrengen, konnten friſch weg antworten, wenn die Reihe an uns kam, und nebenbei dann denken oder machen, faſt was wir wollten.

Der Pfarrer war ein ſtrenger Herr im beſten Alter, bei dem alles am Schnürchen gehen mußte, eine Woche wie die andere. Seine Predigten waren alle auf die Minute gleich lang und alle in drei Theile getheilt, waren furchtbar ſtreng, dem Teufel und dem Unglauben und der Aufklärung ging er ſchauerhaft zu Leibe und dann auch zuweilen den Sünden, beſonders der Hurerei und Abgötterei. Und ſeine Predigten thaten ſeinen Bauern gar unſäglich wohl, wohl bis in die Schuhe hinunter; ſie waren ihnen eigentliche Abwaſchungen ihrer Sünden, und ihnen ward es gerade, wenn ſie aus der Kirche kamen, wie den Türken, wenn ſie tüchtig gerieben, gebürſtet, gewalket, aber auch neu belebt aus dem Bade treten. Er predigte mit gewaltiger Stimme, und Alles was er ihnen ſagte, klang bekannt und heimelig; wenn ſie ſchon mitunter einnickten, ſo wußten ſie beim Erwachen doch gleich wieder, woran der Herr jetzt war. Sie hielten daher große Stücke auf ihn als Prediger, und ſchlugen in allen Wirthshäuſern auf den Tiſch, und begehrten auf: Wie üſe Herr chas bim Donner kene! In den Unterweiſungen und Kinderlehren war er ebenfalls ein ſtrenger Herr; doch konnten wir machen was wir wollten. Wenn ein Kind nicht antworten konnte, oder wenn es nicht wußte, wo man war, oder wenn es zu ſpät kam, putzte er ihm wüthend ab. Aber das Antworten war eben nicht ſchwer und das Wiſſen, wo man war, auch nicht. Er fragte immer der Reihe nach, immer vier in einer Stunde, und wenn das zuerſt Gefragte in der folgenden Unterweiſung nur die letzte Erklärung wußte aus der vorhergehenden, ſo wußte es genug; um das Frühere, den Zuſammenhang, bekümmerte man ſich durchaus nicht weiter. Alle Erklärungen, kurz die ganze Unterweiſung, waren Jahr für Jahr durchaus gleich, gleich viel Stunden und gleich viel Worte; Jahr für Jahr die gleichen gleichgeſtellten Fragen wollten buchſtäblich die gleichen Antworten. Wenn z. B. einer ſagte: Die Allmacht iſt diejenige Eigenſchaft Gottes, mit welcher er alles machen kann; ſo erregte das ſehr große Unzufriedenheit und dem Kinde wurde über ſeine Ungeſchicklichkeit tüchtig der Kopf gewaſchen, es hätte ſagen ſollen: Die Allmacht iſt diejenige Eigenſchaft in Gott, durch welche er Alles ſchaffen kann, was er will. Man hätte glauben ſollen, das wäre furchtbar ſchwer geweſen, vom Kinde herauszubringen, denn wie kann man aus einem Kinde, das keine Sprachkenntniß hat, ſolche Stempeneien herkatechiſiren? Und der Pfarrer ſagte die Antwort nicht vor bis an den letzten Buchſtaben, ſondern fragte kurzweg. Allerdings mag es, das erſte und zweite Jahr, nachdem der Pfarrer in die Gemeinde gezogen war, ſchwer zugegangen ſein, allein nachher wurde die Sache ſehr leicht, eben weil er ſich ſo buchſtäblich gleich blieb. Aeltere Geſchwiſter konnten den jüngern ſagen, was ſie noch wußten, und wer Etwas wußte, konnte es dem andern ſtiömen, chüſchele, flüſtern; hier half auch der Schulmeiſter treulich mit, der gewöhnlich zugegen war, und in den Kinderlehren half die ganze Gemeinde ein; man meinte ſich gar ſehr mit ſeiner Geſchicklichkeit, wenn man den Kindern einhelfen und zeigen konnte, wie man faſt ſo geſchickt ſei, als der Pfarrer ſelbſt.

So konnte es Kinder, und deren recht viele, geben, die am Ende ſagen durften, ſie hätten dem Pfarrer Alles antworten können. Von dieſem Geflüſter merkte der Pfarrer nichts, ſobald man es trieb, während er ſelbſten ſprach; denn wenn er redete, ſo ſah er nicht und hörte er nicht. Auf dieſe Weiſe kam er ſelten in den Fall, Kinder zurückſtellen zu müſſen.

Er hatte meiſt ſehr geſchickte Kinder, die antworten konnten wie auf der Geisle klepft; und doch wußten ſie eigentlich nicht was ſie ſagten, ſie begriffen ihre Antworten ſo wenig als das Fragenbuch ſelbſt. Wenn ſie z. B. das Reich Gottes in das Reich der Gnade und das Reich der Natur theilen mußten, ſo ſagte ihnen kein Menſch, was Reich, Gnade, Natur bedeuten; ſo wie dieſe Wörter Jedermann bekannt ſchienen, ſo ſetzte man voraus, jedes Kind kenne ihre Bedeutung. So bekamen die Kinder eine Menge Formeln in die Köpfe, aber keine richtige Vorſtellungen, und ihre Herzen wurden nie erwärmt. Man kann einen ganzen Haufen Scheiter in einen Ofen thun, ſie machen denſelben nicht warm, die Scheiter bleiben Scheiter und der Ofen bleibt kalt. Man muß Feuer anmachen unter die Scheiter und dieſelben müſſen aufgehen in Flammen, müſſen leuchten und ſprenzeln nach allen Seiten, dann gibt es einen warmen Ofen. Das iſt eine Gleichnißrede, deutet mir ſie!

Der Pfarrer predigte und kinderlehrte aber nicht blos, er führte ſonſt noch das große Wort in der Gemeinde. Man brauchte ihn viel, und darum regierte er auch viel, und wenn er einmal geſagt hatte: Obä, z'Sach iſt die; ſo hätte ich Niemand rathen wollen, andere Meinung zu haben. Aber eigentlich regierte doch nicht er ſelbſt. Einige pfiffige Käuze in der Gemeinde kamen öfters zu ihm, und wußten das, was ſie wollten, ihm ſo fein unter den Fuß zu geben, daß er glaubte, es ſei ſeine eigene Meinung oder Erfindung, und ſie durchſetzte. Er hielt viel auf Achtung und Reſpekt, und nach dem Sprüchwort: Was du willſt, das dir die Menſchen thun, das thue du auch ihnen, zog er vor dem Landvogt gar tief den Hut und ſagte nie zu viel: Hochgeachteter Junker Landvogt; aber ſeine Bauern mußten ihm dann ihre Bücklinge auch machen, und mancher vernahm: Zieh den Pflegel (Hut) ab! Das ſchadete ihm aber bei der Bauerſami nichts; weil er viel bei dem Landvogt galt, ſo galt er bei den Bauern deſto mehr; denn ein Wort von ihm konnte gut oder bös Wetter machen. Wer ihm widerſprach, den hielt er für einen böſen unruhigen Kopf. Er liebte das Ja Ja ſagen und merkte nie die Schalkheit, die Ja Ja ſagte, und hinterwärts das Gegentheil; er hatte überhaupt keinen Gedanken, daß man ihn zum Beſten haben könne, ſondern nahm Alles, jedes Kompliment rc. als baar Geld auf. So wurde er

z. B. oft eingeladen, mit ſeiner Familie z'Dorf zu kommen. Keiner oder die wenigſten thaten es im Ernſt, ſein und ſeiner Familie Beſuch war ihnen läſtig; höchſtens war es ihnen nicht recht, wenn der Pfarrer zu andern ging und nicht zu ihnen auch, weil ſie ſich dadurch unter dieſe herabgeſetzt glaubten. Der Pfarrer aber glaubte, er erweiſe mit ſeinem Beſuch eine Ehre, ſeine Frau war natürlich ſeiner Meinung, und die Kinder, an denen die Eltern blind waren (der Pfarrer glaubte, alles ſei gut was von ihm käme), aßen gar zu gern Küchli; er nahm daher ſolche Einladungen oft an, und zottelte an ſchönen, beſonders Sonntagsnachmittagen, irgend einem Hofe zu.

Seitdem nun mein Bauer Statthalter, Salzauswäger und Amtsrichter werden wollte, fand das Ehepaar auch nothwendig, den Pfarrer dringend einzuladen (ſie hatten bis dahin nicht zu den Auserwählten gehört). Die Frau tröſtete ſich damit, er komme nicht, es ſei ihm zu weit und etwas Neues.

An einem ſchönen Sonntag Nachmittags war es, und ich lag am Schatten im Baumgarten, da ſah ich oben aus dem Hölzchen, das am Rande des Hügels lag, und aus welchem ein Fußweg zu uns hinunter ſich ſchlängelte, einen Knaben und zwei Mädchen hervorſpringen, mitten durch jungen Klee und über eine Spreiti Flachs weg. Ich dachte bei mir ſelbſt, es nähme mich doch wunder, wer die ſeien, daß ſie nicht wüßten, die Wege ſeien da zum Laufen, den Klee vertrappe, den Flachs verhüriſche man nicht. Das hatte ich noch nicht ausgedacht, ſo kam die rundliche Geſtalt des Herrn Pfarrers hintendrein und hinter ihm die etwas ſpitznaſige Frau Pfarrerin, und Alles wälzte ſich allmählig unſerm Hauſe zu. Ich merkte gleich, die vor uns verhandelte Einladung ſei für Ernſt aufgenommen worden, und der Beſuch gelte uns, lief hinein in's Haus und ſchrie aus Leibeskräften: z'Pfarrers, z'Pfarrers. Die Frau ſtreckte den Kopf zur Stubenthüre heraus und fragte: Was heſch z'brülle, Bub? He, z'Pfarrers köme! Das wär d'r Tüfel! Herr Jeſes, Ma ſtang uf, du donners Kalb, du wirſt z'nöthli tha ha, du Lümmel! leg z'Schuh a, g'hörſt, ſi dopple ſcho, lueg, da ſy ihre Burſch ſcho uf der Schytterbige, und luege zum Fäiſter iche; nu, biſch nit bald fertig, du Dreyhung, chaſt Kappe mera alege, muſt ſe doch ab ha vor em Predikant. Endlich ſtolperte der Gerichtſäß hinaus zum Empfang der werthen Gäſte. M'r hei g'meint, es ſig niemer daheim, m'r hei ſcho zweimal klopfet, ſagte der ungeduldige Pfarrer. Das ſei ihm doch leid, meinte der Gerichtſäß, der ſich vollkommen erholt hatte, ſie ſeien in der Hinterſtube geweſen, heige zäme betet, da ſehe und höre man nichts; aber der Herr Pfarrer hätte auch nicht brauchen zu klopfen in ſeinem Hauſe, ſondern nur gerade herein kommen ſollen, ſie ſollten gleich inne für cho i d'Stube und cho abhocke. Das wollte nun der Pfarrer und ſeine Frau nicht, ſie wären daheim genug in der Stube, und es ſei viel hübſcher und kühler da auf der Laube. Das ließ ſich der Bauer nach einigem Sträuben gefallen; denn ſeine Frau hatte drinnen vielleicht noch nicht abgeräumt, hatte allweg noch kein Fürtuch umgebunden und die rechte Kappe nicht auf dem Kopfe. Dieſe hauſte drinnen etwas unſäuberlich, gab mir Geld, um eine Maaß Wein zu holen, jagte ihre Töchter auf die Beine und fluchte dazwiſchen gar jämmerlich auf das hungrig Predikantenpack, das an allen Orten ſeine Naſe haben müſſe, wo es etwas z'Freſſe ſchmöcki. Da ich mich anders anziehen mußte, um den Wein zu holen, ſo ſah ich ſie noch hinausgehen, gar freundlich thun, und die Hand geben, und ſagen, wie ſie ſich freue, daß d's Herr Pfarrers ihnen auch einmal die Ehre gegönnt hätten und zu ihnen gekommen wären. Und des Herr Pfarrers verſicherten, das wäre ſchon längſt geſchehen, wenn es nicht ſo weit wäre; übrigens hätten ſie es ſchon lange im Sinne gehabt, aber es ſei ihnen immer etwas dazwiſchen gekommen. Die Frau Pfarrerin verſicherte abſonderlich, ihr Mann hätte gar viel zu thun, er wiſſe oft nicht wo ihm der Kopf ſtehe, und daß ſie nicht begreife, wie er alles machen könne; und die Bäurin verſicherte, er ſei aber auch ein Herr wie es im Kanton keinen gebe, ſie und ihr Mann ſagen das alle Tage zu einander.

Als ich wieder heim kam, war neuer Lärm in der Küche und in der Stube, und ein halbleiſes Fluchen in allen Ecken. Z'Pfarrers wollten durchaus drauſſen z'Abetrinken und nicht in die Stube hinein, und merkten nicht, daß es auf der einen Seite Geringſchätzung war, nicht in's Haus gehen zu wollen, auf der andern Seite aber gegen alle Bauernſitte, vor dem Hauſe aufzuwarten mit Kaffee, Küchlene, Zimmetthee und Wein. Sie wußten nicht, daß man ſolche Dinge gewöhnlich nur im Hinterſtübli in aller Stille zu ſich nimmt, höchſtens in der Stube; vor dem Hauſe, wo jeder Bettler, der vorbei ging, ſehen konnte, was auf dem Tiſche ſtund, und es weiter erzählen, war es eine unerhörte Sache, aber nun auch eine unabänderliche, der Pfarrer hatte es einmal geſagt, und ſomit hatte ſie ihren Weg.

Es war recht drollig, wie die Meiſterfrau ein beſonderes Geſicht machte vor dem Hauſe und im Hauſe. Draußen war lauter: Nät doch! nät doch! d'r nät nüt! und drinne dann: E Predikante-Sack het ke Bode, die Freßhüng! ſi thüe wie we ſi e Woche lang nüt gha hätte!

Nach dem lange z'Abetrinke gingen die Weiber noch in die Plätze und endlich nahm man Abſchied. Die Bäurin dankte für den Beſuch, bat gar dringend nüt zu zürnen, wenn ſie etwa gefehlt, und daß ſie ſo ſchlecht aufgewartet hätte, doch recht bald wieder zu kommen, ſie wolle es dannzumal beſſer machen; und der Pfarrer verſicherte, ſie habe gar nicht zu danken, er ſei gar gerne einmal gekommen, und die Frau Pfarrerin lud die Bäurin ein, auch einmal zu kommen; und endlich gab man ſich die Hände. Der Meiſter ging aber noch mit der Kappe in der Hand ein Stück Wegs mit. Als er heim kam, zog er den Athem tief herauf und ſeufzte: Ja, Speckſiti ſi m'r doch lieber als Viſiti!

Nun ging es in Wechſelrede los über die Viſite. Das ſeien die uverſchanteſte Lüt, wo man nur ſehen könne, ſie hätten da gegeſſen, getrunken und zugegriffen, als ob es ihre Sache geweſen wäre. Die Kinder hätten zuerſt Aepfel von einem Baume geſchlagen, ſeien im Gras herum gelaufen, und Niemand habe ihnen abgewehrt; ſie ſeien ungeheißen zum Tiſch geſeſſen und hätten genommen was ihnen anſtändig geweſen wäre; und bald der Pfarrer bald die Frau hätten geſagt: wotſch nit no meh, nimm numme, wed d' no meh maſch; und der Pfarrer hätte ihnen noch Wein eingeſchenkt und geſagt: trinket nume, we d'r möget. Wenn das nicht „uverſchant“ ſei, ſo verſtehe man ſich auf nichts mehr. Die Kinder hätten gefreſſen, es nähme ſie nicht wunder, wenn ſie die ganze Nacht „kotze“ müßten. Z'Pfarrers hätten ſie auch geheißen zu ihnen zu kommen, aber das ſei ihnen nur der Verſtand gemacht, daß ſie ihnen etwas brächten, wohl gar eine Hamme, aber da könnten ſie lange warten. Nicht einmal die Plätze hätte die Frau gerühmt, und doch ſeien weit und breit keine ſolchen, ſondern ſie hätte immer nur von den ihrigen geredet, und geſagt, was ſie Alles habe; aber was ſollte ein ſolcher Stadttotſch für Plätze haben? Der Pfarrer trinke den Wein auch gerne, wenn er nichts koſte, er wäre ſonſt nicht hinter dem Tiſche ſitzen geblieben, er habe nur gefürchtet, es entrinne ihm ein Schluck; es wäre ihm auch wohl angeſtanden ums Haus herum zu gehen und zu ſehen was in den Ställen ſei. Das Alles wurde vor mir verhandelt, der ich in die Unterweiſung ging; das machte eben nicht großen Reſpekt. Ueberhaupt wurde mir die Unterweiſung erleidet dadurch, daß mir der Bauer immer den Mund wäſrig machte, welchen Lohn ich verdienen könnte, wenn ich nicht gehen müßte. Iſt die Denners Unterwiſig ſcho wieder da, hieß es, wenn ich am Morgen von der Arbeit gehen mußte.

Ich konnte mir kein größeres Glück denken, als einmal frei zu ſein, und machen zu können, was mir beliebte; denn unter Erlaubniß verſtund ich eben nichts anders als los zu ſein vom Pfarrer und Schulmeiſter und ungeſtört verdienen zu können, ohne verdinget zu ſein. Der Bauer brauchte mich gar nicht zu ermahnen, zu machen, daß ich die Erlaubniß erhalte, es war mir ſelbſt alles daran gelegen, dem Pfarrer aus den Händen zu kommen. Ich konnte gar nicht begreifen, was die Unterweiſungen apparti nützen ſollten, ob ich das alles wüßte, was man da lernte oder nicht, ſchien mir durchaus gleichgültig. Ich wußte nichts anzufangen mit den paar Wörtern, die mir blieben und die ich ſo wenig begriff, als das Fragenbuch; ich hielt dafür, das Unterwyſiggehen ſei eine alte Uebig, die nichts abtrage, welche von der Regierung dem Pfarrer zu lieb eingeſetzt worden ſei. Ich glaubte daher, meine ganze Aufgabe beſtehe darin, den Pfarrer nicht böſe zu machen, darum gab ich auch Achtung, wenn die Reihe an mich kam, daß ich die bekannten Antworten herſagen konnte. In der Zwiſchenzeit bekümmerte ich mich um das, was katechiſirt wurde, nichts, geſchweige daß ich zu Hauſe oder auf dem Wege an etwas zur Unterweiſung Gehörendes gedacht hätte. Man trieb während den Unterweiſungen, um die Langeweile zu vertreiben, allerlei. Man kneipte ſich, rupfte ſich an den Röcken, an den Haaren, band den Mädchen die Haarſchnüre zuſammen, that ihnen die Züpfe auf und ſteckte Knebel hinein. Der größte Spaß beſtund darin, daß keines aufſchreien oder auffallend unruhig werden durfte, ſo daß es der Pfarrer gemerkt hätte, es wäre von allen andern verfolgt worden. Auf dem Wege zur Unterweiſung und zurück waren wir wie eine losgelaſſene Heerde muthwilliges junges Vieh.

Kein Begegnender kam ohne Schlemperlig durch, kein Hund ungeneckt, und hatten wir Niemand ſonſt, ſo plagten, warfen, prügelten wir uns untereinander, oder die Meitſchene mußten umeha. Alle ſchmutzigen Reden, die man von Eltern, Knechten oder Mägden gehört, wurden da gewechſelt, und den Mädchen die abſcheulichſten Dinge vorgehalten, von denen wir oft ſelbſt nicht wußten, was ſie bedeuteten. Einige antworteten tapfer und blieben nichts ſchuldig, andere weinten oder drohten es dem Pfarrer zu ſagen, was aber die Sache nur ärger machte, denn wir wußten wohl, daß dieſes nicht geſchah. Nur ein Mädchen antwortete nicht mit gleicher Rede und weinte doch auch nicht, es war eine gewaltige handfeſte Küherstochter. Sobald einer ihr etwas ſagte, ſo ſuchte ſie ſeiner habhaft zu werden und prügelte ihn weidlich durch, ja ſie prügelte drei bis vier auf einmal. Ich prügelte mich mit ihr nur einmal. An Kraft war ich ihr wohl überlegen, denn ich war der Stärkſte in der ganzen Unterweiſung, aber eine gewiſſe Scham hinderte mich, alle meine Kraft gegen ein Mädchen zu gebrauchen; ſie aber ſchlug nur um ſo entſchloſſener auf mich los, ſo daß ich ausgelacht und zerzaust aus dem Kampfe kam, mich ſchämte und künftig Reſpekt vor dem Mädchen hatte. Am meiſten Schläge von ihm, ohne ſich dadurch beſſern zu laſſen, erhielt ein nichtsnutziger Bube, der in Bern erzogen und von der Gemeinde dort weggenommen worden war, um zur Arbeit angehalten zu werden. In Frechheit, Schamloſigkeit fand er keinen Seinesgleichen. Thierquälereien waren ſeine größte Freude, Unfläthigkeiten brachte er vor, von denen wir nie etwas gehört, Streiche führte er aus, vor denen wir uns ſchämten, und ſie ihm abſteckten; was doch viel geſagt iſt. Er lachte uns nur aus, ſagte, wir ſeien dumme Dorfteufel, in Bern gehe das ganz anders zu. Er erzählte dann, was ſie getrieben hätten auf der Schützenmatt, beſonders aber in Bremgarten beim Holzaufleſen, wo ganze Truppen Mädchen und Knaben Tage lang unbeaufſichtigt im bequemen Waldesdunkel umherziehen, was ſie getrieben in den Häuſern, daß uns die Haare zu

Berge ſtunden. Er erzählte uns, wie luſtig es darum in Bern ſei, wie man da gut leben könne, ohne viel zu arbeiten. Da eſſe man nicht ſo ſchwarzes altes Brod wie auf dem Lande, ſondern lauter friſches weißes. Habe man nichts, ſo finde man Leute genug, die einem geben, Geld, Kleider, Eſſen. Am beſten komme man fort, wenn die Mutter die Fromme mache und vor dummen Weibern den Kopf chiere, dann habe man was man wolle. In die Schule brauche man noch viel weniger als hier, die Herren hätten da nicht der Zeit nachzuſehen, und begehre auch ein Fürwitziger einmal auf, ſo jammere man über Noth und Elend, bettle Unterſtützung; da helfe man einem zuerſt und laſſe einen dann hinten drein machen was man wolle. Auch vor den Alten habe man ſich nicht zu fürchten, da gehe jedes ſeiner Wege, und Tage lang könne man ſich luſtig machen wie man wolle, ohne daß Vater und Mutter es wüßten. Nebenbei erzählte er uns, wie er ſeinen Bauern plage, in's Bett, in die Hoſen mache, und nichts Sehnlicheres wünſche, als daß er ihn fortjage, damit er von dem verfluchten Bauernvolke wieder wegkomme, wo man von nichts als von Prügeln und Arbeiten wiſſe. Er brachte es auch richtig dahin. Was aus ihm geworden, weiß ich nicht: aber das weiß ich, daß auch die ſchlechteſten Kerls in unſerm Regimente in Bern aufgewachſen waren. Es muß dort unter dieſen Menſchen furchtbar ausſehen und Niemand in der Ordnung zuſehen.

Endlich nahte die Zeit, wo ich der langweiligen Unterweiſung zu entrinnen hoffte; es entſtund ein neues Leben in und unter uns. Jedes beſchäftigte ſich bei ſich ſelbſt mit dem Gedanken: Was ihm wohl Eltern oder Meiſterleute für Kleider anſchaffen würden. Die, welche eigenes Geld hatten, rechneten nach, fragten verblümt dieſes und jenes, um ausfindig zu machen, wie weit es wohl reichen würde. Weſſen das Herz voll iſt, deſſen läuft der Mund über; unſere Hoffnungen, unſere Kümmerniſſe, unſere Wünſche, unſere Erwartungen theilten wir einander mit, und nahmen ſie auch mit in unſern ſogenannten Unterricht. Die, welche an der Reihe zu antworten waren, ſchwitzten faſt Blut, weil ſie alle Augenblicke aufzupaſſen vergaßen, indem ihnen etwas vom Schneider oder der Näherin, von einem Hut oder einem Kuttli durch den Sinn fuhr, und ſich in demſelben einniſten wollte. Alle Tage brachten einige die wichtige Nachricht, was Vater und Mutter endlich beſchloſſen und bei welchem Krämer ſie das Beſchloſſene zu nehmen gedächten: dann wurde die Sache erwogen und auch vom Krämer geſagt, was man wußte, und manches von ſchlechter Elle, dunklem Laden, hohen Preiſen gemunkelt, und in ſtiller Hoffnung, noch etwas Beſſeres und von einem noch beſſern Krämer zu erhalten, gingen die heim, welche noch nichts wußten. Aber um ſo größer war dann auch ihr Verlangen, bald zu wiſſen, woran ſie ſeien, und geradezu oder hintenum ſuchten ſie es zu vernehmen. Und als es endlich alle wußten, gingen die bangen Sorgen wegen den Schneidern an, und bei den Mädchen auch die noch wegen den Näherinnen, und manche halbe Nacht wurde aus Kummer ſchlaflos hingebracht, der Schneider möchte, nach ſeiner gewohnten Art, nicht Wort halten. So kam der Tag der Erlaubniß, an welchem wir noch in unſern alten Kleidern aufzogen, heran. Wir zitterten und bebten, denn wer an dieſem Tage eine Antwort fehlte, erhielt die Erlaubniß nicht; doch ging alles recht gut, wir ſchlüpften durch, und wie viele Zentnerſteine fiel es mir vom Herzen, es ſchien mir faſt, als hätte ich Federn bekommen, ſo leicht ward mir. Der Pfarrer ſprach nun ſeine gewohnte Rede, in welcher die Hölle neben dem Himmel und die Teufel neben den Engeln gar gewaltig aufmarſchirten; die einen ließ er ſelig ſingen, die andern brennend heulen und zähneklappern. Und er redete lauter und immer lauter, bis ein Mädchen ſein Nastuch nahm und ſchluchzte, da nahmen alle Mädchen nach einander die Nastücher und ſchluchzten, und die Weiber thaten eben ſo, und auch lauter und immer lauter, und die Thränen rannen häufiger und die Herzen pochten heftiger und der Pfarrer donnerte mächtiger, ſelbſt der Himmel wurde graulich, die Hölle immer furchtbarlicher, das Zittern und Beben immer gewaltiger, das jüngſte Gericht kam näher, immer näher, die Poſaunenengel brachten die Poſaunen zum Munde näher, immer näher, Zittern und Beben erfüllte die Glieder, von dem jüngſten Gericht glaubte ſich Alles verſchlungen — da pickte des Pfarrers Uhr die beſtimmte Minute. Es ſchwieg der Pfarrer, es verrannen die Bilder, es trockneten die Thränen, es verhallte das Schluchzen; und der Pfarrer nahm eine Priſe Tabak mit Zufriedenheit, und die Weiber boten einander ihre Schnupfdrucken mit Behaglichkeit und ſprachen: Das war doch ſchön, dä chas!

Mir ſirrte und ſumſte es mächtig um die Ohren, und noch Tage lang war es mir, als ob es in den Bäumen ſauſe hoch oben; aber nicht tiefer hinein, nicht einmal in die Augen drang es mir.

Ich hatte einen ſchwarzen Wollhut, den Gegenſtand meines tiefſten Sehnens, erhalten, und konnte nicht ſatt werden ihn zu betrachten, ſtund ſogar des Nachts auf um ihn zu probiren, und konnte den Tag nicht erwarten, an welchem ich meinen Kopf zur Kirche tragen konnte; zu dem hatte ich noch ein ganz neues Gilet mit gelben Knöpfen und ein rothes ſeidenes Halstuch. Aus den Sonntagskleidern ihres verſtorbenen Vaters hatte man mir, wie ich meinte, und wie man mir ſagte, recht ſchöne Hoſen und Rock machen laſſen. Der Bauer und ſeine Frau unterließen nicht, ihre Freigebigkeit zu preiſen, und ich war ihnen nicht wenig dankbar. Eines plagte mich noch, wie alle andern: Wir möchten vielleicht Etwas unrecht machen, entweder zu früh oder zu ſpät aus dem Stuhle zum Tiſche des Herrn gehen, oder den Hut unter den unrechten Arm nehmen, oder das Brod zu eſſen vergeſſen, und wir repetirten alles unzählige Male; glücklicherweiſe ging auch dieſes recht gut, ich vergaß nichts, ſtolperte nirgends, und beim ſchönen Wetter brachte ich meinen ſchönen Wollhut wieder unverſehrt in den Schaft. Am Nachmittag lag ich im Baumgarten im grünen Graſe, mit einem Glück in der Bruſt, das ich nicht beſchreiben kann. Ich glaubte mich frei, die Welt ſtund mir offen, Kraft brauſte in meinen Gliedern, Selbſtgefühl blitzte aus meinen Augen, Muth ſchwellte das Herz; als ob ich an einem hellen Maitag mein Lebensſchifflein vom Ufer ſtieße und ein nahes Geſtade, glühend in ſchöner Gottes Pracht, mir würde, war's mir im Gemüthe. Ach, ich kannte trügeriſche Schiffe nicht, wußte nichts von verborgenen Klippen, und was Schiffbruch ſei, ahnte ich nicht.

Fünfzehntes Capitel.

Wie ich ein Knecht ward.

So war nun zu Ende meine Verdingzeit, die Zeit meiner ägyptiſchen Dienſtbarkeit, und, wenn ich gerecht ſein will, ſo hatte ich es während derſelben beſſer gehabt, als hundert Andere. Am ſchlimmſten ging es mir beim erſten Meiſter, als ſogenanntes Kindemeitſchi, doch hatte ich zu eſſen genug. Recht luſtig hatte ich es bei den Alten am Bach, ein freies Leben, wie ich es nur wünſchen konnte, und faſt Fiſcheli z'Morgen und Krebſeli z'Nacht. Bei dem ſtattlichen Bauer hoch oben auf dem Berge wurde ich freilich von den Dienſten gequält und mußte der Sündenbock ſein, aber das ging doch ſo übel nicht, weil die Meiſterleute vernünftig waren. Beim letzten Meiſter behagte es mir. Ich wurde gerühmt, man ſchien etwas auf mir zu halten, ich konnte fahren und melken, ſo daß es mir wohl zu Muthe war. Ja, wenn ich ſeitdem andere erzählen hörte, wie es ihnen ergangen, ſo muß ich dem lieben Gott danken, daß er mich nicht ſo bittere Wege geführt. Ich glaubte manchmal viel ausgeſtanden zu haben, und war von Herzen unglücklich, ſo ganz verlaſſen mich fühlend; eine Art Heimweh zerriß mir faſt das Herz, und Heimweh und keine Heimath, iſt das nicht traurig? Freilich war mein Herz verhärtet worden, und der Knabe war ich nicht mehr, dem die Liebe zu den Augen ausſah, und der deßhalb allenthalben geliebt wurde. Die Liebe war zurückgetreten, und zurückgetretene Liebe erzeugt einen wüſten Ausſchlag, Bitterkeit und Trotz, unwirſches Weſen; aber die Liebe war nicht getödtet, empfänglich blieb ich für Alles, was wie Liebe ausſah, nur vermochte ich einfältiger Bube nicht zu unterſcheiden die eigennützige von der reinen, und nahm die falſche Münze meiner gegenwärtigen Meiſterleute für ächt an. Das iſt aber einem einfältigen Buben nicht zu verargen, können doch dieſes die wenigſten Leute, wenige Mädchen, die nach Bräutigams fiſchen gehen, und je älter, um ſo weniger, noch weniger grauhaarige Wittwer und Wittwen, die ihre ſchlotternden Hände nach jungen warmen Herzen ausſtrecken, am allerwenigſten aber ein lediger Schulmeiſter, ein Pfarrer, der beim Landvogt z'beſt reden, ein Landvogt, der Statthalter, Salzauswäger, Amtsrichter machen kann, und am allerallerwenigſten eine Betſchweſter, die Fleiſch im Kemi, Wein im Keller, Schnaps im Gänterli, und Geld im Trögli hat.

Gelernt hatte ich in der Schule ſo viel als nichts. Leſen konnte ich, aber was ich geleſen, ſchwatzte ich nie aus, denn ich verſtund es nicht. Wenn man recht nachſinnet, ſo iſt das doch eine der größten Merkwürdigkeiten in der Welt, daß man Tauſende und Tauſende quält Jahre lang mit Erkennen und Zuſammenſetzen der Zeichen, durch welche die Menſchen ihre Gedanken ausdrücken; aber in den Zeichen die Gedanken dann auch finden, das lehrt man nicht. Man lehrt Millionen die Zeichen ſelbſt machen, aber wieder nicht in die Zeichen hinein die eigenen Gedanken legen; ſo kennen wir Zeichen, vermögen aber weder Etwas aus ihnen heraus, noch Etwas in ſie hinein zu bringen. Beim ſichtbaren Zeichen bleiben wir ſtehen, es iſt uns Alles in Allem, bei ihm ſteht unſer Verſtand ſtill, wie ein Ochſe am Berge; das Unſichtbare im Zeichen, der Gedanke, findet kein Auge in uns, das ihn ſieht, keine Kraft, die ihn erkennt, auffaßt und lebendig wieder gibt. Wer wundert ſich dann noch, wenn wir die eigene Seele nicht erkennen im eigenen Leibe, und Gott nicht in ſeinem Weltenkleide; wenn wir weder in Worten noch in Thaten Geiſt zu legen vermögen, nicht zu finden vermögen in jedem ſichtbaren Begebniß die unſichtbare waltende Liebe? Wer wundert ſich dann noch, wenn wir in der Bibel nur Buchſtaben finden, aber nicht Gott, im Fragenbuch nur lange Fragen, aber keine Erkenntniß, in der Kirche einen Pfarrer, aber keine Erweckung, in geiſtlichen Verſammlungen viel Leibliches, aber nichts Geiſtliches, viel Unſinn, aber keinen Sinn? Wer will ſich wundern, daß auch ich Einfältiger den höchſten Gedanken im Buchſtaben nicht faßte, daß Worte und Erklärungen unverdaut in mir lagen, kein religiöſes Gefühl in mir erzeugten; daß ich wohl die Gebote kannte; nicht tödten, nicht ehebrechen, nicht ſtehlen, aber von einem freudigen Dienſte in der Liebe nichts wußte; daß ich wohl den ſichtbaren Landvogt vor Augen hatte, aber nicht den unſichtbaren Gott?

Uebrigens muß ich doch ſagen, daß ich kein böſer Bube war, ſondern treu, redlich, unverdorben, und wenn ich zuweilen einen Fluch oder ein ſchmutziges Wort fahren ließ, was aber nicht oft geſchah, da ich überhaupt nicht viel redete, ſo wußte ich ſelten, was ich ſagte.

So frei und froh ich mich nun nach erhaltener Erlaubniß auch fühlte, ſo feſt ich im Sinne hatte, wieder ein Bauer zu werden, ſo fiel mir doch nicht ein, Anſtalten dazu zu treffen. Es lag mir eine gewiſſe Unbehülflichkeit in allen Gliedern; ich ließ es gehen, wie es ging, als ob ein Bauernhof eine gebratene Taube wäre, und ich im Schlaraffenland, wo dieſelben einem mir nichts dir nichts in den Mund fliegen, wenn man denſelben nämlich zur rechten Zeit offen hat. Dieſer Mangel an Rührſamkeit und Selbſtbeſtimmung, dieſes Stehenbleiben auf dem Punkte, auf den man zu ſtehen kommt, dann aber auch die Klugheit, Anſchlägigkeit, Ausdauer auf dieſem Punkte, der ein Grundton im Charakter des Bernervolks iſt, kann in einem Volke, deſſen Glieder geiſtig geläutert und gekräftigt werden, der Grundpfeiler eines ſoliden Glückes werden.

Ein Handwerk zu lernen, daran dachte ich gar nicht; ich glaube, wenn es mir vorgeſchlagen worden wäre, ich hätte gefunden, man wolle meinen Ehren Abbruch thun. Ich war gewohnt, die Handwerker als eine untere Klaſſe Menſchen anzuſehen, zu ſehen, wie jeder Bauernknecht auf den Handwerksmann von oben herab ſah, ſich beſſer dünkte, und ihm befahl, wo es ſich nur thun ließ. Ich ſah keinen Bauernſohn, und wenn ihrer ſieben auf einem magern Hofe waren, ein Handwerk lernen, viel lieber als Lehnsleute ſonſt ſich ſchinden laſſen. Ich ſah, wie jeder Handwerker, ſobald er zu einem Kreuzer Geld kam, ſich Land kaufte, ein Bauer zu werden ſtrebte und das Handwerk an den Nagel hängte. Ich ſah eine Menge verhunzter Handwerksleute: Schuhmacher, die nicht für ſechs Kreuzer Leder kaufen konnten, Schneider im Spital oder auf der Gemeinde, Schmiede im Umgang, Schloſſer als Diebsgeſindel, Tiſchmacher ohne Arbeit, Maurer in Hudeln, Wagner die Schrecken aller Bauern, die ein ſchönes Eichli oder ein gerades Büchli hatten, Bäcker ohne Mehl, aber mit rothen Naſen, Weber mit hungrigen Augen und kurzem Athem; daß die Schuld von Allem dem nicht an den Handwerken, ſondern ganz anderswo liege, das ging über meinen Verſtand.

Ich blieb alſo bei dem Bauer, ein anderer Güterbub trat ein, und ich wurde Knecht, ohne daß wir um einen beſtimmten Lohn einig geworden wären. Er ſagte mir, erſtlich hätte er viel Koſten wegen meiner Kleidung gehabt, da ſei's doch nur billig, wenn ich das abverdiene; das fand ich auch. Ferner ſagte er mir, er wolle mir noch mehr Kleider machen laſſen, und mir dann ſo viel Lohn geben, als ich verdiene, und bis ich zufrieden ſei; übrigens ſo bald ich etwas Geld nothwendig habe, ſo ſolle ich es ihm nur ſagen, er wolle mir auf Rechnung geben. Das glaubte ich alles; und da er mir nach einem Jahr noch ein Schaf zu halten erlaubte, ſich nur die Wolle vorbehielt, ſah ich in Gedanken ſchon einen Stall voll Kühe und Roſſe als mein Eigenthum, und war überglücklich.

Ich lebte und webte in meinem Dienſte, und mein Meiſter, der Fuchs, ließ mich machen und lähmte mich nicht dadurch, daß er mir nichts überließ. Mir ward der Stall übergeben, und wenn der Meiſter nicht zu Hauſe war, ſo konnte ich befehlen. Ohne es zu wiſſen bildete ſich bei mir im Futterrüſten, beim Futtern, bei der Behandlung des Viehs ein beſtimmter Gang aus, von dem ich nur in der höchſten Noth abwich; daher konnte es mir auch Niemand recht machen; daher verſäumte ich auch nie eine Futterungszeit, weder des Morgens noch des Abends; daher war mein Vieh auch ſchön, ſelten eine Krankheit im Stall, und alle Augenblicke etwas für den Metzger z'weg. Und wenn ich dann ein Trinkgeldlein bekam, und ein Metzger, auf Antrieb des Meiſters wahrſcheinlich, mich rühmte, ſo ward ich ſtolzer als Hans oben im Dorfe. Meinen Pferden bergete ich mehr als mir ſelbſt, und oft zankte ich mit dem Meiſter, wenn er überladen wollte; ich fuhr lieber zweimal, als daß ich das Schinden der Thiere zugab.

Während dieſer Zeit war ich nicht nur recht glücklich, ſondern ich führte mich auch ſehr brav auf. Ich lief lieber Kühen als Mädchen nach, miſtete lieber, als daß ich tanzte, tränkte lieber, als daß ich ſoff, ſchüttelte lieber Heu, als daß ich Karten miſchelte, ſtriegelte lieber ein Pferd, als einen Menſchen. Ich weiß nicht, was man mir hätte geben müſſen, um eine Nacht außer dem Hauſe zuzubringen; hätte ja eine Kuh abkommen, ein Pferd ſich verwickeln, großen Schaden anrichten können, wenn Niemand es gehört; und wer anders ſollte es hören, als gerade ich, dem ſie anvertraut waren, und der ſie lieb hatte? Ich hätte auch gar nicht gewußt, warum ich Sachen treiben ſollte, zu denen mich nichts zog, und Anderes darüber vernachläſſigen, an dem ich Freude hatte. Ein Intereſſe füllte meine Seele, und für mehrere hat ſelten eine Menſchenſeele Platz. Kameraden lachten und ſpotteten mich aus, daß ich nicht mitmachen wolle; fragten mich oft, ob ich fromm geworden ſei, daß ich keine Freude haben möge? Die Narren wußten nicht, daß man an gar vielen Dingen, und nicht nur an einem Freude haben kann. Freude iſt Freude, aber es ſind gar viele Gegenſtände, durch die ſie erzeugt wird. Nun iſt es aber doch die ſchönſte Sache, wenn man Freude hat an dem, was man eigentlich thun ſoll in der Welt. Nun leben wir leider in einer verkehrten Welt, die leider Gottes aus Bauern und Herren, aus Aettene und Papas, Müettene und Mamas, aus Primar- und Sekundarlehrern, aus Pfarrern und Wirthen, aus Frommen und Gottloſen beſteht, und dieſe verkehrte Welt ſorgt recht abſichtlich dafür, daß es die ihnen Anvertrauten bei allen Haaren hinzieht, dahin, wo ſie nichts als Schaden haben, daß ſie nur da ihre Freude finden, wo ſie ſich hinſtehlen müſſen, daß das ihnen eine unerträgliche Laſt wird, was ihre tägliche Beſchäftigung ſein ſoll. So verderben Knechte und Mägde, weil ſie kein Intereſſe in ihrem Dienſte finden, ſo verſinken Bauernſöhne und Töchter in's Luderleben, weil in ihren Köpfen anderes ſteckt, als Freude an der Arbeit, ſo gibt es beim Studiren mehr Tagdiebe, als Gelehrte, aus Herrenſöhnchen gibt es Sündenſöhnchen, aus Schreibern Schlingel und am Ende was gibt es aus Allen? Eins von Beiden, entweder mißvergnügte ſtätige Baſteiel oder Schweine, die in jedem Kothe ſich wälzen; auf alle Fälle nicht muntere fröhliche Chriſten, deren Geſichter und Leben freudige Loblieder Gottes ſind. Nehmt die Hüte ab, ihr Gelehrten, vor meinem Bauer, den brachte ſein Eigennutz viel weiter, als euch eure Kunſt; ſeid ihr nicht zu vornehm, ſo lernet Eines: In jedem Menſchen iſt ein Trieb zu irgend einer Arbeit zu erwecken auf verſchiedene Weiſe, ohne dieſen Trieb iſt jede Arbeit eine Bürde, der man ſich zu entziehen ſucht; dieſen Trieb erwecket, die ihm entſprechende Arbeit oder Beſchäftigung ſuchet auf, ſonſt wachſen als Unkraut andere Triebe, und werden die Tyrannen des Menſchen. Doch ich verſteige mich und verdiene darum billig ausgelacht zu werden, als ein Schuſter, der über ſeinen Leiſten will. Lachet nur, aber verzeiht mir, wenn ich in meiner Einfalt über die Schnur haue und von Dingen rede, die ich nicht verſtehe. Ich bin ja weder ein Landvogt noch ein Großrath, die das Recht dazu haben, ich bin auch kein Regierungsrath, der in ſeinem Kopf eine eigene Bernergeſchichte erfinden, und damit den großen Rath unterhalten und belehren darf, ſondern nur ein armer Teufel; aber ich rede denn doch nicht für meinen Sack, ſondern aus einem warmen guten Herzen, und möchte gar zu gerne jedem das Gute gönnen, das mir ward, und vor jedem Böſen ſicher ſtellen, welches ich erfuhr.

Ich trank wohl auch zuweilen einen Schoppen Wein Sonntags, und wenn ich mit einem Stück Vieh auf den Markt gefahren war, ein Trinkgeld erhalten hatte, ſteckte ich die Naſe in den Tanzſaal und g'wunderte; war aber um vier oder höchſtens fünf Uhr beſtimmt daheim, und mir war viel heimeliger im Stall als dort, woher ich kam. So war ich über vier Jahre Knecht, und hatte noch wenig eigentlichen Lohn eingezogen; die Trinkgelder und mein Schafhandel hatten mir für meine wenigen Bedürfniſſe das Meiſte geliefert, nur an eine Uhr mußte mir der Meiſter ſteuern. An dieſer hatte ich noch größere Freude, als an dem Wollhut, und wie manchmal des Tages ich ſie herauszog, hätte Niemand zählen können. Kleiden ließ mich der Meiſter, und das recht brav, und wenn ich in meiner neuen halbleinenen Kleidung einherſchritt, ſo war ich der ſtattlichſten Burſche einer. Ich maß über ſechs Schuh Bernermaß, war breit in den Achſeln und ſtark gebaut; ich leerte ein Mäß Roggen über die Hand aus, nahm einen Sack Roggen vom Boden auf u. ſ. w.

Von mehreren Seiten her wollte man mich bei meinem Meiſter weglocken. Wenn unſer Wirth in den Stall kam, ſo ſprach er oft ein verlornes Wort zu mir, das der Meiſter nicht hören ſollte Kam ich zufällig in's Wirthshaus, ſo war auch ſeine Frau beſonders freundlich mit mir, und frug mich aus, wie viel Lohn ich habe, und ob ich nicht einmal fort wolle? man müſſe doch nicht immer an einem Orte bleiben, man lerne nichts. Sie war eine gar g'wundrige Frau, und kannte den Grundſatz nicht: Was du willſt, daß dir die Leute thun, das thue auch ihnen; ſo konnte ſie Dienſten den Kopf groß machen meiſterlich, und wer zu den ihrigen nur ein Wort ſagte, dem bekam es übel. Sie machte, was ihr durch den Kopf fuhr, ſprach was ihr in den Mund kam, frug nach keinem Menſchen etwas, Niemand war ihr zu lieb für etwas, und doch war ſie beſonders empfindlich, und forderte für ſich alle möglichen Rückſichten; man hatte gegen ſie gefehlt, man wußte nicht wie, und dann Gnade Gott einem. Auch unſeres Müllers Sohn flattirte mir, und ſtrich um mich herum, er war auch ein feiner Kauz, und ein ganzer Müller in allen Theilen.

Alle wollten mich auf eine verblümte Weiſe aufweiſen, mein Meiſter werde mich übervortheilen, allein ich ließ mich nicht mit ihnen ein. Ich hatte keine Urſache, dem Meiſter zu mißtrauen. Ich wußte gar wohl, daß er an Niemand ſonſt treu war, daß er betrog, ſobald er konnte; allein ich dachte nicht von ſerne daran, daß er an mir nicht treu ſein würde, er gab mir immer ſo gute Worte. Ich wußte damals noch nicht, daß ein eigennütziger hundshäriger Bauer keinen Unterſchied macht, und zum Uebervortheilen ihm Niemand zu gut iſt, am allerwenigſten ein Knechtlein, das auf Erden ſo wenig zu bedeuten hat; daß kein Menſch einem Betrüger trauen kann, zeige er ſich auch als der beſte Freund. Darum traute ich meinem Meiſter, er werde mich nicht zu kurz kommen laſſen, und mir, ſo bald ich es bedürfe, das Geld geben. An Zinſe dachte ich nicht, und Sparkaſſen waren damals noch nicht. Gerne freilich hätte ich mein Geld einmal beiſammen geſehen und in den Händen gehabt; aber dann dachte ich wieder, es könnte mir wohl geſtohlen werden, was ich dann davon hätte? Oft rechnete ich nach, wie hoch mein Vermögen ſich belaufen möchte, und was ſich damit anfangen ließe. Für das erſte Jahr erwartete ich nicht viel, wegen der Admiſſionskleidung, dem zweiten Jahr rechnete ich doch wenigſtens fünfzehn Thaler. Es ſchien mir wohl zuweilen etwas viel, allein dafür war ich dann auch ein Knecht, der oft für zwei arbeitete, dem der Meiſter getroſt die Anſicht überlaſſen konnte, und der dem Meiſter im Stalle allein mehr verdiente, als der Lohn betrug. Mit dem Meiſter redete ich nicht darüber, er aber ſagte mir von Zeit zu Zeit: Meiß, du muſt z'friede mit m'r ſy. Wenn ich noch zehn Jahre diente, und mir der Meiſter, wie billig, fünfundzwanzig Kronen gebe jährlich, dann hätte ich tauſend Pfund, und ſomit den Satz, etwas Eigenes anzufangen, und wieder ein Bauer zu werden — ſo rechnete ich — aber der Menſch denkt — und Gott lenkt.

Sechszehntes Capitel.

Fürio! das Haus brennt.

Einmal, im Emdet war es, hatte ich mich ſpät und müde zu Bette gelegt. Lange war unbeſtändig Wetter geweſen, viel Emd war abgemäht, und als die Sonne wieder warm ſchien, hatten wir alle Hände voll zu thun gehabt, und am letzten Tage heimgeführt, ſo lange es heiter war; alle Wagen ſtunden unabgeladen unter der Einfahrt und vor derſelben. Als alle in's Bett gingen, hatte ich noch meine Pferde zu beſorgen; nachdem ſie über Nacht erhalten hatten, legte ich mich endlich auch nieder.

Wie lange ich geſchlafen, weiß ich nicht, als es wie Feuer in meine Augen drang, das Haus erbebte, und ein Getöſe, als ob man einige tauſend Körbe mit Glasſcherben über das Dach ausleere, mir alle Nerven erſchütterte. Ich fuhr auf, aus ſchwarzer Nacht war blutrother Tag geworden; ich fuhr nach meinen Kleidern, fand mit Mühe die Hoſen, die Schuhe aber nirgends, ſprang hinunter, und ſah das ganze Scheuerwerk unſeres Hauſes bereits in hellen Flammen. In den Ställen brüllte das Vieh, dorthin ſtürzte ich, meine Sachen ganz vergeſſend, nur an meine lieben Roſſe, an meine lieben Kühe denkend. Ich ſprengte in der Angſt, da ich das Schloß nicht fand, die Thüre mit einem Tritt, und ſchnitt die Halftern durch, lockte, trieb in wilder Angſt die Thiere zur Thüre, und brachte glücklich alle heraus, bis an ein Pferd, das wir erſt gekauft, und eine Kuh, deren Kalb noch im Stalle ſtand, und kein Bein machen wollte. Das treue Thier wollte ſein Junges nicht verlaſſen, und fand in ſeiner Mutterliebe den Tod. Ich beinahe damit. Ueber meinem Zerren vergaß ich, daß ich in einem hölzernen Hauſe war, bis plötzlich das Feuer in den Stall brach, auf allen Seiten es krachte, die Wagen auf der Einfahrt in's Tenn ſtürzten; da trieb mich Feuer und Rauch hinaus, und durch wallende Glut und unter ſtürzenden Balken weg ſprang ich in's Freie. Nun im Hauſe vornen Geſchrei, und ein wirres Austragen deſſen, was man in der Angſt ergriff. Der Meiſter rief um Hülfe, um ſein Bureau zum Fenſter hinauszuheben, und meine Kraft trug die ſchwere Bürde federleicht hinaus in die dunkle Hofſtatt. Aber auch das Vorderhaus mußte verlaſſen werden; nun erſt dachte man an die Rettung der nahe herumliegenden Nebengebäude, beſonders des Spychers und des Stockes.

Die Flammen wirbelten in wildem Feuer weit hinauf in das dunkle Himmelsgewölbe, in weitem Kreiſe fiel nieder der Feuerregen, und bedeckte die Dächer der Gebäude, aber auch der Regen ſchlug praſſelnd nieder und hinderte ein ſchnelles Feuerfaſſen. Aber die wachſende Hitze trocknete mehr, als der Regen netzte, hie und da fieng eine Ecke an zu rauchen, niederfallende Schindeln und Holzſplitter glimmten auf den Dächern.

Wir verſuchten zu löſchen, ſo gut wir konnten, aber betäubt vom Schrecken faßten wir Alles verkehrt an, fanden nichts, was wir bedurften. Niemand kam uns zu Hülfe, und doch donnerte es nicht mehr, das Gewitter ſchien in einem Schlag ſich entladen zu haben. Eine unendliche Zeit, ja Stunden ſchienen zu verſchleichen, bis Schritte durch die Nacht hallten, bis eine Rundelle ſich zeigte, bis das ſchauerliche Raſſeln einer Spritze vernehmbar ward, und doch war innerhalb zwanzig Minuten die erſte auf der Stelle. Niemand weiß, als wer es ſelbſt erfahren, wie in ſolchen Augenblicken Minuten zu Stunden werden. Endlich mehrten ſich die helfenden Hände. Die Stimmen kundiger Führer ertönten, der wilden Naturgewalt ſetzte ſich die umſichtige Kraft der Menſchen entgegen; da ſchien zorniger die Glut zu ziſchen, und gewaltiger wälzten ſich die Feuergarben zum Himmel, als ſie des Feindes naſſes Nahen fühlten. Aber der Menſch bebte nicht, auf den Dächern ringsum ſetzte er ſich feſt und ſchirmte mit naſſen Tüchern; kühne Rohrführer drangen ein zwiſchen den Brand und die zu ſchirmenden Gebäude; die Spritzenmeiſter reihten die verworrene Menge, durch ihre Hände flog der Eimer; es hoben und ſtreckten raſch die Spritzen ihre Arme, und in hohem Bogen ſtürzten Waſſerwogen auf die Dächer nieder, aber an die Wände prätſchten gradlinicht die nächſten Röhren ihre blinkenden Waſſerſtrahlen, wie von des Bogens ſtraffer Sehne zum nahen Ziele der Pfeil fliegt. Und wie Ordnung geſchaffen und ein geregelter Widerſtand eingerichtet war, da erwachte das Bewußtſein überlegener Kraft, und mit demſelben trat Ruhe unter die Kämpfenden und beinahe ſtille ward es unter ihnen; nur hie und da erſcholl der Ruf der Leitenden, nur hie und da wurde eine übermüthige, unnütze Schneiderſeele laut, die lieber regieren als arbeiten wollte, aber kräftige Fäuſte ſchoben ſie bald wieder dahin, wohin ſie gehörte. Wohl raſſelten von allen Seiten Spritzen heran, und die Menge der Helfenden ſtrömte herbei, aber ſie traten ein in die Ordnung, und der Geiſt derſelben kam alsbald auch über ſie. Nur ſchüchtern ſah man herumſchleichen oder an Bäumen ſtehen ein vornehmes Bauernſöhnchen, das nicht arbeiten wollte, oder ein Schreiberlein, das ſeine Höschen ſchonen mußte. Zurückgedrängt in ſich ſelbſt, wurde das losgebundene Element immer wüthender, wirbelte ſich aus den Heu- und Garbenſtöcken immer gewaltiger herauf, und jede einſtürzende Wand oder Diele erzeugte neuen Ausfall, neue Feuerſtröme auf Menſchen und Häuſer. Aber die Menſchen wankten nicht, Tücher deckten die Kühnſten; es ſtürzten die Garben und Heuſtober herunter, ein Flammenmeer bedeckte Alles; aber die Menſchen wankten nicht, gegen des Elementes Wuth ſetzten ſie des Menſchen Ruhe, und des Elementes Wuth verzehrte um ſo ſchneller ſeine Nahrung, und ſchwächer ſchlugen ſeine Flammen auf, und kürzer wurden ſeine feurigen Zungen, und matter leckten ſie an den ſchwarzen Hölzern hinauf. Da nun drangen die Menſchen, die vorher dem ungeſtümen Feinde nur das Weiterdringen gewehrt hatten, auf den Ermattenden ein zu ſeiner Vertilgung. Die Waſſerzüge wurden länger, die Spritzen rückten vor, die Röhren wurden gewendet; ziſchend griffen die Waſſerſtröme das Feuer über ſeiner Beute an, und muntere Burſche drangen nach, bewaffnet mit ihren tüchtigen Haken, und riſſen dem Feuer aus den Zähnen ſeinen Fraß, und ſchlepten ihn aus deſſen Bereich. Ohnmächtiger wurde es immer mehr, aber darum auch liſtiger; es barg ſich unter die Trümmer, verſteckte ſich in die Tiefen des Heues und hoffte auf die Schwäche des Siegers, der ſich in der Siegerfreude berauſcht und die Wachſamkeit vergißt, ehe die Niederlage vollendet iſt. Doch umſonſt, es war diesmal nicht im Solothurner Gebiet.

Nach alter ſchöner Sitte, als die Macht des Feuers gebrochen war, ſtattete der Pfarrer der nun überflüſſigen Menge den gebührenden Dank ab, nur merkte man ihm ſichtbarlich die Verlegenheit an, wie lange er dieſe Abdankung machen ſolle? denn er hatte noch keine gehalten. Er ſchien ſich für eine halbe Stunde entſchieden zu haben, aber ein erneuerter Regenguß kürzte den dritten Theil bedeutend ab. Er hatte nämlich glücklich dieſe drei gefunden. 1) Vom Feuer überhaupt, und vom Blitz insbeſondere. 2) Vom Schaden und Nutzen des Feuers und Blitzes. 3) Vom Dank gegen Gott, daß er Menſchenleben behütet, und vom Dank gegen die Menſchen, daß ſie ihren Brüdern geholfen. Nach ihm bat der Statthalter um Dableiben der nächſten Spritzen und Mannſchaft, wies auf Brodwagen hin, welche vernünftige Nachbarn herbeigeführt, den Hunger der Arbeitenden zu ſtillen. Während die Menge ſich verlief, ordneten ſich die Zurückgebliebenen zu neuer Arbeit, und wo das Feuer auch nur mit einem Auge guckte, praſſelten ihm Waſſerſtrahlen entgegen. Da wurde es helle über der Brandſtätte. Den Wechſel der Feuershelle mit der Tageshelle hatte man nicht bemerkt, bis auf einmal die Sonne über die Hügel ſich hob, und ihr gold'nes Auge durch dunkle Wolken niederſah auf die ſchwarze Brandſtätte. Da erſt kam man wieder zum Bewußtſein. Die ganze Nacht hatte ich gearbeitet, wo es am härteſten zuging, war im Feuer und Waſſer geweſen, und hatte weder an mich noch Andere gedacht. Nun ſah ich auch den Meiſter wieder, wie er ſchluchzend bei dem Einen und dem Andern ſtand, und ſeinen Verluſt beſchrieb, wie er bei jedem Theile ſeines Hauſes in neue Thränen ausbrach, an eine andere Einbuße ſich erinnernd; ſah die Frau heulend auf der Spycherlaube ſich wälzen, keines vernünftigen Wortes mächtig; ſah die Töchter über die Fetzen ihrer Kittel jammern und nach ihren Göllerketteli ſchreien; und ich ſtand barfuß in Hemd und Hoſen an der Brandſtätte, all meine andere Habe war verbrannt; aber ich weinte nicht über mein ſauer Verdientes, ich weinte erſt, als man neben dem Kalbe meinen ſchönen Kleb fand, der den Tod der Treue geſtorben.

Nun ſuchte ich auch das gerettete Vieh wieder zuſammen, machte in einem Schopfe Platz, ſo gut ich konnte, molk in Eimer die Kühe aus, und brachte ſie der Meiſtersfrau. Sie fing neu an zu heulen, heulte mich an: Was ſie doch mit der Milch machen ſolle? Indeſſen behielt ſie ſie, trank davon, gab ihren Töchtern, ob ich auch gehabt, darnach fragte Niemand. Ich hatte nicht daran gedacht, und erſt als ich Andere trinken ſah, dünkte es mich, ich hätte die Kühe gerettet, gemolken und auch Milch trinken mögen. Ich arbeitete wieder beim Schuttrabräumen und Löſchen, barfuß im Hemd und Hoſen, und aß ein Stück Brod, das mir ein Bekannter reichte. Es kamen nach und nach Wägeli mit Betten und Hausrath für den Abgebrannten, ich half abladen, die Roſſe halten; es kam Eßwaare aller Art, es kamen Kleider für die Töchter, Einladungen, Kinder nahm man in den leeren Wagen weg; aber Niemand ſah den geſchwärzten Knecht ohne Schuhe und ohne Kittel.

Ja Meiß, es iſch m'r viel z'übel gange, u no dr Kleb verbrunne, heſcht dä de nit chönne uſe bringe? war alles, was mir der Meiſter ſagte. Als ich auf dem heißen Schutt endlich nicht mehr gehen konnte mit meinen verbrannten und wunden Füßen, da brachte mir ein armer Knecht aus der Nachbarſchaft ein Paar alte Holzſchuhe. Mit dieſen ſetzte ich mein Tagwerk fort, half dem Bauer ſeine Geſchenke an Scherm bringen. Da kam der Wirth und der Müller, dann mein Onkel Sami, aber nicht aus Gutherzigkeit, ſondern aus Hochmuth; für den armen Knecht, der zwar nur ſeines Bruders Sohn, während der Bauer ihm nichts verwandt, ſondern nur wie er Gerichtsſäß war, hatte er Nichts. Ich dachte damals nicht daran, was mir geſchah, gar nicht an die Ungerechtigkeit der Welt. Gedachte nicht, daß ich dem Bauer viel mehr gerettet, als ich verloren, ich daher billig Erſatz von ihm zu erwarten hätte, daß er ſehr viel gerettet, und ich gar nichts, daß es mir am übelſten gegangen, daß meine Mitchriſten mich zuerſt zu bedenken hätten für meine Nothdurft, ehe ſie dem Bauern für ſeinen Ueberfluß ſorgen hülfen. Gedachte nicht daran, wie in ſolchen Fällen für treue Dienſtboten geſorget ſei, nämlich ſo, daß ſie allemal, wenn ſie für den Meiſter geſorgt, und nicht für ſich, reuig werden mußten. Damals waren noch keine Mobiliaraſſekuranzen, ſonſt hätte ich ſicher auch nicht daran gedacht, wie unklug es von den Meiſterleuten ſei, ihrer Dienſtboten Armſeligkeiten nicht auch in ihre Verſicherungen aufzunehmen und die Kleinigkeit für ſie zu bezahlen; damit die Dienſten, die Erſten in ſolchen Fällen, die günſtigſten Augenblicke zum allgemeinen Beſten verwenden, und nicht ein Jedes zuerſt nach ſeinen Hüdlene laufen möchte. An dieſes Alles dachte ich nicht, aber ich war ſo von ganzem Herzen unglücklich, wie ſeit langem nicht. Mein Körper war ermüdet, voll Schlaf, nicht gehörig genährt, in die ſchlechte Nahrung waren einige Gläschen Branntwein gegoſſen, vernachläßigt von

Allem, bei allen meinen Anſtrengungen unbemerkt, bei meinem Verluſte unbeklagt, bei meiner Treue unbelobt, kam ein Gefühl der Verlaſſenheit, des Alleinſeins über mich, das mir das Herz zuſammen ſchnürte.

Achtzehntes Capitel.

Fürio! Es brennt auch im Herzen.

Endlich kam der Abend. Mir ſchien, als ob ſeit geſtern ein ganzes Jahr verlaufen ſei, eine unendliche Kluft dehnte ſich mir zwiſchen geſtern und heute. Als ich fertig war mit Füttern, und ein Lager mir bereitet hatte zwiſchen meinen Thieren, lehnte ich mich traurigen ſchweren Gemüthes an einen Baum, und blickte hin auf das öde Grab ſo vieler Dinge. Ich war nicht nur einſam hier im dunkeln Abend, ſondern ich fühlte mich allein auf der Welt. Niemand hatte ſich heute um mich bekümmert, als ein armer Knecht und einige Neugierige, die wiſſen wollten, wie es zu- und hergegangen. Meine nächſten Verwandten hatten mich verläugnet, mein Meiſter vom Eigennutz überwältigt, nur an ſich denkend, hatte ſeine Rolle gegen mich vergeſſen, mich überſehen, nicht erkannt, was ich für ihn gethan; Manches, das ich lieb hatte, war dahin, mein Hut, meine Uhr, meine Hemder und meine Kleider, ein Büſcheli Geld lag in der Aſche. Niemand hatte mich darum bedauert, mit mir mein Leid getheilt, oder mir guten Muth gemacht. Das Alles dachte ich nicht, aber ich fühlte deſſen Wirkung. Matt und muthlos an Vater und Großmutter denkend, die unter der Erde lagen, mit denen ich hätte reden, denen ich hätte klagen mögen, verſank ich in ſtummes Sinnen, und merkte nicht, daß es Nacht um mich ward, und ein kühler Wind durch das Hemd mir ſtrich. Da legte ſich von hinten eine Hand mir auf die Schulter, eine Stimme ſprach: Meiß, ſä da heſt Neuis! Ein Mädchen drückte mir etwas in die Hand und ſprang durch die Bäume hin. Alſo Jemand hatte doch an mich gedacht, und das war des Nachbars Jungfrau, das Aenneli, etwa einen Scheiberſchuß von uns. Es war kein Mädchen, um das man ſich riß, um das die Buben kutterten. Groß war es wohl, aber nicht vierſchrötig, hatte auch keinen Kopf wie eine rothangeſtrichene Kegelkugel, ſondern ein länglichtes, ſchmales Geſicht; es machte keinen Staat, lief weder den Tanzplätzen noch den Märkten nach, und galt für dumm, d. h. es hatte kein ſchlimmes Maul, d. h. auf unzüchtige Reden und Neckereien wußte es nicht zu antworten, ſondern wurde roth.

Ich hatte das Mädchen viel geſehen, aber nicht viel anders mit ihm geredet, als ihm Zeit gewünſcht, mich ſeiner nicht beſonders geachtet, wie ich überhaupt um Mädchen mich nicht viel bekümmerte. Nun hatte ich von Aenneli ein ſeidenes Tuch in der Hand, und in eine Ecke desſelben waren zehn Batzen gebunden. Ich kann nicht ſagen, es ſei mir geweſen, als ob ein zweiter Bliz bei mir eingeſchlagen, ein elektriſcher Schlag mich durchzuckt hätte. Aber wiſſen möchte ich, wie es der Erde zu Muthe iſt, wenn in ihren winterkalten Schoos der erſte Frühlingsregen fällt, der erſte Thau ſie tränket; wenn da die Würzlein alle ſich regen zum freudigen Leben, und die Blümlein gebären, die Augenweide der Menſchen. So, denke ich, ſei mir zu Muthe geworden. Eine ſanfte Wärme glomm in mir auf, ein ſüßer Schauer rieſelte mir aus der Kammer des Herzens hinaus durch die Bruſt, ein immer wachſendes Sehnen wurde geboren, dem Mädchen zu danken, bei dem Mädchen zu ſein; wonnige Gefühle, deren Namen ich nicht kenne, knoſpeten in mir, und die Knoſpen hoben leiſe ihre Köpflein auf aus dem kalten Sarge des Herzens, in dem ſo Manches ſchon begraben, wo nur Moder, Verweſung und ſtarre Todtengebeine waren, und die Knoſpen blühten ſchüchtern auf, und Blümlein hold und lieblich ohne Zahl wärmten ſich im Sonnenlicht aufgehender Liebe, verſchämt noch die Geſichtchen in roſigem Thaue verſchleiert; aus dem Sarge war ein blühend Brautbett geworden. Was in der Erde Tage, Wochen bedarf, das vollbringt ein Menſchenherz, wenn die Stunde günſtig iſt, in Augenbliken. Lange ſtund ich ſtill am Baume, das Tuch betrachtend in der Hand; und immer dunkler wurde es um mich her, aber immer heller und heiterer in mir. Die Troſtloſigkeit war geſchwunden. Die Wehmuth, das Sehnen nach denen im Grabe war fort, Heiterkeit, Freude, Luſt woben ſich in mir raſch durch einander, und aus dieſem Chaos trat immer deutlicher und immer lieblicher die Geſtalt Aennelis hervor mit ſeinen verſchämten Augen; ich fühlte ordentlich warm auf der Schulter ſeine Hand, und wie Orgelton klang es mir immerfort: Meiß, ſä da heſch neuis! Und ich hatte ihm nicht gedankt. Da ergoß es ſich brennend über mein Geſicht, ich hätte mich verbergen mögen in der Erde tiefſte Gründe, und ſchalt mich mit allen möglichen Namen.

Und hin wollte ich, das Verſäumte gut zu machen, aber der aufgehobene Fuß wurde durch manche Bedenklichkeit wieder niedergezogen: Wo war es jetzt, war es nicht böſe, durfte ich von meinem Vieh weg, was ſollte ich ihm eigentlich ſagen? Dann trieb es mich doch wieder hin, ſehen wollte ich es wenigſtens, in ſeiner Nähe einen Augenblick ſein, mich auf irgend eine Weiſe künden. Endlich zog es mich noch widerſtrebend fort; bald ſchlich, bald lief ich dem Nachbarhauſe zu, je nachdem ein Gefühl mich bewegte. Vorſichtig umſtrich ich das Haus, hoffend Aenneli noch beim Brunnen zu ſehen; aber alles war ſtille, und ſchien zu Bette. Ich wußte nicht was anfangen, bis mir einfiel, der Hausmeiſter und ſein Knecht hülfen an der Brandſtätte wachen, Aenneli ſei gewiß in ſeinem Gaden, und Niemand werde mich ſtören, wenn ich ihm vor's Fenſter ſchleiche. Leiſe ſtieg ich hinauf, aber oben durfte ich nichts ſagen, nicht klopfen, wind und bange wurde mir, viel hätte ich gegeben, wenn ich wieder hinunter geweſen wäre; da mußte ich plötzlich nieſen, ein, zwei, drei Mal, über mir öffnete ſich das Fenſterlein, und Aennelis Stimme ſagte: Wer iſch da?

Daß auch das Mädchen in banger Unruhe war, bald ſich Vorwürfe machte, ſich vorhielt. was ich von ihm denken müßte? dann aber doch ſich freute, und leiſe hoffte, ich werde noch kommen, oder doch ſeiner gedenken, vernahm ich erſt nachher. Erſchrocken ſagte ich: Numme ih, und ſtotterte verlegen meinen Dank und die Verſicherung, ich wolle ihm ſeine Gutthat mein Lebtag nicht vergeſſen. Aenneli meinte, ich hätte ihm gar nichts zu danken, und es hätte gerne mehr gegeben, wenn es mehr gehabt, ich hätte ihm ja einſt auch gegeben, als ich mehr gehabt als es.

Ich wußte gar nicht was Aenneli damit meinte, und behauptete ihm nie etwas gegeben zu haben, und mir wurde faſt Angſt, es hätte einmal einen Andern für mich genommen. Aenneli ſagte: Eh Meiß, chenſt mi de wäger nit umme? es het mi ſcho lang duret, daß nüt zu m'r g'ſeit heſch, als gute Tag u gut Nacht; ih ha g'meint, du ſigiſch z'hochmüthig. Beſinnſt dih de nüt meh, vor zwölf Jahre a d'r Bettlerg'meind heſch m'r Wegge gäh, wo m'r hei briegget us Hunger? u das ha nih d'r nie vergeſſe, un ih ha großi Freud g'ha, wo nih dih wieder g'ſeh ha, ih ha digrad ume kennt, un ih ha mih g'freut, daß m'r ſo nach bi ne nangere ſi, aber du heſch mih nit welle chenne, u das het mih mengiſch duret.

Das konnte ich nun nicht begreifen. Ich hatte die ganze Geſchichte, geſchweige denn des kleinen Mädchens Geſichtszüge, rein vergeſſen; ich wußte nicht, daß in einer Art von Mädchenherzen eine eigene Kraft herrſcht, feſt zu halten, was je einen Eindruck auf ſie gemacht, je reichere Herzen, deſto tiefern Eindruck, beſonders die Eindrücke der Liebe und Anhänglichkeit. Aber auch Mädchen mit reichen Herzen, um die Reichthum oder Schönheit ſich ſchlingen, oder die im Taumel der Welt ſich baden, können die Tiefen eines armen Mädchenherzens nicht ergründen, das in armſeliger Einſamkeit hinter dem Spinnrade oder in harten, dienſtbaren Verhältniſſen lebt, das vielleicht nur einmal in ſeinem Leben Zeichen der Liebe, wenn auch nur der Gutherzigkeit empfangen; können nicht begreifen, wie tief dieſe Zeichen ſich eingraben, weil ſie in ſo manchen trüben Stunden der einzige Balſam für das verlaſſene, ſehnende oder verwundete Herz werden müſſen. Wie mich dieſes Erkennen freute, kann ich Niemand ſagen; hatte ich doch nicht geglaubt, daß Jemand auf der Welt meiner gedächte, und ein dankbar erkenntlich Herz war mir ſo nahe! Ich verſprach mich über mein Vergeſſen ſo gut mir möglich, verſicherte, daß ich es nicht mehr vergeſſen wolle. Unſer Geſpräch fing bald an zu ſtocken, mich fror es entſetzlich in meinem luſtigen Kleid, Aenneli wurde ängſtlich, die Meiſtersfrau könnte unſer Geplauder hören. Ich wäre ſo gerne im Gaden geweſen, um noch Manches zu ſagen, für das ich nicht Worte finden konnte, und Aenneli hätte mich ſo gerne hinein gehabt aus Erbarmen mit meinem Schlottern, und weil auch es gerne länger bei mir geweſen wäre; allein ich durfte nicht darum fragen, meinte, es ſollte mich hinein kommen heißen, und Aenneli hielt ſich nicht dafür, mir es anzubieten, weil es ſich ohnehin ſchämte und fürchtete, ich möchte es für anläſſig halten. Darüber wird nun vielleicht manche Bauerntochter lachen, und manches Knechtlein ſich aufblähen und meinen: ſo dumm wie ich ſei er doch nicht; und mancher Erfahrne wird glauben, ich lüge, das ſei alles nicht ſo gegangen, indem ja der Brauch allgemein ſei, daß wo die Buben den Verſtand nicht hätten, die Mädchen ihnen denſelben machten.

Aber lacht nur, meinet nur, es iſt doch ſo. Ich weiß gar wohl, daß es Schnuderbuben gibt, die noch während der Unterweiſung oder gleich nach derſelben, wenn ſie vielleicht noch nicht ſechs Kreuzer verdienen oder nicht über drei Mäß Krüſch wegziehen können, in allen Gaden herumſchnauſen, ſich den Eingang erzwingen, durch wüſtes Thun, das Mädchen mag ſie wollen oder nicht, ſich überall blähen, wie Kröten auf den Dünkeln. Ich weiß es gar wohl, daß es Mädchen gibt, die keine Schamhaftigkeit kennen, die nicht geſchwind genug das Fenſter öffnen können, die nur auf dem Ellenbogen ſchlafen, damit ja kein Geräuſch ihnen entgehe; Mädchen, die hineinkommen heißen, ehe man ſie darum frägt, die an Märkten und Tanzeten bitten und betteln, ja ſich förmlich an die Kuttenfecken hängen, damit man mit ihnen heim komme; daß es Bauerntöchter gibt, welche die Knechte locken, wenn ſie nichts Beſſeres kriegen können. Das alles weiß ich gar wohl, aber ſolcher Art waren weder ich noch Aenneli.

Freilich ging ich zweiſpältigen Herzens fort, warf mir vor, daß ich nicht gefragt um's Hineingehen, und war wieder froh darüber, weil ich gar zu ungerne gehabt, wenn es mir abgeſchlagen worden wäre. Die erſchöpfte Natur machte jedoch dieſen Gedanken bald ein Ende, und ich erwachte erſt, als meine hungrigen Kühe mich aus ſüßen Träumen brüllten. Auch träumeriſch verrichtete ich mein Tagewerk. Bald vergaß ich, was ich machen wollte, ſtaunte lange, hörte nicht, wenn man mich rief, lächelte wieder für mich ſelbſt, lief in den Schopf, um mein Halstuch zu betrachten, das ich dort verborgen hatte. Ohne Neid konnte ich ſehen, wie reichlich man meinem Meiſter Steuern brachte, und nicht einmal recht dankbar freute ich mich, als ich von einem alten ehrlichen Bauer eine Kleidung und zwei faſt neue Hemden erhielt. Was war dieß gegen das Halstuch! Mehr und mehr erwachte in mir die Längi Zyti nach Aenneli, alle Augenblicke meinte ich, es müſſe aus dem Hölzli hervorkommen, und als ſeine Meiſtersfrau ſelbſt ihrem Manne das Eſſen brachte, zürnte ich recht über Aenneli, daß es nicht auf irgend eine Weiſe ſeiner Frau den Auftrag abgeſchwatzt. Aber je näher der Abend kam, deſto gelinder wurde mein Zürnen, deſto feſter mein Entſchluß, im Dunkel der Nacht Aenneli zu beſuchen, ſein Stimmchen zu hören, ſein Geſichtchen zu ſehen. Dieſer Entſchluß erhob mich. Raſch förderte ich meine Abendgeſchäfte, und ſchon glaubte ich gehen zu können, als es eine Kuh blähte; nun war meine Freude aus. Die Blähung war hartnäckig, ſie hielt uns einen großen Theil der Nacht hin, ich mußte mich auf den folgenden Abend tröſten. Nach einem langen langen Tage kam wieder der Abend, und die ungeduldige Freude zappelte mir in allen Gliedern. Da fing es an zu blitzen, ſchwarze Wolken ſtiegen rings um uns empor; uns alle faßte ein tiefer Schrecken, jedes Rollen des Donners ließ uns erbeben bis in's tiefſte Mark hinein. Lange ſchien es, als ſei das Gewitter über unſer Haupt gebannt, und wolle betrachten, was ſeine Macht zerſtört. Als es vorbei gezogen war und wir wieder Athem ſchöpften, und ein Gottlob nach dem andern von unſern bleichen Lippen kam, eilte es mit erneuerter Gewalt auf wechſelndem Winde zurück, als ob ihm eingefallen wäre, noch zu zerſtören, was der Menſchen Anſtrengung ihm entriſſen. Doch unſere Angſt fand droben Erbarmen, und eine mächtigere Hand bannte den zuckenden Strahl in den Wolken. Aber es dämmerte bereits der Morgen, und Aenneli hatte ich nicht geſehen, und der Kummer: Was wird Aenneli ſagen, was wird es von dir denken, daß du nicht kömmſt, dich nicht zeigſt? quälte mein Herz. Sollte vielleicht ein vornehm Herrlein oder Fräulein in einer langweiligen Stunde ſich herablaſſen, dieſes zu leſen, ſo werden auch ſie ungläubig ſpotten und ſagen, das hätte ich in einem Romane geleſen, denn ſo etwas erlebe und fühle ein Bauernknecht nicht. Und warum denn nicht? Es gibt verſchiedene Kleider in der Welt, ſeidene und zwilchene, aber nur ein Menſchenherz, in des Bettlers und in des Königs Bruſt iſt es für Freuden und Leiden empfänglich.

Der Königsſohn und das Bettlerkind haben das gleiche Herz für Liebesſehnen und Liebesbangen, und wie oft die Sonne untergeht in grauſige Wolken, ſo geht beiden meiſt die Liebe unter in wüſter ~~Sittlichkeit~~.

Unter Seiden und Zwilchen ſtürmen die Wogen der Liebe, und ihre Stürme brauſen in den Herzen in ähnlichen Akkorden; aber im Seidenkleide weiß man ſchön darüber zu reden, läßt Thränen funkeln, Seufzer knallen, Schwüre rollen, im Zwiſchenkleide bleibt man ſtumm, und ſtreicht ſtill und wild durch's Feld. Aber das iſt eben das Unglück, daß man Allen, die unter einem ſind, keine Gefühle zutraut, alſo auch keine Gefühle berückſichtigt, ſondern auf ihnen herumtrampelt, wie eine Heerde Elephanten auf einem Reisfelde; daß man glaubt, der Knecht ſei nur eben Knecht, die Magd nichts als Magd, der Bauer blos Bauer, der Bürger Bürger; daß man nicht aus jeglichem Kleide den Menſchen herauszuwickeln verſteht, und nach der Liebe Geſetz ihn betrachtet, behandelt; ja daß man glaubt, der liebe Gott hätte für jede Menſchenklaſſe einen beſondern Teig angemacht, feineren und gröberen, gemeineren und vornehmeren.

Am dritten Abend endlich hielt weder Etwas auf Erden noch Etwas am Himmel mich ab; lange noch ehe das Licht erloſch, ſtrich ich um des Nachbars Haus herum; der Bauer, der noch in den Stall zündete, ſchien mir nicht heraus zu wollen, und als endlich alles ſtill ward, wagte ich mich noch lange nicht vor das Gaden, aus Furcht, mich merke Jemand. Doch die letzte Gewitternacht gab allen einen geſunden Schlaf, auch Aenneli. Ich klopfte mehrere Male, umſonſt; glaubend, es wolle mich nicht hören, war ich im Begriff, betrübt zu gehen, als es unter's Fenſter kam, und überraſcht fragte: Meiß, biſch du's, was wotſcht? Wetſch mih nit e wenig iche lah? fragte ich endlich ſtotternd und zagend. Aenneli ſagte nichts, öffnete ſchweigend das Fenſter, und zum erſten Male in meinem Leben war ich allein mit einem Mädchen in dunkler Kammer. Lange fand ich Worte nicht. Am Ende fing ich an, ihm noch einmal zu danken, fing allgemach an erzählen zu können, wie ſeine Gabe mich gefreut, weil ich mich von aller Welt verlaſſen geglaubt, Niemand an meine Noth gedacht, wie ich länge Zyti gehabt, bis ich ihm das ſagen konnte, aber daran gehindert worden wäre,-und nun faſt gefürchtet, es möchte böſe über mich ſein. Aenneli freute ſich, daß ich ſeiner gedacht, es hätte ſich faſt geſchämt, und geglaubt, ich müßte es für eins jener Meitſchene halten, die den Buben Wein zahlen und Kram bringen, und doch ſei das wahrhaftig nicht der Fall, es hätte mit keinem Buben etwas. Als es mich aber nach der Brunſt ſo entblößt geſehen, und gehört, daß mir Alles verbrannt, hätte es weinen müſſen, ſei nach Hauſe gegangen, brütend, wie es mir etwas geben könne. Endlich ſei ihm das Halstuch, das ihm früher eine

Gotte gegeben, in die Hände gefallen, als das einzige unter ſeinen Kleidungsſtücken, das ich brauchen konnte; das ſei auch gar zu wenig geweſen, darum habe es noch Geld eingebunden, damit ich mir ſelbſt etwas kaufen könne. Als es mir die Sachen gegeben, ſei ihns plötzlich eine Angſt angekommen, daß es habe davon laufen müſſen; es hätte mich ſchon damals fragen wollen: ob ich es nicht kenne? Ein Wort gab das andere, eine Offenherzigkeit kam über mich, die ich nicht mehr kannte. In herzlicher Traulichkeit erzählten wir zwei Waiſen einander unſere Schickſale. Aenneli hatte viel mehr gelitten als ich, da ihm ſeine Mutter, bald nachdem ich es geſehen, geſtorben. Verwandte und Meiſterleute hatten es vielfach mißhandelt, bei aller Arbeitſamkeit konnte es ihnen nicht genug machen; hatte noch andere Sachen auszuſtehen gehabt, Nachſtellungen des Meiſters, eiferſüchtige Mißhandlungen der Frau, und nirgends Schutz, nirgends Troſt, und nicht den Trotz in der Bruſt, der mir durchhalf. Wenn es nicht hätte beten können und auf den lieben Gott vertrauen, es würde ſein Leid nicht ausgehalten haben, aber ſeine Mutter habe es an Gott gewieſen, der werde es nicht verlaſſen, ſo lange es brav und fromm ſei, und hier habe es ſeine Kraft gefunden. Ich begriff das Letztere nicht recht, denn bei Gott Troſt und Kraft ſuchen, hatte ich nicht gelernt, wohl hatte man mich zuweilen zum Beten gehalten, aber daß dies das Gleiche ſei, wußte ich nicht; ich meinte, beten ſei halt beten, und weiter dachte ich mir nichts darunter.

Mit Aenneli hatte ich ein inniges Erbarmen, fühlte heftigen Zorn über alle, welche ihm wehe gethan. In den Fäuſten juckte es mich, jenen begehrlichen Meiſter abzubläuen; ſchnell frug ich, ob ſein gegenwärtiger Meiſter oder der Knecht Aehnliches ſich zu Sinne ſteigen ließen? und auf die Verſicherung, daß dies nicht geſchehe, mußte es mir verſprechen, es mir alſobald zu ſagen, wenn es ſich einer einfallen ließe, damit ich dem D.... die Beine abſchlagen könne. Unter ſolchen Geſprächen verſtrich die Nacht wie ein Augenblick, und Aenneli mahnte mich an's Weggehen, bittend, ich ſolle doch ja hübſcheli machen, es hätte gar zu ungerne, wenn man wüßte, daß es einen Kilter gehabt. Ich ging ungern; verſicherte ihm noch, mein Lebtag werde ich es nicht vergeſſen, und wenn ich ihm etwas thun könne, Tag oder Nacht, ſo werde es meine größte Freude ſein. Ich frug noch um's

Wiederkommen, und Aenneli erlaubte es mir; doch bat es mich, nicht mehr als einmal in der Woche zu kommen, damit die Leute es nicht merken und uns ausführen. Das ſchien mir gar lange, ich wäre gerne ſchon morgen wieder da geweſen, allein Aenneli war vernünftiger als ich. Es ſtellte mir frei, in der Woche zu kommen, welche Nacht ich wolle, denn ich würde nie einen andern antreffen, allein mehr wolle es nicht; übrigens gebe es immer Anlaß die Woche durch, daß man ſich ſehen und ein Wort mit einander wechſeln könne, ſchon wenn man ſich nur guten Tag ſagen könne, thue es einem wohl. Wir hatten nichts von Heirath, nichts von Liebe geſprochen, nicht ein unzüchtig Wort, nicht einen unzüchtigen Gedanken gehabt, nicht einmal einen Kuß gewechſelt, aber unſere Herzen lagen offen vor einander; und ob wir es gleich nicht wußten, daß wir es waren, nahmen wir doch Abrede, gerade wie zwei Verliebte. Ich habe ſeither erzählen hören, es habe Menſchen gegeben, die in großer Herzensangſt in einer Nacht grau geworden. Ob es wahr iſt, weiß ich nicht, allein daß in kurzer Zeit eine große Veränderung mit einem vorgehen kann, das habe ich erfahren. Stolz ſchritt ich heim, ich war mir bewußt, nicht mehr allein auf der Welt zu ſein, Aenneli konnte ich vielleicht helfen, wenn es gequält wurde, konnte Jemand unter meinen Schutz nehmen, konnte wieder zu Aenneli gehen, wenn ich Längezyti hatte, konnte ihm wenigſtens, wenn ich es traf, anſehen an ſeinen lieben Augen, daß es mich kenne; das Alles machte ſich mir nicht klar im Kopfe, aber das Gefühl davon hob meine Bruſt, ſtrömte Freude in mein Herz, ſtrahlte mir aus den Augen. Ich trat viel mannlicher einher als früher, hatte eine innere Luſtigkeit, die manchmal ausbrach zu großer Verwunderung derer, die dies ſonſt nicht an mir gewohnt waren; doch war ich am liebſten allein, pfiff ein Liedchen und ſann an Aenneli.

Neunzehntes Capitel.

Wie man lieben und arbeiten kann.

Es kam nun für mich eine gar ſtrenge Zeit, denn unſer Haus ſollte noch vor Winter wieder aufgerichtet werden. Da waren die Arbeiten auf dem Lande zu beſorgen, auf dem Bauplatz immer zu thun, eine Menge Steine ſollten geführt werden. Freilich waren die Leute mehr als gut, Holz brachten ſie genug und unentgeldlich zur Stelle, wer einen Tag entübrigen konnte, half Miſt oder Steine führen und z'Ackerfahren u. ſ. w. Allein am Ende blieb uns doch viel übrig allein zu ſchaffen. Das Mühſeligſte von Allem war, daß uns alles Schiff und G'ſchirr verbrannt war; von Allem, was wir brauchen wollten, hatten wir nichts, und mußten erſt hier aus und dort aus ſpringen, um es zu entlehnen. Wollte ich Steine führen, ſo fehlten mir Ketten, Schleiftröge, Knittel; wollte ich Miſt führen, ſo hatte ich weder Miſtbretter, noch Haken. Mein Bauer war nicht dumm, er hütete ſich wohl, das Erforderliche gleich anzuſchaffen; er rechnete: beim Bauen gehe dem Werkzeug am meiſten ab, gehe viel davon verloren, beim Bauen unter dieſen Umſtänden leihe ihm jeder Nachbar gerne das Nöthige; dem Werkzeug des Nachbars gehe es alſo ab, dieſes gehe verloren, bleibe vielleicht bei ihm vergeſſen; was er dann endlich anſchaffen müſſe, das habe er nach vollendetem Bau noch neu und gut. Mir war die Sache freilich am läſtigſten, ſobald ich liſtig wurde (und durch die Liebe wird man es), am Ende aber auch am liebſten. Ich mußte faſt alle Tage um etwas aus, oder etwas zurückbringen; da nun kam kein Nachbar ſo oft an die Reihe als Aennelis Meiſter, und wenn es ſich thun ließ, brachte ich alle Abende das Geliehene zurück, während das der andern Nachbarsleute ruhig Tage und Wochen lang herumliegen konnte.

Aennelis Meiſter rühmte mich dann, wie ich ein Erakter ſei, und hieß mich wiederkommen, ſo oft ich Etwas nöthig hätte, er ſehe, ich trüge ihm Sorge zu ſeiner Sache; er hieß mich auch oft in die Stube kommen, und ich mußte erzählen, was ich treibe, und er rühmte mich wieder, wie ich für ſo 'ne Junge e Tolle ſei. Aber deßwegen kam ich nicht, ſondern wegen Aenneli, das ich faſt allemal, bald in der Stube, bald in der Küche oder beim Brunnen ſah. Wir ſprachen nie lange mit einander, aber unſere Augen verſtunden ſich, und ſagten ſich Alles; und wenn ich ſeinen Kittel ſtreifen konnte oder zufällig, wenn es mir etwas abnahm, ſeine Hand berühren, ſo drang durch mich ein gar wonnigliches Gefühl, und ich ging überſelig heim. Kein Menſch merkte von weitem, daß Aenneli und ich näher mit einander bekannt waren; wir hüteten unſer Geheimniß mit der größten Sorgfalt, und waren um ſo glücklicher dabei. Erſt jetzt merkte ich, wie klug Aenneli geweſen war, mir nicht mehr als eine Nacht in der Woche zu erlauben, welche ich manchmal gar nicht oder nur zu einer Stunde benutzen konnte, wenn ich ein treuer Knecht ſein wollte. Alle Tage waren meine Roſſe im Kommet früh und ſpät; des Morgens um vier mußte ich fort und kam Abends um acht oder neun heim. Sollten nun die Thiere nicht abfallen zum Erbarmen, ſo mußte ich ihrer warten, mußte ihnen Zeit laſſen zum Freſſen, mußte abpaſſen und da ſein, damit ſie es mit aller Muße thun konnten. Ich mußte ganze Nächte meiſt wachend zubringen, in andern nachſchlafen, wenn ich tauglich zur Arbeit, oder ein wachſamer Fuhrmann bleiben wollte. So erzwang ich es, daß meine Thiere munter blieben, alle Menſchen über ihr Ausſehen ſich verwunderten, und mir nie ein Unglück widerfuhr, z. B. im Schlafe nebenaus zu fahren ꝛc. Es gibt aber auch nichts Schändlicheres, als Fuhrleute, welche Stunden lang in Wirthshäuſern liegen, und ihre armen Roſſe den Fliegen Preis geben oder der Kälte; nichts Schändlicheres als Karrer, welche ihre Roſſe, wenn ſie heim kommen, in Stall ſtellen, tränken, Futter aufſchütten, dann einem Meitſchi nachlaufen, dort bleiben, bis ſie bald anſpannen ſollten, dann die noch von geſtern hungrigen Roſſe wieder nur halb abfüttern in aller Eile, nun auf dem Wagen ſchlafen, die Roſſe herumblampen, Blätter von allen Bäumen reiſſen laſſen, endlich auffahren, mit der Peitſche auf die armen Thiere einfahren, und in ſchnellem Trott das Verſäumte nachholen wollen. Solche Karrer gibt es viele, man ſieht es den Roſſen an; ſolche Schlingel ſind ärger als ein Thier, und ſie verdienten, daß der liebe Gott ſie auch in ein Thier verwandeln und einige Jahre einem Thierſchinder in die Hände und unter die Peitſche geben würde.

Aenneli freute ſich, daß ſein Meiſter mich ſo rühmte, denn es lebte nur in mir. Ich hatte mich neu kleiden laſſen, und Aenneli machte mir Vorwürfe, daß ich ſo ſchlechtes Zeug genommen; das gebe nicht warm und halte nicht dar, ſagte es; wenn ich nicht Lohn gehabt zum Einziehen, ſo hätte ich es ihm ſagen ſollen, ſein Meiſter ſei ihm noch den letzten Lohn ganz ſchuldig. Da wurde ich faſt böſe, daß Aenneli meinte, ich zöge ſo vorweg ein, und verbudle mein Geld. Ich erzählte ihm, was ich bei meinem Meiſter zu gut zu haben glaube, aber er habe, wie er ſage, mir jetzt nicht mehr geben können, weil er ſo viel anſchaffen müſſe und Geld ihm mit verbrannt ſei. Das gefiel Aenneli gar nicht, daß ich mit meinem Meiſter nicht Lohn ausgemacht; ſo ſei man immer betrogen, meinte es, es habe es erfahren. Zwei Jahre hätte es gedient unter lauter ſchönen Verſprechungen, und von Zeit zu Zeit ein Nastuch oder ein Mänteli auf Abſchlag erhalten, oder ein paar Batzen zum Schuhflicken. Als der Platz aus mehreren Gründen ihm nicht mehr anſtändig geweſen, es ihn aufgeſagt und ſeinen Lohn gewollt, da hätte man ihm alle Verſprechungen abgeläugnet, alles Gegebene hoch angeſchlagen, noch viel dazu gelegen, ſeine Arbeit klein gemacht; und unter lauter Streit und Zank hätte es ein Almoſen bekommen, und nicht einen Lohn.

Aenneli meinte, mein Bauer ſei der Rechte, es auch ſo zu machen, er habe in der Gemeinde nicht das beſte Lob, ich ſolle daher mit ihm rechnen ſo bald als möglich, und einen feſten Lohn beſtimmen; ſo bös wie ich es habe, ſchienen ihm dreißig Thaler nicht zu viel, bei weniger Arbeit könnte ich an andern Orten vierzig bekommen. Daß mein Bauer ſo ſchlecht ſein könnte, das glaubte ich nicht, er wußte ja, was er mir geſagt und was ich ihm verdienet; auch fand ich es nicht recht, wenn ich in dieſem Augenblick, wo er ſchon Schaden genug hatte, ihm noch mit dem Lohn aufſchlagen, ihn drücken würde. Aber gerne hätte ich gewußt, wie viel ich bei ihm zu gut, und wie viel ich in Zukunft beſtimmt zu erwarten hätte. Als ich ihm einmal Geld forderte, um Winterſtrümpfe zu kaufen, und er mich abſchnauzte: Er habe ſein Geld nicht bloß für mich; ſo ſagte ich ihm, in dieſem Fall ſei es beſſer, wir hätten unſer Geld beſonders, ſomit wollten wir mit einander rechnen, damit ich wiſſe, was mein Geld ſei, denn von ſeinem Geld brauchte ich nichts. Verblüfft ſah er mich an, konnte nicht begreifen, was in mich gefahren, und wer da aus mir rede; aber wie geſagt, er war ein ſchlauer Fuchs, daher faßte er ſich bald und ſagte mit aller Freundlichkeit: Meiß, es iſch nit ſo bös g'meint, het d'r Neuer d'r Gring große g'macht? Ih' will ſcho mit d'r rechne, ſo bald ih d'r Zit ha, und d'Kalender g'funge, wo nih uſg'ſchribe ha, was ih d'r gä ha. Aber du mußt nit grad uſbigehre, we n'ih allbenemiſch uwirrſche bi, we du ſo viel z'ſinne hätteſt, du weriſchs o. Du heſch nüt Kummer z'ha, für ſövli bi nih notti geng gut gnu, u du weſch wohl, was ih d'r mengiſch g'ſeht ha, u wed Geld mangliſch, ſu chum ume ung'ſchoche, we nih ha, ſo muſch o ha. Was ſollte ich machen? Ich wußte darauf nichts zu antworten, und ließ mich begütigen. Aenneli war nicht mit dem Meiſter zufrieden, nicht mit mir: Meiß, du biſch viel zu ne uſrichtige, du wirſch g'ſeh, wie's d'r gat, warnte es, und es hatte recht; aber das war nicht recht, daß es meine Schuld büßen mußte.

Doch ich will niemand Langeweile machen, indem ich unſern Liebeshandel weiter beſchreibe, will auch alte Wunden mir nicht aufreiſſen dadurch, daß ich zu lange bei jener glücklichen Zeit verweile. Nur das will ich ſagen, daß unſere Liebe züchtig blieb, und immer inniger wurde. Wir ſprachen freilich nicht von Liebe oder Freundſchaft, nicht von Teufelnehmen, erſchießen, in's Waſſer ſpringen, nicht von Königin des Herzens und Licht der Seele, aber wir fühlten, daß eins dem andern Alles war, und jede Falte des Herzens öffneten wir uns, und jeder Gedanke war Gemeingut, und Jedes fand ſein Glück darin, daß es nicht mehr allein ſtund auf Erden. Wir liefen auch nicht mit einander im Lande herum, beſtellten uns nicht auf alle Tanzplätze und Märkte. Ich bat zwar Aenneli mehrere Male, mit mir zum Wein zu kommen; es hätte mich gar zu prächtig gedünkt, mit ihm vor der Welt zu erſcheinen und an ſeiner Seite zu ſtehen oder zu ſitzen. Aber Aenneli wollte nicht, es ſagte, das trage gar nichts ab, wir ſeien beide arm, müßten unſer Geld ſauer verdienen; da ſolle man es nicht ſo leichtſinnig ausgeben und an einem Sonntag verthun, für was man eine ganze Woche geſchwitzt, ohne daß man am Montag etwas anders davon hätte, als einen ſturmen Kopf und Unluſt zur Arbeit. Ferner würden dadurch die Leute aufmerkſam auf uns Beide, hätten zu räſoniren, ließen uns nicht mehr ruhig, ſondern würden eins gegen das andere aufreiſen und uns auf alle Weiſe Verdruß machen. Ich gab nach, wiewohl ungern, und ein Jahr verſtrich im ſtillen Glück; da wurde es anders, und durch meine Schuld.

Zwanzigſtes Capitel.

Wie böſer Wein Hochzeit macht.

Ich mußte eine Kuh zu Markte führen, dann lange warten, bis ich ſie abgeben konnte. Hungrig und durſtig ging ich mit meinem Meiſter einen Schoppen zu trinken, und fand am gleichen Orte Aenneli mit ſeiner Meiſterfrau, die Garn und Anken zu Markte getragen hatten.

Mein Meiſter meinte, ich ſolle auch einmal einem Meitſchi eine Halbe zahlen und Eine mit ihm ha, es thue m'r's wohl; und die Meiſterin ſagte: Aenneli hätte es auch verdient, ſie hätte gar manchmal das Werkzeug noch putzen müſſen, das ich zurückgebracht. Das war mir angeholfen; Aenneli wehrte ſich, wurde ausgelacht, und mußte endlich, da ich anfieng böſe zu werden, nachgeben. Der Meiſter rief mir noch nach als wir in den Tanzſaal gingen: ich brauche nicht zu preſſieren, er wolle dießmal ſchon füttern. Ich hatte noch nie getanzt, und ſtolperte ungeſchickt genug im Saale herum, ſo daß es mir bald erleidete und ich mit Aenneli zu Tiſche ging. Wir ſaßen in einer dunkeln Ecke und plauderten traulich mit einander, nachdem die erſten Vorwürfe, daß ich auf den Meiſter und nicht auf ihns gehört, vorbei waren. Eine Halbe zog die zweite nach, und wir redeten ſchon von Heimgehen, als ein übermüthiger Burſche Aenneli zum Tanz einlud. Aenneli ſchlug es ab, er fing an zu zerren an Arm und Fürtuch; da trieb mir der ungewohnte Wein das Blut in Kopf, ich ſtieß ihn weg und ſagte: ich wolle ſelbſten tanzen. Tanzete ich vorher tölpiſch, ſchoß an alle Ecken an, an alle tanzenden Paare, ſo geſchah es nun noch mehr. Aenneli ſchämte ſich, wollte aufhören, bat mich heimzukommen, es gebe ſonſt noch Streit, und wie ſie das ſagte, wurde ihr der Fuß vorgehalten, daß wir beide beinahe umfielen. Jetzt ſchlug bei mir das Feuer zum Dach aus, vom Wein halb, vom Tanz halb, alſo ganz berauſcht, ließ ich das Mädchen fahren, ergriff den Fußſteller bei der Bruſt, warf ihn, wie wenn er aus einer Kanone abgeſchoſſen worden wäre, durch einen Ring von Leuten durch an die Wand. Das war das Zeichen zu einer furchtbaren Prügelei. Die Stuhlbeine krachten, Gläſer, Flaſchen flogen, die Mädchen ſprangen auf die Tiſche, die Lichter wurden bald ausgelöſcht, bald angezündet. Auf mich hatten ſich alle Bekannten jenes an der Wand Klebenden geworfen, aber wie ein wüthend Thier ſchlug ich rings um mich, fühlte am Kopf zerſplitternde Flaſchen nicht, zerſchlagene Stuhlbeine nicht, fühlte Aenneli nicht, das mich am Rocke hielt und aus dem Getümmel reiſſen wollte, trieb vor mir her und warf unter mich, was mir widerſtand, kämpfte, ohne zu wiſſen wo ich war, mich zur Thüre hinaus im Gang herum; da gelang es endlich Aenneli, die mich nicht laſſen wollte, mich feſtzuhalten und in einen Winkel zu ziehen. Nun rang ich mit ihm, und war auf dem Punkte, meine erregte Wuth gegen ihns zu kehren, als ein Lichtſchein auf ſein Geſicht fiel, das weinend und ängſtlich zu mir auf ſah. Der Anblick lähmte mich, es gelang ihm, mich aus dem Hauſe herauszubringen, aber nicht ohne alle zehn Schritte erneuerten Kampf, denn ich wollte immer wieder umkehren und meine Wunden rächen; denn damals lief man noch nicht wegen jeder Laus, die einem auf dem Kopfe todt geſchlagen wurde, zum Richter. Das Blut lief mir ſtromweis herunter, fühlte aber meine Hitze nicht. Aenneli wuſch mich, ſo gut ſie konnte, verband mich, wollte mich beſänftigen, aber alles umſonſt. Ich zankte, fluchte fort und fort, warf ihr immer vor, daß ſie mich verleitet, unehrlich aus dem Streite zu gehen, gehindert, dieſem oder jenem erhaltene Schläge wieder zu geben. Beim Scheidewege gegen unſere Häuſer wollte es mich heimſenden, damit unſere gegenſeitigen Meiſterleute nichts merkten, wie es ſagte, vorzüglich aber weil ein geheimes Gefühl ihm vor meinem Zuſtand bange machte. Neuer Zorn von meiner Seite, endlich Nachgeben Aennelis; und — am Morgen weinte Aenneli, und unzufrieden, betrübt ſchlich ich nach Hauſe.

Es folgten trübe Tage, denn ich ſchämte mich hinzugehen, Aenneli zu ſehen; zudem wurde ich nicht auf die zarteſte Weiſe von meinen Hausgenoſſen geneckt. Natürlich hatte mein Meiſter erzählt, wo er mich gelaſſen, natürlich wurde mir aufgepaßt: ob ich heim komme, natürlich war ich nun wegen meinem, wie ſie meinten, erſten Kiltgang, der Gegenſtand handgreiflicher Neckereien tagelang. In unſerem Hauſe waren ſolche Geſpräche an der Tagesordnung. Bis dahin mußten ſonſt die Töchter herhalten oder die Magd, und der Bauer ſelbſt ſprach je wüſter je lieber, ungeſcheut vor allen ſeinen Kindern. Er erzählte Geſchichten aus ſeiner Jugendzeit, von ſeinen Kiltgängen, daß einem die Haare zu Berge ſtunden. Auch ſeine Frau kannte keine Geheimniſſe in derlei Dingen, kramte Alles aus, was ſie gehört, geſehen, erfahren hatte. Sie erzählte manchmal ſogar, was ihr von ihrem Hansli erträumt ſei, und was eigentlich den Traum verurſacht, daß man blinzen mußte.

An Aenneli durfte und mochte ich faſt nicht denken, und wurde doch alle Augenblicke daran erinnert, bald durch mein Gewiſſen, bald durch andere Leute. Ich ging mehrere Tage nicht hin, und zweimal kehrte ich auf halbem Wege um. Ich wußte nicht, was ihm ſagen, durfte nicht denken, was es mir ſagen werde. Endlich ſiegte doch mein Sehnen nach ihm. Ich ging, kündete mich auf die gewohnte Art, Aenneli zögerte nicht, fieng aber gleich an zu weinen und ſagte: gell du verachtiſch mih, d'rum biſch ſo lang nüt cho, du heſch recht, ih bi es ſchlechts Meitli worde, es g'ſchicht m'r recht, warum ha nih dih lah mit cho, wo d'voll Wy u voll Zorn g'ſi biſch? Das gute Mädchen warf keine Schuld auf mich, klagte nur ſich an, während doch ich allein Vorwürfe verdiente. Dieſes rührte mich unendlich; es iſt aber auch ſo etwas Seltenes, Jemand zu hören, der den Splitter im eigenen Auge findet, und nicht den Balken im Auge der Andern, daß es um ſo tiefern Eindruck macht.

Ich weinte mit Aenneli, tröſtete es und verſprach Treue im Leben und Tod, und dieſes Ausſprechen deſſen, was eigentlich ſchon lange unter uns beſtund, dieſes Ausſprechen, daß wir uns für immer angehören wollten, gab uns Troſt. Doch jammerte Aenneli noch lange, es habe ſeiner Mutter auf dem Todbette verſprochen, brav zu ſein, und habe es nun vergeſſen, das bringe keinen Segen, und es möge nun kommen wie es wolle, ſo komme es nicht gut. Eine trübe Ahnung wollte es nicht verlaſſen, und wenn es ſchon meiner Treuherzigkeit ſich freute, ſo überſchattete doch die Wolke eines geheimen Schmerzes bald wieder ſein liebes Geſicht. Aenneli hatte in einer andern Sache auch Recht gehabt. Nun fing man an uns aufzulauern, wir wurden geneckt; ich hatte Brügelten, Aenneli zerbrochene Fenſter, zerſchlagene Thüren; bald hie bald da ſchlich ſich eine giftige Schlange zu und ſuchte Zwietracht auszuſtreuen zwiſchen uns. Mir ſprach man bald vom Knecht, bald vom Meiſter, welche Aenneli lieber ſähen als nöthig wäre, ihm ſprach man von des Meiſters Töchtern, und von noch allerlei Anderem.

Unterdeſſen kränkelte Aenneli, wurde bläſſer, wechſelte öfters die Farbe, und klagte mir endlich, es glaube ſich in andern Umſtänden. Daran hatte ich nicht gedacht. Ich war anfangs ganz verduzt, und gab dem armen Mädchen Grund zu glauben, ich ſuche Ausflüchte und möchte es vielleicht im Stiche laſſen. Das war aber gar nicht ſo; ſobald ich von meiner Ueberraſchung zu mir ſelbſt kam, entſtund eine unbändige Freude in mir. Mir leuchtete plötzlich ein, ich müſſe nun Aenneli heirathen, Aenneli alſobald meine Frau werden, dann brauchten wir uns nicht mehr über einander zu ſchämen, uns verſtohlen zu beſuchen, uns necken zu laſſen. Aenneli war mein und ich ſein, wir waren nicht mehr Waiſen, ſondern Mann und Frau. Das kam mir ganz prächtig vor. Freilich ging es anders, als ich gedacht, aber was machte das? Konnte ich doch gut verdienen, hatte ſtehenden Lohn, Aenneli war geſchickt, reinlich, haushälteriſch, fromm; da machte mir unſer Fortkommen mit keinem Gedanken bange. Aenneli war ſorgenvoller für die Zukunft, jedoch beruhigt über meine Denkungsart, und konnte ſich mit mir herzlich freuen über unſere Vereinigung: Meiß, es iſch mr ke Mönſch ſo lieb g'ſi uf der Welt wie du, nit e mal my Mutter, u du biſch m'r geng im Sinn g'ſi, we dih ſcho nume eh Augenblick u du zwölf Jahr lang nüt g'ſeh ha; u nih ha nit dörſe dra däiche, daß du einiſch my Ma werdiſch. Ach es iſt doch e ſchöni Sach, we me neuerem ag'hört! Ih wett gern diene, d'Arbeit macht mr nüt, aber niemerem ſy, niemer ha, der ein lieb het, dem me ufrichtig chlage cha, das iſch e herti Sach. Wiziger wär's, m'r chönte no zehe Jahr warte, aber m'r müſſe üſi Sünd büße u jetz deſto böſer ha, wenn ihs der lieb Gott g'ſung lat, ſu macht das nüt. Es iſt beſſer hie büße weder im Himmel obe. — Wir hatten ſo viel zu reden, daß eine Nacht in der Woche nicht mehr genügte. Vor allem aus überſchlugen wir unſer muthmaßliches Vermögen, und Aenneli drang in mich, unverzüglich mit meinem Meiſter zu rechnen, damit wir wüßten, woran wir wären; dann wollten wir uns alſobald verkünden laſſen. Allein mein Meiſter hatte allerlei Ausflüchte, bald nicht Zeit, bald die Papiere nicht bei der Hand, ſo daß ich ihm endlich erklären mußte: Nächſten Sonntag werde ich mich mit Aenneli verkünden laſſen, und da müſſe dann doch gerechnet ſein, ich wolle wiſſen, woran ich wäre. Da gab es große Augen: Du wirſch doch nit e Narr ſy, Meiß, meinte der Bauer.

Er wollte mir die Sache auf alle Weiſe ausſchwatzen, Aenneli verdächtigen, andeuten, ich müßte für einen Andern ausfreſſen, ich ſollte es zum Eid kommen laſſen, oder wenn eines ſein müſſe, nur das Kind nehmen, Aenneli ſei umene ſo ne Spinnele, es Weſpi, aus dem gebe es nie eine gute Frau. Seine Frau, ſeine Töchtern wußten nun auf einmal Sachen von meinem Meitſchi, daß ich, wenn ich nur den geringſten Anlaß zum Verdacht je hätte haben können, unfehlbar aufgewieſen und von ſeiner Schlechtigkeit überzeugt worden wäre; nun aber war ihre Mühe umſonſt. Eines Freitags Abends bei einbrechender Dunkelheit beſtellten wir uns hinter des Pfarrers Scheune, gingen beide dann mit klopfendem Herzen an die Thüre zum Pfarrhauſe zu klopfen. Aenneli ſtund hinter mir, ſo daß des Pfarrers Magd, ſo ſehr ſie mit dem Licht herumfuhr, denn d'Pfarrersmägde ſind gar g'wundrig, ſie nicht ſehen konnte. Die Antwort kam: der Pfarrer ſtudiere jetzt, man dürfe uns ihm nicht anmelden, wenn unſere Sache aber preſſire, ſo könne es die Frau vielleicht auch machen. Wir liefen nicht gerne mehrere Male herum, hatten auch nicht wohl Zeit dazu, und ließen uns daher zu der Frau führen. Da erhielt nun die Magd endlich Gelegenheit, uns beide ordentlich zu ſehen, und während die Frau Pfarrerin uns fragte, in Alles einzureden, uns zu necken, zu thun, als ob ſie in dieſe Stube und zu dieſem Geſchäft gehöre; ſo daß meinem Mädchen ganz bang und angſt wurde, und es froh war, als die etwas unbehülfliche Frau Pfarrerin endlich zu Ende kam, und die Magd (ſie hieß auch Aenni und war wüſt) uns hinauszündete.

Wir hatten Beide eine kindiſche Freude, zu denken, was die Leute ſagen würden, wenn ſie des Sonntags uns von der Kanzel herab trohlen hörten? Wir bildeten uns ein, das werde gar großes Aufſehen machen, und der ganzen Welt zu reden geben. Es iſt merkwürdig, welche Wichtigkeit auch der unbedeutendſte Menſch zu haben glaubt, wie jener neu angeſtellte Stallknecht, der glaubte, jeder Engländer werde in England von ihm reden, und jeden zurückkehrenden Kutſcher frug: was die Herrſchaft über ihn geſagt habe.

Einundzwanzigſtes Capitel.

Wie ein Pfarrer einen kann aus dem Himmel fallen laſſen.

Wir waren fröhlich und guter Dinge; da hieß es eines Abends, ich ſolle morgen zum Pfarrer gehen. Ich dachte nichts Böſes dabei, ſondern meinte, die Frau hätte etwas Unrechtes aufgeſchrieben, und er wolle jetzt beſſere Auskunft. Nachdem Feierabend gemacht war, ging ich hin. Als ich in die Nähe des Pfarrhauſes kam, ſah ich, daß der Herr Pfarrer zwei Herren, wahrſcheinlich auch Pfarrer, vom Hauſe wegbegleitete. Auf dem ſchmalen Wege ging er voran, achtete ſich nicht genug und ſah hinter ſich, ſtolperte, ſtürchlete lang, und fiel endlich zu Boden, Hut und Tabackspfeife, hier hin, dort hin rollend. Die hintern Herren wollten ſich faſt todtlachen, aber nur ganz leiſe, da ſie ihn ſtolpern und fallen ſahen; dann eilten ſie mit gar bedauerlichen Mienen herbei, halfen ihm auf die Füße, und putzten hinten und vornen an ihm ab, recht rührend.

Ich mußte warten. Endlich kam der Herr, und ich ſagte ihm gar ſchön: Guten Abend, Herr Kammerer (er hatte es ungern und wurde häſſig, wenn man ihm nicht Herr Kammerer ſagte). Mein Herr Kammerer putzte mir vor allem aus ab, daß wir ſchon an's Heirathen dächten, und kaum unterwieſen ſeien; aber das ſei heut zu Tage ſo, die Einen ſeien zu faul zu dienen, die Andern dünkten ſich zu vornehm dazu, da wolle jeder für ſich ſelbſten ſein, und jede Magd ſage: das Dienen ſei ihr erleidet, und ſuche einen Mann zu kriegen: ſie meine es beſſer zu machen und mache es zehnmal ſchlechter und komme in die bitterſte Armuth. Früher habe ſie ungeſorget Brod gehabt, nun müſſe ſie für einen Haufen Kinder ſorgen, die ſich mehrten wie die Küngeli, und wüßte nicht, wo nehmen, als am Ende zu ſtehlen oder zu betteln.

Ja, ja, der Herr Pfarrer hatte, ſo wie er die Sache anſah, ganz Recht darin, daß auf dieſe Weiſe durch ein unbeſonnenes Heirathen eine Menge Menſchen Bettler oder Schelmen werden; allein der Herr Pfarrer konnte ſich nicht an dieſer Leute Platz ſtellen, und darum mußte ſein Urtheil über ſie ein ungerechtes ſein. Stelle man ſich aber an Platz eines armen Jungfräuli bei einer böſen Meiſterfrau, oder nur bei einer etwas ſcharfen, wo es hie und da einen Schnauz erhält, und das Mädchen hat weiter Niemand auf der Welt, auf den es ſich verlaſſen kann, der im Fall der Noth ſich ſeiner annimmt; und, wenn es am Abend ſich zu Bette legt, am Morgen aufſteht, Niemand, an den es mit Freuden denken kann, nicht einmal an Gott, weil man ihm denſelben nicht in ſeiner holdſeligen Lieblichkeit gezeigt. Und wenn man nun ſo recht an dieſen Platz ſich geſetzt, ſo lege man ſein Ohr an des Mädchens Herz, und lauſche, was ſich da unwillkührlich aus der Tiefe der von dem Schöpfer gebauten Natur zu regen beginnt? Es iſt das Gefühl des Verlaſſenſeins, ein Gefühl, das dem des Wanderers gleicht, der in fremder Welt in dunklem Walde bei einbrechender Nacht allein ſich ſieht. Schaurig wird es ihm zu Muthe; wäre nur ein Hund bei ihm, Lieb und Leid zu theilen, ihm würde wöhler ſein; ein Sehnen nach dem Ende ſeiner Einſamkeit überwältigt ihn. Ein düſter Lichtlein, das ihm durch die Nacht winket, wird ihm zur Sonne, die gebrechlichſte Hütte, die ihn aufnimmt, ein Pallaſt, ein runzlicht Geſicht, das ihn freundlich empfängt, freut ihn beſſer, als das ſchönſte an einer Kilbi, und ſchlechtes Brod ſchmeckt ihm beſſer, als Küchli und Bratis im Märitgewimmel. So kommt ein Blangen über viele arme Mädchenherzen, dem ſie keine Worte geben können, von dem die meiſten Menſchen keinen Begriff haben, welches ſich nicht legt, bis ſie ihr Herz an ein anderes gelegt, an welchem ſie Schutz und Schirm, Liebe und Troſt, in dieſem Augenblick den Himmel zu finden hoffen.

Und wer will nun den Stein aufheben und ihn werfen auf das arme Mädchen, in dem von Jugend auf die Schamhaftigkeit erſtickt wurde, das in jüngern Jahren bei ältern Mädchen lag, und in alle Geheimniſſe des Kiltgangs eingeweiht wurde, das an ſeines Herrn Tiſche alle Tage die nütnutzigſten Reden hört, das Kilter zu haben manchmal faſt gezwungen wird; wer will ihn werfen auf das Mädchen, wenn mit dieſem Blangen auch die Sinnlichkeit ſich paart, die Seele eine Beute böſer Luſt, der Leib ein Werkzeug der Sünde wird, und Zeugen ſeiner Schande gebiert? Oder wenn das Mädchen, in reinerer Jugend erwachſen, bei der Gott verſuchenden Sitte des Kiltganges, in Liebe und Angſt fremder Sinnlichkeit und Beſtialität unterliegt, wer will da den erſten Stein werfen, ich frage noch einmal? Bewahret junge Herzen vor dem giftigen Mehlthau der Luſt, erwecket in jeder Bruſt das Gefühl der Menſchenwürde, verletzet weder Augen noch Ohren der Reinen, behandelt jeden Menſchen mit der Bruderliebe, die nicht nur nicht ſchlägt und beißt, ſondern die mitfühlt jede Lage, jede innere Regung, daß unter euch Keiner ſich verlaſſen glaubt; machet eure Häuſer nicht zu Höhlen, in welcher der Verſucher alle Nächte umgeht; und dann, wenn das Alles geſchehen iſt, dann richtet über gefallene Mädchen, wenn ihr nicht vorzieht, Gott das Gericht zu überlaſſen. Mein Pfarrer nun ſtund nicht auf dieſem Standpunkte, ſondern er pülverte tüchtig über die jetzige Jugend, ihren Leichtſinn, und wie ſie der Gemeinde Laſten aufbürde, die unerſchwinglich ſeien, und kaum habe die Gemeinde Jemand erzogen, und er ſei aus den Koſten, ſo mache er Kinder, welche der Gemeinde wieder auffielen. Gerade ſo thäten auch wir, aber noch ſei die Frage, ob wir heirathen könnten? ich ſei der Gemeinde viel ſchuldig, und das müſſe wieder bezahlt ſein, ehe er mich ausverkünden könne.

Ja da war ich wie vom Himmel gefallen, und konnte den Herrn lange nicht begreifen, daß ich aparti etwas ſchuldig ſei, und noch weniger, daß ich etwas wiedergeben ſolle. Daß ich vom achten Jahre weg durch die Gemeinde auferzogen worden ſei, daß ſie für mich bezahlt habe, das wußte ich wohl; aber daß ich das wiederzugeben hätte, und wie hoch meine Schuld ſich belaufe, das hatte kein Menſch mir geſagt, und ſo etwas erträumt einem nicht. Hätte man mir was geſagt, mir die Summe genannt, ſo würde ich ganz ſicher für die Abbezahlung der Schuld geſorgt haben. Allein mein Meiſter wußte wohl, warum er mich nicht aufmerkſam machte auf meine Schuld, und auch die Gemeinde that es nicht, denn die beſteht eben aus lauter Meiſtern. Natürlich hätte ich nach Lohn geſtrebt, er hätte mir einen beſtimmten verheißen, ausbezahlen müſſen, oder ich wäre weiter einem ſichereren und größeren nachgegangen, darum hütete der alte Schelm ſich wohl, mir etwas davon merken zu laſſen. Das Alles ſtieg mir zu Kopf, und ich ſagte dem Pfarrer etwas grob: das ſei doch keine Manier, daß Niemand die armen Buben auf dieſe Schuld aufmerkſam mache, bis ſie entweder heirathen oder ein unehlich Kind haben müßten, allweg ihr Geld ſonſt zu brauchen hätten; ich hätte Luſt gar nichts zu zahlen, und zwingen werde man mich kaum können. Ich ſagte ihm noch mehr, was mir mein heißes Blut eingab, und polterte beſonders über meinen Meiſter, der es mir hätte ſagen können. Der Pfarrer ließ mich aber nicht lange reden. Mein Bauer ſei ein braver Mann, hieß es, man hätte viel zu thun, wenn man jedem Hudelbuben mit einer Rechnung nachlaufen wollte, und nützen würde es doch nichts. Art laſſe nicht von Art, an's Zahlen dächten die Wenigſten, ſondern nur an's Saufen und Huren. Ich werde auch nicht einer der Beſten ſein, räſonniren könne ich, werde einen böſen Kopf haben, was er ſchon lange geglaubt, darum ſolle ich machen, daß ich fortkomme und bezahle, ſonſt kriege ich den Verkündſchein nicht. Trotzig frug ich noch, ehe ich zahlen könne, müßte ich doch wiſſen, wie viel ich ſchuldig ſei. Der Pfarrer ſagte mir aber, das ſei ſeine Sache nicht, der Gemeindſchreiber werde es mir ſagen, wenn ich zahlen wolle.

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Wie ein Bauer und eine Gemeinde mit einem armen Knechtlein rechnen.

In aller Hitze lief ich zu dem Gemeindſchreiber. Derſelbe ſuchte mühſelig in manchem Buche herum, fand etwas, wie er ſagte, aber nicht alles, unter anderem aber doch den Wollhut, mit dem der Meiſter als ein Zeichen ſeiner Freigebigkeit ſo groß gethan, und da es ſpät war, hieß er mich am Morgen wiederkommen. Nun wollte ich dem Meiſter über den Hals, und zuerſt mit ihm ausg'ſchirren, dann mit ihm rechnen; der war aber ſchon zu Bette, und gab mir auf mein Rufen keinen Beſcheid. Mit der quälenden Ungewißheit im Herzen: was ich zu zahlen, wie viel zu ziehen hätte?

mußte ich zu Aenneli, lud dort meinen Zorn ab, und ſprach den Vorſatz aus: morgen keinen Streich zu arbeiten, bis alles im Reinen ſei. Aenneli weinte aber und ſagte: das komme ganz anders, als ich glaube, Lohn werde ich wenig oder gar keinen erhalten, meine Schuld größer ſein, als ich denke, und heirathen würden wir uns nicht können, es müſſe ein unehlich Kind haben, die Schande ertragen; das habe es aber verdient an ſeiner Mutter. Es drücke ihm faſt das Herz ab, um ſeines Kindes willen, das nun die Schuld ſeiner Mutter mittragen müſſe. Das gute Aenneli klagte mich nie mit einem Worte an, obgleich ich an allem Schuld war. Ich wollte anfangs gar nicht glauben, daß es alſo geben werde, allein es behauptete, die Welt beſſer zu kennen, als ich, und ſchon lange gefürchtet zu haben, was geſchehen werde. Auf alle Fälle erklärte ich, nicht von ihm laſſen zu wollen; könne ich jetzt auch nicht alles zahlen, das Geld werde wohl zu leihen ſein, meinte ich. Auch das widerlegte mir Aenneli. Niemand würde uns trauen, indem es allerdings viele ſchlechte Leute gebe, die Geliehenes nie wiederzugeben begehren, und dadurch dem Redlichern böſes Spiel machen.

Und wenn die ganze Welt uns verlaſſe, erklärte ich, ſo wollte ich Aenneli doch nicht verlaſſen, und wenn wir die Heirath auch nicht zu Stande brächten, ſo wolle ich Tag und Nacht arbeiten, wie ein Roß, bis ich das Nöthige herausgeſchlagen. Das Bewußtſein gegenſeitiger Treue gab uns Troſt, und ziemlich gefaßt konnte ich am Morgen meinem Meiſter ſagen, mit mir in ſein Stüblein zu kommen, ich hätte mit ihm zu reden. Er wollte erſt nicht Zeit dazu machen, ſondern Ausflüchte, als er aber hörte, daß ich keinen Streich arbeiten werde, bequemte er ſich. Ich warf ihm vor, daß er mich auf meine Schuld nicht aufmerkſam gemacht, und wollte wiſſen, wie viel ich für fünf Jahre Dienſt bei ihm zu gut habe? Er wollte mich wieder auftagen, indem er noch nicht alles zuſammengetragen; er wollte mich nicht als Knecht verlieren, und wollte mir doch nichts geben. So ein Stockbauer ließe ſich eher ſchinden, als daß er einem Knecht einen ordentlichen Lohn geben würde, er hat lieber das ſchlechteſte Geſindel; denn ein ſolcher Stockbauer kennt nur den Unterſchied zwiſchen zehn und zwanzig Kronen, aber nicht den Unterſchied zwiſchen Menſchen und Menſchen, und wenn er ſchon die beſſere Arbeit des beſſern Knechtes gerne hätte, ſo bringt er es doch nicht über ſeine hundshärige Natur, ſie zu bezahlen. Endlich ſagte er, wenn ich es zwängen wolle, ſo werde die Rechnung bald gemacht ſein. Die erſten vier Jahre ſei ich noch ein Bube geweſen, der nicht viel anders verdient als Kleider und Speiſe; er aber habe mir noch viel Geld zwiſchen durch gegeben, einmal drei Neuthaler für eine Sackuhr auf einmal, er habe mir alle Trinkgelder zukommen laſſen, welche eigentlich ſeinen Kindern gehört, ſomit glaube er, für dieſe vier Jahre habe ich nur zu viel erhalten, übrigens könne er mir alles zeigen, er habe es aufgeſchrieben. Was half mir aber das, konnte ich es doch nicht leſen. Was das letzte Jahr anbetreffe, da habe ich mich gut geſtellt, und er wolle mir für daſſelbe achtzehn Kronen geben, daran habe ich nun bereits zwölf Kronen empfangen, ſo daß er mir noch ſechs Kronen ſchuldig ſei, die könne ich haben, wann ich wolle, ich werde aber nicht weit damit ſpringen.

So hatte ich mir die Sache denn doch nicht gedacht, mir nicht vorgeſtellt, daß er mich ſo ſcham- und herzlos behandeln würde. Ich begehrte auf, erinnerte ihn an meine Dienſte, an ſeine Worte. Und der Bauer verläugnete den Fuchs nicht, ſondern gab mir gute Worte, erinnerte an ſein Brandunglück, an die übliche Sitte, daß Güterbuben noch einige Jahre auf den Höfen blieben, auf denen ſie erzogen worden, verſprach für die Zukunft viel, nur ſolle ich das Menſch fahren laſſen, das habe mir einen böſen Kopf gemacht, mich hineingeſprengt, ſei nichts werth, und verderbe noch mich.

Er hatte aber das unrechte Trom-Ende ergriffen, denn in bitterſtem Zorn loderte ich auf. Er und ſeine Frau, die dazu kam, mußten Dinge hören, wie ſie mir in den Mund kamen, und wenig fehlte, ich hätte mich damals an ihm vergriffen oder an ſeinem ſchäumenden Weibe, das auch nicht ungerne ſeine Nägel an mir verſucht hätte. Ich packte auf der Stelle meine Kleider zuſammen, und ging hinüber zu Aennelis Meiſter, noch zitternd und kochend in aufgeregter Wuth. Derſelbe hörte mit Schadenfreude meine Erzählung. Er wußte mir eine Menge Aehnliches zu erzählen, von der Verdrehtheit des ſaubern Gerichtsſäßen, und hieß mich da eſſen. Nach dem Eſſen ſagte er mir alſobald, nun ſolle ich um einen Platz ausgehen, er könne und wolle mich nicht behalten, mein alter Meiſter würde es an ihm ſonſt zürnen, und er möchte es nicht mit ihm verderben; er ſei ſein nächſter Nachbar, und er möchte nicht, daß er etwas gegen ihn zu zürnen hätte. So geht es, um eines Knechtleins willen, das Unrecht leidet, verderbt ein Bauer es nicht gerne mit dem andern, es ſei denn, er hätte ſeinen baaren Nutzen davon; und wie die Bauern ſind, ſind auch viele Herren. Ich ging zum Müller und ſuchte Platz. Der that nicht mehr halb ſo nöthlich mit mir, entweder meinte er, weil ich dieſen Augenblick keinen Meiſter habe, ſo müßte ich mich drehen laſſen, oder er wollte es mit meinem alten Meiſter nur in dem Fall verderben, wenn er mich um den halben Lohn haben könnte; ſo konnte ich nichts mit ihm machen, denn ich wollte großen Lohn haben. Gerade ſo ging es mir auch bei dem Wirthe, es war, wie wenn ſie es mit einander abgeredet hätten. Ich wollte nicht anbeißen, und wurde böſe, holte bei dem Gemeindſchreiber noch meine Rechnung, die ſich auf 60 Kronen belief, während andere Kinder in der gleichen Zeit nicht die Hälfte gekoſtet hatten. Bei meinem erſten Koſtmeiſter mußte man zehn Kronen geben, weil mich ſonſt Niemand wollte. Dieſer verleidete mich ſo, daß man beim gleichen Lohn bleiben mußte. Bei meinem dritten Herrn koſtete ich ein Unbedeutendes, nur eine kleine Entſchädigung für die erſten mir angeſchafften Kleider; hingegen bei dem letzten war die Summe faſt ſo groß, wie im Anfang. Er hatte es einzurichten gewußt, daß er Geld für die Nachtmahlskleider bekam. Dann hatte er noch Lohn, und drittens waren Arzneikoſten, und zwar ordentlich viel, für mich bezahlt worden. Ich konnte gar nicht begreifen, für was, denn ich war nie krank geweſen. Endlich erinnerte ich mich, daß wenn eins von der Familie einen Trank trinken mußte, ich den Reſt davon bekam oder den zweiten Aufguß, es mochte nun eine Purgaz oder eine Laxierig, ich geſund oder krank ſein; aber man wußte mir dieſes Schlucken ſo ſchön vorzuſtellen, daß ich mich gern dazu verſtehen ließ, denn ich erhielt immer Birnenſchnitze oder dürre Kirſchen dazu. Wahrſcheinlich gingen alle dieſe Tränker auf meine Rechnung, und damit man doch behaupten konnte, ich hätte ſie genommen, kriegte ich den Reſt. Der Doktor, dem dieſes hätte auffallen ſollen, indem er mich immer kerngeſund ſah, fragte dieſem wenig nach, ſo bald er nur etwas brauchen konnte; und, wer weiß, ob er's nicht auch gewußt, er wäre gewiſſenlos genug geweſen, ſolche Streiche zu Gunſten eines reichen Bauern auf Koſten eines armen Kindes zu machen.

Man kann ſich denken, mit welcher Erbitterung ich den Gemeindſchreiber verließ. Ich wußte nicht, ging ich über die Bäume oder unter dem Boden weg. Ich hatte geglaubt, wenigſtens fünfzig Kronen ausſtehenden Lohn zu beſitzen, und nun war mein Glaube ein Traum; dagegen wies man mir eine Schuld von ſechszig Kronen, von welchen ich nichts gewußt, und dieſe Schuld war kein Traum. Sollte ich ſie ganz bezahlen und noch dazu Aenneli mit einem Kinde erhalten, ſo konnte es Jahre gehen, ehe wir zwei Eheleute wurden. Da wallte es wieder in mir auf, wie aus einer ſiedenden Quelle ein heißer Brunnen, ich ſah nichts mehr als den, der mich um fünf Jahre meines Lebens betrogen hatte, und meine Hände griffen aus, als wollten ſie ſeine Gurgel packen, und wahrſcheinlich ſprach ich noch laut dazu, da redete mich eine bekannte, liebliche Stimme an: Meiß, was iſch d'r, chenſt mih nümme? Herr Jeſes wie g'ſeſch us, und was weſch ga mache? Ich brauchte lange, bis ich wußte, wo ich war, und wer vor mir ſtand. Endlich erkannte ich Mareili, die mir ſo lieb geweſene Schwiegertochter auf jenem Hofe, mit welcher ich ſeither nie geredet, wohl aber ſie in der Kirche geſehen hatte.

Sie drang in mich, zu ſagen, was es ſei, das mich ſo aus dem Häusli herausbringe, daß ich thue, als wolle ich Jemand ermorden. Ehe ſie mich erkannt, hätte ſie geglaubt, es gelte ihr, nun wiſſe ſie wohl, werde ich ihr nichts thun, obgleich ich ihr früher auch nicht geborget hätte; aber ſie habe mich anreden müſſen, weil ſie fürchte, ich mache ein Unglück, und wolle jetzt wiſſen, was ich habe. Ich ſchnauzte ſie an, wenn ſie noch glaube und glauben könne, daß ich jenen Streich begangen, ſo brauche ſie auch nicht zu wiſſen, was ich habe. Sie wäre mir vor allem lieb geweſen, und das habe mich am meiſten gedauert, daß auch ſie mir ihn zugetrauet, das ſei nicht recht von ihr geweſen, ſie hätte doch ſehen ſollen, daß ich ihr alles gethan, was ich ihr an den Augen abgeſehen.

Auf mehrere Hin- und Herreden verſicherte ſie, mich für unſchuldig zu halten, aber ich ſolle jetzt reden, ſie könnte nicht den ganzen Abend bei mir ſtehen. Ich erzählte ihr den ganzen Hergang der Geſchichte, und erweckte wirklich ihr ganzes Mitleiden, und ſie ſagte mir: Weiß, chum morn zu nihs, u ſäg neh de, du heigiſch äys nit g'macht, u häb em Großvater ab, er muß d'r helfe. — Ne nadiſch Mareili, zu nech chumm nit, u d'm Großvater häb ih nit ab, ih wott nit no einiſch ga anne kneue, wer weiß, ob's öppis hulf, u ſi mih nit notti zur aluegte. Es meints niemere gut mit mir, als Aenneli und vielleicht du, ſuſch iſch Alles unter ein Dechi, und eis D... Pack, der Pfarrer, d'Vorg'ſetzte u die angere Bure, und ke Schelm verklagt dr anger, u ke Kräye chratzet der angere d'Auge us. — Mareili bat vergebens, ſagte endlich, ich habe noch immer den gleichen böſen Kopf, wie vorhin, der werde mich nicht weit bringen; hätte ſie Zeit, ſo wollte ſie noch mit Aenneli reden, die müßte mich anders brichten, aber mit dem Großvater wolle ſie doch reden, daß mir geſchenket werde, und wenn ich einen guten Platz wolle, ſo ſolle ich nur zu ihres Vaters Bruder nach Y gehen und ſagen, ſie hätte mich geſchickt, und wenn ich dann eine Gotte mangle, ſo ſolle ich nur zu ihr kommen, ſie ſage es mir nicht ab, wenn ich nämlich nicht zu hochmüthig dazu ſei.

Mareili's Güte hatte mich gerührt und erweicht. Alſo einen guten Menſchen hatte ich doch noch auf der Welt! Dieſe Botſchaft verſüßte auch Aenneli das Bittere des Andern. Aenneli war nicht ganz mit mir zufrieden, daß ich Mareilis Einladung ausgeſchlagen, ſie meinte, das ſei noch lange nicht ane kneuet, wenn man den Sachverhalt erzähle; einmal ſeien die Menſchen da, um einander zu helfen, und wenn man eines Menſchen Hülfe in rechten Dingen nöthig habe, ſo müſſe man ihn dafür anſprechen, das ſei der Weltbrauch, und heiße noch lange nicht betteln. Die Menſchen ſeien gar ſelten, welche Freundſchaftsdienſte aufrichtig anerbieten, wie Mareili es gethan. Nun Aenneli hatte Recht, aber überzeugen ließ ich mich doch nicht. Möglich, daß der wackere Alte ſich für mich verbürget hätte oder mir Geld vorgeſchoſſen, wenn ich meine Sache ordentlich vorgebracht, aber das, was ich eigentlich wünſchte, hätte er nicht gethan. Er hätte meinem Meiſter ſeine Schlechtigkeit nicht vorgehalten, hätte der Gemeinde ihr eigen Unrecht nicht dargeſtellt, und das Uebertriebene der Rechnung. Man ſieht das Unrecht wohl ein, aber wenn es von einem angeſehenen Menſchen gegen einen unangeſehenen begangen wird, ſo muckelt man davon im Stillen und im Rücken, aber öffentlich in's Geſicht und am rechten Orte rügt es ſelten Einer. Ihr Herren und Bauern, ſolche Muckelmeiſter ſind zu Stadt und Land, aber ſchämt euch deſſen und beſſert Euch. Wohl gibt es hie und da einen Menſchen, der eure Schande nicht theilen, kein Muckelmeiſter ſein will, ſondern am rechten Orte, auf den grünen oder hölzernen Bänken, ſeine Sache vorbringt, der dem Unrecht Unrecht ſagt, wo er es findet im engen oder weitern Kreiſe, bei den von der Gemeinde Beſteuerten oder den die Gemeinde Regierenden. Aber es ſteht dieſer Menſch allein, es verläßt ihn die Feigheit, es finden ihn läſtig die Männchen mit den breiten Rücken voll Rückſichten, es belächelt ihn ſpießbürgerlich, es verfolgt ihn die ſchlechtgenannte Schlechtigkeit. Er ſteht allein — und die ihm gegenüber ſtehende Maſſe drückt dem Verlaſſenen das Herz ab!

Auch begehrte ich, nachdem ich einmal wußte, daß die Auferziehungskoſten erſtattet werden müßten, gar nicht, daß mit mir eine Ausnahme gemacht werde; aber das drückte mich ganz beſonders, daß mich Niemand auf meine Schuld aufmerkſam gemacht, Niemand mich zu rechter Zeit an das Abzahlen gemahnt. Auch finde ich es an ſich nicht unrecht, daß denen, die aus ihren Säcken zur Erziehung eines fremden Kindes Geld zuſammen legen, dieſes Geld zurückerſtattet werde, wenn es möglich wird.

Aber unrecht finde ich es hingegen, wenn in Städten wie Bern, Burgdorf, Büren, Biel, ein aus Armengütern erzogenes armes Kind das Empfangene zurückerſtatten ſoll, während die Erwachſenen, Arme und Reiche, aus dem Stadtgut alle Jahre einſeckeln. Da iſt die Gewalt Meiſter, und nicht das Recht. In einigen dieſer Städte fängt die Verpflichtung zur Rückgabe freilich erſt nach der Admiſſion an, aber doch noch ehe das Kind etwas gelernt hat.

Aber wo die Gemeinde aus ihrem Sack fremde Kinder erhält, mit dem Rechte, die Schuld einſt zurückzufordern, da ſollte denn doch Gewiſſenhaftigkeit bei ihr wohnen; ſie ſollte bedenken, daß ſie einem Kinde eine Schuld entſtehen läßt, von welcher es nichts weiß, daß ſie alſo die doppelte Pflicht hat, jeden Kreuzer, um den ſie deſſen Schuld vergrößert, auf das Gewiſſenhafteſte zu verwenden, ſo anzulegen, daß er dem Kinde Zinſen trägt, mit welchen es die Schuld leicht zu bezahlen im Stande iſt, und keinen Kreuzer auf Rechnung zu bringen, bei welchem nicht genau unterſucht worden, ob er hieher gehöre, und keinen leichtfertig auszugeben. Und der Staat ſollte das Recht haben, jede Anforderung einer Gemeinde niederzuſchlagen, wenn die Erziehung eines Kindes körperlich oder geiſtig vernachläßigt worden; wenn erweislich wäre, daß man nur Koſtgelder erkennt, ausgerichtet, aufgeſchrieben hätte, ohne um das Kind ſich weiter zu bekümmern. Das würde mancher Gemeinde Verſtand machen, die bis dahin keinen hat, wenigſtens gegen arme Kinder nicht.

Obgleich ich nun nicht hinaufgehen wollte, hielt doch Mareili Wort, und ich vernahm, daß auf ihres Schwähers Verwendung mir ein Drittheil geſchenkt worden ſei. Freilich war dieſes das Gewöhnliche, welches denen, die darum baten, geſchenkt wurde; allein darum war es viel für mich, weil mich Niemand dazu gebracht hätte, die Gemeinde darum zu bitten. Was auch beſſer war, denn einige Witzbeutel, vielleicht gar mein alter Meiſter, hätten ſich nicht enthalten können, mir Lehren, Ermahnungen, Stichwörter zu geben; da wäre ſicherlich ein Wetter ausgebrochen, das vielleicht mit zerſchlagenen Köpfen geendet; und es wäre nicht das erſtemal geweſen, daß man ſich an einer Gemeinde geprügelt.

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Wie ich und Aenneli rechnen.

Aenneli und ich faßten friſchen Troſt, wir ſahen das Ende unſerer Trennung näher, als wir anfangs gefürchtet, und bekamen dadurch friſchen Muth, ſie zu ertragen. Wir legten unſer Geld zuſammen; ich beſaß acht, es zwölf Kronen, zuſammen alſo zwanzig Kronen. Es konnte ſein Jahr noch gut ausmachen, vielleicht noch länger dienen, denn wir hatten nicht gewartet, die Hochzeit anzugeben, bis Aenneli ſeine Füße nicht mehr ſehen konnte, und ſein Jahrlohn machte auch achtzehn Kronen. Ich hoffte durch Mareilis Verwendung auch etwas zu verdienen und bequeme Zeit zu finden, mich nach einem guten Platze umzuſehen. Freilich brauchte die Kindbette wieder Geld. Wir rechneten, Aenneli brauche, um ſich ein Vierteljahr lang zu verdingen mit dem Kinde, wohl zwölf Kronen; einige Anſchaffungen, Windeln und dergleichen, berechneten wir auf drei Kronen; das Kindbettimahl auf ſechszig Batzen wenigſtens. Was ich Aenneli über die Kindbetti kramen wollte an Brod, Wein, Fleiſch, Lebkuchen, rechnete ich nicht, ſondern gedachte es aus meinem Verdienſte anzuſchaffen, ſo daß wir bei zwanzig Kronen übrig zu behalten hofften zum erſten Jahreslohn für das Kind. Im Laufe desſelben Jahres glaubten Aenneli und ich von unſern Löhnen, wenn wir beide geſund blieben, ſo viel entübrigen zu können, um die Gemeinde zu befriedigen. Dann wollten wir glücklich ſein, wenn wir ſchon nichts hätten, als uns, und zwiſchen uns unſer Kind. Und in Gedanken an die Zukunft waren wir bereits glücklich. Die geſchlagenen Wunden ſchmerzten weniger, vor uns ſchwebte eine neue glückliche Zeit; ſie feſſelte nicht unſere Gedanken nur, ſondern beherrſchte auch unſere Empfindung.

Ich ſuchte den mir angewieſenen Platz, und fand dort eine vorbereitete Aufnahme, fand viel Arbeit, aber einen ſchönen Lohn von zweiunddreißig Kronen, fand gute, billige Meiſterleute, die mir mit Zutrauen entgegen kamen. Darum arbeitete ich auch mit Luſt, ſchaffte für zwei, und mein neuer Meiſter, ein Greis, hatte ſeine kindliche Freude daran, wie in kurzer Zeit Pferde und Kühe ſpiegelhell und glatt wurden, einige wie Hündchen mir nachliefen, und die Ställe ſauberer waren, als manche Bauernſtuben.

Die ganze Woche wartete ich treulich meines Dienſtes, bei aller Längizyti; aber des Sonntags hätte mich Niemand halten können, weder Wetter noch Meiſter, die zwei Stunden zu Aenneli zu machen. Es wurde alle Tage runder, und man ſah ihm deutlich an, daß das Gehen ihm Beſchwerde mache; allein es überwand ſich, that nicht nur ſeinen Dienſt wie ſonſt, ſondern des Abends ſpät, des Morgens früh, und des Sonntags arbeitete es für die Zukunft.

Ich machte ihm oft Vorwürfe darüber, und wünſchte, daß es den Dienſt verlaſſen, wenigſtens nicht ſo viel nebenbei machen möchte. Allein es rühmte ſeine Meiſtersfrau gar ſehr, die ihm borge, wie ſie könne, und machte mir Vorwürfe, daß ich es nur wünſchen könne, weil dadurch die Zeit unſerer Vereinigung verzögert würde. Es hatte eine rechte kindliche Freude daran, als es mir eines Sonntags drei kleine Kinderkäppli zeigen konnte, die es aus einer alten

Scheuben (Schürze) gemacht, und wie ſie ſo gut geförmt ſeien, und ſicher dem Kleinen gut ſtehen müßten. Wie aber eine häßliche neidiſche Näherin, welche es um ein Muſter gebeten, es hätte anführen wollen, erzählte es mir auch, wie dieſe ihm ein alt ſchlecht Muſter gegeben, welches aber glücklicherweiſe die Meiſterfrau geſehen, und ihm ein beſſeres verſchafft. Kann wohl etwas trauriger ſein, als ſolcher Neid, beſonders wenn man mit demſelben einer werdenden Mutter ihre arme Freude verderbt?

Ein anderesmal führte es mich geheimnißvoll in ſein Kämmerlein, ſchloß ſein Schäftchen auf, zeigte mir ein Byglein weißes Zeug und ſagte: Meiß, weiſch was das iſch? aber Meiß wußte es nicht. Es waren acht Windeln, deren Aenneli gar ſehr ſich freute; ſie waren aus einem alten Lylachen und alten Hemden gemacht, welche die Meiſterfrau ihr geſchenkt. Ein altes Tſchöpli zeigte es mir noch, das ſollte zwei Nachtärmeli geben; dann habe es alles, was nöthig ſei, mehr als manche Bäuerin, die nur vier Windeln beſitze. Ein großer Theil der drei Kronen waren alſo erſpart. Wir betrachteten mit einer ganz eigen ſich regenden Freude unſern kleinen Schatz, und gewiß manche Mutter, die ganze Schubladen voll Sachen hat von Seide, und lauter ganze Sachen, nicht aus alten Lylachen und Scheuben gemachte, hatte nicht ſo innige Freude dabei als wir. Ach ihr reichen Leute, ihr ſeid wohl reicher an Geld, aber deßwegen nicht reicher an Freuden! Reich ſein an Freuden, hängt nicht von Reichthum, nicht von Armuth ab, ſondern von einem genügſamen, zufriedenen Herzen erſtlich, und zweitens freuen Sachen, die man mit ſaurer Mühe ſich errungen, die man gleichſam aus den Steinen herausgeſchlagen, auf alle Fälle mehr, als die, zu welchen man mit Geld auf die leichteſte Weiſe gekommen iſt.

Und ein andermal kam Aenneli mir weit entgegen, hatte ſehnlichſt mich erwartet, mochte nicht erwarten, bis es mich im Kämmerlein hatte; und da lagen auf dem Tiſche, ſchön ausgebreitet, wieder Windeln, wieder Käppeli, wieder Tſchöpeli, aber viel ſchöner als Aenneli ſie bereitet hatte. Aenneli gab mir ein Stück nach dem andern in die Hand, und rühmte Stück für Stück, und auf ſeinem Geſichte glänzte die innigſte Freude, und in ſeinem ganzen Weſen ſprach ſich das Bewußtſein aus: reich zu ſein, viel zu beſitzen, das reinſte

Gefühl der Befriedigung. Jetzt wachte doch der G'wunder in mir auf, zu wiſſen, woher das Alles gekommen ſei? Aenneli, gegen ſeine gewohnte Weiſe, neckte mich erſt lange; ich ſollte rathen, gab mir falſche Geber an, bis es endlich mit den Andeutungen näher und näher rückte, daß ich Mareili rathen müßte. Mareili war ſelbſt da geweſen und hatte die Sachen gebracht. Sie hätte gedacht, ſagte ſie, wir würden dafür Geld ausgeben, was wir ſo nöthig hätten, dergleichen Dinge beſäße ſie aber im Ueberfluß, und ſie verſchlügen ihr nur Platz, darum ſie recht froh wäre, ihrer auf ſo gute Weiſe los zu werden. Mareili hatte aber auch Aenneli examinirt, und war, wie es ſchien, recht zufrieden mit ihr fortgegangen, indem ſie alle Hülfe für die Zukunft verſprochen. Mareili hatte nicht gewartet um zu geben, bis man bettelte, ſondern mit Nachdenken und Umſicht gegeben, hatte den Weg nicht geſcheut; iſt das nicht eine ſo ſeltene Sache, daß viele glauben werden, ich lüge? Aenneli war wider ſeine Gewohnheit recht muthwillig, ſchraubte mich mit Mareili, ließ ſich merken, daß es gar allerlei von mir vernommen, ſtellte ſich dann wieder, als ob es auf Mareili ſchalus ſei. Als ich dann eine Halbe Wein herauszog, die ich gekramt, ſchmollte Aenneli wieder, daß ich ſo unnütz Geld ausgebe, dankte mir aber bald für meine Liebe, ward nach und nach muthwilliger, und wir verbrachten in fröhlicher Traulichkeit den ſchönſten Nachmittag, deſſen Andenken mir noch immer Waſſer zieht in den Augen, und Heimweh nach Aenneli im Herzen.

Aennelis Stunde nahte. Wir hatten Platz geſucht bei einer braven Wittfrau, die etwas näher bei mir wohnte, doch immer noch über anderthalb Stunden. Aenneli verließ den Dienſt, richtete ſich in dem kleinen Häuschen ein, machte ſeine Kleider zurecht, bereitete einen Korb, füllte ihn mit einem Spreuerſäcklein — das kleine Deckbett lieh ihr die Wittwe — und erwartete ſo getroſt, was der Herr über ſie verhängen werde.

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Wie Gott mir Aenneli nimmt.

Spät kam ich einmal aus dem Walde heim und fand die Botſchaft vor: ſobald als möglich zu Aenneli zu gehen. Natürlich eilte ich ſo ſehr ich konnte, mußte vorerſt aber noch ausſchirren, füttern ꝛc. Als ich hinkam, fand ich es in gar ſchweren Leiden, doch mein Kommen freute es, und es meinte, alles werde nun ſchon gut gehen. Aber die Frau ſchüttelte den Kopf und ſagte, das währe ſchon gar zu lang, das ſei nicht Alles gut, es wäre am beſten, wenn man ſo geſchwind als möglich den Doktor holen würde. Ich wollte gehen, aber Aenneli ſagte: blyb by m'r Meiß, ih lah dih nit furt, es iſch m'r e Troſt, we dih nume cha aluege, m'r chen ja dä Bub ſchicke, wo d'rs iſch cho ſäge. Der lief, und wie wir auf ihn und den Doktor blangten, kann ich Niemand ſagen; o ſo ein Warten iſt eine der erſchrecklichſten Sachen im Leben! Endlich kam der Bube zurück, aber ohne Doktor; der ließ ſagen: er komme nicht, er wiſſe nicht, wer ihn da zahlen würde, wir werden es wohl machen können, ohne ihn. Es war der gleiche Arzt, welcher, als man ihn zu einem in einen Weiher gefallenen Knaben rufen wollte, weil er der Nächſte war, ſagen ließ: das ſei nicht ſein Haus, ſie ſollen jetzt auch den rufen, den ſie gewöhnlich brauchen. Der Knabe, der nur wenige Minuten im Waſſer gelegen, blieb todt. In meiner Seelenangſt wurde ich nicht einmal zornig, ſondern dachte nur daran, den Doktor zu verſichern, daß er bezahlt werden ſolle. Ich verließ Aenneli, das mir gar wehmüthig nachſah in ſeinen Schmerzen, fand den Doktor, ſprach gut; und als er mir endlich glaubte, daß ich zahlen könne und wolle, begleitete er mich, lief mir aber zu langſam und ſagte alle Augenblicke: He, das wird öppe nit ſövli preſſire.

Ueber das, was jetzt kam, muß ich ſchweigen. Endlich ſank Aenneli verblutet zurück; ſeine Hand hatte die meine krampfhaft noch gefaßt, und ſeines brechenden Auges letzter Strahl leuchtete in unausſprechlicher Liebe in mein Auge. Einige Worte wollte es noch ſagen, aber ſie wurden nur zu ſeines Leibes letztem Hauche, auf dem ſeine reine Seele ſich emporſchwang, dahin wo die reinen Geiſter wohnen, und ſeinen Mund umzog ein Lächeln, als ob der ihm nun erſcheine, der geſagt hat: kommt her zu mir, Alle die ihr mühſelig und beladen ſeid. Verſunken in Jammer und Elend ſtund ich zu ſeinen Häupten, glaubte nicht an ſein Sterben, rief: Anneli, Anneli! Aber Anneli antwortete nicht mehr. Annelis Mund blieb ſtumm. Da ſagte der Doktor: was witt doch? Das iſt jetzt todt, es iſch ihm wohl gange u dir o, u we d'r G'ſchicktiſch vo Bärn cho wär, er hätt ihm nit chönne helfe, da iſch alles ine angere iche verlyret gſi. Aber ih wott furt, wed mih jetzt zahle witt, ſu chaſt, ih will d'r numme e Dublone heuſche, e n'angere müßt ſechs Neuthaler gä. Ich weiß nicht, ob es Sitte iſt, daß man die Schinder noch im Angeſicht ihrer Henkerarbeit zahlt, ich wenigſtens konnte es nicht; aber ich wurde nicht in Ruhe gelaſſen, bis ich das Verſprechen mehr als einmal abgelegt, ſobald ich zum Pfarrer gang, 's ga agä, das Geld zu bringen. Ach ich kann nicht beſchreiben, wie es mir zu Muthe war, daß ich Anneli nicht mehr haben, daß ich wieder alleine auf Erden, daß ich wieder Niemerem ſein ſollte. Alle meine Pläne, alle meine Träume über die Zukunft, alle meine gehofften Freuden ſanken mit Anneli in's Grab; es war der Mittelpunkt von Allem geweſen, es war hinausgeriſſen, mit ihm Alles zerſtört. Es war mir, als ob ein weiter ſchwarzer unergründlicher Abgrund ſich vor mir öffne, in den ich mich durchaus ſtürzen müßte; es war mir, als locke und ziehe es mich aus dieſem Leben hinein in den bodenloſen Todesſchlund.

Ich erfuhr es da, wie der Menſch nicht in der Gegenwart lebt, oder, um es beſſer zu ſagen, wie das Leben in der Gegenwart ihm eigentlich nur Nebenſache, das Leben, das er in Zukunft hofft, die Hauptſache iſt. Nun baut ein jeglicher Menſch ſich ein Leben in die blaue Zukunft hinaus auf luſtigem Gerüſte, und immer weiter und weiter hinaus, je jünger er iſt. Und was ihm im Leben das Liebſte iſt, das wird ihm zum Hauptpfeiler dieſes Gerüſtes, zum Mittelpunkte dieſes Lebens: an das und um das reiht alles Andere ſich. Wenn nun ſchon nach und nach, aber in raſtloſem Fluge, ein Tag um den andern anders kömmt, als man ihn erwartet, ſo merkt man es entweder nicht, oder hofft auf den folgenden, und gewöhnlich erſt, wenn unſere Augen vor ſich in Zukunft kein Leben mehr ſehen können, ſondern nur den Tod, wenn ſie, um Leben zu ſehen, rückwärts ſchauen müſſen auf das Vergangene, erſt dann ſehen wir, daß unſere Träume eitel waren, und das Leben freilich auch ein Traum, aber ein ganz anderer, als wir geträumt. Aber das ermattete Herz ſchickt ſich hinein mit einem Seufzer, ſchließt die Augen und wirft ſich, wieder hoffend, in die Arme deſſen, der jenſeits des Todes ewiges Leben giebt. Aber wie anders wird es Einem, wenn eine höhere Gewalt den Hauptpfeiler unſeres zukünftigen irdiſchen Lebens zertrümmert, wenn mit ihm das ganze geträumte Leben auf einmal zertrümmert zuſammenſinkt, die ganze von Träumen angebaute Zukunft vor unſern Augen bis dicht zu unſern Füßen verſchlungen wird? Dann geht uns ein Leben unter, und wir leben doch, aber unſer Leben iſt dann nichts anderes, als das Bewußtſein, daß unſer eigentliches Leben dahin ſei. Als ſchwarzer, ſchauerlicher Abgrund gähnt die Zukunft uns an, den mit fortdauerndem Bewußtſein zu betreten, unſer ganzes Weſen ſich empört. Wohl uns, wenn der Reſt unſerer Kraft noch ſo groß iſt, die eigene Hand zu hemmen, die ſo gerne in ſolchen Augenblicken auch das Bewußtſein zerſtört, und dieſem Schlunde nur ſeinen Leichnam hinwirft. Wohl uns, wenn wir es vermögen. Der Schlund wird allmählich das Schauerliche verlieren, aus ihm taucht wieder auf ein neues Feld, vielleicht wachſen auch auf dieſem einige Blümlein, aber die alte Kraft, die dieſes Feld bebaute, iſt dahin, und die erſte Friſche und Schönheit erhält es nimmer. Nun tröſtet ihr guten Leute mit allem eurem geiſtlichen und leiblichem Troſte, ſo lange ihr keine blühende, dem Gemüthe befreundete Zukunft heraufzaubern könnet, iſt all euer Tröſten eitel.

Wohl aber dem, der ſeinem Leben einen Hauptpfeiler ſetzet, den keine Gewalt zertrümmern, kein Tod in Staub verwandeln kann.

Ach mein Gott, ich hatte mich oft bedauert, wenn ich als Knecht nie Zeit hatte, krank zu ſein; wenn ich mit einem fürchterlichen Huſten beim Rönnle ſein oder gar die Myttere ziehen, im Fieberfroſt in tiefem Schnee Holz führen, und in dünnen Zwilchhoſen vom Bysluſt mich durchziehen laſſen mußte; hatte oft gedacht, wie ſchön es wäre, zu Hauſe zu bleiben, auf dem warmen Ofen, im weichen Bette, um ſich döſelen zu können.

An meines Aennelis Leiche ſaß ich, hielt ſeine Hand, ſah auf ſein Auge, hoffend, es werde noch einmal ſich öffnen; mein Herz ſiedete mir Ströme heißer Thränen, die nur in einzelnen Tropfen den verfallenen Weg zu meinem Auge fanden. So hätte ich bleiben mögen, hätte mich dann mit Aenneli mögen hinaustragen laſſen, im dunkeln Hauſe, in's dunkle Grab; aber nur nicht von Aenneli weg, nur nicht unter Menſchen, die nicht mit mir um Aenneli weinten. Aber da mahnte mich die Wittwe, ich müſſe zum Tiſchmacher, zum Schulmeiſter, zum Pfarrer, da kamen Boten vom Meiſter, ich möchte doch heimkommen, da kamen g'wundrige Weiber, die wiſſen wollten, wie es zugegangen, wo jede eine eigene Meinung hatte, wie es hätte gehen ſollen, jede einen Troſt, der mir faſt das Herz abdrückte, wenn ich zufällig darauf hörte. Man ſtörte mich bei Aenneli, man trieb mich von ihm fort; was war Schnee, Bysluſt bei Fieberfroſt gegen dieſe Marter?

Der Tiſchmacher fragte mich: wer ihn bezahle? Der Schulmeiſter meinte: es ſei nur ein unehlich Kind weniger. Der Pfarrer las mir ein Kapitel über die zeitlichen Strafen der Sünde. Niemand begriff meinen Schmerz, Niemand theilte ihn, ein jeder vergrößerte ihn mit tölpiſcher Hand. O ich litt ſchwer, um ſo ſchwerer, da das tiefe Leid ſich noch nicht auf meine ſtarre Oberfläche herausringen, da verdünſten konnte, ſondern in mir verſchloſſen wühlte und kochte. Ich litt ſchwer, aber noch ſchwerer ward mir, als zum erſten Gefühl des Verluſtes ſich allmählig auch das Gefühl meiner Schuld geſellte; als ich mich erinnerte des Vergangenen, wie oft Aenneli in düſterer Ahnung ein trauriges Ende vorausgeſehen, wie oft es ſich, aber nie mich, angeklagt, der doch allein die Schuld trug. Und als die Anklage meines Gewiſſens ſo recht deutlich vor mir ſtund: du haſt Aenneli getödtet, da hätte ich ſagen mögen: ihr Berge fallet über mich zuſammen, ihr Hügel decket mich; da wachten Skorpionen und Schlangen in mir auf, und wie glühende Feuerbrände brannte es mir im Herzen, und über mir hätten zuſammengeſchlagen die Fluthen der Verzweiflung, wäre mir nicht in meinen Augen haften geblieben Aennelis ſcheidender Liebesblick. In ihm lag Vergebung, in ihm mein Troſt, in ihm die Kraft, nicht dahin fahren zu wollen, von wo aus keine Brücke zu Aenneli führt. Ich ſchwankte umher, wie eine Pappel von heftigem Winde bewegt, ich hatte nirgends Ruhe, als an Aennelis Seite, meinen Kopf auf ſeinem Kiſſen. Als aber der Todtenbaum kam, Aenneli darein gelegt wurde, der Deckel mit ſeinen Anblick nahm, Nägel hart den Sarg verſchloſſen; da ward mir ſchwarz vor den Augen, und was der Schulmeiſter in ſeiner kurzen Leichenpredigt (es waren zu wenig Leute da, um ſich zu einer langen die Mühe zu geben) ſagte, und wie ich auf den Kirchhof kam, das wußte ich nicht.

Aber als der Sarg dumpf am Boden wieder ſtieß, als die Erde niederraſſelte auf den wiederhallenden Deckel, als nun die Zwiſchenwand ſich erhob zwiſchen der beſſeren Hälfte meiner ſelbſt und mir, die Zwiſchenwand, die nur Gottes Hand nach dem Tode einzureißen vermag: da durchſchauerte es meinen ganzen Körper, und die Wellen meines Schmerzes erhoben ſich, ſchlugen über das Ufer und ergoſſen ſich in Fluthen über mein Geſicht. Da erſt begriffen die wenigen Menſchen, die ſich die Mühe genommen, ein armes Mägdlein zur Kirche zu begleiten, daß dasſelbe mir ſo recht lieb geweſen; denn das Plärren iſt das Barometer, nach welchem man an Leichenzügen die begleitende Liebe mißt. Eine knochigte Frau meinte: er iſch doch e brave Burſch und het Aenneli lieb g'ha, meh weder menge ſy Frau; emel Myne pläreti nit halb e ſo, we ner mih ſcho hüt ungere thu müeſt. Es war mir, als ob ich nicht vom Kirchhof könnte, und als ob ich, wenn ich einmal ginge, dann für immer von Aenneli getrennt ſein würde. Und doch mußte ich gehen. Ich mußte den Begleitenden noch einige Halbe Wein zahlen, mußte dem Doktor ſeine Dublone bringen, dem Tiſchmacher ſeinen Lohn, mußte noch manchem dummen Fragenden Rede ſtehen. Endlich konnte ich mich bergen in meine Kammer, konnte meinen Schmerz ungeſehen und ungeſtört ſtrömen laſſen. Aber damit beſſerte es mir doch nicht; ich hatte es nicht wie viele Weiber, denen eine tüchtige Plärete viel beſſer thut, als eine Purgierig, und ſollte ſie ſelbſt vom Seppli ſein. Verſunken war der Liebesgarten, den Aennelis Liebe in meinem Herzen hervorgelockt, erhalten hatte; er war erdrückt vom Gewichte des Schmerzes, verſchwunden war er mit ſeiner Schöpferin. Nachdem ich ſattſam mich ſelbſt angeklagt, da fing eine Stimme in mir an zu fragen: Iſt denn an dem Allem Niemand Schuld als du? An Gott frevelte ich nicht, aber ich vermochte doch auch nicht zu denken: daß ohne ſeine Hand kein

Haar von unſerem Haupte falle, daß denen, die ihn lieben, alle Dinge zur Seligkeit gereichen müßten.

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Wie ich an den Menſchen mich zu rächen ſuche.

Aber Menſchen ſuchte ich auf, auf ſie einen Theil dieſer Schuld zu wälzen. Ich fand den Arzt zunächſt, der nicht dem Rufe alſobald gefolgt war, der ſich dann gebehrdet hatte wie ein Metzger, und nicht wie ein Arzt. Dann glaubte ich wieder den Bauer an Allem Schuld; hätte er mich nicht um meinen verdienten Lohn betrogen, ſo würden wir Eheleute und ich näher bei der Hand geweſen ſein. Und wieder warf ich der Gemeinde die Schuld zu, die mich an meine Schuld nicht gemahnt, die da auf Koſten eines armen Kindes habe aufmachen laſſen, was jedem gefallen. Und am Ende dachte ich noch an die Regierung, warum die ſo ſchlechte Aerzte nicht nur dulde, ſondern ſogar beſtelle, die Einen um Geld und Leben brächten, und warum ſie die Gemeinden alſo es treiben ließen? Und eine unendliche Bitterkeit quoll in mir auf, und eine Rachſucht glühte in meinen Adern, die mir keine Ruhe ließ. Hatte ich den Arzt im Auge, ſo wollte ich ihm einmal alle Knochen entzwei ſchlagen und ihm mit ſeiner Zange auch abreißen an ſeinem Leibe, was laſſen wollte. Dem Bauer, der nun wirklich Statthalter geworden, wollte ich öffentlich vorhalten, welch Duckenmäuſer und Schelm er ſei, ihm das Haus abbrennen, ihm Hanf und Flachs abmähen. Der Gemeinde wollte ich anthun was ich konnte, ſann darüber nach, wie ich mich aufzuführen hätte, daß ich ſie in viele Schande und Koſten brächte; namentlich ſchien mir recht gut, wenn ich ihr eine Menge unehlicher Kinder aufladen würde, die ſie dann zu erhalten hätte. Der Regierung wollte ich nicht gehorſam ſein, aber ich ſann umſonſt über Streiche, die ich ihr ſpielen könnte; der wußte ich nicht recht beizukommen. Solche Gedanken brütend, ſtrich ich umher des Nachts, und ohne daß ich daran dachte, führten mich alle Wege auf Aennelis Grab. Dort lag ich Stunden lang in Liebe und Zorn, und allgemein ging das Gerücht, es ſei wieder ung'hürig auf dem Kirchhof, und Niemand hätte ihn nach zehn Uhr betreten, auch nicht der Pfarrer, nicht einmal nach einem kräftigen Gebet, wie der Pfarrer zu W. den Kirchthurm.

Als Knecht war ich immer weniger werth. Nicht mein Dienſt nahm nun meine Seele ein, ſondern mein Schmerz und meine Rache; und das iſt ein himmelweiter Unterſchied, ob man bei etwas nur mit dem Leibe, oder auch mit der Seele iſt. Da liegt der Grund der Ueberzahl ſchlechter Arbeiter, der Welt voll Pfuſcharbeit, vom Niedrigſten bis zum Höchſten, von der vollbrüſtigen Kühmagd bis zum ordentlichen Profeſſor, oder gar bis zum erblichen König (man wird dieſe Zuſammenſtellung unhöflich finden, aber in Bezug auf das „Melken" iſt ſie eine ſehr natürliche); von einem Gartenbeet, einer Kochete Sauerkabis, einem Paar Schuhe bis zu einem Chuchbüchli (Lautierbüchlein), einem Polizeiminiſterium, oder gar einer Zeitungs-Redaktion. Wären die Leute mehr mit ihrem Geiſte bei der Arbeit, ſo wäre auch mehr Geiſt in der Arbeit, und mehr Leben, denn im Geiſte iſt das Leben. Freilich haben viele Menſchen wenig Geiſt, nur aus überflüſſigen Abſchnitzeln Anderer beſteht er, aber wenn ſie noch den brauchten, den ſie hätten, ſo wäre es beſſer, als gar keinen. Darum lehret von Jugend auf die Menſchen, mit ganzer Seele und von ganzem Gemüthe bei dem ſein, was ſie machen; dann kriegt ihr ganz andere Menſchen: Andere Wäſcherweiber, andere Profeſſoren, andere Kindermädchen und andere Stallknechte, andere Zeitungs-Redaktoren und andere Pädagöglein. Eine gute Pfeife Taback biete ich dem, der hier den Vergleichungspunkt zwiſchen den verſchiedenen Gliedern findet. Wohlverſtanden, von Baumeiſtern, Forſtmeiſtern und andern Meiſtern, die weder mit dem Leibe noch mit der Seele bei ihrer Arbeit ſind, rede ich gar nicht.

Ich vergaß mein Vorhaben unter den Händen, ließ manche Arbeit halb gemacht liegen, lief davon weg; ſah nicht mehr, was zu machen war, ſah kein Werkzeug mehr, das am Wetter lag, hörte nicht, wenn man mich rief; ich ſchien den ganzen Tag zu machen, und machte doch nur halb ſo viel als ſonſt. Mein Meiſter hatte Geduld mit mir und Erbarmen, und wenn ich bei dem leiſeſten Vorwurf auffuhr, ſo ſchwieg er. Immer mehr brütete ich über meine Rache, ſie wurde mir zum feſten Vorſatze; immer wilder ſah es aus in meinem Gemüthe, und immer zorniger ſahen meine Augen auf alle Menſchen.

Es iſt merkwürdig, wie viel Unglück, wie viele Uebelthaten der liebe Gott verhütet. Die Menſchen jammern über viele Unglücksfälle, über viele böſe Thaten, ſie wiſſen nicht, was ſie thun; ſie wiſſen nicht (ſie würden erſtaunen, wenn ſie es wüßten), wie viele böſen Folgen menſchlicher Leichtſinn haben könnte, wenn Gott ſie nicht verhütete. Wenn alle verleichtſinnigten Häuſer abbrennen würden, die Sturmglocken würden nie ſchweigen. Strohhütten hätten wir bald keine mehr im Lande, und der Statthalter X., der herumgeht oder herumliegt, wie ein brüllender Löwe, der ſeine Beſoldung zieht, den Eid geſchworen hat, und doch mit Aufruhr droht, wenn das Geſetz über die Dachungen auch auf ſeine Verwandten ſoll ausgedehnt werden, würde die Pfeife einziehen. Wenn ſie wüßten, wie viele Vorſätze keimen in der Menſchenbruſt, die nie zur That werden, wie viele böſe Anſchläge böſer Menſchen gegen Leben und Eigenthum ihrer Brüder nie zur Ausführung kommen, weil der ſie verhütet, der nie ſchläft, ſie würden des Morgens inbrünſtiger beten und mehr Vertrauen zu dem lieben Vater im Himmel haben.

Dieſe Wahrheit gibt ſich mir kund, wenn ich nachdenke, wie viele böſe Vorſätze ich in jener traurigen Zeit faßte, ſie aber nie zur Ausführung bringen konnte. Wenn ich dem Doktor auflauerte, Wuth und Rache voll, und ihn nicht geſchont hätte, ſo kam er nicht des Weges, oder Jemand anders war bei ihm; und wenn ich ein andermal ihm begegnete, ſo ſchickte es ſich mir nicht, oder meine Seele hatte in dieſem Augenblicke nicht die gehörige Spannung, die That zu vollbringen.

Wenn ich dem Bauer zu ſchaden ging, ſo wurde ich entweder nicht einig in mir, auf welche Weiſe es geſchehen ſolle, oder ich ſah Licht im Hauſe, oder ich wollte warten das Haus abzubrennen, bis es mit Früchten angefüllt ſei, den Flachs ſchöner werden laſſen, um die Kränkung zu verſtärken; ſo war immer etwas, das mir im Wege ſtund, gerade wie man von Geſpenſtern faſelt, die Reitern, welche ihrem Unglück entgegen reiten, mitten auf ihren Weg ſich ſtellen, und ſie nicht durchlaſſen. Und wenn ich ausging, die Gemeinde zu kränken, wenn ich Mädchen verführen, unſchuldige Kinder in die Welt bringen wollte, damit ſie als Plagegeiſter, verwünſcht von der Geburt an, der Gemeinde auf dem Halſe lägen, wenn ich damit das furchtbarſte Verbrechen begehen wollte, das der Menſch gegen den Menſchen vollbringen kann; ſo trug mein Fuß mich nie zu einer Gadenthüre: auf Aennelis Grab fand ich mich wieder, von dort trieben die Geiſter des Morgens mich nach Hauſe. Auch in's Wirthshaus ging ich, um da Bekanntſchaft zu machen, und am Tage anzubahnen oder zu vollbringen, was ich des Nachts nicht vermochte. Aber wie viele der Mädchen auch waren, wie lockend ſie nach mir hinſahen, wie nahe ſie an mir vorbeiſtrichen, wie holdſelig ſie mir untere guckten und liebliche Reden führten mit zärtlichen Augen in deutlicher Manier, wie anzüglich ich ihnen auch antworten wollte: Es war etwas im Halſe, das mir die Stimme brach und die Worte verhauchte. Und wenn ich ſchon nach ihnen die Hand ausſtrecken wollte, zwiſchen mir und ihnen war etwas, durch das ich nicht kommen konnte; und dann fing es mir an zu grauen, von den Mädchen floh ich weg, floh, wenn die Wehmuth Meiſter wurde, weit weg, wo Menſchen mich nicht ſtörten. Wallte aber die Bitterkeit oben auf, dann konnte ich die Menſchen nicht verlaſſen, denen ich Böſes mit Böſem vergelten wollte. Hinter eine Flaſche Wein pflanzte ich mich, und ſah mit giftigen Augen in's Menſchengewühl, ſehnte mich nach einer Gelegenheit, den innern Groll loszulaſſen von ſeinen Feſſeln, Lärm und Unglück anzuſtellen, Köpfe zu zerſchlagen. Wo mir dann nur ein uneben Wort fiel, mich einer nur anſah, daß es mir nicht gefiel, da hatte ich Streit und Kampf. Weil ich nun keine Kameradſchaft hatte, hingegen nach und nach viel Feindſchaft, ſo ſtund ich gewöhnlich einzig, und wenn ich auch nur mit Einem anfing, ſo hatte der gleich viele, die ihm halfen. So gab es richtig eine Schlägerei, beſonders, wenn ein gewiſſer Landjäger da war, der ſolche an allen Orten einzurichten wußte, um klagen, Buße ziehen zu können. Sobald Schläge fielen, war's mir weit um's Herz und wohl, geprügelt wurde ich allemal tüchtig, blutete, wurde aber doch nie beſiegt, räumte oft in der ganzen Stube auf. Als bekannter Händelmacher hatten mich die Landjäger nicht beſonders auf der Mugge, ich wurde daher von ihnen nie ſo verklagt, daß ich entfernt worden wäre; und weil ich meiſt gegen einen ganzen Haufen ſtritt, ſo ſchämten ſich meine Gegner, mich zu verklagen; und wenn ſie auch klagten, ſo hatte ich mehr Wunden aufzuweiſen, als ein Einzelner von ihnen, erſchien ſomit als die unterliegende Partei und kam meiſt vor dem Richter faſt ungeſchlagen durch, ſchlief aber nie wohler, als mit einem halben Dutzend Löcher im Kopfe, wie ein Vollblütiger nach einem Aderlaſſe.

Mein Meiſter hatte zum Theil Freude daran, einen ſo ſtarken Knecht zu haben, aber doch Erfahrung genug, zu wiſſen, daß das nicht immer ſo ablaufen werde. Er warnte mich öfters; doch umſonſt. Er reiſete Mareili, als es einmal z'Dorf kam, hinter mich, und Mareili war ſo theilnehmend und freundlich! wäre ich bei ihnen geweſen, es hätte mich geheilt: allein trotz mehreren Anerbieten, trotz dem, daß es mich hinzog, zog doch der Trotz vor, und ich ging nicht. Es war als fürchtete ich ordentlich, aus meinem heilloſen Zuſtande gezogen zu werden, als wären Haß, Bitterkeit, Gram, Rache, Zorn lauter wohlthätige Gefühle, ein wahres Seelenglück. Wenn ſie auch abnehmen wollten, ſo ſteifte ich ſie auf's neu wieder.

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Die Rache und ihre Folgen.

An einem Schnitterſonntag war es, als ich wieber auf ſolche Weiſe hinter meiner Flaſche ſaß, heiß von Wein und Wuth. Durch die Nebenthüre ſah ich die Tanzenden, und unter ihnen auch meines alten Meiſters, des Statthalters, Töchter, wie ſie gar ſchön aufgeputzt daher rauſchten, und wenn ſie keine vornehmen Tänzer fanden, auch mit andern vorlieb nahmen. Männer hätten ſie wohl ſchon haben können, allein die Einen waren ihnen nicht reich oder vornehm genug, und den Andern wollte der Statthalter zu wenig Eheſteuer geben, ſo daß ſie des Märtens nicht einig wurden. Natürlich richtete ſich mein Groll nun auf einen beſtimmten Gegenſtand, und ich konnte den Augenblick nicht erwarten, bis ihre Tänzer ſie zum Weine brachten, um erſt mit den Töchtern einen Wortwechſel anzufangen, und dann mit ihren Burſchen eine Prügelte. Sobald ſie da waren, fing ich an zu fragen: wie manchem Knecht ihr Alter ſeither den Lohn abgeläugnet hätte? So Einer gehörte an einen andern Ort, als in's Chor, und verdiente nicht einen Mantel, ſondern eine apartige Kutte; es ſei aber auch eine Regierung, zu welcher ein ſolcher Statthalter ſich gar wohl ſchicke. Ich hielt ihnen vor, ihre franzöſiſchen Bettſtatten hätten ihnen auch nicht viel genützt, und wie manche Halbe Bätziwaſſer ſie gebraucht hätten, ohne noch einen Mann zu bekommen. Dann frug ich, wie man jezt das Fleiſch bei ihnen koche, und auf den Tiſch gebe? und ich wolle wetten, wenn einſt ihre Mutter geſtorben ſei, ſo werde es ung'hürig im Hauſe; die müſſe alle Nächte wieder kommen, um Fleiſch zu kochen und anzurichten. Sie ſollten machen, daß ſie vorher Männer kriegten, ehe ihre Mutter ſtürbe, man habe ſich vor ihr bei lebendigem Leibe gefürchtet, wenn ſie dann gar ein G'ſpenſt ſei, ſo komme kein Kilter mehr, nicht einmal ſolche Mooskälber, wie da zwei neben ihnen ſäßen. Die Töchter hatten mir lange die Stange gehalten, die ganze Stube uns zugehört, und das Feuer immer friſch angeblaſen, ihre Begleiter auch darein geredet und gedroht; waren aber doch hübſch ſitzen geblieben. Auf das Lezte hin fing eine der Töchter zu weinen an, die Leute lachten laut auf, und die Burſche konnten nichts machen, als die geſuchten Händel anfangen. Ich ſchlug ſie tüchtig ab, wobei des Statthalters Töchter auch noch einige blaue Roſen bekamen, prügelte noch manch Andern dazu, erhielt auch meine Wackern wieder, ſang im Heimgehen ein luſtig Lied, wie ſeit langem nie, und ſchlief ſo feſt und wohl, daß der Meiſter mich wecken mußte. Bald nach ihm erſchien ein Landjäger und beſchied mich nach dem Schloſſe. Ich frug, welchen Tag ich erſcheinen ſolle? glaubend, es gehe wie andere Male; aber der Landjäger verdeutete mir, ich hätte gleich mit ihm zu kommen. Das verwunderte mich gar ſehr, war doch die Prügelte nicht halb ſo arg geweſen, wie manch früher Mal. Ich wußte damals noch nicht, daß alle Vergehen wegen irgend etwas, das zur Regierung gehörte, nicht nur doppelt und dreifach, ſondern auch von Amtswegen ohne beſtimmte Kläger gezüchtigt würden; ich wußte nicht, daß zu dieſen Menſchen, für die das Geſetz von Rechtswegen, während es für andere nur aus Gnaden da war, nicht nur der Statthalter, ſondern auch ſeine Töchter, und nicht nur dieſe, ſondern auch ihre Kilter gehörten; ich wußte nicht, daß es an den Hals ging, wenn man ſolche Begünſtigte nur mit einem Finger berührte, und der Rücken darhalten müſſe, wenn man Einem von ihnen nur in ſeinen Schatten trappe. Aber ſobald ich in die Audienzſtube trat, ſah ich, daß da ander Wetter ſei, als ſonſt. Wie gewohnt, ſaß die Frau Landvögtin mit der Lismete da; aber diesmal lismete ſie nicht, ſondern hörte mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit zu. Der Herr fuhr mich zornig an, kam aber im Reden gar nicht fort, man konnte nicht verſtehen, was er meinte. Endlich winkte die Frau dem Landjäger, der führte mich in die Wartſtube, bis wieder geklingelt wurde. Der Herr hatte ſich gefaßt, und fing ein zwar langſames, aber verſtändliches Verhör an. Die Prügelte war nur die Nebenſache, meine Reden die Hauptſache.

Ich ſollte Rede ſtehen: was ich geſtern über die Regierung geſagt habe; über die Scheltungen, die ich gegen den Statthalter ausgeſtoßen. Ich wollte nun erzählen, wie der Statthalter mich behandelt, um meine Reden zu erläutern gegen denſelben. Aber die Frau winkte mit dem Finger, und ich wurde abgeführt, bis es klingelte. Nun legte der Herr mir beſtimmte Fragen vor: Ob ich nicht geſagt, die Regierung beſtehe aus lauter ſchlechten Leuten, ſie verdienten alle apartige Kutten zu tragen u. ſ. w. Als ich einige beantwortet hatte, aber nicht wie man wollte, ſo winkte es abermals, aus meinen Worten zog die Frau neue Fragen, und diktirte ſie dem Herrn; ſo bis die Köchin kam und ſagte: Z'Herr Landvogts chöni cho eſſe, z'Suppe ſyg uf em Tiſch. Ich wurde in's Gefängniß geführt, mit dem Bedeuten: daß ich Nachmittags beſſer die Wahrheit ſagen ſolle; erhielt aber doch ordentlich zu eſſen. Nachmittags die gleiche Geſchichte. Neue Beſchuldigungen kamen zum Vorſchein, allgemeine, und gegen den Statthalter insbeſondere. Lange dauerte dießmal das Verhör, ohne Unterbrechung. Während dem Eſſen hatte die geſtrenge Frau Zeit gehabt, den Herren Gemahl gehörig zu inſtruiren. Endlich wurde zwiſchen den zwei Ehehälften und dem Schreiber eine lange Unterhaltung gepflogen, deren Reſultat war, daß man mir ankündigte: man werde am Morgen Zeugen gegen mich aufführen und abhören, und wenn ich dann nicht eingeſtehen wolle meine Läſterungen gegen die gnädigen Herren und ihre getreuen Beamteten, ſo habe man Haſelſtöcke genug im Schloß, um mir das Maul aufzuthun; das ſei ſchlecht von mir, von der Regierung, welcher ich ſo viele Wohlthaten zu verdanken hätte, ſo zu reden, und ihr nicht einmal Treu und Wahrheit zu leiſten, wie es in der heiligen Schrift geboten ſei. Worin die erhaltenen Wohlthaten, die man mir vorhielt, beſtanden, ſagte man mir nicht, und ich hatte nicht Zeit, darnach zu fragen; der Landjäger, der wahrſcheinlich durſtig war, preſſirte, mich abzuführen. Hätte ich fragen können, ſo hätte ich wahrſcheinlich vernommen, ich ſei ein uverſchante Kerli, und man werde mir das Räſoniren ſchon vertreiben.

Es iſt überhaupt merkwürdig, wie eine gewiſſe Klaſſe Berner ſich das Wort „Wohlthaten" angewöhnt hat, und es ſich noch jetzt nicht abgewöhnen kann, und es jetzt beſonders im Zunftweſen gebraucht: aus den Zunftgütern für ſich braucht ſo viel man will, von Rechtswegen, und was man Andern zukommen läßt, Wohlthat heißt. Nichts Lächerlicheres gibt es aber, als wenn ein ehrlicher Zopfbürger, den man in der Stadt zu etwas gemacht, eben weil er ein Tropf iſt, die Sprache führt wie ein Landesfürſt oder ein Erzengel.

Des andern Morgens ſah ich eine Menge Leute nach dem Schloſſe kommen: des Statthalters Töchter, ihre Kilter, der Wirth, Geprügelte und Ungeprügelte durcheinander; und als ich endlich in die Audienzſtube geführt wurde, fand ich dieſelbe halb voll ſogenannter Zeugen aller Art, die Frau Landvögtin aber nicht darin. In der Nebenſtube hinter der Thüre ſaß ſie und lismete, und dort ging der Herr zuweilen, Athem oder Rath zu ſchöpfen, ich weiß nicht welches. Dieſe Zwiſchenthüre ſoll noch heut zu Tage ſehr komod ſein. Der Herr begann nun ſein Verhör, ohne irgend Jemand abtreten zu laſſen, und billigermaßen mit den Töchtern, die zu hinterſt am Schwanze der Familien hingen, deren Landgut das ganze Land war. Es handelte ſich über mein Verbrechen gegen die Regierung und ihre Beamtete, und da ſollten nun Alle als Zeugen aufgeführt werden, die anweſend geweſen. Die erſte Tochter wurde gefragt: was ich denn gegen die gnädigen Herren geſprochen? Sie antwortete: ich hätte ihr die franzöſiſche Bettſtatt vorgeworfen, und noch viele andere wüſten Sachen, und am Ende ſie noch gar geſchlagen, ſie hätte noch jetzt große Moſen, und wolle ſie dem Junker Landvogt gerne zeigen, er könne daran ſehen, was ich für Einer ſei. Der gute Herr kam in Verlegenheit, ſeine Frau hinter der Thüre verſtund nicht Spaß; da ihm aber in der Verlegenheit das Reden ſchwer war, ſo gelang es ihm faſt gar nicht, nicht ſehen zu müſſen, was er nicht ſehen ſollte, und durchaus nicht, das Mädchen von ſeinen Moſen auf das andere Kapitel zu bringen. Die andere Tochter merkte, daß das nicht recht ſei, wußte aber auch das Rechte nicht zu faſſen, ſondern meinte: ich hätte geſagt, ihr Vater hätte mich um den Lohn betrogen, und die Regierung verdiene einen ſolchen Schelmen nicht, ihre Mutter ſei eine Hexe, und werde einiſt ein Geſpenſt, weil ſie Niemerem Fleiſch gönni; aber das wiſſe doch die Frau Junker Landvögtin wohl, daß das nicht wahr ſei, und auch der Schreiber könne es ſagen, daß ſie andern Leuten etwas gönnten, ſie hätte ihm erſt geſtern ſo gute Nidle gebracht, die er ſo gerne ſchlecke.

Da huſtete es ſehr laut in der Nebenſtube, und ich vernahm, daß die Junker Landvögtin ihrem Herrn, der nicht ganz leicht hörte, ſagte: das chunt nüt nutz, du mußt Eis nam Andere näh! Das geſchah nun, aber das Verhör ging verzweifelt lang, wurde unterbrochen durch die Köchin und fortgeſetzt, ohne daß der Herr auf dem Ohr geweſen wäre. Am Abend endlich ging der letzte Zeuge fort, ich wurde hineingerufen. Der Herr Landvogt wollte mir nun das Verhör ableſen, und das meinige beginnen; allein der Schreiber bemerkte: es ſei dazu doch wohl ſpät, man ſolle mir nur zu bedenken geben, daß ich morgen bei jeder Frage, die ich nicht bejahe, Prügel erhalten würde, denn alles ſei bewieſen. Das ſollte alſo ein noch weit bequemeres Verhör geben, als das jenes Junkers, dem ſein Schreiber (nicht die Frau) ein Verhör aufgeſetzt, mit der Bemerkung unter jeder Frage: antwortet Delinquent das, ſo wird ſo gefragt, antwortet er aber ſo, das. Der Junker las nun ohne Unterbrechung die ganze Geſchichte, Frage und Antwort, dem armen Sünder ab, und wollte es von ihm beſtätigt wiſſen; dieſer weigerte ſich; da ſagte der geſtrenge Tropf: da g'ſeht d'r, Herr Amtsſchriber, wie das Eine iſch; Landjäger! thu m'r dä Säubub hintere.

In meinem Gefängniſſe überlegte ich das Verhör und die Prügel; was ich nicht geſagt, wollte ich nicht eingeſtehen, Prügel wollte ich auch nicht. Ich merkte wohl, daß der Statthalter, der Fuchs, meiner gern los ſein wollte; und um dieſes deſto leichter zu bewerkſtelligen, mich als einen unzufriedenen, aufrühreriſchen Kopf recht ſchwarz angemalt, und daß eine ſolche Geſchichte für den Junker Landvogt ein ſeltenes Herrenfreſſen ſei, an dem er ſich ſelbſt erlaben und höhern Orts, mit Hülfe ſeiner Frau, wichtig und berühmt machen wolle. Ich gedachte, es ſei ſchon Mancher aus ſeinem Gefängniß entronnen, und zum Glück ſei ich nicht im B..g....r Schloß, wo man ſeit Menſchengedenken keinen habe entrinnen laſſen; auch ſei kein H.....wyler, die berühmt ſind in ſolchen Dienſten, Kerkermeiſter. Ich brauchte Liſt und Kraft, und obgleich ich kein Z...er war, die im Entwiſchen eine beſondere Gewandtheit beſitzen ſollen, auch kein Maurer von Profeſſion, befand ich mich doch in wenig Stunden im Freien und lachte über die langen Naſen, die man morgen im Schloſſe haben werde.

Sechsundzwanzigſtes Capitel.

Wie ich Rekrut werde und allerlei Betrachtungen mache. — Mein Aufenthalt in franzöſiſchen Dienſten.

Nur daran hatte ich gedacht, den Prügeln zu entkommen, einen weitern Plan nicht entworfen. So viel war mir klar, daß man mich zuerſt bei meinem Meiſter ſuchen, dieſen zur Rede ſtellen werde: wo ich ſei und wohin ich mich gewendet? Ich ſchlug daher den entgegengeſetzten Weg ein, ohne zu bedenken, wohin er führe. Es ward Tag, ich mäßigte meinen Schritt, zog meine Gedanken ab von meiner Schadenfreude: wie ſie luegen werden, wenn ſie das Neſt leer fänden? und begann mich umzuſehen, wohin mein Weg mich bringen und was ich vorzunehmen hätte. Da trat aus einem Wirthshauſe am Wege ein Mann heraus, geſellte ſich zu mir, und betrachtete mich von oben bis unten.

Das kam mir verdächtig vor, zudem hatte er etwas in Poſtur und Kleidung, das einem verkleideten Landjäger ähnelte. Auf ſeine üblichen Fragen, Woher und Wohin, gab ich daher ausweichenden Beſcheid, oder gar keinen, denn im Erſinnen von Lügen war ich nicht bewandert. Der Mann, welcher in der Welt herumgekommen, merkte bald, daß bei mir etwas nicht richtig ſeie, daß ich etwas zu verhehlen hatte, was aber doch nicht gar zu arg ſein müſſe, da ich am hellen Tage auf der Landſtraße mich zeigte. Gerade dieſe Gemüthsſtimmung war ihm die rechte, um meines Körpers ſich zu bemächtigen, den er immer ſehr wohlgefällig betrachtete.

Er gab ſich als Werber in franzöſiſchen Dienſten zu erkennen, erzählte von dem Wohlſein der Soldaten, und wie ſie in Paris ein luſtiges Leben hätten, und wie man dort von dummen Bauern nicht mehr geplagt werde um einen elenden Lohn. Da könne man leben wie ein Herr, ſein Glück machen, ja Oberſt werden; ſie hätten einen bei ihrem Regimente, der ſei auch nur als gemeiner Soldat eingetreten, und jetzt ſei er Oberſt, und habe einen Schnauz, den er unter dem Kinn knüpfen könne. Ich fing an zu hören, es öffnete ſich da eine Ausſicht, an die ich gar nicht gedacht. So mit einem Schnauz und einem großen Dreizink zurückkehren und dann in einem andern Ton mit den Leuten ſprechen zu können, das ſchien mir gar zu prächtig. Ich frug nach Mehrerm, zeigte immer mehr Intereſſe; der Werber merkte, daß ich angebiſſen, und wie ein guter Angler zog er nicht plötzlich an, ſondern ſo nach und nach, daß ich nicht weiß, wer eigentlich mit klaren Worten zuerſt hervorrückte.

Er ſagte mir nun, wir gingen jetzt gerade auf Bern in's Werbbureau, dort werde meine Kapitulation ausgefertigt und das Handgeld mir ausbezahlt werden. Das hatte ich gar nicht gedacht, ſondern geglaubt, wir Beide marſchirten jetzt fußwarm nach Frankreich hin. Ich trug ihm meine Geſchichte vor, und meinte: gar nicht nach Bern gehen zu dürfen, weil mein Landvogt mich der Polizei übergeben, und dieſe mich in Bern am geſchwindeſten finden werde, da dort ſo viele Landjäger ſein ſollen, als Abweisſteine. Lieber, erklärte ich, als daß ich nach Bern gehe, gebe ich den Handel mit ihm auf, er ſolle ſeiner Wege gehen, und ich wolle ſchon einen Ort finden, wo der Landvogt nicht hin ſchmöcke.

Da ſagte er lachend, ich ſei auch ſo ein dummer Bauernkerl, der gar nicht wiſſe, wie es in der Welt zugehe. Ein Landvogt ſei ein Herrgott in ſeinem Amte, da könne er regieren und kujoniren, ſo viel die Bauern erleiden möchten, aber in Bern, da habe er gar nichts zu befehlen, da ſei ein Schreiber und ein Lieutenant in der Stadt mehr als ein Landvogt auf dem Lande; und wenn einer von ihnen in die Stadt komme, der auf ſeinem Reſt Keinem für einen Gruß danke, ſo ziehe er den Hut ab und bücke ſich vor jedem Sekretär und thue mit eines jeden Rathsherrn Jean wie ein alter Bekannter. So bald wir nach Bern kämen, wollten wir zu ſeinem Lieutenant, deſſen Vater ſei Seckelmeiſter, und wenn der Landvogt nur ein Wort ſage, ſo kriege er einen tüchtigen Abputzer für die ganze dumme Geſchichte. Es komme da immer darauf an, wer den erſten Bericht mache und wer einer Sache ſich annehme. Ueberhaupt ſei man ein ganz anderer Menſch, wenn man in Städten wohne, ſtatt auf dem Lande. Man fühle das auch gleich, und man ſei kaum ein Jahr in einer Stadt, ſei man nun wer man wolle, Junker oder Burger, Schreiber oder Pfarrer, Stallknecht oder Stubenmagd, Laufbub oder Kirchenrath, ſo begreife man erſt recht, wer man eigentlich ſei, und müſſe alle Andern für nicht viel beſſer als Eſel, Kälber und Kühe anſehen, man möge wollen oder nicht. Das kam mir damals unbegreiflich vor; ich hatte aber bald Gelegenheit, die Wahrheit eines Theils dieſer Behauptung zu erfahren; und die Wahrheit des letzten Theils: daß, wer in die Stadt ziehe, in Jahresfriſt ſeine frühern Kameraden mit ganz andern Augen anſehe und ein ganz Anderer ſei, und daß, wenn man von ihm wolle angeſehen werden, man eine ganz beſondere Ehrerbietung an den Tag legen müſſe, was denn auch viele nicht ermangeln, und daß, wer dieſes nicht thue, mit entfernender Kälte behandelt oder als böſer Kopf, ehedem als Liberaler, jetzt als Ariſtokrat, oder von dem Einen ſo, dem Andern anders, kurz, als ein dummer Menſch, der weder faſſen noch urtheilen könne, vermaleſtirt und abgefertigt werde, wer hat ehedem und dermalen das nicht erfahren? Ja man behauptet, dieſe Verwandlung komme auch an Leute, welche nur einen kleinen Theil des Jahres in der Hauptſtadt ſeien, und Regierungsſtatthalter und Gerichtspräſidenten, denen dieſes Glück zu Theil werde, redeten in ganz anderem Tone, als früher, und in einem ganz andern Tone zu Menſchen, die das ganze Jahr über oder theilweiſe oder nur einige Tage in der Hauptſtadt ſeien. Ja man behauptet, es gebe Menſchen, welche ein beſonderes vorahnendes Jucken in ſich fühlten, alle Menſchen für Eſel anzuſehen außer ſich, und dieſe böten alle Mittel auf, wie die Juden beim Schachern, um in die Hauptſtadt zu kommen, und je mehr ſie ſich zu erheben gedächten, deſto mehr erniedrigten ſie ſich auf die gemeinſte Weiſe und mit

Verläumdung und allerlei großen Worten. So ſagt man; ob es wahr iſt, weiß ich nicht. Indeſſen ging es gerade ſo, wie mein Werber geſagt hatte. Der Herr Lieutenant nahm mich in Gnaden an, hatte unbändige Freude an dem Prachtkerl, verſprach vollkommenen Schutz, und lachte über den Landvogt nicht wenig. Ich hatte damals meine ſehr große Freude daran, daß ſo ein franzöſiſcher Lieutenant in Bern mehr zu bedeuten habe, als ein Landvogt; ich wußte damals auch noch nicht, daß es doch noch darauf ankomme, von welcher Familie der Lieutenant oder der Landvogt ſei, oder wer mehr Freunde oder Verwandte im Rath hatte.

Nun war ich alſo ſchweizeriſcher Soldat in Dienſten der franzöſiſchen Majeſtät. Es kann nicht meine Abſicht ſein, Alles zu erzählen, was mir während meiner langen Dienſtzeit begegnet iſt. Ich merke bereits, daß es mir gegangen iſt, wie es ungelehrten Leuten gewöhnlich geſchieht, je ſeltener ſie zum Dampen Zeit haben, deſto weniger können ſie aufhören, wenn ſie einmal ſich warm geſchwatzt. Wenn ich alle meine Erfahrungen erzählen wollte, ſo gäbe es ein dickes Buch, wie die Bibel, und da würde es dieſem Buche (mit Reſpekt, nicht zuſammengezählt!) auch gehen wie der Bibel, ſelten Jemand würde es leſen; und doch ſchreibe ich es gerade deßwegen, daß die Leute es leſen möchten, denn es ſoll ein Spiegel für Viele ſein. Meine Abſicht iſt, aufzuſchreiben, was im Vaterlande mir begegnete, damit dabei etwas lernen könne, wer dieſes lieſt. Von meinem Soldatenleben will ich nur erzählen, was jeder Schweizer davon wiſſen ſollte, und was zur Erklärung meiner Perſon und meines endlichen Schickſals durchaus nothwendig iſt.

Eine neue Zeit ſollte nun wieder in Frankreich beginnen, und fünfundzwanzig vergangene Jahre der Vergeſſenheit übergeben, ausgekratzt werden die Züge, welche ſie der Erde und den Menſchen eingegraben. Wie Krähen bei einer Metzgeten, flatterten von allen Seiten Leute herbei, die nichts gelernt, nichts vergeſſen hatten. Von den alten im Feuer und Waſſer Erprobten behielt man nur ſo viele bei, als nothwendig waren, die Maſchine gehen zu machen, oder die, welche ſich zu ſtellen vermochten, als hätten ſie ſich bis dahin verſtellt, und wären eigentlich immer geweſen Leute von ſogenannter guter Geſinnung, alſo gutgeſinnte Leute, das heißt Leute, welche von Grund ihres Herzens überzeugt ſeien: es gebe zweierlei Menſchen, die einen mit Spornen an den Füßen geboren, die andern mit Sätteln auf den Rücken, die einen vom Schöpfer zum Reiten, und die andern um geritten zu werden ausſtaffirt. Und wie es jetzt in allen Aemtern geſchah, alſo geſchah es auch in den Schweizerregimentern. Die alten Helden von der Bereſina und die wackern Helden auf dem Marsfelde wurden, wenn die Gnade groß war, in Linienregimenter geſteckt; ſehr viele aber, beſonders die, welche zu vornehmen Schlechtigkeiten nicht ſchweigen wollten, mit Kopfnicken zur Ruhe geſetzt; und, wie Mäuſe aus ihren Löchern, ſo krochen und hüpften, nachdem der Pulverdampf ſich verzogen hatte, eine Menge Jünkerlein, die höchſtens einmal einen Feuerteufel gerochen oder auf dem väterlichen Miſthaufen einen Spatz geſchoſſen hatten, herbei und füllten die Garderegimenter. O das war ein ganz eigener Anblick, ein Regiment zuſammengeſetzt aus den Männern der Kaiſerzeit und den Leutchen der alten oder neuen Zeit, wie man will. Wie ſie vor der Fronte ſtunden die gebräunten Männer mit dem ſichern Blick, dem eiſernen Tritt, verſchwiſtert Säbel und Arm, das Bewußtſein der Bereſina in jedem Wort, jeder Bewegung; und unter ihnen dann die blanken Geſichter mit den dummen hochmüthigen Augen, das Kinn hinaufgeſchraubt zu höchſt möglicher Keckheit, mit dem ſtolpernden Hahnenſchritt, dem verlegenen Säbel, den verlegenen Händen, der ſchillernden Stimme und dem ſuchenden Blick, der etwas finden wollte und doch nichts ſah — wer erinnert ſich nicht dieſes Anblicks? Und wie ſich die Leute Augen machten, wie die einen glühten im kaiſerlichen Zorn und Verachtung, und wie die andern ſtarrten in ariſtokratiſchem Hohn und Uebermuth, und wie dieſe ſo oft vornehm auf die Seite und manches mit hoher Naſe überſahen, was nicht nur den Säbel, ſondern auch das Herz in Verlegenheit geſetzt hätte, wer erinnert ſich nicht noch deſſen? Aber es ändern ſich die Zeiten, und mit ihnen die Menſchen.

Von oben herab wehte ſcharf der Wind, und immer ſchärfer gegen jede kaiſerliche Erinnerung. Die gebräunten Männer wurden immer ſeltener vor der Fronte; und an einem ſchönen Morgen ſah man Marſchälle und Oberſten, deren Schwerter auf hundert Schlachtfeldern im Siege gefunkelt, deren Adleraugen eben ſo oft im Siege geblitzt hatten, mit Wachskerzen in den Händen, geſenkten Hauptes, ſchleppenden

Schrittes durch die Straßen ziehen; da ſenkte ſich manches andere Haupt, und ſeinem Auge entquoll eine Thräne ſchmerzlicher Erinnerung. Die alten Soldaten ſahen mit einem eigenen Gefühl die neuen Offiziere; ihnen waren alle Träume von Epauletten mit Offiziers-, Hauptmanns-, Oberſten-Zeichen verſchwunden; ſie mußten ſich von Menſchen befehlen laſſen, die weniger wußten, als ſie, mußten ſich oft der Unkunde ihrer Offiziers wegen von ihren Kameraden auslachen laſſen. Sie mußten ſich nun auf einmal das Benehmen der Offiziere in Friedenszeiten verbunden mit der junkerlichen Kühle und Schroffheit gefallen laſſen. Im Felde, wo man zum Leben und Tode geſellt iſt, wo das Leben der Offiziere in der Soldaten Händen iſt, wo im Gewühle der Schlacht der Schuß eines Cujonirten unbemerkt tödten, der Schluck aus einer Feldflaſche retten kann, da ſchließt unwillkührlich der Offizier dem Soldaten ſich an, und bei aller Diſciplin bildet ſich ein kameradſchaftliches Leben; aus einem Keſſel ißt man, an einem Feuer liegt man. Von dieſem Leben wußten aber die, welche nur auf dem Depot ihre Lorbeeren erworben hatten, oder die, welche ihre Stiefel noch friſch gewichſt aus Berns Lauben brachten, nichts. Ohnedem entfremdet der Garniſonsdienſt, wo das Leben ſo ſcharf ſich trennt, kein Lieb und Leid zu theilen iſt, faſt unwillkührlich Soldaten und ihre Obern, und dem beſten Offizier wird es ordentlich ſchwer, ſich im rechten Verhältniſſe zu bewahren. Und wenn ſo ein aufgeſchraubter, friſch gewichſter Lieutenant oder Hauptmann einen anſah, ſo kam einem unwillkührlich ein foutue bête zwiſchen die Zähne. Dies that beſonders den alten Unteroffiziers weh, und ihnen geſchah am meiſten, daß ſie zuweilen gegen ſolche Puppen den ſchuldigen Reſpekt vergaßen, obſchon ſie eingewohnt waren in die eiſerne kaiſerliche Diſciplin. Es waren meiſt nur kleine Verſtöße, im Unmuthe entfahren, die aber doch gewöhnlich das Verlieren der Schnüre zur Folge hatte.

Nach und nach verſchwanden bei der Garde auch mehr und mehr die alten Unteroffiziers, und die, welche blieben, fügten ſich in die neuen Menſchen, wurden ſchmiegſam, warteten auf und rapportirten ſo viel ſie konnten, und entluden einen großen Theil der Herrleins aller fernern Sorge um ihre Leute, damit ſie Zeit übrig behielten für ihre Figur und andere Figuren auf Kanapees und Spielkarten. Dort waren ihre Schlachtfelder, dort holten ſie ihre Wunden; und es war allemal ein Regimentsſpektakel, wenn einer zum erſtenmal hinkend oder mit dem weiten Geleiſe nebenbei lief und verſchämt that, oder drein ſchaute wie ein Bullenbeiſſer. Später zogen dann die Herren auf ſo gelaſſen, als ob ſo etwas ſich von ſelbſt verſtünde, und Pauken und Trompeten eben nichts anders wären.

So etwas wirkte natürlich nicht am beſten auf die Soldaten ein, die keine Kriegsehre im Leibe hatten, ſondern nur den Kamaſchendienſt vor ſich; auf alle Fälle verlor ſich Scham und Scheu vor etwas, deſſen man ſich im Vaterlande auf das höchſte ſchämt. Aber etwas anders wirkte noch viel verderblicher, das war die Geringſchätzung der Offiziere gegen unſern Gottesdienſt. Sie legten es deutlich an den Tag, daß Feldprediger, Religion, Gottesdienſt ſie eigentlich nichts angingen, ſondern nur für uns da ſeien, damit wir ſogenannte Haberſackpredigten zu hören bekämen und im Gehorſam gehalten werden könnten. Von ihnen kam nur, wer mußte, während wir hineingetrieben wurden; wer von ihnen kam, ſchlief, oder hörte ſonſt nichts, oder that nichts als aufpaſſen, wer ſich etwa rege, warf ſich in die nachläſſigſte Stellung, je nach der perſönlichen Eigenthümlichkeit; und am Ende äußerte er ſich vielleicht noch: das wäre aber eine Predigt geweſen, welche keine Sau gefreſſen hätte. Was mußten da wohl für Gedanken und Gefühle bei uns erwachen? Wenigſtens keine religiöſen.

Wenn wir dann Spaliere bildeten bei königlichen Prozeſſionen, oder die Begleitung bei königlichen Meſſen, da ſahen wir unſere Offiziere alle, ſahen ſie in größter Aufmerkſamkeit, ja Andacht, ſahen ſie der größten Ehrerbietung ſich befleißen, ſahen ſie alſo ganz anders in fremdem Gottesdienſt, als im eigenen. Was meint man wohl, was wirkte das, und dazu auf Menſchen, die mehr oder minder roh waren, und daher in keiner Meinung, in keinem Glauben ſelbſtſtändig, ohne inneres Gegengewicht gegen die Sinnlichkeit, die ſo gerne alle Schranken durchbricht? So wurden wir unwillkührlich der Herrſchaft unſers großen Herrgottes entzogen, aber dem jungen unſere kleinen Herrlein wenig nach. Vielleicht ſahen Einige es gar nicht einmal ungerne; theilt doch ſo ein kleines reſtaurirtes Menſchlein ſeine erhaltene Macht nicht gerne mit Jemand, am wenigſten mit dem großen Gott, könnte ihm da ja gar nichts übrig bleiben! Und doch fühlten ſie nicht Kraft genug in ihren wattirten Herzen und den ſelbſtgemachten Geſetzen, uns ohne Gott in Reih' und Glied zu behalten. Daß unſer einer auch eine Seele hätte, daran hatten viele ihrer Väter ſchon mehrere hundert Jahre lang kaum mehr gedacht, warum ſollte es gerade jetzt den dummen Enkeln beifallen? Was aus uns würde, was wir heim brächten in's Vaterland, haben das die je bedacht, welche Schweizerblut verkauften, Gold für die eigene verfallene Haushaltung, Brod für die verwahrlosten Söhne ſuchten? Gerade dieſes Reislaufen unter obrigkeitlichem Schutz und Garantie brach den ächten Schweizerſinn; da wurden die Freien dreſſirt, bis ſie Knechte wurden, bis ſie ſchmeicheln, Stellen nachjagen konnten, da wurden ſie entnervt durch fremdes Geld und fremde Laſter, die einen reich, die andern deſto ärmer. Aus den ſtehenden Heeren trug ſich allmählig die Ordnung über in alle Verhältniſſe des Vaterlandes, und wer unberufen das Maul aufthat, kriegte Stockſchläge, wie der Soldat in Reih' und Glied, der räſonirte.

Und in den reformirten Kantonen wirkte es aus oben angeführten Gründen noch viel ſchädlicher, als in den katholiſchen.

Ich bin weit entfernt zu tadeln, daß die Schweizer, wenn ſie keine eigenen Kriege hatten, ſich ſchlugen in den Kriegen Anderer; lag es doch einerſeits in den Sitten der Zeit, und haben die Schweizer ein eigenes kampfluſtiges Gemüth und eine eigene Hand, in die nicht nur der Pflug, ſondern auch das Schwert paßt. Aber das verdamme ich, daß das angewohnte Reislaufen, welches die Obrigkeit, wenn es am gefährlichſten war, nie zu hemmen vermochte (höchſtens die kleinen Diebe hängte ſie, die großen ließ ſie immer laufen), gebricht und förmlich organiſirt wurde, daß es ward ein Brodkorb gewiſſer Familien, eine Pflanzſchule von Herren und Knechten, ein Grab vaterländiſcher Jugend, ein fruchtbarer Schoos fremder Laſter, eine Werkſtätte ruchloſer Gemüther, die nichts Heiliges mehr kannten. Das verdamme ich, daß an dieſen organiſirten fremden Dienſt das Penſionsweſen ſich knüpfte, das unter verſchiedenen Geſtalten fortdauerte bis auf die neueſte Zeit; daß um eine Lieutenants- oder Hauptmannsſtelle beeidigte Väter des Landes in den vaterländiſchen Rathsſälen ihre Stimmen und des Vaterlandes

Söhne verkauften. Iſt dieß nicht, ſo iſt fremder Kriegsdienſt den Schweizern heilſam, ſie müſſen auswandern, haben im engen Lande nicht Platz und für böſes Blut iſt Kriegsdienſt die kräftigſte Badekur. So hatten wir beim Regiment nichts anders, als das Vorſpiel des ariſtokratiſchen Lebens zu Hauſe. Von den Herren ſelbſt hatten wir direkt wenig zu leiden, die meiſten bekümmerten ſich nicht um uns, einige ſogenannte Regimentsbüffel (man nannte ſie ſo, weil die meiſten derſelben kurze Hälſe hatten) ausgenommen. Die ſchnurrten jeden an, um ſich wichtig zu machen. Um die Offiziere aber ſtunden in dreifacher Kette die Reihe der Unteroffiziers und Inſtruktoren als Brillen und Eſelsbrücken.

Um die her in weiterm Kreiſe ihre Günſtlinge, Nachwuchs in ihre Reihen, dann die tributpflichtige, zu hudelnde Menge der Unbedeutenden, auf die man nicht viel Rückſicht nahm, die aber viele Rückſicht zu nehmen hatten. Aus ihr taucht hie und da Einer auf, der ſich nicht alles will gefallen laſſen, der räſonirt, klagt u. ſ. w. Aber es iſt gewöhnlich nur hie und da Einer (das Zuſammentreten mehrerer wäre als Aufruhr angeſehen worden), von ſeinen Kameraden wird er, wenn es allfällig zum Reden kömmt, nicht unterſtützt, er erhält ſeine Nüſſe vor den Kopf, richtet nichts aus, wird auf die Mugge genommen, bis er zahm wird oder ſich entfernt.

Siebenundzwanzigſtes Capitel.

Wie ich aus einem Rekrut zu einem Mann werde.

In ein ſolches Regiment trat ich ein. O ſo ein Rekrut iſt ein armſelig Ding! So lang man auf dem Wege zum Depot iſt, geht es, wenn man etwas Geld hat und ſich nicht mit der magern Koſt, bei welcher zu Gunſten der Obern der Brotkorb hoch gehängt iſt, begnügen muß. Sobald man aber unter die Hände der Inſtruktoren fällt, geht der Tanz an. Alle möglichen Ehrentitel, unter denen Bauernlümmel der reputierlichſte iſt, muß man hören vom Morgen bis an den Abend; und wer vorher nicht exerziren konnte, der wird herumgeſtoßen, das Gewehr ihm in den Armen herumgeriſſen, daß er ringer ſeine zwanzig auf den H...... nehmen würde. Iſt er mit dem Exerziren fertig, ſo fallen die über ihn her, welche früher als er da waren und einen Theil der Schule durchgemacht haben: wer nur eine Woche früher eingerückt iſt, glaubt ſchon das Recht zu haben, auf den Ankömmling mit Stolz herabzuſehen, ſich ſeiner zu ſeinem Vortheil zu bedienen. Auf das Rupfen iſt es natürlich abgeſehen bei allen, und wer mit den Inſtruktoren und Kameraden in Wein und Schnaps ſich abfinden kann und will, der kauft ſich von mancher Plage los.

Das wollte ich nun aber nicht. Gleich am erſten Tage erbitterten mich die Schimpfwörter, das Stoßen der Befehlenden, das Betragen der Kameraden; Jemanden, der mich böſe gemacht, dem zahlte ich keinen Wein, das wäre mir durchaus unmöglich geweſen, ich hätte mich eher zu Kraut und Rüben verhacken laſſen. Am folgenden Morgen ging es noch ärger, und ich wurde noch böſer, wurde auch in der Erbitterung ungeſchickter, was das Uebel nur vermehrte. Ich räſonirte, man hieß mich einen böſen Kopf, une mauvaise tête, den man ringeln müſſe; ich verging mich, wurde geſtraft, konnte längere Zeit nicht in die Kompagnie treten, und als ich es endlich konnte, ward ich dort tüchtig empfohlen auf der einen Seite, und zweitens wirklich ſtörriſch im höchſten Grade auf meiner Seite, ſo daß es nicht anders als böſe gehen konnte. Beim Exerziren bekam ich immer Tadel oder Strafe. Ich war groß und fiel in die Augen, auch wenn man kein beſonderes Auge auf mich gehabt hätte. Niemand machte mich mit den kleinen Vortheilen beim Putzen der Montur und Armatur bekannt, alle hatten ihre Freude wenn ich am meiſten dabei ſchwitzte, am längſten daran machte, und doch am Ende alles am ſchlechteſten hatte. Auf dem Fechtboden ſtieß und ſchlug der Fechtmeiſter mich tüchtig, lehrte mich nichts, ſtellte mich immer heraus als einen, mit dem nichts anzufangen ſei; weil ich ihm weder eine Flaſche zahlte, noch einen Franken in die Hand drückte; und doch wurde ich nun auch vor die Klinge genommen. Ich wollte gegen einen Neckenden einſt meine Fauſt brauchen, da bedeutete man mir, es ſei hier eine andere Mode, ich müßte heraus. Mein Gegner war kein geübter Fechter, auch nicht ſtark, glaubte aber ſich ſicher und mir weit überlegen. Mir klopfte das Herz vor dem blanken Eiſen doch ein wenig, als ich es aber einmal in der Hand hatte, da ſchien ein eigener Geiſt in daſſelbe zu fahren, es war, als würde es lebendig in meiner Fauſt. Ungewohnte Hiebe und Stöße, ein eiſerner Arm, der jede Parade durch gehauen hätte, wenn die Streiche nicht meiſt flach gefallen wären, brachten meinen Gegner auſſer Faſſung, und bald hatte er eins über den Arm erhalten, an dem er einſtweilen genug hatte. Nun wurde ich froh und ſtolz, und meinte, beim Regiment die gleichen Siege zu erfechten mit der Klinge, wie zu Hauſe mit der Fauſt; aber ich täuſchte mich. Man ließ mir nicht lange Zeit zum Stolz; beſſere Fechter verbanden ſich, den Bauernlümmel zu züchtigen, ich mußte wieder auf's Terrain, erhielt eine Schlappe, und dann wieder eine, und wieder eine. So führte ich ein wahres Höllenleben, und fühlte auch eine wahre Hölle in mir. Mit kaum vernarbten Wunden auf der Bruſt beging ich einen Inſubordinationsfehler gegen einen Unteroffizier im Dienſt; ich wurde krumm geſchloſſen. Hätte ich den Zuſtand meiner Bruſt gezeigt, es wäre kaum geſchehen; allein man hätte mir eher die Zunge ausreißen können, ehe ich mit einem Wort je einen Grund zum Nachlaß von Strafen vorgebracht hätte. In dieſer Stellung brachen meine Wunden auf, entzündeten ſich, und eines Morgens fand der Wärter mich im heftigen Fieber. Man ſchloß mich auf, fand bald die Urſache des Uebels, und brachte mich in's Spital. Lange lag ich dort zwiſchen Tod und Leben, endlich kam ich wieder zum Bewußtſein, aber lange nicht zur Kraft. In meinen Träumen hatte ich oft eine große Geſtalt an meinem Lager geſehen und ſie herausgefordert, oder mich herausgefordert geglaubt, ihr Erſcheinen machte mich allemal unruhiger. Nun beim Bewußtſein ſah ich ſie wieder vor mir ſtehen, mit großen, ernſten Augen, einem grauenden Schnurrbart, einem Munde, der nur Patronen beißen zu können ſchien, einen Mann mit einem wahren Schlachtengeſicht, und einer Haltung, als ob er vor ſeinem Kaiſer präſentire.

Nun, Kamerad, ſagte er, dießmal kömmt es noch nicht an dich, es hat geheißen: Rund vorbei! Aber ſage mir, was hat dich ſo wild gemacht in deinen Träumereien, was haſt du da immer zu ſchlagen und zu fluchen gehabt? Es ging lange, bis er ordentlich Antwort bekam; aber meine Krankheit hatte mich weich gemacht, und zu dem ſah aus dem ſchwarzbraunen Geſichte eine ſolche Gutmüthigkeit mich an, ſie war mir ſo ſeltſam und that mir ſo wohl, daß ich nicht widerſtehen konnte. Ich erzählte ihm nach und nach meine Lage, ſo weit ich ſie überſah. Als ich fertig war, brach er aus: tonnerre de dieu, ja, das ſind ganz die Lumpenkerls, die Pflaſtertreter, die noch nie Lunte gerochen; ehemals ging es anders: Foudre, du wäreſt Korporal, Gotthelf, wenn ein Anderer noch beföhle; aber du biſt auch ein Lümmel, haſt ihnen das Heft in die Hand gegeben, kannſt ſcheints nichts, haſt nichts gelernt? Ich entſchuldigte mich, daß mich Niemand etwas gelehrt, Niemand mich hätte brichten wollen. Biſt doch ein Lümmel, ſagte er: haſt du Jemand beſtochen, daß er dich brichte? Auf mein Nein, ſagte er: da ſiehſt du den dummen Kerl; beim Regiment, ſo wie es jetzt iſt, muß man ſich einkaufen, erſt mit Geld, dann wenn es ſein muß mit der Klinge. Ehemals da kaufte man ſich vor einer Zwölfpfünder Batterie ein, oder in einem Schanzgraben, mais aujourd'hui! In jedem Regiment ſind ein Paar, die davon leben. Anfänger für ihr Geld einzureiten, für ein paar Francs wäreſt du dem Allem los geweſen. Mais diable, ich hätte es auch ſo gemacht und die Fuchsſchwänze nicht mit Geld geſchmiert, ces misérables! Aber ich will dich brichten ohne Geld, und du mußt ein ganzer Bickel werden, du gefällſt mir, gerade ſo einer war ich auch. Attendez seulement. Dafür mußt du alles beſſer wiſſen und beſſer können als ſie Alle, und das alles kann dich Niemand beſſer lehren, als der alte Benjour, der im Lager von Boulogne dem Kaiſer das Pferd hielt, und bei der Bereſina lange von ihm angeſehen wurde. Ja, wir kannten uns, ich und er!

Auch er war im Spital an aufgebrochenen Wunden, die ihn jedoch nicht im Bette hielten und an keiner Bewegung hinderten; ich ſah, daß man allenthalben mit einer Art Reſpekt ihn behandelte oder ihm aus dem Wege ging, daß er ungeſcheut redete, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Sobald ich nur in etwas mich erholt hatte, fing er ſeinen Unterricht bei mir an theoretiſch und praktiſch; den letztern begann er beim Knöpfeputzen. In wenigen Tagen wußte ich mehr, als ich während drei Jahren, die ich beim Regiment geweſen, gelernt hatte. Bald konnte ich in ſeiner Begleitung an die friſche Luft. Ich konnte mich nicht ſatt hören, wenn er zu erzählen anfing von allen den Feldzügen, denen er beigewohnt, von allem ausgeſtandenen Wunderbaren, von großen und kleinen Kugeln, die wie Spreu ſie umflogen, von Sonnenglut, in der ſie zerſchmolzen, von des Winters Kälte, in der ſie erſtarrt; alles das ausgemalt in die Einzelnheiten hinein, wie nur ein Augenzeuge ſie auffaßt. Und über alles ſprach er, nicht nur wie einer der dabei geweſen, ſondern auch wie einer der darüber zu Rathe geſeſſen; er konnte alle Warum löſen, und zeichnete in den Sand alles ſo lebendig ab, was ſein Mund erzählte, daß ich glaubte, ſelbſt dabei zu ſein. Er ſprach von Dingen, von denen ich nie etwas gehört, von Ländern und ihrer Lage, von denen ich nichts geahnet; er ſprach von Länge- und Breitegraden, nach welchen man die Stelle der Länder auf der Weltkugel beſtimmt, und erklärte mir das ſo faßlich, daß ich darüber erſtaunte und alle Tage wißbegieriger wurde, und mehr lernte, als alle Tage meines Lebens vorher, und der Alte hatte immer größere Freude an mir, und verdoppelte ſeine Anſtrengung. So wie meine Geſundheit es erlaubte, begann er den Fechtunterricht mit hölzernen Säbeln; er erſtaunte über meine natürliche Fertigkeit dazu, trotz meiner gegenwärtigen Schwäche, und konnte nicht warten, bis ſie an mir den alten Bonjour fühlen würden. Er war unſtreitig der beſte Fechter im ganzen Regiment, und behauptete immer, nur einer, der ſeiner Waffe Meiſter ſei, ſei ein rechter Soldat, alle andern ſeien nur Lückenbüßer und Pulverfutter, und nur der, welcher auf den Säbel in ſeiner Fauſt trauen könne, habe Muth und verdiene befördert zu werden; und wenn auch das nicht geſchehe, ſo hänge doch davon der Reſpekt ab, den jeder genieße. Ein Offizier, der nicht fechten könne, mahne ihn gerade an eine Frau, die nicht kochen, ein Mädchen, das nicht tanzen könne. Um ſo verwunderter war ich, als er einmal an einem ſtürmiſchen Tag, nachdem er vernommen hatte, daß ich nicht ſchreiben und rechnen könne, mit Schreibzeug heranrückte und mich dahinter pflanzen wollte. Ich weigerte mich, behauptete, ich ſei zu alt dazu, werde es mein Lebtag nicht brauchen, und wolle bei der Klinge bleiben. Aber mein Alter wurde böſe und meinte: zu etwas Gutem ſei es nie zu ſpät, er wäre noch älter geweſen, als er es gelernt, und wenn ich es im Dienſte wohin bringen wolle, ſo müßte ich ſchreiben und rechnen können. Ich machte wieder Einwendungen, und meinte, es im Dienſte nicht weiter bringen zu können und zu wollen, als die Hiebe wieder auszutheilen, die ich empfangen, und das könne füglich in den Monaten noch geſchehen, die ich laut Kapitulation noch zu dienen hätte. Was ich noch werden könne und würde, das wiſſe er nicht, ſagte er, aber das ſei des Mannes Pflicht, ſich tauglich zu machen zu allem Nützlichen, damit wenn er nichts werde, nie er ſelbſt, ſondern nur unſer Herrgott ſchuld ſei daran. Ich käme ihm wie ein ſchlechter Kerl vor, wenn ich den Dienſt verlaſſen wollte, in dem ich nur der Lümmel geweſen, jetzt, nachdem er mich zu etwas Rechtem gemacht; wenn ich ſchon nicht avancire, ſo würde ich jetzt ganz andere Zeiten haben als früher, und wo er mir helfen könne, da ſei er da; übrigens wiſſe Keiner was es noch geben könne. Sobald ein ſchöner Nachmittag ſei, wollten wir in's Freie, und er werde mir dann etwas erzählen, nach welchem ich nicht Luſt haben werde auszutreten, und ein Lümmel zu bleiben mein Leben lang.

Er wurde wieder heiter, und wir ſetzten uns in's Freie hinter eine Flaſche. Recht bequem hatte es ſich der Alte gemacht, und nachdem er Alles hatte, was er bedurfte, und ſo geſtellt, wie es ihm am beſten zur Hand war, begann er mir zu erzählen, was ich nur in aller Kürze wieder geben will. „Ich war ein wilder gottloſer Bube, war aber auch gottlos erzogen und gottlos geprügelt worden. Sobald ich zu Kräften kam, prügelte ich wieder, und als einſt meine Stiefmutter halb todt am Boden lag, da lief ich fort, ich glaubte ſie todt. Ich konnte weder leſen noch ſchreiben, wußte lange nicht was anfangen, war ein Strolch, und als ich vor Hunger faſt darauf ging, und zum Stehlen zu dumm war, da lief ich endlich der Trommel nach und ward Soldat. Ich war wild und ſtettig wie du, allein wir lagen nicht in Garniſon, ſondern im Felde, da geht es ganz anders. Ich war verwegen, voran bei jedem kühnen Streich, aber auch bei jedem ſchlechten. Brennen und rauben, und noch anderes, was ich nicht ſagen mag, war meine Burgerluſt; je größer das Wehegeſchrei um mich her, deſto mehr lachte mir das Herz im Leibe, hatte ich doch auch oft ſo geſchrien und rings um mich alle gelacht. Zudem war unſer Regiment durch einige hinterliſtige Mordthaten erbittert, und überhaupt iſt der Schweizer, wenn er einmal losgelaſſen iſt, ein unbändiges Thier. So trieb ich es lange, und ſtund bei den Kameraden in gewiſſem Anſehen, denn in der Noth konnte jeder auf mich zählen; Einigen ſchien vor mir zu grauen, aber ich ſpottete ihrer. In Kalabrien war es, daß wir einmal ein Städtchen, und mit demſelben einige Nonnen- und andere Klöſter, mit dem Säbel in der Hand, einnahmen. Wir thaten wie gewohnt, und ein herzzerreiſſendes Geſchrei erſchütterte in einem Nonnenkloſter die Mauern, wo wir eben unſere Teufelsluſt hatten.

Auf einmal ſchlug eine gewaltige Stimme ſcheltend auf uns ein, es war unſer Hauptmann, der vor nicht langem zu uns verſezt worden, und von ſeinem Muthe uns heute die erſte Probe abgelegt hatte. Wir waren des Abwehrens nicht gewohnt, achteten nicht auf ihn. Er gebot noch einmal, wir gehorchten nicht; nun ſchlug er auf uns ein mit flacher Klinge, daß mir noch jezt die Ohren ſurren. Ich wollte mich wehren; da traf er mich über dem Handgelenk, daß ich glaubte, mit dem Säbel entfalle mir auch die Hand, und in wenig Augenblicken war die ſtille Behauſung von uns Unholden geräumt. Während wir ſo ſchnöden Muthwillen trieben und uns zerſtreut hatten, kehrte der Feind mit Verſtärkung zurück, überraſchte uns. Nun natürlich ein Gewirre, das nur der begreift, der es erlebt hat. Der Feind war mitten in der Stadt, ehe man ihn bemerkt hatte, in allen Häuſern unſere Soldaten vereinzelt, nirgends ein kompakter Widerſtand. Voll Schrecken ergriffen viele die Flucht, andere mit ſich fortreiſſend, den Glauben an die Möglichkeit eines Widerſtandes verlierend; und wo der aufgegeben iſt, iſt alles verloren. Da erſchien mein Hauptmann wieder und ſtemmte der Flucht ſich entgegen, doch umſonſt; er war noch nicht eine bekannte Erſcheinung unter uns, die im Felde faſt unwillkührlich wirkt. Da ſchritt er durch die Flüchtlinge dem Feinde entgegen, hieb dem vorderſten der Feinde eine Wunde quer durch's Geſicht, und mit einer aufgegriffenen Flinte wehrte er ſich gegen die Nachdringenden. Flüchtlinge eilten an ihm vorbei, da kam auch ich, eine koſtbare Monſtranz in den Händen, und wollte dem andern Thore zu. Als ich den Kämpfenden ſah, fiel mir auf einmal ein: man könnte ſich doch alſo noch wehren, noch ſei nicht alles verloren; ich ſprang ihm bei, das Vorige ganz vergeſſend, mir folgten andere, das Gleiche denkend. Wir hielten den Feind auf, die Ueberraſchung verflog, die Flucht ſtand, die Flüchtlinge erhielten wieder Beſonnenheit, mit dieſer ihre alte Ueberlegenheit, bald war die Stadt wieder unſer. Das iſt, was der alte Krieger vor dem jungen voraus hat, nicht den Muth, nicht das Feuer, nicht die Einfälle, ſondern die unerſchütterliche Faſſung, die nie vergißt, was noch möglich iſt. Als wir uns am Abend auf dem Markte zum Appell aufſtellten, kam der Hauptmann die Fronte hinunter und ſagte laut zu mir: Bonjour, heute haſt du ein braves Stückli gemacht, es iſt aber auch das erſte von dir, das ich geſehen habe, komm nachher zu mir, ich habe mit dir zu reden. Mit Worten, die ſchärfer waren als ſein Säbel, ſagte er, wie ihm alles mißfallen, was er bisher von mir geſehen, wie ich ihm als ein grundſchlechter, gottloſer Burſche vorgekommen; daß ich ihm aber nach erhaltener Züchtigung zu Hülfe gekommen, ſei ein Zeichen, daß ich beſſer ſei, als ich ſcheine, daß ſich noch etwas aus mir machen laſſe. Er ſei mir Dank ſchuldig, und wenn ich glaube gehorchen zu können, ſo wolle er verſuchen, mich zu einem rechten Menſchen und wahren Soldaten zu machen, bis dahin ſei ich nur ein Räuber und Mordbrenner geweſen. Es regte ſich in mir gar ſeltſam und wunderlich; ſo hatte noch Niemand zu mir geſprochen, und ein unbekanntes Etwas in mir machte mir eng und heiß. Der Hauptmann ſah, daß der Brand in meinem Geſicht erglühe aus tiefer Scham, und nahm mich zu ſeinen Burſchen an. Mein Hauptmann war ein eigener Mann. Von der Pike auf hatte er gedient, eine Heldenthat unter den Augen der Kommandirenden hatte ihn zum Offizier gemacht, ſpäter war er zum Hauptmann aufgerückt. Als er meine Unwiſſenheit, meine Gottloſigkeit merkte, kam er auch einmal, als wir ruhig lagen, mit Tintenfaß und Feder angerückt, ſammt einem Buche; ich machte es wie du. Da kapitelte er mir tüchtig ab, und meinte: das ſei eben die niederträchtigſte Geſchichte in der Welt, daß die wenigſten Menſchen dafür ſorgten, tüchtig zu ſein für das, wozu ſie nicht blos berufen würden, ſondern wozu ſie ſich drängten, oder was ſie doch wenigſtens wünſchten. Jeder lebe ſeiner Bequemlichkeit, Luſt, Trägheit, und werde er etwas und könne nichts, ſo ſchäme er ſich nicht einmal, ſchiebe erſt die Schuld und dann die Arbeit auf andere und nehme getroſt Ehre und Geld für ſich; und wenn einer etwas nicht werden könne, weil er nicht das Nöthigſte wiſſe (was aber glücklicherweiſe für die Meiſten ſelten unterſucht werde), ſo fange er ein Zetergeſchrei an über Unrecht, das von Anfang der Welt an, an ihm begangen worden. Unteroffizier werde ich doch zu werden wünſchen, und vielleicht noch mehr, denn das ſei kein braver Soldat, der nicht ein höheres Ziel im Auge habe; aber nie könne ich mit Ehren etwas werden, ohne etwas zu können. Viel leichter würde ich in ſolchem Zuſtande Offizier als Unteroffizier, ſo wie man unwiſſend durch und durch zu Hauſe auch eher Landvogt werde als Schreiber, eher Rathsherr als Weibel. Allerdings gebe es manchen Hauptmann im Regiment, der ſeine Kompagnie-Rechnung machen, ſie auch nicht prüfen, von dem man nichts wiſſe, als daß er ſeinen Namen ſchreiben könne. Er ſelbſt hätte bei ſeinem Avancement ſeinen Namen auch nicht ſchreiben können, ſich aber da gar bitter geſchämt und tief gefühlt, was ihm alles fehle. Sein Stolz ſei erwacht, er hätte nicht mit ſeinen Eltern, den ſchlechten Schulen ſich entſchuldigen mögen; denn das hätte in ſeinen Augen ihn nie entſchuldigt, eine Stelle zu bekleiden, für die er unfähig geweſen, und ein rechter Offizier müſſe mehr können als Gewehr beim Fuß kommandiren, und im Nothfall den eigenen Degen brauchen; auch hätte er es nicht ertragen können, daß man ihn ausgelacht oder bemitleidet.

Da hätte er in ſeinem Geiſte ſich aufgemacht und an manchem ſtillen Abend, in mancher ſtillen Nacht, wenn die Kameraden ſchliefen oder ſchwärmten, und mitten im Feldlager, das Verſäumte nachgeholt. Da frug ich ihn, wenn er Alles nachgeholt, warum er dann noch immer ſo fleißig ſtudire und zeichne? Bonjour, ſagte er: ich werde wohl nie General, aber wenn ich es werden ſollte, ſo will ich vorher tüchtig dazu ſein, ich könnte dann vielleicht weder Zeit noch Kraft mehr haben, es nachzuholen: ſorgt man in der Zeit, ſo hat man in der Noth. Das brachte mich zur Arbeit, und in Kurzem weiter als ich je gedacht, und ſeither habe ich oft gedacht, wie Schade es ſei, daß mein Hauptmann dieſes nur mir und nicht auch andern geſagt. Aber nicht nur meine Unwiſſenheit, ſondern auch meine Gottloſigkeit ärgerte ihn. Höre, Bonjour, ſagte er, ein Soldat ohne Religion iſt ein wildes Thier, und ein unglückliches Thier. Ich war auch nicht viel beſſer als du, erzählte er mir dann, ich meinte, das point d'honneur ſei des Soldaten Religion. Nicht lange war ich Offizier, als wir eine heiße Schlacht ſchlugen in weitem Felde, an deſſen Grenzen Graben und Hecken ſich hinzogen.

Ich ſtund auf dem rechten Flügel, unter den Voltigeurs. Wir hatten harten Stand, beſonders gegen Artillerie und Reiterei, die uns in die Flanke nehmen wollten. Wir ſtunden wie Schweizer. Da drang das Centrum vor, durchbrach das feindliche; wir wollten auch vorwärts, wollten den ſiegenden Freunden nach. Die Maſſen drangen vor, die Jäger ſchwärmten aus; da gerieth ich zwei Huſaren unter die Klinge, und ſank mit vier ſchweren Wunden bewußtlos hin. Nacht war's, als das Bewußtſein mir nach und nach wieder aufdämmerte. Ich fühlte zuerſt das peinlichſte Gefühl einer unendlichen Schwäche, dann den Brand einer glühenden Zunge, nun erſt das Brennen der Wunden. Ich wußte nicht wo ich war. Es ächzte, ſtöhnte um mich her, Seufzer, gewaltig erſchütternd, ſchauerlich, weit hin tönend, zu gewaltig für die Menſchenbruſt, drangen klagend durch die Nacht. Ich rang um die entſchwundene Erinnerung, aber die Nacht, die Schwäche, das beginnende Fieber lähmten die Anſtrengung. Da blitzte es durch die Nacht, und in des Blitzes langem Scheine ſah ich um mich ein Schlachtfeld, ſah die winſelnden Menſchen, die ſtöhnenden Pferde, ſah weit hin unter den Leichen und Sterbenden Geſtalten ſich bewegen. Ich hoffte Rettung. Da ſah ich ſie Leichen und Sterbende ausziehen ohne Erbarmen, ſah ſie des Himmels Blitz als Licht zu ihrem Werke brauchen, ſah ſie immer zahlreicher auf dem verlaſſenen Schlachtfeld, ſie, die Schakals und Hyänen Europas, ſie, die mit den Flüchen und dem Blute der Sterbenden, denen ſie lebendig ihre letzte Hülle, ihr letztes Kleinod genommen, beladenen Marodeurs.

Und näher ſchwärmten ſie zu mir heran, und deutlicher ſah ich ihr ruchlos Treiben; über ſie rollte gewaltig Gottes Donnerwagen, aber ſie hörten ihn nicht. Aber auf mich ſank das furchtbarſte Entſetzen. Meine Zunge, meine Wunden brannten immer fürchterlicher. Menſchen vor mir, aber nicht Retter; die Zunge wollte rufen, todesängſtlich ſah das Auge die nahenden Geſtalten, und hemmte den Ruf. Rettung wünſchte ich, nur von Menſchen hoffte ich ſie, aber die Einzigen, die ich ſah, brachten den Tod. Zwiſchen den Donnerſchlägen hörte ich ſchon das Flehen der Gequälten, Hohngelächter der Unmenſchen, ſah im Blitze bittende Hände emporgehoben, ſah dieſe Hände verſtümmeln um des blinkenden Geldes willen. Dem Tode hatte ich oft ohne Bangen entgegengeſehen, aber nie in dieſer Geſtalt mir ihn gedacht. Die entſetzlichſte Angſt klemmte mir das Herz zuſammen, ſie hinderte eine wohlthätige Ohnmacht, die Angſt wurde immer tödtender; ſeufzen durfte ich nicht, beten konnte ich nicht. Doch dieſe Tiger kamen nicht zu mir, ſie kamen heran, bis das Blut mir in den Adern ſtockte, dann ſchien ein gewiſſes Etwas zwiſchen mir und ihnen zu ſein, und weiter in's tiefe Feld hinein verloren ſie ſich. Es hatte des Herrn Hand zwiſchen mir und ihnen einen tiefen Graben gezogen. So iſt des Herrn Hand oft rettend zwiſchen dem Menſchen und ſeinem Verderben, und der Menſch ſieht ſeinen Retter nicht. Und einſam war ich wieder, aber nun traten die Schrecken der öden Einſamkeit, die Qualen des Verſchmachtens ein. O ſie ſind furchtbar, dieſe Qualen, und zu Jahrhunderten werden die Minuten! Grauenvoll war das Leuchten der Blitze über die Todten hin, und vernichtend die Stimme des Himmels durch das irdiſche Gewimmer. Da rauſchte es über mir, neben mir, kühle ſchwere Tropfen fielen auf die heiße Stirn, ein ſchöner Gewitterregen brauſte über das Leichenfeld. Gott hatte meine Leiden geſehen, er netzte ſeinen Finger und kühlte die brennende Zunge mir. Eine unbegreifliche Erquickung durchſchauerte mich. Es war nicht blos der Leib, der in ſüßer Kühlung neues Leben fand, es waren nicht blos die Bande des Schreckens, des Entſetzens, die ſprangen und frei die Seele gaben, nein: in meinem Herzen, das bis dahin nur Irdiſches empfunden, empfand ich nun Gott, empfand ſein Daſein, ſein Erbarmen, ſeine Liebe. Das waren unbeſchreibliche Augenblicke, das Herz ſprang mir auf, und legte ſich offen vor Gottes Angeſicht, und Gott wandte ſich ſeither nicht wieder von ihm ab. Ich wurde ein anderer Mann, und auch ein beſſerer Soldat; denn der rechten Chriſtenkraft, in Liebe, Vertrauen und Geduld, iſt keine andere gleich. —

So ſprach mein Hauptmann. Sein Wort, ſein Beiſpiel machten mich ebenfalls zum Chriſten, und Gottlob, ich bin es geblieben. Das Chriſtenthum allein hat mich aushalten laſſen, was ich ausgeſtanden. Ich ſchloß an meinen Hauptmann mich immer inniger an, er ward mir alles auf Erden; für ihn zitterte ich im Kugelregen im Getümmel des Gefechtes, nie für mich, ſeinen Federbuſch hielt ich im Auge, es war meine Fahne. Mehrere Male verwundet kamen wir doch glücklich aus Spanien, und ich als Unteroffizier. Es ging nach Rußland hin. Wir glaubten uns glücklich, der Glut, dem Gifte, den Dolchen Spaniens entronnen zu ſein, wir gedachten der Schreckniſſe nicht, die unſer warteten. Sie brachen über uns ein wie Zorngerichte Gottes, die fürchterliche Kälte, der fürchterliche Hunger, die fürchterlichen Bauernſenſen, die fürchterlichen Koſackenlanzen. An der Bereſina ſtanden wir im Feuer zweier Armeen, verloren alles dort und viele Todte; aber die Schweizerehre brachten wir gerettet und neu bewährt über den mordenden Fluß. In unſäglichem Jammer ſchleppten wir uns Wilna zu.

Fürchterlich getäuſcht mußten wir dort, ohne uns nur ordentlich erwärmt zu haben, weiter. Mein Hauptmann hatte alles für die Seinigen gethan, für ſie gewacht, gearbeitet in unerſchütterlicher Faſſung, aber er wurde immer ſchwächer, alle meine Kräfte reichten kaum hin, ihn zu unterſtützen. Er wollte mich fortſenden, wollte, daß ich mich rette, aber lieber das Leben ließ ich als den Hauptmann. Endlich brachte ich ihn halbtodt nach Königsberg, doch nur, damit er ruhig in einem Bette ſterben könnte, vom Fieber ergriffen. Mich ſetzte er zum Erben ſeines kleinen Vermögens ein, aber im Schmerz über ſeinen Verluſt, fühlte ich dieſe Wohlthat nicht. Ich fand mich wieder ein beim Regiment, ſah den Kaiſer untergehen, ſah ihn wieder kommen, ſah ihn zum zweiten Mal, verließ den Dienſt nicht, ich wollte dem Hauptmann Ehre machen, als ſein würdiger Zögling, und nach Hauſe zog mich nichts. Ich kam in die Garde, verlor dort die Schnüre wegen Mangel an Reſpekt vor einem Blancbec, und verließ doch den Dienſt nicht, denn ich weiß, was ich weiß.

Ich ſah den Alten fragend an, da beugte er ſich zu mir über und fuhr leiſe fort: Ich will noch Kapitän werden, und du ſollſt mein Sergeant werden, denn ich weiß, was ich weiß. Ich weiß, daß der Kleine wieder kömmt, er iſt zweimal gekommen, das drittemal darf er nicht fehlen. Er iſt nicht todt, er hat ſich nur verborgen, weil die Engländer ihn vergiften wollten, aber er wird kommen, wenn die rechte Stunde ſchlägt. Und wenn er wieder kömmt, muß ich auch da ſein; da wird er zu mir ſagen: Bonjour, Kapitän Bonjour. Und da werden die großen Tage wieder kommen von Marengo und Auſterlitz, und wer weiß, ob ich nicht an einem derſelben an der Spitze des Regimentes ſterbe? Und dann wird er ſagen: es iſt Schade um den Oberſt Bonjour, ich hätte ihn zum General gemacht. Siehe, darum bleibe ich, und habe alles ertragen, habe fort und fort gelernt, was ich nur konnte in den wenig ruhigen Stunden, die wir haben, damit ich auf dem Plaße ſei, wenn er kömmt, damit ich der Rechte ſei, wenn er mich brauchen will. Siehe, darum mußt auch du bleiben, mußt auch du etwas lernen, damit du zu Schanden machen kannſt, die dich haſſen, damit du in dir ſelber das Gefühl haſt, mehr zu ſein, als man dich gelten läßt, und daß wenn die rechte Zeit kommt, du bereitet biſt. Was der Hauptmann an mir gethan, das will ich an dir auch thun, will dich zu einem Kerl machen, wie im ganzen Regiment keiner mehr iſt, und dann wird der Kleine ſagen: Colonel Bonjour, das haſt du brav gemacht. — So plauderte der Alte noch lange fort, erzählte immer geheimnißvoller von den beſondern Träumen, die er gehabt, von Ahnungen und Erſcheinungen, und redete immer begeiſterter von den kommenden Herrlichkeiten, die er ſich für ihn und mich verſprach, wenn all das Lumpenpack zum Teufel gejagt ſei. Mich riß er fort auf den Schwingen ſeiner Träume; ich glaubte an ihre Erfüllung, ich verſprach Fleiß und Gehorſam, und habe das Verſprechen gehalten. Er hatte mir eine Ausſicht eröffnet, an der ich mich labte, die mir Kraft gab, vieles zu erlernen, was man ſonſt in meinem Alter unmöglich glaubt. Die Träume blieben Träume, aber doch haben ſie mich zu einem Mann gemacht, der ſeinem Schöpfer keine Schande macht. Darum träumt nur, liebe Leute, aber ob dem Träumen verträumt das Leben nicht, ſondern ob dem Träumen lernet ringen nach einem hohen ſchönen Ziele, nach der Vervollkommnung euer ſelbſt.

Nach einem Vierteljahr kam ich aus dem Lazareth, ein ganz anderer Menſch. Muth und Selbſtbewußtſein hatte ich wieder erhalten, eine ſichere Haltung, ein gemeſſenes Betragen genommen. Meine Haſſer fanden die alten Blößen nicht. Jm Dienſt war ich ohne Tadel, auſſer dem Dienſt fand man aber doch die alten Gelegenheiten, mich zu necken; aber ich war eben nicht mehr der Alte, ſondern theilte nun aus, was ich empfangen hatte, und mein Alter hatte Mühe zu verhüten, daß ich nicht ein Händelſucher wurde. Er ſagte mir oft: es ſei Niemand verächtlicher, als der, ſich ſeiner Ueberlegenheit bewußt, Schwächere quälen wolle, ſolche hätte ſein Hauptmann nicht in der Kompagnie gelitten, Der Soldat müſſe ſich vor keiner blanken Waffe fürchten, aber auch nie dieſelbe ohne Noth gegen Kameraden ziehen. Des Schwächern ſich anzunehmen ſei Pflicht, und das das ſchönſte Vorrecht für einen guten Fechter, wenn er andere ſchirmen könne, das erwerbe auch den ſchönſten Reſpekt. Es geſchah, daß ich mehreremale mit Franzoſen mich ſchlug, meiſt mit den langen, gewaltigen Grenadieren zu Pferde, mit denen wir lebten wie Hund und Katze. Es war eine Freude zu ſehen, den Schweizer mit dem kurzen Briquet, dem Franzoſen mit der langen Latte (ſo nannte man ihre langen Säbel) gegenüber, wie raſch die Sache gewöhnlich ſich ausmachte, und wie lang hin der Franzoſe fiel, oft auf den Tod verwundet; denn die Streite zwiſchen Franzoſen und Schweizer waren meiſt giftiger Natur. Es war eine Freude, mit dem kurzen Säbel, in welchem die ganze Kraft des Arms bis an deſſen Spitze lag, zu fechten gegen ſo lange Unthüme, welche auch der ſtärkſte Arm nicht ſicher und ſchnell genug regieren kann. Die langen Säbel ſcheinen großen Vortheil zu verſprechen, ſcheinen den Körper zu ſchirmen, und hinter dieſem Schirm um ſo ſicherer weit hinaus Wunden ſchlagen zu können. Aber der Schweizer hat einen eigenen Inſtinkt, auf den Leib dem Feinde zu rücken, an ihn anzudringen; iſt einmal der erſte Aushieb ausgehalten mit Kaltblütigkeit, was hilft dann der lange Säbel gegen den kurzen, der auf den Leib will?

So zogen die Franzoſen gegen die Schweizer gewöhnlich den Kürzern, und werden ihn immer ziehen, wenn man den Schweizer auf den Leib rücken läßt, wohin es ihn treibt. Es trugen auch die Schweizer ihre Briquets mit einer Keckheit durch die Straßen von Paris und vor den Barrieren herum, die nur aus dem Bewußtſein, ſeiner Waffe Meiſter zu ſein, entſpringen kann. Ein Regiment Soldaten, zuſammengeſetzt aus lauter Einzelnen, von denen jeder ſeiner Waffe vertrauen darf, jeder Einzelne ein ganzer Mann für ſich iſt, ein ſolches Regiment iſt unüberwindlich. Das machte die alten Schweizer unüberwindlich! Warum vernachläſſigt man dieſen Satz aber, und beſonders in der Schweiz, übt die Soldaten meiſt nur als Theile des großen Ganzen; warum, frage ich, wirkt man nicht mit allen Mitteln, namentlich durch Muſterungen dahin, daß auch der Einzelne als Mann ſelbſtſtändig gebildet wird, für ſich allein ſtehen, allein hervortreten kann im Nothfalle? Warum wirkt man nicht dahin, daß er Freude hat an ſeiner Waffe, daß ſie ſich ihm zu jeglichem Dienſte in die Hand ſchickt und im Augenblicke der Gefahr ein zuverläßiger treuer Freund bleibt? Aber dafür müſſen auch die Offiziere etwas anders mit ihren Degen anzufangen wiſſen, als ſie mit der einen Hand am Griff, mit der andern an der Spitze zu halten, mit krummen Ellbogen und krummen Knieen vor ihren Zügen her ſtolpernd. —

Der Alte hatte alle Tage größere Freude an mir, und ſchloß ſich an mich, wie der Vater an den Sohn. Durch mancherlei Künſte brachte er es dahin, daß ich bei meiner erneuerten Kapitulation in ſeine Kompagnie kam. Weil wir hier zu gleicher Zeit Dienſt zu thun und zu ruhen hatten, ſo wurden wir um ſo unzertrennlicher, unſere Zeit um ſo beſſer angewendet. Er wurde an mir zum förmlichen Schulmeiſter. Schreiben, Rechnen wurden allmählig abſolvirt, da ich ſo viel konnte als er ſelbſt; dann theilte er mir mit, was er von der Mathematik, Geographie, Geſchichte verſtund; wir laſen Bücher zuſammen, die er irgendwo aufgetrieben hatte, oft das wunderlichſte Zeug. Am liebſten war es mir, wenn er in ſtillen Stunden, manchmal auf der Wache, wenn alle ſchliefen, oder an einem Sonntag Nachmittags irgendwo im Freien ſein Herz aufſchloß und mich zu Gott hinführte, den er kindlich verehrte, nicht mit der Zunge, ſondern von ganzem Herzen und ganzem Gemüthe. Wie er dann beredt wurde, wenn er ſich all der wunderbaren Führungen und Bewahrungen Gottes erinnerte, erinnerte, wie manches Menſchen er ſich um Gottes willen erbarmet, wie oft nur das Vertrauen auf Gott ihn muthig und gefaßt erhalten, und wie ganz anders die Welt und all ihr Treiben in ihm ſich abſpiegle, ſeit ſein Hauptmann ihn zu einem Chriſten gemacht, wie ganz anders, als da er noch mit ſinnlichen Augen aus einer heidniſchen Seele ſchaute. Aber am merkwürdigſten war, wie er ſeinen irdiſchen Gott und ſeinen himmliſchen, den Allvater und den großen Kaiſer, in Verbindung brachte, beide Hand in Hand ſchlagen ließ, von dem Einen ſein irdiſch, von dem Andern ſein ewig Heil erwartete. Das waren glückliche Stunden für mich, die ein neues Leben in mir ſchufen, fortführten, was Aenneli angefangen, und mir wieder eine Ausſicht zeigten hier und dort. Dieſes Aneinanderſchließens, unſerer einſamen Gänge und der Geſpräche wegen, die Niemand begriff, wurden wir mit mißtrauiſchen Augen angeſehen. Man wollte wittern, wir brüteten ob geheimen Plänen, gehörten einer geheimen Geſellſchaft an; da man aber trotz allem Spähen auf nichts kommen konnte, ſo begnügte man ſich, uns genau zu beobachten. Vielleicht hätte man uns verabſchiedet, aber wir beide waren die Zierde unſerer Kompagnie, und ohne Tadel in unſerer Aufführung. Mancher franzöſiſche Stabsoffizier ſtund vor uns ſtill und ſagte: bougre, quels beaux soldats! Bei den Kameraden ſtunden wir in einer Art ſcheuen Achtung. Mancher Ankömmling hatte uns Ruhe zu verdanken, wenn wir bei Quälereien gegen ihn, ſtille ſtunden und ernſt darein ſchauten; ſie wußten, in ſolchen Dingen verſtund ich keinen Spaß, und die beſten Fechtmeiſter ſcheuten mein Briquet und den Arm, der es führte. Und wenn unſere Suppe zuweilen zu ſchlecht wurde, ſo brauchte ich nur zu ſagen: ich werde, wenn das nächſte Mal ſie nicht beſſer ſei, ſelbſt eine einſchneiden, ſo wurde es beſſer.

Achtundzwanzigſtes Capitel.

Wie man uns die Träume vertreibt und den Abſchied gibt.

So verſtrichen uns Jahre nicht unangenehm, und mir ſehr nützlich, denn je mehr ich lernte, deſto durſtiger wurde ich nach mehrerem; wo mein Alter nicht aushelfen konnte, da half ich mir ſelbſt weiter. In unerſchütterlichem Glauben warteten wir Jahr um Jahr, wie die Juden auf den Meſſias, auf den großen Todten von St. Helena.

So gut wir konnten ſpähten wir aus, was in der hohen Welt vorging, und ſetzten die erhaltenen Nachrichten nach unſerer Art zuſammen, und glaubten bald hier bald dort die ſichtbar werdende Hand des Erſcheinenden wahrzunehmen. Doch immer wurden wir getäuſcht, aber nimmer müde von vornen anzufangen. Da war es eines Morgens, als wäre ganz Paris von einem elektriſchen Schlag getroffen aus dem Bett gefahren und zwirble noch ſturm und betäubt herum. Es ſchrie alles auf den Straßen, vor den Kaffeehäuſern drängten ſich Maſſen, um die Anſchlagszettel ſtund, Kopf an Kopf gepreßt, eine undurchdringliche Menge. Aber ſprechen hörte man wenig, aber die Augen brannten dunkler, und jeder ſah den andern in ſeine tiefer hinein, als ob er durch dieſe wunderlichen Fenſter hindurchſchauen wollte in des andern Seele hinab. Wir wußten nicht, was es zu bedeuten hätte, kamen endlich zum Leſen deſſen, was alle leſen wollten; es waren die berüchtigten Ordonnanzen von Karl X. Blätter flogen durch die Menge, die Aufregung nahm zu, drohende Worte fielen, und Patrouillen fingen an durch die Straßen zu ziehen, doch ohne irgend Widerſtand zu finden. Wir gingen in unſere Kaſerne. Niemand dachte etwas Weiteres, keine Vorſichtsmaßregeln waren getroffen, keine Truppen zuſammengezogen, und nicht einmal die Anweſenden bereit gehalten. Aber der Lärm nahm zu von Stunde zu Stunde, ein Volksmeer wogte durch die Straßen, unbewaffnet, wenn man die Blitze nicht rechnet, welche ihre Augen auf die aufgeſtellten Truppen ſchleuderten. Uns fing das Herz an zu klopfen, wir ahneten eine große Stunde; und wer anders konnte in dieſer großen Stunde erſcheinen, als unſer großer Kaiſer? Gotthelf, ſagte mein Alter, laß uns unſere Pflicht thun, wie wir geſchworen haben, es wird ſich ſchon machen, daß alles gut kommt.

Den 27. Juli 1830, Mittags, rückten wir aus. Ganz eigen ſchlug mein Herz, aber an die Gefahren, die einbrechen würden, dachte Niemand. Unſere Offiziere waren noch ganz guten Muthes, ſie ſahen nur eine Volkshetze in der Geſchichte, und munter ließen ſie uns die Menge mit den Kolben aus dem Palais royal jagen. Den Kolben wurden zuerſt Steine und Stöcke entgegengeſetzt, es gab leicht Verwundete. Dies reizte die Menge. Studenten, Bürger erſchienen bewaffnet in der Maſſe. Dieſe brach ein bei Waffenſchmieden, und wo ſie Waffen zu finden hoffte; ihr Widerſtand wurde heftiger, zur Schutzwehr riſſen ſie das Pflaſter auf, machten aus demſelben, und allem was ihnen in die Hände fiel, quer über die Straßen, eine Art von Schanzen, Barrikaden genannt. Noch blieben die Soldaten Meiſter, ihr Feuer ſtreckte ganze Reihen nieder; der Kampf war nicht zu Ende, aber doch konnten wir gegen Mitternacht wieder in unſere Kaſerne ziehen, hoffend, die Linie werde bis am Morgen fertig machen. Doch vergebliche Hoffnung; am Morgen mußten wir wieder hinaus. Paris ſchien zum Schlachtfeld geworden, ganz andere Menſchen, ganz anders bewaffnet traten uns gegenüber, ganz andere Schutz- und Trutzmittel beſaßen ſie. Die Straßen waren verrammelt, die Häuſer beſetzt, Steine und Kugeln regneten von ihnen in die Straßen herab. Eine eigene Schlachtenfreudigkeit, die dem Schweizer eigen iſt, hatte anfangs die meiſten Geſichter überzogen, nur einige Offiziere waren bleich geworden, und ein Hauptmann beſonders ſuchte mit der erdenklichſten Sorgfalt ſich immer in Sicherheit zu bringen. Aber es wurde ein immer furchtbareres, ein immer endloſeres Fechten; wir erſtürmten Barrikaden um Barrikaden, aber immer neue ſtunden vor uns; wir drangen von Straße zu Straße, aber in jeder neuen fanden wir größern, nachhaltendern Widerſtand.

Eingekeilt in enge Straßen, konnte man nicht vorwärts, konnte ſich kaum rühren, konnte dem aus tauſendfachem Hinterhalt fechtenden Feinde nicht auf den Leib. Es war ein traurig Fechten gegen Knaben und Mädchen, ſchmählich für den alten Soldaten, wenn ſeine Kugel, die einem wüthenden Volksführer galt, in die Bruſt eines Weibes ſchlug. Ein gewiſſer Inſtinkt, daß wir nicht für die rechte Sache ſtritten, ſondern um eines Eides willen, lähmte uns mehr und mehr; die Kampfesfreudigkeit wich von uns, wir thaten nur noch unſere Pflicht, und die richtete in ſolchem Streite nichts aus. Wir fühlten uns verwaist, wir fühlten kein Auge, das über uns wachte, keinen Geiſt, der über Paris ſchwebte und das Ganze überſchaute, lenkte; nichts nimmt dem Soldaten ſo ſehr die Zuverſicht, als der Glaube, es ſei kein Führer da, der die Reſultate des Kampfes zu verbinden, zu benutzen verſtehe. Zudem quälte uns Hunger und Durſt, und ein Mann mit leerem Magen iſt nur ein halber Mann: während wir hungerten, ſahen wir Schaaren Weiber mitten im Feuer Hunger und Durſt ihrer Männer und Kinder ſtillen. Anderthalb Tage wogte der Kampf auf und ab, Generale ſahen wir durch unſere dünner werdenden Reihen eilen, ſahen den alten Marmont, der der Kopf des Ganzen ſein ſollte, und den eigenen verloren hatte, ſahen, daß Wenige wußten, was ſie ſagten, noch weniger, was vorzukehren ſei. Auf der andern Seite ſah man keine Generale, kein beſterntes Oberhaupt; Knaben, unbärtige Jugend, warfen ſich an die Spitze der einzelnen Volksſäulen vor, und doch ſchien alles von einem Geiſte geleitet zu ſein, ein Geiſt die wilde Maſſe zu vereinigen, zu beleben, zu lenken. Dieſen Geiſt ſahen wir nicht, aber Bonjour ſah mich manchmal durch den Pulverdampf bedeutend an, als wollte er ſagen: er iſt da, der Kleine, deſſen Geiſt eine halbe Million erfüllen, begeiſtern, wie einen Körper bewegen konnte. Wir kannten den Volksgeiſt nicht, der in gewiſſen Stunden über Millionen kommen kann, darum erkannten wir hier ſein Walten nicht.

Die Linie wankte, legte die Waffen nieder. Noch ſchlug ſich die Garde unwillig aber feſt im Louvre, in den Tuilerien. Am erſten Orte erhielt ich einen Schuß durch den linken Arm, der mich kampfunfähig machte, doch nicht bewußtlos. Bonjour verband mich flüchtig, gebot mir, mich an ihn zu halten und nicht zurückzubleiben; wir wußten nicht, ob an uns wieder geſchehen ſollte, was vor bald vierzig Jahren an der alten Garde des ſechszehnten Ludwigs. Die beiden Schlöſſer wurden gegen Mittag des 29. genommen, den kleinen Teufeln von Studenten mußten wir weichen, und zogen uns entkräftet St. Cloud zu.

Wir waren beſiegt. Wer hat dieſes Gefühl lebendig je empfunden? Von wem? das wußten wir eben nicht. Es ſchien uns nach und nach immer deutlicher, daß ein unſichtbarer Feind unſer Sieger ſei. Die Sorge für die Waffen, für den Widerſtand verſchwand mehr und mehr, die Obern ſtunden zuſammen, bekümmerten ſich wenig um die Ordnung der Soldaten, um eine feſte, gedeckte Stellung gar nicht. Die Erſten der Armee zeigten ſich nicht. Die Couriere, hohe und niedere, gingen nicht nach den Sammelplätzen der Truppen, ſondern nach Schlöſſern und erleuchteten Sälen. Bonjour wurde, trotz allem Aerger, daß wir vor einer ſo argloſen Maſſe gewichen, immer fröhlicher. Er behauptete: da ſei etwas Großes im Werke, gerade ſo ſei es gegangen, als der Kleine das Erſtemal abgedankt, nun komme die Reihe an einen Andern. Er reinigte ſich von Blut und Staub, wichste den Schnurrbart friſch, bürſtete ſo weit er kommen konnte, und ſorgte zugleich für mich wie ein Vater. Bei jedem Geräuſch fuhr er auf, und meinte, nun komme der ſchöne Schimmel, und auf dem ſchönen Schimmel der kleine Hut, und unter dem kleinen Hut der große unſichtbare Geiſt, der uns geſchlagen. Da ritt es endlich an uns heran, aber der Schimmel und der Hut waren nicht dabei, auch nicht der Geiſt. Wir vernahmen, daß Karl abgeſetzt ſei, daß das Volk Louis

Philipp zum König erwählet, daß die Franzoſen den Eid der Treue zu ſchwören, wir aber die Waffen zu ſtrecken und nach Hauſe zurückzukehren hätten. Von Napoleon kein Wort.

Wir ſtreckten die Waffen, wir zogen die grauen Kaputröcke an, und empfingen von der ganzen Nation, von Station zu Station Blicke ſtolzer Verachtung, demüthigenden Mitleids. Traurig iſt's, Kriegsgefangener zu ſein, von einem Mächtigern beſiegt, wandern zu müſſen in fremdes Land, vielleicht in enge Haft, begrüßt vom Haß der Bewohner. Doch der Kriegsgefangene tröſtet ſich mit dem wechſelnden Geſchick, mit dem Gefühl, daß er für ſein Land, ſeinen angebornen Herrn es geworden. Aber wer beſchreibt die entſetzliche Empfindung für brave Soldatenherzen, wenn ſie im Blute beſiegelter Treue, wie Bettler, von Schub zu Schub in die Heimath abgeliefert werden, wenn ſie heimgetrieben werden, wie vermiethetes Vieh; nichts gilt, was ſie gethan, nur Vorwürfe ſie treffen, was ſie genoſſen? Wer beſchreibt die entſetzliche Empfindung, wenn in der Heimath die gleichen Blicke ſie empfangen, die gleiche Geltung ihnen wird? Wenn der Glaube offen an den Tag gelegt wird, nun ſeien ſie neu zu vermiethendes Vieh; und wenn die ſogenannten Landesväter dieſes Vieh nun ſelbſt miethen wollen, um es gegen ſeine Väter und Brüder zu gebrauchen, Bruderblut zu vergießen, Väter dem Henker zu überliefern? Wer will die Empfindung des Einzelnen beſchreiben, wenn er ſieht, daß die Menge der Kameraden in langer Gewohnheit alles vergeſſen haben, nur nicht die Gewohnheit, Miethlinge zu ſein, wenn er ſie erkaufen ſieht um einen halben Gulden täglich, nicht nur zu ſchlechten Streichen, ſondern zu Vater- und Brudermord? Wer will ſeinen Schmerz beſchreiben, wenn er theilen muß die Verachtung, die mit Recht die Unglücklichen trifft, das nie aufhörende Mißtrauen, das die durch ihr Leben begleitet, welche die rothe Kutte getragen, und ganz beſonders die, welche die wenigſte Schuld tragen, die Gemeinen meine ich.

Neunundzwanzigſtes Capitel.

Meine Heimkunft.

Ich hatte die trübſelige Kolonne nicht verlaſſen, freilich nicht zum Vortheil meiner ernſthafter gewordenen Wunde, Ich war auf einem requirirten Wägelein nachgeführt worden. hatte aber öfter **Maroden** Platz gemacht, und ſo mich über Vermögen angeſtrengt. Zu dieſem kam noch eine unglückliche Gemüthsſtimmung. Unſere Träume, was waren ſie? Schaum. Von Napoleon nirgends die Rede. Von Nachtlager zu Nachtlager hofften wir auf Nachrichten, aber umſonſt. Anfangs glaubten wir, er ſei etwas zu weit weg geweſen, um erſcheinen zu können; aber da hätten doch ſeine Anhänger für ihn geredet, für ihn ſich geſammelt; und davon keine Spur.

Wie wir uns drehen und winden mochten, den Glauben an ſein Leben, ſein Wiederkommen mußten wir nach und nach fahren laſſen, und mit ihm all unſer Hoffen. So war wieder mein Traumbild für die Zukunft zerfallen, eine ſchwere Gegenwart drückte mich, eine öde Zukunft gähnte mich an. Mein armer Alter litt noch mehr als ich, ſeine ganze Kraft ſchien ihn zu verlaſſen; ſchwere Seufzer waren Zeugen ſeiner traurigen Gefühle, und manche Thräne ſah man ſtecken in den Furchen ſeiner dunkeln Backen.

So lange wir in Frankreich waren, hatten wir nichts über unſere Zukunft geſprochen, immer noch Hoffnung hegend. Als wir aber unſere Gränzen überſchritten hatten, da mußten wir ausmachen, was nun geſchehen ſolle. Wir beſchloſſen, jeder ſolle nach ſeiner Heimath ziehen, nachzuſehen, ob ſich dort nicht irgendwo eine Anſtellung für ihn finde, welche es möglich mache, daß der andere zu ihm ziehen könnte. Bonjour hatte ſein kleines Vermögen, das zum Theil in ſeiner Heimath angelegt war, zu ordnen, zudem mußte jeder zu Schriften kommen, um allenthalben ſich aufhalten zu können. Noch hing es von dem Zuſtand meiner Wunde ab, ob ich in Bern in den Spital müſſe, oder heimgehen könne. In Bern, nach einigen Tagen Raſt, fand der Wundarzt dieſelbe nicht bedenklich, und bei Befolgung ſeiner Anordnungen glaubte er ſie bald geheilt, ohne Lähmung oder merkliche Schwäche. Es war ein traurig Scheiden von Bonjour, ob es gleich kein langes ſein ſollte. Wir waren Jahre lang zuſammen geweſen, er mein Vater, ich ſein Sohn geworden, hatten in der Gegenwart zuſammengehalten und eine gemeinſame Zukunft uns auferbaut, darum that das Scheiden ſo weh. So oft ſchon getäuſcht, war es, als ob wir es ahnten, daß die Hoffnung baldigen Wiederſehens auch eine Täuſchung ſein ſollte.

An einem ſchönen Herbſttage, am wolkenleeren Himmel die milde Sonne, auf den Weiden die läutenden Kühe, wanderte ich langſam meiner Heimath zu. Mir war weich aber wohl um's Herz; die liebliche Luft, das unausſprechliche Heimelige, das aus jedem Zaune, aus jedem Hügel mich anlächelte, goſſen einen ſtillen Frieden über mich aus, eine vertrauungsvolle Ruhe erfüllte mich.

Ich trug freilich nicht Epauletten, keine Ehrenzeichen, aber ich war doch nicht mehr der Gleiche, der die Heimath verließ. Ich war nicht mehr der unwiſſende rohe Burſche, der nicht wußte wie das Land heiße, in welchem er wohnte, der weder ſeinen Namen ſchreiben, noch ſagen konnte, wie viel 7 Mal 7 ſei. Ich war mir bewußt, über den Meiſten in meiner Gemeinde zu ſtehen, und mehr zu wiſſen als alle Schullehrer, die mich unterrichtet hatten. Jahre waren über mich gegangen, ich war nicht mehr der brauſende, ſprudelnde Jüngling, ich war ein Mann geworden. So hoffte ich durch mich ſelbſt, nicht durch Orden, langen Säbel und glänzende Uniform in meiner Heimath Geltung zu finden; träumte, bald meinem zweiten Vater ſchreiben, ein ruhig Plätzchen, ein lieblich ſonnigwarm Gärtchen zum Ruheplatz ſeines Alters ihm anbieten zu können. Ich kam auch nicht ohne Geld heim. So wie mein Alter den Grundſatz von ſeinem Hauptmann hatte, daß man lernen ſolle, wenn man auch noch nicht wiſſe, wofür: ſo hatte er auch einen zweiten: zu ſparen, wenn man auch nicht wiſſe für was, für wen. Er meinte, zum Offizier brauche es Geld, und ſo viel als möglich müſſe man vermeiden mit Schulden anzufangen; erzählte, wie tauſend Burſchen gedankenlos in der Jugend ein Geld verthäten, mit welchem ſie ſpäter in der Welt ſich hätten forthelfen, etwas anfangen, ein ſorgenfreies Alter ſich bereiten können. Die Meiſten derſelben gingen ſpäter in Noth und Elend zu Grunde, und manche lange Nacht müßten ſie auf ihrem Strohlager unter ihren Hudeln ſchlaflos ſich wälzen, und an die ſchönen Batzen alle denken, die ſie leichtſinnig und üppig verſchwendet. Darum mußte ich auch ſparen, und wenn wir hier und da eine Flaſche tranken, ſo zahlte er ſie.

Einige Bankſcheine, die faſt ausſahen wie Lotteriebillets, ließen mich einige Zeit ſorgenfrei. In Gedanken war ich fortgegangen, ergrübeln wollte ich, was für ein Geſchick mir endlich werden würde? Ein friſcher Luftzug weckte mich, ich ſah auf, und fand mich auf der Ecke des Berges, wo er in's Thal hinab ſich ſenkt. Vor mir lag meine Heimath, am grünen Abhang das ehrwürdige Kirchlein, vor ihm der alte immer gleiche Fluß mit ſeinen guten und böſen Launen, um das Kirchlein her die wohlbekannten Häuſer, obwohl noch mit den wohlbekannten Menſchen? Tief unten im Thale glänzte in der abendlichen Sonne die Wetterſtange auf meines ſeligen Vaters Hauſe; ich ſah das ſtolze Bauernhaus auf der Thalwand oben mit ſeinen glitzernden Fenſtern, und vor demſelben die Elephanten der Schweiz, die ſtattlichen Kühe auf der Herbſtweide. Ich ſah gegen zwei der Schulhäuſer hin, wo der Schulbub und der Schulmeiſter bald in heißem vergeblichem Schweiß über einander ſchwitzten, bald, und das oft nicht umſonſt, über einander gähnten. Da fielen meine Augen in's Thal hinauf, dort war das Haus, wo des Herrn Stimme mich aus dem Schlafe geweckt, und das ich neu erbauen half, und daſelbſt faſt verſteckt das alternde Haus, wo Aenneli, wo meine Liebe war, meine Sehnſucht mich hinzog, der Stern meines Lebens auf- und unterging. Ich ſah Aenneli wieder, und die geſchwundenen Jahre waren vergeſſen, ich fühlte neu die alte Liebe, ich erlebte neu die alten Geſchichten, mich brannten wieder die alten Leiden, ich begleitete Aenneli zum Grabe, und es brach wieder auf die verharſchte Wunde, die ſein Tod mir geſchlagen. Meine Augen brachten ſeinem Andenken wieder das heilige Opfer des trauernden Herzens, die Thränen, als aus einer Quelle entſpringend, und denn doch Kinder der verſchiedenartigſten Empfindungen. Eines aber erwachte in mir nicht, nicht der alte Haß gegen die, welche ich ſchuldig an ſeinem und meinem Schickſal glaubte, ich ballte nicht die Fauſt, fluchte ihnen nicht. Mich ergriff ein ſüßes Sehnen nach dem verlornen Glück, nach dem lieblichen guten Mädchen bei dem guten Vater droben. Mir entwickelte ſich das Bewußtſein, daß der Allgütige ſein liebes Kind nach kurzem Leiden hinaufgenommen als ſeine gereinigte Magd, mich aber einen rauhern, längern Weg geführt zu meiner Reinigung, aber auch an Vaterhand. Ich erkannte in mir die Zeichen ſeiner Vergebung darin, daß ſeine Schikkungen zu meiner Seligkeit gedient. Ich ergab mich ihm auf's neue und ſprach: Vater, nicht wie ich will, ſondern wie du willſt. Wie hätte ich da zürnen, fluchen ſollen denen, die mir Uebels gethan, da der mir vergeben hatte, an dem auch ich ſchwer geſündigt? Ich begriff, daß ſie nicht gewußt, was ſie an mir gethan, daß ihnen das Gefühl gefehlt für die Wunden, die ſie mir ſchlugen, die Erkenntniß der Sünden, die ſie an mir begangen. Ich nahm mir vor, verſöhnt ihnen entgegen zu treten und die Hand zum Frieden zu bieten. Mein Herz war weit und offen, alle da unten im heimiſchen Thale hätte es umfaſſen mögen, und mir ward, als ob Gott mit Wohlgefallen mir zuſehe, als ob er aus ſeinem ſichtbaren Auge, der untergehenden Sonne, mir blicke und nicke. Da machte ich mich auf, und bei jedem Schritte pochte mir das Herz in ungeduldiger Erwartung, daß ein bekanntes Geſicht ſich mir zeigen, eine bekannte Stimme mir einen freundlichen Gruß bringen möchte. Knaben trieben die ſatten Kühe heim, ich kannte keinen. Von den Feldern mit Kärſten, Karren, Wagen zogen die Erdäpfelgraber heim zu ihrem gewohnten Erdäpfelſchmaus bedächtigen Schrittes, manches Scherzwort wechſelnd, aber ich kannte Niemand. Junges Volk war es meiſt, das mich verwundert anſah, mir manchmal bekannt ausſah, aber nicht heimgewieſen werden konnte.

Zuweilen war es mir, als ob ich ein alterndes Mütterchen als eine ſtattliche Frau gekannt hätte, als ob ich einem rundlichten Weibe den Namen zu geben wüßte, wenn es ein ſchlankes Mädchen geweſen wäre. Ich hatte die entſchwundenen Jahre vergeſſen und ihre Macht über das Menſchengeſchlecht. Vor den Häuſern hin und wieder erkannte ich einen Mann, deſſen feſtere Geſtalt dem Wechſel der Jahre widerſtanden hatte. Wie freundlich ich ſo einem einen guten Abend bot, wie kalt er mir dankte; denn keiner erkannte mich! Endlich trat ich in's Wirthshaus, wo ich ſo manchen Klapf gegeben, ſo manchen erhalten hatte. Jedes Stuhlbein heimelete mich an, ein wohlthätiges Gefühl kam über mich, daß jene Zeit, wo ich mit den Stuhlbeinen eine ſo gute Bekanntſchaft hatte, dahin ſei; doch ſchenkte der Mann jenen Zeiten und dem damaligen Jüngling freundlich wehmüthige Blicke. Auch der Wirth und ſeine Frau waren alt geworden, und kannten mich nicht, ſo wie keiner der wenigen Gäſte. Ich mußte ihnen erzählen von Paris und dem Kampfe daſelbſt; andächtig hörten ſie zu, bis der Wirth mich endlich fragte: wohin ich wolle und wie ich heiße, weil er es aufſchreiben müſſe? Mir klopfte das Herz, als ich meinen Namen nannte, es klopfte in banger Erwartung, ob freundliche Geſichter mich willkommen heißen würden? Aber faſt erſchrocken ſahen mich die Menſchen an: an dich habe ich nicht geſinnet, es hat Niemand geglaubt, daß du wieder kommeſt, hieß es von allen Seiten. Einer nach dem andern ſchlich ſich fort aus Furcht, ich möchte ihn für etwas, vielleicht für ein Nachtlager, anſprechen, jeder ſchien ſchon zu berechnen, daß die Gemeinde einen Jagdieb mehr werde zu erhalten haben. Der Wirth war bald mit mir allein, er wies mich nicht fort, fragte mich nicht nach Geld; allein auf ſeinem Geſichte war die Angſt zu leſen, ich möchte ihm einſtweilen allein zur Laſt fallen. Liebe Leute, ihr wißt alle, was das Heimkommen jedem Menſchen, der nicht ganz fühllos iſt, für eine Bedeutung hat. Wenn ein Hausvater, der Weib und Kind hat, einen einzigen Tag fort iſt, was wünſcht er zu Hauſe zu finden, was zieht ihn heim, wenn er weiß, daß er es findet; was zieht ihn Stunden früher heim und beſchleunigt ſeine Schritte, mehr und mehr, je näher er dem Hauſe kommt? Iſt's nicht freundlicher Empfang, ſind es nicht freundliche Geſichter? Was verſüßt ihm Hitze und Mühe, und läßt ihn die Ermüdung vergeſſen? Freundliche Geſichter! Was macht manchen Menſchen unglücklich und ſtürzt ihn auf immer in's Verderben? Unfreundliche Geſichter, Streit und Schelten wenn er heimkömmt. Nach der Heimath zieht es Alle, und je mehr es einen dahin zieht, deſto unglücklicher wird man, wenn man es einem dort nicht heimelig, ſondern unheimelig macht Nun war ich Jahre fort, war wieder in der Heimath, deren Anblick mich heute ſo glücklich gemacht hatte, fand keinen Aetti, fand kein Müetti, keine Frau, kein Kind, kein einzig freundliches Geſicht, kein herzliches Willkommen, ſondern allenthalben den Ausdruck, daß ich unwerth heimgekommen. Liebe Leute, das that mir weh, das brannte mir tief in's Herz hinein. Als ich auf meinem Lager war, übermannte mich der Schmerz, ich weinte bittere Thränen, daß in der Heimath mir nur Eſſig und Wermuth bereitet ſei.

Mir wollte das Herz wieder in Zorn aufwallen, böſe

Vorſätze wollten aufkeimen in mir, Mißmuth mit meinem Loos mich übermannen, ich fühlte mich verlaſſener als je. Da fing leiſe eine andere Kraft in mir ſich zu regen an, die Kraft des Selbſtbewußtſeins, das Gefühl des eigenen Werthes; das Vertrauen, von Gott nicht verlaſſen zu ſein, vereinigte ſich damit. Beide erhoben mich allmälig über meinen Schmerz. Ich verzog zum Eigennutz erzogenen Menſchen eigennützige Gedanken, verzog den Vielbeladenen ihre durch Andere erzeugten Aengſten, begriff, daß ich in der letzten Zeit eben nicht den beſten Ruf hinterlaſſen haben müſſe, fieng an mich zu freuen, nun als ein anderer Menſch erſcheinen, ſie alle beſchämen, ihnen nützlich ſein zu können. Ich empfahl meine Wege dem, in deſſen Wegen ich wandeln wollte, und fand endlich Ruhe.

Dreißigſtes Capitel.

Meine Krankheit und dem Spital ſeine.

Die geſtrige Tagreiſe, die gehabten Gemüthsbewegungen, verbunden mit allem Frühern, ließen mich am folgenden Morgen unwohl erwachen. Meine Wunde war wieder entzündeter, es fröſtelte mich über und über, und heftiges Kopfweh laſtete zentnerſchwer über meinen Augen. Ich ſtund dennoch auf, glaubend, friſche Morgenluft werde mir wohl thun. Zu Aennelis Grab wollte ich, wollte es wieder grüßen, wollte es bitten, mein Schutzgeiſt zu bleiben, bis der gütige Vater uns zuſammenführe. Mühſam trugen mich meine Schritte hin auf die mir wohlbekannte Stätte. Dort ſank ich in's feuchte Gras, und dachte unſerer Scheideſtunde, ſeines letzten Blickes, und immer dunkler wurden mir meine Gedanken; aber immer hellere Bilder drängten ſich an meinen Augen vorüber, ich glaubte Aenneli zu ſehen, mein Kind, Mareili, Bonjour, Napoleon, und noch manche andere Geſtalt, und dieſe Alle vereinigten ſich, ſtoben dann wieder auseinander auf die wunderlichſte Weiſe.

Ich konnte die Bilder immer weniger feſthalten, ſie verfloſſen immer wilder in einander, wurden immer dunkler und dunkler, bis endlich ſchwarze Nacht über mich einbrach, und jegliches Bewußtſein ſchwand. Doch ſtiegen dann zuweilen auch in dieſer Nacht Gewitter auf, und mir war's, als ſehe ich den ganzen Himmel in einem flammenden Blitze, und dieſe Blicke entlüden ſich alle auf meinem Kopfe, und erfüllten ihn mit einem entſetzlich brennenden Feuer. Und wieder war mir, als ſtünde ich im Gefechte, und alle Kugeln ſchlügeln mir in meinen Arm, und obgleich ſchon hundertfach zerſplittert, kamen immer neue Kugeln und fanden immer noch etwas zum Zerſplittern. Da kam wieder die Nacht, in der ich nichts ſah, nichts fühlte.

Endlich erwachte ich von einem hellen Schein, der mir in die Augen drang. Ich ſchlug die Augen auf, meine Weckerin war die Morgenſonne, die durch enge Fenſter hineinguckte auf mein Bette. Ich war nicht mehr auf Aennelis Grab, und konnte nicht begreifen, wo ich war, wie ich hieher gekommen? Am Fenſter ſaß ein altes Mütterchen, huſtete und ſpann Kuder, in zweien andern Betten herzete und ſtöhnte es, im dritten lag ich, unendlich matt, nur Augenblicke konnte ich die Augen offen halten, die Stimme fand ich gar nicht, der Kopf war mir ſo blöde, aus den Gliedern war alle Kraft weg, ich konnte mich nicht rühren, lange lange nicht. Endlich vermochte ich ein Geräuſch zu machen, die Alte brachte mir zu trinken, und erſchrak zum Einfallen, als ich durch den Trunk geſtärkt, ſie fragte: wo bin ich? Sie glaubte, ein Geiſt rede aus mir, denn Niemand hatte daran gedacht, daß ich wieder zurecht komme. Ich vernahm nun, daß ich im Spital der Gemeinde ſei, vom Kirchhof weg hieher gebracht, und viele Wochen lang hier im Fieber liege, und daß der Doktor geſagt, es ſei nichts mit mir zu machen, ich ſtürbe auf jeden Fall. Doch hätte man mir noch alleweil zu trinken gegeben, wenn ich meine Zunge faſt ſchwarz vor Brand herausgeſtreckt.

Ich hatte Mühe dieſes zu faſſen. Endlich ordentlich zu mir ſelbſt gekommen, fühlte ich beſondern Schmerz im Arm, fühlte ſeine Vernachläßigung, indem ich ihn nicht mehr bewegen konnte. Ich verlangte nach dem Arzt, die Alte ging, ſagte es dem Spitalknecht, und brachte ſeine Antwort: das werde nicht bald ſo preſſieren, am Abend müſſe Jemand in's Dorf, um Salz zu holen, da werde es lange frühe genug ſein. Ich wollte mir das nicht gefallen laſſen, allein die Alte meinte, da ſei nichts zu machen, und nahe an mein

Bett tretend, flüſterte ſie: der Knecht ſei gar e wüſte und unerchante. Wie man mich am Montag in den Spital gebracht, habe er es erſt am Mittwoch dem Doktor ſagen laſſen, und gemeint, um dä wäre es nicht Schade, wenn er ſchon verrecke. Aber ich ſolle ſie um Gotteswillen nicht verrathen; wenn er es wieder vernehme, was ſie mir geſagt, ſo ginge es ihr viel zu bös, ſie käme gewiß in den Schwingſtuhl oder an das Block. An eine ſolche Ordnung war ich nicht gewohnt aus den franzöſiſchen Spitälern; ich wußte, was dort die kleinſte Vernachläßigung eines Kranken nach ſich zieht, und hatte gar keinen Begriff davon, wie weit die Rohheit eines Spitalknechtes getrieben werden kann, wie weit eine Kommiſſion den brutalen Grundſatz: daß ſie nur da ſei zur Unterſtützung des Knechtes, und nicht auch zur Sicherſtellung und Bewahrung der Armen, ausdehnen kann; ich hatte keinen Begriff davon, wie hoch man Deſpotie und Zwang in einem ſolchen Hauſe ſchrauben kann, ſo weit z. B., daß man den Leuten daſelbſt das Kirchengehen verbietet aus Furcht, ſie möchten erzählen, wie ſie behandelt werden.

Ich ſchickte ſie noch einmal hin: da kam etwas herangepoltert in Holzſchuhen (die Holzſchuhe und noch andere raſſelten oft bis nach Mitternacht in dem hölzernen Hauſe, auf den Köpfen der Kranken herum, daß es mir in meinem angegriffenen Kopfe faſt unerträglich wurde) und ſchnauzte mich an: ich werde d. D. nicht wellen regieren, er müſſe verantwortlich ſein, er hätte d. D. viel zu thun, wenn er allemal apparti zum Doktor ſchicken wollte, wenn es einem in Sinn käme; hätte ich ſo lange da gelegen, ſo werde das nicht alles zwänge, wenn ich ſchon bis am Abend warte. Ich frug nach meinem Haberjack, in dem ich mehreres für meinen Arm von unſerem Wundarzt hatte, er wollte nichts von ihm wiſſen. Ich frug nach meinen Kleidern, es hieß, die hingen draußen im Spycher, man hätte nicht daran gedacht, daß ich ſie noch einmal brauche. Ich forderte ſie; die hätte ich gar nicht nöthig, ich werde ſie nicht anziehen wollen, und man hätte nicht der Zeit, für mich ume und ane zu ſpringen; ich ſollte nicht meinen, daß ich hier nur befehlen könne. Ich verlor im Aerger wieder mein Bewußtſein, aus welchem Zuſtande mich der Arzt weckte, der nun, da ich noch nicht ſterben wollte, es wieder für thunlich hielt, mit meinem Arm ſich zu beſchäftigen. Derſelbe war fürchterlich vernachläßigt, einige Zeit glaubte man ihn abnehmen zu müſſen. Wenn man nicht immer noch gehofft, ich ſtürbe, ſo hätte man mich wahrſcheinlich nach Bern geführt, ſo aber fand man es nicht der Mühe werth. Er wurde endlich gerettet, allein er wird mir ſteif bleiben.

Da die rohe, brutale Handlung die gleiche blieb, und ich eben glaubte, die Behörde ſei für beide Theile da, ſo begehrte ich einmal, der verſammelten Kommiſſion etwas vorzubringen. Ein Mitglied kam, und auch der Knecht. Ich wurde gefragt, was ich wieder zu räſoniren hätte? der Knecht meinte, ich ſolle meine Sachen jetzt nur ſagen. Und ehe ich noch etwas ſagte, meinte das Mitglied: man kenne ſellig Kunde wohl, ſellige ſig niene wohl, wenn ſie amene rechte Ort hätte chönne ſy, ſu wäre ſi nit unter die Rothe gloffe. B'hütis, ih chenne di gar wohl, du biſch geng vo de ungattlichſte eine g'ſi, und wirſt jetzt unger dene Hudle alle e ganze Kerli worde ſy. Aber du mueſch nit meine, du heigiſch meh Recht als en angere, u de dih förchte mr nit; we me e Sellige förchte wett, me wär bös zweg. Nun verſuchte ich auch etwas zu ſagen, was Manier ſei und nicht. Aber da hieß es plötzlich wieder: du biſch jetzt nit z'Paris, du biſch jetzt i üſem Spitel, wäriſch dert blibe. B'hütis, mir hei dih gar nit umme bigehrt. Ih g'ſeh jetzt ſcho, wer recht het, du biſch eine vo de Mehbeſſere, häb dä numme i dr Kur, dä mangle's. Das war mein Verhör, das ſeine Frucht. Ich ſah, daß unter ſolchem Regiment gar nichts zu machen, und Schweigen das Beſte ſei. Dieſes wurde mir am ſchwerſten, wenn ich alte, zitternde Leute mit Worten und Werken mißhandeln ſah, oder wenn die Frau des Knechts, die ein Geſicht hatte, wie eine Stande voll Sauerkraut, ihr böſes Maul handthieren ließ unter den Leuten. Meine Geneſung ging ſehr langſam vor ſich unter ſolchen Umſtänden, man kann es ſich denken. Erſt als das Frühjahr ſchon hoch am Himmel ſtand, konnte ich zum erſten Mal die Stube verlaſſen und an die Sonne mich ſetzen. Ich ſah erbärmlich aus, und fühlte auf der Bruſt und in allen Gliedern eine unbegreifliche Schwäche. Doch war einmal der erſte Schritt gethan, ich hoffte, bald mehrere zu thun, bald dieſen Ort verlaſſen zu können.

Zwei Sachen plagten mich. Erſtlich das Habhaftwerden meiner Effekten, über die man mir nicht Auskunft geben konnte oder wollte, und dann die Sehnſucht nach Bonjour. Ich konnte nicht begreifen, warum er nicht geſchrieben, und wollte ihm ſchreiben, ſobald es mir möglich war. Endlich glaubte ich den Weg nach dem Dorfe unternehmen zu können, und fragte um Erlaubniß. Ich mußte ſagen, was ich unten machen wolle? Nach Briefen ſehen, war meine Antwort. Dafür brauchſt du nicht hinunter zu gehen, hieß es, es liegen zwei für dich ſchon lange da. Ich wollte aufbegehren, daß man mir ſie nicht übergeben, allein es hieß: man hätte noch an andere Sachen zu ſinnen, als an meine Briefe. Dieſelben waren offen, wahrſcheinlich weil man nicht dachte, daß ich ſie je leſen werde, und allerdings von meinem Alten. Derſelbe ſchrieb mir im erſten: er hätte weder nahe Verwandte noch gute Bekannte angetroffen, ſcheine auch unwerth gekommen zu ſein, er wolle nur noch den Leſet (Weinleſe) abwarten und einen Brief von mir, dann werde er wohl zu mir kommen. In einem zweiten beklagte er ſich über mein Stillſchweigen und über ein angreifendes Unwohlſein, das ihn zwar nicht in's Bett geworfen, aber doch vom Reiſen abhalte, deßwegen ſolle ich ſobald als möglich ihn beſuchen. Der letztere war ſchon drei Monate alt, franzöſiſch geſchrieben, und man hatte nicht der Mühe werth gefunden, ihn mir zu übergeben. Man kann ſich meinen Unwillen und meine Unruhe denken. Der Erſtere ſtieg noch, als der Lümmel mich jetzt nicht in's Dorf laſſen wollte, und meinte, ich wollte nur hinuntergehen, um die paar Batzen, die ich noch hätte, zu verſaufen und ihn zu verbrüllen. Nun erwachte aber die ganze Ueberlegenheit des Mannes in mir. Mit wenig Worten erklärte ich ihm, daß er mich verklagen, aber an meinem Gang nicht hindern könne, und durch das Hinterhalten der Briefe hätte er ein Unglück angeſtellt, das er vor dem Richter zu verantworten hätte. Der Mann war verblüfft, aber nach Art ſolcher Lümmels verbarg er ſeine Verlegenheit hinter deſto lauterem Brüllen: ich könne ſeinethalben laufen wohin ich wolle, aber er wolle ſehen wer Meiſter ſei, ob ich oder er, es werde wohl ein Block da ſein für mich, ſchwer genug, ihn nicht in's Dorf zu ſchleppen. Doch ließ er mich fort.

Mein erſter Gang war in's Wirthshaus, um meine Effekten zu ſuchen. Glücklicherweiſe traf ich den Wirth, und gleich die rechte Saite. Ich entſchuldigte mich, daß ich ſo lange ſein Schuldner geblieben ſei, und frug nach meiner letzten Uerti. Er meinte, das hätte nicht preſſirt, aber es ſei brav von mir, daß ich zu zahlen begehre. Er fand, daß ich gar leid ausſehe, und gab mir eine gute Fleiſchſuppe, die mir wohlthätig in alle Glieder drang. Ich wollte ſchon zutraulich werden und zu klagen anfangen über den Spital und deſſen Vorſtand; da ſah er ſich um, ob das Jemand gehört, und meinte: man könne es nicht allenthalben haben, wie man wolle, es ſeien auch gar allerlei Leute in einem ſolchen Spitale, er hätte ſchon manches gehört, allein man rede heut zu Tage gar viel. Uebrigens gehe ihn die ganze Sache nichts an, und was ihn nichts angehe, darein miſche er ſich nicht. So ging es mir ſpäter noch an mehreren Orten. Die Leute erſchracken ordentlich, wenn ich vom Spital zu reden anfing, ſahen ſich um, ob auf hundert Schritte jemand in der Nähe ſei? und wenn ſie keinen Menſchen ſahen, ſo redeten ſie doch leiſer, ſo leiſe als möglich, wahrſcheinlich aus Furcht, der liebe Gott möchte es hören. Ich ſtelle mir vor, gerade ſo hätten vor der Revolution die Franzoſen es mit der Baſtille gehabt. Es kam mir aber ſehr merkwürdig vor, was man auf dem Lande, und noch dazu in einem freien Lande, mit einer tüchtigen Portion Unverſchämtheit, unterſtützt von eigennützigen und herrſchſüchtigen Menſchen, für einen Zwang ausüben, die Menſchen in Angſt und Schrecken jagen kann, auf der einen und auf der andern Seite eine Art Reſpekt einflößen, in welchem man alles Gethane und Geſprochene recht gut und ſchön finden zu müſſen glaubt. Ich ſah das aber ſpäter noch viel ſchöner Ich ſah, wie Gemeindsbeamtete, z. B. Gemeindsſchreiber, mit dieſem unverſchämten, hochfahrenden Weſen ganzen Gemeinden imponirten, ſie verſtummen ließen. Ich ſah, wie die ehrſame Bauerſame am Kreuzer hängt mit Leib und Seele, ich ſah, wie ſolche Beamtete Geld hinter ſich zogen, keine Rechnung gaben, mit dem Gelde wirthſchafteten, daß es eine Burgerluſt war. Ich ſah wie die ganze Bauerſame Stück um Stück in's Geheim einem in's Ohr ſagte: das komme nicht gut, da werde die Gemeinde einiſch e Donners-Täſche uſe näh! Ich hörte, wie ſelbſt höhere Regierungsbeamtete, die doch auch von Amtes wegen etwas zu thun haben werden, trotz ihren geheimen Inſtruktionen, mit denen ſie ſich zuweilen bemänteln, Aehnliches meinten; und doch ſah ich vor hochgetragener Unverſchämtheit alles beben, und keiner durſte das Maul aufthun, um zu ſagen, was Recht und Pflicht war, wozu das Geſetz verpflichtete. Es iſt aber eben eine merkwürdige Sache um das Menſchenherz, und ſehr merkwürdig in demſelben zu ſehen, für den, der Augen dazu hat, wie ſich in ihm Eigennutz, Menſchenfurcht, Neid, Bosheit, Heuchelei, Schmeichelei zu einem grauſen Knäuel geballt herumbalgen, und bald das eine, bald das andere Ungethüm obſiegt. Endlich frug ich meinen Wirth nach meinem Haberſack; derſelbe, meinte er, werde noch oben liegen, und glücklicher Weiſe fand er ſich noch vor.

Einunddreißigſtes Capitel.

Wie ich zu Geld, einem Erbe, einer Kutte, und faſt zu einer Weltſche kam.

In demſelben fand ich meine Bankſcheine wieder, wußte aber nicht, ob ſie noch gültig ſeien, ich wußte, wie es in der frühern Revolution mit dem Papiergeld gegangen war. Der Wirth konnte mir nichts von dem Zuſtande Frankreichs ſagen; er leſe keine Zytig, meinte er, und man hätte ſchon zu viel an dem, was hier vorgehe, als daß man ſich noch darum bekümmern ſollte, was dort vorgehe, wo es einen nichts angehe. Ich frug nach Jemandem, der mir Auskunft geben könne?

Er wies mich zu einem, der gar e g'wundrige und e politiſche ſei, und vier Zytige leſe. Ich ging, und fand einen langen, ſchwarzhaarigen und bärtigen Mann, die Hände in den Seitentaſchen des pelzkragichten Rockes, mit einer blauen Brille auf der ſchlanken Naſe, der frug gar manierlich, die Achſeln hoch hinauf ziehend, nach meinem Begehren. Ich trug ihm die Bitte vor; er fragte mich um die Urſache meiner Bitte. Etwas ungern ſagte ich ihm, daß ich Scheine einzuwechſeln hätte und eine Reiſe machen möchte zu einem Freund, von dem ich vermuthe, daß er krank ſei, aber nicht wüßte, wo ich könnte wechſeln laſſen. Der Mann, ein obrigkeitlicher Fecker, war bekannt mit Geldgeſchäften; da er keine Kinder hatte, ſo hatte er ſeine Freude an andern Dingen;

er erbot ſich, das Geſchäft für mich zu beſorgen, und mißrieth mir die Reiſe gar ſehr, bis ich gründlich hergeſtellt ſei.

Er beſtellte mich auf einen andern Abend, um ſich von einem Augenzeugen die Julitage erzählen zu laſſen, und ermahnte mich, einſtweilen an Bonjour zu ſchreiben, wenn ich nämlich ſchreiben könne, ſonſt wolle er es für mich thun. Ich nahm ſein Erbieten an, da ich wohl recht gut ſchrieb, aber im Spital kaum zum Schreiben gelaſſen worden wäre.

Mit Vergnügen hörte mir der Fecker zu. Da er wahrſcheinlich in mir einen verſtändigen Mann fand, und er ſelbſt eben ſo gerne erzählte, als zuhörte, ſo erläuterte auch er mir die Verhältniſſe im Vaterlande, die mir durchaus unbekannt waren. Er gehörte zu den ſogenannten Liberalen, war der Ariſtokratie abhold, und wollte aufrichtig das, was er für das Beſte hielt. Er machte aber weder die Ariſtokratie zu lauter Teufeln, noch vergötterte er das Volk, oder vielmehr die größten Schreier desſelben. Er gab ſich alle Mühe, von jeder Leidenſchaftlichkeit ſich frei zu halten, und Jedem Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; darum ſahen ihn auch die Weißen und Schwarzen in ſeiner Gemeinde mit ſcheelen Augen an, und keiner traute ihm recht, weil er keinem unbedingt Recht gab, unbedingt ſich anſchloß. Er beurtheilte die allgemeinen Verhältniſſe weit ſicherer als die Meiſten, aber die Meiſten glaubten trotz ſeiner klugen Urtheile, er hätte keinen Verſtand.

Der Fecker tröſtete ſich darüber ſehr leicht, er ſagte: Ehedem hätten die Ariſtokraten geglaubt, der liebe Gott gebe die Weisheit den Seinigen im Schlafe, nun hätten die Leute gewechſelt, aber der Irrthum ſei geblieben und das Hochtragen der Köpfe.

Wir brachten mehrere vergnügte Abende bei einander zu, wo wir uns ordentlich verſchwatzten. Der Spitalknecht war bitterböſe darüber, er meinte, ich laſſe eine Klageſchrift dort gegen ihn machen, und ſagte, ich könne hinunterlaufen ſo viel ich wolle, es ſolle mir nichts nützen. Er könnte es mir verbieten, zum Fecker zu gehen, allein er fürchte ſich nicht, der ſchwarze D. hätte ihm nichts zu befehlen, und wenn der etwas mache, ſo wolle er es ihm eintreiben. Auch die Frau Feckerin, die mit der Suppe warten mußte, wenn ihr Herr recht im Schwatzen war, hörte ich einmal ſagen, als man mich anmeldete: Was wott da Tampi eh gäng hüt'r? Das machte mir Mühe. Als ſie mich aber einmal einen Theil meiner Geſchichte erzählen hörte, ward ſie recht freundlich, und hieß mich oft wiederkommen. Geld hatte ich eingewechſelt, aber noch keine Antwort von Bonjour; ich hatte ihm ſelbſt geſchrieben, und auch umſonſt. Geſtärkt durch die freie Luft und manches Glas Wein, das ich aus meinem Gelde trank, rüſtete ich mich zu einer Reiſe nach meinem alten Freunde, den ich nun bald ein Jahr lang nicht geſehen.

Alle Abende ging ich auf die Poſt, wo ich gewöhnlich den Fecker traf, zeitungs- und briefsbegierig. Zwei Tage vor meiner Abreiſe fand ich dort einen großen Brief an mich von fremder Hand, mit unbekanntem Siegel. Es war eine Ankündigung der Behörde, daß Bonjour geſtorben und ich zu ſeinem Erben eingeſetzt ſei. Der Schlag traf mich hart, ich hatte einen zweiten Vater verloren, ſo lange mich nach ihm geſehnt, auf das Wiederſehen mich gefreut, und wieder alles eitel; wieder eine Warnung, daß all mein Hoffen, alle meine Träume eitel ſein und bleiben ſollten immerdar. Am tiefſten ergriff mich der Gedanke, wie ſehr mein guter Wohlthäter nach mir verlangt, ſich gehärmt habe, als er keine Antwort erhalten, und durch ſeine Krankheit gelähmt, nicht nachſehen konnte, was mir fehle. Denn daß mir etwas begegnet ſei, das wußte er wohl, er war meiner zu ſicher, als daß er hätte glauben können, von mir leichtſinnig vergeſſen, hintangeſetzt worden zu ſein. Um ſo ſchmerzlicher mußte ihm ſein Leiden und die Angſt um mich ſein, den er mehr als ſeinen Sohn liebte, der ſein Stolz war, den er zu ſeinem andern Selbſt gemacht. Im Briefe ward ich aufgefordert, ſelbſt zu kommen, mich zu legitimiren und das Erbe zu erheben. Ich konnte nicht ſobald abreiſen, der todte Mammon zog mich lange nicht ſo, wie mich der lebendige Freund gezogen hatte. Die Trauer lag mir wie Blei auf meinen matten Gliedern, und drückte mich nieder. Ich fühlte mich auf's neue verwaiſet und verlaſſen; doch kräftigte mich, ich will es frei geſtehen, das Gefühl, Eigenthum zu beſitzen, und auf dieſe Weiſe nicht ganz verlaſſen, hülflos zu ſein. Was ich geſpart, war nicht bedeutend, zur Landarbeit war ich jetzt unfähig geworden.

Was ich nun vorzunehmen hätte, daran mußte ich denken, ich hatte das mit Bonjour ausmachen wollen, auf deſſen Einſicht und Klugheit ich mich verließ. Nun war er geſtorben, ich wäre der Barmherzigkeit oder Unbarmherzigkeit der Menſchen Preis gegeben geweſen, wenn er nicht an mich gedacht hätte noch vor ſeinem Tode. Ich bekam ordentlich das kalte Fieber, wenn ich daran dachte, daß es mir ſo nahe geſtanden, bei meiner körperlichen Gebrechlichkeit, von der ich mich vielleicht nie mehr erhole, im Spital zu leben und zu ſterben. Es war mir eine Freude, denken zu dürfen, ſelbſtſtändig zu bleiben und mit Bequemlichkeit etwas anfangen zu können, ohne gerade auf den Kreuzer ſehen zu müſſen. Ob dem Gelde vergaß ich den Verſtorbenen nicht, aber ich verachtete ſeine Gabe nicht, ſondern dankte ſie ihm noch im Grabe von ganzem Herzen. Dem Fecker theilte ich mein Leid und mein Erbe mit. Von dem letzten rieth er mir, einſtweilen nicht zu reden, ich lerne meine Leute noch beſſer kennen, und bewahre mir am beſten die rechte Unbefangenheit. Wir verabredeten mit einander, daß ich erſt das Erbe behändigen ſolle, ehe ich mich zu etwas entſchiede. Unterdeſſen hätte ich Zeit genug, mich ordentlich zu beſinnen, und die Vorſehung eröffne mir vielleicht unverſehens eine Bahn. Vom Fecker ging ich zum Schneider, um mir einen ordentlichen Rock machen zu laſſen, damit ich mit Ehren erſcheinen könne im narrochtigen Welſchland. Erſt hielt er ſich über das Tuch lange auf, das ihm für einen, der im Spital gelegen, gar zu hoffährtig vorkam. Der gute Mann gab wahrſcheinlich auch einige Batzen Steuer an die Armen, und da ärgerte es ihn, daß einer, der von ſeinen Batzen genoſſen, beſſer gekleidet ſein ſollte, als er. Darin hatte er nun ſo unrecht nicht, deſto mehr aber im folgenden. Wir Gardeſoldaten waren gewohnt uns gut zu tragen, unſere Uniformen waren nicht ſo von ungefähr gemacht, hiengen nicht um uns wie Säcke, ſondern waren mit Sorgfalt gearbeitet, und mußten dem Mann paſſen, ſeine Geſtalt hervorheben, durften weder hinten noch auf den Achſeln Falten werfen, oder ein Aermel anders eingeſetzt ſein als der andere. Mein Schneider wollte nun erſt lange nicht verſprechen, den Rock ſo zu machen, wie ich ihn haben wollte; er behauptete: in Frankreich könne man ſeinethalben die Röcke machen, wie man wolle, hier aber mache man ſie, wie es der Brauch ſei. Endlich, als ich weiter wollte, meinte er: wenn ich es zwänge wolle, ſo könne er es auch machen, ſo gut wie ein Anderer. Gut! ich gab ihm noch einen Rock zum Muſter. Als ich den neuen anprobirte, war er die merkwürdigſte Karrikatur von der Welt, und hieng um mich, wie eine Kapuzinerkutte. Dem Muſter war auch nicht die geringſte Beachtung geſchenkt worden. Auf meine Bemerkungen meinte mein Schneider: Allweg ſei es beſſer zu weit, als zu eng, wenn man im Winter zwei Mutzen (Unterleibchen) übereinander anlegen wolle, ſo habe man doch Platz, und wenn man jedem Narren ſeine Kutte machen ſollte, wie er es in ſeinem Narrengrind hätte, ſo möchte der Teufel Schneider ſein! Ich wußte am Ende nichts beſſeres, als dieſer Kutte loszukommen wie ich konnte und mochte, und mir an einem andern Orte eine andere machen zu laſſen. Ich ärgerte mich zuerſt über den Schneider, dann am meiſten über mich. Ich hätte es wiſſen ſollen, daß keine Arbeitsleute eigenſinniger und einbildiſcher ſeien, als die, welche ihr Handwerk gar nicht verſtehen, und gewohnt ſind, ohne Gedanken, als Maſchine zu arbeiten, nach dem eingelernten Schlendrian. So ein Handwerker hat nicht den feinſten Gedanken an Vervollkommnung, ſondern er meint, nicht nur ſei er ſelbſt vollkommen, ſondern er mache auch Alles vollkommen, verträgt durchaus keinen Tadel, und verpfuſcht lieber eine Sache, als daß er ſie verbeſſert. Solche Arbeiter gibt es aber in die Tauſende, ſo wie es Millionen Chriſten gibt, die als Menſchen keinen Fehler eingeſtehen wollen, und an die eigene Vervollkommnung nicht denken.

Ich fand das kleine Vermögen meines Freundes nicht in der beſten Ordnung vor, hingegen noch Abſchiedsworte, die mich innig rührten, einzeln abgebrochene, aufgezeichnet in lichten Augenblicken, aber einzelne Bilder ſeiner treuen biedern Seele, ſeiner Liebe zu mir und ſeines verhaltenen Schmerzes, an dem er ſtarb, daß der kleine Korporal, der große Kaiſer, nicht kommen wollte, vielleicht nicht kommen konnte. Gerne würde ich ſie hieher ſetzen, wenn ich nicht zum Schluß eilen müßte. Es koſtet mir viel mehr Mühe, mein Erbe zuſammen zu treiben, als ich anfangs dachte; wenn ich ſchon etwas im Reinen zu haben glaubte, ſo ſtellte ſich immer wieder etwas dazwiſchen, und ich konnte lange nicht begreifen, was. Es war wie etwas Unſichtbares, wie ein Geiſt, der auf nächtlichem Wege die Pferde ſtettig macht, daß ſie nicht vorwärts wollen. Endlich entdeckte ich dieſen unſichtbaren Kobold, aber er hatte Fleiſch, freilich etwas altes, und Beine, aber ein wenig krumme. Es war nämlich meines Wirths

Tochter, die ſich immer zwiſchen mich und meine Abreiſe ſtellte, wenn ich dieſelbe ohne ſie unternehmen wollte. Sie war eine von denen geweſen, die oben hinaus wollen, ohne Anſprüche dafür zu haben; darüber war ſie veraltet; um ſo verliebter ward ſie, um ſo mehr ward ihr Angſt, ſitzen zu bleiben; jedes Abendläuten ſchien ihr von dem Glöcklein auf dem Gritzimoos her zu kommen, welches die alten Töchter auf der ganzen Welt zum Kaffee zuſammenklingelt. Ihre Mutter theilte die Angſt mit ihr und vergrößerte ſie noch, und ſagte ihr alle Abend: mais mon Dieu, Susette, encore un jour passé! Der Vater hätte ihren Abſchied auch nicht ungerne geſehen, weil er an ſeiner Frau Weibervolk genug im Hauſe, an ihren Launen genug zu tragen hatte; und eine liebeſüchtige, aber übellaunige Tochter iſt für manchen Vater ein ſchweres Kreuz. An mir glaubte ſie endlich einen ſichern Fang gethan zu haben. Nicht daß ich ihr Anlaß zu dieſem Glauben gegeben hätte, allein ich war eine bête allemande, die zum Glück franzöſiſch verſtund, und ein Welſch glaubt mit einer ſolchen bête machen zu können, was er will, und beſonders wenn ſie welſch kann. Trotz dem daß ich eine bête war, gefiel ich ihr, und mein Vermögen auch, und auf alle Fälle fieng ſie an, ſich an den Grundſatz zu halten, daß Einer beſſer ſei als Keiner. Dieſe drei nun hatten ein ordentlich Bündniß gegen mich geſchloſſen. Anfangs ſuchte man mich durch allerlei touchante Anläſſe zu überrumpeln, und da dieſes nicht half, ſo zog man Laufgräben um mich, ließ mich unbewacht keinen Schritt thun, und Suſette beſchoß mich mit zärtlichen Bomben und eindringlichen Leuchtkugeln aus ihren rothverbändelten Augen. Sie wußten durch tauſenderlei Künſte alle meine Geſchäfte auf die lange Bank zu ſchieben. Als ächte bête allemande merkte ich das ganze Spiel lange nicht, und offenherzig gab ich dem Wirthe alle Abende Bericht, wie weit ich gekommen, was mir für dieſes oder jenes geboten worden, was ein Gläubiger mir verſprochen, was ich ferner vorzukehren gedächte; ſo ward ihnen leicht, mir unter der Hand alles wieder zu verderben. Endlich fiel ich doch darüber, indem man es mir einige Male gar zu nahe legte. Ich wurde nun ſchweigſamer, vorſichtiger, und kam endlich zum Abſchluß, ſo daß ich eines Tages meine Reiſe anſagen konnte. Ueber die langen Geſichter, die verſuchten und abgeſchlagenen Stürme will ich ſchweigen. Dafür, wie ein ächter Welſcher, hielt mein Wirth durch eine unverſchämte Rechnung ſich ſchadlos; als dieſe richtig bezahlt war, ſchieden wir als gute Freunde von einander.

Zweiunddreißigſtes Capitel.

Mein Aemtlihunger, und wie ich abgeſpieſen werde.

Nun hatte ich endlich mein kleines Eigenthum beiſammen, und konnte überſchlagen, was damit anzufangen ſei. Im Nothfalle reichten deſſen Zinſen hin, mich zu nähren. Aber ich wollte nicht blos einen Rücken haben, ich wollte auch etwas ſein, es kam nur darauf an, was? Auf meiner ganzen Reiſe überſann ich dieſes, dachte bald an dieſes, bald gefiel mir jenes, wählte und verwarf, bis ich endlich bei meiner Heimkunft meinen Fecker mit dem Entſchluß überraſchte, Schulmeiſter werden zu wollen. Aber Gotthelf, ſagte er mir, wißt ihr auch was ihr wollt? Ich weiß wohl, daß ihr ein verſtändiger Mann ſeid, aber mit dem iſt's nicht gemacht; habt ihr auch die nöthigen Kenntniſſe? Man fordert jetzt weit mehr als ſonſt. Wißt ihr auch, was ihr mit einer Schule für ein Amt übernehmet? Wiſſet ihr, daß, wenn ihr in wahrhaft guter Schulmeiſter ſein, d. h. das Böſe meiſtern und austreiben, das Gute zeugen und auferziehn wollt, hr Jahre lang von den Alten werdet verläſtert, eure Arbeit n den Jungen von ihnen werdet geſchädiget ſehen, und daß uch dieſes noch zehnmal mehr als einem Andern geſchehen wird, weil ihr ein Rother und in Frankreich geweſen ſeid? ch gab ihm einige Proben meines Wiſſens, mit denen er ufrieden ſchien; auch den andern Einwurf hätte ich wohl berdacht, aber es dünke mich doch gar ſchön, zu verhüten, aß Kinder nicht mehr ſo erzogen würden wie ich. Ich laube, der liebe Gott habe mir in dieſem Entſchluß einen eſondern Fingerzeig gegeben ſeines Wohlgefallens, daß ich un, was an mir geſündigt worden, an vielen Andern ver- üte. Ob er wohl eine ſchönere Lebensaufgabe kenne? Uebri- ens glaube ich mit den Leuten wohl nachzukommen, thäten e am Ende auch räſoniren, ſo könnten ſie mich doch nicht kujoniren. Der Fecker meinte, wenn ich die Sache von dieſer Seite nehme, ſo könne ich es einmal probieren; wenn ich ſpäter über meine Täuſchung komme, ſo könne ich immer noch etwas anders wählen, verſäumt ſei nichts, ich aber an Erfahrungen reicher geworden. Ich eröffnete ihm, daß ich für eine in der Nähe ausgeſchriebene Schule mich zu melden gedächte. Das iſt aber doch ein verwegenes Stücklein, meinte der Fecker, ihr habt euer Lebtag kein Schulmeiſterexamen gehört, und wollt nun ſo mir nichts, dir nichts, eins machen. Ich behauptete, nicht mehr ſo klüpſiger Art zu ſein, und was Einer wiſſe, das könne er auch ſagen. Ich will nicht mit euch diſputiren, ſagte er, aber einen guten Rath will ich euch geben: geht zum Schulkommiſſär, der das Examen hält, und meldet euch bei ihm als Bewerber für die X. Schule, und ſagt ihm zugleich, ihr ſeiet franzöſiſcher Gardiſt. Die meiſten Schulkommiſſäre würden freilich den Kopf ſchütteln, aber nicht weiter eintreten, ſondern ſagen: es komme auf das Examen an, ſie wollten dann ſehen, was ihr könnet. Der aber nicht alſo, der examinirt gar zu gerne, und wo er einen zwiſchen ſeinen examinirenden Schraubſtock kriegen kann, erlabet er ſich an den Oehl- und Schweißtröpflein, die er hervorpreßt, gar wonniglich. Der wird auch den Kopf ſchütteln, aber er wird nicht warten mögen bis zum Examen, ſondern Euch gleich auf den Zahn fühlen, und ohne daß er es ſelbſt weiß, zu examiniren anfangen. So habt ihr den doppelten Vortheil, daß ihr wißt, wie es bei einem Examen zugeht, und wie ihr in einem ſolchen beſtehen würdet. Den Rath fand ich allerdings gut, und an einem ſchönen Morgen befolgte ich ihn. Ich wurde zu einem kleinen Herrn geführt mit ſchönen glatten, ſchmalen, langen Backen und ſchnarrender Stimme. Auf mein Anbringen ſchüttelte er richtig den Kopf, und ſagte: ihr ſeid ein Rother, aber wiſſet ihr auch, was ein Schulmeiſter iſt? Auf einige ſchöne Redensarten von mir, ſagte er, das iſt gar ſchön, aber mit dem iſt es noch nicht gemacht, wiſſet ihr auch, was ihr die Kinder lehren ſollt? Ich erwiederte etwas recht Kluges, wie ich meinte; aber er meinte: das iſt nüt, darauf kommt es gar nicht an, ich frage euch, ob ihr die Fächer kennet, die ihr lehren ſollt? Kennt ihr z. B. die deutſche Sprache? Ich könne deutſch und franzöſiſch, meinte ich. Ja ich höre wohl daß ihr deutſch redet, ſagte er ſchneidend, deßwegen kennt ihr die deutſche

Sprache doch nicht; könnet ihr z. B. ſagen, aus wie vielen Beſtandtheilen ein Satz beſteht? Natürlich war ich am Haag. Ihr kennt doch die Zuſtands- oder Ausſagewörter? Ich wußte wieder nichts. Oder ſaget ihr ihnen noch Zeitwörter? Ja, die kannte ich endlich. Könnet ihr ſie konjugiren? Ich liebe, du liebſt, er, ſie, es liebt. Nicht wahr, er, ſie, es, ſind Fürwörter, und ſtehen für Hauptwörter da; ſollen ſie die Stelle von Hauptwörtern vertreten, ſo müſſen ſie auch deklinirt werden können, nicht wahr? Ja, das waren mir nicht nur böhmiſche, ſondern auch ſpaniſche Dörfer, und ich ſchüttelte betrübt den Kopf. Da ſeht ihr, wenn man ſchon deutſch kann, ſo kann man doch die Sprache noch nicht kennen, und das fordert man heut zu Tage. Da er im Zuge war, ſo ging es durch mehrere Fächer fort, und in der Religion, wo ich meine Hauptſtärke wähnte, beſtund ich am ſchlechteſten. Ich ſollte die Wörter Gnade, Barmherzigkeit, Langmuth, Güte erklären, und die bezeichnenden Unterſchiede zwiſchen ihnen angeben. Ich redete wieder allerlei Schönes, wie ich glaubte, allein das ſei nichts, ſagte er mir, ich ſolle jedes beſonders definiren mit beſtimmten, kurzen Worten. Das konnte ich aber nie recht treffen, ſo wie er ſich das ausgedacht hatte. Auf einmal heimelete die Sache mich, meine Unterweiſung kam mir in Sinn, ich dachte, das ſei vielleicht ein Sohn des Pfarrers, der mich unterwieſen, und natürlich werde er die Erklärungen ſeines Vaters wollen. Ich ſtoppelte nun aus meinem Gedächtniß zuſammen, was ich noch wußte; aber o weh, es mußte doch nicht ſein Sohn geweſen ſein, denn er fuhr mich ordentlich an, und nach vielen Wendungen fragte er mich: ob ich nicht ſelbſt einſehen müſſe, daß meine Erklärungen durchaus unverſtändig geweſen ſeien. Ich ſehe aber hoffentlich nun ſelbſt, daß nicht jeder Schulmeiſter ſein könne, der es ſich einbilde, er rathe mir nicht, das Examen zu machen, ſondern vor allem einen Wiederholungskurs zu beſuchen.

Ganz zerſchlagen und erbittert kam ich zum Fecker, erzählte ihm den Hergang, ſchimpfte weidlich über den Schulkommiſſär und behauptete, wenn es nach ihm gienge, müßten die Schulmeiſter Papageien werden und die Kinder zu ſolchen erziehen. Als ich ausgetaubelet hatte, ſagte er mir, ich ſolle das Kind nicht mit dem Bade ausſchütten und ich verſtünde die Sache doch nicht recht. Er wiſſe wohl, der Kommiſſär halte, ohne daß er es wolle, viel zu viel auf dem Eintrichtern, und obgleich er dagegen losziehe, begehe er doch den Fehler in hohem Grade. Er ſei auch überzeugt, ich würde die Kinder in der Schule wecken und beleben, aber ihnen vielleicht zu wenig eintrichtern. Denn einmal müſſe man den Kindern in der Schule auch etwas beibringen, und dieſes müſſe in einer beſtimmten Ordnung und Form geſchehen, und wenn der Lehrer dieſe Ordnung und Form die Kinder ſchon nicht auswendig lernen laſſe, ſo müſſe er ſie doch ſelbſt im Kopfe haben, um die Kinder ſo leiten zu können, daß ſie, wenn auch nicht die willkürlichen Wörter, doch wenigſtens die Sachen ſelbſt fänden. Kenne der Lehrer weder Ordnung noch Form, ſo komme er bei aller Mühe nicht weit, nie zu einem ſichern Gang, könne nie das rechte Ziel ſich ſtecken. Da hinke es nun aber allerdings bei mir, und wenn es auch nicht die Haupterforderniſſe bei einem Lehrer ſei, ſo ſei es doch wenigſtens die wichtigſte Nebenſache. Bei meinem verſtändigen Sinn und meiner Gewohnheit zu lernen, könne ich mir aber das wohl noch erwerben, wenn ich bei meinem Vorhaben bleiben wolle. Dazu hatte ich aber durchaus keine Luſt. Das was ich erlernen ſollte, kam mir ſo kraus und fremd vor, dazu ſo geiſtlos und überflüſſig, daß ich verzweifelte, je mir daſſelbe aneignen zu können. Ich gab alſo den Traum, Schulmeiſter werden zu wollen, auf, gab den Glauben auf, daß die Vorſehung mich dazu berufen, und wollte mich auf etwas anderes beſinnen.

Was ich nun wieder alles ſann und verwarf, will ich nicht alles anführen. An einem Sonntage fiel mir im Amtsblatte die in meinem Amte ausgeſchriebene Straßen-Inſpektorſtelle auf. Plötzlich ſchien mir ein Licht aufzugehen; gerade dieſer Poſten ſchien wie gemacht für mich, und zwar aus zweien Gründen. Mit Schwellen und Straßen ſah ich ſehr geſchickte, aber auch zweierlei andere Leute handthieren, und zwar zu großem Schaden des Staates. Erſtlich Landeskinder, die wohl ihrer Lebtag hatten gemeinwerchen ſehen an Schwellen oder Straßen, aber ſonſt nichts weiteres, die vielleicht nie darüber nachgedacht hatten, warum man eine Sache ſo mache und nicht anders. Ich ſah wieder Leute, die vielleicht viel Kunſt hatten, aber keinen Begriff vom Lande, die einen Fluß dämmen wollten, ohne ſeine Natur zu kennen, ohne glauben zu wollen, was man ihnen darüber ſagte. Ja, deren Einfalt ſo weit ging, daß, als ſie an einer Brücke vom wilden Fluß an die Jöcher getragenes Holz ſahen, ſie frugen: wer hat denn das gemacht? Sie glaubten wahrſcheinlich, die Bauern hätten expreß Holz in den Fluß und an die Brücke geworfen, um ſie zu ſchirmen, und ſchienen das ſehr klug zu finden. Möglich, daß auch nächſtens in einem gelehrten Werke dieſes als ein ſehr probates Mittel der Schweizerbauern zum Schutze der Brücken angewieſen wird.

So wurden Theorien aufgeſtellt, die für das Land nicht paſſen, und dieſe Theorien auf eine Weiſe ausgeführt, wie ſie für die Theorie nicht paßte.

Nun kannte ich das Land, und kannte auch etwas vom Straßen- und Schwellenbau. In Italien und in Frankreich hatte ich von beiden viel geſehen; und italieniſche Flüſſe haben mit den unſrigen weit mehr Aehnlichkeit, als z. B. die polniſchen. Ich hatte auch manches darüber geleſen, denn Bonjour ſchleppte Bücher aller Arten für mich zuſammen. So hoffte ich die nöthigen Kenntniſſe zu haben für dieſes Amt. Aber eigentlich der zweite Grund trat begeiſternd vor mich. Wohin ich blickte, ſah ich ſelten einen Vertreter der eigentlichen Staats- oder Geſammt-Intereſſen, und noch viel ſeltener einen freundlichen uneigennützigen Vermittler zwiſchen dem Staats- und Privat-Intereſſe. Freilich habe ich ſeit der Bereſina etwas ſchwache Augen.

Auf der einen Seite herrſcht die Anſicht: wer Corporationen, beſonders den Staat, am beſten beſchummeln könne, der ſei der Geſcheuteſte; wer ſein Maul an's Staatsbüpi hängen könne, werde am ſchnellſten fett, und je mehr er ſauge, deſto reſpektabler werde er. Das gilt vielen Leuten als vollkommen recht und untadelhaft, und man rühmt ſich ordentlich deſſen. Ja, ein Gemeindsvorſtand, der mit ſeiner Unterſchrift ebenfalls den Staat beſchummeln wollte, glaubte mit vollem Recht dem ewige Rache drohen zu dürfen, der die Schelmerei ihm ausbrachte. Er brachte ſie ihm zwar nicht abſichtlich aus, ſondern nur weil er nicht zum Lügner werden wollte; aber es meinte der Gemeindvorſteher wahrſcheinlich, dem Staat gegenüber heiße lügen nicht lügen, ſtehlen nicht ſtehlen, ſondern ganz anders.

Der, welcher mehr Taggelder verrechnete, als Tage im Jahr waren, ſcheint der gleichen Meinung geweſen zu ſein. Und der, welcher des Tages in's Glas ſah. und Nachts bei

Laternenſchein ſeine Augenſcheine einnahm, ſcheint in ſeiner Meinung von den frühern nicht viel zu divergiren.

Ach Gott! wie ſchön iſt's, Couliſſen aus zerbröckelten Steinen aufführen zu können, die Steine zu 2 Kr. bezahlen, zu 5 Kr. zu verrechnen, Steine zu Brückendeckeln nur 8" ausbrechen zu laſſen, um ⅓ Fuhrlohn in den Sack zu ſtecken, mehr Taglohn zu verrechnen, als man Arbeiter bezahlt, unter dem Vorwand, der Abzug werde zu einem Imbiß, daß Gott erbarm. Und abgegrabene Erde ſteckt man nicht in Sack, wohl aber das Geld dafür, o bene über bene! Ach Gott! welch beſeligend Gefühl iſt es, die Ausſicht zu haben, noch Jahre lang 8 Fr. Taggeld zu beziehen, und am Scherm und Schatten bequemlich 3 Fr. davon zu verzehren, und alle Tage die zur Verdauung nothwendige zweiſtündige Bewegung zwiſchen zweien Wirthshäuſern hin und her machen zu können für 8 Fr. täglich. Ach! wie wohl muß dem der Schlaf thun, wenn er ſich niederlegend, ſagen kann: Gottlob! heute iſt wieder nicht viel geſchehen, und für dieſe oder jene Arbeit habe ich die günſtigſte Zeit verdreht, ſie auf die Weiſe angeordnet, wie ſie am langſamſten geht. Wenn man mich machen läßt, ſo währt mein Schlaraffenleben noch eine gute Weile! Ach Gott! wie wohl thut mir der zehnbatzige Wein und alle Tage Voreſſen! Und wenn der Mann Großrath wäre zufällig, ſo würde er hinzuſetzen: aber wer wird gegen mich etwas ſagen dürfen, gegen mich Großrath? Dem D. wollte ich es zeigen, was er iſt, und was ein Großrath zu bedeuten hat; und wär's ein Oberſt, ich wollte ihm zeigen, was ein Großrath ſei! Aber ein Oberſt, der nicht Großrath iſt, aber auch von Taggeldern lebt, wird ſich wohl hüten, mit einem Großrath es zu verderben.

Ach! wer doch für die Regierung ſtraßen könnte! Wie könnte der dann ſchön bauen für ſich, und ſeinen Sohn getroſt beeteln laſſen den Satz zu 3 bis 5 Btz.

Es ſchien mir faſt, als ob die Begriffe Treue, Ehrlichkeit, Wahrheit gegenüber dem Staate ordentlich geſpenſterartig würden und ſpukhaft; die Worte hörte man, ſah ſie auf dem Papier allenthalben, guckte man aber tiefer hinein, ſo war es, als ob ſie lauteten: Belugſen ſei eine Tugend, Hehlen eine Pflicht.

Dann ſah man wieder Andere gegenüber den Gemeinden und Privaten barſch auftreten und roh, jede Einwendung verhöhnend, jedes freimüthige Anſuchen abſchlagen, ſah gnädeln, wo Kriecherei ihnen entgegen kam, und auf merkwürdige Weiſe Sinn ändern, und aus einem ganz andern Tone reden, wie z. B. eine leere Taſche einen ganz andern Klang hat, als eine, in welche einige Fünfunddreißiger geſteckt worden. Sah unbegründet Gemeinden kujoniren, und andere unſinnig begünſtigen auf die ſeltſamſte Weiſe, ſah Leute vor die Köpfe ſtoßen um Kleinigkeiten, und wiederum mit Staatsgeldern umgehen, als ob alle Tannen im Kanton Bern ſtatt Krisnadeln Dublonen trügen, und alle dieſe Dublonen den Bach ab gejagt werden ſollten.

Da ſchien's mir ganz prächtig, ſo ein Beamteter zu werden, wie ich mir dachte, daß einer ſein ſollte. Zu walten im angewieſenen Kreiſe mit Sachkenntniß, als einer, dem man es anſieht, daß er für das Amt da ſei, und nicht das Amt für ihn, treu den Staat und das Geſammt-Intereſſe zu vertreten, und Jedem freundlich entgegen zu treten, alte Kniffe abzuſtellen und neue Handgriffe einzuführen. Ich dachte mir in vielfachem Verkehr tauſend Gelegenheiten zu haben, die guten Abſichten der Regierung gegen Mißdeutungen zu ſchützen, und hinwiederum manchen verkannten Biedermann höheren Orts zu vertreten. Kurz, ich träumte gar prächtige Träume, und mochte gar nicht warten, bis ich dem Fecker meinen Entſchluß, Amts- oder Straßen-Inſpektor zu werden, mittheilen konnte.

Die Stelle war mir ganz nahe gerückt, es war mir faſt, als hätte ich ſie ſchon; ich hatte mich überzeugt, daß man ſicher tüchtige Leute untüchtigen vorziehen würde, wenn man die Erſtern nur hätte. Der Fecker lächelte, als ich meine Hoffnungen ſo begeiſtert vor ihm ausſchüttete, und meinte: ich ſolle die Sache nur nicht zu ſicher nehmen. Da fuhr ich auf und ſagte: Es ſei gottlob nicht mehr die alte Zeit, wo man ein Bürger von Bern ſein mußte, oder der Trabant irgend eines Landvogts, um zu einem Pöſtlein zu kommen; jetzt ſei man hungrig und durſtig nach tüchtigen Leuten, wenn man ſie nur hätte, man ſtelle ja jeden fremden Schminaggel an, wenn man nur von weitem hoffe, daß er fünfe zählen könne; um wie viel eifriger würde man alſo nach tüchtigen Landeskindern greifen, wenn ſie ſich fänden? Mein Fecker lächelte je mehr und mehr und meinte endlich: ich ſei auf dem beſten Wege, ein Brandſchwarzer zu werden. Ich konnte ihn nicht begreifen, konnte nicht begreifen, warum er gerade heute an einem Sonntage und dazu noch nach einer Predigt, ſo beſonders zum Spaßen aufgelegt ſei, und ſtellte ihn darüber etwas haſtig zur Rede.

Mein lieber Gotthelf, ſagte er, wenn ihr mich ruhig anhören wollt, ſo will ich euch das erklären. Ihr ſtellt euch vor, die Zeit, die erſt kommen ſoll, und weiß Gott wann! die ſei ſchon da; kommt ihr nun darüber, daß dieſe Zeit, in der wir leben, der vergangenen ähnlicher iſt als der erwarteten, ſo werdet ihr bitterböſe über ſie, d. h. brandſchwarz: ihr meinet, die Zeit habe Euch betrogen, während ihr doch euch ſelbſt betrogen habt. So ſtellt ihr euch vor, es ſolle nun in allen Dingen ganz anders gehen, als es ehedem ging; da irrt ihr euch, es geht in vielen Dingen nicht beſſer, Manche ſagen ſchlimmer; aber daran iſt die Zeit, die wir haben, nicht ſchuld, auch nicht die Menſchen, ſondern es iſt der natürliche Lauf der Welt, der es ſo mit ſich bringt, über den man Niemandem zürnen kann als allfällig Gott, wer Luſt dazu hat. Ich will euch das an eurem Poſten deutlich zu machen ſuchen. Ehedem war allerdings der Kanton Bern gerade wie ein Lebkuchen, um den appartige Leute ſaßen und daran gnagten und ſich erlabten. Rings um ſie warteten auf den Hinterpfoten eine Menge wunderlicher Thiere mit Menſchenaugen aber einem Hundemagen auf und appertirten die Broſamen, die von der Herren Tiſche fielen. Das geſchah nun nicht hinter einem Umhang, ſondern der Schmaus wurde aufgeführt vor allem Volk an hellem Tage. Nun ſchienen viele der Sitzenden, nicht alle, freilich nur gar kleine Biſſen in den Mund zu ſtoßen auf einmal, aber viele kleine Biſſen machen am Ende auch einen großen, und die Biſſen, welche ſie den kleinen Thierchen, welche ihnen auf dem Schooße lagen, in die Schnauze ſchoben, ſollte Niemand merken; ſie machten freilich ſaure Geſichter, und wiſchten ſich zuweilen den Schweiß von den Stirnen, allein ſie ſaßen doch alle ſo behaglich da, und wenn einmal einer auf dem Seſſel an dem Lebkuchen ſaß, ſo war er nicht wegzubringen. Dem ganzen Spektakel ſah man zu, prägte ihn ſich tief ein, und wer weiß, ob nicht manchem das Maul wäſſerte. Wenn Väter es ſich wohl ſein laſſen, und ſich nur darum kümmern, daß ihre Kinder nichts von dem erhalten, was ſie ſelbſt genießen vor den Augen der Kinder, wer will es den Kindern verargen, wenn ſie ſchwytig werden, an ihrer Väter Stelle zu ſein wünſchen, und meinen, die Vaterpflichten beſtünden in der Verwirklichung des Sprichwortes: Selber freſſe macht feiß.

Es gab aber immer Leute, die dieſes ärgerte, und die brachten es endlich dahin, daß erkannt wurde, der Kanton Bern ſolle kein Lebkuchen mehr ſein, das Gnagen und Apportiren ſolle aufhören, aber nicht das Schwitzen und Arbeiten; und wer um den Kanton zu ſchwitzen und zu arbeiten wiſſe, der ſolle ja ordentlich zu eſſen kriegen, wenn auch nicht Lebkuchen. So wurde es erkannt, ſo ſollte es nun ſein, und im Anfang kam gar mancher nicht um des Eſſens, ſondern um des Schwitzens und Arbeitens willen an den Tiſch mit dem grünen Tiſchlaken; auf den Privattiſchen hat man weiße Tiſchtücher, weil man auf denſelben weniger verzattert. Aber die Menge behielt doch noch den Lebkuchen im Kopf, und das Wäſſern darnach im Munde; aber ſie blieb verblüfft, und wagte ſich nicht zum Tiſche hin, ſich ſcheuend vor dem ehemals heiligen Bann um denſelben. Nur einige Schlauköpfe drängten ſich vor, riefen: Volk, um deinetwillen bis in den Tod! und ſchwangen ſich noch an einige Plätze, und nahmen geſchwinde einige Schooshündchen mit ſich auf und zwiſchen die Beine. Da gingen der Menge Maul und Naſe auf, daß ihresgleichen ungeſtraft und behaglich da ſitzen könnten, wo ehemals der Lebkuchen geweſen, und ſie wurden bitterböſe, daß ſie die rechte Zeit verſäumt, und noch böſer, wenn ſie ſahen, wie einige am Tiſche Brocken um Brocken über die Achſel denen reichten, welche hinter ihren Stühlen ſcharwenzelten und apportirten mit ihren Menſchengeſichtern und Hundemagen. Die, welche ſchwitzten und arbeiteten, wurden auch böſe, daß Kollegen nichts anders thaten, als Brocken austheilen, und im Regierungsleiſt die zu Hauſe Arbeitenden kritiſiren und beſpötteln, und noch böſer, wenn ſie bei ihrer Arbeit von den Pöſtli-Lüſtlingen, die nicht arbeiten, wohl aber räſoniren konnten, Mupf um Mupf erhielten, damit ſie ihnen Platz machen möchten. Und mancher Ehrenmann wird des Müpfens ſatt, und macht irgend einem hungrigen Menſchengeſicht Platz. So ſieht das Ding aus, und manchmal ſieht es faſt unverſchämt aus, wie an einem Frankfurter Kaiſertag, wo man um einen gebratenen Ochſen ſich todt ſchlug, und wer ſich am unverſchämteſten Platz macht, der ſchreit doch nichts anders als: Platz da im Namen des Volkes und für das Volk! So iſt dieſen Augenblick ein wüſtes Stoßen und Drängen um Brocken, Stühle und den eingebildeten Lebkuchen, der gar nicht mehr da iſt. Das macht nun manchem gar böſes Blut, er klagt die Zeit, und, weiß Gott, Gott ſelbſt an, und wird brandſchwarz. Mein Gott, der gute Menſch war gar einfältig, daß er meinte, die Menge ſollte vergeſſen, was ſie geſehen, und der Appetit, den ſie durch Anſchauen erhalten! Es iſt gar einfältig, daß er glaubte, der liebe Gott habe ſo einen Wäſchlumpen in der Hand, mit welchem er alle Eindrücke, welche ein Volk durch Jahrhunderte durch erhalten, in einer halben Stunde durchſtreiche. Das ſind Narrheiten! Gerade ſo mußte es kommen. Aber nur dafür geſorgt, daß der Lebkuchen nicht mehr hergeſetzt werde, und daß das Volk begreifen lerne, was für einen Unterſchied es ſei zwiſchen eſſen und trinken und ſchwitzen und arbeiten, dann wird das Müpfen und Stoßen von ſelbſt aufhören, und an den Tiſchen wird nur gelaſſen, wer zu ſchwitzen und zu arbeiten verſteht. In dieſer Zeit ſind wir aber noch nicht, im Gegentheil, gerade jetzt iſt der Andrang am heftigſten, und ſcheinbar die Meinung oben auf, daß man nur ein recht grober gottloſer Lümmel zu ſein brauche, um recht viel zu werden; allein das wird ſich von ſelbſt geben ohne Wunder, ſobald man gelaſſen und ruhig dem Ende des Traumes abwartet und zu ſeinem Ende beiträgt, was man kann. Aber weil nun gerade die Zeit ſo iſt, werdet ihr die Stelle nicht erhalten. Nach euern Kenntniſſen u. ſ. w. wird man gar nicht fragen, und nach den Kenntniſſen deſſen, der ſie erhält, noch viel weniger. Ja, wer weiß, ob ſie nicht etwa irgend ein Beſenbinder oder Küblimacher erhält, der aufzuwarten verſteht, oder irgend jemand an den Tiſchen hat, der ſeine Stimme kennt, dem er verwandt iſt auf irgend eine Weiſe; denn es gibt nicht nur verſchiedene Grade von Verwandtſchaft, ſondern auch verſchiedene Arten.

Mit ſtummem Erſtaunen hatte ich zugehört, aber nicht mit ſonderbarer Erbauung, und ſagte endlich dem Fecker: es ſcheine doch, die Leute hätten Recht, welche ſagen, er hielte es nicht mit dem Volke, ſondern er ſei halt ein Herr, und keine Krähe kratze der andern die Augen aus, und wenn er es ſchon nicht mit den ganz Alten halte, ſo ſei er doch ein Freund von weißen Ariſtokraten, den Bürgern aus kleinen und großen Städten, die den Landleuten die beſten Plätze weggenommen hätten. Nun, meinte er, was die Leute ſagen, das muß ich mir gefallen laſſen, ſie verſtehen halt das Ding nicht beſſer, aber euch hätte ich verſtändiger geglaubt. Niemand liebt das Volk mehr und inniger als ich, Niemand iſt bereit zu größern Opfern als ich, und iſt das nicht eben ein Zeichen meiner aufrichtigen Liebe, daß ich über daſſelbe nicht verblendet bin, und ihm ſeine Fehler aufrichtig ſage? Das Volk iſt aber gerade wie ein hübſches reiches Mädchen, dem der Herr ſo eben erlaubt hat, und das unbekannt mit der Welt in dieſelbe hinaustritt. Das Mädchen iſt herzgut und hat viel Schönes noch behalten aber es iſt in dieſem Augenblick doch wenig mit ihm zu machen, und wenn es je verführt werden ſollte, ſo iſt das gerade jetzt am leichteſten. Das gute Mädchen kennt halt ſeine Leute noch nicht, und glaubt, die meinen es am beſten mit ihm, die ihm hinten und vornen ſcharwänzeln, es rühmen von den Züpfen bis zu den Zwicken, alles geſcheut finden, was es ſagt, alles ſchön, was es macht, jeder Laune huldigen, von keinem Fehler wiſſen wollen, das liebe Menſchenkind zu einer Göttin des Himmels machen. Nun drängen ſich zu demſelben eine Menge hofirender Anbeter mit und ohne Brillen, die ſagen ihm die ſchönſten Sachen, freilich in verſchiedenen Mundarten, faſt wie beim Thurmbau zu Babel; ſie verſprechen für daſſelbe in den Tod zu geben, ſchwören den Tod jedem, der ihm nur ein ſchiefes Geſicht ziehe. Sie ſtellen ſich gar uneigennützig, nichts, gar nichts wollen ſie für dieſe ſchönen Sachen alle, als einen Blick aus des Mädchens ſchönen Augen. Aber das Mädchen iſt eine gar gute Haut; über ſo viele gute Freunde, die ihm auf einmal wie Krautſtengel aus dem Boden gewachſen, oder wie Hagelſteine aus dem Himmel gefallen ſind, iſt es gar zu ſeelenvergnügt; es will doch nicht alles umſonſt haben von ihnen, es wirft ihnen Handküſſe, Bonbons, Souvenirs aller Art zu, wirft ſich ihnen am Ende kehrum in die ausgeſpreizten Arme, woran die langen Finger theils in ſchönen Handſchuhen ſtecken, theils mit ſchönem braunen Bocksleder überzogen ſind. Und dann tanzen und gumpen ſie mit einander, und können ſich gegenſeitig nicht ſatt rühmen und loben. Und die alten Freunde des Mädchens, die es auferzogen und von ganzem Herzen liebten, ihm aber wie gute Freunde die Wahrheit ſagten, die läßt es auf der Seite ſtehen, findet ſie kreuzlangweilig, und nicht paſſend für ihns; es mag ſie eben nicht heißen gehen, aber es wirft gar verſtändliche Blicke auf die Thüre hin, und hätte gar zu gerne, ſie hätten ſelbſt Verſtand. Aber gute Freunde gehen eben nicht, wenn's dunkelt, von einem Mädchen weg, das von Liebhabern mit Bocksleder überzogen umringt, und das gerne mit ihnen allein wäre; da könnte dem Mädchen etwas gar Wüſtes begegnen. Sie ertragen ganz ruhig die Blicke, bleiben geduldig da, bis die gefährliche Stunde vorüber iſt, und das Mädchen ſelbſt merkt, daß es gar zu häßlich böckelet um ihns herum, und daß aus den langen Fingern lange Krallen wachſen, und aus den Augen mit und ohne Brillen ſieben böſe Geiſter ſteigen hungrig und geil. Da wird allgemach dem Mädchen bange um's Herz, nach den alten Freunden ſieht es ſich wieder um, dankt dem lieben Gott, daß ſie noch dageblieben; und zu dem häßlichen Gezüchte ſagt es: Huß uſe, bis es von dannen ſtiebt. Dann iſt das Mädchen wieder lieb und holdſelig, aber klüger und minder leichtgläubig, als ehedem.

Unter dieſe alten Freunde nun, ſagte der Fecker, zähle ich mich. Das Volk liegt mir gleich am Herzen, wenn ich ſchon ſehe, daß es gemäß der Entwickelungsperiode, in der es ſteht, mit Schlingeln liebäugelt, über Laffen mich vergißt. Ich ſchimpfe auch nicht über das Volk, wenn ich ſchon dieſes Kokettiſiren tadle und ſeine Verblendung bedaure. Und wenn es mir ſchon nach der Thüre winkt, ſo werde ich doch nicht böſe, und bleibe getroſt; es würde mancher Tochter ſchön ergehen, wenn die Mutter ſich allemal zur Seite drücken wollte, ſobald ihre Tochter einen Buhlen mit den Augen brünſtiglich zu ver- und umſchlingen beginnt. Uebrigens, lieber Gotthelf, wollen wir darüber nicht diſputiren, das ſind Dinge der Erfahrung, Reſultate auf Erfahrung begründeter Beobachtungen. Ihr ſeid noch zu wenig lange im Lande, um durch die Oberfläche in die Tiefe zu dringen. Geht, laßt euch anſchreiben, aber gebt acht, daß ihr nicht ein Brandſchwarzer werdet.

Ich konnte den Fecker nicht faſſen, nicht faſſen, wie er das alles ſo gemüthlich herſagte, als ob ihm an der ganzen Sache nichts gelegen ſei; ich konnte mich des Verdachts nicht enthalten, er höhne entweder mich oder das Volk mit ſolchen Reden.

Ich ging nun zum Regierungsſtatthalter, um mich anſchreiben zu laſſen. Ich traf ihn auf dem Sopha ſitzend mit einer kurzen Figur, die es ſich ganz behaglich darin ſein ließ; man ſah ihr an, daß ſo etwas ihr ſeltſam ſei. Der Regierungsſtatthalter fragte mich, ohne aufzuſtehen oder mich ſitzen zu heißen: was weit d'r? Ich berichtete ganz kurz mein Begehren. Ja, ſagte er, es ſy nit meh die alte Zyte, wo ne jede Hallunk cha werde was er will, me wott hüt zu Tag bravi u rechti Lüt, daß me o weiß, wer ſi ſy, u was mit neh iſch. Ich erwiederte, daß ich kein Hallunke ſei, und etwas verſtehe von der Sache. Ja, me weiß ſcho, wer d'r ſyt, hieß es wieder, ſyt d'r nit unter de Rothe g'ſi? Ja Herr, ſagte ich. He nu, ſo weiß me ſcho, wer d'r ſyt, da iſch eine wie der anger, es iſch kene nüt werth, u ſo jöttige Landesverräthere git me kei ſellige Pfoſte. Es war nach dem Eſſen, ich hatte einen Schoppen getrunken, und der Herr Regierungsſtatthalter vielleicht zwei, denn es war gerade Amtsgericht, und ich antwortete hitzig: daß ich kein Landesverräther ſei, daß ich Kenntniſſe im Fache habe, mich examiniren laſſen wolle, und begehre, daß ich mit dieſen Bemerkungen ſolle angeſchrieben werden. Der Herr Regierungsſtatthalter bemerkte, er hätte viel zu thun, wenn er zu jedem ſchreiben wolle, was er ihm ſage; wenn ich es zwänge wolle, ſo werde er mich anſchreiben, ich werde dann ſchon ſehen, was es mich nütze. Bei allen ſeinen landesväterlichen Bemerkungen wandte er ſich immer zu ſeinem Kumpanen mit der Frage: iſch nit ſo? Und dieſer trommelte mit den Fingern auf dem Ruhbettkiſſen, und ſagte dann: He perſche! Ein Wort gab das andere, doch faßte ich mich zuerſt, und bemerkte: es ſei mir leid, daß wenigſtens hier im Schloſſe die volksthümliche Zeit noch nicht herrſche, ſondern noch die landvögtliche; wahrſcheinlich würde auch die Wahl alſo ausfallen; es ſei mir ferner leid, wenn ich ungelegen gekommen und geſtört hätte. Ich müſſe aber aufrichtig bekennen, ſolchen Beſcheid und ſolche Behandlung hätte ich nicht erwartet. Nach unſerer neuen Verfaſſung hätte ich von den Regierungsbeamteten nicht erwartet, daß ſie die Leute alſo behandelten nach ihren Launen; noch trauriger wäre es, wenn ſie die Geſetze auch ſo handhaben würden, d. h. nach Launen, Gunſt und Bequemlichkeit. Uebrigens würde ich nun den Entſcheid der obern Behörde gewärtigen. Das ſagte ich in einem Tone, der den Mann doch etwas ſtutzig machte, aber er war gewohnt, auch wenn er ſchlotterte, ſich forſch zu machen; er wies mir daher die Thüre, mit der Bemerkung: auf alle Fälle ſei es nicht die Zeit, daß er ſich von einem Rothen ſolche Dinge ſagen laſſe, ich ſolle machen, daß ich fortkomme, ſonſt wolle er mir den Meiſter zeigen.

Mit bitterer Empfindung machte ich mich fort. Alſo noch immer Vorurtheile gegen ganze Klaſſen von Menſchen, noch immer kein humanes Benehmen, ſondern ein brutales, und dieſes neben der größten Läßigkeit in der Handhabung der Geſetze, in welcher man verleidete Leute entweder gar nicht zitire, oder nachdem man ſie dreimal zitirt, und ſie dreimal nicht erſchienen ſeien, die Sache endlich auf ſich beruhen laſſe. Ich begann recht finſter zu werden, zu glauben, ich hätte mich in der Zeit getäuſcht, und es wäre wenigſtens nicht beſſer, als früher. Da fiel mir der Fecker ein und ſeine Bemerkungen; ich fand, daß ich aus dem Dintenkübel bereits nicht übel geſchwärzt worden, daß ich meine Perſon mit dem Vaterland, den Regierungsſtatthalter mit der Verfaſſung zu verwechſeln willens ſei. Ich begann nun zu begreifen, was der Fecker gemeint, und ging wieder zu ihm, was ich einige Tage unterlaſſen hatte. Ich erzählte ihm meine Geſchichte und Empfindungen. Er meinte, das ſei eben das Unglückliche der gegenwärtigen Zeit, daß man es beſſer machen wolle, als ehedem, aber das Ding troß dem guten Willen nicht verſtehe. Man wolle es beſſer machen, die Leute dadurch zufriedener erhalten, daß man keinen Nachdruck in die Handhabung der Geſetze lege, daß man ſie überſehe, gegen ihren Sinn zu milde auslege; dadurch entſtehe aber ein Schwanken, das gerade ausſehe wie Willkühr, worüber eine Menge unzufrieden werde, und entweder über Trägheit oder Ungerechtigkeit ſchrie. Daneben niſte ſich doch allmählig bei einigen Beamteten das Gefühl ein, daß ſie an den Stellen ſeien, vor denen man ſich ehedem ſo tief gebeugt, und beſonders tief alle die, welche gut geſinnet ſcheinen wollten. Den gleichen Barometer fangen einige nun auch an hinter ihren Stühlen aufzupflanzen, und glauben die, welche etwas geradezu ſich benehmen, für Mißvergnügte anſehen, und durch ihr Benehmen ihnen das Mißfallen über ſolche Geſinnung an den Tag legen zu müſſen. Viele nun kennen die Menſchen zu wenig, gar viele haben nicht Gewandtheit, mit den Menſchen umzugehen, und wenn ſie einem nicht wohl wollen, ſo nehmen ſie ein Betragen an, welches man dem Hans und dem Sami überſehen hatte, was aber einem Regierungsrath oder Regierungsſtatthalter ꝛc. nicht überſehen, ſondern von den Meiſten der neuern Zeit der Verfaſſung zur Laſt gelegt wird und mißvergnügt macht. Die guten Leute bedenken nicht, daß ſie auf dieſe Weiſe gerade die Sünde begehen, welche in der alten Zeit der alten Regierung die meiſten Gegner erzeugte. Die Perſönlichkeit der Regierenden trägt wenigſtens zwei Drittel bei zur Zufriedenheit oder Unzufriedenheit eines Landes, die Verfaſſung nur einen. Dieſes Betragen iſt aber wieder nicht ein gleichförmiges, ſondern eben die, welche nicht Meiſter ihres Benehmens ſind, kommen bald auf hohen Roſſen, und handkehrum können ſie ſich wieder ſo gemein machen, als ob ſie mit jedem Bruder Leipziger an der Schweinfurter Meſſe Schmollis gemacht. Wenn ſchon der letztern Art eben nicht viele ſind, ſo paßt man doch zu ſehr auf, als daß ſie nicht bemerkt, ein bedeutender Lärm über ſie erhoben, und viele durch ſie verletzt eben brandſchwarz werden. Nun, mein lieber Gotthelf, müſſen wir verſtändigen Leute aber billig ſein, nicht von den Menſchen das Unmögliche verlangen, nicht verlangen, daß ſie auf einmal Engel oder taktfeſt gebildet ſeien, daß ſie alle Regenten-Weisheit in ſich vereinigen, auch nicht, daß ſie noch in's Welſchland gehen, ſondern wir müſſen ſie mit Gleichmuth ertragen, mit immer gleicher Freimüthigkeit, verbunden mit der gehörigen Achtung, behandeln, mögen ſie auch darüber die Wände hinaufſpringen, und uns unhold werden; das iſt die wahre Löffelſchleife des Republikaners. Sie iſt leider bei uns noch nicht im rechten Gang, ſie war allzulange vergeſſen; die Löffel ſind widerſpenſtig, und die Schleifſteine bald zu weich und bald zu ſpröde. Wir waren nicht gewohnt mit unſern Regenten als unſeres Gleichen umzugehen, unſere Regenten haben früher nirgends geſehen, wie das zugeht; nun fehlt, bis man des Dinges gewohnt iſt, auf beiden Seiten die rechte Manier, und auf beiden Seiten herrſcht eine Empfindlichkeit, die durch die kleinſten Dinge verletzt wird, die in jedem Widerſpruch Mangel an Achtung ſieht, oder böſe Geſinnung, in jeder abgeſchlagenen Zumuthung Widerſpenſtigkeit oder böſen Willen. Natürlich verträgt dieſe Empfindlichkeit keine freimüthige Rüge der beſtehenden Uebelſtände, und wenn dieſe meine Bemerkungen zu den Ohren der Getroffenen kämen, ſo könnte ich zu meinen Ohren Sorge tragen. Aber wie geſagt, Gotthelf, ſo mußte es kommen; nur nicht den Muth verloren, ſich ſelbſt treu geblieben, es muß dann beſſer kommen. Ich hätte euch gerathen, auf Bern zu gehen, aber bei eurer Stimmung darf ich es nicht, ihr würdet dort nur verletzen und verletzt werden. Wartet der Sache gelaſſen ab, es muß ſich bald entſcheiden. — Trotz der Zuſprüche des Feckers konnte ich die Sache doch nicht ſo gelaſſen hinnehmen, es ſchien mir immer, auf dieſe Weiſe werde die Verfaſſung geradezu eine Null, oder wenigſtens der Nutzen, den ſich das Land davon verſprach, vereitelt. Ich konnte gar nicht glauben, daß es im natürlichen Gang der Dinge ſo kommen mußte, gar nicht glauben, daß alle die gehegten Hoffnungen thöricht geweſen, daß man das Unmögliche geträumt. Und als endlich die Wahl entſchieden wurde und auf Jemand fiel, der ſein Lebtag an keiner Straße gearbeitet und über keine Straße nachgedacht hatte, der die dümmſten Anſichten ſich bildete und ausſprach, ſein Amt ſpäter ſpöttiſch verwaltete, da griff es mich hart an. Lange hatte ich zu thun, Schmerz und Bitterkeit zu bekämpfen; Schmerz über die Schwierigkeit, beim beſten Willen nützlich zu ſein, alle meine Kenntniſſe nicht brauchen zu können; Bitterkeit, daß man allenthalben meine Perſon verſchmähe aus blinden Vorurtheilen, ohne ſich die Mühe zu geben, ihren Werth und Unwerth genau zu unterſuchen. Während dieſer Gemüthsſtimmung ſtarb der alte Polizeidiener, und ſeine Stelle ſollte an der nächſten Gemeinde wieder beſetzt werden. Ein wunderbares Gemiſch von Hochmuth und Demuth, von Unmuth und Wehmuth, ließ mich auf der Stelle den Entſchluß faſſen, dieſe Stelle zu ſuchen. Etwas wollte ich thun und ſein, wollte man mich für nichts Beſſeres, nun, weſſen Schade war es? Mit welchem Stolz konnte ich von Haus zu Haus gehen, von Vorgeſetzten zu Vorgeſetzten, im Bewußtſein, geſcheuter als alle zu ſein, wie ſchön, ſie das bei mancher Gelegenheit fühlen laſſen zu können? Dann fand ich wieder billig, daß ich Vorurtheile ſühne, daß ich mich dargebe, erniedrige, in beſcheidener Erwartung, erkannt und erhöht zu werden. Es kam mir ordentlich tröſtlich vor, in verachtetem Gewande Achtung zu gewinnen, und ſchön in manches Haus Rath und Verſtand bringen zu können. Immer mehr ſchöne Seiten gewann ich dieſem Amte ab, und das Wandern von Hügel zu Hügel, von Thal zu Thal, Herr ſeiner Zeit und Gedanken, ſchien mir gar fröhlich und gemüthlich. Aber nicht nur die ſchöne Seite, ſondern auch die nützliche bot ſich mir dar.

Es will heut zu Tage Jedermann ſeine Naſe in Alles ſtecken, und glaubt er etwas zu riechen, ſo brüllt er in irgend einer Zeitung oder hinter einem Schoppen lauter als wie zehntauſend Ochſen. Ehedem gab es zwar immer Leute, die ihre Naſe gerne in Alles ſteckten, alle Morgen ſich Verzeichniſſe geben ließen von denen, die an der Matte ſpazieren gegangen, alle Wochen Berichte über alle Landvögte, und mit was und mit wem ſie am liebſten g'ſätterleten; aber ſie brüllten nicht wie zehntauſend Ochſen, ſondern ſie behielten das Vernommene fein ſäuberlich im Kragen bis zur gelegenen Zeit, wo ſie es in eine Ohrfeige verwandeln konnten. So thaten Einige, aber ihren Untergebenen paßten ſie auf, und ſie mußten nicht nur Weinmuſter in den Wirthshäuſern herumtragen, ſondern auch auf Strolchen und Geſindel achten. Nun aber ſind wir Alle gleich, alle ſouverän, und Niemand gibt ſich daher gerne mit dem Geſindel ab, ſo ein ſouveräner Bernerbürger iſt zu ſtolz, an das Lumpenpack ſeine Zeit zu verlieren. Indeſſen beſtehen noch aus alter Gewohnheit einige Aemtlein, welche um des Lumpengeſindels willen errichtet worden, wenigſtens zum Theil, und mit den Aemtlein ſind einige Geldſorten verbunden.

Und damit dieſe Geldſorten nicht ſpanngrün werden, wie die Münze der Salzauswäger, gibt es immer Leute, die bereit ſind ſie abzunehmen, und den Titel ſich anhängen zu laſſen, der zum Abnehmen berechtigt; verſteht ſich, daß man vom Lumpengeſindel, als von einer wüſten Sache, nicht viel redet. Nun aber hat denn doch das Lumpengeſindel die Art, daß es brave Leute inkommodirt, ungefähr wie Läuſe einen an Reinlichkeit gewöhnten Menſchen; und noch immer gibt es fatale alte Leute, die bettelnde ſtrolchelnde Berner-Bürger, Bürgerinnen, Bürgerlein auch zum Lumpengeſindel rechnen. Und dieſe Leute haben die fatale Manier, daß ſie ſchreien über dieſes Plagen, wie Kinder über Läuſe, die ſie beißen. Da nun der Regierungsrath es nicht mit ganz allen Leuten verderben darf, ſo läßt er von Zeit Mahnungen auf's Land ergehen, daß man doch ein Auge nach dieſem Lumpengeſindel kehren, und es wenigſtens mit einem Fuße über die Grenze ſetzen ſoll, und ſetzt gar noch einige Geldſorten extra bei.

Aber mein Gott, wer wollte alles bezahlen? Wer wollte ſich mit ſolchen Kleinigkeiten befaſſen? Wer wollte ſeine Ehrlichkeit in Gefahr ſetzen, daß er in dieſen extra Gratifikationen ſich zufällig verrechne? Wer wollte Berner-Bürgern zumuthen, ſo lange in ſchlechter Geſellſchaft zu ſein bis an die Gränze? — nun wenn's noch durch's nächſte Dorf wäre, ſo möchte es angehen, aber bis zur Gränze! — Und wie will man einem Bürger, der mit zweien Gemeindräthen beſoffen einem Gemeindrath beiwohnen darf, zumuthen, mit einem Lumpenkerl durch ein Dorf zu gehen? Ach Gott, welche Zumuthung! Und wo bliebe dabei die perſönliche Freiheit und die Gewiſſensfreiheit in der freien Republik? Ach Gott, ſo regierungsräthliche Monotorien muß man vergeſſen, nachdem man darauf geſchrieben: Vater, vergib ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Und ob man's vergeſſe oder nicht, wer frägt darnach, iſt doch die Hauptſache, daß man gut angeſchrieben ſtehe oben. So geht es dann luſtig und frei zu im Lande, und das Pack iſt oft ſicherer vor der Polizei auf den Straßen, als ehrliche Leute in ihren Häuſern. Die hübſchen Ländermädchen ziehen jubelnd, ſingend und bettelnd durch Dorf und Thal furchtlos und ſchalkhaft, und tragen das erbettelte und ſonſt eroberte Geld neuthalerweiſe aus dem Lande. Sie haben aber auch verſöhnende Manieren, vor denen Karabiner ſogar und Säbel ſich ſanftmüthig an Boden legen. Es wird aber wirklich dann zu Neujahr, Faßnacht und andern Zeiten ſtillen Leuten zu eng im Lande, ſie haben kaum mehr Platz vor ihren eigenen Hausthüren, und kaum Ruhe zum Eſſen, ſo daß wirklich Manchem ſchon eingefallen iſt, in öffentlichen Blättern d'r Gottswillen und für gutes Geld einen guten Kerl aufzuſuchen, der ſich mit dem Geſindel abgebe, d. h. nämlich, nicht gemeine Sache mit ihm mache, ſondern die vor dem Geſindel ſchütze, die ihn bezahlen. Es geſchah nicht aus Gutherzigkeit; man fürchtete, es könnten es Leute für ungut nehmen, wenn man es beſſer haben wollte, als andere Leute es ſich auch müſſen gefallen laſſen. Auch haben dieſe Leute ein gar groſes Bedauern mit einer Menge Kinder, die von ruchloſen Eltern ausgeſandt auf den Bettel ausſchwärmen im ganzen Lande zum Müßiggang, an's Schlecken und Stehlen ſich gewöhnen, und ſonſt noch Anderes, und doch geben ſie ihnen Kreuzer um Kreuzer zum Naſchen. Und jeder einem Kinde gegebene Kreuzer iſt ein Lockvogel, der das Kind tiefer in das wüſte Leben zieht. Aber man gibt theils aus Gewohnheit, theils aus Barmherzigkeit fort und fort. Man denkt, wenn nur ein Kind von zehn bettelnden wirklich einen kranken Vater, eine hungernde Mutter zu Hauſe hätte, ſo wolle man lieber neun Kreuzer verlieren, als einen hartherzig verweigern, man vergißt dabei die neun zu Grunde gehenden Kinder und das Weh ihrer Seelen.

Da dachte ich es mir gar prächtig und nöthig, ſo als ein getreuer Wächter durch's Land zu wandern mit redlichem Gemüth, offenen Augen und freier Zunge, mannlich gegenüber zu ſtehen dem Regierungsſtatthalter, und getreu ihm zu rapportiren, was ſeines Amtes iſt, unbekümmert, ob er es gerne höre oder nicht. Und wenn es ſein Liebling wäre, und wenn ſein Liebling Statthalter wäre, und dieſer Liebling und Statthalter würden z. B. einen armen Teufel mit Brönz füllen, um die Luſt zu haben, wie derſelbe den Kopf am Boden ſich zerſchlage auf jämmerliche Weiſe, oder er ſelbſt der Liebling und Statthalter würde voll am Boden ſich wälzen, vielleicht noch an einem Sonntage an hellem Tage, unfähig aufzuſtehen und ſeine Hoſen zuzumachen, ſo würde ich es dem Regierungsſtatthalter ſagen, und wenn er mir darüber ein ſauer Geſicht machen ſollte, oder vielleicht mir ſagen: das geyt euch nüt a Polizeyer, ſo würde ich ihm ſagen: Ich hätte geglaubt, ein Statthalter ſei ſein Stellvertreter und auch der Stellvertreter der Regierung, und hätte nun gefürchtet, die Schwarzen möchten ſagen: Wer ſich durch ein Schwein vertreten laſſe, müſſe ſelbſt eine Sau ſein; und das hätte ich verhüten wollen, aber nichts für ungut; wer z. B. ſich durch einen auf Betrug ertappten Menſchen vertreten laſſe, werde ſelbſt nicht für ſauber angeſehen. So dachte ich mir es gar ſchön. Ich dachte mir ferner zu thun, wozu die Meiſten ſonſt zu vornehm ſind, zu ſouverän ſich dünken, der Sicherheit des Landes mich anzunehmen, dem ſchauderhaft überhandnehmenden Bettel zu wehren, die Mühe nicht zu ſcheuen ohne Brönz oder Vergütung, die Bettelnden wegzuweiſen, ihrer Gemeinde zuzuführen. Ich war überzeugt, eine alle Tage ſich gleichbleibende Strenge würde dem Unfug bald ein Ende machen.

Aber die armen bettelnden Kinder wollte ich nicht ſchlagen, nicht mit dem Schuh mißhandeln. Nein, mit ihnen wollte ich wandern ihrer Heimath zu, wollte ſie auf dem

Wege ausforſchen ihr junges Herz, wollte verſuchen mit weichen, linden oder ernſten Worten etwas Beſſeres zu pflanzen in dasſelbe, wollte verſuchen, in ihren jungen Herzen keimen zu laſſen das Gefühl ihrer Menſchenwürde, den wahren Menſchenſtolz, der nicht bettelt, nicht bettelt um einen Kreuzer, nicht bettelt um ein Aemtlein, nicht bettelt um eine Pfarrei, nicht bettelt mit den eigenen Beinen, noch bettelt mit des Vaters Beinen, den kleinen zwar aber emſigen und wohlbeſorgten, und mit dem ſüßen Lächeln oberhalb des ſüßgiftigen Vaters kleinen g'wirbigen Beinen, oder bettelt mit des Schwähers Beinen. Der Menſchenſtolz, der nicht bettelt, um ein Amt, und wäre es das Schultheißenamt, nicht bettelt mit Worten, nicht bettelt mit Scharwenzeln, mit klug geformten Meinungen, mit Händedrücken, Achſelnklopfen, berechneten Anzügen, oder gar mit verſchmitztem Schweigen wider Ehre und Gewiſſen, nicht bettelt mit Vorreiten ſeiner Miſerabilität, um zu zeigen, daß kein Bein lahm, kein Glied impotent ſei; nicht bettelt um die höchſte Stelle mit Verläumdungen, oder Renommiſterei, oder göttlicher Grobheit.

Im Bettelkinde wollte ich dieſen Stolz wecken, hoffend, die Welt kehre ſich einmal um, und von unten herauf werde dann dringen das Edlere und Beſſere hinauf, woher ſo oft das Schlechte, das Verfluchte gekommen. Was iſt wohl für ein Unterſchied zwiſchen einem Schultheißen, der um dieſes Amt buhlt, und zwiſchen einem Bettlermädchen, das um einen Kreuzer bettelt? Ein routinirter Witzling wird mir ſagen wollen: der Unterſchied, daß die großen Diebe oben auf kommen, die kleinen der Landjäger nimmt, d. h. wenn es ihm gefällt. Ach Gott nein, der buhlende Schultheiß und das bettelnde Mädchen verhalten ſich zuſammen wie Verführer und Verführte, wie Lüſternheit und Noth, wie Abgefeimtheit und Naivität, wie Vorbedacht und Unwiſſenheit, wie Luchs und Schaf, wie Elſter und Schwalbe, wie — —. Wollte wecken in dem armen Bettelkinde den Menſchenſtolz, der nicht betteln mag, auf keine Manier, weder auf eine gemeine noch eine vornehme, der was ſchaffen will treu, ehrlich, fleißig, unverdroſſen, der von ſeiner Arbeit leben will redlich, und Gutes thun nach Möglichkeit, der dieſe Werke in die Welt ſtellt, und nicht ſein Eigenlob, der weiß, daß die Werke reden vor Gott und zur Nachwelt, während das Eigenlob wohl augenblicklich betäubend wirkt, aber bald Kopfweh macht, dann Eckel und vor Gott Bedauern, dann ein Zuſchandenwerden.

Und wenn ich in des bettelnden Mädchens Hütte einen kranken Vater, eine hungrige Mutter fände, da wollte ich ſorgen, daß die Mangelnden keinen Mangel litten. Wollte ſagen, wo wirklich Noth und Elend ſei, wollte Weiber ſuchen mit weichen Herzen, und Männer mit biederm Sinn, die gerne geben, wo gegeben ſein ſollte, wollte betteln bei guten Herzen ſelbſt für Landſaßen. Ich wußte wohl, daß ich ſolcher Herzen ſicher ſo viele fände, als ich nöthig hätte, ich wußte, daß das Geben und das freiwillige Geben bei vielen Leuten als die heiligſte Religionspflicht betrachtet wird.

An dem Erhalten dieſer Stelle zweifelte ich nicht. Dieſen genommenen Entſchluß trug ich wieder dem Fecker vor, und dieſer lachte laut auf und immer lauter, hielt ſich den Bauch, und ſchnappte am Ende mühſelig nach Athem. Ich wurde bitterböſe, und frug, was da zu lachen ſei? Mein Gott, was für tolle Gedanken plagen euch doch! Daß ihr nicht zum Polizeier paßt, will ich nur nicht anführen; aber wie könnt ihr denn je daran denken, dieſe Stelle zu erhalten? Wahrhaftig, ich hätte geglaubt, ihr kennet die Menſchen nun beſſer.

Ich wurde böſe und verwirrt, ſeine Rede verſtund ich nicht, und meinte, das werde ihm nicht Ernſt ſein, und ich hoffe, er werde ſeinen Einfluß für mich verwenden, wenn er glaube, es ſei noch nöthig; ſo viel dürfe ich mir ſchmeicheln, daß man hier noch keinen beſſern Polizeier gehabt, und kaum je einen ſolchen wieder bekommen werde. Darüber wolle er mit mir nicht diſputiren, meinte er, allein ich erhielte die Stelle doch nicht, auch wenn er für mich von Haus zu Haus laufen wolle, was er aber nicht thun werde. Wie könnt ihr, fuhr er fort, bei geſundem Menſchenverſtand daran denken, gewählt zu werden, an einer Hausvätergemeinde? Erinnert euch, welchen Namen ihr euch im Spital gemacht. So ne uſbegehriſche wey m'r nit, werden die Einen ſagen. Sehet eure Kleidung an, auf dieſe hin, werden Andere ſagen: ſo ne herrſchelige wey m'r nit, dem dörft me ja nüt biſehle. Andere, welche das Brönz lieber ſelber trinken, werden ſagen: e Rothe, e alte Soldat we m'r nit, m'r hei Schnapsbruder gnue am Alte g'ha, er iſch nie z'friede g'ſi, we me ihm nit eis y g'ſchäicht het. Andere werden meinen: er iſch gar ſo ne vbildiche, er würd is ih alles iche rede a ne re Gmein. Wen habt ihr an der Gemeinde, der für euch ſpricht? Andere, die ſich melden werden, haben Gönner, die werben. Und wenn ſchon Manche, und vielleicht die Erſten nicht gegen Euch reden werden, ſo werden ſie doch gegen euch ſtimmen. Ihr ſeid bei einem Schoppen oft zuſammen gekommen, dunkel haben ſie eure Ueberlegenheit gefühlt; glaubt ihr nun, ſie werden es über ſich bringen können, euch zum Polizeier zu machen, zu ihrem Diener und Abwart? Eure Perſon wäre ihnen ja ein täglicher Vorwurf, ſie müßten ſich vor euch in Acht nehmen, ſie müßten denken: was wird der Polizeier dazu ſagen? Glaubt ihr aber, daß eine Behörde ſolche Leute wählen wird, die ſolche Gefühle in ihr erregen? Das geſchicht nicht in den oberſten Behörden, wollt ihr eine ſolche Ueberwindung einer Landgemeinde zutrauen? Wenn man gewiſſe Leute hört, ſo ſollte man meinen, ſchlechte oder dumme Menſchen paſſen für jede Stelle viel beſſer, als ehrenwerthe und kluge. Verſprecht mir, nicht böſe, nicht muthlos zu werden, dieſe Geſchichte nur als eine Gelegenheit zu betrachten, Menſchenkenntniß zu erwerben. Meldet euch, macht bei den Einflußreichen in der Gemeinde die Aufwartung, und urtheilt dann: wer Recht habe. — Ich verſprach und that alſo. Nun will ich mich nicht aufhalten, zu beſchreiben, wie ich empfangen und abgefertigt wurde, obſchon es recht luſtig wäre, und ausweiſen würde, daß das B'richten auf dem Lande noch weit ſchauerlicher iſt, als in der Stadt, und der B'richtende noch weit mehr ſich gefallen laſſen muß.

Der Wahltag war ein wichtiger Tag für die Gemeinde Unverſtand. Um zehn Uhr ſollte die Gemeinde beginnen, um eilf Uhr erſchien ſonſt gewöhnlich der Schreiber, um halb zwölf Uhr der Präſident, nach zwölf Uhr einige Männer, und um ein Uhr fing man an das Protokoll zu verleſen. Aber an dieſem wichtigen Tage, wo ein Polizeier ſollte erwählt werden, ſah man ſchon vor neun Uhr Gruppen vor dem Wirthshauſe ſich ſammeln; vor zehn Uhr drängte ſich alles in die große Kammer, wo ſonſt getanzt wurde; ſie war zum Erſticken voll, ſtatt dem halben Dutzend, welches ſonſt ſich einfand. Es wurde abgeleſen das Verzeichniß der ſich Meldenden, und gefragt: ob der eine oder andere etwas zu bemerken hätte? Die Bewerber mußten abtreten, legten ſich draußen an die Thüre, und ſtritten um die nächſten Plätze an derſelben. Nun begann es drinnen zu wogen und zu toſen; endlich brachte der Präſident Stille zuwege, und da wurden Reden gehalten viel länger noch und ſchöner, als im großen Rathe. Den Stummen brach der Mund auf, und ſie redeten wie die Propheten, jeder gegen ſieben und für einen, denn acht hatten ſich gemeldet. In die Reden hinein hallten die Stimmen widerſprechend gar kräftig und ſchön; wer einmal angefangen hatte, der ſprach ſo lange er ein Wort erjagen konnte. Endlich nach fünf Stunden, als allen die Zunge am Gaumen klebte, konnte der Präſident zur Abſtimmung ſchreiten. Dieſe Abſtimmung geſchah, da viele nicht ſchreiben konnten, durch das offene Handmehr. Dreimal mußte ſie vorgenommen werden, weil ſie ſich zweimal unrichtig erwies, indem die Zahl der Köpfe und der ſtimmenden Hände nie übereinſtimmten, und es faſt herauskam, als hätten viele immer zwei Hände aufgehoben. Endlich war er heraus der wichtige Mann, um deßwillen heute ſo Viele geredet hatten, aber ich war es nicht, nicht eine Stimme hatte ich erhalten; und, wunderbar, gerade was der Fecker mir vorher geſagt, hatte ich an der Thüre hören müſſen, nur viel eindringlicher und kräftiger. O ich habe dieſe Reden alle noch im Kopf, und wer weiß, ob ich ſie nicht noch aufſchreibe und drucken laſſe, da doch heut zu Tage alles gedruckt werden muß. Obgleich es mir der Fecker vorausgeſagt, war ich doch erſchüttert, und konnte mich des Weinens faſt nicht erhalten, als ich zu ihm kam. Alſo nichts, gar nichts wollte man von mir, für nichts fand man mich gut, wie einen Taugenichts verwarf man mich allenthalben!

Ihr dauert mich, ſagte er, daß ihr die Sache ſo zu Gemüthe nehmt, aber der liebe Gott war weiſer als ihr. Macht nun aber eure Thorheit nicht dadurch noch größer, daß ihr in ihr beharrt und glaubt, es ſei euch übel ergangen. Der Menſch werchet ſich manchmal ordentlich in einen Trotz gegen die Vorſehung hinein, die ihm einen einfältigen Wunſch verſagt hat; er glaubt ſich unglücklich. Wenn es nur die Menſchen glauben würden, daß unendlich viel Unglück, über das ſie klagen, nur in dem Wahn beſteht, daß man unglücklich ſei, und daß man, um Andere damit zu ſtrafen, oder weil ſo es der allgemeine Gebrauch fordere, unglücklich ſcheinen müſſe. Sonſt ſeid ihr ein Mann geweſen, habt wacker gerungen, werdet nun nicht wieder zum Kinde, verliert die Beſonnenheit nicht, verliert den Glauben nicht, daß gerade im Verſagen unſerer Wünſche die größte Liebe Gottes liegt. — Ich wurde gelaſſener, entgegnete aber doch, das komme mir auch gar zu traurig vor, daß ich wie ein unnützer Stein allenthalben verworfen werde, bald durch ſchiefe, bald ohne Prüfung, und ſomit trotz dem beſten Willen der Welt gar nicht nützlich werden könne; daß es doch hart ſei, gleichſam mit dem Stempel der Verwerfung bezeichnet worden zu ſein, ſeit ich ein Güterbub und nun gar ſeit ich ein Rother geweſen. Das iſt aber wieder ein Wahn, meinte der Fecker, daß man meint, einen Poſten haben zu müſſen, um dem Vaterlande nützlich zu ſein, als ob das nicht jeder Bürger könnte und ſollte, und gerade die nicht Angeſtellten am beſten. Dieſer Wahn kömmt von jener Zeit her, wo es allerdings eine Art von Verbrechen war, das bald öffentlich, bald geheim gerichtet wurde, wenn einer ohne äußerlich beſtimmten Beruf um das Vaterland ſich bekümmerte. Eben daher kömmt es auch, daß nun die Einen allerdings noch immer nichts thun, um alles ſich nicht bekümmern, während die Andern beim beſten Willen doch darin irren, daß ſie meinen, um das Vaterland ſich kümmern, heiße über alles Beſtehende ſchimpfen, alle Verfügungen der Regierung tadeln, alle Perſonen derſelben verdächtigen, und die Dritten zu meinen beginnen: ſie, die an der Regierung ſeien, machen den Staat aus, hätten allein um das Vaterland ſich zu kümmern, die Uebrigen zu ſchweigen, und ihre Naſen nicht aus dem Eigenen heraus zu heben. O du liebe Zeit, wie ſo manches Regentlein klug ſich dünkt, und doch iſt ſein Dünkel noch neun und neunzig mal kleiner, als der ſeines Schreiberleins.

Dreiunddreißigſtes Capitel.

Der gute Rath.

Gerade für euch wüßte ich etwas, fuhr der Fecker fort, wozu ihr der Mann wäret, und wodurch ihr nach und nach euch eine Anerkennung erwerben könntet, die hundert mal ſchöner iſt, als irgend ein erbrichteter Poſten. Ihr müßt mich aber ordentlich anhören, nicht auslachen, wohl überlegen; wenn ihr das alles wollt, ſo will ich mit meinem Vorſchlag heraus rücken. Ich erwachte aus meinem Trübſinn, ward neugierig, und verſprach alles Gute. Er klingelte nach einer Flaſche Wein, ſtopfte ſich eine mächtige Pfeife, und brachte Folgendes vor: Gotthelf, ſuchet euch ein Wirthshaus aus, das ziemlich beſucht iſt von einheimiſcher Gaſtig, die Wirthsleute einen Haufen Kinder haben, was nicht ſchwer zu finden iſt; da zieht euch zu, das iſt der ſchönſte Poſten, den ich für euch weiß. Ich ſperrte Mund und Naſe auf über den ſeltſamen Vorſchlag, und glaubte, es rapple bei dem guten Manne, und wenn die Flaſche leer geweſen wäre, ſo hätte ich vielleicht noch was anders geglaubt. Er ſah mein Erſtaunen, lachte und ſagte, es ſcheine, ich begreife nicht, was er meine, und doch hätte er geglaubt, jedes Kind müſſe ihn faſſen, ſo einleuchtend ſtehe es in ſeinem Kopfe.

Allemal wenn ich bei einer Gaſtſtube vorbeigehe, ſagte er, und da die Leute bei ihrem Schoppen ſitzen ſehe, ſo zieht es mich hinein, und eine rechte Wehmuth kömmt mich an, daß um unſerer wunderlichen und verſchrobenen Sitten wegen es meine wunderliche Frau mir nicht erlaubt, mitten unter dieſen Leuten zu ſitzen; da wäre der rechte Ort, Weisheit zu predigen und Menſchen vernünftig zu machen. Das dünkte mich noch wunderlicher; aber der Fecker achtete nicht mehr auf mich, er war in den Zug gekommen, und fuhr fort: Dahin kommen die Leute ſelten um des Weines, ſondern um der Geſellſchaft willen. Es regt ſich etwas in ihnen, das Nahrung will, ſie möchten etwas hören, möchten ſich mittheilen, brichten und brichten laſſen. Verſteht einer das Brichten, ſo hören die guten Leute mit wahrem Vergnügen zu, haben kurze Zyti, was ihnen eins der ſeltenſten, aber der größten Güter ſcheint; denn Längizyti iſt eine wahre Bauernplage. Der Abend vergeht ihnen, ſie wiſſen nicht wie, und ſie erzählen noch lange, wie ſie den und den Tag ſo kurze Zyti gehabt. Was kurze Zyti dem Bauer iſt, drückte wohl jenes Kind am beſten aus, das gefragt: was das Wort Seligkeit bedeute? antwortete: Kurzizyti. Nun iſt aber ſo ſelten Jemand in einer Gaſtſtube, dieſem großen allgemeinen Leiſt des Dorfes, der dieſes Amt des Brichtens übernimmt, und noch viel ſeltener, ja nicht zu finden, möchten die ſein, welche mit beſtimmter guter Abſicht und zu einem klar gedachten vernünftigen Zweck es thun. Gar oft führen Zotenreißer, Händelſucher, oder mit Gott und der Welt Unzufriedene das große Wort, und verleiden ordentlichen Männern ihren Schoppen. Mit Schrecken ſehe ich auch mehr und mehr im Volke ſelbſt eine Kluft entſtehen. Aus dem Volke erheben ſich Beamtete, Gewerbsleute ꝛc., es iſt der erwecktere Theil des Volkes, und dieſe fangen an, die Gaſtſtube zu verlaſſen, ziehen ſich in Leiſten, Leſezirkeln, und wie die Dinger alle heißen, zuſammen, und trennen ſich von der Maſſe; in der Gaſtſtube bleiben die Ungebildeten, wo keiner dem andern etwas Ordentliches bieten kann. Man ſieht das nicht für wichtig an, und hält es für ganz natürlich, daß ſolche gebildete Leute ſich nicht mehr allen Unannehmlichkeiten einer Gaſtſtube preis geben, und ihr Rams lieber unter ſich abmachen. Aber man irrt ſich: ſo wie in der Gaſtſtube, ſo macht man ſich im Leben, in der Kleidung ꝛc., kurz, in Allem allmählig vom Volke los, reißt ſogar ſchon die Kinder vom Volke weg, und führt ſie beſondere Wege. So bildet ſich eine neue Klaſſe, und wer will mir wehren, wenn ich dieſe Klaſſe auch eine Ariſtokratie nenne? Die neue Klaſſe verliert durch dieſe Abſonderung um ſo eher das Zutrauen des Volkes, je näher ſie ihm früher geſtanden. Das Volk aber entbehrt ihres Umganges, wird nicht durch dieſelbe gehoben und veredelt, wird ab- und zurückgeſtoßen, verwildert unter ſich, und wird die Beute jedes Schreiers, der es zu irgend einem böſen Zwecke erregen will. Es gilt hier gerade der gleiche Grundſatz, wie bei den Armen. So lange man die Armen nur ernährt, abfüttert, werden ſie Arme bleiben, ſich vermehren, und zu einer immer unerträglichern Laſt werden. Hebe man aber die Armen durch Entwicklung ihrer Kräfte, befähige man ſie, daß ſie ſich ſelbſt auf die Höhe ihrer Wohlthäter hinaufſchwingen können, ſo werden die Armen ſich mindern, und weniger zur Laſt fallen. Es wird das Volk Volk bleiben, roh, ungebildet, eine Wetterfahne, ſo bald es alle die verlaſſen, welche ſich mehr Bildung erworben, und als der Sauerteig des Volkes mitten unter ihm bleiben ſollten. Sie werden ſehen, daß das Volk bald gegen ſie eine Oppoſition bildet. Das beim Volke bleiben hat freilich ſeine Unannehmlichkeiten. Mancher Beamtete hat ſeine Gewohnheit, welche er ſich ſcheut, mitten in der Gaſtſtube zu befriedigen; aber warum nicht alte Gewohnheiten fahren laſſen, um dem neuen Amte Ehre zu machen? Und mancher iſt nicht gerne einen ganzen Abend vernünftig, aber das iſt wieder nichts, als eine Gewohnheit, und geziemt es nicht Einem, der über das Volk geſetzt ſein will, Tag und Nacht vernünftig zu ſein? Unglaubliches nun könnten gerade in der Gaſtſtube Männer thun, die ohne ſteife Pedanterie mit manchem Witzwort Nützliches zu reden, die Geſchichte der Zeit zu erleuchten, die Tagesfragen zu erläutern, die höhern Verfügungen zu erklären wüßten, oder wenn nichts Neues vorläge, erzählen würden von andern Völkern, andern Zeiten. Um ſolche würden die Leute ſich ſammeln, und ich bin überzeugt, von der Gaſtſtube aus würde ſich ein wohlthätiger Einfluß verbreiten über manches Feld und über manches Haus, die Abende würden kurzwylig werden, und vernünftige Männer kämen den Weibern heim ohne ſturme Köpfe, und Friede, Liebe und Vertrauen würden die einzelnen Glieder der Geſellſchaft eng verbinden.

Nun, Gotthelf, zu ſo einem Gaſtſtubenpoſten ſeid ihr wie gemacht. Ihr habt viel geſehen, viel erfahren und geleſen, ihr braucht nicht den Schmarotzer zu machen, und imponirt doch auch nicht wie ein Ammann oder Statthalter; ihr ſeid unabhängig, und doch ſo geſtellt, daß Niemand ſich vor euch ſcheut, keiner vor euch ein Blatt vor den Mund nimmt. Ihr erfahret alſo, wie die Leute denken, was in ihnen ſich regt, vernehmt alle Vorurtheile, alle Dummheiten, die in den Köpfen ſpuken, und könnt gegen ſie arbeiten. Ich meine nicht, daß ihr den ganzen Tag da ſitzen ſollt und aufpaſſen, wem ihr eine Lehre zu geben und kurze Zyti zu machen habet. Bewahre! Dafür iſt nur der Abend da, wenn das Tagewerk gethan iſt bei einem Jeglichen, und er ruhen darf von Gott und Menſchen wegen. Und auch nicht Nächte durch ſollt ihr da ſitzen, bis die Füße unter den Tiſchen zu Eiszapfen werden; zur rechten Zeit muß Feierabend ſein, der folgende Tag will ausgeruhte Arbeiter, und es ſind Weiber zu Hauſe, die dem Manne nicht gerne zu lange warten, und will der Mann euch mit Freuden zuhören und ordentlich erquickt werden, ſo muß er nicht mit Schrecken nach Hauſe und an die ſcheltende Frau denken. Wenn ein Beamteter ſeinen Landjägern befiehlt, die Leute ſo lange im Wirthshauſe ſitzen zu laſſen, als ſie wollen, ſobald ſie ſich nicht prügelten, verſteht dieſer Menſch die

Wohlfahrt der ihm Anvertrauten, und woher hat der das Recht, Geſetze aufzuheben, die verſtändiger ſind als er? Wer hat das Recht: Wirthſchaftsbußen, die für die Schulen beſtimmt ſind, zu ſchenken? — Wie gefiele euch „afange" das, meinte der Fecker, doch wartet nur, bis ihr alles gehört. Für den übrigen Tag habe ich euch zwei andere Aufgaben ausgedacht. Ihr habt gehört, daß ich geſagt habe, ihr ſollet euch ein Wirthshaus ausſuchen, wo eine Kuppele Kinder ſeien, was leicht zu finden ſei, und das habe ich nicht umſonſt geſagt. Wirthskinder können um ſo mehr dauern, je beſſer die Wirthſchaft geht; je beſſer dieſe geht, deſto weniger haben die Eltern Zeit, ſich mit den Kindern abzugeben, es iſt faſt, als ob dieſe keine Eltern hätten. Die Kinder treiben ſich unter dem Geſinde, unter der Gaſtig herum, erhalten zu trinken, und hören alles Gräßliche; denn es gibt um die Wirthshäuſer herum immer Menſchen, die ſich die verruchte Freude machen, Kinderherzen mit Zoten zu entheiligen. Von Herzen können mich die Eltern dauern. Sie haben gewöhnlich den beſten Willen, ihre Kinder recht zu erziehen, ſie wenden Geld auf, ſo viel die Gelegenheit es erlaubt, aber ſie haben nicht Zeit zur Kinderaufſicht, nicht Zeit, ſich um ſie zu bekümmern, höchſtens ſie zuweilen aus der Gaſtſtube und aus dem Stall zu jagen; um den Kindern denn doch ihre Liebe zu zeigen, geben ſie ihnen recht gut zu eſſen und zu trinken, und pflanzen dadurch noch mehr den Hang zu überwiegender Sinnlichkeit. Nun meine ich, ſeiet ihr gerade wieder der Mann, euch einer Kuppele ſolcher Kinder anzunehmen und ihr Glück zu machen.

Freilich müßt ihr euch dem Wirthe nicht ſelbſt dazu anbieten, für dieſen Zweck würde euch keiner annehmen, ſie würden weder trauen noch begreifen. Durch Erzählen müßt ihr die Kinder nach und nach an euch feſſeln, zwiſchen den Schulen könnt ihr vom Erzählen unvermerkt zum Lernen übergehen, könnt ſo die Kinder nützlich beſchäftigen. Das wird zuerſt die Wirthin merken, wenn ihr die Kinder vor den Füßen und aus der Küche weg kommen, ſie wird es dem Mann ſagen, der merkt dann endlich auch auf. Zuerſt wird er euch einen Schoppen geben hie und da, dann euch am wöchentlichen Koſtgeld zurückgeben, und endlich wenn ein Kind einen ordentlichen Brief geſchrieben, oder das Haus abg'figürt hat, oder ſagen kann: daß England in Europa iſt, keines mehr abnehmen. So wird das von ſelbſt ſich machen, ohne daß ihr vom Bezahlen ein Wort zu reden, oder eine Lehrſtunde abzureden braucht; euer Auskommen wird erleichtert, eure Aufgabe ſchöner, ein zweifacher Schulmeiſter ſeid ihr, wenn ihr auch den Namen nicht tragt. Aber ihr ſollt mir trotz dem Schulkommiſſär ein dreifacher werden. Ihr habt viel erlebt, und über euer Leben nachgedacht, es liegt vor euern Augen mit all den unglücklichen Verhältniſſen, die ihr erfahren. Ihr wiſſet das Unrichtige aufzufinden, nachzuweiſen, das iſt nun eine gar große Seltenheit; Tauſenden iſt es übler ergangen, als euch, Eigennutz, die Vorurtheile der Menſchen haben ſie vielleicht noch weit drückender, fürchterlicher erfahren, als ihr; allein ſie können höchſtens klagen, räſonniren, aber die Sachen beim rechten Namen nennen können ſie nicht, können nicht einmal anſchaulich machen, wer im Grunde an ihrem Unglück ſchuld iſt, ob ſie oder andere, und wenn ſie am Ende auch über das verſtändlich werden könnten, ſo können ſie nicht ſchreiben, ihre Klagen und Reden verhallen in engem Kreiſe unbeachtet. Ihr aber habt nachgedacht, und könnt ſchreiben, und das noch recht gut; wenn nun die Kinder in der Schule ſind, der Abend noch nicht da iſt, da ſetzet euch hin, und ſchreibet euer Leben nieder. Dasſelbe, ſo wie ihr es erzählet, beleuchtet eine Menge Vorurtheile, macht den Leuten manche Sünde anſchaulich, die ſie nie als Sünde angeſehen, und keinem Pfarrer geglaubt hätten, daß es Sünde ſei. Euer Leben wird ſicherlich Manchem die Augen aufthun, und er wird ſagen: ja, akurat ſo iſt es auch bei mir, aber es ſoll anders werden. Und das werden viel mehr Leute glauben, als ihr denket, denn die Menſchen und ihr Leben ſind ſich viel mehr gleich, als man dem erſten Anſchein nach glauben ſollte; was euch begegnet iſt, iſt an hundert Orten geſchehen. Daher wird es kommen, daß an hundert Orten die Leute meinen werden, ihr malet ſie ab, und redet auf ſie, dann werden ſie ſich aber an keinen Jeremias Gotthelf erinnern, werden ſich die Seele aus dem Kopf ſtaunen, wer das von ihnen wiſſen könne, wer ſo öffentlich vor der Welt auf ſie ſtichle.

Die guten Leute wiſſen nicht, daß ihre Ebenbilder in allen Ecken der Erde wohnen; aber ſie werden ſich ſchämen, und nicht mehr alſo thun, um nicht mehr gedruckt zu werden. Und viele andere werden euer Leben gerne leſen; wenn ſie auch nicht ſich darin finden, ſo iſt doch manche Lehre in demſelben enthalten, die jedem nützlich iſt, und gar manches könnt ihr da deutlich ausſprechen, was den Leuten dunkel vorgeſchwebt iſt, was ſie aber nie ordentlich ausdrücken konnten. So wird eure Lebensbeſchreibung, wenn ihr ſie drucken laßt, Nutzen ſtiften, Menſchen belehren, und ein dreifacher bedeutender Schulmeiſter werdet ihr ſein, werdet ein ganz anderer Kerli ſein, als ſo ein Straßeninſpektor oder Polizeidiener, und noch dazu ein behaglicheres, eurer Schwächlichkeit entſprechenderes Leben führen.

Ich horchte nun doch auf, es fing in mir etwas an zu jucken und zu gramſeln, eine eigene Wärme kam mir in die Augen, ich mußte lächeln, ich wußte nicht warum, wurde verlegen, und verlegen ſchüttelte ich verneinend den Kopf, und meinte, ſo etwas werde ich wohl bleiben laſſen. Und doch war es mir nicht recht ernſt mit dieſer Verneinung, es war mir wie einem hübſchen Mädchen, dem man geſagt hatte, es ſei ſchön, und welches dasſelbe auch nicht glauben will. Der Fecker meinte, allweg ſolle ich nur verſuchen, für mich aufzuſetzen, was ich könne, es ſei ein gar angenehmer Zeitvertreib. Im Anfang werde es mir wohl Mühe machen, ich werde nicht recht wiſſen, wo anfangen, und gar ſo ängſtlich ſein, ob ich ein Wort hinter oder vor das andere ſetzen ſolle; aber das gebe ſich bald von ſelbſt, ich werde oft nicht warten mögen, bis ich hinter meiner Schreiberei ſitze. Nun meinte ich, etwas ſchreiben werde ich am Ende wohl können, aber drucken laſſen, das ſei ein anderes, und wer es mir dann drucken wolle, das gebe gar viele Koſten? Auch das werde ſich machen, meinte der Fecker, ich ſolle nur machen, daß geſchrieben werde, ſolle über ſeinen Vorſchlag nachdenken, und wenn ich ihn nicht ſchlecht gefunden, wenn ich das Schöne in demſelben aufgefaßt, ein Haus ſuchen, in welchem ich mein ſelbſtgeſchaffen dreifach Amt ausführen könne. Er meinte, wenn ich einige Jahre ſo zugebracht, ſo könne ich ein ordentlich berühmter Mann werden, und wie die Leute mich jetzt verſtießen, würden ſie ſich um mich reißen; mir ſtünden ſpäter, wenn der erſte Aemtlihunger geſtillet ſei, und man wieder Männer ſuche für die Aemter, und nicht Aemter für die Männer, manches offen, wenn ich dann noch Luſt habe, eins anzunehmen.

Ich ging heim. Mir war wunderlich im Gemüthe, und wunderlich im Kopfe. Ich wußte nicht, ging ich hoch oben über die Bäume hin, oder unter der Erde durch, indeſſen ſtießen die Füße ſich an jeden Stein, an jede Wurzel, und meine Naſe hätte beinahe eine innige Bekanntſchaft mit einem Thürliſtock geſchloſſen. Ich hatte an der Zukunft faſt verzweifelt, alle Ausſicht ſchien verſchloſſen, und nun war mir auf einmal eine aufgeſchloſſen, eine ganz neue ſeltſame, aber ächt romantiſche. Ich fand mich noch nicht ſo ganz zurecht in ihr, aber ſie hatte mich ergriffen durch und durch, und hielt mich feſt, faſt wie mit zauberiſcher Gewalt. Der Menſch iſt doch im Grunde ein ſchwaches Geſchöpf, er glaubt ſich ſo klug, ſo ſelbſtſtändig, und wenn man recht nachſieht, ſo vermag er ſelten ſich mit Sicherheit zu beſtimmen. Beſondere Eindrücke in beſondern Stunden regieren ihn meiſt, und beſtimmen ſeinen Lebenslauf. Wer am ſelbſtſtändigſten von innen heraus ſich zu beſtimmen glaubt, iſt oft derjenige, der dieſen äußern Eindrücken am unbedingteſten ſich hingibt, weil er nicht beachtet die Regungen ſeines Gemüthes, und Eigendünkel ihn verblendet. Aber die ſchwerſte Aufgabe iſt wohl die, dieſe Eindrücke zu prüfen, die einen zu überwinden, den andern ſich hinzugeben. Gott ruft uns, die Welt lockt uns. Das Rufen und das Locken von einander zu ſcheiden, keines mit dem andern zu verwechſeln, wie ſchwer iſt das, und wie leicht nehmen es die Leute?

Wohl legte ich mich nieder, aber nicht zum Schlafen, es wogte ein Gedankenmeer in mir auf und nieder. Wachen und Schlafen verfloſſen in einander zu einem träumeriſchen Zuſtand, in welchem ich nicht wußte, waren es Gedanken oder Träume, die ihre Bilder auf meine Seele warfen. Bald ging mein vergangenes Leben an mir vorbei, bald dachte ich es, bald lebte ich es noch einmal wirklich, fühlte Prügel, hörte mich ſchelten, und Aenneli ſtund an meiner Seite, und bot mir ein Kind dar, daß ich ihm erzähle; dann ſaß ich in einer Gaſtſtube, wollte etwas reden, und konnte nicht, und Aenneli brachte andern Leuten Wein, mir aber nicht, und ich konnte ihm nicht rufen. Auch ſchrieb ich lange, und als ich nachſah, konnte ich es nicht leſen, es waren lauter fremde Buchſtaben. Und wenn ich mich recht abgeängſtigt, erwachte ich wohl auf Augenblicke, aber nur um in noch peinlichere Lage zu kommen. Endlich fielen die erſten Sonnenſtrahlen in mein

Gemach, ich ſchüttelte mir den peinlichen Zuſtand vom Leibe, und trank in langen Zügen die friſche Morgenluſt.

Vierunddreißigſtes Capitel.

Der ſchöne Tag.

Es riß mich hinaus in die ſchöne Welt. Es war ein wunderſchöner Maimorgen, ein ächter Herrgottstag für die Vögel des Himmels und jedes fühlende Menſchenherz. Es waren zweiunddreißig Jahre, daß gerade auch ſo ein Morgen, und ich acht Jahre alt war. Damals wanderte ich mit munterem Herzen und einem ſchönen Halstuch der Bettlergemeinde zu, und die Amſeln tanzeten vor mir her mit ihren hellen Stimmen und ſchönen gelben Schnäbeln. Aber das muntere Herz und das ſchöne Halstuch ſchwanden, troz allen ſchönen Verheißungen, mit denen die Mutter mich munter gemacht, und zweiunddreißig Jahre verfloſſen in derbem Ringen mit der Welt und mir ſelbſt. Ich wanderte wieder mit munterem Herzen heute in die Welt hinaus, und labte mich an Gottes Wunderpracht. Das Herz war mir offen, darum auch die Augen, die mit inniger Wonne ſchweiften von den grünen Buchenhügeln zu den in allen Farben lachenden Wieſen und über die ſchwellenden Fruchtfelder. Was doch in einem Zeitraum von zwanzig Jahren erfunden, geſchaffen wird, und beſonders in unſern Tagen! Und die Menſchen, die mitten in dieſem Schaffen wohnen, und ſelbſt ſchaffen, merken es nicht, und klagen über ſchlechte Zeiten, ſchweren Erwerb ꝛc.! Die ganze Landſchaft ſchien mir umgewandelt. Neue Häuſer glänzten überall zwiſchen wohlunterhaltenen Bäumen hervor, die nicht mehr voll Moos und Miſtelen waren. Große Scheiben, helle Fenſter zeugten von helleren Menſchen und blaue Schieferdächer von vorſichtigen und klugen. Und waren das die magern Aecker noch, die früher gähnten und ermatteten, wenn ſie einige Grasſtengel tragen ſollten, und jezt bedeckt mit bürſtendichtem knietiefem Graſe, oder mit dem zarten üppigen Klee, der Kühe Zuckerbrod? Erdäpfelfelder ſtreckten ſich in ihrem dunkeln Grün weit hin, wo ehedem nur einzelne Stauden geſtanden in wehmüthiger Magerkeit.

Und was bedeckte denn die öden Weiden, wo früher die

Beſenreiſer wuchſen, die Schrecken der ungehorſamen Kinder, die Wünſchelruthen der gerne ſegenden und putzenden Weiber, was bedeckte die magern Halden, wo ehedem ein paar Schafe zwiſchen Leben und Tod am Hungertuche nagten, oder einige Kühe ihre Rippen als ſtumme Seufzer Gott weit, weit entgegenſtreckten, daß er ſich ihrer erbarmen, und Regen gebe und Fruchtbarkeit? Dort glänzte es nun in röthlichem Schimmer, und wiegte im Winde ſich wie ein Fruchtfeld. Es war die freigebige Esparſette, ein neuer Segen Gottes für die Kühe und für den Bauer, ein Segen Gottes für das ganze Land, der neben den Erdäpfeln für die wachſende Volksmenge noch lange genug Speiſe ſchaffen wird. Bis an die Spitze der rundlichten Hügel hatte der Fleiß der Menſchen gereutet und gebaut. Es war das gleiche Land, wie ehedem, und doch wie ganz anders jetzt. Damals einem alten ausgetrockneten Weibe gleich, oder einem blaſſen vierzigjährigen Mädchen, an das die Auszehrung ſich gehängt und ihm aus den Augen ſah, und jetzt nun eine üppige ſtrotzende Maid, fruchtbar und lebenskräftig. Und ich wanderte mit frohlockendem Herzen durch die Gründe, und ſtieg von Hügel zu Hügel, und labte bei jedem Schritt mich an neuer Pracht, und dieſe Labung tränkte die Seele mit neuer Kraft, und in dem Maße wie die Augen ſich ergötzten und freuten, trat mir auch meine Zukunft freudiger entgegen, und klarer geſtalteten ſich die Bilder, die ich mir von ihr entwarf. Aber des Morgens friſche Kühle fing an der Sonnenwärme zu weichen, von der Stirne heiß rann der Schweiß, und der knurrende Magen mahnte: daß er geſtern Abend nur ein Glas getrunken, und heute noch gar nichts. Ich ſah mich um, wo wohl etwas zu haben wäre? Und wie ich genauer die Gegenſtände betrachtete, heimelten ſie mich, ich ſah eine alte Eiche, und noch das Hohl darin, das ich weiter ausgehauen hatte, um Kinderſtaaren auszunehmen, ſah eine alte hohe Tanne, auf der ich Eichhörnchen nachgeklettert war; ich ſah, daß ich im Walde von Mareilis Mann war, Schattenſeite nahe unter dem Hauſe. Dort war ich willkommen, das wußte ich, und auch daß meinem Magen ſein Bellen geſtillet würde. Ich ſtieg den Berg hinauf. Wie mich das alles heimelte, jede Latte, jeder Stock, jeder Ort, wo mich ein Knecht haaren wollte, oder ich einer Magd einen Streich geſpielt! Aber auch hier hinter dem Hauſe hatte eine weiſe Hand vieles verbeſſert, urbar gemacht, beſſer benutzt, und dieſes alles betrachtend, das Neue mit dem Alten vergleichend, ſtand ich vor dem Hauſe, ehe ich dachte.

Vor dem Hauſe ſaß ein ſtattlich Weib, glänzend in ſchönem weißem Hemdeſchmuck und den ſchön glatt geſtrählten Haaren, Kraut rüſtend. Es war Mareili, das ſchlanke, das nun breit und mächtig geworden war. Meine Schritte weckten es aus der emſigen Arbeit, es ſah auf mit ſeinen klugen und guten Augen, und alsbald mich erkennend, ſchrie es auf: Herr Jeſes, Meiſ, wie heiſch mih erſchreckt mit dym wüſte Schnauz! das iſt aber nit brav vo d'r, daß erſt jetz chunſt, u biſch ſcho lang daheim; ih ha di i der Chilche g'ſeh, u hätt d'r g'wartet vor d'r Thür, aber m'r hei Dorf g'ha daheim, u n i'h ha hei müſſe. Un daß im Spitel g'ſi biſch, ha nih nit e mal g'wüßt, ih wär ſuſch cho u hät d'r öppis brunge, ſo ungern ih nume a Spitel dähe, verſchwyge de dry ga. Aber chum yche, was wetſch, was chan d'r gäh? Es iſch notti doch no brav vo d'r, daß jetz chunſt. Ih will's em Aeti ſäge un em Ma, ſi werde o Freud ha, u will d'r öppis Warms mache. Die rüſtige Frau rührte ſich noch mit der alten Gewandtheit, und der Alte kam, ein achtzigjähriger ſilberweißer Greis, grad auf, und reichte mir frohgemuth die mächtige feſte Hand; auch der Sohn, der ſich unter Mareilis Pflege geſtärkt hatte, hieß mich willkommen. Und bald kam die Kaffeekanne und die geblümten Taſſen, der gelbe Käſe, das küſtige Brod; und es war mir, als lange ich eben mit dem Großvater von der Bettlergemeinde an, und Mareili warte uns wieder auf wie damals. Alle balgeten mit mir über mein „Jublen“, und daß ich nicht gleich anfangs zu ihnen gekommen, es wäre mir das g'ſi, als im Spital. Und ſie erzählten, und ich erzählte, und Mareili wußte auf wahrhaft merkwürdige Weiſe ihre Geſchäfte abzumachen und zuzuhören, manche Erzählung zu ergänzen; eine Verbindung, welche ſelten Menſchen verſtehen, am wenigſten Dienſtmägde beim Brunnen. Der Morgen war um, ehe wir daran dachten. Die Kinder ſammelten ſich um uns, ſchöne Burſche, luſtige Mädchen, die mich anfangs von der Seite g'ſchauten, dann der Mutter an die Hand gingen, ohne Haſten, ohne Geräuſch. Jedes wußte ſeine Arbeit, that ſie ab, ſo geſchwind als möglich, aber ohne Zappeln und überflüſſiges Schießen; es war eine wahre Freude, wie das Alles ging, ſo feſt, ſo ſicher, und doch ſo geſchwinde. Nach dem Eſſen brachte Mareili die große weiße Flaſche mit den ſchönen Blumen, die ich ſchon als Knabe ſo oft bewundert hatte, und die Gläſer mit den geſchliffenen Namen, in welchen der alte Lacote noch einmal ſo gut ſchmeckte. Der Alte erzählte von dem Tode der Mutter (ſeiner Frau), was ſie geſagt, und wie er ſie vermiſſen würde, wenn er nicht ein Sühniswyb hätte, wie es keines mehr gebe. Mir ging auch das Herz auf, ich vertraute ihnen an, daß ich etwas Vermögen hätte, erzählte ihnen meine Angſt und Noth um einen Beruf oder Poſten und die Räthe des Feckers. Sie nahmen Theil an Leid und Freud, konnten aber des Feckers Meinung gar nicht begreifen, nicht begreifen, was ich ſo nützen könne und ſolle. Ich ſolle einſtweilen bei ihnen bleiben, meinten ſie, ſie hätten mir auch allbeimiſch etwas zu ſchreiben, und wenn es ſchon nicht gedruckt würde, ſo werde es mir doch nicht durchgehechelt; denn es ſei ja heut zu Tage nichts recht, was man ſage, geſchweige dann, was man ſchreibe. Wolle und könne ich etwas erzählen, ſo würden es ihre Kinder ſo gerne hören als Wirthskinder, und noch ſie dazu würden es hören; ſie mangelten auch Jemand, der ihnen abeimiſch kurzi Zyti mache. Es iſt merkwürdig, wie es im Menſchenleben geht. Wäre ich zuerſt bei ihnen eingekehrt, ich hätte mich nie nach einem Beruf oder Poſten umgeſehen, mir wäre wohl bei ihnen geworden, und ich hätte nichts Beſſeres gewußt. Wäre ich in meiner Zerknirſchung über die Polizeiklemmete zu ihnen, ſtatt zum Fecker gegangen, ſo hätten ihre Vorſchläge mir einen Himmel aufgethan, ich wäre wochenlang oben geblieben, um mich Niemand zu zeigen, und während dieſer Zeit hätte ich mich droben ſo eingewöhnt, daß ich nicht mehr fortzubringen geweſen wäre. Nun war es ein Anderes. Schon hatte ſich in mir feſtgeſetzt das Bild eines andern Lebens, meine Wünſche waren auf ein beſtimmtes Ziel gerichtet, und meine Einbildungskraft hatte bereits ein bedeutendes Stück an der erwarteten Zukunft aufgebaut, und die iſt gar verzweifelt eigenſinnig, und reißt nicht gerne begonnene Arbeit ein, ſie läßt ſie nur zertrümmern. Ich konnte daher nicht mehr „Ja" ſagen, ſo wohl es mir da ward, ſo weh es mir that, den guten Leuten weh zu thun, und mein Leben nahm eine andere Richtung. Wer hat nicht ſchon bemerkt in ſeinem Leben, wie anſcheinend kleine Zufälligkeiten die bedeutſamſten

Wendungen erzeugten; einen Tag früher hier, und der lebendige Jeremias hätte kaum je den ſchriftlichen geboren; er hätte in ſtiller Behaglichkeit unbemerkt ſein Leben verbracht, allerdings ruhiger, kaum glücklicher, auf alle Fälle aber unnützer. Ich blieb oben bis der Mond golden aufging am abendlichen Himmel; es koſtete Mühe, mich loszureiſſen von den herzigen Leuten, aber das verſprach ich ihnen und mir, recht viel oben bei ihnen zu ſein. Man lacht über den Mondſchein, und gar nüchterne Leute ſagen: es grauſe ihnen darob. Bequeme Leute finden, es ſei eine bequeme und wohlfeile Laterne, wenn ſie aus dem Wirthshaus kommen, und das Stolpern nicht wohl mehr erleiden mögen; und jener Franzoſe meinte, als er im Winter, da Vollmond war, an einem Weiher ſtand, um ſich zu einem Gedicht begeiſtern zu laſſen: er ſei gar hölliſch kalt. Aber wer iſt nach einem glücklich durchlebten Tage im Mondſcheine heimgegangen und hat nicht einen eigenen Frieden in ſich empfunden, ſich leicht und wohl gefühlt, und ſein Herz zu den weichſten und ſchönſten Empfindungen geſtimmt, oder zu den kühnſten Beſchlüſſen begeiſtert? Man gehe lange in finſterer Nacht, in der Nacht iſt dieſer Friede nicht, ſind die hochherzigen Gefühle nicht; man gehe im Sonnenſchein, da kommt der Schweiß, die Mühe, und das helle Licht entſchleiert das Störende, was allenthalben auf der Erde iſt. Aber in des Mondes Licht gießen die Züge des Friedens über die Landſchaft ſich aus, verhüllt bleibt das Häßliche, und aus derſelben tritt hervor das Hehre und Großartige, oder das Liebliche und Sanfte; und dieſer Ausdruck der Erde iſt's, was dem empfänglichen Herzen die gleiche Geſtaltung gibt. So wanderte ich heim, tief beglückt in des Herzens Gründen. Wieder hatte ich Leute gefunden, die mich noch liebten, obgleich ſie über mich zürnen ſollten, hatte wieder ein heimiſches Haus, bei deſſen Anblick ich denken durfte: dort darfſt du willkommen eintreten. Weggehen ſchmerzt wohl zuweilen, aber größer als der Schmerz iſt doch die Freude, zurückdenken zu können, daß man hinter ſich Freunde habe. Da ſchaut man um ſo muthiger vorwärts, und wenn eine Aufgabe zur Löſung uns vorliegt, ſo fühlt man mächtiger in ſich das Brauſen der Kraft, welche der Arbeit und dem Kampf ſich entgegendrängt; und heller erglänzt das Auge, höher und freier hebt ſich der Schritt, wie dem Pferde das Trompetenſchmettern hineinruft in die heiße Schlacht.

Ich war wieder der Alte, der als Flügelmann ſeiner Kompagnie in Paris engen Straßen furchtlos ſtand, furchtlos durch die Barrikaden drang; das Gleichgewicht war hergeſtellt in mir, die Beſonnenheit, der feſte Wille thronten wieder über den verletzten Gefühlen, dieſe waren geheilt. Als ich heim kam endlich, da dankte ich Gott inbrünſtig für das Glück dieſes Tages und die erhaltene Kräftigung. Ich gelobte, nie mehr zu verzagen, nie mehr durch irgend eine Thorheit der Menſchen mich entmuthigen oder erbittern zu laſſen, ſondern in Liebe und Geduld ſie zu tragen, aber nie auch laß zu werden in der Sanftmuth, die mit leiſer Hand die Fehler der Mitmenſchen mildern, heilen will.

Fünfunddreißigſtes Capitel.

Wie ich ſuche und finde, aber nicht das Rechte.

Am andern Morgen packte ich meinen Haberſack, und ſchickte mich an, ein ſchicklich Plätzlein für meine neuerfundene Schule aufzuſuchen. Ich wollte nicht große Gaſthöfe ſuchen, auch nicht abgelegene Pinten, wo alle zehn Wochen eine verſtohlene Kindbetti iſt, ein verlaufenes Hochzeit, und alle Morgen zwei Schnapstrinker, von denen der eine Kartoffelbranntwein, der andere Reckholderwaſſer ſich zu Gemüthe führt. Ich wollte eine ehrbare Dorfwirthſchaft wählen, wo ehrbare Leute eine ſich faſt gleichbleibende Gaſtig bilden; ich wollte ſorgfältig wählen, um nicht anzufangen und dann wieder gehen zu müſſen, und ſo Zeit zu verlieren.

Ich wanderte wohlgemuth des Wegs entlang, den alten Militär in nichts verläugnend; denn etwas mußte ich doch ſcheinen, wenn man mich nicht für einen Vagabunden anſehen, für etwas mich ausgeben, wenn mir nicht alles mißtrauiſch aus dem Wege gehen ſollte. Freilich ſteht der Söldner nicht in hohem Anſehen, aber ein alter Soldat verläugnet nicht gerne ſeinen Stand, beſonders wenn er mit freier Seele ſich ihm ergeben, eine freie Seele darin bewahrt. Mein Lebtag hab ich nie auf meinen vielen Wanderungen den Wirthshäuſern ſo g'wundrig entgegengeſehen, bin nie ſo oft eingekehrt, als jetzt. Freilich geſellte ich mich zu jedem Bauer, der meines Weges ging, , frug ihn aus über die nächſten Wirthsleute, aber gar ſelten waren die Berichte ſo, daß ich getroſt vorbei marſchiren konnte. Manchmal befanden ſich zwei Wirthshäuſer in einem Orte, ſo daß ich in die größte Verlegenheit kam, beide zu beſuchen, ohne für einen ausgemachten Hudel angeſehen zu werden. Oft gefiel es mir beim erſten Anblick nicht übel, aber es gelang mir nicht alles zu ſehen, zu vernehmen, was ich wollte, ich mußte länger bleiben, und am Ende doch weiter, weil gar zu vieles an den Tag kam, was mir nicht gefiel; ſo rückte meine Reiſe gar langſam vorwärts.

Am meiſten ſcheute ich das Trinken des Wirths oder der Wirthin, denn wo das der Fall iſt, iſt es mit der Ordnung übel beſtellt. Wie ſoll man das böſe Exempel den Kindern verbergen und ſeine Folgen aufheben? Und was ich am meiſten fürchtete, trunkene Menſchen haben alle Augenblicke und mit allen Menſchen Streit. Wie hätte ich hoffen können, an einem ſolchen Orte in Frieden zu bleiben?

Leider ging es nun oft ſo, daß es mir über Mittag an einem Orte recht wohl gefiel, und ich meinen Stab ſchon in eine Ecke ſtellen wollte, am Abend es mir erleidete, und ich den Morgen faſt nicht erwarten mochte, um weiter zu können, weil ich ſah, wie ganz anders ein Menſch am Mittag und am Abend ſein kann, und welch großer Unterſchied iſt zwiſchen einem nüchternen und einem trunkenen Menſchen. An eine Sache hatte ich nicht gedacht, auf ſie nicht geachtet, und wäre deßhalb beinahe am unrechten Orte eingeſeſſen. Es hatte mir da beſonders gut gefallen: Wirth und Wirthin waren emſig; ein bedeutender Vertrieb machte Metzger, Stubenmädchen, Köchin, Stallknecht nöthig; die Kinder waren viel verſprechend, aber auch meiſterlos in hohem Grade; die Gegend war wohlhabend, und der Schlag der Leute gefiel mir. Ich war etwas früher in's Bett gegangen, als die Andern, hielt mich ſtill, ſchlief aber nicht, denn mein Arm ſchmerzte mich, die wüſte Biſe war im Anzug. Da hörte ich, daß Leute in das Zimmer unter mir kamen, und hörte ganz deutlich, daß es Wirth und Wirthin waren, und hörte ganz deutlich, was ſie mit einander ſprachen, wahrſcheinlich war über ihrem Ofen der Boden offen, um Wärme durchzulaſſen. Anfangs ſchwiegen ſie ſtill, endlich meinte die Wirthin: wie mengiſch hei z'Mädi u du e nangere im Keller a troffe? Und er antwortete: grad ſo viel, als du u d'r Metzger e nangere i d'r Schaal. Nun ging ein grauſenhaft Gezänke los, und die beiden Leute hielten ſich die leideſten Sachen vor, ſo daß, wenn nur der zehnteſte Theil davon wahr geweſen wäre, ſie den ganzen Tag ab Seits geweſen ſein müßten, und doch hatte ich ſie faſt beſtändig an der Arbeit geſehen. Ob nun der eine oder der andere Theil größern oder kleinern Anlaß zu ſolchen Vorwürfen gab, das wußte ich nicht; aber das ſah ich, daß die wüthendſte Eiferſucht ſie erfüllte. Er hatte Angſt, ihre Kinder ſeien nicht von ihm; und ſie war in Angſt, er habe noch welche neben den ihren. Sie konnte nicht leiden, wenn er mit Jemand lachte, und er nicht, wenn ſie Jemand anſah. Das Streiten und Vorhalten dauerte bis nach Mitternacht, aber auf eine Weiſe, daß ich wohl ſah, es war heute nicht das erſtemal, ſondern gewöhnliche Uebung; denn es endete nicht mit Schlägen, nicht in wüthendem Zorne, ſondern zuletzt mit tiefem Schnarchen. Nun, dachte ich, da iſt meines Bleibens auch nicht! Wie lange würde es gehen, ſo wäre auch ich ein Zankapfel zwiſchen dieſen Eheleuten, und ich hätte alle Abende das Vergnügen, anzuhören, wie der Mann mich und ſeine Frau läſternd im Kothe herumzög.

Ja, die Eiferſucht iſt doch ein grundhäßlich, aber auch ein gefährlich Ding. Sie iſt ein grundhäßlich Ding, denn ſie zeuget vom Mangel an Glauben und Vertrauen in der eiferſüchtigen Bruſt, ſie ſtört alle Unbefangenheit, allen Frieden, denn wenn die Eiferſucht recht einwurzelt, ſo dehnt ſie ſich nicht nur auf hübſche Mädchen und Frauen, muntere Burſche und Männer, ſondern auf alle aus, die zwei Beine haben, auch wenn die Naſe nicht mitten im Geſicht iſt; dehnt ſich aus gegen Eltern und Kinder, ja manchmal gar auf Hühner und Hunde. Wer Teufel wollte da des Lebens froh werden, wenn er allemal Lärm bekommt, wenn ſein Hund ihm flattirt hat, oder ein Huhn ihm nachgelaufen iſt. Sie iſt grundhäßlich. Denn die Eiferſucht zeuget manchmal, aber wohlgemerkt nicht allemal, vom Bewußtſein, was man ſelbſt zu thun im Stande wäre, was man ſelbſt zu thun Luſt hätte, wenn die Gelegenheit ſich darböte, oder vielleicht ſchon gethan hat. Kennt ihr das Sprüchwort, was der Bock — — — —? Die Eiferſucht iſt ſelten, die aus Beſcheidenheit und Demuth entſpringt, und von der Meinung herkommt: durch Andere in Werth und Vorzügen übertroffen zu werden; dieſe Eiferſucht iſt mehr lieblich als häßlich, und läßt durch die Liebe ſich heilen.

Die Eiferſucht iſt aber auch verteufelt gefährlich aus zweien Gründen. Habt ihr nie davon gehört, daß es das beſte Mittel ſei, Menſchen vom Böſen abzuhalten, wenn man ihnen Zutrauen zeigt, und daß hingegen unverdientes Mißtrauen Aerger zeugt, und oft aus Troß gerade das, woran man ſonſt nicht dachte. Was tauſend, denkt der mit Eiferſucht unverdienter Weiſe geplagte Mann oder Frau, thue ich etwas oder thue ich nichts, es kommt in eins, ärger kann man nicht mit mir machen, wenn man mich auf der That ertappt; man glaubt es, ſo habe man es auch!

Aber eins iſt noch gefährlicher, und geſchieht noch häufiger. Ihr kennt doch die alte Mama Eva; der wäre es gar nicht in den Sinn gekommen, in den Apfel zu beißen, wenn nicht die Schlange ſie aufmerkſam gemacht hätte auf die Wunderäpfel; nun bekam ſie Luſt dazu, betrachtete ſie alle Tage, ihr Herz brannte, der Mund wäſſerte immer mehr nach dieſen Aepfeln, bis ſie endlich einen derſelben in ihren Roſenmund ſteckte, und die Sünde geſchehen war. Ihr werdet vielleicht meinen, die Söhne und Töchter ſeien klüger als die alte Mama: die Jugend bildet ſich das gar oft ein, aber da irrt ihr euch, ſie ſind vielleicht noch ſchlimmer daran in dieſem Punkt, wie folgendes Beiſpiel weiſt:

Es war einmal auch ſo ein naſeweiſes Weibchen, welches das Urmütterchen verachtete, und behauptete: es hätte nie in den Apfel gebiſſen, da hätte die Schlange lange locken, flattiren können, und wären die Aepfel noch hundertmal lieblicher anzuſchauen geweſen; und der Mann behauptete, daß nicht einmal mehr ſolche verlockende Schlangen nöthig wären, daß es nur eine Warnung, ein Verbot von etwas brauche, um die Luſt nach dem Verbotenen zu erregen, und je mehr man verbiete, deſto größer ſteige die Luſt. Aber das Weibchen that gar altklug, gab dem Mann mit dem weißen Händchen eins auf den Mund, und verbat ſich ſolche Läſterungen, und ſagte gar ernſt: einmal ihr könne er verbieten, was er wolle, ſie werde auch nicht von Ferne daran denken, das Gebot zu übertreten, ſie wolle mit ihm wetten, was er wolle. Der Mann lachte, und ſagte: Du kennſt hinter den Gärten den wüſten Fröſchenweiher mit dem grünen Dach, in dem Regenmolleni und anderes Gezüchte ſo anmuthig gramſelen? Das Weibchen wußte kaum, wo er war, und ſchauderte ordentlich, als ſie ſich ſeiner erinnerte: es habe ſie von Jugend auf vor ihm geekelt, ſagte es. Nun, meinte der Mann: ich verbiete dir, in dieſem ein Fußbad zu nehmen, und wenn du's in Zeit zwei Monaten nicht thuſt, ſo will ich dir einen ſchönen Rock kaufen; thuſt du es aber, ſo fordere ich weiter nichts von dir, als daß du mir meine Strümpfe ſo ſtickſt, daß ich immer ein Paar ganze anzuziehen habe. Wie da das Frauchen auflachte, und auf den Rock ſich freute, und die zu ſtickenden Strümpfe in die Ecke des Schaftes ſchob. Aber aus lauter Spaß wollte es doch einmal den verbotenen Weiher wiederſehen; der ſchlaue Mann ſah ſie alle Tage den Weg nehmen, merkte, daß ſie ernſter wurde, zerſtreuter, und ehe Zwei Wochen vergingen, fand er ſeine Frau mit bloßen Füßen im Weiher. Ihr könnt denken, daß das Weibchen auch erſchrack, als ſie den Mann ſah, und denken, wie traurig ſie die verſchüpften Strümpfe hervor klubete. Aber könnt ihr auch die Lehre daraus ziehen? Ich will ſie euch ſagen. Es denkt ſicher mancher Gatte an keine eheliche Sünde, aber ſeine Hälfte wirft ſie ihm vor; durch dieſe Vorwürfe fällt ihm zum erſtenmale die Möglichkeit ein, die eheliche Treue zu brechen. Sie wirft ihm ferner einen beſtimmten Gegenſtand vor, mit dem er ſündigen wolle oder geſündigt habe. Er hatte keine Gedanken daran gehabt, die Perſon nie darauf angeſehen; nun fängt er zum erſtenmale an, ſie zu betrachten, der Funke iſt gefallen; je ſchwächer er iſt, deſto weniger denkt man an's Löſchen, aber auch deſto eher und deſto ſicherer wird die Flamme zu dem Dache ausſchlagen.

Darum ſage ich, ſei die Eiferſucht gefährlich, gerade weil ſie die Sünde, vor welcher man ſich fürchtet, erzeugt, gerade das Elend bringt, vor dem man ſich hüten wollte, gerade ſie iſt die Schlange, die verlocket zugleich, aber das Herz fürchterlich quält, in dem ſie ihr Neſt gebaut. Darum ihr Männer und Weiber, die ihr mit dieſer Plage behaftet ſeid, macht, daß ihr von derſelben kuriert werdet, ſie iſt ein Krebs am Herzen, dem aber fortzuhelfen iſt.

Ich ſchnürte alſo meinen Bündel wieder, ſetzte meinen Stab weiter, und wanderte fort, durch manchen Ort, manches Thal, fand mancherlei, aber nie das Rechte.

Sechsunddreißigſtes Capitel.

Wie ich ein altes Schloß fand, aber neue Leute dabei.

Eines Abends nach einem heißen Tage ſtieg ich müde einen Hügel hinan, und ſetzte mich oben hin. An der Seite des Hügels lag ein ſchönes Kirchdorf, über ihm ein alterthümliches Schloß, ein Zeuge vergangener Zeiten, ein Zeuge mancher ſchweren That, ein Zeuge manches ſchweren Seufzers. Wie das wechſelt in der Jahre Lauf, im Aeuſſern der Menſchheit! Wenn das Thor reden könnte, dachte ich, und erzählen von den Leuten, die aus- und eingezogen ſeien, von ihren verſchiedenen Gewändern und verſchiedenen Geſichtern, was würde man da wohl alles hören? Haben nur die Gewänder ſich geändert, oder auch die Geſichter, haben nur die Namen ſich geändert, oder auch das Betragen? Ehedem Ritter hoch zu Roß, eiſern um und um, eiſernen Leibes, eiſernen Herzens, hoch herabſehend vom hohen Roſſe; verſchwunden jetzt die Ritter, ihre Hengſte, der eiſerne Leib, aber auch die eiſernen Herzen und die Augen, die hoch herabſehen möchten aus Chaiſe und Charabank? Ehedem zerknirſchte Leibeigene halb nackt, mit zerdrücktem Herzen, mit Striemen und Beulen von des geſtrengen Herrn Fauſt und Peitſche; nun keine Leibeigenen mehr, nicht mehr Striemen und Beulen, aber auch keine zerdrückten Herzen? So dachte ich, als die Sonne ſich ſenkte über des grauen Schloſſes Zinne und ſchlafen ging in's große Vaterhaus und ſcheidend aus ihrem großen Auge lange Blicke ſanft und mild über die Erde warf. Ich verſank in Andacht, dachte deſſen, was niedergeht und auferſteht, was bleibt, was ſchwindet, und in meine Andacht hinein tönte klar und feierlich das Geläute, das auf Morgen den Tag des Herrn verkündete. Mir war weich um's Herz, und da ich der himmliſchen Heimath gedachte, verlangte mich auch nach einer irdiſchen, wo ich ruhen konnte, ohne an eine morndrige Reiſe zu gedenken, wo ich mein Tagewerk beginnen und des Herrn warten konnte, bis er kommt in ſeinen Weinberg, die Arbeit zu prüfen, die Arbeiter zu wählen oder zu verwerfen.

Feierlichen Herzens ſtieg ich nieder, und mir ward, als ob der Herr läuten laſſe zu meinem Einzuge, nur mir verſtändlich, aber den da unten Wohnenden zum Heil, als ob er mich feierlich rufe, da unten meine Hütte zu bauen; und bei jedem Begegnenden mußte ich denken: wenn du wüßteſt, für was ich komme, und was ich dir einſt ſein werde? und mußte dann wieder lächeln über meines Herzens gutmüthige Eitelkeit. Alles gefiel mir wohl, die Leute, die Häuſer, die Gegend; reinlich war es, und ſauber aufgeräumt, die Kinder mit ihren Beſen vor den Häuſern, bei den Brunnen fegten die Weiber, und mit hochaufgerollten Hoſen fuhren die Burſche Stoßbären hochaufgethürmt mit wohlriechendem Kühdreck auf die gewaltigen Miſthaufen. Vor dem Wirthshauſe ſtund die alterthümliche Linde, und Kinder mit rothen Backen herdeten da wohlgemuth. Freundlich wurde ich im Wirthshauſe empfangen von der rührigen Wirthin, die eben Kaffee trank mit ihrem aus ſechs wilden Kindern beſtehenden Faſel und ihrem Manne, einem derben Schweizer, dem der rothverbrämte Metzgerkittel und der weiße Schurz ganz gut ſtand. Alles gefiel mir gar gut, alles wie gewünſcht; die mit Alt und Jung begonnenen Geſpräche zeugten von Derbheit, aber auch von Verſtändigkeit und geſundem Sinne.

An den drei Tiſchen ſaßen ſchweigend drei Bäuerlein, und tranken ihre Schoppen; man brachte nicht viel anderes aus ihnen heraus, als daß ſie im Schloß geweſen; eben nicht leichten Herzens, wie es ſchien, kamen ſie von dort herab. Das Geſumme der Arbeit drauſſen verſtummte, Lichter blinkten durch die Scheiben, und nach und nach füllte ſich die Stube, aber mit Leuten, aus denen ich nicht klug werden konnte. Es waren wohl Bauern darunter mit breiten Rücken und ſchwilligen Händen, aber die meiſten waren nicht Herren, waren nicht Bauern. Einer glich wohl von oben einem Herrn, aber unterhalb einem Bauer; an andern gehörten nur die Beine einem Herrn mit gewichsten Stiefelchen, aber oberhalb war er akurat wie ein Bauer; und wenn man auch bei dem einen im erſten Augenblick glaubte, er ſei ein vornehmer Herr mit hohem Halstuch und klingender Uhr behängt, faſt wie der ſchöne Herr zu —, ſo ſah man beim zweiten Blick beſchmutzte Hände, ein zerriſſenes Nastuch, ein ſchlechtes oder gar nicht gebleichtes Hemd; es ſoll ſogar deren geben, die gar keines tragen. Handwerker waren es auch nicht, dazu ſahen ſie zu brutal aus, nicht einmal Schneider, das merkte man am Geruch oder an den langen, ſaftigen Pfeifen, die den ganzen Tag nicht aus dem Munde zu kommen ſchienen. Baſchkiren waren es auch nicht, denn mancher hatte eine gar ſchöne große rothe Naſe; auch nicht Koſaken, denn manchem fehlte der Bart; auch nicht Türken, denn ſie tranken ungenirt Wein, beſonders rothen; zudem redeten alle deutſch, einige ſogar verſuchten das Hochdeutſch in etwas, wenn auch ſchlecht. Sie flatterten um die Bauern herum, wie Raben um das Aas, ſchnatterten durcheinander, daß ich wenig verſtehen konnte. Endlich merkte ich aus einem Geſpräche in meiner Nähe, daß der ſteifbeinigſte unter ihnen zweien armen Teufeln, die bei einem Schoppen Branntwein ſaßen, ein Erbe, das hinter der Gemeinde lag, abhandelte um das halbe Geld. Ich begann zu glauben, es ſeien Juden, trotz ihren Pfeifen, da brachte die Wirthin Saufüße und Sauohren, eine ganze Platte voll, über die fielen ſie her wie die Habichte; es waren alſo wieder nicht Juden. Während ſie nun handlich in die Saufüße und Sauohren biſſen, konnten ſie nicht mehr alle auf einmal reden, und in allen Ecken, und was die ſprachen, welche das Maul nur halbvoll hatten, konnte ich verſtehen. Es war von Gerichts- und Geldstagen, von Notifikationen und Moderationen, Inventariſationen, ſogar von Inſinuationen, die Rede, von Käufen und Kontrakten, Teſtamenten und Betreibungen. Aha, ſo, dachte ich, das wird eine Verſammlung der Schuldenboten des ganzen Landes ſein, ſo eine Art von Verein, um einander das Saugen abzulernen. Ich ſagte meine Meinung der Frau Wirthin. B'hütis Gott nein, ſagte die, das iſch ke apartige Verſammlig, die ſy all Abe da, ſi ſy all uſem Dorf oder us d'r Nächſtiami, es iſch d'r Amtsſchreiber u d'r G'richtsſchreiber u d'r G'meindſchreiber u d'r Amtsnotari u d'r Prokerater, u de zwei Agente, u de no ihr Knechte u Bube; das ſy guti Lüt, ſi gäb nids am mehrſte z'verdiene. B'hütis Gott, dachte auch ich, ſo viel Schreiber an einem Haufen, geben ſo viel zu verdienen, müſſen alſo auch viel verdienen, und von wem? Ich zählte, und zählte ſie wieder, und zum drittenmal, und es waren und blieben immer ſiebenundzwanzig.

Ich vernahm ſpäter, daß in früherer Zeit an gleichem Orte ihrer drei die gleichen Geſchäfte verrichtet, und zuſammen den Wirthen nicht halb ſo viel als einer von den ſiebenundzwanzig zu verdienen geben konnten. Alſo das die zweibeinige Schaar, welche Tag für Tag zu den Schloßthoren einzog, herrſchend und mächtig. wie die alten Ritter, die Schrecken der Bauern, die ihnen, wenn ſchon nicht unterthan, doch zinsbar waren.

Und wenn man die Augen zuthat, ſo klangen ihre Stimmen gar laut, doch hatten ſie etwas fiſtelartiges, und ihre Füße polterten gar gewaltig am Boden herum, doch tönte es mehr wie Horn oder Holz, als wie Eiſen, und ſie fuhren an und begehrten auf und putzten ab, daß man ſich allerdings noch einen Tiſch von Zwingherren und Raubritter hätte vorſtellen können, mächtigen Leibes, eiſernen Fäuſten, die Helme trotzig auf dem dicken Nacken, dem großen Kopf, die Schwerter lang an den Seiten. Wenn man ſich das ſo recht lebhaft vorgeſtellt hatte, die Augen dann wieder aufthat, und an den Tiſchen die ſiebenundzwanzig Schreiber und Schreiberlein ſah, mit den ſpitzigen Geſichtern, den langen ſchwarzen Fingern, den halbſeidenen ſchwarzen Kappen, winzig oder plump, mit den von Pfnüſeln angefreſſenen Geſichtern, mit vergeſſenen Federn hinter den Ohren, und ſteifen, gen Himmel ſchreienden Haaren, mühſelig und unbeholfen handthieren mit Gabeln und Meſſern — hei, wie war da einem wunderlich zu Muthe! Hei, was hätte da wohl einer der Ritter geſagt zu ihnen, zu deſſen Thoren ſie aus- und eingingen, üppig und dünkelvoll? Hei, ein ſolcher Ritter hätte allen dieſen ſeinen Nachzüglern vor dem Frühſtück die Köpfe eingedrückt, wie ein Vogelſänger Leipzigerlerchen. Und doch hatte dieſes baumwollene Völklein wieder eine Aehnlichkeit mit jenen eiſernen Mannen. Dieſe eiſernen Mannen, wenn ſie des Abends heimgekehrt waren unter Dach von ihrem Tagewerk, ſo ſaßen ſie hinter ihren hohen Humpen, und wenn ſie ſatt waren vom Habermus und Rehſchlegel, ſo ſchwemmten ſie Habermus und Rehſchlegel tüchtig ein, gewöhnlich mit ſaurem Wein, und einer erzählte: wie er einem Bauer die Hunde durch's Korn gehetzt und hinten drein geritten; ein zweiter hatte mit eigener Hand eine halb verhungerte Familie, die ihre Gefälle nicht bezahlen konnte, unter Rüdengebell und Peitſchenknall von ſeiner Hufe gejagt, ein dritter einen Leibeigenen verſandt, und unterdeſſen mit ſeinem Weibe oder deſſen Töchtern Kurzweil getrieben, ein vierter ein Wildſchwein abgefangen, und ein fünfter das Lager eines Sechszehnenders aufgefunden zu morndriger Jagd. Vor allem aber ſprach, wer das Schwert gebraucht, Wunden geſchlagen und empfangen hatte, und pries ſeine Thaten in ihrer Kraft und Gewandtheit. Und wie jene Dahingegangenen geredet hatten von ihren ritterlichen Heldenthaten, ſo redeten auch die Daſitzenden, nachdem ſie die Säuohren verſorgt hatten, von ihren ſchreiberlichen Heldenthaten.

Zwei waren an Freundlichkeit geweſen, und hatten Gottlob (wie ſie meinten) die Vermittlung hintertrieben; andere hatten Erſcheinungen und glücklicherweiſe Einfälle gehabt, die neue Incidenzien nach ſich zogen. Einer rühmte: wie er in einem Beneficium heute wieder 137 Briefe habe ausfertigen laſſen. Wenn einer mit ſolchen Briefen jährlich nicht 1000 Gulden zu machen wiſſe, ſo müſſe er ein Lümmel ſein. Wenn einem Wirths- oder Krämer-Beneficien in die Hände kämen, ſo ſeien das wahre Herrenfreſſen, und der halben Welt könne man ungenirt Briefe ſchreiben à 4 Batzen das Stück. Ein anderer war an einer Gantſteigerung, und hatte unter der Hand einen guten Schick gemacht; ein anderer kam von einer Geldstagsſteigerung heim, hatte eine halbe Hutte Geld bei ſich, das er benutzen wollte, ſo lange er die Ausfertigung des Geldstages hinausſchieben konnte, und noch einige Neuthaler, die ihm ein Käufer gegeben, damit er eben mit der Ausfertigung und Zuſendung der Collocationen nicht preſſire; ein anderer hatte einen Contrakt aufgejagt, und ſeinem Meiſter in die Bähre, und einer einen Prozeß, zu dem er einen reichen Bauern angeſtiefelt; einer zweien Branntweinrülpſen ein Erbe um das halbe Geld abgeknipſt, und einer nebenbei manches galante Abentheuer beſtanden, wie er mit grinſendem Munde verblümt zu verſtehen gab, daß man es mit Zwilchhäntſchen greifen konnte (derſelbe hatte impertinent blonde Haare); einer durch Vergeßlichkeiten in Aſſekuranzſcheinen einen guten Schnitt und einem ehrlichen Bauern weiß gemacht, für einen Hof, den er von ſeinem Vater um 25,000 Pfund gekauft, müſſe er von 40,000 Pfund den Ehrſchatz geben, der nach dem wahren Werth zu entrichten ſei. Einer endlich, nachdem er eine Flaſche Neuenburger 1834r kommen ließ, las eine Bittſchrift an den großen Rath vor, um Vermehrung ihres Einkommens, indem darin klar dargethan war, daß ſie nicht das klare Waſſer verdienten. Ich ſah ſie allerdings kein Waſſer trinken, aber Neuenburger, er wird wohlfeiler geweſen ſein, als das Waſſer an ſelbem Ort! Die

Handlanger und Knechte hatten auch manches Erfreuliche zu berichten, wie ſie Bauern abgeſchnauzt und zum Narren gehabt, halbe Stunden ſtehen laſſen, ehe ſie dieſelben nur angeſehen. Doch nach und nach, beſonders bei Anlaß der Bittſchrift an die Regierung, nahmen ſie einen höhern Schwung, und verſtiegen ſich in's Gebiet der Politik und in das der Geſetzgebung, beide mit einander verwechſelnd, alles durcheinander werfend, wie Kraut und Rüben, mit Nichts zufrieden. An der Regierung waren lauter Dummköpfe, verſtunden nicht e Dreck viel von dieſem, und nicht e Dreck viel von jenem; zudem war allen nicht zu trauen. Von dem einen wußten ſie das, von einem andern etwas anderes: höchſtens fand der eine oder der andere bei ihnen Gnade, der einſt mit ihnen aus dem gleichen Dintenfaß geleckt. Am Ende war das Volk als der größte Eſel befunden, der die rechten Leute nicht zu finden wiſſe. Andere meinten, wenn die nur weg wären, die da ſeien; das Volk ſei nicht mehr ſo dumm, und würde die Rechten ſchon finden, und räuſperten ſich dann, kratzten die Haare noch mehr auf gen Himmel, ſtießen die Gläſer an, und ſagten mit verſchmitzt ſein ſollenden Geſichtern: G'ſundheit. Und einer mit unſicheren Augen, aber ſtruppigem ſchwarzen Backenbart, ripſete denſelben eine Weile an dem Halstuche, und ſchrie dann in heiſern Tönen und landſchäftleriſchem Dialekt: Zu Gunſten der Freiheit!

Plötzlich fragte einer mitten aus wirrem Geſpräch: wer geit morn z'Predi? Wer wett doch dä D...-Pfaff möge ga loſe, er ſei alli Sundi z'glyche, meinte einer; er weiß nit, was er ſeit, ein zweiter; er iſch e dumme Täfel, alles, was er weiß, wett ih i vierzehn Tage lerne, ein dritter. Endlich erhob ſich ein Geſpräch über die Religion, daß mir die Haare zu Berge ſtunden, und ein Bauer nach dem andern wegging. Ich hatte zu allem geſchwiegen, als aber einer ſagte: ih glaube numme was ih g'ſeh, u was ih nit cha g'ſeh, das iſch o nüt; da konnte ich mich nicht mehr enthalten, zu ſagen: ich kannte in Paris eine Uhr, die glaubte auch an keinen Uhrenmacher, ſie war aber nur von Similor, und ging grundſchlecht. Sie ſahen über die Achſeln nach mir hin, ließen ſich aber nicht ſtören. Ich merkte, daß ich zu verblümt geſprochen, ich mußte mich daher deutlicher ausdrücken, wenn ich wollte verſtanden ſein. Als der unter ihnen, welcher die ſteifſten Beine hatte, und faſt ausſah wie ein Landsknecht, meinte:

o tobt iſch todt, entgegnete ich lauter: Zu Paris im Thiergarten ſind Thiere, man zählt ſie zu dem Federvieh, und doch ſehen die einen von ihnen aus, wie giftige Kröten, die andern wie Fröſche auf den Dünkeln, die einen werden ſo feit, wie italieniſche Schweine, die andern bleiben dürr, und gleichen hundshärigen Beſenſtielen. Sie gehen eigentlich auf zwei Beinen, wälzen ſich aber gerne im Dreck. Sie gehören zu den fleiſchfreſſenden Thieren, trinken aber gerne Wein, beſonders rothen, und wenn ſie knüll auf dem Rücken liegen, ſo glauben ſie auch an keine Auferſtehung. Am Morgen nach der langen Nacht ſind ſie aber doch wieder auf den Beinen, ſehen jedoch ganz erbärmlich aus, gerade wie verſtoßene Sünder, und ſtehen da nicht nur mit Zähneklappern, ſondern auch mit ſchlotternden Armen und Beinen. — Sie ſahen mich gar grimmig an, aber die Sache war ihnen noch nicht recht klar. Ich ſetzte noch hinzu, daß ich die Thiere oft mit Erſtaunen betrachtet, und endlich den Wärter gefragt, wie ſie hießen? Dieſer ſagte mir, ſie hätten verſchiedene Namen, das gemeine Volk nenne ſie Baurenzägge, die Gelehrten aber Dintenſchlecker oder Papierfreſſer, und einige nährten ſich blos durch Agentiſiren.

Potz Million, wie hatte ich in die Weſpen gegüslet! Die fuhren auf, wie wenn ein Blitzſtrahl in den Tiſch geſchlagen hätte. Ich erhob mich auch, und da ich ſo lang aufſtand, als ob es kein Ende nehmen wollte, und ſo breit da ſtand, trat die halbe Mannſchaft in's hintere Glied, und verſuchte mit Wurfgeſchütz die vordere Kolonne zu unterſtützen, aber ſehr unglücklich, denn ſie ſchlugen mit den geworfenen Gläſern den Ihrigen von hinten Löcher in den Kopf. Die andern fuhren um mich her wie gehetzte Spitzhündchen, aber trotz aller Wuth und allem Lärm war doch keiner gerne der Erſte. Endlich wagte es einer mit langen Beinen, und ſtüpfte mich von der Seite, aber ſeine langen Beine ſchützten ihn nicht vor einer Ohrfeige, die ihn in die Ofenecke zum Sitzen brachte. Unterdeſſen hämmerten ſie von der andern Seite mit ihren luggen Fäuſten auf mich ein, ſo gut ſie es vermochten, und andere wollten eben wie Zäggen ſich feſtmachen an mir, aber gelaſſen ſchüttelte ich das Ungeziefer ab, wiſchte gelaſſen mit meinem guten langen Arm Ohrfeige um Ohrfeige aus. Ich lachte in mich hinein, und kam mir vor, als ſei ich der alten Ritter einer, dem das Gezücht den Eingang in ſeine Burg verwehren, und der nach langer Abweſenheit Ordnung ſchaffen wolle auf ſeinem Grund und Boden. Die Angriffskolonne wurde immer dünner, wer eine Ohrfeige erhalten hatte, begehrte keine zweite, und trat in's hintere Glied zu den Belſernden und Werfenden. Als endlich der Schreiber Ehre auf dem Spiel ſtand, weil keine Vordern mehr da waren, und die Hintern entweder den Reißaus nahmen, oder nun auch an die Reihe zu kommen fürchteten, trat ſchnell der älteſte, eine hagere lange Figur, vor, that, als ob er erſt hereinkomme, und rief: Halt! was iſch das? wer biſch du, daß du da chunſt cho Stryt aſa, du mußt uf d'r Stell id Käfi, u de we m'r ungerſuche, was du für e Kerli biſch, m'r wey dih ſchon ringgle, reich mr uf d'r Stell d'Landjäger. Ich ſollte erſchrecken, aber ich erſchrack nicht, ich erbot mich, in's Gefängniß zu gehen, wenn alle Mitſtreitenden mitgingen, bis die Unterſuchung ausweiſe, wer die Schuldigen ſeien; übrigens hätte ich meine Schriften in der Ordnung, die wollte ich denen zeigen, die das Recht hätten, darnach zu fragen; auch zweifle ich daran, daß er das Recht hätte, Jemanden zu verhaften. Er ließ ſich hoch auf, und polterte mich nicht übel an, winkte aber einem mit den Augen, daß es Zeit ſei, einen andern Weg zu verſuchen. Der rief nun, wenn ich es mit ihnen ausmachen wolle, ſo könne ich vielleicht noch ohne Käficht davon kommen. So, dachte ich, wie die Juden allenthalben eine Ausmachete, die einer Prellerei allemal ſo ähnlich ſieht, wie ein Ei dem andern. Ich ſetzte mich ſtillſchweigend nieder, ſie traten zuſammen, zählten ihre Ohrfeigen und Löcher hinten im Kopfe, die ich nun natürlich auch gemacht haben ſollte, zuſammen, und ließen mich fragen, ob ich es mit allen zuſammen in einen Klapf ausmachen wolle? Ich fragte, wie viele dann geprügelt worden ſeien von mir? Nun ward es recht lächerlich, wie jeder etwas erhalten haben, die geſammte hintere Kolonne im Gefecht geweſen ſein wollte; es nahm mich wunder, daß aus den ſiebenundzwanzig nicht vierundfünfzig wurden, wie man Würmer entzwei hauen kann, und aus jedem Stück wieder ein ganzer Wurm wird. Ueber dieſes Schreien eines Jeden, über dieſen Drang, geprügelt worden zu ſein, um etwas zu verdienen, erſchrack dennoch der Klügſte unter ihnen, fürchtend, ſich lächerlich zu machen, wenn ſiebenundzwanzig Schreiberlein von Einem geprügelt ſein wollten, drängte ſich an meine Seite, und verſprach: wenn ich Wein kommen laſſen wolle, ſo wolle er es für mich mit allen zuſammen ausmachen; wenn ich mit jedem apparti abmachen müſſe, ſo komme ich gar zu teuf dry. Und ohne meine Antwort abzuwarten, auch gerade wie die Juden auf dem Roßmärit, rief er: ſie ſollen heuſchen! ſie riefen: er ſoll bieten! Nachdem das lange ſo gegangen war, ſagte er: heuſchet afe 20 Dublone, m'r wei de loſe. Sie redeten mit einander, und forderten 30 Dublonen, Richters Buße vorbehalten; ſie handelten lange mit einander. Ich ſaß ſtumm da, und ließ ſie machen. Es floß dabei Neuenburger wie Bach, und geſchrien wurde ärger als in einer Judenſchule. Endlich wurden ſie um 25 Dublonen einig, die ſollte ich baar darlegen oder verſichern, und die Uerti ſammt der Buße übernehmen. Doch kam ihnen in den Sinn, daß ich auch etwas dazu zu ſagen hätte, und man fragte mich: ob ich das Geld bei mir trage, oder ob ich Pfand und Verſicherung zu geben habe? Und alle ſahen ſo glücklich d'rein, trotz der erhaltenen Ohrfeigen. Ja, einen Abend ſchmarotzen zu können auf eines armen Teufels Koſten, und dazu noch baar Geld kriegen durch eine Prellerei, das iſt für ſolche Leute der Himmel, und ich glaube, daß viele an keinen andern glauben können. Aber wie verſteinerten die Geſichter, als ich weder das eine, noch das andere wollte; als ich auf das Geſchrei: Jener habe in meinem Namen ausgemacht, ich müſſe halten, fragte, wo er ſeine Prokur habe? und ihnen ſagte: ſie ſeien alle zu dumm für einen, der lange Jahre in Paris geweſen. Es kochte in ihnen wie in einem Hexenkeſſel, aber die einen waren zu voll, um wieder anzugreifen, die andern fühlten noch die brennenden Backen, und die Klügſten hatten Reſpekt vor Paris, und merkten, daß ſie mich nicht beſchummeln könnten wie einen Bauern, der ſein Lebtag nie anders aus ſeinem Graben kömmt, als wenn er Kindbetti haben muß. Sie fingen an, einzulenken, und nach mancher Wendung verſuchten ſie mich zum Zahlen der Uerti zu bewegen. Aber ich war nach und nach erbittert worden über dieſe Schamloſigkeiten alle, ich wollte mich zu keinem Kreuzer verſtehen, erklärte feſt, daß ich Urſache zu klagen hätte, wenn ich ſie nicht zu ſehr verachtete; bis morgen Nachmittag werde ich hier im Wirthshauſe warten, damit ſie mich finden könnten, wenn ſie noch etwas wollten. Nun ſtund ich auf, und ging in's Bett. Mein Benehmen hatte ſelbſt auf die Frechſten Eindruck gemacht, ſie fürchteten den Mann, den ſie in mir erkannt; ob ich aber mit meinem Benehmen zufrieden ſein ſollte, das wußte ich lange nicht. Nach zwanzig Jahren alſo wieder eine Prügelten, und zu dieſer hatte ich offenbar gereizt durch meine ſcharfen Gleichniſſe. Hätte ich nicht lieber ſchweigen und gehen ſollen, als mich hineinmengen in die allgemeine Rede, die nicht an mich gerichtet war? War das ein glückliches Probierſtück meiner Lehrerſchaft in der Gaſtſtube? Aber dann wieder ſchweigen zu ſolchen Dingen, vermehrte das nicht offenbar die Frechheit und den Dünkel ſolcher Gecken? Sind ſie eben nicht allmählig ſo geworden, weil der Bauer ſie wohl in ſeinem Herzen verachtete, ſie aber reden ließ, was ſie wollten, weil er ſich ihnen nicht gewachſen fühlte? Hat nicht jeder Chriſt die Pflicht, der Wahrheit Zeugniß zu geben, und unnütze Schwätzer zur Ruhe zu weiſen? Macht er ſich nicht durch Stillſchweigen der Verläumdung ſchuldig? Wäre es möglich geweſen, mit Siebenundzwanzig über ſolche Dinge zu einem vernünftigen Geſpräch zu kommen, ſchlugen nicht Spott und endlich Ohrſeigen viel beſſer bei ihnen an, und vertrieben ihnen ihren dummen Unglauben, mit dem ſie ſich groß machen wollten, während ſie ſich doch vielleicht im Herzen vor jeder alten Frau als vor einer Hexe fürchten, und im Tode grauſenhaft zappeln in brennender Gewiſſensangſt? So werweiſete ich bei mir lange, und machte endlich aus: daß ich recht gehandelt, aber nicht klug, daß ich an einem Orte, wo ich länger bleiben wolle, vorſichtiger zu Werke gehen, daß ich hier mir mein Spiel verdorben, und weiter müſſe, indem mit ſiebenundzwanzig Schreibern zu Feinden an einem Orte ſich nicht wohl leben laſſe; daß ich aber für einen Abend blos als Durchreiſender keine beſſere Kur hätte anwenden, und keinen beſſern Weg hätte einſchlagen können, um dieſen Menſchen ihre Erbärmlichkeit zu zeigen. Dieſe Menſchen ſind ſo geworden, weil ſie ſich angewöhnt, da wo ſie ſind das große Wort zu führen. Verſteht es aber einer, ein noch größeres Wort recht eindringlich zu führen, ſo ließe ſich aus dieſen Menſchen Alles machen.

Wie ich bei dem Schreiben meiner Lebensgeſchichte zu dieſer Stelle komme, werweiſe ich wieder lange, ob ich ſie niederſchreiben oder auslaſſen wolle? Ich denke, es gibt ſo viele brave Schreiber aller Art, Amtsſchreiber, Gerichtsſchreiber, Amtsnotarien, und meinethalben auch Agenten, die könnten das übel nehmen, und ſie und andere Leute könnten meinen, ich rede hier von allen Schreibern überhaupt. Aber dann denke ich wieder, ſie ſehen aus dem ganzen Buche doch, daß du ein vernünftiger Mann biſt, und nur ein unvernünftiger Mann nimmt einen ganzen Stand in einen Klapf. Ich dachte, ſie werden auch vernünftig ſein, und ſehen, daß ich hier ausdrücklich nur von ſiebenundzwanzig Schreibern rede, nun iſt ihre Zahl im Lande Legion. Alle andern, außer jenen ſiebenundzwanzig, haben alſo nichts auf ſich zu ziehen, inſoferne ſie es nicht eben ſo an jenem Abend gemacht hätten, wie die ſiebenundzwanzig, und das ſage ich nicht nur nicht, ſondern will es auch nicht hoffen. Ferner denke ich, es ſei meine Pflicht und Schuldigkeit, zu warnen vor dieſen Leuten, die keine Religion, keine Sittlichkeit, keine Art von Ehrgefühl haben, die ſich alle Streiche, alle Schliche, alle Kniffe erlauben, ſobald ſie unter dem Schein Rechtens können verſteckt werden; die gegen ärmere oder einfältigere Leute nicht einmal um den Schein des Rechts ſich bekümmern, ſondern durch grobe Anmaßung und anmaßende Grobheit einſchüchtern, die mit ſchlauer Pfiffigkeit jeden Vortheil ausſpähen, mit der unverſchämteſten Frechheit ihn verfolgen, von eigentlicher Wiſſenſchaftlichkeit in ihrem Fache keine Ahnung haben. Vor dieſen Leuten warne ich nicht bloß deßwegen, damit ſich die in den Wirthshäuſern ſitzenden oder prozeßluſtigen Bauern oder Herren hüten können vor ihnen, oder ihnen begegnen nach Verdienen, ſondern deßwegen warne ich vor ihnen, weil ſie ſich alle zu Erziehern von hunderten von jungen Leuten aufwerfen. Sie zahlen nicht gerne Jemand, daß er ihnen ihre viele weitläufige Arbeit mache, ſie nehmen daher Lehrbuben ſo viel ſie können, und Lehrgeld ſo viel ſie können, nehmen dieſe gerade im gefährlichſten Alter, wo der Menſch ſeine beſtimmte Richtung nimmt. Nun richtet ſo einer, wie jene ſiebenundzwanzig waren, die jungen Leute gerade ſo ab, wie er ſie am beſten brauchen kann; je weniger Religion, Sittlichkeit, Ehrgefühl ſie haben, deſto komoder ſind ſie ihm, deſto beſſern Vortheil zieht er aus ihnen, deſto pfiffiger und frecher kann er ſie machen. Und du Bauer biſt doch, bald hätte ich geſagt, ein dummer, wunderlicher Köbi, du hältſt im Ganzen ſo viel auf Religion, willſt nicht, daß man in der Schule etwas von Geſchichte, Naturlehre, was doch ſo ſchön wäre, ich will nicht ſagen in eigentlichen Stunden, ſondern nur gelegentlich rede, und frägſt, wenn du von einer Schule hörſt, immer zuerſt: iſch das o no e rechti Schul, lert me da o no d'Fragi? Aber wenn du deinen Bub zu einem Schreiber thun, ihn dort Jahre lang laſſen willſt, ſo frägſt du gar nichts, als: iſchs e G'ſchichte? Und wenn's der Schwarze ſelber wäre, ſobald du hörſt, es ſyg e G'ſchichte, ſo gibſt du ihm deinen Bub, und denkſt gar nicht daran, daß du ihn mit Leib und Seele übergibſt. Zugleich wollte ich auch den Staat warnen, weil man junge Leute gerne in obrigkeitliche Schreibſtuben thut, indem dort die mannigfaltigſten Geſchäfte vorkommen, daß er ja bei der Anſtellung von Männern, denen er ſolche Schreibſtuben anvertrauen will, ganz beſonders auf ihre Religioſität, Sittlichkeit, Rechtlichkeit ſehen möchte als Erzieher junger Staatsbürger. Aber ich habe von denen, die aus der Stadt kamen, ſo manches gehört, daß ich meine gutgemeinte Warnung einſtecken will, weil ſie doch vergebens wäre, und die Leute in der Stadt nicht gerne guten Rath vom Lande nehmen. Leider leben wir in dem Lande, wo man Menſchen, die des Betruges verdächtig geblieben, gleich an den Pranger ſtellt, und nicht etwa nur ſechs Stunden, ſondern ſechs Jahre, und nicht etwa nur in einem Städtchen, ſondern eigentlich vor dem ganzen Lande, dadurch daß man ſie auf ein hohes Amt ſtellt, wo ſie vom ganzen Lande geſehen werden, ſie etwa zu Gerichtspräſidenten macht ꝛc.

Am andern Morgen wunderte ſich die Wirthin mehreremale, warum keiner der Schreiber komme, um ſeinen halben Schoppen zu nehmen, oder ſein Gläschen Grüns? Zwei ſteckten ihre Köpfe zur Thüre hinein, zogen ſich aber ſchnell zurück, und ſchoben ſich wieder fort. Endlich frug ſie ihren Mann: was es ächt gä heig, daß Niemand chöm? Dem fiel es ein, ſie würden wegen mir nicht kommen; denn er war bei dem Streit, ſeine Frau aber im Bett geweſen. Ihm ward wind und bange, mich fort zu ſchaffen, doch ſo höflich als er konnte. Er fragte mich: ob ich nicht lieber in der Kühle ginge? Als ich ſagte, daß ich bis Mittag bleiben müſſe, ſchickte er mir vor 11 Uhr mein Eſſen, und verſicherte mich, daß 11 Uhr hier Mittag ſei, und nicht 12 Uhr, und das ſchon ſeit ewigen Zeiten. Ich erlöste den guten Mann von ſeiner Angſt, und machte mich wieder auf die Strümpfe, und wie ich hinaus war, ſah ich ſie hinter mir hinein ſchlüpfen zu ihren Schoppen und Gläschen. Einer gewiſſen Wehmuth konnte ich mich doch nicht enthalten, als ich dem freundlichen Dörfchen, dem ehrwürdigen Schloß den Rücken wandte, und in einer Biegung des Weges ſie zum letztenmal ſah. Es läutete wieder vom Thurme herab, dießmal bezog ich aber das Läuten nicht auf mich, und begriff nun auch, daß das geſtrige mir nicht gegolten.

Siebenunddreißigſtes Capitel.

Wie ich eine bleibende Stätte finde.

In mancherlei Gedanken war ich Stundenlang fortgegangen, es war heiß, und mich dürſtete. Ein großes Dorf lag vor mir. Die Straße war holperig, auf den Aeckern wuchs ſpitzes Korn und mageres Gras, bei den Häuſern war es aufgeräumt, aber die Miſtgülle lief hin, wohin es ihr beliebte. Die Leute gafften mir verwundert nach, die Kinder grüßten nicht, gränneten mich an, wenn es gut ging, die meiſten aber wußten mir etwas nachzurufen. Vor dem Wirthshauſe zerrten zwei Buben und ein Mädchen einen jungen Hund beim Schwanz, und aus den Fenſtern deſſelben rief eine muntere, runde, aber nicht große Frau: löt er m'r dä Hung ſy bal, oder ih will ech! Aber die Kinder fuhren getroſt fort, und die Wirthin kehrte ſich nach der Stube zu, die Gäſte zu bedienen. Ich wollte nun in der Wirthin Amt treten und abwehren, aber der Aeltere, Chriſti, ſagte: ghei du dih furt, du heſch ihs nüt z'bifehle, es geit dih nüt ah. An meine geſtrige Geſchichte denkend, wollte ich nicht unnütz Händel anfangen, und ging hinein; an's Dableiben dachte ich diesmal gar nicht. In der Stube ſah es reinlich aus, Schreiber war kein einziger da, hingegen mehrere vierſchrötige Männer, einige Greiſe, die mit zitternder Hand ihren Wein einſchenkten, keine jungen Leute. Die Wirthin ſah mich etwas ſtober an, als eine, die nicht viel Fremde ſieht, und fragte: Womit cha me uſwarte? Ein kleines Kind hieng ihr am Kittel, und ſchrie immer: Mütti nimm mih, Mütti nimm mih. Sie ſchrie ihm mehrere Male zu: Ih cha dih nit näh, ih muß dem Ma ſy Sach gäh, lue wie ner e Schnauz het, er nimmt dih, wed nit ſchwygſt. Aber das kleine Mädchen ſchrie immer ärger, und die Mutter mußte es nehmen, und mit der andern Hand ſich helfen, ſo gut ſie konnte. Die Kleine mußte doch endlich wieder abgeſtellt werden, ſie ſah mich aus einer Ecke verſchüchtert an, und wenn ich hinſah, ſo kehrte ſie ſich um; als ich nicht auf ſie zu achten ſchien, ſchlich ſie ſich näher, kam zu meinem Haberſack, niggelete an ihm, bis ich mich umſah, lief dann fort, und wiederholte das Spiel mehrere Male, bis ſie endlich mir ein Stückchen Brod abnahm, und ſogar dankte, als die Mutter ihr ſagte: wie ſeyſt Aenneli! Da ich ihr noch ein Schlückchen Wein gab, war unſere Freundſchaft geſchloſſen, ſie ſetzte ſich neben mich, und fragte alles Mögliche, beſonders nahm es ſie wunder, warum ich einen ſo wüſten Schnauz habe, und was ich mit ihm mache? Die Mutter hatte Freude an unſerer Freundſchaft, obgleich ſie alle Augenblicke ſagte: gang ache, du plagſt neh; ſie ſchien es gar nicht ungern zu haben, als ſie vernahm, daß ich übernachten wolle.

Der Wirth kam endlich auch; ein guter Mann ſchien es zu ſein, etwas phlegmatiſch, und unter dem Pantoffel ſeiner Frau. Die Lichter kamen, die Kinder mußten nach vielem Schreien, und nachdem ſie ihre Eltern, den Vater beſonders, hundertmal gezwungen hatten, zu thun, was ſie, und nicht was er wollte, in's Bett. Man rückte näher zuſammen. Die Leute änderten nicht ſtark, die meiſten konnten Stundenlang bei ihrem Schoppen ſitzen, und ſo haushälteriſch mit dem Glaſe umgehen, daß man ihnen wohl anſah, es war ihnen weniger um den Wein zu thun, als darum, daß ihnen die Zeit vergehe. Das ging aber ſchwerfällig zu; ihren Stallbeſtand, und wie ſie melken, hatten ſie ſich bald erzählt. Die Witterung war abgehandelt, ebenfalls die Zeit, wenn man zu mähen anfangen wolle. Der Wirth hatte nach guten Kälbern gefragt, und die Wirthin nach der Gäſte Weiber und Kinder, und ob es bei dem oder dieſem noch lange gehe, bis er müſſe Kindbetti haben? Das Geſpräch ſtockte, ſchon ſagte hie und da einer: er wolle ustreyche und gah luege, was ſis Mutterli mache, es werd aſe Längizyti ha. Da ſeufzte ein alt Kudermannli, und ſagte: ihm preſſirs nüt hei, er wett, er chönt die ganze Nacht da hoke, und machte ein Geſicht dazu trüb- und ſtiefelſinnig. Natürlich fragte man ihn, was es de gäb, daß er nit hei mög? Er munkelte lange, ehe er ſagte: es ſyg ung'hürig by nihm. Da wurden auf einmal zehn oder fünfzehn wieder lebendig, und eben ſo viel Naſen fuhren g'wundrig über den Tiſch herein, und jede wollte die nächſte ſein, und alle fragten: was iſch de, was geit de, was heſch de? Da ſagte er: er dörf's ſchier nit ſäge, aber wenn ſi's Niemerem ſäge welle, ſo well er's ſäge. Verſtändlich verſprachen alle das tiefſte Stillſchweigen, und freuten ſich alle dabei auf's Höchſte, ihren Weibern was B'ſonders heimkramen zu können. Da fing er an zu erzählen: Im vorigen Jahr bald nach Vrenetag, wo ſein Meitſchi ſei unterwieſen worden, habe es angefangen. Sein Meitſchi ſei gar es fromms und ſchüchternes, dürfe keinen Buben anſehen, auch habe es ſchon manchmal geſagt, es wolle ſein Lebtag keinen Kilter haben. Da ſei es einmal an einem Sonntag Abend an die Hausthüre, die er ſelbſt mit einem Riegel verſchloſſen, gekommen, und habe ſie geöffnet, er wiſſe nicht wie, durch den Hausgang geraſſelt, wie wenn es eine lange Kette nachſchleppe, und habe gar wunderliche Töne von ſich gegeben. So ſei es die Stäge aufgegangen in des Meitſchis Gaden, dort habe es noch rumort, dann ſich ſtill gehalten, bis der Hahn gekräht, und ſei darauf wieder mit dem gleichen Geraſſel fortgegangen. Nun wären ſie voller Schrecken in's Gaden gelaufen, da hätten ſie das Meitſchi gar blechs gefunden; es hätte aber von allem auch nicht einen Ton gehört. Seither komme es in der Woche zwei bis drei Mal, faſt immer Sonntag oder Samſtag Abends, gehe immer den gleichen Weg; das Mädchen höre immer nichts, und ſehe doch alle Tage leider aus. Sie hätten ſchon viele Sachen probiert, unter die Schwelle das Vaterunſer und den Glauben vergraben kreuzweis übereinander, aber es helfe Alles nicht. Einmal habe er eifrig gebetet, Muth bekommen und guggen wollen, und das Mutterli habe das Unſervater immer vorwärts und rückwärts beten müſſen; aber der G'wunder ſei ihm vergangen, er habe einen Naſenſtüber bekommen, daß ihm faſt der Athem vergangen, und die Naſe ſei geſchwollen, wie wenn er in einen böſen Luft gekommen. Wer weiß, ob ſie nicht roth oder blau geblieben wäre, wenn er nicht bei einer Frau, die auch etwas könne, Ruſtig genommen hätte? — Das fanden nun alle gar wunderlich, und aus der einmal geöffneten Geſpenſterdrucke flog nun eins nach dem andern heraus; ohne daß man nöthig gehabt hätte, eine Reihenfolge einzuführen, wußte jeder etwas, und manchmal redeten aus innerem Drange lange zwei auf einmal, bis man einen ſchweigen hieß, um den andern deſto andächtiger hören zu können. Ein etwas ſchwerfälliger Mann erzählte, nachdem er lange umſonſt verſucht, zu Worten zu kommen: Er hätte ſeine Frau anfangs nicht nehmen wollen, weil er geglaubt, es ſeien noch andere zu ihr gegangen, und das Kind ſei nicht ſeins. Endlich habe er ſie doch genommen, und als es um's Kindbetten zu thun geweſen, habe man ihn gerufen, da er eine halbe Stunde von ihr gewohnt. Es ſei im Winter geweſen, und gar kalt. Als er gekommen, habe die Hebamme geſagt, er habe ſo wüſt gethan, ſie wolle jetzt ſehen, ob das Kind ſeines ſei oder nicht; er ſolle das Hemd ausziehen, ſobald ſie es ihm befehle, und in das noch warme wolle ſie das Kind empfangen; wenn es ihm dann nicht lieber werde als er ſich ſelbſt, ſo könne er dann denken was er wolle. Ich mußte das Hemd geben, ſie murmelte noch allerlei, und wickelte das Kind hinein, das jämmerlich ſchrie. Es gefiel mir wohl, aber gegen Morgen mußte ich fort ohne Hemd, denn ich hatte kein anderes anzuziehen, es fror mich entſetzlich. Ich war einmal, als das Grundeis ging, um ein Päckli Tubak mehrere Scheibenſchütze weit barfuß gelaufen, aber das war nichts dagegen. Ich lief, was ich konnte; da dünkte mich, ein klein Kind laufe oder ſchwebe neben mir, ein ganz kleines Kind in einem langen langen Hemde, und ich glaubte des Kindes Stimme zu hören, aber es war eine, wie eines alten Mannes Stimme, und es ſchrie erbärmlich: o Aetti, lauf nit ſo, o Aetti häb mih lieb! und ich lief immer geſchwinder, das Kind ſchrie immer erbärmlicher, ich fror immer fürchterlicher, das Herz ſchien mir vor Angſt und Kälte zu gefrieren, jedes Haar an mir zum Eiszapfen geworden zu ſein. Als ich endlich mein Haus erreichte, da war kein Kind mehr zu ſehen; vor Schrecken und Kälte konnte ich mich lange nicht erholen. Aber das Kind wurde mir auch das liebſte von ſechſen, es glychet den andern gar nüt, und mir nüt und der Mutter nüt, und iſt doch das lüſtigſt von Allen. — Ein anderer erzählte, wie in gewiſſen Nächten ein Leichenzug den Berg herabkomme, wie er immer an dem gleichen Orte halte, um zu ſpannen. In dem Zuge gingen viele Leute, Geſtorbene, und ſolche, die noch lebten, man kenne alle deutlich, man könne ihnen nachſehen bis zum Kirchhofe; da komme ein alter Pfarrer aus dem Grabe im Leichenhemde, an ſeinem Schädel ſei kein Fleiſch mehr, in den Augenhöhlen keine Augen, die Finger klapperten dürr an einander, daß man es von weitem höre. Der gehe dem Zuge in die Kirche voran, der Pfarrer im weißen Hemde, die andern alle in ſchwarzen Mänteln; und vor dem Taufſteine leſe er ſchauerlich aus hohlem Munde das Leichengebet; aber ſo wie er Amen ſage, verſchwinde alles, man höre nichts mehr, als ein wunderlich Getön unter dem Boden und in der Luft, darauf gebe es immer ſtrub Wetter. — Alle ſaßen da mäuſeſtille, ſchauerlich war ihnen zu Muthe, und kühl gramſelte es ihnen den Rücken auf. Da ſchlug es Zehne, und der Wind ging hohl durch die Bäume. Herr Jeſes, ſchon Zehni, ſagten ſie, wir müſſen heim; ſie ſchüttelten ſich, aber keiner durfte aufſtehen. Du kommſt mit mir, ſagte der eine zum andern; nein, du kommſt mit mir, du haſt näher dieſen Weg; neben meinem Hauſe vorbei geht aber der beſſere, meinte ein anderer. Endlich machten ſie aus, daß ſie ſo viel als möglich zuſammen gehen wollten; es ſei wegen der Geſellſchaft, meinten ſie, keiner bekannte ſeine Furcht. Aber nun durfte keiner zuerſt zur Thüre hinaus, es verbarg ſich immer einer hinter dem andern. Die Wirthin ſollte voran gehen mit dem Licht, rief einer, aber die war auch nicht ſchnitzig; endlich rief einer, es ſei gar finſter draußen, der Wirth müſſe eine Laterne geben, dem Bach nach ſei der Weg gar bös. Nun märteten Wirth und Wirthin lange, wer die Laterne in der Küche holen ſolle. Zuletzt kam es an die Frau, und zagenden Schrittes und klopfenden Herzens zogen die Mannleni endlich ab mit der Laterne, die jeder tragen wollte.

Ich hatte ſtill geſchwiegen und zugehört, das Ding kam mir gar luſtig vor, und um ſo merkwürdiger, wegen dem Gegenſatz zum vorigen Abend. Zwei Orte nicht weit von einander, an dem einen plumper Unglauben, an dem andern dicker Aberglauben, und vielleicht Aberglauben und Unglauben noch näher beiſammen als die Orte. Doch, ich bekenne es aufrichtig, gefiel es mir hier weit beſſer; da ließe ſich was machen, dachte ich, wenn man mit Klugheit zu Werke gehe. An dem einen Orte war dummer Eigendünkel, an dem andern dumme Vorurtheile. Ein ſolcher Eigendünkel iſt nun gar nicht zu beſiegen und zu belehren, er verachtet alle Menſchen, beſonders wenn mehrere der gleichen Art beiſammen ſind. Vorurtheile ſind auch nicht zu überwinden: Sobald man ſie verletzt und geradezu angreift, ſo ſchlägt man ſie noch tiefer ein, aber ſie laſſen ſich umgehen; und beim aufrichtigen natürlichen Menſchen läßt ſich in ihm ſelbſt eine Kraft wecken, welche die Vorurtheile zu bekämpfen, auszutreiben beginnt. Daran ſcheitern die Meiſten, welche die Völker beglücken wollen, daß ſie entweder die Vorurtheile des Volkes nicht kennen oder nicht achten, und ſchonungslos ſie anfeinden, ſich rückſichtslos darüber ausſetzen. Das empört allmählig das Volk, es hält nur um ſo feſter, was man ihm nehmen will; und mitten im begonnenen guten Gang wird es ſtettig, bäumt ſich, ſchlägt aus, entreißt ſich den Zügeln ſeiner unbeſonnenen Führer, und eilt dem alten Stalle zu. Und die Führer ſtehen dann verdutzt da, kratzen in den Haaren, wie abgeſetzte Reiter, und klagen über Verblendung und Undankbarkeit und unzerſtörbare Beſchränktheit. Sie merken nicht, daß ihre eigene Beſchränktheit Schuld iſt an Allem. Wie des Volkes Sinn allerdings beſchränkt iſt durch Vorurtheile, ſo war der Führer Sinn beſchränkt auf einige unreife Theorien, welche die Zeit ausgebrütet, aber noch nicht geläutert hatte, die ihnen eingetrichtert worden waren, die ſie nicht halb begriffen hatten. Dieſe Theorien ſelbſt zu läutern vermochten die guten Leute auch nicht, denn ihnen fehlte der chemiſche Apparat dazu, Philoſophie und Geſchichte; aber um ſo verſeſſener waren ſie darauf, je weniger ſie ſie durchdrungen, gerade wie das Volk auf ſeine Vorurtheile. Solche gute Leute haben z. B. nichts ſtudirt, als die franzöſiſche Revolution, und dieſe nur von 1788—1789, und meinen nun akurat, ſo müſſe es auch bei uns gehen. Wenn aber Theorien und Vorurtheile gegen einander geſchlagen werden, wie Stahl und Stein ohne Vorſicht, ſo nehmt Arme und Beine in Acht, liebe Leute, denn es gibt Feuer. Das iſt das Schlimmſte, daß ſolchen Sapienzbüchſen bös predigen iſt. Eben weil ſie glauben, ſie hätten die Weisheit alleine, ſo hören und leſen ſie keine Predigten; und wenn ihnen zufällig eine in die Hände oder vor die Ohren kömmt, wo ſie meinen, es ſei auf ſie geſtichelt, ſo werden ſie taub, und denken gleich an's Eintreiben, reden von Dummköpfen oder ſchlechten Leuten. Das ſind gerade die Leutchen, welche den Namen

Ketzer erfanden und Ketzergerichte, und noch jetzt Ketzer verdammen und verbrennen möchten, trotz dem, daß alle Inquiſitionen abgeſchafft ſind in proteſtantiſchen Landen. Bald hat man politiſche, bald geiſtliche Ketzer, je nachdem die Leute Brillen tragen. Dieſe Bauern da hörten aber gerne Predigten, hörten andere Leute auch gerne, beſonders wenn ſie kurzweilig zu erzählen wußten. Mit ihnen ſchien mir etwas zu machen, und gerade hier eine Gaſtſtube zu ſein, in der ein vernünftiger kluger Mann willkommen war, und nützlich ſein konnte. Auch die Wirthsleute gefielen mir nicht übel; es waren ehrliche Leute, die ſich mit ihrem Gewerbe alle Mühe gaben, dabei aber mit dem beſten Willen eine Kinderzucht handhabten, daß es einem ſchwarz wurde vor den Augen. Die Kinder waren munter, vielverſprechend, ſieben an der Zahl, von fünfzehn bis zu einem Jahre; und daß das nachjüngſte Aenneli hieß, und ſchon meine Freundin war, das weckte manche ſchlummernde Empfindung. Ich beſchloß daher, wenigſtens einige Tage zu raſten, und die Sachen mir genauer zu betrachten; ich fürchtete mich noch vor jenen Dingen, die nicht alle Tage zum Vorſchein kommen. Am folgenden Morgen war ich früh auf, und merkte noch Niemand im Hauſe; ich durchſtrich die Umgebung, fand ſie von der Natur begünſtigt, von den Menſchen aber noch nicht benutzt. Man ſah es dem Lande überall an, daß hier jeder Bauer ſeinen Pflug noch im gleichen Loche führe, wie der Aetti und Großätti. Große Stücke Landes lohnten kaum die Mühe des Mähens, und auch die Baumgärten waren nicht im Salb, wie man zu ſagen pflegt, weil die Bauern den Sommer über das Vieh auf die Weide trieben, und über Nacht es draußen ließen. Nun wunderte ich mich nicht mehr über die magern Aecker, der Weidgang bringt einen gar langen Miſthaufen, aber keinen breiten und hohen zu Wege. Endlich kam ich heim. Die Wirthin kam eben hervor, und rüſtete ihr und mein z'Morgeneſſe, und während ich meines zu mir nahm, kam die Magd, und wiſchte die Stube. O was das lieblich iſt, in einer Gaſtſtube zu ſitzen, und z'Morge z'eſſe mitten unter den duftigen Staubwolken, welche der Beſen der pfausbäckigen Magd aufwirbelt, bald einen Fuß, bald den andern, bald beide aufheben zu müſſen, und endlich doch noch zu hören: Göt e wenig uf z'Site, ſu chani zueche. Und wenn man dann wieder ſitzen kann, wie es da oben auf dem Kaſſee ſo ſchön herumſchwimmt, Allerlei in buntem Gemiſch; und wie er ſo küſtig und appetitlich geworden, und wie man dann dazu ſo melodiſch huſten muß in den Kaffee hinein, daß einem die Därme im Leibe faſt entzwei geben! Wer hat das nicht ſchon erlebt und erinnert ſich nicht in ſüßer Wonne an die gehabten Genüſſe? In der Nebenſtube fing es an ſich zu regen, wie in der Arche Noahs. Mütti, wo iſch mys Gloſchli? He ſuchs, es wird öppe dert liege. Mütti, z'Bäti het my Strumpf v'rniſtet! Es ſoll d'r ne ſuche. Gang leg z'Schuh ab, rief dann auch die Mutter einem zu, das halb nackt zum Vorſchein kam, ih wott nit, daß d' barfis da ume laufſt! Ih weiß nit wo ſi ſy! Wo heſch ſe nächti abzoge? He dert, aber ſi ſy nümme dert. Jakobli, heſch du am Hansli ſiner Schuh, oder heſch ſe nüt g'ſeh? Nei Mütti! aber ih weiß nit wo my Hoſeträger iſch, ih cha neh nit finge. He ſuch e, er wird wohl ame Ort ſy. Drinne tönte es: das iſch mys Strumpfbang, lah mers ſy, wotſch m'rs lah oder nit? Dann ging es an ein Zerren, endlich an ein Heulen, bis die Mutter rief: löt e nangere ſy, oder ih jäges em Vater! Vater und Mutter ſetzten ſich endlich an ihr Eſſen, und ein Kind nach dem andern kam. Aber eins rief: ih wott nit Kaffee, ih wott Milch! He Mädi (die Magd), gib ihm Milch, du wirſch wohl noh meh duſſe ha. Ih wott nit vo dem Brod, ih wott vo äym, ſagte ein anderes. Sä da heſch, ſagte die Mutter. Mutter, ih wott nit Röſti, ih wott Käs zu mym Brod. Lue ms Bubi, m'r hei o ke Käs, m'r hei nume Röſti. Aber ih wott drum Käs, ih wott nit Röſti. Nei, du überchunſt hüt nüt angers, de Nachmittag gib ih d'r de villicht. He was wotſch doch mit ihm chäre, ſagte der Vater, gib du ihm Käs, ſo ſchwygt er, es iſt dert im Schäftli no nes Bitzli, das geſter über blibe n'iſch. Und die Mutter ſtund auf, nahm den Käs, brachte ihn und ſagte: da mys Bubi, heſch Käs, ſchwyg m'r jez. Und der Bub ſchwieg richtig. So ging es an einem fort, bis abgegeſſen war. Da ſagte die Mutter: jetzt lerit neuis, nät Bücher; aber die Einen lieſen fort, und die Andern ſagten: m'r meu nit lere, m'r cheu de im Winter noh gnue. Die Mutter befahl noch einmal, aber der Vater ſagte: was wotſch doch geng mit neh chäre, hör doch uf ſo z'chäre, heſch nit g'hört, ſi wei ja nit. Und die Mutter gab lugg, und die Kinder lieſen, wohin ſie wollten, die einen dem jungen Hund nach, der ſich heulend vor ihnen flüchtete, die andern in Gras und Garten herum, und rupften Blumen ab. Nun, dachte ich bei mir ſelbſt, da geht es gut, da haſt du ein gut Stücklein Arbeit, wenn du dieſe zuchtloſe Heerde bändigen und zum Gehorſam bringen willſt. Aber ich beſchloß, es zu verſuchen.

Ich frug an, um ein paar Tage dazubleiben, und erbot mich, meine Schriften zu hinterlegen. Aber es waren treuherzige Leute, die Wirthin meinte: he da ſäg Niemer nüt, ih chön da blybe, ſo lang ih well. Ich knüpfte wieder die geſtrige Freundſchaft mit meinem Aenneli an, und ſchien um die andern Kinder mich gar nicht zu kümmern. Wir plauderten zuſammen, es erzählte, was es wußte, auch ich mußte erzählen, ſeine Fragen beantworten, u. ſ. w. Ich lehrte es einige kleine Künſte, unbedeutende Dinge, die es aber ganz glücklich machten, von mir fort zu den andern trieben, ihnen dieſelben zu zeigen. Dieſe ließen ſich von weitem herbei, eins um das andere, erſt auf zehn Schritte, und am Ende bis ich mich nicht mehr rühren konnte. Am Abend war ich als ein neues Weſen in ihr Kinderleben eingetreten, und ſchon durch das Wenige, was ich ihnen erzählt hatte, begann für ſie ein neuer Zeitabſchnitt. Aber ſchon am Abend fühlte ich, daß es Zeit ſei, meinen Willen dem ihrigen entgegen zu ſetzen, ſie zu gewöhnen, unwillkührlich den ihrigen dem meinen unterzuordnen. Die guten Kinder hatten gar keinen Begriff von einer höhern Beſchränkung ihres Willens. Bei den Eltern konnten ſie Alles erzwingen, unter ihnen gab es gerade deßwegen beſtändig Streit, weil jedes ſeinen Willen haben wollte. In dieſen Fällen gewann den Streit dann das Jüngſte, oder das, welches am beſten ſchreien konnte; oder wenn die Eltern nicht anweſend waren, das Stärkſte. Sie wollten auch mir befehlen, und Chriſti ſagte: wotſch das mache enangere nah, oder ih ſäges em Vater. Am folgenden Morgen begann ich alle meine Gefälligkeiten an Bedingungen zu knüpfen, ſo leichte als möglich; aber wenn ich etwas thun ſollte, ſo mußten ſie auch etwas leiſten, und was ich einmal geſagt hatte, dabei blieb es, auch wenn ſie zettermordio ſchrieen, der Jakobli mir die Fauſt machte, und die Mutter mit einem ſchiefen Seitenblick auf mich ſagte: ih hät bald gnue Brülls. Auf dieſe Weiſe brachte ich ſie ſogar zum Lernen, und weil ich bei dem ſogenannten Lernen, d. h. Leſen und Buchſtabiren, bei ihnen war, ihnen erklärte, weil ich mit ihnen, wie ſie meinten, Spaß trieb, ſie die Buchſtaben abmalen (wie ſie ſagten), ſie zählen ließ, ihnen zeigte, wie man die ausgeſprochene Zahl auch abmalen konnte, ſo hatten ſie an dieſer lebendigen Beſchäftigung die größte Freude, und zählten und malten d'rauf los, wo ſie nur gingen und ſtunden. So lernten ſie alle Tage; und wenn ich erzählen mußte, wickelte ich ihre Unarten in Geſchichten ein, wo ſie entweder die Nutzanwendung ſelbſt fanden, oder ich ſie bei gegebenem Anlaß mit Nutzen machen konnte. Das wirkte auf die Kinder gar bedeutend ein, denn ſie hatten gar keine Vorſtellung, daß man Geſchichten erſinnen könne; ſie meinten, es ſei alles Punktum ſo gegangen, wie ich es vorbringe. Die Eltern ſahen dieſen Dingen ganz verwundert zu, ſie konnten gar nicht begreifen, wie das kam. Die Mutter meinte: du maſt dih doch aſe g'mühye mit neh, es dücht mih, du ſöttiſch ſturm werde; du hätteſt ſölle Schulmeiſter werde, du hätteſt e beſſere gäh, as üſe, zudem cha me ſe nit id z'Schul bringe, und ſi lere i Gottesname nüt, es dücht mih, ſi ſyge geng am glyche Ort, ſi hei i der Wuche meh glert, als vern d'r ganz Winter, es ſöt eine meine, du wäriſch mit Hung ag'ſtriche, ſo hange ſi d'r ah. Und der Vater ſagte: ih bigrife gar nit, wiets o machſt, daß ſi d'r folge, mi iſch o geng a neh und bifihlt neh, aber es iſch geng z'glyche, ſi wei i Gottesname nüt folge. Es iſch drum hüt zu Tag gar e böſi Welt, da iſch ke G'horſam meh; u de cha üſer eim ſi nit ſo mit neh g'mühye, mr hei nit Zyt, neh geng nah z'luege, m'r hei angeri Sache o z'thue. Dann ſagte er auch wohl zu den Kindern: warum cheut d'r ihm ſo folge, u üs nit, das iſch nit brav von ech. Und die Mutter meinte: we ſi nume aſe öpperm folge, ſu chöme ſi eim doch vor de Füße weg. Zu dieſem allem ſagte ich wenig, es war noch nicht an der Zeit, Vorleſungen über Kinderzucht zu halten; ich hütete mich wohl, ihnen ihre Fehler zu ſagen, oder ein Kind anders zu ſtrafen, als dadurch, daß ich ihm etwas nicht that, was es wollte. Hätte ich Hand an eins gelegt, ſo wäre die Herrlichkeit aus geweſen, und es hätte geheißen: du bruchſt ſe nüt z'ſchlah, es ſy üſi Ching, ſi gange niemere nüt ah, we ſi d'r nit recht ſy, ſu chaſt ja gah.

Es verging aber ſchon ſelten ein Morgen, daß die Wirthin mir nicht ein Gläschen einſchenken wollte. Hatten ſie Nachmittags im Stübli ihren Kaffee, ſo wurde mir immer ein Kacheli anerboten, und wenn es die Alten vergaßen, ſo ruhten die Kinder nicht, bis ich auch da war; und wenn der Wirth von einem Lauf heimkam, und einen Schoppen für ſich holte, ſo ſollte ich Beſcheid thun. Was der Mann in Verwunderung gerieth, als er einmal die Mühe nahm, zu ſehen, was die Kinder lernten, als er ſah, daß ſie ſchon einige Zahlen machen konnten, und viel ſchönere als er, und er meine Handſchrift bemerkte; es fehlte nicht viel, er hätte geglaubt, dahinter ſtecke Hexenwerk. Er kriegte aber auf einmal gar einen großen Glauben an die Fähigkeit ſeiner Kinder: unter tuſige, meinte er, wären keine, die i ſo kurzer Zyt ſövli glert hätt. Ich hatte bei weitem nicht den ganzen Tag bei den Kindern zugebracht, ſondern nur ſo viel davon, daß ihre Freude an dem, was ich mit ihnen trieb, immer lebendig blieb. In der Zwiſchenzeit hatte ich an meiner Lebensgeſchichte zu ſchreiben angefangen. Es ging mühſelig zu, und zwei halbe Tage war ich geſeſſen, ehe ich mit mir einig werden konnte, wo und mit welchem Wort ich beginnen ſolle; als vier Tage vergangen waren, war ich erſt mit der erſten Seite fertig. Da wollte mir der Muth vergehen, ich fürchtete, mein Lebtag nicht fertig zu werden, und was nützte dann meine Mühe? Ich konnte doch nicht alles aufſchreiben, mußte ich erſt ſinnen, was des Schreibens werth ſei, und wenn ich damit fertig war, wieder ſinnen, wie ich das Ausgewählte auch ſetzen müſſe, damit die Leute es verſtünden und leſen möchten. Ich zwang mich zum fortfahren, und ſiehe, an der zweiten Seite hatte ich nur drei Tage, und an der dritten nur noch zwei; da merkte ich, daß die Sache am Ende doch gehen werde, wenn ich mir Zeit dazu nehme, und an einem ruhigen Orte ſei. Da es mir auch in der Gaſtſtube zu glücken ſchien, wie ich dann erzählen will, ſo beſchloß ich, mit meinen Leuten mich auf feſten Fuß zu ſetzen; es hatte bisher Niemand von uns dem andern etwas geſagt, ich nicht vom Fortgehen, ſie nicht vom Dableiben. Eines Abends, da keine Gaſtig da war, frug ich, was ich ſchuldig ſei, ich wolle bezahlen. Wie da die Leute erſchracken! Du wirſch doch nit furt welle ſo uf einmal, meinten die Alten? Und die Kinder fingen an zu ſchreien: m'r löh dih nit, m'r löh dih nit; und Anneli, das mein Herzkäfer war, hieng mir an den Hals und weinte, ſo daß ich nicht zu Worten kommen könne. Ich ſagte, daß es mir bei ihnen gar nicht erleidet ſei, und ich eben nirgends etwas hätte, daß ich fort müßte; aber ich vermöge doch nicht ſo mein Lebtag in einem Wirthshaus zu ſein, und nichts zu verdienen; wenn ich ſchon was Weniges hätte, ſo müſſe ich doch auch dem Kreuzer nach, ſonſt gebe ich am Ende ein alter Lump, ſie ſollen mir daher meine Uerti machen, ich könne dann ſehen, wie viel mir noch übrig bleibe. Ich preſſire prezis nicht fort, es wäre mir wohl bei ihnen, aber Muß gehe über Suppe.

Die Wirthin winkte dem Wirth in's Stübli, unterdeſſen lärmten die Kinder fort, Anneli warf mir vor, ih hätt gar nit bruche z'cho, wen ih ſcho furt well. Sie brachten mir eine Rechnung, bei der ſie nicht viel me in Anſchlag gebracht, als den Wein, den ich getrunken, und ſagten: wenn es mich zu viel dünke, ſo könne ich ja geben, was ich wolle. Ich proteſtirte, behauptete, ſie kämen zu kurz, das Eſſen ſei ja gar nicht angeſchlagen. He, meinte die Wirthin, we du z'friede biſch, ſu ſy m'rs o, du heſch o viel tha a üſe Kinge, es ſy ganz angeri; es dücht mih mengiſch, m'r heige e keni meh, ſo rühig iſch me worne. Ih weiß nit wiez o g'macht heſch, wed furt geiſch, iſch's grad wieder im Alte, u de iſch eſt nüt d'r by z'ſy. Wed nüt angers heſch, ſu blyb by nihs, m'r vermeu d'r nüt z'gä, aber du bruchſt ihs o nüt z'gä, du chaſt mit ihs eſſe, wie m'rs hei, chaſts o ha, wo ſevli eſſe, chunts nit druf a, geb eis meh oder minger. U z'verdiene gits o geng öppis, meinte der Wirth, we nih öppis z'ſchrybe ha, ſo will d'rs zahle, ih bi froh, we mers machſt, u no menge Angere git d'r z'ſchrybe; mi iſch ſuſch zum Schulmeiſter gange, dä iſch aber gar e thüre, u het de geng öppis mit eim z'branze. U wer weiß, ob nit chöntiſch bald G'meindſchryber werde, dä iſch afe alt, u d'Auge böſe nihm. D'r Schulmeiſter het o druf paſſet, aber ſi bgehre neh nüt, ſi ſäge, er verſumme z'viel a der Schul, u wär de z'viel im Wirthshus, ſagte die Wirthin. Das waren Bedingungen und Ausſichten, die ſich hören und ſehen ließen. Alſo in meiner Gemeinde konnte ich nicht Polizeidiener werden, und hier ſchon die Anwartſchaft auf die Gemeindſchreiberſtelle, die mich zur wichtigſten Perſon in der Gemeinde machen würde, denn auf den Schreiber kommt es in manchem Dorfe und noch an gar manchem Orte in der Welt das Meiſte an. Und eine Frau hatte dieſes Fünklein gemacht, hatte es ſich damit auch in den Kopf geſetzt; und wenn Weiber ſich etwas in den Kopf ſetzen, iſt dann nicht auch große Hoffnung, daß es geſchieht?

Wir wurden des Handels bald einig. Ich konnte bei ihnen aus- und eingehen, und eſſen umſonſt; was ich dagegen zu thun hatte, ſchrieben ſie mir nicht vor; ſie dachten, das werde ſich von ſelbſt verſtehen, daß ich ungefähr mache was bis dahin, und ſo geſchah es auch. Was das für ein Jubel war unter den Kindern, als ſie die Gewißheit hatten, daß ich bleiben werde! Nein, dachte ich, das Leben iſt doch ſchön.

Achtunddreißigſtes Capitel.

Potz Wetter, Weiberlärm!

In der Gaſtſtube ging mir, wie geſagt, die Sache nicht übel, doch mußte ich ſehr behutſam zu Werke gehen. Ich hatte es mir zum Geſetz gemacht, nur des Abends, und nicht einmal alle Abende in derſelben zu ſein, den Tag über waren ohnehin gewöhnlich keine ehrbaren Leute darin, die hatten zu arbeiten. Hie und da kam ein Bauer mit dem Wäſſerſchüfeli, und wärmte bei einem Schoppen die erfrornen Beine, doch geſchah es ſelten. Es war nicht wie an jenem Orte, wo die Wäſſermatten Vorwand ſind, daß der Mann von 2 Uhr Nachmittags bis Mitternacht fortbleibt, wo denn Wäſſermatten Manchem Hab und Gut gefreſſen, ſo daß es ihm nützer geweſen wäre, er hätte dieſelben gleich dem Wirth verhebt. Doch iſt's kurios; ob ſolchen gefräßigen und doch verfreſſenen Wäſſermatten iſt dort noch kein Wirth reich geworden, ſondern das Gegentheil. Einige ausgemachte Lumpen fanden ſich öfters ein zu einem Schoppen Branntwein und einem Rams, es war dann Niemand da, den ſie ſcheuten. Sie zählten mich anfänglich auch zu ihnen, weil ſie meinten, jede Kriegsgurgel ſei auch eine Schnapsgurgel; ſie brachten es mir, und als ich dieſes ausſchlug, das Mitſpielen ausſchlug, meinten ſie: es düch ſi doch, ih ſött nüt z'fürnehm ſy für ſeie, ſi heige de ſcho mit mengem Rothe g'ſpielt, u es heig ſi ihrer noch kene verſchämt. Ich gab ihnen kurzen Beſcheid und ſcharfe kurze Blicke, da ließen ſie mich ruhig.

Des Abends kamen Leute: Bauern, die keine Kinder, Väter, die ihre Güter den Söhnen überlaſſen hatten; dann auch wer einen Schoppen gerne trank und zu bezahlen vermochte. Doch ſehr ſelten kam einer mehr als zwei- oder dreimal in der Woche, Aermere zeigten ſich ſehr ſelten, ſie wußten wohl, wenn ſie die Hülfe der Reichen in Anſpruch nehmen wollten, ſo durften ſie ſich nicht viel im Wirthshauſe ſehen laſſen. Weil nur eine Wirthſchaft im Orte war, und in der Umgegend keine Winkelkneipe, wohin die Armen ſich verbergen konnten, ſo war unter dieſer Klaſſe nicht ſo viel Elend, als anderswo, und die Reichern vermochten, wo es einreißen wollte, ihm vorzukommen. Da das Dorf etwas beiſeits lag, ſo hingen ſeine Bewohner noch gar ſehr am Hergebrachten, und waren gar ſehr mißtrauiſch gegen alles Neue und Fremde. Sie ſahen mich daher die erſten Abende ſcheel an, und gaben mir auf einige Fragen kurzen Beſcheid. Ich zog mich beſcheiden zurück, war nicht vorlaut, und wartete die Gelegenheit ab. Eines Abends disputirten zwei gar heftig mit einander, wo das Elſiß ſei, und welchen Weg man nehmen müſſe, um nach Baſel zu kommen. Es war, ich weiß nicht mehr, ob wegen Klee, oder Hanfſamen angegangen, von dem ſie gehört hatten, er komme aus dem Elſiß, und die Krämer holten ihn in Baſel ab. Der Eine meinte, Elſiß ſei grade änet dem Aargau, und d'Schwobe kämen daher, und Baſel ſei mitte drinn, und wenn man hin wolle, ſo müſſe man über Luzern.

Ganz z'Gunträri, meinte der andere, z'Elſiß g'hört zu Itali, u mi fahrt über Neuenburg, u Baſel iſt grad vor dra, imene Tag iſt me dert. Der Streit wurde immer lebendiger, je weniger ſie von der Sache wußten, und die Anweſenden hörten begierig zu, um zu vernehmen, welcher der G'ſchichter ſei, denn der eine war der Gemeindſchreiber, und der andere der — doch ich ſage nicht wer, man könnte meinen, ich ſei nur böſe, weil ich keiner hätte werden können; und die Leute, die ſind, was ich werden wollte, ſind gar chutzlich, und mögen nüt erlyde, ſie könnten denken, ich wollte ſie verächtlich machen, damit ſie nicht mehr Lohn erhielten. Nein, nein, gute Leute, ich gönne euch von ganzem Herzen Lohn, und noch mehr, auch Ruhm und Anſehen, aber den erſten kann ich euch nicht geben, und die letztern müßt ihr verdienen, die ſallen nicht vom Himmel herab, wie hoch man ihnen auch die Naſe entgegenſtreckt.

Der Gemeindſchreiber war mit ſeinem Luzern und ſeinen Schweden in der Enge, weil der andere mit einigen Tropfen Seewein die Landkarte von Europa gar deutlich aufgemalt hatte auf den Tiſch, und mit dem Finger akurat zu ſagen wußte, wo das Elſis ſei und Itali, und grad hinten dran Frankreich und die Türkei. Die Wage des Sieges neigte ſich bedeutend auf ſeine Seite, triumphirend blickte er umher, bewunderungsvoll die andern auf ihn. In ſeinen Nöthen, da er von Frankreich hörte, rief der Gemeindſchreiber mich an als Zeugen, daß er Recht habe; wenn Frankreich hinger dra ſyg, ſo heig ih ja durch Neueburg, Baſel und Elſis müſſe, für dahi z'cho, ih ſoll ſäge, das ſyg nit wahr. Ich war einen Augenblick in Verlegenheit; das war ein Streit auf Leben und Tod, jeder hatte ſeine Partei, nun wollte ich mir nicht gerne Feinde machen. Ich ſagte daher, ſie hätten im Grunde beide Recht, man könne über Luzern und über Neuenburg nach Baſel, die Schweden ſeien nicht ganz im Elſis, aber grad d'neben, und z'Elſis ſei akurat neben Italien, es ſei nur noch etwas weniges dazwiſchen, auch liege es juſt vor Frankreich, wenn man aus Deutſchland herkomme. Da hättet ihr die Männlein ſehen ſollen, wie ſie ſich beide meinten, und die Hälſe hoch aufſtreckten, und wie glücklich die andern ſchienen, zwei ſo gelehrte Männer im Dorfe zu haben, die wußten, wo z'Elſis ſei, und ſogar noch den Weg dahin. Beide ſagten mir: thue B'ſcheid, und hielten mir ihre Gläſer voll Twanner dar. Nicht daß ich eben den Twanner verachte, und auch den Ligerzer nicht, der ſogar, nach ſehr glaubwürdiger Quelle, brennen ſoll, wenn man ein Schwefelholz hinein hält; allein ich hatte den Grundſatz, kein Schmarotzer ſein zu wollen. Ich wußte wohl, wie der Bauer an ſeinem Schoppen ſürfelet, und gewöhnlich die Tropfen berechnet, daß ſie ihm aushalten, bis zum Augenblick, wo er gehen will; ich wußte, wie ein ganzes Glas, das ein anderer ihm austrinkt, ihm ein Loch in ſeine Rechnung macht, ſo daß er entweder früher fortgehen, oder einen halben Schoppen nachbeſcheiden muß, was er beides nicht gerne thut, beſonders das letztere nicht, wenn er weiß, daß das Weib das vorräthige Geld ſo gut zählt als er. Auch wollte ich nicht als Schmarotzer behandelt ſein, wollte keine untergeordnete

Rolle ſpielen, ſondern eine ganze eigene, bei welcher Achtung der Grund ſein ſollte. Darum ſagte ich: ſeid nur rühig, ſtellt nur ab, die Wirthin bringt mir ſo eben einen Schoppen.

Da wir nun einmal bei der Geographie waren, ſo erzählte ich ihnen ein Mehreres von den großen Feldern, auf welchen die Sämereien aller Art gewonnen werden, von den Städten daſelbſt und von Baſel. Ich erzählte ihnen noch von gar vielen Dingen, aber breit und ausführlich, und ſie hatten große Freude daran, und hätten es beinahe nicht gehört, als es zehn Uhr ſchlug.

Von da an hatte ich Boden, und mir einen gewiſſen Reſpekt gewonnen, der nach und nach in Zutrauen ſich verwandelte, da ich mich ganz beſonders vor einem vorſchützigen verlauten Weſen hütete, und mich nirgends aufdrängte, ſondern aufſuchen ließ, ich wußte, daß der Landmann darin gar wunderlich iſt und mißtrauiſch. Drängt ſich ihm einer zu nahe und zeigt ſich ihm allzu zu vorkommend und dienſtbefliſſen, ſo läßt er ſich das gerne gefallen, allein er ſchöpft alsbald Verdacht, der thue das nicht umſonſt, ſondern habe irgend Abſichten, und hat er einmal dieſen Verdacht, ſo hat man alle Gewalt über ihn verloren, beſonders wenn man ihn zu Verbeſſerungen irgend einer Art bringen möchte. Weil ſie nun wußten, daß ich meiſt im Wirthshauſe anzutreffen war des Abends, daß ſie Geſellſchaft hatten, und alſo ſicher waren, Kurzizyti zu haben, denn ſo ungern mancher lieſt, ſo gerne hört er erzählen, wenn auch Unbedeutendes, ſo kamen viele regelmäßiger zu ihrem Schoppen, und blieben auch länger als ſonſt, doch nicht über die geſetzliche Zeit, wenn ich ihnen von Paris, von Cadix (ich war bei Trocadero) erzählte. Der Wirth war ein ordnungsliebender Mann, und dazu haushälteriſch, er ſpendete daher nicht viel, gab im Jahr nicht manchen Schoppen umſonſt, und noch weniger Stücklein Bratis, und die Landjäger paßten ihm auf. Der Wirth war dieſer vermehrten Gaſtig wohl zufrieden, aber nicht die Weiber im Dorfe. Dieſe fiengen an zu brummen über die größere Verthunlichkeit ihrer Männer, es war ihnen ärgerlich, daß die Männer etwas genoſſen, von dem ſie nicht auch ihren Theil hatten. Sie meinten, weil Mann und Weib Eins ſein ſollen, ſo gehöre von Allem und an Allem dem Weibe die Hälfte; zudem mochten ſie Angſt haben, die mehr Wein trinkenden Männer möchten dann weniger Geld zu Kaffee haben, und dieſe Portionen verringern wollen, möchten mehr vom Ankengeld wollen und dem Eiergeld nachfragen, die Klöbli, Strange, Flachs, Ryſte und Kuder beſſer in Rechnung halten, und ſo die Quellen, welche in den geheimen Muttech der Weiber fließen, vertrocknen. Wenn ſie den heimkommenden Männern ohne Waſchlumpen den Kopf wuſchen, ſo wieſen dieſe, um die Schuld von ſich abzuwälzen auf einen Dritten, ich hätte ſie aufgehalten; wie und womit, das ſagten ſie nicht. Ich war den Weibern ſchon anfangs aufgefallen mit meinem Schnauz und herriſcheligen Weſen, ſie hatten nicht begreifen können, warum ich da bleibe, da ich doch Niemanden verwandt ſei. Sie hatten ſich an den Brunnen, Gartenzäunen und in den Kabisplätzen ſchon lange die Köpfe darüber zerbrochen, und endlich ausgemacht, da ſtecke etwas dahinter. Sie fiengen an zu muckeln, die Wirthin ſei noch nicht ſo alt, hübſch ſei ſie gar nicht, aber ſchon in der Jugend ſei ſie nicht alles geweſen; man wiſſe wohl, wie das dann gehe, und woher wollte ich das Geld haben, ſo zu leben, wenn ich nicht abverdienen könne? So war ſchon viel geredet worden, und die gute Wirthin mit beſonderer Schadenfreude durchgenommen.

Wie erſchracken nun die Weiber, als ſie nach und nach darüber zu kommen glaubten, daß meine Anweſenheit nicht der Wirthin, ſondern ihren Männern galt, daß ich die verſäume u. ſ. w. Sie glaubten zuerſt, ich werde da auf ihrer Männer Koſten eſſen und trinken, oder ſie zum Spielen verführen wollen. Sie ſchlichen herbei, und guggeten zu den Fenſtern oder offenen Thüren herein; aber ſie ſahen kein Spiel und Geld, ſahen keine gemeinſchaftliche Uerti, mich aus einem appartige Gütterli trinken. Je weniger ſie ſahen, deſto gefährlicher ſchien ihnen die Sache. Das könnte um Haus oder Hof gehen, oder gar um's Leben und um die Seligkeit. Ob ich etwa ein Hexenmeiſter ſei? meinte die eine, oder gar der Teufel ſelbſt, die andere; beides ſchien nicht unwahrſcheinlich, das Für und Wider wurden ängſtlich und ſorgfältig abgewogen. Das war richtig, es ſetzte in jedem Hauſe einen Höllenlärm ab, wenn der Mann in's Wirthshaus gehen wollte, und manche Frau wollte nicht mehr mit dem Manne das Bett theilen, oder daß er die Kinder anrühre, wenn er aus dem Wirthshauſe kam. So war Streit und Zank an allen Ecken. Wir vernahmen das natürlich auch, und es mühte mich gar ſehr. An dieſe gefährliche Seite meines Unternehmens hatte ich nicht gedacht, gar nicht daran gedacht, daß es ſo tief in's häusliche Leben eingreifen und die zu Hauſe bleibende Hälfte in Aufruhr bringen würde. Im erſten Augenblick glaubte ich am beſten, den Männern anzugeben, ihre Weiber mitzubringen; ſie hätten ſomit auch ihren Theil an den Genüſſen der Männer gehabt; und dann hoffte ich, wenn ich einmal meine Stimme recht gewichtig über die Tagesgeſpräche abgeben konnte, auf die Weiber beſonders einzuwirken, und ſie für meine Anſichten zu gewinnen. Das ſchien mir gar prächtig, ſo das ganze Dorf zu verſammeln in trauter Eintracht ſüßem Frieden, und nach und nach in allen Gliedern eine tüchtige Verſtändigkeit pflanzen zu können. Zum guten Glücke ſchlief ich noch über dieſen Verſchlag, ehe ich ihn vollbracht, denn bei ruhigem Blut ſah ich, daß oft gerade Dinge, die den glänzendſten Schein für ſich haben im erſten Augenblick, bei beſſerem Nachſehen die widerſinnigſten ſind, und ihre Ausführung eine Tollheit iſt. Darum verbrennt ſich ſo mancher brütige Weltweiſe nicht nur die Finger, ſondern auch die Naſe, und wenn er auch darüber zum praktiſchen Profeſſor werden ſollte, ſo iſt es nur um an ſeinen verbrannten Extremitäten ein Exempel aufzurichten, zur praktiſchen Warnung und zum vernünftigen Bedenken.

Ueber Nacht kam mir wieder guter Rath, und ich ſah, daß ich nicht bei Troſte geweſen wäre, wenn ich meinem ſaubern Einfall Folge gegeben hätte. Das wäre mir eine ſchöne Wirthſchaft geworden in jedem Hauſe, wenn die Weiber mehrere Abende im Wirthshauſe, fern von Kindern und Dienſten, zugebracht hätten. Wer hätte zur Haushaltung geſehen, das Nöthige gerüſtet, über die bis zum ſpäten Abend fortlaufenden Geſchäfte die Aufſicht geführt, die Kinder zu Bette gebracht u. ſ. w.? Im Winter, wie viele Strangen Garn wären nicht weniger geſponnen worden, und wenn die Mutter herumlief, was hätten wohl ihre halberwachſenen Meitſcheni gethan? Die häufige Abweſenheit einer Mutter in der Abendzeit von ihrem Hauſe iſt allenthalben fühlbar zu Stadt und Land, aber auf dem Lande doch noch weit fühlbarer, als in der Stadt; das zeigt ſich gegenwärtig am klarſten bei den Stündelern, von denen ich dann auch noch ein Wort reden muß. Geſetzt aber auch, die Weiber wären ohne häuslichen Nachtheil hergekommen in mein neumodiſches

Caſino, oder meine Unterhaltungsabende, wie konnte ich auch nur denken, daß ein Geſpräch über allgemeine Gegenſtände hätte geführt werden können. Die Weiber hätten die Köpfe zuſammengeſtreckt, eins dem andern zu ſagen gehabt, daß Chlausli-, Jöre-, Joggis-, Samis-Sami wieder zu Kreuzertrinis Tochter gehe, ein drittes unter der Hand eine Geſchichte verhandelt, wie zwei junge Eheleute Hausſtreit gehabt, und was ſie einander alles vorgehalten. Zudem hätte es zu mancher Eiferſüchtelei Anlaß geben müſſen, und die Hälfte der Weiber hätte ihren Männern vorgehalten, daß ſie näher bei ihrer Nachbarin geſeſſen, ſie mehr angeſehen, als eben nothwendig geweſen ſei. Und endlich wären die Weiber nicht lange im Frieden bei einander geſeſſen, eines hätte geglaubt, das andere wolle ihm den Mann verführen, ein zweites hätte über Hochmuth des andern geklagt, und ein drittes darüber, daß ſeine Nachbarin mit andern mehr geredet, als mit ihm; kurz, es würde Geſchichten gegeben haben, vor dem es einen übel grauſet hätte, und an ihnen wäre ich Schuld geweſen mit meinem ſchön ſcheinenden, aber unüberlegten Einfall.

Etwas mußte gehen, das ſah ich wohl ein, darum beſchloß ich nach langem Beſinnen, ich wolle, ſtatt die Weiber hinkommen zu laſſen, zu ihnen in die Häuſer gehen z'Abeſitz, und es dort treiben ungefähr wie im Wirthshauſe, hoffend, ſie würden mich dann kennen lernen, Zutrauen faſſen, wenn ich ihnen nicht mehr ſo fremd vorkomme, und den Männern der Zugang zum Wirthshauſe bald wieder offen ſein. Das widerte mich freilich an, und ich konnte mir den Empfang in den meiſten Häuſern denken, die Verlegenheit der Männer, und das verlegene zornige Geſicht der Weiber, und wie dieſe den Stuhl abwaſchen würden, auf dem ich geſeſſen, und mit dem Beſen nachwiſchen, wo ich durchgegangen. Doch ich überwand mich, und ging, richtete es aber ſo ein, daß mein Kommen nicht als ein abſichtliches erſchien, ſondern einen zufällig erſcheinenden Grund hätte, irgend eine Verrichtung vorzuſchützen war, oder auch ein Antreffen der Bewohner vor ihren Häuſern. Im Anfang ging es freilich, wenn ich in eine Stube kam, faſt wie wenn ein Habicht in ein Taubenhaus dringt, und die Tauben dann den Kopf verlieren, betäubt hin und her flattern, bis die einen zufällig die Ausgänge finden, die andern aber den Tod. Das ſtob manchmal aus einander, daß nur der Aetti noch da blieb, ganz kaput, und bald ſtreckte ſich ein Kopf zur Thüre herein, und rief: Aetti, ſölliſch uſe cho e nangerenah! und allein war ich, und blieb es einmal ſo lange, daß ich endlich gehen mußte. Aber ich wurde nicht böſe, verlor die Geduld nicht, und übereilte nichts. Hie und da gab es doch Gelegenheit, ein vernünftiges Geſpräch anzuknüpfen, oder durch eine Erzählung ihnen eine Stunde kurzi Zyti zu machen, ihnen einen guten Rath zu geben, einen Kunſtgriff zu lehren u. ſ. w. Weil ich auch gar beſcheiden war, und nicht einmal ein Gläschen Bätziwaſſer annahm, wenn der Mann mir eines einſchenken wollte, weil ich ihre Kinder rühmte, oder die Kabis- und Bohnenplätze, und ſie trotz aller Mühe keinen Pferdefuß bei mir entdecken konnten, auch der Schuhmacher bezeugte, ich hätte Füße wie ein anderer Chriſt, nur etwas große, und weil ich gar nichts wollte, Niemand um irgend etwas anſprach, ſo fiengen die Weiber an äne umme z'cho. Sie flohen nicht mehr, wenn ich kam, ſie fuhren nicht mehr mit dem Beſen z'weg, wenn ich ging, ſie nahmen Theil am Geſpräche, und wenn man vor dem Hauſe ſaß, ſo trat wohl hie und da ein anderer Nachbar oder junge Leute herzu, und ich hatte wieder eine neue und recht g'wundrige Zuhörerſchaft. Doch nicht immer führte ich das große Wort, ſondern auch ſie redeten manchmal recht laut und ſcharf, ſo daß ich kaum dazwiſchen konnte, begehrten auf, und jeder ward zum Propheten, der furchtbare Dinge weiſſagete.

Neununddreißigſtes Capitel.

Wie meine Bauern kannegießern.

Solche aufregende Geſchichten gab es nicht viele, war aber eine da, ſo wurde ſie mit aller möglichen Heftigkeit in dem Wirthshauſe und in den Häuſern beſprochen. Meine Bauern gehörten unter die, denen die äußere Welt fremd war. Es gab blos zwei Zeitungen im Dorfe, eine hielt der Gemeindſchreiber, die andere der Schulmeiſter, der Statthalter hatte das Amtsblatt. Doch bezahlten alle, was ſie laſen, und machten es nicht, wie ich G.. R.... kenne, die keine

Zeitung bezahlen, aber die Zeitungen anderer Leute auffangen und leſen. Die Zeitungen wurden aber ſelten ganz geleſen, weil ihnen die G'ſchrift zu rein war, und was ſie laſen, begriffen ſie oft nicht, und ſagten aufrichtig: daraus könnten ſie wieder nichts machen. Daraus kann man ſchließen, daß ihnen die Bundesreviſion eben nicht am Herzen lag, ſie wußten gar nicht, was damit gemeint ſei, und meinten, ſie hätten des G'ſtürms aſe gnue. Auch von den Badener Konferenzbeſchlüſſen begriffen ſie nichts, und glaubten, es ſei darum zu thun, daß die Bisthümler Religion ſchangierten. Das trag nüt ab, meinten ſie, ſi heige doch nicht viel davon, oder gar nichts, gäb die ſeie katholiſch oder reformirt. Als es aber hieß, die Leute müßten fort, und man bekomme Einquartierung, da wurde gewaltig räſonnirt, und da ſagten ſie: die D. Brüllbüng, die's zwängt heige, die ſölle jetzt gah, aber die zöge de d'Naſe ſchön z'ruck, und hocke rühyig daheim; das ſyg chumlig, aber nit billig; wer den Brei anrühre, der ſöll ihn auch auffreſſe; aber die, wo am meiſten brülle, die ſyge die ärgſte Schyſſer, wes druf a chöm. Doch ließen ſie die jungen Leute gelaſſen ziehen, packten ihnen Würſte ein, und die Ermahnung: ſi ſölle nit meyne, ſi welle geng z'vordriſt ſy. Und als die Einquartierung kam, thaten die Weiber Fleiſch über ganze Häfen voll, Brönz wurde gerüſtet, an manchen Orten Wein, und ſo gut und wohlmeinend, als man konnte, wurde traktirt allenthalben. Man war noch einige Tage recht glücklich im Erzählen alles deſſen, was man geſehen, gehört, und was man den Soldaten gegeben habe. Beſonders viel wurde von dem Hauptmann geſprochen, der ſei gar e ryche u ne guete, aber e wenig e dumme g'ſy; es ſyg gar luſtig g'ſy, wie n'r mit neh g'ſpillt heig i d'r Gaſtſtube, u wi ſi neh b'ſchiſſe (betrogen) heige, u wie neh no um Mittinacht d'r Frater us em Bett g'reicht heig, u wi ſi ihm nume Häiſeli g'ſeit heige u. ſ. w. Das fanden die Leute gar luſtig, ich aber fand es ſehr traurig, denn was ſoll ein ſolcher Haupmann mit ſeiner Kompagnie, deren Narr er iſt? Was denken die andern Offiziere, wenn ſie mit der ganzen Kompagnie ihn zum Narren halten helfen? Was kann da für eine Subordination ſtatt finden, wie Ordnung in Krieg und Frieden? Solche untaugliche Offiziere ſah ich leider mehrere, ich könnte etwas von ihnen erzählen, und wie mich die Soldaten gedauert.

Große Politiker waren alſo meine Bauern nicht, um eine Menge Tagesfragen bekümmerten ſie ſich nicht, ſobald ſie nicht in ihr tägliches Leben einſchlugen und in ihren Sack; und mit den Letztern hatten ſie es eigen. Das Straßengeſetz und das Militärgeſetz nehmen dem Lande bedeutende Laſten ab, und wälzt ſie der Staatskaſſe zu. Aber die großen Erleichterungen brachten meine Bauern gar nicht in Anſchlag, wie ſie es verdienen, und werden in wenig Jahren die abgenommene Laſt ganz vergeſſen, ganz vergeſſen, daß ſie einmal g'meinwerchet auf den Straßen Das G'meinwerk nahm kein baar Geld aus dem Sack, wurde abgemacht in Zeiten, wo Geld und Menſchen nicht beſonders beſchäftigt waren, man brummte wohl darüber, fuhr aber denn doch nicht ungern hin. Es gab da bei der Menge der Arbeitenden manchen luſtigen Spaß. Das Militärgeſetz beſchlug vorzüglich die jungen Leute, die waren gezwungen, um die nöthige Armatur anzuſchaffen, etwas weniger zu vertrinken von ihrem Gelde; jetzt haben ſie deſto mehr für den Wirth, und die Alten haben keine Erleichterung. Und wenn die Soldaten bei Muſterungen nicht den Sold bekommen, an den ſie gewohnt, ſo werden ſie ſich wüſt geberden, ſagen: ih ſch..ß uf d'Verfaſſig, und z'Brichte wird nit helfe, und die Offiziere werden ihre liebe Noth haben. Der Bauer, der nicht rechnen kann, rechnet alſo dem Staate ſolche Erleichterungen gar nicht mit der gehörigen Dankbarkeit an, er rechnet nur das an, was er erhält, und was er alle Jahre neu erhält, und was ihm Geld erſpart. Wenn z. B. die großen Summen, welche durch die gemachten ſogenannten Erleichterungen der Staatskaſſe nun auffallen, dem Land jährlich hätten baar ausbezahlt werden können für Arme, für Schulen, für gemeinnützige Unternehmungen aller Art, ſo bin ich überzeugt, man hätte dieſe Art von Erleichterung weit dankbarer aufgenommen, weit tiefer und länger empfunden als jene. Bei dem Austheilen hätte man anfangen ſollen, nicht bei dem Abſchaffen. Uebrigens muß ich aufrichtig bekennen, daß ich nicht begreifen kann, wie eine republikaniſche Behörde ein Geſetz geben kann, in Folge deſſen das Land nach und nach entwaffnet, aus den Häuſern die eigenen Wehren ſchwinden, und die Luſt an Wehr und Waffen ertödtet wird; denn nur eine eigene Wehre wird einem lieb, und man wächst mit ihr zuſammen, nicht mit einer vom Staate gelichenen. Wenn dieſem Geſetz nicht ſo tiefe oder hohe Grundſätze zum Grunde liegen, daß ich ſie nicht begreifen kann, ſo wäre man verſucht, an ſehr kleinlichen Eigennutz oder eine ſehr kurzſichtige Sucht nach kleinlicher Popularität zu denken.

Deſto größern Lärm machten die Bewegungen, die im Schulweſen verſucht wurden; ſie waren in Häuſern und in der Gaſtſtube die beſtändig vorliegenden Verhandlungsgegenſtände, an denen die Weiber mit Leib und Seele Antheil nahmen, und, wie ich unter der Hand von ſicherer Hand vernahm, ſoll in den Schulkommiſſionen auf gleiche Weiſe geredet worden ſein, wie es die Weiber und Großätti und Großmütti zu Hauſe thaten. Der erſte Anſtoß zu dieſem Lärm wurde von einer Seite her gegeben, wo bei großer Unkunde des Volkscharakters eine Leidenſchaftlichkeit herrſcht, die über ſich und die eigenen Zwecke alles außer Acht läßt, was wahre Vaterlandsfreunde ſonſt in Obacht zu nehmen pflegen. Bei der erbitterten Haſtigkeit, womit dieſe Zwecke verfolgt werden, wiederholt ſich aber die Geſchichte jenes halbblinden Reiſenden, der von Frauenkappelen nach Bern wollte, und ſich endlich nach vielem Schimpfen über den langen Weg auf der Brücke von Gümmenen befand. Derſelbe, der Reiſende nämlich, bürdete der Regierung die Schuld ſeiner Verirrung auf, und ſchimpfte beſtändig, ihre Wegweiſer taugten nichts, weil man trotz derſelben verirren könne. Daß er halbblind und unbeſonnen ſei, hatte er ſein Lebtag nicht glauben wollen, und nie gemerkt, daß ſeine eigene große Naſe es ſei, die ihm vor den Augen ſtund, ihm alle Ausſicht nahm, und die er bald für die Welt ſelbſt anſah, bald für den Wegweiſer der ganzen Welt.

Nach einigen unzeitigen, unklugen Zeitungsartikeln, einigen übereilten Reformationen in einigen Schulen und einigen andern zufälligen nur in dieſer Verbindung bemerkbaren Vorfällen, ertönte auf einmal unter dem ſogenannten gemeinen Volk das Geſchrei, wie aus dem Boden hervorgewachſen: man wolle nichts von der Religion, man wolle ſie abſchaffen und die Natur einführen in den Schulen, ſtatt der Religion. Ich kann mir kaum denken, daß vor bald 40 Jahren das Geſchrei, die Franzoſen kommen, ſo ängſtlich geklungen habe, als dieſe Nothſeufzer. Das Volk im Kanton Bern iſt aber ein eigenes Volk, es ſchreit ſelten ſo laut, daß man es auch außer dem Dorfe vernimmt (ich rede vom ſogenannten gemeinen Volk). Es ſchreit beim Brunnen, beim Abendſitzen, in Wirthshäuſern, aber immer aus alter Gewohnheit mit halblauter Stimme, ſo daß die, welche nicht beim Brunnen ſtehen, nicht an den Abendſitzen mit ſitzen oder in den Wirthshäuſern, nichts davon hören, oder nur undeutlich, daher denen, welche ihnen erzählen, nicht glauben, und, wenn ſie anderer Meinung ſind, ſogar meinen, jene hätten es ſelbſt erfunden. So bezeichnete im Großen Rath von Bern Einer die Klagen über das zunehmende Branntweintrinken und die Vermehrung der Wirthshäuſer, als Lügen der Wirthe und Geiſtlichen. Merkwürdig bleibt, daß die Geiſtlichen verhöhnt werden, wenn ſie vor einem Uebel warnen, und Taugenichtſe geſcholten, daß ſie das eingeriſſene durch Andere muthwillig in ihrem Dünkel eingeführte Uebel nicht verhütet. Es iſt nicht dieſe Volksſtimme, die man meint, wenn man hohen Ortes ſagen hört, das Volk will es. Es ſchreit alſo nicht laut, rottet ſich nicht zuſammen, beginnt nicht Mord und Unruhe; aber es waffnet ſich mit einer ſtillen unbezwinglichen Hartnäckigkeit, die halt ſtettig, ohne auf Gründe zu hören, nicht will, oder nur der Gewalt weicht, und mit einem unergründlichen Mißtrauen, welches hinter Allem Fallen, Fallſtricke, böſe Abſichten, hinterliſtige Verſuche wittert. Es läßt befehlen, ſchimpft darüber, verläßt ſich darauf, daß auf die Handhabung der Geſetze nicht beſonders geachtet wird, macht im Stillen was es will, und betrachtet mit Blicken, in denen man leſen kann: du wirſch nit alles welle zwänge, einen Jeden, von dem irgend ein Befehl kommt.

Die Weiber ſchimpften unter ſich bis zum Weinen, die Männer brummten den Baß dazu, ſchlugen mit den Fäuſten auf den Tiſch. Nei d. D. m'r thüs nit, m'r hei o noh neuis z'bifehle, z'wänge lah m'r ihs nit, u my Bub ſoll d'Fragi lere, u nüt angers, er brucht nüt vo d'r Natur z'wüſſe, u m'r doles (duldes) nit, daß alles uf d'Natur zoge werd, u d'Meitſcheni bruche des Kribels nüt, es treyt nüt ab, u macht ſe ume g'wundrig, daß ſi de Manne gah ſchnauſe; we ſi Z'druckte leſe chen u d' Fragi, ſo ſy ſi lang g'ſchichti gnue. Dann wurden Gräuel erzählt, wie ein Schulmeiſter lehre, die Sonne ſtehe ſtill, und die Erde gehe um ſie herum, wie ein anderer d'Fragi einen ganzen Winter nicht überhört habe, aber von der Schweizergeſchichte b'richtet, von der man doch weder im alten noch im neuen Teſtament etwas leſe, und die zum Seligwerden nichts abtrage; wie man Bücher einführen wolle, wo von Geiß und Gitzi die Rede ſei, und nicht von Jeſus Chriſtus. Zu dem Allem nickte der Schulmeiſter, der eben nichts von der Schweizergeſchichte, nichts von der Natur wußte, und nichts davon lernen wollte, beifällig mit dem Kopfe, und unterhielt das Feuer mit bedenklichem Kopfſchütteln und bedenklichen Worten, ſo viel er vermochte, und meinte: man ſei lang wohl beim Alten geweſen, man werde beim Neuen kaum ſeliger werden.

Einer erklärte einſt an einem Sonntag Abends im Wirthshauſe die Schulen geradezu jetzt für überflüßig. Ehedem hätten oft zwei einander geheirathet, die beide nicht leſen konnten, da wäre ihren Kindern eine Schule nöthig geweſen, jetzt aber könne doch meiſt das eine oder das andere leſen, und alſo ihre Kinder auch lehren, und da könne man die Kinder bei Hauſe behalten, ſie verheye keine Schuh, und lernen nichts Uwatligs. Ein anderer behauptete, die Schulen trügen je länger je weniger ab, je mehr man ein Geſchrei darüber mache und je mehr Lohn man dem Schulmeiſter geben müſſe, was das komödiſch ſei lerne man nicht mehr. Ehedem habe man doch noch hexen können, jetzt müſſe man Stunden weit laufen, ehe man Jemand finde, der es verſtehe. Aber auf Selligem halte man jetzt nichts mehr, die Neuen hätten keine Religion, das ſei doch albez nicht ſo geweſen.— Nun ging allen das Maul auf, und über den Verfall der Religion begann ein allgemeiner Jammer. Einer brichtete von der neuen Lehre, die nun aufkomme, und gar von einer neuen Bibel, die man einführen wolle; ein anderer dieß, ein anderer jenes, und alle ſchüttelten die Köpfe. — Ich war ſonſt ſehr behutſam, und ſchwamm nicht gegen den Strom, ich ließ den Sturm vorbei, und ſuchte allmählig einzulenken; aber jetzt wurde es mir zu bunt, und ich begann mit vernünftigen Gründen ihnen zu zeigen, daß die Religion keine Gefahr laufe, daß man im Gegentheil die Leute recht chriſtlich machen wolle, indem man ſie vernünftig zu machen ſuche, daß die Geſchichte der Menſchen und die Lehre der Natur nicht von Gott abführen, ſondern beides Zeugen ſeien der Macht und Güte Gottes, daß das alte Teſtament die Geſchichte enthalte des Volkes Gottes, welche jeder Jude kannte, daß wir nun aber auch ein Volk Gottes ſeien, dem ſich Gott vielfach geoffenbaret, daß wir alſo auch unſere Geſchichte lennen ſollten. Aber man ließ mich nicht zu Worte kommen, von den Gründen ſprang man zu den Perſonen über, zu Einzelnen, die Einzelnen bekannt waren. Von dem einen wußte man, daß er nie das Abendmahl genieße, von dem andern, daß er ein liederliches Leben führe, Weib und Kinder vergeſſe, oder, um liederlicher leben zu können, weder Weib noch Kinder auf ſeinen Namen haben wolle. Von einem andern wollte einer, als er einmal vor „Orlienz“ (Audienz) war, wie er ſagte, leichtfertige, gottvergeſſene Reden gehört haben, und dazu habe er damals ausgeſehen, wie ein rechter Fötzel. Ich redete nun wieder dagegen recht warm, und führte ihnen zu Gemüthe, daß man nie vom Einzelnen auf das Ganze ſchließen dürfe, und auch nicht vom Schein auf die Wahrheit. Man habe Talente nöthig, Männer von Kenntniſſen und Einſicht, da könne man nicht auf alles ſehen, und wenn vielleicht auch einzelne nicht ſo recht chriſtlich wären, was ich aber nicht wiſſe, ſo hätten ſie doch auf das Ganze kaum den Einfluß, daß für die Religion etwas zu fürchten wäre. Allbez ſei es damit noch weit ſchlimmer geweſen als jetzt, ſie ſollten ſich nur recht erinnern. Es ſei doch noch beſſer gar nicht in die Kirche zu gehen, als die Beine über einen eingemachten Stuhl hinauszuhängen, und mit dem Augenglas allen hübſchen Mädchen nachzuſehen.

Als ich endlich außer Athem einen Schluck aus meinem Glaſe that, begann bedächtlich ein junger Mann, der ſonſt nicht viel ſprach, mir folgendes zu entgegnen: Ob die Alten Religion gehabt, oder liederlich geweſen, darnach hatten wir nicht zu fragen, ſie zählten ſich nicht zu uns, gaben ſich nicht für unſere Muſter aus. Sie waren unſere Herren, und in ihrem Intereſſe war es, unſere Herren zu bleiben, ſo lange als möglich. Mag nun dieſes Intereſſe auch ihre einzige wahre Religion geweſen ſein, ſo lehrte es ſie doch, uns bei dem Glauben zu behalten, daß die Obrigkeit von Gott eingeſetzt ſei, es lehrte ſie, uns zu geduldigen Chriſten zu erziehen, wenn auch nicht um der Religion, doch um des Gehorſams willen.

Jetzt ſind aber alle gleich, der Schultheiß nicht mehr als der Kaminfeger, ſo kann jeder ſich mit dem andern zuſammenſtellen, kann jeder denken: was dem erlaubt iſt, iſt mir nicht verboten; je höher einer ſteht, deſto mehr kann er zum Beiſpiel dienen, und wenn er ein ſchlechtes gibt, ſo wird er um ſo mehr Leute verführen. Jetzt haben wir keine Herren mehr, das Vaterland iſt unſer Gemeingut, es iſt nur Etwelchen zur Verwaltung anvertraut. In meinen Geſchäften werde ich aber mein Hab und Gut nicht Leuten anvertrauen, die keine Religion haben, die liederlich ſind, die ein Spielball ihrer Luſt ſind; ſie bieten mir keine Sicherheit dar, wie flüſſig ſie auch reden können; ſie werden zuerſt zu ſich ſehen, und an andern Spitzbuben zu werden, macht ihnen eben kein großes Gewiſſen, wenn es ihnen komod iſt. Soll ich ſolchen Leuten das Vaterland anvertrauen, Leuten, die in keinem ehrbaren Dorfe Sittenrichter werden könnten, wo man noch nicht den Brauch hat, den Bock zum Gärtner zu machen? Was die Alten waren und machten, ging mich nichts an, was aber die Neuen ſind, und was ſie machen, und ob ſie Religion haben, geht mich an; denn haben ſie keine, ſo wollen ſie mir auch die meine nehmen und untergraben.

Da fuhr ich ihm in die Rede, und warf ihm vor, wie er ſagen könne, die Alten hätten vielleicht nicht mehr Religion gehabt, aber ſie den Unterthanen gelaſſen, und die Neuen wollten ſie nun nehmen; dazu ſehe ich keinen Grund, als daß er eben ein Schwarzer ſei. Mir war daran gelegen, daß ein ſolches Mißvergnügen nicht Wurzel faſſe. Meiſt, ſagte er, du willſt nur disputiren, du begreifſt das beſſer als ich. Wir wählten die Alten nicht; ob ſie Religion hatten oder nicht, ging uns eben nichts an, hingegen war ihnen komode, wenn wir etwas Religion hatten, ſie dachten, würden wir gewöhnt, Gott zu gehorchen, ſo würden wir auch beſſer Menſchen gehorchen können, zahmere Lämmer ſein. Haben die Neuen keinen Glauben, ſo müſſen ſie uns den unſern ſchwächen, untergraben, gleichgültig machen, denn ſonſt wählen wir ſie nicht mehr, ſo lange wir noch auf Religion etwas halten. So lange die Religion uns lieb iſt, die wir von unſern Vätern geerbt haben, ſo lange wollen wir von denen, die dieſe Religion ſchützen ſollen, daß ſie dieſe Religion auch ſelbſt beſitzen, und ſie für ihr theuerſtes Eigenthum halten, ſonſt werden ſie dieſelbe allen Feinden Preis geben, werden ganz eigentlich an ihrem Untergange arbeiten, denn ſie fühlen wohl, daß ſie die ſind, welche als Spreu, der in's Feuer gehörte, bezeichnet werden, wenn die gewaltige Wurfſchaufel unter die Völker fährt. — Wenn dem alſo ſei, entgegnete ich, ſo ſei ja das der beſte Beweis, daß die

Neuen Religion hätten, weil doch noch mit Recht ihnen durchaus kein Vorwurf gemacht werden könne, daß ſie Anderer Religion zu nahe treten, daß ſie Jemand ſie nehmen wollten. Da fing nun das Geſchrei von vornen an, über die Natur und das Buch von der Geiß und dem Gitzi, und die Aufführung Einzelner und ihre Reden, und wir jagten uns den ganzen Abend recht hitzig im Kreiſe herum, und ich brachte nicht nur nichts ab, ſondern ſchadete mir auf lange Zeit, und hätte mich bald um den alten Kredit diſputirt. Das alte Mißtrauen gegen mich, von den Weibern angeregt, erwachte wieder, man fürchtete, ich möchte auch von der neuen Lehre angeſteckt ſein, und gerade deßwegen hieher geſandt, um ſie unter der Hand einzuführen. Man fieng an zu forſchen, was ich eigentlich die Wirthskinder lehre, und fand mit großem Schrecken, daß ſie von Wilhelm Tell und von Winkelried redeten, und daß ſie wußten, daß die vierfüßigen Thiere vier Beine, und die Vögel Fecken und Federn hätten. Da ſchlichen die Weiber wieder in's Haus, riefen die Wirthin neben aus, und flüſterten ihr zu, ich ſei auch einer von Denen, und wie ſie mich doch nur im Hauſe behalten möchten. Ich verführe ihre Kinder; ſo habe des Wirths Chriſti zum Joggi geſagt, es gäb ſchwarzi Mönſche, u us dene chön me Chriſte mache, u doch wüß nieders Ching. daß nume der Tüfel ſchwarz ſyg, u daß dä ke Chriſt werde chönni; aber Chriſte well me z'Tüfle mache. Der Wirthin ward wirklich bange, und ſie wußte nicht recht, woran ſie war. Die Kinder gehorchten weit mehr, waren reinlicher, manierlicher, und recht g'ſchicht, ſo weit ſie ſich darauf verſtund und darauf Acht zu geben ſich Zeit nahm, was ſelten geſchah. Aber d'Religion, d'Religion ſei doch die Hauptſache von Allem, meinte ſie, als ſie mit zitterndem Herzen mich zur Rede ſtellte; d'Religion ſei doch die Hauptſache, und hatte ſich doch bis dahin mehr um die Löcher in den Hoſen der Kinder, als um ihre Religion bekümmert, und nicht darnach gefragt, ob ſie eine oder keine hätten. Anneli bet! und wenn es beten konnte, ſo war ſie zufrieden.

Nun ließ ich die Kinder erzählen allerlei ſchöne Geſchichten, die ich ſie gelehrt über die Vorſehung Gottes und ſeine Leitungen in Lohn und Strafe. Die Wirthin fand ſie recht ſchön, aber d'Religion ſei doch die Hauptſache! Ich ließ die Kinder aus dem Leben Jeſu erzählen, was ſie davon faſſen konnten. Ja das könne man im Teſtament auch leſen, aber d'Religion müſſe man doch dabei haben. Nun ließ ich die Kinder Fragi aufſagen, da war ſie zufrieden, und gab das Zeugniß: ſie hätte es doch gedacht, ich hätte auch Religion und lehrte ſie die Kinder, ſie wolle es den andern Weibern ſagen. Sie that es, aber lange ging es, bis ich mir das alte Zutrauen wieder erworben hatte. Mit der größten Behutſamkeit mußte ich vermeiden, über dieſen Gegenſtand mich zu erwärmen; ſobald ich nur von weitem die Parthie derer nehmen wollte, deren Religion in Zweifel gezogen wurde, ſo las ich auf den Geſichtern die wiederkehrende Meinung, ich ſei auch einer von Denen. Daher gelang es mir auch nicht, das Mißtrauen, das ſich einmal feſtgeſetzt hatte, erregt durch unberufenes und unbefugtes Einmiſchen derer, welche unglücklicher Weiſe wähnten, ſie allein verſtünden alles, und könnten in einer Republik befehlen und durchſetzen gerade wie auf ihrem Zwinghof, zu tilgen. Bei jeder Gelegenheit, bei jeder Verordnung kam es zum Vorſchein, und allemal hieß es: wenn ſie Religion hätten, ſo gienge es nicht ſo, ſo geſchähe dieß nicht, würde jenes nicht befohlen; und in ſtillſchweigender Hartnäckigkeit ließ man befehlen, und that, was man wollte, und ſagte: ſi werde nit alles welle z'wänge. Welch heilloſen Nachtheil dieſes brachte in die beabſichtigten Fortſchritte in der Republik, konnte ich nur daraus ſchließen, wenn ich berechnete, wie weit das gegen mich erzeugte Mißtrauen in meinem kleinen Dörſchen mich zurückbrachte. Dieſes Mißtrauen wurde noch dadurch befeſtigt, daß die Mitglieder der Regierung nicht nur in den Zeitungen, ſondern ſelbſt im großen Rathe einander verdächtigten, im Kothe herumzogen, ich weiß nicht, ob ganz aus guter Aufrichtigkeit, oder um ſich groß zu machen, wie es auch im gemeinen Leben geſchieht. Es iſt ein rechtes Elend, mit welcher Pöbelhaftigkeit einige Heldchen ſich gebehrden, um vielleicht zu imponiren und terroriſiren, oder wahrſcheinlicher ihre Unwiſſenheit zu bedecken mit dem groben Geſchütz. Ich hätte gedacht, die Leute im großen Rathe ſollten klüger ſein, als das gemeine Volk, und doch wiſſen gar viele aus dieſem, was das für einen Eindruck auf die Kinder macht, wenn die Eltern vor den Kindern einander alles Leids vorhalten, und eins das andere verdächtigt und ausſchimpft. Beide verlieren den Reſpekt, und die Kinder fangen auch an ihnen zu ſagen, was ihnen in das Maul kömmt. Da kann man lange predigen: Ehre Vater und Mutter! ſobald ſie ſich nicht ſelbſt ehren. Was nützen da Achtungsgeſetze, wo es ſcheint, als ob man Verdächtigungen viel ungeſtrafter im großen Rath von ſich geben könne, als in irgend einer Kneipe, d. h. wenn man von der Majorität iſt.

Wer von Natur unſauber iſt, will die Andern auch unſauber haben; wegen der Gleichheit und Freiheit gelang es ihm. Wenn nun Mann für Mann ſo recht im Kothe herumgetrölt, ſo gleichſam im Dreck vergoldet ſind, daß man keinen ſaubern Faden mehr an ihrem ſieht, und Jedermann die Naſe zuhält und ſagt: Pſitufig! da kommen dann aus dem Hintergrunde parfümirte nach allen Schmöckwaſſern riechende, ſchön gebürſtete ſaubere Herren und Herrlein, ſtrecken gar freundlich ihre gewaſchenen Tätzchen dar und ſprechen: g'falle mir ech nit viel beſſer, und ſchmöcke mir nit beſſer als die Miſtfinken da? Das wohl, wird man ſagen, aber es iſch ech nüt z'traue. Und dann werden ſie weiter ſprechen ſchön und glatt und wohl ſchmöcke dazu, und wer weiß, was dann das Volk macht; wenigſtens weiß ich, was die Weiber machen würden, und die haben in unſerm Vaterlande auch viel zu ſagen, wenn ſchon nicht öffentlich, doch hinter dem Umhang.

Kaum hatte das Schulweſen etwas verſurrt, ſo kam das Wirthſchaftsweſen an die Tagesordnung, und es wurde gar grimmig räſonirt. Unſer Wirth führte da ein großes Wort, aber bei weitem nicht das größte; Weiber und Gemeindräthe ſchrien eben ſo ſehr dagegen allenthalben, wo zwei oder drei beiſammen waren.

Die Weiber räſonirten: jetzt wo nur ein Wirthshaus ſei, wüßten ſie doch, wo ihre Männer wären, und könnten guggen, was ſie machen; wenn aber zwei oder mehrere ſeien, ſo wüßte man nie, wo man ſie ſuchen ſolle, und in den neuen würde man vielleicht auch nicht eine ſo komode Gaſtſtube haben, wo man alles ſehen könne zu den Fenſtern ein. Trini jammerte, ihr Mann gehe jetzt ſchon viel in's Wirthshaus, und wenn es zwei geben ſollte, ſo würde er noch einmal ſo viel gehen. Stüdi quälte ſich am meiſten darüber, daß es zwei Wirthinnen geben ſolle, man hätte an dieſer zu viel. Stüdi war eiferſüchtiger Natur und herzwüſt. Am meiſten ſchrien die Weiber in den Dörfern, wo gar keine Wirthshäuſer waren bis dahin, und ihre Männer ruhig alle Abende zu Hauſe blieben. Sie behaupteten: die Gelegenheit mache Schelme, je näher man das Wirthshaus habe, deſto mehr ſei man darin, man ſolle nur dort und dort ſehen, wo die meiſten Hudeln ſeien. Sie führten Dörfer an, wo Knechtlein des Abends in's Wirthshaus gingen, und alle ihre Kleidleni bei den Krämern noch ſchuldig ſeien. In einem ſolchen Dorfe ſaßen ſie zuſammen, um eine Vorſtellung zu machen, daß ſie keines begehrten, ſie ſaßen mehrere Abende zuſammen und redeten ohne Unterlaß, aber alle auf einmal, ſo daß ſie immer recht vergnügt heim gingen, aber ohne Beſchlüſſe gefaßt zu haben, und allemal wieder da anfangen mußten, wo ſie es gelaſſen das letztemal, und allemal hörten ſie wieder auf, wo ſie angefangen. So kam die Konzeſſion für eine Pinte in's Dörflein, ehe eine Eingabe gemacht war; da ſollen die Männer eine böſe Nacht gehabt haben, und man behauptet, die meiſten hätten eine gute Stunde des Morgens früher zu füttern angefangen als gewöhnlich. Die G'meinsmanne ſchrien auch gar laut: je mehr Wirthe ſeien, deſto theurer werde man alles haben müſſen; jeder wolle gelebt haben, wolle reich werden, je weniger man verkaufe, deſto mehr Profit müſſe man nehmen. Ein ganzes Dorf hätte kaum vermocht einen Wirth zu mäſten, wie es dann übel gehen müſſe, wenn man zwei oder drei zu mäſten habe. Wer ſolle am Ende die Armen erhalten? e mel nit d'Regierig, die Selis mache, man verſpreche immer und halte nichts. Sie hätten jetzt ſchon genug Hudeln, und doch ſcheuten ſich noch viele in's Wirthshaus zu gehen, aus Furcht, Vorgeſetzte oder ſolche anzutreffen, die ſteuern müßten. Wenn aber in jeder Ecke eine Pinte ſei, wo ſie ſicher wären, Niemand anzutreffen, da ſolle man ſehen, wie es gehen werde, und noch dazu wo jeder machen könne was er wolle, und wirthen ſo lange er wolle, und die Polizei nur ein Maul habe um zu freſſen und zu trinken, aber keine Augen um zu ſehen. Man ſolle nur ſehen wie es gehe im Sch.-Graben, wo vier oder fünf auf einmal wirthen wollten, und wirklich wirtheten, ehe ſie Bewilligung hatten; denn Ordnung ſei keine mehr, und die, welche ſie halten ſollten, hätten wohl zehn Finger, aber ſie luegten durch alle. Man ſolle im Sch.-Graben nur ſehen, da dünke es einem, man ſehe an den Kindern wirklich ſchon ein ganz verwildertes Weſen.

Der Wirth blies die gleiche Melodie, aber in einer andern Stimme. Er meinte: es ſei darauf abgeſehen, die gegenwärtigen Wirthe zu Hudeln zu machen, welche ihre Wirthshäuſer theuer angenommen hätten. Man werde ſehen, wie einer nach dem andern geldstagen müſſe, wenn ihm Geld abgekündet werde; es müßte einer ein Eſel ſein, wenn er ein altes Wirthshaus theuer kaufen wollte, während er wohlfeil ein neues errichten könne. Aber die, welche ſolche Geſetze machen, ſuchten den Profit für ſich. Die einen ſeien Weinhändler, und wollten größern Weinverbrauch, andere möchten gerne ſelbſt Wirthe werden, oder hätten Söhne, Tochtermänner, Schwäger u. ſ. w., die wirthen möchten, darum hätten ſie ein ſolches Geſetz gemacht, das gar Niemand verlangt habe. Wäre Gerechtigkeit im Lande, ſo wäre zugleich ein Geſetz gemacht worden, daß keiner von denen, welcher zum Patentſyſtem geſtimmt, lebenslänglich eine Wirthſchaft errichten oder ausüben dürfe, und keiner ſeiner Verwandten während zwanzig Jahren; da hätte man ſehen können: ob das Patentſyſtem auch heraus gekommen, ob Vaterlandsliebe oder Privatliebe es aufgerichtet?

Am Ende kamen alle darin überein: es müſſe halt alles neu ſein, nichts Altes ſei mehr gut. Wenn einem etwas Neues in Sinn komme, ſo brauche er nur recht laut zu brüllen, ſo meinten die andern, ſie müßten auch nache gagge, ſie ſeien ſonſt die Leidere, und ſo entſtehe ein Gebrüll, daß einem die Ohren ſurren, und dann ein Geſetz, das Niemand gefalle, ob dem es dem Tüfel gruſe, und das am Ende Niemand gemacht haben wolle, ſondern Jeder dem Andern den Schmutz auf den Aermel zu ſtreichen ſuche. Die Seeländer ſchrien hüſt, die Oberländer hott, und die Oberaargauer hüſthott, und am Ende gehe es hüſthott, d. h. bald hott und bald hüſt, bald in den Graben, bald in den Zaun. Wer hott gerufen, wolle nicht Schuld ſein, daß es in den Graben gegangen, wer hüſt geſagt, nehme den Zaun nicht auf ſich, und die Hüſthottler behaupteten, ſie hätten grad aus gewollt, und wenn ſie nicht geweſen wären, ſo wäre es viel z'übel gegangen. Und, ſagten dann meine Bauern, wenn ſie Religion hätten, ſo ginge das nicht ſo; aber wo keine Religion iſt, da geht es halt nicht gut. Ich redete wieder ein, und meinte: man könne doch im groſſen Rath nicht d'Fragi aufſagen, ſie thäten es im Gemeindrath auch nicht. Ein Geſetz könne nie allen recht ſein, man müſſe der Zeit erwarten, um mit Grund urtheilen zu können, ob es dem Lande Nutzen oder Schaden brächte, und gegen die Religion könne ich nichts darin ſehen. Los Meiß, ſagte einer, da gib nume lugg, es hilft d'r alles nüt, wed nüt g'ſchiders z'brichte weiſt, ſo hör nume uf und gang ins Bett. Wenn ſie Religion hätten, ſo würden ſie nicht ſo wüſt thun, einander nicht ſo verdächtigen und nicht ſo eigennützige Dinge machen. Dann ging das alte Diſputiren gewöhnlich von Neuem an, und die alten Sachen wurden wieder aufgewärmt. Hätte einer von denen, über welche ſie ſo ſchimpften, nur eine Sekunde mit ihnen freundlich, manierlich, mit dem nöthigen Takt, ſich unterhalten können, ſo würden ſie geſagt haben: das iſt doch e brave Herr, ja we ſi all ſo wäri. Schade, daß des Volkes beſte Freunde dieſe Annäherung oft muthwillig verſäumen aus angeborner Steifheit und Pomade. Des Volkes Feinde wiſſen ſich dieſe Verſäumniß zu Nutzen zu machen. Aber Takt bedarf es und Kenntniß des Volkes, damit dieſe Annäherung den gewünſchten Erfolg habe; wer das Volk nicht kennt, ſchießt grobe Böcke und kann leicht übel wegkommen.

Vierzigſtes Capitel.

Zwei luſtige Vögel, und wie meine Bauern ſie fliegen lehren.

Es traten nämlich eines Sonntags drei Menſchen in die Gaſtſtube; die beiden erſten waren gut, doch etwas ſchlottrig angezogen, und hatten ein halbgelehrtes Anſehen. Der eine war ſchwarzbraun, der andere flachshaarig; der eine trank ſeinen Wein aus einem Weinglas, der andere aus einem Bierglas. Hinter dieſem kam die dritte Figur, ob klein oder groß, ſchlank oder dick, ſage ich nicht. Dieſe Figur hatte etwas Protektorartiges, und doch etwas Unterthäniges, beides ſo ungefähr halb und halb, und auf dem glattgeriebenen gedankenſchwer ausſehen ſollenden Kopf einen weißen Strohhut, und unter demſelben einen unter dem Kinn zulaufenden Bart, wie man ſie jetzt auch bei vielen Schneidergeſellen ſieht. Die Arme waren in feines Tuch geſteckt, ſahen um die Ellbogen etwas ſteif aus, Manſchetten guckten aus den Aermeln hervor, und wegen den Manſchetten ſteckten die Hände nicht in den Seitentaſchen des Rockes, ſondern waren in glacierte Handſchuhe geſteckt, und führten einen altväteriſchen Stock, doch nicht mit goldenem Kopf, aber gut verſchlungenem langen Bande. Um die Hüſte wäre die Figur gerne ſchlank geweſen, deſto ſchlanker waren die Beinchen in den angeſtreckten Hoſen und die langen langen Füße, die ſelten unter einem Schreibtiſch Platz hatten. Sie ſetzten ſich, nachdem ſie mit zum Theil bebrillten Augen und die Hände in die Seiten geſtemmt die Anweſenden gemuſtert und halblaut allerlei geweltſchet hatten, an einem Tiſche nieder, und begannen mit den Bauern eine Unterhaltung in einer Sprache, von der man nicht recht wußte, war es Berndeutſch in Hochdeutſch verwandelt, oder Hochdeutſch in Berndeutſch. Einer wollte ſpäter behaupten, man rede gerade ſo um's Schwabenland herum. Der Mann mit dem bedenklichen Geſicht und dem weißen Hut redete nur mit, wenn er den Dollmetſch machen mußte. Sie frugen, wie man zufrieden ſei mit der gegenwärtigen Regierung? Meine Bauern, diplomatiſch vorſichtig, wie ſie waren, zuckten die Achſel und brauchten die gewöhnliche Redensart: man müſſe zufrieden ſein, daß es nicht noch ſchlechter ginge; beſſer könnte es aber auch gehen. Jene lachten auf und ſagten: das meinten ſie auch, aber kaum ſchlechter; die neuen Regenten ſeien gerade wie die alten, ſie hätten das Volk vergeſſen und dächten nur an ſich. Man ſolle nur bedenken, was in der Verfaſſung verſprochen worden und was man gehalten? Das Volk ſei unterdrückt. Habe man etwa den Zehnten abgeſchafft, wie in der Verfaſſung verſprochen worden, und der ehrenfeſte und treue W. von U. ſo bündig auseinandergeſetzt aus den Büchern Abrahams? Habe der Staat die Armen übernommen, wie verheißen worden? Hätten ſie etwas von den reichen Stadtgütern erhalten, die im Lande zuſammengeſtohlen worden? Von dem Allen ſei nichts geſchehen und werde nichts geſchehen, ſo lange dieſe Volksverräther an der Spitze ſtünden, aber die müßten runter, es gebe noch andere Leute, die es mit dem Volke beſſer meinten. — Die Bauern horchten hoch auf, das Ding gefiel ihnen, jeder rechnete ſchnell nach, wie viel ihm das jährlich ziehen müßte. und daß das Alles verheißen ſei, zweifelten ſie keinen Augenblick, bewieſen jene zwei Volksfreunde es ja mit der Verfaſſung, die ihnen noch nie ſo ſchön und verſtändlich ausgelegt worden war.

Sie gaben ihren Beifall zu erkennen, doch nur mit halben Worten, und ließen einige Aeußerungen laufen gegen einzelne Regenten. Nun war jenen Herren noch mehr angeholfen, der Weißhaarige kam in neues größeres Feuer, während der Schwarzbehaarte unvermerkt hinausging. Er rückte den Bauern immer näher, aus dem Bierglaſe verſchwand der Wein immer ſchneller, er kümmerte ſich aber gar nicht darum, welches ſeine Flaſche ſei, er ſchenkte ſich ein aus jedem Schoppen, jeder Halbi, welche er faſſen konnte; und wenn die Wirthin die Eigenthümer fragte: ob ſie noch Eine geben ſolle? ſo ſagte der Begeiſterte: Verſteht ſich! Er verſtieg ſich immer höher, und erklärte ihnen den eidgenöſſiſchen Verfaſſungsrath, wie die ganze Schweiz eins werden, alle Kantönlein runter müßten; dann müſſe man die neuen Regenten ausjagen und beſſere wählen, wo man ſie finde, ſeien es Griechen oder Türken, Italiener oder Polaken; dann müſſe man allen Tyrannen den Garaus machen, Deutſchland, das herrliche, frei ſchlagen und dem verfluchten Frankreich den Krieg erklären. Mit den Augen ſahen meine Bauern ihrem Wein nach, wie der verſchwand, mit den Ohren hörten ſie viele Dinge, die ſie nicht verſtunden, aber doch von Polaken und Krieg, und von beiden wollten ſie nichts. Ihr voriges Zutrauen verſchwand. So ſehr ihnen der erſte Theil gefallen hätte, ſo ſehr mißfiel ihnen der zweite, und obendrein beſonders die ungenierte Gütergemeinſchaft. Einer meinte: der Krieg, der ſei ihm gar nicht anſtändig, er hätte zwei Buben unter den Auszügern, die er lieber daheim hätte, als im Krieg, wo ſie ſterben könnten; und dann ſei es noch gar nicht gewiß, daß man gewinne, er kenne die Franzoſen, das ſeien Teufelsbuben. Er ſei kein rechter Schweizer, meinte der Redner, ein ächter Schweizer gebe ein Dutzend Söhne hin für die gute Sache, und frage nicht nach Haus und Gut, wo es ſich um die Freiheit handle. Uebrigens könne nur ein dummer Kerl am Sieg zweifeln, wo ſolche Leute an der Spitze ſeien; der berühmte P. Prediger ſei es, der die Proklamationen ſchreibe, und ein noch berühmterer Landwirth, der mit jenem P. Prediger jetzt wie zwei Finger an einer Hand ſei, werde den Proviant liefern. Das ſeien aber auch Patrioten!

Der Proviant mahnte ihn an den Wein, und ſeine Hand haſchte ſchnell nach einer Flaſche. Uhä! ſagte der Eigenthümer, und hielt ſie oben feſt: wed Wy treiche wotſch, ſu heb ſelber. Verfluchter Bauernlümmel, willſt du gehen laſſen? fuhr der Durſtige wild auf und hob die Fauſt. Schlach nur zue, du biſt o vo dene Donnre eine, wo d'Lüt uſreiſe, für chönne z'ſchmaroze, mi ſött ech z'todtſchla wie d'Fleuge. Was, du Hund, du gönnſt mir den Tropfen Wein nicht, du Eſel weißt gar nicht was Freiheit iſt! Aber die Bauern hatten nun genug Eſel, Hund, Lümmel gehört, eine Menge Ehrentitel gaben ſie ihm zurück, und ſchoben ihn der Thür zu, wie wild er ſich gebehrden und um ſich ſchlagen mochte. So wie man an dieſelbe kam und die Wirthin dienſtfertig öffnete, kam durch den Gang her ein anderer arger Lärm. Der zweite Herr, der aus dem Spitzglaſe getrunken hatte, wehrte ſich ſo gut er konnte gegen drei Mägde mit Beſen und Scheitern, die wüthend auf ihn zuſchlugen und ihm alle Schande ſagten. Während der Eine in der Stube die Bauern und ihren Wein bearbeitete, war der Andere den Mädchen nachgeſchlichen, beſonders dem älteſten Kind im Hauſe, hatte Unziemliches verſucht, und wurde trotz ſeiner begütigenden Gebehrden durch das Weibervolk ſelbſt gezüchtigt. Die beiden Geſellen wurden zuerſt einander in die Arme, und dann zum Hauſe hinausgeworfen. Der dritte Herr wollte ſeine Gefährten ſchützen, allein mit ſeinen Handſchuhen, Manſchetten und dem ſchönen Stock und den ebenrecht gekrümmten Ellbogen hatte er ſo viel zu thun, hatte ſolche Mohren, ſeinen Rock durch Berührung mit dem Halblein zu verſchaben, daß er nicht zum thätlichen Treffen kommen konnte. Deſto lauter wollte er ſeine Stimme erſchallen laſſen, aber er brachte ſie nie in den rechten Kommandoton, höchſtens zu dem Gekreiſch, zu dem ein Schreiber ſich ſteigern kann, wenn er einen Kopiſten ausſchimpfen will. Nur einzelne ſeiner Worte drangen vernehmbar durch das Getümmel, als: Lümmel! Ich! Sekretär! Grobian! Präſident! ſchlechte Wirthſchaft! Departement! verklagen! Pack! Dieſe Worte imponirten aber nicht, er wurde mitgeſtoßen, und unter der Hausthüre erhielt er einen Stoß von unſichtbarer Hand, daß er mit ſeinen unſicheren Beinen die Treppe hinunter, und ſein weißer Hut auf einen Miſthaufen flog.

Vor dem Hauſe belferten die beiden Erſten gräßlich von Schweinhunden und in Verſchiß thun, und es war mir, als ob ſie auch mit dem berühmten Prönz-Ludi, der, wenn er Alles bekäme, was er nicht hat, Alles in der Welt hätte, und der, wenn man den Zehnten nehmen würde von den Löchern in den Hemden und von den Plätzen auf den Hoſen, der natürliche Verfechter der Zehntaufhebung und Gütertheilung ſein müßte, es war mir, als ob ſie mit dieſem Gewaltsmann drohten und ſeinem Gewaltshaufen, den auserleſenen Stadtburgern von B., die an der Trappeten wohnen und in der Kreuzgaſſe und in andern vornehmen Quartieren, und ſonſtigem Geſindel. Unterdeſſen hatte der Dritte mit grimmiger Wehmuth ſeinen weißen Hut betrachtet und die braunen Flecken daran. Er hätte ſie gerne abgewiſcht, aber er wußte nicht mit was, mit dem Aermel, mit dem Schnupftuch? Ach, Tinte und Faß! wo blieb dann der mühſelig errungene Wohlgeruch? Grimmig und verlegen verſuchte er es mit Nußbaumblättern. Da gab es grüne Flecken ſtatt der braunen, und noch einmal ſo große, da entwand ſich ſeiner geſchnürten Bruſt ein mächtiger Wehlaut, und dieſer Wehlaut tönte wie: Saukerls! Regierungsrath! morndrige Sitzung! Kühdreck! Staatsperſon! Lumpenpack! Das verſtund Einer und antwortete mit Schnuder- und Hudelbuben, und ein Zweiter hetzte ſeinen großen Rämihund auf ſie, da gaben ſie Ferſengeld, und man ſah ſie nicht wieder. Das ſeien ihm Donnersbuben, meinte ein alter dicker Bauer, der auch Hand angelegt, und ob der ungewohnten Anſtrengung ſchier nicht ſchnupen konnte. Die hätten doch Anfangs ſo ſchön thun können, daß man ihnen Alles glauben müſſen, es ſei aber recht gut, daß ſie gezeigt, wer ſie eigentlich ſeien, wie es in der Bible heiße, Wölfe in Schafkleidern, die hätten die Kräuel zu früh hervorgelaſſen, ſonſt hätten ſie einen noch können verführen. Seiner Lebtag wolle er ſolchen Hudelbuben nicht mehr glauben, von denen man nicht wüßte, woher ſie kämen und wer ſie wären, und ob ſie etwas hätten. Das ſei denen nur darum zu thun, die Leute hinter einander zu reiſen, und während dem gingen ſie einem hinter den Wein und hinter d'Meitſcheni, und am Ende hinter alles, was man hätte. Er könne nicht begreifen, wie witzigere Leute ganz gleich reden wie die, und gemeine Sache mit ihnen machen. Dahinter müſſe etwas ſtecken, das er nicht begreife. Bei dem Allem iſt es aber Schade, daß es nicht ſo kömmt, wie ſie im Anfang verſprachen, fiel Einer ein, ich habe mich ſchon gefreut und wollte darauf hin meiner Alten eine Halbe vom Beſſern heimbringen, jetzt kann ſie warten; wenn ich keine Zehnten und Tellen mehr zahlen müßte, ſo brächte es mir wenigſtens 150 Kronen jährlich, und wenn wir noch theilen könnten, vielleicht ein paar tauſend Pfund. Du Narr, glaubſt du, das Theilen käme an uns? polterte einer. Haſt du geſehen, wie die theilen! Hat er dir deine Halbe nicht faſt allein ausgeſoffen? du kriegteſt nicht nur nichts, ſondern müßteſt noch geben was du haſt, und deine Buben in Krieg ſchicken, und deine Meitſcheni wären auch niene ſicher. Wenn mehr ſo einer kömmt, ſo wollen wir ihm grad von Anfang, ehe er uns die Gringe groß und das Maul wäſſerig gemacht hat, das ſeine ſchoppen, daß er das Reden vergißt. Aber, ſagte eine ängſtliche Seele: der Hoffährtigſte ſcheint ein Herr von der Regierig zu ſein oder iſt Schreiber, der könnte uns wüſte Ungelegenheiten machen, oder es uns eintreiben, wenn er oben an käme oder gar unſer Regierungs-Statthalter würde. Sie ſollten nur nicht Kummer haben, ſagte der ſeither eingetretene Landjäger, ein alter Veteran. Das ſei nur ſo ein Sekretari geweſen, der nicht viel zu bedeuten hätte, wie breit er ſich auch mache, der werde in Bern kaum ein Wort davon ſagen. Und weit bringe es ein ſolcher Sekretari ſelten, wenn ſie ſchon thäten, als ob ſie die Flöhe huſten hörten, das Gras wachſen ſehen. Sie könnten nur in die Feder faſſen, was Andere erſinnen, und Tabellen machen. Gewöhnlich wüßten ſie aber nicht einmal, was in dieſen Tabellen ſei, geſchweige das, was außerhalb derſelben wäre. Daher könnten ſie nichts weniger als regieren (regieren heißt aber nicht regentelen), was man an den Wenigen ſehe, die es zu Regenten gebracht. Wenn ſie aus ihren Tabellen unter die Leute kämen, ſo thäten ſie wie 80jährige Großmütter, die mit Stögeliſchuhen auf dem Eiſe ſpazieren wollten.

Nein, ſagte der Landjäger, vor dem habt keinen Kummer, der wird Niemanden bös oder gut Wetter machen, als höchſtens ſeinen Kopiſten, wenn er ſchreibt wie ein Huhn, und dann mit ihnen aufbegehrt wie ein Kothhähneli.

Nach dieſem Troſte wurde noch ein halber Schoppen mehr zu Gemüthe gefaßt, und dann fröhlich heim marſchirt, um den Weibern die vollbrachten Heldenthaten zu verkünden, und was ſo ein Sekretari für eine himmelſchreiende Kreatur ſei.

Einundvierzigſtes Capitel.

Von vielen wüſten Vögeln und ihrem wüſten Treiben.

Jede bewegte Zeit zeuget eine Maſſe von Spekulanten, welche die Bewegung auszubeuten, im Trüben zu fiſchen ſuchen. Dieſe Spekulanten fordern ſo lange die Umwälzung, bis dieſelbe ihnen in die Hand geworfen, was ihr Herz begehrt, oder ihre Perſon oben aufgeſtellt. Sie angeln nach der Menge mit Schmähungen der Vergangenheit und Gegenwart, mit Verheißungen für die Zukunft. Gutmüthige Schwindler unterſtützen ſie mit ſchönen Redensarten, und fremde Verhältniſſe halb, halb unſerer Verhältniſſe, und etwas weniger als halb den Gang der Dinge kennend, ſind ſie in ihrem poetiſchen Ungeſtüm der Spekulanten blinde Werkzeuge. Die Zeiten müſſen ſich läutern wie die Luft, und wie nach Gewitterregen Würmer und rothe Schnecken ſich luſtig machen, ſo nach den Gewitterſtürmen der Zeit die Spekulanten; ſie ſcheinen dem Frühling jeder neuen Zeit nothwendig wie die fatalen Käfer jedem ordinären Frühling. Und die blinde, aber lüſterne Menge hängt ſich ſchaarenweis an ihre Angel, wie der Angler in gewitterhafter Zeit auch die meiſten Fiſche fängt. Dieſe ſpekulativen Angler werfen ihre Angel aus in alle Bächlein, in alle in der Zeit beſtehenden Inſtitutionen, in Staat und Kirche. Solche Angler in den Staatsgewäſſern habe ich im vorigen Kapitel dargeſtellt, Angler, die auch in der Kirche fiſchen wollen, ſtellt das begonnene Kapitel auf. Ich weiß, unſere bürgerlichen Zuſtände bedürfen der Läuterung, ich weiß aber auch, daß unſere kirchlichen eben ſo gut der Läuterung bedürfen.

Aber wie jene Spekulanten im Staat uns durch Anarchie zur Deſpotie führen, ſo die Spekulanten in der Kirche durch ſogenannte Glaubensfreiheit zum furchtbarſten Glaubenszwang nicht nur, nicht nur zu argem Judenthum, ſondern geradezu in die Arme des jungen Deutſchlands, das die Herrſchaft des Fleiſches predigt. Alſo noch einmal, ich erkenne das Mangelhafte in der Kirche an, aber wenn ich Platz hätte, ſo wollte ich beweiſen, daß der bedeutendſte Theil dieſes Mangelbaren von dem früheren Beſtreben des Staates kam, die Kirche zur Staatsmagd zu machen, und wollte beweiſen, daß das Zögern der Verbeſſerung daher komme, weil viele Heutige die Kirche wie ein Aas behandeln, und nicht einmal wie eine Magd, und alle Krähen und Hunde auf ſie hetzten, an welcher Behandlung ſie aber hoffentlich Kraft und Muth wieder finden wird. Wenn ich alſo das Folgende ſchreibe, ſo rede ich damit nicht gegen das religiöſe Erwachen der Menſchen, gegen das Sammeln um das heilige Wort, ſondern gegen die geiſtlichen Spekulanten, gegen die kirchlichen Demagogen, und theilweiſe auch gegen die gutmüthigen Schwindler, die Werkzeuge der Erſten, die alles Beſtehende beſudeln, alle Menſchen verdammen, geſtorbene und lebendige, die nicht zu ihnen gehören, den Ihren die Seligkeit verſprechen und die giftige Lehre verbreiten, daß die Ihren mit dem Fleiſche gar nicht mehr ſündigen könnten; das Fleiſch ſeinen Gelüſten fröhnen könne, ohne daß es den Geiſt etwas angehe.

Gegen dieſes Treiben rede ich, das ſo viele Menſchen anzieht, weil es viel leichter iſt, ſelig geſprochen zu werden, als nach der Seligkeit zu ſtreben und zu ringen, viel leichter iſt, andere zu verdammen, als ſich ſelbſt zu richten, damit man nicht gerichtet werde. Gegen dieſes Treiben, das auf gleiche Weiſe, wie das demagogiſche, im Staate die Menſchen ſittlich und ökonomiſch zu Grunde richtet, gegen dieſes Treiben, das von einer gewiſſen Seite, welche das Chriſtenthum haßt, wie ein ungezogener Bube ſeinen Lehrer, begünſtigt wird, in der eiteln Hoffnung, daß der Spruch in Erfüllung gehe: ein Reich, das unter ſich uneinig ſei, zerfalle. Die Feinde gehören aber nicht zum Reiche, und um dieſes zu zeigen, thut es Noth, daß man ohne Furcht und ohne Erbarmen ihnen die Larve abreiße von den Bocks- oder Eſelsgeſichtern.

Solche Leute erſchienen auch in unſerer Gegend, überhaupt im ganzen Lande. Sie predigten Buße und Bekehrung auf eigene Weiſe, verdammten das Bisherige, und Jeder von ihnen ſprach: Ich bin der Weg und das Leben, wer meine Stimme höret, wird ſelig werden, wer mich aber verläugnet vor der Welt, den werde ich auch verläugnen vor meinem Vater, der im Himmel iſt. Und an die Bruſt ſchlug jeder, deutete auf ſich ſelbſt und ſprach: Amen, ich ſage euch, ich bin die Thüre zu den Schaafen, alle, wie viele vor mir kommen ſind, die ſind Diebe und Mörder. Aber die Schaafe haben ihnen nicht gehorchet. Ich bin die Thüre, ſo Jemand durch mich eingehet, der wird ſelig werden, und wird ein- und ausgehen und Weide finden. Sie hatten einen Schein der Gottſeligkeit, und ſchlichen in die Häuſer, die Weiblein gefangen zu führen, die mit Sünden häufig beladen ſind, und durch mancherlei Lüſte getrieben werden. Man ſah ſie eben nicht Chriſto dienen mit ihrem eigenliebenden, geizigen, ruhmräthigen, hoffährtigen, ſchmähſüchtigen, unverſöhnlich wilden Weſen, ſondern ihrem Bauche; aber durch ſüße Worte und Schmeichelrede betrogen ſie die Herzen der Einfältigen. Sie machten ſich ſelbſt groß und verkleinerten die andern und ſprachen: Wir danken dir, Gott, daß wir nicht ſind wie die andern Leute. Sie machten großen Eindruck auf die einfältige Menge, weil ſie mit gar großer Kraft und Beſtimmtheit ſelig prieſen, Seligkeit verhießen, und wieder verdammten und in die Hölle ſchickten. Sie machten es gleich wie Jeſuiten bei den Proteſtanten. Verkappt in allerlei Geſtalten, und unter proteſtantiſchem Aeußern machten dieſe vornehmen Sündern die Hölle recht heiß. Und wenn mit heißen Schritten die Verzweiflung in's Herz zog, wieſen ſie auf ihre Gemeinſchaft die katholiſche Kirche hin, die Vergebung für ſie hätte. Sie wußten mit einem geheimnißvollen zauberiſchen Schein ſich zu umgeben, der wirket, wie der Blick der giftigen Klapperſchlange. Es hieß nämlich bald von ihnen, wer ſie nur einmal höre, wer ihnen nur die Hand gebe, der ſei der Ihre, und könne nicht mehr von ihnen laſſen. Sie pflanzten den Glauben, der dem ſchwachen Menſchen ſo wohl thut, daß wer ihnen angehöre, mehr ſei als andere. Wie gerne iſt das arme Menſchenkind vornehm, thut vornehm, ſieht auf andere herab, und hat hochmüthig keine Gemeinſchaft mit denen, welche es gemeiner glaubt. Tauſende hatten kein Geld, vornehm zu thun, und Tauſende hatten das wenige Geld, welches ſie beſaßen, mit Vornehmthun verthan, und waren wieder gemein geworden. Ach, wie that ihnen das weh! Nun kamen die und lehrten, wie man wohlfeil vornehm ſein, wie man wohlfeil zu dem Vorrecht kommen könne, ſich von andern abzuſondern, und hochmüthig auf die große Menge, auf Große und Reiche herabzuſehen. Haltet euch zu uns, ſprachen ſie, ſo ſeid ihr mehr als alle Andern, dürft nicht mehr Gemeinſchaft haben mit ihnen, nicht mehr an gleichem Tiſche das heilige Abendmahl genießen, ſonſt entwürdiget ihr euch, macht euch gemein vor Gott. Ihr ſeid die Auserwählten Gottes; ſteht nicht geſchrieben: viele ſind berufen, wenige ſind auserwählt; ſeid ihr nicht die Wenigen, müßt ihr alſo ſonnenklar nicht auch die Auserwählten ſein? — Ach, wie das manchem Weiblein und Männlein ſo wohl that, die alle Hoffnungen aufgegeben hatten, einmal vornehm zu ſein und andere verachten zu können. Neidiſch auf alle Menſchen waren ſie bis dahin geweſen, nun konnten ſie hochmüthig auf alle werden, und es koſtete ſie nichts! Waren das nicht Heilande, die ihnen zu dieſem Glücke verhalfen, ohne Opfer des Herzens zu fordern, ſondern blos Spenden aus Sack und Kemi? Sie forderten zwar nichts für ſich, aber ſie aßen ſo traulich mit ihnen lieber Hammen als Erdäpfel, und tranken ſo ſchön lieber Wälſchen mit ſüßem Thee, als Seeländer mit Waſſer. Eine Büchſe führten ſie zwar mit ſich, und jeder mußte etwas darein thun nach Belieben, doch wer nicht drei Batzen hineinlegte, hatte den rechten Glauben nicht. Aber das Geld in der Büchſe war nicht für ſie, doch nahmen ſie es mit ſich, und Niemand hat es weiter geſehen. Es ſoll der Wirth von St. N. einen Begriff davon erhalten haben. Und von den Leuten forderten ſie für Gott gar nichts, und ebneten ihnen den Weg doch ſo kräftig. Allerdings der Durchbruch war ſchwer und koſtete manche Thräne, manche Hamme, manchen Seufzer, und manchmal drei Batzen, viel Mundgeſchrei und manche Kanne Thee. War das aber einmal überſtanden, dann gaben ſie jedem das Bewußtſein, daß er ſelig ſei, und mit jeder Hamme eine Stufe ſeliger, und gaben ihm die Gewißheit, daß er gar nicht mehr ſündigen könne, und alles was das Fleiſch thue, ihn nichts angehe, und Gott denen nicht anrechne, die im Geiſte lebten und drei Batzen in die Büchſe thäten. Und zum Zeichen, daß es alſo ſei, gingen ſie voran mit ihrem Beiſpiele, ſchlugen ſich um die Bekehrung ſehnſüchtiger Mädchen und inbrünſtiger Weiber, ſättigten ſie mit Bruderliebe, und achteten des Fleiſches nicht, und doch blieb der Geiſt auf ihnen, und die Weiber und Mädchen bei ihnen.

Dies war der eigentliche Heerhaufen, deſſen Glieder freilich verſchiedene Namen führten, aber eines Herzens und eines Sinnes waren, wie man merken konnte. Wie der Heiland hatten ſie aber auch ihre Vorläufer, den Weg ihnen zu bereiten. Die kamen in Schafskleidern und thaten gar ehrbar, ſie redeten nicht recht deutſch heraus, gaben aber Manches zu merken, läſterten nicht hauptſächlich, ſondern nur nebenbei, ſonderten ſich nicht vornehm ab, warfen aber doch hochmüthige Blicke um ſich herum, machten den Leuten angſt und bange, daß ſie verhürſcht wurden im Gemüthe, und begierig nach den Nachkommenden, die ihnen aus ihrem Elende wohlfeil helfen konnten; ſie machten das ſo gut, als ob ſie eben bei den Jeſuiten in der Lehre geweſen wären. Sie thaten auch als die von Gott Berufenen, und ſetzten ſich auch gerne an die Tiſche, auf denen Gutes zu eſſen und zu trinken war. Je beſſer man ihnen aufwartete, und je mehr geſchenktes Fleiſch in ihrer Hele hing, für deſto kräftiger hielten ſie den Geiſt, den ſie empfangen. Sie gaben ihn auch umſonſt, nahmen aber doch je mehr je lieber.

Viele aus dieſen letztern wußten nicht, daß Andere nachkämen, die Anführer hatten ihnen ihren geheimen Kampfplan nicht mitgetheilt, ja die geheimen Obern kannten ſie nicht. Wer kennt ſie übrigens? Die freuten ſich nun den lieben langen Sommer durch auf alle Schweine und Kühe, die gemäſtet und gemolken, auf alle Eier, die gelegt wurden in allen Häuſern, welche ſie erobert hatten. Wenn dann die andern anrückten, ehe gemetzget war (und ſie haben eine feine Naſe) und ſich hinſetzten unter die Würſte und Säubrägel (Schweinebraten), und die Kuttentäſchen weit aufmachten, und jene armen Vorläufer von all der Herrlichkeit nichts hatten, als den Vorgeſchmack und die voreilige Freude, wenn Niemand ſie einlud, und von dorther Niemand kam mit Etwas unter der Scheube, wie jammervolle Geſichter machten ſie, wie kauten ſie an den Nägeln, ſtatt an den Würſten, und muckelten unter der Hand über Eingedrungene in ihren Schweinſtall? Manche wollten aufbegehren und Streit anfangen über die ab Handen gekommenen Seelen und Würſte, aber von ihrem Oberhaupt wurde ihnen verdeutet, ſie hätten ſtillzuſchweigen, und gegen dieſe, gegen die Nachgekommenen, mit aller brüderlichen und ſchwägerlichen Liebe ſich zu benehmen, und nun andere Häuſer zu ſuchen, in denen auch etwas ſei, Seelen, Schweine, und wenn am Ende auch nur Geißen. So läßt man auch (nicht zuſammengezählt mit Reſpekt) einen Jagdhund den aufgeſtochenen und geſchoſſenen Haſen nicht freſſen, er ſticht ſonſt ſelbigen Tages keinen andern mehr auf.

Manche unter den letzten jedoch ſind redlichen Gemüthes, ſuchen nicht ihre Ehre allein, ſuchen nicht blos fette Schweine, ſondern ſündige Seelen, aber ſie wiſſen nicht zu prüfen, was ſie ſagen, haben ihre Kräfte nicht gemeſſen: ob ſie der Aufgabe, zu der Niemand ſie berufen, gewachſen ſeien. Dieſe, welche wähnen vom Geiſt der Gnaden erfüllt zu ſein, werden meiſt, wenn der Vater den Geiſt der Verblendung, mit dem ſie erfüllt ſind, von ihnen nimmt, Buße thun im Sack und in der Aſche, werden an die Bruſt ſchlagen und wehklagen: Vater im Himmel, fordere die zerrütteten Seelen nicht aus unſerer Hand, nicht die zerfallenen Haushaltungen, nicht die verwahrlosten Kinder! Vater, Vater, da wir glaubten, wir ſtünden, ſind wir gefallen Berge tief, und unſere Sünden ſind groß geworden bis an den Himmel, Höllenſchmerzen nagen an unſern Seelen; Vater gib uns Troſt, gib uns einen Liebesblick, ſonſt vergehen wir in unausſprechlichem Jammer, mit dem wir büßen müſſen, dem Jammer, den wir andern gebracht. Vater, deine Gerichte ſind gerecht, wir leiden, was wir andere leiden ließen, aber kürze ſie ab dieſe Gerichte, laß Gnade ergehen über uns erwachte Sünder! Wohl dem, der einſt noch ſo beten kann, der Vater hat noch immer das gleiche Herz, mit dem er den demüthig gewordenen verlornen Sohn empfangen; und es haben welche ſchon ſo gebetet, als ſie ſahen, was ſie angerichtet, und wie die von ihnen verführten Menſchen haltlos herum irrten, die Beute jeder neuen Verführung, und wie ſie ſelbſt nicht Kraft, nicht Geiſt hätten, ihre Heerde zuſammenzuhalten. Es haben welche ihr Gebet öffentlich bekannt gemacht, andere aber ſchämten ſich deſſen vor der Welt, ſie wollten ſich wieder zurückziehen in die Kirche, wollten ihren Rückzug nicht bekannt machen wie ihren Austritt, wollten ihre Fehler nicht bekennen, die von ihnen Verführten auf dem falſchen Wege laſſen. Iſt das wahrhaft chriſtlich? In der Gemeinde, in der ich war, hatten immer einige Haushaltungen ſich gemeinſam erbauet, waren jeweilen des Sonntags zuſammengekommen, um etwas mit einander zu ſingen, eine Stelle aus der Schrift oder dem Heidelberger ſich erklären zu laſſen; aber neu war das, was nun kommen ſollte. (Dieſes ächt chriſtliche Verſammeln von Freunden und Verwandten zur gegenſeitigen Erbauung, zur Eröffnung der innern Zuſtände, alles ohne Heuchelei, ſondern in wahrer treuherziger Frömmigkeit, verdient alle Ehrfurcht, und wäre ein tiefes Bedürfniß für unſere flache Zeit.) Es kam ſehr langſam, ſchlich von Dorf zu Dorf, machte hie und da wunderbare Sprünge über mehrere, und erſchien plötzlich unerwartet in einer Gemeinde. Aengſtlich frug man ſich, wie weit ſind ſie, wo ſind ſie? und mit Aerger und Angſt erfuhr man, wenn die Seuche um eine Station näher gekommen war. Ich kann mir vorſtellen, es ſei gerade ſo gegangen, wie mit der Cholera, ſowohl die Annäherung, als die Erwartung. Wie die Cholera langſam ſchleicht, und von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, und wieder Sprünge macht, und auf einmal in einem Dorfe, in einem Haus auftaucht, wo man es am wenigſten erwartet, und wie die Bewohner der Umgegend bebend das Ungeheuer nähern ſehen, und alle Morgen vor allem ſich fragen: heſch nüt g'hört, wo iſch ſi jetz? und bleich werden, wenn ſie einen Schritt vorwärts gethan — faſt gleich ging es mit der Sektenſeuche.

Man begann immer häufiger von ihren Verſammlungen, vorgefallenen Geſchichten und den Menſchen, die daran Theil nahmen, zu erzählen. Von den Letztern wußte man nichts zu rühmen. Einer derſelben ſchlug ſeine Frau alle Tage, und predigte ſelbſt, ſo oft man ihn hören wollte, vernachläſſigte nebenbei ſein Geſchäft, ſein Hausweſen, und kläpfte eben allemal ſeine Frau, wenn ſie daran mahnte, wie gut ſie es ehedem gehabt gegen jetzt. Ein Anderer prügelte die ſeine nur alle Wochen, aber mit beſonderem Nachdruck, als ſie nicht glauben wollte, daß ſie der verlorne Sohn ſei, weil ſie nicht ein Sohn ſein könne, da ſie ja ein Weib ſei. Sie glaubte es erſt, als zwei Zähne eingeſchlagen waren. Wahrſcheinlich erhielt ſie auch wieder Schläge, als ſie mit dem Prediger, der ein Schreiner war, nicht in den benachbarten Wald ſpazieren gehen wollte. Der Mann ſelbſt war von ſolchen Spaziergängen ein beſonderer Freund. Man erzählt ſich, wie einem Manne angekündigt worden, in der nächſten Nacht werde ein Engel ſeine Frau beſuchen, er dürfe aber nicht zu Hauſe ſein. Der gute Mann glaubte es, ging, und das Weſen kam, und ſeine Frau hatte große Freude daran. Man glaubt aber allgemein, der Engel habe ordentliches Fleiſch und Bein gehabt. Einem andern Schuhmacher ſei wegen andauernder Sündhaftigkeit das Abendmahl verweigert worden, derſelbe habe ſich darüber gar bitterlich beſchwert, daß man deſſen Genuß der und der und der, und die mit ihm akurat in gleicher Sünde ſeien, geſtatte, das gehe gar partheiiſch zu, ſoll er geklagt haben. Eltern vermißten ſpät ihre Tochter und die Magd, ſie fanden ſie nach Mitternacht in Verzückung vor einem Lehrer auf den Knien liegen. Einer Mutter, welcher ſorgfältiger Abwart bedurfte, ſoll die Tochter fortgelaufen und von dem zürnenden Bruder Stunden weit weg aufgefunden worden ſein, aber ſich weigernd heimzukehren, weil es heiße: man ſolle um ſeinetwillen Vater und Mutter verlaſſen, und die Todten ihre Todten begraben laſſen. Zu Hauſe ſchmachtete die Mutter hülflos, freudenvoll ſaß die Tochter zwiſchen den Knien der neuen Heiligen.

Ein armes Mädchen hatte nur zehn Kreuzer in die Büchſe zu thun, man zweifelte an der Tüchtigkeit ſeines Glaubens, verzweifelnd hängte es ſich, konnte aber doch noch zu rechter Zeit abgeſchnitten werden. Einer Magd wurde von ihrem Meiſter die Wahl gelaſſen, entweder die Kirche nicht zu beſuchen, oder den Dienſt zu verlaſſen; endlich erlaubten ihr die Lehrer, alle Monat einmal hinzugehen, wenn ſie glaube, in Monatsfriſt dieſe Sünde abbeten zu können. Zu den Kranken und Sterbenden drängten ſie ſich unberufen, die Vorläufer und die Nachläufer. Der Erſten einer ließ aus der Stube einer waſſerſüchtigen Frau, die als brave Hausmutter bekannt war, alle herausgehen. Nun donnerte er auf die gute Frau los all ſein geiſtlich Wurfgeſchütz, behauptete, ſie leide um ihrer Sünden willen ſolche Pein; und als ſie meinte, ſie hätte doch nicht ſchlimmer gelebt, als andere, meinte er, ſie müſſe geheime Sünden begangen haben, ſonſt würde der Herr ſeinen Zorn nicht ſo hart über ſie ausgelaſſen haben. Nun ſetzte der geiſtliche Scharfrichter ihr mit aller Brutalität zu, ſie ſolle ihm ihre geheimen Sünden bekennen. Aber Herr Jeſes, ih weiß nüt! Das iſt gerade das Zeichen, daß du noch verſtockt biſt u. ſ. w. Aus dieſen geiſtlichen Martern, in welchen die arme Frau den Athem faſt verlor, erlöſten ſie endlich die Ihrigen, welche an der Thüre gehorcht, und über den frechen evangeliſchen Kirchenvater ſich ſatt geärgert hatten. An einem andern Orte kamen drei auf einmal zu einem Sterbenden, ſetzten ſich an ſein Bett und ſprachen: er ſei verdammt, wenn er ihnen nicht auf der Stelle ſeine Sünden bekenne; thue er dieſes, ſo hätten ſie die Macht, dieſelben ihm zu vergeben. Der Sterbende konnte ſchon nichts mehr reden, konnte ſich nur gegen die Wand und ihnen den Rücken zu drehen, ſeine Frau durfte ihn nicht verlaſſen, um Hülfe zu holen gegen dieſe geiſtlichen Unholde; ſo mußte er ſich vor ſeinem Tode ſtundenlang mit Unſinn und Rohheit foltern laſſen, hatte kein ruhig Sterbeſtündlein, konnte in ſeinem Kämmerlein nicht ruhig beten zu ſeinem Gott. Solche Geſchichten kamen alle Tage vor. Einmal kam der Arzt in's Wirthshaus ganz krebsroth, warf den Hut weg, und ließ für ſich manchen Fluch über die Zähne gehen.

Endlich erzählte er: da oben am Berge habe er eine Kranke, aber die geiſtlichen D. Spitzbuben gruppe geng uſere, bis ſie ſie getödtet hätten, er könne nichts machen, und doch ſei es Schade um's Meitſchi. Er erzählte weiters, das ſei das luſtigſte Meitſchi geweſen weit und breit, und ſingen hätte es gekonnt wie eine Nachtigall. Während es in die Unterweiſung ging, hätte die verfl..... Geiſtlichkeit, die beſondern Appetit zu haben ſcheine nach friſchem jungen Fleiſche, ſich an daſſelbe gehängt, und beſonders der ſchlechte Schreinergeſell, der ſo gerne ſpazieren gehe, ſei mit ihm gegangen, und wie weit, wiſſe man nicht. Als die Zeit genaht, wo es das Abendmahl empfangen ſollte, ſeien ſie mit aller Wuth in das Mädchen gedrungen, daß es daſſelbe nicht von ſeinem Pfarrer empfange, ſonſt ſei es ewig verdammt. Als es nicht gehorchen wollte, wurde ihm ein Brief geſchrieben, angefüllt mit allen Flüchen und Verwünſchungen, wenn es ſich nicht wolle abwendig machen laſſen. Das Kind blieb trotz aller dieſer Anfechtungen ſtandhaft, und genoß das Abendmahl mit andern ehrlichen Chriſten, und trat darauf in Dienſt. Begreiflich hatte aber der ganze Vorgang auf ſein Gemüth gewirkt, hatte in dem ohnehin lebhaften Kinde heftige Kämpfe erzeugt, dieſe traten in eine Entwickelungsperiode der weiblichen Natur, und das Mädchen wurde von gewaltigen Krämpfen befallen, mußte den Dienſt verlaſſen und nach Hauſe zurückkehren. Sogleich ſei die geiſtliche Schaar über daſſelbe hergefallen, mit Beten und Fluchen. Vom Teufel beſeſſen ſei es, ſchrie man ihm zu, ewig verdammt, es leide, was es verdiene, um ſeiner Verſtockung willen, und dann fielen ſie alle auf die Knie, ſieben, achte mit einander, und ſchrien was ſie verbringen möchten. Natürlich kriege das Mädchen ſeine Krämpfe auf die fürchterlichſte Weiſe, und ſchreie, daß man es weit unten im Dorfe höre, und jene D...... Kühe frohlockten dann, und meinten, das ſei der Teufel, der ſo ſchreie, durch ihr Beten geängſtigt. So könne und dürfe er das Mädchen nicht laſſen, ſonſt ſterbe es ihm die erſten Tage; es nähm me nume es D. Wunder, ob me de hüt zu Tag alles müß g'ſcheh lah, und ob me die D. alles müß lah mache. Nun erzählte er eine Geſchichte nach der andern, wie er hier und dort erſt hätte heilen können, nachdem er ein halb Dutzend Weiber mit ihren Höllenbüchern in den Händen fortgejagt, wie aber im gleichen Dorfe ein anderes ſonſt munteres Mädchen verzückt und verrückt im Bette läge, ſtatt zu arbeiten, und Geſichter ſehe, wie die Somnambüle. Dieſe Geſchichten faßten beſonders die Weiber auf und ſchrien empört darüber, und meinten: es düch ſe, we ſi das nume einiſch g'ſeh und g'höre chönti. Es iſt ein eigener Geiſt des Widerſpruchs im Weibe, welcher daſſelbe gerade zu dem treibt, welches es nicht will; ein Geiſt der Neugierde, der alles ſelbſt ſehen, ſelbſt erfahren möchte, ſelbſt die wüſteſte Sache, nur um recht zu wiſſen, was ſie ſei, gerade wie das Weib, das im Fröſchweiher herumpfeſelte. Ihr wißt, was man ſagt, wie der Teufel zu Zeiten gut höre, und wenn er zuweilen nur den leiſeſten Wunſch, ihn zu ſehen, vermerke, er leibhaftig vor einem ſtehe.

Daher ſagte man auch, man dürfe den Teufel nicht an die Wand malen, wenn man ihn nicht ſelbſt haben wolle. Alle Regimenter haben Werber, das junge Deutſchland ſeine Propaganda, das gleiche findet bei den Evangeliſten, Separatiſten, Stündelern u. ſ. w. Statt. Wohl laufen auch die Lehrer ſelbſt von Haus zu Haus und laden die Leute förmlich ein, hiehin und dorthin, und man weiß ja, wie ungern ein Weib eine Einladung ausſchlägt. Aber ſie ſind doch nicht die eigentlichen Werber dieſer Banden, ſondern dieſe ſind die Weiber ſelbſt. Weiber aller Art bilden den größten Theil dieſer Verſammlungen, junge und alte, ledige und verheirathete bunt durch einander. Jedes Weib hat eine Freundin, eine Baſe, eine Gevatterin an den angränzenden Orten, wohin das Treiben noch nicht gedrungen. So ein geiſtliches Weib oder Meitſchi legt nun Strümpfe und eine ſaubere Scheube an und marſchiert bei ſeiner Freundin oder Bekannten auf: Los Bäbi, du mußt notti cho, chum ume einiſch, du chaſt geng mache, wie d'witt, wes d'r nit g'fallt. Bäbi wehrt ſich, ſagt, es habe keine Luſt dazu, es müſſe daheim bei ſeinen Kindern bleiben, und wenn es der Mann vernähme, ſo ging es viel zu wüſt, es glaube, er würde es prügeln. Die geiſtliche Freundin widerlegte die Einwürfe, meinte, man brauche es dem Mann nicht zu ſagen, Bäbi wehrt ſich noch immer, aber es frägt doch dieß und das, die Freundin weiß auf alles gar gut Beſcheid, und die Unterredung endet mit einer Verabredung, und das gute Bäbi iſt gefangen, wie eine Fliege in einer Spinnhubbele.

Bäbi geht alſo erſt weiter an andere Orte, und lügt dem Mann immer mehr vor, je geiſtlicher es wird. Es macht geiſtliche Bekanntſchaften, erhält verſtohlene Beſuche, wenn der Mann abweſend iſt; es hat Bekannte und Freundinnen, die ſucht es auch mit zu ziehen; wo mehrere Weiber ſind, finden ſich endlich auch ein oder mehrere Männer dazu aus beſondern Gründen, und wohl auch einer, der unter dem Pantoffel der geiſtlich gewordenen Frau ſteht. Man mag nicht immer weit hinlaufen und möchte auch der Ehre theilhaftig werden, die Verſammlungen in der Nähe zu haben; die Fernern, bei aller Geiſtlichkeit, treten den Neuen auch gerne zuweilen die Laſt der geiſtlichen Einquartierung ab, und die Prediger gehen auch gerne weiter, wo noch unangegriffene Vorräthe ſind, wie die Heuſchrecken auch weiter ziehen, wenn ſie alle Blätter von einem Baume abgefreſſen haben. Dann ſieht man an einem ſchönen Abend, mit einbrechender Dunkelheit, Leute aus allen Ecken einem Hauſe zuſtrömen, man weiß nicht, was das zu bedeuten hat. Es brennt nicht, es iſt keine Leiche im Hauſe, nein, es iſt eine Verſammlung. Die Cholera iſt da!

So kam ſie auch zu uns, nachdem man ſchon lange davon geredet, davor ſich gefürchtet hatte. Nun erſt begann man davon zu reden, faſt jeden Abend im Wirthshauſe. Man wußte jeden Abend etwas Neues, wußte, Der gehe auch, und Die gehe. Man zergliederte die Leute, und konnte nicht begreifen, wie die dazu kämen, wenn die Sache wirklich geiſtlich ſei, wie man vorgebe; man wollte auch an dieſen Leuten keine Aenderung in ihrem ſonſtigen Treiben bemerken, nichts als einen ſtinkenden Hochmuth, den ſie an den Tag legten, und wachſende Unthätigkeit. Man machte Pläne, was man thun wollte, wenn ein Hausgenoſſe gefangen werden ſollte, und die Männer redeten hoch auf, wenn ihre Weiber von den böſen Gelüſten ſich anwandeln ließen. Man redete ab, hinzugehen, und kam bald wieder, erzählend von dem Unſinn, der da geſprochen wurde, wie immer das Gleiche wiederholt werde, wie der Lehrer, wenn er ſtecken bleibe, die Hand vor die Stirne halte, und ſage: der Böſe habe ihm den Geiſt weggenommen, und endlich nach einer Weile, wenn er ſich beſonnen, ſpreche, jetzt ſei der Geiſt wieder da. Wie man den Leuten Angſt mache, ſie verſichere, bis dahin in des Teufels Krallen geweſen zu ſein, verführt von den Baalspfaffen; wie die Kirchen nur des Teufels Steinhaufen ſeien, ein Verſammlungsort der Sünder, und wer hingehe, der Sünden aller Andern theilhaftig werde; wer aber das Vergangene und die Gemeinſchaft mit den Sündern abbete und zu ihnen komme, der habe das ewige Leben, der ſei ſelig, der gehöre dem Heiland an. Und ſie erzählten, wie die Leute geweint und geſchluchzt und dann froh geworden, und wie ſie dem Lehrer die Hände gegeben, und wie andere aufgeſtanden und Zeugniß abgelegt hätten von der Trefflichkeit und Richtigkeit der Rede des Bruders, und wie ſie wieder die Welt verdammt und ſich gerühmt hätten, daß es ſie g'ſtunke. Ja wie einige gar verſichern, ſie hätten für an der Seligkeit, und wenn ſie nur Jemand wüßten, ſo wollten ſie ihm ihren Ueberſchuß abtreten.

Man wollte mich auch bereden, einmal hinzugehen, allein es widerte mich an; um des Geſpötts willen mochte ich nicht gehen, expreß um mich zu ärgern auch nicht, und erbauen konnte ich mich nicht; überdem hörte ich Alles was ging, und hatte ſatt davon. Die armen mit dieſer Seuche geplagten Leute konnten mich dauern von ganzem Herzen, ihren Jammer und ihren Verdruß ſchütteten ſie im Wirthshauſe aus, da ihnen durch ihre frommen Weiber ihre Häuſer erleidet waren. Da jammerte einer: Seit ſeine Frau fromm geworden, kriege man in ſeiner großen Haushaltung keinen Biſſen ordentliches Eſſen mehr. Seine Frau wolle alles ſelbſt machen, nicht einmal die Tochter helfen laſſen; ſie thue auch die Speiſen richtig über, feure tüchtig, laufe dann in's Stübli, bete, daß man im ganzen Hauſe ſturm werde, glaube, der Herrgott koche für ſie in der Küche, und wenn ſie endlich chyſtig (heiſer) ſei und aufhören müſſe, ſo ſei entweder das Feuer erloſchen oder alles angebräntet, und ſie müßten das Eſſen haben wie es ſei. Denn der Herrgott hätte viel zu thun, wenn er die Köchin jedes frommen Weibes ſein wollte. An letzter Faßnacht habe er ihr befohlen zu küchlen. Sie habe richtig den Anken in die Pfanne gethan, und ſei wieder in's Stübli gelaufen, habe dort gebetet, daß es ſey g'ſuret und kutet (gwindet) heyg. So ſei das Feuer in den Anken gekommen, und ganz ſicher wäre das Haus verbrannt, wenn er nicht zufällig das Feuer geſehen und es noch hätte löſchen können. Ein Anderer entgegnete ihm, das hätte ihm ſo viel nicht gemacht, er ſei reich, und wenn ſchon das Haus verbrannt wäre, ſo hätte er ein anderes können bauen laſſen. Er aber ſei arm, müſſe vom Verdienſt leben, und wenn ſeine Frau ſo fortfahre, ſo käm er mit allen ſechs Kindern auf die Gemeinde. Wenigſtens drei Abende in der Woche ſind Verſammlungen, meine Frau läuft hin, ſpinnt nicht, beſorgt die Kinder nicht, und wer weiß, ob ſie mir nicht noch Sachen verſtoßt, um auch ein Opfer zu bringen. Spät kömmt ſie heim, und kaum iſt der Tag wieder da, ſo ſitzt ſie ſchon bei der Nachbarsfrau, und ſie brichten einander, wie es geſtern gegangen, was geprediget worden, und wie es ihnen wohlgethan. Am Nachmittag ſitzen ſie wieder beiſammen und rathen ab, wo es des Abends ausgehen müſſe. Zwiſchendurch iſt ſie wie ſturm, und nichts geht ihr recht von der Hand, und wenn ich ſie an's Arbeiten mahne, ſo meint ſie, daß ſie ob dem irdiſchen Grümpel die Seligkeit verſäumen müſſe, und dieſer irdiſche Grümpel ſind ihre Kinder, um die ſie ſich immer weniger bekümmert, ja die ihr zuwider werden, weil ſie etwas für ſie thun ſoll.

Die Wirthin begehrte auf: es ſeien doch nicht nur Weider, die an die Verſammlungen gingen, und ihr Hausweſen vernachläßigten, auch Männer gingen hin, und die Weiber hätten auch Urſache zu weinen und zu klagen. So ſei erſt geſtern eine Frau bei ihr geweſen, und habe das lautere Waſſer geweint über ihren Mann. Der laufe auch weit und breit umher, bilde ſich ein, den Geiſt des Predigens empfangen zu haben. Selten ſei er einen Abend bei ihr und bei den Kindern, am wenigſten des Sonntags, und wenn er einmal daheim bleiben müſſe, ſo ſei er häſſig, daß es Niemand bei ihm ausſtehen könne. Der Kinder achte er ſich oft lange nicht, dann ſchlage er ſie wieder, daß es eine unerkannte Sache ſei. Das Böſeſte ſei, daß man nie wiſſe, was gebe, es gebe heutzutage gar ſchlimmes Weibervolk; ja auch wenn ſie mitgehe, achte er ihrer wenig, ſondern ſitze lieber neben andern, als neben ihr; ſo ſei er auch einmal im Wirthshaus neben Meitſchene geſeſſen, und ſie hätte mit den Kindern in der Nebenſtube ſein können.

Das mache ſich noch, ſchrie ein Dritter dazwiſchen, da ſei doch entweder der Vater oder die Mutter bei den Kindern; allein er hätte Nachbarsleute mit fünf Kindern, von denen das älteſte acht Jahre alt ſei, da liefen Mann und Frau, ſperrten die Kinder ein, und ließen ſie halbe Nächte allein. Die Kinder ſchrien manchmal alle zuſammen, daß es einem durch Mark und Bein gehe, und wenn es da kein Unglück gebe, ſo wolle er nicht Hans heißen.

Während dieſem Geſpräch war ein Garnbaucher mit ſeinem Wägelchen vorgefahren, hatte einen Theil des Geſprächs gehört, und redete drein: man ſolle ihn klagen laſſen, er müſſe ſeine Bauchi theuer verzinſen, und bringe faſt kein Garn zuſammen, und doch habe er ſich über den langen harten Winter gefreut, in der Meinung, die Weiber würden das Stroh ab dem Dache ſpinnen. Aber o hä, keinen Winter, ſo lange er ſich beſinnen möge, ſei ſo wenig geſponnen worden, das ſchade viele viele tauſend Strangen Garn nur in ſeiner Gegend, und daran ſei nur das v.... Stündeliweſen Schuld. Man ſei die halbe Zeit nicht beim Spinnen, und wenn man ſchon dabei ſei, ſo habe man keinen Ernſt. Wenn das ſo gehen könne, ſo werde man es erfahren, was das für arme Leute gebe.

Ja, das habe er ſchon lange geſagt, polterte ein Gemeinrath, es gehe alles d'rauf los, das Volk z'Bode z'mache. Da führe man das Patentſyſtem ein, in einer Ecke gebe es ein Wirthshäuslein, und in den andern Ecken wären Verſammlungen. Die einen Leute ſäßen in den Pinten, die andern in den Verſammlungen, wer zum Teufel da arbeiten ſolle, und wer die Müßiggänger erhalten? das werd luſtig uſe che.

Ja, meinte einer; wes ech neuis am Volk glege wär, u we ſi ſelber o üſi Religion hätte, ſo wär es ech nit ſo graglych (gleichgültig), wie m'r plaget werde u wer predigi, u ſie würde o öppis dazu welle ſäge, daß me nihs üſi Religion rühig löy.

Darauf ſagte der Statthalter: man könne nichts gegen die Verſammlige mache, das ſei gegen die Verfaſſig, die ſage ausdrücklich, es könne ein Jeder glauben was es welle. Der Gemeindvorſteher, der eine Mugge auf den Statthalter hatte, meinte, es heiße nicht in der Verfaſſung, daß ein Jeder machen könne was er wolle, und hier ſei vom machen die Rede; aber man ſollte allbereiniſch meinen, die Verfaſſig erlaube alles, und ein jeder Halunke tröſte ſich mit der Verfaſſig.

Bis dahin hatte man einen Mann in einem Winkel überſehen, der hinter einem halben Schoppen Branntwein ſaß, und ihn eben nachfüllen hieß; es war ein Schneider und ein Prediger; der erhob zornig ſeinen Mund und ſchrie: Sie ſollten nur reden und machen was ſie könnten, ſie verdammte Seelen, aber abbringen werden ſie nichts, ſie Landlümmel! Gotte wolle es, daß man ſie müſſe machen laſſen, alle Tage nehmen die Brüder zu, der beſſere Theil der Regierig ſei auf ihrer Seite, und bald werden ſie die Mehreren ſein, dann wollten ſie ihnen zeigen, was ſie könnten; dann werden ſie alle zwingen, ihre Verſammlungen zu beſuchen, ihren Glauben anzunehmen, und wer ſich nicht wolle zwingen laſſen, dem werden ſie das Haus verbrennen, Naſen und Ohren abhauen, und ihn aus dem Lande jagen.

Mit großer Mühe verhinderte ich ein blutig Märtyrerthum dieſes Unbeſonnenen, aber ich verhinderte nicht manche wilde Rede, daß man ſich ſelbſt helfen müſſe, während es noch Zeit ſei, ehe entweder das Land verarmet, oder die Macht dieſer Verrückten Meiſter geworden ſei.

Wie es einem verſtändigen Menſchen ziemet, dachte auch ich über dieſe Dinge alle nach. Ich bin ein Ungelehrter, aber in meinem ſchlichten Verſtand ſchien mir hier Irrthum zu herrſchen. So wie die Menſchen in einem bürgerlichen Verband unter beſtimmten Geſetzen zuſammen leben, ſo leben auch die Chriſten zuſammen in einer äußerlichen Gemeinſchaft, und dienen gemeinſam ihrem Gott, dieſe Gemeinſchaft nennt man Kirche. In einem chriſtlichen Staat gehört auch die Obrigkeit zu dieſer Gemeinſchaft, zu dieſer Kirche, ſie iſt nicht über dieſelbe erhaben. In jeder Gemeinſchaft muß Zucht und Ordnung aufrecht erhalten werden, ſonſt zerfällt ſie, und in keiner Gemeinſchaft duldet man die, welche öffentlich Umſturz, Auflöſung dieſer Ordnung predigen. In jeder Gemeinſchaft ſind ſolche, welche über Aufrechthaltung der Ordnung wachen und für fortdauerndes ſtätiges Reformiren, daß Revolution nie nöthig werde, denn nur da entſteht Revolution, wo man das Reformiren vergißt. In unſerm Lande ſoll die weltliche bürgerliche Obrigkeit, die auch zu der Kirche gehört, und nicht über derſelben iſt, dieſes Amt üben, und wie über das Wohl des Staates, über das Wohl der Kirche wachen. Thut nun aber dieſes die Obrigkeit nicht, und läßt gegen die beſtehende Kirche, wohl verſtanden, nicht gegen den Staat, jeden vornehmen, was ihm beliebt, oder hält nur die in Zucht und Ordnung, welche für die Kirche ſind, und läßt die nach freier Willkühr ſchalten und walten, welche öffentlich oder insgeheim gegen dieſelbe ſind, ſo geſchehen drei Dinge:

1) Die Obrigkeit erhält den Schein, als ob ſie ſich ſelbſt von der Kirche (es iſt nicht vom Glauben die Rede) losgeſagt, oder daß ſie ihre Auflöſung wünſche.

2) Das Volk, welches auf der einen Seite weder Kraft noch Willen ſieht, kriegt Reſpekt vor denen, welche mit eiſernem Willen und wilder Kraft, das was ſie als das Rechte ausgeben, ausbreiten und aufrecht erhalten, und nach ihrer Weiſe feſt ſich ſelbſt regieren, nach ihrer Weiſe unter ſich Ordnung halten und Zucht. Vom Reſpekt zum Beifall iſt ein kleiner Schritt.

3) Die der Kirche treu Bleibenden, die ſich täglich müſſen läſtern hören ungeſtraft, vermiſſen bitter den nöthigen Schutz, und werden zu dem böſen Gedanken verleitet, durch eigene Fauſt ſich Schutz zu verſchaffen, Recht und Pflicht, welche die Obrigkeit nicht ausübt, wieder an ſich zu nehmen, und nach ihrer Weiſe Ordnung aufrecht zu erhalten und Zucht. Wo die Geſetze oder ihre Handhabung zu dem Kulturzuſtand der Völker nicht paſſen, entſteht das Lynchgeſetz der Amerikaner, d. h. die Selbſthülfe, und von dieſer haben wir bereits lebensgefährliche Beiſpiele.

Inwiefern dieſe drei Dinge den Zwecken eines chriſtlichen Staates förderlich ſind, mag jeder Unbefangene entſcheiden. Welche Wirkung ſie in unſerem Ländchen haben werden, ſieht jeder voraus, der im Volke lebt; aber nicht der, der nur ſeine Zwecke vor Augen, oder ſeine Theorien im Kopfe hat. Es iſt merkwürdig, daß man an Orten den Religionsunterricht nur in Primarſchulen als ein Hauptfach betrachtet, in höheren Schulen aber als ein Nebenfach. — Wahrhaft übel ſteht es mit einem Staate, wo alle Intereſſen mit einem juridiſchen Hute zugedeckt werden ſollen. Aber noch übler, wo Jeder, der nur von weitem am Staatsruder gerochen, alle mögliche Intelligenz in ſich zu vereinigen glaubt, und zuerſt jedem andern Stand als dem ſeinigen, und dann noch jedem ſeines eigenen Standes außer ſich ſelbſten mißtraut, und öffentlich oder zwiſchen den Zähnen alle Rechtlichkeit ihm abſpricht.

So weit hatte ich vor vier Wochen geſchrieben, ſeither ſchüttelte mich das Fieber, und mein Arm zuckte gar ſchmerzlich; getreulich warten mir die Kinder ab. Mein Aenneli kam mir immer vor die Augen, und ich mußte ſingen und wieder ſingen: O Blümeli my, o Blümeli my, chönt ih bald by d'r ſy. Wo das aus will, weiß ich nicht.

Die Wirthin ſpringt herauf, was will ſie wohl? Der Gemeindſchreiber ſei geſtorben, ſagte ſie mir, der Vorſteher werde kommen und mir anhalten, daß ich die Stelle übernehme. Das Fieber ſchüttelte mich heftiger, Aenneli kömmt mir näher, winkt mir deutlicher. O Blümeli my! Ich höre die Tritte des Vorſtehers, dem will ich dieſe Schrift übergeben, daß er ſie drucken laſſe, wenn ich ſterben ſollte; er iſt ein braver Mann, er hält, was er verſpricht.

Er hat ſie, hat mir Alles verſprochen, aber geſagt, es ſei unnöthig, ich werde nicht ſterben. Nun Herr, wie du willſt, nicht wie ich will; mein Teſtament iſt gemacht. Gehe es zum Leben oder zum Tode, Herr, ſo befehle ich meinen Geiſt in deine Hände!

Worterklärungen.

A.

Afe, bereits, doch.
Anken, Butter.
Abgeputzt, ausgeſchmäht.
Aufzug geben, Düngmittel anſchaffen.
Abgegugget, abgelauſcht.
Albez, ehemals.
Arigs, wunderliches.
Ausg'ſchirren, gründlich aufbegehren, ſich los machen.
Austaubelen, austoben.

B.

Bauernfünfe, römiſche.
Brägelen, mit beſonderer Sorgfalt etwas beſonderes kochen.
Blutt, nackt.
Blegi an's Gloſchli, einen farbichten Saum an den Unterrock.
Balgen, ſchelten.
Branzen, zanken.
Bünnde, Hanfpflanzung.
Bänne, Karren um Miſt, Erde ꝛc. zu führen.
Bätziwaſſer, Obſtbranntwein.
Bettlergemeinde, Gemeindsverſammlung, an welcher die Kinder an die Mindeſtbietenden in die Koſt verſteigert werden.
Bigger, kleines Pferd.
Borgen, ſchonen.
Bigere, aufgethürmter Haufe.
Blangen, ſehnen, harren.
Byſluft, Nordwind.
Brätige, unreife.

C.

Cholli, Lümmel.
Chiere, ſchief hängen
Chäre, befehlen oder abſchlagen ohne Nachdruck.

D.

Doktorzeug, Arzneimittel.
Dorf, Beſuch
Datere, Kuchen mit Confekt belegt (Torte).

Dopple, anklopfen.
Dräyhung, von Herumdrehen nicht fertig werden.
Döſelen, pflegen.
Dampi, Schwätzer.

E.

Ertaubet, erboßt.
Eiertätſch, Pfannkuchen.
Egg, Hügelrücken im Emmenthal.
Emd, Grummet.

F.

Furen, Furchen.
Fergete, Schleppete.
Flemmen, zurückſiegen.
Faſel, junge Waare, auch ein Kinderhaufe.
Fötzel, Lump.

G.

Genterli, kleiner Schrank.
Geſtrählte, Gekämmte.
Göttene, Pathen.
Gegürtet, herumgeſprungen.
Gſetterlen, ſpielen.
Gewellt, geſiedet.
G'ſchmuchten, in Ohnmacht fallen.
Gewächs, Getreide.
Gräbt, Leichenmahl.
Gaumen, hüten.
Gring, Kopf.
G'fell, Glück.
Gnepſte, affektirt gehen.
Gugger, Kukuk.
G'ſüchti, Gliederſchmerzen.
Gekähr, Zänkereien, unnützes Hin- und Herreden.
Göllerketten, ſilberne Ketten an dem ſammetnen Göller, das die Bernermädchen um den Hals tragen.
Gaden, Schlafkammer.
Gloſchli, Unterröcke.
Gumpen, hüpfen.
Gegufelt, geſtochen.
Gaſtig, Gäſte.
Gütterli, kleine Flaſche.
G'meinsmanne, Vorgeſetzte.

H.

Hotſch, eine unordentliche Perſon.
Huſen, ſparen.
Hamme, Schinken.
Heitl, Heidelbeeren.
Höhn, erzürnet.
Hok, Sitz.
Hüdlene, Kleider ohne Werth.
Hübſcheli, leiſe.

K.

Kacheln, Näpfe.
Kloben, Kronthaler.
Kupen, ſchmollen.
Kränel, Krallen.
Kräze, Käficht.
Kläſelen, wiederſagen.
Köhlen, Laub und Gras ſammeln.
Kuppelen, Truppe.
Köch, Gemüſe.
Kutterten, Kutter heißt das Taubenmännchen, kuttern höſeln wie dasſelbe.
Küngeli, Kaninchen.
Klüpfig, leicht zu erſchrecken.
Küſtig, ſchmackhaft.

L.

Lismen, ſtricken.
Lind, weich.
Läufterli, das Schiebfenſterchen.
Lezen Hals, Luftröhre.
Löhl, Pinſel.
Linger, Lineal.
Leubank, Ruhbank.
Luggen, weichen.
Loſe, horchen.

M.

Mupf, Stoß.
Mutech, geheimer Vorrath.
Mäntell, Vorhemd.
Mugge, auf der, auf dem Korn.
Moſen, Flecken, Quetſchungen.
Miſtgülle, die Jauche um den Düngerhaufen.

N.

Notti, doch, noch nicht.
Naviſch, wahrlich.
Niggele, mit den Fingern an etwas ſich beſchäftigen.

P.

Plätze, Pflanzungen.
Pülvere, losfahren, ſchmähen.
Poſtur, Haltung.
Pfnüſel, Schnupfen.

R

Reiſen, leiten.
Rooßi, das Dörren des Flachſes durch Ausbreiten im Freien.
Rodel, Verzeichniß.
Ruſtig, etwas Gerüſtetes, Arznei.
Reiſten, Hanf, gehechelter.
Rübſtücki, geräucherte Schweinrippen.
Ringer, leichter.
Ringeln, den Meiſter zeigen.
Röſti, geröſtete Erdäpfel.

S.

Schlampe, eine in der Kleidung nachläßige Perſon.
Schäich, Schenk.
Stör, auf die, auf die Arbeit in's Haus.
Schnopfen, das Athmen deſſen, dem Flüſſiges in die Luftröhre gekommen.
Stock, ein niedliches Wohnhäuschen neben dem großen Bauernhaus, wohin gewöhnlich die Alten ſich zurückziehen.
Süferli, leiſe.
Stutz, ſteiler Weg.
Schwik, Augenblick.
Schick, Glücksfall.
Schmutz, Schweinefett.
Stüber, kleiner Rauſch.
Sauft, wohl leicht.
Schlämperlig, ein ſchmutziger Anhängſel.
Staat machen, hoffärthig ſein.
Stürchelte, das Schwanken außer Gleichgewicht.
Schwytig, heißhungrig.
Stüpfen, mit den Beinen ſtoßen.
Stober, ſcheu.

Sürgele, ſchlürfen, ängſtlich abtheilen.
Stadttotſch, ungeſchickte, unbehülfliche Städterin.

T.

Trämel, Sägholz, ein Baumſtamm, der Laden geben ſoll.
Tſchämelen, zu Gevatter bitten.
Trögli, Lade.
Troſſel, Mitgabe in allerlei Hausgeräth.
Triſtig, Sicherheit.
Tolle, ſtarkgliedrig, tüchtig.
Tubelte, ſchmollte.
Tauner, Tagelöhner.
Tampen, ſchwatzen.

U.

Uche, hinauf.
Umeha, herhalten.
Uerti, Zeche.

V.

Verwerchete, verarbeitete.
Verflökt, verſtohlen weggenommen.
Vergebe, umſonſt.
Verrätſchen, hinterbringen.
Vermeukt, heimlich.
Verhürſche, verwickeln.
Vertrappen, zertreten.
Verblümt, verſteckt, indirekt.
Verblüfft, verwundert, erſchrocken.
Verniſtet, an das unrechte Ort etwas thun, daß man es nicht finden kann.
Vern, im vorigen Jahr.

W.

Werch, Hanf.
Wix, Schläge.
Werweiſen, hin- und herrathen, unſchlüſſig ſein.

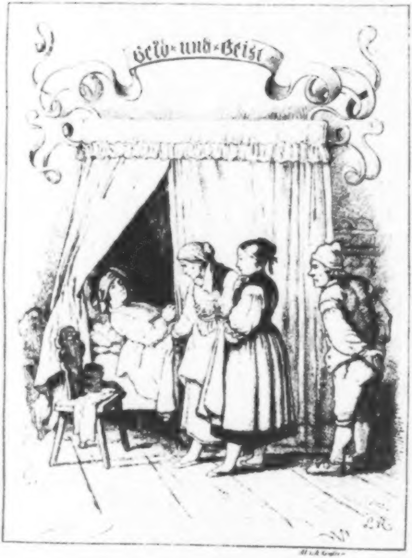
Z.

Zimpfer, affektirt.
Züpfen, Haarflechten, dann wie Haarflechten geflochtene Wecken.
Zäpfeln, heimlich ausſpotten.
Zug, Geſammtheit der Zugthiere.
Z'imißſäckli, Säckli, in welchem der Imbiß getragen wurde.
Zottelte, watſchelte.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erſter Theil.


Geld und Geiſt
L.R.

Geld und Geiſt

oder

die Verſöhnung.

Von

Jeremias Gotthelf.

Zweite durchgeſehene Auflage.

Berlin.
Verlag von Julius Springer.
1852.

Titel- u. Holzſchnitt-Druck von J. Draeger in Berlin.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Das wahre Glück des Menſchen iſt eine zarte Blume; tauſenderlei Ungeziefer umſchwirret, ein unreiner Hauch tödtet ſie. Zum Gärtner iſt ihr der Menſch geſetzt, ſein Lohn iſt Seligkeit; aber wie Wenige verſtehen ihre Kunſt, wie Viele ſetzen mit eigener Hand in der Blume innerſten Kelch der Blume giftigſten Feind; wie Viele ſehen ſorglos zu, wie das Ungeziefer ſich anſetzt, haben ihre Luſt daran, wie daſſelbe nagt und frißt, die Blume erblaßt! Wohl dem, welchem zu rechter Zeit das Auge aufgeht, welcher mit raſcher Hand die Blume wahret, den Feind tödtet; er wahret ſeines Herzens Frieden, er gewinnt ſeiner Seele Heil; und beide hängen zuſammen wie Leib und Seele, wie Diesſeits und Jenſeits.

Im Bernbiet liegt mancher ſchöne Hof, mancher reiche Bauernort, und auf den Höfen wohnt manch würdiges Ehepaar in ächter Gottesfurcht und tüchtiger Kinderzucht weithin berühmt, und ein Reichthum liegt da aufgeſpeichert in Spycher und Kammer, in Kaſten und Kiſten, von welchem die luſtige neumodiſche Welt, welche Alles zu Geld macht, weil ſie viel Geld braucht, keinen Begriff hat. Bei allem dieſem Vorrath liegt eine Summe Geld im Hauſe für eigene und fremde Nothfälle, die in manchem Herrenhauſe Jahr aus, Jahr ein nicht zu finden wäre. Dieſe Summe hat ſehr oft keine bleibende Stätte. Wie eine Art von Hausgeiſt, aber kein böſer, wandert es im Hauſe herum, iſt bald hier, bald dort, bald allenthalben, bald im Keller, bald im Spycher, bald im Stübchen, bald im Schnitztrog und manchmal an allen vier Orten zu gleicher Zeit und noch an ein halb Dutzend andern. Wenn ein Stück Land feil wird, das zum Hofe ſich ſchickt, ſo wird es gekauft und baar bezahlt. Vater und Großvater ſind auch nie einem Menſchen etwas ſchuldig geblieben, und was ſie kauften, zahlten ſie baar und zwar mit eigenem Gelde. Und wenn in der Verwandtſchaft, oder in der Freundſchaft und in der Gemeinde ein braver Mann in Geldverlegenheit war, oder einen Schick zu machen wußte, ſo wanderte dieſes Geld hierhin und dorthin, und zwar nicht als eine Anwendung, ſondern als augenblickliche Aushülfe, auf unbeſtimmte Zeit, und zwar ohne Schrift und Zins, auf Treu und Glauben hin und auf die himmliſche Rechnung, und war deswegen ſo, weil ſie noch an ein Jenſeits glaubten, wie recht iſt.

In die Kirche und auf den Markt geht in ehrbarem Halblein der Mann, und die erſte des Morgens und die letzte des Abends ſchaltet die Frau im Hauſe und keine Speiſe kömmt auf den Tiſch, welche ſie nicht ſelbſt gekocht, und keine Melchter in den Schweinstrog, in die ſie nicht mit blankem Arme gefahren wäre bis auf den Grund.

Wer ſolche adeliche Ehrbarkeit ſehen will, der gehe nach Liebiwyl (wir meinen nicht das in der Gemeinde Könitz, wiſſen auch nicht, ob ſie dort gefunden würde). Dort ſteht ein ſchöner Bauernhof, hell an der Sonne, weithin glitzern die Fenſter, und alle Jahre wird mit der Feuerſpritze das Haus gewaſchen. Wie neu ſieht es daher aus, und iſt doch ſchon vierzig Jahre alt, und wie gut das Waſchen ſelbſt den Häuſern thut, davon iſt es ein täglich Exempel.

Eine bequeme Laube, ſchön ausgeſchnitzt, ſieht unterm Dach hervor, rings ums Haus läuft eine Terraſſe, ums Stallwerk aus kleinen, eng gefügten Steinen, ums Stubenwerk aus mächtig großen Platten. Schöne Birn- und andere Bäume ſtehen ums Haus, üppig grünt es ringsum;

ein Hügel ſchirmt gegen den Bysluft, aber aus den Fenſtern ſieht man die Berge, die ſo kühn und ehrenfeſt Trotz bieten dem Wandel der Zeiten, dem Wandel der Menſchen.

Wenns Abend iſt, ſo ſieht der Beſucher neben der Thüre auf einer Bank einen Mann ſitzen, der ein Pfeifchen raucht und dem man es nicht anſieht, daß er tief in den ſechsziger Jahren ſteht, unter der Thüre zuweilen eine lange Geſtalt mit freundlichem Geſichte und reinlichem Weſen, welche dem Manne etwas zu ſagen oder etwas zu fragen hat, das iſt des Mannes Frau. Hinten im Schopf tränkt ein hübſcher Junge, ſchlank und keck, die ſchönen Braunen, während ein älterer Bruder Stroh in den Stall trägt, und aus dem Garten hebt ſich aus Kraut und Blumen herauf zuweilen ein luſtiges Meitſchig'ſicht und frägt die Mutter: ob es etwa kommen ſolle und helfen, oder ſchimpft über Währen im Kabis, über Katzen im Salat, über Mehlthau an den Roſen, und frägt den Vater, was gut ſei dagegen. Dienſten und Tauner kommen allgemach vom Felde heim; ein Huhn nach dem andern geht z'Sädel, während der Tauber ſeinem Täubchen noch gar emſig den Hof macht.

Ein ſolches Bild hätte man faſt alle Abende vor Augen gehabt, wenn Einer vor fünf oder ſechs Jahren vor jenem Hauſe zu Liebiwyl ſtille geſtanden wäre; und wenn er dann die Nachbaren oder eine alte Frau, welche etwas unterm Fürtuch gehabt, gefragt hätte, was das für Leute wären, ſo hätte er in Kürze ungefähr folgendes vernommen:

Das ſeien b'ſunderbar gute und grauſam reiche Leute.

Als ſie vor ungefähr dreißig Jahren Hochzeit gehabt hätten, da ſeien ſie das ſchönſte Paar geweſen, welches ſeit Langem in einer Kirche geſtanden. Mehr als hundert Wägelein hätten ſie begleitet, und noch Viele ſeien auf Roſſen gekommen, was dazumal vielmehr der Brauch geweſen als jetzt, ja ſogar das Weibervolk hätte man zuweilen auf Roſſen geſehen und b'ſonderbar an Hochzeiten. Das Hochzeit habe drei Tage gedauert und an Eſſen und Trinken ſei nichts geſpart worden, man hätte Land auf, Land ab davon geredet. Aber dann hätte es auch Hochzeitgeſchenke gegeben, daß es ihnen ſelbſt darob übel gegruſet hätte. Zwei Tage lang hätten ſie mit Abnehmen nicht fertig werden können, und noch Leute zur Hülfe anſtellen müſſen; aber ein berühmterer Bauernort ſei auch noch nie geweſen das Land auf, das Land ab.

Einen ſolchen Hof, von den ſchönſten einen, und ganz bezahlt und manch tauſend Pfund Gülten (1 Pfund = $\frac{1}{2}$ Gulden) dazu, das finde man nicht allenthalben. Sie hätten es aber nicht für ſich alleine, die wüßten noch, daß die Reichen Verwalter Gottes ſeien und von dem erhaltenen Pfund Rechnung ſtellen müßten. Wenn Jemand ſie zu Gevatter bitte, ſo ſei es nie Nein, und die meinten nicht, ſeit das Holz ſo theuer ſei, hätten arme Leute keines mehr nöthig. Die Dienſtboten hätten ihre Sache wie nicht bald an einem andern Ort; da meinte man noch nicht, es müſſe Alles an einem Tage gearbeitet ſein, und dazu ſei es Schade um ein jegliches Tröpflein gute Milch, welches ihnen vor die Augen komme.

Kurzum das ſeien rechte Leute, und einen Frieden hätten ſie unter ſich, wie man ſonſt ſelten antreffe, da ſei das Jahr aus, das Jahr ein, lauter Liebe und Güte, es hätte noch Niemand gehört, daß Eins dem Andern ein böſes Wort gegeben. Wenn es unter der Sonne Leute gäbe, welche es hätten, wie ſie wollten und nichts zu wünſchen, ſo ſeien es die; öppe glücklichere Leute werde man nicht antreffen.

So urtheilten die Leute, und hatten dem Anſchein nach vollkommen recht, und doch war auch hier wahr, daß Jedermann ſeine Bürde habe, und daß Jedermann ſeine Bürde ſchwer finde, und daß den meiſten Lebensbürden die Eigenſchaft anwohne, daß ſie immer ſchwerer werden, je länger man als Bürde und ununterbrochen ſie trage, daß ihre Laſt zu einer Unerträglichkeit ſich zu ſteigern vermöge, in welcher jedes andere Gefühl, jedes Glück und jede Freude untergeht. Allerdings hatten ſie ſehr lange, was man ſo ſagt, recht glücklich mit einander gelebt; doch war es auch wahr geblieben, daß an allen Orten Etwas ſei, aber dieſes Etwas blieb nur vorübergehend, ward nicht zur andauernden Empfindung und kam nie vor die Leute.

Es iſt kurios, wie das, was die Menſchen im Allgemeinen ſo oft gegen einander aufregt, ſo gerne trennend ebenfalls zwiſchen Eheleute kömmt; ich meine das zeitliche Gut. Nur wo ein Inſtrument rein geſtimmt iſt, klingt es bei kundiger Berührung rein wieder, wo aber das Inſtrument unrein geworden, antwortet es mißtönend auch der kundigſten Hand, auch bei der leiſeſten Berührung. Es ſcheint das Verhältniß zweier Eheleute, wo beide ein Intereſſe haben, beiden das Gut gemeinſam gehört, beide jeglichen Schaden gemeinſam fühlen, ſollte dem Zwieſpalt vorbeugen, aber eben das iſt, was ich meine: Friede und Zwieſpalt liegen nicht in den Verhältniſſen, ſondern in den Herzen. Man wird mir etwas zugeben, man wird ſagen, ja wo alles Vermögen vom Manne kommt, oder wo er alleine alles verdient, und das Weib nichts mitgebracht hat, da geſchieht ſo etwas gerne, oder wo vom Weib alles kömmt und von deſſen Sache der Mann lebt, ebenfalls; da wird das rechte Maß ſelten gefunden, das Eine meint, es möge Alles erleiden, und das Andere, man ſollte es bei jedem Kreuzer zeigen, wem es gehöre, und wem man es verdanke. Oder wird man ſagen, wo ein Mann haushälteriſch iſt, und das Weib verthunlich, wo der Mann alles zu Ehren ziehen möchte, und das Weib von nichts den Werth kennt und alles an die Kleider hängen möchte, oder wo der Mann gutmeinend iſt, das Weib aber den Geizteufel im Leibe hat, wo der Mann will, was Recht und Brauch iſt, das Weib aber Kaffebohnen zählt und Niemand was gönnt, da muß es Streit geben, da kann es nicht anders ſein.

Allerdings, ſo iſt's. Aber es gibt nicht bloß Streit, ſondern noch ſchlimmeres als Streit, andauernden Zwieſpalt, und zwar nicht bloß wegen Laſtern, ſondern noch weit mehr wegen Eigenthümlichkeiten, und zwar auch da, wo man in der Hauptſache durchaus einig iſt.

Unſere Eheleute waren beide von Haus aus reich, keines hatte dem andern etwas vorzuhalten. Er hatte den Hof geerbt mit wenig Schulden, ſie ungefähr 40,000 oder 50,000 Pfund eingebracht. Beide waren haushälteriſch, gaben wenig Geld für Unnützes aus, zogen Alles beſtmöglichſt zu Ehren, gingen wenig von Haus, waren dabei guten Herzens, dienſtbar, hülfreich und wohlthätig. Nach altländlicher Sitte hatten ſie auch das Geld gemein, die Frau ging über das Schublädli ſo gut wie der Mann, und vom Aufſchreiben der täglichen Ausgaben und Einnahmen war keine Rede. Zu dieſem Schublädli hatten ſie nur einen Schlüſſel, und wenn Eins denſelben von dem Andern forderte, ſo fragte nie Eins das Andere, für was es Geld nehmen wolle.

Chriſten, der Mann, hatte eine behagliche Natur; wenn er an der Arbeit war, ſo that es ihm ſelten Einer zuvor an Fleiß und Geſchick, aber Mühe koſtete es ihn an die Arbeit zu gehen.

Er ſchob nicht ungern von einem Tag zum andern auf und was ſich ihm heute nicht ſchicken wollte, ſchickte ſich ihm ſelten ſchon Morgen. Es mochte Wetter ſein, wie es wollte, ſo fing er nie eine der großen Sommerarbeiten im Lauf einer Woche an. Wenn alles um ihn her zappelte, ſo ſagte er ganz kaltblütig, wenn das Wetter gut bleibe, ſo wolle er am nächſten Montag auch anfangen, aber ſo in der Mitte der Woche möge er nicht; der Vater hätte es auch nie gethan, und das ſei ein Mann geweſen, es wäre gut, es würde noch viele ſolche geben. Wenn es aber am nächſten Montag nicht ſchön Wetter war, ſo wartete er ruhig noch eine Woche ab. Er hätte noch nie geſehen, daß man im ſchlechten Wetter gutes Heu mache, und wenn es genug geregnet hätte, ſo werde es auch wieder gut Wetter werden. So kam es dann allerdings, daß er gewöhnlich zuletzt fertig ward mit einer Arbeit, und zu Vielem keine Zeit fand. Er meinte aber, wenn man ſchon ſeine Leute nicht eis Tags tödte, ſo zürnten ſie einem deßwegen nicht, und wenn das Vieh auch nicht ſei was Menſchen, ſo ſolle man doch auch Verſtand gegen daſſelbe haben; wofür hätte man ihn ſonſt. Es ſei Mancher, er gönne keine Ruhe weder Menſchen noch Vieh, aber er ſehe nicht, daß die gar weit kämen; was ſie erzappelten, könnten ſie dem Doktor geben oder dem Schinder. Die Thiere, welche er hatte, waren ihm alle lieb, und wenn er eins fortgeben ſollte, ſo wars, als wollte man einen Plätz von ſeinem Herzen. Er löste daher aus ſeinem Stall nicht viel und mit den höchſten Preiſen machte man ihm nichts feil, wenn es ihm eben ins Herz gewachſen war.

Daneben, wenn er Jemand etwas fahren, mit einem Pferd einen Dienſt leiſten ſollte, ſo ſagte er Niemand ab, war dienſtfertig in alle Wege, nur Geld ſchenkte er nicht gerne. Es hielt ihm überhaupt hart, es auszugeben. Man wüßte nicht, wie hart es ginge, bis man es hätte, ſagte er, und wenn man es einmal fort hätte, ſo hätte es eine Naſe, bis man wieder dazu käme.

Anders war darin Aenneli, ſeine Frau. Die war ein raſches Mädchen geweſen, und hatte ſich dreimal umgedreht, während eine Andere einmal. Kuraſchirt ging ſie an Alles hin, und an den Fingern blieb ihr nichts kleben. Sie war in ihrer Jugend viel gerühmt worden von wegen ihrer Gleitigkeit; ſo ging es ihr bis ins Alter nach, daß ſie gerne voran war in Allem. Es gehe in einem zu, ſagte ſie, und wie viel Zeit man gewinne das Jahr hindurch, wenn man Alles raſch angriffe, wüßte man nicht, man könnte es mit faſt z'halb weniger Leuten machen. Z'gytzen begehre ſie nicht, Gott ſolle ſie davor behüten; aber wenn man Kinder hätte, ſo müſſe man immer daran denken, daß ſich einſt das Gut vertheile, und wenn man es mit dem ganzen Gut bösdings machen könnte, wie ſollten es dann die Kinder machen mit dem halben oder einem Viertel? Dann kämen ihr auch immer die vielen armen Leute in den Sinn, denen man helfen ſollte, für die hätte man nie zu viel. Und allerdings war Aenneli b'ſunderbar gut und konnte Niemandem etwas abſagen; die Kleider gab ſie faſt vom Leibe, äſſiges Zeug (Speiſe), was man wollte, ja ſelbſt Geld ſchlüpfte ihr durch die Finger, wenn ſie gerade im Sack hatte. Zu allen Tageszeiten ſah man arme Leute, beſonders Weiber mit Säcklein, kommen und gehen. Böſe Leute redeten ihr nach, eines Theils ſei ſie gerne eine berühmte Frau und beſſer als andere Weiber, andern Theils höre ſie gerne, was in andern Häuſern ſich zutrage, und das arme Weib kriege am meiſten, welche am meiſten Böſes von den Nachbarsweibern zu berichten wüßte. So redeten die andern Weiber. Es war aber vielleicht nur Neid, weil ſie nicht ſo gerne und aus gutem Herzen gaben, wie Aenneli, daß ſie ihr ſo etwas andichteten.

So waren alſo Chriſten und Aenneli in der Hauptſache einig und gleich geſinnt. Beide wollten ihr Gut verwalten, daß ſie es einſt vor Gott verantworten könnten, wollten gut ſein, und doch an die Kinder denken, aber jedes hatte dabei ſeine eigenthümliche Weiſe: Chriſten wollte zuſammenhalten, was er einmal hatte, Aenneli wollte ſich um ſo raſcher rühren, und aus Allem den rechten Nutzen ziehen, damit ſie dem Dürftigen um ſo treuer helfen könnte in ſeiner Noth.

So war die Art eines Jeden, aber das Eine ſtörte das Andere in ſeiner Art viel weniger als man hätte glauben ſollen. Es ſchien allerdings manchmal dem Chriſten, als ob ſeine Frau zu gut wäre, und jedem Klapperweib Glauben gebe, und als würde das, was ſie auf dieſe Weiſe unnütz ausgebe, ein artig Sümmchen ausmachen. Allein da er nicht meinte, er müſſe Alles gleich ſagen, was ihm in Sinn kam, ſo hatte er Zeit zu vergleichenden Betrachtungen. So dachte er, ein jeder Menſch hätte etwas an ſich, und er wolle doch lieber, Seine ſei zu gut als zu bös, und daneben ſei ſie doch ſparſam, für die Hoffart brauche ſie nichts; mit dem Haushalten möge ſie nicht bald Eine, und wenn es Ernſt gelte, ſchaffe ſie für zwei und brauche nicht eine Jungfrau hinten und vornen. So möge es ſchon etwas erleiden, und er könnte leicht eine haben, welche viel mehr brauchte und dazu nicht verrichtete was ſein Aenneli.

Aenneli kam es allerdings manchmal bis in die Fingerſpitzen, wenn ein Metzger für eine Kuh bot, daß es ihr ſchien, ſie dürfte das Geld kaum nehmen, und die Kuh gab wenig Milch, nicht einmal gute und nur kurze Zeit. Die Kuh war nichts als ſchön und Chriſten konnte doch nicht von ihr laſſen, nahm das Geld nicht, behielt ſie ihm Stalle, wo ſie nichts nützte als einer beſſern den Platz zu verſchlagen und daß hie und da Jemand ſagte: das ſei die ſchönſte Kuh in manchem Dorfe weit herum; man könne weit laufen, ehe man eine ſolche antreffe. Und manchmal kam es ihr vor, als ſollte ſie aus der Haut fahren, wenn die Sonne ſo warm am Himmel ſtand, das Korn ſo reif auf dem Felde, der Montag war aber noch nicht da, und Chriſten ſaß behaglich ums Haus herum, oder ging erſt ans Bändermachen, welche in andern Häuſern längſt fertig waren. Und wenn dann endlich der Montag kam, und mit ihm alle die vielen Leute, welche Chriſten nöthig glaubte, für welche alle Aenneli kochen mußte, und eine Wolke ſtand in einer Ecke am Himmel, und von wegen der Wolke ſtand Chriſten mit allen ſeinen Leuten vom Morgeneſſen bis zum Mittagseſſen ums Haus herum, werweiſend, ob ſie einhauen wollten oder nicht; und ſie kamen am Mittag alle wieder zum Eſſen und kein Halm war noch abgehauen; ſo wollte es Aenneli faſt über den

Magen kommen, und es legte ſich wie ein Stein über ihr Herz. Und dann dachte ſie, es müſſe jeder Menſch ſeine Fehler haben und jeder ſeine Bürde, und wenn Chriſten nicht ſo wäre, ſo hätte ſie auch gar nichts und müßte fürchten, daß etwas viel ärgeres käme. Darum wollte ſie ſich auch nicht beklagen; andere Weiber hätten es ja viel ſchlimmer, und während der Mann Alles verthäte, ſollten ſie nichts brauchen. Und was hätte ſie davon, wenn ihr Chriſten in alle Spitzen geſtochen wäre und in Allem der Erſte, und er wäre dann wüſt gegen ſie und gegen Andere, gönnte Niemand etwas und dächte nur ans Naren, und hätte kein Herz als nur fürs Geld und das Zuſchlagen? Sie wollte doch mit hundert andern nicht tauſchen, und wenn Chriſten auch nicht der Erſte hinterm Korn ſei, ſo ſei er auch nicht der Erſte hinterm Wirthshaustiſche; und wenn er auch oft der Letzte im Heuet ſei, ſo ſei er doch nie der Letzte, der von einem Markt heim komme, oder ſonſt von einer Luſtbarkeit, und wenn man ſo Eins ins Andere rechne, ſo wüßte ſie nur zu rühmen, und Sünde wäre es, zu klagen, und Keinen wüßte ſie, an welchen ſie ihren Chriſten tauſchen möchte.

Wo das Gemüth der Menſchen noch auf dieſe Weiſe rechnet, da weist es ſich nicht nur zurecht, ſondern es iſt auf dem Wege zur Zufriedenheit mit ſeinem Schickſale; iſt rechter Dankbarkeit gegen Gott fähig, nimmt dem Mißgeſchick ſeinen Stachel, den Fehlern der Mitmenſchen ihre Säure. Nur da, wo der Geſichtskreis ſich verengert, ſo daß man das Gute nicht mehr ſieht, ſondern nur das Böſe; wo das Gefühl ſich ſchärft für das Unbeliebige, und in gleichem Maße der Sinn abnimmt für das Dankenswerthe, nur da iſt das Unglück fertig und der Abgrund öffnet ſich, aus welchem als grauenvolles Geſpenſt die Zwietracht ſteigt. Wie der öſtreichiſche Soldat auf die Haſelbank, iſt der arme Menſch mit ſeinen eigenen Gedanken faſt wie mit ſeinen Haaren gefeſſelt an das, was ihn drückt, beſchwert, kann nicht mehr los kommen, ſtöhnt, klöhnt, zappelt, zanket, webert, wimmert, aber alles umſonſt, er iſt angeſchmiedet mit Feſſeln, gegen welche keine Feile hilft. Menſchen können ihm nicht helfen und Gott will es nicht; denn wer ſich hinſtreckt auf dieſe Bank, der hat auch von Gott gelaſſen.

Chriſten und Aenneli waren alſo allerdings glücklich und auf dem Wege zu noch größerem Glück, weil ſie ſich und ihr Geſchick wogen mit der Wage der Dankbarkeit, welche der Menſch Gott ſchuldig iſt.

Nun geſchah es freilich auch, daß dem Einen oder dem Andern ein empfindlich Wort entfuhr, aber ſo verblümt, daß es unter vielredenden Stadtleuten nicht einmal beachtet worden wäre. Daß Chriſten z. B. ſagte, wenn Aenneli es anbot, ein Schnäfeli Fleiſch ihm ins Hinterſtübli zu ſtellen: „He, es iſt mer gleich, wenn du noch haſt.“ Das fühlte Aenneli ſchon als Trumpf, weil ſie das Bewußtſein hatte, daß ſie allerdings aus Erbarmen Manches weggegeben, was Chriſten auch genommen und vielleicht vermißt hatte. Wenn aber Chriſten ſo drehte und an nichts hinwollte und ſeine vielen Leute im Taglohn, aber nicht an der Arbeit hatte, ſo gramſelte es Aenneli wohl in den Gliedern und es entfuhr ihm die Frage: „Wenn ſie nichts zu thun wüßten, ſo wollte es ſie an den Kabis z'bſchütten reiſen.“ Chriſten empfand das übel, weil er wohl wußte, daß ſie viel genug zu thun hätten, wenn er nur daran hin könnte, und daß ſeiner Frau ſo viele Leute, welche nichts thäten und doch Lohn und Eſſen wollten, Katzenangſt machen müßten.

Solche Worte kamen freilich ſelten, aber hier und da entrannen ſie doch. Es wurde darüber nicht geeifert und gezankt, wie es zuweilen unter hochgebildeten Leuten der Fall iſt, daß vor aller Welt um einen halben Birnenſtiel Mann und Frau ſich zanken, bis die Frau in Krämpfe fällt oder gar in Ohnmacht. Das, welches den Trumpf erhalten, ſchwieg, wenn es ihn ſchon tief fühlte und er ihm weh that.

Doch wie tief er auch ging, lang haftete er nicht, er eiterte nicht. Hauptſächlich waren es zwei Gründe, welche es verhüteten, daß ſolche eingegangene Trümpfe nicht böſes Blut machten.

Aenneli's Mutter wohnte bei ihnen. Das war eine gar verſtändige Frau und hatte den Tochtermann ſehr lieb. Sie war früher bei einem andern Tochtermann geweſen, welcher ſie roh und wüſt behandelt hatte. Sie hätte alles dargeben ſollen und nichts brauchen, alles annehmen und zu nichts was ſagen. Hier hatte ſie es, wie ſie es wollte. Chriſten zog ſie zu Rath, als wenn ſie ſeine eigene Mutter wäre, hielt ſie um ein Geringes, und wenn im Haus etwas Gutes zu eſſen oder zu trinken war, ſo ruhte er nicht, bis die Mutter auch davon hatte, wenn ſie es auch nicht begehrte. Und wenn es ihr irgendwo fehlte, ſo ging er ihr ſelbſt zum Doktor und hielt dieſem an, er ſolle recht anwenden, es möge koſten was es wolle, wenn ihm das Mutterli abgehen ſollte, er wüßte nicht wie es ferner machen. So ſah die Mutter deutlich, ſie ſei ihm nicht im Weg, und er möge ihr Leben und alles Gute ſo lange gönnen als Gott, und das iſt wahrhaftig nicht an allen Orten der Fall. Wenn nun das Mutterli ſah, daß ein Wort eingeſchlagen hatte, Aenneli bös war, vielleicht gar weinte und ihr klagte, ſo was hätte ſie nicht verdient, und ſie halte es nicht mehr aus, und ſie wolle lieber ſterben, als länger ſo dabei ſein, ſo goß Mutterli nicht Oel ins Feuer, ſondern ſagte: „Du gutes Kind, du weißt gar nicht, was leiden iſt, und weil du großes Leiden nicht kennſt, darum nimmſt du ein klein Wörtchen ſo ſchwer auf. Aber Aenneli, Aenneli, verſündige dich nicht, es macht mir immer Angſt, wenn ich junge Weiber wegen ſo kleinen Dingen ſo nöthlich thun ſehe, der liebe Gott ſuche ſie mit ſchwerem Unglück heim, damit ſie es erfahren, warum er einem das Weinen gegeben, und wann er das Klagen erlaube. Wenn du gehabt hätteſt was ich, dann würdeſt du für ſolche Kleinigkeit Gott danken und darin ein Zeichen ſehen, daß er dich recht lieb hat. Denk doch wie ich es gehabt habe.“ Und ſie erzählte Aenneli eine Geſchichte aus ihrem Leben, von ihrem Manne oder ihrem Tochtermanne und wie ſie ſich da habe faſſen müſſen, wenn Unglück und Elend nicht noch größer hätten werden ſollen. Freilich tönte das anfangs manchmal nicht gut bei Aenneli, und ſie ſagte: „Ich bin darum nicht Euch, und was habe ich davon, wenn Ihr noch böſer gehabt habt als ich, darum habe ich noch lange nicht gut.“ So ſprach Aenneli wohl, aber der Mutter Rede wirkte doch, es ſetzte ſich ihr Zorn und ihre Liebe richtete ſich wider auf. Wenn ſie dann ganz wieder zufrieden war, ſo warf ſie ihrer Mutter ſcherzweiſe wohl vor: man ſollte eigentlich meinen, Chriſten wäre ihr Kind, denn ſie hätte dieſen lieber als ſie, und er möge machen und ſagen was er wolle, ſo ſei alles recht. Sie glaube einmal, wenn Chriſten ihr die Naſe abbeißen wollte, ſie zündete ihm dazu.

Aber die Mutter redete auch Aenneli z'beſt. Wenn ſie dem Chriſten einmal ein Wort ins Herz gejagt hatte, und die Mutter ſah, daß es drinn ſaß wie ein Splitter im Fleiſche, trappete ſie Chriſten nach, bis ſie ihn in einer heimlichen Ecke hatte, und bat ihn, er ſolle es nicht übel nehmen, er wiſſe wohl, Aenneli ſei ängſtlicher Natur, und ſie hätte ihr das nie abgewöhnen können, gäb was ſie probirt hätte. Aber es bös meinen, das thue ſie nie, und wenn er nur zufrieden wäre, ſie wiſſe, ſie wäre es ſicher auch gerne. Chriſten war nicht ſo, daß wenn Jemand ſich unterzog, er dann um ſo wüſter that, er wurde auch nicht um ſo aufbegehriſcher, je demüthiger Einer ſich darſtellte, die Art hatte er nicht, zu einem Rathsherrn hätte er nicht getaugt. Er ſei nicht böſe, ſagte er dann der Schwiegermutter, aber es daure ihn, daß Aenneli meine, ſie müſſe für ihn ſinnen. Alles auf einmal machen könne man nicht, und ſo unbeſtimmt drein fahren, wie ein Muni in einen Krieshaufen, das möge er nicht. Er hätte nie geſehen, daß viel dabei herauskomme. Aber er wiſſe wohl, ein Jeder hätte ſeine Art, und daß Aenneli es gut meine. Darum wenn ihm ſchon zuweilen etwas ins Fleiſch gehe, ſo trage er es ihr nicht nach, man müſſe mit einander Geduld haben, es hätte ein Jeder ſeine Fehler und wofür ſei man ſonſt in der Welt?

So mittelte, als guter Hausgeiſt, die Schwiegermutter die meiſten Streitigkeiten, oder, um es beſſer zu ſagen, ebnete die kleinen Spalten, welche ſie zwiſchen den Herzen ſah. Hier und da war wohl eine Spalte, welche ſie nicht ſah, oder welche ſie nicht ebnen konnte ehe die Sonne unterging; die ebnete und ſchloß dann ein anderer Geiſt.

Es war eine alte ſchöne Hausſitte, welche durch Jahrhunderte eine unendliche Kraft übte und alles was Streitbares in den Herzen ſich anſetzt, alsbald zerſtörte und tilgte, welche wie ein guter Geiſt den Frieden erhielt, bei welchem Gottes Segen iſt und welcher den Kindern Häuſern baut. Wer zuletzt zu Bette kam, Mann oder Weib, betete dem Andern hörbar das Vaterunſer, und ſchwer mußte der Schlaf ſein, wenn das Erſte nicht erwachte und nachbetete mit Andacht und aus Herzens Grund. Wenn dann die Bitte kam: „Vergib mir meine Schulden, wie ich vergebe meinen Schuldnern“, und es war Streit oder vielmehr Spaltung zwiſchen Mann und Weib, ſo klang ſie wie eine Stimme Gottes in den Herzen und die Worte zitterten im Munde. Und wenn dann die andere noch kam: „Und führe mich nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe mich von allem Böſen“, ſo verſenkte und tilgte ſchamroth vor Gott Jegliches, was es dem Andern nachgetragen, und es ſchloſſen ſich die Herzen auf, und jedes nahm ſeine Schuld auf ſich, und Jedes bat dem Andern ab, und Jedes bekannte ſein Glück und ſeine Liebe, und wie nur im Frieden ihm wohl ſei; aber wie der böſe Geiſt an ihns komme, es wiſſe nicht wie, ihm ſchwarz mache vor den Augen des Geiſtes, und ihns treibe in die Trübniß des Zornes und der Unzufriedenheit. Wie dann, wenn das Gebet komme, es ihm wäre, als komme eine höhere Macht hinter den böſen Geiſt im Herzen, ſetzte mit ſcharfer Geiſel ihm zu, daß er, wie er ſich auch winde, dahin fahren müſſe, und dann ſei ihm, als erwache es aus einer Betäubung, als gehe eine Thür ihm auf, als ſehe es aus wilder Nacht in einen ſchönen ſonnigen Garten, ſo daß ihm ſei, als müßte es den erſten Eltern ſo geweſen ſein, als ſie aus der Wildniß noch den letzten Blick ins verlaſſene Paradies gethan. Dann treibe es ihns mit aller Gewalt dieſem Garten zu, in aller Angſt es möchte ihm gehen, wie den erſten Eltern, die immer weiter davon weg kamen, und Ruhe habe es nicht, bis es wieder drinnen ſei, und dieſer ſonnige Garten ſei der Friede und das trauliche Verhältniß, und wenn es die ganze Welt gewinnen könnte, an dieſen Garten des Friedens tauſchte es ſie nicht. So blühte ihnen neu ihr Glück wieder auf, und in freudiger Demuth bekannte Jedes ſeine Fehler, bat ab ſeine Schuld, verſprach, recht rittermäßig zu kriegen gegen dieſen Feind, der unabtreiblich immer wieder komme. In ſüßem Frieden ſchliefen ſie ein, und wenn dann ein junger Tag aufblühte am Himmel, ſo erwachten ſie mit neugeſtärkten Herzen. Es war ihnen, als hätten ſie ſich neu gefunden wie in den erſten Tagen ihrer Ehe, ſie ſehnten ſich nach einander, in geheimem Verſtändniß ſuchten ſich ihre Augen, und Chriſten trappete unvermerkt dem Aenneli nach, und Aenneli trat alle Augenblicke unter die Thüre, zu ſehen, wo doch Chriſten ſei.

So verſtrichen Jahre und die gute Mutter ſtarb. Es war ein harter Schlag für die Leute im Hauſe, ein guter Geiſt ſchied mit ihr, ſie mißten ſie alle und lang. Chriſten ſagte oft, eine ſolche Schwiegermutter gebe es nicht mehr auf der Welt, er glaube es nicht, und kein Tag verging, daß er nicht ſagte: „d'Mutter het allbez g'ſeit" — —

Der andere gute Hausgeiſt aber, der ſtarb nicht, ſondern blieb bei ihnen, und einigte ihre Herzen immerfort, und half ihnen auch tragen, was das Leben ſonſt noch Schweres ihnen brachte. Denn es gibt in jeglichem Leben harte Schläge, wie es in jeglichem Sommer Gewitter gibt, und je ſchöner der Sommer iſt, um ſo mächtiger donnern die einzelnen Gewitter über die Erde.

Gott hatte ſie mit Kindern geſegnet, ihre innigſte Freude hatten ſie an ihnen. Da kam die Hand des Herrn über ſie, und hintereinander nahm er ihnen die ſchönſten und liebſten, und es war ihnen als ſollte keines mehr übrig bleiben, als ſollten ſie alleine bleiben in der Welt. Es kam ihnen ſchwer an, ſich zu faſſen, und lange, lange ging es bis ſie recht aufrichtig ſagen konnten: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn ſei gelobt.“ Sie verſuchten es oft, aber ſie ſchämten ſich und ſchwiegen, denn ſie fühlten, daß das Herz ganz anders redete, und ſie wußten wohl, was Gott von ſolcher Zwietracht zwiſchen Mund und Herzen halte. Aber ſie rangen mit einander und wenn ſie des Abends mit einander beteten und eins fing an: Unſer Vater, ſo ſtockte wohl die Stimme, und das Weinen kam, und das Andere weinte mit, und lange konnte keines wieder beten. Und doch ließen ſie nicht nach bis es eins vermochte, und wenn auch jede Bitte neues Weinen brachte, und hinter jeglicher die verlornen Kinder ſtanden, und das Reich und der Wille, und das Brod, kurz alles, alles an ſie mahnte, und bei den Schulden die Angſt kam, ob ſie nicht etwas an ihnen verſäumt, an ihnen ſich verſündigt hätten? Konnten ſie aber alles bewältigen, konnten ſie ſich durchringen, wie Wanderer durch Klippen und Schlünde, bis zu dem Ende, konnten ſie mit einander beten: „Denn dein iſt das Reich, dein die Kraft, dein die Herrlichkeit“ — dann kam Ruhe über ſie, die Wellen der Schmerzen ſänftigten ſich. Sie konnten ſich denken die Kinder in der Herrlichkeit des Vaters, bei der Großmutter, konnten ſich denken die Zeit, wo auch ſie durch die Kraft des Vaters auferweckt bei ihnen ſein würden in des Vaters Reich in alle Ewigkeit. Dann konnten ſie mit einander reden von den geſtorbenen Kindern, und wie ſie ſo gut und lieb geweſen, und was ſie alles geſagt und wie es geweſen wäre, als hätten ſie ihren Tod geahnt. Von den Todten kamen ſie auf die Lebendigen, redeten von ihren Freuden und Hoffnungen und wie ſie den Geſtorbenen glichen und jeden Tag ihnen ähnlicher würden, und wie es ihnen wäre, als hätten die Kinder ſie viel lieber und mühten ſich nach Kräften, die Lücke auszufüllen. Allmählig wuchſen die Lebendigen an die Stellen der Todten, wurden gleichſam die Blumen, welche der Todten Gräber deckten, den Augen der Eltern verbargen. Drei Kinder, wie geſagt, waren ihnen übrig geblieben, zwei Buben und ein Mädchen.

Der Jüngſte war der Mutter Liebling: das Mädchen des Vaters Herzkäfer, der Aelteſte Allen lieb. Die Kinder hatten überhaupt der Eltern Art, und wuchſen in der Sitte des Hauſes auf in adelicher Ehrbarkeit. Mit gar vielem Lernen brauchten ſie den Kopf ſich nicht zu zerbrechen, aber feſt in der Bibel wurden ſie, das ſei die Hauptſache, meinten Vater und Mutter, die hätte ſie ohne große Künſte im Rechnen und Schreiben hieher gebracht.

Allerdings waren auch Beide in beiden Dingen keine Hexenmeiſter, und wenn Chriſten ſeinen Namen ſchreiben ſollte, ſo nahm er einen Anlauf, als wenn er über einen zwölf Schuh breiten Graben ſpringen ſollte, und wenn Aenneli mit dem Ankenträger uneins war in ihren Rechnungen, ſo wurde ſie plötzlich einig mit ihm, ſobald er die Kreide nahm, und was er aufmachte war ihr recht, ſie wußte wohl warum.

Etwas Anderes war es mit dem Arbeiten. Aenneli munterte ſie dazu und meinte, ſie lernten es nie zu früh, und etwas Nützliches machen ſei beſſer als etwas Ungattliches und etwas müſſe geben bei Kindern. Chriſten aber meinte, ſo früh trage arbeiten nichts ab, es erleide nur den Kindern, und wenn ſie ſpäter ſollten, ſo möchten ſie nicht; wenn ihnen einmal der Verſtand komme, ſo griffen ſie von ſelbſt an. Einmal er habe es ſo gehabt, und es werde Niemand ſagen, daß er nicht arbeiten könne und möge. Dieſe Verſchiedenheit gab auch hie und da einen Anlaß, daß ſie einander vergeben und vergeſſen konnten. Denn wenn Aenneli muſterte, ſo entrann Chriſten wohl zuweilen ein: „He, ich wollte ſie nicht zwängen, wenn ſie möchten, ſie thäten es ſchon.“ Und wenn Chriſten mit Wohlgefallen dem Nichtsthun der Kinder zuſah, ſo ſagte wohl zuweilen Aenneli: es dünke ihr, es ſollte doch dem einen oder dem andern in Sinn kommen, etwas Wichtigeres zu machen. Aber alles dieſes tilgte der gute Hausgeiſt wieder aus, tilgte alle Abende die Säure, die ſich zuweilen in den alternden Herzen anſetzen mochte. Etwas ging auf die Kinder über, denn Kinder ſind eine weiße Wand, ſo weiß die Hände ſind, welche über ſie fahren, zuletzt werden doch die Spuren derſelben ſichtbar. Chriſten, der Aelteſte, der ſich Niemand beſonders anſchloß, war ein ſtilles Gemüth, ihn ließ man am meiſten gewähren, er ſagte wenig aber empfand viel, lebte mehr in einem innern Leben als im äußern, und ſchien daher unthätig und gleichgültig. Anneliſe war ein liebliches Mädchen, aber es konnte Tage lang von einer Arbeit ſprechen, ehe es daran ging; war es einmal daran, dann konnte es die beſte Jungfrau beſchämen; es geſchah aber ſelten. Die armen Leute hatten es nicht gerne, ſie hielten es für hochmüthig und wüſt; wenn es aber darum zu thun war, einer armen Frau etwas zu bringen, oder ihr zu wachen, ſo war Anneliſe immer parat; auch die jungen Burſche hielten es für hochmüthig, weil es nicht anläßig war, wie andere, hielten es für hoffärtig, weil ihm alles wohl ſtand, und es immer z'weg war als käme es aus einem Druckli. Resli, der Jüngſte, war ein ſchöner

Burſche, raſch, thätig, gleitig wie die Mutter; wie ſie, wurde auch er etwas ängſtlich in der Arbeit, und während ſein Vater einmal handelte in ſeinem Stall, hatte er mit Täubchen, Kaninchen, Schafen ſiebenmal ſchon gewechſelt. In Allen war etwas Schweigſames, keines redete viel, aber wenn ſie redeten, ſo wollten ſie in jedes Wort viel legen. Und allerdings war jedes Wort, das eins zum andern fallen ließ, gerade wie ein Lichtſtrahl, der hundertfältig ſplittern kann. Nur der Aelteſte konnte viel reden, wenn irgend ein Schlüſſel, z. B. ein gutes Glas Wein ihm den Mund aufthat, dann zeigte er, daß Vieles in ihm war, an das man nicht dachte.

Je mehr Eigenthümlichkeiten in einen Haushalt treten, deſto bewegter wird das Leben, wenn auch nicht von außen ſichtbar, ſo doch im Innern fühlbar. Wie lieb man einander auch hat, etwas ſtößt doch aus einander, etwas hat Jedes an ſich, das am Andern mehr oder weniger empfindlich ſich reibt. Ein Jedes hat ſein eigenthümliches Gebiet, welches es wahren zu müſſen glaubt vor jeglichem Eingriff, ein Jedes macht ſeine beſtimmten Anſprüche, welche ſich ſcheinbar zufällig und bewußtlos ausbilden, und deren Nichtbeachtung, auch wenn es mit keinem Wort, keinem Blick verrathen wird, tief kränkt. Bei ſolchen Anſprüchen, je bewußtloſer ſie entſtanden ſind, um ſo mehr meint man, ihre Gewährung verſtehe ſich von ſelbſt.

So hatte jedes dieſer Kinder wie ſein eigenthümliches Weſen, ſo auch ſeine eigenen Anſprüche, ſowohl an die Eltern als an die Geſchwiſter, und ihre Nichtbeachtung trieb einen Splitter in ihre Herzen, und je ſchweigſamer man nach der Hausſitte über ſolche Dinge war, um ſo leichter hatten ſolche Splitter geeitert.

So z. B. war Chriſten kränklicher Art, zu entzündlichen Krankheiten geneigt, die zuweilen Folgen hinterließen, welche einer Auszehrung glichen. Chriſten forderte nun Rückſichten für dieſe Schwäche, in der Arbeit, in der Speiſe, in der Pflege, in der Benutzung des Arztes u. ſ. w. Man that alles Mögliche, aber da ſein Ausſehen die Krankheiten nicht immer verrieth, da er meinte, was er innerlich empfand ſollte man ihm auch äußerlich anſehen, ſo konnte es nicht fehlen, daß er ſich zuweilen vernachläſſigt glaubte, meinte, man achte ſich ſeiner nicht und wäre froh, wenn er weg wäre.

Anneliſi machte Anſprüche an die Welt, war ein luſtig Ding, und wer weiß, ob nicht im Hintergrund ihrer Seele der Wunſch ſchlummerte, nicht ſchön Anneliſi zu bleiben, ſondern auch eine Bäuerin wie die Mutter eine war, zu werden. Sie war daher gerne in aller Ehrbarkeit bei dieſer, bei jener Luſtbarkeit, und natürlich nicht gerne wie ein Aſchenbrödel, ſondern ſo aufgeſtrübelt und aufgedonnert wie jede Andere. Nun aber waren die Brüder nicht immer bereit zu ihrem Begleit, und alleine mochte ſie nicht gehen, und der Vater wollte nicht immer Geld zu Allem geben, was Anneliſi nöthig glaubte, und die Mutter war gewöhnlich auf des Vaters Seite und ſagte, ſie ſei auch nicht hoffärtig geweſen, und hätte nirgends hintenab nehmen müſſen; aber Solches hätte ſie nie gehabt, ja nicht einmal davon gehört. Sie hätte ihrer Mutter mit ſo was kommen ſollen, ja wolle! So was that denn Anneliſi weh, und ſie meinte manchmal, ſie ſollte nur der Brüder wegen da ſein, und an ihr ſei Niemand etwas gelegen. Nur z'arbeiten ſei ſie gut genug, wenn ſie aber auch etwas wolle, da ſei Niemand daheim.

Resli, der natürlich wohl wußte, daß er einmal den Hof erben werde, der hätte gerne mehr getrieben mit der Arbeit, mehr gehandelt, mehr benutzt, und es ſchien ihm oft, als wenn Niemand an ihn dächte, ja, als ob Alle ſo viel brauchten und ſo wenig thäten als möglich, nur damit ihm nichts überbleibe. Er war gar nicht geizig, aber er war ängſtlich, und in dieſer ſtillen Aengſtlichkeit, welche er nicht einmal zeigen durfte, kam er Vielen hochmüthig vor, und Andere hielten ihn für geizig, weil er ſehr oft zu Hauſe war, um zu der Sache zu ſehen, während Andere herumbüriſcheten unnützerweiſe, und Geld brauchten.

Weder Vater noch Mutter kannten dieſes innere Weſen; man lauſcht es ſich ſelten ab, darum denkt man auch nicht daran, daß es in Andern ſei; aber die Mutter hatte von früher Jugend an die Kinder mit ihrem verſöhnenden Hausgeiſt bekannt gemacht, hatte ſie das Unſer Vater ſo recht gelehrt, daß ſie es nicht gedankenlos beteten; daß es ihnen auch war erſt wie ein tiefer See, in den ſie allen Groll verſenkten, und dann wie eine hohe Leiter, auf welcher ſie ins Land des Friedens, in den Himmel ſtiegen. Beſonders bei den Brüdern, welche bei einander ſchliefen, und meiſt zuſammen beteten, hatte dieſes die Frucht, daß ſehr ſelten die Sonne des Morgens den Schatten noch ſah, der bei ihrem Untergang das Herz des Einen oder des Andern verdunkelt hatte. Bei Anneliſi hielt es etwas härter, weil keine beſtimmte Gelegenheit ihr gegeben war, ihr Herz des Grolles zu entleeren; wenn das Gebet ſie allerdings verſöhnlich geſtimmt hatte, ſo konnte ſie ihre Geſinnung nicht ausdrücken, nicht Frieden ſchließen, nicht durch ein Bekenntniß ſich entlaſten. Gewöhnlich kam dann die Gutmüthigkeit der Brüder zu Hülfe, die, wenn ſie einmal etwas abgeſchlagen hatten, hintendrein reuig wurden und eine Zeit lang um ſo gefälliger waren, oder die Schwäche des Vaters, der gar gerne ſeinem lieben Meitſchi hintendrein etwas kramte, welches noch mehr koſtete, als was Anneliſi gern gehabt, aber nicht bekommen hatte.

So lebte die Familie berühmt und im Wohlſein, bis ein Schlag, äußerlich nicht von großer Bedeutung, ihr ganzes Glück zu zertrümmern drohte.

Chriſten mußte nicht nur ſächlich die Gemeindelaſten tragen helfen, ſondern auch perſönlich, d. h. er mußte Vogt

(Vormund) werden, öffentliche Verwaltungen übernehmen, ſich auch in Behörden wählen laſſen. Dieſes iſt an ſich ſelbſt eine Laſt, es iſt aber auch bedeutende perſönliche Verantwortlichkeit dabei, und ſeltſamer Weiſe iſt an manchem Orte dieſe perſönliche Verantwortlichkeit unbezahlter Gemeindsbeamteten ſehr groß, während den wohl bezahlten Regierungsbeamteten gar keine auferlegt iſt. Wo das Syſtem herrſcht, jeder Korporation dem Individuum gegenüber Unrecht zu geben, aus dem übel verſtandenen Grundſatz perſönlicher Freiheit, und jeden Halunken zu begünſtigen gegenüber dem rechtlichen Manne, aus übel verſtandener Humanität, da wird dieſe Verantwortlichkeit zu einer förmlichen Gefahr, zu einem Schwerte, das an einem Pferdehaar über des Gemeindebeamteten Haupte hängt.

Chriſten, bei ſeiner Unkenntniß aller Geſetze, bei ſeiner Unfähigkeit, ſelbſt zu ſchreiben, wurde dieß ſehr beſchwerlich und koſtbar. Aus eigenem Sacke mußte er nicht nur fremde Hülfe bezahlen, ſondern hing auch ganz von fremdem Rathe ab, und mußte dieſem folgen, wie ein Blinder dem Hündchen, welches ihn leitet. Die eigentliche Gefahr jedoch fühlte er weniger als Aenneli, wie dann Weiber immer mehr Aengſtlichkeit beſitzen vor dem Kommenden aus der dunkeln Zukunft, als Männer. Alle dieſe Geſchäfte, welche Chriſten von ſeinem Geſchäfte und von ſeiner Arbeit wegezogen, waren Aenneli überhaupt zuwider, jedoch ließ ſie dieſes dem Mann nicht entgelten, wie Weiber oft thun, die dem Manne noch mehr verbittern, weſſen er ſich nur gezwungen unterziehen muß. Insbeſondere aber war ihr der verdächtig, welcher dem Mann am meiſten mit ſeinem Rath beiſtand, ſie warnte ihn oft vor demſelbigen. Es komme ihr vor, ſagte ſie, als ſei er falſch an ihnen: er ſei viel zu ſchmeichleriſch und rühmeriſch, und dazu immer nöthig (Geld bedürftig); ſo einer mache oft für 10 Batzen, was ein anderer nicht für 1000 Pfund. Aber Chriſten konnte ihn nicht entbehren;

guter Rath iſt immer theuer und in mancher Gemeinde auch um Geld faſt nicht zu haben; Aenneli wußte ſelbſt Niemand, der beſſern geben konnte, und damit er nicht etwa aus Noth ſie verrathe, ſpendirte ſie demſelben ſo viel ſie konnte, und wenn er kam, ſo mußte er allemal ins Hinterſtübli, wo ihm etwas z'weg ſtand, welches er daheim nicht hatte. Es gibt aber Leute, welche, je mehr man ihnen gibt, nicht nur um ſo ungenügſamer werden, ſondern auch in den Wahn gerathen, als ſei man völlig in ihrer Gewalt, und als könnten ſie einem ungemerkt und ungeſtraft mißbrauchen wie ſie nur wollten. Sind ſie einmal auf dieſen Punkt gerathen, ſo treiben ſie gerne ein doppelt Spiel, laſſen ſich von uns bezahlen und von andern beſtechen, um uns zu foppen und zu betrügen. Sie rechnen, wenn man aus zwei Händen zu nehmen wiſſe, ſo gebe es akkurat doppelt ſo viel als nur aus einer. Es gibt mehr Leute, welche von ſolchem Schmaus leben, als man glaubt.

Chriſten war Vormund, hatte fremdes Vermögen hinter ſich, ob Geld oder Schriften, weiß ich nicht; kann beides geweſen ſein, denn daß die Titel immer da ſeien, wo ſie dem Geſetz nach liegen ſollten, iſt nicht geſagt; wo ein Regierungsbeamteter und ein Gemeindsbeamteter, ein Gemeindſchreiber z. B. unter einer Decke liegen und unter einem Hütlein ſpielen, da können noch heut zu Tage ganze Vermögen verſchwinden, und wo iſt das Verantwortlichkeitsgeſetz gegen den Regierungsbeamteten? Ueber die unſchuldigen Gemeinderäthe oder die noch unſchuldigern Gemeinden geht es aus.

Später muß es die Gemeinde erſetzen; kleine Diebe hängt man vielleicht, große aber läßt man laufen.

Chriſten dachte nun von ferne nicht ans Betrügen, aber er ſollte beſchummelt werden.

Es waren Leute, welche Geld nöthig hatten. Chriſtens Rathgeber wurde ins Intereſſe gezogen, und dieſer bewog den guten Mann, das Geld aus den Händen zu geben, oder anzuwenden, die Titel zu verſilbern oder abzutreten. Er ſagte Chriſten, der Gemeinde ſei es ganz recht, er habe mit ihr geredet, und ſie habe ihn autoriſirt, er ſolle es alſo nur unbeſorgt machen, ihm könne es auf keinen Fall etwas thun. Wenn ihm die Sache einmal aus den Händen ſei, ſo ſei er aus aller Verantwortlichkeit, brauche ſie nicht zu hüten, und er wolle alles ſchon ſo ſchreiben, daß er zu allen Zeiten, es möge gehen, was da wolle, drus und dänne ſei. Dem Chriſten leuchtete das ein und er hatte durchaus kein Arg. Aenneli aber traute nicht, und ſagte: ſie könne nicht helfen, aber ſie traue der Sache nur halb, es treffe 5000 Pfund an, und mit dem ſei nicht zu ſpaßen, es hülfe noch zu einem rechten Mann zu Rath zu gehen, man ſei nie z'vorſichtig.

Aber Chriſten redete ohnehin nicht mehr als er mußte, und von Geſchäften ſo ungern als möglich, weil er nicht gerne verrieth, daß er gar nichts kannte; denn er ſchämte ſich ſeiner Unwiſſenheit doch, wenn er ſchon ſeine Kinder nicht begehrte geſchickter zu machen. Zudem wußte er nicht, wem er trauen ſollte, wenn er ſich auf ſeinen Rathgeber nicht verlaſſen konnte. Wenn der ein Schelm an ihm ſei, ſo glaube er denn gewiß, es ſei kein braver Menſch mehr in der Welt, und was es ihn dann nütze, Mühe zu haben und herumzulaufen, wo man ohnehin alle Hände voll zu thun hatte; ſo redete er. Chriſten war allerdings auch mißtrauiſch, aber eben deswegen ſuchte er nicht neue Vertraute, ſondern hielt am Glauben feſt, wenn der alte Rathgeber treulos ſei, ſo ſei keine Treue mehr auf Erden; den habe er doch probirt auf alle Wege, es dünke ihn, er ſollte es mögen halten. Da Aenneli das Wüſteſt alles nicht machen wollte, ſo ging richtig die Sache vor ſich, und alles ſchien gut; denn lange Zeit ſagte kein Menſch, daß es nicht gut ſei.

Nach mehreren Jahren erſt fing die Sache an ſich zu rühren; allerlei unter der Hand wurde geredet und aus der

Gemeindrathſtube herausſchlich, man wußte nicht wie, das Gerücht: Chriſten hätte ſich gröblich verfehlt mit Vogtsgeld, es werde ihm an die Beine gehen um viel tauſend Pfund. Aenneli, die zwar ſelten von Haus kam, aber doch alles vernahm, nicht nur was ging, nicht nur was geredet wurde, ſondern noch z'halbe mehr, vernahm alſo bald: Es heiße, es ginge Chriſten gruſam an die Beine und wenn er nicht ſo reich wäre, ſo möchte es ihn lüpfen. Aenneli erſchrack gewaltig, obgleich ſie wußte, daß es ſo übel nicht gehen konnte, und Chriſten mußte auf der Stelle zu ſeinem Faktotum und ernſtlich fragen, was an der Sache und ob da etwas zu fürchten ſei, von wegen, er möchte lieber zu der Sache thun, ehe es zu ſpät ſei? Der nun lachte ihn aus, daß er doch auf ſolches Weiberdamp hören möge, es wäre gut, wenn alles ſo ſicher wäre, wie das. Da ſei er ihm gut dafür, daß es ihn keinen Liar koſten werde, und wenn noch Jemand etwas ſage, ſo ſolle er ſie zu ihm ſchicken, er wolle ſie dann brichten. Nein da möchte er doch dann nicht ſo Jemand hineinſprengen, dafür ſei er noch lange zu gut. Er hätte ſchon manchmal können, wann er gewollt, aber o Jere, wenn er ſchon ein arm Mannli ſei, ſo hätte er doch noch ein Gewiſſen, und wohl noch ein beſſeres als mancher Reiche. Da ſolle er nur nicht mehr Kummer haben, und ruhig ſchlafen, was er gemacht habe, ſei gut gemacht und wie geſagt, er wolle ihm gut ſein für jeglichen Kreuzer, den er deretwegen ſollte zu Schaden kommen. Chriſten ging getröſtet heim, tröſtete ſein Aenneli und einige Zeit lang blieb Alles wieder ſtill. Aber die Sache tauchte wieder auf und zwar ernſter als früher, und neue Angſt kam über die Eheleute. Nun ruhte Aenneli nicht, bis Chriſten zu einem rechten Manne ging. Der wollte lange mit der Sprache nicht heraus, ſagte, er verſtehe ſich nicht darauf, hätte die Schriften nicht geſehen und fragte endlich Chriſten: er werde eine ſchriftliche Bevollmächtigung von der Gemeinde erhalten haben zu ſeinem Verfahren? „He nein, ſagte Chriſten, man hat mir geſagt, das ſei nicht nöthig, es werde Alles eingeſchrieben in den Gemeindbüchern, da könne man Alles finden, und die Sache doppelt zu machen, trage nichts ab.“ „He nun, ſagte der Mann, wenn die Sache im Gemeindebuch eingeſchrieben iſt, ſo kann es dir allweg nichts thun.“ Nun war Chriſten wieder getröſtet, denn daß es eingeſchrieben ſei, zweifelte er gar nicht. Aber Aenneli traute nicht ſo recht; er ſolle doch gehen und nachſehen, ob es denn wirklich drinn ſei, ſagte ſie. Brummend ging Chriſten und brachte die Antwort heim: Der Gemeindſchreiber hätte geſagt, er hätte jetzt nicht Zeit nachzuſchlagen, das gebe mehr zu thun, als ſo eine Frau glaube; aber er könne darauf zählen, daß Alles, was erkannt worden ſei, darin geſchrieben ſtehe, er wiſſe wohl, was er ſchreiben ſolle oder nicht. Nun ſchien die Sache wieder abgethan und Chriſten ſagte: Die Leute könnten ſeinethalben ſtürmen, was ſie wollten, wenn Einer das Gemeindebuch im Rücken habe, ſo könne Einem Niemand etwas thun, der Tüfel ſelber nit.

Da ſchlich ſich Einer, welcher gerne insgeheim den Leuten die Haare zuſammen band, aber dabei nie genannt ſein wollte, an Aenneli und vertraute ihm: Das ſei gewiß nicht im Gemeindbuch, und es ſei eine abgekartete Sache geweſen, Chriſten hineinzuſprengen, und der Gemeindſchreiber ſuche die Sache geheim zu halten und zu verdrehen, ſo lange als möglich. Aber einmal müſſe Chriſten doch zahlen, das ſei fertig. Und es wäre beſſer, er wüßte das ſobald als möglich, vielleicht daß er noch etwas aus dem Feuer ziehen könnte, wenn er zu rechter Zeit daran hingebe. Das waren alles lauter Donnerſchläge für das arme Aenneli, und um ſo härter trafen ſie, weil ſie nicht begriff, wie man da helfen könnte, als daß Chriſten vor den Gemeindrath gehe und ihm alle Schand ſage, und vor Allem aus dem Gemeindſchreiber, daß er ein Schelm ſei und ein verlogener Kerli, und daß er von Allem nichts wolle; ſie könnten ſeinethalben ſehen was ſie machen. Das würde wenig helfen, ſagte der neue Rathgeber; aber Chriſten ſolle einen Auszug aus dem Gemeindbuch fordern, und wenn man ihn nicht freiwillig geben wolle, ſo ſolle er ihn richterlich fordern laſſen, da werde ſichs ſchon finden, was im Gemeindbuch ſtehe und nicht ſtehe.

So ging es auch, und nach vielen Umtrieben kam endlich Chriſten zu der Erklärung, daß vom ganzen Handel im Gemeindbuch kein einzig Wort ſtehe; von der Sache ſei wohl geredet worden, aber Erkanntniß ſei keine gegangen; man werde gedacht haben, es ſei am beſten, wenn man das dem Vogt überlaſſe, was er mache, ſei ihnen recht. Somit war es entſchieden, daß Chriſten 5000 Pfund zahlen mußte; erholen konnte er ſich nirgends, und der, welcher ihn hineingeſprengt, hatte die ſchönſten Ausreden und ſchob die Schuld auf Andere.

Ich weiß nicht, ſoll ich ſagen: Dieſer Verluſt traf die Familie wie ein Donnerſchlag, der ihr Glück zerſchmetterte, oder: Dieſer Verluſt ward zum giftigen Wurme, der ihren Frieden nach und nach zerſtörte. Es wäre nicht das Eine, nicht das Andere ganz richtig; denn es traf ſie wohl der Schlag heftig, gewaltig, aber nach dem Schlage war der Wurm da, und lebte giftig fort.

5000 Pfund ſind nichts für einen Kaufmann, er ſieht derhalben nicht nebe ume, wie der Bernerbauer ſagt. 5000 Pfund ließen ſich bei ihrem Vermögen leicht verſchmerzen, ſetzten ſie nicht einmal in augenblickliche Verlegenheit, wenn ſie einige Zinsſchriften wagten; ja wenn ſie nur das vorräthige Geld zuſammen machten, den Spycher zur Hälfte leerten, ſo war Alles abgemacht. Aber beim Landmann geht es nicht zu wie beim Kaufmann. Bei dem Letztern iſt lauter Spiel, heute wird er getrümpft, morgen trümpft er wieder; eines Tages kann er 10,000 verlieren, morgen 20,000 gewinnen, und bei jedem Verluſt iſt eben dieſer Wechſel der Troſt. Ganz anders iſt es bei dem Landmann; da geht die Sache langſam aber ſtetig, kleine Verluſte gleichen ſich durch kleine Gewinnſte aus, Fehljahre durch gute Jahre, und bei Fleiß und Sorgſamkeit und ohne großes Unglück geht es langſam vorwärts. Kommen große Unglücksfälle, geht ihm all ſein Vieh in Boden, brennt ſein Haus ab mit all ſeinen Vorräthen, ſchlägt es ihn auf Jahre zurück; er ſchickt ſich darein mit bewunderungswürdiger Ergebung; was ſollte er dagegen machen, das kam aus des Herrn Hand, über dieſe Verluſte ſpotten die Menſchen nicht und Kinder und Kindeskinder tragen ſie ihm nicht nach.

Verliert er aber Summen auf außerordentlichem Wege, durch Ungeſchick oder der Menſchen Bosheit, dann weicht der Friede ſo gerne von ihm, und es kömmt, was man hier zu Lande hinterſinnen nennt. Der kommende Tag erſetzt ſie nicht, vielleicht erſetzt er ſie in ſeinem ganzen Leben nicht, und was werden Kinder und Kindeskinder von ihm ſagen!

Chriſten und Aenneli hatten wohl etwas vorgeſpart, allein es ging genug zu, es harzete.

Er wußte ſeine Sachen nicht recht geltend zu machen, und brauchte zu Allem viel Zeit und viele Leute und Aenneli war eine gute Frau, und gar Vieles ſchwand ihm unter den Händen fort, ſie wußte nicht wie. 3000 Pfund mußten ihnen, wenn es auf das Erſetzen ankam, eine unermeßliche Summe ſcheinen, die Frucht ihrer ganzen Lebenszeit.

Zu dieſem kam noch ein Anderes; die Kinder waren erwachſen, vor ihnen ließ der Verluſt ſich nicht verheimlichen; was ſagten die dazu, wie mußten die ihn aufnehmen? Kinder auf dem Lande theilen die Arbeit der Eltern, ſehen die Früchte davon, kamen die Schulden und Gülten, ſind weit enger ins Verſtändniß gezogen, geben daher um ſo eher ihre Willensmeinung. Alle waren heirathsfähig. Schadete ihnen dieſer Verluſt nicht am Heirathen, der Lärm davon noch mehr als die Sache ſelbſt? Alles wird vergrößert, auch entſteht gar gern der Glaube, wo ſolche Verluſte hervorbrechen, da ſeien noch viele zu gewärtigen; eine Sache, namentlich ein Unglück, kommt nie alleine. Und wenn ſie wirklich heirathen wollten, woher die Eheſteuer nehmen? Wenn man jetzt noch Eheſteuren geben ſollte, ſo müßte man ſich ganz entblößen, müßte vielleicht gar Geld leihen, weil man nicht Alles abkünden konnte, oder müßte alle Titel verſilbern, müßte in ſeinen alten Tagen ſchmalbarten, oder die Jungen mit leeren Händen gehen heißen. Arme Tage ſchwebten Tag und Nacht vor Aennelis Augen.

Das mußte große Bitterkeit anſetzen in des Ehepaars Gemüthern, denn mit dem Gelde war ihnen ja auch ein großer Theil ihres Lebens verloren. Wir fühlen alle, das Leben iſt eine große Gabe, mit dieſer Gabe ſollen wir Vieles, Vieles gewinnen, mit dieſer zeitlichen Gabe ſollen wir das ewige Leben erwerben. Aber nun meinen gar Viele, mit dieſer zeitlichen Gabe hätten ſie nur zeitliches Geld zu gewinnen, ja gar Viele, die vom ewigen Leben als dem höchſten Ziele ſprechen, ſcheinen darunter doch nur zeitliches Gut zu verſtehen, oder höchſtens eine zeitliche Frau mit zeitlichem Gute. Und nach dem zuſammengeraxeten Gute ſchätzen ſie ihres Lebens Werth, wie der Maulwurf nach der Höhe des aufgeworfenen Hügels ſeine Kraft. Wenn aber aller Gewinn verloren geht, dann hinterſinnet man ſich, d. h. man kann nichts mehr anders denken, als wie es gegangen iſt, und nicht hätte gehen ſollen; denn man hat ja eigentlich Alles verloren, nicht bloß das Geld, das verloren geht, ſondern das Leben, welches man an das Geld geſetzt. Chriſten und Aenneli waren kreuzbrave Leute, von den brävſten, die man ſehen will zu Stadt und Land; aber den Werth der Menſchen ſchätzten ſie doch nach ſeinem Beſitzthum und den Werth eines Lebens nach dem gemachten Fürſchlag; ſo und ſo viel hat er geerbt, dann und dann hat er zu hauſen angefangen, und jetzt, denket doch, hinterläßt er —

Sie wußten es halt nicht beſſer, waren, wenn ſie auch in der Schule nicht viel rechnen gelernt, doch in dieſer Rechnungsweiſe von Jugend auf geübt, und wenn Chriſten es auch nie ſagte, ſo dachte er es doch vielleicht manchmal, wenn er im Wirthshaus auf einem Stuhl abſaß: „Hier ſetzen ſich hunderttauſend Bernpfund nieder.“ Nehmt ihm das nicht übel, denn noch ganz andere Leute wiſſen nicht, daß, wenn man auch die ganze Welt gewönne und litte Schaden an ſeiner Seele, man das Leben nicht nur verloren, ſondern einen großen Schaden davon getragen.

Sie gingen herum manchen Tag, als ob ſie vor den Kopf geſchlagen wären, und konnten nichts anderes denken als 3000 Pfund, 3000 Pfund. Weniger als die Eltern waren die Kinder angegriffen; ſie hatten ein langes Leben vor ſich, welches ihnen reiche Hoffnung bot zum Erſatze des Verluſtes. Am meiſten ſchien es Anneliſi zu fühlen, als ob ſie glaubte, zunächſt müßte ſie den Verluſt entgelten an ihrer Ausſteuer; oder derſelbe möchte vielleicht dieſen oder jenen, den ſie im Auge hatte, abſchrecken. Jedoch geſchah nicht, was an ſo manchem Orte begegnet wäre; die Kinder machten den Eltern keine Vorwürfe, ja gebrauchten manches aufmunternde Wort. Aber wo die Eltern die Gemüther der Kinder ausſchließlich aufs Geld richten, und alle andern Rückſichten den Augen der Kinder ferne halten, da müſſen ſie es erfahren, wie das Schwert ſich gegen ſeinen eigenen Herrn kehrt; wenn ſie etwas Ungeſchicktes machen, haben ſie zu tragen, den Zorn und die Vorwürfe der Kinder, und wenn ſie alt werden, derſelben Unverſtand und Ungeduld, die alle Tage mit Gott hadert über der Eltern langes Leben.

Hier herrſchte noch Liebe, und herrſchte die alte Sitte, daß die Kinder die Eltern ehrten, auf daß ſie lange leben möchten in dem Lande, welches ihnen Gott gegeben.

Wie es dem ergeht, deſſen Haus verbrannt iſt mit all dem, was es barg, ſo ging es auch Chriſten und Aenneli. Zuerſt füllt der Verluſt die Seele; eine Art Betäubung herrſcht, dann dämmern Gedanken durch die Betäubung, wie Lichtſtrahlen durch den Nebel; es leuchtet die Nothwendigkeit ein, etwas vorzukehren, den Schaden zu erſetzen, es flackert das Sinnen auf, wer den Verluſt verſchuldet?

Chriſten hatte kein Haus aufzubauen, aber er begann nachzudenken, wie die 5000 Pfund zu erſetzen wären? Und allemal, wenn eine Frau zum Hauſe ſchlich, loderte ihm der Gedanke auf: die trägt wieder etwas fort, welches Geld gelten würde, und was will ich hauſen und ſparen, während auf der andern Seite fortgegeben wird, alles was nicht angenagelt iſt? Der gute Chriſten hatte es auch wie viele andere Leute, was er nöthig glaubte, das wollte er bei Andern anfangen, und hätte doch wiſſen ſollen, daß wenn der Bauer mit ſeinen Leuten mähen will, er voraus mäht, und nicht hintendrein.

Aenneli kam es wieder in den Sinn daß ſie gewarnet habe, das Geld herauszugeben, daß ſie Chriſten angerathen, noch Jemand anderes zu Rathe zu ziehen, daß ſie den trügeriſchen Freund nie hätte leiden mögen, ſondern vielfach ihren Verdacht geäußert.

Sie begann daran zu ſinnen, ob wohl die Zeit gekommen wäre, daß mit wenigern Leuten mehr gearbeitet würde. Und wenn ſie durch den Stall ging und zwei oder drei Kühe ſah, wie Flühe, aber faſt ohne Milch, ſo konnte ſie ſich nicht enthalten, zu rechnen, wie manche Dublone da zu machen wäre, wenn man ſich zu rangiren wüßte. Das Alles ging im Inwendigen vor; faſt wie des Blitzes Schein fuhr es vorüber; böſe Worte gab man ſich nicht; treulich beteten ſie mit einander, und friedlich, wenn auch oft mit ſchweren Seufzern, ſchliefen ſie ein.

Aber ein alt Sprichwort ſagt: Der Teufel iſt ein Schelm, und wenn er auch umher geht, wie ein brüllender Löwe, ſo ſchleicht er noch vielmehr herum in Geſtalt von flüchtigen Gedanken, luſtigen Nebeln gleich, und dieſe Gedanken ſtreifen zuerſt nur über eine Seele, dann ſchlagen ſie ſich allmählig nieder darin, haſten, ſetzen ſich feſt. Dann ſteigen ſie herauf in unſere Blicke, in unſere Geberden, brechen endlich als Worte zum Munde heraus, und während wir glauben, wir reden aus dem göttlichſten Recht, iſt der Teufel, der grimmig und luſtig uns zum Munde ausflattert und dem Nächſten mit Klauen und Hörnern zu Leibe geht, bis auch aus deſſen Munde ein Teufel fährt und eine Schlacht zwiſchen beiden ſich erhebt auf Koſten der Armen, in deren Seelen der Teufel ſich hinabgelaſſen und aus deren Mund er wieder herausgefahren iſt.

Eines Tages wars, als ob Einer wäre, der erſinnete, was ſie böſe machen könnte, und Alles dieſes herbeiführte und ihnen anthäte. Es gibt ſolche Tage, wo Eins hinter dem Andern kömmt, wie eine Schneegans hinter der andern, wo das Aergerliche nicht aufhören kann, bis die Galle überläuft und es Wetter gibt zwiſchen den Menſchen.

Als man in den Stall kam, war ein Pferd über die Halfter getreten und hatte ſich übel verletzt, ſo daß man daſſelbe des Morgens nicht brauchen konnte; im Kuhſtall fehlte auch etwas, und als man Flachsſamen brauchen wollte, hatte die Mutter den letzten einer armen Frau gegeben, welcher Umſchläge verordnet waren. In den Ställen vertrappeten die Leute ihre Zeit, ſo daß auf dem Felde nichts geſchah, und während Andere ſchönes Emd einmachten, blieb das ihre ſchön dem Regen zweg. Abends kam ein Bernermetzger, der Kühe ſuchte, und von ihrem Stalle gar nicht fort wollte. Er meinte, es müßte erzwungen ſein, zwei oder wenigſtens eine feil zu machen, und bot Geld, daß man es faſt nicht hätte nehmen dürfen, Es war eine Zeit, wo fette Kühe faſt nicht zu erhalten waren, und die Metzger die größte

Noth hatten; denn obs Kühe gebe oder keine, darnach fragen die Stadtleute gar nicht, aber Fleiſch wollen ſie haben, und zwar je beſſer, deſto lieber, ihretwegen kanns der Metzger von Zaunſtecken ſchneiden oder aus Kabisſtorzen.

Aber Chriſten tubakete ganz gelaſſen an ſeiner Pfeife und ſagte dem Metzger: „Du haſt's ſchon manchmal gehört, ich gebe ſie nicht. Um was ſo ein Bernermetzgerli ſie vermag zu kaufen, um das vermag ich ſie auch zu behalten.“ Alle Einreden des Metzgers, daß andere Kühe für ihn weit nützlicher wären, daß er an drei Kühen wenigſtens 60 Kronen zwiſchenaus machen würde, gingen in den Wind. Aenneli hörte dem Märten mit ungeduldigem Herzen zu, ging oft aus und ein und konnte ſich nicht enthalten zu dem Metzger zu ſagen: es dünke ſie, er wäre nicht der Uwatligiſt, und wenn ſie mit einem handeln wollte, ſo wäre er nicht der Letzte.

Das war ein Stich, der bei Chriſten Fleiſch faßte, aber er ſagte nichts darauf, ſondern nur zum Metzger: „Du haſt gehört was ich will, und jetzt wollte ich mich nicht länger ſäumen, wenn ich dich wäre. Wenn du heute noch etwas anderes finden willſt, ſo haſt du deine Zeit zu brauchen.“

Bald darauf kam eine arme alte Frau, welche einen kranken Sohn hatte; derſelbe erhielt ſie ſonſt; jetzt war die Noth groß. Derſelbe fing an ſich zu erholen, und der Doktor hatte Wein verordnet. Aber wo nehmen und nicht ſtehlen? In ſolchen Fällen war Aenneli die Zuflucht, und umſonſt nahm man ſie ſelten zu ihr. Als die arme Mutter kam und mit dem Fürtuch die Augen wiſchte, noch ehe ſie anfing und dann vieles vom Sohn erzählte, wie er ſo gut gegen ſie ſei, und wie er krank geworden, und wie ſie in der Noth ſeien und ſie wäger heute noch nichts warmes gegeſſen und jetzt ſollte ſie Wein kaufen und hätte keinen Kreuzer im Hauſe und wüßte keinen aufzubringen. Wenn doch Aenneli ihr dr tuſig Gottswille nur einige Batzen leihen wollte oder wenn es möglich wäre, nur eine halbe Krone, ſo wäre ihr geholfen, und ſie wollte dafür ſpinnen, bis ſie ſelber ſagen müßte, es ſei genug. Aber wenn ihr der Sohn ſterben ſollte, ſie wüßte nicht, was ſie anfinge, unter Tauſenden gebe es keinen ſolchen.

Aenneli war in großer Verlegenheit. Wein hatten ſie dieſen Augenblick keinen Tropfen im Hauſe, wie ſonſt manchmal der Fall war, und Geld hatte ſie auch nicht mehr im Sack als 6 Kreuzer. Sie ließ ſich ſonſt nie ſo auskommen, daß ſie nicht einige Batzen oder Franken in irgend einem Sacke hatte. Aber ſie hatte letzthin zu Gevatter ſtehn müſſen, hatte ſeit der Sichelten, wo es den Ankenhäſen übel ergangen war, keinen Anken mehr verkauft, ſparte ebenfalls Augſteneier auf, hatte kein Geld gemacht und das Schlüſſeli hatte eben Chriſten im Sack. So konnte ſie die Frau doch nicht gehen laſſen, wenn der Sohn ſterben ſollte, ſo hätte ſie ja keine ruhige Stunde mehr im Leben und das letzte Stündlein wäre ihr auch nicht ruhig, und doch war es ihr grauſam zuwider, dem Chriſten das Schlüſſeli zu fordern. Sie ſtellte der Frau vorläufig etwas warmes zweg und ſuchte dann den Reoli, ſie wußte, daß der Geld genug hattte, allein der war zum Viehdoktor gegangen und hatte den Schlüſſel zum Schaft im Sack; der andere Sohn war im Stall, hatte aber kein Geld im Sack ſondern alles in Reolis Schaft. Anneliſi aber hatte den Schlüſſel verloren zu ſeinem Gaßetli (Kaſſete) worin es ſein Geld hatte; es war wie wenn alles verhexet wäre. Da nahm endlich Aenneli das Herz in beide Hände, ging hinaus und ſagte: Gib mir doch geſchwind das Schlüſſeli? Chriſten ward ganz roth im Geſicht, ſuchte es langſam, gab es endlich mit den Worten: He ich wollte machen, daß morgen auch noch wäre.

So etwas hatte Aenneli noch nicht gehört, es ſtellte ihm das Blut, einen Blick that ſie auf Chriſten, den der auch noch nie geſehen, aber ſagen konnte ſie kein Wort, ſie ging mit ihrem Schlüſſeli wie ſtumm ins Haus und als ſie der alten Frau die halbe Krone herzählte, zitterten ihr die Hände ſo, daß die in den höchſten Ausdrücken dankende Frau plötzlich fragte: Aber mein Gott was fehlt dir, wird es dir g'ſchmuecht (ohnmächtig)? O nein, ſagte Aenneli, es iſt nichts anders, das gibt es mir, wenn ich lange zu Ader gelaſſen. Es iſt albetz bald vorbei. Und Aenneli faßte ſich zuſammen, denn kein fremdes Ohr hatte je eine Klage gehört und kein Auge Thränen geſehen in ihrem Auge, außer bei natürlichen Anläſſen; was unter ihnen vorging, ſollte keine Poſaune auf den Straßen verkünden. Aber es koſtete dieſes Zuſammenfaſſen ſchwere Mühe und kürzer als ſonſt fertigte ſie die Frau ab; ſie konnte es faſt nicht aushalten, bis ſie ihr den Rücken ſah. Die gute Frau konnte faſt nicht aufhören zu danken aber nicht nur aus Dankbarkeit, ſondern es ſtach ſie auch der Gwunder, was Aenneli wohl in dieſe Bewegung verſetzt hätte, und ſo lange ſie im Hauſe war, hatte ſie Hoffnung es zu erfahren. Als ſie es endlich verlaſſen mußte, ſtellte ſie ſich draußen bei Chriſten und hätte noch gerne ein neues Geſpräch angefangen aber der gab ihr keine Antwort. Gewiß haben die mit einander etwas gehabt, dachte ſie, und ob dem Sinnen, was es geweſen ſein möchte, vergaß ſie faſt die halbe Krone, mit welcher ſie nun ihren Sohn laben konnte.

Wie die Frau zur vordern Thüre ausging, ſchoß Aenneli zur hintern hinaus, machte ſich etwas bei den Schweinſtällen zu ſchaffen und da ſie dort noch nicht ruhig war vor Knechten und Mägden, ſo ſchlich ſie nach dem Bohnenplätz, der ſchon gar manchmal als ſchöner grüner Umhang gedient hat für Dinge, die nicht für Jedermanns Augen ſind.

Dort ließ ſie endlich ihren Thränen freien Lauf, und es dünkte ſie, wenn nur das Herz auch gleich käme den Thränen nach, ſo wäre doch dann ihr Leid zu End. Sie konnte nicht mehr ſtehen, ſie mußte niederſitzen in den Bohnen, der Boden wankte unter ihr, ſchwarz ward es um Augen und Seele, als ob man ein großes Leichentuch um beide geſchlagen hätte.

Alſo ſo ging es ihr jetzt, jetzt ſollte ſie das Unglück alleine entgelten, ſollte den armen Leuten abbrechen, ſollte es ſie entgelten laſſen, weſſen ſie ſich doch ſo gar nichts vermochten. Das dünkte ſie eine große Sünde, daß man ob der Armuth wieder erſparen wolle, was menſchliche Bosheit und eigene Schwachheit gefehlt; hatten ſie doch ſelbſt oft darüber ſich aufgehalten, daß es zunächſt immer die Armen entgelten müſſen, wenn ein Reicher einen Verluſt erleidet, indem man zuerſt immer den Armen abſchränzt ehe man ſich ſelbſt etwas entbehrliches abbricht, und jetzt ſollte es bei ihnen auch gerade ſo zugehen? Und was trug das ab? Eine Kleinigkeit, während man da, wo man das Zehnfache erübrigen konnte, alles im gleichen Trappe gehen ließ, und ſich keinen Zoll breit ändern konnte. Dublonen ließ man fahren, und wegen einer halben Krone mußte ſie Worte hören, daß ſie meinte, man haue ihr Leib und Seele ab einander. Sie ſehe jetzt, daß keine Liebe zu ihr mehr da ſei, daß ſie der Sündenbock ſei, der alles auseſſen ſollte, was andere eingebrochet. Hatte ſie nicht gewarnt, gemahnt, aber man achtete ſich ihrer nicht, glaubte ihr nichts, und jetzt ſollte ſie es alleine entgelten. Wenn noch ein Funke von Liebe zu ihr da wäre, ſo wäre man nicht ſo gegen ſie. Und ging denn etwa die Sache alleine aus Chriſtens Gut, hatte ſie nicht auch eingekehrt, daß es wohl ein Almoſen ertragen mochte! Ja wenn ſie eine bräuchige Frau wäre oder eine hoffärthige, oder eine die gerne im Seſſel ſäße, ſo wäre es noch eins, aber ringsum ſei keine, die mehr eingebracht und mehr ſchaffete, und da möchte ſie doch wiſſen, ob es ihr nicht auch etwas für ihre Freude ziehen möchte, und armen Leuten zu helfen ſei einmal ihre Freude, und ſie möchte wiſſen, ob das nicht beſſer wäre, als Hoffart und z'Märit laufen? Und je mehr ſie weinte, um ſo völler ward dem armen Aenneli das Herz, daß es ſie dünkte, es müſſe zerſpringen und es wolle die Seele oben zum Kopfe hinaus. Schwere zornige Wolken wälzten ſich über ihr Gemüth; fortlaufen, ſcheiden, klagen, aufbegehren, auspacken, wüſtthun, eins nach dem andern kam, und eins nach dem andern ging, vor dem einen ſchämte ſie ſich der Leute wegen, das andere wollte ſie nicht um der Kinder willen; aber wie das Feuer das Waſſer verzehrt, und das Naſſe trocknet, ſo verzehrte der Zorn das Leid, und trocknete die Thränen, und als ſie merkte, daß man ſie ſuche ums Haus herum, da war es in ihrem Gemüthe, wie es oft nach einem Gewitter am Himmel iſt; es regnet nicht, es donnert nicht, aber es ſcheint auch die Sonne nicht, trüb und trotzig ſieht es am Himmel aus, und was werden will, weiß kein Menſch. Wie ſie merkte, daß die Suchenden ſich entfernt und Niemand mehr hinter dem Hauſe ſei, verließ ſie ihren Kupwinkel und erſchien im Hauſe wie ein kluges Weib es ſo wohl verſteht, daß es mitten unter den Leuten iſt, und keiner kann ſagen, wann und woher es gekommen.

Die Kinder fühlten wohl, daß etwas nicht gut ſei, aber keines frug nach der Urſache und jedes ging ſo bald wie möglich der Ruhe zu.

Chriſten rauchte wie üblich ſeine Pfeife vor dem Hauſe, und wo er einmal ſaß, da ſtand er nicht gerne auf, und wie gerne er auch im Bette geweſen wäre, ſo wäre es ihm doch ſo zuwider daran hinzugehen, daß er bis nach Mitternacht ſitzen konnte, ehe er zum Entſchluſſe kam. So ſaß er auch dießmal lange und alleine draußen, und vielleicht nicht bloß aus Gewohnheit, ſondern wahrſcheinlich war es ihm auch, wie es jedem Menſchen iſt, wenn er ſich einem Menſchen nähern ſoll, von dem er weiß, daß er beleidigt iſt, aber nicht weiß, iſt er ſtreitbereit, oder friedfertig, während man ſelbſt den Muth noch nicht gefaßt hat, offen und ehrlich den Frieden zu begehren.

Endlich ſuchte er doch das Bett. Er war der Letzte, er betete ſein Unſer Vater, aber alleine, Aenneli betete nicht mit. Als er fertig war, wartete er eine Weile; Aenneli blieb ſtumm, er wußte nicht ſchlief ſie, oder wachte ſie; das erſte Wort konnte er nicht reden, die Frage: Schläfſt? hatte er zehnmal im Halſe, aber dort blieb ſie, er legte ſich ſchweigend nieder. Es war das erſtemal, daß ſie ſich nicht gegenſeitig b'ſegneten mit dem frommen Wunſche: Gute Nacht gebe dir Gott.

Aenneli hatte nicht geſchlafen, aber auch ſie wollte nicht zuerſt reden. Chriſten war's, der gegen ſie ſo gröblich gefehlt; an ihm war das erſte Wort, und auf dieſes erſte Wort wartete ſie; aber ob ſie mit ihm Friede machen wollte oder nicht, das wußte ſie nicht, aber ſagen wollte ſie ihm, was ihr faſt das Herz zerreißen und was ſie nicht ertragen könnte, wenn es ſo gehen ſollte.

Als Chriſten betete: vergib mir meine Schulden, wie ich auch vergebe meinen Schuldnern, da dachte ſie: ob er wohl an die Schuld denke, welche er heute gegen ſie gemacht. Als er gebetet erwartete ſie ſeine Rede; als er aber ſchwieg, als er ſich zum Schlafen legte, ohne Wunſch, und ohne Segen, da ſagte ſie zu ſich ſelbſt: ſo, iſt das ſo gemeint; jetzt iſts fertig! Kann der ſeine Sünden nicht mehr bekennen, ſo bin ich ein armer Tropf, aber ſo ganz untern thun laſſe ich mich nicht. Aenneli dachte wunderbarer Weiſe gar nicht daran, daß es heiße von Sünden vergeben, ſondern hatte nur bekennen im Kopf, und daß dieſes bekennen Chriſten zukäme; und weil er es nicht that, ſo ſah ſie darin eine neue Schuld, eine Schuld, die ſie gar nicht verzeihen konnte; und als Wunſch und Segen noch ausblieben, da war es ihr, als ſei zwiſchen ihr und Chriſten ein weiter und tiefer Graben, über den keines Menſchen Fuß kommen könne, zu keinen Zeiten mehr. Manchmal war es ihr, als müßte ſie reden, als ſei alles gefehlt, wenn ſie einmal in Groll und Aergerniß niedergegangen und die Sonne darüber aufſteigen ließen; aber ſolche Regungen wurden immer wieder unterdrückt, durch den trotzigen Muth, daß ſie einmal zeigen müſſe, ſie nehme nicht alles an, wolle nicht alles ausbaden, was andere angerichtet, laſſe nicht mit ſich umgehen, als ob ſie ein Waſchlumpen wäre, oder als wäre ſie mit leeren Händen gekommen.

Selbe Nacht kam kein Schlaf in ihre Augen aber auch keine Reue in ihr Herz. Als kaum der Morgen graute, ſtund ſie auf, nur um Chriſten nicht etwa: „Guten Tag gebe dir Gott“ wünſchen, oder ihm auf ſeinen Wunſch danken zu müſſen. Und das war wiederum der erſte Tag, den ſie ohne Wunſch und Segen begannen. Trübſelig und wortlos verſtrich er, und als der Abend kam, da legte zuerſt Chriſten ſich nieder. Ihn verlangte nach der Stimme ſeiner Frau, die er den ganzen Tag über nicht gehört, und es war ihm unwohl dabei geworden, denn ſie war ihm lieb, und er hatte die Rechnung gemacht, daß wenn ſie ſchon gegen die Armen viel zu gut ſei, und mit ihnen viel unnütz verbrauche, und das Lumpengeſindel ziehe, wie Zucker die Fliegen, ſo ſei ſie doch ſonſt ſparſam und arbeitſam, und er könnte leicht eine haben, mit welcher er viel böſer z'weg wäre, und es hätte jeder Menſch etwas an ſich, das zu ſcheuen wäre, aber der eine minder, der andere mehr. Er wollte dießmal reden; z'tublen (ſchmollen) trage nichts ab, und bald dreißig Jahre ſeien ſie im Frieden bei einander geweſen, für den Reſt wollten ſie keinen neuen Brauch anfangen. Aenneli kam, betete, aber betete leiſe für ſich alleine. Wenn Chriſten ihr nicht gute Nacht wünſchen möge, ſo wüßte ſie nicht, warum ſie für ihn beten ſolle; ſo dachte ſie. Und Chriſten wartete ſehnlich auf das Beten, wollte nachbeten, als aber kein lautes Wort kam, als Aenneli ohne Wunſch ſich zum Schlafen legte, da wußte er faſt nicht wie ihm war. Daß er geſtern ohne Segen ſich gelegt, dachte er nicht, nur an das was Aenneli jetzt that. So, iſt das ſo gemeint, ſagte er zu ſich ſelbſt, ſo kann ich auch anders ſein, warte du nur. So von einem Fraueli laſſe ich mich noch nicht kujoniren, dafür bin ich nicht auf der Welt, und für was wäre ich der Mann, als für zu ſagen, wie es gehen ſolle, und wenn du tublen willſt, ſo tuble meinethalb ſo lange du willſt, einmal ich frage dich nicht, was du habeſt.

So ſtieg das Feuer auch in Chriſten auf, und wie es bei langſamen Naturen der Fall iſt, um lange zu bleiben. Aenneli aber hatte erwartet, Chriſten werde fragen, warum ſie nicht bete, dann wolle ſie ihm ſo recht auspacken. Als nun Chriſten nicht fragte, nichts ſagte, da dachte ſie bei ſich ſelbſt: He, nun ſo dann, wenn du es ſo haben willſt, ſo habe es; aber daß du ſo ein wüſter wäreſt, und daß du mich ſo wenig lieb hätteſt, daß hätte ich nicht geglaubt; und nicht viel fehlte, es wäre ein heftiges Weinen über ſie gekommen, ſo voll ward ihr auf einmal das Herz. Aber der Zorn ward Meiſter, und trieb, was im Herzen war, als heiße Dämpfe in den Kopf hinauf.

So begannen beide erbittert die Nacht, ſtanden am folgenden Morgen wortlos auf, und eine traurige Zeit begann für das Haus.

Sobald ein Groll im Herzen bleibt und ſich ſetzet, wird dieſes Herz ſelbſtſüchtig. Sein Geſichts- oder vielmehr Gefühlskreis verengert ſich. Wie die Spinne nur die Fliegen zu erfaſſen vermag, welche in den Bereich ihres Netzes kamen, ſo vermag der Groll nur die Dinge zu empfinden, welche ihn berühren; alles Andere iſt für ihn gar nicht in der Welt, er ſieht es nicht, er riecht es nicht, und naht es ſich fühlbar, ſo ſtößt er es zornig zurück. Wo in einem Herzen die Harmonie zerſtört wird und ein Gefühl die Oberhand gewinnt, da trittet Beſchränktheit ein, und wie Archimedes in ſeine Berechnungen vertieft, die Einnahme ſeiner Vaterſtadt nicht gewahrte, ſo faſſet ein ſo recht innig Grollender kaum, wenn ſein eigen Haus brennt, und ein hart Leidender es kaum, wenn tauſend Andere in ſeiner Nähe wimmern und wehern würden.

Redet mit einem Liebenden von Brand und Waſſernoth, die Tauſende unglücklich gemacht, um ſo mehr freut er ſich ſeines Glückes, wenn er euch nämlich hört. Redet einem Mißvergnügten von einer glücklichen Erndte, welche der Noth von Tauſenden ein Ende gemacht, er verflucht den Segen Gottes, weil er Andere zufrieden gemacht. Redet einem Zornigen von der Sanftmuth unſeres Herrn, ſo gibt er euch eine Ohrfeige, wenn er nämlich faſſet, was ihr redet. Laßt einen Regenten eitel ſein, ſo benutzt er den Staat ungefähr wie eine Dame ihr Schmuckkäſtchen; die Folgen ſieht er nicht, wie nahe ſie auch liegen, und zwiſchen monarchiſchen und republikaniſchen Regenten iſt hierin kein anderer Unterſchied als zwiſchen einem Tropf und dem andern Tropf.

Laßt eine Leidenſchaft überhaupt im Herzen eines Menſchen ſich anſetzen, ſo wird ſie euch gleich einem losgebundenen Element, das Alles verzehrt, was in ſein Bereich kömmt, und erſt in ſich zuſammen ſinkt, wenn Alles verzehrt iſt, wenn es keine Nahrung mehr findet. Laßt Eheleute dauernd grollen, ſo nimmt nicht nur das ganze Haus dieſe Färbung an, wird unheimlich, ſondern alle Intereſſe gehen in dieſem Grolle auf, alle Gefühle verlieren mehr und mehr ihre Kraft, und wie die Gedanken, an dieſem Grolle unausgeſetzt nagten, ſo verlieren ſie ihre Schärfe für alles Andere; ja, es iſt faſt als ob ſie auch die Augen ſchwächten, daß ſie das Nothwendigſte nicht mehr ſehen, für das Liebſte keinen Sinn mehr haben. Dieſe Zuſtände wachſen ſo allmählig, man weiß nicht wie; denn, wie geſagt, der Teufel geht nicht immer umher wie ein brüllender Löwe, ſondern ſehr oft auch als ein ſchleichender und die Hölle hat viel Aehnlichkeit mit einem Ofen, ſie wird nicht auf einmal glühend, ſondern zuerſt nur lieblich warm.

So ging es auch dem armen Ehepaar. Wohlverwahrt trugen ſie ihren Groll in ihren Herzen, ließen ihn anfangs nicht unter die Leute, blieben bei ihren angeerbten Sitten, und anſtändig ging es zu, wie vorhin. Aber expreß verkaufte nun Chriſten ſeine Kühe nicht, expreß hielt er nicht weniger Leute, förderte die Arbeit nicht raſcher, ſondern eher das Gegentheil; und Aenneli, weil ſie dieſes ſah, ſo ward ſie nur um ſo freigebiger, und hieß manche Frau vor Chriſtens Ohren bald wieder kommen. So trotzte eins dem andern, während keines die 5000 Pfund vergaß, und jedes meinte, ſie ſollten wieder erhuſet werden; aber jedes meinte auf anderem Wege, um je weniger das Huſen vorwärts wollte auf dieſe Weiſe, um ſo mehr wuchs die innere Mißſtimmung. Dieſe wurde zuerſt fühlbar den Kindern. An allen ihren Angelegenheiten nahmen die Eltern immer weniger Theil, achteten ſich derſelben kaum, die Kinder konnten gehen und kommen, weder Vater noch Mutter fragten: woher, wohin? Schlechten Kindern iſt das recht, guten Kindern aber hat es etwas unbeſchreiblich unheimliches.

Wenn Anneliſi ſonſt heim kam von irgend einer Luſtbarkeit, ſo hörte die Mutter gerne erzählen, wie es zugegangen, wer zugegen geweſen, und lockte wohl durch Fragen hervor, was Anneliſi gerne ſagte. Dann ließ ſie Worte fallen über dieſen Burſchen und jenen Burſchen, daß die Tochter wohl merken konnte, wer als Schwiegerſohn willkommen wäre, und wer nicht. Solche Geſpräche waren auch die beſte Gelegenheit, über Nebenbuhlerinnen ſich zu beſchweren und der Mutter zu ſagen: „Nein aber Mutter, einen neuen Kittel muß ich nothwendig haben. Es ſind Meitſchi dageweſen, wo ſie daheim mit den Zinſen noch genug zu thun haben, aber einen ſo ſchlechten Kittel, wie ich einen habe, hat keins angehabt. Und Göllerketteli habe ich nur die, welche ich erhalten, als mir der Herr erlaubt hat; und die ſind ſo leicht und altmödiſch, es trüge leicht eine hoffärtige Magd ſie nicht.“ In ſolchem Zuſammenhang hatte die Mutter wider neue Anſchaffungen am wenigſten einzuwenden, und wenn die Mutter einmal ja geſagt hatte, ſo ſagte der Vater ſeinem Anneliſi nie nein. Das ward auf einmal anders.

Es gab allemal ſaure Augen, wenn es irgend wohin wollte. Kam es heim und wollte mit einem Bericht des Erlebten wieder gut Wetter machen, ſo ſchwieg die Mutter oder ſagte, ſie möge des G'ſtürms nicht, und ehemals ſeien die Mädchen daheim geblieben, und hätten den Eltern etwas abgenommen, ſtatt in der Welt jeder Luſtbarkeit nachzufahren, wie die Vögel dem Hirſe. Und wenn es etwas vom Anſchaffen ſagte, eine Kappe gerne gehabt hätte oder ein Gloſchli, ſo ſeufzte die Mutter und ſchwieg oder ſagte: wenn es einmal fehle, ſo komme gerne alles zuſammen und helfe einander um einen zu Boden zu machen, ſie hätte geglaubt, es hätte mehr Verſtand als ſo. Wenn es dann weinte, weil es der Mutter nichts mehr treffen könnte, und der Vater fragte ihns zufällig: was pläreſt aber? und es antwortete: Es mache es Niemand mehr recht, und Freude ſollte es keine mehr haben; es erleide ihm ſo dabei zu ſein, zuletzt nehme es den Erſten, den Beſten, um nur fortzukommen, ſo antwortete ihm der Vater: „He nun ſo denn, ſo nimm und komme dann mir brav Eheſteuer zu fordern, es geht in einem zu. Es iſt beſſer auch, man mache gleich hinter einander fertig, ſo weiß man doch auch, woran man iſt.“

Das that dann Anneliſi gruſam weh. Es war ein gutes Kind und liebte ſeine Eltern; aber daß es das Unglück allein entgelten und nur für andere Menſchen auf der Welt ſein ſollte, das meinte es doch auch nicht. Wie der Bauerſohn gerne ein Bauer wird, warum ſollte die Bauerntochter nicht auch gerne eine Bäuerin werden? Es iſt nicht nur wegen dem Manne heirathen ſelbſt, was doch auch allerdings nicht zu verachten iſt, ſondern wegen dem unabhängigen Regiment, das eine rechte Bäuerin führt, und der Achtung, in der ſie ſteht; denn eine rechte Bäuerin, deren es im Kanton Bern viele gibt, und welche die Sonnſeite des Bauernlebens ſind, iſt die Mittlerin des Hauſes zwiſchen Gott und Menſchen, iſt die ſichtbare Vorſehung in allen leiblichen Dingen. Und jetzt ſollte Anneliſi keine werden, weil der Vater 5000 Pfund verloren und eine Eheſteuer ihm zu hart ankam! Das that ihr weh.

Der älteſte Sohn war empfindlicher Natur, und hatte er ſchon vorhin hie und da geglaubt, man hätte nicht genug Rückſichten für ihn, ſo geſchah das jetzt noch viel öfters, und nicht immer mit Unrecht. Früher ſah der Mutter Auge jede Veränderung in jedem Geſichte, und wo ſie eine bemerkte, traf ſie Vorſorge. „Chriſteli, ich habe dir heute Trank angerichtet, du gehſt nicht aufs Feld“, ſo ſagte ſie, und im halben Tag rief ſie ihn ins Stübli, wo ſie ihm etwas Meiſterloſiges z'weg hatte, damit er nicht an der harten Speiſe der Arbeitenden ſich noch mehr verderben müßte. Und wollte es nicht bald beſſern, ſo ſagte ſie, man wird zum Dokter müſſen, und manchmal ſagte ſie ſogar, es wäre gut er käme ſelbſt, er könnte dann ſelbſt ſehen, wo es dir fehlt; ſo mit dem Brichten breicht (trifft) man es nicht allemal recht. Nun ging dieſe Aufmerkſamkeit verloren; die Mutter frug ihn viel ſeltener: ob ihm etwas fehle; und wenn er es manchmal zu merken gab, mit Nichteſſen oder Verzen, ſo war ſie im Stande zu ſagen: Du mußt nicht ſo nöthlich thun, es wird ſchon beſſern; je mehr man ſich achtet, um ſo mehr thut einem weh.“ Und wenn er liegen mußte, und meinte, er ſei recht übel z'weg und vom Dokter redete, ſo war der Vater im Stande zu ſagen: Man könne nicht das ganze Jahr durch einen für ihn auf der Straße haben; des Dokterns hätte er bald ſatt, er hätte jetzt ſein Geld für andere Sachen zu brauchen; aber je nöthiger er es hätte, um ſo mehr begehrten die Andern zu brauchen. Solche Reden gingen Chriſten tief ins Herz. Es dünkte ihn, nicht länger als er noch leben werde, ſollten ſie es ihm gönnen; aber es gehe ihnen noch zu lange, und ſie möchten nicht warten, bis er weg wäre. Es kam ihn manchmal an, wenn er nur heute ſterben könnte, damit ſie ſich ſo recht ein Gewiſſen machen müßten. Es wird ſie doch wohl z'plären thun, wenn ſie mit ihm z'Chilchen müßten und denken, ſie hätten beſſer zu ihm ſehen können, er lebte noch, wenn ſie das Geld für den Doktor nicht gereut hätte. Und wiederum kam ihn das Weiben an, damit er Jemand hätte, der zu ihm ſehen würde und für ihn thun, was er mangelte. Dann ſtrich er umher, beſuchte Orte, deren er ſich eigentlich hätte ſchämen ſollen, ließ Geld aufgehen in den Wirthshäuſern, daß männiglich meinte, er werde bald verkünden laſſen; aber plötzlich verleidete es ihm wieder, ſah kein Mädchen mehr an, rührte keinen Wein mehr an, wollte wiederum ſterben.

Weitaus am meiſten litt der jüngſte Sohn, Resli. Die Mutter hatte ihm früher oft geſagt: „Resli, je früher du mir ein Söhnisweib bringſt, um ſo lieber iſt es mir; aber drei Sachen achte dich wohl, nimm eins, das ſich wäſcht, aber nicht nur oberhalb des Göllers, ſondern auch unterhalb; eins, das Alles anrühren darf und die Saumelchern nicht ſcheut; und eins, dem man nicht zweimal die Zeit wünſchen muß, ehe es einmal danket. Ich bin froh an die Ruhe zu ſtellen, und wenn du mir ſo eine bringſt, ſo ſoll ſie nicht über mich zu klagen haben.“

„Freilich“ ſagte Resli: „Mutter, es preſſirt mir nicht.“ Aber er redete doch gerne mit der Mutter über die Meitſcheni, und hörte, was ſie für einen Trumpf hatte für dieſes oder jenes, und was ſie von deſſen Familie wußte bis zur Großmutter hinauf. Denn Resli hielt gar viel auf den guten Namen, und wollte nur eine Frau „von braver Familie nache“. Er wollte nicht, daß man den Kindern die Eltern verhalten könne, und hielt eben ſo viel auf ehrlichem Gut, und eine mit ungerechtem Gut hätte er nicht mögen, und wenn ſie einen ganzen Käsſpycher voll Dublonen gehabt hätte, und dazu es Myneli, wie wenn man es apparti tanglet (knetet) hätte.

So ein junger Kerli weiß aber, wenn die Mutter es ihm nicht ſagt, nicht, was in einer Familie vorgegangen und was ihr anhanget; er ſieht bloß wie das Meitſchi thut, und ſehr oft ſieht er auch dieſes Thun durch eine Brille. Und wenn er auch einſieht, wie dumm es thut, ſo meint er noch ſehr oft, aus einem Meitſchi, das dumm thut, gebe es eine Frau, die geſcheidt thue — aber ohä!

Es iſt daher einer glücklich, wenn er eine Mutter hat, mit welcher er vernünftig über die Meitſcheni reden kann, und die nicht meint, das Himmelreich beſtehe in einem Geldſack, und wenn ihr Sohn ſchon eine dumme Frau kriege, ſo mache es nichts, weil er geſcheidt fur zwei ſei.

Mehrere Jahre hatte Resli bereits in der Welt gelebt, und hatte ſchon an viele Mädchen gedacht, hatte ſchon manchmal g'werweiſet: will ich dieß oder will ich jenes: das wäre reicher, das wäre ſchöner, das wäre luſtiger, und jenes e Werchadere vom Tüfel; aber noch keines hatte er angetroffen, bei dem er in ſich ſelber dachte: Das will ich und kein anderes, und wenn ich das nicht haben kann, ſo will ich gar keins, und wer weiß, vielleicht hänge ich mich noch.

Da war einmal ein ſchöner Sonntag, und es dünkte Resli, er möchte auch einmal baden. Er machte ſich z'weg, ſteckte eine ſchöne Roſe auf den Hut, legte das ſchönſte Halstuch um und ſagte, man ſolle Abends zum Eſſen und Füttern nicht auf ihn warten, man wiſſe nie, was es gebe, ſäume ſich manchmal ung'ſinnet.

Gleich nach dem Mittageſſen ging er alleine; denn ſein Bruder hatte gerade ſeine kranke Laune und einen Knecht ſo gleichſam als Sicherheitswache mit ſich nehmen, wie es oft geſchieht, der dann mit des Meiſters Sohn ißt und trinkt, ſich aber auch für ihn ſchlägt und prügeln läßt, das mochte er nicht.

Es war ein heißer Tag, der Staub lag Hand hoch auf der Straße, und als Resli aus dem Bade kam, dünkte es ihn, er ſei ein ganz neuer Menſch, er hätte Flügel und könnte fliegen über Berg und Thal. Zwei luſtige Geiger riefen zum Tanze und raſch hörte er die genagelten Schuhe den gygampfenden (auf- und niedergehenden) Boden ſtampfen. In langſamer Ruhe ſtieg er die Treppe auf, trat unter die Thüre, ſah im öden Saal ein halbes Dutzend Paare dampfen und ſtampfen und ein Dutzend Mädchen an den Wänden ſtehen, welche auch gerne gezeigt hätten, wie ſie ihre Kittel ſchwingen könnten, und wie ſie das Stampfen erleiden möchten, auch wenn es auf ihren eigenen Füßen (Füßchen kann man nicht wohl ſagen) ſtattfinden ſollte.

Resli gehörte nicht zu den weichen Herzen, die ſich aller verlaſſenen Mädchen erbarmen, die meinen, wenn ein Mädchen tanzen möchte oder ſonſt etwas, ſo hätte ſie der Herrgott appart dazu geſchaffen, des Mädchens Wunſch zu erfüllen. Zu dem iſt es bei uns zu Lande nicht ſo mit einem Tanze abgethan, ſo daß, wenn der Geiger den letzten Strich thut, man das Mädchen flädern (halb fliegen) laſſen kann, unbekümmert, in welche Ecke oder an welche Wand es geräth, wie es unter den heutigen Zierbengeln Mode wird. Reicht ein Burſche einem Mädchen zum Tanz die Hand, ſo ſteigen in demſelben gleich ein Fuder Hoffnungen auf. Zuvörderſt ſteht eine Halbe Wein, welche der Tänzer kommen läßt, hintendrein kömmt Eſſen, ein ſchönes Schnäfeli Bratis, dann eine ſchöne Heimfahrt, und endlich ein luſtiger Hochzeittag. Das ſteigt Alles auf, ſobald ein Mädchen eine Hand zum Tanzen kriegt, und ſo eine Hand iſt gleichſam der Schlüſſel zu einem Schranke, der voll Herrlichkeit iſt, und der einem aufgeht, ſobald man mit dem Schlüſſel recht umgeht. Wenn aber nach ein oder zwei Tänzen ſonder Komplimente ein Burſche ſeine Tänzerin fahren läßt, ſo verſinken auf einmal alle dieſe Hoffnungen, und aſchgrau wird es dem Mädchen im Herzen, wie es uns Allen würde, wenn wir das Morgenroth geſehen hätten, und nach dem Morgenroth käme keine Sonne, ſondern wiederum die Nacht.

So täuſchte nun Resli nicht gerne, und für etwas mehr als höchſtens einen Tanz, war ihm keins der Mädchen anſtändig. Er forderte daher einen Schoppen für ſich alleine, und ſetzte ſich an den Schenktiſch, unbekümmert um die ärgerlichen Augen, die wie Fliegen und Wespen ſeine Ruhe gern geſtört hätten. Aber Resli trank kaltblütig ſeinen Schoppen, und dachte, wenn nichts beſſeres kömmt, ſo trink ich aus und gehe.

Und wie der Böſe kommen ſoll, wenn man an ihn denkt, ſo kömmt in guten Stunden uns auch der Engel vor die Augen, an den gerade unſere Seele dachte.

Wie Resli aufſah, ſah er ein Mädchen am Eingange ſtehen von ganz anderem Schlage als die Mädchen drinnen an der Wand. Es war nicht reich gekleidet, nicht ſo handgreiflich ſchön, wie man es auf dem Lande liebt, aber auf den erſten Blick ſah man, daß da etwas Rechtes ſei, und aus einem berühmten Hauſe; der Glanz der Züchtigkeit und Reinlichkeit, in welchem das Mädchen ſo gleichſam gebadet war, gab ihm faſt etwas ſtolzes, daß keiner der Burſche, die da waren, ſich an ihns wagten. Resli fühlte ſich auch Etwas, und glaubte nicht, daß für ihn leicht eine zu vornehm ſei, und wenn ihm auch das Mädchen fremd war, ſo dachte er doch: fragen werde nicht z'tödten geben. Darum ſtand er auf und frug das Mädchen, ob ſie einen mit einander haben wollten? Und das Mädchen ſagte, es ſei ihm recht.

Mehrere Tänze tanzten ſie im weiten Saale, ſo gleichſam der König und die Königin unterm gemeinen Volk, und ſie hatten je länger je größern Gefallen an einander; das ging zuſammen, ſo rund und ſittig, ſo raſch und richtig, daß es jedes von ihnen dünkte, ſo wohl hätte das Tanzen ihm noch nie gefallen, und noch mit Keinem hätte es ſo fortkommen können, wie pfiffen. Nach einigen Tänzen ſagte er, er möchte eine Halbe zahlen, wenn es kommen wollte. Das Meitſchi ſagte zuerſt, es ſei nicht nöthig, es ſei nicht durſtig; indeſſen wehrte es ſich doch nicht halb ſo, wie manches Stüdi, das wenn es von weitem Wein riecht, ſchon die Finger zu ſchlecken anfängt, bis an den Ellbogen, ſich aber doch, wenn Jemand es zum Wein führen will, erſt reißen läßt, bis ihm irgend ein Bein im Leibe kracht.

Man ſah dem Mädchen an, daß Resli ihm wohl gefiel, und eben weil es hier fremd war, und es wohl ſah, daß Resli es auch nicht kannte, ſo ließ es ſich um ſo unbeachteter gehen, und verſchanzte ſich nicht hinter die übliche zähe, einſylbige Sprödigkeit. Als ſie am Weine ſaßen, und die Stubenmagd fragte: Ob ſie noch etwas zu eſſen bringen ſolle, da ſagte Resli, wenn ſie was recht Gutes hätten. Aber da redete das Mädchen auf und ſagte, ein Glas Wein zu trinken ſei ihm recht geweſen, aber eſſen möge es nicht, ſein Vater werde bald kommen und es abholen, ſie hätten weit heim.

Resli gebehrdete ſich aber auch als einer, der wußte, wer er war und ſagte der Stubenmagd: Sie hätte gehört, was er befohlen, und dem Meitſchi ſagte er: es ſoll ſich nicht eigelich (Komplimente) machen, auf ein Paar Batzen mehr oder weniger komme es ihm nicht an, und wenn der Vater käme, ſo ſei immer Jemand, der eſſe, was gekochet ſei. Wenn es ihm aber recht ſei, ſo wollten ſie noch ein Paar mit einander haben, bis das Eſſen komme; er hätte noch kein Meitſchi angetroffen, mit dem ſich ihm das Tanzen beſſer geſchickt. Das Meitſchi ſagte nicht ab, und nun tanzten ſie wieder, daß man ihnen die Herzensluſt von weitem anſah, und die Kunde bis in die Küche drang, es tanzten zwei oben ganz b'ſunderbar, man hätte noch nie ſo was geſehen, und ein Kuchimutz nach dem andern ſtreckte mit zurückgehaltenem Kuchiſchurz ſeine ſchwarz angeloffene Naſe neben den Thürpfoſten durch in den Saal.

Noch zwei Tänze tanzten ſie, nachdem das Stubenmeitli das Eſſen auf den Tiſch geſtellt, und ihnen immer gewunken, von wegen weil es kalte. Aber es war Resli, als könne er das Meitſchi nicht aus dem Arm laſſen, und wenn er es laſſe, ſo entſchwinde es ihm, und er ſehe es nie wieder. Endlich führte er es doch zum Tiſche, und das Meitſchi ließ ſich führen; freilich ſagte es, es ſei unverſchamt, und es wolle ſeinen Theil bezahlen, es thäte es nicht anders. Es ſei nicht da hinaufgekommen, um zu ſchmarotzen, aber der Vater hätte eine Verrichtung gehabt, und es unten Langeweile, darum habe es dem Tanz zuſehen wollen, damit die Zeit fürgehe. Daß es ſelbſt hätte tanzen können, ſei ihm viel zu gut gegangen, und darum wolle es ihn jetzt nicht noch in Köſten bringen. Dem Geiger wolle es nichts ſagen, aber an der Uerti zahle es ſeinen Theil; wenn er das Geld nicht zu ſchenen brauche, ſo ſei es denn nicht, daß andere Leute nicht auch welches hätten und es brauchen dürften. Es nahm Resli Wunder, wer das Meitſchi ſei, und das Meitſchi, wer Resli ſei, und ſie ſchlugen beide auf den Stauden herum, aber ein jedes wollte erſt hören, wer das andere ſei, und ob die Bekanntſchaft zuläſſig ſei, ehe es herausrücke aus ſeinem Inkognito. So gelang keinem ſein Vorhaben. Es dünkte Resli wunderlich, daß das Meitſchi nicht war wie andere Meitſchi. Er hatte nach der Verrichtung des Vaters gefragt, und hatte vernommen, er ſuche Holz, um etwas zu bauen. Er hatte gefragt, ob das Haus ihnen zu klein ſei? Jetzt hätte das Mädchen Gelegenheit gehabt, aufzuzählen, wie viel Jucharten Land ſie hätten und wie viel Garben ſie machten, und wie viel Klafter Heu ſie alle Jahre dem Küher geben. Aber von dieſem allem vernahm er nichts, ſondern bloß, daß das Haus ihnen gar unkomod ſei, und der Stall ſehr bös. Es wollte ihm nichts rühmen, wie er es auch darauf anlegte, nicht einmal wie viel Schweine ſie hätten, vernahm er. Darum vernahm das Mädchen auch nichts. Resli rühmte ſonſt gerne ihre ſchönen Roſſe, wie manches ſie hätten, und wie viel ſie für jedes hätten löſen können, aber jetzt hätte er es bei Leib und Leben nicht ſagen können, wie oft das Meitſchi ihm auch Gelegenheit dazu gab. Es kam ihm vor, als ob das Rühmen ihn in den Augen des Meitſchis herunterſetzen würde, und daß der am meiſten ſich rühme, der den Ruhm am meiſten nöthig hätte. Während ſie ſo mit einander worteten, und keines ſich verrathen wollte, kam das Stubenmeitli mit der Nachricht, der Vater ſei unten und laſſe befehlen, daß es alſobald hinunterkomme. Sage ihm, ich komme gleich, ſagte das Meitſchi, ſtund aber nicht auf, machte mit Resli Geſundheit, wortete wieder, und bald wars, als ob des Vaters Beſcheid vergeſſen wäre.

Da kam das Stubenmeitli noch einmal und ſagte: Der Vater laſſe befehlen, daß ſeine Tochter auf der Stelle kommen ſolle, ſonſt fahre er alleine, man könne die Roſſe nicht einen ganzen halben Tag an den Bäumen ſtehen laſſen. „Laß du ihn fahren, ſagte Resli, ich begleite dich heim, wenn du nichts darwider haſt.“ Da ward das Mädchen roth und ſagte: „Nein, das will ich jetzt nicht; aber dankeigiſt, und behüte dich Gott,“ und ſomit gab es Resli die Hand, Resli nahm ſie und wollte noch etwas ſagen, und das Meitſchi wartete darauf. Aber das rechte Wort kam Resli nicht. Da ſtürzte die Magd hinein und rief: „G'ſchwind, g'ſchwind, dr Alt iſt ſcho ufg'hocket! „Adie wohl“, rief das Mädchen, und riß ſich los. „Wart doch, los doch“, rief Resli, aber das Mädchen war ſchon auf der Treppe, und frug auf derſelben im Fluge das Stubenmeitli: „Was iſt das für e Burſch?" „Ich weiß es nicht, ſagte daſſelbe, ich kenne ihn nicht, er iſt noch nie da geweſen." Da ging ſtille das Mädchen aufs Wägeli, ſtille hörte es die Vorwürfe des Vaters, ſtille fuhr es mit ihm dahin: es war ihm, als fahre derſelbe mit ihm ins weite öde Meer, wo keine Freude, keine Luſt mehr ſei, nichts als Herzeleid und lange lange Zeit, bis man ſterben könne.

Resli war ganz verdutzt geſtanden, und als er zum Fenſter trat, um nach Wägeli und Vater zu ſehen, ob er ſie vielleicht kenne, ſah er nur noch die hinter ihnen aufwirbelnde Staubwolke. Da that es ihm im Herzen weh, und er konnte nicht aufhören in den Staub zu ſehen, hoffend, der Wind möchte kommen, und den Staub verjagen, noch einmal könne er das Meitſchi ſehen; und lange war Staub und Wägeli verſchwunden, und immer noch ſah Resli ins Weite, und immer wirſer (mehr weh) that es ihm im Herzen. Es dünkte ihn, wie wenn ein Mühlſtein darauf läge, und der Staub biß ihn in den Augen, wie noch nie. 1000 Pfund reuten mich nicht, dachte er, wenn ich wüßte, wer die wären. Als er dieſes dachte, merkte er hinter ſich das Stubenmeitli. „Mach mir die Uerti", ſagte er raſch, als ob er fürchte, daſſelbe leſe an ſeinem Rücken die Gedanken in ſeinem Herzen. „He, es iſt 25 Batzen", ſagte daſſelbe. Während es das dargelegte Geld nachzählte, dünkte es Resli, er möchte doch noch etwas wagen, und ſagte: „Was ſind das für Leute geweſen?" Das iſt der Dorngrütbauer, er wohnt da in den Dörfern unten, in welcher Gemeinde weiß ich nicht, aber es ſoll ein gar gruſam Reicher ſein. Du haſt dich aber überzählt, es ſind 2 Batzen zuviel, 25 Batzen habe ich geſagt und nicht 27." „So behalte ſie, ſagte Resli, ich begehre ſie nicht wieder." „Du biſt ein ſeltſamer Burſch, ſagte das Stubenmeitli, die Meiſten wollen mir zu wenig geben, und du gibſt mir zuviel. Aber ich will es nehmen, ich mangle es übler als du, und du ſolleſt Dank haben z'tauſend Malen. Aber weiſt du, was ich noch lieber möchte, als die zwei Batzen?“ „Nein“, ſagte Reſli. „Einen mit dir haben, möchte ich, du kannſt es b'ſunderbar wohl. Willſt?“ „He, meinetwegen, öppe einen“, ſagte Reſli. „He nu ſo de Gyger, ſo mach denn fry e luſtige, aber g'ſchwind. Sonſt wenn die Wirthin merkt, daß ich tanze, ſo kommt ſie und nimmt mich bei den Züpfen, ſie iſt heute aber gar eine böſe, und ich will lieber, ſie komme nicht dazu.“ Nun gings Tanzen los, und das Meitſchi ward ſelig, that Sprünge wie ein junges Böcklein, vergaß aber doch nicht trotz ſeines Glückes in einer Pauſe zu fragen: „Woher kömmſt du?“

Da dünkte es Reſli erſt: Wenn ſeine erſte Tänzerin nicht wiſſe, woher er komme, ſo brauche es die gegenwärtige auch nicht zu wiſſen; aber bald beſann er ſich eines Beſſern und gab ſeinen Stammſitz an; denn wäre es nicht möglich, daß man hier ebenfalls nach ihm fragen würde?

„So biſt du der, ſagte das Stubenmeitli; ich habe viel von Liebiwyl gehört, bin aber noch nie dort geweſen. Des Dorngrüter Bauerntochter hat gefragt, woher du kämeſt, aber was man nicht weiß, kann man nicht ſagen. (Man frägt im Emmenthal meiſt: Woher biſt oder wem biſt, ſtatt wer biſt, da nach alt-adelicher Sitte die Menſchen bekannter ſind unter dem Namen ihrer Höfe, als denen ihres Geſchlechts.) „Soll ich dir noch eine Halbe holen? Du wirſt doch nicht ſchon fort wollen, du kämeſt ja Tages heim!“ „Nein, ich mag nicht mehr trinken“, ſagte Reſli. „So mußt du noch einen mit mir haben“, ſagte das Stubenmeitſchi, und nach dem einen wollte es noch einen und noch einen, gäb was Reſli ſagen mochte; und wer weiß, wie manchen Reſli noch hätte haben müſſen, wenn nicht die Wirthin unter der Thüre erſchienen wäre, um das arme, in ſeine Privatgeſchäfte vertiefte Meitſchi zu ſuchen. „So, biſt du da, du donnſtig Bubennarr, was du biſt, wohl, dir will ich“! rief ſie mit klebriger Stimme in den weiten Saal durch Geigen und

Stampfen mitten hindurch, daß das arme Mädchen zuſammenfuhr, wie von einem großen Dorn geſtochen, ſich umſah und mit einem Satz zur Stube ausfuhr, als wenn es ſchrittlings auf dem Besluſt führe.

Biſt du noch da, du donnſtiges Tanzgöhl, fuhr die Wirthin fort und richtete ihre Kanone auf den armen Reoli. Es dunkt mich, du ſollteſt genug haben, und das andere Mal laſſe mir meine Meitli in Ruhe, oder bring eine mit, wenn du tanzen willſt, für ſolche Schmöckeni habe ich meine Meitleni nicht. Oder wenn du es zwingen willſt zu tanzen, ſo frag mich, ob ich Zeit habe? Iſts denn wahr, daß du es ſo wohl könneſt? Seh, laß mal probiren; Gyger, mach ſyr e Styſe." Und ſonder weitere Umſtände mußte Reoli mit der dicken Wirthin, welche dampfte wie eine ſiedende Fleiſchſuppe, die über einem anderthalbzentnerigen Mocken (Fleiſchſtück) ſtrudelt, an den Tanz. Er begann zu glauben, er ſei verhext, und ihm war, wenn er nur da weg wäre; wenn nach der Wirthin noch die Köchin käme, dann das Badmeitli, nach dem Badmeitli die Hühnermutter und nach der Hühnermutter das Kindermeitſchi, nach dem Kindermeitſchi die Wirthstöchtern noch alle, ſo ginge es bis am Morgen, und was würden die Leute ſagen, wenn er erſt mitten im Morgen heimkäme? Da erſchien zum Glück unter der Thüre der Wirth und fluchte: Es nehme ihn doch Wunder, warum heute Alles da oben ſein wolle, wenn das nicht aufhöre, ſo wolle er ihm ſchon ein Ende machen und jage die Geiger fort. Es dünke ihn, für ſo eine Alte ſollte ſie witziger ſein, und wenn eine drei Männer gehabt und vierzehn Kinder, ſo ſollte ihr das Tanzen erleidet ſein. Aber er habe ſchon manchmal gehört, für die Narrochtige ſei kein Kraut gut als einmal der Tod. Sie ſolle ſich abe machen, es ſeien Leute unten, die wollten etwas eſſen, und zwar auf der Stelle. „He, die werden wohl warten, ſagte die Wirthin, wir haben auch warten müſſen, bis ſie gekommen ſind." „Haſt du's gehört, ſagte der Wirth, oder ſoll ich dir zünden?" „Du biſt ein Grobian, ſagte die Wirthin, haſt du es gehört, ich laſſe mich nicht von dir befehlen und tanze mit wem ich will und ſo lange ich will."

„Komm Bürſchli, wir wollen noch einen haben", und ſomit drehte ſie ſich und wollte Resli wieder faſſen, aber es war kein Resli mehr da, ſie ſtreckte die Arme in die Luft, und ſtand da, ungefähr wie Loths Weib geſtanden ſein mag. Es erſcholl ein donnernd Gelächter; der Wirth ſagte: Gäll, der hat es dir gereiſet!" „Wo iſt der junge Löhl", fragte die Wirthin, ſah rund in der Stube herum; aber Resli war nirgends zu ſehen. Hat ihn der Schwarze genommen? Und abermal lachten Alle, und der Wirth ſagte: „Such nur." Die Wirthin wurde endlich verblüfft und ſagte: „He nu ſo de. Wenn es hat ſein müſſen, ſo iſt es mir allweg lieber, er habe ihn alleine genommen, als mich damit. Es nimmt mich nur Wunder, ſagte ſie zu ihrem Manne, warum er dich nicht mitgenommen hat, es wäre ihm in einem zugegangen, und er hat ſchon Manchen genommen, der am kleinen Finger beſſer geweſen iſt, als du am ganzen Leib mit Haut und Haar."

Während unter ſolchen zärtlichen Geſprächen das Ehepaar an ſeine Arbeit ging, hatte Resli, der zum offenen Fenſter aus auf die Laube und von da ins Freie gekommen war, ſchon einen Plätz Weg gemacht. Bald ſchien's ihm, er gehe auf Rädern, bald wieder knietief in der Erde, bald tanzte er mit dem Mädchen, bald dachte er, er hätte es zum letzten Male geſehen.

Er machte Plan um Plan, wie er zu ihm gelangen wolle, bald Nachts als Kiltbub, bald unter dem Vorwand, Kühe oder Roſſe zu kaufen, oder Heu oder Stroh; ſo ein Bauernſohn hat gar manchen Schlüſſel zu andern Bauernhäuſern, wenn es ihm ernſt iſt, hineinzukommen. Aber nichts gefiel Resli recht; er erſann immer etwas Neues, und das gefiel ihm dann wieder nicht, und er war daheim, er wußte nicht wie.

Die Andern hatten ſchon gegeſſen, aber die Mutter hatte ihm ſein Eſſen an die Wärme geſtellt. Sonſt war ſie neben ihn geſeſſen und hatte ihn gefragt, wo er ausgeweſen, und dann hatte ein Wort das andere gegeben, bis beide wußten, was ſie wollten. Jetzt aber ſtellte ſie ihm ſein Eſſen dar, fragte nicht: Iſt es noch warm? Sagte nicht: Du biſt früh heim, ſagte ihm kein Wort, ging aus und ein, als wäre er nicht da. So konnte er keine Frage anbringen, und das that ihm weh. Manchen Tag ſtrich er um die Mutter herum, aber wenn er etwas vom Sonntag anfangen wollte, ſo verſchloß ein mürriſch-grollend Wort ihm den Mund. Endlich glaubte er einen günſtigen Augenblick erhaſcht zu haben, er war mit der Mutter alleine im Spycher und faßte ihr Korn für die Schweine. „Mutter, kennſt du den Dorngrüterbauer?“ „Warum fragſt du nach dem?“ „He, ich habe ihn letzten Sonntag geſehen.“ „Wie haſt du gewußt, daß es der Dorngrüterbauer war?“ „O, ich habe gefragt.“ Was hat dich das Wunder genommen?“ „He Niemerum. Aber ich habe mit der Tochter einen Tanz getanzt oder zwei.“ „Ja ſo, ſagte die Mutter. Während man daheim für euch ſorget und huſet und kummert, fahrt ihr herum und lauft jedem Schlärpli nach.“ „Es dünkt mich doch, Mutter, du ſollteſt nicht über mich zu klagen haben, ich mache ja, was ich kann.“ „Ja, ſagte die Mutter, und läufſt an den Orten herum, wo es luſtig geht. Es dünkt mich, das ſollte dir vergehen, wenn du ſinneteſt, wie wir dran ſind. Aber ſo hat man es mit den Kindern, wenn man ſie am nöthigſten hätte, ſo ſieht ein jedes für ſich und frägt Vater und Mutter nichts mehr nach.“ Darauf konnte Reſli keine Antwort mehr geben; das Herz that ihm zu weh. Die Mutter ſollte doch wiſſen, dachte er, wie lieb er ſie hätte, und daß er dieſe Vorwürfe nicht verdiene. Wenn es einem Bauernſohn nicht mehr ziehe, einmal im Jahr zu baden und einige Tänze zu tanzen, ſo wäre es doch bös, und darneben ſei er doch der Erſte und Letzte bei der Arbeit, und wenn es gerechnet ſein müßte, ſo gehörte ihm ein ſchöner Lohn heraus. Und öppe für Wüſtzuthun oder Schlägereien ſei ja noch kein Kreuzer für ihn bezahlt worden.

Solches dachte Reſli, aber es erbitterte ihn nicht. Es war ihm immer als müßte er der Mutter und noch einer Andern zeigen, daß er beſſer ſei, als man von ihm denke, als werde man hier oder dort nach ihm fragen, und dann ſolle jeder ſagen müſſen, einen brävern Burſchen und einen, der alles beſſer angreife, gebe es nicht, ſo weit der Himmel blau ſei. Und wenn ihm die Galle aufſteigen wollte, und ihn antreiben zum Wüſtthun, ſo ward ihm, als hebe das Meitſchi hinter einem Hag den Finger auf und ſage: „B'hüt mih Gott vor einem Selligen.“ Dann nahm er ſich zuſammen und that wieder wie er dachte, daß ein Meitſchi, welches gerne einen guten Mann hätte, es am liebſten ſehen würde.

Aber wie viele Pläne er auch machte, auf das Dorngrüt zu gehen, er führte keinen aus. Es munterte ihn Niemand, und ſo wie es bei ihnen immer mehr ging, hatte er nicht das Herz, eine junge Frau in das Weſen hineinzuführen.

Als künftiger Beſitzer des Hofes, um der Mutter zu gefallen, und ein gutes Lob zu erhalten ringsum, hatte er geglaubt, er dürfte wohl dem Vater ſich näher zur Hand ſtellen, dürfte ihn fragen: Wollen wir nicht an dieſes oder jenes hin? Vater, bleib du daheim, wir wollen die Sache ſchon machen, daß es dir recht iſt. Auch fragte er: „Vater, darf ich nicht mit dir z'Märit, ſoll ich den Kleb mitnehmen oder den Tſchägg, ſie ſind feiß und geben wenig Milch, es wäre Geld zu verdienen und ich ſollte das Handeln auch lernen?“ Dann ſah und hörte der Vater einige Zeit zu, und es dünkte ihm, er ſollte ſelbſt Freude haben am Eifer ſeines Sohnes, und er ſagte wohl einige Male zu ſich ſelbſt: Das gibt einmal ein rechter Bauer. Hätte die Erfahrung des Vaters den Eifer des Sohnes unterſtützt, die 5000 Pfund wären nicht nur bald erſetzt, ſondern ihr Verluſt wäre durch die erzeugte Aufregung ein eigentlicher Vortheil geworden. Aber bald kamen Eiferſucht und Mißtrauen über den Vater. Er meinte, Resli ſei von der Mutter aufgeſtiftet, und ſollte jetzt den Hof führen nach ihrem Sinn, mit Haſten und Jagen und Grämpeln, wie es Vater und Großvater nie gethan. Er wollte den Sohn nicht über den Kopf ſich wachſen laſſen, die Leute ſollten ihm nicht ſagen, ſein Sohn ſei ein ganzer Kerli, und ſeit er regiere, gehe alles beſſer. Es ſei eins ein ſchlechter Sohn, wenn er den Pflug nicht im gleichen fahre wo der Vater. Einmal er hätte ſich geſchämt, regieren zu wollen, ſo lange der Vater gelebt, und als derſelbe geſtorben, habe er gebauert, wie er es vom Vater gelernt, und es wäre auch gegangen. Aber die Welt werde immer ſchlechter, und die Kinder verachteten ihre Eltern und ein jeder Bube wolle geſcheidter ſein als Vater und Großvater. Aber ſo lange er lebe, gebe er den Löffel nicht aus der Hand und auch das Heſti nicht, und man ſolle erfahren, wer Meiſter ſei. Von dieſer Zeit an ging es dem armen Resli bös, und er brauchte nur ein Wort zu einer Sache zu ſagen, ſo ging es übel, und von allem was er ſagte, that der Vater gerade das Gegentheil, und wenn er ihm eine Unerfahrenheit oder Unbeſonnenheit aufrupfen konnte, ſo ſparte er es nicht, und nahm ſich damit nicht einmal vor den Dienſtboten in Acht. Wo er nur konnte, gab er ihm zu verſtehen, daß er eigentlich nur noch ein Bub ſei, und nichts verſtünde, und noch manchen Biſſen Brod eſſen müßte, bis er nur wüßte, was eigentlich ein Bauer ſei.

Resli verlor allen Muth, als ſein Eifer ihm ſo übel genommen ward. War er dann laß und muthlos, ſo hieß es, da ſehe man was mit ihm ſei, wenn er die Sache mit dem Maul machen könnte, ſo wäre es wohl gut, aber wo es müſſe ausgehalten ſein, da ſei er nicht daheim.

Doch dieß hätte er auch noch ertragen, er wußte gar wohl, daß man mit der Eltern Gebrechen Geduld haben ſolle, wenn nur dieſe Vorwürfe im Stillen unter vier Augen geſchehen wären. Aber die Art im Hauſe hatte ſich ganz geändert, und das war es, was ihn am übelſten plagte, und manchmal faſt z'weinen that. Früher war man ſo beſonnen mit der Rede, hütete ſich, daß kein böſes Wort fiel, oder wenigſtens nie vor fremden Ohren; denn wenn Mann und Weib ſich böſe Worte geben, was ſollen Kinder und Dienſtboten daran für ein Exempel nehmen? Muß man ſich darüber wundern, wenn ſie ebenfalls böſe Mäuler kriegen? Darum auch war das Haus ſo berühmt weit und breit; denn wo Keiner dem Andern ein böſes Wort ſagt, da geht es im Frieden, und wo es im Frieden geht, da können böſe Leute ihr Maul nicht hineinhängen.

Nun war es anders geworden.

Chriſten und ſeine Frau gaben ſich manches böſe Wort, und hielten ſich unverblümt ihre Fehler vor. Chriſten hielt ſeiner Frau ihre Wohlthätigkeit vor, und wie dieſe und jene Frau eine ganz andere ſei, ſo und ſo viel Eier- und Milchgeld hätte ſie in einem Jahre ihrem Manne gegeben. Aber da ſtünden nicht immer zwei vor der Thür und warteten bis drei andere, die drinnen wären, herauskämen, um dann auch hineinzugehen. Mit einer ſolchen Frau ſei es auch eine Freude zu hauſen; da hätte man ung'ſinnet immer mehr; er aber möge einnehmen ſo viel er wolle, ſo ſei in Gottes Namen immer kein Geld da, es ſei wie wenn der Luft darhinter wäre. Die Frau blieb nichts ſchuldig, und ſagte, 5000 Pfund hätte ſie doch nicht verliederlichet, und ſie könnte manchem armen Menſchen wohl thun, ehe ſie nur den Zins davon gebraucht hätte, und zwiſchen Spitzbuben und armen

Leuten ſei doch noch ein Unterſchied, und es heiße in der heiligen Schrift nirgends, daß die einen Gotteslohn davon hätten, welche Spitzbuben mäſteten. Sie könne nichts dafür, daß es nicht mehr Milchgeld gebe; ſie kaufe und verkaufe die Kühe nicht, und müſſe die Milch nehmen, welche man ihr bringe. Und wenn man zu rechter Zeit jede Arbeit verrichten würde, man erhielte auch mehr und beſſeres Futter. Sie wüßte Männer, welche z'halb mehr auf dem Hofe machen würden.

Wenn ſie dann auf ähnliche Weiſe mit einander gewortet hatten, ſo konnte ſich vielleicht Chriſten nicht enthalten, vor Knechten und Taunern zu ſagen: Es erleide ihm, dabei zu ſein, und wenn ſeine Frau nicht bald aufhöre, ihm die 5000 Pfund vorzuhalten, ſo müſſe etwas anders gehen. Aenneli aber weinte in der Küche vor den Mägden, und ſagte: Es ſei gut, daß ihre Mutter das nicht erlebt hätte; ſie hätte es nicht ausgeſtanden, und wenn ſie es jetzt ſehen könnte, wie es ihr gehe, ſie kehrte ſich noch im Grabe um. Daß man ſo mit ihr umgehe, hätte ſie nicht verdient, und was ſie gebe, gebe ſie eigentlich aus ihrer Sache, und es dünke ſie, das ſollte Niemand viel angehen. Aber ſie wollte, ſie wäre todt, Chriſten könnte dann eine von denen nehmen, welche ſo viel Eier- und Milchgeld machten. Vielleicht machten die ſie wieder gut, und Chriſten würde noch manchmal an ſein Aenni ſinnen, welches jetzt in keinen Schuh mehr gut und nichts recht ſei, es möge in Gottes Namen machen, was es wolle.

Die Worte, welche in die Ohren der Dienſten fallen, die finden nicht unfruchtbares Erdreich, die gehen auf, manchmal tauſendfältig, und wenn ſie aufgegangen ſind, ſo ſtehen ſie nicht ſtill wie Korn oder Weizen, ſondern wandern von Haus zu Haus und ſamen ſich wiederum ab in die Ohren neugieriger Weiber, die, wie gegenwärtig die Stadtthore, Tag und Nacht offen ſtehen. Es iſt aber mit Dienſtenohren noch eine wunderliche Sache. In gewiſſer Beziehung würde man ihnen das größte Unrecht anthun, wenn man ſagte, das wären auch Ohren, die nicht hörten. Denn dieſe Ohren hören zuweilen auf hundert Schritte, ſogar durch verſchloſſene Thüren und ſolide Wände, und von dem, was ſie ſo hören, vergeſſen ſie nichts; dann gibts wiederum andere Sachen, welche nicht zu dieſen Ohren ein wollen. Es gibt Dinge, man kann ſie ihnen hundert Mal des Tages ſagen, am folgenden Morgen wiſſen ſie nichts mehr davon, und ſagen ſie auch nie wieder. Kurioſe Ohren ſind ſolche Ohren und ſo häufig anzutreffen!

Aber nicht nur Dienſtboten redeten, auch Anneliſi klagte zuweilen einer Freundin ihr Leid, wie es nicht mehr auszuhalten ſeie daheim, und es wäre ihr zuletzt recht, den erſten beſten zu heirathen, wenn ſie nur daheim wegkäme. Aber ſie ſolle es bei Leib und Sterben Niemand ſagen. Die Freundin ſagte: „Was denkſt du doch, und wenn man vier Roſſe anſetzte, kein Sterbeswörtchen brächte man aus meinem Munde.“ Und kaum war ſie heim, ſo ſagte ſie: „Mutter, dort drüben gehts ſtrub zu; z'Anneliſi hat es mir ſelbſt geklagt; für viel Geld möchte ich nicht im Hauſe ſein. Ja, auf my Armi! wenn mich jetzt einer von den Buben ſchon wollte, ſie könnten mir küderlen.“ Der Verſuch wäre jedoch nicht rathſam geweſen.

Chriſteli konnte ſich ebenfalls nicht enthalten, wenn er getrunken hatte, anzügliche Worte fallen zu laſſen, und wenn er ſeine melancholiſche Laune hatte, und ſich vernachläſſigt glaubte, dann war ſein Herz noch offener. Ja, auch die Bettler, welche Gutthaten empfingen aus Aennelis Händen, ſchnappten Worte auf und vergaßen faſt zu danken für die erhaltene Gabe, aus Eifer und Haſt, das aufgeſchnappte Wort weiter zu tragen. Man findet oft auf wüſten Inſeln Gewächſe blühen aus fernen Zonen, und es können die Menſchen nicht faſſen, wie die Gewächſe auf die einſame Inſel gekommen, bis irgend ein Gelehrter ſich ihrer erbarmet und mit gelehrtem Geſichte ihnen erzählt, wie Blumenſtaub fliege in der Luft herum, und dieſer Blumenſtaub ſich hänge an eines Vogels Flügel oder Beine. Nun geſchehe es oft, daß dieſe Vögel durch mächtige Winde verſchlagen werden, weithin über den unermeßlichen Ocean. Dann würden ſie müde, und wo ſie feſten Boden erblickten, ruhten ſie. Nun falle der Blumenſtaub ihnen von den Füßen, keimte, ſproßte und nach wenig Jahren ſei auf der wüſten Inſel ein blühend Leben. — Dem fliegenden Blumenſtaube gleichen alle Worte; ſie ſind Geiſter der Lüfte, fliegen im Winde, hängen in Menſchen Ohren ſich, laſſen ſich tragen, wohin ihre Füße gehen, laſſen ſich abſetzen, wo ſie ſtehen und ſitzen, keimen und wuchern, und wer ſie hergetragen, vergißt man. Wer ſpäter ihren Wuchs ſieht, wundert ſich, erräth das Geheimniß nicht, weiß nicht, wie lange ſolche Geſchichten wachſen, und fort und fort wachſen weit, weit von dem Leben weg, in welchem ſie ſich zugetragen haben ſollen; er weiß nicht, wie leicht lange Geſchichten ſproſſen können aus einem geflügelten Wort, das in eines Bettlers Ohr ſich hängt.

So wurde jetzt viel geredet allenthalben von der unglücklichen Familie, denn gar zu oft fliegen ſolche gefährliche Luftgeiſter, die ſo gerne hängen bleiben, ums Haus herum. Und je weniger man vorher Urſache gehabt hatte, über ſie zu reden, um ſo mehr redete man jetzt, und entſchädigte ſich gleichſam für das frühere Schweigen, ſo wie die, welche zu faſten belieben, ſich auch durch deſto mächtigeres Eſſen entſchädigen, wenn die Faſten zu Ende gegangen.

Mehr oder weniger mochten es ihnen Alle gönnen. Da ſehe man jetzt, ſagten die Leute, die hätten immer beſſer ſein wollen, als Andere, und wegen 5000 Pfund thäten ſie ſo nöthlich. Wenn ſie ein ſolches Vermögen hätten wie jene, ſie wollten nicht nebenume luegen; aber da ſehe man jetzt, daß ſie das Geld noch lieber hätten als andere Leute, und daß ſie nur die guten Leute machten, wo ſie es mit ein Paar Birenſchnitzen und öppe einer Handvoll Mehl z'weg bringen könnten. Nein, die hätte man ſo weit und breit gerühmt und b'ſunderbar viel auf ihnen gehalten, aber wegen 5000 Pfund ſchämten ſie ſich doch, ſo wüſt zu thun.

Die Weiber abſonderlich konnten ihre Freude nicht verbergen. Wegen Chriſten ſei es ihnen leid, ſagten ſie; mit dem könnte jede vernünftige Frau nachkommen, und manche wäre froh, der ihrige wäre nur halb ſo gut wie Chriſten. Wenn man mit ihm zu reden komme, ſo ſei es nicht, daß er die Sache nicht verſtehe, ſo ausbündiſch könne nicht Mancher über Alles Beſcheid geben, wie er. Aber Aenni, der Gränne, möchten ſie es gönnen; der geſchähe es vom Tüfel recht. Die habe gemeint, ſie habe die Weisheit mit Kaffechachelene getrunke, habe alle Weiber verachtet, mit keinem Gemeinſchaft haben, weit und breit die Beſte ſein wollen, habe die armen Leute aufbegehriſch gemacht, daß man ihnen nicht genug habe geben können. Ja, ſie ſeien im Stande geweſen, ihnen das Brod wieder zu Füßen zu werfen und zu ſagen: ſie ſollen es dem Hund geben, wenn er es möge; ſie wüßten einen Ort, wo man für arme Leute Brod hätte, das ſie eſſen könnten. Die hätte gemeint, ſie hätte kein Fleckli nirgends, und es ſolle kein Menſch etwas über ſie ſagen, und der liebe Gott könnte ſeine Beine nicht ſtille halten im Himmel vor Freude, daß einmal ſo eine in den Himmel käme, und jetzt könne man ſehen, wie die eigentlich ſeien, wo beſſer ſein wollen, wie alle Andern. Sie hätten ſchon lange geſagt, wenn der nicht etwas auf die Naſe werde, ſo wüſſe man nicht, ob man noch an eine Gerechtigkeit glauben ſolle oder nicht. Aber wohl, jetzt ſei es gekommen; an der Hälfte hätten ſie mehr als z'Halbe z'viel, und es könnte ſie jetzt bald noch dauern. Aber Wunder nähme ſie es, ob Aenni jetzt die Milch hinuntergelaſſen, und ob es jetzt mit Leuten wie ſie, ſich abgeben möchte. Aber jetzt möchten ſie auch nicht. Seien ſie ehemals nicht gut genug geweſen, ſo wüßten ſie jetzt auch nicht, warum ſo Eine jetzt ihnen gut genug ſein ſollte.

So räſonnirten die Weiber; die Männer machten es etwas kürzer, und Aenneli fand vor ihnen mehr Gnade als Chriſten.

Da müßte man doch blind ſein, wenn man nicht wüßte, wer den Wagen in den Hag gefahren, und jetzt nichts mit ihm anzufangen wüßte. Es ſei bei einem ſo großen Hofe nichts verderblicher, als wenn man immer um eine Arbeit hintendrein ſei. Das ſei gerade, wie wenn man an einem Morgen nicht auf möge und am Abend nie nieder könne. Truben aber gebe es ſo, und daran ſei Chriſten Schuld. In der Haushaltung, welche Aenneli regiere, da habe Alles ſeine Zeit, und man habe nie gehört, daß die Dienſten nicht zu rechter Zeit eſſen könnten. Und was Aenneli unter ſeinen Händen habe, das ſuche es zu guter Loſung zu bringen, während Chriſten nichts aus den Händen laſſen könne, und im Handel ein rechter Föſel ſei; jeder Schulbub möge ihn. Sie wollten mit Aenneli wohl nachkommen, es ſei eine manierliche Frau, und wenn eine einen ſolchen Mann hätte, ſo nehme es ſie nicht Wunder, wenn ſie zuweilen auch ein Wort dazu ſagen wolle. Es wäre wohl gut, und käme Manchem wohl, es würde keine ſchlimmeren Weiber geben, als Aenneli. Dann ſagten wohl die Weiber: Es gebe keine wüſtern Hüng als das Mannenvolk; es brauche Eine nur wüſt zu thun, ſo gefiele ſie Allen wohl. Es gelüſtete ſie, den Männern es zu zeigen, wie einem ſei, bei ſo einem Aenni; es nehme ſie Wunder, ob ſie nicht bald aus einem andern Loche pfiffen. Aber es ſei ein wüſt Volk, und Alles ſei ihnen recht, außer was ihre eigene Frau thäte; die könnte es ihnen in Gottes Namen nicht breichen, ſie möge es anfangen wie ſie wolle.

Dieſes Gerede that aber Niemand mehr weh als Resli. Alles Andere hätte er im Stillen ertragen wollen, wenn nur das nicht geweſen wäre. Ihm war es immer im Gemüthe, als würde des Dorngrüterbauern Tochter noch nach ihm fragen, als müßte ſie vernehmen, wo er daheim ſei? Und wenn ſie jetzt fragte, was vernahm ſie? War nicht der alte berühmte Name dahin? Mußte es nicht heißen: Da gehe es nicht mehr gut. Lauter Streit und Zank ſei im Hauſe, und wenn nicht Reichthum da geweſen wäre, ſo ginge es nicht mehr lange. Jetzt möchte es noch ein Weilchen halten, aber immer könne das nicht ſo gehen. Es müßte Eine da zweimal luegen, ehe ſie hineintrappe, ſonſt nehme ſie einen Schuh voll heraus. Aber öppe ein rechtes Meitſchi, das noch nicht zu äußerſt am Hag ſei, werde ſich wohl hüten. Er wußte wohl, daß ein Name, welcher durch mehrere Geſchlechter während einem ganzen Jahrhundert erworben worden war, in wenig Jahren ganz dahin geht, und wer mußte es büßen als gerade er, der auf dem Hofe blieb. Es kam ihm immer mehr vor, wenn ſchon 10,000, ja 20,000 Pfund verloren gegangen und nur der Friede geblieben wäre, ſo wäre er glücklich und wollte kein Wörtlein klagen. Es ſchien ihm, als würde ein Verluſt alleine das Meitſchi nicht abſchrecken; in ein Haus aber, wo nur Streit und Zank ſei, da hinein würde es um Alles in der Welt nicht gehen; das, meinte er, habe er ihm wohl angeſehen. Je länger je weniger durfte er daran denken, ſich im Dorngrüt zu zeigen. Jener Sonntag war ihm ein ſchöner Traum, der ihm aber oft das Waſſer aus dem Herzen herauf in die Augen trieb. Er trug lange ſein Leid alleine, und meinte immer, die Mutter müſſe in einer guten Stunde ihm daſſelbe anſehen und darum fragen, dann wolle er es ihr in der Liebe ſagen, Alles, was er auf dem Herzen habe. Vielleicht könne ſie es einſehen, wie es ihren Kindern auf dieſe Weiſe viel zu übel gehe. Aber die Mutter fühlte nur ihr Leid, hatte keine

Augen mehr für Anderer Leid, und die gute Stunde kam ihr nicht.

Endlich vermochte Resli ſein ganzes Leid nicht mehr in ſein Herz zu faſſen, er klagte daſſelbe ſeinem Bruder. Dieſer hatte ihn als einen Günſtling betrachtet, und da er ihn im gleichen Spital krank fand, wallte auch das gleiche Mitleid, welches er mit ſich ſelbſten hatte, für den Bruder in ihm auf, und beide wurden räthig, daß es je länger je ſchlimmer gehe, und daß man da zu helfen ſuchen müſſe, wie man könne und möge. Man müſſe den Eltern, wenn ſie zu kiefeln anfingen, abbrechen, meinten ſie, und ihnen ſagen, das trage nichts ab, als daß ſie verbrüllet würden. Wenn man es ihnen in der Manier ſage, ſo würden ſie es wohl annehmen, und merken, daß ſie Unrecht hätten, b'ſunderbar wenn man dem, welches eigentlich die Urhab ſei, zeige, daß es Unrecht hätte, und ſich doch um Gottes und der Kinder willen beſänftigen ſolle. Das fanden ſie für das Beſte, und als Chriſten noch an Resli's Liebe Theil nahm, und ſagte, es müſſe nichts zu machen ſein, oder Resli müſſe des Dorngrütbauern Tochter haben, er wolle in den nächſten Tagen um den Dorngrüt herumſtreichen, und wenn er das Nöthige vernommen, ins Haus ſelbſt zu kommen ſuchen, um zu ſehen und zu hören, wie es um das Meitſchi ſtehe: da war Resli wieder voll guten Muths und meinte, ſövli bös ſeien doch die Eltern nicht, und wenn ſie ſehen, wie es den Kindern daran gelegen ſei, ſo würden ſie ſicher ſchon ſich Gewalt anthun, ſie hätten allweg noch ein Herz für ihre Kinder.

Dem Aenneliſi ſagten ſie nichts davon. Sie betrachteten es halb wie ein Kind und halb wie einen Hinterſäß, welcher vor Zeiten in Gemeindsſachen auch nichts zu reden hatte. Bauernſöhne haben es faſt wie die Katzen, welchen man es nachredet, daß ſie ſich mehr an die Häuſer als an die Leute ſchließen und hängen, während die Mädchen es haben wie die Täubchen, welche alle Tage ins Weite fliegen, und ob fremden Tauben ihr Häuschen vergeſſend, ihnen gerne folgen. Die Söhne ſind Ariſtokraten, die Mädchen die Radikalen; die Erſtern meinen, es gehöre ihnen alles von Rechtswegen, die Letztern flüchten ſich je eher je lieber in fremdes Land, um unter fremdem Schutz deſto ſicherer und mächtiger gegen die brüderlichen Ariſtokraten aufzubegehren, und aus ihren Klauen zu reißen, ſo viel wie möglich.

Die Brüder hatten Anneliſi recht lieb, aber weil es zuweilen etwas gügelhaft that, ſo trieben ſie oft ihr Geſpött mit ihm, und ſahen es ſo gleichſam über die Achſeln an. Anneliſi, welche ſich wohl bewußt war, daß es nicht auf den Kopf gefallen ſei, und ſo gute Gedanken hätte als irgend ein Meitſchi, nahm das übel und vergalt den Brüdern ihr vornehm Weſen durch manche Spottrede, manche Neckerei und verrätſchte (verklagte) ſie wohl zuweilen bei Vater und Mutter; kurzweg geſprochen, es that recht radikal gegen ſie, weſſen ſie ſich aber wenig achteten, ſondern nur noch vornehmer gegen Anneliſi wurden.

Wie gut Chriſten und Resli es auch meinten, gut kam es ihnen nicht. Die Eltern verſtunden ſie nicht; es ging ihnen, wie wenn Unkundige in einer Wunde herumfahren, oder in eine Beule ſtecken, welche noch nicht zeitig iſt.

Sobald ſie in das Gekiefel der Eltern reden wollten, ſo wurden ſie an die alte Hausſitte gemahnt, ſeit wann es der Brauch ſei, daß Kinder hineinwelſcheten, wenn Eltern mit einander redeten. Die guten Eltern dachten nicht daran, daß wenn man die Stützen wegnehme, das ganze Haus umfalle, und daß, wenn ſie ſelbſt das erſte Bedingniß, vor den Kindern zu worten, verletzten, die Kinder auch um den alten Reſpekt kämen, und daß wenn Eltern vor den Kindern ſündigen, die Liebe die Kinder treibe, die Eltern zurückzuweiſen, ſo gut als ſie auch die Eltern treibt. Der Witzigere wehrt ab; wenn nun die Kinder die Witzigern werden, ſollen ſie nicht auch abwehren?

So verſtunden es aber die Eltern nicht, ſahen nicht, daß ſie nicht mehr die Alten waren, ſondern krank geworden, die Kinder aber die alte Lebenskraft ſeien, welche ſie wieder zur alten Geſundheit bringen möchten. Wenn nun die Kinder zum Schweigen gewieſen wurden, ſo wollten ſie ſich entſchuldigen und ſagten: Aber Vater, es dünkt mich doch, es ſei nicht der werth, ſo bös zu werden; oder: Die Mutter habe Recht; wenn man es ſo machen würde, wie die Mutter ſage, es käme beſſer; oder: Der Vater hat doch auch etwas Recht; man kann in Gottes Namen nicht immer machen was man will, man muß ſich zuweilen auch nach den Umſtänden richten. Das ging dann noch tiefer; was Entſchuldigung ſein ſollte, nahm das eine als Billigung, das andere als Mißbilligung. So etwas während dem Streit iſt Oel ins Feuer, und zugleich kam Dasjenige, welches mißbilligt ſich glaubte, in den Wahn, die Kinder hielten es mit dem Andern, glaubte ſich unterdrückt, wurde nur häſſiger und böſer, der Streit ward häufiger, giftiger, lauter. Resli in ſeinem Thätigkeitstrieb vom Vater zurückgewieſen, der Mutter Wohlthätigkeitsſinn, des Hauſes Ehre, nothwendig achtend, und auch innerlich ihn theilend, entſchuldigte ſich öfters damit: Es dünke ihn doch, man ſolle zuweilen auch darauf achten, was die Mutter ſage. Das machte den Vater immer böſer über Resli, und laut klagte er über ihn, daß er nicht warten möge, bis er den Löffel aus der Hand gegeben; er ſtecke hinter der Mutter, und weiſe ſie auf, und wenn er nicht wäre, es ginge alles beſſer. Er merke wohl, was abgekartet ſei, und daß er den Hof abtreten ſollte; aber das thue er nicht, ſo lange er ein Glied rühren könne. Anneliſi, Resli's natürlicher Gegenpart, und nicht in die Abſicht der Brüder eingeweiht, nahm des Vaters Partei, und ſobald Resli den Mund aufthat, miſchte ſich auch Anneliſi ein, oft noch ehe es wußte wovon die Rede war. Wenn die Mutter es ſchweigen hieß, ſo begehrte der Vater um ſo lauter mit Resli auf, und wenn ſpäter Resli mit Anneliſi alleine war, ſo drohte er ihr, wenn ſie noch einmal den Mund aufthue, ſo nehme er ſie bei den Züpfen, und führe ſie zur Stube aus. Er wolle ihr zeigen, was ſie ſich in alles zu miſchen hätte, und ſie ſollte ſich ſchämen ins blutige Herz hinein, ein Wort gegen die Mutter zu ſagen. „Thue es nur, antwortete ihm dann Anneliſi, wenn du darfſt, und du meinſt, du hätteſt alleine das Recht zu reden. Aber das Haus iſt noch nicht deins, und ſo lang ich in der Kräze ſein muß, will ich das Recht haben, zu reden was ich will, hörſt du, ſo gut als du. Und es nimmt mich Wunder, ob du dich nicht noch mehr ſchämen ſollteſt, ſo auf dem Vater zu ſein, du ſollteſt doch wohl ſehen, was er zu leiden hat, von der Wunderlichkeit der Mutter.“ „Was, Wunderlichkeit der Mutter, ſchrie Resli, es nimmt mich Wunder, wer wunderlicher iſt, der Vater oder die Mutter!“ So gings, und oft war es nahe dabei, daß die Beiden ſich in die Haare gefahren wären, wenn der ältere Bruder nicht gemittelt hätte.

So ward, was zum Frieden dienen ſollte, ein neues Reizmittel zum Streit, wie es ja auch bei großen Bränden geſchieht, daß Feuerſpritzen, welche man zur Rettung eines Hauſes in eine Gaſſe geſtellt, das Feuer leiten vom brennenden Hauſe ins Nachbarhaus, weil, durch die Hitze angeſteckt, ſie ſelbſt in Brand gerathen. Statt daß der Eltern Streit aufgehört hätte, riß Streit unter den Geſchwiſtern ein, und ein Streit nahm Nahrung aus dem andern Streit. So ward das Leben immer trübſeliger, und es erleidete Aenneli oft ſo dabei, daß es zu Gott betete, er möchte es doch ſterben laſſen, und Chriſten ging es nicht beſſer.

Einmal, es war am Sonntag vor Pfingſten, am erſten heiligen Sonntag, dünkte es Chriſten, er möchte noch Kuchen zum z'Morgeneſſen. Sie hatten am Samſtag gebacken, und nach üblicher Sitte Kuchen gemacht, für das ganze Hausgeſinde über den Tiſch weg. Dieß geſchah gewöhnlich in ſo reichlichem Maße, daß immer übrig blieb, und manchmal ſpäter den Reſt Niemand eſſen mochte. Dießmal kam Chriſten die Luſt an, es war als ob der Teufel ihn ſtüpfe, wie man zu ſagen pflegt; oder ob er zwei Bettlerweiber vom Hauſe weg gehen geſehen, ich weiß es nicht. Denn die ſind auch früh auf, und je länger je weniger ſoll man den Bettlern Faulheit vorwerfen; hoiſchen und doppeln ſie einem ja manchmal ſchon vor fünf Uhr an der Thüre.

Genug, Chriſten wollte zu ſeinem Kaffee Kuchen haben, und Anneli ſagte: „Kuchen iſt keiner mehr, aber ich will dir lings (friſches) Brot holen.“ „He, das wäre kurios, wenn kein Kuchen mehr da wäre, ſagte Chriſten, es iſt ja geſtern noch ſo viel übrig geblieben. Gehe du, Anneliſi, du wirſt wohl noch finden.“ „Du haſt gehört, ſagte Aenneli, es iſt keiner mehr, und du brauchſt das Meitſchi nicht zu ſchicken, wenn ich es dir ſage.“ „Aber wo iſt denn der Kuchen hingekommen,“ fragte Chriſten. „Er iſt einmal nicht mehr da,“ ſagte Aenneli. „So, geht das nun ſo, brach Chriſten los, freſſen einem die Bettler den Kuchen vor dem Maul weg? Brot iſt nicht mehr gut genug für ſie. Es wird bald dahin kommen, daß wir nicht einmal Brot mehr haben, wenn die Bettler uns den Hof gefreſſen. Aber ſo geht es, wo die Frau den Bettlern die Sache beſſer gönnt als dem Mann und den Kindern.“ „Ich weiß gar nicht, warum du heute Kuchen willſt, ſagte die Frau, das iſt nur um zu zanken, es iſt manchmal übrig geblieben und du haſt keinen begehrt, ſo daß er zu Schanden gegangen wäre, wenn ich ihn nicht weggegeben hätte. Wenn ich dir anbot, haſt du geſagt, du liebeſt alten Kuchen nicht.“ „Selb iſt nicht, ſagte Chriſten, aber du begehrſt mich auf die Gaſſe zu bringen oder ins Grab, du —.“ „Vater, Vater, ſagte Resli, denket es iſt heute heiliger Sonntag, und was werden die Leute ſagen, wenn ſie hören, daß wir wieder Streit haben." „Aber was braucht die Mutter den Kuchen fortzugeben, ſagte Anneliſi, ſie hätte doch wohl denken können, der Vater nehme noch." „Und was haſt du darein zu reden, ſagte Resli, die Mutter hat gewußt was ſie zu machen hat, ehe du da geweſen biſt." „Ich habe ſo gut das Recht darein zu reden als du, ſagte Anneliſi, und laſſe mir von einem ſolchen, wie du einer biſt, nicht befehlen." „Wie bin ich denn einer?" fragte Resli. „He, einer, daß wenn man mit den Schuhen an ihn gekommen wäre, man ſie wegwürfe aus Gruſen, man ſei vergiftet." „Wart du Täſche," rief Resli und wollte hinter das Meitſchi her. Das floh hinter den Vater und brüllte jämmerlich, der Vater donnerte auch. Da that die Mutter, welche hinausgegangen war als Resli vom heiligen Sonntag redete, die Thüre auf, welche aus der Küche in die Stube führte und ſagte: „Eh Resli, denkſt du jetzt auch nicht an den Sonntag und ſchämſt dich nicht vor den Chilerleuten, ſprichſt andern zu und kannſt dich ſelbſt nicht halten." Das ſchlug Resli wie mit einem Zaunſtecken. Er ſagte: „Vater, zürne nicht, mit dir wollte ich nicht ſtreiten, und wenn z'Meitſchi ſagen darf was es will, ſo iſts mir auch recht, wenn du es erleiden magſt," und ging zur Thür hinaus.

Es war eine geſtörte Haushaltung an ſelbem Morgen. Sobald der Streit anging, hatten die Dienſten ſich fortgemacht, und als Resli hinausging, machten ſich auch die andern fort, eines hier aus, das andere dort aus, faſt wie eine Bande, die ob böſer That geſtört worden, und keines kehrte in die Stube zurück, das z'Morgen blieb auf dem Tiſche faſt bis z'Mittag. Niemand ließ ſich herbei, es wegzuräumen.

Aenneli wollten Resli's Worte, was die Leute ſagen würden, nicht aus dem Kopf. Was werden ſie erſt ſagen, wenn heute an einem heiligen Sonntag Niemand in die Predigt geht? Da erſt werden ſie uns verhandeln und allerlei lügen, warum wir nicht gegangen. Jemand muß doch gehen. Aber Aenneli fand Niemand, den es ſenden konnte, es mußte, wenn ihr Haus repräſentirt ſein ſollte, ſelbſt in der Kirche, Hand an ſich ſelbſten legen, d. h. ſich des Hauſes, in welches es wollte, würdig kleiden. In ungeſtörter Einſamkeit vollbrachte es ſein Werk, und es kam ihm wohl, daß es zu demſelben nicht fremde Hände brauchte; aber die Mutter hatte es von Jugend auf gelernt, daß der Menſch ſich ſelbſt müſſe helfen können in allem, was täglich ihm zur Hand käme. Dafür hätte Gott einem die Hände wachſen laſſen, über die man einſten auch Rechnung ablegen müſſe, wie für jedes andere erhaltene Pfund, hatte die Mutter immer geſagt.

Aenneli preſſirte nicht, es begehrte nicht der Menge ſich anzuſchließen, welcher oft das, was vor und nach der Predigt auf dem Kilchweg geredet wird, wichtiger iſt als die Predigt ſelbſt; ihr Gemüth drängte ſie nicht zur Mittheilung, und für Anderer Angelegenheiten hatte es keinen Platz, es war voll eigenen Leids.

Eine halbe Stunde weit hatte Aenneli zur Kirche und Niemand war auf ihrem Wege; denn heute eilte Alles, um noch Platz zu finden. Gar ſeltſam war ihr zu Muthe, ſo einſam und ſchauerlich, als ob ſie pilgern ſollte, weit, weit weg, und wußte kein Ziel, wußte keine Heimath mehr, und alle ſeien vorausgezogen und Niemand warte ihr, alleine mußte ſie pilgern, weit und immer weiter. Noch tönten die Glocken, die ihr ſagten, wo die anderen ſeien; aber ſie verhallten bald, und ſtille wards. Sie hörte nichts als ihre eigenen Tritte, nicht einmal ein Hund bellte im Thale; ſo ſtille mußte es im Grabe ſein. Und wenn ſie nun alleine wäre in der Welt, fände keinen Menſchen mehr im Dorfe, keinen in der Kirche, keinen mehr in der ganzen Welt und alle wären fortgezogen durch das unſichtbare Thor, zu welchem der Herr einzig den Schlüſſel hat. Da ſchwollen von der Kirche her feierliche Klänge und mächtige Töne rauſchten auf, und Aenneli faltete die Hände, es war ihr, als wäre ihr wieder Muth ins Herz gekommen, und doch bebte ſie in ihrer Seele, es war ihr, als höre ſie aus den Tönen heraus eine Stimme, als wie eines Richters Stimme, die ſie riefe vor Gericht.

Angefüllt war die Kirche, kein Platz ſchien mehr für Aenneli da, ſie ſtund im Thürwinkel. Sieh, wenn es dir ſo ginge, wenn du ſterben würdeſt, dachte ſie, und kämeſt unter des Himmels Thüre und kein Platz wäre mehr da für dich, und du müßteſt ſtehen, müßteſt wieder gehen, weil kein Platz für dich da wäre, weil du zu ſpät gekommen, alle voran gelaſſen, im Wahne, du kämeſt noch früh genug. Und wieder nun wuchs ihr Angſt ums Herz, denn es gibt Augenblicke, wo unſer Herz angſtvoll iſt, und alles auf ſich bezieht, wo die Angſt um die Seele zuvorderſt iſt, und alle Augenblicke die Augen voll Waſſer ſind. Da winkte ihr eine Tannersfrau, welcher ſie auch manche Gutthat unters Fürtuch gegeben; aber Aenneli merkte es nicht, bis im nächſten Stuhl eine ihr einen Mupf gab und deutete. Da ſah ſie, wie die arme Frau ihr ängſtlich winkte, den andern deutete, daß ſie noch näher zuſammenrücken ſollten und ihr dann ein Plätzchen frei machte im Stuhle. So machte die arme Frau der reichen Platz in der Kirche, und dieſe trat demüthig näher und nahm jetzt auch eine Wohlthat an. Wer weiß, dachte Aenneli, wenn ich ſo ſpät komme und voll Sündenſchuld in den Himmel, wer weiß, ob mir dann nicht vielleicht auch eine arme Frau winket, um ein Plätzchen für mich bittet, das ihre mit mir theilt, für weniges, das ich gethan, mir ſo vieles gibt. Dann erfahre ichs, wie reich vergolten wird das Wenige, was man auf Erden an Nebenmenſchen gethan. Und als ſie neben die arme Frau niederſaß, war es ihr faſt, als ſitze ſie neben ihren Engel und hätte jetzt einen ſichern Platz gewonnen, und Niemand werde ſie aus demſelben ſtoßen, und ihr ſei jetzt wohlgegangen in alle Ewigkeit.

Als der Geſang verklungen war, begann der Pfarrer zu beten und die Gemeinde ſtand auf. Es ſchmerzte Aenneli vom erhaltenen Platze aufzuſtehen, wo ihr ſo wohl geworden, als ſei ſie zur himmliſchen Ruhe gekommen. Sie dachte, wie es wohl einem ſein müßte, der den Himmel erlangt und wieder daraus weg müßte, in die Hölle vielleicht, wo Heulen und Zähneklappen iſt ewiglich. Da zuckte es in ihrem Herzen, als ob feurige Pfeile durch daſſelbe führen, und vor ihr ſtanden die vergangenen Tage, und nach ihnen kamen die gegenwärtigen, und über den erſten ſtand Freude und Glück und die letzteren waren in Weh und Schmerz gehüllt, und ſie fühlte in ihrem Herzen, wie es einem ſein muß, der aus dem Himmel in die Hölle muß. War ſie ja auch in ſchaurigem Jammerthale und ſah ihrem Elende kein Ende, und von hier weg, wo ihr ſo wohl geworden, mußte ſie in kurzer Stunde wieder heim in Qual und Zank, in des Unfriedens graulicht Gebäude. Mußte alleine dort wieder einziehen, von all den Hunderten kam Niemand mit, keine arme Frau, welche ihr ein ſtill friedſam Plätzchen bereitete, dort warteten ihrer wieder die alte Noth, das Elend, das nicht aus mißrathenen Erndten kommt und mit den ſchlechten Jahren zu Ende geht, ſondern das andere, das aus übelberathenen Seelen ſtammt, und dauert ſo lange als der üble Rath in den Seelen, oft ſo lange als die Seele ſelbſt, ewiglich. Ach, müßte ſie doch nimmer heim, könnte ſie ihr müdes Herz doch legen an ein ruhig Plätzchen, wo es ſchlafen könnte bis ihr Plätzchen im Himmel bereitet ſei. Da tönte in dieſe Gedanken hinein des Pfarrers Stimme, welcher den Text verlas, der alſo lautete: „Aber ich ſage euch: ich werde von nun an nicht mehr vom Gewächs dieſes Weinſtockes trinken, bis an den Tag, da ich es neu trinken werde mit euch in meines Vaters Reich.“

Es war ihr, als hätte der Pfarrer in ihr Herz geſehen, und die Worte gerade auf ſie gerichtet, als eine ſchöne Verheißung, daß ihr Wunſch bald ſollte erfüllet und ſie befreit werden aus ihrem Elend und an ein ruhig Plätzchen kommen. Sie freute ſich des Sterbens und doch kam eine unbeſchreibliche Wehmuth über ſie. Sie dachte anfangs wohl, mir ginge es ſo wohl und Niemand übel, wenn ich daraus ſtellen könnte. Vielleicht, wenn ich einmal fort wäre, merkten ſie, was ich geweſen und daß ich nicht mehr da bin, und ſie ſinneten vielleicht noch manchmal an mich, wenn an das nicht geſinnet wird und für jenes nicht geſorget. Sie würden vielleicht denken: es iſt notti (doch) übel gegangen, daß die Mutter geſtorben. Würde aber wohl auch Jemand weinen, wenn ich ſtürbe, wenn ſie mich zu Grabe trügen und wenn die Erde polterte auf meinem Todtenbaum? Müßte wohl Chriſten das Nastuch nehmen vor das Geſicht? Und Resli, was würde der ſagen, würde er fühlen wie übel es ihm ginge? Ach, hätte ich vor drei Jahren ſterben können, da weiß ich, was ſie gethan hätten; da wäre es Chriſten geweſen, als hätte man ihm das Herz aus dem Leibe genommen, als müßte er dieſem Herzen nach ins Grab. Und wenn ich jetzt ſterbe, ſteht vielleicht Niemand an meinem Bette, und wenn ſie mich todt finden, ſo iſts ihnen, als ſei ihnen ein Berg vom Herzen gefallen und der Stein des Anſtoßes verſchwunden. Ach Gott, wenn meine Mutter wüßte, wie es mir ergeht, und daß ich ein ſolches Ende nehmen würde; das hätte ich keinem Menſchen geglaubt, und habe ich gemeint, wenn ich einmal ſterbe, ſo müſſe es heißen: Wir haben noch nie eine Leiche geſehen, wo es ſo übel gegangen iſt, alli ſuſer (alleſammt) hei pläret, man hat es ſy wyt g'hört; das muß afe e Frau g'ſi ſy!

Heiße, heiße Thränen ſiedeten in Aenneli's Herzen und ſprudelten in reichen Strömen über ihre Wangen. Sterben als ein Stein des Anſtoßes, als ein Berg auf aller Herzen, als eine Thüre vor dem Glück, das war ſchrecklich und hatte ſie ja immer das Gegentheil gewollt. Von wehmüthigem

Schmerz überwältigt, konnte ſie faſt des lauten Weinens ſich nicht enthalten, und der Schmerz verzehrte ihr alle ſeine Gedanken und in die Finſterniß ihrer Seele hinein tönte wieder des Pfarrers Stimme.

„Sein letztes Mahl hätte Jeſus mit ſeinen Jüngern gehalten; er hätte gewußt, wann es das letzte wäre, hätte einen unvergänglichen Segen geſtiftet an ſelbigem, hätte dieſes Mahl uns hinterlaſſen als ein unverwelkiches Erbe. Wann ſein letztes Mahl jeder hielte mit den Seinigen, wiſſe keiner, keiner wiſſe ſeinen letzten Tag. Es wäre wohl gut, wenn jeder jedes Mahl als ſein letztes betrachtete, das er mit den Seinigen hielte, und ſo weit aus den Augen ſollte dieſer Gedanke nicht liegen, denn wie mancher Hausvater ſei am Abend als Leiche auf ſeinem Bette gelegen, der des Mittags mit den Seinen am Tiſche geſeſſen, wie manche Hausmutter hätte mit dem Tode gerungen, während das Mahl, das ſie eigenhändig kochte, noch über dem Feuer ſtund, ungegeſſen, und wie mancher Jüngling ſei nicht über Nacht todt heimgebracht worden, der des Abends üppiglich gelebt an ſeiner Eltern Tiſch? Da wäre wohl gut, wenn jedes jedesmal gedächte, daß es ſein Letztes ſein könnte, da würde es anders ſich geberden, würde gerne ein ſchönes Wort, eine freundliche Rede hinterlaſſen zu ſeinem Andenken, daß es nach langen Jahren noch heiße: Ich kann es nicht vergeſſen, als es das Letztemal mit uns gegeſſen, wo kein Menſch ans Sterben dachte, da hat es noch geſagt. — Ich habe ſeither manchmal gedacht, ob er etwas vom Sterben gefühlt. Aber es iſt ſeither oft mein Troſt geweſen, daß wenn er ſchon ungeſinnet geſtorben iſt, er doch ſo gute Gedanken gehabt hat. Aber wenn einer über Tiſch ſchlechte Reden geführt, den Geber alles Guten geärgert, während er ſeine Gabe genoß, denket, wie muß es den Hinterlaſſenen ſein, wenn dieſe Reden ihnen einfallen, wie muß es dem Sterbenden ſein im Augenblicke des Todes, wo die Gedanken mit unbeſchreiblicher Schnelle vor der Seele wechſeln, als ob ſie das ganze Leben aufrollen wollten vor ſelbiger, wenn er ſeiner Worte gedenkt am letzten Mahle und was für ein Andenken er den Seinen hinterläßt, und was für ein Zeugniß über den Zuſtand ſeiner Seele?

„Oder wenn man gar in Streit und Zank die Gaben Gottes genoſſen, in Streit und Zank auseinander gegangen iſt, mit Groll im Herzen, mit böſen Gedanken in der Seele vielleicht, mit böſen Wünſchen auf der Zunge, und Gott rufet einen ab, er kann nicht Friede machen, nicht abbitten, nicht zurücknehmen, er ſtirbt unverſöhnt, was meint ihr, muß der Tod nicht wie ein zweiſchneidend Schwert in ſeine Seele fahren, und wie muß es den Seinen ſein, und muß es ihnen nicht allemal, wenn ſie zu Tiſche ſitzen, in Sinn kommen, wie einer aus ihrer Mitte im Unfrieden dahin gefahren! Wohin?

„So ſollte wohl jegliches Mahl in jedem Hauſe genoſſen werden als das Letzte, genoſſen werden wie die Kinder Iſrael das letzte Mahl genoſſen im Dienſthauſe des Egypter Landes, zur Reiſe in die Wüſte bereit, ſo der Chriſt bereit zur Reiſe ins wüſte Thal des Todes, welches zwiſchen unſerem jetzigen Lande und unſerem gelobten Lande gelegen iſt. Aber der Geſchäfte des Tages, des gemeinen Lebens Aufregung hindere dieß, halte meiſt den Geiſt nieder, daß er nicht aufzuſchauen vermöge in die Gebiete des höheren Lebens. Aber eben darum ſollte man ja nicht verſäumen, wenigſtens das Mahl, welches die Erneuerung iſt des Mahles, welches der Herr als ſein letztes genoſſen, auch als ein Abſchiedsmahl von dieſer Welt zu betrachten. Nicht nur als einen Abſchied von der Sünde, ſondern auch als einen Abſchied von Allen, welche uns angehören, ſollte man es betrachten, denken, man müſſe nach genommenem Mahle ſcheiden von all den Seinen. Hat man für ſie geſorget? ſeine Schuldigkeit an ihnen gethan? welchen Namen, welches Andenken läßt man ihnen? ſcheidet man im Frieden? folgen ihre Thränen uns nach? bleiben ihre Herzen bei uns? Das ſind Fragen, die ſich ſtellen ſollen vor unſere Seelen. Denket euch, zum Letztenmale tränket ihr hienieden mit den Eurigen vom Gewächſe des Weinſtockes, dieſen Abend, wenn die Sonne ſcheidet, ſchlage auch eure Abſchiedsſtunde, und ſtellt nun jene Fragen vor eure Seele. Was waret ihr den Euren? was hinterlaſſet ihr ihnen? wie trennen die Herzen ſich, wenn heute Abend der Abſchied kömmt? Ich weiß es, dieſes fährt wie eine feurige Flamme in manches Herz und manche Quelle innern Leids bricht auf, und manchen dunklen Schatten werfen die Gewiſſen über die Seelen. Denn den Unfrieden kann man nicht läugnen, der Groll liegt auf den Geſichtern, der geſtrige, der heutige Tag können noch nicht vergeſſen ſein, und was wir ſind, ſteht vor unſerem Angeſichte. Darum eilet und machet Friede, machet gut, holt das Verſäumte nach. Den heutigen Abend werden wahrſcheinlich die meiſten erleben, wenn nicht das Gewölbe dieſer Kirche einbricht, die Brücke dort nicht unter euch zuſammenbricht; aber das nächſte Abendmahl, wer wird dieſes erleben? Drei Monate liegen zwiſchen dieſem Mahle und dem nächſten Mahle, drei Monate ſind eine lange Zeit; vergeſſet nicht, wie mancher vor einem Jahre im Laufe dieſer Monate ins Grab ſank. Zählet draußen die Gräber; wenn ihr ſie gezählet, ſo vergeſſet die Zahl nicht, traget ſie heim und gedenket, daß Der, welcher vor einem Jahre ſo viele ins Grab legte, der Gleiche geblieben und in dieſem Jahre eben ſo viele oder viermal ſo viele zu dieſen legen kann, ſobald Er will. Warum ſollte euch diesmal die Reihe nicht treffen? hat einer unter euch einen Sicherheitsſchein? Junge ſinds und Alte, Starke und Schwache, welche des Herrn Arm geſchlagen, welche die Ihrigen dorthin gelegt. Fühlt ihr nicht, wie die Vergänglichkeit durch eure Glieder ſchleicht, wie das Pochen eurer Herzen mir Recht gibt? Säumet nicht, holt nach, macht gut. Warum zögert eure

Seele, den heiligen Entſchluß zu faſſen? Ja, ich bin nicht ſchuld, ſagen die einen, der andere hat zuerſt gefehlt. Ja, ſagt ein anderer, ich weiß nicht ob er Friede machen will. Die dritten, und wenn ich heute Friede machte, ſo wäre es morgen im Alten, und noch hunderte ſolcher Sprüche ſchleichen aus dem Hintergrunde der Seele hervor; es ſind die alten Leichentücher, welche ihr ſchon hundertmal gebraucht, in welchen ihr jeden guten Entſchluß zu begraben pflegt. Hat Jeſus auch Entſchuldigungen gemacht im Garten Gethſemane? machte er Vorbehalte als er ſprach: Vater vergib ihnen, ſie wiſſen nicht was ſie thun? machte er Ausnahmen als er ſein Opfer am Kreuz vollbrachte? Er hatte keine Ausreden, machte aber auch keine Vorbehalte, als er befahl, daß man ſiebenmal ſiebzigmal in einem Tage vergeben, den Balken aus dem eigenen Auge ziehen ſolle. Darum gehorcht, verſöhnt euch mit den Menſchen, dann erſt könnt ihr euch verſöhnen mit Gott; vergebt euern Schuldnern, dann erſt werden eure Schulden euch vergeben; rechnet nicht mit den Brüdern, wenn ihr nicht wollt, daß der Herr rechne mit euch. Zögert nicht, zaudert nicht; wie ein Dieb in der Nacht kommt der Herr. Glaubt es doch. Der Bruder hat euch auch eine Rechnung zu ſtellen, ſieht ebenſo viel Fehler an euch, als ihr an ihm. Dieſe Rechnungen aber gleicht man mit Rechnen nicht aus, da hilft nur vergeben und vergeſſen. Darum du, der du zum Altar treten willſt und weißt, daß dein Bruder zürnet, ſo laß den Altar und verſöhne deinen Bruder, dann erſt komme wieder. Im Himmel iſt ewiger Friede; wer im Himmel ein Plätzchen will, darf nicht Streit auf Erden laſſen, nicht Streit im Herzen tragen.

„Darum reiniget euch, damit wenn der Herr kommt, ihr fröhlichen Abſchied nehmen, auf Erden ein freundlich Andenken hinterlaſſen, im Himmel den ewigen Frieden finden könnet.“

So ſprach der Pfarrer und die Worte tönten in Aenneli's

Seele wieder faſt wie Gottes Worte. Sie trafen Punkt für Punkt ihre eigenen Zuſtände und Gedanken, als wenn ein allwiſſendes Auge ſie in ihrer Seele geleſen hätte, ſie begegneten jedem Stocken, jeder Ausflucht, Schlag auf Schag erſchütterte ihre Seele, ſie ward wie betäubt, und als der Pfarrer ſchwieg, da ſchien es ihr, ſie ſtünde an eines tiefen fürchterlichen Abgrunds Rand und eine Stimme hoch über ihr ſage: Frau, Frau, deine Zeit iſt um, rette deine Seele.

Sie ging nicht zum heiligen Mahle, mit andern verließ ſie nach der Predigt die Kirche unwillkürlich, von einer inneren Gewalt getrieben, obgleich ſie eigentlich angezogen war, um zum Tiſche des Herrn zu gehen. Aber eben es war nur der Leib, welcher die rechte Kleidung trug, und da weigerte ſich die Seele, und forderte auch das Kleid der Reinigung. Betäubt, faſt wie Jemand der aus großer Todesnoth gerettet worden, aber noch nicht weiß wie es gegangen und wo er iſt, ging ſie nach Hauſe. Wie lange ſie heimgegangen und was in ihrer Seele auf- und niedergegangen, das wußte ſie ebenfalls nicht. Aber ſie hatten ihrer geharret, Resli ſtand auf der B'ſetzi und ſeiner Stimme, als er frug: Mutter, kömmſt du endlich und wo bleibſt ſo lange? hörte man es an, daß er Angſt um ſie gehabt. Das Eſſen war längſt z'weg, Anneliſi hatte gekocht und ſchoß puckt in der Küche herum. Es war die Verlegenheit des böſen Gewiſſens, das gerne ſich entlaſtet hätte, aber nicht recht weiß wie. Denn als die Mutter fragte: ob alles z'weg ſei zum Eſſen, antwortete Anneliſi ganz freundlich und mit viel mehr Worten als nöthig geweſen wäre. Noch fehlte der Vater; er ſei zum Waldacker hinaufgegangen, hieß es. Dort oben am Waldesſaum ſaß Chriſten und während der Himmel ſo heiter über ihm war, die ganze Erde lachte, war es ihm ſo trüb im Gemüthe. So kann es nicht mehr länger bleiben, ſagte er zu ſich ſelbſt; kein Eſſen iſt mehr gut; die Kinder reden in alles, die Dienſten eſtemieren einen nicht mehr; eins zieht hier aus, das andere dort aus, und zuletzt geht alles über mich aus und mit dem Rücken kann ich anſehen, was ich vom Vater geerbt. Nein, ſo kann es beim Schieß nicht mehr gehen. Aber was machen? Z'Boden ſtellen, daß man einmal weiß, wer Meiſter iſt und wenn es ſein muß, ſie zuweilen in die Finger nehmen, das wär z'beſt, wenn die Kinder nicht wären. Aber man muß ſich vor den Kindern ſchämen, und dann liefen ſie fort und der Lärm würde nur größer. Die verfluchten Bettelweiber mit der Geiſel wegjagen und wenn eine ins Haus ſchleichen, ſie an den Züpfen hinausführen, ſo gutete doch wenigſtens das verfluchte Verſchleipfen. Aber was hätte ich davon, als verbrüllet zu werden im ganzen Land, und wenn eine Frau verſchleipfe will, ſo iſt ihr der Tütſchel nicht liſtig genug. Scheiden wäre z'kürzeſt und dann könnte ein jedes mit ſeinem Gelde machen und huſen wie es wollte. Aber wie ginge es dann mit dem Weibergut, wenn ich das herausgeben müßte, es thäte mir notti weh. Und dazu hätte ich eigentlich gar nichts wider Aenni, wenn es nur wenigſtens narrochtig thät mit dem Bettelvolk und nicht meinte, es müßte jeder Täſche aufwarten mit dem Hemd ab dem Leibe, und weniger regieren wollte und mir die 5000 Pfund nicht immer vorhielte, ſo hätte ich gar nichts wider ihns, im Gegentheil, es wäre mir faſt noch ſo lieb wie ehemals. Denn daneben wäre es ein gutes in alle Spiel, hätte Sorg zu allem, und es ſei kein Zeichen im Kalender, über welches es nicht Bericht geben könnte. Oeppe ſo Laſter, wie die meiſten Weiber damit behaftet ſeien, wüßte er notti an Aenneli keines. Aber die 5000 Pfund laſſe er ſich nicht vorhalten; er ſei nicht für ſeine Freude Vogt geweſen; vermöge ſich deſſen nichts, und wenn ſie einem Menſchen weh thäten, ſo thäten ſie ihm weh und b'ſunderbar weil er ſehe, daß auf dieſem Wege man nicht mehr dazu käme, ſondern noch um das was man hätte. Zuletzt wäre ihm an den 5000 Pfund nicht mehr alles gelegen. Wenn ſie nur den vorigen Zuſtand wieder hätten, und Aenneli würde wie ehemals, ſo könnten ſeinethalb die 5000 Pfund ſein wo ſie wollten. Er könnte dem Bub den Hof abtreten und in die Hinterſtube gehen; aber er ſchäme ſich auch ſchon abzugeben, und mit minderem Vermögen, als er ererbt, das würde die Leute lächern, und zu dem daure ihn der Bub. Wenn ſie mit dem ganzen Vermögen nicht fahren möchten, wie ſollte es denn der Bub machen können, wenn er den Geſchwiſtern herausgeben und dazu ihnen noch einen großen Schleiß (Nutznieß in Geld und Naturalien) ausrichten müßte? Und er wüßte auch nicht wie Aenneli das ausſtünde. Man habe ſchon manches Beiſpiel, daß eine Mutter, wenn man ihr die Haushaltung abgenommen, und ſie zu nichts mehr etwas hätte ſagen ſollen, verhürſchet worden ſeie im Kopf und b'ſunderbar ſei es denen begegnet, die gewohnt geweſen ſeien, viel auszutheilen und die nun auf einmal nichts mehr zu geben hätten. Er glaube nicht, daß Aenneli das ausſtünde, wenn man ihm auf einmal alles abnehmen würde, und daran möchte er doch nicht ſchuld ſein; es ſei daneben doch noch ein Gutes geweſen. Nun habe man Beiſpiele, daß man mit ihnen umginge gerade wie mit Vieh. Nit, ſo lange er lebte, wollte er ſchon dafür ſorgen, daß es nicht geſchehen würde, aber man wiſſe nicht, wer zuerſt davon müſſe. Er wüßte eine Frau, die auch verhürſchet worden ſei, weil man ihr alles eingeſchloſſen und ſie zu keiner Sache mehr etwas hätte ſagen ſollen und nichts mehr geben, und die man jetzt, ſeit ihr Mann geſtorben, behandle wie ein Unvernünftiges, ſie einſam und abgeſondert einſchließe und Niemand zu ihr laſſe. Und doch ſei es nicht, daß die Leute es nicht vermöchten. Er möchte an ſolchem nicht ſchuld ſein, ſolches müſſe einſt abgebüßt werden an beiden Orten hienache und dertnache (hier und dort), und was die Kinder nicht alles auseſſen, das warte noch den Kindeskindern. Und ſelb möge er nicht. Resli thäte es jetzt freilich nicht, aber man wiſſe nicht, was er für eine Frau erhalte, und was eine Frau aus einem

Menſchen zu machen vermöge, das wiſſe man auch nicht. Man habe Beiſpiele, daß aus den freinſten (friedlichſten) Burſchen halbe Tüfle worden ſeien vor Gyt und Unverſtand, wenn ſie Weiber darnach erhalten hätten. Ja wenn es Wyb z'ungutem gerathet, ſo hält es ſiebe Manne uſe und d'r Tüfel könnt by nih'm ga Lehrbub ſy.

Aber was er anfangen wolle, das wüßte er wahrhaftig nicht, aber ſo ſtehe er es nicht mehr aus. Bis hierher dachte Chriſten; nun verſank er in tiefes bewußtloſes Sinnen, einzelne Glockenklänge, mit denen leiſe Winde über den Wald her ſpielten, weckten ihn. Es war das Zeichen, daß der Gottesdienſt zu Ende ſei und eine Mahnung wieder zu kommen am Nachmittage, damit der Same, welcher mit fleißiger Hand ausgeſtreut worden ſei, mit Ernſt und Nachdruck eingeegt werden könne in den ſeltſamen Boden des Gemüthes, wo der beſſere Same ſo gerne ſich verflüchtigt oder ſonſt nicht zum Leben kömmt. Ich ſollte heim, dachte Chriſten, wenn ich zur rechten Zeit beim Eſſen ſein will, aber ich weiß nicht, ich mag nicht, es iſt mir allemal wenn ich dem Haus zukomme, wie wenn Jemand vor dem Hauſe wäre und mit einem Stecken mir wehrte, oder als ob etwas Böſes, Grüslichs geben ſollte, daß ich faſt nicht dranhin dürfte. Ehemals iſt das doch nicht ſo geweſen, es iſt mir gegangen faſt wie einem Schiff, wo der Fluß immer ſtärker unter ihm dahinſchießt. So habe ich immer ſtärker laufen müſſen und manchmal faſt ſpringen, je näher ich meinem Hauſe kam. Da war es ſchön. Und wiederum ſann Chriſten, bis ihm laut der Wunſch entrann: Ach, wenn es nur wieder ſo wäre! Aber es wieder ſo zu machen, wußte er nicht; kein Rath kam. Trübſelig machte er ſich nach Hauſe und ſein Trübſal war bald mehr bitter und bald mehr wehmüthig, und bald mehr trotzig und bald mehr melancholiſch, je nachdem die Wolke gefärbt war, welche über ſeine Seele ſtrich. Aber die Färbungen dieſer verſchiedenen Wolken ſah man auf ſeinem Geſichte nicht, das war ungefähr wie ein Holzſtich, der ungefähr die nämliche Färbung behält, man mag ihn betrachten von welcher Seite man will, und wenn die Sonne ſcheinet oder wenn es regnet. Es iſt komod und unkomod ein ſolch Geſicht, aber Staatsmänner und Spitzbuben würden oft viel Geld darum geben. Freilich gibt es auch Staatsmänner, welche es bereits haben. Das ſind dann aber nur Sogenannte; Spitzbuben gibt es aber ſehr ſelten Sogenannte, die unterſcheiden ſich von den Staatsmännern eben dadurch, daß ſie meiſt Wirkliche ſind.

Dieſes Geſicht brachte er heim und mit dieſem Geſicht ſetzte er ſich oben an den Tiſch, und es war erbärmlich anzuſehen, wie ſchnell und ſchweigend gegeſſen ward, faſt als ob jedes in einem Wespenneſte ſäße; aber es meinte jedes, aus Chriſten's Geſicht würde Blitz und Donner brechen bei dem geringſten Anlaß, wenn etwa ein Bettler hoſchete oder ein Handwerksmann Geld wollte. Jedes merkte, daß es hinter dem Geſichte grollte und gährte; aber daß es näher dem Weinen als dem Donner war, eben das ſah man nicht. Freilich donnert man zuweilen auch aus lauter Verlegenheit, weil man nicht mehr recht weiß, wie man weint. Es machte alſo ein Jedes, daß es wegkam, ſo bald möglich, auch Aenneli nahm nur eine Gablete oder zwei und ſuchte die Küche wieder. Das beelendete Chriſten aber immer mehr, er wußte auch nicht, daß Aenneli nicht ſeinetwegen ſo ſchnell abſeits ging, ſondern weil ihr das Weinen zuvorderſt war, und ihr Herz überhaupt ſo voll, daß ſie meinte, es müßte zerſpringen. Er glaubte, ſie ſei noch böſe und kupe, und eben das ſei das Unglück, daß ſie nie vergeſſen könne, und wochenlang die Sache wiederkaue, ſo daß, wenn er zufrieden ſein möchte und längſt alles vergeſſen, Aenneli das Alte immer wieder aufwärme und das ſei doch ehedem ganz anders geweſen, und das ſei noch ärger als wenn man am Sonntag Schnitz und ein Muß koche und beides die ganze Woche durch wärme;

ſo ſei nicht dabei zu ſein und das Leben erleide ihm. So bald möglich machte er ſich auch vom Tiſche fort und ſtund lange draußen auf der B'ſetzi und wußte nicht was machen. Er wäre lieber daheim geblieben, aber daheim fürchtete er Streit, mochte mit Aenneli heute nicht alleine ſein, er wollte heute nicht mehr ſtreiten, und doch war es ihm zuwider wegzugehen. Endlich ging er und war ſchon ein langes Stück gegangen, ehe es ihm einfiel, wie und wo er ſeinen Nachmittag zubringen könnte. Aenneli hatte ihm aus dem Küchenfenſter zugeſehen und gedacht: bleibt er wohl oder geht er wieder. Wenn er doch daheim bleiben würde, wir wären alleine dieſen Nachmittag, da wollte ich das Herz in beide Hände nehmen und es ihm leeren und mich unterziehen und um Verzeihung bitten und ihm anhalten, daß er nicht mehr ſo ſei, es ſei mir nicht nur wegen mir und von wegen den Leuten, ſondern b'ſunderbar wegen den Kindern. Aber ums Bleiben durfte ſie ihn nicht bitten, was würde er denken, dachte ſie. Aber als er ging, als er nicht umkehrte, ſie ihn nicht mehr ſah, da ſchoß ihr das Waſſer in die Augen, wie vom Berge der Bach, wenn eine Wolke gebrochen iſt. Sie mußte abſeits.

An ſchönen Sonntagen und beſonders wo keine kleinen Kinder ſind, iſt es oft einſam des Nachmittags um einen Bauernhof. Man kann zweimal ums Haus herumgehen, man merkt nichts Lebendiges als vielleicht ein Schwein, das ſich kündet, wenn man dem Trog zu nahe kömmt, oder ein Pferd, welches durch den leeren Bahren wiehert. Zuweilen ſieht man beim dritten Mal einen Hans oder einen Peter, der im Schatten eines Baumes wohl ſchläft, das Geſicht nach unten gekehrt, die Beine aber vom Knie weg gen Himmel geſtreckt. Sehr oft aber ſucht man umſonſt unter den Bäumen nach ſolchen Himmelszeigern, man muß am Hauſe boſchen, muß drei-, viermal boſchen, ſtark, aber geduldig; dann kömmt endlich beim ſiebenten oder achten Male eine ingrimmige Stimme aus der hintern Stüblisthüre. Doppelt Neuer (klopft Jemand)? Es iſt die Stimme der Bäuerin, welche ſich vor dem Fliegenheer ins Hinterſtübli geflüchtet hat, erſt leſen wollte in einem geiſtlichen Buche, aber unwiderſtehlich gelockt worden war hinter den dicken Umhang ums breite Bett, wo in der ungewohnten Stille bald ein ſeliges Schläfchen ſie umfing, bis der unwillkommene Doppler ſie weckte. Nachdem ſie denſelben abgefertigt, ſieht ſie ihm ein Weilchen nach, geht zum Brunnen, weckt ſich durch einige Züge des ſchönen, Bläschen werfenden Waſſers und macht dann die Runde ums Haus und in der Hofſtatt, bis es Zeit wird das Nachteſſen zu rüſten, oder es ſie gelüſtet, privatim ein Kaffee zu machen.

Faſt ebenſo hätte es der Beſucher auf jenem Hofe ſelben Sonntag getroffen, alle waren ausgeflogen bis an Aenneli, das gaumete (hütete). Anfangs war ſie, nachdem ſie hinter der letzten Jungfrau, welche ausflog, die Thüre geſchloſſen hatte, auch ins Hinterſtübli gegangen, hatte den Kopf aufs Bett gelegt, aber nicht Schlafens wegen, ſondern weil er ſo ſchwer von Trübſal und Jammer war. Es war ihr, als hätte ſie eine innere Gewißheit, daß ſie bald ſterben müßte, und im Streit ſcheiden, wollte ſie nicht, kein Plätzchen im Himmel finden, wollte ſie nicht, wo keine arme Frau ihr eines machen konnte, auch beim beſten Willen nicht, wenn ſie nicht verſöhnt zur Himmelsthüre gekommen. Wie ſollte ſie es anfangen Frieden zu machen? Chriſten ſchien alle Tage verſtockter und unverſöhnlicher und nicht das mindeſte Wörtlein nahm er von ihr an. So ſann und weinte ſie troſtlos lange, bis ein Doppeln an der Hausthüre ſie ſtörte. Aenneli zögerte; eine Bäuerin erſcheint nicht gerne mit verweinten Augen unter der Hausthüre, es wäre ihr recht geweſen, wenn der Klopfende weiter gegangen wäre. Als derſelbe aber nicht abſetzte, ſo erlaubte es dem Aenneli ihr gutes Herz nicht, zu thun als wäre gar Niemand daheim, wie es wohl oft geſchiebt. Ich muß doch gehen, wenn es etwa ein Unglück wäre, oder Jemand für einen Kranken etwas wollte, ich müßte mir noch auf meine Letze (wenigen Tage) ein Gewiſſen machen und ſelb will ich doch nicht, dachte ſie bei ſich ſelbſt. Sie ſetzte die Kappe wieder auf, ſtrich die Haare zurecht, wiſchte mit der feuchten Hand die rothen Augen aus und öffnete. Da ſtund draußen der Polizeier und begehrte eine Unterſchrift.

Eigentlich war es eine flotte Dampete, welche er im Sinne trug, in deren Hintergrunde ihm ein tüchtiges Glas Schnaps glänzte, nebſt dem dazu gehörigen Stück Brod, wie ein Licht in dunkler Nacht. Denn ſo ein Polizeier iſt oft neben ſeinem Amte auch zugleich eine alte Frau, die ſich mit Neuigkeiten herumtragen abgibt, mit dem Unterſchiede jedoch, daß er für ſeine Mühe lieber Schnaps nimmt als Kaffee, während eine eigentliche alte Frau den Kaffee mehr liebt. Aenneli hörte ihn ſonſt nicht ungerne, und es geſchah ſelten, daß der Polizeier den Mund nicht noch lange bald ſchleckete, bald abwiſchte, wenn er vom Hauſe wegging. Dießmal war Aenneli nicht aufgelegt zum Dampen, öffnete nur den obern Theil der Thüre und dieſen nur halb, ſagte: „Chriſten iſt nicht daheim, du mußt ein andermal kommen.“ Die üblichen Fragen: wo iſt er hin? kommt er bald heim? wenn ich wüßte, daß er bald käme, ich wollte warten, fertigte Aenneli kurz ab, und als der Polizeier vom Wetter anfing, und ſagte: „es ſei ſchön und er traue, es wolle einen Rung (Zeitlang) ſo bleiben, es wäre gut, da ſagte Aenneli: „es wär gut, aber z'Beſte iſt, wenn man es nimmt wie es kömmt.“ „Du haſt Recht, ſagte der Polizeier, aber wenn man's könnte, du gute Frau du.“ „He, man ſollte es lernen“, ſagte Aenneli, und machte die Oeffnung in der Thür immer kleiner, ſo daß der Polizeier es endlich merkte, daß er unwerth ſei und gehen könne. „He, ſo will ich ein Haus weiter“, ſagte er endlich traurig, und ſann, ehe er Adie ſagte, noch lange nach, wo er wohl Zeit zu einer Dampeten und ein Glas Schnaps dazu finden könnte. Kaum war er dort abgeſeſſen, ſo ſagte er, was es wohl bei z'Bure in Liebewyl wieder gegeben habe; wenn es denn dort gut gebe, ſo verſtehe er ſich nicht mehr darauf. Die Bäuerin hätte ganz verklärete Augen gehabt, und als er nach dem Manne gefragt, da hätte es ihn gedünkt, ſie möge es kaum hervorbringen, ſie wüßte nicht wo er ſei und wann er heim komme. Und er wolle doch gefragt haben, wo eine rechte Frau ſei, die nicht wüßte wo der Mann ſei?

Aenneli aber hatte die Thüre zugemacht, das Bett im Hinterſtübli zurecht gerüttelt, ging zur hintern Thüre aus, zog ſie hinter ſich zu, machte die Runde ums Haus, beſichtigte die Ställe, in welchen ſie lange nicht geweſen war, machte ihren Schweinen einen Beſuch, und ſie begrüßten ſie freundlich mit Grunzen und Schnürfeln, und erhielten zum Dank dafür einen Arm voll grünes Gras in den Trog. Von dort trappete Aenneli in die Hofſtatt hinaus, trappete von Baum zu Baum, freute ſich des Segens, der ſo reichlich die Bäume ſchmückte, dachte bei jeder Sorte, für was ſie wohl gut wäre, und wie ein Feldherr die Truppen zur Schlacht, ſo ordnete Aenneli die ſämmtliche Maſſe nach ihrem Werth und Dienſt, zum Behalten, zum Verkauf, zu Schnitzen und zu Bätzi, zu Moſt und zu Branntwein, kam unvermerkt zum Flachs, der dicht und ſchlank emporwuchs, dem Hanf nachſtrebte, der hochmüthig auf ihn herab ſah. So kam Aenneli immer weiter, von einem zum andern und alles war üppig und ſchön, und als ſie am Rain hinterm Hauſe das Ganze überſah, da hüpfte ihr das Herz faſt vor Freude, denn ſo ſchön hatte ſie noch nie alles geſehen, und einen ſchönern Hof gebe es doch nicht, dachte ſie. Aber da kam ſchon wieder der Jammer, gerade wie in naſſen Jahren nach jedem Sonnenblick ein nur um ſo ärgeres Regenwetter kömmt. Das alles iſt unſer, und wie gut Händel könnten wir nicht haben, und jetzt, wie haben wir's. Uebler z'weg ſind wir als die ärmſten Kacheler und Häftlimacher, und nicht wegen der Armuth, wir hätten Sachen genug für uns und öppe auch für unſere Kinder, aber da inwendig iſts nicht gut, da hat bös Wetter alles verberget.

Aenneli ſetzte ſich nieder, ſah über das reiche Land hinweg, ſah wie alles im reichſten Segen prangte, vom Thale weg bis hinauf zu den Gipfeln der Vorberge, ſah, ſo weit das Auge reichte, den Himmel rundum ſich ſenken, den Spitzen der Berge zu, ſah ihn umranden den Kreis, welchen ihr Auge ermaß, ſah wie da eins ward der Himmel und die Erde, und von dieſer Einigung kam der reiche Segen, kam der Sonne Licht, kam der Regen, kam der geheimnißreiche Thau, kam die wunderbare Kraft, welche Leben ſchafft im Schooße der Erde. Es ward dem Aenneli ganz eigen ums Herz, als ſie dieſe Einigung zwiſchen Himmel und Erde erkannte, und wie eben deswegen alles ſo ſchön und herrlich ſei und ſo wunderbar anzuſchauen, weil Friede ſei zwiſchen Himmel und Erde, der Himmel ſeine Fülle ſpende, die Erde den Himmel preiſe. Und ſie dachte, ob denn eigentlich der Himmel nicht alles umranden ſollte, nicht bloß die Erde, ſondern auch der Menſchen Leben, ſo daß, wenn die Jahre ihn drängen an der Erde äußerſten Rand, vor ihm der Himmel offen liege. Darum auch alle ſeine Verhältniſſe ein jegliches zum Berge wird, auf den der Himmel ſich ſenket und aus dem er in den Himmel ſteigen kann. Ja, jeder Tag des Lebens, ein kleines Leben für ſich, ſollte der nicht im Himmel beginnen, und wenn wir einen heißen Tag lang gewandert ſind, der Abend kömmt und der Schlaf über die müden Augen, ſollten wir nicht da Herberge halten, wo der Himmel die Erde berührt und die Engelein auf- und niederſteigen und Wache halten über den ſchlafenden Pilgrim, der im Herrn entſchlafen iſt, damit, wenn die Sonne wieder kömmt, er wohlverwahret im Herrn erwache, gekräftigt in himmliſcher

Ruhe zu irdiſcher Geſchäftigkeit? Und hatten wir es nicht ehedem ſo? frug Aenneli ſich. Wenn die Nacht kam, am Ende des Tages die Ruhe winkte, hoben wir da unſere Seelen nicht hinauf und ſuchten in Gott und mit Gott Friede und Ruhe, und ließen dahinten der Erde Elend und verſenkten ins Meer des Vergeſſens böſe Gedanken und jegliches Nachtragen. Da ward uns wohl, und jeden Morgen nahmen wir den Segen Gottes mit in den Tag hinein, und jeden Abend legten wir ab, was die Erde Unreines an uns gebracht. Jetzt aber legen wir nichts mehr ab, legen uns ſchlafen mitten in Noth und Elend, in Groll und Gram hinein, und böſe Geiſter kommen in der Nacht und nähren in wilden Träumen Gram und Groll. Und am Morgen ſcheint keine helle Sonne einem ins Gemüth hinein, keinen Segen Gottes nehmen wir in den jungen Tag hinein, ſondern das alte Elend, die alte Noth, welche über Nacht noch gewachſen ſind und wachſen von Tag zu Tag, ſo daß ſie jeden Tag unſer ganzes Leben umranden, unſer Auge keinen Himmel mehr ſieht, wie in trüben Regen-, in ſchwarzen Gewittertagen auch nur dunkle Wolken auf den Bergen liegen und kein Himmel zu ſehen iſt. Da ging Aenneli ſo recht klar zum erſten Mal ihre Schuld auf, wie ſie zu beten aufgehört hätte, und wie von dieſem Augenblicke an Groll und Gram gewurzelt ſeien in ihren Gemüthern, und was ſonſt jeden Abend vorüberging ein bleibendes geworden.

Wohl hatte ſie auch für ſich gebetet, aber das Gebet war nicht hinübergeklungen in Chriſten's Seele, hatte nicht mehr geebnet alle Anſtöße, ja es hatte ſich immer weniger erhoben zu Gott, hatte die Seele im Dunkel ihres Jammers gelaſſen und immer mehr waren es nur Worte geweſen, die, wie Steine im Flußbette rollen, ihr über die Zunge gerollt waren. Das Licht von oben läuterte ihre Seele nicht mehr, aber die Erde trubte ſie jeden Tag mehr.

So ging ihr auf ihre Schuld, und ihres Elendes Anfang ſuchte ſie nicht mehr im Verluſte der 5000 Pfd., welche mehr dem Manne als ihr zur Laſt fielen, ſondern im Zerreißen des geiſtigen Bandes, welches ſo lange ihre Seelen in Treue und Liebe zuſammengehalten hatte, und dieſes Zerreißen war ihre Schuld. Dieſe Erkenntniß, die faſt wie ein Blitz durch ihre Seele fuhr, erſchütterte Aenneli tief. Das hatte ſie nicht geſehen, nicht begriffen, und lag es ihr doch ſo vor den Füßen! Und dieſe Schuld hätte ſie beinahe mit ſich ins andere Leben genommen, mit ſich genommen die Seufzer ihrer Kinder, denen ſie ihr Leben vergiftet und vielleicht auch ihre Herzen. Jetzt erkannte ſie, wie man den Splitter ſieht in des Nächſten Auge, den Balken im eigenen Auge aber nicht. Ach, wenn ſie Gott mit dem Gerichte gerichtet hätte, mit welchem ſie oft ihren Mann gerichtet.

Eine unendliche Demuth kam über ſie, ſie ſah wie tief unten ſie war, keine Strafe ſchien ihr groß genug, und ſie bat die Strafe nicht ab, ſondern ſie fühlte einen innigen Wunſch geſtraft zu werden, eine Freudigkeit jede Strafe zu ertragen, es dünkte ſie, erſt dann würde es ihr wieder wohlen, wenn Gott ſie ſo recht züchtigte, dann erſt wüßte ſie, daß Gottes Augen, von denen ſie ſo lange nichts gemerkt, wieder auf ihr ruhten, ſeine Hand wieder offen wäre über ihr. Sie fühlte aber auch, daß ſie gut machen müſſe, was ſie gefehlt, bekennen müſſe ihre Schuld, es ward ihr ſo recht von ganzer Seele klar, daß nur dem, der ſeine Sünden von Herzen bekenne, könne vergeben werden, und nicht nur ſo oben hin einmal und in Bauſch und Bogen bekennen, in der Hoffnung plötzlicher Vergebung und Auswiſchens, ſondern ſie bekennen in der Liebe, die ſich nicht verbittern läßt, die alle Tage die Schuld bekennet, ohne Verſöhnung zu erhalten, die im Bekenntniſſe verharret, auch wenn der Bruder das Bekenntniß mißbraucht, ſein eigen Unrecht nicht erkennt, ſondern alle Tage häuft. Sie wußte, daß an ihr nun alles lag, daß ſie der Angel war, um den des Hauſes Schickſal ſich drehte, daß ſie die Hand ans Werk legen müſſe ſondern Zagen und Zaudern; denn kömmt nicht der Herr wie ein Dieb in der Nacht und fordert von ſeinem Knechte Rechnung über ſeinen Haushalt? Sie wußte, ſie mußte vor allem aus das zerriſſene Band wieder anknüpfen; das war ihr großes, ihr heiliges Werk.

Man liest ſo oft von Helden die Uebermenſchliches vollbrachten, von Märtyrern, welche Uebermenſchliches ertrugen; die Schwächern beben, die Kühnern glühen, wünſchen die Tage wieder herauf, wo ſolchen Ruhm die Kraft erwarb, verwünſchen unſere Tage, die ſo geſchliffen einherrollen, einer dem andern gleich, dem Menſchen nichts zu bieten ſcheinen als den Kampf mit der Langenweile in dieſen geſchliffenen Zeiten und bei den durch ſie geſchliffenen Menſchen. Es iſt eine Eigenheit des Menſchen, daß er die Größe und das Mächtige nur nach Pfunden, Zahlen, Längen und Breiten zu meſſen weiß, daß er fürs Geiſtige keinen andern Maßſtab hat, als der Zeitungsſchreiber für ſeine Schlachten, deren Größe er nach der Zahl der Todten berechnet und nach der Menge der gethanen Kanonenſchüſſe.

Nun aber gibt es Helden und Märtyrer immer fort, und die Gelegenheiten dazu kommen jeden Tag. Wo göttliche Kraft im Menſchen iſt, da ſprudelt ſie hervor, und wo iſt auf Erden die Quelle, welche nicht ihr Bett gefunden; die ächte Kraft weiß im Kleinen groß zu ſein, der öde Hochmuth nur harret immer auf die Gelegenheit groß zu werden und harret immer umſonſt, und wenn eine Gelegenheit zu Großem käme, ſo würde er nicht groß werden, ſondern gar jämmerlich klein; ſo wie ein eitler Menſch, der in allen Aengſten nach einem Titel ringt, ſei es ein geiſtlicher oder ein weltlicher, erſt recht erbärmlich wird, wenn er denſelben erhaſchet hat. Aechte Heldenherrlichkeit, großer Märtyrerſinn, findet und ſieht man heute wie immer, man muß ihn nur zu erkennen wiſſen im Leben, und nicht blos wenn er geſchrieben angeprieſen wird, man muß ihn nur zu ſuchen wiſſen in jedem Lebensverhältniß, und nicht meinen, er blühe nur auf Schlachtfeldern oder Blutgerüſten.

Dieſe Demuth aber, die aus der Liebe ſtammet, die alles erträgt, alles erduldet, ſich nicht verbittern läßt, die da, wo Gott ſie ſtellet, ausharret bis ans Ende, ſei es zum Leben, ſei es zum Tode, ausharret in dem Bewußtſein, daß über dem Menſchen des Herrn Wille walte, und dieſer Wille ertragen werden müſſe zur eigenen Sühnung und anderer Heil, im Größten wie im Kleinſten. Dieſe Demuth iſt der Sinn, der die Helden zeugte, aus dem die Märtyrer hervortraten, der noch jetzt Helden und Märtyrer zeuget.

Dieſe Demuth kam über Aenneli, und dazu eine rechte Freudigkeit alles auszuſtehen, was Gott nur für gut finde, und nicht nachzulaſſen, bis alles wieder ſei wie ehedem, wo die Mutter noch gelebt. Und jetzt erſt war es ihr, als dürfte ſie ſo recht wieder an die Mutter denken, und es fiel ihr auf, wie ſie ſie von Tag zu Tag mehr vergeſſen, und in der letzten Zeit gar nicht an ſie gedacht habe. Jetzt hob ſie ihre Augen zu ihr auf, und ein Friede kam ihr ins Gemüthe und eine fröhliche Zuverſicht, wie ſie ſie lange nicht gefühlt. Das kömmt von der Mutter, dachte ſie, ſie freut ſich auch deiner, und will dich ausſteuern zu deinem heiligen Werke, wie ſie dich während ihres Lebens auch ſo manchmal ausſteuerte mit gutem Rath und lebendiger Vermahnung.

Als Aenneli ſo auf dem Berge gerungen und geſieget hatte, und ſie die Augen aufhob, da ſchien ihr alles noch viel ſchöner als ſonſt, und der Himmel ſchien ihr nicht nur die Erde zu umranden, ſondern ſich auf dieſelbe geſenket, mit ihr verwoben zu haben, Himmel und Erde eins zu ſein. Aenneli wußte es nicht bis jetzt, daß, wenn der Himmel ſich hinuntergelaſſen hat über unſer Gemüth, wenn er inwendig in uns iſt, unſer Fuß jeden Ort, den er betritt, zum Himmel heiliget.

Gekräftigt, wie neu geboren, ſtieg ſie zum Hauſe hinab. Freundlich bewillkommen ſie Tauben und Hühner, folgen ihren Schritten bis zur Küchenthüre, harren dort, bis ſie ihnen Futter bringt und fröhlich zuſieht, wie ſie luſtig und friedlich darum ſich zanken. Da kömmt auch der Hund hervor, wedelt durch Tauben und Hühner, ohne ſie zu ſtören und legt ſein Haupt in Aenneli's Schooß, und läßt ſich nicht ſtören, wenn die Katze, welche bereits auf demſelben Platz genommen, ihn mit der Tatze trifft, denn ſie hatte die Krallen eingezogen und neckte ſich gerne mit dem alten Kameraden. An dieſer Einigkeit und Traulichkeit hatte Aenneli große Freude und ſie ſtreichelte abwechſelnd bald Hund und Katze; aber ſie ging ihr auch zu Herzen und trieb ihr das Waſſer wiederum in die Augen. Wenn Hund und Katze ſogar wegen alter Bekanntſchaft einig und im Frieden mit einander leben, wie können dann Mann und Frau, die Gott für einander geſchaffen hat, ſich plagen und quälen, und immer größere Feinde werden, je länger ſie bei einander ſind?

So ſah ſie dem Spiele zu, bis, wie Abends zum Walde die Vögel wiederkehren und zum Schlage die Tauben, ein Bewohner ihres Hauſes nach dem andern heim kam, ein jeglicher auf ſeine Weiſe. Die, welche noch ein Tagwerk hatten, eilig und ſchwitzend, andere, welche nur noch eſſen und dann ſchlafen wollten, behaglich und langſam. Die Jungfrauen kamen eilig daher geſchoſſen, rupften aber doch aus dem Zaum allerlei Blümchen und Blättchen ab, und ergriffen die Gelegenheit um verſtohlen zurück zuſehen, ob Keiner ihnen folge von Weitem, in welchem Falle ſie wohl noch gezögert hätten, ein Strumpfband gebunden, oder ſonſt etwas, bis ſie vernommen, ob derſelbe ihnen vielleicht noch etwas zu ſagen hätte. Resli kam wehmüthig vom Walde her, Chriſteli luſtiger von Seite des Dorfes, Aenneliſi zur hinteren Thüre herein, man wußte nicht woher.

Noch war Chriſten nicht da; mit Angſt ſchaute Aenneli nach ihm aus. Endlich kam er langſam, zögernd und faſt wie ein Schiff dem Hafen zu, dem vom Lande her der Wind entgegen weht. Es klopfte doch Aenneli das Herz, als ſie ihn ſo kommen ſah, mit dem ſauren Geſicht und dem zögernden Schritt, denn was ihm im Herzen ſich regte, das wußte ſie nicht. Es wollte ihr der Muth und die Zuverſicht fliehen und ſie mußte ins Haus hinein und konnte kein freundlich Wort zum Willkommen ihm ſagen, wie ſie gewillet war. Das that Chriſten weh, als er Aenneli bei ſeinem Kommen ins Haus gehen ſah. Kann ſie mir dann nicht einmal mehr freundlich guten Abend ſagen, und ſelbſt an einem heiligen Sonntag das Tubeln nicht laſſen? dachte er, und faſt wäre er umgekehrt. Nun machte er aber ein deſto ſaurer Geſicht und mochte faſt nicht einmal dem Anneleſi guten Abend ſagen, das an ihn heranſchlich wie in heimlichem Verſtändniß, oder als wenn es ihm etwas anzuvertrauen hätte. Da aber der Vater that, als merkte er ſie nicht, gab ſie dem Hund, der an ihr ſich ſtreichen wollte, einen Stoß und ging in den Garten zu ihren Blumen. Unterdeſſen hatte Aenneli den Kaffee gemacht, die Erdäpfelröſte dazu, alles ſtand auf dem Tiſche, bis an die Kaffeekanne, die ſtand auf dem Tritte des Kunſtofens, und langſam drehten die Leute zum Eſſen ſich herbei.

Aenneli nahm ſich zuſammen, feſtigte ihre gläubige Demuth wieder, that freundlicher als ſonſt und hatte für jeden ein gutes Wort. Was ſie lange nicht gethan, that ſie wieder, ſie ſchenkte ſelbſt den Kaffee ein und Chriſten zuerſt; dann kam ſie mit der Milch und weil ſie wußte, wie Chriſten die Milchhaut liebe, nahm ſie ihr Meſſer und ſchob die meiſte ihm in ſein Kacheli. Und als Chriſten ſagte: „Höre ume, i ha g'nug", ſagte ſie: „He nimm ume, es iſt für die Angere o noh da." Das verwunderte Chriſten ſehr, er dachte, ſo wäre es wieder dabei zu ſei, und er wurde geſprächig und berichtete recht kurzweilige Sachen, wie man es lange nicht gehört hatte, daß ſich die meiſten verwunderten und meinten, Chriſten ſei im Wirthhaus geweſen und hätte einen Schoppen mehr als ſonſt getrunken. Aber Chriſten hatte den ganzen Tag keinen Wein geſehen, aber als Aenneli ihm wieder die Milchhaut in ſein Kacheli ſchob, da heimelte es ihn, es ward ihm wieder als wäre er daheim, und das wirkte mehr als drei oder vier Schoppen vermocht hätten.

So böſe über ſie, dachte Aenneli, mußte Chriſten doch nicht ſein, und ihr Vertrauen ward feſt, und als die Haushaltung gemacht war, ſetzte ſie ſich zu den andern draußen vor die Küchenthüre, nahm freundlich Theil an allen Geſprächen; ein freundlich Wort gab das andere freundliche Wort, man wußte nicht wie; und hoch am Himmel ſtand der Mond, als eins nach dem andern ſeine ſtille Kammer ſuchte.

Aenneli ging zuletzt ins Haus, ſchloß die Thüre, ſah, wie üblich, nach, ob das Feuer ausgelöſcht ſei und alles am rechten Orte. Zweimal machte ſie die Runde, denn es klopfte ihr wieder das Herz, und ihrem Stübchen nahte ſie ſich wie der Laie ſich naht dem Heiligthume im Tempel, welches ſonſt nur des Prieſters Fuß betritt. Schweigend rüſtete ſie ſich zur Ruhe, ſchweigend ſuchte ſie ihr Plätzlein. Da ſaß ſie lange und wollte wieder beten wie ehedem, aber enger und enger ward es ihr um die Bruſt. Die Worte wollten den Durchgang nicht finden, und wenn auch die Lippen ſich bewegten, zur Bewegung wollte der Laut nicht kommen, es war, als wenn eine unſichtbare Macht unwiderſtehlich ihr im Wege ſtünde, ſie zurückdrängen wollte ins Geleiſe der letzten Gewohnheit. Sie fühlte ſich niedergezogen in die Kiſſen und alles in ihr rief ihr zu: Heute geht es ja nicht, faſſe dich, ſtärke dich, warte bis morgen, morgen gelingt es dir beſſer, morgen iſt beſſere Zeit. Aber dann tönten ihr wieder die Worte des Pfarrers zu, daß die Hausmutter ſterben könne, während das Eſſen, das ſie aufs Feuer gethan, noch koche, daß im Himmel ein ewiger Friede ſei, und wer im Himmel ein Plätzchen finden wolle, nicht Streit auf Erden laſſen, nicht Streit im Herzen tragen dürfe. Und von neuem rang ſie nach einem lauten Wort, und in hellen Tropfen ſtand der Schweiß auf ihrer Stirne. Da wandte ihre Seele ſich mit einem unausſprechlichen Seufzer zu Gott empor: Vater, haſt du mich verlaſſen. Da wars, als verſinke ein finſteres Unweſen, das drohend vor ihrer Seele geſtanden, als ſpringen Ketten, die um ihre Bruſt geſchlungen; frei ward das Wort in ihrem Munde und langſam und bebend, aber inbrünſtig und deutlich begann ſie zu beten: Unſer Vater u. ſ. w.

Beim erſten Ton aus Anneli's Munde fuhr Chriſten z'weg, als hätte der Klang der Feuerglocke ſein Ohr getroffen, dann ſaß er auf, dann rangen ſich auch Töne aus ſeiner Bruſt, er betete mit, und als Aenneli die Bitte betete: Vater, vergib mir meine Schulden, wie auch ich meinen Schuldnern vergebe, und nun das Weinen über ſie kam und ſie erſchütterte über und über, und ihre Stimme nur ein Schluchzen ward, da weinte er mit und weinend betete er das Gebet zu Ende. Und es ward ihnen, als wenn das Gebet die Sonne wäre, und ſchwarzer Nebel hätte ſie umlagert, daß eins das Geſicht des Andern nicht mehr hätte ſehen können. Nun aber kam die Sonne über den Nebel und ihre Strahlen brachen, ſpalteten ihn, er zerriß, und als ob Gottes eigene Hand vom Himmel herunterreiche, hob er ſich höher und höher, hob ſich in immer lichtern Wölkchen zum Himmel auf, verlor ſich ganz und gar im Himmel; und licht und klar war es um ſie, kein Schatten war mehr da und die Herzen lagen offen vor einander. Das heilige Schweigen brach zuerſt Aenneli, ſich anklagend und um Verzeihung bittend, aber Chriſten antwortete: „Du haſt nichts zu bitten, ich bin an allem ſchuld, hätte ich dir gehorcht, ſo wäre alles nicht begegnet.“ Wunderbar war es jedem, wie das Herz des Andern ſo weich war und ſo voll Liebe und ſo ganz anders geſinnet, als man ~~es gedacht, und~~ daß es nur ein

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

Wörtlein gebraucht zur Einigung. Und keines hatte daran gedacht, und jedes das Herz des Andern ganz anders geglaubt, darum an jeder Verſtändigung verzweifelt; nur die Demuth Aenneli's, welche ſich allein unterziehen wollte um ihrer erkannten Schuld willen, konnte durch die bergende Hülle brechen. Eben deswegen hat uns Gott der Zukunft Schooß verdunkelt, den Vorhang gezogen vor die Herzen der Menſchen, daß wir lernen in ächtem Heldenſinn und hingebendem Vertrauen, das Rechte thun, ohne nach dem Gelingen zu fragen, ohne die Anſtrengung mit dem Kampf zu meſſen. Da wird dann oft, was den Kleingläubigen zurückgeſchreckt hätte, als unerhörtes Wagniß, dem Gläubigen ſo plötzlich und leicht, daß er faſt erſchrecken, es anſehen möchte als eine Täuſchung, aus welcher er bald um ſo elender erwachen werde, daß er es erkennen muß als eine Gnade Gottes, die über dem Gläubigen ſo mächtig geworden. So war es auch ihnen; lange trauten ſie ihren Ohren kaum, konnten ihr wiedergefundenes Glück nicht faſſen, fürchteten bei jedem Wort, es möchte in eine wunde Spalte des Herzens fallen, und aus dem Abgrunde der Streit wieder ſein ſtruppicht Haupt erheben. Sie wählten mit der rührenden Sorgfalt, mit welcher eine zärtliche Mutter ihres Lieblings eiternde Wunde verbindet, die Worte aus, und in neuer Redeweiſe erkannten ſie die Macht ihrer Liebe. Und als ſie endlich ſicher waren, daß keine Täuſchung da ſei, daß keines dem andern nachrechne, ſondern vergeben habe von Herzensgrund, daß jedes in Demuth ſeine Schwäche erkannt und lechze und dürſte nach dem alten Glück, dem alten Frieden, daß jedes ihn nicht nur vom andern erwarte, ſondern mit ganzer Seele und allen Kräften dazu beitragen wolle, da kam ein Glück über ſie, das ſie nicht gekannt; es war faſt dem zu vergleichen, welches der empfindet, dem geträumt hat, er ſei in der Hölle, der den Teufel geſehen, das Feuer empfunden hat, und der nun im Himmel erwachet und Gott ſchauet von

Angeſicht zu Angeſicht. Es war die Freude der Engel über den Verlorengegangenen und Wiedergefundenen, es war die Freude des Vaters, als der verlorne Sohn wieder in ſeinen Armen war. Ihr ganzes inneres Leben, was ſie gedacht, was ſie empfunden, ſeit ihre Herzen ſich verſchloſſen, ſtrömte auf ihre Lippen und eines ſtaunte über das andere, und manchmal noch weinte Aenneli und ſagte: „O, wenn ich das gewußt hätte, es wäre nicht ſo lange gegangen, aber warum verlor ich den Glauben, warum das Vertrauen! Ach, jetzt weiß ich es, daß, wenn man Glauben und Vertrauen zu Gott verliert, man gottlos wird, und wenn man Glauben und Vertrauen zu den Menſchen verliert, ſo wird man lieblos, und wer gottlos und lieblos iſt, um den iſt es finſtere Nacht, und wenn er ſchon noch nicht in der Hölle iſt, ſo iſt doch die Hölle in ihm.“ Aber Aenneli's Klagen ſtillte Chriſten mit ſeinen Klagen, daß es ihm gerade ſo gegangen, und ſie konnten ſich nicht ſattſam wundern, wie ſie einander ſo mißverſtanden, wie ſie als Haß auslegten, wo die Liebe ſich regte, als Bosheit, was innerer Schmerz geweſen war. Es war als ob eines ſpaniſch geweſen wäre und das andere böhmiſch, und hätten doch beide gemeint, ſie redeten die gleiche Sprache, und hätten darum jeden Laut und jedes Zeichen falſch und verkehrt gedeutet. Sie wurden nicht ſatt, ſolche Mißverſtändniſſe aufzuſuchen, und bei jeder Löſung wuchs das Vertrauen des Einen zum Andern, und das Staunen über ihre eigene Verblendung. Dann wuchs Aenneli ihre Schuld immer wieder ins Gemüth, daß ſie es eigentlich geweſen ſei, welche die Schlüſſel ihrer Herzen umgedreht und abgezogen, ſo daß ſie verſchloſſen geblieben von ſelbiger Zeit an. Hätte ſie das nicht gethan, ſo wäre die ganze unglückliche Zeit nicht geweſen, ſie wären in Gott immer einig geworden; denn eben was die Erde trenne den Tag über, das ſolle des Abends in Gott ſich wieder ſuchen und finden; ſo habe die ſelige Mutter immer geſagt.

Dann tröſtete Chriſten, daß er auch nicht geweſen, wie er geſollt, was er gefehlt, hätten andere entgelten ſollen, er fühle das wohl, und wenn er die Herzen verſchloſſen, ſo hätte ſie ſie wiederum aufgethan, und mehr als gut gemacht. Und wenn das nicht alles ſo gekommen, ſo hätte er nie gewußt, um wie viel mehr der Friede werth ſei als 5000 Pfd., und wie das Geld nicht alles ſei, ja wie es nichts ſei, denn wo der Friede fehle, da ſei der Reichſte ja viel unglücklicher als der Aermſte, der den Frieden hätte. Er hätte es manchmal recht mit Zorn geſehen, wie ſeinen Taunern und Knechten viel wöhler geweſen ſei als ihm, und wie ſie viel fröhlicher hätten eſſen mögen als er. Jetzt hätte er es ſo lebendig an ſich ſelbſt erfahren, was Jeſus damit ſagen wolle: „Und was hülfe es euch, ſo ihr die ganze Welt gewönnet, und ihr littet Schaden an eurer Seele?“ Oder was kann der Menſch geben zum Werthe ſeiner Seele? Das hätte er alles Niemand geglaubt, wenn er es nicht ſelbſt erfahren. Geld, Geld, reich, reich, hätte ihm früher immer in den Ohren geklungen, und wenn er von einem unbekannten Menſchen reden gehört, ſo hätte er gefragt: „Het er öppis.“ Jetzt ſolle fürder Friede, Friede, fromm, fromm, in ſeinen Ohren ſein, und wenn er nach dem Werthe eines Menſchen frage, ſo wolle er auch anders ſeine Frage ſtellen.

Aber auf ihr Glück ſenkte ſich erſt die Krone, als ſie ihrer Kinder gedachten. Sie wußten es, wie ihr Unglück auch auf die andern übergegangen, denn wenn alle Glieder eines Leibes es empfinden, wenn ein Glied krank wird, ſo empfinden es noch viel mehr alle Glieder eines Hauſes, wenn eine Krankheit in einer Seele ausbricht, und in dem Grade mehr, je bedeutungsvoller die kranke Seele im Getriebe des Hauſes iſt. Sie ſahen wohl, wie die kindliche Harmloſigkeit und der jugendliche Frohſinn verwelkten, als ob der elterliche Streit zum Mehlthau an ihren kindlichen Seelen würde. Sie ſahen erſt jetzt recht ein, wie der Streit ihre Herzen zuſammengezogen, daß ſie keinen Platz mehr darin für ihre Kinder hatten, ſondern nur noch für ihre Angſt ums Geld und ihren Streit darum. Sie hatten ſich nicht nur um ihr Schickſal nicht bekümmert, an dem ſonſt ſo gerne die Eltern bauen mit emſigen Händen, ſondern es war ihnen wohl ſelbſt manchmal ein Gefühl aufgeſtiegen, als ob die, welche ſonſt ihre größte Freude geweſen, ihnen im Wege wären, geworden eine Laſt.

Jetzt waren ihre Herzen wieder weit geworden, der Kinder Glück war wieder ihr eigenes und freudig ſchlug ihr Herz, wenn ſie dachten, wie dieſelben ſich freuen würden, wenn ſie den Streit verſchwunden, die alte Einigkeit und die alte elterliche Liebe auf einmal wieder ſehen würden, als ob ſie für einen Augenblick freiwillig ſich verſteckt hätten, nur um freudig zu überraſchen, wie oft Eltern pflegen, wenn ſie mit Kindern ſich necken in fröhlichem Spiele. Ihren Kindern bauten ſie Häuſer in ernſter elterlicher Liebe, bis endlich Chriſten fragte: „Aber ſage mir Aenneli, wie brachteſt du es dahin, daß dir das Herz wieder aufging und du das Beten wieder anfangen konnteſt? Ich habe auch daran gedacht, mit dir mit Manier zu reden, aber erſtlich wäre ich böſe geworden, und du wahrſcheinlich auch, denn ich war geſinnet, nur du hätteſt die Fehler; aber ich konnte nicht, wenn ich auch wollte; man hätte mir das Maul nicht mit einem Knebel aufgebrochen.“ Nun erzählte Aenneli, wie es ihr gegangen, wie der Geiſt es ihr geſagt, daß ſie bald ſterben werde, wie ihr geworden ſei, ſie ſei der letzte Menſch auf Erden und müſſe eiligſt den andern nach, und dann wieder, man trage ſie zu Grabe, es weine Niemand hinter ihr, und ſie finde keinen Platz im Himmel, wie keinen in der Kirche, wo ihr endlich eine arme Frau Platz gemacht. Wie darauf hin der Pfarrer geſagt, man ſolle immer meinen, was man genieße, ſei das letzte Mahl und abſonderlich vom Abendmahl ſolle man es glauben. Und darum ſolle man

Friede halten und Friede machen, denn mit Streit komme man nicht in den Himmel, und keiner ſolle glauben, daß die Schuld nicht an ihm ſei, und der andere ane (hin) knien müſſe, ſondern das Gegentheil. Da ſei es ihr geworden, ſie wiſſe nicht wie, aber daß wieder Friede werden müſſe, ſei feſt in ihr geſtanden; um ihr Plätzchen im Himmel wolle ſie nicht kommen, und das Sterben ſei ihr nahe. Aber lange hätte ſie nicht gewußt, wie ſie anfangen ſolle, bis ihr ſpät am Nachmittag es aufgegangen ſei, daß ſie da anfangen müſſe, wo der Zwieſpalt ſo recht begonnen und daß ſie eigentlich Schuld an allem ſei. Nun hätte ſie gewußt, was ſie zu thun hätte, aber Angſt ſei ihr doch dabei geworden, denn ſie hätte nicht gedacht, daß Chriſten's Herz zum Frieden ſo z'weg wäre, ſie hätte geglaubt, lange, lange allein beten zu müſſen, bis ſie ſein Herz wieder aufgeſprengt; darum hätte ſie vor Angſt und Bangen faſt nicht anfangen können, allein einmal angefangen, hätte ſie auch nicht mehr abgeſetzt, denn ſterben ohne Friede, das will ich nicht. Als du aber alſobald aufgeſeſſen und mitgebetet haſt, da war es mir, als wäreſt du mir viele, viele Tage lang verſchüttet unter der Erde gelegen, umſonſt hätte ich dich geſucht, nach dir gegraben. Da ſäßeſt du auf einmal geſund und wohlbewahrt, von Engeln emporgetragen, an meiner Seite und ich hätte dich wieder und verlöre dich nimmer bis ich ſterbe. Jetzt weiß ich es, daß, wenn ihr mich zu Grabe traget, ihr wieder weinen werdet, und wenn dumpf auf meinen Todtenbaum die Erde tönt, ſo wirſt du den Lumpen vors Geſicht nehmen und denken: Aenneli war doch gut, und wenn ich noch einmal weiben könnte, ich nähmte keine andere, und es iſt mir und andern übel gegangen. Da ſagte Chriſten: „Red nicht ſo, von ſterben mag ich nichts hören. Aber das will ich dir ſagen: du hätteſt ſterben mögen, wenn es geweſen wäre, geweint hätte ich immer, denn eine brave Frau warſt du allweg, und lieb warſt du mir auch immer, und wenn du hätteſt ſterben ſollen, ſo hätte ich alles, alles vergeſſen, und nur daran geſinnet, wie lieb du mich hatteſt und wie du immer für alles geſinnet haſt zu rechter Zeit, und alles verſtanden wie keine andere. Aber von ſterben red' nur nicht, erſt jetzt wollen wir wieder recht zu leben anfangen mit neuem Muth und in rechter Eintracht und was dich freut, das ſoll auch meine Freude ſein.“ „Höre Chriſten, ſagte Aenneli, du biſt immer ein Guter geweſen, und jetzt z'vollem gut; aber eins möchte ich noch. Du redeſt's mir nicht aus, daß ich bald ſterben werde, es iſt mir ſo wohl und ſo wunderlich, daß ich wohl weiß, daß dies den Tod bedeutet. Aber wir wollen darüber nicht ſtreiten, ſondern es Gott überlaſſen, der wird alles wohl machen. Aber eben eines möchte ich noch, daß müßt ihr mir verſprechen. Am nächſten Sonntag, an der heiligen Pfingſten, da wollen wir noch alle das heilige Abendmahl zuſammen nehmen, ſo zum Zeichen, daß alles recht gründlich vergeben und vergeſſen ſei, ſo wie als wenn es das letzte Mahl in dieſem Leben wäre, und der Abſchied gleich darnach käme, ſo wie die Iſraeliten zur Reiſe bereit, und alles abgethan, was man nicht mitnehmen ſoll, ſo an Leib und Seele bereit auf den Ruf des Herrn vor ſeinem Angeſichte zu erſcheinen. So möchte ich mit euch allen noch einmal an des Herrn Tiſch, dann erſt, dünkt mich, werde ich den zeitlichen und den ewigen Frieden gewiß haben; dann erſt, wenn wir ein ſolches inniges Verſöhnungsfeſt werden gefeiert haben, weiß ich, daß nichts mehr zwiſchen unſere Seelen kömmt. Jetzt kömmt immer wieder ein Bangen über mich, als ob der Feind noch da ſei, der ſo lange zwiſchen unſern Seelen ſtand, aber wenn das geſchieht, dann iſt alles gut, dann werd ich erſt mit recht frohem Herzen ſagen: Jetzt Herr, jetzt laß deine Magd im Frieden fahren.“

„Los, lieb Aenneli, ſagte Chriſten, vom Sterben rede mir nichts mehr; davon mag und will ich nichts hören; ich wüßte nicht warum du gerade jetzt ſterben ſollteſt, wo wir mit einander im Frieden leben könnten. Das düchte mich, ich muß es ſagen, vom lieben Gott nicht recht. Aber mit allen Freuden will ich am Sonntag mit dir das Nachtmahl nehmen, und die Kinder werden es auch gerne thun, und eine b'ſunderbare Freude daran haben, wenn der alte Tſchup (Handel) aus iſt. Und es iſt mir auch noch wegen den Leuten. Es iſt ſo manches von uns unter ſie gekommen, wie ich wohl gemerkt habe; ſie können dann auch von uns reden, wenn ſie wollen, wenigſtens ſehen können ſie, daß es nicht ſo übel mit uns ſteht, wenn wir zuſammen vor des Herrn Tiſch gehen dürfen. Es iſt furios, auf die Religion verſtehe ich mich freilich nicht recht, und zur Kirche gegangen bin ich nicht viel, es wollte ſich mir ſo oft nicht ſchicken, und unſer ein hat gar ſo viel zu ſinnen, z'Geiſtliche kann man nicht immer im Kopf haben, aber ich muß bekennen, allemal wenn ich in die Kirche kam oder zum Nachtmahl, nahm ich mir vor, mehr zu geben. Es wohlete mir allemal, es war mir faſt der Seele nach, wie es mir iſt, wenn ich zur Selteni (Seltenheit) einmal badete. Es düchte mich allemal, ich hätte mehr Muth, und es habe mir wieder g'luteret vor den Augen, und ich könnte alles ruhiger nehmen. Es het mih mengiſt dücht, ſo wie wir ehemals, alles was mir öppe mit einander gehabt haben, im Beten haben liegen laſſen, ſo ſollte man im Sonntag alles liegen laſſen, was die Welt einem die Woche über angehängt hat, und wie man am Sonntag ein ſauberes Hemd anzieht, ſo ſollte man auch die Seele ſäubern und reinigen, es würde manchen Unflat weniger geben auf der Welt. Aber wenn üſer eim ſchon zuweilen etwas z'Sinn chunt, ſo iſt man dann z'hiläſſig darnach z'lebe, wenn es ſchon gut wäre. Aber es muß anders kommen, und am Sonntag komme ich gerne; Gott und Menſchen können dann ſehen, ob wir einander lieb haben oder nicht."

Die Freude des wiedergewonnenen Glückes hielt den Schlaf ferne von ihrem Lager; es dämmerte draußen, die

Sonne ſtieg herauf, ihre freundlichen Strahlen kamen als liebliche Boten und döppeleten an die Augen der Menſchen, daß ſie ſchauen ſollten des Herrn Herrlichkeit und ſchaffen ihre Werke, während der Herr dazu ihnen leuchte.

Wonnereich und glücklich ging das alte Ehepaar in den jungen Tag hinein. Alles Uebel war verſenket und ein neues Leben blühte im Herzen, oder es war vielmehr das alte Leben, das neu aufgetaucht war unter dem Uebel hervor, mit dem es bedecket und das jetzt abgeſchüttet war, und über das jetzt neunundneunzig Mal mehr Freude war als ehedem, weil es verloren geweſen und wieder gefunden worden. Sie verkündeten ihre Freude nicht laut, gaben ihr keine beſondern Worte, das Hausweſen ging ſeinen gewohnten Gang, aber ein ſeliger Friede leuchtete auf ihren Geſichtern und es war recht rührend zu ſehen, wie die alternden Leute ſich nachträppelten, wie zwei junge norrochtige Eheleute am Tage nach der Hochzeit, wo jedes immer zu meinen ſcheint, das andere könnte ihm noch daraus laufen. Alle Augenblicke hatte Chriſten in der Küche ſeine Pfeife anzuzünden, und kaum war er daraus, ſo träppelte Aenneli ihm ſchon nach und hatte ihn etwas zu fragen oder ihm etwas zu berichten. Schon das fiel den Kindern auf, aber ſie frugen nicht. Als Resli Mittags den Roſſen kurzes Futter gab, kam der Vater zu ihm in den Stall, redete mit ihm über den Viehſtand, frug was er meine, ob nicht etwas zu ändern wäre, es wäre da vielleicht ein ordentliches Zwiſchenaus zu machen, und wenn er meine, ſo könnte er an den erſten Monat Dienſtag nach Bern; dort mache man es immer am beſten, und er müſſe ſich auch nach und nach ans Handeln gewöhnen; er müſſe das doch einmal machen, und je früher man anfange, um ſo eher lerne man es, und um ſo weniger müſſe man Lehrgeld zahlen. Resli ſtund faſt auf den Kopf und folgte dem Vater freundlich durch die Ställe, und was er meinte, fand der Vater gut.

Faſt eben ſo ging es Anneliſi mit der Mutter, die mit einander Kabis ſetzten. Die Mutter begann von Anneliſi's Garderobe, muſterte ſie mit ihr durch, ſagte von Hemden, welche ſie ihr wolle machen laſſen, ſobald man die Näherin herbeibringen könne, fand, ihr Sonntags Tſchöpli ſei abgetragen und es mangele ein neues. Sie könne es machen wie ſie wolle, entweder ſchon am Abend zum Krämer und ſehen ob er etwas anſtändiges hätte, oder warten, bis an einem Ort ein Märit ſei, wo man beſſere Auswahl hätte.

Dieſe Reden der Mutter machten Anneliſi faſt wunderlich; ſie wußte nicht, war es ihr recht im Kopf oder nicht, und ihr Gewiſſen begann ſich zu regen und zu fragen: ob das der Lohn ſei für ihre geſtrige Aufführung? Sie traute der Sache nur halb, wußte nicht, war es Ernſt oder war das nur ein Anfang, und hängte die Mutter noch etwas anderes dran; ſie gab daher nur halbeinläßlichen Beſcheid und wartete immer was noch käme. Da aber nichts nachkam als ein freundliches Wort dem andern, und keine Vorwürfe und keine anderweitigen Vorſchläge, da verwunderte ſich auch Anneliſi und dachte: wenn es doch immer ſo wäre, aber es wird ſich bald ändern. Aber es änderte nicht, nichts als freundliche Worte hörte man, neuer Trieb ſchien ins ganze Hausweſen zu kommen, luſtig und munter ſchnurrt ſein ganzes Räderwerk. Es war wie an warmen Märztagen, wenn warm die Sonnenſtrahlen über die Erde ſtrömen, das ſchlafende Leben wecken, es luſtig zu ſurren anfängt über den Boden weg. Die Erde hat ihren Schooß geöffnet, Leben ohne Maaß entſtrömet ihr, es beginnt ſich zu färben die fahle Pflanzenwelt, und erkräftigt hebt hier und da ein welkes Pflänzchen ſein grün gewordenes Haupt, dem Menſchen aber wird die Bruſt weit, munterer regen ſich ſeine Kräfte, drängen ihn zu thätigerem Leben, das Herz öffnet ſich zu Lob und Preis ſeines Schöpfers.

Es iſt Friede und Liebe eines elterlichen Paares die Hausſonne, verbirgt ſie ſich, ſo ſteht das Haus im Winter von Froſt umgürtet, von Sturm, Schnee, Regen gehudelt und trübſinnig nutzlos, ſtöckiſch ſind alle ſeine Bewohner; ſcheint ſie, ſo thaut alles unwillkürlich auf, der Sturm ſchweigt, der Regen hört auf, ein fröhliches Treiben beginnt, und wie die Lerchen am liebſten in den blauen Himmel hinein ihre Lieder ſchmettern, ertönen heitere Lieder ums Haus, und jeglicher bewegt ſich, als ob ihm Flügel zu wachſen begönnen. Anneliſi tanzte ihrem Tſchöpli Tuch nach und ängſtigte den Schneider; Resli ſuchte Geſpräche mit dem Vater und ſtrich in ſtiller Freude um die Mutter herum; und mit fröhlichem Herzen, aber mit dem Kopfe in der Hand, als ob grauſames Weh ihn plagte, ſaß Chriſteli, der Junge, hinter einer Theekanne, welche ihm die Mutter ungeheißen ſchon zweimal gefüllt, und ungefragt hatte der Vater ihm ſchon den Doktor anerboten. So verging die Woche ohne ein einziges Wölkchen, denn alle Abend ward der Friede inniger und gefeſtigter, und als der Samſtag kam, hatte Aenneli kein Bangen mehr, ſie wußte, daß er bleibend ſei, und nicht wie eine Morgenwolke, die bald vergeht.

So kam der Samſtag und mit ihm ſein früher Feierabend, der hier, wie in vielen andern Häuſern, pünktlich gehalten ward. Es iſt nämlich noch Sitte, daß am Samſtag nach 6 Uhr, oder nach dem Feierabendgeläute, nicht mehr gearbeitet wird; man macht lieber am Sonntag Morgens fertig, was Samſtags vor 6 Uhr nicht beſeitigt werden konnte. Obs ein Ueberreſt des jüdiſchen Sabbaths iſt, oder eine freie Zeit ſein ſoll zur ſtillen Vorbereitung auf den kommenden Sonntag, wiſſen die Leute ſelbſt nicht recht, und die einen legen es ſo aus, die andern anders. Beſonders willkommen iſt ſie dem jungen Volk, beſonders den Dienſtboten. Dieſe benutzen ſie ſelten genug zur ſtillen Einkehr in ſich ſelbſt, ſondern fahren ihren Verrichtungen nach, zu denen ſie in der Woche keine Zeit hatten, zu Schneider und Schuhmacher, zum Krämer, ſuchen nebenbei gut Schick. Die Burſche rotten ſich zuſammen, die Mädchen flattern hin und her, wie Mücken ums Licht, oder wie Kinder, die neckiſch vor Jemand laufen, und in einem fort ſchreien: nimm mich, wenn du kannſt, nimm mich doch.

Es war abgegeſſen worden, das Vieh beſorgt, die Mägde waren ausgeflattert, die Knechte weggeſtopfet, auf dem Bänklein vor dem Hauſe ſaß der Vater mit Resli. Chriſteli ſtund auf der B'ſetzi, wußte nicht was machen, und Anneliſi trug Maienſtöcke hin und her. Da kam die Mutter heraus und frug: „Haſt du es ihnen geſagt?“ „Nein, ſagte der Vater, du kannſt es ihnen ja ſelbſt am beſten ſagen.“ „He, ſagte die Mutter, das kann ich wohl. Es wäre mein Wunſch, daß wir morgen alle zum Nachtmahl gingen mit einander. Ihr wißt wohl, es war lange etwas Ungutes unter uns. Wir meinten es beide gut, ich und der Vater, aber wir haben uns nicht mehr recht verſtanden. Es war uns nicht von wegen uns, ſondern von wegen euch, denn für wen huſen die Eltern als für die Kinder?, Daran war ich den Mehrtheil ſchuld und gruſam habe ich da gefehlt. Das habe ich nun eingeſehen und dem Vater es geſagt, und er hat mir verzogen.“ „Aber Mutter, ſagte der Vater, ich habe gefehlt ſo gut als du; ich habe ſo gut als du nicht gewußt, was das Glück ausmacht, und während wir meinten, wir ſeien unglücklich geworden, hätten wirs Glück noch ganz unverſehrt gehabt und trieben es dann ſelbſt vor lauter Aengſtlichkeit von uns weg, und ich mehr als du. Wenn ich mich etwas beſſer nachelah (nachgegeben) hätte, ſo wären die 5000 Pfd. bald verſchmerzt geweſen.“ „O Aetti, wir wir wollen jetzt nicht worten, ich weiß es im Herzen wohl, wie ich gefehlt, und wie ich mich vor lauter Aengſtlichkeit nicht nur am Vater, ſondern auch an euch verſündigt habe, denn ihr mußtet auch darunter leiden, und während ich, wie ich meinte, um euer Glück jammerte, machte ich euch unglücklich. Aber jetzt weiß ich, daß Glück und Geld ganz verſchiedene Dinge ſind, und ihr habt es auch ſo Gott will, für euer Lebenlang erfahren. Gott hat uns das zeigen wollen; darum wollen wir nicht klagen; aber eins möchte ich noch, daß ihr mir nämlich alle ſo von Herzensgrund verzeihen möchtet vor Gott ſelbſten, damit wir ſo recht den Frieden beſiegelt hätten, damit, wenn ich von euch muß, ich weiß, ihr ſeid mit mir zufrieden und traget mir nichts nach, vor den Menſchen nicht und vor Gott nicht.“ „Aber Mutter, ſagte Resli, was ſinneſt auch, dir tragen wir ja nichts nach und auch dem Vater nicht. Es hat uns ſchon lange gedrückt, daß ihr ſo nöthlich thut wegen dem Geld, und wir haben es wohl gewußt, daß es unſertwegen iſt; das hat uns b'ſunderbar plaget. Aber wir konnten nichts daran machen. Wir haben es ſchon die ganze Woche gemerkt, daß etwas gegangen iſt, und es dünkte uns, es gehe ein Schatten ab der Sonne, und es war ein ganz anders Dabeiſein, es hat uns allen geſchienen, wir ſeien auf Federn. Ja von Herzen gern wollen wir morgen zum Nachtmahl kommen, aber nicht von wegen dem Verziehen, ſondern um dem lieben Gott zu danken, daß alles ſo gegangen, und nicht von wegen dem Sterben, du ſollteſt jetzt ſehen, Mutter, wie lieb wir dich haben. Es iſt gut, wenn es alle Leute wieder ſehen, daß wir nichts wider einander haben, ſondern uns Gott und Menſchen zuſammen zeigen dürfen.

„Ja, ſagte Anneliſi, ich habe gegen dich gefehlt, Mutter, und es iſt mir leid; aber wenn wir morgen zum Nachtmahl gehen wollen, ſo muß ich geſchwind noch ins Dorf hinter den Schneider her; der hat wieder verſprochen und wird nicht halten, und wenn ich mein neues Tſchöpli nicht bekomme, ſo kann ich nicht mitkommen, denn im alten darf ich mich nicht mehr zeigen.“ „Du biſt immer das gleiche Anneliſi, ſagte der Vater, und haſt nur deine Narrethei im Kopf, ſonſt würdeſt du jetzt nicht an dein Tſchöpli ſinne, ſondern daran, was es heißt, wenn Vater und Mutter, und

Brüder und Schweſter mit einander zum Nachtmahl gehen wollen, zu einem Verſöhnungsbunde, damit ſie auch mit Gott verſöhnet bleiben. Denk daran, wenn du deinen Sinn immer an der Hoffahrt haſt, ſo wirſt du unglücklich und machſt unglücklich, wer um dich iſt. Jetzt weiß ich was es heißt, wo euer Schatz iſt, da iſt auch euer Herz, und wenn der Schatz verloren wird, ſo geht das Herz im Jammer unter. Darum müſſen wir nach einem Schatze trachten, der nicht verloren geht, um deswillen wir nicht Gott und Menſchen haſſen müſſen. Nein, Anneliſi, heute gehſt du nicht deinem Tſchöpli nach, ſondern läſſeſt Tſchöpli Tſchöpli ſein und bleibeſt bei uns, und wenn du ſchon einmal ein Kapitel leſen würdeſt, ſo würde es dir nichts ſchaden. Auf mich mußt du nicht ſehen, ich habe mehr zu thun und zu denken als du, und dann brauche ich nicht immer zu leſen, wenn ich an etwas Gutes ſinnen will, ich kann noch gar manchen Spruch, den du nicht kannſt, öppis gut z'lere iſt man zu vornehm und es ſoll manchen neumodiſchen Lehrer geben, der ſich der Bibel ſchämt, und der übers Fragebuch numme zäpflet. Ich habe ſchon manchmal gedacht, wie es endlich kommen müſſe und daß man ſich nicht verwundern dürfe, wenn die Kinder nur an Tſchöplein denken, wenn man vom Nachtmahl redet." „O Aetti, zürnt nicht, ich habe das ſo geſagt und nichts weiters geſinnet, aber ich bleibe ja gern daheim, und es iſt nicht, daß ich nur an Tſchöpleni ſinnen muß. Wenn morgen der liebe Gott in mein Herz ſieht, ſo wird er auch ſehen, daß ich an Vater und Mutter ſinnen kann, und daran, wie ich ſein müſſe, daß ſie mich doch lieb haben könnten auch ſo recht. Gell Mutterli, du glaubſt es?" ſagte Anneliſi, legte ihren Ellbogen auf deren Achſel und ſtreichelte ihr die Backen, wie kleine Kinder es ſo gerne zu thun pflegen. „Es ſei notti ein Gutes, ſagte die Mutter, wenn man ſchon zuweilen nicht wiſſe, woran man mit ihr ſei, und meinen ſollte, ſie hätte lauter Flauſen im Kopf, aber wenn ſie ſterben ſollte, ſo werde

Anneliſi nicht die Letzte ſein in der Haushaltung, und zeigen, daß ſie noch etwas anderes wiſſe als Flauſen machen und hoffärtig ſein.“

So ſaß die Familie in ernſten und lieben Geſprächen ungeſtört zuſammen bis in den tiefen Abend hinein. Vieles wurde verhandelt, aber die Hauptſache drehte ſich immer um Aenneli's Glaube, daß ſie bald ſterben werde, und daß ſie morgen das letzte Mahl mit ihren Kindern hielte. Weichmüthig, aber heiter hielt ſie dieſen Gedanken feſt, wie ſehr die andern in ihr auch ausredeten. Sie redete viel von Ahnungen und von Exempeln aus ihrer Familie, daß den Kindern die Herzen immer weicher wurden, bis endlich der Vater ſagte: „Er hülfe, ſie wollten hinein und ein Kapitel leſen, da wiſſe man doch, daß es wahr ſei und könne ſich tröſten damit, bei ſolchen Sachen aber wiſſe man nicht, was daran ſei, und ſie machten einem nur traurig und unnöthig z'förchten. Er wolle hoffen, der liebe Gott werde ſie noch lange im Frieden bei einander laſſen; hätte er ihrem Streit zugeſehen, ſo werde er jetzt auch ſeine Freude an ihrer Liebe haben wollen.“ Sie erbauten ſich an Gottes Wort, und in feierlicher Stimmung, faſt wie am Abend vor dem erſten Abendmahl, ſuchten ſie die Ruhe.

Feierlich ſteigt ein heiliger Sonntag übers Land herauf; da hört man keine Kutſchen, Chaiſen rollen. Niemand kommt es in Sinn, Gott und ſeinem Gewiſſen entrinnen zu wollen; da weiß man noch, was der ſtädtiſche Pöbel, zuſammengeſetzt aus Herr B. und Herrn X. nicht mehr weiß, daß, wenn man auch Flügel der Morgenröthe nähme, und flöge ans Ende des Meeres, der auch da ſei, der den Wurm im Staube ſieht und jeglichen Schlingel, ſei er zu Fuß oder zu Wagen; da weiß man noch, daß man nicht Aergerniß geben ſoll, und ſchämt ſich des ſtädtiſchen Pöbels, der gerade an den heiligen Tag rings auf dem Lande Zeugniß ablegt, wie nahe er, trotz ſeiner guttuchenen Kutte, dem Vieh verwandt ſei, und wie er ohne ſeiner Ehre Abbruch zu thun, jedem Schweine „Götti“ ſagen könne.

Feierlich ſteigt der Tag herauf und ſtille iſt's; das Säuſeln des Herrn hört man in den Zweigen der Bäume, die Seufzer der Gewiſſen rauſchen in den Seelen, das Beten der Herzen tritt flüſternd auf die Lippen. So war es auch in unſerm Hauſe, und in jedem Herzen war noch das Weh über den unwürdigen, unheiligen Streit vom letzten Sonntag, der die eiternde Beule zur Reife gebracht und aufgebrochen. Um ſo weicher war eines jeden Stimmung, um ſo inniger war ihr Sinnen an den heiligen Tag, um ſo inbrünſtiger eines jeden übliche Gebete, um ſo freundlicher und weicher ihr Begegnen. Ihre Gefühle thaten ſich nicht durch beſondere Geberden kund, ſie traten kaum ins Auge, aber im Tone der Stimme gaben ſie ſich zu erkennen, im Zuvorthun bei allen Geſchäften, in der Theilnahme, mit welcher jedes Wort aufgenommen wurde, im Zueinanderſtehen, ohne daß man ſich eben etwas zu ſagen hatte. Selbſt Anneliſi war innig bewegt und dachte nicht ans neue Tſchöpli, als es das alte anzog, war früh fertig, ſorgte der Mutter für einen ſchönen Rosmarinſtengel und wollte den Brüdern auch welche geben, aber dieſe ſagten, ſie begehrten heute keine. Alle warteten der Mutter vor der Thüre, die noch die Jungfrauen zu berichten hatte über ihre Pflichten, und wie ſie zu allem zu ſehen hätten, damit das Eſſen nicht verdorben, das Haus nicht verwahrloſet würde. Sie ließ zwar hinausſagen, man ſolle ihr doch recht nicht warten; aber ohne Mutter wäre keines vom Hauſe gegangen, und keines ward ungeduldig und keines rief ins Haus hinein: „Mutter, kömmſt nicht bald!“ Als ſie kam, ſich entſchuldigend, ſagte Chriſten: „Wir hätten dir noch lange gewartet, ſäumteſt du dich ja um unſeretwillen, es hatte jedes von uns nur für ſich ſelbſt zu ſorgen, du aber für alle.“ So war keine Ungeduld in keinem Herzen, und eines Sinnes, ohne viele

Worte, in ſtiller Andacht, zogen ſie dem Hauſe des Herrn zu. Es iſt doch ſchön, wenn ſo eine ganze Familie eines Glaubens, eines Sinnes, zum Hauſe des Herrn zieht, keines vornehmer im Geiſte als das andere, jedes gläubig wie das andere, vom gleichen Gott ſein Heil erwartend, den gleichen Weg vor Augen, nach dem gleichen Himmel trachtend.

Es iſt doch ſchön, wenn Eltern mit ihren erwachſenen Kindern zur Kirche ziehen können, wo ſie dieſelben taufen ließen, und nicht nur ſagen können: ſiehe, Herr, hier ſind die, die du mir gegeben haſt, und keines iſt verloren gegangen, ſondern noch danken können, daß der Herr durch die Kinder die Eltern geheiliget und die Kinder Stützen geworden ſeien, nicht nur für den Leib in den alten Tagen, ſondern auch für den Geiſt auf dem Wege der Heiligung. Wenn ſo eine ganze Familie zum Mahle des Herrn geht, als wie zum letzten Mahle, und doch im gläubigen Vertrauen, daß der Herr nicht ſcheiden werde, was ſich hier gefunden, daß, wenn ſchon der Tod als wie ein Schatten vor das eine oder das andere ſich ſtellt, dieſer Schatten über Kurzem wieder ſchwinden werde im Lichte des ewigen Lebens, es iſt doch ſchön. Es webet in einer ſolchen Familie eine Kraft des Vertrauens, des Glaubens, der Liebe, welche die Welt nicht gibt, welche die Welt nicht kennt.

Bald waren ſie nicht mehr alleine; hieher kamen Leute und dort her, freundliche Grüße wechſelten, die einen hemmten ihren Schritt, die andern beſchleunigten ihn, ein jedes richtete ſeinen Schritt nach der andern Schritt, weil es nicht alleine wallen wollte auf dem Wege zur Kirche, ſondern in Gemeinſchaft mit den andern. Warum aber nur auf dem Kirchwege ſeinen Schritt modeln nach der andern Schritt, warum nicht auch auf dem Lebenswege? Nur eine kleine Anſtrengung, nur ein klein weniger Eigenſinn, nur einiger Tage leichte Uebung, und einmüthig und gleichen Schrittes, eine Gemeinſchaft der Heiligen, würde durchs Leben wallen, was auf ewig auseinander geht, weil das eine ſeinen Schritt noch kürzt, während das andere den Seinigen verlängert.

Die Leute ſahen mit Verwundern die Fünfe ſo einträchtig zuſammen gehen, drückten aber die Verwunderung nicht einmal mit den Augen aus, geſchweige, daß Jemand nach der Veranlaſſung des nach der bekannten Spaltung um ſo auffallenderen gemeinſamen Kirchganges gefragt hätte. Jeder machte ſeine Muthmaßungen und behielt ſich vor, dieſelben daheim beim Mittageſſen vorzubringen, und faſt in allen Häuſern war dieß das Tiſchgeſpräch. Vermuthungen aller Art wurden laut, und allerdings war die Bewegung Aenneli's am vorigen Sonntag in der Kirche nicht unbemerkt geblieben, aber das Rechte errieth doch Niemand, von wegen wenn man etwas begreifen will, ſo muß man den Sinn, aus welchem es hervorgegangen, ſelbſt in ſeiner Bruſt tragen. Das wiſſen aber die wenigſten Leute, darum ſo viele Mißverſtändniſſe, darum verweiſen die Meiſten ſo dummes Zeug, wenn ſie von einer guten, uneigennützigen That hören, ſie tragen halt den Sinn dazu nicht in ihrer Bruſt. Hingegen weiß ſo Mancher, daß er ſelbſt für die ſchlechteſten, eigennützigſten Abſichten die ſchönſten Gründe hat.

Die Leute ſtrömten immer zahlreicher, je näher man der Kirche kam; denn an Pfingſten, wenn die Sonne ſchön warm ſcheinet, wagt ſo manches alte Mütterli, das durch Kälte und Koth nicht mehr kann, noch ſo gerne einen Kirchgang und labet ſeine Seele, die auch gerne da oben wäre an des Herrn Mahl; es weiß nicht, was der Herr im nächſten Winter mit ihm vor hat; es ſucht, wo es kann, den Herrn, damit wenn der Tod kommt, der Herr es finde.

Wenn ſie ſchon früh waren, ſo fanden ſie doch mit Mühe Platz in der Kirche. Wer es vermag, ſollte immer frühe gehen, wer hintendrein haſtet, kömmt ſehr ſelten mehr in die rechte Stimmung, ſo wenig als der Pfarrer, der weltliche Geſchäfte abmachen muß, ehe er ans heilige Werk gehen kann. Es iſt gar eigen unſer Gemüth, und ſtille und feierlich muß es um daſſelbe ſein, wenn es ſtille und feierlich in ihm werden ſoll, ſo wie auch die Winde aufhören müſſen zu wehen, wenn die Wellen ſich legen, das Meer ſich ebnen ſoll.

Wenn man da ſo ſitzt im ſtillen weiten Raume, vielleicht ein ſchönes Lied von der Orgel tönt, oder ein ſchönes Wort aus der Bibel kömmt, und die Glocken rufen die draußen herein, da, wie die Augen im Dunkel des Kellers allmählig aufgehen und zu ſchauen vermögen, ſo geht es unſerer Seele, ſie öffnet ſich Eindrücken, für welche ſie ſonſt verſchloſſen war, und wenn der Prediger kommt und als geiſtiger Säemann frommen Samen ſtreut, ſo fällt dieſer Same in offene Seelen, wo er ſonſt nur Ohren gefunden hätte, und Ohren, die nicht höreten.

So wurden ihre Seelen noch weiter, empfänglicher ihr Herz, geſpannt harrten ſie auf die Texteswørte des Pfarrers, welche an bewegte Seelen kommen, wie eigene Looswørte, oder vielmehr wie Worte aus des Herrn eigenem Munde, und vom Geiſte, der alles weiß, auch die Bewegung jeglicher Seele, dem Pfarrer in den Mund gelegt für dieſe oder jene Seele. Und darum haben ſolche Texteswørte für bewegte Seelen eine ganz eigene Kraft, und nach Jahren, wenn die Predigt längſt vergeſſen iſt, hört man noch ſolche Worte anführen, durch welche die Seele niedergeſchlagen worden oder aufgerichtet.

Da ſchlug der Pfarrer das heilige Buch auf und las die Worte: „Was fehlt mir noch?“ Dieſe Worte fielen nicht zündend in ihre Seelen, ſondern faſt kamen ſie ihnen allerdings wie eine Frucht vom heiligen Baume, aber eine fremdartige, mit welcher ſie nichts zu machen wußten; betroffen wiederholten und betrachteten ſie dieſelben, aber die Beziehung auf ſich fanden ſie nicht.

Da begann der Pfarrer zu reden von ſeiner letzten Predigt, und wie er ermahnt, daß man jedes Abendmahl genießen möchte als ein Abſchiedsmahl, verſöhnt mit allen Menſchen. Aber nicht blos an die, welche man laſſe, hätte man zu denken, ſondern auch an das, was vor einem liege, an die, zu denen man wolle; nicht nur Abſchied habe man zu nehmen, ſondern auch zur Reiſe ſich zu rüſten, und da müſſe jedem die Frage von ſelbſt kommen: Bin ich fertig oder was fehlt mir noch? Habe ich, was zum Himmelreiche hilft oder was mangelt mir? Da ſei es, wo man ſo leicht ſich täuſche und man täuſche ſich allemal, wenn man das Ziel ergriffen zu haben meine. Es ſeien aber deren ſo viele, die mit aller Zuverſicht den Himmel erwarteten und vollkommen mit ſich zufrieden ſeien, ſich innerlich gerne zum Beiſpiel anderer aufſtellten, mit aller Behaglichkeit auf andere herabſehen und ſelbſt ihre Fehler zu beſchönigen wüßten, als wären es Tugenden, und ſie ſelbſt Gott als ſolche anrechneten, faſt wie zuweilen ein Menſch den andern zu betrügen ſuche mit einem gemeinen Steine, den er für einen koſtbaren Edelſtein ausgebe.

Wenn man ſo im Allgemeinen und von weitem an den Tod dächte, ſo meine man nur zu gerne, man wäre fertig und es ſei leicht zu ſterben, aber wenn er plötzlich vor einem ſtünde, ſo käme es einem anders, und was man leicht geglaubt, das käme einem ſchwer vor, und was man nicht geſehen, für das gingen einem die Augen auf. Sie ſollten nur an den reichen Jüngling denken, wie der guten Muths zu Jeſus gekommen, willens das ewige Leben zu gewinnen, und das Gewinnen leicht glaubend, weil er ſchon ſo vieles gethan und die Gebote gehalten von Jugend auf. „Was fehlt mir noch?" habe auch der gefragt. „Geh, verkaufe, was du haſt und gib es den Armen," ſagte Jeſus. Darauf war der Jüngling nicht vorbereitet, er ging betrübt hinweg, er, der gemeint, er hätte alles gethan, was er ſchuldig geweſen, dem fehlte noch alles zum Himmelreich. Dem fehlte der chriſtliche Sinn, der gehorſam iſt bis zum Tode am Kreuz; ihm fehlte die Liebe, die Gott über Alles hält, den Nächſten als ſich ſelbſt; der war zu allem bereit, aber nur zu dem, woran er gewöhnt war und nicht zu dem, was der Herr von ihm forderte; er war getreu, bis der Herr ſeine Treue erproben wollte; ihm fehlte der Geiſt, der in alle Wahrheit leitet, und den Menſchen bewahret in jedem Verhältniß, in jeder Anforderung ein Kind Gottes bleiben läßt, wie er die Apoſtel das Rechte reden ließ vor jeglichem Richter.

„Nun leben Tauſende dem reichen Jünglinge gleich, wiſſen nicht, daß die Hauptſache ihnen fehlt. Sie leben in ſtiller Rechtlichkeit, im Geleiſe, in welchem Vater und Mutter gegangen, geben keinen Anſtoß und finden keinen Anſtoß im Leben, aber ihnen unbemerkt leben ſie doch für Etwas, und dieſes Etwas iſt ein Zeitliches, es iſt ihr Gut, und ihnen unbemerkt leben ſie für dieſes Gut, in einer immer feſteren Angewöhnung auf beſondere Weiſe, und dieſe Gewohnheit wird ihr Meiſter und regiert ſie, ſie merken es nicht. Tritt nun etwas Beſonderes in ihr Leben, fordert Gott ein Opfer von ihnen, ſtreckt er ſeine Hand nach ihrem Gelde aus, rüttelt er an ihren Gewohnheiten, machen ſie Verluſte, oder thun ihre Ausübungen, welche gegen kein Gebot ſtoßen, andern weh, verbittern ſie ihnen das Leben, dann, dann zeigt es ſich, was ihnen fehlt, und an was ſie ihr Leben geſetzet, und wie ihr Leben ihr Meiſter geworden und nicht ſie ihres Lebens Meiſter; denn der Geiſt iſt's, der ihnen fehlt. Ob der Angſt ums Geld vergeſſen ſie Gott, haben weder Vertrauen auf ihn, noch ein Ergeben in ſeinen Willen, ſie werden betrübet, gehen hinweg vom Heile, dem reichen Jüngling gleich. Werden erbittert im Gemüthe über die Menſchen, vermögen ihrer Gewohnheit keinen Zwang anzuthun, Friede und Eintracht werden gebrochen, weil ſie nur gebaut geweſen auf die äußeren Verhältniſſe, auf des Lebens gewohnten Gang, und nicht auf den lebendigen Geiſt, der zu jeder Stunde zu jedem Opfer bereit iſt, bereit iſt das

Auge auszureißen, die Hand abzuhauen, von denen Aergerniß kommen. Sie ſollten doch nur nachdenken, wie oft ihr Friede auf dieſe Weiſe geſtört würde, wie oft ihr eigenes Gemüth Zeugniß rede, daß Gott ihnen nicht über alles ſei, wie ſie zu ſchwach ſeien für das kleinſte Opfer, der geringſten Anforderung erliegen und betrübet werden. Ja, ſie ſollten nachdenken, wie viele Menſchen und Haushaltungen auf dieſe Weiſe äußerlich und innerlich zu Grunde gegangen ſeien, eben weil ſie nie erkannt, was ihnen fehle. Heute ſei der Pfingſttag, und ſo lange er wiederkehre, ſei gültig die Verheißung, daß Gott ſeinen Geiſt geben wolle denen, die darum bitten. So ſollten ſie erkennen, daß dieſer Geiſt die höchſte Gabe ſei, welche Gott uns Menſchen werden laſſe, ſollten an ſein Gewinnen das Leben ſetzen.

„Dies iſt der Geiſt, der in Chriſto die Welt überwunden hat, in jedem ſie überwindet, der in Chriſto iſt; er iſt köſtlicher als Silber und Gold; die Welt nimmt ihn nicht, der Tod raubt ihn nicht, er bewahret das Glück in jedem Verhältniß, den Frieden in jedem Hauſe, das Genügen in jedem Herzen; es iſt der, der uns den Vorgeſchmack der Seligkeit gibt, und der Schlüſſel zum Himmelreich iſt.

„Dieſer Geiſt war's, der dem reichen Jüngling fehlte, der noch ſo vielen fehlt, und ohne dieſen iſt's dem Menſchen ſchwerer ins Himmelreich zu kommen, als es einem Kameel wird durch ein Nadelöhr zu gehen; und ſchwer beſonders iſt's dem Reichen, weil er ſein Genügen in ſeinen Beſitzthum ſetzet, und es vergißt, daß weit über dem Gelde etwas anderes iſt, in dem einzig das Genügen wohnet, das feſt bleibet im Leben und im Sterben, in geſunden und kranken Tagen, in jeglichem Wechſel dieſer Welt; und wenn ihm dann ſein Geld Jammer bringt, oder kein Genügen mehr gibt, dann geht es ihm wie dem Menſchen, der ins Waſſer fällt und nicht ſchwimmen kann, in zappelnder Angſt beſchleunigt er ſeinen Untergang. Die Beſonnenheit hat er nicht, die Hand zu ſehen, die rettend ſich ihm bietet, er faſſet ſie nicht, er ſtößt ſie von ſich, er gehet unter.“

So redete der Pfarrer im Allgemeinen, führte aber das Allgemeine im Beſondern näher durch und belegte alles mit dem Leben. Da ward den Gliedern der Familie der Text lebendig, der Stein ward zum Diamant, der die hellſten Strahlen durch ihre Seele warf, alle Falten erleuchtete. Es war ihnen, als ſehe der Pfarrer in ihrem Herzen eine eigene Schrift und leſe ihnen die ab, und dieſe Schrift erzähle alles, was ſie erlebt und wie es in ihren Seelen geweſen, wie ein Irrthum ſie an den Rand des Abgrundes geführt, und leſe nun auch ab, was in ſolchem Zuſtande helfen könne, und was ihnen wirklich geholfen.

Wunderbar wurden ſie gerührt und erhoben, als ſie im Wechſel ihrer Seelen in den Regungen, die ſie füllten, das Wehen des Geiſtes erkannten, der ihnen ſo lange gefehlt, als ſie deutlich deſſen ſich bewußt wurden, daß Pfingſten geworden ſei in ihrem Herzen, daß ſie ein Gut erlangt, welches über alle Güter iſt, deſſen Mangel die ganze Welt nicht erſetzt, daß der Herr ſie in die Finſterniß geführet, damit in der Angſt der Nacht ihre Seelen den Morgen ſuchten, ihre Augen nach dem Aufgang richteten, bis die Sonne kam. In Staunen, in frommer Bewegung verſunken, hörten ſie, wie von der Kanzel herab abgeleſen ward vor der ganzen Gemeinde ihrer Herzen Geſchichte und Zuſtände, es war, als ſtünde dort oben ein wunderbarer Zauberſpiegel, in welchem zu ſehen wäre das Innere der Herzen, welches ſonſt den Augen der Menſchen verborgen iſt.

Und daß der Pfarrer ſo deutlich auf ſie rede, ihr Geheimſtes vor der ganzen Gemeinde erzähle und erläutere, ſie zum Gegenſtand der allgemeinen Betrachtung mache, das zürnten ſie nicht; es war ihnen, als müſſe es ſo ſein, als ſeien gerade ſolche Erlebniſſe Gemeingut und ſollen nicht unter den Scheffel geſtellt werden, ſondern auf einen Leuchter, damit die Herzen der Nächſten auch gewonnen würden. Es kam manchmal ſie an, daß ſie faſt des Wortes ſich nicht enthalten konnten zur Beſtätigung oder Erläuterung deſſen, was der Pfarrer ſagte. Wenn er ihre Namen genannt hätte, ſie hätten es nicht gezürnt, denn, meinten ſie, müſſe doch jedes Kind, welches in der Kirche ſei, wiſſen, wen es angehe; nur ſonderbar dünkte es ſie, daß nicht aller Augen auf ſie gerichtet ſeien, die Entferntern nicht aufſtünden, nach ihnen zu ſehen, daß alle machten, als merkten ſie nicht, wen der Pfarrer meine.

Als der Pfarrer ſchloß, fühlten ſie, daß was in ihnen war, gefeſtigt worden; ſie hatten in ihrem Acker einen Schatz gefunden, aber erſt jetzt kannten ſie ihn recht und wußten wie er zu bewahren ſei, mehr denn alles auf Erden. Und als der Pfarrer einlud zum Tiſche des Herrn zu kommen, wer von Herzen ſein Jünger zu ſein begehre, da klang dieſer Ruf ihnen ganz anders als ſonſt, nicht mehr ſo wie eine allgemeine Einladung, ſondern es ging ſie beſonders an, und es dünkte ſie, ſie müßten Beſcheid darauf geben. Und als ſie zum Mahle gingen, gingen ſie nicht wie ſonſt als ſolche, welche das Recht hätten dazu und es nicht veralten laſſen wollten, ſondern als ob ſie hingezogen würden, wie durch einen Magnet, durch eine unſichtbare Macht, wie der Dürſtende zur Waſſerquelle, das verloren geweſene Kind zum Vater, der wieder auftaucht in ſeinem Geſichtskreiſe. Das Einzelne, Beſondere war vergeſſen, untergegangen in dem großen Gefühle, Gemeinſchaft zu haben mit dem Vater und dem Sohne durch den Geiſt, der lebendig in ihnen wohne, und als Siegel dieſer Gemeinſchaft empfingen ſie des Mahles äußere Zeichen, und ſie empfanden es in unausſprechlicher Innigkeit, daß weder Welt noch Tod, weder Teufel noch Hölle ſie mehr von Gott zu ſcheiden vermöchten.

Ernſt, aber in getroſter Freudigkeit, verließen ſie das Haus des Herrn, ſie waren erbauet worden.

Der Strom der Leute umwogte ſie und ſeltſam kam es ihnen vor, daß ſie mit ihnen unbefangen heimgingen, wie ſie mit ihnen gekommen waren. Niemand gedachte mit einem Worte, daß ſie der Gegenſtand der Predigt geweſen. Erſtaunt hörten ſie, wie der Eine ſagte: der Pfarrer predige alle andere Sonntage über den Geiz, man merke wohl, daß er ſelbſt nicht viel habe. Er müſſe ſagen, es mache ihm Langeweile, alle andere Sonntage das Gleiche zu hören. Ein Anderer ſagte: Er hätte es wohl gemerkt, der Pfarrer hätte auf ihn geſtichelt, das hätte er wohl können bleiben laſſen; es dünke ihn, an einem heiligen Sonntag ſchicke ſich das nicht, er könnte die Leute wohl ruhig laſſen. Da ſei der Pfarrer letzthin gekommen und habe da Steuer gebettelt, er wiſſe nicht mehr für was, und er habe ihm nichts gegeben; man habe ſein Geld nicht nur für andere Leute, und er habe es dem Pfarrer geſagt, er wolle erſt für ſich ſorgen und ſehen, daß er genug habe. Und jetzt gehe der und halte eine ganze Predigt auf ihn, für einen Pfarrer dünke es ihn nicht ſchön. Aber dem wolle er es eintreiben, die erſten ſechs Wochen ſehe ihn der nicht mehr in der Kirche. Noch hatte der Eine dieſes zu rügen, ein Anderer etwas anderes; Jeder hatte eine andere Predigt gehört als der Andere, nur darin waren die Meiſten einig, daß die, welche ſie gehört, ihnen nicht gefallen. Er könnte es, wenn er wollte, ſagten ſie; vor acht Tagen habe er eine Predigt gehabt, Leib und Seele hätte noch lange geſchlottert, aber er möge es ihnen gar ſelten gönnen, das ſei aber nicht deſt bräver, wenn einer es könnte, und nicht wollte.

Nur wenige Leute nahmen keinen Theil an dieſen Urtheilen, gingen in ſtillem Ernſt ihre Wege; denen hatte der Pfarrer auch etwas Inwendiges getroffen, und dem dachten ſie nach, und redeten nicht in das Allgemeine; zum Diſputiren war das Herz ihnen zu voll und mit ihrem eigenen Innern zu beweiſen, wie Recht der Pfarrer gehabt, das mochten ſie nicht. Es iſt mit dem Inwendigen eine eigene Sache, man verhüllet es ärger als ſeinen Leib, und die Hülle wird oft ſo dick, daß kein Auge mehr hindurchdringt, nicht einmal das eigene, und die Zuverſicht auf dieſe Hülle wird ſo groß, daß man nicht einmal denkt, ein Auge könnte durchdringen, und Gottes Auge nimmt man in dieſer Meinung nicht aus.

Dieſes Verhüllen hat aber auch ſeinen Grund in der Angſt, nicht verſtanden zu werden, in der Angſt, daß die, denen man das inwendige Leben erſchließt, Spott und Muthwillen mit demſelben treiben möchten, weil ſie es nicht würdigten, nicht begriffen, wie Kinder mit den koſtbarſten Edelſteinen nicht anders umgehen als mit gemeinen Steinen, und gemeine Leute deſto lauter und höhniſcher über das Edle ſpotten, je höher es über ihre Geſinnung ſteht.

Darum auch fiel es weder dem Chriſten noch dem Aenneli, noch ihren Kindern ein, den Leuten die Predigt auszulegen, wie ſie dieſelbe verſtanden und ſie mit ihrem äußerlich und innerlich Erlebten zu belegen. Sie wurden faſt froh, daß den Andern ihre Augen oder Ohren gehalten geweſen, und das, was ſie ſo klar glaubten, ihnen dunkel und verborgen geblieben, und ſagten nur hie und da, wenn ſie nicht anders konnten, ein Wort ins Reden der Leute: ihnen hätte die Predigt gefallen, es dünkte ſie, es könne ein jeder ſeinen Theil davon nehmen, und wenn man dem Pfarrer nach thäte, ſo käme es nicht bös.

Aber als der ſtille Nachmittag heraufkam, die Dienſtboten ihre Wege gegangen waren, ſchön ſonntäglich feierlich es ums Haus ward, der Baumgarten, faſt einem heiligen Haine vergleichbar, mit leiſem Säuſeln die Bewohner des Hauſes in ſeinen kühlen Schatten lockte; als ſie ohne Abrede, aber vom gleichen Zuge getrieben, eins nach dem andern kamen, das Eine noch vor dieſem Baume ſtund, das Andere Raupen abſtreifte im Vorübergehen, endlich alle ſich zuſammenſanden unter einem mächtigen Apfelbaume, und ſich lagerten ins kühle Gras, da redeten ſie von dem, was in ihrem Inwendigen vorgegangen. Allen war es mit der Predigt gleich gegangen, allen war ſie ein Spiegel geweſen, in welchem ſie mehr oder weniger klar ihre innern Zuſtände geſehen, und eben deswegen ſahen ſie ſo klar und deutlich, daß der Pfarrer durchaus recht hatte, und das Eine, das Noth thue, eben der Geiſt des Herrn ſei, und daß ſie eben deswegen ſo unglücklich geweſen, weil ſtatt des Geiſtes, das Geld Hebel, Mittelpunkt, Ziel ihres Lebens geweſen, und daß es nur der Geiſt des Herrn geweſen ſei, der die wilden Wellen in ihren Herzen und in ihrem Hausweſen geſtillet.

Wunderbar aber ſchien es allen, wie der Pfarrer gepredigt, als rede er aus ihren Herzen heraus und kleide es nur in Worte, was er in denſelben geſehen, und mache ihnen nur deutlich und hell, was ſie ſelbſt gefühlt, geahnet, aber ohne ihm recht Worte geben zu können. Sie wußten, er kannte ſie wenig, von ihnen hatte in Jahresfriſt Niemand mit ihm geredet, von ihrem Inwendigen konnte Niemand anders ihm Bericht gegeben haben, kannten ſie es ſelbſten doch kaum. Die Vorgänge der letzten Woche kannte ebenfalls Niemand. Sie wußten es nicht anders zu erklären, als eine Fügung Gottes, der auch noch heut zu Tage durch den Mund ſeiner Knechte redet, die Geiſter lenket, die Herzen zu treffen weiß. Denn wer iſt's, der dem Prediger den Text zur Hand gibt, der dem Text Leben gibt in des Pfarrers Geiſte, daß er aufblüht und zur Predigt wird und gerade zu dieſer und zu keiner andern. Der, ohne deſſen Willen kein Haar aus unſerem Haupte fällt, und kein Sperling vom Dache, ſollte der nicht auch Macht in den Geiſtern haben? Und der, der ſich verkündigen läßt durch die Nacht mit ihrer Sprache, durch den Tag mit ſeiner Rede, durch jede Blume, die auf dem Felde blüht, ſollte der ſich nicht auch durch eine Predigt verkünden laſſen können, und zwar gerade ſo wie er es will?

So meinten es die Leute und fanden großen Troſt darin, daß Gott ſie angeſehen und den Geiſt des Pfarrers alſo gelenket.

Es war aber nicht nur der Text zur Predigt aufgegangen in des Pfarrers Geiſte, ſondern ſeine Predigt war auch aufgegangen in ihrem Geiſte, war Leben geworden, d. h. hatte mit ihrem Leben ſich verwoben, und dieſes Leben trat in bald ſchroffern, bald mildern Uebergängen, gerade wie es der Zufall oder das wunderbare Gedankenſpiel in unſerer Seele mitbrachte, in ſcheinbar rein weltlichen Geſprächen zu Tage, welche, dem Fremden vielleicht gemüthlich geſchienen, in denen er aber auf keine Spur eines höhern Lebens, eines heiligen Geiſtes, eines höhern Aufſchwunges geahnet hätte. Aber es ſtrömet der Geiſt des Herrn durch Feld und Wald, durch Neſſel und Nelke, er ſtrömt durch alle unſere Lebensverhältniſſe, durch alle Worte, womit wir ſie bezeichnen, wenn der Geiſt des Herrn in uns iſt. Nur unſere Jungens meinen, er ſei an beſtimmte Worte gebunden, wie die Seele eines Froſches in den Leib des Froſches.

Die Freude, daß die Finſterniß vergangen, der Morgen wieder angebrochen, brachte ſie auf den vor ihnen liegenden Tag und ſeine Geſtaltung, und dieſe Geſtaltung war nicht blos ein Nebel, hoch oben im Gebiete der Lüfte, den man mit des Mundes Hauch von einem Munde zum andern Munde treibt, wie man auch oft Bysluft und Wetterluft ihr Spiel treiben ſieht mit den Nebeln, ſondern dieſe Geſtaltung ſtellte mitten im Leben ab, und ſie drückten ſich aus darüber mit ganz natürlichen, allgemein verſtändlichen Worten; was aber für ein Geiſt in denſelben lag, das fühlten die, welche gleichen Geiſtes waren, ſehr wohl.

„Er werde alt, ſagte der Vater, er fühle wohl, er möge nicht mehr Allem nach, und ſo könnte öppe vieles beſſer gehen, als es gehe, aber ändern könne er es nicht wohl mehr. Die Jungen möchte er nicht verſäumen, darum ſei beſſer, er ſtelle daraus, und laſſe die Kinder machen. Wenn ſie öppe einander verſtehen wollten, ſo wüßte er nicht, warum es nicht gehen ſollte.“

Es ſei ihr auch recht, ſagte die Mutter, ſie wolle ſich wohl gerne darein ſchicken. Sie und der Vater wollten in die Hinterſtube, oder könnten eine Wohnung machen laſſen auf das Ofenhaus, die würde ſo viel nicht koſten; und wenn man etwas rathen könne oder helfen, ſo ſei man immer noch da, und die Jungen ſeien noch manchmal froh über einem. Aber anſtändig wäre es, wenn Resli heirathen würde, ſonſt ſehe ſie nicht ein, wie das zu machen wäre. Anneliſi werde nicht immer da bleiben wollen, und wenn Chriſteli heirathete und ſeine Frau die Haushaltung machen müßte, und Resli nehmte einſt den Hof zur Hand, ſo thäte es Chriſteli's Frau weh und es ginge nicht gut.“

Resli unterbrach die Mutter und ſagte: „Von dem wolle er nichts hören, er wolle ſie nicht vertreiben. Dem Vater helfen, wie er könne und möge, das wolle er gerne, und es ſei ſeine Schuldigkeit; aber das Heft ſolle er nicht aus der Hand geben. Vom Heirathen möge er auch nichts hören, er werde kaum heirathen; und heirathen, nur um die Mutter aus der Küche zu vertreiben, das möge er gar nicht, ſie ſei ihm zu lieb dazu, und ſie habe die Sache dreißig Jahre gut gemacht, es ſei die Frage, ob je eine ihr die Schabriemen aufthäte.“

„He, ſagte Chriſteli, Jemand wird heirathen müſſen, ich meine, ich oder du, vom Anneliſi will ich nicht reden, das iſt kein Frag. Ich aber will nicht heirathen, ſo ein kränklicher Menſch wie ich bin, ſoll nicht ein Haus aufrichten, und ich könnte leicht eine erhalten, ſie brächte mich das erſte halb Jahr unter den Boden. Nein, ich will bei dir bleiben, wir ſind öppe immer Brüder geweſen und werden es auch bleiben. Du mußt heirathen, und daß du etwas im Spiel habeſt, das haſt du mir ja einmal ſelbſt geſagt, und längſt hätte ich es aufs Tapet gebracht, wenn ich es nicht ob unſerm Elend vergeſſen hätte. Du aber haſt es nicht, denn ſeither haſt du ja keinen Fuß zum Tanz gehoben und keinen Tritt des Nachts zum Haus aus gethan."

Resli wurde roth und wollte ſich vertheidigen, da fragte die Mutter: „Hör, was iſt das mit z'Dorngrüterbauerntochter? Du haſt mich einmal nach ihr gefragt und ſo wunderlich dabei gethan. Ich habe dich damals abgeſchnauzt, es iſt mir ſeither manchmal leid geweſen, und ich hätte wieder davon angefangen, aber bald ſchickte es mir ſich nicht, bald dachte ich, du ſageſt mir jetzt doch nichts mehr, und ſo ſchwieg ich. Iſt dir die öppe im Sinn?

„O apparti nicht," ſagte Resli.

„Hör, ſage es fry recht gerade heraus. Wenn es etwas iſt, ſo kann man dir helfen. Es hat ſchon mancher ſo geſchwiegen, und hat die Sache ſo in ſich ſelbſt verdrückt und iſt hintendrein reuig geweſen," antwortete die Mutter.

„He nun, ſagte Resli, ſo will ich es gerade heraus ſagen: das Meitſchi hat mir gefallen wie noch keins, ich glaube nicht, daß es eins gebe, das ihm die Schuhriemen aufthäte, und ich habe gleich gedacht, das oder keins. Und es iſt mir noch ſo, aber ich ſehe wohl, daß es nichts daraus gibt.

„Warum? fragte Chriſten; haſt gefragt?"

„He nein, ſagte Resli, aber ich weiß es ſonſt."

„Wie kannſt du ſo etwas wiſſen, wenn du nicht gefragt haſt; das geht oft anders, als man denkt. Oder iſt das Meitſchi verheirathet?" fragte der Vater.

„Selb weiß ich nicht, ſagte Resli, und vom Meitſchi wollte ich nicht reden, es ſchien mir, als wäre ich ihm nicht ganz unanſtändig, freilich irrt man ſich leicht. Aber es iſt noch etwas anders."

„So ſage doch, was iſt's, ſagte der Vater. Iſt öppis z'ſchüchen (ſcheuen) a de Lüte?"

„He, wie man will, ſagte Resli. Der Vater iſt ſehr reich und gruſam geizig, und, wie ich gehört, iſt ihm für ſeine Kinder nicht gleich einer reich genug, und wenn es auch einer iſt, ſo will er dann noch ebetagen auf alle Füli (mit aller Liſt) daß es keine Art hat. Er hätte ſchon zwei Töchtern ſo gebraucht und Ebetagen laſſen, daß ſeine Tochtermänner daheim alleine erben, und ihre andern Geſchwiſter mit leeren Händen gehen können. Das will ich nun nicht, ich will mich an meinen Geſchwiſtern nicht verſündigen, daß ich denken muß, Kinder und Kindeskinder müßten es entgelten, und wo man unter ſolchen Gedingen zuſammenkommt, da ſieht man wohl was Trumpf iſt, und was e ſellige Trumpf kann, das haben wir erfahren. Ich begehre nicht mehr als meine Sache, Chriſteli und Anneliſi gehören ihre Theile ſo gut als mir, wenn es einmal zum Erben kömmt, was, ſo Gott will, noch lange nicht geſchehen wird.“

„Los Bruder, ſagte Anneliſi, wenn es nur das iſt, ſo achte dich meiner nicht. Chriſteli hat nur Späße gehabt, und es iſt dann noch lange nichts Richtiges und wenn ich dich damit kann glücklich machen, ſo bleibe ich ledig. Es wäre ja ſo mancher ihr Glück geweſen, wenn ſie nicht geheirathet. Wie wohl es mir iſt, bei Vater und Mutter, das weiß ich, wie es mir aber ſo mit einem Manne gehen würde, das iſt ein Ungewiſſes.“

„Wie wir es zuſammen haben, ſagte Chriſteli, weißt du, und wenn dir das Meitſchi anſtändig iſt, ſo mach was du kannſt, und was wir dir dazu helfen können, darauf zähle, und wenn dir der Vater den Hof abtreten will, kaufsweiſe um ein Billiges, ich für mich hätte nichts darwider.“

„Von dem will ich nichts hören, ſagte Resli, Vater und Mutter ſollen ihre Sache behalten. Daß ſie wegen einem Kinde ſich die Hände binden ſollten, das thue ich nicht. Wegen einem Meitſchi laſſe ich Vater und Mutter noch lange nicht auf die Seite ſtellen, wir ſind jetzt ſo ſchön bei einander, wir wollen nicht alſobald Unguts hinein machen.“

„Mir thäteſt du einen großen Gefallen, wenn es ſich machen ließe, ſagte die Mutter; wenn ich ſterben ſollte, und das werde ich bald, es wäre mir ein großer Troſt, wenn ich deine Frau geſehen hätte.“

„Mutter ſchweig vom Sterben, du darfſt uns nicht ſterben, und von einer Frau ſchweiget mir.“ „Und ich ſchweige nicht, ſagte Chriſteli. Es iſt doch dann noch nicht geſagt, daß es immer gleich geben müſſe und probiren ſchadet nichts. Es kömmt nur darauf an, ob dich das Meitſchi will oder nicht, wenn man das vernehmen könnte, ſo müßte die Sache bald richtig ſein. Haſt du ſeither nichts von ihm vernommen?“

„Nein, ſagte Resli, er hätte nicht gewußt, was das Nachfragen abtrage, wo es beſſer wäre, er vergeſſe die ganze Sache je eher je lieber.“

„Da haſt du Unrecht gethan, ſagte Chriſteli, und ich will für dich vernehmen was nöthig iſt; es iſt mir auch daran gelegen, daß du eine rechte Frau erhalteſt, und wenn die Mutter ſo Freude hat an einer Sohnsfrau, ſo muß ſie noch vor Oſtern eine haben, oder ich will nicht Chriſteli heißen. Vater gib mir einige Neuthaler in Sack, die meinigen ſind neue uſe, und ich will um etwas aus, um Roſſe, Kühe, Schafe, ſei es was es wolle, und ſomit habe ich Gelegenheit auf das Dorngrüt zu kommen, unbekannt, vielleicht mit dem Meitſchi z'reden und vernehme allweg was für Werch an der Kunkel iſt, und wie die Sache öppe anzukehren wäre.“

„Mache was du willſt, ſagte Resli, und ich danke dir für dein Anerbieten, aber ich will dich nicht geheißen haben und an Nichts ſchuld ſein. Ihr ſeid alle nur viel zu gut gegen mich, aber ich will es auch keinem vergeſſen.“

„Das hätte ich vor acht Tagen noch nicht hoffen dürfen, daß es ſo kommen könnte, ſagte die Mutter, und wenn es mir Jemand geſagt hätte, ſo hätte ich es ihm nicht geglaubt. Aber bei Gott ſind alle Dinge möglich, und wie er das Unglück einbrechen läßt, wie einen Dieb in der Nacht, warum ſollte er nicht auch das Glück heraufführen, wie die Sonne aus ihrer Kammer, wenn die Herzen dafür reif geworden ſind.“

„Horch, was iſt's,“ rief Resli, und ſprang vom Boden auf. Langſame Glockenſchläge hallten einzeln durch die Luft, alle ſprangen auf; es ſtürmt, wo brennts, frugen alle. Rauch war nirgends zu ſehen, aber nur im Halbkreiſe lag frei der Horizont vor ihnen. Sie eilten dem Hauſe zu, in zwei Minuten ſah man Resli den Feuerhaken auf der Achſel, den Eimer daran gehängt, in raſchem Lauf dem Kirchthurme zueilen, wo immer ängſtlicher die Glocke um Hülfe wimmerte, und verſchwunden war das ſchöne Bild der innigen Familie, verſchlungen vom Wirbel der Welt.

Aber ſei auch das Bild verſchwunden, iſt nur der Geiſt geblieben; der lebendige Geiſt ſprüht neue Bilder immer wieder auf, ſchöne Kinder, Zeugen ſeines Lebens.

Zweiter Theil.

Wer hat nicht ſchon den Unterſchied bemerkt, der im Klange der Glocken liegt, es gefühlt, wie verſchiedene Empfindungen ſie erregen im menſchlichen Gemüthe?

Ernſt und hoch, wie vom Himmel her, ertönen ſie, wenn ſie den Menſchen rufen in Gottes Haus, ſich zu demüthigen vor dem Allmächtigen, ſich aufzurichten am Allerbarmenden; dumpf tönt die Todtenglocke, von weitem her wird es einem, als höre man auf den Sarg die Erde praſſeln, als verſinke man in ein dunkles Gewölbe und höre immer ferner und ferner des Lebens Klang. Freundlich und mild tönt die Veſperglocke. Wer des Abends über Berg und Thal das freundliche Geläute hört, dem wird als empfange er freundliche Grüße, ein gaſtfreundlich Laden zu ſüßer Ruhe, als vernehme er des Vaters Ruf ſich zu ſtellen unter deſſen treue Hut, zu legen all ſein Sorgen und Sinnen in deſſen weiſe Hand. Aber wenn die Feuerglocke erſchallt, da zuckt Schrecken durch die Seelen, Weiber werden blaß, Kinder weinen, Männer horchen haſtig auf, ſtärker klopfen die Herzen. Es tönt vom Thurme her wie Weiber Jammer, wie Kinder Gewimmer, wie des Feuers Kniſtern, und je länger die Glocke läutet, um ſo inniger ſcheinen ihre Töne zu werden, um ſo ängſtlicher wimmert ſie, um ſo lauter jammert ſie. Es zieht das Herz ſich zuſammen, bange ſucht der Menſch den Menſchen, alle Augen ſuchen des Brandes Zeichen, den dunkeln Rauch, der weithin des Brandes Stätte weiſet, den Helfenden der düſtere Stern über der Stätte, wo Hülfe Noth thut. Und jeder räth, wohin die dunkle Wolke weiſet, und jeder ſchreit auf, wenn neue Wellen wallen über Berg und Thal, das Aufflammen neuer Häuſer, das Zuſammenſtürzen der ausgebrannten verkündend.

Ums Spritzenhaus, welches wie üblich in der Mitte des Dorfes ſtand, von welcher gewöhnlich das Wirthshaus auch nicht ferne liegt, während die Kirche gerne zur Seite ſteht, wie billig auch, das erſtere als Anker der Welt, die Letztere ein Wegweiſer aus der Welt — ums Spritzenhaus, fand Resli, des Bauern Sohn von Liebiwyl, das halbe Dorf geſchaart. Die Einen ſahen in den wirbelnden Rauch der in der Ferne, aber immer dicker, immer ſchwärzer, gen Himmel ſtieg; die Andern liefen ängſtlich herum, handthierten mit der Spritze, banden Schläuche auf, ſchleppten Eimer herbei, ſchrieen nach Pferden, welche aber Niemand werde geben wollen, was ein recht Elend ſei, und immer ſo gehe, ſchrieen nach einem Stück Kerze in die Laterne, da es auf den Abend gehe, und Niemand wollte Kerzen haben daheim, aber der Krämer hätte fürs Geld, ſagte man. Sobald Resli kam, frug er: „Wo iſt's?" Beſtimmt wiſſe man es nicht, ſagte man, aber allem an, zu Ufbegebrige, und die Brunſt ſei groß und alle Augenblicke ſcheine ein neues Haus aufzugehen. Aengſtlich rief Resli nach dem Rundellenträger (der beweglichen Laterne, welche an einer Stange getragen wird), dem Führer der Feuerläufer, der war nirgends zu ſehen. Er ſei weder Vormittag noch Nachmittag in der Kirche geweſen, hieß es, er werde um etwas aus ſein, um eine Frau oder um eine Kuh; wahrſcheinlich um das Letztere, da er in vergangener Woche den Bernmetzgern zwei verkauft hätte. Resli, raſch entſchloſſen, frug: „Wer nimmt meinen Haken?" nahm die Rundelle, ſagte: „Wenn ſie hier keine Roſſe mehr vermöchten, ſo ſolle Jemand raſch heim zu ihnen, ſie hätten noch deren, aber machen ſollten ſie, daß ſie bald nachkämen, ſonſt ſei es eine Schande für die ganze Gemeinde. Gerade an ſolchen Dingen nehme man ab, was für Leute in einer Gemeinde ſeien, ob etwas werth oder nichts.“ Seine Stichworte gingen in manches Herz, um ſo mehr, da ſie von einem jungen Burſchen, der noch zu gar nichts etwas zu ſagen hatte, kamen, und graue Häupter trafen, die Häupter der Gemeinde zu ſein meinten.

„Wenn ein jeder Säubub ſein Maul in die Sache hängen wolle, ſo hätte er nichts da zu thun,“ ſagte der Amman, aber wohlweislich erſt, als Resli in kurzem Trabe bereits ein Stück Wegs weit war. „So ein Lümmel wiſſe nicht, daß man allweg, ehe man fahre, die Roſſe füttern müſſe, einem jeden ein Immi Haber oder zwei, von wege man wiſſe nicht, wann ſie wieder zum Freſſen kämen. Und wenn ſie gefreſſen hätten, ſo ſei es dann manchmal nicht einmal nöthig, daß man fahre, und ſchon alles z'Bode.“ In gemeſſenem Trabe ſteuerten die Feuerläufer und mit ihnen Mancher, der nicht daheim bleiben kann, wenn Noth irgendwo iſt, dem Brande zu.

Je weiter ſie trabten, deſto gewaltiger ſtieg vor ihnen die Rauchſäule auf und verſchwamm unterm Himmel in eine große ſchwarze Wolke, ein zweites Gewölbe, aus Rauch und Ruß gebildet; deſto kläglicher wimmerten die Glocken, deſto größer ward der Menſchenſtrom, der dem Brande zueilte. Sie hatten nicht Noth, wie es oft geſchieht, bei jedem Hauſe ſtille zu ſtehen, zu fragen, ob man da auch geſtürmt und wo man meine, daß es brenne, vor jedem Dorfe ſtill zu ſtehen und ſorgſam nach dem dünnen grauen Fädchen zu ſehen, das kaum ſichtbar irgendwo von der Erde zum Himmel ſich wand. Nein, da lag offen, ſchwarz und ſchaurig der glühende Ort vor ihnen, wo das entfeſſelte Element in wilder Schlacht rang mit Menſchenkraft, wo weither die Winde dem Feuer zu Hülfe flogen dem Menſchen aber der Menſch. Und wie Regimenter, vom Donner der Schlacht herbeigerufen, nicht ängſtlich oder bedächtig das Feld umkreiſen, werweiſen, wo Stand und Zugang am bequemſten ſei, ſondern in die Schlacht ſich ſtürzen, wo ſie ihren Bereich erreichen, wohl wiſſend, daß die ſchnelle Hülfe die beſte iſt, ſo ſtürzten die Menſchen ſich in Rauch und Feuer, zu kämpfen mit Rauch und Feuer, nur den raſſelnden Spritzen eilten Kundige voraus und ſpähten wo Platz und Waſſer ſei für ſie, wie auch den Batterien die Adjutanten vorausreiten, zu erkunden, wo die Kanonen am bequemſten abzuprotzen, am verderblichſten zu richten ſeien in des Feindes Reihen.

Kühn drang Resli mit ſeiner Schaar in den Mittelpunkt der Schlacht, ſuchte die gefährlichſte Stelle, ſuchte die Führer; die letztern fand er nicht. Wirre durch einander wogten Feuer und Menſchen, geordnet war der Widerſtand nirgends. Hier befahlen Viele, dort Niemand; wo Jeder that, was ihm der Inſtinkt gebot, da ging es am beſten. Als kluger Kommandant hatte Resli ſeiner Schaar geboten, beſtmöglichſt beiſammen zu bleiben; aber allen wards nicht möglich, auch hier war das Schickſal mächtig, das ſeine Luſt zu haben ſcheint am Scheiden und Trennen. Die Feuerläufer mit den Haken ſtürzten zum Brande, riſſen ſeine Beute, brennende Balken, ihm aus den Zähnen, riſſen Angebranntes nieder, alle Augenblicke in Gefahr, ſelbſt zu feurigen Bränden zu werden. Die mit den Eimern ſtellten ſich zu den Spritzen, löſten müde Mannſchaft ab, reihten ſich in die Waſſerzüge, traten ein, wo Lücken waren, während Resli, als Rundellenträger, durch die Reihen flog, ordnend und mahnend, Müßige in die Züge ſtellte, Unſchlüſſigen die rechte Stelle wies, den Verband erhielt zwiſchen der Spritze und denen, die das Waſſer dahin ſchafften. Resli erfuhr es, was es heißt, in wild wogendem, gewaltigem, andauerndem Brande einen Waſſerzug zuſammenzuhalten; leichter iſt's ein Regiment feſt zu halten im tödtlichen Kartätſchenregen, im ſauſenden Reiterſturm, ja wer weiß, ob es ſchwerer wäre, ein hundert zuſammengefangene Flöhe zuſammenzuhalten auf der engen Fläche einer Hand, als einen langen Waſſerzug, beſtehend aus Menſchen von hundert Orten her. Bald erleidet es Einem, er drückt ſich hinten ab; bald ſieht ein Anderer, daß er ſeinen Gefährten verloren, er ſchleicht ſich weg; dann ändert die Spritze ihren Stand, und wenn ſie wieder Waſſer will, ſo ſind nicht die halben Leute mehr da, der Zug iſt halb zu kurz; dann kömmt eine andere Spritze angefahren, durchbricht die Reihe, auseinander ſtäuben die Leute; ſollen die Reihen ſich wieder ſchließen, ſiehe ſo iſt Niemand mehr da, nach allen vier Winden iſt alles auseinander. Nun ſoll alles wieder geordnet werden, die Menſchen halb mit Gewalt zuſammengetrieben. — Waſſer! Waſſer! ſchreit es von allen Seiten her, und während man am beſten dran iſt, kömmt Einer und befiehlt: man ſolle fort hier, an einem andern Orte ſei Hülfe dringlich, und kaum hat man das angeſagt, ſo laufen zwei andere daher mit Fluchen und Toben und wollen, daß man da ſtehen bleibe, weil ſonſt alles Uebrige noch zu Grunde gehe. Da muß man von neuem dran, muß die auseinander gelaufene Heerde wieder zuſammentreiben, muß ſich wüſt ſagen laſſen, muß von Dutzenden hören: man ſei ein Sturm, ein Löhl, ein Lappi, und wiſſe nicht, was man befehle.

Resli erfuhr das zum erſten Mal, denn wenn er ſchon bei mehreren Bränden geweſen, ſo hatte er doch nie dieſen Dienſt verſehen. Leicht wie ein Vogel und kühn wie ein Löwe war er zum Brande gekommen, hatte ſich in denſelben geſtürzt. Es war ihm gar wunderbar zu Muthe geweſen, faſt als ob er Flügel hätte und Kraft in ſich, die Welt zu bezwingen; er hätte während dem Laufe jauchzen und ſingen mögen, wenn es ſchicklich geweſen wäre, und weil er's nicht durfte, riſſen ſeine Beine um ſo ſchneller aus, daß die hinter ihm alle Augenblicke rufen mußten, er ſolle doch nicht ſo laufen, es möge ihm ja Niemand nach.

In faſt freudiger Erregung hatte er ſich ins wilde Wirrwar geſtürzt, aber wer weiß nicht wie jede Erregung ſo leicht in verſchiedene Töne übergeht, die freudige in eine wilde, die wilde in eine zornige? Einen Waſſerzug hatte er raſch zuſammengebracht, und je lauter das Feuer praſſelte, deſto raſcher eilte er auf und ab. Die Glut ergriff ihn immer mächtiger, dem jungen Helden gleich, dem die brauſende Schlacht zum ſchäumenden Göttertranke wird, welcher menſchliches Fürchten verſenkt und einen Muth entbrennt, welchem zu hoch der Himmel nicht iſt. Ans Lächerliche ſtreift es aber, wenn dieſer Götterbrand an kleinlichten Dingen verlodert, am Ordnen eines Waſſerzuges zum Beiſpiel. Dieſes Lächerliche fühlt aber Niemand als der, in welchem der Brand lodert; aber dieſes Gefühl löſcht die Glut nicht, ſie ſchlägt nur wilder auf, verkehrt endlich in Zorn ſich. Resli mahnte und ſtellte die Leute erſt in fliegender Haſt, aber freundlich, fragte, ob man ſo gut ſein wolle, bat, man möchte ihm den Gefallen thun, ſobald mehr Leute da wären, ſo könnte man ſich ablöſen. Als aber immer Lücken zu füllen waren, oder wenn alles geordnet war, alles wieder zerriſſen ward, da ließ er erſt alle unnöthigen Worte weg, dann alles Bitten, dann alles Reden, jagte nur kurzweg die Leute, welche er habhaft werden konnte, in den Zug. Endlich begann er gegen ſeine Gewohnheit zu fluchen und recht ungebehrdig ſich zu ſtellen, die Leute bei den Armen in die Reihen zu muſtern und nicht immer ſanft. Eben hatte er die Sache wieder einmal in Ordnung, da fuhr die Spritze auf die andere Seite des Hauſes und huſch! war die Spitze des Zuges zerſtört. Wild und fluchend jagte er die Leute zuſammen. Zwei

Mädchen, die unter einen Baum mit einander redeten, riß er auseinander und ſchmiß das Eine dem Zuge zu. „Dampit daheim, ihr —“ ſagte er. „Ume hübſchli, (nur ſachte) mach nit d'r Lümmel,“ ſagte das Mädchen und wandte das Geſicht ihm zu. Da ſah Resli in des Dorngrüttbauren Tochter Geſicht, und die Tochter ſah in Resli's Geſicht, und beide ſahen einander an, ſtarrten einander an und keines konnte zum andern etwas ſagen, und beide waren die einzigen in der weiten Runde, die da ſtunden ſtille und wie vom Blitz geſchlagen. „Sorg! Sorg! Platz! Platz!“ erſcholl es plötzlich von allen Seiten. Durch die Bäume, einem Weiher zu, brach plötzlich der wohlbekannte Solothurner Eimerwagen, hinter ihm drein ein Menſchenſtrom, einige Spritzen; alles ſtob in jähem Schreck auseinander, und als Resli ſich umſah, ſah er weder Waſſerzüge noch Mädchen mehr. Der Erſtere kümmerte ihn wenig, er ſah rund um nach ſeinem Mädchen, er ging um die Bäume, er begann auf und ab zu rennen, ſah nach allen Mädchen, aber nicht nach dem Waſſerzug; da packte ihn der Spritzenmeiſter: „Donner, Rundellenträger, was macht ihr? ſchon lange haben wir kein Waſſer mehr und der Spycher raucht zum Brennen; jagt die Leute zuſammen, ich will euch helfen; ſteht Leute, ſtellet euch, nur noch eine halbe Stunde, ſo iſt's gewonnen.“

Resli mußte an ſeine Pflicht, und wie gerne wäre er jetzt davon gelaufen, wie früher die, welche er hart an die Arbeit gewieſen! Hitze und Eifer war verſchwunden, und wenn er ſchon noch wie wild auf- und ablief, ſo ſah er doch nicht nach den Lücken, ſondern nur jedem Mädchen ins Geſicht, und wie oft er über weggeworfene rinnende Eimer ſtolperte, zählte er nicht, aber weithin verkündete es jedesmal ein ſchallendes Gelächter. Er machte wohl noch die Runde rund um die Reihen, Müßiggänger herbei zu treiben, ſah aber wiederum nur nach Dorngrüttbauern Tochter, rannte dabei an Bäume und brachte mehr als einmal die längſt angezündete Rundelle in Lebensgefahr. Aber nirgends ſah er ſein Mädchen wieder, wie manches er auch umdrehte, um wie manches er auch lief, und je länger er es nicht fand, um ſo mehr ärgerte ihn ſein Betragen, aber auch das Mädchen, das gar wohl in der Nähe hätte bleiben können, wo es ſicher geweſen wäre, ihn wieder zu treffen. Resli dachte nicht daran, daß bei einem Brande an einem fremden Orte und noch dazu Nachts, wo alles in Rauch und Glut, in ungewiſſen Umriſſen ſchwimmt, man nie weiß, wo man iſt, und noch dazu ein Waſſerzug akkurat dem andern gleicht. Auf einmal riß ſein Waſſerzug von oben an bis unten auseinander; alles ſtob davon und auf leerem Platz einſam ſtund Resli, ehe er zehn zählen konnte; ſtille ward es um ihn, nur von oben her, von den Spritzenführern, hörte er fluchen, er wußte nicht warum. Er hatte überhört, daß das Geſchrei gekommen war, der Pfarrer halte die Abdankung. Dieſe will jeder hören, keiner ſie verſäumen; wo das Geſchrei erſchallt, ſie beginne, ſtockt die Arbeit, die Ordnung löſt ſich auf, von allen Seiten ſtrömt die Menge dem einen Punkte zu, wo der Pfarrer ſteht, manchmal auf einem Stuhle, manchmal auf den Trümmern eines ausgebrannten Hauſes, manchmal auf einer umgekehrten Bütte, in welcher ſonſt gewaſchen wird oder Schweine gebrüht werden. Da kam es Resli in Sinn, was diesmal die Leute auseinander geſtäubt, ein Stein fiel ihm vom Herzen. Eile kam in ſeine Beine, er flog dem Haufen nach; denn wo konnte er wohl ſein Meitſchi beſſer finden, als da, wo alle ſich zuſammenfanden. Der Brand war gedämmt worden, das Element der menſchlichen Anſtrengung unterlegen, es war nun billig dem zu danken, von dem alle Kraft kommt und der jegliche Anſtrengung ſegnen muß, wenn ſie ein Gedeihen haben ſoll. Auf einer Laube ſtand diesmal der Pfarrer. Rundellen vor! ward befohlen;

zunächſt unter die Laube mußten ihre Träger ſich ſtellen, und droben begann der Herr zu danken Gott und Menſchen. Aber Resli hörte nichts, er war nur Auge und ſuchte ſein Meitſchi. Mit Liſt und Kraft hatte er ſich auf einen Haufen Holz gedrängt, ſchaute über die Köpfe hin, drehte ſeine Rundelle nach allen Seiten, ſtreckte ſich dazu noch ſo lange er konnte, aber nirgends ſah er ſein Mädchen. Geſichter ſah er zu Hunderten, aber nirgends das rechte, und wenn er auch meinte, das iſt es, ſo war es doch wieder nicht, bald ein Affengeſicht und bald ein Schaafsgeſicht, die bekanntlich weit häufiger ſich finden, als hübſche Mädchengeſichter.

Die Abdankung ging zu Ende; die Menge verlief; die Führer blieſen ihre Hörner, riefen laut die Namen ihrer Heimat, und, wie zu ihren Fahnen, die Zerſtreuten zu ihren Rundellen. Resli hätte es vergeſſen, wenn nicht einer, der ſich zufällig zu ihm gefunden, ihn daran gemahnt hätte; er wäre lieber allein herum geſtrichen und hätte geſucht, was er verloren, aber Ehre bringt Bürde. Als der größte Theil der Schaar beiſammen war und die Heimkehr faſt angetreten, fiel Resli ein, daß er noch ein Zeugniß heim bringen ſollte. Einer wandte ein, daß ſei ja nicht nöthig, die Eimer, welche ſie hier ließen und welche durch die brandbeſchädigte Gemeinde wieder zurückgebracht werden, ſollten doch wohl die beſten Zeugniſſe ſein, daß ſie beim Brande anweſend geweſen. Er wolle aber ein Zeugniß, ſagte Resli, man könne nicht wiſſen, wer die Eimer wieder bringe, und er wiſſe wohl, wie oft man die Feuerläufer verdächtige, nicht beim Feuer geweſen zu ſein. Die meiſten waren auf der Seite deſſen, welcher ohne Zeugniß gehen wollte, denn Alle waren fürchterlich hungerig und durſtig, hatten ſeit dem Mittage nichts gehabt, und das wenige Brod, welches zu Aufbegehrige, wo man mehr Worte in Vorrath hatte, als Brod, unter die Helfenden ausgetheilt wurde, war bei der großen Menge nicht bis zu ihnen gekommen: hier ins Wirthshaus ſich drängen mochten ſie nicht; ſie preßirten daher nach einer der umliegenden Ortſchaften zu kommen, wo ſie etwas zu erhalten hofften. Das faßte Resli raſch auf und ſagte, ſie ſollten nur voran gehen und in dem und dem Wirthshauſe ihm warten; ſobald er das Zeugniß hätte, käme er nach. Das war Allen recht; ſie gingen voraus bis an Einen, den Resli bleiben hieß, es war ihm, als könnte es vielleicht eine Gelegenheit geben, wo er froh wäre, ſeine Rundelle ohne ſich nach Hauſe zu ſenden. Langſam ſtrich er dem Schulhauſe zu, wo die Vorgeſetzten zu finden ſein ſollten, ſtand oft ſtille, drängte ſich durch die dichteſten Haufen, machte Umwege, um mit Menſchen zuſammen zu gerathen, ſo daß ſein Kamerad ihm ſagte: „Du! du wirſt noch Schläge wollen; nach einer Brunſt iſt's nicht richtig die Naſe allenthalben zu haben." Aber wie er auch zündete und guckte, das Meitſchi fand er nirgends, fand es nicht im Schulhauſe, wo er endlich zu einem Zeugniſſe kam; fand es nicht im Wirthshauſe, wo er trotz allem Proteſtiren ſeines Gefährten endlich einen Schoppen erzwängte; er mußte zum Dorfe hinaus, er mochte wollen oder nicht, ohne eine Spur vom Meitſchi gefunden zu haben.

Es war eine ſchöne Nacht; die Sterne flimmerten am Himmel; die große Brandſtätte hüllte ſie in dünnen durchſichtigen Schleier, glühte im friedlichen Gelände einer Hölle gleich, und die Schatten der Verdammten ſah in denſelben wimmeln, wer den Ort verlaſſen hatte und ſich zurückwandte, auf den Graus der Verwüſtung noch einen Blick zu werfen. Die arbeitende Mannſchaft kam ihm vor wie eine wilde Höllenſchaar, welche das Feuer ſchürte, die Verdammten hin und her ſchleppte, von einem Feuer ins andere Feuer, während die Haufen, die rings um aus Feuer und Rauch tauchten, die Schaaren ſchienen, welche durch die Gebete der Ihren erlöst, die Hölle verließen, den Himmel ſuchten.

Vor dem Dorfe liefen viele Wege auseinander und durch einen ſchönen Eichwald, wo die majeſtätiſchen Bäume weit auseinander ſtunden, das Unterholz ſpärlich wuchs, der Menſchen Auge in tiefen Hintergrund ſich verlor. Ein eigenthümlich Leben waltete in demſelben. Zahllos wogten durch denſelben die Helfenden ihrer Heimat zu, lachend und ſchäckernd, ſingend und brüllend; dumpf raſſelten die Spritzen, ängſtlich ſchwirrten die aufgeſchreckten Vögel, ſeltſam leuchteten die ſchwankenden Rundellen auf den Spritzen und den Achſeln ihrer Träger. Immer wilder und lauter geſtaltete ſich dieſes Leben. Der ſchwer aufzuregende Berner wird, einmal aufgeregt, ſchwer wieder ruhig. Nichts aber läßt wohl das Blut raſcher kreiſen, als die Aufregung bei einem Brande. Der jähe Schreck bei den erſten Tönen der Feuerglocke ſetzt es in Bewegung; der raſche Lauf zur Stätte jagt es immer raſcher; Werchen und Wagen beim Brande ſelbſt macht es immer heißer, und kömmt zu allem noch ein Brönz, ein Schoppen Wein in den leeren Magen, dann kocht das Blut, ein Funke bringt es zum Brande. Daher Lärm, Geſchrei, Toben und Streit allenthalben durch den weiten Wald. Jede Spritze, welche durch die Menge fuhr, drohete und erzeugte eine Balgerei; um ſchäckernde Mädchen, welche in Maſſen zum Brande gelaufen waren, von guten Herzen getrieben oder gute Herzen ſuchend, ſchlugen Burſche ſich blutig: alte Dorffeindſchaften ſetzten die Feuerhaken in Aufruhr und manche Hacke fuhr in Menſchenfleiſch, als ob es ein brennender Balke wäre. Und wenn das Ding an einem Orte angeht, ſo geht es allenthalben los, wie eine anſteckende Krankheit, wie das Feuer auf einem Brechplatz, das hier gelöſcht, dort erſtickt, immer neu ausbricht, bis es rundum geweſen iſt.

Resli ging mit ſeinem Begleiter ruhig und ſtolz durch das Getümmel hin; kam ihm das Gedränge zu nahe auf den Leib, ſo wehrte er es mit ſtarkem Arme, aber ſachte, zur Seite und ſchritt fürbas. So kam er tief in den Wald hinein. Vor ihm hörte er Fluchen, harte Schläge, plötzlich Weibergeſchrei; dunkel war es im Schatten der Eichen und ſeine Rundelle die einzige in dieſem Augenblick im langen durch Eichenäſte gewölbten Wege. Akurat tönte ihm eine weibliche Stimme wie die, die geſagt hatte: „mach nit d'r Lümmel", und raſch zog er aus, dem Streite zu. Vergeblich mahnte ſein Freund, aus dem Wege zu beugen oder die Rundelle zu löſchen; wie er damit unter die Streitenden komme, ſo könne er auf Schläge zählen. Aus dem Wege gehe er nicht, der ſei für alle Leute, ſagte Resli, und die Rundelle löſche er nicht, die hätte man dafür, um heiter zu machen, wo es dunkel ſei. Je lauter der Streit vorne ward, deſto raſcher zog Resli aus, hinter ihm ſein Kamerad, der, als er ſah, daß Resli nicht abzuhalten ſei, meinte, wenn's denn für z'Tüfels G'walt ſein müßte, ſo ſei ihm zuletzt gleich, z'töde werde es nicht gehen, und um eine Tracht voll Schläge mehr oder weniger, kehre er nicht die Hand um.

Wie Trojaner und Griechen um die Helena, zankten ſich allerdings die Burſchen um ein Mädchen oder zwei, und zwar handgreiflich nach der Väter Sitte. Und als Resli über den Trupp leuchtete, ſah er manch blutend Geſicht; aber wie er meinte, auch ſein Mädchen in der Mitte. Da fuhr er gewaltig in den Ring hinein, wie ein ſtolzes Linienſchiff in des Meeres wilde Brandung, hinter ihm der gute Kamerad einer Handvoll Schläge gewärtig. Da ſauste es über ihren Köpfen und wie vom Blitz getroffen ſank Resli zuſammen. Bei jedem Streit, wo Viele ſind, gibt es Bürſchchen, die ihre Haut gerne ganz behalten und doch etwas an der Sache machen möchten; die ſtehen dann ſeitwärts im Hintergrunde und paſſen die Gelegenheit ab zu einem guten Streich von hinten. Ein ſolcher hatte auch Resli getroffen mit dem Feuerhaken; eigentlich galt es der Rundelle, deren verrätheriſches Licht ungelegen kam.

„Wart du verfluchter Mörder, dich will ich", ſchrie Resli's Kamerad. Das Wort Mörder ſchreckte die Streitenden, in den Handel wollte keiner kommen und ehe er ſich verſah, war der Begleiter mit Resli allein. Da lag er nun betäubt im Blute und jener ſagte: „Gäll, es iſt dir gegangen, wie ich geſagt, wenn du nur wieder lebendig wäreſt.“ Er zog ihn neben den Weg, wollte ihn aufwecken, aufſtellen, aber nichts gelang ihm; in der größten Verlegenheit ſtund er da. Endlich kam wieder ein Menſch durch den Wald, ließ ſich in die Länge erzählen, was es gegeben und ſagte: „Weißt du was, da rechts einen Büchſenſchuß weit, iſt ein kleines Häuschen, ich will es dir zeigen, da geben ſie dir einen Karren und du kannſt mit ihm fahren; wenn du einmal bei den Andern biſt, ſo gebt's dann ſchon.“ Er zögerte dem Rathe zu folgen, den Freund wollte er nicht allein laſſen. „Du Löhl, ſagte der Andere, fortlaufen wird dir der nicht, und ſtehlen wird ihn auch Niemand, und die ganze Nacht da neben ihm ſtehen wirſt du doch nicht wollen, er könne ſich ja verbluten,“ Es könnten vielleicht Leute kommen, ſagte Resli's Freund, und ihm helfen. Er zweifle, ſagte der Andere, es ſei ihm, ſie ſeien die Letzten, aber zwingen wolle er ihn nicht. „Mach was du willſt, anhalten will d'r nicht, Adie!“ „Wart, wart, rief der Kamerad, ſuchte Resli bequem an einer Eiche zu betten, jetzt komm, ſagte er, aber geſchwind, geſchwind, er iſt mir doch nicht ganz am Ort. „Ume hübſchli, ſagte der Andere, ſonſt lauf meinethalb alleine, wenn du den Weg weißt“, und folgte langſam dem Eilenden nach und beide verſchwanden im Walde.

Lange war es gegangen, da rauſchte es durch den Wald, mit einem Karren kamen zwei Männer gefahren. „Sie, ſagte der Eine, dort, wo die drei Eichen zuſammenſtehen, dort liegt er an der mittlern.“ Vor der Eiche hielten ſie, aber da lag Niemand mehr, lag weit herum Niemand; ſtill und öde war es im Walde, alles Leben war verrauſcht, die aufgeſcheuchten Vögel ruhten wieder.

Da ſtand der arme Kamerad, nirgends war der Freund, nirgends eine Spur von ihm. Die drei Eichen waren es, ringsum ſtanden keine ſo, und vor denſelben lag Blut und unter der mittlern ſah man deutlich, daß Jemand da gelegen. Einige Angſt ergriff ihn; rundum zündete er mit der Rundelle, in jedes Mäuſeloch hinein, auf jeden Baum empor; dann fluchte er über ſich, denken hätte er doch ſollen, es gebe ſo, dann über den, der es ihm angegeben und ihn noch dazu in der Irre geführt. Plötzlich kam ein ſchwarzer Gedanke über ihn, „oder hat der — mich nur weggelockt, ſagte er, um zu machen, was ihn gelüſtete.“ Und immer ſchwärzer ward ſein Gedanke, immer größer ſeine Angſt; er theilte ſie dem mit, welcher ihn begleitete und frug ihn, ob er den nicht gekannt, der mit ihm zum Häuschen gekommen? „Häb nit Kummer, ſagte dieſer, ſieh, man ſieht ja kein Geſtampf oder etwas Ungrades bei der Eiche, und wenn der etwas Böſes im Sinne gehabt hätte, ſo würde er dir das Häuschen nur von Weitem gezeigt haben und nicht bis zu demſelben gekommen ſein, wo er doch hätte denken müſſen, man erwiſche ihn noch ob der That. Aber der Mann wird zu ihm. ſelbſt gekommen ſein; was gilt's, du triffſt ihn im nächſten Wirthshauſe?“ Wer glaubt nicht gerne, was ihm angenehm, dazu noch ſo natürlich iſt, denn dort ſollten ja die Gefährten warten, wie es Resli ſelbſt angeordnet. Er ſchaffte mit dem Karrenmannli ab und eilte dem Sammelplatze zu. Dort war ein groß Gedränge noch, aber beinahe wäre es ihm bei ſeinem Suchen gegangen, wie Resli im Walde. Da in der Gaſtſtube ſeine Gefährten nicht waren, ſo ſtürmte er durch alle andern Stuben, aber nirgends waren ſie mehr. Da geweſen ſeien ſie, vernahm er endlich, aber ob Einer zu ihnen gekommen, der blutig geweſen ſei, das wußte Niemand mit Beſtimmtheit; die Einen meinten ja, die Andern nein, die Dritten ſagten, er ſolle ſich ſtreichen und ſie in Ruhe laſſen, er ſehe doch wohl, daß ſie nicht Zeit hätten, ſich laſſen z'kinderlehren und jeder Gwundernaſe Bericht zu geben, ſie hätten wohl viel zu thun gehabt, wenn ſie ſich eines jeden hätten achten wollen, der blutig geweſen, deren ſehe man öppe viel nach einer ſolchen Brunſt. So ohne beſtimmten Bericht mußte er weiters; er tröſtete ſich ſo gut er konnte und doch war ihm nicht wohl bei der Sache. „Wär ich doch nur bei ihm geblieben, was hat der verfluchte Karren abgetragen — oder iſt vielleicht gar der Teufel geweſen, der mich da weggelockt, es het ein faſt dücht, es ſei nicht ein Menſch, wie ein anderer?“ So mußte er immer denken, bis er heim war, und als er heim kam, durfte er faſt nicht fragen, wo Resli ſei, ſondern hatte gute Luſt, ein Kind mit der Rundelle zum Spritzenhaus zu ſenden, in aller Stille ſich heim zu drücken, zu thun, als ob nichts geſchehen und er gar nicht dabei geweſen ſei. Indeſſen brachte er das doch nicht über's Herz, wie denn Gottlob der Menſch nicht den hundertſten Theil thut von dem, was im Herzen ihm aufſteigt; er vernahm aber bald, daß kein Menſch Resli geſehen, und daß Alle von ihm wiſſen wollten, was aus Resli geworden.

Er erzählte nun und erzählte immer wunderlicher, weil er die Schuld verdecken wollte, welche ſein Gewiſſen ihm vorwarf, und die doch eigentlich gar keine Schuld war, ſondern höchſtens ein Mangel an Beſonnenheit, nach einem ſolchen Brande und noch dazu bei ödem Magen leicht verzeihlich. Er erzählte immer wunderlicher und verworrener, wie es gekommen, daß er von Resli weggegangen; je mehr man ihn fragte, je länger er erzählen mußte; und aus dem Ding, das jeder hörte, das je länger je myſtiſcher ward, machte nun jeder eine eigene Geſchichte, und eine Geſchichte glich der andern ſo wenig als weiß und ſchwarz, als eine Schlange und ein Elephant ſich gleichen. Nach den Einen war er als todt verſcharret worden im Walde, nach den Andern zu Kilt gegangen, die Dritten düderleten vom Teufel, die Vierten von ſeinem Kameraden, der längſt kein Geld gehabt und gewußt, daß Resli's Sack meiſt wohl geſpickt war.

Unterdeſſen wartete man daheim mit Bangen auf Resli;

der Vater lief ungeduldig die B'ſetzi vor dem Hauſe auf und ab, die Mutter ſtund in den Weg hinaus, und bald ſagte das Eine: „er kömmt noch immer nicht:“ bald ſagte das Andere: „ſiehſt du ihn noch immer nicht?“ Bange Stunden verfloſſen und eben ſchickte ſich der Vater an ins Dorf zu gehen, als eine Frau kam und ſagte: „Ihr guten Leute, ihr wartet vergeblich, der kömmt euch nicht mehr heim.“ „Herr Jemer! Herr Jemer! was ſagſt, was hat's gegeben?“ ſagte Aenneli, und Chriſten ſchoß ab der B'ſetzi, wie ein Habicht, dem Jemand zum Neſte will. „Ich darf es euch nicht ſagen, ſagte die Frau, ich möchte euch nicht erſchrecken, ſolche Sachen vernimmt man immer zu früh. Adie wohl!“ Aenneli war blaß geworden, konnte kaum noch ſagen: „mein Gott, mein Gott, was iſt's?“ „Wenn ich gewußt hätte, daß ihr ſo erſchrecktet, ich hätte wäger nichts geſagt, antwortete die Frau, aber mehr darf ich wäger nicht ſagen. Es iſt ſchrecklich, wie es heutzutage geht. Adie.“ Da verlor Chriſten die Geduld und ſagte: „Willſt du reden oder nicht, und mit der Sache hervor? ſo zum Narren laſſen wir uns doch dann nicht halten.“ „Nur nicht ſo böſe, du mein Gott! antwortete die Frau, wenn ihr nicht erſchrecken wollt und es mir nachtragen, ſo will ich es wohl ſagen, was ich im Dorfe gehört. Die Leute ſagen, Resli ſei futſch (verloren); die Einen reden vom Teufel, der ihn genommen, die Andern ſagen, das ſei nicht wahr, er ſei todt und im Wald hieher Ufbegehrige verlochet. Adie wohl.“ Dießmal hörte das Adie Niemand, denn Aenneli hatte das Haupt auf die Ladenwand vor dem Garten gelegt und ſchluchzte ſo jämmerlich, daß es ihns über und über ſchüttelte. Chriſten aber ſagte: „Thue nicht ſo, das wird nicht ſein. Komm ins Haus, daß die Leute es nicht hören, ſie könnten ſonſt wieder meinen, was es gegeben hätte. Ich will ins Dorf, dort wird wohl beſſerer Bericht ſein; aber kurios iſt es allweg, daß er noch nicht da iſt.“ Er wollte Aenneli hineinführen, aber es ſank zuſammen; er mußte es tragen und mit Waſſer und mit Tropfen lange fechten, ehe er es zurecht brachte. Dann mußte er erſt noch Jemand zu ſeinen Kindern ſenden, die auf dem Acker Erdäpfel hacketen, daß ſie heim kämen, und erſt, als ſie da waren und um Mutter und Mesli jammerten und wimmerten, konnte er gehen.

So raſch hatte ſeit Jahren Niemand Chriſten gehen ſehen. So wie man ihn von weitem zum Dorfe kommen ſah, hieß es: „er kömmt, er kömmt“, und Alles verbarg ſich vor ihm; die Weiber ſchoſſen in die Küche, die Männer drückten ſich um die Ecken herum in die Ställe, nur hie und da blieb ein gwunderiger Junge an der Straße ſtehen, um zu ſehen, wie der bedächtige Bauer daher geſchoſſen kam. Hinter ihm her ſtreckten die Weiber ihre Köpfe über die Küchenthüren und ſagten: „Er pläret nicht einmal: aber z'Aenni, ſeine Frau, die wird thun! He nun ſo dann, ſo gehts, heute roth, morgen todt. Aber man hätte es denken können, daß es ſo gehen müßte. Wo nichts als Streit iſt, da thut der liebe Gott gern ein Zeichen, wie er den Streit haſſe und das Wüſtthun.“

Doch Chriſten hörte dieß liebliche Geflüſter nicht, er ſegelte, da er auf der Straße und vor den Häuſern Niemand fand, der ihm Bericht geben konnte, raſch dem Wirthshauſe zu. Hier hielt die Wirthin Stand und gab vernünftige Kunde, aus welcher Chriſten entnahm, daß noch nicht alles verloren ſei und das ganze Unglück darin beſtehe, daß Mesli abhanden gekommen, aber Weiteres Niemand wiſſe, und daß Samis Hans zuletzt bei ihm geweſen ſei, der könne Bericht geben, wenn er wolle, aber er rede gar wunderlich, bald ſo, bald anders, daß Niemand recht daraus komme. „Wohl, ſagte Chriſten, dem wollen wir die Wahrheit füre machen,“ und ſteuerte dem Hauſe zu, wo d'Samis Hans wohnte. Dort aber hatte er handliche Arbeit, ehe er Jemand füre gemacht hatte, er boſchete rings ums Haus und boſchete

Niemand hervor. Endlich ſah er durchs Kellerloch die Bäuerin im Milchkeller und raſch war er bei ihr, und ruhete nicht, bis Hansli entdeckt war, den er ſcharf ins Gebet nahm. Hansli gab Bericht, und ziemlich der Wahrheit gemäß, nur daß er den, welcher ihn von Resli weggelockt, ſehr ins Schwarze malte und zu verſtehen gab, daß es mit dem nicht richtig geweſen ſein könnte. Aber daß Resli todt ſei, glaube er nicht, doch wo er hin gekommen, begreife er nicht. „He nun ſo dann, ſo muß man gah luege, du kömmſt doch mit und zeigſt, wo er zuletzt geweſen?“ Er ſei wohl müde, ſagte Hans, die ganze Nacht hätte er nicht geſchlafen. „He ſo nimmt man Roß und Wägeli; mach daß du in einer Stund z'längſt unten am Weg biſt.“ Hans war bereit dazu, ſobald er ſah, daß Chriſten nicht mit ihm aufbegehrte; er ſagte, es ſei Niemand mehr daran gelegen, zu wiſſen was mit Resli gegangen, es ſei ihm nicht nur wegen Resli ſelbſt, ſondern auch, damit man wiſſe, daß er ihn nicht liederlich im Stich gelaſſen. Chriſten ward es auf dem Heimwege ganz wunderlich; die Beine ſchlotterten ihm, und mehr als einmal war es ihm, als ob es ihm ſchwarz werden wollte vor den Augen, daß er ſich an einen Zaun ſtellen mußte und ſich halten. Er hatte gute Hoffnung, daß die Sache nicht halb ſo böſe ſei, als die Leute ausſtreuten, und das Waſſer ſtand ihm fort und fort hoch in den Augen aus Dank und Freude, daß die Nachrichten beſſer ſeien, als er Anfangs gedacht; aber eben deswegen ließ die Spannung des Schreckens nach, und blöde ward es ihm an Leib und Seele und loſe nur ſchienen ſeine Glieder zuſammenzuhängen. So kam er langſamer als er gedacht und mit Mühe heim, wo weit im Gäschen vornen Alle ſeiner warteten. „Herr Jemer! Herr Jemer! ſagte Aenneli, wie ſiehſt du aus, er iſt todt, gäll? O Resli, my Resli, ſeh ich dich nie mehr!“ und aufs Neue ſchlugen die Wellen des Jammers über das Geſtade. „Thu nicht ſo, ſagte Chriſten, wäger nicht, allem an iſt Resli nicht todt. Er wird, als er alleine war, zu ſich ſelbſt gekommen und nun hingegangen ſein, wo er jetzt noch iſt. Aber ſuchen muß man ihn.“ „Chriſteli gib dem Braun z'freſſe und mach das Wägli z'weg, ich will mich anders anziehen“, ſo ſprach Chriſten in Aenneli's lauten Jammer, gegen das Haus gehend und vor der Thüre ſetzte er ſich aufs Bänklein hin und ſagte, man ſolle ihm Waſſer bringen, es werde ihm ſo kurios. Nun neuer Jammer, daß er doch ſagen ſolle, was er vernommen, einiſt müſſe man es vernehmen, und je länger man hingehalten werde, deſto grüslicher ſchlage es dann nieder. Sie ſollten nur ruhig ſein, antwortete Chriſten, die Sach ſei nicht bös, aber es ſei ihm ſo in die Glieder geſchoſſen, er wiſſe nicht wie, es werde wohl vom ſtarken Laufen ſein und bald beſſern. Aenneli ſolle ihm ein friſches Hemd füre lege, er wolle gehen und ſich z'weg machen. „O nein! Vater, du gehſt nicht, ſagte Aenneli, Chriſteli kann fahren, es iſt dir ja übel und der Braun wild; es weiß kein Menſch, welche Angſt ich hätte, wenn du gingeſt.“ „Samis Hans kommt mit,“ ſagte Chriſten. „So komme er, ſagte Aenneli, er kann dich nicht geſund machen, und wenn man ſo z'weg iſt wie du, ſo thut z'Liegen am beſten. Es weiß kein Menſch, ob es nicht einen Schlagfluß, Gott behüt uns davor, oder ſonſt etwas Böſes geben könnte, wenn du in der Welt herumſprengteſt. Nein wäger du mußt dich ſtille halten, und wenn es dir nicht bald beſſert, ſo muß Aenneliſi zum Doktor. Blut uſe lah wär vielleicht gut.“ Wie der Vater ſich auch wehrte, er mußte nachgeben und Chriſteli fahren laſſen, und die Sorge um den Anweſenden zerſtreute etwas Kummer und Jammer um den Abweſenden in Aenneli's Herzen. Den rechten Weibern iſt und bleibt immer der der Nächſte, der ihnen zunächſt im Bereich ihrer Hülfe liegt; ſie laſſen nie einen Anweſenden ſchmachten und ſtöhnen, um zu jammern um einen in der Ferne. Chriſten mußte zu Bette, er mochte ſich wehren, wie er wollte, mußte ſich Suppenbrühe geben laſſen und Aenneli ſetzte ſich neben das Bett und wehrte ihm die Fliegen, während Anneliſi draußen ums Haus herum fuhr und bald in dieſer, bald in jener Ecke auf der Lauer ſtand, ob Niemand mit Botſchaft komme, oder vielleicht Resli ſelbſt. Und zu ihm geſellte ſich bald die Mutter, die vom ſchlafenden Chriſten ſich weggeſtohlen, und bald wiederum Chriſten, den die Sorge nicht lange ſchlafen ließ; aber gäb wie ſie ausſchauten, es kam Niemand; einſam blieb es ums Haus, einſam, ſoweit die Sinne reichten. Da ſagte Aenneli: „Ja ſo gehts, aber wer glaubt es, ehe man es erfährt! Geſtern wars ſo ſchön, und wie waren wir alle beiſammen, ſo glücklich und froh, und jetzt wie iſt's? Jetzt ſind wir einſam; unſer Bub iſt hin, und das Herz aus dem Leibe möchten wir weinen, jetzt wo wir uns ſo lieb haben möchten.“ O wenn es der Menſch ſinnen könnte, daß man ſich lieb haben ſollte, wenn man bei einander iſt, weiß ja doch kein Menſch, wenn man von einander muß.

In einem waldumſäumten Boden ſtund in Mitte reicher Matten ein großes graues Haus, deſſen Hinterſeite im Reiz der Neuheit glänzte; nebenbei lagen ein Holzſchopf, ein Spycher und ein ſogenannter Stock mit kleinen Fenſtern und einem auf die Fenſter gedrückten Dache, das akkurat ausſah, wie ein Hut, den ein Räuber ſich in die Augen gedrückt, damit Niemand ſehe, was die Augen im Schilde führen. Allerlei lag um das Haus herum, Bauſpäne und ſonſtiges Geräbel; die Miſtgülle lebte in ſüßer Freiheit, Enten und Hühner ebenfalls, und im offenen Tenn ſtand ein kurzer dürrer Mann mit breiter Naſe und ſchmalen Augen, der Strohbänder machte für die kommende Erndte. Neben dem Tenn lag die Hausthüre, die durch einen ſchwarzen rauchigten Gang zunächſt in die Küche führte. Aus derſelben kam raſch ein Mädchen, dem man aber den Rauch nicht anmerkte, denn es war nett, ſchmuck, ſorgfältig geſtrählt, und ſagte: „Vater, es wird doch noch der Doktor geholt werden müſſen; er will nicht erwachen, oder was meinſt?“ „Was anfangs, häſſelte der Mann, daß ihr ihn hättet liegen laſſen ſollen; was iſt er euch angegangen, und was hat es braucht, uns dieſe Unmuße zu machen?“ „Aber Vater, antwortete das Mädchen, ſo hätte er ja ſterben müſſen.“ „So hätt er, es muß einmal ſein und jetzt wäre es ihm vielleicht leichter gegangen, als einiſt.“ „Aber Vater, was hätten wir uns für ein Gewiſſen machen müſſen, wenn wir ihn hätten liegen laſſen, und es dann geheißen hätte, er ſei geſtorben?“ „Unkraut verdirbt nicht ſo leicht, und du weißt nicht, ob ſeine Kameraden ihn nicht geſucht, und das iſt dann eine ſchöne Geſchichte, wenn die ihn nicht finden, und weiß der Schinder was für einen Lärm machen.“

„Es iſt einmal jetzt ſo, Vater, antwortete das Mädchen, und Balgen (ſchelten) macht die Sache nicht anders. Aber wollteſt Du nicht hineinkommen und ſagen, was Du meinſt? Wir haben Weinüberſchläge gemacht und jetzt ſagt die Mutter, ſie wolle noch mit kaltem Waſſer probiren, und wenn das nicht helfe, ſo wiſſe ſie nichts mehr anzufangen.“ Das Band zuſammendrehend und daſſelbe zu den gemachten legend, ſagte der Alte: „So geht's, mit unſerer Sache mögen wir nicht fertig werden und haben böſe, und geben uns noch dazu mit anderen Leuten ab und verſäumen uns darob. Aber daß Du das weißt, einmal für allemal, wer liegt, den laſſe liegen! Was vermögen wir uns deſſen, wenn einer nicht zu ſich ſelbſten ſieht?“ So keifend ging er hinter dem Mädchen drein, über die hohe Schwelle, durch den dunkeln Gang, in welchem Werkzeug ſtand aller Art und manche ſchwere Kette an hölzernen Nägeln hing. Das Mädchen öffnete eine Stubenthüre, und hinter ihm drein brummte der Vater: „Man hätte ihn nicht brauchen in die Stube zu thun und ins beſte Bett, ſolche, die man im Walde aufleſe, thue man in den Stall und im Stroh wäre er noch wöhler geweſen als in einem Federbett.“ „Vater, der iſt von einem Hauſe her, ſagte das Mädchen, wo ſie nicht gewohnt ſind im Stroh zu liegen.“ „So wäre er daheim geblieben, da hätte er dann meinethalb liegen können, wo es ſich ihm am beſten geſchickt.“

„St! St! flüſterte drinnen in der Stube eine lange hagere Frau und hielt den blauen Umhang vor dem Bett etwas zurück. St! er rührt ſich.“ Leiſe trat die Tochter hinter die Mutter, an der Fußeten (Fußende) blieb der Bauer ſtehn und ſah nach einem blaſſen Jüngling hin, der im Bette lag, deſſen Kopf verbunden war, deſſen Augen geſchloſſen und in deſſen Hand ein Zucken ſichtbar wurde, ein Heben und Wiederfallenlaſſen, es war, als fühlte er irgendwo etwas, wolle hin mit der Hand und vermöge es nicht.

„Da mangle es des Doktors nicht, ſagte der Bauer, der werde bald von ſich ſelbſt erwachen. Albetz ſei es einem nicht der werth geweſen, wegen einem jedere Müpfli deß auszufahren wie ein Kegel und ſo i d'Allmacht z'liege (Ohnmacht zu fallen).“

Da ſchlug der Wunde langſam die Augen auf, ſah matt um ſich, langſam ſanken die Augenlieder wieder zu, plötzlich, als ob etwas Beſonderes zu ſeinem Bewußtſein gekommen, fuhr er auf, ſah mit Staunen in der Stube herum und frug endlich: „Aber um Gotteswillen wo bin ich und was iſt mit mir?“ He, wo wollteſt Du ſein, als hier,“ ſagte die Frau. „Aber wie bin ich hieher gekommen?“ frug Resli. „Seh, Meitſchi, b'richt,“ ſagte die Mutter, drehte ſich und vor Resli ſtund unverdeckt Anne Mareili, des Dorngrütbauren Tochter, ſittig und verlegen die Augen geſenkt. Dem Resli ward es gar wunderlich im Herzen, er mußte ſich legen, aber wie ſie ihm auch zufallen wollten, die Augen ſchloß er nicht wieder. „Seh, b'richt, Meitſchi, ſagte die Mutter, d'rwylen (unterdeſſen) kann ich haushaſten (Haushaltung beſorgen).“ „Es iſt einmal gut, ſagte der Bauer, daß du wieder bei dir ſelbſt biſt, ſo braucht man den Doktor nicht und z'Sach wird ſcho beſſere. Wenn ich meine Burde Bänder ausgemacht, ſo will ich wieder kommen und ſehen, ob du auf mögeſt.“ Es gingen beide, Vater und Mutter hinaus, und keines von beiden hatte eine Ahnung von dem, was in den jungen Herzen ſich regte. Anne Mareili hatte ſeinen ſchlanken Tänzer nicht vergeſſen können, hatte an manchem Markt, oder wo viele Leute zuſammenliefen, ſeine dunkeln Blicke umſonſt nach ihm ausgeſandt, war manchmal in dunkler Nacht, wenn der Wind über ſeine Fenſter ſtrich, aufgefahren und hatte gedacht: iſt's ihm wohl? Hatte dann traurig ſein Haupt in die Kiſſen verborgen und geſinnet und gedacht: ob er wohl vernommen, wer es ſei und ob es ſein Lebtag nie vernehmen werde, wer er geweſen und ob ſie nie zuſammenkämen. Vergeſſen könne es ihn nicht, und wenn es ihn erſt in der Ewigkeit wiederſehen ſollte, ſo kennte es ihn wieder auf den erſten Blick. Um ſo tiefer und inniger prägte das ſchöne Bild ſich ein, je düſterer das Loos war, welches ihm zu warten ſchien; um ſo weniger durfte es aber auch die Eltern merken laſſen, was tief im Herzen ihm lebte. Wenn es geſagt hätte, es liebe einen Burſchen von dem es nicht wüßte, woher er ſei und wie er heiße, ſo hätten ſie geſagt: „Biſt e Narr, e Sturm, unſer Lebtag hat man nie davon gehört, daß ein Mädchen es Mannevolch g'liebet het, wo es ihm keinen Namen hat geben können und nicht einmal gewußt, hat er Nüt oder Oeppis, und ob er auch an einem rechten Ort daheim iſt oder nicht? Wie öppe die zuſammenkommen, welche nichts haben, das weiß man öppe.“

Heimlich trug es das Bild in ſich, wo es Niemand ſehen konnte, und kein Tag verging, daß es nicht dachte: ſinnet er wohl auch noch an mich und kennte er mich wieder, wenn wir wieder zuſammen kämen? Dann ſtellte es neben dieſes Bild, ein anderes Bild, einen ſiebenzigjährigen Gritti (einer der ſteife Beine auseinander ſtellt, um nicht umzufallen) mit dünnen grauen Haaren, rothen Augen und einer

Schnupfnaſe, und wer dann nahe bei ihm geweſen wäre, hätte wohl gehört: und ich thue es nicht, und wenn ſie es zwängen, ſo ſterbe ich.

Das Dorngrüt lag keine Stunde weit von Aufbegehrigen, ſeitwärts von der Straße. Als Wolke um Wolke in ſchwarzen Wirbeln gen Himmel ſtiegen, das Aufflammen neuer Häuſer verkündend, die Glocken immer ängſtlicher um Hülfe wimmerten, da blieb nach üblich ſchöner Sitte in weiter Umgegend Niemand, der Arme und Beine rüſtig rühren konnte, daheim. Die Bauerntöchter liefen mit den Mägden, die Söhne mit den Knechten, und mancher Großätti humpelte hinterdrein, mit einem Eimer in jeder Hand, welche von dem leichtſinnigen jungen Volke vergeſſen worden waren und welche doch bei jedem Brande ſo nöthig ſind. Auch aus dem Dorngrüt war alles fort, bis an Vater und Mutter, und rüſtig hatte Anne Mareili gearbeitet, war aber von den ſeinen abgekommen und ſuchte ſie wieder. Da erſchien ihm plötzlich, als es am wenigſten daran dachte, ſein lieb heimlich Bild, es ſchallt es Lümmel und wie ein nächtlicher Spuk verſchwand es. In einen andern Waſſerzug, der durch dunkle Baumgärten ging, geſtoßen, konnte es ſein Bild lange nicht ſuchen, mußte Eimer um Eimer laufen laſſen durch die rüſtigen Hände und der Boden brannte unter ſeinen Füßen und es mußte bleiben. Zweimal wollte es entrinnen, zweimal wies man es hart wieder an ſeine Stelle. Die Abdankung machte es frei, aber nur zu hinderſt an den Ring gelangte es, ſah nichts, mußte ſeine Leute ſuchen, mußte ihre Spritze ſuchen, denn die Mädchen wollten nicht allein durch den Wald, wollten mit ihrer Mannſchaft gehen; ſie verließen unter den letzten den Brandplatz, zahlreich und im Geleite der Spritze. Langſam und jeder ſeine Heldenthaten berichtend, daß, wenn er nicht geweſen, der Pfarrer verbrannt wäre, oder eine Frau, oder ein Haus, und wenn ihre Spritze nicht geweſen wäre, nicht nur kein Haus, ſondern kein lebendig Bein übrig geblieben wäre, zogen ſie durch den Wald. Plötzlich ſchrie ein Mädchen, welches etwas abſeits gegangen war, auf: „Herr Jemer, Herr Jemer, e Todtne, e Todtne!“ Der Zug hielt, die Mädchen ſchrien auf, die Burſche liefen hin, man rief nach der Laterne, hinter derſelben drängten ſchüchtern die Mädchen ſich nach. Unter einer Eiche lag ein ſchlanker Burſche, das blaſſe Geſicht im grünen Graſe; blutige Streifen liefen über ſeine Wangen, mit Blut war das Gras bethaut und ein blutiger Streif lief vom Wege zur Eiche hin.

Auch Anne Mareili drängte ſich in den Rund, den zwei Laternen hell machten. Da lag der, den es heimlich im Herzen getragen, gefunden, verloren, da lag er, todt. Es ſchrie nicht auf, es fiel nicht in Ohnmacht, aber es war ihm als faſſe eine eiſerne Hand ſein Leben und drücke es zum Tode. Da rief einer: „Nein, der iſt nicht todt, er iſt noch ganz warm, und z'Herz rührt ſich auch, wie mich dücht.“ „So kommt, rief der Spritzenmeiſter, ehe er zu ſich ſelbſt kömmt, ſonſt wer weiß, ob wir nicht noch ins Schloß müßten oder gar z'Sach ſelber ſollten gemacht haben.“ Der Ring lief auseinander, die Burſche wollten wieder zu Roſſe, der Spritzenmeiſter ſagte ſchon: „Hü, i Gottes Name,“ da ſagte Anne Mareili: „das geht nicht dieſen Weg; den können wir da nicht liegen laſſen; vor Gott und Menſchen könnten wir es nicht verantworten.“ „Kommt, ſagte ein Burſche, dem fragen wir nichts nach; wie er dahin gekommen iſt ohne uns, ſo wird er auch ſo weg kommen. Es weiß ja Niemand, wem er iſt.“ „Nein, ſo kommt er nicht weg, ſagte Anne Mareili, das iſt ein vornehmer Bauernſohn, da obe aben, ich habe ihn einmal angetroffen. Wenn wir den ſo da ließen ungerathſamet, und er umkommen müßte, ſo wurd ja unſere ganze Gegend verbrüllet, kein Kreutzer Steuer käme da oben herab, und es möchte brennen wie es wollte, ſo käme Niemand mehr zur Hülfe. Es muß doch nadiſch nicht heißen: unſer Wald ſei eine Mörderhöhle.“ Anne Mareili war im Anſehen, und es war nicht das erſte Mal, daß es etwas befohlen hatte und ſo ſtellte ſein Wort die Leute, ſie rathſchlagten, wie der fortzubringen ſei. Anne Mareili befahl einem ihrer Knechte auf dem kürzeſten Wege heim zu laufen und ein Wägeli mit Stroh zu bringen, bis dahin könnte man ihn mit zweien, die ihn hielten, vornen auf das Bänklein der Spritze ſetzen. Auf die Einwendung, wo man dann mit ihm hin wolle, wenn er's doch ſelbſt nicht ſagen könnte, wie er heiße, ſagte es, daß ſie darüber keinen Kummer haben ſollten, das ſei nicht der Erſte und werde nicht der Letzte ſein, den ſie beherberget hätten. Anne Mareili's zwei Brüder, die da waren, redeten zwar dagegen, aber brachten nichts ab. So war Resli in dies Haus gekommen. Der Vater hatte darüber gemuckelt, die Mutter aber geſagt: ſie hätten noch keinen kranken Bettler fortgejagt und da wär's doch grüslich, wenn man Bauernſöhne im Walde wollte verrebeln laſſen, und daß das ein Bauernſohn ſei, und zwar von den vornehmern einer, ſehe man ſchon am Hemde, ſie hätte noch nicht bald ein ſo feines und weißes geſehen."

So war es gekommen, daß Resli in Anne Mareili's Stübli war, denn daß er dorthin gebracht wurde, hatte es angeordnet, und es hatte ihns gedünkt, es nehmte nicht alle Schätze der Welt dafür, daß er nicht da wäre, und jetzt, als Vater und Mutter draußen waren, reichte er ihm die Hand und ſagte: „Du biſt doch nicht mehr höhns, aber ich habe wäger nicht gewußt, daß du es biſt."

„Wer wollte höhn werden in einem ſolchen Wirrwar, ſagte Anne Mareili, wer höhn werden will, muß nicht an eine Brunſt." „Es war nur läz, daß der Wagen daher kam, wie vom Himmel, ich hätte dir doch ſonſt geſagt, es ſei mir leid, und gäb wie ich dich geſucht, fand ich dich nicht mehr, ſagte Resli. Aber wie bin ich hieher gekommen?"

Nun erzählte Anne Mareili wie es zugegangen, aber die Hauptrolle theilte es ſich ſelbſt nicht zu, ſondern es bediente ſich der Redeform: me (man) het denkt, g'glaubt, g'ſeit, g'macht. Dann mußte Resli erzählen, wie er unter die Eiche gekommen und da allein geblieben. Der redete nun ſchon etwas deutlicher und ſagte: daß es ihn immer gedücht, er möchte ihns finden, um ihm zu ſagen, daß er ihns nicht gekannt, denn ſonſt wäre er doch ſicher nicht ſo grob und unerchant geweſen, das ſei doch ſonſt ſeine Art nicht; aber Alles hätte ihn böſe gemacht, und gäb wie er die Leute zuſammengeſtellt, ſei doch gleich wieder Alles auseinander geweſen. Er hätte gemeint, er höre ihre Stimme und nachſehen wollen, da ſei es ihm geweſen, als ſchlage man ihn den Boden hinab, und ſchwärzer und ſchwärzer werde es um ihn, je tiefer er falle; plötzlich ſei alles erloſchen. Da ſei es ihm in den Ohren geweſen, als rede es wieder und mühſam hätte er die Augen aufgethan, aber hinter der Mutter ſie nicht recht geſehen; plötzlich ſei ihm eingefallen, das Meitſchi hinter der alten Frau ſei doch das, welches er geſucht, allem an, das habe ihn die Augen wieder aufgethan und ihn zu ſich ſelbſt gebracht. „Aber haſt du mich denn noch gekannt?“ fragte Anne Mareili. „Warum nicht, ſagte Resli, unter Tuſige hätt's mir nit g'fehlt, aber haſt du mich noch gekannt?“ „Es hat mir geſchienen, es ſei dich, ſagte Anne Mareili, doch habe ich es ſo beſtimmt nicht gewußt, bis daß ich dich recht geſehen habe. Aber weißt du wo du biſt?“ fragte Anne Mareili. „Es wird im Dorngrüt ſein“, ſagte Resli. „Warum meinſt?“ fragte Anne Mareili. „Biſt du nicht z'Dorngrüt Bauern Tochter?“ „Wer hat dir das geſagt?“ „Z'Stubenmeitli, wo uns aufgewartet hat.“ So, damals ſchon haſt du es vernommen, und Wunder hat es dich nicht genommen, wie ich heim gekommen, das iſt ſchön von dir und willſt an mich geſinnet haben?“ „Häb es nit für ungut; hundertmal hätte ich daran geſinnet, zu kommen, aber du haſt mir nichts geſagt, und zu fragen hatte ich nicht Zeit.“ „Es iſt einer ein ſchlechter Schütze, wenn er keine Ausrede weiß, ſagte

Anne Mareili, du wirſt vielleicht nicht abkommen können, wenn du willſt, dein Meiſter wird dich nicht gehen laſſen.“ Da hob Resli ſich auf; als er aber einen ſchalkhaften Zug um Mareili's Mund ſah, antwortete er: „Vexir nur, du wirſt wohl wiſſen wer ich bin.“ „Wie wollte ich das wiſſen, ſagte Anne Mareili, gefragt habe ich niemals und an der Stirne ſteht es dir nicht geſchrieben, ſo wenig als einem andern.“ „Hat es dich denn gar nicht Wunder genommen?“ fragte Resli. „He ungefähr wie du Langeweile nach mir gehabt haſt, und wen hätt' ich fragen wollen, den Aetti oder unſern Kohli? antwortete das Meitſchi. Aber Spaß apart, wem biſt?“ Da erzählte Resli, wer er ſei, und hatte nicht nöthig viel zu rühmen, denn wer z'Bure z'Liebiwyl ſeien, das wußte man im Dorngrüt ungefähr ſo gut, als man in adelichen Ländern die adelichen Häuſer kennt. Er rühmte nicht Land, nicht Viehſtand, nicht Reichthum, er rühmte bloß ſeine Geſchwiſter, ſeinen Vater, ſeine Mutter, wie gut Alle gegen ihn, wie einig ſie überhaupt ſeien. Der geſtrige Abend trat immer deutlicher vor ſeine Seele, das Waſſer kam ihm in die Augen, das Herz auf die Zunge, und andächtiger als vor keinem Pfarrer, heiß im Herzen und naß in den Augen, ſaß Anne Mareili vor ihm. Da trat die Mutter herein, mit Kaffekanne und Eiertätſch und ſagte, ſie hätte Neuis gemacht und wolle ſehen ob er möge.

Man hat viele Erzählungen, wie man Geiſter vertreiben, Erſcheinungen verſcheuchen könne und wie man dafür manchmal Kapuziner weither beſchicken müſſe; aber wie man das Herz von der Zunge treiben, die Seele aus den Augen, beide hinunter in ihren tiefen dunkeln Verſteck und vor beide eine Thüre machen und vor die Thüre einen Riegel ſchieben könne, das berichtet man uns nicht, und doch können es ſo viele Leute und wiſſen es nicht, thun es ſo viele Mütter, ſo viele Väter und ſchimpfen dann darüber, daß die Herzen ſich ſo verſtecken und verſchließen thäten. Aber es iſt kurios, wie die Menſchen ſo oft nicht wiſſen was ſie machen, und noch kurioſer iſt es, wie die Herzen ſo kurios ſind, faſt wie die Murmelthiere, die auch nur aus ihren Höhlen kommen in's Freie, wenn kein Lüftchen geht, aber recht warm und lieb die Sonne ſcheinet.

Stumm waren beide, während die Herzen ſich verkrochen; dann ſagte Resli, ſie ſollten doch nicht Mühe haben ſeinetwegen, er möge nicht und ſollte fort, und Anne Mareili ſagte: „weiſt, wem er iſt? Er iſt z'Liebewyle Bure Sohn, du weißt, wir haben ſchon oft von ihnen gehört, öppe von Bettlerleuten und andern.“ „So? he nun ſo de, ſagte die Mutter, aber mit dem Fort preßir nicht, nimm z'erſt und iß. Meitſchi ſchenk ein und gib ihm, ich habe noch den Schweinen ob, habe gedacht es gebe in einem Feuern zu.“ Aber es war ihr nicht ſo wohl um die Schweine als um dem Vater es zu ſagen, der immerfort brummte, daß man Leute heimbringe und nicht wiſſe, was für Fötzeln es ſeien, grade auf dem Wege komme man ins Brüll und mache ſich einen ſchechten Namen. Als er hörte, für wen Resli ſich ausgab, ſagte er: „wenn es wahr iſt, ſo kömmt er von einem rechten Orte her, aber es hat ſich ſchon manchmal einer für den andern ausgegeben und je eher er fort kömmt, deſt lieber iſt es mir. Wenn's d'r Kellerjoggi vernimmt, es weiß kein Menſch, was er ſagt. Sorg ha muß man, Frau, du weißt doch wie mißtreu er iſt.“

Drinnen machte Anne Mareili die Hausfrau mit ſerviren und preſſiren, und was das Trauliche dieſes Amtes erhöhte, war, daß Anne Mareili Alles zum Bette bringen mußte, das Kacheli hielt, während Resli aus dem Blättli trank. Man glaubt gar nicht, wie lieb man ſich während ſolchem Trinken und halten werden kann. Resli wehrte ſich zwar gegen alles Eſſen und Trinken, aber das Halten und Zutragen war ſo ſchön, ſo appetitlich, daß er aß und trank, er wußte nicht wie. Freilich machte er lange daran, ließ noch länger ſich nöthigen, brachte alles mit der größten Mühe hinunter, aber es dünkte ihn doch, ſo gut hätte ihn noch nie etwas gedünkt, und er möchte Tag und Nacht ſo eſſen und trinken, wenn ſo ein Anne Mareili es ihm immer zutrüge und Handreichung thäte. Das war ſo ein traulich herzlich Abwarten und Hinnehmen, wie es wohl ſelten und darum um ſo ſüßer iſt. Da kam die Mutter wieder und hieß auch den Vater kommen, ein Kacheli Kaffe zu nehmen, und da war die ſüße Traulichkeit wieder davon geflogen. Der Vater war einſylbig, frug nicht einmal wie viel Kühe ſie hätten, ob auch eine Käſerei und wie viel ſie melchten; aber immer mehr b'langte es Resli nach Heimat und Mutter, immer mehr quälte ihn die Angſt über die Angſt, welche ſie um ſeinetwillen ausſtehen müßten, da kein Menſch wiſſe wo er geblieben, und man ja wohl wiſſe, wie in ſolchen Stücken gelogen werde. Anne Mareili wollte ihn tröſten und ſagte: bei einem ſo jungen Burſchen ſei die Angſt nicht groß, die blieben öppe manchmal aus, kein Menſch wüßte wo ſie wären und er werde öppe nicht beſſer ſein als die andern. Er ſei noch keine Stunde fort geweſen, daß die Mutter nicht gewußt hätte, wo, ſagte er, und beim z'Morgeneſſen hätte er noch nie gefehlt. Da ſei er ein Exakte, ſagte die Mutter, ſo von einem hätte ſie nicht bald gehört, ihr wäre es auch anſtändig, wenn ihre Buben ſo wären. Sie hätte noch mehr geſagt, denn die Mütter balgen gerne über ihre Buben, wenigſtens halb ſo gerne als ſie dieſelben rühmen und rühmen hören, und gar oft iſt das Balgen nichts anders als eine Brücke zum Rühmen, aber der Vater fiel ihr ins Wort und ſagte, wenn er wüßte, daß er es erleiden möchte, ſo wollte er ihn ſchon einen Plätz führen, daß er heute noch heim käme. Was er doch denke, ſagte Anne Mareili, erſt ſei er zu ihm ſelber gekommen und der Kopf ſei noch wie Feuer, er ſolle kommen und greifen; dazu legte es ſeine Hand auf Resli's Stirne, daß der gar nicht wußte, hatte er kühl oder heiß, aber einen Umſchlag, der ihm ſo wohl machte, hatte er noch nie aufgehabt. Es düchte ihn mit dem auf der Stirne liefe er übers Meer bis nach Amerika ohne ume z'luege. Jemand ſchicken, könnte man, ſagte es, es düch ihns ſelber, das wäre ſchickig. Es wolle gehn und ſehen wen man ſchicken könne, es ſeien deren genug, die um ſechs Kreuzer es wiſſe kein Menſch wie weit liefen. „Aber wenn er es zwängen will zu geben, ſagte der Vater, der nicht Luſt hatte zu greifen, wie heiß die Stirne ſei, was willſt du ihm dawider ſein? Er ſoll am beſten wiſſen, was er erleiden mag und was ſie daheim ſagen."

Das g'ſchweigete Anne Mareili, es ward roth über und über und ging hinaus. Resli begriff des Alten Rede wohl, daß er da nicht werth, ſondern läſtig ſei. Das vertrug ſein Stolz nicht. Er ſagte daher, er hätte ihn bereits zu danken genug, und wolle nicht länger ihnen in den Köſten ſein; bis zum nächſten Dorfe möge er allweg gehen, und möge er dort nicht weiter, ſo werde für Geld und gute Worte wohl ein Roß zu finden ſein. Er wolle ihn nicht zwängen, ſagte der Alte, aber wenn er ein Zeugniß wolle, wie man ihn gebracht, ſo ſage er es ihm nicht ab; er werde die, welche ihn geſchlagen, doch kennen und angreifen wollen. Resli antwortete, er ſei der Sache nicht gewiß, und wenn er es ſchon wäre, ſo griffe er ſie doch nicht an. Einen Streich mehr oder weniger, mache nicht viel aus, und das Geld, welches er allfällig erhalten könnte, würde ihm nicht ſo viel Freude machen, als das Prozediren Verdruß und appart hätte er es eben auch nicht nöthig. „Es hat ein jeder ſeine Art, ſagte der Bauer, aber wo ich Recht habe, da habe ich Recht, gebe nicht nach und ſollte es mir den Gring koſten, geſchweige denn den letzten Kreuzer."

Resli ſchwieg dazu und ſagte nicht was ſie daheim auf dem Prozediren hielten, verließ das Bett und machte ſich, wenn auch ſchwankend und ſturm, zur Abreiſe bereit Da kam raſch Anne Mareili und ſagte, es ſeien zwei auf einem Wägelein gekommen und frügen ihm nach, er werde aber doch nicht fortwollen, er hätte ja jetzt Gelegenheit beim Beſcheid zu machen. „Er kann ja jetzt reiten, ſagte der Bauer, und wenn er's ja will g'hebt haben, ſo ſind wir nicht ſchuld, wenn er's öppe nicht erleiden mag.“ Unterdeſſen hatte die Mutter Chriſtli hereingebracht, der eine gar herzliche Freude an den Tag legte, Resli ſo wohl aufgefunden zu haben und dazu juſt noch im Dorngrüt, das ſei das kurioſeſt. „Warum iſt denn das das Kurioſeſt, iſt hier nicht wie an einem andern Orte“, frug der Bauer. „Ho wohl“, antwortete Chriſteli verlegen und blieb dann ſtecken auf einen Wink von Resli. Anne Mareili machte g'wunderige Augen, es ahnete etwas, daß es gerne gehört hätte, aber Resli, der in des Vaters Geſicht Unrath merkte und ſein Spiel nicht gern verdorben hätte durch ein unbeſonnen mit der Thüre ins Haus fahren, was bei Mädchen öfters vortrefflich iſt, bei Vätern aber ſelten, antwortete raſch: „Wir haben voriges Jahr Holz verkauft, wir reuteten ein Wäldlein aus, das mitten im Land geſtanden und viel geſchadet hat an der Sonne; da iſt uns geſagt worden, viel von dem Holz ſei an dieſes Haus gekommen.“ Chriſteli machte ſeltſame Augen, als er den Bruder ſo reden hörte, war aber klug genug zu ſchweigen. Den Bauer nahm es Wunder, wie ſie das Holz verkauft hätten, überſchlug, was der Händler zwiſchen ausgenommen, und meinte endlich, man ſei nur ein Narr, wenn man ſich mit ihnen einlaſſe; wer Zug hätte, thäte immer am beſten, z'Sach ſelber z'kaufen an Ort und Stelle. Er meine es auch, ſagte Resli, und wenn er etwas nöthig hätte, ſo ſolle er nur zu ihnen kommen, es müßte nicht zu machen ſein oder er ſolle haben, was er begehre, und öppe nit z'thür, ihr Wald möge es erleiden und öppe ein Fuder oder zwei zu führen, käme ihnen auch nicht darauf an, und ſollte allweg nichts koſten, es wäre nur Schuldigkeit. Man ſieht, Resli war nicht dumm, aber der Bauer war es auch nicht, trappete nicht in die gelegte Schlinge, ſondern ſagte, einmal jetzt hätte er, was er nöthig hätte, und für ſpäter könne man de geng no luege.

Unterdeſſen hatte die Mutter Schnaps gebracht in einer weißen Flaſche, Käſe und Brot. Chriſteli und ſein Begleiter mußten Neuis nehmen, ehe ſie wieder abfuhren, und ergänzten unterdeſſen ihre Erzählungen. Samis Hans ſetzte auseinander, wie es in der Nacht gegangen und wie Resli in alle Kuppelen die Naſe geſteckt hätte, er wüßte nicht warum, er hätte es ſonſt nicht ſo, und Chriſteli ſetzte bei, wo ſie vernommen, daß ſo einer im Dorngrüt ſei und wie es heiße, b'kym (komme er zu ſich ſelbſt) er ſich wieder, und wie ihm ſelbſt bei der Nachricht geworden, es hätte ihn gedücht, er möchte einen Brüll auslaſſen, daß es fry ein Loch in den Himmel gebe. Resli hörte nur mit halbem Ohre, er hätte gerne noch ein vertraut Wort mit Anne Mareili geſprochen, aber es war unmöglich. Anne Mareili's Brüder waren auch gekommen; viele Augen, viele Ohren waren in der Stube, die, wie er wohl ſah, aufpaßten, darum ward ihm unwohl, darum trieb er zum Aufbruch. Als Alle dazu z'weg waren, ſagte Anne Mareili: aber friſche Umſchläge ſollte er doch noch haben, ſie ſeien plötzlich z'weg, ſie ſollten nur afange gehen, es ſolle nichts ſäumen, gäb draußen alles fertig ſei, ſei es geſchehen. Aber Niemand ging, ſelbſt Chriſteli nicht, er meinte, draußen ſäume nichts, und wenn's einmal z'weg ſei, ſo steh' der Braun nicht gerne. Die Umſchläge wurden alſo vor den andern gemacht aber langſam. Endlich ward ausmarſchiert. Resli zögerte mit Danken und Fragen nach ſeiner Schuldigkeit und Bitten, ſie möchten kommen und es einmal einziehen, ſonſt könnte er es nicht vergelten, was ſie an ihm gethan, ohne ſie hätte er nicht mehr bis am Morgen gelebt. Dem Bauer ward das langweilig, er preßirte zur Thüre hinaus, und Regel war bei ihm nicht, daß der Gaſt voranging. Kaum war man draußen vor dem Hauſe, ſo ſchlug Resli an ſeine Säcke, ſagte, er glaub', er hätte den Lumpen drinnen vergeſſen, und kehrte um, ihn zu holen. Die Mutter rief, er ſolle nicht Mühe haben, z'Meitſchi werde ihn ſchon holen. Z'Meitſchi, das noch im Hausgang war, kehrte richtig um, der Stube zu, aber deswegen blieb Resli nicht zurück. „Häb nit Müh meinetwegen, ſagte er, du weißt nicht wo er iſt." So verſchwanden Beide; derweilen that der Braun wüſt, ſtieg bolz grad in die Höhe, daß Bauer und Bäurin luegen mußten. Da kam Resli ſchon wieder mit dem Lumpen in der Hand und hinter ihm Anne Mareili, aber nur bis zur Schwelle, und ſobald er noch einmal Adie gemacht, und ehe er recht auf dem Wägelein war, verſchwand es, aber ob es ihm nicht deſto länger nachgeſehen aus irgend einem Heiterloch, wollen wir nicht verbürgen.

Resli hätte das Haus nicht verlaſſen ſollen; aber da er ſah, wie unwerth er da war, ſo wäre er um kein Geld geblieben. Er wußte nicht, war das überhaupt ihre Art, oder hatten ſie etwas Beſonderes gegen ihn, wo er doch nicht hätte begreifen können, was. Er mochte das Fahren nicht ertragen; gar fürchterlich weh that ihm der Kopf; darum blieb er in einem der nächſten Wirthshäuſer, deren jetzt zur Genüge ſind, daß man nicht lange zu fahren braucht, um zu einem zu gelangen, und hieß Chriſteli zufahren, was der Braun laufen möge; damit Vater und Mutter aus der Angſt kämen. Welche Freude Chriſteli heim brachte, als er endlich zum Reden kam, kann man ſich denken, beſonders da, als ſie Chriſteli alleine daher ſprengen ſahen, aufs Neue Todesangſt in ihren Herzen aufgewacht war.

Als die Mutter hörte, wo er den Resli gefunden und wie es ihm ergangen, ſchlug ſie die Hände über dem Kopf zuſammen, und ſagte, ſie müßten unſerem Herrgott doch noch lieb ſein, denn das ſei Alles ſo, als wenn er es ihretwegen ſo gereiſet; es dauerten ſie dabei nur die armen Leute, denen die Häuſer hätten verbrennen müſſen, ſo gleichſam ihretwegen, aber denen müſſe auch geſteuert werden, daß es fry key

Gattig hätte. Daß ſie dort den Resli nicht behalten, ſondern ſo gerne hätten fortgehen ſehen, das konnte ſie freilich nicht verwinden. Sie hätten ſich doch öppe ſeiner nicht zu ſchämen gehabt; und geſetzt, es hätte Koſten gegeben, ſo wäre doch wohl öppere da geweſen, der abgeſchaffet hätte. Sie wollte von Chriſteli vernehmen, ob etwa Resli etwas angebracht und von der Sache angefangen hätte. Aber Chriſteli wußte nichts. Blos hätte er gehört, daß des Bauern Tochter abſolut hätte haben wollen, daß man Resli auflade und mitnehme, und das hätte alle Leute gruſam verwundert, denn die ſeien öppe nicht ſchnitzig (ſehr bereit) Leute aufzunehmen, und für nichts und aber nichts werde das die Tochter wohl nicht gethan haben. Weiteres hätte er nichts vernommen; aber taubs hätte es ihn auch gemacht, und b'ſungerbar, wo er geſehen, wie das Reiten ihm ſo weh gethan, daß es ihnen ſo darum geweſen, ſeiner los zu werden. Aenneli ward nicht müde mit Fragen, ob ſie etwa nicht gewußt, wer ſie wären, und wie das Meitſchi geweſen, was die Mutter für ein Geſicht gemacht, was Haus und Hof für eine Gattig gemacht und ob Resli mit dem Meitſchi nichts abgeredet, ſondern Alles im Alten gelaſſen. Und je mehr Aenneli hörte, deſto unwilliger war es nicht alleine über z'Bure, ſondern auch über ſeine Buben, die wie jungi Gahline (Unbedachtſame), die beſte Gelegenheit aus den Händen ließen, denen nichts z'Sinn käme, nicht einmal das Einfältigſte, öppe es B'ſtellts z'mache. Gerade ſolche müſſe man an einen Ort ſchicken, wenn Alles verkegelt werden ſolle. Wenn es nur von Weitem gewußt hätte, wo Resli ſei, kein Menſch hätte es abgehalten, ſelbſt hinzugehen, und es wett die ſchönſte Kuh im Stall, ſo z'Leerem wäre es nicht dort weg, es hätte wiſſen wollen, woran es ſei, und Resli wär noch dort und läge in der Stube, wo ſo hoffärtig ſein ſolle, mit Ruhbett und überzogenen Seſſeln, wo man, wenn es Niemand ſehe, brauchen werde als Stelzen, damit einem die Miſtgülle nicht über die Schuhe hinein laufe. Darauf aber hätte es nichts, ſo hoffärtig innefert und ſo uſufer (unſauber) uſefert; ſufer uſſe u demüthig innenache, das ſei ſeine Sache, und es ſei ihm immer wohl dabei geweſen und den andern auch. Wenn man ſich gewohnt, ſo hocke man auf ihren Stabellen ſo wohl als auf Ruhbettleni, wo manchmal ärger verhudelt ſeien, als eine Bettlerkappe, wo d'Haar aus hundert Löchern g'wunderten oder verdrohlet und zämetätſcht, wie die Strohſäcke in einem Spital, wo man nur alle ſieben Jahre friſches Stroh gäbe und ſieben in einem Bette lägen. Kurz, Aenneli war unwirſch, ungeduldig und wenn man ihns hätte machen laſſen, es wäre auf der Stelle fortgefahren, der Sache nach und um zu Resli zu ſehen, den man doch nicht ſo alleine könne ſein laſſen. Anneliſi ſagte, es wolle noch heute fort, wenn's die Mutter begehre; zu Resli könne es auch ſehen, und wenn's mit dem Dorngrüt etwas zu machen ſei, ſo käme ein junges Meitſchi, deſſen man ſich nichts achte, vielleicht beſſer zuche (zu der Sache, zum Handel), als ſo eine Frau, wo man gleich voraus wiſſe, warum ſie käme und an ihrem Geſichte abnehmen könne auf hundert Schritte, daß ſie was Wichtiges im Sinne hätte.

„Ja wolle, ſagte die Mutter, du wäreſt mir gerade das Rechte! biſt ja für dich nicht klug genug, geſchweige denn für Andere. Nein, da muß ich ſelbſten hin und ſehen, was zu machen iſt.“ Das gute Aenneli kam in ein rechtes Fieber hinein, bis der Vater kam und ſagte: „Bis ume ruhig; wenn's gut kommen ſoll, ſo hilft alles Zappeln nichts. Heute iſt's zu ſpät, aber morgen kann man fahren und ſehen, was zu machen iſt allfällig.“ Da wollte eine Röthe aufſteigen in Aenneli's Geſicht. Als es aber in Chriſtes gutmüthige Augen blickte, ließ ſie ſich wieder nieder; es gab Chriſten die Hand und ſagte: „Du haſt recht; chömit Ching, m'r wey es Kapitel leſe.“

Aber den Schlaf las Aenneli doch nicht herbei und gar ſtürmiſch, wie von zwei Winden hin und her getrieben, bewegten ſich die Wellen ihres Gemüthes. Denn ausgeſtritten hat Niemand, ſo lang das Herz nicht ſteht; ſo lang das Herz noch geht, erhebt ſich neuer Streit, wenn ein alter endet; darum hat nur der ausgeſtritten auf Erden, der auch ausgelitten hat und durch den Tod ins ewige Leben gegangen iſt. Aenneli hatte noch kein Kind verheirathet und glaubte das Wehen des Todes zu fühlen; und wo iſt die Mutter, die nicht von ihren Kindern wenigſtens eins, wenn nicht alle, im ſtillen friedlichen Schatten der Ehe ſähe, ehe ſie die Augen ſchließt?

Resli war ihr Herzkäfer und ſein Glück ſchien zu ſchwanken auf Vorurtheilen wunderlicher Eltern; wie die zu beſeitigen, zu zerbrechen, das ging Aenneli wild durch den Kopf und es düchte ihns je länger je mehr, wenn es denen die Sache nur recht ſagen könnte, ſo wär z'Sach richtig.

Daher weckte diesmal die Sonne Aenneli nicht. Aenneli war früher auf, ſuchte Bettſtücke zuſammen, um, wenn möglich, Resli das Heimkommen zu erleichtern, machte dabei ſo manche Thüre auf und zu, daß Alle im Hauſe erwachten, und in der Angſt, ſie hätten ſich verſchlafen, da die Mutter bereits im Hauſe herum fahre, eiligſt ſich auf die Beine machten, aber bald merkten, was Trumpf war.

Chriſteli machte ſich in den Stall, Anneliſi in die Küche; nur der Vater ſaß noch im Bette ſchläfrig und rieb ſich die Augen, als Aenneli mit einem Arm voll Kleider, die es im Spycher geholt hatte, wieder kam. „Sieh Aetti, ſagte Aenneli, da haſt du Kleider; ich wollte jetzt auf, wenn ich dich wäre, ſo brauchſt du nicht zu preſſiren, und biſt doch fertig, wenn wir fort wollen.“ „Soll ich mit?“ fragte Chriſten. „Das verſteht ſich, ſagte Aenneli, wer ſollte ſonſt kommen?“ „Ich glaubte du und Anneliſi wollten fahren, ſagte Chriſten. Was iſt's für Zeit?“ „Denk halb vier iſt's. Was wollte ich mit Anneliſi anfangen, wenn es etwas geben ſollte, und mit dem Draguner (Dragonerpferd) darf ich nicht alleine fahren.“ „Nimm den Alten, ſagte Chriſten, der iſt wie ein Lamm.“ Aber Aenneli ſagte, er ſei geſtern auf den Beinen geweſen und gegen die Thiere hätte es gerne Verſtand, wenn es möglich ſei. In Wahrheit wollte es den Draguner, weil der ein prächtiges Roß war, daß die Leute ſtille ſtunden, wenn es daher kam, wie in den Lüften. Es hieß auch die Magd Ziegelmehl ſtampfen und es in den Stall bringen mit dem Befehl, z'Mösch (Meſſing) am Geſchirr abzureiben und das Roß exakt und ſauber zu ſtriegeln, daß man ja keinen Staub mehr im Kammhaar oder ſonſt wo ſehe. Resli hätte es ungern. Die Wägelikiſſen mußten appart ausgeklopft und gebürſtet werden, und als Aenneli endlich zum z'Morgeneſſen erſchien, mußte Anneliſi laut auflachen und fragen, ob die Mutter z'Hochzeit wolle, ſie ſei ja in einem Staat, daß man ſie faſt nicht anſehen dürfe. Und als der Vater hintendrein kam, eben ſo ſtattlich, ward es ernſthaft und frug, was es dann eigentlich geben ſolle, daß ſie die Hochzeitkleider, glaube es, angezogen und daher kämen als wie zwei Brautleute. Und wirklich waren die beiden Alten ein recht ſchönes Anſchauen in ihrer ehrbaren Kleidung, an welcher nichts Geziertes war, aber alles ſo ehrbar und währſchaft und bei Aenneli doch koſtbar. Das iſt ein Eigenthümliches, daß der Mann ſo einfach und meiſt in eigenem Zeuge von den Füßen bis an den Hut daher geht, während das Weib ſo manchen Neuthaler am Leibe trägt, dunkel daher kömmt in Guttuch, Oberländertuch, Kamelot, der Mann in hellem Halblein prangt oder höchſtens in hellem Mitteltuche. Es iſt, als ob das Weib der dunkle Grund wäre, auf dem im Vordergrunde der helle Mann hin und her geht, aber vom dunkeln Grunde gehoben und getragen. Alles war anders an beiden, nur die Schuhe hatten ſie ſchön ſchwarz vom gleichen Leder und das Hemd in blendender Weiße von gleichem Flachſe, und wer die Fäden daran zählen wollte, mußte gute Augen haben. Es iſt kurios, bei den Städtern iſt es meiſt umgekehrt; da iſt, wenn der Staat recht angeht, das Weib hell und der Mann dunkel, und auf dem Lande beginnen leichtſinnige Weibsbilder die gleiche Mode; ſie tänzerlen auch wie Pfyfolter (Schmetterlinge) geblümt und glarig (grell, ſchreiend) im Vordergrunde; ob ſie aber dadurch im Werthe ſteigen, ſind die Gelehrten verſchiedener Meinung. Mögen ſie; aber allweg iſt's doch ſchön, ſo eines Hauſes Grund und Fundament zu ſein. Mit Glaren (Gaffen) wird nichts erbaut, mit Tänzerlen nichts erſprungen, nichts errungen.

Aenneli antwortete Anneliſi: „Wirſt du dann nie witzig, und meinſt, putzen und hoffärtig ſein ſei nur für euch und mit Kleidern zwängt ihr allein etwas? Glaub nur, beim Heirathen ſieht man auch auf Vater und Mutter, und manchmal machen die mehr an der Sache, als ſo ein Gäxnäſi wie du biſt. Sie müſſen da unten doch wiſſen, daß wir auch öppe daheim und nicht ſo von der Gaſſe ſind. Und wenn Resli lange ſagte, woher er ſei und woher wir ſeien, wenn ſo zwei Kuderbützi (rußichte Leute) daher kämen und er dem einem Aetti ſagen müßte und dem andern Müetti, wer glaubte ihm? Sie müſſen da unten doch wiſſen, daß hier oben auch Neuer iſt, daß man ſich unſerein nicht zu ſchämen habe und daß wir zu zahlen vermöchten, wenn ſie einen Kranken nicht umſonſt über Nacht zu haben vermöchten." „Wollt ihr dann ins Dorngrüt ſelbſt? fragte Anneliſi; wenns ſelb, ſo ſinnet nur daran, was ich am Sonntag geſagt; es iſt mir noch heute ſo." Aenneli ſagte, es komme darauf an, wie ſie Resli fänden und was er meine, aber wenn es zu den Leuten komme, es möge ſein was es wolle, Neuis ſchmöcke müßten ſie. „Aetti, haſt du Geld im Sack?" „Einmal genug für heute", ſagte Chriſten, und zog aus dem Sack eine Hand voll Münze, unter welcher noch einige Fünffrankenſtücke hervorguckten. „Was ſinneſt auch, ſagte Aenneli, mit dem willſt von Hauſe?

Sieh, da haſt du das Schlüſſeli und nimm ein Blätterli voll; du kannſt es in den Buſen ſtoßen, wenn es dich zerrt im Hoſenſack; man ſieht es dort noch beſſer, wenn du es auch nicht hervorziehſt, und mir bring auch ein Hämpfli. Man weiß nie, was es gibt, und alle Kreuzer dem Manne abzufordern, ſchickt ſich nicht, b'ſonderbar an einem fremden Orte. Ja wolle, mit ſo einem Hämpfeli von Hauſe gehen wollen, und noch ſo weit! Ehedem iſt das anders geweſen. Da wo ich daheim war, hat nie ein Bauer den Pflug ins Feld geführt, er hätte dann wenigſtens hundert Thaler in der Buſentaſche gehabt. Selb Zeit, da iſt noch Geld geweſen; jetzt weiß man nichts mehr davon.

Endlich war alles z'weg. Chriſten hatte ſeine Pfeife angezündet; zwei Knechte hielten den Draguner, der ſo wüſt that, daß es Aenneli zu gruſen begann. Anneliſi forderte von der Mutter noch Inſtruktion, wie viel Butter es verkaufen ſolle, wenn der Träger komme, und Chriſtli ſagte, was vorgeſtern geredet worden ſei, das ſolle geredet bleiben, und wenn ſie einen richtigen Handel machen könnten, ſo ſollten ſie ſich ſeiner nicht achten. „Hü i Gotts Name“, ſagte Chriſten, und einen Satz that der Draguner, daß ein Knecht hier aus flog der andere dort aus, Anneliſi einen Schrei that, wie wenn man ihns am Meſſer hätte, und noch einen, als es knap um den Thürliſtock ging, daß man meinte, ſie müßten überſchlagen, und Alles ins Gäßli ſprang, um zu ſehen, wie es weiter ging. Es ging gut; wenn Chriſten einmal feſt ſaß, ſo mußte ein Roß warten, und auch der Draguner, wenn auch zähneknirſchend und täubelend, traben wie Chriſten wollte, und nicht wie es ihm im Leibe ſtak.

„Wer kömmt dort gefahren, wie aus einem Stuck? ſind vornehme Leute Allem an, und b'ſunderbar am Roß“, ſagte ein dicker Mann mit einer weißen Kappe auf den Kopf, der neben einem ſchlanken Burſchen vor einem Wirthshauſe ſtand, die Hände ruhend in den weiten Rocktaſchen. Der junge

Mann antwortete nicht, ſondern trat zum heranfahrenden Bernerwägelein; lautauf wieherte das braune Roß, ſchwenkte gegen ihn zu und vom Wägeli her rief eine ſtattliche Frau: „E lue, da iſt er ja, da hey m'r neh; bis Gottwilche; wie geht's?" „Seh nimm das Leitſeil Resli, ſagte der Mann, das iſt m'r e Tuſig das, mit dem fahr ich nicht ſo bald wieder, der Arm iſt mir ganz lahm vom halten." „Warum nehmt ihr den, ſagte Resli, er iſt lang geſtanden und ſonſt wild genug, mit der Mähre wäre ein viel ruhiger Fahren geweſen." „Die Mutter wollte den Draguner g'hebt haben," ſagte Chriſten, und ſtieg mit Mühe vom Wägelein, bei welchem die Tritte nicht eben am paſſendſten angebracht waren; hob dann die Mutter, welcher das Hinunterſteigen noch ſaurer geworden wäre, mit kräftigem Schwunge hinunter. Als Alle feſten Boden unter den Füßen hatten, erſt dann ging es recht an mit Fragen und Verwundern über Resli's Z'wegſein und über der Eltern ſtattlichen Aufzug. Auch die Wirthin kam herbei, und nach gehörigen Entſchuldigungen, daß ſie ſo ſtrub daher komme, ſich faſt nicht zeigen dürfe, nöthete ſie das Ehepar in die Stube, und ehe Resli, der den Draguner in den Stall begleitet hatte unter beſtändigem Wiehern und Kopfanſchmiegen, zu ihnen in die Stube kam, hatten ſie die beſte Bekanntſchaft gemacht, und die Wirthin bereits erzählt, wie ſie den Resli gepflegt, wie das aber auch ein Burſche ſei, ſo ne hübſche und manierliche, wie z'Land auf z'Land ab nicht mancher ſein werde. Aenneli konnte nicht lange hinter dem Berge halten mit ſeinem Aerger, daß des Dorngrütbauern ſeinen Sohn ſo ſchnöde entlaſſen und wie es Willens ſei, hin zu gehen und zu danken und abzuſchaffen, damit die doch inne würden, wie man nicht ab der Gaſſe ſei und nichts d'r Gotteswille begehre.

Die Wirthin fand das gar ſchön und wollte es des Grüttlers von Herzen gönnen, wenn ſie recht beſchämt würden. Das ſeien die wüſteſten und ſtolzeſten Leute weit und breit, und meinten, es ſei Alles ſchön, was ſie machten. Einzig die Tochter, wo noch daheim ſei, ſei nicht wie die Andern, die gönne armen Leuten noch es Brösmeli und und mög auch noch reden mit ihrer Gattig Leuten. Es nehme ſie nur Wunder, wo die Bäuerin die aufgeleſen hätte, oder ob es dann möglich ſei, das eins ſo aus der Art ſchlagen könne; wo Holzäpfel wüchſen, finde man ſonſt nicht Zuckerbiren. Sei es wie es wolle, das Meitli ſei bravs, und wenn ſie etwas dazu machen könnte, daß es einen recht braven Mann kriegte, ſo wär's ihr die größte Freud, nur damit ſie es nicht zwängen könnten mit dem Uflath. Nit, das Mädchen dauere ſie auch, aber daß ſie den einmetzgen und noch reicher werden könnten, ſo ring und ohne Mühe, das abſonderlich möge ſie denen nicht gönnen. Natürlich fragte Aenneli raſch, was das ſei mit dem Heirathen, und ſagte zu Mesli: „Haſt's gehört?“ Der blieb kaltblütig und ſagte blos: es werd öpp nit ſy; d'Lüt redete gar viel, während der Tag lang iſt. „Wohl freilich, du Lecker, ſagte die Wirthin, iſt etwas an der Sache, ich würde es ſonſt nicht ſagen. Und dir iſt das auch nicht ein Thun, du hätteſt ſonſt geſtern Abend nicht ſo die Fauſt gemacht und geflucht, als ich es dir erzählt habe.“ „Was iſt's dann?“ fragte Aenneli ungeduldig. „He was iſt's, ſagte die Wirthin, s'iſt eine alte Geſchichte, die immer wieder füre chunt und neu wird; z'Meitſchi ſoll ihnen nur Räf oder Kratten ſein, um neues Gut auf den alten Haufen zu krätzen (tragen mit Mühe, ſchleppen). Da iſt da drüben zu Schüliwyl ein alter Uflath, aber ein reicher, er hat ſchon drei Weiber gehabt und alle mögen (ins Grab gebracht). Ihm gönnt er, aber andern nichts, und vor Häſſigi kann Niemand bei ihm ſein. Er hat einen Haufen arme Verwandte, denen das Erben ſo wohl thäte und die deretwegen das Unmögliche verwinden, ihm um keinen Lohn und z'halb Eſſe werche wie d'Hüng, aber zuletzt doch alle fortlaufen. Er lockt ſie, macht ihnen das Maul ſüß und ſpricht, ſtatt ihnen Lohn und Eſſen zu geben, von Einiſt und vom Verſchreiben und plagt ſie dabei ſo mit Werchen und Hunger und allem Wüſten, daß zuletzt doch keins aushält und fortläuft, und nicht genug daß er dann jedem nachruft: „wart du Hung, was d'biſt, keinen Kreuzer mußt du von mir haben!" er vermaleſtirt und verbrüllet ein jedes noch obendrein, daß es ein Graus iſt, und keines kömmt von ihm, daß es nicht ein Schelm ſein ſoll und Gott weiß, was noch. Der Teufel hätte den längſt nehmen ſollen, aber es heißt, er wolle warten, bis er einen G'ſpahnen (Gefährten) fände, ſeine Großmutter mangle zwei neue Kutſchenroſſe, aber bis jetzt hätte er noch keinen gefunden. Unterdeſſen gibt er ihm ein zu heirathen, wahrſcheinlich in der Hoffnung, dann gleich zwei Fliegen mit einem Schlage treffen zu können, denn wenn eine nicht ſchon z'Teufels iſt, ſo muß ſie es werden bei einem ſolchen Meerkalb. Und jetzt, was macht er? ſieht nicht etwa auf ein arm Meitli, das er glücklich machen könnte mit ſeinem Gelde, nein, gerade das reichſte und ſchönſte zentume will er, der alte Uflath, der er iſt. Im Anfang hat das Meitſchi dazu nur gelacht, und hat nicht glauben können, daß es Ernſt ſei und hat das Narrenwerk mit ihm getrieben. Aber wohl, dem iſt's anders gekommen, als es geſehen, wie ſeine Leute Ernſt daraus machten und es nötheten, ſich mit ihm anzulaſſen, und von der Stunde an hat es dem Alten kein gut Wort gegeben; aber das wird ihm wenig helfen; es entrinnt ihm doch nicht, und wenn er es einmal hat, ſo wird er es ihm eintreiben. Sie machen es ſo, die alten Schnürflene." „Aber warum wollen die Alten das ſo zwängen? wäre ihnen ein reicher Burſch, der doch auch öppe eine Gattig hätte, nicht eben ſo anſtändig? meinte Aenneli. „Aber Frau, merkſt d'r G'ſpaß nit? Sie denke, von dem bekomme es keine Kinder, und wenn er noch zehn oder zwanzig Jahre lebe, ſo ſei es mit dem Meitſchi auch vorüber, es gebe eine reiche Wittfrau und zuletzt falle

Endlich kamen Resli und die Mutter wieder hinein und die Letztere hatte ſich darein ergeben, nicht ins Dorngrütt zu fahren, aber man ſah, es ging ihr nahe. Alle Umſtände, die man gemacht, die ſchönen Kleider, das viele Geld, die halbe Todesangſt mit dem Draguner umſonſt. Blos der Troſt hielt ſie aufrecht, daß doch andere Leute ſie geſehen, und was dieſe geſehen, werde im Dorngrütt nicht unbekannt bleiben.

Das gute fromme Aenneli war ganz Mutter und für ſeines Sohnes Glück hätte es ſeine Seligkeit gegeben, wenigſtens die halbe, und weil es glaubte, man hätte ſeinen Sohn verachtet, ſo konnte es Prunk und Hoffart treiben, welche beide ihm ſonſt in der Seele zuwider waren. Es iſt jede rechte Mutter einer Henne gleich, die mit Schnabel und Flügeln ſchlägt und pickt, wenn man ihr nur von weitem nach einem Küchlein reckt; aber während die Sorge der Henne nur einige Wochen dauert, erliſcht die Sorge der Mutter erſt, wenn das Auge im Tode bricht, und wer weiß, ob auch dann? Und wenn ums Bett der ſterbenden Mutter die Kinder ſtehen und ihr brechend Auge gleitet in flüchtigem Blicke über die weinende Schaar, ſo könnte, wer die Schrift verſtünde, im flüchtigen Blicke zuſammengedrängt leſen all' den Kummer und die Sorgen, die Leiden und die Freuden, die das mütterliche Herz um jedes ihrer Kinder getragen, und die ſie jetzt als ihre Lebensbeute mit ins Grab nimmt und ſie auch hinauf tragen wird zu ihrem Vater und ihrer Kinder Vater.

Aenneli machte ſich, um das Ding recht unter die Leute zu bringen, auf nach dem Krämerladen. Es gehe ſo ſelten fort, ſagte es, daß es anſtändig ſei, etwas zu kramen denen die daheim geblieben, und es nehme ihns Wunder, wie man hier den Kaffee gebe. Das Krämerhaus iſt noch mehr als das Wirthshaus der Ort, wo den Weibern nicht nur der Mund aufgeht, ſondern auch das Herz, und wo es alle Tage

Verhandlige gibt, die noch viel kurzweiliger ſind, als die Verhandlungen von Großräthen und Tagſatzungen, welche doch in die Zeitungen kommen. Aber eben vor lauter Wichtigkeit und weil man mit Leib und Seele dabei iſt, hat Niemand Zeit ſie aufzuſchreiben. Und doch kommen ſie im Lande herum, laufen von Haus zu Haus, richten Krieg an und Frieden, Hochzeiten und Kindstaufen, während in den gedruckten oft weder Kraft noch Leben iſt, nichts als todte Buchſtaben, mit denen man keinen Hund vom Ofen lockt, höchſtens den Narren treiben kann mit einer jungen Katze.

Aenneli traf es bei der Krämerin wie gewünſcht: Niemand war da und ſo konnte es reden, ſehen, ſich vorlegen laſſen und kaufen ganz nach Belieben. Es nahm ſich Zeit, die Krämerin nahm ſich Zeit und ſo geſchah es, daß am Ende Aenneli einen Haufen zuſammen gekauft hatte, welcher ihm ſchwer geworden wäre, ins Wirthshaus zu tragen. Dabei benahm es ſich ohne Ruhmrederei aber ſo recht appart verſtändig und einfach, daß es die Krämerin faſt z'todt Wunder nahm, wer das ſein möge und doch durfte ſie nicht fragen. Denn eben dieſes Betragen war ſo recht vornehm, daß es ihr großen Reſpekt einflößte. Wer ſich ſelbſt rühmt und vornehm ſcheinen will mit Gebehrden und Redensarten, der verräth ſeine Gemeinheit, und jeder macht ſich mit ihm gemein und Niemand ſcheut ſich ihn zu fragen, was ihm in den Mund kömmt. Die Krämerin that es durchaus nicht, daß Aenneli auch nur ein Stücklein trug, verſprach, ſie wolle auf der Stelle es nachbringen, ſie müſſe nur noch die Erdäpfel über thun. Sie hielt ihr Verſprechen, wußte es aber zu machen, daß ſie von der Wirthin vernahm, was das für Leute ſeien, ſammt einigen Deutniſſen auf das Dorngrüt.

Und wie es kam, weiß man nicht, aber die ſtattliche Mahlzeit neigte ſich eben dem Ende zu, der Wirth ſaß bei Chriſten und ſie redeten vom Knochenmehl und Oelkuchen, die Wirthin trug ab und zu, und Aenneli ſagte, es wäre bald Zeit fort und Resli ſollte doch ſehen, ob auch das Roß ſeine Sache hätte, es möge nichts minder leiden, als wenn die Leute ſich wohl ſein ließen, während die Thiere Mangel litten und Hunger. Resli ſagte, zwar öppe viel werde der nicht mangeln, ging aber doch nach der Mutter Willen: und wie es kam weiß man nicht, aber wie es aus dem Hauſe trat, kam gerade die Dorngrütbäuerin die Straße herauf und Resli konnte nicht anders als ſich bei ihr ſtellen, ihr die Hand längen und ſagen, er ſei noch da. Sie aber that erſchrocken, daß er noch da ſei, und fragte, was es ihm gegeben und warum er nicht wieder zu ihnen zurückgekommen, wenn er das Fahren nicht hätte erleiden mögen. Daß er da geblieben, hätte ſie fry recht ungern, die Leute könnten meinen, ſie vermöchten Niemand mehr ein Paar Tage zu haben; wenn ſie gewußt hätte, wie es gehen ſollte, kein Hung hätte ſie dazu bringen können, ihn gehen zu laſſen, gäb wie er nöthlich gethan und es erzwängt hätte. Es ſei gut, daß ſie ungefähr ins Dorf gekommen ſei, er könne gleich wieder mit ihr heim gehen, wenn es ihm nicht zu weit ſei zu laufen. Wenn ſie es gewußt hätte, ſo hätte ſie können das Wägelein nehmen. Resli trat nicht ein in gewußt oder nicht gewußt, aber das ſchlaue Geſicht der Krämerin hinter ihrem Fenſter fiel ihm auf, und ob ſie gekommen aus G'wunder um ſeine Eltern zu ſehen, oder wirklich weil ſie es ungerne hatten, daß er da im Wirthshauſe war, und Gelegenheit zur Entſchuldigung finden wollte, erfuhr er ebenfalls nicht und frug auch nicht darnach, aber er that ſonſt manirlich, wie junge Burſche wohl daran thun, denn einen Stein im Brette der Mutter zu haben, iſt kein dumm Ding.

„Potz Tüfel! fuhr auf einmal die Wirthin drinnen z'weg, redet dort nicht die Dorngrütbäuerin mit eurem Sohne?“ „S'iſt nit möglich, ſagte Aenneli, oder wär es ſe?“ „Jo wäger, ſagte die Wirthin, es iſt ſe. Was will jetzt die im Dorfe? die kömmt ſonſt das ganze Jahr nicht dreimal ins Dorf, nicht einmal z'Chilche." Unterdeſſen war Aenneli aufgeſtanden, hatte das Fürtuch glatt geſtrichen und mit großer Freude im Geſicht ging ſie hinaus, ſtellte ſich der Dorngrütbäuerin vor und nöthete dieſe hinein; gäb wie die ſich wehrte und doch gerne kam, aus G'wunder und auch der Leute wegen, damit ſie nicht meinten, es wäre da etwas Ungerades und ſie verbrülleten als wüſte Leute.

Sie mußte ane ſitzen, mußte ſich vorlegen, einſchenken laſſen und während dem redete ſie immer, wie man ihn todt gebracht und wie er ausgeſehen, wie ſie ihn gereinigt und wieder lebendig gemacht, und wie ungerne ſie ihn hätten gehen laſſen, wie aber nichts zu machen geweſen; wenn man ihn mit Ketten gebunden hätte, ſie glaube, er hätte ſie zerriſſen. Dieſe ungefordeten Entſchuldigungen entwaffneten das gutmüthige Aenneli; ſie lobte und rühmte der Bäuerin Gutthätigkeit, lobte und rühmte aber auch Resli und wie ſie nicht mehr begehrt hätte zu leben, wenn man ihn todt heimgebracht, und große Tropfen rollten ihr unterm Kinn zuſammen. Es ging ihr auch ſo, ſagte die Bäurin, obwohl es ſie manchmal düche, man wäre ohne King viel ruhiger. Seien ſie klein, ſo ſeien ſie einem den ganzen Tag unter den Füßen und man ſei nur mit ihnen plaget; ſeien ſie groß, ſo liefen ſie wo ſie wollten und z'todt müſſe man ſich werchen und ſinnen, für z'mache, daß ein jedes bekäme, daß es ſein könnte. Denn öppe, daß ein King weniger z'weg käme als ſie, das möchten ſie nicht; wie man gewohnt ſei, ſo ſei man gewohnt und anders käme es nicht gut. Das bildete den Uebergang zur Erzählung, was ſie hätten und wie ſie King hätten, die b'ſungerbar g'fällig geweſen mit dem Heirathen, daß die jetzt noch reicher ſeien als ſie. Aenneli redete verſtändige Worte dazwiſchen, ließ ſich aber nicht zu gleicher Ruhmredigkeit verleiten. Ueberhaupt bildeten die beiden Weiber einen großen Gegenſatz, ſo etwa wie eine ſchöne gelbe Ankenballe mit einer angelaufenen Kaffeekanne, hinter beiden ſteckt was und zwar was Gutes, aber die eine hat ein appetitlich freundlich Anſehen und man ſieht von weitem was ſie iſt, bei der andern muß man zuſehen, daß man ſich nicht brämt, und kein Menſch, der's nicht erfahren, würde meinen, daß aus ihr was gutes kommen könnte.

Aenneli war ſo ſchmuck und durchſichtig, für eine alte Frau noch ſo appetitlich, ſeine Rede langſam aber bedeutſam, alle Bewegungen rund und gefällig, daß, wer ſie ſah, Reſpekt vor ihr bekam und es begriff, wie man ſo einer rechten Frau Röcke anziehen kann, welche man will und hinter allerlei Tiſche ſie ſetzen kann, hinter Theetiſche und hinter Specktiſche, hinter Kuchitiſche und hinter Spieltiſche, und ſie ſitzt hinter jedem recht, zu Jedermanns Reſpekt.

Die andere hatte auch allerlei an, aber es war nur ſo angewuſchet und nichts hatte den rechten ſaubern Glanz; ſie machte alle Kleider zu Werktagskleidern, während an Aenneli alle Kleider zu Sonntagskleidern wurden. Ihre Hände waren nicht ungewaſchen, aber beim Waſchen ging immer nur noch das Halbe ab. Die Nägel waren theils kurz, theils lang, und an allen war bald hier bald dort etwas Ueberflüſſiges. Das Geſicht war eben nicht häßlich, aber hochmüthig, ſchien dazu auch kleberig; ſie ſprach geläufig, aber ungern hörte man ihr zu, und wußte nie, ſollte man etwas glauben von dem was ſie ſprach, oder nichts. Wo ſie abſaß, meinte ſie, ſie müſſe zeigen, daß ſie die Erſte ſei, und eben deßwegen hielt man ſie nie für das, was ſie war, und wo ſie abſaß, ſaß ſie ab, als wenn ſie dahin nicht gehöre. Je mehr ſie vor Aenneli Reſpekt kriegte innerlich, deſto mehr ließ ſie ſich äußerlich auf, um über ſie empor zu wachſen, und jemehr ſie anwendete, um ſo einfacher ward Aenneli, und je einfacher Aenneli ward, deſto mehr fühlte die Bäuerin deſſen Ueberlegenheit, deſto mehr wendete ſie an, und ward immer kleiner und kleiner dabei. Kurios iſt's, daß in vielen Dingen das Anwenden ſo gar nichts hilft, ſondern z'Conträri iſt.

Das Spiel lächerte die Wirthin; ſie mochte es der Dorngrütbäuerin gönnen, und hätte ihm den ganzen Tag zuſehen mögen, aber Chriſten mahnte zum Aufbruch. Aenneli wiederholte ſeinen Dank und erwähnte abſonderlich der Tochter, die geheißen, Resli aufs Grüt bringen; meinte, es möchte die einmal gerne ſehen und ihr ſelbſt danken; es würde ſie freuen, wenn ſie einmal kämen und einzögen, was ſie an Resli gethan. Selb ſei nicht d'r werth, davon zu reden, ſagte die Bäuerin, indeſſen könnte es es wohl geben, d'rneben aber wiſſe man nie was es geben könne, es gebe manchmal mit jungen Mädchen etwas ung'ſinnet. Darauf trat Aenneli nicht ein, ſondern fragte Chriſten, ob es nicht anſtändig wäre, der jungen Burſcht (den jungen Leuten), welche ſich des Resli's angenommen, ein Trinkgeld zukommen zu laſſen? Chriſten ſagte, er hätte ſchon daran geſinnet und es ſei gut, daß ſie daran mahne, zog die große Blattere aus dem Buſen, nahm ein Hämpfeli Brabänter und gab ſie dem Wirth mit dem Auftrage, er ſolle, wenn es ihm ſich ſchicke der Mannſchaft einen Trunk geben, was es erleiden möge, und ihr danken in ſeinem Namen. Der Wirth that gar erſchrocken und ſagte, ſelb wär' doch nicht nöthig, das hätt' afe kei Gattig, unter Hunderten thäte das nicht Einer, ſie hätten das nicht deßwegen gethan, und kein Einziger ſinnete an ſo etwas, und allweg gebe er viel zu viel, z'Halbe wäre mehr als genug. Indeſſen nahm er es doch und da es die Bäurin Wunder nahm, wie viel es ſei, und wahrſcheinlich meinte, es könnte gut ſein, wenn noch Jemand anders es wüßte, wie viel der Wirth erhalten, ſo wartete ſie es ab, bis der Beſuch auf dem Wägeli z'weg g'ſädelt war, vielfach Abſcheid genommen und der Draguner in kurzem Galopp zum Dorfe ausſetzte.

Wie es ſo geht, wenn Leute fortgehen oder fortreiten, die Bleibenden ſtehen zuſammen und ſenden den Enteilenden nicht Kugeln aber Worte nach, liebe und treue, böſe und falſche, je nachdem die Büchſe iſt, aus der die Worte geſchoſſen werden; denn auf die kömmt Alles an und nicht auf die Ertheilenden. Es gibt ſolche Büchſen, die unſerm Herrgott Spott und Schande nachſenden würden, wenn er einmal leiblich erſchienen wäre, ihnen den größten Segen ins Haus gebracht hätte und wieder davon ginge.

So ſtanden ſie auch, die Bäuerin und die Wirthin, und die letztere lud und ſchoß ganze Kanonen voll Preis und Ehre ab, wie das doch Leute ſeien, ſo manirlich und gemein mit allen Leuten, von Hochmuth nicht einen Flöhdrecks groß an ihnen, und doch ſo adelich, man wiſſe nicht wie. Was aber die für Geld haben müßten, für eine einzige Nacht hätte der Junge 5 Batzen Trinkgeld gegeben und dem Stallknecht eben ſo viel, und was der Mann erhalten, ſei allweg 10 Kronen; das wäre hier herum keinem Menſchen in Sinn gekommen, ja, es wäre die Frage, ob Einer darnach ſie nicht angegriffen als die, welche ihn geſchlagen. Sie hätte ihn gefragt, ob er die kenne, welche ihm den Streich gegeben, und ob er nicht hinter ſie wolle? Da hätte er geſagt, was dahinten ſei, ſei gemäht und wegen eines Streiches willen, fange er keinen Prozeß an; er hätte Gott zu danken, daß er davon gekommen und ein ſchlechter Dank wär's, wenn er ſeine Erhaltung mit einem Prozeß, wo all ehrlich Leute ſcheuen und Gott haſſe, vergelten wollte. Das hätte ihr b'ſunderbar wohl gefallen, aber ſie möchte wiſſen, ob centum Einer die Gedanken hätte. Wenn ſie Meitſcheni hätte und eins den bekäme, es könnte ſie nicht mehr freuen, wenn es einen König erhalten könnte. So rühmte die Wirthin; und wie ſie ſo zwei Weiber beiſammen ſtehen ſah, trappete auch die Krämerin herbei, blies in die Poſaune, und rühmte, wie die Frau eine b'ſunderbare Erkenntniß von allen Dingen gehabt, und doch um keine Sache gemärtet hätte. Sie hätte nie im Brauch eine Sache zu überſchätzen, wie es Manche thäte, die ſie nennen könnte, aber wenn ſie ihn hätte, ſie hätte um kein Geld eine Sache theurer ſchätzen mögen, als ſie werth ſei, ſie hätte gefürchtet, vor der Frau zu ſchanden zu werden, und das hätte ſie um kein Lieb mögen. Man wiſſe nie, aber ſolche Leute kämen weit umher, und wenn ſo eine einmal ſage, dort und dort hätte ſie es gut gemacht, z'Sach recht kauft und um den rechten Preis, ſo nütze einem das hundertmal mehr, als wenn man einmal die Sache z'halb z'thür hätte verkaufen können. Das ſei mit den Wirthen gleich, ſagte die Wirthin, es meine mancher, er könne einen Schnitt machen, und übertheure bei einem Anlaß die Leute, oder gebe z'Sach ſchlecht, und von ſelbem an hätte er keinen Stern mehr und wenn er die Sache halb umſonſt gebe, ſo brülleten die Leute die Welt voll, ſie ſeien b'ſchiſſen, weil ſie den Glauben zu ihm nicht hätten. Der Glaube mache z'Sach. Und b'ſunderbar junge Wirthe hätten das z'ſchüchen, ſie wüßte einen, der ſich mit einem ſolchen Streich ſein Lebtag geſchadet hätte, von wegen wenn z'Sach einmal brännte (angebrannt ſei), ſo könne man ihr mit keinem Lieb mehr eine andere Kuſt (Geſchmack) geben, man möge machen, was man wolle.

So ſchwer hatte die Dorngrütbäurin nie heim getragen, auch wenn ſie einen Korb voll Birnen auf dem Kopfe getragen und einen Kratten voll in der Hand. Sie mußte immer ſtrenger daran denken, wie ihr Anne Mareili mit dem glücklich ſein würde, und wie das doch ein ganz anderer wäre, als der alte Unflath, vor dem es ihr ſelbſt gruſet hätte in der Jugend, obgleich ſie nicht halb ſo eigelich geweſen ſei als ihre Tochter. Freilich hatte ſie dieſelbe, wenn ſie weinte und jammerte, oft damit getröſtet, daß der Aetti noch älter ſei als ihr Freier, und wenn es ihr der Aetti thue, ſo könnte es ihr der andere auch thun (genügen), ſie wüßte nicht, warum es die Tochter beſſer haben ſollte als die Mutter. Indeſſen war doch etwas in ihr, welches ihr ſagte, daß dieſer Troſt nicht genügend ſei, daher ſetzte ſie gewöhnlich hinzu, es ſei ſich doch d'r werth für eine Sache, welche öppe nicht lange dauern werde, ſo wüſt zu thun, einer der ſo kurzen Athem hätte wie der Kellerjoggi, werd öppe nit hundertjährig werde. Ja wenn es ſo lange dauern ſollte, ſo wollte ſie nicht viel ſagen, ſie glaube ſelbſt, öppe d'r Chümligiſt (einer mit dem leicht nachzukommen) werde er nicht ſein und g'nug thun in der Haushaltung werde Eini müſſen. Die Dritte möchte ſie nicht ſein, was ſich Zweie das Dritte ſich auch, aber die Vierte, die werde ihm nadiſch wohl den Marſch machen, und dann hätte es ſein Lebtag gut, könne im Seſſel hocke und brauche nur zu befehlen, was man ihm darſtellen ſolle für z'eſſen und z'trinken, und wenn es ſieben Mal im Tag Kaffee mache, ſo gebe das Niemand was an. So hatte die Mutter oft getröſtet und geſcholten, aber ſie war doch von den Müttern eine, welche Gefühl haben für das perſönliche Wohl und nicht blos für Geld und Gut und ihres Hauſes Glanz. Es düchte ſie, wenn Anne Mareili eine vornehme Frau werden könnte, ſo wüßte ſie doch nicht, warum es abſolut um der Brüder willen den Alten nehmen und blos zum Sparhafen gerathen ſollte. Es hätte ſie doch auch ſtrengs dücht, dachte ſie, wenn man mit ihr ſo verfahren wäre, und wenn man es recht mache, ſo könnte man den Buben doch zu ha (zuſchieben), daß ſie es machen könnten. Wenn der Alte immer wüſt thue und nicht verſchreiben wolle, was billig ſei, ſo möge ſie ihm nicht mehr z'beſt rede, und dem Meitſchi nicht z'böſt, wenn es lieber dieſen wolle; ſie hätte wohl gemerkt, daß er ihm im Kopf ſei, es hätte nicht vergebens ſo oft b'richtet, wie es da einiſt mit einem hätte tanzen können; und daß es ihn gleich wieder erkannt z'mitts in der Nacht und z'mitts im Wald, das ſei ein Zeichen, daß es ihn gut ins Aug gnoh heig. Vielleicht könne man dem Einen mit dem Andern Füß machen, probiren könne man immer. Aber das müſſe ſie ſagen, in das Haus würde Anne Mareili ſich ſchicken, es hätte auch etwas ſo ſtadlichs (ſtattlichs), und man wiſſe manchmal nicht, dürfe man mit ihm rede oder nicht, und es ſei ſo ein eigeligs, es ſchütt ſich ab Sache wo üblig und brüchlig ſyge u ke ſterblichi Seel ſich brauche ein Gewiſſen darüber zu machen. So ging's der Bäurin im Kopf herum, und als ſie heim kam, machte ſie ein Staatsgeſicht und theilte jedem mit, was die Staatsweisheit erlaubte. Dem Manne ſagte ſie, das ſeien Leute, wie man ſie nicht dick finde, wenn man blos aufs Meitſchi luegti, ſo wüßte ſie nicht, wo es eines beſſer machen könnte allem Anſehen nach. Beſſer luegen müßte man freilich allweg noch, aber ſie glaubte, es wäre nicht einmal nöthig. Wenn der andere ſich nicht bald nache löy, ſo hülf ſie anbinden. Gerade heraus hätten ſie freilich nichts geſagt, die Wirthin, die Täſche, werde ihnen wohl grunet haben, daß etwas anders obhanden ſei, aber daß die Jungen einander gefielen, hätte ſie wohl gemerkt, und wenn man mit ihnen etwas wollte, ſo hätte man die beſte Gelegenheit, man brauchte nur einmal zu ihnen z'Dorf, ſie hätten ſie gar gruſam heiße cho.

Ihrer Tochter aber, die um ſie her ging, wie eine Katze um den heißen Brei, ſagte ſie, das ſeien wunderliche Leute geweſen, zu denen ſchickten ſie ſich nicht, Leute, von denen man nicht wiſſe, ſeien ſie vornehm oder gemein; zu rühmen hätten ſie nicht viel gehabt, aber mit dem Geld ſeien ſie umgegangen, als ob ſie einen Geldſcheißer daheim hätten; ſie hätten ſie wohl daran gemahnt, wie man ſage, daß die Täufer ſeien, deren ſo viele ſein ſollen im Emmenthal. Es werden zuletzt wohl deren ſein.

„Aber Mutter, die Täufer tanzen nicht, wie ich immer gehört habe," antwortete Anne Mareili. „Ach was, du haſt immer nur dein ſchießiges Tanzen im Kopf, als wenn z'Tanzen die Hauptſache wäre in der Welt. Zähle darauf, es kömmt dir nicht gut, wenn du nur ſolche Flauſen im Kopfe haſt; kannſt du dein Lebtag nicht auch zu guten Gedanken kommen: was der Flachs gelten werde dieſes Jahr, in welchem

Zeichen man Bohnen ſetzen müſſe, und wie machen, daß es einem mit dem Heirathen gerathe, wie es Vater und Mutter gerne ſähen.“

Die Weggehenden, welche den Ort verändern, kommen aus dem Fluß der Rede, es geht eine Weile, bis ſie an die Straße ſich gewöhnen, die Worte wieder flüſſig werden und manchmal geſchieht es gar nicht, bald ſind die Beine zu müde dazu, bald iſt das Roß zu wild, oder die Gedanken über das, was man geſehen und erfahren, ſind zu ſchwer und wollen erſt verwerchet ſein, ehe ſie zu Worten werden können, wie es auch oft aus den ſchwärzeſten Wolken weder regnen noch hageln kann, wie gerne es auch möchte.

So redeten ſie auf dem Wägeli nicht viel und am allerwenigſten von der Hauptſache. Die Mutter kümmerte ſich um Resli's Kopf, dieſer hatte mit dem Draguner zu thun, der jedoch unter ſeiner Leitung beſſer gehorchte, als unter der des Vaters, welcher ſehr ſchläfrig war und mit ſeiner Pfeife ſich abgeben mußte, wenn er nicht einſchlafen wollte, was er jedoch nicht verwehren konnte.

Daheim aber warten ängſtlich und neugierig die Zurückgebliebenen, langſam verläuft ihnen die Zeit und immer zu früh gucken ihre Augen aus nach den Heimkehrenden, und gar manchmal wird verhandelt, warum ſie noch nicht da ſeien, und wie ſie kämen, und was ſie brächten an Kram und Neuigkeiten, und kommen ſie endlich, ſo iſt Geſchrei ums ganze Haus, aus allen Löchern ſchießt es hervor, jedes bietet ſeinen Willkomm, ſogar die Thiere ſtimmen ein, es blökt das Schaf, es wiehern die Pferde, der Hund wedelet um Roß und Menſchen und auf der B'ſetzi ſteht mit aufgehobenem Schwanze die zurückhaltendere Katze und harrt, um ihre ſittſamen Liebkoſungen merkbar anzubringen, eines günſtigen Augenblickes. Vorlaute Fragen werden nicht vernommen, aber ungeduldig harret man des Augenblickes, wo die Geſchäfte abgethan, Hunger und Durſt geſtillt, überflüſſige

Ohren ſich entfernt, um zu fragen und auszupacken was an Fragen und Antworten in den Herzen aufgeſpeichert liegt.

Obgleich Resli ſehr müde war und der Kopf ihm ſchwer, ſo wartete er doch die Auspacketen ab, denn auch ihn nahm Wunder, ob Vater und Mutter nichts zu ſagen hätten.

Anneliſi war ſehr unzufrieden, daß der ganze Bericht eigentlich auf nichts hinauslief, als daß ſie die Dorngrütbäurin geſehen, und auch dieſer Bericht fiel ſparſam aus, denn Vater und Mutter waren vorſichtig in ihren Aeußerungen über ſie, und daß mit ihr gar nichts über die Sache geredet worden, das konnte es ihnen nicht verzeihen. Es ſei ume läß, daß es nicht dabei geweſen, z'Sach wäre anders gegangen, und ab Ort gekommen, meinte es. Endlich vernahm es, daß das Ding ſich nicht ſo machen ließe, indem etwas anderes im Spiel ſei, und wo viel Dornen ſeien, müſſe man erſt zuſehen, ehe man Hand anlege, wenn man nicht die Hand voll Dornen wolle. Da meinte Anneliſi, das müßten aber doch wüſte Leute ſein, einem Meitſchi ſo etwas (ſchüligs, würden die Zürcher ſagen) zuzumuthen. Es wolle aufrichtig ſagen, keinen Augenblick könnte es Vater und Mutter mehr lieb haben, wenn ſie ihm ſo etwas zumuthen würden, ſo ein Einmetzgen bei lebendigem Leibe, es düchs, ein rechtes Meitſchi ſollte fortlaufen ſo weit es ſeine Beine tragen thäten, einmal es würde es ſo machen. Da ſeufzte Aenneli und Chriſten tubackete ſtark. Resli aber bekam die Augen voll Waſſer. Er ſehe wohl, ſagte er, daß ſie etwas auf dem Herzen hätten und er merke wohl was. Die Leute gefielen ihnen nicht, und wenn ſie ſchon wegen Namen und Reichthum ſich wohl ſchicketen, ſo hätten ſie Kummer, inwendig ſei es nicht gut. Er ſehe das wohl ein, aber auf der Welt ſei leider Gottes nie alles beiſammen; bald fehle es auswendig, bald inwendig, bald am Meitſchi und bald an den Eltern. Auch ihm gefielen ſie nicht, und wenn das Meitſchi ihm nicht ſo lieb wäre, und b'ſunderbar ſeit er es vor ſeinem

Bette geſehen, als er die Augen aufgeſchlagen und er gemeint, er ſehe einen Geiſt, könne er nicht von ihm laſſen. Es ſei aber auch ganz anders als die Alten und hätte einen andern Sinn, nicht nur er meine es, alle Leute ſagten es. Es ſei ja auch ganz anders anzuſehen, thäte anders und man ſehe wohl, wie oft es ſich für die andern ſchämen müſſe. Zudem käme es weit von ihnen weg, des Jahrs werde man ſich nicht manchmal ſehen, und ſie ſollten nur ſehen, wie wohl es ſein werde, wenn es bei rechten Leuten ſei und ungehindert thun könne, wie es ihm ſei. Dann erſt werde ſo recht füre cho, was ihm Guts im Herze ſei.

„Man kann nicht wiſſen, ſagte Chriſten, Blut iſt Blut und Art iſt Art, aber ich will deswegen nicht wehren, du biſt alt genug um ſelber z'luege; du mußt ſie haben.“ „Vater, ſagte Resli, glaubt mir, die Sache macht mir auch ſchwer, ich weiß, es iſt für mein Lebtag, ja vielleicht noch für die Ewigkeit und es iſt mir manchmal, es wäre mir viel nützer ledig zu bleiben, da wüßte ich doch was ich hätte und woran ich wäre. Aber ſo will es ja Gott nicht, und darum müſſen Vater und Mutter es ſo wünſchen und den Kindern ans Herz es legen. Glaubt mir nur, blindlings will ich nicht hineintrappen, nicht meinen es müſſe erzwängt ſein, weil ich einmal daran geſetzt. Die Sach wird ja nicht evs Guets geben und da wär's ſeltſam, wenn nicht an Tag käme, was innefert iſt. Und wenn ich im Geringſten merke, daß es da nicht gut iſt und z'Böſe eingeurbet, ſo zählet darauf, es wird aus der Sache nichts und ſollte es mir das Herz zerreißen afangs. Nachher beßerete es ſchon, ich weiß es, aber wo lange verſtocktes Böſes iſt, da beſſert es nie, da böſet es alle Tag.“ „Aber, ſagte Anneliſi, wie willſt du mit dem Meitſchi zuſammen kommen, da ihr ja kein Wort mit der Mutter geredet, was dumm genug iſt; und wenn ſie am Sonntag ſchon verkünden ließen? oder haſt du öppis abgredts?“

Resli kam in Verlegenheit und ſagte endlich: „Häb nit Kummer, etwas muß geben, aber lieber behalte ich die Sache für mich, bis ſie zuche an gewerchet iſt, daß man weiß, wo ſie hinauswill.“ „Das ſollte ich zürnen, ſagte Anneliſi, ſonſt iſt's der Brauch, daß die Schweſter ſo um eine Sache weiß und ſchon gar manche Schweſter hat dem Bruder gute Dienſte geleiſtet, iſt Lockvogel geweſen oder Deckmantel und ohne Schweſter wäre er nie zur Frau gekommen. Und warum ich das nicht ſo gut verſtünde als eine andere, das wüßte ich nicht, bin ich doch nicht von den Dümmſten Eine. Aber wenn du's willſt g'hebt ha, ſo probire alleine, und wenn du mich doch nöthig haben ſollteſt, ſo ſag's, ich will dir deßwegen nicht ab ſein, wenn du jetzt mich ſchon nichts ſchätzeſt.“

Resli ſchlief ſelbe Nacht nicht viel; ſo recht ſchwer lag es ihm auf dem Herzen, daß er ſelbſt den Kopf nicht mehr fühlte. Ihm ſelbſt gefiel das ganz Dorngrütweſen nicht, die Leute nicht, ihre Leb- und Redeweiſe nicht, ihr Bauern nicht; es ging ihm faſt mit ihnen, wie es einem wohlerzogenen ſittſamen Mädchen geht, wenn es unter ausgelaſſene rohe Dirnen geräth; er fühlte Aerger, Ekel, und konnte ſich faſt nicht enthalten zu ſagen, ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie dieſe da. Mit einer Frau von dem Schlage, wie ſie im Dorngrüt der Brauch war, mußte er unglücklich ſein, das fühlte er, und ſie paßte ſo wenig in ihr Haus als eine Miſtgülle vor das Haus, und Vater und Mutter würden weder bei einer ſolchen Schwiegertochter noch bei einer Gülle vor dem Hauſe es aushalten können, das wußte er. Wo ein Haus ſeit einer Reihe von Geſchlechtern ein beſtimmtes Gepräge hat und die Familie eine wohl hergebrachte Lebensweiſe, da iſt das Heirathen ganz was anderes, wenn's nämlich glücklich ſein ſoll, als wenn zwei auf der Straße ſich finden und im erſten wohlfeilſten Stübchen ſich anſetzen. Und in einem adelichen Bauernhaus iſt dies noch viel ſchwerer als in einem adelichen Herrenhaus; im Herrenhaus iſt der Haushalt zumeiſt in den Händen einer angeſtammten Dienerſchaft, im Bauernhaus iſt es die Bäurin, welche ihn führt und die Regel macht. Nun ſchien Anne Mareili dem Aeußern nach vollkommen zu ihnen zu paſſen, gemeſſen, freundlich, ſtattlich, ſäuberlich erſchien es ihm, flink zur Arbeit und im Befehlen nicht ungeübt. Vater und Mutter hatte es nicht widerredet, Hund und Katze liebten es, Hühner und Tauben liefen ihm draußen nach. Das alles waren ihm gute Zeichen, aber doch nur äußere, und was inwendig in ihm war, hatte in der kurzen Zeit, in welcher er es ſah, nicht zum Vorſchein kommen können. Und er wußte es wohl, daß ein Mädchen Sinn für ein anſtändiges Aeußere haben kann, vor ſeiner ganzen Familie ſich auszeichnet; aber inwendig, wo man mit keiner Brille, keinem Feldſpiegel hinſieht, da läßt es es ruhig beim Alten und gleicht den Uebrigen auf ein Haar; das kömmt dann aber erſt zum Vorſchein nach der Heirath, wenn man hat was man will, und ſich nun nach innerm Behagen kann gehen laſſen.

Resli hatte ſchon manchmal es geſehen, wie aus einer jungen ſchönen Frau ein Ding, faſt ein Ungethüm ſich herauspuppte, welches man gar nicht im feinen und lieblichen Meitſchi geſucht hätte. Wenn's ihm auch ſo gehen ſollte, wenn ſeine Eltern ihre grauen Haare mit Jammer in die Grube tragen müßten und er müßte dem zuſehen, es trieb ihm aufs neue das Waſſer in die Augen. Wie das auch möglich ſei, dachte Resli tief nach, er ergründete es nicht; aber genau zu forſchen mit Furcht und Zittern, das beſchloß er. Daß Resli dies Geheimniß nicht ergründet, ſoll Niemand verwundern, ergründet es doch Mancher nicht, der Profeſſor iſt oder Rathsherr ſogar, oder gar ein halber Moſes mit glänzendem Geſichte, mit dem Unterſchiede nur, daß deſſen Glanz nur rückwärts und innerlich wirkt, daher ein Schleier nicht nöthig iſt. Hat aber Niemand je ein herrlich Kleid geſehen, funkelnagelneu, glitzernd und aller Menſchen Wohlgefallen, hat er das Kleid ſpäter nicht geſehen, abgeſchoſſen, ohne Glanz, mit übertünchten Flecken, einem Kammermeitli am Leibe, hat er es nicht bald darauf geſehen im matten Schimmer, aber voll Staub, bei einem Grämpler, dann alle Tage ſchmieriger am Leibe einer welſchen Köchin und endlich als Hudel irgendwo, den Niemand in die Hand nehmen möchte?

Hat Niemand ein zierlich Reitroß tänzerlen ſehen unter einem mageren Kavalier, oder ein herrlich Thier hoch auf ſich bäumen ſehen an einem köſtlichen Tilbury, ſpäter das gleiche Thier mühſam traben an einem Lohnfuhrwerke, dann es Zügelten ziehen und Miſtkarren, endlich aber in den Händen eines Kachelers mit berganſtehendem Haar, einem von Mäuſen zerfreſſenen Schwanz und gen Himmel ſchreienden Rippen?

Ja, hat noch Niemand eine Mädchenhaut geſehen, glatt und weich wie Sammet, glänzend, der Seide gleich, feſt und drall wie ein Trommelfell, und die Haut ſpannte ſich allmählig ab wie das Trommelfell, wenn viel darauf gepaukt wird, verlor die Weiche, wie Sammet, der viel getragen wird, wie Seide an Wind und Wetter. Sie ward anfänglich zur währſchaften Weiberhaut mit etwelchen Kleckſen und Spälten, dann welk wie eine Zwetſchge nach etwelchen Reifen und endlich gleich einem alten Judenkrös, wo man den Spiegel braucht um die gelben Falten und Fältchen zu zählen?

So geht es mit allen irdiſchen Dingen, der Glanz verſchwimmt, Flecken gibts, die Häßlichkeit kömmt und bald darauf tritt Verweſung ein, und manchmal ſchon bei lebendigem Leibe. Ja, wenn nun auch das Herz irdiſch iſt, nur irdiſcher Stoff es ſchwellt zu Glanz und Schönheit, zu Prunk und Lieblichkeit, was ſollte anders ſein Loos ſein, als das Loos alles irdiſchen iſt, zu verblühen, zu verwelken. Flecken und Schmutz, ſteigende Häßlichkeit, zahlloſe Falten, Jämmerlichkeit bis in alle Ewigkeit. Man balſamirt wohl ein, aber damit wehrt man der Häßlichkeit, wehrt man den Falten nicht, man ſetzt Herzen in Weingeiſt, aber damit werden ſie um nichts appetitlicher.

Aber einen Balſam gibt's, ein Geiſt hat ihn getränket, und wo ein Tropfen dieſes Balſams auf ein Herz gefallen iſt, da ſprüht er Leben aus, und das Leben ätzt Schmutz und Flecken aus, in immer reinerem Glanze ſtrahlet es, es blüht die Schönheit auf, die in ewiger Jugend ſtrahlet, von der man viel gefaſelt, zu der man lange das Elixir geſucht, das doch längſt ſchon gegeben war vom Himmel herab, aber die Menſchen erkannten es nicht, es ſuchten es immer noch die Thoren, wie noch immer die Juden des Meſſias warten. Wo aus kleinem Senfkorne das Leben erblühet, deſſen Funke Chriſtus auf die Erde gebracht, da bleibt dem Herzen die Häßlichkeit ferne, es glätten ſich die Falten, es tritt nicht die gräßliche Täuſchung ein, die den ſchlägt, der mit einer Schlange am Herzen aus der Liebe Traum erwacht. Es ſtrahlet immer klarer das wunderbare Ebenbild auf, deſſen Urbild auf des Himmels Throne ſitzet. Wer ein ſolches Ebenbild gefunden, der hat einen ewigen Fund gethan, wenn er auch nur eine ſterbliche Hand gefaßt; denn wenn auch die Hand welkt, modert, das neugeborne Herz blüht als ewig jung, ewig ſchön, in immer göttlicher Klarheit fort.

Wie ſchwer iſt's aber durch glatte, ſeidenſammete Haut hindurch zu ſehen auf des Herzens Grund, zu entdecken dort tief unten, ob die Flamme des ewigen Lebens glühe, ob die Lüfte der Verweſung wehen, ob Moder oder ſüßes Leben unſer Theil ſein werde. Zu ſolchem Schauen hilft Wiſſenſchaft nicht, taugen Brillen nicht, das Alter ſchützt vor Thorheit nicht, kindliche Augen ſehen am klarſten, das Beſte aber thut Gott, und denen beſonders, die kindliche Augen haben, ungeblendet noch vom Glanz oder Staub der Welt.

Wenn Liebende unbemerkt ſich finden wollen, ſo müſſen ſie entweder die größte Einſamkeit wählen oder das größte Menſchengewühl; die Gegenſätze berühren ſich. Der Inſtinkt der Jugend fühlt ſicher heraus, was die Erfahrung des Alters beſtätigt. Will ein Mädchen ſo recht ſicher und unbemerkt einen Werber zu Geſichte faſſen, oder ein Werber unbehorcht einem Mädchen das Glück auseinanderſetzen, welches er ihm zugedacht, ſo wird eben ſo lieb als das dunkle Obergaden ein heller lichter Markttag gewählt und in irgend einem Winkel oder Stübchen unterhandelt das Pärchen ungeſtört und unbeachtet einen lieben langen halben Tag lang, denn wenn Geigen gehn und lauter gut Schick vom Himmel fallen, am Morgen auf dem Kühmärit, am Abend auf dem Meitſchimärit, da hat jeder mit ſich ſelbſt zu thun, rennt dem eigenen Glücke nach, hat nicht Zeit einem andern nachzulauern oder horchend an einer Wand zu ſtehen. Man denkt ſich gar nicht, wenn man mitten im Gewühle des Roß- oder Garnmärit iſt, wie manches Pärchen einſam zuſammen ſitzt; denn die Narren ſind ſelten, gewöhnlich halbſturme Wittwer, welche förmlich Stuben empfangen, wie allfällig fremde Roßhändler thun, um ſich Wittwen und Mädchen vorführen zu laſſen, zur Auswahl und zum Heirathen. Wenn man die Schaaren Mädchen mit ihren Geſichtern voll Hoffnung z'Märit ziehen ſieht, ſo denke man ſich nur, daß die Meiſten was im Schilde führen, daß man in Burgdorf, oder Langnau, oder Signau, oder Höchſtetten was zum G'ſchauen zu finden hofft und an wichtige Verhandlungen denkt. Aber o je, was für ganz andere Geſichter ſieht man ſo oft ſchon durch den Nachmittag nach Hauſe kehren, die Naſe um einen halben Schuh gewachſen und die untere Lippe hangend bis auf den Boden, daß ſie alle Augenblicke Gefahr laufen darauf zu trappen, oder daß man ſie für Lätſchen an den Schuhen anſieht.

Als Resli ſein vergeſſenes Naſtuch holte, hatte er raſch ein Beſtelltes gemacht, aber nicht das Gewühl hatte er auserleſen, ſondern die Einſamkeit, theils weil er ſowohl mit den Marktgelegenheiten als mit der Familie Läuf und Gängen zu wenig bekannt war. Denn Anne Mareili auf einen Markt zu beſtellen, den die halbe oder ganze Familie beſuchte, wäre gefährlich geweſen, und auf einen Markt, welchen gewöhnlich Niemand beſuchte, wäre verdächtig geweſen, und wahrſcheinlich hätte man aufpaſſen oder Anne Mareili nicht gehen laſſen.

Aber an einem Orte von Natur einſam lag ein Bad, das wegem Waſſer b'ſunderbar berühmt war, wegen den Wirthsleuten aber deſtweniger, denn entweder hatten ſie nichts, das Fleiſch geſtern aufgegeſſen und das Brot am Morgen, oder aber wenn ſie etwas hatten, ſo ließen ſie ſich bezahlen, daß einem das Liegen weh that. Sie wollten halt ſo und ſo viel aus dem Bade ziehen und jeder Gaſt ſollte ſeinen Antheil daran bezahlen. Nun meinten ſie, wenn nur hundert Gäſte kämen, ſo hätten ſie das Recht aus dieſen hundert Gäſten den gleichen Profit zu ziehen, als ſie gezogen hätten, wenn tauſend Gäſte gekommen wären. Das Publikum verſteht bei ſolchen Rechnungen aber nicht Spaß, und da ihm meiſt an der Wirthſchaft mehr gelegen iſt als am Bade, ſo ward der Ort nicht nur von Natur einſam, ſondern auch von Menſchen leer, und wer was Ruhiges wollte, der fand es dort Sonntag und Werktag.

Tag und Namen dieſes Ortes hatte Resli dem Meitſchi ins Ohr geflüſtert und es hatte genickt dazu; das war's, was ihn ſo getroſt machte und warum er nicht begehrte, daß einſtweilen Jemand anders hinein ſich miſche.

Dort ſaß nun Resli ſchon lange am beſtimmten Tage und kein Anne Mareili kam dem waldigen Abhange nach, oder über den gebrechlichen Steg von der Ebene her. Düſtere Wolken jagten ſich am Himmel, ein ſaurer Wind ſtrich durch die Lüfte, Badewetter war es nicht, und düſter und ſauer ſah es aus in Resli's Gemüthe, und Liebesfreuden ſonneten es nicht. Angſt und Bangen war darin und wie es dann geht, wenn man warten muß und immer banger wird ob dem Warten, hunderterlei Dinge komme einem in Sinn warum man warten müſſe, und ein Ding iſt immer ärger als das andere Ding, und eines macht einem immer böſer als das andere, und wenn man endlich recht böſe iſt, ſo ſchlägt der Zorn in Angſt über und tauſenderlei fällt einem ein und ſteigert von Minute zu Minute des Wartens Pein. O, Warten iſt hart, ſo recht Warten iſt fürchterlich, iſt eine Folterbank, die kein Geſetz abſchaffen kann, über die keine Zeit hinauswächſt. Aber wir ſollen eben nie vergeſſen, was das Warten iſt an der Himmelsthüre, wenn kein Pförtner kommen, kein Schlüſſel im Schloſſe ſich drehen, kein Willkommen uns entgegen ſchallen will, kein Liebesblick durch das Schlüſſelloch dringt, kein Säuſeln uns Gnade verheißt, wenn es immer düſterer um uns wird, immer kälter, ſchauerliche Finſterniß wie eine Wolke uns umfängt, die Wolke allmählig zur Nacht wird und die Nacht zur Hölle erglüht, und keine Stimme will ertönen, keine will Erbarmen rufen, wie wir auch warten unter Heulen und Zähnklappen in des Wartens entſetzlichſtem Entſetzen. Aber wenn man ſo in banger Spannung auf etwas Geliebtes auf Erden wartet, denkt man an jenes entſetzliche Warten nicht, ſondern man ſitzt auf glühendem Stuhle und wiegt die Wenn und Aber ab, die Ob und Noch, die Was und Wie.

„Hat es mich nicht verſtanden? kömmt es noch? war's ſchon da? hat es ſich verirrt? haben ſie es nicht gehen laſſen? hat es nicht kommen wollen?“ ſo werweiſete Resli in ſich in einer glühenden Pein; denn Wochen lang hatte er es ſich ausgedacht, wie wenn er gegen das Bad komme, er Anne Mareili von der andern Seite her kommen ſehe, und wie ſie akkurat bei dem Bade zuſammentreffen würden. Jetzt war er ſchon Stunden lang da; man hatte ihn gefragt, ob er baden, ob er eſſen wolle; er ſolle es nur zur rechter Zeit ſagen, von wegen an einem ſolchem Orte könne man nicht hexen, wie etwa die Leute meinen möchten, daß wenn ſie daran dächten, die Sache ſchon z'weg ſei. Resli hatte ausweichenden Beſcheid gegeben, endlich Eſſen beſtellt; die Stubenmagd brachte Teller und ſagte, z'angere werde ſie bringen, ſobald der Bub mit dem Brod komme; der ſchießig Bub mache immer ſo lange, er werde wahrſcheinlich auch öpperem warten. So leitete ſie ein Geſpräch ein, von dem man nicht recht wußte, ſollte es eine Einleitung ſein zu einer Schimpfeten über ihre Meiſterfrau und des Hauſes Unordnung, oder aber zu einem Privatvergnügen mit dem hübſchen Burſchen. Da ging langſam die Thüre auf. „Gott grüß euch mit einander," ſagte eine Stimme, und ein Mädchen ſtand in der Stube, deſſen Backen roth anlieſen, während die Stubenmagd aufſtund vom Vorſtuble und antwortete: „Gott grüß dich wohl. Womit kann ich aufwarten?" Resli war auch roth geworden, ob aus Ueberraſchung oder weil er es ungern hatte, daß die Stubenmagd ſo nahe bei ihm geſeſſen, wiſſen wir nicht; raſch ſtund er aber auf und ſprach: „Gottwilche Baſe! biſt du auch da? was bringt dich Guts dahin?" Anne Mareili merkte Resli und ſagte: „Bis mir auch Gottwilche! ich bin auf dem Wege geweſen zu euch, und jetzt kann ich dir die Sache verrichten; es iſt mir anſtändig, ſo kann ich zu rechter Zeit wieder heim ſein. Es iſt bei ſolchem Wetter nicht luſtig auf der Straße ſein; aber z'Sach hat preſſirt." Resli ſagte: „Komm hock und thue Beſcheid; ich hätte dich bald nicht gekannt." Das war wirklich auch faſt kein Wunder, denn Anne Mareili war nicht geputzt, ſondern mehr verkleidet, hatte ein dünn kurz Kitteli, einen halbleinernen Tſchopen, ein halbreiſtenes Hemde an, eine Roßhaarkappe auf dem Kopf, war mehr angezogen wie eine mittelmäßige Jumpfere, und nicht wie eine reiche Bauerntochter, und doch war es auch recht hübſch und ſo ſtattlich, daß man da auch wieder ſah, daß nicht immer die

Kleider es ſind, welche die Leute machen. Die Stubenjumpfere ſagte, ſie werden z'Sach wohl zuſammen wollen, und wenn ſie es begehrten, ſo wolle ſie dieſelbe ihnen in ein oberes Stübli tragen, es ſeien weniger Fliegen dort, und wenn man mit einander zu reden habe, ſo ſei man bas (beſſer) alleine. Nit daß ſie Jemand hier ſtören würde, ſo an einem Orte ſei ſie nie geweſen, wo weniger Leute kämen, längs Stück Niemand, als der Mühlekarrer und der Kämifeger, nicht einmal Bettler. Von wegen je böſer eine Stubenmagd über die Frau Wirthin iſt, deſto zärtlicher wird ſie in der Regel gegen die Gäſte; und warum ſollte ſie nicht? zieht es doch zum Herzen das Herz, und wenn die Frau Wirthin das Herz der Stubenmagd nicht will, warum ſollte dieſe daſſelbe nicht den Gäſten austheilen dürfen?

Das Stübchen war klein, das Liſchenruhbett eingeſeſſen, der Tiſch wackelte; es hatte nicht die fernſte Aehnlichkeit mit irgend einem Prunkgemach; aber doch kam es Resli und Anne Mareili wunderbar ſchön vor, und als ſie neben einander auf dem Ruhbett ſaßen, fanden ſie anfänglich keine Worte. Alles was ſie einander zu ſagen hatten in der kurz ihnen zugemeſſenen Friſt, hatte ſich aufgeſtaucht vor dem engen Durchpaß; eins klemmte das andere ein, bis endlich Resli die Maſſe zu löſen begann mit der Bemerkung: „Ich habe geglaubt, du wolleſt nicht kommen, ich müſſe unverrichteter Sache wieder heim.“

„Es iſt ein Wunder, daß ich da bin, ſagte Anne Mareili; ich habe lange nicht gewußt wie machen, und als ich einmal es gewußt, da hat es etwas gegolten, bis ich los geworden.“

„Haſt du denn nicht im Sinne gehabt zu kommen? Haſt du Muth gehabt mich zu ſprengen und umſonſt warten zu laſſen?“ ſagte Resli. „Zürn nicht, ſagte Anne Mareili, aber wenn das nicht ſo gegangen wäre wie der Blitz, ſo hätte ich es dir gleich damals abgeſagt.“ „Begehrſt du dann nichts von mir, oder mich nur zum beſten zu halten? Hab ich mich dann geirrt, wenn es mich düchte, es ſei dir faſt wie mir, und ich ſei dir auch öppe e weneli werth?“

Da that Anne Mareili einen Blick auf Resli; das Waſſer ſchoß ihm in die Augen, dann ſagte es langſam: „Du weißt darum nicht, wie ich es habe. Mein Brauch iſt's nicht, öppe im Lande herum zu fahren, bald hier bin bald dort bin; das iſt das erſte Mal, daß ich Einem an einen Ort hingegangen bin. Und wenn ich ſchon wollte, man ließe mich nicht. Wir haben immer zu werchen mehr als genug, und dann iſt's Ueſe (Unſern, d. h. Eltern) auch, daß es nach ihrem Kopfe gehe und nichts dazwiſchen komme. Und da iſt's mir lang geweſen, was es doch nütze zu kommen. Nichts, als mir das Herz noch ſchwerer zu machen, als es ſchon iſt; und z'Beſte wär, ich ſchlüge Alles aus dem Kopf und ließ es ſein, als wüßte ich nichts von dir.“

„Das wäre ſchön von dir geweſen, und darauf hätte ich dir nicht viel gehabt; dann hätt's mi dücht, es ſei kein Meitſchi mehr einen Kreuzer werth, und was du von deinen Alten ſagſt, wird doch nicht eine Sache ſein, die nicht zu ändern wäre,“ ſagte Resli. „S'wird wohl. Aber eben deswegen het's mih dücht, ich möchte dich noch einmal ſehen und dir ſagen, du ſolleſt es doch recht nicht an mir zürnen, daß meine Eltern es dir ſo wüſt gemacht haben und dich fort gelaſſen, wo du ja kaum bei dir ſelbſt geweſen biſt und z'Ryten nicht haſt erleiden mögen. Aber es iſt ihnen eben geweſen, daß es d'r Kellerjoggi, den ich nehmen ſoll, nicht vernehme und daß wir nicht etwa viel mit einander reden, und es ihnen dann etwa eine Störung gebe' in ihr Eing'richt. Von wegen, wo der Vater durch will, da muß es durch, koſt's was es wolle und gebe es übel oder nicht. Da het's mih dücht, das möchte ich dir noch ſagen, daß du nur nicht zürneſt und mit mir dich nicht plageſt, z'Sach trag doch nichts ab. Aber einiſt wäre ich doch noch gerne bei dir geweſen, darum bin ich gekommen, vielleicht ſehen wir uns dann unſer Lebtag nicht wieder.“

„Das wär, ſagte Resli, ſövli übel wird es doch nicht ſtehen; haben wir doch nicht z'ernſtem probirt; ſo leicht ſetz ich von einer Sache nicht ab, darauf kömmt es nur an, daß du willſt und mich begehreſt. Dann möchte ich doch ſehen, ob man dich zum Alten zwängen kann und dich mir nicht laſſen muß. Aber eben darauf kömmt es jetzt an. Was meinſt?“

„Das werde ich dir öppe nicht z'längem ſagen müſſen, ſagte Anne Mareili; wenn du mir nicht lieb wäreſt, ſo wäre ich nicht da; keinem Menſchen auf der Erde wäre ich hieher gekommen und hätte ihm z'lieb ſo wüſt gethan und gelogen. Hätte ich geſagt, ich käme deinetwegen, ſo wäre keine Rede geweſen, daß ſie mich hätten kommen laſſen; da habe ich z'Wort gehabt, ich wolle z'Gutjahr trage. Ich habe ein Gevatterkind nicht weit da weg, und das iſt letztes Neujahr nicht gekommen, wie ſie es ſonſt im Brauch haben. Sie meinten, nachn z'laufe mangle es ſich nicht, das Jahr ſei bald um, am nächſten Neujahr werde es ſchon kommen, da könne man es ihm für zwei Jahre zuſammen geben. Und gäb was ich geſagt habe, ſie ſind dabei geblieben. Und wenn's ſchön Wetter geweſen wäre, daß das Werchen draußen recht gegangen wäre, ſo wäre keine Rede davon geweſen, daß ich hätte kommen können. Der Vater iſt gar mißtreu, und wenn er z'Sach nicht auf der Hand hat, ſo trauet er nichts. Da habe ich bei der Mutter pläret und ihr geſagt, es ſei doch ſchrecklich, wenn ich den haben müßte, ſo wüßte ich wohl, wie ich es bekäme; keinen Tag könnte ich mehr fort, und jetzt, wo ich noch daheim ſei, gönne man mir nicht einmal einen Tag für fort; ſo hätt's doch keine Jumpfere. Aber wenn man ſo wüſt gegen mich ſein wolle, ſo ſolle man nur ſehen, gut komme das nicht, ich wolle es ihnen vorher ſagen. Das iſt der Mutter z'Herze gange, von wege, wenn der Vater nicht wäre, öppe ſo bös gegen uns wäre ſie nicht, ſie wüßte noch, was Erbarmen iſt. Sie hat mit dem Vater geredet und mir darauf geſagt: „Sage öppe nicht mehr viel und gebe, aber mache nichts Ungeſchicktes, g'hörſt, wenn ich etwas vernehmen müßte, es weiß kein Menſch, wie es ginge!“ Jetz iſt's mir aber doch Himmelangſt und es dücht mich, wenn ich nur ſchon wieder daheim wär.“

„Du haſt dann nicht Freud bei mir?“ frug Resli.

„O plag mich nicht und frag nicht ſo, ſagte das Meitſchi, Allem an weißt du nicht, wie es einem iſt, wenn man alle Augenblicke fürchten muß, es ſehe einen Jemand, der einen kenne und verrathe. Und wenn man immer denken muß, was machen ſie für Augen, wenn ich heim komme, was ſagen ſie mir, wie wüſt werden ſie mit mir thun? wenn man das vorſtehnds hat und denken muß, das iſt der letzte Tag, wo ich hätte Freude haben können, und kann's nicht einmal, weil mit dem Tag auch ein Elend näher kömmt, das ärger iſt, als das Grab. Du weißt nicht wie es einem da iſt.“

„Wohl, ſagte Resli, das iſt z'denke. Oeppe ganz am beſten iſt es mir auch nicht immer geweſen, und auch ſchon iſt's mir im Kopf geweſen, daß ich mich deſſen, was außer mir gegangen, nichts geachtet, und daß ich hätte plären mögen, wenn die Sonne am ſchönſten geſchienen. Wohl, das begreife ich. Du hätteſt alſo nichts gegen mich und begehrteſt mich zu heirathen, wenn's nur an dir wäre?“

„Rede mir nicht davon, ſagte Anne Mareili, es macht mir das Herz nur ſchwerer, ohnehin wenn ich dich anſehe, ſo muß ich immer an den Kellerjoggi denken mit ſeinen Augen, die immer tropfen wie ein alter Weinhahne, und wenn ich an ihn denke, ſo chunt mih z'Brigge a.“

„Lybs thalbe gefiel ich dir alſo beſſer, als der alte Unflath?“ frug Resli.

„Gang m'r, ſagte Anne Mareili, felligs z'frage!“

„Aber wenn d'r Alt my Lyb hät, ſo wär's d'r recht?"

„Wenn ich gewußt hätte, ſagte Anne Mareili, daß du nur daran Freude hätteſt, mich zu plagen, ſo wäre ich nicht gekommen, und hätteſt mir noch zehn Mal B'ſcheid machen laſſen. Nein wäger, es iſt mir nicht nur Lybs thalb, daß mir Kellerjoggi z'wider iſt. Ich weiß nicht, aber es dücht mich manchmal, ich könnte mich in Alles ſchicken, wenn er nicht ſo wüſt gegen alle Menſchen wäre und alle Laſter an ſich hätte. O es iſt ein ſchreckliches Dabeiſein, wenn man immer das denken muß, es v'rfluchen einen alle Leute und kein Menſch bete für einen, und einem dabei die Hände gebunden ſind, daß man auf keinen Weg öppe gut machen kann. Davor gruſet es mir am meiſten, denn ich weiß wohl, das kann ich nicht ſo in der Geduld annehmen, ſondern ich ertaube auch und was ich dann anfange, weiß Gott! Und deretwege habt ihr ein gutes Lob, wie ich vernommen, und rechtſchaffen geht es bei euch zu; da könnte man Guts lerne, und ich mangelte das ſo übel, ich g'ſpür's wohl, wie nöthig ich es hätte. Und deretwege, ich will es aufrichtig ſagen, habe ich mehr als Lybs thalb an dich g'ſinnet; s'dücht mich immer, wenn es Gott ſo gut mit einem meinte, als es heißt, er ſollte einem nicht ſo dem Teufel laſſen vor die Füße werfen, wo man doch deutlich weiß, daß es der Hölle zu geht."

„He, ſagte Resli, der liebe Gott wehrt ſich nicht für dich, du mußt dich wehren. Aber wer weiß, wenn es dir mit deinen Reden recht Ernſt iſt, ſo könnteſt du vielleicht auch ſinnen, der liebe Gott hätte uns zuſammengeführt ſo ung'ſinnet, daß du dich an mir halten und ich für dich in den Riß ſtehen, mich für dich wehren könnte."

„Was meinſt wegem Ernſt? fragte Anne Mareili, was ſoll mir Ernſt ſein?" „Ich meine ſo wegen der Seele und von wegen dem lieben Gott. Es iſt nicht, daß ich meine, es ſei dir nicht Ernſt, aber es iſt mir ſchon manchmal ſo gegangen, daß ich habe den lieben Gott hineinſtoßen wollen, wo doch die Sache an mir lag, und daß ich die Seele füreg'ſtoße ha (vorangeſchoben), wo es mir doch nur um etwas Leibliches war. Ich habe nur gemeint, wenn es dir recht um die Seligkeit wäre, ſo würdeſt du das den Eltern vorgeſtellt haben, und wenn ein guter Blutstropf in ihnen wäre, ſo können ſie ja kein Wort mehr ſagen. Ich will nicht ſagen, daß wir die Beſten ſind, und es iſt manchmal ſtrub genug gegangen bei uns, doch ſo Gott will iſt's v'rwerchet. Aber auch wo es am trübſten ausgeſehen, ſo hätt's wohl Lärm geben können wegem Geld, aber wo eins geſagt hätte, z'Sach wär ihm vor der Seligkeit und es wollte nicht Schuld ſein daran, ſo hätte kein Menſch mehr ein Wort geſagt, nit d'Mutter, nit d'r Vater."

„So iſt es darum nicht bei uns, ſagte Anne Mareili, es iſt mir leid, daß ich es ſagen muß, und Jemand anderem ſagte ich es nicht. Da könnte ich lange ſagen, nur auslachen würde man mich und ſagen: du Löhl, was fragſt doch dem darnach. Wenn er macht, was er will, ſo mach du, was du kannſt; d'Hauptſach iſt, daß du einen reichen Mann kriegſt und daß er dir die Sache läßt verſchreiben, dem Andern allem haſt du nichts nachzufragen. Ach, ſie meinen, mit dem Gelde hätte man Alles, an dieſem klebe alle Herrlichkeit, wie an einem klebrigen Stecken der Staub. Darum fragen ſie allem nichts nach, als dem Gelde alleine, und mich geben ſie dar, wie man arme Würmer an die Angel ſteckt, wenn man Fiſche fangen will. Ich bin ihnen Niemere; ſie denken nicht an meinen Leib, nicht an meine Seele, nicht an meine Lebtig, nicht an meine Ewigkeit, ſondern an nichts, als an das Geld, das ſie mit mir fangen wollen, und was ich ſage, und wie ich bitte, ſie achten ſich deſſen gerade ſo viel, als der Fiſcher ſich achtet, wie der Wurm zappelt, den er an die Angel ſteckt."

„Das iſt bös, ſagte Resli, aber ſie werden doch auch eine Religion haben?"

„Ich glaube es, ſagte Anne Mareili, ſie werden; unterwieſen ſind ſie worden wie üblich, aber viel davon habe ich nicht gemerkt; ich ſag's mit Leid. Du glaubſt nicht, wie es mir manchmal Angſt wird unter unſerem Strohdach, wo man den ganzen Tag flucht, ſelten ein Gebet verrichtet wird, wo über Tiſch geredet wird, daß einem dücht, es ſollte den Wänden übel werden und ſelten ein Menſch zum Nachtmahl geht. Wenn's donnert, oder wenn ich Nachts denken muß, wie leicht ein Funke nebenaus fallen und wir alle verbrennen könnten, ehe nur Jemand das Feuer merkte und die Hölle ſo uns anginge ſchon bei Lebenszeit, dann wird's mir ſo Angſt, daß ich kein Aug voll ſchlafen kann, daß ich im Hauſe herum gehen muß, zu ſehen, ob nicht irgendwo noch Feuer iſt, und wenn ich nichts finde und mich niederlege, ſo dünkt es mich, ich rieche Rauch, muß von Neuem auf und der Morgen kömmt, ehe ich mir trauen darf im Bette. Und meine Furcht darf ich nicht merken laſſen, ſie lachen mich ſonſt aus, halten mir vor, ich ſehe mich nach Kiltern um, und wenn ich ſonſt etwa ſage, man ſolle doch öppe auch denken, daß Einer ob uns ſei und es wäre gut, wenn man auch etwas mehr daran ſinnete und darum thäte, ſo ſagt man mir, ich ſolle nur zu mir ſehen und ſo dumms werde ich doch nicht ſein, alles zu glauben, was der Pfaff ſage, und zu meinen, alles ſei wahr, was geſchrieben ſtehe. Da wäre ich ja ein Aff und dere ſeien heutzutage nicht mehr viel, ſie ſeien rar. Da gruſet es mir manchmal dabei zu ſein, du glaubſt nicht wie; und ich habe den lieben Gott ſchon manchmal gebeten, er ſolle mir da weg helfen, und jetzt will er mir dazu helfen, aber wie? noch an ein viel ärger Ort."

„Nit, nit, ſagte Resli, verſündige dich nicht; der liebe Gott läßt ſich nicht ſo muſtern und den Marſch machen, wie ein anderer Menſch, und wenn man ſelbſt das Rechte breicht (trifft), ſo iſt das, was er einem ſchickt, immer gut; aber eben aufs Breichen kömmt es an."

„Ich kann weiß Gott nicht helfen, ſagte Anne Mareili, aber denk doch nur, wie es einem ſein muß, ſo in aller Himmelsangſt, das Elend vor ſich und ein Tag nach dem andern bringt es näher, und hinten eine Wand und Nebenwände, oben der Himmel vermacht und nirgends eine Hand, die aufbricht, daß man fliehen, dem Elend entrinnen kann. Denke, wenn man ſelig ſterben möchte, und bei lebendigem Leibe ſchon wird man dem Satan zugeworfen; denk, wie wäre dir, und wüßteſt du immer, was du redteſt?"

„Wenn's dir ſo iſt, ſagte Resli, und es wird, ſo kummere nicht; dir muß geholfen werden; wir ſind ja nicht mehr Heiden, und es würde mich doch Wunder nehmen, ob es unter Chriſten ärger zugehen ſollte, als zur Zeit, wo man dem Moloch opferte." Lieb ſei es ihm vom erſten Augenblick an geweſen, wo er es geſehen, aber ſeit er ſeine Eltern und ihr Haus geſehen, hätte er allerdings Kummer gehabt. Es hätte ihn dücht, ſeine Leute ſeien wohl rauh und frügen nur nach dem Zeitlichen, und das bringe den Frieden nicht und mache das Glück nicht aus, ſie hätten es erfahren. Nun ſei es ihm ſchwer geweſen, es ſei auch ſo und hätte ſeiner Leute Art. Wenn man ſich aber in dieſen Dingen nicht verſtünde, ſo hätte es gefehlt, und wenn man ſich dem lieben Gott nicht unterziehen könne, wie wollte ſich dann ein Menſch dem andern unterziehen? Und er wollte es gerade heraus ſagen, er hätte ſich geſcheut, ſeinen Leuten einen Menſchen ins Haus zu bringen, der das Beten nicht verſtünde und kein Begehren hätte, ein Chriſt zu ſein und nach dem Friede z'trachte. Er wüßte, ein Söhnisweib hätte es öppe nicht bös bei ihnen, aber daß ſeine Leute es um des Söhnisweib willen bös hätten, das hätte er auch nicht mögen.

Aber jetzt ſei er guten Muths und es ſolle es auch ſein, z'Sach werde doch öppe wohl zu machen ſein.

„Ach! ſagte Anne Mareili, wenn ich einmal in einem ſolchen Hauſe leben könnte, wo ich nicht alle Nächte Furcht haben muß und öppe d'r Tag düre Friede, es düchti mih, ich wäre im Himmel, wenn man dann auch ſchon nicht ſo reich wäre dazu. Aber ſetz ab, das gibt es nun einmal nicht. Der Vater will's, und wenn der einmal etwas gewollt, ſo hat er noch nie abgeſetzt. Wehren kann ich mich noch ein Stück und wüſtthun, aber was hilft's, am Ende muß es doch ſein."

„Hör, ſagte Resli, willſt du mir verſprechen und treu ſein, ſo nehmte es mich doch Wunder, ob nichts zu machen wäre; aber auf dich kömmt Alles an; wenn du nicht ſtandhaft biſt, ſo iſt z'Sach verſpielt. Willſt du, ſo gib mir die Hand und ſage: Ja in Gottes Namen!"

Anne Mareili ward roth und blaß, Thränen ſtürzten ihm über die Wangen; es hob langſam die Hand, legte ſie in Resli's, dann ſagte es langſam: „Ja in Gottes Namen!" und in heftigem Weinen lehnte es ſich an Resli's Schulter.

Stille drückte Resli die Hand, welche in ſeiner lag, und ſtille war es lange: es war, als beteten beide leiſe, als flöge in leiſem Flügelſchlage ein Engel zu den Verlobten, zu empfangen und emporzutragen, was in ihren Herzen lebte und bebte. Resli zog ſeine Uhr hervor und ſagte: „Nimm ſie als Ehepfand. Ich weiß, für uns iſt es nicht nöthig, aber es freut mich, wenn ich denken kann, du habeſt etwas von mir, und wenn du ſie ſchlagen hörſt, denkſt du an mich, und glaube nur, ſo oft es ſchlägt in der Uhr, ſo oft ſchlägt es mir im Herzen für dich."

Anne Mareili betrachtete die ſtattliche ſchwere ſilberne Uhr mit den erhöhten Zahlen und der ſchweren ſilbernen Kette und ſagte: „Ich behielte ſie gerne, ſie freute mich, aber ich darf doch nicht; ich darf ſie nicht aufziehen; ich könnte ſie auch nirgends bergen, daß ich nicht fürchten müßte, man könnte mir darüber kommen, Vater oder Mutter ſie finden. Nimm ſie wieder; und wenn ich dich recht verſtanden habe, ſo braucht es zwiſchen uns eigentlich kein Ehepfand. Aber etwas hätte ich gerne von dir, nicht wegen der Sach, ſondern weil es von dir iſt, und damit ich es, wenn ich alleine bin, hervorziehen kann und g'ſchauen und denken, das iſt von ihm; was macht er wohl, was denkt er ächt (wohl)?" „Was ſoll ich dir wohl geben? ſagte Resli, hätte ich daran geſinnet, ſo hätte ich einen Ring gebracht, oder ein Ketteli; aber jetzt habe ich hell nichts bei mir." „Ring oder Kette, ſagte Anne Mareili, dürfte ich ja auch nicht nehmen; es wäre das Gleiche, wie mit der Uhr: aber gib mir ein Geldſtück, was für eins du willſt, und ich will dir auch eins geben; das achtet Niemand, und wenn wir die anſehen, ſo können wir dabei an einander ſinnen, ſo gut, als wenn es eine Uhr oder weiß kein Menſch was wäre." Sie zogen ihr Geld hervor, erlaſen daſſelbe und Resli las einen treuen, ehrenfeſten alten Bernzwanziger mit einem wackeren Schweizermann darauf aus, Anne Mareili aber ein neu Guldenſtück. Dieſe Stücke verwechſelten ſie nicht, erachteten ſie, mit den Fünffrankenſtücken könnte man ſich verirren, und doch käme Niemand in Sinn, daß ſie was zu bedeuten hätten, wenn man ihnen das Geld erleſen würde.

Resli ſteckte ſein Guldenſtück appart ins Leiblitäſchli, Anna Mareili behielt es in der Hand; aber beiden ward erſt jetzt ſo recht behaglich und traulich im Stübchen und ſo recht offen ums Gemüth. Es war ihnen, als könnten und müßten ſie einander Alles ſagen, was ſie auf den Herzen hätten und was ſie in Lieb und Leid geſinnet. Anne Mareili erzählte, wie es ihm geweſen, als es mit dem Vater fortgefahren und nicht hätte vernehmen können, woher Resli ſei. Mit mehr als hundert Burſchen hätte es ſchon getanzt, aber mit keinem ſei es ihm ſo gegangen; da hätte es ihm ſchon während dem

Tanzen immer getönt, den oder keinen, und als er nun verſchwunden, ſei es ihm geweſen, als gehe der Himmel zu. Lange hätte es nicht mehr lachen mögen und nichts als ſtunen und ſinnen; die Mutter hätte es manchmal auseinander genommen und gemeint, es ſei etwas Verdächtiges, aber was hätte es ihr ſagen ſollen? Nirgends hätte es ihn mehr antreffen können und alle Sonntag hätte es denken müſſen, läßt er öppe heut verkünden, und wenn es am Freitag zuſammengeläutet, ſo hätte es ſich faſt nicht des Weinens erwehren mögen, es hätte immer denken müſſen, läuten ſie ihm wohl heute z'Kilche? Aber erſt als man ihns mit dem Kellerjoggi zu plagen angefangen, hätte es recht an ihn ſinnen müſſen, und kein Morgen ſei ihm aufgegangen, wo ihm nicht vorgekommen ſei, als hätte es ihn des Nachts im Traume geſehen.

„Aber du, frug Anne Mareili, haſt du gewußt, wer ich war?“ Da ward Resli roth und ſagte, es ſolle ihm recht nicht zürnen, er wolle ihm Punktum die Antwort ſagen. Aber Anne Mareili ward roth, faſt böſe und ſagte, es möge nicht hören von einer Liebe, die ein Jahr daure, und man wiſſe, wo das Meitſchi ſei, und thue keinen Wank um zu ihm zu kommen, es hätte ihn aufrichtiger geglaubt, und wiſſe jetzt woran es ſei. Mit großer Mühe kam Resli zur Rede und bat, es möchte doch nicht ſo aufbrennen; wenn es ihn gehört, ſo werde es zufrieden ſein. Er erzählte nun Punktum, wie es zu Hauſe geſtanden, wie die Mutter ihn nicht habe anhören wollen, wie er allen Muth verloren, und b'ſunderbar, als er nachgefragt und vernommen, wie reich ſie ſeien, und daß ihr Vater appart auf reiche Tochtermänner hielte und daß dieſe von ihren Aeltern Alles alleine erbten. Aber wie wunderbar es nun gegangen ſei, daß am ſelben Tage, wo ſie daheim ſo recht ſich verſöhnt für immerdar und er Eltern und Geſchwiſter ſein Herz eröffnet, wie er an einem Meitſchi hange, aber nicht Muth gehabt wegen ihrem Streit und wegen deren Reichthum, und ſie ihm zugeredet, er ſolle daran hin und ihm alles Liebs und Guts verſprochen, es geſtürmt und das Feuer ſo ſeltſam und ungeſinnet ſie zuſammengebracht hätte. Er müſſe glauben, das ſei nicht von ungefähr geweſen, darum habe er auch Muth zum Glauben, es komme Alles gut; denn wenn ſie nicht zuſammen kämen, ſo wüßte er doch nicht, warum Alles ſo gegangen wäre. Anne Mareili hatte Mühe, ſich darein zu finden, daß Resli gewußt, wer es wäre und doch ſo lange bei ihm ſich nicht gekündet; wenn es ein Bub geweſen wäre, das hätte es nicht übers Herz bringen können, ſagte es. Jetzt könne es es begreifen und es wolle ihm verzogen haben; aber ſo recht lieb müſſe er ihns haben, lieber als Alles in der Welt, gerade auch ſo wie es ihn lieb haben wolle, ſonſt hätte es den Muth nicht, ſo recht ſich zu wehren. „Aber, daß ich doch frage, wie muß die Sache gehen, und was willſt du jetzt vornehmen?“

Guter Rath war da theuer, und um ſo mehr, da Anne Mareili meinte, es ſei kein Zögern, kein Aufſchieben, weil Kellerjoggi ſich jüngſt nachgiebiger gezeigt und dem Vater verheißen, wenn er nur verkünden laſſen wolle, ſo wolle er mit dem Verſchreiben ſich auch nicht eigelig machen, ſondern ſich öppe nachelah, daß man zufrieden ſein könne. Ein langes Unterholzen war da nicht thunlich, es mußte raſch zu Werke geſchritten werden und da ſchien es endlich Resli am männlichſten und am beſten, wenn er geradezu ſelbſt käme und dem Dorngrütbauer die Tochter abforderte; dann aber müßte Anne Mareili zu ihm ſtehen und bekennen, ſie ſeien einig und es wolle keinen andern. Anne Mareili hätte es beſſer gefallen, wenn der Vater gekommen wäre, es hätte ſich beſſer im Hintergrunde halten können; es wäre der Sache nicht ſo geradezu auf den Leib gegangen geweſen, hätte nicht geheißen, Vogel friß oder ſtirb. Mädchen ſcheuen dieſes Geradeaus, kommen lieber hintenum zur Sache oder ſo bei Längem, ſüferli, wie eine Katze zur Maus; ſo geht es freilich oft leichter, aber es iſt doch nicht jedes

Mannes Sache, und auch oft kömmt man vor lauter Umwegen nicht zur Sache.

Dann kam es natürlich aus, wo es geweſen, und darauf konnte es zählen, daß es, ſo lange es noch daheim war, kein gut Wort mehr bekam. Wenn es ſein müſſe, ſagte Anne Mareili, ſo wolle es ſich in Gottes Namen darein ſchicken ihm zu lieb, wenn er ihm ſchon ein ganzes Jahr nicht nachgefragt hätte. Aber es ſehe voraus, es gehe nicht, und dann noch einmal etwas zu verſuchen werde bös ſein, es werde ſo wohl der Kübel auf einmal ausgeleert werden. Jedenfalls ſolle er nicht böſe werden, manierlich bleiben, man möge ihm ſagen was man wolle, damit man keinen Grund hätte, ihm ein für alle Mal das Haus zu verbieten. Es ſchlottere aber ſchon, wenn es daran denke, und er ſolle ihm doch recht nicht zürnen, wann es ſich erſt zeige, wenn es müſſe.

Resli hatte immer größere Freude an dem Mädchen, je mehr er es anſah; es war trotz ſeiner geringen Kleidung ſo ſauber und nett, redete ſo geſetzt, manierlich und doch ohne Zimpferlichkeit, ſondern in aller Aufrichtigkeit. Es aß und trank ohne Ziererei, ſo viel es nöthig hatte, aber dabei ſo ſäuberlich und appetitlich, daß man ſelbſt Appetit bekam darob. Es ſagte nicht: „ih mah nit Krut, ih hab daheim o“; es ſtreckte die Finger, namentlich die Kleinen, nicht nach allen vier Winden aus, nahm eben ſo wenig das Fleiſch in die ganze Hand, fuhr auch nicht ſo große Stücke Kuchen ein, daß es das Geſicht über und über mit Brosmen bepflaſterte, es machte alles ſo nett ab, gnagte ſogar Beine mit Manier, was viel heißt. Resli hätte ihns den ganzen Tag mögen eſſen ſehen, während man andere nur einmal hinter einen Tiſch zu ſetzen braucht, um ſie ſich erleiden zu laſſen; es ſchien ihm immer mehr, es hätte etwas von ſeiner Mutter und er konnte doch nicht ſagen, was, es war nicht hier, es war nicht dort, es war in der ganzen Art. Es ward ihm immer auffallender, wie das Meitſchi in dieſem Hauſe ſo werden konnte. Wie die Spanier faſt alle dunkel ſind, die Engländer aber blaß und blond, in der Jugend wenigſtens jeder ſeine Landesfarbe im Geſichte trägt, ſo hat hinwiederum jeder Menſch ſeine Hausfarbe, und alle Glieder des Hauſes ſind mehr oder weniger damit angelaufen. Man ſieht z. B. Familien, in welchen alle Kinder und Kindeskinder, ja bis ins ſiebente Glied hinaus, Schmutzgüggel bleiben, ſich nie waſchen, als wenn ſie müſſen, und nie mehr als was zunächſt vor die Leute kömmt, welche daher ordentlich ſprüchwörtlich werden. Nun aber ſchien es ihm ſo gar nichts zu haben von ſeinen Leuten und der Hausfarbe oder dem Hausgeruch (denn manchmal iſt's eben ein Geruch) weder innerlich noch äußerlich, daß er fragen mußte, ob es denn immer daheim geweſen. Da vernahm er, daß es in ſeiner Jugend lange bei einer Großmutter geweſen, einer gar lieben aber ſeltſamen Frau, aber es hätte ſie geliebt, daß es ihns gedünket, es möchte, als ſie ſtarb, mit ihr ins Grab. Lange hätte es daheim ſich nicht gewöhnen können und es ſei ihm immer geweſen, man hätte es nicht ſo lieb wie die andern, und alles ſei nicht recht, was es mache. Als ſeine Schweſtern fortgekommen, habe es gebeſſert, und die Mutter hätte noch manchmal auf ihns gehört, aber dem Vater ſei es nie recht geweſen, bis jetzt, wo er mit ihm einen Handel machen könne. Er ſei ſchon böſe über ihns geworden, ehe es auf der Welt geweſen, und deſſen, daß es darauf gekommen, vermöge es ſich doch nichts.

Wie doch ſo ein Tag verrinnt, und was das für ein Unterſchied iſt zwiſchen ſo einem Tage, wo man zum erſten Male mit ſeinem Liebchen ungeſtört unter vier Augen ſitzt, und zwiſchen einer langen Krankennacht, wo man alleine mit ſeinem Schmerz auf ſeinem Lager liegt. Wie langſam die Zeit dahin rinnt, jede Sekunde, wie ein langſamer Blutstropfe vom Körper langſam tropft, von der Uhr weg ins Meer der abgelaufenen Sekunden und in endloſe Weiten die Stunden ſich dehnen, Sandwüſten gleich, wo kein Schatten iſt, keine Ruhe, nichts als ſchwere Pein und unendliche Weiten. Und wenn es endlich Mitternacht ſchlägt, eine Ewigkeit vergangen ſcheint, aber unſere Pein nicht abnimmt, denn eine neue Ewigkeit reiht ſich an die vergangene Ewigkeit, ſchwarze troſtloſe Stunden ſind es, die wiederum vor uns liegen, ohne Schatten, ohne Ruhe, ſechzig mal ſechzig Sekunden müſſen langſam abtropfen, ehe eine vorüber iſt, und manche muß vorübergehen, ehe ein junger Morgen ſcheinet und über was denn eigentlich? über unſere alte Pein. Aber was die Sonne beſcheinet, das wird erträglicher, milder, lieblicher, ſelbſt der Menſchen Pein.

Wie aber die Zeit von dannen rennt, Stunden ſchwinden, aus dem Morgen Abend wird, wo in Liebe zwei Herzen offen liegen, die Liebe in den Augen liest, die Ohren voll ſüßer Töne ſind und ungehemmt der Liebe Rede über die Zunge quillt. Wohl redet die Liebe verſchieden, redet in herrlichen Worten, die dem Hauche der Geiſter gleichen, nicht eigentliche Worte ſind, nicht Leib haben, ſondern faſt klingen wie Kinderlispeln, oder unausſprechliches Seufzen; aber ſie redet auch recht derbe, zieht ein rauhes Kleid an, wirft Worte aus, die Feldſteinen gleichen oder gar Felſenſtücken, wie aus dem Schooße eines feuerſpeienden Berges auch allerlei kömmt, eine glühende Feuerſäule, ſchwarzer Rauch, ſchwere Steine, flüſſige Lava, und doch der gleiche Schooß es iſt, der ſie gebiert, die gleiche Kraft, die ſie auswirft.

So war es Resli und Anne Mareili Abend geworden, ſie wußten nicht wie, und Anne Mareili begann zu preſſiren, und Resli es zu verweilen, bis es endlich doch ſein mußte. Scheiden und meiden thut weh, heißt's, das erfuhren ſie, und beſonders dann, wenn man voraus weiß, daß das nächſte Treffen ein ſchweres iſt und deſſen Ausgang möglicherweiſe ein unglücklicher. Gern hätte Resli ſein Meitſchi begleitet, aber es ſagte es ihm ab. Die Felder hätten Augen, die Wälder Ohren, und wenn etwas böſes anzuſtellen ſei, ſo führe der Teufel ungeſinnet Leute in den Weg, die man hundert Stund weit weg geglaubt. So ſchieden ſie beim Hauſe, nachdem das Stubenmeitli ihnen glückliche Reiſe gewünſcht und manchmal geheißen hatte, wieder zu kommen und wenn ſie was zu verrichten hätten und es b'hülflich ſein könne, ſo ſolle man es nur ſagen. Resli wußte es, wie ein Fünfbätzler fünfzigfältige und ein gut Wort hundertfältige Früchte tragen kann bei einem Stubenmeitli nämlich, bei Stallknechten iſt es umgekehrt, darum kargte er mit beiden nie, war aber auch mit keinem von beiden verſchwenderiſch, darum ward er allenthalben gerne geſehen und doch nirgends zum Beſten gehalten.

Anne Mareili hatte einen ſchweren Heimgang, denn wenn der Geliebte von ihrer Seite weicht, ſo kömmt dem Mädchen gewöhnlich das Zagen an, ſelbſt in geebneten Verhältniſſen, geſchweige denn, wenn Unholde droben und Klüfte gähnen.

Wer iſt wohl, der nicht ſchon von der Teufelsbrücke gehört hat, und von dem finſtern Loch jenſeits, und wie jenſeits des Loches ein wunderbar friedlich Gelände ſei, wo ſanft die Waſſer fließen, ſonnig die Wieſen glänzen, hell der Kühe Glocken läuten, fruchtbar die Berge zu Thale laufen, freundliche Menſchen wohnen, bei gutem Käſe und herrlichen Fiſchen? Aber wer diesſeits der Teufelsbrücke ſteht, in wildem Felſenthale, eingeklemmt zwiſchen nackter Fluh, die gen Himmel ſtrebt, zu ſeinen Füßen donnernd die wilde Reuß in ſchäumendem Zorne, hinter ihm kommen ſchäumende Wetter gezogen, und Noth und Sehnen treibt ihn nach dem Thale des Friedens, auf ebner Bahn und weichem Raſen die müden Glieder zu ſonnen; aber vor ihm fehlt die Brücke, gähnt die Kluft, und höher und höher ſpritzt der wilde Fluß ſeine gierigen Wellen und ungeſtümer drängen die Gewitter ſich nach, und oben geht die Sonne vorüber, ihre Strahlen verglimmen an der Felswand, und Nacht wird es über dem Graus; der mag ſich denken, wie es in Anne Mareili's Seele war. Es hatte einen Blick gethan in der Ehe ſelige Gelände, wo des Gemüthes Wogen friedlich rauſchen, des Friedens Sonne ſcheinet, im Schwerſten des Herrn Segen iſt, der Liebe Läuten jede Stunde zum Sonntag macht, das Leben zum Sabbath des Herrn weiht; aber vor ſeinen Füßen gähnt der Abgrund und aus dem Abgrund empor ſtreckt ein Unhold nach ihm ſeine Arme, über den Abgrund fehlt die Brücke, hinter ihm drängen die Wetter. Der elterliche Wille wäre die Brücke, dann ein Schritt, es wäre drüben über ſeinen Jordan, ſtände im Lande Kanaan, dem Gelobten, dem Erſehnten. Aber dieſer Wille iſt keine Brücke, hat vielmehr ins harte Wetter ſich gewandelt, das ihns tückiſch zum Abgrund drängt, aus dem empor des Kellerjoggi's verſünderete Augen näher und näher zwitzeren. Kann es aber nun etwas gräßlicheres geben, als wenn in tückiſche Kobolde die Eltern ſich wandeln, welche auf der gefährlichen Lebensfahrt neckiſch und teufliſch ihre eigenen Kinder locken und drängen in Schlünde und Gründe, in denen die Hölle ihre Eingänge hat. Ein einzig freundlich Wort, der Ausgang aus der Gefahr, der Eingang ins ſichere Land wäre gefunden. Und wie muß ſo einem Kinde ſein, wenn es klar ſeine Lage erkannt hat, das heilige Land, den ſchwarzen Abgrund, und es geht heim zu den Eltern, die mit einem Worte ihm erſchließen könnten ſeine Herrlichkeit, und es weiß, ſie wollen nicht, und es weiß, es liegt in ihrem Sinne, daß es ſich opfere dem Moloch, der aus dem Abgrunde die Arme reckt. Das kann man ſich wohl denken, wie es dem armen Kinde ſein muß, und wenn es weinen muß, ſo recht des Herzens Grundwaſſer aus den Augen quellen, wer will es tadeln, wer will ihm ſagen: ſchwyg ume, ſchwyg ume, das macht nüt, häb o Vrſtang? Aber wie es Eltern geben kann, die mit einem Wörtlein ihre eigenen

Kinder mit Leib und Seele retten können und thun es nicht, das kömmt Vielen unerhört und unbegreiflich vor, und doch iſt dies nicht nur ſehr faßlich, ſondern ſogar handgreiflich, alle Tage zu ſehen.

Man hört noch hie und da vom alten grauen Heidenthume, hört mit Schaudern, wie man Kinder geopfert, erwachſene Töchter, halbgroße Söhne, Sklaven zu Hunderten, ja, wie von einem indiſchen Götterwagen noch dato alljährlich Hunderte Gott zu ehren zermalmt würden, und wer das hört, macht, wenn er katholiſch iſt, ein Kreuz, und Reformirte fröſtelet es einfach, und alle ſagen: Gott lob ſind dieſe Zeiten vorbei und rollt der indiſche Wagen nicht auf unſern Wegen. Und doch iſt das Heidenthum mitten unter uns und Menſchenopfer ſind gäng und gäb und der gräuliche zermalmende Wagen des Gottes Unverſtand rollt alle Tage über Tauſende, nicht über Hunderte bloß.

Schon ſo oft iſt es ausgeſprochen worden, daß, ſobald der Menſch einen Götzen habe, er demſelben Alles opfere, was er hat, und je klarer dieſe Wahrheit iſt, und alle Tage zu Tage tritt, tauſendfach, um ſo weniger faßt ſie der Menſch. Iſt einem Menſchen Geld ſein Götze, ſo opfert er ihm Leben, Ehre, Kinder. Hat einer die Ehr- oder Familienſucht, ſo opfert er derſelben Leben, Geld, Kinder u. ſ. w., und klagen die Letztern, ſo ſchreit er Mordio über kindlichen Undank, wie er ſie habe glücklich machen wollen, und ſie thätens nicht begreifen, wie ſteckklar es auch ſei. Das iſt halt Götzendienſt und der will Opfer.

Nun freilich verbergen ſich dieſe Eltern zumeiſt hinter dem Vorwande, daß Kinder nicht wüßten was ihnen gut ſei und daß Eltern für ſie den Verſtand haben müſſen. Richtig iſt's, daß Kinder es oft haben eben wie Kinder, denen jeder Doggel, den ſie hinter den Fenſtern eines Ladens ſehen, mit ſchönen Backen und langen Züpfen zu Herzen geht, daß ſie meinen ihn haben zu müſſen. Da mag Wehren gut ſein, aber einen andern ebenſo argen Doggel dagegen ihnen aufzwingen, das iſt Unrecht, denn Götz iſt eben Götz. Aber auch oft meinen es die Kinder recht, die Eltern unrecht, ihr ſtarrer Wille iſt Sünde und Unbarmherzigkeit. Der Unbarmherzigkeit der Eltern, der Thorheit der Kinder iſt aber durch kein Geſetz zu wehren und wäre daſſelbe aus der allerneueſten Fabrike; da mittelt alleine der chriſtliche Sinn, der zu werthen weiß ein jedes nach ſeinem Werthe.

Man mag ſich aber denken wie ſchwer das Gehen wird, wenn ſo ſchwer das Herz einem iſt, wenn jede rinnende Sekunde näher dem Abgrund uns bringt, für das wölbende Wörtlein keine Hoffnung iſt.

Anders aber ging Resli heim, voll Muth und Freude, war doch das Mädchen ſein, und nicht nur dem Worte nach, ſondern Inneres und Aeußeres war, wie wenn Gott es appart für ihr Haus erſchaffen, er ihm eine zweite Mutter hätte ſchenken wollen. Mit dem Laufen wuchs ihm der Muth, und als er heim kam, hatte er keinen Zweifel mehr, daß nicht Alles gut gehen werde. Es werde doch wohl noch Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden ſein, ſagte er.

Es war ziemlich ſpät, als er heim kam, aber noch ſchimmerte Licht durchs Fenſter; auf der B'ſetzi traf er den Vater an mit ſeinem Pfeifchen; in der Stube las die Mutter in der Bibel; hinter dem Tiſche nähte Anneliſi an einem Göller und auf dem Ofen erhob ſich ſchlaftrunken der Bruder. Gäb wie er ſagte, er möge nichts, ſie ſollten nicht Mühe haben, er ſei nicht hungerig, war im Hui der Tiſch gedeckt, ſtand Eſſen und Trinken vor ihm und während er aß und trank, wurden gleichgültige Reden gewechſelt, wie warm es heute geweſen, ob man am Roggenſchneiden ſei, ob Obſt ſei an den Bäumen und wie da unten die Kirſchen geriethen. Erſt als Anneliſi abgeräumt, das Tiſchtuch weggenommen hatte, doch nicht eher als bis Vater und Bruder noch anerboten worden war, was übrig geblieben, frug die

Mutter: „Und jetzt, wie iſt's gegangen? b'richt; iſt's cho und was het's g'ſeit?“ Nun gab Reſli Bericht, wie er gewartet und wie ſie einander gevettert und was das Mädchen geredet und wie es ihm immer lieber geworden ſei und wie er ein grauſam Bedauern mit ihm gehabt und was ſie abgeredet und den ganzen Tag kein Menſch ſich gezeigt, der ſie verrathen könnte.

„So hat's doch keinen Verdruß einſtweilen, ſagte die Mutter; es hat mir immer Kummer gemacht, ſie ließen es nicht gehen oder ſchicken ihm Jemand nach.“ „Ja aber denk, Mutter, ſagte Reſli, wie es ihm ſein muß, wenn es gegen ihr Haus kömmt und es da erſt recht verbergen muß, weſſen ſein Herz voll iſt, ärger als ein Schelm geſtohlene Habe. Und iſt's doch nichts Böſes, das es im Herzen trägt, nichts, deſſen es ſich zu ſchämen braucht, ſondern etwas, das Vater und Mutter zuerſt wiſſen ſollten, und das es ihnen nicht ſagen darf, weil ſie meinen, ihres Meitſchi's Herz ſei ihr Holzſchopf, wo nichts drein und draus darf ohne ihr Vorwiſſen, und kömmt die Liebe drein, man weiß nicht wie, und kann ſelbſt nicht wehren, wenn man ſchon wollte. Ich habe nicht genug denken können, wie anders ich es habe, wenn ich heim komme. Da werde man mir warten, habe ich gedacht, akkurat wie ich es getroffen, der Vater auf der B'ſetzi, die Mutter hinter der Bibel, und ich habe gar nicht warten mögen, bis ich heim war, um alles ſagen zu können, was ich gehört und geſehen. Es het mih mengiſt dücht, mi ziehy mih fry ame ne Welleſeil. O, ihr glaubt nicht, was das für ein luſtig Heimkommen iſt und wie ruhig man dann ins Bett geht, wenn man alles hat b'richten können, fry z'ganz Herz ablade.“ „Ja Kinder, ſo iſt's luſtig, ſagte der Vater, und jetzt hey mr's und jetzt b'heyt mr's, ſinnet dra, wie's angers iſt. Wir wollen es haben, wie Leute, denen das Haus hat angehen wollen aus Unachtſamkeit, die es noch haben löſchen können, die können auch nicht Sorge genug tragen zum Feuer, ihr Lebtag lang."

„Ja, ſagte Anneliſi, ſo iſt's, da iſt es luſtigers d'rbyſy. Aber warten mag ich nicht, bis ich das Meitſchi ſehe; das nimmt mich Wunder, was das für eins iſt, welches es dir hat anthun können, als wie ghexet. Ich bin doch auch nicht das Leidiſt, aber ich mag thun wie ich will, ſo z'weg bracht wie dich dein Meitſchi habe ich keinen. Die, welchen ich den Täſch gebe, hängen ſich nicht, und die, welche fragen, was der Vater mir wohl Eheſteuer gebe, und ich ſage, ich traue eine trägene Mutterſchaftaue und halbryſtige Hemli bis gnue, die gehen und ſehen ſich nicht mehr um, gäb wie ich ein Büſcheli Müli mache, und Auge wie Fürſprützerädli. Und wegen keinem habe ich mich gehängt, gäb wie mancher auch ſchon gegangen iſt, und keinem wäre ich eine Stunde weit nachgelaufen, die Schuhe hätten mich gereut. Da nimmt es mich doch Wunder, wie das ſei mit der Liebe, ob ſich die Leute das nur ſo einbilden, oder ob der liebe Gott appartige Herzen gemacht hat, ſo brönnigi, wo ſelber gleich im Feuer ſind und Andere anſtecken können, wie Kuderbützeni auch gleich angehen, wenn man mit Schwefelhölzern hineinfährt. So eine brönnige Liebe iſt ſchön, ich muß es ſagen, ſie gefiele mir auch, aber eben wiſſen möchte ich, was man machen müſſe, damit ſie angehe, oder ob man dafür beſonders beſchaffen ſein müſſe."

„Du biſt ein leichtſinnig Anneliſi, ſagte die Mutter, meinſts nit bös, aber über ſolche Dinge ſpottet man nicht; auf jeden loſen Spott kommt böſer Lohn, und wie es dir mit der Liebe noch geht, weißt du nicht, das iſt eine Sache, die nicht zu ergründen iſt und vor der Niemand ſicher iſt. An Liebestränke glaube ich nicht, obgleich einer in Solothurn ſein ſoll, der verflumeret ſtarchi und guti Liebestränke gemacht, aber auch verflumeret theuer, doch heygs ihm afe böſe damit, heißts. Aber gwüßni Stunde ſinds, wo ſie einen ankommt, als ob man einem einen Stein anwürfe, ich könnte auch etwas davon erzählen, und ſo eine Stunde wirds auch geweſen ſein, als Resli mit ſeinem Meitſchi zuſammentraf." „Mutter, was könnteſt du erzählen, Mutter, was?" fragte Anneliſi, und die andern machten ebenfalls fragende Geſichter. „He, King, ſagte Aenneli, nur daß ihrs wißt, es weiß Niemere wie lang ich noch lebe, und daß ihr ein Beiſpiel daran nehmen könnt, ſo will ich's ſagen. Wo der Vater um mich buhlet hat, häbe ich anfangs auch nur mit ihm das Geſpött getrieben; ich bin ein luſtig Meitſchi geweſen, gerade wie Anneliſi, und es het mih düecht, ich wollte all lieber als den, und den nehmte ich nicht um keinen Preis. Da habe ich einmal, an einem Langnau Märit war's, etwas geſehen, und da war's als ob man mir einen Stein ans Herz würfe, und von Stund an iſts mir anders geweſen, und es het mih düecht, den oder keinen, und gäb wie ich mich geſchämt habe und es habe verbergen, verwerchen wollen, es war alles nichts und gäb es lang gegangen iſt, haben wir verkünden laſſen." „Mutter, was haſt du geſehen?" fragten Alle. „He, ich will's fry ſagen, antwortete ſie, ſollig Sachen ſellen nicht verborgen bleiben; wer weiß, zu was es dient, und wenn ich noch etwas ſagen will, ſo darf ich nicht warten. Es iſt Märit geweſen in Langnau und tanzet habe ich mit ſo einem ungſchlachten Truberbauernſohn und gethan haben wir, welches ungeräumter und wilder. Da war's mir auf einmal als rufe mich Jemand, ich ſah mich um, aber es kündete ſich Niemand; ich tanze zu, höre wieder rufen, und mit dem iſt's mir als gehe Jemand draußen am Fenſter vorbei und winke mir, dringelich dreimal. Ich wußte nicht, wer's war, aber die Augen ſahen mich ſo bekannt an, als wären es meine eigenen Augen. Ich vergaß Truber und Tanz, Alles um mich und mache mich hinaus. Draußen ſehe ich Niemand mehr, kein Menſch der dem glich, den ich geſehen, aber hinten in des Hauſes Ecke ſehe ich unſern Aetti, der kehrt mir den Rücken, aber ich ſehe wie er das Nastuch in der Hand hat. Anfangs glaubte ich, er blute nur, aber er wiſchte ſich die Augen und fry g'ſchüttet het's neh. Da war's mir, als würfe man mir einen Stein ans Herz und von Stund an mochte ich keinen andern mehr anſehen, und wie geſagt, gäb, wie ich mich wehrte, mein Herz ſagte, der und kein anderer, und was ich ausgeſtanden bis er mir wieder nachgelaufen und die Sache richtig geweſen iſt, das weiß Niemand; Tag und Nacht habe ich ihn geſehen, wie er die Augen wiſchte und bis wir geheirathet waren, gab's wohl keine Nacht, daß ich nicht darob erwachte. Darum, Anneliſi, ſpotte nicht, du weißt nicht, wie es dir geht. Und denk wie grüslig, wenn man einen ausgeſpottet hat, und wie er weiter geht, fährt uns der Stein ans Herz, aber jener kehrt nicht um, geht jetzt einer andern nach."

„Und ich weiß nicht, ſagte Anneliſi, ob ich, und wenn man mir mit zentnerigen Steinen das Herz zerbenggelt hätte, daß es ein Grus wäre, daß es würde wie ein löthiger (purer) Heitibrei (Heidelbeeren), Einem nachliefe. B'ſtellet hat mich ſchon Mancher, aber gekommen bin ich keinem, wenigſtens expreß nicht." Resli ward roth, aber raſch ſagte die Mutter: „Los, redt nicht, wennd z'Sach nicht verſtehſt. Du mahnſt mich an einen, der im heißen Sommer über die lachet, die im Winter auf den Ofen ſitzen und wollene Strümpfe tragen. Und was eins nicht mag, daß dieß dann auch Niemand thun ſoll, das iſt noch lange nicht geſagt. Wie viele Beſtellungen hiehin, dorthin, werden nicht gemacht, und Mädchen, welche unb'ſinnt gehen, ſind ſicher eine größere Zahl als ſolche ſind, welche nicht gehen. Und warum ſollte man in ein ehrbar Wirthshaus nicht gehen dürfen, und was iſt da unanſtändig? Es iſt Landsbrauch und wer einen ehrbaren Sinn ins Wirthshaus trägt, bringt ſicher einen ehrbaren Leib wieder hinaus. Dann Meitſchi, was meinſt, was thäteſt, wenn wir dich verkuppeln wollten einem alten Sünder, wenn wir dich verſpotteten und verlachten, der Vater dir abputzte, die Mutter des Vaters Meinig wäre, und die Brüder auf dir, wie der Teufel auf einer armen Seele, und ein rechter Burſche möchte dich und du ihn, und im Hauſe wäre keine Ecke zu einem vertraulichen Wort, und du hätteſt doch das Herz voll und es hieß: entweder nimm d'Beſtellig an oder ergib dich dem grauen Unflath, Meitſchi, was thäteſt? Jetzt haſt du gut krähen, aber ſinn, was ich geſagt, und jetzt, wenn du Anne Mareili wäriſt, Meitſchi, was thäteſt, Meitſchi, was meinſt?" „Ach Mutter, nichts meine ich, ſagte Anneliſi, ich thäte was du mir rathen würdeſt." „Du biſt es Täſchli, ſagte die Mutter. Aber jetzt Kinder geht ins Bett und danket Gott, daß er gemittelt hat, daß wir wieder miteinander reden können in Liebe und Friede, und betet, daß es immer ſo bleiben möge." „Zürn nüt, ſagte Anneliſi zu Resli, aber was witt, ich bin ſchalus über das Meitſchi, welches du lieber haſt als mich, und das wird ſo bleiben, bis ich einen finde, der mir auch lieber wird, als du mir biſt. Sehen möchte ich das Meitſchi doch, es nämte mich Wunder, obs denn auch ſo ein Ausbund iſt, daß kein anderes ihm zu vergleichen wäre; das wäre bös für Alle, wo es nicht bekämen." „Dank dem lieben Gott auch dafür, lieb Anneliſi, ſagte die Mutter, daß er jedem Menſchen appartige Augen gegeben hat, es wäre bös, wenn es anders wäre. So iſt mir jetzt mein Mann der liebſte, brävere Kinder, als meine ſehe ich nicht, und es wird ſich wohl noch einer finden mit ſolchen Augen, welchem du als das ſchönſte und beſte Meitſchi erſcheinſt auf Gottes lieben Erdboden."

Resli wartete nicht lange, die Abrede auszuführen, aber es ging ihm doch dabei, wie es gewöhnlich geht, wenn zwiſchen dem Entſchluß und der That eine Zeit liegt, und auch nur eine kurze. Das Faſſen des Entſchluſſes hat Kraft verzehrt; als der Entſchluß geboren war, hatten die Geburtskräfte ſich abgeſpannt und Ruhe iſt eingetreten. Nun ſteht der Menſch da, wie von hoher Höhe herabgefallen ins tiefe Thal, und vor ihm ſteht als eine neue Höhe die That da; da iſt nicht ein Schreiten, ein Satz von einem zum andern, ſondern ein neuer Anlauf thut Noth, ein neues Aufraffen, was gewöhnlich menſchlicher Trägheit ſo ſchwer wird, Thaten vollbringen ſich ſchwer und ſelten, wie die Weiber auch nicht alle Tage gebären, der Himmel nicht alle Tage donnert; des Menſchen Thun iſt meiſt nichts, als ein tägliches Abhaſpeln der täglichen Gewohnheiten. Eine Braut abfordern, abſonderlich unter ſolchen Umſtänden, iſt eine That, und wenn man ſchon dazu den Entſchluß gefaßt hat, ſo iſt ſie damit nicht vollbracht, ſondern mit jedem Tage, der zwiſchen der Ausführung liegt, wächſt die Luſt, dieſelbe Jemand anders in den Sack zu ſchieben.

Mehr als hundertmal ward Resli reuig, daß er nicht nachgegeben, als Anne Mareili meinte, er ſolle den Vater ſenden; er empfand es, wie im Uebermuth eine Ruthe ſitzt, die unbarmherzig geißelt. Iſt's doch eigentlich Uebung, daß Väter Brautbitter bei den Eltern der Braut ſind, daß ſie hingehen und ſagen: „My Bueb möcht dys Meitſchi, du wirſt doch öppe nüt d'rwider ha, es wird d'r recht ſy?" Manchmal macht man es ſchöner, wie z. B. jener Aetti, der am Läuſterli doppelte des Abends ſpät, bat, der Alte möchte unters Fenſter kommen, und als er erſchien anhub: „Es iſt Gottes Wille, daß mein Bub und dein Meitſchi zuſammen kommen ſollen und da habe ich mich darein ergeben, du wirſt wohl auch müſſen. Aber fragen hätte ich dich doch mögen, was du Eheſteuer geben willſt, öppe drütuſig Pfund dücht mih? nit?" „z'Sach iſt m'r recht, antwortete der Andere, aber mehr als hundert Kronen gebe ich allweg nit." „Wird nit Ernſt ſy," antwortete der Erſte. „Wohl iſt's, ſagte der Andere, nit e Chrüzer meh cha n'ih gä, ſelb iſt no z'viel."

„So wird's nicht Gottes Wille ſein, ſagte der Erſte, daß die zwei zuſammenkommen; des Herrn Rathſchläge ſind unerforſchlich und ſeine Wege wunderbar. Adie wohl und zürn nüt.“ „Z'kunträri,“ antwortete der Andere und machte ſatt (gelaſſen) das Läuſterli zu.

Und warum es Uebung iſt, daß Väter geben, kömmt erſtlich noch aus dem alten ſchönen Grundſatze, daß Eltern für das Wohl ihrer Kinder ſorgen ſollen in jeglicher Beziehung, und aus jener alten ſchönen Zeit, wo die Kinder nicht mit der Muttermilch ſich emanzipirt glaubten, und auf die Eltern ſtark herabſahen, ſobald ſie die Naſe ſelber ſchneuzen konnten. Zwiſchen unbarmherzigen Zwang und frommer Sorge iſt ein unendlicher Unterſchied; denn es iſt ein Unterſchied zwiſchen Eltern, die Geldſack mit Geldſack kuppeln, ein Pöſtlein aufs andere Pöſtlein pfropfen, einen Namen mit einem andern Namen paaren wollen, und ſolchen, die es verhüten möchten, daß ihre Söhne nicht heidniſche Weiber nehmen aus dem Lande der Moabiter und Kananiter, ſondern ſie wählen aus den frommen Töchtern des Landes. Nebenbei thun, ſobald die Sache ihnen recht iſt, die Väter nicht ungern dieſen Gang, ja manchmal ſtreiten die Mütter um den Vorzug, ihn thun zu dürfen. Das iſt ſo ein Anlaß, wo ohne Ruhmredigkeit Vater und Mutter Zeugniß ablegen dürfen von ihren Kindern, von ihrem ganzen Hausweſen; und Wohl dem Vater, Heil der Mutter, die bei dieſer Gelegenheit aufrichtig ſagen dürfen: Noch kein Herzenleid hat mir mein Kind gemacht; mit uns und unſern Kindern war Gott für und für!

Mutter und Vater wären Resli gegangen, aber er hatte es anders gewollt und hielt ſich jetzt nicht dafür, ſeinen Kleinmuth zu bekennen und zu ſagen: „Aetti, gang du, ih darf nit.“ Er nahm den zweiten Anlauf wirklich und ging. Aber das war ein Stolpern und Studiren, bis er im Dorngrüt war! Wer hat nicht ſchon einen Studenten ſtolpern ſehen mit ſeiner erſten Predigt im Kopf, in der Taſche, in beiden Händen, allenthalben, um und um, daß er ſelbſt zu einer lebendigen Predigt ward. Aber noch ganz anders ſtolpert ein Schulmeiſter, Schullehrer will ich ſagen (von wegen die Demuth kömmt; Meiſter ſich zu nennen, ſchämen ſich die Herren Lehrer mehr und mehr, beſonders die unbärtigen), wenn er am Preſſen der erſten Kinderlehre iſt, wo es gerade iſt, als wenn man mit dem Kopfe aus den Steinen eine lebendige Quelle ſchlagen wollte, oder aus Thuner Trauben in harten Jahren was Naſſes. Und doch weiß keiner, was Stolpern iſt, wenn er nicht einen Dito gehört hat ſtolpern an einer eidgenöſſiſchen Rede an einem eidgenöſſiſchen Schießet, daß man mit Kanonen ſchießen mußte, damit er nicht Leib und Seele verſtolpere. Da machen es die Fürſprecher beſſer; die reden zu, mag's nun kommen wie es will; und wenn einer dem Volke ein Kompliment macht und ſagt: „o Volk! o edles Volk! bald wirſt du aufſtehen, wirſt aber nicht wiſſen warum,“ ſo meint er noch, was er geſagt! Es gibt halt unverſchämte Leute! Und doch ſtolperte Resli noch viel ärger an allem dem, was er reden ſollte im Dorngrüt, und je näher er demſelben kam, deſto häufiger ſtolperte er. Wie richtig er auch alles geſetzt hatte, was er ſagen wollte, das, wenn es dä Weg gang, jenes, wenn es d'r anger gang: wenn er wieder von vornen anfangen, repetiren wollte, ſo hatte er den Anfang vergeſſen, und wenn er den neu erdichtet hatte, ſo kam ihm das übrige Krauſi Mauſi durcheinander, daß er ärger daran zu erleſen hatte, als wenn er Flachsſaamen aus einem Heufuder herausleſen ſollte. Meinte er, es auseinander zu haben, wollte es überblicken, hutſch, war alles ärger als zuvor, und je näher er dem Hauſe kam, deſto krauſer ward alles, aber deſto mehr ſchwitzte er. Aber Resli war nicht der, welcher ſich leicht von einer Sache bewältigen ließ. Stille ſtand er und ſagte zu ſich: „So geht das nicht, das muß anders vorgenommen ſein; ſo wie ein Bub willſt du doch dort nicht aufmarſchiren. Was ich reden ſoll, wird mir ſchon kommen, wenn ich ſehe was Trumpf iſt, und vielleicht iſt das zu vernehmen ehe ich dort bin.“ Sagt es, bog ein und nicht lange darauf ſaß er hinter einem Schoppen in dem Wirthshauſe, wo ſeine Eltern ihn abgeholt hatten und vor ihm auf dem Vorſtuhl die Wirthin.

Die Wirthin wußte ihm nicht viel Tröſtliches zu ſagen. Das Mädchen rühmte ſie, es ſei ſich d'r werth anzuſetzen für daſſelbe ſeiner Perſon wegen, aber öppe wegen Reichthum könne man es leicht anderswo beſſer machen; denn öppe viel würden die Meitleni nicht erhalten, wenn man es nicht mit Prozediren zwänge. Aber ſtreng rede man davon, daß es nächſten Sonntag verkündet werden werde mit Kellerjoggi, und wehre werd dem Meitſchi wenig helfen; was der Alte wolle, das zwäng er düre und wär's durch ſieben eiſerne Thüren durch. Aber z'probire werde nicht z'tödten gehen, freſſen werde man ihn nicht, aber wenn ſie ihm rathen könne, ſo ſolle er etwas kramen, das gehe dort allweg wohl an und mach, daß man öppe manierlich gegen ihn ſei, wenn man ſchon nichts von ihm wiſſen wolle. Das wolle ſie ihm ſagen, erſchrecken müſſe er ſich nicht alſobald laſſen, ſonſt ſolle er lieber nicht gehen; darauf ſolle er zählen, daß er da mit Aufbegehren mehr ausrichte, als mit Ordelithu, b'ſungerbar beim Alte. Wer mit dem ordeli thue, den ſehe er nur ſo für einen Schnuderbub an, mit dem er machen könne, was er wolle.

Resli ließ ſich b'richten, nahm ein vierpfünder Zuckerſtöckli und ein Pfund Kaffee in ein Säckli und marſchirte gefaßt, als wie einer, der ſeine Seele Gott befohlen, muthig und todesgewärtig ins Feuer der Schlacht geht, dem Dorngrüt zu.

Bald lag es vor ihm halb alt, halb neu, halb grau, halb blank, und welches ihm beſſer gefiel das wußte er nicht. So geht es noch Manchem mit Alt und mit Jung, daß man nicht weiß, was einem beſſer gefällt, und ganz beſonders, wenn Alt und Jung unter einander iſt, wie Kraut und Rüben, wird einem das Urtheil ſchwer. Indeſſen kömmt's halt nicht aufs Dach, ſondern auf die Leute an, ob's einem unter einem Dache gefällt und wohl iſt, oder z'kunträri. Es gibt ſtrube Dächer es iſt einem wohl darunter, wenn nämlich biederherzige Menſchen darunter hervor einem die Hand längen, und es gibt nagelneue Schieferdächer, die verflucht haltbar ſein ſollen, ſtrenge Winter ausgenommen, und es wird einem darunter, daß man dem Teufel Götti ſagen möchte, wenn die Leute eben auch halb und halb ſind, alle Laſter haben, aber ſchöne nagelneue Worte dazu. O was ſo ſchöne nagelneue Worte glänzen und flimmern können, viel ärger als die Sterne am Himmel; und ſeit man im Kanton Bern kein eigenes Geld mehr ſchlägt, keine ſchönen Dublonen mehr, keine ehrenfeſten Neuthaler, hat man ſich aufs Prägen von glitzerenden Wörtern gelegt, die ſo ganz friſch, ſo hagelnagelneu glänzen, daß man darob z'Teufels werden möchte. Mit der Zeit böſet es ihnen freilich auch, aber dann prägt man neue, und komod iſt's, daß man dazu kein eigenes Haus bedarf, jedes Wirthshaus und jedes Rathhaus paßt dazu und den Stempel trägt jeder im eigenen Maul. Aber eben darum wußte Resli nicht, wie es ihm werden werde unter dem Dache, denn kein Menſch war ſichtbar um daſſelbe, kein Ringgi bellte, kein Hahn krähte, ſtill war es rundum. Er doppelte an der Nebenthüre, er doppelte an der Vorderthüre, ſtille blieb's, nichts regte ſich. So ein ſtilles Haus hat etwas geheimnißvolles Schauerliches; es wird einem, als müſſe da immer was wunderbares ſein, und ob es ſich kund gebe, ob zum Fenſter hinaus, ob hinter der Thüre hervor, das weiß man nicht.

Je mehr man hoſchet, deſto ängſter wird einem, denn um ſo Wunderbareres erwartet man; ſo ging es Resli. Er hoſchete zum erſten Male, wartete, hoſchete zum zweiten Male, wartete, wartete länger, endlich zum dritten; aber ſtark klopfte ihm das Herz, alle Sinne waren ſcharf geſpannt. Still blieb's im Hauſe; aber wie er zuſammenfuhr, als hinter ihm plötzlich eine Stimme fragte: „Was heſt welle?" Und als er ſich umſah, war Niemand hinter ihm, und ſchauerlich war es ihm, daß er da ſtand, nicht rückwärts nicht vorwärts konnte, bis noch einmal die gleiche Stimme frug: „Was d'welle heygiſt?" Da er diesmal dem Orte, woher die Stimme kam, das Geſicht zukehrte, ſo ſah er unten im Garten zwiſchen grünen Bohnenblättern eine lange Naſe und endlich der Bäurin ganz Geſicht. Resli ſtellte ſich vor und langſam machte ſich die Bäuerin los aus dem grünen Geflechte und langſam kam ſie auf ihn zu, augenſcheinlich rathſchlagend in ſich, wie ſie ſich zu gebehrden hätte. Langſamkeit iſt eine ſchöne Sache; wer ſie recht zu rathſamen weiß, wird ſich ſelten anders verfehlen, als daß er andern hölliſch lange Weile macht.

Resli machte ſich ſo höflich als er konnte; aber die Bäuerin hieß ihn nicht hinein kommen, ſondern blos abhocken auf dem Bänklein vor der Küche. Dort gab er ihr ſein Säcklein, ſie ſolle es leeren, er ſei in der Nähe vorbei gekommen und hätte gedacht, er wolle ein Zeichen thun für die Müh und Koſten, welche ſie ſeinethalben gehabt. Die Bäuerin ſagte: „E, aber ney! Daran hätte ich doch nicht geſinnet; das hat ſich nicht nöthig, d'häb's" (behalte es). Aber Resli ſetzte nicht ab und brachte die Bäuerin bald dahin, daß ſie ſagte: „He nu ſo de, weds zwänge witt; aber es hätt ſi notti nüt brucht." Sie ging hinein; bald darauf hörte man es luſtig kniſtern in der Küche, und als die Bäurin wieder kam, hatte ſie ganz freundliche Augen, es war, als ob ſie ihr der Zucker ſo ſüß gemacht hätte. Er müſſe warten, ſagte ſie Resli, ohne etwas Warmes laſſe ſie ihn nicht fort. Aber ſo ſich zu verköſtigen, das heyg aſe ke Gattig! Resli preſſirte nicht; die Bäuerin ſetzte ſich neben ihn und rüſtete Bohnen, und wie eine Bohne um die andere aus dem Schooße der Bäuerin ins Körbchen zurück fiel, gab ein Wort das andere und nach und nach kam Resli aufs Weiben und wie es Eine bei ihm haben müßte, wenn er Eine fände, die ihm anſtändig wäre; e wüſte Hung gegen eine Frau möchte er dann nadiſch nicht ſein, ſich nicht etwas aufs Gewiſſen laden; da gehe das Aufladen wohl ring (leicht) zu, aber mit dem Abladen könne man nicht mehr z'weg kommen. „Allem an, ſagte die Bäuerin, hätte dann eine Frau nicht bös bei dir?" „Wäger nit, ſagte Resli, öppe wegem Reichthum will ich nicht ſagen, daß es eine nicht beſſer machen könnte, aber mehr als genug kann eine doch nicht eſſen und mehr als gut es doch nicht haben, und genug fände ſie ſo Gott will bei uns, und wegem Guthaben traue ich, würde es Eine kaum beſſer machen." „He ja, ſagte die Bäurin, und ſeufzte, es wäre gut, es wäre allenthalben ſo; aber Guthaben und Reichſein ſind zwei. Manche Arme hat es ſo gut, oder beſſer, als manche Reiche." „He ja, ſagte Resli, es iſt ſo, und ſchon Manche, wo Geld genug hatte, aber e Hung vo Ma, hat mich gruſam duret und es het mih dücht, ih möcht dä Uflath ung'ſpitzt dure Bode niederſchlah. Wenn ich eine bekommen könnte, gerade ſo wie euer Meitſchi eins iſt, es dücht mich, ich wollte ihm den Geiger haben, ſo oft es wollte, und barfuß lief ich ihm, wohin es wollte, und ſollte es über ein Dornhag ſein bis ga Baſel abe. Wenn's z'mache wär, das möcht ich, und ich traue, auch meinen Leuten wäre es b'ſunderbar anſtändig. Geſehen haben ſie es zwar nicht, aber viel g'Rühms von ihm gehört." „Sövli Ernſt wird's d'r nit ſy, wied' thuſt, ſagte die Bäurin, u de wär's z'ſpät. Anne Mareili hat ſchon Einen, z'Sach iſt richtig, ſuſt g'fielſt mir, und ich glaub, z'Meitſchi hätt nit ſövli bös bei dir."

„Es freut mich, ſagte Resli, wenn ihr das glaubt, und deswegen hoffe ich, werdet ihr ein gutes Wort für mich einlegen. Z'Sach wird doch wohl zu ändern ſein, und dem

Meitſchi wär s auch recht, wie ich Grund habe zu glauben.“ „Es thut wüſt, ja ich weiß es wohl, aber es hilft ihm nichts, als daß es nachher um ſo böſer hat, ſagte die Alte. Sie machen es einem ſo, die donnſtigs Grännine! Nimmt man ſie gerne, ſo halten ſie einem vor, man ſei ihnen nachgelaufen, und wehrt man ſich und muß doch ane kneue, ſo treiben ſie es einem ein, daß man Anfangs vergehen möchte vor plären, nachher beſſert es einem. Ich habe es auch erfahren und weiß wie es geht.“ „Darum, ſagte Resli, ſeid eine Mutter am Meitſchi, legt ein gut Wort für ihns ein, macht die Sache mit dem Alten krebsgängig, ihr ſollt euch euer Lebtag nicht reuig ſein; z'Meitſchi will ich auf den Händen tragen und euch auch.“ „Hör chäre, ſagte die Frau, es hilft nüt. Mein Mann hat einen Gring, wie ein Landvogt, was er einmal darin hat, das bringt man ihm nicht mehr daraus. Nun ſetzt er an die Heirath mit dem Kellerjoggi; es iſt ihm wegen den Buben. Das ſei das Einzige, für was man die Meitſcheni brauchen könne, daß man ſie reich heirathen mache und öppe daß die Buben noch zum Erben kämen, ſo mehre ſich die Sache, ſtatt daß ſie ſonſt mindere und die Buben durch die Meitſcheni zuletzt über Nichts kämen. Und es iſt wahr, Kellerjoggi iſt reich, und wenn Alles öppe kömmt, wie man denkt, ſo können da einmal üſer Bube Hung (Honig) uſe näh.“ „Aber, fragte Resli, ſind dann eigentlich nur die Buben euere Kinder und ſoll einem nicht eins ſein was das andere?“ „Was weiß ich, ſagte die Bäurin, es iſt der Brauch dieſe Weg, und wie es der Brauch iſt, ſo macht man's. Ich will nicht ſagen, daß das Meitſchi mich nicht dauert; aber was will man, es muß es haben wie die Andern auch. Dafür iſt man auf der Welt. Sonſt, wenn das nicht wäre, hätteſt du mir nicht übel gefallen. Wenn unſer Aetti todt iſt, ſo könnte ich zu euch kommen. Machen thut er es nicht mehr lange; er muß des Nachts manchmal huſten, daß es einem übel gruſet, und ganz Stunde muß er aufbocken. Oeppe gut habe ich es bei ihm nicht gehabt, und wenn ich einen Kreuzer habe brauchen müſſen, öppe z'Unnutz nit, ſelb wär m'r ſelber nit z'Sinn cho, ſo hat er für zwei mit mir aufbegehrt, und wenn neh üſe Herrgott öppe bald will, ſu kehre ih mih nit lätz, was hilfts? mih muß ſi i z'Sach wüſſe z'ſchicke. Aber notti reut er mich, denn nachher habe ich es noch böſer. Die Buben ſind ſchon jetzt ſo wüſt gegen mich, daß ſie nicht wüſter ſein könnten, und wenn z'Sach erſt ihre iſt, ſo bekomme ich es, wie's kein Hund hat in der ganzen Gemeinde. Da nehmen ſie Alles, und was ſie mir geben ſollen, geben ſie mir nicht, und wenn ich ſchon dene Manne klage, ſo nützt es nichts, ich krieg's nur böſer. Es hat's ein jeder auch ſo gemacht, und was iſt ſo an einer alten Frau gelegen, wo man je eher je lieber unter dem Herd hat. Da hätte ich gedacht, könnte ich zu euch, wenn üſe Aetti g'reiſet wär, und bruchte meinen Schleiß dort; du würdeſt notti ſchon ſehen, daß ich ihn bekäme, und mich davon brauchen laſſen, was ich öppe nöthig hätte, öppe Alles nicht; es bliebe immer noch übrig, was ihr nehmen könntet. Es hat mir wohgefallen, b'ſunderbar, wie deine Mutter hat könne kramen und biſeble; es het mih dücht, wenn ich es einmal ſo haben könnte, nur einen Monat lang, ich wollte zufrieden ſein; aber mein Lebtag habe ich nie biſeblen können und werde auch nie dazu kommen, daß Gott erbarm! Aber v'rſprenge het's m'r z'Herz ſcho mängiſt welle, wenn ich daran gedacht, daß mein Mann 40,000 Pfund von mir hat können nehmen, ſo gut als wie einen Batzen, und wie ich davon nichts gehabt, aber habe können Hund ſein faſt vierzig Jahre lang, von wege ich bin noch gar jung geweſen, wo ich ihn habe nehmen müſſen und ſchier nit welle ha. Es hat mich auch dücht, ich möchte noch ein wenig ledig und luſtig ſein und ſo Einen finde ich immer noch, wenn ich auch zehn Jahre noch warte. Jetzt macht es Anne

Mareili doch beſſer; es muß ſeinen, ſo Gott will, nicht vierzig Jahre haben, auf das Allerhöchſt kömmt es mit zwanzig Jahren daraus und dann hat es notti ein Schönes verdient; aber zwanzig Jahre ſind lang und e alte Uflath e wüſti Sach.“

Unterdeſſen war in der Küche etwas Warmes zu Stande gekommen, der Mittag rückte an, vom Felde her hörte man Stimmen und Hundegebell. Die Bäurin nöthigte ihn hinein und ſagte, es ſei drinnen Neuis z'weg, und daß das Volk ihn ſehe ſei eben nicht nöthig. Resli gehorchte und ward ins bekannte Stübchen gewieſen, wo er krank gelegen, und wieder erwacht war; es war Anne Mareilis Stübli, das ſicherſte im ganzen Hauſe, denn des Meitſchi's Stube betritt nicht leicht ein anderer Fuß, als ſolche, welche es eigenhändig einläßt. So ein Mädchen-Stübchen, ſei es groß oder klein, ſchön oder ſchlecht, iſt immerdar ein Geheimniß oder wenigſtens die Hülle eines Geheimniſſes; manchmal birgt die Hülle ein Heiligthum; ſelig dann die Hand, welche die Hülle hebt, manchmal birgt ſie das Gegentheil und beſſer wäre der Hand, welche die Hülle gehoben, geweſen, ſie wäre verdorret, ehe ſie den unglücklichen Griff gethan. Resli achtete ſich der Suppe nicht, welche auf dem Tiſche ſtand; er ſah rings im Stübchen ſich um, betrachtete Alles in einer Andacht, die inniger und heiliger war, als die engliſche, mit welcher die weißhaarigen Vögel Alles betrachten, was in ihren Reiſebüchern ſteht, und jegliche Stube eines Berühmten, in die ſie gewieſen werden, andächtiger betrachten, als jener Engländer die Jungfrau vom Rugen hinüber im Laternenſchein. Er war nämlich am Abend bei Nacht nach Interlacken gekommen, wollte vor Tag am Morgen fort und wollte doch die Jungfrau ſehen, ließ an lange Stangen Laternen binden und zünden in die Nacht hinaus, und was er geſehen, weiß man nicht, aber er ſagte: „byutiful! encore un moment,“ ſchrieb etwas auf, dann ging er heim, trank

Thee, aß dazu anderthalb Pfund Anken und anderthalb Dutzend harte Eier und ſtrich ſich am folgenden Morgen wieder. Und wie er da ſo herumſchaute, Resli nämlich, von einem zum andern, ging die Thüre auf, und Anne Mareili trat herein; die Mutter hatte ihm einen Wink gegeben, daß Neuer ſeiner warte. Es ſchlug die Hände zuſammen als es ihn ſah, ward bald roth, bald weiß, und als es ihm ſtumm die Hand längte, zitterte ſie. Die Mutter meint's nicht bös, ſagte er. „Ja, g'ſchauet einander nur, ſagte dieſe raſch eintretend, und eſſet ſchnell, und je eher du gehſt, deſt beſſer iſt's. Aus der Sache gibt es doch nichts, und wenn der Alte dazu käme, ſo wär das Wetter los für nichts und aber nichts.“

„Aber Mutter, ſagte Anne Mareili, du wirſt doch nicht begehren, mich ſo unglücklich zu machen; häb auch ein Gefühl für mich!“ „Hör chäre, ſagte die Mutter, du weißt ja, wie d'r Aetti iſt und was ich zu einer Sache zu ſagen habe. Und ſo wegem Manne iſt's wäger nit d'r werth z'Wüſtiſt Alles z'mache. Am End kömmt's aufs Gleiche hinaus, nehme man den oder dieſen, öppe e chly beſſer oder e chly böſer, es iſt e g'ringe Unterſchied; und wenn es ſchon nicht nach dem geht, was man im Kopf hat, deswegen fährt einem der Kopf doch nicht ab, darauf chaſt zähle. Ih hät ſuſt ſcho 40 Jahr kene meh.“ Man gewöhne ſich an Alles. Vierzig Jahre ſei es nie gegangen, wie ſie gewollt, deretwegen würde es ihr jetzt gar ungewohnt vorkommen, wenn es einmal ginge, wie ſie es düche, daß es ihr anſtändig wäre. Und wenn d'r Aetti einiſt abgehe, und ſövli lang gehe es nicht mehr, ſie ſage es noch einmal, ſo hätte ſie den Glauben zu ihnen, daß ſie es bei ihnen nicht am böſten hätte. Aber was nicht ſein könne, müſſe man nicht zwängen wollen, und wenn man zuweilen ein gutes Tröpfli Kaffee habe, ſo lerne man ſich in Manches ſchicken, wo man Anfangs geglaubt, es wolle einem in die Luft ſprengen. So tröſtete die Mutter, aber dieſer Troſt ſchlug nicht ein. Troſt und Gemüth verhalten ſich gar ſeltſam zuſammen, und gar ſelten weiß ein Menſch, ob er mit ſeinem Troſt Oel oder Waſſer ins Feuer gießt. Die Einen tröſten, und haben ſelbſt den Glauben nicht zu ihrem Troſte, und Andere tröſten, nach dem es ſie dücht, und denken nicht, daß es den Andern ganz anders dücht.

So faßte auch der Bäurin Troſt bei ihrer Tochter nicht. Resli zu tröſten erachtete ſie nicht für nothwendig; wahrſcheinlich meinte ſie, einer, der nur einen Finger zum Fenſter hinauszuſtrecken brauche, damit zehn ihm daran hingen, werde ſich nicht hängen, wenn er die nicht kriege, die ihm ang'fähr ins Geſicht geſchienen. Es war ihr, wenn er nur fort wäre. So aber war es Resli nicht. Er ſaß neben Anne Mareili und rückte mit Eſſen nicht fort, gäb wie die Mutter ſagte: „Seh iß doch, nimm doch, es kaltet ja.“ Das Kacheli mit dem gleichen Kaffee ſtand noch immer vor ihm und mit dem erſten Stück Eiertätſch war er auch noch nicht fertig. Und Anne Mareili machte auch keine Anſtalt zum Gehen, als die Mutter die Nachricht brachte: „Seh mach und gang; ſi göh wieder; und was würd d'r Aetti ſäge, wenn er dich nicht auf dem Felde ſieht? der geht dort vorbei, wenn er heim kömmt;“ aber Anne Mareili war nicht ab Platz zu bringen. Der Aetti hätte in der letzten Zeit ſo oft mit ihm wüſt gethan, ſagte es, daß einmal mehr oder weniger ihm gleich ſei. Und ſo darin hangen zwiſchen Leben und Sterben möge es nicht länger, aber Wunder nähmte es ihns, ob dann ein Aetti das Recht hätte, mit einem ſo um zu gehen, daß es gerade ſo ſei, als tödtete er einen, das möcht es doch erfahren. „Du gats Tröpfli, ſagte die Mutter, probir's mit ihm, wenn darfſt, du wirſt's erfahren, was ein Aetti kann und was ein Meitſchi kann.“ „Ja Mutter, das will ich, von wegen ich glaube, es komme da aufs Couragi an, und wenn ein Meitſchi feſt in ihm ſelber iſt und öppe es paar Wort und es paar Kläpf nicht ſchücht, ſu wird öppe ſo e Aetti nit Alles zwänge. Und thut er z'wüſt, ſo lauſe ich fort, und wohin weiß ich wohl.“ Da ward der Mutter Himmelangſt; ſie hatte das Couragi längſt verloren und begehrte die Suppe nicht mit auszneſſen, welche Anne Mareili einbrockete; ſie begehrte nicht Schläge und fortlaufen konnte ſie nicht; ſie wußte kein Haus, wo ſie Gottwilche geweſen wäre.

Sie bat ihns, es möchte gehen; zu Resli ſagte ſie, es düchte ſie, es ſollte ihm lieb ſein, nicht Ungelegenheit zu haben, und wenn ſie ihm zu Gutem rathen könne, ſo ſolle er gehen, ſo ſtreng er möge. An ihrem Meitſchi würde er doch eben nicht Alles erobern, z'Sach ſei den Buben und von der Haushaltung verſtehe es nichts, es hätte z'Sach geng alles a Seve glah, es v'rſtang i Gottsname nüt, als ſo grad ane drüz'ſchlah; ſo ein Burſch, wie er ſei, könne es hundertmal beſſer machen, und wenn ſie ihn wäre, ſo wollte ſie doch nicht ſo Mühe haben, wo es nichts als Verdruß gebe. Aber auch zu ihm redete die Bäurin, wie an eine Wand, und je ſtrenger ſie redete, deſto weniger achteten ſich die zwei ihrer, ſondern führten Privatgeſpräche. Da ward die Alte endlich böſe und ſagte: „Ih ſäge n'ech zum letzte Mal, göht. U wenn [illegible] nit ganget, ſu luegit de. Ob de d'r Alt chunt oder d'r Tüfel, es chunt ech i eys.“

Da ging die Thür auf und der Alte trat ein. „Herr Jeſis! er chunt, er chunt,“ rief die Bäurin und machte ſich hinaus. „Das geht luſtig,“ ſagte der Bauer, doch eben nicht zornig, „grad wie es im Sprichwort heißt, wenn die Katze aus dem Hauſe iſt, ſo tanzen die Mäuſe. Haben ſie dich ſchon wieder gefunden hinter einem Hag?“ „Nein, ſagte Resli, dießmal bin ich ſelbſt gekommen. Mutter und Vater alten und ſind ſchon lange an mir, daß ich weiben ſolle; aber es hat mich bisher nie dücht, daß ich möchte, bis jetz. Jetz habe ich wollen fragen, ob ihr mir eure

Tochter geben wollt. Oeppe bös haben ſoll ſie nicht, und öppe bös machte ſie es auch nicht. Wir haben eine Sache, wo man dabei leben kann; der Hof iſt zahlt; Usgleues Capital iſt auch noch etwas; es ſind unſerer drei und ich bin der jüngſt.“ „So, ſo, du machſt nit viel Federleſes, Bürſchli, fahrſt mit der Thür ins Haus, als wenn vom Himmel herab kämeſt und wirſt meine, ich ſolle jetzt gleich ane kneue und ja ſagen und dir noch danken für die Ehr und das Zutrauen. Aber ſelb macht ſich nicht ſo und ſo gleytig geſchwind geht das nit, oder was meinſt Meitſchi, ſoll neh klepfe einſchlagen und wotſch neh?“ „Mir wär's recht, Aetti, ſagte Anne Mareili, ich wüßte nicht, was ich darwider haben ſollte.“ „So, das wüßteſt du nicht, ſagte der Bauer, du wirſt nicht mehr wiſſen, was abgeredet iſt? Allem an ſcheint das eine abgeredete Sache, und es mangelt nichts mehr, als daß ich ſchön nachſage, was ihr mir vorſagt. So, ſo, das geht afe luſtig heutzutage.“ „Nein Vater, ſagte Anne Mareili, ſo iſt's doch nicht, und es iſt mir recht, daß ihr gerade dazu kommt; es wäre öppe Niemand in Sinn gekommen, öppis hinter euerem Rücken anzuſtellen. Aber das ſage ich noch einmal, und werde es immer ſagen, den Kellerjoggi nehme ich nicht; einen Unflath mag ich nicht.“ „Warum holſt du mir kein Kacheli? ſagte der Bauer, oder iſt z'Sach nicht auch für mich?“ ſetzte ſich an den Tiſch und ſagte dazu: „es macht heute heiß.“ Dann ſprach von dieſem, von jenem, frug nebenbei, ob ſie auch eine Käſerei hätten und ließ Alles abwickeln, was an daſſelbe ſich knüpfen läßt, hielt ſo gleichſam ein verblümt Examen. Endlich frug er: „Wo bleibt die Mutter? Sage ihr, ſie ſolle einen Schluck Wein bringen; er dücht mich nie beſſer als auf den Kaffee. Ich habe heute noch keinen gehabt; ich habe preſſirt; es het mih dücht, ih müß hei.“

Die Mutter war draußen und hatte ſich wohl gehütet, in die Nähe zu kommen: ſie hatte es akkurat wie ein Knabe, der brennenden Schwamm auf einer Schlüſſelbüchſe hat oder auf einem Feuerteufel; er horcht ängſtlich, ob's nicht bald losgehe, aber das Geſicht hält er wohlweislich ſo weit als möglich vom Feuer ab.

Als Anne Mareili hinaus kam, erſchrak die Mutter und meinte, ſie müſſe vor Gericht; als es aber ſeinen Auftrag ausrichtete, frug ſie freudig: „Was, hat er zugeſagt, iſt z'Sach richtig?" „Nichts hat er geſagt, ſagte Anne Mareili, er thut, als ob er von Allem nichts gehört und redet da von Ziger und Käsmilch, daß man vor Ungeduld faſt ſelber Ziger wird. Ich kann mich gar nicht auf den Aetti verſtehen." „Zähle darauf, ſagte die Mutter, es hat etwas Ungerades gegeben mit Kellerjoggi. Die alte Sähle! Es wird einer den andern betrügen wollen, und jeder wird meinen, der andere ſolle es nicht merken. Ueſe Aetti wird öppis g'merkt ha, und nit zwüſche Stühl und Bänk welle; er het lieber Figge und Mühle." „Weiß nit, ſagte Anne Mareili, aber Figge und Mühle können auch fehlen, das erfährt gegenwärtig ſo manche ſtolze Tochter, die ſich in ihren Aengſten die Beine abläuft um einen Mann, und vor lauter Figge und Mühle zu einem unehlichen Kinde kömmt. Es iſt jetzt afe eine Schande, eine Bauerntochter zu ſein, und man nimmt bald alle in eine Wid" (Band). „Ja, ſagte die Mutter, d'Welt iſt afe ſchlecht." „Ja, ſagte Anne Mareili, aber noch manches Meitſchi ſinnete das Beſſere, aber man läßt nicht lugg, bis es nicht anders als die andern iſt." „He ja, ſagte die Mutter, es geht all Weg;" aber der Tochter Sinn verſtund ſie nicht. Drinnen ging's in lauter Friede, daß die Mutter ſich gewaltig wunderte als ſie den Wein brachte und ſah, wie der Alte mit Resli redete, freilich nicht wie mit ſeines Gleichen, denn der Dorngrütbauer war der Meinung, daß ſeines Gleichen nicht auf Erden ſei, und kein alt Adelicher konnte auf ſeine Weiſe ſtolzer ſein, als der Dorngrütbauer. Seine Einbildung ſtützte ſich nicht nur auf ſeinen Reichthum, ſondern auch auf ſeine Weisheit und Einſicht. Er hatte einige Händel gewonnen und einmal war er faſt Rathsherr geworden, hatte ſich wenigſtens bereit erklärt, daß er es annehmen würde, zudem waren ihm einige Redensarten über Herren und Pfaffen geläufig, mit denen er regelmäßig alle Sonntage einige Handwerksburſche und an Gerichtstagen den Gerichtſchreiber zu lachen machte. Daher behandelte er Niemand als Seinesgleichen; wem er Ehrfurcht bezeigen ſollte, den floh er, aus welchem Grunde wahrſcheinlich er auch von unſerem Herrgott keine Notiz nahm und that, als ob derſelbe nirgendwo wäre; mit wem er zuſammentraf und ſich abgeben mußte, der mußte es wiſſen und empfinden, daß es der Dorngrütbauer ſei, mit dem er rede. Und wenn er mit einem zuſammentraf, der ihn nicht kannte, was noch hie und da geſchah, obgleich ſeine Naſe ſelten außerhalb ſeiner Kuhweid zu ſehen war, ſo ſagte er, das düche ihn kurios, ſuſt wüß öppe es nieders King uf d'r Welt, wer der Dorngrütbauer ſei. Es wäre ſehr merkwürdig geweſen, wenn der und Göthe ſich einmal getroffen hätten, ſie zwei an einem Wirthshaustiſch, zwiſchen beiden etwa ein Kalbskopf an weißer Sauce, und hätte der Göthe nicht gewußt wer der Dorngrütbauer ſei, und der Dorngrütbauer eben ſo wenig von dem Göthe: was die ſich für Augen gemacht hätten, und wie jeder bei ſich gedacht hätte, der weiß aſe nüt, wird ume ſo ne Löhl ſy! Nun über dieſes Verwundern darf man ſich bei ſolchen Notabilitäten nicht verwundern, geſchah es doch ſogar einem gewiſſen (Löhl darf man nicht ſagen), Badbeſchreiber in Deutſchland, d. h. einem ſolchen, der für Geld oder freies Logis mit Koſt gewiſſe Bäder rühmt, daß er ſich gröblich wunderte, wie auf irgend einer Straße irgend ein ordinärer Menſch nicht wußte, wer er ſei.

So ein junger Burſche war natürlich tief unter ihm und er ließ es Resli auch gehörig fühlen mit Manieren, Bemerken und Widerſprechen, wie man es alle Tage hören und ſehen kann, wo Notabilitäten zu ſehen ſind. Resli war beſcheiden, aber nicht katzenbucklicht, er gab Beſcheid, paßte dabei auf Gelegenheit, wie die Katze auf die Maus, aber lange umſonſt. Endlich fragte der Bauer: „Du wirſt den Hof erhalten?“ „Allweg, ſagte Resli, und wenn ihr mir die Tochter gebt, ſo gibt ſie eine Bäurin, die öppe dr Kümi nicht zu ſpalten braucht.“ „Es gibt Höfe droben, ſagte der Bauer, ich möchte ſie nicht geſchenkt, und wenn man Schulden darauf hat, ſo wäre man ringer Polizeier, der doch noch öppe alle Tag Brot bekömmt, bald hie, bald da. Es wird gemacht ſein, du wirſt den Andern doch öppe nicht viel müſſen herausgeben?“ „Gemacht iſt nichts, ſagte Resli, aber öppe hart halten wird man mich nicht, ſie ſind alle gut gegen mich, und es meint öppe Keins, daß z'Liebiwyl kein Bauer mehr ſein ſollte. Der Hof iſt öppe nicht ganz eben, aber ſtotzig Land iſt doch auch keins, und wenn einer zu ihm ſieht, ſo wäre da unten in den Dörfern öppe nicht manches Haus, in welchem Platz hätte, was auf demſelben gemacht wird.“ „Ich habe heute vernommen, daß mir Laden (Bretter) nicht kommen, welche ich gekauft zu haben meinte; jetzt habe ich zwei oder drei Bäume zu wenig. Fände ich bei euch welche? du haſt mir letzthin davon geſagt, daß ihr Holz verkauft?“ „O, apparti verkaufen wir nicht Holz; aber wenn Jemand mangelt und wir können ihm einen Gefallen thun, ſo ſagen wir es ihm nicht ab, ſagte Resli. In unſerm Holzſchopf wird wohl etwas von Laden ſein, was euch anſtändig wäre; kommt und ſucht euch aus.“ „So, habt ihr Vorrath auf den Kauf hin?“ fragte der Bauer. „Nein, apparti nicht. Aber wenn etwas Abgändes iſt im Walde, oder Andres, das mehr ſchadet als ihm aufgeht, ſo machen wir es im Winter nieder, und was Laden gibt thun wir zur Säge. Der Vater meint, man wiſſe nie was es geben könne, und wenn man es brauche, ſo habe man es. Es ſei ihm nichts mehr zuwider, als wenn man erſt die ganze Welt ausgumpen müſſe, ehe man an etwas hin könne.“

„He, wennd' meinſt ihr hättet Laden, einen Baum zwei Zoll und zwei anderthalbzöllige, aber ſaubere, ſo wäre es möglich, daß ich die andere Woche hinaufkäme, wenn man etwa ein Roß entmangeln kann.“ „Deren, ſagte Resli, haben wir zum Ausleſen, und wenn ihr mehr mangelt, ſo braucht ihr auch nicht weiter. Aber von wegen der Tochter möchte ich fragen, wär's euch wohl anſtändig?“ He, ſagte der Bauer, preßire wird das öppe nit ſövli, man hat noch alle Zeit davon zu reden, und z'Meitſchi iſt uns nit ſövli erleidet, daß das ſo eys Gurts geben muß. Man kann immer noch davon reden, und wenn ich die andere Woche hinaufkomme, ſo gibt vielleicht ein Wort das andere.“ Weiter konnte es Resli nicht bringen, trotz allen diplomatiſchen Redensarten, und als er ſagte, die Sonne ſei ſchon tief und er habe weit, ſo gab man ihm nicht zu verſtehen, daß er bleiben könne, ſondern man ſagte, die Tage ſeien lang und finſter werde es nicht, um zehne komme der Mond. Er mußte aufbrechen, lud aber vorerſt noch grauſam ein, daß der Bauer die andere Woche ja nicht fehlen, und Frau und Tochter mitbringen ſolle; ſie ſeien doch noch nie da oben geweſen. Daß das Weibervolk die ganze Welt ſehe, meinte der Bauer, halte er nicht für nöthig; wenn er ſie an alle Orte führen ſollte, wo ſie nicht geweſen, ſo hätte er mehr zu thun als er möchte, und ſei z'alte für noch anzufangen. Mehr wollte er nicht ſagen und mehr ließ er ihm nicht ſagen; weder zu einem Zeichen noch zu einem Worte hinter ſeinem Rücken gab es Zeit oder Raum; er begleitete Resli bis auf die Straße und hütete Haus und Straße mit ſcharfen Blicken, daß keine Maus was Geheimes hätte thun können, geſchweige denn ein Meitſchi. Erſt als er ſich überzeugt hatte, daß Resli in der Ferne wirklich verſchwunden ohne Verſuche zu weiterer Annäherung, ging er ins Haus zurück und nahm die

Weiber ſcharf ins Gebet, wie der daher gekommen, was ſie mit ihm gehabt, und warum ſie ihm aufgewartet hätten, als ob er bereits Hochzeiter wäre. Die Mutter machte ſich ganz unſchuldig. Sie wies das Zuckerſtöcklein vor (den Kaffee verſchwieg ſie), das hätte er als Kram gebracht für ſeine Verpflegig und da hätte ſie ihn müſſen hinein heißen und ihm etwas Warms machen, wegem allgemeinen Gebrauch; an etwas anders hätte ſie nicht geſinnet. Da ſei aber Anne Mareili dazu gekommen und die hätten gleich miteinander gethan wie d'Göhle, d'ſunderbar wenn ſie draußen geweſen. Sie hätte darauf Anne Mareili oft geben heißen und ihm geſagt, es komme nicht gut, es ſolle ſelbſt ſagen, ob es nicht ſo ſei, aber es hätte nicht darum gethan. So unſchuldig kam Anne Mareili nicht davon. Es bekannte offen, daß es dem Resli bekannt, es ſage nicht Nein, er ſolle nur auch machen, daß der Vater Ja ſage; den Kellerjoggi aber, den nehme es allweg nicht, lieber wollte es ſich röſten laſſen wie Kaffeebohnen. „Selb wär' z'probire," ſagte der Vater, und weiter nichts; wüſt that er gar nicht. Das war's, was Anne Mareili gruſam verwunderte, aber einen ganzen Tag umſonſt, denn erſt am folgenden Tage konnte es die Mutter ihm erzählen, wie Kellerjoggi den Vater erzürnt, und wie dieſer es ihm nun weiſen wolle. „Kellerjoggi hatte nämlich eingewilligt, ſein Vermögen dem Anne Mareili verſchreiben zu laſſen, und es war abgeredet worden, an einem Marktag an einem gewiſſen Orte zuſammenzutreffen, um den Kontrakt ſchreiben und dann alſobald verkündigen zu laſſen. Nun kömmt Kellerjoggi nicht, ſondern ſchickt ihm ſo einen Lumpenhund und Bauerngumper, wo an allen Orten ſind und nichts begehren als die Leute hineinzuſprengen und Bauern zu betrügen. Mit dem ſoll der Vater es ausmachen und ſchreiben laſſen, und der fängt aufs Neue zu märten an und will den Vater überreden, der Ehekontrakt preßire nicht ſörli; wenn man es begehre, ſo könne man wohl zuerſt verkünden laſſen, das hätte nichts zu ſagen. Da iſt der Vater bös geworden und hat ihm geſagt, ob er meine, er habe einen Schulbub vor ſich, der nicht wiſſe, daß eine Verkündigung ein Lätſch ſei, und wer daraus wolle, Haare laſſen müſſe. Dem Kellerjoggi ſolle er nur ſagen, mit der Sache ſolle es nichts ſein', und meinen ſolle er nicht, daß er am Dorngrütbauer einen Narren habe, mit dem er machen könne, was er wolle. Gäb was der Lumpenbub geſagt, Kellerjoggi habe Rückenweh und könne das Fahren nicht ertragen, habe der Vater nichts hören wollen, ſondern ſei in der Täubi fortgegangen, des Wartens habe er jetzt genug, und es gebe noch Andere für ſein Meitſchi, als ſo alte Böck und Sünder, habe er geſagt. Allem an, hat einer von unſern Buben dem Alten es kläfelet (plaudert), du ſeieſt da. Nun wird er gedacht haben, beſſer könnte das ſich nicht ſchicken, um es dem alten Hung zu weiſen und darum hat er nicht wüſt gethan, z'konträri, z'Sach iſt ihm noch recht geweſen. Und wer weiß jetzt, kommt die Sache vielleicht noch gut, wenn nur d'r Aetti bald fährt und dem Kellerjoggi nicht etwa ein anderer Laun ankömmt, daß er daher kömmt und dem Kübel wieder einen andern Mupf (Stoß) gibt. Oder der Aetti änderte Sinn, aber ich glaube es nicht, z'Geld iſt ihm lieb, und zwänge noch lieber, aber wenn öpper geſcheidter ſein will als er, und ihn zum Narren halten, das mag er nicht erleiden, da reut ihn kein Geld mehr, da will er für z'Tüfelsgewalt z'Gegetheil von dem, was er gerade vorher het welle zwänge für z'Tüfelsgewalt. Er iſt e kurioſe, üſe Aetti."

Der Eröffnung hörte Anne Mareili mit großer Andacht zu; ein Berg glitt ihm vom Herzen, vor ihm that der Himmel ſich auf, aber wie er herunter war, rutſchte langſam der Berg wieder das Herz hinauf, der Himmel ſchloß ſich wie ein Blitz und ſchwarze Angſt umfloß es wieder, ſchwarz und immer ſchwärzer. Auf einem Felſenvorſprung im Meere, auf den er ſich zur Ebbezeit hinausgewagt, iſt Einer raſch von der Fluth erfaßt, der Rückweg ihm abgeſchnitten worden, er muß warten, muß hinausſehen ins weite Meer, ſehen wie die Wogen ſchäumen, ſteigen, muß ſie fühlen wie ſie lecken an ſeinen Füßen, höher und immer höher, und langſam rinnt die Zeit vorüber und wilder wird die Fluth, und je wilder ſie wird, um ſo langſamer rinnt die Zeit. Wie hoch die Fluth ſteigen wird, wer ſagt es ihm, wer kennt des Mondes Launen, des Windes Tücke, was beide über ihn verhängen; ob er nach einer Stunde auf eigenen Beinen gerettet ans Ufer geht oder als Leiche von muthwilligen Wellen ans Ufer geſpühlt wird, weiß nur der, der jede Tücke kennt und jede Laune. Und nun ein junges Mädchen, das den Himmel offen vor ſich ſieht, aber es darf den Fuß nicht heben, es darf nicht hinein, es muß warten, und wie lange, weiß es nicht, ſechs Tage, ſechs Nächte, ſechs Wochen vielleicht, und ob es hineingetragen oder verſenkt wird in der Lebensfluth tief unterſten Grund, das hängt nicht von Wind oder Mond ab, nicht von der Gnade deſſen, der Wind und Mond regiert, ſondern von den Launen zweier alten Vögel, zweier durchtriebener Käüſene (Schlauköpfe), die nichts wiſſen von Menſchenglück und Menſchenliebe, ſondern nur ſpielen Trumpf um Trumpf und ſtechen was vorliegt, Herz, oder Dame, oder Bub; Karten ziehen, je nachdem der Teufel ſie ſticht. Und auf dieſes Stechen und wie d'r Teufel die Alten ſticht, muß das Mädchen warten, kann nichts daran machen, muß warten Tag und Nacht, und wie machen noch, daß weiß es nicht. Wer weiß nun, was ſo einen alten Käüſt angeflogen kömmt über Nacht, was ihn ſticht, was ihn plagt, ein böſer Huſten oder was anderes? wer weiß, was er am Morgen ſtechen will, ob das Herz oder die Sau?

Wer alte Käüſene kennt, welche durch Launen regiert werden, leben, je nachdem der Teufel ſie ſticht, ohne Gewiſſen und ohne Erbarmen, der kann ſich denken, wie es Anne Mareili ſein mußte. Jetzt war ſein Glück dem Vater recht, weil er damit den Kellerjoggi ſo recht, wie man ſagt, abetüfeln konnte; aber wenn Kellerjoggi kam und ſich unterzog, ſein

Rückenweh recht groß machte, ſeinen Agenten recht dumm, der nicht gewußt, was er redete, zu nichts den Auftrag gehabt, ſo war die ganze Freude aus, und der Friede unter den Sündern wieder hergeſtellt. Und wenn der Vater dann noch hinfuhr, wie er verſprochen hatte, ſo war er im Stande, ſie dort im Ungewiſſen zu laſſen, bis er recht wohlfeile Laden gekauft und dann erſt zu ſagen, ſie ſollten nur nicht weiter Mühe haben, aus der Sache werde nichts, er thue es nicht. Wenn es draußen doppelte an der Thüre, ſo fuhr es hoch auf; wenn es von weitem ein Wägelein hörte, ſo zitterte es, bis es ſich vergwiſſert hatte, daß nicht der Kellerjoggi darauf ſitze, und wenn der Vater vom Hauſe wegging, ſo ſtund es in alle vier Ecken kehr um kehr und hatte nicht Ruhe, bis der Vater heim war, bis es wußte, was er für ein Geſicht heimgebracht.

Ein Tag nach dem andern ging um, ohne daß einer dem Vater den Kellerjoggi oder einen andern Sinn gebracht; aber es kam der Sonntag, der Vater war auch noch nicht gefahren, und wenn er fahren wollte, das wußte Niemand, und Niemand fragte ihn. In dieſem Hauſe ward nicht Familienrath gehalten, wie es ſonſt wohl in andern geſchieht, hier war unumſchränkte Despotie. Der Vater wollte, daß die Söhne reich blieben, er ſorgte dafür, aber er befahl, und in ſein Regiment ſich zu miſchen, das wagte Niemand. Und wenn er Argwohn faßte, einer ſeiner Söhne hätte Muth den Kopf aufzuheben und etwas von eigenem Willen ſpüren zu laſſen, ſo drückte er ihm den Kopf nieder, daß derſelbe froh war ihn unten zu behalten. Er zog die Söhne zu Bauern, ließ ſie z'Acker fahren und handeln; aber wenn er irgend merkte, daß einer derſelben anfing zu glauben, er verſtehe die Sache und möge mit Kauf und Verkauf bald den Vater, ſo war er im Stande ein Pferd, welches einer ſeiner Söhne eingekauft, unter dem Preiſe wegzugeben, nur um denſelben demüthigen, ihm vorhalten zu können, wie viel an einem Roß, welches derſelbe eingekauft, verloren gegangen, und daß ſolche Schnuderbuben doch nicht meinen ſollten, ſie könnten ſchon etwas. Wohl das würde gehen, wenn der Alte nicht noch immer das Heft in der Hand behielte. So führte er ein Regiment und wenn ein Kind etwas fragte, ſo ſagte er: lue de, und wenn ſonſt Jemand etwas von ihm wiſſen wollte, ſo ſagte er entweder ebenfalls nichts, oder das Gegentheil von dem, was er eigentlich im Sinne hatte. Nur der Mutter ſagte er zuweilen etwas, wenn ſie ſich nämlich recht demüthig und ſtille verhielt. Rührte ſie ſich, zeigte ſie Neugierde, ſo ſagte er ihr: Ja wolle ame ne ſellige Babi, wird man öppis ſagen, daß d' King uf d'r Gaß nit ſölle wiſſe.

„Geh und köhl (hole Kohl, Kraut) de Säue, für ſelligs het me d'Wyber, i z'angere häb d'Naſe nit, ſuſt überchunſt druf, es ghyt di o hell nüt a.“ Da aber doch ſelten ein Menſch iſt, der nicht ſeine Stunden hat, in denen er gerne ſchwatzt, oder der nicht gerne einmal die Perücke abzieht, und iſt, wie er iſt, und ſchwatzt wie ihm iſt, und ſelten Einer iſt wie Ludwig der Vierzehnte, den auch ſein Kammerdiener nie in ſeiner Gemeinheit, ſondern ſtets nur in der Perücke geſehen ſo packte er zuweilen bei ſeiner Frau aus, was er dachte, was er wollte, dann mußte ſie ihm gellen, ihn rühmen, und hatte vielleicht einige gute Stunden, wo ſie meinte, ſie ſeien beide recht gute Freunde. Aber ſie brauchte dieſes Gefühl nur einigermaßen merken zu laſſen, ſo gab er ihr einen Täſch, daß ſie merken konnte, daß ihr Mann ſie nicht zum Freund, ſondern nur zum Hund wolle. Was ſie in ſolchen Stunden erfuhr, das ſagte ſie manchmal Anne Mareili, weil es verſchwiegen war und ſie nicht verrieth. Die Buben aber erfuhren nichts davon, denn die zeigten eine ſouveraine Verachtung gegen das Weibervolk, dem ließen ſie es auf allen Suppenbröcklene merken, wer da einmal zu befehlen hätte.

An einem Sonntag ging der Dorngrütbauer ſelten aus, wenn er nicht irgend einem Geſchäft nachfuhr mit Roß und Wägeli, manchmal um Holz aus, manchmal um eine Kuh oder ſonſt was. Er rechnete am Sonntag, und Nachmittags war meiſt Jemand da, der mit ihm verkehren wollte, bald ein Metzger, bald ein Zinsmann, bald ein Nachbar, der Rath ſuchte, bald ein anderer, der Geld wollte.

An jenem Sonntag that er wie gewohnt und Anne Mareili bebte nur vor einem heranfahrenden Kellerjoggi; aber es wußte doch immer was ging, und hatte den Vater ſo zu ſagen unter den Augen. Wie erſchrak es aber, als er, ſobald er zu Mittag gegeſſen hatte, ſich ſundigte, den Hut bürſten ließ und abzog, ohne zu ſagen wohin, aber in der Richtung eines Wirthshauſes, wo des Sonntags Kellerjoggi gewöhnlich ſeinem Namen Ehre machte, und welches zwiſchen Schüliwyl und Aufbigehrige lag.

Unwillkürlich zog es Anne Mareili dem Vater nach, aber bis es ſich z'weg gemacht, war er ſeinen Augen längſt entſchwunden, aber dennoch mußte es gehen. Es werde ihm neue ſo angſt, ſagte es der Mutter, es düchs, es müſſe ein wenig vor uſe. „He nun, ſo geh, ſagte die Mutter, aber mach, daß du heim biſt für d' Sach z'mache. Auf die Jungfrauen kann man ſich nicht mehr verlaſſen, gäb wie man es ihnen ſagt, wenn die hinter ſieben Zäunen ein Bubenbein ſehen, ſo bringt man ſie mit keinem Lieb mehr ab Platz."

Anne Mareili ging der Richtung nach, in welcher der Vater gegangen war, aber keine Spur vom Vater fand ſich mehr. Wege liefen nach allen Richtungen aus, es wählte nicht, lief den geradeſten; bald ſtand vor ihm das Dorf, wo ihre Kirche ſtund, und nun fiel auf einmal ihm die Verlegenheit aufs Herz, was es dort machen, was es z'Wort haben wolle, und wenn es durchs Dorf durch ſei, wohin aus es denn wolle. Wenn es geſagt hätte, es wolle ein Kehrli machen, ſpazieren gehen, man hätte es angeſehen, wie einen

Stier ohne Hörner, ein Schwein ohne Ohren, und bis dato noch ſchämen ehrbare Mädchen auf dem Lande ſich des Kehrlis und Spazierens ohne Ziel; ſie ſpazieren auch, aber ſie haben entweder etwas beim Schuhmacher zu verrichten, oder möchten ſehen was ihr Flachs mache, oder der Hanf auf der Rößli. Dann war es ſo früh, und es kam daher wie aus einer Kanone; ſo wegen mir nichts und dir nichts kömmt man aber nicht ſo früh und ſo wie aus einer Kanone.

Da fing es an zuſammenzuläuten zur Kinderlehre. Beruhigend klangen die Töne in ſein verwirrt und ängſtlich Herz hinein, ſie waren wie das Oel, das Aarons Haupt umfloß und Ruhe in ſein Herz ihm goß; vor ihm ging es auf wie ein groß und herrlich Thor, das in kühle, friedliche Hallen führt aus heißem Gewühle. In die Kinderlehre, düchte es ihns, möchte es einmal wieder; ſeit es die Erlaubniß zum heiligen Abendmahl erhalten, war es nie in derſelben geweſen. Daß Baurentöchter dieſelbe beſuchen, iſt nicht Mode, kein guter Schick iſt dort zu machen, keine Kurzweil iſt darin zu treiben; und wo es nicht Mode iſt, geht man nicht hin, ſo ume vo wege nüt mag man ſich nicht auslachen laſſen. Nur ſo arme Mädchen und zuweilen auch ein ſinniger Bube kommen her, die es einſam anweht draußen in der Welt, die Heimweh haben nach dem Orte, wo ſie die Liebe Gottes angeweht, wo ſein Licht helle Strahlen in ihre Herzen geworfen, die ein Heimweh haben nach dem Lehrer, der ihre Herzen einem höhern Sinne aufgeſchloſſen, deſſen Worten ſie es angefühlt, daß er ein Herz für ſie habe, wie keines auf Erden für ſie geſchlagen, daß ſie ihn ſo recht aus Herzensgrund erbarmen, daß er ſie retten möchte aus des Verderbens Schlund mit allen Kräften und von ganzer Seele. Wie wohl thut es ihnen, wenn ſie ihn ſehn, wenn ſie die alten und doch immer neu werdenden Lehren hören. Und wenn ſie fühlen, daß unter ihnen der Boden wankt, daß die Wellen der Welt die Scholle, auf der ſie ſtehen, vom Ufer reißen, ſo wenden ſie nur um ſo inniger ihre Blicke nach dem treuen Lehrer, und Thränen drängen ſich ins Auge, und jede Thräne ruft: wenn der es wüßte, was würde er ſagen. Da wird oft das Herz ſo heiß, Bekenntniß um Bekenntniß drängt ſich hervor bis an die Schranke der üblichen Sitte, da erkalten ſie wie Lava in des Meeres Schoos, und was der Lehrer wohl im Auge ſah, das überſchritt die Lippen nicht, das verſteinerte nach und nach. Wenn dann im Herzen die Welt erkaltet, da thaut wohl das verſteinert geweſene wieder auf; er hätts gut mit mir gemeint, heißt es dann, aber was will me? Ih ha mih g'ſchoche, u du iſch 's gange, wies gange iſt. Wenn ich ihn nur noch einmal ſehen könnte und der liebe Gott mir verzöge, ſo wär's, was ich wünſchte. So dünkt es manches arme Mädchen und zuweilen auch einem Buben, die fühlen, daß kein Herz ſo warm für ſie ſchlägt, als das da innen. Dieſe haben eben kein Vorwort nöthig, wenn ſie in die Kinderlehre gehen wollen, die, wenn ſie nicht narrochtig thun, laufen unbeachtet. Anne Mareili hatte den Pfarrer auch geliebt, es düchte ihns immer, er meine es ſo gut, kein Menſch ſo auf der Welt, mit keinem Lieb hätte man es von einer Unterweiſung abgehalten, und als ſie zu Ende waren, düchte es ihns, es wäre ihm Jemand geſtorben und zwar das Liebſte, welches es auf der Welt hatte. Es hatte darauf einige Male geſagt, es dücht mih, ih möcht z'Kingerlehr. Dann hatte die Mutter geſagt: was witt doch, du Göhl, es dücht mih, du ſöttiſch gnue Kingerlehr übercho ha. Es gevt ja ke Mönſch; was witt doch? d'Lüt lache dih ume us. So hatte es die Mutter abgehalten, und Anne Mareili ließ ſich abhalten, es hatte es nicht beſſer geſinnet. So halten noch viele Eltern ihre Kinder vom Gottesdienſt ab, und nicht nur vom Gottesdienſt, ſondern auch von Gott ſelbſt. Wartet nur ihr Thoren, wenn ihr eure grauen Haare mit Jammer zur Grube tragt, dann ſchreit ihr vielleicht nach Gott, aber zwiſchen euch und eurem Gott ſtehen dann eure Kinder, die ihr an Teufel und Welt verrathen, und wie wollt ihr erlöſt und ſelig werden, ſo eure Kinder durch euch verführt und verflucht ſind.

Jetzt düchte es Anne Mareili, dahin möchte es einmal wieder und alsbald fiel ihm bei, wenn es die Leute frügen, was es da wolle, ſo könne es z'Wort halten, ſie hätten einen Ackerbub, und es nähme ſie wunder, wie der antworte und ob ihm der Herr wohl erlauben würde. Das könnte freilich noch Mancher z'Wort haben, um zur Kinderlehre zu gehen; aber leider ſind der Mütter, der Väter gar zu Viele, die ſich nie darum kümmern, wie ihr Kind dem Herrn antworten könne in der Kinderlehre, die ſich eben ſo wenig darum bekümmern, was einſt ihr Kind dem Herrn antworten müſſe am Tage des Gerichtes. Aber wartet nur, es kömmt eine Stunde, wo ihr anhören müßt, ihr mögt wollen oder nicht, was das Kind antworten muß, und wehe dann euch, wenn das Zeugniß gegen euch iſt, euch anklaget als Seelenmörder, und Seelenmörder iſt noch ganz was anderes als Leibesmörder. Dann gehen euch die Ohren auf, ſie mögen verpicht ſein wie ſie wollen, und die Predigt könnt ihr nicht verſchlafen, wie manche auf Erden ihr auch verſchlafen habt; die Donner des Zornes Gottes wecken, darauf könnt ihr euch verlaſſen.

Anne Mareili mäßigte, ſobald es den Fund gethan, ſeinen Schritt, und ging ganz zimpferlich ins Dorf, wie es ſich Dorngrütbauerntochter ziemte, ſuchte ſo ungemerkt als möglich zur Kirche zu gelangen, und wenn ihns Jemand anſprach, ſo brachte es ſeinen guten Grund vor, gegen welchen man ihm gewöhnlich einwendete: He, was witt, laß du die zuſammen machen; gäb du gebeſt oder nicht, es fällt doch wie's will, oder wie der Herr den Laun hat. Komm, in der Kirche ſchläfert es dich nur, und in der Luspinte wird getanzt.

Als Anne Mareili in die Kirche kam, hatte es verläutet, der Herr den Pſalm verleſen, ſchon ging die Orgel, mit gwundrigen Augen ſahen ſich die Kinder nach ihm um, daß es ganz roth ward und faſt reuig, daß es gekommen.

Während die Orgel ging, gingen ſeine Gedanken dem Vater nach, ſahen, wie er den Kellerjoggi fand, wie ſie Frieden machten, ſah den Tritt vor dem Taufſtein und dachte ſich, wenn es da knien müßte mit dem alten an Leib und Seele wüſten Manne, ſich verkaufen laſſen müßte mit Leib und Seele, wie es unter Chriſten, und zwar unter den vornehmſten, am öfterſten üblich und bräuchlich iſt. Immer lebendiger trat ihm der Alte vor's innere Geſicht; es ſah ihn dort knien, ſah ſich an ſeiner Seite, ſah wie der Pfarrer las und immer las und immer näher die Stelle kam, wo es Ja ſagen ſollte; immer enger ſchnürte ſich ſein Herz zuſammen, es dünkte ihns, als müßte es erſticken oder geradeaus in die Kirche hineinrufen: Nein, Nein und immer Nein in alle Ewigkeit. Da ſchwieg plötzlich die Orgel, aber ſeine Beklemmung löſte ſich nur langſam; Göller, Hemde und Kittel, alles war ihm zu eng geworden, denn wo es einem zu eng ums Herz wird, da iſt kein Göller weit genug, da iſt ſelbſt Gottes weite Welt zu eng. Aber wenn es einem zu eng wird in der weiten Welt, da findet man wohl ein ruhig frei Plätzchen im eigenen Herzen, wenn man ein Herz darnach hat.

Da begann der Pfarrer zu reden, wie es draußen in der Welt wandelbar ſei, das Wetter unterm Himmel, wie die Zuſtände auf Erden, wie auf den Sonnenſchein der Regen folge, auf den Sommer der Winter, auf gute böſe Jahre, und Trübſale wechſelten mit Glück und Freude. Dieſer Wechſel ſei aber nicht von ungefähr oder komme aus Bosheit, ſondern aus Gottes väterlicher Hand. Das aber ſei wichtig und nie zu vergeſſen; denn wie draußen es wechsle, ſolle es nicht wechſeln in des Menſchen Seele, denn es ſolle eben der Menſch über den Wechſel ſich erheben und zu einem bleibenden, unveränderlichen Weſen werden; er ſolle nicht gleichen der wechſelnden Welt, ſondern dem Vater im Himmel, in welchem kein Schatten der Umkehr und des Wandels ſei. Um aber ſo zu werden, müſſe der Menſch es wiſſen und nie vergeſſen, daß er ein Kind unter des Vaters Augen ſei, der jedes Haar an ſeinem Haupte behüte und keines ausfallen laſſe ohne ſeinen Willen, jede gute Gabe gebe und jede Züchtigung; dann vermöge er den kindlichen Sinn zu bewahren, der dankbar bleibe dem Vater in guten Tagen, willig und geduldig in Trübſalen, in guter Zuverſicht auf die Zukunft gleichmüthig und demüthig immerdar in feſtem Glauben, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zur Seligkeit dienen müßten. Wo aber der Menſch ſein Auge nicht alſo feſt und unverwandt auf Gott gerichtet halte, nicht es immerfort läutere im Anſchauen ſeiner Herrlichkeit, da werde es getrübt vom Wechſel der Welt und ändere Farbe mit jedem Wechſel. Deſſen ſei Zeugniß das Leben ſo vieler Menſchen, in dem Uebermuth wechsle mit Kleinmuth, Hochmuth mit Niederträchtigkeit, eitles Weſen mit Jammerſucht, Leichtſinn mit Trübſinn. Man ſolle doch nur in die Häuſer ſchauen, und wo man ſehe, daß Gott vergeſſen, man ſich nicht mehr bewußt ſei, daß man die guten Tage Gott zu verdanken hätte, da werde man Uebermuth und Hochmuth finden, alle verachte man, ſich ſelbſt mache man zu ſeinem Götzen, aber man ſolle nur ſehen, wie ſchwer dieſe Leute die kleinſte Widerwärtigkeit nehmen, wie ſie ſich ſträubten und ärgerten, wie ſie ſich gebehrdeten, wenn nicht alles nach ihrem Kopfe ginge, wie ſie zagten in ſchweren Nöthen, wie durch dieſen Wechſel ein mürriſches Weſen ſich anſetze, ihr Friede beſtändig getrübt ſei, im Glück durch Uebermuth, im Unglück durch Kleinmuth, in der Jugend durch Hoffart, im Alter durch Jammerſucht. Man klage immer mehr über die Welt, und das mit Recht; denn je mehr man der Welt die

Herrſchaft einräume über ſich, deſto elender werde man, ein welkend Laub im Winde, das nie weiß, wenn der Fuß kömmt, der es zertrittet, oder ob es eine Welle dahin nimmt. Würde man die Welt überwinden und an Gott ſein Leben knüpfen, dann würden die Klagen über die Welt verſtummen; ſie würde wieder unſer Paradies werden. So iſt manche kleine Hütte, ob welcher man Gottes Auge offen ſieht, ein köſtlicher friedlicher Tempel, während ſo manches große Haus nur Elend herberget, und immer mehr Elend, je größer es wird; in ihm iſt's Nacht, denn Gottes Liebe ſcheinet nicht hinein, und daß auch über ihm Gottes Auge wacht, daran ſinnet Niemand. Sie wälzen ſich in Noth und Sorgen, in Jammer und Klagen, in Streiten und Zanken, in Neid und Ungenügen dem Grabe zu. Elend war hier ihr Theil; was wird ihnen drüben werden? Und doch wäre Gottes Hand auch ihnen nahe, aber ſie öffnen ihre Augen nicht, und wehe dem, der ſie ihnen öffnen wollte; im Uebermuthe der Welt würden auch ſie jetzt noch nach Steinen greifen. Ihr Kinder aber vergeſſet es nie und nimmer, euer himmliſcher Vater waltet über euch, nicht blindes Ungefähr; was kömmt, kömmt aus ſeiner Hand, darum vergeſſet nimmer Dank und Demuth, Geduld und Zuverſicht zu euerem getreuen Gott und Vater, der im Himmel iſt.

So kinderlehrete der Pfarrer auf freundliche Weiſe in wechſelnder Rede und Gegenrede. Es heimelete Anne Mareili gar ſehr, denn Alles das hatte es ſchon gehört, wenn auch nicht mit gleichen Worten, und manches Wort tauchte ihm auf aus der wunderbaren Kammer der menſchlichen Seele, in welcher ſo Manches unbeachtet vergeſſen liegt, welches in entſprechenden Augenblicken wieder zu Tage trittet, manches Wort, welches der Pfarrer nicht ausſprach; auch die alte Zeit tauchte ihm auf, in der es als luſtiges wildes Mädchen das Alles hörte mit großer Andacht, aber ohne inniges beſonderes Verſtändniß, wo es die Worte des Pfarrers hielt wie Perlen und Edelſteine, an denen man große Freude hat, aber ehrerbietig ſie bei Seite legt und keinen beſondern nähern Gebrauch von ihnen zu machen weiß. Und ſo geht es zumeiſt; es geht mit der Lehre auch, wie es mit Korn und und anderem Samen geht, welches eine Weile im Schooße der Erde ruhen muß, ehe es zu eigenem Leben erwacht; was gar ſchnell aufgeht, verdorret ſchnell wieder. Das Leben iſt es, welches des Herren Worte ausbrütet in den Herzen der Menſchen. So war's ihm Anfangs, als ſei die alte luſtige Zeit wieder gekehrt, aber ſo war es ihm nicht lange. Die Worte ſchienen ihm einen ganz anderen Klang zu haben als ehedem; ſie glitten ihm nicht mehr ſo ſüß und ſanft ins Herz hinein, ſie bebten alle Falten erſchütternd im Herzen wieder, und wie ein Echo tönt es ringsum: ja ſo iſt's; das Leben gab ihm der Worte Verſtändniß, das zweiſchneidige Zeugniß ihrer Wahrheit, das Leben machte auf einmal lebendig, was wohlbewahrt in dunkler Kammer gelegen. Ja, über ihrem Hauſe war es trübe und finſter und drinnen fehlte der Friede und das Genügen, und jedem Herzen Dank und Demuth und Zuverſicht, denn ihrem Hauſe fehlte Gott; an ſein Walten dachte Niemand, ihm dankte Niemand, auf ihn hoffte Niemand; wenn ſchon Lippen beteten, ſtumm blieben doch die Herzen; jedes Leben war los von Gott, und jeder führte es nach ſeinem Sinn und in eigener eingebildeter Machtvollkommenheit.

Wenn ein reicher Segen Scheuer und Spycher füllte, ſo dankte man nicht Gott, ſondern aß und trank um ſo reichlicher an den Sichelten und that um ſo wüſter, und wenn das Wetter Verderben drohte, ſo grollte man mit dem Wetter, aber um beſſeres bat man den Herrn des Wetters nicht; was dieſes eintrage, jenes ſchade, ſo rechnete man, aber was der Herr zu dieſem ſage und zu jenem, ſo frug man nicht; eines war des andern Feind, jedes lauerte auf ſeinen Vortheil und des andern Schwäche; zwiſchen den ſelbſtſüchtigen Herzen mittelte Gott nimmer; darum war daheim ein ſo düſter und unheimlich Sein. Das hatte Anne Mareili ſchon lange gefühlt, aber ſo klar war es ihm nicht geworden; ſo klar war es ihm nie geworden, wie es ſelbſt trotz der eigenen Unheimlichkeit erfaſſet ſei und unterthänig ihrem böſen Hausgeiſte. War doch Gott ihm kein Troſt, ſuchte es doch im Gebete den Frieden nicht, hatte doch all ſein Glauben wenig Einfluß auf ſeine Stimmungen, ſuchte ſein Auge in keiner Schickung Gott, war ja auch ſein Leben eigentlich los von Gott, wenn es auch weder ungläubig noch laſterhaft war. War es aber nicht deswegen ſo in Aengſten, ein rathlos Laub im Winde, meinte ſich abhängig von alten Launen alleine und dachte nicht daran, daß es auch Gottes Kind ſei und jedes Haar auf ſeinem Haupte in deſſen Schutz, und daß in einem feſten Entſchluß, in Gottes Namen gefaßt, die beſte Abwehr ſei für unbegrenzte Angſt? Aber ſo iſt's, ſchön predigen iſt nicht ſchwer und Viel glaubens auch nicht, aber den Gauben zum Leben werden zu laſſen und die Predigt zu einer Brücke vom alten Wort ins junge Leben, das iſt ſchwer. Zumeiſt hat es der Menſch wie ein kluger Kaufmann, Alles wohl ſortirt, hier eins appart und das andere für ſich, in einem Krummer (Behälter) iſt der Glaube, in einem andern ſind die Anſichten, in einem dritten die Grundſätze, in einem vierten die Gefühle, das Leben aber hat er in den Fingern, und wenn er ſeinen Kunden wägen thut Roſinen und Weinbeeren, Mandeln und Kaffee, ſo frägt er weder nach Anſichten noch nach Grundſätzen, ſondern wiegt eben wie es ihm in den Fingern iſt. Schlägt der Kaffee ab, ſo wiegt er wie der frömmſte Chriſt, denn viel abſetzen ſo ſchnell als möglich iſt ſein größter Vortheil; ſchlagen die Weinbeeren auf, ſo kleben ſie ihm an den Fingern und er wiegt wie ein emanzipirter (das ſind eben die ſchlimmſten) Jude, denn je weniger er heute gibt, deſto mehr löſt er aus den Andern morgen. So aber wie ein wohl aſſortirter Jude ſoll es der

Chriſt nicht haben; er ſoll Eins ſein, d. h. nicht Alles durcheinander, einem Knäuel gleich, in welchem es hinten und vornen gleich ſtrub iſt, wie es in mancher Schreiberei ausſieht und in manchem oberkeitlichen und ſonſtigen Haushalt, ſondern einem ſchönen Baume gleich, wo aus lebendig gewordenem Kerne die feſten Wurzeln ſproſſen, ſchlank der Stamm gen Himmel ſtrebt, ſchattenreich und weit die Aeſte ſich ausbreiten. Der Glaube iſt das Wurzelgeflecht im chriſtlichen Herzen, entſproſſen dem lebendig gewordenen Worte; der Stamm iſt des Lebens Wuchs, das den Himmel ſucht, die Aeſte die einzelnen Verrichtungen, welche das Leben fordert. Dieſes Einswerden in ſich iſt auch das Einswerden mit Gott, unſer Ziel auf Erden, zu welchem Chriſti Fußſtapfen führen, aber wohlverſtanden nicht diesſeits, ſondern erſt jenſeits.

Weit komoder als dies iſt's freilich, wenn man annimmt, unſer Fleiſch iſt unſer Gott, und was das wolle, ſei recht; da iſt die Einheit raſch da, aber es iſt die Einheit, welche bereits in der Maus und in der Katze, im Hunde und im Haſen iſt. Komod iſt's wieder, wenn man unſer Fleiſch für einen dürren Aſt erklärt, der nichts mehr zu bedeuten hätte, alſo den Glauben oder den Geiſt nichts anginge, ſo daß was allfällig noch mit ihm vorginge, ehe er völlig zu Staube würde, ſie nicht im mindeſten zu verantworten hätten. Das iſt den Worten nach zwei, aber dem Weſen nach eins; es führt beides zu der Einheit, welche im Thiere iſt, aus welchem wir uns empor winden, aber nicht in Gott, zu welchem wir empor ſteigen ſollen.

Gar Manche meinen, der aufgeſpeicherte Saame ſei das Ackerfeld ſelbſt, und denken nicht, daß, was im Spycher wächſt, Auswuchs oder Würmer ſind. Was im Spycher iſt muß man während es geſund iſt mahlen, dann gibt es geſundes Brod, wird zu Fleiſch und Blut in geſunden Körpern, oder man muß es eben wieder aufgehen laſſen in des

Lebens Ackerfeld zu neuer Frucht, zur Frucht, die bis in den Himmel reicht.

Es ſproßte in Anne Mareili, wie nach einem fruchtbaren Gewitterregen, wenn im Weſten durchs Gewölk die Sonne bricht, während im Oſten der wunderbare Gnadenbogen ſich wölbet. Es war auch ein Durchbruch. Aber wenn es ſproßt, ſo ſtreckt der Stamm ſeine Aeſte doch noch nicht bis in den Himmel hinein, und eben den Sprößlingen iſt der Reif am gefährlichſten.

Als der letzte Geſang vorübergerauſcht, der Pfarrer den Segen geſprochen, der Sigriſt die Thüre geöffnet, ging Anne Mareili ungern aus dem kühlen friedlichen Hauſe hinaus ins heiße ſtaubige Leben; es fühlte eben in ſich Leben wogen, Gefühle kreiſen; der heiligen Stunde hätte es ſo gerne abgewartet innerhalb den ſtillen heiligen Mauern. Wer aber ſein Leben draußen hat, nicht drinnen, wer ſein Gehör anſtrengen muß, ſeine Sinne zuſammenhalten, die, wie ein Trupp wilder Buben, ſich nicht gerne ſtille halten an einem Orte, der mag wohl kaum warten bis der Pfarrer ſchweigt, der Sigriſt z'Loch aufmacht für die ungezogenen Buben, die hinausfahren, ehe er es noch recht offen hat. Anne Mareili mußte mit den anderen hinaus und trappete ins Dorf hinein, ohne daß es durch etwas gezogen ward, ohne daß es wußte, wohin es wollte: innerlich war ſeine Seele gekehrt. Aber ſeiner ſelbſt war es nicht lange; erſt rief ihm die Krämerin, kramen ſollte es, dann riefen ihm zwei Gefährtinnen, ein Halbe zahlen ſollte es, dann kam die Wirthin und rief, d'Geiger ſeien da und tränken nur noch einen Schoppen, die Hallunken meinten, ſie könnten keinen Zug thun, wenn ſie nicht den Kragen voll hätten, ſie ſollten doch ja nicht weiter, im Augenblick ginge es an. So umarfelte (umfaßte) die Welt das Meitſchi von allen Seiten, zog es dem Strudel wieder zu, an deſſen Enden es ſich gewiegt hatte; es ging hinein; es wußte nicht anderswohin, hatte keine Ausrede bei der Hand, und wer weiß, ob die Wirthin nicht etwas für ihns wußte? Aber ſtille war es; die Welt überwältigte ſein Sinnen nicht, die äußern Eindrücke überflutheten es nicht, der Wein erſäufte es nicht, die Geigen übertönten es nicht, und als die andern Mädchen hinaufgingen, um zu ſehen, ob Schreiß (Bedürfniß nach Tänzerinnen) da ſei, ſagte es, etwas G'rechts ſei nicht da, öppe es Paar Buben, die nicht drei Mäs Krüſch hoch ſeien und die tanzen müßten, wenn Niemand anders da ſei, wenn es ihnen nicht gehen ſolle, wie Heuſtüffeln in den Erdäpfeln, die, ſie möchten ſpringen wie ſie wollten, doch nicht vorauf kämen. So blieb es ſitzen und alsbald war die Wirthin bei ihm und ſtärkte ihns, daß es nur ſtandhaft bleibe, einen bräveren bekäme es nicht, ſie wiſſe es, und vom Kellerjoggi wiſſe ſie Sachen, wenn ſie bewieſen wären, ſo wäre der wohl alt genug. Sie wollte lieber eine lebendige Kröte zum Manne, und noch dazu eine geſchundene, als ſo einen alten Kellermoloch. Mehr konnte die Wirthin nicht ſagen, andere Gäſte nahmen ſie in Anſpruch. Anne Mareili zahlte, ging; was es gehört, ging ihm über Tanzen und Geigen.

Mehr und mehr feſtigte ſich in ihm der Entſchluß, der Heirath mit dem Kellerjoggi, wenn ſie wieder auf das Tapet kommen ſollte, ſich ernſtlich zu widerſetzen; war's doch keine Noth, ſondern nur Zwang, den Eltern an ſich ſelbſt nichts geholfen, ſondern nur den Reichthum der Brüder vermehrt, die deshalb um nichts beſſer mit ihm geweſen wären. Wollten ſie ihm Resli nicht laſſen, in Gottes Namen, darein wollte es ſich fügen, und doch zog es ihns immer inniger nach einem Hauſe, wo Friede ſei und Genügen, Gott Hebel und Sonne, wo mit Gott begonnen ward der Tag und mit ihm geſchloſſen. Da, düchte es ihns, wäre ihm wohl, wäre ihm, als wenn es käme unter ein ſicher Obdach aus finſterem Walde, in welchem Räuber ihm nachgeſtellt, wilde Thiere gebrüllt, giftige Schlangen durchs Gras gekrochen; da wollte es beten und gehorchen alle Tage ſeines Lebens, keine Unantwort mehr geben, keine ſaure Miene machen nimmermehr. Und es gaukelten vor ſeinen Augen die lieblichſten Bilder, wie es dort ſchaltete und waltete, ein treu Söhnisweib war und den Eltern wartete, wie es ein lieb Weibchen war, mit dem Manne freundlich that und er mit ihm, wie es alles anſtellte und gerühmt ward von allen Leuten.

So verſchwammen ihm immer mehr Himmel und Erde und beide waren eins. Resli's Haus ward ſein Himmel und im Himmel ſchien ihm Resli's Haus, und ſo wanderte es langſam gedankenvoll dahin, bis rohes wildes Bellen ihns weckte; es war ihr rother Mutz, der alle Vorübergehenden neckte. Ach, wie viele Himmel gibt es nicht, aus denen ein rother Mutz mit Bellen uns verjagen, ja manchmal eine einfache Katze, braucht nicht dreifarbig zu ſein, mit Miauen uns verſcheuchen kann. Dort ſtand es lange und ſchaute ihr Haus und rechnete zuſammen, was Alles darin ſei, wie man es haben könnte, wie man es hätte, und wie das Guthaben nicht abhänge vom Garbenſtock, nicht vom Heuſtock, nicht vom Schmutzhafen, nicht vom Geldſeckel, und wie es ihnen nicht übel ginge, wenn alles dies verbrennen thäte, indem ſie es böſer nicht hätten, vielleicht beſſer, denn man käme wahrſcheinlich der Wanzen los. Aber was am meiſten ſchmerze, was einem Haus und Bett verleide, dieſes verbrenne das Feuer nicht, waſche das Waſſer nicht weg; dieſes ſitze an einem Orte, wo irdiſches Feuer nicht brennt, wohin Waſſer nicht reicht und triebe man es auch mit Spritzen von allen Seiten. Aber daß es eben hier geboren worden, hatte das nicht auch Gott gewollt, und wenn es eines Spitlers Tochter geweſen, in Schmutz und Hudeln, hätte es Resli je angeſehen? Sollte es murren, undankbar ſein? Nein, das wollte es nicht, wollte anerkennen und dankbar ſein, wollte Resli entſagen, wenn es ſein müßte, aber wollte den Kellerjoggi nicht um kein Lieb, keinen Preis. Zu der Brüder

Hung ſei es nicht geboren, es ſtehe nirgends in der G'ſchrift, daß das Gottes Wille ſei.

Die Sonne ſenkte ſich und Anne Mareili ging heim, ziemlich ruhig, was auch der Vater heim bringen möchte; denn nur ſo lange man nicht gefaßt zu ſein meint, währt die Angſt; ob man dann aber auch wirklich gefaßt ſei, wenn man auch gefaßt zu ſein glaubt, das iſt eine andere Frage.

Von weitem ſchon kam ihm ihr Mutz entgegen und ränggelte mit dem Schwanz ſo weit es ihm möglich war; denn wenn er ſchon ein wüſter Hund war, ſo war er doch dankbar. Still war's ſonſt ums Haus, blos die Enten ſchnaderten in der Miſtgülle und die Schaafe blöckten zum offenen Gatter hinaus; die Jungfrauen aber waren, wie die Mutter richtig geſagt, noch weit von heim, werden wahrſcheinlich auch in irgend einer Miſtgülle geſchnadert haben. Die Schweine grunzten gewaltig, als es bei ihnen vorbeiging; ſie wußten auch, wer es war, und als es in die Stube trat, berzete auch die Mutter im Nebenſtübli, durch das Raxen der Thüre aus ihren Träumen geſtört. Es iſt meiſt ſo, daß wo der Bauer ein Raxer iſt, da raxet und goret alles; da raxet das Tennsthor, die Wagenräder, die Stuben, die Gänterlisthüre, ja ſelbſt der Hoſenſack.

„Biſt du's?“ fragte die Mutter, und zog die Kappe wieder z'weg; „was iſt für Zeit? Es wird Zeit ſein zum Feuern; geh und mach z'weg; es muß z'weg g'macht ſein für die Sän u für üs geyts de grad i eym, u was de nit da iſt, cha hingernache luege.“

Anne Mareili, ein getreuer Adjutant, jedoch ohne galonirte Hoſen, fütterte die Schweine an der Mutter Statt. Wie es eben dran war, den Trog zu putzen, kam der Vater daher, that die Thür auf zum Stall; und wie Anne Mareili das Herz klopfte, während der Vater die Schwein ebeſah, aber nicht wegen den eigentlichen Schweinen, ſondern wegen

Kellerjoggi, das begreift Niemand, als wem einmal aus Vaters Lippen ein Urtheil gehangen hat, das, wie eine Kartätſche in den Leib, ſchlagen konnte in das Lebensglück. „Die thun nicht bös, ſagte er; am kalten Märit können wir zwei vorab den Burgdorf-Metzgern geben, öppe eim, der Geld hat; wenn wir die andern ausmäſten bis Lichtmeß, ſo wiegt jede drei und einen halben Zentner, und wenn morn mit willſt d'r düruf, ſo mach, daß du vor den Fünfen z'weg biſt.“

Man ſagt bald, es ſei einem geweſen, als ob Feuer durch einen durch gefahren, oder als ob man einem mit Waſſer beſchüttet hätte über und über; aber wie es Anne Mareili war, das konnte es nicht ſagen. Es wußte nicht, tanzte es mit dem Säutrog, oder fuhr es mit ſammt dem Haus durch die Luft, und ehe es begriff und antworten konnte, war der Vater fort und gab den Roſſen zu freſſen, brummend über die Liederlichkeit des jungen Volkes, das um ſechs Uhr noch nicht heim ſei, nicht ausgehudelt habe, wohl, denen wolle er. Er dachte halt nicht daran, daß jeder meinte, der Meiſter, weil er ſo früh ausgegangen, werde auch ſpät heim kommen, darnach ſich richtete und verrechnete, ſo gut der Meiſter ſich ſelbſt verrechnet hatte. Der war auch ausgegangen, um zufällig den Kellerjoggi anzutreffen, und traf denſelben richtig auch an, aber nicht wie er gehofft hatte. Derſelbe that gar kaltblütig, weder verblüfft noch zornig, brachte es ihm ſchön als er hinein kam, ſagte blos im Vorbeigehen, er ſei letzthin nicht gekommen, er hätte öppis Rückeweh gehabt, aber die andere Woche werde es ſich wohl geben, wenn er öppe Zeit hätte. Der Dorngrütbauer nahm das hin und ſagte blos, er wiſſe nicht, was es gebe, könne nicht verſprechen, es gebe manchmal etwas ung'ſinnet. Darauf ſprach er von gleichgültigen Dingen. Wie er den Schoppen aus hatte, brach er auf, gäb wie man ihm zu bleiben hieß. Er müſſe gehen noch etwas ſchauen, ſagte er, wenn es einem an etwas gelegen ſei, ſo müſſe man gehen, während es noch

Zeit ſei, mit dem Warten habe man ſchon Manches verſäumt, dann ſei man reuig und es nütze doch nichts. Das ging dem Kellerjoggi hinein; er drehte die Rede lang um und um und dachte: Iſt das g'haue oder g'ſtoche? Er wird einen nur gluſtig machen wollen, meinte er endlich; aber er iſt am Lätzen; wenn die Katzen Mäuſe fangen wollen, ſo müſſen ſie der Sache wohl abpaſſen. Aber zu liſtig kann man manchmal auch ſein, und Abpaſſen und Verpaſſen iſt einander nahe verwandt.

Anne Mareili konnte vor Freuden der Mutter den erhaltenen Bericht faſt nicht ſagen, ſetzte aber doch hinzu: „Mutter, gehe du mit dem Vater; du biſt ſo lange nie von Hauſe weg geweſen und noch gar nie dort oben.“

Die Mutter hatte es ungern, daß der Vater das Meitſchi auserleſen und zürnte es, wie es ſo geht, auch an der Tochter, die ſich deſſen nichts vermochte. „Wenn er mich wollte, ſagte ſie, ſo hätte er es mir anerboten; aber ich weiß wohl, er ſchätzt mich nichts und ſchämt ſich meiner, und wenn er mir jetzt ſchon zehn Batzen geben wollte, daß ich mitgehen ſollte, er könnte mir küderlen.“ Das wäre zu probiren geweſen; aber was der Bauer einmal wollte, daran war wenig mehr zu ändern, und an dieſem gar nicht. Die Mutter hatte allerdings recht, er ſchämte ſich ihrer; ſie war ihm zu ungattlich und redete ihm nie recht. Gab ſie ihm recht, ſo war es ihm nicht recht, widerredete ſie ihm, ſo ward er erſt böſe. Sie hatte es bös treffen. Seine hübſche Tochter hatte er viel lieber neben ſich; er hatte eine gewiſſe Meinung mit ihr, die ſich in ihrem Grunde nicht viel von der Meinung unterſchied, die man mit einem ſchönen Roß hat oder einer apparti ſtolzen Kuh; und daß man lieber mit einem Engländer ausfährt, als mit einer Mähre, welche halb von den Mäuſen gefreſſen iſt. Er ſchmunzelte allemal, wenn Einer ſein Meitſchi wohlgefällig anſah. „Gäll, hättiſch's,“ dachte er; er empfand ſo eine Art Galgenfreude, wenn er ſein

Meitſchi wie ein Stück Speck dem Mannevolk einen ganzen Tag lang durchs Maul ziehen und bei jedem denken konnte, der nähm's auch, aber ohä. Ganz anders hat es ein alter Käuſt, wenn er eine ſchöne junge Frau neben ſich hat. Jeder freundliche Blick, den ſie erhält, geht ihm wie ein Stich durchs Herz; was haben die zuſammen, denkt er allemal, wenn die einander nicht kennten, ſie hätten ſich nicht ſo angeſehen, da muß etwas ſein. So kriegt er lauter Stiche ins Herz, daß wenn daſſelbe nicht wäre wie altes Händſcheleder, dasſelbe ganz verlöchert würde. Geht er aber ohne ſie, ſo ſtechen ihn ſeine eigenen Gedanken und alle Augenblicke muß er denken, was macht ſie jetzt? wen ſieht ſie jetzt? wer iſt wohl bei ihr, der Tüfels Täſche? So wird er geſtochen, er mag mit ihr fahren oder ſie daheim ſitzen laſſen; geſchieht ihm aber recht, iſt Strafe für den Gluſt.

Anne Mareili freute ſich gar unbeſchreiblich, je unverhoffter und wie ausgemacht ſein Glück, wie ein Engelein aus dem Himmel ihm vor den Füßen ſtund. Es hürſchete in der Küche herum, daß die Mutter es daraus ſchicken mußte; es kehrte in ſeinem Stübchen das Oberſte zu unterſt und als es den Schaden umſah, hatte es lauter alte Ruſtig für Morgen z'weg gelegt und alles, was es wollte, wieder in den Schaft gethan. Es wollte nicht gäugelhaft erſcheinen, ſondern ſo recht ehrbar und anſtändig, wie es ſich ziemt. Das iſt aber für ein Meitſchi ein ſchwer Erſinnen, wenn es dieſes nicht von Jugend auf ſeiner Mutter abſehen kann.

Es iſt wohl nicht bald etwas ſo ſchwer, beſonders wenn es erſinnet werden muß und nicht angewohnt iſt, als ſich immer ſo zu kleiden, daß weder etwas Nachläſſiges noch etwas Narrechtiges zum Vorſchein kommt, daß Jedermann ſagen muß: das kömmt doch tuſigs brav daher, geng wie uſe me Druckli uſe, nüt z'viel, nüt z'wenig. Gäb wie leicht ein Bändeli z'viel, eins z'wenig, etwas ſchmutziges oder etwas glariges (ſcheinendes), etwas zerriſſenes oder überflüſſiges, ſo iſt alle Mühe und Arbeit umſonſt und man wird Schlärpli oder Gäuggel titulirt, und dieſe Titel werden weit häufiger ausgetheilt, als man glaubt, und an Mädchen, die ſich das nicht träumen ließen. Es iſt aber auch wirklich ſchön, ein himmelſchreiend ſeiden Fürtuch und kuderige Strümpfe dazu, oder ein ſchöner weißer Lampihut mit Federn oder Lätſchen vom Tüfel und ein blau oder weiß Band daran, daß man mit keinem Stecklein anrühren möchte, oder ſchöne ſchwarzſeidene a jour Handſchuhe bis an die halbe Hand, hinten an den Fingern goldene Ringe und vornedran Klauen wie ein Habich, oder eine goldene (wenigſtens gelbe) Kette um den Hals und D . . . hinter den Ohren, oder a jour Strümpfe und verkniepete Schuhe und gwunderige Ferſeren. Es iſt wirklich eine ſtrenge Sache für ein Meitſchi, eben recht in allem zu ſein, zu machen, daß alles nicht bloß zuſammen, ſondern auch zu Zeit und Ort paßt, daß es nicht zum Nachtmal geht z. B. wie ein Pfau, der z'Himmel fliegen will, oder im Winter wie ein Sommervogel und ſchön himmelblau und ſchnaderig (ſchnatterend) im Geſichte. Aber am allerſchwerſten mag es doch ſein, ſich recht zu kleiden, wenn man auf die G'ſchaui reitet; wenn je, ſo paßt hier ein alt Sprichwort: zu wenig und zu viel, verhöhnt alle Spiel. Eine alte Frau ſieht ſcharf, ſieht, was hinter den Ohren iſt, oder hier oder dort was man nicht ſehen ſoll, und eine alte Frau iſt oft wunderlich und wenn's der einen recht wäre, iſt es der andern nicht.

Anne Mareili hatte einen natürlichen Sinn für das Rechte, und die nicht zu kaufende Gabe der Nettigkeit; es ſtund ihm alles wohl, es ſtrahlte ſo gleichſam aus den Kleidern heraus, und doch ſah man gar nicht, daß es angewendet, daß es gedacht: helf was helfen mag; es war meiſt alles ſo, daß man meinte, es müſſe ſo ſein und nicht anders, es hätte gleichſam gerade ſo von ſelbſt ſich verſtanden. Was ihm aber die Sache ſehr erſchwerte, war, daß es nicht kaufen konnte, was es wollte, ſondern daß ihm ſehr viel Kleider kramsweiſe zukamen, bald vom Vater, bald von der Mutter, manchmal war es dabei, manchmal nicht, und weder der Vater noch die Mutter hatten je von Geſchmack gehört; ſie wußten nur was ſteych (ſtinke) und was wohl ſchmöck, und meinten, was ſie ſchön düch, ſei ſchön, und ſchön düchte ſie, was himmelſchreiend war, oder was wohlfeil war und doch, wie ſie ſagten, in die Augen ſchien. So krameten ſie manchmal, daß es Anne Mareili das Waſſer in die Augen trieb, während es ſchön danken mußte. Und was ſie gekramet, das mußte es auch tragen, ſie zürnten es ſonſt an ihm. Das Dümmſte mußte es einige Male tragen, daß die Eltern es ſahen. Das that es denn auch etwa als Gotte an einem Nebenausort oder in der Nähe herum, wo es wohl bekannt war, oder in der Familie, wenn es an irgend ein Mahl mußte. Hatten ſie es ſo geſehen, ſo vergaßen ſie es, und es konnte ſich deſſelben wieder entledigen auf beliebige Weiſe.

Man kann ſich daher denken, daß die Wahl Mühe koſtete, beſonders da die Toilette eines Bernermädchens da anfängt, wo eine vornehme Dame noch gar nicht daran denkt, beim Hemde nämlich; das Hemd bildet eine der köſtlichſten Zierden. Ich weiß nicht wie Königinnen Hemder tragen; ſelbſt von der Viktoria ihrem, von der ſonſt allerlei in den Zeitungen ſtand, habe ich nie etwas geſehen oder gehört, aber ich bin überzeugt, ſie würde es kaum merken, dem Stoffe nach, wenn man ihr eins von einer Bernerbauerntochter leihen würde, eins nämlich, wo Aermel und Stock vom gleichen Stücke wären, was freilich nicht immer der Fall iſt, wie es bei Wäſchen an den langen Seilen zu ſehen. Es iſt halt in allen irdiſchen Dingen gerne Bſchiß. Aber das bin ich überzeugt, daß manche Hofdame und manch ander adelich Ding gar keine ſolche Hemder hat, und es ungern hätte, wenn man wüßte, wie manches ſie haben und welche. Die Hoffart im Hemde iſt die ſchönſte aller Hoffarten, das reine feine Hemd über dem Herzen ſoll dem Mädchen eine tägliche Predigt ſein, daß es auch rein bleiben müſſe unterm Hemde, denn was da unten werde geſponnen, auch noch ſo fein, das müſſe einmal an die Sonne.

Die Mutter hatte es recht böſe an ſelbem Abend und ward daher rumpelſurrig aus dem ff. Anne Mareili war hell nichts für ſie und keine Jungfrau kam heim, ſie mußte die Sache (den ganzen Haushalt) alleine machen. So Jungfräuleni kommen nicht heim, ſo lange eine Geige geht, ſo lange noch Hoffnung zu einem Schick vorhanden iſt; ſo Jungfräuleni haben ſelten Sinn für ihre Pflicht und chriſtlichen Ernſt im Leibe, ſie haben nichts im Leibe als den Sinn der Mücke, die auch nichts kann als tanzen, und zwar am liebſten um ein Licht, bis die Flügel verbrannt ſind. Dann iſt's mit dem Tanzen aus und ein elend Razen fängt an, das währet bis endlich der Tod kömmt. Was dann aber auch an einem ſolchen Abend, wo ſie alles alleine machen muß, und am Morgen eine andere dafür ausfahren kann, eine Mutter abzerrt, man glaubt es nicht, wenn man es nicht gehört hat. Es kömmt ihrer Umgebung wohl, daß ſie gewöhnlich alle ihre Vorſätze unterm warmen Federnbette verſchläft, ſonſt wahrhaftig es würde geſchehen, daß man an einem ſchönem Morgen ſtatt Hammen und Speckſeiten, lauter Jungfrauen im Kämi könnte hängen ſehen, und ſtatt der Würſte die Geiger.

Anne Mareili konnte lange nicht ſchlafen, es war ihm viel zu heiß in ſeinem Stübchen und wenn der Schlaf kommen wollte, ſo kam die Angſt auch; die hörte dann donnern oder regnen. Anne Mareili fuhr auf, ſteckte die Naſe zum Läufterli aus, huſch! war der Schlaf entflohen. Dann kam er leiſe wieder, drückte leiſe ihm die Aeugelein zu; plötzlich fuhr Anne Mareili auf und ſchrie: Halt, Aetti, Halt, Herr Jeſes, Herr Jeſes, m'r falle, lue doch d's Port! Da ſaß es dann ganz verblüfft im Bette, wenn es merkte, daß kein

Port da war, ſchämte ſich vor ſich ſelbſt, huſchte unter die Decke, der mitleidige Schlaf erbarmte ſich ſeiner wieder, drückte leiſe die Augenlider nieder, ein angenehm Schnarchen ließ liebliche Töne hören. Da plötzlich ein lauter Schrei und bolz gerade ſtand Anne Mareili im Bette und ſchrie: „Häb, Aetti, häb, d'r tuſig Gotteswille, häb, häb, lue der Kobli hät Fecke und wott flüge.“ Das lächerete wohl den Schlaf, aber boshaft iſt er nicht, er iſt der Menſchen mildeſter Freund auf Erden. Alle Abende kömmt er mit Bechern voll ſüßer Labung und ſtärket die Menſchen zu neuem Tagewerk. Wie eine treue Mutter zum dritten und vierten Male anſetzt, einen heilenden Trank dem kranken Kinde einzuflößen, ſo thut auch der Schlaf. Nur wo er weiß, daß einem recht Noth thäte an dem Himmel zu ſinnen Tag und Nacht, weil gar zu weit er noch von der engen Pforte iſt, da kömmt er nicht, da gibt es dem Menſchen Zeit zum Sinnen. Aber gar viele Menſchen verſtehn ihn nicht und ſinnen nur an die Welt, deren eben das Herz voll iſt.

Zum dritten Male kam er zu Anne Mareili wieder, nahm aber dießmal ſüße Bilder mit, ob denen Anne Mareili nicht erſchrak, in die mit ſüßer Wonne es ſich verſenkte; denn lieblich wurden ſeine Mienen, ein Lächeln ſchwebte über ihnen, dem ſüßen Dufte gleich, der aus den Blumen ſteigt. Der ſchönſte Tag brach an, es merkte ihn nicht; goldene Sonnenſtrahlen gwunderten übers holde Mädchen hin, ſie weckten es nicht; ſie glänzten in ſeine Träume hinein, zauberten den ſüßeſten Tag herauf, den es je erlebt. Aber wie die ſchönſten Tage gewöhnlich mit Gedonner enden, ſo fuhr in ſeinen ſchönſten Traum auch die Stimme der Mutter: „Seh, wenn d' doch mit willſt, ſo ſteh auf, das iſt doch aſe kei Manier, im Bette liege bis man fort will und Alles a mih z'lah.“

Da that Anne Mareili einen Satz wie ein Roß in der Schlacht, wenn ihm eine Bombe oder ſonſt etwas auf der

Kopf führt, ſtand mitten im Stübchen, wußte aber lange nicht wo es war, bis es den Tag vor den Fenſtern ſah und die Kleider rings auf Tiſch und Stühlen. „Herr Jeſes, Mutter, hab' ich mich verſchlafen, ſagte es, und doch ſo früh auf wollen. Zürn doch recht nicht, ich bin gleich z'weg."

Mit dem Dorngrütbauer war nicht zu ſpaßen, und wenn einer ein ſtreng Regiment führt, ſo thut er alles eher als warten, das wußte Anne Mareili und hezete ſich z'weg, man wußte nicht wie; aber als es fertig war, rann ihm der helle Schweiß von der Stirne. Es kam ihm wohl, daß ſein Geſicht das ſchwitzen erleiden mochte, was bekanntlich nicht alle Geſichter vermögen, und daß es ſich ſchicken konnte ohne eben zu pfuſchen, was eben wieder gar wenige können. Das letztere iſt eine Eigenſchaft, welche von Jugend auf erlernt werden ſollte, und beſonders von den Meitſcheni; es fehlt aber gewöhnlich der Lehrmeiſter dazu. Ferner kam ihm wohl, daß es den Kaffee brühheiß trinken konnte, was aber eine Unart iſt, welche bekanntlich faſt alle Töchter von ihren Müttern lernen können, denn ſchon war der Vater fertig, nahm die Geiſel und ging, das hieß ſo viel als: ich fahre, wer mit will, kann zuſehen.

Krieg macht fläthig, der Friede läßig. Anne Mareili war getrüllet und hatte daher etwas von einem Soldaten an ſich, der auch z'weg ſein muß und nichts vergeſſen darf, wenn die Trommel geht oder es heißt, der Feind ſei da. Darum trüllet man die Soldaten im Frieden und wenn getrüllet wird, ſo iſt das eben nur Trüllen und nicht Kriegen. Freilich geſchieht oft, daß Trüllen für die Hauptſache angeſehen wird und ein Trüllmeiſter für ein Hauptkerl, beſonders wenn er ſimilorige Epauletten hat und allfällig noch ſchreiben kann, und Kolonne machen, auf dem Papier nämlich, im Kriege iſt dann aber all nichts und z'Trüllen iſt vergeſſen. Hat man doch ſchon oft während dem Trüllen von einem Tag zum andern Tag alles vergeſſen, was man befohlen hat oder was befohlen worden; wie ſollte man dann nicht alles vergeſſen haben, wenn der Krieg kömmt, wirket doch kaum was ſo eigen auf das Gedächtniß, als wenn es blitzt, als wenn es kracht. Und wenn das Hauptquartier mit dem ſchlechteſten Beiſpiel vorangeht, was darf man dann vom gemeinen Soldaten fordern. Die Haupttrüll iſt aber immer die fürs tägliche Leben, wo Vater und Mutter die Trüllmeiſter ſind; die iſt nicht blos gut fürs g'fätterle, die iſt zu allen Dingen nutz; wer aber dieſe Trüll nicht empfangen hat, iſt ein Lädi fürs Leben, ein Meiſterlos, ein Zaaggi; ſoll er laufen, ſo hat er die Strumpfbändel verniſtet, ſoll er ſchießen, ſo hat er kein Pulver, oder hat er gar das Unglück in die Regierig zu kommen, ſo macht er die Weibel unbetänzig, die Schreiber z'Teufels, die Geſchäfte zu einer verhürſchete Strange; dabei wird es ihm am Reden nicht fehlen, von wegen je mehr einer zaagget und hürſchet, deſto mehr redet er gewöhnlich und manchmal ſogar ſchön.

Anne Mareili war gut getrüllet, abſonderlich vom Vater, der für Niemand Nachſicht und Geduld hatte; wer mit ihm fahren wollte, mußte z'weg ſein; war er fertig, ſo ſaß er auf, und ſaß er oben, ſo ſagte er: Hü! und wer nicht fertig war, konnte nachſpringen oder daheim bleiben. Bei ihm hätte noch manches Ding, Frau oder Tochter, das Eilen gelernt und das Springen.

Es war daher fertig, wunderbar ſchnell (o, was die Meitſcheni ſich ſchicken können, wenn's ſein muß nämlich, man glaubt es nicht); es hatte weder das Nastuch vergeſſen, noch die Braſſelet zu den Myten (kurze Aermel für den Vorderarm), welche es freilich erſt auf dem Wege von der Küche zum Wägeli anzog; aber als der Vater abſaß, hatte es ſchon den Fuß auf dem Tritt, und in dieſem Fall war er doch nicht Hungs genug zu ſagen: Hü! er wartete dann bis man wirklich niederſaß. Die Mutter trappete, trotz dem, daß ſie daheim bleiben mußte, nach bis zum Wägeli; ſie hoffte auf ein freundlich Abſchiedswort von ihrem Alten. „Daß ihr mir dann heute fertig werdet mit Werch ziehen, ſagte dieſer, und ſpreitet es dann ſogleich auf dem Moosacker, daß es aber gemacht ſei, wenn ich heim komme. Hü, Kohli,“ und, nachdem er ein Paar Male ausgeſchlagen, zottelte endlich Kohli, taubſüchtig ſeines Weges. „Er iſt u blybt e Wüſte,“ brummte die Mutter und ging zur Küche; aber ob ſie den Kohli meine oder ihren Alten, darüber erklärte ſie ſich nicht näher.

* * *

Dritter Theil.

Ein wunderſchöner Morgen war's, als vom Dorngrüt weg Vater und Tochter fuhren, einem verhängnißvollen Tage entgegen. Hell ſchien die Sonne, kühl war die Luft, in üppiger Mannigfaltigkeit glänzte die in reichem Thane perlende Erde; und nach und nach ward auch der Kohli heiterer und trabte munter von hinnen.

Es hat was eigenes und wirkt auch eigens ein auf unſer Gemüth, unſerem Glück entgegen zu traben in friſchem hellem Morgenwinde. Mancher Fähnrich hat dies erfahren, der in den erſten Morgenſtrahlen mit fröhlichem Trompetenklang ſeiner erſten Heldenthat entgegenritt. Des Feindes Feldmarſchall wollte er zuſammen hauen in Mitte der Armee, wollte der Erſte ſein auf dem Mauerkranze, der Erſte auf der Feuer ſprühenden Batterie, und wie immer enger und enger das Herz ſich zuſammenzog, je näher die Stunde der That anrückte, wird er ebenfalls erfahren haben. Das Gleiche hat mancher Schütze erfahren, der lange von Bechern, Stutzern und Goldbarren geträumt, an ſchönem Morgen dem erſten Schießet entgegenfuhr, in grünem Kleide, im Jubel der Gefährten. Wie er auf den Platz der Ehre kam, da dutterte ihm das Herz, es zwirrte ihm vor den Augen, ſo klein war die Scheibe, ſo weit der Stand! Gerne hätte er das Schießen aufgeſchoben, aber es rennt von dannen die Zeit, dann trinkt man ſich Muth ins Herz, will mit 34ger den Schlotter aus den Armen treiben, und doch zittert der Stutzer in der Hand; ob man den Zweck von oben oder von unten zu nehmen habe, weiß man nicht mehr, und aus dem Stutzer fährt der Schuß, man weiß nicht wie und nicht wohin. Allweg nicht in den Zweck, oft nicht einmal in die Scheibe.

Was eines Mädchens Herz bewegt, wenn es bald, bald, am Ziele iſt, welches es mit ganzer Seele erfaßt hat, kann man ſich denken. Aber wie es ſchlägt, wenn es einer Hölle entronnen und dem Himmel entgegen fährt, bald, bald, ihn erreicht, das kann nur der recht ſich denken, der auch einmal vom Höllenthor weg noch gen Himmel fuhr. Aber je näher man dem Himmel kommt, deſto mehr will es einem ſchwindeln, deſto mehr ängſtigt die Kluft, welche noch zwiſchen uns und dem Geſtade liegt, deſto mehr fällt uns ein, was uns am glücklichen Landen hindern könnte. Wenn der Kornet in die Schlacht reitet, ſo iſt es Gott und er, welche die Sache ausmachen, und ſteht der Schütze im Schießſtand, ſo iſt zwiſchen ſeinem Stutzer und der Scheibe nichts als ein Bitchen Luft. Ehedem kam noch manchmal der Zeiger dazwiſchen, jetzt iſt dem auch abgeholfen. Wie viel ſchwerer hat's ein Mädchen, neben dem ein zwängiſcher Vater ſitzt, mit appartigem Kopf, und das auf G'ſchaui zu einem jungen Burſchen fährt, wo Vater und Mutter und Geſchwiſter ſind, und wahrſcheinlich alle mit appartigen Köpfen, und dieſe Köpfe alle haben etwas zu ſagen, können ſich ſtellen zwiſchen ihns und ſein Ziel!

Der Vater ſprach nicht viel, er dachte ſeinem Ladenhandel nach; die Tochter ſprach in dem Maße noch weniger, als ein Herzhandel das Herz mehr angreift als ein Ladenhandel. Manchmal ſchien der Kobli ſo langſam zu gehen, daß ihm ein „Hü, Hü," nach dem andern auf die Zunge kam, und manchmal ſchien, als kriege derſelbe Flügel, und müſſe es rufen: „O Aetti, Aetti, häb, häb!" Auf einmal hielt der Aetti wirklich ſtill. „Herr Jemer, wo ſy m'r?"

rief Anne Mareili, welches plötzlich die Angſt ankam, ſie ſeien ſchon an Ort und Stelle. „Z'Herrlige,“ ſagte der Vater, gab dem Stallknecht das Leitſeil und ſagte ihm: „ſpann aus und das Roß bleibt über Mittag hier.“ Jetzt wußte Anne Mareili, daß es abſteigen ſolle, und daß Liebiwyl in der Nähe ſein müſſe. Dem Roſſe nach ging der Vater in den Stall und Anne Mareili ſtund zwiſchen Wägeli und Wirthshaus, wußte nicht was machen, und als das Stubenmeitli ihns hineinkommen hieß, ſagte es, es wolle dem Vater warten, es wiſſe nicht, was der im Sinn habe. Der hatte im Sinn hinein zu gehen, wie es ſich erzeigte, und Anne Mareili folgte ihm. Drinnen kannte ihn der Wirth, that erfreut, ihn zu ſehen und frug, was ihn Appartes einmal in ihre Gegend bringe, wo man ihn ſonſt nicht zu ſehen pflege. Der Dorngrütbauer that vertraulich und ſagte, er hätte noch etwas an Holz und Laden nöthig und gedacht, er wolle hier durch kommen, er (der Wirth) könne ihm vielleicht rathen, wo er es am beſten und wohlfeilſten finde. „Mit dem Holz iſt es bös, ſagte dieſer, es geht alles fort, wir können ihm nachſehen und bald unſer eigenes nicht mehr ſägen laſſen. Die Sager ſägen auf den Kauf hin und uns Bauern laſſen ſie warten, bis die Würmer im Holze ſind, und gäb wie wir bitten und fluchen, ſo zäpfeln ſie uns nur aus. Dürre Laden oder Holz ſind rar, öppe hie und da noch ein Bäumchen bei einem Bauer, aber nicht oft, vielleicht hat der Sager im Taubloch noch etwas.“ „Iſt's wyt?“ fragte der Dorngrütbauer. „O nein, keine Viertelſtunde, da z'vorderſt im Graben,“ antwortete der Wirth. „Es iſt mir geſagt worden, der Bauer zu Liebiwyl hätte immer Vorrath,“ ſagte der Dorngrüter. „Das iſt, antwortete der Wirth, der hat immer, aber nicht auf den Kauf hin, nur hie und da gibt er Jemand z'Gefallen. Kennt ihr ihn?“ „Nein, ſagte der Bauer. Sein Sohn wurde an der Brunſt zu Aufbegehrige geprügelt und blieb liegen, unſere

Leute fanden ihn und brachten ihn heim; der hat geſagt, wenn wir etwas mangelten, ſo ſollten wir nur kommen, wenn's der Aetti hätt, ſo müßte m'r's ha. Aber ich weiß, wie das iſt: z'Gfalle geben! Märten darf man nicht, und wenn man einen betrügen kann, ſo ſpart man's nicht." „Habt nicht Kummer, ſagte der Wirth, wenn Euch der Sohn dieß geſagt hat, ſo findet ihr dort, was ihr wollt, und wie nirgends wohlfeil und gut. Sie hätten ſich nicht dafür, wie unkomod es ihnen wäre, nicht zu halten, was der Sohn geſagt. Das ſind noch appartige Leute, wenn alle ſo wären, ſo könnte unſer einer noch ſein in der Welt. Ich nehme ihnen faſt alle Kälber ab, und öppe was billig iſt, nehmen ſie gerne, aber mehr als etwas werth war, mußte ich nie zahlen, und erhielt die Sache recht, und wenn ſie etwas kaufen, ſo zahlen ſie was billig iſt, und plagen einen nicht mit Märten, daß es einem dücht, man möchte ihnen fünf Finger Usg'wicht geben. Oeppe ung'ſorget darf man Schweine von ihnen kaufen auf Gewicht, man wird nie Steinkrätten voll Kirſchenſteine in den Därmen finden. Mit denen iſt noch z'handeln, aber ſonſt iſt mit den Bauern faſt nichts mehr zu machen, ſie glauben bald keinem Wirth mehr etwas. Nüt für ungut z'ha! Es werden die Bauern öppe auch alle Tage witziger, und ſie müſſens, wenn ſie die Haut unter den Ohren behalten wollen, und es ihnen nicht gehen ſoll, wie den Haaſen, die immer rarer werden, je mehr Jäger es gibt." „Sind die Leute reich?" „Ja, antwortete der Wirth, das ſind noch Bauern, wie ehedem geweſen, haben noch Würze, hängen nicht zu oberſt in den Aeſten und müſſen nicht, wie ſo Viele jetzt, wenn ſie drei Dublonen mangeln, um Geld aus, und um Milch, wenn ſie ein Kaffee machen müſſen ung'ſinnet." „Ho, ſagte der Dorngrütbauer, es wird doch dere noch mehr geben, welche einen Tropfen Milch übrig haben und einen Kreuzer Geld, und mügli wär's, daß d'Wirthe euch noch oft froh darüber ſind, wenn ſie Geld bei Bauern finden, oder eine Kuh, und manchmal zwei dings haben können.“ „Es gibt auch beider Gattig, ſagte einlenkend der Wirth, aber wenn ich rathen kann, ſo geht dorthin, reuig werdet ihr nicht werden.“ „Allweg, ſagte der Bauer, will ich zuerſt zur Säge, liegt beides an einem Wege?“ „Nein, ſagte der Wirth, dort bei jenem Haus mit dem rothen Dache gehen ſie von einander, und ihr müßt wieder zurück bis dort, um von der Säge nach Liebiwyl zu kommen.“ Als nun Vater und Tochter zum neuen Dache kamen, ſagte der Vater zu Anne Mareili: „geh du afe, wenn ſie etwa nicht daheim ſind, ſo kann man ſie rufen, damit ich nicht lange warten muß, von wegen, noch heute wollen wir heim und es iſt weit.“ Somit ging er links und ließ Anne Mareili ſtehen. Das wäre gerne in den Boden gekrochen, wenn ein Loch da geweſen wäre, bis der Vater wiederkam, aber da ſtehen durfte es nicht, es mußte rechts, wie ſchwer es ihm auch ward. Was man gewöhnlich ſchüchtern nennt, war Anne Mareili nicht; es wußte, daß es des Dorngrütbauern Tochter war, und konnte Rede ſtehen und an ein Haus klopfen, ohne roth zu werden und dumm zu thun. Aber es gibt eine Schüchternheit, eine innere möchte man ſie nennen, die man nicht ſieht, an die man daher meiſt nicht glauben will. Sie iſt etwas unnennbares, halb Beſcheidenheit, die fürchtet, Jemand zu ſtören, ihm läſtig zu ſein, halb Scheu, ſich ſelbſt mit einer fremden Perſönlichkeit in Berührung zu bringen, ein inneres Widerſtreben, ſich ſelbſt einem fremden Auge zu öffnen, vor fremden Ohren auszuſprechen, was das Herz bewegt, auf der Seele ſich abſpiegelt. Dieſe Schüchternheit trägt mancher Mann zu Grabe, ſie wohnt in manchem Weibe, umſchleiert, als deſſen beſtes Ich; ihr eigentliches Haus aber iſt das Herz der Jungfrau, aber um ſo feſter umſchleiert ſie es, je bedeutſamer der Moment iſt, dem ſie mit Bewußtſein entgegengeht. Anne Mareili, von der Liebe Angſt und Weh gedrängt, hatte Resli in ſein Herz ſchauen laſſen, ſich gegeben, wie es war, ohne viel Umſtände und Komplimente. Es hatte Resli ſo viel als das Leben gerettet; dieſes Bewußtſein war der Schlüſſel zu ſeinem Herzen geweſen. Aber jetzt ſollte es alleine zu einem Hauſe gehen, wo es nie geweſen, ſollte dort anklopfen, mußte vielleicht lange erklären, wer es ſei; was Resli von ihm geſagt, das wußte es nicht, und ob es ihnen recht anſtändig ſei, ebenfalls nicht; was es ſagen ſollte und wie ſich benehmen, wußte es darum auch nicht. Vielleicht konnte es gar ans unrechte Haus gelangen und zum G'ſpött werden, oder Niemand zu Hauſe treffen als einen böſen Hund, ungefähr einen, wie ihren rothen Mutz, was ſollte es dann machen?

So ſchritt es ſchwer und ängſtlich zwiſchen hohen Lebhägen ein enges Gäßchen entlang; da hörte es hinter dem Haag rechts erſt eine Senſe durchs Gras fahren, dann ſagen: „höre du, heute kommen ſie nicht, ſie wären da.“ Darauf ſagte eine andere Stimme, und die kam ihm gar wunderbar bekannt vor: „das iſt nicht geſagt, kommen können ſie immer noch, es iſt weit.“ „Zähl darauf, ſagte wieder die erſte Stimme, ſie kommen nicht, ſie haben dich nur abſchüßelen wollen, um z'Wüſtiſt nicht alles z'machen. Warum hätte dir ſonſt der Alte nahg'lußet (gelauert)? Du biſt d'r Narr im Spiel und z'wette wär, daß ſie geſtern v'rkündet worden.“ „Selb nit, ſagte die andere Stimme, das hätt z'Meitſchi nit tha, und m'r B'ſcheid g'macht.“ „Ah bah, verlaß dich doch auf kein Meitſchi, ſagte die erſte Stimme, wenn's a Rothkopf kömmt, ſo ſind ſie alle gleich, und gäb wie ſie vorher gränne, wenn's heißt, jetzt müſſe es ſein, ſie wollten zum Pfarrer, das Hochzeit anzugeben, ſo hat man noch keiner ein ſauber Fürtuch vorbinden müſſen, ſie hat es noch immer ſelbſt gethan.“ „Nimm nicht alle in einen Klapf, ſagte die andere Stimme, es gibt mancher Gattig Mädchen, ſo wie vieler Gattig Buben, du ließeſt dich auch nicht mit jedem zuſammenzählen. Zähl darauf, meins wäre nicht gegangen und hätte mir B'ſcheid machen laſſen.“ „Es muß dann ein Appartes ſein, lautete die Antwort. Wie iſt's eins? es nähmte mich doch Wunder, es zu ſehen.“ „Ich kann es dir ſo recht nicht ſagen, wurde geantwortet, du mußt warten, bis du es ſiehſt, und dann wird es dir ſicherlich gefallen. Es iſt groß, faſt wie die Mutter und doch kein Bohnenſtecken, hat eine ſchöne Haut, ſufer, nit kühroth, aber auch nicht wie ein ausgewaſchener Fürfuß, läng Züpfe, dunkle Augen und b'ſungerbar ſchöne Zähne; wenn es den Mund aufthut, ſo dücht's einem, man ſehe das Gätterli zum Paradies, und noch ganz funkelnagelneu, und b'ſunderbar fründlig cha's de dry luege, daß es eim dücht, es ſchmelz alles i eim. Sonſt g'wönli macht es ein ernſthaft Geſicht, faſt wie wenn es einem etwas befehlen wollte, und Häng het's, man ſieht ihnen z'Werche an und z'Wäſche, wie's ame Meitſchi wohl aſteyt.“ „Und taubs (zornig) haſt du es auch ſchon geſehen?“ wurde gefragt. „Taubs habe ich es zu Aufbegehrige gemacht, aber wie ich es erkannte, war es wieder verſchwunden.“ „So nimm dich in Acht und ſpring nicht ſo z'ſämefüßlige hinein, ſagte die erſte Stimme, ich für meinen Theil heirathe kein Mädchen, wenn ich es nicht taubs geſehen, ſo taubs, als es nur immer werden könnte. Und wenn ich nicht ang'fähr dazu käme, ſo ließe ich nicht nach, bis ich es ſelbſt ſo taubs gemacht hätte, daß es eim düchti, es möchte einen ung'ſchabt freſſe.“ „Warum das? wurde gefragt, du biſt immer der ſeltſam Chriſtell.“ „Ja lue, ſagte derſelbe, ich will wiſſen, wie ſie drein ſehen und was ſie thun, wenn ſie taub ſind und warum ſie es werden. Ich will dir etwas ſagen, es weiß es kein Menſch noch. Einmal hatte ich auch im Sinne zu heirathen, das war ein Meitſchi, wie aus Seide und Sammet gemacht, und ordlich wie ein Lebkuchen, von dem hätte man glauben ſollen, es könnte kein Wäſſerchen trüben, keine anderen Augen machen als ſüße und nie anders reden, als wie durch ein Pfeiffenröhrchen. Es het mih dücht, es ſchryß mih e ganze Tag bi de Haare, bis am Abend, daß ich bei ihm war. Da kam ich einmal an einen Ort, wo getanzt wurde; es war noch nicht da, ich wartete, es kam nicht; aus Langerweile nahm ich ein Meitſchi, hatte drei mit ihm und zahlte darauf ihm eine Halbe. Während wir ſie tranken, kam mein Mädchen herein, ob es draußen mir aufgepaßt, weiß ich nicht. Aber Augen machte es mir, daß es mir ſchien, es ſtrecke ſie armlang zum Kopf aus und jedes hätte fünf Krallen wie ein Lämmergier. Mit mir wollte es nichts zu thun haben, ſchoß im Saal herum wie ein Wespi an einem Fenſter, zahlte mir z'Troß ihrer Jungfrau Wein und Eſſen, ſchoß dann heim, wie b'ſeſſen. Ich auf und nach, nicht weit von ihrem Hauſe holte ich es ein, unterzog mich, wollte beſtens mich verſprechen, aber wohl, ich erfuhr, was ein ertaubet Meitſchi kann. Es machte mir ein noch zehnmal ärger Geſicht als vorhin, die Naſe that ſich auf, die Augen wurden wie Pflugsrädli, und aus dem weitgeöffneten Munde fuhr eine Stimme, ſo dick wie ein Weberbaum, und ſagte mir ſo wüſt, wie ich mein Lebtag es nie gehört. Schyßhung war das Manirlichſte. Als ich das Mädchen ſo ſah, ſo ungattlig thun, und Augen machen, ärger als ein ertaubeter Stier, und reden wie ein halbvoller Welſch, da entfiel es mir plötzlich, ſtatt der Liebe hatte ich ein Abſchüchen. Lieber e taubi Katz als ſo eine, dachte ich, machte mich davon, ſo ſtreng ich konnte, und die Angſt, es ſei hinter mir und begehre mein, verließ mich nicht bis ich daheim im Bette lag. Da war mir, als hätte mich Jemand aus dem Waſſer gezogen, oder als wäre ein ſchwer, Fuhrwerk über mich gegangen und unerwartet erwache ich, ſtatt todt, unverſehrt, und ich that einen theuern Eid, nie mehr zu heirathen, oder wenigſtens nicht, bis ich das Mädchen ſo taub als möglich gemacht und erfahren, ob was es ertaube und wie? Da tätſchelt man die Mädchen nur, däſelet ihnen, und wenn ſie im Geringſten die Miene verziehen, ſo fragt man hundertmal: „was heſt, was heſt?“ und macht den

Kratzfuß um ſie, wie ein Hund um heiße Milch. Wenn eine ſchon wollte, ſie könnte nicht wüſt thun, und ſo geht es, bis man ſie hat. Nun meint man, man habe ſie und z'Fangen ſei nicht mehr nöthig, geht grad ane, und wie man ſo grad ane thut, thut das Mädchen auch, wie es gewohnt iſt, läßt ſein Hörnlein hervor, von wegen, es braucht ſich vor Niemand in Acht zu nehmen. Wenn nun jedes ſo auf einmal ganz natürlich thut, fallt jedes aus den Wolken und Niemand mehr zertheilt die Wetter mit Däſelen hinten und vornen, das Heulen geht an und das Zähneklappern und jedes klagt, es ſei b'ſchiſſe worden. Das Weib klagt, der Mann thäte nicht nach Schuldigkeit flattiren und tätſcheln, der Mann ſchüttelt ſich und ſagt: es grus ihm, ſo was hätte er nie erlebt, es werde ihm faſt g'ſchmuecht (ohnmächtig). So, Bruder, geht's, und wenn ich geheirathet geweſen wäre, als ich das Geſicht geſehen, und nicht noch ledig, es wäre mir nicht nur faſt, ſondern ganz g'ſchmuecht geworden; ſo aber lief ich davon, ward geſcheidt, und dankte Gott. Darum, Bruder, nimm dich in Acht, Wunder nähmte es mich, ob dein Meitſchi auch noch ſo lieblich bliebe, wenn es ſo recht taubs wäre, aus dem ſſ." So redend trug Chriſteli eine Gablete Klee auf den Wagen, blieb aber ſtehen wie eingewurzelt. In grünem Haſellaube ſah er ein Mädchengeſicht, deſſen funkelnd Augenpaar ſtarr auf ihn gerichtet war. „Was dücht dich, was mache ich für ein Geſicht?" frug das Mädchen, als es ſich entdeckt ſah, und ſchalkhaft ſpielte über das Geſicht ein Lächeln, Chriſteli aber ſtand da wie Butter an der Sonne und wäre, weiß kein Menſch wie lange, da geſtanden, wenn nicht Resli, ſobald er die Stimme hörte, herbeigekommen und im grünen Haag ſein Meitſchi entdeckt hätte. Als daſſelbe von ſich reden hörte, konnte es begreiflich nicht mehr weiters, es wollte eigentlich nicht horchen, ſondern ſich nur zeigen, aber es ſcheute ſich, Chriſteli zu unterbrechen, und ſo ſtund es ſtille da, bis Chriſteli es erblickte. Als Resli freudig es anredete: „Bis Gottwilche, das iſt bravs, ih ha afe zwyflet," da ſah man nichts mehr von der Ernſthaftigkeit, in welcher Chriſteli das Meitſchi anfänglich erblickt, es machte ein gar freundlich Mineli und ſagte: „trauiſt de Niemere? Was me v'rſpricht, das haltet me de notti. D'r Aetti het welle, daß ih mit chöm, er iſt afe alte u fahrt nit gern alleini." Nun kam auch Chriſteli herbei, gab die Hand, hieß ihns Gottwilche und ſagte, es werde doch nicht für ungut haben, was er da geſtürmt, er ſage manchmal etwas für die Langeweil, deſſen müſſe man ſich nicht achten. Aber er hulf, ſie wollten heim, die Leute könnten ſonſt meinen, ſie ſeien ſturm und redeten mit den Haſelſtauden.

Von dieſer Seite her kam man zum Hauſe, ohne andere Häuſer zu berühren, es lag in weitem Baumgarten, rundum ein geräumiger Platz, aber nirgends ein verzattert Stück Holz, nirgend herumliegend Stroh, alles wie an einem Feſttage, freundliche Blumen in den Fenſtern, auf der breiten Terraſſe ſonnete ſich ein alter Hund, der ohne Bellen, aber freundlich wedelnd, ihnen entgegen kam. Der Vater ſchneſelte im Holzſchopf, die Mutter putzte Saamen, und Anneliſi fegte das Milchgeſchirr beim Brunnen. Von dort ſah es Anne Mareili zuerſt hinter dem Kleewägeli mit Resli gehen, ließ das Melchterli fahren, ſchoß zur Nebenthüre hinein, zur vordern hinaus, rief der Mutter zu: „ſie kommt, ſie kommt!" und buſch wieder hinein und davon und hörte nicht mehr, wie die Mutter ſagte: „du thuſt doch wieder dumm, und weißt, wie ich das uhöflig Weſe ſo ungern habe. Was wird ſie denken!" Deſto freundlicher ging die ſtattliche Frau Anne Mareili entgegen, hieß es in Gott willkommen und ſagte, wie ſie blanget hätte, es zu ſehen und wie es ſie freue, wenn es ihm hier gefalle, daß es für immer bei ihnen bleiben möge. Aber es ſolle hinein kommen, drinnen Bericht geben, wo es den Vater hätte. Schon unter der Thüre erſchien

Anneliſi wieder, aber mit einem Halstüchli um die Ohren, einem ſaubern Fürtuch, und vor lauter Luegen vergaß es faſt den Willkomm. Aber was iſt einem Meitſchi bei neuer Begegnung wohl wichtiger, als zu ergründen, was die Kommende für ein Geſicht hat, und was ſie anhat vom Kopf bis zu den Füßen? Bis es weiß, wie ihr Gloſchli verbändelt iſt, ob roth oder ſchwarz oder gar blau, hat es keine Ruhe. Wie freundlich zwei Mädchen ſich auch begegnen, wie willkommen ſie ſich auch heißen, ſie betrachten einander doch wie zwei Schwinger, die ſich auch die Hände geben, ehe ſie einander faſſen zum Niederwerfen. Nun iſt ein Glück dabei, daß bei ſolchem Meſſen gewöhnlich jedes Mädchen denkt: „Nein, Gottlob, ſo hübſch wie die, bin ich doch denn nadiſch auch, es iſt ſi doch d'r Werth, es ſelligs G'heye (Lärm) z'mache! Aber es ſelligs Göller oder e ſelligi Kittelbruſt muß ich auch haben, ih lah nit lugg, bis ich eine habe, u de no e ſchöneri.“ Ob dieſe beiden Mädchen auch ſo dachten, ſagten ſie nicht, aber wahrſcheinlich, denn ſie wurden noch freundlicher gegen einander, als ſie ſich recht betrachtet hatten, natürlich deßwegen, weil jede ſich ſelbſt doch noch beſſer gefiel als die andere. Jede hatte auch recht, es kam nur darauf an, von welchem Standpunkt man ausging und welchen Geſichtspunkt man ins Auge faßte. Ging man von einem vornehmen Standpunkt aus, ſo war Anne Mareili ſchöner, ſchlanker, und von regelmäßigern Zügen; faßte man das Weſen ins Auge mit mehr bürgerlichem Auge, ſo war Anneliſi beweglicher, luſtiger, von geiſtiger und leiblicher Friſche, welche eben gern in einem rundlichten Weſen wohnt, und welche man eben nicht für vornehm hält.

Die blanke Küche, die ſchöne, helle, große Stube, fielen Anne Mareili auf, ſo hatten ſie es nicht daheim, und als es unter der Küchenthüre noch nach außen ſah, in den ſchönen Garten, über Matten und Felder weg, in deren Mitte ſo frei und ſtattlich das blanke Haus ſtand, ſo mußte es bekennen, daß es einen ſchönern Bauernſitz noch nie geſehen, und mächtig bewegte ſein Herz der Gedanke, was es heiße, hier Bäuerin ſein zu können! Und doch fühlte es ſich gedrückt, unwohl, und eine Art Beklemmung nahm immer zu, faſt wie gewiſſe Leute des Morgens ſie empfinden, wenn es Abends ein Gewitter geben will. Alles war ſo freundlich gegen ihns, alles gefiel ihm ſo wohl, man ſtellte ihm, gäb wie es ſich wehrte, den beſten Kaffee auf, wie ſie ihn daheim nie hatten, Käs und weißes Brod, und alle nahmen ſich Zeit, bei ihm zu ſein, und keinem Geſicht ſah man Aerger an, daß man ſo für nichts und wieder nichts, ume ſo wege me ne Meitſchi, einen heiligen Werktag verſäumen müſſe. Es fühlte, daß da ein viel manierlicher Weſen ſei als bei ihnen, ſo eine Art von Hausſitte und Anſtand, welche man im Welſche hinger nicht lernt, welche zuſammengeſetzt iſt aus Gutmüthigkeit und gegenſeitiger Achtung, welche zur andern Natur geworden, und welche Kinder gegen Eltern üben und Eltern gegen Kinder, und wenn ſie alleine ſind und vor fremden Leuten. Es müſſen nämlich auch die Eltern ihre Kinder achten, wenn ſie deren Liebe und Achtung bewahren, und wenn ſie wollen, daß ihre Kinder achtungswerth werden und bleiben ſollen, müſſen ſie namentlich vor fremden Leuten mit Achtung behandeln. Nun aber findet man in manchem Hauſe die Sitte, daß entweder ein Glied der Familie, Mann oder Weib, den Leuten zeigen will, wer Meiſter ſei und wer zu befehlen habe oder daß jedes, Groß und Klein, zeigen will, daß man auch etwas ſei, ſich nicht untern thun laſſe u. ſ. w. Dieß führt zu den widerwärtigſten Auftritten, und wirkt das Gegentheil von dem, was man bezweckt, man macht ſich, ſtatt groß, recht klein damit, und wie man ſich gegenſeitig nicht achtet, ſtreift man ſich auch die Achtung anderer ab. So war es bei ihnen. Der Vater meinte, er müſſe allen Leuten zeigen, wie er die Seinen muſtern könne. Die Brüder thaten es ihm nach, man wehrte ſich, ſo gut man konnte; man that nicht manierlich zuſammen. Anne Mareili fühlte die Ueberlegenheit in ſolcher Sitte, und wenn der Vater komme, ſo werde es ſich erſt recht ſchämen müſſen, dachte es. Ein Inwendiges ſpiegelt ſich auswendig oft gar ſeltſam ab. Demuth erſcheint wie Hochmuth, ein gedrücktes Weſen wie Nichtachtung und Unfreundlichkeit. Je mehr Anne Mareili das Unbehagen fühlte, welches aus dem Bewußtſein dieſer Ueberlegenheit entſprang, um ſo weniger ward es deſſen Meiſter, um ſo dunkler ward die Wolke, die es überſchattete. Resli ſah das wohl, war auf Dornen, wußte aber nicht, woran es lag, gab ſich die größte Mühe, Anne Mareili im ſchönſten Lichte zu zeigen, und je mehr er ſich mühte, deſto dunkler ward es auf Anne Mareilis Geſicht. Man weiß, wie jeder es hat, der Jemand Geliebtes vor Leute ſtellt; man möchte, daß ſie thäten wie nie ſonſt, ſo ſchön und manierlich, damit man Lob bekomme und Ehre von ihnen. Wie manche Mutter hat nicht ihr Kind unter Geheul und Zetergeſchrei aus einem Zimmer getragen in halber Verzweiflung! Sie hatte mit dem Kind Puff machen wollen, und je mehr ſie das wollte, deſto weniger wollte das Kind, deſto mehr that es das Gegentheil, und das Ende war, daß der Zorn die Mutter faſt verſprengt, das Brüllen aber das Kind.

Das iſt aber noch gar nichts gegen einen Liebhaber, deſſen Mädchen zum erſten Male zu ſeinen Eltern kömmt; der möchte, daß ſein Mädchen thäte, wie die leibhaftige Liebenswürdigkeit und daß ſeine Eltern mit dem Mädchen thäten, wie mit einem leibhaftigen Engel, der grad Wegs vom Himmel gekommen. Er hat Angſt nach beiden Seiten hin, ſieht mit einem Auge auf das Mädchen, mit dem andern auf die Eltern; bald meint er, es fehle hier, da will er hier nachhelfen, dann ſcheint's ihm dort zu hinken, er will dort nachhelfen, kommt dabei in eine Art Fieber, wird ſelbſt am unliebenswürdigſten, macht kehrum alle taub, und am

Ende gehts ihm wie einem ungeduldigen Weber mit einer verhürſcheten Strange ſchlechten Garns. So ging es freilich Resli nicht, dazu war er eben zu adelich, aber faſt Blut ſchwitzte er doch. Sein Meitſchi war ſo ſeltſam, ſo ſchweigſam, faſt pumpelrurrig, daß er es kaum mehr kannte, fürchtete, man hätte irgendwo gefehlt, oder Chriſteli's Rede rüche auf (Geruch von ſich geben, nachdem es verſchluckt iſt). Er ward um ſo freundlicher; Anne Mareili merkte es wohl, aber es machte ihm die Wirkung, als ob Jemand den Hals ihm zuſammen ſchnüre, es konnte faſt keinen Laut mehr von ſich geben. Es iſt kurios mit Kindernaturen, alſo auch mit weiblichen (je beſſer dieſe ſind, deſto mehr ähneln ſie den erſtern); der Widerſpruch ſcheint ihnen recht eigentlich im Fleiſche zu ſitzen, und zwar z'vorderſt, in allen Fingerſpitzen, es wird wahrſcheinlich die Erbſünde ſein, die natürlich um ſo klarer hervorſcheint, je durchſichtiger die Haut noch iſt. Wenn ſo ein altes Leder von Profeſſor, das in Foliantenſtaub ergrauet iſt, oder ſo ein Luder von Schlingel, das auf allen jüdiſchen und chriſtlichen Miſthaufen ſich dick gewälzt, ſie leugnet, ſo nimmt es einem nicht Wunder, es iſt ganz natürlich, ſintemalen Luder und Profeſſor vor lauter auswendigem Staub und D... den inwendigen nicht mehr ahnen, geſchweige ſehen, ſondern der ſüßen Hoffnung leben, unter der Haut wenigſtens ſei es ſauber. Eine Kokette, ein Weibel, ein unbedeutendes Staatshaupt fühlen ſie, wiſſen ſie aber zu vertuſchen, drängen ſie nach unten, nach hinten; aufwärts aber und vorwärts fechten ſie mit Lächeln und Nicken. Aber, wie geſagt, gute Kinder, die artig ſein ſollen, und liebe Mädchen, welche man liebenswürdig möchte, denen ſieht man ſie am meiſten an, die können ſie am wenigſten überwinden, merken es wohl, wenigſtens die Letztern, möchten ſich darüber die Finger abbeißen, wenigſtens die Nägel, und während ſie am Werweiſen, wie ſie überwinden ſollen, ſind, machen ſie dazu Geſichter, als wenn ſie bereits am Schlucken der Finger wären. Ganz beſonders aber kömmt ſie jungen Weibchen an, an denen man, ſo lange ſie Bräute waren, blind geweſen iſt, d. h. ſie kömmt ſie nicht erſt an, ſondern man merkt ſie erſt, wenn aus der Braut ein Weibchen geworden. Kurios! Da, liebe Leute, gilt's klug ſein, nicht mit dem Holzſchlägel laufen wollen, da muß man ſüferli thun mit Däſelen, ſachte fortfahren, aber nicht unerchant, und luegen dazu, und nur ſo zuweilen mit dem naſſen Finger ganz leiſe und ſüfterli ein Brämi abmachen. Mit ſolcher junger Weiber Liebenswürdigkeit oder Erbſünde (iſt faſt ein Thun) iſt's ungefähr wie mit einem Bienenſtock, der ſchwärmen will, wehren kann man ihm nicht, aber reiſen (weiſen) kann man ihn mit ſüferli Thun, das aber verſteht gewöhnlich nur, wer ſchon mehr dabei geweſen iſt. Das war Resli nie, darum vermochte er Anne Mareili's Gemüth nicht zu reiſen, gäb wie er anwendete, und ihm Gelegenheit zu geben meinte, ſich zu zeigen in der Holdſeligkeit, welche Resli an ihm gerühmt hatte. Die Ankunft des Vaters machte eine Unterbrechung, erleichterte aber Anne Mareili nicht. Es nahm Aergerniß am Vater und hatte die größte Mühe, dieſes nicht auszuſprechen. Obgleich es ſelbſt nicht recht wußte, wie thun, ſo düchte es ihns doch, es ſolle den Vater b'richten, was anſtändig ſei und was er reden ſolle und was nicht, und wenn Resli auf Dornen ſaß, ſo ſaß dagegen Anne Mareili auf glühenden Kohlen. Dem Vater dagegen war es recht behaglich, er aß und trank, und weil er es umſonſt hatte, noch zweimal ſo viel als gewöhnlich, er kaufte Laden, und weil er ſie weit unter dem Preiſe erhielt, zweimal ſo viel, als er brauchte, und weil er Großmuth am Brett ſah, ſo hätte er dem Liebiwylbauer Roß- und Kuhſtall ausgekauft ums halbe Geld, wenn der nicht, klug genug, geſagt hätte, wegem nahen Säet mangle er Zug und wegen den vielen Leuten Milch, ſo daß er weder Kuh noch Roß entmangeln könne. Darum machte der Dorngrütbauer ſich hinter eine Staatskalbete, und da dieſe weder Milch gab noch Zug, ſintemal eine Staatskalbete einſtweilen zu nichts anderem taugt, als zum Freſſen und Anſehen, ſo galt hier die Ausrede nicht; wenigſtens drei Dublonen zu wohlfeil kriegte er ſie. Dieß merkten alle, aber Niemand verzog dabei ein Geſicht, als der Dorngrütbauer ſelbſt, den lächerte es v'rflümeret heimlich, und er dachte, es ſei doch noch immer ſo, daß wer uv'rſchant thue, deſt bas ſei.

Anne Mareili war bei dieſen Staatsaktionen nicht, es beſah derweilen mit Anneliſi die Pflanzplätze. Als es beim Heimfahren ſich nicht enthalten konnte, dem Vater zu ſagen, es müſſe ſich fry ſchämen, wie er die Sache bekommen hätte, ſo erhielt es zur Antwort: „So ſchäme dich, es koſtet nichts. Aber wennd' nit es Babi biſt, ſo laß dir geſagt ſein, daß man die Birnen ſchütteln muß, wenn ſie fallen wollen." So ging der Morgen um und in die Stube mußten ſie wieder, wo ein Mittageſſen z'weg ſtand, wie im Dorngrüt noch keines auf den Tiſch gekommen, ſo nett und appetitlich, und nicht blos ſo grad ane Schnitz und Tellerete voll Fleiſch, ſchwynigs und g'räuchts, ſondern da war Voreſſen, es kam ſogar Bratis, und war doch nicht Kindbetti, und das ging neue alles ſo g'ſchlecket, daß es Anne Mareili fry recht dudderte, wenn es dachte, wie ſie hier gewohnt ſeien, und wie es ſich nicht zu helfen wüßte, wenn d'Sach an ihm wäre. Das müßten aſe Sache in dem Hauſe ſein, für ſo aufzuwarten, dachte es, und nebenbei mußte es Aerger verwerchen über den Vater, der wiederum aß, als wenn er heute noch nichts gehabt hätte. Je mehr der Vater aß, deſto weniger brachte die Tochter hinunter, ſo daß es die guten Leute recht g'mühte, und ſie vielfach ſich entſchuldigten, daß ſie ſo ſchlechtlig aufwarteten, wenn ſie gewußt hätten, daß ſie kämen, ſo hätten ſie ſich beſſer verſehen, ein ander Mal wollten ſie öppe luegen, daß ſie es beſſer breichten (träfen). Das machte Anne Mareili noch verlegener, zog ihm den

Hals zu, es mäulete (im Munde herumwälzen) immer mehr und gäbelte auf dem Teller herum, als wenn es mit bloßen Fingern in Neſſeln heuete. Es g'mühte die Mutter recht, und als Resli einmal in der Küche an ihr vorüberging, konnte ſie ſich nicht enthalten, ihn zu fragen, wo ſie wohl gefehlt hätte, daß das Meitſchi ſo ſtills ſei und nichts eſſe, ſo werde es doch nicht immer ſein? „Nein, ſagte Resli, es iſt ſonſt fründlich und g'ſpräch, daß man gefehlt, wüßte ich nicht, es wird öppe z'Fahre nicht mögen erleiden und Kopfweh haben, wies am Wybervolch mängiſt git." So entſchuldigte Resli, aber wohl war ihm doch nicht dabei.

Von der Hauptſache war über dem Eſſen nicht die Rede; erſt als Niemand mehr eſſen mochte, der Wein gebracht wurde, und billig gelobt war, denn es war nicht Kuttlenrugger von Erlach oder Biel, frug Chriſten, nachdem ihm Aenneli bereits mehrere Winke gegeben hatte: „Und, wie hey m'r's wege dieſem, wes euch recht wär, üs wär's gar aſtändig. Wir alte afe u wüſſe nit, wie lang m'r's no mache, u da wär ihs denn d'ra g'lege, we m'r wüßte, wem wir die Sache hinterließen. Wir haben es Ueſem (dem Sohn) ſchon lange geſagt, er ſöll wybe, aber es het neh neue kes Meitſchi chönne andräye, bis er euers geſehen hat, an dem hanget er jetzt gruſam; z'Meitſchi hätt auch nichts darwider, meint er, und wenn's euch recht wär, ſo hulfen wir eine Hochzeit machen. Oppe apparti rühmen will ich nicht, ſagte Chriſten, aber ich denke, wenn ſie zuſammenkommen, und ume e kly zur Sach luegen, ſo werden ſie öppe ihr Lebenlang mehr als genug haben." Aenneli wiſchte ſich die Augen, Chriſteli war hinaus gegangen, als der Vater begann, Anneliſi auch, Resli und Anne Mareili ſchwiegen; der Dorngrütbauer verſorgete noch ein anſehnlich Stück Schinken und ſprach endlich: wege deſſi ſei er eigentlich nicht hierher gekommen, und wenn er gewußt, daß es ſövli Ernſt ſei, ſo hätte er vielleicht Laden Laden ſein laſſen. Apparti hätte er nichts gegen ſie, wegen der Fürnehmi wolle er ihnen nichts vorhalten, es könne nicht e Niedere d'r fürnehmſt ſy, und wegen Reichthum chönnt me luege. Aber wohl weit ſei es ihm abhanden, und ſo wiſſe man nicht, wie es einem King gehe, und dara ſöll's doch ame ne Vater am meiſte g'lege ſy. Mi chönnt's ſchindte, mi vernähmt's nit bis es z'ſpät wär. Und er müſſe ſagen, da ſei er am chutzlichſte (kitzlichſten), er möge viel erleiden, aber daß man einem ſeiner Kinder böſes thue, das mög er nicht erleiden, da wär er im Stande, z'Wüſteſt z'mache. (Anne Mareili machte ganz bedenkliche Augen, es ſchwieg wohl, aber in den Augen ſtand geſchrieben: „o Aetti, wie lügſt!") Er wiſſe wohl, daß man mit dem Meitſchene nicht viel machen könne und man ſie dafür hätte, um ſie z'v'rmanne; aber dafür ſei man da, um zu ſehen, wie? Wenn er Anne Marei dem erſten beſten Schlabi hätte geben wollen, ſo könnte daſſelbe ſchon Großmutter ſein. Nun that auch Aenneli eine Rede dar und meinte, das hätten ſie ihm z'danken, daß er ſövli für d'King lueg, aber er ſolle auch denken, daß der liebe Gott ſein Kind eben für ihren Resli habe aufſparen wollen. Kummer, daß es ihm nicht gut gehe, ſolle er nicht haben. Er ſolle fragen, bös Lob hätten ſie nicht, und vor Gott und Menſchen hätte es ſchon manchmal verſprochen, eine böſe Schwiegermutter wolle es nicht ſein, ein Sühniswyb müſſe es, wenn es nur e chly gattlig thue, bei ihm haben, wie es daheim nie beſſer gehabt. Deretwegen könnte er ſein Kind ungeſorget ziehen laſſen. Von wegen dem lieben Gott, ſagte der Bauer, möge er nicht viel hören, wenn er gewollt, ſo hätte der nicht viel dazu zu ſagen gehabt. Er wolle der Sach nicht ab ſein, dahin und daweg, aber wie man bette ſo liege man. Z'Meitſchi ſei ihm apparti nicht v'rleidet daheim, Zeit wär's aſe mit ihm, aber daneben hätte er noch immer z'eſſe und z'werche für ihns. Er wolle loſe, was ſie im Sinn hätten zu thun, wenn es etwas aus der Sache gebe.

„Das, ſagte Chriſten, verſteht ſich von ſelbſt, Nesli iſt d'r Jüngſt, u nimmt d'r Hof öppe ume ne Billigs u git de angere uſe, was öppe recht iſt.“ „Es iſt mit dem gar es Ung'wüſſes, ſagte der Bauer, es kömmt immer darauf an, wer dahinter kömmt, es geht aſe unerchant, die Buben ſollen mehr herausgeben als ihnen bleibt. So gehts nicht gut, d'Bauern will man z'Bode mache, d'Häftlikrämer und d'Schryber ſöllen obenauf, das iſt ſchon lange z'weg korbet. Z'Beſt iſt, man laſſe die Sache machen bei Lebzeiten, dann hat man es in der Hand und kann machen, wie es einem gefällt und wenn's einmal abgetreten iſt, ſo iſt es abgetreten, es wird dann öppe Niemand mehr viel daran machen können.“ Das hätte ſich hier nicht nöthig, ſagte Chriſten, und gebe nur unnöthige Koſten. Wie recht, komme der Hof dem Jüngſten zu, Niemand hätte etwas darwider, und z'viel zu geben, werde ihm kein Menſch zumuthen. Es ſei Landsbrauch, daß die Höfe beiſammenblieben, und ſo müſſe es auch ſein. Wenn man die Höfe vertheilen wollte, ſo wäre z'Buren us und alles ginge z'Grund. Man könnte keinen Zug mehr haben, hätte auf die magern Büggel (Hügel) keinen Aufzug (Gras aus Matten, die man nicht zu düngen braucht) mehr, die Heimeth (Güter) würden ermagern und die Leute dazu. Alles wollte nur am Land hängen, und wie es mit den kleinen Heimethen gehe, ſehe man gut. Sie vermöchten weder ſich noch ihre Beſitzer zu erhalten; die Meiſten, welche nicht Geld außerhalb des Hages zu nehmen wüßten, gingen ja auf ſolchen Kühheimethlene zu Grunde. Unſer Amtsrichter hat erſt letzthin b'richtet, es ſei ein Land, man ſage ihm Irland, dort gehe es ſtrub und mehr als die Halben ſtürben Hungers und das komme alles von der Vertheilung des Landes, wo eine Haushaltung nur ſo viel hätte, und zwar nur pachtsweiſe, daß ſie dabei in guten Jahren weder recht leben noch recht ſterben könnten, ſondern ſo zwiſchen inne blampeten, wie der Kalle in der Glocke; in ſchlechten Jahren aber Hungers ſterben müßten, wie im Herbſte die Fliegen. Nein, ſo iſt es bei uns Gottlob nicht, da bleibt das Land noch beieinander, daß es ſich und eine rechte Familie ernähren kann. Und wo öppe rechte Kinder ſind, da gibt es beim Theilen nicht Streit und Keins begehrt zu viel heraus. Es weiß öppe Jedes, was ſo auf einem Hof alles auszurichten iſt und Keins begehrte den Ort, wo es daheim geweſen, zu zerſtören, ſondern jedes hat Freude daran, wenn es ein rechter Bauernort bleibt, wie von Altersher, und öppe auch in der Familie, daß ihn der Jüngſte nicht zu verkaufen braucht. So lang eins lebt, weiß es öppe wo es daheim iſt, und daß, es mag ihm geben was will, es dort immer ein Heim findet, und nicht gleich auf die Gemeinde muß, man würd ſich öppe ſchämen. Nur was es heißt, alles auszurichten, was Vater und Mutter z'G'vatter ſtange ſy, bis alles öppe g'hürathet het, het e Naſe! Ja, wenn öpper us d'r Familie z'G'vatter g'ſtange iſt, ſo laht ſi alles geng gegem Hof zu u meint, er ſyg halb da daheim, wenn ſcho Götti oder Gotte nimme lebe oder wyt da dänne g'hürathet hey. Daran ſinnet öppe es nieders rechts King u bigehrt, daß d'r Jüngſt öppe v'rmah z'ſy. U wenn Vater und Mutter ſterbe, ſo iſt d'r Jüngſt geng d'r Jüngſt, und wenn der Hof nit zu ihm luegti, ſo luegti an manchem Orte Niemere zu ihm, denn einen Hof kann man ihm doch nicht ſo liederlig verliederlige. Es wüßt kei Mönſch wie's ging, we ſo jungi Bübli ume Geld hätte, wo Niemere zu neh meh luegt, wo me ume zu dene luegt, wo könne ſtimme a ne re Wahlverſammlig oder gar am Große Rath."

„Ja, ja, ſagte der Dorngrütbauer, ſelb wär gut wes geng ſo wär, aber mi weiß ni, was d'Lüt öppe achunt, oder was neh g'ſeit wird, darum iſt's immer gut, we me d'rvor iſt. Und da dücht es mih, ihr ſolltet den Hof dem Jüngſten verkaufen, daß er dabei ſein kann. Was iſt er werth?" Chriſten ſagte: „Apparti g'ſchatziget habe ich ihn nicht, aber mein Vater ſelig hat immer geſagt, unter Brüdern ſei er ſechszigtauſend Pfund werth. Seither habe ich dazu gekauft, und das Land het thüret, es wüßt kein Menſch, wie hoch er an einer Steigerung käme, b'ſungerbar wenn er ſtuckweiſe ausgerufen würde."

So um zweiunddreißig oder dreißigtauſend Pfund könntet ihr ihn alſo abtreten, ſagte der Dorngrüter, der Bub kriegte immer noch Schulden, und hätte zu thun genug, von wegen, öppe uſe gäh thue ich nicht, es ſchickt mir ſich nicht, ich ſtümple nicht gerne, ſie können dann einmal alles zuſammen nehmen, es gibt nur um ſo beſſer aus." Chriſten ſagte: „die Schulden werden ihm nicht viel thun, Gülte ſind auch da, und d'B'ſatzig iſt groß, Schiff und G'ſchirr wird er öppe nit viel bruche lah z'mache, u d'r Wald ma o öppes erlyde, we's ſy muß. Es iſt de öppe nit, daß ih alles niederg'macht u nit a d'King däicht ha, wie's öppe a mängem Ort g'ſcheh iſt." „Deſt beſſer, ſagte der Bauer, und wenn Gülti ſy, ſo dücht mih, es wäre auch da etwas zu machen. Oeppe z'Kumligſte könnte man abkündte, s'Geld könnte der Bub nehmen und zahlen damit. Es wüßte ke Mönſch, woher 'schäm, u wenn öppere frug, ſu chönnt me ſäge, es wäre Ehſtür. U na dere hätte ke Tüfel z'frage, u wenn's öppere thut, ſu wyſet neh ume zu mir, ih will de dem ſcho B'ſcheid und Antwort gäh."

Aenneli ſeufzte ſchwer auf dieſe Rede, aber Chriſten ſagte, es düche ihn, ſelligs ſei nicht nöthig. Wenn Resli den Hof um fünfzigtauſend Pfund nehme, und ſechszigtauſend möchte es auch erleiden, ſo ſeien alle wohl zufrieden und Resli mache einen guten Drittel beſt. Wenn er dann die Gülten herausgebe und aus dem Wald nehme, was es wohl erleiden möge, ſo würden die Schulden ihn nicht plagen. Sein Weibergut ſei noch da in Gülten, und vielleicht noch etwas dazu, und was Resli einmal von ſeiner Frau bekommen ſollte, das brauche er nicht an die Schulden zu verwenden; ſo wie jetzt alles gelte, hätte der Hof die längſt gezahlt, wenn er einmal z'erben kommen ſollte. Aber ſo ein Schelm an ſeinen Kindern zu werden, das begehre er in ſeinen alten Tagen nicht, er begehre nicht, daß einmal Enkel und Urenkel ins andere Leben ihm nachkommen und vor Gott es ihm vorhalten möchten, er hätte ſie zu Schelmen und Bettlern gemacht. Davor, wie es an manchem Orte gehe, wo nur eins erbe und den andern nur ein Bettlergeld gebe, hätte es ihm immer gruſet, und nicht blos wegen ihm ſelbſt, aber es heiße, ein ungerechter Kreuzer freſſe zehn gerechte, und das gelte noch, man ſehe es alle Tage, darum müſſe ſo mancher Urenkel barfuß laufen, weil der Großvater ein Schelm geweſen an ſeinen eigenen Geſchwiſtern, Geſchwiſterskindern oder andern Leuten. Das möge er nicht, und wenn er mehr Kinder gehabt, oder wenn Chriſteli hätte heirathen wollen, ſo hätte er nicht begehrt, ſie daheim zu behalten und gemeint, ſie müſſen für den Jüngſten den Hof werchen und ihre beſte Zeit für ihn verbrauchen, ſondern ſie hätten etwas für ſich anfangen müſſen, und er hätte ihnen wollen z'weghelfen. Es dürfe einer nicht vierzig Jahre alt werden auf's Vaters Hof, wenn er einmal davon müſſe und fortkommen ſolle, es müſſe einer in die Welt hinaus, während er ſich noch kehren könne; wenn einer einmal g'ſtabelig geworden, ſo ſei es ustubacket, er brauche, was er habe, und dann müßten andere Leute ihm helfen. So gehts! Was recht ſei, müſſe Resli haben, ſie gönnten es ihm alle, aber mehr als recht, das möchten ſie ihm nicht gönnen, dazu ſei er ihnen z'lieb, und denen unterm Herd möchten ſie es nicht zu leid thun.

Das brauche er nicht halb ſo ſpitz zu nehmen, ſagte der Dorngrütbauer, es werde öppe e Jeder d'Wehli ha, z'ſäge was er denk, und mache werde auch ein jeder können, was er wolle, dazu werde es nicht zu ſpät ſein. Aber ſo dem erſten beſten Fötzel und Schuldenhung gebe er ſeine Tochter nicht, ſie hätten es gehört, und g'ſeit ſyg g'ſeit.

Darauf ſprach Aenneli: er ſolle verzeihn, Chriſten hätte es nicht ſo bös gemeint und nur ſo beiſpielsweiſe geredet, er hätt minger o chönne, es ſyg wahr. Aber einen Schuldenhung gebe Resli doch nicht. Wenn er den Hof um ſechszigtauſend Pfund übernehme, ſo werde er nicht zehntauſend Pfund darauf ſchuldig, daran zahle ihm der Wald das Meiſt, und wenn er den Hof verkaufen wollte, was aber neue nit z'denke ſei, ſo hätte er de fry viel mehr g'erbt als die andern. D'Schulde werden ihn nie plagen, es mög gehen wie es wolle, und viel Bauern, die es beſſer machen können als er, würd es nicht geben, und es wäre noch mancher froh, er hätte es ſo. Dann müſſe man auch nicht vergeſſen, daß von dem vielleicht, wenn man öppe g'recht und billig handle, noch viel vorume chöm, es ſei noch keins von den andern geheirathet, und ob es eins thut, weiß man nicht, aber mit wüſt thun könnte man es zwängen. Aber was meinſt du dazu, wandte ſich Aenneli zu Anne Mareili, dih gehyt's am nächſten an, und haſt doch kein Wort noch dazu geſagt?“

Dieſe unerwartete Frage erſchreckte Anne Mareili, wie ein Kanonenſchuß, der ung'ſinnet hinter dem Rücken abgebrannt wird. Während des ganzen Geſpräches hatte es in ſeinem Herzen gezittert, es ward um ſein Glück gehandelt, und des Handels Ende ward ſeinem Auge, welches weder in die Tiefen der Herzen ſah, noch den Handel ſelbſt überſah, immer dunkler, und als es nun ſelbſt ſich hineinmiſchen ſollte, zitterte es, es möchte den Ausgang noch ſchwieriger machen, antwortete daher in ſeiner Angſt, es ließe ſich gefallen, wie ſie es machten. „Uesereim het zu ſelligem nit viel z'ſäge, mih muß es näh wie's chunt.“ Das arme Meitſchi wußte nicht, daß ein keckes gerades Wort hundertmal beſſer iſt, als ein verdrücktes, achſelträgeriſches; aber wiſſen das noch ganz andere Knebel nicht, als ein Mädchen, deſſen Herz im Bangen der Liebe erzittert! Erblickt aber die Hohlheit zu jeglicher Zeit das Gewicht ſolcher graden Rede, die Hohlheit, die ſchwer wiegen will auf der Wage der Zeit, ſo bläſt ſie ſich auf mit Luft bis zum Himmel hinauf, und redet dann wie vom Himmel herab und meint nun, die Menſchheit ſollte die Blaſe für den Berg Sinai nehmen, und ihre Stimme für die Stimme Gottes. Und die Menſchheit thut dieſes wirklich manchmal, nimmt ihr Quaken für Donnern, fürchtet ſich, und die Quäkenden verbergen in glänzenden Schleiern ihre Saugeſichter, vorgebend, es ſeien Moſisgeſichter. Das thut namentlich das gegenwärtige, weltſtürmende Geſchmeiß. Knirpſe thun wie Titanen, Dozenten mit Schweinsſeelen und in Schweinsleder gebunden, gebehrden ſich wie Herkules, der bekanntlich oben ein Thierfell hatte, unten aber nackte Beine. Wer aber gar brüllen kann, wie zehntauſend Stiere, und daneben ſich wohl ſein laſſen, fünfhundert Säuen gleich, der ſagt, er ſei der Herrgott ſelbſt, einſtweilen aber wolle er ſich begnügen, wenn man ihn zum Profeſſor mache oder zum Bürgermeiſter. Solche reden keck und gerade, daß es einem dücht, ſie ſollten fry ein Loch in den Himmel ſtüpfen mit ihren Worten, ſie bringen allerdings es dahin, daß man eine Schweinsblaſe anſieht für den Berg Sinai, und unten an der Schweinsblaſe einen Altar errichtet, mit einem goldenen Kalbe darauf, oder wenigſtens einem Ehrenbecher. Aber leider iſt das Ding nur wie Nebel und die Himmelsſtüpfer erzeigen ſich, wenn man recht hinſieht, als Heuſtüffel, die bekanntlich nur einen Sommer dauern, und wenn der rechte Moſes wieder kommt, ſo zerfallen Kälber und Becher wieder in ihr Nichts. Wenn alſo von kecker und gerader Rede die Rede iſt, ſo wird eben nicht die Rede gemeint, die eigentlich weder keck noch gerade iſt, nichts als unverſchämt, ſondern die Rede, welche unverholen ausſpricht, was das Herz bewegt und wünſcht, dem Unrecht Unrecht ſagt, der Wahrheit aber Zeugniß gibt. So gehts aber oft in der Welt, der Wahrheit trittet Schüchternheit in den

Weg, ein leidig Fürchten und Werweiſen, während die Unverſchämtheit als Vorreiterin der Lüge beſtändig bei der Hand iſt. So geht es gerne Meitſchene, deren Herz gefangen iſt und befangen ihr Verſtand, und wer will von einem armen Meitſchi fordern, daß, wenn gefangen ſein Herz iſt, unbefangen ſein Verſtand bleibe? So ging es Anne Mareili. O, wie gerne hätte es dem Vater angehalten, er ſolle ſich in dieſe Verhältniſſe nicht miſchen, alles Gott und guten Leuten überlaſſen, wie gerne geſagt, es ſei mit allem zufrieden, wenn es nur daheim weg und hiehin kommen könnte; aber es fürchtete, den Vater noch hinterſtelliger, hinterhäägger, zu machen, und die Forderungen des Vaters zu unterſtützen, dazu war es eben zu wenig unverſchämt, zu wenig radikal, und deſſetwegen ward ſein Vater ärgerlich und weh that ſeine Antwort den andern; es verfehlte ſich alſo gegen beide Parthieen. „Und dann du, was ſagſt du dazu, frug der Dorngrütbauer den Resli, dich geht's am nächſten an, und es dücht mich, wie ich meinte, ſollte es dir recht ſein, du hätteſt es z'gnießen?“ Resli, dem das Herz weh that, antwortete: es ſei ihm ſo: Anne Mareili ſei ihm lieb, er glaube, es gebe eine Frau, wie d'Mutter, und über Bösha ſolle es nie zu klagen haben. Er hätte deſſetwegen nie gefragt, was es hätte, und wie viel es mit brächte, und wenn es nichts hätte, ſo ſei es ihm recht. Aber deßwegen düche es ihn, man ſollte auch ihnen vertrauen und öppe denke, man mache, wie recht. Uebrigens laſſe er ihm alles gefallen, aber öppe, daß die Andern z'klagen hätten, begehre er nicht. G'ſchwiſterti ſeien einmal immer Geſchwiſterti.“ Er meine, d'Hut (Haut) ſöll eim lieber ſein als z'Hemmli, und wenn man eine Frau wolle, ſo hätte man nichts nach den Geſchwiſterten zu fragen, ſagte der Bauer. Aber ihm ſei es gleich, ſie könnten's machen, wie ſie wollten, deretwegen ſei er nicht hergekommen. Könne es ſein Meitſchi b'ſungerbar gut machen hier oben, ſo möge er es ihm gönnen, ſonſt aber, wenn es g'mannet ſein müſſe, finde es bei ihnen ein Dutzend für einen, und dann wiſſe er doch, was für einen, und hätte d'Sach unter Augen, es möge gehen, welchen Weg es wolle. Es ſei da einer, der hätte ſchon lange angeſetzt, und ſo gut mache ſein Meitſchi es nie mehr. Freilich meint z'Meitſchi, der ſei ihm wohl alte, aber es werde ihm wohl noch d'Glarlöcher (Augen) aufgeben, daß es begreiſe, je älter, deſt beſſer. Selb hätte er nit Kummer, und gehe es manchmal auch lang, bis ſo a me ne Meitſchi d'Glare ufgange. Aber wenn ſie noch heim wollten, ſo wär es Zeit furt. „Nit, ſagte Chriſten, ſo iſt's doch nit g'meint, u ufbinge (abbrechen) wollen wir nicht, was wir geſagt haben, iſt nicht bös gemeint, und ſy Sach z'ſäge, het öppe e niedere d'Wehli. D'r Bub lyt ihs am Herze, un öppe uf e nes Paar tuſig Pfüngli uf oder nieder wird's öppe keim acho; wo me ne nangere lieb het, bricht z'Geld öppe ke Handel. Z'Meitſchi iß ihm aſtändig, u mir hei nüt d'rwider, we m'r's ſcho nüt chenne, wo ſelb ſüſt nüt ſchadt, we me e nangere ſcho öppe vorher e weneli chennt. Aber wie g'ſeit, wir ſind etwas weit auseinander, ſelb iſt wahr, es hat aber auch ſeinen Nutzen, ſelb iſt auch wahr; man iſt einander manchmal nur zu nah. So geht es einmal in der Welt, die Berge kommen nicht zuſammen, aber die Menſchen wohl, und wenn ſie einmal zuſammen gekommen, ſo ſoll man ſie nicht ſcheiden, das iſt meine Meinung. Was meint Ihr, wie iſt die Sache z'machen? Was möglich iſt, ſoll geſchehen." „Was meinſt, Meitſchi, ſagte der Bauer zu ſeiner Tochter, es iſt deine Sache, red!" Anne Mareili war's nicht ums Reden, die bitterſte Angſt quälte ſein Herz, ſie kann nicht enger zuſammenpreſſen das Herz des Spielers, der alle ſeine Habe auf eine Karte geſetzt, und nun ſtarren Auges auf die zögernden Hände des Bankhalters ſieht. Jede Rede mehrte ſeine Angſt, jede Rede zürnte es dem Redenden, weil ſie nicht den Abſchluß brachte, ſondern ihn hinausſchob, es düchte ihns, es gäbte alles, was es auf Erden und im Himmel zu erwarten hätte, wenn man's nur richtig machte, gäb wie. Hingerdry chönn me geng noh luege u s'mache, wie me öppe well, dachte es. Sein Vater war zäh, auf den ſetzte es keine Hoffnung, alle alſo auf die Andern. Daß dieſe werweiſeten und Bedenken hatten, ärgerte ihns alſo doppelt und beſonders an Resli that es ihm weh, es düchte ihns immer mehr, wenn der ihns recht lieb hätte, ſo wäre ihm alles recht, er würde nichts ſcheuen, um ihns zu erhalten, hingerdry chönnt me ja de geng luege, und s'mache, wie man es ha wett. Darum antwortete Anne Mareili, es hätte nicht geglaubt, daß es da ſo viel B'ſinnens gebe, dem an, was man ihm geſagt, aber es ſage nichts dazu, wie der Vater es mache, ſei es ihm recht, aber das Märten ſei ihm z'wider, es wäre lieber nicht dabei, es müß es ſagen. So ſei es ihm auch, antwortete der Vater, und wolle er ſagen, was er wolle, ſie ſollten dem Sohn den Hof abtreten für vierzigtauſend Pfund, daß, ſobald ſie geheirathet, ſein Meitſchi Kelle und Schlüſſel übernehme, und wenn Resli vor ihm ohne Kinder ſterbe, ſo erbe das Meitſchi den Hof dahin und daweg. So wolle er und ſonſt nicht.

Resli wurde ganz blaß, als er das hörte, die Lippen bebten ihm, als ob er reden wollte, aber, wenn er's ſchon gewollt, für kein Lieb hätte er ein Wort hervorgebracht. Etwas giftiges quoll in ihm auf, welches ſonſt ſeinem Herzen fremd war, ein Stolz regte ſich in ihm, von dem er nicht wußte, woher er kam. Kam man da von Unten her und meinte, hier Oben ſei lauter Dummheit, und man könne mit dem Menſchen umgehen, als wie mit Tröpfen und Halbwitzigen, war dann keine Liebe im Meitſchi zu ihm, ſondern nur zu ſeinem Hofe, und während er nichts forderte, von keinem Kreuzer Eheſteuer ſprach, war's dann recht, daß man von ihm alles forderte? War er ein Kerli, den man vergolden mußte, damit ein Meitſchi ihn nehme? Er fing an zu fühlen, daß er alleine ein Mädchen werth ſei, und daß ſein Ich alleine mehr wiege, als manch ander Ich, und wenn daſſelbe hunderttauſend Pfund mit ſich auf die Wage nähme. Der gute Resli wußte halt nicht, daß ſelten ein Mädchen eine rechte Wage hat für das rechte Ich, und daß, wenn es ſie ſchon hätte, auf der Eltern Wage ein rechtes Ich doch nie mehr zieht, als eine Nulle, und daß jedes Ich zu ſeinem Ich noch legen muß einen Zinsrodel, oder ein Geſchäft, oder einen Titel ſammt Namen, wenn es irgend etwas ziehen ſoll, gäb wie wenig. Das wußte Resli nicht und ſah auch nicht in Anne Mareili's Herz hinein, nur an ſein Geſicht, und das hatte ihm bereits ſattſam Kummer gemacht. Es arbeitete gewaltig in ſeiner Bruſt, es düchte ihm, er möchte ſatteln und reiten auf Leben und Tod, gegen was man wollte, wiſſen ſollte man, daß er nicht Nichts wäre, ſondern Resli, der Bauernſohn zu Liebiwyl, e rechte Burſche, un e Draguner, trotz Eim. Die Weiber haben einen eigenen Sinn für das, was ſich auf den Geſichtern regt, dieſer Sinn iſt ein Schlüſſel zu den Herzen der Männer, in dieſem Sinne läge auch die Herrſchaft über ſie, wenn nicht wiederum im Weibe ein eigener Geiſt des Widerſpruchs läge, der das, was es im Herzen ſieht, nicht beherrſchen, ſondern unduldſam ſeine Stelle ihm nicht gönnt, es vertreiben will mit Keifen oder Zürnen. Mütter ſind geläuterter als Weiber, ihre Liebe iſt meiſt weniger ſelbſtſüchtig, ſie ſehen ebenfalls in die Herzen ihrer Söhne (kurios, mehr als in die ihrer Töchter), aber ſie ſtellen ſich ihnen nicht entgegen, ſondern als Schirm und Schutz, als Vorfechter, davor, oder wenden es unvermerkt mit Zärtlichkeit, wie man ja Butter weich macht, wenn man ſie kneten, und Eiſen flüſſig, wenn man es gießen will.

So laſen Anne Mareili und Aenneli in Resli's Geſicht die unſichtbare Schrift, die auf der wunderbaren Tafel ſeines Herzens geſchrieben ward von unſichtbarer Hand. Heiß und kalt fuhr es Anne Mareili den Rücken auf, als es ſie ſah, für kein Lieb hätte es ein freundlich Wort reden können, hätte es reden müſſen, ſo wär ein Gallenſtrahl hoch auf geſpritzt. Aber raſch ergriff Aenneli das Wort und ſprach: das ſeien Sachen, an die man nicht gedacht, und über die man nicht miteinander geredet hätte. Es für ſeinen Theil legte gerne die Bürde ab, und je eher ihm Resli ein Söhnisweib zubringe, deſt lieber ſei es ihm, und gerne wolle es abgeben, und daſſelbe machen laſſen, es ſei müde und ruhe gerne, und öppe ume z'biſeble, ſei nie ſeine Sache geweſen, deßwegen brauche man nicht Kummer zu haben. Aber wegen dem Andern müſſe man doch mit den Andern reden, es gebe ſie auch an, und wenn man es vorher abgeredet und ausgemacht, ſo gebe es hintenher keinen Streit. Wegem Chriſteli hätte man kaum was zu fürchten, aber wenn Anneliſi heirathen ſollte, ſo wüßte man nicht, was es für einen Mann bekäme. Darum wäre es am beſten, man redete noch mit einander, ehe man das Wort gebe. Es ſei ihm recht, ſagte Chriſten, wo ſind ſie wohl, man kann ſie rufen. Ein Schatten flog über Aenneli's Geſicht, ſchon hatte es den Mund offen, da ſprach der Bauer: das preſſire nicht halb ſo, und wenn man ſie jetzt gleich riefe, ſo meinten ſie, wie nöthlich er thäte, und ſelb ſei nicht, z'Cunträri, es ſei ihm lieber, man behielte noch auf beiden Seiten d'Wehli, man wiſſe nie, was es gebe, es könne in einem Tage Ung'ſinntes geben ganz Hüſe. Sie ſollten öppe mit G'legeheit miteinander reden, und wenn's neh recht ſei, ſo ſollten ſie B'richt machen, und mache man keinen, ſo ſei es ihm, wie geſagt, auch gleich, denn d'Sach ſei ihm doch nur halb recht, und wenn er nicht ſähe, daß es dem Meitſchi hier gefiele, ſo möchte er lieber nichts mehr davon hören. Er thue es ihm zu Gefallen, aber deſſetwegen ſollten ſie nicht meinen, ſie könnten mit ihm machen, was ſie wollten, ſo es Meitſchi ſei immer z'tröſte, un öppe d'r Narr mache und ſie hingerſinne, das ſei in ſeiner Familie nicht d'r Brauch. Git's nit dä, ſu git's e nangere, u git's kene, ſo chen m'r's ſüſt mache, ſo denk me i ſyr Familie. U de wärs nimme Zyt, öppe lang no z'rede, es ſei ſchon vier, und ſie hätten noch angere Sache auszumachen. Nun begann er zu ſeufzen und zu berzen wegen den Laden, wenn er die nur daheim hätte, er hätte ſie nöthig und wiſſe nicht, wie ſie holen, da ſie alle Hände voll zu thun und alle Tage gleich nach Morgens 2 Uhr zwei Züge im Felde haben müßten. D'Kalbete, die könnte man allfällig durch einen Jungen holen laſſen, aber d'Lade, die mangelten Zeit und Roſſe, und er wüßte ſy Seel nicht, wie machen; ſe z'v'rdringe z'führe, vertheure ſie ihm gleich, daß er ſie ringer, es wüß ke Mönſch wo, kauft hätt. Deretwegen, ſagte Aenneli raſch, ſollte er nicht Kummer haben, ein Paar Bäume Laden zu führen, hätten ſie immer Zeit, zugleich könne man B'richt bringen und z'Sach usmache; am Donnſtag oder Freitag, wenn es ihm recht ſei, gebe ſich das ſchon.

Eingemärtet habe er das Führen nicht, ſagte der Bauer, und wenn es etwa viel koſten ſollte, ſo wollte er lieber noch warten. Das ſei nun gleich, eingemärtet oder nicht, was man anerbiete, ſei anerboten, und dafür nehme man öppe kein Geld, ſagte Chriſten. Er ſolle nur ſagen, an welchem Tage es ihm am anſtändigſten ſei. Wenn das ſo gemeint ſei, antwortete der Dorngrüter, ſo wolle er es mit Dank angenommen haben, all Tag ſeien ihm gleich, d'r Freitag noch ſchier lieber als der Donnſtag. Oeppe Futter brauchten ſie nicht mitzubringen, der Gattig hätte er genug, mit Haber zwar ſei er nicht am beſten verſehen, aber deſt beſſer ſei das Heu, und wenn es noch etwas mehr ſein müſſe, ſo thäte es Reiterkorn auch. Aber jetzt hulf er fort, bis ſie daheim ſeien, ſei es längſt Nacht. Er ſolle nicht preſſiren, hieß es, allweg doch vorher noch recht eſſen und trinken, wofür ſonſt wär's da? Das ließ er ſich allerdings nicht lange ſagen, und Glas um Glas rutſchte ihm runter, man wußte nicht, wie, und wer weiß, wie lange er geſeſſen, wenn Anne Mareili nicht immer heftiger am Heimgehn getrieben hätte. Es hatte, wie unſere Weiber zu ſagen pflegen, voll bis oben aus, es zwitzerte ihm vor den Augen und unendlich viel hätte es darum gegeben, wenn es ſein Haupt hätte legen können auf ein Bett in dunkler Kammer, und da ſo recht ausweinen Liebeszorn und Liebesangſt, verbergen können das eigene Herz vor den eigenen Augen. Es war ihm ſo wind und weh, da weg zu kommen, es fühlte immer mehr, daß es ſeiner nicht Meiſter ſei, ein Reiz ſeiner Herr werde, dem unterthan zu ſein es nicht gut iſt, ſintemalen man nie weiß, was alles zu thun er im Stande iſt. Es fühlte ſich in einem Zuſtande, in welchem eine Wolke iſt, die regieren möchte, aber bereits ein Weſen fühlt, das den Regen hemmt, dafür aber hageln läßt; denn ob's regnet oder hagelt, hängt nicht von der Wolke ab, ſondern von der Luftſchicht, in die ſie geräth, von dem Winde, der über ſie hinweht. So brachte es Anne Mareili zum Aufbrechen, aber holdſelig war es dabei nicht, es ſah aus, als wenn es zürnte, und es zürnte allerdings und zwar über alles, über ihns, weil es mit dem Weinen kämpfen mußte, über den Vater, weil er ſo gethan, daß den andern der Muth zu entfallen ſchien, über Resli und ſeine Leute, weil ſie die Sache ins Bedenken gezogen, ſo gleichſam ſie an eine Kommiſſion gewieſen. Ach ja, an Kommiſſionen weiſen, das iſt ein prächtig Ding, denn jedwede Sache ſoll doch reiflich erwogen, jeder Beſchluß rundum bedacht ſein, ehe er gefaßt wird. Aber wo ein jung Herz in Liebe ſchlägt, da ſind ſolche Kommiſſionen und ihr Erwägen ein gräßlich Ding, denn was kömmt da wohl alles ins Spiel, und was wird wohl alles bedacht, und wie lange geht es wohl, bis eine Kommiſſion eine Sache ausgedacht! Und wo ein ander Herz in Eifer für eine ſchöne Sache ſchlägt, im Feuer der Begeiſterung ſie erfaßt, in der Klarheit eines reinen Aufblickes ſie erſchaut hat, wie werden dieſen Herzen ſo oft Kommiſſionen für ein ſchändlich gräulich Ding! Es kömmt einem manchmal vor, als ob ſolche Kommiſſionen nichts reſpektirten, als ihren eigenen Koth und ſich als Käfer dächten, und alles ihnen Vorgelegte als Düngerklötze, die ſie nach Luſt und Bequemlichkeit zu durchwühlen hätten, um an dem einen Theil ſich ſelbſt zu mäſten, vom Reſt aber zu ſagen, es ſei halt Dünger, und Dünger gehöre auf den Miſt. Es gibt Kommiſſionen, die weder Sinn, Verſtand, noch Willen haben zu dem, wofür ſie kommittirt ſind, die nichts als Kyb, Neid und Eigendünkel haben, und daher wirklich nichts reſpektiren, als den eigenen Koth. Manchmal ignoriren ſie vornehm, was ihnen übertragen worden, und man hat Beiſpiele, daß ſie es verlieren, und doch nach Jahren mit beiſpielloſer Frechheit rapportiren über das, von dem ſie höchſtens den Deckel geſehen. Da kömmt es dann komod, wenn man lügen kann, daß die Schwarten krachen, und ſchamlos iſt wie eine kuhrothe Kuh, die auch nie röther werden kann, als ſie bereits iſt, es mag geben, was es will.

Nun war es allerdings ein parlamentariſcher Kniff von Aenneli, daß es die Sache aufs Referendum ſchob, aber es geſchah nicht in böſer Abſicht. Es ſah, was kochete, und eben dieſe Kocheten wollte es nicht anrichten laſſen. Es gibt Augenblicke im Privat- und Staatsleben, welche man verrauſchen laſſen muß, wenn man nicht g'raune Sachen machen will. Dieſe Augenblicke erfordern Takt, den hat man leider nicht immer, in neuen Kantonen nicht, ja, am Vorort ſelbſt nicht, die Aargauer z. B. könnten Beiſpiele von Exempeln erzählen. Anne Mareili aber, noch eine junge Kreatur, gleichſam ein neuer Kanton, begriff das nicht, und daß es ohne Sicherheit und Gewißheit heim mußte, vom vermeintlichen ſichern Port weg wieder aufs unſichere Meer hinaus, wo jeder Hayfiſch und jeder Kellerjoggi aufs neue nach ihm ſchnappen konnte, das wollte ihns faſt zerreißen. Sie gaben ihm das Begleit faſt bis nach Herlige, aber es ging trüb zu zwiſchen ihnen und als man Abſchied nahm, wurde manch üblich Wort gewechſelt, aber kein herzliches, trotz dem, daß das Augenwaſſer in manchem Auge ſtand und gäb wie man anwendete, das klare, wahre Wort fand ſich nicht, und kurios iſt's, wie es ſo ſelten ſich findet, wie ſo ſelten es ſich im Gemüthe geſtaltet, und wo es ſich auch geſtaltet, doch die Kraft fehlt, es auszuſprechen. Es iſt halt auch in unſerm Gemüthe wie am Himmel, welcher ſo ſelten wolkenrein iſt, und iſt er's, ſo weht meiſt ein rauher Wind oder ehe noch die Sonne niedergeht, kömmt ſchon der Sturm gezogen und verhüllt das Helle wieder.

Finſter zog nach vollendetem Abſchied es hinter dem Vater her und als der einige Male keine Antwort erhielt, blickte er zurück und ſah, wie Anne Mareili mit dem Naſtuch im Geſichte focht. „Pläriſt?“ fragte er. „Nein, ſagte es, aber ich bin fleſſig (Rheumen haben).“ „Ich wüßte auch nicht, was z'pläre hätteſt, ſagte der Vater, gehe es wie es wolle. Kömmſt du dahin, ſo iſt für dich geſorget, thun ſie hinterſtellig, he nun, ſo gibt es was anders. Das ſind dumm altväteriſche Leute, die für jede Sache einen appartige Brauch haben, meinen, wie witzig ſie ſeien, und doch nichts verſtehen, einmal für vierzig Kronen habe ich ſie mögen. So dumm Lüt habe ich längs Stück nicht angetroffen. Denen muß man den Marſch machen zu rechter Zeit, wenn du unter ihres Regiment müßteſt, in acht Tagen machten ſie dich z'Tüfels. Darum habe ich für dich geſorget, wenn du z'Maul ſchon nicht haſt aufthun wollen.“ „Aber Vater, ſagte endlich Anne Mareili, und wenn ſie nicht wollen, es iſt doch auch wohl ſtrengs für ſie.“ „He nun, ſo habe ich doch wohlfeile Laden, und eine Kalbete, woran auch etwas zu verdienen iſt. Aber habe nicht Kummer, die thun's, ſie hätten ſich nicht dafür, zurückzugeben. Uv'rſchants von ihnen iſt es geweſen, daß ſie nicht gleich eingeſchlagen, nachdem ſie uns haben kommen heißen, ſo daß man hätte meinen ſollen, es ſei ihnen im Voraus ſchon alles recht. An uns wäre es geweſen, ſi z'bſinne, und nicht an ihnen. Sie hätten's ſchon für eine Ehre nehmen ſollen, daß es uns nur d'r Werth gſi iſt, ga z'luege, da in ihr Gitzineſt hinauf (Gitzi, junge Ziegen, die an den wildeſten Orten geweidet werden). Am täubſte hat mich d'r Jung gemacht, dem wär's doch am meiſten angeſtanden, ſein Maul aufzuthun und einzureden, ſo nöthli, wie er gethan hat; aber ein Wort iſt ein Wort, das er geſagt hat. Es muß notti nicht alles mit denen Leuten ſein, ſonſt hätte er nicht ſo weit laufen müſſen für eine Frau und hätte nicht brauchen ſo nöthlich zu thun. Es iſt gut, hat man ſich in Acht genommen, u nit g'meint, mi müß z'ſämefüßlige dry. So wie es jetzt ateiget (der Teig zum Kneten zurecht gemacht) iſt, kann man der Sach abwarten.“ Anne Mareili kannte den Vater, ſonſt hat deſſen Wort nicht gute Statt in ſeinem Herzen, jetzt aber fand es Boden, ſchwoll auf und keimte. Es ſteigerte eine Stimmung, die bereits vorhanden war, gab unbeſtimmten Gefühlen feſte Richtung, übernachtete die Liebe, erbitterte das Herz, kurz, that, was Aufweiſung gewöhnlich thut, machte einen Schaden größer, trieb ihn der Unheilbarkeit entgegen, zeitigte Empfindungen, die ohne ſie raſch verglommen wären, zum Brande, und was ein ſolcher Brand alles zu verzehren im Stande iſt, wer weiß es nicht? O, Aufweiſungen ſind Teufelswerke und Aufweiſen iſt ein hölliſch Wort. Als der Teufel es bei der Eva anfing, Gottes Gebot ihr vernütigte, ihr weiß machte, der liebe Gott gönn ihr gut Sach nicht, da wußte er wohl, was er damit in die Welt pflanzte, denn Aufweiſerei bricht aller guten Lehr und Strafe die Spitze ab, raubt der Gutmeinenheit das Vertrauen, iſt die Handhabe, an welcher der Teufel die Dummen hält, denn wer einmal der Aufweiſerei die Ohren geöffnet hat, der iſt gerade, als wenn er auf einem Schlitten ſäße am ſtotzigen Berge, an deſſen Fuß das Höllenthor iſt, oben gibt ihm der Teufel einen Mupf, und ſtößlige, bü, trärerä, gehts dem ſchwarzen Loche zu. Wie viele aber ſie treiben, dieſe Aufweiſerei, die ſind des Teufels Diener, und wie die Metzgerbuben und Metzgerhunde den Metzgern Kälber, treiben ſie dem Teufel Seelen zu. Bedenken dieß dann die nie, welche Niemand von ſich laſſen, es ſei denn, ſie hätten ſie aufgewieſen gegen die, durch deren Hand ſie Gott regieren will. Wenn Jemand unverſehens der Kopf aufſchwillt zu einem unförmlichen Klotze, groß wie ein Mäß wird, ſo heißt es, man ſei in einen böſen Luft gekommen, oder ſei uf enes Ung'hür trappet. O Menſch, bedenk, wenn du ein klein Aergerniß haſt, und Jemand bläst es dir auf, daß es dir Kopf und Herz zerſprengen will, daß es dir vorkömmt, es habe die Seele nicht mehr Weite in der Haut, bedenk, o Menſch, das iſt der wahre böſe Luft, und dem Teufel ſelbſt biſt du auf den Stiel getrappet, und ſeine giftigen Klauen hat er in dein Herz geſchlagen. Mach, daß du los wirſt, ſalbe dich mit Demuth und waffne dich mit Sanftmuth, ſtrecke den Schild des Glaubens vor dich und rufe: „gang furt, Tüfel, ih wott nüt vo d'r!" Schwer iſt dieſes freilich, denn wenn der Menſch mißſtimmt iſt, gereizt iſt, ſo macht er's nicht, wie ein Doktor, der, den Mißklang zu löſen, den Reiz aufzuheben ſich müht, ſondern eine eigene Verkehrtheit macht es ihm zur Luſt, den Reiz zu ſteigern, die Mißſtimmung immer mächtiger zu machen, und dieſer Verkehrtheit läßt er freien Lauf, und ſinnet nicht, was ſie iſt, wohin ſie treibt. Wir haben ein gutes Wort dafür, abbrechen müſſen wir, wer ihm ſelber nit abbrechen kann, iſt e arme Tropf, ſagt man. Abbrechen ohne Gnade muß man ſolche Stimmungen, abgebrochene Pflanzen haben keinen Wachsthum mehr, ſie verdorren. Nun brach Anne Mareili Niemand ab, es ſelbſt vermochte es auch nicht, und was der Vater begonnen, ſetzte die Mutter fort. Sie hatte ſich gefreut, die Sache werde richtig gemacht werden, hatte auf einen guten Tochtermann gehofft, der zuweilen ihr krame, ein Pfündlein Kaffee, zu dem ſie ziehen könne, wenn's mit Ihrem fertig gemacht hätte. Nun war die Sache noch in hängenden Rechten und in Zweifel geſtellt, das ärgerte ſie ſehr. Ihr Alter ſei der uv'rſchantiſt Hung wo's gebe, ſagte ſie, und g'heuſche heyg er, wie ne Narr, aber das düch ſi an ihm nichts anders, von wegen, er ſei ſo, ſei immer ſo geweſen, und werde immer ſo bleiben. Aber von dieſen düche es ſie wüſt, und ſie könne es ihnen nicht verzeihen, daß ſie verweiſen wollten und abrathen. Es müſſe doch nicht alles mit ihnen ſein und wenn d'r Jung es auch nur ein Aug voll lieb hätte, ſo würde er anders angeſetzt und ſeinem Alten wüſt geſagt haben, bis es gegangen wäre, wie ihrer Buben auch gemacht hätten. Sie hulf es ihnen zeigen, daß man ſich nicht zum Beſten halten ließe, und wenn er jetzt auch mit gutem Beſcheid käme, ſo müßte er lange nicht wiſſen, ob man wolle oder nicht. O Jere, ſie müſſen nicht meinen, daß hier nicht auch Leute ſeien, die ſelber zu eſſen haben, und wiſſen, was der Brauch iſt, o Jere! Ein Reicher wär's, u gut Sach könntiſt ha, aber die müſſe de notti wiſſe, we me da ungeruche (aus dem Lande hinauf) in ihre Wildnuß chunt, mit nit chunt, für ſie la z'regiere u z'kuſinire, da cha me hie unger o ha, ſondere für gut Händel z'ha, und ſe z'brichte, was o unger rechte Lüte d'r Bruch iſt, u d'rnah z'fahre, u ſe dra z'gwenne (gewöhnen).

Solche Reden umſurreten Anne Mareili, und wenn ſchon zuweilen ein Gedanke ihm kam, daß, was man zu Liebiwyl geſagt, nicht ſo ungegründet ſei, ſo faßte der nicht Fuß. Es düchte ihns, alle Leute ſehen ihm an, daß es auf der G'ſchaui geweſen, und möchten es ihm gönnen, daß es unverrichtet heim gekommen. Es nahm ſich vor, am Freitag, wenn Resli komme, recht kühl und kalt zu ſein, ſich lange nicht zu zeigen, und wenn er komme mit dem beſten Beſcheid, ſo wolle es ihn anhalten laſſen bis g'nug, damit er für alle Zeit wiſſe, wie man mit ihm umgehen müßte, von wegen, wie man ſie gewöhne, ſo hätte man ſie. Zudem kam noch das, daß Kellerjoggi ſich wieder zeigte, und dringlicher und nachgiebiger als nie. Wahrſcheinlich hatte er Wind von dem, was unterhänds war, möglich, auch noch andere Gründe zur Ehe, kurz, eines Abends kam er daher getrappet. Er that, als ob nichts vorgefallen wäre, ſetzte ſich aufs Bänklein vor der Küche, frug nach dem Aetti, und b'richtete unterdeſſen der Mutter von ſeinem Reichthum und ſeinem Vorhaben. Und als der Vater endlich kam, lauernd und es dick tragend hinter den Ohren, ſagte Kellerjoggi unbefangen: Es hätte da Neuis gäh, aber jetzt ſyg er d'rüber cho, und g'ſeh, wie's ſyg, und darum komme er wieder, und wolle ſehen, wie es ſtehe zwiſchen ihnen. Man habe ſo allerlei b'richtet übers Meitſchi vo d'r Brunſt nache. Er hätte es nie geglaubt, aber wiſſe hätte er doch wollen, was an der Sache ſei, von wegen, wenn man afe d'Jahr uf eim heyg, wie er, ſo lueg me z'erſt, ehe man d'Sach richtig mach. Darum hätte es ihm nicht preſſirt, jetzt aber ſei es ihm daran gelegen, daß d'Sach i d'Richtigkeit komme, er wiſſe jetzt, daß man gelogen habe; aber wie lang man lebe, wiſſe man nie, es gehe manchmal geſchwinder als man mein. Erſt vorgeſter ſei d'r Kuderwirth g'ſund und wohl ins Bett gegangen und todt ufg'ſtange, u ke Mönſch heyg's g'hört, wo n'r g'ſtorbe ſyg. Selb grus ihm, ſo möcht er doch nicht ſterben. We me i g'wüßne Jahre ſei, ſo ſollte man immer Jemand bei ſich haben, dä wüß, was gang, und emel o öppe chönnt es Gebet verrichte, wenn's ung'ſinnet a Rothknopf käm. „He ja, ſagte die Frau, ich habe auch ſchon manchmal daran geſinnet, wenn mein Alter ſo gehuſtet hat daß es mich düchte, er ſött z'Herz a d'Diele uche ſprenge, es wär gut, wenn ich ein Gebetbuch z'weg legte, man kann nicht wiſſen, was es gibt, und wenn man in der Angſt etwas ſuchen ſoll, ſo findet man es nicht, b'ſungerbar öppis, wo me öppe nit viel brucht. Und denn könnt's z'ſpät werde, u das chönnt m'r doch de gruſe, vo wege, es könnte etwas bleiben hangen, wo beſſer wär, es bliebe hier u daß de ſo ne armi Seel müßt ume cho, u ſelb wär doch de neue grüslig; we's einiſt het müſſe ſy, ſo wär's doch de beſſer, es blieb d'rby un es nieders blieb wo's wär, mi het öppe g'nue chönne binangere ſy bi Lebzyte." „Du biſt e Sturm u weißt nicht, was d'redſt, ſagte der Bauer, geh und gib den Schweinen, hörſt nicht, wie ſie nöthlich thun. So haben es die Weiber, was ſie nichts angeht, darum kümmern ſie ſich, u darob vergeſſe ſie ihr Sach, es weiß key Tüfel, wie es ging, wenn man nicht immer hinten und vornen wäre." „He ja, öppis iſt an der Sach, ſagte Kellerjoggi, aber gut iſt's doch allweg, wenn me albe einiſt an die Seele auch ſinnet, gang's de, wele Weg es well, ſu het me doch de nüt g'fehlt. Es iſt mir manchmal ſo wunderlich, es geht mit mir alles ringsum und es dücht mih, ih fahr Gutſche, wyt, wyt, weg, u z'letſt bin ich doch am gleichen Ort, wo ich abg'ſeſſen bin. Lang mache thue ihs nimme, ih förcht, ih förcht! He nu, gang's, wie's well, mi muß's anäh. Aber öppe, wie g'ſeit, ſo alleine, daß Niemere für eim betet, ſturb ih nit gern, z'Lebe iſt längs, u d'rwyle geit mängs, wo's beſſer wär, es wär nit gange, u wo's gut iſt, we's d'rhinger blybt u we's eim Oepper abnimmt. Drum ha nih denkt, ih well nüt noh cho, es wird öppe nüt meh im Wege ſy, daß mes richtig mache cha. Iſt's daheim, z'Meitſchi, wo iſt's?" So ſprach Kellerjoggi, und der Dorngrütbauer hörte es nicht ungern, ſagte aber, ſövli g'ſchwing mach ſich das doch nicht. Schreiber hätte man keinen bei der Hand, und mit dem Meitſchi müß da wieder friſch geredet werden, es hätte ſich jetzt darauf verlaſſen, es ſei nichts mehr, und denn wiſſe man nie, was d'Meitſchi ag'ſtellt heyge. Dabei möchte er doch wiſſen, wie er's jetzt im Sinn hätte, die Sache machen zu laſſen. Darauf huſtete Kellerjoggi grimmiglich, kam lange nicht zu Athem, that, als ob ihm faſt etwas verſprengt wäre, ſagte endlich, als er wieder zu Athem kam: „Ja, ja, ſo geht's nicht mehr lang, und was du thun willſt, heißt es, das thue bald, er müſſe jetzt heim, er mög d'r Nachtluft nicht mehr erleiden. Aber er ſolle doch zu ihm kommen die nächſten Tage und darauf zählen, d'Sach werd richtig; aber ſäumen ſolle er nicht, man wiſſe nie, wie reuig man werden könne. Er leu ihm guten Abend wünſchen, ſagte er, und ſtopfete davon. „Du alte bolders Schelm, was du biſt," brummte ihm der Dorngrütbauer nach. Aber das nahe Sterben machte doch Eindruck auf ihn und er dachte, etwas könnte doch an der Sache ſein, u luege müß me. Anne Mareili begriff noch beſſer den Kniff, aber das machte ihns um ſo böſer über Resli, je mehr es Kellerjoggi haßte. Nun war es neuen Drangſalen ausgeſetzt, die Sache ins weite Feld geſtellt, und vor dem allem hätten ſie ſein können, wenn ſie nicht ſo eigelich gethan, ſondern ſich hinzugelaſſen, wie man es öppe begehrt hätte.

Ueber Liebiwyl war der Himmel auch nicht helle. Als die Familie vom Begleit zurückging, redeten ſie abgebrochene Worte von gleichgültigen Dingen, aber keins frug das andere: „was ſagſt du dazu, wie haben dir die gefallen?" „Du ſollteſt noch Bohnen g'winnen," ſagte Aenneli zu Anneliſi. „Ich habe geglaubt, es gebe ein Wetter," ſagte Chriſten. „Vater, ſoll ich das Waſſer abreiſen?" frug Resli. „Es dücht mich, das Emd hätte brav ag'ſetzt," bemerkte Chriſteli. So ging's nach Hauſe, dort jedes ſeinen Geſchäften nach. Anneliſi ertrug das ſchwer, es machte ihm ordentlich eng über den Magen, ſo alles verſchlucken zu müſſen, was ihm durch die Gedanken lief; aber es wußte wohl, wenn Vater und Mutter von einer Sache nicht anfingen, ſo ſtund es ihm nicht zu. Als es einen Korb ſuchte für die Bohnen, ging Chriſteli vorbei. Da konnte es ſich nicht enthalten, ihn zu ſtellen und zu fragen: „du, wie het ſi d'r g'falle?" „So bös nit, ſagte Chriſti, ſo ne weneli e ſchüchi oder e ſuri, ih weiß ſelber nit, welches von beiden." „Mich, ſagte Anneliſi, nimmt ume z'Schinders Wunder, wie die es Resli hat können anthun und was er an der ſieht, er, der ſonſt ſo ne Exakte un e Ziggeſtiel iſt, wo nihm ſo lang keini recht g'ſi iſt hie ume. Brav genug wär ſi, aber daß man de öppe kei bräveri fände hier herum, ſelb nit. Aber z'rede weiß ſi i Gottesname nüt. Ich habe alles mögliche angefangen, von Schießete und Märite, von Buben und Mägden, aber ein Wort iſt ein Wort, das ich anders heraus gebracht, als ſo trockne Ja und Nein und: e d'r Tuſig. Und was das für e ſtolzi iſt, keir Magd het ſie es fründligs Wort gäb, und hättiſt g'ſeh, wie die ere nahgrännet hey! Und de Maniere het ſi de öppe nit gar, haſt nicht geſehen, wie ſie z'Fleiſch noch mit dem Finger ab der Gablen ſtößt? Und dann ein Naſenlümpli hat ſie gehabt, ſo es klys und es dünns, daß ich mich geſchämt hätte, mit einem ſolchen z'Dorf z'fahren, und wenn ſie es hat brauchen wollen, ſo hat ſie längs Stück nit g'wüßt, wo's iſt oder hat die Naſe nicht finden können. Ich will wetten, die braucht daheim keinen Lumpen, ſondern d'Finger u z'Fürtech.“ „Du biſt immer das Gleiche, ſagte Chriſteli, es usführiſch Meitli. Denk wenn dich Jemand hörte, was ſagte er von dir. An einem fremden Ort kannſt du thun, wie der heilig, Feierabend, daß d'Lüt meine, ſi müßten mit dir ine V'rſammlig. Vielleicht iſt's bei dieſem umgekehrt, liebliger daheim als z'Dorf.“ „Du biſt ein böſer Chriſteli, ſagte Anneliſi, aber wart du nur, kein gut's Wort gebe ich dir mehr. Wenn ich aufrichtig bin gegen dich und meine, ich habe einen Freund an dir, ſo kömmſt du mir ſo.“ „Zürn nit, ſagte Chriſteli, ich habe da nur ſo was nache dampet, was ih am Sundi g'hört ha. Es iſt einer im Wirthshaus geweſen und der hat geſagt, es gebe zweier Gattig Mönſche, die eine ſeien gut für d'Gaß, die andern gut für z'Hus, und die einen hätten Manieren daheim und die andern daheim keine, aber z'Tüfels viel z'Dorf, und es gäb ſchöne Viſiteg'ſichter, die v'rfluxt wüſte Kuchig'ſichter ſeien. Nun komm es darauf an, was me lieb, aber wenn me das ſcho wüß, ſo werd me doch gern b'ſchiſſe, vo wege, man ſehe die Meitleni doch meiſt nur auf der Gaß, und könne ſich daher gar nicht vorſtellen, was ſie in der Küche für Geſichter machen, oder wenn ſie ſollten Bohnen g'winnen und lieber klappern möchten und d'Lüt usführen.“ „Wart numme du, ſagte Anneliſi, kein Wort ſage ich dir mehr, und wenn de d'r Dokter mangliſt, ſo kannſt du ſelbſt laufen,“ ſo ſchnauzte es, und ſchoß dem Bohnenplätz zu.

Als alles zu Bette war und Chriſten und Aenneli in ihrem Stübchen, redete lange keines, aber ſchwer ſeufzte Chriſten. „Was haſt du?“ fragte Aenneli. „Ich weiß es ſelbſt nicht, ſagte Chriſten, aber es iſt mir neue ſo ſchwer. Was ich zur Sache ſagen ſoll, weiß ich nicht, ſie gefällt mir nur halb.“ „Was gefällt dir nicht?“ fragte Aenneli. „Z'Meitſchi noch gut genug, von dem will ich nichts ſagen, obſchon öppis e wenig holdſeliger nichts ſchadte, aber der Alt hat mich geärgert, das iſt ſo recht Einer, wo meint, es ſei Niemand geſcheid als er, und wenn er aus ſeinem Dorfe weg ſei, ſo komme er zu lauter halbwitzigen Menſchen. Er hat doch wohl gewußt, wo er iſt, und hat gethan, als wäre er auf dem Märit, als hätte unſer einem keinen Verſtand und gemärtet, wie ich mich unter den fremdeſten Leuten ſchämte. Ich glaube, er hätte uns die Kleider am Leibe abgekauft, wenn ich nicht geſagt, ich brauche ſie ſelbſt.“ „Das, ſagte Aenneli, ſind Gewohnheiten, einer hat's ſo, ein anderer anders, und wer öppe viel auf den Märten herumkömmt, meint, er ſei immer darauf.“ „Von dem wollte ich nichts ſagen, ſagte Chriſten, das könnte mir gleich ſein, aber die Gedinge, die er geſtellt hat, die ſind uverſchant. Wenn er noch viel geben wollte, ſo hätte er z'Recht, auch etwas z'fordern, aber nichts zu geben und alles zu wollen, das het afe kei Gattig. Er hat gethan, als wär kein Meitſchi mehr in der Welt als ſeins.“ „He, ſagte Aenneli, ſie haben es ſo da unten. Geht es ihnen an, ſo nehmen ſie alles, will man nicht, ſo nehmen ſie auch mit minderem vorlieb. Es hat mich auch gedrückt, und b'ſunderbar Resli, der hat mich dauern können. Aber was meinſte, wie macht man das?“ „Ich hulf, die Kinder machen zu laſſen, ſagte Chriſten, es iſt ihre Sach, was den Preis anbelangt, hingege wegem Abtrette, das iſt m'r z'wider. Aber am Meitſchi het's mih o nit ſchöns dücht, daß es em Vater nit abbroche het, und neh ſo het lah mache, es hätt ſölle meh V'rſtang ha un abwehre. Ih muß ſäge, wenn ſo nes gytigs, wüſt's Fraueli da ſött uf e Hof cho, ih dräyti mi no im Grab um.“ „Wir wollen öppe nit hoffe, ſagte Aenneli, Resli ſagt gar, es ſei nicht ſo und der Gyt daheim ſei ihm z'wider. Daneben weiß man es nicht, es dücht ſe manchmal, wenn ſie daheim ſind, ſie möchten es ganz anders machen und haben, als im elterlichen Hauſe, und doch dann muß es einmal in ihrer Haushaltung akkurat am gleichen Schnürchen gehn. Doch das Beſt wollen wir hoffen, es iſt müglig, daß es nit g'wüßt het, was ſäge, u daß es ſi z'Vaters g'ſchämt het, und's nit het dörfe lah merke. Es iſt nichts, das einem ſo weh thut und eim es dumms oder es bös Geſicht macht, als wenn man ſich Depperem ſchämt, und ſich's doch nicht darf merken laſſen, da iſt man, wie vor den Kopf geſchlagen. Sagt man etwas, ſo macht man die Sache noch ſchlimmer, ſagt man nichts, ſo gehts am Ende über einen los. Ich weiß, was das kann. Ich habe auch Jemand gehabt, der zuweilen gethan, daß ich durch den Boden durch hätte kriechen mögen, und je wüſter er gethan hat, deſto weniger habe ich ihn verlaſſen dürfen, es hätt kein Menſch gewußt, was er angeſtellt hätte. Das iſt ein Dabeiſein, es glaubt es kein Menſch, als wer es erfahren hat. Drum iſt's auch möglich, daß es dem Mädchen ſo ging, man muß das Beſſere hoffen. Wenn es ſich öppe apparti vor dem Resli verſtellt hätte, ſo wüßte ich nicht, warum es ſich nicht auch vor uns hätte verſtellen können. Aber es wird eben ſo eine Natur haben, daß es zeigen muß, wie es ihm inwendig iſt, und das ſind nicht die ſchlechtern. Wenn man einander öppe einmal verſteht und ſagen darf, wie es einem iſt, ſo kömmt man dä Weg hundertmal beſſer z'weg als mit Jemand, der ſich ſtellen kann, wie er will, und ganz anders, als er es meint. Oeppe ſo wege e re jedere Fliege, wo ſurret, wird man dann auch öppe nicht ein Geſicht machen, als wenn man Tannzäpfen ſchlucken ſollte.“ „Du redeſt immer z'beſt, ſagte Chriſteli, und heſt recht, es iſt beſſer dä Weg, als wenn me allen z'böſt redet. Aber hürathe het geng e Naſe, u gäb wie me noh öppe brav iſt un recht denkt, ſo cha's doch übel gehen, wenn man einander nicht recht verſteht oder enandere z'Mul nit gönnt. Es muß immer einer da ſein, der Friede macht, wenn d'Welt wott z'wüſche uche cho und d'Zwängigi (Selbſtſucht, Herrſchſucht). Resli weiß ſonſt wohl, was er macht und hat die Augen am rechte Ort, d'ruehe iſt er nit link, und wenn er ſieht, daß d'Sach fehle will, ſo wird er nicht meinen, daß er auf dem Wagen bleiben müſſe bis z'letſcht, er weiß ſonſt, was er macht, u weiß o noh z'rede, wenn's ſy muß, weder hüt, da het's ihm nit füre welle.“ „Z'Herz wird ihm z'volls gſi ſy, ſagte Aenneli. Es iſt eine wichtige Sach für uns, aber Gottlob, daß wir einig ſind und üſe Herrgott üſe Friede iſt. Zwängen wollen wir nichts mehr in der Welt, wer weiß, wie bald ſie uns unter den Füßen wegſchlüpft, öppe rathe können wir, und unſern Herrgott bete, daß er unſere Kinder durch's rechte Thürli führe wie uns, wenn's auch z'Zyte ruch g'nue geyt. Und er wird ſcho, ich habe nicht Kummer, es iſt noch der alt Gott, wo auch uns geführt. Als wir zuſammenkamen, waren wir auch nicht was wir jetzt ſind, und doch hat er uns nicht verlaſſen, ſondern geführt bis hieher, daß wir Gottlob noch ſo recht aufrichtig zu ihm beten dürfen, und mein Troſt iſt, daß es heißt, frommer Eltern Segen baue den Kindern Häuſer. Oeppe die Beſten ſind wir nicht, aber das weiß ich und fühl ich, üſe Herrgott hält uns doch für die Seinen, am Segen ſöll's nit fehle und üſe Herrgott wird ihm ſcho Kraft gäb. Wottſch du oder ſoll ich?" „Bet ume," ſagte Chriſte.

„Vater im Himmel, betete Aenneli, vergib uns unſere Schulden, wie auch wir vergeben unſern Schuldnern, rechne ſie üſe Kinge nit a. We m'r öppis Guts tha hey uf d'r Welt, das rechne de Kinge a u hilf neh deſſetwege. Aber nit, daß de ſe ruch machiſt und vornehm, aber b'halt ſe uf dyne Wege, b'halt neh d'r Friede im Herze u d'r Friede im Hus u d'Freud für e Himmel. B'halt ſe als G'ſchwiſterti unter enandere, daß eys em andere ſy Troſt iſt, ſys Haupteküſſi, we's Herz ſchwer iſt, u d'r Kummer z'vorderiſt. Lah nüt zwüſche yche cho, nit d'r Tüfel, nit e Mönſch, und was is Hus chunt, o Vater, das ſegne auch, nimm's uf i Bund, durchfür's mit dym Geiſt, lah ihs es zum Engel werde, der ihs d'r Himmel no beſſer zeigt. Gern wey m'r ihm nahgah, mir bigehre nit vorus z'gah. Gib am Resli e rechti Frau mit d'm rechte Geiſt, der nahm Friede trachte, u nah dem, was Noth thut fürs ewig Lebe. Gib beide Sanftmuth und Geduld, daß ſie d'r Glaube u d'r Muth anenandere nie v'rliere, daß d'Sunne nie untergeyt vor ihrem Zorn, daß ſie nie ſchlafe, oder ſie heyge vor dir enandere d'Händ gäb u gut Nacht g'ſeit u du heigiſt ſe g'ſegnet. O Vater, viel hey m'r di betet, aber wo's us rechtem Herze chunt, wird's d'r nie z'viel ſy, u wer weiß, wie lang m'r no Zyt hei z'bete. Mach's wie'd witt deretwege, aber üſi King v'rgiß nit u üſe Seele erbarm dih!" „Amen," ſagte Chriſten.

Es war an den beiden folgenden Tagen faſt, als ob eine Leiche im Hauſe wäre, ein Gegenſtand ſtiller Trauer, über den zu reden Jedermann ſich ſcheute, in ſtillem Weſen verrichtete man ſeine Arbeit, aber Jedermann ſchien gerne allein zu ſein, als ob er noch mehr innerlich als äußerlich zu verwerchen hätte. Dieſes innerliche Verwerchen iſt eine altadeliche Tugend, oft ſtillen Leuten angeboren, es iſt eine reiche Werkſtätte, in derſelben werden die Grundſätze geſchmiedet, auf welche Menſchen abſetzen, um ihre Namen im Himmel anzuſchreiben, da werden die Seelen geläutert zu reinen Spiegeln, in welchen Gott zu ſchauen iſt, da werden die Leben geweiht zu heiligen Opfern, welche ewig und in alle Ewigkeit gelten. Knechte und Mägde merkten wohl, daß etwas obhanden war, und aus einem natürlichen Inſtinkte verſchwanden ſie ſo viel ſie konnten, gaben Raum zu einem vertrauten Wort. Dennoch gab es ſich nicht bis am Mittwoch Abend, als eben auch Knechte und Mägde abſeits waren. Der Vater, der auf dem Bänkchen ſein Pfeifchen rauchte, ſagte, er hülfe hineingeben, der Wind ſei ſauer und neuis ſollten ſie doch abreden.

Drinnen frug der Vater: „Wer fahrt?“ „Ich, denk,“ ſagte Resli. „Was wotſch für e Wage näh?“ „Denk d'r breitſchienig,“ antwortete derſelbe. „Iſt der nicht z'ſchwere?“ „Sechs Bäum ſoll ich doch lade, u da muß es e gute Wage ſy.“ „Iſt's nit z'viel?“ fragte der Vater. „Es macht ſich, der Weg iſt gut, d'Lade ſy dür, un es geyt alles nidſig, u was me ungereiniſt führt, dara brucht me nit zwure (zweimal) z'mache,“ antwortete Resli. „Wenn d'z'fahre magſt, mir iſt's recht,“ ſagte der Vater. „Aber was willſt du für Beſcheid geben, darüber muß man doch auch reden,“ ſagte Chriſteli. „He, ich habe gedacht, kurzen,“ antwortete Resli, und ſtützte den Kopf in die hohle Hand, als ob ihm das Licht weh thäte in den Augen. „Man kann kurzen geben und doch mancher Gattig,“ antwortete der Vater. „Da iſt nur ein Beſcheid möglich, ſagte Resli, auf die Geding hin gibt es nichts aus der Sache, ich will nicht, daß alle ihr Glück einſchießen müſſen für mich, und für was am End? Für öppis, wo no ke Mönſch weiß, was daraus wird. Zuerſt iſt's m'r gſi, d'r Knecht chönn fahre, aber da ha nih denkt, aſtändig ſyg's, was ih ag'fange heyg, das mach ich ſelber us. U de iſt m'r z'Meitſchi z'Sinn cho, das duret mih, ſo iſt's nit, wie's d'r Schyn het, es het mih dücht, emel einiſt möcht ih's noh g'ſeh. Gang's de nache wie's well."

„Was meinſt du, das nicht gehe? fragte Chriſteli, man muß doch zuerſt über eine Sache reden, ehe man den Muth verliert und den Stecken wirft." „Das iſt doch öppe nicht nöthig zu ſagen, antwortete Resli. Der Alt hat d'Sach ſo geſtellt, daß gar nichts daran zu machen iſt. Der infam Hund weiß wohl, was er macht, er will nichts von der Sach, und will damit nur einen andern in das Garn jagen. Ich merke ihn wohl, aber dem ſage ich noch was, ehe wir auseinander kommen, der graue Schelm muß wiſſen, daß wir auch an einem Ort daheim ſind, und nit Hunde ſind. Belle cheu ſi de nadiſch da niede beſſer als wir hier oben." „Nit, ſagte Aenneli, ſo mußt du nicht thun; wenn man ein Meitſchi lieb hat, ſo muß man deſſen Vater nicht ſchelten, äſtemire ſött me neh, ſyg er de wie n'r well. Aber von der Sach muß man reden ſtückswys, u ſe nit ſo arfelswys (Arfel, was man mit den Armen umfaſſen mag) deousſchieße. Was meinſt, was geht nicht, was iſt nit z'gattige (beg'wältigen)?" „He, da will er vor allem aus, daß mir der Hof nicht höher angeſchlagen werde als vierzigtauſend Pfund, und ſövli Kronen iſt er werth, wenn alles aufs höchſte getrieben würde. Ich will nicht ſagen, daß er mir ſo theuer gegeben werden ſolle, weniger wär billig, aber wenn ich ihn um vierzigtauſend Pfund begehrte, ſo wäre ich ein Schelm an diesne, und eins von ihnen bekäme nicht mehr als dreißigtauſend Pfund, und ich faſt ſo viel als beide." „Was, dreißigtauſend Pfund, rief Anneliſi, ſo viel bekäm ich! Da nimm du nur den Hof für vierzigtauſend Pfund, wenn ich dreißigtauſend Pfund bekomme, ſo will ich ausleſen z'Land auf z'Land ab und erſt jetzt mih recht uſlah u bäumele wie's Wetter, Potz Hegel!" „Nit, nit, ſagte Chriſten, es g'ſpaßet ſich da nicht." „He, Aetteli, es iſt mir Ernſt, ſagte Anneliſi, da ſpaße ich nicht.“ „So macht ſich das, Bruder, ſagte Chriſteli, wenn Anneliſi ſo denkt, ſo will ich ihm auch daran denken, und wenn einmal ſein Mann muggeln ſollte, ſo hab ich's in der Hand, ihn z'gſchweige, wele Weg er will. Das ſoll alſo nichts heißen, wenn's nur das iſt, ſo iſt d'Sach e g'machti.“ „Da iſt ume käret, ſagte Resli, du weißt ja wohl, daß da noch anderes iſt, was nit gut iſt u wo nit geyt.“ „He, man muß doch darüber reden, es wird ſein wegem Verſchreiben.“ „Iſt das nicht ein Unſinn! Wenn mir der Hof abgetreten würd, und es könnte ihn erben, wenn ich ſtürbe, ſo wär's ja möglich, daß ihr ihn alle mit dem Rücken anſehe und ſo ne Aergäuerkaſli darauf müßtet g'nürzen und huſtern (eng und nöthlich thun) ſehen. Das möcht ich euch doch um keinen Preis von der Welt z'Leid thun.“ „Ich will mich in dieſes eigentlich nicht miſchen, antwortete der Vater, aber wie wär's, wenn man machen würde, daß Chriſteli in dieſem Fall das Recht hätte, ihn um den Preis, wo er dir angeſchlagen iſt, an die Hand zu ziehen? Das wäre nicht unbillig, vierzigtauſend Pfund trüge ſie allweg hinweg und ſagen muß ich, weh thät's mir, wenn der Hof ſo ung'ſinnet aus der Familie kommen ſollte; und ich weiß es, es thäte allen Leuten weit umher ung'wohnt. Nit, ich will nicht hoffen, daß du ſterbeſt, aber man weiß ja nie, was es gibt.“ Er hätte es auch gedacht, ſagte Chriſteli, es thäte ihm b'ſunderbar weh, da fort zu müſſen, aber ſagen habe er es nicht wollen, er möchte doch nicht, daß man ſich an dem alleine ſtoße. Wenn es ſo zu machen wäre, ſo ſei es ihm recht, ja, wenn es öppe dem Wald nicht zu wüſt gegangen in der Zeit, ſo nähmte er ihn zurück um fünfzigtauſend Pfund. So düch es ihn, das Meitſchi ſollte es wohl wagen dürfen, zu ihnen hinauf zu kommen, gehe es wie es wolle, ſo gehe es ihm nicht bös, und öppe beſſer werd's niene mache. „Aber recht iſt's auch nicht, ſagte Resli, daß alles auf eine Seite kömmt und daß z'Hürathe iſt wie Krüß und Bär, wo man macht, welches dem andern das Seine abgewinnt, da muß ich ſagen, das drückt mich, daß ich alles verwyben und vielleicht nichts erwyben ſoll. Es iſt grad ſo, als wenn öppis an mir z'ſchüche wär, daß ich mit Geld ſollte gut machen. Und doch wüßt ich nicht was, und wenn man gegeneinander rechnen wollte, ſo wüßte ich nicht, wer am andern heraus ſchuldig wär. Das iſt ein Hochmuth und e Uv'rſchantigkeit, daß es m'r i alli Glieder ſchießt." „He, ſagte Aenneli, wenn dir das Meitſchi recht lieb iſt, ſo ſieh das nicht an, in den Ehetag wird der liebe Gott wohl ein Loch machen, ehe es lang geht. Wegen etwas, wo zwanzig gegen eins zu wetten iſt, daß es nicht abträgt, ſollen zwei nicht von einander laſſen, welche ſich lieb gewonnen ſo recht. Das iſt gar eine ſeltene Sache, rechte Liebe, und ſo wege Bagatellſache muß man ſie nicht zerſtören, man muß nie vergeſſen, daß einer glücklich iſt, wenn er einmal in ſeinem Leben zu ſolcher Liebe kömmt, zum zweiten Male gibt es ſich ihm kaum. So, wenn deine Geſchwiſter nichts dagegen haben, ſo wollte ich das annehmen. Wenn dein Meitſchi öppe es Herz het, wie's z'hoffe iſt, ſo ſinnet es neh ihr Lebtag d'ra." „Es iſt gut, ſagte Resli, es iſt wäger beſſer, als es ſich hier gezeigt hat. Ich habe mich ſelbſt nicht darauf verſtehen können, aber ſagen muß es mir noch, was es gehabt hat." „So wär man ja richtig, ſagte Chriſten, ohne Streit und ohne Zank, wie es öppe nicht an manchem Orte ſo gegangen wäre; das freut mich, und blybit ſo, es wird euch noch wohl kommen im Leben, und man kann einander gar oft z'Guten ſein, wenn man ein Herz zu einander hat und ſich kann verſtehen. Sinnet daran, Kinder." „Ja nein, richtig iſts nicht, ſagte Resli, es iſt noch eins, us ſelbem gibt es nichts, und da es wegem Geld nicht darauf ankömmt, ſo denke ich, werden ſie nicht z'wüſteſt alles machen, um es dure z'wänge, und wetti ſi, ſu thät ih's nit. Ich will doch de nadiſch auch wiſſen, ob ich dem Meitſchi lieb bin oder nicht, und ob es meinetwegen auch nachgeben und ſich etwas gefallen laſſen kann.“ „Was wär denn das, fragte Anneliſi, habe ich ihm etwa nicht gefallen, und ſoll ich aus dem Hauſe? Wenn's das iſt, ume zug'fahre, mit dreißigtauſend Pfund will ich ſchon nächſten Sonntag verkünden laſſen, mit zweien ſtatt mit einem, oder ih gange is Welſchlang, ga lere bradle u Kürbsbrei eſſe, es heißt, für fünfzig Dublone es Jahrs überchöm me ebe halb g'nue dere 'm Welſchlang.“ „Schweig doch mit deinen Flauſen, ſagte Aenneli, es wird öppe von dir nicht faſt die Rede geweſen ſein, dulden wird man dich wohl müſſen, ſo lange wir auch da ſind.“ „Ja, Mutter, das meine ich auch, ſagte Resli, aber habt ihr nicht gehört, daß der Alt von Abtreten geredet hat, er meint, ihr ſollet abgeben, ich ſolle den Hof gleich übernehmen, Nutzen und Schaden mir gleich angehen und dann wäre Anne Mareili Meiſterfrau.“ „He nun ſo dann, ſagte Aenneli, geſchehe nichts böſeres, die Ruhe iſt mir auch zu gönnen, daran einmal ſtoße dich nicht.“ „Wohl, Mutter, ſagte Resli, das iſt's eben, woran ich mich ſtoße und was ich durchaus nicht thue. So lange ihr lebt, ſollt ihr da zu befehlen, zu ſchalten und zu walten haben, wie ihr es von je im Brauch gehabt habt, anders thue ich es nicht, es freute mich nicht mehr, hier zu ſein.“ „Du biſt doch e Göhl, ſagte Aenneli, warum doch nicht, eine junge Frau mag der Sache beſſer nach als eine alte, ſie kann gleich anfangen, wie ſie es gerne hat. Es drückt junge Weiber oft gar ſehr, wenn ſie ſich in einem andern Hauſe neu gewöhnen ſollen.“ „Drück es ſie nun oder drück es ſie nicht, ſo will ich, Mutter, ich mag nun die oder eine andere Frau bringen, daß ihr, ſo lange ihr mögt, die Meiſterſchaft im Hausweſen behaltet. Mit dem Aetti und mir wird's öppe, ſo Gott will, im Alte blybe, ſo lang m'r lebe, und wie ihr es mit Anneliſi habt, ſo ſollt ihr es mit meiner Frau haben, das will ich, und mengem d'wege (um mehreren Urſachen willen).“ „Mach dich deretwege nit köpfig, ſagte Aenneli, ich wüßte nicht, warum du gerade das erzwängen wollteſt, der Eigenſinn trägt nichts ab.“ „Mutter, es iſt nicht Eigenſinn, ich habe die Sache wohl überlegt. Wir haben öppe ein Hausweſen, wie wir uns deſſen nicht zu ſchämen brauchen, wir haben genug, und für andere Leute iſt auch etwas da, ſo iſt's bei Mannsdenken geweſen, und ſoll ſo bleiben, ſo lange wir hier ſind. Es würd öppe a me ne Niedere von uns wehe thun, wenn's ändern ſollte. Dort unten haben ſie ganz andere Bräuche, und die begehre ich nicht hier herauf, ſie wären mir und euch nicht anſtändig. Und dann würd es auch viel Lachens geben deretwegen, die Leute würden öppe z'reden haben und ſelb begehre ich auch nicht. Meine Frau kömmt in mein Haus, und da ſoll ſie öppe fortfahren, wie ich mich gewohnt bin, wie es mir anſtändig iſt, das, mein ich, ſei nicht über Ort. Das muß ſie aber alles lernen, ſie weiß von unſern Bräuchen nichts, ſie muß ſich ſelbſt zuerſt daran gewöhnen. Und unſere Mutter iſt öppe eini, wo ein Söhniswyb öppe mit der Liebi nachziehn wird, wie öppe nit e Niederi. Sie wird nicht alles an einem Tage wollen, ſie wird Geduld haben, ſie hat ja von je mit uns allen Geduld gehabt; wir haben ſie öppe erfahren, ſeitdem wir leben, auch ein Söhniswyb wird nicht bös Sach bei ihr haben, und im Trab ſein, ehe es daran denkt, we's e kly V'rſtang het und d'r Friede bigehrt. Soll aber meine Frau gleich das Heft in die Hand nehmen, ſo nimmt ſie es, wie es daheim üblich war, frägt vielleicht die Mutter einige Male und andere Male vergißt ſie es. Sagt ihr die Mutter ung'fragt, was nicht recht iſt, wer weiß, wie ſie es aufnimmt, und ob ſie nicht meint, die Mutter wolle ſie kujoniren, und es gehe ſie nichts mehr an. Und muß ich es ihr ſagen: „die Mutter hat es ſo gemacht, ſo ſind wir es gewohnt, frag doch die Mutter,“ wer weiß, wie ſie das dünkt, ob ſie nicht im Herzen denkt, ſie könne nichts recht machen, ob ſie nicht ſchalus wird und meint, ich habe die Mutter lieber als ſie und dann ſich und andern das Leben ſchwer macht mit plären und dublen oder ſonſt wüſt thun. Und wenn wir nichts ſagten, es verdrückten, ſo wären wir auch nicht wohl dabei, und Zufriedenheit wär keine." „O, ſo wird ſie doch nicht ſein, du wirſt doch wohl wiſſen, an wen du ſo geſetzt haſt," ſagte der Vater. „Vater, was weiß ich, ſagte Resli, die Mutter kenne ich, und ihr darf ich vertrauen, ſie wird mir öppe es Fraueli nit plage. Aber wie ein Meitſchi ausfällt, kann man nicht wiſſen, und wie es in ihm ausſieht, nicht ſehen. Es hat einmal einer gemeint, es komme ſchon viel darauf an, ob ſie am Hochzeittag die Sonne anſcheine oder es regne; regne es, ſo hätte man manchmal z'Schinders Noth mit ihrem Geſicht die ganze Ehe durch. Es kann etwas ſo in ein Herz hineinkommen, gäb wie wenig, und es iſt ganz angers und v'rpfuſcht für geng." „He ja, ſagte Aenneli, haben wir das nicht ſelbſt erfahren, und nicht etwa jung, ſondern wir alte Stöcke." „Darum möchte ich lieber z'G'wüſſere ſpiele, man kann ſich an einen Hausbrauch gewöhnen, wenn man Kind im Haus iſt, man weiß nicht, wie, hingegen wenn man einmal regieren ſoll, läßt man ſich nicht mehr gerne b'richten, ſondern macht, wie es ſich einem ſchickt, ſagte Resli. Und d'Mutter iſt witzig g'nueg, wenn z'Meitſchi öppis chumligs weiß, wo kürzer oder beſſer geyt, ihm ſy Sach auch gelten zu laſſen und einzuführen, d'Mutter iſt nicht von denen eine, wo meine, d'Kunſt b'ſtand darin, alles, was man nicht ſelber macht, zu vernütigen, my Mutter weiß wohl, daß d'Kunſt die iſt, aus allem immer das Beſte zu nehmen, und alles am Beſten ſuchen z'mache. Darum meine ich, ſolle meine Frau bei ihr in die Lehre geben, und darum übernehme ich den Hof nicht." „Um öppis beſt recht, ſagte der Vater, aber wenn du ſo damit kömmſt, ſo machſt du ſie bös und ſie ſtange d'r z'ruck. Sag du das Ding ſo, daß, wenn ich dir die Sache verkaufe, und dir Nutzen und Schaden gleich angebt, ſo wirſt du mir alſo vierzigtauſend Pfund ſchuldig, die muß ich vertellen, du aber den Hof nicht minder, ſo gibt es doppelte Telle, und das ſei mir z'wider, ſag, das wär nur ſo ne G'fraß von dreißig bis vierzig Kronen, das begreift der Dorngrütbauer allweg." „Nein, Vater, ſagte Resli, das ſage ich nicht ſo, verzeiht, Vater, man kann ſich doch auch z'faſt unterzieh. Sie könnten zuletzt meinen, wie dumm oder wie ſchlecht wir wären, daß wir uns alles gefallen ließen, und das könnte dem Meitſchi doch endlich auch in Kopf kommen, daß es meinte, wie viel mehr es ſei als wir, und das thät wäger nit gut. Das möchte ich nicht erleiden, und wenn ihr ſchon nicht viel ſagen würdet, ſo ging's euch doch hinein." „An dem, ſagte die Mutter, wollte ich doch nicht hangen, wenn es ſonſt ginge ohne das; denk, das iſt nme e Meinig, und vielleicht noch e läzi, und ſo blos ere Meinig twege vonenandere z'lah, wär doch e ſtrengi Sach." „Mutter, ſagte Resli, es chunt nie gut, wo eins alleine ſich unterzieh ſoll, und ſich nicht eins dem andern unterzieht. Nun haben wir uns unterzogen auf eine Weiſe, wie ſie mir gruſam z'wider iſt, es müſſen ja alle darunter leiden, und in der Hauptſach thut man, was ſie wollen, und läßt ſich in unſern Sachen befehle, wo man ihnen doch nichts ſagt, was man von ihnen haben möchte, und wie ſie es mit dem Lande halten ſollen. Was ich jetzt will, iſt eine Nebenſache, wo nur das Meitſchi angeht, wo dem Vater hell gleich ſein kann. Het mih z'Meitſchi lieb, ſo thut es m'r d'r G'falle, het's doch deretwegen nüt deſt meh, nüt deſt minger, u wott's m'r dä G'falle nit thue, he nu, ſo erfahre ich noch zu rechter Zeit, was ich zu erwarte hätt, denn was es Meitſchi eim nit thut, das thut eim de e Frau auch nicht, u das thut ſi nit." „Du biſt läz dra, ſagte Aenneli, wäger. Wenn ich zurückdenke, wo ich Chriſten genommen habe, und es vergleiche mit Jetzt, ſo iſt das ganz anders. Selbiſt, und er iſt m'r doch recht lieb geweſen, habe ich immer Kummer gehabt, ich gebe ihm zu viel nach, ich verderbe ihn, und wenn er etwas von mir gewollt hat, ſo habe ich lang ſtudirt, ob's ächt nüt mach, wenn ich ihm's z'G'falle thue, und hergege habe ich ihm manches vorgelegt, es iſt mir nicht Ernſt geweſen, aber ich habe nur ſehen wollen, ob er mich recht lieb habe, und hätte er es nicht gethan, ſo hätte ich, es weiß kein Menſch wie, gethan, und mih g'ha, als wenn m'r z'größt Unglück geſchehen wäre. Wenn Chriſten nicht ſo gut geweſen wäre, und es hätte machen wollen, wie du, es weiß kein Menſch, wie es gegangen, ich glaube nicht, daß wir zuſammengekommen. So iſt's gſi, jetzt dücht es mich, ich wollte ihm thun können, was er begehrte, und nüt z'ſtrengs, dä Weg het's g'änderet. Es gruſet m'r geng, wenn man einander ſo ſecken will, es iſt geng Gott v'rſucht, und es chunt meiſt uf es Nüt a, mengiſt uf es einzigs Wort, uf e Blick. Und meine ſöll man doch nie, daß, wenn man zuſammenkommt, man ſei, wie man ſein ſolle, ſonſt hat's ſchon gefehlt, Liebi u V'rſtang muß me all Tag als Schlyfſteine bruche, we's gut cho ſöll. Wenn meine Mutter ſelig noch lebte, die würd d'r d'r Text leſe.“ „Mutter, verſteht mich recht, ſagte Resli. So ſecke, blos um nichts und wieder nichts, in einer Lumpeſach, ume ſo für z'luege, wer nachgebe müß, das möchte ich auch nicht, das iſt ja g'rad, was unter Eheleute nicht ſein, nie anfangen ſoll, das Nünizich (eine Art ländlich Damenziehen) ums Recht haben, das iſt e Elend, ihr habt recht. Aber hier iſt's nicht ſo, hier handelt es ſich um eine Hauptſach, um Recht und Unrecht, es handelt ſich darum, wer dem andern ſich unterziehen ſoll, eine alte Frau einer jungen, oder die junge der alten, ob denn eigentlich d'Mutter uf d'Syte ſött un d'r Vater, wie es Paar alti usbruchte Schuh, oder ob es jungs Meitſchi noh i d'Schul ſöll und ſich den Alten unterziehen, ſo lang öppe Gott will, und zweitens auch, ob ſich eine Frau dem Mann unterziehen will, wie es doch auch in der Bibel ſteht, Mutter, oder ob der Mann d'r Löhl machen ſoll. Ich muß es ſagen, wenn ich an euerm Platz wär, ſo begehrte ich gar nicht ſo abzugeben, ehe ich wüßte, wie es käme, oder ich möchte keinen Krauch (zu erſchöpft, um Athem zu ziehen) mehr, oder es wär mir gruſam erleidet. Und, Mutter, ich muß euch ſagen, ich hätte geglaubt, ihr hättet mich lieber als ſo, und möchtet euch doch g'mühen, um ſo mit Liebi und V'rſtang d'Frau nachezieh. Aber ich merke, die ganze Sach iſt euch nicht recht, z'Meitſchi g'fallt euch nicht, darum möchtet ihr ganz drus und dänne, und lieber nüt mit ihm z'thue und eure Sache apparti haben. Das merk ich, und ſo wär's beſſer, man gebte die ganze Sach auf und redti g'rad uſe, während es noch Zeit iſt, als daß man dann ſo hintendrein ſagt: „ih ha's doch denkt, ih ha's doch glaubt, ih ha's doch g'meint, u g'ſeit ha nih's o, aber ume für mih ſelber.“ „Los, los, ſagte der Vater, wird nicht bös, du ſollteſt doch wiſſen, daß d'Mutter es beſſer meint, als du es ihr andichten willſt, und daß ſie deinetwegen noch nie eine Mühe g'ſchoche (geſcheut) hat. Aber öppis recht haſt du auch, da muß ich dir Beifall geben; ſo da von vornenherein zu regieren, und d'Eltern von ihrer Sach weg z'ſprenge, ſelb iſt nicht recht, ſo lange ſie es nicht gerne von ſelber thun, oder eins von ihnen geſtorben iſt. Ja, wenn eins oder das andere ſturb, ih oder d'Mutter, das wär es angers, de ſchickt es ſi bas, daß es jungs Ehpaar d'Sach übernimmt z'grechtem, vo wege, für es rechts Hus z'führe, müſſe Ma u Frau ſy. Iſt d'Mutter g'ſtorbe, u buret d'r Vater furt, u z'Sühniswyb macht d'Hushaltig, ſo het äs meh z'bidüte as d'r Ma, es iſt d'Meiſterfrau, u är ume d'r Bub, lebt d'Mutter no u wott furt bure, ſo iſt d'r Bub wie d'r Ma, u d'Frau ſött ume d'Jumpfere ſy, u ſelb thut o nit gut. Lebe aber Vater und Mutter noch, ſo haben's Sohn und Söhniswyb eins wie das andere, ſind beider G'hülfen, u keis het ſi z'ſchlage. Darum biſt du nicht ſo über Ort, aber ſagen will ich nichts dazu. Ueberſinn d'Sach noch recht, und ſtell dir alles vor, und auch, wie es dir wäre, wenn es aus der ganzen Sache nichts geben, und was die Leute dazu ſagen würden." „Ho, ſagte Resli, darauf dürfte ich es ankommen laſſen, wenn d'Lüt öppe wiſſe, wer me iſt, ſo wiſſen ſie wohl, auf welcher Seite der Fehler iſt." „Du gute Tropf, ſagte der Vater, meinſt? Ich hätte geglaubt, du kennteſt d'Lüt afe beſſer als ſo. Weißt du nicht, daß es Leute gibt, die immer froh ſind, wenn ſie Jemand einen Schlemperlig (etwas Schmutziges, Unſauberes) anhängen können, und je mehr ſie einen beneidet haben, deſto lieber thun ſie es, und deſt ung'rymter (grundloſer, gröber). Und weißt nicht, daß man, ſei man wer man well, immer Freund und Feind hat, das zeigt ſich nie beſſer, als wenn eine Hochzeit z'Waſſer geht. Da geht es ärger ringsum, als im Frühling im Seeland, wenn d'Fröſche ihre Singverein hey, ich habe einmal dort Wein geholt, u z'ſälbiſt bin ih faſt e Narr worde. Wenn ſo ne Hürath z'nüte wird, ame ne Ort muß geng d'r Fehler ſy. Manchmal iſt der Brütigam ein afechtig Bürſchchen und möcht d'r Schwäher klemme, weiß nit recht, wie, gevt z'Rath, u dummi Wyber dampe ihm's us u hingerdry thut er de noh, wie es häſſigs Kothhäneli. Oder d'r Schwäher iſt e hochmüthige G'nürzi (Batzenklemmer) u möcht d'r Tochterma für e Schuhwüſch ha, un ihm d'r Gottswille gäh, was ihm vo Rechts wege g'hört. Oder d'Schwiegere iſt e brutali Gränne, und meint, d'r Tochterma ſött Tag u Nacht vor ihre oder vorem Meitſchi uf de Kneue ſy u lache, we ſi z'Mul ufthut, wie ne Löhl. U wenn er das nit thut, u witziger iſt as ſi, u ſi ſi noh mängiſt vor ihm ſchinire muß, vo wege d'r Dummheit, ſu wyst ſie d'Tochter uf u ſeit ere, dä möcht ih afe nit, lue de, wie's d'r gevt, we'd einiſt furt biſt, er iſt e Tyrann, e Tyrann, ſäg i d'r, u bi de Lüte verſchreit ſi noh, u wil er ſie nit u d'Tochter nit het welle zum Götz mache, ſu ſevt ſi, er hevg ke Religion u weiß doch ſelber nit, was für eine ſie hat oder ob gar keine. Und manchmal iſt z'Meitſchi es Laſchi (dummes, gedankenloſes Ding) u thut wie ne Löhl, u nüt iſch ihm ſchön g'nue, u kes Mannevolk wüſt g'nue, und Er überchunt am End auch g'nue. An allen dieſen Orten dücht eim doch, me wüß, wo d'r Fehler ſyg, aber das git es G'red, dä Wäg u dieſe Wäg, daß me ganz ſturm wird, nit weiß, was obe, was unte iſt, nit meh weiß, het me e Kirſiſturm vor ihm oder Surkabis. So geht's, wo d'Sach am Tag iſt, daß es eim dücht, me chönn ſe mit em B'ſchüttgohn näh. Was meinſt, wie würd es bei uns geben? Da iſt nichts am Tag, da iſt keis längs Dreiß (Säumniß) gſi, da iſt nicht eins hier aus geſprungen um Rath, das andere dort aus, man iſt nicht zu den Wahrſagern g'lüffe, und auch nicht zu den Verwandten oder Bekannten, wo gruſam vornehm ſy u doch gern alles wüſſe, man hat es unter ſich gehabt, und die Leute haben kum gewußt, daß etwas obhanden. Jetz denk auch, was erſt das für ein Gerede geben würde, denk doch, wie ſie uns es gemacht, als wir ſo z'weg waren, und doch war da d'Urhab am Tage genug. Eben daß man es ſo geheim gehalten, würde gegen uns geltend gemacht, die einen würden ſagen, wir hätten uns der Sach geſchämt, die andern, wir hätten einen reichen Fiſch vor der Bähre gehabt und gefürchtet, es könne uns Jemand z'böſt reden, die einen würden ſagen, wo wir das Vermögen hätten weiſen ſollen, ſo ſei nichts da geweſen, jetzt wiſſe man, warum es ſelb mal ſo wüſt gegangen, die andern dagegen würden lachen und ſagen, du ſeieſt hineingeſprengt worden und wo es um eine Eheſteuer zu thun geweſen, habe es ſich gezeigt, daß der Vater der Braut am Geldstagen ſei, und chum noh d'Naſe ob em Waſſer heyg. Man würde von unehlichen Kindern reden, die zum Vorſchein gekommen, und was erſt alles vom Dorngrüt her erſchallen, was ſie dort ausbreiten, in die Welt hinaus blaſen würden, das kann ich dir nicht ſagen. Aber glaub mir, Resli, es wären wüſte Sachen, du würdeſt z'lyde g'nue ha, und viel möchten dir's gönne, und wer weiß, vor was allem es dir wäre, vo wege, ſellige Lärm läßt immer was dahinten. Die eigelige Meitli ſind gewöhnlich die beſte, und öppe von weitem her läuft nicht bald ein Meitſchi herbei, daß nichts von allem weiß; bi de Bube git ſi das eh. Glaub nur, du würdeſt Verdruß genug haben, gäb wie unſchuldig wir dabei ſind und das Recht auf unſerer Seite haben. Das ſage ich dir nicht, damit du alles thueſt, was man von dir will, ſondern nur, damit du weißt, wie es geht, und du hintendrein nicht ſagſt, du hätteſt es nicht g'ſinnet, wenn du es g'ſinnet, du hätteſt es anders machen können. U jetz gut Nacht, u faß di gut, damit, es mag gehen, wie es will, du auf den Beinen bleibſt. Du haſt jetzt alles in deiner Hand, und mahnſt mich an einen am Steuerruder, wenn's zwüſche Wirble durch geht, häb an die u lue gut."

Nun war die Sache äußerlich abgethan bis ans Z'wegmachen und Laden; geredet wurde nicht mehr darüber, es ſann jetzt jedes wieder. Und, wie geſagt, wo der rechte Sinn iſt, da kömmt beim Sinnen mehr heraus, als man denkt, meiſt mehr als mit Reden.

Wenn man dem Treiben zu Liebiwyl zugeſehen hätte, ſo würde Jedermann geglaubt haben, Chriſteli ſei der Bräutigam, und wollte eine Hoffarth thun das Land hinab. Faſt den ganzen Morgen hatte er mit den Roſſen zu thun, nahm eins nach dem andern zum Stall hinaus, zum Brunnen und ward nicht fertig mit Striegeln und Wäſchen. Anneliſi, das vorbeiging und ſah, wie oft er jeden Schweif ins Kühli tauchte und ihn dann ausſtrich, meinte, es wäre ſchade, daß er nicht eine Kammerjungfer gegeben, es gebe gewiß manche vornehme Frau, ſie wäre froh über ſo eine. „Ich denke, antwortete Chriſteli, u mängs Buremeitli hätt mih nöthig, es ſöll dere gäh, wo me ringer e Stall miſteti, als ſo eins ſüſereti (ſauber machte)." „O ſtich ume, du breichſt mih doch nit, und mit em Süſere weiß ich nicht wer fleißiger iſt, öppe es jungs Meitſchi , oder ſo ne alter Vetter, wo z'letſt z'fule wird, es Jahrs zweumal es angers Hemmli az'legge." Da ſtäupte Chriſteli einen naſſen Roßſchweif aus und Anneliſi ſchrie mörderlich auf: „Nu du, du Uflath, Herr Jemer, wie gſeh nih us, u myn Gott, mys Mänteli, un ha nih's erſt hüt früſch ag'leyt." Am Nachmittag putzte Chriſteli das Geſchirr, holte das ſchönſte aus dem Spycher und ſpiegelblank mußte ihm das Meſſing werden. Er machte ſie in der Küche faſt z'Guggers, wollte immer etwas, bald einen leinenen Lumpen, bald einen wollenen, bald wollte er Eſſig, bald wollte er Oel. Chriſteli wollte zeigen, wer man ſei, und daß man zu Liebiwyl noch einen Roßzug vermöge. Chriſteli hatte es wie alle alten Vettern, dieſe ſind mehr den Katzen ähnlich als den Hunden, ein Hund nämlich hängt mehr an der Perſon, eine Katze mehr am Ort. Nun, die beſſern Katzen lieben auch Menſchen, laufen der Bäurin nach bis in den Kabisplätz und der Tochter bis in des Weges nächſte Krümme, dann kehren ſie aber um, wenn es weiter geht, und machen, daß ſie heim kommen. So haben es alte Vettern (Onkels) auch. Sie lieben wohl Perſonen, beſonders die, welche ihnen das Kännli auf den Ofen ſtellen, oder dänne decken, wenn ſie im Holz ſind; ſie lieben auch irgend ein Kind, ſo lange es ihnen nachläuft und bei ihnen gerne ſchlafen will. Aber von allem was weiter geht, dem Hauſe dem Rücken kehrt, wenden ſie ſich ab, denn ſo wie ihnen im Hauſe am wöhlſten iſt, ſorgen ſie auch fürs Haus, und ſo wie es in ihrer Familie am beſten ging, ſorgen ſie für ihre Erhaltung, balgen wohl über deren gegenwärtige Glieder, aber auf die Jungen bauen ſie ihre Hoffnung, daß in die Vergangenheit herſtellen und ſuchen, für die Mittel dazu zu ſorgen. Darum ſorgte Chriſteli ſo ſorgſam für ſchönen Aufzug; man ſollte von dem Zug und von dem Hof, zu dem er gehörte, noch lange reden da unten, wo kein rechtes Haus ſei.

Die vornehme Welt hält viel auf einer ſchönen Equipage. Zwei Pferde d'ran ſind ſchon was, für vier aber muß man ein Graf ſein. Bei einem rechten Bauer gräfelts, der hält wenigſtens vier Pferde, zwei tüchtige Stuten hinten, zwei luſtige junge Mönche vornen. Ehrenfeſt ziehen die einen daher, tänzelnd die andern, aber wenn Noth an Mann kömmt, der Wagen an den Berg, dann vereinen ſie treu ihre Kraft und liegen ins Geſchirr, jedes ſo ſtark es mag. Es iſt eine Freude, ſo mit vier tüchtigen Roſſen zu fahren in Wald und Feld, Fuhrmann und Pferde aneinander gewöhnt, daß die letztern dem erſtern ohne Worte unter der Geißel laufen, wie und wohin er will. Darum iſt die Geißel auch eine Art von Scepter, ſie führen zu können, ein Ehrenpunkt. Man lieſt von jungen, vornehmen Engländern, wie ſie die Kutſcher machen, ſich hoch meinen, wenn ſie vier Pferde vom Bocke führen können; man lieſt von Pariſern, welche gerne engeländerlen, daß ſie es auch verſuchen; die alle machen es eigentlich nur unſern Bauernſöhnen nach. Es bildet ein eigentlich Ereigniß, wenn ein Vater ſeinem Sohn die Geißel gibt, er erhebt ihn damit zu ſeinem Mitregenten und Stellvertreter. Die Geißel iſt gleichſam ein Marſchall- oder Feldherrnſtab, welchen der König ſeinem beſten und treuſten Soldaten gibt. Aber ebenſo iſt es ein Ereigniß, wenn ein Vater ſeinem Sohne die Geißel wieder nimmt. „Denk o, er het ihm d'Geisle g'noh!" heißt's. Aergeres droht ein Vater ſeinem Sohne nicht leicht, als: „ich nehme dir die Geißel!" Das geht gleich vor dem Enterben her, und wenn man einen General wieder zum Gemeinen macht, es kann ihm nicht ärger als einem Sohne ſein, der vom Pfluge weg wieder unter die gemeinen Hacker auf den Acker muß. Und dieſe Strafe wird nicht blos verhängt oder gedroht, wenn einer ſchlecht fährt, den Wagen in den Koth, die Pferde zu todt, ſondern auch, wenn der Sohn zu einem Mädchen geht, welches dem Vater nicht anſtändig iſt, oder in ein Wirthshaus, welches dem Vater verhaßt oder verdächtig iſt, und wegen andern wichtigen Vergehen mehr.

Resli hatte die Geißel; Chriſteli hatte ſie nie begehrt; deſſenungeachtet wandte er alle Sorgfalt an den Zug, und labete ſich an dem Gedanken, wie die Leute luegen, wie ſie fragen werden, wem der Zug ſei, wenn ſie die vier ſtolzen Braunen mit dem ſchönen Geſchirr und dem mächtigen Ladenfuder durchs Land laufen ſehen, als wäre die Laſt federleicht. Als ſie das Fuder luden, ſparte er die gewaltigen Ketten nicht zum binden, und als Resli bemerkte, es mangle nicht ſo viele, die Wege ſeien gut und öppe ſchlagen werde es nicht faſt, ſo meinte Chriſten, es ſei beſſer zu viel binden als zu wenig, d'Kettenne hätte man dafür, und ſie müßten da unten wiſſen, daß ſie hier die Ketten nicht zu ſparen brauchten und nicht mit Seilſtümpen zuſammen plätzen müßten, wie er ſie ſchon manchmal da unten herauf habe Holz holen ſehen, wo ſie dann nicht einmal genug deren Seilſtümpen gehabt, ſondern von Haus zu Haus hätten ſpringen müſſen, um zu entlehnen.

Früh um drei wollte Resli fort und alleine. Der Vater hatte ihm anerboten, mit zu gehen. Es möge geben, was es wolle, ſo es ſei komod, wenn ihrer zwei ſeien, hatte er geſagt. Aber Resli hatte es abgelehnt, er wollte ſeine wichtigſte Angelegenheit ab Ort treiben alleine, mit freier Hand, nach ſeinem Sinn, ſo ziemt es eigentlich dem Manne.

Wenn eine ſolche Ausfahrt in einem Bauernhaus im Biet iſt, ſo wird öppe nicht viel geſchlafen, und am folgenden Tag merkt man es doch den Leuten gar nicht an. Das iſt nicht wie in einem Herrenhaus, wo die Köchin drei Wochen grännet, wenn ſie einmal um fünf auf muß, ſtatt um ſechs, und ſieben Wochen, wenn man es ihr um vier Uhr zugemuthet hat. Im Stalle füttert Jemand, und wer es thut, geht ſelten zu Bette. Bauernpferde freſſen langſam und viel, laſſen ſich behaglich alle Zeit dazu. Es iſt wirklich, als ob es ihnen dieſer und jener, der in einem Stalle nächtlich viel gefüttert hat, abgeguckt hätte, wenn er acht bis zehn Stunden an einer Kindbetti ſitzt, und langſam immer iſſet, eins nach dem andern von der Suppe bis zur Tattere, und zwiſchen durch tapfer trinket. Und wie im Stalle geſorgt wird für den abfahrenden Geißelherr (Giſelherr), ſo vergißt man auch ſeiner vornen im Hauſe nicht. Da legt die Mutter halbangekleidet ſich zu Bette, damit ſie ſich nicht verſchlafe, denn nicht nur die Pferde, ſondern auch der Fuhrmann muß gut ſeine Sach haben, wird nicht mit etwas gewärmtem abgeſpieſen, oder einem dünnen Kaffe, oder gar blos mit einem Glaſe Brönz, ſondern wenigſtens eine gute Röſti wenn nicht ein Eiertätſch, wird ihm vorgeſetzt, und was er übrig läßt, erhält, wenn er fort iſt, der treue Wärter im Stall. Die Köchin iſt eben gewöhnlich die gute Mutter ſelbſt; das Werk vertraut ſie ſelten einer Magd, wenn der Sohn fährt, das wäre der Magd zu viel vertraut, ſo vertraulich hält man ſie nicht. Es iſt auch eigentlich die alte, ächte Hausfrau, welche das Feuer anzündet im Hauſe des Morgens, und am Abend es löſcht; ſie iſt des Feuers Herrin, und das Feuer ihr Diener, ſie iſt des Hauſes Prieſterin, ſie wahret, ſie brauet des Hauſes Segen auf ihrem Heerde. Es iſt etwas wunderbar ehrwürdiges und alterthümliches in dieſem Beherrſchen des Heerdes, dieſem Schalten und Walten mit dem Feuer, der wahren Hausfrau eigenthümlichſte Pflicht.

So ging es auch ſelbe Nacht zu Liebiwyl. Als Resli gegeſſen hatte, war auch angeſpannt, die Knechte hatten freiwillig ſich hervorgelaſſen und geholfen. Aenneli hatte ihrem Resli noch ſehr zugeſprochen, er ſolle es nicht zu ſtreng machen, ſich ihrer nicht achten, wenn es zuletzt nur an der Meiſterſchaft hange, wenn z'Meitſchi öppe e gute Wille heyg, ſu chönn me's geng noh b'richte. Er ſolle doch recht an alles ſinnen, was der Vater ihm geſagt, wenn man einmal ſo weit ſei, ſo ſei's immer bös, wenn d'Sach i Krebs gang. Aus dem Stübli rief noch der Vater, fragte erſt: „willſt Geld, z'Schlüſſeli iſt im Hoſeſack, nimm, was mangliſt.“ Dann ſprach er auch zu und ſagte, er ſolle nur machen, daß er das Meitſchi bekomme, wenn er an ihm hange; wenn man es einmal hätte, ſo werde doch öppe ſo nes Meitſchi geng no z'dreſſire ſy, es ſyg doch geng ume es Meitſchi. „Ebe, ſagte Resli, d'rum dücht mih, man ſollte ſo einem nicht ſo ganz unger d'Füß gah ligge, daß es meint, es bruch ſyr Lebtig nüt, as uf eim ume z'trappe. Wenn's dann nicht ſo iſt, als man ihm vorgeſpiegelt hat, man hintendrein anders iſt, dann geht z'Pläre a, es ſeit, mi heyg's b'ſchiſſe, heyg ihm da es ſüßes Mul g'macht, u jetz thüy me, wie we me's freſſe wett, u wie wenn es alleine alles ustrappe ſött. Und öppis het's de recht, aufrichtig gege ihm iſt me nit gſi. Wie me's ha wott, ſo ſoll me's ſäge, Aetti. Un i Gottsname, darauf will ich es jetzt ankommen laſſen.“ „Mach wie'd witt, ſagte Chriſten, öppis Recht heſt, aber es ma gah wie's will, nimm's de öppe nit gruſam z'Herze, denk de, es ſyg gut gange.“ „Ich will machen, was möglich iſt,“ ſagte Resli, gab dem Vater die Hand, wünſchte ihm einen glücklichen Tag, und ging. Die Geißel ſtach am Sattelroß, das rüchelend den Kopf an Resli rieb, als dieſer nach der Geißel faßte, während Chriſteli zündete dem alles überſchauenden Fuhrmann. „Iſt der Haber im Kratten?“ frug Resli, der des Bauern halbzentnerigen Wink nicht vergeſſen hatte. „Ein halber Mütt liegt unten, ſagte Chriſteli. Ich habe gedacht, du könnteſt z'Schwähers Roſſe auch einmal etwas kramen, Haber wird ihnen wohl ſeltſam ſein.“ Nun kam die Mutter noch mit ihrem Laternli und frug: „du haſt doch nichts vergeſſen, heſt e Lumpe, u Zwick, u d'Sackuhr?" „Ja Mutter, ſagte Resli, ich glaub, alles," „He nu ſo de, ſagte ſie, ſu ſchaff de wohl, mach ume hübſchli u chum nit z'ſpät hei, b'hüt di d'r lieb Gott!"

„Hü, i Gottsname," ſagte Resli, und hob die Geißel; ſatt zogen die Roſſe an und vorſichtig zündete Chriſteli, bis ſie aus dem Hofe draußen im Wege waren. Es ging immer etwas eng zwiſchen den Thürliſtöcken durch, aber das war eben die Kunſt, darum wurde das Thürli nicht größer gemacht, ſondern die neuen Stöcke immer in die alten Löcher gepflanzt. Der junge Geißelherr hätte es für eine Schande gehalten, wenn er nicht zu einem eben ſo engen Thürli hätte einfahren können als der alte; und allerdings, im ganzen Dörfchen hätte es geheißen: „e Fuhrme git z'Bure Resli ſyr Lebtig nit, denkit ume o, ſi hey ihm z'Thürli müſſe wytere, wo me ſcho hundert Jahr us u y g'fahre iſt, u iſt alle wyt g'nue g'ſi, u mi het öppe nie g'hört, daß Neuer ag'fahre ſyg."

Glücklich, wie üblich, kam Resli durch und fuhr, trotz der ſchweren Laſt, raſch ſeinem Ziele zu. Die Geißel in der Hand, vier raſche Roſſe unter ſeinem Wink, ſteigerte in Resli das Selbſtgefühl ſich immer mehr, und immer mehr fand er ſich in ſeinem Recht, wenn er ſich nicht ganz untern ließe, als einer, der mit Geld es zwängen müſſe, wenn er eine Frau wolle.

Die Liebe iſt wunderlich, iſt ſtolz und demüthig, ſie duldet alles und iſt wie ein Pulverfaß, das aufſprüht, man weiß nicht wie; ſie iſt ſüß, wie die gute Sommermilch, und wird ſauer, wie ſich der Wind dreht; ſie ſetzt das Leben ein und weigert Kleinigkeiten; ſie bietet ungeheißen Hab und Gut, ſchlägt Kreuzer ab, wenn ſie gefordert werden, hält die ſchwerſten Proben aus und verſchmäht am Ende den Lohn, um deſſentwillen man die Proben beſtanden. Als Fräulein Kunigunde den Ritter Delorges ihrem Händſche nachſandte, da ging Ritter Delorges und holte ihn. Aber es wuchs ihm, das Schwert an der Seite und des Muthes Brand in der Bruſt, der Kamm, als er aus der Ungeheuer Mitte zurückkehrte. Er fühlte, ſein Leben ſei mehr werth, als an eine flüchtige Laune geſetzt zu werden, daß, wer mit einem Leben ſpielen könne, von ſittlichem Ernſte nichts wiſſe (wohlverſtanden: er fühlte es, aber was ſittlicher Ernſt ſei, hat Ritter Delorges kaum gewußt) und als er wieder vor das Fräulein trat, ſchmiß er ihr den Handſchuh ins Geſicht und ſprach: den Dank, Dame, begehr ich nicht. Dieſes Selbſtgefühl muß die rechte Liebe zu einem Menſchen in ſich tragen (die Liebe zu Gott iſt eine andere, ſintemalen Gott einem nichts niederträchtiges zumuthet), ſonſt iſt ſie eine hündiſche, d. h. ſie iſt nichts als eine Begierde, welche um jeden Preis befriedigt ſein will, es ſei nun eine Begierde nach purem Fleiſch, oder eine Begierde nach einem vollen Mußhafen, worin vielleicht noch Würſte ſind, oder nach einem ſchönen Hundshalsband, wo auf blankem Meſſing ein glitzernd Wappen ſteht. Die heraldiſche Begierde möchte dato, wenn das Halsband nicht aus einem Mußhafen hervorguckt, oder um einen Hals von ſchönem Fleiſch gelegt iſt, rar geworden ſein. Aber es iſt auch der beſte Menſch dem Fleiſch unterthänig und hängt mehr oder weniger von äußern Zuſtänden und Einwirkungen ab. Den hielte ich mit Feuer und Geiſt getauft, der der gleiche wäre mit Hudeln an den Beinen oder mit einer Krone auf dem Kopfe, an der Spitze von hunderttauſend Mann oder zwanzig Dutzend Beſen ziehend, hungrig durſtig, ohne Schuh, in Koth oder Schnee, oder ſich erhebend von einer engliſchen Lordstafel, den ſtattlichen Bauch in feinem warmem Tuche, oder voll Läuſe und voll Schulden, einem guten Schick nachgehend, oder Gold im Sack und Muggen im Kopf, auf ſtolzem Engländer der Liebe nachreiten. (Apropos, es wird Mode, daß, wer heirathen möchte, und nur Körbe kriegt, ſich ein Pferd anſchafft. Ein ſchlechtes Kompliment für den Menſchen, der zweibeinig die Liebe nicht erreicht und vierbeinig glaubt, es verſuchen zu müſſen; es iſt aber auch ein ſchlechtes Kompliment für unſere Zeit; es wird wahrſcheinlich im Zeitgeiſt ſein; es iſt aber das allerſchlechteſte Kompliment für die Domen, erſtlich, weil es den Anſchein hat, daß man mit vier Beinen ihnen näher komme, als mit zweien, und zweitens, weil man gegen einen grollenden Unterleib und gegen ſpröde Damen das gleiche Mittel verſucht.) Wer in allen genannten Lagen der Gleiche bleibt, die gleiche Ruhe, das gleiche Selbſtbewußtſein bewahrt, das Herz am gleichen Flecke behält, den Kopf auf gleiche Weiſe, gleich hoch und doch gleich einfach trägt, den hielte ich für den beſten Mann. Der wäre wohl zu groß für des bayerſchen Königs Walhalla. Der gute König wußte nicht, in was für einen Sprachknäuel er ihn einwickeln, auf was für einen ung'hürigen Satz er ihn abſtellen ſollte. Wer aber, der kein Düpfi iſt, hat nicht ſchon erfahren, wie man in verſchiedenen Um- und Zuſtänden, bei der größten Ehrlichkeit, doch ein ein ganz anderer iſt, anders vor einem Gläschen als nach demſelben, anders hinter einem Schultheiß als vor demſelben, anders vor den Wahlen als nach denſelben, anders, wenn man eintrittet, als wenn man austrittet. Ach Herrgott, wer wollte die vielen Anders alle nennen, bei denen es einem anders wird, ſchyßerig zu Muth oder kühn, niederträchtig oder hoffährtig, oberländeriſch oder aargaueriſch, weibelochtig oder jünkerlig u. ſ. w.

Nicht nur Schmiede und Schloſſer ſind halt Naturprodukte, wie jene ſchulmeiſterhafte Geiſtbüchſe ſagte, ſondern wir alle werden es wahrſcheinlich ſein, nach ſeiner Meinung, ſomit ſind wir auch chemiſche Stoffe, und chemiſche Stoffe wirken auf einander, und je nachdem ich mit dieſem oder jenem Stoff in Verbindung komme, werde ich auch anders, werde ſo oder ſo bewegt und verändert, nehme an oder ſtoße ab, werde ein ander Produkt, ſo daß ich z. B., wenn ich mit jenem Schulmeiſter in Verbindung gebracht würde, vielleicht, was weiß ich, für ein Hauptkerl werden könnte, oder vielleicht wieder ein Blütterlüpf (ein nichtiges Weſen) ſonder gleichen, nachdem er mir ſpendete oder entzöge, ich müßte es halt erwarten ſein.

Nun möchte ich fragen, ob ſo einem chemiſchen Stoff, einem jungen hübſchen Burſchen nämlich, der einen ſtarken Arm hat und Geſchick mit Sparren, Ketten, Winden umzugehen, wenn er mit einer Geißel, einem Sattel, vier ſchönen Pferden, welche ſein und circa hundert Dublonen werth ſind, einem guten Koffe Röſti und Käſe, in Rapport und Beziehung gebracht wird, nicht ein eigen Selbſtbewußtſein entſtehen muß, das Gefühl: du biſt auch was werth, in der Wagſchale ſollſt auch du ein ziehend Gewicht ſein und nicht Silber und Gold allein. Wie er das frühere Mal blöd und bang hinunter gewandelt war, ſo ward er jetzt nicht keck und trotzig, doch aber muthig und feſt, und als er auf dem Dorngrüt einzog, trugen nicht nur ſeine Braunen den Kopf hoch auf, ſondern auch er, und wie ſie friſch und munter rüchelten, ſo knallte luſtig ſeine Geißel. Diesmal brauchte er nicht lange Jemand zu ſuchen, gar freundlich kam zuerſt Anne Mareili ihm entgegen, reichte ihm die Hand und ſagte: „ich habe b'langet afe und gemeint, du kommeſt nicht mehr. Bringſt guten Bericht?“ Und dazu guckte es ihm gar lieblich in die Augen, und während er die eine Hand hielt, tätſchelte es mit der andern das wilde Dragunerroß, das ſcharrte und that, als komme es erſt aus dem Stalle. „Ich mein's, antwortete Resli. Meine Leute waren b'ſunderbar gut gegen mich, daß ich mich fry ſchämen mußte.“ „O Herr Jere, wie froh bin ich, du glaubſt es nicht. Denk nur auch, dä alt Uflath, d'r Kellerjoggi, iſt wieder da geweſen, hat alles liebs und guts v'rſproche, hat unſerm Vater den Mund ſüß gemacht, ſich geſtellt, als ob er ſterben wollte, daß ich den größten Kummer ausgeſtanden, der Vater laſſe ſich wieder mit ihm ein. Das iſt nun zwar nicht geſchehen, er hat ihm ausweichenden Beſcheid gegeben, aber ich fürcht, ich fürcht, wenn es den geringſten Anſtand geben würde in unſerer Sache, ich entrönne dem Kellerjoggi nicht. Lieber ſterben wollte ich." „Häb nicht Kummer," ſagte Resli. Da kam die Mutter und als Resli ihr die Hand geben wollte, ſagte ſie: „ih ha gar e wüſti, ih darf d'r ſe faſt nit gäh, ih ha mym Alte d'Schuh g'ſalbet. Es iſt gut daß du kömmſt, z'Meitſchi hat ſich faſt die Augen aus dem Kopf geſehen, gäb wie ich geſagt, du werdeſt nicht vor Mittinacht dich auf den Weg gemacht haben. Ih ha aſe g'förchtet, es werde blings. Aber iſt Niemand umdeweg (bei der Hand, am Weg), der dir abnehmen hilft und d'r zeigt, wo du mit den Roſſen hin ſollſt? Es wird aſe heiß, u s'G'ſchmeuß (Fliegen, Bremſen) wird bös. Lue doch, wo Hans un Joggi ſy, die Stopfine" (von ſtüpfen, ſtolpern, aus Trägheit die Beine nicht heben mögen). Aber Anne Mareili hörte die Mutter nicht, ſondern blieb bei Resli ſtehen, rühmte ſeine Roſſe und ſagte ihm, wie es aſe Längizyti gehabt, es hätt's dücht, die paar Tage ſeien eine Ewigkeit, es hätte gemeint, es g'ſtang's nicht mehr aus. So was geſtehen die Mädchen ſonſt nur unter vier Augen, vor den Leuten wollen ſie den Namen gewöhnlich nicht haben, daß ſie Jemand anhangen mit Leib und Seele. Ja, es gibt welche, die meinen, es ſchicke ſich ſelbſt unter vier Augen nicht, ſo etwas zu bekennen. 'S ſind kurioſe Dinger, die Mädchen, und man verſteht ſich nie auf ſie, ſo lange man nicht weiß, daß viele eine Rolle ſpielen müſſen, andere eine Rolle zu ſpielen dreſſirt werden, und die Zahl derer nicht ſo groß iſt, welche ihre Seele zeigen dürfen, wie ſie iſt, oder welche weder durch dumme Mütter, noch durch dumme Gouvernanten, noch durch dumme Bücher verleitet werden, eine dumme Rolle ſchlecht zu ſpielen, ſtatt das Schönſte an ihnen, reine Liebe, zu zeigen in ihrer edeln Natürlichkeit.

„Söвli dumm gah z'rede, ſagte Mareili's Mutter, gäb wie lieb ſi eim ſy, ſu muß me ſe's nie lah merke u d'Nägel geng halbers davorne ha, ſuſt meine ſi ſcho, ſi chönne mit eim mache, was ſi welle. Mach ume ſo, du wirſt es bald z'merke übercho. Aber du loſiſt m'r nüt, ih wirde noh ſelber dene Stopfine nah müſſe, dene ſchießige Schlürſene.“

„Seh, rief ſie mit greller Stimme gegen das Haus, iſt de Riemere umdeweg!“ Da kam der Dorngrütbauer ſelbſt von der Bühni hinunter und ſagte, die andern ſeien eben mit der Miſtbütti fort, ſie werden wohl ſelbſt abſpannen können. Er war nicht halb ſo freundlich als das Weibervolk, kam langſam heran, ging erſt um die Laden herum ehe er zu Resli kam, und frug dann, ſtatt Gottwilche zu ſagen: „Heſt m'r die, wo ich ausgeleſen, oder öppe anger?“ He, ſagte Resli, er ſolle ſelber ſehen, er werde ſie wohl noch kennen, und ſeien es ſie oder ſeien es ſie nicht, ſo werde er öppe an dieſen Laden wenig auszuſetzen haben, öppe ſchöner würden kaum zu finden ſein. Aber er ſoll ihm ſagen, wo er hinfahren ſolle, die Laden müßten abgelegt ſein, es wär ihm lieb, wenn die Roſſe ab der Sonne kämen. Der Bauer zeigte ihm den Ort, Gräbel lag herum und eng war der Weg für's große Fuder. „Zuchefahre wird ſich kaum geben,“ ſagte der Dorngrüter. „M'r wey luege,“ ſagte Resli, hob die Geißel und ohne Huſtern und ohne Donnern liefen unter der Geißel und durch einige Worte geleitet die Roſſe ſcharf und ſchnell wohin ſie ſollten, und ſtunden alsbald aufs Wort. „Du biſt ſchon mehr gefahren,“ konnte der Bauer ſich nicht enthalten, zu ſagen; vielleicht wäre es ihm anſtändig geweſen und es hätte ihn gelächert im Herzen, wenn Resli das ganze Fuder überleert hätte. „Lue, ſagte die Mutter, wie der fahre cha, ich glaube nicht, daß einer von unſern Buben es ſo könnte; aber geh und nimm Eier aus, es werden wohl ſein. Ich habe nicht einmal mehr für einen Eiertätſch im Keller; we me ke Krützer Geld het, aber e wüſte Hung zum Ma, u doch albeeiniſt es wyßes Brödtli möcht oder e Wegge, was wett me d'r Weggefrau anders gäh as Eyer?" „Mutter, ih weiß nit, wo ſie s'Neſt hey," antwortete Anne Mareili, ſchoß den Roſſen nach und half ſie abnehmen, trotz dem Mahnen, es ſolle es nur ſein laſſen. „Ja wolle, weißt du d'Neſter nicht, ſagte die Mutter, wo iſt es Meitſchi, das d'Hühnerneſter nit weiß! Aber es hat den Narre g'freſſe a dem Kerli, we's ne nit überchäm, ih glaub, es hinterſinnete ſich. He nu, er gefiel mir auch, un ſchynt nit ſo ne Hündligürter und Batzeklemmer z'ſy. Het er m'r ächt aber öppis kramet, es hätt ihm's ſauft tha, b'ſungerbar, wenn ih myner Eier für ihn bruche muß."

Es beelendete Resli, als er ſeine Roſſe in den dunkeln engen Stall preſſen und im Zweifel leben mußte, ob er je wieder eins lebendig aus der Preſſe kriege, und wie ſeine Roſſe ſich mit den andern Roſſen vertragen würden, die ſcheu und wild an die Krippe heraufſchoſſen, ſobald Jemand in den Stall kam, wie verwilderte Kinder ums Haus ſchießen, wenn ein Fremder gegen das Haus kömmt. Und wie dieſe ſich nicht mehr zeigen, als allfällig um gegen den Fremden den Hund zu hetzen, oder Steine zu werfen, oder ihm wüſt zu ſagen, ſo konnte ſich auch ſeines Lebens wahren, wer hinter dieſen Roſſen durchgehen wollte. Das Beſte war, ſie erſt tüchtig abzuſchlagen und dann den Gang zu wagen. Wie Kinder thun, wenn man gegen ein Haus kömmt, und Roſſe, oder auch Kühe, wenn man in den Stall kömmt, daran kann man viel errathen von dem, was inwendig im Hauſe iſt, ja, ſelbſt der Hund, der auf der B'ſetzi liegt, verräth ſchon viel.

Nun mußte Resli mit dem Alten abladen, oder wenigſtens es anfangen, und peinlicheres gibt es wohl nichts für einen jungen raſchen Kerli, der alle Handgriffe los hat und gerne raſch zu Ende wäre, als mit jemand, von welchem man nicht weiß, macht er expreß unbeholfen, oder iſt er's von Natur, ein Werk gemeinſam verrichten zu müſſen. Und wenn der raſche Kerli noch dazu eine wichtige Ausmacheten vorſtehend hat, wenn es ſich entſcheiden ſoll, ob er ſein Lieb kriege oder nicht, ſo wird eine ſolche Arbeit doppelt peinlich. Zudem wollte der Alte die Laden, um ſpätere Arbeit zu erſparen, gleich aufgeknebelt; es fehlten aber die Knebel dazu, die Scheiter waren auf alte Mode, noch vier Schuh lang, ſie mußten alſo abeinander gemacht werden, und dazu waren ſie noch ſo ungleich dick, ſo krumm und holpericht, daß man ſie ärger ausleſen mußte, als heut zu Tage die junge Mannſchaft. So wußte der Bauer den armen Resli gut Dings zu verſäumen, zudem mußte er noch alle Augenblicke von der Arbeit in den Stall, weil dort die Roſſe rumorten und zuſammenſchlugen, daß man meinte, ſie wären daran, den Stall auseinander zu ſchlagen. Endlich band er ſein Sattelroß zuvorderſt gegen die andern Roſſe zu, das konnte er getroſt machen laſſen, das wußte ſich Platz zu machen, wie eine häſſige Frau an einer Feuerplatte. Wenn ſie die Roſſe nur weißen (aufſchreien) hörten, und der Bauer ſagte: „los, was geht aber, mi muß denk gah luege,“ ſo antwortete Resli: „ih hulf ſe lah mache, ſi werde e nangere nit freſſe.“ Wenn's aber zum zweiten Mal wieder kam, ſo lief doch dann der Bauer, fürchtend, ſein Nebenroß zöge den Kürzern und hieb mit der Geißel ein, wohl weislich aber zumeiſt auf Resli's Roſſe. Das war ſo ein Vorpoſtengefecht, aber ganz auf die alte Mode, daß, wenn die Könige ſich grollen, es über der Völker Haare geht.

Es war gar nicht früh mehr, als man zum Eſſen kam, und da hatte es auffallend gedunkelt auf Anne Mareili's Geſicht. „Wir können dir nicht aufwarten, wie ihr uns aufgewartet habt, ſagte es, du mußt vorlieb nehmen, es iſt einmal ſufer (reinlich), das kann ich dir ſagen.“ „Vexir nit, ſagte er, es wär mir leid, wenn ihr Umſtände gemacht hättet. Es iſt eigetlich uv'rſchant, daß ich ſchon wieder da bei euch zuchehocke, aber wil's da iſt, ſo will ich einmal nehmen ins Gottes Namen. Aber den innern Aerger Anne Mareili's, daß die Mutter es nicht hatte, um ſo recht aufzuwarten, auch kein ſchönes Geſchirr, keine ſchönen Gläſer, den merkte er nicht, wohl aber die Wolken auf dem Geſicht. „Was hat's wohl wieder, dachte er, vorhin ſo z'weg u jetzt ſo muggig (von Mucken haben, muggeln), iſt's de ſövli lünig (launenhaft), oder hat's mit den Alten etwas gehabt? Was auf einem Geſichte liegt, das ſieht man leicht, aber was es darauf geſtoßen, das zu faſſen iſt ſchwer. Es iſt mit den Wolken auf den Geſichtern faſt wie mit den Wolken am Himmel. Manchmal ſieht man ſie wohl ſichtbarlich aufſteigen aus einem vorliegenden Nebelloch, manchmal weiß man mit ziemlicher Gewißheit, daß es Byſenebel ſind, Kinder des kühlen, ſauern Windes, aber unzählige Male begreift man ihr Entſtehen nicht, ſie erſcheinen und ſchwinden, man weiß weder woher noch wohin, und nur das weiß man, daß verſtümeret gerne der heiterſte Himmel in den ſchwärzeſten umſchlägt. Ein gelehrter Hansdampf hat mir einſt das ganz gründlich erklärt, er hat mir geſagt, Wolken ſeien eigentlich verdichtete Dünſte, entſtünden alſo aus Dünſten. Ich konnte ihm nichts darwider haben, aber als ich ihn frug, woher die Dünſte entſtünden, ſo ſagte er, aus Feuchtigkeit, und als ich ihn frug, woher die Feuchtigkeit, und ob alle Dünſte gleicher Beſchaffenheit ſeien, ſo ſagte er mir, ich ſolle ſelbſt hingehen und ſehen. Was hätte mir der erſt geantwortet, wenn ich ihm meine Bedenken wegen den Wolken auf einem Mädchengeſicht mitgetheilt? „Schlüf abe u lueg," würde er mir geſagt haben. Der Rath, wenn man ihn befolgen wollte, würde gewiß manchem Mädchen den Huſten machen, und was hülf's, unten zu ſein, wenn's ſtockfinſter da unten wäre und man zufällig die rechte Laterne nicht bei ſich hätte? Indeſſen, wenn man einmal den Hals runter wäre, ſo käme es ſicher manchem Mädchen komod und wohl, wenn man ſehen thäte, woher die Wolke käme und was ſie für Dunſt enthielte, denn gar manche Wolke entſteht aus heißem Liebesgrunde, ſieht aber akkurat aus, wie eine aus giftigen Gründen. Ein gut Liebeswort würde ſie zerſetzen in ein freundlich Lächeln, eine zärtliche Thräne, und hätte man von weitem meinen ſollen, ſie berge Donner und Blitz, oder gar ein Erdbeben.

Und weil eben Resli den Grund nicht ſah, woher die Wolke kam, ſo ſchien ſie ihm verdächtig und er hätte viel darum gegeben, ſie wäre nicht geweſen; der Kaffee ſchien ihm bitter und der Eiertätſch, an welchem in der That der Mangel an Eiern mit Mehl erſetzt war, bodenbös. Und je weniger gut er Anne Mareili ſelbſt dünkte, und je weniger Resli davon aß, deſto ärgerlicher ward Anne Mareili, ja, recht häſſig, und durfte es doch nicht mit Worten erzeigen. Das wußte es, daß Kinder mit nichts ſich einen böſern Namen machen, als wenn ſie Vater oder Mutter vor den Leuten widerreden, oder gar ſie vernütigen, das that es nie, auch wenn es ihm das Herz faſt verſprengen wollte. Es retirirte ſich dann in ſein Stübchen, lag übers Bett, und ſchnüpfte grusam, wobei ihm höchſtens eine Thüre etwas härter als ſonſt aus der Hand entrinnen mochte. Dießmal konnte es nicht fortlaufen, es konnte nichts, als der Katze einen Stupf geben; aber wenn ein Mädchenherz ſo recht ſchwer geworden iſt, vermag es der bloße Stupf einer Katze zu entladen? ich frage.

„Und jetzt," was haſt für B'richt, fragte der Bauer, als die Weinflaſche auf dem Tiſche ſtund. Es wär mir lieber, es wär nüt, aber weil doch einmal das Wort heraus iſt, ſo will ich loſe, ob es euch recht iſt, wie ich geſagt habe. „Aber, wie geſagt, lieber wär's m'r, es wär nichts, allwege, wenn eine Katze Bratis ſchmöckt, ſo läuft ſie den Mäuſen nicht mehr nach." „Ja, aber ſchon manche Katze hätte verhungern müſſen, wenn ſie auf das Bratis hätte warten wollen, welches ſie geſchmöckt,“ antwortete Resli. „Sei es nun mit der Katze, wie es wolle, antwortete der Bauer, ſo iſt's wie g'ſeit, we z'Wort nit gäh wär, ſu gäbt me's nimme.“ „Und du, fragte Resli Anne Mareili, biſt du etwa auch reuig?“ „Es iſt mir geng wie geng,“ antwortete Anne Mareili. „He nu ſo dann, ſagte Resli, ſo hoffe ich, ſei der Sach nichts im Weg, myner Lüt ſy gut gege m'r gſi und haben in allen Pünkten yg'williget. Der Hof ſoll mir verſchrieben werden um vierzigtauſend Pfund und wenn ich ſterben ſollte ohne Kinder, ſo kann es die vierzigtauſend Pfund nehmen und damit machen was es will.“ „D'r Hof wirſt meinen,“ ſagte der Bauer. „Nein, ſagte Resli, der Hof iſt, ſo lang man ſich hintere b'ſinne mag, in der Familie geweſen, und da thäte es uns weh, ihn daraus zu laſſen. So hat Chriſteli gemeint, wenn er noch lebte, ſo wollte er ihn an ſich ziehen, vo wege d'r Familie.“ „So, Bürſchli, antwortete der Bauer, ſoll das Märten angehen? werdet meinen, wir wüßten nicht, was mehr werth ſei, vierzigtauſend Pfund oder der Hof. Sövli uv'rſchant hätte ich euch nicht geglaubt. Aber das wird nicht das einzige ſein, was du im Kropf haſt, gib gleich alles füre, ſo iſt z'Ghär us.“ Es dunke ihn, was er mit dem Hof geſagt, ſei ſo unbillig doch nicht, und hundert gegen eins ſei zu wetten, daß es nicht dazu kommen werde, das ſei auch alles, was man begehre. Daß Nutzen und Schaden ihm erſt angingen, wenn Vater oder Mutter ſtürbe, und bis dahin d'Sach noch unter ihrem Namen gehe, das werd ihnen öppe gleich ſein, antwortete Resli. Da ſtand der Bauer auf; „ſo, meinſt? meinſt, du ſeieſt liſtige g'nue, das ſo einzuſchlirggen, daß man nicht merke, was ihr im Sinne habt? Ja wolle.“ „Es iſt da wäger keine böſe Abſicht, ſagte Resli, und nichts einzuſchlirggen.“ „Mach nicht d'r Löhl, ſagte der Bauer, du wirſt doch nicht Lappis genug ſein, nicht zu merken, daß es ein Unterſchied iſt, wenn du den Hof um vierzigtauſend

Pfund jetzt antritteſt, oder erſt in zwanzig Jahren, oder noch ſpäter, vo wege, we me ſo uf öppis paſſe muß, ſo thäten es die Leute einem nicht z'G'fallen, zu ſterben. Wennd jetzt der Hof nimmſt, ſo kannſt in zwanzig Jahren etwas machen, und daß man den Alten öppe zinſe, wie a mene Frömde, iſt öppe niene d'r Bruch, wie ſi's nume mache chönne, ſu iſt's alles, was nöthig iſt." Gege de Eltere begehre er nicht wüſt zu ſein, er würd es öppe auch nicht begehre, daß ſeine Kinder gegen ihn wüſter wären als gegen andere Leute, ſagte Resli. Das zähle ſich nicht zuſammen und gehe einander nichts an, aber wie man es mache, ſo hätte man's, antwortete der Bauer, und ſövli dumm ſolle man ihn nicht meinen, daß er ſei. Daran hätte man nicht gedacht, antwortete Resli. Er zweifle nicht, ſeine Eltern würden ihm jährlich geben, was man öppi bigehren könne billigerwys. „Aber warum dann nicht, wie ich es haben will, wenn es auf eins herauskommen ſoll?" fragte der Alte. He, ſagte Resli mit ſchwerem Herzen, er wolle es fry grad use ſäge. Ihre Mutter hätte viel an ihnen gethan und ſei eine gute Frau, da möchte er nicht, daß ſie ſo nebe us g'ſcheſſe würd, wie ne alte Wäſchlumpe, es thät ihre viel z'weh, ſie g'ſtünd es nicht aus, wenn ſie auch nicht d'rglyche thät (ſich nicht äußerte). Und dann ſeien hier und bei ihnen andere Bräuche, und wie man ſich gewohnt, ſo ſei man ſich's gewohnt, wie öppe d'r Bruch ſyg um ein ume, u fahr me angers, ſo hätte d'Lüt z'reſinire und ſpottete eim us. Da hätt es ſe dücht, Anne Mareili ſöll zunehne cho, wie ſ'Ring vom Hus und leere, was öppe d'r Bruch ſyg, u wie me's mach bei ihnen, und wenn d'Mutter de öppe debinger ſtahe ſöll, ſu könnt's de furtfahre, wie's ihs öppe aſtändig wär. Dös brauchte es nicht zu haben, z'werche wurd ihm Niemere z'viel zumuthe, und g'wahnet ſy [illegible], d'Sach öppe z'ha, daß me's d'rby mache cha. Z'Conträri, dä Weg hätte es beſſer, als wenn es d'Sach alle übernehmen müßte, und wenn's d'r Mutter ume guti Wort gebe, ſo habe es die beſte Händel.“ „Das g'fiel mir, ſagte die Frau Bäurin, aber es muß noch ein arig (ſeltſam) Weſen ſein bei euch, daß du ſo viel von der Mutter ſagſt. Hie ume ſinnet man an die nicht, als wenn öppis wüſt's z'mache iſt, oder Deppere a neuis d'Schuld ſy ſöll. Und wenn wir hundert Kinder z'verheirathen hätten, ich käme niene vor, als öppe, wenn vom Troſſel d'Red wär u nit Sache da wäre, Tiſchlache u Lylache, da fluchete man öppe über mih, daß ih nit hätt lah tuche, u wo nih mit em G'ſpünſt bi cho wär. Ja wolle, tuche, we me eim d'r Flachs ung'hechlet v'rkauft, wie's jetz aſe die Möſſe, die Händler, yg'führt hey.“ „We du gingeſt ga abwäſche, ſagte der Mann, ſo könnte man im Tag einmal das Feuer löſchen.“ Unterdeſſen hatte Resli dem Anne Mareili verſichert, daß es die Mutter gewiß wie ihr eigen Kind haben würde, und daß es viel beſſer hätte, wenn die Mutter es nach und nach anleitete, als wenn es auf einmal alles befehlen ſollte und doch um nichts wüßte; es gebe viel ringer zu helfen, wo man es gut mit einem meine, als zu befehlen, wo man die Sach nit kenn. (In einer vernünftigen Haushaltung iſt es nämlich umgekehrt, als in einer Knabenhaushaltung, in einem Staat z. B., oder bei einem Bataillon). Und Anne Mareili hatte der Sache Beifall gegeben und geſagt, es wäre ihm recht ſo, es hätte ihm Kummer genug gemacht, wenn es auf einmal alles übernehmen ſollte, es hätte wohl geſehen, daß ein Hausbrauch nicht wie der andere ſei. Als der Bauer ſeine Frau hinausgemuſtert hatte, ſagte er: „aus der Sache gibt es nichts, ich will dir die Laden zahlen. Ich ſehe ſchon, wie ihr's wollt, mys Meitſchi für e Hung ha u Usrede uf alli Fäli (auf alle Ränke). Darum iſt abbreche am beſten. Wie geſagt, wenn me Bratis ſchmöckt, ſu lauft me nit de Müſe nah, ih will gah Geld reiche.“ „Aber Vater, ſagte Anne Mareili, d'Sach wär m'r recht, u lieber ſo, ih bi das d'rby. Was ſoll ih gah hiſehle, wo ih d'Sach nit chenne? Jh wett mih ihne emel av'rtraue." „Das w'rſteiſt nit, u d'rum heſt nüt dry z'rede," ſagte der Alte. „Aber Vater," antwortete Anne Mareili, ich muß doch dabei ſein." „Nüt müßiſt, ſu ha nih z'biſehle. Was g'redt iſt, iſt g'redt," und ſomit ging er, Geld zu holen. „Aber du mein Gott, ſagte Resli, was iſt der Vater preußiſch, iſt es uns dann nicht erlaubt, bei dieſer Sache unſere Meinung zu ſagen, und Unbilliges wollen wir nichts. Aber ſo Hudel und ſchlecht Lüt ſind wir doch nicht, daß wir uns alles müſſen gefallen laſſen und G'ſetzi machen laſſen." „Er iſt geng ſo, klagte Anne Mareili. Er zwängt alles durch in der Gemeinde und meint, es ſolle daheim auch ſo gehen. Jetzt hat er die Sache mit dem Kellerjoggi wieder im Kopf, der alte Schelm hat ihm's wieder andrehen können. Aber laß dich nach, ich halte dir d'r Gotteswille an. Am Vater bringe ich nichts ab, ich weiß es wohl, was er im Kopf hat, das iſt darin, und lieb hat er mich nie gehabt. Du mußt dich meiner annehmen, wenn du mich lieb haſt; gib ihm nach, ich verſpreche dir, ich will deinen Eltern ein Kind ſein, habeſt du den Hof oder habeſt du ihn nicht. Wenn ich hier einmal entronnen bin, wenn wir einmal beiſammen ſind, ſo können wir es immer machen, wie wir wollen, dann hat uns Niemand mehr etwas zu befehlen. Und was du willſt, das thue ich, es ſoll dir verſprochen ſein." Er glaube es gerne, ſagte Resli, er wüßte, daß es ihn lieb hätte, aber es ſei immer wegen Leben und Sterben, und darin hätte der Vater recht, daß, wie man es mache, man es hätte. Was an ihm ſei, wolle er von Herzen thun, aber für die andern könne er doch nicht verſprechen, und billig ſei es auch nicht, daß ſeinetwegen alle ſich entgelten ſollten und alle thun, als ob ſie nichts wären, das dürfte er ihnen nicht zumuthen. „Aber haſt du mich denn nicht lieb, und wenn du willſt, ſo ſagen die andern alles nach, ich habe wohl geſehen, wie ſie an dir hangen, und wenn du nicht dem Vater alles nachſagſt, ſo bindet er auf und macht es mit Kellerjoggi richtig. Denk an mich!“ „Du biſt mir lieb, lieber als ich mir ſelbſt,“ aber wenn der Vater ein Wort hat, ſollen wir nicht auch eins haben, und iſt etwa das unſere das unbillige, ſoll ich Vater und Mutter auf die Seite ſtoßen?“ antwortete Resli. „Glaub mir nur, ich will Kind an ihnen ſein, mich unterziehen, ich bin's ja gewohnt, aber mach wie's der Vater will, ſonſt heißt er dich gehen, und was er einmal geſagt, nimmt er nicht zurück,“ ſprach dringlich das Mädchen, trat vor Resli, ſah angſtvoll und liebvoll ihm ins Auge. Resli that es im Herzen weh, er ſchlang den Arm um Anne Mareili, drückte es an ſich: „Wie lieb du mir biſt, weißt du nicht, ſagte er, und wenn ich ſieben Leben hätte, ich gäbte ſie dir alle ſieben, vo wege, die Lebe wäre myni. Ich weiß, du hielteſt dein Wort und wäreſt wie recht. Aber die erſte Woche könnte ich ſterben, dann kämen andere über dich, und du wäreſt nicht mehr Meiſter.“ „Du ſtirbſt aber nicht, ſagte Anne Mareili, du mußt Gott vertrauen.“ „Ja, ſagte Resli, aber vor dem, wo man ſelber thut, muß man ſelber ſein, da nützt z'Vertraue nüt. Das hat Gott einem ſelbſt zugeſtellt, daß man luege, was man mache.“ „Los, los, ſagte Anne Mareili, wie er Geld zählt, bald wird er fertig ſein, o verſprich mir, ſag zu allem ja und mach's ab.“ „Aber Meitſchi, ſagte Resli, denk doch, wenn ich ſterben müßte, und läge da, und müßte denken, ſobald ich begraben ſei, müßten meine Leute ihre alte Heimath mit dem Rücken anſehen, denk, o Meitſchi, wie mir wäre, wie dir wäre und ob ich wohl beten könnte für meine arme Seele, und hoffen dürfte auf ein ſeliges Sterben?“ „Los, los, d'r Vater iſt fertig. D'r erſt Tag können mir es ja ändern, verſprich nur, was der Vater will, z'halten brauchen wir ja nur, was wir wollen, aber mach, daß ich fort komme.“ „Aber ſoll ich den Vater anlügen, ſagte Resli, und auch meine Leute, ſollen wir unſer Glück auf Lug und Trug bauen, denk, o

Meitſchi! Standhaft wollen wir ſein, treu einander, und von Menſchen uns nicht ſcheiden laſſen, dann können wir auf Gott vertrauen, kommen ſicher zuſammen, und dann mit reinem Gewiſſen.“ „Los, los, er thut das Gänterli zu, er kömmt, er kömmt, ſäg d'r tuſig Gotteswille nache, was er verſagt, oder du haſt mich nicht lieb, und ich will nichts mehr von dir, u wett, ih hätt dih nie g'ſeh. Uf de Knene halte ih d'r a,“ ſo rief zitternd, mit unterdrückter Stimme Anne Mareili; ſeine Lippen wurden blaß und ſeine Augen ſtunden groß und ſtarr in ihren Höhlen. Und ehe Resli eine Antwort geben konnte, trat der Alte herein, frug nicht um den Beſcheid, ſondern zählte in Päcklene und möglichſt ſchlechtem Gelde ſeine Schuld auf den Tiſch, an deſſen Ecke Anne Mareili bebend ſich hielt. „Da haſt's, ſagte er, du wirſt preſſire für heim, und aufhalten will ich dich nicht.“

Da trat auch Resli zum Tiſche, das Geld ſah er nicht an, aber ſchwer kämpfte es in ſeiner Bruſt: „So da weg, ſagte er, möchte ich doch nicht, und ein vernünftig Wort wird wohl erlaubt ſein. Was Geld und Gut anbelangt, will ich nicht märten, was möglich iſt, ſoll geſchehen. Daß man da den Vortheil nicht begehrt, hat man gezeigt, und mit keinem Wort gefragt, ob das Meitſchi etwas mitbringe oder nichts. Einſtweilen haben wir genug, und was es künftig geben ſoll, überlaſſen wir Gott. Gebe es etwas oder nichts, ſo hoffe ich, können wir es mit Gottes Hülfe fürder machen. Aber etwas will ich offenbaren, damit könnt ihr dann in Gottes Namen machen, was ihr wollt. Es gibt in jeder Familie zuweilen etwas, manchmal kann man es mit Gottes Hülfe verwerchen, manchmal aber nicht. So hat es auch etwas bei uns gegeben, und damals hat mein Vater g'wermeiſet, ob er mir nicht den Hof abtreten ſolle. Da aber hat der Vater gefunden, daß die Mutter das nicht verdiene, weil ſie bedeutend Gut eingebracht und eine Hausmutter ſei, die für alles Sinn hätte und Verſtand für alle, und ſo eine, hat er gedacht, ſoll man nicht bei guten Kräften auf die Seite ſtellen, weil es ihr leicht in das Gemüth kommen könnte, wenn ſie nicht mehr über alles könnte, zu nichts mehr etwas ſagen ſollte. Das iſt eine ſchwere Verantwortung vor Gott, wenn man ſo um zeitlichen Nutzens willen Jemand bei Seite ſtellt, dem Gott ſeine Kräfte noch erhalten hat. So hat der Vater gedacht. Ihm wäre es öppe gleich geweſen, hintere z'ſtah, u mih lah z'mache. U ſött ih angers denke gege d'r Mutter, wo geng e Mutter a m'r gſi iſt, vo d'r erſte Stung a bis jetz, u geng z'erſt u z'letzt gſi iſt, wo's üſe Nutze gſi iſt, u ke Ruh g'ha het, we's eim öppe g'fehlt het, oder ſi öppis Bös a eim erzeigt het? Ih hätt wäger nit z'Gwüſſe, ſo lieb m'r z'Meitſchi iſt, ih könnt's nit v'rantworte vor Gott u Mönſche, u deſſetwege ſoll my Frau nit deſt böſer ha u nüt deſt minger. U ſinnet o d'ra, daß d'r o King heyt, u nit wüſſit, wie's ech gah cha, un d'r o froh ſy chönntet, we d'King öppe gut gege nech wäre." „Was frage ich deiner Mutter nach, die geht mich nichts an, ſagte der Bauer, und zu meinen Kindern will ich ſchon ſehen, die werden öppe nicht viel anders machen, als ich will. Du haſt's gehört, was g'redt iſt, iſt g'redt. Zähl du dein Geld, ich will d'r heiße g'ſchirre," und ging. Resli liefen, ihm unbewußt, Thränen die Backen ab, blaß und lautlos, mit bebenden Lippen, ſtund am Tiſche Anne Mareili. „Iſt's auch möglich, ſagte Resli, ſo habe ich doch noch Niemand erfahren, und nicht geglaubt, daß einer, der ſelbſt Kinder hat, einem gegen die Eltern ſo etwas zumuthen dürfte. So wollen wir treu an einander halten, dann wird öppe kein Menſch viel zwängen." So ſprach er und bot Anne Mareili die Hand. Aber lautlos ſtand dieſes da, nur die Lippen bebten, und immer größer ſtarrten die dunkeln Augen. „Gib mir noch ein gutes Wort, bat Resli, an dem will ich mich halten und auf Gott vertrauen, und wenn du mich nöthig haſt, ſo mach mir Beſcheid, die Wirthin thut dir ſchon den Gefallen.“ Damit faßte er Anne Mareili in ſeinen Arm. Da flammte deſſen Geſicht, hart ſtieß es ihn zurück: „geh mir weg, rühre mich nicht an, jetzt weiß ich, wie du mich liebſt, zitterte es heraus. Wie habe ich dich gebeten, und was haſt du gethan, was habe ich dir verſprochen, und wie haſt du mir vertraut! Ja, vertraue ſo einer nur auf Gott, verlaſſen wird er dich, wie du mich verlaſſen!“ Wie Resli reden wollte, es hörte ihn nicht: „geh weg, rief es, ich mag dich nicht ſehen, nicht hören. Ein Wort, und du hätteſt mich erlöst, und willſt nicht, und machſt mir's ſo, und jetz —.“ Da ging ſeine Rede in krampfhaftes Schluchzen über, es ſtürzte ins Nebenſtübchen, warf ſich aufs Bett und weinte, daß es das ganze Bett erſchütterte.

Verſtummt war Resli, Schrecken ergriff ihn, er wollte tröſten, entſchuldigen, ging nach zum Bette, bat um ein gutes Wort, wollte deſſen Hand ergreifen; aber es hörte ihn nicht, zuckte, wenn es ſeine Hand fühlte, zuſammen, als wenn dieſe eine Schlange wäre. Wie er ſo da ſtund und es ihn feſt gewiß, ſo weg zu ſollen, kam die Mutter und ſagte: „Laß du das Mädchen ſein, es hilft jetzt nichts mehr. Was gehſt und verkegelſt d'Sach, ſelber tha, ſelber ha. Es iſt öppe recht, we me zure Mutter luegt, un ere albeeiniſt öppis kramet, aber mit ihre gah d'r Narr z'mache iſt dumm und treißt nichts ab. Einiſt muß ſi doch vom Hof, gäb es Jahr früher oder ſpäter, und was ſoll ihr das machen! Einmal mir wär's recht, wenn mir Jemand d'Burde abnähmte und ich meine Sache gleich hätte, öppe albeeiniſt es Tröpfli Kaffee un es äſigs Möckli (ein eßbarer Biſſen). Aber jetz mach, daß fortkömmſt, vom Meitſchi bekömmſt du doch keinen Beſcheid mehr, es iſt es grüsligs, we's ſo z'weg chunt, und wenn d'r Alt d'rzu chunt, ſu ſeyt er d'r wüſt.“ „So gehe ich doch nicht gerne fort,“ ſagte Resli. „Biſt ſelber ſchuld, ſagte die Alte, nimm z'Geld u gang, angers gil's jetz nümme.“

„Er ſoll cho, rief eine harte Stimme zur Thüre ein, es cha ke Mönſch die D— Kaibe g'ſchirre.“ „Mi ſöll ſe lah ſy,“ rief Resli, trat noch einmal zum Meitſchi, „ume no es guts Wort, bat er, d'r tuſig Gottswille, ſo lah mih nit furt.“ Aber Schluchzen war die Antwort, und tiefer drückte das Mädchen den Kopf ins Deckbett. „Komm, komm, rief die Mutter, ih g'höre d'r Alt! Nimm z'Geld, es git d'r ke Mönſch es guts Wort d'rfür,“ und ſomit wiſchte ſie das Geld in Resli's daliegenden Hut, drückte ihm dieſen in die Hand. „Adie, ſagte ſie, und zürn nüt, es geht nicht allemal, wie man gerne möchte, und es iſt gut, wenn man ſich früh daran gewöhnt.“ „Es wäre Zeit, daß du kämeſt, ſagte der Bauer, ſo ung'rymti Roß habe ich noch nie im Stall gehabt.“ Weh und Zorn wogten hoch auf in Resli, des Bauern Worte waren eine Art Aderlaß. „Wenn man vernünftig mit ihnen umgeht, ſo ſind ſie vernünftiger als mancher Menſch,“ ſagte er. „Du wirſt uns doch nicht lehren wollen, mit Roſſen umgehen, ſagte der Bauer, dazu biſt du noch z'junge.“ „Ha's nüt im Sinn, es chönnt m'r z'lange gah,“ ſagte Resli. „Wie meinſt?“ fragte der Alte. „Es gäb menger Gattig Lüt un menger Gattig Roß, u die eine möge erlyde, was die angere us d'r Hut ſprengt, es chunt geng uf z'Gwahne a.“ „Da mußt du deine wunderlich g'wehnt ha,“ ſagte der Bauer. Resli's Antwort ging im Stall verloren. Dort war ein ſtark Brüllen, Knechte ſtanden mit Stecken und Geißeln im Gang, ſeine Roſſe waren in der Krippe oben, des Bauern Roſſe hatte man geflüchtet. Als er die Zuverſicht ſah, hieß er ſie alle hinausgehen mit Stecken und Stangen und fing mit ſeinen Roſſen zu reden an. Da war's, als ob ſie, verirrt in der Wüſte, eine bekannte Stimme hörten, in Noth und Drangſal einen Retter erblickten, ſie wieherten laut auf, drehten ihm die Köpfe zu, und wenn ſie ſchon noch hin und her fuhren, ſo biß oder ſchlug doch keines mehr. Er g'ſchirrete und zäumte ohne

Roth und ohne Zorn, denn die Roſſe erbarmten ihn, darum ließen ſie es auch willig geſchehen und folgten ihm auch willig aus dem Stalle. Draußen kriegte er aber wieder ſeine liebe Roth mit ihnen, als ſie den Bauer und die andern erblickten. Eins wollte hier aus, das andere dort aus, wahrſcheinlich den kürzeſten Weg der Heimath zu. Er mußte alleine anlegen, denn ſobald Jemand von den andern zu nahe kam, ſchoſſen die Roſſe in die Zügel oder ſchlugen aus; er hatte mit ſeiner häſſigen Mähre zu thun, der er in der Haſt den unrechten Kommet angelegt und jetzt nicht Vorroß ſein wollte, und es doch bleiben mußte, da er nicht ändern wollte und der Draguner ihm wirklich dießmal unterm Sattel anſtändiger war. Während dieſem ſchweren Geſchäft (vier verwilderte Pferde allein zu ſchirren und anzulegen, iſt nämlich nicht leicht) hatte er ſich gefaßt und in dem Maaße, als ſeine Roſſe ruhiger wurden, ward auch er es. Mit aller Gelaſſenheit räumte er ſeine Sachen zuſammen, ſuchte noch eine Kette, die vergeſſen worden war, ob abſichtlich oder nicht, unterſuchte er nicht, leerte den Haberſack in des Bauern Futterkaſten, gab zehn Batzen Trinkgeld einem Knechte, trat zum Bauer und ſprach: „Lebt wohl, dankeiget, es ſteht z'v'rgelte." „Heſt nüt z'danke, antwortete dieſer. Dankeigiſt du für z'führe, was es koſtet, habe ich nicht gefragt, ihr habt es mir anerboten." Resli achtete ſich der Rede nicht, ſaß in raſchem Schwung im Sattel, hoch bäumte ſich ſein Braunroß, laut wieherten alle, aber in gemeſſenem Schritte zügelte er ſie, unter ſich das tanzende Roß, und erſt hundert Schritte vom Hauſe ließ er in Trott die Pferde fallen, der raſcher und raſcher ward, ſchnell ihn den Augen der Nachſehenden entführte. „Das iſt e ſtolze Burſch und kann d'Reiten," ſagte der eine, „der weiß mit den Roſſen umzugehen und weiß öppe auch, was der Brauch iſt," ſagte der, welcher das Trinkgeld empfangen. Nachdenklich hatte ihm der Bauer, die Hände in den Weſtentaſchen, nachgeſehen, dann ſagte er zu den Knechten: es düche ihn, es wäre jetzt genug g'öhlgötzet, u es wäre Zeit, wieder etwas zu machen, hätten ſie doch faſt einen halben Tag verſäumt; dann ging er vom Hauſe weg, hinter ihm drein ſein rother Mutz.

Raſch liefen Resli's Roſſe, immer raſcher rollte ſein Blut in den Adern, und je raſcher es rollte, um ſo heißer ward es, um ſo langſamer ſchienen ihm die Roſſe zu laufen. Hand und Fuß juckten ihm unwillkürlich, zum ſchnellſten Jagen die Pferde zu treiben. Es kochte in ihm auf glühendem Herde in einem Keſſel beiſammen Zorn und Weh, Liebe und Leid, Stolz und Demüthigung, und wie der Wind die Gluth erhitzt, ließ das ſchnelle Reiten den Brand unterm ſchauerlichen Keſſel immer heißer erglühen.

Es iſt allerdings ein eigenthümliches Heimgehen oder Heimreiten mit einem Korbe auf dem Rücken, ſei derſelbe nun ein grober oder ein feiner, ſei er von den Eltern geflochten oder des Mädchens ſelbſteigenen Händen, immerdar wird er ähnlich ſein einem Stück Schwamm, der auf unſerm Herzen gleichſam als auf einem naſſen Feuerteufel ſitzt, dasſelbe ziſchen und Funken ſprühen läßt, daß es ein Graus iſt. Natürlich ziſchen nicht alle Feuerteufel gleich, die einen haben mehr Pulver als die andern, und auch nicht alle Funken haben die gleiche Farbe, aber ſprühen und ſpretzeln, mehr oder weniger, thut jeder allweg. Ein Korb iſt jedenfalls ein dumm Ding, ein Naſenſtüber, eine Demüthigung, ein Urtheil, daß man einen nicht möge, nicht werth ſei, die Schuhriemen aufzulöſen, es iſt ein Dämpfer, der einem aufg'ſetzt wird. Ob dieſe Körbe handfeſter oder zierlicher ſeien, mit verzuckerten Mienen gegeben werden oder mit höhniſchen, darauf kömmt wenig an, das Hauptgewicht liegt anderswo.

Iſt der Korb nichts als das Fehlſchlagen einer Spekulation, gleichſam das Ablecken des Pulvers auf der Pfanne, ſo iſt's richtig eine fatale Sache, eine verfluchte, ſagt man, wird taub über Meitſchi und Eltern, aber da es halt ſo iſt, ſo ſchüttet man anderes Pulver auf die Pfanne, räumt vorſichtiger das Zündloch und ſucht aufs neue zum Schuſſe zu kommen, am liebſten natürlich auf eine fette Wildſau oder ein blankes Rebhühnchen; wer aber gar zu taub iſt, läßt ſich verleiten und ſchießt auf den erſten beſten Spatz. Solche Schüſſe gehen gerne los, worob aber Niemand mehr erſchrickt, als wer ſie ſelbſt losgedrückt.

Anders geſtaltet der Feuerteufel ſich, wo er mit Liebe halb oder ganz getränkt iſt, der iſt näſſer, ſprüht langſamer, aber länger, und wehmüthig flimmern die Funken, und betrübte Gedanken ſtreifen, durchkreuzen den Horizont der Seele. War man zu wenig hübſch, zu wenig reich, zu wenig vornehm, zu wenig galant und elegant, ach, und auf ſolche Lumpereien und Nebendinge achtet die Welt, und z'Herz ſieht ſie nicht, z'Herz, die Hauptſache, wie der Docht in der Kerze, und wie wäre dieſes Herz ſo ſchön, ſo gut, ſo voll Liebe, und wäre auf den Knieen gelegen lebenslänglich, und hin- und hergerutſcht, auch lebenslänglich, hätte Kartoffelrinde zuſammengeleſen emſiglichſt, hätte ſie ungeſalzen und geſchmalzen mit Liebe, gekocht oder gebraten nach Belieben am Feuer der Liebe, und ſie dargereicht auf den Knieen der Liebe, und unter Säuſeln von Liebe, und auf Schüſſeln der Liebe. Und ob dem Verſchmähen dieſer ſüßen, lebenslänglichen Koſt weint man bitterlich, ſetzt ſich an einen Bach, ja, ſelbſt an einen Fluß, damit die Thränen gleich unſchädlichen Abfluß haben, und balancirt, ob man ihnen ſelbſt nach wolle oder nicht. Wenn unterdeſſen die Sonne untergeht, ſo hat man die innigſte Sehnſucht, mit ihr unterzugehen ins Bett der Nacht; wenn dann aber der Wind kühl weht, thut man einige Knöpfe ein, und weht er noch kühler, ſo geht man einſtweilen heim, von wegen dem Pfnüſel. Aber über Nacht hat man große Gedanken über Menſchenwerth und wahres Glück, und vor dreißig Jahren oder noch länger hat man unter ſolchen Umſtänden viel an Werther gedacht. Das war nämlich ein Menſch, der ſich von wegen Liebe und allerlei ſonſt erſchoſſen.

Wiederum anders iſt's, wenn der Korb nur ein halber iſt, entweder nur von den Eltern oder nur vom Mädchen ausgeht. Da iſt Stolz dabei und man ſinnet auf Eroberung oder Ueberliſtung des den Korb austheilenden Theiles. Iſt man mit den Eltern einig, und hat das Mädchen ſich ſpröde gemacht, ſo denkt man viel an elterliche Rechte und an die alte gute Zeit, wo ſo ein dummes Meitſchi keinen Guz mehr ausgelaſſen, wenn einmal die Eltern ja geſagt, ja, man denkt ſogar an Zwangsmaßregeln, und ob jenes Syſtem nicht auch hier anzuwenden wäre, jenes Syſtem nämlich, wo man einem das Reden verbietet, bis man ſich gebeſſert hat. Iſt man aber von den Eltern geſchaßt (weggeſchickt) worden, und war man doch mit dem Mädchen einig, ſo denkt man an den Zeitgeiſt, der den Eltern allen Zwang verbietet, dagegen den Kindern das Zwängen zuläßt, (aus welchem Grunde wahrſcheinlich einige Gelehrte meinen, der Zeitgeiſt ſei kindiſch geworden), oder ſieht die Eltern rundum an, ob nicht hinten die Rückenmarkauszehrung oder vornen die Waſſerſucht, unten das Podagra oder oben eine reſpektable Gehirnentzündung zu hoffen ſei, wodurch am natürlichſten jeder Zwang beſeitigt würde, und nebenbei weiß man ſich gut auszudrücken über elterliche Beſchränktheit, Standesvorurtheile, oder des Alters ſtupiden Geiz, der meine, man lebe vom Gelde alleine. Und wenn man einen Stock in der Hand hat, ſo können die Vorbeigehenden zu ihren Beinen Sorge tragen, ſind aber Diſteln bei der Hand, ſo werden die richtig geköpft, und jedem fliegenden Kopf wird nachgerufen: „gäll du Ketzer, jetz heſch's," wobei die, welche es allfällig hören, im Zweifel bleiben, ob unter dem Ketzer der Vater oder die Mutter zu verſtehen ſei, oder einfach blos der Diſtelkopf.

Auf Resli paßt, wie man ſieht, keiner dieſer Fälle, darum ward ihm auch ganz appart. In ſeiner Macht wäre es geſtanden, den Korb abzuwenden, das Mädchen liebte ihn, den Eltern konnte er gewähren, was ſie wollten, und jetzt war er von beiden verſtoßen, von den Alten verhöhnt, und das Mädchen hatte ihm kein gutes Wort gegeben, im Zorn den Rücken ihm gewandt. Und doch war er im Recht, bei ihnen aber Unverſtand, an dem ſcheiterte ſein Lebensglück. Nun iſt nichts, was man weniger begreift, als Unverſtand, nichts erbittert daher mehr, als dieſer, und den von Einzelnen erlittenen ſchreibt man zumeiſt der ganzen Welt und Gott auf Rechnung, daher zumeiſt junge Menſchenfreunde (Philanthropen) alte Menſchenhaſſer werden, denen die ganze junge Begeiſterung in einen alten zähen Gallenſatz ſich niedergeſchlagen hat. So ging es auch Resli. Die ganze Welt ſchien ihm ein Sauneſt, dem er im Galopp hätte entrinnen mögen, je eher je lieber, und dem lieben Gott warf er Blicke zu, nicht für G'ſpaß, daß er ſolchen Unverſtand habe zur Möglichkeit werden laſſen. Er hatte die größte Mühe, ſeine Roſſe nicht abzuflachſen, ſo recht vaterländiſch, aber es dünkte ihn, wenn nur ſo ein rechter Bauerndrüſſel auf einem Wägeli oder mit einem Zug ihm begegnen würde, oder gar ein läſterlicher, roth gefütterter Kommis, mit einem erzwängten Schnauz, die wollte er mit einem Riß zuſammenwettern, daß nicht eine Hand groß ganz an ihnen bliebe; aber glücklicher Weiſe begegnete ihm Niemand als ein Hund, der herlief, die Pferde anzubellen, wie es eben Thiere gibt, ſogar Menſchen, welche alles anbellen müſſen, was in ihren Geſichtskreis kommt. Dieſer kriegte einen ſo tüchtigen Geißelhieb, daß er das Bellen einſtweilen vergaß und heulend nach Hauſe lief, und eine Zeit lang nicht gewußt haben ſoll, ob das Bellen ganz verboten ſei oder nur zu Zeiten.

Allmälig ſetzte ſich das Fieber und das allgemeine Gefühl wandelte ſich in ein beſonderes Denken, gleichſam in ein

Wiederkauen des Vergangenen, in ein neues Ueberſchlagen, ob er Recht oder Unrecht gehabt. Wenn er an den Bauer dachte, ſo juckte es ihn immer neu im Arm, und wehe dem Pferde, das in dieſem Augenblick die geringſte Untugend erzeigte, es kriegte richtig eins aus dem Salz, denn es war Resli in ſolchen Augenblicken nie, daß er ein Pferd ſchlage, es kam ihm immer vor, der Bauer kriege die Hiebe, und da war's ihm, je härter ſie wären, deſto wöhler thäten die dem Ketzer. Dann glitſchten ſeine Gedanken, er wußte nicht wie, aufs Meitſchi, und dort blieben ſie, aber uneinig untereinander. Anfangs zürnte er auch ihm bitterlich, dann tauchte in ihm ein Fürſprech auf, der ſtellte ſich an des Meitſchi's Platz, behauptete deſſen Rechte, zeigte ihm, wie ſein Nachgeben nur ein formelles geweſen, in re er recht behalten, wie es da nur um eine Wendung ſich gehandelt, nur auf ein Stücklein Zutrauen angekommen wäre, und wenn dieß zwei Liebende nicht mehr zueinander hätten, wer es dann noch haben ſollte! Wie wenn er wirklich das Mädchen lieb gehabt, und Erbarmen mit deſſen Lage, er ja wohl hätte nachgeben müſſen, was in dieſem Punkte ganz alleine an ihm geſtanden, wozu noch die Mutter ſelbſt ihn gemahnt, ja, ihn gewarnt hatte, die Sache auf die Spitze zu treiben, da es gar nicht am Mädchen geſtanden, ob es nachgeben wolle oder nicht, ſondern rein in der Gewalt des brutalen Vaters, der einen Pfifferling nach Recht und Billigkeit fragte. So war's ja nichts als Eigenſinn von ihm, daß er darauf beſtund, den Hof jetzt noch nicht zu wollen, und alſo am eigenen Eigenſinn, nicht am Unverſtand anderer, ſcheiterte ſein Lebensglück. Wenn nicht ein dichter Haſelhag zu beiden Seiten den engen Weg begrenzt hätte, wer weiß, ob er nicht raſch umgelenkt und in ſauſendem Galopp dem Dorngrüt zu gefahren, ſeinen Eigenſinn abgebeten hätte? Aber dieſem Fürſprecher gegenüber ſtund von Anbeginn, anfangs in nebelhafter Ferne, in unbeſtimmten Umriſſen, ein ſchaurig Bild, das Bild kam näher und näher, beſtimmter wurden ſeine Züge, es war das Bild des zitternden, zornigen Mädchens in ſeiner krampfhaften Aufregung, wie es ſo blaß da ſtand, wie ſo zornig deſſen Augen leuchteten, ſo blaß ſeine Lippen bebten, ſo wild es ihn zurückſtieß, ſo haltlos aufs Bett es ſich warf, ſo maßlos weinte und winſelte. So hatte er noch keinen Menſchen geſehen, die Mutter nicht, Anneliſi nicht, keine Jumpfere. Zuweilen bös, höhn waren alle geweſen, hatten raſcher geredet oder ſtreng geſeufzt, auch geweint, und waren in einen Ecken geſtanden und hatten das Geſicht nicht gerne ſehen laſſen, aber ſo außer ſich und ſo ohne Antwort auf ein freundliches Wort, unverſöhnlich und rückſichtslos, war nie eine ihm vorgekommen. Es kam ihm in Sinn, was ſein Bruder ihm geſagt von ertaubeten Meitſchene auf die neue Mode, auf und ähnlich hatte Anne Mareili gethan. War er nicht glücklich, daß er das zu rechter Zeit noch geſehen, daß er dieſes Weh in ſeiner ganzen Wüſte erfahren; denn wie unglücklich hätte er werden können, wenn er es erheirathet, und welche Schande erleben müſſen, wenn er eine Frau heimgebracht, welche etwas an ſich hatte, das man bei ihnen nicht kannte, das gerade ausſah, als wäre ſie vor's Hüsli uſe, und von dem er nicht wußte, wie oft es ſie ankam, und ob vor den Leuten oder nur privatim, vor den Eltern und dem Manne. Vom fallenden Weh hatte er ſchon viel gehört, und immer hatte es ihm darob gegruſet, aber dieſes Weh ſchien ihm noch viel ärger. Es hatte das Mädchen verzerrt, daß er es gar nicht wieder erkannte, es war ein durchaus anderes geworden, eines, das er lieber nicht mit einem Stecklein anrührte, geſchweige dann lieben möchte, und gar noch zur Frau es haben. So ſtellte die letzte Erinnerung dem armen hin und hergewobenen Resli das Mädchen immer greller dar, daß er ſich faſt ſeiner Liebe zu ſchämen, ſich zu freuen begann über das letzte Ereigniß.

Die letzte Erinnerung, der letzte Blick, das letzte Wort, ſetzt ſo gerne ſich feſt dem Abgehenden, alles Außergewöhnliche ſo leicht jedem, der es ſieht, daß eine große Bedeutſamkeit in der letzten Geberde liegt, daß überhaupt eine große Bedeutſamkeit darin liegt, wie Jemand Geberden macht, die bei andern Menſchen Eindruck hinterlaſſen; und ganz beſonders bei einem Mädchen ſind dieſe Geberden von Bedeutſamkeit. Kokettiſiren, die Schöne und Liebliche machen, ſoll kein Mädchen, aber ſo viel Herr über ſich ſelbſt ſein ſollte jedes, daß es ſich nie ſelbſt unſchön, wüſt macht, unſchön, wüſt werden läßt. Es gibt einen hohen, ſchönen Zorn, der die Jungfrau zur Göttin macht, der aber iſt ſelten, jeder andere verzerrt das Mädchen, und der gröbſte Benz, der gar nicht weiß, was ſchön oder unſchön iſt, ſagt: „Nei aber, das cha afe wüſt thue, ſo eins begehr ih nadiſch nit!" Es iſt freilich viel gefordert von einem Mädchen, daß es immer ſeiner Herr bleibe, ſich nicht fortreißen laſſe, kann's doch mancher Mann nicht! — Nun iſt's ſicher eben ſo unrecht, und noch unendlich unrechter, wenn ein Mann ſich hinreißen läßt, als wenn es ein Mädchen thut, und ſchaden thut es ihm, und öppe viel hält ihm Niemand darauf, aber ſo unſchön, ſo widerlich macht es ihn doch nicht, wie es das Mädchen, wie es die Frau macht. Das iſt halt Sache des Gefühls, und weil es das Gefühl iſt, welches uns von wegen der Schönheit und dem freundlichen Maaße in Allem zum Weibe zieht, ſo kann man halt nichts dafür, wenn dieſes Gefühl durch widerliche Ausbrüche verletzt wird, halt lieber im Heidenland wäre, oder gar bei den Heiducken, als ſo einem kannibaliſchen Weibsgeſicht gegenüber.

Wie es nun Zufälle geben, Umſtände ſich häufen können, wo ein Mann in einen Zorn gebracht wird, der ihn zum Mörder macht, des Mörders Strafe er auch ausſtehen muß, während man ihn allgemein bedauert und Barmherzigkeit bei Gott für ihn hofft, ſo kann Weh, Leid und Zorn ein Mädchen in einen Zuſtand verſetzen, durch welchen es ſeinen Liebhaber abſprengt. Es war ihm nicht möglich, anders zu ſein, es war ihm auch nicht zuzumuthen; aber die Wirkung, der Eindruck ſind einmal da, ſind geborne Dinge, ein fait accompli, welches ſelbſt die Tagſatzung anerkennt; wer wiſcht ſie nun aus, wer macht ſie ungeſchehen, übertüncht das Bild wieder, das vor den Augen des Liebhabers ſchwebend bleibt? Wer bricht die Folgerungen ab, die aus dem Bilde entſpringen, denn das iſt gleich, wie wenn ein Mädchen einen böſen Beinbruch thut. Heilen werde es wohl, anſehen werde man ihm einſtweilen nicht viel, aber ſellige Ding gäbten halt böſe Alter, ſo redet man. Bei Allem, was auf Anne Mareili laſtete, bei dem innigen Wunſche, aus ihrem Hauſe in Resli's Haus zu kommen, bei dem Glauben, Niemand könne ihm dazu helfen, als Resli, bei dem Glauben, der Liebhaber müſſe, wenn er treu liebe, alles hintanſetzen und zum Opfer bringen, bei dem Glauben an den eigenen guten Willen, der das Opfer nur ſcheinbar machen, alle Folgen und Schwere ihm nehmen würde, bei allem dem, wem wäre nicht ſo geworden, wie dem armen Meitſchi, wer hätte nicht Augen gemacht, und hintendrein noch was ganz anderes, als geweint und geſchluchzt? Aber was die Augen ſehen, das haben ſie halt geſehen, und woher es gekommen, daran denken viele nicht, bei andern kommen wohl Gedanken daran, aber die Gedanken kommen meiſt lang hintendrein, werden leicht verweht, wenigſtens immer von neuen Zweifeln angeweht. Bei Resli war es umgekehrt gegangen, die Gedanken waren vor dem Bilde da, von wegen, der gute Boden in ſeiner Seele war ziemlich tief und trug lieber das Gute als das Böſe, und die Liebe ging als Sonne über ihn hin. Das Bild trat Resli's Gedanken gegenüber und kämpfte mit ihnen. Das Bild war die böſe Fee, welche in ſeinen Liebesgarten ſchlich und ſeine Geliebte verzaubern wollte in ein ſcheußlich Drachenbild, zum Wehrwolf mit feurigen Augen, zur wüthenden Hyäne mit den grimmigen Zähnen, das Haar bolzgradauf vor Zorn und Wuth. Aber als ein treuer Ritter kämpfte er redlich gegen die böſe Fee, und wie ſie auch immer neu anſetzte und mit Liſt und Kunſt in immer neuen Geſtalten daher fuhr, ſtund er als wie mit breitem Schwerte vor der Geliebten, und wehrte dem böſen Zauber. Wie der Kampf ein innerlicher ward, verſchwand die äußere Aufregung, ernſt ſaß er im Sattel, ruhig lenkte er ſeine Roſſe, und wer freundlich den ſtattlichen Fuhrmann grüßte, erhielt freundlichen Dank.

Das Mitleid mit dem Mädchen gewann die Oberhand, er bedauerte es von Herzensgrund, die Rohheit des Alten verwand er; ſo ein Menſch habe keinen Verſtand, dachte er, und wie man mit einem rechten Menſchen umgehe, das wiſſe er nicht. Es freute ihn, daß er keinen beſondern Aerger erzeigt, ſondern feſt geblieben war bis hundert Schritte vom Hauſe weg, und mehr war ihm doch auch nicht zuzumuthen. Aber eins ſtund ihm feſt, daß die Sache aus und ab ſei, es war ihm, als thue ſich ein unendlicher Abgrund auf zwiſchen dem Dorngrüt und ihm, als ſeien die vergangenen Tage eine verſunkene Welt, die er nur noch im Traume betrachten könne, die mit ſeinem zukünftigen Leben nicht zuſammenhingen. Daß es ſo war, that ihm weh, denn wem ſchmerzt das Herz nicht, wenn was Liebes zu Grabe geht, wer trauerte nicht in tiefſter Seele, wenn die Sonne ihm aufgegangen wäre, und ſie verſänke, Nacht wäre es wieder, und keine Hoffnung da, daß die Sonne wieder käme? Und wenn an einem ſolchen Grabe ein Mann ſteht, ſo träufelt wohl Thräne um Thräne nieder, aber ins Grab ſtürzt er ſich nicht nach, eine ſtarke Hand hält ihn oben, es iſt der Glaube, daß nichts aus Zufall kömmt, ſondern alles aus der väterlichen Hand deſſen, der die Sterne ihre Bahnen führt, und die Haare auf unſerm Haupte hütet. Die Bruſt zerſchlägt er ſich nicht, die Haare zerrauft er ſich nicht, klagt als Mörder, als Urſache des Todes ſich nicht an. Wenn ſein Thun ein überdachtes war, und ſeine Verſuche nach dem Maaße ſeiner Kräfte, dann ſind Selbſtanklagen nichts als Zeugen eines unklaren Verſtandes, eines kindiſchen Gemüthes, welches dem einmal Verhängten ſich nicht fügen will, welches nie dahin gelangt, Recht und Unrecht nicht nach dem Erfolge zu meſſen, ſondern als Dinge, die für ſich beſtehen. So ward es Resli auch mehr und mehr, je ruhiger er wurde, je beſtimmter er ſeinen Verluſt erkannte und fühlte, um ſo weniger plagten ihn Zweifel über ſein Thun. Er hatte nicht anders handeln können, er hatte ſich nicht nur ſo ausgeſprochen, ſondern es war auch das Rechte, was er geſagt, und dieſes Rechte beugt ſich nicht nach den Umſtänden, es iſt nicht ein Bohnenſtecken, den man abbrechen kann, wenn er zu lang iſt, auch nicht eine Summe Geldes, an der man märten, wo es endlich für den, der es hat, und dem an einem Handel etwas gelegen iſt, auf ein Stück mehr oder weniger nicht ankömmt, wenn nur der Handel richtig wird. In dieſem Rechtthun ohne Märten und ohne Beugen liegt ein unendlicher Troſt, es fordert aber auch eine große Kraft, es iſt das Ausharren und getreu ſein bis ans Ende, es iſt das Aufgeben des Wahnes, das man mit Ducken und Klügeln, auf ſelbſtgewählten Wegen wie auf ebener Bahn, an ein ſeliges Ziel gelangen könne, es iſt das Aufgeben des Wahnes, daß man weiſer als Gott ſei und ſeines eigenen Glückes Schmied in des Wortes falſcher Bedeutung. Wohl wird es ſehr oft ſchwer der menſchlichen Klugheit und der menſchlichen Schwäche, weil wir in unſerer Kurzſichtigkeit für uns und andere das Aergſte bei dem ſtrengen Feſthalten des Rechts fürchten, und ſo oft iſt doch eben in dieſem Rechtthun ohne Märten und ohne Beugen unſere und anderer Rettung, wo wir in unſerer Kurzſichtigkeit das Gegentheil gefürchtet. Wenn wir aber märten und uns beugen, ſo kommt es ſehr oft ganz anders, als wir gemeint, und das Märten und das Beugen wird uns zum Mühlſtein, den wir uns ſelbſt an den Hals gebunden, und dann, wenn wir ob mäckeln und beugen verſinken, wo das Meer am tiefſten iſt, was haben wir für einen Troſt? Ihr Rechtsgelehrten, welche ihr den Zeitgeiſt anbetet, der eben nichts iſt, als ein ſolches Beugen vor dem eignen Aberwiß, als ein Märten mit dem Teufel, ſagt mir, mit dem Mühlſtein um den Hals, was wächſt uns für ein Troſt empor aus dem Meere, wo es am tiefſten iſt? Da ſind keine Aeſte, wo man wie ein Eichhörnchen von einem Aſte auf den andern ſpringen kann, wenn der eine oder der andere vom Winde ſtark geſchaukelt wird; da iſt dann nichts mehr, als um uns das tiefe Meer und am Halſe der Mühlſtein.

Dieſer Troſt kam allmälig immer mehr über Resli, er hatte aufrichtig und ehrlich recht gethan, und nun in Gottes Namen! Das kann aber der nie ſagen, der gemeint, geglaubt, gedacht, gehofft, ſich geduckt, gemärtet hatte, und nun getäuſcht wird, der Erfolg ein ganz anderer iſt, als er gemeint, gedacht, dem gehen die Worte: „in Gottes Namen“ nicht aus dem Munde, ſie bleiben hängen auf der Zunge, wie Fliegen im Karrenſalb.

Langſam und ſpät kam er nach Hauſe, und alle warteten ſeiner guter Dinge, hielten dieſes Spätſein für gute Vorbedeutung, ja, Anneliſi redete ſchon von zu Bette gehen, denn er komme doch nicht heim, es wolle ihnen das für gewiß ſagen, und einen Meyenſtock oder eine Halbe darauf wetten, mit wem da wolle. „Es gilt, ſagte Chriſteli, wenn d'auch zahlteſt, was d'v'rlöreſt, aber du haſt ja nie kes Geld. Resli kömmt ſo gewiß heim, als Heu nicht Stroh iſt. Es iſt möglich, daß der Bauer da unten im Grüt hie und da öppe e Menſch z'Gaſt het, öppe viel nit, ih bi o dert gſi, und öppe viel het me m'r nit anerbote, aber vier Roß hat der nicht über Nacht. Z'Selbiſt ha nih ume eys by m'r g'ha, u ſelb het niemere bigehrt, ine Stall z'thue, ume öppe für e Stung oder e halbi.“ Bald darauf hörten ſie durch die nächtliche Stille Rädergeraſſel. „Das iſt ihn," hieß es. „Nein, es iſt ihn nicht, man hörte ihn klepfen, er würde ſtrenger fahren," ward entgegnet, und während dem Werweiſen noch lenkte er ſtill und ohne Peitſchenknall durchs Thürli. „Es het g'fehlt,". ſagte die Mutter.

Trübe und ſtille ward es in Liebiwyl, aber eine Innigkeit, eine ſtille Freundlichkeit verband die einzelnen Glieder der Familie, wie noch nie. Wer hat es nicht ſchon erfahren, wie ſtill und öde es in einem Hauſe wird, aus dem ein geliebtes Weſen zu Grabe getragen worden, wie leer und trüb den Zurückkehrenden vom traurigen Begleit das Leben ſcheint, allenthalben ihnen etwas fehlet, während ſie um ſo inniger an einander ſich ſchließen, in liebevoller Sorge um das Glied ſich reihen, welches durch den Verluſt am härteſten getroffen worden, die verlorne Liebe ihm zu erſetzen ſuchen. Wie überhaupt in allen Herzen die Liebe klarer und leuchtender aufbrennt, wie ja auch die Sonne nie heller ſcheinet, als nach gewaltigen Gewittern. Das iſt der Segen der wahren Liebe, daß in der Liebe ſelbſt der Balſam liegt für die Wunden der Liebe.

So lebten ſie in ſtiller Freundlichkeit zu Liebiwyl, und jedes redete ſanfter mit Resli, und jedes ſuchte es ihm zu zeigen, wie lieb es ihn hätte und alles für ihn thun möchte. Ueber die Sache ſelbſt ward wenig oder nichts mehr geredet. Resli hat natürlich erzählt, wie es ihm ergangen war, und die ganze Familie es tief empfunden, wie Resli behandelt worden, die Jungen hatten ſich hauptſächlich über Anne Mareili geärgert, und Annelisi geſagt, ſo könnte es es doch keinem machen, zu dem es nur einen Funken Liebe hätte. Die Alten aber ſchmerzte der Uebermuth des Vaters am meiſten gegen eine Familie, deren er ſich doch nicht zu ſchämen hätte, am Meitſchi dünke es ſie nichts anders, es King ſyg emel geng ume es King, wüß doch mänge Alte mängiſch nit, was er thue. Die Mutter deutete darauf hin, daß ſie ſo etwas gefürchtet, und gerne ſich unterzogen hätte, aber tadeln that Resli Niemand, die Sache war abgethan, und was nützt es, wenn hintendrein ein jedes ſagt: „ſo hätte ich es gemacht, und ſo hätteſt du es auch machen ſollen?“ Hintendrein iſt gut reden, ſagt das Sprüchwort, und die Erfahrung beſtätigt es auch. Während vor der That guter Rath theuer iſt, hat nach der That jedes Babi Steinkrätten voll, und trägt ſie einem nach und dringt ſie einem auf, und zwar gratis. Es iſt nichts ärgerlicher, als dieſes Ausbündeln von Weisheit, wo ſie nichts mehr abträgt, mit dem verſchonte man Resli.

Am meiſten drückte es Aenneli, daß die Hoffnung, eine Sohnsfrau zu erhalten, in ungewiſſe Ferne gerückt war, es hätte ſo gerne die noch geſehen, die nach ihm ſchalten und walten ſollte in dieſem Hauſe. Aber zu etwas Neuem drängen, das mochte es den Sohn nicht; ein ſolches Drängen zur Unzeit vergrößert nur den Widerſtand, iſt eine von den bittern Früchten der Liebe, die einem Menſchen als Glück etwas aufdringen will, zu welchem derſelbe weder Luſt noch Liebe hat. Resli war darum auch ſo gerne bei der Mutter, die ihm von alten Zeiten b'richtete, ihn bekannt machte mit vergangenen Sitten und den Vorgängen in der Familie, ſo weit hintern ſie ſelbſt etwas wußte. Wo das Ringen mit der Gegenwart den Menſchen nicht mehr allein faßt, ſein Herz ſich losgemacht hat von den Dornen nnd Diſteln des gemeinen Lebens, da denkt er an die Vergangenheit, kümmert ſich um die Zukunft, ſorget für das Loos ſeiner Kinder, forſchet nach denen, die ihn auf die Welt geſtellt, ihm ein Daſein verſchafft. Ueber der Menſchheit tiefſten Niederungen, wo der Menſch beginnt, Vergangenheit und Zukunft in Beziehung auf ſich und die Seinen ins Auge zu faſſen, entſteht die Familie.

Der Familie Schatzkäſtlein ſoll aber nicht ſein das Verzeichniß der bloßen Namen der geſtorbenen Familienglieder, ſoll nicht blos enthalten die Sparpfennige der haushälteriſchen Ahnen, ſondern dieſes Schatzkäſtlein ſoll enthalten Sitten und Erlebniſſe der Väter, zu Warnung und Weisheit der Kinder. An dieſer Familiengeſchichte ſollen Kinder aufwachſen, wie am Spaliet der edle Fruchtbaum. Der Väter Sinn und Art, welche ſie über das Geſtrüpp erheben, wird auf die Kinder übergehen. Dieſes wird vergeſſen; Namen oder Geld, am liebſten Namen und Geld, meint man, machen die Sache, das ſind aber beides todte Dinge, und erhalten ſich nicht, ohne Seele ſind ſie, ein Leib, der verfault, weil eben die Seele gewichen. Freilich ſchämt man ſich zuweilen der Familiengeſchichte, darf den Kindern ſie nicht erzählen; Thorheit! Wie treu und ſchön erzählt nicht das Alte Teſtament den Kindern Iſraels das Thun der Väter Iſraels, beides zum Vorbilde und zur Warnung!

In ſich trug Resli ein Leben, welches er der Mutter Auge, ſo innig er ſie liebte, nicht erſchloß, es war das Leben ſeiner Liebe, ſeine verſunkene Liebeszeit. Eine ſolche verſunkene Liebeszeit gleicht den Sagen von verſunkenen goldenen Zeiten und Ländern, mit dem Unterſchiede jedoch, daß die Sagen der Völker ſich immer grauer färben, im Herzen der Liebenden die verſunkene Zeit immer goldener wird, wie auch oft das Abendroth immer dunkler erglüht, je tiefer die Sonne geht, je weiter es vom Weſten ſteht. In ſich trug er, je heller das Abendroth erglühte, um ſo feſter den Entſchluß, keinen Verſuch zu machen, das verſunkene Liebesland herauf zu zaubern aus des Meeres Grund. Aber eben deßwegen verbarg er es in den Tiefen ſeiner Seele und verhüllte es mit finſterm Schweigen, er wußte der Menſchen Art, die ſo gerne heraufbringen möchten das Verſunkene, die ſo gerne Denen, welche ſie lieben, wieder geben möchten das Verlorne und oft mehr verlieren im Suchen als ſie wieder finden, wenn ſie das Verlorne finden. Er kannte ſeiner Mutter Milde, ihre Liebe, die, wenn ſie erkennen würde ſein inneres Leben, ihr eigen Leben opfern würde, um wieder anzuknüpfen das zerriſſene Band, um ihm wieder zu gewinnen, was er als verloren ſo hoch im Herzen trug. Es war ſeine heilige Ueberzeugung, daß es alſo gut ſei, dieſe Ueberzeugung ſtand in ihm, wie ein Fels in der Brandung, vom ſchönen Abendroth geröthet, der Liebe Weh umbrandet. Er vermied alles Reden davon, alles Fragen darnach, er fühlte, wie leicht ein Wort zum Zauberwort wird, das Schranken ſprengt, Felſen zerſtäubt, wie leicht es zum Taucher wird, der Verſunkenes zu Tage bringt, zur bewegenden Gewalt, die den Willen der Menſchen dahinrollt nach ihrem Belieben. Aber wenn er alleine war, ſo durchlebte er immer wieder das erlebte Liebesleben, und allemal erglühte es in neuen Farben, und ſüßer ſchien ſein Mädchen, und ſüßer die Liebe, die ſie verbunden. Darum war er auch ſo gern alleine, und ſo oft ſtand er auf des Nachts, legte ſich unters Gadenfenſter und verſank in ſüßes Träumen. Wenn ſeine Augen den Wagen am Himmel ſahen, wie er ſo ehrenfeſt und ſonder Wanken durch den Himmel fährt, himmliſche Geiſter führt, ohne Halt, ohne Umleeren, ſo dachte er des dunkeln Hauſes im Dorngrüt, über das der Wagen lautlos dahinfuhr in hehrer Majeſtät, dachte an ſein Mädchen unterm grünen Dache, und wie es ihm ums Herz, und ob auch er darin noch lebendig ſei, und das vergangene Leben zuweilen erblühe in wehmüthigem Glanze? Die Antwort hätte er für ſein Leben gerne vernommen. O, wenn es ſo wäre, wie gerne wäre er nicht mit ſeiner Seele aus ſeinem Leibe gezogen, er hätte Haus und Hof verlaſſen und ſich im Bilde angeſiedelt, welches das Mädchen im Herzen trug, hätte da im dunkeln Grunde ſeine Wohnung aufgeſchlagen, und ein ſüßes Leben geführt mit des Mädchens Gedanken in freundlichem Koſen, wäre verſchwunden geweſen für die Welt und hätte die Welt nicht gemißt, denn auf Erden ſchon hätte er im Himmel gelebt in des Mädchens Liebe, in deſſen liebender Seele. O, wie es da ein Leben ſein müßte, voll holder Wonne, die kein menſchlicher Blick befleckt, kein Wort ſie auszudrücken vermöchte! Des Morgens zu lauſchen, wie das Mädchen ſeine Augen aufſchlägt, wie die erſten Strahlen der Sonne in ſeinem Auge flimmern, der erſte zu ſein, den deſſen Liebe begrüßt, den es wecket im Herzen, mit dem es tändelt und ſpricht, für den es betet zu Gott und ihn vertrittet vor den Menſchen; den ganzen Tag mit ihm gehen zu können Schritt und Tritt, in jedem einſamen Orte ſich rufen zu hören, küſſen zu fühlen, ja, mitten im Gedränge, ſelbſt mitten unter höfelnden Menſchen, vom treuen Mädchen mit Innigkeit umfaßt zu ſein, ſein Alles zu ſein, in ſeinem innerſten Heiligthum zu ſein, und zu ſehen und zu hören, wie deſſen Augen blind, deſſen Ohren taub wurden, wie deſſen Sinnen und Sehen ſich nach innen zieht, auf das Bild im Herzen ſich richtet, in ihm aufgeht, wer möchte das Bild nicht ſein im Herzen ſeines treuen Mädchens? Und wenn der Abend kömmt, des Mädchens Sehnen wächſt, allein zu ſein mit ſeinem lieben Bilde, wenn es daſſelbe endlich und ungeſtört tauſendmal herzt und küßt, dann ſeine Augen ſchließt, vertrauensvoll ſein Herz deſſen Hut überläßt, um nun zaubern zu können liebliche Träume in des Mädchens weichen Schlaf, welch ein Reich voll Wonne öffnet da nicht ſeine Thore! O, wer möchte nicht ſo wohnen als liebes Bild in des lieben Mädchens reinem Herzen, möchte da nicht ſein lebenlang warten, bis der Vater aus dieſem Himmel in den ſeinen uns nimmt. Lebensjahre hätte Resli darum gegeben, wenn er dort oben in den großen Sternen, gleich als wie in einem Spiegel, es hätte ſehen können, was da unten in ſeines Mädchens Herz ſich rege, ob er auch noch in ſelbem ſei, und in welchem Glanze. Gar oft dachte er: „wenn wir einander nicht mehr ſehen in dieſer Welt, und beide ſterben, ſehen wir uns dann wohl wieder in einer andern Welt, erkennen wir uns wohl, und iſt da auch noch etwas zwiſchen uns, oder können wir dort bei einander ſein in ungetrübter Liebe?“ So ſinnete, ſo träumte er, und mancher abenteuerliche Plan ging an ihm vorüber, wie er erfahren könne, was im Dorngrüt gehe, und wie dort die Sachen ſtünden. Er konnte dort als Bettler erſcheinen, oder als Kiltbub bei den Mägden, konnte bei der Wirthin in eigener Geſtalt ſich einſchleichen und vernehmen oder Bericht machen laſſen, er konnte als ſtilles Ung'hür das Haus umkreiſen, und bewachen jeden Eingang und Ausgang. Dieſes und eine Menge anderes bedachte er und that nichts, nicht aus Unſchlüſſigkeit, und weil er werweiſete zwiſchen dieſem und jenem, ſondern weil er eben nichts thun wollte, und ſeine Ueberzeugung feſt ſtund, daß es ſo bleiben müſſe. Hundert Mal juckte es ihn, mit ſeiner Mutter zu reden über ſeine Gedanken, aber weil er wußte, wie ſie ſich verbünden würde mit ſeiner Sehnſucht, hielt er das Wort gefeſſelt in ehernen Banden.

Dieſes ſtille Liebesleben ward nachgerade doch Anneliſi langweilig, und es wachte in ihm die Sehnſucht nach etwas luſtigerem, lebendigerem. Und es iſt ſeltſam, wie es Buben und Wespen faſt gleich haben. So lange eine Birne hart und bitter iſt, da fliegen die Wespen wohl darum, aber raſch vorbei; ſobald ſie aber nur gäb wie zu mürben beginnt, ſo iſt's, als wenn's die Tilders Wespen von weitem ſchmöckten, ſie kommen ſchaarenweiſe daher, und ſtechen an, und geben nicht lugg, bis die ganze Birne kaput iſt. So machen's die Wespen nämlich. Nicht ganz gleich die Buben, die merken alſo auch faſt auf hundert Stunden, wenn Birnen mürben, aber jeder möchte die ganze Birne für ſich und frißt nicht gerne in Gemeinſchaft mit andern ſie an. Und wenn das Mädchen nicht gleich gekapert wird, ſo iſt oft nur das große Gedränge ſchuld, und weil das Mädchen nicht ins Klare kömmt, wer ihns am angenehmſten und zärtlichſten freſſen würde.

So ging es auch um Anneliſi wie wild. Ja, ſogar einige

Fürſprecher ließen ſich herbei, gleichſam wie große Raubvögel (denn je größer das Aas, deſto größer die Vögel ſind, welche es herbeilockt) und breiteten roth verbrämte Mäntel ſtattlich aus, und ſchlenggeten die Haare, oder ſtrichen den Schnauz und redeten zärtlich nach neuer Mode, welche freilich zuweilen ans kannibaliſche ſtreift. Sie machten aber keinen Eindruck, ſtrichen umſonſt Schnäuze und ließen Mäntel flattern und wedelten mit den Haaren, eine neue Art ungebundener Zöpfe, nur daß man ſie jetzt vornen trägt, ſtatt, wie ehedem, hinten. Ein junger Bauer, mit dem Anneliſi aufgewachſen war, über den es von ſeinem erſten Schuljahr an bis zum letzten geſchimpft, ſich mit ihm gezankt, gekratzt, geſtriegelt, über den es von dort an beſtändig zu lachen und zu ſpotten hatte, der ſchlich ſich auch unter die Wespen, welche um die Birne flatterten. Anneliſi ſpottete nur ärger und richtete alle Pfeile des Witzes und der Bosheit auf ihn, daß ihm die Mutter oft abwehrte und ihns bat, es ſolle doch ſchweigen und denken, es könne ſich verſündigen. Dann bat es wohl ab, aber handkehrum fiel es in den gleichen Fehler, nur noch ärger. Da kam derſelbe eines Sonntags, als Chriſten alleine hütete, zum Haus, ſetzte ſich zu Chriſten und bat ihn um ſeine Tochter. Der horchte natürlich gewaltig auf und ſagte: „Hans Uli, du kömmſt mir ung'ſinnet, an dich habe ich afe nicht gedacht. Meinetwegen hätte ich nichts darwider, aber bigryfſt, ehe ich etwas ſagen kann, muß ich doch mit meinen Leuten reden, und was z'Meitſchi ſeyt, weiß ich nicht." „Was ſelb iſt, ſagte Hans Uli, wir wären neue richtig." „Das wär arig (kurios), ſagte Chriſten, es wird öppe nit ſy." „Wohl wäger iſt's, ſagte Hans Uli, es het m'r's emel verheiße, und ſövli e Schalk wird's öppe nit ſy." „Oeppe ſelb nit, ſagte Chriſten, mit ſellige Dinge iſt nit z'g'ſpaſſe. Aber Wunder nimmt's mich doch, daß es ſo iſt, und wenn du es nicht ſelbſt ſagteſt, ſo glaubte ich es nicht." „He, ſagte Hans Uli, es ginge mir ſelbſt ſo, wenn es mir Jemand anders ſagte. Nit, g'falle het's m'r geng, u wär m'r lieb gſi. Aber es het immer nur z'G'ſpött mit mit triebe un z'zanke g'ha, nüt hätt ih dra dörfe ſinne, z'Gunträri, ih ha mängiſt denkt, wenn das einiſt heirathe, ſo müſſe dem g'hornet, g'klepft, tha ſy, daß es e grüsligi Sach ſyg. Da bin ich letzthin im Neuenbad z'Herrlige, und ſtande e ſo, u luege, u ha nit g'wüßt, will ih oder will ih nit, oder wo's m'r fehlt, da klopft m'r neuer uf d' Achsle u ſeit: „Heſt aber z'Oel v'rſchüttet, du arms Tröpfli? Aber weißt, ih wüßt d'r öppis. Wenn'd drei mit m'r heſt, und de e Plätz wyt mik m'r hey chunſt, ſo zahl ich dr e Halbi, u we's ſy muß no für e Krützer Käs u für e halbe Brod, aber meh nit." Und ih ha z'Mul längs Stück off v'rgeſſe u nit g'wüßt, was das bidüte ſöll, vo wege, es iſt eues Anneli gſi, wo mih ſüſt ume usg'lachet het un z'G'ſpött mit m'r triebe u ha g'meint, es well jetz o. U wo nih nüt ſäge, ſeyt es da: „Los Hans Uli, kannſt mir es G'falle thue, es ſy da zweu Raubthier hinger m'r, grüslig Burſte, ih weiß nit, ſy's Rathsherreſühn oder ſuſt Ung'hür, eys git ſi für e Doktor us u z'angere für e Mediziner, weiß nit, was das iſt, aber eine iſt zottleter as d'r anger, u wüſter u uflätiger thut üſe Melcher nit, un iſt doch e Länder. Vor dene förchte ih mih, und ih bigehre d'Schang nit, daß mih d'Lüt by neh bim Wy g'seh oder mit ne tanze. Ih hab z'Zutraue zu d'r, du layiſt mich öppe nit im Stich." Ih hab nit g'wüßt, wo's ſo mit m'r g'redt het, ſtange ih uf em Kopf oder uf de Füße, aber es iſt emel du mit m'r z'friede gſi, un eys het z'anger gäh, un ih ha müſſe g'ſeh, daß ih ihm nit ſövli z'wider bi, as ih geng glaubt ha. Aber hundert Ränk het es doch g'ha, bis es mir endlich nache g'ſeit, un erlaubt het, daß ih's abfordere dörf. Aber dabei hat es nicht ſein wollen, wie es öppe anſtändig geweſen, und ich es auch gemeint. Gehen könne ich ſeinethalb, aber vor Mitternacht ſehe es dann Niemand daheim, hat es geſagt." „Es iſt immer das gleiche, ſagte Chriſten, nit es bös, ſelb nit, es iſt m'r lieb, und wenn es ſi öppe g'ſetzt het, ſu git's no e rechti Husfrau. Aber jetz het's d'r Kopf no voll Fuge, und es meint, wenn me nit d'r Narr ſtryb all Tag, ſu ſyg das nit g'lebt. Aber das wird ihm auch vergehen, noch wie mancher andern, ohne Wallisbad. We du's wage witt ihm, ſu iſt m'r d'Sach recht, aber b'ſinn di recht, es iſt es ketzers Meitſchi." „He ja, ſagte Hans Uli, ih has erfahre —" da war es Chriſten, der dem Tenn zunächſt ſaß, er höre etwas hinter dem verſchloſſenen Thore. Es könnte etwa eine ihrer Jungfrauen ſein, dachte er, die müßten doch ihre Naſen in allen Ecken haben, ſtand auf, raſcher als gewöhnlich, that z'Thöri auf, da dünkte es ihn, einige Burden Roggenſtroh, welche in der Ecke aufgeſchichtet waren, bewegten ſich, er deckte ab, und ſiehe, hinter denſelben ſaß ſein Töchterlein und horchte aufs Scheltwort. Chriſten mußte herzhaft lachen und das Meitſchi war nicht einmal verlegen. Es hätte es Wunder genommen, wie ſo ein Bürſchli einem Vater einen Heirathsantrag mache und was man nebenbei von ihm ſage, es werde da wohl etwas zum Vorſchein kommen, das es ſonſt nicht zu hören bekäme, und akkurat ſo ſei es gegangen, ſagte es. „Du, wandte es ſich zu Hans Uli, du hätteſt dann nichts zu ſagen brauchen, daß ich dich geheißen, mit mir zu kommen, und gäb ich dich wolle, iſt auch noch die Frage, es kömmt darauf an, was der Vater ſagt, beſtimmt verheißen habe ich dir nicht." Verlegen ſtund der arme Hans Uli da, bis Chriſten ſagte, es hätte gehört, was er geſagt, und G'ſpaß treibe man mit ſolchen Dingen nicht. Aber er hülfe, es noch nicht vor die Leute laſſen, und einſtweilen davon ſchweigen. Es ſei nächſtens heilig, da könne man ohnehin nicht verkündigen laſſen, und dann ſei es ihm auch wegen Resli, dem würde ſein Unglück neu aufrüchen, wenn es ſchon jetzt eine Hochzeit geben ſollte. Oeppe der Mutter müſſe man es ſagen, und zwar noch dieſen Abend, es werde ihr ein Troſt ſein, von wegen, wenn man ſo leichtſinnige Meitſcheni habe, ſo wüßte man nie, was man noch an ihnen erleben müſſe. Hätten ſie einmal gemannet, ſo könne der Mann zuſehen und hüten. Da ward Anneliſi halb böſe und meinte: „So, Vater, wenn ich euch ſo viel Kummer gemacht habe, ſo iſt es Zeit, daß ich gehe, aber ich habe doch gemeint, ich führe mich auf, daß ihr öppe nicht viel z'förchte hättet.“ „Ich klage nicht über dich, ſagte Chriſten, aber wie ſchwach ein Menſch iſt, weiß er ſelbſt gewöhnlich zuletzt, und wenn er mit Ehren durchkömmt, ſo hat man es unſerm Herrgott z'danke, nicht ihm, g'hörſt!“

Es war die ſogenannte heilige Zeit im Herbſt, die der Bettag ſchließt, welcher vor der Thüre ſtand.

Heilige Zeit — als ob nicht jede Zeit und jeder Tag zu unſerer Heiligung uns gegeben, Gott geweiht ſein ſollte! Aber der Menſch findet ſo gerne mit Gott ſich ab, gibt ihm etwas, das Uebrige will er appart haben und gebrauchen nach ſeinem Sinn. Einige Tage nimmt er ſich etwas in Acht, nennt dieſes heilige Tage, glaubt damit Gott einſtweilen abgefunden, geht getroſt ans alte Leben wieder hin, und treibt es mit um ſo größerer Luſt, faſt wie es Schlemmer treiben, die expreß einige Stunden faſten, um nachher mit um ſo größerem Appetit zu freſſen. So wird alles verkehrt dem verkehrten Gemüthe, und ſelbſt die heilige Zeit wandelt ſich für ein ſolches in einen Fluch um. Schön aber ſind unſere vier heiligen Zeiten, unſere vier geiſtigen Jahreszeiten, wo jede die andere gebietet, jede aufs Gemüth der Menſchen eigens wirkt, und in beſtändigem Wechſel und Wiederkommen den Menſchen vor geiſtigem Schlafe wahren ſoll. Wenn im Herbſte die Erndte in den Scheuern liegt, junge Saaten einer neuen Erndte entgegen grünen, an den Bäumen die Blätter gelben und zwiſchen ihnen die hellen Früchte glänzen, dann ſoll der Menſch es ſich bewußt werden, daß auch er ein Baum ſei, von dem Früchte gefordert werden, daß die Menſchheit ſei der große Weltenacker, und gerichtet werde nach den Früchten, die auf ſelbigem ſtehen. Es ſoll im Geiſte der Menſch den Herrn ſehen, wie er alle Tage am Baume vorüber geht, und nach Früchten ſucht, ſoll nun ſelbſt ſeine Augen richten nach dieſen Früchten, ſoll ſchauen nach dem, was der Herr ſucht. Da wird ein Weh im Herzen geboren, ein göttliches Leid, denn wie wenig trägt der Menſch, die ſogenannte Krone der Schöpfung, dem Baume gegenüber, und das Wenige iſt wurmſtichig und befleckt, wie krankhaft und ſpärlich ſteht die Saat auf dem großen Acker, und wie üppig und reich das Unkraut, welches der Feind dazwiſchen geſäet! Da ſoll der Strom der Buße anſchwellen in ſeinem Herzen, da ſoll das innige Verlangen geboren werden nach dem, der da kömmt, das Verlorene zu ſuchen, der den Himmel öffnet, daß die Engel Gottes niederſteigen mit reichen Geiſtesgaben, der den guten Samen bringt, uns das Mangelnde ergänzt mit ſeiner Fülle. Es iſt ein Gedenkfeſt, daß wir noch in der Irre wandeln, und verloren gingen in der Wüſte, wenn Gott uns nicht einen Führer ſenden würde; es iſt eine Mahnung, getroſt zu bleiben in der Wüſte; denn hinter ihr liege das verheißene Kanaan, und zu ihm gelange, wer dem Führer folge.

Dieſer Tag hat noch immer ſeine hohe Bedeutung unter uns, feierlich wird es uns zu Muthe, und je näher wir ihm kommen, deſto demüthiger werden wir, deſto klarer ſtellt das Bewußtſein ſich heraus, daß wir vor Gott des Ruhmes mangelten, daß all unſere Gerechtigkeit ſei wie ein unfläthig Kleid. Es gibt freilich Leute unter uns, welche ſich dieſes aufdringenden Bewußtſeins mit aller Macht zu erwehren ſuchen. Es ſind hier nicht die gemeint, welche theoretiſch Chriſtus und die Sünde abſchaffen wollen, ſich ſelbſt zum Götzen machen möchten; welche, bei Lichte beſehen, akkurat dem Kalbe gleichen, welches die Juden anbeteten, mit dem Unterſchiede jedoch, daß dieſe Kälber dato noch nicht golden ſind, aber um ſo unverſchämter an die Welt die Forderung ſtellen, daß dieſelbe ſie vergolde, und bis dahin wenigſtens reichlich füttere und tränke, und das letztere lieber mit Wein als mit Bier, und dieſen ebenfalls je beſſer deſto lieber. Das ſind die, welche in ihrer ſtupiden Anmaßung ſingen können:

„Und vor der Menſchheit ſchreit ich groß
Noch durch Jahrhunderte daher.“

und die eben deßwegen nichts ſind, als Zeugen der Wahrheit des Evangeliums, welches ſie vernichten wollen, als Denkſteine, daß, wer ſich ſelbſt erhöht, erniedrigt werden werde, daß ſie eben nicht länger dauern als das Kalb, das noch dazu golden war, das zu Pulver geſtoßen ward, und welches Pulver verſchlucken mußten die, welche das Kalb angebetet hatten, und welches ihnen ſehr übel bekam, denn es machte ihnen Bauchweh und einer erwürgete den andern. Akkurat wie es heute geht, wo, wer heute der Götze war, morgen zu Pulver zerſtampft wird und übermorgen die, welche ihn zerſtampft, ſich gegenſeitig erwürgen. Und jener arme Tropf, der die ſchmählichen Worte ſang: „Und vor der Menſchheit ſchreit ich groß, noch durch Jahrhunderte daher,“ um den bei Lebzeiten kaum tauſend Menſchen wußten von tauſend Millionen, von dem nur einige Kameraden Lärm machten und ihn herum führten und zeigten, wenn er irgendwo durchkam. — Apropos, die Literaten haben den Schneidern etwas abgeguckt. Wenn nämlich ſo ein Schneider auszieht, ſo ſingen alle Schneider um ihn her, einer trägt ihm die Stiefel nach, ein anderer die Flaſche, er ſelbſt hat das Glas in der Hand, bedankt ſich ringsum, indem er vortrinkt und hintendrein brüllt, was die andern vorgebrüllt. Wer ſo ein Schneiderlein hat ausziehen ſehen, und ihn nach zehn Jahren ſitzen ſieht, krummbeinig, erlahmt, an Leib und Seele erſiecht, der hat was geſehen, der hat geſehen, was jetzt die ſogenannten Literaten auch machen, die ziehen gerade ſo aus und rum, wie ehedem die Schneider. Ob's ihnen wohl auch nach zehn und abermal zehn Jahren ergehen wird, wie dem armen Schneiderlein, daß in zehn Jahren nicht Zehne mehr etwas von ihnen wiſſen werden, einige Bibliothekare in fürſtlichen Bibliotheken ausgenommen. Jener arme Sänger iſt ein lebendiger Denkſtein von dieſem grenzenloſen Uebermuth, und jetzt wird er es in dem verſchmähten Jenſeits erfahren haben, was der Hochmuth kann, was an der Selbſtvergötterung iſt, und wie tief die Selbſterhöhung ſtürzt. Wer weiß, ob er nicht auch gebeten hat, zurückkehren zu dürfen, denn er habe Brüder, und die ſeien wie er, und wohl noch ärger! Ob er zurückgekehrt iſt, wiſſen wir nicht, ſeine Brüder haben weder etwas davon geſagt, noch ein Beiſpiel genommen, wir zweifeln aber, denn einem recht, dem andern billig, und was der reiche Mann vernommen, das wird wohl auch ein aufgeblähter Wiſſender vernehmen müſſen.

Von denen, die ich hier beſchrieben, kann ich in Beziehung auf den Bettag nicht reden, er macht ihnen weder kalt noch warm, und wie ſie ihn zubringen wollen, darüber ſind ſie nicht in Verlegenheit, ſie bringen ihn zu, wie das vergangene Jahr, und daß man ihn ſo zubringen kann, dafür iſt bei Zeiten geſorgt.

Die Leute, von denen ich reden möchte, ſind die, denen er ſtörend in ihr Leben trittet, Handwerker, die in den gewohnten Pinten nicht ſchöppeln, Agenten, die in Wirthshäuſern nicht auf gut Schick paſſen, Gebildete, die nicht ins Leſezimmer können, und in ſich nichts zu leſen haben, und endlich unglückliche Leiſtherren, deren Zuſammenkunftsort an dieſem Tage ebenfalls verſchloſſen iſt. Es gibt Leute, ſie ſind von unglücklicher Furcht geplagt; wenn's Nacht wird, oder wenn ſie alleine ſind, ſo haben ſie Angſt, fürchten ſich vor dem Teufel oder einem Geſpenſt und ſchreien Zetermordio um Hülfe; die Leute bedauert man. Es gibt aber Leute, die dürfen nie mit ſich alleine ſein, ſie fürchten ſich vor ſich ſelbſt, ſie ſind ſich ſelbſt ihr Teufel; es gibt Leute, deren größter Graus es iſt, mit ihrer Familie alleine zu ſein im eigenen Hauſe, ohne Wein und ohne Klang, es wird ihnen, wie in der Hölle, das ſind unglückliche Leute, die ſind zu bedauern.

Es iſt auf dem Lande wohl mehr Sinn für das Ernſte, und im Hauſe unter den Seinen iſt's dem Landmann wöhler, und mit dem Bettag weiß mancher Bauer weit mehr anzufangen, und empfindet mehr ſeine Bedeutung, als gar mancher, der viel von Geiſt zu reden weiß, aber doch eigentlich nur von Fleiſch, Brod, Wein und ähnlichen Dingen lebt. Ruhig geht ſchon der Vorabend ein und eine wunderbare Stille liegt am Tage ſelbſt überm ganzen Land. Man hört kein Geräuſch, als nur hie und da ein Chaischen, in dem Stadtleute ſind, welche ihrem eigenen Teufel entrinnen möchten. Es wird an rechten Orten wenig Bauern geben, welche an dieſem Tage ein Roß aus dem Stalle nehmen würden. Man ſieht nichts als Predigtleute, vielleicht ſolche, welche die Neugierde in eine entferntere Gemeinde getrieben, um zu hören, wie den Nachbarn der Text geleſen wird, wie man denn allerdings lieber Andere abkapiteln hört, als ſich ſelbſt, und, ſeltſamer Weiſe, eine Predigt in einer fremden Kirche nicht auf ſich bezieht, als ob das Wort Gottes nur in unſerer eigenen Kirche das Recht hätte, unſer Herz zu züchtigen. Hie und da ſieht man bei einſamen Häuſern wohl eine Wäſche flattern, die irgend eine verwahrloste Frau an die Sonne gehängt, und die da ruhig hängen bleibt, obgleich es eigentlich verboten iſt. Aber es iſt halt die Welt eine Kugel, und dreht bekanntlich ſich um, was oben war, kömmt unten, und wie man zu Zeiten beim Erlaubten ruhig war, beim Verbotenen geſtört wurde, ſo dreht ſich natürlich mit der Welt auch dieſes Ding um, bald wird man ganz getroſt das Verbotene treiben können, aber ſich wohl in Acht zu nehmen haben vor dem, was erlaubt, geſetzlich einem zugeſichert war. Und wer kann was dafür, daß die Welt ſich dreht?

Und wie die Gemeinde in feierlicher Stille des Wortes harret, das zur Buße rufen, eine tiefe Furche reißen ſoll ins eingeriſſene Leben, ſo ſinnet der Prediger auch mit Ernſt und Andacht über dieſem Worte, ſchaut über das Saatfeld, ſchaut die Krankheiten an, die auf demſelben ſichtbar werden, der Erndte die größte Gefahr drohen, und was er tief und ernſt erwogen, das legt er ſeiner Gemeinde vor, nicht in Anſchwellungen des Zornes, als ein Oberherr, der ſeine Sklaven züchtigt, nicht als ein Schweinehirt, der ſeine Schweine peitſcht, ſondern ernſt und bewegt, im Bewußtſein, daß auch er der Gemeinde Glied, und vielleicht nur dadurch über den andern Gliedern, daß ſein Auge ſchärfer ſchaut, ſein Mund genauer beſtimmt die Krankheiten, die durch die Saaten gehen.

In Liebiwyl war dieſer Tag von je ein heiliger geweſen, den man in der Stille zubrachte, und wo, Krankheitsfälle ausgenommen, keinem Menſchen im Hauſe es nachgeſehen worden wäre, wenn er nicht wenigſtens einmal die Kirche beſucht hätte, und zumeiſt waren die Predigten des Pfarrers noch lange der Gegenſtand ernſter Unterhaltungen.

An dieſem Tage gehen die Leute nicht langſam, gemächlich, zur Kirche, ſie eilen, die zahlreichen Züge gleichen Strömen, die Niederungen zueilen, zu ſpät will Niemand ſein, jeder Platz noch finden, je älter die Leute ſind, deſto früher machen ſie ſich auf den Weg, und längſt, wenigſtens bei ſchönem Wetter, iſt die Kirche angefüllt, wenn der Prediger kömmt, ernſt und feierlich, im Bewußtſein, daß, was in ſeiner Bruſt ſich rege, auch in den meiſten andern lebe, und auf den Herrn hoffend, daß der Herr das rechte Wort ihn finden laſſe, das, was ſich innen regt, äußerlich zum Leben zu bringen.

Chriſten und Aenneli hatten darüber nachgedacht, wie das Jahr ein ſo wichtiges für ſie geworden, und wie der Herr in demſelben ſie geſegnet und gezüchtiget, wie noch in keinem, und wo wohl noch die Sünde ſei bei ihnen, und wie es mit Resli gehen, Gott ihn führen werde. Lange hatten ſie am Abend vorher ernſte Gedanken gewechſelt und die bewegte Seele wollte lange ſich nicht in des Schlafes Ruhe finden. So verſchlieſen ſie ſich faſt am Morgen, und ungern hatte es Aenneli, denn an ſolchen Tagen hatte es Haſten und Jagen nicht gerne, denn gar ſchwer wird es dann dem in die häuslichen Wirren verſenkten Gemüthe, zu der Ruhe zu kommen, welche alleine der furchtbare Schoos für des Herrn Wort iſt. Aber zu ſeiner großen Verwunderung war ſchon die meiſte Morgenarbeit abgethan und das Meiſte z'weg, ſo daß die Haushaltung nicht verſäumt war und Aenneli ſeine Zeit auf ſich verwenden konnte. Dieſes Vorthun war ihm eine ſeltſame Sache, weil die Jungen wegen dem Aufſtehen ſich zumeiſt auf die Alten verlaſſen, darum fragte es auch verwundert die Tochter, welche geſchäftig am Heerde waltete: „Wer het di g'weckt?“ „He gute Tag, Mutter, ſagte Anneliſi, mit geröthetem Geſichte ſich umwendend, biſt auch erwacht?“ „Guten Tag gebe dir Gott, antwortete Aenneli, aber ſag mir doch, warum biſt du ſchon auf, und wer hat dich geweckt?“ „Mutter, Niemere, aber ich habe auch etwas g'ſinnet und an mich gedacht, und da het es mih dücht, es würde mir wohl anſtehen, wenn ich in Zukunft aufſtehe und ihr liegen bliebet, ihr habt den Schlaf nöthiger als ich, und wenn es mir einmal dazu kömmt, aufſtehen zu müſſen, ſo bin ich daran gewöhnt.“ „He ja, ſagte die Mutter, das ſchadet dir nichts, aber wie biſt du vor lauter Flauſen zu dieſem Sinnen gekommen?“ „He, Mutter, ſagte Anneliſi, es iſt de öppe wäger nit, daß ich nicht ſchon manches geſinnet habe, aber ich kann es nicht ſo erzeigen, wie andere. Es iſt wahr, ich habe viel Fehler, aber daß es mir de öppe nit Ernſt ſyg, beſſer z'werde, ſelb iſt doch dann nicht, und wenn ih werde will, öppe nit glych, aber doch ſchier, wie du, Mutterli, und das möchte ich, ſo habe ich noch viel zu thun, und einen weiten Weg. Darum habe ich geſtern g'ſinnet, und es iſt m'r Angſt worde, u fry recht, und ih ha m'r vorg'no, mih grad hüt uf e Weg z'mache, u dir nache, vo wege, ih weiß o nit, wie lang m'r üſe Herrgott Zyt git. Es iſt ſo plötzlich us mit eme Mönſch, mi weiß nit, wie, und het mängiſt ume nit Zyt, dra z'ſinne." „Du haſt recht, und b'ſunderbar junge Wybere geht's gerne ſo, ſagte die Mutter, und wenn ſie erſt recht glücklich ſein wollen, ſo nimmt ſie Gott weg. Darum, Kind, freut es mich, daß du daran ſinneſt, und von ſelbſt, ich hätte es dir nicht zugetraut. Fahr ſo fort, ſo kann ich fröhlich ſterben, denn du biſt doch immer das geweſen, wo mir am meiſten Kummer gemacht hat. Aber eine ſchönere Freude hat mir auch noch keins gemacht, als du jetzt, und ich wüßte wäger mich nit z'bſinne, daß m'r grad ame ne Morge, wo ih uf cho bi, Neuis ſo fröhligs bigegnet wär, als hüt. Denn woran haben die Eltern Freude, als an den Kindern, und die größte iſt die, daß ſie gut werden und fromm, daß me öppe einiſt alli wieder zſ'äme chunt. Wenn ih ume wüßte, wie's mit Resli ging, u daß der noch glücklich würde, de wett ih gern ſterbe." „Oeppis dumms e ſo, Mutterli, ja wolle, ſterbe, wo wir dich je länger je nöthiger haben! Sagſt du nicht manchmal, wenn wir etwas darnach ſagen: „ſchweiget, Kinder, verſündiget euch nicht." „Das iſt nicht das Gleiche, Kind, ſagte die Mutter. Wenn die Bäume gewachſen ſind, ſo nimmt man ihnen die Stecken weg, läßt man ſie zu lang, ſo ſchadt's neh. So machts der liebe Gott, er weiß, wenn es Zeit iſt. Aber wenn wir noch nicht eſſen können, ſo will ich mich z'weg machen, ſo preſſire für z'Chilche thue ich nicht gern, u de faht m'r d'r Athe a fehle."

Es war ein ſchöner Herbſttag, klar und mild die Luft, und ganz voll Glockentöne, ſchwiegen ſie hier, ſo hallten ſie, bald milder, bald ernſter, von anderswo her. Es war, als ob ein treu Elternpaar zuſpreche ſeinen Kindern, und ſchwiege des Vaters ernſte Stimme, ſo begönne leiſe, milder, aber gleich innig, die Mutter.

Sonſt iſt allem voran immer die leichtbeinige Jugend, dießmal zogen alte Mütterchen vorauf, langſam, und oft noch ſtille ſtehend, und alte Männer gingen mit ihnen, ſprachen von alten Tagen, und was zu ihren Zeiten gepredigt worden. Und was iſt die Menſchheit anderes, als eine große Heeresſäule, die dem Grabe entgegen wandert, dort des Leibes los wird, und durchs ſchwarze Thor den hellen Himmel ſucht! Wo an dieſe Wahrheit gemahnt wird, und an die Heimat, und über die Gräber gewandelt wird, da gehen billig die Alten voran, ſie ſoll es drängen dem Ziele entgegen, ſie ſoll es freuen, Bahnen zu brechen der Jugend, die ſo viel ſchwerer ſich losreißt vom heitern Sonnenlicht. Aber rührend iſt's doch, die alten Leutchen, die Spitze der Todesſäule, zu ſehen, wie ſie ſo andächtig und gläubig dem Herrn zuwandert, ſo vertrauensvoll zwiſchen den Gräbern geht, ſo ergeben über die letzte Reihe blickt, ob wohl das nächſte Grab zum eigenen Kämmerlein ſich geſtalten werde. Unter den Erſten war auch Aenneli, und wie that das manchem armen Mutterchen ſo wohl, daß es mit der guten Bäurin zu Liebiwyl zur Kirche gehen konnte, die ſo freundlich fragte und ſprach, und gar manches Mütterchen ging grader auf, als es ſeit zehn Jahren gegangen war. O, es iſt ſeltſam, wie freundliches Weſen wohl thut und armen Herzen erquicklich iſt, wie Kranken der Sonne Licht! Wenn ein Armer am Sterben iſt, ſein himmliſcher Vater zunächſt ihm iſt, wenn ein Reicher und Hoher als freundlicher Bruder an ſeine Seite trittet, es erquickt und ſtärket den Armen, belebenden Tropfen gleich, er richtet ſich empor, es iſt ihm, als wenn es ihn erſt jetzt recht freute, zu ſterben, er weiß, wie unbeſchreiblich ſüß der Hauch der Liebe durch die Seele fährt. O, wenn man wüßte, was in freundlicher Liebe für eine Kraft läge, es würde nicht nur Mancher ſeine aufrichtige Liebe freundlich zu machen ſuchen, es würden Juden, alte und junge, ſie nachahmen, der Prozente wegen. Sie drängten ſich um Aenneli, und als ſie in die Kirche kamen, wollte jede wiſſen, wo man den Herrn am beſten verſtehe, und ordneten es in eine Bank mit Rücklehne und an die Wand, wo es öppe am bequemſten ſei und hingeſer u nebeſer anliegen könne, vo wege, d'r Herr mach mängiſt wohl lang, u de werd me grusam müd, b'ſungerbar im Krüz. Nach und nach füllte ſich die Kirche an, die Glocken riefen, der Schulmeiſter las, und fry herzhaft, er wollte noch über die Glocken übere, und auf einmal verſtummte alles, oben auf der Kanzel erſchien der Pfarrer, blaß und angegriffen, und nachdem er ſein Gebet verrichtet, verlas er leiſe das zu ſingende Lied.

Ernſt ſchwollen die Töne auf, ernſte Andacht ließen ſie in den Herzen zurück, und demüthig beteten ſie um ſegensreiche Empfängniß des ſegenreichen Wortes. Begierig horchten ſie auf das Grundwort, welches der Herr der Schrift entnommen, und hörten folgende Worte: „Gefällt es euch nicht, daß ihr dem Herrn dienet, ſo erwählet euch heute, welchem ihr dienen wollt, es ſeie den Göttern, denen eure Väter gedient haben, welche jenſeits des Fluſſes waren, oder den Göttern der Amoniter, in welcher Land ihr wohnet. Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen.“

Es war ein ſchwer Wort, aber viele dünkte es doch ſeltſam, daß der Pfarrer jetzt noch davon ſprechen könne, daß man wählen ſolle, wem man dienen wolle, es ſei ja längſt ausgemacht, daß ſie alle Chriſten ſeien, meinten ſie.

Der Pfarrer begann mit der Bemerkung, daß er auf eines aufmerkſam machen müſſe, was alle Völker, welche ihrem Untergange entgegen gegangen, mehr und mehr außer Acht gelaſſen hätten, was aber ganz eigenthümlich im Alten Teſtament bezeichnet ſei, und deſſen Eckſtein das fünfte Gebot ſei: „Halt in hohen Ehren Vater und Mutter, auf daß du lange lebeſt im Lande, das dir der Herr dein Gott geben wird;“ aufmerkſam machen müſſe er auf das Haus und deſſen Bedeutung. „Daß unter Haus die Familienglieder, welche in einem Gebäude wohnen, zu verſtehen ſind, ſo wie unter Kirche nicht blos der Tempel, ſondern Alle, welche ſich darin verſammeln, das brauche ich wohl nicht zu bemerken. Das Haus iſt der erſte Tempel Gottes geweſen, der Hausvater der erſte Prieſter, der dem Herrn das Liebſte zu opfern bereit war, den einzigen Sohn. Der Frömmigkeit des Hauſes iſt vom Herrn belohnt, des Hauſes Irrungen ſind gezüchtigt worden. Leſt die Geſchichten von Iſaak und ſeiner Söhne Zwieſpalt, von Jakob und ſeines Hauſes Gräuel, von Eli, Samuel und ihren Söhnen, von David und dem Lieblingsſohne Abſalon, der den größten Jammer über den Vater gebracht; aus dem ſchlecht geleiteten Hauſe iſt den Vätern das Leid erwachſen. Als die Familie zum Volke geworden, hat man ein gemeinſames Haus gebaut, damit man nie vergeſſe in allgemeinen Zuſammenkünften, daß man eigentlich nur eine Familie ſei; ein jedes Haus iſt der Tempel geblieben einer jeglichen Haushaltung, das Leben des Hauſes der tägliche Gottesdienſt, das Walten des Hausvaters des Prieſters Amt und Verrichtung. Darum haben die Juden nur einen Tempel gehabt, den zu Jeruſalem, der das ganze Volk als eine Familie faßte, in der Zwiſchenzeit war jedes Haus der heilige Ort, wo der Hausvater mit all den Seinigen Gott diente, jeder andere Tempel, jedes Errichten eines Altars auf Höhen oder in Wäldern war Abfall, war Götzendienſt, ein Zeichen, daß ſie ihre häuslichen Tempel verließen, nicht mehr zu heiligen wußten, ſie und ihr Haus nicht mehr dem Herrn dienen wollten. Dieſes Verhältniß hat im neuen Bunde ſich nicht geändert, iſt nur verklärt und ganz beſonders geheiligt worden. Unter vielen Stellen will ich nur die anführen, wo es heißt: „Ihr aber ſeid das auserwählte Geſchlecht, das königliche Prieſterthum, das heilige Volk, das eigenthümliche Volk, daß ihr verkünden ſollt die Tugenden deß, der euch berufen hat aus der Finſterniß in ſein wunderbares Licht.“ So iſt jeder Chriſt ein Prieſter, ſein Haus ſein Tempel, ſeine Familie ſein Altar, auf welchem er als Weihrauch dem Herrn ſoll aufſteigen laſſen die Tugenden deß, der ihn berufen hat aus der Finſterniß in ſein wunderbares Licht; unſere Kirche iſt nichts als das allgemeine große Haus, wo wir uns bewußt bleiben ſollen, daß, wenn auch die Nothwendigkeit es gebietet, in beſondern Häuſern zu wohnen, wir doch alle nur eine Familie ſeien, und daß, wenn die Umſtände uns auch verſchiedene Häuſer geben, Paläſte den einen, Hütten den andern, wir darum doch nicht größer werden oder kleiner, ſondern daß es bei jeglichem auf Treue ankömmt, und was für einen Haushalt er mitbringt, und was für eine Rechnung er davon abzulegen vermag. Es iſt alſo jetzt noch jedes Haus ein eigener Tempel Gottes, gleichſam eine Zelle im Reiche Gottes, iſt die Pflanzſtätte des wahren Gottesdienſtes und hat die Verheißung von Gottes Huld und Gnade, denn wo Väter und Mutter verehrt werden als Stellvertreter Gottes, ſich aber auch als ſolche betragen, da ſoll Gottes Segen wohnen, da gibt Gott Beſtand dem Hauſe, er heiliget es zu ſeinem Tempel. So ſoll es ſein im Chriſtenthum, und da wir uns Chriſten nennen, ſo ſoll es ſo unter uns ſein.

Liebe Andächtige, heute haben wir einen Bußtag, unſeres Elendes ſollen wir uns bewußt werden, ſollen jammern und klagen darüber. Wenn jeder unter euch reden wollte, an Jammer und Klage würde es nicht fehlen, und wirkliches Elend wäre der Klage Gegenſtand. Aber wie ſelten einer würde des Elendes Grund und Wurzel da ſuchen, wo ſie iſt. Es iſt des Menſchen Art, über alles zu klagen, nur nicht über den eigenen Abfall, die eigene Verkehrtheit. Liebe Andächtige, ich will euch Hauptklagen anführen, die man hört, wenn man nur einige Worte mit Menſchen ſpricht, nur einige Augenblicke an einem Orte ſteht und hört, was andere reden.

Alle Klagen, welche ich gehört, führe ich nicht an, aber die, welche ich auslaſſe oder vergeſſe, die nehmt und macht es ſo, wie ich mit den angeführten, ſo werdet ihr auch über dieſe ins Klare kommen.

Ihr klagt, nicht Jeder über ſich, nein, es klagt der Mann über das Weib, das Weib über den Mann, der Mann klagt, das Weib ſei nicht mehr des Hauſes Mutter, nicht mehr ſeine ſichtbare Vorſehung, nicht mehr deſſen Amme, von der die geſunde Speiſe kömmt für Leib und Seele.Allen, die im Hauſe wohnen. Das Weib klagt über den Mann, daß er außer dem Hauſe des Hauſes Mark verzehre, des Hauſes Dienſt verſäume, daß er ob ſammeln oder verzehren des Geldes vergeſſe die Menſchen, die um ihn wohnten, das Weib, das ſeine Hälfte ſein ſollte, die Kinder, die ſeine Zeugen vor Gott ſein werden. Die Eltern klagen über die Kinder, über Mangel an Treue, an Gehorſam, über den hochmüthigen Sinn, der alles, was nicht jung iſt und nagelneu, verachtet, der meint, es ſei mit allen Dingen, allen Menſchen, wie mit ſchlechtem Zeuge, welches nur ganz neu ſchön ſei und zu gebrauchen. Ihr klagt über die Dienſtboten, wie ſie ſtörriſch ſeien und begehrlich, unzuverläſſig und treulos, kein Gewiſſen hätten, und nichts im Auge, als den Lohn, und daß der Tag umgehe ſo ring als möglich. Ihr klagt über die Armen im Allgemeinen, daß ſie an die Stelle der Barmherzigkeit das Recht geſetzt, daß ſie meinen, es heiße beten und betteln, ſtatt beten und arbeiten, daß ſie giftigen Neid im Herzen trügen, von Chriſtus ſich immer mehr entfernten, dem Thiere ſich immer mehr näherten. Ihr klagt über Lehrer und Schulen, daß die Kinder immer weniger nutz wären, je mehr ſie lernten, und doch am Ende von der Hauptſache nichts wüßten. Ja, ihr klagt über Regierung und Regenten, klagt über ihr Thun und euere Täuſchung, über ihr Nichtthun und euere Zweifel, klagt ſo manches, das ihr wohl wißt, hier aber nicht auszuſprechen iſt. So klaget ihr, oder iſt's nicht ſo? Aber auf wen fallen die Klagen zurück? Auf euch, ihr Hausväter, auf euch, ihr Hausmütter! Wo bilden ſich die Urſachen zu dieſen Klagen? In euerm Hauſe, in euerm Sinn, ihr Hausväter, ihr Hausmütter. Iſt euch euer Haus noch der heilige Tempel, ſteht in ihm noch der heilige Altar, auf dem ihr dem Gott, der im alten und neuen Bunde ſich ſo herrlich geoffenbart hat, alles, was er begehrt, und vor allem das Liebſte opfert? Oder habt ihr den Tempel verlaſſen, eigene Höhen euch auserwählet, weilet dort, bauet Altäre dort, und opfert dort ſelbſterwählten Göttern Alles, Leib und Seele, Heil und Seligkeit, Knechte, und Mägde, Söhne und Töchter, Eigenthum und Vaterland, kurz, alles, was unter abgöttiſch gewordene Hände kömmt?

Liebe Andächtige, ihr wißt, daß meine Sitte es nicht iſt, Verdammungsurtheile auszuſprechen, von denen ich Niemand ausnehme als mich ſelbſt, aber wo durch die Zeit eine Krankheit geht, da bleibt ſelten Jemand von ihr unberührt, am wenigſten ich; es ſchwebt über jeglichem der Zeitgeiſt, der die Krankheit mit ſich führt oder die Krankheit ſelbſt iſt, gerade, wie wenn in der äußern Luft ein Krankheitsſtoff getragen wird, z. B. der rothe Schaden (Ruhr), ſehr ſelten Jemand unberührt bleibt, ſondern die Meiſten davon beläſtigt werden, wenn auch die Krankheit nicht ausbricht, auch der Tod nicht droht, ſo doch durch ein Unbehagen, das durch unſere Glieder ſchwebt, von dem wir nicht wiſſen, woher es kömmt, und zumeiſt auch nicht, was es eigentlich iſt. Ich bin der Meinung, daß es eben Niemand zieme, zu ſagen: „ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie jener arme Zöllner.“ Darum werdet ihr auch nicht zürnen, wenn ich keine Ausnahme mache, nicht rede von abſonderlich braven Leuten, die keinen Fehler hätten, von Häuſern, die nichts als heilige Tempel wären, zu anmaßlichen Sektirern will ich euch nicht ſtempeln, und als Esra betete: „ich ſchäme mich, mein Antlitz aufzuheben zu dir, denn unſere Schuld iſt groß geworden bis an den Himmel,“ wen nahm er da aus? Die Prieſter, die Regenten, die Reichen? Er nahm Niemand aus. Wen man vom allgemeinen Bekenntniß der Sündhaftigkeit, der Sündenſchuld, ausſchließt, den ſtößt man damit aus der Gemeinſchaft der Gläubigen. Daß je reicher, je mächtiger einer ſei, auch ein deſto größerer Sünder ſein müſſe, wollen wir nicht ſagen, aber lebendiger ſoll das Schuldbewußtſein in ihm ſein, denn ihm ſind zehn Pfund anvertraut, und nicht nur ein Pfund, und wie ſchwer es einem Kameel ſein muß, durch ein Nadelöhr zu gehen, das ſoll er fühlen im eigenen Gewiſſen. Wer ſich ausnehmen will, und ich zweifle nicht, daß es ſolche gibt, es gab und gibt und wird immer ſolche geben, die ſich zu den andern nicht zählen, dazu bedarf man weder appart geboren noch appart weiſe zu ſein, die mögen es ſelbſten thun, aber dann Sorge tragen, daß in ihrer Ausſcheidung ſie nicht ſich ſelbſten richten, und zwar mit einem harten Gerichte.

Alle die vorgebrachten Klagen ſind richtig, aber ihr, ihr Hausväter, ihr Hausmütter, die ihr klagt, ihr ſeid zumeiſt die Schuldigen, und aus dem verwahrloſten Hauſe herauf wachſen, wie im Moraſte Schwämme und Giftpflanzen, die Dinge auf, über die ihr klaget.

Wenn Mann und Weib über einander klagen, was klagen ſie eigentlich? Daß das Haus nicht mehr ihr Tempel ſei, daß Gott nicht mehr zwiſchen ihnen ſei, daß jedes dem eigenen Götzen ſich zugewandt, daß eins vom andern fordere, daß es ihm als ſeinem Götzen diene, daß es auswärts opfere, was das Haus ſelbſt bedürfe; was klagen ſie eigentlich, als es ſei der Friede fort zwiſchen ihnen, der Friede, der nur von Gott kömmt, und der nur in ſeinen Tempeln wohnt? Das eine oder das andere, zumeiſt beide, ſtehen nicht als Prieſter am Hausaltare, warten des heiligen Feuers nicht, das die Herzen rein glüht von irdiſchen Schlacken, daher die Klagen, daher das Weh, das durch zerriſſene Glieder fährt. Ihr klagt über die Kinder und wundert euch darüber. In der

Taufe habt ihr verſprochen, ſie dem Herrn zuzuführen, thut ihr es? Vater, zeigſt du deinem Kinde Gott, des zeitlichen Lebens ewige Bedeutung? und du, Mutter, nährſt du in frommem Sinne der Kinder geiſtigen Hunger und Durſt, und öffneſt ihnen die Augen, daß ſie im Sichtbaren das Unſichtbare ſehen, und die Quelle des Leids über jegliche Sünde, jegliche Befleckung? Gewöhnt ihr ſie, euch als Prieſter nicht nur, ſondern als Engel Gottes zu betrachten, die ihnen der Herr auf Erden vorausgeſandt, um an erfahrner Hand ſie zu geleiten auf rechter Bahn zum ewigen Ziele? Gewöhnt ihr ſie, das Haus zu betrachten als eine Freiſtätte des Guten? Thut ihr das? Oder was meint ihr, wenn die Kinder euern Abfall von Gott ſehen, dem Allmächtigen, dem Allwiſſenden, und euern Ungehorſam gegen ihn, ſollen ſie dann euch gehorchen, euch, den Schwachen und Gebrechlichen? und wenn ihr ſelbſt mit der Muttermilch ſie einſaugen laßt Fleiſchesluſt, Augenluſt, Hoffart des Lebens, was wollt ihr euch da der Früchte weigern, die aus ſolchem Saamen entſtehen? Oder wollt ihr ſagen, Religion zu lehren ſei der Lehrer Sache? Religion lehrt ſich eben nicht, wie ein Rechnungsexempel, und ließe ſie ſich auch lehren, wie ſoll ſie da gelehrt werden, wo ihr mit Wort und That das Gegentheil vor dem thut, was der Lehrer lehrt? Was würdet ihr von einem Acker erwarten, den man anſäet und alſobald nach der Ausſaat wilde Schweine und andere Thiere hineinläßt? Wenn ihr von den Lehrern fordert, daß ſie die Kinder zu Chriſten machen, ſo müßt ihr erſtlich Lehrer wählen, welche ſelbſt Chriſten ſind, und nicht etwa dem Chriſtenthum den Krieg angekündigt haben, und wenn ihr Chriſten zu Lehrern habt, ſo müßt ihr ſie weder verhöhnen noch verdächtigen, noch gar ihre Arbeit und ihren Fleiß verwünſchen, oder dann ſuchet nicht Trauben an den Dornen; müßt nicht von der Thorheit beſeſſen ſein, nicht chriſtliche Kinder zu begehren, ſondern blos gute, ſo allgemein Gute, ohne Glauben, ohne

Chriſtus, ohne Gott. Man klagt über die Hausgenoſſen, über die Dienſtboten. Aber woher die Klagen, als weil jedes chriſtliche Band zwiſchen Herrn und Dienern zerſchnitten iſt, das Verhältniß nur auf dem hohlen Recht beruht, wo jedes das ſeine ſucht, und nicht das, was des andern iſt! Woher anders, als weil zu wenig chriſtlicher Ernſt in den Häuſern iſt, um die Seelen man ſich nicht kümmert, ſein eigen Haus geduldig zum Schlupfwinkel der Sünde machen läßt, und zufrieden iſt, wenn der Leib ſeine Pflicht thut. In ſo vielen Häuſern hält man die Dienſtboten nie zur Kirche an, ja, man iſt froh, wenn ſie nicht gehen, gibt ihnen weder Platz noch Buch zum leſen, läßt ſie faſt abſichtlich verwildern. Ich will Niemand Schuld geben, daß gerade er Schuld an dieſen Klagen ſei, aber urſprünglich liegt der Grund des Verderbens der Dienſtboten nicht in ihnen ſelbſt, ſondern in den Häuſern; in den Häuſern, denen ſie entwuchſen, in den Häuſern, in die ſie geriethen. Es trifft dieſer Vorwurf arme und reiche Häuſer. Es ſind leider ſehr viele Arme, welche blos noch leiblich leben, geiſtig aber todt ſind, deren Hütten nicht viel beſſeres ſind, als die Höhlen, in welchen die Thiere des Waldes wohnen. Aber auch viele arme Kinder wurden in reichen Häuſern erzogen, und viele wurden nicht beſſer, als die Kinder in jenen Höhlen, geſchieht es ja, daß man ſie in den Stall hinaus zum Vieh verſtößt und Kälber es beſſer hätten als Kinder. Aus dieſem Grunde auch, weil des Hauſes Dienſt fehlt, weil die Kirche nicht mehr das gemeinſame Vater-Familienhaus iſt, das bindende Band zerriſſen wird, entſteht der Haß zwiſchen Reich und Arm, den die Bruderliebe nicht mehr mittelt, der verſöhnende Geiſt entſchwindet, es verſchwindet der Geiſt, der alles, was der Vater gibt, als gut nimmt, der Geiſt, der ſich freut, dem Herrn dienen zu können, wenn auch an kleinerem Altare, hängt doch des Feuers Glanz und Größe nicht vom Altare ab, auf dem es brennt, ſondern von der Treue und dem

Eiſer deſſen, der des Feuers wartet. Thöricht aber auch iſt das Klagen über Regenten, denn aus eurer Mitte, aus euern Hausvätern, ſind ſie nicht nur hervorgewachſen, ſondern von euch ſelbſt auserkoren; haben die Hausväter den rechten Sinn, ſo werden ſie auch die Rechten ſehen, die da wüßten, worauf es ankömmt, wenn es das Heil eures Volkes giltet. Dürftet ihr euch bekennen zu dem, der bekannt ſein will, wenn auch er euch bekennen und erkennen ſoll, ſo hättet ihr weder über Regenten noch über Regierung zu klagen. Die Gründe eurer Klagen wachſen alſo aus den Häuſern heraus und ihr wißt es nicht, ihr ſehnt euch nach beſſern Zeiten, nach freundlichem Morgen, und ſchafft doch Finſterniß, webet ſelbſt das Böſe in die Zeit hinein.

Darum lege ich auch euch die Frage vor wie Joſua, der auch ſeinen guten Grund gehabt, doch keinen beſſern als ich heute: Wem wollt ihr dienen, irgend einem Götzen oder dem Herrn, dem ich und mein Haus dienen wollen. Ihr werdet meinen, das ſei eine müßige Frage, aber das iſt ſie eben nicht; ihr werdet ſagen, das verſtehe ſich von ſelbſt, daß ihr Chriſten ſeiet, und mit euerm Hauſe dem Herrn dienet, aber das verſteht ſich eben nicht von ſelbſt.

Ein Haus will man machen, ein Haus will man bauen, ein Haus möchte man beſitzen, aber alles das in Beziehung auf die Welt, auf den äußern Schein, man will ein braver Mann ſein, eine berühmte Frau, aber an das recht chriſtliche Haus, an's chriſtliche Prieſterthum, denkt man nicht; bedenkliche Verlegenheit würde über ſo manchem Geſicht ſich lagern, wenn man manchen Hausbeſitzer, manche ſogenannte Hausfrau, nach ihrem chriſtlichen Prieſterthum fragen würde; man heißt ſich Chriſt und dient der Welt, man hat ein Haus, darin zieht die Welt ein und aus, aber dem Herrn iſt es nicht geweiht, man meint es nicht bös, aber was man eigentlich will und iſt, weiß man nicht, man hat eben nicht daran gedacht. „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen," ſo ſprach Joſua, und wir, was wollen wir?

Es iſt, ihr mögt wollen oder nicht, das Haus der Spiegel euerer ſelbſt, eueres Inwendigen; iſt euer Herz zerriſſen, oder hoffärtig, oder zuchtlos, ſo wird alles dieſes auch euer Haus ſein, wird als Zeuge und Spiegel täglich euch vor Augen ſtehn. Seht, darum iſt's auch, warum ſo oft Menſchen nicht daheim ſein mögen, warum es dem Manne wird im eigenen Hauſe, als ob er im Gefängniß wäre, der Frau wie einem Vogel, der in eine Stube ſich verirrt, daß ihnen wind und bange wird innerhalb der eigenen Schwelle, was ſie im Spiegel ſehen, vor dem grauet ihnen, des Hauſes Predigt, die ohne Worte, aber wie ein zweiſchneidend Schwert durch ihre Seele fährt, möchten ſie nicht hören, aber wo wollen ſie hinfliehen! Das Herz, ſo öde und ohne Troſt, aber voll Stürme, Wind und Graus, das folgt ihnen überall, dem entrinnen ſie nicht, das ſitzt ihnen nicht blos auf der Ferſe, das ſitzt mitten in ihnen. Und das Haus ſollte doch eben ſein der ſüße friedſelige Zufluchtsort des Pilgerims nach vollbrachtem Tagewerk, der freundliche Hafen, den der Schiffer ſehnſuchtsvoll ſucht, wenn hart des Lebens Wellen ihn geſchaukelt, im Hauſe findet er den Frieden, der aus der Liebe wächſt, die ſüßeſte Frucht eines Gott ergebenen Herzens. Und laßt euch nicht irren durch ödes Geſchwätz unſeliger Thoren, es iſt nicht der Staat, nicht die Schule, nicht irgend etwas anderes des Lebens Fundament, ſondern das Haus iſt es. Nicht die Regenten regieren das Land, nicht die Lehrer bilden das Leben, ſondern Hausväter und Hausmütter thun es; nicht das öffentliche Leben in einem Lande iſt die Hauptſache, ſondern das häusliche Leben iſt die Wurzel von allem, und je nachdem die Wurzel iſt, geſtaltet ſich das andere. Täuſchet euch nicht, es mag zuweilen die Krone des Baumes noch grün ſcheinen, während ſchon die Wurzel welket, aber lange bleibt die Krone nicht grün, dürre wird es bald in ihren Aeſten, und wenn ein Sturm übers Land kömmt, ſo wird ſie einen großen Fall thun, die Wurzel hält den Baum nicht mehr: ſo wird es dem Vaterland ergehen, wenn man es bauen will auf öden Wüſten, ſtatt auf gottſeligen Häuſern.

Darum, ſo kehret, wenn ihr klaget, die Augen in euere Häuſer, betrachtet ſie, ſind ſie Tempel Gottes, brennt darin als ewig Feuer die Liebe und die Treue, wartet ihr als treue Prieſter eueres Gottes heiligen Dienſt Tag und Nacht, ſeid ihr euch bewußt, daß, was ihr auch ſeid unter den Menſchen, euer höchſt Amt und Beruf eben das Prieſteramt, eben das Warten von Gottes heiligem Dienſte iſt im Tempel, den ihr euer nennt, im Tempel, in dem ihr mit euerer Familie wohnt, im Tempel, wo ihr ſelbſt die heiligen Opfer ſein ſollt? Und wenn ihr und euer Haus dem Herrn fürder dienen wollt, ſo meine ich eben dieſen heiligen Dienſt, und nicht ein kühles Halten irgend eines Gebotes hie und da, wenn es die Leute ſehen, oder es ſonſt eben nicht unbequem iſt oder nicht ſchwer fällt. Ich meine eben den Dienſt, den auch Paulus meint, wenn er ſagt: „So ermahne ich euch nun, lieben Brüder, durch das Erbarmen Gottes, daß ihr euere Leiber darſtellet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig ſei, welches ſei euer vernünftiger Gottesdienſt.“ Und wollt ihr alſo dem Herrn dienen, ſo bekennt es offen vor den Menſchen und ſteht in all euerm Thun zu euerm Glauben und gebt deſſen Zeugniß, darf doch auch ſo mancher öde Wicht zu ſeinen todten Götzen ſtehen, warum dann nicht ihr zu euerm lebendigen Gott?“

So ungefähr redete der Pfarrer, aber ausführlicher, und namentlich den letzten Spruch erklärte er, wie man ſich heilig darzuſtellen hätte als ein Gott wohlgefälliges Opfer, und ſein Haus zu machen habe zu einem heiligen Tempel. Und es war große Stille und Andacht in der Kirche, und wohl nicht manches Herz war darin, das dem Pfarrer nicht recht gab, und nicht manche Seele, die nicht an das eigene Haus dachte, und manches Auge ward naß, wenn es erkannte, wie es im Hauſe ausſah, und weil ihm jetzt die Verſtändniß kam, warum ihm ſo übel darin war. Und manch anderer durchlief ſeines Hauſes Geſchichte, und klar ward es ihm, warum der Friede deſſelben geſtört war und ſich wieder herſtellte, warum die Freudigkeit verdunkelt war und hell widerſtrahlte Alles das in dem Maaße, als auf des Tempels Altare dunkel oder hell brannte das heilige Feuer. Und manches arme Weib wiſchte im Stillen eine Thräne ab, denkend, welchem Dienſte der Mann fröhne und nahm ſich vor, eine deſto treuere Prieſterin des Herrn zu ſein, und mancher Mann freute ſich ſeines Weibes, dem das Haus Alles war, und mancher hatte es umgekehrt. Und manches Kind begriff beſſer der Eltern Zucht und gelobte willigere Treue.

Auch Aenneli fühlte ſich eigends bewegt, es ſäuſelte in ihm wie himmliſches Weſen, es ward ihm ſo wehmüthig und doch ſo unausſprechlich wohl. Vor ihm ſtand ihr Haus in freundlichem Glanze, es durfte deſſelben ſich freuen vor Gott und Menſchen, es fühlte ſo recht innige Wonne, daß dort ſein Eingang, ſein Ausgang ſei und Chriſten, ſo einig mit ihm, ſo freudig, des gleichen Dienſtes wartend, und die Kinder ſo treu, anhänglich, nichts zwieträchtiges zwiſchen ihnen, und kein Zweifel, daß auch ſie das Haus im gleichen Glanze erhalten würden und nicht vor den Menſchen nur, ſondern auch vor Gott. Es fühlte ſo recht innig das Glück, wenn Eltern mit Zuverſicht ſagen können: „Jetzt laß deinen Diener im Frieden fahren,“ und das können ſie nur dann, wenn ſie ſicher wiſſen, daß ihre Kinder in Gott gewurzelt, ihre Namen im Himmel eingeurbet ſind. Aenneli war nicht ſtolz, es betete nicht: „ich danke dir, Gott, daß unſer Haus beſſer iſt als andere Häuſer,“ aber es freute ſich herzinniglich, daß, wenn Gott es abrufe, es nicht zu erſchrecken brauche, es nicht umſonſt auf der Welt geweſen, es das Pfund, welches der

Herr ihm gegeben, nicht vergraben, ſondern ihm mit Wucher zurückgeben könne: ein Haus, im Herrn erbaut, drei Kinder, im Herrn erzogen, der Welt mächtig, aber ihrer nicht die Welt; und kann eine Hausmutter Höheres, Köſtlicheres bringen vor Gott, und erwartet er anderes von ihr, als ein frommes Haus und fromme Kinder? Wohl fiel ein Schatten in die Freude, es war der düſtere Resli, der nicht klagte, aber wenig lachte, viel ſchaffte, aber gerne alleine war, und dann ſo trübe war, wie die Mutter im Stillen oft bemerkt hatte; es war das Bangen, daß er alleine bleiben möchte, der ſtumme Wunſch, die noch zu ſehen, welche einſt an ihrer Stelle ſtehen ſollte als fromme Prieſterin an des Hauſes heiligem Altare. Und dieſer Schatten war's, der der guten Mutter Auge trübte, aber bald glänzte durch die Wolke hell und klar des Vertrauens goldener Stern; der Herr, der bis bisher geholfen, der Alles ſo wohl gemacht, ſollte der nicht ferner helfen, ſollte es nicht mit ergebenem Herzen ſagen: „wie du willſt, und nicht wie ich will!“ Und ſo faßte Aenneli es auch, aufgerichtet und freudig ging es heim, es war ihm, als ziehe Jemand an ihm; ſo leicht und wohl war es ſeit Jahren nicht gegangen.

Dieſe Predigt war nicht ohne Eindruck an den Leuten vorüber gegangen, hatte Beifall gefunden, wie ſelten eine. Da hätte der Herr recht, ſagten ſie, z'Hus ſei d'Würze vo allem, u wenn's da fehl, ſu chönn's Korn u Heu gäh, ſo viel es well, es b'ſchüß alles nüt. „Ja, ſagte ein fürwitziger Schneider, und was mir am beſten gefallen hat, iſt, daß d'r Herr aſe ſelber ſäge muß, d'Schul trag nüt ab, u d'King lere nüt drin, emel nüt gut's. Wenn ih myni King nit daheime lehrti, i d'r Schul lerte ſi i Gotts Name nüt. Un wenn's d'r Herr aſe ſelber ſeit, ſu muß es ſy. Aber ih hätt nit glaubt, daß er ſövli witzig wurd, und o nit, daß er's ſeyti, wenn er's ſcho g'ſäch. Deretwege muß ih Reſpekt vor ihm ha, ſo zu eim cha me d'r Glaube ha, daß er ſeyt, was wahr iſt, aber es ſy nit die Halbe e ſo.“

Was das für ein freundliches Heimkommen iſt, wenn in Allen der Friede Gottes iſt, wenn man nichts Störendes daheim hat, die Einen in der Stille des Hauſes Geſchäfte beſorgt, die Andern im Hauſe des Herrn neue Kraft gefunden, neues Licht, neuen Troſt, dann beiderſeits ſich ſammeln um des Hauſes Tiſch, alles in der Ordnung iſt, alles zufrieden iſt, die Einen auftragen, was ſie daheim bereitet, die Andern mittheilen und zerlegen, was ſie in der Predigt geſammelt, da faßt man es, was Paulus damit meint, Eſſen und Trinken zu Gottes Ehre, und in ſolchem Eſſen und Trinken iſt dann auch Gottes Segen.

Es wolle hüten dieſen Nachmittag, ſagte Aenneli, es werde öppe keins von ihnen daheim bleiben wollen, an einem ſolchen Tage ſolle man nichts verſäumen, man wiſſe nicht, wenn man wieder dazu komme. Und wenn der Pfarrer dieſen Nachmittag wieder anwende wie Vormittag, ſo könne Jedes ſein Theilchen nehmen und es wäre Schade, wenn Eines es nicht hörte. Es ſöll mir aber doch Oepper Reis heimbringen, es halb Dutzend Pfund oder was. Sie hätten b'richtet, wie d'r roth Schade ſo gruſam regier und ſo bös ſyg; bi z'Styni Glauſe ſeien vier King krank, und d'Mutter ſelber auch, keis chönn am andere mehr Rath thun und hätten von allem nichts. Das iſt ein ſchrecklich Dabeiſein, und die Leute können mich erbarmen, ich kann es nicht ſagen. Wenn ihr heim ſeid, ſo will ich noch hin und ſehen, wie da zu helfen iſt; ſo kann man die Sache nicht gehen laſſen, denk man doch auch, wie es eim ſelber wär, ſövli krank, u Niemere, daß eim hilft, und nüt im Hus, und vielleicht kein Menſch, der ihnen zum Doktor geht. „Mutter, ſagte Chriſteli, ſchicket öppere, es geht euch ſcho eys vo dene Meitlene, oder wartet bis Morgen. Das iſt noch e Plätz (Weg), bis zu dene Leute, und ihr ſeid ſchon in der Kirche geweſen.“ „Von denen Meitlene kann ich keins ſchicken, ſagte die Mutter, die ſehen nicht, was fehlt, und die Leute wiſſen es vielleicht ſelbſt nicht, oder können es nicht ſagen, oder dürfen es nicht, und dann weißt wohl, Chriſteli, wie häſſig es einem macht, wenn man krank iſt und nicht reden mag, und man da immer gefragt wird und B'ſcheid und Antwort geben ſoll. Da muß man es einem an den Augen abſehen ohne langs G'frägel. Und wenn die Meitleni ſcho d'r gut Wille hätte, ſo fehlte ihnen die Erfahrung, man muß bei ſolchen Sachen geweſen ſein, wenn man wiſſen will, was nöthig iſt." „So wartet bis Morgen," ſagte er. „Aber Chriſteli, was denkeſt auch, was meinſt, wenn's dir fehlte, und z'Mittag ſagte man es mir, und ich antwortete: „he nu ſo de, mr wey öppe luege, wenn es mr ſi de ſchickt, ſu will ih ihm de morn einiſt Neuis arichte." „Ja Mutter, ſagte Chriſteli, das zählt ſich nicht zuſammen, ich bin dein Kind." „Oeppe zählt ſich das nicht zuſammen, denk doch auch, vier Kinder, und nicht nur ein Kind, liegen an der wüſten Krankheit, und kann keins dem andern anders helfen, als helfe pläre u gruchſe (ſtöhnen). Und dann eine ganze Nacht ſo, denk, wie lang, wie ſchrecklich!" „Aber ihr könnet da doch kaum helfen," ſagte Chriſteli. „Das weißt du nicht, und ich nicht, aber ich glaube, wohl. Schon das thut ihnen wohl, wenn ſie ſehen, daß Jemand ſich ihrer annimmt, daß ſie doch auch nicht ſo ganz verlaſſen ſind. Denk doch, es könnte ja vielleicht eins ſterben über Nacht, und Niemand wäre da, und nehmte es von den Lebendigen weg, und legte es bei Seite." „Aber Mutter, du wirſt doch nicht über Nacht dort bleiben wollen?" antwortete der Sohn. „Das weiß ich nicht, ſagte Aenneli, es kömmt darauf an, wie es öppe iſt, aber wenn ich zu rechter Zeit nicht heim ſein ſollte, ſo habt nicht Kummer, denket, ich ſei dort. Und möglich wär's, daß, wenn ich Jemand fände, ich nach etwas ſchicke, was etwa mangeln ſollte, gebt es ihm dann." „Aber Mutter, gang mir nicht, es heißt, d'r roth Schade ſyg anſteckend, ſchicket es Meitli," rückte Chriſteli endlich mit ſeiner eigentlichen Meinung heraus. „Aber Chriſteli, Chriſteli, was ſinneſt auch, ſchäm di. Welle die gute Lüt ſy und öpperem öppis ſchicke, wo wir nüt g'ſpüre, wo grad iſt wie nüt, u d'rmit es Meitli ſchicke, wo nüt het, as d'G'ſundheit, u die ſött es ga opfere, u mir hätte d'r Ruhm, un ihm danketi nume Niemere, nei Chriſteli, das iſt nie üſe Bruch gſi, u mit ſelligem chum m'r nümme.“ In den Hütten der Armen iſt wohl keine Krankheit, die Cholera etwa ausgenommen, fürchterlicher und ekelhafter als die rothe Ruhr, der rothe Schaden. Wo vielleicht nur ein rechtes Bett iſt, und noch dazu ein ſchlechtes, die Uebrigen mit einzelnen Bettſtücken ſich behelfen müſſen, ſelbſt mit Hudeln, bald in leeren Bettſtätten, bald auf dem Ofen, vielleicht auch auf den Tiſchen; wo kein Glied der Familie mehr als zwei Hemder hat, eins am Leib, eins am Zaun zum trocknen, kein Vorrath irgend einer Art iſt, ſelbſt das Holz für den täglichen Gebrauch zuſammen geleſen werden muß, wo man einem, der zu Mittag eſſen wollte, nichts gekocht fand, und klagte, es ſei längſt Zwölf vorbei, antwortete: „Du Narr, we mir eſſe wey, ſu luege m'r nit a d'Uhr, mir luege i Kuchiſchaft, wenn nüt drinn iſt, ſu hört me koche, ſygs de Zwölfi oder nit;“ wo es ſo iſt, da denke man ſich das Elend bei einer Krankheit, wo Reinlichkeit, Wäſche, Wechſel, Diät und Pflege die Hauptſache ſind! Als Nachmittags die Leute heim waren aus der Predigt, machte Aenneli ſich auf, Niemand widerredete mehr, aber ſie boten ihm alle das Geleit an, und als es keins annehmen wollte, baten ſie dringlich, es möchte an ſein Alter denken und bald heimkommen.

So hatte es ſich Aenneli, welches doch ſchon bei vielem Elend geweſen, nicht vorgeſtellt, wie es es fand; daß ſo Alles in Allem fehlen könnte, ſich nicht gedacht. Es hatte allerlei mitgebracht, alſo Reis, etwas Wäſche für die Kinder, Brod, und ſelbſt in einer Flaſche Nidle, weil es gehört hatte, daß ſie drangſtillend (einhüllend) ſei. Aber Holz fand es nicht, Butter fand es keine, an Wäſche und Reinigungsmitteln einen ſchauderhaften Mangel, ſo daß es ihm faſt übel ward. Es waren allerdings, beſonders weil es Sonntag war, auch Menſchen da, einige hatten etwas mitgebracht, Brod, Lebkuchen, ſelbſt Fleiſch, und zwar geſalzenes und geräuchertes, andere legten einen Batzen oder ſechs Kreuzer dar und jammerten: „Herr Jemer, wie ſieht das aus, da hielte ich's wäger keine Stunde aus, nein, das iſt afe grüslig.“ Andere leiſteten einige Handbietung, ſagten dann, ſie müßten heim, es koche ſonſt Niemand; aber wer ihre Stelle verträt hier, darum kümmerten ſie ſich nicht. Man ging ab und zu, frug, antwortete, urtheilte, daß wahrſcheinlich alle ſtürben bis vielleicht an die Alte, wenn ſie es ausſtehen möchte, aber die Sache in die Hand nahm Niemand, ehe Aenneli kam. Aenneli band das Stückwerk aneinander. So einer verſtändigen Hausfrau iſt es unmöglich, in der Unordnung zu ſein, es iſt ihr zum Inſtinkt geworden, jedes an ſeinen Platz zu ſtellen und die vereinzelten Thätigkeiten zu einem Ganzen zu ordnen, wo keine Kraft der andern entgegen arbeitet, ſondern eine der andern vor und in die Hände. Und das thut ſo eine erfahrne Hausfrau nicht dadurch, daß ſie mit vielem Reden daherbrauſt wie eine Windsbrut, daß ſie unter die Leute fährt und ſie auseinanderſprengt wie ein Wirbelwind, der über das Heu auf dem Felde kömmt, ſondern das geht faſt auf die Weiſe, wie unſer Schöpfer es macht, es ſteht jedes auf ſeinen Platz, es weiß eigentlich nicht, wie, und jedes bildet ſich ein, es hätte eigentlich den Anſtoß gegeben, und wenn es nicht da geweſen wäre, ſo wäre es viel z'übel gegangen; was ihm, wäre kem Mönſche z'Sinn cho. Zum Doktor ging Jemand, und im Vorbeigehen mit Aufträgen auch Liebiwyl, Holz kam herbei für die Noth, Butter, Reisſuppe übers Feuer, gelüftet ward, geſäubert, und je mehr gethan ward, deſto weniger ward geſtürmt und geſchwatzt, ſo daß die arme Frau ſagte, es düch ſe, es well afah beſſere, es heyg ere ſcho viel g'wohlet. Wenn öpper d'r V'rſtang het, d'r Wille wär geng no öppe da, aber mit em V'rſtang, da iſt me mängiſt übel z'weg. Am Abend noch kam Anneliſi daher, ſchwer bepackt, und mit dem Auftrage, die Mutter ſolle heim, es wolle da bleiben. Aber es konnte lange reden, die Mutter wollte nicht. Wenn ſo eine rührige Frau einmal daran iſt, etwas in Gang zu bringen, Hand an ein Werk gelegt hat, die Hand kann ſie nicht davon abbringen, ſie kriegt eine Art Fieber, kömmt in Jaſt (Gährung), den man nicht ſtellen (calmiren) kann. Zu dem kam noch ein zweites. Wer arme Kinder mit Leiden und Tod ringen geſehen, der weiß, daß in ihrem Anblick zumeiſt etwas unendlich rührſames liegt. Zumeiſt iſt ſo armen Kindern von Jugend auf eingeprägt, daß ſie eine Laſt ſind, daß Vater und Mutter um ihretwillen ſo ſchwer ringen müſſen mit dem Leben. Wenn man es ihnen auch nicht deutlich ſagt, ſo ſehen ſie es doch. Wenn ſie ganz klein ſind, ſo krägt ſie die Mutter nimmt ſie der Vater, ſo wie ſie aber ab deren Armen kommen, ſo entfremden ſie ſich auch mehr oder weniger den Herzen, es ſei dann ein b'ſungerbar hübſches u g'wirbiges Kind, das ſich feſt zu ketten weiß an dem einen oder dem andern Herzen. Es iſt aber eigentlich weder Hübſchi noch G'wirbigi (Tüchtigkeit und Wille zum g'werben, ſchaffen), es iſt Flattirich der Hacken, mit dem ſie ſich ins Herz gehängt. Wie ſchon tauſend Mal geſagt worden, es iſt jedes Herz, ich möchte faſt ſagen, das wüſteſte, liebedurſtig. Verſteht es nun ein Menſch, und Kindern iſt es beſonders gegeben, (denn ſie ſind liebevoll, ehe die Liebe in der kalten Welt zu Eis erſtarrt, zur Selbſtliebe ſich verknöchert und zuſammengezogen hat), das Brünnlein der Liebe in ein Herz zu reiſen, ſo wird dieſes den ſüßen Trank begierig in ſich ſaugen, und das Kind freudig gewähren laſſen. Das ſind aber eben nur Ausnahmen zumeiſt, und trifft meiſt die jüngſten Kinder, die noch nicht in der Welt erkaltet, verknöchert ſind. Die andern müſſen ſich ſelbſt behelfen, entbehren, man kann ihnen nicht gewähren; leiden, man hat nicht Zeit, ſich zu achten; tragen, man hat nicht Zeit, ſich mit ihnen zu plagen. Es iſt eine harte Schule für weiche Herzen, und wie viele werden wohl da zerdrückt, und doch liegt in dieſer natürlichen Schule eine Art Barmherzigkeit, es iſt eine Schule fürs harte Leben, wie man Baumſtecken härtet im Feuer, leider aber oft ſie verbrennt dabei, damit ſie nicht faulen in Waſſer, Schnee und Erde. Es ſoll ſich dabei Ergebung bilden, eine Gewohnheit, zu dulden und zu tragen, ohne zu klagen, und dieſe eben ſieht man ſo oft bei armen, kranken Kindern. Sie ſchreien nicht, ſie weinen nicht; in glühender Hitze, im ärgſten Fieberfroſt liegen ſie auf dem jämmerlichſten Lager, ihre Lippen ſind braun im Brand, auf dem Ofen iſt ein zerbrochen Geſchirr mit etwas Naſſem, aber Niemand hat Zeit, es ihnen zu reichen, ſie ſchweigen, leiden, ihre Augen richten ſich wohl dem Geſchirr auf dem Ofen zu, aber ſie warten, bis die Mutter im Vorübergehen es merkt und frägt: „Wottſch öppe trinke?“ Wenn man dagegen reiche Kinder ſieht in ihrer Begehrlichkeit, in ihrer Unfähigkeit, den Schmerz zu ertragen, wie ſie ſchreien, wenn ſie beinahe ſich gehauen, und wie ihrer ſieben um ſie ſpringen müſſen, wenn ſie ſich wirklich gehauen, und ſie doch nicht g'ſchweigen können, ſo iſt es wirklich zum Erbarmen. Man fängt dann wohl an zu werweiſen, wer glücklicher ſei fürs Leben, das reiche oder das arme Kind, fängt an, immer ſtärker darüber zu ſinnen, warum es ſo ſchwer ſei, und namentlich den Eltern, die rechte Mitte zu treffen für das Leben, ſo ſchwer ſei, das Herz zu härten für das Leben, es weich zu erhalten für das Lieben?

Durch die harte Schule waren auch die kranken Kinder gegangen, ſie lagen ergeben, ſtumm, ſtumpf, würden ſolche ſagen, die das nicht verſtünden, in ihren Hüdelchen; was ſie dachten, was ſie empfanden, ob ſie an das Leiden dachten, oder an den Tod, von dem ſo viel geredet ward, oder an Geneſung? Sie gaben kein Zeichen von ſich. Aber als die alte, ſchöne freundliche Frau ſich ihrer annahm, ſie ſäuberte, reine Hemder ihnen anzog, ihnen hülfreich beiſtand, ſie tröſtete, ihnen zu trinken gab, weiche, warme Sachen, da war es faſt, als ob ſie aufwachten, als ob ſie wieder reden möchten, und das Kleinſte, ein blaſſes, aber lieblich Mädchen mit krauſen, blonden Härchen um den Kopf, fragte: „biſt du öppe my Gotte?“ „Ja, King, ſagte Aenneli, dy Gotte will ih ſy.“ „Gäll, du gehſt nicht von uns, du bleibſt jetzt bei uns, bis es für (vorbei) iſt, u Müetti wieder ufmah,“ ſagte es. „Ja, du guts Kind, ich verlaſſe euch nicht,“ hatte Aenneli geſagt, und jetzt konnte es wirklich nicht fort. Die Kinder, und beſonders das blaſſe, blonde, hatten es gefeſſelt, es war ihm, als ob es ihre Großmutter wäre, und als ob Gott, wenn es ſie verließe, ſie aus ſeiner Hand fordern würde. Dieſes ſagte Aenneli Anneliſt freilich nicht, ſondern anderes, aber es iſt ja ſo häufig ſo, daß wir viel ſagen, aber gerade das nicht, warum wir etwas geſagt, warum wir das wollen, und nicht was anderes. Von wegen, was wir nicht wiſſen, können wir nicht ſagen, und wie oft geſchieht es uns nicht, daß wir etwas wollen, wir wiſſen nicht warum, der Entſchluß ſteigt uns auf, als wie ein Geſpenſt aus dunkelm Schlunde, und erſt, wenn es ſo da vor uns ſteht, ſuchen wir nach Gründen, ſein Daſein zu rechtfertigen.

Eine rechte Reisbrühe zu kochen für dieſen Fall wüßte Niemand, ſagte Aenneli, man koche das Ding gewöhnlich ein wenig, aber den Reis verkoche man nicht; wenn man anrichte, ſo ſei das lautere Waſſer oben auf und der Reis hocke ganz am Boden, und d'Hauptſach bei einer ſolchen Brühe ſei, daß ſie ſchleimicht ſei, anhänke in den Därmen, wie der Doktor geſagt habe, eine ſolche Brühe wolle es ſelbſt kochen. Dann müßten die Kinder Dokterruſtig (Arznei) nehmen, die Frau ſage zwar, man könnte ihnen nichts beibringen, ſie nehmten nichts. Das müſſe nun ſein, und wenn ſie Jemand etwas abnehmen, ſo nehmten ſie es von ihm, ſie ſeien jetzt an ihns gewöhnt, und es wolle das einmal probiren. Es gehe ihm ſchier leichter, jetzt hier zu bleiben, als heimzulaufen. Am Morgen könnten ſie ihm dann Roß und Wägeli ſchicken, und wenn Jemand kommen wolle, ihns abzulöſen, ſo ſei es ihm recht, daneben, wenn einmal die Sach im Gang ſei, ſo werden ſich wohl Leute aus der Nächſemi (Nähe) zeigen. Aber vergeſſen ſolle man nicht, noch Haberkernen zu bringen, und von denen Bettdecken eine, wo im Spycher hingen. Gäb was es ſich ſträubte, Anneliſi mußte gehen, und gäb was die arme Frau dagegen einwandte, Aenneli blieb als Wärterin. Sie dürfte das nicht annehmen, ſagte die Frau, ſie wüßte nicht, wie es vergelten. Oeppe ſo bei einer Kindbetti, da wollte ſie nichts ſagen, da ſei es der Brauch, da hätte öppe eine Frau die andere nöthig, und ſie ſei manchmal froh darüber geweſen, aber bei einer ſolchen Krankheit hätt's aſe ke Gattig. Wenn man das Trinken auf den Ofen ſtellen wollte, ſo wollte ſie ſehen, wie ſie es mache. Sie weinte, als Aenneli auf ihren Willen beſtand, und meinte, ſie hätte nicht geglaubt, daß ſo eine gute Frau auf der Welt noch lebe, und noch ſo eine vornehme, und wo ſelligs nit nöthig hätt auf der Welt und nit für e Himmel, weil ſie ſonſt ſchon darein käme, und ihn für g'wüß hätt. Aber wie ihr das Erwarmen wohl thäte, weil ſie nicht immer auf ſein müſſe, ſie könne es nicht ſagen. Endlich kam Zeug und das Verſprechen, der Doktor werde morgen früh da ſein, man ſolle alle Stunden von der Ruſtig geben, und Brühe z'trinke, ſo ſtreng man möge. Vielleicht, daß dann noch müſſe kriſtirt ſein. „E aber nein, ſagte die Frau, ſövli Hung wird er doch nicht gegen uns ſein wollen, ſövli, daß wir ſchon auf müſſen, wird er uns doch nicht noch mehr kujiniren wollen.“ „Habe nicht Kummer, Frau, nimm jetzt und ſchlaf dann ein wenig. Lue, aufs Doktern verſtehen ich und du uns nicht, und manchmal iſt, was unſer Gattig Lüt z'Dümmſte dünkt, z'Witzigiſt,“ ſagte Aenneli. Darauf machte ſie ſich an die Kinder, die ſonſt keinen Zeug einnehmen wollten. Schmeichelnd fing ſie beim Jüngſten an, verſprach gute Brühe, und das Kind nahm, und ſagte, das ſei fry gut, es hätte nicht geglaubt, daß Dokterzüg ſo gut ſei. „Haſt du noch nie gehabt?“ fragte Aenneli. „Nein, aber man hat mir oft geſagt, ih ſöll folge un is Bett, ſuſt werd ih krank, u de gäb me m'r Dokterzüg, u das ſteych vom Tüfel u dräy eim ganz z'rinſetum, und ſyg vz'näh öppis ſchröckligs.“ „Jä ſo,“ ſagte Aenneli. Auch die andern Kinder nahmen ein, theils weil das Jüngſte es genommen hatte, theils weil ſie der freundlichen fremden Frau es nicht recht weigern durften. Die Nacht war eingebrochen, die Mutter ſchlief, Aenneli, welche beſtändig beſchäftigt war, bald mit den Kindern, bald mit Kochen und andern Dingen noch, wollte Licht machen, fand die Lampe, aber kein Oel dazu, gäb wie ſie ſuchte an allen Orten, wo man ſonſt das Oel zu haben pflegt; leiſe fragte ſie eins der Kinder darnach. „Wir haben ſchon geſtern keins mehr gehabt,“ antwortete das Kind. Glücklicher Weiſe ware es Mondſchein und ſehr helle, indeſſen unbequem war es jedenfalls. Wenn Aenneli zuweilen abſitzen konnte, ſo mußte ſie immer und immer wieder denken: „kein Oel und vier kranke Kinder! Unſer eim weiß doch wahrhaftig nicht, wie es ſolche Leute haben, wir haben viel zu gut. Wie wäre mir doch, wenn was mangelte, gäb wie leicht, in meiner Haushaltung, und nur eine Nacht lang, es legte mich ſchlaflos, und wenn's nur kein Kaffe wäre, oder kein Mehl, und ich wüßte, den andern Tag könnte ich deren wieder haben, ſo viel ich wollte. Und hier nichts, kein Geld, kein Brod, von allem nichts, und alle krank! Nüt ha u nit wüſſe, wo näh, nein, das ſtünde ich nicht aus! Und doch würde ich müſſen, dachte ſie, wenn unſer Herrgott es wollte, aber ich weiß nicht, wie mir wäre. Und doch müßte ich es ertragen, wenn Gott es wollte! O, wenn man geben kann, man weiß nicht, wie es einem anders iſt, als wenn man nehmen muß. Und wenn ich meine Kinder auch ſo hätte müſſen liegen ſehen, in ſchlechten Hüdlene, ſo matt und mager, nichts als die Haut über die Beinchen; Herr Jemer, wenn ich eins von ihnen noch ſo ſehen müßte, nein wäger, das ertrüge ich nicht! Und wenn mir Gott die Wahl ließe zwiſchen dem Reichthum und den Kindern, entweder ſie ſo ſehen, ohne alle Sachen, in ſchlechtem Bett, oder ſie gar nicht zu haben: was lieber? Ach Gott, ach Gott, dachte Aenneli, wie gut iſt doch der da oben, daß er einen nicht in Verſuchung führt, ſolche Fragen nicht thut, es macht, wie er's am beſten findet! Aber wenn ich denken müßte, ich müßte Alles, Alles geben, und hätte nichts mehr für meine Kinder, und ſie lägen ſo da, und ich könnte nicht einmal für ſie betteln, es würde mir das Herz zerreißen, und doch gäbte ich ſie nicht. Was hülf's mir, reich zu ſein, wenn ich keine Kinder mehr hätte, da müßte ich mich ja zu Tode weinen und könnte nichts mehr ſagen, als: „hätt ih ſe doch noh, hätt ih ſe noh!“ Wie doch das ein hübſches Kind iſt, mußte Aenneli denken, als ſie das kleine Mädchen aufheben mußte, und der Mond auf deſſen Geſichtchen ſich ſpiegelte, durch die Locken ſchimmerte, golden ſie ſäumte. O du armes Kind, was wird aus dir werden, wie bös wirſt du es einſt haben, und wie reich wäre manche Frau, wenn ſie dich hätte! Da lägeſt du in einem andern Bettchen, und wer weiß, was du für Aufwart hätteſt! Gott hat es ſo gemacht, er wird wiſſen, warum. Aber unſer eim begreift es nicht. Ach, man begreift ſo manches nicht! Warum der armen Frau nicht mehr geben, mit Minderem könnten wir es ja auch machen, und müßten doch lange nicht ſo wohnen, und hätten noch lange Geld für Oel! Aber ſo hat er's gemacht, es wird gut ſein ſo, und muß gut ſein, d'Hauptſach iſt, daß man ſich nicht verſündige, ſei man reich oder ſei man arm, die Reichen nicht an den Armen, die Armen nicht an den Reichen. Nein wäger, verſündigen will ich mich nicht! Wenn Chriſten das ſehen würde! Doch Chriſten iſt gut, und d'ſungerbar in der letzten Zeit, aber wenn er das Elend ſehen könnte, und die Kinder, er würde mir noch manches verzeihen, und begreifen, wie's mir iſt, wenn m[illegible] Jemand was bettelt. Ih muß gäh, i Gottesname. Was weiß man, wie die Leute z'weg ſind, denke man doch an dieſes Elend! Chriſten braucht das nicht zu ſehen, er hat ein gutes Herz; aber andere ſollten es ſehen, es gibt deren, die bodenbös ſind, und wenn ſie einen armen Menſchen ausdrücken, das Blut ausſaugen könnten, ſie ſparten es nicht, die wüſte Hüng, Gott v'rzieh m'r my Süng. Aber eine jede Frau und ein jeder Mann ſollte wiſſen, wie es einem gehen kann in der Welt, und ſollte ſehen, was Elend iſt. Es klagt ſo Mancher, iſt nie zufrieden, und weiß nicht, was bös ha iſt, ſinnet nit, wie gut er's hat, und verſündiget ſich ſchröcklig mit Neid und Klage. O wenn man g'ſund in ein warm Bett ſchlüpft, und d'Kindli alli deckt ſind, und öppe ihre Sächli haben, wie ſollte man da glücklich ſein und Gott loben und preiſen."

So ſinnete Aenneli in ſelber Nacht, und keinen Preis der Welt hätte es genommen, daß es dieſe Nacht nicht erlebt hätte. Wenn ſo ein Tag für gang wie der andere, und man nicht aus ſeinem Hauſe komme, und immer das gleiche ſehe, ſo wiſſe man nicht, was das Leben ſei, und die Gedanken würden ſo kurz, daß ſie an nichts dächten, als an ſich und die eigenen Sachen, und daß man nicht begreife, wie es anderwärts anders gehe, als um ein herum, und es einem auch anders gehen könnte. Denn das Unglück, welches hier ſei, könnte ja ſo leicht auch zu ihnen kommen; ein oder zwei lange Schritte, ſo wäre es bei ihnen, und wie ſie das angreifen müßte, wenn es ſo ung'ſinnet daher käme, dachte Aenneli bei ſich, und wie eben deßwegen ſo viele Leute hart und gleichgültig werden, weil ſie nicht ſehen, wie es andere hätten, und ſo verzagt und faſt gottlos im Unglück, weil ſie den Wechſel vergeſſen hätten, und wie über Nacht der Herr die Prüfung ſenden könne, und nicht nur in eine Bettlerhütte, ſondern ins vornehmſte Herren- oder Bauernhaus. So verging Aenneli raſch die Nacht, an ihm war ſie geſegnet, aber auch an den Kranken, und friedlichen Schlaf und freundliche Geſichter ſah der Morgenſtern, als er durch die Fenſter blickte. Mit dem Morgen kamen andere Leute, kam Chriſten ſelbſt daher mit finſterem Geſichte, aber dem Nöthigen. Aenneli kannte das Geſicht, Chriſten mußte das Roß anbinden, mußte ins Stübchen kommen, mußte das Elend und die Noth anſehen, mußte die Kinder ſehen, wie ſie ſo erbärmlich ausſahen. Aber Chriſten machte deßwegen kein freundlicher Geſicht, es düchte ihn, das hätte alles ſo ſein können, ohne daß deretwegen ſeine Frau eine Nacht hier zu ſein gebraucht, deretwegen ſei die Sache doch ſo, wie ſie ſei. „Komm du jetzt,“ ſprach er. „Willſt du fort, ſprach das kleine Mädchen, nein Gotte, bleib, du haſt es ja v'rſproche,“ und hing ſich an Aennelis Hals, und ließ ſich faſt nicht begütigen mit allerlei Verſprechen, und die andern Kinder, wenn ſie auch nicht viel ſagten, ſo ſah man doch, wie hart es ihnen ging, daß die gute Frau, die ſo viel Erbarmen und freundliche Worte hatte, fort wollte. Die Mutter aber weinte und konnte wenig ſagen, als daß der Vater im Himmel es ihr vergelten möchte, e ſelligi Frau gebe es nicht mehr auf der Welt, und in Zeit und Ewigkeit wolle ſie dieſe Nacht nie vergeſſen, es ſei gerade geweſen, als ob ein Engel da wäre und ihnen wachete. Als Chriſten das hörte, zogen ſich die Wolken fort von ſeinem Geſichte, er begriff erſt, was Aenneli gethan, ſein Herz ward weich, das Erbarmen kam, er ward freundlich, ſagte, wenn ſchon die Frau heimkomme, deßwegen ſollten ſie nicht vergeſſen ſein, aber ſie alte afe, und mög nümme alles erlyde. Sie ſollten nicht Kummer haben, es werde ſchon beſſere, und wenn ſie wieder geſund wären, ſo ſölle ſi de öppe cho, mi well de luege, was me thue chönn. Das war von Chriſten viel, der ſonſt derlei Dinge ſeiner Frau überließ, und was ihm die Frau auf dem Heimwege erzählte, rührte ihn noch mehr. Man wiſſe nicht, wie man es hätte, ſagte er, aber v'rwundere thue es ihn, daß ſövli Noth da z'mitts unter ihnen ſein könne. Oeppe am wüſteſte ſei man doch hier gegen die armen Leute nicht, und doch könne es ſolche Fälle geben. Aber man ſinn nit dra, öppe ſelber z'luege, u wil ſo viel zum Hus chöme, ſu mein me, wer öppis mangli, der lauf ſelber nache.

Es war ein kühler Herbſtmorgen, als ſie heimfuhren, ein ſcharfer Nordwind ſtrich ihnen entgegen, es fröſtelte Aenneli, als ſie heimkamen, es hatte warm gehabt, und ſich nicht wärmer angezogen, als es aufs Wägeli ſaß. Daran hatte Niemand gedacht, und weit war übrigens der Weg nicht. Seit geſtern hate es nichts genoſſen, den Kindern mochte es die Brühe nicht wegtrinken, und Anderes hatte es nichts. Wenn man ſo leer im Leibe ſei, ſo friere man doch afe, ſagte es, es hätte es nicht geglaubt. Anneliſi werde aber ſchon an ein Kaffe geſinnet haben, und es müſſe ſagen, ſo hätte es nie nach demſelben blanget, als jetzt.

So war es auch, das Kaffe war z'weg, und Aenneli lebte wohl daran, aber bei jedem Schluck mußte es ſagen: „O! Kinder, wir wiſſen nicht, wie gut wir's haben, und wie's hergege arm Lüt hey, warms Eſſe, es warms Bett, u we m'r öppis mangle, ſu cheu m'rs ga näh im Keller oder im Spycher, o, mi weiß nit, was das iſt, u was me het!“

Die Kinder waren an der Mutter, daß ſie gang ga ligge, um wieder recht zu ihr ſelbſt zu kommen, mit großer Mühe brachten ſie es dahin. Aenneli war ſo voll des Geſehenen, daß es lieber den Kindern den ganzen Morgen b'richtet hätte. „Schlaf du jetzt, Mutter,“ mußte Anneliſi mehr als ein halb Dutzend Mal ſagen, ehe ſie es entließ. „Los no das, u denk doch,“ hielten es immer aufs Neue feſt. Und lange wollte der Schlaf nicht kommen, und als er kam, war er unruhig und bewegt. Anneliſi hatte die Thüre nur zugezogen, um zu hören, wenn die Mutter was begehre. Es hörte ſie reden, ſah hin, und fand ſie ſchlafend. „Komm doch, rief es Nesli. Komm hör, wie d'Mutter redt, und ſchlaft doch, ſoll ſe ächt wecke?" „Ich ließe ſie ſchlafen, ſagte Nesli, ſie hat gar es lings Herz, die Lüt hey ſe gruſam erbarmet, un das chunt ere jetz für. Ib glaub, es ſyg nüt angers, aber gang nit da dänne u gib wohl acht."

Aenneli erwachte mit Kopfweh, ſagte aber nichts, war recht unwohl, wollte aber den Namen nicht haben, wie die andern auch fragten. Aenneli fürchtete, die andern möchten ſagen: „Jä lue, Mutter, warum gehſt und machſt ſolche Dinge, haben wir es dir nicht geſagt, du magſt wäger ſo etwas nicht erleiden." Dieſe Furcht iſt ein Ding, das oft zu finden iſt, und viel Unheil ſtiftet, denn ſie iſt Urſache mancher Verheimlichung, die einen übeln Ausgang nimmt. Manchmal liegt dieſe Furcht im Bewußtſein einer Schuld, man war gewarnt worden, man that es dennoch, manchmal entſteht ſie durch allzugroße Aengſtlichkeit oder Zärtlichkeit anderer Perſonen, die ſich gleich gruſam geberden, aus der Haut fahren, und einen Güterwagen in die Apotheke ſchicken, um Medizin zu holen. Dann gibt es aber auch Leute, welche den Gugger im Leib haben Predigten anzubringen, die laſſen ſich, wie bekannt, an Sündern am bequemſten appliziren. Erwachſenen Perſonen kann man nun ſo mit Anſtand doch nicht jede Kleinigkeiten vorhalten, die Anläſſe zum Predigen fänden ſich ſelten, wenn ſie nicht glücklicher Weiſe zuweilen unwohl würden. Merkt man nun ſo etwas an ihnen, oder klagen ſie gar, ſo iſt dieß nun die prächtigſte Gelegenheit, die bekannten Sprüchlein anzubringen: „Han d'r's nit ſcho mängiſt g'ſeit, lue, jetz beſch es, du wottſch m'r geng nüt glaube, aber mira, ib cha ſchwyge, ih will nüt meh ſäge, du wirſt es welle zwänge, he nu ſo de, i Gotts Name, wenn's ha witt, ſu häb's, aber nume gib de mih nit d'Schuld." Es gibt Leute, denen man ſo aufwarten muß; aber, wie geſagt, es gibt Leute, die allen ſo aufwarten, und die, wenn man ihnen alles mit der größten Sorgfalt verheimlicht, daß ſie gar keine Predigt anbringen können, an einem ſchönen Morgen ſo anfangen: „Hör, ich muß dir einmal was ſagen, wird nit ſcho ungeduldig, es iſt dy Sach, und ih chönt eigetlich ſchwyge, wenn's m'r nit um dih wär. Du darfſt das gewiß nicht mehr ſo gehen laſſen, du mußt abführen oder ſonſt etwas machen.“ „Aber es fehlt mir ja nichts,“ ergeht die Antwort. „Eben das iſt, was mir Kummer macht. Es fehlt dir ſonſt von Zeit zu Zeit etwas, und jetzt ſo lang nichts mehr. Das iſt nicht gut, du heſt nit Sorg g'nue, u lue, ih ſäge d'r jetz zur rechte Zyt, lue was d'machſt, g'wüß git's öppis bös d'rus, was, cha nih d'r nit ſäge, ih bi key Dokter, aber öppis git's. Und drum thue d'rzu, z'Marei geyt d'Stadt ab, es chönnt dir doch die Laxierig lah rüſte, wo d'r geng ſo wohl tha het.“

Solche Gäugle waren freilich Aennelis Leute nicht, aber hätten doch vielleicht nicht gedacht, daß man geſchehenen Dingen z'beſt reden ſolle, hätten geſagt: „Mutter, warum meinſt auch, du ſeieſt noch zwanzigjährig. Mutter, warum glaubſt Niemere nüt und vertrauiſt üs nüt a!“ Aenneli verbarg daher, daß zum Kopfweh, zur Mattigkeit, noch Bauchweh kam, ein Durchfall begann; ſo geheim als möglich machte es ſich Thee, und da es ihn nur trank, wenn es Niemand ſah, ſo kam es ſelten genug dazu. Endlich merkten es aber Anneliſi und Chriſten. „Los, Mutter, es fehlt dir, wo het's, ſäg's doch, du biſt nit z'weg.“ Es ſei nichts anders, ſagte Aenneli, es hätte nur ein wenig d'r Dürlauf, das werd ſcho beſſere, es hätte Kamillenthee angerichtet. „Hör, auf der Stelle muß man zum Doktor ſchicken, das kann man nicht ſo gehen laſſen, wer weiß, was es geben könnte,“ ſagte Chriſten. Das wäre ſich wohl d'r wehrt, ſagte Aenneli, ſo wege eme Bitzli Dürlauf zum Doktor z'ſchicke, er wurd ihs ſchön uslache. Man kann noch Brühe kochen, und wenn es dann nicht beſſert, ſo kann man immer noch luegen.“ „Ja, mit em Luege iſt ſcho mänge Mönſch g'ſtorbe,“ antwortete Chriſten. „He, ſagte Aenneli, emel bis morn wird es nit alles zwänge, und wenn's de nit beſſert, ſu cha me ſchicke. Es ſollte ohnehin Jemand in die Oehle, und bifehle, daß man uns doch unſern Lewat öhle, wir haben faſt kein Oel mehr, und ich habe keine Ruhe, bis wir wieder haben, ich weiß jetzt, wie es einem iſt, wenn man kein Oel im Hauſe hat."

Am folgenden Morgen aber war es Aenneli nicht beſſer, ſondern viel ſchlimmer, war ſehr matt, und das Uebel hatte nicht abgenommen. Früh lief Jemand zum Doktor ab, mit dem ſtrengen Befehl, ſich nicht zu ſäumen auf dem Wege. Der Bote kam wieder mit dem Beſcheid, die Mutter müſſe gruſam Sorge tragen, mit dem Dürlauf ſei nit z'gſpaſſe, d'r roth Schade regier, und bös. Nachmittag komme er da durch (der Doktor nämlich) und wolle dann zuche cho. Als dieſe Nachricht kam, war es, als ob der Blitz eingeſchlagen hätte ins Haus, da war kein Geſicht, welches nicht bleich ward, keine Hand, die nicht zitterte, daran hatte man nicht gedacht; daß die Mutter den rothen Schaden bekommen konnte, war ihnen nicht eingefallen, ſelbſt Chriſteli, der vor der Anſteckung gewarnt hatte, ſinnete nicht mehr an ſo etwas, da die Mutter ihn nicht gleich mit ſich brachte, wie irgend ein Ungeziefer, das man auf der Straße aufgeleſen. „Herr Jeſis, Herr Jeſis, d'Mutter d'r roth Schade," jammerte alles bis auf den Güterbub hinunter, den man hinter dem Hauſe weinend antraf, und der jammerte: wenn die ihm ſtürbe, ſo hätte er Niemere meh uf d'r Welt, und aufs Gutjahr hätte ſie ihm eine neue Kleidung verſproche, wenn er ſich gut ſtelle, und ihm ſie gewiß auch gegeben. Chriſten war ganz geſchlagen, hatte faſt den Sinn verloren; wenn er zur Thür aus wollte, ſo fand er die Falle nicht, mußte lange ſie ſuchen. Man wußte eigentlich nicht, warum man ſo erſchrak, noch ſchien keine Gefahr da, der Doktor hatte nur vor ihr gewarnt. Aber die Mutter war nie krank geweſen, nie dahinten geblieben, man ſah ſie an, als des

Hauſes Vorſehung, von der alles ausging, und daß die auch zurückbleiben, vielleicht gar ſterben könnte, das kam allen erſt jetzt in Sinn, und ſchlug daher alle, als ob ein Blitz durchs Haus gefahren wäre. Dem Anneliſi, das der Mutter den Zeug geben ſollte, liefen die Thränen ſtromsweiſe die Backen ab, und die Hand bebte ihm ſo gewaltig, daß es weder den Löffel halten, noch mit dem Gütterli den Löffel treffen konnte. Resli mußte ihm helfen. Aenneli blieb gelaſſen, tröſtete, ſagte, ſie ſollten doch nicht ſo machen wegen öppis, das noch nicht da ſei, und wenn ſie ihn bekomme, ſo ſei es noch nicht geſagt, daß ſie daran ſterben werde, und wenn ſie ſtürbe, ſo hätte es ja einmal ſein müſſen, und gäb e chly früher, e chly ſpäter, darauf komme es ja nicht an, ſie hätten Urſache, Gott zu danken, daß er ſie ſo lange beieinander gelaſſen. Vor zwanzig Jahren, da wohl, da wäre es ihnen übel gegangen, aber jetzt ſei's ja gleich, jetzt könnten ſie es machen ohne ihns.

Als Nachmittag der Doktor kam, war auch der rothe Schaden da. Was das für ein Jammer war! Der Doktor machte erſt ein bedenklich Geſicht und ſagte: „Richtig, da hey m'r neh, wie nih g'ſeit ha.“ Als er aber die Geſichter der Andern ſah, da tröſtete er auch, und ſagte, ſo ſollten ſie nicht thun, ſie machten der Mutter nur Angſt. Was er machen könne, das wolle er machen, und ſörli eine gute Frau werde öppe üſe Herrgott nit welle lah ſterbe, es ginge den armen Leuten und allen ſammen viel z'übel. Sie kamen ihm noch alle nach, bis weit vor das Haus hinaus, um zu fragen, was er meine, und ihn zu bitten, er ſolle doch anwenden, und alles machen, was zu machen ſei, und bifehle, was ſie thun ſollten, je mehr, je lieber. Und als ſie wieder hienein kamen, ſaß eins hier ab, das andere dort, ſtützte den Kopf und barg die Augen hinter die Hand, ſchlich dann hin, und ſah, was die Mutter mache. Es wollte alles machen, wollte dabei ſein, wollte helfen heilen, und am Morgen ſtand ſelbſt der Melker früher auf als ſonſt, weil er nicht mehr ſchlafen konnte, und die Angſt um die Mutter ihn auftrieb, zu vernehmen, wie es durch die Nacht gegangen. Von wegen, wenn es einem Dienſtboten fehlte, ſo hatte er ſich auch der Mutter zu tröſten, ſie ſchlief um ſeinetwillen manchmal nicht, und ſtand ung'ſinnet an ſeinem Bette mit einem Kacheli. Und wenn er ſchon brummte innerlich über den Trank, ſo that ihm doch die Sorge wohl und das Bewußtſein, daß er nicht vergeſſen ſei, wenn er ſchon nur ein Knecht ſei.

Der Anfall war ſehr ſtark für eine ältere Frau, und der Doktor machte ſehr bedenkliche Geſichter, befahl großen Fleiß und hatte ſelbſt auch großen. Das müſſe einander helfen, ſagte er. Am Morgen früh war er ſchon da und Abends kam er meiſt wieder, und noch größern Fleiß hatte die ganze Familie; ſie kam nicht aus den Kleidern; wenn ſchon nicht alle in der Stube waren, es zog doch keines ſeine Kleider aus, und wenn eines ſchon ſchlief, die Unruhe weckte es doch bald wieder, um vor der Mutter Thüre zu horchen, was drinnen vorgehe, oder in die äußere Stube, wo Botſchaft zu vernehmen war, wenn Jemand aus dem Stübli kam. Der Doktor hatte verboten, daß man nicht alles in die Stube laſſe, weil das der Kranken nur Angſt mache, und namentlich bei dieſer Krankheit, wo man immer auf müſſe, und die Leute dabei einem hinderlich ſeien. Mit den Leuten hatten ſie allerdings große Noth. Sobald es bekannt wurde, die Bäuerin ſei krank, ſo kamen die Leute weit herum her und wollten ſie beſuchen; die Stube wäre nie leer geworden, eins hätte geſagt: „Herr Jeſes, wie ſieht die aus, die erlebt den Morgen nicht.“ Jemand anders hätte geſagt: „Nein aber, wie hatt die g'leidet, aber es iſt ſchon mancher Menſch wieder z'weg gekommen, und iſt doch noch viel ſchröcklicher z'weg geweſen;“ ein Schauerfall hätte den andern gejagt, und dazu hätten ſie brav pläret, arme Weiber hätten gejammert, und wenn eines Abſchied genommen, ſo hätte es geſagt: „he nu ſo de, umeg'ſeh wirde ih dih nümme, aber bete will ih, daß d'r öppe Gott dyner Sünde v'rgeb," und ein anderes hätte geſagt: „Ih muß hey, ſu leb de wohl, u we m'r e nangere hie öppe nümme g'ſeh ſötte, ſu wey m'r hoffe, daß m'r dert öppe wieder z'ſäme chöme." Sie hatten große Noth, die Menge abzuhalten, es meinte jedes, das Recht zu haben, hinein zu gehen, und Leute ſind's, die halten es für eine eigentliche Sünde, wenn man nicht alles zum Kranken läßt, oder meinen, er liege in großen Sündenängſten, und rede Sachen, die Niemand hören ſolle; eine Krankenſtube, meinen ſie, ſolle öffentlich ſein, wie die heutigen Kammern oder Großrathsſitzungen. Wir verhehlen es nicht, daß manchmal ſicher mehr Erhebung und Erbauung zu finden wäre in einer Krankenſtube, als in einem Großraths- oder Tagſatzungs-Saal. Indeſſen kömmt es hier auf das Heil der Kranken an, und wenn man Säle als Krankenſtuben betrachten wollte, ſo wäre es den Patienten darin zu ihrer Geneſung vortheilhafter, ſie wären geſchloſſen, von wegen, es macht der Kranke ſich gerne vor den Leuten forſch, und ſollte eigentlich auf den Nachtſtuhl, oder der größten Ruhe ſich befleißen und fleißig einnehmen und abführen.

Mit lieblichem Weſen und Eſſen und Trinken däſelte man die Leute ab, und ſchützte den Doktor vor. Das begriffen wenige. Die einen meinten, die Bäurin werde gewiß ſchon geſtorben ſein und z'grüslig ausſehen, als daß ſie ſie dürften ſehen laſſen, andere ſagten, ſie ſeien zu vornehm, öppe ſonſt an allen andern Orten hätte man ſie hineingelaſſen, und die dritten flüſterten endlich, die Bäuerin möchte gerne was offeniren (offenbaren) und ihre Leute begehrten lieber, daß es nicht gehört würde und vor die Leute käme, vielleicht, daß ſie auch dieſem oder jenem was geben möchte, ſie ſei notti eine gute Frau geweſen, aber die Kinder möchten es ihnen nicht gönnen. So redeten die Leute auf ihre gewohnte Weiſe, in der ſie nie denken, was ſie reden, ſo daß man von dem meiſten hoffen muß, der Grund ſei beſſer als der Mund.

Aenneli aber redete nichts von Sterben, und das machte den Seinen gute Hoffnung, ſie dachten, es müſſe ſelber am beſten wiſſen, wie es ihm ſei, und wenn es Neuis g'ſpürte, ſo würde es es ſagen; ſie hofften wieder, da der Tod nicht einsmal kam. Und eines Morgens ſchien der rothe Schaden aufgehört zu haben, da hatten ſie große Freude, und daß es nach ſövli Leiden ſchwachs ſei, düchte ſie nichts anders. Es ſtrengte ſelbſt ſie an, um auf den Acker zu gehen, alleſammt, Resli könne bei ihm bleiben. Er hätte die ganze Nacht gewachet, da könne er vielleicht ein wenig ſchlafen. Wenn es etwas geben ſollte, ſo ſei es ja nicht weit, man hätte ſie plötzlich. Es war ſehr heiter und ſchön draußen, und allerdings Arbeit noth, daß ſie gingen, obſchon es ſie düchte, ſie könnten nicht fort, und es war keins, das nicht noch vorgab, etwas vergeſſen zu haben, und nachſah, ob es der Mutter nicht noch was thun könnte.

„Sind ſie alle fort," frug die Mutter. „Ich glaube es, ſagte Resli, ich höre keinen Menſchen mehr." „So komm und ſitz da neben mich, ich habe mit dir zu reden, und öppe lant mag ich nicht mehr. Los, Kind, lang macht es nicht mehr mit mir, und da möcht ich ab dem Herzen thun, was noch auf demſelben iſt." „E Mutter, öppe das nit, es wird ſicher beſſere, wollt ihr nicht einen Augenblick ſchlafen?" ſagte Resli. „Es iſt jetzt nicht Zeit zum ſchlafen, ſagte Aenneli, meine Zeit iſt aus, ich fühl es, es gibt de bald e länge Schlaf zum leue (ruhen). Los, ſchwieg, u gib m'r d' Hand, es iſt ja Gottes Wille, daß die Einen gehen, die andern kommen. Aber eben das iſt jetzt mein großer Kummer, und das Einzige, wo ich auf dem Herzen habe, daß die noch nicht da iſt, die nach mir hier ſein wird, daß ich mein Tagewerk niemand abgeben, Mann und Kinder Niemere anempfehle kann. Das drückt mich. Fragen habe ich dich nicht wollen, wie es dir ſei im Herzen, ich habe geſehen, daß du viel zu verwerchen haſt, und das lieber alleine machſt. Aber jetzt möchte ich deinen Sinn doch wiſſen: liebſt das Meitſchi, oder ſinneſt an ein anderes? Denn eine Hausfrau mußt du haben; Anneliſi folgt dem Mann, ich dem Vater droben, da muß Jemand anders herbei.“ „Nein wäger, Mutter, an kein ander Meitſchi habe ich geſinnet, wie wollte ich auch!“ „So liebſt das andere noch?“ fragte Aenneli. „Mutter, ich ſollte nicht, aber aus dem Sinn bringen kann ich's nicht, und wenn ich ſchon etwas anderes denken will, es iſt immer wieder da und ſteht mir vor den Augen.“ „Los, Kind, das freut mich, du nimmſt es alſo, wenn ich nicht mehr bin?“ „Was denkt ihr, Mutter, antwortete Resli, da wär's ja, als hätte ich auf euren Tod gewartet, und ihr wäret mir jetzt aus dem Weg gegangen. Nein, Mutter, das ſoll Niemand glauben. Auch kann ich's nicht vergeſſen, wie es mir Augen gemacht hat, ſo zornige, Mutter, ſie haben fry zündet, und kein gutes Wort hat es mir geben wollen, d'r tuſig Gottes Wille habe ich darum bete, wie ih noh kei Mönſch bete ha, un keis Wörtli het's m'r g'ſeit, u ſo het's mih lah gah. U ſo könnte ih Niemere lah gah, u wär's my ärgſt Find. U da ſoll ih ga ane kneue, u ga ſäge: „Gottlob, d'Mutter iſt jetz todt!“ U für was für es Meitſchi; wo m'r keis guts Wort hett welle gäh. Mutter, wenn's als Frau ſo thät, ſo wüſt un läß, ih wär d'r unglücklichſt Tropf uf d'r Welt u müßt mih ja ſchäme vor alle Lüte, vor Knechte u Mägde.“ „Kind, du mußt das nicht ſo nehmen, ſagte Aenneli. Daß du nicht auf meinen Tod gewartet, das weiß öppe, wer uns kennt, und die andern machen uns nichts. Und wegem Meitſchi mußt du nicht ſo ſein, und das ſövli höch ihm näh. So wege einem einzigen Augenblick es zu verſtoßen aus deinem Herzen, und z'Meitſchi hanget a d'r, denk doch, wenn unſer Herrgott auch ſo ſein wollte!“ „Nein, Mutter, wenn's mich lieb hätte, ſo hätte es nit ſo tha, es het ſcho die ſo nes g'ſpäſſigs G'ſicht g'macht, ih ha nit g'wüßt, was ih drus mache ſöll, es het m'r himmelangſt g'macht," antwortete Resli. „Ich habe der Sach auch nachgedacht, Kind, und anfangs het's mih duret, ich habe geglaubt, es gefalle ihm hier nicht, man warte nicht gut genug auf und erweiſe ihm nicht genug Ehre, und bin faſt mißtreus worde. Da iſt's mir aufgegangen auf einmal, es het mih dücht, ſein Mänteli ſei ein Fenſter, und was dahinter ſei, könne ich ſehen, ſo deutlich, wie wenn es mir vor Augen wäre, und doch iſt der Spiegel eigentlich in meinem Herzen geweſen, und was ich in dem des Meitſchis erkannte, las ich eigentlich ab in mir. O Kind, glaub, wenn man ſich zurückbeſinnt, wie es einem geweſen, und was man gedacht und erfahren, ſo iſt das gerade, als ob man leſen könnte eine unbekannte G'ſchrift, wo die meiſten Menſchen nicht einmal die Buchſtaben ſehen, geſchweige dann ſie verſtehen. So iſt's mir gegangen. Von meinem Vater habe ich nie viel geſagt, aber betet für ihn viel. Er hat viel wüſt gethan, daheim und in den Wirthshäuſern, es het mih mängiſt dücht, ih möcht i Bode ſchlüfe, un wenn Lüt d'rby gſi ſi, ſu ha nih nit viel g'ſeit, aber es G'ſicht g'macht akurat wie dys Meitſchi, u ha ſo weni as mügli voruf g'lueget, damit ih d'r Vater nit g'ſäch, u nit, was d'Lüt für Auge mache, un es guts Wort hätte ich keinem Mönſch chönne gäh, und hätt's z'Lebe golte, es het mih dücht, ih möcht entweder pläre oder täuble, daß es kei Gattig hätt. Und mein Vater wäre mir doch noch lieber geweſen, als der andere, e ſo wüſt mit Märte und uf e Gyt hi z'eſſe iſt er doch de nit g'ſi. Das hat das Mädchen drückt, hier hat's ihm gefallen, und viel iſt ihm ungewohnts geweſen, ich habe mich dann wohl geachtet, wie es dies und jenes g'ſchauet het, und wie es ihm fremd geweſen, und daheim wärs gruſam gerne fort, b'ſungerbar, wenn's ſo e Wüſte hürathe ſött, und gruſam Angſt iſt's ihm worde, es gäb aus allem nüt, b'ſungerbar, wo d'r Alt ſo uv'rſchanti Geding g'ſtellt het. Es hätte gerne was mögen dazu reden, aber es hat ſich nicht trauet, hat Kummer gehabt, es müßt afah pläre, u zeige, wie's ihm drum wär, oder es chönnt d'Sach verſtöre, ih ha recht Erbarme mit ihm g'ha. Und grad ſo, es dücht mih, ich ſehe es, wird ihm daheim geweſen ſein, wo du und der Alte die Köpf gegen einander gemacht, es iſt ihm übers Herz cho, und was es ſo lang v'rha (verhalte) het, iſt usbroche, die Meiſten, glaub mir's, hätten no wüſter tha." „Mutter, ich will euch glauben, ſagte Resli, daß es ihm ſo gſi iſt, aber thue hätt's nit ſo ſölle, ih hätt kes Herz meh zu nere Frau, die ſo Auge macht, und kes Wort meh vo re gäh will, gäb wie me a het. Eine ſchücht das, e Angere dieſes, aber ſelligs iſt mir gruſam z'wider, wo de vor all Lüt chunt un d'Chilche- und d'Märitlüt d'rvo rede, wie die Frau aber tha heyg un usg'wüthet, ſi ſyg gar nit hyre ſelber gſi meh." „Höre, Kind, ſagte die Mutter, du biſt unbarmherzig, wegen einem Male willſt du das arme Kind verwerfen, welches nicht ſo gethan hätte, wenn es dich nicht ſo lieb gehabt. Glaub mir, eben die, wo an einer Frau keinen Fehler wollen, die werden am meiſten geſtraft; eben die, wo nicht genug ausleſen können, werden am öfterſten betrogen, von wegen, die aufrichtigen Mädchen denken nicht daran, die Heuchlerinnen zu machen, die Pfiffigſten aber merken, was Trumpf iſt, verſtellen ſich und führen ſie an. Glaub mir, Eine ohne Fehler erhalteſt du nicht, und wohl dir, wenn du die Fehler vorher weißt. Glaub mir, wenn wir jung ſind, können wir alle recht böſe werden. Lies aus, wie du willſt, behalteſt du nicht Geduld und Liebe, übeſt Sanftmuth, wirſt ein rechter Mann, den die Frau äſtimiren muß, und hilft Gott nicht nach, ſo hilft dir alles Ausleſen nichts. Du haſt mich ſo lieb, und willſt z'Muſter für eine Frau an mir nehmen, willſt von einer Jungen fordern, daß ſie ſei wie eine Alte, die dur ſo vieles dure müſſe het, Resli, iſt das recht? Glaub mir, wenn du mich jung gekannt hätteſt, du hätteſt mich nicht genommen, ich wäre dir z'wüſt und z'wild g'ſi. Aber für was iſt me uf d'r Welt, als für ſi z'beſſere? Du willſt das Meitſchi v'rſtoße, und denkſt nicht, wie es ſo einem armen Kind ſein muß, wenn an einem einzigen Wörtchen ſein Glück hanget, und vielleicht das zeitliche und ewige Glück, und das Wörtlein wird nicht geſprochen, und das Glück geht unter, denk dir das! Und das Mädchen muß da zuſehen und darf nicht viel dazu ſagen, darf nicht zeigen, wie es ihm ums Herz iſt, und ſoll da gleichmüthig bleiben, aber Resli, denk! Eine Abgefeimte wäre dir um den Hals gefallen, und hätte es mit flattiren verſucht, das Meitſchi that aufrichtig, that, wie es ihm war, und das, Resli, willſt du ihm übel nehmen! Nein, thu mir das nicht, verſprich mir, du wolleſt ihm verzeihen und es wieder ſuchen. Verſprich mir's, denk daran, du haſt auch Sünden und mangelſt Barmherzigkeit. Das wär noh mys einzig Bigehre uf d'r Welt, de wett ih gern ſterbe. Glaub m'r, ih ha's lang überlegt, ih weiß, was es Hus v'rmah, in einem andern Hus wär ich auch anders geworden. Es iſt i mängem Hus, als ob e gute Geiſt d'rin wär, mi cha nit angers, un es wird m'r meh un meh, als wenn ih neh g'ſpürti, wer weiß, vielleicht g'ſeh neh bald." „Mutter, redet nit ſo, wollt ihr was?" ſagte Resli. „Wottſch m'r's v'rſpreche, wieder um das Meitſchi z'luege?" „Mutter, aber wie ſoll ich, ſoll ich mich wieder laſſen weg jagen wie ein Hund? Ja, wenn ich ein gutes Wort hätte von ihm, aber ſo muß ich glauben, es habe mich nicht lieb, und kein Zeichen hat es ſeither gethan." Da ſah er einen eigenen Schein fahren über der Mutter Geſicht, ſie faltete die Hände, er erſchrak. „Mutter, Mutter, was haſt?" frug er. Er ſah ihre Augen gegen die äußere Stube blicken, dorthin deutete ſie, er ſah ſich um, dort ſtand in der Zwiſchenthüre, den Kopf an den Poſten gelehnt, ſein Meitſchi, Anne Mareili, blaß, mager, und weinte bitterlich. Da ſtand Resli, als als ob ein Geiſt vor ihm ſtünde, weder

Laut noch Schritt ſtund in ſeiner Macht. Da ſtreckte Anne Mareili ihm die Hand entgegen. „Bring m'r's," ſagte Aenneli leiſe. Was ſie gebot, that Resli willenlos und Aenneli faßte Beider Hände und ſagte: „Jetzt ſehe ich, daß ich Gott lieb bin, was ich noch gewünſcht, hat er mir gegeben. Jetzt bleibt beiſammen, ſeid treu einander, ſeid aufrichtig, und was eins im Herzen hat, das zeig's dem andern, daß es kein Mißverſtändniß gebe. Mißverſtändniſſe ſind ſchröcklich, ſie wachſen mitten aus der Liebe heraus, ſie wachſen zwiſchen die Herzen hinein und ſprengen ſie von einander. — Sinnet daran, denket an uns, und habt einander immer lieb, denket dra, ih luege uf ech. — Resli, gang, lauf, rüf ſe, es duret nimme lang, ih g'ſpüre's — es wird m'r ſo kalt, ih möcht ſe noh alli g'ſeh. Lauf, ſpring." Als er draußen war, frug Aenneli Anne Mareili: „Gäll, du heſt m'r ne lieb un lebſt ihm z'G'falle?" Da ſank Anne Mareili vor dem Bett auf die Knie und ſchluchzte: „O Mutter, o Mutter, ihr ſeid kein Menſch, ein Engel ſeid ihr, o, wenn ich ſein könnte wie ihr!" „Nein, kein Engel, e ſchwache Mönſch, ſagte Aenneli, aber üſe Herrgott macht mih viellicht d'rzu. Wenn'd d'r Wille heſt, u nit vo üſem Heiland lahſt, du wirſt o eine, wirſt beſſer als ih, du heſt e härteri Schul g'ha, als ih. — Lieb m'r ne geng, u bis ufrichtig, er iſt m'r o gruſam lieb g'ſi, ume z'lieb, aber er iſt o ne gute, e beſſere Bub git's nit uf d'r Welt. — Gäll, du heſt m'r ne lieb, u ſchickiſt di i ne! — Glaub m'r, es geit d'r gut, du weißt noh nit, wie gut er iſt, u wie er es Herz het. — Es het mih hert von ihm, er iſt m'r lieb, ih cha's nit ſäge, aber üſe Herrgott wird m'r's wohl v'rzieh, er het m'r neh ja gäh. — Häb mi e weneli, ih möcht uſſitze. — Es wird m'r ſo wunderlich, ſo kalt, und doch ſo heiter vor de Auge; geit m'r ſcho di anderi Welt uf? — Wenn ſie doch kämen, ih würd ſe gern g'ſeh, alli bi enander, e nu ſo de, ſo ha nih doch dih g'ſeh. — Wenn er krank wird, gäll, du heſt Sorg zu nihm, und wehrſt ihm z'Werche ab? — G'hörſt nüt, chöme ſi? — Wenn ſie nume chämte. — Deck mih beſſer, es iſt, als wett's mih früre um's Herz. — Wenn'd zornig wirſt, erzeig's nit, gang dänne u bet es Vater Unſer. — O Gott, Gott, witt mih, es dücht mih, ih g'ſey my Mutter!“ Da kamen die Gerufenen, weinend, in voller Haſt. Anne Mareili erſchrak, wollte Platz machen am Bette, es war ihm, als hätten die andern näheres Recht, es ward ihm auf einmal wieder ſo fremd und leid ums Herz. Aber Aenneli hielt ſeine Hand und ſagte leiſe: — „üſes King! Heit's lieb! Es iſt jetz die neui Mutter. — Zürnet m'r nüt, u ſinnet alle einiſt a mih. — U du, b'häb mih lieb, ſagte Aenneli zu Chriſten, ih will d'r o nes Plätzli ſuche im Himmel —.“ Dann nahm es ſeine Hände zuſammen, die blaſſen Lippen bebten, in eigenem Glanze ſchlug es ſeine Augen empor. So betete es leiſe, leiſe neigte ſein Haupt ſich auf die Seite — um eine gute Frau, um eine gute Mutter war die Erde ärmer.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Druck von Moritz Katz (Gebrüder Katz) in Deſſau.

Zeitgeiſt und Berner Geiſt.

Von

Jeremias Gotthelf.

Gotthelf
Zeitgeist
1·2

Erſter Theil.

Berlin.
Verlag von Julius Springer.
1852.

Zürich.
S. Höhr.

Bern.
Huber & Comp.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorwort.

Der Verfaſſer glaubt dieſem Buche ein Wort voranſetzen zu ſollen, nicht eine Entſchuldigung, daß er das Buch geſchrieben, ſondern eine Erklärung, warum er das Buch geſchrieben.

Der Verfaſſer iſt ein geborner, kein gemachter Republikaner; in republikaniſcher Freiheit, welche blos während dem radicalen Freiſcharenregiment von 1846—1850 beſchränkt wurde, wuchs er auf; er liebt daher die Freiheit nicht bloß, ſondern ſie iſt ihm eine Nothdurft. Aber er will eine chriſtliche Freiheit, eine Freiheit, nicht bloß zum Anlaß dem Fleiſche, ſondern zum Wandel im Geiſte; der Apoſtel Paulus beſchreibt die Freiheit, die er meint: „Ihr ſeid zur Freiheit berufen, ſagte derſelbe den Galatern, allein ergreifet die Freiheit nicht zum Anlaß dem Fleiſche, ſondern durch die Liebe diene Einer dem Andern. Denn das ganze Geſetz iſt in einem einigen Wort verfaſſet, nämlich in dieſem: Liebe deinen Nächſten als dich ſelbſt. So ihr euch aber unter einander beißet und freſſet, ſo ſehet zu, daß ihr nicht unter einander verzehret werdet. Ich ſage aber, wandelt im Geiſt, ſo werdet ihr die Luſt des Fleiſches nicht vollbringen. Denn das Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt und der Geiſt wider das Fleiſch. Werdet ihr aber durch den Geiſt getrieben, ſo ſeid ihr nicht unter dem Geſetz. Offenbar ſind aber die Werke des Fleiſches, als wo ſind: Ehebruch, Hurerei, Unreinlichkeit, Abgötterei, Zauberei, Feindſchaft, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Ketzereien, Mißgunſt, Todtſchlag, Saufen, Freſſen ꝛc., von welchem ich euch zuvorſage, daß die, ſolche Dinge thun, das Reich Gottes nicht erben werden. Die Frucht aber des Geiſtes iſt: Liebe, Freude, Friede, Langmüthigkeit, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuſchheit. So wir im Geiſt leben, ſo laſſet uns auch im Geiſte inhergehen. Laſſet uns nicht eitler Ehre geizig ſein, alſo daß wir uns unter einander ausfordern und einander mißgünſtig ſeien.“ Die Liebe zu dieſer chriſtlichen Freiheit für Alle drängte den Verfaſſer, Schriftſteller zu werden und zwar als er bald vierzig Jahre alt war. Was er wollte, wußte er. Er trat in die Schranken für Gott und das Vaterland, für das chriſtliche Haus und die Zukunft der Unmündigen. Er wußte ebenfalls, daß ſeine Bücher nicht Kunſtprodukte ſein würden; er ertrug geduldig, wie ein lernbegieriger Schüler, eine ſtrenge Schule, die ſcharfen Zähne der Kritik, die ihn nicht ſchonte. Gegen die Recenſenten hat er nicht gefochten, nie fechten laſſen, er ſteht in keiner Kameraderie; er nahm es ſchweigend hin, wenn man mit dem Buche auch ſeine Perſon herumzog, den Landpaſtor lächerlich zu machen ſuchte. Es redet jeder nach ſeinen Gaben, hohen oder niedern, und wer Sclave au[illegible] Galeere, kein Mann mehr, ſondern bloß noch eine Nummer iſt, der iſt ja gar nicht mehr zurechnungsfähig. Der Verfaſſer lernte von ihnen — aber ſein Panier änderte er nicht, mit gleichem Muth und gleicher Freudigkeit, wie am erſten Tage, trägt er es noch heut und wird es tragen, ſo lange ſeine Hand es halten kann und ſo lange der Kampf dauert. Das iſts, was dem Verfaſſer ein Vorwort abnöthigt. Freundliche Stimmen baten ihn, die leidige Politik aus ſeinen Büchern fallen zu laſſen, da man derſelben ſatt und jetzt überall Ruhe ſei. Statt dieſen Bitten Folge zu leiſten, ſtrotzt dieſes Buch wie kein anderes von ſogenannter Politik; darüber glaubt er eine Erklärung geben zu ſollen.

Im Canton Bern, des Verfaſſers theurem Vaterlande, iſt noch keine Ruhe: neu lodert der Kampf, vergiftete, infame Waffen braucht der Feind, Lüge und Verleumdung; um jeden Preis ſoll der Canton Bern der Propaganda zurückerobert werden. Der Bürgermeiſter von Zürich, Eſcher, erſcheint an zu dieſem Zwecke veranſtalteten Volksverſammlungen, auf Verrath und Feigheit ſetzt die Propaganda ihre Hoffnungen. Aber dieſes Treiben und die betheiligten Namen wird die Nachwelt richten. Wenn die Gefahr vor den Thoren tobt, legt man die Waffen nicht nieder, wenn der Feind an den Mauern klettert, begießt man nicht Nägeli, pflanzt nicht Kabis. Der Hauptgrund aber, warum der Verfaſſer auch beim beſten Willen von der ſogenannten Politik nicht laſſen kann, iſt der, daß ja die heutige Politik überall iſt, daß ja gerade das das bezeichnende Merkmal des Radicalismus oder der radicalen Politik iſt, daß dieſelbe ſich in alle Lebensverhältniſſe aller Stände drängt, das **Heiligthum der** Familien verwüſtet, alle chriſtlichen Elemente zerſetzt. Wo man im Hauſe den Fuß abſetzt, trittet man auf dieſe Schlange, dieſe Landplage Europas.

Wer mit Liebe am Volke hängt, klar in deſſen Leben ſieht, der muß überall mit der radicalen Politik feindlich zuſammentreffen [illegible] dieſelbe iſt eigentlich keine Politik, ſondern eine eigene Lebens- oder Weltanſchauung, die alle Verhältniſſe einfaßt, der ganzen Menſchheit ſich bemächtigen will. Durch eine eigentliche Sekte wird ſie getragen, vom Fanatismus, welcher den Sektirern eigen iſt, werden ihre Anhänger getrieben. Ihre Parole iſt Vorwärts, Fortſchritt, ihr Feldgeſchrei: Freiheit. Wo war je bei einer Sekte Freiheit? Iſt das Leugnen einer höhern Welt, das Wandeln im Fleiſche, das Beißen und Freſſen unter einander Fortſchritt, Vorwärts?

Gehen dem Volke die Augen auf über die Natur dieſer Sekte und ihr Ziel, dann iſt ſie auch zu Grunde gegangen. An dieſem Oeffnen ſchafft der Verfaſſer mit Fleiß, und an dieſem Werke ſchaffen Alle, die es wahrhaft gut meinen mit dem Volke.

Die redlichen Radicalen, welche aber nicht zur Sekte gehören, die Zwecke des eigentlichen Radicalismus nicht verfolgen, weil ſie nicht darin eingeweiht ſind, deren radicale Politik nicht über die Gränzen der eigentlichen Politik geht, die ſind es nicht, denen unſer Kampf giltet; ihren Anſichten, wenn wir ſie auch nicht theilen, räumen wir ihre Berechtigungen. Ja wir ſind überzeugt, mit dieſen werden wir zur Zeit, wenn die Gerichte einbrechen über die propagandiſchen Banden, in einem Lager ſtehen. Dann brechen aber die Gerichte Gottes ein über dieſe Banden, wenn ihre Larve vollends gefallen iſt, die bodenloſe Schlechtigkeit dieſer Sekte offenbar wird, ihre gottesleugneriſche Lehre wie ein verzehrend Feuer gegen alle Güter lecket, gegen jegliche Ordnung.

Gegen dieſe alles Volksglück zerſtörende Sekte hat der Verfaſſer ſein Buch geſchrieben, ſeine Berechtigung dazu lag in der chriſtlichen Liebe und der republikaniſchen Freiheit, ſeine Verpflichtung dazu im eigenen Gewiſſen.

Wie er es aber geſchrieben, gut oder ſchlecht, dem Zwecke entſprechend oder nicht, darüber urtheilt, liebe Leſer. In Demuth läßt der Verfaſſer das Gericht über ſich ergehen.

Lützelflüh, den 12. September 1851.

Jeremias Gotthelf.

Inhaltsverzeichniß.

Erſter Theil.

Erſtes Capitel. Seite

Von einem Sonntag, wo man z'Dorf geht und wie ſich die Herzen ergießen 1

Zweites Capitel.

Vom politiſchen Leben und wie eine Frau einen Rathsherrn macht und wer ihr hilft 24

Drittes Capitel.

Zwei Beſuche, der eine unerbeten, der andere erbeten . . . 49

Viertes Capitel.

Wie die Aufklärung für Volksbeluſtigungen ſorgt 65

Fünftes Capitel.

Zwei Gerichtsverhandlungen, eine Vormittag, eine Nachmittag 80

Sechſtes Capitel.

Eine geiſtliche Abendunterhaltung 100

Siebentes Capitel.

Von einer Verſammlung bei der Hinterntugend 117

Seite

Achtes Capitel.

Hans geht z'Abeſitz und gibt ſich mit Predigen ab 134

Neuntes Capitel.

Benz geht ſpazieren, vernimmt viel und bekömmt Gedanken . 155

Zehntes Capitel.

Wie die beiden Hanſe im neuen Leben wandeln und im Fortſchritt 181

Elftes Capitel.

Präliminarien zu einer Badekur 190

Zwölftes Capitel.

Die Badekur und der Beſuch 205

Erſtes Capitel.

Von einem Sonntag, wo man z'Dorf geht, und wie ſich die Herzen ergießen.

Zu Küchliwyl war Sonntag. Wohl kein Wort hat in aller Herren Länder in den Ohren des eigentlichen Volkes einen ſchönern Klang als das Wort, Sonntag. Es iſt, als höre man Glockengeläute, als ſehe man die Sonne am blauen Himmel und friedlich und fröhlich Alles auf Erden. Es wird Einem, als liege man auf ſonnigen Matten oder an ſchattigem Waldesrand und in ſüßen Träumen ſehe man durch den weiten Himmel ein weißes Wölklein ziehn, und dieſes Wölklein ſei die eigene Seele, die entbunden von des Leibes enger Hütte, droben in den unendlichen Räumen den Vater ſucht, der verheißen hat, daß jedes Kind, welches ihn ſuche, ihn auch finden werde. Der ſchöne Klang weckt ſüße Gefühle der Ruhe bei den Müden, bringt das Wehen des Friedens über unruhige Seelen, iſt der Ruf aus der Heimath Allen, welche das Sehnen nach Oben haben, welche das wahre Heimweh im Herzen tragen.

Es war ein ſonniger Sommermorgen in der Mitte des Vormittags. Das Dorf ſchien verödet, die Bewohner geſtorben oder ausgeflogen nach dem trügeriſchen Amerika. Nur um die Kirche herum und da wo die Todten ruhn, ſah man Lebenszeichen, merkte, daß das Dorf noch lebe, war ja ſein Herz noch lebendig. In dieſem Herz des Dorfes, in der Kirche, hörte man ein wunderbar mächtig Tönen, um die Kirche herum ſah man weibliche Geſtalten, die da eine Weile horchend ſtunden, dann wieder gingen. Es waren Weiber und Töchter, welche gaumen ſollten daheim und kochen, während die Uebrigen in der Kirche waren, den Herren öffentlich anzurufen und das Wort Gottes zu lernen. Hatten ſie gegen das Bränten Sorge getragen und dem Feuer mit einigen Scheitern die gehörige Nahrung gegeben, traten ſie raſch in die Nähe der Kirche, um einige Worte Gottes zu hören und an ihrem Sinn ſich zu laben. In Küchliwyl war die Mehrzahl wirklich noch der Meinung, der Menſch lebe nicht von Brod alleine, ſondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes gehe.

Der Pfarrer hatte ein ſchönes Wort, predigte langſam, volltönend, weithin verſtändlich, der Klang ſeiner Stimme weckte unwillkürlich in den Seelen die Andacht. Als man das Amen hörte, entſchwanden alsbald die Geſtalten. Es war, als ſeien es beſprochene Geiſter, die vor einem gewaltigen Wort die Flucht ergriffen. Es war eine andere Macht, welche ſie vertrieb, es war die Pflicht, dafür zu ſorgen, daß die Heimkehrenden nicht lange auf das Eſſen warten mußten. Sie wußten, wie am hungerigſten die Menſchen am Sonntag werden, und ſie muthwillig zur Ungeduld zu reizen, hielten ſie für Sünde. Nach dem Amen ward in der Kirche noch gebetet, um Gottes Hut und Schutz für alle Stände, für Kranke und Bedrängte, für des Landes und der Kirche Heil. Darauf wurde geſungen, eine gute Orgel half kräftig mit und endlich mit dem Segen die Gemeinde entlaſſen. Bedächtig öffnete der Sigriſt die Thüren, ſie füllten ſich mit der entlaſſenen Menge, voran die Weiber bedächtigen Schrittes, ſo lange ſie unter dem Dache der Kirche waren, dann plötzlich alle Segel aufſpannend, jedes ſeinem Hafen zu, ſeiner Haushaltung. Gute Fracht hatten ſie eingenommen, und wie treue Bienen den geſammelten Blumenſtaub nach Hauſe tragen, daſſelbe mit Honig füllen, bringen fromme Weiber des Herren Worte heim, ſchmücken damit die Herzen ihrer Kinder, füllen ſie mit Gottſeligkeit. Im Chor der Kirche blieben die Männer zurück, welche in den Sperrſitzen ſaßen. Zu ihnen trat der Pfarrer, ſie grüßend und einige Worte mit ihnen wechſelnd, worauf er alsbald die Kirche verließ. Der Pfarrer war ein Mann im beſten Alter, von würdigem feſten Weſen und ſchien geachtet von den Männern. Es waren des Dorfes Vorgeſetzte, welche gewartet hatten auf des Pfarrers Bericht, ob Geſchäfte zu einem Stillſtand, oder Chorgericht, oder Sittengericht vorlägen? Da der Pfarrer nichts hatte, ſie ebenfalls nichts wußten, gingen ſie auseinander den Weibern nach. Je mehr der Geiſt entfliegt, deſto häufiger wechſelt man den Namen der Beamteten und Behörden, deſto einfältiger wird man alle Tage. An ſich liegt in keinem Namen eine Kraft und in keinem ein Fünklein Geiſt, das er dem Beſitzer zubringt. Aber im Laufe der Zeit verbinden ſich mit dem Namen gewiſſe Vorſtellungen, von ihrem Beſitzer fordert man die Erfüllung beſtimmter Pflichten, legt ihm dagegen eine Würde bei und erweiſet ihm ein gewiſſes Maaß von Achtung.

Setzt man neue Namen an die Stelle der alten, ſo ſind dieſe wiedrum ein X., d. h. eine unbekannte Größe, was ſie bedeuten ſollen, weiß man nicht, oft weder die, welchen ſie gegeben werden, noch die, welche mit dieſen in Verkehr kommen, man denkt: Es werde halt was Neues ſein. Die Beſitzer der neuen Namen vergeſſen die alten Pflichten und machen neue Anſprüche, das Publikum ſetzt die alte Achtung bei Seite und beginnt den alten Kampf um neue Freiheiten, d. h. um ein Leben ohne Schranken. Sehr oft kommt dann eine gewiſſe Accomodation zu Stande, wo man den Beamteten das Recht zugeſteht, zu ſein, wie ſie wollen, dagegen ſie dem Publikum das Recht, zu machen, was es will, d. h. die Beamteten übernehmen gegen eine gute Bezahlung, verſteht ſich, die Rolle der ſogenannten Bündengſchücher, welche man auf die Aecker ſtellt, um Sämereien vor den Vögeln zu ſchützen. Sobald Krähen und Spatzen ihres Anblickes gewohnt ſind und geſehen haben, daß ſie weder was verwehren können noch wollen, ſo achten ſich ihrer weder Krähen noch Spatzen mehr, wie großartig ſie ſich auch gebehrden mögen, ſo ſind und bleiben ſie Bündengſchücher.

Unter den Männern, welche die Kirche verließen, mußten zwei ſtattliche Geſtalten auffallen, ſie waren groß, ſtark und trugen ſich mit einem gewiſſen Selbſtbewußtſein; der eine trug dunkle Kleidung von Guttuch, der andere eine helle von Halblein. Den Erſtern nannte man Hunghans, den andern Ankenbenz nach Landesſitte, wo oft der Name der Beſitzung mit dem Taufnamen verbunden wird, um den Beſitzer zu bezeichnen. Der Erſte hieß Hans und ſein Hof der Hunghaſen; der Zweite hieß Bendicht, verkürzt Benz, und ſein Hof die Ankenballe. Es waren die reichſten und angeſehenſten Männer in der ſehr wohlhabenden Gemeinde Küchliwyl, ihre Höfe wahre Edelſitze im Lande, in mehrhundertjährigem Beſitz ihrer Familie. Dieſe Unveränderlichkeit mag hie und da, wo die alten Tugenden verfallen, mit dieſen die alte Familie ebenfalls, den Verfall des Beſitzes zur Folge haben. Wo aber in einer Familie die alte Kraft und die alte Gottesfurcht bleiben, da erzeugt dieſer unveränderte Beſitz eine gegenſeitige Treue zwiſchen dem Beſitzer und dem Beſitzthume. Von weitem erkennt man dieſes Verhältniß an der Ueppigkeit des Landes, den alten ſchönen Bäumen, den wohlerhaltenen Gebäuden, der Sorgfalt überhaupt, welche im Großen und Kleinen ſichtbar iſt. Höfe, welche raſch Hand ändern, gewähren einen deſto troſtloſern Anblick. Da iſt alles verwahrloſt, Gebäude, Land und Bäume, man hat vom Lande nur genommen, ihm nichts gegeben. Die Nidel ab der Milch, wie iſt dieſe noch dann ſo dünn und blau. Wenn bei einem ſolchen Gute Wald ſein ſoll, merkt man denſelben kaum mehr. Die Bäume ſtehen in demſelben ſo dünn und traurig, wie Zähne im Munde eines achtzigjährigen Zuckerbäckers.

Der Hunghaſen lag im Thale, ſein größter Reichthum waren Matten, wie man ſie ſelten findet, Nuß- und andere Bäume kränzten grün und ſchön die ſtattlichen Gebäude, ein großer klarer Bach floß durch das Land. Die Ankenballe dagegen war an einer Bergſeite in einer Vertiefung, Dühle, auf drei Seiten gegen Wind und Wetter geſchützt. Weithin glitzerten, in der Abendſonne beſonders, die zahlreichen Fenſter des ſchönen Hauſes. Birnbäume wie Eichen ſtunden im Baumgarten. Zwei reiche Brunnen ſprudelten unter breiten Dächern ihr kühles Waſſer in große Tröge, aus denen es in zwei große Teiche floß. Aus dieſen Teichen ward das Land gewäſſert. Dieſe Teiche aber ſollten auch das Waſſer liefern, wenn Gottes Wille Feuersnoth über den Hof bringen ſollte. Die Familien auf beiden Höfen waren durch manches Geſchlecht hindurch befreundet und vielſeitig verwandt. Die gegenwärtigen Beſitzer waren in einem Waſſer getauft worden, hatten zuſammen die Unterweiſungen beſucht, waren in ihrer ledigen Zeit die treuſten Kameraden geblieben, leiteten jetzt einträchtig die Gemeinde, ihr Wort galt in derſelben als käme es gedruckt von oben herab. Es waren aber auch tüchtige Bauern und ehrbare Hausväter geworden, welche mit ihren Leuten aßen und ſchnitten und vor ihnen wenig anders voraus hatten, als daß ſie vormähten in allen Dingen, am ſchwereren Orte trugen, am erſten auf waren, am letzten niedergingen.

Seid Ihr dieſen Nachmittag daheim, frug Hunghans. Meine Frau möchte einmal unter dem Dache weg, ſagte ſie. Sie ſei ſo blange im Gemüthe. Es fehlt ihr ſeit einiger Zeit, ſie nimmt die Sachen zu ſchwer. Allweg, ſagte Ankenbenz. Meine wird große Freude haben, ſie ſagte ſchon lange, ſie hätte Deine, es weiß kein Menſch wie lange, nicht geſehen, außer in der Kirche. Aber kommt gleich nach dem Eſſen, ſo mag ſich doch etwas ergeben. Die Weiber werden ſonſt nicht fertig, und bringt die Kinder mit, meine hielten Euch ſonſt nichts darauf. Wird wohl geſchehen, ſagte Hans. Aber macht nicht Umſtände, hörſt, ſonſt hat es Meine ungern, daß ich Dir etwas geſagt. Sie meint ſonſt, Ihr könntet glauben, ich hätte es geſagt, damit die Aufwart deſto beſſer ſei. Sie iſt ſeit einiger Zeit gar grauſam empfindlich und mißtreu. Wegen der Aufwart häb nit Kummer, wenn Ihrs nichts anders triebet, wir hätten weniger uns zu gmühen, wenn wir zu Euch kommen, antwortete Benz. Vexier, ſagte Hans. Aber hörſt, machs, ſonſt hab ich Verdruß. Wir kommen ja nicht Eſſenswegen. Selb brauchſt nicht zu ſagen, antwortete Benz, habt es ja beſſer daheim als irgendwo. Daneben weißt, die Weiber haben ihre Köpfe und in der Küche hört alles Befehlen auf. Wird bei Dir nicht anders ſein. Es iſt mir leid, wenn Deine nicht z'weg iſt. Hoffentlich wirds beſſer. Meine und Deine waren ſchon manchmal nicht z'weg und wenn die Zeit um war, beſſerte es ihnen ohne Dokterzeug. Hans ſagte nicht viel darauf, ſie waren eben beim Scheideweg, wo Benz mit einer Ermahnung, nicht lange zu ſäumen, rechts ab den Berg aufging mit langſamen Schritten. Oben auf einem Vorſprung an der Sonnſeite war ſchon lange ein großer Hund ſichtbar, unbeweglich, als wäre es ein ſteinerner.

Als Benz über die Mitte des Berges war, ward das Bild lebendig, ſchlug einige Male an, kam dann trippelnd und wedelnd den Berg ab, that einige kurze Sätze, wedelte endlich nahe bei dem Meiſter mit dem ganzen Leibe, ſprang an ihm auf, leckte ihm die Hand, ſprang voraus, ſprang zurück, wand ſich um des Meiſters Beine, und lange gings, bis er es dahin brachte, ſittig neben ſeinem Herrn einher zu gehen. Benz nahm dieſen Empfang mit der Ruhe hin, welche eben die Hunde am meiſten feſſelt durch Liebe und Reſpekt. Er tätſchelte dem Hund einige Mal den Kopf, trat dann nicht weiter mit ihm ein, geſchweige daß er ſeine Narrheiten theilte und mit ihm ſpielte, wie ein Metzgerjunge. Mit ruhig ſicherm Blicke überſchaute Benz ſein Land, bemerkte auf jedem Stück den Standpunkt der Gewächſe. Ob Zugreifen oder Zuwarten nöthig ſei, ſah er mit einem Blick und aus der Ferne. Als er eine kleine ſteile Strecke überſtanden hatte, lag vor ihm ſein Haus in ſonntäglichem Glanze und ein unwillkürliches Wohlgefallen überflog ſein Geſicht. Zwei Kinder ſprangen ihm entgegen, das größere voraus, das kleinere, zweijährig ungefähr, hinterdrein mit der Haſt, welche große und kleine Kinder ankommt, wenn ſie Jemanden ſich vorlaufen ſehen. Daher ſtolperte es wie andere auch über einen Stein, fiel vor den Füßen des Vaters, ehe derſelbe es halten konnte, in den Staub. Es ſchrie mörderlich, wie üblich, als Benz es auf die Arme nahm, mit deſſen Fürtüchlein ihm das Geſicht reinigte und mit freundlichen Worten es begütigte. Da auf des Vaters Armen verging dem Kinde das Weinen bald, die Freude glänzte auf ſeinem Geſichte, vom Vater getragen zu werden, laut und ſtolz jubelte es dem Hauſe zu. Auf den Bänken, welche um das Haus herum angebracht waren, lagerten die Hausbewohner, vor der Küchenthüre ſtund die Hausfrau, eine ehemals ſchlanke Geſtalt mit ausdrucksvollem kräftigem Geſichte, Alle des Vaters und Meiſters harrend, wie ein Regiment des Oberſts zum erſehnten Aufbruch, doch nicht in den Krieg, ſondern nur zum Eſſen. Frau, bekömmſt Dorf, Hunghans will dieſen Nachmittag mit den Kindern kommen, rief Benz. Teufel, rief die Frau, und habe keinen friſchen Anken, daneben ſind ſie mir lieb und recht. Am Samſtag waren alle Hände voll zu thun und ſpäter Feierabend! Gretli, Gretli und noch manchmal Gretli mußte ſie rufen, bis ihre Stimme durch den Jubel der Kinder drang, die ſich auf ihre Geſpielen freuten, als wäre jedes von ihnen ein Neujahrskindlein oder ein heiliger Niklaus, ehe Gretli herbeilief, ein hübſches muntres Mädchen von 17 Jahren. G'ſchwind Meitſchi, mach' z'weg, es muß ganket ſy. Ja Mutter, rief das Meitſchi, flog eines Satzes davon, band eine Schürze um den Hals, die ſchmucken Kleider zu ſchirmen, machte ſich mit großer Freude ans Werk, ohne zu fragen: Mutter, wann ſoll ich dann eſſen? Marei, richt an, geſchwind! lautete das zweite Kommando. Marei, die ſtarke Meiſterjungfrau, ſchritt ſtark durch die Küche, kommandirte ihrerſeits die untergebenen Geiſter zur Beihülfe, raſch und willig waren ſie bei der Hand. Cho eſſe! war das dritte Kommando und aufs Tempo erhoben ſich diesmal Alle, ſelbſt der meiſterloſige Güterbube, der ſeit einem halben Jahre ſchon da war und noch nicht viel von Gehorſam wußte. Nach einem Tiſchgebet, welches in der Kehr ein Kind ſprach, ließ man ſich die Fleiſchſuppe ſchmecken, griff luſtig das Fleiſch an, welches in drei Sorten, geſalzenes und ungeſalzenes Rindfleiſch und Speck, vorhanden war, brauchte Gemüſe dazu, ſchöne Bohnen, jedoch mit großer Vorſicht, als ob man fürchte Platz zu verſchlagen damit oder Bauchweh zu kriegen. Bekanntlich macht Fleiſch durſtig, darum wurden aus Freigebigkeit, wie man ſie nicht an allen Orten trifft, einige Kacheln ſchöne, nicht blaue, Milch aufgeſtellt, woran die Meiſten ſich köſtlich labten und beſſer daran labten, als ſie an irgend einem andern Getränke ſich gelabt hätten.

Das Geſinde, welches Dorf anſagen gehört, hatte, wie es ſich an guten Orten ziemt und auch gewöhnlich, die Sichelten ausgenommen, gefunden wird, Verſtand, ſäumte nicht muthwillig, um die Meiſterleute in Verlegenheit zu ſetzen. Wen die Meiſterfrau nicht eigends bleiben hieß, machte ſich abſeits, wollte nicht im Wege ſein, wollte nicht Der ſein, der neugierig wiſſen möchte, womit aufgewartet werde, und was Die da oben zu thun hätten. Was in einem ächten Bauernhauſe von altem Schrot und Korn extra verzehrt wird, braucht Niemand zu wiſſen. Soweit möglich wird es mit dem Schleier des Geheimniſſes bedeckt. Die Neugierde der Nachbarn mag ihren guten Theil an dieſer Sitte haben, aber ſicher auch eine Art von religiöſem Gefühl, als ob ſolche Aufwart nicht recht ſei, als ob der Ueberfluß eine Sünde ſei, das Geſinde und die Armen ſich darüber zu beklagen hätten. Es wäre ſchön, wenn dieſes Gefühl bei Prinzen, Grafen, Fabrikfürſten einkehren thäte, bei jedem in gehörigem Grade, es würde in Zukunft weniger Revolutionen geben, oder wenigſtens würde in den Revolutionen weniger Schein zu Berechtigung ſein.

Mit beſonderer Sorgfalt räumten die Knechte Futtertenne und Ställe auf, kehrten ums Haus herum bis kein Strohhalm ſelbſt mit einem Fernrohr zu entdecken war, putzten das Vieh, als wenn es z'Hochzeit ſollte. Sie wußten: Hunghans war ein Kenner, und ein gut oder ein bös Wort von ihm zogen ſchwer bei ihrem Meiſter. Aber noch hatte es nicht Eins geſchlagen, waren die dickſten Burſche unſichtbar geworden. Ebenſo ward in der Küche ſich gerührt, damit das Möglichſte ab Weg ſei, wenn der Beſuch anrückte. So ward allen unnöthigen Einſprachen gegen die Aufwart vorgebeugt, die Hausfrau konnte ruhig bei den Gäſten ſein und ihnen zeigen die Herrlichkeiten der Welt, Pflanzungen und Schweine. In einem ſolchen Hauſe, wo man nicht nach ſiebenzehn Windgegenden ſpringen muß, wenn man für drei Perſonen ein Kaffee machen ſoll, Alles bei der Hand iſt, Nichts geſchont zu werden braucht aus Angſt, man habe morgens nichts mehr zum Frühſtück, da iſt bald viel gemacht. Nicht lange nach dem Verſchwinden der Knechte war auch die Hausfrau ſo ziemlich fertig und mit den Händen im Schooße der Gäſte gewärtig.

Da wo am Morgen der Hund geſtanden, ſtunden jetzt die Kinder zum Ausguck nach dem erſehnten Beſuche, deſſen ſie um ſo ungeduldiger harrten, je ſeltener er ihnen zu Theil ward. Sie hatten nicht alle Tage Viſite. Endlich erſcholl das Geſchrei, ſie kommen! Dahergerannt kamen die Kinder, als ob der Feind käme, bargen ſich hinter den entgegengehenden Eltern, wagten kaum die Näschen hervorzuſtrecken, und wenn ſie es thaten, fuhren ſie alsbald mit großem Geſchrei hinter die breiten Rücken ihrer Beſchützer. Ergötzlich war es zu ſehen, wie ſchüchtern und zimpferlich ſie die beiden mitkommenden Kinder begrüßten, ihnen kaum von weitem die Hände zu geben wagten und wie wild das bald darauf durcheinander ging.

Nachdem die üblichen Begrüßungen und Entſchuldigungen abgethan waren, und die Gründe, warum man nicht alle Kinder mitgebracht, auseinandergeſetzt und wahrſcheinlich ein einziger vergeſſen ward, der eigentliche nämlich, ſetzte man ſich zum erkühlen und ausruhen in die Stube. Die Gäſte mußten ſich allen Weigerungen zum Trotz ein Glas Wein gefallen laſſen. Das Ausruhen hatte Hunghanſens Frau nöthig. Sie war bleich und mager, trug das Gepräge der Kränklichkeit und matt waren alle ihre Bewegungen. Die beiden Weiber waren ſich ebenfalls verwandt geweſen, dazu bekannt und vertraut von Jugend auf. Obgleich kaum eine halbe Stunde auseinander wohnend, ſahen ſie ſich dennoch ſelten, als auf Augenblicke in der Kirche. So eine rechte Bäurin weiß, daß ſie am ſchönſten daheim iſt, ſo gleichſam als des Hauſes Licht und die allgegenwärtige Schaffnerin Gottes. Man kann ſich denken, daß dann, wenn zwei Freundinen, welche ſo lange kein vertraut Wort mit einander geſprochen und dazu mit Niemand anderm, ſich viel zu ſagen haben mußten, wenn es einmal angefangen war. Von einem ſolchen vollen Herzen macht ſich eine rechte Stadtbaſe, welche vom Morgen halb eilf Uhr an bis Abends um halb eilf, mithin 12 Stunden lang Beſuche macht oder hat, mit Lunge und Zunge aus Leibeskräften ſchafft, den allerhinterſten Gedanken zu Tage ſchrotet, gar keinen Begriff. Sie, die ihren Kaſten alle Tage leert, kann unmöglich ſich vorſtellen, was Alles in einem Platz hat, von welchem man vielleicht ein halbes Jahr lang den Deckel nicht gehoben.

Die Ankenbäurin war über das Ausſehen ihrer Freundin ſehr erſchrocken, denn es war beträchtlich verändert, ſeit ſie dieſelbe zum letzten Mal geſehen. Aber ſie hatte nicht ausgerufen: Mein Gott, wie ſiehſt Du aus! Lange lebſt Du gewiß nicht mehr, — ſondern das Erſchrecken beſtmöglichſt verborgen, hütete ſich, allzu große Theilnahme zu zeigen, wie ſehr es ihr auch drum war. Nicht lange hatte Hunghanſe Frau Raſt in der Stube. Es nimmt mich Wunder, ſagte ſie, was Du für Sachen haſt und wie es Dir geht in dieſem trocknen Sommer. Ich weiß nicht mehr, was machen. Gäh wie Benze Frau mahnte, noch in der kühlen Stube zu bleiben, was zu ſehen ſei, ſei bald beſehen, es mußte aufgebrochen ſein. Benze Frau merkte, daß die andere ſchweres auf dem Herzen hatte und es ihr anvertrauen wollte, wahrſcheinlich eben ihre Kränklichkeit und die Angſt um die Kinder, wenn ſie dahinten bleiben ſollte. Sie wanderten in die Pflanzungen hinaus, aber was Hunghanſe Frau im Herzen hatte mußte tief unten ſein, es wollte nicht hervor. Sie ſeufzte öfters, bückte ſich, riß irgend ein Blatt ab und ſprach dann Abgebrochenes über das, was ſie beſahen. Schon hatten ſie Flachs und Hanf betrachtet, Rübli, Rüben, Kabis, ja ſelbſt den Bohnenplätz, wo Benzen Frau die Eröffnung beſtimmt erwartet hatte, im Rücken und es war nichts erfolgt. Sie kamen bis zu einem großen Gelbbirnbaum, welcher frei ſtand und von welchem aus man das Haus überſah und im Hintergrund die Berge ſtunden, da ſtund ſie ſtill und ſagte: bin ſo müde, wollen wir abſitzen? Und als ſie abgeſeſſen waren, fing ſie an zu weinen bitterlich. Endlich ſagte ſie: Zürn nicht, Liſi, aber ich kann nicht helfen, es will mir faſt das Herz verſprengen. Mein Lebtag hab ich noch Niemanden geklagt, hatte eigentlich auch nicht Urſach dazu und will auch weiter Niemand klagen, will ſchlucken bis es ausgeſchlucket iſt, aber Dir muß ich es ſagen, warſt Du mir doch nebſt meinen Leuten der liebſte Menſch auf Gottes Erdboden. Ich weiß wohl, es muß jeder Menſch ſeine Bürde haben, ich dachte, als ich es ſo gut hatte, meine werde mir auch noch werden, aber an das hatte ich nicht gedacht. Nein weiß Gott nicht, und aufs Neue kamen ihr ſtromsweiſe die Thränen. Liſi war auch erſchrocken. Ihr erſter Gedanke war der, den in ſolchen Fällen die meiſten Weiber haben: Mein Gott, geht Hans neben aus? Dem hätte ich es doch nicht zugetraut. Da ſieht man wieder, daß Keinem zu trauen iſt. Benz, der wohl, für den wollte ich die Hand im Feuer haben, aber er iſt auch ganz ein Anderer als die Andern. So war es eigentlich doch nicht, wie Liſi dachte. Endlich konnte die betrübte Frau fortfahren. Ich meine nicht, ſagte ſie, daß ein Mann wie Hans nichts thun ſoll für das Allgemeine; wenn die nichts thun wollten, welche den Verſtand dazu haben und es vermögen, einen Tag umſonſt zu verſäumen, wie Meiner und Deiner, wem ſollte man es dann zumuthen? Sie haben ihn auch brav gebraucht in Gemeindeſachen und ich habe kein Wörtlein dagegen geſagt, wie ſehr es mir auch zuwider war, wenn er ganze Tage fort ſein mußte, und die ganze Bürde auf mir allein lag. Du weißt ja, wie es geht, wenn der Mann fort iſt, Jedes Meiſter ſein, Keins gehorchen will? Liſi nickte, ſagte aber nichts, denn wenn Benz nicht daheim war, war Liſi Meiſter, hatte das Wort und brauchte es. Das iſt aber nicht Allen gegeben. Wo es aber die Aenderung gab im Kanton, fuhr die Frau fort, die Alten abe mußten, die Neuen ans Brett kamen, nahmen ſie Hans auch z'weg wie Du weißt, er mußte Amtsrichter werden. Dagegen ſagte ich wiederum nichts. Mein Vater war auch Amtsrichter geweſen, ich hätte nicht gewußt, warum ich Hans davor ſein ſollte, er ſchickte ſich dazu viel beſſer. Hans kann b'ſunderbar gut G'ſchriebenes leſen und ſchreiben kann er hintereinander fort, es gibt ihm gar nichts zu ſinnen, dem Vater ging's ſchwer. Gäb wie er Brillen gekauft, eine ganze Drucke voll, z'Geſchriebene ſah er nie recht zu leſen und mit dem Schreiben ging's auch bös. Den Namen ſchreiben wohl, das ging fläthig. Er könnts, ſagte der Vater, aber er ſehe es nicht. Dazu gab es einen ſchönen Lohn, dafür konnte Hans wohl zuweilen einen Tag verſäumen und Jemanden dafür anſtellen, daß er das Wüſteſte alleine austrätſchen und immer der Erſte und der Letzte ſein ſollte, meinte ich nie. Ich dachte es ginge ſo, wie unter meinem Vater ſelig. Wunderſelten mußten ſie zuſammen. Dann lud ſie der Landvogt zum Eſſen ein, wartete ihnen auf, daß ſie von Wunder erzählten und das Geld blieb im Sack. Nun manchmal tranken ſie noch einen Schoppen zuſammen, während dem Anſpannen. Aber lange blieben ſie nie zuſammen, aus Furcht, der Landvogt könnte es vernehmen und es ungerne haben, beim Sonnenſchein waren ſie gewöhnlich heim. Jetzt geht es anders und weiß Gott alle Tage böſer, ſo ſtehe ich es nicht mehr aus. Alle Fingerslang iſt Amtsgericht und wenn ich ſage: ehedem beim Vater ſelig ſei es nicht ſo geweſen, ſo ſagt Hans: Wart nur, es kömmt anders, es iſt jetzt noch das und das, wenn das fertig iſt, ſo kann man Ruhe haben. Oder es kömmt ein Geſetz, wenn das einmal da iſt, ſo erleichtert das die Sache, man glaubt es nicht. Aber gändert wurde nichts, und das Geſetz kam nicht. Seit einiger Zeit muß er viel für den Präſidenten ins Schloß z'Sach für ihn zu machen. Hans klagte anfangs, er ſpare ihm die böſen Sachen und wenn Jemand zu büßen ſei, müſſe er es thun. Dä D—Sch. wolle immer den Lieben ſpielen, nicht der ſein, der die Leute ins Unglück bringe, aber meineidig zu werden alle Tage und das Geſetz nicht zu halten, mache ihm nichts. Den ſchlechteſten Hudel fürchte er mehr als unſern Herrgott, und das niederträchtigſte Straßenmenſch ſei ihm lieber, als der Heiland, dem Hundsbub gebe er nicht mehr, er habe den Lohn dafür, daß er die Sache ſelbſt mache und nicht dafür, daß er Andere die Sache ausfreſſen laſſe. Aber dem Hundsbub geht Hans doch und je länger je lieber, klagt nichts mehr über ihn, und wenn man ſie zuſammen ſieht, ſollte man meinen, ſie ſeien die beſten Freunde, und ſo wird es wohl auch ſein. Doch das iſt noch nicht das Aergſte, wenn es nur das wäre, ich wollte mich noch darein ſchicken, aber denk, Liſi, denk, er kam ſchon mehrere Male Nachts nicht heim und wenn er kömmt immer ſpäter, manchmal erſt gegen Mitternacht und nicht, wie er ſollte, ſondern daß man wohl merkt, er habe getrunken. Anfangs dachte ich, das könne es jedem geben, und ſagte nichts als: biſt ſpät! Dann hatte er immer eine gute Ausrede. Er mußte noch auf den Schreiber warten, um zu unterſchreiben, was auf die Poſt ſollte; oder der Regierer war zu ihnen gekommen, als ſie eben fort wollten und da hatte es ſich nicht geſchickt, gleich fortzugehen, er hätte es ſonſt zürnen können; oder es hätten zwei Fürſprecher einander wüſt geſagt und ſich gegenſeitig alle Schelmenſtücke ausgebracht, daß man nicht genug hätte loſen können. Als es nun häufiger geſchah, ſagte ich nichts mehr, wenn er heim kam und Hans auch nicht. Aber mein Gott, was mußte ich vernehmen, als ich unter der Hand mich erkundigte, was dann eigentlich getrieben werde. Denk Liſi, da hocken ſie ganze halbe Tage und halbe Nächte beiſammen, ſaufen und ſpielen, und wer macht das? Sellig Manne und die Oberen voran, der Regierer und der Präſident und Agenten und Schreiber und alles Geſindel, wo ſich herbeiläßt. Das habe alles untereinander ungeſchämt und von Feierabend ſei keine Rede mehr und die wo Ordnung halten ſollen, ſeien die Allerärgſten, und wenn es recht angehen ſolle mit Spielen, gingen ſie in eine andere Stube, da ſehe man oft noch gegen Morgen Licht und da werde geſpielt, wie man es noch nie erlebt, mehr als um hundert Thaler gehe es manchmal über Ort. Denk Liſi, und ich daheim in dem Weſen mit Kindern, Knechten und oft noch Handwerksleuten. Muß alle Augenblicke ſagen, der Amtsrichter iſt nicht heim, weiß nicht, kommt er, oder kommt er nicht. Muß mich ſchämen vor allen Leuten, daß er ſo iſt, ſchämen vor den Kindern und Knechten, wenn ſie merken, wie ſpät er heimkömmt, und beſtändig Verdruß haben. Die Buben machen, was ſie wollen, wenn der Vater nicht daheim iſt, verführen mir noch die Knechte und geben ihnen ein böſes Beiſpiel. Und was das für ein Warten iſt, ſo von acht bis vielleicht um zwölf Uhr? Ich ſollte ſchlafen, aber ich kann weiß Gott nicht; da muß ich aufpaſſen, ob ich ihn nicht höre, muß denken, was macht er jetzt oder iſt ihm etwas begegnet? Und kommt er endlich heimgeſtolpert, ſo muß ich weinen, weinen bis oft der Tag am Himmel ſteht. O Liſi, Du weißt nicht, wie voll es mir da ums Herz iſt; es dünkt mich oft, ich müſſe erſticken. O, wenn Du wüßteſt, wie ich den Regierer und den Präſidenten haſſe. Ich kann ihrethalb faſt nicht mehr beten. Zmitz drin kömmt es mich an, als ſollte ich ſie verwünſchen und verfluchen, ſo die Leute zu verführen, vom Hauſe zu ſchlagen und Frau und Kinder im Stiche zu laſſen! Aber haben die denn nicht auch Weiber und Kinder? frug Benzens Frau. Einer iſt ledig, der andere verheirathet, aber was frägt der Frau und Kindern nach, das iſt unter ſolchen Herren nicht mehr der Brauch und die Mode bringen die jetzt auf das Land hinaus, jammerte die Amtsrichterin. Sie werden daneben froh ſein, wenn er nicht daheim iſt, das iſt die ruhige Zeit, welche ſie haben, wie man mir ſagte. Und bei ſolchen iſt er und die verderben mir meinen Hans an Leib und Seele. Zähl darauf, und dem muß ich zuſehen. Einmal habe ich ihm der tuſig Gotteswille angehalten, er ſolle Amtsrichter Amtsrichter ſein laſſen und daheim bleiben, er ſehe doch, wie es gehe, und wie ich alle Tage weniger der Sache nach möge, ich ſtünde es weiß Gott nicht mehr aus. Da verſpricht er es mir halb und halb, ich habe gemeint, ich ſei jetzt im

Himmel. Nach dem nächſten Amtsgericht frage ich ihn: und jetzt haſt abgegeben?

Nein, ſagte er, die Andern wollten es nicht thun. Da ward mir ſchwarz vor den Augen, und ſeither ſagte ich nichts mehr. Ich dachte, es werde nicht mehr ſo lange dauern. Aber am andern Tage kömmt die Magd vom Krämer heim und ſagt mir, ſie dächten Hans zum Rathsherrn zu machen. Da war mir nicht mehr zu helfen. Ich hatte gedacht: ſtrengeres könnte ich nichts mehr erleben, als ich ſchon erlebt. Aber wohl, da zeigte mir unſer Herrgott, wie er für uns Menſchen ungſinnte Sachen bereit habe. Hans Rathsherr! Hans Wochen lang fern ſein und wo? Drinnen in der Stadt. Liſi denke, drinnen, Du weißt, was das ſagen will! Bis jetzt konnte ich über Hans weiter nicht klagen, als was ich ſagte; aber was dann aus ihm wird, wenn ſie ihn zum Rathsherrn machen und was er drinnen mitmachen muß und Schlechtes allerhand lernt, ſelb weiß Gott! das ſtehe ich nicht aus. Es iſt mir nicht einmal wegen mir, es iſt mir wegen Hans, er muß es büßen und kömmt um ſeine arme Seele. Wenn die ihn ganze Wochen lang in den Fingern haben, ſo werden ſie ihm die Religion bald ausgeredet haben, wie ſchon Andern mehr. Da duldete es mich nicht länger, ich mußte mit Dir reden. Ich ſage nichts mehr; that er mir ſelb Mal den Gefallen nicht, er thäte ihn jetzt auch nicht. Aber Benz und er ſind ſo wohl für einander; wenn Benz ein Wort mit ihm redete, ich dächte, es fehlte nicht, er thäts Benz zu Gefallen. Und thut ers nicht, ſo bringt er mich ins Grab.

Liſi hatte großes Mitleid mit dem Jammer der Freundin. Wenn Meiner es mir ſo machen würde, ich ſtünde es auch nicht aus, dachte es. Aber Liſi hätte es ausgehalten, denn Liſi war von ſtärkerem elaſtiſcherm Holz und verſtund etwas vom Regieren. Liſi verſprach mit Benz zu reden, tröſtete die Freundin, ſo daß dieſe recht aufgerichtet ſich erhob, die Inſpektion mit der Betrachtung der Schweine beendigte und glücklich wieder in der Stube, von wo ſie ausgegangen, landete. Hier war das Abendeſſen bereitet und Gretli nach den Männern geſandt, daß ſie kämen, ehe Alles kalte. Dieſe waren unterdeſſen auch herumgeſtiegen, hatten die mannigfachen Saaten beaugenſcheinigt, waren ſelbſt bis in den Wald gekommen, wo Benz gerne und mit Stolz ſeine prächtigen Tannen von allen Altern und üppigen Buchen zeigte. Sie beſprachen nebenbei Manches, aber die Politik ließen ſie links. Sie waren in derſelben weit auseinander gekommen. Hunghans war durch ſeine Stelle als Amtsrichter und zeitweiliger Stellvertreter des Präſidenten in den Strom des Tages gekommen und ward luſtig von deſſen Wellen getrieben. Seit Jahren war es Sitte, daß jeder Tagſatzung irgend eine politiſche Frage vorgeworfen wurde, wie einem Hunde, der einſchlafen will, ein Bein. An ſolche Fragen wurde das zeitliche und ewige Heil der Schweizer geſetzt und alles aufgeboten, die Gemüther daran zu erhitzen, das eingefrorne Schweizerblut in einen glühenden Strom verzehrender Lava zu verwandeln, der von des Teufels Knechten geleitet werden konnte über jedes beliebige Land, bis der gleiche Brand ganz Europa überfluthet. Dieſe Fragen betrafen gewöhnlich die Verhältniſſe der Schweiz zu irgend einem gekrönten Haupte, bald einem geiſtlichen, bald einem weltlichen, waren ſogenannte Lebensfragen, an welchen man das politiſche Leben der Einzelnen maß und würdigte, auf welche man des Landes Exiſtenz zu ſetzen ſuchte, und waren zumeiſt nicht einen halben Batzen werth. Nun verſtand Hunghans von der ganzen Auswärtigkeit keinen Pfifferling; die ſtaatlichen Verhältniſſe waren ihm ſo unbekannt als die Geographie der Sonne. Er war ein guter Gemeindsmann. Ward er ausgeſchoſſen, hier und dort um Gemeindeangelegenheit zu beſorgen, ſo machte er ſeine Sache vortrefflich; aber wenn er als Geſandter nach Rom zum Papſt geſchickt worden wäre, ſo wäre ſeine Verlegenheit ſehr groß geweſen, nach welcher Himmelsgegend er ſich zu wenden und in welcher Sprache er für einen Dollmetſch zu ſorgen hätte. So war es damals, ſo iſt es übrigens noch jetzt. Aber das hinderte Hans durchaus nicht, ein ſehr eifriger Politiker zu ſein und ſeine Grundſätze, wie er das nannte, was ihm eingebläuet wurde, eifrigſt zu verbreiten.

Hans hielt eine Zeitung, verſteht ſich das Organ der herrſchenden Partei, doch war dieſe nicht der Hauptborn ſeiner Weisheit, ſie war ihm blos das Handbuch, aus welchem das Kind nicht viel machen kann, wenn nicht Einer da iſt, der dollmetſcht und daſſelbe ihm verſtändlich macht. Dieſer Dollmetſch war eben der Regierer und auch der Präſident. Aber der Regierer hatte eine viel größere Gabe, ſich Glauben zu gewinnen, und ſicher ſaßen nie gläubigere und ſchlotterndere Kinder um ihre Kindermagd, wenn ſie ihnen erzählte vom Teufel und ſeiner Großmutter, von böſen Geiſtern und Geſpenſtern, als die Amtsrichter um dieſen Regierer, wenn er ihnen die

Tagesfragen auseinanderſetzte, und von den Teufeln den Ariſtokraten, Städtern und Päpſtlern (Jeſuiten waren damals noch nicht im Schwunge) ſprach. Sie zitterten wie Eſpenläuber und glühten wie Glätteiſenſteine und immer wie der Regierer wollte. Schlotter und Gluth trugen ſie dann aufs Land hinaus und aus beiden gabs einen glühenden Schlotter oder eine ſchlotternde Gluth, je nachdem das eine Element oder das andere vorzog. Deswegen waren die Erlauchten ſo oft und ſo lange unter den zu Erleuchtenden, nebenbei that ihnen der Wein auch wohl, und das Spiel gefiel ihnen nicht ſchlecht. So that ein Theil dem andern wohl, die Einen labten ſich leiblich, die Andern geiſtig. Wie eine Katze, welche Junge hat an einem verborgenem Orte, dieſelben des Abends beſucht, mit weblichem Miauen empfangen, zu den Jungen ſich legt, bei ihnen die ganze Nacht liegen bleibt, während die Jungen an ihren Brüſten ſaugen, gierig ſie ausſaugen, ſo ungefähr war das Verhältniß. Man hätte auch ſagen können, wie hungrige Vögel den alten Vogel mit aufgeſperrten Schnäbeln empfangen, ſo ſei es geweſen. Nun paßt Beides darin nicht ganz, daß die jungen Vögel einſtweilen im Neſte bleiben und verdauen, bis ſie ſtark zu eigenem Fluge geworden, während die Amtsrichter nach ſtattgehabter Fütterung ausflogen und alsbald wieder von ſich gaben, was ſie empfangen hatten unverdaut. Daß ſie aber zu eigenem Fluge nicht erſtarkten, ſondern alle vierzehn Tage oder längſtens alle drei Wochen vom alten Vogel geſpeiſet werden mußten, in Extrafällen noch viel öfters.

So wars im Bezirk Schloindgen der Fall. Wir wiſſen daneben wohl, daß es an andern Orten ganz anders war, die Amtsrichter nicht junge Vögel waren, die ihr Lebtag von einem alten Vogel geätzt werden mußten, ſondern ſelbſtſtändige, ehrenwerthe Männer. Hie und da gab es auch unter den Amtsrichtern alte Vögel.

Benz ſtand nicht in dieſem Lager, wie man heut zu Tage ſich auszudrücken pflegt. Benz war ein rechter Bauersmann, der nicht ſtettig am Alten hängt, aber das Neue erſt vorſichtig prüfen will, ehe er deswegen Mühe und Koſten hat, der nicht jeder Narrheit nachläuft, die als das Beſte und Nothwendigſte auspoſaunet wird, ſondern um ſo mißtrauiſcher den Kopf ſchüttelt, je lauter man eben poſaunete. Er war der Reform auch ergeben, er wünſchte immer Verbeſſerungen; es dünkte ihn in der That nicht recht, daß nur die Einen regieren und die Andern nur gehorchen und zahlen ſollten und zwar von Rechtswegen. Er hatte ſich bei der Reform auch einigermaßen betheiligt; aber er meinte dabei nicht, daß jetzt wiederum nur die Andern regieren ſollten und die Einen nicht, ſtatt ſolcher, die berneriſch redeten, die, welche nur bieleriſch könnten oder nidauriſch, ſtatt denen mit ſchwarzen Haaren die mit weißen, ſtatt denen, welche hott wollten, nur ſolche, welche links liefen, ſtatt den Reichen die Hudeln, ſtatt den Geſeſſenen Vagabunden, ſtatt Frommen Heiden. Er meinte es ungefähr, wie es Jethro meinte, als er Moſes den Rath gab: Siehe Dich um unter dem ganzen Volke nach tapfern, gottesfürchtigen, wahrhaftigen, geizhäßigen Männern und ſetze über ſie Oberſte, die ſollen das Volk richten. Wirſt Du dieſes thun, ſo wirſt Du beſtehen können und auch das ganze Volk und an ſeinen Ort kommen mit Frieden. Etwas mehr lernen, um beſſer durch die Welt in den Himmel zu kommen als vernünftige Weſen, ſei nicht bloß gut, ſondern thue wirklich Noth, ſo meinte Benz. Daß man lernen müſſe, um von der Arbeit weg ohne Mühe zu viel Geld zu kommen und um des Glaubens los und ledig und ein ſogenannter Herr zu werden, das meinte er aber nicht. Nach und nach ſah Benz, daß es nicht ging, wie es ihm wohlgefiel. Das ewige Rütteln und Schütteln behagte ihm übel, denn dabei komme nichts heraus, ſo wenig als es gute Erndten geben könnte, wenn es immer erdbebnete oder wenn man immer mit dem Pfluge im Felde wäre und ackerte. Der Landmann und alle Gewerbe müßten darunter leiden, am meiſten das Land. Sobald politiſche Fragen auf dem Tapet ſeien, hätte man keine Zeit mehr für das, was dem Lande ſo noth thäte, bekümmere ſich um gar nichts mehr, ſondern ſtehe in den Kaffeehäuſern herum und brülle, was in die Haut möge. Ein heillos Geld werde verſchleudert, weil man untaugliche Leute wähle, nur weil ſie die rechte Farbe hätten. Dieſe könnten machen, was ſie wollten, es ſei Niemand da, der ihnen auf die Finger ſehen wolle oder könne, eins von beiden, es ginge ſonſt an den Amtsſchaffnern nicht ſo viel verloren. Ja, was man machen müſſe, ziehe man auf die Politik, mache jede neu anzulegende Straße zu einer politiſchen Frage, ziehe ſie nicht der kürzeſten Linie oder dem bequemſten Terrain, ſondern dem Land und den Häuſern der Großräthe nach. Auch die Schulen fange man an auf die Politik zu ziehen, ſtatt auf die Religion, mache die Kinder hochmüthig ſtatt demüthig, entfremde ſie dem Hauſe und lehre ſie die Eltern verachten, führe alles aus, was die Eltern wüßten und thäten, abſonderlich die Bücher, welche ſie im Hauſe hätten als die rechte Seelenſpeiſe. Mit den Wirthſchaften ſauge man das Land aus, mit der ſchlechten Polizei verderbe und verführe man die Leute, die guten Gemeinden plage man, die ſchlechten laſſe man wirthſchaften nach Belieben, ſo wie man die ſchlechteſten Halunken behandle wie Kameraden, die Rechtſchaffenen dagegen wie Feinde und Schurken. Man dürfe es nicht ſagen, aber es ſei doch faſt ſo, als ob das Sprüchwort hieher paſſe: Gleich und Gleich geſellt ſich gerne. So klagte Benz, hatte deswegen mit Hunghans manchen Strauß gehabt, der Alles in Schutz nahm und vertheidigte und meinte, das müſſe ſo ſein, das könne gar nicht anders ſein. Sieh, das geht nicht mehr wie ehemals; das war gut, wo es Landvögte gab, aber jetzt iſts anders, jetzt kann man nicht mehr ſo fahren wie ehedem, das würde auf dieſe Zeit paſſen wie eine Fauſt aufs Auge. Alles auf einmal kann man nicht machen, man muß billig ſein. Geduld, es wird ſchon noch gut kommen, aber eins nach dem andern, nicht Alles auf einmal. Und wer Freude hat am Klagen, wird immer was zum Klagen finden. So fertigte Hans den Benz ab und konnte nicht hindern, daß ihm nicht unwillkürlich das Bewußtſein durchſchimmerte, er, der Amtsrichter, verſtehe die Sache, begreiflich; und Benz, der immer auf ſeinem Hofe ſitze, begreife die Sachlage begreiflich nicht. Benz merkte das wohl, ließ ſich aber auch nicht gerne ſo unter dem Bein durch und von oben herab abfertigen; er mied daher, mit Hans über ſolche Dinge zu reden. Zwei Bauern haben ſonſt Sprechſtoff genug. Zwar mag es wirklich Manchem gehen wegen Reden über Politik, wie man es mit dem Eſſen der Kartoffeln hat. Was aßen die Leute, als ſie noch keine Erdäpfeln hatten, wird viel gefragt; mein Gott, was ſoll ich kochen, wenn ich nicht Kartoffeln habe, wird viel geklagt. Mein Gott, von was ſprachen die Menſchen, als ſie noch nichts von Politik wußten, und mein Gott, von was ſollte ich reden, wenn ich nicht von Politik reden ſoll? kann man jetzt fragen.

Sie hatten indeſſen intereſſant den Nachmittag verbracht ohne Politik und kamen jetzt zu ihren Weibern in gutem Frieden. Liſi mußte ſich recht zwingen, Hans mit freundlichen Augen anzuſehen und nicht zu ſticheln. An einem einzigen Worte hätte Hans ja merken können, daß ſeine Frau geklagt, denn wer ein böſes Gewiſſen hat, hat gewöhnlich auch eine feine Naſe. Gretli, die älteſte Tochter, wartete auf. Gretli war ein flinkes anſtelliges Mädchen, hatte Augen, die was ſahen, Glieder, die ſich rührten, einen Verſtand, der gut begriff, war hübſch, ſein Vater reich, und was will man mehr von einem Meitſchi? So meints die Welt! Wir meinen es anders, wiſſen noch was, ohne welches wir das hübſcheſte und reichſte Meitſchi nicht mit einem Stecklein anrühren möchten. Doch davon wollen wir jetzt nicht reden, bloß ſagen, daß dieſes, was wir meinen, Gretli nicht fehlte. Gretli war Hunghanſe Frau, Gritlis Pathenkind oder Gotteli, hatte von ihr auch ſeinen Namen empfangen. Gritli betrachtete Gretli mit feuchten freudigen Augen, hatte immer ein freundlich Wort für daſſelbe und noch durch die Thüre ſchien ſie ihm nachſehen zu wollen. Gritli hatte ſein Gotteli ſchon als ein kleines Kind zu ſeiner Sohnsfrau gemacht und faſt mehr Freude an ihm gehabt, als an den eigenen Kindern. Gretli hatte ſich auch mit beſonderer Anhänglichkeit der Gotte angeſchloſſen. Wenn es ſie auch nicht ſo lieb hatte wie die eigene Mutter, ſo galt ihm doch ein freundlicher Blick, ein freundlich Wort der Gotte mehr als von der Mutter; Monate lang vergaß es es nicht. Ob Gretli dabei noch weiter dachte, ob es über die Mutter weg nach dem Sohne ſchielte? — Meitſcheni, was meint ihr, that es das? Und wenn es es that, war das nicht ſchlecht, ſchrecklich, pfi Tüfel! Liſi wußte, was ihre Freundin dachte, war damit einverſtanden, ohne daß ſie darüber viele Worte verloren. Liſi ſaß da in mütterlichen Stolz gehüllt, ließ Gretli machen, muſterte es bloß zuweilen mit einem kurzen ſcharfen Wort wie ein guter Inſtruktor ſeine eingeſchulten Hauptleute, Majoren und Kommandanten. Die Gotte konnte ſich nicht enthalten, zu bemerken: Nit nit, Du biſt zu ſcharf mit dem Meitſchi. Das macht ja mehr als ihm möglich iſt. Denk wie jung und ob wir in dieſem Alter gemacht hätten was es. Du biſt glücklich, daß Du Meitſcheni haſt, die für Dich einſtehen und nicht Buben, von denen man nichts hat als Verdruß. Da ſah Hans auf, Liſi fiel mit einer guten Frage dazwiſchen und Gritli verſchloß ihr jammervolles Herz wieder, welches unwillkürlich aufgeſprungen war. Gretli war der Blitzableiter und Liſi erzählte, was es Alles mache, freilich mit einigen Gloſſen über Schlechtigkeit und Vergeßlichkeit der Jugend, und wie dann doch Jemand hinter ihm ſein müſſe, der den Tätſch gebe. Von wegen ſo ein Meitſchi werde denn doch nicht gehörig äſtimirt und könne oft lange befehlen, ehe Jemand ihm gehorche.

Als das Meitſchi mit Auf- und Abtragen fertig war und

Vierzehntes Capitel.

Gritli ſchließt die Badekur und macht eine Ueberraſchung und Liſi will grad machen, was krumm iſt, kömmt aber nicht ins Klare und kann darum nicht.

Einen Tag lang oder zwei lebte Gritli wohl an dem Beſuche, am Erzählen, was das für reiche und vornehme Leute geweſen und wie nahe ſie verwandt ſeien und daß ſie, ſo Gott wolle, noch näher verwandt werden würden; lebte wohl an den Aergerniſſen, welche die zweite Sorte an ſolchen Erzählungen erzeigte, an ihrem Naſenrümpfen über Liſi's Manieren, welche ſo bäuriſch und grobäniſch ſeien, daß man wohl ſehe, die Frau habe durchaus keine Bildung. Dann entſtunden merkwürdige Diſputationen über Bildung, was ſie ſei und was ſie nütze. Wir wollen dieſe Diſputationen dießmal nicht mittheilen, ſondern bloß bemerken, daß man den Mangel an Bildung gewöhnlich ſo bezeichnete: ſie rede ſo grob und wiſſe nichts zu ſchwatzen als von Hühnern und Kühen; der merke man es an, daß ſie nichts leſe als etwa das Fragenbuch und die Kinderbibel. Darauf ward dann erwidert: mit Schwatzen und Romänli leſe ſei ein Bauernhof nit gewerchet, eine Haushaltung nicht gemacht, und man hätte nie gehört, daß die Meitſcheni, welche am zimpferſten hätten thun können, die beſten Weiber geworden ſeien.

Es gibt wohl wenig Worte, welche ſo lächerlich angewandt, ſo ſeltſam begriffen werden als das Wort: Bildung. Es iſt zwiſchen Bildung und Bildung ein viel größerer Unterſchied als zwiſchen Flittergold, Goldſchaum und echtem maſſivem Golde, als zwiſchen einer Trödlerboutique und einem Waarenlager von ſoliden neuen Stoffen. Unter Bildung verſteht man allgemein Manieren und Wiſſen, welche nicht unmittelbar durch den Stand, welchem man angehört, nothwendig gemacht werden, nicht durch das Handwerk oder den Beruf, welchem man angehört, bedingt ſind, ſondern über dieſe Schranken irgendwie hinausreichen. Daß nun das wunderlichſte Zeug unter dem Namen Bildung paſſiren will und daß der Eine mit Reſpekt von einer Bildung redet, über welche ſich ein Anderer den Buckel voll lacht, begreift man. Am widerlichſten iſt die Bildung, worin lauter Negation oder Gottloſigkeit, einige Witze und einige Stücke aufgeſchnappten Wiſſens ſchwimmen, eine Waſſerſuppe mit einigen dünnen Scheibchen Brod, rari nantes in gurgite vasto. Ehedem war dieſe Bildung ein Vorrecht der Müſterler oder commis voyageurs, jetzt machen ſie ihnen viele Schulmeiſter und einige Leutenants ſtreitig. Eine andere iſt die, wo man Zuckermäulchen macht und dummes Zeug lieſt und dummes Zeug ſchwatzt, hinten und vornen nichts weiß, am allerwenigſten etwas von dem, was man in den Schranken ſeiner Lebensweiſe kennen ſollte. Dieſe Bildung iſt vorzüglich weiblicher Art, erſtreckt ſich von den oberſten bis in die unterſten geſellſchaftlichen Schichten, wird aber am ſtärkſten von denen geritten, die noch etwas mehr ſcheinen möchten, als ſie ſich ſelbſten dünken. Die Weisheit, die von innen herauskömmt, an vernünftigen Gedanken ſchafft und ſie weiht mit höhern Gefühlen, iſt aus der Mode gekommen. Wer andächtig hinauf in die Sterne ſchaut, mit Ehrfurcht erhabene Namen nennt, in Demuth ſich beugt vor dem Allerhöchſten, den begreift man nicht, darum lacht man ihn aus. Mit offenem Maule hörte man Einem zu, der den Durchmeſſer der Erde angeben kann und das Gewicht der Sonne, der ſagen kann, wie ſchnell die Erde läuft und wie die Berge im Mond heißen, und was ein Demokrat ſei und wie, wem das Leben gegeben worden, das Recht habe zu fordern, daß man es ihm auch erhalte und wo möglich mit großen Paſteten, und wenn das nicht möglich, ſo doch mit kleinen. Das iſt Bildung, ſo wird ſie verſtanden vernehmlich praktiſch, und wie glücklich ein Menſch im Bewußtſein des Beſitzes ſolcher Bildung iſt, noch glücklicher als ein Büblein in den erſten Hoſen, kann man alle Tage auf der Landſtraße ſehen. So war große Meinungsverſchiedenheit im Bade über Bildung an ſich und der Werth dieſer Bildung, und zwar eine ſo große, daß an eine Einigung nicht zu denken war; die Standpunkte, welche die Parthien eingenommen hatten, lagen zu weit auseinander, es war als ob man ſich vom Faulhorn und vom Rigi aus kanoniren wollte. Solche leere Kanonaden werden zuweilen lange fortgeführt, wenn beſondere Gründe vorhanden ſind, doch ohne Reiz und Aufregung. Das erfuhr Gritli. Schon am dritten Tag war aller Reiz verſchwunden und es ward ihm öd und leer im Gemüthe, es kam ihm vor, als ſei alles im Bade ſchwarz geworden über Nacht;

als ſei Gift im Waſſer, ſo ſchauderte Gritli bei jedem Schluck erbärmiglich. Da konnte es nicht mehr bleiben, es mußte heim. Am Dienſtag nach dem Beſuch ſchrieb es, man ſolle es holen, wenn man es noch lebendig haben wolle. Am Freitag ſaß es in die Poſt und fuhr heim. Einen Tag noch da, ſo tödte es ihns, dünkte ihns, ſagte es. Im Hunghafen hatte man Bericht erhalten von der Ankenballe, Gritli ſei nicht übel zweg und laſſe Alle grüßen, es dünke ihns, es fange an zu beſſern; der Beſuch hätte ihm allerdings wohlgethan. Drei Tage darauf kam der Brief mit dem Befehl, ihns ſchleunigſt abzuholen, wenn man es noch lebendig heimhaben wolle. Der Brief erregte bei den beiden Hanſen einen großen Unwillen. Daraus könne man ſehen, wie wunderlich die Mutter ſei, heute dünke es ſie ſo, morgen ſo, alle Tage anders. So ſchnell beſſere oder böſe es einem Menſchen nicht, ſelb ſei nicht erlebt worden. Aber Benzens würden über allerlei getätſcht haben, das ſei der Mutter ins Haupt geſtiegen, das laſſe ſie oben nicht mehr leben. Wie mißtreu die ſei, könne kein Menſch begreifen; das ſei eigentlich ihre Krankheit, wenn ſie die Sache nehmen würde wie andere Leute, ſo fehlte es ihr nirgends, ſie wäre ſo geſund als die Andern. Von dieſer Krankheit helfe ihr kein Bad und kein Doktor, für die ſei nichts gut als der Tod. So preſſiren werde es nicht, man müſſe erſt das Nöthigere machen, ehe man wieder im Lande herumfahre.

Am folgenden Tag, als ſie zu Abend aßen, ging die Thüre auf und unter derſelben ſtund Gritli. Hei, wie die Mägde aufſchrieen, kein Geſicht war, welches nicht blaß wurde, denn alle dachten nichts anderes, als Gritli ſei geſtorben und künde ſich. Als es anfing zu reden, da merkten ſie, daß es das lebendige Gritli ſei, aber Gritli merkte ebenfalls die allgemeine Beſtürzung und die darauf folgende kalte Begrüßung, empfand das bitter und ſagte bitter: Ich ſehe wohl, ich komme unwerth, ihr hättet mich lieber gar nicht mehr geſehen! Habt nur noch ein klein wenig Geduld, ſo komme ich euch aus den Augen. Die Badefahrt hat ſomit weniger genützt als gekoſtet, antwortete der ältere Hans. Schweig nur, ſagte Gritli, es wäre Niemanden leider geweſen als dir ſelbſt, wenn ſie viel abgetragen hätte; die Koſten werden dich daher nicht beſonders reuen. Uebrigens ging es aus meiner Sache ſo gut als aus deiner. Knechte und Mägde, das Peinliche dieſes Geſprächs fühlend, brachen auf. Benz lenkte ein, fragend nach der Urſache der

Ueberraſchung, hinderte gröbern Ausbruch, aber die neu aufgeregte Bitterkeit blieb, wurde alle Augenblicke flüſſig. Daß auch Liſi erſchrak, als es die plötzliche Ankunft Gritli's erfuhr, kann man ſich denken. Jetzt iſts fertig, ſagte es. Im Hunghafen hatte man ſich wohl gehütet, Beſcheid zu ſenden nach der Ankenballe, aber ſo was Merkwürdiges läuft ſchneller als der Wind, faſt ſo ſchnell als die galvaniſchen Telegraphen. Es hatte ſich nämlich das Natürliche mit dem Wunderbaren ſeltſam gemiſcht, und es lief eine Erzählung um, aus der man nicht recht klug wurde, ob Gritli erſt todt erſchienen und dann lebendig nachgekommen, oder lebendig gekommen und dann in einen Geiſt ſich verwandelt habe. Das Alles ſei geſchehen, weil man ſo übel mit Gritli umgehe, darum ſei ihm vergönnt worden, als es ſo unwerth gekommen, als Geiſt davon zu fahren. Liſi machte ſich alsbald nach erhaltener Nachricht auf, und als es mit ſtarken Schritten dem Hunghafen nahte, ſah es der jüngere Hans von weitem und rief: Der Teufel muß doch Alles herbeitragen; z'beſte iſt, man gehe, der Teufel weiß, wer Alles noch nachkommt. Somit ließ er fallen, was er in den Händen hatte, und drückte ſich. Er war ein ſtarker Kriegsheld, aber Liſi auf Schußweite nahe kommen, ging über ſeinen Heldenmuth, abſonderlich wenn derſelbe noch nicht begoſſen war.

Dem älteren Hans ward es nicht ſo gut, der lief Liſi gerade in die Hände. Als er Liſi's Frage nach Gritli beantwortet hatte, wollte er weiter. Höre, Hans, ſagte Liſi, ſei doch ſo gut und gehe dießmal nicht fort, ich habe mit dir zu reden. Es ſei ihm leid, ſagte Hans, aber er habe eine Verrichtung. He nun, antwortete Liſi, wenn du nicht warten magſt, ſo kann ich meine Sache mit kurzen Worten machen, zürn es dann aber nicht, wenn ſie nicht glatt gedreht ſind wie Seidengarn. Allem an iſt Gritli gekommen, um zu ſterben. Was es heimgetrieben, weiß ich nicht, denn als wir dort waren, dachte es gar nicht ans Heimkommen. Darum hätte ich lieber zuerſt mit ihm geredet als mit dir. Von dem, was dahinten iſt, will ich nicht reden, was gemäht iſt, iſt gemäht. Aber jetzt hör, Hans, ſei mir manierlich mit deiner Frau, geh nicht mit ihr um mit ſchnöden Worten und Widerwillen, daß ſie ſieht, wie du nicht warten magſt, bis ſie dir ab den Augen iſt. Sie ſoll ihre Sache haben, wie ſie ſie immer gehabt, ihr ging nichts ab, ſie konnte nehmen und brauchen, was ſie wollte, es ſagte Niemand was dagegen. Es iſt dann nicht, Baſe, daß man hier keinen

Verſtand hat, bis eine Frau kömmt und uns ihn macht, antwortete amtsrichterlich der Amtsrichter. Höre, Hans, ſagte Liſi, du weißt wohl, was ich meine; ich kam nicht, um mit dir z'worten und z'leerem zdisputiren. Spare deine ſauren Augen und böſen Worte, das iſt keine Speiſe für kranke auszehrende Menſchen. Du brauchſt dir nicht lang Zwang anzuthun, aber lang hat zu büßen, wer an ſolchen Menſchen ſich verſündigt. Sterben wirſt du wohl auch einmal müſſen, und an die Ruhe wirſt doch auch gerne wollen. Da laß mir den Kummer über, ſagte Hans. Was ich bei Lebzeiten mache, das weiß ich, habe deretwegen nicht Kummer, und wenn ich einmal geſtorben bin, wird es mich erſt nicht mehr plagen, ſelb weiß ich. Nein, ſelb weißt du nicht, ſagte Liſi, wenn du ſchon Amtsrichter biſt. Es könnte eine Zeit kommen, wo du hier und dort pläreteſt über das, was du hier gethan, ohne zu wiſſen, was du thateſt. Doch wie geſagt, worten will ich nicht mit dir. Nur das will ich dir ſagen, ſei gut gegen Gritli, ſonſt verbrülle ich dich das Land auf das Land ab als e Ubung gegen die erſte Frau, daß du keine zweite kriegſt, daß jede den Böſen ſelbſt angenehmer fände als dich. Mache, daß dein Bub, der Hans, es auch thue, ſonſt mache ich ihm das Gleiche. Den nimm ins Auge, das iſt ein Kalb, wenn er ſchon Leutenant iſt oder gar Hauptmann, und thuſt du dem den Ringgen nicht ein, ſo kriegſt du von dem eine Ohrfeige, daß du über d'March ausfährſt, zähl darauf.

Was hat dir denn der zuwider dienet, frug Hans ſpöttiſch. Wenn er nicht mein Vetter wäre, gar nichts, denn er kam mir die längſte Zeit nicht unter die Augen, fuhr Liſi ergrimmt auf. Aber weil er mein Vetter iſt, ſo muß ich mich ſeiner übel ſchämen, und wenn du ein Vater wäreſt, wie es ſich gehörte, thäteſt du es auch und ſteckteſt ihm den Nagel. Was macht er denn Schlechtes, gib hervor, wenn du was weißt, es thäte mich ſehr wunder nehmen? frug der Amtsrichter. Ungefähr was du, und ſomit wird es nichts Böſes ſein, ſagte Liſi gemeſſen und zündete dem Amtsrichter mit ſeinen Augen ins Geſicht, daß daſſelbe ganz roth ward, dann ging es Gritli ſuchen, und wohin der Amtsrichter ging, wiſſen wir nicht.

Als Gritli Liſi ſah, floß ein ſeltſames Gemiſch von Jammer und Freude ihm über die Zunge; leider war der Jammer nachhaltiger und floß bald ungemiſcht. Es konnte ſich nicht tröſten über den böſen Empfang und daß ſie gar gemeint, es erſcheine todt, und daß man keine Anſtalten gemacht, ihns abzuholen, und daß ihm ſeither Niemand ein gut Wort gegeben als Benz, uad ihm noch Niemand anerboten, zum Doktor zu gehen und ihm zu ſagen: es ſei da. Es war nicht Liſi's Sitte, wie es Vieler Sitte iſt, Oel ins Feuer zu gießen. Liſi hatte nicht Freude am Zank, ſondern am Frieden, ſprach Gritli beſtens zu und ſuchte es zum Lachen zu bringen, denn es iſt wohl nichts, welches Zorn und Bitterkeit raſcher verzehrt und macht, daß die Stimmung raſch umſpringt, wie um Tag- und Nachtgleiche der Wind, als ein heiteres Lachen. Aber du Thori, ſagte Liſi, es wäre mir ſelbſt nicht viel beſſer ergangen. Du ſchreibſt einen Brief, man ſolle dich holen, und buſch fährſt du ihm nach wie eine Hex auf dem Beſen und ſtehſt ihnen da unter der Thüre, mir nichts dir nichts. Ich hätte grad ausbrüllet und nichts anderes geglaubt, als du ſeieſt geſtorben und kündedeſt dich. Denn erſt ſo nöthlich thun, wie man ſchwach ſei, und dann da vor einem ſtehen, da muß man ja glauben, es ſei der Geiſt. Aber warum macht Hans ſeither immer ein ſauer Geſicht? Ich will wetten, wenn ich geſtorben geweſen, er machte ein ganz anderes, ſagte Gritli. Hör, Gritli, ſagte Liſi, mußt es nicht ſo nehmen, ſo machſt du die Sache ſelbſt bös, ſchlimmer als ſie iſt und ſchadeſt dir ſelbſt. Du mußt nicht Sachen dazu dichten, die gar nicht ſind, und muthwillig ſo dich ſelbſt quälen. Probir, denk einmal das Beſſere und nicht immer das Böſere. Sieh, darauf kömmt ja alles an, wie man die Sache anſieht, ob böſer oder beſſer. Beſinn dich, was der Heiland ſagt: das Auge iſt des Leibes Licht; wenn nun dein Auge einfältig iſt, ſo wird dein ganzer Leib Licht ſein. Wenn aber dein Auge neidiſch iſt, ſo wird dein ganzer Leib finſter ſein. Wenn nun das Licht, das in dir iſt, Finſterniß iſt, wie groß wird dann die Finſterniß ſelber ſein. Zürn nit, Gritli, du biſt gruſam mißtreu, ſuchſt hinter Allem etwas, wo nichts iſt, und luegſt z'Sach nit einfältig an, wie ſie iſt, darum macht dich alles unglücklich, was du ſiehſt, gerade ſo, wie das beſte Kaffee einem ſchlecht dünkt, wenn man ein bitter Maul hat. Ach was kann ich dafür, jammerte Gritli; Er iſt ſchuld daran. Warum hat er mich nicht mehr lieb? O, wenn er mich lieb hätte, es wär Alles anders; es iſt Alles erſt ſo worden, ſeit er mich nicht mehr lieb hat. Wenn er mich lieb hätte, ich hätte nicht Urſache mißtreu zu ſein, würde die Sache auch anders nehmen, ich könnte mich in Alles ſchicken. Aber Gritli, zürn mir recht nicht, ſagte Liſi, Gritli, meinſt, das ſei der Weg, daß er dich wieder liebe, wenn du immer mit ihmraueſt und ihm ein Geſicht machſt, als hätteſt du abgeſtandenen Eſſig getrunken. Wer weiß, wenn du freundlich wäreſt und dich nichts merken ließeſt und guten Beſcheid hätteſt immerdar, wer weiß, ob er ſich nicht änderte und es dir wohlete. Mach's, wenn du kannſt, ſagte Gritli. Aber halteſt du es auch mit ihm, daß du den Fehler bei mir ſuchſt? Er wird dir geklagt haben über mich. Allweg haſt du dich geſäumt vor dem Hauſe, er wird mit dir geſprochen haben. Das hätte ich doch nicht geglaubt, daß ich das erleben müßte, daß auch noch du von mir abfieleſt. Und es begann ſtark zu tropfen bei Gritli. Aber, mein Gott, iſts möglich! fuhr Liſi auf und war drauf und dran böſe zu werden. Nein, los, Gritli, ſo ſei mir nicht, ſagte Liſi. Wie lieb du mir biſt, weißt du, darum ſagte ich, was ich glaubte, es ſei gut und diene zum Frieden. Was kömmt beim Aufgauslen und Zwegſtüpfen heraus, macht man die Sache beſſer? Nein, Gritli, hätte geglaubt, du hätteſt beſſern Glauben zu mir, ich hätte Urſache über dich zu klagen. Wenn du ſo mißtreu gegen mich biſt, wie mußt du es erſt gegen Andere ſein? Nein, ich halte dir fry dr Gottswille a ſei nicht ſo, du plageſt dich ja am meiſten ſelbſt damit. Denk immer bei Allem, es ſcheine böſer als es ſei, nimms wie's chunt, glaub, wir können wenig zwängen, es iſt aber ein Anderer und der wird am Ende Alles wohl machen. Ja, ich merke wohl, ſagte Gritli, was du mir ſagen willſt. Ja, ich werde es nicht mehr lange machen, ich werde den Leuten bald aus den Augen kommen, dann bin ich allen Leiden ab und komme, ſo Gott will, einmal an die Ruhe, und ich weiß, die gönnt man mir, die gönnt man mir, nichts lieber als die. Und wenn ich geſtorben bin, wie geht es dann. Dann ſteht gar Niemand mehr zur Sache, Brauchen iſt Trumpf. Und wie lange gehts, ſo ſchleppt er Eine herbei, läuft eine Andere in meinen Kleidern herum und braucht meine Sache. O mein Gott, o mein Gott!

Schluchzen verſchlang die Stimme, ein Krampf drohte das arme Gritli zu erſticken. O Gritli, Gritli, was machſt du dir ſelbſt für Plage! Wenn du ſterben ſollteſt, lebt ja Gott noch. Kannſt du es dem nicht vertrauen, waltet er nicht nach ſeinem Willen, lebeſt du oder ſeieſt du geſtorben? So ſuchte Liſi zu tröſten; aber da tröſte Jemand, wenn es Nacht iſt in der Seele, in der Bruſt kein Athem, Waſſerbäche aus den Augen rinnen, Schluchzen den Körper auf- und niederſchnelt. Lange gings, bis Gritli wieder hörte und der Rede mächtig ward. Ja, ja, du haſt recht, ſagte es. Ich ſollte es mir graglych ſein laſſen, aber wenn ich es könnte! Ich mag wollen oder nicht, ſo muß ich dran denken, wie es geben wird, wenn ich nicht mehr bin. Darum muß ich immer denken, der liebe Gott meine es gut und nehme mich noch nicht. O mir wäre es viel wöhler, wenn ich an die Ruhe könnte, aber denk, Liſi, z'Sach, z'Sach, wer wollte dazu ſehen, ſehen, daß nicht Alles eines Tags verbraucht würde. Ja, wenn ein braves Söhniswyb da wär, da würde ich dem lieben Gott danken, wenn er mit mir zufrieden wäre und mich holte. Liſi ſprach dringlich zu, es ſollte ſich doch nicht plagen mit allerlei unnützen Dingen, ſich aller Sorgen entſchlagen und brauchen, was ihm gut dünke. Gritli wollte nichts verſprechen: Du haſt gut reden, ſagte es, du könnteſts aber auch nicht. Ja, wenn ich ein Söhnisweib hätte! Nun blieb es auf dieſem Capitel feſt ſitzen und meinte, weil Hans doch keine Anſtändige zu bringen im Stande wäre, denn welch bravs Meitſchi möchte den Uflath nehmen, meinte die Mutter, ſollten Benz und Gretli heirathen und Gretli hinunterkommen und die Haushaltung machen. So könnte ich es brichten über Alles. Ich könnte ihm auch meine beſten Sachen anhängen, denn das Recht werde ich doch haben, mit meiner Sache zu machen, was ich will, daß Hans nicht mehr viel fände, wenn er ein Menſch als Frau ins Haus brächte. Es blutete Liſi das Herz, daß Gritli von dieſen Gedanken ſich nicht losmachen konnte. Es bot ſeine ganze Gewandtheit auf, aber umſonſt; es mußte endlich verſprechen, in den nächſten Tagen einmal Gretli zum Beſuch zu ſenden. Es ſei Gotte, ſagte Gritli, und möchte das Kind einmal ſehen. Einen ſolchen Wunſch kann man einer Sterbenden, als ſolche ſah Liſi Gritli an, nicht verſagen, ſo gerne Liſi es gethan, denn es dauerte ihns das arme Kind um der Pein wegen, welche bei dieſem Beſuch ſeiner wartete.

Natürlich bezog ſich die Gewährung bloß auf den Beſuch, nicht auf die Heirath, denn dieſe wäre ihm vorgekommen, als ob es ein Lamm zur Schlachtbank liefere. Ob es je eine geben könne oder werde, das ſtellte es weislich in die Zukunft hinaus, dagegen war es nicht, aber die verhürrſchete Strange mußte ihm erſt entwirrt ſein.

Mit einem Herzen voll Elend ging Liſi heim, ſaß mehr als einmal ab, als ob es eine ſchwere Bürde zu tragen hätte. Das arme Gritli beelendete es unausſprechlich. Da könne man ſehen, was aus den Menſchen werde, dachte es; dem ſei es auch nicht an ſeiner Wiege geſungen worden, daß es einen ſolchen Austrag nehme. Das ſei das luſtigſte Meitſchi geweſen weit und breit, lauter Flanſen und Lachen, ein gutes Herz dabei, und verſchworen hätte man ſich, das könne ſein Lebtag nichts ſchwer nehmen. Es ſei allen Leuten werth geweſen, habe allen Leuten z'beſt geredet, die Eltern hätten es auf den Händen getragen, die Dienſtboten wären für ihns durchs Feuer gelaufen — und jetzt ſo zweg! Die ärmſte Frau, wo jedes Mahl vor den Thüren zuſammenleſen muß, iſt beſſer dran, und womit das verdient? Ich wollte noch nichts ſagen von ſeinem Verdruß, ſeinen Leiden, ſeinem nahen Sterben, das bleibt ja Alles bald dahinten. Aber daß ſein Herz ſo voll irdiſchen Grümpels iſt, es mit ganzer Seele und ganzem Gemüth an der Welt hängt, daß es da bleiben will, wo es doch nichts abbringt, daß es Gott nichts vertrauen darf und an ſeine alten Fetzen denkt und ſich darum ſo nöthlich kümmert, wem ſie noch zu gut kommen, ſelb grauet mir, ſelb iſt das Elend von allem Elend. Wie heißt es in der Schrift: Was ſoll aus der Seele werden? Soll die auch verloren gehen wie Gritli's ſchöne Zeit, und womit hat es ſich verſündigt, womit das verdient? Und ich war immer das Böſere und hatte ein ſcharfes Wort, wo Gritli ein gutes, und gſchirrte aus, wo Gritli dazu lachte und jetzt? Gott ſoll mich bewahren, daß ich mich rühme, wie die Phariſäer, ich weiß zu gut, daß ich eine arme Sünderin bin, aber das weiß ich auch, daß, wenn ich ſo zweg wäre, meine Kleider mir nicht in Sinn kämen, daß ich mich kaum darum kümmern würde, wer ſie nach mir trüge. Ich hätte Wichtigeres zu ſinnen, hätte ein beſſeres Vertrauen auf Gott, und ich kann mir nicht denken, daß ich nicht auch mehr Gewalt hätte daheim und daher beſſere Hoffnung für Alles, wenn ich davon müßte. Daneben weiß ichs nicht, man weiß nie, wie es einem bei dieſem oder jenem iſt oder wie man thut, bis man darin iſt. Es kommt oft ganz das Gegentheil, als man ſichs dachte; die Einbildung iſt groß bei den Menſchen, deſto kleiner wird gerne dabei der Menſch, davon hat man Exempel genug beim Weibervolk und beim Mannevolk. Wer weiß, an Gritli's Platz wär ich vielleicht noch böſer zweg? Aber warum kam ich nicht an Gritli's Platz, warum ging es mir nicht ſo, warum habe ich Urſache, Gott alle Tage auf den Knieen zu danken, daß ich ſo glücklich bin in alle Weg, daß es mir immer wie eine Sünde vorkömmt, wenn ich was wünſche oder über etwas klage? So ungleich geht es in der Welt und warum? Muß ich, was ich zu viel bekommen, an einem andern Orte entgelten, und ſoll Gritli auch noch drüben es entgelten, daß es hier ſo bös gehabt und darum auch ſo geworden? Ja, wenn man nicht einen rechten Glauben hätte an Gott, ſo käme man nicht daraus, und müßte glauben, z'Sach gehe ungerecht zu oder ung'fähr.

Aber die Sache war weder ungerecht noch kam ſie von ungefähr, ſondern ganz naturgemäß und vollſtändig nach der Ordnung Gottes. Gritli war ein luſtig lieblich Mädchen geweſen, die Eltern hatten es auf den Händen getragen, dienſtbare Geiſter ſorgten, daß ſeine Füße ſich nicht an Steine ſtießen, auf luſtigen Wellen der Welt ſchaukelte es ſich luſtig, an Wind und Wetter des Lebens ward ſeine Natur nicht gehärtet, der Körper an nachhaltige Anſtrengungen nicht gewöhnt, das Verwerchen von Widerwärtigkeiten im Gemüthe, das Ueberwinden ſeiner ſelbſten lernte das gute Gritli nicht, es war ein Blatt, mit dem leiſe freundliche Winde tändelten. Als es heirathete, war es anfangs ebenſo. Hans liebte Gritli, hatte auch Urſache dazu, war kein ſtrenger Hausherr, meinte nicht, es müſſe Alles eines Tages geſchafft und alles Ungrade grad gemacht werden. Indeſſen war Gritli auch eine Bauerstochter und wußte, was einer Bäurin wohl anſteht, dem ſchönen Stande war es nicht ſo entfremdet, daß es ſich deſſen Obliegenheiten ſchämte und untüchtig dazu war, es war nur nicht andaurend an dieſelbe gewöhnt. Es ſtund alſo auch als Bäurin ein, aber es ging ihm ſchwer, wie jede Arbeit, wenn ſie nicht Gewohnheit wird, es ging nicht Alles wie es wollte, es gab Widerwärtigkeiten aller Art, wie in jeder Haushaltung. Es kam in die beſchwerlichen weiblichen Zuſtände, welche körperlich und gemüthlich oft große Beſchwerden bringen und in welchen oft das arme Weib es beſſer hat als das reiche. Das Alles mißſtimmte Gritli und die Mißſtimmungen überwand es nicht. Es rückte ihm die Arbeit nicht, lief ihm nicht aus der Hand und weil es ſie doch gemacht haben wollte, ward es nie fertig, kam nie zur Ruhe, es war ihm als ſei es immer müde. Es iſt nichts, das eindringlicher auf das Gemüth zurückwirkt als die Pein der Müdigkeit. Das erfährt man am beſten auf Reiſen, wo ja die zärtlichſten Freunde uneins werden und ſo manches ehliche Glück in die Brüche gegangen iſt, oder wenigſtens einen Spalt bekommen hat.

Es entſteht ein körperliches und geiſtiges Mißbehagen, bei welchem Körper und Geiſt gleich reizbar werden, wobei, wenn das Uebel andaurend wird, oder chroniſch, wie die Gelehrten ſagen, ein Zuſtand wie der, in welchem Gritli ſich befand, leicht entſtehen kann und ſicher ſchon öfters entſtanden iſt, als man daran denkt. Gritli überwand die Welt nicht, ſondern die Welt überwand Gritli. Gritli war im mindeſten nicht gottlos, ſondern, wie es meinte, eine gute Chriſtin, hatte keinen Zweifel, glaubte Alles, was ihm geſagt wurde, das geglaubt werden müſſe, ja es glaubte ſicher noch darüber aus, und daß am Bonifaciustage das beſte Bohnenſetzen ſei, hätte ihm ſicherlich Niemand ausgeredet. Aber ſeine Religion war mit ſeinem Leben nicht zuſammen geknetet, lag gleichſam da, eine koſtbare Reliquie in koſtbarem Schreine, war nicht zur Kraft geworden, welche das Leben regierte, nicht zum Sauerteig, welcher das Leben durchdrang. Gritli hatte kein Laſter an ſich, aber Gritli wurde durch die wechſelnden Eindrücke der Welt beherrſcht, ein jeder herrſchte, bis ein anderer ihn vertrieb, es ward nach und nach nichts bleibend als der Reiz, der Schmerz, die Bitterkeit, welche jeder vertriebene Eindruck hinterließ und jeder neue Eindruck auffriſchte. Wer zählt die Herzen auf Erden, in welchen ähnliche Zuſtände walten, die von ähnlichem Weh durchſäuert ſind. Hoffentlich iſt dieſes Weh das Fegefeuer, wo die Seelen abbüßen müſſen ihr Verſchulden und zu Gnaden kommen, wenn es endet.

Anders ward Liſi erzogen. Auch Liſi war ein hübſches, reiches Mädchen, war aber das älteſte von mehreren Kindern und hatte eine ſcharfe Mutter und eine blinde Großmutter. Von früh an konnte es nicht müßig ſein, mußte her halten. Kein armes Kind in der ganzen Gemeinde mußte arbeiten wie Liſi, wie denn überhaupt bei uns durchſchnittlich arme Kinder weniger arbeiten als die reichen. Es mußte die kleinern Geſchwiſter überwachen und ihre Unarten ertragen. Wenn es ſich beklagen oder gar ſie ſtrafen wollte, oder auch wüſt that, weil ſie Alles machen konnten was ſie wollten und es dafür Alles austrappen mußte, erhielt es zur Antwort: Du ſollſt Verſtand haben, ſie haben noch keinen, was willſt; du biſt z'älteſt, ſollſt auch das witzigere ſein! Wenn es dann ſein kleines Herz ſo recht voll Neid und Bosheit hatte, flüchtete es ſich zur blinden Großmutter, welcher es ſehr lieb, die aber nicht blind am Geiſte war. Die tröſtete es dann aber mit Verſtand, Liebe und Gotteswort, lehrte es die Regungen des Gemüthes überwinden oder läutern und den rechten Grund von allen Dingen, ſagte ihm ein ſchönes Lied auf oder erzählte eine einſchlagende Geſchichte. Und wenn Liſi das Herz gar voll hatte, ſagte ſie: probirs, lieb ſie recht und ſei treu an ihnen, dann lieben ſie dich auch und kannſt mit ihnen machen was du willſt, und wenn du ihr Meiſter biſt, haſt du auch nichts mehr über ſie zu klagen. Nun in einem Tage ging das nicht, ſo was iſt weder ſchnupfen noch tubacken, aber am Ende ging es doch, und wenn die Kinder Niemanden mehr gehorchen wollten, ſo gehorchten ſie Liſi. Das war das erſte Werk, was es that, und das gab ihm einen frohen Muth, daß es nicht bald ob etwas erſchrak, ſich nicht leicht unglücklich machen ließ, ſondern der Sache ins Auge ſah und dachte: Laß doch ſehen, was biſt du eigentlich und wer iſt Meiſter, du oder ich? Dieſer helle Muth war ſein Panzer, der ſeine Seele ſchützte gegen das Gift der Bitterkeit und Empfindlichkeit, die gewöhnlich Kinder der Schwäche ſind oder aber der innern Bewußtloſigkeit, d. h. der blinden Hingebung an Eindrücke und Stimmungen, denen man ſich hingibt, ohne ſie zu prüfen, ohne ſie anzuſehen, wer ſie ſeien und woher ſie kommen. Das kam ihm aber auch wohl als es heirathete. Liſi mannete gut, ſo gut als Gritli. Benz war immer ſo reich als Hans. Aber Benz war ängſtlicher in der Arbeit, und ängſtlicher mit der Zeit, die Frau mußte fertig ſein zu rechter Zeit, ſonſt gab es einen Schatten auf Benzens Geſicht und den konnte Liſi in den Tod hinein nicht leiden. Doch das hätte noch nichts gemacht, aber Liſi traf eine Schwiegermutter auf dem Hofe an und zwei Schwägerinnen und das will was ſagen. Es waren gar nicht böſe Leute, aber ſie hatten was an ſich, worob ſchon manches Söhniswyb des Teufels ward. So wie ſie nur an einen Gott glaubten und nur einen alleinſeligmachenden Glauben kannten, ſo glaubten und kannten ſie für Alles nur eine rechte Manier, bei Allem nur ein Wahres und Gutes, und das war das, was ſie hatten, wie ſie es machten, nur recht küchelte, wer küchelte wie ſie, nur recht knetete und backte Brot, wer knetete und backte wie ſie und zwar mit allen Gebräuchen und Ceremonien, ohne die geringſte Auslaſſung, wer es anders machte als ſie, der machte es unrecht, der ſündigte nicht bloß (gegen Sünde muß man ja nachſichtig ſein, denn Alle ſagen, ein armer Sünder bin ich auch, nicht bald Einer ſündigt mehr als ich, daneben der Schlechteſt bin ich dann doch auch nicht,) nein, ſo Einer war ein Ketzer, das iſt viel ſchrecklicher, ein Ketzer kann nicht ſelig werden, ein Sünder wohl, für die Ketzer iſt Chriſtus nicht geſtorben, ſondern für die Sünder. Nun gibt es aber nicht bloß kirchliche Ketzer, ſondern auch häusliche, und häusliche Ketzergerichte ſind viel häufiger als kirchliche und womöglich noch ſchärfer, und während doch jene längſt aufgehört und jedenfalls nicht mehr ans Leben gehen, dauern jene noch fort in aller Schärfe und werden fortdauern, ſo lange es Weiber gibt, alte und junge, Schwiegermütter und Söhnisweiber, Schwägerinnen und Meiſterjungfern. Wo ſolche ſind, da muß die junge Frau, die ins Haus kommt, Glauben ſchangiren ſo gut als Prinzeſſinnen, welche nach Rußland heirathen. Weh ihr, wenn ſie die Holzſcheiter nicht mehr drei Schuh lang will, wie es üblich geweſen, wehe ihr, wenn ſie den Kaffee nicht brandſchwarz röſtet, wie es geſchehen, ſeit man in dieſem Hauſe Kaffee geröſtet, ja dreimal wehe ihr, wenn ſie das Sauerkraut, welches ſie zu Oſtern kochen will, nicht am Martistag ins Waſſer legt und alle Wochen es heiß abbrüht, wie es die Ahnfrau des Hauſes gemacht, dreimal Wehe, Wehe, Wehe ihr, wenn ſie meint, das Sauerkraut habe den Namen davon, daß es ſauer ſchmecke und müſſe ſo gekocht werden, daß man noch etwas Saures daran merke. Wir behaupten ſteif und feſt, dieſe häuslichen Ketzergerichte haben ſo viel Leben gekoſtet und zehnmal mehr Unglück angerichtet als die kirchlichen. Als nun Liſi auf die Ankenballe kam, kam es ihm wohl, daß es ſchon daheim eine tüchtige Schule in der Selbſtüberwindung durchgemacht. Benzens Leute waren recht gut gegen Liſi, meinten nicht, eine junge Frau und ein junger Hund ſeien das nämliche Thier; aber einen ſteifen, ſtarren Hausglauben hatten ſie und entſetzt hätten ſie die Hände über dem Kopf zuſammengeſchlagen, wenn eine Frau ins Kraut keinen Speck geſchnitten und eine Kelle Mehl weniger darein gethan hätte. Es hielt Liſi hart, ſich zu fügen, aber gewohnt, Vieles in ſich ſelbſt zu verwerchen, verſuchte es es. Es ſah, daß Benz Freude daran hatte, und ihm ſo unter der Hand, als ſollte es es ſelbſt nicht merken, ſeine Zufriedenheit bezeugte, das half auch nach und endlich war das ganze Haus ein chriſtliches, an geiſtige Nothdurft gewohnt, man betete, las in der Bibel und in ſchönen Büchern, hauptſächlich von Arndt, und das erhielt Liſi bei Kraft, denn die Seele hat die Nahrung immer ſo nöthig als der Leib. Wie in theuren Jahren, wenn der Arbeiter wegen theurem Brot und anderen theuren Sachen kaum halb genug zu eſſen hat, derſelbe hohläugig und blaß, die Glieder mühſam bewegt, kaum die halbe Arbeit mehr verrichtet, und alle Tage weniger, bis er endlich ſich ſelbſt kaum mehr zu tragen vermag, ſo geht es auch den Menſchen mit ihren Seelen, wenn dieſelben nicht gehörig geſpieſen und getränket werden mit der rechten Speiſe und dem rechten Tranke oder mit der wahrhaftigen Speiſe und dem wahrhaftigen Tranke.

Mein Gott, wenn doch einmal dieſe verwahrloſten, verſerbeten, aus Mangel an Nahrung verſchmachtenden Seelen unſern Sinnen wahrnehmbar würden, was würde da für ein Wehgeſchrei gegen Himmel fahrend die Luft erfüllen! Man entſetzt ſich über hohläugige, halb verhungerte Arbeiter und mit Recht, aber wenn man erſt die Seelen ſehen könnte, die verraxeten und verrebelten mit den todten Augen und den klappernden Gliedern, in den Krämpfen des Todes ſich windend und krümmend, ſich gegenſeitig die Speiſe verderbend, vergiftend, die Marter des Todes vermehrend, Seelen aus allen Ständen, Tauſende im Weh geiſtigen Todes ſich krümmende Seelen, da würde einem das Schreien vergehen, da würde Grauen und Grauſen die Bruſt zuſammen ziehen, daß wir das Würgen des Todes am eigenen Leibe fühlten. Durch die tägliche Nahrung und das Leben nicht vom Brot alleine, ſondern auch von dem Worte Gottes, blieb Liſi ſtark im Inwendigen, blieb geſund an Leib und Seele, ward Meiſter ſeiner ſelbſt, Meiſter ſeiner Gefühle, ſeiner Gedanken und daher auch ſeines Thuns, ward daher ohne zu meiſtern Meiſter Aller: Wer die Welt in ſich überwindet, der überwindet ſie auch außer ſich. Es ging nicht manches Jahr, es konnte ſeinen Kaffee röſten, ſein Sauerkraut kochen, auf welche Manier es wollte, es war jede gut, das Ketzermachen hörte auf, man ward freiſinnig, liberal!

Das war der verſchiedene Bildungsgang, der die beiden Freundinnen in ſo verſchiedene Lagen brachte. Aber nicht die Bildung meinen wir, wie ſie von Eugen Sue kömmt und ſeinem ewigen Juden oder Martin dem Findelkind, wie ſie feiner und gröber in niederer und höherer Geſellſchaft blüht, im Zeitvertreiben, amüſiren, elegantmachen und pomadig ſchlittenlaſſen beſteht daher in leiblichem und geiſtigem Müſſiggang. Lumpenbücher iſt keine geiſtige Arbeit, ſo wenig als tanzen und gygampfen leibliche. Müſſiggang aber iſt aller Laſter Anfang und der geiſtige noch viel gefährlicher als der leibliche, und unendlich viel mehr Menſchen ſind geiſtige Müſſiggänger als es leibliche Müſſiggänger gibt, ein gut Theil ſchläft. Man glaubt es gar nicht, was am Ende das für einen Unterſchied ausmacht, ob Einer ein geiſtiger Müſſiggänger geweſen oder ein geiſtiger Arbeiter. Man kann ihn deutlich und begreiflich ſehen an Gritli und Liſi, denn da liegt Grund und Urſache, warum es Gritli ſo, Liſi anders ergangen. Gritli hatte alle Tage Sonntag und tändelte mit der Welt, darum ward es von der Welt überwunden und ſeine Sonntage verkehrten ſich in Jammertage. Liſi rang mit der Welt und hatte ſchwere Tage, darum überwand es die Welt und der Reſt ſeiner Lebenszeit ward der Anfang des ewigen Sabbaths. So kam Alles, aber damals ward es Liſi nicht klar, darum ſchmollte es halbers mit Gott, daß Er Gritli ſo viel genommen und ihm, Liſi, ſo viel zugetheilt. So hat es die wahre Demuth, der Hochmuth hat es umgekehrt. So brachte Liſi ein Herz voll Trauer heim und konnte nicht aufhören zu reden von dem Elend da unten und ſeinem Erbarmen darüber, und durch das dunkle Gewölke fuhren Blitze, zornige Worte über die, an denen alleine es alle Schuld ſah.

Fünfzehntes Capitel.

Wie es ändert mit Gritli, das Zeitliche vergeht, das Ewige kömmt.

Gretli vernahm den Befehl, zur Gotte zu gehen, mit Schrecken, aber eine bange Freude kam doch hinten drein. Die Mutter gab den Befehl ungern, aber ſie betrachtete Gritli als eine Sterbende, und die letzten Wünſche eines zum Tode verurtheilten Mörders befriedigt man ja, warum nicht die letzten Wünſche einer Freundin, welche im Bereich der Möglichkeit liegen. In dieſem Befriedigen ſolcher Wünſche, überhaupt in

Heiligbaltung des letzten Willens liegt etwas unausſprechlich Schönes, es liegt darin das Trachten, den ſcheidenden Geiſt zu befriedigen, zu verhüten, daß er nicht durch ein Ungenügen gleich als wie an einem Haken an der Erde hängen bleibe oder durch eine Verletzung ſeines Willens gar zurückgezogen und an ſeiner Ruhe gehindert werde. Dieſem frommen Reſpekt unſerer Voreltern verdanken wir das Herrlichſte, was wir an Denkmälern und großartigen Stiftungen beſitzen. Unſere Enkel werden uns wenig zu verdanken haben als einige hohle Denkmäler gebrechlicher Menſchen, welche vielleicht aus Geiz nicht einmal vollendet worden und die Plünderung der Stiftungen der Väter, denn wer Gottes Willen nicht achtet, wie ſollte der den Willen verſtorbener Menſchen ehren, wie ſollte der, welcher ans ewige Leben nicht glaubt, die Seelen frommer Eltern ſchonen, der kann nichts als an ihrem Willen klügeln, bis er das Geld hat. Der dünkt ſich groß, wenn er den eigenen Bauch füllt mit dem, was für eine unabſehbare Reihe von Geſchlechtern beſtimmt war. Unſere Enkel haben einſt das volle Recht, uns unter das Geſchlecht der Mäuſe zu zählen, die natürliche Feinde aller Vorräthe ſind, ſie verzehren, und zum Beweis, daß ſie dageweſen, nichts hinterlaſſen als leere Hülſen und unappetitlichen Unrath. Der Mutter war es aber noch mehr bange dabei als Gretli, ſie fürchtete, die Gotte möchte den Augenblick benutzen, um dem Meitſchi Verſprechungen abzunehmen, welche nicht heilſam wären. Aber wie es auch den Willen der Sterbenden ehrte, ſo meinte es doch nicht, daß derſelbe die Freiheit der Lebenden binden und über ihre Perſonen verfügen dürfe, daß z. B. Eltern Kindern das Verſprechen abnehmen dürften, die oder jene zu heirathen, oder ſterbende Weiber ihren Männern, keine zweite Frau zu nehmen, das ſind bedenkliche, ſündliche Eingriffe, welche nur Beängſtigungen der Gewiſſen zur Folge haben. Ueber fremden Willen verfügen iſt ganz was anderes, als das Verfügen über das eigene Gut. Den Unterſchied machte Liſi. Wenn ihn Alle zu machen im Stande wären, ſo wären viele Hände ſauberer und in manchem Haushalt der Segen größer, es iſt halt den größten Weisheiten nicht immer gegeben, die rechten Schranken zu ziehen zwiſchen dem Eigenen und dem Fremden, ſondern der Gluſt und die Gier ſind die beiden Augen, durch welche ſie die Welt anſehen, und Gluſt und Gier ſehen keine Schranken. Zwiſchen dieſen Weisheiten und den gemeinen Räubern iſt bloß der Unterſchied, daß dieſe ganz einfach und ohne Complimente zugreifen, jene aber erſt ein ſchönes Syſtem ausſpinnen, daſſelbe auf eine Idee gründen, auf Staatskoſten drucken laſſen, dann ſyſtematiſch anpacken, iſt einmal angepackt, dann fällt der Unterſchied weg und bei Beiden trittet das gleiche Verfahren ein, jeder frißt ſoviel er mag und kriegen kann, ohne alle Complimente und Affektation, vide Exempel an den Mißhandlungen frommer Stiftungen, die zur Maſt von Beamteten gebraucht und geſchändet wurden.

Liſi ſagte zu Gretli, als daſſelbe gehen wollte: Bleib nicht zu lange, der Gotte ſchlägt viel reden übel an. Wenn ſie dich heißt, bald wieder kommen, ſo kannſt es verheißen, aber mehr nicht. Muthet ſie dir mehr an, ſo behalte uns vor. Was Mutter, was könnte ſie mir anmuthen, frug Gretli neugierig, daß das Näschen wuchs und ganz ſpitz wurde? Weiß es nicht, ſagte Liſi, aber machs, wie ich es dir ſage. Was, o Mutter, was, ſag es mir doch recht, rief Gretli und verſpritzte faſt vor Gwunder. Sagte es dir nicht, wenn ich es ſchon wüßte, antwortete Liſi. Jetzt ſchweig und geh und bleib nicht zu lange. Gretli ſchickte noch einen langen Blick auf der Mutter Geſicht, dann machte es, daß es fort kam, von wegen, es kannte der Mutter Geſicht und wußte ganz gut, wenns an der Zeit war, das Maul zu halten und ans Befohlene zu gehen.

Es war ein milder, ſchöner Abend, die Erndte nahte der Reife, die Bäume füllten ſich mit Obſt, die Pflanzen aller Art glänzten in üppigem Grün, aus dem die gelben Kornäcker ariſtokratiſch ſich abhoben. Gretli ſinnete ſich faſt ſturm, was ihm die Gotte wohl anmuthen könnte. Etwa: daß es hinunter käme, die Haushaltung zu machen? Nein, nit mit vier Roſſen brächte man mich da hinunter, dachte Gretli, da braucht die Mutter nicht Kummer zu haben, daß ich was ſo dummes verſpreche, ſie meint doch auch immer noch, wie dumm ich ſei! Es wollte ſich das Ding da unten ſo recht aſcharau denken, ſo recht gräßlich und ſchauderhaft, daß ſich ein Büffel oder ein Tigerthier darob erſchüttet hätte. Plötzlich ſtellte Gretli (wen? mag der Leſer oder beſſer die Leſerin errathen) mitten ins Gemälde — den Benz, ſtellte ihn vors Haus und hinters Haus, in den Stall, hinter den Pflug, kurz allenthalben war Benz. Auf einmal erhielt das Gemälde ſtufenweiſe eine veränderte Färbung. Es war anfangs zehnmal hölliſcher als die egyptiſche Finſterniß, aber ſeit Benz mitten darin ſtund, ward es lichter, heller, ein weicher Duft ergoß ſich darüber, reizende Ausſichten öffneten ſich, und muntere Amſeln wiegten ſich auf den Sträuchen und ſchienen zu pfeifen lockend und ſüß, kurz es ward ganz anders, ganz das Gegentheil von anfangs. Als es in die Marchen des Hunghafens kam, ſagte es zu ſich: Wenn ich da zu befehlen hätte, ſo müßt im Winter der Bäumputzer herbei, es hat kei Gattig doch, wie die Bäume ausſehen, es iſt gerade, als ob Niemand da daheim ſei. Wie die doch ſchlechte Erdäpfel haben, graſig, pfotuſig! Aber ſo geht es, wenn man das Land anfangs ſchlecht arbeitet und es nicht gehörig ſäubern mag, muß man dann das ganze Jahr daran ſein, wenn es nicht ausſehen ſoll wie eine Haide. Du mein Gott, wie ſieht der Kabisplätz aus! Der ſollte längſt abgeblättert ſein. Ich glaube nicht, daß der einmal bſchüttet worden iſt. Nein aber kann man doch und ſchämt ſich nicht! Da kann man ſehen, wie es kommt, wenn Niemand da iſt, der es verſteht, dem es was daran gelegen iſt. Die Mägde ſollten ſich ſchämen, aber was fragen die dem darnach, wenn die nur haben, was ſie gelüſtet, was fragen ſie dem andern nach. Nein, da iſt es Zeit, daß Jemand dazu ſieht; wenn es noch ein Jahr oder zwei ſo geht, ſo trägt der ganze Hof in Gottes Namen nichts mehr ab. Gleich morgen müßte es mir an den Kabis hin, wenn ich da was zu befehlen hätte, es wäre dazu noch ein gar gutes Zeichen. So kalkulirte Gretli und konnte ſich kaum enthalten, in den Bohnenplätz zu treten und einige ſchief ſtehende Stecken aufzurichten und feſtzuſtecken. Das müßte ihm auch alsbald ſein, dachte es. Es ſtehe einem Hauſe nichts ſchlechter an, als wenn krumm ſei, was grad ſein ſollte, die Bohnenſtecken nach allen Himmelsgegenden herumgabelten, als wenn ſie alle Welt um Hülfe anſchreien wollten.

In dieſer Gedankenfülle kam es zum Hauſe, merkte es kaum und erſchrak, als es ungſinnet in der Mitte der Bevölkerung des Hunghafens ſich befand. Beſonders freundlichen Empfanges konnte Gretli ſich nicht rühmen, die Oppoſition der beiden Häuſer ließ man Gretli fühlen und namentlich das Mißtrauen, es werde von da oben her übel auf die Hunghafen Bäurin eingewirkt. Man machte Gretli Geſichter ungefähr, wie man ſie in einem radicalen Clubb einem Conſervativen macht, der unglücklicherweiſe in denſelben geräth. Und wie ſelbſt deſſen beſte Bekannte ſich ſeiner ſchämen, die verlegenſten Geſichter machen, nicht wiſſen, ſollen ſie ihn kennen, endlich zehn Schritte von ihm ſich aufſtellen und die Hand zu reichen verſuchen, dann alsbald in der Menge ſpurlos verſchwinden, doch ohne Geſtank, ſo machte es Benz dem armen Meitſchi, während der junge Hans mit allerlei höhnenden, halbverblümten Redensarten, in welchen die Sorte ſeiner Bildung ſichtbar war, das arme Mädchen verhöhnte. Nun das meinte nicht, daß es daſtehen und warten müſſe, bis Hans fertig ſei, es machte ſich dem Stübli zu, wo die Gotte ſein ſollte. Die Gotte war unwirſchen Gemüthes. Der Arzt, dem Liſi hatte Beſcheid werden laſſen, war da geweſen. Es ſei gut, hatte der alte Hans geſagt unwillig, komme der Dolders Waiſchli, er könne jetzt ſelbſt ſehen, wie viel die Badefahrt genützt habe. Er wartete dießmal dem Arzte, und als der ganz höflich ſagte, er habe gehört, die Frau Amtsrichterin ſei ſchon heim, da habe er ſehen wollen, wie das Bad ihr zugeſchlagen, hieß er ihn hereinkommen, er werde dann am beſten urtheilen können, ob es die Koſten abgetragen. Das kitzelte den Doktor, der in ſolchen Dingen eben nicht Spaß verſtund, während Hans große Freude hatte, ihm was anzuhängen, da derſelbe ein Konſervativer war. Derſelbe ſah auch alsbald, daß die Krankheit bedeutende Fortſchritte gemacht und kaum irgend eine Hoffnung mehr vorhanden ſei. Indeſſen wollte er doch aus Aergerniß nicht aller Hoffnung entſagen, ſondern machte gute Miene zum böſen Spiel, tröſtete Gritli mit guten Worten, ſprach von neuen Verſuchen, welche er anſtellen wolle, und wenn das anſchlage, ſo ſei die Sache gewonnen. Gritli ſog dieſe neuen Hoffnungsſtrahlen begierig ein, frug des Näheren nach den neuen Mitteln, während Hans unverhohlen ſagte, er hülfe warten mit was Neuem, bis man wiſſe, was das Bad vielleicht noch mache. Er habe immer gehört, die rechte Wirkung komme erſt hintendrein, entweder den Weg oder dieſen Weg, entweder komme man zweg oder es nehme die Leute, wie die Fliegen. Das hülf er abwarten, jetzt könne man ja noch nichts wiſſen, Koſten könne man machen, aber er habe noch nie gehört, daß man mit den Koſten was zwinge. Das ſei auch nicht ſein Brauch, ſagte der Arzt. Man habe Exempel genug vor Augen, daß deſt ſchlechter Einer fuhrwerke, deſto mehr es ihn koſte. Das wundere ihn nicht, denn zu brauchen und zu ſparen, daß es gut komme, mangle es Verſtand, und den hätte man nicht an allen Orten. Er ſage, was er gut glaube, daneben habe man immer die Wahl, es zu machen oder nicht, er müſſe ſich das gefallen laſſen. Nun, ſagte Hans, dießmal hülfe er Verſtand brauchen und acht Tage warten, und ſehen wie das Bad anſchlage, ſehe man dann, daß noch etwas nöthig ſei, ſo könne man ihm Beſcheid machen. Das ſei ihm ganz das

Rechte, ſagte der Doktor, und protzte auf, nachdem er noch einmal den Puls gegriffen. Hans wollte ihn noch zu einem Glas Wein nöthigen und war ſehr höflich, aber umſonſt. Der Doktor machte, daß er fortkam, und ſo weit er ihn ſehen konnte, zäpfelte Hans ihm nach. Den habe er doch dolders ſchön fortgebräukt, ſagte er. Das Alles hatte Gritli mit angehört und war dadurch tief beelendet worden. Ja, ja, ſagte es, acht Tage luegen, ob ich nicht ſterbe! Ein Kreuzer reute ihn für mich und z'Kronen verſäuft er das Geld. Acht Tage da ſein und reblen und keinen Zeug haben, wo einem hilft und erleichtert. Ja, acht Tag nichts haben ſollen, in der Zeit iſt viel möglich. Und gſetzt, es hilft nicht viel und das iſt noch lange nicht geſagt, ſo könnte man doch Hoffnung haben dabei und es geht aus meiner Sach ſo gut als aus ſeiner. Er fragt auch nicht, wem das Geld ſei, wo er verſäuft. Es iſt bei ihm nicht, wie bei Kabis Chriſteli, wo der Frau geſagt hat: Frau ſchweig und begehr nicht mit mir auf, ich bin ja nicht im Stande, meine Sache zu verſaufen, geſchweige dann deine. Und was Er nicht verputzen mag, verputzt der Jung, und keiner ſagt von acht Tag warten. Was jeden ankömmt macht er, und ich allein ſoll warten und der Sündenbock ſein. Da hab ich wieder ein Müſterchen, wie lieb ich bin und wie gerne ſie mich aus den Augen hätten. Vergeben werden ſie mir nicht von wegem Hänken, obſchon es noch die Frage wäre, ob bei dieſer Hudelordnung ſolchen Großgrinde etwas geſchehen würde. Aber mich verrebeln zu laſſen, ſelb werden ſie im Sinne haben. So fuhr es dem armen Gritli im Kopf herum, als Gretli kam, ſo klagte und jammerte es, und aus dieſem Kreiſe heraus drangen ſeine Gedanken nicht. Keinen Zeug haben, acht Tage warten, Verſtand brauchen, unnütz Koſten ſparen, das waren die Noten, über welche es dachte und ſprach, und was Gretli der Mutter berichten ſollte.

Von Gretli war keine Rede, an ſeinen frühern Plan dachte Gritli nicht, nicht einmal an die Haushaltung, ſeine Intereſſen hatten ſich in die Schranken ſeiner Perſon zurückgezogen, Alles was es Gretli aufzutragen hatte war, daß ja doch recht bald ſeine Mutter hinunterkommen möchte. Sie ſei der einzige Menſch, den Hans fürchte, und der ihm Verſtand machen könne. Auf dem Heimwege betrachtete Gretli Kabis und Bohnen mit viel geringerem Intereſſe als auf dem Herwege, und am Gabeln der Bohnenſtecken nahm es kein Aergerniß mehr, deſto mehr an den Bewohnern, beſonders an Benz. Der hatte gethan, als verſchäme er ſich ſeiner, der könne ihm jetzt lange warten, bis es ihm ein gutes Wort mehr gebe. Ja wolle, der hätte nicht Urſache dazu und ſollte froh ſein, wenn man ſeiner ſich nicht ſchäme, Leute aus einem Hauſe, wo es gehe wie im Hunghafen, hätte man nicht beſonders Urſache zu äſtimiren. Aber Mutter, was ſollte ich der Gotte nicht verſprechen? war das erſte Wort von Gretli, als es heim kam. Sie hat nichts geſagt, als du ſolleſt hinunter kommen, du allein könneſt dem Vetter Verſtand machen. Das iſt mir z'wider, ſagte Liſi, einſtweilen gehe ich nicht, mag doch wirklich nicht den Böllimann machen da unten und z'Unghür, ſo ſehr mich das arme Gritli erbarmet. Das macht es jetzt nicht mehr lang, aber es muß doch dann Alles zuſammen kommen, um es zu quälen und ihm das Leben zu verkürzen. Es wird ſo ſein ſollen, aber traurig iſt's. D'Ruh iſt ihm z'gönne, aber mich hält es hart, ich werde mein Lebtag Längizyti nach meinem Gritli haben. Aber Mutter, was ſollte ich nicht verſprechen, frug Gretli, durch der Mutter Thränen unbewegt, denn die Neugierde war dießmal zuvorderſt und ließ das Mitleiden nicht aufkommen. Biſt das wüſteſt Meitſchi auf dem Erdboden, fuhr Liſi auf, wäreſt was werth, würdeſt um d'Gotte pläre ſtatt z'gwundern nach Sachen, welche dich nichts angehen. Gretli ſchwieg, es wußte zu gut, daß in ſolchen Augenblicken die Mutter das Räſonniren nicht vertrug, aber das Herz hatte es voll, es lief ihm über. So einen böſen Tag, dachte es, habe es doch kaum noch gehabt ſein Lebtag. Böſe Worte und ſaure Augen müſſe es allerwärts abthun, und vermöge ſich doch deſſen nicht. Keinem Menſchen hab' es eine Unantwort gegeben, Alles ausgerichtet, was man ihm geheißen und nirgends komme es recht, allenthalben häßele mans an. Nicht einmal fragen dürfe es, ſage es ein Wort, ſüfere die Mutter es ab wie einen Hund, der ob dem Fleiſch geweſen. Nein, ſo wolle es nicht mehr dabei ſein, ſo verleide ihm das Leben, wenn es nur für die Gotte ſterben könnte, ſo wäre es beiden geholfen; ſie lebe ſo gerne und ihm ſeis, wenn es nur den Leuten aus den Augen wäre, es haßten ihns ja Alle. Das gute Gretli erfuhr es jetzt auch, wie komod es für den Menſchen iſt, daß der liebe Gott nicht alle Wünſche und Seufzer erhört, welche empor vor ſeine Ohren kommen, wenn er mit väterlicher Milde überhört, was aus thorrechten Gemüthern kömmt, was in gereizten Stimmungen der Menſch hinauf gen Himmel wirft.

Mit dem armen Gritli gings nun raſch zu Ende, es war ein Licht, das dem Erlöſchen nahe unſtät flackert. Gritli's fixer Gedanke war, es würde leben, wenn ein Arzt käme und ihm hülfe. Das mußte ſich Hans auch gefallen laſſen, ehe die acht Tage Probezeit zu Ende waren. Wie üblich, wenn Jemand krank iſt, kam viel Beſuch von Bekannten und Verwandten, auch von armen Leuten, welche ſagten, wenn ſie nur noch einmal zu der Frau könnten, und von denen Einige im Stande waren zu weinen und zu ſchreien ganz ſchrecklich, wie es ihnen übel gehe, wenn die Frau dahinten bleiben ſollte, weit und breit pläre Alles. Die guten Leute würden bald rar im Lande, es ſeien bald keine mehr. Es dünke die Leute immer, wenn es dem lieben Gott ſo recht an den armen Menſchen gelegen wäre, wie es eigentlich ſein ſollte, ſo würde er die Böſen aus der Welt nehmen und nicht die Guten. Die letzten würden ihm beſſer gefallen, man habe nichts dawider, aber er ſollte an andere Leute auch denken. Schließlich baten ſolche Leute, es ſolle doch an ſie denken, ſie würden es auch nicht vergeſſen, und wenn es müßte geſtorben ſein, ſo ſollte es doch ſeinen Leuten befehlen, daß ſie ihnen auch von den Kleidern geben ſollten, etwas das man brauchen könne und nicht ſo ein Ghudel, wo man nichts damit anzufangen wiſſe. Es gehe oft bei ſolchen Gelegenheiten gar gruſam ungerecht zu. Doch nicht bloß ſolche Leute redeten auf dieſe Weiſe, ſondern Verwandte, welche mehr Verſtand haben ſollten, ſprachen von gruſam ſchlecht Ausſehen, bald Sterben, und wenn Hans dabei war, was aber ſelten geſchah, ſo ſagte er wohl: Ja, ja, das iſt die Beſſerung von der Badefahrt, das hat geholfen. He nun, an der kann man mir doch wenigſtens nicht ſchuld geben, ich habs geſagt, wie es kömmt. Man hätte glauben ſollen, das würde eine beſonders ſchlechte Wirkung auf Gritli haben, aber man würde ſich geirrt haben. Bei all dieſem Gerede blieb Gritli kaltblütig, es glaubte nicht daran, es ſagte, es fühle am beſten, wie es ihm ſei, und man ſolle ſich nicht umſonſt freuen. Es ſei wohl gruſam matt in den Gliedern, aber das ſei nur von der Reiſe, ums Herz ſei es noch ganz geſund. Wenn es einmal gehörig ausgeruht und der Doktor mit gutem Zeug nachhelfe, ſo hoffe es noch die Schuld an mancher langen Naſe zu ſein. Im Bade hätten Alle brichtet, wie das Bad angreife, und wer am meiſten angegriffen werde, an dem wirke es am beſten, und habe man das erſtemal ausgehalten, ſo ſei die Sache gewonnen, und wenn man im nächſten Jahr wiederkomme, ſo fühle man erſt recht, was das Bad und wie bſunderbar gut es ſei. Die Hauptſache ſei bloß die, daß man es aushalten möge, wer es aushalten möge, werde ſteinalt; ſo ſprach Gritli in gläubigem Vertrauen. Und wirklich ſchien ſein Glaube ſich zu bewähren, der Huſten wurde milder, die Nächte ruhiger, Fieber war kaum merklich und ſelbſt aus dem Geiſte ſchien die Reizbarkeit zu ſchwinden. Liſi hatte gezögert zu kommen. Es war ihm ſehr peinlich, ſo gleichſam als eine Executionsmacht von Zeit zu Zeit in ein fremd Haus zu fallen, da aufzubegehren und zu regieren. Liſi war keines unſerer radicalen Bürzenen, deren Bürgerluſt es iſt, in fremde Haushaltungen zu fallen, in fremdem Gelde zu krüſcheln und eine Ordnung auf ihre Weiſe einzuführen, ungefähr wie ſie der Teufel mit Purzeln herſtellen ſoll und wie ſie der alte wilde Unglücksvogel in die Schweiz verſchleppte ſammt heidniſchen Weibern und ſie in Bern einzuniggelern ſuchte. Wie geſagt, Liſi war konſervativ, hatte weder einen verſtämpfelten rothen Schnauz, noch war es verbütleret, wie man von denen ſagt, die Alles von ſich geben laſſen und dazu meinen, für Grobheit, Unſinn, Verleumdungen ſolle man ſich noch höflich bedanken; hatte ein natürlich Gefühl für Alles, was ſich ſchickt, war auch im Ernſt nicht verbütleret, war ſelbſtſtändig, keine ſchuftige Natur, darum ehrte es auch fremde Selbſtſtändigkeit und mied vielleicht nur zu ängſtlich den Schein, ſie zu verletzen, hatte daher mehr als einmal ſich ſagen laſſen, hinunter zu kommen. Indeſſen ward am Ende das Gewiſſen mächtig. Ich traue nicht, ſagte Liſi, gäb wie man ſagt, es beſſere, und wenn es ſterben ſollte, ehe ich unten geweſen, ich hätte keine ruhige Stunde mehr, und ich möchte nicht, daß, weil ich ſein Verlangen nicht erfüllt, Gritli es büßen und ſich mir künden müßte.

Kommſt endlich, ſagte Gritli. Haſt warten und das Kommen auf mein Begräbniß ſparen wollen. Aber da hätteſt du dich verrechnen können, von wegen ich glaube, jetzt ſei die Sache gewonnen. Es iſt mir bſunderbar wohl, lang nie ſo. Der Doktor war da, ich ließ ihm befehlen zu kommen und er hat es ſelbſt ſagen müſſen, er glaube, es ſei nicht viel mehr nöthig, nur ſo was Weniges, um nachzuhelfen. Liſi bekam Augenwaſſer, als Gritli ihm ſo ſprach, ſo blaß da ſaß und den Athem zu leiſem mattem Reden nur mühſam herbeibrachte. Die Leute, fuhr Gritli fort, hätten ihm Angſt machen, ja Einige hätten ſchon erben wollen bei lebendigem Leibe, aber es habe gedacht: Redet nur, ich weiß am beſten, wie es mir iſt. Nun erzählte es Liſi, wie es ihns freue noch länger zu leben, es müſſe ihm dann anders gehen. Es glaube, es könne vielleicht auch gefehlt und manchmal z'Sach zu ſchwer oder zu bös aufgenommen haben. Es glaube, wenn es mit Liebe probirt, es hätte viel zwängen können. Aber es hätts ihm früher nit gegeben, nit, daß es nit o dra gſinnet hät. Jetzt ſei es ihm ganz anders, es ſei frv ein anderer Menſch geworden, und es dünkte ihns, die Andern auch; Alle ſeien ſo gut gegen ihns, bſunderbar der Mann. Liſi ſolle doch denken, der ſei heute ſeinetwegen daheim geblieben und es ſei doch Amtsgericht. Am Morgen früh habe es ihm nur ein Wörtlein geſagt, es freute ihns ſo, wenn er daheim bliebe, man wiſſe nie, was es geben könnte, und auf der Stelle hätte er Hans abgeſchickt, dem Sublianten zu bieten, daß er gehe, und den ganzen Tag ſei er daheim und habe ihm keine ſaure Miene gemacht und kein bös Wörtli gegeben. Hans ſei aber noch nicht heim, es dünke ihns, wenn nur der auch da wäre, es möchte ſo gerne mit ihm reden und ihm ſagen, wie es fürohin gehen müſſe. Er thue manchmal wohl wüſt und das Herz ſei ihm manchmal faſt darob gebrochen, aber ein gut Herz habe er doch, und wenn es ihn mit Liebe nehme, ſo werde das auch geben, bſunderbar wenn der Vater auch helfe und ihm das Beiſpiel gebe. Er ſei ein Bubi geweſen, ein ſchöneres und beſſeres ſei noch nicht auf die Welt gekommen, akurat wie ein Engeli ſei er geweſen. Es zweifle nicht daran, der werde auch anders, man habe ja viele Beiſpiele, daß gerade ſolche, wenn ihre Zeit zum Wüſtthun um ſei, die berühmteſten und beſten Männer gegeben.

Es war eine Milde, wir wollen nicht ſagen Verklärung, in Gritli's Weſen, daß Liſi's Augen beſtändig naß waren, ſo ſehr es auch dagegen ſich ſträubte und es zu verbergen ſuchte.

Als der Amtsrichter kam, leuchtete das blaſſe Gritli vor Freude und war ſo freundlich und glücklich, daß es faſt war als ſei es Braut, jung, und glühe in der erſten Liebe. Hans fühlte dies auch augenſcheinlich, ſo ſehr er es zu verbergen ſtrebte, denn er ſchämte ſich der beſſern Gefühle; wenn der Regieriger ſie geſehen, hätte derſelbe ihn famos ausgelacht. Liſi ſah es, aber es hütete ſich wohl, etwas merken zu laſſen oder auf irgend eine Weiſe die wunderbare Stimmung zu ſtören, gab ſich derſelben ſelbſt hin. Es wußte wohl, es ſah Gritli zum letzten Male lebendig auf Erden, es fürchtete, man merke dies ihm an, fürchtete, durch ſeine Wehmuth zu ſtören oder das eigene Herz zu verſprengen durch Unterdrückung derſelben, ſehnte ſich nach einem einſamen Plätzchen in einem Wäldchen oder hinter einem Zaun, um ſich ſo recht von Herzen auszuweinen. Dagegen aber that ihm dieſes Weſen von Gritli ſo wohl, dieſes Auftauchen vergangener Herrlichkeit, der jugendlichen Liebenswürdigkeit, wo Gritli an Hanſens Liebe ſo wohl lebte und allenthalben eine holde Erſcheinung war. Wie man von einem reinen wolkenloſen Untergang der Sonne ſich nicht trennen kann, bis der letzte Schimmer verglommen iſt und die Berge blaß geworden und über die Thäler ſchauen wie ungeheure Rieſenleichen, und das Herz ſo voll iſt von Wonne über die Herrlichkeit der Erde, und ſo voll iſt von Wehmuth über die Vergänglichkeit deſſen, was ſo ſchön und lieblich iſt auf Erden, ſo war es Liſi. Endlich ſah man den jungen Hans in der Ferne. Liſi meinte, trotz der Ferne, ihn angetrunken, aber Gritli freute ſich, daß er ſo früh ſchon komme, noch Tags, und war er am Morgen fortgegangen und hätte leicht in zwei Stunden heim ſein können! Da duldete es ihns nicht mehr, es wollte nicht Aerger faſſen, ſich nicht den Abend und das Scheiden vergiften laſſen. So leb wohl, ſagte Gritli, ich will dich nicht preſſiren da zu bleiben. Ich weiß, du biſt immer ein ängſtliches, meinſt es gebe nicht, wenn du nicht dabei ſeieſt. Aber warte nur, es wird dir auch die Zeit kommen, wo du es gelaſſener nimmſt und Andern auch etwas vertrauen kannſt. Wart nicht ſo lang, komm bald wieder. Sobald ich wieder zweg bin, komme ich zu euch, es blanget mich recht ſehr, einmal einen halben Tag bei dir zu ſitzen und dich zu verſäumen. Grüß mir ſie Alle und Gretli ſoll mir nicht zürnen; als es da war, war ich bös zweg und nicht freundlich, es ſoll bald wieder kommen, da will ich gut machen.

Es wollte Liſi faſt verſprengen, es brauchte alle Gewalt, welche es über ſich hatte, um lautes Weinen zu unterdrücken. Glücklicherweiſe war die Aufmerkſamkeit von Gritli bei dem nahenden Hans, es merkte daher Liſi's Bewegung nicht. Liſi mied das Begegnen des jungen Hans, ging zur hintern Thüre aus, ums Haus herum, ſetzte ſich hinterm Ofenhaus, weiter brachte es es nicht, und weinte bitterlich. Es weinte über Gritli's Tod, denn ihm war es jetzt bereits geſtorben, es weinte im erſten Schmerz über das Schreckliche von Gritli's Täuſchung, wie ihm da in der Mitte von blühenden Hoffnungen der blaſſe Tod ſitze und unerwartet es überfallen werde, gleich einer Schlange, auf die ein arglos Wandernder getreten. Doch allgemach verſchwand Liſi der anfangs ſo grauenvolle Schein, und es ſah den ſeltſamen Zuſtand wohl mit tiefer Wehmuth an, doch in anderm Lichte. O, dachte es erſt, warum jetzt noch am letzten Tage dieſe Veränderung der Stimmung, dieſes friedliche, verſöhnliche Weſen. O, wenn Gritli ſo geweſen in der letzten Zeit, wie viel wäre anders und wie manche Qual und wie manche Verſündigung wäre nicht zwiſchen ihnen. Und jetzt am letzten Tage zeigt ihnen Gott zur Strafe: ſeht, wäret ihr ſo geweſen, ſo wäre es anders; hättet ihr einander getragen in Liebe und eins dem andern zu Gefallen gelebt, ſo wären die tauſend und abermal tauſend verlebten bittern Tage nicht, wäre der zerrüttete Wohlſtand nicht, am Rande des Abgrundes ſchwebten die Kinder nicht. Jetzt, wenn es ſo bliebe, könnte es gut kommen, aber wolltet ihr nicht, als ich wollte, ſo ſoll es jetzt auch-nicht ſein — vorbei iſt die gelegene Zeit! Der Tag ward euch gegeben als eine Strafe, damit ihr wiſſet, wie ich es gewollt, wie ihr es aber anders gewollt, und wenn der Tag vorbei iſt, wenn ihr gekoſtet habt, was ihr ſo muthwillig verſcherzt habt, ſo müßt ihr auseinander, müßt als Pein den Geſchmack dieſes Tages hinübernehmen in die Ewigkeit, es iſt der Wurm, der da lebendig wird und nicht ſtirbt und euch predigt Tag und Nacht, wie ihr es hättet haben können und wie ihr es nicht hattet haben wollen. Das machte Liſi unendlich traurig im Gemüthe, und durch Leute, welche ums Ofenhaus herumſtrichen, verſtört, ging es ſchwer und langſam heimwärts. Der Berg ſchien ihm noch einmal ſo ſteil, kaum war es zur Hälfte oben, mußte es abſitzen auf einen Stock, den Ueberreſt einer alten Buche an eines kleinen Wäldchens Rande. Zu ſeinen Füßen hin lief der Graben oder das kleine Thal, in welchem der Hunghafen war, es mündete vor ſeinen Augen ins breite Hauptthal und drüben weg ſah man in weiter Ferne die lange blaue Wiege, in welche des Abends die Sonne zu Bette geht, den Jura. Es war ein düſterer Tag geweſen, dem die Sonne gefehlt und Wolken den Himmel verhüllt hatten. Nun zog ſich weit hin über den blauen Berg ein heller Streif wolkenfrei. Unbemerkt nahte ſich die Sonne der wolkenloſen Bahn und dieſe ergänzte in lichter Freude, ehe noch die Sonne ſichtbar war. Als dieſe nun ſelbſt kam in ihrer ſtillen Majeſtät, ergoß ſie ihr roſig Licht in reicher Fülle über die Erde und dieſe erglühte wie eine Braut, wenn des Bräutigams in Liebe getauchtes Auge in ihr Auge ſtrahlt. In ſtummer Freude glänzten Berge und Thäler, funkelte das Waſſer auf den Wieſen, die Fenſter in den Häuſern; doch nur eine kleine Weile, denn weiter ging die Sonne, ſtieg nieder hinter die blaue Wand, noch eine Weile Strahlen ſpendend, Berge röthend. Und als die Strahlen verglüht waren auf Erden, lichtete ſich nach und nach die Wolkendecke, die Dünſte ſchwanden, der Himmel that ſich auf, ein Stern nach dem andern trat aus ſeiner Kammer, bald ſtrahlte der offene Himmel in voller Sternenpracht. Wunderbar unmittelbar, ohne daß Liſi ſich deſſen bewußt war, ſtrahlte, was draußen vorging, ihm in ſeiner Seele wieder. Es war ihm ſtill geworden im Gemüthe, die Thränen hatten aufgehört, die Traurigkeit war milder geworden, klarere Gedanken traten vor ſeine Seele aus dem geheimnißvollen Schooße, wo der Geiſt Gedanken zeuget und ſie emporſendet ins Bewußtſein der Menſchen. Nein, dachte es, ſo wird es Gott doch wohl nicht geordnet haben, nein, glauben will ich das nicht, Gott iſt ja barmherzig, will ja nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre, noch am Kreuze verhieß der Heiland das Paradies dem armen Schächer, und nach der Sündfluth richtete er den Regenbogen auf, und war dieſer Tag vielleicht nicht Gritli's Regenbogen, das Zeichen der Gnade, dieweil es ſchwer gebüßet was es verfehlt und nicht Alles durch eigene Schuld, ſein Leiden jetzt zu Ende und ſein Gott mit ihm zufrieden ſei. Sandte eben nicht deßwegen Gott ſeinen Frieden über ihns, und weil es für dieſen Frieden empfänglich war und weil es in dieſem Frieden ſo glücklich war, war ihm das nicht eben auch das Zeichen, daß Gritli's Seele geläutert ſei im Leiden und bereit für des Himmels Frieden, ſo wie die Seele des Schächers zweg ſich zeigte durch den Glauben an den Heiland, den der Schächer am Kreuz bekannte, während Alle ſeiner ſpotteten. Wie glücklich war Gritli in dieſem Frieden und ſein Gemüth ganz aufgeheitert, daß es ein rechtes Gnadenwunder ſcheint. Unſer Herrgott hat ihm dieſen Frieden nicht aufgehen laſſen, ſo gleichſam aus Bosheit, um ihm zu zeigen, wie ſüß der Frieden wäre und ihns dann um ſo beſſer peinigen zu können mit hölliſcher Qual; das thut Gott an einem armen Fraueli, das es eigentlich gut gemeint, aber z'Sach übel verſtanden, nicht, das wäre gut für e Tüfel, aber nicht für ihn. Nein, Gott hat ihm zeigen wollen, daß die Zeit vom Leiden vorbei ſei und jetzt ein ander Leben anfange. Nit umſonſt hat Gritli ſo gläubige Hoffnung zum Leben. Unſer Pfarrer, wo mich unterwieſen hat, ſagte immer, das ewige Leben müſſe hier ſchon anfangen, nicht erſt jenſeits. Nun fühlte es Gritli, daß es es ergriffen, daß es das rechte Leben hätte, und freuete ſich ſo darob, nur verſtund es es nicht recht, und wenn es ihms Jemand recht ausdeutſchen gewollt, es wäre im Stande geweſen darüber zu weinen in ſeiner Einfalt. Gott wird es ihm aufheitern wollen nach und nach, bis der Himmel ganz offen iſt, alle Sterne ſcheinen und die rechte Sonne kömmt. Und wer weiß, was das für Hans für eine Bedeutung hat? Allweg vergißt er das nicht, wer weiß, ob der letzte Tag ihn nicht vorume wehrt.

In dieſen Gedanken kam es ungſinnet vor das Haus, wo man ſeiner mit Bangen wartete und eben die Laterne rüſtete, um ihm entgegen zu gehen, und jetzt Alles mit offenem Munde ſeines Berichtes harrte, Gretli der Mutter Eſſen und Trinken auf den Tiſch ſchaffte mit flüchtigen Beinen, um ja fertig zu ſein, wenn die Mutter verſchnauft, damit es vom Bericht kein Wort verliere. Liſi wehrte zwar und ſagte, es möge keinen Biſſen, aber das half nichts, hier mußte es gehorchen, es war Hausregel, daß in geſunden Tagen nichts ſo ungeſund ſei, als nüchtern zu Bette zu gehen, begreiflich vom Eſſen verſtanden, nicht vom Trinken. Liſi nahm ſich Zeit zum Bericht, erzählte, wie es es unten angetroffen, wie es ihm geworden und was es gedacht. Sie horchten da auf wie ſelten in einer Predigt und was ſie hörten, machte auf Alle einen tiefen Eindruck, und da war Niemand, weder Knecht noch Magd, denn Liſi hatte Alle bleiben heißen, welcher nicht ſehr andächtig zu Bette ging und daran dachte, er wollte, er bekäme ſo den Anfang des ewigen Lebens wie Gritli, damit er der Gnade gewiß ſei. Länger brichteten Benz und Liſi zuſammen, durchgingen ihren Lebenslauf und dankten Gott, daß ihnen nicht erſt der letzte irdiſche Tag als Zeugniß gegeben worden, daß ſie des ewigen Lebens gewiß ſeien.

Sechszehntes Capitel.

Liſi haushaltet im Hunghafen und Gritli wird begraben zu Küchliwyl.

Schlafen konnte Liſi nicht, es mußte immer denken, jetzt holt der Herr ſein wiedergefundenes Kind, jetzt kommt Botſchaft, es ſei überſtanden. Und ob Liſi daran dachte, Gritli bringe ſie ſelbſt, es habe ja geſagt, ſobald es könne, komme es hinauf, wiſſen wir nicht, aber ſehr möglich wäre es. Vor Sonnenaufgang ſchon ſtand Liſi vor dem Hauſe, und alsbald war der junge Benz vor ihm mit verweinten Augen im betrübten Geſicht. Die Mutter ſei geſtorben, ſagte er und ſchluchzte laut, und nur mit Unterbrechungen konnte er erzählen, wie freundlich ſie geweſen, daß es alle z'Briegen (Weinen) gethan, auch den Vater, nur den Bruder nicht, der habe alsbald die Thüre in die Hand genommen und habe geſagt, er liebe das Pläre nicht. Aber man könne es ihm nicht übel nehmen, er ſei trunken geweſen, es werde ihm ſchon noch anders kommen. Man habe die Mutter manchmal zu Bette bringen wollen, aber ſie habe geſagt, es ſei ihr ſo wohl, beſſer nützte nichts, da wollten ſie doch noch beiſammen ſein, es ſei ſo ſeit langem das erſte Mal und ſo ſolle es fürder ſein, und während ſie ſo ſprach, wie es ergeben müſſe, aber leiſer und immer leiſer, blieb unvermerkt der Athem aus; ſie neigte das Haupt, als ob ſie ſchlafen wollte, that einige Male den Mund auf, und als wir hinzuſprangen, war ſie todt, ausgegangen wie ein Licht. Ich muß mich verexgüſiren, daß ich ſo früh komme, aber der Vater hieß mich, und ihr ſolltet hinunterkommen ſo geſchwind als möglich, es wäre ihm gruſam anſtändig. Weibervolk haben wir keins im Hauſe, dem man etwas anvertrauen darf; von den Verwandten ſeid ihr die Nächſten, und es gibt gar gruſam viel zu laufen und Bſcheid zu geben, daß man nicht weiß, wo wehren. Es iſt mir zwider, ſagte Liſi, aber weil mich der Vater begehrt, ſo ſage ich es nicht ab; wenn wir das Alte nicht hervorziehen, ſo denke ich, haben wir wohl im Frieden Platz in einem Hauſe. Ja, Baſe, kommt, ich halte euch auch gruſam an, bſunderbar wegem Bruder, der ſcheut euch und nimmt ſich in Acht, ſonſt thut er, daß wir uns zeitlebens ſchämen müſſen. Zweifle, ſagte Liſi, der iſt von einer Sorte, welche ſich vor nichts in Acht nimmt, weder vor Lebendigen noch vor Todten. Aber komm herein, mußt was Warmes haben, komm dann gleich mit, wenn Benz nichts dawider hat. Benz ſträubte ſich, doch nicht unwiderſtehlich, ging endlich in die allgemeine Stube, wohin er den Weg wohl kannte.

Es war Hausſitte auf der Ankenballe, daß, wenn es lebendig wurde im Hauſe, alsbald Alles ſich rührte, man nicht von einem Bett zum andern mußte, es nicht ging wie es im Schneiderlied heißt: da kam die Frau Meiſterin und zog uns bi de Bene! In kurzer Zeit war ohne Frau Meiſterin Alles auf den Beinen und jeder marſchirte dem Orte zu, wo er hin gehörte. Gretli hatte in ſelber Nacht nicht viel geſchlafen; wenn es einſchlafen wollte, war es ihm immer, als zupfe ihm Jemand am Deckbette und wolle ſich ihm künden. Als es gegen Morgen einſchlief, weckten ihns die erſten Worte, welche vor dem Hauſe geſprochen wurden. Raſch ſprang es aus den Federn, wo der Oberſt iſt, muß auch ſein Adjutant ſein, und wenn eine Säumniß ſtatt fand, wurde ſie an Gretli geſcholten, zum Exempel für die Andern. Es hörte Nachricht und Abrede an ſeinem Fenſterchen, lang ſäumte die Toilette nicht, es wußte ohne weiteres Kommando, was ihm oblag. Im Umſehen ſprezelte das Feuer in der Küche, Waſſer ward übergeſtellt, Milch aus dem Keller geholt, zum Sieden in die große Pfanne ebenfalls aufs Feuer geſetzt, Alles faſt in einem Athemzuge. Derweilen war auch die Meiſterjungfer nachgekommen, ſtund an ihren Platz, und erſt jetzt ging Gretli in die Stube und traf Benz, die Arme auf den Tiſch geſtützt, den Kopf in die Hände gelegt, ſchmerzlich weinend. Dieſes Weinen war wunderthätig, aller Groll aus Gretli's Herzen war weg, es längte Benz die Hand und ſagte: So iſt ſie geſtorben, die gute Gotte, wann und wie, mußte ſie etwa noch leiden? Nun erzählte Benz erſt mühſam aus dem Weinen heraus, wie es gegangen und wie es ihm das Herz zerreiße, daß ſie jetzt daraus hätte müſſen, wo es ſich zum beſſern angelaſſen, und wie er nicht begreife, wie das jetzt geben ſolle. So lange die Mutter gelebt, ſei doch immer noch Jemand da geweſen, der z'Sach zuſammengehalten, jetzt gattere dann Alles auseinander, man werde es ſchon erfahren. Daß dieſen Jammer Gretli nicht unterbrach, ſondern mitjammerte, iſt begreiflich, das that aber Jemand anders. Meitſchi, können wir bald eſſen? frug Liſi aus dem Stübli heraus. Wohl da kriegte Gretli wieder Beine, ohne werweiſen und noch dieß und das hören wollen, war es verſchwunden; und als die Mutter zum Gehen bereit war, war auch das Eſſen da; wo Liſi mal was angriff, da ging es vorwärts und Alle mußten mit, ſie mochten wollen oder nicht.

So lebet wohl, ſagte es, habt Sorg zu einander, und wenn ich Abends um acht Uhr nicht da bin, ſo ſchickt mir entgegen. Der junge Benz meinte, ſie ſolle unten bleiben, man hätte darauf gerechnet, aber Liſi blieb bei ſeinem Wort. Was ich des Tages helfen kann, will ich gerne thun, aber Nachts will ich daheim ſein. Es mag geben was es will, ſo bin ich dann daheim, und will in meinem Bette ſchlafen. Hab es letzthin erfahren, wie das Schlafen in fremden Betten iſt, wo man des Morgens müder aufſteht, als man des Abends niedergegangen.

Liſi hätte gerne die Sache von der Hand gewieſen, aber es würdigte das Vertrauen vom Amtsrichter, der ihm dadurch Gelegenheit gab, einen Blick in die Tiefen des Hausweſens zu thun; es betrachtete es als die erſte Frucht des vergangenen Tages. Es gibt viel zu thun und zu denken, wenn ein Glied einer bedeutenden Familie geſtorben iſt, beſonders daß ja Niemand vergeſſen werde als Leichenbegleit zu laden, kein Verwandter bis in das ſieben und ſiebenzigſte Glied, Niemand, in deſſen Familie man z'Lycht geweſen, kein Pathe, ſo weit dieſelben zu erreichen ſind, kein Arbeiter des Hauſes, kein Ghusmann, kein Armer oder je nach der Sitte, kein Bewohner des Dorfes. Durch eigene Boten wird ſtundenweit Beſcheid gemacht, denn den Briefen traut man in ſo wichtigen Fällen nicht die gehörige Sicherheit zu und die gehörige Pünktlichkeit, und ſo ganz Unrecht hat man nicht und zwar auch ſeit die Poſt eidgenöſſiſch iſt. Hans war in der Verwandtſchaft nicht ſonders bewandert, d. h. er war es früher, aber ſeit das politiſche Leben über ihn gekommen und die politiſchen Verhältniſſe ihn gefeſſelt, war das Familienleben ihm in den Hintergrund getreten und die Familienverbindungen aus den Augen und ſomit auch aus dem Gedächtniß gekommen. Daher mußte in dieſer Anordnung Liſi ihm vielfach aushelfen, beide Söhne waren nichts in dieſem Punkt, beſonders Hans nicht. Er ſutire ſich um die Verwandten und ſehe ſie am liebſten gar nicht, müſſe er ſie aber ſehen, am liebſten von der hintern Seite, pflegte er zu ſagen. Dann mußte den herbeieilenden Armen Beſcheid gegeben werden, welche eine reiche Leiche weiter wittern als die Geier in Amerika einen gefallenen Hirſchen, die hier und dort wirklich ſo gierig kommen, daß, wenn man ſie machen ließe, ſie der Leiche das Leintuch vom Leibe riſſen, in das ſie eingenäht worden. Nun ſucht man ſie freilich bis nach der Leiche zu verſpätigen, aber man kann es nicht, ſie laſſen nicht ab, ſie ſagen in aller Unverſchämtheit, ſie kämen weit her und hätten nicht Zeit wiederzukommen. Konnte man nichts von Kleidern geben, ſo fand man ſich mit einer andern Gabe ab. Das überließ Hans nun nicht gerne den Mägden, von wegen den unſichern Fingern, und die Söhne hatten vom Werth und Zuſtand der Dinge keinen Verſtand. Liſi ſah erſtlich alsbald mit kundigem Auge, daß ſie eigentlich kein Geſinde hatten, ſondern ein bloßes Geſindel, unzuverläſſige Menſchen, die nirgends Wurzel ſchlugen. Es iſt ſehr merkwürdig, wie zuverläſſige Menſchen ein Haus verlaſſen, das unzuverläſſig wird, zu wanken anfängt, von einem flüchtigen Luftgeiſt beſeſſen wird. Es wird ihnen unheimlich darin, graulicht, ſie laufen draus und das flüchtige Geſindel zieht ein, wie an einen faulenden Baum außen die Spechte klopfen und inwendig die Würmer ſich luſtig machen. Die Mägde waren von dem luftigen Zeug, welches ſich ringsum höchſtens alle drei Jahre einmal wäſcht, dagegen alle Nächte die Haare knebelt, daß ſie kraus werden, oder wenigſtens einige Graswürmer über die Stirne niederzappeln läßt, das es im Sommer zu anderthalb Strümpfen bringt, im Winter zu einem mehr, dagegen einige Mäntelchen aufpflanzet, daß man meint, was drunter wäre, und eine ſchöne Nadel drein ſteckt, einige unbezahlte Fürtücher glitzern läßt, durchſichtige Pantöffelchen oder ſchöne Tuchſchuhe ſtundenweit durch Koth und Schnee zum Tanzen zaagget und bei jedem Krämerladen hinten umgeht, aus Furcht, Schulden halb angebrüllt zu werden, dagegen an jedem Jungen kleben bleibt wie Fliegen an jedem Unflath, und nach einigen Jahren ſtrub wie Kuderbälli im Bettel läuft.

Die Knechte waren von ähnlicher Sorte. Die Soliden wollten von dem jungen Hans ſich nicht kujoniren laſſen, der meinte, je ſtrenger man ändere, deſt beſſer fahre man, denn da habe man immer neue Beſen, welche bekanntlich am beſten ſeien, und fürufe komme man ja nicht mehr, jage man um Mittag einen fort, ſo ſtellten bis am Abend ein Dutzend neue ſich ein.

Das ſei gerade wie mit den Pföſtlein; werde eines ausgeſchrieben, hätten am folgenden Tag bereits neunundneunzig Hungerleider ſich dafür gemeldet. Hans begriff nicht, welche Complimente er damit den obſchwebenden Zuſtänden machte. Wenn ſich dieſe Knechte am Sonntag zeigen wollten, mußten ſie in jeder Woche waſchen laſſen, und wenn ſie den Wäſcherlohn zahlen ſollten, ſo mußten ſie dem Meiſter oder der Meiſterfrau nachſpringen, um die paar Batzen einzuziehen. Liſi begriff, daß mit ſolchem Geſindel man nicht verſorget iſt, indeſſen glaubte es doch, wenn Hans wüßte, was allenthalben für eine Zuverſicht ſei, er hätte es kaum auf den Pfoſten berufen und ihm alle Schlüſſel übergeben. In Gritli's Privathaushalt, den Schränken, wo ſeine Kleider, ſeine Wäſche waren, da herrſchte eine Ordnung, daß Liſi bei ſich dachte: Nein, ſo z'Sach zwäg zdäſele, wäre mir nicht in den Sinn gekommen, wüßte auch nicht, wo Zeit dazu hernehmen. Deſto ſtrüber ſah es dafür aus in der übrigen Haushaltung und je weiter von Gritli's Stübli, deſto ſtrüber. Da wars an manchen Orten wirklich, als ob es der Teufel mit Wurzeln gewonnen hätte. Wie die Mägde die Bärte liebten, konnte man daraus abnehmen, wie ſie dieſelben pflanzten und wachſen ließen, wo ſie nur konnten: in den ehernen Häfen in der Küche, in Ankenhäfen im Keller, im Spycher an Allem, was bärtig werden konnte, und was keinen Bart kriegen konnte, war ſonſt lebig. Im Keller namentlich ſah es aus, daß es Liſi faſt übel ward und es ſich kaum enthalten konnte, eine allgemeine Ausputzeten vorzunehmen; denn ſo dabei zu ſein, liebte es nicht. Indeſſen es nahm ſie zuſammen und wünſchte bloß, daß in den ehernen Häfen gebartet würde, von wegen man werde viel kochen müſſen, und die meiſten Leute liebten die Sachen appart und geſondert, Bärte beſonders und Sauerkraut beſonders, Fleiſch beſonders und alte Naume beſonders, es ſei ſo komoder, von dem zu nehmen, was man liebe.

Das war abermals wohl ſtark von Liſi geredet, es fühlte es ſelbſt, aber ſollte es einmal da einſtehen, ſo hatte es auch die Ehre des Hauſes zu wahren und, ſagte es, wenn es ſo alte Hauskäſe geweſen wären, welche von Adam her im Hauſe geweſen, es hätte ſich gehütet, ſo was zu ſagen, ſondern die Sache lieber ſelbſt gemacht. Aber mit ſolchem Zeug müſſe man reden, daß es es verſtehe, wenn man einem Rhinozeros durchs Leder ſchießen wolle, müſſe man auch ganz anderes Pulver brauchen, als wenn es nur einem Reh oder Schnepf gelte.

Man kann ſich denken, daß die Mägde mörderliche Geſichter machten, aber Liſi hatte etwas an ſich, das, wenn es alle Regenten an ſich trügen, manche Revolution unmöglich gemacht hätte. Zudem trösteten ſie ſich, das währe nur einige Tage, dann ſei die Zeit da, wo die Mäuſe ſo recht nach Herzensluſt tanzen könnten. Das Peinlichſte für Liſi war, das Vorweiſen der Leiche. Faſt jedes Tſchudi oder Tſchaaggeli, jede Tſchiegge oder Schlarpe ſagte: Wenn es nichts mache, möchte es die Frau gerne ſehen, es nehme es wunder, ob ſie geändert habe. Dann noch alle Bemerkungen abzuthun, das Rühmen und das Sticheln, welches dieſen Leuten entfuhr, war eine ſtrenge Sache für Liſi. Es iſt eine eigene Wuth ſolcher Menſchen, Todte zu ſehen und ihre Bemerkungen über ſie auszulaſſen. Kein Gedanke, wie bald auch ſie ſo da liegen werden, des Grabes harrend, und welch Gericht dann über ſie ergehen werde, kömmt über ſie. Gritli hatte ſich im Tode verklärt, nichts Grämliches, Gedrücktes war mehr in ſeinem Geſichte. Der Friede Gottes lag auf demſelben, es war als ob der ein wenig geöffnete Mund erzählen wolle von der Herrlichkeit, welche es jetzt von Angeſicht zu Angeſicht ſehe. Wenn Liſi einen ruhigen Augenblick hatte, dann wohl, dann zog es ihns ins Stübchen. Mit leiſem Schritte, als ob es eine Schlafende nicht wecken wollte, trat es zum Bette, hob das Tüchlein vom Geſichte und ſchaute es an mit liebendem Blick, konnte lange da ſtehen, voll Andacht ward ſein Herz und heilige Gedanken ſchwebten durch ſeine Seele über das jetzige Leben, über das ewige Leben, wie trüb das erſte werden könne, wenn die Erde das Auge des Menſchen getrübt, wie glücklich der ſei, der das Eine, das Noth thut, ergriffen noch zu rechter Zeit, und wie ſelig in der Ruhe das Gemüth ſein müſſe, das manches Jahr auf den Wellen gereizter Empfindungen unſtät und ruhelos umhergetrieben wurde auf dem Meer des Lebens. Ruhe iſt ein Wort von wunderbarem Klang, welchen aber nur der recht empfindet, der müde geweſen iſt bis ins Mark hinein. Wie ſelig ſchläft der Schiffer auf ſicherem Strande, wenn er von wildem Sturme auf weitem Meere manchen Tag herumgetrieben, endlich in Todesmüdigkeit feſtes Land erreicht. Wie ſelig ſitzt am flackernden Feuer der Wanderer, der in hohem Schnee und harter Kälte lange, lange gewandert, in deſſen Augen bereits der Schlaf des Todes ſaß, wenn er endlich am ſpäten Abend ein wirthlich Obdach erreicht. Aber weit ſeliger iſt, der von den Strudeln des Gemüthes gepeinigt, von den Wirbelwinden der Welt getrieben, von beiden befreit zum Frieden im Gemüthe auf ſichern Lebenspfad gekommen, ſich errungen hat den Frieden Gottes, vergleichbar dem klaren Sternenhimmel, in dem keine Winde der Welt wehen, der das Höchſte auf Erden iſt, darum billig auch Vorgeſchmack der Seligkeit genannt wird; die Welt gibt ihn nicht, er iſt die höchſte Gabe aus der höchſten Hand. Wie unendlich ſeliger noch muß der ſein, der wirklich ruht in Gott, in klarem, feſten Wandel vor Gottes Angeſicht Göttliches ſchafft, wie in klarem feſten Wandel um die Sonne die Planeten kreiſen. Wenn Liſi ſo mit gefalteten Händen in ſinnender Andacht die Hülle betrachtete, die ihm von ſeinem Gritli geblieben war noch für einige Stunden, ſo dachte es auch an das wunderbare Räthſel unſeres Lebens, die unerforſchte Verbindung von Leib und Seele und die eben ſo unerforſchliche Trennung, den Tod, und an den geſchiedenen Theil, die Seele, an ſein eigen Leben, ſeinen Tod, an den Augenblick, wo die entbundene Seele frei wird von den Schranken des Leibes, wie es ihr da ſein werde, ob Bewußtloſigkeit erfolge oder ein neues Erwachen, andere Augen aufflammten, wenn die Leibesaugen im Tode brechen und dieſe Augen weilten über dem Leichenhauſe, über den ſogenannten Trauernden, die da trauern ſollten, die Lebendigen begleiteten durchs Leben, die Lebendigen empfingen, wenn der Tod auch ſie bringt ins Reich der Geiſter. So konnte Liſi ſinnen und ſtaunen, wenn es ruhige Augenblicke hatte, hörte Rufen nicht, fuhr erſt hoch empor, wenn der vergeblich Rufende ſeiner Stimme nachgekommen vor ihm ſtund.

Es hatte geglaubt, wenn es den erſten Tag da unten ſei und dann am Begräbnißtage, ſo ſei es genug. Aber als es am zweiten Morgen wieder kam, eigentlich nur um zu ſehen, ob es wieder gehen könnte, ſah es, daß es bleiben müßte. Da war nichts gethan, was befohlen worden, da war ein Gekehr ſchon wieder, daß es ein Erbarmen war. Hier lag ein Hudel, dort ein Hemd, der Miſt war nicht verlegt, die Schöpfe nicht gekehrt, in der Hofſtatt ſtund hier eine Bänne, dort eine Bſchüttbücke, in den Gartenwegen lagen Krautblätter und Abzeug ꝛc. Liſi ſah, daß immer ein Auge wach ſein und daß man wegſchaffen laſſen müſſe fort und fort, dieweil es am Begräbnißtage viel zu ſpät wäre. Vater Hans hatte ſehr viel zu thun, und das rechte Auge nicht mehr dazu. Sohn Hans kümmerte ſich um nichts, nur Benz legte hier und dort Hand an ums Haus herum, aber im Hauſe wußte er nichts zu thun. Liſi wußte aber gar wohl, wie genau die Inſpektion eines ſolchen Hauſes iſt, beſonders am Begräbnißtage, genauer als eine eidgenöſſiſche Militärinſpektion, da macht jedes Kudermannli die berühmteſten Oberſten zu Schanden. Da trappen die des Leichengebetes Harrenden rings ums Haus herum und notiren ſich jeden Fetzen, der am unrechten Orte liegt, jedes Hemd, jeden Strumpf, jedes Paar alte Hoſen, welche ſichtbar werden, ſei es an einer Ofen oder an irgend einer andern Stange. Der ganze Haushalt mahnte Liſi an eine Uhr die läuft, ſo lange man ſie in der Hand hält und ſchüttelt, aber alsbald ſtille ſteht, ſobald man ſie ablegt, da geht dann freilich das Haushalten mühſelig und buchſtäblich im Schweiße ihres Angeſichts muß die Hausfrau ihr Brot eſſen.

Endlich war der Begräbnißtag da. Liſi betete am Morgen inbrünſtig, Gott möchte den Stunden Flügel geben, damit er bald vorüber ſei, möge verhüten jedes Aergerniß, damit man ihn in freundlichem Andenken behalte und ſeiner ſich nicht ſchämen müſſe, ſo oft er einem ins Gedächtniß käme. Zwiſchen eilf und zwölf Uhr wurde begraben in Küchliwyl. Nach zehn Uhr mußte daher das übliche Leichengebet oder vielmehr die Leichenrede im Hauſe angefangen werden, da man mit einer Leiche nahe an einer Stunde bis zum Kirchhofe zu gehen hatte. Früher ſchon kamen nach und nach Leute, die Meiſten wollten die Todte noch ſehen, und nach der Leichenrede wurde noch expreß verkündet: Wenn noch Jemand die Selige ſehen wolle, ſo ſolle er kommen, nachher werde man den Sarg vermachen.

Es iſt dieſe Sitte von doppelter Bedeutung: Erſtlich eine öffentliche Todtenſchau, zweitens ein Abſchiednehmen vom Todten auf das Wiederſehen im ewigen Leben, wobei ältere Leute noch oft ſtille für ſich ein Gebet oder einen Spruch herſagen. Von allen Weltgegenden faſt ſtrömten über hundert Perſonen zuſammen. An ſolchen Tagen kann man Heerſchau halten über die Verwandtſchaften, ob ſie ſich mehren oder mindern, über die Bekanntſchaften, in welchen Regionen der Geſellſchaft ſie ſich befinden. Die Leichenrede war anſtändig im Ganzen, nur merkte man, daß der Redner ein Geſinnungsgenoſſe des Amtsrichters war, denn er beſchäftigte ſich rühmend faſt mehr mit dieſem als mit der Todten. Die Weiber gingen, weil ein Weib begraben wurde, an der Spitze des langen Zuges. Es war eine ſtattliche Schaar meiſt älterer, äußerſt ehrbar angezogener

Weiber, ſelbſt die Armen waren es. Ein Fremder hätte kaum glauben wollen, daß unter ihnen ſolche wären, welche betteln gingen oder durch die Gemeinde erhalten wurden. Der Zug der Männer war bunter gemiſcht, die neuen Sitten, die neuen Menſchen wurden in demſelben weit mehr ſichtbar, es ging viel lebendiger zu, man hätte wenigen angeſehen, daß ſie an einem Trauerzuge ſeien. Beſonders zwei Männer machten ſich merkbar durch ihr rückſichtsloſes Weſen; beide waren groß, waren daher deſto ſichtbarer, das waren die neuen Majeſtäten in Hanſens Bezirk, der neue Regierer und der neue Präſident. Schnauz hatte weder der Eine noch der Andere, nicht daß es wenigſtens dem Einen an Willen dazu gefehlt, denn es geht von ihm die Rede, er habe ſich alle Tage dreimal mit Seife gewaſchen, alle Mittel verſucht, einen Schnauz zu pflanzen, aber Hopfen und Malz ſei verloren geweſen, eher wäre Hühnerdarn ganze Buſchelen in ſeinem Geſichte gewachſen, als ein Schnänzchen auch noch ſo klein. Sie gehörten begreiflich der gleichen Parthei an wie die frühern, waren jedoch von ganz anderem Holze. Keiner von ihnen war nur halb ſo geſcheidt wie der frühere Regierer, der Eine von ihnen war durchaus ungebildet und kenntnißlos, die meiſten Landjäger hätten mehr gewußt als er, daher auch jeder, der ihm entweder ſchmeichelte oder den er fürchten mußte, mit ihm machen konnte, was er wollte. Recht hin Recht her! Beide waren äußerſt gemeine Seelen, aber beide ſehr übermüthig oder hochmüthig; bei dem Einen ſtach jedoch mehr der Hochmuth, bei dem Andern die Eitelkeit vor. Der Eine war reich, aber ob er es bleiben wird, wird zweifelhaft, der Andere will reich werden, aber ob er es werden wird, weiß eben auch noch Niemand. Beide liebten Speiſe und Trank und noch etwas, das man nicht nennen mag; der Eine zahlte Wein, wenn es ihn ankam, bis jeder ſeine beſte Kuh für einen Batzen gegeben hätte, der Andere fand das Schmarozen wohlfeiler und rationeller. Dem Einen war der gemeinſte Kerl recht, um ihm die Zeit verbrauchen zu helfen, ja zehnmal lieber als ein Hochmögender, vor dem er ſich geniren mußte. Der Andere ſah ſeinen Obern nicht an, wenn er einem noch Höhern am Zipfel hängen konnte. Dem Einen machte es keine Regierung recht, es war keine, welche er ſchließlich nicht mit Herd z'Dreck verſchießen wollte; dem Andern war jede Regierung recht, bei der er Ausſichten hatte und einſtweilen bis an Bauch im Hafer ſtehen konnte. Beide konnten ſehr hochfahrend thun, vom Himmel hoch da komm ich her. Dem Einen kam es aus einer ariſtokratiſchen oder despotiſchen Natur von Haus aus, dem andern aber ſtund dieſes Weſen an wie einem Bedienten, der ungſinnet zum Befehlen kömmt. Chriſtlich waren beide nicht die Spur, aber der Eine haßte Gott, weil er mehr ſein wollte als alle Andern und alleine befehlen. Um Gott zu plagen und ihm zu zeigen, daß auch noch Jemand auf der Welt ſei, der ſich nicht kujoniren laſſe und zwar der Kühroth, der Bauer auf Kalberochtigen, hielt ers mit dem Teufel und hätte gerne in dem Bunde mit dieſen auch hier den Spruch angewandt, den er gegen alle Regierungen gebrauchte. Der Andere gehörte unter die Neuungläubigen, welche, während ſie ſo ungemeſſen und höhniſch alle Gläubigen verachten, dennoch in wirklich wunderbarer, unbeſchreiblicher Demuth dafür halten, wenn ſie einmal geſtorben ſeien, taugten ſie wirklich zu nichts anderem, als erſt von den Würmern gefreſſen, dann durch ihre Vermittelung zu D.... zu werden. Das wird die Erhebung des Menſchengeſchlechtes auf ſeinen rechten Standpunkt bedeuten ſollen, eine Errungenſchaft der gegenwärtigen Generation, ein Grundrecht, welches die Nachwelt den Frankfurter und andern Profeſſoren zu verdanken hat. — Dieſe Beiden machten ſich ſehr bemerkbar. Der Eine verwarf die Hände, der Andere manövrirte mit dem Rücken, ſo daß hinten und vornen Komödie war, aber kein Schatten, daß man an der Bedeutung des Tages den allergeringſten Antheil nähme.

Sie lieſen wie zwei Fürſten unter ihrer Suite, welche aus Amtsrichtern, Suppleanten, Weibeln und vielleicht auch aus einigen Leutenants oder Hauptleuten beſtund, plauderten und räſonnirten ungefähr, wie wenn ſie aus dem Amtsgericht nach dem Wirthshauſe ſteuerten oder von einem Augenſchein kämen. Liſi hatte großen Aerger daran. Es fehlte nichts, ſagte es zu ſeinem Gretli, als daß ſie noch zu rauchen anfingen und mit Cigarren und Pfeifen bis in die Kirche kämen, wie es an einigen Orten der Brauch ſein ſoll, daß man in den Kirchen tubacke, daß es ſtinke darin, ärger als in der ſchlechteſten Pinte. Ja, ſagte eine alte Frau, es werde wohl noch dahin kommen, daß man darin wirthe. He ja, ſagte Liſi, möglich ſei's, man wiſſe nicht mehr, was man noch erleben müſſe.

Es war ein ſchöner Kirchhof, auf den Gritli zu ruhen kam, war auch gut gehalten, er ſah nicht aus wie ein Hühnerhof oder eine verwahrloſte Geißenweid. Man ſah auf demſelben manches kleine Denkmal, Roſenſträuche, Trauerweiden, ſchwarze Stäbe mit Täfelchen oben, auf denen ſchöne Sprüche ſtunden. Alles freundliche Zeichen eines liebevollen Gedenkens. Was ſterblich und ſchwach war am Menſchen, das ruht da unten im dunkeln Grabe, und jeden Groll und jedes Andenken an irgend eine Schwäche gibt der zum Grabe den Todten Geleitende mit ins Grab, daß es da unten bleibe begraben für immerdar, ſo daß es ans Licht nimmer wieder kommen ſoll. Die Zeichen auf dem Grabe aber, ſeien ſie aus Eiſen, Holz oder Stein, ſollen bedeuten, daß man nie vergeſſen wolle, was ſie Liebes und Gutes gethan, daß in Ehre und Anſehen bleiben ſolle auf Erden, was ſie vom Ebenbilde Gottes hervortreten, leuchten ließen unter den Menſchen, um deßwillen ſie geliebt waren und Segen brachten unter den Menſchen; Zeichen des Göttlichen in einer Seele, welches als ein Samenkorn in andern Seelen auferſtehen und ſich verbreiten ſoll in Allen, welche den Begrabenen gekannt und geliebt. So ſollten dieſe Zeichen auf dem Kirchhofe nichts anderes ſein als Denkmäler des Göttlichen, welches in einer Gemeinde zu Tage getreten, als eine unerſchöpfliche Schatzkammer der Erben der Geſtorbenen, wo ſie ſich den Samen holen können, der dreißig- und ſechszig- und hundertfältige Frucht trägt, und zwar eine Frucht, die ins ewige Leben wächſt, der chriſtliche Blumengarten einer chriſtlichen Gemeinde. Nun, an dieſes dachten die Majeſtäten kaum, blieben auch ziemlich weit vom Grabe ſtehen. Nahe dem Grabe zu ſtehen, iſt für Alle ein Greuel, die keine Hoffnung haben wie die Heiden, ſondern bloß Durſt und andere Luſt. Hans, dem Vater, ſagen wir zum Ruhme nach, daß er von der plaudernden Geſellſchaft ſich ferne hielt und ſein Auge nicht trocken blieb. Wahrſcheinlich ging es ihm, wie es vielen Andern geht; erſt am Grabe denken ſie an Vieles, woran ſie früher nicht gedacht, und denken, gar Vieles würde nicht mehr geſchehen und Vieles anders gehen, wenn die vergangenen Tage wieder neu würden und dann würde am Ende derſelben das Gewiſſen ihnen leichter ſein.

Sobald das Gebet in der Kirche zu Ende war, machte ſich Liſi ſo unbemerkt als möglich davon, um bei Hauſe die Aufſicht zu halten über die Dienerſchaft, welche zu Hauſe blieb und dort traktirte, während die Begräbnißmahlzeit im Wirthshauſe ausgerichtet wurde. Mit den drei bedeutſamſten Ereigniſſen im Menſchenleben, Taufe (Geburt), Hochzeit und Begräbniß (Tod), verbindet der Menſch, wenn er es irgend vermag, feſtliche Mahlzeiten. Dieſer Sitte, welche in verſchiedenen Ausübungen auf dem ganzen Erdboden verbreitet iſt, ſchiebt man mancherlei Deutung unter, die am Ende alle darauf hinauslaufen, daß ein Inſtinkt es dem Menſchen ſagt, dieſe drei ſeien die wichtigſten Zeitpunkte in ſeinem Daſein auf Erden. Niedrig aber chriſtlich genommen, feiert ſie der Menſch auch darum mit Eſſen und Trinken, dieſen naturgemäßen, nothwendigen, ja gemeinen menſchlichen Verrichtungen, als Probe, ob er wohl im Stande ſei, dieſe alltägliche Verrichtung chriſtlich zu verrichten, zur Ehre Gottes zu eſſen und zu trinken, die Welt zu gebrauchen als gebrauche man ſie nicht. Wer das kann, der wurde in der Taufe recht geweiht, deſſen Hochzeit war ein Kommen des Reiches Gottes, deſſen Tod die Verklärung zum ewigen Leben. So nahms aber das Geſinde im Hunghaſen noch nicht, ſondern umgekehrt, als ob Eſſen und Trinken das Reich Gottes wären. Liſi hatte ihnen reich gerüſtet, um Gretlis willen hätte es es nicht anders gethan, aber ſie hatten Liſi nicht erwartet, verließen ſich auf die Abgelegenheit des Hauſes, und wenn es ſie nicht beim Tanzen antraf, ſo war nicht ihr Wille ſchuld daran, ſondern Liſis guter Schritt und ſeine offene Hand, mit denen es Eſſen und Trinken gerüſtet, womit ſie noch nicht fertig waren.

Das Leichenmahl im Wirthshaus war nicht knapp zugeſchnitten, ſondern, wenn nicht dem Gelde, ſo doch dem Rufe des Hauſes angemeſſen. Auch der Wein war gut, wenigſtens ſagten es die Herren. Ob über alle Tiſche weg die nämliche Sorte zu finden geweſen wäre, wiſſen wir nicht. Gedämpft wälzten ſich Geſpräche über alle Tiſche weg, laut knatterten die Worte am Herrentiſche. Hier war alsbald der ſogenannte Zellerhandel auf dem Tapet, und ward in zwei Abtheilungen verhandelt. Die beiden Majeſtäten gaben Bericht über Stand und Natur des Handels. Der gewaltigere Herr ſchlug auf den Tiſch und ſagte, ſie ſollten es nur probiren, die Pfaffen und Ariſtokraten, die wolle er ringgeln, daß ſie nach Gott ſchreien lernten. Es ſei ihnen um die Religion ſo wenig zu thun als einer Kuh ums Tanzen, es ſei nichts, als um die Regierung zu verdächtigen, ihr den Boden unter den Füßen wegzunehmen, dann zu Revoluzen, die Tuſigs Donnere! Wollen es machen, wie die Zürcher im Straußenhandel, ſagte der Andere, der Geſchichtskundigere; (denn wir zweifeln daran, ob der Erſtere etwas Näheres darum wußte, denn es war bald zehn Jahre ſeit jenem

Handel, und ſo verflucht wyt hingere ging deſſen Geſchichtskenntniß kaum.) Zürcher putſchten, wo ein Pfaff rief: Schüßit i Gotts Name! Der hat ſich ſeither gehänkt zum Zeichen, wie es ihm um die Religion war, und die Putſchregierung iſt längſt zum Teufel gefahren. Jetzt wollen Patrizier und Pfaffen hier nachfahren die Kühe. Aber Berner ſind nicht Zürcher, Berner ſind gſcheuter, haben die feinere Naſe. Hier ſollen ſie mit Glanz abfahren die Reaktionäre; wen wir in die Finger kriegen, den wollen wir ringgeln, daß dem das Aufbegehren eine gute Weile vergeht. Der Erſtere erzählte, was er für Maßregeln gegen die Pfaffen getroffen. Wenn einer mit einem Wörtchen nebenaus trappe, ſo hätte er ihn, und dann Gnade Gott ihm. Er führte die Geiſtlichen namentlich auf, theilte Lob und Schimpf aus, klagte beſonders über einen, das ſei der verfluchteſt von Allen, aber mit dem H— könne er nichts machen, der ſei wie ein alter Fuchs mit keiner Beize zu fangen. Wenn man ſie nur mal hätte, ſtrafen wolle man ſie dann ſchon, bis ihnen das Liegen weh thäte. Die müßten es doch früher oder ſpäter erfahren, was ſie zur Sache zu ſagen hätten und daß Alles ſie nicht einen Teufel angehe. Er erzählte, wie ſchrecklich geweiblt und getrieben würde, Allem aufgeboten, daß es den Leuten die Haare zu Berge geſtellt hätte, wenn er nicht die beſtimmteſte Verſicherung gegeben, daneben ſei z'Sach nichts, wenn die Regierung ihn machen laſſe, ſo wolle er das ganze Pack mit Herd zu D…k verſchießen. Unterdeſſen war manche Maaß gewandert, flüſſig waren die Gedanken geworden und ergoſſen ſich über die Zunge zum Thor hinaus, man wußte nicht wie. Der Gelehrtere der Herren ſagte, auf höherer Culturſtufe angelangt, offen, er billige die Maßregel der Regierung mit dieſem Profeſſor nicht, ſie ſei viel zu doktrinär und langſchwänzig, damit habe ſie viel Lärm um nichts gemacht. Für die neue Zeit ſei das Inſtitut der Pfaffen längſt veraltet, die ſolle man ausſterben laſſen bis an einen, um ihn ſpäter den Kindern zeigen zu können, damit die doch auch wüßten, wie die Pfaffen geweſen. Während das geſchehe, müſſe man für die Neuzeit Neues pflanzen, dem Zeitgeiſte angepaßt, die Lehrer müßten herangebildet werden, daß ſie das Lehramt allein übernehmen könnten, der Lehrerſtand müſſe an die Stelle des Prieſterſtandes geſchoben werden. Da die Kirche ſage, ſie ſei die Mutter der Schule, ſo ſei alſo die Schule auch die natürliche Erbin der Kirche, ihres Anſehens und ihres Vermögens, und wie die Tochter nicht in den Kleidern der Mutter umhergehe, ſondern zeitgemäß lebe, ſo werfe die Schule auch weg das Veraltete, was zum Zeitgeiſt ſo wenig paſſe als eine Fauſt auf das Auge. Nun ſei die Hochſchule bereits ſo eingerichtet, daß ſie an Juriſten und Aerzten einen tüchtigen Sauerteig zur neuen Bildung ins Volksleben liefre. Laſſe man nun noch die Schullehrer bilden durch Männer, welche in den Geiſt der Zeit eingeweiht ſeien, und das Ziel genau im Auge hätten, gegen welches die Menſchheit zuzuſteuren habe, oder zugeſteuert werden müſſe, ſie möge wollen oder nicht, ſo habe man den neuen Bau aufgeführt und könne an einem ſchönen Morgen den alten Bau getroſt abreißen, es krähe nicht nur kein Menſch mehr darnach, ſondern man wundere ſich allgemein, daß es nicht ſchon früher geſchehen. Stelle man einen tüchtigen Seminardirektor an, der auf der Höhe der Zeit ſteht, ſie in allen Richtungen überſieht, ſo ſchneidet der euch bei einigem Talent, nicht nur alle 2 bis 3 Jahre hundert Zöglinge zu, die, da ſie nichts anderes wiſſen als was er ihnen geſagt, in blindem Glauben ihn anbeten, ſondern er zieht auch den übrigen Lehrerſtand an ſich und regiert ihn mit einem Allmacht-Zepter, ich will nicht ſagen, wie der General der Jeſuiten ſeine Jeſuiten, aber wie der Pabſt ſeine Prieſter. Jetzt ſolle man denken, wie ganz anders man mit einem ſolchen Seminardirektor wirke, der den ganzen Unterricht und die ganze Leitung des Schulweſens unter ſich habe, als ſo mit einem miſerabeln Profeſſorlein, wo vielleicht nur drei Studenten unter ſich habe, welche noch von drei andern Profeſſoren unterrichtet werden und ganz anders. So curirt man nicht bloß homöopathiſch, daß einer nach tauſend Jahr endlich lebendig gen Himmel fahren wird, noch ehe er was erlebt hat. Richtet man auf dieſe Weiſe einen tüchtigen Lehrerſtand ab und öffnet ihm alle Wege zum Einfluß auf das Volk, ſo kommt man zur wahren Freiheit. Reaktion und Patrizier werden überflüſſig und das ganze Volk geigt auf einer Saite und pfeift auf einem Loche. Etwa den Schulmeiſtern nach, fuhr die andere Majeſtät auf. Ehe er das thäte, hülfe er ſie lieber ſammt und ſonders mit Herd z'D...k verſchießen. Von ſolchen Fötzeln und Habenichtſen laſſe er ſich nicht befehlen, da wolle er lieber die Tauner an der Regierung oder die Schneider, als die Schulmeiſter. Und wer weiß, was er noch alles geſagt hätte, wenn der Andere ihn nicht unterbrochen und gebeten hätte, ihn nicht falſch zu verſtehen. Er meine ja nicht, daß ſie regieren ſollten an der Regierung übers

Land, ſondern daß ſie den Kindern eine Lehr beizubringen hätten, daß man die Pfaffen nicht mehr brauche, die großen Löhn erſpare, und nicht mehr geplagt werde mit dem Gſtürm vom ewigen Leben und mit ſcheelen Augen, wenn man ein Meitſchi anſehe. Ja, ſagte der Andere, ſo ein Pfaff könnte ihm lange reden und ihn lange anſehen, es ſei ihm all eins, indeſſen ſei ihm lange keiner zu nahe gekommen und käme ihm Einer, ſo würde er ihm ſagen, er ſoll ihm blaſen wo er ſchön ſei. Aber der Hagel, wenn nicht mehr gepredigt wird dem gemeinen Volk von ſtehlen, morden u. ſ. w., wer iſt zuletzt ſicher und wo ſoll man mit Schelmen und Mördern hin? Ja, ſagte der Andere, das Gröbſte können die Schullehrer auch ſagen, was die Regierung noch nöthig glaubt und das mit den bürgerlichen Geſetzen übereinſtimmt, nur den Reſt thut man ins Grümpelgmach. Ja, ſagte der Erſte, z'Sach wäre wohl gut, aber gebt Acht, wenn die das Predigen in die Finger bekommen, wie die die Naſe werden aufheben und wie die uns den Marſch werden machen wollen. Dann iſts ſo, was dem Einen wohl erlaubt iſt, das iſt nicht Allen erlaubt, da iſt ein Unterſchied, und der ſoll und muß bleiben, und die wiſſen ja ſchon jetzt längs Stück keinen Unterſchied zu machen zwiſchen ihrer March und des Nachbars March, daß ich ſchon manchmal geſagt, wenn das ſo komme, ſo hülf ich ſie Alle mit Herd z'D...k verſchießen. — Da ward das Geſpräch ſehr laut, es gab zwei Partheien und der Schulmeiſter miſchte ſich auch ein. Dem alten Hans war nicht wohl bei der Sache, er fühlte die Verletzung des Anſtandes wohl, wußte jedoch nichts an der Sache zu machen. Er drehte ſich von dieſem Tiſche weg, ging herum, nachſehend, ob männiglich ſeine Sache hätte, verſäumte ſich bei dieſem, bei jenem, ſetzte ſich zu Verwandten ſeiner Frau ſelig und erzählte ihnen von den letzten Tagen derſelben, und namentlich vom letzten, daß ſie ganz gerührt wurden und ſagten: Er müſſe denn doch nicht ganz der ſein, für den man ihn habe verbrüllen wollen; wenn es nicht immer gegangen, wie es hätte ſollen, ſo werde der Fehler wohl an beiden Orten geweſen ſein. So gelang es Hans, von dem gebildeten Theil der Geſellſchaft ſich fern zu halten, und im Eifer des Geredes ward er nicht einmal vermißt. Nachdem Jeder ſeine Sache brav gemacht, ſo daß es ihm wohl machte aber nicht darüber, begann hier und da Jemand mit dem Aufbrechen. Wenn nicht lachende Erben ſind, werden die Schranken der Beſcheidenheit ſelten überſchritten, wo aber lachende Erben ſind, geht es oft auch ſtrub genug zu. In einem ſolchen Fall machte einmal ein Fraueli, hinter dem man es nicht geſucht hätte, einen luſtigen Witz. Es war eine Wittfrau ohne Kinder, welche ihren Mann begraben laſſen, und mit welcher man gerne einen Spaß machte und welche auch gehörige Blößen dazu gab, beſonders durch ihren Geiz bei einem Vermögen von wenigſtens fünfzigtauſend Thalern. Nun, bei dieſer Gelegenheit dachten die Leute Schadens einzukommen, und daran werde das verlachete Kuderfraueli wenig machen können. Man ſetzte ſich alſo bequem zweg und ans Fortgehen dachte man nicht. Gegen vier Uhr machte ſich das Fraueli unvermerkt an den Wirth: Jacob, thue noch Wein auf den Tiſch, wo er nöthig iſt, darauf mach mir den Conto. Ja, ſagte der Wirth, z'Sach iſt noch nicht aus, die Leute ſagten noch nichts von Fortgehen. Das können ſie machen, wie ſie wollen, bis jetzt zahl ich Alles, das iſt meine Sache, was ſie dann ſpäter brauchen, das iſt ihre Sache, das können ſie zahlen. Der Wirth that alſo, ſagte natürlich den Gäſten nichts davon, ſonſt hätten ſie ſich des Fernern bedankt, wären abmarſchirt und er hätte nichts mehr gebraucht. Die Gäſte zechten luſtig fort, lachten über das Verſchwinden des geizigen Frauelis, das meine, wenn es ablaufe, müſſen die Andern es ebenfalls thun. Mer wey emel noh Eini näh, war ihr Wahlſpruch. Als ſie ſpät Feierabend machten und fort wollten, ſagte der Wirth, es ſei ihm leid, aber er müſſe ihnen noch eine Uerte machen, die Wittfrau habe abgeſchafft für Alles bis um vier Uhr, wo ſie Adie gemacht; was ſeither gebraucht worden, müßte er von ihnen fordern. Was das für Geſichter gab, man denke! Aber was machen als abſchaffen? Sie fluchten über das Fraueli und mußten doch über daſſelbe lachen und kriegten eine Art Reſpekt vor ihm. Das ſei ein ſchlimm hagels Fraueli, ſagten ſie, das wäre manchem Mann nicht in Sinn gekommen und redeten ſpäter ſo wenig als möglich davon.

So ging es hier nicht. Hans war auch kein Fraueli, mit dem man glaubte, machen zu können, was man wollte. Als einmal Einer ging, folgten Einige, dann riß es Haufen nach wie bei einem Erdrutſch, wo auch alles rutſcht, bis alle gute Erde runter iſt und das Geſtein bloßliegt. So war bald alles leer bis an den Tiſch, an welchem die Majeſtäten ſaßen ſammt dem Generalſtabe, oder wenn man lieber will, die moderne Welt. Hier landete auch Papa Hans und fand eine luſtige

Geſellſchaft. Der Streit, wer in einer Republik die Vornehmſten ſeien und am meiſten zu bedeuten hätten, ob Schulmeiſter oder Bauren (um Schreiber hatte es ſich dießmal nicht gehandelt, da zufällig keine Vertreter dieſes Standes da waren) war verſurret, wie, wiſſen wir nicht; jetzt waren mehr Perſonalien und luſtige Geſchichten auf dem Tapet, und Hans der Sohn, (Benz war längſt heim,) nicht der letzte, der was Luſtiges wußte. Papa Hans machte gute Miene zum böſen Spiel, doch mehr nicht. Man konnte ihm wohl anſehen, daß ihm die Luſtbarkeit nicht ganz am rechten Ort war. Im ſogenannten politiſchen Gewiſſen, was kein ander Gefühl mehr hat als für die rechte Farbe, war Hans das Gefühl für die öffentliche Meinung über Anſtändigkeit nicht ganz unter gegangen. Seh Amtsrichter, nit ſo ein andächtig Geſicht, ſagte die groblächtere Majeſtät, oder denkſt ſchon der zweiten nach? Selb nit, antwortete der Amtsrichter, das wäre mir zu früh. Warum, ſagte der Andere. In ein ſo großes Weſen hinein, iſt eine Frau komod, beſonders wenn man oft nicht daheim iſt. Oder willſt es an den Jungen laſſen, wäre vielleicht das Beſt, das Alter hätte er und du wäreſt auch beſſer zweg, wenn du nicht einen neuen Kratten zu tragen hätteſt, ein neuer iſt manchmal noch ſchwerer als ein alter, und Weibervolk iſt genug in der Welt. Es iſt, denk, auch Zeit, daß wir aufbrechen, ſagte die andere Majeſtät, welche bemerkte, daß die Hälfte des Reſtes aufſtund und ſelbſt der Wirth die Thüre ſuchte, weil ihnen dieſer Tuback doch wohl ſtark vorkam. Amtsrichter, wenn wäre es euch recht, in der nächſten Woche mit mir zu kommen nach Schläbrige, ich möchte dort an Ort und Stelle; ihr ſeid dort bekannt und könnt mir die beſte Auskunft geben, frug der Zweite. Es ſei ihm jeder Tag recht, antwortete Hans. Vielleicht komme er auch mit, antwortete die andere Majeſtät. Er ſei nicht bald in einem Wirthshaus lieber als dort, und er möchte gerne vernehmen, ob man dort dem Pfaff nichts anhängen könne. Er wiſſe, er habe Büchlein bekommen durch die Poſt, und Gnad ihm Gott, wenn er ihm eins austheile oder gar an einer Petition helfe. Ja wege Büchlein, unſer Schulmeiſter theilt auch aus und die Landjäger. Sind das von den gleichen? Warum nicht gar; jenes ſind Pfaffenbüchlein, für das Volk aufzuhetzen, die andern ſind Regierungsbüchlein, und klopfen den Pfaffen auf die Finger und ſtopfen ihnen das Maul. Aber warum verbietet man nicht gleich die Büchlein? He, ward geantwortet, erſtlich iſts wie's iſt, z'Bücherverbiete het e Naſe und läßt die Regierung die frei, ſo kann ſie um ſo ruhiger alle andern frei laſſen, und wenn du es wiſſen willſt, es iſt die beſte Füchſefalle, und wer ſie abtrappet, den hats, bigryfſt? z'Gricht kann dann mit den Perſonen ſchon machen, was ihns gut dünkt, bigryfſt? Ja, ſo! ward geantwortet. Es iſt gut, daß man ſolche hat, welche die Fallen zu richten wiſſen; nur zugefahren, bis man ſie Alle hat, die ſchwarze D —. Ja und die, welche man nicht bekömmt, mit Herd z'Dreck verſchoſſe! bemerkte die erſte Majeſtät. Adie wohl!

Siebenzehntes Capitel.

Wie die Begräbniß austönt.

Als Alle abgefahren waren, ſagte Hans zum Wirth: Mach dann doch den Conto. Morgen, oder wenn ich morgen nicht Zeit habe, übermorgen werde ich kommen und abſchaffen. Preſſirt nicht, ſagte der Wirth, danebe will ich ihn machen, kannſt dann immer kommen, wenn du willſt, du findeſt ihn dann allweg gemacht.

Es iſt ein Ehrenpunkt, ſolche Rechnungen alsbald zu berichtigen. Es gibt einen häßlichen Flecken, wenn es heißt, der oder jener iſt ſeine letzte Kindbetti oder die Gräbt ſeiner Frau noch ſchuldig, und ſo was bleibt nicht verſchwiegen. Es wäre gut, es würde mancher ſehr vornehme Herr an unſern Bauern ein Exempel nehmen, und ſein Ehrgefühl an dem ihrigen ſchärfen. Ein rechter Bauer weiß nicht was Ehrenſchulden ſind, aber er hält es für eine Schande, wenn er einen Arbeiter oder Handwerker unbezahlt aus dem Haus läßt, wenn er überhaupt Jemanden auf Bezahlung warten läßt. So ein Bauer hat viel mehr Ehrgefühl, als ein engliſcher Geſandter, heiße er Peel oder anders! Bloß der unglücklichen Periode in der Berner

Geſchichte von 1846—1850 war es vorbehalten, den Bauer ſo auf die Tröckene zu bringen, daß Viele kein Geld zum Zahlen hatten. Da zogen die Meiſten vor, nichts machen zu laſſen, als wozu die Noth ſie zwang, dabei aber wurden die Handwerker ebenfalls nicht reich. Das eben fiel Hans beim Heimgehen ſchwer aufs Gemüth: wie zahlen? Er hatte das Geld, die Gräbt zu zahlen, nicht im Hauſe. Er konnte Korn verkaufen, aber lieber wäre er ſchuldig geblieben, als dieß machen. Das wäre ja den Leuten in die Augen gefallen, allenthalben hätte es geheißen: denk, Hunghans hat Korn verkaufen müſſen, um die Gräbt zu zahlen, der muß wohl uff ſy! In dem Hauſe war ſonſt immer Geld für manche Gräbt. Er dachte ans Leihen, aber wo? Bei ſeinen ſogenannten Freunden? Er hatte Beiſpiele, daß die Höhern ſehr gerne bei den Niedereren leihen, die Herren Präſidenten gerne die Beiſitzer auspumpen, ſelbſt die Konſervativen, aber was hilft pumpen, wo kein Waſſer iſt? Bürgen, um Geld aus einer Staatskaſſe zu kriegen, hätte er zu hunderten erhalten; denn je mehr Hudeln es gibt, deſto leichter iſt es, Bürgen zu kriegen bei einer Staatskaſſe, die ebenfalls am Verhudeln iſt, da findet ſich noch ächtes Mitgefühl. Indeſſen es lohnte ſich doch kaum der Mühe, wegen höchſtens hundert Thalern einen ſolchen Spektakel anzuſtellen. So komod, wie einer ſeiner Collegen, hatte er es nicht. Er war nicht Hüttenmeiſter bei einer Käſerei, er konnte nicht zu dem Ankenhändler gehen und ſagen: Sami weißt, wie unſer Akkord lautet: Blinzeſt du mir, ſo ſehe ich dir durch die Finger. Hätte hundert Kronen nöthig. Gibſt du ſie mir, ſo wollen wir ſie im Herbſt verrechnen, daß es dein Schade nicht ſein ſoll. Depoſitogelder hatte er auch keine hinter ſich. Er kam immer auf den Ankenbenz, er mochte Wegli einſchlagen, welche er wollte. Dort war, wie er wohl wußte, immer etwas Geld, aber dorthin ging er eben hölliſch ungern, denn er war das Frühere noch ſchuldig.

So kam er nach Hauſe und hatte noch keinen Rath gefunden. Es war ſchon ziemlich ſpät, Liſi ſaß vor dem Hauſe und erwartete mit großem Blangen ſeine Heimkunft, denn ohne ſein Zepter gehörig abgegeben zu haben, wollte es nicht heimgehen. Das hätte doch afe key Gattig, ſchon Feierabend habe es geläutet, es werde bald ſieben ſein und noch ſei keiner von den Hauſe heim. Das werde an einer ſolchen Gräbt nicht bald erhört worden ſein.

Habe ſchier lange gemacht, ſagte Hans, aber es ſchickte ſich mir nicht fortzugehen, bis die Andern auch fort wären, und ſie heißen gehen, ſtand mir doch auch nicht an. Man kann nicht immer machen, wie man will, ſagte Liſi. Ich dachte, ich wolle warten, bis du heim kämeſt, um heim zu gehen. Z'Sach iſt alle am Ort und Alles hat ſeine Sache gehabt, daß Jedes es machen konnte. Daneben, ob ſie zufrieden ſeien, habe ich nicht gefragt, zuviel fragen iſt nicht immer gut und wenn ſie zu klagen haben, ſo dachte ich, ſie könnten dir klagen, ich begehre es nicht zu wiſſen, und du könneſt dann nachbeſſern, wenn du es gut findeſt. Du wirſt es ſchon gut gemacht haben, antwortete Hans. Aber ich weiß, wie es iſt heut zu Tage und wie man z'Sach nie gut genug machen kann. Es wird geräumt ſein müſſen, ich ſehe es wohl ein, und du wirſt mir wohl müſſen bhülflich ſein, antwortete Hans. Los, was ich dir ſagen wollte und warum ich dir eigentlich gewartet, entgegnete Liſi: Du haſt viel Koſten mit der Frau gehabt, ſonſt viel Auslagen, wirſt z'Sach gerne ins Reine bringen wollen, und wenn du etwa dich nicht komod kehren kannſt, ſo ſage es ungenirt. Ich glaube, Benz hat Geld, und wenn er hat, ſo weißt wohl, haſt du auch. Das iſt guter Beſcheid und es iſt gerade, als ob du es mir angeſehen, wo mich der Schuh drückt. Einem ſolchen Anerbieten ſagt man nicht ab. Zwar muß ich mich ſchämen, wieder zu nehmen, ehe ich das Alte wieder gegeben, aber wenn es geliehen ſein muß, ſo will ich doch am liebſten Benz ſchuldig ſein, es iſt doch noch was anderes als fremden Leuten, antwortete er. Komm nur, ſagte Liſi, wir nahmen ja auch ſchon bei dir. Ja, ſagte Hans mit einem Seufzer, aber es iſt lang deſſen. Es kann ſich wieder ändern, ſagte Liſi. So komm oder ſchick nur, was du mangelſt kannſt du haben und jetzt gut Nacht. Hans dankte ſehr für Hülfe und alles Gute und wirklich von Herzen und bat, Liſi möchte ferner ein Auge auf ſeine Sache haben. Darüber gab Liſi uneinläßlichen Beſcheid und eilte den Berg auf.

Hans war an einem der ſogenannten Wendepunkte des Lebens, oder ſo gleichſam an einem Punktum, welches Gott dem Menſchen ſelbſten macht, um ihm den Verſtand zu machen, hier einen neuen Satz anzufangen und zwar mit einem großen Buchſtaben, d. h. mit einem großen Entſchluß. Hans, was wareſt, Hans, was biſt jetzt, Hans, jetzt was willſt? Das waren die natürlichen drei Theile der Predigt, welche er ſich jetzt zu halten hatte. Auf einem einſamen Bänklein in ſtiller Abenddämmerung hätte er endlich zu ſich ſagen ſollen: So Hans geht das nicht mehr, als rechter Hausvater muß ich wieder einſtehen, treulich mein Haus regieren, mit den Meinen Gott dienen. Anfangen will ich damit, daß ich von unnützem, nichtsnutzigem Zeug mein Haus ſäubere, und iſt das gemacht und wieder Ordnung überall, dann wollen wir weiter ſehen. Dann hätte er ins Beſondere eingehen und namentlich die Curmethode ſich klar machen ſollen, welche am beſten bei Hans, dem Sohne, anſchlagen könnte. So verblendet war der Vater nicht an ſeinem Liebling, daß er nicht einſah, ſo könne dieß nicht in Ewigkeit fortgehen, wenn es nicht einen üblen Austrag nehmen ſolle. Aber er tröſtete ſich bis jetzt mit dem thorrechten, ſündlichen Troſte, der ſchon viele Eltern mit Jammer in die Grube gebracht: wenn der Verſtand komme, werde es ſchon beſſern. Jugend habe nicht Tugend; man habe viele Exempel, daß aus ſolchem Holz gerade die tüchtigſten Männer wuchſen. Jedenfalls werde er beſſern, wenn er einmal heirathe und eine rechte Frau bekomme, ſo eine ſei beſſer als das Wallisbad. Darum iſt dieſer Troſt ſo ſchlimm, erſtlich, weil er eine Billigung der Sünde iſt, der Jugend das Vorrecht des Sündigens einräumt; zweitens, weil er die Macht der Gewohnheit mißkennt und aus der Ausnahme die Regel macht. Ja, es haben ſich ſchon Viele geändert, ſelb iſt wahr, aber wie viel mehr gingen zu Grunde, von denen ſpricht man nicht. Und war das Aendern immer ein Beſſern? das iſt eine bedenkliche Frage. Wenn aus einem Verſchwender ein Geizhals wird, aus einem frechen Sünder ein geheimer, aus einem Hoffahrtsnarr eine Schlampe und Schmutzgüggel, aus einer H... eine Betſchweſter, ſind das Beſſerungen? Wir halten es durchaus nicht dafür, das ſind nur Aenderungen und an einem nimmt der liebe Gott Aergerniß ſo gut als am andern. Wir finden aber leider Vater Hans nicht auf einem einſamen Bänklein an der Arbeit mit ernſthaften Gedanken. Wer weiß was geſchehen wäre, wenn nicht der Verſucher, der überall iſt, wo was Gutes guckt, das ihm nicht in Kram dient, es unmöglich gemacht hätte.

Der brüllende Löwe, der umhergeht und ſucht, was er verſchlinge, kam jedoch nicht in eigener Geſtalt, dagegen kam eine Chaiſe angefahren, in welcher Sohn Hans ſaß ſammt ſeinem Hauptmann, der ihm z'Lieb und z'Ehr z'Gräbt gekommen war. Das war ein Kerl der Hauptmann, ein Kerl voll Bart, voll Geſinnung, voll Himmeldonner, voll Bier und voll Wein, und voll von vielen andern Dingen. Wenn er ſeine Feldzüge über Land machte und himmeldonnerte durchs Land, daß den Leuten das Herz im Leib verging und in den Säcken die Meſſer heiß wurden, der Stahl ſprezelte, ſo hätte wirklich kein Menſch geglaubt, daß das ein obrigkeitlicher Schreiber ſei, der noch keine Piſtole losgeſchoſſen, mit keinem Eiſen je zu thun gehabt, als höchſtens mit einer Gnype. Er hatte es im Gebrauch, alle Jahre ein halbes Schweinchen zu kaufen, von demſelben gnypete er ſo viel Fleiſch als möglich klein und zwar eigenhändig, denn er liebte die Bratwürſte ſehr und auch die Magenwürſte. Das konnte er meiſterlich und auf dieſe Weiſe alle Jahre beim Schlachten betheiligt, hielt er ſich für den ſchlachtenkundigſten Hauptmann der eidgenöſſiſchen Armee, nicht bloß für einen wahren Mordkerl, ſondern für einen eigentlichen Mordteufel. Von Natur war er ein Schreiber, angeſtellt in einem obrigkeitlichen Bureau, manövrirte ſtark nach einem obrigkeitlichen Poſten, vor allem nach einem der Sekretariate, die mit wenig minder als tauſend Thalern bezahlt waren; kam er hier zu kurz, ſo war er entſchloſſen, auch mit einer Amtsſchreiberei oder Amtsgerichtsſchreiberei auf dem Lande vorlieb zu nehmen, d. h. mit einer von denen, welche das doppelte von tauſend Thalern eintrugen. Der Grund, warum er ein Sekretariat dem fettern Poſten vorzog, war ein doppelter. Erſtlich betrachtete er eine ſchreiberliche Anſtellung nur als vorübergehend, er hatte die Gewißheit einer Regierungsrathſtelle in der Taſche, zwar nicht ſchriftlich, aber moraliſch. Seine Verdienſte in ſeinem Bureau kennen wir nicht, er ſelbſt ſchätzte ſie gering. Es ſei immer, als ob man ihm Feuer unter die Naſe halte, wenn er das D— Bureau von weitem ſehe; wenn er drein müſſe, ſo mache er, daß er draus käme ſo bald möglich, das D— Schreiben ſei eine geiſttödtende Sache, beſonders für Jemanden, der nun bald drei Jahre die Vorleſungen beſucht habe.

Aber Dutzbruder war er faſt aller republikaniſchen Majeſtäten. Er war einer der fleißigſten Beſucher der obrigkeitlichen Kneipen. Mit ſaufen möge ihn nicht Mancher, ſagte er, er hätte die Meiſten ſchon heimbegleiten müſſen, und wenn er wollte, ſo könnte er was verzählen; potz Himmeldonner! Mit dem Volke zu reden wiſſe er, das wüßten er und Andere. Er ſei nicht umſonſt alle Sonntage und zwiſchen durch, ſo oft er es erleiden möge, irgendwo auf dem Lande in einem Wirthshauſe und rede mit den Leuten. Da könne man die Leute nehmen, ihnen Verſtand machen, wenn man es verſtehe, bougres! Er wolle nicht viel ſagen, aber in der Republik ſei nicht Mancher, der mehr gewirkt; wenigſtens ſechs Wahlen habe man ihm direkt zu verdanken, und was er damit gemacht, daß er alle Konſervativen, Pfaffen und Ariſtokraten durch den Dreck gezogen und ſie dann dem Volk in ihrem wahren Lichte gezeigt, ihm Haß und Mißtrauen gegen ſie Melchternweiſe eingegoſſen, das wiſſe Niemand als er, und nicht einmal er vermöchte es recht zu ſchätzen und zu berechnen. Wenn es Einem gehöre, an den gehörigen Platz zu kommen, ſei er es, potz —

Zweitens, ſagte er, könnte er nicht mehr auf dem Lande leben, das ſei eigentlich gar kein Leben dort, das ſei gerade wie in Lappland, da ſei Tag und doch kein Tag, ſcheine ja keine Sonne am Himmel. Er müſſe in der Stadt leben, wie der Fiſch im Waſſer. Er war auf den hintern Gitzimöösern daheim und auf dem obern Hühnergrat auferzogen worden. Wenn er nicht ſein Kaffeehaus, Theater und Geſellſchaft hätte, er könnte nicht mehr exiſtiren, er verreckte vor Langerweile, ſagte er. Er haſſe nichts mehr als ſaure Geißmilch, aber zehnmal lieber wolle er ſein Lebtag ſaure Geißmilch ſaufen, als ſein Lebtag unter Leuten leben, die nicht wüßten, was Leben ſei, ohne Bildung, ja ſogar ohne Aufklärung. Wer ihn auf altväteriſche Weiſe beurtheilt, hätte geſagt, das ſei der heilloſeſte Stürmi, den er noch gehört, nichts, was er ſage, habe einen geſunden Zuſammenhang, ja, was er heute behauptet, das lege er morgen den Ariſtokraten in den Mund und heiße es Volksverrath, und was er heute Volksverrath heiße, das preiſe er morgen als das Wahre, und himmeldonnere jeden, der es nicht dafür halten wolle, in Fetzen, und blaſe ihn centnerweiſe über Land und Meer.

Heute that er dick mit dem Geld, als ob er bald ein Millionär ſei und Urſache habe, zur Ordnung zu ſtehen, daß das Eigenthum geſchützt bleibe, und morgen läſterte er die Reichen, und wollte die D— Zaunſtecken, in den Boden ſchlagen, daß ſie unten ausguckten in Amerika. Wer moderne Bildung hat, weiß, daß man in der neuen Welt unter Conſequenz etwas ganz anderes verſteht, als in der alten. Die alten Zöpfe meinten, um conſequent zu ſein müßten ſie feſte, beſtimmte Grundſätze haben und zu dieſen Grundſätzen müßten die Reden paſſen einen Tag wie den andern. Scheinbar ſagen die neuen Lichter das Gleiche, meinen aber gerade das Gegentheil. Sie reden viel von grundſätzlich und Grundſatz, und wie treu ſie ihm ſeien. Wenn man aber nach dieſem Grundſatze gründlich forſcht, ſo findet man allerdings einen, der heißt aber ungefähr ſo: Stelle dich alleweil auf den Standpunkt, der dir am meiſten Nutzen zu bringen ſcheint, von wo aus du deinen Feinden am meiſten ſchaden zu können glaubſt, oder kurz geſagt: rede alleweil ſo, wie es dir am beſten in Kram dienet, darin ſei feſt. Obs nun heute ſo kömmt, morgen ganz anders, darum kümmere dich nicht, und wenn es dir die Leute vorhalten, ſo lache ſie aus, oder leugne es ab, je nachdem es Kerls ſind.

Dieſer Hauptmann war natürlich glücklich, wenn er einmal eine Einladung aufs Land bekam, erſtlich konnte er gut leben und es koſtete ihn nichts, zweitens konnte er das Syſtem feſtigen, ſich und ſeinen Freunden gut Wetter machen, drittens, und das war nicht das Wenigſte, konnte er, in die Stadt zurückgekehrt, renommiren mit ſeinem Einfluß, ſeinen Freundſchaften auf dem Lande; ja, und das gab Gewicht, ,kannſt du mir helfen, ſo helfe ich auch dir, hieß es begreiflich. Um einen Menſchen, von dem man wenig oder nichts für ſich zu erwarten hatte, warum ſollte man ſich um den kümmern, das wäre ja dumm geweſen, den ließ man unbeachtet liegen oder ſtüpfte ihn ganz abſeits, auch wenn er mit abſonderlicher Tüchtigkeit für das Geſchäft begabt geweſen wäre. Man ſieht, der Hauptmann nahm ſeine Hoffnungen nicht ganz aus der Luft, und unterdeſſen that er, als wenn er ſchon Alles hätte und Alles wäre, nach was ihn gelüſtete. Hans erſchrak, als er die beiden daher fahren ſah, er wäre wirklich dieſen Abend lieber alleine geweſen, er war müde an Leib und Seele. Indeſſen nahm er es als eine Ehre an, gab ſich beſtmöglichſt mit dem Hauptmann ab, während Hans, der Junge, mit der Meiſterjungfer das Haus in Ordnung brachte und das Traktement beſtellte. Der Amtsrichter führte den Hauptmann in die Ställe und in der Beſitzung umher, und ſah da zu ſeiner eigenen Beſchämung Manches, was er nicht erwartet hatte, obſchon er nicht ganz ſo nachläſſig war wie einer ſeiner Collegen, der Jahre lang nicht im Spycher war, und als er einmal zufällig mit einem Müller hinein kam, alles lebendig fand. Er hatte ſich ſo ſehr mit Verbreitung des politiſchen Lebens abgegeben, daß am Ende ſelbſt ſein Korn ſich regte, politiſch wurde und Leben kriegte. Was that nun der gute Mann? Er ſchloß den Spycher wiederum zu, ging davon und vergaß, was dahinten war. So freiſinnig und duldſam iſt der rechte Patriot unſerer Tage, er pflanzet Leben, und wo Leben iſt, da beſchränkt er es nicht, ſondern läßt in voller Freiheit Kohli walten. Nun, der Hauptmann, der weder auf den hintern Gitzimöösern noch auf dem obern Hühnergrat mit Landwirthſchaft beſonders ſich abgegeben hatte, ſah nur auf das Große und Viele, die durchſchimmernde Verwahrloſung bemerkte er nicht, ſo wenig, als einem Vagabunden das Verkümmern in der Kleidung auffällt. Der Hauptmann ſah großen Reichthum, rühmte ſehr, ſprach aber auch viel von ſeinen Vorſätzen, ſein Vermögen in Land zu placiren. Es ſei immer angenehm, eine eigene Beſitzung zu haben, und was man auf ſeinem Gute pflanze, ſchmecke noch einmal ſo gut als das, was man kaufen müſſe, ſagte er. Hans war nicht der Meinung, er fand das Eſſen bei der Hinterntugend immer viel beſſer als das Eſſen daheim, aber er machte den Diplomaten und nickte dem Hauptmann Beifall. Als Hans glaubte, das Haus ſei bereitet zu Aufnahme des Gaſtes, lenkte er ein und jetzt ging das Politiſiren an, aber großartig; es fing wohl bei einzelnen Perſönlichkeiten an, aber dann dehnte es ſich allmälig über die ganze Erde aus und ward zur Weltpolitik. Der Hauptmann redete vom allgemeinen Streben nach Freiheit, und wie die Schweiz der Mittelpunkt dieſes Strebens ſei und alle Völker ſeiner Zeit ſich ſolidariſch zu Erringung und Erhaltung der wahren Völkerfreiheit verbrüdern würden; die Häupter ſpannten bereits die Faden über ganz Europa. In der Schweiz werde es zuerſt losgehen wegen Jeſuiten, Pfaffen, Ariſtokraten, und ſei der Feuerteufel einmal angezündet, laufe er durch ganz Europa; wenn die Fürſten alle runter ſeien, würde Europa eine große Republik, wo es Alle gut hätten und leben könnten wie die Prinzen. Denn alle Laſten würden aufgehoben. Denn es würden die ungeheuren Güter der Fürſten und Pfaffen eingezogen und vertheilt, alle Ausgaben für das Volk fielen weg. Man ſolle doch nur denken, was das für ungeheure Summen ausmache!

Ja, meinte Hans der Aeltere, davon aber werden wir Schweizer wohl nichts kriegen, wir können z'Sach machen und ſie nehmen den Profit. Warum nicht gar, ſagte der Hauptmann, wir wollen ihnen ſchon ſagen, wie ſpät es iſt. Dann denkt nur, was wir hier noch haben zum allgemeinen Gebrauch, Staatsdomänen, Stadtgüter. Ihr werdet hier herum wohl auch Wälder haben, die euch komod kämen. Von den anderen Corporationen, den Ariſtokraten und Pfaffen wollen wir nur nicht reden einſtweilen. Dann denkt nur, was das für ein Vortheil iſt, wenn alle Zölle wegfallen, man Alles frei ein- und ausführen kann. Künftig kriegt man Alles, was wir kaufen müſſen, ums Halbe, namentlich die Colonialwaaren, und was wir ausführen, Käs, Holz und Vieh verkaufen wir um ſo theurer, eben weil es zollfrei iſt; denkt nur, was das für einen Apropos ausmacht. Der Bauernſtand wird am meiſten gewinnen, er wird gar nicht wiſſen, wie ihm iſt, beſonders wenn dann noch alle Tellen wegfallen, alle andern Laſten, und er zum erſten Mal ſo recht frei wird und mit ſeinen Sachen machen kann, was er will und nicht, was ihm von oben herunter befohlen wird, und er nicht mehr alleine Alles austrappen und aushalten muß. Es iſt einmal Zeit, daß die Herren vor ihm knieen und nicht er vor den Herren.

In Ausſicht deſſen ließen die Glücklichen ſich herrenwohl ſein, ſchwärmten immer kühner in die Zukunft hinaus, es fehlte nicht viel, daß ſie ſich gegenſeitig mit Kronen beſchenkt, der Hauptmann geſagt hätte, die erſte und größte für mich, dann für den Amtsrichter eine, und für Hans eine, und für alle guten Kameraden auch für jeden eine, und was übrig bleibt, nehme ich noch zu meiner. Die guten Leute merkten nicht von ferne, daß ſie Communiſterei trieben, daß ſie theilen wollten nicht mit Allen, ſondern bloß mit denen, welche mehr hatten als ſie, daß ſie Beutepreis erklärten das Herrengut, mit demſelben Recht, mit welchem der Bettler Beutepreis erklärt das Bauerngut. Nur iſt in des Bettlers Communismus viel mehr Conſequenz als in ſolchem Herrencommunismus. Der Bettler gönnt Allen was, ſolche Herren aber nur ſich etwas, der Bettler will Alles theilen, ſolche Herren wollen den Reichern nehmen und unter ſich alleine die Beute theilen, derweilen den Armen den Speck per Pfund um ſechs Batzen verkaufen. Das ſind auch Communiſten, aber unſaubere. Den beiden Hanſe war es wirklich ſo ums Herz und ſie hätten wahrſcheinlich die dumme altväteriſche Conſequenz gehabt, in jeder Umgebung ſo zu reden, anders der Hauptmann. Der aber hätte unter Proletariern ganz anders geſprochen, als vollendeter Sozialiſt oder Communiſt, je nachdem Schulmeiſter dabei geweſen oder nicht. Wären Schulmeiſter dabei geweſen, ſo hätte er mehr das ſozialiſtiſche Pferd geritten und ihnen, mit den Augen winkend, zu verſtehen gegeben, daß ſie dieſes neue tauſendjährige Reich als die Geſcheidteſten und Gebildetſten zu dirigiren, die Arbeiten zu reguſiren, d. h. den Andern aufzuſalzen, die Frucht der Arbeit in Alle zu dividiren, d. h. den Andern homöopathiſch auszutheilen, für ſich allöopathiſch, d. h. en gros in die Taſche zu ſtecken hätten und nach dem gleichen Maaßſtab oder Grundſatz auch die Genüſſe. War er unter Proletariern von reinem Blute, ſo docirte er den gröbſten Communismus ganz folgerichtig. Er dachte, ihr dummen Teufel, was ihr ſeid, erkennt nur den Communismus grundſätzlich bis auf die Strohſäcke herab und die Holzſchuhe, mir wäre nichts lieber. Vorerſt würde ich Theilungskommiſſär zu werden ſuchen, das iſt ein Pfoſten ungefähr wie Kriegszahlmeiſter in einem Kriege, ſei es in einem eidgenöſſiſchen oder andern. Wer ſo einen kriegt, der muß ein Lümmel ſein, wenn er am Ende nicht reden kann wie der Erzvater Jacob, der ſagte: Als ich über den Jordan ging, hatte ich nichts als dieſen Stab, jetzt bin ich zwei Heere geworden, oder mit andern Worten: Als ich ins Amt kam, war ich ein Lump, hatte in den Taſchen nichts als Löcher, jetzt habe ich alle Säcke voll Dublonen und ſonſt noch viel. Und wenn mal getheilt iſt, ſo jage ich es den dummen Leuten doch noch ab, ſo oder anders, und wenn ich dann Alles habe oder doch das Meiſte, mache ich mich über den Jordan, d. h. über den breiten Bach nach Amerika, ins Paradies der Spitzbuben, wo der am glücklichſten iſt, der am beſten über den Löffel barbieren kann. So kalkulirte unſer Hauptmann und folgerichtig, ſo kalkuliren alle Communiſtenführer, welche Schreiber oder Schulmeiſter ſind, höherer oder niederer Sorte. Sie ſind die Jäger, die Meute iſt das Volk, das muß für ſie jagen; iſt der Haaſe eingejagt, ſo freſſen ihn die Jäger und die Meute kriegt einige Biſſen Brot, und iſt ſie damit nicht zufrieden, lernt ſie die Hundepeitſche kennen. Das Volk konnte in der letzten Zeit Exempel ſammeln in Frankreich, Baden und anderswo. Nun von ſolchen Anſichten guckte im Hunghafen auch nicht der kleinſte Zipfel hervor, obgleich der Hauptmann am Verſorgen der vierten Flaſche war; aber er hatte ſeine geſtuften Anſichten ſo los, daß er ſich ſehr ſelten verirrte. Er erwarb ſich großes Anſehen bei beiden Hanſen. Der Aeltere meinte, der frühere Regierer ſei geſcheidt geweſen und beredt, aber er glaube, der möge ihn noch. Er rede gar begreiflich, und rede von Paris, als ob das im Schwellimätteli ſei, und von Wien, als ob das bei Schönbühl liege. Wunderbar weit umher ſehe der und wiſſe, was allenhalben gehe; der müſſe bereits znächſt am Anrichtloch geſtanden und z'unterſt in Haſen geguckt haben. So Alles auslegen, was gegangen und noch gehen werde, habe er nie gehört. Aber ſo müſſe es ſein und ſo übel habe es ihm nicht gefallen, von wegen gerade ſo müſſe man es machen, wenn es gut kommen ſolle. Der gute Hans wußte natürlich nicht, daß zur Zeit des frühern Regierers man das Daſein einer Propaganda und allen Zuſammenhang der ſchweizeriſchen Radicalen mit den fremden Radicalen leugnete, in neuerer Zeit die Sprache änderte, mit der Völkerſolidarität groß that und mit der Propaganda drohte und die geſchlagene Armee derſelben, die Flüchtlinge, zu benutzen beabſichtigte. So lebten ſie in gegenſeitigem Wohlgefallen, bis der junge Hans, der unvermerkt eingeſchlafen war, mit großem Gepolter vom Stuhle ſtürzte. Ueber Kindern und Betrunkenen wachet Gott. Er nahm keinen Schaden, es ward bloß nöthig gefunden, zu Bette zu gehen. So ward dem Amtsrichter der ruhige Abend genommen und neues politiſches Leben in ihm angeregt. Wenn es ſo komme, wie der da ſage, und der wiſſe was, dachte er, ſo ſei ihm mehr als geholfen, alles Verlorne mehr als erſetzt und gut gemacht. So kam der Satz nicht zu Ende, ſondern es wurde ein Zwiſchenſatz eingeſchoben, welcher einen Nachſatz nothwendig machte, ſo daß von keinem neuen Satz die Rede ſein konnte.

Am folgenden Morgen konnte er nicht zur Ankenballe hinauf. Benz holte das Geld oben und erweckte nicht eben große Freude durch ſeine Erzählung von dem Beſuch, denn Liſi hatte wirklich auf eine ſtille Zeit zur Einkehr gerechnet. Es ſei eine böſe Zeit, ſagte es, ſie mahne ihns an nichts beſſeres als an ein Frühjahr, wo man meine z'Sach ſei den Erdflöhen, dem Reif entronnen, wenn dann plötzlich auf Alles hinauf die Käfer anfingen ſich zu rühren, da ſei dann Alles verloren, vor denen ſei nichts ſicher. Ja, und der gefalle ihm apparti nicht, ſagte Benz, der ſei auch einer von denen, welche meinen, die ganze Welt ſei ein Lulli und ſie expreß geordnet, um daran zu ſuggen, und Alles, was ſie erlangen mögen, ſei ihnen geordnet, im Himmel, auf Erden hätten ſie Niemanden zu reſpektiren, als wer ihnen zu etwas verhelfen könne, und nur ſo lange, als bis ſie hätten, was ſie wollten, darnach würfen ſie ihn unter die Füße wie Tubackaſche. Als er jung war, wußten Vater und Mutter lange nicht, ſollte er ein Schafbub oder ein Geißenbub werden, jetzt iſt er Hauptmann und weiß der Teufel was noch Alles, verdient ein Sündengeld und womit? mit Freſſen und

Saufen, und iſt nicht einmal zufrieden dabei; es iſt ihm ſchon Alles zu wenig. Er weiß nichts, er iſt von den Dümmſten Einer, der meint, die Kühe brüteten die Kälber aus wie die Hühner d'Hüntſchi, und meint doch, er werde Schultheiß, oder Finanzminiſter, oder Kaiſer im Schlaraffenland. Dem Vater und Bruder hat er geſchmeichelt und mich nicht über die Achſel angeſehen; es nimmt mich wunder, daß er mir nicht ſagte, ich ſolle ihm die Stiefel putzen, und doch wußte er wohl, daß ich da ſo gut daheim bin als Hans. Und das iſt nur, weil er meinte, Hans habe was zur Sache zu ſagen und ich nichts. Aber das Spiel könnte ſich ändern, und wenn ich dem einen Knittel zwiſchen die Beine werfen kann, und ſollte es ein hagebuchener ſein, ſo werde ich es nicht ſparen; es nimmt mich wunder, ob man ſchuldig iſt zuzuſehen, wie die Wolle geſchoren, das Fell abgezogen und beides mit einander verhudelt wird. Nun begann Benz gar bitterlich zu klagen über ſeine Lage, wie er da zuſehen müſſe mit gebundenen Händen, wie ſie an den Bettelſtab kämen, wenn es ſo fortgehe. Wenn das nicht ändere, ſo wollte er, er wäre bei der Mutter, ſo halte er es nicht aus. Er dinge z'Krieg oder mache ſonſt, daß er wegkomme; aber der Schande wolle er nicht zuſehen. Das arme Gretli bekam Krämpfe im Herz, ſchlich hinaus und weinte bitterlich. Ankenbenz hatte das Herz auch voll Mitleid und zwar nicht bloß mit den Leuten, ſondern auch mit dem ſchönen Vermögen, mit dem Hofe beſonders. Ein rechter Haushalter hält nicht bloß das eigene Vermögen in Ehren, ſondern jedes rechtmäßig erworbene Vermögen, und wie der Gerechte ſich nicht bloß des eigenen Viehes erbarmet, ſondern alles Viehes, welches mißhandelt wird, ſo hat es ein rechter Haushalter mit jedem Vermögen, welches vergeudet wird, es erbarmet ihn, abſonderlich ein Hof, der abgeſchleift, d. h. ſchlecht behandelt wird. Den denkt ſich der rechte Bauer als eine Art lebendigen Weſens, welches der Mißhandlung ſich bewußt wird. Liſi dagegen zeigte wenig Mitgefühl, brach das tiefere Eintreten übers Knie ab. Wegem Vermögen, ſagte Liſi, wollte ich nicht ſo viel ſagen, das läßt ſich am Ende gut machen oder verſchmerzen, es iſt etwas anderes, das mir großen Kummer macht, da iſt einſtweilen nichts zu machen, da heißt es: Handweg! Habe du nur Sorge zu dir, mach was du kannſt, fürs weitere laß Gott ſorgen. Ja, für mich ſorgen iſt bös, die Andern nehmen alles vorab, wenn ich auch noch wegpacken wollte, wohl, die Andern würden mir ſchön aufwarten und es möchts nicht ertragen, es iſt für ſie zu wenig. Es iſt mir leid, ſagte Liſi, daß du mich nicht beſſer verſtehſt, meinſt, ich rede die gleiche Sprache wie ſchlechte Leute, meinſt, ich meine, es ſorge Eſner für ſich, wenn er das Schlechtſte den Andern nachmacht, ſtiehlt, wenn ſie ſtehlen, und braucht, wenn ſie brauchen. Es iſt mir leid, daß du mich nicht beſſer verſtehſt und ich es dir deutlicher dollmetſchen muß. Benz, mache nicht was ſie, bete und arbeite, thue, was brav und recht iſt, einem Bauernſohn wohl anſteht, damit, es mag gehen in Gottes Namen wie es will, es überall heißt: Uns dauert nur der Benz, der kann uns erbarmen, er vermag ſich Allem nichts, hatte bös dabei und muß ſich deſſen doch entgelten, es iſt vor Gott und Menſchen nicht recht. Thue ſo, dann ſorgſt du für dich. Es mag dann gehen wie es will, dir gehts am Ende nicht bös, und dann heißt es: Ende gut, Alles gut. Darum wahre dich und ſorg für dich, aber wie ich es meine und nicht wie Viele. Benz, der Junge, ging ſeufzend. Frau, ſagte Benz der Aeltere, dem haſt es wohl ſcharf gemacht, hat er dir kurzum was zwider dienet? Nein, ſagte Liſi, z'gunwäri, er gefällt mir beſſer als früher, ich glaube, der ſei z'ernſtem am Kehrumthürli. Aber ich weiß wohl, worauf er es abgeſpitzt hat, er möchte Gretli heirathen und es hinunternehmen, um die Haushaltung zu machen, und das thue ich nicht. Gretli wäre dumms genug und ging. Ich will aber das arme Meitſchi nicht in dieſes Weſpenneſt laſſen, was ſoll es da anders als ſerben und ſterben, es hat zu dünne Haut für ſolche Dörnere. Es muß ſich da unten ohne Gretli ſäubern und auf eine Seite geben und Benz muß zeigen, wer er iſt. Kömmt er z'Grechtem davon, wenn auch ohne viel Geld, ſo ſoll es ihm bei Gretli nicht ſchaden, zu einem guten Anfang können wir ihnen immer helfen. Wird er aber nicht Manns genug und läuft mit der Rotte Korah, ſo verdient er Gretli nicht und kann weiter ſehen, das iſt meine Meinung, und Benz hatte nichts darwider.

Achtzehntes Capitel.

Von den verſchiedenen Lebensaltern im Allgemeinen und den modernen insbeſondere.

Es iſt ein großer Unterſchied, ob man mit Beſonnenheit Schritt vor Schritt einem beſtimmten Ziele zu durch das Leben gehe, ſeine Tage mit Weisheit zähle, wie Salomo ſagt, oder aber, ob man ſich willenlos treiben laſſe durch äußere Anregungen und innere Gelüſte, hier herum, dort herum und jeden Morgen ſturm erwache, halb ſturm den Tag verbrauche, ganz ſturm endlich wieder ins Neſt krieche. Wer Verſtand hat, begreift dieſes. Einem rechten Bauer hat Gott ſeine Bahn gezeigt, hat ihm das Jahr eingetheilt und macht ihm die Tagesordnung und Alles nach der Uhr, welche er ihm zum Himmelsfenſter hinausgehängt hat, der lieben hellen Sonne, die eigentlich nichts anderes iſt, als der Wiederſchein von Gottes Angeſicht. Da geht der Bauer ſeinen Weg ehrbar und ehrenfeſt wie die Sonne, ſchafft jeden Tag ſein Tagewerk kürzer oder länger, drinnen oder draußen, immer nach Gottes Tagesordnung. Dabei ſind ſeine Hände geſegnet, ſein Hof bringt reiche Frucht und ſeine Kinder blühen ihm munter auf, gedeihen wie das junge Gras im kühlen Thau, in der Zucht und Vermahnung des Herrn. Da wird die Arbeit und ihr Segen die wahre Lebensluſt, es entſteht der ſichere Muth, der nie die Hand vom Pfluge zieht, wie ſchwer das Pflügen ſein, wie lange es dauern mag, weil er weiß, daß der Herr bei den Seinen iſt, ſie nicht erliegen läßt, jede treue Arbeit ein geſegnetes Ende findet. Das iſt das wahre Leben voller Wonne, das nie Ekel bringt, aber eine große Befriedigung, bei welcher es dem ganzen Hausſtand wohl iſt, die Familie wurzelt tiefer, blüht ſchöner alle Tage und zwiſchen immer neuen Blüthen reifen die Früchte ſüß und ſchön.

Ganz anders geht es, wo dieſe Tagesordnung verlaſſen wird, der Menſch für Gottes Sonnenzeiger keine Augen mehr hat, ſondern drei andere Dinge im Leibe: den Appetit einer alten Kuh auf der Weide, die Liebe einer Katze im Februar und endlich den Dünkel, den Satan der Eva im Paradieſe eingepflanzt. Dabei kommt der Menſch freilich auch an ein Ziel, aber es iſt kein ſelbſt gewähltes, dem er mit bedachten Schritten zugeht, ſondern es iſt ein Ziel, das er eben gar nicht will, dem er in Aengſten und Nöthen ſich zuwälzen muß. Die Luſt zur Arbeit und die Stätigkeit an der Arbeit verſchwinden, man mag nicht mehr dabei ſein, entzieht ſich derſelben unter jedem Vorwande, nimmt etwas in die Hände, und kaum hat man es drin, wirft man es weg und läuft weiter. Da iſt kein ruhig Dabeiſein mehr, was gehen muß, ſoll im Schnapp gehen, und geht es nicht, ſo läßt man unter Fluchen und Schimpfen Alles fahren. Man denke ſich nun einen Bauer, der am Morgen nicht auf mag, deſſen Leute kaum wiſſen, was ſie thun ſollen, womit die Zeit verbringen, der endlich gegen zehn Uhr ſtrub und mit verpichten oder verpläreten Augen herumläuft, dann in ein Wirthſchaftsloch taucht, ſich zu erfriſchen, vielleicht zum Eſſen heim kömmt, vielleicht auch nicht, Nachmittags entweder ein Rübiges nimmt bis auf den Abend, oder aber irgendwohin abdämpft oder fährt, wo Pläſier iſt, einige gute Kameraden zu finden ſind oder ſonſt angenehme Geſellſchaft, von woher man heimkömmt bald um zwölf und bald um drei. Wie es da gehen muß in einer ſolchen Bauernwirthſchaft, wo der Bauer ſich in einem ſolchen faulen Leben herumwälzt, wie ein Eichhorn in einer Trülle oder ein anderes Thier im Koth, kann man ſich vorſtellen. Oder man denke ſich ſtatt des Bauern einen Handwerker im Gewerbe, ſo kann man ſich die Klagen und das Verganten ſo vieler Handwerker erklären, denn wie gehts in der Werkſtatt, wenn der Meiſter in der Wirthſchaft ſitzt? Am beſten ſcheinen ſolche Lebensweiſe Schreiber und Beamtete ertragen zu können, ſich dabei am beſten zu befinden, aber es iſt eben nur Schein. Wenn das Wetter für ſie am beſten iſt und für ſie die Weide ohne Zaun, geht doch alle Augenblicke einer kaput oder brennt durch mit etwelchem Deficit. Schlägt aber der Wind um, hui, wie es ſie da nimmt, wie Käferbrut in einer kalten Nacht, oder wie ſie ausreißen rudelweiſe über den breiten Bach oder wenigſtens ins Thurgau, um bei Rettung von Kloſtergütern ſich wieder zu erholen und den Schacher mit den Juden zu lernen. Die Einförmigkeit dieſes Lebens wird zuweilen unterbrochen durch einen Schießet oder ſonſt ein Feſt, wo man dann großartig und gleichſam berechtigt hudelt ganze Tage und ganze Nächte hintereinander, alles wegem Vaterland und der Freiſinnigkeit und zu Ehren des Fortſchrittes und der Aufklärung und um dem Kaiſer von Rußland zu imponiren, die übrigen Potentaten aber ſammt und ſonders, ſelbſt mit dem Fürſten Reuß-Greiz-Lobenſtein, ins Bockshorn zu jagen.

Andere machen es ſich noch viel bequemer, verpachten ihre Güter, ſetzen ſich großartig zur Ruhe, manchmal ſchon im zwanzigſten Jahr, ſo daß man von ihnen nicht bloß ſagen kann, ſie ſpinnen nicht, ſie ſäen nicht, ſondern auch ſie leſen nichts, ſie ſchreiben nichts, ſie denken eigentlich auch nichts und der himmliſche Vater nähret ſie doch. Und warum ſollte er nicht, nährt er ja auch die Regenmohleni, die Muheime, die Währen, die Wendtelen (Wanzen) und die Zägge; ach, er iſt gar ſo gut, der himmliſche Vater! Aber geſagt hat er auch, und das ſollte man nicht vergeſſen: Müſſiggang iſt aller Laſter Anfang, oder wie es eigentlich die Bibel ſagt: Müſſiggang lehrt viel Böſes, und geſagt hat er auch: Sechs Tage ſollſt du arbeiten, und wer nicht arbeiten will, ſoll auch nicht eſſen; und beides ſollte man ebenfalls nicht vergeſſen. Nun die luſtigen Brüder werden darüber lachen und ſagen: verboten hin geboten her, wir habens und wir brauchens, wer wills uns wehren, he? Nun, brauchts nur, wehren thuts euch Niemand, aber was Gott geſagt hat, das hat er geſagt, wenn er in euer Eſſen und Trinken den Unſegen legen will, wer will es ihm wehren? das bedenkt auch.

In dieſe zweite Claſſe von Menſchen ließen die beiden Hanſe ſich immer mehr hinein, anfangs der Alte voran, aber bald kam ihm der Junge vor, da die Jungen ſchnellere Beine haben, begreiflich! Indeſſen war zwiſchen dem alten Hans und zwiſchen dem jungen noch ein bedeutender Unterſchied, den man nicht überſehen darf. Der alte Hans hatte andere Tage erlebt, er wußte eigentlich wohl, wie es gehen ſollte. Es war nun einmal ſo, aber wie er dahin gekommen, konnte er nicht recht begreifen; es war ihm oft unwohl dabei, aber wie daraus kommen, konnte er eben ſo wenig begreifen, als wie er drein gekommen. Er tröſtete ſich mit unbeſtimmten Gründen, daß es wohl beſſer kommen werde, wenn einmal dieß und wenn einmal jenes u. ſ. w. u. ſ. w. Der junge Hans dagegen wußte von etwas Anderm nichts, und ſo war es ihm in dieſem Leben ganz ſauwohl, er meinte, er ſei auf dem allernächſten Weg zu den höchſten Ehren, dem größten Glück, z'nächſt unter dem Loche, um ans Brett zu kommen. Er redete oft davon, wie es gehen müſſe, wenn einmal die Rechten ans Brett kämen, wie ſie es dieſen, jenen machen wollten, wie dann, wenn die Jungen einmal das Heft hätten, die rechten Grundſätze erſt gehörig eingeführt werden würden. Dann dachte er ſich die Welt als das Schlaraffenland, wo jeder hätte, was er wollte, und durfte, was er mochte. Das nahm er als beſtimmt und ſicher an, kümmerte um das Wie ſich durchaus nicht, ward aber wüthend über jeden, der ihm widerſprach. Je weniger er ihn widerlegen konnte, für um ſo ſchlechter hielt er ihn, bombardirte ihn mit den ſchlechteſten Namen, unter welchen Vaterlandsverräther einer der manierlichſten war, redete, je nach der Zahl der Flaſchen welche er im Leibe hatte, leiſer oder lauter von Hängen und Köpfen. Es war ſehr kurios, er verwechſelte alle Augenblicke ſich und das Vaterland mit einander, jeden Widerſpruch gegen ſich taxirte er als Vaterlandsverrath, und jeder Widerſtand gegen ſein Agiren als Aufruhr im Vaterland. Es ſollen noch Viele mit dieſer Krankheit behaftet ſein, iſt übrigens nicht ſo unbequem, ſie braucht keine Weisheit, ſondern lediglich einen braven Vorrath von Knebel- und Knittelworten. Dieſer Vorrath hatte auch das von allen andern Vorräthen voraus, daß er nicht nur nicht ausging, ſondern alle Tage größer wurde. Es war ſich auch nicht zu wundern, denn es waren gar zu Viele, und zwar ganze Burſte, befliſſen, ihn im Fluß zu erhalten und durch neu Erſinnete zu mehren; die ſämmtliche junge Garde gab ſich damit ab. Dieſe junge Garde, die Hoffnung des Vaterlandes, unter welcher Hans mit vielem Glanze ſtand, beſtund meiſt aus Leuten, welche in Hoffnung waren, in untern Stellen auf höhere lauerten, oder aus magerem Gewerbe einen Sprung thun wollten in fetten Staatsdienſt, oder in der Kameradſchaft mit Staatsdienern einen undurchdringlichen Schild ſuchten, hinter welchem der größte Spitzbube ſicher war, aus ſchlechten Leutenants, die ſchlechte Hauptleute, und aus ſchlechten Hauptleuten, welche noch ſchlechtere Majors und Commandanten werden wollten; die Schreiber, Fürſprecher, Agenten, Notare, Secretaire, Subjekte, Geſchäftsleute, auch Handlungsdiener, reitende und ſitzende, bildeten die Hauptmaſſe dieſer jungen Garde. In größeren Stationen hielt ſie täglich dreimal Appel, vor dem Eſſen beim Extrait, nach dem Eſſen beim Kaffee, Abends bei Wein und Bier, wo zugleich auch der Staat behandelt wurde, und zwar mit einem Eiſer, einem Fleiße, wie kein Stammgaſt einen Saufuß behandeln konnte. Auf häufigen Ausflügen wurde die Mannſchaft beweglich erhalten, große Zuſammenzüge fanden alle Augenblicke ſtatt, wobei es zumeiſt ſehr glänzend zuging, Schießete, Vereinszuſammenkünfte, Offizierbälle, Volksfeſte und

Volksverſammlungen, Geſangfeſte und Märkte, Gränneten, Sackgumpeten und Theater. Die alte Garde beſtand aus den Habenden, mehr oder weniger Befriedigten, denen an der Stirne als Deviſe geſchrieben ſtand: Ein Mann wie ich! Dieſe Deviſe wechſelte etwas die Färbung vor Wahlen oder in politiſchen Kriſen, wo man nicht beſtimmt wußte, welche Wendung die Geſchichte nehmen könnte, dann leuchtete ſie in einer Minute oft ganz mild, in weichen Tönen, würden Kunſtkenner und Kunſtkennerinnen ſagen, in der nächſten Minute flammte ſie ganz martialiſch auf, bald von einem rothborſtigen, bald einem kannibaliſch ſchwarzen Schnauz überſchattet. Zwiſchen beiden Garden waren immer Mittelsperſonen, welche in beiden Lagern ſaßen und eine tägliche Verbindung unterhielten. Solche Perſonen ſah man immer häufiger, bis endlich alte und junge Garde ſich zu einem Corps verſchmolzen, deſſen bedeutendſter Beſtandtheil die junge Garde war. Dieſes Corps hatte nicht bloß täglich dreimal Appell, ſondern Sammlung und Parade alle Tage in der Hauptſtadt, theils in einer Privatkaſerne, welche vom Czar und Zimmerman den Namen trug, theils in einer Staatskaſerne, auf welcher ein Staatsmichel ſeine geſtämpfelte Flagge wehen ließ.

Im Hunghafen konnte Hans der Jüngere den bezeichneten Bürgerpflichten ſo wenig nachkommen als Hans der Aeltere; im Hunghafen ſaß man auch dreimal zu Tiſche, aber mit Kreti und Plethi und ohne Wein, ohne Karte, ohne Staatsgeſpräche; da war weder Kaffee, noch Speiſewirthſchaft, geſchweige denn ein Bär oder ein Adler. Man hatte es alſo unbequemer, anſtrengender, man mußte weiter, mußte eine halbe, eine ganze, zwei Stunden weit zu Appell oder Sammlung, was aber auch ſeine ſchöne Sonnenſeite hatte. Erſtlich konnte ihnen, wenn ſie bald da bald dorthin gingen, Niemand nachrechnen, wie oft in der Woche, oder vielmehr des Tages ſie im Wirthshaus waren; zweitens wurden ſie nicht ſo einſeitig, ſondern wurden vielſeitig. Es bildet ſich in jedem Wirthshaus ein eigener Ton aus; wer nur in ein Wirthshaus geht, wird ſchrecklich eintönig; wenn er ein Wort ſagt, weiß man gleich, welch Wort nachkömmt; wer aber in der Woche mehrere Male Wirthshaus wechſelt, bleibt vielſeitiger, ja er iſt im Stande, ſo in eintönigen Wirthſchaften mit neuen Redensarten, Anſichten und nie gehörten Gedanken die Leute in ein Erſtaunen zu verſetzen, daß ſie Wochen lang das Maul nicht zubringen vor Verwunderungen und Andacht.

Drittens iſt man etwas weiter vom Hauſe viel ungeſtörter, beſonders wenn man daheim nicht angibt, wo man zu finden ſei oder abſichtlich einen falſchen Ort nennt. Nun, für die beiden Hanſe war dieſer Grund ſo bedeutend nicht; keiner hatte eine Frau, welche, in Ermangelung einer Polizei, den Dienſt ſelbſt verrichtete und den Mann bei den Haaren zum Wirthshaus heraus zu transportiren verſuchte.

Dieſes Leben führt man nicht umſonſt und dieſes Leben iſt ſehr koſtbar, viel koſtbarer als das althergebrachte bäuriſche Wirthshausſitzen war, ausgenommen großartige Verklopfete, wo z. B. ein Bauer an einem Markte austrommeln ließ, wer mit ihm zu mittageſſen und ſein Gaſt ſein wolle, ſolle um zwölf Uhr beim Löwen ſich einfinden ꝛc. Die Garde, alte und junge, lebte gerne je beſſer, deſto lieber, das herrſchelige, ſchreiberliche Element machte das Bedürfniß nach Zapfenwein, nach Köſtlichem allgemeiner, Wein von 10—20 Batzen die Flaſche floß wie ein Bach, ja es waren ſeiner Zeit Gardiſten, welche bei jedem Anlaß Champagnerflaſchen köpften zu Dutzenden. Jetzt zwar hat es ihnen gebeſſert und ſie trinken auch Mindern, wenn ſie ihn haben. Dazu kommt das Spielen, welches ſcheinbar unſchuldig getrieben wird öffentlich ums Kaffee oder um einige Flaſchen. Dann aber wird es, wenn man angetrunken iſt, auch anders getrieben, in obern und hintern Zimmern, welche außerhalb der Grenzen allfälliger Polizei liegen. Denn nach neuer Theorie iſt in einem öffentlichen Wirthshaus nur die Stube, an deren Thüre das Wort Gaſtſtube ſteht oder allfällig auch Tanzſaal, wenn nämlich getanzt wird, ſonſt nichts der Polizei zugänglich, alle andern Zimmer ſind Privatzimmer und der Wirth kann darin machen oder machen laſſen, was beliebt. In dieſen heiligen Hallen kennt man die Grenzen nicht, da geht es ganz nach Belieben und die Verluſte ſteigen in die Hunderte von Gulden, und das an ganz ordinäri Tagen, wo man an nichts gedacht als an eine gute Flaſche. Und dann an den Extrafeſten der großen Garde, wo der ganze Adel zuſammenläuft, wo man ſich ſehen laſſen muß, man mehrere Tage fort iſt, vielleicht ſogar in der Uniform! Zu dieſem gibt es dann noch eine Menge Ausgaben, von denen man ſelten ſpricht, die man kaum aufſchreiben wird, die aber auch ins Guttuch laufen. Wir meinen nicht ſolche, welche die Linke, wenn ſie die Rechte gibt, nicht kennen ſoll, ſondern ganz andere. Werke der Gemeinnützigkeit und Barmherzigkeit machten die Garde, beſonders in den letzten Zeiten nicht arm, ſie hatte ihre ſchwache Seite an einem ganz andern Orte; Bürgſchaften mochten vielleicht ſchmerzhafte Wunden ſchlagen, aber wir können ſie nicht ſo mir nichts dir nichts zu den gemeinnützigen Thaten rechnen. Vielleicht hieß es dabei: hilfſt du mir, ſo helf ich dir, ſchweigſt du mir, ſo ſchweig ich dir. Zu dieſen großen, faſt täglich ſich wiederholenden Ausgaben, woher das Geld? Nun, die Rechtsgelehrten, welche an einem einzigen Sitzungstag 100 bis 200 Gulden in die Taſche ſchieben, vielleicht Staatspraxis haben, welche großartig einträgt, fragen dem nichts nach, ſie haben Geld genug, und leben luſtig, es iſt immer als wenn ſie nach dem Sprüchwort leben müßten: wie gewonnen, ſo zerronnen. Aehnlich haben es die Rechtsagenten, die haben Geld wie Heu, ſo lange ſie das Geld, welches ſie eintreiben müſſen, behalten und damit Wucher treiben dürfen auf alle Sorten; durch gute Kameradſchaft geſichert, die nichts auf ſie kommen läßt, die Gläubiger mit wahrer Bürgerluſt an der Naſe herumführen, daß ſie von ihrem Gelde nichts haben als einen langen Aerger und, als Düpflein aufs I, eine noch längere Koſtennote. Denen, welche Kaſſen unter ſich haben oder deponirte Gelder hinter ſich, thut es ebenfalls nichts; die haben Geld genug, kriegen ſie die Taſchen leer, füllen ſie aus den Kaſſen wieder zu, oder laſſen ſich auch aus andern Kaſſen zufüllen, und um der Sicherheit willen iſt immer einer dem andern Bürg. Wenn endlich auch ein Urtheil oder eine Maßregel nicht mehr vermieden werden kann, wird das Urtheil oder die Maßregel nie vollzogen, man läßt ſie liegen, wo ſie liegt, oder macht den Betreffenden gar noch zum Maſſeverwalter in Geldſachen und Liquidationen, was in Beziehung auf die Erholung weit über eine Badefahrt geht. Ach, wie man da lieben, blinzen, ſchonen, ſich erholen kann, man glaubt es gar nicht. So eine Maſſe hat ſchon manchem Verwalter beſſer zugeſchlagen, als Birenſchnitze einem magern Roß. Wie ſollte es da an Geld fehlen, woher ſollte die Verlegenheit kommen?

Aber ganz anders iſt es mit einem Bauernſohn und zwar mit einem reichen. Der Bauer hat viel zu verkaufen, zu verwerthen, hat im Fall der Noth Unterpfänder, der Handelsmann kann von einer Achſel auf die andere legen, mit Wechſeln fechten oder in Erſparnißkaſſen pumpen, aber der Bauernſohn, was ſoll der machen, wir fragen? Der Sparhafen iſt bald verbraucht, die paar Schafe, welche er halten darf, reichen nirgends hin, kaum, wenn es recht angeht, für einen Tag, geſchweige für eine Woche, die paar Thaler, welche der Vater zu geben gewohnt war, ſind wie Federn, hinter welche der Wind kömmt. Hie und da hat eine blinde Mutter offene Hand fürs liebe Söhnchen, aber ſolche Mütter gibt es nicht allenthalben. Da bleibt dem Sohne nichts übrig, als entweder dem Vater in der allgemeinſten Modeſprache zu ſagen: Alte mach füre! oder aber zu nehmen und ſich anzueignen, wie es ſich gibt. Eingenommenes Geld nicht abliefern, für eine verkaufte Kuh oder Roß es im Sack behalten, einziehen, wo man wußte, daß der Vater was ausſtehen hatte, dem Müller einige Säcke mehr faſſen, als er mahlen ſollte und Mehl abzuliefern hatte, oder ſonſt leihen oder ſtehlen. So ungefähr war Hans zweg, doch das hatte er beſt, daß ſein Alter nicht ſtrenge war, es mit ihm nicht genau nahm. Der Vater hatte gewiſſermaßen ein bös Gewiſſen, er durfte dem Sohne die Schnur nicht ſo enge ziehen, denn ſeit der Verſchmelzung der alten und jungen Garde wußte der Junge ungefähr auch, was der Alte brauchte, und im Fall der Noth hätte der Reſpekt den Jungen durchaus nicht genirt, es dem Vater vorzuhalten. Zudem reute es den Vater nicht ſo übel. Er hielt viel auf Hans und ſeltſamerweiſe war er immer mehr auch in dem Traum befangen, man dürfe das Geld, was man jetzt brauche, ſich nicht halb ſo ſehr reuen laſſen, das komme alles ſechszig- und hundertfältig wieder. Wie? das hätte er eigentlich gründlich nicht auslegen können, er meinte es halt ſo, er dachte vielleicht, wenn alle Schmarozer über ihm weg ſeien, ſo möchte es ihm auch mehr ziehen, er hätte vielleicht geſagt, wenn einmal die Verfaſſung eine Wahrheit ſei, dann käme die Zeit für den Bauer, wo er leben könne wie ehedem ein Herr. Jedoch wäre er vielleicht in Verlegenheit gekommen, wenn er hätte angeben ſollen, in welchem Paragraph der Verfaſſung dieſes liege. Kurz er war überzeugt, was man jetzt thalerweiſe ausgebe, könne man ſpäter korbweiſe wieder faſſen, darum gab er anfangs Hans Geld und viel Geld ohne viel Widerrede, ſagte bloß dabei: z'gut wollte ich es doch nicht machen, von wegen z'viel iſt z'viel.

Es ſteht aber ſelten etwas in der Welt ſtille, entweder geht es vorwärts oder rückwärts, namentlich ſolche Lebensweiſen, wie ſie die beiden Hanſe führten. Beide brauchten unvermerkt mehr Geld, es war als ob der Hals weiter würde und das Geld ründer, es wollte gar nicht mehr bleiben. Der Unterſchied zwiſchen Beiden war bloß der, daß dieſes Schwinden und gleichſam Schmelzen des Geldes ähnlich des Schnees Schmelzen in der Sonne, den alten Hans ſchmerzte gleich wie ein Fleck, wo die Haut ab iſt, wenn er immer und immer wieder gerieben wird, auch immer mehr ſchmerzt. Wir haben bereits geſehen, wie bei Hans das vorräthige Geld geſchwunden iſt, er ſich mit fremdem helfen mußte. Nun ſollte das bezahlt werden, aber ſtatt deſſen hätte er immer mehr noch nöthig gehabt. Man ſtelle ſich einen Brunnentrog vor, in welchen reichlich Waſſer fließt oben zur Röhre hinaus, aber unten iſt der Stämpfel ausgezogen, da kann das Waſſer ſich nicht ſammeln, da bleibt der Trog leer immer und immer, das iſt ja jedem Kinde bekannt. Wenn nun der Brunnentrog gar zwei Löcher hat und zwar ſolche, welche alle Tage größer werden, kann da wohl ein Tropfen im Troge bleiben? Das fühlte der ältere Hans, ihm wuchſen die Verlegenheiten zu und das Bangen, wo nehmen und doch machen, daß die Kirche mitten im Dorfe bleibe, und warum hätte er es nicht fühlen ſollen? Wenn eine Kuh ausgemolken iſt und man ſtrupft ihr doch immer wieder am leeren Euter, fängt die nicht an zu ſchlagen und zu brüllen, und ein Amtsrichter ſollte es nicht fühlen, man denke! Nun, wie oben geſagt, ſchlagen und brüllen that der Amtsrichter nicht, aber er brummte und muckelte immer lauter, je häufiger Hans ſtrupfte und je länger es ſich verzog, daß man die Thaler in Körben faſſen konnte. Der Amtsrichter hatte bereits unter der Hand einen Titel veräußert, der hatte ihm wirklich im Herzen weh gethan, denn ein hausväterliches Gefühl hatte er noch, verlumpen wollte er denn doch nicht; aber die Kraft, den Wagen zu ſtellen, hatte er nicht, er legte die ſchönſten Hoffnungen unter, aber bekanntlich ſtellt man mit Seifenblaſen keinen Wagen, der bergab geht, da muß Buchenholz oder was von Eiſen herbei.

Hans der Junge hatte es dagegen ganz anders. Der hatte keinen Funken Hausväterliches im Gemüthe, keine Theilnahme für des Vaters Seufzer, keine Rückſicht auf ſeine Wünſche, keine Gedanken ans Verlumpen, aber auch gar keine Gedanken, daß es nicht gut komme, wenn er ſo fortfahre, daß er nicht zu Allem, was er triebe, vollſtändig berechtigt ſei, ja vollſtändig berechtigt, über ſeinen Alten zu klagen, der anfange zu ſeufzen, wenn er füre machen, das Geringſte für ihn blechen ſolle. Das iſt eine ſehr merkwürdige Anſchauung der Dinge, ſie iſt aber gar nicht neu, ſondern viel allgemeiner als man glaubt, ſie iſt nicht beſondern Ständen eigen, ſondern beſondern Gemüthern, daher man ſie an der Spitze und am Schwanze der menſchlichen Geſellſchaft findet. Wie erbittert iſt man ſchon oft geworden über den Bettelmann und hartnäckigen Branntweinſäufer, der hartnäckig Alles die Gurgel abjagte, Weib und Kinder die bitterſte Noth leiden ließ, nicht nur ſelbſt nichts that, ſondern noch für ſich verbrauchte, was ſie erarbeiteten und erbettelten. Eine ſolche Gefühlloſigkeit konnte man nicht faſſen, ein Unmenſch, ein Urtüfel ſei er, lautete das allgemeine Urtheil. Aber, ein Graf, der mit Pracht, Spiel und Weibervolk ſeiner Kinder Vermögen und guten Namen durchbringt, ſie zu Bettlern macht, iſt der nicht noch viel ärger als der Bettelmann? Erſtlich iſt es einem Graf doch zuzumuthen, daß er ſeine Pflicht beſſer kennen, die Folgen ſeines Thuns beſſer überſehen könne als der Bettelmann; zweitens macht er ſeine Kinder noch viel unglücklicher, denn je höher der Fall, deſto rauher geht es zu dabei, deſto mehr Glieder gehen kaput. Und ein König, mit Reſpekt zu ſagen, der für nichts Sinn hat als für Wolluſt und etwelche Narrheiten, ſein ganzes Land in Noth und Armuth ſtürzt, Leben, Eigenthum, Ehre im Großen unſicher macht, wie es ein Räuberhauptmann im Kleinen zu machen pflegt, hat der nicht akurat das gleiche Gemüth wie der Bettelmann, nur iſt er um ſo ſtrafbarer, je höher er geſtellt, je mehr ihm anvertraut iſt. Zwiſchen ihm und dem Bettelmann iſt eben kein anderer Unterſchied als im Maße der Strafe, welche er von Gott zu gewärtigen hat. Was iſt nun aber das Eine, welches die äußerlich ſo verſchieden geſtellten Menſchen auf die gleiche Stufe bringt, in ihren Verhältniſſen zu ihren Mitmenſchen innerlich ſo gleich macht? Es iſt die Leidenſchaft, das Laſter, die übermächtig gewordene Sinnlichkeit, der alte Menſch, der jede Hülle abgeworfen, alle Rückſichten überwunden hat. Es iſt dieſer alte Menſch, der Gott und Nächſten haſſet, untüchtig iſt zu allem Guten und geneigt zu allem Böſen. Das Laſter, die Leidenſchaft verzehrt die Liebe, trocknet das Herz aus, erzeuget den Zuſtand, den man Herzloſigkeit nennt, übt die gleiche Macht über alles Edle und Schöne im Menſchen, wie der giftige afrikaniſche Wind über die Pflanzenwelt. Das macht aus Kindern die Würgengel der Eltern, aus den Eltern Quälgeiſter, aus dem Menſchen überhaupt das gefährlichſte und grauſamſte der Thiere, den ſinnloſen Götzen, der ſich ſelbſt ſich ſelbſten, d. h. ſeinem Götzen opfert. Solche Unglückliche und Unglücksmacher gab es zu jeder Zeit, aber dieſe Art und Weiſe zur Religion machen, dadurch zum Daſein ſie berechtigen, ſie legitim machen, das war doch der Neuzeit vorbehalten; in der Fleiſchreligion, im Naturdienſt der jungen Judenſchule, die bald von alten und jungen Sündern und abgefallenen Chriſten voll ward, trat ſie zu Tage und machte ſich im Staate als Radicalismus geltend. Sie war es, welche das Chriſtenthum eine Sünde gegen die Natur, Unſittlichkeit nannte, das Leben nach ſeiner Natur die wahre Moral und Religion. Sie war es, welche durch dieſe Lehre die Liebe zerſtörte, die Selbſtſucht auf den Thron ſetzte, die Familie unmöglich machte, denn dieſe gedeiht nicht in ſolch ſanctionirter Herzloſigkeit. Tauſende kennen dieſe Theorie nicht und ſind doch geimpft mit ihrem Gifte und liegen krank in ihren Fiebern, und geben ſie mit all ihren Gebehrden zu Tage und gehen dem großen Culturzuſtande entgegen, in welchem alle Menſchen gleich ſind, in welchem jeder Menſch zum ſimplen Vieh wird und frißt und liebt, was er findet, unbekümmert darum, wie es heißt und wem es iſt, wenn es ihn nur gut dünket, ſo iſt z'Sach recht. Das iſt die wahre Gleichmacherei der neuen Religion in ſelbſtſüchtiger Sinnlichkeit, die umgekehrte der chriſtlichen Gleichheit in der Liebe. Das iſt der Zuſtand, der uns Allen bereitet wurde, während man die Abſicht dazu ſtets und frech ableugnete, das der Zuſtand, den man ſammt den Wegen dazu predigen laſſen wollte, demgemäß man die ſämmtliche Erziehung der Staatsbürger einrichten wollte, das der Zuſtand, in welchem viele Tauſende ſich krümmen und winden, zu welchem Tauſende als eigentliche blinde Wegeführer wirken und leiten, denn die wenigſten kennen das Ziel, denn die Sehenden leugnen es ab; das der Zuſtand, in welchen unſer junger Hans mehr und mehr verſank in dem Maße, als er ein bedeutenderes Glied ſeiner Genoſſenſchaft wurde, als er öfter ein wahrer Vaterlandsfreund genannt wurde, und ſo wuchs in der eigenen Meinung, daß er ſich ſelbſt für eine der erſten Stützen des Vaterlandes hielt.

Dieſer Zuſtand aber erklärt vollkommen, warum Hans das Seufzen und Brummen des bedrängten Vaters nicht bloß nicht berückſichtigte, ſondern ſich gewaltig darüber ärgerte oder darüber ſpottete, je nachdem er Wein getrunken, ſchweren oder leichten, es als eine Beeinträchtigung wohlerworbener Rechte betrachtete und ſich gar öffentlich äußerte: D'r Alt hätt aber übel grännet, der meine, ſelbſt freſſen mache fett, und Alles, was er nicht ſelbſt brauche, ſei z'unnütz verbraucht. Aber das Bettlen und Gränne erleide ihm, das werde wohl ändern, einſtweilen müſſe er ſehen, wie er es mache. Und wie machte es Hans, der Junge? Derſelbe machte es wie Andere in ähnlicher Lage, er machte Alles, wozu er Gelegenheit hatte. Was er daheim machen konnte, das machte er. Papa Hans war zu wenig daheim, um an eine Spycherrechnung denken zu können; dieſelbe lieferte Hans viele Thaler. Doch hier war ihm Benz im Wege, der aufzupaſſen begann und bei Gelegenheit ſagte: Ich wollte es nicht zu gut machen, es ſind noch Andere da, die auch was wollen. Mach auch was du kannſt, meinetwegen, antwortete Hans: Nein, das will ich nicht, ſagte Benz, weißt wie es des verlumpeten Ryfershäuſern Bauern Joggi erging. Dort kam immer die Nidle ab der Milch im Keller und die Bäurin ſagte oft: ſie wüßte nicht, was ſie geben würde, wenn ſie wüßte, wer das thäte, e Hung, e Katz oder gar e Menſch? Es war Chriſteli, ein Sohn, welcher die Nidle zu lecken verſtund beſſer als ein Hund das Waſſer. Einmal war er wieder getroſt an ſeiner leckern Arbeit, als eine Stimme zum Kellerloch hineinkam und rief: Jetzt weiß ichs, jetzt weiß ichs, wer der Hung oder die Katze iſt, wo die Nidle lappet. Wart du nur, wills der Mutter ſagen, die wird loſe! Sei nicht ein Narr, Joggi, rief Chriſteli; komm und nimm auch; ſie iſt gar donners gut. Gwüß iſch ſi? antwortete Joggi, lief dem Keller zu und ſteckte gierig den Kopf über eine volle Milchkachel. Platſch ſchlug von hinten Chriſten Joggis Kopf in die Milchkachel hinein bis z'Bode, und rief zur Kellerthüre aus, als ob er am Spieße ſtecken thäte: Mutter komm, Mutter komm, ih ha dr Hung, wo d'Nidle lappet! Die Mutter kam, fand Joggi mit ſchneeweißem Kopf am Erſticken, daß er längs Stück kein Wort reden konnte. Während dem erzählte Chriſteli, wie er den Joggi angetroffen und wie er ihm den Kopf beſſer an die Milch gebracht; denn wenn er es nicht ſo gemacht, ſo hätte er es nachher abgeleugnet, und ich hätte ſollen der Lügner ſein. Gäll, Mutter, dem habe ich es recht gemacht? Die Mutter gab ihm großen Beifall, nahm Joggi bei ſeinem Nidlehaar und als ſie es ihm halb aus dem Kopfe hatte, konnte endlich Joggi wieder reden und kam mit der Wahrheit, aber kein Menſch wollte ſie ihm glauben, ſein Lebtag hieß er der Nidle Joggi. Meinſt Hans, ich ſolle Joggi ſein und meinen Kopf auch zuche da? Dr Chriſteli z'mache wäriſt du nit z'gut! Hans fluchte über dieſe Antwort, doch nicht recht herzhaft, er fürchtete Benz denn doch in etwas, wollte ihn nicht zum reden und aufbegehren zwingen, am liebſten war es ihm begreiflich, wenn Benz z'Sach machte und doch nicht viel zur Sach ſagte. Er mußte alſo zu was anderem ſeine Zuflucht nehmen. Obrigkeitliche Kaſſen hatte er keine unter ſich, indeſſen hatte er Gemeindeverwaltungen, zog Vogtsgelder, lebte in der glücklichen Zeit der Emancipation der Weiber, wo ſo viel Geld flüſſig wurde, ſo viel Geld den Helfershelfern in den Rachen gejagt wurde, gemacht wurde, was jeder konnte. Bekannt und nicht genug wiederholt kann die ſeiner Zeit im Verfaſſungsrath geltend gemachte Maxime beim Bevogten werden: Es ſei Niemand wegen Liederlichkeit oder thörichter, blödſinniger Handlungsweiſe zu bevogten, das ſtoße gegen die Gewerbsfreiheit. Wo Einer liederlich ſei, ein Spieler ſei, ſein Geld verſchlängge, da ſeien auch immer welche, die mit ihm gewerben, an ihm einen Profit machen wollten; bevogte man Jenen, beeinträchtige und ſtöre man Dieſe in ihrem Gewerbe und handle gegen die Grundſätze der wahren Freiheit. Was läßt ſich nun nicht Alles auf dieſe Maxime bauen, wie viel hinter ſie verbergen, was meint man? Wir wollen dieſes unſaubere Feld einſtweilen nicht ausbeuten, wollen nicht Conſequenzen ziehen von dieſer Maxime auf die Handlungsweiſe derer, welche ſich den Staat ſo als einen alten Hudel vorſtellen, mit dem Gwinn und Gwerb zu treiben erlaubt iſt, jedem der zur Bande gehört oder den Kniff verſteht. Wir wollen bloß aufmerkſam machen auf die herrliche Jagdzeit, wo viele herrenlos oder vogtlos gemachte Weiblein ins Gehäge fliegen, verdutzt und rathlos, ins Gehäge, wo pfiffige Sperber und hungrige Käutze auf der Lauer ſtehen. Da ließ ſich was machen und zwar nicht bloß einfach, ſondern dreifach. Erſtlich konnte man da werthloſen Titeln abkommen, zweitens konnte man Geld, welches ſie erhalten und zinsbar anlegen wollten, ihnen abſchwatzen gegen ſchlechtes Papier, oder für ſchlechte Leute; drittens endlich konnte man ihnen gute Titel abſchwatzen ums halbe Geld unter dem Vorgeben, der Titel tauge nichts, wenn ſie einen Kreuzer dafür erhielten, könnten ſie noch die Kappe nachwerfen aus Dankbarkeit. Viertens und ſchließlich konnte man Titel zum Einkaſſiren annehmen und nie einen Kreuzer davon abliefern. Das ging auf mehrere Weiſen, daneben ganz einfach zu. So ein Rechtspraktikus von der neuen Schule iſt eine Art von Vogel Greif; wer in einer Sekundarſchule gebildet worden zu ſein das

Glück hatte, wird ungefähr wiſſen, was das bedeuten ſoll, nämlich, wenn der Greif einmal etwas in den Klauen hat, ſo nehme es ihm, wer kann. Die kürzeſte Manier war die, Jedem, der nach ſeinem Gelde fragte, wüſt zu ſagen, und wenn er mit dem ſich nicht begnügte, ihn zur Thüre hinaus zu werfen. Die zweite nicht viel längere war die der allerlei Ausreden, die oft ſo lange währten, bis der Schuldner vergantet war, ſo daß man von der ganzen Geſchichte nichts hatte, als eine lange Koſtennote und Augen zum Plären. Ja, es geſchah ſogar, daß ſo manövrirt wurde, daß der Gläubiger die Koſten bezahlen ſollte, wo der Schuldner volle Bezahlung geleiſtet hatte. Oder man hatte die Papiere einem Andern übergeben, hatte dem ſchon dreimal geſchrieben, keine Antwort erhalten, endlich erſchien der in öffentlichen Blättern als ver gegangen, er war zum Sündenbock für Viele geworden. Oder man gab hier etwas auf Abſchlag, dort ließ man ſich einige Batzen abdrängen mit Noth und Angſt, dann gab der gnädige Herr nichts mehr, und wenn man endlich klagbar wurde, ſo ſagte er, er ſtehe in Rechnung, und wenn man mit ihm rechnen wollte, ſo war er entweder nicht daheim, oder es ſchickte ſich ihm ſonſt nicht. Und wenn man endlich ernſtlich klagbar werden wollte, ſo war man erſt verrathen und verkauft, es war als ob man den Nebel an eine Stange ſpießen wolle, als ob eine Krähe der andern die Augen aushacken ſolle, es war wie es im Liede heißt: Hansli ſoll gah Birli ſchüttle, e Birli wey nit falle; da ſchickt dr Bur es Hündli us, es ſoll dr Hansli byße, das Hündli wott nit Hansli byße, dr Hansli wott nit Birli ſchüttle, d'Birli wey nit falle. Da ſchickt dr Bur es Knütteli us, es ſoll gah Hündli prügle! Knütteli wott nit Hündli prügle, Hündli wott nit Hansli byße, Hansli wott nit Birli ſchüttle, d'Birli wey nit falle. So ſchickte der arme Bauer umſonſt Feuer aus, das Knütteli z'brenne, Waſſer, das Füürli z'löſche, es Geißli, das Waſſer z'ſufen, e Metzger, das Geißli z'metzge, er mußte Birli Birli ſein laſſen und am Ende froh ſein, wenn der Metzger ihn nicht für das Geißli anſah und ihn unters Meſſer nahm. Ja, wenn die Herren Fründe mit den Hudeln ſind und die Regierungsſtatthalter Fründe mit den Gerichtspräſidenten und die Gerichtspräſidenten Fründe von aller Welt, ja dann iſt aller Welt geholfen, einzig denen nicht, die etwas zu fordern oder etwas zu klagen haben und beides gegründet und mit Recht. Zur ſelben Zeit wurde viel Weibergut gemacht, kaum zu einer Zeit mehr; und zwar von Vielen, welche längſt Weiber hatten. Indeſſen, wenn wir aufrichtig ſein wollen, ſo fiel Hans nicht viel davon ab, ſo gleichſam nur Broſamen von der Herren Tiſche. Hans hatte allerdings, als Vogt und Verwalter, mit dieſen Dingen zu thun, aber er hatte weder Geld noch Titel, mit welchen er Gewinn und Gewerb treiben konnte, aber er hatte Freunde, welche deren hatten, und den rechten Gebrauch zu machen wußten Niemand beſſer. Unter ihnen war namentlich Einer, der kannte das Teufelswerk der Wucherei, keiner beſſer. Er wohnte erſtlich ſehr günſtig auf der Grenze, wo Spitzbuben und Schelme einander gute Nacht ſagen, hatte einen Freund ganz nahe. Was einem Agenten oder Notar allzunahe an die Beine gehen konnte, das mußte der Freund machen; man denke, was das für ſauberes Zeug geweſen ſein mag! Dann hatte er Freunde von Station zu Station, mit denen er in Verbindung ſtand, nach Art aller Gauner; an der Hauptſtation hatte er den Hauptgauner, einen kleinen tüfelſüchtigen Kerl mit borſtigem Schnauz, ungefähr von Farbe, wie die Ungernſäue Borſten haben, und einem verdrehten oder ſonſt krummen Beine, von dem die Sage ging, der Teufel habe es ihm ſo geworfen, als er ihm vom Karren geſprungen ſei. Jetzt lauf nur, habe darauf der Teufel geſagt, biſt zeichnet.

Dieſer Kleine hatte nicht nur breite Flügel, unter denen ſeine Freunde ſicher ſchermen konnten, ſondern er hatte auch einen Schlüſſel zu einer Schatzkammer, verſchaffte ſeinen Freunden Geld, ſo viel ſie wollten, um mit dem Landvolk wuchern zu können. Hanſes Freund verſtund dieſes vortrefflich, daß Einer die Haut über die Ohren hatte, ehe er merkte, daß das Schinden angefangen. So z. B. wenn er einen Mann betreiben ſollte, füllte er erſt nach und nach ſeine Taſchen mit Kündigungsgeldern und erſt, wenn er ſie voll hatte und jener nichts mehr, machte er Ernſt, trieb ihn zum Neſt aus und der rechtmäßige Gläubiger fand es leer, wie einen Bienenkorb, in welchem die Mäuſe geweſen. Kurz, das war eins der hülfreichſten und dienſtbefliſſenſten Exemplare unter den ſchwarz oder roth geſchwänzten Rechtskundigen, beſaß glänzende Equipage und war Hanſens Buſenfreund. Der half ihm beim Liquidiren, nahm die Nidle ab der Milch, machte brav Weibergut, und Hans fielen direkt nur die Broſamen zu, indirekt dagegen war es ihm von deſto größerm Nutzen. Bekanntlich ſollen alle Titel hinter der Vormundſchaftsbehörde in einem Archive liegen, damit vorwitzige

Vögte oder Verwalter nicht in Verſuchung kommen, dieſelben zur Unzeit in Silber umzuſetzen. Aber es ſoll Manches ſein und iſt doch nicht; ſo weiß man an manchem Orte nicht, was im Archiv iſt und was nicht darin iſt; es werden Titel hinausgenommen und nach vierzehn Tagen hat man es vergeſſen, nach einigen Monaten weiß man gar nicht, wo ſie hingekommen. Ja, es ſoll Orte geben, wo gar keine oder ſehr unvollſtändige Vogtsrödel exiſtiren, ſo daß man nicht mehr weiß, welcher Hudel dem andern Hudel Vogt iſt. Nun, ſo arg war es doch zu Küchliwyl nicht. In den guten Zeiten hatten Hans und Benz auch gute Ordnung gehalten; das Schlechte, die Unordnung, die Anmaßung einiger Capacitäten waren noch nicht ſo verjähret, daß man ſich ſcheute, von weitem ihnen mit der Naſe zunahe zu kommen, ſondern nur herumging von weitem, wie um ein Aas, das ſeit vierzehn Tagen an der Sonne liegt. Benz ſcheute man immer noch, und obgleich er oft Anlaß fand, das Haupt bedenklich zu ſchütteln, ſo ging es doch noch nicht wie im Weltſchen hinten, oder da, wo halbe Gerichte Tag und Nacht am Schatten ſitzen, der Gemeindrath wegen Kiltgeſchichten und Nachtlärm vor den Richter muß, Mitglieder der Schulkommiſſion, vielleicht auch ein Präſident derſelben ſich äußern, der liebe Gott ſei ein Kalb. So arg gings in Küchliwyl nicht zu; aber ganz genau nahm man es auch nicht mehr und lernte, wie man es machen muß, wenn man ein Auge zudrücken will. Das iſt eine alte Kunſt zwar, aber ſie wurde jetzt allgemein eingeführt und erhielt, wenn nicht geſetzliche Sanktion, ſo doch geſetzliches Anſehen. Perſonen und Corporationen wurde entweder heillos ſcharf auf die Finger geſehen oder heillos durch die Finger, je nachdem ſie im Geruch ſtunden und links oder rechts waren. Ja, das Ding ging ſo weit, daß es allgemein hieß, wenn man vor dieſem oder jenem Gericht nicht einen Fürſprecher vom rechten Geſchmack hätte, ſo ſei z'Sach verloren. Und wenn es wahr ſein ſollte, was einſt ein ſchielend und grännend Richterlein in offenem Wirthshauſe in ſeiner ausgeſchämten Manier geſagt haben ſoll, der Verurtheilte hätte ganz recht gehabt, aber ſeines Fürſprechers wegen hätte er ihm nicht den Gefallen gethan, ihm recht zu geben, ſo muß wirklich was an der Sache geweſen ſein. Das kam natürlich den gutſchmeckenden Herren zu gut und Allen denen, welchen man durch die Finger ſah, beſonders Vögten, die nicht Rechnung zu legen brauchten, denen man nicht auf die Finger, ſondern durch die Finger ſah, und die, wenn man ihnen auch zum Schein, ihrer Fahrläſſigkeit willen, Hausarreſt gab, doch nicht meinten, daß er müſſe gehalten werden, ſondern die man am hellen Tage herumſpazieren, ihre Liebſten beſuchen ließ. Iſt das nicht altmodiſche Pedanterie, zu meinen, was geſagt worden, müſſe gehalten werden, und Urtheile, welche man gefällt, auch ausgeführt. Iſt es in unſerem moraliſchen Zeitalter nicht hinreichend, ein Urtheil zu fällen, d. h. zu ſagen, der hat das Zuchthaus verdient, der hundert von hinten, der den Galgen, das macht moraliſchen Eindruck und das iſt hinreichend im Zeitalter der Cultur. Warum, wenn das hinreichend iſt, jemanden noch ins Zuchthaus thun, ihm hundert geben oder mit ihm an Galgen; das wäre, da es am moraliſchen Eindruck genug iſt, durchaus überflüſſig und würde dem Verurtheilten Unannehmlichkeiten, ja ſogar Schmerz verurſachen, und Jemanden unnöthig Schmerz verurſachen iſt unmenſchlich, iſt Grauſamkeit. Bei ſolchen Vorgängen iſt begreiflich, daß man dato im Jahre 1851 noch nicht zu ernſten Executionen geſchritten iſt, ſondern nur noch zu gelinden Verweiſen vorgerückt. Sprünge thun nie gut, weder im Bauweſen noch im Finanzweſen, und wer das erfahren hat, wird auch bei Menſchen ſie nicht verſuchen, per se. Begreiflich iſt es ebenfalls, daß man bei ſolcher Sachlage tauſende von Urtheilen unvollzogen gefunden hat. Indeſſen glaube man doch ja nicht, daß dieſe Nachſicht, dieſe Vergünſtigungen den Geldbeutel von Hans ſättigten, ſeine Bedürfniſſe befriedigten. Einfältige, altväteriſche Leute begreifen gar nicht, was ein Leben, wie Hans es führte, verbraucht; mit ein oder zwei Fünffrankenſtücken per Tag kann man zur Noth auskommen, in ganz ordinären Regentagen, wo man den wüſteſten Hund nicht drei Schritte vom Hauſe wegbringt, bei ſchönem Wetter geht es ganz anders. In einem Jahr laſſen ſich fünftauſend, ja zehntauſend Franken verklopfen wie Schnupf, dann werden Titel von ſechstauſend Franken für vier- und für dreitauſend Franken verkauft, als ob es ſpaniſche Fonds wären, und ſind die bombenfeſteſten Titel der ganzen Welt, Titel auf dreifaches Unterpfand und richtig zinſenden Schuldnern. Tage, wo ſo recht vaterländiſch z'Bode gehudelt wurde, laſſen ſich unſer honetten Leuten gar nicht beſchreiben, kaum ſkizziren. Man nahm Hans gerne mit zu ſolchen Tagen, gab ihm aber zuerſt die Weiſung dafür zu ſorgen, daß er brav Kümi bei ſich habe, es möge geben, was es wolle, damit man nicht mit Schanden daſtehe. Das dumme Publikum hielt ſich einmal ſchrecklich darüber auf, daß ein Erziehungsdirektor, mit Reſpekt zu ſagen, in drei Tagen hundert und wir wiſſen nicht wie viel ungerade Franken verreiſet. Mein Gott, während den drei Tagen muß es der Herr Direktor ſehr moderat gemacht haben. Man denke, ein Direktor iſt denn doch immer Direktor, und muß ſich mehr in Acht nehmen, als z. B. der, welcher in drei Tagen 750 L. verklopfte.

Neunzehntes Capitel.

Eine diplomatiſche Schützenfahrt.

Einmal, im hohen Sommer wars und durſtig Wetter machte es dazu, fuhr Hans der Junge in auserwählter Geſellſchaft über die Cantons-Grenze nach einem Städtchen hin, wo es in ordinären Zeiten luſtig hergeht, geſchweige an einem Cantonalſchießet.

Bei ihnen war zwar kein Direktor, aber ein noch höheres Haupt, das auffallende Aehnlichkeit mit einem Nagel- oder Hammerſchmied hatte. Es war damals gerade etwas ſehr Wichtiges unter dem Loch, wir wiſſen aber nicht mehr recht, ob eine Mißbilligung vom damaligen Präſidenten Cavaignac oder ein Zug in die Lombardei, oder eine Geſandtſchaft zur Ermuthigung der Rebellen in China, und an ſelbem Schießet ſollte dieſe Affaire verhandelt werden. Schießeten waren gewöhnlich der Ort diplomatiſcher Verhandlungen, weil man im großen Gewühl am unbemerkteſten ſich beſprechen konnte. So ſollte z. B. auch an einem großen Schießet in Glarus etwas Entſcheidendes beſchloſſen werden, was aber an der bekannten Dummheit der berneriſchen Abgeordneten geſcheitert ſein ſoll. Wenigſtens ließen die Glarner nach Bern ſagen, ein andermal, wenn ſie was wollten, ſollten ſie einen Witzigern ſenden. Die Berner ſchienen das hinter das Ohr geſchrieben zu haben, und ſchickten dießmal ihren ſchwarzbärtigen Hammerſchmied, der ans Zertrümmern von Königreichen ging, wie ein Ochſe an einen Kieshaufen. Etwas weiter als die öſtreichiſche Landwehr kam man am erſten Tage, doch muß man nicht vergeſſen, daß die öſtreichiſche Landwehr marſchirte, die Herren aber kutſchirten. Sie kamen vier Stunden weit, aber nicht in einem Athem, von wegen der Gerechte erbarmet ſich ſeines Viehs und wendet dem Volk Verdienſt zu, und wie kann das zweckmäßiger geſchehen, als wenn man tapfer conſumirt, was daſſelbe producirt. Endlich waren die vier Stunden vollbracht und glücklich gelandet in einer anſehnlichen Stadt, wo die Capacitäten und Martialitäten des Landes wohnten. Oft waren in einer Perſon beide Richtungen repräſentirt und zwar auf frappante Weiſe. Der hohe Beſuch war mit Spannung erwartet worden, bei jedem Schritt hatte man ſich geäußert, man ſei preſſirt, man erwarte heute den berühmten Hammerſchmied wegen Geſchäften, daneben werde was geben müſſen, der könne es, auf den ſei das Lied expreß gemacht: Zieh, Hammerſchmied, zieh und laß es tapfer laufen, zieh, Hammerſchmied, zieh, du wirſt ja nicht verſaufen. Traut wurden die Brüder empfangen und vorläufig mit dem Hammerſchmied eine kleine Probe gemacht, darauf zur Betrachtung der Merkwürdigkeiten der Stadt geſchritten, d. h. man ging von einer Pinte zur andern und betrachtete von dieſen Standpunkten aus die Natur und ihre Schönheiten. Es war rührend, mit welcher Unermüdlichkeit ſie ſich derſelben hingaben, bis am Ende alles ſein Ende hat, der Hammerſchmied ſich in ſeiner edlen Einfachheit in der letzten Pinte der Länge nach auf einen Tiſch legte, und trotz allen Bitten und Ermahnungen „er ſolle doch ſeine hohe Stellung bedenken, es heiße wohl: wer ſich ſelbſt erniedrige, werde erhöhet werden; aber er ſei ja ſchon ſo hoch oben, daß es einem faſt gruſe, und Alles habe ſein Maß und was darüber aus, gehe über das Bohnenlied, wie man ſage“ erklärte: da ſei er gerade am rechten Ort, wolle dableiben, bis die Kuh einen Batzen gelte, und thäten ſie noch was ſagen, ſo gehe er unter den Tiſch; er glaube, es wäre ihm da noch eben ſo wohl. Das hatten die diplomatiſchen Freunde etwas ungern, obſchon ſie nicht bloß ſehr heimelig gewohnt, ſondern ihre Haut unter verſchiedenen Himmelsſtrichen gehärtet hatten. In dieſer Lage hatten auch die diplomatiſchen Unterhandlungen nicht beſonders lebhaften Fortgang; man hoffte den folgenden Tag günſtiger, an welchem man an den Ort der Beſtimmung ſich begeben wollte. Nun, nachgerade ward es dem Hammerſchmied doch unbehaglich auf ſeinem Throne, wo man liegt und nicht wo man ſitzt; er ſtieg herunter und ſuchte ein weicheres Lager, nachdem man die nöthige Abrede getroffen und die gegenſeitige Freundſchaft noch einmal gehörig geſalbet und gebadet hatte. Als ſie ins Quertier gekommen, war ihres Hauptes erſtes Wort: Bin durſtig zum verrecken, laßt Wein kommen, aber vom Beſten; ich glaube, ſie haben in dem v— Neſt nur Sauſüdere, es iſt mir, als ob ich den ganzen Tag keinen gehabt; und doch war er theuer genug, und faſt an allen Orten haben uns die Hagle zahlen laſſen; es iſt ſonſt umgekehrt der Brauch, ſagte Einer mit dünnen Beinen kleinlaut. Narr, weißt nit, ſagte der Hammerſchmied, was hier der oberſte Staatsgrundſatz iſt, vom erſten bis zum letzten? der iſts: ſich auf anderer Leute Koſten luſtig zu machen, und darnach geht Alles wie am Schnürle, Profeſſor und Pfaff, Ariſtokrat und Patriot, ſchriftlich und mündlich, mit Saufen und mit Freſſen, mit Weibervolk und mit Männervolk. Da ſind ſie keine Narre nit, brüllte Hans, und meinſt, du kreuzeriges Federvieh, wir Berner fahren im Land herum, dem Schmarotzen nach; wir ſind keine Tellerſchlecker und keine ——ſchlecker, es hat beides die gleiche Kuſt, ſie iſt uns nicht anſtändig, man liebt ſie nicht, ſo wenig als den Knoblauch und krepirtes Gitzifleiſch.

Den Hungerleidern muß man zeigen, wer wir ſind; wenn es dich reut, ſo geh heim und plärs dem Müetti. So recht Hans, beſtätigten die Andern, du biſt gerade recht; aber was meinſt, mögen wirs auch aushalten? O ja, antwortete Hans, für es Schützli hab ich noch, und wenn wir auch auskämen, ſo machte es mir nit Kummer; unſereiner bekömmt Geld, wo er will, mir hat noch Niemand abgeſagt, wenn ich welches wollte, was aber öppe nicht oft geſchah. Das können nicht Alle rühmen, antwortete der Erſte mit verdrücktem Seufzen, aber was nit iſt, kann werden. Wie meinſt? fuhr Hans auf. Ja, was nit ſei, könne werden, antwortete der Erſte. Nun ſagten ſie einander eine Weile wüſt, wobei Hans begreiflich als reicher Bauernſohn dem angeſtellten Schreiber gegenüber in großem Vortheil ſtand, und noch dazu von den Andern tapfer verbeiſtändet wurde. So geht es aber oft, daß Macht und Mehrzahl auf der unrechten Seite ſind; ob Hans ſpäter an dieſe Disputation dachte, wiſſen wir nicht. Leute, wie er, haben zumeiſt gar kurzes Gedächtniß, vergeſſen das meiſte, woran ſie ſich ſtoßen ſollten.

Am folgenden Morgen war prachtvolles Wetter, ſchön die Landſchaft, durch welche man fuhr, ſchweigſam die Geſellſchaft;

Teufel nicht Liebhaber, ſie werden ſo leiſe zu reden anfangen, daß ſie Niemand mehr verſteht, dann, wenn ſie auch noch nichts nützen, ſchaden ſie doch nichts mehr. Wenn man ſie in die rechten Finger gibt, ſo Einem, der Freude hat am Cujoniren, ſo einem recht Tüfelſüchtigen, dem es eine Burgerluſt iſt, wenn ſeine eignen Kinder zu Gott ſchreien, weil er ſie dann noch einmal mißhandeln kann, zählt darauf, ſie werden mäuſeſtill und zahm wie die Spatzen im Winter. Die ließe ich alſo ausſterben und wenn was dran zu machen iſt, je geſchwinder deſto lieber. Die Jungen, die muß man anders lehren, die muß man brichten auf die rechte Art; an der rechten Bildung fehlt es den Alten, gibt man den Jungen die rechte Bildung, ſo hat man ſie wie man ſie haben will. Will ich ein Pferd zum fahren, dreſſire ich es für das fahren, will ich es reiten, dreſſire ich es zum reiten, dann habe ich es, wie ich es haben will. Ich kann nicht begreifen, wie unſere Regierungen ſo lange mit Blindheit geſchlagen ſind, es war, als ob ſie nicht wüßten, daß es aus Hühnereiern nur Hühner und nicht Störche gibt, und die Katze junge Katzen gebiert und nicht Lämmer. Was ich da ſagte, wollten die Regierungen ſchon lange, ſie wollten Staatsdiener und ließen die Jungen als Kirchendiener von Kirchendienern dreſſiren, d. h. erziehen, und ſchlagen hinterher die Hände über dem Kopf zuſammen, daß ſie aus alten Pfaffenhänden immer wieder junge Pfaffen kriegen. Das hat man in Deutſchland ſchon lange viel beſſer begriffen und die Univerſitäten darnach eingerichtet. Da wird nur von Wiſſenſchaft geſprochen, die Wiſſenſchaft iſt die oberſte Richterin aller Dinge im Himmel und auf Erden, ſie nimmt Gott z'weg ſo gut als den Menſchen, und je wiſſenſchaftlicher ein Profeſſor iſt, deſto ſchärfer geht er z'weg mit Gott und nimmt ihn über's Knie wie der Schuhmacher das Leder, aus welchem er Schuhe machen will, um ſo mehr ſieht er Kirche und Pfaffen über die Achſel an, und wenn er einen Kerl als recht dumm bezeichnen will, ſo ſagt er ihm: er ſei gerade ſo dumm wie ein Pfarrer vom Lande, ein Dorfpfarrer, das ſeien ihm nach den Heuſtüffeln die dümmſten Kreaturen auf Gottes Erdboden. Daneben ſei es mit den meiſten Profeſſeren auch nicht Alles; er ſchämte ſich, wenn er nicht geſcheidter wäre als alle Profeſſeren auf allen Univerſitäten Deutſchlands. Die Deutſchen ſeien bekanntlich Zöpfe und würden es bleiben in Ewigkeit. Dort ſei keiner was, wenn er nicht einen Titel hätte und ohne Titel habe einer dort nichts zu freſſen. Nun ſei Profeſſor ein angenehmer Titel, klinge ſchön und gebe z'freſſen; Unzählige ſprängen darnach wie Fiſche nach Mücken. Aber um ihn zu kriegen müſſe einer was Neues gefunden oder erſinnet haben, was teufelſüchtiges, das noch keinem eingefallen ſei, es ſei gleichgültig was, wenn's nur etwas ſei, mit dem kein Teufel was machen könne. Je weniger man es begreife, deſto ſchrecklicher werde es ausposaunet und gerühmt, weil Niemand den Namen haben wolle, er habe es nicht begriffen, oder er habe an die neuſte Neuigkeit nicht gleich geglaubt. So einer werde dann Profeſſer, kleide ſich ganz und lebe gut. Komme man dann nach zehn Jahren darüber, daß, was er erfunden, nur eine neue Dummheit ſei, oder eine alte aber neu angeſtrichene, ſo redeten die Aeltern bloß ſachte davon, reſpektirten jedenfalls ihr hiſtoriſches Recht, bloß Jüngere, welche ebenfalls noch nach Mücken fahndeten, geriethen gierig dahinter und ſtellten es in ſeiner Blöße dar, unterdeſſen aber laſſe es ſich der Herr Profeſſor wohl ſein in ſeinen ganzen Kleidern, lebe gut, gehorche dem König oder der Majorität und frage dem Reſt den Teufel nach. Auf dieſe Weiſe würden Leute erzogen, mit denen ſich was machen ließe, Leute, welche man ganz kleide, gut leben ließe, wenn ſie nämlich zu dem Dienſt ſich brauchen ließen, zu dem ſie erzogen würden. Solche Leute würden nicht mehr von Gott und Teufel, von Furcht und Glauben predigen, ſondern Moral, ſchöne Moral, was nützlich und was ſchädlich, mit was man am weiteſten komme in der Welt, was dem Menſchen am wöhlſten anſtehe, wodurch er ſich über die andern erhebe oder zu Ehren komme. Wenn einmal das gepredigt würde und ſo recht ausgelegt, dann gehe er auch zur Kirche, dann ſeien die Pfarrer nützlich. Er garantire, auf dieſem Wege wollte er eine ganze Gemeinde dahin bringen, daß keine Verbrechen mehr begangen, keine Perſon ſtraffällig würde, daß man eine äußere Polizei ganz und gar entbehren könnte. Aber von den Pädagogen verſtehe eigentlich keiner ſo viel, als Koth Platz habe im Auge einer Kleblaus. Das ſei das dümmſte Volk von der Welt, wenn man das geſcheidter machen könnte, als es jetzt ſei, es wäre das komodſte. Dieſes Volk ſei von einer Materie, wie keine ſo ſei auf der Welt, die forme ſich ganz nach den Fingern, in welchen ſie ſei, hart oder weich, ſpitz oder ſtumpf, ſpröde oder dehnbar, vergeßlich und b'ſinnt, g'ſtabelig und beugſam, kriechend und fliegend, vierbeinig und bolzgradauf, kurz, das ſei ein Volk, welches er auch erſt in ſeinen Fingern haben möchte; indeſſen ſei es doch ein Volk, mit dem ſich was machen ließe, wenn es in die rechten Hände käme. Die Pädagogen ſeien empfindlich gegen den Wind, verſtünden alsbald, wo Bartholome den Moſt hole und ad usum Delphini einzurichten, was ihnen zum einrichten anbefohlen werde. Freilich müſſe man ihnen immer auf die Finger ſehen, ſich ſelbſt überlaſſen thäten ſie eſelmäßig und trieben das Krümmſte von der Welt, und wenn die dran kämen den Meiſter zu ſpielen, wäre der Teufel los. Darum müſſe man ſich von ihnen mit ihren hochbeinigen Worten nie imponiren laſſen, nie Sand in die Augen ſtreuen, das könnten ſie wie die Juden beim Handeln. Zwiſchen beiden finde er überhaupt keinen großen Unterſchied, beide verſtünden es gleich gut, aus Nichts Viel zu machen und aus Vielem Nichts, wenns nicht ihre Sache ſei.

Der gute Regierer dachte, wenn er ſo recht im Reden und Trinken war, ſelten wen er um ſich hatte; ſo geſchah es ihm denn oft, daß er ſo recht vaterländiſch ins Guttuch fuhr. So war auch ein Rechtsagent anweſend, der früher Quaſi-Pädagog, d. h. Schulmeiſter geweſen. Der hatte ſchon lange gemunkelt und ungern geſchluckt, was der Regierer über die Pädagogen der untern Stufen ſagte, den Profeſſoren dagegen hatte ers von Herzen gegönnt, was ihnen zugemeſſen worden war, jetzt begann er aufzubegehren. Es wolle immer alles über die Lehrer aus, und doch woher habe man das, was man wiſſe, einmal auf die Welt gebracht habe man es nicht, auch nicht mit der Muttermilch eingeſogen? Aber Undank ſei der Welt Lohn. Die Bettler machten es gerade ſo, den, welcher ihnen am meiſten gegeben, verläſterten ſie bei dem Schnaps, welchen ſie aus ſeinem Gelde tranken, weit aus am ärgſten. Der Regierer brannte auf und behauptete, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, zu vergeſſen, was er in der Schule gelernt, er wäre der dümmſte Kerl geblieben auf Gottes Erde. Nun ging es los.

Sechstes Kapitel.

Eine geiſtliche Abendunterhaltung.

Dieſe Gelegenheit ergriff jener Amtsrichter, von welchem wir geſagt, er habe die Pfarrer in Schutz nehmen wollen, und machte ſich unbemerkt davon. Er war nicht Liebhaber vom lange ſitzen und ſpät heimkommen, er war ein Hausvater vom rechten Schlage. Aber wie es ſo geht, es iſt einer nicht immer Meiſter, man läßt ihn nicht fort, man lacht ihn aus, man verſpricht, mit ihm zu kommen, wenn er nur ein wenig warte, nur bis die Flaſche zu Ende ſei u. ſ. w. Es iſt dieß eine peinliche Lage, ein Sitzen auf Dornen, da lernt man die Gelegenheiten faſſen, wo man unbemerkt ſich ſchieben kann. Unſer Amtsrichter war zu Fuß, er meinte, er habe ſeine Beine zum brauchen, ſo lange ſie was taugten, wenn das Alter komme, dann thue ihm das Fahren um ſo wöhler. Wie er fortging, ſtieß er mit ſeinem Pfarrer zuſammen, der auch auf ſeinem Heimwege war. Es freute ſie beidſeitig. Ungefähr treffe auch was, und manchmal was Gutes, an das man nicht gedacht, und das ſei das Beſte, was er heute gehabt, ſagte der Amtsrichter. Nun erzählte er den Hergang mit dem Eid und daß es ihn ſehr gefreut, daß der Abſtand erklärt worden. Aus den Akten hätte er auch die Ueberzeugung geſchöpft, daß er falſch gethan worden wäre. Aber der ganze Handel ſei ſo verdreht und verwickelt worden, daß man z'Noth hätte merken mögen, warum es ſich eigentlich handele. Aber ſie müſſen es ſo machen, wenn ſie einen Prozeß ausſpinnen und recht lange an den Partheien ſaugen wollen. Der Pfarrer ſcheint bei der Eidesunterweiſung denen, welche ſchwören ſollten, die Augen aufgethan zu haben. Da hättet ihr hören ſollen, wie es über die Pfarrer losging, ihr hättet mich bald übel gedauert.

Das glaube ich, ſagte der Pfarrer. Es geht uns allemal ſo, wenn wir einen unglücklichen Eid verhüten. Nun von vielen Advokaten dünkt es mich gar nichts anders. Ich weiß, was das für Leute ſind und wie ſie das Geld nöthig haben. Es iſt ſich aber auch nicht zu verwundern, es iſt bei den Meiſten in dieſem Gelde kein Segen, und je mehr einer verdient, deſto ärmer wird er. Das bloß müht mich, daß meiſtens auch die Beamteten ins gleiche Loch blaſen, es dem Pfarrer übel nehmen, wenn er ſeine Pflicht thut, ihn um ſo weniger leiden mögen, je eifriger und thätiger er in ſeinem Amte iſt. Das iſt nicht recht, und kömmt nicht gut. Ja, Herr Pfarrer, ſo iſts, antwortete der Amtsrichter. Unſer einer kömmt vielmehr dazu begreiflich, zu hören, was euch angeht als ihr ſelbſt. Und da nahm es mich oft wunder, woher das feindſelige Verhältniß eigentlich kommt. Ich war noch nicht bei manchem Beamteten, der nicht den Pfarrern den Tätſch gab, wo er nur konnte und ſie gelegentlich plagte aus lauter Spaß, ihnen dann hintendrein ſelbſt aus der Noth half, nachdem ſie recht nöthlich gethan und genug gezappelt hatten. Das will ich euch ſchon ſagen, Amtsrichter, euch darf ich es, jedem ſagte ich es nicht, mag nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, Böſes mit Böſem, erwiderte der Pfarrer. Seht, Amtsrichter, dieſer Zwieſpalt iſt eine uralte Sache und wenn man ihn von obenherein vornehm abthun will, ſo könnte man ſagen, es ſei nichts als ein Stück des großen Kampfes des Zeitlichen mit dem Ewigen, des Weltlichen mit dem Göttlichen. Aber mit ſolchen hochklingenden Sätzen iſt nichts gemacht, je vornehmer ſie tönen, deſto weniger iſt damit geſagt, man muß ſie den Philoſophen überlaſſen, die handeln mit ſolchen Orakelſprüchen ungefähr wie die Juden mit alten Kleidern und die Heimberger mit Kachelgeſchirr. Unſer Verhältniß zum Staat kömmt von der Reformation her. Die katholiſche Kirche war eine weltliche Macht, hatte durch ihre Prieſter und ſonſt Allerlei ihre Hand in allen andern Staaten, daher die Fürſten nicht übel unter dem Daumen. Stellte einer derſelben ſich ungebehrdig, kriegte er früher oder ſpäter die Ruthe vaterländiſch. Schadete freilich manchem nichts, hatte ſie mehr als verdient, aber damit verrückte die Kirche ihre Stellung und pflanzte die Anſicht, als ob die Kirche andere als chriſtliche Zwecke, Sonderzwecke, hätte, als ob ſie eine unabhängige, den andern Staaten feindſelige Macht ſuche und ausüben wolle. Als in der Reformation Staaten ſich der katholiſchen Botmäßigkeit entzogen, boten die meiſten Mächtigen und Häupter ihre Hand dazu, ſicherlich nicht aus rein chriſtlichen Trieben, ſondern um frei zu werden von dieſer Gewalt und frei nach Belieben ſchalten zu können in ihrem Lande, ohne mitten drinnen eine andere mit Rechten ausgeſtattete Macht zu haben. Als ſie einmal entronnen waren, ſcheuten ſie ſich vor dem alten Verhältniß, wie gebrannte Kinder das Feuer. Das Chriſtliche wollten ſie nicht ausrotten, ſie wollten Chriſten bleiben, darum mußten ſie auch Kirchen und Pfarrer haben, um die Sacramente zu verwalten und zu predigen, aber ſie lebten in ſteter Angſt, die alte Macht möchte auch in die neue Kirche kommen, bewachten mißtrauiſch alle Regungen der neuen Kirche, wieſen barſch und ſtreng alle Mahnungen, welche von ihr ausgingen, von ſich, ja ſie verfolgten feindſelig das Chriſtenthum in der Kirche, wenn es zu neuem regerem Leben erwachen wollte. Sie konnten nicht unterſcheiden die Macht, welche das Chriſtenthum über die Menſchen haben ſoll und zwar über Bettler und Fürſten und die Macht, welche die Kirche gegenüber der Staatsgewalt über äußere Verhältniſſe ſich angeeignet hatte. Sie ſchnitten, wo ſie konnten und mochten, durch perſönliches Einwirken und allgemeine Verordnungen die Einwirkungen der Kirche auf das Leben der Menſchen ab, das Verhältniß des Staates zu der Kirche war das eines Siegers zu einem Beſiegten, dem zwar das Leben gelaſſen wird, aber erſtlich abgenommen nicht bloß alle Waffen, ſondern Alles, was er bei ſich hat, und der dazu noch auf das ſchärfſte überwacht wird, ſo zwar, daß allemal, wenn der arme Gefangene einen längern Schritt thut oder einmal zwei raſch hintereinander, er mit einer Kette beläſtigt und gebunden ward. Je mehr der Staat die Macht der Kirche brach, deſto mehr dehnte er die ſeine aus, deſto mehr erſtreckte der Staat ſeine Gewalt über alle Corporationen oder Gemeinden, alle Verhältniſſe der Menſchen zu einander, alle Vermögensverhältniſſe und alle perſönlichen Verhältniſſe, ja allgemach auch über das Inwendige des Menſchen, ſein Wiſſen und ſein Denken. Der Staat regulirte die Wiſſenſchaften und forderte Rechtgläubigkeit in Beziehung auf den Staat und deſſen Einrichtungen d. h. der Staatsbürger ſollte das ganze Eingericht des Staates ſchön finden und darin ſich ſelig fühlen, wer das nicht that, ja vielleicht gar dagegen ſprach, der war ein Ketzer, der ward gerichtet. Damit machte der Staat ſich zu Gott, wenn er auch noch den Titel nicht annahm. Nun wißt ihr, mein lieber Amtsrichter, wohl, wie es geht in der Welt, der Knecht treibt es immer weiter als der Herr, in allem Böſen heißt das, er iſt deſſen Affe.

Mit reichen und ſtolzen Herrſchaften iſt ein ſchwer Leben und Auskommen, aber die Dienerſchaft iſt zehnmal unerträglicher. Während man droben im Salon noch leidlich behandelt wird — thut unter der Thüre der Portier, daß es einen in allen zehn Fingern juckt, und der Kammerdiener auf der Treppe, daß man ihm mit dem Fuße gehörigen Orts nachhelfen möchte. Iſt ein Reicher wüſt gegen die Armen, ſind es Kinder und Knechte zumeiſt vielmehr, daß dieſelben vor dem Hauſe ein Kreuz machen und weit um gehn, um nicht vom Volke mißhandelt oder gar von Hunden gefreſſen zu werden.

Ungefähr ſo machten es die Beamteten des Staates gegenüber der Kirche, ſie trieben Hohn und Spott mit ihr und wo ſie dieſelbe irgend wie ärgern und kränken konnten, ſparten ſie es nicht. Ja es trieb es ein Hochgeſtellter einmal ſo weit, daß er am Bettag, alſo an einem hohen Feſttag jagen ging mit einer großen Meute und zwar in der Nähe ſeines Wohnſitzes. Es ward gejagt. Der Haſe verſetzte ſich auf dem Kirchhofe, während die Gemeinde in der Kirche war. Die Hunde kamen heulend an, ſtöberten um die Kirche herum, ſtachen endlich wieder auf und nun gings los. Man denke ſich das Geheul der Hunde und die Erbauung in der Kirche. Weil gegen ſolche Unbill und Verhöhnung alles chriſtlichen Sinnes, die Wächter der Kirche abſonderlich proteſtirten, weil ſie ſo oft in Fall kamen, gegen Mißbräuche, bei frommen Stiftungen, gegen Spoliationen der Kirche zu proteſtiren, ſo verhöhnte man ſie, als bildeten ſie ſich ein, die Geiſtlichkeit ſei die Kirche. Dieſer ſei es nur um Geld und Gut, um ihre Einkünfte zu thun. Machte aber einmal einer die Gemeinden auf die Uebergriffe des Staates aufmerkſam, ſowohl im innern als äußern Leben und erhoben die Gemeinden ebenfalls ihre Stimme, ward der Pfarrer von Beamteten denuncirt als Aufrührer, als böſer Kopf, wurde wo möglich geſtraft oder bis auf den Tod geplagt und gehetzt. Wenn ein Beamteter ſich recht beliebt und groß machen wollte, that er es auf Koſten der Kirche oder des chriſtlichen Sinnes und meinte dabei, was für ein Held er ſei.

Im Maaße als der Staat ſeine Macht ausdehnte bis in die Gewiſſen hinein, zog er auch die Kirchendiener in den Bereich ſeiner Geſchäfte und bürdete ihnen Dinge und Tabellen auf, daß es ſchauderhaft war, ja ſuchte auf jedem Wege dazu zu gelangen, daß ſie ſich eigentlich mehr als die Prediger des Staates als die Prediger Gottes darſtellten, mehr die im Staate herrſchenden Grundſätze, die Staatsreligion predigten als die Lehre des Heils in Chriſto, das wahre Evangelium. Zu allem dieſem kamen noch andere Urſachen, welche mächtig einwirkten. Im vorigen Jahrhundert kam von Frankreich her die Aufklärerei und mit ihr der Wahn, wer Anſpruch auf Bildung mache, dürfe kein Chriſt mehr ſein, es wenigſtens nicht zeigen, er müſſe ſich des Evangeliums als einer Thorheit der Griechen und ein Aergerniß der Juden ſchämen. Der größte Theil der Staatsbeamteten gehörten dieſer Claſſe der Gebildeten an, verachteten alſo mit dem Kirchlichen alles Chriſtliche und es bildete ſich da eben die Anſicht aus, alles dieſes ſei gut genug für das Volk, aber die Gebildeten ſeien weit darüber hinaus, es ſei ein Kapzaum für das Volk, daſſelbe im Staatsſchritt zu erhalten, eine Abtheilung der Polizei, ſo gleichſam die Innere. Und ich will es euch nicht verhalten, Amtsrichter, daß viele Geiſtliche zur Beſtätigung dieſer Anſicht beitrugen. Sie waren auch Kinder ihrer Zeit, angeſteckt vom damaligen Zeitgeiſte, d. h. von dem Geiſt der Welt, wie er damals gefärbt war und geſtaltet. Sie äußerten ſich zweideutig über Amt und Stand, Glauben und Lehre, thaten ſelbſt, als hielten ſie ſich für eine Art von vernünftigen Vorbildern in allerlei nützlichen Dingen, Stallfütterung z. B. und Hühnerzucht, predigten eine flache Staatsmoral, gut genug für Bauern, an welcher der Landvogt Freude hatte, welche indeß jetzt manchem Neugnädigen noch viel zu ſcharf und ſtreng geweſen wäre, wenigſtens für ſeine Perſon. Ferner gehörten früher viele Beamtete den höheren Ständen an, waren reich und vornehm oder wußten wenigſtens zu thun, als wären ſie es, trugen den Hochmuth vor ſich her, betrachteten die untern Stände, die untern Beamteten als eine Art niederer Dienerſchaft und behandelten ſie demgemäß. Und viele Pfarrer ließen ſich dieß wiederum gefallen, waren arm und nicht vornehm, liefen in abgezerrten Röcklein herum, hatten die Sitten der feinen Welt nicht, aber große Hochachtung davor, viel Demuth dagegen, und trugen dafür auch viele Demüthigungen davon, und wenn ſie einmal was zu ſagen, gegen dieſe Beamtenherrſchaft eine Einſprache wagten, fuhren ihnen Donnerwetter aufs Haupt, daß ſie in Zukunft das Reden vergaßen.

Dieſe Beamteten in großer Mehrzahl kannten das Volksleben durchaus nicht, ja die, welche aus dem Volke herausgewachſen waren, verläugneten es nicht bloß alsbald, ſondern waren auf das emſigſte bemüht, daſſelbe zu zerſtören. Die Wenigſten hatten einen Begriff von der Bedeutſamkeit dieſes Lebens, was demſelben förderlich war, was zerſtörend auf daſſelbe einwirkte, man kümmerte ſich überhaupt um die Familie, das Haus wenig oder nichts, ſondern bloß um den Staat; Häuſer, Menſchen hatten bloß einen Werth in Beziehung auf den Staat. Schoß nun irgend einem Beamteten ein Staatsgedanke durch den Kopf, z. B.: es ſollten Tabellen vollſtändiger gemacht; Beamteten Mühe abgenommen, neue Stellen geſchaffen; Gefälle, Sporteln u. ſ. w. erhöht oder geſchaffen worden, ward es flugs ausgeführt, und weiter nichts gefragt und nichts gehört. So entſtund das Verhältniß der Beamteten und der Geiſtlichen und bildete ſich immer weiter aus bis auf den heutigen Tag. Aber wo ſoll das dann am Ende hinaus, frug der Amtsrichter. Der Präſident meinte, man ſolle die Geiſtlichen ganz abſchaffen, der Regierer wollte das Kind nicht mit dem Bade ausgeſchüttet haben, ſondern die Geiſtlichen ſo bilden laſſen, daß ſie gerade zu dem gut würden, wozu man ſie brauchen wolle, für Staatsmoral zu predigen und der Polizei zu helfen. Ja, ſagte der Pfarrer, das weiß Gott, wo das hinaus ſoll. Wenn der nicht wäre, man verlöre den Muth, aber der wird es ſchon machen, der iſt es, der in die Hölle führt und wieder heraus, der aus dem Schlafe wecket, die einen mit freundlichen Windesſäuſeln, die anderen mit lieblichen Lichtſtrahlen, die dritten mit Donnerwettern, die vierten mit der ſcharfen Ruthe der Zucht. So geht es nicht lange mehr fort, lieber Amtsrichter. Das Gefühl ihres Berufes, als Diener Gottes, Verkündiger ſeines ewigen Wortes und eines ewigen Lebens iſt in zahlloſen Dienern der Kirche erwacht, und die ſtaatlichen Mißhandlungen und Entwürdigungen fühlen ſie mit glühender Pein. Sie ſehen ſich auf Erden zwiſchen Thüre und Angel, zwiſchen der, troß aller Verſöhnungen und militäriſchen Austreibungen der Jeſuiten und Plünderungen der Klöſter an innerer Macht wachſenden katholiſchen Kirche, und dem die eigene Kirche immer mehr zerholzenden verhöhnenden Staat, der wie ein dummer Junge ſein eigen Geld verklopft, um andere zu gleicher Thorheit zu reizen. In dieſen bubenhaften Reizungen wurden die nervöſern Weltſcher (Waadtländer) überreizt, warfen den Bündel vor die Thüre. Auf der einen Seite wird die Frage der Trennung der Kirche vom Staate immer lebhafter, auf der andern Seite die bubenhafte Hitze, alle Kirchen zu zerſtören, immer größer. Und die, bei welchen dieſe lümmelhafte Hitze am größten iſt, eifern am meiſten gegen die Trennung, denn mit der Trennung hört die Gewalt über die Kirche auf, ſie iſt nicht mehr eine Seite der Polizei oder Rechtsſtaat, die Staatsmänner können ſie nicht mehr mit Füßen treten. Während es ſo draußen redet, ſtreitet, ſtürmt, wird es hohl, öde, leer in den Tiefen, und gähnend thut ſich ein Abgrund auf, der alles zu verſchlingen droht. Der Staat kann nicht Gott ſein, gegen ſeine Ohnmacht empören ſich ſeine Kinder und Anbeter, Staatsglaube und Staatspädagogik geben keine Befriedigung, nichts als ein nagend Ungenügen, eine bodenloſe Unzufriedenheit. Der Staat, der alles in allem ſein wollte, will am Ende Alles und gibt Nichts, bringt Hunger und ſtillt ihn nicht, erzeugt Bedürfniſſe und ſind ſie erzeugt, ſpottet er ihrer ſtatt ſie zu befriedigen, bildet die Menſchen, d. h. er erzieht ſie ſo, daß ſie das Höchſte begehren lernen, während ſie das tägliche Brod nicht erhalten können. Der Staat ſtellt die Perſon gewordene concentrirte Selbſtſucht dar, in allen ſeinen Kindern erzeugt er dieſe Selbſtſucht wieder und dieſe ſelbſtſüchtigen Kinder werden ſich bald genug erheben gegen dieſen troſtleeren Erzeuger, und ſich unter einander freſſen. Aber eben deßwegen, weil der Unſegen dieſer falſchen Staatswirthſchaft immer mehr zu Tage trittet, den Menſchen in dieſem liebeleeren Chaos immer unheimlicher wird, die Verwilderung der Menſchen, troß allem Geſchrei von Bildung, immer augenſcheinlicher zu Tage trittet, die Ohnmacht des Staates das Heiligthum im Inwendigen des Menſchen, in welchem ſeine höchſten Kräfte liegen, das Gemüth freundlich auszubauen, und den Menſchen aus dem thieriſchen Zuſtande zu einem höheren Weſen zu erwecken, immer klarer wird, und handgreiflicher ſich herausſtellt, werden ſich die Bangen wieder unter das Panier der Kirche flüchten, werden wiederum den Durſt ihres Gemüthes an dem Borne ſtillen, der den Trank enthält, der den Durſt für immer ſtillet, daß es den Trinkenden nicht mehr dürſtet, in alle Ewigkeit. Der ihm das Ungenügen nimmt und das wahre Genügen gibt.

Die Noth lehrt beten, Amtsrichter. So denke ich mir, werden die Völker, wenn ſie recht in Wirrwar durch den Staat in Sümpfe gekommen, wo ihnen der Tod droht, wiederum das Heil in Chriſto ſuchen, werden es erkennen, daß er der einzige Name iſt, in dem die Menſchen können ſelig werden, daß in ihm alleine die wahre Freiheit iſt, die von innen heraus, aus dem Heiligthum der Gemüther wachſen kann, und äußerlich durch die Liebe gepflegt und erhalten wird, die nicht gegeben werden kann, weder auf Löſchpapier noch auf Granit, auch nicht in Erz gegraben. So denke ich, werde das wahrhaft Chriſtliche auch wieder zur Geltung kommen und die Völker werden es erkennen, daß was ſie als das Köſtlichſte in ihrem Haushalt haben, auch das Köſtliche im großen Haushalt, im Staate ſein müſſe, wenn die rechte Gliederung vorhanden ſein ſoll, bei welcher allen Gliedern wohl iſt. Und wie der Hausvater der rechte Wahrer und Hüter dieſes Heiligen im Hauſe iſt, ſo muß auch der große Hausvater oder Landesvater oder Regent oder trage er Namen, welchen er wolle, der erſte Chriſt im Lande ſein, voranleuchtend im Lichte, das da kam in die Finſterniß und Alle welche er ſetzet nach ihm zu Oberſten und Amtleuten müſſen das chriſtliche Siegel haben und leben und regieren als die, welche Gott Rechnung abzulegen haben am jüngſten Tage über jedes anvertraute Pfund. Und wo das Volk ſie wählet, ſeine Oberſten, Amtleute und Regenten, da wählet es gottesfürchtige Männer vor allem, welche Chriſtum lieb haben und in einem ehrbaren Leben wandeln, geizhäßig und tapfer ſind und den Nächſten lieben als ſich ſelbſt. Dann denke ich, Amtsrichter, werde die Feindſchaft aufhören zwiſchen den Dienern des Staates und den Dienern der Kirche, zwiſchen den weltlichen Beamteten und den Geiſtlichen, denn ſie werden einig in Chriſto ſein und es erkennen, daß ſich Chriſti ſchämen, nicht bloß eine Sünde ſei, ſondern eine große Thorheit und daß der rechte chriſtliche Sinn die höchſte Bildung ſei, welche ein Menſch auf Erden erlangen kann, dann werden ſie Hand in Hand geben, denn ſie wiſſen, ſie ſchaffen beide das gleiche Werk, die Förderung des Reiches Gottes auf Erden, nur jeder nach ſeiner Art und dem Maaße des anvertrauten Pfundes. Was meint ihr, Herr Pfarrer, antwortete der Amtsrichter, wie lange geht das noch, bis es ſo iſt?

Wäret ihr heute bei uns geweſen, große Hoffnung, es zu erleben, hättet ihr nicht bekommen. Da möchte ich ſagen, Amtsrichter, antwortete der Pfarrer: Vom Tag und der Stunde weiß Niemand, als der Vater der im Himmel iſt. Mich dünkt, ich wittere Morgenluft, aber ich kann mich täuſchen, es kann noch zehnmal ärger kommen, und ich kann mich noch zehnmal täuſchen und doch bleibt mein Glaube feſt, daß es beſſer komme und zwar nicht im Sinne der Radicalen, ſondern in chriſtlichem Sinne. Und wenn ich es nicht erlebe, wenn ich auf dem Todtenbette liegen ſollte und alles ſchwarz um mich, von Noth und Unglauben, ſo bleibt mir doch der Glaube, daß Er ſeine und meine Feinde in Grund treten werde, es bleibt mir der Glaube an den Sieg und wenn ich mit Händen und Füßen gebunden wäre, es iſt Gott der Alles macht. Von dieſem Glauben haben ſie heute auch geſprochen, antwortete der Amtsrichter, und nicht genug ſagen können, wie viel Schaden die Pfarrer anrichteten, weil ſie dieſen Glauben den Leuten predigten, die thäten dann nichts und meinten, der liebe Gott müſſe ihnen alles machen, wer auf ihn vertraue, dem gebe er die Sache im Schlafe. Ach, wenn doch ſolche Staatsbuben oder Staatsjunker den Verſtand brauchen wollten, aber das können ſie nicht, der Teufel hat ihnen den Verſtand verdreht und die Augen und die Ohren, darum ſehen, hören und begreifen ſie nichts. Man ſollte nicht, aber ich werde allemal zornig, wenn ſo ein geiſtiger Fötzel oder Lump das Maul aufmacht und was von Religion ſpricht. Sie ſind ärger wie die Müſterler (Muſterreiter), wenn die einmal einen läſterlichen Witz aufgeſchnappt, geben ſie ihn in jeder Poſtkutſche, jedes Table d'hote wieder. Aber wie ein mal ein Müller ſagte, die ärgſten Diebe ſeien nicht Wirthe, nicht Müller, ſondern wenn man auf einen Müller einen Wirth pfropfe, dann entſtünden ſie, ſo ſind auch die ärgſten, die mit der Bildung und Angewöhnung eines Müſterlers, ſei es von welcher Sorte es wolle und habe er in Baumwolle, Käs oder Wein gemacht, zu Staatsjunkern avanciren. Die produciren ihre aufgeſchnappten Läſterungen und Floskeln nicht bloß in der Poſtkutſche, ſondern wollen dieſelben als Maxim und Grundſatz gelten machen im Staate und bringen es bei jedem Anlaſſe vor als eine unumſtößliche unwiderſprochene Wahrheit und ſind ſo geſcheidt, nicht zu merken, wie ſie ſich vor allen Volk proſtituiren und am Pranger ſtellen, ſie die ſogenannten Gebildeten, die nicht wiſſen wie dumm iſt, was ſie ſagen, deren Bildung aus nichts beſteht, als aus einigen angepflaſterten Floskeln und Phraſen, welche aus dem Pflaſterkübel des gröbſten Maurers zu kommen ſcheinen.

Der Glaube, den ich habe und von dem ich rede, iſt nicht der Glaube jener Sekte, die den Tiſch deckte, ſich darum ſetzte, betete, in der Meinung, der liebe Gott werde das Eſſen in ſchönen Schüſſeln wohlgekocht vom Himmel auf den Tiſch fallen laſſen. Sondern mein Glaube iſt der, daß Gott nichts thut, wozu er mir die Kräfte gegeben hat, daß ich dieſe Kräfte anzuſtrengen habe nach Vermögen und Gewiſſen, und zwar ohne Gewißheit haben zu wollen, richte ich damit das Erſtrebte aus oder nicht, ſondern in aller Demuth Gott das Gedeihen überlaſſend. Der Menſch ſoll ſäen, aber in Gottes Hand ſteht die Erndte, über das was ich thue, bin ich verantwortlich, was ich wirke, waltet Gott. Ich als Pfarrer, Amtsrichter, ſcheine gegenwärtig einen troſtloſen Beruf zu haben. Es iſt faſt, als ob ich Nebel müllern wollte um Mehl zu machen, oder mit Wolken oder Schnee Fundamente zu einem Hausbau, und doch kann eine reiche Erndte kommen, wenn Gott es will. Ob ſie aber komme oder nicht komme, ſoll ich ſchaffen ohne Unterlaß, von Gott dann in aller Demuth und Geduld ſein Gutfinden erwartend. Seht, Amtsrichter, es heißt, meine Gedanken ſind nicht euere Gedanken und meine Wege nicht euere Wege und bei Gott ſind alle Dinge möglich. Wie oft war es anhaltend Wetter, trocken oder naß, welches alle Früchte gefährdete. Alle Wetteranzeigen hatten getäuſcht. Hundertmal erwartete Aenderung war ausgeblieben, Alles ſchien verloren. Ueber Nacht kam, als Niemand daran dachte, ein Umſchwung, alles kam ganz anders, als der Menſch es vorausgeſagt, und was kein Menſch dem andern Menſchen geglaubt hätte, ſtellte Gott der ganzen Welt handgreiflich vor Augen. Wie es mit dem Wetter geht, geht es oft in der Geſchichte; wenn die ganze Welt ſo recht ihre Ohnmacht fühlt und ins Unglück ſich ergeben will, gibt Gott der Sache einen Tätſch und die Sache iſt umgekehrt. Denkt, Amtsrichter, an Napoleon, wer ſchlug den, als alle Mächtigen zu ſeinen Füßen lagen, nicht der Alexander, nicht Blücher, nicht Wellington, ſondern Gott, er blies in die Wolken und die große Armee war weg. Darauf hin, als Gott das Seine gethan, kriegten die Menſchen und räumten auf mit dem Reſt, hatten aber noch Noth genug damit. Grade ſo unerwartet nur umgekehrt, machte Gott es bereits mehre Male mit dem Chriſtenthum, er kann in den Sinn der Völker blaſen wie in die Wolken, daß derſelbe ändert über Nacht und der Stein, den die Bauleute verwarfen, kann ungeſäumt wieder erwählet werden zum Eckſtein, und mir iſts immer, ich wittere Morgenluft. Und wenn ich auch dann alle Tage riefe: Wächter, was ſagſt du von der Nacht, Wächter, was ſagſt du von der Nacht? Und der Wächter antwortete mir alle Tage: Es iſt zwar der Morgen kommen, aber es wird doch Nacht bleiben, ſo würde ich doch feſt im Glauben bleiben, daß der Herr Meiſter bleibe, daß der Morgen komme, wo alle ſeine Feinde zu ſeinen Füßen liegen.

Ja, Herr Pfarrer, ſagte der Amtsrichter, das wäre wohl ein ſchöner Glaube und daß der was ſchaden könnte, kann ich nicht einſehen. Aber von einem ſolchen Glauben haben die drinnen keinen Begriff. Sie hören etwas halb, verdrehen es dann noch halb, geben dann dieſes für die chriſtliche Religion aus und peitſchen es als ſolche aus. Es erleidet mir manchmal übel dabei zu ſein. Aber widerredet ihnen dann Niemand, und nimmt man es ſo an, mir nichts dir nichts? fragte der Pfarrer. He das iſt ſo, ſagte der Amtsrichter. So Alles glaubt man nicht immer, und zuweilen ſage ich auch, wie ichs meine. Aber was will man mit ſolchen Herren anfangen, die haben Mundſtucker, daß ſie einem zehn mal übermaulen, man ihnen auf zehne kaum einmal Beſcheid geben kann. Dann iſt das bei Manchem, nicht bei Allen, ſo, ſie denken, ſolche Herren, ſo gelehrt und in alle Spitzen geſtochen, werden das beſſer wiſſen, als ſo dumme Bauern, welchen man die Wahrheit abſichtlich vorenthalten, wenn ſolchen nicht zu glauben ſei, wem ſollte man dann glauben? denen einmal mehr als den Pfarrern, verzeiht Herr, meine Meinung iſt es nicht, die predigten in ihren Sack. Die Einen ſeien ſo dumm freilich und glaubten noch, was ſie predigten, die Andern, aber beſonders die Jüngern, wüßten wohl, daß nichts dran ſei, aber es ſei ihnen halt wegem Brot. Die Advocaten machten es ja auch nicht beſſer, die redeten, was ſchöns ſei, für den ſchlechteſten Handel ums Geld.

Aber das iſt ja traurig, Amtsrichter, daß die Leute einen Glauben haben, den man ihnen ſo mir nichts dir nichts wegſchwatzen kann, ungefähr wie man Kreide abwiſcht an einer ſchwarzen Tafel. Es iſt traurig, daß Leute, von denen man ja augenſcheinlich ſieht, daß ſie keine Religion haben, eine ſolche Gewalt bekommen, daß ſie die Leute beſchwatzen können, das Köſtlichſte was ſie haben, wegzuwerfen, es iſt noch ärger als das Erbrecht zu vertauſchen an ein Linſengericht. Es iſt ein Unglück, Herr Pfarrer, ſagte der Amtsrichter, aber es meinen die Leute eben, wer gebildet ſei und ein Herr ſein wolle, der glaube nichts, Bildung und Glauben hätten neben einander nicht Platz. Wer Schuld an dieſer Meinung iſt, weiß ich nicht. Daneben haben viele Menſchen gar ſo einen kurzen Glauben, ihr könnt es euch nicht denken, Herr Pfarrer, wie kurz, er mag das Leben gar nie erlangen. Sie handeln nicht darnach, ſie ſtärken ihn nicht, ſie leſen höchſtens Zeitungen, ſo trocknet er ab wie eine Warze, die, kommt man dran, abfällt. Das iſt das große Elend, ſagte der Pfarrer. Ich weiß es eigentlich wohl und wenn man nur das anſieht, ſo möchte man faſt verzweifeln, daß es je beſſer werden könnte, man ſollte eher denken, es werde alle Tage ſchlechter. Aber eben bei Gott ſind alle Dinge möglich, Thauwetter und Kälte, Sonnenſchein und Regen, und Alles wie er will, bald plötzlich, bald ſo gleichſam ſchleichend nach und nach. Zum Troſt kann auch der Glaube und die Ergebung an Gott plötzlich kommen, wie am erſten Pfingſttage zu Jeruſalem über Tauſend auf einmal, wie er plötzlich kam über Einzelne, Paulus, über Tauſende hie und da, bald ſo bald anders. Nun, da muß dieſer Glaube, wenn ſein Beſitz nicht wie ein Blitz ſein ſoll, der vorüber fährt, gepflegt ſein, behütet, genähret und geſtärket auf jegliche Weiſe. Aber der da Leben gibt in den Baum, der todt geſtanden den Winter über, daß er oft in wenig Tagen treibt, grünt und blüht, und der dann für die Witterung ſorget, daß zur Frucht die Blüthe ſich geſtaltet, dann weiter, daß über die Frucht die Reife komme, der da den Glauben gewecket hat, der kann auch die Stimmung kommen laſſen über das Volk, wo es einmüthiger im Geiſte wird, einträchtig Einer des Bruders Glauben ſtärkt und an des Bruders Glauben den ſeinen, wo der Glaube wächſt von Tag zu Tag, bis er in das Leben hineinlanget und das Leben regieret als wie die Sonne die Tage des Menſchen. Das kann Gott thun, Amtsrichter. Aber wer dran ſchuld iſt, daß ſo kurz der Glaube geworden und abgetrocknet wie eine alte Warze, das iſt, leider Gottes, ja der Staat, der Alleinherrſcher ſein wollte über die Leiber und über die Seelen der Menſchen, ſie nur paſſend haben wollte für ſeine Staatszwecke, daran ſind alle ſeine Beamteten ſchuld, die den Unglauben an Gott zur Schau trugen und Unterthänigkeit gegen den Staat zur Religion machten, daran iſt, Gott ſei es geklagt, das ganze Herrenthum ſchuld, das den Glauben an die Bildung tauſchte und den Tauſch hochmüthig zur Schau trug wie ein thöricht Kind, das eine gefärbte Glaskugel herumträgt, welche es gegen eine Perle eingetauſcht und dieſes Herrenthum ging bis auf den Kammerdiener und die Kammerjungfer, bis zu Schneider und Putzmacherin herunter, und wurde genährt in den Familien, in Staats- und andern Schulen, welche mehr ſein wollten als andere. Wie z. B. die Sekundarſchulen, ſagte der Amtsrichter. Allweg, antwortete der Pfarrer. Aber nichts deſto weniger kann es anders kommen durch Gott. Käme es nicht anders, ſo glaubte ich wirklich an die Nähe der letzten Dinge, an den Untergang. Denn wie ohne Religion der Einzelne untergeht, ohne Religion die Völker ſich auflöſen, ſo müßte für eine Menſchheit ohne Religion das Ende da ſein. Und wohl verſtanden, unter Religion verſtehe ich nicht das Gutdünken irgend eines Staatsmanns oder Staatspädagogen, ſondern jetzt das Chriſtenthum. Ja, Herr Pfarrer, ſagte der Amtsrichter, was ihr vom Untergang ſagt, iſt ganz richtig. So weit ich die Sache kenne, ſehe ich, daß gottloſes Weſen nicht Beſtand gibt, und wo gottloſes Weſen in eine Familie einreißt, geht ſie zu Grunde. Da kann mich nicht bald einer mehr dauren als Hunghans, mein Colleg. Der war ſonſt ſo ein rechter Mann, und ließ ſich andrehen von den Herren, ſie ſind gſotten, und braten bei einander, er fängt an zu hüdelen, redet manchmal Sachen, welche einem Kachelfuhrmann oder Schweinhändler übel anſtehen würden. Und glaubt mir oder glaubt es mir nicht, ſchon ſieht man es ſeinem Hofe an, es iſt, wie wenn er das Hüdeln ſeines Meiſters nachmachen müſſe, es iſt nicht mehr die alte Ordnung da. Und erſt an den Kindern wird man es ſehen, an den Buben wird er was erleben, beſonders an dem Jüngern, dem Leutenant, der ſoll der Ungereimteſte ſein weit und breit und Geld verklopfen, daß es einem übel gruſet. Wenn es ſo fort geht, nimmt das ein Ende mit Schrecken, und ſo geht es noch Vielen im ganzen Lande, wie ich merken mag. Wollen das Beſte auch für ſie hoffen, lieber Amtsrichter. Muß da rechts, hoffe Euch bald wieder zu ſehen, antwortete der Pfarrer.

Verzeiht Herr Pfarrer, ſo ſchnell werdet ihr dießmal meiner nicht los. Es liegen mir noch zwei Fragen am Herzen, auf die ich Antwort möchte. Wenn ihr nichts dagegen habt, ſo begleite ich euch noch bis zum Grün Wäldli, mache faſt nichts um. Freut mich, Amtsrichter, je weiter je lieber. Fragt nur, was ich weiß, ſollt ihr auch wiſſen. Kann's kurz machen, Herr Pfarrer, es iſt das: Heute und faſt allemal, wenn wir zuſammenkommen nach dem Amtsgericht, geht es über die Religion los, daß es mir übel erleidet dabei zu ſein: das Chriſtenthum ſoll jetzt die Finſterniß ſein, welche dem Lichte der Bildung und Aufklärung weichen müſſe. Wie die Fiſche nur im Waſſer leben könnten, die begabtern Geſchöpfe nur in der Luft, ſo könnten nur dumme, ungebildete Menſchen Chriſten ſein, Aufgeklärte, Gebildete könnten ſo wenig damit machen, als ein vernünftiger Menſch im Waſſer leben könne, hat einmal der Regierer geſagt. Nun halten der Regierer und der Präſident alle Pfarrer, welche das Chriſtenthum predigen, entweder für Dummköpfe oder für Heuchler und Lügner. Darum will der Präſident ſie ganz abſchaffen und durch Schulmeiſter erſetzen. Die ſeien die würdigen Diener der Zeit, weil ſie dieſelbe vollſtändig begriffen, daher ſie auch am geeignetſten ſeien, die Moral, welche im Geiſte der Zeit liege, den Menſchen beizubringen. Der Regierer dagegen will die Pfarrer im Dienſte des Staates, ſo gleichſam als innere Polizeidiener, beibehalten. Er ſagt, es ſeien noch gar viele dummen Leute, die vertrügen das Abſchaffen der Pfarrer nicht, aber wenn nach und nach durch die Pfarrer ſelbſt die Lehre geändert werde, ſo merkten ſie es nicht und glaubten dem Pfarrer die neue Lehre ſo gut, als die alte. Dafür ſei daher zu ſorgen, daß man aufgeklärte Pfarrer kriege, die begriffen, was die Glocke geſchlagen. Nun, mein lieber Herr Pfarrer, bekümmert mich dieß. Soll das der Ausgang aller Dinge ſein, iſt das Vertrauen auf Gott und deſſen Sieg über alle ſeine Feinde eine thorrechte Sache, ſo wie es kindiſche Thorheit iſt, wenn ein Kind ein Spielzeug fallen läßt in den eilenden Bach, und nun in der Hoffnung am Bache ſitzen bleibt, der Bach, der mit demſelben davongeeilt, werde daſſelbe auch wieder bringen?

Ja, lieber Amtsrichter, das ſind wichtige Punkte, um dieſe Angel herum dreht ſich das ganze heutige Gerede. Was es bis zum Grünewäldli ergeben mag, ſollt ihr wiſſen. Kommt ihr aber einmalzu mir, ſollt ihr's gründlicher vernehmen. Allerdings, lieber Amtsrichter, haben Präſident und Regierer vollkommen recht. Mit ihrer, überhaupt der heutigen ſogenannten Bildung und Aufklärung kann die chriſtliche Religion nicht beſtehen, und ganz füglich kann man bei derſelben die chriſtlichen Prediger abſchaffen und die Herren Schullehrer an ihre Plätze ſetzen; je flacher, deſto beſſer. Nun wäre dieß freilich zum Erſchrecken, aber ehe wir es thun, wollen wir zuerſt unterſuchen, was ihre ſogenannte Aufklärung und Bildung iſt, und dann, ob ſie die bleibende ſei und bleiben müſſe bis ans Ende der Welt. Amtsrichter, ihr wißt, daß der Menſch Leib und Seele hat, beide haben Kräfte, in beiden liegen große Gebiete, nach beider Natur beziehen ſich die Einen auf das Leibliche, die Andern auf das Geiſtige, die Einen auf das in der Welt, die andern auf das über der Welt. Nun werden in dieſer heutigen Zeit und durch die heutige Schulmeiſterei vorzugsweiſe, wo nicht in einem chriſtlichen Hauſe nachgeholfen wird, die Kräfte, welche ſich auf die Welt beziehen, in der Seele, alſo die Verſtandeskräfte angebaut. Es iſt wahr, das geſchieht in bedeutendem Maße und iſt komod zur Erkenntniß der Dinge dieſer Welt und zur Benutzung der Dinge dieſer Welt. Der Menſch meint dadurch zum Herrn und Meiſter der Welt geworden zu ſein, das macht ihn ſtolz und übermüthig. Je einſeitiger dieſe ſchulmeiſterliche Verſtandesbildung verfolgt wird, deſto mehr beſchränkt ſich des Menſchen Umſicht, bis ſie zuletzt einſchrumpft und nichts mehr zu erkennen vermag, als die Welt und was in der Welt weltlich iſt. Was er mit dieſen einſeitig ausgebildeten Kräften entweder nicht erkennt oder nicht beherrſcht, das verleugnet oder verachtet er hochmüthig, ungefähr wie ein Blinder das Licht und ein Gehörloſer die Töne, deßwegen ſind ſie denn doch da. Es iſt aber nichts, welches dem alten Menſchen die ſtarre, trockne, gefräßige Selbſtſucht ſo ſehr nährt und ausbildet, als dieſe einſeitige Richtung auf die Dinge dieſer Welt, und aus dieſer Selbſtſucht entſteht der Streit; denn wie ſollte da Friede ſein, wo jeder der Erſte ſein, jeder Alles haben will.

Da muß Jeder wider Alle ſein, Alle wider Jeden, und je höher der Menſch die Welt hält, deſto kleiner wird er ſelbſt. Daher der große Streit unter den Menſchen und der Mangel an großen Menſchen. Iſt das eben nicht der Jammer dieſer Zeit, daß es an wahren Männern fehle, daß je mehr Dampf ſei, deſto ſeltener die hochachtungswürdigen Charaktere würden. Iſt das eben nicht der Jammer, daß trotz aller Bildung die einzelnen Menſchen immer rückſichtsloſer gegen andere, daher grober, roher, ungenießbarer würden, jeder Anſprüche mache, Niemand ehre, wovon gerade die Jugend das merkwürdigſte Exempel gebe. Sonſt ſei die Jugend demüthig geweſen und habe das Alter geehrt, jetzt ſtelle der junge Faſel in ſeinem Dünkel ſich voran und verachte das Alter. Die verſchiedenen Stände hätten einander geehrt und geliebt im Verhältniß der gegenſeitigen Dienſtleiſtungen. Der Beſchenkte habe z. B. den Wohlthäter geliebt, der Arbeiter den, welcher ihm Arbeit gegeben, und jetzt ſei Alles umgekehrt, und gerade dieſes Alles an der Trägerin der heutzutägigen Bildung, an der Schulmeiſterei, am aller ſichtbarſten und auffallendſten. Eine Geſellſchaft aus lauter ſelbſtſtändigen, gſtabeligen Jchs zuſammengeſetzt, beſteht nicht. Das Ziel dieſer Richtung iſt die Barbarei des Thierthums. Aber habt nicht bange, Amtsrichter, das iſt das Ende dieſer Richtung, aber nicht das Ende der Menſchheit. Nein, Gottlob, dieſe Richtung iſt keine nothwendige, die ihren reißenden Lauf hat, einer Lavine gleich, bis ans Ende der Welt. Nein, dieſe Richtung iſt ein Wind, und der Wind dreht ſich, dieſer Richtung Ende iſt ſchön und für immer dargeſtellt im Thurmbau zu Babel. Die Menſchen wollten in Himmel bauen, am Ende verſtand Keiner den Andern mehr und liefen ſinnlos auseinander, und der Thurm zu Babel iſt bis auf den heutigen Tag ſprüchwörtlich geblieben.

Wenn die Menſchen ſo recht troſtlos geworden und, wie es heißt, ihr Elend recht erkennen, da werden ſie wiederum gedenken an die höhern Kräfte im Menſchen, welche ihn, und nicht die niedern Verſtandeskräfte, welche ſich auf die Welt und das Dieſſeits beſchränken, von den Gras oder Fleiſch freſſenden Creaturen unterſcheiden und welche einzig die wahrhaft großen Menſchen machen. Aus dieſen Kräften geht eine ganz andere Anſchauung der Welt und Werthung der Dinge hervor, denn in dieſe Rechnung nimmt man Gott und Seele auf und rechnet bis übers Grab hinaus. Das ſind die Kräfte, welche im Gemüthe liegen, welche, wenn ſie ins Leben hinaustreten, die Welt überwinden, die man Liebe, Treue, Begeiſterung, Glauben, Ahnen nennt, die nach Oben trachten und ringen nach der Gemeinſchaft mit Gott. Das ſind die hohen und heiligen Gebiete im Menſchen, in denen Chriſtus der rechte Säemann iſt, der Same das Wort Gottes und die Frucht der neue Menſch, der nach Gott geſchaffen iſt in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit, der nach dem Frieden trachtet, des Herren Willen thut und trägt und freudig ſich ſelbſten opfert, wenn es der Herr gebietet, denn er glaubt, daß ſelig die ſeien, die um des Herrn willen ſterben von nun an. Das iſt der Theil im Menſchen, welcher dem Himmel angehört und den Weg dahin hienieden ſuchen ſoll, der in dem Geiſte lebt, den die Welt nicht faſſet, der nur vom Geiſte beurtheilt ſein will. Der Anbau dieſes Theiles im Menſchen, das Wecken dieſer Kräfte ſchließt die Bildung des Verſtandes und ſeiner Kräfte keineswegs aus, aber ſie bleiben dann durch die andern Kräfte begränzt in ihren Schranken und verirren ſich nicht in Gebiete, wo ihnen nicht gegeben iſt Steg und Weg zu finden. Darin gab Chriſtus ein Beiſpiel; er war gebildeter, um ſo zu reden, als die damaligen und die heutigen Sadducäer, und ſagte er nicht: ſeid klug wie die Schlangen, aber ohne Falſch wie die Tauben. Der Chriſt, der in ſich die Welt überwunden, iſt Herr der Welt und nicht Sclave der Welt, er beſitzt das rechte Gleichgewicht der Kräfte, er gebraucht die Welt, aber ſein Trachten geht nach dem Himmel, er allein faßt der Menſchen Stellung, ſich ſelbſt zu Gott zu machen, verabſcheut er als Abgötterei, aber ein Kind Gottes zu ſein, iſt ſeine Freude. Faßt man ſo den ganzen Menſchen ins Auge, mein lieber Amtsrichter, ſo kann keine wahre Bildung und Aufklärung dem Chriſtenthum entwachſen; ſie iſt ja eben eine Blume deſſelben, aber jeder Kraft weiſt ſie ihre Stelle an, hat Freude am Verſtand, wenn er tiefer und tiefer die Natur ergründet, heißt ihn aber ſchweigen, wenn der gleiche Verſtand ſich an Gott wagt und ihn conſtruiren will. Das Chriſtenthum allein bedingt den wahren Fortſchritt, denn es will ja die Vervollkommnung jedes einzelnen Menſchen ohne Unterſchied und zwar auf einem Wege, der Allen offen iſt.

Das Chriſtenthum allein heiliget die Staatsformen und garantirt die Wahrheit, es fordert Treue, ehrt jede Perſönlichkeit, ſichert alle Güter, verbindet die Bürger durch Liebe zu Brüdern und hat den oberſten Grundſatz: Was du willſt, daß dir die Andern thun, das thue du auch ihnen.

Betrachtet dagegen die Freiheit und die Bildung des radicalen Heidenthums. Seine Freiheit iſt Zuchtloſigkeit der Häupter, Despotie gegen alle anders Denkenden, das Ziel ſeiner Bildung iſt rohe, finſtere Barbarei. Betrachtet die Träger und Lehrer des Zeitgeiſtes und ſeiner Bildung, was ſind das für Zeugen der Geſittung und des Wiſſens? Seht ihr nicht an den Meiſten ein ungeſchlachtes Weſen, deſſen ſich der gemeinſte Bauer ſchämen würde?

Darum, lieber Amtsrichter, habe ich nicht Angſt. Wie vor die Sonne Wolken kommen, aber auch wieder gehen müſſen, ſo ſtehn jetzt vor unſerer geiſtigen Sonne auch Wolken, aber auch ſie werden gehen müſſen. So lange aber das Chriſtenthum bleibt, muß auch das Predigtamt erhalten werden, aber das rechte, eben nicht das, welches alles Andere predigt, nur nicht Chriſtum. Säemänner und Träger des Wortes müſſen ſein, und wie gebildet wahre Chriſten auch ſein mögen, nie werden ſie die Predigt des Wortes miſſen wollen, dieweil ſie wohl leben an jedem Worte von Gott und göttlichen Dingen, und nie werden ſie die Sacramente miſſen wollen, dieſe Pfänder göttlicher Liebe und Gnade, und dieſe können nicht genommen, ſie müſſen gegeben werden.

Ich hörte noch lange zu, ſagte der Amtsrichter, aber hier iſt's z'Grünewäldi, hier muß ich ab. Aber ich habe ſchon viel gehört, und bin ein andermal beſſer gfußet. Wenn es wieder losgehet, wohl denen will ich aufwarten. Danke zum ſchönſten, Herr Pfarrer. Habt nicht zu danken, ſagte der Pfarrer. Thats mir doch ſelbſt wohl, einmal mich über dieſen Punkt auszuſprechen. Es würde mich freuen, wenn ich mehr Gelegenheit hätte, Herr Amtsrichter, mit euch z'brichte. Mich ebenfalls, ſagte der Amtsrichter. Und nachdem ſie Abreden getroffen, gingen Beide fröhlich, wie nach einer guten That, nach Hauſe.

Siebentes Capitel.

Von einer Verſammlung bei der Hinterntugend.

Es fehlte Hans, aber er wußte nicht was, er war eine unbefriedigte Größe, aber er fühlte es bloß. Zum vollen Bewußtſein war ſein Unbehagen nicht durchgebrochen. Es iſt gar wunderlich, wie ein ſolches Mißbehagen über den Menſchen kömmt und wie es die Augen färbt. Nun: den Einen kömmt es ganz natürlich aus dem Magen, z. B. Juriſten ohne Amt und ohne Clienten, Literaten ohne Talent und ohne Leſer, Studenten ohne Studien bloß mit Durſt behaftet; Andern kömmt es aus dem ſchönen Sehnen nach Oben, aus dem Drang einer edlen Natur nach Fortſchritt, z. B. Leutenants, die Oberſten werden möchten, zwanzigjährigen Jünglingen, welche mit dem zwanzigſten Jahre Oberlehrer geworden, es nicht ihr Lebtag bleiben möchten, nach Höherm trachten, aber eigentlich nicht wiſſen nach was; Beamtete, welche an ſich Holz zu Regenten fühlen und der Anſicht ſind, mit der Benutzung von gutem Holz dürfe man nicht warten, bis die Würmer es gefreſſen. Den Dritten endlich kömmt es, weil ſie einmal am Speck gerochen, und wer einmal dran gerochen, kann ſelten die Beine unter dem Tiſche ſtille halten, bis er wirklich auch Speck gekriegt. Das Riechen währt nicht lang, befriedigt nicht, macht nur gluſtig. Man nehme ein Exempel an den Mäuſen, die ſonſt nicht dumm ſind. Wenn der gebratene Speck nicht ſo verdammt ſchön riechen thäte, man könnte lange Speck in den Fallen beizen, man kriegte keine Maus hinein. Unter die Letztern gehörte Hans. Man hatte ihm lange den Großrath im Gütterli gezeigt, ihm vorgemalt, was für Einer er wäre. Er hatte es am Ende geglaubt, ſeine Perſon ſei ſo gleichſam ein heilſamer Trank oder ein wunderthätig Bündteli, wenn man daſſelbe als Rathsherr der Republik an Hals hänge, ſo könne es ihr nicht mehr fehlen, ſo ſei Alles gut. Nun aber hing er ihr eben nicht am Halſe, war nicht Rathsherr, was Wunder, daß es ihm ſchien, es gehe Alles conträr, daß er den tiefſten Schmerz in ſeinem Herzen fühlte über das unglückliche Vaterland, welches in ſo ſchlechten Händen war, ſich krümmte in Todesnöthen, mit einem gräßlichen Wehgeſchrei den Himmel füllte, welches Wehgeſchrei aber nur Gott vernahm und ſeine Heiligen, Hans z. B., was Wunder, daß es ihn täglich mehr dünkte: Nein, ſo könne es nicht länger gehen, das müſſe geändert ſein, wer nicht ein Verräther am Vaterland ſein wolle, müſſe dran hin.

Dieſer Claſſificirung fügen wir noch die Bemerkung bei, daß eine ſolche Stimmung auch epidemiſch werden kann, wie Pfnüſel, Flußfieber, Ruhr und Rötheln, d. h. daß einer von Andern angeſteckt wird, ohne zu wiſſen wie und warum, ohne im Geringſten was dran machen zu können, ohne daß ein vernünftig Bedenken, ob man wolle oder nicht wolle, vorangeht. Akurat wie es bei der Cholera der Fall iſt, die frägt auch nicht lange, darf ich oder darf ich nicht, willſt oder willſt nicht?

Mit dieſem Krankheitsſtoffe behaftet, trappete Hans einmal an einen Markt, welcher am Sitze des Amtsgerichts abgehalten wurde. Hans hatte das unangenehme Gefühl deſſen, der bei kälter werdender Witterung in Sommerkleidern ſteckt. Nun hatte Hans freilich währſchafts, warmes Gſchütz am Leibe, aber er fühlte eine Dünne im Geldſeckel, und die erzeugt bei dem, welcher nicht dran gewohnt iſt, die nämliche Empfindung, wie Sommerkleider im Winter. Hans fing ſo allgemach an, ſich in Haus und Spycher nach verkäuflichen Dingen umzuſehen, und ſolcher birgt ein Haus an einem rechten alten Bauernorte unglaublich viel. Man liebt die Vorräthe von allen Arten aus eben dem Grunde, wie die Oberländer alte Schinken und hundertjährigen Käs, aus eben dem Grunde, wie adeliche Häuſer Stammbäume, Beweisthümer des alten Beſtandes einer Familie. Man ſpotte hierüber wie arg man mag und nenne es ein durch den Zeitgeiſt überwundenes Vorurtheil, wenn eine Familie gern alt iſt und ihren alten Beſtand nachzuweiſen ſucht, es iſt ein Gefühl, welches tief in der Natur liegt, welches kein Zeitgeiſt überwindet. Es ſind ja alle Familien gleich alt, pflegt man zu ſpotten, oder biſt du älter als von Adam her, ſo ſag's? Das iſt ein dummer Witz, ſo genommen ſind wir Alle gleich alt und ſtammen Alle aus einem Blute, aber wir haben nicht bloß ein leibliches Daſein, wie jedes andere Thier, wir haben auch ein geſchichtliches Daſein (hiſtoriſche Exiſtenz). Dieſes iſt das Vorrecht der Menſchen, ſo gut als Ehe und Erbrecht. In das geſchichtliche Daſein tritt eine Familie oder kommt zum hiſtoriſchen Bewußtſein ihrer Exiſtenz durch feſtes Beſitzthum oder eine bedeutende Perſönlichkeit. Durch dieſe beiden Faktoren hauptſächlich werden Namen gemacht, die Familie erhält Bedeutung in ihren und Anderer Augen, man ſpricht von ihr, man erzählt von ihrem Werden, ihrem Sein, ſie erhält eine Vergangenheit; wer eine Vergangenheit hat, darf auf eine Zukunft hoffen. Das Thier kennt das Eine nicht, hofft auf das Andere nicht. Um der Zukunft willen ſoll der Menſch die Vergangenheit hoch halten, ſie ſoll ihm heiligen die Gegenwart.

Thut ſie das nicht, conſervirt und cultivirt er die Tugenden nicht, welche der Familie ihr Daſein gegeben, ſo untergräbt er die Zukunft, es conſervirt ſich die Familie nicht, ſie fault in den Wurzeln ab, der Wind verweht ihren Staub. Es iſt ſonderbar, eine Maſſe, welche keinen Namen hat, kein hiſtoriſches Daſein, tobt nicht bloß gegen ſolche Namen, ſondern verhöhnt und verſpottet auch die Tugenden, durch welche ſie erworben werden, und kömmt einer aus dieſer Maſſe zu der Hoffnung, eine Familie zu gründen, den Fuß irgendwie in den Bügel zu ſetzen, ſo iſt er durch die Natur gezwungen umgewandelt, und ſein eifrigſtes Bemühen geht auf die Erhaltung deſſen, was er früher aufs Leidenſchaftlichſte verfolgt. Der wüthendſte Saulus wird zu einem Paulus. Nun freilich fehlt ihnen dann nur zu oft der Verſtand, in der Wahl der Mittel haben ſie keine Erfahrung, daher auch keine Weisheit, und werden um ſo größere Thoren, je mehr der ſogenannte Zufall bei ihrer Erhebung betheiligt war, um ſo kürzer wird dann gewöhnlich aber auch die Herrlichkeit.

Hans hatte viel zu verkaufen. Indeſſen hatte ihm bei gemachter Inſpektion doch geſchienen, es ſollte noch mehr ſich vorfinden von verſchiedenen Dingen. Muß den Buben ſagen, dachte Hans, daß ſie mir beſſer aufpaſſen, das macht der Karrer, der hat einen hoffährtigen Schatz, und wenn das iſt, iſt beim Hagel nichts mehr ſicher und wärs hinter ſieben Schlöſſern. Der gute Hans dachte nicht daran, daß er den Bock zum Gärtner mache. Seine Buben verklopften ihm ſo viel Geld, daß er keinen Gedanken daran hatte, daß ſie noch andere Erwerbsquellen haben könnten als des Vaters Hoſenſack, und andere erlaubte Erwerbszeige, wie z. B. Schaf- und Taubenhandel u. ſ. w. Auf dem Wege dachte er, wo er die und jene Händler antreffen könne und ihnen ſo gelegentlich ſtecken, ſie fänden bei ihm ihre geſuchten Artikel käuflich, und zugleich dachte er ſich in einen rechten Ingrimm hinein über die ſchlechten Zeiten, wo er nicht mehr Geld habe wie ſonſt. Ehemals hätte er ſich zehnmal beſonnen, ehe er einem Händler einmal Beſcheid gegeben, jetzt müſſe er ihnen ſelbſt Beſcheid machen. Das habe man von einer ſchlechten Regierung, welche nichts für den Handel thue, ſich um den Bauersmann nichts kümmere, nichts thue und nichts im Kopfe habe, als die verfluchte Politik, wovon der Landmann nichts hätte, als ein ewig Geſtürme und eine Tagſatzung auf die andere. So könne das aber ſy Seel nicht ewig gehen, es werde bald Zeit ſein, daß man der Mähre zum Auge ſehe. Auf einem Marktwege geht aber ſelten Einer lange alleine und da iſts, als ob der Teufel auch Jedem ſeine Gedanken kenne, und wo er irgend in einer Ecke ein klein Fünklein ſehe, er Einen ſchicke, es anzublaſen. Es iſt eine kurioſe Sache mit dem Teufel und falſch iſt er wie Galgenholz. Die, welche am wenigſten von ihm wiſſen wollen, müſſen ihm am eifrigſten dienen, und gerade denen iſt er auch am aufſätzigſten und ringgelt ſie am meiſten. Willſt z'Märit, Hans? frug eine Stimme. Mit Schein du auch, Peter, antwortete Hans, wirſt auf gut Schick aus wollen? Hätte bald was geſagt, entgegnete Peter, ein kleiner gedrungener Mann mit ganzen Centnern Verachtung gegen die ganze Welt im Geſichte. Hätte gute Schicke nöthig, ſo wie es geht. Geſtern war mir der Almoſner vor dem Hauſe, wollte eine doppelte Armentelle, jetzt muß ich zum Amtsſchaffner mit Bodenzinſen und dann erſt noch Weihnacht und die Dienſtenlöhne. Nun, Peter, ſagte Hans, dir macht es nichts und wenns noch einmal ſo ſtreng käme, du weißt ja wo nehmen. Laß die klagen, wo geben ſollen und nichts haben, und in Ungelegenheit kommen, wenn ſie nicht Beſcheid und Antwort geben können. Das wird dich dann wenig angehen, Hans, ſagte Peter, und biſt mit Schein nicht klaghaft. Aber habs nicht für ungut, Hans; ich weiß, du haſt es mit dieſer Regierung und biſt bei den Herren wohl an, und wirſt wiſſen warum. Aber unſer einer hat ſich bitter zu erklagen, ſo kanns beim Schieß in die Länge nicht gehen, das ganze Land iſt am aufgeiſten. Denk, Hans, was man uns verheißen von Erleichterungen, und jetzt was? Alle Tage die Hand im Sack. Wenn es an die Thüre klopft, ſo iſt's beim Schieß entweder ein Bettler oder ein Einzüger. So geht es, ſagte Hans, was abgeſchafft werden, vergißt man, und wenn man etwas erleichtert, ſo will man am Ende gar nichts mehr zahlen. Haſt vergeſſen, daß man die Straßen den Gemeinden abgenommen, die Salzſteuer einen Kreuzer heruntergeſetzt, in den Schreibereien alles niedriger geſtellt, mit Zehnten und Bodenzinſen die Sache weit erleichtert und kurz noch Vieles, Peter; du haſt es nur vergeſſen. So ſprach Hans, der meinte, als Amtsrichter hätte er eine Art von Pflicht, der Regierung z'beſt z'rede. Aber mit den Zehnten und Bodenzinſen kam Hans übel an. Peter war darauf gut eingeſchult und wußte viel zu ſagen von der Ungerechtigkeit dieſer Abgabe und wie man die Laſt jetzt den Herren auflegen ſollte, der Bauer hätte ſie lange genug getragen.

Wer weiß, ob Hans immer ſo zurückhaltend geblieben, wenn nicht andere Leute dazu gekommen und am Ende ſogar ein Landjäger, der ihm ſagte, der Regierer möchte gerne ein Wort mit ihm reden; ſobald er hineinkomme, ſolle er zu ihm gehen. Dieſe Botſchaft ſchmeichelte Hans nicht wenig, doch zeigte er es nicht. So gehe es ihm, ſagte er, er ſei nie ſein ſelbſt. Wenn er einen Tritt verſetze in eigenen Geſchäften, ſo nehme man ihn zweg für das oder für jenes. Er werde zuletzt noch ein Futteral machen laſſen müſſen und darin herumgehen, wo Niemand ſehe, wer darin ſei.

Hans vergaß Schnitz- und Garnhändler und ſtellte alsbald beim Regierer ſich ein. Das iſt brav, ſprach der, Herr Amtsrichter, daß ihr kommt; mit euch habe ich ein Wort zu reden, aber ein wichtiges. Ihr wißt, wie oft wir ſchon zuſammen geſagt, unſere Herren fuhrwercheten nicht gut und beſſere es nicht, ſo müſſe dem Faß der Boden aus. Statt zu beſſern geht es immer ärger, es iſt keine Freiſinnigkeit mehr, die Herren haben keinen Sinn mehr für das Volk, ſondern nur für die grünen Seſſel, ſie würden das Land Pfaffen und Fürſten verſchachern, wenn es genug gelten würde, und während den Völkern die Augen aufgehen, möchten ſie hier die Lichter löſchen. Man muß da ſehen, was zu machen ſei, ehe es zu ſpät iſt; man muß anfangen, mit einander zu reden. Ich und einige Freunde kommen heute bei der Hinterntugend zuſammen, es iſt dort ziemlich einſam. Ich dachte an die Krone, aber es iſt dort nicht recht kauſcher. Bringt auch ein Paar Freunde mit, aber vertraute Männer, welche das Maul halten können. Geredet ſoll dann ſchon werden zu ſeiner Zeit, jetzt aber iſt ſchweigen beſſer. Hans kam es ganz merkwürdig vor, wie das Alles wie an einer Schnur zuſammentreffen müßte, — ſeine Gedanken und Peters Gedanken und des Regierers Gedanken. Ja, ſo dachte er, ſo ſtehts bös, das ganze Volk iſt unzufrieden, ſo weit man hören mag, es iſt aber auch kein Wunder. Es haſſen mich alle Leute, aber ich thue darnach, ſagt ja der Uriſpiegel. Es brannte Hans ordentlich in Kopf und Beinen, es war ihm, als müßte er immer ſpringen, um nicht zu ſpät zu kommen zur Anrichti. Schnitz-, Garn- und andere Händler kamen ihm als ganz unbedeutende Perſonen vor. Das Vaterland und die neue Anrichti waren ihm jetzt Alles in Allem. Er ſtürzte ſich ins Marktgetümmel, um die Rechten, denen er den Weg zur Hinterntugend zeigen wollte, herauszufiſchen, wie eine Köchin im Fiſchtroge herumfährt und auf die Fiſche mit weißen Naſen fahndet. Hans war nicht unglücklich, er fing einige taugliche Exemplare auf, weihte ſie in das Geheimniß ein und wies ihnen den Weg zur Hinterntugend. Der Regierer hatte große Vorliebe für dieſen Gaſthof; er lag in einem hintern Gäßchen, hatte eine hintere und eine vordere Thüre und wurde von einer Wittfrau gehalten, welche oft den feſten Vorſatz äußerte, hintenher, d. h. wenn ſie nicht mehr jung ſei, recht fromm und tugendhaft zu werden. Einſtweilen war ſie noch nicht im Alter dazu, ſie war noch nicht einmal vierzig Jahre alt, wacker, rüſtig, ja gegen einzelne Gäſte von rührender Holdſeligkeit. Sie war eine famoſe Köchin, wenn ſie wollte. Ihren Wein wollten Viele nicht rühmen, doch hatte ſie ganz vortrefflichen für die, denen ſie gut war. Der Regierer ſagte oft, er hätte nirgends Wein mit einem ſo delikaten Bouquet gefunden, als bei der Hinterntugend. Wunderliche Leute, beſonders ſolche, denen ihre Weiber auflauern ließen, wenn ſie auf den Markt gingen, mieden die Hinterntugend ſehr, beſonders bei Tage und um die vordere Thüre herum.

Diesmal wollen wir den Markt ſein laſſen, auch an kein Ordinäri ſitzen, das koſtet 10 Batzen ſammt einer Flaſche Wein, das iſt zuviel Geld in dieſer theuern Zeit, wollen nicht einmal irgend wo ein Schnäfeli Fleiſch, einen Teller voll Sauerkraut oder Rübli ſammt einem Schoppen Wein uns zu Gemüthe führen, das macht zwar nur 6 Batzen aus, aber immer noch viel Geld für zähes Fleiſch beim Bären, ſiebenjähriges Sauerkraut beim Ochſen, gräneligen Wein beim Löwen und der vergränneten Frau Wirthin bei der Wildſau. Wir begeben uns geraden Wegs zur Hinterntugend, dort iſt es lebendig, die Geigen gehen mörderlich, es iſt nicht weit über Mittag und ſchon ſind ſie ganz heiſer. Junges Volk ſtrömt ab und zu. Juden treiben allerlei Vieh, blindes und lahmes hin und her, Hauſirer mit Schwamm, Bändern, Nastüchern, beſonders komod für Mädchen, welche zum Tanze gehen und noch keine haben; ſtehen darum, brüllen die Leute an oder faſſen ſie gar mit fünf Fingern feſt, als wären ſie die Abkömmlinge jener Zöllner, welche auch Niemand paſſiren ließen, es ſei denn, er habe den Zoll zwei- und dreifach bezahlt. Zwiſchen dieſem Allem, Vieh und Menſchen, ſtrichen einzelne Männer herum, die thaten, als wüßten ſie nicht recht, wo ſie ſeien oder als wüßten ſie nicht, wohin ſie wollten, während andere um eine Ecke ſchoſſen wie eine Schnepfe um eine Waldecke. Wer nicht wußte, daß man um die Ecke herum zur hintern Thüre kam, konnte nicht begreifen, was ſie da ſo preßirliches hatten.

Noch Andere ſtunden vereinzelt in der Ferne und erſt wann ſie Verſtärkung erhielten, noch ein Anderer kam, den ſie kannten und dem ſie trauten, wagten ſie ſich zu Zweien heran und rückten dann zur vordern Thüre ein. Es waltete offenbar eine gewiſſe Aengſtlichkeit vor, man ſchien lieber nicht geſehen zu ſein, ob wegen der Hinterntugend oder wegen der Verſammlung blieb zweifelhaft. Viele meinten zwar: da werde doch nicht viel Gefährliches ſein, wenn der Regierer ſelbſt dabei ſei, während Andere nicht zu glauben ſchienen, daß deſſen Perſon der Sache viel Zuverläſſigkeit gebe; es waren halt die Aengſtlichen.

Wo die Angſt im Leibe ſteckt, da iſt auch Gefahr allenthalben. Die Einen vermeiden, ſich in der Gaſtſtube ſehen zu laſſen, ſtolpern ſo leiſe und ungeſehen als möglich, bis hinauf unters Dach, während Andere die Unbefangenen machen, am unverdächtigſten zu ſein glauben, wenn ſie in die Gaſtſtube hinter einen halben Schoppen ſich ſetzen und von dort aus ſpähen nach dem Orte und dem Anfange der Verſammlung. Die geübten Augen erkannten gleich die Perſon heraus, welche weder wegem Schoppen noch wegen der Hinterntugend da waren. Dieſe ſetzten ſich wohl in die Nähe oder zuſammen, aber redeten kein Wort vom Zwecke ihres Daſeins oder von der Sache ſelbſt, ſondern vom Markte, ob die Pferde gegangen, die Kühe gezogen, es mit den Schweinen hinauf oder hinunter gemacht.

Schon war es drei Uhr vorbei und die Männer ſaßen da ſo ruhig, als wenn ſie weiter nichts was anginge; da trat einen Augenblick der Regierer unter die offene Thüre, nahm darunter eine Priſe Tabak, drehte ſich, als es ihm Niemand brachte, um und ging. Bald darauf ſtund Einer auf, bald ein Anderer und gingen ihm nach, die Treppen auf, faſt bis unters Dach. Dort mochten in einem ziemlich großen Zimmer ungefähr zwei Dutzend Männer ſein, zumeiſt Bauern und zwar allem Anſehen nach reiche, dann auch einige Rechtspraktikanten und Handelsleute, Käſehändler und Band- oder Strumpffabrikanten wahrſcheinlich. Du, ſagte Einer zum Andern, iſt der Präſident nicht dabei? Weiß es nicht, lautete die Antwort, aber ich denke, er weiß nichts darum. Er und der Regierer haſſen einander ſeit einigen Wochen grauſam und thun einander zu leid, was ſie können, man ſagt, der Regierer habe den Präſidenten wollen verhexen laſſen und der Präſident den Regierer bei den Kapuzinern zu todt beten. Warum das? fragte der Erſte. Weiß es nicht, antwortete der Andere, die Einen ſagen, es habe Jeder der Hübſchere ſein wollen, während Andere glauben, es ſei wegem zwängen angegangen, weil Jeder die größere Meiſterkatze ſein wollte; die Dritten endlich meinen, es ſei Einer dem Andern übers Mätteli gegangen und habe ihm ſeine Birli geſchüttelt. Donners Narr, antwortete der Andere, wirſt ſagen wollen, der Wüſtere? Auf d'Hübſchi wird ſich doch, ſo Gott will, Keiner viel einbilden. Wohl wäger, antwortete der Erſte, wenn an einem Orte die Schönſten gezeichnet würden, was gilts, die wären am erſten auf dem Platze. Der Regierer redete mit Dieſem mit Jenem. Endlich als er glaubte, die Verſammlung ſei vollſtändig, und

Sicherheit erhalten hatte, daß nichts Verdächtiges da ſei, ſtellte er ſich oben im Zimmer z'weg, die Hände in beiden Rocktaſchen und der Rede ſehr gut mächtig, zergliederte er die Gebrechen des gegenwärtigen Zuſtandes, ſeine Verhältniſſe nach außen und nach innen, und machte die Regierung zum Packeſel, welchem er alle Schuld auflud, zum Sündenbock der Juden, dem ſie am großen Verſöhnungstage die Sünden des ganzen Volkes aufpackten und ihn ſo in die Wüſte jagten, daß er nirgends mehr geſehen wurde. Er ſchilderte ihre Perſonen und ihre Unfähigkeit und Unthätigkeit, zählte alle Geſetze auf, welche noch im Rückſtand ſeien, machte auf die herrſchaftlichen Gefälle, Zehnten und Bodenzinſe aufmerkſam, welche wie Schröpfhörner auf dem Volke ſäßen, machte beſonders auf die vollen Kaſten aufmerkſam, wo der Schweiß des Volkes nutzlos modere, auf die im Ausland angelegten Gelder, ein Raub am Volke. Es ſei eine Regierung eine verrätheriſche, wenn ſie ihr Geld im Auslande anlege, während ſie es im Lande ſollte in Kurs ſetzen. Wäre dieſes Geld da, könnten alle Sümpfe ausgetrocknet, alle Berge abgetragen und die Kapitalien zu zwei Prozent ausgeliehen werden. Er machte aufmerkſam auf die Gemeindelaſten und nannte die Pflicht der Armenunterſtützung ein ariſtokratiſch Bubenſtück. Die Armen ſeien des Staates, der Staat ſolle ſie erhalten und nicht die Gemeinden. Das ſei ein heillos Unrecht, daß arme Gemeinden tellen müßten, während reiche Gemeinden, z. B. die Städte, nichts tellen müßten, ſondern große Armengüter hätten, und dieſe Armengüter ſeien nichts als dem Lande abgeſtohlene Gelder, woher ſie dieſelben ſonſt haben wollten? Einmal nicht von den Engländern und Franzoſen, alſo gehörten ſie auch wieder dem Lande. Von der großen Schelmerei, wie man der Stadt Bern Millionen in die Hände geſpielt und das Volk darum betrogen, wolle er ein andermal gründlicher reden. Er wies auf die Verdummung des Volkes hin durch die Pfaffen und eine ungeheure Vernachläſſigung des Volksſchulweſens, eine unverzeihliche Hintanſetzung des Lehrſtandes, eine Bevorzugung der unnützen Pfaffen, von denen man eigentlich ſo wenig als von den Kröten begriffe, warum Gott ſie geſchaffen. Zum Schluſſe machte er aufmerkſam auf die auswärtige Politik. Wie da die Regierung eine Scheißerei nach der andern mache, wie ſie die freiſinnigen Brüder in andern Cantonen morden und unterdrücken laſſe, wie man den Jeſuiten Vorſchub leiſte, ſie nächſtens in den Canton ſelbſt einführen werde. Er möchte doch einmal wiſſen, wo die 40,000 Bajonette ſeien, mit denen man ſo groß geſprochen. Schuhwichſer und Speichellecker von Guizot und Metternich ſeien ſie, tanzten wie die pfiffen und merkten nicht, wie der Morgenſtern der Freiheit über den Völkern aufgehe, die Herzen der Völker einander entgegenſchlügen und die bemooſten Burſche, die Fürſten, bald ihr Ade ſingen würden. Das Alles merkten ſie nicht, begriffen die Stellung der Schweiz, der Mutter der Freiheit, nicht, und wie ſie Gotte ſein müßte, der Völker Freiheit, wenn ſie getauft werde in Jeſuiten- und Ariſtokratenblut. So ſprach der Regierer. Als er den Brei recht angerührt glaubte und Alle voll Schauder und Grauen ſah, frug er: oder iſt's nicht ſo, ihr werthen Freunde und Bürger? Und wenn es ſo iſt, was jetzt machen? Oder wollt ihr es ſo gehen laſſen, bis der Wagen ganz im Dreck iſt, daß ihn Niemand mehr hinausziehen mag. Da blieb es lange ſtill, denn bei ſolchen erſten Zuſammenkünften, wo man noch nicht recht weiß, was der Handel für einen Ausgang hat, nimmt Niemand gerne das erſte Wort, lieber das letzte. Redet ihr Manne, ſagte der Regierer, habe ich recht oder habe ich nicht recht? Da gab es ein ſtark Gemunkel: Wohl, er hat recht, der Regierer hat recht, ja präcis ſo iſt's, und wenn nur das Halbe wahr wäre, wärs mehr als genug; ja man müßte noch viel zu ſagen, wenn man es darthun könnte; z'halb z'wenig ſei geſagt, eher als z'halb z'viel. Da ſtund endlich Einer wirklich und ganz auf, es war unſer Hans. Ja, ſagte er, er habe auch ſchon lange Gedanken gehabt, unſer einer hat auch ſeine Gedanken, ſo gut als Andere, wenn man ſchon nicht allemal davon redet. Als er heute Morgen zu Markt gegangen, habe er dieſen Gedanken nachgedacht, da ſei Einer zu ihm gekommen und habe ihm präcis geſagt, was er gedacht, und als er zum Ort gekommen, habe er Beſcheid bekommen, er ſolle zum Herrn Regierer und als er zu dieſem gekommen, habe ihm der auch präcis geſagt, was er auch in Gedanken gehabt. Wenn das nichts zu bedeuten hätte, wüßte er dann nicht mehr, was noch etwas zu bedeuten hätte. Und heute auf dem Märit hin und wieder habe er das Gleiche gehört, das Volk wolle endlich, daß die Verfaſſung eine Freiheit werde. Warum ſind noch Zehnten und Bodenzinſe, warum muß man die Armen erhalten, warum löſt der Bauer nichts aus ſeinem Gewächs, und was er kaufen muß, koſtet, daß es keine Art hat. Und mit den Jeſuiten hulf er auch fort und rechte Lehrer anſtellen, wo aufgeklärt ſeien, und der Staat ſolle ſie zahlen. So könn es nicht mehr gehen, man ſei ganz unterdrückt. Groß Löhn könnten ſie nehmen und thäten nichts dafür, und wo an einem Ort ein Löhl ſei, da müßte der an die Regierung. Es gehe darum auch darnach. Darum ſei ſeine Meinung die, daß man es anders machen ſolle und z'Sach zur Hand nehmen und abe mit neh! Winger Löhn nit bloß dere Regierig, ſondern auch Knechte und Mägde, oder dann ganz vergebe uf Staatsköſten. Da ſtund ein Anderer auf und ſagte: Gerade das ſei auch ſeine Meinung, abe mit neh! Aber die Finger möchte er dabei nicht verbrennen, ſelb wäre ihm nicht anſtändig, von wegen er möchte ſie noch brauchen. Aber der Herr Regierer werde das am beſten angeben können, wie man es machen müſſe, daß es Niemanden was thue und doch Alle den Nutzen davon hätten. Z'Sach iſt nicht ſchwer, ſagte der Regierer, nur muß man nicht damit anfangen, zu ſagen: abe mit neh! Man muß vorſichtig ſein, dann geht die Sache ſchon. Man muß es nur machen, wie man es macht, wenn man Aſche oder Kohlen lebendig machen will, man muß brav blaſen, blaſen von allen Seiten, erſt hübſcheli, dann nach und nach, was man in den Hals bringt, dann geht es. Die Hauptſache iſt die, daß man dagegen nicht viel machen kann. Wir können reden und ſchreiben was wir wollen, wir ſind frei, der Regierung dagegen ſind die Hände gebunden. Sie darf nicht ſtrafen, ſie darf weder Reden noch Schriften verfolgen, man hat es ihr eingebläuet, daß eine freiſinnige Regierung dieſes nie thun dürfe, ja und wenn man putſchen wollte, was aber nicht geſchehen ſolle, ſo darf ſie nur paſſiven Widerſtand entgegenſetzen, aufs Volk darf eine freiſinnige Regierung nicht ſchießen. Zudem iſt dafür geſorgt, daß wir alles vernehmen, nicht bloß was ſie wirklich beſchließt, ſondern was ſie im Schilde führt und beſchließen möchte. Sie kann keine Priſe Tabak nehmen, ohne daß wir es wiſſen. Dagegen iſt dafür geſorgt, daß ſie nicht weiß, was wir wollen, und daß was ſie vernimmt, ihr zu nichts dient, als ihr Angſt zu machen und ſie zu verwirren. Es ſoll ihr gehen wie dem König Pharao, der im rothen Meer erſoffen ſein ſoll, ob's wahr iſt, weiß ich nicht, war Gott Lob nicht dabei; daß, was ſie heute beſchließt, morgen zurücknimmt. Bringt man es einmal dahin, ſo iſt die Sache gewonnen. Ja, ihr werthen Freunde, es iſt geſorgt für z'Sach, es ſind Vorarbeiten gemacht, welche den Erfolg garantiren. Die Freiſinnigen in allen Kantonen ſtehen zuſammen in Verbindung, unterſtützen einander, handeln gemeinſam. Ein Zopfregiment nach dem andern muß fallen, dann kommt die rechte Freiheit ohne Pfaffenthum und bigotte Sitten und pietiſtiſches Gelärme. Ja nun nicht bloß auf die Schweiz beſchränkt ſich der Bund der Freiſinnigen, ſondern über ganz Europa. Da geht Alles wie an einem Schnürchen, es iſt Alles wie ein Leib und eine Seele. Die Völker ſind ſatt, Schmarotzer zu mäſten, und ſelbſt zu darben, ſie wollen mal für ſich ſorgen, ſie ſind zum Verſtand gekommen und begreifen endlich den Spruch: ſelber eſſen macht fett. Es muß anders werden in ganz Europa, und dazu muß ein Bruder dem andern helfen, dazu iſt man gegenſeitig ſolidariſch verpflichtet. Erſt, wenn über ganz Europa die Sonne der Freiheit aufgegangen iſt, iſt die Freiheit der Einzelnen geſichert. Und darum muß unſere Regierung, die Dreißiger, abe, abe weil ſie das nicht will, weil ſie ſich ſtättig macht auf halbem Wege wie ein Eſel und keinen Schritt mehr weiter will. Ja, werthe Freunde, wir ſtehen am Vorabende großer Tage, in wenig Jahren weht nur noch eine Fahne auf Erden, es iſt die Fahne der Freiheit. Alſo mithelfen zur großen That wollt ihr, das iſt ſchön, jetzt nur recht blaſen und klagt dem Teufel die Eiſen ab. In einem Monat oder zweien wollen wir uns wiederum treffen und hören wie die Sachen ſtehen und ob's Zeit ſei, Volksverſammlungen zu halten oder noch zugewartet werden müſſe. Unterdeſſen wird es mich immer freuen, den Einen oder den Andern bei mir zu ſehen und zu hören, wie die Sachen ſtehen und wie das Volk es aufnimmt. Und noch eins: dem Präſidenten, dem trauet nicht, erſtlich iſt er es Babi, nun das wäre eigentlich ſchon genug, und für's andere iſt er mit Leuten in Verbindung, welche nichts taugen, ſo fern als möglich gehalten werden müſſen, das ſind ungeſunde Leute für die rechte Freiheit. Nun danke ich euch Allen herzlich für das Zutrauen, welches ihr mir erwieſen daß ihr hieher gekommen ſeid, ich werde es mir angelegen ſein laſſen, es ferner zu verdienen. Wo das Vaterland noch ſolche Männer hat und in ſolcher Zahl, da iſt's noch nicht verloren. Da kann man mit Freuden Hand anlegen, es auf den Standpunkt zu erheben, der zeitgemäß iſt und wo ihm allein das wahre Glück und die rechte Freiheit blüht. Nun ſpare euch Gott geſund und kommt glücklich heim. Doch trinkt zuerſt noch einen guten Schoppen, ich denke, ihr werdet Alle durſtig geworden ſein. Somit war die erſte geheime

Sitzung aufgehoben, der Regierer ward wieder den andern Menſchen gleich, trat unter ſie, klopfte freundlich auf die Achſel, reichte die Hand, offerirte eine Priſe, fragte: ob er es recht gemacht, bemerkte, wie viel er hätte ſagen können und nicht geſagt. Während er ſo plauderte und ſeiner Selbſtzufriedenheit Luft ließ, ſchoben ſich Viele, ſo raſch ſie konnten, weg und zur Hinterthüre hinaus. Die Einen waren wirklich preſſirt, die gewöhnliche Stunde ihrer Abreiſe war längſt vorüber, ſie wußten, daß das Kapitel, welches ihrer daheim wartete, mit jeder Minute länger und ſchärfer würde. Andere dachten, gut ſei es, wenn es gehe; ſtecke es aber, wollten ſie lieber die Suppe nicht auseſſen, die Finger zu tief in den Teig wollten ſie nicht ſtecken und einſtweilen ſei es beſſer, es wüßte Niemand, daß ſie bei der Hinterntugend geweſen, und wenn man länger gewartet, ſo wüßte man nicht, ob man nicht gar etwas hätte unterſchreiben müſſen. Selb wäre ihnen doch dann nicht anſtändig geweſen. Noch Andern wirbelten die Ausſichten auf die wahre Freiheit, Abſchaffung der Armen, der Zehnten und Bodenzinſe u. ſ. w. gar gewaltig im Kopfe herum. Die mochten nicht warten, bis ſie zu einem Stück Kreide oder einem Bleiſtift und einem ruhigen Augenblick kamen, um zu rechnen, wie viel ihnen dies im Jahre einbringe. Unterdeſſen rechneten ſie im Kopf ſo eifrig als möglich, was aber an einem Markttage eine ziemlich ſchwere Arbeit iſt, denn je eifriger ſie rechneten, deſto mehr verſchoſſen ſie, oder ſtolperten an, was allemal einen Strich durch die Rechnung machte, daß ſie von vorne anfangen mußten. Einer ſagte: am beſten habe ihm doch Hunghans gefallen, Der meine es am beſten. Nichts wäre billiger, als daß der Staat die Dienſtenlöhne zahle. Alsbald wollte er zwei Knechte und eine Magd mehr halten. Er dächte, ein billig Koſtgeld würde er wohl auch zahlen. Erſt dann wollte er recht anfangen zu bauern, und wem nütze das mehr als dem Lande? Als der Regierer ſich umſah, war er ganz verwundert, wie ſchnell die ſchweren Manne verſchwinden konnten und hatte es faſt ungern. Er hatte darauf gerechnet, noch einen guten Schoppen mit ihnen zu trinken und ihnen dabei in traulichem Geſpräche das rechte Verſtändniß zu geben, was ſich in einer Rede nicht wohl thun ließ. Nicht minder tief empfand dieſes Verſchwinden die Wirthin zur Hinterntugend ſelbſt, ſie hatte ganz anders gerechnet. Mit Schrecken hatte ſie wahrgenommen, wie viele den Finkenſtrich nahmen und kam nun in eigner Perſon, dem Deſertiren zu wehren. Es war eine ſtattliche Frau, groß, üppig, raſch und kühn, ſie wußte was ſie wollte und verſtand ihren Willen geltend zu machen. Doch konnte ſie auch ganz ſanftmüthig reden und liebliche Mineli machen, dem Teufel eben, obgleich dieſelben vor achtzehn Jahren ihr beſſer angeſtanden haben mochten. Sie frug: warum jetzt die Männer fortgingen? Sie hätte eine hintere Stube geheizt, wo ſie ruhig ſein könnten, und hätte darauf gerechnet, ihnen was auf einen Teller zuzugeben, zarte Gänſe und ein gut Salätli dazu. Sie würden doch nicht wollen, daß ſie dieſelben umſonſt gebraten. Wenn ſie gedurft, ſie wäre ſchon früher gekommen und hätte den mehreren Theil nicht fortlaufen laſſen. Da war nichts anderes zu machen für die, welche noch da waren, als der Einladung der Wirthin und des Regierers, der ſich derſelben annahm, zu gehorchen, in die hintere Stube zu gehen und ſich die Gänſe bringen zu laſſen.

Dem Mahl wollen wir nicht beiwohnen, wollen weder die Gänſe beſchreiben noch die Reden des Regierers wiederholen, obgleich dieſelben ſehr kurzweilig waren, denn von der höhern Politik kam er auf die niedere, d. h. er gab die Lebensgeſchichten der hochgeſtellten Häupter zum beſten und theilweiſe auch die ihrer Frauen. Es waren wirklich ſehr belehrende und aufmunternde Geſpräche für ehrliche Landleute, ſie lernten daraus, was man alles treiben und ſich erlauben dürfe, wenn man einmal an der Regierung ſei, und wäre ein Logiker unter ihnen geweſen, was wir nicht wiſſen, hätte er Schlüſſe machen können, wie z. B. was Einem erlaubt ſei, ſei Allen erlaubt, und wenn einmal die rechte Freiheit komme, könne im ganzen Lande Jeder ebenfalls treiben, was ihm gelüſte. Ja er gab zuletzt eine weitläufige Theorie über die ſicherſten Kennzeichen, an denen man die beſten H.. erkenne, zum beſten. Nun es ging ällweg luſtig zu und ſehr ſpät war's, als man endlich ſelig aufbrach, doch noch nicht Mitternacht wie manch ander Mal. Es war eine helle Sternennacht und Hans ganz ſelig im Gemüthe. Er dachte dem heutigen Tage nach und zählte ihn unter die glücklichſten, welche er noch gehabt. Nicht deswegen weil er ſchon Großes erfiſchet hatte an dieſem Tage, ſondern weil ihm dieſer Tag der Schoos ſchien, der ihm Großes gebähren werde. Er war ja der Vertraute des Regierers und der Regierer in Zukunft der Erſte im Staate, er war jetzt der, der alle Fäden in ſeiner Hand hatte und mit ganz Europa in Verbindung ſtand. Er, Hans, mußte der Erſte nach ihm werden, ſo gleichſam Pharaos Joſeph. Und hatte er nicht geredet, daß Salomo neben ihm nur noch ein Ampeliſtock war! Seine Grit ließ er dann im Hunghafen krebſen, er lebte flott in der Hauptſtadt und war ein großer berühmter Mann und lebte ungefähr wie er eben gehört hatte, daß man lebe. In dieſem hohen Schwunge ſeiner Gedanken vergaß er ganz den Vortheil, welcher ihm zuwuchs, wenn Zehnten und Bodenzinſen mit naſſem Finger durchgethan, und die Armen dem Staate aufgeſalzen wurden. Seine Freude trug ſich auf ſeinen Hans über, der müßte auch was Großes werden, Hauptmann, dann Oberſt, das gebe donners e brave dachte er. Wenn die Fuchsſtute ein Hengſtfüllen kriege, ſo wolle er das auferziehen, das müſſe dann Hans reiten, wenn er Oberſt ſei. Das werde es donners ſchöns Luege ſy, wenn Hans auf dem Fuchs mit einem Dreiröhre uf em Gring mit dem Bataillon hinger dry u dr Muſik vora beim Hunghaſe vorbeiziehe u nit nebe ume luegi, ſo ſtadiſch u prüßiſch. Der müſſe ihm e Donners e Rychi ha, wo er dann ſo recht zeigen könne, wer er ſei. So Eine zu bekommen, mache ihm keinen Kummer, da liefen ihm die Reichſten ſelbſt nach, und welche ihn bekomme, werde die Finger ſchlecken bis an Ellbogen. Wenn der einmal nach Baſel käme auf dem Fuchs, dr Dreiröhre uf em Gring, z'Bataillon hinger dry u d'Muſik vora, er wär im Stand, er brächt ihm Eine heim mit einem Dutzend oder mehr Millionen. So Eine begehre er nicht einmal, ſo Eine müßte man das ganze Jahr in Baumwolle haben und in einem Druckeli und nehme man ſie einmal hervor, habe ſie den Pfünſel Dreiviertel Jahre lang. Lieber e Mindere, dachte er, ſo mit einer oder ſeinethalb zwei Millionen aber dann ein währſchafte, wo nicht abenandere fahre, wenn man z'Noth an ſie köme. Sie hielten Hans zwar immer vor, er hocke wie e Schneider uf em Roß, aber wenn er einmal einen Dreiröhre uf em Gring heyg, werd dä neh ſcho ſtrecke. So träumte Hans ganz ſelig, und wenn er ſchon über Wurzeln ſtolperte oder Bäumen zu nahe kam, ſtörte ihn dies doch durchaus nicht in ſeiner Seligkeit. Er ſagte bloß: uha! oder: heſt gmeint, es ſött mih gäh! So rückte er vor, kam dem Hunghafen immer näher, kriegte ihn endlich zu Geſichte. Einen Batzen gäbe ich, ſagte er, es wäre zwiſchen dort und hier noch ein Wirthshäusli. Die donners Narre, wo immer ſchreien, es ſeien zuviel Pinten, z'halb z'wenig ſind, laufe jetzt eine Stunde und kam zu keiner. Meine Alte darf ich nicht wecken, ſonſt muckelt und gruchſet ſie noch ſieben Tage und ſieben Nächte hintereinander in einem fort. Im Gänterli iſt kein Kirſchenwaſſer mehr, trank geſtern aus, und ſie wird ſich nicht verſündigt und die Flaſche gefüllt haben. Kann jetzt das Maul an die Brunnröhre hängen, wie eine alte Bettlerin, wenn ſie einem den Verſtand machen will, daß man ihr Milch anbiete. Bin verflucht durſtig, bin lange nicht ſo durſtig geweſen. Sie haben in der Hinterntugend verdammt räße Sachen mit Schein. Aber was Teufels iſt das, ſagte er plötzlich, da geht Licht ums Haus, was ſoll das um dieſe Zeit? Brennen thut es doch nicht, ſehe weder Rauch noch Feuer. Sind es Diebe? Werden doch kein Licht anzünden. Ruft nicht Jemand? 's iſt grad, als ob meine Alte Laut gebe. Was Teufels treibt die um Mitternacht ums Haus herum? Die liegt ſonſt gut, wenn ſie liegt, es iſt ihr nicht bald ums Aufſtehen. Sie ruft immer noch, was Hagels hat die? Soll man ihr die Flöh aus den Federn ſchütteln? Ich glaube gar, ſie ſpringt dem Lichte nach. Das habe ich ſeit bald zwanzig Jahren noch nicht erlebt, und gegen den Stall zu. Es muß doch was los ſein. Wenn du es noch kannſt, kann ichs auch, ſagte Hans, dem es nachgerade Angſt wurde, und ſo raſch er konnte, ſetzte ſich der Amtsrichter in Sprung. Und obſchon er nicht mehr ging wie vor 20 Jahren, als er noch Feuerläufer war, ſo war doch die kurze Strecke bis zu ſeinem Hauſe ſchnell zurückgelegt. Im Roßſtall fand er ſeine Frau und eine Magd mit einer Laterne. Ach Gott, jammerte Gritli, ſo gehts, wenn Niemand daheim, Alles ums H.... und Sauſen aus iſt, und kein Löhl dran denkt, was begegnen könne und wer helfen ſolle, wenn Niemand daheim iſt?

Was iſt, was gibt es da, frug Hans rauh. Die Weibsbilder fuhren zuſammen, als ſei der Böſe ihnen erſchienen. Hans bedurfte übrigens keiner Antwort, vor ihm lag der ſchöne Fuchs im Verenden und mit dem Füllen, auf dem er ſeinen Hans als Oberſten geſehen, war es auch aus. Gritli hatte Lärm im Stalle gehört, erſt gedacht, es werde ſchon Jemand nachſehen. Als das Ding nicht gutete, rief es endlich die Magd, ſie ſolle den Knechten oder den Buben (Söhnen) rufen, aber weder Buben noch Knechte waren da. Die Einen waren vom Markte noch nicht heim, die Andern in ein benachbartes Wirthshaus, wo getanzt wurde, gegangen. Da der Meiſter nicht daheim war, nahm Jedes ſich das Recht, ebenfalls zu ſein, wo's ihm wohlgefiel. Man war gewohnt, daß deſſen ſich Niemand achtete, hatte es ſchon oft ſo getrieben und es war nichts Nachtheiliges daraus erfolgt. Die Magd ſah in den Stall und brachte Bericht, ſie dürfe nicht hinein, entweder ſei es ungeheurig darin, oder es ſei was mit dem Fuchs, der thue ganz abſonderlich. Da ſtund die Bäurin ſelbſt auf, ſchickte die eine Magd nach einem Nachbarhauſe, welches aber ferne lag und ging mit der andern Magd in den Stall. Sie durften aber nichts daran machen, der Fuchs lag am Boden, ſchlug um ſich, alle Roſſe waren wie ertaubet. Hans konnte bloß mit Lebensgefahr die Kette löſen, da röchelte der Fuchs noch einige Male, zuckte und war todt, dreißig Louisdor waren wieder hin. Nun begehrte Hans ſchrecklich auf, erſt mit den Anweſenden, den Abweſenden konnte er natürlich nichts ſagen. Die, welche da waren, vermochten ſich des Schadens ja nichts, ſie waren ja wo ſie hingehörten, daheim, und die Roſſe gingen ſie nichts an, und doch warf Hans vorerſt auf ſie alle Schuld. Wenn ſie zu rechter Zeit gehört, zu rechter Zeit gegangen, zu rechter Zeit geſprungen, zu rechter Zeit die Kette gelöſt, zu rechter Zeit ihm von vorräthigen Hausmitteln gegeben, kurz, wenn ſie an Alles gedacht, und Alles gemacht, wozu 4 ſtarke Männer nöthig geweſen wären, ſo war es möglich, daß der Fuchs nicht darauf gegangen. Dann wollte er die Knechte fortjagen und die Buben prügeln. Wer weiß, was es gegeben, wenn ſie alsbald heimgekommen wären, aber das thaten ſie nicht, Hans mochte ſie nicht erwarten, mußte zu Bette, ehe er die Einen fortgejagt, die Andern geprügelt. Am folgenden Morgen fiel dann freilich manch hartes Wort, aber was ſagte ihm endlich Hans, der künftige Kommandant, obgleich der Dreiröhrehut ihn noch nicht geſtreckt, als er in der Mitte des Vormittags angetrunken heim kam? Er ſagte: er hätte des Brülls genug. Ehemals ſei es der Brauch geweſen, daß an einem Markte die Alten zu rechter Zeit heimgegangen, die Jungen dagegen, wenn es ſich ihnen geſchickt hätte. Hätte der Vater nun gethan wie üblich und bräuchlich und einem Aeltern wohl anſtehe, ſo wäre 'Sach nicht begegnet. Er hätte daher des Aufbegehrens ſatt. Er ſolle die bei der Naſe nehmen, die es verdient. So ſprach der junge Hans und was ſagte darauf der alte Hans? Er luchte über die Regierung. Seit man die D. Sch— im Lande habe, ſei nirgends keine Ordnung mehr, und wenn man ſchon Ordnung halten wolle im Hauſe, ſo könne man lang, ſo äſtimier eim ke Hung meh, verſchwoge es King. Und wenn man ſchon noch wollte, ſo verteufle man ſie einem in der Garniſon, und mache ſie ſo gſtadelig, daß man ſie ung'froren an einem Bein gerade hinaushalten könnte. Es ſei Zeit, daß man mit der D— More ausfahre. Drum abe mit neh, abe!

So endete alſo der Tag, deſſen Anfang ſo viel Glück verheißen hatte, wie Hans meinte. So iſt's ſchon manchem Hans gegangen und auch noch andern Menſchenkindern.

Achtes Capitel.

Hans geht z'Abeſitz und gibt ſich mit predigen ab.

Nun gab es eine rührige Zeit im Lande. Man ſah, der Regierer hatte wahr geſprochen, es war ein großer Bund im ganzen Lande, der einen Zweck hatte und alle Mittel gebrauchte, welche gut dazu ſchienen, die ſogenannte Freiheit, welche man überall auf der Trommel hatte, zu erreichen. Die Mitglieder dieſes Bundes ſagen es bis auf den heutigen Tag frei heraus und ohne alle Scham, daß ſie zu dieſem Zwecke ohne alles Bedenken ſich aller Mittel bedienten, welche ihnen paſſend ſchienen. Sagte doch einer dieſer Lausbuben ohne Scham Jünglingen, die ihm zum Geſchichtsunterricht anvertraut ſind, in der Lehrſtunde, um der Freiheit willen würde er ohne Bedenken ſeine Seele dem Teufel verſchreiben. Durch jedes ihnen zur Hand ſtehende Mittel ſuchten ſie jede Regierung, welche ihnen im Wege ſtund, ſturm zu ſchlagen, bis ſie nicht mehr wußte, was ſie that. Dies gelang ihnen nur zu wohl, denn die meiſten dieſer Regierungen waren zuſammengeſetzt weder aus ſtarken Häuptern noch ſaubern Nieren, zweiſpältigen Zungen und Herzen, welche die Folgen ihres Thuns verläugneten, den Wagen, welchen ſie den Berg abgeſtoßen, mitten dran aufhalten wollten, die Freunde höhnten, mit den Feinden liebäugelten, nicht thun durften, was ſie gerne gethan und thun mußten, was ihnen wider die Hand war. Solche Leute ſturm zu ſchlagen iſt nicht ſchwer. Und wäre es noch ſchwerer geweſen, es wäre gegangen. Wo keine Gewiſſen ſind aber kundige Hände, da lüpft man nicht bloß eine Geiß über Ort, ſondern ein ganzes Volk. Man begann zu blaſen aus allen Backen, und wie der Maler einen Hintergrund malt, eine einfarbige dunkle Fläche, auf welcher ſich die beſondern Gegenſtände deſto beſtimmter abheben, ſo verbreitete man vor Allem eine allgemeine Unzufriedenheit, ein Unbehagen, ein Gefühl, daß einen der Schuh drücke, ohne daß man noch anzugeben wußte, wo denn eigentlich. Mit dieſem Gefühl der Unzufriedenheit iſt es ſehr merkwürdig, die Anlage dazu haben wir von Mutter Eva geerbt, welcher bekanntlich der Teufel mitten im Paradieſe ein Ungenügen einhauchen, ſie unzufrieden machen konnte. Es iſt zehn gegen eins zu wetten, daß man von zehn Weibsperſonen wenn nicht neun, ſo doch ſieben in ein tiefes Elend hineinreden, zu einem großen Weinen bringen kann. Man braucht ſich nur ſo neben ein Weibchen oder Mädchen zu ſetzen und anfangen zu ſeufzen, dann zu ſagen wie ſie eine ſei, dann wieder zu ſeufzen und zu bedauern, daß ſie nicht in der Stellung ſei, wo ſie von rechtswegen hingehöre, zu klagen, ſie ſcheine nicht recht gewürdigt zu werden, nicht die gehörige Anerkennung zu finden, auch nicht auf dem rechten Wege zum ewigen Leben u. ſ. w., ach wie himmelſchreiend, ach wie traurig! was gilts, es geht nicht fünf Minuten, ſo fängt ſie auch an zu ſeufzen, und iſt ſie einmal am ſeufzen, ſo weint ſie in zehn Minuten richtig bitterlich und hat das Herz voll Elend, es ſchwillt auf und wird ſo groß wenigſtens wie eine Sauerkabisſtaude. Wer die Sache verſteht, ſetze ſich auf einen Abweisſtein an einen Kreuzweg, beſonders wenn der Bysluft etwas ſcharf geht, rede alle Weibsperſonen, welche vorübergehen, an, ſtelle ſie oder gehe mit ihnen, fange an ſie zu bedauern, daß ſie in ſolchem Bysluft, der doch ihrer zarten Haut unmöglich zuträglich ſein könne, auf der Straße ſein müſſe und fahre ſo fort gröber oder feiner, je nach der Qualität ihres Kittels oder Rockes, was gilt's, er bringt ſie zur Erzählung ihrer Lebensgeſchichte, wenigſtens zu Bruchſtücken daraus, Alles an einer großen Sauce von Thränen. Das iſt die Aufweiſerei und ihre hölliſche Kraft, der natürlich dann auch die Männer unterthan ſind. Nimm Exempel an Adam. Je leichter ein Menſch iſt, je weniger er Grund gefaßt und abgeſtellt hat auf dem Felſen, der weder im Sturme noch im Drang der Fluthen wankt, deſto größere Gewalt hat dieſe hölliſche Macht über ihn. Daher ihre große Gewalt über das luſtige Volk der Städter, über ungläubige Schulmeiſter und alle die, welche mit ihren luſtigen Lehren an- oder aufgeblaſen waren, woran beiläufig geſagt, die ſämmtlichen Regierungen eine grauſame Freude hätten, dieſe luſtige Pädagogik als Schooßkind und Meiſterlos hätſchelten und tätſchelten, zu allen Unarten lachten, keinen Klagen Gehör gaben, die Völker damit an und aufblaſen ließen, je mehr je lieber, alles in der Hoffnung, in dieſem Kinde erwachſe der Held, welcher die Kirche erſchlage. Im Leben iſt es aber ſo, daß gerade ſolche Meiſterloſe den Eltern den meiſten Verdruß bereiten, ihre Häupter mit Jammer in die Grube bringen. Nimm Exempel am Söhnchen Abſalom. Wird hier wohl nicht anders gehen. Alſo vor allem ward das allgemeine Unbehagen mit Seufzen und Winken geweckt und der Glaube groß gezogen, ſo könne es beim Donner nicht mehr bleiben, es müſſe anders werden, anders kommen. Nun malte man auf den dunkeln wehmüthigen herzbrechenden Hintergrund, was man nur irgend erſinnen konnte von Elend, Jammer, Tyrannei, Dummheit, Verrath. Und wenn das Heulen und Zähneklappen recht groß ward, ſo kam man und malte andere Bilder. Der Teufel ſagte der Eva, wenn ſie eſſen würde von der verbotenen Frucht, würde ſie Gott gleich werden. So weckte man auch in den Herzen die Begierde, die Gier und hielt jedem Herzen nach ſeiner Art einen beſondern Lockvogel vor, den Armen die Staatskaſſe, den Reichen auf dem Lande Freiheit von allen und jeden Abgaben, Hallunken Vergeltstagten, Bevogteten politiſche Freiheit, Stimmrecht, worunter ſie ſich der Himmel weiß was vorſtellten. Den eigentlichen Himmel voll Geld und reichen Staatsſtellen that man den Jungen auf mit leichtem Kopf, leichtem Magen, leichten Beinen, welche allerlei halb gelernt hatten und nichts recht konnten, als tapfer brüllen, nichts hatten, aber gerne viel vorſtellten, nichts arbeiten mochten, deſto lieber aber aßen und tranken, für die Freiheit ſchwärmten und doch nichts thaten, als Andere richten, die Aufklärung zu ihrer Göttin machten und nicht über drei Worte, welche ſie im Munde führten, Aufklärung geben konnten, welche thaten, als hätten ſie Staatsweisheit aus der Mutter Bruſt ſchon geſogen, die übrigen Weisheiten korbweiſe gefreſſen und von keiner

Urſache die Folgen erkennen konnten und an den Folgen nie die Urſache, vom Zuſammenhang der Dinge ſo wenig Begriff hatten, als irgend eine blinde Kuh im Vaterlande.

Solche Leute fand man von allen Sorten regimenterweiſe; Literaten ohne Gedanken, Schulmeiſter ohne Grütze, Studenten ohne Bier, Rechtsbefliſſene ohne Begriff von Recht u. ſ. w. Dieſe waren das junge Geſchlecht, die Hoffnung des Vaterlandes, ihm gehörte die Bruſt der Mutter, d. h. Alles, was Gutes, Eßbares, Trinkbares und Uebriges im Vaterlande war, ihm alleine und ausſchließlich. Ein hiſtoriſches Phänomen, eine Ariſtokratie der Jugend, ſtund plötzlich in der einen Hand ein Lineal oder eine Cigarre, in der andern einen Pokal am politiſchen Himmel und ſchrie ſchrecklich, damit der Himmel ſich ihm öffne. So ward großer Lärm im Lande. Die Leute ſteckten erſt die Köpfe zuſammen, dann liefen ſie zuſammen, und endlich wurde im hohen geheimen Rathe erkannt, die Birli ſeien reif, Hansli ſoll gah Birli ſchüttle, Volksverſammlungen ſeien anzuſtellen, um der Sache den Taubendruck zu geben, wie man zu ſagen pflegt.

Hans und Benz hatten einander lange nicht geſehen unter vier Augen. Jeder konnte von dem Andern vermuthen, an welchem Seile er zog, und zwar mit Bedauern, denn ſie hatten einander wirklich lieb. Hans ſagte, es ſei läz, daß Benz ſo ſehr am Alten hange, es ſei dem nur zu wohl daheim, der würde ſonſt ſchon anders reden. Benz ſagte von Hans, es ſei läz, daß er Hans unter den Neugierigen (ländlicher Ausdruck für Radical) ſehen müſſe. Hans habe ſonſt ſo viel Verſtand gehabt. Aber ſo gehe es: wem es nicht wohl daheim ſei, dem ſei nirgends recht wohl, und darum wolle er immer ändern und nichts ſei ihm recht. Mit dieſem Urtheile beurkundeten beide viel Verſtand und gaben die Quelle vieler Erſcheinungen übereinſtimmend und ſicher an, welche die Mehrzahl der Profeſſoren in Frankfurt, und wenn ſie ſieben Brillen aufeinander geſetzt, nie entdeckt hätte und hätte das Parlament noch ſiebenzig Jährchen gedauert. Nun geſchah es, daß Hans geldbedürftig wurde. Das geſchieht Jedermann, geſchah Hans ſchon früher. Es herrſcht auf dem Lande daher noch die ſchöne Sitte gegenſeitiger Aushülfe. Es geht ein Freund zum andern, leiht 100—200 und mehr Thaler und zwar ohne Empfangſchein. Machs öppe uf, ich wills o ufmache, bis z'Martistag oder bis z'Frauentag kann ich es dir wiedergeben, heißt es, und damit iſt es gut und von Zins iſt keine Rede. So hatte Hans von Benz geliehen und Benz von Hans und unbeſchwert. Der Bauer kann allezeit in ſolche Lagen kommen, wenn er gut zu kaufen ſieht und nicht gerne Vorräthe verkauft, weil die Preiſe ſchlecht ſtehen. Capital abkünden, wenn er welches hat, thut ein Bauer nie in ſolchen Fällen, wenn es nicht die dringlichſte Noth gebietet. Er weiß, wie ſchwer es hält, wieder zu erſetzen und zuſammenzubringen, was einmal abgelöst und verbraucht iſt. Er hält ſeine Capitalien ſo feſt als ſeine Grundſtücke. Jetzt aber ging Hans ungern zu Benz, und anderswo wußte er nirgends zu erhalten. Hans ging nicht mehr mit unbeſchwertem Gewiſſen. Hans wußte wohl, Benz werde ihm keinen Vorwurf machen über ſeinen Haushalt, aber Hans fühlte wohl, Benz werde denken: wenn du beſſer zur Sache ſehen, mehr daheim ſein würdeſt, die Buben nicht ſo viel brauchten, ſo hätteſt jetzt nicht nöthig, Geld zu leihen. Auch bloß ſolche Gedanken hatte er hölliſch ungern, indeſſen anders machen ließ es ſich nicht wohl, und ſo viel wußte er von Benz, daß, wenn er ſchon das dachte, er doch nirgends ſagte: Hunghans war bei mir und wollte Geld. Weiß nicht, was der Mann macht, dem geht es nicht vorwärts; der Mann wird nöthig.

An einem Abend alſo machte Hans ſich auf die Beine nach der Ankeballe z'Abeſitz. Es war finſter und ſtürmte. Ob Hans abſichtlich eine ſolch finſtere Nacht ausgeleſen, wiſſen wir nicht, aber möglich wärs. Obſchon alſo keine Sterne am Himmel ſtanden, ſchoß doch Hans an keinen Baum und ſtolperte nie, er war feſt auf den Beinen. Er hoſchete erſt an der äußern Thüre, drinnen hörte ihn Niemand als wahrſcheinlich der Hund unterm Ofen, der ſchlief. Der fing an zu muckeln und halb laut zu bellen. Was hat der aber, ſagte Liſi; es wird ihm was vorkommen im Schlafe, aber kurios wärs doch, wenn die Hunde auch träumen ſollten. Damit ging die Thüre auf und eine Stimme ſagte: Ihr müßt kurze Zeit haben bei einander, daß, man mag hoſchen ſo ſtark man will, Niemand es hört. Biſt du es, Hans, ſagte Benz, der oben am Tiſche ſaß und Apfel rüſten half ſo gut als die andern; du biſt ſeltſam da oben, aber Gottwilche. Der Luft geht ſtark, doch hörte Dich der Hund unterm Ofen, wir meinten, er träume. Selb machen ſie, ſagte Hans. Weiß nicht, kömmt ihnen vor, was den Tag über gegangen oder ſonſt was. Bei den Jagdhunden iſts bſunderbar ſtark, wahrſcheinlich kömmt ihnen ein Haſe vor, ſie bellen gerade, wie wenn ſie aufſtechen würden. Kommt ins Stübli, ſagte Liſi, will euch ein Licht hinübergeben. Abſolut nicht, ſagte Hans, will das Rüſte nicht verſtören. Meinſt etwa, ich könne es nicht mehr? Das vergiß ih nit, d'Mutter ſelig hat mich zu gut dazu dreſſirt. Somit zog Hans ſein Meſſer hervor und begann zu rüſten wie Knecht und Magd. Er ſah, daß das nicht lange dauern würde, und wollte vor dem Geſinde nicht den Namen haben, als hätte er etwas Beſonderes, Geheimes. Er brachte erſt etwas vor, das den Grund ſeiner Anweſenheit angeben ſollte; er fragte Benz um ſeine eiſerne Brunnenruthe. Wahrſcheinlich ſeien Strangen in den Dünkeln gewachſen und mit ſeiner hölzernen könne er daran nichts machen. Nachher brachte er einige Späße aufs Tapet, welche viel Lachens gaben, aber das Rüſten nicht förderten. Wenn es ſo luſtig ging, warum preſſiren. Nun endlich wurden ſie doch fertig und Liſi muſterte die Männer ins Stübli. Vor Kindergeſchrei und Rädergeſchnurre könne man ja kein Wort miteinander reden, ſagte es. Im Stübli fing Hans bald vom rechten an. Was ich dich eigentlich fragen wollte, ſagte er: Könnteſt du mir nicht 100 Thaler leihen oder was, du weißt, ich hatte Unglück und z'Sach giltet nüt, in einem halben Jahr allweg, vielleicht auch früher ſollſt es wieder haben. Warum nicht, ſagte Benz. Es iſt gut, daß du kommſt. Es fragte mich Einer um tauſend Gulden. Ich geb es ihm nicht gerne, Mann und Unterpfand gefallen mir nicht, und doch log ich ihm auch nicht gerne, daß ich das Geld nicht hätte. Jetzt kann ich bei der Wahrheit bleiben, denn wenn ich dir gebe, bleiben mir nicht mehr tauſend Gulden zum verleihen. Nun da treffe ich es denn gut, wenn es auch dir ein Gefallen iſt; ſelb iſt eine rare Sache, wenn man von Jemand Geld will. Und wenn du ſo bei Gelde biſt, ſo gib mir 200 Thaler, wenn du ſie entbehren kannſt. Ich könnte es machen mit 100, aber es ginge knapp, entgegnete Hans. Warum nicht, ſagte Benz, gerne, wenn du es haſt, ſo ſtiehlt es mir Niemand. Benz holte das Geld und legte es, zumeiſt in Rollen geordnet, auf den Tiſch. Während er es darlegte, ſagte Hans: So Gott will, kommen bald einmal beſſere Zeiten für den Bauern, er iſt lang genug Hund und Sclav geweſen; es iſt jetzt einmal auch an ihm, zu ſagen, wie er es haben wolle, lange genug hat es geheißen: Bauer, zahl! Jetzt ſoll es dann heißen: Herr, zahl du! Es iſt Zeit, daß es ändert, ſo wäre das nicht länger gegangen. Benz ſagte nichts dazu, ſondern zählte am Gelde, ſchrieb auf ein Papier die einzelnen Summen auf und rechnete ſie zuſammen. Man ſagt davon, fuhr Hans fort, es ſolle bald eine Zuſammenkunft von achtbaren Männern geben in Braſtigen, um abzureden, ob man eine Volksverſammlung will oder ſonſt fahren. Du kömmſt doch auch? Zweifle, ſagte Benz. Warum wollteſt du nicht kommen, ſagte Hans, es geht dich mehr an als irgend einen. Es iſt hauptſächlich von wegen den Zehnten und Bodenzinſen und daß man nichts mehr von den Armen wolle. Jetzt zahlſt am meiſten Zehnten in der Gemeinde, haſt einen ſchweren Bodenzins und für Armentellen machſt es mit hundert Gulden nicht, und du wollteſt nicht helfen, das Alles wegmachen? Wenn du nicht willſt, wer ſoll dann helfen? Und dann, wenn das Alles weg iſt, was dann? frug Benz. Was dann, frug Hans, was dann? He, dann iſts weg, dann brauchen wir es nicht mehr zu bezahlen.

Aber wer zahlt den Staat, der muß doch unterhalten ſein? Die Regierung braucht allweg Geld; du magſt es einrichten, wie du willſt. Kommen die Zehnten und Bodenzinſen weg, ſo kommt was anderes an ihren Platz, und die Armen wirſt nicht todtſchlagen wollen, die habt ihr ja allezeit bei euch, heißt es, ſagte Benz. Die Armen übernimmt der Staat, ſagte Hans. Die werden neutraliſirt; es iſt billig, daß die ſie jetzt erhalten, welche das Land arm gemacht haben. Dazu zieht man die fremden Gelder ein. Wenn die einmal da ſind, ſo iſt genug Geld im Land, daß man ſich recht kehren kann. Und was Zuſchuß nöthig iſt, das können die Herren zahlen, die Capitaliſten, die Große. Die können am Schatten hocken, arbeiten nichts, und wer ſchafft und ſchwitzt, der muß ſie erhalten, Zinſen, daß ihm das Liegen weh thut, und noch dazu die Abgaben zahlen, und der Capitaliſt zahlt nichts, thut nichts, als am Schatten hocken und eſſen und trinken, was ihn gut dücht. Iſt das recht, möchte ich wiſſen? Hör, Hans, das brichteſt du am unrechten Ort, denn ich und du ſind auch Capitaliſten, und nicht nur die Herren haben das Geld, es iſt auf dem Land ſo viel Geld als in den Städten. Es iſt hier nicht wie an manchem andern Orte, darum iſt das Land nicht arm; aber arm kann man es machen, Hans, zähl darauf. Zieht man das angelegte Geld ein und verbraucht man es, ſo muß man mehr ſteuern, und muß der Capitaliſt viel ſteuern, ſo fordert er mehr Zins oder thut ſein Geld weg. Am Ende muß immer das Land darhalten, mit dem muß man warten. Auf das Centraliſiren verſtehe ich mich nicht. Aber ſo viel wiſſen wir, daß Alles, was der Staat macht oder machen läßt, viel theurer kömmt, als andere ehrliche Leute machen laſſen. Es geht durch manche Hand und allenthalben ſtreift es etwas ab; das iſt wie wenn man Schafe durch einen Dornhag jagt, ſie müſſen auch Wolle laſſen, und wer muß das zahlen als das Land? Das Land hat ſich die letzten Jahre bereichert. Denk nur, was bauet wird und was z'verdienen gegeben wird. Aber hürſche man brav, ſo zähl darauf, es kömmt anders. Das iſt gerade wie wenns einer nie aufhören kann bauen, immer abreißt und neu probirt; denk, Hans, wie mancher hat ſich ſchon z'todt bauet?

So, Benz, biſt du des Glaubens? Habe geglaubt, du ſeieſt witziger als ſo und achteteſt beſſer darauf, was dir zum Nutzen ſei. Was haben dir die Herren z'Lieb und z'Ehr gethan, daß du ſo an ihnen hangeſt und meinſt, es müſſe Alles ſo bleiben. Habe nicht geglaubt, daß du ein ſo großer Herrenfreund ſeieſt.

Nicht halb ein ſo großer als du, ſagte Benz. Sehe ja oft viele Wochen keinen, während du alle Tage lange genug bei ihnen ſitzeſt. Ich frage nichts danach, wer regiert, wenn es nur gut geht, Ruhe und Ordnung im Lande iſt, wofür man eben die Obrigkeit hat, und nicht um alle Tage dere Tüfels Händel anzufangen, wie es die Käsbuben machen. Ich glaube, ſo viel ich mich darauf verſtehe, möchten die jetzt Ruhe und Frieden, hatten es vielleicht auch nicht immer ſo. Aber jetzt, wo ſie es möchten, warum jetzt weg mit ihnen. Hat man was zu klagen oder weiß man was zu verbeſſern, ſo kann man das ſagen ohne das Ganze zunterobezkehre, wie man es im Sinn hat mit Schein. Das verſtehſt du nicht, ſagte Hans. Mit dieſen iſt nichts zu machen, man hat es ihnen oft genug geſagt, aber ſie ſind Ariſtokraten, Landsfeinde, verkauften das Vaterland dem erſten beſten Jeſuiten, wenn ſie nur in ihren Seſſeln bleiben können, und dienen ſchon jetzt den Königen und Fürſten; dazu iſt die Verfaſſung nicht gut, zu ariſtokratiſch, dem Lande nicht günſtig, die muß anders ſein. Ja, Benz, du haſt ſo viel auf der Religion; das ſind Burſche, ſie wären im Stande, uns katholiſch zu machen, und mit Schein haben ſie es gut im Sinn, ſie würden ſonſt den freiſinnigen Luzernern helfen, die Jeſuiten ausjagen und mehr thun für Aufklärung und Bildung. Aber wenn ſie das Volk ſo dumm haben könnten wie ein Walliſer Fraueli, wo auf Einſiedeln pfoſelt, ſie thäten es noch heute.

Aber Hans, antwortete Benz, was willſt du eigentlich und wa
iſt mit dir? Ich verſtehe mich gar nicht auf dich; daß d
Zehnten und Bodenzinſe zuwider ſind, das begreife ich, es th
mir auch allemal weh, wenn ich einen großen Bündel mit Gel
forttragen muß und ihn leer zurücktragen kann, ohne was d
gegen zu haben. Aber dann denke ich, wer zinſen müſſe, de
gebe es ungefähr ebenſo. Aber daß du ſo gegen die Herre
auf biſt und die abe willſt, ſelb begreife ich nicht. Warſt gſotte
und braten bei ihnen, und wenn mir Jemand geſagt hätt
du heiratheſt den Regierer, ich hätte es geglaubt, waret
wie zwei Finger an einer Hand. Was hats gegeben zwiſche
euch? Haſt ihm etwa Geld gegeben und er leugnet es dir ab
Was denkſt, ſagte Hans gereizt, das iſt nicht ſo Einer. E
ſind nicht alle Herren gleich, wie auch nicht alle Kühe Blöſche
ſind. Es gibt auch unter ihnen ſolche, die das Herz auf de
rechten Flecke haben und es mit dem Lande gut meinen, dene
unſer Gattig Leut am Herzen liegen und die den Staren ſteche
und zeigen, was gehen ſoll und wo es hinaus ſoll, und da
es Zeit ſei, der Mähre zum Auge zu ſehen, wenn nicht Alle
zum Teufel gehen ſoll. Er iſt auch nicht der Einzige, es gi
noch mehr deren, welche nicht wollen, daß wir ſo unterdrü
und verrathen werden. So, ſagte Benz, der Regierer mac
das! du und er ſind alſo noch eins? So, und dem iſts Ang
er könnte katholiſch werden und wegen den Jeſuiten. O, Han
du guter Tropf, der ließe ſich noch heute beſchneiden und würd
nicht bloß Jeſuit, ſondern Jude oder Türke, wenn er dab
alles hätte, was er liebt. Es iſt ja Stadt und Land bekann
daß er keine Religion hat, und was er für Ausdrücke brauch
wo er hinkömmt, und wenn er wüßte, was ein Eid wäre od
glaubte, es wäre was dran gelegen, er brichtete auch nic
ſolche Dinge und ſtiftete die Leute auf. Die Andern, welc
du meinſt, werden nicht beſſer ſein als er, vielleicht von de
jungen Volk, wo keinen Glauben hat, nur Durſt und de
alten Saufgötz, wie man ihm ſagt, anbetet. Das werden ſa
bere Herren ſein, und denen iſt an Zehnten und Armen gera
ſo viel gelegen als an der Religion, und an uns Bauern g
rade ſo viel als an den Jeſuiten. Die möchten oben auf, möc
ten ſich an den Tiſch ſetzen, ſich mäſten laſſen, Hans. Das
aller Handel und möchten alles durch einander machen und i
Trüben fiſchen, Hans. Wenn denen die Religion einen Kreuz
werth wäre, ſie würden es erzeigen, aber ſie gehen ja mit i

um wie unſer Einer mit den Käſern, von denen wir lieber wollten, ſie wären nicht da; ſie thun ihr alles zu leid, was ſie nur können. Denen iſts um ſich ſelbſt, Hans, und ihr ſollt nur die Finger dargeben, um die gebratenen Keſtenen aus dem Feuer zu holen. Das werden alte Rechtsagenten und Fürſprecher und deren Züg ſein, und weißt, für was die uns halten, Hans? Weißt, was ich dir ſchon einmal erzählt? Es ging ein reicher Bauer in die Stadt zu einem Fürſprech, er ſollte ihm einen Handel verfechten. Nun aber war die Gegenparthei ſchon bei ihm geweſen und er hatte ſie angenommen. Er ſagte dem Bauer, es ſei ihm äußerſt leid, ihm nicht dienen zu können, er habe unmöglich Zeit und ſein Schreiber habe das Pſiſſi. Aber wenn er wolle, ſo könne er ihm einen Freund angeben, der ihm die Sache mache ſo gut als er ſelbſt, er könne ihn dort rekommandiren, wenn er es begehre. Der Bauer nahm es dankbar an und erhielt ein Briefchen an den Freund. Ehe er es abgab, ging derſelbe in Gritli's Weinkeller und traf dort ſeinen Gegner. Beim Wein wurden ſie redſelig, als alte Nachbarn traulich. Als ſie merkten, daß beide beim Gleichen geweſen, wurde ihnen der Brief verdächtig; ſie öffneten ihn, darin hieß es: Lieber Freund, heute ſind zwei fette Gänſe in die Stadt geflogen, du und ich wollen ſie rupfen.

Alſo, Hans, für Gänſe halten ſie uns, für Gänſe wollen ſie euch brauchen. Hätts nicht geglaubt, daß du ſo dumm wäreſt, Hans. Ja, dann doch nicht allein, ſagte Hans. Es wird faſt ſein, als ob du allein der geſcheidtſte Mann ſeieſt im Lande. Denn es iſt ja alles einer Meinung, ſo weit man hören mag. Abe mit neb! ſagt Alles. Halten allenthalben Verſammlungen, ſo weit man hört, und es heißt, die Gutgeſinnten von den Jetzigen fahren im Lande herum und zeigen das größte Gutmeinen mit dem Volke, und ſagen, wie es gut kommen müſſe, wenn man nur einig ſei, und die werden doch auch nicht dumm ſein. Gerade auf denen halte ich am allerwenigſten, die möchte ich nicht als Hüterbuben auf meinem Hof, antwortete Benz. Wenn ich ändern wollte, gerade die müßten mir zuerſt fort, denn die ſind minder ehrlich als die Andern. Kennſt ſie? fragte Hans. Nein, ſagte Benz, ſah ſie nie, weißt ja wohl, daß ich den Herren ſo wenig als möglich unter die Augen komme, fürchte ſie nicht, liebe ſie nicht, will nichts von ihnen, habs Gottlob nicht nöthig. Wenn ſie Alle ſo dächten wie du, ſagte Hans, es ging ſauber im Lande, wenn Niemand zum allgemeinen Beſten ſehen wollte, Alles nur ſo Sackpatrioten wären, wie man denen ſagt, welche nur ſo für ſich ſein und für das allgemeine Beſte nichts thun wollen. Da ſtieg Benz der Kamm. Raſch frug Liſi: Iſts dann Ernſt, ſolls wieder eine andere Regierung geben, es iſt großer Lärm unter den Leuten. In der vorigen Woche haben wir den Schneider gehabt, der hat viel brichtet, man iſt faſt ſturm worden. Er hat geſagt, es gebe eine Regierung, wo die Armen auch etwas zu ſagen hätten, die armen Teufeln, wie er, nicht mehr ſo genug thun müßten. Jeder Arme, wo nichts geerbt habe, erhalte dann Geld genug und Arbeit, ſo viel er möge, daneben Holz und Land, was er brauche. Es gehe ganz anders als jetzt, wo die Einen Alles hätten und die Andern nichts, es ſolle dann einmal billiger zugehen. Er iſt alle preußiſch geweſen und hat darauf geſtichelt, wenn er Bauer wäre, er wollte das Schneidern lernen, vielleicht daß es ihm noch einmal komod käme. Wo ſoll das Alles herkommen, was er da geſagt hat, du kannſt mich vielleicht brichten, Hans, da dir die Sache ſo gut bekannt ſcheint. Der Schneider iſt e d— Stürmi, ſagte Hans, er redt läng Stück, er weiß nicht was, es iſt ſich deſſen gar nicht zu achten. Er meint, er müſſe geredet haben, während der Tag lang iſt, es kömmt ihm nicht darauf an was. Und das Reden iſt ihnen zu gönnen, viel anders werden ſie auch nicht von der Sache haben, ſagte Hans. Ich denk, es werde noch Andern mehr ſo gehn, nicht bloß dem Schneider, ſagte Benz.

Was lebt Gritli, wie geht es ihm immer? frug Liſi. Ho, ſagte Hans, geng wie geng, allbeneiniſt fehlt ihm Neuis und allbeneiniſch gruchſets ſüſt, das wechſelt ſo miteinander ab, wies öppn der Bruch iſch by de Wybere. He, ſagte Liſi, das iſt wege dr Kurzwyl, Hans. Die arme Wyber müſſe o öppis ha, es iſt ihnen auch was z'gönne, we d' Manne des ume ſtürchle, es weiß we Mönſch wo. So gehts, we nes jeders bſungerig z'Sach ha wott. Wo beide daheim bleiben und Lieb und Leid mit einander tragen, da kann man es anders machen. Das wird ſölle trümpſt ſy, ſagte Hans. Kannſt es meinethalben nehmen wie du willſt. Wenn du über die Weiber ſagſt, was dich gut dünkt, ſo wird es mir auch erlaubt ſein zu ſagen, was mir ins Maul kommt. Häbs nit für ungut, aber ich muß dir ſagen — Wenn ſoll die Volksverſammlung ſein? fiel Benz fragend ein. Es iſt noch nicht beſtimmt, ſagte Hans. Es kömmt darauf an, was nächſten Sonntag ausgemacht wird; wenn es eine gibt, wahrſcheinlich über drei Wochen. Du wirſt mir doch nicht z'Herrgotts ſein wollen und der Sache nachlaufen, fiel Liſi gegen ſeine Gewohnheit ein. Laß die auseſſen, die einbrocken, und denk an die Kinder. Du wollteſt es ihm alſo nicht erlauben, frug Hans. He, nun ſo iſt doch eins gut, daß nicht jeder Mann ſeine Frau fragen muß, wenn er wohin gehen möchte, ob er dürfe oder nicht. Und vielleicht ſchadete es nichts, wenn mancher Mann nicht ſelbſt den Verſtand hätte, zu wiſſen, was ins Mäß mag, wenn er die Frau fragte, es käme vielleicht den Kindern auch wohl und thäten minder wüſt. Hans wollte auffahren. Nit, ſagte Benz. Es iſt nicht bös gemeint von Liſi; aber du weißt, wie es die Weiber haben, wenn man ſticht, ſtechen ſie wieder. Aber um wieder auf die Sache zu kommen, ſie gefällt mir nicht, ich helfe nicht dazu. Die Aufreiſig iſt mir zu groß, bei einer rechten Sache mangelt es ſich dem nicht; den einen ſpiegelt man das vor, den andern anderes. Die Leute ſind mir nicht die rechten. Ich vertrauete den meiſten nicht drei Kreuzer an ohne drei Bürgen, und thun wie Juden auf dem Kühmarkt, werden wiſſen warum, ſchreien gar über Jeſuiten, als wären dieſe Schweine und ſie Juden, und ſollten ſie freſſen ſammt allem Speck, und lachen über die Religion und nach ihren Werken iſt all ihr Glaube ſpottſchlecht. Drum, Hans, nimm dich in Acht, ich will dich gewarnet haben von wegen wir ſind alte Freunde; ich thäte es ſonſt nicht. Kannſt immer machen was du willſt, biſt witziger als ich. Aber z'Sach gefällt mir nicht und manchmal ſieht Einer nebe uße weiter als Einer, der zmitts inne iſt. Sei das jetzt, wie es wolle, ſagte Hans, es muß gfahre ſy. Leid iſts mir, daß du die Sache nicht einſehen kannſt und nicht mithalten willſt. Ich nihms dir nicht für ungut, deßwegen bleiben wir hoffentlich gleich Freunde. Danebe wärs mir lieber, du redeteſt einſtweilen Niemanden viel davon, es wird früh genug auf die Trommel kommen, aber dann gleich recht. Habe nicht Kummer, ſagte Benz, was du mir als Freund geſagt, bleibt beim Freund, und Eid habe ich keinen auf mir, aufzupaſſen und anzuzeigen. Selb ſind Späße, ſagte Hans. Gut Nacht, dankeigiſt und innerhalb einem Jahr kannſt wieder darauf zählen. Und du, Liſi, zürn nüt, Spaß haben iſt erlaubt. Allweg, ſagte Liſi, und es ſoll dir noch mehr erlaubt ſein, wills weder übel nehmen noch dir was ſchuldig bleiben; aber mit Gritli habe nicht Späße, das mags nicht ertragen, ſonſt gehts dir bald und klagt es

Gott. Häb nicht Kummer, ſagte Hans, was immer kracht, bricht nicht. Verlaß dich nicht darauf, ſagte Liſi. Ich laſſe ihm gute Nacht wünſchen und es ſolle bald hinauf kommen, aber einen ganzen Tag. Wills verrichten, ſagte Hans und verſchwand in der Nacht.

Hätte doch nicht geglaubt, ſagte Hans bei ſich während dem Heimgehen, daß Benz ein ſo einfältiger und päpſtlicher wäre. Da meint er, es müſſe Alles nach Schnur und Geſetz gehen und im Alten bleiben. Jetzt macht jeder was er kann und der Schlimmere (Schlauere) iſt Meiſter. Da wäre doch einer ein Tropf, wenn er großen Laſten ab und zu, wer weiß was noch kommen kann, wenn man es nicht thäte; für was wäre man ſonſt in der Welt? Aber Benz war immer ein Dummer ſchon in der Unterweiſung. Wenn was ging und der Pfarrer fragte, Benz was iſt? ſo kam ihm nie eine Ausrede in Sinn, ſondern er ſagte richtig, was er wußte. Er wird meinen, Zehnten, Bodenzinſe und Herren habe unſer Herrgott mit einander eingeſetzt, daß man ſie zuſammenbehalten ſolle in alle Ewigkeit. Und mich nimmt jetzt Wunder, ob man nicht allem miteinander in einem Klapf loswerden könnte. Der Regierer meint es auch, und der iſt um etwas geſcheidter als unſer Ankenbenz, der in Gottesnamen nicht weiß, was leben iſt, ſondern meint, er verſündige ſich, wenn er nicht ſchaffe wie ein Knecht von einer Tagheiteri zur andern. Der Narr!

Auch Benz hatte ſeine Gedanken, aber andere. Als Liſi vom Zünden zurückkam, fand es ihn, den Kopf auf den Arm geſtützt, ſeufzend. Das iſt eine böſe Geſchichte, ſagte es, es kann mich erbarmen für Beide. Das gibt ein neu Geläufe, zum alten Kummer kömmt neuer. Gritli ſteht das nicht aus. Hintendrein, wenn es zu ſpät iſt, gehn dann Hans wohl die Augen auf. So iſts, ſagte Benz, und da iſt nichts zu machen, ſeine Augen ſind wie verſchlagen, und wenn man ihm nicht alles nachſagt, wie er einem vorſagt, wird er böſe, meint, man ſei dumm, könne den Nutzen nicht einſehen. Der arme Hans kann nicht ſehen, wohin ihn das führt und woher ſeine Klemme kömmt. Er meint, wenn er Alles könne z'unterobenkehren, ſo werde es ihm beſſern, er bekomme wieder Geld genug. Der gute Hans! bei Zehnten und Bodenzinſen und mit den Armen wurden unſere Vorfahren reich, und auch wir waren es und Gottlob, mir iſts nicht zurückgegangen. Wenn es Hans zurückging, ſo iſt der Fehler an ihm; jetzt ſoll die ganze Ordnung geändert werden und er begreift nicht, daß alles nichts hilft, ſo lange er den Fehler nicht am rechten Ort ſucht und ihm abhilft. So geht es Tauſenden noch, und wir müſſen ein neues G'hürſch haben, und das gibt theure Geſchichten, zähl darauf. Und die guten Tröpfe merken nicht, daß im Regierer keine Treu und Wahrheit iſt, und meinen gar noch, es ſei ihm an der Religion was gelegen, ja wolle! So eine allgemeine Aufreiſete habe ich noch nie erlebt, denk an den Schneider, Frau. Das gibt eine ſaubere Suppe, will lieber ſie nicht auseſſen, und doch werde ich nicht entrinnen, es wird uns allen ſein Bröcklein davon ziehen. Und doch kann Hans mich dauern, er iſt und bleibt mir lieb; aber was der noch an ſeinen Kindern erleben wird, ich darf nicht daran denken! So ward Hans nachgedacht.

Es war eine ganz andere Färbung der Gedanken bei Hans und Benz, welche nicht bloß eine perſönliche iſt, ſondern eine allgemeine der Klaſſe, zu welcher beide gehörten, angehörende. Hans hielt ſich für klug, meinte, ihm ſeien neue Lichter aufgegangen, alle Geheimniſſe aufgeſchloſſen worden, er ſei ein Eingeweihter, ſelbſt ein Licht, das da ſtrahle an einem dunkeln Orte. Wer nun ſeine Vorträge nicht billigte, nicht blindlings ihm Glauben ſchenkte, den hielt er für dumm, einfältig, altväteriſch, nicht bildungsfähig, verachtete oder haßte ihn, verſpottete oder verdammte ihn, je nachdem derſelbe ins Gewicht fiel, deſſen Perſon große oder keine Bedeutung hatte.

Niedere werden verſpottet, Bedeutendere gehaßt, als ob ſie das augenſcheinliche Licht der Wahrheit einſehen könnten, aber nicht wollten, Lichtlöſcher ſein möchten aus perſönlichen, eigennützigen Gründen. Es erhebt ſich gegen ſie ein eigentlicher Sektenhaß, der ohne Unterſuchung allen nicht Gleichgläubigen das Urtheil der Verdammung ſpricht und ſie ins ewige Feuer ſchickt. Benz bedauerte bei Hans ebenfalls eine Verblendung. Wie Hans ſich auf neues Licht ſtützte, ſtützte Benz ſich auf alte Erfahrung, laut welcher Hanſes Licht ein Irrlicht war. Deßwegen aber verachtete oder verdammte Benz Hans nicht, ſondern bedauerte ihn, betrübte ſich ſeinetwegen, es war bei ihm kein Sekteneifer, ſondern ein chriſtliches Mitgefühl, es war bei ihm kein Seligſprechen und Verdammen, ſondern ein freundlich Mahnen, ein frommes Ergeben in Gottes Willen. Freilich geht dann dieſes fromme Ergeben zuweilen über in träges Zuwarten und der Eifrige wird Meiſter in ſeinem Zorne und trittet den allzu Gelaſſenen und Unthätigen mit Füßen. Das iſt die Buße, welche Gott verordnet hat dem, der nicht thut, was ſeines Amtes iſt, der kein rechter Kämpfer iſt im großen Kampfe, der nicht begreift, daß eben die rechte Liebe kämpfen muß, aber eben aus Liebe und mit Liebe.

Hans war anderwärts mit ſeinen Kinderlehren viel glücklicher. Schuldenbürli vor allen waren ganz glücklich und ſahen Hans wie einen Heiland an, der ihnen das tauſendjährige Reich verkünde, keine Abgaben mehr für ſie, Geld nicht nur ſo wohlfeil als möglich, ſondern manchmal (hätte man aus Hanſe Reden abnehmen ſollen, die Capitaliſten würden nicht bloß um Gotteswillen anhalten, daß Jemand ihnen ihr Geld abnehme, ſondern würden noch Zins bieten, wenn Jemand ſich ihres Geldes erbarme. Keine Abgaben mehr, Geld ſo viel man begehrt; was will ein armer Bauer mehr auf Erden? Den Handwerkern war er nicht weniger eine himmliſche Erſcheinung, denn er ſprach ihnen von Staatsbauten, daß ihnen das Waſſer unterm Kinn zuſammenlief. Wer mit Verſtand jemals dem Staat gebaut hat, der weiß, was das heißen will. Eine lange Rippe von einer viercentnerigen Sau iſt ein delicat Freſſen, aber wir können verſichern, anſtändige Staatsbauten ſind noch ein viel delicater Freſſen.

Nun den Handwerkern der niedern Klaſſe überhaupt wies er nicht die Bauernhöfe zum Theilen an oder die Privatwälder, oder das Geld der Reichen, ſondern die Staatsdomänen und Staatskaſſe. Der dumme Hans dachte nicht, daß geſtohlen geſtohlen ſei, daß, wenn man mit dem Ochſen fertig ſei, man hinter die Kälber gehe. Beſonders machte er Sattler, Schneider, Schuhmacher u. ſ. w. auf Staatslieferungen aufmerkſam. Was das für einen Schleck ſei, ſagte er, man glaube es nicht. Wenn ein Schneider nicht dumm ſein und neben ineſteche und uſezieh, auch was vom Salben verſtehe, ſo müßte der ein dummer Kerli ſein, wenn er bei Militärarbeit nicht das halbe Land mit Weſten, Ueberſtrümpfen u. ſ. w. verſehen könne. Ehemals ſei das den Staatsſchneidern zu gut gekommen, darum ſeien die auch ſo verflucht reich geworden, daß deren ſeien, welchen ganze Gaſſen gehörten in London und Paris wahrſcheinlich, aber Hans nahm es nicht ſo genau). Aber jetzt müſſe künftig das Land auch was davon haben, und erſt jetzt werde es recht viel geben, wenn die Herren zahlen müßten und die Bauern befehlen könnten. Auf dieſem Boden führte Hans ſeine Feldzüge, und der Regierer war beſonders wohl mit ihm zufrieden. Aber noch viel glücklicher war Hans der Jüngere. Hans der Jüngere war bekanntlich Leutenant, Bauernſohn, Kiltbub, drei Eigenſchaften, welche mit vielen Leuten in Verbindung bringen und bedeutenden Einfluß zu verſchaffen im Stande ſind. Hans hatte keine Rückſichten zu nehmen, war mit Worten und Verſprechungen viel verſchwenderiſcher noch als mit dem Gelde, koſteten ihn ja nichts, konnte ſie ſelbſt machen, kam daher nie aus damit. Er ſagte Allen Alles zu, was ſie wollten; er hätte dem Einen einen Bohnenpläß im Mond, dem Andern ſieben Rechtſame auf der Sonne verſprochen, wenn ſie es begehrt hätten. Hauptſächlich ritt er zwei Steckenpferde; das erſte war das Heldenpferd, das Schlachtroß. Er erzählte, wie ſie es den Luzernern und Jeſuiten, den Pfaffen überall machen wollten. Die Kapuziner werden geſpickt und zu Braten verwendet, die Jeſuiten verhackt wie Spinat und als Eier etwelche Nonnen darauf breitgeſchlagen. In den Klöſtern würde das tauſendjährige Reich gefeiert, am uralten Wein zu Tiſche gelegen, bis die Sterne Bärte bekämen und die Welt zu wackeln anfing. Verſchoſſen ſollte Alles werden, daß kein Stein auf dem andern blieb, ſelbſt die Berge in kleine Stücke, damit ſich nicht etwa ein Pfaff dort verſtecken könnte und dieweil man nicht Zeit habe, jedem Vogel nachzulaufen.

Bekanntlich drohten im ſogenannten Schwabenkriege die Schwaben den Schweizern, ſie wollten in der Schweiz ſengen und brennen, bis der liebe Gott wegen der Hitze die Füße an ſich ziehen und wegem Rauch es kaum mehr aushalten könnte im Himmel, ſondern das hinteremüſſe. Hans wollte ein großes Loch in den Himmel ſchießen, damit die Katholiken, wo noch am Leben ſeien, ſelbſt ſehen könnten, obs wahr ſei, was ihre Pfaffen ihnen vorgelogen. Seine Reden thaten große Wirkung, entflammten Viele, daß ſie nicht warten mochten, in Kampf und Tod zu gehen und jeden als Verräther anſahen, der ſagte, es ſcheine ihm einſtweilen nicht paſſend, ſondern überflüſſig. Er hatte aber noch ein Pferd, welches er noch ſchöner ritt und gar nicht wie ein Schneider, es war das Emancipationspferd, die Emancipation der Jugend vom Alter. Die Alten hätten lange genung regiert, alles befohlen und gregirt, wenn ſie ſchon von llem nichts mehr verſtanden, ganz veraltet, drei Ewigkeiten inter der Zeit zurückgeweſen ſeien. Das müſſe jetzt anders ommen, die Jungen müßten ans Brett, die Alten hintern Ofen, as thue es nicht länger ſo. Die Jungen müßten die Regierig wählen, dann wüßte man ſchon, daß ſie nicht Alte wählten. Die müßten es dann einrichten, wie es an andern Orten auch der Brauch ſei, und daß man dabei ſein könne. Daß man nicht mehr warten müſſe, bis der Alte unter dem Herd ſei, ehe man einen Kreuzer kriege, und Mancher ſeinen Alten noch todtſchlagen müſſe, einen Tag vor dem jüngſten, wenn er auch einmal einen Kreuzer erben wolle. Die Alten müßten abgeben oder abtreten, wenn die Jungen das zwanzigſte Jahr erreicht oder die erſte Garniſon gemacht. Er wüßte nicht, warum Einer, der fürs Vaterland gut genug ſei, nicht auch daheim was vorſtellen und zu befehlen haben ſollte. Wenn man recht ſehe, ſo ſei es in der Bibel auch ſo geweſen, und wenn die ſo viel zu bedeuten haben ſolle, wie die Alten brichteten, ſo ſolle die in allem gelten. Da habe ja der Alte ſeinem Bub ſein Erbtheil und zwar das ganze herausgeben müſſen, ſobald derſelbe es begehrt; er wüßte nicht, warum daſſelbe jetzt nicht auch geſchehen ſollte. Das ſei eine Sache, über die noch viel zu reden wäre, bſunderbar wenn der Alte meine, er könne mit der Sache machen, was er wolle, und davon brauchen, was ihm gut dünke, mit dem, was er verputze, brauchten die Kinder nicht Mühe zu haben. Er wolle einſtweilen nicht mehr ſagen, aber man könne wohl merken, was er meine. Man kann ſich denken, wie gerne Hans gehört wurde und wie großen Anklang er fand. Er war ein gefeierter Mann, der junge Hans. Aber das machte ſich begreiflich nicht umſonſt. Hans der Alte und Hans der Junge waren noch viel mehr von Hauſe fort als früher und brauchten noch mehr Geld als ſonſt, beſonders der Junge, der meinte, je mehr er verklopfe, deſto größer ſei er, deſto mehr wirke er. Der Vater mußte fort und fort ausrücken und durfte nichts dagegen haben. Er tröſtete ſich, es ſei für eine gute Sache, und wenn man es recht betrachte, nur eine Wurſt nach der Speckſeite geworfen. Zudem rühmte der Regierer ihm ſeinen Sohn ſehr. Das ſei ein geſinnungstüchtiger junger Mann, ſagte er, ein entſchloſſener Vaterlandsfreund. Von dem verſpreche er ſich viel und der werde es weit bringen. Gerade ſolche junge Männer müſſe man haben, wenn es gut kommen ſolle. Daran hatte der Vater große Freude, es war das beſte Pflaſter auf die Löcher im Beutel. Von des Jungen Emancipationsreden wußte er begreiflich wenig. Hans der Junge hielt ſie nicht vor Hans dem Alten. Doch haben wir Urſache zu glauben, der Alte hätte ſie nicht halb ſo übel genommen, als es dem Anſcheine nach hätte ſein ſollen. Hans der Alte hätte gedacht, es ſei dem Jungen nicht Ernſt, er beziehe, was er ſage, nicht im mindeſten auf ihr Verhältniß, er ſage das bloß, um Andere zu gewinnen und ihnen den Speck durchs Maul zu ziehen. Wenn man es nur den Leuten recht eingeben könne, das ſei die Hauptſache, daneben ſei Alles recht und alle Mittel gut. Und wie man nicht alle Fiſche mit den gleichen Mücken fange, ſo ſei es auch mit den Menſchen, man müſſe jedem das darhalten, wo man glaube, er beiße. Dieſer Kalcul iſt nicht ungewöhnlich, es machen ihn gar Viele, aber wer ihn macht, verbrennt die Finger daran gröblich; zähle er darauf, von wegen der Teufel iſt ein Schelm.

Nun entſtund Etwas, über deſſen Mangel Viele lange bitterlich geweint hatten, es entſtund politiſches Leben, eine große Bewegung im Lande, wie auf dem Meere, wenn der Wind bläſt, wie im Waſſerkeſſel, wenn die Köchin tapfer feuert.

Tauſend erregte Hoffnungen, die in der Luft herumſchwammen, nicht bloß wie einfältig kleine gebratene Tauben, ſondern wie große Gänſe und welſche Hühner, die öffnen die Mäuler, bringen die Geiſter in Bewegung und in Eifer und machen Partheien. Ach, das iſt ſchön, wenn es Partheien gibt, die zuſammenrennen, machen was gut iſt, Recht zu kriegen, oben zu kommen, Meiſter zu bleiben. In Küchliwyl war es ſonſt ſo todt und ſtill geweſen, wie wir geſehen haben. Die Meiſten ſtunden ihrem Haushalt wohl vor, dachten nicht daran, daß ihnen viel fehle und daß ſie viel Beſſeres zu erwarten hätten, als was ſie ſelbſt erwarben mit Fleiß und Gottes Segen. Jetzt ward es auf einmal anders, jetzt thaten Viele nicht anders als Hausbeſitzer, welche an einem ſchönen Morgen aus dem Schlaf erwachen und mit Schrecken wahrnehmen, daß eingebrochen und das Beſte ausgeräumt worden. Erſt machten ſie Glotzaugen, konnten ſich lange nicht faſſen, als ſie endlich mit Erſtaunen und Grauen des Schadens ſich verſichert, dann ſchlugen ſie Lärm, lieſen von Haus zu Haus, klagten ihre Entdeckungen, erwarteten Theilnahme, forderten Hülſe gegen die verfluchten Diebe und Schelme. Wer an ihren entſetzlichen Schaden nicht recht glauben, nicht mit Spießen, Stangen und Fackeln als gegen Mörder zu Felde ziehen wollte, den betrachtete man ebenfalls mit Erſtaunen und mit Grauen, als mache man plötzlich neue Entdeckungen an ihm, alle Freundſchaft zu ihm erloſch und man ging drei Schritte ihm vom Leibe weg. Wir möchten doch fragen, ob das nicht ganz recht war, ob man

Leuten, welche keine Theilnahme zeigen, keine Hülfe gewähren, wenn man ihnen vor Augen legt, wie man in Noth gekommen, geſchädigt worden, wieder ſich entſchädigen könnte, ferner trauen darf, wenn man bei geſunden Sinnen iſt? Dieſe ſchroffe Scheidung trat bei den Volksverſammlungen noch nicht ſo grell hervor. Da lief alles durch einander ungefähr wie zu einem Spektakel, an eine Hinrichtete, eine Grännete oder einen Schwinget. Die Redner ſtellten die Delinquenten, Gränner oder Schwinger vor, und man freute ſich am Luegen und ſtritt ſich hinten drein, wer es am beſten gekonnt oder gemacht, bei welchem es am luſtigſten geweſen ſei. Am meiſten Freude hatte man allenthalben an einem kleinen dicken Kerl, auf deſſen platten Geſichte Hochmuth und Dünkel ſo dick aufgetragen waren, als Schminke auf den Wangen einer Dame am Hofe Ludwigs des Vierzehnten, in deſſen Geſichte man im ordinären Zuſtande nichts ſah, als oben eine Brille und unten einen Tätſch, dem man bei andern Leuten Naſe ſagt.

Dieſer Stöffel ſtöffelte eben auch an den Volksverſammlungen herum, that als eine Perſon von Wichtigkeit und wollte auch Reden loslaſſen, trat auf die Bühne, ſtellte ſich vor, ſtemmte die Arme auf; es arbeitete in ihm ſichtbarlich, wie im Keſſel einer Locomotive, dann, wenn er genug gepyſtet und gepuſtet hatte, riß er das Geſicht auseinander, daß es ein Loch gab in der Mitte, und aus dem Loch heraus kam eine Stimme: die Jeſuiten fort! Dann ging das Loch zu, das Geſicht ward wieder ganz, der Blaſt war raus, das Männchen wurde wieder dünn und ſtoffelte am Stecken wieder abe von der Bühne, umrauſcht vom Beifallsſturm, der ſich jedesmal erhob, wenn er von den gedachten wohlbekannten Worten glücklich entbunden war. So nahmen dieſe Verſammlungen ſehr Viele mehr als Spektakel als für was Ernſtes. Es lief Kreti und Plethi dran, Leute von allen Farben und Richtungen, ja Weiber und Kinder, Mädchen verſtehet ſich, die ſind allenthalben, wo Hoffnungen in Ausſicht ſtehen. Es wurde wohl gemehret, Hände flogen in die Höhe, aber wem ſie gehörten und wie viele es waren und wie viele nicht in die Höhe gingen, wurde nicht genau genommen, jedenfalls weder gezählt noch conſtatirt. Sie ſchienen alle einfarbig, darum einſtimmig, denn eigentlicher Widerſpruch erhob ſich nirgends, hier und da wurde bloß eine Modification laut. Je leichtfertiger es ging, um ſo mehr legte die Parthei Gewicht darauf, um ſo entſchiedener machte ſie die gefaßten Beſchlüſſe als einſtimmiger Volkswille geltend, um ſo mehr wuchs ihr der Kamm, um ſo größer wurde ihr Anhang, um ſo entſchiedener und größer wurden ihre Forderungen, um ſo leidenſchaftlicher gebehrdeten ſich die Perſonen, um ſo gröber ward die politiſche Nothzucht. Dieſe trat dann ſo recht hervor, als in geſetzlichen Verſammlungen allerlei Abſtimmungen, auch Wahlen vorgenommen werden mußten. Da war politiſches Leben, da konnte der alte Polizeier nichts mehr machen, da befahlen andere Majeſtäten, päckelten erſt das Ganze ordentlich, wie man zu ſagen pflegt, ließen dann die Befehle ausgeben an ihr Volk, ihre Ordonnanzen marſchirten von Hütte zu Hütte, vertrugen die Aufgebote, theilten die Inſtruktionen mit, rühmten und läſterten, fluchten und lobten, daß das Volk bald heiß, bald kalt ſchwitzte, bald Hoſianna ſchrie bald das Kreuzige, Kreuzige! erſchallen ließ, daß es Allen, welche nicht ins gleiche Bockshorn blieſen, unheimlich ward, die Meiſten ſtill zu Haus blieben, die Wenigen, welche öffentlich Stand hielten, ſich ihres Lebens eben nicht zu freuen hatten, ja daſſelbe nicht ſelten bedroht hören mußten, daß, wer furchtſam war, hinreichend eingeſchüchtert wurde. Ja viele wurden politiſch ſo genothzüchtigt, daß ſie mitmachen mußten wider Willen. Benz fürchtete ſich nicht, er war von Natur muthig und ſtark, und auf ſeine Leute konnte er zählen, aber das Mißtrauen, ja ſelbſt Verachtung, welche er ſehen und empfinden mußte, er, der ſonſt nur Achtung und ein unbedingt Vertrauen genoſſen, das ſchmerzte ihn ſehr. Benz hatte auch Ehrgeiz, wie jeder rechte Mann ihn haben ſoll. Benz wollte da, wo er ſtund, geachtet ſtehn und als Einer, der Verſtand und Willen hatte, alles zum Beſten zu machen, was ihm oblag oder anvertraut wurde. Wenn er in die Gemeindeverſammlungen kam oder zur Kirche ging, ſo wurde ihm die Achtung erwieſen und zwar ohne Reglement, mit welcher ein Oberoffizier von ſeinem Regiment empfangen wird. Das nahm er hin, als verſtehe es ſich von ſelbſten, er war es gewohnt von je, verdiente es; aber hochmüthig darauf zu ſein, daran dachte er nicht. Mehr begehrte er aber auch nicht, dieſe Stellung genügte ihm vollkommen, er meinte nicht, ein beſonder Amt, einen Titel, eine extra Berufung haben zu müſſen, um mehr zu werden und mehr vorzuſtellen. Nur in dem Fall, als Noth an Mann gekommen und er hätte helfen können, wäre er ja freilich auch mit Opfern eingeſtanden, denn ein Sackpatriot war er nicht; darum lockten ihn auch die vorgeſpiegelten Erleichte rungen nicht. Nun aber ward es anders. Gekannt als einflußreicher Mann mußte ihm dieſer Einfluß abgeſchnitten werden. Man verleumdete ihm bei dem leichtgläubigen, urtheilsloſen Volke auf alle Weiſe, bald als Jeſuit, bald als Ariſtokrat, bald als Schindbauer, kurz auf jede Weiſe, welche Eindruck machen konnte, da war nichts ſo ſchlecht, das ihm nicht angedichtet wurde. Das ſah Benz begreiflich. Wenn es die Leute ihm auch nicht geradezu an den Kopf heraus ſagten, ſo merkte er es doch allenthalben an ihrem Benehmen. Man wich ihm aus, gab ihm kurze Worte oder ſah ihm auf eine Weiſe ins Geſicht, wie er es ſonſt nicht gewohnt, wie es einem juckt in der rechten Hand, eine Ohrfeige aufzulegen. Männer, mit denen er ſonſt recht befreundet geweſen, mieden ihn oder machten ihm Vorwürfe, und wenn er auch noch ſo bündig ſeine Anſichten auseinanderſetzte, fand doch nicht eins ſeiner Worte Glauben, wurde eher mit Hohn verlacht. Ja ſelbſt in Gemeindsſachen, wo es ſich hauptſächlich um ſaubere Finger handelte, bemerkte er, daß ſein Wort nicht mehr galt, was früher, daß man Leuten ihm gegenüber Zutrauen ſchenkte, vor denen man ſich früher ſtark in Acht genommen hatte, aber ſie waren von der andern Parthei und thaten ſich hervor mit Leidenſchaft und Brüllen. Aber Frau, fragten auch wohl die Mägde, wenn ſie von irgend einer Sendung oder Ausfahrt zurückkamen, aber Frau, was haben doch wohl die Leute gegen den Meiſter, es iſt bald nicht mehr dabei zu ſein. Wo wir hinkommen, ſei es zum Krämer oder ins Wirthshaus, haben die Leute uns was anzuhängen und uns auszuſpotten oder wollen uns ausfrägeln, was bei uns gehe und wer zum Meiſter komme, und ſagen allerlei, man darf es nicht einmal denken, geſchweige ſagen. Wenn dann Liſi es mit Gewalt wiſſen wollte, ſo vernahm es, die Leute hätten geſagt, wie manchmal ſie beichten müßten in der Woche? und Benz ſei ein Fallit und Jeſuit, Ariſtokrat, er ſei beſtochen von den Herren u. ſ. w. Die Kinder aus der Schule kamen heim und weinten, weil der Schulmeiſter geſagt, es gebe Leute, man habe ſie ſonſt für brav gehalten, aber jetzt ſehe man, was ſie ſeien; man könnte nichts beſſeres machen als ſie hängen und mit Herd verſchießen, und dazu habe er ſie ſtark angeſehen, daß ſie wohl gemerkt, wen er meine. Seither verachteten ſie die andern Kinder und hielten es ihnen vor, auf ihrem Vater halte man nichts mehr, er ſei ein Patriot, und es nehme ſie Wunder, warum er nicht eine ſchwarze Kutte trage.

Ja Benz merkte ſelbſt an den Knechten, daß etwas unter ihnen war, was ſie vor ihm geheim hielten, ſie ſchwiegen oft, wenn er zu ihnen kam, und mit ihnen politiſiren mochte er doch nicht. Er fürchtete, böſe zu werden, kommuniſtiſche Anklänge zu hören, daneben konnte er über die Burſche nicht klagen. Aber es iſt immer ein unheimlich Dabeiſein, wenn man merkt, daß etwas unter dem Geſinde iſt, welches ſie geheim halten. Benz empfand dieſes Alles ſehr. Er wollte ſich darüber wegſetzen, aber er konnte es nicht. Er meinte, man ſollte ihn ruhig laſſen, man ſollte doch eigentlich wiſſen, wer er ſei, er ſei nicht von heute her. Er laſſe Andern ja ihre Meinung ungeſcholten, wüßte nicht, warum er nicht auch ſeine eigene haben dürfe. Er laufe ja nicht in den Häuſern herum und dringe ſie Jedem auf, wie die Andern es machen, aber das Recht glaube er zu haben und laſſe es ſich nicht nehmen, gelegentlich ſeine Meinung deutſch zu ſagen, mache man was man wolle, thue man ihn ſeinethalben in die Zeitung. Das war ungefähr ſo viel als vor Zeiten das an den Pranger ſtellen.

Das geſchah denn aber auch und grob, wahrſcheinlich von jungen Leuten, wenn ſie in einer ſogenannten Sekundärſchule weder Achtung vor ehrlichen Männern noch bei aller Sprachdreſſur die Bedeutung der Worte kennen gelernt, noch viel anderes gelernt als viel Einbildung und ein wenig herrſchelig thun. Hans der Aeltere wurde darüber wirklich böſe. Das hätte man können ſein laſſen, ſagte er, mit dem mache man nichts Gutes. Möge jetzt Benz ſein wie er wolle, ſchwarz oder weiß, daneben ſei er ein braver Mann, aber wenn man ihn ertäubet habe, ſo habe man ihn ertäubet.

Neuntes Capitel.

Benz geht ſpazieren, vernimmt viel und bekömmt Gedanken.

Liſi nahm anfangs dieſes Betragen auch ſchwer auf und ward hitzig. Als es aber ſah, wie Benz dadurch finſter und bitter wurde, brach es ſich ſelbſten ab, meinte nicht, es müſſe

Benz alle Worte zutragen und Oel ins Feuer gießen, ſuchte ihn aufzuheitern, ſagte, er ſolle nur warten, die Zeit ſei immer wiedergekommen, wo man Spreu vom Waizen und ſchlechte Leute von braven habe unterſcheiden können. Er ſolle das nur machen laſſen, es ſei gut, wenn es zuweilen recht wüſt gehe, man wüßte ſonſt nicht zu ſchätzen, wenn es gut gehe. Das ſehe man am beſten, daß wenn man ein Dutzend oder zwei gute Jahre hintereinander habe, ſo wiſſe man nicht mehr, was das ſei, wie gut man es habe, ſondern fange an wüſt zu thun und ſich die Sache ſelbſt zu verderben. Wenn es dann eine Zeit lang wüſt genug gegangen ſei, komme man wieder zum Verſtand, trachte nach dem Guten. Das wäre wohl gut, ſagte Benz, aber denk' Frau, wie viel zu Grunde geht, wie viele Leute unglücklich werden und ſchlecht. In vielen Jahren iſt nicht mehr gut zu machen, was in einem verdorben wird. Wie willſt du es anders machen? fragte Liſi. Magſt machen was du willſt, kannſt doch nichts dran machen, und wenn du recht böſe wirſt, ſchadeſt du Niemanden als dir ſelbſten. Denk, Gott wolle es ſo, und wenn es Zeit ſei, werde er es ſchon anders machen. Unterdeſſen wollen wir zu uns ſehen und hier oben im Frieden uns ſtille halten. Wir haben Gott Lob andere Leute weniger nöthig als ſie uns. Das waren ſchöne Zuſprüche und Benz nahm ſie gut auf, aber ſie waren doch kein Schild, das alle Pfeile auffing, welche Benz verwundeten, ſo wenig als man mit Stubenhüten vor herrſchenden Krankheiten, Huſten und Flußfieber per Exempel ſich wahren kann.

Was einmal in der Luft iſt, kömmt an uns und wenn wir uns hinter ſieben Riegel bergen. Zudem kann ein Bauer wie Benz nicht immer daheim bleiben, er muß Handels und Wandels wegen immer unter die Leute, kann es nicht vermeiden, mit ihnen auf allerlei Weiſe in Berührung zu kommen. Iſt man auf der Straße, muß man doch zuweilen einen Schoppen trinken. Es iſt nicht aller Leute Sache, dürre Birnſchnitze im Sack bei ſich zu tragen und dazu Waſſer zu trinken ab den Brunnen an der Straße, auch iſt dieſe Sitte ſo ziemlich außer Mode gekommen. Nun kann man wohl dieſe oder jene Wirthshäuſer, welche man als Miſſionshäuſer oder Stationen des Radicalismus kennt, manchmal meiden, manchmal nicht. Aber es kann Einem wiederum begegnen, daß man den Regen meidet und unter die Traufe kömmt.

Eines Sonntags ſagte Benz zu ſeiner Frau: Es iſt mir zuwider, aber ich ſollte dem Holzhändler, dem Halblützel Chriſteli, dem ich voriges Jahr die Tannen verkauft habe, nach und ihm perſönlich zu Leib ſteigen, ſchriftlich hilft nichts. Es iſt mehr als ein halbes Jahr, daß er mir das Geld bringen ſollte und jetzt ſollte ich es haben. Hans ſagt auch nichts, daß er mir die 200 Thaler wiedergeben wolle. Nun das iſt nicht verloren, aber vom andern wollte ich lieber, ich hätte es ſchon, es iſt dem Halblützel nichts zu trauen, thut groß, verthut viel, der Handel muß ſchön eintragen, wenn er das alles ertragen mag. Es fängt ſo ſatt an, die Großhanſe z'kehre, wie es aber auch recht iſt, denn die andern Leute hätten ſich zu erklagen, wenn es den Einen geordnet wäre, nichts zu thun als groß und dabei wohl zu ſein bis ans Ende. Aber lieber hätte ich dabei nichts im Feuer und möchte nicht auch mitleiden. Gab' das Holz ihm ungerne. Weil er mir mehr bot als Andere, dachte ich, es wäre doch dumm, wenn ich es ihm nicht geben würde. Nun geht es mir wie Andern auch, gelöſt hätte ich viel, wenn ich jetzt das Geld auch hätte. Habe ich es aber einmal, ſoll es mir für einandermal eine Warnung ſein. Liſi ſtrengte Benz an, daß er gehe. Es wäre ihm z'wider, wenn ſie an dem Hallunken Geld verlieren müßten, ſie hätten es ſonſt zu brauchen, ſagte es. Weiber ſind in der Regel um ausſtehendes Geld beſorgter als Männer und Verluſte gehen ihnen tiefer, ſie ſind von Natur mehr ans Erhalten als ans Erwerben gewieſen. Es war ſchön Wetter und Benz marſchierte einen ſtarken Schritt, um den Mann noch zu Hauſe zu treffen, denn er wußte wohl, daß der nicht einen ganzen Sonntag Nachmittag zu Hauſe war, ſondern unter die Leute gehörte, welche alle Tage ſchwitiſiren und am Sonntag doppelt, welche außerhalb des Hauſes für ihre eigene Perſon mehr brauchen, als für die ganze Haushaltung ſammt Weib und Kindern, welche wegen drei Kreuzern daheim ſich brandſchwarz fluchen können, während ſie drei Gulden verhudeln, ohne ſich umzuſehen. Der Art Leute gibt es je länger je mehr, je weniger es ihnen daheim wohl iſt, je weniger ſie zu chriſtlicher Treue, zu altväterlichem Fleiße, ſondern bloß zu dem fatalen neuen Herrenthum erzogen werden. Dieſe Alle laufen daheim weg, gewöhnlich wegem Vaterland und gerade ſie untergraben das Vaterland, an ihnen würde es zu Grunde gehen; das Wohl des Vaterlandes ruht nicht auf Kneipies und Schwities, ſondern auf treuen, frommen und fleißigen Hausvätern. Benz machte allerlei Gloſſen auf ſeinem Wege, denn faſt drei Stunden hatte er zu gehen durch eine belebte Gegend. Ihm begegnete viel hoffährtiges Volk, das reuterte munter durch die Straßen und viele darunter ärgerten ihn. Nit, ſagte er bei ſich ſelbſt, daß ich meine, man ſolle am Sonntag nicht brav und recht daher kommen, wohl das ziemt ſich und iſt recht, aber alles nach dem Vermögen. Wer z'Sach nicht kennt, ſollte meinen, es ſeien alles reiche Bauerntöchter auf der Straße, das glitzert und glänzt durch ſieben Zäune durch. Wer z'Sach kennt, kennt d'r Halbbatzig Zeug wohl, wo möchte und nicht kann, er kann die ſchlechten Kleidlein, wo ein Vesper und ein Feierabend ſind, wohl unterſcheiden von den währſchaften und haltbaren. Ich meine nicht, daß die Reichen ein Vorrecht und die Armen eine beſondere Kleidung haben ſollten wie die Zuchthändler, aber ich meine, ſie ſollten ihr wenig Geld nicht für Kleider ausgeben, die etwas ſcheinen aber nichts ſind, viel koſten, beſonders Macherlohn, und für kein Wetter taugen, die Sonne mögen ſie nicht erleiden und den Regen nicht ertragen. Ich meine, ſie ſollten währſchafte Kleider haben und Geld ſparen, und ja freilich würde es mich freuen, wenn meiner Mägde Kinder einmal wie Bauerntöchter daher zu kommen vermögen, wie meiner Töchter Kinder. So wie ſie es treiben, werden ſie betteln, ihre Kinder betteln, werden in Lumpen laufen drei, vier Jahre, ausgenommen, wo ſie der Mutter gleich thörichte Hoffarth treiben und manchmal noch zwiſchen durch betteln gehen. Denn mein Gretli behauptet ſteif und feſt, daß am Montag Mädchen vor unſerem Hauſe gebettelt, mit denen es am Sonntag irgendwo getanzt und wo ſie Staat gemacht, daß man hätte meinen ſollen, wer ſie ſeien, wenn man nicht die luderigen Strümpfe, das verwaſchene Hemd und zuweilen das ſpottſchlechte Gloſchli geſehen.

Was ihn aber noch mehr ärgerte, war das Gerößel auf den Straßen. Er, Benz, der Bauer auf der Ankenballe hatte ſechs Roſſe, kleinere und größere, ſie ſtunden alle im Stalle und er ging zu Fuß. Nun war die Straße voll Fuhrwerke von allen Arten und wer war darin? Es waren meiſt geliehene Fuhrwerke und darin ſaßen ſolche, welche mühſam ihr Brot verdienten, ja oft ſolche, welche es nicht verdienten, Lehrbuben, angehende Subjekte in Schreibſtuben. Auch wohl ſolche, welche ein eigen Rößchen hatten, eins nicht viel beſſer als eine Geiß, damit am Sonntag ſich ſplendid machten und dem guten Geſchick nachfuhren. Es waren zumeiſt Leute, welche Sparen bitter nöthig hatten, wenn ſie einmal Grund unter die Füße bekommen wollten, und die fuhren da aus, gebehrdeten ſich wie Prinzen aus dem Mohrenlande, verbrauchten mehr Geld als ſie hatten, blieben die geliehenen Fuhrwerke einſtweilen ſchuldig und wenn ſie ſie bezahlen mußten endlich, ſtahlen ſie das Geld irgendwo. Mit großer Betrübniß ſah Benz die zahlreichen Exemplare aus dieſer Claſſe, welche an ihm vorüberrößelten, meiſt in weiblicher Begleitung. Da wundere man ſich über die zunehmende Armuth, dachte er, und die Weiſen dieſer Welt thäten allerlei dar, wie die Reichen ſchuld daran wären, und die Abgaben, welche nun auf dem Armen lägen und allerlei deren Dinge mehr. Gingen ſie doch einmal ſo an einem Sonntage auf die Straßen, dachte er, da könnten ſie ſehen was arm mache. An jedem ſolchen Sonntage werde der Grund zu einigen hundert armen Haushaltungen gelegt. Von denen, welche dem Teufel geradezu an ſeine Angel biſſen und Verbrecher würden, wolle er nicht einmal reden. Da könne man ſehen, daß was Gott zum Heile gebe, entheiligt zum Fluch werde. Die armen Jungen müßte er bedauern, ſie hätten den Verſtand nicht beſſer, aber andere ſollten ihn haben, namentlich Eltern, Meiſterleute, Lehrmeiſter, die ſollten dafür ſorgen, daß die Ihrigen den Sonntag beſſer zubrächten, aber was wolle man, wenn ſie es ſelbſten nicht beſſer machten! An das, was die Regierungen dabei thaten, wolle er lieber nicht denken, es ſei an manchem Orte gerade, als ob man ein Eingericht hätte, dem vierten Gebote z'trotz, dem Teufel z'lieb.

Nicht leicht fördert etwas eine Fußreiſe mehr als Gedanken, welche das Blut in gelinde Wallung bringen, ſeien es nun freudige oder zornige, gleichviel. Benz war bei Chriſteli Halblätzels Wohnung, ehe er es dachte, aber der Vogel ſchon ausgeflogen. Deſſen Frau gab Beſcheid. Es war keine Kreuzträgerin, ihr Wahlſpruch ſchien zu ſein: und iſt mein Schätzel liederlich, bin liederlich auch ich. Sie kalkulirte wahrſcheinlich: Alles müſſe doch drauf, da wolle ſie nicht dumm thun und ſich nicht auch ihren guten Theil zu Gemüthe führen. Sie jammerte daher nicht, wenn ihr Chriſteli viel brauchte und betrunken war, ſchluchzte nicht um ihn herum und meinte ihm die Schuhe voll, ſondern ſie lachte dazu und erzählte ihm was ſie gerne wollte, von ihren Schmitten, daß es Chriſteli Halblätzel ſelbſt zuweilen faſt übers Herz kam. Aber was ſollte er machen?

Einmal ſagte er wohl: Aber Frau, du treibſt es wohl ſtark, ſo kann es auf my Seel nicht immer gehen; denkſt du nicht an deine Kinder. Sobald du an deine denkſt, werde ich auch an meine denken, hatte die Frau geantwortet und den darauf folgenden Strauß ſo ausgefochten, daß Chriſteli nicht viel anderes wußte, als entweder es bewenden zu laſſen oder mit gutem Beiſpiele voranzugehen, zum letztern hatte er nicht Luſt, es blieb alſo beim erſtern. Und wenn er vielleicht ſchon Luſt gehabt, anders zu leben und an die Kinder zu denken, ſo zweifeln wir, daß die Frau gefolgt wäre, ſie war viel zu ſehr in die neumodiſchen Grundſätze eingefarrt. Dieſe Grundſätze beſtehen hauptſächlich darin, daß es Hauptpflicht ſei, für ſich ſelbſt zu ſorgen, die Andern auch für ſich ſelbſt ſorgen zu laſſen, und dieſe Pflicht wird bis auf die Kinder ausgedehnt, für die man ebenfalls weder zu ſparen hätte, noch dafür zu ſorgen, ihnen einen guten Namen zu hinterlaſſen. Auf welchem Hauptſatz die Angriffe auf die Ehe, welche eine ſolche Pflicht in Beziehung auf die Zukunft der Kinder in ſich zu ſchließen ſcheint, entſprang, ſowie die Forderung, daß der Staat die Kinder zu erziehen habe. Chriſteli Hablützels Frau war ſehr hoffährtig und that eilig, Benz abzufertigen. Benz wußte nicht, wollte ſie auch fort oder war ſie daheim mit Beſuch verſorget. Der Mann ſei fort mit dem Notar, ſagte ſie, ſie hätten ein Geſchäft miteinander, aber ſie glaube, daß er beim blauen Schimmel im weißen Neſt angetroffen werden könnte. Das Wirthshaus war ein neues, Benz nicht bekannt, aber er wußte, wo das weiße Neſt war, hatte nicht viel um, es war hinreichend Zeit dazu, und einmal auf dem Wege, wollte er nicht umſonſt gegangen ſein. Er machte ſich alſo dem blauen Schimmel im weißen Neſte zu.

Vor dem Hauſe ſtunden Fuhrwerke, in der Gaſtſtube ſaßen etwelche Leute. Benz dachte, es ſei doch kein Neſt ſo neben aus, es ſei Gaſtig da. An einem Sonntag ſollte man meinen, alle Säcke ſeien voll Geld, ſei der vorbei, höre man 6 Tage lang klagen, es ſei kein Geld im Lande. In der Gaſtſtube war kein Chriſteli Hablützel nicht, waren die Leute nicht, welche zu den Fuhrwerken gehörten. Diesmal, dachte er, ſei er wohl am unrechten Orte, gewiß ſei da eine Zuſammenkunft von Leuten, wie er ihnen nichts nachfrage und ſie ihm nicht. Am beſten ſei's, er mache, daß er wegkomme, je eher, je lieber. Indeſſen trank er gelaſſen an ſeinem Schoppen, und als er ihn bald getrunken hatte, frug er ſo wie beiläufig nach ſeinem Chriſteli Halblützel. Der werde nicht weit ſein, wenn er was mit ihm wolle, könne man's ihm ſagen, gab der Wirth zur Antwort. Selb wär' ihm recht, ſagte Benz, nur ein Wort, verſäumen wolle er ihn nicht. Unſer Halblützel, im Wahne, es werde einer ihm einen guten Handel antragen, erſchien alsbald unter der Thüre. Als er unſern Benz ſah, begriff er etwas vom Gegentheil, fragte aber in ſeiner verhärteten Frechheit: Werdet wohlfeile Tannen haben, und die werde ich kaufen ſollen? Einſtweilen, ſagte Benz, wollte er lieber das Alte fertig machen, ehe er was Neues anfange, nachher dann warum nicht, ſo wohlfeile, als ſie des Handels einig werden könnten. Chriſteli Halblützel verſtund Benz ganz wohl. So wird das nicht mehr lange gehen, antwortete er. Morgen fahre ich nach Baſel, dort habe ich einen Sack voll zu faſſen, ich habe geglaubt, ich kriege nichts mehr. Es iſt nicht mehr wie ehemals, da war das Geld da, ehe das Holz unten war. Jetzt will das Holz bald Niemand mehr und hat man endlich z'Noth Jemanden verkauft, ſo fragen ſie einem nichts mehr nach und thun als hätten ſie's d'r Gottswillen. Jetzt ſoll ich hinunter, bekam einen Brief. Im Heimfahren komme ich vorbei, zählt darauf, da können wir das Alte abmachen und nach dem Neuen ſehen. Ich glaube, es gieb wieder, d'ſunderbar ſchöne Laden (Bretter). Droben, wo Chriſteli herausgerufen wurde, ſaß eine noble Geſellſchaft, hatte Allerlei abgerathen und nahm jetzt was zu ſich, das Loch zu vermachen, welches der losgelaſſene Geiſt zurückgelaſſen. Es war der Regierer, einige Amtsrichter, worunter eben unſer Hans, Schreiber, Militär, kurz die liberale Crême, d. h. die Quinteſſenz der Umgegend. Wer iſt unten? frug der Regierer den Wirth, der zurückgeblieben war. Es iſt ein vornehmer Bauernmann, ich ſah ihn ſchon mehr, aber den Namen kann ich ihm nicht geben, ich glaube, es ſei etwas von Anken darin.

Das iſt gewiß Benz auf der Ankenballe, ſagte Hans. Der wird Geld wollen vom Halblützel. Er hat ihm Holz verkauft und wird auch aufs Geld warten müſſen, wie es Andern auch noch geht. Wird ihn daheim nicht angetroffen haben und der Spur nach ſein. So, der Ankenbenz, ſagte der Regierer, ſo, den möchte ich auch mal kennen lernen, vielleicht, daß man den noch brichten könnte, wenn man es recht anfinge, ſagte er. Zweifle, ſagte Hans, der hat ſeinen eigenen Kopf. Probieren ſchadet nichts, ſagte der Regierer, wer weiß, z'gwinnen wäre viel, z'verlieren nichts. Der Regierer kannte Benz per se aus Berichten als einen Gegner des Allerneuſten, hatte gehört, daneben ſei er ein geſcheuter Mann und von großem Anſehen. Dieſes war auf Anrathen des Regierers beſtmöglichſt beſchnitten worden. Indeſſen kannte derſelbe wenn nicht viel doch ſo viel von der Geſchichte, daß er wußte, wie die Stimmung der Leute ſich ändere, wie man ehrenhafte Namen wohl einige Zeit mit Koth übertünchen könne, der Koth jedoch abdorre und abfalle, das Ehrenwerthe bleibe. Daher wollte er lieber den ganzen Mann auf der Seite haben, dies ſchien ihm dauerhafter. Hans wurde abgeſandt, Benz heraufzuholen, er ging ungern und Benz erſchrak als er den Hans ſah. Iſt der auch da, dachte er bei ſich, der wäre auch ſchöner daheim. Da wird aber was ſauberes gekorbet werden, daß dieſes Volk da zuſammenläuft. Du ſolleſt hinauf zu uns kommen, der Regierer hat's befohlen, richtete Hans aus. Und der hat mir geradeaus nichts zu befehlen, ſagte Benz. Daneben muß ich preſſiren, es iſt ſchon ſpät und ich habe weit. Wart, komm dann mit dir, ſagte Hans, aber eben nicht ſehr preſſirlich, er begehrte Benz gar nicht in dieſe Geſellſchaft. Er wußte wohl wie Benz dieſelbe und ihr Thun und Laſſen anſah. Könnte mir zu lange gehen. Hab verrichtet was ich konnte, und gehe ich jetzt, komme ich noch Tags heim, antwortete Benz. He nun ſodann, ſagte Hans, wenn nichts zu machen iſt, und's anhalten nichts hilft, wird man es müſſen geſchehen laſſen. Da erſchien der Regierer, der, wenn er was befohlen, nicht lange Geduld hatte, bis der Befehl vollzogen wurde. Will er kommen oder muß ich es mit einem Leibhaft probieren? frug er lachend, ging in aller Freundlichkeit auf Benz zu, hieß ihn willkommen und freute ſich ſehr, ſeine Bekanntſchaft zu machen, er hätte ſchon ſo viel Gutes von ihm gehört, daß er ihn ſchon lange gern einmal hätte ſehen mögen. Benz war ganz verdutzt, mit dieſer Holdſeligkeit wußte er nichts anzufangen, wäre der Regierer grob gekommen, Benz hätte ihm ſehr gut zu begegnen gewußt. An dieſer Höflichkeit zog er Benz hinter ſich her, faſt wie man einen ſpröden Hund an einem Stricke hinter ſich her zieht.

Es wäre ein ſchön Stück Arbeit für einen Maler geweſen, die drei Figuren, den Regierer, Benz und Hans in ein Bild zu bringen. Der Regierer, ſtrahlend im Bewußtſein ſeiner Macht und der vollbrachten That, Benz, trübſelig, wehmüthig und ärgerlich über ſich, Hans in verlegener Freundlichkeit und banger Erwartung der Dinge, welche da kommen würden. Mit aller Höflichkeit machte der Regierer Benz neben ſich ſitzen, befahl ein Glas, bot die Doſe, fragte, was ihn guts daher gebracht? Benz ſagte etwas von Holz und Handel, begreiflich nicht, daß er Chriſteli Halblützel, der wieder in der Nähe des Regierers ſaß, um Geld getreten und verzweifle, was von ihm zu kriegen. Nun lief das Rad und das Korn war aufgeſchüttet auf des Regierers Mühle. Er begann alsbald tiefſinnige Theorien zu entwickeln über die Bewirthſchaftung der Wälder und den Handel mit Holz. Er lehrte Benz Tannenſamen ſäen, Bohnenſtecken pflanzen, Schläge machen, Eichwälder anlegen, Buchenzucht treiben. Lehrte ihn, wie man die Hälfte der Wälder ausroden und aus den übriggebliebenen Wäldern 100 Procente mehr ziehen könnte als früher aus der Geſammtheit. Er lehrte ihn den Holzhandel und wie man, wenn man es recht anfinge, für Frankreich und England Bretter und Bauholz liefern könnte und im Verkauf wieder 100 Procent gewinnen, das ſei der Vortheil von Theorie und Syſtem. Er ſei überzeugt, wenn man einmal die Bauern dahin bringen könnte, theoretiſch und ſyſtematiſch zu verfahren, es würde ihnen ihr Land wenigſtens das Doppelte oder Dreifache ertragen. Aber ſie müßten es ganz anders anfangen als jetzt und er entwickelte eine Landwirthſchaftstheorie, daß Benz Maul und Naſe offen vergaß und nicht wußte, war er ein Narr oder der Regierer einer. Ja, ja mein lieber Nachbar Gerichtſäß und Bauer auf der Ankenballe, es wäre noch viel zu lernen, wenn man nicht hartnäckig am Alten hangen, ſondern Vortheil ziehen wollte aus den neuſten Entdeckungen und den Reſultaten der Wiſſenſchaft, ſagte der Regierer und klopfte Benz auf die Achſel. Es ſei eine neue Zeit und die fordere ein neu Leben und wer ſich nicht darein fügen wolle, bleibe zurück und müſſe ſchmerzlich büßen und vielleicht noch für Kinder und Kindeskinder. Ja, ſagte Benz, von all der Weisheit wie vor den Kopf geſchlagen, es wird ſein, es heißt ja, ich ſtrafe die Bosheit der Väter bis ins dritte und vierte Geſchlecht, denen aber, die mich lieben und meine Gebote halten, vergelte ich in die Tauſende, und was geſchrieben iſt, bet ſy Weg. Ja, ſagte der Regierer, das kann man nehmen, wie man will. Geſchrieben iſt geſchrieben ſelb iſt. Aber daß dann alles ſo ſei, wie es in der Bibel ſteht, ſelb iſt eine andere Sache, das iſt wie mit allem andern, was geſchrieben ſteht: öppis iſt gut, öppis nit gut. Es heißt ja nicht umſonſt, prüfet Alles und das Beſte behaltet. So heißt es, ſagte Benz, aber es iſt immer bei aller Sach ein Unterſchied. Selb ſei, ſagte der Regierer, da habe er recht. Die einen Menſchen ſchrieben beſſer, richtiger als die andern, daher ſei auch den Einen mehr zu glauben als den Andern, ſo wie man auch auf die Reden der Einen beſſer gehen könne, als auf die Reden der Andern. Allweg, ſagte Benz, ſo iſt's, ſo wie ein Unterſchied iſt zwiſchen göttlicher und menſchlicher Schrift. Ja mein guter Nachbar Gerichtſäß, ſagte der Regierer, und Hans ließ es kalt den Rücken auf, weil er wußte, daß der Regierer drei Dingen nie widerſtehen konnte: Wein, Weibern und Disputiren, ja mein guter Gerichtſäß, ſeid ihr noch von den guten alten Rechtgläubigen Einer, welche meinen, der liebe Gott habe zu den Menſchen geredet durch ein Sprachrohr, ſo gleichſam durch eine Orgelpfeife. Dieſe Gutgläubigen ſind wirklich rar geworden, ſah lange keinen mehr. Aber Ernſt wird es euch nicht ſein, werdet mich bloß fecken wollen, was ich dazu ſage. Ja, mein guter Gerichtſäß, vor 20 Jahren hätte ich eine Priſe genommen und euch auch eine geboten, und hätte geſagt: enfin, es macht ſchön Wetter, aber ich glaube, es werde bald ändern. Jetzt aber darf man anders reden, und es muß noch viel beſſer kommen, jetzt hat man keine Ketzergerichte mehr, ſondern Glaubensfreiheit. Jetzt will man das Volk nicht mehr dumm, ſondern aufgeklärt, jetzt darf man dem Volke auch ſagen, was die Gebildeten ſchon lange wußten und gelehrte, volksliebende Männer ſchon lange klar ans Licht geſtellt. Alles das Wunderbare, überhaupt, was Uebernatürliches in der Bibel ſteht, iſt Lariſari, ſo gut wie was Römer und Griechen von ihren Göttern geglaubt und geſchrieben, es iſt eins akurat wie das andere. Es hat jedes Volk ſeine Mythologie, ſo lange es in einem kindiſchen Zuſtand iſt, wie die Kinder auch an Hakenmann und Böölimann glauben; werden die Völker aber geſcheuter, werfen ſie den ganzen Kram auf die Seite, ſo machten es Römer und Griechen, ſo geht es auch bei uns und es iſt Zeit, daß wir die Kinderſchuhe wegwerfen und Stiefel anziehen, mit denen man kömmt durch dick und dünn. Das iſt nur eine halbe Freiheit, wenn man leiblich frei iſt und die Ariſtokratie auf der Seite hat. Sie iſt eigentlich gar nichts werth, ſo lange man nicht ganz frei iſt und das Pfaffenthum noch auf dem Nacken hat, ſo lange man nicht geiſtig frei iſt, den Geiſt ſich binden läßt durch alte Mährlein und ſein Gutdünken durch Geſetze.

welche durchaus ohne Grund und Boden, welche durchaus nicht rationell ſind.

Es gibt für rechte Geſetze keinen andern Boden als die Natur und nur die Geſetze ſind rationell, welche auf die Natur gegründet ſind, das iſt das wahre Naturrecht und dabei läßt ſich einzig vernünftig leben, ſonſt gar nicht. Alle andern Geſetze ſind unhaltbar, naturwidrig, lähmen und verdummen die Menſchheit. Es iſt gerade, als ob man einem Menſchen, der groß wächſt, immer die Schuhe an den Füßen laſſen wollte, welche man ihm angezogen, als er ein jährig Kind war. Das iſt nun der entſchiedene Fortſchritt, daß man all den alten naturwidrigen Gerümpel wegſchafft und naturgemäß nach der eigenen Weisheit und im obwaltenden Zeitgeiſte lebt. Parbleu! was will man anders, wenn man nicht hundert Jahre hinter allen Völkern zurückbleiben will. Was will man doch da mit den zwei-, dreitauſendjährigen Dummheiten? jetzt iſt man ſelbſt weiſe genug! Ich frage: Was wäre das für ein Leben, wenn in ſo langer Zeit die Menſchen nicht weiſer würden, das hieße ja auf der Stelle marſchiert, und das thut man nicht. Darum einmal fort mit dem alten Plunder, der iſt gerade wie ein Schleiftrog auf ebenem Wege.

Benz war es ſchon lange den Rücken aufgelaufen und heiß geworden vor der Stirne, aber den Regierer unterbrechen, wenn er im Zuge war, ſelb konnte nicht Jedermann. Um nicht zu erſticken, hatte er, wenn der Regierer mit ihm angeſtoßen, gute Züge gethan, jetzt brach ihm das Wort mit Macht durch. Das ſei wohl ſtark geredet, ſagte er. Das könne er gar nicht ſo anſehen. Ja freilich, wenn Gottes Wort menſchlich wäre, ſo müßte es veralten, aber eben das ſei der Unterſchied, daß es göttlich ſei, daher immer recht und nie veraltet. Das könne man ja ſelbſt ſehen, wer darnach lebe und wer nicht darnach lebe, denen gehe es immer, wie es in der Schrift geſchrieben ſtehe und wer weiſer ſein wolle als Gott, der werde zum Narren und verſtockt, daß er nichts mehr recht einſehen könne, Augen habe und nicht ſehe, Verſtand und nichts begreife. Auf das naturgemäß könne er ſich nicht verſtehen, aber wenn es das bedeuten ſolle, daß jeder machen dürfe, was ihm ankomme, ſo halte er nicht viel auf dem, die Hunde machten es ſo und die Schweine, mit denen zähle er ſich doch nicht gerne zuſammen, da hülf er auch einen Unterſchied machen. Daneben habe er nichts dawider, es gebe Menſchen, welche ein ſolches Leben ührten, beſonders in dieſer Zeit, aber was die Leute auf ihnen hielten, könne man hören und was ein ſolches Leben für einen Austrag nehme, werde man ſehen, akurat wie es heiße im 73. Pſalm, dort könne man es deutlich genug leſen, und was es für einen Austrag nehme mit einem Volke, wenn es gottlos werde, könne man an den Juden ſehen, und er habe einen Ton davon gehört, daß es den angezogenen Griechen und Römern nicht beſſer ergangen.

Aber Benz erfuhr es, was es heißt, Saul unter den Propheten ſein oder mit den Hunden, unter denen man iſt, nicht heulen wollen. Es erhob ſich ein großer Sturm mit Macht gegen Benz. Dem angegriffenen Regierer eilte Alles zu Hülfe, Jeder wollte Zeugniß ablegen von ſeinem Standpunkte, und daß er auch ein Mann des Zeitgeiſtes und des Fortſchrittes ſei. Man riß die Bibel z'weg auf bekannte Weiſe, ſprach vom Vater Noah und Bileam's Eſel, vom Jonas und vom Elias, überhaupt alle die bekannten Spöttereien, welche nicht zu wiederholen ſind. Es legte ſich eine unausſprechliche Rohheit und Gemeinheit an den Tag, die ſich in Worten nicht ausdrücken läßt. Es ſtunden Benz die Haar zu Berg, ſo was hatte er noch nie gehört. Am zornigſten machte ihn aber doch der Regierer, der in barmherzigem Tone weiter ſprach, nachdem er einige Zeit dem allgemeinen Gerede ſeinen Lauf gelaſſen, um damit den Beweis zu führen, wie recht er habe und daß ſeine Anſicht die allgemeine ſei. Ja, mein guter Gerichtſäß, habt es nicht ungern, ſagte er, aber die Sache iſt nun einmal ſo und wird nicht mehr anders werden. Mein Gott, es nimmt es euch Niemand übel, daß ihr noch die altväteriſchen Anſichten habt, daran ſeid ihr nicht einmal ſelbſt ſchuld; euer alter Pfarrer, wo euch unterwieſen hat, wird euch das eingegeben haben und Himmel und Hölle vorgeſtellt, wenn ihr nicht alles Punktum glaubt. So machen es die Hagels Pfaffen, aber ihr Regiment muß auch zu Ende gehen. Wer dann nicht viel unter die Leute kömmt oder mit der neuern Literatur bekannt wird, kurz vernimmt, was Trumpf iſt, dem geht es ſo wie euch, er wird den alten Zeug nie los und der alte Aberglaube und der Zwang des unnatürlichen Geſetzes hängen ihm ſein Lebtag an. Das beſſert nicht, bis man der ganzen Theologie den Abſchied gibt und die jungen Pfaffen anders bilden läßt, philoſophiſch, nicht theologiſch, und ſie anweiſt, künftig die Leute nicht mehr zu plagen mit Dogmatik und Glaubenslehren, ſondern ſie aufzuklären und zu bilden durch eine ſchöne Moral, gegründet auf Natur und Naturrecht. Die muß die Leute leben lernen, wie es paßt für dieſes Leben, was zum Schinder nützt die Dreſſur für ein zukünftiges Leben, wo ja nirgends iſt. Da lernt man etwas, welches man nie braucht, und lernt nicht, was man alle Tage nöthig hätte, ſo verkehrt iſt noch Alles bis auf den heutigen Tag. Darum iſt einmal Zeit, daß man die Sache anders anfaſſe und dem Menſchen zu ſeinen Rechten verhelfe. Der Menſch iſt Gott! Da liegt es! Dieſes Wort ſchließt in ſich die Wahrheit, darin ſind die wahren Menſchenrechte. Und zu gleicher Zeit iſt der Menſch ſein Teufel, Gott und Teufel ſind in ihm beiſammen; haben da an einem kleinen Orte Platz.

Das kam Benz nun noch viel trüber vor, als vorhin mit der Landwirthſchaft, er mußte fort, da litt es ihn nicht mehr, entweder ſei er ein Narr oder würde einer, wenn er länger da bliebe, dachte er. Er ſtund auf, legte Geld für eine Flaſche Wein auf den Tiſch und ſagte: Bhütech Gott mit einander und lebt wohl. Er wußte nichts beſſeres zu machen, was ſollte er diſputiren gegen den Regierer und den großen Chor, der demſelben zu Gebote ſtund und mit Spott und Schmach einfiel, ſobald der Regierer durch eine Pauſe ihm dazu Gelegenheit bot. Was iſt's, wo hats ſo plötzlich, ſagte der Regierer? War euch der Tubak zu ſtark? Kann nicht helfen, ſagte der Regierer, das iſt einmal ſo und es iſt gut, wenn man es je länger je mehr allen Leuten ſagt. Das Volk muß ſich an die neue Weltanſchauung gewöhnen. Politiſche Freiheit iſt ein Unding ohne religiöſe Freiheit, und die religiöſe Freiheit beſteht nicht darin, daß Jeder glauben kann was er will, ſondern darin, daß Keiner mehr einen Glauben hat, anders zu handeln, als naturgemäß, Keiner mehr an ein zukünftig Leben denkt, geſchweige denn darauf hin lebt auf naturwidrige Weiſe, oder gar für ein zukünftig Leben zu ſorgen, welches gar nicht iſt und in dieſem Wahn Dinge zu thun oder Dingen zu entſagen auf höchſt naturwidrige Weiſe. Aber wenn es euch einſtweilen noch Mühe macht, ſo was zu hören, können wir von andern Sachen reden. Laßt hören, mit wem haltet ihr es in Luzern? He Wirth! Zwei Flaſchen Neuenburger! Wenn ſchon die Leute nichts nutz ſind, iſt doch ihr Wein gut! Aber Benz ließ ſich nicht halten. Er ſollte ſchon daheim ſein, ſagte er. Er hätte es nicht im Brauch, außer dem Hauſe zu entnachten, wenn es nicht ſein müſſe, und geſchehe es, ſo hätten ſeine Leute immer großen Kummer. Müßſie anders gewöhnen, das iſt auch ſo eine von den alten Gewohnheiten vom alten Zwang, wo die Leute nicht wußten, was leben war, die geht aber auch mit dem alten Glauben. Einſtweilen noch nicht, Herr, ſagte Benz, mir iſts wohl bei der alten Gewohnheit und dem alten Glauben, und ſo lange ich das Heft in Händen habe, werden beide bleiben in meinem Hauſe. Wenn wir Beide noch ein paar Jahre das Leben haben, ſo wird die Zeit manches lehren. Es könnten übrigens ſchon jetzt Etwelche merken, wo es hinaus will, wenn ſie wollten. Dabei ſah er Hans mit einem ſcharfen Blick flüchtig an.

Daneben kann man viel lernen alle Tage, warum nicht, das habe ich ja heute ſelbſt erfahren. Was habt ihr dann gelernt, Gerichtſäß, laßt mich hören, es nimmt mich Wunder, frug der Regierer ſpitz. He, ſagte Benz, was es für allerlei Leute gibt, wo ich es bis dahin nicht geglaubt, daß es ſolche gebe, und jetzt behüt'ch Gott und lebt wohl, und ſomit war er zur Thüre hinaus, ehe der Regierer die Priſe ganz in der Naſe hatte, welche er gewöhnlich nahm, wenn er eine lange Rede wollte fallen laſſen. Iſt der böſe? fragte der Regierer. Nun geſchehe nichts Böſeres. Es iſt gut, wenn die Leute einmal wiſſen, woran ſie ſind. Wenn ſie ſehen, daß nichts zu machen iſt, daß die Sache ihren Weg hat, ändern ſie ſich von ſelbſt. Sie wollen doch nicht den Namen haben, daß ſie anders thäten als andere Leute. Man glaubt gar nicht, wie ſolche Leute beſchränkt ſind und wie abhängig von der öffentlichen Meinung. Den Gerichtſäß könnte man auf dem Kopf gehen machen, wenn man ihm den Glauben beibringen könnte, es ſei der Gebrauch ſo, die Leute hielten viel darauf und am Ende werde er gar noch ſelig. Die ganze Rotte brach in ein hell Gelächter aus, deſſen lauteſte Töne noch Benzens Ohr erreichten, und erging ſich nun in Witzen und Geſchichten, wie abhängig ſolche Leute von der öffentlichen Meinung wären, wie ängſtlich ſie ſeien, was dieſes oder jenes Babi von ihnen ſage, auf ihnen halte, wie gruſam ſie ſich in Acht nähmen und wie man einen faſt hinterfür machen könne, wenn man ihm einen Rauſch anhängen oder verleiten könne, erſt nach Mitternacht nach Hauſe zu kommen. Der Regierer hatte viele ſolche Witze los, wie ſie es dieſem oder jenem gemacht, welcher beſſer als die Andern habe ſein wollen, und wiederholte ganz glücklich Alles, was er dem dummen Gerichtſäß unter die Naſe geſtrichen. Er war vollkommen überzeugt, er habe den Bekehrungsverſuch ganz am rechten Zipfel gefaßt, denn er fehlte nach ſeiner Meinung nie. Wenn der Mann auch jetzt davongelaufen, ſo habe er doch großen Eindruck auf ihn gemacht. Es werde nicht lange gehen, ſo laſſe der ſich wieder herbei, und am Ende gehe er doch in ihr Lager über. Weiß nicht, ſagte Hans, der in fataler Lage geweſen. Er ſchämte ſich, nicht in den allgemeinen Chor einzuſtimmen, und ſchämte ſich wiederum vor Benz, daß er es gethan. Weiß nicht, lieb wärs mir, er iſt ein guter Mann und verſtändig; es iſt nichts dagegen zu ſagen und in einem Taufwaſſer ſind wir gewaſchen worden. Aber er hat ſeinen Kopf und wenn er ihn einmal gemacht, ſo hat er ihn gemacht. Was gilts, der kehrt noch, ſagte der Regierer, noch einmal oder zweimal mit ihm zuſammenkommen, ſo hats ihn, gilts zwei Flaſchen Neuenburger. Will ſie gerne zahlen, ſagte Hans, von wegen die Leute hören auf ihn und wir waren von je gute Freunde, möchte gerne mit ihm wieder an einem Seile ziehen. Ja und gället, das hübſch Meitſchi an der Grännete, das war ſeine Tochter? Nun da iſts ſich wohl der werth, ein Dutzend Flaſchen, nicht bloß zwei, ſagte der Regierer.

Nun, da wurde gelacht, geſpaßt, getrunken ꝛc., wie lange wiſſen wir nicht, jedenfalls ſo lange, daß bedeutende Männer nicht mehr Babi ſagen konnten und die beſte Kuh aus dem Stall für einen Batzen verkauft hätten, wenn ſie nämlich welche gehabt hätten. Nebenbei ſoll ſelben Abend im blauen Schimmel ſehr beträchtlich geſpielt worden ſein, ſo zwar, daß Gültbriefe hin und her gingen, Fritzli Schmutz und Hänſi Möff und wahrſcheinlich auch Chriſteli Halblützel gute Geſchäfte machten, während andere wie geſchundene Mäuſe oder gerupfte Enten das Haus verließen. Weiter dürfen wir nicht aus der Schule ſchwatzen, wir könnten ſonſt in einen Aſt ſägen.

Es war merkwürdig, drinnen im blauen Schimmel alles voll Rauch und die Köpfe voll Nebel, draußen der Himmel ſo klar voll Sterne und die Erde voll Mondſchein und mitten drin unſer Benz, voll Zorn und Jammer! Was er bisher ſo ſorgfältig gemieden, das war ihm heute geworden, er war unverſehens ins rechte Wespenneſt gerathen. Von einem ſolchen bodenloſen Unglauben hatte er keinen Begriff gehabt, von einer ſolchen Lebensanſicht, wie ſie hier ausgeſprochen worden, nie geträumt, geſchweige gehört. Und mitten drinn war ſein Freund Hans geweſen, hatte beigeſtimmt, hatte gegen ihn Worte fallen laſſen, die ihm wie Kohlen auf der Seele brannten. Und dieſer Unglaube und dieſe Lebensanſicht ſollte herrſchend werden im Volke und mit Macht gefördert und verhöhnt und verlacht, wer ſie nicht annahm, und darin ſollten die Kinder erzogen werden und für was dann eigentlich? Für einige Jahre die Sau oder den Eſel zu machen, während ſie wähnten, Gott vorzuſtellen — das kam ihm gräßlich vor. Vom Eſel in der Löwenhaut, der aber immer das Ohr vorgeſtreckt, habe er oft gehört, aber daß ein Solcher wie der Regierer ſage, er ſei Gott, ſelb habe ihm faſt übel gemacht, ein Solcher, den man längs Stück mit einem Stecklein nicht anrühren möchte. Das ſei noch ärger als man von Nebucadnezar leſe, der aber auch ein Ende genommen mit Schrecken, der auf allen Vieren gelaufen und als wie ein Ochs Gras gefreſſen. Wenn es ſo kommen ſoll auf Erden, wie ſoll das geben und wer mag da noch mit Freuden leben? Benz dachte nicht daran, daß ihm bei ſolcher Geſinnung der Wald könnte geplündert werden, Geld und Leben nirgends mehr ſicher ſeien und wie eine Obrigkeit das Volk regieren wolle, er brachte nicht ſtaatliche und fiscaliſche Gründe vor.

Mein Gott, dachte er, wie muß es in einem Herzen ausſehen, in welchem das Licht von oben nicht ſcheinet? Da muß es ja ſein wie es war, als der Geiſt Gottes noch nicht über den Waſſern ſchwebte, als die Sonne noch nicht am Himmel ſtand. Da iſt keine Kraft in der Schwachheit, kein Troſt in der Noth, keine Hoffnung im Tod, keine rechte Liebe, kein Muth für die Zukunft zu leben. Da iſt nur ein Leben von einem Tag zum andern, jeden Tag braucht und thut man was man kann und mag, jeder iſt ſich der Nächſte und kein Gott iſt da, an den man denkt, den man fürchtet, dem man Rechenſchaft zu geben hat. Das iſt ja das Leben des Thiers im Walde, das ja auch bloß lebt für Eſſen und Trinken und das nicht einmal etwas vom Sterben weiß, geſchweige vom ewigen Leben. Da wäre für mich keine Freude mehr im Leben. Und wie müßte das ausſehen in den Familien, den Häuſern; da könnte ja die rechte Liebe auch nicht mehr ſein, denn jedes dächte nur an ſich. Und warum ſollte ich ſo Mühe haben für die Kinder, warum treulich für ihre Zukunft ſorgen, mir abbrechen, ihnen anhängen, warum ſo koſtbar ſorgen für den ewigen Tod, warum Frau und Kinder lieben, damit den Tod nur bitterer machen, das Scheiden fürchterlicher. Und wo keine Liebe iſt, da iſt ein gegenſeitiges Verzehren, da iſt kein Beſtand der Familien, da ſind die ärgſten Feinde die eigenen Hausgenoſſen. Denn da iſt keine Ueberwindung ſeiner ſelbſt, kein Ablegen ſeiner Fehler, keine Geduld, keine Sanftmuth, kein Abſterben der Sünde um des ewigen Lebens willen. Da plaget einer den andern um ſo mehr um ſo ſchmerzlicher, je näher er mit ihm lebt. Da iſt ja der Menſch dumm, wenn er ſich irgendwie anſtrengt oder überwindet, denn was hilft das alles? Heute oder morgen ſtirbt man, iſt und bleibt dann todt. Das würde bald ſauber ausſehen im Leben unter den Menſchen überhaupt, da würde man erſt ſehen, daß all die Bildung und Aufklärung gar nichts iſt, gar nichts als der Anſtrich über ein Grab voll Moder und Todtengebeine, daß ſie ohne Glauben nichts iſt als das Mittel, ein um ſo größerer Spitzbube zu werden, ein guter Beiſtand, den Nächſten mit Liſten und unter Schein Rechtens um all ſeine Sachen zu bringen. Am meiſten aber könnten mich die Armen dauern, die um Gotteswillen bitten und denen man um Gotteswillen gibt und hilft, denen bliebe nichts anders übrig, als Hungers zu ſterben oder Gewalt zu brauchen. Das würde ein ſchön Leben geben in beſtändigem Krieg, wer da wohl noch Muth und Luſt zum Arbeiten hätte, wenn jeder zugreifen könnte, wo er nicht gepflanzt und nicht geſäet; das wäre ja ein Leben ohne Frieden, ärger als in der Hölle. Und ſolche Lehren predige Einer, der geſcheidter ſein wolle als Alle, dem es an Ordnung und Recht am meiſten gelegen ſein ſollte, der leugne Gott und möchte ihn am Ende ſelbſt ſein. So was habe er doch noch nicht erlebt, und das vor einer ganzen Stube voll Leute und alle ſchon angeſteckt von dieſem Unſinn, und darauf hin lebten ſie bereits, machten keiner Sache eine Rechnung mehr, alſo Gott nicht, der Ehre nicht, dem Vermögen nicht, Weib und Kindern nicht, andern Leuten nicht, ſondern bloß ihrem Bauche und andern Gelüſten. Und ſolches Leben, ſolche Lehren ſollten mit Abſicht, mit allen Künſten und allerlei Schein eingeführt werden ins Volk, wie der Regierer, der zwar halb betrunken war, angedeutet; das wäre ja ſchrecklich. Das ſollte er erleben, und Hans mitten in dieſer Rotte und bereits angeſteckt ſammt ſeinen Söhnen, von denen Hans dageweſen, um Benz ſich wenig gekümmert, aber deſto wüſter gethan hatte. Das Herz ward ihm ganz voll Elend, es kam ihm faſt vor den Athem, er mußte ſtille ſtehn, es war an einer Bergſeite auf einem Vorſprung, wo man weit um ſich ſah. Es war wunderſchön da. Wie Ahnenbilder im großen Ritterſaale ſtanden im Hintergrunde, einem guten Auge ſichtbar, die alten großen Berge in ſtiller

Majeſtät, mit reichem Mondlicht war die niedere Welt übergoſſen, Feld und Wald, Thal und Hügel ohne Unterſchied der Liebe Gottes gleich, die ohne Unterſchied ſchwebt über Niederen und Höheren, Greiſen und Kindern. Durch die Thäler ſtrichen Nebelchen unſtät flüchtig, als wären es Pilgrime, die eine bleibende Stätte ſuchten, oder verirrte Seelen, welche herum irrten, einen feſten Körper verlangend, und über allem wölbte ſich der Himmel ſo freundlich mild, wie über dem ſchlummernden Säugling ein weiches, warmes, ſeidenes Deckelein. Benz war nicht ſentimental, er war ein Bernerbauer. Dieſe leben mit der Natur zuſammen treu und fleißig, ungefähr wie verſtändige Ehemänner mit ihren Weibern; Ehemänner ſchwärmen bekanntlich ſelten für ihre Weiber, und wenn ſie verſtändig ſind, freuen ſie ſich mehr über ihre Tugenden als ihre Schönheiten. Aber als Benz, an ſeinen Stecken gelehnt, ſtille ſtand und über die Landſchaft ſah, da quoll es in ſeinen Augen und ſchwere Tropfen rollten langſam nieder. Und das Alles ohne Gott! ſagte Benz. O Herr, wie ſind deine Werke ſo groß, haſt ſie alle weislich geordnet, die Erde iſt voll deiner Güte, ſo ſagte David, der große König. Und jetzt will die Bande dort unten ſelbſt Gott ſein und weiß nicht, was alles gemacht iſt und wie es gemacht iſt, und ſie will regieren und kann nichts als zerſtören. Friede und Freude wären zu Ende, und wer jetzt im Frieden ſchläft, den würde der Krieg aufwecken, und die im Herren entſchlafen und von denen verheißen iſt, daß ihre Werke ihnen nachfolgen, was ſollte aus denen werden, wenn die alleine Macht hätten, welche jetzt keine Flaſche mehr halten können in ihren zitternden Händen und welche bald verſenkt ſein werden in den trunkenen Schlaf, aus dem ein ſo ſchwer und ſturm Erwachen iſt, daß man die Poſaunen des Gerichts überhören könnte. Und ihr, die ihr da ſchlafet in dem friedlichen Lande, wißt ihr, was abgekartet worden wider euch. Iſts eine Brandſtiftung, wird Feuer bereitet, ſoll euer Haus angezündet werden, werdet ihr in einer Stunde aus dem Schlafe auffahren, von Feuerſchein und Menſchengeſchrei erweckt und kaum das nackte Leben rettend dem Feuer entſpringen mögen? O nein, dachte Benz, viel Aergeres iſts und wird euch bereitet in der Stille und doch ſo öffentlich und laut, aber ſo arg iſts, daß Niemand es glauben mag, wenn man es auch ausſchreit auf den Gaſſen, daß man todtgeſchlagen werden kann auf den Gaſſen, als Verleumder, während die That begonnen wird, hier, dort, überall, bis man, wie es der Teufel macht, wenn er die Macht erlangt, erſcheint in wahrer Geſtalt und todtſchlägt, an wem man die That nicht zu vollbringen vermochte. Es ſoll dir, du armes Volk, und deinen Kindern der chriſtliche Glaube geraubt werden, ſachte unvermerkt, wie die Beutelſchneider Geld und Uhren aus den Säcken nehmen, daß man nichts weiß davon, bis man es brauchen ſollte und nichts mehr hat als Ungenügen und Krieg, Noth und Tod. Jetzt ſtehe ich da, dachte Benz, und ſchreie ich Feuer, ſo wird es lebendig zu Berg und Thal, es fahren die Menſchen auf, laufen dem Feuer zu, dämpfen es mit aller Macht, wachen bis der letzte Funke erloſchen iſt. Ruf ich aber auch und ſchreie über Berg und Thal, was jene Rotte abkartet, was bereits angegangen und ſich verbreiten ſoll überallhin, ſo lachen und ſchelten die Einen mich aus, die Andern verfolgen mich, die Einen wachen nicht auf, die Andern werden um ſo hitziger, treiben mit deſto größerem Eifer ihr Werk und verleugnen es mit dem Munde, ſobald einer ſie deſſen anklagt.

Es ginge mir auch wie dem Propheten, als er klagte: wer glaubt unſerer Predigt und über wem entdecket ſich des Herren Arm. Es iſt ſchrecklich, wie bei den größten Gefahren man taube Ohren findet, während der kleinſte Feuerlärm durch alle Glieder fährt, und wie man ableugnet, was man mit offenen Augen geſehen und offenen Ohren gehört. Denn jene Menſchen wären im Stande, mich, in deſſen Gegenwart das Alles geſprochen wurde, als Lügner zu verhöhnen und zu ſagen, es denke Niemand daran, Jemanden in ſeinem Glauben zu kränken, ihrethalb könne Jeder glauben, was er wolle, wie ſie auch das Recht hätten, zu glauben, was ſie wollen. Gegen das Chriſtenthum hätten ſie ja gar nichts, es enthalte eine ſchöne Moral. Und leugnen doch Gott und ſagen, man ſolle thun, was die Natur begehre, und ſind wir ja von Natur verkehrt und zu allem Böſen geneigt. Solche Gedanken füllten des Mannes Seele und es ward ihm recht finſter im Gemüthe, als ob keine Rettung mehr wäre, als ob über alle Häupter die Sündfluth des Unglaubens zuſammenſchlagen müßte, in Sünden untergehen die ſündige Menſchheit. Finſter war es geworden, vor dem Monde ſtand eine große ſchwarze Wolke, düſter war es zwiſchen Himmel und Erde, die liebliche Schöne war verſchwunden, in unheimlichem Dämmerlichte ſah man unſicher die Gegenſtände. Da flog die Wolke weiter, ins helle Blau trat der Mond, verklärt in ſeinem Lichte war die Erde plötzlich wieder, im freundlichem Frieden lagen die Thäler und die Hügel und hinter allen ſtunden die rieſigen Ahnenbilder, ſchauten in hehrer Majeſtät über die Niederungen, wie Heldenväter ſchauen mögen aus einer andern Welt auf die Enkel in dieſer Welt. Benz ſtand noch immer da. Länger als über dem Monde ſtund die finſtere Wolke vor ſeiner Seele. Dann kamen ihm aber auch die Gedanken: die Hand, welche ſo raſch vom Monde die Wolke gezogen, die könne auch verjagen die Wolken über den Geiſtern der Menſchen. Der, der mit dem Hauche ſeines Mundes den Himmel fege, der könne auch ſchwinden laſſen mit einem Winke die trüben Dünſte, welche über der Menſchen Seelen ſich lagerten, dem Lichte von Oben den Zugang wehrten, finſter es wieder machen wollten zwiſchen Gott und Menſchen. Woran keine menſchliche Macht das Geringſte vermöge, kein menſchlich Auge eine Rettung ſehe, da ſei Gott mit ſeinem Walten, ſchaffe das Unmögliche, gebiete das Unerwartete. Wie ein altes Sprüchwort ſage, wo die Noth am größten, ſei Gott am nächſten, und habe man ja auch die Verheißung, daß eher Himmel und Erde vergehen ſollten, ehe ein Düpflein an ſeinem Worte. Dann kam nach und nach ein Frieden über Benzens Seele, eine ſtille milde Ruhe, wie ſie lag über Berg und Thal. Der Herr werde es wohl machen, dachte er, und die treu blieben nie verlaſſen. Seinen mächtigen Zepter werde keine freche Rotte ihm entreißen, damit werde er niederſchlagen des Uebermuthes ſtolze Wellen zur rechten Stunde, und zu ſeinen Füßen ſeine Feinde legen. Sein Geiſt ſei ein ewiger Geiſt, den könnte der Menſchen Gutdünken, der zum Zeitgeiſte geballt durch die Völker ſtreiche, ſo wenig überwältigen als die flüchtigen Nebel, welche durch die Thäler ſtreiften, die Berge dort hinten in die Abgründe zu ſtürzen vermöchten. Darum ſolle man nicht verzagen, ſich nicht verkümmern laſſen Friede, Hoffnung, Troſt, ſondern glauben und vertrauen, daß alles, was erſcheine, weiſe ſei und dem Herrn diene zu ſeinem Ziele. So ſei es ja gut, er zeige uns zuweilen den Feind in unverhüllter Geſtalt, laſſe ſo recht hervortreten die Bosheit ſeiner Diener, laſſe ihren Beſtrebungen Bahn, damit die Menſchen zur Erkenntniß kämen, wer der Feind ſei, wie gut er es meine, wie wohl ihnen wäre, wenn ſie ſich verlocken ließen in ſeine Bande und ihn zum Herren hätten in alle Ewigkeit. So kam es allmälig über Benz, und wenn auch nicht akurat mit dieſen Worten, ſo waren es doch dieſe Gedanken, welche über ſeine Seele gingen, wie Licht und Wolken über der Erde ſtreifen und weilen. Ruhiger ſchritt er weiter, kühner und feſter ward es ihm in der Seele. Nicht fürchten die Menſchen, dachte er, ſich nicht beugen vor denen, die Staub, morgen verwelkt ſind wie Gras, nicht haſſen die Menſchen, die nicht wüßten, was ſie thäten, blind der Bewegung folgten wie das Blatt dem Winde, nicht wieder fluchen, wenn einem geflucht würde, nicht verzagen, wenn man verkannt werde, ſondern getroſt ſein, wenn man wiſſe, daß der Einen kenne, der Herzen und Nieren prüfe als mit einer Kerze, nicht verzweifeln, wenn die Hölle die Macht errungen, kein Ausweg mehr geſehen werde, nie kleinmüthig ſein, ſondern ruhig, müthig ſein, den Herren bekennen und des Herren harren, der nicht verwelke wie Gras, ſondern der Gleiche bleibt ohne Schatten der Umkehr in alle Ewigkeit.

Es war ein ſchönes Gehen den Berg entlang, frei zur Linken und zur Rechten, von keinen nähern höhern Bergen das Auge beſchränkt. Benz ſah es und ſah es nicht, er fühlte es, es ward ihm auch ſo frei, hell und weit ums Herz, kein Bangen fühlte er mehr, aber eine feſte Zuverſicht, daß Alles liege in väterlicher Hand, die Alles zum Beſten führe. Als er auf den Punkt kam, wo er unter ſich in einer von Winden geſchützten Vertiefung ſein Haus ſah, da wurde ihm ſein Herz noch weiter. Es war ihm ſein Ort der Freude auf Erden. Gottlob und Dank, dachte er, da bin ich endlich wieder daheim. Es iſt mir wie dem Schiffer, der nach überſtandenem Sturme anlegt in ſicherer Bucht. Ach, man weiß nicht, wie glücklich man iſt, wenn man ſein Heim hat, wo man ſein Glück hat, und ſeinen Frieden, wo man ſeinen Gott verehrt und Gott in den Herzen findet. Wo Gott nicht iſt, da iſt kein Glück, weder in einem Lande, noch in einem Hauſe, noch in einem Herzen. Das habe ich längſt gewußt, habe es heute geſehen und leider werden es viele Menſchen ſehen und erfahren müſſen.

Es war noch Licht im Hauſe. Die Hausfrau ging nicht zu Bette, wenn der Vater erwartet wurde und noch draußen war. Sie war unruhig, denn ſo ſpät kam Benz ſonſt ſelten heim. War ſie in der Stube, ſo dünkte es ſie, ſie müßte draußen ſein, da höre ſie ihn früher von weitem her. War ſie draußen, ſo dünkte es ſie, es ſei dumm hier zu warten, es werde ihr nur banger und die Zeit gehe langſamer; drinnen könnte ſie vielleicht mit Leſen die Zeit raſcher treiben. So trieb es ſie unſtät hin und her, und als ſie ſich eben am wenigſten achtete und zur Thüre hinaus wollte, ſtund Benz vor ihr, daß ſie vor ihm erſchrak.

Du haſt mich doch erſchreckt, ſagte Liſi, paſſe ſo lange auf dich umſonſt und jetzt ſtehſt du doch ungſinnet vor mir, daß ich meinte, es ſei dein Geiſt, der aus dem Boden herauf da vor mir ſtehe. Nach guter Weiber Weiſe, welche dafür ſorgen, daß ihre Männer. ſie mögen heimkommen, wenn ſie wollen, immer was Warmes finden, und alſo nicht gezwungen ſind, im Wirthshaus Unnützes zu verbrauchen, wenn ſie nicht gerne wollen, deckte ſie Benz den Tiſch und brachte ihm, was ſie für ihn bei Seite geſtellt und wohl beſorgt. Liſi hatte die Sitte, während Benz aß, ihn nicht mit Fragen zu plagen, ſondern erſt Bericht zu geben, was in des Mannes Abweſenheit ſich zugetragen; ſo vergaß es nicht, was ihm auszurichten allfällig oblag, ob dem Gwunder was Neues zu hören.

Habe nicht viel verrichtet, ſagte endlich Benz. Wegem Geld hätte ich daheime bleiben können, und doch wollte ich nicht, daß ich nicht gegangen wäre. Nun erzählte er, was er alles erlebt hatte. Es ward Liſi dabei ganz heiß. Aber du mein Gott, rief es aus, läßt man denn dieſe machen, ſollen wir uns um unſern Glauben bringen laſſen. Ich denke eben nicht, ſagte Benz, eben ſollen wir wieder dran denken lernen, daß wir einen Glauben haben, zu dem wir aber eben ſehen müſſen, wenn er uns nicht abhanden kommen ſoll. Wir waren viel zu gleichgültig, darum kömmt es ſo. Wir wußten nicht, was der Glaube eigentlich bedeutet und was er für das Leben iſt, jetzt ſollen wir es wieder erfahren. Aber du mein Gott, ſagte Liſi, das iſt ja ſchrecklich, iſt das der Antichriſt, der kommen ſoll und müſſen wir dann Alle wieder Heiden werden, wir und unſere Kinder als Gottesleugner ſterben? Denke nicht, ſagte Benz. Ein Gericht müſſen wir wohl ausſtehen, wir haben es verdient, aber ſo weit wird Gott es nicht kommen laſſen, es wäre ja gegen ſeine Verheißungen, die nicht den Tod des Sünders wollen, ſondern daß er lebe und ſich bekehre. Aber wecken will er uns und das iſt nöthig, nöthiger als das tägliche Brot. Wir lebten ſo ſorglos und achteten uns weder unſeres noch anderer Leute Glauben, kaum des Pfarrers Glauben, des Schulmeiſters Glauben gar nicht und anderer Leute Glauben erſt nicht. Und wenn Jemand Bangigkeit zeigte des Glaubens wegen und meinte, er nehme ab, es werde nichts für ihn gethan, ſo ſagte man: Warum nicht gar! und lachte ihn aus, ſchalt ihn, er verdächtige muthwillig, er ſolle ſeinen nur recht feſt halten, ſo werde ihn Niemand nehmen können, es werde zwar Niemand hart daran ſetzen, denn was mit machen, wenn man ihn ſchon hätte? Man nannte ihn Stündeler, Frömmler, Pietiſt, und wer weiß, Liſi, ob wir ſeiner Zeit uns nicht ebenmäßig verſündigten und z'Sach verlachten. Ich will bekennen, es ging mir anfangs wie dir, als mir da das Licht angezündet ward, als ich in den bodenloſen Unglauben ſah und hörte, was man mit dem im Sinne hätte, da ward mir auch faſt übel, und die erſte Zeit vom blauen Schimmel weg war ich ganz ſturm, wie vor den Kopf geſchlagen, es war mir, als ſei ein Unghür oder ein ſchrecklich Thier hinter mir und ich müßte ſpringen ſo ſtark ich möge, um nicht von ihm gefreſſen zu werden. Aber als ich zu mir ſelbſt kam und ruhig überſchlug, mußte ich Gott danken, daß es ſo iſt, daß das heimliche Feuer ausbricht, an Tag kömmt, denn jetzt weiß man, was man zu verlieren hat und ob man wehren ſoll oder nicht. Aber Mann, ſagte Liſi, das wäre gut, wenn den Leuten die Augen aufgingen und ſie nicht erſt recht verblendet würden und eingenommen, ſo was gefällt gar zu vielen Leuten, gefällt ihnen viel beſſer, als wenn man ihnen ſagt, ſie ſollen die Gebote halten und den Armen geben. Unter ſo Vielen wareſt du ja der Einzige, welcher ſich ob ſolcher Lehre und ſolcher Anſichten entſetzte und dagegen redete, die Andern alle brüllten mit, fanden es ſchön und meinten, ſo ſei es recht. Und nicht bloß ſo Fötzelvolk war es mit Schein, war ja Hans auch dabei und ſein Bub, das Kalb, daß ich doch ſo ſage. Das dünkt mich ſtreng, ſolche Leute, wo Haus und Hof haben und Kinder noch obendrein. Aber was will man, wenn einer von Haus ſchlägt, ſchlägt er auch von Gott, und wenn einer keine Regel mehr hat, mag er auch keinen Glauben mehr, und wenn einer nur an der Wolluſt hanget, kann er mit dem ewigen Leben nichts machen. Und jetzt, was meinſt, wie Viele ſind da daheim, wie Vielen muß nichts anſtändiger ſein, als wenn ſie ſich keiner Sache mehr zu achten haben und thun dürfen, was ſie gelüſtet. Was fragen ſolche Leute der Zukunft nach oder gar dem ewigen Leben? Sie haben es wie Eſau, der gab auch, als er hungrig war, ſein Erſtgeburtsrecht für ein Erbsmus. Nun für dich und mich iſts gut, wenn wir erwachen und den Glauben hüten als einen Schatz. vielleicht daß wir ihn auch unſern Kindern bewahren mögen. Aber, Benz, denk die Menge und die weite Welt, da muß doch die Religion ausgerottet werden ganz und gar und wenn auch nicht in zehn, ſo doch in fünfzig oder längſt in hundert Jahren, wenn die alten guten

Leute geſtorben ſind und allfällig die Kinder auch, welchen ſie noch die alte Lehre und den Glauben beigebracht, ſo geht es zu Ende und das rechte Licht löſcht aus, weil kein Oel mehr in den Lampen war und Niemand da war, der dafür ſorgte. Denn wenn ſchon Eltern ihre Kinder im Glauben noch erhalten, ſie vermögen doch nichts, wenn Pfarrer und Schulmeiſter und alle andern Leute keinen Glauben mehr haben und Alle ausſpotten und verhöhnen, welche noch etwas davon erzeigen. Da ſchämen ſie ſich zuletzt Alle deſſen und z'Sach iſt fertig. O Benz, du glaubſt nicht, wie ſie mit denen umgeben, die Hagle, daß ich doch ſo ſage, welche nicht ihres Glaubens ſind. Sami, der Melcher, ſoll dir erzählen, was er deinetwegen hat leiden müſſen, als er im Krieg war. Alles Leids und Schlechts hat man ihm vorgehalten und einen Schlemperlig um den andern ihm angehängt, weil du ein Ariſtokrat und Jeſuit ſeieſt. Zuletzt habe er nichts beſſers gewußt, als ſich zu ſtellen wie die Andern und Ariſtokraten und Jeſuiten recht zu verfluchen, da habe man ihn endlich in Ruhe gelaſſen. Denk, Benz, ſo gehts, und am Ende iſt Alles abgeſtanden. Als Benz das hörte, was man ihm wohlweislich verheimlicht hatte, lief auch eine ſchwarze Wolke über ſein Geſicht, doch auch er verjagte ſie alsbald und ſagte: Ja, es mögen es Viele ſo machen eine Zeit lang und Viele beiſtimmen, aber das vergiß nicht, die im blauen Schimmel waren erleſene Leute, und ſolche werden auch in des Melchers Compagnie geweſen ſein, aber das ſind noch lange nicht alle Leute. Ich weiß viele Leute aus unſerer Gemeinde, welche jetzt auf ihrer Seite ſind und meinen, was ſie machen, wenn ſie mitbrüllen, ſie wären erwacht und hätten ſich gekehrt, wenn ſie heute bei mir geweſen und die Gotteslästerlichkeiten gehört hätten. Sie meinen, es gehe nur um Zehnten und Bodenzinſe, und z'Sach ſei allfällig auch politiſch und um kein Lieb ließen ſie ſich einreden, daß dieß die Religion was angehe. Sie merken nichts davon, und was ſie nicht merken, von dem wollen ſie nicht glauben, daß es ſei. Sie haben es wie der Vogel Strauß, der glaubt auch, wenn er ſeinen Kopf unter die Flügel ſteckt und die Jäger nicht mehr ſieht, ſie ſehen ihn ebenfalls nicht mehr. Aber warte nur, wenn das ihnen einmal ſo recht unter die Augen kömmt, ſie reden anders. Und Hans, ſagte Liſi, Hans? Wenn es mit einem ſolchen Manne ſo geht und der beiſtimmt, was ſoll man von den Mindern erwarten? Ja, ſagte Benz, mit Hans iſt es ſchlimm, ich wollte den beſten Finger meiner Hand geben, Hans wäre nicht dabei. Hans ſcheint angeſteckt und mit dem Gewiſſen nicht im Reinen, da meint er, der Unglaube ſolle es ihm leicht machen und ſein Troſt im Leben und im Sterben ſein. Aber ich hoffe doch, mit Hans komme es noch beſſer. Wenn Hans ſieht, wohin er kömmt mit dieſer Lebweiſe, wenn er ſo recht in die ſauren Aepfel beißen muß, kömmt es ihm doch noch anders. Ja wenn es ihm gibt, was ich fürchten muß, wenn ihm ſo ein rechtes Herzenleid von ſeinem Jüngſten zuwächſt, dann denke ich, kehrt es ihn doch.

Der Junge, der iſt bös dran, will den Herrn machen, thut wie ein Lümmel, ſäuft, daß es einem drob graut, ſcheint ein Spieler zu ſein, kurz Alles zu machen, was Geld koſtet. Wenn einer ſo jung es ſo treibt und dazu einen Vater hat, der nichts ſagen darf, dann kehrt ſo einer ſelten um, ſondern der Krug geht zum Waſſer bis er bricht. War Benz nicht auch da? frug Liſi beklommen. Nein, ſagte der Mann, der ſcheint nicht mitzumachen, beſonders Böſes habe ich von dem noch nicht gehört. Er liebt die Arbeit mehr, darum kann das neue Weſen bei ihm nicht ſo tief greifen. Denkt Gretli noch an ihn? Das arme Meitſchi dauert mich, ſagte die Mutter. Verſteht ſich, hängt es an ihm, es ſinnet und denket nur an ihn, darfs aber unſeretwegen nicht recht erzeigen; hat zugleich einen gruſamen Zorn über ihn theils wegen der Grännete, theils weil er ſich auch mit dem neuen Weſen abgibt, und darf das vor uns noch weniger erzeigen, und ſo kann es mich recht erbarmen. Das Meitſchi hat abgenommen ſeit einer Zeit, es iſt nicht zu ſagen. Ich habe ſchon oft gedacht, mit ihm darüber zu reden, ihns zu fragen, was es denke, mir ſcheine es am beſten, es ſchlüge ihn ganz aus dem Sinn, mir ſei es das Rechte. Wer mich dauern könnte, wäre Gritli, es hinterſinnete ſich faſt. Das Meitſchi iſt ihm ſo lieb, als wäre es ſein eigen. Es ſagte mir noch letzthin, das ſei noch die einzige Freude, welche es habe, daß Benz und es zuſammenkämen, aber ſo wie ſie zweg ſeien, möchte es dieſen Augenblick nicht einmal dran treiben. Benz möchten ſie nicht fortlaſſen, ſonſt ſei gar Niemand mehr, der zur Sache ſehe, und Gretli anzumuthen, jetzt ins Haus zu kommen, dürfe es auch nicht Was meinſt, ſoll ich mit ihm reden oder der Sache den Lauf laſſen? Ich thäte das Letztere, ſagte Benz. Solche Sachen machen ſich am beſten, je weniger man davon redet. Es hat noch Alles ganz gute Weile, wären ohnehin Beide noch wohl jung zum Heirathen. Gretli kann mich auch dauern, aber es ſchadet nichts, wenn Meitſcheni lernen, was Ernſt iſt. Daneben iſts eine Bauerntochter und weiß, was es will und was es zu thun hat; was Dummes, denke ich, macht das nicht ſo leicht. Es iſt mir gar kurios, bei aller Trübſal bin ich doch voll guter Hoffnung, es werde noch Alles gut kommen, es möge einſtweilen gehen wie es wolle. Ich weiß nicht, was ich dafür geben würde, wenn ich immer ſo bleiben könnte; dann wollte ich über nichts mehr klagen. Aber ich weiß wohl, das ändert, und morgen iſt es mir vielleicht ſchon ganz anders. Der Menſch iſt gar ſo wandelbar, wenn auch nicht in ſeinem Glauben, doch in ſeinem Gemüthe; was ihm heute ſo leicht, muß er morgen ſchwer nehmen, er kann faſt nicht anders. Darum, Frau, wollen wir auf einander acht haben und will es das Eine oder das Andere zu ſchwer nehmen, ſo wollen wir einander mahnen und tröſten, es werde einſtweilen ſo ſein ſollen, bis es beſſer komme. Abwendig ſoll man ſich nicht machen laſſen, daneben werde man ſich darein ſchicken müſſen. So meinte Benz und ſo war es Liſi recht.

Nun, wenn in ſolchen Zeiten Mann und Frau eins ſind, wenn man Jemanden hat, mit dem man ein vertraut Wort reden, das Unanmuthige gemeinſam verwerchen kann, ſo macht es ſich immer noch. Aber wenn das nicht iſt, wenn das Eine lacht, wenn das Andere weint, das Eine jauchzt, das Andere flucht, dann iſt das Ding nicht mehr kurzweilig, dann wäre einem wöhler, wenn man Flügel hätte und fliegen könnte ans Ende der Morgenröthe, oder wenn man ſich betten könnte in die Tiefe des Grabes.

Zehntes Capitel.

Wie die beiden Hanſe im neuen Leben wandeln und im Fortſchritt.

Es ging Alles wie der Regierer und Hans es wollten; eines Tages ward Alles neu, d. h. auf den grünen Seſſeln ſaßen andere Perſonen, auf dem Papier ſtand eine andere Verfaſſung, und nun meinten die Tröpfe, das Himmelreich ſei nahe herbeikommen und nun mangle nichts mehr als noch circa drei Wochen, um zu halten, was verſprochen worden; linds Brot und Juhee alle Tage und Fiſcheli z'Morge und Krebſeli z'Nacht. Natürlich kam der Regierer zu hohen Ehren, er hatte es wohl verdient, und Hans ſchnappte auch was weg; das ganze Dorf war ſtolz auf ihn, einen ſo vornehmen Mann hatten ſie kaum noch in ihrer Mitte gehabt, er ward allgemein nur Üſe genannt. Wenn irgend was gewünſcht wurde, daß es eingeführt oder geſagt würde, ſo hieß es, man muß es Üſem ſagen, Üſe wird das ſchon machen. B'hütis, da braucht man keinen Kummer zu haben; Üſe iſt gerade der Rechte dafür. Wenn ein Küchliwyler in die Stadt ging und man fragte ihn: Wo aus, Mann, wo aus? ſo erhielt man zur Antwort: Ih will zu Üſem. Ih bi da i Uglegeheit cho, er muß mr zweg helfe. Du wirſt neh wohl chenne oder ſcho vo nihm ghört ha. Er iſt dinne vo de Erſte Eine. Ih weiß nit, aber ghört, ha nih ſcho mängiſch, daß ſi ſelber gſeit heyge, we ſie dä nit hätte, es ging nit.

Es iſt möglich, daß Hans es ſelbſten glaubte, wenigſtens war er um des Vaterlandes willen noch viel weniger daheim als früher, und darum ging es auch um viel ſchlechter. Gritli war faſt immer krank und zwar noch mehr am Gemüthe als am Leibe. Gritli hing beſtändig zwiſchen dem Vorſatze, ſich keiner Sache mehr anzunehmen, Alles gleichgültig ſchlitten zu laſſen wie es ſchlitten wolle, denn ſo lange es lebe, ſehe es Sachen genug, und zwiſchen der Unmöglichkeit, ihn auszuführen. Hatte es ſich heute keiner Sache angenommen, ſo kümmerte es ſich morgen doppelt darum, that nöthlich, trieb die Leute faſt aus der Haut, erhielt böſe Worte, brachte nichts ab, ſchluckte nur Verdruß und Galle und am Abend war ihm zum Sterben übel.

So iſt es aber ein ſchrecklich Dabeiſein, es iſt wohl die größte Pein, welche ein Menſch ertragen kann, und währt gar lang und wird alle Tage neu. Man hängt ſo drin und wird ſie nicht los. Es iſt als ob man in einer Dornenhecke gefangen ſteckte, oder von einem durchgegangenen Fuhrwerk geſchleift würde, nicht zum Sterben, ſondern ſo, daß man immer ſich losmachen will und nicht kann. Dazu kam noch Zwieſpalt zwiſchen den Brüdern, der kam der Mutter auch ſo bitter vor und war doch gut. Hans der Jüngere, der Leutenant, that groß, ſonſt aber nichts. Er meinte, wenn er das recht treibe, ſo ſei das viel genug gemacht, das könne nicht ein jeder. Er war Erbe des Hofes, das wußte er, gebehrdete ſich daher nicht bloß als Kronprinz, ſondern als Prinz-Regent, behandelte Benz unter dem Bein durch faſt als Knecht, und wenn etwas ging, was ihm nicht anſtändig war, putzte er Benz aus. Die Landſtände hatten ihm eigentlich dieſe Machtvollkommenheit nicht verliehen, aber er nahm an, daß wenn der Vater nicht daheim ſei, ſo ſei er das Haupt und habe zu befehlen. Benz drückte das, denn er war nicht bloß der ältere, ſondern auch der verſtändigere und arbeitete wirklich noch. Während er arbeitete, ſah er Hans Geld verklopfen, daß es ein Graus war; das drückt. Er wußte oft nicht, wie Hans zu dem Geld kam, er that als käme es ihm durchs Kamin herunter ungezählt und ungemeſſen. Hans war in der Gemeinde gebraucht und angeſtellt worden. Man dachte, das gebe einſt ſo einen rechten Gemeindevater, den müſſe man frühe an die Geſchäfte gewöhnen, und weil der Vater in ſeiner höhern Stellung für die Gemeinde wenig mehr zu rechnen ſei, ſei es nichts als billig, wenn der Sohn für ihn einſtehe. Er war daher Einzüger von Bürgergeldern, oder Waiſenvogt, oder Spitalvogt, oder Alles zuſammen, kurz etwas geworden, wo ihm viel Geld in die Finger kam. Nun das iſt eine ſchöne Sache, wenn einem viel Geld in die Finger kommt, aber wenn es nicht ſein eigen iſt, ſollte immer wieder Jemand da ſein, der zuſieht, ob Alles wieder draus kömmt, das drein gekommen. Nun aber war das Letztere nicht mehr der Fall, man lebte in glücklichern Zeiten, man hatte Wichtigeres zu thun. Der Regierer hatte fürs Heil des Vaterlandes zu ſorgen, einer Regierung ab den Beinen zu helfen, einer andern wieder drauf, wie konnte er ſich ſo um Kleinigkeiten, um Wittwen und Waiſen kümmern oder gar bei ſo hohen idealen Beſtrebungen, wie Freiheit und Gleichheit, Zehnten und Bodenzinſe, d. h. Feudallaſten, um das niedere Geld? Und jetzt war es noch viel weniger der Fall. Wer hätte es wagen wollen, einem Leutenant oder Hauptmann, einem Waffengefährten, einem geſinnungstüchtigen Sohne, einem der tüchtigſtgeſinnneten Förderer des Fortſchrittes und der Bildung auf die Finger zu ſehen wegen lumpichtem Armen- oder Waiſengelde? Die Verfaſſung hatte ja die Pflicht der Armenunterſtützung aufgehoben, bei Freiheit und Gleichheit ſollte jeder für ſich ſelbſt ſehen. Ich mache was ich kann, machs auch! Die Wittwen und Waiſen ſollten emancipirt werden, d. h. Beutepreis erklärt, d. h. wenn jeder mit ihnen machen wolle, was ihn gut dünke, abſonderlich ſchlechte Agenten, Schreiber und andere hungerige Habichte, ſollten ſie ſich ſelbſten vorſehen und wahren, und wenn ſie es nicht vermöchten, ſo ſeien ſie in Gottesnamen ſelbſten ſchuld, wenn ſie um Alles kämen, warum hätten ſie es nicht vermocht; und wegen einem dummen Weibsperſönchen beläſtige oder verdächtige man einen Freiheitshebel und Capitalsburſchen nicht, ward vielleicht geſagt, vielleicht nicht, vielleicht ward es auch gedacht, vielleicht auch nicht, es hatte nur den Anſchein, als ob es geſagt oder gedacht würde. Jedenfalls ließ ſich Hans nicht kümmern; er nahm Geld ein, je mehr je lieber; ob er alles aufmachte, wußte er ſelbſten kaum, wie zum Gugger ſollten wir das wiſſen und wen ging das eigentlich an? Wenigſtens uns nicht, ſchien es ja weder obere noch untere Behörde was anzugehen, frug keine, am allerwenigſten der Regierer: Hans machſt auf? Ob er aufmachte, was er ausgab, ſelb wiſſen wir erſt nicht, wir glauben es aber auch wirklich nicht, wir halten eigentlich auch dafür, das Aufmachen von Ausgaben ſei eine unnöthige Pedanterie, verſteht es ſich doch von ſelbſten, daß, wenn kein Geld in der Kaſſe ſich findet, es ausgegeben iſt, gefreſſen wird es ja Keiner haben. Zudem iſt es für einen freigeſinnten Vaterlandsfreund nicht bloß läſtig und unerhört Zeit raubend, wenn er Alles aufmachen ſoll, was er ausgibt, beſonders von fremdem Gelde, was ihn eigentlich wenig angeht, ſondern es zeugt von Mißtrauen, iſt eines freiheitliebenden Mannes unwürdig; einem geſinnungsſüchtigen oder -tüchtigen Manne ſoll man ſo etwas gar nicht zumuthen, es iſt gegen den Adel des Zeitgeiſtes. Man hat Proben im Großen gemacht, die Cantone Thurgau, Aargau und Freiburg mit Verwaltern von dem Zeitgeiſte verfallenen Kloſtergütern, ſie geriethen vortrefflich. Im gleichen Zeitgeiſte wurden ſie ſo verwaltet, daß männiglich vor Erſtaunen Augen, Naſen und Ohren aufgingen und Alle nichts anderes zu ſagen wußten als: Ah, Ah und abermals Ah! In den Cantonen St. Gallen, Schaffhauſen und Zürich fielen die Proben in der Staatsverwaltung eben ſo glücklich aus, daß gewiß manchem ehrlichen Schaffhauſer Bürger die Augen überliefen vor Andacht und Rührung. In andern Cantonen liegen die Reſultate der Proben noch nicht klar am Tage, werden allem Anſchein und den Vorgängen nach großartig ausfallen müſſen. In Freiburg ſcheint man die Freiheit der Preſſe ganz eigen verſtanden zu haben, nämlich nicht Freiheit der Druckerpreſſe, ſondern Freiheit der Geldpreſſe. Wer ein Hudel iſt und z'Platz kömmt, preßt den, der was hat, auf das Verfluchteſte noch ganz anders als die Murtner ihre Knallkügelchen, welche ſie in ſeltſamer Verblendung ſeit Jahrhunderten für Traubenbeeren ausgeben, ja ſie ſelbſt für ſolche eſſen, was eben das Merkwürdigſte iſt. Ueber Reſultate und Folgen dieſer Preßanſtrengungen iſt man aber eben dort auch noch nicht im Klaren, obgleich der Oberpreſſer, ob ſeinen Anſtrengungen ſchäumt und ſchwitzt, daß es ſtinkt im ganzen Schweizerlande. Daß man im Canton Bern in keinem Fortſchritt zurückbleibt, darf als bekannt vorausgeſetzt werden, den Glanz des Syſtems aber anzuführen, verbietet die Beſcheidenheit, von wegen es könnte ſtinken, was man bekanntlich dem Eigenlobe nachredet.

Benz ſah dem Treiben von Hans, ſeinem Krüſcheln im Gelde mit großen Augen zu, wahrſcheinlich aus Eiferſucht. Wenigſtens warf es Hans Benz allemal vor, wenn der etwas ſagte. Du biſt nur ſchalus, ſagte Hans, wenn es dir zugefallen wäre, du machteſt auch, was du könnteſt, und würdeſt Niemanden anders viel nachfragen; du biſt der Rechte dazu.

Benz wollte das freilich nicht haben. Du brauchſt es und über mich geht es aus. Damit hatte Benz etwas recht, denn was erſetzt werden mußte, wurde aus des Vaters Geld erſetzt und den Hof erhielt deßwegen der Sohn nicht theurer. Aber Hans verlachte Alles. Habe nicht Kummer für alte Schuhe, ſagte er. So ſpitz geht das nicht mehr. Es iſt Gott Lob nicht mehr die Zeit, wo Alles auf dem Bauer herumreitet, und wo man die größte Freude daran hatte, wenn man Einen zum Schelmen machen konnte. Jetzt hat der Bauer auch das Recht, was zur Sache zu ſagen. Möglich, daß Hans damit ſagen wollte, es käme auf den Bauer, den ſouveränen Bürger des

Landes an, ob er über anvertraute Gelder Rechnung geben wolle oder nicht. Möglich, daß er das nicht meinte, ſondern ſo bloß im allgemeinen allfällige böſe Folgen verlachte. Es muß in unſerer Welt ein ungeheurer, unbegreiflicher Leichtſinn ſtecken, der zu Zeiten irgendwoher, ſei aus den Tiefen der Erde oder vom Schwanze irgend eines Kometen über die Menſchen kömmt wie ein Fieber oder der Rothlauf, oder wie die Cholera oder die Grippe, kurz ein Krankheitsſtoff, der ihnen ins Geſicht ſchlägt, daß ſie den Zuſammenhang zwiſchen hinten und vornen, zwiſchen Urſachen und Folgen weder ſehen noch daran denken können. Geld, Geld geht ihnen über Alles, und haben ſie es zwiſchen den Fingern, brennt es ſie, ſie werfen es fort, ſie möchten reich werden und verſchwenden doppelt ſo viel in ſchauderhaftem Leichtſinn, möchten ihr Glück mit reichen und ſchönen Mädchen machen und geben öffentlich ſich mit jeder Hure ab, ſie müſſen von ſogenannten Ehrenſtellen oder Aemtern leben, ſtreben nach den oberſten, und haben ſie eins, iſt es ihnen nach den erſten 6 Monaten zu gering, ſie müſſen ein höheres haben und befleißigen ſich dabei einer ſo ſchandbaren Aufführung, daß man in einem ehrbaren Dorfe Bedenken tragen würde, ſie als Sauhirten oder Mauſer anzuſtellen. Es iſt ſehr merkwürdig, wie ſie gezwungen werden durch ihr verkehrtes Thun ſichtbarlich Zeugniß abzulegen, weß Geiſtes Kinder ſie ſind, nämlich des Geiſtes, der immer ſchaffen muß das Gegentheil von dem, was er will.

Leute mit halbwegs geſundem Verſtande können ein ſolches Weſen durchaus nicht begreifen, wo man ja nicht zehn Finger braucht, ſondern höchſtens fünfe, um abzuzählen, was bei einem ſolchen Treiben herauskommen muß. Wer nicht bloß an den Fingern abzählt, ſondern ſonſt noch denkt, kann es ſich einigermaßen erklären, wenn er annimmt, man werde noch immer verſtockt wie Pharao oder mit Blindheit geſchlagen, wie es den Syrern geſchah oder wie es 5. Buch Moſes Kap. 28 heißt: Der Herr wird dich ſchlagen mit Wahnſinn und mit Blindheit und mit Scheu des Herzens. Und du wirſt tappen am Mittag gleich wie der Blinde tappet im Dunkeln und wirſt auf deinen Wegen kein Glück haben. Moderner, zeitgemäßer wäre die Anſicht, daß es verſchiedene Räuſche gibt, nicht bloß ſolche von Wein und Branntwein, ſie ſind ebenfalls in der Bibel angedeutet, wo es z. B. heißt: Babel iſt geweſen ein goldner Kelch in der Hand des Herrn, der die ganze Welt trunken gemacht hat. Die Völker haben von ihrem Weine getrunken, darum ſind die Völker ſo kalt geworden. Und ferneres wäre darüber zu leſen in der Offenbarung Johannis, was wir aber einſtweilen für uns behalten wollen. Anders als mit den verſchiedenen Räuſchen kann man das Betragen ſo Vieler durchaus nicht erklären. Sie ſind von einem Triebe, einer Macht ſo erfüllt, daß ihre Augen und Ohren voll werden und ſturm ihr Verſtand, daß er gar nichts mehr begreift. So lebte Hans der Junge flott wie ein Vogel im Hirſe, ließ durch Benzens Grollen ſich kein grau Härlein wachſen. Seine größte Luſt war, wenn er die Uniform anziehen konnte oder wenn es was zu wählen gab, dann erſt konnte er es ſo recht angehen laſſen. Dann hatte er nicht bloß das Recht, ſondern auch die Pflicht, nichts zu arbeiten, herumzuſtrolchen von einem Wirthshaus ins andere und ſo viel Geld als möglich zu verklopfen zum Heil des Vaterlandes. Nun, wie es im Militär geht iſt bekannt zu Stadt und Land von Alters her, aber das rechte politiſche Leben iſt eine neuere Erfindung und prächtig beſonders für junge Leute. Wenn es angeht, hört das gemeine Arbeiten auf, ſei es Arbeit in Holz, Stein, Büchern oder Papier. Dafür geht das Reden, Laufen und Saufen an. Wer die drei Dinge am beſten kann, dem wird das Vaterland am meiſten verpflichtet, der hat die tüchtigſte Geſinnung, iſt der wahre Vaterlandsfreund. Man redet die Wahlliſten durch, erfindet belebende und aufregende Gerüchte, ſucht Mittel, die Einen zu gewinnen, die Andern zu erſchrecken oder wenigſtens in ſchlechten Geruch zu bringen, mündlich und gedruckt, oder wie man ſonſt Rache an ihnen ausüben, ihnen Feinde machen, ſie lähmen könne. Waren die Meiſten verlaufen, ſetzten ſich wohl die Auserwählten zu einem Spiel zuſammen. Spielen that Hans für ſein Leben gern, ein Kartenſpiel hatte für ihn ſtärkern Zug als junger Klee für eine Kuh. Hans war gerade ſo einer, wie die rechten Spieler ſie ſo ſehr lieben. Hans hatte Geld, aber noch keine ſo verpichte Leber, daß er den ganzen Tag ſaufen konnte, ohne voll zu werden. Hans war dazu gerne groß, wollte wagen, was kein Anderer wagte: Donner, we kene darf, ſu darf ih! Solche Spieler ſind beſonders angenehm; bei all den erwähnten Eigenſchaften haben ſie noch die, nicht auf die Hände der Mitſpieler zu achten, nicht auf ihre Blicke zu merken, ja nicht einmal auf die Zeichen, welche ſie ſich unter dem Tiſch mit Füßen und Knieen geben. Solche Spieler, wenn ſie das Hirn voll Wein und die Augen voll Waſſer haben, haben begreiflich an den eigenen Karten genug zu ſtudiren, bis ſie herausgebracht, ob ſie Trumpf oder keinen, Könige oder Säue (As) in Händen haben, um noch auf Andere achten zu können. So werden ſie dann ordentlich erleichtert und zwar zuweilen um Hunderte von Gulden. Die Menſchen ſpielten hoch, wenn ſie Jemanden hatten, wo es ſich der Mühe lohnte, werden aber am Ende nicht viel davon bringen, denn wie gewonnen ſo zerronnen. Wenn man am Morgen erwacht und im ſturmen Kopfe die Erinnerungen an den geſtrigen Tag mühſam ſammelt und hunderte von verlorenen Gulden zuſammen bringt, ſo wird es einem ganz fatal um's Gemüthe, beſonders wenn man einſtweilen nicht über Tauſende zu gebieten hat. Man denkt vor Allem: Wie wieder Geld kriegen, wie wieder Schadens einkommen? Da gibt es dann auch fatale Gedanken. Wir wollen nicht von den Söhnen reden; welche an des Vaters Hoſenſack oder deſſen Spycher oder Bureauſchlüſſel denken, nicht von Lehrbuben und Commis, welche an ihres Herren Kaſſe denken, es gibt noch viel Aergere, welche hinein ins Staatsleben greifen. Jüngſt ſagte ein ganz junger Mann, deſſen Erinnerungen nicht bis zum Jahre dreißig reichen, es ſei in frühern Jahren viel ärger gegangen, die Menſchen viel ſchlechter geweſen als jetzt, namentlich die Beamteten. Aus dem jungen Menſchen gibt es was, er weiß Alles und hat doch weder etwas erfahren, noch ſonſt etwas in den Bereich ſeines Wiſſens gebracht. Das iſt gerade das Holz, aus welchem die Propheten wachſen, die Großen und die Kleinen. Schon vielen Tauſenden gings ſchlecht genug. Zur Zeit vor der Sündfluth war es ſchon, da lebte ein Mann, welcher in Gemeindeſachen ein großes Wort führte und in Staatsangelegenheiten zu dem Wichtigſten ſtimmte, und zwar immer radical. Dieſer war auch Liebhaber von Allerlei, wie es zur Zeit der Sündfluth üblich war, namentlich vom Spiel; aber er gewann lieber als er verlor, überhaupt ſollten ſeine Liebhabereien ihm an ſeinem Vermögen keinen Abbruch thun, er beſtritt ſie am liebſten aus allerlei Nebenverdienſt. Dem Mann ging es einſt übel; er verlor eine beträchtliche Summe Geldes und hatte ſchon früher allerlei Nebenverluſte erlitten. Ganz zerknirſcht und zerſtoßen ging er heim und ſann ſtark nach, wie er wieder zu ſeiner Sache kommen könnte. Da fiel ihm ein junger Burſche ein, der einigemal betrunken geweſen und einigemal etwas Geld verliederlichet, kurz, gethan was ſchon mancher Rathsherr unbeſchadet eigenen Rechtens. Dieſer Burſche hatte ein Heimweſen, welches jener Mann gerne gehabt hätte, ſo wie der eine König eine Windmühle, der andere einen Weinberg. Der Burſche wollte dieſes Heimweſen aber nicht verkaufen, um keinen Preis, es war ſeiner Väter Erbe. Nun als jener Mann heimging in ſchönem Mondſchein, aber mit leerem Beutel, da kam ein feiner Geiſt über ihn, ſein Geiſt erhob ſich, erhob ſich allgemach weit über den jener beiden Könige, er kam zum Schluß: Der muß bevogtet ſein, um den Schulden zu begegnen muß das Heimath verkauft werden, iſt's verkauft, kann man meinethalben machen was man will, ihn bevogtet oder frei laſſen, was frage ich dann dem nach. Als einmal ſein Geiſt auf dieſer Höhe war, ward es ihm auch wohl ums Herz und ganz hellauf und voll von Troſt kam er heim. Nun herrſchte zwar damals zur Zeit der Sündfluth der Grundſatz unbedingter Freiheit. Als Enacks Söhne in einem Verfaſſungsrathe zuſammen ſaßen, hatten ſie auch das Bevogten ſo viel als ganz aberkannt, von wegen der Gewerbsfreiheit. Einer von Enacks Hauptſöhnen hatte geſagt: Bevogten ſei gegen allen Grundſatz. Wo ein Menſch liederlich ſei, Mann oder Weib, Vater oder nicht Vater, ſo ſeien immer welche da, welche von ihm was gewinnen wollten, ſei es mit dieſem, ſei es mit jenem, es ſei vielleicht ihr Gewerbe, an ſolchen Menſchen ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, wie der Barbierer mit Barten, die Bader mit Schröpfen und Aderlaſſen. Bevogte man nun einen ſolchen Menſchen, ſo hindere man jene Leute in ihrem Gewerbe, verſündige ſich gegen einen Zweig der allgemeinen Freiheit, welche einmal conſequent durchgeführt ſein wolle, an der Gewerbfreiheit, alſo weg mit Vogten.

Indeſſen galt ſchon unter Enacks Söhnen (oder vielmehr Kains Söhnen, denn der Enack ſtammte von Kain her und war der von ſeinem Samen, der bis auf den heutigen Tag nicht ausgeſtorben iſt, der auf unbekannte Weiſe durch alle Weltſtürme, Fluth und Feuer, Erdbeben und Bergfälle unverſehrt durchkömmt und unverſehens erſcheint, man weiß nicht wie und wo man ihn am wenigſten erwartet; der ewige Jude iſt bekanntlich gegenwärtig das Haupt dieſer Familie; alſo unter dieſem Geſchlechte galt ſchon damals der Grundſatz, es ſei keine Regel ohne Ausnahme. Zudem kann man in gegebenen Fällen wie gerade im vorliegenden, die Handelsfreiheit beträchtlich fördern, und was in todter Hand liegt, in freien Verkehr bringen. Jener Burſche, der ſeinen Hof nicht verkaufen wollte, ſtörte den freien Verkehr, alſo bevogtet und mit Recht, damit ſein Eigenthum in Verkehr kam. Darauf wurde richtig auf den Antrag jenes Mannes der Burſche bevogtet, um den Gläubigern zu begegnen, und weil man auf keine andere Weiſe Geld zu bekommen wußte, der Hof an eine Steigerung gebracht. Jener Mann, dem der Geiſt den Gedanken eingegeben hat, erſteigerte den Hof richtig und zwar ſo billig, daß ſein Verluſt im Spiel doppelt erſetzt wurde. Als nun der Handelsfreiheit ihr Recht geſchehen, kam man wieder auf die Gewerbsfreiheit zurück. Der junge Menſch hatte nun ſtatt eines feſten Beſitzthumes flüſſiges Geld, und der Leute waren Viele, welche mit ihm Allerlei zu gwerben bereit waren. Man entvogtete ihn alſo wieder, er hatte alſo volle Freiheit, mit ſeinem Gelde zu machen, was ihm beliebte und das Publikum die Möglichkeit, mit ihm zu gwerben, wie es konnte und mochte, es war alſo einſtweilen Allen geholfen aufs Allerbeſte, woraus man zwei Dinge ſehen kann: Erſtlich den großen Vortheil unbeſchränkter Gewerbsfreiheit in Verbindung mit Handelsfreiheit, und zweitens wie kaum an einer Sache ſich ſo ſcharfe Denker bilden als am Spiel, vielleicht an Staatsfinanzen ausgenommen. Es gibt nämlich keine ſcharfſinnigern Kreaturen als Finanzminiſter, welche Staatsfinanzen auf den Hund gebracht. Den Hagels Ketzern kömmt das Unglaublichſte in Sinn, erſtlich das Deficit zu vermänteln und zweitens entdecken ſie immer neue Stellen am Staatskörper, wo neue Schröpfhörner angeſetzt oder zu Ader gelaſſen werden müſſe zum Wohl des Volkes. Von wegen es iſt nichts gefährlicher als Vollblütigkeit, und mit Aderlaſſen und Schröpfen rettet man ſich vor Steck-, Stick-, Schlag- und andern Flüſſen. Es iſt merkwürdig, was ſolchen Leuten Alles einfällt und zum Heil des Vaterlandes verſteht ſich. Nun, es leben die Leute, welche ſich zu helfen wiſſen! Zu einem ſolchen, zu einem wahren Finanzkünſtler bildete ſich der junge Hans heran. Wenn man ſchon meinte, ſeine Kaſſen ſeien leer, jetzt werde er eine geraume Zeit auf dem Trocknen ſitzen, handkehrum waren ſie wieder, wenn nicht voll, ſo doch nicht mehr leer, und Hans war wieder flott. Er war der glücklichſte Menſch, er hatte immer etwas einzukaſſiren oder ein Titelchen, welches nicht ganz gut verſichert war, zu verſilbern, verſteht ſich auf Weiſung des Gemeinderathes hin und mit den ſchmeichelhafteſten Lobſprüchen, wie ſie noch Keiner gehabt, der ſich Allem ſo achte und ſich Mühe geben möge, z'Sach in den Stand zu ſetzen, wie es ſich gehöre. Wie das Geld dann aber angelegt und zu Ehr und Nutzen gezogen wurde, darum bekümmerte ſich keine Seele. Das iſt der Welt Lob und Lauf.

Elftes Capitel.

Präliminarien zu einer Badekur.

Hanſens Mutter klagte, kränkelte, dökterlete ununterbrochen und wurde zuſehens ſchwächer. Gritli hatte den großen Fehler beſtändig den Arzt zu wechſeln. Hörte es von einem berühmten zehn Stunden weit, es mußte nicht zu machen ſein, ſonſt ließ es Zeug (Arzneien) von ihm holen und brauchte es längere oder kürzere Zeit, je nachdem es ihm wohl oder übel machte. Jedoch da es von nichts geſund wurde, wechſelte es ſicherlich nach 14 Tagen wieder. Zu dem brauchte es noch zwiſchen durch was alle Weiber, welche zu ihm kamen und akurat die gleiche Krankheit gehabt haben wollten, als unfehlbares Mittel ihm angaben. Endlich traf es auf einen Arzt, der bſunderbar wohl für ihns war und dem es ungewohnt lange treu blieb. Derſelbe zeigte viel Theilnahme, bedauerte es ſehr, vernütigte keine ſeiner Klagen, beſtätigte ſie alle, ſagte dann aber: es ſei nicht Alles verloren, er habe ſchon Hunderten geholfen, welche viel ſchlimmer z'weg geweſen. Aber es ſei ein großes Glück, daß es noch zu rechter Zeit zu ihm gekommen, das habe ihm ſicherlich Gott eingegeben, einen Tag ſpäter hätte er nichts mehr machen können. Alles komme jetzt darauf an, daß es den Sommer erlängen möge, dann müſſe es ihm in ein Bad nach Weißenburg oder in den Gurnigel und recht ausgeputzt werden, dann werde es ein ganz neuer Menſch, es ſolle nur darauf zählen.

Nebenbei mahnte er die Söhne, ſie ſollten Verſtand haben mit der Mutter, ſonſt tödte es ſie, ſelb würden ſie doch nicht wollen, denn ſterbe die, nehme der Vater eine andere, darauf könnten ſie zählen, ſo lange Gott nehme, nehme er auch, das ſei gerade der Rechte dafür. Da hätten ſie eine Stiefmutter und kriege die Kinder, ſo ſeien ſie hier übrig und könnten ſehen, wo ſie z'Platz kämen oder nach Amerika, wo man Hausplätze ſo viel man wolle haben könne für drei Kreuzer und die nöthigen Geißen geſchenkt bekomme. Hans, dem Alten, ſagte er: er thäte beſſer, er bliebe daheim und überließe nicht die ganze Laſt ſeiner ſchwachen Frau. Hier ſei ſein Platz, hier verdiene er was, drinnen thue er nichts als den Flegel ſtellen (zum Stimmen die Hand aufheben) und leeres Stroh dreſchen. Ob er drinnen ſei oder nicht, dem frage kein Hund was nach; hier aber fehle der Meiſter, wenn er drinnen d'r Löhl mache. Drinnen verdiene er nicht nur nichts, ſondern verbrauche ſein eigen Geld, was ihm hier zu Grunde gehe, das wiſſe er nicht einmal. Von einer andern Sache wolle er nur nichts ſagen. Früher habe man über die vielen Garniſonen geklagt und daß die Buben drinnen das Geld verklopften, die Geſundheit verlören und Alles Schlechte lernten. Wie es jetzt gehe, möchte er wiſſen? Die Buben nehme man ja viel ſtrenger, alle Fingers läng müßten ſie fort, bald für dieſes, bald für das. Ehemals ſei doch noch Zucht geweſen, da habe man von Gehorchen etwas gewußt; jetzt ſolle Einer probiren, Ordnung zu halten, der Wüſteſt ſei der Oberſt. Aber zu den Buben nehme man jetzt noch die Manne hinein all Fingers läng und was das könne, habe ſchon manche Haushaltung erfahren und manche Frau erſchmöckt.

Man kann begreifen, daß dieſer Arzt ſich bei den Häuptern des Hauſes nicht beſonders beliebt machte. Hans, der Alte, fluchte über ihn, es ſei ein D— Konſervativer, die ſollte man bei den Beinen aufhängen, abſonderlich Aerzte, welche weit herum kämen und meinten, ſie hätten von Gottes wegen das Recht, allen Leuten zu ſagen, was ihnen in die Goſche (Mund) komme, und wo die Leute es annähmen aus Furcht, ſie könnten ſonſt einmal ein Tränklein bekommen, wohl bitter oder wohl ſtark. Wenn er mehr daheim wäre, ſo wollte er den bald forthaben, daneben werde er bei ſeiner Frau nicht viel ſchaden, wenn ſie mit ihm zufrieden ſei, möge er es ihr gönnen, und wenn ſie weniger zu klagen haben, ſei man auch weniger mit ihr geplagt. Hans der Junge haßte ihn ebenfalls, kehrte ſich aber an keine ſeiner Mahnungen, wenn es ihm auch am übelſten erging, wenn ſein Vater anders heirathen ſollte. Hans war eben im Rauſche, achtete ſich des Arztes Reden nicht ſoweit, daß ſie Einfluß auf ſein Betragen gehabt hätten; er ſagte bloß, wenn es ſich ihm einmal wohl ſchicke, ſo ſchlage er dem Donner beide Beine abeinander. Benz war der Einzige, der Ohren hatte und wirklich auch hörte. Er war von Natur der Gemüthlichſte und zudem am wenigſten im Rauſch, ſah alſo die Dinge wie ſie waren und hatte das unbefangenſte Urtheil, überdem genoß er von dem gegenwärtigen Glück am allerwenigſten und war dabei ſo viel oder mehr als jeder Andere betheiligt. Er gab der Mutter kein böſes Wort mehr. Das ſcheint blutwenig und iſt doch viel, namentlich für den, welcher ſonſt von allen Andern böſe, wenigſtens keine guten erhält. Das fühlt Niemand tiefer als kränkliche Leute und vergelten es nach ihrem Vermögen. Gewöhnlich beſteht das zwar nur in Worten, wie das und das b'ſunderbar gut ſei. Wenn man etwas wolle, ſei es nie „Nein“ und behilflich und von gutem Bſcheid gruſam. Dieſe Worte haben aber einen guten gewichtigen Klang und reden noch fort, wenn der Mund, der ſie ausgeſprochen, längſt erkaltet iſt. Schon gar oft hat bei einem Meitſchi einem Burſchen Niemand ſo eindringlich z'beſt geredet als die Kunde: Bſunderbar e gute iſch er gege ſy Mutter g'ſi, ſie het ne grühmt, ſo lang ſie het chöne rede, u wo ſi nimme chönne hett, het ſi no nah ihm g'längt u ne ha glueget bis er e d'Auge broche ſy. Das iſt kein unrichtiger Schluß, wenn auch allfällige Rechtsgelehrte viel dagegen einzuwenden hätten mit wenn und aber, jedoch und dennoch: Wer gegen ſeine Mutter gut war, iſt gewiß auch gegen ſeine Frau kein Hund, beſonders wenn die Frau keiner gegen ihn iſt.

Nun mit Hilfe des Arztes erlängte Gritli den Sommer und vom Bad war je länger je mehr die Rede: Lue Fraueli, ſagte der Arzt, ins Bad mußt, ſage nur wo du willſt, Weißenburg, Gurnigel, Niederbaden das ſind die Hauptbäder, die andern ſind nur ganz ſekundär. Ich für mich glaube, Weißenburg wäre am beſten für dich. Beiläufig geſagt, es iſt ſehr merkwürdig, wie mit dem Schicken in Bäder manövrirt wird. Es iſt oft, als ob ſie eigentlich ganz neutral wären, ſo ein angenehm Paſſetemps ſowohl für den Kranken als den Arzt. Doch iſt das offenbar nicht, beſonders bei den Hauptbädern nicht. Wie wärs daher, wenn die Aerzte die Bäder und ihre Heilkräfte etwas beſſer in Kopf kriegten, als es zuweilen der Fall zu ſein ſcheint? Wir glauben wirklich, es könnte nichts ſchaden, und es wäre wirklich beſſer, wenn der Arzt das Bad beſtimmen würde, ſtatt es den Patienten ausleſen zu laſſen. Die meſſen des Bades Kraft oft gar ſonderbar nach langen Fiſchen, z. B. dickern Krebſen, weißerm Kalbfleiſch, feſterm Kopfſalat, grünern Erbſen und zarteren Bohnen, von Spiel und Damen, Finanzen und Ausſichten wollen wir nicht einmal reden.

Dieſe Ausſicht auf das Bad ſtärkte Gritli bedeutend, was mußte erſt das Bad ſelbſt für Wirkung thun? Es zog ſeine Gedanken an ſich, beſchäftigte ihns angenehm, es hatte daher auch weniger Verdruß, und dies iſt in ſolchen Geſundheitsumſtänden die Hauptſache. Der Herr Amtsrichter kümmerte ſich einſtweilen um die Sache wenig. Wenn Gritli davon redete und etwa frug: Was meinſt, wo ſoll ich hin, welches wäre das beſſere? ſo ſagte er: Meinethalben geh wo du willſt oder wart bis es Sommer iſt, es iſt dann noch immer früh genug davon zu reden. Hans war ein Staatsmann geworden, er mied einläßlichen Beſcheid, er hatte gehört, es ſei ſchon geſchehen, daß man ſich mit ſolchem verfänglich gemacht. Er lebte faſt nur noch politiſch, ausgenommen wann die Sitzungen aus waren, dann ließ er ſich gerne wohl ſein hinter einer Gans oder einem Haſenpfeffer oder auch ohne dieſelben bei der Hinterntugend. Er hatte ſehr bedeutenden Einfluß und wenn man ihn hörte, ward Einem ganz wohl ums Herz und zu Muth, als ob man Federn hätte und ſchon mondriſt fliegen könnte. Denn Hans ſtrich die Zukunft wie goldgelben Anken und honigſüßen Hung auf's Brot. Er behauptete, wenn ſie das Ruder nur vier Jahre in Händen behielten, ſo kenne man das Land gar nicht wieder, ſo ſchön ſei es geworden; der Bauer ohne Abgaben, der Ackerbau im Flor, der Handel im Flor, Geld zum Freſſen, keine Armen mehr, denn die Armentellen ſeien abgeſchafft, wer es nicht ſelbſt machen könne, dem werde man ſonſt helfen, bis er mehr als genug habe. Der Landmann müſſe einmal auch wiſſen, was leben ſei, er habe lange genug bös gehabt und ſei der Hund im Kegelſpiel geweſen. Wenn ihn dann zuweilen ein Vorwitziger fragte: aber Hans, woher das Geld zu dem Allem? es koſtet Alles Geld und es regiert Niemand umſonſt, ſo ſagte Hans: Habe nicht Kummer für alte Schuhe, für das haben Witzigere als du längſt geſorgt. Es haben bisher gar Viele nichts gezahlt, die Reichſten nichts, die müſſen jetzt füre machen, denen nimmt man das Hung. Es iſt nichts als billig, daß einmal nicht mehr die armen Schuldenbürli, ſondern die Kapitaliſten, die Blutſauger, Patrizier und Städter zahlen müſſen; die haben ſich lange genug gemäſtet, die müſſen jetzt einmal auch wiſſen, daß ein Anderer Meiſter iſt, jetzt muß endlich vaterländiſch beutleret werden, zuerſt geſagt, ſie hätten geſtohlen, dann ihnen das Geld genommen von Rechts wegen.

Mit ſolchen Reden unterhielt Hans die Leute unbeſchreiblich angenehm und verſchaffte ſich einen unbegränzten Einfluß. Das ſei Einer, hieß es, ſo Einen hätte man längſt haben ſollen, dann hätte man nicht ſo lange hunden und raxen müſſen und doch kaum das Leben davon gebracht. Der meine es gut mit dem Vaterland und allen Leuten, den müſſe man machen laſſen, dann komme es gut. Die guten Leute hatten ganz vergeſſen, daß Verſprechen und Halten zwei ſind, und daß die Verſprechungen von allen Arten ſich gegenſeitig aufheben. Denn, quält man die Kapitaliſten, ſo bringen ſie ſich und ihr Geld in Sicherheit, dann haben die, welche Geld bedürfen, das Nachſehen, der Verkehr ſtockt, der Verdienſt hört auf. Sind keine Reiche 'mehr, geht es den Armen übel, und wenn Niemand Armentellen oder Armentaxen zahlen ſoll, was ſollen dann die Armen anfangen? Soll ſie der Staat erhalten? Aber aus was, wenn keine Abgaben mehr bezahlt werden? Keine Kuh auf der Welt gibt ewig Milch aus eigenen Mitteln, ſondern muß jeweilen freſſen, wenn ſie bei der Milch bleiben ſoll. Da konnte man ſehen, wie der Menſch ein gebornes Babi iſt; Babeni glauben bekanntlich Alles, was ihnen wohl thut da oder dort und ſonſt nichts. Einſtweilen hätte man an Hans ſelbſt ſehen können, wie weit er ſelbſt von dem Zuſtande entfernt war, den er den Andern verſprach. Aber man ſieht nicht bloß nicht in die Menſchen hinein, man ſieht auch in gar viele Häuſer, in gar viele Verhältniſſe nicht. Ja wenn man in viele Häuſer hinein bis z'hinderſt ſehen könnte, ich glaube, es würde Einem gſchmuecht, daß man abliegen müßte. Da würde man nicht bloß ſehen, wie es an vielen Orten fix iſt, aber innen nix, man würde zur Einſicht eines Mangels, eines Elends kommen, von dem man ſich keinen Begriff macht, das man am allerwenigſten da, wo man es findet, erwartet hätte.

Hans war kein Joſua, der die Sonne ſtellen konnte. Der Sommer kam ehe man daran dachte, und Grittli ſollte ins Bad nach Weißenburg, wo man gar wohl ſei, wie es hieß, und nicht ſo ſchmürzelig z'eſſe bekomme wie nicht weit davon in einem andern

Bade. Man ſehe da, die Leute gönnten es den Gäſten. Plötzlich fing Hans an, nicht mehr uneinläßlich zu reden, ſondern einläßlich. Er ſehe nicht, was ſo eine Badefahrt abtrage als unnütz Geld zu verklopfen. Müßte es gebadet ſein, ſo habe man hier auch Waſſer, müſſe es Waſſer geſoffen ſein und ſei das hieſige nicht gut, ſo könne man kommen laſſen. Der Bote fahre alle Dienſtage auf Bern. Es ſei jetzt nicht an der Zeit, das Geld ſo unnütz zu verſchlenggen, und dann müſſe auch Jemand daheim ſein, um zur Sache zu ſehen. Mit den Bädern ſei es bloß Muthwille und Hoffarth und Narr genug ſei er nicht, dafür Geld auszugeben, er hätte es an nöthigern Orten zu gebrauchen, wenn er welches übrig hätte. Aber der gute Hans hatte eben keines übrig, ſondern in alle Wege immer viel zu wenig. Der Hans, der den Andern goldene Zeiten verſprochen, daß die Schuldenbürlein glaubten, ſie würden in wenig Wochen Millionäre, und die Tagelöhnerweiber zu werweiſen anfingen, ob ſie ihre Mädchen zur erſten Konfirmation in Seide oder in Sammt kleiden wollten; der Hans, der einen prächtigen Hof beſaß und Gülten dazu, ward immer geldnöthiger, die neue Zeit und das neue Leben und der Fortſchritt ſchlugen übel bei ihm an. Es war ein ſehr merkwürdiger Gegenſatz zwiſchen Hanſens Verſprechungen und ſeinen eigenen Erfahrungen. Indeſſen irrte ihn dies nicht in ſeinen Redensarten und Andere ſahen einſtweilen nicht ins Spiel. Aber geſpart ſollte werden, wie er meinte. Es iſt ſelten ein ſo großer Verſchwender, daß er nicht ans Sparen denke, ja ſehr oft geſchieht es, daß je mehr Mann oder Frau Geld verſchlendern für ihren Leib, ihre Luſt, ihren Hochmuth oder für irgend eine Narrheit, ſie deſto wüſter daheim ſind, an Anderer Maul es erſparen möchten. Nicht von ferne denken ſie daran, das geldverſchlingende Loch zu verſchoppen, den Fehler ſuchen ſie nicht am rechten Orte, ſondern an Dem oder an Denen, an welchen ihnen am wenigſten gelegen iſt, ſuchen ſie mit aller Härte Schadens einzukommen. Da kömmt die brutale gemeine Selbſtſucht ſo recht klar an Tag und zwar unter Zwillich und Halblein wie unter Seide und Sammt hervor. Unſer Hans dachte nicht an ſein neu geldfreſſend Leben, Kapitale aufzukünden war ihm wie Gift unter der Naſe, bei Ankenbenz Geld zu leihen, war ihm in der Seele zuwider, er ſollte ja droben längſt zurückzahlen und konnte es nicht, und dann ſah es in den Schubladen ſeines Bureau's aus. Sonſt war dort das Geld ſortirt gelegen. In einem Schublädchen war die Münze, in einem andern das kleine Silber, in einem andern die Brabänterthaler, in einem vierten die Fünffrankenſtücke u. ſ. w., jetzt hatte Alles zuſammen in Einem mehr als Platz, und in Keinem fand ſich was Ueberflüſſiges für eine Badefahrt der armen Gritli.

Nützen oder Nichtnützen läßt ſich in Umſtänden, in denen Gritli war, gar nicht fragen. Erſtlich weiß eigentlich, gründlich genommen, kein Menſch, nicht einmal der Arzt, ob es nützt oder nicht nützt in Beziehung auf die Krankheit. Jedenfalls nützt eine Abwechslung, eine Badefahrt in Beziehung auf das Gemüth, bringt neuen Troſt, neue Hoffnungen, friſche Luft, andere Umgebungen, entfernt von den Hausſorgen und gibt Zerſtreuungen u. ſ. w. Nun es läßt ſich nicht allerwärts thun, aber bei dem Verbrauch, den Vater und Sohn ſich erlaubten und bei dem Reichthum, den Gritli eingekehrt, konnte es auf ſolche Kur billig Anſpruch machen und ſollte ſie hundert Thaler koſten. Hans ſagte freilich nicht, es reue ihn das Geld, aber Gritli war nicht dumm und in gewiſſen Krankheiten iſt man noch dazu mißtrauiſch, daß es keine Art hat. Das that nun Gritli grauſam weh, daß es das Einzige im Hauſe ſein ſollte, an dem geſpart würde, dem man das Nöthigſte nicht mehr gönne. Nichts gönnt mir der Uflath mehr, dachte es oft bei ſich, als den Tod, es wird ihn dünken, wenn ich nur ſchon unten wäre. Aber z'Gfalle thäte ich es ihm jetzt nicht, es wäre ihm nur, daß er wieder eine Andere nehmen könnte, eine junge hübſche. Er wartete kaum bis ich kalt wäre. Aber ich will ins Bad, Alles zwängen wird er doch nicht. Ich weiß was ich mache, Liſi muß mir helfen, das macht ihm Verſtand, zähle er nur darauf. Der Sohn Benz erhielt den Auftrag, hinauf zu gehen und Liſi um einen Beſuch zu bitten und zwar an einem beſtimmten Tage, wo Vater Hans ſicher daheim war. Benz ging halb gern, halb ungern hinauf. Ihn zog Gretli, welches er lange nicht geſehen hatte, das Meitſchi hatte er nicht vergeſſen, hatte ſich aber in ſeinen dummen Gedanken forſch gemacht, wie die Studenten ſagen, hatte gedacht, einſtweilen begehre er nicht zu heirathen, er ſei noch zu jung und davonlaufen werde ihm das Meitſchi nicht, und laufe es, ſo könne es ſeinethalben laufen, er finde hinter jedem Zaun ein anderes. Aber es regte ſich doch etwas wie böſes Gewiſſen in ihm, er konnte gar nicht mit ſich einig werden, wie thun, wenn er einmal oben ſei.

Er ſtellte ſich unwillkürlich vor, Gretli werde die erſte Perſon ſein, an die er oben laufe. Je näher er kam, deſto größer war der Zwieſpalt in ſeinen Anſichten über das Geſicht, mit welchem er ihm begegnen wolle. Er war oben er hatte ſich noch nicht entſchloſſen. Glücklicherweiſe ſah er auch kein Gretli weit und breit, ſah Niemanden bis er über den Gartenzaun ſah, dort war die Bäurin und erdünnerte Salat. Das war ihm lieb, als er ſtatt der Tochter die Mutter ſah. Liebhaber haben es ſonſt umgekehrt. Verwundert ſah Liſi auf und machte Benz ein ſeltſam Geſicht. Was bringt dich apparts, daß man dich einmal auf der Ankenballe ſieht? frug Liſi. Hab eine unſaubere Hand, ſonſt wollte ich ſie dir geben, biſt deſſohngeachtet Gottwilche. Benz richtete ſeinen Auftrag aus, Liſi jätete fort, brachte durch Fragen Benz zum Reden. Endlich als das Gartenbeet zu Ende gebracht war, ſtund es auf und hieß Benz ins Haus kommen. Er müſſe preſſiren, ſagte der, er ſollte ſchon daheim ſein. Flauſen, ſagte Liſi, muſterte ihn in die Stube, als ob er ſein eigen Kind wäre und ſtellte ihm Wein vor. Der Auftrag hatte ihns erſchreckt, die Art, wie Benz ihn ausrichtete, dieſen wieder in Gunſt gebracht. Liſi ſah, es hatte die beſte Gelegenheit, ſich über die Zuſtände im Hunghafen gründlich zu unterrichten, und zwar auf eine ſehr erlaubte Weiſe. Benz war früher auf der Ankenballe wie daheim geweſen, er war ein Pathenkind des Hauſes und ſonſt verwandt. Das Herz ging ihm auf, und was immer drückender auf demſelben laſtete, das Bedauern mit der Mutter, den Kummer über den Vater, den Zorn über den Bruder gab er an den Tag. Er möge halten wie er wolle, ſagte er, er ſehe nichts anders vor, als der Wagen falle um. Er müſſe Alles ſchlucken und Alles machen, ſage er ein Wort, ſei das Feuer im Dach. Wenn die Mutter ihn nicht erbarmte, er hätte ſchon lange z'Krieg dinget. Die habe es aber noch viel böſer als er, komme alle Tage mehr von der Kraft, und ſollte alle Tage mehr ertragen, Alles leiden und zu keiner Sache was ſagen. Daneben könne ihn der Vater auch dauern, daß er nicht einſehen könne, wo die Sache endlich hinaus müſſe. So müßten ſie in wenig Jahren verarmen, es ſei nicht anders möglich, alle Jahre mehr brauchen und alle Jahre weniger verdienen. Es gehe in Allem bös auf dem Land und im Stall, und der Bruder ſei ein hochmüthig Kalb, das nichts verſtehe, Alles regieren wolle, und das größt Unglück ſei, daß der Vater nichts an ihm ſehe als Tugenden, großen Hochmuth mit ihm treibe, ſtatt ihn niederzuhalten und den Hochmuth ihm zu verleiden.

Dem Benz war es, als rede er zu einer Mutter, das Tiefſte in ſeinem Herzen gab er hervor, das war viel beſſer, als was er äußerlich ſonſt zeigte, es war noch ganz von der beſſern ältern Sorte, gefiel Liſi wohl, verſöhnte ihns ganz mit ihm. Die Beiden wurden wieder Freunde, doch nicht aus Grund, daß ſie einen Unſchuldigen verriethen, wie Pilatus und Herodes. Liſi verſprach das Kommen und ſagte Benz: Wareſt lange nicht hier, warte nicht mehr ſo lange, hörſt? Wenn es dich dücht, du möchteſt kommen, ſo komm, kann ich was helfen, ſo weißt, daß ich es gerne thue. Das wäre guter Beſcheid, ſagte Benz, er hätte ihn nicht erwartet, und wenn es erlaubt ſei, werde er zuſprechen. So machs, ſagte Liſi und ging wieder an ſein Geſchäft, aber zornig gings mit ſeinem Küchengeſchirr um, es ſchlugs herum, als obs von lauter Eiſen und Stahl wäre. Benz ſah Gretli nicht. Es geht oft ganz anders als der Menſch denkt, guten Menſchen viel beſſer als ſie denken.

Die Ankenballenbäurin ſtellte ſich zu beſtimmter Zeit im Hunghafen ein. Sie hatte ihre Kanone geladen bis z'vorderſt, wie die Burſche an Hochzeiten die Katzenköpfe laden, wenn ſie recht klepfen ſollen. Sie wollte Hans zu merken geben, wie ihr nicht unbekannt ſei, wo er ſeine Geldkatze verloren, welche mehr Geld enthalten, als ſeine Frau zu einer Badefahrt bedürfe, und wie er einandermal in einem Walde wie ein Haſe immer wieder aufgejagt worden ſei, wie er ſich auch habe verſetzen mögen. Sie wollte ihn nach dem Weibergut fragen, und ob es, ſeit er an der Regierung ſei, Brauch geworden, daß die Männer den Abnutzen alleine verthun könnten, die Weiber nichts mehr davon hätten, verrebeln und verſerben müßten, wäre eine ſaubere Regierung das! So wollte die Ankenballenbäurin Hunghans im Fall der Noth zu Leibe. Die Hunghafenbäurin hatte mit Blangen der Freundin geharrt, ging ihr entgegen, ſobald ſie dieſelbe von weitem ſah. Wie erſchrak aber Liſi über den Anblick Gritli's, das ſo lang und blaß mit ſo ſchweren Schritten als ſei es bereits bis an die Knie im Boden, ihm entgegen kam. Gott Lob, daß du kömmſt, ſagte Gritli, mochte faſt nicht warten. Gell wie ich ausſehe? Aber der Doktor ſagt, wenn ich ins Bad käme, werde es ſchon beſſern, und denk, der Uſtath ſagte mir erſt geſtern noch, ich ſolle nicht daran denken, es gebe es dieſes Jahr nicht, vielleicht erſt im andern, wenn das Korn mehr gelte. Dann brauche ich keine Badefahrt mehr, bin dann dem Elend los und aus dem Verdruß. Aber dauern thut es mich, daß ich allein das wohlfeile Korn entgelten ſoll, ſich ſelbſt bricht er kein Brösmeli ab, z'kunträri. Er iſt daheim, ſage ihm die Sache recht und mache ihm den Marſch, er fürchtet dich am meiſten. Sag dem Vater, die Gotte von der Ankenballe ſei da, ſagte ſie einem Kinde, und führte dieſe ins Stübli. Mutter, ich kann ihn nirgends finden, er iſt nicht daheim, berichtete das Kind. Wäre g'ſpäſſig, ſagte Gritli, redete ja noch erſt mit ihm, ging und ſuchte ihn, kam aber ohne Hunghans wieder. Lue, ſo macht ers, jammerte Gritli, meint man, er ſei einmal einen halben Tag daheim, iſt er über alle Berge. Wahrſcheinlich floh er dich, durfte dir nicht unter Augen kommen, wenn er ſchon an der Regierung iſt. So war es wirklich auch. Hans war nicht dumm. Sobald er die Gotte von der Ankenballe von weitem ſah, wußte er, was es geben ſollte. Bin nicht ein Narr und warte, weiß ſchon, was das geben ſoll. Lieber laſſe ich ſie ins Bad, als daß ich mir von der den Bart machen laſſe. Und nützer iſts mir, ich mache nicht, daß ſie mich auf die Trommel bringen, man hört gar weit, was Weiber austrommeln und tönt nicht ſchön. So that er auch, fuhr raſch aus den Holzſchuhen in andere, und ehe Liſi noch im Hauſe war, war er auf der andern Seite aus demſelben und auf dem Wege, wo man den Leuten beim Hauſe am ſchnellſten aus dem Geſichte kam. Ueber das Wohin? war er begreiflich nicht verlegen. Es müßte Einer, der Amtsrichter iſt und obendrein noch an der Regierung, dumm ſein, wenn er nicht gewandt würde in Verwänden und bekannt mit den Gelegenheiten, wo man ſicher vor ſeinem Weibe ruhig ehligen kann.

Man kann ſich denken, daß dieſes Verſchwinden des Delinquenten die Unterhaltung der Freundinnen nicht lähmte. Gritli ergoß ſich in Klagen, und Liſi ward bald weich, bald zornig, weinte oder zerdrückte Kraftworte zuvorderſt im Munde. Von einer ſolchen Herzloſigkeit und Liederlichkeit in einem Bauernhauſe hatte es noch nie gehört. Daß allerweile Leute verſumpten oder ſchlecht zuſammen lebten, wußte es wohl, aber ſo recht ins Spiel geſehen hatte es nicht, und daß ſo etwas in einer ſolchen Familie begegnen könnte, nicht gedacht.

Die gute Bäurin dachte nicht daran, daß wie in den ſchönſten Körper eine Krankheit ſich ſchleichen kann, welche die guten Säfte verzehrt, denſelben in ein Gerippe verwandelt, dem Tode in die Arme führt, eine Krankheit in eine Familie ſchleichen, ſich dort feſtſetzen kann, gleich dem Schwamm oder der trockenen Fäulniß in einem Hauſe und Alles verzehren, was G'ſundes an Leib und Seele iſt, Fleiß und Frömmigkeit, Ehre und Geld, Gewiſſen und Frieden.

Sei es jetzt wie es wolle, ſagte Liſi, gehen müßt. Sag deinem Mann, ich hätte es nicht geglaubt, daß mit Hunghans es ſo weit kommen könne, daß er einer Frau nicht mehr unter die Augen dürfe. Aber helfen ſolle ihm das nichts, befehle es der Arzt, ſo müßteſt du ins Bad, habe er nicht Roſſe und Geld dazu, ſo hätten wir beides und mein Mann müſſe dich führen. Sagten die Leute darüber, was ſie wollten, ich frage dem Gerede der Leute nichts nach, er frage ihm ja auch nichts nach, ſonſt thäte er anders. Liſi hätte für ſein Leben gerne, da der Alte entronnen, wenigſtens dem jungen Hans, dem Lieutenant, deſſen Sündenregiſter es ziemlich auswendig wußte, den Kopf gewaſchen, aber der zeigte ſich ebenfalls nicht in Schußweite, er wußte was Liſi konnte. Hans war ein gewaltiger Bramarbas, ganz nach dem Muſter unſerer jungen Regierungsräthe, welche daheim die Preußen zu Tauſenden freſſen ungekocht, dieweil ſie wiſſen, daß ſie nie vor ihr Angeſicht kommen werden. So eine reſolute Bäurin mit Herz und Mund am rechten Orte iſt aber ein noch ganz ander Stück Menſch als ſo ein dürrer Preuße, ſelbſt wenn ihm ein Helm auf dem Kopfe ſitzt; ſo eine Bäurin führt Kartätſchen im Munde, iſt ſelbſten unverwundbar, ihre Worte gehen nicht bloß durch Mark und Bein, ſie gehen durch Dorf und Gau, ſie gehen über Berg und Thal. Liſi mußte mit der geladenen Kanone wieder den Berg auf und trug ſchwer daran, war froh, daß es droben den Schuß ausziehen, d. h. Benz erzählen konnte, was es gerüſtet gehabt und wie es ihm ergangen. Es glaube nicht, ſagte es, daß Gritli noch zu helfen ſei, das ſei zu weit gegangen. Wenn das Bad ihm ſchon etwas helfe und es komme wieder heim in den Gallenhafen, ſo ſollte künftig der Hof heißen, ſo ſei es im Alten. Der Aerger tödte es, die Unflathe mordeten es an Leib und Seele durch den beſtändigen Verdruß und daß es mehr machen ſollte, als es möge. Es könne es nicht anders einſehen, als daß das geworden ſei von innen, wenn man auch von außen keine Hand anlege. Gegen ſolche Männer ſei der alte Blaubart noch ganz manierlich, der mache es doch kurz und gut und martere nicht Jahre lang, wie Buben Fliegen und Käfer marterten. Jedoch müſſe es ins Bad; thue man einem Miſſethäter ſeinen letzten Willen, ohne zu fragen, was es nütze und was es koſte, ſo wüßte es nicht, warum einer kranken Frau, welche ſolche Mittel eingekehrt, ihre Wünſche nicht ſollten erfüllt werden. Sie habe Hans ſagen laſſen, es müſſe ſein, vermöchte er es nicht, ſo vermöchten ſie es und hätten Roſſe im Stall, Geitli zu führen.

Frau, ſagte Benz, das war wohl grob. Denk, was das iſt, ſo in eine andere Haushaltung hinein befehlen; denk, was du ſagen würdeſt, wenn eine andere Frau uns alſo kommandiren wollte? Du wäreſt die Erſte, welche auf die Hintern (Beine) ſtünde. Alles mit Unterſchied, ſagte Liſi. Ja, wenn Eine käme und mir über die Küchenthüre hinein den Marſch machen wollte, wie viel ich von meinem Anken nehmen müſſe für eine Suppe, und wie viel von meinem Mehl für einen Brei, ſo würde ich der den Stand wohl weiter geben und ſagen, ſie ſolle ihre Naſe in ihre Pfannen ſtecken. Aber es handelt ſich hier nicht um einen Brei und nicht um eine Suppe, ſondern um einen Menſchen, und Wunder nähmte es mich, ob ſich, wenn man ſieht, wie man Jemanden verderben und verſerben läßt, Niemand einmiſchen, einem kranken verwahrloſten Menſchen zu Hülfe kommen dürfe? Warum nicht, ſagte Benz, die, wo es angeht allweg, aber wo es Einen nicht angeht, da ſoll man ſich auch nicht einmiſchen, ſonſt kömmt man dreckig weg. Aber, Benz, wie kannſt reden ſo dumm und wüſt. Ich müßte mich deiner ſchämen mein Lebtag, wenn dich Jemand hörte. Biſt nicht geſcheidter als ſo? Ja, ſo redet man heut zu Tage, wo es ſo ſchön geht in der Welt. So redet die Regierung. Wo ſie helfen ſollte, iſt ſie nirgends daheim, bloß wo ſie regieren und kujoniren kann. So redet die Gemeinde, da geht ſie auch nichts mehr an, jeder kann machen was er will und thun wie er will, wenn er ſteuert und tellet. So redet Alles vom Größten bis zum Kleinſten; Keinen geht es was an, wenn dem Nächſten ſoll geholfen werden, und wenn man ſchon erkennt, es wäre nöthig, ſo ſchiebt es Einer auf den Andern. Aber iſt das chriſtlich, Benz? Haſt vergeſſen, was es heißt vom barmherzigen Samariter und daß der der Nächſte ſei, der Gelegenheit habe zu helfen. Ich möchte dich doch fragen, habe ich nicht das Recht, meiner Baſe und Gevatterin an die Seite zu ſtehen und zu reden für ſie, wenn ſie mißhandelt wird, und zu handeln für ſie, wenn ſie mißhandelt wird? O Benz, wie hets d'r böſet, was biſt du für e Zöiel, für e Höſeler, für e Blüttellüpf, für e Züttel worde! Bſinnſt di allbez, wo du jung wareſt und noch auf die Gaſſe gingeſt, ließſt du auch heim, wenn dein Kamerad Schläge bekam, ließeſt du ihn im Stich und wenn ihrer ſieben auf ihm waren? O nein! Damals wareſt du ein braver Benz, damals rühreteſt du dich, hielteſt den Kopf dar und ſollte er eingeſchlagen werden. Jetzt ſollteſt du ein Mann ſein und jetzt was biſt? E Zöiel, e Höſeler! Man ſoll den Mund nicht aufthun, ſoll einer Baſe und Geſpielin nicht helfen, weil es einem nichts angehe, weil die Leute davon reden könnten. Aber eben darum iſt die Welt ſo bös, keinen faulen Birenſtiel ſind die Männer mehr werth, mit einem alten Weib iſts mehr als mit zehn deren Delgötzen, wo das Maul nie aufthun. Niemanden helfen, für nichts einſtehen, dieweil es ſie nichts angehe, dieweil in keinem der Lumpengſatzbücher geſchrieben ſteht: in dem und dem Fall mußt du das und das thun. O Benz, wenn was mit euch wäre, nur ein einzig heblich Haar an euch wäre, es ging anders und beſſer und d' Lumpenleute wüchſen euch nicht über den Kopf und würden euere Herren. O, es dünkt mich manchmal, ich möchte ein buchig Scheit nehmen und euch dreſchen als wäret ihr grau und feucht gewordene Korngarben. Probirs, ſagte Benz mit lachendem Munde. Meinſt etwa, ich dürfte nicht? Aber ich mag nicht anfangen, weil ichs altershalb nicht erleben würde, bis ich ringsum wäre. Spaß appart, ſagte Liſi, ſchrecklich iſts, wenn man für eine kranke Frau nicht einige Gulden hat da, wo täglich mancher Gulden z'unnütz verthan wird; das iſt ein langſam Morden, und ſoll da Niemand was ſagen dürfen, weil der Mann ein Großgrind iſt und am Brett. Da iſt das ärmſte Bettelfraueli, deſſen Mann ein Unflath gegen ihns iſt, beſſer dran. Da ſagen ihm alle Weiber wüſt, ſo oft ſie ihn zu Geſichte kriegen, und wenn das Fraueli todt iſt, ſo werden auch die Gemeindmänner ledig, laſſen das Mannli vor die Gemeinde holen und ſagen ihm alle Himmelsſchande. Wenn du meinſt, ich habe nichts zu ſagen für Gotte, Baſe, Geſpielin, ſo laßt den alten Unflath vor die Gemeinde kommen, du biſt ja am Gemeindrath oder vor Sittengericht, es wäre vielleicht dem Pfarrer noch das rechte. Magſt was recht haben, Frau, ſagte Benz; aber es iſt manches recht, man kann es doch nicht erzwingen, alles Krumme kann man nicht gerade machen.

Daneben mach was du willſt, ich bin dir nicht dawider, aber ziehe mich nicht hinein, hörſt. Biſt doch e Föſel, nit d'r Schlechteſte, aber auch von denen Einer, mit denen in Gottesnamen nichts iſt, die Zähne im Maul haben, aber bloß für todtes Fleiſch und warme Suppe. Dieſes Einſtehn in der Liebe für Schwache und ihre Rechte, dieſes Einſtehn der Barmherzigkeit gegen die Unbarmherzigen, heißen ſie wie ſie wollen, halten wir für den wahren chriſtlichen Muth und den chriſtlichen Muth für den höchſten unter allen Arten von Muth. Er iſt unendlich mehr und ſtärker als der politiſche Muth, er umfaßt viel mehr Verhältniſſe, ſchließt aber auch die politiſchen mit ein, und in allen dieſen Verhältniſſen ſetzt er das Leben ein, läßt Andere nicht im Stich oder gar die Suppe ausfreſſen, welche er eingebrockt. Die badiſchen Flüchtlinge wären nicht ſo ſchmählich ausgeriſſen, hätten nicht ſich gegenſeitig ſo ſchmählich preis gegeben, wenn ein Funke chriſtlichen Muthes in ihnen geweſen wäre. Was ſoll man aber zu den Maſſen von Gemeinds- und Staatsbeamteten ſagen, welche mit der größten Begeiſterung ihre Quartalzapfen einſtreichen und mit eben ſo großer Kaltblütigkeit unter ihren Augen das himmelſchreiendſte Unrecht, die gröbſten Geſetzesübertretungen geſchehen laſſen, und wenn Einer ſie anredet und frägt: Aber um Gotteswillen iſt das möglich, wird da nichts gemacht, es iſt ja himmelſchreiend? ſehr ruhig antworten: Ganz recht, macht mir eine ſchriftliche Anzeige, dann will ich ſchon einſchreiten, ohne die kann ich nichts machen. Eine ſaubere komode Ordnung das, und noch dazu eine ſo theure!

Sobald Hans merkte, daß Ernſt in der Sache war und dieſe anfing Aufſehen zu machen, ſo legte er bei, wie es noch tauſendmal geſchehen würde, wenn man in unſerer gebildeten Zeit nicht zu feig und nicht zu bequem zum Ernſte wäre. Gritli fuhr begreiflich Hans an, als er heimkam. Es ſei doch traurig für einen Mann, wenn er nicht warten dürfe, wenn eine Verwandte und Gevatterin zum Hauſe käme, ſo Einer müſſe doch ein ſchlecht Gewiſſen haben. Liſi habe es auch gefunden und ſich verſchworen, es ſolle ihm nicht geſchenkt werden und das Fortlaufen ihm nichts nützen und habe ihm Geld und Fuhrwerk angeboten, ſobald es begehre. So gehts, ſagte Hans, wenn Weiber zuſammenlaufen, und wenn man davonlauft ſo iſt ſich nicht zu wundern. Da können ſie nichts als über die Männer ausfahren und einander die Grinde groß machen. Wer hat geſagt, du ſolleſt gar nicht ins Bad? aber gemeint habe ich, wenn du Verſtand hätteſt, ſo begehrteſt du jetzt nicht zu gehen, wo man alle Hände voll zu thun hat, und die Roſſe zu brauchen alle Tage und wo das Korn nicht verkauft iſt, weil es nichts giltet. Aber wenn es ſo gemeint iſt, ſo kannſt noch heute gehen, man kann den Zug ja ſtille ſtehn laſſen deinetwegen.

Aber Hans, du ſpracheſt ja nicht von jetzt, du ſagteſt es mir ein für allemal ab, das drückte mir faſt das Herz ab, entgegnete Gritli. Warum nicht gar, begehrte Hans auf, kein Sinn kam mir daran, dir davor zu ſein, wenn das Gröbſte verwerchet iſt. Ein andermal thue die Ohren auf und höre recht, ehe du ſolchen Lärm anfängſt und mich in der Leute Mäuler bringſt, ſelb wäre anſtändig für eine Frau. Aber Hans, wie kannſt das ſagen und ſo mir kommen! Ich verſtand dich nur zu gut, jammerte Gritli. Ja wolle verſtehen, polterte Hans, wenn haſt du dein Lebtag was recht verſtanden? Kannſt befehlen, wann du fahren willſt und ob ein- oder zweiſpännig. Und ehe Gritli antworten konnte, war er zur Thüre hinaus. Was, jetzt ſoll ich noch falſch verſtanden haben, ſoll an Allem ſchuld ſein, zu einem Babi oder einem Sturm will er mich machen, wüſter könnte er es mir nicht machen, ſo weberte Gritli, was eben keine paſſende Vorkur war. Das gute Gritli wußte nicht, daß Hanſens Ausrede, Gritli habe ihn nicht verſtanden, keine perſönliche war, d. h. keine, welche Hans erſonnen, um Gritli zu plagen und dumm zu machen, ſondern daß es eine allgemeine Ausrede war, d. h. eine Manier, Sachen die ſchief gingen, zu drehen und der andern Parthie in die Schuhe zu ſchieben, welche Hans in ſeinem Lager gelernt hatte. Es iſt eine der bedeutendſten Kriegsliſten der Radicalen. Haben ſie Vorſchläge gemacht, Grundſätze geäußert, über welche das Volk zu Gott ſchreit, ſo ſchnauben ſie daher mit dem Gebrüll, ſie ſeien mißverſtanden worden, die Jeſuiten und verfluchten Konſervativen hätten die Worte verdreht, ſeien die Teufel, welche mit Lug und Trug das Volk verblenden wollten, verleumdeten, verdächtigten und machen Geſichter und Geſchrei dabei, daß Unerfahrene wirklich glauben ſollten, himmelſchreiend Unrecht ſei ihnen geſchehen. Die Burſche haben eine eiſerne Frechheit, eine Stirne wie Nagelfluh, wer ſie noch nie erfahren, muß an ihre Worte glauben, als wären ſie aus dem Evangelium, ja man muß wenigſtens ſiebenmal von ihnen ſo recht angelogen und angeſchmiert worden ſein, ehe man zum Verſtand kömmt, an die Möglichkeit einer ſolchen ſteinernen Frechheit glaubt. Sobald man einmal zu dieſem Glauben es gebracht hat und nun unbefangen ihr Weſen und ihre Worte prüft, ſo iſt die Elendigkeit und Nichtigkeit entſchleiert, und man kann es wiederum nicht faſſen, wie man ſich nur ein einzigmal durch ſolche Erbärmlichkeit habe können täuſchen laſſen. Das arme Gritli hatte keine öffentlichen Erfahrungen, es hatte an den häuslichen mehr als genug, es nahm Hanſens Worte viel zu tief, ward kränker darob und wollte den Kopf machen und, wenn es ſo gemeint ſei, jetzt gar nicht ins Bad gehen. Aber Liſi ließ ihm ſagen, ſo dumm ſolle es doch nicht ſein und Hans dieſen Gefallen thun, denn das wäre ihm eben das rechte, und es möchte ihm begegnen was da wolle, ſo müßte es hören, warum machteſt den Kopf und gingeſt nicht ins Bad? Selber tha, ſelber ha! Den Kopf machen iſt wohl gut, aber es muß nicht ſo gleichſam in einem Anfluge geſchehen, ſondern nach reiflichem Bedenken; hat man eine Sache hinten und vornen beſehen und die Zukunft bedacht, dann mag man den Kopf aufſetzen ſo lange, bis die Zukunft Anderes und Beſſeres bringt.

Zwölftes Capitel.

Die Badekur und der Beſuch.

So ward endlich dem armen Gritli ſeine erborzete Badefahrt. Aber ein ſolches Erborzen vergiftet, was heilen ſollte, und ſchärft den Stachel, der in der Bruſt ſitzt. Badefahrten ſind ſehr ſchön und mögen beſonders heilſam ſein, wenn die Krankheit im Leibe ſitzt und wenn man Alles, was das Gemüth beſchwert, dahinten laſſen kann. Aber wenn das Gemüth angegriffen iſt, der Leib ein Gallenſack, die ganze Badgeſchichte vergiftet iſt durch Vorgänge aller Art, und man dieß Alles mitnehmen und wiederkauen muß Tag um Tag und obendrein ſchließlich die Angſt kömmt, heim zu müſſen ins alte Joch, vor die ſauern Geſichter, zum Kelch, mit dem ſchrecklichen Bitterwaſſer aneinanderhängender Aergerniß angefüllt, wenn das Alles den Kranken ins Bad und aus dem Bade begleitet, was ſoll da des Waſſers heilende Kraft wirken? Nun, es gibt wohl heitere Augenblicke und Stunden, wenn die Weiber ſich eine ſo recht ſchöne Kindbettgeſchichte erzählen, oder von ſchlechten Nachbarstöchtern und Geſpenſtern, die man geſehen oder gehört. Behaglich wird es ihnen manchmal an der Tafel bei einem guten Braten oder appetitlichem Deſſert. Nur eines vermißt jede rechte Bäuerin im Bade, ein gut Kaffe nämlich; die dünne Milch, welcher man noch Nidel ſagen ſollte, liebt ſie nicht, und auch die Miſchungen im Kaffe nicht, ſie liebt ihn pur. Ja es gibt zuweilen einen heitern Tag, Geneſung ſcheint zu dämmern, Lebensmuth flackert auf, es dünkt einem, die Kraft komme wieder, welche die Bürde trägt unbeſchwert, man hat leichtere Beine, beſſern Appetit, hat ruhig geſchlafen, aber das Ende dieſes Tages iſt doch der ſchwere Seufzer: Ja, ich glaube, es wäre mir noch zu helfen, wenn ich hier bleiben könnte und nicht heim müßte. Komme ich heim, iſt's wieder im Alten. Und auf den Seufzer folgt die unruhigſte der Nächte.

So ungefähr ging es unſerer armen Frau im Bade, nur mit dem Unterſchiede, daß zu den Kapiteln von Kindbetten und Geſpenſtern noch ein neues kam, das Kapitel von der Politik. Gelehrte werden darüber die Achſeln zucken, moderne Weiſe werden ſagen, was verſtehen die Weiber von der Politik, Weiber und Pfaffen ſollen ſchweigen davon, und reden ſie, ſo ſollen ſie aufs Maul kriegen, je ſchärfer, deſto beſſer.

Ganz gut, meine ſchönen Herren, aber dann zieht die Politik nicht in Haus und Kirche hinein, laßt beide ungeſchoren und treibt euere Politik in Raths- und Wirthshäuſern. Formt kirchliches und häusliches Leben nicht nach politiſchen Anſichten und politiſchen Tendenzen, das iſt Tyrannei, das iſt Zerſtörung! Alles Leben wollt ihr tödten bis an das politiſche Leben, und das iſt für ſich alleine das ödeſte aller Leben, eine Wolke ohne Regen. Es iſt an ſich nichts, nichts als der Miſt, in welchem das Ungeziefer entſteht, Beſtien, kleine und große. Dieſes Treiben iſt viel gräulicher als der Befehl Pharaos, daß die Iſraeliten ihre Kinder tödten ſollten, gräulicher als der Kindermord zu Bethlehem war, er iſt der Mord der eigentlichen Menſchheit, man verräth ſie aus Thierreich, man wirft ſie den Beſtien zum Fraße vor. Das merken Weiber und Mütter mit ihrem ſeinen Gefühl, das noch ſeiner iſt als das der Katzen, welche das Erdbeben zu Liſſabon witterten Tage vorher. Aber die Mütter und Weiber fliehen nicht, verlaſſen den gefährdeten Herd nicht, ſie ſind ſeine Schutzgöttinnen, ſie wahren ihn in wahrer Treue, auf Tod und Leben gefaßt. Und thun das die Weiber, ſollen dann die Diener Gottes untreu werden ihrem Herrn, fliehen von den gefährdeten Altären, als ſchlechte Hirten fliehen von der Herde, in welche die Wölfe brechen, fliehen zu den Wölfen und heulen mit den Wölfen, welche in die Herde brechen? Wenn die Politik daher kömmt über die häuslichen Herde, über die chriſtlichen Altäre, wie eine Waſſerhoſe über die Kähne der Fiſcher, der heiße Wind Afrikas über Reiſende und ihre Kameele, ſollen die Lehrer der Chriſten fliehen dem ſichern Ufer zu, wie die Fiſcher, oder in den Sand ſich werfen, wie die Reiſenden? Sie ſollen nicht fliehen, nicht weichen, nicht ſchweigen, ſie ſollen ſie erwarten am Altar, der ihnen anvertraut ward, ſollen die Waffen führen, die ihnen gegeben ſind, das Wort, das wie ein zweiſchneidend Schwert durch die Seele fährt, gewaltiger als die Kanonenkugel, ein klein Ding, welches man ſchickt in der Waſſerhoſe aufgeſchwollenen Bauch, der Dunſt entweicht, die Waſſer fallen in den Abgrund und verſchwunden iſt das große Ungethüm. Sollen ſich ſchmücken mit der ganzen Kriegsrüſtung Gottes, damit ſie beſtehen mögen gegen die liſtigen Anläufe des Teufels. Denn ſie haben nicht bloß einen Kampf wider Fleiſch und Blut, ſondern wider das Fürſtenthum, wider die Obrigkeit, wider die Herren der Welt, die in der Finſterniß dieſer Welt herrſchen, nämlich wider die böſen Geiſter, die in der Luft ſchweben — Zeitgeiſt —! Darum müſſen ſie ergreifen die ganze Kriegsrüſtung Gottes, auf daß ſie am böſen Tage Widerſtand thun, alles wohl ausrichten und beſtehen mögen; ſollen umgürtet ſein an ihren Lenden mit Wahrheit und angezogen mit dem Panzer der Gerechtigkeit, und anſtatt der Schuhe ſollen ſie an die Füße binden die Vorbereitung des Evangeliums des Friedens; vor allem aber ergreifen den Schild des Glaubens, mit welchem ſie auslöſchen können die feurigen Pfeile des Böſewichts. Sie ſollen nehmen den Helm des Heils, das Schwert des Geiſtes, welches iſt das Wort Gottes. So ſollen ſich Weiber und Pfaffen in die Politik miſchen, wenn die Politik zum gräulichen Thiere wird und Haus und Kirche freſſen will, und was gilts, ſo ausgerüſtet bewältigen Weiber und Pfaffen die gräuliche Beſtie und werfen ſie wieder in den Abgrund, dem ſie entſtiegen iſt, es zerfahren die böſen Geiſter in der Luft, daß man nicht weiß, wohin ſie gekommen ſind. Indeſſen wie es allenthalben von jeder Sache wenigſtens zweierlei Sorten gibt, ſo gibt es auch unter den Weibern zwei Sorten, d. h. in Beziehung auf Politik; in allgemeiner Beziehung bildet jedes Weib eine eigene Sorte, darum iſt die Weiberherrſchaft ſo allgemein und Weiberkenntniß ſo ſelten. So waren auch im Bade viele Weiber, welche wir aber bloß in zwei Sorten abtheilen wollen, da wir nicht Zeit haben, ſie genauer zu ſpezificiren und jedes Weib eigends zu bezeichnen. Die eine Sorte beſtund aus kränklichen und ältlichen Weibern, ſie waren nett, rein, oft reich gekleidet in die ſchöne Landestracht, aber einfach und Eitles ſah man ſelten an ihnen. In ihrem eigentlichen Weſen aber hatten viele etwas Verkommenes, Verkümmertes, aber ſelbſt Kenner wußten oft lange nicht, kam es vom Leibe oder von der Seele her. Das iſt ein gedrücktes Weib, aber wo es ihm fehlt, weiß ich noch nicht, hörte man ſie ſagen. Bei dieſen ſaß gewöhnlich Gritli. Die andere Sorte beſtund meiſt aus jüngern Weibern, auch kränklich zumeiſt, aber durchweg modiſcher angezogen, mit Ringen an den Fingern, Uhren an goldenen Ketten, die Landestracht verunſtaltet durch allerlei Firlefanz, grelle Farben. Sie redeten manchmal etwas wie franzöſiſch, jedenfalls ſehr zimpferlich, gnepften mit großer Prätenſion umher, ſehr oft in brodirten Pantoffeln, und wenn ſie mit der andern Sorte redeten, beſonders mit einem alten Weibe, ſo ſtellten ſie ſich in eine gewiſſe Entfernung und redeten mit einer gewiſſen Wegwerfung, ſo gleichſam als ob ſie ſagen wollten, du biſt eine dumme Frau, was wollteſt du verſtehen, biſt ja ohne alle Bildung. Die ältere Sorte hatte keine Handarbeit bei ſich, aber gewöhnlich ein Betbuch oder ein Teſtament, die jüngere ſelten ein Buch, gewöhnlich eine Arbeit, ein Stück von einem Pantoffel oder Etwas, das beinahe ausſah wie eine Häkelei. Das waren alſo die Gebildeten. Wenn ſie unter ſich waren, beſprachen ſie ſich über Bälle, Schieß- oder Singfeſte, ſprachen von ihren Männern, den Sitzungen, welchen ſie beiwohnten, den Feldzügen, welche ſie gemacht, den Beſuchen, welche ſie erhalten, wie der Mann in großem Anſehen ſtehe, was er alles hätte werden ſollen, wenn er gewollt und was er alles noch werde werden müſſen, er möge wollen oder nicht. Man ſprach von Kleidern, führte den Pfarrer aus, beſonders deſſen Frau und allfällige Töchter, rühmte den Secundarlehrer, ſchimpfte über die Dorfſchule und die gemeinen Kinder, wie ſie ungebildet ſeien und die ihren alles wüſte lernen würden, wenn ſie mit ihnen zuſammenkämen. Sie lernten nicht einmal Orthographie, wüßten nicht in welchem Welttheil wir wohnten, ob in Europa oder in Frankreich. Wenn die Gebildetſten unter ihnen auf die Literatur kamen, ſo rühmten ſie ſehr Martin das Findelkind. Das ſei ſchön, ſagten ſie. Wenn man es leſe, könne man die Füße nicht ſtille halten unter dem Tiſch, und man könne nicht begreifen, wie ein ſterblicher Menſch alles im Kopf behalten könne, was im Buch geſchrieben ſtehe; aber da könne man deutlich ſehen, was die Ariſtokraten für Leute ſeien und die Pfaffen auch. Sie hätten ſonſt nicht recht gewußt, woran ſie ſeien, aber in dieſem Buche ſei eine Religion, die habe ihnen gefallen, gerade ſo müßte es ſein, wie jeder begreifen müſſe, wer fünfe zählen könne. Ueberhaupt ſchienen ſie gewettet zu haben, wer am beſten rühmen könne. Dieſe Sorte beſtund zumeiſt aus betitelten Frauen von der Kommandantin und der Frau Regierungsräthin bis zu der Frau Amtsweiblin hinunter, aus Wirths- und Dragonerstöchtern, vielen aus dem Schreibergeſchlechte, und Anderen mehr. Die andere Sorte war weniger geſprächig, flog ſelten über Küche und Landwirthſchaft hinaus, am meiſten verhandelten ſie ihre Kinder, ſeufzten über die Männer, und wenn Eine den ihren rühmte, ſo war es, daß er ſparſam ſei, bſunderbar werkbar und kein fremd Weibervolk anſehe. Ihre Geſpräche verloren ſich oft ins Geiſterreich, und mitten in vielem Aberglauben trat doch ſichtlich hervor, daß ſie ihr irdiſches Leben an ein ewiges geknüpft, das Ewige mit dem Zeitlichen in beſtändiger Verbindung glaubten, dem Ewigen mitten in dieſer Zeit und in allem Handeln fortwährend Rechnung trugen. Vom rechten innigen Glauben ſprachen ſie wenig oder nichts, er trat auf unausſprechliche Weiſe hervor, ungefähr wie bei rechten Mädchen die Liebe.

Ohne Hechelei gings begreiflich nicht ab, denn Weiber ſind geborene Hechlerinnen, aber mitten im Hecheln trat ſelten das Wegwerfende hervor, ſondern ein gewiſſes Bedauern mit dem gehechelten Gegenſtande, ſo z. B. ſagten ſie: Wenn nur ihr Schulmeiſter mehr Religion hätte, daneben wäre er ihnen lieb, aber er halte nichts auf den alten Büchern und z'Wunder einmal leſe er mit den Kindern im Teſtament. So ſei es ihnen doch nicht anſtändig, da könne doch jedes Kind ſehen, wo das hinaus ſolle. Aber wie es dann gehen werde, das wiſſe Gott.

ſie begehrten nicht dabei zu ſein. Wenn ſie von der Literatur redeten, ſo war es von der geiſtlichen, dann rühmte wohl Jede ihr Buch als bſunderbar ſchön, und um den Streit zu entſcheiden, welches am ſchönſten, lieben ſie einander dieſe Bücher. Unter dieſer Sorte waren auch Amtsrichterinnen, wie z. B. unſer Greti, ältere Wirthsfrauen, Bäurinnen und etwelche Bürgersfrauen aus Städtchen, in welchen es noch Sitte iſt, einen Pflanzplätz zu haben und ſich um Bohnen und Kabis zu kümmern. Dieſe beiden Sorten mieden ſich inſtinktmäßig, kamen ſie aber einmal zuſammen, ſo gab es allerlei Sticheleien, verblümte Redensarten, ſelten offenes Gezänk, aber jedenfalls Stoff für manchen Tag, über einander ſich zu ärgern. Bis zu den Prinzipien, wie die Schulmeiſter ſagen, erhoben ſich die Weiber wirklich nicht, ſie blieben beim Praktiſchen. Die Erſtern ärgerten ſich über das neue Weſen, über die Bauerntöchter, die zu nichts nutz mehr wären, nicht wüßten, ob man ein Werkholz oben oder unten in die Finger nehme, kein Feuer anmachen könnten, geſchweige Erdäpfel ſchwellen oder einer Sau vernünftig kochen, die vor lauter Bildung nicht mehr wüßten, wie manches Teſtament in der Bibel ſei, ob dem herrſcheligen Thun verlumpten, Väter und Männer über nichts brächten. Sie ſeufzten über die offene Gottloſigkeit, die Liederlichkeit, die über allen Begriff gehe, den Ungehorſam der Kinder, die ſchlechten Beiſpiele von oben, wo Einer, je vornehmer er ſein wolle, deſto ähnlicher einem Schwein thun müſſe. Auf der Sache hätten ſie nichts, ſie erführen was das für ein Leben ſei, wie es in zehn Jahren ausſehe, begehrten ſie nicht zu erleben. Gegen ſolche Reden erhoben ſich die andern ſchnippiſch. Wegen der Gottloſigkeit möchten ſie nichts hören, ſagten ſie, es würden ehedem ſo wenig alles Tugendbilder geweſen ſein als jetzt, ſie würden, als ſie jung geweſen, auch nicht immer gebetet haben. Daß, wer es anders haben könne, alles ſelbſt machen müſſe, ſei nirgends geſchrieben, man ſei auf der Welt, für Freude zu haben und nicht nur den Angſtkarren zu ziehen. Es ſei nicht mehr die Zeit, Gottlob, wo man meine, zwiſchen einem Bewohner des Landes und einem Hunde werde kein anderer Unterſchied gemacht, als daß der Eine vier Beine hätte, der Andere nur zwei; jetzt ſeien ſie ſo viel als Andere, vielleicht noch etwas mehr, und jeder könne leben, wie er es verſtehe und vermöge und es ſeinem Stande wohl anſtehe. Wenn man auf ſolchen Poſten ſei, würde es ſich wohl übel ſchicken, wenn man leben wollte wie Tauner und Schuldenbürli. Was man heute haben könne auf morgen zu ſparen, ſei dumm, was noch komme, wiſſe man nicht, wenn es ſchon geſchrieben ſtehe. So dumm ſei man heut zu Tage nicht mehr, zu glauben, es ſei Alles wahr, was gedruckt ſei und wärs in der Bibel. Heiße es doch: prüfet Alles und das Beſte behaltet: ſo ſolle es ja ſelbſt in der Bibel ſtehen, darum werde wohl Niemand viel dagegen haben können. Ob ſolchen Reden ſchlug die erſte Sorte entſetzt die Hände über dem Kopf zuſammen, rückte ſo weit möglich von den Andern weg, ſagte, man werde ſehen wie das komme. Komm es wie es wolle, ſo ſei es zwar für dieſe nicht ſchade, aber die armen Kinder könnten ſie erbarmen. Jede wußte Beiſpiele zu erzählen, welchen Ausgang ſolche Hoffart habe, wobei Gritli gewöhnlich ſchwer ſeufzte und meinte: ſo brichten davon, das mache ſich noch, aber z'Sach ſelbſt erleben müſſen, ſelb ſei gräulich, den Anfang ſehen und nichts dran machen können, das drücke einem das Herz ab, mache, daß man keine frohe Stunde mehr haben könne. Vertrauten erzählte es ſein Herzenleid und dieſe es im Vertrauen ihren Vertrauten, ſo daß faſt die ganze Badegeſellſchaft Theil nehmen konnte an Gritlis Schickſal. Das geſchah denn auch. Die Einen hatten großes Erbarmen mit ihm, den Andern ſchlich ſich eine ſtille, aber bedenkliche Vorliebe zum unbekannten Hunghans ins Herz. Das müſſe ein netter verſtändiger Mann ſein, dachten ſie, es ſei nur ſchade, daß er eine ſo dumme Seufzerbüchſe zur Frau habe; den möchten ſie doch hölliſch gerne einmal ſehen. An einem ſchönen Samstag Abend wandelten Einige von dieſer Sorte in geſtickten Pantoffeln (wir würden gerne ſagen Pantöffelchen, wenn wir nicht gar zu irrthümliche Vorſtellungen von dem Fußgeſtell der Wandelnden zu erwecken fürchteten) vor dem Hauſe herum, ſtunden aber plötzlich ſtill, denn gegen das Bad her kamen zwei ſtattliche Geſtalten, eine männliche und eine weibliche in Landestracht. Das iſt Viſite, ſagten ſie, zu wem wollen die wohl? Allem an ſind es Emmenthaler oder Oberaargauer, was um Burdlef ume. Unterdeſſen waren die Beiden näher gekommen, frugen Gritli nach und wurden auf ſeine Stube gewieſen, wo es ſein werde. Tüfel, ſagte Eine mit mehreren Ringen, blaſſem langem Geſichte, geſchnürt wie ein ruſſiſcher Gardeoffizier, in grellen Farben glitzernd, Tüfel, iſt ihn das wohl, der (Määgge) Mann, der Amtsrichter? Es ging ein großes Gwunder auf, ein ſtarkes Verweiſen an, wer er ſei und was für Eine er bei ſich habe? Es wollte ſie faſt verſprengen. Es waren Liſi und Benz, welche Gritli einen Beſuch machten. Höre, hatte Benz zu Liſi geſagt, ich habe etwas gedacht, was meinſt dazu? Ich frug am Sonntag Hans, wie es Gritli gehe. Es werde wohl gut gehen, ſagte Hans, ſonſt hätte es ſchon Beſcheid gemacht. Geht etwa Jemand zu ihm? frug ich. Er wüßte nicht warum, hat er geſagt. Es gebe ohnehin Koſten genug, ohne daß man noch muthwillige dazu mache. Das dünkte mich ſtrengs, aber ich durfte nichts ſagen. Aber das arme Gritli hat ſicherlich Langeweile, und wenn ſich ſo Niemand um ihns kümmert, als ob es ſchon nicht mehr auf der Welt wäre, thut ihm das in der Seele weh. Da dachte ich, wie's wäre, wenn wir hinführen. Ihn freuts, die Arbeit iſt nicht im Weg und du kömmſt doch einmal vom Hauſe weg. Liſi warf nicht eine Menge Schwierigkeiten in den Weg, wie Weiber zuweilen es pflegen, ſondern ſagte raſch: Du biſt doch wahrlich immer der Beſte, ich dachte auch daran, durfte aber nichts ſagen, man hat ohnehin Koſten genug und drei Tage verſäumen iſt viel; aber freuen thut es mich, ich muß es ſagen. He, ſagte Benz, ſich zuweilen etwas gönnen wird wohl erlaubt ſein. Deßwegen muß Niemand es büßen, es wird Niemand deßwegen was abgezogen oder aufgebürdet. Daneben ſind Zeit und Geld nicht verloren. Man geht nie von Hauſe, daß man nicht etwas lernt, und wenn man einmal aus dem Geſchirre kömmt, ſo geht es nachher nur um ſo munterer, man iſt friſcher geworden an Leib und Seele. Nun, wenn's dir recht iſt, ſo wollen wir am Samstag in aller Frühe fahren, ehe die Brämen (Bremſen) bös ſind. Das Wetter iſt gut und das Korn nicht reif noch. Gegen dieſes Preſſiren hatte Liſi Allerlei einzuwenden, um acht Tage wollte es die Reiſe verſchieben. Es wußte allerlei Gründe dafür vorzubringen, wahrſcheinlich nur den rechten nicht, wahrſcheinlich dachte es an eine neue Kappe oder ſo was, um ſo recht ſtaatsmäßig aufzuziehen. Es gab indeſſen nach, erſtlich waren Benzens Gründe zu ſchwer und zweitens ſeine Garderobe zu ſolid beſtellt, als daß es vernünftigerweiſe auf ſeinem Kopfe beſtehen konnte. Ohne Kram geht eine rechte Bäurin ſelten weit von Hauſe, ſelten z'Dorf; darin liegt je nach der Natur bald Stolz, bald freigebige Großmuth. Eine rechte Bäurin iſt in der Regel gutmüthig und ihre Hände ſind ſelten leer. Liſi hielt ein gut Kaffe für das Beſte auf Gottes Erdboden, dazu gehörte aber dicke Nidle und die waren in einem Bade nicht zu haben für kein Geld. Eine gute Ankenſchnitte, mit Honig gelb belegt, ſchien ihm, wenn nicht das zweite, ſo doch bald hernach zu kommen. Nidle, Anken und Honig waren die drei Dinge, welche Gretli der Gotte zweg machte in erſter Güte mit kindlicher Freude über das Wohlleben, welches die Gotte daran haben werde. Liſi, welches Jahre lang ſelten aus der Gemeinde, höchſtens zum nächſten Markte gekommen war, machte große Augen über die Veränderlichkeit der Welt, am meiſten über die vielen neuen Häuſer und die große Hoffahrt. Man wiſſe längs Stück nit, ſehe man rechte Leute oder Narren. Wenn es es nicht mit eigenen Augen ſähe, keinem Menſchen hätte es geglaubt, daß das Weibervolk ſo halbweltſch werden könnte, daß man längs Stück nicht wüßte, ſehe man Walliſer Einſiedelngängerinnen (Einſiedeln, berühmter Wallfahrtsort) oder Miſtelacher Hubreni. Es nehme ihns nicht mehr Wunder, daß das halbe Land vergantet werde, das ſei ein Bauen, welches keine Art habe. Es müßte Geld geſchneit haben, wenn die Leute alles zahlen wollten, was ſie machen ließen. Aber was wolle man, ſeit man nicht mehr Geltstage, ſchämten ſich die Leute nicht mehr, wenn ſie z'Hudels würden. Mit Güterabtretung ſchüttle man die Schulden ab, wie ein Handwerksburſche ein beſchmuztes Hemde abziehe, um damit dem Beißen und den Flöhen los zu werden. Hernach ſei man noch einmal ſo wohl, ganz wie neu.

Man kann ſich denken, wie Gritli über den unerwarteten Beſuch ſich freute, aber mit Weinen, wie kränkelnde Gemüther pflegen.

Es beelendete ihns gar zu ſehr, daß fremde Leute zu ihm kamen, die Seinen ſich nichts um ihn kümmerten. Es begann ſo krank zu werden im Gemüthe, daß jede Freude ſich ihm alsbald zur Bitterkeit umſetzte. Nun die Wolken gingen vorüber, die Freude blitzte wieder auf und wurde durch die ſüßen Schätze, welche Liſi mitgebracht, vermehrt. Gritli mochte nicht warten, bis es ſich an demſelben erlaben konnte, und nie klagte es mehr über die Ungefälligkeit der Köchin und ihre Mißgunſt wegen kochendem Waſſer und einem Plätzchen in der Küche, um ſeinen Kaffe ſelbſt zu kochen. Köchinnen ſind allenthalben wunderlich, ſehen fremde, beſonders weibliche Geſichter nicht gerne in der Küche; zu den fremden Geſichtern rechnen ſehr Viele auch das der Meiſterfrau, beſonders wunderlich ſollen aber die Badeköchinnen ſein, wahrſcheinlich wegen der Ueberzahl von weiblichen Geſichtern, welche in der Küche erſcheinen, und vielleicht gar die Abſicht verrathen, darin ſich ganz heimelig, als wären ſie daheim, zu machen. Es verſteht ſich, daß hier nur von Bädern niedrigeren Ranges die Rede iſt. In Weiß- und andern Baden wird es wohl anders zugehen, Prinzeſſinnen werden nicht nach ihrem Kaffee ſehen, Königinnen ihren Thee nicht eigenhändig anrichten wollen, um überzeugt zu ſein, daß das zugegoſſene Waſſer wirklich ſiedend geweſen.

Unten war unterdeſſen die Neugierde groß, den vermeintlichen Herren Amtsrichter näher zu beſehen und zu vernehmen, wer die Frau ſei, mit der er gekommen; ob ſeine Zukünftige oder ſonſt eine Begünſtigte oder keines von beiden, denn wenn er geſcheut ſei, ſo wäre die wohl alt für ihn, eine jüngere ſtünde ihm beſſer an, meinten die Jungen. Und dann, was hätte er guts? Eine junge Giraffe, wo er Zeit mit dräſſiren verſäumen müßte, ſagten die Alten und zuckten verächtlich mit den Achſeln. Je wöhler die oben an der ſüßen Nidle lebten, deſto unruhiger gramſelte es denen nuten durch die Glieder. Es ging um ſo länger, als Liſi ſeine munterſten Töne anſchlug, um Gritli aufzuheitern. Gritli mußte viel lachen, ſagte dann immer: Gott verzeih mir meine Sünde, aber du haſt es auf dem Gewiſſen. Endlich ſchlug Gritli doch vor, hinunterzugehen und die Gelegenheit zu beſehen, es werde die doch wunder nehmen, wer da ſei. Liſi war eben nicht geneigt. Es hatte Einige angetroffen, die hatten ihm nicht gefallen, ſo hoffährtig und hochmüthig habe es noch Wenige geſehen, zu denen ſchicke es ſich nicht, die ſeien ihm zu vornehm, ſagte es, die gingen einher wie Schneegänſe in einem Levatacker, wenn ihre Beine faſt gſtabelig ſeien vor Kälte.

Was vornehm, ſagte Gritli, zählte nun ſummariſch die Verhältniſſe der hoffährtigſten her, wer ſie ſeien, woher ſie kämen und wie man ihnen bereits ausgerechnet, wann ſie geltstagen oder wie man jetzt ſage, die Güter abtreten müßten. So, und fahren ins Bad, daß Gott erbarm, das wäre doch ehemals nicht geſchehen, ſagte Liſi. Was willſt, meinte Benz, deswegen haben ſie nichts deſto mehr, nichts deſto minder, was fragen ſie den Gläubigern nach? und gehen ſie dies Jahr nicht ins Bad, haben ſie das nächſte Jahr vielleicht kein Geld mehr dazu. Die müſſen einen Magen haben und ein Gewiſſen, vom Glauben will ich nur nicht reden, ſagte Liſi. Gritli meinte ſich mit ſeinem Beſuch zu ſehr, als daß es ihn nicht ſo recht nach Herzensluſt geſpienzelt hätte. Unten ſtunden ihnen alsbald eine Gruppe vor den Füßen und Eine ſagte: Ihr habt lieben Beſuch erhalten, Frau Amtsrichterin? Es wäre uns ſonſt Angſt geworden um euch, Frau Großräthin, da ihr ſonſt nicht ſo lange oben bliebet, ergänzte eine Zweite. Ja denkt, ſagte Gritli, expreß wegen mir kamen ſie ſo weit! Das iſt meine liebſte Geſpielin von Jugend auf, daneben ſind wir noch nahe verwandt, und wenn ihr erſt wüßtet, was ſie mir mitgebracht? Das iſt doch recht ſchön vom Herrn Amtsrichter, daß er an ſeine Frau gedacht hat, es ſind nicht alle Männer ſo, ſagte die Erſte. Ihr werdet euere liebe Frau doch nicht ſchon abholen wollen, Herr Großrath? ſagte die Zweite. Hör, Benz, wie ſie dich tituliren, Amtsrichter und Großrath biſt worden und mochteſt es zu keinem bringen. Habt nicht Mühe, wandte ſich Liſi zu den Frauen, das iſt Ankenbenz, mein Mann, nichts mehr und nichts minder, an dem Aemtlein hat er genug, und hätte er noch eins daneben wollen, ſo hätte ich ihm d'r G'luſt welle vertreiben. Wäre aber nicht Gefahr geweſen, daß er eins bekommen, dem Nöthlithun hat er ſich öppe nicht gewohnt. Ho, es iſt nicht geſagt, daß ſich das immer mangelt, ſagte Eine ſchnippiſch. Man hat Exempel, daß man Leute zu den beſten Poſten hat zwingen müſſen, ſie waren aber auch darnach. Wird ſein, antwortete Liſi, aber dafür bin ich gut, daß Benzen Niemand gezwängt hätte, hat's aber auch Niemand probirt. Wird ſein, ward geantwortet, und Liſi hatte ſeinen Credit verſpielt. Die vornehmern Weiber fanden, es ſei eine gemeine grobe Frau ohne alle Bildung, es ſei am beſten, ſo eine laſſe man ſein, wer ſie ſei. Gebe man ſich mit ihr ab, ſo richte die einem an, mehr als man hören möge.

Schade ſei es um den Mann, er hätte eine brave Poſtur, wenn der eine andere Frau gehabt, die ihn recht dreſſirt und gehobelt, ſo hätte es was aus ihm werden können. Jezt ſei er nichts als ein grober Bauer und gebildet ſo wenig als die Frau. Hätte man eigentlich Beide recht angeſehen, ſo hätte man wohl merken können, daß der weder Großrath noch Amtsrichter ſei, wie wollte man ſo einen halbleinernen Holzbock zu ſo was brauchen können, dazu mangle man andere Leute! So ſprachen Wirthstöchter und Krämersweiber, die Großräthinnen und Amtsrichterstöchtern, die Frauen Schaffnerinnen und Töchter Zöllnerinen, die Statthalterstöchter und Präſidentenfrauen, kurz der junge Adel allzumal. Für den folgenden Morgen hatte Gritli ſeine Freundinnen aufgeboten, um ſie mit einem Kaffe zu regaliren, wie man es in einem Bade nicht hat. Dieſe waren ſämmtlich aus der erſten Sorte, mit altväteriſchen Anſichten behaftet, frugen dem neuen Weſen nichts nach, hatten im Gegentheil, viel zu klagen über Unheil, welches daſſelbe in die Familien bringe und in die Schule, wo die Kinder nichts lernten als ein hoffährtig Weſen und die alten Leute verachten. Es wäre aber möglich, daß es Denen anders käme, ehe ſie hundertjährig würden. Und ſie redeten wiederum von dem ſchrecklichen Aufwand, den ſo Viele machten und wie das unmöglich gut kommen könne. Wenn es die Großeltern wüßten, ſie kehrten ſich im Grabe um. Da ſei keine Arbeit mehr, ſondern nichts als Großthun und Brauchen. Am Morgen ſei man im Wirthshaus, Nachmittags wieder oder fahre aus, lebe luſtig, komme nie vor Mitternacht heim, wo Alles drunter und drüber ginge. Es gebe ſicher Viele, die es täglich mit drei Fünffrankenthalern nicht machten. Man ſolle rechnen, was das für eine Summe mache, die verdiene man nicht mit Nichtsthun. Liſi ſah, daß das Geſpräch Gritli Waſſer in die Augen trieb, und das Auspacken ſeines Elends ihm auf der Zunge war. Es wollte dieß vermeiden, es wußte nicht, daß Alle darum wußten, daß alle Vertraute waren und das Thun ihrer Männer Gemeingut. Das iſt nicht das Allerärgſte, ſagte Liſi, wenn z'Sach z'Bode iſt, ſo hört das Hudle von ſelbſt auf, und wer weiß, wenn er ſieht, wie es kömmt, kehrt Mancher um, ehe er fertig iſt, und die Kinder nehmen ein Exempel, wohin man mit lumpen und hudeln kömmt. Aber wenn wahr iſt, was ich gehört, und es wird wahr ſein, denn man redet davon das Land auf und ab, ſo gut Nacht Beſſern und mit dem Exempel nehmen iſt es auch aus, dann gilt nur noch, wele (welcher) wüſter, Regel iſt keine mehr und glücklich iſt, wer bald ſterben kann.

Begreiflich fuhren die Weiber z'weg und eine Alte fragte: Iſt z'Zyt öppe ume, ſoll's zum Ende gehen und der Antichriſt kommen?

Es iſt faſt als wärs, ſagte Liſi, ſie wollen fort mit der Religion, Alles was man geglaubt hat, ſoll man nicht mehr glauben, und wenn der Tod den Menſchen ſtrecke, ſei Alles aus, das ewige Leben ſei Larifari, Gott verzeih mir meine Sünde, nur ſo ein Böllimann für die alten dummen Leute. Oeppis dumms, ſo ſagte eine Andere, ſie werden Einem den

Glauben nicht verbieten können und noch weniger nehmen, es kann ein Jeder glauben was er will, das geht ja Niemanden was an, die Regierung nicht und Niemanden nicht. Man ſollte es meinen, ſagte Liſi, und mit Gewalt wird einſtweilen nicht gefochten werden, aber mit Liſt, daß es Niemand merken ſollte, gerade ſo wie es die Schelmen machen. Es heißt, ſie wollten Einen kommen laſſen, der die wo Pfarrer und Schulmeiſter werden wollen, auf das Heidenthum brichte, ſtatt auf das Chriſtenthum. Wenn dann die Pfarrer und Schulmeiſter recht brichtet ſeien, wie es ihnen anſtändig, ſo thäten dieſe dann das Volk auch ſo brichten, ſo könne man den Glauben dem Volke unvermerkt abführen, ſo gleichſam als wie mit einer gelinden Laxirig nach und nach. Daraufhin wird Alles zugeſpitzt und ganze Häufen Schulmeiſter ziehen ſchon an dem Seil, wollen in keine Kirche mehr, ſprechen den alten Büchern das Leben ab, führen den Pfarrer aus und verlachen was in der Bibel ſteht, und von Pfarrern redet man auch, die d'Kappe lüpfen vor dem aufgeſteckten Hut, und den Heiland um Silberlinge verrathen und mit den Oberſten im Volke liebäugeln und Freunde ſein möchten von Herodes und Pilatus, von jedem Hung, der ſie beißen könnte. Es iſt eine grüßlige Sach', wenn man denkt, wie weit die Sache ſchon iſt, ehe man was davon gemerkt. Aber was will man, wer hätte glauben können, daß Jemand ſo ſchlecht ſei, daß ihm das in Sinn käme und Jemand Uflaths genug, daß er es ausführte. Es wird aber auch nicht ſein, meinte Eine, wir bei uns haben nichts gemerkt und nichts gehört. warum wollten ſie ſo Mühe haben und ſich ſelbſt verdächtigen, was hätten ſie davon und umſonſt machen Die nichts. Daneben hätten ſie dann Niemanden mehr zum ausführen und auslachen, wenn ſie keine Chriſten mehr hätten, und ſelb thut ihnen doch gar zu wohl, wenn ſie Jemanden verſpotten und verlachen können; heißt es ja doch, ſie ſagten denen, welche in die Kirche gingen Gottesträppeler und ſonſt noch wüſt.

Wenn Benz nicht z'Berg wäre, er könnte es beſſer auslegen als ich, wie das gehen ſoll. Das iſt z'grüßlichſte dahy, daß man nichts ſagen ſoll. Sie verlachen die ganze Sache, ſpotten Alle aus, welche ſagen, es gebe gegen die Religion. Mit der Religionsgefahr ſei es eine Dummheit, ſagen ſie, da brauche Niemand wegen ſeiner Religion Angſt zu haben, es ſei ihnen lieber, die welche hätten, behielten ſie, als daß ſie ſie haben müßten, ſie wüßten nicht was mit dem Zeug anfangen.

Aber daß man die Leute nicht mehr mit ſolchem Zeug plage und der jungen Welt es aufdringe, dafür wolle man ſorgen, und dazu habe man das Recht, und es ſei Freiheit. So gleichſam ausſterben laſſen will man ſie. Redet man mit Ernſt davon und ſagt, man merke wohl, wo es hinaus ſolle, aber man thue es nicht, dem Treiben müſſe der Nagel geſteckt werden, ſo begehren dieſe Leute ſchrecklich auf und ſchreien: man verdächtige die Regierung, man wolle die alten Herren wieder und die Jeſuiten und verrathe das Vaterland. Man ſollte nichts davon reden und wenn mans thut, ſo wird man verklagt; es ſollen ſchon Pfarrer abgeſetzt worden ſein, andere werden verhört und man redet von i d'Käfi thun und ſonſt noch mehr. Es werden Bücher ausgetheilt, den Weg und dieſen Weg, von denen wo die Regierung austheilen läßt, kann man haben ſo viel man will, wegen den andern muß man ſich in Acht nehmen; die Landjäger paſſen auf und die Kinder werden gefragt, ob man deren im Hauſe habe? Es iſt eine ſtrenge Sache wie es geht und Benz hat geſagt, es gefalle ihm nicht, und wenn er nicht den Glauben an unſern Herrgott hätte, daß der zu rechter Zeit ſagen werde: bis hieher und nicht weiter! ſo finge es ihm auch an Angſt zu machen, es ſei Mathäi am letzten und z'Chriſtenthum müßte z'Bode. Ach mein Gott, ich dachte ſchon lange, es werde ſo kommen, ſeufzte Gritli. Ich habe es Meinem ſchon lange angemerkt, was Trumpf iſt, und wer ſich achtet, ſieht es den Leuten an ihrem Thun an, daß ſie keinen Glauben haben, und es fehlt nur noch, daß ſie den Glauben verbieten, daß Niemand mehr einen haben ſoll. Aber mein Gott, ſeufzte eine Zweite, laſſen das die Pfarrer ſo gehen und ſagen nichts dazu; die ſind ja doch dafür, daß ſie das Chriſtenthum predigen und gegen den Unglauben ſtreiten! Oder ſind ſie etwa auch des Sinns und möchten fort mit der Religion? Glaubs nicht, antwortete Liſi, aber ſie ſind bös dran. Unſer Pfarrer redet ſchon lange davon, es käme ſo, aber es wollte Niemand glauben. Unſer Pfarrer ſieht Gſpenſter am heitern Tage, ſagte man. Und ich ſags aufrichtig, mir ſelbſten ging es ſo, ich konnte nicht glauben, daß Jemand an ſo was denken könne.

Jetzt ſollen ſie gar nicht davon reden, es ſei gegen die Regierung, ſagt man. Predigen dagegen ſollen ſie erſt nicht, von wegen es ſei den Pfarrern nur wegen der Politik, nicht wegen der Religion. Politik gehöre nicht auf die Kanzel, und das könne man nicht leiden. So ſind ihnen die Hände gebunden, und übel geht es, ſie mochten etwas machen oder nichts machen. So ſprach Liſi ſo gut als es ſich darauf verſtund von der großen Bewegung im Lande, und die guten Weiber ſchlotterten dazu gar mächtiglich. Sie meinten, es gehe jetzt ſchon ſo wüſt, daß Einem das Leben erleide, wie es dann wohl erſt gehen werde, wenn alle Religion weg ſei und Niemand mehr eine haben dürfe, wenigſtens nicht zeigen. Sie zitterten noch als Benz vom Berge kam und ließen ihn kaum abſitzen, fielen ſie ſchon mit Fragen von allen Sorten ihn an, wollten wiſſen, was die Manne gedächten und ob man das Alles ſo mir nichts dir nichts geſchehen laſſen wolle? Benz war in etwelcher Verlegenheit, Allen auf einmal konnte er nicht antworten, eine beſtimmte Auskunft konnte er auch nicht geben. Es ſei eine ſchlimme Sache, antwortete er. Was machen? Gewalt brauchen könne man nicht und das Recht, einen Profeſſor anzuſtellen habe die Regierung. Daß ſie ihn anſtelle, um die chriſtliche Religion abſchaffen zu helfen, das glaube er, aber ſie behaupte das Gegentheil, ſie wolle der rechten Religion erſt recht auf die Beine helfen. Beweiſen könne man nichts. In allen Ecken ſehe man es gucken, daß man vom Chriſtenthum nichts mehr wolle, aber wie beweiſen, daß ſie es glauben müßten. Sage man etwas davon, ſo heiße es, man verdächtige die Regierung, es ſei von den Pfaffen erlogen. Sage man, der und der habe doch das und das geſagt, ſo wolle man es nicht glauben, man ſoll ihm ſeine Worte verdreht haben, man riskirt einen Schelthandel oder man ſagt, und wenn der es ſchon geſagt, ſo ſei der noch lange nicht die Regierung. Man hat nirgends einen Griff, es iſt Alles wie mit Oel geſchmiert, wird einem aus den Händen gedreht, wie ſicher und feſt man es zu haben glaubt. Das iſt aber die Tüfelskunſt, welche aufgekommen, daß man hundertmal in einer Stunde die Wahrheit umdreht zur Lüge und die Lüge umdreht, daß ſie Wahrheit ſcheint und das Alles ſo geſchwind, daß man ganz ſturm wird und nicht weiß, hat man den Kopf noch und Augen darin oder hat man ihn nicht mehr. Da kann man nichts machen, ſo lange Die befehlen und die Sache in Händen haben, und wer iſt daran ſchuld? wer hat ſie geordnet und gewählt? Wenn die nicht wollen, ſo iſt nichts zu machen. Man ſagt davon, es müſſe vor den großen Rath, aber helfen wird es nicht, die, welche wiſſen was ſie wollen, werden es durchſetzen. Sie glaube es nicht, ſagte eine alte Frau. Es ſchien doch hauptſächlich Leute vom Lande im Rath, und die wüßten doch, wie man auf dem Lande denke und würden doch wohl auch noch ein Gefühl haben und daneben etwas glauben.

Weiß nicht, ſagte Benz, ich hörte Sachen!, will lieber nicht davon reden. Und wenn daneben noch Mancher Religion hat, ſo iſt doch Mancher dumm und Mancher feig und erſchrockener Natur. Dem Einen ſchwatzt man vor, es gebe die Religion nichts an, es frage ſich bloß: wolle man in der Dummheit bleiben oder in die Aufklärung kommen und fortſchreiten. Fortſchreiten! Die andern lacht man aus und fragt ſie: ob der Pfaff ſie auch noch am Gäbeli habe und den Teufel werden ſie auch noch fürchten. Und auslachen und ausſpotten mögen gar Viele nicht ertragen, meinen, es mache die Beine ab und gehe an Kopf. Es iſt nicht mehr die Zeit, wo man zur rechten Sache ſteht unbekümmert, gehe es wohl oder übel. Die Weiber jammerten bitter, ſo daß Benz endlich ſagte: man müſſe ſehen, wenn etwas zu machen ſei, ſo wolle er gerne helfen, aber er zweifle. Beim Mittageſſen, an dem Benz und Liſi wider Willen noch Theil nehmen mußten, konnte eine der Frauen von der erſten Sorte ſich nicht enthalten, einer andern die Geſchichte von dem Profeſſor, der herkommen müſſe, um dem Chriſtenthum abzuhelfen, an Kopf zu werfen. Da gabs Feuer. Sie hätte auch ſchon von dieſem Gſtürm gehört, ſagte eine Frau von Figur, welcher man Frau Amtſchreiberin ſagte, das komme von ſchlechten Leuten her, welche beſſer ſcheinen möchten als Andere und zehnmahl ſchlechter ſeien. Die Regierung werde wohl wiſſen was ſie mache und wenn ſie es den Leuten gönne, daß ſie nicht dümmer bleiben als ringsum alle Völker, ſo ſei das nur recht von ihr. Sie ſage aufrichtig, auf dem Stündeliweſen halte ſie auch nicht viel, ſie hätte noch nie erlebt, daß das Kirchgehen brave Leute mache, ſie kenne Viele, welche nie in die Kirche gingen und ihr viel anſtändiger ſeien, als Viele, welche allemal drinnen wären, wenn es läute. Wenn es die Einen machen könnten ohne Kirche, ſo wüßte ſie nicht, warum es die Andern auch nicht ſo machen könnten. Daneben ſei ſie ihr nicht im Wege, ihrethalben könne ſie bleiben wo ſie ſei. Wider die Bibel habe ſie auch nichts, ſie ſei zwar afe alti, daneben werd manchs ſchöns drin ſy. Aber es gebe dann noch andere ſchöne Bücher, neue wo wunderbar Sachen drinn ſeien, daß es Einem fry das Herz aus dem Leibe ſprenge und ſie Einem z'Nacht vorkämen. Sie hätte letzthin eins geleſen, die Geheimniſſe von

Paris, es ſei eigentlich von einem Franzoſen, aber z'Buch ſei deutſch, ſie hätte geglaubt, ſie werde z'hingerfür drob, bald hätte ſie müſſe pläre, daß ſie gemeint, es wolle nicht mehr aufhören, bald hätte ſie ſich gefürchtet, daß ſie nirgends hätte allein ſein dürfen, bald ſei ſie zornig geworden wie ein Scheit, daß ſie hätte mögen den Leuten die Köpfe abdrehen. Das ſei ein Leſen geweſen, wie ſie es noch nie erlebt, ſie hätte längs Stück nicht gewußt, wo ſie ſei und ob ſie noch lebe. In dieſem Buche könne man ſehen, wie ſchlecht die vornehmen Leute ſeien, wie ſie mit dem Volk umgingen und was das von ihnen zu leiden habe.

Sie redete wie mit einem Hämmerlein, daß Niemand dazwiſchen kommen konnte, wie oft es auch verſucht wurde. Ihre Freundinnen unterſtützten ſie mit Blicken und beifälligen Ausrufungen ſehr. Da kam mitten in den ſchönen Fluß der Rede die aufwartende Magd und ſagte: es ſei Jemand draußen, der mit der Frau Amtſchreiberin reden wolle. Wer iſts? frug die Frau Amtſchreiberin, wahrſcheinlich vornehmen Beſuch hoffend, mit welchem ſie ſich breit machen könnte. Der Kleidung nach eine arme Frau, antwortete die Aufwärterin. Sagt ihr, ſie ſolle warten. Sie ſagt aber, ſie ſei euch verwandt und preßire, antwortete die Magd. Das wird eine ſaubere Verwandtſchaft ſein von Adam und Eva her, meinte die volksthümliche Frau Amtſchreiberin, ging zornig ab und kam alsbald wieder und räſonnirte ſehr über die Schlechtigkeit und Unverſchämtheit der Menſchen, die nichts wüßten als Andere zu brandſchatzen, man ſei nirgends mehr ſicher vor ihnen. Darauf erzählte ſie eine lange Geſchichte von ihrer Verwandtſchaft, um zu beweiſen, daß jene unverſchämte Perſon ihr gar nicht verwandt ſei, wahrſcheinlich hätte ſie noch bewieſen, daß ſie eigentlich gar nicht zum Volke gehöre, wenn man nicht den Tiſch verlaſſen hätte. Jedenfalls war dieſe unvolksthümliche Perſon von Bedeutung geweſen, ſie hatte einem Geſpräch, welches ſehr unangenehm hätte werden können, ein Ziel geſetzt, ſie hatte, ohne es zu wiſſen, eine wichtige Miſſion erfüllt. Wir halten dafür, es gebe wohl keine Perſon auf Erden, welcher nicht ſolche Miſſionen aufgetragen werden und die unbewußt und unbeſorgt ſie ausführe, und wahrſcheinlich noch viel wichtigere als die der unwillkommenen Baſe war.

Druck von Moritz Katz (Gebrüder Katz) in Deſſau.

Zeitgeiſt und Berner Geiſt.

Von

Jeremias Gotthelf.

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von Julius Springer.
1852.

Zürich.
D. Höhr.

Bern.
Huber & Comp.

Inhaltsverzeichniß.

Zweiter Theil.

Seite

Dreizehntes Capitel.

Die Heimfahrt mit Gedanken, ſammt allerlei Geſprächen . . 1

Vierzehntes Capitel.

Gritli ſchließt die Badekur; Liſi will grad machen, was krumm iſt, kommt aber nicht in's Klare und kann's darum nicht . 19

Fünfzehntes Capitel.

Wie es ändert mit Gritli, das Zeitliche vergeht, das Ewige kömmt 33

Sechszehntes Capitel.

Liſi haushaltet im Hunghafen und Gritli wird begraben zu Küchliwyl 47

Siebenzehntes Capitel.

Wie die Begräbniß austönt 64

Achtzehntes Capitel.

Von den verſchiedenen Lebensarten im Allgemeinen und den modernen insbeſondere 77

Neunzehntes Capitel.

Eine diplomatiſche Schützenfahrt 94

Zwanzigſtes Capitel.

Von Bauernſchindern, Diktatoren, Direktoren, Profeſſoren, Kreditoren, Debitoren und endlich auch Studenten und Staatskaſſen 104

Seite

Einundzwanzigſtes Capitel.

Ein langer Abend voll Reden hin, voll Reden her 124

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Von Gretli und allerlei Kummer 163

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Gretli wird überraſcht im Nebel und hat einen ſonnigen Tag . 182

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Von einem groſsen Schnee und einem plötzlichen Todesfall . . 199

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Das Alte wird begraben, ſiehe, es ſoll Alles neu werden . . 208

Dreizehntes Capitel.

Die Heimfahrt mit Gedanken ſammt allerlei Geſprächen.

So ſehr der Beſuch Gritli gefreut hatte, ſo öde war es ihm ums Herz, als derſelbe abgefahren war. Das iſt das Schickſal der Zurückbleibenden, daß der größere Theil des Schmerzes beim Scheiden ihnen zukömmt, ſie brüten über demſelben, während den Reiſenden die Winde der Welt ein Stück nach dem andern davon führen. Nachdem Benz und Liſi ſich ihre Bemerkungen über Gritli's leides Ausſehen und ihre Befürchtungen, daß die Cur eher zur ſchnellen Auflöſung als zur Geneſung helfen werde, mitgetheilt hatten, kamen ſie auf die gepflogenen Geſpräche von dieſem Morgen und beſonders über Mittag zurück. Liſi konnte ſich nicht genug entſetzen über Alles, was es gehört; das gehe noch weit über die Hoffahrt hinaus und die ſchönen Häuſer, ſagte es. Die Hoffahrt vergehe den Meiſten von ſelbſt, wenn die Runzeln kämen ins Geſicht und das Zittern in die Glieder, aber eine ſolche Gottloſigkeit, ein ſolches gar nicht mehr wiſſen, was Religion ſei, das habe es noch nie geſehen, das ſei ja ärger als Heidenthum, denn die Heiden beteten doch noch und glaubten Etwas, dieſe Neuen aber nichts, wären hoffährtig, hochmüthig, einbildiſch, gruſam ufklärt, lebten gut und thäten groß, kümmerten ſich um Niemanden weder im Himmel noch auf Erden, hülfen ſich mit unverſchamt ſein, ſo lange ſie könnten und ſo lange ſie's hätten und wenns fertig ſei, ſo ſei es fertig, nach weiterem frügen ſie nicht. Das ſei ein Leben! Beſſeres nicht als z'Vieh es habe und dem ſage man dann aufgeklärt! Es könne es nicht begreifen, aber es mache ihm Angſt, ſo könne Gott es nicht gehen laſſen, er müſſe drein fahren und dann gehe es bös, ſchwere Sünden forderten ein ſchwer Gericht. Es nehme ihns nur Wunder, wie das in den Häuſern ausſehe, wo die Weiber auch ſo ſeien. Wie es gehe, wo die Männer auf dieſem Loche pfiffen, habe es ſattſam im Hunghafen geſehen, aber wo die Weiber noch ſtießen ſtatt zurückhielten, da müſſe es noch ganz anders ausſehen. Das müſſe ſtrub geben, ſagte Benz, er begehre es nicht zu erfahren, aber gerade das werde, ſo Gott wolle, den Leuten die Augen aufthun und ſie werden die Exempel, welche Gott ihnen ordne, anſchauen und umkehren. So geſcheidt, hoffe er, ſei man noch im Lande, und thäten die Leute ein Exempel nehmen, ſo ſchone wohl Gott mit ſeinen Gerichten. Sonſt aber ſei er auch der Meinung, es habe gefehlt und das Glück ſei vorüber, und eine ſchwarze ſchwere Zeit komme über die Völker, bei der Jammer groß ſei, daß man ſie habe erleben müſſen. Wer es erlebe, der lerne wieder glauben und beten.

Ja, was mir am meiſten gruſet, ſagte Liſi, iſt das leichtfertig Weſen und Reden der Weiber über alle Sachen, wo man ſonſt Reſpekt davor gehabt und auch den Kindern Reſpekt eingepflanzt. Gſchau, du glaubſt nicht, was ich da für leichtfertige Reden gehört über das Mannsvolk und wie die Weiber es nicht zu genau zu nehmen hätten, ſie wüßten nicht, warum ſie, wenn ſie einen Mann hätten, deßwegen alle andern haſſen ſollten? Wenn er es nur nicht wiſſe, was man nicht wiſſe, brenne nicht, und dann gebe es doch bereits deren, die nicht viel daraus machten, ein Auge zuthäten und mit dem andern blinzten; man werde alle Jahre vernünftiger und plage ſich gegenſeitig nicht mehr ſo unnütz wie ehedem. Denk, o Benz, ſolche Sache nur zu denken, verſchweige zu ſagen ganz ungſchämt! Denk, o Benz, wenn das vor die Kinder kömmt, denk, was das für eine Zucht gibt und für einen Reſpekt, und ob man ſich darum verwundern ſoll, wenn die Kinder machen, was ſie wollen und ſich der Eltern ſo viel achten als eines alten Beſenſtiels. Da kann man ſehen, wie es geht, wenn keine Religion mehr iſt, da geht alles untereinander, denn ſie iſt der Kitt, der Alles verbindet und zuſammenhält. Haſt recht, ſagte Benz, wenn das neu Weſen an die Weiber kömmt, dann hat es gefehlt. Schon ein alt Sprüchwort ſagt, daß ein Hagelwetter auf dem Acker ſich verſchmerzen laſſe, wenn es aber in die Küche ſchlage, Alles gefehlt habe, und Salomo ſage: Ein ſchön Weib ohne Zucht iſt wie ein golden Gehäng in der Naſe einer Sau, Holdſeligkeit iſt Betrug, Schöne iſt Eitelkeit, ein Weib aber, das den Herrn fürchtet, iſt lobenswerth. Hätts doch nicht geglaubt, daß es ſo weit wäre. Ja, wenn die Kinder die Frömmigkeit nicht von den Müttern lernen, wo ſollen ſie dieſelbe dann erlernen, einmal nicht in den Schulen, wo man kein Teſtament mehr anrührt und über den Gellert ſpottet, und vom Fragenbuch, ſagt, man ſollte es öffentlich verbrennen. Ja, wenn die Weiber dieſes Fieber haben und nicht mehr Hausmütter ſind, etwa gar noch Zeitungen leſen und darob die Kinder ſchreien laſſen, bis ſie ſchwarzbraun ſind im Geſichte, dann wird eine ſaubere Race nachkommen, daß Gott erbarme. Menſchen, welche eine Krankheit haben wie die Erdäpfelkrankheit, es wird Niemand wiſſen wollen, woher ſie kömmt und was ſie iſt, man wird nichts wiſſen von ihr als daß ſie da iſt, die Meiſten ſie haben, und die, welche ſie haben, wenig oder gar nichts taugen, jedenfalls nicht lange währen. Ja, Benz, ſo iſt es ſchon, ſagte Liſi, und wenn jetzt erſt noch der Profeſſor kömmt, wo den Pfarrern den Glauben abgraben ſoll und den Unglauben und das Heidenthum einimpfen! Muß man das geſchehen laſſen, iſt da nichts zu machen. Einer Obrigkeit muß man ausrichten, was Stür und Brüch erfordern, ſelb weiß ich, aber muß man ihr auch den Glauben dargeben und die Seligkeit, ſelb glaub ich nicht, ſelb wär vor Gott und den Menſchen nicht Recht. Ja ſieh, ſagte Benz, ſo tauft man das Kindlein nicht, ſo ſtellt man die Frage nicht, ſondern ſo iſt ſie geſtellt, wie ich noch geſtern geleſen: ob die Regierung das Recht habe, einen Profeſſor anzuſtellen oder nicht? Und ſelb Recht hat ſie, das iſt keine Frage. Jetzt: was machen. Stell man die Frage, wie man will, ſagte Liſi, was macht das, nehmt die Sache wie ſie iſt, auf die kommt es an. Pfiff auf die Frage! Das verſtehſt du nicht, ſagte Benz, die Advokaten regieren und die ſagen, es käme nicht auf die Sache an, ſondern wie man die Sache drehe, das machs, wer ſie am beſten drehe, der gewönne. Denk jetzt ihrer ſo Viele, einer verflümter als der andere, drehen alle einen Weg, was wär da zu machen? Wohl, ſagte Liſi, das wär zu machen, drehen ſie die Sache, ſo dreht ihr ſie, ſtellt ſie auf den Kopf; daß dabei viel Geld, das ihnen aus den Taſchen fällt, verloren gehe, braucht [illegible]

Biſt eine Frau, ſagte Benz, und redeſt wie eine Frau. Das macht ſich nicht ſo, das würde ſauber kommen, wenn man bei dir z'Rath wett. He, ſagte Liſi, weißt was, laßt uns zwei Monat die Hoſen anziehen und kriecht in unſere Gloſchli, ſie ſind ſchön warm, dann wirſt ſehen, wie das ſich macht, und ſchämſt dich vielleicht dein Lebtag, wieder Hoſen anzuziehen, von wegen ich glaube, auch der liebe Gott habe an den Menſchen gedreht, daß, was ehemals in die Hoſen gehörte, jetzt ins Gloſchli müſſe, und wer für das Gloſchli zweg war, jetzt in die Hoſen paſſe. Du wirſt Die meinen, welche wir im Bad oben angetroffen, antwortete Benz trocken. Nein, die meine ich nicht, fuhr Liſi hitzig auf, wie ein jung Roß, das einen Stich erhalten von einer Bremſe. Dieſen müßte vor allem der Marſch gemacht ſein, dieſe müßten nur den Schweinen miſten, bis ſie das Pantöffelimachen vergeſſen hätten. Die rechten Weiber meine ich, welche Gott fürchten, die Kinder lieben, einem rechten Hauſe wohl anſtehen und vormähen in der Haushaltung und den Mann für den Mann halten, wenn er ſchon ein Föſel oder ein Höſeler iſt. Aber was will man, wenn man ſchon die Laterne nehmen und beſſere ſuchen würde, man fände ſie nicht, von wegen ſi ſy nimme, ſi ſy nimme! Ernſthaft ſagte Benz, zähl darauf, was z'mache iſt, kann man machen, daneben laß es jetzt guten. Du meinſt dann doch auch, ich habe eine Haut wie ein hundertjähriger Büffel, wo nicht nur keine Büchſenkugel, ſondern ſogar keine Weiberworte mehr durchmögen. Sei nicht dumm und werde bös, weißt ja wohl, wie ich bin und wie ichs meine, antwortete Liſi. Aber iſts nicht ein ſchrecklich Dabeiſein, wenn man ſieht, wie Unglück geſtiftet wird und man ſoll zuſehen und ſchweigen, und die Anſtifter noch bezahlen und zwar ſchön. Du weißt, wie ich es zu Hauſe habe, ich muß helfen, wo ich kann, da ſtehe ich ein, ſehe ich was Ungerades, ſind meine Arme da, es gerad zu machen. Kann ichs, ſo iſt mir wohl, daran habe ich Freude. Jetzt ſeh ich Unglück in allen Ecken, es iſt mir als ſehe ich allenthalben Zurüſtungen, Land und Leute zu verderben, eine große Mordbrennerei, die auch an die Seelen geht. Da iſts mir, als ſollte ich ſchreien und hätte keinen Mund, als ſollte ich mit meinen Armen dreinfahren, die Mordbrennerei auseinanderreißen, und hätte keine Arme mehr, hätte nichts mehr als Augen, den Frevel und das Elend zu ſehen, und Ohren wüchſen mir, den Spott und das hölliſche Gelächter, das Heulen und das Zähnklappern zu hören.

Gſchau, Benz, das iſt ein fürchterlich Dabeiſein, bald iſt es mir, ich müßte erſticken, bald als brenne es mir im Kopf, als müßten Feuerflammen mir aus den Augen fahren und die Böswichter verzehren. Sieh, Benz, ich wäre ſchon lange ein Narr geworden, wenn ich dann nicht dächte, es ſei Einer ob uns, der habe einen Mund und werde, wenn es Zeit ſei, ſagen, bis hieher und nicht weiter, der habe Arme und werde den Böswichtern, ſobald er ſie reif finde, den Tigel heizen. Und denke, o Benz, ſchon mehr als einmal kam dann der Satan und ſchob Zweifel in meine Seele, es kamen mir Gedanken, ich ſei ein einfältiger Tropf und Gott ſei keiner, wenn Einer wäre, er hätte dem Treiben längſt den Nagel geſteckt, ſeine Rechte gewahret und die Seinen bewahret vor den böſen Geiſtern. Ich merkte es wohl, wer mir das eingab, und betete und merkte dann wohl, daß ein Gott iſt, denn es mußte der Teufel weichen und die Gedanken ſtoben auseinander wie böſe Geiſter vor den drei heiligen Namen. Aber manchmal hatte es Noth, bis er ging, und wenn ich meinte, jetzt ſei er fort, war er wieder da. Ja, ſagte Benz, glaub nicht, daß mir die Sache gleichgültig iſt, es iſt mir angſt wie dir, nicht für meine Seele, aber für die meiner Kinder; man weiß, was Lehr und Exempel können, beſonders bei jungen Leuten. Aber eben was machen? Die, welche jetzt die Gewalt haben, brauchen ſie bis außen an, den Einen machen ſie die Fauſt, bis ſie ſchlottern, die Andern lachen ſie aus und verſpotten die Angſt, daß die Religion in Gefahr ſei, als ob man ſich vor Geſpenſtern fürchte, Religionsgefahr, ein dummes, blindes, todtes Wort ſei ohne alle Bedeutung. Da fürchten ſich die Einen vor der Gewalt, die Andern vor dem Spott, und wer ſich vor keinem von beiden fürchtet, dem drehen ſie eben die Sache, daß er nichts dran machen kann. So dreht ſie, bis ſie auf den Grinden ſtehn, ſagte Liſi. Selb nicht, antwortete Benz. Aber was zu machen iſt, ſelb will ich probiren, zähl darauf, antwortete Benz.

So eine Reiſe zweier Eheleute, welche ſelten vom Hauſe kommen, ſelten längere Zeit ungeſtört alleine ſind, durch Fahren und Beſchwerden nicht nervös angegriffen werden, ſondern in ruhiger Gemüthlichkeit verharren und in traulichem Geſpräch die empfangenen Eindrücke verwerchen, weckt die Innigkeit, rüttelt die alte Liebe auf, ſchüttelt die Seelen in einander, ſie durchdringen einander lebendiger. Solche Reiſen müſſen aber nicht zu lange dauern, höchſtens drei Tage, damit nicht Mißſtimmungen kommen aus körperlicher Ermüdung. Mißſtimmungen enthalten eine Säure, welche allen wohlthätigen Wirkungen hinderlich iſt, Mißſtimmungen wirken zerſetzend. Es iſt ſonderbar, trifft aber ſehr oft ein, daß, je feiner ein Ohr die Stimmung muſikaliſcher Inſtrumente unterſcheidet, je mehr Mißklänge ihm wehe thun, es förmlich bis zum Ohrfeigenaustheilen mißſtimmen, deſto mehr der Beſitzer dieſes Ohres Mißklängen des Gemüthes ausgeſetzt iſt, ſie rückſichtslos ſeinen' Mitmenſchen zum Beſten gibt, ja ſelbſt fordert, daß ſie daran wohl leben ſollen. Wir möchten aber doch billig denkende Leſer fragen, was auf die Länge ſchwerer zu ertragen iſt, eine verharzete Geige oder ein gallichtes oder zerriſſenes Gemüth, ein Clavier mit zerſprungen Saiten oder eine Seele mit angeſchwollenen Launen?

Unſer reiſendes Ehepaar war glücklich in der einſamen Traulichkeit auf ſeinem Wägeli, es konnte ab dem Herzen reden, was es drauf hatte, und wenn ſeine Anſichten zuweilen auch auseinandergingen, ſo liefen ſie doch nicht auseinander an entgegengeſetzte Pole, ſondern bogen immer wieder ein und floſſen deſto inniger zuſammen. Sie gedachten noch ſelben Abends heim zu kommen, wenn ſchon ſehr ſpät; aber es hat ſchon oft Jemand etwas gedacht, es ging aber anders. Es begann das Roß zu hinken, ſtärker und immer ſtärker. Benz hatte es friſch beſchlagen laſſen, es mußte ein Nagel wohl nahe gegangen oder das Eiſen zu hart angezogen ſein. Zudem war das Roß des Laufens auf der harten Straße nicht gewohnt. Anderes konnte Benz nichts entdecken. Frau, heute kommen wir nicht heim, wir könnten eine böſe Sache machen, ſagte Benz. Bleiben wir im nächſten Dorfe über Nacht, reißen das Eiſen ab, daß der Fuß ſchön verkuhlen kann, ſo iſt morgen alles wieder gut, und zu verſäumen haben wir ſo viel nicht. Das war Liſi ſehr zuwider, aber Liſi hatte Verſtand und ſchickte ſich darein ohne fernere Mißſtimmungen. Das nächſte Dorf war nicht groß, ein rechtes Bauerndorf ohne Herrenhäuſer; ob Herren drinnen waren oder doch wenigſtens halbe, wie, wenn man nicht ganz ſpaniſche Schafe oder ganz engliſche Schweine vermag, man ſich doch ein halb oder ein Achtel ſpaniſches Böcklein oder ein Zwölftel engliſches Eberlein beilegt, das wiſſen wir nicht. Wir ſahen keine dort, aber das will eben gar nichts ſagen, denn ſolchen Mitſchel, ſei es nun ein halb, ein Zwölftel, ſieht man eben am wenigſten daheim und beſonders des Sonntags nicht, das iſt auch der Tag, an welchem ſie ihrem Herrn dienen und irgendwo ein Kalb anbeten, ſelten ein goldenes, meiſt ein ſchmuziges, doch gibt es hie und da auch güldene, gewöhnlich ſolche, welche das Glück gehabt, ſich einige Zeit mit Staatsfinanzen zu befaſſen oder als Maſſeverwalter und Geldstagſchreiber zu floriren. Ein Wirthshaus war im Dorfe, auch eine Schmiede, wie es ja auch im Liede heißt: Es iſt kein Dörfchen ſo klein, Schmiede müſſen drin ſein. Aber auffallend ſtille war es, nicht bloß bei der Schmiede, das war natürlich, ſondern auch beim Wirthshaus, und das war ſeltſam. Erſt nach einigem Pochen kam der Wirth heraus, ein ſtattlicher Mann, machte aber eben kein holdſelig Geſicht. Wollt ihr abſpannen laſſen? frug er. Da erzählte Benz, wie er heim gewollt, aber das Roß erlahmet ſei und er nicht weiter könne. Da erwachte des Wirthes Theilnahme, er beſah das Roß mit kundigem Auge und ſagte alsbald: Bis morgen iſt alles wieder gut, aber das Eiſen muß ab; der Schmied iſt nicht daheim, aber ſolche Kleinigkeiten kann man ſelbſt machen. Am Morgen ſoll er dann da ſein, ſo früh man will. Ich will Hammer und Zange holen und ſehen, wo ein Knecht iſt zum Helfen. Bin Hülfs genug, ſagte Benz, es mangelt ſich da des Knechtes nicht. Der Wirth ging hinein und vor ihm kam ein hübſches Mädchen und ſagte: Wollt ihr nicht ſo gut ſein und hineinkommen? Liſi war in keinem Wirthshaus Stammgaſt, daher verlegen ohne Mann hineinzugehen und meinte, es wolle warten, bis ſie im Stall fertig ſeien, ſie kämen dann miteinander. Das hörte der Wirth, der mit den Werkzeugen daher kam. Geht, geht, ſagte er, warum warten, da können wir das Weibervolk nicht brauchen. Nun, kannſt nicht gehen mit der Frau, ſchnauzte er das Mädchen an, und Liſi ging, um dem Mädchen nicht noch mehr derbe Worte zuzuziehen. Die beiden Männer verrichteten ihre Sache im Stall ſchnell, ſie hatten beide kundige Hände, wie rechte Bauern, und das war der Wirth auch, ſie haben ſollen. Als ſie fertig waren, das Roß ſichtbarlich munterte und mit Luſt zu freſſen begann, wuſchen ſich beide am ſprudelnden Brunnen mit Nachdruck die Hände, gingen hinein und trafen Liſi in Unterhaltung mit dem Mädchen in der Gaſtſtube.

Er komme gleich wieder, ſagte der Wirth, er wolle nur die Sache ans Ort thun. Wenn ſie immer da ſei, wo ſie hingehöre, ſo verliere man die Zeit nicht mit Suchen, ſondern könne Tag und Nacht nur zugreifen, ſo habe man's. Bald darauf kam eine ſtattliche Frau herein, grüßte freundlich und ſagte: Sie wollte ſie eingeladen haben, hinüber zu ihnen zu kommen. Sie hätten heute Kindtaufe, ſie ſchäme ſich faſt, es zu ſagen, ſo alt ſchon und ſo große Kinder und noch Kindstaufe. Daneben nehme man mit Dank, was Gott gebe, und Gottlob und Dank, thäten die ältern Kinder nicht wüſt, ſondern hätten große Freude an dem Kinde und jedes wolle zu ihm ſehen. Sie hätten kein großes Weſen, ſondern machten es im Stillen. Es ſeien nur einige alte Gevatterleute und Verwandte da, und die würde es freuen, wenn ſie kämen, man hätte um ſo kürzere Zeit beiſammen. Benz meinte, ſie wollten nicht ſtören, es ſei ihm, ohnehin leid, daß er ihnen überlegen ſein müßte. Liſi ſagte, ſie wollten nicht Ungelegenheit machen; mit einer Halbe und einer Suppe ſeien ſie zufrieden, daneben ſollten ſie machen, als ob ſie gar nicht da wären. Macht nicht Umſtände, ſagte der Wirth, der wieder hergekommen. Sie hätten es drüben ungern, wenn ihr nicht kämet; ſie meinten, ihr verachtetet ſie. Wir ſind hier an einem Nebenausort und grobäniſch Bauernleute, reden aber doch gerne ein vernünftig Wort mit rechten Leuten, wie ihr allem an ſeid. Daneben hättet ihr Langeweile hier, es iſt noch früh und Leute kommen keine mit Schein. Sie wiſſen, daß wir Kindstaufe haben und ſcheuten ſich, Ungelegenheit zu machen oder daß man meine, ſie kämen, um zu ſchmarozen. Darum iſt kein einziger Menſch da. Sonſt iſts doch nicht ſo hier an einem Sonntag, hätte es ungerne. Liſi wollte Umſtände machen, Benz aber ſagte, er denke, ſie würden ſie nicht einladen, wenn es ihnen nicht recht wäre. Es ſei ihnen vielleicht auch komoder, wenn ſie die Leute beiſammen hätten als appart, ſo wollten ſie wohl kommen, aber Umſtände ſolle man nicht machen. Nun deren gab es dann freilich, als Benz und Liſi oben an den Tiſch ſollten, wo Platz für ſie gemacht und Teller zweg geſtellt waren, und Zeit brauchte es, bis ſie oben angeſiedelt waren. Liſi that beſonders ungebehrdig. Wenn es gewußt, daß man ſo Umſtände machen würde ihretwegen, ſo hätte man es nicht hinüber gebracht. So uverſchamt zu ſein und da obenan zu ſitzen, hätte kei Gattig, das ſei der Göttertene Platz. Als ſie endlich ſaßen, da hätte man gar nicht gemerkt, daß ſie Fremdlinge wären und Unbekannte. Die ganze Geſellſchaft war wie aus einem Guße, beſtund aus etwas mehr als einem Dutzend Perſonen, männliche und weibliche, alle von ächtem Bauernſchlage, währſchaft gekleidet, nirgends ein Fetzen herrſcheliges oder narrochtiges Zeug.

Eine natürliche Höflichkeit hatte bald die Bekanntſchaft vermittelt und bei der Gleichförmigkeit der Lebensweiſe und Intereſſen ward bald die Rede flüſſig, wurde bloß unterbrochen durch eine lebhafte Unterhandlung zwiſchen Liſi und der Wirthin, die nach üblicher Sitte, jedem neuangekommenen Gaſte alle Gerichte vom erſten bis zum letzten aufzuſtellen, mit der Suppe anfangen wollte. Dießmal wurde Liſi Meiſter und die Wirthin mußte ſich begnügen mit einem Stück Paſtete, welches ſie als Repräſentant der übrigen erſten Gerichte ihnen aufdringen konnte. Was bringt ihr Neus? iſt wohl die erſte große Weltfrage, wird gängig ſein zwiſchen dem Kaukaſus und den Pyrenäen allüberall. Nicht viel, lautet die ebenſo übliche Antwort oder: Nit viel Guts, es gibt zehnmal was Schlimmes, ehe einmal was Gutes. Sie ſeien im Bade geweſen, ſagte Benz, eine kranke Baſe zu beſuchen. Es werden viele Leute oben geweſen ſein? wurde gefragt. Auf die bejahende Antwort ſeufzte eine Frau: Für Badefahrten und Narrheit haben die Leute immer Geld, aber wenn es um Schuldigkeiten auszurichten zu thun iſt, will Niemand welches haben. Nun wer es nöthig hat, dem iſt es z'gönnen, wenn er es vermag, aber die Andern ſollte man mit mutzen Beſen heimjagen. Es komme in Eins, meinte Liſi, ob Viele im Bade oder daheim Staat machten und Geld brauchten, Art ſei Art, und wenn die Sache verputzt ſein müſſe, ſo könne man es zu Hauſe wie anderwärts. Sie könne nicht begreifen, ſagte die Frau, was die Leute ſinnten, wenn das Geld verthan ſei, ſei es mit der Vornehmheit und dem Gutleben ganz vorbei. Ja, ſo weit dächten die Meiſten nicht, meinte Liſi. Die Meiſten hätten das Geld nicht geerbt, da hieße es, wie gewonnen, ſo zerronnen und ring dr zu, ring dr vo. Da meine man, ſei man einmal ungeſinnt zu Geld gekommen, ſo gebe dieß ſein Lebtag ſo, das Glück habe all Tag jung. Ja, ja, ſagte die Frau, das wird von dem neuen Zeug her geweſen ſein, wo nicht adelich genug thun kann, und meint, ſie ſeien zum Verthun da, andere zum Arbeiten; ja, ja, die wiſſen nichts von böſen Zeiten, die denken nicht an die nächſte Faßnacht, ſo wenig als ans ewige Leben. Ja wegem Leben mahnt es mich daran, was ſagt man bei euch von dem Profeſſor, den die Regierung angeſtellt hat, um die Geiſtlichen auf den Unglauben zu dreſſiren, damit ſie die Leute vom Chriſtenthum abbrächten? frug ein älterer Mann, wohl der Vornehmſte am Tiſche.

Benz antwortete, bei ihnen ſei die Sache noch nicht ſo recht unter den Leuten. Es ſeien bei ihnen auch zweier Gattig Leute, wie allenthalben. Aber er glaube doch, der Mehrzahl ſei es nicht anſtändig, und wenn es auf ſie ankomme, der Profeſſor ließe das Züglen ſein. Das freue ihn, ſagte ein alter Mann. Man könne daran ſehen, daß im Berner Volk doch mehr Glauben ſei, als die Leute glaubten. Es ſolle Einer in Bern, der am meiſten zur Sache zu ſagen habe, geſagt haben: Wegen der Religion könne man im Canton Bern machen, was man wolle, wegen dem Glauben ſei man ganz gleichgültig, wenn man nur brav löſen könne, Käſe, Holz, Kühe und Roſſe brav gölten, ſei man lange zufrieden. Da könne man ſehen, was ſo Einer, der über das Volk befehlen wolle, für Gedanken habe und wie er das Volk kenne. Wohl das Berner Volk habe Religion, es wäre ja ſonſt nicht ſo geſegnet von Gott, aber es mache nicht großes Weſen damit, trage ſie nicht auf Stangen desume. Ja, ſagte Benz, ſo ſei es. Er habe es ſelbſt erfahren und Leute wegen der Religion ſich kümmern hören, denen er es gar nicht zugetraut. Mein Gott, ſagten ſie, es iſt mir nicht wegen mir, ſondern wegen meinen armen Kindern. Aber Viele ſind, ſie haben es nicht ſo, und mit dieſen haben die in Bern Umgänge und an denen nehmen ſie ab, was ſie gerne glauben und allenthalben gerne ſo hätten. Es gibt dann auch ein Volk unter uns, und ſelb iſt wahr, wo nicht menſchelet, von dem man glauben ſollte, es ſei innerhalb der Schwelle des Kuhſtalls geboren. Da habt ihr recht, ſagte eine Frau von mittlerem Alter. Ich habe einen Bruder zwei Stund von hier, der hat eine Kuppele Bube und alle können den Hof nicht erben und zerreißt man ihn, ſo iſts auch gefehlt, haben zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben. Da ward ihm angegeben, er ſolle Einen oder den Andern was lernen laſſen, Doktor oder Aflicat; das ſei nicht mehr wie ehedem, daß man dafür aus der Stadt ſein müſſe; das könnten jetzt Alle lernen und die Koſten ſeien auch ſo groß nicht, man könne es jetzt mit geringerem auch machen. Das gefiel dem Vater wohl und bſunderbar der Mutter, und der ſchönſte Bub, den ſie hatte, ich ſoll die Gotte ſein, mußte ſtudiren. Es war bſunderbar e Glernige, was man ihm dargab, konnte er. Man ſchickte ihn in eine Secundarſchule, was er da lernte, weiß ich nicht. Mein Bruder klagte, er könne ihn nicht mehr brauchen daheim, er ſchäme ſich der Arbeit; wenn er das gewußt, er hätte das Teufelswerk nie angefangen, aber die Mutter hatte große Freude dran und redete immer z'beſt.

Einem mit einem ſolchen Kopfe ſolle er doch nicht zumuthen, zu werchen wie ein Knecht. Er ſolle nur Geduld haben, der gebe einmal Einer, welcher an die Deichſel komme, und dann habe es die ganze Familie znutzen. Und wie gings? Er kam nach Bern auf d' Hochſchul, ſagen ſie ihr, und da iſt er bald ſieben Jahre, daß Gott erbarm. Anfangs rühmte man ihn gruſam, keinen ſolchen habe man noch geſehen, geſchweige gehabt, hieß es. Aber mir gefiel er von Anfang nicht, er kam ſo zottlet daher, daß es mir ab ihm gruſete. Zottlen an der Pfeife, Zottlen am Stock, Zottlen an der Kappe und zottlets Haar, es mahnte mich an nichts beſſer, als an einen zwanzigjährigen Kuhſchwanz. Grob that er, ſah mein Lebtag noch keinen Gröbern. Doch das hätte alles noch nichts gemacht, die Zottlen hätte man abhauen können, das Haar waſchen und ſtrählen oder abſcheeren, wenn es zu verpicht war. Aber was der Burſche Geld verklopfte, es iſt nicht auszuſprechen. Dem Vater kam oft das Augenwaſſer, wenn er wieder ausrücken oder Schulden zahlen mußte, und was die Mutter ihm heimlich ſteckte, das wußte er nicht. Aber er meinte, wenn er nicht aushalte, ſei es eine Schande und das ausgegebene Geld verloren. Auch wurde ihm der Burſche immer gerühmt, was das für Einer ſei, was der für einen Charakter habe und was für ein Herz. Und wenn er von Bern heimkam, konnte er nicht genug Rühmens machen, wie ſein Bub im Anſehen ſei. Die vornehmſten Herren, wo ganz z'öberſt ſeien, ſeien ſeine Dutzbrüder. Das ſeien ihm die gemeinſten Herren und auch nicht einen Fliegendreck groß Vornehms an ihnen, das ſeien ihm andere als die Patrizier, wo man habe zittern müſſen, wenn man nur von Einem den Namen gehört und wo man nie gewußt, für was ſie Einen eigentlich anſehen, ob für einen halben Menſchen oder einen halben Hund. Ja und ſaufen hätten die können, er hätte immer unter den Tiſch gucken müſſen, es hätte ihn dücht, die müßten rinnen. So rühmte mein Bruder, der arme Tropf, ſo konnte man ihn verblenden, und noch verblendeter war die Mutter, ſie konnten in Gottesnamen nichts an ihrem Söhnchen ſehen, und was ſie ſahen, darauf waren ſie ſtolz. Wenn er heimkam, that er wie ein Oberherr, kujonirte Alle, behandelte die Brüder wie Schuhwiſche, ſie waren ihm für nichts gut, als für bei ihnen Geld zu leihen oder ihm z'ſufen z'zahle; ſeine Eltern foppte er aus, beſonders die Mutter, und die ſah das noch für was Großes an. Er führte die läſterlichſten Reden, daß es einem Angſt ward im Hauſe, weil man glauben mußte, jetzt, jetzt ſchlage der Blitz ein, und die Mutter hörte ihm mit offenem Maul zu und ſagte, das ſei afe e Glehrte, wenn ſie in ihrer Jugend ſo gſchulet worden wäre, ſo wäre ſie auch ſo gſchickt geworden, aber wo ſie jung geweſen, da habe man in Gottesnamen nichts gelernt als das Namenbuch und das Fragenbuch, und habe gemeint, man müſſe in Gottsname alles glauben, was der Pfarrer ſage. Man hätte nichts anderes gewußt, es nicht beſſer verſtanden, von wegen dä Weg ſei man von Jugend auf brichtet worden vom Mütti und vom Großmütti und hät i Gottsname o gmeint, denen müſſe man Alles glauben. So ſprach das dumm Trüch, d. h. meines Bruders Frau, und damit war dann dem Schlingel erſt recht angeholfen, und er predigte den Unglauben den Knechten und Mägden daheim und in Wirthshäuſern überall, und Viele meinten, was das ſei, was man mit der neuen Lehre gewinne und wie gruſam man mißhandelt worden ſei, daß man dieſe Lehre dem Volk vorenthalten und mit dem dummen Glauben es geplaget, es um ſeine Rechte betrogen und ſahen den Lumpenburſch für eine Art Erlöſer an. Der kam auch einſt zu uns: er müſſe doch auch einmal ſehen, was ſeine Gotte lebe, er habe ſo lange nichts von mir gehört, ſagte er. Ich merkte wohl, was er wolle, ausrücken hätte ich ſollen, aber lieber hätte ich mir die Finger abhacken laſſen, als dem einen Kreuzer gegeben. Da fing der Burſch auch ſein Reden an und ſein Läſtern, und rühmte, wie in Bern ein luſtig Leben ſei, das Gewiſſen hätten ſie abgeſchafft, Gottes Gebote an einen Nagel gehängt und jetzt ſei Alles erlaubt, was luſtig ſei. Wohl dem that ich das Maul zu, aber ich hatte einen Zorn und eine Angſt, ich meinte, ich würde krank. Seither ſah ich ihn nicht wieder, aber er ſoll wieder da ſein, ſaufen in allen Wirthshäuſern, läſtern, predigen, wie es gehen müſſe, daß einem die Haare zu Berge ſtehen. Und einem ſolchen Schmuzgüggel, dem der Fötzel zu den Ellbogen ausſieht, der bald ſieben Jahre ſtudirt und es zu nichts brachte, das Examen nie machen konnte, dem glauben noch Leute und laſſen ſich von ihm brichten. Der hat meinen Bruder ſo nöthig gemacht, daß ihm für z'Bure z'Geld fehlt, wenn er zwei ſolche hätte, brächten ſie ihn um Hab und Gut, und was hat er davon? Nichts als Schande, ſein Lebenlang das Herzenleid ums Haus, und das Exempel vor Augen, was man z'Bern lernt und wie weit man es mit dem Studiren auf die neue Mode bringen kann. O, nicht bloß in Bern, ſeufzte Liſi, lernen ſie die neue Mode und noch andere Leute als Studenten machen ſie nach und werden ſie erfahren. Es iſt wäger das Unglück an allen Orten, da hält es kein Berg ab und kein Waſſer, und mit nichts kann man es erwehren und das Traurigſt iſt, daß die, welche es erwehren ſollten und vielleicht erwehren könnten, nichts machen, das Maul zumachen, die Augen auf und glaraffen, ja vielleicht noch mit machen, das Uebel verbreiten und ihm z'Beſt reden.

Selb iſt, ſagte ein Götti. Unſer Schulmeiſter hat die größte Freude an der neuen Lehre. Er erzeigt es nicht, der Pfarrer meint, wie treu er ſei, aber es iſt gerade das Gegentheil, vonwegen der kann das Gleißnen aus dem ff. Hinterrucks ſtifelt er auf durch die dritte, vierte Hand, keiner mehr. Er iſt gruſam ein ehrſüchtiger und meint, der Pfarrer ſtehe ihm in der Sonne, und wenn er ihm, ohne daß es Jemand merkt. das Anſehn abmachen kann und wenn ſchon Haut und Haare mitgehen, ſo ſparet ers nicht. Unſrer macht es ganz anders, bemerkte der andere Götti, der treibt ſein Spiel offen, theilt da deren Lumpenbüchli aus, wo die Regierig hat ſchreiben laſſen und ſagt, dä donners Pfaff ſolle ſich in acht nehmen und ein Wort reden zu dieſem Handel oder ein Büchlein austheilen von denen, welche gegen ſeine Büchlein ſeien, ſo wolle er dem H— D— ab der Kanzel helfen, daß ihm die Schwarten krachen. Es habe ſich gekehrt, ehemals hätten die Pfaffen den Herren Lehrern vom Amt geholfen, jetzt hätten dieſe Herren Lehrer das Recht, und muxe ein Pfaff, ſo könne er marſchiren aus dem Dienſt. So thut er groß und paukt und donnert im Dorf herum auf den Dupf, als ob er der brüllende Löwe ſei und Alles verſchlingen wolle. Ja, aber nicht bloß die Schulmeiſter ſind dä Weg glehrt, es gibt Pfarrer, die nicht beſſer ſind, im Rath der Böſen ſitzen, und Andere, denen es im Stillen recht iſt oder ganz gleichgültig, ſagte ein Mann. Da iſt gerade der Unſere daheim, aber ich möchte dann, daß es nicht weiter käme, thäte er es wiedervernehmen, könnte ich in große Leiden kommen. Da gebe ich am vordern Tag zu ihm und als wir mit unſerm Geſchäft fertig waren, frug ich ihn: Sagt mir doch, Herr, was iſt mit dem Profeſſor? Das wär doch traurig, wenn man nichts mehr glauben ſollte?

Die Regierung hat uns die Zehnten geſchenkt, jetzt will ſie uns den Glauben an ein ewiges Leben nehmen, iſt das wohl eine Gleichheit? Da wollte mich der Pfarrer faſt auslachen und fragte: ob man mir dieſen Böllimann auch gemacht? Von dem ſei ja keine Rede. Eine Hochſchule ſei keine Kirche. Auf der Hochſchule müſſe Alles gelernt werden, und vor Allem das Neueſte, was die Wiſſenſchaft an Tag gebracht. Da heiße es dann: Prüfet Alles und das Beſte behaltet. So viel er gehört, ſei der Profeſſor ein recht braver Mann, und in Deutſchland ihnen nur zu gelehrt. Da ſei es ein großer Gewinn, daß wir ihn hätten. Man werfe den Schweizern ſonſt vor, ſie ſeien immer hundert Jahre hinter allen andern Völkern zurück. Ich gab nicht gleich ab, aber er that mir alles durch und meinte am Ende: Man ſolle doch nicht Kummer haben wegen dem Glauben, habe man den rechten, ſo werde kein Profeſſor denſelben nehmen oder ihm ſchaden können. Unſer Einer iſt nicht gelehrt, kann auf hundert nicht eins antworten. Und wenn einem ſchon was in Sinn kömmt, ſo darf man es nicht ſagen, man kömmt nicht gerne an Hag. Aber z'Sach hat mir nicht gefallen, ich ſag es frank. Wenn die ſo reden, welche die Wächter ſein ſollen, was ſollen dann wir? Unſer Pfarrer, ſagte der Wirth, redet auch ganz kaltblütig von dem Handel, doch gefiel es mir weit beſſer, als was du ſagteſt. Als ich das Kind zur Taufe angab, frug er mich, ob die Sache auch hier unter den Leuten ſei und was ſie dazu ſagten? Ich ſagte ihm, daß die Leute viel davon redeten und im Ganzen ſehr unwillig wären, daß man ſo einen heidniſchen Profeſſor anſtelle und dazu noch einen fremden, faſt ſo wie man einen Doktor kommen laſſe, um einen Zahn auszuziehen, und daß es beſſer ſei, der Profeſſor komme nicht hier durch, es könnte ihm die Kutſche gekehrt werden. Wenn man keinen Glauben mehr habe, was dann das Leben nütze? ſagten die Leute. Sagt den Leuten, antwortete der Pfarrer, ſo leicht ginge dies nicht, ſie ſollten nur nicht Kummer haben. Ein Profeſſor habe bei Studenten nicht den Einfluß, welchen ſie ſich dächten. Studenten hörten noch andere Profeſſoren, Studenten könnten vergleichen, prüfen, und ihrer ſeien immer nur wenige; das ſei ganz was anderes, wenn es Schulmeiſter wären. Die kämen als Buben in die Lehre, der Direktor ſei da der Meiſter, ſie müßten nehmen, was man ihnen gebe, und vom Prüfen ſei die Rede nicht und die Zahl ſei groß, und hätten dann mit einer großen Zahl Kinder zu thun, die noch keinen Glauben hätten, wo ſeien wie ein weißes Papier, wo man darauf ſchreiben könne nach Belieben, etwas Gutes oder etwas Schlechtes. Bei dem Profeſſorenhandel ſei die Hauptſache die, daß man daran ſehen könne, was die Regierung für Abſichten hätte mit der Religion; der Profeſſor ſtelle ſo gleichſam ihre Fahne vor. Nun ſei das gut, daß man wiſſe, was Trumpf ſei, denn ſie möchten jetzt ſagen, was ſie wollten, mit dem Profeſſer ſei der Ausſpruch gethan, an dem laſſe ſich nichts drehen, probire es wer wolle, Profeſſor hin Profeſſor her. Wem es Ernſt ſei mit dem Glauben, der müſſe mit der Regierung ändern, ſobald ihre Zeit um ſei, denn die könne, wie ſchon geſagt, noch viel verflümerteres anſtellen als ſo ein Profeſſörchen.

Das ſagt den Leuten, ſagte er, und einſtweilen ſei es am beſten, nicht viel zu machen. Daneben ſchade der Handel nichts, im Gegentheil, es geſchehe ihnen ganz recht damit, ſie wüßten dann ein andermal, was das für Leute ſeien, welche zu ihnen kämen wie der Teufel zur Eva im Paradies, und was ſie davon hätten, wenn ſie ihnen gegen einige Zehntgarben und gegen einige geſchenkte Steuern Gottes Segen verhöhnen und den Glauben an das ewige Leben und den Troſt am Heiland aufgeben ſollten. Mit Schein, fiel eine Frau ein, mag er uns das noch gönnen. Ja, wenn die Pfarrer alle ſo ſind, was wollen wir? Er wird ſich auch fürchten und nicht Einer von denen ſein, welche das Leben laſſen für die Schafe. Sie hülfe den Tüfel byſchyße, ſagte die Gotte. Es ſei nicht das erſte Mal und werde auch nicht das letzte ſein. Was man hätte, hätte man, was man geben ſolle, behalte man und laſſe den Teufel abfahren mit langer Naſe. Der Meinung ſei es auch, daß er mit langer Naſe abfahren ſolle, ſagte Liſi, aber eben deßwegen ſolle man ſich rühren und Zeichen thun, weß Sinns man ſei! Wolle man den Teufel verſcheuchen, müſſe man Lärm machen. Das möge ſo für einen alten Pfarrer gut ſein, da z'hocken und die Zeit abz'warten. Derweilen verführe der Teufel viel zu viel Leute oder jage ſie ins Bockshorn mit Brüllen und Großthun, daß am Ende kein Menſch mehr einen Gu auslaſſen dürfe gegen ihn, weil alle meinten, er ſei Meiſter unbeſchränkt im ganzen Lande. Man ſolle ſich rühren und reden, wozu hätte man ſonſt die Freiheit, es möchte doch das wiſſen? Oder ob bei der Freiheit nur die Einen brüllen dürften ſtärker als ſie möchten, die Andern aber ſchweigen müßten und kuſch machen?

Selb möchte es doch probiren, von wegen Erfahrung bringe Wiſſenſchaft. Sie hätten bei ihnen genugſam Exempel, wohin dieſes Weſen führe und Herzenleid genug darob.

Es entſtund ein großer Eifer unter den Tiſchgenoſſen. Sie waren über die Sache alle einer Meinung, nur ob und wie man es anfaſſen müſſe, darüber gingen die Meinungen auseinander. Als man ſo am beſten dran war, brachte des Wirths Tochter das Kind herein, welches getauft worden war, gar ſchön geputzt mit den Geſchenken der Gevattersleute, und reichte es der Mutter zum Stillen dar. Es iſt nämlich faſt durchweg Sitte, daß die Gevattersleute den Täufling beſchenken mit einem Einbund und einer ſogenannten Alegig: Hemmeli, Strümpfli, Käppeli, Röckli, auch Schühli. Aus den erhaltenen Alegige nimmt man die ſchönſten Stücke, zieht das Kind an und bringt es, wenn nämlich der Taufſchmaus im eigenen Hauſe gehalten wird, zum Tiſch der Mutter, wo dann Kind und die ſchönen Sachen, welche es trägt, nach Noten gerühmt werden. Es iſt auch ſchon geſchehen, daß die Gevattersleute nichts gaben, wenigſtens nicht gleich am Tauftage, worauf man das Kind zu ihrer Schmach mit Strohzöpfen umwickelt zu Tiſche brachte. Als man das Kind rundum ſattſam bewundert, der Mutter wiederbrachte, nahm es dieſe mit ſchwerem Seufzer und ſagte: Komm, du armes Kind ſollſt du denn kein ewiges Leben haben? Warum kamſt du in die böſe Welt, um bös zu haben? Wenn du ſchon dein Sächli haſt, wer weiß, was dir ſonſt wartet und was dir geordnet? Aber Gottlob, daß die Menſchen nicht ſtehlen können, was in Gottes Hand, ſonſt thäten die wüſten Leute dir dein beſtes Erbtheil ſtehlen, ehe du was dazu ſagen kannſt, ja ehe du auf der Welt warſt. Nein, die ſollen es nicht ſtehlen, du armes Tröpfli, und wenn die böſen Lüt noch hundert Profeſſoren uns auf den Hals reiſen würden und die Schulmeiſter alleſammt. Gäll, Vater, wir wollen es ihm treu bewahren? Was hülfs ihm, wenn es ſchon einſt ein Kreuzerli von uns erben kann, wenn ihm unterdeſſen das rechte Erbe geſtohlen wäre? Nein, Bubi, nein, habe nicht Kummer. Heute hat der Vater verheißen, er wolle dich dem Herrn zuführen, und er haltet es dir, er iſt ein guter Aetti, Gott Lob und Dank keiner von denen, welche ihren Kindern Alles, Alles verhudeln, das Zeitliche und das Ewige, und weil ſie Alles, Alles verhudelt für ſich und ihre Kinder, den andern Leuten jetzt auch noch das Ihre nehmen wollen, damit alle es gleich hätten, alle gleich tief drin wären im zeitlichen und ewigen Verderben. Nei, Bubi, nei, häb nit Kummer und e Mutter heſt o noh, e großi Sündere, aber die laht ſi z'Seligkeit nit näh und Niemer ſölls probire. Bubi, mys Bubi, mir wey zſäme ſelig werde, was wey mr ſüſt? In tiefes Weinen brach die treue Mutter aus und umſchlang das Kind, wie die Mütter der erſten Chriſten ihre Kinder umſchlangen, wenn Götzendiener ſie rauben wollten. Da war es natürlich, daß die andern Weiber mitweinten und die Männer ſehr ernſt wurden. So weit werde es nicht kommen, ſagte Benz. Wenn man ſchon jetzt nichts abbringe; wenn es recht Ernſt werde mit der Sache, ſo würden noch vielen Leuten die Augen aufgehen, und könne man das Haus räumen und Ordnung ſchaffen. Er habe das ſchon manchmal erfahren, daß er habe Aepfel ſchütteln wollen, und gäb wie er geſchwitzt, ſie ſeien oben geblieben wie angeleimt, und nach ein paar Wochen habe er den Baum kaum angerührt, ſo ſeien alle Aepfel runter geweſen. So könne man jetzt ein Zeichen thun, aber zu tief müſſe man es nicht nehmen, wenn es nichts abtrage, ein andermal habe man um ſo mehr das Recht, ſich zu künden, um ſo ringer werde es dann gehen, von wegen der alte Gott lebe noch, den bringe man ſo wenig von ſeinem Thron, als einen rechten Chriſten um ſeinen Glauben. Die Männer merkten Benz an, daß er die Weiber tröſten wolle, und halfen ihm. Nach und nach ließen ſie das Geſpräch gleiten auf andere Dinge, und als endlich die Uhr ans Heimgehen mahnte, ſo dankten ſie ſich gegenſeitig für die gemachte kurzi Zyti. Sie wüßten nicht, daß ſie ſeit langem einen ſo vergnügten Abend gehabt, das ſei nicht ſo eine langwierige Fröhlichkeit geweſen, wie man es oft antreffe. Als ſie in ihrem Gemach waren, ſagte Liſi, es ſei doch kurios, es ſeien allenthalben Leute, man ſollte es nicht glauben. Es hätte gar nicht dran gedacht, an einem Nebenausörtli wie dieſes ſolche Leute anzutreffen, die hätten ihm ungleich beſſer gefallen als die Hoffährtigen und Gebildeten im Bade, und viel geſcheidter ſeien ſie. Es wollte es darauf ankommen laſſen, ob es nicht ſo ſei. Es wolle nicht davon reden, daß der liebe Gott es nicht auch ſo finde, aber alle vernünftigen Leute würden ſeiner Meinung ſein, beſonders das Mannevolk, welches die Haushaltung über die Hoffahrt ſetze und das Huſen übers Hudle und rechtes Eſſen über viel Saufen. Es ſei ein Troſt, daß man nicht alleine ſei auf der Welt, ſondern allenthalben Leute antreffe mit guten Gedanken; deretwegen ſollte man öfters ein wenig von Hauſe, man könnte da viel Troſt faſſen und manchen Kummer ablegen, mit dem man ſich ſonſt übel plage. Jetzt hätte es ihm viel geleichtert. Wenn hier, wo man es am wenigſten erwarte, ſolche Leute ſeien, ſo könnte man denken, es ſeien durchs ganze Land doch noch viele ſolche, man kenne ſie nur nicht.

Wenn Liſi hätte hören können, wie die neuen Bekannten auf dem Heimweg und daheim von ihnen ſprachen, hätte es vielleicht gefunden: ſie ſeien noch viel vernünftiger, als es ſich dieſelben gedacht, denn alle waren ihres Lobes voll und ſagten: das ſeien doch noch Leute vom rechten Schlag, einen ſolchen Bauer und eine ſolche Bäurin hätten ſie lange keine geſehen, nicht geglaubt, daß da unten noch welche von dieſer Sorte ſeien. Wo noch ſolche Leute ſeien, da ſei doch, ſo Gott wolle, nicht Alles verloren und wenn Gott um fünf Gerechten willen Sodom und Gomorah hätte ſtehen laſſen wollen, ſo ſei doch für unſer Schweizerländchen lange nichts zu fürchten.

Es iſt wirklich ſchön, aber auch ſelten, wenn eine Geſellſchaft mit ſolch gegenſeitiger Befriedigung auseinander geht. Am Morgen in aller Frühe wurde das Pferd gehörig beſchlagen und war wieder ganz hell auf. Darauf gab es ein großes Märten, die Uerti war ſo klein, daß der Wirth dem Abendeſſen nichts rechnete, ſondern ſie zu Gaſt hielt. Nun prügeln that man ſich deßwegen nicht, Liſi glich in der Küche etwas aus, Benz im Stalle, und nachdem ſie von den Wirthsleuten das beſtimmteſte Verſprechen erhalten hatten, auf der Ankenballe die Schuld einzuziehen und ſie auch einmal zu beſuchen, fuhren ſie in den heitern Morgen hinaus und kamen glücklich nach Hauſe, wo ſie mit großem Freudengeſchrei empfangen wurden. Es war den Kindern und dem beſſern Theil des Geſindes geweſen, als ſeien ſie nicht mehr daheim, als hätte das Haus kein Dach. Nun hatte das geſtrige Ausbleiben ſie bekümmert; ſie waren räthig geworden, wenn die Eltern bis Mittags nicht da wären, ſo müßte man aus, ſie zu ſuchen; um ſo größer daher die Freude, als ſie wohlbehalten vor das Haus fuhren und Liſi beim Abſteigen ſagte: Gott Lob und Dank, daß wir wieder daheim ſind, jetzt bringt mich ſobald Niemand wieder fort. Nicht daß ich nicht Freude gehabt, aber ſo wohl wie daheim iſt einem doch nirgends auf der Welt, wenn ſie ſchon ſo groß iſt.

der Wein in der großen blanken Flaſche auf dem Tiſche ſtund, da machte es die Hebe, ſchenkte ein, gab ſchalkhaften Beſcheid auf ſchalkhafte Fragen, ſo daß es einen recht freundlichen, hellen Abend gab, wie oft nach den ſchwerſten Regengüſſen die Sonne am lieblichſten ſcheint. Der Abſchied war ſehr freundlich und wurde mit dem Verſprechen beſiegelt, daß Ankenbenzen nächſtens hinunterkommen und wieder einziehen wollten, was ſie jetzt ausgegeben.

Als am Abend Benz und Liſi allein waren ſagte der Erſtere: Hör Du, wie leid Hanſe Frau doch ausſieht, es iſt ein Elend. Iſt ſie krank oder fehlt ihr ſonſt was, ſie wird es Dir wohl geſagt haben? Nun erzählte Liſi, richtete ſeinen Auftrag aus und bat dringlichſt, daß Benz da helfen möchte; es iſt auch noch wegen uns, ſetzte es hinzu. Du weißt wegen Gretli, das wäre mir doch zuwider, wenn die Buben ſich ans Lumpen gewöhnten und meinten, es ſtünde ihnen auch wohl an, weſſen man ſich bei dem Schreibervolk nicht achtet. Red mit ihm expreß, wenn es ſich nicht ungefähr gibt, und allweg mach, daß er nicht Rathsherr wird. Sag ihm, wenn ihm die Frau lieb ſei, ſolle er es bei Leben und Sterben nicht annehmen, ſonſt habe es gefehlt. Los, Frau, darein miſche ich mich nicht, ſagte Benz. Es wurde Liſi faſt übel, als Benz ſo ſprach, es mußte abſitzen. So, das iſt ſchön, ſagte es endlich, da ſieht man jetzt, wie lieb Euch Eure Weiber ſind. Je eher Ihr die Alten los ſeid, deſto eher könnt Ihr eine Andere nehmen, eine Junge oder eine Reiche, je nachdem ihr eine nöthig habt. Schlecht iſt ſchlecht, aber am Schlechteſten iſt doch das Männervolk, ſchlechter nützte nichts; das, Benz, hätte ich doch von Dir nicht geglaubt. Wenn ich ſchon nie viel auf den Andern gehabt, ſo meinte ich doch, Du ſeiſt was werth, und hätteſt noch ein Herz für Deine Frau. So bös hatte Benz ſein Liſi noch nie geſehen. Endlich brachte er es zu Worten. Dümmeres als, ſo ein Weibsbild gibt es doch nichts auf der Welt, ſagte er als er endlich zu Worten kam. Wenn Eins einmal in Hitz und Eifer iſt, ſieht und riecht es nichts mehr, iſt akurat wie ſeine ertaubete Katze. Wäre es Dir recht, wenn ich Amtsrichter und Rathsherr würde? Probiers. Du ſollteſt mir z'Herrgotts ſein! Meine arme Theure, ich liefe Dir nach wie ein Schatten; gingeſt Du ins Schloß, ich käme mit, gingeſt Du nach Bern, ich käme mit. Wo Du biſt, habe ich das Recht auch zu ſein. Haben wir doch verſprochen auf dem heißen Steine, Eins zu ſein und einander anzuhangen im Leben und im Sterben, eiferte Liſi. Das würde luſtig gehen, wenn die Weiber thäten wie Du meinſt, da würde man erſt nicht fertig, und Manchem würde der Rathsherr übel erleiden, ſagte Benz.

Glaub Du nur, es hielten viele Weiber viel darauf und wenn ſie mit könnten, ſo ſäße der Rath das ganze Jahr und ihre Haushaltung könnte ſein, wo ſie wollte. Das müſſen Dumme ſein, meinte die Frau. Allweg wäreſt ſicher vor mir und Hans hätte ſeine auch nicht zu fürchten. Dazu wären uns die Kinder zu lieb. Wenn die Väter ihnen nichts nachfragen, wen haben ſie, der ſich ihrer noch annimmt als die Mütter, ſagte Liſi. Wenn die nicht noch einen guten Blutstropfen haben, dann Gnade Gott den armen Kindern. Liſi nit, ſagte Benz, thu nicht ſo, nimm Vernunft an. Du weißt ja, wie Hans und ich es hier haben. Einer von uns muß gewöhnlich ans Brett, iſt's nicht der Eine, iſt's der Andere. Wäre Hans nicht Amtsrichter geworden, hätte man mich gewählt, wird er nicht Großrath, kömmt Alles auf mich dar. Das weiß Hans ſo gut als ich und auch Du, wenn Du willſt. Hans iſt lieber bei ſolchen Dingen als ich, kann es auch beſſer. Er hat Buben und vielleicht macht es ihm die Frau daheim auch nicht ganz kurzweilig. Will Hans nicht Großrath werden, kommt man auf mich dar, und hätteſt Du es gerne, wenn ich es würde? Das weiß Hans wohl wie es iſt. Rathe ich ihm nun ab, ſo muß er meinen, ich thue es um meinetwillen, um mir ein Loch zu machen. Nehme ich es nachher auch nicht an, ſo hat er doch das Mißtrauen und die ganze Gemeinde wird böſe über mich, und ich muß es entgelten auf alle Weiſe. Dann, ſieh, iſt noch Etwas, warum ich nichts dran machen kann. In die Sache kömmt je länger je mehr Eifer, dieſer Eifer iſt die Hauptſache, dem rechten Grund frägt man wenig mehr nach. Es wird gezankt auf Leibes Leben um des Kaiſers Bart und z'Vaterland kann zu ſich ſelbſten ſehen, ſo gut es kann. Wenn Gott es nicht beſſer mit uns meinte, als wir es verdienen, wir ſäßen längſt im Elend. Es iſt ein Parteiweſen, man glaubt es nicht, und geſpannt wird gegen einander je länger je mehr. Nun iſt Hans von der einen Partei und ich von der andern. Hans hat es mit der luſtigen Herrenpartei, will oben aus, die ganze Welt freſſen, will Alles anders von z'hinderſt bis z'vorderſt, aber wie er es eigentlich will, weiß ich nicht. Ich bin nicht von edieſer Partei, ſondern halte es mit den geſeſſenen

Leuten, will beſſern mich und um mich, was zu beſſern iſt, Verſtand und z'Sach es zulaſſen und mehr nicht. Daneben zufrieden ſein, Gott danken für das was wir haben und beten, daß es nicht ſchlimmer komme, Jedem gönnen was er hat, und thun was Pflicht iſt, arbeiten, die Kinder recht erziehen, daneben Gott vertrauen, ſelb iſt meine Meinung. Hans weiß Dies ſo gut als ich. Sag ich daher etwas von nicht annehmen, ſo zieht es Hans auf die Partei und meint, es ſei mir auch deretwegen, und nicht wegen ihm und wäre im Stande, mich bei ſeinen Kameraden auszulachen, wie ich ihm ſchlau eine Falle geſtellt, welche er hätte abtrappen ſollen, aber diesmal ſei er mir ſchlau genug geweſen. Begreifſt jetzt, warum ich mich in die Sache nicht miſchen darf, ſo leid es mir thut. Wenn Hans nur nicht ſo der Trabant Derer wäre, welche am Brett ſind und alles erzwingen wollen, nicht ſo ihr Weibel machte und das Spielen und Trinken ſein ließe, ſo wäre er der rechte Mann, da wo er iſt. Jemand ſoll und muß dabei ſein, und Hans vermöcht's und hätte den Verſtand dazu, wenn er ſein ſelbſt wäre und den Nutzen vom Land einſehen könnte. Aber da eben fehlt es, er iſt im Garn, ſie haben ihn gelockt und angedreht, wie es der Teufel armen Seelen macht, und jetzt haben ſie ihn. Liſi ergab ſich nicht ſo leicht, obgleich es Benz Vorſicht billigte. Liſi begriff aber die Parteimacht über den Einzelnen nicht ſo recht und das daherige Parteimißtrauen gegen Jeden, der einen Angedrehten aus dem Netz löſen wollte, und zwar nicht von ferne aus politiſchen Gründen, ſondern allein aus Wohlwollen für ſeine Perſon oder ſeine Familie. Liſi meinte, wie es wäre, wenn man die ältern Kinder hinter Hans ſchickte. Benz wehrte, erſtlich ſei es nicht recht und zweitens ſcheine es ihnen anſtändig zu ſein, wenn der Vater nicht ſo viel daheim ſei. Sie lieben auch zu machen, was ſie gerne wollen, und Hans darf nicht mehr ſagen was er ſollte. Das iſt eben das Unglück, daß wenn der Vater vom Hauſe ſchlägt, er den Buben die Zügel auch nicht mehr ziehen kann wie er ſollte. Kannſt Du ihnen aber nicht einmal ein Kapitel leſen, Benz iſt Dein Götti, meinte Liſi. Selb könnte ich vielleicht, meinte Benz, wenn es Gelegenheit gibt. Ein Wort ſo im Vorbeigang zieht oft mehr als ein Kapitel. Daneben wird es nicht viel abtragen. Die armen Leute ſind auch in der Verblendung und meinen, Gutthun und Arbeiten ſei altväteriſch. Es ſei jetzt eine andere Zeit, ſo müſſe man auch anders thun, man ſei nicht mehr Knecht und Unterthan, ſondern frei und ſelbſt Herr. Somit könne man frei leben, Jeder wie es ihm gut dünke, verfluchten Zwang brauche man ſich nicht mehr anthun zu laſſen.

Das erfährt man leider, ſagte Liſi, an jedem halbbatzigen Jungfräuli. Sie laufen lieber hungrig und barfuß umher, als in einem ordentlichen Platz es auszuhalten, wo ſie, gäb wie leicht, angebunden ſind. Aber ſelb muß doch ändern, ſonſt kömmt es nicht gut. Wie wärs, wenn man ſich hinter den Doktor ſtecken würde? Wenn Der Hans ſagte: die Frau ſtünde es nicht aus. Hans blieb doch daheim. Wer ſoll mit dem Doktor reden? frug Benz. Der, welchen Hans jetzt braucht, gehört auch zur Bande, iſt der ärgſte Narr von Allen, hat kein Gewiſſen und keine Religion, der würde bald mit dem Sprüchlein kommen: Mag ſie es nicht ertragen, ſo ſterbe ſie doch in Gottes Namen, gäb ſo ein blöder Kratten mehr oder weniger! Hans hat es dann auch wie Jener, der einmal zu einem Rathsherrn in B. kam und ihm auf die Frage: Wie geht es Euch? antwortete: Recht gut, Herr Rathsherr, recht gut, kann Gott lob zufrieden ſein. Da ſagte ihm der Rathsherr: Glaub's bi Gott wohl, Ihr ſyt „Witlig!“ Wenn wir ihm was ſagten, würde er alsbald ſagen: Ankenbenz hat gemeint, ich ſei dumm. So ein Bauer meint doch, nur er habe eine Naſe zum ſchmöcken. Hat er nicht gemeint, ich ſolle Hungbanſe abrathen, ſich wählen zu laſſen. Er wäre gern ſelbſt Rathsherr geworden und wird gemeint haben, er könne mich fangen. Aber dem bin ich noch ſchlau genug! Gritli könnte es ihm ſelbſt ſagen, aber es würde nicht viel nützen, zähl darauf. Aber, ſagte das unabtreibliche Liſi, könnteſt nicht machen, daß ein Anderer gewählt würde? O Weiber, Weiber, ſagte Benz. Nicht umſonſt hat der Apoſtel geſagt, daß die Weiber ſchweigen ſollen in der Gemeinde. Aber was hilfts, daß ſie dort ſchweigen, wenn ſie daheim den Männern Liſten und Ränke in die Ohren blaſen? Ich weiß wohl Einen, der es gerne wäre, der könnte es wohl ſein ohne Schaden daheim und wegem Vaterland iſts das Gleiche, ſei Hans darin oder der, er lüpft wie Hans auf's gleiche Kommando, und einen Andern bringen wir nicht z'weg aus unſerer Gemeinde, und aus dieſer ſoll es Einen geben. Die guten Tröpfe meinen, wenn ſie einen aus der Gemeinde drinnen hätten, ſo wären alsbald alle Schäden geheilet. Ja Einer drinnen kann zuweilen was machen, wenn er ein Mann darnach iſt, Einfluß hat, bald zu ſchmeicheln, bald den Teufel im Gütterli zu zeigen weiß.

Aber dieſe Vögel ſind rar. Die Meiſten drinnen werden hundertmal über den Löffel balbirt, ehe ſie es einmal merken. Ob man einen Märitſtecken hineinſchicke oder einen ſolchen, es kömmt exakt auf eins heraus, nur daß man ſo einen Märitſtecken weder zum Spielen noch zum Saufen dreſſiren könnte. Anfangs war es nicht ſo, aber was ich höre, gefällt mir je länger je weniger. Statt der ehrbaren Leute kömmt mehr und mehr junges Volk und allerlei G'hüder von Schreiber und der Gattig und kurz, es gefällt mir nicht. Darum ſchicke man Niggis Peter, an dem iſt nichts mehr zu verderben und Kinder hat er keine. Aber wie geſagt, viel daran machen kann ich nicht, denn wenn Hans ſo etwas merken würde, er verzöge es mir ſein Lebtag nicht.

Zweites Capitel.

Vom politiſchen Leben und wie eine Frau einen Rathsherrn macht und wer ihr hilft.

Damals war noch die Zeit der Wahlmänner, d. h. auf hundert Einwohner gab es einen Wahlmann; ein geringer Cenſus und das dreißigſte Jahr waren zur Wählbarkeit erforderlich. Sie wurden in den Gemeinden erwählt, traten dann Amtsbezirksweiſe zuſammen. Sie wurden auf zweierlei Weiſe gewählt, je nachdem kein politiſches Leben oder je nachdem politiſches Leben war. Vor allem müſſen wir erklären, was wir unter politiſchem Leben verſtehen. Politiſches Leben iſt nicht die Liebe zum Vaterlande, iſt nicht die Begeiſterung für daſſelbe in Lebensgefahren, iſt nicht das freiwillige Opfern von Hab und Gut auf dem Altar deſſelben, iſt nicht das Erhalten ſeiner ſchönen Einrichtungen. Nicht die Pietät gegen der Väter Errungenſchaften, ihren feſten Glauben, ihre einfachen Sitten, ihrem Fleiße und ihrer verſtändigen Zucht, die ſie gegen ſich übten und zu der ſie auch ihre Kinder erzogen. Politiſches Leben heißt man das Leben in der Politik. Das Vergeſſen alles Andern ob der Politik, das Gefangengenommenwerden von der Politik. Politik iſt nun aber nicht das Vaterland. Politik iſt nicht die Gemeinde; Politik iſt nicht die Familie. Politik bezieht ſich weder auf die Seele noch auf Gott. Hat überhaupt mit der Religion gar nichts zu thun. Ja öfters hat es ſogar den Anſchein, als wenn das politiſche Leben das religiöſe, das religiöſe das politiſche ausſchließe. Denn man ſieht Menſchen in der Politik leben, denen jede Religion wie Schwefel unter der Naſe iſt, und hinwiederum haben religiöſe Menſchen, Menſchen, welche ihre Kinder, Gemeinde und Vaterland ſo lieben, daß ſie ihr Leben geben könnten für dieſelben, es gerade ſo mit der Politik. Was iſt Politik? Im breiteſten Sinn und objectiv genommen, iſt es das äußere Verhältniß der Länder, der Stände, der Menſchen zu einander, ſubjectiv bedeutet es die Anſichten der Einzelnen über dieſe Verhältniſſe.

In guten Zeiten und wenn es chriſtlich geht, ſo gut es hier auf dieſem Erdboden möglich iſt, wo weder Selbſt- noch Gewinnſucht vorherrſchen, jeder dem Andern das Seine gönnt und ein Genügen hat an dem, was Gott ihm beſcheert, wo überhaupt das Verhältniß zu Gott das eigentliche Leben des Menſchen iſt, da gibt es wenig oder keine Politik im gemeinen Leben, und in der Praxis des Menſchen, der nicht zu der Beſorgung der allgemeinen Verhältniſſe angeſtellt iſt, ungefähr wie Millionen mit den Eiſenbahnen fahren, während Wenige ſich mit ihnen abgeben und ihre Ordnung beſorgen und feſthalten. In der Theorie befaßt man ſich freilich beſtändig damit, und die Gelehrten fahren im ganzen Gebiete derſelben beſtändig zu Acker und ſäen ihre Gedanken aus; faſt wie der Bauer auf ſeinem Hofe Beides wegen Gleichem: der Freude und des Brotes wegen. Werden aber die Verhältniſſe in Frage geſtellt, ob ſie recht oder unrecht ſeien, entſtehen darüber verſchiedene Anſichten, entſtehen Parteien, da entſteht die Politik, an welcher wir jetzt ſo übel leben. Je eifriger die Parteien werden, je mehr ſie ſich über die in Frage geſtellten Verhältniſſe erhitzen, alles Heil in ihre Löſung ſetzen, deſto lebhafter und umfaſſender wird das politiſche Leben. Dieſe Verhältniſſe können nun auf natürliche oder auf künſtliche Weiſe in Frage geſtellt werden, ſehr oft gibt es dabei, wie es in der Anſchauungslehre heißt, Naturkunſtprodukte. Lebt Jemand, Einzelne oder Stände nicht mehr chriſtlich, beeinträchtigt Einer die Andern, wird er läſtig, der Geſammtheit ſchädlich, ſo ſtört er die Verhältniſſe, ſtellt in Frage, ob man ſie dulden oder ſie verändern ſolle, ſtellt in Frage Einzelnes oder Alles, bildet aus dem Einzelnen heraus eine Lebensfrage und je nach dem Entſcheid der Lebensfragen ſtellt er neue auf oder macht Revolutionen. Es gibt aber auch künſtliche Politik, ungefähr ſo wie ſie der Teufel im Paradieſe mit der Eva trieb. Der war der erſte künſtliche Politiker, er ſtörte das Verhältniß zwiſchen Gott und Menſchen dadurch, daß er der Eva vorſpiegelte, es ſei nicht das rechte, ſondern es ſollte ganz anders ſein. Sie und Gott ſollten auf den Dupf gleich ſein, ſie antrieb, dieſes Verhältniß zu ändern, ſich zuzueignen, was ihr Gott unrechtmäßig vorenthalten, zu revolutioniren und in den Apfel zu beißen.

Seither hat es immer ſolche gegeben, welche dieſes Handwerk trieben, künſtliche Politik machten, zwiſchen Eltern und Kindern, Meiſterleuten und Dienſtboten, zwiſchen Gemeindegenoſſen und ganzen Ständen. Wo alſo Politik im Leben iſt oder ſogenanntes politiſches Leben, da iſt auch ein Krankheitsſtoff, ein natürlicher oder ein künſtlicher, der ausgeſchieden werden ſoll. Politiſches Leben iſt eine Art von Krankheitszuſtand, welcher überwunden werden muß, eine Gährung, welche das Ungeſunde ausſcheiden, wiederum Ruhe und Frieden ins Leben bringen ſoll. Wer meint, in einem Volke müſſe ein beſtändig reges politiſches Leben ſein, das ſei der rechte Normalzuſtand, der täuſcht ſich übel, ſo übel wie der, welcher wähnte, der Menſch müſſe beſtändig im Fieber liegen. Nun gibt es aber gegenwärtig ganze Banden, welche das verruchte Handwerk treiben, die Menſchen fortdauernd in politiſchen Fiebern wüſtkrank zu erhalten. Kaum iſt eine politiſche Frage, ſogenannte Lebensfrage, welche das geſammte Volksleben ergriffen und aufgerüttelt hatte bis auf den Grund, glücklich überwunden und es will die Ruhe kommen, das Volk ſich erholen, Paff! werfen ſie eine neue auf, einen neuen Zankapfel ins Volk, das Fieber iſt wieder da, erſchüttert alles wieder, in wilden Krämpfen klappern alle Zähne. Wie Rückfälle immer gefährlicher ſind, in abgeſchwächten Körpern die Krämpfe verzehrender und gräulicher, (im abgeſchwächten römiſchen Reiche wütheten die politiſchen Fragen ganz anders als in der geſunden Republik, bis endlich das abgeſchwächte Reich zerfiel, weil es die Krankheit nicht mehr überwinden konnte,) ſo wird bei jeder verfluchten Lebensfrage das politiſche Leben immer verzehrender und revolutionärer. Die Krankheit wird innerlicher, gefährlicher, alle geſunde Kraft immer ſchwächer und matter, bis endlich der Zuſtand da iſt, den die Banden wollen, das Volk matt zum Tode und willig alle Ketten zu tragen, mit denen man es bindet, wenn es nur endlich ruhen, verſchnaufen kann. Umſonſt ſchreit man dem Volke zu, ſich doch nicht fort und fort aufrütteln, in politiſche Fieber bringen zu laſſen, doch einmal endlich die ungeſunden Elemente auszuſcheiden, ein chriſtliches Leben zu führen zum Heil ſeiner Seele und ſeiner Kinder, und nicht das kranke politiſche zu des Teufels Freude, ſeiner

Seele Untergang, ſeiner Kinder Elend. Das Volk wird betäubt durch die Höllenknechte, welche mit ihren Brandfackeln herumfahren und ihre Furiowörter brüllen: Ariſtokraten, Pfaffen, Reaktion, Reaktion! Es fährt z'weg, meint, es müſſe ſich ſeines Leibes, ſeines Lebens wehren, zerfleiſcht die eigenen Glieder, ſchlägt die beſten Freunde todt. Das iſt das politiſche Leben, eine wüſte Cholera, über welche Niemand Macht hat als Gott alleine, der da kommen und gehen heißt, was er gut findet zum Heil der Sünder.

Nach Küchliwyl war dieſe Cholera noch nicht gekommen, man fühlte ſich behaglich, vertrauete einander die Sache an. Das Gemeindeweſen war ziemlich geordnet, die Vorgeſetzten brave Männer, ſauber übers Nierenſtück und zwar nicht bloß politiſch, wo es gar zu relativ angewendet wird, ſondern chriſtlich und ökonomiſch. Es geſchah oft, daß die Verſammlung, welche die Wahlmänner zu machen hatte, aus wenigern Wählern beſtand, als ſie Wahlmänner zu wählen hatten, daß z. B. ſiebzehn Wähler dreißig Wahlmänner machten. Ja es geſchah, daß in noch viel größern Gemeinden eine einzige Familie die Mehrzahl der Wähler bildete, ſo daß wie billig übrigens die Mehrzahl der Wahlmänner aus einer Familie genommen waren. Zu Wahlmännern wählte man gewöhnlich die Vorgeſetzten, meiſt die achtbarſten Männer in der Gemeinde. Wenn einer ausgelaſſen ward, ſo geſchah es entweder, weil man ihn vergeſſen, er hatte es dann ſehr ungern, oder aber, weil er an früheren Wahlverſammlungen nicht gekommen war, ohne andern Grund, als weil er nicht einen Tag verſäumen wollte.

Liſi kochete eines Abends, hatte alle Hände voll zu thun nebenbei, denn alles war noch auf dem Felde mit Erdäpfelgraben und Säen beſchäftigt. Es war ſehr unwillig, es hatte vor dem Hauſe Milch verſchüttet und wiſchte ſie auf, damit die Heimkommenden ſie nicht bemerkten. Es hatte ſo oft mit den Mägden ausgekehrt, ob ſie dann nicht Achtung geben könnten und ein G'ſau machen müßten, daß es dachte, wenn ſie den Schaden ſähen, würden ſie lachen und ſagen: Aha, d'Mutter kann auch ſchütten, ſie weiß jetzt, wie es einem gehen kann. Liſi hatte keine Schuld. Hühner und Katzen, welche hungrig waren und von Liſi ſich vergeſſen glaubten, waren ihm unter die Füße gelaufen, als es mit der Milch aus dem Keller kam.

Guten Abend geb Euch Gott, ertönte es hinter Liſi. Bald hätteſt mich erſchreckt, ſagte es zu dem Polizeidiener, welchem die Stimme gehörte. Seh, putz mir da auf, ſagte Liſt, kannſt dann mit uns zu Nacht eſſen. Es will mir heute nichts rücken, es iſt, als ſei ich verhexet. Ja das will ich ſchon, ſagte der Polizeidiener, ſollte eigentlich noch in den Haſelgraben hinauf, aber wenn ich ſchon gehe, ſo kömmt doch Niemand. Was iſt, was ſollſt, frug Liſt aus der Küchenthüre dem mit dem Beſen fechtenden Polizeidiener? Sie ſollen morgen zuſammen, Wahlmänner zu machen, da hat mir der Statthalter befohlen, noch extra zu bieten den Häuſern nach. Es ſei eine rechte Schande für die ganze Gemeinde, wenn da abgeleſen werde, es ſeien nur ein Dutzend oder zwanzig da geweſen. Aber ich weiß wohl, es nützt nichts, ſie ſagen mir allenthalben, ſie wollten es vertrauen und wie man es mache, ſei es ihnen recht. Hergegen ſoll ich Benz extra befehlen, er ſolle kommen. Die Manne wollen nachher zuſammen, es ſei was Wichtiges da, das behandelt ſein müſſe, und Hunghans hat mir abgeſagt zu kommen. Er müſſe nothwendig ins Schloß, der Präſident ſei fort und hier werde es ſchon geben ohne ihn. Von wem, ſagt man, daß er Rathsherr werde? frug Liſt. O es wollen die Meiſten auf Hunghans los, ſagte der Polizeier, das ſei ein feſter Mann, und verſtehe ſich auf z'Sach. Es hätten Viele auch an Benz gedacht, der gefiele ihnen noch beſſer, wenn er auch weniger rede, ſo ſinne er deſto mehr und nehme es beſſer von Grund auf. Aber da hieß es, er würde es nicht annehmen auf keinen Fall, da ſolle man nur nicht Mühe haben. Warum, ſagten ſie, würde Benz es nicht annehmen, frug Liſt. Benz habe keine Buben, die ihm daheim die Sache machen könnten, ſagten ſie und dann noch etwas, aber ſelb will ich lieber nicht ſagen, antwortete der Polizeier. Selb wär mir kurios, einen gwunderig zu machen und dann zu ſchweigen. Seh gib füre nnanderne. Nu wenn's g'habt ha willſt, meinetwegen, an mir ſollſt ihr es dann nicht zürnen.

„Benz habe eine gar reſolute Frau, die würde ihm ſchon den Marſch machen, wenn er es annehmen würde, die hielte ihm den Rathsherren unter die Naſe bis er genug dran g'ſchmöket hätte. Hanſe Frau hergegen ſei ſich öfter nit viel z'achte.“ Erſt lachte Liſt und ſagte, es hätte nicht geglaubt, daß die Leute es ſo gut kennten, ſie hätten es getroffen. Als Liſt aber auch das Urtheil über Hanſe Frau hörte, wurde es bitterlich böſe. Da ſehe man, wie es die Leute halten. Wenn man nicht den ganzen Tag thue wie der helle Teufel, ſo meinten die Leute, es ſei ſich einem nicht viel zu achten, ſie könnten einem Stöcke auf der Naſe ſpalten. Hanſe Frau iſt eine arme, die tödt es, wenn Hans noch an Rath muß, er iſt bereits faſt nie mehr daheim und die Buben machen was ſie wollen. Ja, das ſind ungereimte Säble, ſagte der Polizeier, die Leute erzählen von allem Wunder. Was? frug Liſi haſtiger als klug und trat unter die Thüre, ſo daß der Polizeier erſchrak und dachte, er könnte gefehlt haben und antwortete: O apparti nüt, wie ſo die junge Burſch iſt. Liſi merkte nämlich alsbald den Fehler, ward gelaſſen und ſo wurde auch des Polizeiers Junge wieder geläufig. Er erzählte, wie ſie wüſt thäten mit Saufen und Spielen, beſonders Hans der Jüngere, vermeſſene gottloſe Reden führten. Letzthin hätte er an einer Führung auf gräuliche Weiſe die Speiſen geſchändet und Braten und Salat an den Wänden herumgetrieben, ſollen nicht ſauber ſein, beſonders der Jüngere. Der meint, es ſei ihm Alles erlaubt und Alles ſchön, was er thue. Aber ſagen ihm dann die Leute nichts, frug Liſi? Was wollten ſie, ſagte der Polizeier, es hülfe doch nichts, ſie machten ſich nur lächerlich. Der Amtsrichter iſt ein vornehmer Mann, der einen viel nützen und viel ſchaden kann; die Buben haben alles Recht bei ihm, was ſie ihm ſagen, das glaubt er, und der Mutter achten ſie ſich nichts. Hans hat ſchon manchmal geſagt, daß er die Leute faſt erſchüttet hat, er wollte das Kähr höre bald auf. Liſi wurde krebsroth, doch ſagte es nichts darauf als: So. Hör, ſagte es bald darauf, kannſt Du das Maul halten und nichts verrathen, wenn es Dir was einträgt? Bhütis ja, Frau, ſagte der Polizeier, und gut, ſo lange Ihr wollt und wäre es bis zum jüngſten Tag, wo es unſer Herrgott jedem aufthut. Wenn ich alles ſagen wollte, was ich weiß, es würde noch Manchen kurios düche, ja und das wirds. Nun ſo höre, da haſt einen Gulden und machſt Du die Sache gut, ſo mußt noch zwei haben. O Frau, das mangelt ſich ja nicht, Euch zu Gefallen thäte ich noch Manches umſonſt. Aber wenn Ihr es wollt gehabt haben, ſo ſollt Ihr ſchönen Dank haben. Das Geld kömmt mir grauſam komod, Ihr glaubt es nicht. So höre: Wenn Dich die Leute fragen, um wen es gehe, ſo ſage, es ſei Hunghans auf der Trommel geweſen, aber wie man beſtimmt wiſſe, nehme er es nicht an, oder dann wolle er mit allem andern nichts mehr zu thun haben, und ſelb wäre auch lätz. Jetzt ſinne man an Riggis Peter. Es ſei ein guter Mann, habe nichts zu verſäumen, ſei ſonſt wenig zu gebrauchen, und Hans könne ihm nur befehlen, wie er ſtimmen ſolle. Er halte noch grauſam viel darauf und werde ſich eine Ehre daraus machen, der Sache nachzulaufen und der Gemeinde und der Behörde zu nützen, wie er könne und möge.

Der Polizeier hatte vor ſich nieder geſehen, da erhob er ſein Angeſicht und ſagte: Frau das iſt my Seel nit dumm. Aber wenn es mir nur nicht auskömmt, daß ich die Sache ausgeſtreut. Von wegen Hans zürnte, er wärs doch gerne. Er iſt ſeit einger Zeit ſo ehrſüchtig, man glaubts nicht. Bah, ſagte Liſi, Du ſagſt hier etwas, ſagſt dort etwas, ſagſt, Du hätteſt einen Ton gehört, Du wiſſeſt nicht mehr recht von wem, es düche Dich dort oder dort in einem Wirthshauſe, könneſt es aber nicht mehr recht ſagen, von wegen Du kämmſt des Tages zu gar viel Leuten. Zähl darauf, es gebt nicht manchen Tag, das Gerücht kömmt dir vor ume und wieder vor die Ohren, daß Du dann beſtimmter ſagen kannſt, von wem Du es haſt. Sieh, ſo werden im Tage hundert Lügen ausgeſtreut, man weiß nicht woher ſie kommen und von wem, den Urheber vernimmt man nie, ſie durchlaufen ihre Zeit, dann vergehen ſie wieder. Geſchieht dies ſo oft Jemand z'Böſem, wird es doch wohl erlaubt ſein, Jemand z'Gutem etwas unter die Leute zu bringen. Einmal ich habe nichts dawider, ſagte der Polizeier. Z'Sach ſcheint mir gut in die Augen und es iſt möglich, daß es geht, auf meine Treu, die Leute wiſſen ſo nicht, was ſie machen ſollen, da werde ich alle Augenblicke gefragt, auf wem geht es los? Oder Einer ſagt, ich gehe nicht, ich weiß doch nicht, wem ich meine Stimme geben ſoll, daß die Leute noch danken, wenn man ihnen ſagen kann, um wen es gebe und wem ſie ſtimmen ſollen. Auf meine Treu, ſo iſt's.

Man kann aus dieſen Worten abnehmen, wie friedlich man in Küchliwyl lebte, wie unbehaftet von politiſchem Fieber. Als Benz mit ſeinen Leuten vom Acker kam, verrichtete der Polizeier ſeinen Auftrag und machte Benz ſehr unwillig: Es ſei gerade, als ob man meine, er alleine hätte nichts zu thun. Die Einen liefen ihrem Profit nach, Andere blieben kaltblütig daheim, er allein ſolle alles austrappen und auf dem Platze ſein. Wenn es andern erlaubt ſei, zu machen, was ihnen beliebe, ſo denke er, werde er wohl das gleiche Recht haben. Mit den dringlichſten Vorſtellungen brachte der Polizeier Benz nicht weiter, als zu den Worten: er verſpreche nichts, er wolle morgen ſehen, ob er komme oder nicht und jetzt ſolle er ihm ſchweigen mit dem Geſtürm, er wolle ruhig eſſen. Während dem Eſſen frug Benz den Polizeier, ob er nichts gehört habe, auf wen man los wolle? Da ergriff den Polizeier ein kühner Geiſt, er begann ſeine Rolle: An Hunghanſe habe man gedacht, aber weil er es nicht annehmen wolle, ſei man, ſo viel er habe merken mögen, Sinns auf Niggis Peterli los.

Benz war verwundert ſowohl über die Weigerung von Hunghans, als daß man ebenfalls an Niggis Peterli gedacht. Der Polizeier meinte: ſo habe er es gehört, geträumt habe er es nicht, doch wiſſe er es nicht beſtimmt, er könnte nicht einmal ſagen, wo er es gehört, die Tage ſeien lang und er komme in gar manch Haus. Benz ſagte, er habe nichts dagegen, z'Sach ſei recht, er könne auch helfen, wenn die andern ſo wollten. So hatte der Polizeier einen guten Grund, und als er aus dem Hauſe ging und dankte, blinzte er Liſi zu, Liſi aber that, als ſehe es es nicht. Am folgenden Morgen brummte Benz ſehr und wollte nicht ins Thal hinunter. Es ſei eine Sünde, ſagte er, einen ſolchen Tag zu verſäumen und zwar wegen Sachen, welche ohne ihn auch gingen. Liſi dagegen ſtrengte an. Wenn alle ſo dächten, ſo gings ja gar nicht, ſagte es. Du biſt wunderlich, ſagte Benz, bläſeſt kalt und warm aus einem Munde. Hunghans ſoll daheim bleiben, mich ſchickſt Du fort. Alles mit Unterſchied, ſagte Liſi. Was ſein muß und Pflicht iſt, das zu thun iſt recht, Du ſollſt das Beiſpiel geben. Aber wo es Einer machen kann wie er will und thun kann, wie es ihn freut, da ſoll er Nutzen und Schaden anſehen, und ob er Jemand z'lieb oder z'leid ſei. Es wäre mir eben auch nicht recht, wenn Du nichts zu bedeuten hätteſt und Niemand meinte, man hätte Dich nöthig und könne es ganz gut machen ohne Dich und ſeieſt nur für mich da, wie ein Mämmi (Puppe) für ein Kind, oder ein ſchönes Hausgeräth hinter Glas.

Nun Benz ging, half Wahlmänner machen, wie gewohnt; halb mehr Wahlmänner, als ſie Wähler waren, und die Gewohnten wie üblich und allgemein war das Gerede, zum Rathsherrn mache man Niggis Peter, Hunghans wolle nicht. Wo aber die Rede kam, frug keiner, es hieß immer: es heißt, man wolle auf Niggis Peter los. Wir hülfen Dich machen, es wäre nichts als billig und recht, Du gingeſt auch einmal, ſagten Einige zu Benz. Das wäre das Dümmſte, welches Ihr machen könntet, ſagte Benz. Es kann nicht jeder Alles machen, es muß jeder auch zu ſich ſelbſten ſehen. Ich habe noch keine Buben, welche mir daheim die Sache machen. Es könnte jeder von Euch beſſer gehen als ich. Daneben, wenn man einen Mann in Gemeindeſachen, welche alle Tage verwickelter werden, ruhig ließe, ſo wäre man faſt noch leichter Rathsherr.

Dabei über alle Verantwortlichkeit hinaus. Macht man was Dummes in Gemeindsſachen, ſo muß man erſtlich gut machen, zweitens es obendrein noch all ſein Lebtag hören, während ſo ein Rathsherr erkennen kann, was er will, es kräht kein Hahn darnach, je dümmer er iſt, eine deſto größere Ehre macht ſich Mancher daraus.

Benz hat recht. Benz hat uf my armi thüri recht, hieß es von allen Seiten. Ans Wahlort hatte man etwas mehr als eine Stunde weit, die meiſten Wahlmänner machten es ſich in der Regel zur Pflicht, hin zu gehen. Doch preſſirte Niemand, ſo allgemach trappete man zuſammen, keinem Menſchen war Angſt, er komme zu ſpät, ob er der Letzte ſei, war jedem gleichgültig, der Erſte wäre aber Niemand gerne geweſen. Wie die Mannſchaft ſich mehrte, fragte hier Einer, fragte dort Einer: Was hat man im Sinne, auf wen gehts? Dann antwortete Einer, er habe noch nichts gehört und ein Anderer ſagte, es ſei ihm, er hätte einen Ton von Riggis Peterli gehört, weil Hunghans nicht annehmen wolle. Das ſei läz, indeſſen ſei ihm der Andere auch recht, lautete zumeiſt die Antwort. Hunghans war früh voraus, hatte Geſchäfte im Schloſſe, wir glauben gar, es war eine kleine amtsgerichtliche Sitzung. Als man endlich anlangte am Wahlorte, miſchten ſich die Wahlmänner der verſchiedenen Gemeinden. Einige redeten verblümte Worte von der Wahl, die meiſten von was ganz anderem. Es frug wohl Einer, ob es denn gewiß ſei, Hunghans nehme nicht an, es ſollte doch noch Einer mit ihm reden, auf daß man der Sache ſicher ſei. Doch gab es auch einzelne Haufen, welche ziemlich abgeſondert ſtunden, in denſelben ſah man herrſcheligeres Weſen und herrſcheligere Kleidung. Es war das neue Patriziat, welches ſich als Erbe des alten gebehrdete. Sie nannten ſich damals Liberale, Weiße, ſagten jedem wüſt, welcher ihnen zu widerſprechen wagte, und wurden ſchwarz vor Galle, wenn ihre Meinung nicht durchging. Sie nannten ſich aufgeklärt, gebildet, der übrigen Welt weit voran, indeſſen konnten ſie kaum einen lesbaren Brief ſchreiben, wollten ſie einmal einen Zeitungsartikel machen, hielten ſie 14 Tage Sitzung und erkannten am Ende, ſchweigen ſei der Weisheit Anfang. Dieſe Erkenntniß dauerte aber nur ſo lange ſie richten wollen, waren ſie das nicht mehr und das geſchah allemal, wenn ſie zum Wein kamen, dann Adieu Aufklärung und Bildung; wo am wüſteſten gethan, am rohſten geflucht und gezankt wurde, da waren unſere Hudliger und unſere Blaſtiger. Sie traktirten alle andern als dumme Teufeln und nahmen an, daß man nur zu Hudlige und zu Blaſtige würdige Rathsherren finde und betrachteten und behandelten, wer dieſe Anſicht in Zweifel zog und ihre Anſprüche nicht ganz gegründet fand, als Hochverräther und Majeſtätsverbrecher, als verfluchte Ariſtokraten. Was ſie eigentlich unter Ariſtokraten verſtunden, wiſſen wir nicht, ſondern bloß das, daß es ärgere Zwänggrinde und Vorrechtler, welche das Waſſer nur auf ihre Mühle wollten, nicht gab ſo weit die Sonne ſcheinet und der Himmel blau iſt, als die Hudliger und vornehmlich die Blaſtiger. Dieſe wollten daher immer was beſonderes für ſich, machten ſich dadurch bei den andern zu ihnen eingetheilten Gemeinden nicht beliebt, drangen daher ſelten mit ihren Vorſchlägen durch. Sie waren es, welche etwas genauer mit einer politiſchen Parthei zuſammenhingen und von daher Befehle erhielten, z. B. zu gewiſſen Wahlen als politiſche Demonſtrationen. Auch dießmal führten ſie Großes im Schilde und hatten die Karten gemiſcht, daß ſie meinten, es fehle nicht. Hudliger und Blaſtiger hatten dießmal ihre Stimmen vereinigt, waren ſicher, daß ihr Candidat im erſten Wahlgange wenigſtens die meiſten Stimmen, wenn nicht das abſolute Mehr erhielt und rechneten dann darauf, daß eine Menge verzettelter Stimmen in den andern Wahlgängen dem zufallen würden, der im erſten Wahlgang die meiſten hatte. Allerdings geſchah das oft, theils um den Handel zu verkürzen, theils aus dem natürlichen Zuge der bereits beſtehenden Mehrheit ſich anzuſchließen. Sie ſahen daher mit ziemlich verächtlichen Mienen auf die armen Erdenkinder in elben halbleinenen Kutten. Hier und da ließ ſich Einer herab gnädig zu fragen: Wen habt ihr? Und wenn er einen Namen gehört, ſagte er: So! drehte ſich dann ab mit hochmüthigem Schmunzeln, welches ſagen ſollte: du armer Tropf, mit einem ſolchen denkt ihr zu kommen und meint mit ihm zu fahren! Es gab ein langes Harren, die Majeſtäten wollten nicht vom Schloſſe herunter und ohne ſie war nichts anzufangen. Die Einen drehten ſich dem Wirthshauſe zu und ſtärkten ſich mit einem oder zwei halben Schoppen oder einem Teller Suppe, Andere ſtunden mit unerſchütterlichem Gleichmuthe an der Sonne, ſagten wohl, es geht lang, daneben werden ſie kommen, ſobald ſie können, iſt der Tag doch verſäumt. Endlich kamen ſie daher die Majeſtäten, hatten aber links und rechts zu grüßen, die Hände zu ſchütteln, und ſchwer gings zu, ehe ſie in der Kirche waren. Hör' doch Neuis, ſagte Einer zu Hunghans und trat mit ihm neben aus. Warum willſt Du nicht annehmen? es iſt läß, ſagte der Mann. Wer ſagte, ich wolle nicht annehmen? Ich habe gut mich zu wehren, fuhr er einlenkend fort, es wird doch hoffentlich Niemand dran ſinnen, mich zu wählen. Es dünkt mich, ich thue genug für das allgemeine Beſte, alles Einem aufzuladen iſt nicht recht, es kann ein Anderer auch ſchmecken, was man für einen Nutzen davon hat. Da wurden ſie unterbrochen, der Erſtere ging und ſagte allenthalben es ſei richtig, Hans nehme nicht an, er ſei frey taube worde, als er ihm davon angefangen. Man müſſe es ihm nicht zu leide thun, er hätts nicht verdient um die Gemeinde. Er hulf mit Niggis Peterli fortfahren, der hätte noch gar nichts gethan für das Allgemeine und er glaube, er mache ſich noch eine Ehre daraus. Der gute Mann nahm Worte für baare Münze, verſtund ſich hell nichts auf die Geſichtszüge und den Klang der Stimme. Hunghans war voll Zorn, den er nicht auslaſſen, ſondern verwerchen mußte. Er hätte ſich begreiflich erſt geweigert, die Stelle anzunehmen und ſchrecklich gethan, und ſie doch gerne gehabt und endlich angenommen unter vielem Gerede von Opfern fürs Vaterland. In ſeinem Kreiſe, d. h. unter den Majeſtäten im Schloſſe hatte man die Wahl als ausgemacht angenommen. Du mußt mit uns nach Bern, hatten ſie geſagt, es düchte uns ſchon lange, Du ſollteſt bei uns ſein. Daheim geht es Dir ja gleich, haſt jung gearbeitet, gut haben magſt jetzt wohl erleiden, am Ende biſt doch auch kein Hund. Als er geſagt, er dürfe nicht, ſeine Frau thäte viel zu wüſt, hatten ſie ſehr gelacht. Dem wirſt Du Dich doch nicht viel achten, hatten ſie geſagt, ehe ſie wieder böſe wird, muß ſie doch einmal zufrieden werden. Die Weiber müſſen immer was haben, worüber ſie balgen können, man iſt dumm, wenn man ſich deſſen achtet. Zähl darauf, es iſt ihr recht, wenn Du vom Hauſe weg kömmſt, es paßt ihr dann Niemand auf, wie manchmal des Tages ſie Kaffee macht. Er hatte nicht viel dagegen geſagt, im Herzen war es ihm recht, im Herzen betrachtete er ſich bereits als Großrath. Da hörte er unerwartet unmittelbar vor der Wahl, er werde es nicht annehmen. Wer ſagte dieſes, was ſollte er vor der Wahl darauf antworten? Unſer guter Hans war zwar Amtsrichter, aber in der Diplomatie hatte er es noch nicht ſo weit gebracht, in ſolchen ſchweren Verhältniſſen ſo aus dem Stegreif ſich gehörig zu faſſen und ſie recht zu beſtehen. Er machte ein ſchrecklich böſes Geſicht und ſtudirte, was machen? Aber es ging ihm wie einem jungen Vicar, der am Sonntag predigen ſoll und für kein Lieb einen Text zu finden weiß, aus dem er eine Predigt zu machen wüßte.

In der Kirche, wo die Wahl vorging, herrſchte dieſen Augenblick das regſte Leben, es wurde das Bureau gewählt. Da wendete jede Gemeinde ſehr an, Jemand der Ihrigen hinein zu bringen, damit der aufpaſſen könne, daß nicht was Lätzes gehe, denn ſo durchaus traute man ſich doch nicht, beſonders waren eben die Hudliger und Blaſtiger im Verdacht, ſie thäten, was ſie könnten, wenn ſie Gelegenheit dazu fänden. Hunghans war Stimmzähler geworden, was er ungern hatte, aber er kam zu ſpät in die Kirche, um es zu verwehren. Was ſollte er nun mit ſeinem Geſicht anfangen und wie ſollte er die Gedanken beiſammen behalten? Er verzählte ſich auch richtig beim Ausgeben der Wahlzettel, es waren mehr eingelaufen als ausgegeben, es mußte wiederum von vorne angefangen werden. Dießmal war es recht. Er mußte Zettel ableſen, mußte die andern Stimmzähler ableſen hören, mußte hören, wie ſein Name ſehr ſpärlich vorkam, der Name von Riggis Peterli viel häufiger wie der Candidat der Hudliger und Blaſtiger, ein halbbatziger Hauptmann und ein Stück von Rechtsgelehrten, eine Maſſe von Stimmen machte, daß er das abſolute Mehr zu erreichen ſchien, und bei allem dem ward er von Allen in der Kirche geſehen, alle hörten mehr oder weniger ſeine Stimme und ſo viel wußte er, daß er unbefangen ſein, ihm Niemand was anmerken ſollte. Zudem durch ſein Amt gebunden, konnte er mit Niemanden reden, mußte den Zorn verwerchen, daß ſicher auch ſeine Collegen ihm nicht treu geweſen, daß wahrſcheinlich der Regierer und der Präſident den halbbatzigen Hauptmann, der keine bäuerlichen Intereſſen hatte, aus biegſamerem Holze war, lieber ſahen als ihn. Indeſſen das abſolute Mehr hatte der halbbatzige Hauptmann nicht, es mußte noch einmal gewählet werden zwiſchen den 4, welche die meiſten Stimmen hatten. Unter dieſen der Letzte war Hans. Er durfte nicht ſagen, man ſolle nicht Mühe haben mit ihm, er nehme es doch nicht an. Er wäre ausgelacht worden. Die Einen hätten geſagt: habe nicht Kummer, Du haſt nichts zu fürchten; die Andern hätten geglaubt, er ſchlage es nur deßwegen aus, weil er ſo wenig Stimmen gemacht, namentlich riskirte er dieß bei ſeinen Herren Collegen. Er mußte alſo gute Miene machen, mußte ſuchen, es beim Zettelaustheilen bis zu Späßen und lachendem Geſichte zu bringen. Aber wie das eigentlich zugegangen war, begriff er nicht, der Verſtand ſtund ihm ſtille. So viel ward ihm klar, daß von ſeiner eigenen Gemeinde aus auf Riggis Peterli losgeſteuert wurde, aber von wem kam das Geſchwätz, er nehme nicht an?

Die Hudliger und die Blaſtiger machten kühne Geſichter, und gar Mancher unter ihnen nahm auf den Sieg hin einen tapfern Schluck, kamen doch die Köpfe wieder in die Kirche, das Ergebniß des Wahlganges zu vernehmen. Ihr ehrenden Wahlmänner, ſagte der Präſident, hört: Zettel wurden ſo viel ausgetheilt, damit iſt das abſolute Mehr das, nun haben Stimmen erhalten — mithin hat keiner das abſolute Mehr, wir müſſen ſomit noch einmal wählen. Der mit den wenigſten Stimmen, es war Hunghans, fällt aus, es bleiben ſomit in der Wahl die und die.

Hui wie die Geſichter der Hudliger und Blaſtiger lang wurden, die untere Lippe übers Kinn hinunterhing, ihre Schritte trotzig durch die Kirche hallten! Ihr Hauptmann war nicht nur nicht erwählt, ſondern hatte 6 Stimmen weniger erhalten als im erſten Wahlgang und klar lag es auf der Hand, daß des ausfallenden Hunghanſe Stimmen alle auf Riggis Peterli übergehen mußten. Da wurde mancher Fluch über die Donners Knuble und Bauernlümmeln zwiſchen den Zähnen zerdrückt, in der Kirche durften ſelbſt die Blaſtiger ihre ſonſtigen Kraftwörter ſo recht nicht auslaſſen, und zornige Blitze nach den Küchliwylern geſandt, welche in vergnüglicher Laune, lachende Geſichter machten und ſichtlich wohl lebten am Zorn der Hudliger und Blaſtiger. Auch Hunghans hatte es gewohlet, daß ſein Name nicht mehr zum Ableſen kam und die Halbſchoppenherren nicht ſo mir nichts dir nichts ſiegten, ſondern wenigſtens ſchweren Stand hatten, aber verdammt gern hätte er doch gewußt, wer ihn ſo ungſinnet aus der Wahl bugſirt, ſo ungefähr konnte das doch nicht wohl geſchehen ſein. Es ging ihm im Leibe herum wie ein Wurmpulver. Hätte er eine andere Frau, dachte er, könnte es von dieſer kommen, weil ſie es ſo ungern hätte, wenn er was wäre und es ihm nicht gönne, wenn er einmal einen Tag aus dem Kommet käme und ab dem Angſtharren. Aber der komme nichts in Sinn als zu kären oder zu pflännen oder ein Geſicht zu machen, womit man die Fliegen tödten könne. Während er ſo dachte, ging abermal ein Wahlgang vorbei, abermal ward nichts entſchieden, Einer fiel aus, und abermal hatte der halbbatzige Hauptmann weniger Stimmen gehabt als zuerſt und mit Riggis Peterli mußte er ausſchwingen wie man zu ſagen pflegt. Man kann ſich denken, was die Hudliger und die Blaſtiger für Augen machten, Augen wie Wintertrohlenbirnen und wie ſie durch die Kirche polterten, die Hudliger die Hüte hinten am Kopf, die Blaſtiger neben dran und welchen großen Spaß alle Andern in der Kirche an dieſem gewaltigen Zorne hatten. Gar Mancher fiel vom halbbatzigen Hauptmann ab und gab Riggis Peterli ſeine Stimme, nur um noch größere Freude zu haben an dieſem großen Zorne. Politiſche Intoleranz und Partheiſucht, d. h. politiſches Leben war eben bei den meiſten Blaſtiger und Hudliger noch nicht in Alle gedrungen, regte ſich was, war es perſönliche Abneigung oder Dorfhaß.

Beim Ableſen der Zettel, wo das „Lauter oder Leiſer“ auf die Stimmzähler ankam, herrſchte ungewöhnliche Stille und Spannung in der Kirche. Die Stimmen tönten wunderlich durch einander, bald Riggis Peterli, bald der Hauptmann, bald da eine ganz laute, bald leiſe, je nach Sympathie oder Antipathie der Ableſenden. Klug konnte man nicht werden, wer oben aufgekommen. Mit offnen Mäulern ſaß alles da, als wenn gebratene Tauben hineinfliegen ſollten. Aber im Bureau wollte es nicht vorwärts, da ſteckte man die Köpfe zuſammen, ſelbſt der Präſident ſetzte die Brille auf, was ungefähr iſt, als wenn ein Feldherr den Säbel zieht. Man zählte die Stimmzettel wieder, man rechnete wieder, man war in großer Verlegenheit, wie Hühner in einem Garten, wenn ſie das Loch nicht mehr finden, durch welches ſie hineingekommen. Endlich trat der Präſident vor und ſagte: Ihr ehrete Wahlmänner, die Wahl iſt ungültig, es ſind mehr Zettel da, als ausgegeben worden. Man muß noch einmal dran hin, aber ich will erſucht haben, abzuſitzen und ſich ſtille zu halten, wenn alles durch einander geht, wie in einem Bienenkorb, der ſtoßen will, wer Tüfel wett da recht zähle! Es war offenbar Hitze im Bureau, die verbreitete ſich auch in der Kirche. Man wußte zwar nicht, welcher von beiden Candidaten im Vortheil geſtanden, aber jede Parthei glaubte, was geſchehen ſei, ſei ihr zu Hohn und Schimpf geſchehen. Riggis Peterlis Parthie hielt dafür, die andere Parthie habe

Vortheil getrieben mit den Zetteln. Des Hauptmanns Freunde meinten, im Bureau ſei man ihm nicht günſtig, namentlich Hunghans ſuche des Hauptmanns Wahl zu hintertreiben. Es gab ſo im Vorbeigehen allerlei Stichelreden, welche Jedermann wohl verſtund, aus denen man aber nichts machen konnte, in welcher Redweiſe auf dem Lande eine große Kunſtfertigkeit verbreitet iſt. Mit Vor- und Umſicht wurden die Zettel wieder vertheilt. Die Stimmzähler drehten jeden, den ſie ausgaben, dreimal ringsum, aus Furcht, es möchten etwa zwei zuſammen kleben, und ahnungsvoll und zornesmuthig ſaß die ganze Verſammlung da und ſchaute männiglich, abſonderlich dem Bureau auf die Finger, inſoweit nämlich ſolches aus in der Ferne möglich war.

Dießmal ging es raſcher, bald kam der Präſident und rief: Ihr ehrete Wahlmänner: Zettel wurden ausgetheilt und kamen ein ſo viel, abſolutes Mehr alſo ſo viel, davon erhielten Herr Hauptmann ſo viel, Niggis Peter ſo viel, ſomit iſt Niggis Peter zum Großrath erwählt. Wenn mir recht iſt, ſo iſt er da, er ſoll ſich gleich über die Annahme erklären, ob er die Wahl annehmen wolle oder nicht?

Faſt ging es Niggis Peterli an die Beine. Seine Nachbarn hatten ſchon lange ihren Spaß mit ihm gehabt. Die Wahl kam ihm eigentlich faſt wie vom Himmel herab. Niggis Peterli hatte zwar ſchon oft in ſeinen vertrauten Stunden bei ſich ſelbſt gedacht: Es nehme ihn doch Wunder, warum die Welt nicht an ihn denke, ſondern gerade ſo thäte, als ſei er nicht auf der Welt. Er hätte ſo gute Weile, vermöchte es und öppe was ein Anderer könnte er auch, das werde kein ſo großes Hexenwerk ſein, ſonſt würden die und jene nicht dabei ſein und doch hätte man ihn noch zu gar nichts gemacht, nicht einmal zum Chorrichter. Dann hatte er wiederum gedacht: He nun, wenn ſie es könnten ohne ihn, ſo könnte er es auch ohne ſie! Hatte ſich in edle Ergebung eingehüllt und gedacht, es werde ſchon vielen gegangen ſein wie ihm von wegen die Norſchamte nehme man immer vorab, deretwegen gehe es auch ſo wie es gehe und wie es immer gegangen, werde es auch gehen in alle Ewigkeit. Er hatte vor dem Wahltag wohl hier und da ein Sticheln gehört, er ſolle für eine ſchwarze Kutte ſorgen, er habe das eben rechte Maß zum Rathsherren. Aber er hatte es als Spott betrachtet und empfindlich erwidert. Als er gleich im erſten Wahlgang ſeinen Namen hörte, meinte er wieder, es ſei Spott; als aber ſein Name nun öfter kam, als ſeine Nachbaren ihn anſtießen und ſagten: Hörſt, es giltet Ernſt, heute gibt es was aus Dir, was ſagt Deine Frau, wenn ſie heute Nacht bei einem Rathsherrn ſchlafen muß? Da ward es Peterli allgemach, als ob er den Leib voll Flöhe hätte, es biß ihn allenthalben, er rutſchte hin, er rutſchte her, er ſagte, will man den Narren mit mir machen, oder was ſoll das zu bedeuten haben? Das kam ſo plötzlich über ihn und unerwartet, wie der Hagel in die Halme, daß er voll Angſt und Athem ward, daß er um Gottes Willen anhielt, man ſolle ihn doch nicht zu Schanden machen, abſetzen von ihm, wie er doch die Sache verſtehen ſolle? Wenn er ſchon früher was geweſen wäre, daß er Verſtand von der Sache gefaßt hätte, ſo wäre es noch eins, aber ſo auf einmal Rathsherr, das hätte eine Naſe, man ſolle doch denken und Verſtand brauchen. Nun zog ſich die Wahl in die Länge bis ins vierte Scrutinium und das zweimal doppelt, und Niemand meinte, er ſei bezahlt dafür, um raſch zu machen, derweilen hatten Angſt und Blaß in Niggis Peterli Zeit ſich zu ſetzen, der Athem ſtellte ſich wieder ein, die hohe Würde trat wie ein ſchöner Stern vor ſein inneres Auge: Sakerli, Sakerli, dachte er, was ſagt mys Fraueli, wenn ihr ein Rathsherr heimkömmt. He nun ſo dann in Gottes Namen, es geht oft lange, aber Geduld überwindet Kürbsbrei, und am Ende kommt den Leuten der Verſtand doch! Er fühlte wirklich viel Wonne im Leibe, und wenn auch die Wahl noch fehlen konnte, ſo dachte er, he nun, wenn heute nicht, ſo doch das nächſte Mal. Und viel gmacht iſts, ſo nahe zu kommen gleich das erſte Mal, es iſt allweg eine Ehre. Man kann daraus abnehmen, wie es das nächſtemal gehen wird. Als es das vierte Mal ſchief ging, ward er ſehr ungeduldig und ſagte: er ſehe ſchon, wo das hinaus müſſe. Da kam alſo der Präſident mit der Aufforderung, Niggis Peter ſolle ſich erklären, ob er die Wahl wolle angenommen haben oder nicht? Und jetzt ſollte Peterli auftreten, ſich öffentlich erklären, ſo gleichſam eine Rede halten! Da wars ihm doch wirklich, als hingen ihm die ſämmtlichen Wahlmänner am Halſe, er erſtickte faſt und war wie angenagelt. Neben ihm ſagte Alles, uf uf Peter red, ſag zu, wolleſt Dich bedanken und angenommen haben, und auf der andern Seite machte die andere Parthie boshafte lange Hälſe und hie und da hörte man eine fürwitzige Stimme fragen: wo iſt der neue Rathsherr, möchte den auch ſehen, er ſoll reden! Der Präſident, der Wahl gar nicht günſtig, rief auch mit ſeiner harten Stimme: Seh, wo iſt er? Iſt er nicht in der Kirche, ſo rufe man ihn! Es wird ihm doch nicht etwa übel geworden ſein? Da ward Peterli in die Nähe geſchoben, man ſah ihn endlich überall, denn groß war er eben nicht, er ſagte: Ich danke fürs Zutraue, danebe ha nih nüt z'danke. Ich wills mache, ſo gut ih cha, wie öppe e nangere o. Es iſt eine e Schelm, wenn er meh verſpricht, als er halte cha. Das war die erſte Rede, welche Peterli fallen ließ, wir fragen, kann einer bündiger reden? Und doch ward vielfach die Naſe gerümpft und Spott getrieben und ſelbſt der Präſident konnte ſich nicht enthalten zu ſagen: He nun ſo dann, ſo wird man Urſache haben, dem Vaterland Glück zu wünſchen, die ehrenden Wahlmänner werden wohl gewußt haben, was ſie machten, als ſie dieſe Wahl trafen. He nun ſo dann in Gottes Namen. Da die Geſchäfte beendigt ſind, hebe ich die Verſammlung auf, wünſche guten Appetit und glückliche Heimkunft.

Wer etwa glauben ſollte, eine ſolche Präſidentenrede ſei unmöglich, dem ſtehen ſchriftliche Präſidial-Erlaſſe an in ihrer Abweſenheit Gewählte zu Dienſten. Nun polterte es zur Kirche aus mit den Hüten hinten und neben. Die Hudliger und Blaſtiger waren ganz Zorn; wenn man mit einem brennenden Schwefelholz in ihre Nähe gekommen wäre, ſie hätten gebrannt hellauf, noch ganz anders als der Ligerzer Wein. Die Sieger hatten eine ruhigere Haltung, einen bedächtigern Schritt, die Siegesfreude zuckte nur hie und da in den Mundwinkeln faſt unmerklich. Wart nir doch, ſagte zu Ankenbenz der Hunghans, bis wir fertig ſind. Derſelbe hatte als Stimmzähler noch die Protokolle zu unterſchreiben. Wählen macht durſtig. Ankenbenz traf im Wirthshaus Blaſtiger an, er hätte einen Batzen gegeben, wenn er nicht unter ſie gerathen wäre. Er kannte die Blaſtiger und wußte, wie groblecht ihre Bildung war und wie unverdaulich, wie ſchlecht ſie ſchmeckte, beſonders an einer Weinſauce. Wir wollen nun nicht die Sticheleien und Anzüglichkeiten anführen, welche die Blaſtiger los ließen, nicht einmal die Troßlieder, welche ſie los brüllten, wir wollen bloß ſagen, daß Ankenbenz die größte Mühe hatte an ſich zu halten. Er ſchwieg zu allen indirekten Trümpfen, gab bloß Beſcheid, wenn er angeredet ward, er ließ nichts auf ſich liegen, aber er trümpfte nicht höher, ſondern blieb in ſeinen gemeſſenen Schranken. So hielt er ſie wie mit einem Schild vom Leibe, aber er begriff von neuem, daß eine Herrnkutte den Herrn nicht mache, daß die Aufklärung, welche bloß im Läſtern und Fluchen beſteht, ſehr ſtinkend ſei, daß in dieſem neuen Herrenthum nichts ſei, als unausſtehliche Anmaßung, ein heilloſer Uebermuth, welcher weder an menſchliche noch göttliche Geſetze ſich kehrt, ſobald er ſeinen Vortheil ſieht in etwas, ſobald er Luſt hat zu Etwas und die Ausſicht, es ſtraflos zu vollbringen. Er dachte bei ſich, was man ihm geben müßte, wenn er Tag für Tag in ſolcher Geſellſchaft ſein müßte, was aus Jemand werden müßte, wenn er Tag für Tag in ſolcher Geſellſchaft wäre, wie Einer beſchaffen ſein müſſe, um Wohlbehagen an einer ſolchen himmeltürkiſchen Geſellſchaft zu finden? Er dachte bei ſich, wenn Hunghans ſich in ſolcher Geſellſchaft aufhalten ſollte, faſt alle Tage und bis ſpät in die Nacht, ſo habe deſſen Frau Kummer nicht ohne Grund.

Als das Bureau endlich im Wirthshauſe aufmarſchirte, ſtimmte daſſelbe mit den Blaſtigern und ärgerte ſich ſchrecklich über die Wahl: Schicke man doch eben ſo mähr einen Kühgring hinein als einen ſolchen. Er tauſche dieſen Einen nicht an zehn Andere, ſagte endlich Ankenbenz, nütze er nicht viel, ſo ſchade er auch nicht viel. Er wiſſe dagegen Andere, welche dem Lande zum größten Schaden wären und Allem aufböten, um daſſelbe auf alle Wege zu verderben, Religion und Ordnung verachteten und ſtark dran machten, das ganze Land in eine Bettlerkneipe zu verwandeln. Ankenbenz ſagte das abſichtlich, es waren mit dem Bureau Ohren hinein gekommen, welche dieſes hören ſollten. Unangefochten hätte er es wohl nicht geſagt, aber angegriffen wehrt man ſich, mit was man kann. Hunghans wurde es nicht wohl dabei, es war ihm, als ſei er zwiſchen Thüre und Angel, er ſagte Benz, er komme jetzt mit, wenn es ihm recht ſei. Nun riefs: „Amtsrichter“ von allen Seiten und alle Hacken wurden ausgeſetzt, ihn feſt zu angeln. Benz ſagte: Mach was Du willſt, aber ich will fort, meinetwegen ſchinier Dich nicht, ich finde den Weg alleine.

Aber dießmal blieb Hans feſt und ging. Er wollte mit Benz ein Wort im Vertrauen reden, er wollte vernehmen, wie ſo ungſinnet die Wahl von Niggis Peterli ſich gemacht, und woher das Gerede gekommen, daß er nicht annehmen werde. Benz konnte ihm darüber keine Auskunft geben Ich weiß nicht, wer es mir zuerſt geſagt, ſagte Benz, ich glaube der Polizeier, doch weiß ich es nicht. Du weißt, wie das geht, man hat Wichtigeres im Kopfe zu behalten. Als man die Wahlmänner gemacht, ſprach alles davon, ich dachte, es ſei eine ausgemachte

Sache. Wenn Du mehr daheim geweſen, ſo hätteſt Du davon hören müſſen. Ich hätte Dich auch gefragt, aber ich ſah Dich nicht, und z'Sach kam mir ganz glaublich vor. Warum, frug Hunghans. He weil es mir gerade auch ſo geweſen wäre, antwortete Benz. Daneben iſts mir leid, wenn es nicht ſo war, und Du es jetzt ungerne haſt. Was denkſt, ſagte Hans, auf keinen Fall hätte ich angenommen. Aber da mich Niemand daheim gefragt, ſo habe ich auch nicht geſagt, ich würde es nicht annehmen, darum wundert mich, woher die Rede gekommen. Weiß es wahrhaftig nicht, antwortete Benz. Ich glaubte es, ich dachte, es ſei Dir wie mir. Warum hätteſt denn Du nicht angenommen, frug Hans, und warum machte man nicht Dich, ſondern den dummen Peter? Selb begreife ich nicht, ich dächte, ſie hätten doch eher an Dich gedacht, als an den Laffen. Warum an mich denken, da muß doch jeder vernünftige Menſch einſehen, daß ich daheim bleiben muß, und daß ich von ſolchen Dingen nichts verſtehe. Ich leſe ja kaum eine Zeitung, und wenn ich meine und der Gemeinde Sache b'ſorgen mag, bin ich mehr als wohl zufrieden. Du biſt zwar nicht gleich z'weg wie ich, Du haſt erwachſene Buben, aber es wäre manchmal den Erwachſenen der Vater ſo nöthig als den Kleinen, antwortete Benz. So, ſagte Hans, was iſt mit meinen Buben, was iſt Dir nicht recht an ihnen? Apparti nichts, ſagte Benz. Aber nit für ungut, ich bin Benze der Götti, und Du weißt, was ſchon öppe geredt worden iſt. Buben ſind immer Buben; wenn ſie wiſſen, daß man ihnen nicht nachſieht, ſo werden ſie gleichgültig, und wenn ſie den Vater nicht beſtändig fühlen, thun ſie gern was ihnen wohl gefällt, machen gerne mit den Knechten gemeine Sache oder vertreiben die Beſten, und je weniger ſie taugen, deſto leichter kommt der Hochmuth, und je weniger ſie arbeiten, deſto mehr brauchen ſie Geld, deſto brutaler werden ſie. Du wirſt doch nicht meinen, ich ſehe nicht zu meiner Sache? frug Hans. Die Buben wiſſen, daß ich immer weiß, was geht. Oder weißt was Schlechtes von ihnen, ſo ſags? Es iſt nichts gemacht, ſo hintenrum auf die Stauden zu ſchlagen. Nit für ungut, ſagte Benz, ich will Dich ja nicht böſe machen und nicht der böſe Geiſt ſein, der aufweiſet. Es ſind Deine Buben. Aber weil ich Götti bin, ſo will ich Dir nichts Schlechtes von Deinen Buben ſagen, denn ich weiß nichts, aber ſonſt, was mich dücht. Es dücht mich, ſie ſeien in der Kleidung wohl herrſchelig. Ich meine das nicht wegen koſten, aber wie die Kleidung, ſo gewöhnlich auch der Kopf. Mit der Arbeit weiß ich nicht wie es iſt. Aber ich ging am Morgen ſchon vorbei bei Deinem Hauſe, ſah die Knechte und ſie nicht, dagegen auch ſchon im Wirthshauſe, wo mich düchte, es ſei unnöthig und zu der Zeit ſollten ſie längſt im Bette ſein. Das Wirthshaushöckeln thut nicht gut, iſt ein Krebsſchaden im Lande. In der Kirche dagegen habe ich Hans lange nicht mehr geſehen, Benz jeweilen noch wohl. Seit Hans Leutenant geworden, ſcheint er zu glauben, ein Leutenant habe Niemand mehr nöthig in Zeit und Ewigkeit, er ſei alleine Meiſter im Himmel und auf Erden. Daneben wüßte ich nichts Schlechtes, aber was nicht iſt kann werden. Du weißt, es nimmt alles einen geringen Anfang, das Gute und das Böſe. Hans ſtachen dieſe Worte, von einem andern als Benz hätte er ſie nicht angenommen. Aber vom Taufwaſſer an waren ſie ſo verbrüdert, daß ſie ſich manches ſagten, was man ſonſt bloß im Halſe behält. Daher ſchwieg Hans nicht und that auch nicht böſe, ſondern ſagte: Sieh, Du auf Deinem Berge oben kennſt den Weltlauf nicht und weißt nicht, was bürme bi üblich und bräuchlich iſt. Es iſt nicht immer die gleiche Zeit, es ändert, und da kann man ſich nicht ſo gſtabelig machen, man muß ſüferlinache me mah welle oder nit.

Es iſt nicht mehr die Zeit, wo zwiſchen Herr und Bauer ein geſetzlicher Unterſchied iſt, wir ſind Einer ſo gut als der Andere, es gibt keine Sclaven und Landvögte mehr, es kann ein jeder daher kommen wie es ihm gefällt und wie er es vermag. Um ſich zu todt zu arbeiten, iſt man nicht auf der Welt. Unſere Väter wußten nicht, was leben iſt. Mit dem Kirchengehen kann es jeder halten, wie er will, je nachdem er die Anſicht hat, es trage was ab oder nicht. Junge Leute kann man nicht immer daheim haben, ſie lieben die Geſellſchaft und müſſen auch wiſſen, was geht in der Welt. Das lernt man daheim nicht, man iſt gar ſo grobäniſch erzogen worden. Man wußte es auch nicht beſſer. Oeppere muß Leutenant ſein, das kann man nicht den Herren alleine überlaſſen, ſie hätten das Volk und alles zuſammen bald wieder verrathen. Hans hat Freude dran, d'Muntur ſteht ihm gut, und man muß jungen Leuten Freude laſſen. Oeppe bravs iſts nicht, wenn er keinen Muth hat, es gibt nichts aus ihm. Er kann da lernen ſich benehmen und mit den Leuten umgehen, von wegen man weiß nicht, was Einem begegnen kann in der Welt, es geht manchmal gar g'ſpäßig. He nun, er kann doch etwas franzöſiſch.

Es käme mir auch komod, wenn mein Vater etwas an mich gewendet, und mich ins Welſche hingere gethan. Ich hätte noch Appetit dazu gehabt, und wegem Kopf hätte es mir auch keinen Kummer gemacht. Wenn ich da für den Präſident einſtehen muß und es kommen da Schreiben aus dem Welſche füre und ich ſo wenig daran machen kann, als unſere Katze, oder gar ein welſcher Landjäger oder Schelm kömmt, wo nit dütſch cha, da ſtah nih ann, u was de mache? Am Schreiber übergeben und ſagen, luegit ihr, ih verſtah mih nit druf, ſelb iſch doch neue o ne Schang, u de weiß me nit e mal, iſch dr Schryber e Spitzbub oder iſch er ufrichtig, es gits ſe hürme hi gar mänger Gattig. Nein, ſieh Benz, es geht nicht mehr, wie es gegangen, wo der Großätti noch gelebt hat und darein mußt Dich ſchicken, von wegen zwängen daran kannſt Du doch nichts. Und kurzweiliger geht es doch, man iſt nicht mehr ſo dumm, weiß auch was leben iſt, und was die Welt iſt, und was geht darin, es iſt mehr Bildig, man iſt aufgeklärter, und kein Kind meint mehr, es müſſe alles glauben, was der Pfarrer und der Schulmeiſter ihm ſagen.

Benz hörte dieſe lange Rede mit ſeltſamen Gefühlen, ſie that ihm weh, er ſah, daß Hanſe und ſeine Wege auseinander gingen. Er ſagte aber bloß: Ich wollte, ich wäre der Großätti, ſo geſcheut als er geweſen, und es ginge mir nicht ſchlimmer. Bin auch nicht der Meinung, daß man dem Weltgeiſt unterthan ſein ſolle, ſondern Gottes Geiſt. Will lieber Gott glauben und denen, welche mir ſein Wort lauter und aufrichtig auslegen, als den verſözelten fremden Zeitungsſchreibern und verſoffenen Agenten und Müſterlern. Von wegen an Jemanden muß der Menſch glauben und etwas haben, auf das er ſein Vertrauen ſetzt.

Großätti ſaß daheim und las Bücher, berichtete daheim der Familie, was gut war, er war gebildeter als die, welche in den Wirthshäuſern ſitzen und die Zeitungen leſen, wo alle Tage ein ander Geſtürm darin iſt, welches man vergeſſen hat, wenn man darüber weg iſt. An Großätti hatte die ganze Familie Freude, wenn er oben am Tiſch ſaß und jetzt hat an manchem Orte die ganze Familie Angſt über den Vater, der obenan im Wirthshaus ſitzt. Was für Bildung und Aufklärung ins Land gekommen, das haben heute wieder die Blaſtiger und die Hudliger gezeigt, welche Herren vorſtellen wollten und thaten wie die gröbſten Lümmel, ſo daß Knechte ſich deſſen geſchämt. Unſer Herrgott wolle mich und mein Haus vor ſolcher Bildung und Aufklärung bewahren und ich denke, Hans, wenn unſere Großväter, welche es ſo weit gebracht und welche ſo geachtet waren weit umher, daß man noch jetzt von ihnen ſpricht, uns hörten, ſie wären meiner Meinung und nicht der einen. Das dünkte mich nichts anders, ſagte Hans, ſie wüßten es nicht beſſer, und alt iſt alt und der Pflug geht nicht immer im gleichem Loche, wie Großätti und Aetti ihn geführt, Du führſt ihn ſelbſt nicht mehr ſo. Daneben alles im Alten, Benz. Es hat ein Menſch ſeinen Kopf, da muß man jeden machen laſſen nach ſeinem Kopf, es iſt nicht mehr der alte Zwang. Daneben kömmt es darauf an, wo es hinaus kommt und einen Austrag nimmt, das iſt die Hauptſache, da erzeigt es ſich am beſten, wer Recht hat. Allweg, ſagte Benz, und wie ich hoffe zu rechter Zeit, wo umkehren gut iſt und der Wagen noch nicht über Port. Was ich ſagen wollte, ſagte Hans, ſuche mir doch zu vernehmen, woher der Lärm gekommen, ich werde nicht annehmen, und daß man Niggis Babi wählen ſolle? Will fragen, ſagte Benz. Aber Benz und Hans vernahmen nichts. Der Polizeier war klug, er ſagte, er habe es gehört von dieſem, von jenem, dieſer jener ſagten, ſie hätten es ebenfalls gehört und nicht erſinnet, ſo kamen ſie immer rund um und das Ende erfaßten ſie nicht, denn die Zeitfolge des Hörens und Sagens ließ ſich natürlich nicht ausmitteln. Es ging wie bei Tauſenden von Gerüchten, man vernimmt nie, wie ſie entſtanden oder woher ſie kamen, es iſt wirklich, als ob ſie von ſelbſt kommen, entweder aus der Luft oder aus dem Boden.

Hunghanſe Frau fehlte leider die gehörige Feinheit, ſie hätte als Hans heim kam, entweder thun ſollen, als wüßte ſie von allem nichts, oder aber hätte ſie ihm um den Hans fallen und ſchrecklich grauſam küſſen oder ſonſt danken ſollen für die freudige Ueberraſchung, daß er ihr z'Lieb und z'Ehr den Rathsherrn ausgeſchlagen. Aber Hanſe Frau war zu verkümmert, um nicht zu ſagen, zu verbittert, um ſich zu ſolchen Demonſtrationen, wozu ein freier Muth gehört und ein unbeſchwert Herz, zu erheben. Hanſe Frau ließ merken, daß ſie um die Wahl wußte, ließ eine gewiſſe Schadenfreude blicken, rühmte ſogar Niggis Peterli und ſagte: ſie hätte ſelbſt keinen beſſern gewußt, hier verſäume der nichts, und drinnen werde man, wenn er einmal eine ſchwarze Kutte anhabe, noch meinen, was man an ihm hätte. Sie hätte gehört, gerade ſolche, welche immer Gix nachſagten, wenn ein anderer Gax vorſage, habe man dort am liebſten. Hans nahm dies ſeiner Frau ſehr übel, obgleich ungerechter Weiſe. Er war ſelbſt ſchuld, wenn ihr ſein Ausſchlagen verdächtig vorkam, wenn ſie mehr an eine Flemmete dachte, oder jedenfalls annahm, es ſei nicht ihr z'Lieb und z'Ehr geſchehen. Und iſt einmal Mißſtimmung da, ſo wird nie das Beſſere, ſondern immer das Schlimmſte als richtig angenommen. Es iſt ſehr traurig, daß dem innigen wunderbaren Zuſammenhang zwiſchen Körper und Gemüth ſelten gehörig Rechnung getragen wird. Wie Gram und Kummer die Kraft knicken, den Leib verzehren, ſo macht hinwiederum ein ſterbender kränklicher Leib das Herz grämlich, verſäuert das Gemüth, bringt Nebel vor die Seele. Es iſt da eine unglückliche ununterbrochene Wechſelwirkung, welche das Inſtrument zerrütten, die Auflöſung herbeibringen muß.

Wer über die mißrathene Wahl am böſten wurde, war Hans der Leutenant. Dieſer wußte, wie Rathsherrenſöhne die Lieblinge in den Garniſonen waren, und wie beliebt und wie beehrt und wie ſie ſo zu Ehr und Anſehen kamen ungſinnt. Beides hatte Hans gar übel nöthig, da er ein grober Kloß war und ſchwer zu modeln und zu dreſſiren. Von Natur war er auch, was man einſt von einem andern Leutenant ſagte, eine gute Kuh auf dem Markt, da man ihr allenthalben das Kalb greife, aber als Rathsherrenſohn wäre er auf einmal ein ganz Anderer geworden.

Er that als ſei er eigentlich ein Blaſtiger. Die Leute nahmen ein Aergerniß daran und ſagten, an des Leutenants Benehmen ſehe man, daß Hunghans doch gerne Rathsherr geworden, aber man hätte ihn zwängen ſollen, damit er einem auf allen Suppenbröcklinen vorhalten könnte, was er thue fürs Vaterland. Aber ſelb ſei hier nicht der Brauch, der Narr z'mache mit den Leuten, das ſei gut für in die Stadt, wo man nichts anders zu thun hätte als eben d'r Narr z'mache.

Benz hatte keine Ahnung, daß Liſi die Hände im Spiel gehabt. So froh er über den Ausgang war, ſo hätte er doch aufbegehrt, wenn er gewußt, daß ſeine Frau das Spiel angezettelt. Es war bei aller Natürlichkeit ein vermeſſen Stücklein, und wenn es auskam, gab es Verdruß und der Vorwurf lag bar, auf der Ankenballe hätte man dem Hunghans die Ehre nicht gönnen mögen, ſondern ihm das Bein vorgehalten. Liſi war klug. Benz ſagte, er ſei froh, daß es ſo gegangen ohne daß er was daran gemacht, aber Liſi ließ ſich durch dieſen Beifall zu keiner Beichte verlocken. Es wußte, Benz hätte darob doch Verdruß, es wußte auch, daß je weniger Leute um eine Sache wüßten, deſto weniger komme ſie aus. Wußte Benz nichts darum, war er um ſo unbefangener, und daß der Polizeier ſchweigen werde, deſſen war es ſicher, hätte er doch durch Plaudern ſich ſelbſten am meiſten gefährdet. Benz konnte ſeine Unterredung mit Hans nicht vergeſſen, ſie bemühte ihn ſehr. Er ſagte Liſi: Erſt jetzt ſehe ich, daß mit Hans es nicht gut kömmt. Er iſt angeſteckt von der neuen Lehr, nach welcher jeder machen kann, was ihn gut dünkt und kein Glauben mehr dabei iſt. Ich hätte es nicht gedacht, daß es mit Hans ſo ſei, aber was iſt? Er wird meinen, das ſei geſcheut, und er müſſe ſo geſcheut ſein als die andern, der Regierer und der Präſident. Aber auf den Glauben ſind unſere Häuſer gebaut, drum war in den Häuſern der Segen. Nimmt man den Glauben weg, geht der Segen weg, dann kann man ſehen wie es kömmt. Wenn man ſich achtet des Weltlaufes, ſo ſieht man erſt, was die ſogenannten beſten Häuſer, welche in Anſehen und Wohlſtand ſind, macht und ihnen Beſtand gibt: es iſt Frömmigkeit, Ehrlichkeit, gute Zucht und Liebe unter einander. So lange die in einem Hauſe ſind, muß es bös ſein, wenn daſſelbe z'Rüte gehen ſoll, oder wenn ſchon Unglück kömmt, z'Bode macht daſſelbe es nicht, es geht wie bei Hiob.

Geht aber das Alles aus dem Hauſe, kehrt Augenluſt, Fleiſchesluſt und Hoffahrt des Lebens ein, geben die Eltern böſes Beiſpiel, verlieren die Kinder den Reſpect, dann hats gefehlt, das Haus kommt in Abgang, die Familie ſinkt bis ins Elend. Das geht bei hochadelichen Häuſern ſo und bei uns Bauern, denn Gottes Geſetze ſind die gleichen für Große und Kleine, und was Gott ſagt, giltet überall und immerdar, und wer wegen der Vornehmheit meint, ihn gehe es nicht mehr an, ſo was ſei nur fürs gemeine Volk, der erfährt, ehe es lange geht, was Vornehmheit iſt ohne Gott und ohne Gottesfurcht. Das hat ſchon mancher König erfahren, wie weit er kommt ohne Gott und wie es geht, wenn er dem Volke voran geht in ſchlechtem Wandel, denn was dem Volk von Gott verboten iſt, das iſt auch dem König verboten. Du ſollſt nicht Ehe brechen, heißt es für den König ſo gut wie für den Tagelöhner, einer iſt ein armer Sünder wie der andere, werden aus Gnaden ſelig um der Genugthuung Chriſti willen. Auf dieſem Boden iſt die wahre Gleichheit und da hören die Vorrechte auf. Es iſt aber lätz und trurig, daß die Herren, wo witzig ſein ſollten, das nicht ſo faſſen und nicht merken, daß die Meiſten, welche aufs Land hinauskommen um Aemter zu verwalten, keinen Glauben haben und ſo viele ein Leben führen, daß man ſieht, ſie halten nicht viel auf Gott und dem ewigen Leben. Sie graben ſich ſelbſt den Untergang, aber das Volk wird damit verderbt, die Dummen meinen, was ſo ein Herr ſage, ſei recht und ſchön, machen die Affen, wie Hans jetzt auch, und ſehen nicht wohin das führt. Es iſt ein Unglück fürs Land, denn andere machen es wieder Hanſe nach und ſo weiter und ſo geht es bis alle angeſteckt ſind bis zu unterſt, Du wirſt es ſehen.

Als Iſrael mit den Töchtern der Moabiter zu huren anfing, welche das Volk Iſrael einluden zu den Schlachtopfern ihres Gottes, und das Volk aß und den Moabiter Gott anbetete, da ward des Herrn Zorn entzündet über Iſrael und er ſprach zu Moſes: Nimm alle Oberſten des Volkes und hänge ſie dem Herrn an die Sonne, auf daß der grimme Zorn des Herrn abgewendet werde von Iſrael. Der liebe Gott ließ nicht umſonſt für den Abfall des Volkes die Oberſten ſtrafen, er wird wohl gewußt haben warum, wem die Töchter der Moabiter am beſten gefielen, und wer dem Volke voranging mit dem Beiſpiel?

So ſprach Benz, der Bauer auf der Ankenballe. Er war nicht gebildet, er war nicht aufgeklärt auf die neue Mode, ſondern auf die alte, d. h. er war bibelfeſt, kannte die Bibel, glaubte an die Bibel, ſah mit den Augen der Bibel, werthete die Dinge nach dem Maßſtabe der Bibel, hatte nebenbei Bücher geleſen und auch wieder geleſen, und weit und breit galt kein Mann für ſo klug und erfahren in allen guten Dingen als Benz. Selbſt der Regierer gab ihm das Zeugniß, er ſei ein geſcheuter Bauer und möge ein braver Mann ſein, nur ſei eben ſchade, daß ihm doch die eigentliche Bildung fehle und von der rechten Aufklärung keine Spur an ihm zu finden ſei, in Glaubensſachen ſei er dumm wie ein Kind, er hätte es gar nicht geglaubt.

Drittes Capitel.

Zwei Beſuche, der eine unerbeten, der andere erbeten.

Am andern Tag war Hans daheim, mißmuthig begreiflich. Des eigentlichen Arbeitens, des Einſtehens als Meiſter mit Hand und Wort, der voran mäht, ſäet und milcht, wenn irgendwo es nöthig iſt, hatte er ſich entwöhnt. Er legte zuweilen noch Hand an, jedoch bloß bei leichteren Geſchäften, wo man dazu und davon konnte, wie man wollte.

Das Aktenſtudium iſt gar ein bequemer Vorwand, wenn es heiß iſt und man faul wird oder ſonſt nicht mag. Hans konnte wirklich Geſchriebenes leſen, jedoch meint er nicht, daß beim Aktenſtudiren wirklich alle Worte geleſen und begriffen ſein müßten. Giebt es ja Fürſprecher, welche in bitterliche Verlegenheit kämen, wenn ſie alle Worte, die von ihnen gebraucht und geſchrieben werden, erklären ſollten.

Er war Nachmittags im Baumgarten und befaßte ſich mit Apfelſchütteln, da ſah er eine Chaiſe daherfahren. Es war eine ungewohnte Erſcheinung, ſie wurde daher mit Spannung betrachtet. Einer entfuhr Hans, als er in der Chaiſe den Regierer und den Präſidenten erkannte. Sie kamen ihm nicht recht; die hätten daheim bleiben können, ſagte er. Die geſtrige Flemmete ſurrete ihm noch im Kopf. Daß ſie Niggis Peterli nicht geholfen, ſelb wußte er wohl, aber er hatte ſie je länger je mehr im Verdacht, ſie hätten eine gewiſſe Vorliebe für den halbbatzigen Hauptmann empfunden. Hauptſächlich aber begehrte er keinen ſolchen Beſuch, weil er ſich ſeiner Frau ſchämte, überzeugt war, ſie könne der Sache keine Gattig geben, wüßte ſich nicht zu präſentiren, fürchtete, ſie möchte noch mit Fleiß unartig ſein, denn er wußte, wie lieb ihr die beiden Herren waren.

Hans that ſeiner Frau Unrecht. Hübſch war ſie wirklich nicht mehr, aber was ſo einem Hauſe wohl anſteht, kannte ſie von Jugend auf.

Es war Hans ſelbſt, der nicht wußte, was er thun ſollte, der aus dem Blei war. Er wollte es nicht wie üblich und bräuchlich, er wollte es beſſer, er wollte es herrſchelig und wußte doch ſelbſt nicht, wie man das anſtelle. Er meinte, man müſſe an die Sache thun wie ein Narr und merkte nicht, daß das gerade das Allerunherrſcheligſte, das Siegel deſſen iſt, der was vorſtellen will, was er noch nicht iſt, allweg etwas Neues, zu dem er gekommen, er weiß nicht wie, und in welchem er ſich ſchön gebehrden möchte und im Eifer nicht ſieht, daß er Grimaſſen macht, ungefähr wie eine neue Herrenköchin, welche meint, ſie müſſe, um das Kraut gehörig zu kochen, eine halbe Sau dabei verbrauchen.

Der Regierer und der Präſident waren wie gewohnt nach dem Eſſen ins Wirthshaus gegangen, den Kaffee zu trinken oder ſonſt was. Dieſe beiden liefen noch zuſammen, und wenn ſie einander haßten, ſo ward es doch nicht ſichtbar. So ein Präſident und Regierer leben ſonſt zumeiſt in ſehr intereſſanten Verhältniſſen, ungefähr wie ein katholiſcher Pfarrer und ſein Kaplan. Es ſoll geſchehen, daß dieſe beiden eiferſüchtig werden wegen der Köchin, welche ihnen kocht. Nun die Köchin, welche, wie wir meinen, zwiſchen einem Regierer und dem Präſidenten ſteht, iſt nicht eine gemeine, natürliche, ſondern eine figürliche, das Volk. Das Volk kocht ihnen nicht bloß den Brei, ſondern ſchafft ihnen Salz, Mehl und Milch dazu an, kurz zumeiſt alles, was ſie am — und im Leibe haben, ſeine Gunſt muß ihnen alſo theuer ſein, ſehr theuer, und je mehr Gunſt, deſto lieber. Alſo der Liebere mochte jeder ſein, darum auch in allen Theilen der Beſſere, der Geſchicktere, der Weiſere, der Mildere, der Anmüthigere, der — der — kurz der Alles in Allem.

Aus dieſen geſinnungsvollen und geſinnungstüchtigen Beſtrebungen gibt es intereſſante Verhältniſſe, man glaubt es gar nicht, man könnte Wunder davon erzählen. Nun wie jene zwei Schulmeiſter, welche einander durch eine Ritze in der Wand zwiſchen ihren beiden Schulſtuben vermittelſt Federkielen Dinte ins Geſicht ſpritzten, haben ſo viel wir wiſſen, noch kein Regierer und Präſident gethan, wahrſcheinlich haben die Wände keine Ritze gehabt. Aber von Birnenkriegen und Briefhändeln erzählt man ſich Großartiges. Wie viel Liebe und gegenſeitige Neigungen aus den Vorunterſuchungen in die Hauptunterſuchungen und aus den Hauptunterſuchungen in die Vorunterſuchungen gefloſſen und nicht gefloſſen, und was ſonſt noch Allerlei gefloſſen, wird die Nachwelt vernehmen, das Eine durch Akten, das Andere durch die Tradition und wie wohl das Vaterland dabei lebt, merkt man ſchon jetzt.

In der Zeit, von welcher wir reden, ſtunden Regierer und Präſident auf leidlichem Fuße. Daß der Regierer den andern mit verächtlichen Augen anſah, der Präſident eiferſüchtig war, wie ein ſiebenzehnjähriges Mädchen, das wußten bloß noch die Vertrauten. Manchmal iſts bei den Majeſtäten umgekehrt. Beim Kaffee war von der geſtrigen Wahl die Rede, welche ihnen unbegreiflich vorkam. Sie wußten nicht, ſpielte Hans mit ihnen ein Spiel wie ſie mit ihm, oder war er zu Küchliwyl aus dem Glanz gekommen. Es war ein ſchöner Tag und ſpäter Mondſchein, beides äußerſt angenehm zum ausfahren und heimkommen. Wie wärs, wenn wir ihm über den Hals führen, ſagte der Eine, er gibt uns Bericht. Mir recht, ſagte der Andere, wir ſehen dann auch ſeine Frau, die muß ſeinen Reden nach nicht die Holdſeligſte ſein. Uns wird ſie wohl auf dem Strich haben; Weiber lieben die Kameraden ihrer Männer ſelten. Ja aber den ganzen Abend bleiben wollen wir nicht, das wäre langweilig, beſonders wenn die Amtsrichterin ein ſauer Geſicht macht. Wir wollen machen, daß wir den Amtsrichter wegkriegen, es gibt ſich wohl ein Vorwand. Warum nicht, ſagte der Regierer. Ich habe eine Anzeige wegen einer Straße in der Bohnenweid, die liegt hinter Küchliwyl. Nicht weit davon iſt die Erle, dort hat man ein gut Glas Wein und die Fiſche backen ſie recht paſſabel. Und ein verdammt hübſches Stubenmädchen iſt dort, ſagte der Präſident, ſo eben recht nicht gar zu anläſſig und auch nicht zu zimpfer, gerade ſo wie ſie am angenehmſten ſind. Ihr ſeid Liebhaber von dem Zeug, wie es ſcheint, ſagte der Regierer. Ma foi oui! antwortete der Präſident, doch nicht mehr als Andere. Der Regierer lenkte ab und ſprach von der Nothwendigkeit, die Wahloperationen beſſer zu überwachen, von einer feſteren Gliederung ihrer Parthie, von entſchiedenen Schritten, welche gethan werden müßten, um zu dem freien Leben zu kommen, wie es alleine zeitgemäß ſei, wo von Teufel und Pfaffen keine Rede mehr, das bürgerliche Geſetz die erſte und einzige maßgebende Gewalt ſei. Der Präſident war nicht eifrig bei dieſen Erörtungen, wir glauben, er ſei mit ſeinen Gedanken vorausgeeilt, bereits über die Bohnenweid weg, während die Chaiſe erſt im Hunghafen anfuhr.

Hans empfing ſie ſo gut er konnte, aber mit Verlegenheit. Er entſchuldigte ſich, wie wüſt er daher komme, er dürfe ſich faſt nicht zeigen, aber bei der Arbeit könne man nicht hoffährtig ſein. Er rief den jungen Hans, den Leutenant, das Roß abzunehmen. Der trat ſchon kecker und ſelbſtbewußter auf und fühlte eine gewiſſe Gleichheit in den Gliedern. Dem alten Hans kam ſo der Muth auch allgemach wieder, als die Herren in lauter Bewunderung ſchwammen über den Miſthaufen, die großen Bäume und den zahlreichen Viehſtand, wobei zuweilen ein Mißverſtand unterlief, ein Birnbaum mit einem Nußbaum, ein Stier mit einer Kuh verwechſelt wurde. Gritli, die Frau Amtsrichterin, war nicht angenehm überraſcht durch dieſen Beſuch. Indeſſen faßte ſie ſich. Sie ſah doch einmal die Beiden, es nahm ſie Wunder, wie die gſigürt ſeien, welche ſo vielen Einfluß auf ihren Mann hatten. Vielleicht konnte ſie ihnen ſo im Vorbeigehen Eins längen, einen rechten Tätſch geben. Von ſolchen Tätſchen ſind die meiſten Weiber Liebhaber und verſtehn ſich noch beſſer darauf, als auf Eiertätſche. Gritli war nicht ohne gewiſſen Anſtand, und wenn ſie ſchon kein blühend Ausſehen hatte, war ſie doch nicht häßlich, ja als Städterin, wo man das Verkommene liebt, ſtinkend Rehfleiſch, faule Auſtern und Mondſchein auf den Geſichtern am hellen Mittag, da hätte man ſie eine intereſſante Geſtalt gefunden, ſo gleichſam mit einem vornehmen Air behaftet. Sie grüßte mit Manier, gab die Hand, hieß die Herren in die Stube kommen und ſagte, ſie brauche ihnen nicht zu ſagen, daß es in einem Bauernhauſe nicht ſei, wie in einem Herrenhauſe, ſie müßten es nehmen, wie ſie es fänden. Kaum waren die Herren abgeſeſſen, ſo frugen ſie: Apropos Amtsrichter, ſagt uns jetzt, wie ging des geſtern mit der Wahl zu? Je mehr wir darüber dachten, deſto weniger begriffen wir daran. Der Amtsrichter hatte dieſes Geſpräch ſehr ungern, ſeine Frau ging ab und zu, brachte Wein, Käs und Brod, er verhandelte Staatsangelegenheiten nicht gerne vor ihren Ohren. Er wollte uneinläßlich antworten, aber die Herren, welche ſich einmal auf dieſen Sattel geſetzt, merkten Hans nicht, — bedauerten ſehr den Vorfall, konnten ihn nicht begreifen, hatten Hanſe Wahl als eine ausgemachte Sache betrachtet, redeten vom nächſten Male, wo dieſe Schlappe auf eklatante Weiſe gut gemacht werden müſſe. Da müſſe künftig ganz anders aufgepaßt werden, überhaupt vieles ganz anders gehen, ſonſt komme ungſinnet ein Anderer und befehle.

Seinetwegen ſollten ſie nicht Mühe haben, ſagte Hans, er würde es doch kaum annehmen, es ſei beſſer er bleibe daheim bei ſeiner Sache. Daneben wiſſe er nicht, wie es zugegangen. Da ihm Niemand appart geſagt, man wolle ihn wählen, ſo habe er auch nicht Gelegenheit gehabt, zu ſagen, man ſolle ihn nicht wählen. Da ſchoß der Regierer der Frau Amtsrichterin einen Blick zu, dieſe verſtund ihn. Es iſt gegangen, wie es ſollte, ſagte ſie, darum wird es ſo haben ſein ſollen, aber wer es aufgebracht, weiß ich auch nicht. Die Herren wollten ſpaßen. Es ſei ihr Ernſt, ſagte die Frau Amtsrichterin, ſie hätten ein großes Weſen, da mangle es Jemanden, der die Hand am Arme habe, ſonſt komme es nicht gut. Hans ſei ohnehin mehr fort, als ihr lieb und ihm gut. Wenn er erſt Rathsherr geworden, ſo hätte ſie nicht gewußt, wie es zu und hergehen ſollte. Die Weiber meinen, ſagte Hans halb verlegen, wenn Kinder und Männer ihnen nicht fortwährend an dem Fürtuch hingen, ſo gehe es nicht, nur wenn ſie zur Unzeit Kaffee machen wollen, da ſollte man neben aus. Selb iſt wahr, ſagte Gritli, man hat ſie gerne daheim, ſo weiß man doch, wo ſie ſind und was ſie machen. Daneben weiß ich wohl, daß die Männer fort müſſen, mein Vater ſel. war auch Amtsrichter, es muß es Jemand ſein, und wer das Vertrauen hat, muß gehen, man kann das Amt nicht umgehen laſſen, wie den Dorfmuni. Aber eins möchte ich den Herrn Regierer gebeten haben, ſchickt die Amtsrichter heim zu rechter Zeit, laßt ihnen durch den Landjäger wiſſen, wenn es Feierabend iſt. Sie werden nicht mehr Recht haben, als andere Leute. Denkt, was würde eure Frau denken oder ſagen, wenn ihr ſo ſpät nach Hauſe kämmet, manchmal erſt nach Mitternacht. Wenn es ledige Bürſchli wären, wo noch keine Regel haben, ich wollte nichts ſagen, aber Manne ſind Manne, und was anſtändig iſt, iſt anſtändig. Der Präſident war ledig, der Regierer hatte eine Frau, aber die hütete ſich was zu ſagen, ſie wußte warum, und wenn er einmal im Wirthshaus ſaß, hielt ihn das Aufſtehen am allerhärteſten.

Die Herren warfen einander Blicke zu, jeder mochte dem andern ſeinen Klaps gönnen. Hans hatte es ſehr ungern; er ſagte: meine Frau kömmt nirgends hin, weiß nicht wie die Welt ſich ändert, und geht mit den Hühnern z'Sädel, da meint ſie, es ſollten es alle Leute ſo haben, ſonſt komme es nicht gut. Der Regierer, der disputiriger Natur war, aber einem guten Witz nicht abhold bei guter Laune, fing die Rede der Frau Amtsrichterin auf und wollte ſie belehren über die Pflichten des Weibes, namentlich wenn daſſelbe das Vaterland liebe und über die Rechte des Mannes, namentlich wenn ſie dem Vaterlande dienten und den Tag über ſchwitzten zu deſſen Heil.

Hans war wie auf Dornen. Es war ihm Angſt, der Regierer gebe ſeiner Frau neuen Stoff zu Mißtrauen und Aufreden, ſeine Frau breche erſt dann ſo recht los und richte grob an. Dem Präſidenten war es ebenfalls nicht geheim dabei. Er kannte den Collegen und wußte, wie derſelbe, einmal ins Reden gekommen, nicht aufhören könne, und dann Theorien aus dem Stegreif entwickelte, welche ins Aſchgraue ſpielten. Er wollte unterbrechen, den Artigen und Galanten machen. Er ſagte, man habe ſchon lange davon geſprochen, die Herren Amtsrichter müßten einmal ihre Frauen mitbringen. Es würde ſicher alle freuen, mit einander Bekanntſchaft zu machen, und dann könnten ſie am beſten ſehen, wie es zugehe, und wenn man ſich jeweilen verſäume, es aus lauter Liebe und Freundſchaft geſchehe, weil man die Gedanken austauſche, ſich gegenſeitig ausbilde, den Geſichtskreis erweitere. Gritli verſtund die ſchönen Redensarten, welche verſöhnen ſollten, als Spott, er führe ſie aus, meinte ſie. Es wäre eigentlich nichts als billig, wenn die Sache dieſen Weg ginge, ſie hätten auch ihren Theil daran, antwortete Gritli. Indeſſen dächte es, einſtweilen blieben ſie noch daheim, ſie möchte nicht anderen den Platz verſchlagen. Damit brach Gritli ab und ging hinaus. Sie ſollten es nicht für ungut halten, ſagte Hans, man ſei gar grobäniſch auf dem Lande. Man meine es notti gut, gäb wie grob man rede, und bſunderbar ſeine Frau. Sie komme nicht unter andere Leute, da wiſſe ſie nur ſo zu reden, wie ſie von Jugend auf gewohnt ſei. Wie froh Hans aber war, als die Herren vom Aufbruch ſprachen und von der Bohnenweid, kann man denken. Als die Herren hinaus zum Einſteigen kamen, trat Gritli ſie verwundert an, daß ſie ſchon fort wollten. Sie hätte ihnen einen Kaffee machen wollen, ſo gut ſie es verſtehe. Sie würden doch nicht ſchon heim wollen, es ſei viel zu früh, die Sonne ſei ja noch am Himmel, und Hans laſſe die immer untergehen, ehe er ſich auf den Weg mache, er werde fürchten, er verderbe die Haut.

Die Herren wollen drum noch weiter, fiel Hans ein und die Herren, die dachten, die hat ein Donner Maul, beurlaubten ſich höflichſt. Der Herr Regierer ſagte, wie es ihn freuen würde, wenn die Frau Amtsrichterin einmal zu ſeiner Frau käme, die hätte ſchon lange gewünſcht, ihre Bekanntſchaft zu machen. Und die Frau Amtsrichterin bat ihn, er ſolle doch einmal ſeine Frau hinausbringen, es würde ſie freuen. Deppe nit wege der Aufwart, man könne es nicht beſſer geben, als man es habe und verſtehe. Als Hans mit den Herren aufſtieg, frug ſie, kommſt heute heim? Allweg, ſagte Hans, aber wann weiß ich nicht, ich muß mit den Herren an einem Augenſchein. He nun ſodann, ſagte die Amtsrichterin laut und für ſich ſelbſten ſetzte ſie hinzu: Es wird ein ſauberer Augenſchein ſein das! Weißt, wo fuhren ſie hin, ſagte ſie zu ihrem Sohne, der das Roß gehalten. Es ſei was wegen der Straße in der Bohnenweid, ſagte Hans, der Sohn. So, dachte die Amtsrichterin, oder wegem Stubenmeitſchi bei der Erle. Das kömmt gut, wenn ſie Hans noch nachfahren, wenn er einen Tag daheim iſt. Aber in Gottes Namen, es geht ſo lange es mag. Eins freut mich, daß ich denen einmal z'merken geben konnte, wie es mir iſt, und für wen ich ſie halte. Wenn ſie wieder einmal die Weiber verhandeln und jeder ſich rühmt, wie er es der ſeinen mache, ſo können ſie dann auch erzählen, was ich ihnen geſagt und Hans auslachen wegen ſeiner böſen Frau und ihm angeben, was er ihr ſagen ſolle. Es iſt nur ſchade, daß es nicht Liſi getroffen, das hätte ihnen noch anders angerichtet und doch gattlicher, als ich es kann.

Das Bewußtſein, einmal den Kragen geleert zu haben, tröſtete die arme Frau noch manchmal in ihren einſamen Stunden, ſie konnte nicht warten, bis Liſi es wußte und ließ der Ankenballer Bäurin Beſcheid machen, ſie ſolle doch ja bald kommen, ſie habe Wichtiges mit ihr zu reden. Hans dagegen hätte eine rothe Kuh gegeben, wenn er den Beſuch hätte auswiſchen können aus der Reihe der Begebenheiten. Er mußte fortan gar manchmal von ſeiner Frau hören, wenn er heim wollte. Das machte ihm die Frau nicht lieber, machte ihr Leben nicht freundlicher, machte bloß, daß es Hans immer wöhler draußen ward und unheimliger daheim.

Als Liſi die Botſchaft vernahm, ja bald in den Hunghafen zu kommen, erſchrack es. Es glaubte, Gritli habe die Abrede mit dem Polizeier vernommen, dieſer nicht reinen Mund gehalten. Das wäre ihm ſehr widerlich geweſen, denn ſo lieb ihm Gritli war, ſo fürchtete es doch, daſſelbe könnte bei der gereizten Stimmung ſich nicht enthalten, zu ſticheln und zu merken zu geben, wie man Hans den Fuß vorgehalten. Wenn man ſich ſchon der dummen Weiber nichts achte, könnten ſie doch viel verrichten, wenn ſie wollten. Liſi konnte ſich ſchwer losmachen. Es gibt Zeiten im Jahr, wo eine rechte Bäurin faſt ſtändlige ſchlafen muß, wenn ſie nichts verſäumen will. Eine ſolche Zeit iſt der Herbſt, bis man eingewintert hat, wie man zu ſagen pflegt, beſonders wenn es ein reicher Herbſt iſt, viel Obſt an den Bäumen iſt und viel Speiſe in der Erde; bis alles am rechten Orte iſt, für Alles geſorgt, daß nichts zu Schanden geht, da zieht es einer Bäurin nicht viel Ruhe und müſſige Zeit.

Als Liſi gegen den Hunghafen kam, ſah ſein kundiges Auge alsbald, daß nicht mehr Alles war wie ehedem. In einem entfernten Acker lag das abgefallene Obſt von manchem Tag unter den Bäumen, es ſchien beinahe, als habe man es vergeſſen, wie es auch ſchon geſchehen iſt, daß, wo der Hausvater nie daheim war, Prozeſſen und anderen Dingen nachlief, ganze Aecker zu ſchneiden vergeſſen wurden. Die Saatfelder ſchienen Liſi nicht ſo exakt beſtellt wie ſonſt, die Saat hinter der übrigen bedeutend zurück, dazu noch nicht alles angeſäet. Im Baumgarten lagen große Haufen Obſt, Rüben, Rübli, auch ſogenannte Säuerdäpfel, d. h. kleine, verletzte, welche man nicht aufbewahrt, ſondern gleich vorab füttert. Da ſei man weit im Hinterlig, dachte Liſi, es wolle lieber nicht dabei ſein. Ums Haus war ein bedenklich Gekehr, daß man nicht durch konnte, es war faſt, als wolle man auswandern. Bei allem dem ſah Liſi nicht, daß man trotz dem, daß es günſtig Wetter war, ein eigentlich Werk an der Hand hatte. Jemand zog Bohnenſtecken aus, Jemand ſchleppte ſie heim und vermehrte damit den Gräbel ums Haus. Jemand focht mit dem Kabis. Jemand lud einen Wagen voll Erdäpfel ab, Jemand brachte Obſt zum Haus, Jemand that dies und Jemand that jenes und Gritli war mitten in dieſem allem faſt bis an die Naſenſpitze, zog hier, regierte dort, ärgerte ſich hier und dort und brachte doch nicht Einheit ins Ganze, das Geſchleppe nicht in ordentlichen Gang. Es war gar nicht, daß die Frau Amtsrichterin nicht wußte, wie es hätte ſein ſollen, aber es fehlt ihr vielleicht der gehörige Ueberblick, ein mächtiger Wille, kurz das Talent zu befehlen. Als ſie die Freundin ſah, begann ſie zu jammern. Du kömmſt gerade recht, um zu ſehen, wie es geht bei uns. Schämen muß ich mich ins blütige Herz hinein, wie es bei uns ausſieht, Du kannſt ja faſt nicht zum Hauſe. Aber alles ſagen hilft ja nichts. Z'Gunträri, es wird alle Tage ärger. Aber was ſoll ich machen alleine, ich bringe nichts ab. Hans wird fort ſein, ſagte Liſi. Aber wo haſt die Buben, die werden Dir doch an die Hand geben und nicht alles an Dich kommen laſſen, alt genug wären ſie, daß ſie den Verſtand haben ſollten! Wenn mein Gretli ein Bub wäre, es regierte einen Hof wie Schnupf. Ja wenn es daheim bliebe, ſagte Gritli ſeufzend und nöthigte Liſi hinein, gäb wie dieſes ſich weigerte und meinte, es wolle ihns nicht verſäumen, ſondern helfen. Bäurinnen können gewöhnlich ſchwatzen und ſchaffen zuſammen, den heutigen Mägden darf man es nicht mehr zumuthen.

Drinnen ſagte die arme Frau: Du kömmſt gerade recht, um zu ſehen, wie ich drin bin. Du wirſt geſehen haben, wie wir bereits im Hinterlig ſind, daß man ſich ſchämen muß, wenn ein Menſch vorbeigeht. Heute iſt ein Tag zu Hauptſachen, ſäen u. ſ. w. wie gewünſcht, aber was geht? Nichts. Und wie viel ſolche Tage im Jahr mit Nichts vorbei gegangen ſind, weiß Gott. Ja das macht was aus in einem Jahre, beſonders wenn das Wetter veränderlich iſt. Aber will man an etwas hin, ſo fehlt es irgendwo, bald am Zug, bald an dem Wagen, bald muß der Alte fort, bald der Junge, oder Benz muß muſtern. Der Alte hat das Auge nicht mehr bei der Sache, ſieht nicht mehr wo es fehlt, ſorgt nicht mehr in der Zeit, daß man es hat in der Noth, wenn die Noth da iſt und man die Sache brauchen ſollte, merkt man erſt, was fehlt und ich mag, weiß Gott, nicht mehr an allen Orten ſein, und wenn ich auch dabei bin und befehle, macht man doch, was man will, und gerade die Buben zuerſt. Heute ſollte geſäet werden. Da kömmt geſtern ein Landjäger und ruft Hans, es habe etwas Ungſinnets gegeben. Da vergeſſen die Buben, daß die Roſſe ſollten beſchlagen ſein, daß Korn zu Samen beſtellt worden und ſollte geholt werden. Nun fuhr Benz in die Schmiede. Hans um Korn aus und keinem preſſirt es und keiner kömmt heim und vielleicht Hans, wenn er Kameraden antrifft, erſt morgen und noch ohne Korn. So, Benz auch, frug Liſi erſchrocken.

Er noch am wenigſten, ſagte Gritli. Das Meiſte iſt an ihm, und er kommt doch noch heim, aber zwiſchen den beiden Hanſe iſt faſt kein Unterſchied mehr. Aber wo nehmen ſie das Geld her, Schulden werden ſie doch nicht machen? frug Liſi. Selb glaub ich nicht, ſagte Gritli, haben es auch nicht nöthig, der Alte gibt ihnen, beſonders dem Hans. Weil er ſelbſt viel fort iſt und ſpät heimkömmt, darf er den Buben nicht viel ſagen, ſondern muß ſie hauſen und machen laſſen, daß ſie zufrieden bleiben. Zudem hat er gruſam viel auf Hans. Er meint, das werde einmal Einer geben, wie im ganzen Lande keiner mehr ſei. Sie machen ihm mit Hans den Grind groß und fragen ihn, was er für Augen machen werde, wenn der einmal als Oberſt vor einem Bataillon herreite? Da meint dann Hans, er müſſe ihm dazu verhelfen mit Geldſpendiren, daß er allenthalben der Erſte ſei. Das braucht ein Geld, Liſi ich darf es Dir nicht ſagen. Bſoldung mag das ertragen, ſagte Liſi, ſie ſollen wohl gut bezahlt ſein die Amtsrichter. Das iſt gleich wie, was geht da durch, antwortete Gritli. Ich weiß nicht mehr, wo das Geld hinkommt. Du weißt, wie wir z'weg ſind, daß wir keine Zinſen zu geben ſondern noch Ausgeliehenes haben. So kann man es ſonſt machen, es muß es Mancher mit Minderem, und von Geldmangel wußten wir nichts, und wenn auch Hans zuweilen zu viel anlegte, weil der Titel gut war, half ihm Dein Mann für einige Wochen aus, dann war ſchon wieder Geld da. Jetzt hat alles keinen Segen mehr, die Schublädli ſind in Gottes Namen immer leer, gäb wie man verkauft und löſt. Auf dem Verkaufen ſind ſie wie Habichte. Iſt an einem Orte ein Stäubeli, welches Geld giltet, ſo muß es fort. Es iſt ein Elend, dabei zu ſein, man hat bald nicht mehr, einem armen Menſchen zu geben und wird es bald verſtohlen thun müſſen, will man nicht ſaure Geſichter und böſe Worte haben, und doch iſt immer weniger Geld da. Und wenn ſchon einmal ein ziemlicher Bütſch zuſammen kommt, er verſchwindet, ich weiß nicht wie. Ich weiß nicht, aber entweder leiht er ſeinen Kameraden Geld, vielleicht gar den oberkeitlichen Herren, oder er braucht es für noch was ſchlechteres, woran ich nicht denken mag, geſchweige davon reden. Da drinnen muß ich ſein wie eine Fliege im Spinnennetz. Zapple mich zu todt, kann nicht frei werden, bis ich endlich ausgſorret bin und es fertig iſt mit mir, dann komme ich hoffentlich einmal a d'Ruh. Liſi tröſtete ſo gut es konnte, obgleich das Betragen der Söhne ihm auch ins Herz ſchnitt. Es werde öppe anders, ſagte es, man müſſe immer das Beſte hoffen. Allweg hoffe ich, es werde bald ändern, ſagte Gritli und ich ans beſſere Ort kommen. Daneben habe ich auch zuweilen ein kleines Freudeli und letzter Tage eines gehabt, das mich nicht ruhig ließ, bis ich es Dir erzählt. Denk, der Regierer und der Präſident waren da, gleich den Tag nach der Wahl, wollten das Geſpött mit mir treiben, bſunderbar der Präſident mit ſeinem Affengeſicht und ſeinem goldnen Ring am Finger, aber denen putzte ich die Naſe. Hans hatte es ungern, aber ich dachte Mira. Ich habe auch manches ungern und doch thut Niemand was drum. Sie ließen bald darauf anſpannen und nahmen Hans mit und hatten eine Lüge erſinnet von wegen einem Augenſchein in der Bohnenweid und war ihnen nur wegen Stubenmeitſchi bei der Erle. Sie ſollen ſich ſchön zugeputzt haben, man habe es der Chaiſe noch lange angeſehen. Hans kam erſt gegen Morgen heim. Nun das Mal ward ich nicht böſe, es hat mir ordentlich geleichtet, die wiſſen doch jetzt, wie es einer Frau iſt, welcher ſie den Mann verführen. Nun erzählte Gritli Liſi auf ihre Weiſe, was die Herren ihr geſagt und was ſie geſagt. Liſi wohlete es, daß es nur dieſes und nicht die Wahlgeſchichte war, auf welcher kurioſe Weiſe, Gritli nicht beſonderes Gewicht legte. Gritli ſagte bloß, es müſſe Hans Jemand den Fuß vorgehalten haben, denn es könne nicht glauben, daß Hans es nicht angenommen hätte, beſonders den Reden der Herren nach nicht. Oder hat Dein Mann etwa mit Hans geſprochen und ihm das Gewiſſen geſchüttelt, bis er Verſtand bekam? Nicht, daß ich weiß, antwortete Liſi. Ich richtete Deinen Auftrag aus, aber Benz ſagte, darein könne er nicht wohl ſich miſchen. Hans könnte meinen, Benz möchte ſelbſt gerne ans Brett oder möchte wenigſtens, daß Hans nicht mehr als er werde, gönne ihm die Ehre nicht. Es ſei nichts ſchlimmeres, als einem Menſchen von der Annahme irgend einer Stelle, an welcher was von der Ehre ſei, abzurathen. Von wegen, es ſei jeder gerne ein Ehrenmann und leider komme heut zu Tage bei vielen der Glaube auf, man komme dazu, wenn man was werde, wenn man Rathsherr oder Hauptmann werde oder gar Präſident von irgend was und wäre es auch nur von einer Rebſtecken- oder Beſenſtiel-Commiſſion. Wenn nun Jemand ihnen von der Annahme ſolcher ſogenannten Ehren abrathe in wahren Treuen, ſo meinten ſie, es ſei Mißgunſt oder man kenne ſie nicht recht, traue ihnen den rechten Verſtand der Sache nicht zu und hätten ſie deſſen doch mehr als genug, die und die meinten es doch auch gut mit ihnen und hätten ihnen geſagt, ſie ſollten es doch um Gotts Willen nur annehmen wegem Vaterland, gerade ſolche Leute hätte daſſelbe nöthig, und die und die ſeien doch viel dümmer als ſie und ſeien noch viel höher in Ehren, es brauche nicht halb ſo viel, als man den Böllima mache. Uebrigens werde es ſich dann zeigen, und wenn es nicht gut komme, könne man immer machen, was man wolle. Da begreife man gar nicht, wie der Spruch wahr werde: Wer nichts hat, von dem wird noch genommen werden, was er hat. Denn Einer, der im ordinären Leben ſo paſſabel mit Ehren durchgekommen, werde, wenn er einem Ehrenamt nicht Ehre mache, ſchlecht beſtehe darin, recht verachtet und nie mehr äſtimirt ſein ganz Leben lang, er werde ſo recht was ein D. . . in einer Laterne. Aber das könne man predigen ſo lange man wolle, die Leute begriffens nicht, man mache ſich nur unwerth. Hans ſei gerade ſo z'weg, man dürfe ihm jetzt nicht in Weg treten, wann er einmal recht angeſchoſſen ſei mit der Naſe, dann könne man vielleicht wieder was machen. So beichtete Liſi und brachte da Dinge vor, welche es wohl von Benz gehört aber zu verſchiedenen Zeiten und von denen es glaubte, ſie dienten Gritli zum Troſt, beſonders jetzt, da die nächſte Gefahr abgewendet war; ſie dienten aber noch beſſer um Liſi's Streich in ewige Nacht zu verſenken. Gritli meinte, wenn es jemals ans verhexen geglaubt, ſo ſei es jetzt. Hans ſei ſonſt ſo vernünftig geweſen, aber die hätten es ihm anthun können, als ob ſie es ihm in einem Tranke eingegeben, wie man es vor Zeiten Meitſchene gemacht, wenn ſie nicht lieben wollten. Liſi hätte vielleicht was ſagen können, vielleicht auch was geſagt vom Magnet und wie es immer darauf ankomme, wo der Menſch den ſeinen habe, ob oben oder unten, ob im Hauſe oder außerhalb demſelben, aber es wurde von Benz, dem Sohne unterbrochen, der aus der Schmiede heimgekommen war. Wir glauben, er habe dieſen Beſuch auf den Blocksberg gewünſcht. Benz hatte noch ein Bauerngewiſſen, er wußte, wie der Ankenballen Bäurin dieſer verſchleuderte Tag, das Durcheinander ums Haus und die Rückſtände in der Arbeit vorkommen mußten, ſchämte ſich deſſelben nicht wenig, er wußte, daß er ſich damit keinen Stein ins Brett ſetzte bei Liſi, des Baurens wegen nicht berühmt wurde auf der Ankenballe.

Nun griff er es aber verkehrt an, von wegen er kam aus dem Wirthshauſe, und hatte, ſtatt einen Schoppen, wie es einem Bauernſohne, wenn er Pferde beſchlagen läßt, wohl anſteht, zwei getrunken. Er that, als ob er alle hellauf ſei, freute ſich die Gotte hier zu ſehen. Sie werde auch nicht immer mögen daheim ſein, wenn man längs Stück bös gehabt, müſſe man zuweilen einen Tag den Komet abziehen und Athem ſchöpfen.

Dieſe Rede ärgerte Liſi ſehr. O wegen bös haben, wollen ich und Du nicht klagen, es wird z'tödten nicht gegangen ſein. Wenigſtens mich dünkte es nicht, daß ich extra Sonntag machen müſſe, ehe wir fertig waren. Ich konnte es bequem ausſtehen, bis wir fertig waren mit allem. Es dünkt mich aber nichts anders, eine alte Frau mags Arbeiten beſſer ausſtehen, als das junge Volk. Wenn es ſo fort geht, hat das an ſechs Sonntagen in der Woche zu wenig und an einem Werktag zu viel. O Gotte, ſagte Benz, wir haben immer gemacht, es iſt dann nicht, daß wir meinten, wir müſſen ſechs Sonntage haben in der Woche, und heute ſchickte es ſich nicht anders, wir mußten beſchlagen laſſen. Und wenn man rechnet, wie viel der Vater nicht daheim iſt, und wie viel Regentage waren, wo man nichts am Land machen konnte, wundert es mich, daß wir ſo weit ſind. Selb dünkt mich nichts anders, ſagte Liſi, und es iſt ſich zu bedauern, daß junge Leute noch ſo hart werchen müſſen, das iſt gut genug noch für die Alten.

Letzthin wurde der Pfarrer in ein Haus berufen, in welchem zwei Söhne mit ihrem Vater hart umgingen. Im Spätherbſt mußte derſelbe, der bald achtzig Jahre alt war, draußen vor dem Hauſe oder im Tenn am kalten Byſluft Rüben und Rübli abhauen und ſonſt noch Allerlei verrichten, während die Söhne drinnen auf dem Ofen ſaßen. Arme Leute waren es nicht, ſie hatten ein bezahlt Heimweſen und Geld am Zins. Als der Pfarrer ihnen die Unbill vorſtellte, dem alten Mann ſolche Arbeit zuzumuthen, an die ſie keine Hand legten, antwortete der Eine der Söhne: Ja Pfarrer, wir werden alt, mögen nicht mehr wie ehemals, Jemand muß es doch machen und für alles Leute anzuſtellen, vermögen wir nicht, die ſind gar theuer. So geht es in der Welt, die Jungen mögen nicht mehr, die Alten können wieder dran.

Das ging ans Mutterherz und Liſi merkte gleich, daß es gefehlt. Nein, ſagte Grit, ſo iſt es doch nicht bei uns, Benz macht, was er kann und iſt gut gegen mich, wenn er mir etwas thun kann, iſt es nie Nein. Gemacht iſt immer etwas worden, aber es wollte ſich in Gottes Namen nicht immer ſchicken, und alleine kann Benz doch nicht alles zwingen.

Daneben ſind wir ſo weit nicht im Hinterlig, wenn es noch 8 oder 14 Tagen nicht wintert, ſo wird die Hauptſache am Ort ſein, und Benz wird ſchon machen, daß es geht. Er muß jetzt den Vater vorſtellen, wenn der andere nie daheim iſt. Nun Liſi zog alsbald die Pfeife ein als es dieſen Ton hörte, der aus einem Mutterherzen kam, welches den Tadel der Kinder ſchwer verträgt, ihr beſtändiger Fürſprecher iſt, ſie an den Zähnen durch dick und dünn zu Ehren ziehen will. He ja, ſagte Liſi, das iſt gut Lob, mach nur, daß es immer ſo tönt. Du verdienſt einen Gottes Lohn. Stehe der Mutter an die Seite, es geht auch um Dein Käsli, und gings nicht, ſo mußt Du doch was auf Dir ſelbſten halten. Du ſollſt wiſſen, daß man die Hudle nicht allenthalben gerne ſieht, und je mehr man ſie an den einen Orten hervorzieht und ſo zu ſagen zu Ehren bringt, man ſie an andern Orten um ſo mehr verachtet und um ſo weniger von ihnen wiſſen will. Selb vergiß nicht Benz, ſagte Liſi mit Nachdruck. Benz fühlte den Stachel in den Worten, und während ſeine Mutter vermittelnd redete, machte Benz ſich zur Thüre hinaus, halb ſchämte er ſich, halb war er böſe.

Liſi ging mit ſchweren Schritten und ſchweren Gedanken der Ankenballe zu. Dunkel war es draußen, dunkel in ſeinem Gemüthe. Das trübſelige Weſen im Hunghafen brachte es nicht aus den Augen. Wie ſchnell war es da anders geworden, wie ſichtbar trat da der Mangel eines Meiſters hervor, und nicht bloß im Hausweſen, ſondern auch im Hausgeiſte, in der Stimmung der Menſchen, es war ſo recht unheimelig ums Haus und im Haus. Liſi hatte wohl geſehen, wie es mit Benz ſtund, daß Benz nicht böſe war, aber angeſteckt, daß er am Ende mitlaufen werde, wo die Andern hinliefen, wenn er an den Andern nichts abbrachte und an den Eltern nicht feſte Stütze hatte. Es ſah, wie Grit alles ungern hatte, das Ausſehen des Hofes, das Thun der Kinder, lieber wollte, es ſehe es Niemand, es klagte und entſchuldigte in einem Athem, es beſchwerte ſich über die Kinder und wollte doch nicht, daß man ihm beiſtimme, man ſollte ihns tröſten. Es hatte grauſamen Aerger, und den ſtürmelete es fort und fort aus, aber keine Kraft zu feſten nachhaltigen Eingriffen. Daher war da Tag für Tag trüb Wetter, ein unheimlich Wohnen, ein gut Wohnen iſt nur da, wo heller Friede iſt, und heller Friede iſt nur da, wo ein guter und feſter Wille Zucht und Ordnung hält in der Liebe und ſichtlich zu Aller Beſten. Da einen Kräfte und Gemüther ſich und was böſe iſt, wird ausgeſchieden, muß entweichen. Plötzlich fuhr dem ſinnenden Liſi was kaltes in die Hand, daß es laut aufſchrie und hinterher hörte man ein raſch verhallendes Kichern. Es war der Schnauz, der Liſi begrüßt, Gretli, welches der Mutter entgegen gekommen war. Ihr wüſten Geſchöpfe ihr, ſagte Liſi, mich ſo zu erſchrecken! Und doch hatte es ſeine Freude daran, daß man es nicht vergeſſen, ſondern ihm entgegen gekommen war. Gretli, eine halbe Vertraute der Mutter, wie die Mutter halb und halb die ſeine war, ſchlug ohne Säumen auf den Buſch um Bericht von unten, und die Mutter verhehlte Mißfallen und Mißtrauen nicht. Gäb ſie ſo dabei ſein möchte, wollte ſie lieber in einem großen Ameiſenhaufen ſitzen. Wenn es da nicht beſſere, ſolle ſich Eine in Acht nehmen, ehe ſie da gmeine. Sie wollte lieber einen Mauſer oder einen Beſenbinder, als einen Mann aus einer Wespere. Deutlicher ſprach die Mutter nicht, aber Gretli verſtund ſie doch, ging geſenkten Hauptes neben der Mutter her, und ob es noch vieles hörte, was die Mutter ſagte, wiſſen wir nicht, wenigſtens frug es nichts mehr, antwortete aber auch nichts.

Vor dem Hauſe machte Liſi, was heimkehrende Mütter nicht ungerne pflegen, es ſah zum Fenſter hinein, ehe es ſich kündete. Auf dem Lande, namentlich auf einſamen Höfen iſt man eben nicht ſtark mit Vorhängen verſehen, wie in den Städten, wahrſcheinlich hat man nicht ſo viel zu verbergen. Kinder und Geſinde ſaßen um den langen Tiſch, ſchnitzten Aepfel und oben am Tiſch ſaß Benz, hatte ein großes Buch vor ſich und las laut, man hörte es draußen. Jetzt lue Meitſchi, ſagte Liſi, und ſinn daran. Sieh, da ſitzt der Vater daheim, die Anderen ſind alle auch da, hören, was er lieſt, keines rührt ſich, und es mag geben was es will, ſo iſt er da, und auf ihn kann ſich Alles verlaſſen. Unten im Hunghafen ſitzt der Alte, kein Menſch weiß wo, vielleicht ſitzt ein Bub am Tiſch, vielleicht auch nicht, das Geſind treibt, was es will, in Lärm und Lachen und Grit pläret im Stübli oder wiegelt trübſinnig ein Kind. Lue Kind: Was das für ein Unterſchied iſt, wenn der Hausvater daheim ſitzt, oder wenn er anderswo ſitzt, der Teufel weiß wo. Denke dem nach und vergiß es nicht. Danke

Gott, daß es ſo iſt bei uns, Meitſchi. Du armes Tröpfli, weißt noch nicht, wie glücklich wir ſind, du haſt noch nichts anders erlebt, aber wenn du die Augen recht aufthuſt, ſo wirſt bald ſehen, warum wir Gott am meiſten zu danken haben und wirſt den rechten Reſpekt vor dem Vater bekommen. Es hat mich heute mehr als einmal z'briegge tha, und doch wollte ich um 1000 Gulde nicht, daß ich nicht unten geweſen, erſt jetzt weiß ich auch, wie ich es ſo gut habe über alles Verdienen aus. So ſprach die Mutter, ging dann hinein, brachte Freude und hatte Freude. Das arme Meitſchi draußen hatte die Predigt der Mutter wohl begriffen, ſie füllte ihm ſein Herz mit Thränen.

Gretli liebte Benz. Gretli hatte es mit Benz wie Predigers oder Buchhändlersſöhne, welche ihr Lebtag nichts anders wiſſen, als daß ſie mit den Jahren Prediger oder Buchhändler werden würden, ſo wußte Gretli nichts anders als des Vaters Pathe ſich als ſeinem Mann zu denken, es liebte denſelben daher ſehr und zankte ſich viel mit ihm. Benz war im Grund liebenswerth, wenn auch kein Ausbund, ſo doch hübſch und gut, und Gretli hatte Freude dran, ſich als ſeine Frau zu denken, daher auch einen beſondern Eifer, der Mutter gehörig an die Hand zu gehen und Alles ſo gut zu lernen oder beſſer noch als die Mutter, um einſt auch eine rechte berühmte Bäuerin zu werden. So in einer rechten Bauertochter aus „edlem Hauſe" iſt der Wille lebendig nicht bloß einen Bauern zu erhalten, ſondern einem rechten Bauernhauſe wohl anzuſtehen und ihm Ehre zu machen. Von der Selbſtſucht, bloß einen Mann zu erhalten, unbekümmert darum, wie Gott vergeſſen einer mit ihr geſtraft iſt, weiß ein rechtes Meitſchi nichts, wohl aber hat es das Selbſtbewußtſein, nicht bloß eine Bäurin aus Gnaden heißen zu wollen, ſondern eine zu ſein mit Recht und Ehren. So ein Mädchen wird nicht leicht durch die Liebe blind, um eine rechte Bäurin zu ſein, muß es einen guten Bauern zum Mann haben, einen, der nicht bloß alles wohl verſteht, ſondern auch den rechten Sinn dazu hat, d. h. den Sinn der Arbeitſamkeit, der Häuslichkeit, der Ehrbarkeit und Frömmigkeit. Dieſe vier Eigenſchaften muß ein Bauer haben, ohne ſie iſt er keiner oder wird es nicht lange bleiben. Das wars, was dem armen Meitſchi faſt das Herz zerſchnitt. Es hatte keine Ahnung gehabt, daß Benz nicht der Rechte ſei, es hatte ſich bloß Mühe gegeben, ſelbſt recht zu werden, jetzt fängt es an, bei Benz zu fehlen, und jetzt was machen, wie helfen? Anfangs kam wohl auch das Mißtrauen gegen die Mutter, welche die Sache zu ſchwer nehme und nicht mehr wiſſe, was jung ſein heiße, und wenn Benz Wein im Kopfe gehabt, ſo könne das ja jedem begegnen und vielleicht habe es die Mutter nur ſo gedeutet. Mit einem vernünftigen Wort könne man mit Benz ſicher machen was man wolle. Aber ſolche Gedanken hielten nicht lange Stich, denn Gretli kannte ſeine Mutter zu gut, als daß es hätte denken können, ſie mache aus einer Laus einen Elephanten. Zudem hatte Liſi Benz lieb, ſah gewiß nichts Böſes an ihm, aus Widerwillen hatte ja nie ein Wörtlein geſagt, um Gretli ihn abwendig zu machen. Je lieber dem Menſchen eine Sache iſt, welche in Gefahr kommt, deſto mehr Angſt kriegt er, deſto größer ſcheint ihm die Gefahr, deſto dringlicher ſcheint ihm die Noth zu helfen, zu retten. Da wird faſt zu klein für das große Bangen das größte Mädchenherz, der Schlaf geht fort, die Sinne werden ſchlaff, das Gedächtniß kriegt Löcher, Ueberlegen und Beſonnenheit ſchwinden, kurz der Zeitpunkt tritt ein, wo die Köchinnen die Suppe entweder zweimal ſalzen oder gar nicht, die Untermägde das Garn verdrehen, die Töchter das Pſalmenbuch aufs Sauerkraut legen und mit der Wurſt in der Hand andächtig zur Kirche gehen, wo ſie nicht mehr wiſſen, wie ſie heißen und wo es höchſt gefährlich iſt, ſie in Garten zu ſenden, dieweil ſie Salat, Kohl und Kabis ausreißen mit beiden Händen, fein ſäuberlich dagegen das Unkraut ſtehen laſſen.

Viertes Capitel.

Wie die Aufklärung für Volksbeluſtigungen ſorgt.

Gretli ſtellte ſich dieſes Verderbtwerden wie eine Krankheit vor, welche man akute nennt, ſo ein Nervenfieber, eine Gehirn- oder andere Entzündung, oder gar die Cholera, welche in wenig Stunden oder Tagen dem Menſchen Feierabend macht. Es gibt wirklich zuweilen auch ſolche Anfälle, welche über den Menſchen kommen oder über ganze Völker, in welchen der Menſch zum Mörder, zum Dieb, zum Verbrecher wird, faſt plötzlich und es bleibt ſein Lebenlang, in welchen ganze Völker wie wahnſinnig werden, wie mit einem allgemeinen Rauſch behaftet, das Gräulichſte vollbringen, ihr eigen Glück begraben auf Jahrzehnte und Jahrhunderte. Die meiſten ſittlichen Krankheiten, oder Krankheiten der Seele, ſind langſamer, oder wie die Gelehrten ſagen, chroniſcher Art, ſind zäh, wachſen langſam, faſt unmerklich, und Jahre kann es gehen, bis ſie dem armen Schächer ein Ende machen, indem ſie ihn langſam aufreiben oder zur Leidenſchaft gerathen, immer raſcher verzehren. Wie es zumeiſt langſam geht, bis eine krebsartige verzehrende ſittliche Krankheit einen Menſchen zu Grunde gerichtet hat, ſo geht es noch langſamer, bis ein ganzes Haus von dieſer Krankheit angeſteckt und zu Fall gebracht wird, zuweilen dauert es durch zwei oder drei Geſchlechter; gegenwärtig in dem Jahrhundert der Eiſenbahnen, wo man viel ſchneller fährt und lebt geht es raſcher. Wie das Feuer, welches ein ganzes Haus verzehrt, von einem Punkte ausgeht, geht der ſittliche Krebs von einer Perſon aus, ſo hat das ſittliche Verderben eines Volkes immer auch einen Brennpunkt, von welchem aus es über das Volk kömmt. Derſelbe ſitzt zumeiſt bei denen, welche die Gewalt haben, ſei es, daß es ihre eigene Natur iſt, oder ihr Schoos dazu gemacht wird, ohne daß ſie es merken. Das iſt um ſo gefährlicher, weil man da nicht wehren kann, weil es da geht wie bei einer Feuersbrunſt, wenn man die todtſchlägt, welche löſchen wollen und die zu Gnaden nimmt, welche das Feuer ſchüren. Da kömmt es dann darauf an, ob eine Kraft im Volke ſei, welche größer iſt als die, welche die Krankheit verbreitet und abſichtlich oder gedankenlos die Andern anſteckt, eine Kraft da ſei, welche mächtig iſt, zu löſchen und zu lähmen, die, welche das Feuer haben wollen. Iſt eine ſolche Kraft vorhanden, ſo rettet ſie das Volk, wo aber nicht, ſo wird es elend und geht zu Grunde.

Unſerm lieben Gretli iſt es zu verzeihen, wenn es den Lauf ſolcher Krankheiten nicht kannte. Ueberhaupt iſt es der Liebe Art, mit der Hülfe nicht zu zögern, und den Ochſen oder Eſel, der an einem Sonntag in den Brunnen fällt, nicht bis am Montag zappeln zu laſſen, geſchweige dann einen Liebhaber. Es dachte nicht, daß es ihm ein recht Capitel leſen wolle gut altdeutſch, dazu hatte es kein Recht, denn ſo was man ſagt, verſprochen waren ſie nicht. Es durfte nur ſo hinten um mit ihm reden, ihm verblümt zu merken geben, was es meine. Das iſt nun wirklich wohl ſchwer, kann ſich doch manche Frau nicht recht begreiflich machen, gäb wie armsdick ſie ſpricht und mit allen Zehn die Zeichen dazu greift. Die Mutter ſah die Wirkung ihrer Rede wohl, aber ſie ſetzte ſie nicht fort. Wahrſcheinlich dachte ſie, vieles Gerede über wichtige Dinge ſchade dem weiblichen Gemüthe, dies müſſe ſtark werden und zu dieſem Ende frühe lernen, das Wichtigſte in ſich ſelbſt zu verwerchen, ohne andere Hülfe als die von Gott.

Zum Glück war ein Sonntag vor der Thüre, an welchem getanzt wurde in allen Wirthshäuſern im Kanton Bern. Solcher Sonntage ſind 6 geſetzlich beſtimmte. Solche Tage ſind im Kanton Bern was die Tage der Heiligen im Kanton Solothurn und andern katholiſchen Ländern. Da heißt es, der Heumonat-, der Weinmonatſonntag u. ſ. w., als ob in gedachten Monaten ein einziger Sonntag ſei, für Viele allerdings, für Alle, denen der Sonntag kein Tag der Heiligung mehr iſt, ſondern bloß der rechte Fleiſchtag der Woche, d. h. der Tag, welchen man dem Fleiſche weiht und dafür ſorgt, daß wenigſtens an dieſem Tage allem Fleiſch auf Erden ſo recht ſauwohl ſei. Unter dieſe gehörte Gretli nicht. Im väterlichen Hauſe war eine andere Zucht, und dieſe führte zu einem andern Sinne. Indeſſen tanzte Gretli an ſolchen Sonntagen auch mit, wenn es ſchon nicht meinte, es müſſe jedesmal dabei ſein, wenn der Geiger den Bogen ſtrich. Gretli war ein junges luſtiges Blut und die Eltern dachten, ein Tanz in Ehren ſoll Niemand wehren. Sie hatten in ihrer Jugend auch getanzt und zwar in allen Ehren, ſie glaubten, ihre Kinder ſo erzogen zu haben, daß ſie es ebenfalls auf gleiche Weiſe könnten. An ſelbem Sonntag Morgen ſagte Gretli der Mutter, es möchte hinunter ins Dorf gehen, wenn ſie nichts dawider hätte, wenn was zu verrichten ſei unten, wolle es es ſchon machen. So alleine gehe es aber nicht gerne, ob nicht Bäbi es begleiten könne? Bäbi war die Magd, die ſogenannte Meiſterjungfer. Daß eine Magd mit der Tochter des Hauſes zum Tanze oder, wie man hier ſagt, auf den Tanzboden geht, iſt eine tägliche Erſcheinung, fällt Niemanden weder im Guten noch im Böſen auf.

Die Mutter erlaubte es, behielt aber, wie üblich und anſtändig, den Vater vor, obleich ſie wußte, daß, was ihr recht, dem Vater nicht zuwider war. Als das Mädchen Nachmittags fix und fertig vor die Mutter trat und ſagte: Leb wohl Mutter, und haſt noch was zu verrichten, ſo ſags, da erglänzten Liſi's Augen von mütterlicher Freude. Gretli war ein nettes ſchmuckes Mädchen, nicht zu groß, nicht zu ſchlank, ſo eben recht, um des Lebens Stürme zu ertragen, und alles, was es anzog, glänzte an ihm ganz beſonders. Sein Hemd war weißer als das anderer Leute, ſeine Schürze leuchtete vor allen andern, es war als wenn alles erſt recht rein und ſauber würde, wenn Gretli daſſelbe am Leibe hätte. Das iſt keine üble Eigenſchaft, andere haben es umgekehrt. Wir möchten ſagen, es ſei eine eigentliche Gabe Gottes. Sieh, da haſt etwas Geld, ſagte die Mutter. Mangle es nicht, ſagte Gretli, habe bei mir. Nimms, entgegnete die Mutter und zahle Bäbi eine Halbe, es kömmt ſo ſelten zum Wein und hat ſich bſunderbar wohl geſtellt dieſen Herbſt, und wenn es keinen Burſchen findet, der ihns zu Gaſt hält, ſo laß ihm aufſtellen Braten meinethalb und es Schübeli Salat dazu oder ſonſt was ſie haben. Die Mutter konnte ſich nicht enthalten, ſo gleichſam im Vergeß ihnen nachzutrappen auf den Rand des Hügels, wo ſie ihnen weithin nachſehen konnte. Bäbi hat angewendet, ſagte ſie für ſich, und iſt ein brav Menſch, ſtark und groß, aber das mag anwenden wie es will, dahin bringt es es doch nie, daß man nicht von weitem ſieht, welches die Tochter und welches die Jungfer iſt, und wenn Gretli nur die Werktagskleider anhätte und Bäbi gſuntiget wäre, was es ertragen möchte, man ſehe doch von weitem, was jedes wäre. Es iſt dann nicht, wie es im Sprüchwort heißt, daß die Kleider immer die Leute machen, manchmal machen auch die Leute die Kleider.

So ein ſchöner Sonntag halb im Herbſt und halb im Winter, an welchem einzelne verſpätete Pfyfolter (Schmetterlinge) ihre Flügel noch verſuchen, Mücken in der Sonne tanzen, Mädchen der Luſt nachflattern oder der Liebe, oder beidem zugleich, iſt eine milde väterliche Predigt Gottes, über die Worte des Apoſtels: Alles Fleiſch iſt wie Gras und alle Herrlichkeit des Menſchen wie des Graſes Blume, das Gras iſt verdorret und ſeine Blume abgefallen, aber des Herren Wort bleibet in Ewigkeit. Aber flatternde Mädchen haben zumeiſt die Ohren für ſolche Predigten noch nicht. Der Herr predigt immer zu rechter Zeit, aber es iſt das Schickſal ſolcher Predigten, daß man ſie zumeiſt erſt hinterdrein begreift, beſonders Mädchen. Es wäre denn, daß ſie im Pech der Liebe ſäßen, die Liebhaber den Finkenſtrich genommen. In Gretli war eine Stimmung nicht ganz wie die der Mädchen im Pech, aber doch eine ernſte, es blangte nach Benz und doch machte es ihm Angſt, ihn zu finden, denn wie ihm alles ſagen ſo eben recht verblümt, daß er es merken und doch nicht übel nehmen konnte? Dagegen war Bäbi voller Luſt, wie ein Zicklein auf der Weide. Es hätte nicht viel gefehlt, es hätte hell auf gejauchzt, daß es zu Berg und Thal wiederſchlagen. Es iſt ſich aber auch nicht zu wundern. Schön zweg wie vielleicht noch nie, das Herz voll Hoffnung, die Welt voll Sonne, die Meiſterstochter an der Seite Liebe und Luſt nachzulaufen, will wahrhaftig was ſagen, iſt ein ſchön Ding. Noch waren ſie nicht im Dorfe, ſo vernahmen ſie, es werde dort nicht getanzt. Der Wirth hätte keine Geiger bekommen können. Der Wirth fluche über die Geiger, ſie ſeien ein nichtsnutzig Pack, könnten nichts als freſſen, ſaufen und hundertjährige Tänze; habe man ihnen aufgewartet wie den vornehmſten Herrſchaften, ſei es am Ende nicht recht, und wenn nicht jeder ſeine drei Gulden hätte, ſagten ſie einem wüſt. Er wolle mit der Gattig zeug lieber nichts mehr zu thun haben. Die Geiger dagegen blieſen auf einem andern Loche, vermaleſtirten den Wirth ſchrecklich, der ſie durſten ließe, daß es ihnen ganz blöde geworden, ganz miſerabel, daß ſie vor Hunger nicht hätten ſchlafen können, daß er ihnen lieber nur drei Kreuzer als drei Gulden gegeben. Lieber wollten ſie an einer Bettlerhochzeit geigen als bei dieſem Wirthe. So war großer Zwieſpalt zwiſchen dieſen beiden Majeſtäten und wie üblich mußte das Volk es büßen. Schon der alte Virgil ſagt ja: Wenn die Könige ſich raufen, müſſen die Völker die Haare laſſen. Indeſſen vernahmen ſie zugleich, daß der Strich des jungen Volkes nach Gäuchliwyl gehe. Dort ſei heute ein groß Spektakel, beim obern Wirth ſei eine Grännete, beim untern ein Sackgumpet. Dieß ſind zwei der geiſtreichſten Beluſtigungen, Kinder der Cultur, der Bildung und Aufklärung, ſie entſtunden nicht zugleich, ſondern etwas nach den Schullehrer-Seminarien, eigentlich gleich nach der Freigebung der Wirthſchaften auf Patente und den errichteten Pflanzungen der Menſchen, welche nicht arbeiten mögen, dagegen deſto beſſer leben wollen. Begreiflich, wer nicht arbeitet, hat deſto beſſer Zeit zum gut leben.

Jeder Wirth will leben, ſucht ſein Publikum, daher großer Fortſchritt in Erfindungen von allen Arten. Der Erfindungsgeiſt hat vorher in 100 Jahren nicht halb ſo viel zu Tage gefördert, als in den letzten 10 Jahren. Alſo Gräneten iſt eine Beluſtigung, wo

Einer alle mit Grimaſſen zu überbieten ſucht; Sackgumpeten, wo die Kämpfer in Säcke geſteckt, die am Halſe zugebunden ſind, nach einem Ziele gumpen oder hüpfen müſſen. Eine Menge anderer herrlicher Erfindungen, wie Gänſe köpfeten u. ſ. w., zu welchen das Publikum ununterbrochen eingeladen wird, wollen wir nicht erwähnen.

Was das Bäbi für eine Freude hatte, mal ſo was Schönes zu ſehen. Es hätte nicht geglaubt, daß es ihm geordnet ſei, ſo was Bſunderbares zu ſehen, ſagte es. Es hatte Mühe, das Herz im Leibe zu behalten, daß es ihm nicht vorausgumpe Gäuchliwyl zu. Viel Leute waren dort, beſonders war die Jugend ſehr zahlreich vertreten, von wegen ſo was iſt ungeheuer bildend für die ſtrebſame junge Welt, unendlich bildender als der Beſuch eines Kindergottesdienſtes. Warum ſollten daher die Lehrer und die Schüler nicht das bildendere dem verdummenden und veralteten vorziehen? Wie auf rothe Schnecken, wenn es regnen will, trappete man bei jedem Schritte auf einen Schulmeiſter. Als Gretli kam, hatte beim untern Wirth die Grännete noch nicht angefangen, die Geigen gingen und einige verlorne Paare fuhren wie angebrannte Schwärmer den Wänden nach. Der Wirth hatte nicht Stroh im Kopf, er ſpekulirte, wenn er mit dem Gränne erſt anfange, wenn der obere Wirth mit dem Sackgumpen bald zu Ende ſei, ſo ziehe er die Maſſe zu ſich herab, habe er ſie einmal, ſo gingen die Meiſten nicht mehr hinauf, wenn das Grännen auch aus ſei, ſondern blieben bei ihm.

Eben als Gretli beim untern Wirthshauſe vernommen, daß man erſt hinauf müſſe, kam eine Chaiſe angefahren.

Der Wirth war alsbald bei der Hand. Einer der beiden Herren, welche in der Chaiſe waren, rief ihm entgegen, wir kommen doch nicht zu ſpät, die Grännete iſt doch noch nicht aus, von wegen der kommen wir? Nein, Herr Regierer, ſagte der Wirth, ſie gumpen oben erſt. Ich dachte, ich wolle warten, die Leute können nicht an beiden Orten ſein. Nit dumm, ſagte der gleiche Herr, ihr ſeid ein Pfiffikus. Nun, ſo wollen wir hinauf. Aber wie wiſſen wir es, wenn ihr unten anfangt? Will es euch ſagen laſſen, ſagte der Wirth, und nicht anfangen, bis ihr da ſeid. Ma foi z'Sach iſt impayabel, ſagte der Andere. Ich hätte nicht geglaubt, daß unſerem Volke ſo was in Sinn käme, es iſt köſtlich. Da ſeht ihr, wie es ſich entwickelt, und was ihm für Einfälle kommen, ſeit es frei iſt, antwortete der Andere und machte ein ſeltſam Geſicht zu den Worten.

Ma foi oui, antwortete der Zweite ganz ernſthaft. Das ſind Erſcheinungen, ich hätte ſie vorher nicht geglaubt, wenn es mir Jemand vorausgeſagt, das ſind Thatſachen für den Hiſtoriker. Eine Priſe, Herr Präſident, ſagte der Erſte und bot eine ſchöne Doſe ihm dar. Der Präſident zog raſch ſeine glacirten Handſchuh aus, ſagte, excuser. Ihr habt immer verdammt ſtarken Schnupf, eh bien er macht deſto heller im Kopf. Gretli ſagte zu Bäbi: So ſehe ich die einmal, die gefallen mir ſchlecht. Kann nicht ſagen, antwortete Bäbi, der mit der Schnupfdruke iſt ſo für einen Herrn nicht der Schönſte, ich habe geglaubt, die Herrn ſeien ſchöner, die Haut im Geſicht mahnt mich ganz an eine Kuhhaut, wenn ſie halb gegerbt iſt. Der andere aber wohl, der gefällt mir, er mahnt mich ganz an unſeres Schneiders Bub, der Luſtige und Hoffährtige, wo in der ganzen Welt herum kam bis z'hinterſt hintere bis ins Ruggli (Loch) ja bis Punterlü (Pontarlier) wie ſie ſagen, kanns aber ſchier nicht glauben. Hinter dem Wirthshaus auf einer Wieſe war der Sackgumpet, weit über das ganze Dorf weg erſcholl das Gelächter, wenn Einer fiel, und unbehülflich mit den eingebundenen Armen am Boden zappelte, aufſtehen wollte und nicht konnte.

Gretli achtete ſich deſſen wenig, ſeine Augen gingen ſuchen, aber umſonſt. Da ſtieß Bäbi ſeine Begleiterin unſanft in die Seite und ſagte laut, wie wenn ſie oben auf der Ankenballe alleine im Bohnenplätz wären: Lue dert, dort links, dort iſt Hunghanſe Benz, ein ganzer Haufen Meitſcheni ſind dort, hoffährtig vom Tüfel.

Gretli hatte es ungern und wurde über und über roth, denn die Leute ſahen ſich nach ihnen um, aber gäb wie es zu Bäbi ſagte, ſo ſchweig doch, Bäbi demonſtrirte fort, mit weit ausgeſtrecktem Arme hinzeigend auf Hunghanſe Benz und ſteuerte derſelben Seite zu. So meinte es Gretli nicht, mit einigen derben, halt's Maul, willſt dich ſtille halten oder nicht, brachte es endlich Bäbi dahin, daß es bloß noch muggelte: Meinethalben, wenn du nicht willſt, ſo laß es ſein, das hat man davon, wenn man es gut meint, und in guter Meinung z'weg helfen will. Es gibt Leute, welche nichts merken, und wenn man ihnen die Winke mit dem Holzſchlägel um den Kopf ſchlüge. Dieſe Leute leben im ſüßen Wahn, andere Leute merkten ſo wenig als ſie, reden und gebehrden ſich, als ob ſie alleine auf der Welt wären, oder die Andern weder Augen noch Ohren hätten. Sind komode Leute das, ausgenommen, wenn man ihnen eben was zu merken geben will.

Man mag die Gleichheit der Menſchen predigen wie man will, ſo wird es immer verſchiedene Stufen geben, und namentlich bei den Meitſcheni.

Bäbi z. B. ſtand auf der Stufe, wo man die Buben beim Arm erfaßt, nebe ume reißt, ſie anbrüllt: Seh, kannſt mir wohl eine Halbe zahlen und Einen (Tanz) mit mir haben; und ihn nicht wieder los läßt, wenn es wohl geht, bis er eine Halbe gezahlt und Einen mit ihm gehabt, und dann noch nicht einmal oder wenigſtens höchſt ungerne. Gretli ſtand ſchon auf einer ganz andern Stufe, da iſt das aktive ins paſſive übergegangen, man will bemerkt, aufgeſucht, gebeten und wieder gebeten werden. Höchſtens hilft man der Natur, d. h. ſeinen geheimen Wünſchen ganz fein nach und zwar wo möglich durch die dritte oder vierte Hand. Gretli that auch das nicht. Aber verhehlen wollen wir nicht, daß es ihns zuſammenzog und der Athem ihm kurz wurde, als ſtecke es in einem Schnürleibe, welche leider Gott auch auf dem Lande durch unſelige Nätherinnen, ein im Allgemeinen verderblichem Gezüchte, eingeführt werden. Es iſt wirklich ein ſtreng Ding. Einen beſonders im Auge zu haben und dieſer Eine braucht ſeine Augen anderswo, thut auch nicht einen Blick dahin, woher er ſo inbrünſtig ins Auge gefaßt iſt, daß es akurat iſt, als thäte er mit Fleiß ſo dumm, und ſehe nur an einen Ort hin. Nicht weit von Benz ſah man die zwei Herren ſtehen, wie es ſchien, kannten ſie ihn, und der, welcher dem luſtigen Schneider glich, that ſchön, wahrſcheinlich der Mädchen wegen, unter denen eine Reiche ſein konnte, nach denen er ſeit lange fiſchen ging, denn gerade eine ſolche hatte er ſehr nöthig. Da trat zu ihnen ein Mann, der mit beſondern freundſchaftlichen Rückſichten begrüßt wurde. Gretli kannte ihn, es war Hunghans. So, dachte es, der auch da? Was müßte man wohl dem Vater geben, wenn er heute da ſein ſollte? Aber es wird ſein, was die Gotte geklagt, ſeit er ein Herrenſchlecker geworden, ſei er kein rechter Mann mehr. Jä und wenn es dann noch rechte Herren wären! Da gabs Bewegung. Nach ſtatt gehabter Begrüßung, welche anfangs beinahe den Anſchein hatte, als wollten ſie ſich küſſen, machten die Herren lange Beine und mit Hans dem untern Wirthshauſe zu. Hans hatte nämlich die Nachricht gebracht, der untere Wirth möchte das

Grännen angehen laſſen. Das hatten auch noch Andere gehört, liefen den Erſten nach und die Andern dieſen nach, ſie wußten nicht warum, aber ein eilend Gehen Mehrerer hat was magnetiſches, zieht die Andern nach, es gab einen allgemeinen Aufbruch. Das Volk ſtand auf, es wußte nicht warum, wie eine radikale Capacität ſich einmal ausdrückte. Mit Erſtaunen und mit Grauen ſah der obere Wirth dieſem unerwarteten Manöver zu. Er frug, brennts, brennts, wo, was? Nicht daß man wüßte, erhielt er endlich zur Antwort, aber beim untern Wirthe gehe das Grännen an. Der Regierer ſei ſchon voran. Umſonſt rief der Wirth: Wartet doch, wartet, es wird noch einmal gumpet, es iſt noch nicht aus, es wird noch einmal gumpet. Er rief umſonſt, die Leute wollten nichts mehr von Gumpen, ſie waren jetzt aufs Grännen verſeſſen. So wandelbar iſt des Volkes Laune. Jetzt einmal erfuhr der obere Wirth, was Fluchen nützt. Er fluchte, daß der Boden zitterte, kein Menſch ſah ſich um, Alles lief, als ob die Nachricht gekommen, im Unterdorf ſei Kalifornien angekommen, dort könne jeder Gold haben ſo viel er wolle. Bloß eine alte lahme Frau, welche den Nachzügler vorſtellte, wandte ſich endlich um und ſagte ſo: ſchweig doch du Brüllbung, ſprengſt ſonſt die Zähne aus dem Maul und haſt ſie nöthig, wenn du ſelbſt freſſen mußt, was du geſchlachtet haſt.

Auf dem Wege nach Unten ſtieß im Gedränge Gretli auf Hunghans. Dieſer begrüßte es freundlich, und redete einige Worte mit ihm. Der Präſident ſah nicht ſobald Hunghans mit einem Mädchen reden, ſo handhabte er ſeine elegante Lorgnette und im Drang ſeines weichen Herzens frug er den Hunghans, daß Gretli es noch hörte: Wer iſt das charmante Kind, mit welchem ihr da geſprochen, es charmants Töchterli? Es iſt meiner Frauen Gotte, ſagte Hans, der Vater iſt der Bauer auf der Ankenballe, man ſagt ihm nur Ankenbenz, wir ſind noch verwandt mit einander, von meiner und von der Weiber Seite. So, ſo, ſagte der Präſident, es charmants Töchterli, alſo der Vater iſt ein Bauer was man ſagt, ein hinterſetzter, und die Tochter eine gute Parthie? Ho, ſagte Hans, wahrſcheinlich. Wenn einmal Alles geſtorben iſt, ſo bekömmt ſie den Reſt, wie man zu ſagen pflegt. Ihr ſeid immer ein Spaßvogel. Es iſt ein charmantes Töchterlein, ich ſah heute noch keins, das mir ſo in die Augen gab. Das wird Liebhaber haben, iſt vielleicht, frug der Präſident, ſchon verſprochen? Nicht daß ich weiß, ſagte Hans, daneben iſt's möglich, bin wenig daheim, und wenn ich es ſchon wäre, Meitſchi haben ihre Sache oft ſehr geheim. Nicht wahr, Herr Präſident? Ihr ſeid ein Vogel, Herr Amtsrichter, ſagte der Präſident geſchmeichelt. Denn er hörte nichts lieber, als Anſpielungen auf ſeine Feldzüge und Siege beim weiblichen Geſchlechte. Aber von da an trachtete er nach Gretli's näherer Bekanntſchaft. Dieſe machte ſich zufällig ganz leicht.

Benz und Gretli waren doch zuſammen gekommen und ganz zufällig, nicht einmal Bäbi hatte was dran gemacht; ſie ſuchten beide einen Ort, wo man das Grännen am beſten ſehen könnte, da fanden ſie ſich. Bei den erſten Verſuchen der Gränner mußte man lachen, nachher ward es zum dummen einfältigen Spaß, dem man mitunter durch Schweinereien auf die Beine zu helfen ſuchte. Der Präſident ſpekulirte auf intereſſantere Ausſichten, ſtrich mit der Lorgnette herum, fand endlich Gretli und glücklicher Weiſe bei Benz. Benz kannte er wohl, hatte ihn ſchon öfters beim Vater geſehen, mit ihm getrunken und geſpielt. Ja ſo, ſagte er, ihr ſeid in charmanter Geſellſchaft, habt euch vortrefflich placirt, aber z'Sach iſt langweilig, es iſt am Ende alles das Gleiche und keine Abwechſlung darin. Nun docirte er und zog dazu den Handſchuh der Hand ab, an welcher er einen goldenen Siegelring hatte, wie er an anderen Orten anderes geſehen und unendlich geiſtreicher, wie man es hier machen müßte, und es fehlte hier nicht viel, er hätte im Drange ſeiner Begeiſterung die Richtigkeit ſeiner Behauptungen anſchaulich durch eigenes Grännen dargeſtellt. Wo bleibt unſer Präſident, ſagte der Regierer, dem die Grännete nach gerade ebenfalls langweilig ward? Was gilts, er macht oben das Böcklein und ſtreicht den Meitſchene nach. Wir wollen ihm auf die Fährte, ungern oder nicht ungern, hat nicht viel zu bedeuten, nicht wahr Herr Amtsrichter? Ho, ſagte der Amtsrichter, das war von je der Brauch, daß man einander in dieſer Sache etwas plagte. Was man dem Einen heute machte, das macht er dem Andern morgen wieder. Das zahlt einander und geht am Ende z'gleichem auf. Ihr ſeid ein alter Praktiker, Herr Amtsrichter, merks. Unſer Junge aber iſt noch jung, macht den Narren, möchte einen guten Schick machen, verſteht aber den Pfiff noch nicht; nicht wahr, Amtsrichter? Der Herr Regierer verſtünds beſſer, ſagte der Amtsrichter, es iſt gut, daß er ſchon eine Frau hat. Es wäre ſonſt ſchlimm, vor dem ſich in Acht zu nehmen. Darauf ſagte der Regierer nichts. Wenn er nicht Wein getrunken hatte, ſo beſaß er einen bedeutenden Takt, Geſpräche anzuknüpfen und ſie wiederum fallen zu laſſen und beides zu rechter Zeit. Dort iſt er, ſagte der Amtsrichter. Hätts nicht geglaubt, daß er eine ſo gute Naſe hätte; es iſt ſchade, iſt er nicht zu was anderem gerathen, vor dem wäre kein Haſe im Lager ſicher, er ſtüpfte alle auf. Wo, ſagte der Regierer, der eben zuweilen that, als ſehe er nicht am beſten. Dort, ſagte der Amtsrichter, dort bei dem Meitſchi ſteht er, wo er vorhin gefragt, wer es ſei. Er wird die geſucht haben, als er ſie verließ. Wer iſt der, wo dabei ſteht, iſt das nicht Euer Sohn, der ältere, nicht der Leutnant? Es wird, ſagte der Amtsrichter. Der Regierer machte keine Bemerkung gegen den Amtsrichter, grüßte Benz, zog dagegen den Präſidenten auf, muthete ihm zu, er mache polizeiliche Nachforſchungen, tauge aber nichts dazu, bleibe ſtecken, werde ſelbſt aufgegriffen oft.

Der Präſident fuhr lange herum nach einer witzigen Antwort, aber es ging ihm, wie einem, der mit einer langen Stange im Nebel herumfährt, um ihn anzuſpießen. Als er keine an ſeinem Spieß kriegte, lenkte er ein auf ſeine Anſichten, wie man ſolche volksthümliche Bildungsmittel, Gränneten, Sackgumpeten, Gänſeköpfeten ꝛc. äſthetiſcher machen und etwas mehr Geiſt hineinbringen könnte. Wenn einmal wieder ſo was los ſei an einem Orte, wolle er vorher mit den Leuten reden, ihnen ſein Anſichten mittheilen. Er ſei überzeugt, man könne ſich mit nichts um das Volk verdienter machen, als wenn man an ſeinen Freuden Antheil nehme in Gottes Namen ihm Lieb und Leid mittheile. Und die Meitſcheni auch, nicht wahr Herr Präſident, ſagte der Regierer. Solche Aufopferungen ſind die ſchönſten Opfer auf dem Altar des Vaterlandes. Ich kenne Leute, welche in dieſem Punkte großer Aufopferungen fähig wären, antwortete witzig der Präſident. Gretli ſuchte dieſe Zweiſprache zu benützen und wollte ſich drücken. Der Präſident ſah es und Jungfer er — er (er durfte nicht Jungfer Ankenbenzin ſagen und den Geſchlechtsnamen kannte er nicht) ich bin ſo frei, einen Vorſchlag zu machen, zu ſehen iſt doch nichts mehr, wie wäre es, wenn wir hineingingen zu Freund Weinzäpfli (Wirth)? Gretli that, als beziehe es dieß nicht auf ſich und wollte weiter ſteuern, Bäbi zu, welches in der Nähe ſtund und an der Grännete ein göttliches Vergnügen durch ſperrangelweit geöffnetes Maul einſog. Nein, bitte ſehr, ſagte der Präſident und Jungfer — er, er — macht uns ſicher das Vergnügen und bleibt in unſerer Geſellſchaft. Es ſei nicht alleine, ſagte Gretli, müſſe bald heim u. ſ. w. Da kam Bäbi daher und raunte Gretli ins Ohr: Der lange Melcher iſt da, der letztes Jahr bei uns war. Der Lauſer muß mir eine Halbe zahlen, ruf mich, wenn du fort willſt, und ehe Gretli antworten konnte: Gleich jetzt, war Bäbi weiters dem langen Lauſer zu, ſonder Raſt, damit ihn nicht eine Andere erjage. Nun hoffte Gretli auf Benz, der werde ihns aus der Herren Hände befreien, oder auf deſſen Vater. Doch umſonſt. Thu nicht ſo nöthlich und komm, ſagte Hans, ſövli bös wird es dir nicht geben, du kannſt ja wieder fort, ſobald es dir erleidet iſt. Das that Gretli ſehr weh, daß die Freundſchaft von Vater und Sohn größer war zu den Herren als zu ihm. Sie ſahen doch, wie ungerne es kam, aber weil die Herren es wünſchten, dann wars gleichgültig, komme es gerne oder ungerne, dachte es. Gretli verſtummte und ging, dachte dabei: So, iſt das ſo gemeint? He nun in Gottesnamen, ſo mach was du willſt, heirathe meinethalben einen von dieſen Möffen, aber deinetwegen verſetze ich keinen Tritt mehr.

Und Gretli warf die Lippen auf und machte ſein Köpfchen. Das Schmollen iſt eine Waffe, welche jedes Weib hat, ſo wie der Eſel die Hufen, der Ochſe die Hörner. Es hat aber noch eine zweite Waffe, und dieſe hat es wie der Wolf die Zähne, die Wespe den Stachel. Das Schmollen (Kuppen, Tublen) iſt eine Kunſt, welche jedes Weib kann von Natur ſo gut als der Fiſch das Schwimmen, der Vogel das Fliegen. Freilich nun ſind die Kunſtfertigkeiten und Manieren dabei verſchieden. Die einen ſchweigen ganz und machen ein Geſicht dazu, wie ein verblüfftes Flußpferd, wenn es den Kopf übers Waſſer ſtrecket und eine Kugel in die Naſe kriegt; Andere reden aber aus dem Pfeffer und machen Augen dazu, wie Katzen im finſtern Mond; Andere werfen eben die Lippen ſpöttiſch auf und geben Antworten, die aufs Haar wilden Caſtanien gleichen, die Hülle iſt ſtachlicht und der Kern iſt bitter; noch Andere kehren das Geſicht immer weg, man kriegt es gar nicht zu ſehen, und wenn ſie reden, ſo verſteht Niemand was ſie ſagen, ſie werden ungefähr dem Himmel gleichen einen Tag vor der Sündfluth, wo ihm Jedermann anſah, daß es mit ihm nicht richtig ſei, aber auch Niemand recht begriff, was es geben ſollte. Die Herrn führten ihre ganze Liebenswürdigkeit ins Feld, ja ſie ließen ſogar die Reſerven ausrücken, ſchwenkten ein, machten Geſundheit, fuhren mit Tellern voll guten Sachen Gretli ununterbrochen um das Geſicht herum, drückten artige Complimente z'weg, brachten allerliebſte

Neckereien vor, machten Anſpielungen, welche, beſonders die des Regierers, oft ziemlich ſaftig ausfielen. Benz ſaß da wie ein Kloß und Hans dachte, ſeinethalb könnte es gehen, wenn es wolle, ihn dünke es, das Meitſchi ſollte bald genug haben. Des Meitſchis Lippen wurden auch immer ſtotziger und ſeine ſeltenen Antworten ſchnippiſcher. Der Präſident fand, die Tochter hätte Geiſt, nur ſei er nicht polirt, ein ungeſchliffener Demant; das ſagte er zwar nicht, ſondern ſprach von einem Tänzli, bedauerte bloß, darauf nicht eingerichtet zu ſein. Handſchuh hatte er, aber wahrſcheinlich taugten ſeine Stiefel nicht mehr zum Tanzen. Dazu kam nun noch der junge Hans halb betrunken, ſprach ebenfalls vom Tanzen und wollte Gretli nicht gehen laſſen, welches ſchon mehrere Male aufgeſtanden war. Glücklicher Weiſe ſtreckte Bäbi den Kopf zur Thüre hinein und rief: Gretli los Neuis. Gretli ging hinaus, ließ die Thüre offen, machte ſich aber die Treppe ab zur hintern Thüre hinaus, gäb wie ihm Bäbi nachrief: Los doch, wart doch, los doch, wart doch! Lauf doch nicht, wie wenn du geſtohlen hätteſt! Aber Gretli wartete nicht, bis es ſich vom Wirthshaus aus unſichtbar gemacht hatte. Was iſt doch nöthig, ſo zu laufen, keuchte da Bäbi heran, wollte ja nur ſagen, es ſei mir erleidet in dem verfluchten Neſte, ich wolle fort, ſolleſt mich nicht ſuchen, wenn es dir etwa bei deinen Herren auch erleidet ſei. Ich wollte die wären wo die Schneegänſe, aber warum iſt es dir ſo bald erleidet? ſagte Gretli. He warum, der lange Lauſer ließ eine Halbe kommen, vom beſten befahl er, trank dann wie eine Kuh, die verbranntes Heu gefreſſen, und als er ſie alleine faſt ausgeſoffen, lief er hinaus, ſagte, er müſſe Jemanden was ſagen, kam nicht wie der, und wer die Halbe bezahlen konnte, das war ich und hatte ein einzig Glas davon, der Hund was er iſt! Mein Lebtag ſage ich keinem mehr, er ſolle eine Halbe zahlen. He nun, ſagte Gretli, es iſt uns dann beiden gleich gegangen, Verdruß gehabt und ſonſt nichts. Das iſt gut für ein ander Mal, wir wiſſen dann, ob wir daheim bleiben oder ſo mir nichts dir nichts in der Welt herumlaufen ſollen. Haſt du auch zahlen ſollen, frug Bäbi bedauerlich? Warum nicht gar, ſagte Gretli. Da ward Bäbi ſtill und ſann darüber nach, was wohl Gretli ſo habe aufbringen können, wo man ſo ſchön aufgewartet und es doch nicht hatte zahlen müſſen? Als Gretli nicht wieder kam, kam der Präſident in Unruh. Geht doch und ſeht, wo ſie iſt, ſagte er zu Benz, die wäre zuletzt noch im Stande, uns davon zu laufen. Als Benz nicht gleich wieder kam, ging der Präſident ihm nach. Aber beide fanden Gretli nicht. Das Meitſchi blieb verſchwunden. Vom Regierer ward der Präſident tapfer ausgelacht, ſeine Kunſt, die Mädchen zu feſſeln, ſcharf beſpöttelt. Noch jetzt wollte er den jungen Herrn allenthalben ausſtechen, behauptete der Regierer. Wenn es ihm einmal begegnet wäre, daß ihm ein Mädchen ſo unter den Händen draus gelaufen, er hätte ſich vierzehn Tage lang vor den Leuten nicht ſehen laſſen dürfen. Die Mannſchaft vom Hungbaſen ſagte nicht viel dazu, ſie ſchien durch die Flucht des Mädchens ſogar erleichtert. Der Alte ward luſtiger, die beiden Brüder machten ſich zum jungen Volke. An Gretli dachte Niemand weiter als der Präſident. Es ſei ſchade, daß das Mädchen ſo ſchüchtern ſei, dachte er, aber wenn man ein paar Mal mit ihm zuſammen gekommen ſei, werde ihm dieß ſchon vergehen. Keiner unter ihnen hatte eine Ahnung von dem, was in Gretli's Herzen vorging, von ſeinem Zorn über Alle. Es gibt viele Leute, welche durchaus keinen Sinn haben für das, was in andern Herzen vorgeht, namentlich nicht für die Eindrücke, welche ſie ſelbſt gemacht und welche ſich auf ſie beziehen.

Das ſind zumeiſt Leute, welche nur mit ſich beſchäftigt ſind, und doch wiſſen zumeiſt gerade dieſe Leute am allerwenigſten, wer ſie ſind, was ſie ſind, ja gewöhnlich nicht einmal, woher ihre Gedanken kommen, was ſie bedeuten, höchſtens was ſie begehren.

Als Gretli heimkam, merkte die Mutter alsbald, daß was nicht richtig ſei und brauchte nicht lange zu fragen, um alles zu vernehmen. Gretli begehrte gar bitterlich auf, erſt über die Herren. Selig Herren und ſelig Uflätb! Und erzählte der Mutter, was dieſelben geſagt und wie ſie ſich gegen ihns betragen, gerade als ob es das ärgſte Menſch unter der Sonne wäre. Etwas hatte Gretli recht und etwas nicht. Gretli nahm manches übel oder verſtund es falſch, was gar nicht böſe war, weil es neu war in der Welt und Neulingen alles unanſtändig iſt, deſſen ſie nicht gewohnt ſind. Anderes dagegen war wirklich beleidigend und unanſtändig und warum? Die beiden Herren hatten freilich nicht den beſten Ton, waren in eigentlich guter Geſellſchaft nicht eingelebt, aber ſo viel wußten ſie doch davon, was man ſo grobhin reden durfte und was nicht, und den Maßſtab davon hatten ſie nicht bei einigen Luzerner Notabilitäten genommen, deren guter Ton armsdick iſt und vornen mit fünf

Fingern verſehen. Daneben aber hatten dieſe Herren, wie viele andere, die grobe Unart, zu glauben, mit Mädchen im Kittel (Landstracht) ſei anders zu reden als mit Mädchen in Röcken, da ſeien Zweideutigkeiten und übel riechende Anzüglichkeiten Höflichkeiten, und je ſchliefriger einer zu reden wiſſe, deſto einen größern Ruf als artiger und kurzweiliger Herr erwerbe er ſich. An dieſem Vorurtheil mag man auf dem Lande theilweiſe wirklich ſelbſt ſchuld ſein, da allerdings in der untern Klaſſe in der Regel alle Witze ſchmutzig ſind und in vielen Häuſern ſolche Witze geduldet werden in Gegenwart der Meiſterleute, ja ſelbſt der Kinder. Es gibt aber Viele, welche von dieſer Unart ſich ferne halten und ſehr Viele, deren Ohren vollſtändig daran gewöhnt ſind, nehmen ſie doch außerhalb ihrem Hauſe und namentlich von ſolchen Herren als grobe Beleidigungen auf, als mache man keinen Unterſchied zwiſchen ſchlechten Menſchern und rechten Mädchen, als meine man, Alles, was den Kittel trage, ſei von gleichem Schlage. So nahm es Gretli auf und war darum ſo bitterlich böſe, am allermeiſten über Benz, der ſolches geduldet, nicht die Herren gſchweigt oder es ſonſt aus dieſem Fegfeuer erlöſt, ſondern wahrſcheinlich noch ſeine Freude daran gehabt, wie die Herren es ausgeführt und ausgezäpfelt.

Gretli that indeſſen Benz Unrecht. Benz war über die Ankenbäurin böſe. Die ſolle nicht meinen, hatte er bei ſich ausgemacht, daß ſie im Hunghafen regieren wolle wie oben auf der Ankenballe, der müſſe man zu rechter Zeit die Finger ſtutzen, damit ſie nicht zu weit greife im Handel. Einſtweilen gehe es ſie wenigſtens noch hell nichts an, arbeitete er etwas oder nichts, trinke er einen Schoppen oder eine Maß. Dem Weibervolke müſſe man den Verſtand machen zu rechter Zeit, ſonſt hätte es der Teufel geſehen. So dachte Benz, und das ließ er Gretli fühlen. Er nahm ſeine Sache allzugewiß, wollte die Kur anfangen, ehe er ein Recht zum arzten hatte. Zudem wußte er nicht recht, wie in der Geſellſchaft der Herren ſich benehmen; ſein Bruder Hans, der öfter bei ihnen war, wußte es beſſer. Trotz aller Freiſinnigkeit hielt er es doch für eine Ehre, mit den Herren Wein zu trinken, es that ihm grauſam wohl, wenn er ſagen konnte, er habe mit dem Regierer oder dem Präſidenten eine Halbe gehabt, um ſo weniger durfte er ſie zurecht weiſen, um ſo weniger dachte er daran, Gretli in Schutz zu nehmen. Auch fühlte er natürlich nicht, wie Gretli, wußte nicht, was traf und wie tief es ging. Liſi nahm das hinters

Ohr, ſagte aber Gretli nicht viel darüber als: Wenn der Alte nicht witziger iſt, dünket es mich an den Buben nichts anders, aber er wird es noch erfahren müſſen, wohin das führt. Das Lehrgeld, ein Herr zu werden, wird theuer ſein; mancher iſt ſchon dran erſtickt; wollen hoffen, er laufe noch zu rechter Zeit aus der Lehre.

Sechſtes Capitel.

Zwei Gerichtsverhandlungen, eine Vormittag, eine Nachmittag.

Gerichtstage haben in jedem Lande Einfluß auf den Puls der Bevölkerung, d. h. auf alle die, welche irgend wie mit dem Gerichte verflochten ſind. Amtsrichter, Wirthe, Fürſprecher, Rechtsagenten ſind auf den Beinen, ſammt ſämmtlichen Parteien, d. h. die, welche freie Beine haben, die Criminaliſirten, welche in den Gefängniſſen ſind, brauchen die Beine nicht ſtark, beſonders wenn ſie in Vergeſſenheit gerathen ſind, was jeweilen geſchehen ſoll. Da werden Proceſſe erſtinſtanzlich beurtheilt, welche großen Einfluß haben auf Familienglück, auf den Beſtand der Familien, ja auf die ganze Zukunft eines Geſchlechtes. Es werden Entſcheide gegeben, welche furchtbar wirken auf die Gemüther der Menſchen, Seelen vergiften und verbittern, wir möchten ſagen für Zeit und Ewigkeit, Seelen ſtärken in der Bosheit, ſie füllen mit neuer Luſt, die Peiniger ihrer Nächſten zu ſein, ihnen mit Liſt und Ränken und Hülfe dehnbarer Geſetze und drehbarer Richter das Ihre abzudringen. Es wird entſchieden über Freiheit und Ehre eines Menſchen, und je nachdem es geſchieht, gerecht oder ungerecht, nach dem Ernſte des Geſetzes oder der Leichtfertigkeit der richterlichen Gemüther, nach gerechtem Ermeſſen oder zufälligen Sympathien, je nachdem ſind die Wirkungen auf die allgemeine Ordnung und die Gemüther der Betreffenden. Jedes ungerechte Urtheil iſt zerſetzendes Gift für das Ganze und für den Einzelnen. Es werden Eide geſchworen zu Gott dem Herzenskündiger, Leib und Seele zum Pfande geſetzt für Zeit und Ewigkeit: daß beide büßen ſollen zeitlich und ewiglich, wenn ihr Eigner mit frevler Hand das Recht, das ihm nicht gehörte, genommen an den Stufen des Thrones des gerechten Richters der Lebendigen und der Todten. Dieſe Eide tönen durch Mark und Bein, durch's ganze Leben bis ins Grab, ſie donnern in die Gerichte jenſeits hinein. Sie donnern aber nicht nur in das Gericht deſſen hinein, welcher falſch geſchworen, ſondern auch in die Gerichte derer hinein, die frevelhaft zu ſolchen Eiden antrieben, die leichtfertig und gewiſſenlos ſie abnehmen, welche unbedenklich Seelen opferten und der geopferten Seelen ſpotteten. Wohl wird das donnern an jenem Tage über den Häuptern von Advokaten und Richtern, welche mit den Eiden ein läſterlich Spiel getrieben, Menſchen muthwillig in die Verdammniß gejagt, wie Hunde den Haſen jagen, bis er vor der Flinte der Jäger iſt! Wo ein Eid über einem Haupte donnert, da bebt zum Tode das Herz, es zieht ein in daſſelbe die ewige Pein. Wo hundert Eide über einem Haupte donnern, über Richtern, über Advokaten, wie unausſprechlich wird ihnen da ſein, wie werden da brauſen und fluthen die Ströme glühender Pein über die freveln Häupter! Und an das denken die übermüthigen Jungen nicht, treiben fort und fort ihr frevles Spiel.

Schwer laſtet es auf der Seele des Arztes, wenn er am Bette eines ſchwer Erkrankten ſteht. Er ſieht den wilden Kampf der Lebenskraft mit dem Krankheitsſtoff, er ſoll die erſte ſtärken, den letzteren ſchwächen, er ſoll entſcheidend eingreifen, er ſoll der Lootſe ſein, der im Strome das Schifflein durch die Klippen führt, und mit Bangen ſtehn hinter ihm die Lieben, leiſe unausſprechliche Seufzer umſäuſeln ihn. Da ſteht er, der Mann, in deſſen Erkennen das menſchliche Entſcheiden liegt; in tiefem Bedenken ſteht er, wiegt die Lage der Dinge mit ſcharfem Sinn und wenn er's nach beſonnenem Bedenken zu haben glaubt, ſchreibt er raſch flüchtige Zeichen und entbietet die ſtärkende Macht, wie der Schütze in ruhigem Zielen den Zweck ſucht und nicht drückt, bis er denſelben erfaßt zu haben glaubt. Die Zeichen, die er geſchrieben, entſcheiden nächſt Gott über Leben und Tod, darum ſchaut er ſo ſcharf, darum denkt er ſo beſonnen, darum war es ihm dabei ſo ernſt im Gemüthe. Aber ſein Einſchreiten entſcheidet nur über das zeitliche Leben. Nun hängt freilich an einem Leben oft ſo vieles und dieſes Bewußtſein mag den Arzt um ſo beſonnener machen und bedächtiger. Aber am Arzte zunächſt hängt nur das Leben und auch dieſes immer Gott vorbehalten, der über dem Arzte iſt, wie über der Erde die Sonne; die weitern Folgen allzumal, und in jeder Beziehung, liegen in Gottes Hand. Beim Richter aber iſt es anders. Der Richter ſteht höher als der Arzt. Dem Richter ſind höhere Güter als das Leben in die Hand gegeben, nicht bloß das Eigenthum, ſondern Ehre und Freiheit, und überdieß ſteht er an Gottes Stelle, verrichtet das Richteramt in Gottes Namen oder vielmehr, er ſoll es verrichten in Gottes Namen, und thut er es nicht, ſo züchtigt ihn Gott nach anvertrautem Amt und Pfund. Dieß iſt ſo bis auf den heutigen Tag, denn es iſt immer der gleiche Gott mit der gleichen Gerechtigkeit und der gleichen ſtarken Hand zu erhöhen und zu erniedrigen nach ſeinem Belieben. Es iſt ſehr merkwürdig, wie moderne Staatsjungen faſeln. Ehedem wetteiferte jeder Staat um die Ehre, ſich einen chriſtlichen zu heißen, ja es gab ſogar einen König, welcher ſich anmaßte, der allerchriſtlichſte heißen zu wollen. Gegenwärtig iſt ein kindiſches Renommiren an der Tagesordnung, ein ſich Schämen alles Chriſtlichen, daher die dumme Rednerei kein chriſtlicher, ſondern ein Rechtsſtaat ſein zu wollen. Darunter kann man nicht verſtehen einen Staat, wo Recht und Gerechtigkeit herrſchen. Denn wo ſind dieſe, wo man nicht mehr chriſtlich ſein will, und wo ſind ſie in den Ländern zu finden, die ſich als Rechtsſtaaten proclamirt haben. Das kann nicht anders heißen ſollen, als ein Staat voll Rechtsgelehrte und Rechtshändel! Daß Gott erbarm! Wären Heuſchrecken nicht beſſer und allerlei Fieber? Und trotz allem Geplapper von Rechtsſtaat ſind wir doch eigentlich ein Gottesſtaat geblieben und Gottlob, daß wir es geblieben ſind. Gottlob, der Grundſatz herrſcht trotz allen Namen dem Weſen nach noch unter uns, alle Obrigkeit ſei von Gott, aus Gottes Gnaden und alle Ordnung ſei von Gott, ſei in ſeinem Namen und unter der Verantwortung gegen ihn zu verwalten. Jeder Beamtete, vom Polizeidiener weg bis zum Höchſten, ſchwören Gott, ihm Treue und Wahrheit zu leiſten, das Geſetz zu handhaben, ihre Pflicht zu thun und zwar: So wahr ihnen Gott helfe, und namentlich ſchwören dieſes die Richter von allen Sorten, Hohe und Niedere, denen die Wage der Gerechtigkeit anvertrauet wird. Man kann es nicht oft genug wiederholen:

wir ſind noch immer ein Gottesſtaat, jede Bedienſtung im Staate ein von Gott anvertraut Amt, jeder Bedienſtete Gott verantwortlich für ſeines Amtes Verwaltung, abſonderlich die Richter, welche entſcheiden über Leben, Ehre und Eigenthum der Kinder Gottes, welche richten ſollen wie ſie wünſchen gerichtet zu werden. Wie bedächtig müſſen ſie daher wohl des Gerichtes Wage halten, wie beſonnenen Auges prüfen das Neigen der Schale, wie ernſt das Urtheil zuſammenſetzen, wie ſtreng es prüfen und wieder prüfen, und doch trotz allem Prüfen mit bangem Herzen und zögerndem Munde es ausſprechen, und zwar beides, das Schuldig und das Nichtſchuldig? Denn iſt das eine ungerecht oder das andere, ſo iſt's ein ungerecht Gericht und eine Schuld vor Gott. Dieſes Urtheil fällt in die Verhältniſſe der Menſchen wie ein Stein in's Waſſer, reißt ſie von einander, ſpritzt ſie auf, wirft Kreiſe, zittert fort über die ganze Oberfläche, nur mit dem Unterſchied, daß die Kreiſe im Waſſer vergehen, die Oberfläche ſich glättet in wenig Minuten, die Wirkungen eines Urtheiles aber fortwirken in den Verhältniſſen Jahre lang, oft bis in's dritte und vierte Geſchlecht, ja fortwirken bis jenſeits des Grabes, bis an die Stufen von Gottes Richterſtuhle. Darum, wer ein Richteramt begehrt, begehret ein ſchweres Amt, bedarf einen ſcharfen, geprüften Blick, einen reifen Ernſt, einen Gottergebenen Sinn, der in ſeinen Herrn zu ſtehen und zu fallen weiß. Ach, großer Herrgott, was mußt du für Augen machen, wenn du muſterſt die zahlloſen Richterſcharen? die da ſitzen auf den Stühlen der Richter und haben in den Händen das Schwert der Gerechtigkeit. Und Buben ſtatt Männer ſiehſt du zahlreich ſitzen auf dieſen Stühlen, leichtfertige Buben, die das Schwert handhaben nach ihrer Laune, heute ſo und morgen anders, die es handhaben als ein bubenhaftes Spielzeug, zu necken und zu plagen, wenn ſie erreichen mögen, alle, die ihnen mißfallen. Richterbuben ohne Glauben, ohne Tugend, ohne Begriff ihrer Verantwortlichkeit vor Gott, ohne Scham vor den Menſchen, nichts ſind als Muſter der Unfläthigkeit, nichts fürchten als den Pöbel und deſſen Laune, nichts lieben als ſich und das Laſter. O, großer Herrgott, wie muß dein Auge flammen über ſolche Richterbuben, welche die Begriffe von Recht und Unrecht, von Gut und Bös verkehren, eine Herrſchaft üben gegen dich und in des Teufels Dienſt, und das Volk verführen wollen zu dieſem Dienſt! O, großer Herrgott, wie tief muß aber auch dein Erbarmen ſein mit denen, über welche ſolchen Buben Gewalt gegeben iſt? Ach, wenn gebetet wird: erlöſe uns von allem Böſen, ſo gedenke der Armen in Gnaden, welche ſchmachten unter ſolcher Gewalt.

Es war alſo Amtsgericht, ein ziemlich ſtarkes, Händel von allen Sorten und Rechtsgelehrte hageldicht. Die Amtsrichter kamen langſam heran, ungefähr wie die öſtreichiſche Landwehr. Dieſe Amtsrichter waren in der Mehrzahl angeſehene Bauern, hie und da ein Arzt, hie und da ein Handwerker. Solche Amtsgerichte waren den Juriſten längſt ein Dorn im Auge, die Juriſten wären gerne auch nicht bloß Anwalte, ſondern auch Richter geweſen. So weit waren ſie im Fortſchritt der Begriffe, daß ſie dafür hielten, die ganze Hand ſei beſſer als nur ein Finger. Indeſſen gab es in der Mehrzahl aus den Bauern die beſten Amtsrichter. Sie waren verſtändig von Haus aus, kannten die einfachere Geſetzgebung, welche nicht alle ſechs Wochen änderte, einer ſchlechten Magd gleich, welche mit einer unverſtändigen Meiſterfrau auch nie länger als drei Wochen zuſammenbleibt, kannten vor allem das Objekt des Streites, alle bäuerlichen Verhältniſſe in Weide, Wald und Feld, in Stall, Küche und Keller. Dieſes iſt ſo viel werth als die Kenntniß der Geſetzgebung. Gelehrte Juriſten haben hirnwüthige Urtheile gefällt, über welche ein einfältiger Bauer ſich entſetzte und warum? Darum, weil der Herr Juriſt eigentlich nie wußte, warum es ſich eigentlich handelte. Aendern aber die Geſetze alle ſechs Wochen, was eine wahre teufelſüchtige Schelmerei am Volke iſt, wie eine ärgere nie ein König oder ein Patriziat begangen, dann freilich kommen Bauern denſelben nicht mehr nach, dann kommen aber auch die Juriſten ſelbſt nicht mehr nach, dann entſteht ein grauſiger Wirrwar und dieſer grauſige Wirrwar iſt der grauſige Schooß von tauſend und abermal tauſend Prozeſſen, an die Niemand gedacht, wenn die Geſetzgebung lauter und bekannt geweſen wäre. Auch hat der rechte Bauer bedeutenden Einfluß auf ſeine Umgebung und bringt gar oft einen ausgemachten Prozeß mit, wenn er an's Gericht kommt. Aerzte ſind ſchon doktrinärer und gerathen oft ganz ſchief drein und ebenſo Handwerker, welche der Kitzel gerne reitet, für Gelehrte gelten zu wollen, die von Akten ſtudiren reden, ihr Handwerk vernachläſſigen, Kunden abweiſen, weil ſie Vorträge zu machen hätten, und dabei, während ſie mit aller Welt Sachen ſich abgeben, um ihre eigenen kommen. Der Handwerker mit Geſellen iſt abhängiger als der Bauer und vermag Allotrien d. h. Nebenbeſchäftigungen, welche ſeinen Beruf nicht angehen, noch viel weniger zu ertragen als der Bauer.

Das Amtsgericht fing gewöhnlich ſehr ſpät an, dieweil der Präſident deſſelben ſehr faul war, auch iſts zuweilen den Fürſprechern und den Clienten nicht unbequem Zeit zu Verabredungen und Beſprechungen zu finden.

Aber wenn dann die Politik Trumpf iſt, iſt ein bäuriſches Amtsgericht ſchlecht daran, dann iſt nicht bloß der Teufel los, ſondern es iſt, wie wenn jeder ſieben Teufel im Leibe hätte und des Teufels Großmutter Präſident wäre.

Der Haupthandel an dieſem Tage war ein Eid, der geſchworen werden ſollte. Dieſes Wort hat im Volke einen ſchweren Klang, einen deſto leichtern leider bei vielen Richtern und Juriſten. Eid ſagt man gewöhnlich ſei eine Anrufung Gottes, daß Er der Wahrheit Zeugniß gebe; eigentlich aber iſt es nicht ſo. Gott iſt der oberſte Richter jeder Creatur, der zeitliche und der ewige, aber auf Erden läßt er ſich vertreten ſichtbarlich, hat Wächter geordnet über die Güter, welche er durch ſeine Geſetze dem Menſchen ſicher geſtellt haben will, Leben, Ehe, Gut und Ehre. Nun aber kömmt es ſehr oft vor, daß dieſen Wächtern ihr Latein zu Ende geht, d. h. daß ſie in ihrer menſchlichen Beſchränktheit nicht finden können, bei welcher der ſtreitenden Partheien das Recht liegt, es ſind weder Zeugen noch andere Beweismittel da, der Richter hört bloß widerſprechende Behauptungen, hat es dabei wie alle andere Menſchenkinder, er ſieht nur an und nicht in die Leute. In allen dieſen Fällen, wo er an den Schranken menſchlichen Wiſſens ſteht, wie ein Ochs an einer Mauer, da thut er ein Bekenntniß: das Ding verſteh ich nicht, ſagt er, aber der Eid iſt das Ende alles Haders, er erkennt die Partheien in Eid. Mit dieſer Erkenntniß bekennt der Richter, er ſei an den Schranken ſeines Amtes, ſeine Competenz ſei aus, der Handel gehöre vor einen obern Richter und zwar vor den Alleroberſten, der ins Verborgene ſehe und den Rath der Herzen kenne. An dieſen Richter weißt er die Streitenden. Wer von euch, ſagt er, an den Stufen dieſes höchſten Richterſtuhles das Recht ergreifen und es ſich zueignen darf, dem ſpreche ich es zu. Aber er bedenke, daß er, wenn er das Recht durch den Eid ergreift, er an dieſem Richterſtuhle ein Pfand zurückläßt, und zwar Leib und Seele, und zwar für Zeit und Ewigkeit, daß er entſagt dem Gebet und der Gnade, dem

Segen und der Seligkeit. So ein Eid iſt daher eine ſtarke Sache, wiegt ſchwer im Volk, ein falſcher Eid iſt ein Verbrechen, vor welchem den Allermeiſten am meiſten graut. Vor ſolchem einen ſterblichen Menſchen zu wahren, hielten Regent und Volk für Pflicht. Die Nächſtenpflicht gebietet, des Nächſten Leib zu retten aus drohenden Gefahren, warum nicht vielmehr noch ſeine Seele, wenn ihr Heil gefährdet iſt. Denn mit einigen Worten, die in einigen Secunden geſprochen, in einigen Secunden verhallet ſind, ſich das Recht verſchaffen, Laſten abwälzen, vielleicht Tauſende gewinnen zu können, unwiderruflich, iſt eine ſchwere Verſuchung.

Dazu ſchickt der Teufel ſeine Diener aus in Geſtalt von Advokaten, Vätern, Freunden, manchmal auch Weibern, den Verſuchten zu drängen in allen Tönen, abzuklepfen, ſtädern zu laſſen, d. h. den Eid zu thun. Die Anwälte verdrehen die Eidesformel oder pfuſchen in die Philoſophie, die Väter drohen, die Freunde ſpotten, die Weiber heulen, ſchreien: Schwöre oder ich laſſe mich ſcheiden. Kurz, es geht um die arme Seele, wie um ein Aas auf freiem Felde. Zur Hut gibt man ihr daher einen Wächter bei. So wie der Richter Jemand in Eid erkennt, fertigt er einen Befehl an den Pfarrer aus, in deſſen Gemeinde der in Eid Erkannte wohnt, denſelben in der Wichtigkeit des Eides zu unterweiſen. Dieſe Unterweiſung zerfällt auf natürliche Weiſe in zwei Theile: erſtens, die Erläuterung des Eides im allgemeinen, zweitens die Anwendung auf den beſondern Fall, in welchem der zu Unterweiſende ſich befindet, wozu namentlich die Wahrung vor jenen böſen, verlockenden Geiſtern gehört und ihre genaue Bezeichnung. Dieſer Letztere iſt natürlich allen Rathvaßlein, ſo nennt man nämlich alle Anwälte, welche bei Eiden die angedeutete ſchlechte Rolle ſpielen, im Tod zuwider, ungefähr wie dem Teufel ſelbſt, wenn ihm eine Seele entriſſen wird. Dieſe Unterweiſungen brechen gar zu oft die fürſprecheriſche Gewalt über die Clienten, löſen den Bann, der über die armen Seelen geſprochen iſt. Dann kann man aber auch hören, wie es losgeht in Kneipen und Rathsſälen (zwiſchen beiden iſt in moderner Zeit kein großer Unterſchied mehr, und bei dem entſchiedenen Fortſchritt, in welchem wir ſind, wird bald gar keiner mehr ſein) über den armen Pfaffen, der eine Seele aus ihren Klauen gerettet. Die verfluchten Kuttenſtinker, Schwarzröcke ſteckten ihre Naſe in Alles, was ſie nicht angehe, aber warten die nur, die Zeit ſei bald da, wo ihnen der Nagel werde geſteckt werden. Ja, wenn arme Seelen zu wahren und zu hüten vor des Teufels Geiſtern die Pfarrer nichts mehr angeht, dann iſt ihre Zeit wirklich vorüber und nichts beſſeres können ſie thun als ſich ſchlafen legen zu den Vätern, denen es vergönnt war, treue Hüter ihrer Schafe zu ſein und ſie zu ſchützen vor reißenden Wölfen und brüllenden Löwen, welche ſie verſchlingen wollten. Und wie der Hirt nicht bloß da iſt, das Schaf zu hüten, wenn es im Stalle iſt, ſondern vorzüglich, wenn es im Freien iſt und allem Gethiere zugänglich, ſo iſt der Pfarrer auch nicht bloß dafür da, in der Kirche zu predigen und zu lehren, ſondern er iſt dafür da, in alle Verhältniſſe hinein das Wort Gottes zu tragen, und den Teufel und ſeine Geiſter zu bekämpfen auf allen Lebenswegen und den armen Seelen dieſe Geiſter zu entlarven, und ihnen beizuſtehen im Kampfe mit dieſer hölliſchen Drachenbrut, dieſem apokalyptiſchen Gethiere. Je mehr das Antichriſtenthum auf die Stühle der Macht ſich ſetzt, deſto mehr wird das geiſtliche Amt beſchrotet, das geiſtliche Wirken verketzert. Oben wird der Ton ſo angeſchlagen, daß der unterſte Polizeidiener ſich berufen glaubt, ein erklärter Feind der Pfaffen zu ſein und all ihr Reden oder Wirken als unberufene Einmiſchung in Dinge, welche ſie nichts angingen, höhern Orts denunciren zu müſſen.

Es war über zehn Uhr, die Leute ſtunden umher, das Gerücht begann ſich zu verbreiten, der Präſident ſtehe auf, die Köchin mache das Frühſtück zweg. Der Polizeidiener von Krutligen ſtund auch dort, eine verkommene Geſtalt aus dem ſiebenjährigen Krieg, jedoch ohne Zopf. Die Uniform mangelte Flickens, der Hut genierte den Regen nicht mehr viel, die Schuhe an den Füßen waren noch ziemlich gut, und die rothen Aufſchläge an der gelben Kutte durchſchnittlich noch ſichtbar. Hans, der Amtsrichter aus dem Hunghafen, kam daher, trat zum Polizeier und ſagte: Haſelberger! euere Leute werden da ſein und werden die Finger aufheben wollen? (Finger ufha, gemeiner Ausdruck für einen Eid ablegen.) Sie ſind da, ſagte der Polizeier Haſelberger, aber ob ſie eidigen wollen, weiß ich nicht. Es geht das Gerede, unſer Pfaff habe in der Eidesunterweiſung drein wärmen und ſie äne ume bringen können, daß ſie Muth hätten abzuſtehen. Weiß aber nicht, ob es iſt oder nicht. Daß die doch das Maul in allem haben müſſen; was geht das ſo einen Pfarrer an, ſagte Hans, das wäre mir luſtig, ſo weit es gehen laſſen und nicht ſchwören, wer ſoll dann die Koſten zahlen? Der Pfarrer wird nicht Luſt dazu haben. Darauf ging Hans weiter in bedeutendem Aerger, das Gerede ward lebhaft unter den Umſtehenden und der Eid ſtark verhandelt.

Wir wollen uns mit Darlegung des Falles nicht befaſſen, ſondern bloß bemerken, daß er unter die Gattung von Prozeſſen gehörte, bei welchen man, wenn man ſie anfängt, auch von ferne ſich weder ihren Verlauf noch ihr Ende denkt; dieſe werden von den Anwälten gemacht. Dieſe Händel ſind anfänglich ganz unbedeutend, ſchwellen aber durch künſtliche Mittel an bis zur Unkenntlichkeit. Bedeutend ſind an ihnen eigentlich nur die Koſten, die oft nicht bloß den Werth des Streitgegenſtandes überſteigen, ſondern das Vermögen der Streitenden beider, oder des einen oder des andern, daß Mancher entweder das Heil ſeiner Seele oder ſein Vermögen laſſen muß. Das ſind Verſuchungen, wo man Gott täglich bitten muß, Vater führe mich nicht darein. Es iſt da dann oft der Fall, daß an der Leiſtung eines Eides nicht bloß das Vermögen der Betreffenden hängt, ſondern die Berichtigung der Prozeßkoſten. Schwört der mir nicht, ſagt der Fürſprecher, kriege ich keinen Kreuzer für all meine Mühe, darum muß mir der ſchwören, er mag wollen oder nicht. Der Gegner hat Geld, der kann zahlen, dem will ich dann aber auch eine Koſtensnote machen, daß ihm die Schwarten krachen. Ein Handel dieſer Art war es, welcher heute vorkommen ſollte.

Endlich hatte die Köchin den Präſidenten abgefüttert, die Kunde ward gebracht derſelbe ſei ſichtbar geworden. Das Gericht ſammelte und ſetzte ſich.

Eine Eidesleiſtung iſt eine feierliche Handlung und ward bis dahin vom Volke mit einer Art heiligem Grauen angeſchaut. Dazu trug beſonders viel bei, daß, wenn die Schwörenden niederknieen, die Eidesformel abgeleſen werden ſollte, Thüre und Fenſter geöffnet wurden als eine Mahnung: Nun ziehe in die enge Gerichtsſtube ſtatt der menſchlich beſchränkten Richter, der Allmächtige ſelbſt, deſſen Thron der Himmel, deſſen Fußſchemel die Erde iſt. Der alſo, der Wunderbare, Unſichtbare, der iſt da mitten unter allen, vor ihm knieen die Schwörenden, er ſieht die Wahrheit in des Herzens Grund, er hört die Worte aus ihrem Mund, da iſt weder Täuſchung noch Entſchuldigung, Wahrheit iſt Wahrheit, Lüge iſt Lüge, und wo ein Frevler lügt und ſchwöret falſch, da hat ers vor dem Allmächtigen gethan, und von Stund an iſt über dem Frevler des Allmächtigen ſtrafende Hand.

Das ſind Augenblicke, in welchen es auch vor des menſchlichen Richters Bewußtſein wieder kommen ſoll, an weſſen Stelle er hier ſchaltet und waltet, wer ſein Walten prüfe und wer ſein Walten richte. Ach Gott, wie demüthig müßte ein Richter ſein, vor deſſen Bewußtſein ein ſolches Erkennen ſtünde ſtündlich.

Ob der Präſident ſich deſſen bewußt war, wiſſen wir nicht recht, er war ſehr übellaunig und hatte ſich bitterlich beklagt über das demoraliſirt werden der Dienſtboten, es ſei in Gottes Namen nichts mehr mit ihnen anzufangen; ſo habe ihm heute ſeine Köchin alte Butter, die geſtunken wie die Peſt und geröſtete Brotſchnitten, wie Kohlen ſo ſchwarz, vorgeſtellt, er müſſe bekennen, es habe ihm den ganzen Tag verderbt, er könne nichts mehr haſſen, als wenn ihm gleich am Morgen ſo was arrivire.

Als nun nach den üblichen Verhandlungen zum Eid geſchritten werden ſollte, als alles bereit war trat einer Derer, welche den Eid leiſten ſollten, vor und ſagte: Verzeiht, wir ſind räthig geworden abzuſtehen und nicht zu ſchwören. Es ſind da ſo Sachen, welche wir nicht recht verſtanden haben und welche uns nicht anſtändig ſind. Mache man mit uns, in Gottes Namen, was man will, es geht um die armen Seelen und man lebt nur einmal, hat mans verſäumt, ſo hat mans verſäumt. Da gab es beſtürzte Geſichter im Saale. Ihr Anwalt redete halblaut. Der Präſident ſagte: Es ſei recht, wenn ſie nicht mit gutem Gewiſſen es thun könnten, daß ſie es unterließen, was einmal gethan, habe man gethan. Aber ſie hätten es früher bedenken ſollen und es nicht ſo weit treiben, das hätte ja keine Art, was das ſeither für Mühe und Koſten gegeben. Nun das war manirlich noch geredet, und am rechten Ort, obſchon ein warmes Lob ihres Abſtehens und eine ſcharfe Warnung an Alle, welche die Leute in Prozeſſe führten, daß ſie nicht wüßten wie, und zu Eiden lockten und trieben, von denen ſie wohl wüßten, daß ſie falſch ſein müßten, auch am Ort geweſen wären. Draußen mußten die Abſtehenden Schärferes abthun, da begehrte ihr Fürſprech gar mörderlich mit ihnen auf, daß ſie ihn nicht vorher mit ihren Abſichten bekannt gemacht, nicht ihm den Abſtand erklärt hätten, da hätte er ſich die Schande erſparen können, zu erſcheinen und um nichts und wieder nichts den Löhl zu machen. Ja ſeht Herr, ſagte Einer, das thaten wir expreß nicht. Wir wußten wohl, was ihr uns geſagt hattet, euch war es ums Geld, uns um die Seelen, und da glaubten wir, es ſei genug, wenn wir es einmal ſagten, wo es dann gleich gültig war, und nicht Jemand uns wieder abſpenſtig machen konnte. Warum das jetzt machen, frug der Fürſprech weiter, hättet euch früher beſonnen, ſtatt mich ſo mir nichts dir nichts herum zu ſprengen. Mich wundert nur, wer euch dieß angegeben hat, aus euch ſelbſt nahmet ihr das nicht. Es iſt dieß aber Niemand anders als der ſchwarze Donner! Es nimmt mich doch Wunder, wenn man denen Hagle einmal das Handwerk legt und es ihnen verleidet die Naſe in Alles zu ſtecken, wo ſie nichts angeht. Habe es gethan, wer da wolle, antwortete ihm Einer, ſo war es Jemand, der es gut mit uns meinte und uns nicht das Maul ſüß machte, um uns hinein zu ſprengen. Wären alle Leute ſo geweſen, ſo wäre die Sache nie ſo weit gekommen und nicht durch einander gerührt worden wie ein Rübmus, bis nichts lauteres mehr daran war. Wartet nur, ſagte der Fürſprech, Euch treibe ich es ein, und ſollte es mich noch hundert Thaler koſten, Ihr müßt mir, wo ihr hingehört. Mach was d'chaſt, du Blutſauger, antwortete Einer, und wir ſagen, was wir wiſſen. So ſchieden ſie, man kann eben nicht ſagen in Frieden.

Wie wir ſchon gehört, iſt es Sitte, daß das Amtsgericht, nachdem es die Laſt und Hitze des Tages überwunden hat, ſich in den Schatten irgend eines wilden Thieres, eines Bären, Löwen, Hirſches oder gar einer Krone zur Ruhe ſetzt und den matten Leib wieder ſtärkt. Zumeiſt warten auch die Anwälte und halten mit, manchmal wegen der Kurzweil, manchmal um die politiſche Tiefe zu ſondiren, manchmal um den Richtern, namentlich dem Präſidenten, irgend eines mißbeliebigen Urtheils wegen gewaltig abzuputzen, als ob ſie in keinen Schuh gut wären. Es heißt, wer unverſchämt iſt, der lebt deßbas! So geſchieht es, daß Anwälte ſich in das umgekehrte Verhältniß zu den Richtern und namentlich den Präſidenten geſetzt, ſich zu Meiſtern in den Audienzſtuben gemacht, die Richter ausputzen als wären ſie bloße Thürhüter, einen Terrorismus zu üben ſcheinen, welcher bei dem Publikum hier und dort den Glauben erzeugt, wenn man vor dieſem oder jenem Präſidenten ſich nicht von dieſem oder jenem Anwalt vertreten laſſe, ſo ſei die Sache verſpielt. Es iſt begreiflich, daß ein ſolcher Ruf der Praxis ſehr förderlich iſt, und mangelnde Kenntniſſe mehr als erſetzt. Der Fürſprecher, dem ſeine Clienten vom Eid abgeſtanden waren, mochte faſt nicht warten bis die erſte Sitzung zu Ende war und die zweite begann, wo er auch Sitz und Stimme hatte, er verſpritzte faſt vor Ungeduld, Zorn und Galle. Endlich war es erlebt und was mußte er erleben? er mußte erleben, wie man ihm ſpöttiſche Geſichter machte, wie man mit falſcher Theilnahme ſein Schickſal bedauerte, ihn fragte, was er jetzt mit der Koſtensnote anfangen wolle, die er, wenn nicht in der Taſche, ſo doch ſicher zu Hauſe ſchon ausgefertigt habe? Er erlebte das bekannte Schickſal zum Schaden noch den Spott haben zu müſſen. Dem Gericht konnte er nichts aufladen; nachdem der Eid verweigert worden, war das Urtheil dem Gerichte gegeben, es mochte wollen oder nicht. Das Gerede am Tiſche und zwiſchen den Flaſchen drehte ſich um den Handel. Natürlich ſind die Gelehrten verſchiedener Meinung über Natur und Gang deſſelben. Der Anwalt muß ſchwere Vorwürfe hören, daß er ihn unrecht angepackt und alsbald in die juridiſche Sackgaſſe, den Eid ſich verlaufen habe, hätte er es ſo und ſo angefangen, ſo hätte er fahren mögen wie Schnupf.

Der Fürſprecher vertheidigte ſich ſo gut er konnte, verlief ſich aber eben wieder in die Sackgaſſe des Eides und meinte, was er beſſeres hätte thun können, als die Sache zum Eid führen; hätten ſie flädern laſſen, ſo wäre die Sache gewonnen geweſen. Man müſſe nicht meinen, daß er ſo leichtfertig, weil er nichts mehr gewußt, zum Eid gekommen, er hätte die Burſche vorher unterholzet gehabt, daß er geglaubt ſie ſeien Bombenfeſt, thäten ſieben auf einander ſtatt nur einen. Und wären ſie am Morgen vor dem Gericht zu ihm gekommen und hätten ihm vom Abſtand geſagt, er garantire und wolle 1000 Thaler darauf wetten, ſie hätten geſchworen und hätten ſchwören können mit Recht, einen Meineid hätte er auch nicht begehrt, obſchon er glaube, es werde viel Aberglauben mit ihm getrieben. Wenn man die Sache von der und der Seite anſehe, und da müſſe man ſie anſehen, ſo hätten ſie ohne Bedenken ſchwören können. (Der Fürſprech gehörte unter die Vielen, welche keine Sache gerade von vornen ins Auge faſſen können, ſondern alles ſchief in allen möglichen Winkeln betrachten müſſen.) Aber da gehe ihm der himmels — Pfaff und verdrehe den Leuten Kopf und Augen und mache ſie abſpenſtig, dem treibe er es aber ein aus dem ff er ſolle darauf zählen: Es nehme ihn Wunder, ob ein ſolcher Himmelsträppeler ſich in Sachen zu miſchen hätte, von denen er nit e D — verſtehe. In der Wichtigkeit des Eides ſolle er unterweiſen, wie das Geſetz vorſchreibe, aber der Handel ſelbſt gehe ihn nicht den Teufel an, darein habe er ſich gar nicht zu miſchen. Ausdrücklich ſei ja verordnet, daß man ihnen die Prozeßakten nicht zu geben habe, man werde wohl wiſſen, warum man das ins Geſetz gethan. Ungeachtet deſſen kann ſich keiner deren ſchwarzen Hagle enthalten in die Sache ſelbſt zu pfuſchen, und wäre es nur, daß er ſeiner Frau oder Köchin was zu brichten hätte. Das gute nicht, bis man eine Buße darauf ſetzte, wenn ſie was vom Prozeß redeten, oder was z'beſte wäre, die Unterweiſungen ganz abſchaffe. Z'Sach gebe nur Koſten, ein Eid mehr oder weniger werde nicht ſo viel zu bedeuten haben, und wenn, ſo werde unſer Herrgott ſo viel nicht darnach fragen ob er einen Bauer mehr oder weniger im Himmel habe. Das gab nun einen Augenblick Feuer, indem ein Amtsrichter bemerkte, er wüßte gar nicht, warum unſerem Herrgott ein Bauer im Himmel nicht ſo lieb ſein werde als ein Herr oder gar ein Fürſprech. Wegen Lügen, z'Sach verdrehen und die Leute ins Unglück zu ſprengen, werde er im Himmel doch appart Niemanden nöthig haben. Das aufgehende Feuer löſchte der Präſident alsbald. Herr Amtsrichter, ſagte er, der Herr Fürſprech hat es ſicher nicht bös gemeint. Er hat nur von Bauern geredet, weil die, welche heute ſchwören ſollten, Bauern waren, wären es Herren geweſen oder Handwerker, ſo hätte er Herren oder Handwerker geſagt; der Herr Fürſprech iſt ſicher viel zu liberal um zu glauben, die Herren ſeien mehr werth als die Bauern, au contraire, ich denke, er glaube eher das Gegentheil. Aber was die Sache ſelbſt anbelangt, ſo bin ich ganz der Meinung vom Herrn Fürſprech. Die Pfarrer haben dabei eigentlich gar nichts zu thun, und je weiter man die Schwarzröcke vom Leibe hat, deſto wohler iſt man. Sie meinen, ſie müſſen in Alles reden, und es iſt im Grunde gar herzwenig mit ihnen. Sie ſind in der Bildung allen andern Ständen wenigſtens um fünfzig Jahre zurück. Ich weiß bi Gott nit, was ihnen ihr langes Studium nützt. Es iſt gerade, als wenn ſie dabei allen Verſtand verſtudirten und nichts lernen als einen heilloſen Kaſtengeiſt und die Einbildung, beſſer zu ſein als andere Leute und ſind ſie doch nicht um ein Haar beſſer, nicht um ein Haar, ſage ich. Und im Umgang ſind es die unangenehmſten Leute, ich erſchrecke allemal, wenn ich einen auf zwanzig Schritte ſehe und denken muß; er wolle mit mir reden. Man wird dieſen Menſchen gar nicht mehr los, ſie hängen an einem wie Kletten.

Nun ſammelte ſich der ganze Gewitterſtoff auf dieſem Punkte, entlud ſich über die Häupter der armen Pfarrer, ſie wurden die Sündenböcke für die Sünden der ganzen Welt. Bald ſchlug der Blitz in den ganzen Stand, bald auf einzelne Häupter, bald wegen Eidesunterweiſungen, bald wegen irgend etwas anderem, einem Kälberhandel oder einer Predigt, einem Krankenbeſuche oder einer Geſchichte wegen Bohnenſtecken. Hie und da wurde ein Pfarrer von dieſer allgemeinen Verdammung ausgenommen, aber wenn man fragte, warum? ſo war es nicht wegen geiſtlichen Dingen, ſondern entweder, weil er ſelbſt über ſeine Amtsbrüder geläſtert, oder weil er beim Bären oder Löwen vor Handelsjungen und Rechtsgumpern geſagt: „Man müſſe erſtlich nicht Alles buchſtäblich nehmen und zweitens brauche man nicht Alles zu glauben, was man predige, oder weil er ein fideles Aas ſei, ſo lange im Wirthshauſe ſaufe als einer, an Abendſitzen ſein Wohlgefallen habe, und nicht meine, daß Kärteln Sünde ſei.“ Wer die Leute beobachtet hätte, würde vielleicht gemerkt haben, daß nicht alle Anweſenden ganz einſtimmten, aber ſie widerredeten nicht, wie es in der Schrift heißt: aus Furcht vor den Juden. Dieſe Race von Menſchen wird einſtweilen noch nicht ausſterben, im Gegentheil, in dem Maaße als die Leute zu klein werden für das Militär, ſcheinen ſie auch zu ſchwach zu werden, für ein offenes Stehen zu dem, was ſie für recht und wahr halten.

Freilich mag es bei der großen vorgerückten Bildung nun mehr Leute geben, welche gar nichts für recht oder wahr halten, daher auch allem beiſtimmen können, was gerade Trumpf iſt und als gültig ausposaunt wird, heute dieſem, morgen gerade dem Gegentheil. In dieſer Gewandtheit turnen namentlich die Schullehrer voran, beſonders in Beziehung auf die Sprachlehre. Ein einziger Amtsrichter war da, welcher nicht Chorus machte, ſondern die Oppoſition vertrat, daher den Streit verlängerte. Er behauptete die Nothwendigkeit des Pfarramtes, der Eidesunterweiſungen, die Wohlthätigkeit der pfarramtlichen

Funktionen, vertheidigte einzelne ihm bekannte Perſönlichkeiten, bekannte ſich wirklich als Chriſt, bedauerte den Mangel an Glauben, ſchrieb demſelben gar viele Uebelſtände zu, über die man ſich bitterlich beklage, aber die Urſache derſelben nicht finden könne oder nicht finden wolle. Der Glaube gab viel hin und her zu reden. Die Meiſten wollten noch was glauben, einen chriſtlichen Sinn haben, aber es war ihnen nicht recht klar, was er eigentlich ſei, woraus er beſtehe, wo ſie ihn hätten. Und abermals wurde weidlich auf die Pfarrer geſchimpft, wenn ſie die gehörige Bildung hätten, und recht predigten, d. h. zeitgemäß, d. h. im Geiſte des Zeitgeiſtes, ſo wäre Alles ganz anders. So kams, daß, als der Regierer einrückte, dieſes Geſpräch noch in vollem Gange war. Der Regierer war ein eigener Mann, er war merkwürdig geſcheut und doch merkwürdig dumm, eben ein merkwürdig Beiſpiel, wie Dummheit und Geſcheutheit beiſammen wohnen können in holder Eintracht und ſüßem Frieden. Daß er ein großes Wort führte unter Rechtsgelehrten und Staatsleuten (wir ſagen abſichtlich nicht Staatsmännern, deren ſieht man ſelten zwei beiſammen, es iſt mit ihnen ungefähr gleich wie mit raren Vögeln oder ſonſtigen raren Thieren) hatte er recht, er konnte es; wenn auch nicht der Gelehrteſte, hatte er doch einen ſehr ſcharfen Verſtand und eine ſeltene Combinationsgabe, wenn es ihm der Mühe lohnte ſich anzuſtrengen. Nun wollte er allenthalben das große Wort führen, Alles am beſten verſtehn. Unter Fabrikanten, Baumeiſtern, Theologen, docirte er die wahre Lehre, die beſte Methode, und die Aerzte machte er vollends des Teufels. Hier verſtund er alles aus dem Fundamente und gab den Aerzten nicht undeutlich zu verſtehen, daß er zwiſchen ihnen und einem Eſel den Unterſchied nicht auffallend finde. Nur mit den Nerven, ſagte er, ſei er noch nicht recht im Reinen, das ſei eine ziemlich verwickelte Sache. Wenn er aber einmal recht wüßte, was ſie wären, wollte er auf der Stelle ihre ganze Krankheits- und Heilslehre den Aerzten ſchwarz auf weiß geben.

Dieſer Mann kam alſo herein, und als er das Geſpräch hörte, faßte er es alsbald auf und nahm das große Wort, das ſei eine Sache, über welche viel ſchon geſprochen worden und welche zwei Seiten hätte. Er für ſich brauche keinen Pfarrer und wenn alle wären wie er, er ſchaffte ſie heute noch ab. Ja, wenn der Menſch auf der rechten Höhe ſtehe, brauche er eigentlich weder Gott noch Teufel, er habe beides in ſich und Himmel und Hölle ebenfalls. Aber da noch nicht alle Menſchen auf dieſer Höhe ſeien, wo ſie das Regiment über ſich ſelbſtſtändig nach eigenem Gutdünken ohne Gott und Teufel führen könnten, ſondern von äußern Gewalten regiert werden müßten und in Ordnung gehalten, ſo daß die Menſchheit und Staaten beſtehen könnten, ſo ſei die Frage eigentlich die: ob man die Pfarrer dazu brauchen könne oder nicht, ob ſie dienliche Werkzeuge ſeien, die Staatszwecke zu fördern, oder ob ſie es nicht ſeien? Man ſollte glauben, das verſtünde ſich von ſelbſt, daß ſie dem Staate dienten, der ſie anſtelle und nähre, dem ſei aber eben leider nicht ſo.

Ihnen ſtecke immer noch das Pfäfflein im Leibe und die Idee einer Kirche im Kopfe, die was für ſich appartes ſei, mit der Menſchen Seelen zu thun habe und noch über den Tod hinaus für ſie ſorgen müſſe, daher ſie auf eine eigene Art alle über einen Leiſten zurichteten, ungefähr wie eine Köchin Tauben und Kapaunen alle ſo zu braten hätte, daß ſie einander glichen, wie ein Ei dem andern. Mit dieſer Einbildung habe man fortwährend zu kämpfen, müſſe mit allen Mitteln ihnen dieſen Dünkel nehmen, ihnen es mit aller Gewalt grob und fein eintrichtern, daß ſie nichts ſeien als Staatsbeamtete und zwar von den untern, und nichts ſollten, als Staatsbefehle vollziehen und Staatszwecke fördern. Wo ſie was anderes thun, da ſind ſie ſchädlich, da muß man ſie auf die Finger klopfen. Da könnt ihr lange, ſagte der Präſident, ſchlagt ſie ihnen ab, ſo predigen ſie euch nur um ſo lauter von der Erbſünde und dem ewigen Leben und ſticheln um ſo handgreiflicher auf Alle, welche nicht zum Abendmahl gehen und nicht ganze Tage verbeten, und beſchreiben es, als wären ſie dabei geweſen, wie die in der Hölle ſieden und ſchwitzen müßten, ſie machen den Aberglauben alle Tage neu. Ja, ſagte der Regierer, das wäre wohl gut, wenn das Volk wäre, wie es ſein ſollte, aber ſo wie es noch iſt, darf man das Kind nicht mit dem Bade ausſchütten, man muß Vorurtheile ſchonen, daſſelbe ſo nach und nach daran gewöhnen, daß man nicht viel auf den Geiſtlichen und ihrer Sache halte und ſie je länger deſto enger einthun. Glaubet, es hat ſchon viel gebeſſert. Nur bei meinem Beſinnen. Als ich jung war, da meinte man noch, was ein Pfarrer ſei, und auf den, der nicht zur Kirche ging, zeigte man mit Fingern. Die Schulbuben wären euch nachgelaufen, Präſident! Einſtweilen ſcheinen ſie mir noch nöthig zu ſein.

Sie müſſen mir die innere Polizei machen, wie die Landjäger die äußere. Ihr wißt, man muß bei äußern Krankheiten innerlich und äußerlich doktern, wenn man Meiſter werden will. Nun iſt es wahr, einſtweilen verſtehen ſie von dieſem Doktern gar nichts, ſie brauchen ſchlechte Mittel, und was ſie an einem Orte beſſern, böſern ſie am andern. Es iſt eine verfluchte Sache mit den Doktoren und Pfaffen, ſie verſtehen Alle nichts. Ich weiß aber wohl, woher das kommt. Da meint ſo ein Pfaff, der mir die innere Polizei im Menſchen machen und vorbeugen ſoll, daß er mir kein Verbrechen begehe, er müſſe mit dem Teufel und dem Glauben fechten. Da meint der Tropf, daß wenn er es dahin bringe, daß ein Menſch den Teufel fürchte und Gott vertraue, was er gemacht und Dank ihm der Schinder dafür. Kommt mir ſo ein rechter Taugenichts, Schelm oder Mörder in die Hände, ich nehme ihn, wie es meine Sitte iſt, gründlich auseinander, zergliedere ihm ſein Verbrechen, zeige ihm ſeine Strafwürdigkeit, was ſagt er mir? Verzeiht Herr, ſagte er, kann nichts dafür, wahrhaftig nichts, der Teufel hat es mir eingegeben, der Teufel hat mich geſtüpft. Mit dieſer Anſicht, welche ihnen Niemand anders als der Pfarrer beigebracht, rechtfertigen ſie ſich, bleiben ganz gemüthlich ruhig dabei, meinen, ich ſolle den Teufel hängen laſſen ſtatt ihrer. Wiederum kommt mir ein Lump, ein Hausvater, der die Familie vernachläſſigt, der Gemeinde zur Laſt fällt und ich brülle mit ihm, daß an den Fenſtern der Kitt ſpringt und ich meine, der Kerl ſollte mir zu Waſſer werden, bleibt er mir ganz gleichmüthig ſtehn und ſagt, wenn mir endlich die Stimme ausgeht: verzeiht Herr, was kann ich davor; ich habe auf Gott vertraut, der hat mich im Stiche gelaſſen. Ja, was ſollte ich da machen? Und von wem kommt das als von dem d— — ſchwarzen Eſel und ſeiner Lehr vom Glauben und Vertrauen. Die macht die Leute faul und leichtſinnig, ſie legen die Hände in Schooß, ſperren das Maul auf und meinen, vom Himmel her werde ihnen Gott die Tauben gebraten ins Maul ſchlenggen. Da habt ihr ſie, ſagte der Präſident; gerade ſo geht es mir auch. Aber wie wollt ihr da ändern, kann ein Mohr ſeine Farbe ändern und weiß werden? Nein, ſagte der Regierer, das meine ich nicht, weiß wohl, daß ſo ein alter Pfaff ärger als ein Mohr iſt und ſchwärzer. Die Alten muß man ausſterben laſſen, ihnen bloß, ſo lange ſie leben, alle Tage den Teufel im Gütterli zeigen, damit ſie das Maul halten und nicht aus dem Schlotter kommen. Helden ſind es nicht und vom ſchon eine halbe Stunde war man gefahren, da brach endlich der Hammerſchmied mit einem gräßlichen Seufzer die Stille: Donner, wie hab ich Durſt, rief er, wenn nicht bald eine Kneipe kömmt, ſo gehe ich druf. Nun, das geſchah denn doch nicht, vor Durſt umzukommen iſt im Schweizerland die Gefahr nicht groß, und auf dem Bock hatten ſie einen guten Tröſter, der kannte auf dem ganzen Wege jede Hütte, jede Pfütze, in welcher ein Tropfen Naſſes zu finden war. Doch dießmal gings geſchwinder als geſtern, man mußte preſſiren, um noch zum Schießen zu kommen; man ſetzte ſich nicht feſt, nahms nur ſo gleichſam im Schnapp und war für dieſe Umſtände ziemlich früh an Ort und Stelle. Sie waren nicht mit der Fahne ausgefahren, die Eigentliche flatterte ſchon mehrere Tage von der ſogenannten Fahnenburg, ſie hatten daher auch keinen Gruß zu bringen, kriegten keinen Willkomm in aufgewärmten Worten, keinen angemachten Wein in ſilbernen Bechern, und doch brachte jeder ſeine Fahne mit, aber die blieb ſtecken im Kopfe eines jeden. Indeſſen fehlte es ihnen doch weder an Worten noch an Wein, gar gewaltig gings an ein Händeſchütteln und Grüßen, als ſie erkannt wurden als berühmte vaterländiſche Notabilitäten, Eidsgenoſſen und Schützenbrüder. Es wurde Beſcheid gethan und die gegenſeitige Freude eingeſchwemmt, daß man bei jedem Schritt Fußwaſſer riskirte.

Damit ging der Vormittag faſt vorbei, man hatte nur noch Zeit, vor dem Mittageſſen einige Schüſſe in die Scheibe zu benggeln, fand aber den Wind ganz conträr und die Blendung ſchlecht; die Schüſſe fuhren an der Scheibe herum, als ob ſie ſturm wären, wahrſcheinlich ungefähr wie das Roß jenes Oberſten, das die wunderlichſten Sprünge vor einem Regiment herum machte, nachdem der Oberſt ein gutes Frühſtück eingenommen hatte, ſo daß das Regiment lachte, abſonderlich ein Gefreiter. Der Oberſt ſah es, ſprengte voll Zorn auf ihn ein und frug: Kerl was lachſt? Verzeiht, Herr Oberſt, über euer Pferd; ich glaube, es iſt beſoffen, antwortete der Mann.

Im großen Eßplatz, wo man, je magerer man aß deſto fetter ſprach, ging es ſchön zu und heiße Reden wurden gehalten, daß die Oberländer Angſt kriegten, es möchten alle Gletſcher ſchmelzen und das Oberland futſch gehen. Es war, als ob unſerem Herrgott alle ſeine Gewitter, ſeine Früh- und Spätregen nachgemacht werden ſollten, aber viel ſchöner, denn es kam da alles durcheinander, Frühregen und Spätregen, Thau und Hagel, Donnerwetter und Riſel, Froſt und Erdbeben; wenn man meinte, jetzt komme es recht von dem Einen, ſo war man ſchon weit daneben bei einer ganz andern Sache. Es nahm uns oft wunder, wenn Napoleon und Friedrich, Luther und Zwingli ſo in einer Speishütte oder gegenüber ſolchen Rednern geſeſſen wären, und die Gebehrden und die Worte der redenden und manöverirenden Rednerlein geſehen und gehört hätten, was die für Geſichter gemacht und was die mit einander geredet hätten? Napoleon und Friedrich hätten wohl Priſen genommen, Zwingli gelacht, Luther aber wohl gedonnert, daß man es ſtundenweit gehört, wenn ſie das Zeug vernommen, und die Männlein, welche es von ſich ließen, geſehen hätten. Jedenfalls hätte es keiner eine Stunde ausgehalten, geſchweige Tage lang; ſie hätten alsbald den Zapfen ins Loch gebracht, daß das Reden vergangen wäre. Es kam den Rednern wohl, hatten es nicht alle Leute ſo und gab es Leute mit kindiſchen Gemüthern, welche Freude hatten am Puppenſpiel bis ins hohe Alter, und am allerliebſten horchten auf der Puppen kindiſches, immer gleiches Getäſch, welches gewerthet wurde, je nachdem es die Leute von ſich gaben, ſtiller oder lauter mit eidgenöſſiſchem Beifall. Zwei oder dreimal wurde dieſer Beifall wirklich nöthig, damals nämlich, als er zum mächtigen Zapfen für ein unangenehm Rednerloch ſich geſtaltete und immer gewaltiger drein fuhr, ſo oft das Loch wieder aufgehen wollte.

Unſere Leute lebten gruſam wohl an all den Worten, es tönte ſchön und koſtete nichts. Hans ſagte ungenirt, er ſei oft in Bern in der Komödie geweſen, es hätte viel gekoſtet und ihm nicht halb gefallen wie hier, und noch dazu ſeien das ganz andere Leute, die nahmen es aus ſich ſelbſt, jene hätten es auswendig gelernt gehabt. Der gute Hans, wie man ſich doch täuſchen kann! Woher jene Reden kamen und ob die Eidgenoſſen ſie aus ſich ſelbſt genommen, weiß man jetzt; jeder Lausbub, Gamin oder Tourte, welſch oder deutſch, kann es euch ſagen, aber was ſie gekoſtet und wie hoch ſie die Eidgenoſſenſchaft zu ſtehen gekommen, das kann kein Lausbub euch ſagen, das geht trotz verbeſſertem Primarunterricht in alle Ewigkeit über den Verſtand jedes Tourte hinaus. Wie ſehr die Wunden noch bluten und ſchmerzen, welche durch jene eingegeiſteten Reden veranlaßt wurden, zeigte ſich noch jüngſt, als man dieſelben, die vernarbt ſchienen, mit dem fatalen, ätzenden E... iſchen Balſam beſchmieren wollte. Unſer Hammerſchmied nahm weniger

Notiz davon, er ließ es tapfer laufen. Er ward häufig angegangen, auch zu reden, er hätte es gekonnt ſo gut wie Andere, er kam aus der rechten Schule und hatte den Brei aus der erſten Hand; aber er ſaß zu wohl und ſah, es waren Andere da, den Brei zu wärmen und zu rühren. Es hätte aber nichts bedurft als einen konſervativen Dummkopf, der anſtändig aber ſelbſtſtändig aus einem andern Loch gepfiffen, ſo würde unſer Hammerſchmied das Maul aufgethan und ihn jämmerlich zerklopft haben. Doch damals war kein Konſervativer mehr Dummkopf genug, an ſolchen Tagen die Redefreiheit gebrauchen zu wollen; er dankte Gott, wenn man ihn ruhig ſchießen und es bei den bloßen obligaten Schimpfreden auf die Konſervativen bewenden ließ. Ein Brand am Morgen iſt gefährlich, ungefähr wie ein Gewitter am Morgen, es gibt am Abend gerne noch ein ſtärkeres. Für ſelben Abend waren die diplomatiſchen Verhandlungen angeſetzt, er ſollte ſeine Miſſion erfüllen; es waren Eingeweihte, vielleicht Inſtruirte da, ein großer Wurf ſollte geſchehen. Nach dem Eſſen gegen Abend konnte man am beſten verſchwinden, wurde am wenigſten vermißt, aber fürs Verſchwinden und alle Heimlichkeit war unſer Hammerſchmied untauglich geworden; er brüllte laut, wie ein Auerochs in der Brunſtzeit, wahrſcheinlich aus den nämlichen Urſachen und nach den nämlichen Gegenſtänden. Wir müſſen ſagen, großen Anklang fand dieſe Melodie nicht. Die beſten Brüder drückten ſich ſo unbemerkt als möglich bei Seite; hier und da fragte einer: Wäre dem eine Handvoll ungebrannte buchene Aſche nicht geſund oder ein Bad in einem braven Miſtloch; ja, ſelbſt unſer Hans meinte: er thut doch wie ein Kalb, daß es keine Art und Gattig hat, man muß ſich ja bald ſchämen! Wer es begreift wird finden, daß das ungeheuer viel geſagt war. Bei ſo bewandten Umſtänden war von diplomatiſchen Unterhandlungen nicht viel die Rede, wenigſtens nicht von unſerem Hammerſchmied. Wahrſcheinlich war man da noch einige Klafter hinter dem Geiſte der Zeit zurück und an Diplomaten nicht gewohnt, welche ihre geheimen Gedanken ausbrüllen wie Auerochſen in der Brunſtzeit. Nun, deßwegen verging der Abend nicht deſto weniger luſtig, der beſte Wein floß in Strömen, die alten ausgepichten Weingurgeln tranken ſich immer wieder nüchtern, die blöderen ſtunden nach einigen Stunden wieder von den Todten auf und kamen lechzend zu den Quellen geſchlichen; die Einen drückten ſich weg, die Andern drückten ſich wieder her; der

Morgenſtern, als er kam, fand das Schlachtfeld noch nicht verlaſſen, ſondern daſſelbe beſetzt von den ausgepichteſten Helden, ungefähr ſo vielen, als einſt Schweizer die Schlacht von St. Jacob überlebt hatten. Am folgenden Morgen nüchtern erſchienen die Meiſten mit bußfertigen Geſichtern und trübſeligen Stimmungen. Unſere Leute wollten noch ſchießen vor der Abreiſe, aber es verging eine gute Weile, bis vor den Scheiben der Nebel weg war und die Stutzer feſtliegen wollten in der Hand. Es taumelten zufällig einige Schüſſe ans rechte Ort, nach dem Sprüchwort: ungefähr trifft auch was; da ward der Jubel groß und die Stimmung um etwas aufgeklärter, gehobener. Unſer Hammerſchmied indeſſen blieb einſtweilen noch mürriſch und mißmuthig, er konnte ſeine Leute nicht mehr zuſammenkriegen, er mußte ſeine Miſſion als mißlungen betrachten und ſchimpfte weidlich über die Mehlſäcke, die da freiſinnig ſein wollten, aber alsbald Pech güben, ſobald ſie merkten, daß etwas Wichtiges im Werke ſei; Sonntags Patrioten, die am Montag zu den Pfaffen liefen und beichteten, was ſie am Sonntag gehört oder gethan. Der gute Hammerſchmied hatte keinen Begriff vom Ekel, den er erregt, dem Aergerniß, das er gegeben, und daß dieſes Alle verſcheucht, welche noch eine Spur von Anſtändigkeitsgefühl beſaßen. Er war vollſtändig überzeugt, einen tapfern, zeitgemäßen Wandel zu führen, daß beſſer nichts nützte, und wenn ihm die Gabe des Geſangs gegeben geweſen wäre, er hätte kaum ein ander Lied geliebet als das bekannte ſchöne: Ein Mann wie ich, geht ſtets beſoffen ein und aus! Er war ſehr mißmuthig, trieb dießmal zu Aller Verwunderung an der Abreiſe, und ſchied mit entſchiedener Verachtung von Leuten mit ſo unentſchiedener Geſinnung. Wenn Rütſchele Hansli bei uns wäre, meinte der Hammerſchmied, als ſie abfuhren, er würde ſagen: das Neſt ſeis nicht werth, daß man es mit Herd z'Dreck verſchieße. Es machte warm, die Häupter waren ſchwer, es kam ein tiefer Schlaf, ſtille wars, langſam gings; wer das Fuhrwerk von weitem geſehen, hätte geglaubt, es ſchleiche zur ſchwülen Mittagsſtunde ein Leichenzug das Land hinauf, oder eine geſpenſtiſche Kutſche zeige ſich, Unwetter oder ſtrenge Zeit bedeutend, wie ſolche Kutſchen faſt an allen Orten ſich künden ſollen, Sünder bergend, die Unheil angeſtellt zu ihrer Zeit und es nicht gebüßet auf Erden. Die geſpenſtiſche Kutſche ſchlich im Leichenſchritt das Land hinauf; plötzlich hielt ſie ſtille, doch nicht in ödem Haine bei einſamem Grabe, oder an eines Fluſſes ſteilen Ufern, ſondern vor einem großen Hauſe, umgeben von Stallungen und andern Gebäuden. Alsbald trappte von der einen Seite mit ſchwerem Schritt eine Figur von großem Kaliber daher und mit einer Serviette auf dem Arm und ſchwermüthig gelocktem Haar zirpte eine Geſtalt von minderem Kaliber die Treppe hinunter, und beide Geſtalten ſtunden ſtill, ſahen ſich verwundert an, ſchüttelten die Köpfe und waren nahe daran zu glauben, das Ding ſei nicht richtig, obſchon es Tag war und Beide ordinär ſonſt ſehr freiſinnig und leicht freundlich, Manche ſchreiben licht freundlich. Es war aber auch nicht zu wundern, denn in der Kutſche war es Mäuſeſtill und auf dem Bock war kein Kutſcher. Da indeſſen die Roſſe natürliche Roſſe waren, wagte es der Stallknecht, Hand an ſie zu legen und der Kellner an den Schlag zu treten und zu fragen: beliebt es den Herren auszuſteigen? Ein Nachtwächter mit ſeinem Bierbaß wäre hier beſſer am Platze geweſen als ein Kellner mit dünner Stimme, denn der mußte dreimal fragen, auf deutſch, franzöſiſch, engliſch, ehe ſich einer der Herren nur ſtreckte, geſchweige denn aufwachte.

Glücklicherweiſe war ſoeben der Wirth erwacht und der hatte eine Stimme, mit welcher er die alten Siebenſchläfer hätte in die Luft ſprengen können; der trat an den Wagen, kannte die Kundſame, war Dutzbruder von den Meiſten, wie es denn auch eine Eigenthümlichkeit dieſer Regionen iſt, daß ſich alles dutzt. Dieſes Dutzen iſt ein ganz anderes als das alte ländliche, das patriarchaliſche, es iſt das neumodiſche, anarchiſche. Wohl dieſer Wirth donnerte ſie wach, brachte ſie auf die Beine und lachte ſich faſt krank, denn Keiner wußte, wo er war, jeder träumte ſich an einem andern Ort und lange gings, bis ſie ihre Sinne vollſtändig beiſammen hatten. Da ward viel gelacht, viel geflucht, kurz eine große Luſtbarkeit getrieben. Wo habt ihr den Kutſcher? hieß es. Und mit Staunen und mit Grauen ward vernommen, daß ſie ohne Kutſcher angekommen. Wir können nicht ſagen, daß dieſes große Angſt, Bangen um das Schickſal des armen Teufels erregt, daß man nach ihm ausgeſandt hätte. Man lachte darüber als über ein prächtig Reiſeabenteuer, wie der Kerl die Naſe aufgeſperrt haben werde, als er vom Bock gekommen oder als er erwacht, und wenn der Kerl ſchon ein paar Löcher im Kopfe hätte, ſo thäte es ihm nur recht geſchehen, er wüßte ein andermal, ob er ſchlafen ſolle auf dem Bocke oder nicht. Ja, der ſchmächtige Schreiber ſchlug vor, ein Protokoll aufzunehmen und den Menſchen verantwortlich zu machen und Schadenerſatz zu fordern für allen Schaden, den ſie durch ſeine Schuld hätten nehmen können. Und es war ihm ernſt damit, ſo ernſt als jenem, der in einer dem Richter eingegebenen Koſtennote einen Artikel hatte von zehntauſend Gulden wegen Schaden und Folgen, welche ſein Sohn erlitten, weil ſein Vater während dem Prozeß und weil ein Theil des Vermögens im Arreſt lag, ihm nicht die gehörige Erziehung hätte geben können. Doch die Andern lachten ihn aus, freuten ſich, wie der Kutſcher daherkommen und was er ſagen werde, thauten nach und nach ganz auf und waren glücklich, ſo ungſinnet in einen ſo guten Hafen gelandet zu haben. Der Wirth wußte, wovon man gut lebte und ſorgte dafür. Es fanden ſich nach und nach noch mehr Schützenbrüder ein, es ging munter und flott und als man am luſtigſten dran war erſchien der verlorengegangene Kutſcher unter der Thüre. Mit wüthendem Gelächter, welches gar nicht aufhören wollte, wurde er begrüßt, er aber fuhr faſt aus der Haut und den Herren kam es wohl, hatte er ſeine Peitſche nicht zur Hand, unbedenklich hätte er ſie gebraucht, als wären ſie allzumal ungezogene Jungen. Endlich gelang es ihm, ſeinem Zorne Luft zu machen. Er bildete ſich ein, die Herren hätten ihn von ſeinem Sitze herabgeworfen oder doch herabfallen ſehen und muthwillig im Stich gelaſſen; das nehme er nicht ſo an, ſo was ſei ihm nie begegnet, begehrte er auf. Das amüſirte die Herren ſehr. Der Hammerſchmied ſagte, er freue ſich auf den Handel, er wolle es ſonnenklar beweiſen, daß der Kutſcher ſie böswillig im Stich gelaſſen; er ſolle zuſehen, wie es ihm gehe, er müſſe erſchoſſen werden, ſo gut als eine Schildwache, welche von ihrem Poſten laufe. Nun begehrte der Kutſcher ſchrecklich auf, das ſei erlogen und erfunden, und wer ſo was ſage, ſei ein verlogener Schelm und Spitzbub. Flugs vermahnte der Hammerſchmied und fragte den Kutſcher, was er dazu ſage, wenn er ihm beweiſe, wie alles zu und hergegangen und wie er den Schelm an ihnen gemacht. Ob er aber dann ſchlafſturm ſei oder am heiter hellen Tage ein Nachtwandler, und erzählte aus dem Stegreif eine lange Geſchichte, was der Kutſcher alles gemacht und wie ſie ihm zugeſehen, daß der Kutſcher das Maul offen vergaß und endlich ausrief: das iſt gelogen und zwar geſtämpfelt (ſo werden im Canton Bern ſeit einiger Zeit die Lügen geheißen, wo der Lügner mit Bewußtſein und unnachahmlicher Frechheit der Wahrheit geradezu ins Geſicht ſchlägt. Der Ausdruck ſoll von einer bekannten Perſönlichkeit und ihren Eigenthümlichkeiten ſtammen). Es ward wiederum vermahnt und des Kutſchers Bosheiten des Weitern erzählt, ſo daß derſelbe ſprachlos wurde, ſich als eine verzauberte Perſon vorkam und wirklich nicht mehr wußte, war er ein Narr oder waren Narren die Anderen, den Anderen aber vor Lachen es faſt übel ward. Endlich machte der Wirth dem Spektakel ein Ende, indem er dem Kutſcher Aufſchluß gab, in welchem Zuſtande die Herren hier angekommen, daß man, wenn er nicht geweſen, Kanonen hätte kommen laſſen müſſen, um ſie zu wecken. Aus den Geſtändniſſen des Kutſchers ergab es ſich, daß es ihm ähnlich ergangen. Wie er vom Bock gekommen, wußte er nicht, und bis dato wurde es nicht aufgeklärt. Ihn weckte mit dem Peitſchenſtiel ein Fuhrmann, dem es ſeltſam vorkam, daß ein Kutſcher da am Wege liege mit der Peitſche in der Hand und der ihn halbers für todt hielt. Der Kutſcher fand ſich auch lange nicht zurecht, ſtund da wie vom Himmel herab, bis ihm endlich der Fuhrmann ſagte, wo er ſei. Da erinnerte er ſich, wie er dahin gekommen.

Das konnte er nur der Bosheit ſeiner Herren zuſchreiben, und das Laufen über eine Stunde weit in ſolcher Hitze, war beſonders für einen Kutſcher nicht geeignet, ſeinen Zorn abzukühlen. Dieſe Auflöſung wurde von beiden Partheien, als ganz natürlich, vollkommen begriffen. Sie hatten zwei Nächte wenig geſchlafen, zwei Tage viel und lang getrunken, am dritten einen tüchtigen Schluck, als ob es drei Wochen nie mehr gut wäre, auf die Reiſe genommen, und mit den Herren brüderlich hatte der Kutſcher gelebt, daher der Schlaf als ein ganz natürlicher conſtatirt wurde. Nur beim Kutſcher blieb ein Wurm zurück wegen dem Betragen der Herren bei ſeinem Wiedererſcheinen und ihrer frechen Lügnerei. Er lebt dato noch und erzählt oft, wie die hätten lügen können, akurat als wie geſtämpfelt. Es hatten ſich nach und nach noch mehr Freunde eingefunden und in großer Heiterkeit getafelt, bis man müde wurde vom Sitzen und zu kegeln beſchloß. Das ging noch luſtiger zu aber nicht wohlfeil, beſonders für die Fremden nicht. So wenig die Mädchen alle gleich ſind, ſondern jedes ſeine eigenen Launen hat, ſo auch die Kegelbahnen; jede hat ihre eigenen Tücken und Hinterliſten, wer nicht damit wohl bekannt iſt, der muß Lehrgeld zahlen, es ſei denn, er ſei ein Glücksdüpfi und treffe die Launen der Bahn von ungefähr. Es koſtete unſere Reiſenden ein tüchtiges Lehrgeld, welches ihre Hoſenſäcke faſt vollſtändig ausräumte, ſo daß es hoch an der Zeit war, die Luſtfahrt zu beendigen, wenn ſie nicht Credit in Anſpruch nehmen wollten. Und Ende gut, Alles gut, traf es ſich noch, daß unſerem Hammerſchmied die Bezahlung des Kegelaufſtellers angehängt wurde. Es ärgerte ihn, aber er verbarg den Aerger in einem ganz neuen Heldenſtücklein, welches Aufſehen erregen ſollte. Er riß ſein quaſiſeidenes Nastuch entzwei, wickelte das ſchuldige Geld hinein, wurſtete daſſelbe in das ſogenannte Kläf oder die Handhabe in der Kugel, und ſchmiß ſo dem Aufſteller ſeinen Lohn zu. Wir haben nicht gehört, daß dieſes Stücklein wiederholt wurde; im Bernbiet hat man eine Sache lieber ganz als zerriſſen, hat vor muthwilligem Gſchänden einen Greuel, hat vor ſolchen, welche auf dieſe Weiſe wirthſchaften, ſchlechten Reſpekt, meint, wenn der ſo haushält, ſo wird nicht alles mit ihm ſein; habe noch nie gehört, daß es mit ſolchen einen guten Austrag nehme, und geht man ſo mit der eigenen Sache um, wie wird man erſt mit fremdem Gut, Staatsgut z. B. wirthſchaften.

Der Kaſſabeſtand war ſehr ſchlecht als man heimkam; ohne großes Gepolter hätte die Kaſſe geſtürzt werden können; ſomit war eine ziemliche Gleichheit eingetreten, indem Alle gleichviel hatten, nämlich nichts.

Zwanzigſtes Capitel.

Von Bauernſchindern, Diktatoren, Direktoren, Profeſſoren, Creditoren, Debitoren und endlich auch Studenten und Staatskaſſen.

Da war eine wahre brüderliche Gleichheit, wie ungleich auch die Taſchen bei der Ausfahrt geſpickt geweſen waren. Da ſieht man, wenn der rechte Sinn da iſt, wie leicht der Kommunismus ſich macht und wie leicht es zu machen iſt, daß Alle gleichviel haben. Hintenher war wohl auch von Rechnung die Rede, dadurch wäre aber die Gleichheit wieder aufgehoben worden; der geſunde Sinn der Mehrzahl aber verhinderte glücklicherweiſe die gefährliche Reaktion. Etwas paſſirte hintendrein unſerm Hans, was ihm ſehr fatal vorkam und gewiſſermaßen unbillig dünkte, aber es ließ ſich halt nicht mehr anders machen. Das Geld, welches er mitgenommen, hatte ihm der bereits erwähnte Freund vorgeſchoſſen und vorher auch ſchon welches. An einem ſchönen Morgen kömmt ihm nun der und ſagt: Freund, es iſt mir herzlich leid, aber ich ſollte mein Geld wieder haben, ich kann es wahrhaftig nicht anders machen. Ich habe einen Titel nehmen müſſen, darauf muß ich noch tauſend Gulden herausgeben, und kann ich es in acht Tagen nicht, ſo verliere ich das Ganze. Begreifſt, ich kann nicht anders, ſo leid es mir thut. Hans gerieth in Allarm. Woher Geld nehmen ſo viele Hundert Gulden und nicht ſtehlen? Ich habe noch viel einzuziehen, will Rechnung anſtellen, ſagte Hans; wenn ich Alles beiſammen habe, wird nicht viel fehlen. Ja, das wird mir wohl lang gehen, ſagte der Freund, haſt gehört, daß ich in acht Tagen es haben muß. He, nun ſo nimms, wenn du kannſt, ich aber habe es m— S. nicht. Damit iſt mir nicht dienet, ſagte der Freund, ich muß Geld haben, für meinen Schaden iſt mir Niemand gut. Aber weißt was? Dein Vater iſt ein reicher Mann, es braucht ein Wort, ſo zahlt der. Tüfel, thut ers, ſagte Hans; dem ſage ich nichts, wohl der würde mir! Dann glaube ich nicht, daß er es bei der Hand hat, es will mir ſcheinen, er ſei ſeit einiger Zeit ſelbſt nöthig. Er braucht ſelbſt, was es erleiden mag, und öppe viel z'löſe, wäre ihm eine Kunſt. Weißt was, ich glaube, der Bauer auf der Ankenballe ſei euch verwandt oder gar dein Götti. Der hat immer Geld und nimmts nit ſo exakt; erſt letzthin half er Einem aus der Tinte, den ich in den Fingern hatte, wo es mich dünkte, er ſollte witziger ſein als ſo und den bleiben laſſen, wer er iſt. Geh zu dem, der gibt dir ſo viel du willſt, noch viel zum Ueberfluß, rieth der Freund und verbiß das Maul. Jetzt ſchweig oder wenn du einen Narren willſt, ſo ſtelle einen eiſernen an, brüllte Hans. Lieber wollte ich mein Lebtag Dörn freſſen, als den Jeſuiten um einen Kreuzer plagen. Wohl, der würde mir Augen machen und ſein Hauspfaff, die alte Liſt, eine Predigt fallen laſſen, wo der Teufel zu viel in die Naſe bekäme. Ja, ſagte der Freund, etwas muß doch gehen, ſo oder ſo, ich kann das Geld nicht entbehren. Ich wüßte wohl was, aber es wird dir nicht anſtändig ſein. Gib füre, was? ſagte Hans. He, du kennſt den kudrigen Hauptmann da unten, wo nit für einen faulen Heller Guraſchi hat, aber für drei Kreuzer Vater und Mutter den Türken verhandeln würde, er macht große Geſchäfte, er iſt der beſte Freund vom Schnyder im Schindermätteli und ſpielt mit ihm unter der Decke und ſie jagen einander die Fiſche in die Bähre; der hat immer Geld, aber es iſt mir zuwider, mit dem zu thun zu haben; er iſt ein Uhung, wir haſſen einander wie Feuer und Büchſenpulver, der thäte dir ſchon Geld geben, aber etwas einbinden würdeſt allweg müſſen. Was Wahres war an dieſem Haſſe; ſie kamen einander in den Weg und ſchnappten ſich gegenſeitig Geſchäftchen weg, daneben waren ſie Bundesbrüder, wenn ſie jemanden hineinſprengen konnten, und handelten nach dem Grundſatze: Schweigſt du mir, ſo ſchweig ich dir. Sie thaten ſo freiſinnig, daß man ſie für kommuniſtiſch hätte halten ſollen, daneben wucherten ſie vom Tüfel und ohne Erbarmen; ſie lachten über das Elend, welches ſie erzeugten, und wenn ein Vater mit ſieben Kindern ins Waſſer geſprungen wäre oder Hungers hätte ſterben müſſen, ſie hätten kaltblütig geſagt: Da ſehe er zu! Sie lebten eben nach dem Grundſatze, es mache jeder, was er könne, und was er kann, iſt jedem erlaubt, das iſt eben die Freiheit. Dieſe Bauernſchindhunde müſſen Regierungen haben, die freiſinnig ſind wie ſie, und jede auf den Tod haſſen und ſie zu ſtürzen ſuchen, die treu und fromm ihr Reich regiert. Sie müſſen Leuenbraſchlis machen, ſie mögen wollen oder nicht. Kurz, es waren intereſſante Leute, die es weit bringen konnten in Iſrael, ſo lange keine Ordnung war und jeder that, was ihm wohl gefiel.

Es war Hans ſehr zuwider, mit dieſem kudrigen Hauptmann anzubinden. Hans war im Schuldenmachen bereits auf einen gefährlichen Standpunkt gekommen, auf den, wo Eſau war, als er um das Erſtgeburtsrecht dem erſten Wucherer, ſeinem Bruder Jakob, dem Erzvater der Juden, einen Linſebrei abkaufte. Dem Menſchen, der auf dem rechten Punkte ſteht, iſt es zuwider, Geld zu leihen; erſt ſtreckt er ſich nach der Decke, er entbehrt lieber als daß ers thut, und muß er leihen, ſo gibt er es wieder ſo bald als möglich. Menſchen, die ſchon weiter ſind, leihen und vergeſſen es, wiederzugeben, verdrehen es beſtmöglichſt, und mahnt man ſie, vermerken ſie es als eine Grobheit und ſchreibens hinters Ohr. Einen Punkt weiter betrachten ſie es als einen Fund, ein Glück, wenn ſie Geld zu leihen kriegen, das Geld als gewonnen, mit dem man nichts beſſeres machen, als zu verfahren wie mit gewonnenem oder geſtohlenem Gelde, ihns ſo bald und ſo luſtig als möglich wieder los zu kommen ſucht und in heilloſem, ehrlichen Leuten unbegreiflichen Leichtſinn ans Wiedergeben, ans Ende gar nicht denkt. Endlich aber kömmt man dahin, wo man das Geldkriegen erzwingen, ſein zukünftig Erbe dran ſetzen, daſſelbe verſchleudern muß, man in der Wucherer Hände fällt, einen Werth bezahlen muß, dem das Erhaltene nicht entſpricht, ein Erbrecht an eine Mehlſuppe, meinethalben an ein Erbsmuß, man denke! Das gibt böſe Alter, wenn man nicht jung ſtirbt. Wie das Ungeziefer der Tiefe bei ſchlechtem Wetter am keckſten ſich zeigt, am luſtigſten ſich macht, ſo kommen auch die Wucherer mehr und mehr zum Wohlſein und haben fette Maſt, je ſchlechter die geſellſchaftlichen Zuſtände werden, je tiefer der Menſch ſittlich ſinkt, die beſſern Gefühle ſich abſtumpfen, je mehr die Familien ſich ſpalten und auseinander gehen. Seit einigen Jahren hat dieſes Ungeziefer gute Geſchäfte gemacht, iſt fett geworden. Zu dem alſo mußte Hans. Der Freund wollte durchaus den Auftrag, es für ihn abzumachen, nicht übernehmen. Du mußt ſelbſt dabei ſein, ſagte er, du kannſt es dann machen wie du willſt, könnteſt ſonſt leicht meinen, ich mache etwas zwiſchen aus, denn du wirſt einbinden müſſen, er iſt e Harte. Aber wenn du nicht anders willſt, was kann ich dafür. Wenn dein Vater nicht Geld hat, ſo hätte er doch wohl einen Titel, der ſich leicht verſilbern ließ. Davon rede mir nicht, ſagte Hans, aber zwider iſt es mir, dem kudrige Hauptmeli nachzulaufen. Wenn es die Leute merken, ſo fällt es ihnen leicht ein, was ich will, und der Vater könnte es vernehmen, er iſt dort gut bekannt, dann würde es etwas können. Nicht daß ich ihn zu ſcheuen habe, aber ich will doch lieber, er wiſſe es nicht. Weißt was, ich will ihm Beſcheid machen, dann kann man an einem unverdächtigen Ort ſich von ungefähr treffen, ſo iſt z'Sach recht und z'Gſchäft macht ſich, es merkt es Niemand, meinte der Freund. So geſchah es auch und machte ſich wie Schnupf und um ſo leichter, da dafür geſorgt worden, daß Hans nicht mehr ganz nüchtern war, als das Geſchäft abgeſchloſſen wurde, ſondern eben ſo zweg, daß man jede Brühe für eine Krebsſuppe anſieht und jedes Faaggeli für eine Venus.

Er kriegte eilfhundert Gulden und verſchrieb fünfzehnhundert; zahlbar nach erſter Aufkündigung, man begreife!

Nun, ein wenig hatte Hans wohl gepoltert und geſagt, es dünke ihn, des Bauern Sohn im Hunghaſen ſollte gut genug ſein, ohne daß man ihm einen Abzug mache wie dem ärgſten Hudel. Warum nicht, ſagte darauf der Hauptmann, dich geht der Hunghaſen noch gar nichts an, keinen Batzen haſt ſonſt geerbt und ſtirbſt, kann ich ſehen, wie ich zu meinem Gelde komme. Da brauchſt nicht Kummer zu haben, antwortete Hans, den letzten Kreuzer mußt haben. Ja, wenn der Vater gerne will, und will er nicht, ja ſo iſts ſchon böſe, und wenn Du mir nicht ſo lieb wäreſt, ſo wär das Geld bei mir geblieben, entgegnete der Hauptmann. O, hoffentlich ändert das noch vor der letzten Faſtnacht, ſagte Hans, daß man warten muß aufs Vermögen, bis die Alten unter dem Herd ſind. Was Hagels brauchen alt Leut Geld, es Bänkli, es Süppli und es Bett und e Ofentritt im Winter, dann haben ſie, was ſie nöthig haben und Urſache, Gott dafür zu danken. Wenn ein Kind zwanzig Jahre alt iſt, ſo gehört dem Kind ſein Vermögen heraus von Gott und rechtswegen, ſo meinte Hans und die Andern gaben ihm Beifall und zwar im Ernſt, denn das ginge noch über Emancipation der Weiber und wer weiß, ob es nicht noch kömmt. Da gäbe es ein Fiſchen und Freſſen für dieſe Hechte! Hans hatte beim Leihen dafür geſorgt, daß er noch ein Ziemliches in der Taſche behielt. Dieß geht gewöhnlich ſo. Man denkt, wenn man einmal am Entlehnen ſei, ſo wolle man es gleich recht machen, ſo müſſe man nicht ſo bald wieder dran hin. Uebrigens wollen wir doch auch ſagen, daß dieſes großartige Schuldenmachen eines Bauernſohnes denn doch eine Ausnahme iſt und früher kaum vorkam. Ja freilich hatten Bauernſöhne auch Schulden in ihrer ledigen Zeit, hier einige Neuthaler und dort einige, aber ſo wie junge reiche Grafen und Freiherren, Studenten und Bankiersſöhne das Vermögen der Väter verklopfen, ehe ſie es haben, von Juden und Philiſtern ſich ſchröpfen laſſen, das war ſelten im Bauernleben, von dieſer Eigenthümlichkeit höherer Stände war es weniger berührt. Wenn Einer zu viel verhudelte oder mit Schlägereien, welche wohl den ſchwerſten Poſten bildeten im Leben eines Bauernſohnes, ſo wußte er nichts anderes als zum Vater zu ſagen: Vater, mußt zahlen, und der Vater zahlte, manchmal noch mit Freuden, was wir übrigens auch nicht loben wollen.

Indeſſen man wußte doch in der Familie, woran man war, und kam nicht in wucheriſche Klauen.

Nun Hans war nicht mehr der gemeine Hans, er war ein Glied der Jugend, welcher die Zukunft gehörte und die die Gegenwart in Beſitz zu nehmen begann: Mr ſy nüt, mr ſy i Gottsname nüt, aber üſi Kinder ſollen Alles werden, bekannte einmal ein erlauchtes Haupt. Hans gehörte alſo gleichſam zur regierenden Familie oder beſſer zum regierenden Geſchlecht, er ſtund ſo gleichſam über ſeinem Vater, mußte alſo billig ſtandesgemäß leben, und es war noch ein Grundton gutmüthigen Weſens in ſeinem Herzen, daß er heimlich Schulden machte und nicht den Vater brandſchatzte, nicht einfach gegen ihn aufmarſchirte und ſagte: Gib, oder! Wenn wir vorhin von Bauersſöhnen ſprachen, bei welchen ſonſt ſolches Schuldenmachen ſeltene Ausnahmen waren, ſo meinten wir die Bauernſöhne, welche auf dem Lande Bauernſöhne blieben, und nicht ſolche, welche andere Berüfe wählten oder Studenten wurden. Man las alle Augenblicke öffentliche Warnungen vor Studenten, das Publikum ſolle ihnen nicht ohne Willen des Vaters Geld anvertrauen und anderes mehr, und unter dieſen Studenten werden auch welche vom Lande geweſen ſein, und Mancher hat vielleicht Schulden gemacht, ohne daß er eben verrufen wurde, brachte doch die Gewohnheiten, welche zum Schuldenmachen führen, und die Gewohnheit des Schuldenmachens ſelbſt mit nach Hauſe. Und warum hätte man nicht hudeln ſollen auf der Hochſchule? War doch das Hudeln nicht bloß eine Lebensweiſe, welche Berechtigung hatte, ſondern ſogar bevorzugt wurde. Sakerloth, wenn man z. B. mit dem Erziehungsdirektor Schmollis iſt und ihm vorſaufen kann und er nachſaufen muß; warum ſollte man ihm nicht Tag und Nacht vorſaufen, damit er Tag und Nacht nachſaufen muß? Und wenn der Erziehungsdirektor vorſoff, hätten ihm die Studenten nicht nachſaufen ſollen, wir fragen? War es nicht ſchön und ächt republikaniſch, wenn die Erſten der Republik mit den Jünglingen gemeinſam kneipten, welche Schule der Weisheit war das nicht, wenn die Jünglinge mit den weiſen Häuptern des Landes Tag und Nacht zuſammenſitzen konnten und in dieſem traulichem Zuſammenſein ihre Staats- und andere Weisheit brühwarm auf ihren Lippen faſſen konnten. Erſetzten dieſe brühwarmen, aus dem Leben gegriffenen unmittelbaren Inſpirationen den Lippen der weiſen Häupter entſtrömenden Ergüſſe nicht hundertfältig die ledernen Demonſtrationen lederner Profeſſoren? Muß das nicht viel feurigere Vaterlandsſöhne bilden, wenn ſie täglich verfluchen und verwünſchen hören von den feurigſten Eidgenoſſen und Vaterlandsfreunden die Sonderbündler, Jeſuiten, Ariſtokraten und Pfaffen, als wenn ihnen ein dürrer ſchläfriger Profeſſor etwas von perſiſchen oder puniſchen Kriegen vorſchnapelt? Was Teufel gehen die Perſer und die Punier die Schweizer einſtweilen an? Weiß man ja nicht, ob man ſein Lebtag mit ihnen zuſammenkömmt; zu ihnen zu gehen, hat ja keine Seele Luſt, und kommen ſie mal her, wird man ihnen den Marſch ſchon machen und zeigen, wo der Zimmermann das Loch gemacht. Dieſe praktiſche Anſicht ſcheint endlich bei den praktiſchen Schweizern durchzugreifen. Die feinen Genfer haben die Stiefelchen angezogen und brechen die ſchöne neue Bahn, die edelſten Eidgenoſſen voran, Männer wie Tourte, Almeras und Carteret, deren Weisheit in Beziehung auf die Akademie aufs gleiche Reſultat gekommen wie ein bekannter Hans Uli in ſeiner Weisheit mit der Kirche, daß ſie veraltete Inſtitute ſeien. Dieſe edlen Eidgenoſſen in Genf, wahre Väter der Genfer Jugend und Gamins, warfen ſich wie der hehre Winkelried in die Speere der Oeſtreicher, mit dem allerhöchſten Muthe in die Speerwand alter Vorurtheile und erklärten, der Primarunterricht ſei die Hauptſache für die Genfer, die Philoſophie trag nichts ab, ſei von keinem Nutzen, in der Akademie würden Lügen gelehrt, in der Schießhütte, an den Mahlzeiten des großen Schützenfeſtes ſei die wahre Wahrheit und die weiſeſte Weisheit zu hören. Und mit Erſtaunen und offenem Maule hörten die Genfer Räthe und Gamins dieſe Weisheit, ſtrichen Gelder der Akademie, legten zehnfach die geſtrichene Summe dem Schützenfeſte bei als dem Borne, in den Gamins und Räthe, Junge und Alte getaucht werden ſollen, als ins Waſſer der wahren eidgenöſſiſchen Wahrheit und Weisheit. Das erkannte das junge Genf auf den Gräbern der alten Genfer, und wer es nicht glauben will, der leſe die genferiſchen Rathsverhandlungen. Und wer wagt es, Ritter oder Knapp, zu leugnen den wahren Fortſchritt, das Vorwärtsſchreiten zur wahren Natur und Cultur, den Durchbruch einer neuen Zeit, den Sieg des Zeitgeiſtes? Wer wagt es zu zweifeln, daß der hohe Ruf an die Jugend: Mr ſy alli nüt, gar nüt, aber die Kinder ſollen Alles werden! von den Vätern verſtanden worden, daß ſie ihnen die Wege zum Ziele ebnen und bereiten werden. Wir zweifeln nicht, daß nicht nächſtens, wahrſcheinlich am Genfer Schießet irgend eins der Oberhäupter erklären wird, das ſei eben der Anbruch des wahren Reiches Gottes nach den Worten: Den Kindern gehöre das Reich Gottes, ſo ihr nicht werdet wie dieſe Kinder, werdet ihr das Reich Gottes nicht ſehen, und unter dieſen Kindern ſeien eben die enfants de Genève, d. h. ſie ſelbſt, zu verſtehen. Dieſe Vorgänge ſind von großer Bedeutung, ſie ſtehen ſicher in der allernächſten Beziehung zu der Errichtung der eidgenöſſiſchen Hochſchule in Zürich, denn bekanntlich ſind die drei genferiſchen Winkelriede die drei treuſten Schildknappen des bekannten Diktators oder Direktors, der wohl laut zur Sammlung ruft, aber wiederum in majeſtätiſches Schweigen ſich hüllt und ſeine Knappen Reden von ſich geben läßt. Die nächſte Zeit wird lehren, ob die drei Winkelriede ihm nicht die Gaſſe brechen mußten für ein Eingericht der Hochſchule in freiſtem Geiſte und der höchſten Höhe der Zeit. Eine Hochſchule, wo verſchwunden ſind die dumpfen Hörſäle, die ſtaubichten Profeſſoren, die ſchweigſamen, langweiligen Bücher, wo auf luftigen Höhen, in lichten Hallen, im kühlen Schatten grüner Bäume die edelſten der Eidgenoſſen ſitzen, geſchart um ihr hohes Haupt, von dem der Ruf zur Sammlung erging, dem erlauchten Präſidenten der Erziehung und anderem mehr. Zunächſt um ihn die enfants de Genève, die drei Winkelriede, die Mauerbrecher tauſendjähriger Vorurtheile, von Bern die Vielerprobten und Bewährten, die keine Sorte Wein oder Bier von ihrem Sitze oder um ihre Gedanken bringt, denen Tag und Nacht der reiche Strom weiſer Reden nie verſiegt, von Luzern die Kühnen und die Pfiffigen von St. Gallen, die Unerſchöpflichen und Elaſtiſchen, aus den Gauen der Thur und der Aare, die klöſterlich Appetitlichen, die Judenfreundlichen, in guten Händeln Kundigen, kurz ſie Alle, die edlen Eidgenoſſen, welche die Zeit begriffen und auf ihre Höhe ſich geſchwungen, aus allen Gauen, von den Ufern aller Seen, den Spitzen aller Berge.

In weiter Runde die Scharen der nach Weisheit dürſtenden Jünglinge, Tag und Nacht gleichachtend ihren Durſt zu ſtillen; von keiner philiſterhaften Polizeiſtunde wird der Edlen heilig Streben gelähmt, wo der hohe Direktor waltet, da iſt auch die Freiheit, und die Freiheit wird weder beſchnitten noch beſchränkt, es iſt wirkliche Freiheit, ohne Vorbehalt, ohne Rückhalt. Damit aber auch alle Vorrechte abgeſchafft ſeien, die hier ſprudelnde Weisheit nicht bloß einzelnen Vorrechtlern zu gut komme, denn bei dem beſten Willen wird es unmöglich bleiben, die ganze ſchweizeriſche Jugend unter den Flügeln des athenienſiſchen Direktors oder Diktators zu verſammeln, ſondern ſich ergieße über das geſammte Vaterland und dem Hinterſten im hinterſten Thale zugänglich ſei, findet eine äußerſt ſinnreiche Einrichtung ſtatt. Man ſieht nämlich neben jedem der edlen weiſen, lehrenden Eidgenoſſen etwas aus der Erde ragen, man weiß nicht, iſt es ein einfaches Ohr oder ein offenes Maul oder nur ein ganz gemeiner Spucknapf, und doch kanns keins von allem ſein; denn wenn man hinſieht genauer, ſo iſt kein Sägemehl darin, ſondern die Dinger haben offenbar Menſchenähnlichkeit, viel Mannigfaltigkeit, etwas Portraitartiges, und ſo iſt es auch. Es ſind die Mündungen elektriſcher Telegraphen, welche von jedem Eidgenoſſen ſeinem Organe (Zeitung) zulaufen, welches der Eidgenoſſenſchaft und all ihren Söhnen, ja auch Töchtern, bekannt machen muß, was er geräuspert und was er geſpuckt. Und damit kein Irrthum ſtattfinde, kein Eidgenoſſe ſich verſchieße, denn es iſt denn doch keinem zuzumuthen, daß er ewig ſitzen bleibe, wie eine verblühte Schöne an einem Hofballe und in den unrechten Napf räuspere oder ſpucke, ſtellen die Näpfe oder Mündungen die Büſten der Redaktoren der verſchiedenen Organe in auffallender Aehnlichkeit vor. Ein Kranz ſolcher Büſten umgibt den Stuhl des Diktators oder Direktors, und eine derſelben, gar ſeltſam geſtaltet, zwei Köpfe auf einem Halſe, ſo gleichſam zwei Löffel an einem Stiel, es iſt das Hauptorgan, ſo gleichſam der Hauptblaſebalg, in den zwei Mäuler blaſen müſſen, wenn er voll werden ſoll, zwei Redaktoren ihren Verſtand hergeben müſſen, um den Blaſt über das geſammte Vaterland gehörig zu verbreiten. Uebrigens iſt es ganz natürlich, daß, wenn jeder der Lehrenden eines Loches bedarf, um ſeine Weisheit abzuführen, der Diktator die ſeinige kaum durch zwei Hauptlöcher bringt, die kleinern nicht gerechnet. Die Weisheit, die nach unten abgeht, wird verſinnbildlicht durch die Wolken, welche nach oben ſteigen, die höchſten Häupter der Weiſen verhüllen wie die Nebel unſerer Berge hohe Wipfel. Für Saft und Fluß iſt prächtig geſorgt, da wird nichts abgehen vor Trockenheit und Durſt, jeder Mattigkeit iſt vorgebogen, unzählbare Lebensquellen ſprudeln ohne Zahl und mit dem Knollendurſt wird Niemand behaftet werden. Junges Bier und alter Wein blühen herrlich und aus den verſchiedenartigſten Kelchen. Das ſchäumet, das ſpritzt, das gurgelt nach oben das gurgelt nach unten, da thäte der Taucher noch was ganz anderes erleben, wenn er tauchen ſollte hinab in die graulichen, in die ſchrecklichen Schlünde, in die jungen und in die alten. Wenn die Väter mit den Söhnen kommen und das Eingericht ſehen und wie das ſchäumt, und wie das glüht und wie das zugeht üppig und ſchön, und vom Beſten allenthalben Tag und Nacht, da kömmt ſie vielleicht wohl ein wenig Bangen an, ſie fangen an am Schädel zu kratzen, wie üblich, wenn die Angſt kömmt mit der Verlegenheit voran. Sie denken: Du meine Güte, luſtig wär's wohl, aber wer ſoll es zahlen? Was die Hochſchulen koſten, was die Söhne verbrauchen, müſſen wir erſchwitzen? mochten es früher kaum verbringen, und jetzt, wie ſoll das gehen, wer kann das erſchwingen, von wegen das braucht was Tag und Nacht, Licht und Kleider nicht einmal gerechnet? Und was am Ende? Saufen und Rauchen könnte man daheim lernen und ganz wohlfeil, und Reden vom Tüfel in jedem Waſchhaus; dafür brauchte man nicht nach Zürich zu reiſen, unſer gutes Geld und uns dazu vernüthigen zu laſſen, und ſchlecken doch die Finger darnach. Nun, es gibt noch Leute, welche nicht bloß innerlich ſeufzen und ſolche Seufzer noch beſtmöglichſt unterdrücken, ſondern ganz laut dem Erſten beſten ins Geſicht hinein. Nu da wird er getröſtet werden, ſein Bangen wird vergehen wie Nebel in der Morgenſonne, da wird es heißen: Habe nicht Angſt, du guter Mann, denk, wir leben nicht mehr in den alten Zeiten, ſondern in ganz neuen, und dieſes hat man dem neuen Herrn und Direktor zu verdanken, dem, der ſo ſchön dort hocket, dort zmitts unter Allen, der hat es ſo eingerichtet und befohlen. Das Alles koſtet nichts, gar nichts; die Eidgenoſſenſchaft und wem ſie es ſonſt auferlegt, die beſtreitet Alles; es iſt Alles centraliſirt. Die Profeſſoren ſind alle abgeſchafft, das Lehramt iſt centraliſirt, ſomit fallen alle Profeſſorengehalte und Penſionen weg. Bloß einige Hauptkerls ſind beibehalten, welche im Verein mit den edelſten Eidgenoſſen das Lehramt übernehmen freiwillig, als Mitſtifter der neuen Ordnung und begeiſtert vom rechten Geiſte, zufrieden mit Taggeldern, beiläufigen Entſchädigungen, allfälligen Vergütungen und, verſteht ſich, Antheil nehmend an der nationalen unentgeltlichen Verköſtigung, welche das Vaterland ſeinen Söhnen angedeihen läßt, akurat wie die Spartaner, ganz nach dem Sinne des Direktors, mit dem Unterſchiede nur, daß derſelbe lieber den Perikles vorſtellen möchte als den Lykurg, mit Ausnahme der Idee von Heloten. Seine fixe Idee iſt, daß man Heloten haben müſſe wegen dem Exempel, und daß man ſie an gewiſſen großen Feſten voranſtellen müſſe, das meint er ebenfalls akurat wie die Spartaner. Er ſcheint überhaupt ein Sclaventhum durchaus nothwendig zu finden, wir glauben nicht wegen direktem perſönlichem Vortheil, ſondern weil er meint, daß auf dunklem Hintergrunde glänzende Hauptperſonen ſich deſto beſſer hervorheben. Sieh, du guter Mann, wie herrlich das Leben, und Alles gratis auf Koſten der Eidgenoſſenſchaft und ad libitum, nach Diſcretion, das heißt, ſo viel jeder mag. Schmök, wie das riecht! Das iſt Murten-Kabis und Kraut von Payerne, Rauchſtoff für die Jünglinge, geliefert von Freiburg und Waadt, die feinen Cigarren für die Eidgenoſſen werden theuer aus Cuba bezogen auf Koſten der Eidgenoſſenſchaft; Bier kömmt vom Zürichſee, da der dortige Wein weder mit einer beſchaulichen Lebensweiſe noch mit der Wiſſenſchaft ſich verträgt, Thurgau iſt mit kleberigem Birenmoſt vertreten, welcher den Füchſen beſonders munden ſoll, und leeren Fäſſern aus ſeinen Kloſterkellern; Genf, das nichts Genießbares producirt, liefert Zahnſtocher und Pfeifenſtopfer, Neuenburg, welches in ähnlichem Fall iſt, wollte ſich mit Uhren abfinden, aber hier iſt die Zeit abgeſchafft, hier lebt man in der Ewigkeit, braucht alſo keine Uhren, ihm liegen nun die diverſen Zündhölzer auf und bei Gelegenheit einiges Muſiciren mit Blech.

Baſel ſchickt den Wein; Baſel producirt zwar nicht Wein, aber verſteht ſich vortrefflich auf die Miſchung, wodurch bekanntlich jeder flüſſige Stoff mundrecht zugerichtet werden kann. Um allfällige Nebenküſtchen zu vertreiben, werden gehörige Baslerleckerli beigegeben. Von den Urcantonen kömmt das Hochwild, von Zug die Zwetſchen, von Luzern das Vieh und die Füchſe und die Pfeiffer. Graubündten ſendet Bärenfleiſch und Confitüren, Teſſin Kaſtanien, aber ungebraten, da bekanntlich die Teſſiner nicht gern Feuer riechen in der Nähe, wie ſogar ihr größter Held das Feuer nicht vertragen kann; Würſte, ebenfalls ungekocht, weil ſie ſo appetitlicher ſind als wenn ſie gekocht wären; Wallis wartet mit Abwärterinnen auf und ſüßen Trauben, von Bern kömmt der Käs ſammt Käsmilch und Schotten und Bärenfett zum Schuhſalben. Solothurn findet ſich mit Geißkäſen und Erdbeeren ab, Aargau mit Rüben und Rettigen und Ronnen, Baſelland mit buchenen Knebeln und Gurken; St. Gallen mit Maisbrei und Kohlraben, Schaffhauſen endlich verſieht die hohe Anſtalt mit Schaffnern, obern und untern, Junkern und Nichtjunkern, welche Alles abnehmen haben und Einiges verrechnen ſollen, wenn ſie nämlich nicht vor der Rechnungsablage ſich abſentiren. Die Scheiben zum Schießen liefern Patrizier und große Städte, das Pulver das Städtlein Brugg, wo bekanntlich in den letzten Zeiten ſo viel Pulver abgefaßt wurde, die Appenzeller die Zeiger bei den Scheiben ſammt den Tyroler Sängern. Siehſt, Mann, wie herrlich das eingerichtet iſt und Alles gratis auf Koſten der Eidgenoſſenſchaft, und wie geſund! Keine ſtaubigen Stuben, nichts trocken oder gar vertrocknet, von Leberleiden iſt da nichts bekannt und wegem Mangel zehrt Niemand aus, und die Weisheit malterweiſe und ohne Collegiengelder, ganz unentgeltlich, und was man in fünf Jahren nicht lernt, dazu braucht man bequem zehn, weil es nichts koſtet, und mag man nichts lernen, wird man ſonſt gefördert auf einen hohen Poſten, wo man viel Geld bekömmt und Gelegenheit hat, die Arbeit durch Andere machen zu laſſen, und wer da gar nichts taugt, den verſorget man in ein eidgenöſſiſch Bureau, wo er wieder Kameraden findet, aber auch zu reden klafterlang, tagelang, mit und ohne Reglement, und alles das hat man dem Direktor zu verdanken, der mit ſeinen Mauerböcken den drei Genfer Winkelrieden Bahn brach und der Bildung einen ganz neuen Schwung gab, und zwar einen vaterländiſchen, und ſeiner Vaterſtadt ein Inſtitut ſchenkte, wie es nie war, nicht iſt, nie mehr ſein wird auf Erden.

Ja, eben hier liegt eine ſcheinbar ſchauderhafte Sünde früherer Regenten. Sie legten Hochſchulen an, an dieſen gingen die Familien zu Grunde, denn da war Alles hundetheuer, das Bier, der Wein, die Cigarren und die Kollegien und daneben ein Hundeleben. Kohlraben und Bärenfleiſch kriegte man nicht, Tabak vom ſchlechteſten und der Mais nur in Waſſer gekocht, der Geſundheit ſo äußerſt nachtheilig. Daher das Schuldenmachen ſo begreiflich, ja unvermeidlich, und Alles aus Schuld verrätheriſcher und unfähiger Regenten. Was möglich ſei guten fähigen Leuten, ſehe man jetzt, und wer klage, Bauernſöhne hätten von Studenten das Schuldenmachen gelernt, von dorther ſei das Uebel gekommen, der ſolle das Uebel in der Vergangenheit ſuchen, die Gerechtigkeit der Vorſehung preiſen, die von ſo großem Uebel befreit und die drei Helden, den Tourte, den Almeras und den Carteret, die Bahn gebrochen, wie jene edelſten Eidgenoſſen die drei Landjäger, welche weiland dem Doktor Steiger aus dem Kerker geholfen, ehren in Zeitungen und mit Lithographien auf ſchönem Papier. Wenn man denen Denkmäler errichten thäte, wie wär's? Oder will man lieber warten, bis man dem zürcheriſchen Diktator oder Perikles eins macht und dann die drei Genfer Mannen und allfällig in der vierten Ecke den noch lebenden edelſten Eidgenoſſen, oder Landjäger um ihn her, aufpflanzen, ungefähr wie die Bären um den Erlach auf dem Kirchplatz in Bern. Enfin, wie man will, wie man es macht, ſo hat mans. Jedenfalls bis was Rechtes kömmt, ſollte man die bekannten Hafner in Bern auf dieſen Gegenſtand aufmerkſam machen. Wir ſind überzeugt, wenn ſie dieſe Männer und namentlich den Tourte, der den erſten Angriff gethan, auf all ihren Geſchirren ähnlich abbilden thäten, ſie würden keine ſchlechte Spekulation machen. Trotz ſeinen Schulden würde unſer Hans das Seine dazu beigetragen haben, ſie in Flor zu bringen, wenn ſie in ſeiner Blüthenzeit aufs Tapet gekommen wären, denn er war Liebhaber von Bildniſſen und paradirte immer ſo mit einem rechten Helldonner auf der Pfeife und mit den andern verfluchteſten Siebenketzern, wie er ſich auszudrücken pflegt, daheim. Es war ſchön, wie in ſeinem kindlichen Gemüthe Hans, der Sohn, durch ſolche Bildniſſe die geiſtige Verwandtſchaft vermittelt, die Brüderſchaft abgeſchloſſen glaubte.

Unterdeſſen konnte Hans nicht gratis leben, die eidgenöſſiſchen Lieferungen trafen nicht ein; St. Gallen ſchickte den Maisbrei nicht, Aargau die Rüben nicht, Baſel wohl viel Wein mit allerlei Kuſt, beſonders mit was von Picardan, doch nichts gratis. Kürzlich ſind die auf demſelben laſtenden Eingangsgebühren bedeutend ermäßigt worden, eben wahrſcheinlich um den Baslern die eidgenöſſiſchen Gratislieferungen zu erleichtern. Hanſens Geld ging alsbald wieder auf die Neige, er klagte es einem Freunde. Er wiſſe nicht, wie es komme, ſagte er; kaum habe er einiges Geld im Sack, ſei es wieder fort, es ſei gerade, als ob der Luft dahinter ſei. Und wenn man keins mehr habe, könne man zuſehen, wie man wieder kriege, ohne daß man die Haut ſammt den Haaren laſſen müſſe, ſo erleide es ihm. Bah, antwortete der, du und klagen? Wenn ſolche reiche Bauernſöhne klagen wollen, was ſoll dann unſer Einer? Was hilft mir der reiche Bauernſohn, ſagte Hans. Geerbt habe ich nichts, und wann ich erben werde, weiß der Teufel. Einſtweilen gibt mir der Alte je weniger deſto lieber, er braucht es ſelbſt. Mach ihn den Hof abzutreten, rieth der Freund. Mache, mache, iſt bald geſagt. Der Alt gibt den Löffel nicht aus der Hand, bis er ſelbſt genug hat, und das geht lang, zähl darauf, der iſt zäh wie Hagenbuchigs, antwortete der Sohn. So nimm einen Pfoſten oder heirath reich, entgegnete der Andere. Das gefiel unſerm Hans, beſonders das erſte. Er hätte ſchon lange gedacht, ſagte er, ihm gehörten auch Quartalzapfen und nicht die kleinſten. So verflucht viel fürs Vaterland gethan und ausgeſtanden wie er, habe nicht bald Einer. Er hätte aber gedacht, ſie ſollten ſelbſt den Verſtand haben, mit Schein werde er ihnen denſelben machen müſſen. Das Heirathen wäre ihm auch nicht unrecht geweſen; e Hagels e Rychi und e Hagels e Schöni wollte er ſchon, ſagte er, wenn er ſich ihrethalb nicht die Füße ablaufen müßte, oder e Steinalte und Reiche, wenn er wüßte, daß ſie drei Stunden nach der Hochzeit abſegeln würde.

Aber beides war nicht ſo leicht, als Hans glaubte. Hans hatte nie einen beſonders guten Kopf, hatte nie gern gelernt; er war als Bauernſohn erzogen worden und hätte einen recht tüchtigen abgegeben, wenn nicht das unglückliche radikale Fieber und die Herrenſucht und die Faulſucht über ihn gekommen wären, jetzt war er zu gar nichts mehr tüchtig. Indeſſen das hätte nicht ſo viel gemacht, war doch nicht das der oberſte Grundſatz, daß Einer von dem Amte, welches man ihm gab, etwas wiſſe, ſondern daß er ein Weißer, Eſel oder nicht Eſel ſei, und wenn von Oben „Y“ gerufen war, wie’s Wetter „ah“ nachbrülle, das war die Race, welche man brauchen konnte. Hatte der Mann nebenbei zufällig auch Kenntniſſe, ja ſogar Sachkenntniſſe, ja ſo war das ein gefunden Freſſen, aber die waren rari nantes in gurgite vasto. Nun wegem Brüllen hätte es bei Hans nicht gefehlt, er hatte eine Stimme, es hätte mancher Bataillonskommandant, der eine Stimme hat wie ein alter Spittler oder wie ein häßig Meitſchi mit einem Pfünſel gerne, ſo lange er im Dienſt war, eine überflüſſige Ration dafür abgetreten. Dazu hatte er eine brave Poſtur wie nicht bald Einer, deretwegen wäre er wie gegoſſen geweſen zu Pföſten wo die Poſtur die Hauptſache iſt, Bezirkskommandanten, Salzfaktoren, Amtsſchaffnern per Exempel, und andere mehr. Zudem hatte er ein verwettert Maul, welches den Salzknechten, Inſtruktoren, geldfaſſenden Individuen die wahre Politik um die

Köpfe gehimmeldonnert hätte fauſtdick, daß der dickſte Schädel ſie hätte capiren müſſen. Es fehlte nur eins, es fehlten leere Poſten! Als man die neue Verfaſſung gemacht hatte und eine neue Regierung, kam es daher wie eine Heuſchreckenwolke im Morgenland, oder wie Krähenheere, wenn ein Acker aufgebrochen wird und die Käfer zu Tauſenden zu Tage liegen für jeden hungrigen Schnabel. Es waren die Scharen der nach Pöſtli hungrigen Anhänger, welche ſich auf die leergemachten Stellen zu ſenken ſuchten. Und wer am beſten auf das Y-ab dreſſirt war, trug die fetteſten in ſeinem Schnabel davon und fort waren ſie Alle im Umſehen, und da ſtund noch eine große Menge, hatte nichts im Schnabel als Hunger und Durſt, und war doch von der beſten Farbe und als Weißer dreſſirt, beſſer hätte nichts genützt, und war bereit, ſich in Rothe umwandeln zu laſſen, ſo bald von Oben die rothe Flagge aufgezogen und die rothe Farbe kommandirt würden, die waren Alle da und ſchrieen nach Brot, d. h. einem Poſten, und bekanntlich tönt die Stimme immer am beſten bei leerem Magen und leerem Schnabel.

Damals, als das geſchah, dachte Hans noch an keinen Poſten, ſonſt hätte er wohl einen gekriegt, in welchem ein tapferer Zapfen ſtach; denn es war viel daran gelegen, die bedeutenderen Familien auf dem Lande zu gewinnen; jetzt, wenn irgend ein Poſten ledig werden ſollte, war Hans offenbar im hintern Glied. Aber es wurden keine ledig, es wollte keiner ſterben, das neue Glück, wie vom Himmel herab, mundete ihnen Allen viel zu gut, warum jetzt ſterben? Sie wurden Alle fett ſtatt mager, ſangen Vaterlandslieder ſtatt Sterbelieder und zählten auf der Jahre viel. An andern Orten werden zuweilen Pfoſten ledig, wenn man Leute entweder abſetzt oder dieſelben freiwillig durchbrennen. Das war aber im Canton Bern nicht der Fall, das erſte that man nicht, das zweite hatte Niemand nöthig. Man hatte den Grundſatz, Alle für unſchuldig zu halten, bis Einer kam und ſagte: Gnädige Herren, da bin ich, da nehmt mich, von wegen ich bin nicht kauſcher, ſondern das Gegentheil. Wer will ſagen, dieſer Grundſatz ſei nicht chriſtlich, heißt es nicht: Ihr ſollt nicht richten, denn mit welchem Maß ihr meſſet, mit dem ſollt ihr wieder gemeſſen werden; und potz Türk, was hätte das für eine Anrichtete gegeben, wenn man auf dieſe Weiſe mit Richten hätte anfangen und fürfahren wollen bis Matthys am letzten? Nun aber war denn doch die chriſtliche Bußzucht, welche die Gewiſſen aufſprengt und zum Bekenntniß zwingt: Ach Gott, ich bin ein Sünder und meine Schuld iſt gewachſen bis zum Himmel, iſt größer als daß ſie mir könnte vergeben werden, ſo rar, daß ihr Daſein bloß vermuthet, aber nicht bewieſen werden kann. Auf dieſem Wege wurden alſo auch keine Poſten leer, und ſo leicht es anfangs geſchienen, Hans mit einem guten Poſten flott zu machen, ſo ſchwer wars bei näherem Betracht der Sachlage. Mit dem Heirathen ging es ihm ungefähr ebenſo und zum Theil durch ſeine Schuld. Schöne und reiche Mädchen ſind zwar nicht ſo rar als bußfertige Beamtete, die ohne Müſſen ihre Sünden bekennen, aber ſolche ſagten ihm nicht Herr. Hans machte Anſprüche, wie ſie ſich für den jungen Bauer im Hunghaſen ſo übel nicht ſchickten, aber Hans dachte nicht, daß der ehemalige Leutenant und jetzige Hauptmann im Hunghaſen dem Bauer gar verdammt geſchadet und ſeine Anſprüche brüchig gemacht. Den möchte ich nicht, hieß es allenthalben, nicht mit einem Stecklein möchte ich ihn anrühren, geſchweige heirathen, lieber noch hundert Jahre ledig bleiben; das iſt ein armes Tröpflein, das da hineintrappet, das nimmt einen Schuh voll heraus, daß es ſein Lebtag genug daran hat. Der Alte und der Junge führen ja ein Leben, man redet nicht umſonſt weit umher davon, und die Bäurin ſtarb ja vor Kummer und Verdruß. Sie wird gedacht haben, ſie wolle drausſtellen zu rechter Zeit, ehe ſie noch mit dem Säcklein laufen müſſe. Für keinen Preis möchte ich den Hauptmann, bei jedem Menſch, das mir unter die Augen käme, müßte ich ja denken, das ſei ihm ſo nah verwandt als ich. Wenn ein Mädchen an eine Luſtbarkeit ging, lief ihm wohl die Mutter nach und ſagte: Daß du mir nicht etwa z'Hergotts biſt und Hunghanſens Bub heimbringſt, ſo Einen, der weder an Gott noch an den Teufel glaubt, dulde ich nicht im Hauſe; ich fürchtete mich, wenn der nur unters Dach käme. Dann ſagte wohl der Vater, der es gehört: Haſt recht, das Mädchen zu warnen, mit der Gattig Leute mag ich nichts zu thun haben; dieſe verachten uns doch und ſpotten uns auf allen Suppenbröcklein aus, z'Geld, ja z'Geld wohl, das wäre ihnen recht, ſei es konſervativ oder nicht, ſie würden es ſchon radikal brauchen. Vater Hans förderte die Heirathsangelegenheit auch nicht. Ihm wäre eine reiche Schwiegertochter mit großer Barſchaft recht anſtändig geweſen. Dagegen begehrte er Keine mit großer Anwartſchaft in die Zukunft hinaus und mit großen Anſprüchen in der Gegenwart, wo er tapfer ausrücken und mit einer großen Eheſteuer aufwarten ſollte. So bei bloßem Plänkeln um eine Eheſteuer ließ er es wohl ſchimmern und glitzern, als ob er fürſtlich aufwarten wolle. Kam es aber zu feſtern Unterhandlungen, ja dann gabs hinter großen Worten Ausflüchte, Ausreden von allen Arten und nirgends wollte es ſich machen. Auch hatte der Amtsrichter ſelbſten Luſt, wenn er irgendwo einen appetitlichen ſaftigen Brocken finden ſollte, denſelben ſich zu Gemüthe zu führen. Hans der Alte hätte wohl Eine bekommen, namentlich Wittfraueli, die gerne noch luſtig gelebt hätten, ehe ſie ſelig ſterben mußten, die mit dem Amtsrichter ſich hoch gemeint und vornehm hätten thun können. Solche Heirathskandidatinnen ſind nicht ſo rar, aber ſolche wollte Hans nicht; Hans der Vater war wirklich viel geſcheidter als Hans der Sohn. Er wollte Keine, die ihm am Kuttenfecken hing, er mochte in die Kirche oder z'Märit gehen, ans Amtsgericht oder an Rath, die mit ihm ſeine Schoppen theilte und, wenn ſie einen bald aus hatten, ſagte, ſie hätte noch Gluſt nach einer Tatere oder wenns nur Hammeſchnittli wären.

Hans wollte eine Frau für das Haus, für die auswärtigen Angelegenheiten und die Geſchäfte bei der Hinterntugend war er Manns genug, dazu brauchte er keine Frau. Er ſah wohl, wie es daheim ging. Er hatte freilich Mägde gewechſelt, aber was halfs? Wo nicht eine feſte ſichere Hand die Zügel ſtetig führt, da gattert immer Alles unter einander, da wird nie Ordnung ſein, denn Ordnung macht ſich nie und nirgends von ſelbſt. Hans wußte wohl, was eine gute Frau war und eine gute Frau vermochte, aber ſo Eine ſagte Hans auch nicht Herr. So Eine ſagte: O nein, ſo dumm bin ich nicht; jetzt habe ich es gut, wenn ich einmal bös haben will, ſo will ich bös haben auf meine Rechnung und nicht ſo wegen einem Hans und ſei er zehnmal Amtsrichter. So in ein Flöhneſt zu hocken ſein Lebtag, wer möcht! Oder endlich mit leeren Händen wieder zu gehen, nachdem man das Wüſteſte ausgeſtanden und Schuhwiſch geweſen, es weiß kein Menſch wie lang. Man ſieht, die beiden Hanſe hatten einen gemachten Ruf und der ging weit in die Runde, und auf den Ruf wird noch geachtet im Bernbiet; er will was ſagen, wenn es ſchon altväteriſch iſt. O, wie mancher Meitſchijäger, der auf eine gute Parthie jagte, fing nichts als lange Naſen und meinte doch, er ſei ein ſo ſchöner Herr, und merkte nicht, wie wüſt ſein Ruf war, viel wüſter als er ſchön.

Da zahlen ſich die Sünden mit Strichen durch die Rechnungen, und ſo iſts recht. Indeſſen wenn der Alte oder der Junge mit rechter Energie ans Heirathen geſetzt hätten, ſie hätten doch was zu Stande gebracht. Sie wären über den Dunſtkreis ihres Rufes hinausgegangen, bis nach Zürich, wenn es hätte ſein müſſen, hätten dort in Perſon ſich ſplendid gemacht, ſo dick als möglich gelogen und durch bezahlte Leute noch dicker rühmen laſſen, hätten dieſem Geſchäft ſich nachhaltig Tag und Nacht hingegeben, bis es abgeſchloſſen und verſiegelt geweſen. Aber dieſe Nachhaltigkeit fehlte, ſie waren zu ſchlaff, durch die Gewohnheiten ihres Lebens zu ſehr gefeſſelt, ſie lebten zu ſehr politiſch in Vereinen und Verſammlungen, Sitzungen und Zuſammenkünften, trugen das Vaterland auf ihren Schultern herum und ſeiften des Abends es wacker ein mit Mehbeſſerem, bonoggelten dazu mit großer Innigkeit und waren ihr Lebtag nie ſo andächtig geweſen, als wenn das Spiel gegeben wurde und ſie ihre Karten ordneten.

Der junge Hans ſaß wieder flott im Gelde, er wußte faſt nicht, wie er dazu gekommen, und das zu einer Zeit, wo alle Welt über Geldmangel klagte, wo die Kapitalien verſchwunden ſchienen wie die Mäuſe, wenn große Näſſe bevorſteht, dieweil ſie das Erſaufen nicht lieben. Wahrſcheinlich war es eben wegen dem Erſaufen, warum das Geld ſich nicht hervorwagte, ſondern in eiſernen Kiſten ſich am ſicherſten hielt, denn es ging die Rede, es wäre Geld genug, aber die verfluchten Ariſtokraten und Patrizier möchten es dem Lande nicht gönnen, ſie wollten den Bauern zu Grunde richten, ſie würden nicht weiſer werden, bis man mit Gewalt an den Tag hole, was ſie boshaft zurückhielten. Man erzählte ſich, Einem, der in Bern Geld geſucht, ſei eine große Kiſte voll gezeigt worden: Seht, da wäre Geld und an andern Orten iſt noch viel mehr, aber nicht für euch, bei einer ſolchen Ordnung kriegt ihr kein Geld, habe der Beſitzer geſagt. Radikalerſeits wurde das ausgelegt, als ob die Herren den Bauern kein Geld geben wollten, ſo lange ſie radikal ſeien und eine radikale Regierung hätten, als wolle man mit dem Geldzwang die Bauern zur Reaktion zwingen. Man verbreitete dieſe Worte fleißig, um die Erbitterung gegen Herren und Städter zu ſteigern. Von der andern Seite hieß es: Iſt die Ordnung wohl recht, wo Niemand zu ſeinem Gelde kommen kann, wo ein Spitzbub dem andern durchhilft, wo es durchaus unmöglich iſt, ein Kapital, das man ausgeliehen hat, wieder einzutreiben, wenn der Schuldner die Geſetze zu benutzen verſteht, Geſetze, welche eigens eingerichtet ſind, den ſchlechten Schuldner zu ſchützen, den Gläubiger um ſein Geld zu bringen und mit unzähligen Händeln die hungrige Rabenſchar von Schreibern und ſogenannten Rechtsgelehrten zu nähren? Das iſt die Ordnung, welche man meinte und die den Fluß des Geldes hemmt. Sei Regierung, was für eine da wolle, von ihr war nicht die Rede, aber von den Geſetzen, welche zu Gunſten jedes Hudels gemacht ſcheinen, wahrſcheinlich eben auch von einem Hudel. So ward das gleiche Wort ganz verſchieden ausgelegt und that je nachdem die entgegengeſetzte Wirkung, die Einen wurden zornig über die Herren, welche das Geld hatten und es nicht verlieren wollten, die Andern über die Herren, welche die Geſetze für die Hudeln gemacht, welche das Geld hinter hielten. Das war wahr, die Geldnoth war groß und mancher arme Schelm ging zu Grunde, weil er ein kleines Kapital, welches ihm abgeſagt worden war, nicht aufbringen, ſondern ſein Eigenthum verkaufen mußte, und zwar ſo, daß nicht bloß Alles verloren ging, was daran gezahlt oder verbeſſert, ſondern Pfandſchulden obendrein. Eine Maſſe von Eigenthümern kam um das Vermögen durch das Sinken der Landpreiſe und das Rarwerden des Geldes und wurden eigenthumslos.

Wie konnte nun in ſolcher Geldnoth Hans flott im Gelde werden? Ganz einfach dadurch, daß für ihn nicht alle Kaſſen verſchloſſen waren, ſondern eine ſich unerwartet ihm öffnete, und das war die Staatskaſſe. Ach, die gute Staatskaſſe, das iſt ein liebenswürdig geduldig Ding, wem die hold iſt, ach, der iſt eine glückliche Seele, dem iſt für einen warmen Rock geſorgt, dem fehlen nicht Fiſcheli z'Morge und Krebſeli z'Nacht, ach wie ſo eine Staatskaſſe auf ſo liebenswürdige und mannigfaltige Weiſe liebkoſen kann! Da iſt kein Wunder, daß ihr die Liebhaber nie ausgehen, ſie mag ſo alt werden als ſie will, wenn ſie nur nicht leer wird. Geſchieht das, ja dann leider trifft ſie auch das Schickſal, und die Liebhaber dünnen. Den Einen liebkoſt ſie mit reichen Schenkungen, Andern mit Abtretungen ums halbe Geld, Andern bezahlt ſie vielfach ihre Arbeiten, Andern vergißt ſie, was ſie ihr ſchuldig ſind, ſchreibt es vielleicht nicht einmal auf, was ſie ihr ſchuldig werden, genehmigt Rechnungen und Forderungen blinzlige, kauft theure Dinge ohne Werth, leiht Geld aus nicht ohne Anſehen der Perſon, aber ohne Anſehen der Sicherheit, nur nach dem Grundſatze, daß ein Menſch mehr werth ſei, alſo größere Garantieen biete als die ganze Welt, denn was hülfs dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne und litte Schaden an ſeiner Seele? Ja, ſo eine Staatskaſſe iſt eine glückliche Perſon, wenn Jemand bloß vom flattiren leben und floriren thäte, ſo könnte ſie es. Ein Freund half Hans zu dieſer glücklichen Bekanntſchaft. Hör, ſagte dieſer, du könnteſt mir einen Gefallen thun, ich ſollte Geld haben, weiß nirgends zu bekommen. Nun rieth mir ein guter Freund, Geld aus der Staatskaſſe zu ſuchen. Ich weiß nicht mehr, hat er geſagt aus der Cantonalbank oder der Hypothekarkaſſe, aber es iſt mir, er habe geſagt, wenn Jemand wohl an ſei droben und die Sache recht anzurühren wiſſe, ſo bekomme er aus beiden Kaſſen ſo viel er wolle. Aber Einer allein könne es nicht, er müſſe Bürgen haben, und wenn man es recht mache, ſo könne immer Einer dem Andern Bürg ſein, dann kämen Alle zu Geld. Gebt das, ſo mußt auch von dem Geld haben, ſo viel du begehrſt, wenn du mir Bürg ſein willſt. Das war Hans angeholfen, was frug er dem Bürgſein nach, in ſeinem Leichtſinn kümmerte er ſich durchaus nicht um die Naſe, welche das Bürgſein haben kann, wenn er nur Geld kriegte. Das Ding gelang vortrefflich, denn der, welcher den Vorſchlag gemacht hatte, war ein verſchmitzter Burſche und ſeine Reden konnte er ſetzen wie Anken ſo zart. Zudem war er Dutzbruder mit dem, welcher den erſten Schlüſſel dazu hatte, und wer Dutzbruder war, hatte jedes Vorrecht und ſonſt was er wollte, Alles wegen der Gleichheit vor dem Geſetz. Während ſo viele Familienväter in der bitterſten Geldnoth faſt verzweifelten, ſaßen die luſtigen Burſche wie Spatzen im Hanfſamen, hellauf in Staatsgeldern.

Einundzwanzigſtes Capitel.

Ein langer Abend voll Reden hin, voll Reden her.

Wer bis hierher geleſen oder wer aus vornehmer Höhe, entweder vom Caffé du Mont weg, oder dem Caffé des Alpes oder den heimeligen Niederungen Schönbrunnens, oder im fluthenden Gewühle des Bärenleiſtes oder der Zimmermaniana das Volksleben ſtudirt hat, dem entſteht unwillkürlich ein beſtimmtes Urtheil über den Stand der Dinge im Canton Bern. Das alte konſervative berner Element ſcheint ihm gründlich zur Ruhe geſetzt, wie ſich ein Fremdling, der ſich in Bern in behagliche Ruhe geſetzt, gründlich ausdrückt, die Wogen der neuen Zeit fluthen übers Land, branden am Fuße der Berge; Bern iſt der feſte Platz, wohin zur Sammlung gerufen werden, Alle, welche vom neuen Geiſte beſeelt, ein neues Europa wollen, von wo aus blenkeriſcher Muth und eſcheriſche Weisheit die Throne ſtürzen werden und zwar alle im Himmel und auf Erden. Je nach der Farbe werden die Einen trauren, die Andern frohlocken, Beide aber dem Verfaſſer zürnen, die Einen darum, daß er die eigene Schmach ausgebracht, die Andern, daß er ſie dargeſtellt als Schmach und nicht gelobt als den wahren Zuſtand eines freigewordenen Volkes. Nun aber ſcheinen uns weder das Caffé du Mont noch die duftigen Räume irgend eines andern Caffés ganz geeignete Standpunkte das Volksleben kennen zu lernen, da lernt man nur kennen, was da fährt und läuft, was da trinkt und raucht, was von der Bewegung der Zeit auf die Oberfläche geworfen und hin und her geſpühlt wird, was als Schaum hoch aufſpritzt über der Ufer Ränder, oder die Windmühlen, welche auf den Tribünen ſtehen hier und dort, den Wind der Zeit faſſen und mahlen die Weisheit der Zeit, und das Mehl dann ſtäuben über die Häupter des Volkes, daß Alle weiß erſcheinen von Natur und Geburt. Aber das iſt eben ganz anders, und das weiße Mehl aus den Windmühlen wird bei dem erſten Regen zu einem wüſten Pappen, macht wüſte Flecken, dann geht es endlich ab und fort, wenn man gehörig reibt und bürſtet. Wenn man näher ins Volk hinein ſteht, wo man Alle ſieht, die Alten und die Jungen, die Kleinen und die Großen, ſo iſts ein ganz ander Volk, und der Canton Bern ein ganz anderer, und die Einen brauchen ſich nicht zu ſchämen, denn es iſt allwärts was Wüſtes und das ein Zeichen eines geſunden Körpers, wenn er dieſes Wüſte ausſtößt und auf die Oberfläche wirft. Wo eine Wunde iſt, wächſt gern Faulfleiſch, das ſchadet aber gar nicht, wenn nur geſundes Fleiſch nachwächſt; aber wenn der ganze Körper faul iſt, dann iſts vom Uebel. Das aber iſt gottlob nicht im Canton Bern, das alte geſunde Bernerfleiſch iſt weder gründlich ausgeſchnitten noch gründlich gefault, das wächſt mächtig wieder nach und ſtößt allgemach das fremde Faulfleiſch aus und ab, es wird ſchon noch alles wieder beſſer werden, wenn auch langſam und wenn es auch neu ſich wieder anſetzt. Um aber Hoffnung zu faſſen und aus der Hoffnung Muth, und aus dem Muthe Troſt, muß man die Sachlage kennen, wie ſie wirklich iſt, muß die Wunde offen legen, nicht ſie verheimlichen, nicht die Augen zuthun und ſie nicht ſehen dürfen, dann erkennt man, ob ſie tödtlich iſt oder zu heilen, zum Tode oder zur Geſundheit führt.

In einem rechten Baurenorte zerfällt der Winter in zwei Theile, in den vor und den nach dem Neujahr ungefähr, denn ſo ſcharf ſchneidet das ſich nicht ab, es hängt von Gott ab, je nachdem er viel oder wenig Garben gibt und den Winter früher oder ſpäter. Die erſte Hälfte wird durch das Dreſchen eingenommen. Daran nehmen alle Hausbewohner Theil, die Söhne und Töchter, Vater und Mutter, wenn es ſein muß. Natürlich ſtehen die Letztern, wenn das Tenn voll wird durch den Nachwuchs, zuerſt zurück. Die Mutter ganz, denn ſie mag den Staub nicht wohl ertragen und friert leicht an die Füße, doch iſt es nicht geſagt, daß wenn eine Tochter fehlbar wird, ſie nicht einen Morgen für ſie einſtehe. Der Vater dreſcht vielleicht auch früh vor dem z'Morgeneſſe und ſo lange der Melcher im Stall zu thun hat, hilft am Abend beim Uſemachen, ſorgt dafür, daß das Korn ſchön ſauber geputzt wird und führt Rechnung, wie viel Korn in den Spycher kömmt. Die rechten Bauerntöchter dreſchen auch, von Jugend auf haben ſie es gelernt, mußten vielleicht ſchon mit dem achten bis zehnten Jahr ins Tenn. Freilich gibt es immer mehr Ziperinli- und Sekundartöchter, welche Herr Jeſus ſchreien, wenn ſie ein Werchholz von weitem ſehen, und Krämpfe kriegen, wenn ſie was anderes ſollen als Vyönli (Levkoyen) ſäen, Pantöffeli brodiren oder Mänteli glätten. So Zwitterdinger, die auch hell nichts taugen, als es Badekürli z'mache und d'Manne z'Tüfels, e Klapperete azſtelle und es Theekännli von einem Ofentritt zum anderen z'ſchleppe, über die ungebildeten Leute z'grännen und den ewigen Juden von Sue auswendig zu lernen. Das iſt dann ungute Züg, mit welchem man nichts zu machen weiß, das in jedem Hauſe im Wege iſt, für welches man eigentlich den Langnauer Spital hätte zur Hand nehmen ſollen, wenn es dann ſchon theuer käme, da machte es nichts, man erſparte daheim doch noch viel mehr, als ſie im Spital koſteten.

In der zweiten Hälfte des Winters geht die Mannſchaft auseinander, der eine Theil hinaus ans Holzen, der andere hinein ans Spinnen. Das iſt eine ſchöne Zeit für den Theil des weiblichen Geſchlechts, welcher hart arbeitet, daher auch das ruhigere Leben in warmer Stube zu ſchätzen weiß. Wer nichts thut weiß nicht, wie ſüß die Ruhe iſt, der weiß gewöhnlich wenig anders als zu gähnen, die Zähne an der Sonne zu trocknen, und in ewiger Unzufriedenheit den Vorgeſchmack der Hölle in dieſem Leben zu empfinden. Die Bäurin ſpinnt ſchon früher, was es ſich neben der Haushaltung erleiden mag. Gewöhnlich hat ſie das Schönſpinnen aufgegeben und überläßt es den Jüngern, die immer dran ſein können, ſie, die immer dazu und davon muß, ſpinnt Kuder oder gröbere Rüſte.

Das iſt eine Zeit, einem gewiſſen Strich ſehr günſtig, denn es giebt nicht bloß Schnepfenſtriche und Wachtelſtriche, ſondern noch andere, es gibt auch Weiberſtriche und Meitſchiſtriche. Nun die Meitſchiſtriche ſind bekannt, dauren das ganze Jahr durch, beſonders an Sonntagen, ſonſt aber auch, wo ein Geiger geiget, oder ein Mannsbild ein Bein lüpft. Aeltere Weiber von der ärmern Seite ſtreichen dagegen gerne um dieſe Zeit und halten ſich am liebſten an Orten auf, wo ein warmer Ofentritt iſt und eine reiche Bäurin Kuder ſpinnt, während das Volk dreſcht draußen im Tenn, packt da aus was ſie an gängiger Waare hat in ihrem Gedächtniß krättlein und paſſend glaubt an dieſem Orte.

Liſi war nicht von den Weibern Eins, welche vom Klappern leben, wie ein Fiſch vom Waſſer und eine Schwalbe von Mücken, aber mehr als ein Weib hätte es ſein müſſen, wenn es nicht zuweilen und nicht ungerne einem Weibe den warmen Ofentritt gegönnt und das Reden nach Belieben. So auf einem einſamen Hofe iſt man zur Winterszeit ziemlich abgeſchnitten von der Welt. Seit Gritli todt war, ging Liſi wenig ins Thal, ausgenommen zur Kirche und auch auf dieſen Gängen hatte es wenig Gemeinſchaft mit den Leuten; es grollte ihnen und die Welt war ihm erleidet. Sie ſei nichts werth und die Leute alle falſch, ſagte es, nur Niemanden mehr getraut, ſonſt ſei man angeführt. Tiefer als es den Namen haben wollte, hatte es zu Herzen genommen, daß Benz ſo auf die Seite geſchoben wurde, auf einmal die Leute ihm nichts trauten, ihn verdächtigten, und am meiſten gerade ſolche, welche es am öfterſten erfahren, wie gut Benz es meine und wie verſtändig er ſei und von welch großem Nutzen der Gemeinde.

Nicht vergeſſen konnte es, wie wenig Antheil die Leute nehmen wollten, als Benz ihnen etwas ſagte vom neuen Profeſſor und was die Regierung im Willen hätte. Sie ſeien anders berichtet, hatten ſie ihm geſagt, ſie hülfen dies der Regierung überlaſſen, die werde wohl wiſſen, was ſie mache; die meine es auch einmal gut mit dem Lande, ſie habe Zehnten und Bodenzinſe mit dem naſſen Finger durchgeſtrichen, und was man künftig noch werde zahlen müſſen, werde ein Geringes ſein. Nun es gab auch Andere, welche unter vier Augen anders redeten, aber öffentlich ſchien Alles einer Meinung. So waren die Leute Liſi erleidet wie kaltes Kraut, wie es zu ſagen pflegte, es ſei ihm am wöhlſten, wenn es nichts um ſie wiſſe.

Indeſſen, als eines Nachmittags Liſi emſig in der Stube ſeinen Kuder ſpann und klopfen hörte an der Thüre, zum Läufterli hinausſehend draußen das alte Salatanni ſtehen ſah, flog doch ein Sonnenblick über ſein Geſicht. Komm innefür, rief es, und Salatanni zögerte nicht, dem Ruf zu folgen. Wir wollen die Einleitung in Salatannis Reden nicht wiedergeben, ihm nicht folgen durch die Reihe der Neuigkeiten, welche es auskramte, ſondern bloß bei ſeinen Seufzern anfangen, welche es endlich losließ, als Liſi Kaffee aufſtellte und ihns mithalten ließ und auch dieſe Seufzer nur ſummariſch. Ja, Liſi, ſagte es und ließ einen Seufzer los, wenigſtens einen zweipfündigen, ja, Liſi, du glaubſt nicht, wie ihr mich duret hept und was ich wegen euch gelitten habe bis in die letzte Zeit, aber wohl jetzt hat das geändert, Gottlob, das hätte Niemand glauben ſollen. Was ich eine Zeit lang über euch hören mußte, du glaubſt es nicht, es that mir im Herzen weh, und was ich ſagen mochte, daneben ſeiet ihr doch brave Leute und bſunderbar gut gegen unſer Gattig Lüt, ſie hielten mir nichts darauf und Mancher ſagte mir: du thäteſt beſſer zu ſchweigen, du haſt die Leute nöthig und mit deinem Geſchwätz macheſt du nicht ſchlechte Leute gut, und waſcheſt Mohren nicht weiß. Ja, Frau, da ſtund ich was aus, und nicht um die halbe Welt hätte ich mögen, daß ihr den Zehnten von dem wüßtet, was die Leute ſagten.

Und wie ſich das jetzt geändert hat! ja, jetzt iſt es eine Freude, wieder zu leben, jetzt glaub ich wieder ſo recht, daß ein Gott im Himmel ſei, der z'Sach mach; ſonſt hätte ich bald glauben müſſen, die hätten recht, wo ſagen, es ſei keiner, wenn einer wäre, ſo müßte es ja anders gehen, er würde die nicht Meiſter laſſen, wo nicht an ihn glauben, und die Leute verführen mit dem Unglauben, daß die Buben auf der Gaſſe ſagten: wer dem Pfaff nur das Halbe glaube, glaube z'halb z'viel. Ja, Frau, das hat jetzt ganz geändert, man ſollte meinen, es ſeien nicht mehr die gleichen Leute. Ob den frevlen Reden graut es ihnen jetzt, ſie mögen ſie nicht mehr hören, und gar Manchen habe ich ſagen hören: hätte man doch Ankenbenz geglaubt, der ſah weiter als Alle, das iſt ein Mann; wenn man ſolche nicht hört, ſo wird man geſtraft, darauf kann man zählen. Es wird viel von euch geredet, du glaubſt nicht, wie ihr wieder äſtimirt werdet. Das Herz im Leib lachet mir recht, wenn ich es höre.

Schweig mir davon, ich mag nichts von den Leuten hören, ſie ſind ein falſches Pack, noch immer das Gleiche, welches unſerm Heiland heute Hoſianna ſang und morgen mit ihm ans Kreuz fuhr; es iſt mir am liebſten, ich wiſſe nichts mehr von ihm, nicht ob es rühme oder ſchelte, für drei Kreuzer würde es doch uns wieder verrathen, wenn ihm Jemand drei Kreuzer geben wollte. Verzieh Frau, ſo iſts doch nit, es iſt Ernſt in der Sache, und die Leute ſind beſſer und aufrichtiger als ſie ſcheinen. Sie ſagen ſelbſt, ſie ſeien ſturm geweſen, ganz im Fieber, es ſei ihnen angethan worden, ſie wüßten nicht wie. Sie ſeien zu aufrichtig geweſen und hätten zu viel geglaubt, gemeint, die Leute, die ſo freundlich gethan und ſo viel verſprochen, meinten es wirklich gut und würden halten, was ſie verſprochen. Daß es ſo ſchlechte Leute gäbe, daran hätten ſie nicht gedacht. Geh nur, ſagte Liſi, warum glaubten ſie dann, Benz ſei ſchlecht, ein Spitzbub, und kannten ihn doch von Jugend auf, erfuhren ihn hundertmal, glaubten dagegen jedem Fötzel und Hallunken, jedem Schlingel, den ſie nie geſehen, der ihnen aber Speck durchs Maul zog und es ſüß zu machen wußte? Wenn ſie uns von Haus und Hof hätten jagen können, ſie hätten es gethan ohne

Erbarmen. Darum mag ich nichts mehr vom ganzen Pack wiſſen. Nit, Liſi, nit, ſei vernünftig und denk, ſie ſeien betrogen worden und es ſei ſich ihrer zu erbarmen. Sie hielten Benz nicht für ſchlecht, ſie meinten nur, er ſehe die Sache nicht ein, er ſei vernagelt. Und denk, daß es doch vielen Leuten gefallen mußte, wenn man ihnen die Laſten abnehmen wollte. Denk, wie bös Viele haben, wie chum ſie thun müſſen, wie jeder Kreuzer, den ſie zahlen müſſen, ihnen Herzklemmen macht, weil ſie nicht wiſſen, wo einen andern nehmen. Wenn nun Einer kömmt und ihnen ſagt, das ſolle anders kommen, ſie müßten nichts mehr zahlen, ſo mußten ſo dumme und nöthige Leute daran glauben. Wenn Einer eine gar ſchwere Bürde hat, ſo iſt er ja auch froh, wenn er abſtellen kann. Ja, ja, ſo iſts eben, die Seel dem Teufel verkaufen, d'Religion a Zehnte tuſche und d'Seligkeit a d'Armeſtüre und dr Heiland a ne Profeſſor oder Seminardirektor u dazu Beid frömmd, da mag ich nichts hören über das Gutmeinen der Leute; es iſt mir am liebſten, wenn ich nichts von ihnen ſehen oder hören muß, brummte Liſi. Nein, los, ſagte Salatauni, da biſt doch darnebe, d'Lüt ſy wäger beſſer, als du meinſt, du weiſt nicht, wie ſi ſi ghey, daß es ſo gange iſt, aber ſi ſäge, wer hät das glauben ſollen, daß es ſo ſchlechte und falſche Leute geben könnte. Da ſei man zuerſt gekommen, ſagen ſie, und hätte ihnen geſagt, man müſſe die Jeſuiter ausjagen, wenn man nicht katholiſch oder gar päbſtlich werden wolle, von wegen das ſeien ſchreckliche Leute, die könnten einem die Religion nehmen, daß man es gar nicht merke, dann ſei es um Alles geſchehen, dem Teufel, den Königen und den Fürſten ſei man verkauft. Da ſei ihnen Angſt geworden um die Religion, die hätten ſie nicht laſſen wollen, denn was man hätte, wenn man keine Religion hätte? Nun, da ſei zu helfen, hätten ſie gedacht, die Jeſuiter würden wohl weg zu bringen ſein, und richtig, die ſeien abmarſchirt, viel ringer ſei es gegangen als man gedacht. Nun hätten ſie gedacht, jetzt ſei die Religion ſicher, hätten ſich deſſen gefreut und die für recht brave Leute gehalten, welche geſagt: fort mit den Jeſuitern! Darauf nun ſeien Andere gekommen, die Konſervativen oder Schwarzen und hätten geſchrieen: man ſolle ſich vor Denen in Acht nehmen, die wollten an die Religion, wollten den Unglauben pflanzen im Volke, wie man Kabis ſetzt und Rüben ſäet. Das hätten ſie nicht glauben können, gerade dieſen ſei es ja ſo Angſt um die Jeſuiter geweſen, daß ſie Himmel und Erde aufgeboten, das eigene Leben eingeſetzt, dieſe fortzujagen und die Religion zu retten. Die, welche das gethan, werden doch nicht dieſelbe jetzt verkaufen und verrathen wollen. Darauf ſeien dieſe ſelbſt gekommen und hätten geſagt: Ihr guten Leute, glaubt ihr das, was man euch da ſagt, durch uns ſei die Religion in Gefahr, durch uns, die wir ſie ja eben gerettet, und Blut und Leben daran geſetzt. Nein, nicht wahr, das glaubt ihr nicht, was euere und unſere Feinde ſagen, denen ihr ſo lange das Blut unter den Nägeln hervorſchwitzen mußtet, die Ariſtokraten und Pfaffen, die alle heimliche Jeſuiter ſind und ſchon lange mit ihnen verbündet gegen das Volk, um es in Dummheit zu behalten, damit es in ſeiner Dummheit immer zahle, und nicht minder, ſondern je länger je mehr. Nein, ihr guten Leute, für euere Religion fürchtet nichts von uns, und wenn Einer ſchreit, die Religion ſei in Gefahr, ſo ſagt ihm, er ſei ein Jeſuiter und verfluchter Ariſtokrat. D's Gegentheil, die rechte Religion und rechte Lehrer müßet ihr haben ſtatt dummes Pfaffengeſchwätz, rechte Volksfreunde ſtatt Blutſauger und Bratwurſtjäger, ſo predigten ſie Land auf Land ab. Anni, Anni, du redſt ja wie ein Profeſſor, ſagte Liſi, wer hat dir die Predigt aufgeſetzt? Wäger Niemand, ſagte Salatanni, aber ich habe das ſchon oft brichten hören und plären hören, wie das Alles zu und hergegangen und wie es den Leuten jetzt auf das Herz kömmt, da ſie ſehen, wie ſie dem Teufel in Lätſch getrappet ſind. Wer hat ihnen das jetzt geſagt, fragte Liſi, und wie lange werden ſie auf dieſem Loche pfeifen? So lange, bis wieder ein Anderer kommt und ihnen auf einem andern Loche vorpfeift. Nein, Liſi, nein, ſagte Salatanni. Die Leute ſind gutmüthig, man kann ihnen viel vorſchwatzen und ſie glauben es, beſonders, wenn es ihnen noch anſtändig iſt. Aber ſo ganz dumm ſind die Leute doch nicht, das wüßteſt du beſſer als ich, wenn du nicht ſo böſe wäreſt. Die Leute haben Augen, und was ſie ſehen das ſehen ſie, man kann ihnen Hühnerdarm nicht für Lewat ausgeben und eine Elſter nicht für eine Ente. Sie ſahen allmälig ins Treiben ihrer neuen Freunde, ſie fühlten die neuen Zuſtände, ſie ſahen die neuen Lehren bei ihren Kindern aufgehen. Da war ja keine Ordnung und Polizei mehr, und die ſchlechten Leute hatten recht, und ſchlechte Leute, welche alle Gebote Gottes verſpotteten, waren den neuen Herren lieber als die, welche noch etwas auf Gottes Gebot hielten und darnach leben wollten; mit den Erſteren machten ſie Kameradſchaft, die Letztern flohen ſie wie die

Peſtilenz. Saufen und ſpielen ſah man ſie, beten nie, arbeiten ſelten. Das zog Andere nach, Handwerker und mindere Leute, die wollten auch ſo leben, meinten, es ziehe es ihnen auch und mein Gott, wie Manchen hat es ſchon gekehrt und wie Viele wird es noch kehren. Unfrieden kam ins Haus und manche Frau pläret ſich faſt todt Tag und Nacht. Zürns nit, aber die Leute haben ſchon manchmal geſagt, man könnte es an Hunghans ſehen, wohin ein ſolches Leben führe, und wenn ein ſo reicher Bauer es nicht aushalten möge, ſo könne man ſich denken, wie es Mindern und Aermern ergehe.

Liſi erſchrak. Warum, was iſt denn mit Hunghans, frug es. Du wirſt das beſſer wiſſen als ich, ſagte Salatanni. Nein, ſagte Liſi, du weißt ja wohl, wir ziehen nicht am gleichen Seil, und was das ſagen will, weißt auch. Kann ſein, ſagte Salatanni, aber gehört haſt doch, daß es dort nicht gut geht. Der Hauptmann, wie ſie ihm ſagen, iſt der Unflath aller Unflathe, verklopfet Geld, es iſt eine Sünde und ſteckt in Schulden bis über die Ohren. Er ſoll viel Geld von der Regierung haben, hat aber ſonſt noch Schulden. Der alte Hans iſt ebenmäßig tief darin, es heißt: Ausgeliehenes werde er wenig mehr haben, ein Titel ſei hier ausgeflogen, ein anderer dort aus und wenn einmal alle fort ſeien, ſo halte es der Hof nicht aus, der werde kurzum müſſen verkauft werden. Dort gehe es auch, als ob es der Teufel mit Pürzeln gewonnen hätte, und gäb wie der Aeltere, der Benz, wehre und ſchaffe, er möge es doch nicht verwehren. Beſonders die Jungfrauen hätten alles Recht, man wüßte aber wohl warum. Die Einen ſagten, Benz ſei ein Narr, daß er da aushalte, nicht fortlaufe oder mitmache und brauche, was es ihm ziehen möge. Da ſei jene Frau witziger geweſen, die vor ihren Mann getreten ſei und geſagt habe: Höre, ich mangle einen ſeidenen Kittel, Göllerketteli auf die neue Mode und eine Kappe mit Lätſchen vom Tüfel. Aber Frau, habe der Mann geſagt, Frau was denkſt, wir hatten ja ein böſes Jahr, es fehlte ja ſo vieles und ungſinnete Ausgaben dazu, du haſt Kitteln die Menge und Ketteli vier Paare, was willſt mehr, oder wart wenigſtens — bis nichts mehr da iſt, ergänzte die Frau. Du kümmerſt dich ums böſe Jahr gar nicht, du biſt Tage lang, wenn du am nöthigſten daheim wäreſt, auf der Jagd, ſitzeſt bis gegen Morgen bei den Beutelſchneidern unter dem Knübel, machſt ſonſt, ich weiß nicht was. So ſehe ich wohl, daß Alles drauf muß und kein Hauſen mehr hilft. Darum will ich auch helfen, will meinen Theil auch an der Freude und am Guthaben. Je eher es z'Boden geht, deſto lieber iſt es mir, weiß man doch dann, woran man iſt. Und ich möchte auch nicht, daß die Leute die Schuld alleine auf dich würfen, ſondern daß ſie ſagen müßten: es iſt kein Wunder und er iſt nicht alleine ſchuld, die Frau hat ihm auch brav geholfen. Der Mann war um etwas geſcheidter als der Genfer Almeras, er begriff etwas an der Logik und ſoll dem Weibe geſagt haben: Nit dä Weg, dieſe Weg. (Ob er noch heute der Meinung ſei, darüber ſind die Gelehrten verſchiedener Meinung.) Andere aber nehmen Benz in Schutz und ſagen, er habe recht. Gehe es wie es wolle, ſo ſei er nicht ſchuld daran, und die Leute hätten mit ihm Erbarmen. Wenn es endlich Mathys am Letzten ſei, ſo wären wohl Leute, die ihn nicht ſtecken ließen, ſondern ihm unter die Arme griffen.

Hier machte Salatanni eine kleine Pauſe, als ob es einer Einrede Raum geben wolle, aber es kam keine. Liſi war auch nicht dumm. Es war ihm allerdings ein Wort in den Mund geſchoſſen und zuvorderſt auf die Zunge; aber hier hatte es daſſelbe glücklicherweiſe beim Stiel erwiſcht und wieder zurückgezogen. Als nichts kam von der Seite, fuhr Salatanni fort: Ja, ſagen die Leute, da könne man ſehen, wie man zweg ſei, beſonders die ärmeren Leute. Der Hunghafen ſei ſonſt ein Haus geweſen, welches viel zu verdienen gegeben. Sie ſeien dort im Jahr, etwa die großen Werke ausgenommen, nie ausgekommen, daß ſie nicht Arbeitsleute gehabt, dieſer oder jener Gattig, da ſei Verdienſt geweſen. Jetzt ſei es dort wie abgetrocknet, nur das Nöthigſte, was ſein müſſe, werde gemacht, nicht einmal die Schweineſtälle vermöge der Amtsrichter repariren zu laſſen, und hätten es doch ſo übel nöthig. So wie hier gehe es an vielen Orten. Man verſaufe und verprächtle das Geld, und je mehr man dieſen Weg brauche, deſto weniger gebe man zu verdienen, an einem Orte müſſe abgebrochen ſein. Woher aber ſollen die Mindern das Geld nehmen um zu leben, wenn ſie keinen Verdienſt haben. Stehlen darf man nicht, Betteln ſoll man nicht, und zu verdienen hat man nichts, den Armen zu ſteuern ſoll abgehen, kurz es iſt ein Elend, wie es nie geweſen iſt. Und wie ſie es mit der Religion gemeint, das ſieht man jetzt. Die Pfarrer braucht man nicht mehr, heißt es, die Schulmeiſter ſollten es machen. Ja, das Gott erbarm, was ſoll das für eine Religion geben? In der Kirche ſieht man wunderſelten Einen mehr, und die Kinderlehren verſchleipfen ſie, wie die Schulbuben die Schule. Darauf hin würden ſie brichtet z'Buchſee ußen. Dorther ſoll die Lehr unter die Schulmeiſter kommen, daß Alles nüt ſyg und was der Menſch mache chön i dem Lebe, ſolle er machen von wegen es komme kein anderes nach, und ich weiß nicht mehr Alles, was ſie ſagen, aber kurz einmal, daß man es deutlich ſehen kann, wie ſie denken vom Evangelium, und daß ſie auf Chriſtum nichts halten. Das ſieht man auch den Kindern an. Die werden euch ſo wild und bös, daß es keine Art hat, Vater und Mutter lachen ſie aus, haben vor nichts Reſpekt, ziehen vor Niemanden mehr recht die Kappe ab, wünſchen die Zeit nicht mehr, thun wie Pflegel und Holzböcke; aber wie wollte es anders ſein, wo ſollten ſie es beſſer lernen, wenn ſie alle Tage das Exempel haben, wie man Niemanden mehr zu äſtimiren, Niemand einem mehr zu befehlen habe.

Siehſt, du glaubſt gar nicht, was das für ein Volk gibt, erſt jetzt, wo der Saame ergrünt, ſieht man es recht, daß man es mit den Pelzhändſche greifen kann. Es geht, wie der Heiland geſagt hat, an den Früchten ſollſt du ſie erkennen. Die Leute ſagen es aber auch, ſie hätten es nicht geglaubt, aber jetzt müßten ſie es glauben, ſie möchten wollen oder nicht. Die ſeien daher gekommen und hätten gethan, als ob ſie die unſchuldigſten Lämmer wären und als Engel vom Himmel gekommen, den Bauern und armen Leuten expreß z'Lieb und z'Ehr, Schnabel habe man keinen gemerkt und Krallen keine gefühlt. Da ſie es gewonnen, ſeien ſie reißende Wölfe, titulirten Alle als Kühe und Kälber; ſage einer ein Wörtli, fahre man ihm übers Maul, als ob ihn Alles nichts anginge. Es ſolle zur Sache Niemand was zu ſagen haben als gerade ſie, und wenn ſie Alles in einem Tage freſſen und Alle arm machen könnten, daß keiner mehr dem andern helfen könnte, ſie ſparten es nicht bis morgen. Was ſie ſelbſt nicht verſorgen möchten, hänkten ſie den Fremden an, denen Lausbuben, die nichts wollten als befehlen, denen unſer Brot nicht gut genug ſei, wenn man ihnen nicht einen halben Schuh hoch Anken darauf ſtreiche und dann noch ſich verexcuſire, daß man es nicht beſſer vermöge; die es deutlich merken ließen, daß wenn ſie einmal am Brett ſeien, ſie die verfluchteſten Reichsvögte, wie ſie den alten Tyrannen ſagten, werden wollten. Eu Liſi, du glaubſt nicht, was das muckelt und wie man ſich reuig iſt; du glaubſt es gar nicht, du hätteſt die größte Freude. Ich muß ſagen, es gefällt mir auch; hät nit glaubt, daß ich das in meinen alten Tagen noch erleben würde. Ich muß ſagen, ich habe manchmal gejammert, die Welt werde immer ſchlechter, es ſei bald keine Religion mehr, und wenn ich es nur nicht erleben müßte, daß gar keine mehr ſei und ich auch noch meine abgeben müßte. Aber wohl, jetzt ſehe ich, daß noch viel mehr da iſt als ich dachte; aber die Leute haben es nur nicht erzeigt, gingen damit nit z'Märit und beteten nicht an den Straßenecken, wie es heißt in der Bergpredigt. Sie hielten ſie für ſich ſelbſt oder waren gleichgültig damit und ließen z'Sach hötſchle. Jetzt, wo man meinte, es ſei Alles eingeſchläfert, wie es die Schelme machen ſollen, wenn ſie einbrechen und ein Haus ausplündern wollen, jetzt könne man mit der Religion fort wie mit einem faulen Zahn, jetzt erwachen ſie, jetzt merken ſie, warum man ſie einſchläfern wollte, daß man mit nichts mehr und nichts minder als mit der Religion fort wolle, daß man es nur nicht merken ſolle, und wie unterdeſſen bereits dafür geſorgt ſei, daß als Heiden die Kinder aufwüchſen. Jetzt, Liſi, du glaubſt nicht, wie das bei den Leuten erwachet, gerade wie das Gras nach einem warmen Regen. Ja, jetzt wird wieder gredt vom Bauer auf der Ankenballe und wie der doch die feinſte Naſe habe und gſchmöckt, woran Andere auf hundert Stunden weit nicht gedacht. So könnte das nicht gehen, man ſollte mit ihm reden, ob da nichts zu machen wäre, man wolle gerne helfen. Bſunderbar wo das Gred geht, und es ſoll für beſtimmt wahr ſein, es ſei erkannt, wir ſollen künftig nur Menſchen und nicht Chriſten ſein. Das wird de erſt mönſchele, daß Niemand mehr mag dabei ſein, man hielt es ſchon jetzt manchmal faſt nicht aus.

So, meinſt, antwortete Liſi, jetzt wär Benz wieder gut? Jetzt ſollte er vergeſſen, wie ſchlecht man es ihm gemacht hat, und die Finger dargeben, um die Keſtenen aus dem Feuer zu holen, ſollte ausеſſen, was die Andern eingebrockt? Meinſt, ſo dumm ſei er, ſei für nichts gut als für den Klotz, worauf Alle ihr Holz ſpalten? Nein, Anni, ſo ſchlecht hat man es noch Niemanden gemacht, als Benz; kein Menſch dachte damals an Alles, was er der Gemeinde gethan; wenn ſie ihn z'Fetzen hätten verreißen dürfen, ſie hätten es gethan. Handkehrum würden ſie es ihm wieder ſo machen. Ich glaubte nicht, daß die Leute ſo ſchlecht ſeien, jetzt aber wiſſen wir es, mögen nicht mehr von ihnen als die Noth erfordert und ſind ſo am wöhlſten. Wer den Karren hineingezogen, ſoll ihn wieder hinausziehen, das iſt billig und nicht die, welche abgewehrt. Und bei der Sache gſpaßet es ſich nicht; wer das Maul aufthut, wird beim Kopf genommen. Das kann man an den armen Pfarrern ſehen, die ſo mißhandelt werden.

Da pochte es raſch an der Stubenthüre, raſch ging ſie weit auf und hinein mit mächtigen Schritten zwei Geſtalten treten.

Wir dachten, da unſer Klopfen draußen Niemand hörte, wollten wir es innefür probiren. Gott grüß euch mit einander, ſo ſprach die eine der Geſtalten, gut Berndeutſch, ging auf Liſi zu und bot ihm die Hand; die Andere that fremdländiſcher, mördete Hochdeutſch und ſpienzelte ein Bocksbärtchen, wir glauben auch, er habe eine Brille aufgehabt, und möglicherweiſe der Andere auch, doch konnte man es uns nicht mit Beſtimmtheit ſagen. Der Erſte war offenbar ein Berner, vom Andern war es nicht ganz klar. Es konnte einer von den vielen Schmarotzern ſein, welche der Canton Bern zu füttern hat, es konnte aber auch einer von den Bernern ſein, welche es ſich zur Ehre rechnen, ein Aff fremder Narrheit, fremden Unſinns, fremder Laſter zu ſein, ein ekelhaft Geſchlecht, von welchem wir hoffen, es bleibe einmal ungſinnet dahinten wie die Käfer und die Cholera. Liſi war verwundert über dieſen Einbruch, erwiderte indeſſen den Gruß höflich. Salatanni machte ein Intermezzo, ſtund auf und ſagte: Es wolle gehen, es habe zu preſſiren, den zum Spinnen verheißenen Flachs ſolle Liſi gelegentlich rüſten, es wolle ihn dann abholen, und als es unter der Thüre war, rief es: los doch Neuis. Kennſt die? frug es Liſi draußen in der Küche. Schulmeiſterzüg, trage Bücher desume oder handle mit düre Schnitze, ſagte Liſi. Es ſind die Sekundarlehrer von Bettelried, ſind auf der Kinderjagd, gehen alle Jahre zweimal darauf, antwortete Anni, ging, und Liſi wußte nun ſchon, woran es war. Die Sekundarſchulen ſollen eigentlich ſogenannte Mittelſchulen oder Realſchulen oder dörfliche Progymnaſien vorſtellen, aus welchen man, mit aller Weisheit ausgerüſtet, in die Hochſchule promeniren und aus derſelben und ehe man die Studien noch vollendet, als Landesvater ſtolziren könnte. Sie ſollten der Pflanzgarten ländlicher Weisheit ſein, ein Gegengewicht ſein gegen die Ariſtokratie der Wiſſenſchaft, und dieſe überflüſſig machen oder zerſtören. Das ſchien man klar gedacht zu haben, ſonſt begreift man nichts Klares, weder an ihrer Erſchaffung noch an ihrer Erhaltung. Wie hoch ſie ſich hoben, kennen wir nicht, da wir das Glück hatten, keine der Näheren kennen zu lernen. Man ſagt, aber man weiß wohl, wie viel man ſagt, (vide die Naſſauer Reden) ja ſogar ſchreibt, (vide die Stämpfli Zeitung) was nicht bloß nicht wahr, ſondern rein erlogen iſt; man ſagt alſo, Studenten, welche aus ſolchen gekommen, hätten kaum richtig ſchreiben, geſchweige nachſchreiben können; man ſagt, in den Unterweiſungen ſeien die Schüler der Sekundarſchulen oft die Schwächſten geweſen; man ſagt, und zwar Primarlehrer ſagen es, es wird wahrſcheinlich wahr ſein, ſie wüßten viele Primarſchulen, in welchen man viel mehr lerne als in den Sekundarſchulen, das Kappeewelſch ausgenommen. Das trage aber auch nicht viel ab, denn der Welſchlehrer ſei einmal nach Genf gereiſt, und wenn er ſtolz ſein Welſch vorgenommen, habe man ihm entweder geſagt: Monsieur, kann nix deutſch, oder Monsieur, je ne connais pas l'Allemand, und einmal (in Bevay ſoll es geweſen ſein) ſoll ihm Einer geantwortet haben: Monsieur est peutêtre un Turc. Ob nun Alles das wahr ſei, wiſſen wir wie geſagt nicht, laſſen der Nachwelt die Ergründung der Wahrheit als geſchichtliche Aufgabe. Hingegen das iſt wahr und kann, wenn man will, auch als eine Art von Urtheil genommen werden, daß es dieſen Schulen alleweil an Zudrang fehlte, die Meiſten Mühe hatten, die geſetzliche Zahl von Kindern aufzubringen, daß ſie von Halbjahr zu Halbjahr zwiſchen Leben und Sterben hingen. Wenn dann der Anfang des Schuljahres kam und Niemand ſich zeigte, der Liebhaber ihrer Schule war, oder die Schule angefangen hatte, die Lücken aber nicht ergänzt waren, dann ſahen die beiden Collegen ſich trübſelig an, und einer ſtärkte ſich am andern, bis endlich einer ausrief: Colleg, die Garde ſtirbt aber ergiebt ſich nicht. Dann machen beide kühn ſich auf und gehen auf die Kinderjagd, freilich ohne Büchſe, aber mit guter und ſcharfer Munition reich verſehen. Sie ſtreichen über die Hügel, ſie ſtreichen durch die Thäler, und wo ſie in einem Stalle drei Kühe wittern oder in einem Häuschen einen halbbatzigen Pintenwirth, oder dreikreuzerigen Krämer, da kehren ſie ein und fragen nach Kindern, und wie die Metzger, wenn ſie ins Gäu gehen, bei jedem Hauſe, welches ſie verlaſſen, fragen, ob man ihnen nirgends was Fettes wiſſe, ſo fragen auch die Herren Collegen allenthalben: ob nicht etwa hier herum Kinder wären, von denen man denke, ſie könnten für ihre ländliche Schule paſſen und Aeltern die wüßten, was Bildung ſei, doch, wohl verſtanden, Kälber und Kinder zählen wir nicht zuſammen.

Wo dann irgend ein Schimmer von Hoffnung winket, hai drauf los wie's Wetter und nicht abgeſetzt, bis man den Zweck durchgeſetzt oder wenigſtens einige Zuſicherungen für das nächſte Mal erpreßt. Es iſt nicht ganz die engliſche Matroſenpreſſe, es gleicht mehr der Werbung in fremden Kriegsdienſt. Die Herren Collegen preiſen in die Wette das Glück derer, welche das Glück hatten, in ihrer Schule gebildet zu werden, was für Fächer da gelehrt würden und wie komode jedes ſei, eins komoder als das andere, brauchbar für das ganze Leben und nothwendig für dieſen oder jenen Lebensweg. Sie zählen an den Fingern auf die erlauchten Häupter, welche aus ihren Händen hervorgegangen, wie ſie gekommen ſeien, und mit Zärtlichkeit gedankt hätten für den Unterricht und geſagt, ihnen hätten ſie Alles zu verdanken, wenn ſie nicht in die Schule gekommen, ſo wäre auch nichts aus ihnen geworden, ihr Lebtag wären ſie dumme Bauernbuben geblieben. Es ſei ſchon Mancher von der Hochſchule gekommen, er hätte nicht gekonnt, was viele ihrer Schüler. Das ſehe man aber auch, die beſten Familien hätten ihre Kinder in ihrer Schule, das ſeien Männer, die wüßten, was gut ſei. Was doch auch eine Primarſchule ſei, die ſei gerade wie nüt, und was da für Kinder hineinkämen, krätzig könne man da werden oder gar Läuſe kriegen, ein Oeſtreicher würde ſagen, nur Läuſe. Im Jahr 1813 nämlich, als die Oeſtreicher in der Schweiz waren, ſagte eine gutmüthige Frau zu einem Wachtmeiſter, der bei ihr einquartirt war: Verzeiht, ihr habt da einen Floh. Der fuhr ſie barſch an und ſchrie: Wir haben keine Flöhe, wir haben nur Läuſe! Und richtig war bei näherem Beſehen das Thierchen, das da lief, kein Floh, ſondern nur eine Laus.

Mancher Vater und manche Mutter hören gerne, was Großes aus den Schülern geworden und wie die vornehmſten Kinder in der Schule ſeien. Wie aus den Sümpfen Nebel, ſteigen bei ſtolzen Reden Gedanken aus den Seelen. Jedenfalls denkt die eine oder die andere Frau: Tüfel, wenn mein Meitſchi den heirathen könnte, und mein Bub dieſes, die machten es gut. Ich denke, ich ſchicke ſie! Gar oft aber geht das nicht ſo leicht, die Herren Collegen müſſen noch anders dran hin. Sie malen aus, wie die Kinder viel freier ſeien, die müßten die Fragen nicht lernen, den Gottesdienſt, namentlich die Kinderlehre nicht beſuchen, mit unnützen Dingen die Zeit nicht verſäumen. Zieht dieſes auch nicht oder ſagen die Eltern, die Schulgelder ſeien zu hoch, ſo ſtellt man in Ausſicht, man könne es vielleicht wohlfeiler machen, es ſei ſchon geſchehen, daß man Kinder um zwei Drittel oder eine Hälfte der Schulgelder angenommen, von wegen man ſei human, man begehre keinem Kind wegen einiger Batzen vor ſeinem Glück zu ſein, ja vielleicht daß man ſie um ein Drittel zu Gnaden annimmt. Dieſe Kinder- oder Sekundarjagden ſind zum Theil mühſam; was man da reden muß und Redensarten verſchießen und oft um nichts und wieder nichts, indem auch nicht eine trifft, es iſt ſchrecklich! Ein guter Schütz braucht zumeiſten nur einen Schuß, im zweiten fehlts ihm nicht, und ſo ein Jäger verſchießt zuweilen hundert ſchwere Redensarten, und hat am Ende nichts oder bloß einen halben Schüler, d. h. einen, der das halbe zahlt, erjagt. Nüchtern kehren ſie ſelten heim, an Eſſen und Trinken läßt man es ihnen ſelten mangeln, ein gut Kaffe, ein Schnäfeli Käs, ſchmackhaftes Brot ſind allweg auch ein Troſt, wenn ſie auch z'leerem heim müſſen, und die Schule ihnen ſichtbarlich von Halbjahr zu Halbjahr ermagert.

Was aber dann auch die Leute glücklich ſind, wenn ſie Beute gemacht, wenn ſie mit einem oder zwei ganzen Schülern und vielleicht noch einigen halben zurückkehren, das begreift nur ein Jäger, der weiß, was Jagdfreude iſt, und zwar eine auf Hochwild, wenn man z. B. ein Wildſchwein erlegt oder einen Rehbock oder gar einen Lämmergeier. Dem Mangel an Eifer und Anſtrengung dieſer Jäger iſt es alſo nicht zuzuſchreiben, wenn ihre Jagdgründe immer mehr veröden, das Wild ſeltener wird, ſie immer mehr z'leerem zurückkehren müſſen und der alte Fahrklaus ſie mit den Worten empfängt: Aber nüt, aber nüt! wenn dieſe Schulen ihnen unter den Händen ermagern und die meiſten bald abdorren werden ungefähr wie Warzen. Wir kennen den Grund dieſes Abſterbens nicht. Die böſe Welt ſchreibt den dummen Stolz und die hohle Anmaßung, das Vielvorſtellen wollen und Nichts ſein, welche man an gewiſſen Orten findet, den dort florirenden Sekundarſchulen zu. Aber man weiß, wie die Welt iſt und daß das nicht ſein kann, denn bei wem hätten die Schüler ſo was lernen ſollen, bei wem? wir fragen.'

Alſo zwei ſolche Jäger waren es, welche Liſi in der Stube hatte; ſie waren auf ernſtlicher Jagd, ſie ſollten noch zwei Schüler haben und waren heute z'leerem gelaufen, und wenn ſie keinen fanden, ſo hatten ſie ausgemacht, ſie müßten zwei kaufen, d. h. ihnen Lohn geben, daß ſie in die Schule kämen. Sie thaten das aber auch nicht gern, begreiflich. Nun ſie fuhren mit dieſem Begehren nicht ins Haus wie die Beimannen mit ihren Stimmen, welche von weitem ſchreien: Hey dr Bi oder Biner? Der Eine fing an: Es macht ſtyf Wetter. Der Zweite frug: ob der Herr vom Hauſe daheim ſei? Liſi ſagte, obſchon es die Redensart recht gut verſtund: ſie hätten hier keinen Herrn, der Bauer aber ſei fort, es wiſſe nicht, wann er wieder komme. Jetzt meinte der Zweite, er habe den Haſen im Pfeffer gefunden und begann eine Rede über die Herrlichkeit des Bauernſtandes, wie der eigentlich Herr des Landes ſei, das Land deſſen Schweiß ſeinen Flor zu verdanken haben; wie es nun Zeit ſei, ſeine Rechte in Anſpruch zu nehmen, ſich als Herren darzuſtellen. Er habe lange das Schwerſte gethan, mit wüſter Arbeit ſich geplagt, jetzt ſolle er es beſſer haben, die rohe Arbeit Andern überlaſſen und ein gebildetes Leben führen, ganz wie es ihm angenehm ſei, er ſolle das Land regieren, zum Wohl des Landes könne er immer etwas thun, er vermöge das beſſer als die verlumpeten Herren, die nichts mehr hätten und nichts mehr ſeien.

Habt nicht Mühe, ſagte Liſi, wir wiſſen, wer wir ſind und was ſich für uns ſchickt, dabei ſind wir wohl, und was will man mehr? Das könne er nicht begreifen, antwortete der Zweite, es werde ihr aber auch nicht Ernſt ſein, ſo ein Hundeleben wäre ſein Tod. Pflug ziehen oder Pflug halten käme ihm in eins, und der Menſch ſei doch nicht geſchaffen für das gleiche Leben wie das Vieh. Liſi ſagte: es hätte Leute geſehen, die nichts gethan, und ihr Leben habe ihm dem des Viehs viel ähnlicher geſchienen, als das Leben derer, die nach Gottes Wort ſechs Tage arbeiteten. Daneben komme es auf die Gewohnheit an, ein Leben ohne Arbeit möchte es nicht ertragen, und die Lehre kenne es nicht, wo Fleiß und Arbeitſamkeit zu einem viehiſchen Leben gehörten. Nun fiel der Erſte ein und wollte gut machen, brauchte ſchöne Titel, ſagte, ſie habe ſeinen Collegen nicht recht begriffen. Er meint nicht alle Arbeit, er meint nur die grobe, wo ganz mechaniſch iſt, wo man ganz dumm ſein kann dazu und wo man um geringen Lohn von rohen ungebildeten Leuten, welche nichts Beſſeres wiſſen, machen laſſen kann. Ja, die gebildeten Stände arbeiten auch und anſtrengend, aber feinere Arbeit und geiſtige, die ſtrengt vielmehr an als die leibliche, und braucht daher auch vielmehr Erholung, wenn man ſich nicht ganz abſchwächen will. Liſi ſagte, es ſei ihm nicht unbekannt, daß man auf allerlei Wege arbeiten könne, es verachte keine Arbeit, ſei ſie mit den Händen oder mit dem Kopf, am Schatten oder an der Sonne gemacht, wenn die Arbeit nur recht und Fleiß dabei ſei. Daneben habe es ſchon oft ſagen hören, es gebe auch grobe Kopfarbeit und man ſehe auch dumme Leute, welche ſich damit abgeben; daneben wiſſe es das nicht. Es wiſſe bloß, daß es die Arbeit, welche ihm Gott geordnet, liebe, und dabei bleiben wolle, ſei ſie fein oder grob. Ja, ſagte der Zweite wieder, wie man erzogen ſei, ſo gehe das einem nach, er begreife das, und beſſer ſich zu gewöhnen, gehe ſchwer. Aber den Kindern werde man doch ein beſſer Leben gönnen und für ein gebildeteres Leben ſie bilden laſſen. Er begreife gar wohl, daß man vor dreißig, vierzig Jahren gar nichts anderes gewußt und nicht daran gedacht, warum hätte man es auch ſollen? Der Bauer konnte nur Bauer werden, da war ihm Alles verhalten, nicht Kaminfeger konnte er werden, nicht einmal Stadtweibel. Wenn einer ſtudiren wollte, ſo hätte man ihn angeſehen, als ob er Hörner hätte und ihn ins Narrenhaus gethan. Der Bauer gehöre hinter den Pflug, hieß es, und nirgends ſonſt hin, am allerwenigſten auf das Rathhaus. In den Städten habe man einen Hund und einen Bauer kaum zuſammen gezählt. Jetzt ſei es anders, jetzt ſei der Bauer voran, wenn er die gefällige Bildung habe, und Bauernſöhne, welche gehörig in den neuen Schulen gebildet ſeien, ſeien allenthalben oben an und die Erſten, die Erſten in der Regierung, Fürſprecher, Aerzte, in allen Poſten, ſie hätten jetzt das Heft in der Hand und machten die Geſetze. U wettigi? warf Liſi ein. Aber der Redner that, als höre er es nicht. Jetzt, fuhr er fort, jetzt weiß er, warum er was lernt, jetzt ſteht ihm ein ander und höher Leben offen, und rechtdenkende Eltern ſorgen dafür, daß ihre Kinder die Bildung erhalten, welche ſie befähigt, daſſelbe zu genießen, und ihnen die nöthigen Mittel an die Hand gibt, ſich die höheren und feineren Lebensgenüſſe zu verſchaffen, nit Erdäpfel alle Tag, abgenommene Milch obendrauf und am Morgen auf, ehe das Bett recht erwarmet iſt. Es ſchaudert mich, wenn ich dran denke! Das könne er nicht ſagen, fiel der Erſte ein, er könne draußen auch arbeiten und thue es gerne, wenn er dazu komme und ſein Stand es mit ſich brächte. Wenn man nur arbeite, was man wohl möge, nicht hündligürte und ſchaffe, bis man alle Viere von ſich ſtrecken müſſe, ſo gebe er gerne zu, daß körperliche Arbeit auch eine Erholung und angenehm ſei, ja ſogar ein Bildungsmittel. Es werde auch immer Leute geben, welche arbeiten müßten, woher ſonſt das Brot nehmen, und komod ſei es für die, wenn ſie nicht bloß arbeiten müßten, ſondern es auch gerne thäten. Daneben ſei er auch der Meinung ſeines Collegen, die Kinder ſolle man erziehen, daß ſie die neue Freiheit auch genießen könnten; die Thore ſeien jetzt offen zu Allem; wenn man die Zeit nicht recht benutze und die Stellung einnehme, die einem gebühre, ſo könnte ſie vorübergehen. Ja, und dann würde man erſt ſagen, fiel der Zweite ein, ſeht da den dummen Bauern, er ſieht nicht einmal, was man ihm vor die Naſe hält, ſein Glück, welches man ihm errungen hat, ſtößt er mit Händen und Füßen von ſich. Nun, da würde man ja ſagen, er habe es wie das Vieh, dem man in einem brennenden Hauſe die Bande zerſchnitten und die Stallthüre geöffnet, und das doch immer wieder in den Stall zurückkehren will, daß man es kaum erwehren kann.

Ehe der Erſte einfallen konnte, ſagte Liſi: Es danke für das Gleichniß, gerade ſo ſei es, das Leben, welches ihm Gott geordnet, ſei ihm ganz recht, um keinen Preis tauſchte es dasſelbe an ein anderes, und zwar je länger je weniger, und was es für ſein Glück halte, gönne es auch ſeinen Kindern; ſie müßten ihm brav beten und arbeiten, begreifen, woher das Brot komme, nämlich von Gott und der Menſchen Fleiß, dann werde es ihnen wohl nicht bös gehen in der Welt, ſo wenig als ihm auf die alte Manier. Das Neue ſage ihnen nicht Herr, für ſie ſei da nichts zu erhaſchen. Verzeiht, ſagte der Erſte, gerade für Leute wie ihr, iſt die neue Zeit, euch gehört die Nidle ab der Milch, wenn eure Söhne gebildet ſind und eure Töchter auch, denn heut zu Tage ſieht man auf Bildung und Geld, gebildet müſſen die Mädchen ſein, ſo grad ane e Buretoſch macht ſein Glück nicht mehr, der kann hinter der Thüre ſtehen. Da kömmt es mir komod, daß ich nicht in dieſer Zeit lebte, ſonſt ſtünde ich noch jetzt hinter der Thüre, meinte Liſi. Ihr vexirt, antwortete der Erſte, euch geht das nicht an, ihr waret von ganz anderem Kaliber; ihr ſteht viel höher und ihr mögt euch verſtellen wie ihr wollt, ſo ſeid ihr gebildet, man hört es euren Reden an. Darum eben deßwegen kamen wir zu euch, wir dachten, ihr begriffet uns und fühltet das Bedürfniß höherer Bildung für eure Kinder und wolltet euch fragen, ob ihr uns nicht Kinder in die Sekundarſchule ſchicken wolltet, es wäre gerade noch die rechte Zeit dazu. Der Curs hat zwar ſchon angefangen, aber wir haben ihn ſo eingerichtet, daß man eintreten kann, wenn man will. Daran hätten ſie nie gedacht, ſagte Liſi', hätten nichts anderes gewußt, als die Kinder in die Schule zu ſchicken, in welche auch ſie gegangen, und ſie daheim brav z'lehre und zum Gute z'ha, das ſei doch immer die Hauptſache. Der Zweite fing an zu dociren, wie ſeiner Zeit, wo er noch mit Elementarklaſſen ſich befaßt, ihm dieſes zu Hauſe lernen zuwider geweſen, indem gerade das zum Verderben ſei, daß er viel lieber ein Kind gehabt, welches noch keinen Buchſtaben geſehen, da hätte er doch nichts Schlechtes abgewöhnen müſſen, ſondern gleich von vornen anfangen können. Allein der Erſte, der da wußte, was bei altväteriſchen Leuten das zu Hauſe lernen für einen Werth hat, ließ ihn nicht weit kommen in ſeiner Weisheit, unterbrach ihn und ſagte: Das ſei gar ſchön und gut und ehedem habe das vollkommen genügt, und es ſei nichts ſchöner, als wenn die Eltern Theil nehmen thäten an der Bildung der Kinder; das fördere die Lehrer unendlich, wenn die Kinder ſehen, wie die Eltern Freude hätten an ihren Fortſchritten. Freilich bei den einzelnen Fächern würden Wenige helfen können, da man ſie früher nicht gelehrt oder ganz anders. Aber das ſei gleichgültig, wenn nur die Eltern große Freude hätten im Allgemeinen, daß die Kinder ſehen könnten, wie große Freude die Eltern am Fortſchritt hätten. (Dieſe Freude der Eltern iſt wirklich oft ſehr groß und rührend iſt es, wenn ein Vater oder eine Mutter mit Thränen in den Augen erzählen, wie ſchön das Kind leſen oder ſchreiben könne und wie weit es im Rechnen ſei, und wie der Schulmeiſter geſagt, ſolche Kinder gebe es nit dick, nit Mängs ſettigs hätte er noch gehabt. Herrgott, wie oft wird ihnen dieſe Freude vergiftet, und wie Viele ſterben daran!) Nun wollte wieder der Zweite ſeine Ueberredungskünſte verſuchen und darthun, wie das Kind nicht mit unnützem Zeug geplagt würde, und unter beiden verſtund er das Fragenbuch und den Beſuch des Gottesdienſtes. Dummes Zeug müßten ſie auch nicht hören, was den Verſtand verfinſtere und alle Sinne blöd mache, und darunter verſtund er die geoffenbarte Religion. Er ließ auch Worte fallen von rein menſchlicher Religion; freilich das nicht hintereinander, denn der Erſte unterbrach ihn immer, wollte erläutern, mit Seife beſtreichen, ablenken u. ſ. w. Ehedem hätte man geſagt, der Erſte hätte mehr Takt, wiſſe mit wem er rede, der Zweite ſei ein Büffel, der nicht wiſſe, trample er auf einem Steinboden oder einer großen Glastafel. Aber man hätte nicht ganz recht gehabt. Die Herren beurtheilten nicht ſowohl Liſt verſchieden, als ſie ſelbſt ſtunden auf verſchiedenen Stufen des Fortſchrittes. Der Erſte war offenbar hinter dem Andern um manchen Schritt zurück. Er war noch auf der Stufe, wo man die Krallen meiſt eingezogen hat und nur mit dem Seidenpfötchen agirt, wo man verdeckt fichtet über der Erde hinter Bäumen und Büſchen, unter der Erde hinter Schilden und Blendungen. Er war noch in der Stellung, wo die Leute gar nicht wiſſen ſollen, in welcher Stelluug man iſt und wo aus man will, man Einem ſagen kann, ich gehe dahin, und dem Andern, ich gehe dorthin, und Beide es glauben können, in der Stellung eines Schiffes, welches ſo lavirt, daß die Zuſchauer zweifelhaft ſind, auf welchen Wind es eigentlich wartet, um die Segel aufzuſpannen, wo man den Leuten pfeift, ſie lockt, wie der Rattenfänger von Hameln, daß ſie dem Dudelſack folgen müſſen und nicht wiſſen wohin, bis ſie im Bauche eines Berges begraben ſind.

Während ſo der Erſte ſeiden that und dem Volke ſüß flattirte wie die badiſchen und andere Volkshelden vor Ausbruch der Revolution, ſo war der Zweite viel weiter, er war wie Struve und Blenker zuſammengenommen, nachdem der Großherzog davongelaufen war und das Militär eine miſerable Treue an den Tag gelegt, als ſie Gewalt walten ließen, brandſchatzten, wer Mux machte, erſt in Ketten ſchlugen, nachher freſſen wollten. Unſer Zweiter achtete alle Verdeckung nicht bloß für überflüſſig, ſondern ſchädlich. Er betrachtete den Sieg als entſchieden, die Sache als abgemacht, die alte Zeit gründlich zur Ruhe geſetzt, er glaubte, es ſei jetzt die ausgedehnteſte Benutzung des Sieges nothwendig und dazu das entſchiedenſte Auftreten, und wo Jemand das Maul aufmache, müſſe man ihm mit der ſchärfſten Rede drein fahren und ihn abklopfen, bis er begreiſe, was für Zeit es ſei. Das Bauernvolk ſei ein dumm, feig Volk, das müſſe nach, es möge wollen oder nicht, und es werde es ſchon machen, wenn man auf der einen Seite den Ernſt zeige, auf der andern Seite ihm von Zeit etwas Gleck darhalte, daß es etwas zu lecken habe; aber nur nicht Complimente gemacht, ſondern zugefahren. Das war des Zweiten Standpunkt, über den er mit dem Erſten oft im Streite lag und manchmal ſo weit nachgab, daß er auf ihren Sekundarjagden zumeiſt den Erſten reden ließ. Heute aber ging ein rauher Wind, ſie hatten angebotenes Kirſchwaſſer nicht verſchmäht, Liſi hatte ihnen Wein aufgeſtellt, ſo war der Zweite preußiſcher geworden, hielt es ſeiner unwürdig, vor einem dummen Bauernweib die Flagge zu verbergen, zog ſie daher hoch auf, ſchwatzte dummes Zeug, daß es dem Andern katzangſt wurde. Er verbeſſerte ſo viel er konnte, er ſtüpfte ihn unter dem Tiſch mit den Füßen, bis derſelbe auffuhr und frug: Donner, was ſtüpfſt mich immer, ich wollte mir das verbeten haben? Der Erſte wußte nichts zu machen, als zum Abſchluß noch einmal in Liſi zu dringen, ihnen ein Jawort zu geben. Wenn ſie zwei Kinder ſchicken wollten, ſo wolle er ſich bei der Direktion verwenden, daß ſie nur für eins zahlen müßten. Es ſei ihnen viel daran gelegen, Kinder von ihnen zu haben, wegem Zutrauen, das ſie beſäßen. Wenn ſie ſchicken, ſo würden noch Andere ſchicken, ſagte er. Zweifle, ſagte Liſi, daß ſie die rechten Lockvögel wären. Daneben iſt der Mann nicht daheim und wann er heim kömmt, weiß ich nicht. Ich kann keinen Beſcheid geben, es iſt ſeine Sache, nicht meine.

Da ging die Thüre auf und Benz trat ein. Liſi ſah ſonſt Benz für ſein Leben gern; wenn er heim kam, hieß es gewöhnlich: e Gottlob biſt wieder da; dießmal hätte es lieber den ſtrübſten Länder geſehen als ihn, und wünſchte ihn faſt laut ins Pfefferland. Es hatte gehofft, die Sekundarjäger abfahren zu ſehen, jetzt nagelte Benz friſch ſie an, denn nun mußte der fragliche Punkt gleich wieder vorgenommen und bis zu ſeinem endlichen Schluß verhandelt werden. Man ſaß wieder ab, die Flaſche ward wieder gefüllt, die Vogelfänger ſtellten von neuem ihre Fallen und ſpannten ihre Netze. Nun wir wollen dieſe Operationen nicht wiederholen, wir kennen ſie zur Genüge. Aber die Herren dachten an was Neues und agirten darauf, neue Gedanken waren rar bei ihnen; ſie ſtaunten ſelbſt ſie an, wie man von Kühen zu ſagen pflegt, daß ſie es mit neuen Tennsthoren hätten, trampelten ihnen daher nur mit ſchweren unſichern Schritten nach. Sie dachten jetzt plötzlich daran, nicht bloß kleine Vögel, ſondern einen großen zu fangen, nämlich Benz ſelbſt, ſie wollten ihn bekehren. Sie thaten ganz zärtlich mit ihm; der Erſte ſagte, ſie hätten es gewagt, hieher zu kommen, gedacht, ein verſtändiger Mann wie er, werde ſicher gerne eine ſo gute Gelegenheit ergreifen, ſeinen Kindern eine beſſere Erziehung zu geben, denn was man Beſſeres den Kindern geben könnte? Der Zweite ſagte, er hätte ſchon lange ein Verlangen gehabt nach ſeiner Bekanntſchaft. Man habe ihm viel Gutes von ihm geſagt: wie er ein verſtändiger Mann ſei und wirklich recht gut meinend, daß er nicht habe begreifen können, wie er auf der andern Seite ſein könne, wo nur Dummköpfe ſeien oder Spitzbuben und Jeſuiten, Betrogene oder Betrüger. Er habe gedacht, wenn mal Jemand recht mit ihm rede und das Verſtändniß beibringe, ſo müßte er auf ihre Seite treten, das ſei nicht anders möglich, denn wer gutmeinend ſei, müſſe das Vaterland lieben, und wer das Vaterland liebe, ſei auf ihrer Seite, und auf der andern ſeien die, wo nur ſich ſelbſten lieben oder ihre Geldſäcke, die ſeien eins bei ihnen, ſie wüßten den Unterſchied nicht zu machen. Es fehle eben nur daran, daß er ſo abgeſchloſſen lebe, und das neue Leben und alles Gute, was es bringe, nicht vor Augen habe.

Benz war vorſichtig, vermied Wortgefechte gerne, beſonders mit Leuten, an denen ihm nichts gelegen war; die begehre er nicht zu brichten, ſie könnten ihn nicht brichten, dabei würde man nur böſe, und was trüge denn das ab? Es ſei ihm wohl hier oben, ſagte Benz, beſſer begehre er es nicht. Er kenne freilich nicht Alles, es ſei ihm auch lieber, aber was er vom Neuen höre, mache ihn nicht gwunderig, Alles kennen zu lernen. Es ſei ein alt Sprüchwort: Ehe es einmal beſſer kömmt, kömmt es eher zehnmal ſchlechter. Es habe ihm wollen ſcheinen, es ſei was wahr daran, daneben laſſe er jedem ſeine Meinung, und er denke, er werde auch das Recht haben, eine zu haben, und zwar die, welche ihm am anſtändigſten ſei.

Bhütis, dagegen habe man ja nichts, ſagte der Erſte, der, wenn der Zweite das Maul aufthat, immer eine Art von Bauchgrimmen fühlte aus Angſt, es komme wieder was für z'Tüfels z'werden. Nicht daß er nicht gleicher Meinung war, ja er ordnete ſich demſelben offenbar unter, wahrſcheinlich wegen deſſen entſchiedener Geſinnung und dem großen Fortſchritt in der Geſinnung, aber er hatte noch einen Reſt berneriſches Gefühl und hatte noch eine gewiſſe Empfindung, was daſſelbe ertragen mag, was nicht. Bhütis, frei ſei man ja. Deretwegen könne man aber immer reden über verſchiedene Anſichten, es gebe gute, beſſere und noch beſſere, immer die gleichen haben könne man nicht wohl, die Zeit ändere auch. Es ſei natürlich, daß es einen dure, einen ſolchen Mann wie ihn nicht im nämlichen Lager zu haben. Er ſei überzeugt, wenn derſelbe Alles wüßte, was die neue Zeit gebracht und wie viel Gutes man der gegenwärtigen Regierung zu verdanken hätte, ſo wäre er nicht länger auf der andern Seite. Es werde ſein, ſagte Benz, daß das ihm nicht bekannt ſei, er wüßte wenigſtens nichts, das ihn veranlaſſen könnte, ſeine Meinung zu ändern. So, platzte der Zweite heraus, ehe der Erſte ſeine ſchwerfällige Mannſchaft ausrücken laſſen konnte, die Erlöſung von Pfaffen und Ariſtokraten, die Erleichterung in allen Steuern, die Uebernahme der Armen, die perſönliche Freiheit in allen Dingen, die Erlöſung aus dem Aberglauben und die freie Bildung und ächt menſchliche Erziehung, der leichte Prozeßgang, ſind das Alles nicht hohe Güter, wers begreift und wer ehrlich genug iſt, es zu bekennen? Man müſſe doch ein Brett vor den Augen haben oder ſonſt vernagelt ſein, wenn man das nicht einſehen könne! Man könne die Sache verſchieden anſehen, antwortete Benz, er für ſeinen Theil möchte nicht rühmen. Daneben wolle er Andern nicht darwider ſein. Wenn ſie Freude daran hätten, er möge ſie ihnen wohl gönnen. Er müßte doch nicht ein Bauer ſein, ſagte der Zweite, wenn er ſich nicht freuen ſollte über die ungeheuren Erleichterungen, welche dieſem Stand geworden, Zehnten weg, Bodenzinſe weg, die Armen weg u. ſ. w. Das ſei allweg gut, antwortete Benz, und weniger zahlen thue er in dieſem Augenblick, ſelb müſſe er ſagen. Daneben habe er weniger Geld, er wiſſe nicht, woher das komme, es müßten im Hoſenſack neue Löcher entſtanden ſein. Andern Leuten müßte es auch ſo gehen, denn noch nie hätte er ſo viele nöthige Leute geſehen als jetzt, man würde von Leuten um Geld angeſprochen, von denen man geglaubt, ſie hätten das Geld in vollen Körben unter dem Bett. Man müſſe nicht bloß auf die Geldſäcke ſehen, Geld mache engherzig, ſchnauzte der Zweite. Zur Zeit, als die Republik arm geweſen, hätte ſie florirt, ſei groß geworden. Mit dem Reichthum habe der Verfall angefangen, Freiheit und Tugend ſei erloſchen. Nach den Burgunderkriegen ſei der Herrenbund entſtanden und die Freiheit ſei erloſchen. In einer Republik dürfe Niemand reich ſein, ein Bürger ſei wie der andere, die Vorrechte ſeien abgeſchafft, und was für ein verdammt Vorrecht das nicht ſei, daß Einer Knechte und Mägde halten könne, der Andere nicht? Benz merkte wohl, daß der Menſch überſchnappe und von Flüſſigkeit übermannt die letzte Britſche aufziehe, welche ſeine Gedanken dämmte, denn das Ende dieſer Weisheit iſt denn doch immer der Kommunismus. Er ſagte daher nur, es hätten ihn ſchon oft Knechte und Mägde erbarmet, da wo der Meiſter keinen Verſtand habe. Daneben ſei er zufrieden mit jedem Knecht, der mache was er, und dabei könne einer ſich nicht beklagen, wenn er es habe wie der Meiſter. Ungleich werde es immer ſein auf der Welt. Kinder kämen auf die Welt und nicht Erwachſene; wer nicht jung ſterbe, werde alt, und groß wüchſen die Einen, während die Andern klein blieben. Er zweifle, daß es anders werde zu machen ſein, und ſo ſei es auch mit der Erziehung, die falle je nach den Eltern aus halb, und halb nach den Gaben, vom Uebrigen wolle er nicht reden. Das eben ſei ein großer Fehler, dem müſſe abgeholfen werden, und das könne man gründlich. Der Staat werde künftig die Kinder erziehen, der allein könne die rechte Gleichheit herſtellen, und erſt wenn die Erziehung centraliſirt ſei, werde es gut kommen, die Erziehung ſei im Staat die Hauptſache. Sei die einmal geordnet und die rechten Erzieher an der Spitze, ſo brauche man weiter keine Obrigkeit, von dieſem Punkte aus ginge das nöthige Regiment und die unnöthigen Regenten fielen weg. Das wär, ſagte Benz, das gefiele ihm ſo übel nicht, und Vielen wäre es ſicher ſehr willkommen und komod, bſunderbar wer für ſich kaum genug habe und dann doch einen ganzen Haufen erhalten ſollte. Aber ganz richtig werde es damit doch noch nicht ſein, von wegen es hätten dazu die Weiber was zu ſagen, und denen allen die Kinder zu nehmen, möchte eine handliche Sache ſein. Er müſſe ſagen, er ſei lieber nicht dabei. Ja anfangs, ſagte der Zweite, möchte es einiges Gekratz abgeben und Handſchuh werde man anziehen müſſen, aber das gebe ſich am Ende von ſelbſt, beſonders wenn einmal Ehe und Erbrecht aufgehoben ſeien. Er müſſe fort, ſagte raſch aufſtehend der Erſte, der ſchon mehrere Male reden wollte, aber nicht dazu kam, dem jetzt aber faſt übel wurde. Es komme ihm erſt jetzt in Sinn, daß er für dieſen Abend einige Schüler beſchieden hätte, um mit ihnen ein Lied zu probiren, und da ginge es ſehr übel, wenn er nicht da wäre. Sie würden ſagen, ſie ſeien geſprengt und kämen ihm ein andermal nicht wieder. Der Zweite ſprach von dummem Zeug und mit ſolchem Volk nicht ſoviel Complimente machen, er ging offenbar ungern, aber dießmal wurde der Erſte Meiſter. Sie gingen, nachdem ſie von Benz noch den Beſcheid erhalten, er wolle es noch überſchlagen, er ſehe die Sache wohl ein. aber ſie komme ihm ſo ungſinnet, daß er erſt darüber ſchlafen müſſe. Liſt ließ ſich nicht ſehen. Noch ehe ſie Schußweite vom Hauſe waren, fing der Zweite mit dem Erſten zu zanken an, was für ein Floh ihn geſtochen, daß er das Aufbrechen erzwängt, er ſei am beſten dran geweſen, den Bauern zu bekehren. Er habe gemerkt, die Sache ſei ihm zu Herzen gegangen, er wolle einen Thaler an einen Pfennig ſetzen, der ändere ſich und handkehrum ſei der in ihrem Lager. Er ſei ein geſcheidter Bauer, der werde das Rechte einſehen, der begreife, daß Müſſen über Mögen geht. Der Erſte weinte faſt und ſagte mit erbärmlicher Stimme: Ja wohl, das iſt ein geſcheidter Bauer und zehnmal geſcheidter als du; zum Narren hat er dich gehabt, du biſt mit der Thüre ins Haus gefallen wie ein recht Kalb, haſt aber zu viel geſoffen, haſt darum dem Bauer Sachen geſagt, daß dich leicht ein Anderer zum Hauſe hinausgeworfen hätte, wenn er minder geſcheidt geweſen wäre. Der aber wollte ſich nicht ereifern, zog dir den Speck durchs Maul und mit der guten Kuſt darin ließ er dich laufen.

Ja da ſchoß der Zweite auf und wollte wiſſen, ob ein Bauer ihn zum Narren halten könne, ob er nicht wiſſe, welche Saite man anſchlagen müſſe, ob er nicht merke, welche Erfolge er habe? Darüber müſſe ihn kein Maulaffe brichten, ſo einer, der nie von der Kuh weggekommen und Gott in ſeinem Zorn aus einem Primarlehrer zu einen Sekundarlehrer gemacht, um dieſe in Grund und Boden hinein zu verteufeln und in Mißkredit zu bringen. Er ſei ein Menſch ohne Bildung, von der Algebra wiſſe er nichts, er könne überhaupt nicht rechnen, von Geographie wiſſe er auch nichts, wiſſe nicht, ob der Rhein ein Berg ſei oder ein See, und habe ja einmal geſagt: Taverne ſei ein Thal in Baſelland, und Tavernenwirthſchaft bedeute die Landwirthſchaft, welche man dort treibe, ſie zeichne ſich vortheilhaft vor andern aus, indeſſen könne er nicht ſogleich ſagen wodurch. Und dann du, was kannſt denn du? begehrte der Erſte auf. Die Leute ſagen ja, mit deinem Welſch könne man die Katzen laxiren und den Hühnern das Waſſer abtreiben, und die andern Fächer, welche du lehrſt, ſeien der Sonne nicht werth, welche dich anſcheine. Und wäre ich nicht geweſen den Leuten ſo lieb und hätte ſo gruſam angehalten, es käme Niemand mehr als Kuderpeters Anne Liſi, und wenn mir Jemand ſagen würde, er käme deinetwegen, ich würde es ihm nicht glauben. Hör mal, ſagte der Zweite, jetzt ſchweig, wäre ich nicht geweſen, die Schule hätte längſt aufgehört, ich gab ihr wieder Glanz und Anſehen, und wäre ich nicht geweſen, dich hätte man längſt abmarſchiren laſſen, weißt wohl warum. Aber wart, laß die Schuhe ſohlen, wenn dir noch ein Schuhmacher ſchaffen will, im Frühjahr kannſt marſchiren. Biſt auch gar zu dumm, zu hell nichts kann man dich brauchen. Der Zank loderte hoch auf bis zum Himmel, daß man hätte glauben ſollen, Beide oder wenigſtens Einer käme nicht lebendig heim, ſondern bleibe auf dem Platze und würde am folgenden Morgen gefunden, als wie mit Herd z'Dreck verſchoſſen. Aber ſo gings nicht, es ging wie bei manchem Feuer, es ſchießt hoch auf, ſinkt aber alsbald wieder in ſich zuſammen. Solche Herzensergießungen waren wahrſcheinlich ganz gewohnte Ereigniſſe, welche keine beſondern Eindrücke zurücklaſſen; denn als ſie den Berg hinunter waren, frug der Erſte: wollen wir noch hinten in Hunghafen? Verſteht ſich, antwortete der Zweite; und ſie gingen einträchtig hin. Sie frugen eigentlich nach dem jungen Hans, aber nur der alte war daheim. Nun, ihm könnten ſie es auch ſagen, meinten ſie. Der Hauptmann hätte ihnen verſprochen, ſie an die Verſammlung beim ſchmuzigen Güggel zu führen; ſie hätten fragen wollen, ob er es noch im Sinn habe, und wenn, das Nähere mit ihm abreden.

Hans, der ältere, ſeufzte, aber nur innerlich, womit er ungefähr ſagen wollte: Schon wieder eine Hudelei, die Geld koſtet! Die Erſcheinung der beiden Herren war ihm widerlicher als angenehm, indeſſen als Amtsrichter ein halber Diplomat, und die unerbittliche Macht der Parthei kennend, zog er das Geſicht in die lieblichſten Falten und hieß ſie auf das Freundlichſte hineinkommen. Die unerbittliche Macht der Parthei beſteht darin, daß jedes Glied derſelben nicht bloß treten und trappen muß nach dem Kommando von Oben, viel ſtrenger als ein neapolitaniſcher Rekrut, und wenn er aufs Kommando: Ruhig im Glied! nicht muxſtill wird, er unerbittlich zermalmt wird, ſondern daß er allen Gliedern der Parthei, beſonders den Führern und Agenten, den Staatsperſonen derſelben, zu welchen ſich per ſe auch dieſe Herren Sekundarlehrer zählten, das allerfreundlichſte Geſicht machen muß und zu Dienſten ſtehen zu jeder Stunde, ſei es Tag oder Nacht, wenn er nicht als ein verdächtiger Hund, als ein Abtrünniger behandelt werden will. Hans hatte kürzlich einige Begriffe vom ökonomiſchen Zuſtand ſeines Sohnes erhalten, nur einige Begriffe, und ſchon dieſe hatten ihn bedenklich mißſtimmt. Er hatte mit dem Sohne eine Unterredung gehabt, doch ohne Erfolg. Hans, der jüngere, hatte ehr uneinläßlich geantwortet, allerlei unangenehme Andeutungen gemacht und endlich darauf hingewieſen, wie endlich die Stunde vor der Thüre ſei, wo Allen werde geholfen werden. Als Hans der ältere die Achſel zuckte und meinte, er hülf jetzt anfangen zur Sache zu ſehen, was nachkomme, wiſſe man noch nicht, und wenn dann Alles gut komme, ſei es immer noch anzunehmen. Ja, ſagte darauf der Jüngere, und wenn es nicht kommt, wie ich meine, ſo iſts darauf immer noch Zeit, ſich zu ändern. Unterdeſſen ſollteſt du mir e Stück zehn oder mehr Fünffränkler geben, du weißt, es iſt die andere Woche Verſammlung, wo man berathen will, ob man an die große Verſammlung, den Generalverein im Aargau ziehen wolle und wie? Schon wieder, ſagte Hans der ältere. Ich hoffe dann aber, du kommſt nicht ſo bald wieder. Heut und morgen kaum, antwortete der Jüngere. Aber wenn wir an die Hauptwerſammlung gehen, da mußt du mir noch ganz anders ausrücken, da macht es ſich nicht mit ein paar lumpigen Fünffränklern. He, ſagte der Alte, wenn du ſo fortfährſt, ſo könnte eine Zeit kommen, wo du froh wäreſt über einen Fünffränkler, geſchweige dann über ein Paar. He nun, ſagte der Junge, wenn dieſe Zeit da iſt, ſo iſt dann immer noch Zeit zu ſehen, was man machen will, und ging ab.

Seit der Zeit war Hans der alte bedenklich, denn zu Grunde gehen wollte er nicht, ſein Haus wollte er nicht einfallen ſehen. So lange er alleine brauchte, dachte er, der Hunghafen werde das wohl ertragen. Als es nun aber nicht bloß zweiſpännig ging, ſondern der Hauptmann brauchte ungemeſſen, da gingen dem Alten die Augen auf, daß das ändern müſſe, wenn er nicht mit der ganzen Familie an Hag kommen wollte, und das wollte er nicht. Aber zwiſchen Einſehen und Vollbringen iſt eine weite Kluft, die nur mit einem großen mächtigen Anlauf überſprungen wird. Und Hans war noch nicht einmal bei dem Anlauf, er war bloß noch bei den Gedanken: Wie machen, was machen, ſo kann es nicht mehr gehen.

Von der Verſammlung beim ſchmuzigen Güggel hatte Hans nichts gehört, er frug auch nicht darnach, er fluchte bloß innerlich: Aber Eine! Sobald ſie drinnen abgeſeſſen waren, frug ihn der Zweite, ob er wohl errathen könne, woher ſie kämen? Wirklich errieth Hans die Ankenballe nicht. Eher kämen zwei Giraffen aufs große Moos, als zwei Sekundarlehrer auf die Ankenballe, hätte er geglaubt. Und wißt ihr, was wir dort gemacht? frug derſelbe wieder. Das könnte er nicht errathen, antwortete Hans, denn ihr habt doch dort nicht etwa Kinder erjagen wollen für die Sekundarſchule? Gerade das wollten wir. Wißt ihr nicht, das Glück iſt des Kühnen Knecht. Viel Gutes werdet ihr dort nicht geſchafft haben? frug Hans. Warum nicht, antwortete der Zweite. Nicht nur wird er uns wahrſcheinlich Kinder ſenden, ſondern es geht nicht lange, ſo geht der Bauer mit Sack und Pack in unſer Lager über. Mit der Frau etwa auch? frug Hans. Warum nicht, ſagte der Zweite, die läuft ihrem Mann ſchon nach wie ein Kalb der Kuh; daneben: was iſt an ihr gelegen, wenn nur der Mann drin iſt. Nicht daß er viel zu bedeuten hätte an ſich, er iſt ganz beſchränkt und ohne alle Bildung, und eigentlich auch ohne feſte Meinung, man kann mit dem machen, was man will; aber ſolche Leute ſind auch zu gebrauchen, und der hat Einfluß und die Leute ſehen auf ihn. Da, Herr, da ſeid ihr neben dran, ſagte Hans und lachte. Mit Schein kennt ihr den Ankenbenz nicht, der wird euch ſo wenig Kinder ſchicken als in unſer Lager übergehen, und wollte er gehen, ſo lieſe ihm die Frau nicht nach wie ein Kalb der Kuh, ſondern ſie ergriff ſeinen Rockfecken und hielt ihn dran, bis der Rock entzwei ginge oder der Schwächere der Gewalt weichen müßte. A bah, ſagte der Zweite, der iſt halb gefangen, glaubt mir, ich kenne meine Pappenheimer.

Verzeiht, Herr, ſagte Hans, geſchickt und gelehrt werdet ihr ſein, hab nichts dawider und ſonſt kennbar in Allem, aber den Ankenbenz kennt ihr nicht. Benz iſt mit mir im gleichen Waſſer getauft worden, den kenne ich alſo von Jugend auf. Benz iſt feſt und weiß, was er will, es iſt eben nur ſchade, daß er ſo feſt iſt. Zählt darauf, der iſt am Aendern, ſagte der Zweite, er hob ſchon ein Bein zum Gump wie ein Wäſſerbauer, wenn das Wetter ändern will. Wenn der nicht halb und halb auf unſerer Seite wäre und ihm z'Sach anfing zu gefallen, wohl der hätte ſich anders gewehrt auf Alles, was ich ihm geſagt habe. Aber es iſt gar nicht d'r werth, was er mir zu antworten wußte, es wollte eigentlich gar nichts ſagen. Da mußte Hans ſchier lachen. Gerade das iſt Benzens Art, ſagte er. Wenn er ſich nicht einlaſſen mag, ſo ferget er die Leute ab. Benz iſt bſunderbar beſonnen und kaltblütig, und wenn er nicht will, bringt ihn Niemand in Eifer und zum Zanken. Er kam mir oft wohl, als wir jung waren. Aber iſt er einmal zornig, dann

Gnade Gott denen, die in ſeine Finger fallen. Ich glaube, ſo Dünne wie ihr ſeid, ſchöſſe er euch durch eichene Laden hindurch. Er iſt e Grüſel. Der Zweite wurde ganz gelb und kalt fuhr es ihm den Rücken auf. Aber, frug er giftig, ihr werdet doch nicht meinen, der Mann habe uns zum Beſten haben wollen, mit uns das Geſpött gehabt? Nun war es wunderlich in Hans. Hans war doch Bauer von Natur, ſeine neue Geſinnungsart zugeſchnitzelt von fremdländiſchem Geſindel und nach propagandiſtiſchem Gelüſten war nur aufgeklebt, er hatte innerlich eine Art Galgenfreude daran, daß Benz liſtiger war als dieſe Gelehrten, daß er ſie ſo brav hatte anlaufen laſſen und ſo ſchön ſie abgeführt. Aber das war nur ſo ein naturgemäßes Jucken, er durfte es ſo wenig merken laſſen, als man in honetter Geſellſchaft das Beißen eines Flohs durch Kratzen bemerkbar machen darf; er, Bauer im Hunghafen, der in Natura hoch über allen Gelehrten ſich glaubte, und namentlich über den Beiden vor ihm, der, politiſch conſtruirt wie er war, nahm ſich ſehr in Acht, eine verdächtige Miene blicken zu laſſen, faſt als ob ſie Dominikaner wären und die ganze Inquiſition in Händen hätten. Er ſagte: Bewahre, an ſo was denkt Benz nicht, aber er liebt den Streit nicht, das iſt ſo ſeine Art, ſich drauß zu ziehen, Unannehmlichkeiten zu vermeiden und doch zu machen, was ihm beliebt. Aber boshaft iſt er nicht und ans Auslachen hatte er keinen Gedanken. Doch jedenfalls zählt nicht auf ihn, Benz iſt zäh, der hält feſt, und wenn ers nicht thäte, thäte ihn ſeine Frau anleimen; die iſt noch viel ärger als er, die wär im Stande, Kruſelhaar zu ſtrecken, daß es in hundert Jahren ſich nicht mehr krümmte. Daneben eine Bäurin, wie im Canton nicht Manche ihr von weitem wird zu vergleichen ſein. Hab ich es nicht geſagt, fiel der Erſte ein, dem ſei es nicht halb ſo angſt ſich zu ändern, er decke ſich nur nicht ab und habe es ganz anders hinter den Ohren. Nun fuhr der Disputirteufel wieder in den Zweiten. Er behauptete nicht bloß Benzens Bekehrung, ſondern daß in Jahresfriſt kein conſervativer Menſch mehr im Canton Bern ſein werde, ausgenommen Patrizier, Pfaffen und etwelche Kühe von Städtern. Bis dahin ſeien die Bildung und der Fortſchritt ſo vorgeſchritten und die Thätigkeit der Lehrer habe ſo gewirkt, daß dem ganzen Landvolk die Augen ſperrangelweit aufgegangen und irgend was anderes als entſchiedener Fortſchritt eine Unmöglichkeit ſei. Das wurde natürlich zugegeben; Hans zweifelte bloß an Benz und meinte, wenn der andere, ſo ſage er nichts mehr, dann ſei Alles möglich in der Welt. Ja, ja, ſagte der Zweite, es iſt viel möglich, wenn man es recht angreift, und noch viel wird ſich ändern, an das man jetzt noch gar nicht denkt. Da ward dem Erſten wieder Angſt vor neuen Herzensergießungen und er ließ nicht ab, bis endlich der Aufbruch erfolgte. Es war aber auch Zeit dazu, die Geiſterſtunde war bereits eingebrochen. Aber die Herren, beſonders der Zweite, hatten Pech am rechten Ort, wenn das mal ordentlich erwarmete, ward ihnen das Aufſtehen ſehr ſchwer. Wenn ſie ſo bis in die Geiſterſtunde und darüber hinaus geſeſſen, ſo hatten ſie am folgenden Morgen auch geiſterhafte, ahnungsvolle Dämmerung in den Geſichtern, ihre Vorträge wurden unbeſchreiblich intereſſant, ließen viel mehr errathen als begreifen. Als ſie fort waren, ſaß Hans noch lange beim Lichte, das Haupt ſtützte er auf die Hand, er ſeufzte ſchwer, was er dachte, wiſſen wir nicht; er ſchüttelte oft den Kopf, aber ſagen that er nichts, nur als er aufſtund, brummte er: Will ſchlafen gehen, bin allweg ein geſchlagener Mann.

Droben auf der Ankenballe wird zur ſelben Zeit das Licht auch noch gebrannt haben, denn die beiden Eheleute hatten ſelben Abend viel mit einander zu verhandeln und zwar nicht immer in aller Einigkeit.

Liſi war bitter zornig. Als Benz ſo unwillkommen kam, als es bereits Ausſicht hatte, die ungebetenen Gäſte würden abfahren, nun die Sitzung verlängert wurde, hoffte es, wenigſtens werde er ihnen jetzt den Pelz waſchen und es ihm nicht darauf ankommen, wenn auch zuweilen ein Stück Haut ſammt Haaren mitgehe, und ſtatt deſſen that er, als hätte er ſeidene Handſchuhe an, das Herz voll Honig und ſei geneigt, Brüderſchaft mit ihnen zu machen. Liſi verplatzte faſt, doch wohl fühlend, auspacken ſei nicht am Ort, hütete es ſich, ſich blicken zu laſſen. Als ſie gingen, hätte es ihnen gerne aus der Küche ein brennend Scheit nachgeworfen, wie man es Hunden und Katzen wohl macht, die um zu ſchnaufen über Töpfe und Schüſſeln gerathen. Aber es hielt an ſich, bis das Feld rein war, dann brach es aber auch aus wie Feuer aus einer verſchloſſenen Kammer, wenn Thüre und Fenſter eingeſtoßen werden. Das Thema war die Feigheit der Conſervativen, die ſich ducken thäten wie Tauchentli vor jedem Lümmel und Schlingel, vor Habenichtſen und Taugenichtſen unterthänig thäten, als ob ſie von ihnen die Höfe in Pacht hätten und noch Geld ſchuldig ſeien obendrein; Schelme in Landjägerhänden hätten mehr Courage und dürften mehr das Maul aufmachen. Es ſei hell nichts mit ihnen, die ewigen Höſeler möge es bald nicht mehr anſehen. Nie wäre es dahin gekommen, wenn ſie als Männer ſich geſtellt, ſtatt d'Lappine und d'Löhle z'mache. Wer immer fürchte, ſich unwerth zu machen, ſei zuletzt Niemanden werth, und wohin es noch komme, wenn Männer wie er, der ſich vor Niemanden zu fürchten, denn es habe Niemand Geld von ihm zu fordern und Niemand habe ihm was auszubringen, mit der Wahrheit d'Höſeler mache, d'Föſel, und vor ſolchen Buben, die nirgends Boden hätten und Wurzeln, ſo jämmerlich die Pfeifen einſtecken thäten. Sie brauchten nur das Maul aufzuthun und zum Rechten zu ſehen, ſo käme es anders und die Allerweltsfreſſer ſtünden auf den Köpfen, ſie wüßten nicht wie; den Leuten hätte es gebeſſert, es grune wieder durch die Böden und über die Berge. Hier endlich konnte Benz dazwiſchen kommen, denn Liſi hielt einen Augenblick an, in der Hoffnung, Benz werde verwundert thun und fragen warum, was, wie, wo, wenn? Und am Gwunderbändel gedachte es ihn dann etwelche Zeit herumzuzerren. Aber Benz that gar nicht verwundert, ſondern ſagte, ja er habe ſchon lange gemerkt, daß es ſich unter den Leuten bedeutend geändert. Man grüße ihn wieder freundlicher überall. Mancher, der ihn Jahr und Tag geflohen, warte ihm, wenn er ihn von weitem ſehe, oder laufe wie ein Brönniger, um ihn einzuholen und mit ihm zu laufen und zu brichten. Jüngſt als er nach Brüllikofen z'Märit gegangen, um Schwefelholz einzukaufen, ſei ihm z'Bure Sep im Moosgraben nachgefahren, er ſei Dragoner und ein radicaler Brülli geweſen von den Erſten einer, habe gehalten und ihm Platz angeboten zum Fahren. Er laufe gerne, habe er geſagt, und habe ſchon wohl warm, um jetzt zu fahren; daneben ſoll er Dank haben für ſein Anerbieten. Aber der ſei nicht fortgefahren, ſondern habe geſagt: Mach nit Umſtänd, hock y ſuſt machſt mich bös. Da ſei er eingeſeſſen, ihn bös machen habe er nicht gewollt. Wie ein Schwick ſei der auf der Politik geweſen und von dieſem geſagt, wie es ihm nicht gefalle, und von jenem, wie es eine Unvernunft ſei, daß er ganz das Maul offen vergeſſen und nichts dazu habe ſagen können, und gefragt, wie es ihn düche? nur ſo hinten um und verblümt geantwortet habe. Darauf habe endlich Sep geſagt: Ume uſe mit dr Sprach, du haſt dich nicht zu ſcheuen vor mir. Du wirſt meinen, ich ſei noch der

Gleiche wie vor vier bis fünf Jahren, wo auch der Teufel in mich gefahren war und ich freiſchärlerte jedem zum Trotz. Aber ich habe mich geändert und ſchäme mich nicht, es zu ſagen, und habe auch nicht Urſache, mich deſſen zu ſchämen, wenn man jetzt ſchon wüſt thut über mich und es mir zur Sünd machen will, daß ich jetzt ſchanſchirt. Ich muß ſagen, anfangs gefiel mir das Neue, die Regenten brännteten an auf den Stühlen und wurden faul wie Müllerroſſe, thaten nichts und verbrauchten verflucht viel Geld ganz z'Unnutz. Daneben, was man mich brichtete, nahm ich für Gutmeinenheit, glaubte es. Unſer einer kennt d'Sach nit vo z'hingerſt bis z'vorderſt, und wenn man einem Etwas recht ſüß zu machen weiß, ſo glaubt man es gerne, warum nicht. Wie falſch die Leute ſein können und wie weit man es im Lügen gebracht, daran kam einem kein Sinn. Je aufrichtiger einer war, deſto wüſter that er über Alle, welche nicht ſeiner Meinung waren, bſunderbar wenn ſie daneben geſcheidter waren. Man hielt es für Bosheit, daß ſie nicht am gleichen Seile ziehen wollten. Ich will es dir aufrichtig ſagen, daß ich oft geflucht habe über dich. Je lieber ich dich geſehen auf unſerer Seite, deſto tauber haſt du mich gemacht, daß du nichts davon wollteſt. Jetzt habe ich gekehrt, und wenn ich einen von den Rechten ſehe, ſo iſt es mir, als drehe man mir mit einem Garbenknebel die Därme um. Was kehrte dich ſo, glaubte, was du einmal im Kopfe hätteſt, ſei darin? frug ich, erzählte Benz. He, das will ich dir ſagen aufrichtig, fuhr Sep fort. Ich bin dann nicht von denen Einer, welche keine Religion haben und darum meinen, ſie müſſe für Alle abgeſchafft werden. Ich hatte eine fromme Mutter und der Vater iſt ein braver Mann und in unſerer ganzen Familie hat man Reſpekt vor der Religion. Warum? Man weiß wohl, von wem Alles kömmt und wer Alles erhaltet und daß, wenn in einer Familie die Religion fehlt, es gerade iſt, wie wenn an einem Hauſe das Fundament fehlt. Man hat Exempel genug davon. Ich merkte und ſchmeckte lange nichts, zahlte Lehrgeld, es weiß kein Teufel wie viel. Da war ich einmal dabei an einem Schießet, wo die rechten Feger, die Deichſelroſſe dabei waren und wo man planirte, was jetzt geben müſſe. Man nahm ſich vor mir nicht in Acht, ich gehörte ja zu ihnen und daß noch anderer Teig an mir ſei, daran kam ihnen kein Gedanke. Nun ward aufs Tapet gebracht, was für Lügen jetzt auf die Trommel gebracht werden müßten, welche Perſonen man verdächtigen, verlügen wolle, bis kein Hund mehr an ihnen rieche, in welchen Blättern müſſe angeſchlagen werden und welche zuzuklopfen, die Lügen zu vermehren hätten, kurz da war ſo recht des Teufels Kuchi, wo dem Volk das Lugiwerk gekocht wurde, es hatte keine Art und Gattig, wahrer Teufelsdreck und wahre Höllentränker. An ſo etwas war mir bis dahin kein Sinn gekommen, ich hörte zu wie ein Narr, wußte lange nicht, war es Ernſt oder wollten ſie Schindluder treiben mit mir. Endlich ſagte ich, ich wollte mit der Sache aufhören und probiren, mit der Wahrheit z'fahren, dabei beſtehe man allweg am beſten, ich hätte nie gehört, daß man mit Lügen viel erobert. Da ſahen ſie mich an als ob ich Hörner hätte, dann lachten ſie mich aus, daß es keine Art hatte, und verſpotteten mich, verlachten die Wahrheit, ſagten, Lügen gwinns, man mache, was gut ſei, und ſei bis dahin ſo gut gefahren, daß beſſer nichts nützte. Das Volk ſei noch gar zu dumm, mit klarem Waſſer brächte man da nichts ab, man müßte ihm Feuer untern thun u. ſ. w. Kurz, ich hörte zu wie ein Narr und ſah ſie an, als ob ſie Hörner und Pferdefüße hätten. Aber ich ſah, es war ihnen ganz Ernſt dabei und ſie machten nichts Neues, ſondern bis dahin hatten ſie allerdings mit Lügen und Verleumden gfuhrwerchet. Da ward mir faſt übel, denn ſo hatte ich es doch dann nicht gemeint und mein Lebtag dafür gehalten, wiſſentlich Lügen und Verleumden ſei ſchlecht und niederträchtig, ein Dieb ſei ein ſchändlich Ding, aber ein Verleumder noch viel ſchändlicher, ſei er ein Präſident oder ein gemeiner Kerl, und ſchlecht ſei auch, wer mit ſolchen Gemeinſchaft habe; und jetzt war ich mit einer Rotte von Verleumdern und Lügnern verbündet geweſen, ein Geſelle von Hallunken und Spitzbuben und hatte es weder gewußt noch gemerkt. Zorn und Scham wollten mich faſt erſticken, ich machte, daß ich von ihnen wegkam, und von Stund an ſagte ich ihnen ab. Nun da hatte ich auch was zu leiden von Flattiren und Poleten. Erſt lachte man mich aus mit meinem zarten Gewiſſen und wollte mir begreiflich machen, daß in der Politik Alles erlaubt ſei, was zum Zweck diene, denn in der Politik ſei nur eine einzige Sünde und das ſei die Dummheit, das ſei von je ſo geweſen, werde ſo bleiben immerdar, und erſt ſei das politiſche Leben geſichert, wenn das jeder Bauer und jeder Handwerker begriffen. Hör, Benz, da ſtunden mir die Haare zu Berge. War das die Bildung und Aufklärung, welche man einführen wollte, daß Lügen und Verleumden keine Laſter mehr ſeien, die zehn Gebote durchthat mit dem naſſen Finger, und die Lehre aufbrachte, der größte Schelm ſei der größte Held, ſolche verlogene Schelme ſeien die Erſten im Vaterland, gehörten an die Spitze der Eidgenoſſenſchaft. Du kannſt denken, was ich dazu ſagte. Nun, als man ſo mit mir nichts machen konnte, fing man mit Flattiren an: ſo lieb war ich mein Lebtag Niemanden als dieſen Hallunken zur ſelben Zeit; das war eine Freundſchaft, du glaubſt es nicht, wenn ich von Zucker geweſen wäre, ſie hätten mich gefreſſen. Als ſie mit der Sach ebenfalls nichts abbrachten, da logen ſie die Haut voll über mich, verdächtigten mich überall, ſuchten mir zu ſchaden wo ſie konnten und mochten. Nun, Gottlob, ich war ihnen nichts ſchuldig, aber ich erfuhr es doch, wie ſchwer es iſt, loszukommen aus ihren Klauen; es iſt faſt gleich, wie wenn man ſich dem Teufel verſchrieben hat, dem muß man auch halten, man mag wollen oder nicht, während er nur hält, was er gerne will. Allweg hat man es auch ungern, wenn es überall heißt, das iſt auch ein Abtrünniger, Verräther, kehrt den Mantel nach dem Wind, und Mancher ſchämt ſich deſſen ſo, daß er äußerlich es gar nicht erzeigen darf, wie es ihm inwendig iſt und wie gruſam ihm das Weſen erleidet. Es hat mir auch weh gethan anfangs, aber ich dachte, etwas verdient habe man allweg, daß man ihren Aufweiſungen ſo leichtlich Gehör gegeben, und es ſei nichts als billig, daß man deßwegen was leiden müſſe, es ſei dem Apoſtel ja auch ſo gegangen, als er aus Saulus ein Paulus geworden. Jetzt, wo es einmal überſtanden iſt, achte ich mich deſſen gar nicht mehr, habe mich ganz abgedeckt, mit dem muß man anfangen, wenn es anders kommen ſoll, und ändern muß es, ſonſt geht die ganze Paſtete dem Teufel zu.

So ſo, ſagte Liſi, das wäre jetzt Einer, der einen Mann vorſtellte, und du thuſt wie ein ſechzehnjährig Meitſchi, wenn es zum erſten Mal von einem Buben angeredet wird. Und von dem haſt mir nichts geſagt? Was ſoll ich daraus machen? Nichts Böſes, ſagte Benz. Ich habe apparti nicht daran gedacht, wenn ich kann, ſo thue ich die Politik aus dem Kopf und wollte dich auch nicht damit plagen, und je weniger man darüber redet, deſto weniger plagt man ſich. Ich habe ſeiner Zeit gewehrt, was ich vermochte; damals wollte man nichts von mir, man konnte nichts als mich vermaleſtiren, daß ich bald nicht mehr ſicher geweſen. Jetzt will ich auch ruhig ſein und einſtweilen Andere machen laſſen. Das iſt jetzt an denen, welche gut zu machen haben, ſich zu zeigen, daß man weiß, ob man Boden hat und ob man trauen darf; wenn man ſich hineinſprengen ließe ſo mir nichts dir nichts, daß ſie einen kriegen könnten, wohl, die würden ſchön lachen.

Schäme dich Benz, ſagte Liſi. Biſt doch gar zu vorſichtig geworden, wirſt denken: wyt vom Gſchütz git alt Kriegslüt. Ja, wo die Leute alle verkehrt geweſen ſind und vernagelt, z'Fieber gha hey, da hatte ich es wie du. Doch jetzt, wo es änderen wird und der Nebel vergeht und der gute Wille wieder kömmt, da mußt auch wieder an die Sonne. Du haßeſt kupen ſo an den Weibern, willſt jetzt auch ſo ein Weib werden und kupen, und warum? weil die Leute beſſer werden und jetzt das thun wollen, was du ja ſelbſt geprediget haſt; willſt du auch ſo ein Jonas werden, der mit Gott haderte, warum? weil ſie ſeine Predigt glaubten und ſich endlich bekehrten. Gönnteſt du den Leuten auch lieber Gottes Gerichte mit Feuer und Blut, als die Bekehrung und das Entrinnen dem Gerichte. Denk Benz, iſt das recht? Wenn der liebe Gott auch ſo wäre und einen armen Sünder, der heute ihn nicht hören wollte, Baumwolle in die Ohren thäte, aber morgen oder übermorgen zu ihm käme reumüthig, Er den Kopf ſchüttelte und ſagte: Verſtah nit, mach daß de furt chunſt! Denk Benz, wie würde es mir und dir ergehen, und wäre nicht Alles längſt da, wo Sodom und Gomorah ſind? Nein Benz, kupen mußt nicht, und wenn die Leute jetzt wollen, was du früher tauben Ohren predigteſt, ſo ſollſt du dich freuen darüber, ſollſt nicht meinen, dein Wort ſolle ſtärker ſein als Gottes Wort, ſollſt helfen, wenn das Wetter gut wird, der rechte Saame aufgeht, ſei es auch ſpät.

Du brauchſt mir nicht halb ſo geiſtlich zu kommen, ſagte Benz etwas gereizt. Es iſt dann doch nicht, daß ich von dem Allem nichts wiſſe, du beim ABC anfangen und es mit dem Nürenberger Trachter eintrichtern müſſeſt. Ich weiß das Alles auch und geſagt habe ich nicht, daß ich nicht helfen wolle. Aber die Katze im Sack kaufen mag ich nicht. Ich will vor Allem wiſſen, ob der Boden feſt iſt, ob es nicht bloß ein abgekartet Spiel iſt, ob die Leute bereit ſind, auch die eigenen Finger daran zu wagen oder nur anderer Leute ihre. Geht es krumm, würde man von den Einen ausgelacht, von den Andern beſchimpft, als habe man ſie ins Unglück gebracht, ſie gewaltſam wider Willen aufgejagt, gezwungen, beſtochen, und dann könnteſt die Freude haben zu ſehen, was man mit mir anfinge, denn die Radicalen treiben nicht Spaß, da heißt es: Vogel friß oder ſtirb, Hund kuſch oder du kriegſt deine Heiligen; das ſind nicht glatthärige Spießbürger, die Alles hinten und vornen ſchlecken, welche Kuſt es auch haben mag, damit man ja nicht meine, ſie ſeien Ariſtokraten oder ſogar nicht einmal liberal, die z'Händli drücke würden dem Tüfel, damit er nicht etwa meine, ſie ſeien einſeitig, befangen in Vorurtheilen und wüßten nicht jedes Verdienſt zu würdigen. Dieſen Ausfall hatte Benz kürzlich vom radicalen Präſidenten gehört, als Benz ſich in Gemeindeangelegenheit auf das Befinden eines conſervativen Fürſprechers berief.

Es kömmt mir vor Zorn oft in die Finger, beſonders im Gemeindrath, wo bei der neuen Ordnung alles Krauſt Mauſt durcheinander geworfen und wohl abſichtlich Alles verdorben und verketzert wird, um was Neues einzuführen, von dem man nicht weiß, was es iſt, und das neue Elend nur darum annimmt, weil man es nicht kennt, um dem alten Elend, welches ſo ſchwer auf uns liegt und das man kennt, los zu kommen. Und die Leute ſeufzen wohl zuweilen, aber ſobald wieder Einer kömmt und zieht ihnen die alte Speckſchwarte durchs Maul, ſo leben ſie wieder wohl daran und rechnen, was ſie jetzt weniger zahlen müſſen, und wie herrlich als wie im Paradieſe es einmal gehen werde ohne Tellen u. ſ. w. O, lue Frau, was ich manchmal verwerchen muß an der Gemeinde, und dann noch die Stichelworte abthun, ich könne wohl ſo reden, wenn ſie ſo reich wären wie ich, ſie redeten vielleicht auch ſo; du glaubſt nicht, was das heißt. Nit, ich will nicht ſagen, daß es da nicht auch gebeſſert hat, aber feſt ſind ſie bei weitem nicht; es braucht nur eine rechte Aufweiſung und eine brave Verdächtigung, ſo ſind ſie im alten Loch. Dieſe Mittel kennen ſie und brauchen ſie, der Teufel könnte es nicht beſſer.

Du wirſt die Leute nicht anders machen, ſagte Liſi, mußt ſie nehmen, wie ſie ſind. Die Gewohnheit der Nachtbuben geht ihnen nach ihr Lebtag. Sie wehren ſich recht, entweder, wenn Sieben gegen Einen ſind, oder wenn rechte Großmäuler und Wüſtthuer voran ſind und aufſtiften. Iſt aber Niemand da der vorangeht und das Maul aufthut wie der Goliath, ſo iſt es nichts mit ihnen, ſo geben ſie Pech, gerade wie die Philiſter, als der kleine David das Großmaul kalt gemacht hatte. Nun meine ich nicht, daß ihr Jemand kalt machen möchtet, wie ſie im Canton Luzern den Leu kalt gemacht, und ſogar Lumpenbuben aus Freude über dieſe Schandthat geſchoſſen haben. Bewahre Gott jeden Ehrenmann vor ſolchen Verſuchungen! Nein, ich meine nur, man ſolle kühn das Maul aufthun, und die Großſprecher nicht fürchten, ſeien es Viele oder Wenige, ſolle männlich das Maul aufthun und zeigen, daß Jemand zu Hauſe. An Männern, wie du biſt, iſts, den Andern den Muth zu geben und die, die da zerſtreut ſind, zu ſammeln. Lies die Maccabäer und lies im Buche der Richter, was mannliche Männer von Gott geſandt vermögen, wie ſich die Zerſtreuten ſammeln um ſie, und die Zaghaften Muth erhalten, wie am Feuer man die Lämplein anzündet, und fröhlich Licht ſie geben. Du weißt wohl, was rechte Manne in einer Gemeinde vermögen, und wie ein großer Unterſchied bald zwiſchen zwei Gemeinden entſteht, wenn in der einen Gemeinde Manne ſind und in der andern keine. Sieh, ſagte Benz, es iſt unſer einem nicht gegeben, ſo aufzubegehren, zu lügen und zu verleumden, wie den andern, wir können es nicht.

Braucht ja weder zu lügen, noch zu verleumden, redet nur die Wahrheit, aber ſo laut ihr vermöget, ſo iſts mehr als genug, antwortete Liſi. Es graut ja ſchon jetzt den Leuten und iſt ihnen das Ganze erleidet, wo ſie doch noch nicht ums Halbe wiſſen. Ja, ſagte Benz, es wäre viel zu ſagen, mehr als mir lieb iſt, und das iſt mir im Weg, bös Lüt mache ich nicht gerne, bſunderbar, wenn ſie mir daneben lieb und anſtändig ſind. Meinſt öppe wege Hunghanſe? frug Liſi. Weißt du was wegen Hunghans? frug Benz raſch. Salatanni ſagte, antwortete Liſi, Hanſe gehe es ſtark rückwärts, es ſei keine Ordnung auf dem Hof; es ſei die Frage, ob er nicht verkaufen müſſe, wenn man ihm nicht unter die Arme greife. Vielleicht hätte ich noch viel vernehmen können, aber ich wollte Anni nicht merken laſſen, daß das mich etwas angehe.

Es iſt nicht ſowohl wegem Alten, ſagte Benz, als wegem Herr Hauptmann, der ſteckt drinn, es iſt ein Grus, und wenn es recht erleſen würde und nach dem Geſetz gehen ſollte, wer weiß, zu was für einer Kutte er kommen könnte. Keinen Kreuzer hat er geerbt, Schulden überall, und Gemeinds- und Vogtsgelder hat er hinter ſich, oder vielmehr, er hat ſie nicht mehr hinter ſich. Aber läßt man denn den Lausbub ſo machen? frug Liſi hochroth vor Zorn. Was will man machen? ſagte Benz. Im Gemeindrath iſt die Mehrzahl von ſeiner Farbe, wer da guſeln wollte, könnte nichts machen, und ginge man oben für, ſo könnte man wieder nichts machen, denn da iſt wieder Alles von der gleichen Farbe und da heißt es noch dazu: was du willſt, daß dir die Leute thun, das thue du auch ihnen, und ginge man hinauf bis zu oberſt, ſo kriegte man vielleicht einen Befehl zur Unterſuchung oder ſo etwas, aber was hülfs, da hieße es wieder: was du nicht willſt, daß dir die Menſchen thun, das thue du auch ihnen nicht, und der Befehl würde nie vollzogen, bliebe vergeſſen. (Fand man doch in einem einzigen Amtsbezirk über tauſend unvollzogene Urtheile vor.) Was würde dann aus Allem? Nichts, als daß ich mich lächerlich gemacht hätte überall und auf Ewigkeit mit Hans verfeindet. Aber für was biſt du Gemeindrath, frug Liſi, und was iſt Pflicht und ich meinte ihr ſeiet verantwortlich? Ja, Frau, ſieh, ſagte Benz, das iſts was mich ſo oft faſt aus der Haut ſprengt und macht, daß ich in einem Jahr mehr als zehn Jahre gealtert. Im Gemeindrath muß ich ſein, da iſt Zwang, wollte ich nicht, müßte ich leiſten (verwieſen ſein) oder verkaufen. Da mußte ich alſo ſein, man brauchte mich gerne, fand aber jedes Wort verdächtig, was ich zur Sache ſagen wollte, und wehrete mich immer ab, wenn ich etwas vorſchlug, welches ich für Pflicht hielt. Aber das Wort Pflicht kennt man nicht mehr, man iſt frei, und jeder macht, was ihm wohlgefällt. Am allerwenigſten kennt das Wort Pflicht der Regierer, der macht geradezu was er will; was er nicht ſehen will, das ſieht er nicht, und wenn man es ihm auf die Augen binden würde, ſetzt ſich über Alles aus, vagantet umher, als ob er gar nicht wüßte, was ein Amt iſt; er iſt ein Hauptbahn und weiß, daß ihm von Oben her keine Feder gekrümmt werden wird.

So werde ich zum Geſpött. Wenn ich was vorbringe, lachen ſie ſchon in den Mauleckén und denken, wie ſie mich den Bach abſchicken wollen. So ſchlägt man allen Eifer und guten Willen z'todt, und ein Narr iſt, wer meint, er habe einen Eid auf ſich und es gebe Pflichten; Eid hin, Eid her, heißt es, und nur eins gilt, daß Einer dem Andern aus der Klemme hilft, Geſetz hin, Geſetz her. So bindet man unſereinem die Hände, und wie wir auch ſchreien wollen, es tönt gar nicht, aber Alles ringsum lacht und ſchabt uns Rübli und macht Gäbeli. So iſts, und nun ſollte ich noch zum Geſpött obendrein unſere Familien verfeinden in alle Ewigkeit, meinſt? Aber denkſt nicht an Benz? frug Liſi. Allweg, ſagte Ankenbenz. Aber was meinſt, wenn ich Hans in alle Schande brächte, was meinſt, würde das

Benz helfen und was würden die Leute ſagen? Aber willſt du dann gar nichts thun, willſt hinter dem Ofen ſitzen und z'Maul lah lampen? Nein, Benz, ſo wirſt es nicht machen wollen, gerade, als ob auf der Ankenballe kein Mann mehr daheim wäre? Selb wäre ja ſchlecht von dir, ſagte Liſi.

Nein, Frau, ſo will ich es nicht machen, aber vor allem muß die Sache den Leuten von ſelbſt kommen, die Glaren müſſen ihnen ſelbſt aufgehen. Wie weit man mit dem Aufweiſen und Zweg gufeln kömmt, das erfahren vielleicht die Jetzigen. Was ſie erzwängt und erkünſtelt, blüht eine Weile, darnach verdorret es. Ob jetzt ſchon oder erſt ſpäter, das weiß Gott. Du weißt es ſo gut wie ich, wie die Leute ſind. Geht es den Leuten ſchlecht, ſo ſollen andere Leute daran Schuld ſein, andere Leute ihnen helfen und beſſern, und geht es dann wieder nicht nach ihrem Sinn, fliegen die gebratenen Tauben ihnen nicht ins Maul, fließt Vierunddreißiger nicht aus jedem Dachkännel und Alles umſonſt, ſo iſt es wiederum nicht gut, man ſollte es ihnen noch beſſer machen. Darum muß man es ihnen kommen laſſen bis an den Mund und drüber aus, daß ſie hoch aufſpringen und Zeter Mordio nach Hülfe ſchreien. Nun, wenn es denn Ernſt iſt und Angſt bei den Leuten, dann iſt Benz wohl auch daheim, aber nur nicht in einen Umlauf geſchnitten, ehe er reif iſt. Das gibt verfluchte Schmerzen und einen neuen Umlauf.

Etwas magſt du recht haben, antwortete Liſi, ſo ſind wohl viele Leute, doch auch nicht alle, und denk, o Benz, was in einem Tage zu Grunde gehen kann, das man in hundert Jahren nicht gut macht. Denk, wenn der alte Hans ungſinnet den Hof verkaufte oder der junge Schulden macht, daß Benz und die andern keinen Kreuzer erben, was ſollen ſie dann anfangen. Es gramſelt mir am ganzen Leibe vor Ungeduld, akurat, als ob ich in einem Ameiſenhaufen ſäße. Ich kann nicht anders. Hab Geduld, ſagte Benz, die Kirſchbäume müſſen erſt treiben und blühen, ehe man kirſchen, die Birnen erſt reifen, ehe man ſie ſchütteln kann.

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Von Gretli und allerlei Kummer.

Gretli hatte ſich den Abend über bei den Herren Lehrern gar nicht gezeigt, obſchon es ſie kannte; aber eben weil es ſie kannte, war es nicht Liebhaber von ihnen. Später durfte es die elterliche Unterhaltung nicht ſtören; ob es aber nichts von derſelben hörte, das iſt ein anderer Handel, den wir nicht zu entſcheiden wagen. Am folgenden Morgen ſtrich Gretli um die Mutter herum, wie die Katze um eine Bäurin, welche Milch ausrichtet. Die Mutter that als merke ſie es nicht, redete vom Einſetzen des Gemüſes und vom Hechler, der hätte kommen wollen, den man aber des Dreſchens wegen nicht haben könne. Aber was frug doch Gretli dem Hechler nach, ſo einem ſtaubichten Kuderbälli! Endlich ſagte Gretli: Mutter, was habt ihr geſtern gehabt vom Hunghafen, du und der Vater?

Nichts, daß ich wüßte, antwortete die Mutter. Haſt aber gehorcht, du weißt doch, wie ich das haſſe. Nein, apparti gehorcht habe ich wäger nicht, Mutter, antwortete Gretli. Aber das Gadenloch war ein wenig offen, um Wärme hinauf zu laſſen, und da weißt du wohl verſteht man hie und da ein Wort, wenn man ſchon nicht expreß aufpaßt. Da verſtund ich deutlich, daß ihr etwas vom Hunghafen und von den Hanſen, dem jungen und dem alten, hattet. Und vom Benz nicht auch, he? frug die Mutter. Ach Mutter, ſagte Gretli, ihr meintet es ſonſt ſo gut mit mir, und ihr ſeid mir immer die liebſte Perſon auf der Welt geweſen, (nit, der Vater iſt mir auch gruſam lieb, aber ich darf ihm nicht ſo Alles ſagen, was mir vorkommt) und jetzt könnt ihr mich ſo plagen. Benz ſah ich ſo lange nicht, ihr thut, als ſei er nicht mehr auf der Welt, redet kein Wörtlein von ihm vor mir und ich ſoll nicht einmal nach ihm fragen. Warum ſoll er entgelten, was die Andern machen, warum ſoll ich ihn nicht mehr lieb haben, weil die Andern wüſt Hüng ſind, und er iſt mir ſo gruſam lieb. Nein Mutter, ſo begehre ich nicht mehr zu leben; lieber will ich noch heute ſterben und wenn man mich todtſchlagen wollte, ich lieſe nicht davon. Möchts nit probiren, antwortete Liſi kaltblütig. Wohl, Mutter, wohl, es iſt mir Ernſt. Du weißt nit, wie einem ein Menſch lieb ſein kann, du weißt nit, wie gruſam lieb mir Benz iſt, und je länger ich ihn nicht ſehe, deſto lieber wird er mir. Und ich ſoll nicht einmal wiſſen, was ihr von ihm gehabt. Weiß Gott, was ihr im Schilde führet und was es noch geben ſoll. Wenn es etwas Gutes wäre, ſo dürfteſt es mir ſchon ſagen. Aber es hat mich Niemand mehr lieb, wenn ich doch nur Allen ſchon aus den Augen wäre,—und ſomit fing das arme troſtloſe Mädchen gar bitterlich zu weinen an, daß das Waſſer in Strömen ihm aus den Augen ſchoß. Liſi bekam Erbarmen. Es hatte in der That nicht daran gedacht, daß ein junges Herz heißblütiger iſt als ein älteres, und ein liebendes Mädchen noch lange nicht die Geduld hat zu warten wie es kömmt, wie eine verſtändige, beſtandene Frau. Gretli hatte, aus Reſpekt für die Eltern und weil ſeine Liebe eine ſolche war, die man nicht gerne ums Haus herum vor allen Leuten ſonnet oder jedem Miſtkrattenbub davon erzählt, ziemlich geſchwiegen und ſo ruhig als möglich gethan, ſo daß Liſi meinte, es ſei auch eben ſo ruhig inwendig. Hatte es vielleicht auch wie ſchon manche Mutter gehabt, die ihre Tochter viel kindlicher oder kindiſcher glaubt als ſie iſt, meint, ſo ernſthaft nehme ſie die Sache nicht, die Flüchtigkeit des Kindes, wo es heißt: aus den Augen, aus dem Sinn, wohne ihr noch bei. Jetzt erſchrak Liſi faſt bei dieſem ſo unerwarteten Ausbruch. Nit, Meitſchi, nit, ſagte es daher. Thue nicht ſo, es meint es ja Niemand böſe mit dir, du ſollteſt doch wiſſen, wie lieb du uns biſt. Aber was trägt es ab, viel von einer Sache zu reden, an der man doch nichts machen kann. Kein Menſch denkt ja daran, vor deinem Glück zu ſein, ſondern nur dein Unglück zu verhüten. Viel Gemeinſchaft haben mit Benz in dieſem Augenblicke trägt nichts ab, es hätte nur deſto böſer. Sie würden meinen, er trüge uns Alles zu, und würden wüſt thun auf alle Weiſe. Ich weiß wohl, was Benz möchte, es wäre ihm darum, dich zu heirathen, damit du ihnen die Haushaltung machteſt und er ſo mehr Gewalt bekäme über das Hausweſen. Aber eben das, Meitſchi, möchte ich um kein Lieb zulaſſen, keins von meinen Kindern möchte ich in ein Weſpenneſt ſtoßen. Denk doch auch, was du für eine Lebtig hätteſt, ſo zwiſchen Thür und Angel. Niemanden könnteſt du es recht machen; wollteſt Ordnung ſchaffen, ſo thäten dich Alle verfolgen, ließeſt es ſchlitten, ſo würde man brüllen, da könne man ſehen, was du für Eine ſeieſt. Man hätte glauben ſollen, was für ein Ausbund daher käme, und jetzt ginge es ſtatt beſſer, ſchlechter. Am Ende müßteſt du nicht bloß an Allem ſchuld ſein, ſondern es ginge dir akurat wie deiner Gotte ſelig, und wenn du ſchon nicht ſtürbeſt, ſo brächteſt du doch ein ſaures Gemüth davon, und das iſt bös. Denk, wenn du dein Lebtag die Kuſt von ergraueter Ankenmilch im Maul haben müßteſt, wie angenehm das wäre; ein ſauer Gemüth gibt noch viel böſere Kuſt.

Aber Benz muß ja auch dabei ſein, Mutter, antwortete Gretli. Du und Benz ſeid einſtweilen noch zwei, antwortete Liſi. Benz muß dabei ſein, du aber mußt Gottlob nicht. Er war ſeit langem dabei, iſt ſich der Sache gewohnt, du aber kömmſt aus einem Hauſe, wo eine ganz andere Lebtig iſt, wohl du würdeſt die Augen aufthun, wenn du dort mithalten müßteſt, und für das anders zu machen, haſt du noch zu viel Flaum in den Haaren, die Luft der Welt hat ſie dir noch nicht gehörig geputzt. Benz dagegen iſt ſchon mehr erhärtet, er hütet übrigens ſeine eigene Sache, und wenn er dabei ſchon Mühe und Noth hat, wird es ihm nicht ſchaden. Es iſt nichts ſchlimmer als wenn man glaubt, man müſſe jungen Leuten Alles vorgeigen und vormalen, daß ſie nichts zu thun hätten als das Maul aufzumachen wie die Kinder, wenn die Kindermutter mit dem Breilöffel kömmt. Von dem haben wir allerdings geredet und gefunden, da ſei einſtweilen gar nichts zu machen. Es iſt nichts ſchlimmer, als wenn man mit einem ungeduldigen Weſen da drein fahren will, wo man gar kein Recht dazu hat; man macht die Sache nur böſer und was man thut wird bös ausgelegt, als Zwängoſucht der Eigennutz, wie gut man es auch gemeint haben mag. Darum muß man Alles einſtweilen gehen laſſen, glaubs, es wird von ſelbſt auseinander ſich haspeln, wenn die Zeit um iſt, wann, weiß Gott.

Ja, wenn dann nichts mehr da und der Hunghafen an ein Schachenhüttli vertauſchet iſt, ſagte Gretli traurig, dem die Liebe im Herzen, aber im Kopf doch auch die Bäurin ſtach. Den praktiſchen Unterſchied zwiſchen einer Schachenhütte und einem Bauernhauſe zu überſehen, iſt ſelten die Liebe blind genug im Canton Bern, noch eher die Sinnlichkeit.

Dafür habe nicht Kummer, ſagte Liſi, da laß nur den Vater machen. So weit außen auf den Aeſten iſt Hans doch noch nicht, jedenfalls iſt ein ſchönes Muttergut da, und du gehſt auch nicht mit leeren Händen, und in keinem Fall läßt der Vater den Hof in fremde Hände, wenn Benz ihn dafür hält. Dann weißt du doch, woran du biſt, was dein und andern Leuten, wer Koch und Kellner iſt, und für wem du arbeiteſt. So ſtehts. Ohne daß du ſo wüſt zu thun und uns zu vermaleſtiren brauchſt, haben wir an dich gedacht, beſſer als du es könnteſt, denn lieber biſt du uns, als du es werth biſt. Aber ſo hat man es mit den Kindern, das ſind die undankbarſten Geſchöpfe von der Welt. Rutſcht man ihnen nicht Tag und Nacht auf den Knieen nach und frägt in einem fort: Schätzeli was wotſch? ſo ſchreien ſie, man liebe ſie nicht, man thue nicht an ihnen, was man ſolle, als ob man ſie am Meſſer hätte und morden wolle. Es iſt ein wüſtes Lumpenpack.

Zürn doch recht nicht, ſagte Gretli weich und die Mutter um den Hals nehmend, ich weiß ja wohl, daß ihr mich lieb habt. Aber warum ſagt ihr mir von dem Allem nichts? So wußte ich ja nicht, wie ihr es meintet. Selb wär gſpäßig, ſagte die Mutter. Du ſollteſt wohl wiſſen, wie wir es meinen, ohne daß wir es dir alle Abend zu ſagen brauchen, wenn du Glauben und Vertrauen zu uns hätteſt. Aber ſo iſt es in der Welt, es iſt in Gottes Namen nirgends Glauben und Vertrauen mehr, weder zu Gott noch unter den Menſchen. Hat man lauter Liebs und Guts Jahre lang erfahren, und einmal gehts nicht nach unſerm Kopf, ſo ſattelt man um und kriegt das Herz voll Mißtrauen und Zorn, das gibt die undankbaren Kinder, die auf den Höllenwegen gehen. Mutter, Mutter, ſagte Gretli, nit ſo. Mein Lebtag will ich es nie mehr ſo machen. Aber reden hätteſt auch mit mir können. Es drückte mir ſo oft das Herz ab, es dünkte mich, du müßteſt es mir anſehen und mit mir reden, und darum kam es mir vor, ihr wolltet von Allem nichts, weil Hans ein Radicaler ſei und ſonſt nicht thue wie recht, und das müßten jetzt Benz und ich entgelten.

Nein, Kind, nein, ſagte die Mutter, ſo köpfig ſind ich und der Vater denn doch nicht. Anſtändig iſt uns d'Sach allweg nicht, aber ich denke das ändere auch, und allweg iſt Benz nicht wie die Andern, hat das Hudlen nicht angenommen, in der Kirche ſieht man ihn auch noch, und nie habe ich gehört, daß er die vermeſſenen Reden führe, wie die Andern. So ſei nur ruhig, aber ds'loſe laß ſein. Es könnte dir ſonſt geſchehen, daß ich dich für die Jumpfere anſehen, und es dir machen würde, wie ich es ſchon Mehreren gemacht; mit einem braven Klapf habe ich ſchon Mancher das Loſen vertrieben, für ſo lange, als ſie im Hauſe war.

Von da an wohlete es Gretli beträchtlich, es konnte mit der Mutter reden, und bekanntlich verliert die ſchwerſte Bürde die Hälfte ihres Druckes, wenn man von ihr reden kann, wenigſtens eine Zeit lang. Was ihm nun aber Kummer machte, und den durfte es der Mutter doch nicht mittheilen, war der Gedanke: daß Benz es nicht wiſſe, wie gut man hier gegen ihn geſinnet ſei und daß man nicht daran denke, ihn die Sünden der Andern entgelten zu laſſen. Nun, wenn es ihm geradezu hätte Beſcheid machen wollen und ihn beſtellen hierhin und dorthin, ſo wäre die Sache raſch abgethan geweſen, aber das wollte Gretli nicht. Es gehörte nicht zu dem Schlage, welcher den Wahlſpruch hat: Helf was helfen mag! und jedem zweibeinigen Buben mit dem Holzſchlägel winket. Es blieb dabei, wenn Er es nur wüßte, ohne an Mittel zu denken, ihn es wiſſen zu laſſen.

Salat-Anni z. B., welches bald darauf zum Spinnen abholte und wiederum einen inhaltsſchweren Nachmittag da verbrachte, ungeſtört von den Herren Lehrern, wäre, ſo wüſt es war, doch eine prächtige Botſchafterin geweſen; aber Gretli dachte nicht daran, es zu benutzen. Es blieb bei dem Wunſche: Wenn Ers nur wüßte! Ach, wenn Ers nur wüßte! das iſt denn doch vielleicht der Seufzer, der am häufigſten in Mädchenherzen erklingt; und es klingt ſo ſchön: Ach, wenn Er es nur wüßte! Und wenn alle die: Ach, wenn Er es nur wüßte! einmal zu gleicher Zeit in Europa einen Ausbruch thäten aus den Räumen, in denen ſie verſchloſſen ſind, es würde einen Knall und Donner geben, daß man ihn hörte in Amerika, und alle die Echos im Kaukaſus knallten und donnerten wenigſtens von einer Leipziger Meſſe zur anderen ununterbrochen. Und wie mancher gute, zarte Junge würde erſtaunt auffahren und verblüfft ſtille ſtehen, ungefähr wie Loths Weib, wenn er ſich plötzlich von lauter Seufzern: Ach, wenn Er es wüßte, umſauſt und umrungen fühlte. Was hülfs ihm? Entweder würde ihm ſein Herz verſpringen vor Wonne, oder er würde aus lauter Verlegenheit, welchem Seufzer er nachlaufen ſolle, ſterben, oder er würde, wenn er allen nachlaufen wollte, in Ewigkeit nicht fertig werden. Wie unendlich glücklich würde Mancher, wenn ſolche Töne ihm klingen würden von einem Orte her, wo er nie geträumt, daß ein einziger Pulsſchlag ihm gelten könnte. Wie Viele gehen nicht aneinander vorüber, wenn ſie wüßten, wie das in den

Herzen rumpelt: Ach, wenn Ers wüßte, ſie fielen einander ſtehenden Fußes um den Hals und wäre es mitten auf dem Weibermarkt. Wie Viele aber auch würden unausſprechlich unglücklich werden, wenn ſie erführen, in welchen Herzen es für ſie getönt und vielleicht noch tönt: Ach, wenn Er es wüßte, während ſie mit Herzen zuſammengekettet ſind, welche um und um ſtachlicht ſind wie alte Igel und in denen nichts tönt als: Ach, wenn Er nur wäre im Pfefferland oder wäre im Himmel!

Darum wird der liebe Gott wohl gewußt haben, warum er es ſo geordnet hat, daß nicht alle Seufzer krachen und donnern müſſen wie Lawinen oder Waſſerfälle, ſondern daß man ganz ſtille, leiſe ſeufzen kann, daß es Niemand hört als Gott. Wie manches Mädchen, wenn es Abends gebetet hat, mag ſeufzen: Ach, wenn Er es wüßte, und dieſer Seufzer iſt doch ſein beſt Labſal, an ihm entzündet ein ſchönes Leben ſich, ein Leben voll holder Träume, voll Licht und Wonne, ein immer neues Labſal für die einſame Seele. Und wie manches Mädchen mag einſchlummern zur langen Ruhe, ein ſeliges Lächeln verklärt die blaſſen Züge, die ſcheidende Seele ließ es zurück, ihr letzter Gedanke war: Ach, wenn Er es nur wüßte, aber der Seufzer war verklärt im Morgenroth freudiger Hoffnung. Kurzweilig wohl ſind die, aber gewöhnlich nicht lange, welche ſtatt zu ſeufzen einem mit den Ellbogen in die Seite fahren, die Augen unter die Naſe ſtoßen und mit langgeſpaltenem Maule fragen: Du, was meinſt, wie g'fiel dr, nähmſt mih öppe? Hätt noh Neuis, was dr g'fiel. Hätt hundert Krone vo dr Gotte gerbt, u dr Vater lebt noh!

Indeſſen meinte Gretli doch nicht, daß es ihm geordnet ſei, zu warten bis ins ewige Leben, ehe Benz vernehme, da oben meine man es immer gleich gut mit ihm, er ſolle nur nicht verzappeln, es werde ſchon noch Alles gut kommen. Es hoffte von ungefähr mit ihm zuſammenzutreffen, da oder dort, aber es war wie verhexet, es konnte nicht mit ihm zuſammen kommen. Es brachte es nicht weiter, als daß es ihn einige Mal von weitem am Rücken ſah. Wenn dann die Mutter heim kam aus der Kirche oder vom Krämer, oder die Meiſterjumpfere vom Salzholen, oder irgend ein Knecht, der aus geweſen, und Gretli faſt allemal hören mußte: ſie hätten Benz geſehen, mit ihm geſprochen, der ſei fry magere; ward es roth, that es ihm im Herzen weh, bis es endlich glaubte, es ſei entweder verhexet, oder es werde nicht ſein ſollen, ſondern geordnet ſein, daß ſie nicht zuſammen kommen, was in der Sache ſelbſt ungefähr auf eins heraus kam. Während es Benz nie näher vor Augen kriegte, traf es alle Augenblicke Hans an, der mit ihm den Klöthi machte, ſo recht übermüthig zutäppiſch ſich machte, wie wenn es eine Gnade wäre, daß er es nicht unter ſeiner Würde halte, es zu kennen, ungefähr, als ob er ein Prinz ſei und Gretli eines Buchbinders oder eines Beſenbinders Tochter.

Hans dachte wahrſcheinlich zuweilen, wenn Alles fehle, ſo fehle ihm doch Gretli nicht, das werde unbſinnt den jüngern Sohn nehmen, wenn es dem gefalle, ihns zu wollen. Dumm ſei es daher nicht, vorzubauen, um im Fall der Noth zugreifen zu können. Ankenbenz war wohl ein Konſervativer und Hanſen nichts weniger als lieb, aber Ankenbenz war ein Bauer, der wußte, was der Hunghafen werth war, und Hans frug nicht viel darnach, war Geld konſervativ oder radikal. Sollte etwa das Meitſchi nicht gleich anbeißen, ſo verließ er ſich darauf, es werde wohl irgend eine Gotte oder Baſe haben, welche ihm ſage: Thue nit dumm, Gretli, denk, es gibt nur einen Hunghafenbauer! Aber es iſt eben verſchieden in der Welt und in den Herzen der Meitſcheni, da ſind auch nicht lauter Seufzer der Liebe, ſondern da tönt es auch: Ach wenn doch der Uflath wüßte, wie er mir zwider wär, er ließ mich dann vielleicht ruhig. Gerade ſo lauteten in Beziehung auf Hans die Seufzer in Gretli's Herzen. Es nahm ſich aber auch feſt vor, wenn er ihm noch mehr begegnen ſollte, es nicht bei innerlichen Seufzern bewenden zu laſſen, ſondern es ihm grob und deutſch herauszuſagen: Hans, biſt ein Uflath, geh mir zehn Schritt vom Leibe oder ich haue dir, was ich in Arm bringen mag; meinethalb Hauptmann oder nicht Hauptmann. Das war Gretli's tapferer Entſchluß, und es hätte gehauen, aber es kam anders.

Einmal zur Seltenheit waren Vater und Mutter zuſammen an einen Markt gefahren, ſie hatten allerlei zu kramen und vielleicht auch die Abſicht, allerlei zu vernehmen, wie es ſtehe in der Welt. Namentlich trieb Liſi, welches man ſonſt immer zwingen mußte, wenn es von Hauſe ſollte, an dieſer Fahrt. Es ſei nichts, wenn man immer zu Hauſe ſitze, man komme dabei ganz aus der Welt hinaus. Gehe man dann einmal unter die Leute, ſo komme man ihnen vor, als ſei man hundert Jahre unter der Erde geweſen, könne ſich auf nichts mehr verſtehen. Benz war es auch recht. Wahrſcheinlich merkte er Liſi wohl, vielleicht war es ihm auch ſo, nur ließ er es nicht merken. Uebrigens war es nie Nein, wenn Liſi zur Seltenheit einmal fort wollte, man hätte das Wichtigſte liegen laſſen, wenn es von weitem den Wunſch nach einem Fuhrwerk hätte blicken laſſen. Es ſagte daher oft ſcherzweiſe: Ihr ſeid mir doch die wüſteſten Leute unter der Sonne, ſehet mich nirgends lieber als am Rücken, mögt nicht warten, bis ihr mich aus dem Hauſe habt, und ich glaube, es wäre euch das Rechte, wenn ich nicht wieder käme. In ihrer Abweſenheit führte Gretli das Hausregiment. So was hat für Mädchen immer einen gewiſſen Reiz, wenn ſie auch nicht tanzen wie die Mäuſe, wenn die Katze aus dem Hauſe iſt. So ein Tag unterbricht die gleichförmige Reihe der Tage, wo Alles am Schnürchen geht, einer akurat wie der andere iſt. Einer gewiſſen Freiheit wird man ſich immerhin bewußt, man kann weniger machen, man macht auch mehr und zwar unbefohlen, und freut ſich auf die verwunderten Augen, wenn die Wiederkommenden es gewahr werden. Mädchen niſten gern in ihren Heiligthümern, ziehen ihre Herrlichkeiten an die Sonne, laſſen ſie von den Mägden bewundern, probiren ſie auch wohl. Wenn über Mittag nichts extra aufgeſtellt wird, ſo wird doch Nachmittags ein Kaffe gemacht, ja auch dazu geküchelt und zwar nach erhaltenen geheimen Inſtruktionen und nicht hinterm Rücken, wie es allerdings auch geſchehen mag. Es iſt das der umgekehrte Sinn von dem Sinn, der da meint: Selber freſſen macht feiß, der daheim die Seinen ohne Brot, ja hungern läßt, während er in Brannt- oder anderm Wein ſich gütlich thut, auch ſein Geld auf andere Weiſe ſchmählich verſchleudert. Denn man bilde ſich nicht ein, dieſer Würgengel der Familien, dieſer gräuliche Sinn, der nur ans eigene Fleiſch denkt, finde ſich bloß in den Hütten, wie man gewiſſe Thiere nur in den Sümpfen findet. Dieſer Sinn findet ſich eben ſo gut in den Paläſten, manch gräflich, manch freiherrlich Geſchlecht hat er hingewürgt. Es iſt der ſchöne hausväterliche und hausmütterliche Sinn aber, der an Alle denkt, dem nichts ſchmeckt, wenn nicht Alle davon haben, der alles Gute mit Allen theilt, nur die Bürde für ſich behält, immer für das Haus ſorget und denkt an die daheim. Das iſt der ſchöne Sinn, den der Zeitgeiſt und ſeine Lumpenlehren nicht dulden wollen, dieſer konſervative chriſtliche Sinn, der das Haus erbauet hat, ſoll fort und den Freigeiſtern weichen, die von Pinte zu Pinte fahren, dort des Hauſes Mark verzehren, unbekümmert um die daheim. An einem ſolchen Tage können Töchter auch die Hausmütter ſpielen, probiren, wie wohl dieſes ihnen anſtehe und wie ſie es können. Das iſt noch etwas mehr, als wenn ein Vater dem Sohn das Leitſeil gibt, damit er probire, wie er das Fahren könne; denn zum Fahren bedarf es nur ein Pferd, um als Bäurin haushalten zu können, muß ein Mann und Bauer auf den Laden.

Mit Spinnen und Singen hatte man auf der Ankenballe einen fröhlichen Morgen zugebracht, zu Mittag an guter Milch und einem zarten handlichen Erdäpfelſtock ſich mannlich gelabt und trillernd trug nun Gretli in zwei großen Melchtern auch den Schweinen ihre Mahlzeit zu. Die Schweine hörten von weitem ſeinen Schritt, empfingen es mit mächtigem Grunzen, in welches die kleineren mit ihren ſcharfen Stimmchen quikten und quakten. Mit Anſtand und Kraft handhabte Gretli den Scepter der Schweineſtälle, den mutzen Beſen, und ſchäckerte ſo gleichſam mit demſelben mit einem alten Paar Schweine, als hinter ihm eine Stimme fragte: Haſt aber Schwere? Raſch wandte Gretli ſich um und ſagte: Ei, biſt dus, Hans Uli? hätteſt mich bald erſchreckt. Was bringt dich Guts ſo weit neben aus? Unſer Herr Gott hat mir ein Kind beſchert, ich wollte die Frechheit haben und dich fragen, ob du es nicht zur heiligen Taufe tragen wolleſt? Dank für d'Ehr, ſagte Gretli. Es wirds wohl geben können, aber es iſt mir zwider zuzuſagen, Vater und Mutter ſind z'Märit. Könnteſt nit warten, bis ſie heim kommen? ſie ſind nie ſpät. Selb gits nit, ſagte Hans Uli, ich will auch noch z'Märit, da muß ich preſſiren, wenn ich meine Sache verrichten will. Wenn du nichts dawider haſt, ſo wird es wohl nicht viele Umſtände geben. Dann möchte ich, daß du es ſelbſt verrichteteſt. Du biſt mir immer bſunderbar lieb geweſen, und ich habe oft geſagt, wenn ich einmal eine Gotte mangle, ſo müßteſt du ſie ſein. Ich hätte es ungern, wenn du nicht ſelbſt kämeſt und mir nur ſo eine Jumpfere ſchickteſt. Es iſt zwar wyt und kalt, aber ihr habt Roß und Wagen und du biſt nit ſo e Zuckerſtengel, wo das Aluege nit erlyde mag, vrſchwyge de dr Bysluft. Meinſt, ſagte Gretli lachend. Aber komm herein, wir können drinnen dann noch darüber reden. Habe wahrhaftig nicht Zeit, ſagte Hans Uli. Ich verſäumte mich zu lange. Unſer einer muß die Zeit gar zu Ehren ziehen, wenn er einmal vom Hauſe iſt. Ich wollte ſagen, ich könne wieder kommen, wenn die Eltern daheim ſind, aber es iſt mir faſt nit möglich, der Sache ſo viel nachzulaufen. Aber ich weiß, du darfſt dich wohl unterſtehen, mir zuzuſagen, was du machſt, iſt ja als hätten ſie es gemacht. Meinſt, ſagte Gretli, du könnteſt dich irren, möchts wenigſtens nit probiren. Aber das will ich dir zugeſagt haben. Ich weiß, ſie hätten es dir nicht abgeſagt, du wareſt ihnen immer anſtändig. Ja wäre ich nur nie hier fort, aber es kömmt einem manchmal krummi Gring, man machts mit Fluchen oder Plären nie mehr grad, antwortete Hans Uli. Komm doch herein, ſagte Gretli. Wäger nit, muß preſſire, komme ohnehin ſpät heim u muß noch i d'Appithek Zeug nehmen. Iſt Jemand krank? frug Gretli. Nit appart, ſagte Hans Uli, aber das Kind hat nicht Schlaf, und da hat die Hebamme geſagt, es ſei dafür nichts beſſer als Treyack; wenn man einem Kinde jewylige e Löffel davon eingebe, ſo könne es ſchlafen, als wenn es nie mehr erwachen wollte. Adie u dankeygiſt u fehl nit, ſagte Hans Ulrich. Um neun Uhr läutet es und der Pfarrer iſt ein exakter, der wartet nit.

Raſchen Schrittes eilte Hans Uli den Berg ab, Gretli ging der Küche zu, kehrte plötzlich um, lief der Seite zu, wo Hans Uli abgegangen war, aber der ſah ſich nicht um, zu errufen war er nicht mehr. Kann man doch ſo dumm ſein, das iſt dümmer als dumm, brummte Gretli vor ſich hin. Drinnen verkündete es den beiden Mägden, es könne einem doch ungſinnet was begegnen, ſie ſollten mal rathen, was ihm begegnet ſei. Sie riethen allerlei, ſogar an eine alte Frau, welche die Schweine gefüttert, denn von ſo einer ging die Sage, aber das Rechte riethen ſie nicht. Gretli verkündete ihnen endlich, es ſei von Hans Uli zu Gevatter gebeten worden. Hans Uli war nämlich Knecht geweſen auf der Ankenballe, war aber einmal in einen böſen Luft gerathen und hatte einen geſchwollenen Kopf bekommen wie ein doppelt Bernmäß, d. h. böſe Leute hatten ihm vorgeſpiegelt, wie er da oben ſo hart werchen müſſe und um ein ſo gerings Löhnli, ein Burſche wie er mache leicht z'halb einen größern. Hans Uli hatte das per se gerne gehört, that von da an wüſt und als Benz ihn wieder fragte für das nächſte Jahr, warf er den Kopf auf, machte oberherrliche Geſichter, wollte gnädig ſich zum Bleiben verſtehen, aber um einen z'halb größern Lohn und andern Gedingen obendrein. Da ſagte Benz ruhig: Du hör, es iſt am beſten, wir gehen eine Weile auseinander, vielleicht wirſt dann wieder zufrieden. Hans Uli war Benz ſehr anſtändig geweſen, denn er war treu und verſtändig, er verlor ihn ungern. Aber er war auch alt genug um zu wiſſen, was man an einem Knecht hat, der ſo gleichſam nur aus Gnaden bleibt, und einſtweilen behielt er das Heft noch gerne ſelbſt in Händen. Er ließ ihn alſo gehen, obgleich Liſi muckelte: Es wäre doch vielleicht gut geweſen, man hätte noch ein Jahr mit ihm probirt, von wegen wo er geweſen, da hätte man gewußt, daß die Sache zum Danke gemacht werde.

Hans Uli war weiter gezogen, aber der Kopf ſchwoll ihm bald auf, er merkte, daß er einen dummen Streich gemacht. Indeſſen hielt er ſich nicht dafür, daß er hinging und ſagte: ich war ein Eſel und bins nicht werth, daß ihr mich wieder annehmt, indeſſen wollte ich doch angehalten haben? Als er ein Kind bekam, da trieb es ihn zu Gretli, und daß er die Alten nicht angetroffen, war ihm ganz recht. · So bereitete ſich ein Friede vor, bei dem er nicht viele Bekenntniſſe abzulegen hatte, der ſich ſo gleichſam von ſelbſt gab. Wie aus einem Munde frugen beide Mägde: O Gotte ſy! Was haſt für einen Götti. Ach, Gotte ſy wäre für ſie auch ein Glück geweſen, bſunderbar wegem Götti, der war der Hauptſchleck.

Vergaß zu fragen, er preſſirte gar und als es mir in Sinn kam, antwortete Gretli, war er ſchon zu weit weg! Aber nein wie dumm, ſagte die ältere Magd, Gotte ſy, u nit nahm Götti frage, nein aber kann man auch? Ich war noch nie Gotte, ſagte die Jüngere, aber das käme mir doch gewiß zuerſt in Sinn und obs ein Bub ſei oder nicht, dem ich Gotte ſein müſſe, von wegen Bube bedeuten Glück im Heirathen, nume ſo es Meitſchi het nit viel z'bedüte. Es iſt läß für dich, daß es nit e Bub iſt, bi Bube gits zwe Göttene nit ume Eine. Vielleicht iſts ein Bub, ſagte Gretli. Er preſſirte ſo, daß ich gar nicht dazu kam, der Gattig Sachen zu fragen. Nein aber ſo witzig und doch ſo dumm! Aber jetzt, was willſt alge? ſagte die ältere Magd. Das iſt eine Frage, welche an manchen Orten ſchnell beantwortet iſt, ungefähr ſo: Du Göhl, was anders als was ih ha! Nun bei Gretli war das anders, wenn es auch nicht den Narr machte mit der Hoffahrt, ſo hatte es doch viele und koſtbare Kleider. Eine rechte Bauerntochter ſoll viele Kleider haben und ſchöne, es iſt eine Art von Mitgift. Wer weiß, was ſie für einen Mann kriegt, ob der Geld hat für Weiberkleider und, wenn er ſchon Geld hat, was hilfts, wenn er ein Uhung iſt? Dieſes ſetzt aber ſoliden Stoff und einen gewiſſen Beſtand in der Mode voraus, und ſo war es auch. Der Kittel war ſo ziemlich über die Mode erhaben und anderes ebenfalls. Wie es jetzt gehen wird, wo man bereits Mittags zum Aendern ſendet, was man am Morgen neu angezogen, und der Näherin ſagen läßt, d'Sach wär recht, aber wohl weit, ſie ſolle das noch viel verflüchter zuſammenziehen. Nicht narrochtige Kleider hatte Gretli, aber koſtbare; es beſaß Silber und Seide, und wie es der Kinder größte Luſt iſt, mit dem Sparhafen zu gfätterlen, ſo ſind Mädchen glücklich im Muſtern und Gſchauen von Kleidern. Als auf die Frage: was willſt alege? Gretli antwortete: daran erſt habe es nicht gedacht, baten Beide, es ſolle die Kleider holen und probiren, ſie wollten ihm ausleſen helfen, es ſei heute Märit und da habe man ja üſer Lebtig nie gemeint, daß man fürs Vaterland werchen müſſe. Dawider hatte Gretli nichts, ſondern ſelbſt Luſt daran. Die Herrlichkeit ward zuſammengetragen, auseinander gelegt, und die Herzen zerſprangen faſt vor Luſt und Freude. In Räth und Burger wurde erkannt, Gretli ſtehe die Seide am beſten an. Sie werden luegen, wann ſie dich in dem ſchwarzen ſeidenen Kittel, dem ſchwarzen ſeidenen Tſchoppen und den ſechsfachen Göllerkettelene ſehen, ſo was iſt dort in der ganzen Gemeinde nicht, du ſtichſt Alle aus weitherum, ward geurtheilt.

Es dücht mih, wenn ich nur einmal eine halbe Stunde ſolche Kleider anhaben könnte, es nähm mich Wunder wie ich darin käme, ſeufzte die alte Magd. Dem iſt ſchnell abgeholfen, lachte Gretli. Komm Mädi, wir wollen Bäbi zweg rüſten, daß es z'Land uf z'Land ab kei ſchönres gibt. Wird Müh ha, antwortete Mädi. Einmal vor Allem aus muß es ſich waſchen und z'Bode. Es meint immer, Waſſer mache wüſte Haut und will es nur mit abtrocknen machen. Ich habe ihm ſchon oft geſagt, was es doch mit ſeiner Haut wolle, die ſei wie eichene Rinde; das beſt wär, wenn es ſie an ein Kalbfell tauſchen könnte, und wenn es ſchon ſiebezig Batzen nachgeben müßte, ſolle es ſich nit bſinne. Aber da hilft alles Sagen nüt, es hat an manchem Orte z'ſämmegeſparts, man könnte nicht nur Bohnen ſetzen, ſondern Bäume. Bäbi in ſeinem Glück ſagte nur: Schwyg du, u de du! und ging alsbald auf Gretli's Befehl, ſich zu waſchen. Mach gſchwind, von wegen du mußt dann noch geſtrählt ſein, wenn etwas gehen muß, ſo wollen wir die Sache doch gleich recht machen, rief Mädi nach. Die Mahnung war ganz überflüſſig, denn Bäbi wendete wirklich zu dieſem Säuberungsprozeß ſeine ganze Gewalt an, ſo daß die

Haut in nicht geringe Gefahr gerieth und Bäbi ſelbſt lange im Zweifel lebte, war ſie noch da oder war ſie weg. Mit dem gleichen Nachdruck, der Bäbi zu öfterm zerknirſchten Aufblicken und herzlichen Seufzern zwang, wurden die Haare bearbeitet darauf erſt die Kleider angethan, ſelbſt einem ſchönen Mänteli, welches Gretli nur einmal getragen nicht geſchont und ſo endlich ein Meitſchi hervorgebracht, ein ganz rar Stück. Gretli und Mädi bewunderten das Werk ihrer Hände; wer aber ganz glücklich wurde, das war Bäbi. Den allermerkwürdigſten Gegenſatz zwiſchen ſeinen Kleidern und ſeinem Weſen merkte es natürlich nicht, wie es noch ſehr viele, die auf einer viel höhern Stufe der Cultur ſtehen als Bäbi, nicht merken und Tag für Tag angelegentlich beſchäftigt ſind, ſich ſelbſt lächerlich zu machen. Es kam ſich wie der Ausbund der Schönheit vor und jammerte wehlich, wenn Gott ihm ſolche Kleidung geordnet hätte, es wollte längſt einen Mann haben und von den bravſten und reichſten einen. Aber es gebe allenthalben nach Gunſt, denn es wiſſe nicht, warum ihm nicht ſolche Kleider hätten geordnet werden können ſo gut als anderen Leuten, es ſei doch ſo gut ein Menſch als ein anderer. Es war wirklich faſt unkennbar und Gretli und Mädi hatten die größte Freude daran zu rathen, welcher Bauerntochter es am meiſten gleiche und wo es ſchöner ſei, hinten oder vorne. Wäre Bäbi ein Pfau geweſen, es hätte das Rad ſo ſchön geſchlagen, daß es den Schweif ſein Lebtag nicht wieder hätte zuſammenziehen können. Nachdem es ſich ringsum beſehen, am eigenen Anblick nach Herzensluſt erſättigt und von Zeit zu Zeit geſeufzt: Nei aber, ih hät keinem Möntſche glaubt, was d'Kleider mache, vo wytem würd meh ſi vrſchloern, es wär Gretli, ume noh um' es namhafts bräver als es jetzt noch iſt (Bäbi war ungefähr einen halben Centner ſchwerer als Gretli). Es nimmt mich doch wunder, was die Knechte ſagten, wenn ſie mich ſehen würden, ob ſie mich kennten oder nicht. Probier, ſagte Mädi; Tüfel ja, ſelb will ich, ſagte Bäbi, du haſt's doch nit ungern, wandte es ſich zu Gretli. Warum wollte ich, ſagte Gretli, es iſt ja grade als wenn die Kleider dir geordnet wären, wer weiß, ob es dir nicht geordnet iſt, daß du in denſelben einen Mann bekömmſt. Ih wott ja keine vo denne Ufläthe, u hey ſi mih nüt gſchäzt: imyne Kleidere ſu kün ſie mir jetzt pfyffe u blaſe. Ih wott e kenne my armi Thüri nit, oder es müßt de e bſungerbar e freyne u ne ſtyfe ſy. U wenn er d'Naſe nit zmitts im Gſicht hät, frug Mädi. So kannſt du ihn dann haben, du ſchleckeſt noch die Ellbogen dazu, bis du hingerfer z'ſämme biſt, ſchnauzte Bäbi. Die Knechte holzen im Schopfe, was meinſt, wenn ich hinten um ging und thäte als käme ich den Berg auf und nach den Meiſterleuten oder nach dir früge, frug es Gretli? Machs ſo, antwortete daſſelbe. Bäbi nahm noch einen Regenſchirm und hinten um, dem Holzſchopf zu. Guten Abend, ſind z'Bure daheim? frug es. Die Knechte hatten es kommen ſehen. Die tſchalpet gerade wie unſer Bäbi, ſagte Einer. He s'iſts ja, ſagte der Andere. Siehſt nicht, wie es ein Auge weiter oben hat, als das andere. Jetzt wollen wir unſer ſeiner gar nicht achten und ihm zHingere kehren; u luege, was es dann macht. Geſagt, gethan. Bäbi frug: ſie ſahen ſich nicht um. Sie hätten ſie nicht im Sack, antwortete Einer, und ſonſt wo ſeien ſie auch nicht. Sind ſie daheim? frug Bäbi: Geh und ſieh, wenn es dich wunder nimmt, erhielt es zur Antwort. Es mochte fragen, was es wollte, es erhielt ähnlich Antworten, aber Keiner ſah ſich um. Da ward Bäbi endlich böſe, trat zu Einem hin, riß ihn am Arm herum und frug: kennſt mich oder kennſt mich nicht? O Bäbi! ſagte der, weißt nit, daß man d'Kälber am mögge kennt, d'Hühner am gaggle und d'Babeni am tſchalpe, und wenn du hundert Mal angeri Kleider alegſt, ſu biſt Babi u blybſt Babi. Er iſt dir i Gotts Name nit z'helfe. Nun nahm aber der Andere Babis Parthei und ſagte: ſo ſolle er nit kommen, das ſei nit Manier und unhöflich; Babi ſei danebe e bravi Perſon, wenn es nur die Augen gleichweit oben hätte, ſo wäre es von den ſchönſten Weibervölchern, wo man ſehen wollte, aber die verderbten ihns übel. Ihm thäte das nichts machen. Babi brauche nur den Kopf ſchräge zu halten, zu chieren dä Weg, wo das eine z'Himmel fahren wolle, ſo ſeien die im Gleichgewicht. Aber mit den Beinen wüßte es nichts zu machen, die ſeien in Grund und Boden hinein verpfuſcht. So hatten die beiden Burſche das arme Bäbi unbarmherzig auf der Gabel, und als ſie ſahen wie das Spiel angegangen, kamen die beiden Mädchen auch noch dazu. Mädi half brav, Gretli hielt die Schranken, daß es nicht ausartete. Bäbi konnte nicht vom Fleck; beide Kräfte, die anziehende und die abſtoßende, das Rühmen und das Ausführen hoben ſich auf und bannten es feſt. Es war eine Komödie, welche aus dem Stegreif aufgeführt wurde. Gretli machte ihr endlich ein Ende, hieß dießmal Mädi feuern, Bäbi ſolle ſich ausziehen, und lud Alle zu einem Kaffee ein. Wenn die Einen z'Märit ſeien, ſo ſei es recht und billig, daß die daheim auch was hätten, erklärte Gretli. Mädi feuerte, aber Bäbi war einſtweilen nicht aus den Kleidern zu bringen.

Es ſolle ſie ihm doch noch laſſen über das Eſſen, bat es Gretli dringlicht. Es nehme ihns Wunder, wie das Eſſen ihns darin düche, und wie es ihm anſtehe, wohl oder übel, darin hinter dem Tiſche zu ſitzen und Kaffee zu trinken. Gretli machte Vorſtellungen dagegen, ſagte; denk, wenn ſie heim kämen, oder wenn du ſchütteteſt, was für Verdruß ich hätte. Aber Bäbi ſetzte nicht ab, zwängte es durch, konnte als vornehme Tochter ſich oben an Tiſch ſetzen. Ach Gott, wie lebte unſer Bäbi ſo wohl daran; und was mußte es doch leiden; aber es hielt ſtandhaft aus, tapfer wie ein hoffährtig Mädchen in zu engen Schuhen! Wenn einmal bei ſchweigſamen Leuten die Schleuſe vor der Redekammer los geht, dann iſts ſchwer, ſie wieder hinunter zu laſſen; das erfuhr Gretli. Es brachte die Leute faſt nicht vom Tiſche weg und Bäbi aus den Kleidern, und doch hatte es um kein Lieb gewollt, daß die Eltern den hoffährtigen Gaſt angetroffen. Vielleicht hätten ſie nichts geſagt, vielleicht gelacht dazu, aber das iſt rechtes kindliches Gefühl, das ſich aus Liebe und Reſpekt die Schranken ſelbſt viel enger zieht, als es vielleicht ſtreng oder geſetzlich genommen nöthig wäre, das fühlt, was von ferne die Eltern unangenehm berühren könnte, und darum es meidet.

Indeſſen dießmal hätte Gretli nicht ſo zu preſſiren gebraucht, denn es ward dunkel und die Aeltern noch nicht heim. Gretli bekam große Angſt, hundert Sachen kamen ihm vor, die ihnen begegnet ſein könnten; es redete ſtark davon, die Knechte mit Laternen nach ihnen auszuſenden. Die Knechte ſagten, ſie wollten ſchon gehen, warum nicht. Aber ſie fürchten, der Meiſter ſchätze es nicht, er kenne den Weg, könne fahren, und volle hätten ſie ihn nie geſehen, und dem lieben Gott müſſe man doch etwas anvertrauen dürfen. Wenn man an allen Orten mit Laternen auswollte, wenn um dieſe Zeit noch nicht Alles daheim ſei, ſo liefen mehr Laternen auf Erden herum als Sterne am Himmel. Man ſolle nur an den Hunghafen denken, dort gehe ſelten eine Nacht hin, daß nicht der Eine oder der Andere erſt am Morgen heim käme und noch dazu volle. Endlich bleibt nicht ewig aus; endlich kamen die Eltern und wurden von Gretli mit großem Geſchrei empfangen, in welchem von Angſt und Laterne viel vorkam. Benz nahm keine Notiz davon, Liſi ſagte: Man muß dich beſſer gewöhnen, wenn wir alle Fingerslang fort wären, ſo lange es uns gut dünkte, die Angſt verginge dir ſchon. Sie waren nicht voll, ſondern hell auf, wie man es iſt Abends, wenn man den Tag über nur Angenehmes erlebt hat. Das war der Fall geweſen, abſonderlich für Liſi. Es ſah Benz äſtimirt, faſt mehr als in ſeinen beſten Zeiten. Auf dem Markte waren ſie faſt nicht vorwärts gekommen. Es habe ihns gedünkt, jeder rechte Mann hätte ſich bei ihnen geſtellt und gefragt: wie ſtehts, wie gehts? erzählte es. Und faſt Allen hätte man es angeſehen, daß ſie viel zu fragen und zu erzählen hätten, aber daß auf offener Gaſſe es ſich ihnen nicht ſchicke. Nachher nach dem Eſſen da hätte es ſich dann gegeben, da ſei viel geredet worden, und wenn ſie hätten gehen wollen, ſei immer wieder Jemand dazu gekommen; es nehme ihns wunder, daß ſie nicht noch jetzt dort ſäßen. Der Vater ſei jetzt voll guten Muths. Er hätte nicht geglaubt, daß es ſo töne allenthalben, aber wenn es ſo ſei, ſo helfe er auch in Gottes Namen. Er hätte aber nie denken können, daß es ſo geſchwind anders käme, die Radikalen hätten aber auch darnach gethan. Weil ſie keinen Glauben gehabt, hätten ſie gemeint, andere Leute hätten auch keinen, und weil ſie keinen gehabt, hätten ſie nicht gewußt, für was er gut ſei und was er ertragen möge, darum ihn nirgends geſchont und wo er ſich gezeigt, muthwillig verhöhnt.

So erzählte Liſi der Tochter, während es ſich auszog, denn in ſolchen Kleidern duldete es ihns nicht daheim, es mußte ändern, wenn es ihm wohl ſein ſollte, und wäre es auch nur für eine halbe Stunde geweſen. Darauf folgte die natürliche Frage: Hat es nichts gegeben? Nicht, daß ich wüßte, antwortete Gretli, als ich ſoll am Sonntag Gotte ſein dem Hans Uli, der bei uns Knecht geweſen. Das iſt kurios, ſagte Liſi. Erſt heute hat der Vater von ihm brichtet und geſagt, den thäte er wieder nehmen, wenn es ſich ihm ſchickte. Es nehme ihn wunder, ob er ihn heute etwa antreffe, und ich habe ihm beiſtimmen müſſen. Er war wohl ein Pucketer, aber was man ihm befahl, das war auch gemacht und recht, auf den konnte man ſich verlaſſen. Wer iſt mit dir? Ach, denke Mutter, ich vergaß zu fragen, weiß nicht einmal, iſts e Bub oder es Meitſchi. Er war gruſam preſſirt, wollte nicht einmal in die Stube kommen. Ei, du Ganſehirni du, was du biſt, das frägt man doch ſonſt z'allererſt. He nun, es iſt für dich, du kannſt nun im Gwunder ſein bis am Sonntag. Daneben iſt es lätz wegem

Alegen, da richtet man ſich ſonſt nach dem Andern. Es wäre ja nicht recht, großen Staat zu machen neben einem armen Frauell, hat man aber eine vornehme neben ſich, ſo iſt man nicht gerne die Mindere, und käme man ſo nachgültig daher, ſo meinte ſie, man thue es ihr z'Trotz und z'Spott. Mutter, ich dachte, die ſeidene Bkleidig paßte da gut, ſagte Gretli, brauche ich ſie nicht, ſo grauet ſie. Das mach nit, ſagte Liſi, bſunderbar ſo auf das Ungefähr hin, wen du neben dir habeſt. Ueberhaupt habe ich großen Staat in der Kirche nie gerne, laſſe man der Welt, was von der Welt iſt, und gebe Gott, was Gottes iſt. Lege den ſchönen Kittel von ſchwarzem Oberländertuch an, das Merinostſchöpli und die ſchweren aber altväteriſchen Göllerketteli, es ſteht dir gut und fällt nicht in die Augen. Aber ein andermal frag. Gretli hatte nicht viel dagegen einzuwenden, und die Mägde, welche es aufweiſen wollten, brachten nichts an ihm ab, es hatte halt noch den Glauben zur Mutter und mit Recht, denn es wußte nicht bald eine Mutter beſſer, was anſtändig war, als Liſi. Das Ding, wer mit ihm zu Gevatter ſtehen werde, wurmte ihns mehr und mehr, aber da war nichts zu machen, vergeſſen war vergeſſen, es mußte ſich gedulden.

Am folgenden Tag Abends ging Gretli ins Dorf, beim Beck die übliche Züpfe zu beſtellen und beim Krämer die ſogenannte Fäſchi, (eine Kleidung, wie ſie ſo ein klein Kind brauchen kann), zu kaufen. Man läßt ſie ſonſt auch im Hauſe machen, aber ſie waren räthig geworden, die Zeit ſei wohl kurz und es gebe weniger Umſtände, wenn man ſie kaufe. Als Gretli bei der Krämerin fort wollte, frug dieſe: Es wird Einer aus dem Hunghafen mit dir zu Gevatter ſtehen? Was meinſt, warum? frug Gretli erſchrocken und haſtig. Sie ließen Beſcheid machen, der Schneider müſſe morgen kommen, aber ohne Fehler, ſonſt weiß ich nichts. Du wirſt das beſſer wiſſen als ich. Nicht einmal, ſagte Gretli, ich vergaß zu fragen. Wird nicht ſein, s iſt nit mügli. Nit frage, e aber nein! Kommſt dann erſt heute auf die Welt, Meitſchi! Aber wart, wenn du willſt, das kann ich dir vernehmen. Habe nit Müh, ſagte Gretli, mag am Ende wohl warten bis am Sonntag. Wüßte übrigens nit, wie Hans Uli zum Hunghafen käme, und wenn es Jemand von da wäre, hätte er es ſchon geſagt. Gretli trauete der Krämerin nicht recht, ſie war gruſam radikal, und verſtund von der Politik ungefähr ſo viel, als ein Butterfaß vom Scheereſchleifen, aber das irrte ſie nicht, den ganzen Tag den Schnabel darüber offen zu haben. Lange ſah ſie Gretli nach und brummte endlich: Meinſt, es hätten nur Ariſtokraten und Jeſuiten Naſen zum ſchmöcken, wir anderen ehrlichen Leute ſeien dümmer als das Vieh? Meinſt, ich ſolle glauben, du wiſſeſt nicht, mit wem du zu Gevatter ſteheſt? Wart, wenn du es mir ſchon nicht ſagen willſt, das vernehme ich doch. Das, was es vernommen, ſtach Gretli auf dem Heimweg immer tiefer. Warum war es nicht möglich, daß Hans Uli einen Götti vom Hunghafen genommen, und hatte er einen von dort, ſo mußte es Hans der junge ſein und kein anderer. Und das nahm es ſo beſtimmt, daß, als es faſt athemlos heim kam, es der Mutter ſagte: O Mutter, was mußte ich vernehmen, Hunghans der jung muß mit mir Götti ſein. Ich gehe nicht ſelbſt, mit dem will ich nichts zu thun haben. Mädi kann gehen. Aber Liſi war anderer Meinung. Als es Gretli's logiſche Sprünge vernahm, ſagte es ihm, daß es dumm rede, denn das ſei lange noch nicht gewiß, daß Jemand von dort gebeten ſei. Es habe ſchon Mancher den Schneider auf die Stör genommen, er hätte nicht Gevatter ſtehen müſſen. Und geſetzt, es wäre ſo, ſo müßte es doch gehen, denn es habe es verſprochen, und was man verſprochen, müſſe man halten. Aber Mutter, kann ich nicht ſagen laſſen, ich ſei unpäßlich? frug Gretli.

Sei mir z'Herrgotts, das je zu machen, das iſt Gottes geſpottet, ſich muthwillig eine Krankheit anzudichten; es iſt früh genug, wenn eine von ſelbſt kömmt. Nein, das mach nie, es graut mir nicht bald vor etwas, wie vor dieſem. Aber Mutter, aber Mutter, mit Hans ſtehe ich nicht zu Gevatter, will nicht mit ihm ins Wirthshaus, werde noch mit ihm heimfahren ſollen in ſeinem Lumpenchaisli, in welchem er die ſchlechteſten Menſchen im Lande herumgeführt; nein, mit dem fahre ich nicht, mit dem ſtehe ich nicht zu Gevatter, mit dem gehe ich weder in die Kirche noch ins Wirthshaus, lieber gehe ich unter das Dach hinauf und ſpringe ins Tenn herab. Meitſchi nit, das iſt gethan, nicht wie ein vernünftiger Menſch thun ſoll und wie's vor Gott recht iſt. Du biſt an dem Ghürſch ſchuld, warum fragſt nicht; jetzt mußt es haben und z'tödten wird es nicht geben. Aber Liſi brachte am Meitſchi nichts ab, das fuhr fort, hinten und vornen auszuſchlagen, bis der Vater kam. Als der den Zuſtand der Dinge überſehen hatte, ſagte der: Höre Meitſchi, d'Sach iſt einmal ſo, und mit Wüſtthun machſt ſie nicht anders, brauchſt aber Verſtand, ſo kann man dir helfen, wo es nöthig iſt. Du gehſt, Peter kann dich meinetwegen am Morgen ein Stück Weges führen, am hellen Tag wird dich Niemand freſſen und für Hans in der Manier zu behalten, haſt lange Mauls genug. Nachmittags komme ich dann dort durch, ich habe in der Gegend was zu verrichten, und rede gerne mit Hans Uli ein Wort, bringe die Züpfe mit und dann fährſt mit mir heim. Wenn Benz in ſolchen Dingen ein Wort ſprach, ſo wars, als gieße man Oel auf eine ſturmbewegte See, die Wellen legten ſich, da gab es kein Werweiſen mehr; der Vater hatte geſprochen, nun Punktum und Sand darauf!

Uebrigens war Gretli auch innerlich ziemlich beruhigt. Es hatte den Vater im Rücken, es konnte in jedem Augenblicke vom Vater reden, ihn ſo gleichſam brauchen, wie den Teufel im Gütterli. Es wußte, Hans fürchtete ihn wie ein Schwert. Das war Troſt und Liſi ſagte: Sieh, was half dir das Wüſtthun; hätte es der Vater geſehen oder hätte er deine Worte gehört, ſo hätte er dich die Sache allein ausmachen laſſen, oder höchſtens dir den Knecht entgegen geſendet; du weiſt, er iſt nicht der Meinung, daß man die Kinder was zwängen laſſen ſolle mit Wüſtthun oder gar mit vermeſſenen Reden. O, Mutter, es iſt mir leid, wills wäger nicht mehr thun, antwortete Gretli. Ja, bis znächſtmal, ſagte Liſi. Gretli hatte jetzt nur einen Kummer und das war der, zu verhüten, auf dem Hinweg mit Hans zuſammen zu treffen. Gelang ihm das, ſo war der ganze Handel bis auf das Gerede der Leute, daß es mit Hans zu Gevatter geſtanden, gewonnen. Indeſſen tröſtete es ſich dabei wieder mit dem Vater. Die Leute könnten daraus, daß der Vater ſelbſt komme, es heim zu holen, wohl ſehen, daß mit Hans es nichts ſei. Wäre es etwas, ſo hätte es ja den Vater nicht gebraucht. Sollte es zu früh gehen oder faſt zu ſpät, um nirgends mit Hans zuſammen zu treffen und welchen Weg? ſo kalkulirte es mit der möglichſten Beſonnenheit, aber es kriegte nichts heraus; wenn es ſich entſchloſſen glaubte, tauchten neue Wenn und neue Aber auf, und von vornen mußte es wieder anfangen.

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Gretli wird überraſcht im Nebel und hat einen ſonnigen Tag.

Seine Ahnung hatte Gretli nicht betrogen; richtig ſollte Hans mit ihm zu Gevatter ſtehen bei Hans Uli. Ob er es mit dem Gevattersmann abgekartet, ob der reine ſogenannte Zufall gewaltet, oder Hans Uli ſpekulative Philoſophie getrieben, wiſſen wir nicht. Hans hatte zugeſagt, wußte jedenfalls, wer mit ihm zu Gevatter ſtehen ſollte, und hatte längſt eine Art von Galgenfreude an Benzens grämlichem Weſen, der tief im Herzen ſich ingrimmig ärgerte über Hanſes Betragen gegen Gretli, aber mit Worten gab ſich keiner von ihnen kund.

Am Samstag kam Hanſens ehemaliger Hauptmann, der jetzt, der Tüfel weiß was, geworden, wer weiß, ob er nicht gar ſeine Füße an einer Kriegskaſſe wärmte, anher gefahren. Da war große Freude im Hunghafen, d. h. bei Hans. Der Herr ſagte Hanſen, er müſſe ihn begleiten, in Stukisloch hätten ſie dieſen Abend eine wichtige Zuſammenkunft, wo es allweg luſtig hergehen werde, da dürfe er nicht fehlen. Natürlich war das Hans angeholfen, eine ſchöne Ausſicht eröffnet auf eine flotte Hudelte; doch ſagte er: Es ſei lätz, er müſſe morgen zu Gevatter ſtehen. Das irrt dich nicht, geht eins mit dem andern, antwortete der Herr. Kannſt dann am Kindbettimahl um ſo beſſer den Nachdurſt löſchen. Der Hauptmann blieb über Mittag da, fütterte gut, tränkte tapfer und ſchwatzte, daß die Schwarten krachten, zudem noch grimmiglich. Die Conſervativen ſchienen aus faulem Schlummer erwachen zu wollen, ſie ſchienen ſich zu rühren; hie und da wollte man gehört haben, ſie hätten einen Gux ausgelaſſen, behauptete ſogar, er hätte ihn ſelbſt gehört. Darüber that der Hauptmann ſchrecklich, verfluchte ſich hoch und hart, die hörten mit Umtrieben nicht auf, bis ſie Alle an Ohren und Naſe geſchlitzt ſeien, oder geringelt wie die Schweine; das könne man nicht dulden, daß die Landsverräther und Schelme ſo mauſig ſich machten. Benz meinte beſcheidentlich, ſie würden doch wohl auch das Recht haben, zu einer Sache was zu ſagen, ſeien ſie doch hier daheim und zahlten an der Sache.

Potz Himmelblau und Schwefelgelb, wie brach da der Herr aus, was das für eine Geſinnung ſei und was für Redensarten und wie es Benz wohl komme, daß er dieſes hier höre und nicht an einem öffentlichen Orte oder gar in Bern, ſonſt könnte es ihm übel ergehen. Man ſollte ſich doch einmal ſchämen, ſo altväteriſch und dumm zu reden, von daheim ſein und zahlen; wer die rechte Geſinnung habe, ſei der rechte Mann, ſei ein Bruder, ſei er daheim wo er wolle und habe er Geld oder keins; man mache jetzt eine Nation aus und die Beſten thäten befehlen, hießen ſie wie ſie wollten, und ſeien ſie ſeinethalben zu Bethlehem daheim oder zu Methuſalem. Man ſolle ihm nicht mehr von Fremden reden, die ſeien unſere Engel geweſen, hätten uns aus der Blindheit gezogen, zur Freiheit verholfen, an ſie müßten wir uns halten, ihnen eine Heimath geben, bis die Welt ihnen zu Theil geworden. Wir hätten Urſache, ſtolz darauf zu ſein, daß wir ſie hätten. So gings lange, und zum Grauen von Benz half Hans. Das düchte ihn ſtrengs, daß wir auf die Fremden ſtolz ſein, ihnen ſo gleichſam die Füße lecken ſollten und gar zu einer Heimath verhelfen, wer weiß, ob nicht zuletzt noch jedem ſo ein Heimath, wie z. B. den Hunghafen, ſchenken ſollten? Halblaut meinte Benz, es düche ihn, es wären genug Leute im Lande für das zu eſſen, was wir hätten, dazu brauchten die Fremden nicht zu helfen, und daß ſie viel anders geholfen, ſei ihm nicht bekannt geworden. Wohl erſt jetzt ging das grobe Geſchütz los. Für die rechten Leute gebe es Platz und Sachen genug, wenn man einmal mit den ſchlechten abfahre, wie man längſt geſollt. Gringe ab, und zum Land aus mit den Freiheitsfeinden und Vaterlandsverräthern, dann gibt es Platz zum Ausleſen im Lande und Sachen genug, und auf mit dem general Galgen und dran mit jedem, der einen Gux ausläßt oder eine unzufriedene Miene macht, dann erſt wird die Freiheit Wurzel kriegen und feſt ſein.

So donnerte der Herr, machte Augen dazu wie Pflugsräder und gurgelte den Wein hinunter, als habe er daunten ein Mühlrad im Gang zu halten, daß Benz das Maul zuging und er froh war, mit dem Leben davon zu kommen für einſtweilen. Endlich fuhren die Helden ab, dem Vaterland obzuliegen. Am Abend kam Hunghans heim und vernahm mit großem Aerger, was geſchehen und daß Hans nicht daheim ſei, ſondern mit ſeinem alten Hauptmann davon gefahren. Er rief Benz und wollte wiſſen, was für Beſcheid Hans hinterlaſſen und wann er wieder komme. Benz ſagte, beim Abfahren ſei er nicht geweſen, beim Eſſen hätten ſie ihn zornig gemacht, da habe er für gut gefunden, ſich nicht mehr zu zeigen. Reden, wie die geführt, möge er nicht hören und nicht mit ſich umgehen laſſen, als ſei er ume ſo dr Gottswille im Lande und noch am Leben. Vater Hans war darüber ebenfalls nicht erbauet, rief den Knecht, der eingeſpannt hatte, frug, ob Hans keinen Beſcheid hinterlaſſen, der wußte auch keine Auskunft, und Niemand wußte was. Da brach der Alte zum erſten Mal aus vor Benz. So könne es nicht länger gehen, da müſſe es eine Aenderung geben, er habe nicht im Sinn, in ſeinem Alter noch mit Schanden auf die Gaſſe zu kommen. Eine Hudlete hänge an der andern, und am Ende gehe über ihn Alles aus, am Ende müßten die zahlen, welche Geld hätten, oder Jemanden, der für ſie bezahle. Aber dem wolle er einen Nagel ſtecken ein für allemal. Dr Narr wolle er nicht länger machen, er merke wohl, wie man es mit ihm habe, wenn einmal das Geld weg wäre, könnte er ſein wo er wollte, und mit der Freundſchaft wäre es aus, und nichts als Verdruß in allen Ecken. Ein Müſterchen von Hans nach dem andern müſſe er vernehmen und er merke wohl, daß er noch nicht den Zehnten wiſſe. Was das jetzt gemacht ſei, fortzufahren, nicht zu ſagen, wann er wieder komme. Morgen müſſe er ja Götti ſein, und erſcheine er nicht, ſo gebe es ein Gered im ganzen Lande, es wiſſe kein Menſch, was Alles erſinnet würde. So bringe es Hans am Ende dahin, daß kein Hund ihn mehr anſehe, das habe er dann von der Politik, und wenn er des Vaters Hof verhudelt, was er dann vom Vaterland habe, und was ein ſolcher Hudel dem Vaterland helfe, als daß derſelbe es auch noch verhudelte, wenn er könnte.

Hans hatte an ſelbem Tag Bitteres erfahren. Er hatte bei einem Müller Geld erheben wollen und erfahren, daß der Sohn, Namens des Vaters, es bereits eingezogen. An einem andern Orte hatte er Tuch gekauft für einen Rock, und als er zahlen wollte, ſagte man ihm, er ſolle es nur laſſen, man wolle dann einen Conto für Alles machen, ſein Sohn hätte auch was da genommen und geſagt, man ſolle gelegentlich nur den Conto ſenden. Endlich hatte ihn ſeine Freundin, die Wirthin bei der Hinterntugend, nebenaus genommen und geſagt: Hör, Amtsrichter, ich habe was vernommen; wenn du mir nicht ſo lieb wäreſt, ich ſagte es dir nicht. Halte ein Auge auf deinen jüngern Sohn, der thut dir nicht gut, entweder iſt er ein Narr oder ſonſt aus dem Hüsli. Wenn nur das Halbe wahr iſt von dem, was man ſagt, ſo wäre es mir mehr als z'halb z'viel. Der verklopfet Geld, als wenn ihr daheim die Neuthaler in den Kornkäſten hättet. Er ſoll Schulden, viel Schulden haben, und andern Lumpen Bürg ſein; kurz, Amtsrichter, es ſoll Zeit ſein, daß du der Mähre zum Auge ſiehſt. Ich ſage es dir nicht gerne, aber du könnteſt mich dauern, wenn dir die Augen zu ſpät aufgingen, denn am Ende: wer muß auseſſen, was die Kinder einbrocken, als die Eltern?

Mit Dem hinter den Ohren kam er heim und fand die neue Geſchichte; da ging dem Kratten der Boden aus. Es iſt ſehr merkwürdig, wie ſo oft in einen Tag eine Maſſe von Verdruß ſich zuſammendrängt, wie ſelten ein Unglück alleine kömmt, ſondern eins nach dem andern, als ob aus jeder Weltgegend ſie auf einen Haufen zuſammengewiſcht werden ſollten. Das iſt eben der Nachdruck, welchen der liebe Gott ſeinen väterlichen Führungen gibt, damit der beſſere Geiſt zum Durchbruch komme. Als ſpät am Abend Hans noch nicht heim war, ſagte der Vater zu Benz: Mach dich zweg, und wenn er Morgens um ſechs Uhr nicht heim iſt, ſo gehſt du. Benz meinte, es ſei ihm doch wider die Hand. Vielleicht ſei Hans auf einem andern Wege geradewegs dorthin gegangen, dann hätte er, Benz, das Auslachen bar, und ſein Lebtag würde ihm vorgeworfen, wie er habe zu Gevatter ſtehen wollen und nicht können. Beſſer wäre es, man ſchickte einen Knecht. Das wird dir nicht Ernſt ſein, ſagte der Vater. Was würde dein Götti ſagen, wenn wir einen Knecht ſendeten, um mit ſeiner Tochter zu Gevatter zu ſtehen? Welcher Götti? frug Benz, denn bekanntlich hat jeder Junge zwei. Weißt nicht, daß Gretli auf der Aukenballe Gotte iſt? ſagte der Amtsrichter. Hans muß allweg hierherkommen zuerſt, denn, wie er fort iſt, darf er nicht Gevatter ſtehn, denn er hat die Polismütze auf und den Offizierüberrock an, und kömmt er heim, ſo behält man ihn hier. Mach, daß du zu rechter Zeit dort biſt, die Sachen um mitzunehmen ſind zweg, und wenn du das Fuhrwerk nehmen willſt, ſo kannſt meinethalb, aber wenn du läufſt, ſo frierſt du weniger.

Benz vergaß Maul und Naſe offen über der Kunde, daß Gretli mit Hans Gotte ſein ſollte, das hatte er nicht gewußt, das hatte ihm Niemand geſagt, das freute ihn anfangs; aber plötzlich kam es ihm verdächtig vor, als eine abgekartete Sache, wo Gretli mit im Spiel ſei, hintendrein er jetzt nur

Lückenbüßer. Für ſolch falſche Täſche ſei ein Knecht mehr als gut genug, ſchien ihm; eine lange, lange Naſe würde der wohl anſtehen. Es ſchien ihm da eine Verſchwörung, Hans und Gretli zuſammen zu bringen und ihn bei Seite zu laſſen. Er wußte, wie ſehr Hanſe Anſprüche und Ausſichten geſunken waren, wie nöthig er Geld und eine Frau hatte; beides war in Gretli vereinigt, beſſer konnte es Hans nie mehr machen, während er früher glänzendere Ausſichten zu haben ſchien, von wegen beim Heirathen zieht der Ruf noch immer auf der Wage und wo Einer einen ſchlechten Namen ſich gemacht hat, da giltet dieſes bei einem rechten Mädchen mehr, als hätte er den ganzen Hof verloren.

Denn im Verhältniß deſſen, was das Mädchen werth iſt, giltet bei ihm der gute oder ſchlechte Name des Burſchen, den es heirathen will. Ob nun Gretli auf der Meitſchiſtufe ſtehe, wo ein Hans noch gut genug iſt, daran dachte Benz nicht; er dachte wie Liebhaber, wenn ſie weit vom Meitſchi ſind, gerne das Schlimmſte, und fürchtete, beſonders wenn eine gewiſſe Entfremdung eingetreten, gerne das Aergſte. Benz hatte es mit Gretli nicht ganz wie jener Schulmeiſter mit ſeinem Meitſchi, der mit ihm die Abrede getroffen, wenn in einer gewiſſen Reihe von Jahren keins von ihnen eine beſſere Parthie machen könne, ſie in Gottsnamen mit einander vorlieb nehmen wollten. Die hatten eine ziemlich richtige Wage gehabt, beſſeres lief keinem von ihnen an, vor kurzem hielten ſie Hochzeit. Benz war ein Burſche, der nicht viel Weſens machte, aber ein feiner Burſche mit unendlich empfindlicherem Ehrgefühl als der Herr Hauptmann eins hatte. Er hatte alsbald gemerkt, was auf der Ankenballe die Glocke geſchlagen, daß man dort Gretli nicht in ein Wespenneſt ſetzen, den Gang der Dinge einſtweilen abwarten wolle. Und er wollte da nicht ändern, er war zu ſtolz etwas erzwingen zu wollen, er wollte die Entwicklung ſeiner Lage abwarten, er dachte immer, Vater oder Bruder würden heirathen wollen, dann könnte er reden, ſeine Lage klar machen. Er meinte, Gretli bleibe ihm ſicher als wie hinter einem Gitter. Wenn er ſich daheim nicht einlaſſe, die Finger im Ghürſch nicht verbrenne, allfällig ſein Muttergut rette, ſo finde er ſein Gretli immer noch. Er kannte auch die alte Liebe und die erprobte Rechtſchaffenheit auf der Ankenballe. An eins bloß durfte er nicht denken, oder wenn er daran dachte, ſo ward er roth, das war die Grännete. Da hatte er ſich als ein wahres Kalb betragen; wie er ſo thun konnte, begriff er rein nicht mehr. Es kam ihm allemal in die Füße und in den Kopf, wenn ihm der Gedanke daran ungſinnet auftauchte, wie ein Gſpenſt, das ſich nicht bannen laſſen will, es brannte ihn aber die Scham, daß er ſo ein Eſel ſein konnte, es juckten unter ihm die Füße, auf die Ankenballe zu laufen und laut zu bekennen, er ſei ein Eſel und fürchte, er werde einer bleiben. Er begriff Ankenbenz immer beſſer, daß er mit dem Treiben der Leute, wie ſie zur Stunde oben an waren und mit der ganzen Parthie nichts zu thun haben mochte, er wußte am allerbeſten, wer ſie waren und wohin ſie führten. An der Gränneten hatte er davon noch keine Ahnung, aber Erfahrung bringt Wiſſenſchaft.

Jetzt ſchien ihm der Stand der Dinge plötzlich anders. Während er den Maulaffen geſpielt, habe Hans den Held gemacht und zugegriffen und zu der Schelmerei Alle geholfen und vielleicht ſogar Gretli. Anfangs glaubte er es feſt, aber eine Viertelſtunde nachher ſchon nicht mehr feſt, und jede Viertelſtunde weniger. Und wie der Verdacht abnahm, nahm der Wunſch zu, Hans möchte nicht heimkommen, und der Entſchluß, wenn möglich, hinzugehen, um zu erfahren, wie falſch oder wie treu Gretli ſei, und ob da was Abgekartetes ſei oder ein Zufall. Daß Hans das Vermögen verthue, ſein Meitſchi ihm abſtehlen wolle, das dünkte ihn ſtrengs — ein Bruder dem andern. Doch was Beſſers ſoll man erwarten von Menſchen ohne Glauben und nur aufs Wohlleben dreſſirt? Aber es ſchien auch der Vater mitzuhelfen, er wußte ja, wer Gotte war, und das gmühte Benz ſehr. Er hätte doch vom Vater erwarten ſollen, daß er ihm nicht ſolchen Lohn gebe für ſeine Aufſicht und Arbeit. Denn, daß was geſchafft wurde im Hunghafen und nicht Alles zu Schanden ging, war das nicht ihm zu verdanken?

Ob Benz Recht hatte oder nicht, wollen wir nicht ermitteln. Sehr merkwürdig iſt es übrigens, wie lieblos, ja grauſam Eltern, die auf einen Plan, eine Speculation verſeſſen ſind, gegen Kinder ſein können und oft gegen die beſten und obendrein noch von ihnen fordern, daß ſie nicht muzen, allerwilligſt ſich darein ergeben, wie ein Lamm, das man zur Schlachtbank führt. Jedenfalls war Vater Hans ſehr aufgeregt, konnte nicht zur Ruhe kommen, ſtand ums Haus herum, horchte nach allen Winden, ob Niemand heim komme, und kam Jemand, ſo war es ein Kiltbub. Die hatten es ſchlimm ſelbe Nacht und ſtreuten zur Rache das Gerücht aus: Der Amtsrichter habe keine Ruhe mehr im Bette, laufe ganze Nächte herum, der müſſe was Gröbliches auf dem Gewiſſen haben. Das war es aber nicht, was Hans ſo unſtät ums Haus trieb; aber er hatte, wie man zu ſagen pflegt, voll bis oben aus, mochte nicht warten, bis er den Kratten leeren konnte, dafür aber mußte Sohn Hans da ſein. Es war auch Angſt dabei, wie weit es gekommen, denn da er in einem Tage ſo viel vernommen, was mußte nicht Alles noch zu vernehmen ſein? Dieſe Angſt ließ ihn vergeſſen, daß zu einer ſolchen Capitelten und Auseinanderſetzeten der Zuſtand, in welchem Hauptmann Hans gewöhnlich heim kam, eben nicht der geeignetſte ſein möchte. Aber Hans kam nicht heim. Früh wollte der Vater Benz wecken, aber er kam zu ſpät, der war ſchon auf und machte ſich zweg, denn Benz hatte eben nicht viel geſchlafen, nicht weil er nach Hans blangete, ſondern weil er hoffte, er komme nicht, und auf das Schwinden der Nacht harrte, um fort zu ſein, wenn Hans allfällig noch am Morgen heimkommen ſollte. Aber es zeigte ſich kein Hans und Benz ging ab.

Es war ein Wintertag, in dunkelgrauen Nebel war die Erde gehüllt, wie in grobes Packtuch. Benz machte aber keine Betrachtungen über den Nebel, weder naturkundige noch moraliſche noch metaphyſiſche, ſondern er ſchritt darin fort und zwar auf einem Nebenwege, um jedenfalls Hans nicht zu begegnen. Er preſſirte nicht mit Laufen, denn er war zeitlich auf dem Wege und begehrte nicht gar zu früh anzulangen und bei den Kindbettileuten einzuſitzen, als hätte ihn der Hunger getrieben. Er ſtudirte ſeine Lage und dachte, was wohl Gretli für ein Geſicht machen werde, wenn es ihn ſehe und nicht den Hans, und was er für ein Geſicht darauf machen wolle, und ob er kuppen wolle und allfällig wie lange, oder ob er gleich ein freundlich Geſicht machen ſolle, wenn Gretli auch keines mache, oder doch dann, wenn es Freude erzeige, wenn es ihn ſehe. Es meint mancher Profeſſor, er liege ſchweren Studien ob, und ſieht mit Verachtung auf ungſtudirte Leute, auf Bauernburſche ſieht er gar nicht. Du armer Profeſſor, ernſter und ſchwerer ſtudirteſt du ſicher nie als Benz aus dem Hunghafen ſelben Morgens im Nebel. Indeſſen bekennen wir gerne und laut, theils um unſer Leben zu retten, theils um nicht total in Unglanz zu kommen in der Welt, wo die Profeſſoren ſo dichte ſtehn, wie Hühnerdarm an altem ſchattigem Gemäuer, daß wir den tiefſten Reſpekt haben vor tiefen Studien und profeſſorlicher Gelehrſamkeit, können uns jedoch nicht enthalten, die Bemerkung zu machen, daß wir kaum in einem Stande hochmüthigere, dümmere, ja beſchränktere Menſchen angetroffen, als unter den Profeſſoren. Unter den Frauen Profeſſorinnen gibt es recht liebenswürdige.

Bauersleute nehmen Bemerkungen über den Bauernſtand an, recht gutmüthig, auch wie gebildete Chriſten, die zum Heil und Frommen anzuwenden wiſſen, was zum Heil und Frommen geſagt wurde. Redet man aber einmal von etwas aus dem Bereiche eines Profeſſoren, gleich ſpukt ſo ein klein Profeſſorchen auf wie ein Feuerteufel, thut als hätte man Gott geläſtert, und ſei aller Bildung, aller Cultur bar, ein Reaktionär von der erſten Sorte, obgleich man vielleicht einmal Griechiſch getrieben ein wenig und an den Wiſſenſchaften gerochen ein wenig. Nun, wir nehmen ihm das nicht übel: wo Einer ſich für eine Majeſtät hält, namentlich ein Profeſſor, da wittert er auch Majeſtätsverbrecher und verhängt Strafen gegen den Hochverrath, und trotzdem bekennen wir offen, daß wir der Ueberzeugung leben: Wenn mehr Gras wachſen und es weniger ſogenannte Wiſſenſchaft geben würde, ſo hätten wir beſſere Milch und geſundere Naturen.

Nun aus ſeinen Studien ward Benz aufgeſchreckt, wie es ſelten einem Profeſſor zu Theil wird. Wo muß es aus ſein, ſprach Jemand hinter ihm. Erſchrocken fuhr er zuſammen, und hinter ihm ſtand Gretli. Vielleicht gehen wir den gleichen Weg, antwortete Benz, aber auf dem hätte ich dich nicht erwartet. Und deßwegen gingeſt du ihn nur, um mir nicht zu begegnen, und mit mir zu laufen. Da nimmt es mich nur wunder, daß du dich nicht ſchämſt, mit mir zu Gevatter zu ſtehen, und daß du die Sache angenommen oder nicht einen Knecht geſandt haſt? ſagte Gretli. He, du wirſt wohl wiſſen, wer eigentlich zu Gevatter ſtehen ſollte und daß ich nichts abzuſagen hatte, erwiederte Benz. Was wollte ich wiſſen, ſagte Gretli, Hans Uli lief fort und ſagte mir nichts. Da kam das Gered auf, Hans werde Götti ſein, nun mit Schein biſt dus? Aber warum gingſt du dieſen Weg und fuhreſt nicht? frug Hans. Das will ich Dir ſchon ſagen, antwortete Gretli. Ich wollte mit Hans nicht zuſammentreffen und auch nicht mit ihm fahren, ich haſſe ihn je länger je mehr, ich müßte mich ja ſchämen, mit ſolchem Uflath, ich ſage es grade aus, wenn er ſchon dein Bruder iſt, in einem Fuhrwerk zu ſitzen. Am Abend will mich der Vater abholen, da er ohnehin etwas zu verrichten hat, darum ließ ich mich nicht führen, weil er das Fuhrwerk braucht. Hätte ich gewußt, daß du Götti ſeieſt, hätte ich mir den Umweg erſparen können. So, ſagte Benz, du ſcheuſt dich alſo nicht, mit mir zu gehen? Gretli gab einen ſcharfen Blick zur Antwort und Benz fuhr fort: Hans iſt der Götti und ich ſchlottere bloß für ihn. Geſtern kam einer von den Millionsketzern und lockte ihn fort an eine Verſammlung, und heute war er noch nicht heim und hatte nichts geſagt, ob er heim komme oder ob es Jemand für ihn verrichten ſolle. Der Vater war über Mittag nicht daheim und war ſehr böſe über Hans, daß er ſo fort gegangen.

Es iſt gut, kam er nicht heim, ich glaube ſie hätten einander in die Finger genommen, ſo böſe war der Vater, und der Bruder äſtimirt Niemanden mehr, weder im Himmel noch auf Erden, es iſt mir leid, daß ich es ſagen muß, vielleicht ſollte ich nicht, vielleicht daß du es zürnſt. Da ſtund Gretli auf und ſagte: Hör, Benz, wenn du mir das vor Leuten geſagt, ſo hätteſt böſe Worte bekommen oder einen Klapf, ſo hart als ich ihn aufgebracht. Schäme dich, mir ſo zu kommen, das ſteht dir grundſchlecht an. Du haſt mir nichts vorzuhalten, aber Benz, denk a d'Grännete. Wahr iſt's: Hans ſtrich mir ſeit einiger Zeit nach, aber haſt je gehört, daß ich ihm ein gut Wort gegeben, oder je drei Schritte mit ihm gegangen ſei. Es war mir genug zuwider, wenn ich ihn antraf, aber ich hatte ihm Weg und Steg nicht zu verbieten. Und jetzt ſchweig mir von dem, oder ich kehre wieder um und du kannſt dir eine Gotte ſuchen, wo du willſt. Wenn du klagen willſt, ſo klage über euch, du haſt Grunds genug. Ja, ſagte Benz, ſo iſt's. Aber was vermag ich mich deſſen und muß es doch entgelten, Alles geht über mich aus und doch kann ich daran nichts machen, und jetzt obendrein thuſt du noch wüſt mit mir. Es iſt als ob ich gar kein Wörtchen zu keiner Sache mehr ſagen ſollte. Das iſt gſtürmt, antwortete Gretli. Red meinethalben, was du willſt, aber mir komm nicht mit unbegründeten Sachen, wo man nicht annehmen kann, ſo einen wie Hans laſſe ich mir nicht vorhalten. Ja, ſagte Benz, wüſt thut er, aber ſo wüſt wie er thut, iſt er eigentlich denn doch nicht, er hat daneben noch ein gutes Herz, darum kann ich ihn nicht haſſen von wegen, er duret mich. Lue, wenn einmal Einer in dem Kor iſt, ſo iſt er nicht mehr Meiſter, er iſt nicht mehr ſein ſelbſt, er muß mithalten, mitmachen, nicht wie es ihn gut dünkt, ſondern wie die Andern vormachen, da iſt kein Pardon.

Hans war oft daheim, dachte nicht daran, fortzugehen, da kam Einer und ließ nicht nach, bis er ihn weggelockt; nun, war er einmal dabei, that er wie die Andern und konnte oft zahlen für die Andern. Gegen mich war er nicht bös. Wenn ich muckelte oder aufredete, ſo ſagte er, Benz ſei kein Tropf, ſie zwängen und ändern kannſt du nichts, es kömmt einmal von ſelbſt anders, mach mit, brauch, was du magſt, daneben laß Kohli walten. Er gab mir, beſonders in der letzten Zeit, mehr gute Worte, als ich ihm, das machte mich aber nur böſer gegen die Bande, welche ihn am Bändel hatte. Da war nichts als Hauptmann hinten, Hauptmann vornen, ein Gſchleck ohn Ende, es muß einer ein Narr werden, wenn man ſo an ihn ſetzt, wie man an Hans ſetzte. Du glaubſt aber auch nicht, was das für eine Bande iſt voll Nichtsnutzigkeit, wenn mir Einer ſagte, ſie thäten den Tüfel anbeten, ich glaubte es auf my armi Thüri. Da iſt, wenn ſie beiſammen ſind, nichts als Geſpött über die Religion, Großthun mit ſchlechten Sachen. Weſſen ehrliche Leute ſich ſchämen, deſſen rühmen ſie ſich, karten ungſchämt ſchlechte Stücke ab, wie ſie das Recht verdrehen, dieſen, jenen, der ihnen das Vertrauen geſchenkt, ſo recht vaterländiſch hineinſprengen und beſchummeln könnten. Ich dachte manchmal bei mir, bei einer Räuberbande wäre noch ein heilig Sein gegen das. Mir ſtellte es den Verſtand, wenn ich dabei war. Aber Hans konnte es nicht einſehen und begreifen, daß dieſe Bande es mit ihm nicht beſſer meine, als mit allen Andern, es war ihm wie angethan, oder als wenn er ein Brett vor dem Kopf hätte. Ich habe manchmal an Götti Benz gedacht, wie er ſo recht hatte, und konnte nicht begreifen, wie mein Vater dabei ſein mochte, wenn er Alles wußte und was die für Grundſätze hätten, es iſt e Grus! Iſts wahr, frug Gretli, dein Bruder ſei voll Schulden, wie ein Hund voll Flöh? Ich habe Urſach, es zu glauben. Tief darin, ſagte Benz, iſt er, aber er weiß kaum ſelbſt wie tief. Er iſt in Gemeindsſachen und Allerlei ſonſt, und ich mag ſeit langem nicht vermerken, daß er ſchreibt, und z'Sach gehörig aufmacht. Da wird es ſtrub genug ausſehen, und wenn es einmal an ein Erleſen geht, will ich lieber nicht dabei ſein, und das wird wohl einmal ſein müſſen. Mir ſagen die Leute nicht viel, begreiflich, aber vorgeſtern frug mich Einer: was wohl Ankenbenz gegen uns hätte? er habe im Gemeindrath aufgeredet, ſo könne man es länger nicht gehen laſſen, oder ſo wolle er nicht dabei ſein. Es heyg e kei Gattig, wie man im Rückſtand ſei mit den Rechnungen, in keiner Kaſſe ſei Geld, und hinter der Gemeinde liegen die Titel nicht, welche hinter ihr liegen ſollten. Er hätte Niemanden vernamſet, aber es hätten es doch Alle gewußt, auf wen es hauptſächlich gehe, und es hätte die Leute wüſt dücht, daß er ſo auf Hans haue, und Niemand habe ihm viel darauf gehalten. Ich ſagte nicht viel darauf, aber recht iſt recht, und wenn dein Vater zufahren würde, ſo wäre es mir recht, ſo wüßte man endlich einmal, woran man wäre. Es wiſſe nichts davon, ſagte Gretli, der Vater rede nicht mit ihnen über ſolche Sachen, das gehe die Weiber nichts an, ſage er. Was ſie wüßten, thäten ſie von andern Leuten vernehmen, aber es ſei lange Niemand bei ihnen oben geweſen. Daneben ſei es möglich, der Vater ſei gar ein Exakter und es ſollte ihm Alles gehen, wie es vor Alters Uebig geweſen und Recht. Er ſolle ihm deswegen nicht zürnen, er habe es ſicher nicht aus Feindſchaft gethan, das könne es Benz verſichern, daß er ihm lieb ſei und es gewiß gut mit ihm meine. Brauchſt dich deßwegen nicht zu verſprechen, ſagte Benz. Ich habe ihm nur Urſache zu danken, wenn er die Sache abtreibt. Einmal muß es doch an Tag, und je eher es geſchieht, deſto weniger übel geht es. Dann geben dem Vater die Augen auch ganz auf und wer weiß, ob er dann das neue Ghudel nicht auch ſatt kriegt und umkehrt und es wieder mit denen hält, wo ehemals ſeine Freunde waren und wo es ihm und uns Allen anders gut ging, als es jetzt geht.

Wie die Wege zuſammenſchrumpfen und die Zeit von dannen fliegt, wenn man ſo in Liebesgeſprächen wandelt, das weiß jeder, der jemals in Liebesgeſprächen gewandelt, und dabei weder Hunger noch Durſt gehabt hat. Vielleicht daß eine junge zarte Seele obige Geſpräche nicht für Liebesgeſpräche gelten laſſen will, weil keine Seufzer der Liebe, keine Ach und Oh, keine Aufblicke nach oben, keine Schläge aufs Herz, nichts von herrlichen Augen und lieblichem Munde vorkommen. Aber zarte Seelen ſind gewöhnlich ſehr unerfahrne Seelen und wiſſen nicht, daß es bei Liebesgeſprächen helt nichts auf die Worte ankömmt, ſondern auf die Liebe, aus der die Worte kommen. Es hat mancher Hallunk Liebesgeſpräche geführt, o ſo ſchön und ſüß, daß man ſie wie den beſten Grasanken hätte aufs Brot ſtreichen können, und es war kein Funke von Liebe darin, während obige Geſpräche aus ganz grauſamem Gutmeinen kamen. Und während den Geſprächen ſchwoll dieſes Gutmeinen an wie die Emme bei mächtigem Regen oder beim Föhn, wenn der Schnee ſchmilzt und leuchtete zuletzt aus den Augen, daß man hätte Scheiter daran anzünden können, nicht bloß Späne oder Schwefelhölzer. Es war recht gut, daß das Läuten des zweiten Zeichens ertönte, welches im Nebel erklang wunderbar, als ſei der Nebel ein klingender geworden und beginne zu klingen und zu läuten in ſeinem grauen Schooße; ſonſt, wenn das innere Feuer ſo zugenommen, ſo hätten zuletzt nicht bloß die dürren Zaunſtecken, ſondern ſelbſt die grünen Bäume am Wege in Brand gerathen können. Sie mußten preſſiren, wenn ſie bei anſtändiger Zeit ankommen wollten und langten endlich am Orte ihrer Beſtimmung an, ſo eben recht, daß ſie noch ein Kaffee zu ſich nehmen konnten. Hans Uli und ſeine Frau, eine von dem Schlage, wie man ihn gerne hat für Pächtersfrauen und die ſpäter oft zu Bäuerinnen gerathen, fühlten ſich geehrt, daß die erbetenen Gevattersleute ſelbſt kamen und ſich nicht vertreten ließen. Es war ein Mädchen, welches getauft werden ſollte, und die andere Gotte war die Bäuerin im Gſchwätz, eine luſtige Frau im beſten Alter, d. h. wo man nicht zu ſagen braucht, wie alt man ſei, weil die Haare es zu verſtehen geben, die man auf dem Lande nicht hinter eine Perücke verbergen kann, und wo man je länger je weniger ein Blatt vors Maul zu nehmen braucht, weil man hinter den Worten nichts appartes mehr ſucht, wie bei einem jungen Meitſchi, wo man auf die Worte paßt, wie die Katze auf die Maus, um zu erfahren, wie gerne es einen Mann hätte und welchen am liebſten.

Hans Uli that verwundert, den Benz zu ſehen und nicht den Hans, die Bäurin im Gſchwätz meinte dagegen, Allem an ſei das nicht der Lätze, ſondern der Gotte gerade der Rechte, daß er ihr nicht rechter ſein könnte, auch ſie hätte nichts wider ihn, wenn er ſchon Eine mitgebracht, ſobald er andern ehrlichen Leuten auch noch ein Wort gönne und verſtünde, was ſie redeten. Es war eine ſtattliche Gevatterſchaft, wie ſie jedem Kinde wohl anſteht und in fremden Kirchen Aufſehen erregte wo die Mädchen lange lange Hälſe machen, länger als die Giritzen, um zu ſehen, was die Gotte anhabe und was für Knöpfe der Götti an ſeinem Rocke und was für Mienen er mache und wie er ihnen überhaupt gefalle. Der Pfarrer predigte ſchön, wie es ſie dünkte, zwar wohl laut, daß er ſicher die Fenſter erſchüttert hätte, wenn ſie nicht daran gewohnt geweſen wären. Aber das hätte nichts gemacht, denn die Bäurin im Gſchwätz ſagte: ſo eine Predigt höre ſie gerne alle zwei oder drei Jahre, es putze nichts beſſer die Ohren, als ſo eine. Es dünke ſie immer, ſie höre nachher z'halb beſſer, es mahne ſie ſo an eine bravi Kämiruſſette, wenn ſie nur nicht ſo lang geweſen wäre. Es war kalt, die Kirche ziemlich leer, von den Wärmemitteln, Mänteln, Schwals, Wärmpfanne, Schlüpfen u. ſ. w. weiß man auf dem Lande noch wenig, es iſt daher ſicher keinem Menſchen zu verargen, wenn er eine lange, lange Predigt, wo man über anderthalb Stunden in der kalten Kirche ausharren muß, nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens zählt. Nur der Pfarrer kann ſich erwärmen, ja ſogar in gelinden Schweiß bringen, wenn er in der Kanzel auf und niederfährt, wie ein Eichhorn an ſeinem Gitter. Aber was würde er zu ſeinen Zuhörern ſagen, wenn die in ihren Stühlen auch ſo auf und niederfahren und den Schweiß ſuchen wollten? Die müſſen ſtille ſitzen, ſollen ſich nicht rühren, frieren begreiflich erbärmlich. Das iſt denn doch wirklich nicht recht, ſondern ein Vorrecht, wenn, während Alle erbärmlich frieren, nur ein Einziger angenehm warm hat, und wer ein Menſchenfreund ſein will und kein Ariſtokrat iſt oder gar ein Rathsherr, ſollte Verſtand haben, es kürzer machen und nicht vergeſſen, daß die Folter abgeſchafft iſt, und das halten wir wirklich für eine Folter und noch dazu für eine ſehr ungeſunde: anderthalb Stunden lang in der Kirche ſitzen und frieren zu müſſen jämmerlich.

Jedoch möchten wir dringlichſt bitten, aus dieſer Bemerkung nicht den Schluß zu drehen: mit Schein wären wir nicht großer Liebhaber von Gottes Wort, ſonſt könnten wir um deſſelben willen Froſt und Schnee ausſtehen nicht bloß Stunden, ſondern Tage lang. Excuſe, gegen dieſe Folgerung möchten wir Einwendungen machen; erſtlich bemerken, daß uns denn doch ein beträchtlicher Unterſchied zu ſein ſcheint, zwiſchen einer langen Predigt und Gottes Wort, und zweitens, daß in dem Maaße eine Predigt Gottes Wort ſich zu nähern ſcheint, als die Zuhörer in derſelben ſich erwärmen und nicht erkälten, und daß lange Predigten, beſonders im Winter, ſehr oft nichts ſind, als ein langes Geſchnader, weil der Prediger zu beſonnenem Nachdenken die Zuhörer nicht werth geachtet und den Mangel an Gedanken durch die Menge der Worte zu erſetzen meint.

Nun diesmal hatte dieſe lange Predigt das Wohlthätige, daß ſie Stoff gab zu allerlei Bemerkungen und Anekdoten, mit welchen man ſich die langwierige Fröhlichkeit zwiſchen der Predigt nnd dem Eſſen verkürzte. Die Bäurin im Gſchwätz hatte ein gut Gedächtniß und einen geſalbeten Mund, und mit dieſen Dingen vermag man viel zu verrichten. Sie brichtete, wie ihre Mutter immer von einem Pfarrer geredet, der auch ſo lang gepredigt, daß man es nicht habe erwarten mögen. Einmal, an einem Bettag, habe er den ganzen Morgen voll gepredigt, daß es den Leuten ganz blöd ums Herze geworden und Alle gedacht, wenn er um Gotteswillen doch nur ſchwiege. Da habe er gepredigt gerade als gings ans Ende, daß Viele halblaut geſagt: Gottlob, jetzt iſt's aus. Aber ſtatt Amen habe er geſagt: jetzt wollten ſie eine Pauſe machen und ſich ſtärken; wer was bei ſich habe, ſolle es machen wie er, nachher wolle man wieder fortfahren. Darauf ſei er abgeſeſſen, habe ein groß Stück Brot hervorgezogen und zu eſſen angefangen. Nun, als er fertig war, brauchte er auch nicht fortzufahren. Die Zuhörer waren ausgeriſſen bis an den Sigriſt. Herr Pfarrer habt nicht Müh, ſagte dieſer. Ich denke, wir gehen auch heim und nehmen was Warmes. Die Leute ſind zufrieden und ſchenken uns das Andere. Es thäte ſie nur ſchläfern, es iſt ſo heiß.

Hielt er den andern Theil nicht nachher? frug Gretli. Weiß ſelb nicht, ſagte die Bäuerin, die Mutter ſagte nichts davon. Da machte es ein alter Herr, er ſoll noch nicht lange geſtorben ſein, zu Braſtigen anders. Der hatte einen Vicari und ſollte eigentlich nicht mehr predigen, aber er that es gruſam gerne und der Vicari war gruſam geſchickt, aber wenn Jemand anders ſeine Sache machte, ſo zürnte er es nicht. Der ließ den alten Herren an einem Bettag Nachmittag predigen. Die Leute wußten wie lang der Herr mache. Als ſie ihn kommen ſahen von weitem, der Kirchweg iſt lang, ſtob alles Hals über Kopf davon. Als der Herr zur Kirche kam, ſtand der Sigriſt vor derſelben und ſagte: Herr Pfarrer, es iſt mir leid, ich weiß nicht, was das iſt, aber die Kirche iſt leer, kein Menſch iſt darin, es muß da ein Irrthum ſein. Der Herr traute dem Sigriſt nicht, es iſt auch nicht allen zu trauen, ging ſelbſt in die Kirche, aber der Sigriſt hatte recht. Der Herr ſchüttelte ſtark den Kopf und ging heim. Am Freitag war ein Kind zu taufen, was der alte Herr wieder verrichten ſollte. Der Vicari war ausgeflogen, die Leute redeten ihm nach, er verdiente ſeinen Lohn am liebſten mit den Beinen. Als der alte Herr getauft hatte, ſagte er, da er am Sonntag ſeine Predigt nicht habe halten können, ſo wolle er ſie jetzt den Anweſenden halten und die Kindbettileute ſammt zwei Kindbetterinnen mußten zwei Stunden lang die Predigt hören.

Nun, ſagte die Bäurin im Gſchwätz, es war auch lang genug, aber am Bettag iſt's doch nicht ſo kalt in der Kirche, als es heute war. Ich glaube bald, die Kindbettimanle ſtecken mit dem Pfarrer unter einer Decke. Je länger die Gevattersleute in der Kirche ſein müſſen, deſto kürzer können ſie im Wirthshaus ſein, und wenn es ſo kalt iſt wie heute, iſt ihnen der Hals zugefroren, daß ſie längs Stück nicht ſchlucken können, ſo ſparen ſie mit einer langen Predigt weiß Gott wie manche Maaß. Als ich meine Füße nicht mehr fühlte und es mich ſchlotterte wie einen armen Sünder, da war ich faſt reuig, daß ich nicht unſere Magd ſandte, die wäre ſo gruſam gerne gekommen und wäre anderthalb Tage lang in der Kirche gehocket, wenn ſie dafür einen halben Tag an einer Kindstaufe hätte ſein können und warten auf gut Schick. Dir wäre es übel gegangen, Meitſchi, ſagte ſie zu Gretli, es hätte nicht müſſen zu machen ſein, ſonſt hätte ſie dir den Götti abgeſtochen. O, wir haben ſchon ſo oft gelacht ihretwegen, aber ſie achtet ſich deſſen nicht.

Sie iſt wüſt, hat ein Geſicht wie ein Krautkuchen und iſt arm, den Lohn braucht ſie immer vor; ſieht ein Bub ſie an, ſo kramet ſie ihm oder zahlt ihm Wein, und alles will nichts helfen, es iſt längs Stück nichts mehr mit ihr anzufangen und ſie redet manchmal Sachen, daß man ihr abputzen müßte, wenn man vor Lachen könnte. Letzthin ſagte ſie: Man ſage, es werde dem Menſchen alles geordnet, was er erleben müſſe und wen man heirathen ſolle, der werde einem auch gordnet. Aber ſie ſags, Einen wollte ſie, ſei ihr keiner gordnet, ſo nehme ſie einen Ungordneten.

So ging die Zeit ziemlich kurzweilig um, bis endlich die Wirthin kam und ankündigte, daß man bald werde eſſen können; aber vorlieb nehmen müßten ſie. Sie könne nicht aufwarten, wie es jetzt an vielen Orten der Brauch ſei, mit Gflügel und andern guten Sachen, ſie müßten ſich begnügen mit Schaalfleiſch. Mit Tauben und Hähneli hätten ſie ſich nie ſtark abgegeben, und jetzt, ſeit die Erdäpfel fehlen, gar nicht. Sie hätten den größten Theil des Geſichts abgeſchafft. Es komme einem freilich unkomod, aber der Mann habe es nicht anders gethan, und im Grund habe er recht, die Hauptſache ſei, daß die Menſchen zu eſſen hätten, und wenn man die Sache rechne, ſo gebe das theure Hühner und Tauben. He, ja, ſagte die Bäurin im Gſchwätz, großer Profit iſt an dem Zeug nicht, aber man iſt ſich deſſen gewohnt, es gibt noch manchen Kreuzer ſo neben bei, den Niemand achtet, und daneben muß man nicht meinen, daß man ſo päbſtlich ſein müſſe und alles machen, was den Männern durch den Kopf fährt. Es iſt Eine eine dumme Frau, wenn der Mann z'halbe merket, was ſie macht. Meiner meinte auch, ich ſollte die halben Hühner abſchaffen, wir hätten immer noch d'halb z'viel. Aber ſie reuten mich, es waren alles greiſete Hühner und mir lieb. Ich widerredete ihm nicht, aber ich dachte, es werde keine Sünde ſein, ſie am Leben zu laſſen, bloß z'tödten ſei verboten; ich ließ daher immer nur die Hälfte laufen, die andern ließ ich drinnen. Das merkte er nicht und war zufrieden dabei, und wir gingen dabei auch nicht zu Grund.

Das könnten wir nicht machen, ſagte Gretli lachend. Unſer Vater weiß immer alles, was geht, wenn er ſchon thut, als achte er ſich nicht. Die Mutter hat ſchon manchmal geſagt, ſie wiſſe es nicht, wie andere Weiber es machen, daß ihnen ſo viel hinterrucks angehe, einmal ſie möchte ſich nicht unterſtehen, das Geringſte hinter Vaters Rücken zu machen von wegen er iſt bſunderbar e Merkige und e Gſcheite. Narrheit! ſagte die Bäurin im Gſchwätz. Meiner iſt auch kein Löhl, er hat eine feine Naſe und wird wohl ſo merkig ſein als dein Alter, aber er iſt halt nicht mehr als ume e Ma. Der Unterſchied iſt der, ich bin dümmer als deine Mutter, ſie machts und ſagt nichts, ich machs und ſage es, doch gewiß nur, wenn ich eine gute Stunde von Meinem weg bin. Und wenn er es vernähme, thäte er nicht wüſt? frug die Wirthin. Wahrſcheinlich, aber dann thäte ich die Bibel nehmen und ihm unter die Naſe halten, 1. Pet. 3, 7 und ihm ſagen: Schmöck Möff, antwortete die Bäurin. Wie heißt es denn da? frug die Wirthin lachend. So ganz genau kann ich es nicht ſagen, antwortete die Bäurin, allweg iſt der Sinn ſo: Ihr Männer, habt Verſtand mit den Weibern und gebet ihnen als den Geſcheidtern die Ehre. Es wird kaum ganz ſo heißen, meinte Benz. Allweg wird es nicht viel fehlen, ſagte die Bäurin, und wenn es nicht ganz ſo heißt, ſo ſollte es doch ſo heißen, denn ſo iſt es doch.

Da wurde die Unterhaltung, die gelehrt zu werden drohte, abgebrochen, dieweil das Eſſen anging. Dieſes bot nichts Merkwürdiges dar; wie die Wirthin bemerkt, wurde nur Schaalfleiſch aufgetragen, kein Geflügel, wenn man nicht etwa Speck und Schinken dazu zählen will, nach dem bekannten Exempel des Rathsherrn von Biel, der ſich beklagte, wie theuer bei ihnen das Geflügel ſei, ſeine Köchin habe letztlich 15 Batzen für eine Gitzi bezahlen müſſen.

Zeitlich erſchien Ankenbenz mit der Bemerkung, er habe preſſirt, es werde kalt, er möchte zeitlich heim. Er machte große Augen, als er den jungen Benz ſah, aber es war ihm nicht unrecht. Er behandelte denſelben ſehr freundlich, ſo daß es dieſem recht wohl ums Herz ward. Ueberhaupt Allen war er eine freundliche Erſcheinung, beſonders nahm ihn die Bäurin im Geſchwätz in Beſchlag, fing ihre Späße über das frühere Thema dem Betragen der Männer wieder an und freute ſich, den zu ſehen, der von keinem Weibe zu betrügen ſei, er werde wohl der rarſte Vogel ſein unter der Sonne und ſo weit der Himmel blau ſei. So gings, daß Benz ſich länger aufhielt, als er Willens geweſen und kaum Zeit zu einem vertrauten Wort mit Hans Uli fand. Benz ſagte er, er wollte ihm das Reiten anbieten, wenn er nicht ein ſo eng Schlittchen hätte, daß zur Noth Zwei darauf Platz hätten, geſchweige Drei. Dagegen ſolle er bald hinaufkommen, er hätte mit ihm zu reden. Als ſie fort waren, ereignete ſich eine Seltenheit, man rupfte nichts an den Abgefahrenen auf, fand nur zu rühmen. Ja, die Bäurin meinte ſogar: Hör, Junge, wenn das Meitſchi dich will, ſo fahr ab und mach nit lang, das iſt nicht eins von denen, wo um Zwölfi noch auf dem Märit ſtehn, weil ſie nicht Kauf gefunden. Ich habe auch zwei Meitſchi, nicht die leideſten, apparti erleidet ſind ſie mir nicht, aber wenn du ordentlich gethan, hätte ich dir vielleicht geſagt, du ſolleſt einmal zu uns kommen. Es nimmt mich ſo ſatt wunder, an Einem zu probiren, wie es mit dem Andern ginge, wenn es eine Frau würde, aber jetzt will ich nichts ſagen, als: mach nit dr'Narr, wart nit bis morn, wenn d'die hüt ha chaſt. Das müſſen reiche Leute ſein, meine Meitſchi ſind auch nit blutt, allweg bekommt jedes einen Sommerſtrumpf und einen Winterſtrumpf, für abzwechſle, und es Imi oder was dürr Schnitz füre erſt Hunger, aber da gibts wohl noch es Bälli Anke und es Schnäfeli Brot, und was ſchickt ſich da beſſer, als e Löffel voll Hung zu Brot und Anke.

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Von einem großen Schnee und einem plötzlichen Todesfall.

Wenn Einer eine Reiſe thut, ſo kann er was erzählen, heißt es in einem Liede, aber wie ſehr die, welche daheim geblieben, auf dieſes Erzählen blangen, heißt es in keinem Liede, und doch iſt das Verlangen des Hörens meiſt größer und häufiger, als der Trieb zu erzählen.

Wer hat es nicht ſchon erfahren, wenn er heim kam und das Maul nicht alsbald aufthat bis hinter die Ohren, entweder weil er müde war, oder weil er nichts wußte ein: Weißt nüt Neus? nach dem andern auf ihn einkam und immer ſpitzer, immer ähnlicher dem Zauberſpruch des Räubers, Blut oder Geld, bis er mit etwas raus mußte, mit einer nagelneuen Lüge endlich, wenn er keine Wahrheit wußte. Nun ſo arg war es auf der Ankenballe nicht und auch nicht nöthig, wenigſtens an ſelbem Sonntag nicht. Allerdings nahm es Liſi wunder, was gegangen war, aber ſeine Leute zu preſſen wie eine Citrone, um zu ihren Erfahrungen zu kommen, hatte es nicht im Brauch und dießmal auch nicht nöthig. Gretli hielt nicht hinter dem Berge. So ſehr es Liſi freute, daß Benz da geweſen und nicht Hans, ſo ſehr ärgerte ihns auch Hanſens Betragen. Das ſei denn doch nicht erhört worden, ſagte es, daß Einer es vergeſſen, daß er Götti ſein ſolle, davon gelaufen ſei, ohne wenigſtens einen Andern zu beſtellen. Es ſei gut, daß Gritli das nicht erlebt, das hätte es nicht verwinden können. Es ſei eine Schande fürs Haus, und wenn es unter die Leute komme, ſo müſſe es ſich wohl die ganze Gemeinde entgelten und ſich vorhalten hören, wie komod es ſei, hier Göttene zu beſtellen. Wenn der Vater jetzt nicht dem̃ Jungen ſein Treiben ein für allemal ſtelle, ſo halte es ſein Lebtag nichts mehr auf ihm.

Wenns ſtark nebelt, ſchneits gerne viel, ſo geſchah es auch damals. Es flockte am folgenden Morgen vom Himmel, als ob droben alle Federbetten aufgegangen und mit Platzregen befeuchtet, die ſchwer gewordenen Federn niederfielen. Oder waren die großen Flocken Liebesbriefchen der Sonne, welche ſie der lieben Erde ſandte, von der ſie durch den wüſten Nebel geſchieden war wochenlang, der jetzt zur Strafe ſelbſt das Material ſein mußte zu der Sonne zarten Liebesbriefchen. Es ſchneite am Montag aneinander und eine Flocke drängte die andere, daß man kaum fünf Schritte weit ſah und die Hühner gleich nach Mittag z'Sedel wollten, weil ſie meinten, es gehe auf den Abend. Auf einem Bauernhof auf den Bergen iſts dann ein einſam heimelig Leben. Man iſt abgeſchnitten von der Welt, die Wege ſind verſchneit, es geht, wenn nicht beſondere Umſtände obwalten, Niemand vom Hauſe und es kömmt Niemand, als etwa, wenn der Melker miſtet, eine hungerige Krähe auf den Miſt. Drinnen ſpinnt es, als ob das Stroh vom Dache geſponnen ſein müßte, die Knechte holzen, wenn das Dreſchen aus iſt, und Holz beim Hauſe, oder machen Bänder für die nächſten Garben. Wer ſchnefeln kann, beſſert das Werkzeug aus, macht Hauenſtiele, Axthälme und Flegelshäupter in Vorrath. Am Abend ſammelt man ſich in der Stube, haſpelt die vollgeſponnenen Spuhlen ab, rüſtet zum Gebrauch oder zum Darren Aepfel oder Erdäpfel, ja auch Möhren oder Rübli werden klein geſchnitten, um wohlgedörrt den wahrhaftigen Kaffee zu verbeſſern. Soll es länger als einen oder zwei Tage dauern, ſo bricht dann wohl ein vorwitzig Knechtlein aus, dem es zu eng wird im weiten Hauſe, unter dem Vorwand, es müſſe doch erkundigen, wie tief der Schnee ſei und ob irgend wo noch Leute lebten. Manchmal kömmt es noch ſelben Abend heim, oft aber erſt am folgenden Morgen und weiß dann auch viel zu erzählen, warum es nicht ſchon am Abend geſchehen ſei, daran iſt dann aber zumeiſt wenig Wahrheit, oft iſt es pure Dichtung. Nun ſchneite es ſelbe Zeit ſo vaterländiſch, als ob es nicht mehr aufhören wollte, bis Mittwoch Abends. Da war guter Rath theuer, denn am Donnerſtag war Unterweiſung, und Bäbeli, Gretli's Schweſter, erklärte, die fehle es nicht, es wolle keine fehlen, Krankheit ausgenommen, das habe es ſich heilig vorgenommen. Vergeblich ſtellte man ihm vor, der Pfarrer ſei auch ein Menſch, werde daher wohl Verſtand haben; vergeblich ſagte Gretli, weißt ja nicht, daß der Pfarrer immer ſagt, bei ſolchem Unwetter ſolle man nicht kommen, er begehre nicht, daß man die Geſundheit verderbe. Das wiſſe es wohl, daß das der Pfarrer ſage, ſagte Bäbeli, aber einmal wolle es keine fehlen, und jetzt ſolle man es nicht mehr plagen. Endlich trat der Vater auf ſeine Seite und ſagte: Laßt mir das Meitſchi ruhig, ſei es jetzt Hochmuth oder Eifer, ſo iſt die Sache recht, die es will, und darum ſoll es gehen, wenn es zu machen iſt. Am Morgen hatte das Schneien aufgehört. Die Sonne ſah wieder auf ihre Erde, aber kalt. Nach all den Liebesbriefen hätte man glauben ſollen, die Liebe müßte heißer ſein. Aber ſo geht es, wenn man zu äußerlich wird, fängt es innerlich an zu fehlen, wer zu viel ſchießt, kömmt ums Pulver, und wer mit Liebesbriefen bombardirt, um die Liebe. Die Knechte mußten ans Schneeſchorren hin, das war eine harte Arbeit. Die Wände neben den Wegen wurden über mannshoch, daß man oft nicht recht wußte, ſollte man ſchorren oder einen Tunnel machen. B'hüt Gott das Land, wenn der plötzlich vergehen ſollte, da unten gings ärger als bei der Sündfluth, b'hüt Gott die Berge, wenn der nur von der Sonne abgehen ſollte, der bliebe bis z'Michelstag, ſagten die Knechte. Kaum war es möglich, den Weg frei zu machen, daß Bäbeli um 11 Uhr in die Unterweiſung kam. Ei, meine Kraft, rief der Pfarrer verwundert aus, du auch da und biſt mit dem Leben davon gekommen! Bäbeli, weißt du nicht, daß ich geſagt, bei ſolchem Unwetter oder Unweg ſollen die Weitern nicht kommen? Die Knechte haben mir geſchorret, ſagte Bäbeli, da machte es nicht ſo viel. Bäbeli that die Sache ſehr wohl, es hätte nicht eine rothe Kuh dafür genommen. Der Pfarrer hatte ſeinen Eifer geſehen, und dem Pfarrer that es was es konnte zu Lieb und Ehr. Andere, und zwar Buben, waren daheim geblieben, und die Knechte hatten ihm geſchorrt. Was that ihm wohl und was am meiſten? Im Herausgehen ſagte ihm eine Geſpielin: Weißt, der Hunghafen Hauptmann will ſterben oder iſt vielleicht ſchon geſtorben? Mein Gott, fuhr Bäbeli auf, wir wiſſen nichts, die werden loſen daheim. Was hat es ihm gegeben, er war ja noch am Samſtag z'weg? Man ſagt allerlei, aber vom Rechte nicht gern, es iſt e grüslige Sach, war die Antwort. Was iſts, was ſagt man? frug haſtig Bäbeli. Ich weiß es nicht recht, ich darf es auch nicht ſagen, man hat es mir gruſam verboten, und wenn es auskäme, daß ich es Jemanden geſagt, es ginge mir viel zu übel, ſagte die Freundin. Aber mir kannſt es wohl ſagen, ich ſage es wäger keinem Menſchen, ſagte Bäbeli. Nun folgten die üblichen Formalitäten, bis endlich die Geſpielin ſagte: Denk, der Hunghafen Hauptmann ſollte am letzten Sonntag Götti ſein, und ſtatt deſſen lief er mit Kameraden fort, neue a ne Verſammlig vo dene Radikale und ließ Taufe Taufe ſein. Am andern Tag, gerade wo es in die Kirche läutete, kam es ihm in Sinn, und er ſagte es ſeinen Kameraden, was er jetzt verſäumt, da trieben ſie aber das Geſpött, ſchröcklich ſollen ſie geredet haben, daß es noch kein Menſch nachſagen durfte, aus Furcht, es gehe ihm auch ſo; denn wo Hans aufſtehen will, kann er nicht mehr, die Augen wollen ihm zum Kopf aus, gruſam iſt er verirrt und den Kopf hatt er z'hinter für auf dem Hals. Darauf brachten ſie ihn heim, aber er kam nicht mehr zu ſich, ſelbſt kein vernünftig Wort mehr konnten ſie mit ihm reden, jetzt wird er wohl geſtorben ſein. Man darf gar nicht daran denken. Aber jetzt, daß du mir nit z'Herrgotts biſt und einem Menſchen es Wörtli dr glyche thuſt, keys Wörtli ſieg dr mehr. Natürlich verſprach es Bäbeli, flog heim, als wie aus einer Piſtole geſchoſſen, plötſche zur Thüre hinein und rief athemlos: Wißt ihr es ſchon wegem Hunghafen Hauptmann; z'Caspars Mädi hat mir geſagt, am Sonntag, gerade als man getauft, ſei es an ihn gekommen, plötzlich ſei er verirrt und nie mehr zu ihm ſelbſt gekommen, und jetzt werde es mit ihm aus ſein.

Begreiflich erzeugte das große Bewegung in der Familie. Wie es geſchieht, die Einen glaubten, die Anderen nicht. Es ſei nur ein Gaſſengerede, es habe es nur ein Kind geſagt, man hätte es ja auch vernehmen müſſen, ſagten die Einen. Es müſſe was daran ſein, erſinnet ſo ganz z'leerem hätte das Niemand, und wie man das hätte vernehmen wollen, da wegen dem Unwetter Niemand da geweſen, meinten die Anderen.

Benz war nicht daheim; er hatte es verſucht, in den Wald zu gehen, um mit Knechten nach allfälligem Schneefall zu ſehen. Liſi entſchied daher, man müſſe warten, bis Benz da ſei, um etwas zu machen, ſo mir nichts dir nichts hinunterſenden möge es nicht. Sei es nichts, werde man ausgelacht, ſei es gar ernſthaft, ſo werde man wohl Beſcheid machen. Gretli hätte gegen dieſen Entſcheid ſich gerne aufgelehnt, aber was Liſi geſagt, war geſagt und nicht in den Wind geredet. Es blieb ihm nichts übrig, als den Vater herbei zu beten. Aber gäb wie es wünſchte und hinaus ſah, kam derſelbe nicht, ſo daß, wenn man ſich nicht der zwei Knechte getröſtet, Liſi Angſt bekommen hätte. Von Lawinen, die bekanntlich einen großen Bauch und eine gewaltige Macht haben, war in dieſer Gegend nichts zu fürchten.

Erſt nach eingebrochener Nacht kam Benz und ganz erſchöpft.

Langſam nur waren ſie vorwärts gekommen und mit großer Anſtrengung. Der Schnee ſei, ſagte Benz, wie er ihn kaum je erlebt, und in den Wäldern ſehe es bös aus.

Er hatte nichts vernommen und hörte mit Verwundern den Bericht. Wenn er nicht ſo müd wäre, ſagte er, er ginge alsbald hinunter, aber ſchicken möge er Niemanden. Schicke man wen man wolle, ſo werde die Sache verplaudert und ein langer überflüſſiger Stiel daran gemacht. Uebrigens glaube er nicht recht daran, er denke, Benz wäre wohl gekommen, wenn was dran wäre. So entſchied die oberſte Inſtanz. Ja und jetzt, Gretli, was machen?

Nun: in Spanien wären Feuerteufel aufgeſpritzt und herum gefahren, daß Niemand des Lebens ſicher geweſen, in Holland wären die Brunnenwaſſer der Tiefe aufgebrochen, daß nicht nur das Y übergelaufen, ſondern alles Gewäſſer von A bis Z, das ganze ABC und Deichbrüche hätten ſtatt gefunden, wie nie noch erlebt worden, von wegen, wenn ſchon kein groß Unglück geſchehen war, keine ſchwarze Wolke aufs Leben ſich gelagert für die ganze Lebenszeit, ſo hatte ſich dagegen ein Gwunder erhoben und vor die Naſe geſtellt, ein Gwunder, größer als Himmel und Erde und alles was darinnen iſt. Gwunder iſt Gwunder, kann größer oder kleiner ſein, nicht immer nach der Wichtigkeit des Gegenſtandes, ſondern nach der Natur des Gwunderigen und der Bedeutung, welche derſelbe darein ſetzt. Eine gwunderige Frau z. B. kann es faſt verſprengen vor Gwunder, was die Köchin einer Nachbarin vom Markte bringt, ſo daß ſie nicht bloß ſo leiſe drum herum frägt und leiſe auf den Buſch ſchlägt, was der verdeckte Korb berge, ſondern daß ſie darauf zufährt, wie der Habicht auf eine Taube und nicht raſtet, bis ſie mit der Gwundernaſe auf Grund und Boden gekommen. Man denke aber nun, daß Gretli Benz liebte und was alles an ſeinem Gwunder hing, was der Gegenſtand ſeines Gwunders barg. Nicht bloß einen Märitkorb und ob eine Ente oder ein Hähneli, 3 Salatſtüdeli oder nur 2 Zwiebeln, oder Knoblauch, Kirſchen oder Pflaumen, Zuckererbſen oder Blumkohl darin ſei, oder gar vielleicht einige nagelneue Erdäpfel, es lag da ein plötzlicher unerwarteter Entſcheid ſeines Lebenslaufes; denn wenn Hans ſtarb, ſo war Benz der jüngſte Sohn, der Erbe des Hofes, man denke! Gretli beugte ſich ſtillſchweigend unter dem Spruch der höchſten Inſtanz und zwar ohne Feuer oder Waſſer von ſich zu geben, und verwerchete ſeinen

Gwunder in aller Stille in ſeinem Kämmerlein. Sein Kämmerlein iſt des Mädchens Heiligthum, der Schauplatz ſeiner Träume, ſein Allerheiligſtes, darum wollen wir nicht mit frevler Hand den Vorhang heben, ſondern bloß berichten, daß am folgenden Morgen das Ausſehen Gretli's davon zeugte, daß ſein Schlaf kein beſonders geſegneter geweſen, ſondern daß die Träume, welche bei wachem Leib durch die Seele fuhren, den Schlaf verzehrt hatten. Am folgenden Morgen blieben ſie nicht lange im Gwunder. Früh kam ein Knecht aus dem Hunghafen mit dem Bericht, es ſolle doch dr Tuſig Gottswille Jemand hinunter kommen, ſie wüßten ihres Lebens nichts mehr anzufangen, laſſe Benz ſagen. Der Knecht wußte nicht viel zu ſagen, als daß man Hans am Montag Abend heim gebracht, wo er bereits verirret geweſen, und ſeither ſei er nie mehr zu ſich gekommen, kenne keinen Menſchen, raſe zeitweis gruſam, werde es aber nicht lange mehr machen, wie die Doctoren ſagten. Es ſei ihm zu wünſchen und den Andern auch, ſetzte er hinzu. Auch ließ er, als er ſah, daß Benz ſich rüſtete, merken, die Bäurin wäre nöthiger, als der Bauer. Die Doctoren fluchten gar über das Weibervolk, es könne und verſtehe nichts. Geſtern ſei einer ſelbſt in die Küche gegangen, habe den Jungfern wüſt geſagt und ſelbſt gekocht, erzählte der Knecht. Die Meiſterjungfere hätte ihm das böſe Maul anhängen wollen, aber deren hätte dann der Doctor geſagt, was ihr längſt gehört. Da begriff Liſi, daß ſie ihns nöthig hätten, denn es iſt ein traurig Dabeiſein in einem Krankenhauſe, wo die Küche ſo beſtellt iſt, daß man nichts darin bereiten, ja nicht einmal ordentlich ſiedendes Waſſer machen kann. Es iſt ſtark und doch wahr, daß Manche ſich für eine Köchin ausgibt und weiß doch nicht, wenn das Waſſer ſiedet, kann ſingen und ſtrodeln nicht von einander unterſcheiden, hat in dieſer Richtung gar kein Muſikgehör. Liſi wußte, was Eile werth iſt, gab kurze Ordren, und war alsbald auf dem Wege. Es ſei ſonderbar, dachte es, in wie verſchiedenen Gedanken und zu verſchiedenen Dingen man den gleichen Weg gehe. Dieſer Wege führe ihns fort und führe ihns heim, und faſt allemal, wenn es heim komme, müſſe es denken, für was gehſt du das nächſte Mal aus, oder trägt man dich aus und den Berg ab, dahin, von wo kein Weg mehr weiter führt. Als es von Gritli's Leiche zurückgekommen, da hätte es nicht daran gedacht, daß es wegen Hans den Weg gehen werde, und zwar an ſein Sterbebett. Der ſei geweſen wie ein Baum, daß man hätte glauben ſollen, er werde mit den Beinen von allen Andern die Aepfel von den Bäumen werfen können, und jetzt gehe es ungſinnet ganz anders. Ja, ja, ſo geht es, wie es heißt, und deſſen man ſich doch ſo wenig achtet: Alles Fleiſch iſt wie Gras und alle Herrlichkeit der Menſchen wie des Graſes Blume. Das Gras iſt verdorrt und ſeine Blume iſt abgefallen, aber des Herrn Wort währet bis in Ewigkeit. Unten fand es Alles in der größten Trübſal, beſonders Vater Hans. Der arme Hans war bewußtlos, doch tobte er nicht.

Ueber die Natur der Krankheit ſteht einem Laien das Urtheil nicht zu, von wegen die Krankheiten im Canton Bern kriegen ſeit einiger Zeit ſo wunderliche Charaktere, daß die größten Gelehrten total konfus werden, Einer wider den Andern ſteht, und ſie ganz verſchiedene Redensarten ins Feld führen. Ja es iſt ſehr möglich, daß, wenn der Eine behauptet, der Patient ſei an dem Miſerere geſtorben, der Andere mit bedenklicher Heftigkeit eine Hirnentzündung conſtatirt haben wollte, der Eine die Urſache der Krankheit in gewaltſam angethaner Erkältung, der Andere in muthwillig erregtem Zornaffekt ſuchen würde. Und zwar geht das ſo nicht nur etwa bei dummen Landärzten, wo der Grund handgreiflich in der Dummheit und Unbildung liegen würde, ſondern bei ſtädtiſchen Capacitäten, bei Profeſſoren ſogar und zwar bei grauen, denen doch junge Weisheit klafterlang zum Maul heraushängt, wo man alſo die neueſte Bildung und große ärztliche Erfahrung vorausſetzen ſoll, und wo von Dummheit begreiflich keine Rede ſein kann. Woher nun dieſe Confuſion, welche begreiflich den Reſpekt vor den Aerzten nicht vermehrt und Bedenken erregt gegen profeſſorliche Autoritäten und Zweifel über mediciniſches Ehrgefühl und ganz gemeine Ehrlichkeit, wie ſie dem gemeinſten Manne wohl anſteht. Woher dieſe bedenkliche Confuſion, von der man ſonſt nichts wußte? Man ſtreitet ſich darüber, die Einen ſagen, die Krankheit komme von außen her wie die Cholera und die Kartoffelkrankheit, habe unter den Gelehrten Europas ſchon lange gewüthet und werde durch fremde Profeſſoren, vielleicht durch Deutſche eingeſchleppt worden ſein. Namentlich bei ihnen ſolle es als Fundament aller Grundſätze angenommen ſein, daß, gleich wie die ſämmtlichen Planeten um die Sonne laufen, ſich nach ihr richten, von ihr allein Leben empfangen, ſo müßten alle Wiſſenſchaften, wie viel ihrer ſeien, und wie viele erſt entdeckt würden, um den Satz herumlaufen, von ihm belebt, geſättigt, gerichtet werden: Selber eſſen macht feiſt (fett). Von dieſem Satze werden dann abgeleitet die Lehre von der perſönlichen Freiheit und die Lehre von der allgemeinen Freiheit. Andere meinen, es dünket uns aber, dieß falle mit dem Obigen faſt zuſammen, es würden heut zu Tage die Sachen nicht mehr objektiv, ſondern ſubjektiv beurtheilt; je nach ſeinen Augen oder ſeinem Appetit ſehe jeder jede Sache an, es gebe nichts Poſitives mehr, ſondern nur Relatives, d. h. kein Ding ſei an ſich etwas, ſondern nur in Beziehung auf mich; ſo z. B. iſt der Zuſtand, in welchem mir ſauwohl iſt, ich machen kann, was ich will, die wahre Freiheit, der einzig zu duldende Zuſtand, und wer es nicht ſo meint, wer es anders will, dem macht man einfach den Grind ab, dieweil er dem Glück der Völker im Wege ſteht. Uebergetragen in die mediciniſche Praxis, lautet es alſo: Krankheit gibt es eigentlich keine beſtimmte und ausgemachte, aber krank iſt jeder, den der Arzt für krank anſieht, und ſo krank, wie es der Arzt anſieht, und wenn zehn Aerzte an einem Menſchen zehn verſchiedene Krankheiten ſehen, ſo kann er zehn Krankheiten haben. Das iſt das Dumme dabei, daß dann jeder Arzt behauptet, die, welche er ſehe, ſei die alleinige und rechte, das gibt dann eben den Streit. Die dritten endlich, und dieſes ſcheint uns der Wahrheit am nächſten zu kommen, behaupten, es fehle den Aerzten an Bildung und ganz hauptſächlich an Sprachbildung, ſie ſeien ungefähr wie Welſche, welche deutſch reden ſollen, ſie könnten hauptſächlich zwei Formen nicht unterſcheiden: die aktive und die paſſive; dieſe Unbildung beſchlägt nota bene die Gelehrteſten unter ihnen, Profeſſoren z. B., welche ſelbſt der Zeit vor ſind, wie man ſie z. B. im Seeland und andern Sumpfgegenden findet, unter gewöhnlichen Landärzten wird ſie wenig ſichtbar. Die Aerzte, welche mit dieſer Krankheit oder Schwachheit behaftet ſind, ſagen alſo z. B. du haſt geſtohlen, dem Reichen, dem man ſeine Sachen nimmt, ſtatt daß ſie ſagen ſollten, du wirſt beſtohlen, ſie ſagen, du haſt dich erſchoſſen, wo Einer erſchoſſen worden iſt, und ſagen, du biſt ertränkt worden, wo ſie ſagen ſollten, du haſt dich ertränkt, du biſt ein Lügner, ſtatt du biſt angelogen worden u. ſ. w. u. ſ. w. Man begreift leicht, wie dieſes zu bedenklichen Verwechslungen veranlaſſen kann und daß daher jeder Laie ſich ſehr hütet, in dieſe Verwirrung zu gerathen und über Krankheiten Urtheile abzugeben, man riskirt dabei viel, ja den Kopf in politiſchen Zeiten, und wenn der

Betreffende eine politiſche Perſon iſt, wie z. B. der arme Hans, der wie todt da lag.

Sichtbarlich, das wird man wohl ſagen dürfen, denn der Erfolg rechtfertigt die Wahrnehmung, gings mit ihm zu Ende. Liſi that was es konnte, zu ſeiner Erleichterung. Als der Doctor kam, ſagte er, ſo iſts recht, nur ſchade, daß es zu ſpät iſt, aber eine ſolche Frau ſollte man allenthalben haben, wo ein Kranker iſt. Wäre er davon gekommen, frug Liſi ängſtlich, wenn ihm recht wäre gluegt worden? Glaubs nicht, antwortete der Arzt, die Natur war zu ſtark angegriffen und zu lange gings, ehe recht dazu gethan wurde. Aber macht noch, was ich geſagt, man weiß nie, wie es innerlich ausſieht und wie weit Empfindung da iſt, wenn man äußerlich auch nichts merkt, das ſieht man am beſten an den Scheintodten, und wenn man einem Menſchen vielleicht ein Leiden abnehmen oder lindern kann, ſo ſoll me d'Müh nit ſchüchen. Nun Liſi that, was es noch konnte, und ſtill ohne Bewußtſein ſtarb am Nachmittag der arme Hans. Es war wirklich große Trauer im Hauſe um ihn. Der Vater weinte bitterlich, es war, als hätte ſein Leiden und ſein Tod alles Frühere verlöſcht, alles gut gemacht. Es iſt hart für einen Vater, wenn er voll Groll im Herzen heimkömmt und voll gerechten Grolles, und er findet den Sohn nicht daheim, kann nicht mehr mit ihm reden, bewußtlos kommt derſelbe heim und bewußtlos ſtirbt er ihm. Und doch war es eben gut ſo, und weislich vom himmliſchen Vater geordnet, denn wie wären ſie wohl geſchieden, wenn ſie zuſammen getroffen, der Vater mit dem großen Zorn, der Sohn mit dem großen Trotz, und wenn der Sohn darauf geſtorben, wie hätte es dem Vater vielleicht lebenslänglich im Gewiſſen gebrannt, und wie wäre der Tod von Hanſens Kameraden ausgebeutet worden, ließ doch auch ſo hie und da einer ein anzüglich Wort fallen, daß, wenn Hans ein Konſervativer geweſen, er wohl noch lebte, und waren doch lauter Radikale bei ihm, als er den Tod holte. Als Liſi aufbrechen und Abſchied nehmen wollte, bat Benz, wenn es gehen wolle, ſolle es doch den Götti ſenden, es ſehe, wie der Vater thue, und auf der Welt könne Niemand mit ihm reden und ihn tröſten, wie der Götti. Liſi verſprach es und ging wieder den gleichen Weg heim, den es am Morgen gekommen war. Wie nach recht heißen Tagen der Himmel voll Blitze iſt, die Wolken korbweiſe die feurigen Schlangen hinauswerfen aus glühendem Schooße, ſo flogen die Gedanken durch

Liſi's Seele, bis es ungſinnet vor ihrem Hauſe ſtund. Hans iſt todt, ſagte es den ihm entgegenkommenden Benz und Gretli. Gott well ſeiner Seele gnädig ſein. Du ſollteſt hinunter gehen, der Vater thut nöthlich, kann an nichts ſinnen, als daß er mit dem Sohn nicht habe reden können. Benz läßt dir anhalten, es könne da Niemand helfen und den Vater tröſten als du. Dachte ſchon daran, ſagte Benz, will mich z'weg machen, die Nacht bleibe ich dann wohl unten, will nur erſt hören, wie es zu- und hergegangen.

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Das Alte wird begraben, ſiehe, es ſoll Alles neu werden.

Als Benz hinunter kam, dämmerte es ſchon ſtark, ſein Kommen wurde nicht bemerkt. In der Küche wurde er in die hintere Stube gewieſen. Es war finſter darin, er ſah Niemanden, bis eine tonloſe Stimme ihm guten Abend bot ſammt der Hand. Benz fand einen gebrochenen Mann, der es aber nicht ſcheinen wollte.

Hans gab langſam, kurz, tonlos Beſcheid auf Benzens Fragen, erzählte Einiges ungefragt, ſeufzte zwiſchen durch verdrückt, ſuchte auch abzulenken, frug, ſie würden droben auch viel Schnee gehabt haben? Benz merkte den unnatürlichen Zuſtand wohl, wußte aber nicht recht, wie anfangen mit dem Troſte. Als Licht kam, ſah er, wie die Thränen dem Amtsrichter über die Backen quollen, ſah, wie es von Zeit zu Zeit den ganzen Körper ſchüttelte als wie im ſtärkſten Fieber. Als er wieder alleine mit Hans war, ſagte er: Höre, Hans, du biſt nicht z'weg, dir fehlt auch, es ſchüttelt dich ja, als ob du das Fieber hätteſt. Kann ich dir helfen irgend wie? Du weißt, wir ſind in einem Taufwaſſer gewaſchen, waren viele Jahre durch wie Brüder, was einem weh that, machte dem andern nicht wohl bis —

Nun was dahinten iſt, iſt dahinten, da wollen wir es bleiben laſſen, aber wenn du mich zu brauchen weißt, oder ich dir helfen kann, ſo red. Du weißt, wie viel wir zuſammen abgerathen und wie manchen Weg wir zuſammen gingen, und ſo lange wir es thaten, gings nicht übel, und wenn du noch Vertrauen haben kannſt zu mir, der alte wäre ich noch immer und mein Wille wärs, wenn es wieder mit uns würde wie ehemals. O Benz, antwortete Hans, du biſt der alte, ich weiß es wohl, aber hier iſts anders, hier kannſt mir nicht helfen. Ja, ſagte Benz, Todte lebendig machen, das kann ich nicht, das kann eben nur Einer. Ich kann es mir denken, wie hart es dich ankömmt, daß Hans geſtorben; wenn eins meiner Kinder ſterben ſollte, es hielte mich auch hart, ich würde es nie vergeſſen und im erſten Augenblick wäre es mir wohl, als ſeien mir alle geſtorben. Aber dann würde ich mich doch zu faſſen ſuchen, würde mir vorſagen, bis ich mich drein ſchicken könnte: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn ſei gelobt. Du hätteſt recht, antwortete Hans, wenn das Kind dir der Herr genommen, aber machs, wenn du es getödtet, und wer hat meinen Hans getödtet, als ich ſelbſt? O Hans, mein Hans! und damit legte er den Kopf auf den Tiſch und weinte bitterlich, daß es ihn ſchüttelte über und über, und wie er ſich zwingen wollte, dem Anfall wurde er nicht Meiſter. Benz tröſtete, er ſolle ſich nicht ſolche Gedanken machen, es ſei nicht recht. Deppe fehle thue man an allen Kindern, aber Hans ſei groß geweſen, in dem Alter könne man nicht Alles mehr an ihnen zwängen. Ihm unwiſſend ſei er ja fort, und wenn er daheim geweſen, ſo ſei es die Frage, ob er ihn hätte abhalten können, und wenn er daheim geblieben, hätte er die Krankheit ja auch bekommen können; ſo redete Benz lange fort, um zu tröſten, ohne daß er eine Antwort bekam. Endlich hatte Hans ſich gefaßt. Gib dir nicht Mühe, ſagte Hans, du redſt nicht ganz, wie du denkſt, ich höre es deiner Stimme an. Du weißt nicht, was ich die Tage über ausgeſtanden habe, wohl da iſt es mit mir z'Bode gange, und Gott hat mich behütet, daß ich nicht noch ein größer Unglück angeſtellt. Es war nicht, daß mir nicht zuweilen die Sonne in die Augen geſchienen, aber ich blinzte, drückte ſie zu, zwängte mich zum Glauben, wenn auch nicht Alles gut ſei, ſo komme doch Alles gut. Aber jetzt, wohl jetzt ſprengte es mir die Augen auf, ich konnte ſie Tag und Nacht nicht mehr zubringen. Hans war der luſtigſte und liſtigſte Bub, den man ſehen wollte, man hatte ihn nur zu lieb und ließ ihm zu viel nach. Wenn dann der Verſtand komme, ſei er liſtig genug, zu ſehen, was ſein Vortheil ſei, war uns Beider Meinung. Zu ſehr ſtrengte man ihn nie an, er konnte thun, was er gerne wollte, dazu und davon, wie es ihm anſtändig war. Alle Leute rühmten ihn uns, das gebe einmal Einer, wie in mancher Gemeinde Keiner ſei, ſagten ſie, und ach, wir glaubten es, ſo ſchien es, denn allenthalben ward er vorgezogen, überall war er dr Däche (Decan). Da kam die neue Zeit. O Benz, wenn man immer Alles wüßte und immer den Rechten glaubte! Aber was will man, und wer iſt nicht ſchon betrogen worden. Es war gewiß nicht, daß ich es nicht gut meinte, daß ich nicht an das ganze Land dachte, und dachte, ich helfe für ſeinen Nutzen ſorgen. Die Männer redeten ſo gut und bündig, Das, was ſie ſagten, war wie 2 mal 2 macht vier. Die meinten es ſo gut mit mir und ſtellten ſich als Freunde, daß ich glauben mußte, ſie meinten es gut. Du glaubſt auch nicht, wie kurzweilig der erſte Regierer war und wie viel man bei ihm lernen konnte, es war, als ob er die Leute an ſich bannen könnte. Daheim weißt wohl, wie es ging, ich brauche es dir nicht zu ſagen, aber der Fehler war nicht alleine auf meiner Seite, das war der größte, daß ich nicht Mann war und hauptſächlich nicht an mir ſelbſt. Da war ich gerne draußen, es gab eine Gewohnheit, es war mir nicht wohl, wenn ich einige Tage nicht bei den Freunden war, da lernte ich, was es heißt, an allen Haaren gezogen werden. Und der Hans, dr Hans ließ ſich auch in dieſes Leben ziehen, zog ſelbſt, hatte Freude daran. O, das iſt meine große Sünde, die ich mir nie vergeben kann, wenn ſie mir ſchon Gott vergeben ſollte. Es ſchien mir, es ſtehe ihm ſo wohl an, es rühmten mir ihn alle Leute, ich meinte, es gebe eine neue Welt, und wenn er ſich früh daran gewöhne, bringe er es deſto weiter darin, denn ich fühlte wohl, daß mir allenthalben die Fedren zu kurz waren. Ich meinte in der That, es ſei aus mit der Religion, man konnte mir das ſo ſchön auslegen, daß ich daran glauben mußte. Ans Leben dachte ich nicht, welches das mit ſich brachte, ans Geld nicht, welches es koſtete, bis ich mitten drin war und Hans tiefer als ich. Da hätte ich daraus ſtellen ſollen und ihm das Beiſpiel geben, aber ich meinte, er ſolle, als ich es merkte, abbrechen, ihm ſtehe es übel an. Aber das wußteſt, Alles mit ihm machen konnte ich nicht, denn er konnte mir auf Alles antworten, konnte mir ſagen: was mir erlaubt ſei, werde ihm nicht verboten ſein. Und er hat es mir ſpäter mehr als einmal geſagt, und was wollte ich machen, als ſchweigen und zuſehen, wie er immer mehr brauchte. Ich wußte, daß er Schulden machte, und ſteckte den Nagel doch nicht, weiß Gott, wie das jetzt heraus kömmt, doch das wäre der kleinſte Schade, wenn nur er noch lebte, wenn nur ſeine Seele gerettet wäre! Denn jetzt weiß ich wieder, daß ein Gott iſt und was Religion iſt. Ja ausreden kann man ſie für eine Zeit, aber da kömmt es wieder über einen, daß man zittert an Leib und Seele, daß man ſchreien muß, ach Gott, ſei mir armem Sünder gnädig, oder daß man in tiefſten Abgrund ſpringen möchte, wenn man dann aller Angſt und aller Pein ab wäre. Ja Freund, ſo kömmts, darum iſt für mich kein Troſt, keine frohe Stunde mehr.

Nit, Hans, nit, das öppe, ſo Gott will, nit, ſagte Benz. Es war ſchon mancher Menſch viel weiter unten, als du, ward härter geſchlagen, und b'kymte (von keimen) ſich doch wieder mit Gottes Hülfe. Es haben ſchon viele Eltern ihre Kinder verderbt, und dieſe verdarben dann, und an denen, welche ihnen am liebſten waren, erlebten ſie am meiſten Verdruß, von wegen ſie hatten ſie meiſterlos gemacht und meiſterlos blieben ſie. Ich vergeſſe es nie, wie der Pfarrer in der Unterweiſung uns das an David und Abſalon ausgelegt hat, wie das kommen müſſe, und deſſen habe ich mich ſeither geachtet und ich kann ſagen, wohl mehr als hundert Exempel erfahren, wie recht er hatte. Ich kann begreifen, wie man da fehlen kann, geht es mir doch faſt ſelbſt ſo. Aber das konnte ich nie begreifen, wie du ſo ins neue Weſen geben, dich da ſo umgarnen laſſen konnteſt, es that mir in meinem Leben nicht bald etwas mehr weh als das. Du biſt ſonſt ſo verſtändig, warſt ein guter Bauer jedem z'troß, da dünkte es mich, müßteſt du es mit Händen greifen, wie in der neuen Lebtig der Baurenſtand in der Wurzel abfaule, und wie man ohne Gott nicht bauren könne. Ich haſſete dich deswegen nicht, es durete mich deiner und meiner. Von Kindsbeinen in der Freundſchaft gelebt und jetzt ſo weit auseinander, daß jeder erſchrickt, wenn er den andern ſieht, und ausweicht, wenn möglich! Ich ſagte meiner Frau oft: ich kann Hans nicht begreifen, es iſt ihm wie angethan; wenn ich an Hexerei glaubte, ſo glaubte ich, ſie hätten es ihm eingegeben. Mehr als der Bauer im Hunghafen kann er ja nicht werden, als ſolcher war er ja gäſtimirt wie kein anderer weit umher, fährt er fort, ſo mindert der Reſpekt ſtatt zu mehren. Es war mir manchmal, als müſſe ich zu dir kommen und mit dir auskehren und z'Bode ſtellen, bis du wieder anders werdeſt. Aber ich ließ es ſein, ich kannte uns Beide und wußte, daß wir ohne Zorn ſo nicht mit einander reden könnten, keiner gerne in ſeine Sache reden und ſich befehlen läßt. Um d'Sach nicht noch ärger zu machen, ſchwieg ich. Jetzt, Hans, wollen wir wieder Brüder ſein, wie vorher, jetzt denk ich, dürfen wir wieder mit einander reden in wahren Treuen, ſo gut wie es jeder verſteht in guter Meinung. Darum los, Hans, verlier mir den Muth nicht; daß dir das Herz weh thut, iſt recht; daß du erkennſt, daß du geſündiget, iſt recht; daß du erkennſt, wie das neue Weſen eine verderbliche Sache iſt, iſt mehr als recht, und daß du abſtehſt von demſelben, iſt auch recht, aber den Muth ſollſt nicht verlieren, ſollſt an Gottes Barmherzigkeit nicht verzweifeln, ſeine Gnade iſt jedem reuigen Sünder verheißen. Gut machen ſollſt, was kannſt, und du kannſt viel, zähl darauf.

Wie, gut machen, antwortete der Gebeugte, Hans iſt todt, Hans bleibt todt. Ja, ſagte Benz, und ihm iſt es wohl gegangen, und Gott hat es gut gemeint, daß er ihn jetzt und ſo genommen hat. Denk, was hätte er anfangen ſollen, wenn ſeine Sache ausgebrochen? In ſolcher Noth werden die Meiſten recht ſchlecht, fechten mit Meineid und Handgelübden, um ſich zu friſten, und daß er nichts um ſich gewußt, war auch gut, denn Gott hat es gethan. Wer weiß, wie er ſich gebehrdet hätte, dich auf immer betrübet, und vielleicht um alle Hoffnung gebracht. Gott ſchlug ihn bewußtlos, Gott nahm ihn, und bei Gott iſt Gnade, Hans, das glaube ich. Aber ich bin eigentlich nicht dafür da, dir z'kapitle, Hans, das iſt des Pfarrers Sache. O, Benz, kapitle nur, du glaubſt nicht, wie wohl es mir thut. Wollte Gott, du hätteſt es ſchon früher probirt. Wer weiß, ob du nicht den Nebel mir vertrieben hätteſt, denn wie geſagt, es iſt denn doch nicht, daß ich ſo verhärtet war, daß es ſich nicht rührte in mir, und daß mir nicht zuweilen Licht in die Augen ſchien, und wenn du einmal recht aus dem Grunde mit mir gekanzelt, wer weiß, ob ich nicht früher, vielleicht zu rechter Zeit noch erwacht, und d'Sach anders in die Hände genommen hätte.

Will gerne im Fehler ſein, ſagte Benz, und wahr iſt, eines Freundes wegen ſollte man nichts ſcheuen. Aber es war mir der Mund wie verbunden gegen dich. Du weißt, wir häggelten einige Male mit einander. Da lächelteſt du in den Maulecken und ſpötteltest, als ob du ſagen wollteſt: red du nur, du dummer Benz, du Bauernlümmel, was wollteſt du wiſſen in deiner

Hütte auf dem Berge; ich, der ich Blätter leſe, alle Tage mit den Herren zuſammenkomme, ich weiß, was die Glocke geſchlagen und woher der Wind kömmt und wohin er bläſt, ein ſo dummer Bauer, wie du, ſoll nicht an mich kommen. Das Lächeln, Hans, mochte ich nicht ertragen, das heizte ein in meinen Adern, und dieſes dünkelvolle Lächeln haben faſt alle Radikalen, bſunderbar die Schulmeiſter. Red du nur, du Lümmel, wollen ſie damit ſagen, und wo ich dieſes Lächeln ſehe, da bin ich fertig, da iſt mir das Maul verbunden, da kann ich höchſtens nur mit den Händen reden. Dann iſt noch das, daß, wenn man auch einmal mit einem von euch in einer guten Stunde ruhig reden konnte, und ihm d'Sach ſo klar machen, daß er ſagen mußte: ja, du haſt recht, ſo iſts, kann nicht begreifen, daß ich das nicht eingeſehen, und man geht mit Freuden heim und ſagt: ſie ſind doch nicht Alle gleich, es gibt auch noch unter ihnen, die nicht verbiſſen ſind; es wären ſicher noch Viele, wenn man vernünftig mit ihnen reden würde, ſie thäten ihre Verblendung einſehen; es iſt ein großer Fehler, daß man dieſes nicht genug thut. Heute habe ich mit dem und dem geſprochen, er war von den Wüſteſten einer, aber ich denke, den habe ich gründlich bekehrt, er ſagte mir: Jetzt ſehe er Alles ein; wenn ihm Jemand die Sache ſo ausgelegt, er hätte ſich längſt bekehrt. Nun begegnet man dieſem Bekehrten nach einigen Tagen wieder, ſo macht er Augen wie eine taube Katze, will man mit ihm reden, zähnet er einen an wie ein Bleichehund, und bringt man ihn zum reden, ſo ſchlägt er mit Schelmen und Spitzbuben, Ariſtokraten und Jeſuiten um ſich, daß man ſeines Lebens nicht mehr ſicher iſt. Der iſt wieder anders brichtet worden, man hat ihm den Teufel im Gütterli gezeigt, hat ihm zugerufen: ruhig im Glied, hat ihn dreſſirt, daß er weiß, was er thun ſoll. Nun, ich hätte es doch thun ſollen, 's iſt wahr, aber das war mir im Weg. Aber, wie geſagt, ich kam auch dießmal nicht ums kapitlen, wie es Mancher hat, der erſt recht aufbegehrt, wenn er die Leute lind findet; ich kam nur, bei dir zu ſein und dir zu ſagen, daß ich zweg bin zu helfen wie ich kann und mag, du brauchſt nur zu befehlen.

Ich darf nicht dran denken, antwortete Hans, bin dir ohnehin noch ſchuldig, und, ach Gott, wie wird Alles ausſehen. Sei das jetzt, wie es wolle, ſagte Benz, ſo bin ich jetzt da als e Freund, für helfe gut z'mache, und es iſt meine größte Freude, wenn es wieder ſein ſoll, wie ehedem, wo, wenn der Eine hatte, dem Andern auch nichts fehlte. Wenn wir zwei einander helfen, wird die Sache vorübergehen ohne großen Lärm und ohne viel Gred und ſo, denke ich, ſorgen wir am beſten für den armen Todten, wie man auf der Welt für einen Todten ſorgen kann. Was die Gemeinde angeht, da will ich die Sache in aller Stille in Ordnung bringen. Du biſt ihnen Allen lieb, es wäre jedem zuwider, wenn es Lärm geben würde, mit Geld iſt da Alles gut zu machen. Was dann andere Schulden ſind, muß man auch fertig machen, ſo geſchwind als möglich. Ich habe in dieſem Augenblick viel Geld im Hauſe, mehr als mir lieb iſt, und habe ich nicht genug, ſo weiß ich noch bei Andern. Daneben iſt es nicht meine Meinung, daß man ſich beſchummeln laſſe. Es ſind da Burſche, ſie haben den Armen genug gerupft, die Andern meinen, jetzt könnten ſie erſt recht anfangen und Alles auf den Todten hinaus reiben, mit denen muß man ein verſtändlich Wort reden, daß ſie wiſſen, es iſt Mathys am letzten für ſie.

O, Benz, du biſt mehr als Bruder an mir. Ich habe ſo genug mit mir ſelbſt zu thun, ſo viel Herzeleid, daß ich am liebſten unten im Keller, wo keine Sonne und kein Menſch hinkommen, leben möchte, daß ich mit Grauſen daran dachte, was jetzt Alles auf mich kommen und was für Menſchen mir alltäglich vor den Füßen ſein würden, und ihr Gerede mir in den Ohren, und dazu kein Geld, ſie zu befriedigen, um ihnen loszukommen und frei zu werden von ihnen, und Geld ſo ſchwer zu bekommen, weil kein Menſch dem andern traut. O, Benz, ich darf gar nicht daran denken, mich den Leuten zu zeigen! Wenn ich an die Begräbniß denke, ſo geht es mit mir ringsum. Da wird mir ſein, wie wenn ich als Mörder ausgeführt würde, da wird Alles mit Fingern auf mich zeigen, die Schulkinder werden untereinander ſagen: der dort, der iſt ſchuld, daß er geſtorben. Vater und Mutter haben es geſagt, und ſie haben recht, mehr als recht; aber ich weiß nicht, ob ich das überſtehen mag. Nit, nit, Hans, du biſt nicht bei dir ſelbſt, du biſt auch im Fieber, du haſt manche Nacht in den Kleidern zugebracht und kamſt in kein Bett. Geh ſchlafen, ich bleibe dieſe Nacht hier, will dir Alles beſorgen und mit deinem Jungen abreden, was allfällig noch vorzukehren iſt. Bekümmere dich um nichts, ſchlaf, und hoffentlich am Morgen, wenn die Sonne kömmt, iſt dir nicht mehr ſo ſchwarz vor den Augen.

Schlafen, was denkſt, ſchlafen iſt vorbei für mich. Will ich auch die Augen zuthun, ſtehen hundert Sachen mir davor, und hochauf ſprengt es mich. Benz ließ ihm den Willen, er wußte wohl, daß man den Schlaf nicht erzwingen kann, er blieb bei ihm. Wir können nicht aufſchreiben, was die beiden Männer verhandelten. Aber wer die beiden hohen mächtigen Geſtalten geſehen hätte, die eine ruhig, die andere ſo bewegt, wer ihre Geſpräche gehört hätte, wie der Eine ſo bewegt von einem zum andern ſie ſpringen ließ, der Andere ſo beſonnen ſie begleitete und freundlich leitete, wie das Höchſte mit dem Alltäglichſten ſich miſchte, aber Alles verſtändig zerlegt und an ſeinen Ort geſtellt wurde, der hätte viel gelernt, hätte große Erbauung gehabt, hätte begriffen, was wahre Bildung iſt und woher ſie kömmt.

Gegen Morgen fielen doch zuweilen Hans die Augen zu, ſeine Reden wurden verwirrt und träumeriſch. Da gelang es Benz, ihn zu bewegen, zu Bette zu gehen, wo er alsbald in tiefen Schlaf verfiel. Darauf ſuchte er den jungen Benz, beredete mit ihm das Nöthige, gebot ihm, wenn möglich, Niemanden von Hauſens Kameraden oder Solchen, von denen er glaube, ſie wollten Widerwärtiges mit ihm verhandeln, Schulden vorbringen u. ſ. w., zum Vater zu laſſen. Nachmittags komme er wieder, den Vater aber ſolle er ſchlafen laſſen und wärs den ganzen Tag, er hätte es nöthig. Als Ankenbenz Nachmittags wiederkam, war Hans noch nicht vor langem erwacht, geſtärket und ruhiger. Benz, der junge, berichtete, wie er Mühe gehabt, Leute vom Vater abzuhalten. Sie ſeien gewohnt geweſen, hier aus und ein zu gehen, zu ſchalten und zu walten nach Belieben, ſo hätten ſie fortfahren wollen. Als er gewehrt und geſagt, er laſſe Niemanden zum Vater, habe er ſehr böſe Worte hören müſſen, ſo daß es ihm Mühe gekoſtet, ſie hinzunehmen. Man hätte ihn behandelt, nicht bloß wie Einen, der hier nichts zu ſagen habe, ſondern wie Einen, der ſich hierher geſtohlen und unrechtmäßiger Weiſe da ſei, und wenn man zum Bruder gehörig geſehen, ſo käme es ihm nicht dazu, hier den Meiſter zu machen. Wenn dieſen Nachmittag Jemand kommt und zum Vater will, ſo rufe mich, ich will das Bündegſchüch vorſtellen, ſagte Ankenbenz. Hans dankte herzlich für die Ruhe, welche Benz ihm verſchafft. Die vergangene Nacht werde er nie vergeſſen, da habe er wieder Weg unter die Füße bekommen. Weil die Seele beruhigt geworden, habe auch der Leib ruhen können. Jetzt ſei er feſt und gefaßt, aber zwanzig Jahre älter komme er ſich vor, und was hinter ihm liege ſei ihm wie ein Räthſel. Es ſei ihm, als ſei er aus einem Traum erwacht, denn wie das Vergangene möglich geworden, und das Alles wirklich erlebt ſein ſollte, ſei ihm unbegreiflich. Aber noch ſchwindle es ihm, ſchwimme ihm vor den Augen, noch müſſe er ſein ſelbſt ſein können, ſo viel möglich, und nur um ſich haben, wer wiſſe, wie es ihm ſei, und zu dem er reden könne, was er wolle.

Benz brauchte nicht lange zu warten, um ſein Anerbieten, das Bündegſchüch zu machen, zu erfüllen. Es kamen abermal Zwei daher von der Sorte, aus der in den letzten Zeiten Hans ſeine Freunde nahm. Man ließ ſie doppeln am Hauſe, und als ſich die Thüre öffnete, ſtand Ankenbenz darunter. Sie machten Beide ein ganz kurios Geſicht, ob ſie ſich kreuzten, iſt ungewiß, aber drei Schritte trat jeder zurück, und nachdem ſie Benz eine Weile angeſehen, ob er nicht weiter wolle und Jemand anderes ihm nachkomme, ſagte endlich Einer: ſie hätten zum Herrn Amtsrichter wollen. Benz, breitbeinig in der Thüre ſtehend, ſagte: Es ſei ihm leid, aber der Amtsrichter ſei nicht ganz wohl, es ſei ihm ſtrenge Ruhe befohlen. Aber wenn ſie was mit ihm hätten, ſo könne er es vielleicht ausrichten. Sie hätten ihren Freund noch einmal ſehen mögen, ſagten ſie. Den wolle er ihnen zeigen, ſagte Benz. Es ſei ein traurig Luegen, und wenn ſchon Viele ein Exempel an ihm nehmen würden, ſo ſchadete es nichts. Was für ein Exempel? frug Einer mit einem aufbegehriſchem Geſichte. He, ſagte Benz, wie Einer wohl weiß, wie er zu einer Thüre ausgeht, aber nicht, wie er wieder hineinkömmt, daß man ungſinnet ſterben kann, jung und alt. Wegen ſolchen Exempeln möchte ich den Fuß nicht verſetzen, das weiß jedes Kind, daß, wenn man geſtorben iſt, ſo iſt man todt, antwortete Einer. So viel Gefühl hatten ſie doch, daß ſie in der Todtenſtube wenig ſprachen. Hans war nicht ſchön anzuſehen, auf ſeinem Geſicht lag ein Ausdruck unausſprechlichen Wehs, tiefe Furchen ſchienen in daſſelbe geriſſen zu ſein.

Stillſchweigend kehrten ſie bald um. Draußen erſt ſagte Einer: er möchte doch wiſſen, ob man nicht mit dem Amtsrichter reden könne, es ſei was Preſſantes, ſie müßten mit ihm reden. Es ſei ihm leid, ſagte Benz, es gebe es nicht, ſie hätten es ſchon gehört. Es werde heute nicht der letzte Tag ſein, wo man mit dem Amtsrichter reden könne. Es ſei aber der Tag, wo ſie mit dem Amtsrichter reden wollten, ſagte Einer; wenn ſie heute nicht mit ihm reden könnten, ſo kämen dann wohl

Andere, mit denen man reden müſſe. Schickt wen ihr wollt, es ſoll ihnen Beſcheid gegeben werden, und zwar je nachdem, antwortete Benz. Die Beiden ſahen Benz an, der ganz ruhig aber breitbeinig da ſtand, und gingen weiter.

Ankenbenz war körperlich und dem Namen nach eine Perſönlichkeit, die unwillkürlich Reſpekt einflößt, mit welcher man nicht gerne feindſelig zuſammen wuchs. Uebrigens wollen wir annehmen, die Beiden hätten auch noch die Achtung vor einem Hauſe gehabt, in welchem ein Todter lag, welche ehemals landesbräuchlich war und auch derethalb nicht weiter ſpektakelt, ſondern es bei einer kleinen Demonſtration bewenden laſſen. Wir haben abſichtlich geſagt ehemals, denn wir haben Beiſpiele, wie Radikale mit Todten ſpektakeln aus neuſter Zeit, und eben bei ſolchen Anläſſen die triftigſten Zeugniſſe ablegen, weß Geiſtes Kind ſie ſind, wie jeder Anlaß ihnen willkommen iſt zu Randal und Scandal, während der rohſte Wilde keine Todtenfeier ſtören wird, wie ſie üblich iſt und war zu der Väter Zeiten, und ohne die Bildung aus den Sekundarſchulen, man bei einer Beerdigung doch Frieden und Anſtand bewahrte bis ins Wirthshaus, nicht ſchon Stunden vorher auf dem Todtenacker, ja in der Kirche ſelbſt, die Sau ausließ. Dieſes Erſcheinen von Benz und ſeine Haltung wirkten in der That wie ein Bündegſchüch, im Hunghafen blieb man ruhig. Viel gab es zu reden und viel grimmige Leute gab es. Man ſolle doch denken, ſagten ſie: Jetzt befehl Ankenbenz im Hunghafen, er habe die Hand darüber geſchlagen, da gehe ein Rad ab und ſo könne man dieß doch nicht gehen laſſen. Den Amtsrichter könne man nicht ſehen, ob er eingeſchloſſen ſei oder was man mit ihm gemacht, das wiſſe man nicht. Das ſollte doch unterſucht ſein, das könne man nicht ſo annehmen. Gewiß geſchehe da etwas Verfluchtes und eine Schlappe werde man kriegen ſollen. Vielleicht mache der Alte gar Güterabtretung, mach ſi blutt, das wäre vom Tüfel, aber z'gut wären ſie nicht, ſellig Konſervativ ſeien ärger als d'Hölltüfle u. ſ. w. Man wurde räthig, zum Regieriger zu laufen und den aufzuſtiefeln, daß er hingehe, angeblich um den Waffengefährten noch einmal zu ſehen und ſich ſonſt noch wichtig zu machen. Der that drei Dinge gerne, erſtlich dreifache Quartalzapfen ziehen, Berichte machen über Gefahr des Vaterlandes und Spione, welche ſeine Hütte abzeichnen thäten, und drittens ſeine Naſe dahin ſtecken, wo ſie nicht hingehörte, daneben nicht thun, was ſeines Amtes war. Er pfloderte hin, doch reute ihn, ein friſch Hemd anzuziehen und eben appetitlich war das nicht, welches er an hatte. Daneben ſuchte er ſich mit Majeſtät und Leutſeligkeit zu umgeben, beſtmöglichſt. Als er daher kam am Nachmittag vor der Beerdigung, war glücklicher Weiſe Ankenbenz wieder da, hielt mit Hans Rath über allerlei Dinge. Da kam der junge Benz daher gelaufen mit der Nachricht, der Regieriger komme daher, was machen? Der Amtsrichter war verlegen. Benz ſagte, den kann man nicht abweiſen, den muß man ſehen laſſen, was er ſehen will, ſonſt ſtellt er, der Gugger weiß was, an, aber wenn du willſt, ſo bleibe ich da, ſonſt ging ich lieber dem Geflügel aus dem Wege, nicht daß ich es fürchtete, aber ich liebe es nicht. Du thäteſt mir einen großen Gefallen, ſagte Hans, ich hoffe dann, er wird es beim Beſuch bewenden laſſen, und nichts weiteres anfangen. Ganz anſtändig kam er herein, machte zwar große Glotzaugen und kniff die Lippen zuſammen als er Benz ſah, doch faßte er ſich bald, grüßte ihn, frug nach ſeinem Namen, als ob er ihn nicht kenne. Er ſtellte ſeine Worte recht ſchön, daß ſie Hans ganz glatt ins Herz gingen, und als er beim Anblick ſeines Waffengefährten ſogar die Augen rieb oder auswiſchte, da dachte der Vater, ſagen möge man nun was man wolle, ein gut Herz habe der doch gewiß. Darauf entſchuldigte er ſehr den Gerichtspräſidenten, daß der nicht gekommen, er habe ihm aber aufgetragen, ſein Beileid zu bezeugen. Er habe Leute beſtellt auf dieſen Nachmittag, denen könne er nicht abſagen laſſen. Er hatte nämlich ſelben Morgen einen Gefangenen gefunden, den er vergeſſen hatte ſeit vielen Wochen, den müßte er doch wieder mal vornehmen, wenn er nicht vielleicht einen kleinen Rüffel im Stillen erhalten wollte, der dann aber durch die verfluchte Zeitung groß gemacht werden konnte. Er redete über Allerlei recht verſtändig, daß Benz dachte, dumm ſei der allweg nicht, es ſei nur Schade, daß er ſeine Gaben nicht beſſer anwende, und Hans ſah Benz öfters an, als ob er ſagen wollte: Was ſagſt zu dem, und jetzt zu dieſem, iſt der doch nicht beſſer als du meinſt, und meint ers nicht gut? Benz ſah, wi die Spinne die Netze wob. Da, bei einer kleinen Pauſe, ſagt der Regieriger zu Hans: Ich möchte euch ein paar Worte unte vier Augen ſagen, wenn ihr wollt ſo gut ſein, mit mir hinau oder in eine andere Stube zu kommen. Hans ward verlegen Benz warf ihm einen Blick zu und ſah die Verlegenheit, darau ſtund er auf und ſagte, er wolle den Herren nicht Mühe ma chen, ſie ſeien ihrer zwei, die hinaus müßten, er nur einer, daneben habe er draußen zu thun. Da ſprach Hans und zwar mit feſter Stimme: bleib Benz, bleib; Herr Regieriger, das iſt mein Bruder, im gleichen Waſſer ſind wir getauft worden und ein Bruder iſt er an mir geweſen, wenn ich Hülfe nöthig hatte, fand ich ſie bei ihm, vor ihm habe ich nichts Geheimes, und ich möchte erſuchen, nur Alles vor ihm zu ſagen, ich ſagte ihm doch nachher Alles wieder, denn vor ihm habe ich wirklich nichts Geheimes. Sitz, Benz, ſitz. Da machte der Regieriger denn doch ein verlegen Geſicht, redete nun allerlei, das er auf jedem Markte hätte ſagen können, etwas weniges von des Geſtorbenen Schulden, und wie es bedauerlich wäre, wenn arme Leute zu Schaden kämen, lenkte aber bald ab, als Hans ſagte, das werde nicht geſchehen, was Hans rechtmäßig ſchuldig ſei, ſolle alsbald baar bei Heller und Pfennig berichtigt werden, und ging dann ſeiner Wege. Haſt jetzt geſehen, frug Hans, wie es die können, die haben einem gepäkelt viel leichter als Spinnen die Fliegen. Wäreſt du nicht da geweſen, ich hätte ihm müſſen glauben. Noch jetzt glaube ich, er meine es eigentlich nicht ſo bös, ſondern habe ein gutes Herz, denke aufrichtig. O Hans, Hans, ſagte Benz, vergiß nicht, wie es die Buben mit den Meitſchene meine, bis es gefehlt hat. Sieh dann, wie ſie es mit dir meinen, wenn du den Zwang abſchüttelſt und eigener Meinung ſein willſt.

O meinetwegen werden ſie wohl nicht viel Mühe haben, ſagte Hans. Wer gſpäſſig, wer weder chriſtlich noch häuslich, nur politiſch lebt, dem iſt's nicht gleichgültig, wenn ihm eine Stütze ſeines Lebens bricht, beſonders wenn er noch den Lohn appart dafür hat, zu ſorgen, daß dieſe Stützen wohl im Stand bleiben antwortete Benz.

Der Begräbnißtag war ein ſchwerer Tag für unſern Amtsrichter, ein Tag, an welchem er manche Jahreslaſt tragen mußte. Sein Schmerz wallte neu ihm auf und er konnte ihn nicht verwinden in ſich ſelbſt oder verwerchen mit einem Freunde, der ihn verſtund, er mußte mit ihm unter allerlei Leute, unter denen Viele mit roher Neugierde darin herumwühlten, als wie mit einem Garbenknebel in einer Wunde. Das Leichenbegleit war bei weitem nicht ſo groß, als bei Gritli. Man hatte Viele nicht eingeladen und Andere blieben ſonſt aus, politiſche Honorationen waren keine da, doch war es immer noch anſehnlich und jedenfalls ſehr anſtändig. Wie auch bei Gritli war der

Pfarrer für ein Wort zum Leichengebet erſucht worden. Dießmal wollen wir herſetzen, was uns noch im Gedächtniß geblieben. Der Pfarrer begann mit den Worten: Als nun Maria kam an den Ort, da Jeſus war und ſahe ihn, fiel ſie zu ſeinen Füßen und ſprach zu ihm: „Herr, wäreſt du hier geweſen, ſo wäre mein Bruder nicht geſtorben.“ So ſprachen die Schweſtern des Lazarus zu Jeſus, als derſelbe erſt nach ihres Bruders Tod aus der Wüſte, wo er ſich, um den Verfolgungen zu entgehen, aufgehalten hatte, nach Bethanien kam. Liebe Anweſende, fallen euch dieſe Worte nicht eigends auf, iſts den Meiſten nicht, ſie wüßten bereits Alles, was ich zu ſagen gedenke? Wie Vielen kam es nicht bereits dazu, auszurufen: Ach Herr, wäreſt du bei uns geweſen, unſer Bruder lebte noch! Und wer, wenn er unſere Zuſtände und Verhältniſſe überhaupt betrachtet, findet ſich nicht gedrungen zu der Wehklage: Ach Herr, wäreſt du bei uns geweſen, ſo wäre ein ander Leben, ſo wäre nicht ſo viel Noth, nicht ſo großes Elend unter uns! Ihr kennet ihn, unſern Heiland, Jeſus Chriſtus, ihr wißt, daß er kam, die Verlornen zu ſuchen und ſelig zu machen, zu heilen die gebrochenen Herzen, den Armen das Evangelium zu predigen, zu verkünden das angenehme Jahr des Herrn. Ihr habt gehört, wie er den Seinigen den Frieden gibt, ſie verſöhnt mit Gott, mit den Menſchen und dem eigenen Herzen, das ewige Leben gibt Allen, die an ihn glauben, mitten unter uns ſein will bis ans Ende der Welt und allenthalben da, wo zwei oder drei in ſeinem Namen verſammelt ſind. Drängt ſich nicht unwillkürlich Jedem, der ihn kannte als den, als der er uns gegeben iſt, der Ausruf auf die Lippen: O Herr! wärſt du bei uns geweſen, ſo wäre ein ander Leben und Weſen unter uns. Wenn wir den großen Abfall betrachten und deſſen Folgen, unter denen die Brüder ſein ſollten, großen Streit und Zwietracht, der Zerfall ſo vieler Verhältniſſe, das Einbrechen des Thierthums, der uralten Macht, die man auf ewig gebunden glaubte, müſſen wir nicht in der Angſt des Herzens rufen: Ach Herr, wärſt du bei uns geweſen! Wie viel tauſend Eheleuten wurden die Herzen getrennt, verbittert, aus der innern Verbitterung erwuchs ein bitteres Leben, ein Weh ohne Boden, wie Viele unter ihnen ſeufzen nicht ſchwer und rufen: Ach Herr, wärſt du bei uns geweſen, die alte Liebe lebte noch! Die Selbſtſucht hätte ſie nicht verzehrt, aus deinem Frieden, der da vergibt und nicht richtet, wäre uns ein freundlich Leben erblüht, geziert mit guten Früchten. O wie mancher Hausvater, deſſen Hausweſen zerfallen darnieder liegt, der in tiefem Gram zwiſchen den Trümmern deſſelben herumirrt, mit Jammer ſein graues Haupt zur Grube trägt, ſeufzt aus tiefer Bruſt: O Herr, wärſt du bei uns geweſen, ſo ſtünde mein Haus auf ſicherem Felſen, die Fluthen der Welt hätten es nicht zertrümmert, die Familie auseinander geriſſen, die Glieder nicht vertragen hierhin, dorthin, allenthalben wo Elend iſt! Ja, aufrichtig und mit tiefem Leid frage ich: drängt nicht der Tod, der uns hier zuſammengerufen, unwillkürlich die Klage auf die Lippen: Ach Herr, wärſt du bei uns geweſen, unſer Bruder lebte noch! Und in wie mancher Seele hier und in weiter Runde wird die Klage wiederhallen: Ach Herr, wärſt du bei uns geweſen, unſer Vater, unſere Mutter, unſer Bruder, unſere Schweſter, unſer Freund lebte noch, es wäre die Urſache ferne geblieben, welche ihn dem Tod zum Raube gebracht! So ſeufzten die zwei Schweſtern Maria und Martha vor dem Herrn, und der Herr hörte dieſe Seufzer und antwortete und ſprach zu Martha: „Habe ich dir nicht geſagt, ſo du glauben würdeſt, ſo werdeſt du die Herrlichkeit Gottes ſehen.“ Wie des Herren Wort ein ewiges Wort iſt und Allen giltet, ſo iſt dieſe Antwort eine Antwort für Alle, welche ſeufzen, wie die Schweſtern ſeufzten. Die Schweſtern glaubten, daß er ſei Chriſtus, der Sohn Gottes, der in die Welt kommen ſollte; ſie ſandten zu dem in die Wüſte Vertriebenen, bis er kam, ſie wußten, daß in ihm allein das Heil war, ſie glaubten, er ſei die Auferſtehung und das Leben, und wer an ihn glaube, werde leben, ob er gleich ſtürbe, und weil ſie glaubten, ſahen ſie die Herrlichkeit Gottes und ſeine Macht über Leben und Tod, ihr Bruder Lazarus erhielt ſein Leben wieder.

Liebe Traurende! Wer wie die Schweſtern glaubt, ſeufzt und bittet, erhält die nämliche Verheißung, daß er die Herrlichkeit Gottes ſehen würde. Wir dürfen wohl ſagen, der Herr weilte wohl hie und dort, wo Einige in ſeinem Namen verſammelt waren, wohnte hie und da in Häuſern, wo der Glaube der Väter noch galt, wohnte in den Kirchen, wo lauter und einfältiglich das Wort des Herrn verkündigt wurde; aber er wohnte nicht da, wo man ſich nicht bloß ſein und ſeiner Worte ſchämte, ſondern auch des Wortes chriſtlich und Chriſtenthum, man nicht mehr ſagen durfte, daß man Kinder chriſtlich erziehen wolle, wo die blinde Menge aufgehetzt ward, Steine zu ergreifen und ihn zu ſteinigen. Da ward es eben trübe unter uns und finſter, und das Unglück kam und das Elend und verzehrte ſo Viele unter uns. Darum aber auch wird es Vielen ſo bange und ihre Augen ſuchen wieder das Heil, das von Oben kommt, ſie rufen nach ihm, ſie ſuchen ihn, ſie ſenden Boten aus, daß er wieder komme. Wer aufrichtig. mit rechter Heilsbegierde ihn ſuchet, wird ihn finden und er wird wiederkommen zu denen, die nach ihm verlangen, und ſchmecken laſſen die Herrlichkeit Gottes. Die, die da leiblich geſtorben ſind, wird er nicht zurückrufen ins leibliche Leben, aber Leben wird er bringen denen, die da geiſtig todt waren und zwar das Leben, das ſchaut die Herrlichkeit Gottes, das Leben, welches ſein Leben iſt, das Leben in Gott, das Leben der Kraft, die ſtreitet gegen die innere und äußere Sünde und in welchem die Früchte des Geiſtes lieblich duften. Liebe, Friede, Langmüthigkeit, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuſchheit; der Friede Gottes, der über allen Verſtand geht, wohnet in den Herzen, und den Sinn des Friedens ſtrömen läßt über die Völker, das Paradies auf Erden wiederbringt, zu einer Familie die Menſchen macht und zu Kindern Gottes jedes Glied der Familie. Das iſt die Herrlichkeit Gottes, welche Allen erſcheinen ſoll, die ſeine Erſcheinung lieb haben, welche in den Herzen und Häuſern wohnen ſoll, daß Jeder dem Herrn lebt, dem Herrn ſtirbt, Keiner mehr von der Sünde ergriffen, als ein Opfer der Sünde ſtirbt. Dieſes Leben iſt auch uns verheißen und unſer Jammer ſoll verwandelt werden in Lobgeſang, wenn wir Chriſtus wieder aus der Wüſte rufen, ihn bitten, daß er bei uns weile, um ihn uns ſammeln und bekennen vor aller Welt, daß in ihm das ewige Leben, daß er der einige Name iſt, in dem die Menſchen können ſelig werden.

Flehen inbrünſtig wollen wir auch, daß er auch das Leben derer werde, daß auch ſie die Herrlichkeit Gottes ſchauen möchten, welche ſtarben, weil der Herr nicht bei uns war, welche ein Opfer des Geiſtes wurden, der da mächtig war, bei deren Tod wir ſo ſchmerzlich ſeufzen: Ach, Herr, wäreſt du bei uns geweſen, ſie lebten noch! Sie ſtarben ja wohl auch, wie jener Blinde blind geboren wurde, nicht um ihrer Sünden willen, ſondern damit die Herrlichkeit Gottes offenbar werde. Sie ſündigten ja nicht alleine; wie ſie ſündigen Tauſende und ſie leben noch. Der Herr wählte ſie wohl aus zur gelegenen Zeit und aus Gnade, als Sühnopfer für die Tauſende, die noch leben, dieſe zum Glauben zu erwecken, indem ihnen vor die Augen geſtellt ward, die Noth und der Jammer, die da einbrachen, wo Chriſtus vertrieben,* ferne in der Wüſte weilen muß. Sie ſtarben ja auch um unſerer Sünden willen. War ein ſolches Sterben nicht Manchem der Blitz, der den raſenden Saulus zum Paulus machte? ſehen ließ das Eine, das Noth thut, Chriſtus, Chriſtus, der zur Rechten Gottes ſitzet? Kehren wir zum Glauben zurück, kehrt Chriſtus wieder bei uns ein und bleibet bei uns, ſo hat ja der Herr ſie gebraucht zu Rüſtzeugen, zu wirken den Glauben in uns. Dieſen Glauben wird er ihnen auch zurechnen um ſeines Sohnes willen. Feſtigen wir uns in dieſem Glauben, beten wir recht inbrünſtig um dieſe Gnade, denn das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es inbrünſtig iſt, und bei Gott ſind alle Dinge möglich. Wenn wieder Ein Gott, Ein Herr, Ein Geiſt über unſerm Leben walten, wenn die Schwarmgeiſter geflohen ſind, wenn wir wieder unſers Glaubens froh werden, ſo ſei dieſes ein Liebespfand des Herren, daß er die, welche er als Sühnopfer aus unſerer Mitte erwählt, und zu Rüſtzeugen unſers Glaubens gemacht, zu Gnaden angenommen, daß wir mit ihnen einſt Gott loben und preiſen werden in alle Ewigkeit. Amen!

Die Wahrheit war ſo klar, die Beziehungen ſo mannigfaltig und tief, daß dieſe Rede wie ein zweiſchneidig Schwert durch die Seelen fuhr. Viel gingen an die Arbeit, die Götzen des Tages aus den Tempeln zu ſchaffen, die Gott allein geweiht ſein ſollen, den Geiſt auszutreiben aus denſelben, von dem ſie beſeſſen waren, den Geiſt der Welt oder den Geiſt der Zeit, der wandelbar und veränderlich iſt, wie die Welt; und wo dieſer Zeitgeiſt ausgetrieben iſt, da zieht der Geiſt des Herren ein, es ordnen ſich die Kräfte, ein neues Leben entſteht, es wird Friede, die Liebe blüht, die Früchte werden nicht ausbleiben. Der würdigen Väter Söhne ſind wir wieder, und den Segen der frommen Väter wird Gott ſtrömen laſſen in Fülle über die würdigen Söhne, und als ſeine lieben Kinder ſie erfüllen mit ſeinem ewigen Geiſte.

Bayerische
Staat iothek

Druck von Moritz Katz (Gebrüder Katz) in Deſſau.

Erlebniſſe

eines

Schuldenbauers.

Von

Jeremias Gotthelf.

Berlin, 1854.
Verlag von Julius Springer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Der Gerechte erbarmet ſich ſeines Viehs, ſagt ſchon Salomon und es fangen die Menſchen an, dieß Wort zu begreifen, allenthalben bilden ſich Vereine, vor menſchlicher Beſtialität das Vieh zu ſchützen. Das iſt recht und ſchön, wenn man ſich dabei vor allzu zärtlichem Unverſtand hütet. Das Loos der Diebe, Betrüger, Mörder, das Loos des eingefangenen Ungeziefers in der menſchlichen Geſellſchaft, hat die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Engländer und andere Länder ſind mit großem Lärm und Poſaunenklang herumgefahren, haben Logis und Traktament der unglücklichen Gefangenen unterſucht, haben gethränt und geweint, bis die Gefangenen logirt und traktirt wurden, beſſer als fleißige Arbeiter, als wären ſie den Staaten willkommene Gäſte; aus Verbrechern haben ſie Unglückliche gemacht. Wer dieſe überſchwengliche, ſogenannte chriſtliche Weichheit nicht mag, wird gehalten für einen mittelalterlichen Barbaren, ja für einen neuſeeländiſchen Menſchenfreſſer.

Für Hunde und Diebe füllt man die Welt mit zärtlichem Geheul und läßt neben ſich eine ehrenwerthe, hauptſächlich zu berückſichtigende Menſchenklaſſe auf das Heilloſeſte martern, hat nicht bloß kein Mitleid für ſie, ſondern nicht einmal einen Begriff, daß und wie ſie leidet. Allgemein iſt der Jammer über Verarmung der Menſchen, das Hülfsgeſchrei erſchallet ununterbrochen Tag und Nacht, aber derer, die der Armuth ſich entwinden durch Fleiß und Arbeitſamkeit, wieder nach Eigenthum ſtreben, achtet man ſich wenig oder gar nicht, und iſt doch aller Anfang ſo ſchwer und beginnendes Leben unendlich leichter zerſtört als erſtarktes Leben. Jungen Pflanzen gleich ſind die Menſchen, welche aus dem Sumpfe der Armuth ſich erheben, freien Athem, feſten Boden ſuchen, dem Ungeziefer ſind dieſe am meiſten ausgeſetzt, am leichteſten werden ſie um ihr neues Leben gebracht. Nun iſt für den, der Augen hat für dieſe ſehr ehrenwerthe Menſchenklaſſe, kaum etwas Peinvolleres, als zu ſehen, wie dieſes Ringen vereitelt wird, wie den glücklichſten Anſtrengungen ein Zurückgleiten folget und wie dieſes Vereiteln von Menſchen kommt, welche, wie der Jäger dem Hunde die Beute, welche er erjagt, abnimmt, abjagen ihrem Mitmenſchen, was er im Schweiße ſeines Angeſichts verdient; wie man in aller Aufklärung den Wucher mit dem Schilde der Gewerbsfreiheit bedeckt und unter der Loſung von perſönlicher Freiheit den Armen der Grauſamkeit des Wucherers überläßt.

Man begreift die gräßliche Angſt des Unglücklichen, der einen Abhang hinuntergleitet, dem ſichern Tod entgegen, der ſich halten will, doch alle Zweige brechen, die Füße finden keinen Halt; aber iſt die Angſt deſſen, der auf ſichern Boden gelangt zu ſein glaubend, den Boden wanken fühlt, den feſten Stand allmählig verliert, mit Weib und Kindern ſich unwiderſtehlich in den Sumpf der Armuth wieder zurückgeſtoßen fühlt, der, wenn er ſich halten will, Alles ihn täuſcht, Alles ihm bricht, minder peinvoll? Ein langſam Feuer iſt's, an dem er geröſtet wird, eine Folter, die Hunderte von Tagen dauert.

Wie er auch ſchreit, Niemand hilft ihm, denn geröſtet und gefoltert wird er unter dem Scheine Rechtens.

Dem Staate ſoll vor Allem aus daran gelegen ſein, reiche, nicht arme Staatsbürger zu beſitzen, er ſoll das Verarmen hindern, das Reichwerden fördern, aber in den Schranken ſeiner Macht, nicht durch künſtliche Mittel; je ärger man nach ſolchen ſchreit, deſto heftiger werden wir uns dagegen ſträuben. Wir fordern wenig vom Staate, wir fordern bloß, er ſolle dafür ſorgen, daß die Inſtitute und Aemter, welche er zur Aufrechthaltung der Ordnung, zur Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums errichtet, beſoldet, patentirt, ihren Zweck erfüllen und nicht das Gegentheil deſſelben, daß, wer z. B. zum Recht verhelfen ſoll, nicht Theilnehmer am Unrecht oder Hehler deſſelben ſei, daß Recht finden leichter ſei, als Unrecht verdecken, daß ehrlicher Erwerb wenigſtens eben ſo ſicher ſei, als Diebsgut, erwerben ſo begünſtigt ſei, als verſchleudern: daß über dem Volke ein klar Recht ſei, einfach, ähnlich Gottes Wort, verſtändlich auch den Unmündigen und eine wackere Hand es verwalte, Allen ſichtbar, Allen fühlbar.

Aus Erbarmen mit den Ehrlichen und Fleißigen, welche dem Sumpfe der Armuth entrinnen wollen, iſt dieſes Buch geſchrieben und zwar mit Pein geſchrieben, denn wohl wird es einem nicht in dieſer trüben Luſt. Daher kann dieſem Buche, wenn je einem, der Vorwurf gemacht werden, es ſtelle nicht die ganze Wahrheit dar, nackt in ihrem Umfang und in ihren Tiefen. Allerdings iſt die Schlechtigkeit der Einen nicht vollſtändig aufgedeckt und verfolgt in all' ihren Gängen, das Weh, die ſchlafloſen Nächte der Andern nicht geſchildert mit gehörig lebendigen Farben. Jeder Leſer mag nach ſeinem Gefühl und ſeiner Luſt, was er vermißt, ergänzen.

Jedem Staate aber wird gewünſcht, daß er zu immer klarerem Bewußtſein komme, wofür er eigentlich da ſei, und darnach thue, ſo kann das Publikum auch begreifen, und wird zum Bewußtſein kommen: Die Regierung ſei von Gott, kein Uebel, ſondern eine Wohlthat, nicht um der Regenten willen da, ſondern um der zu Regierenden, und das wird beſonders in Republiken das beſte Mittel gegen alle Revolutionen ſein.

Lüzelflüh, den 30. September 1853.

Alb. Bitzius.

Inhalt.

Seite

Erſtes Capitel.

Der Schauplatz öffnet ſich 1

Zweites Capitel.

Der Aufzug 32

Drittes Capitel.

Schon Tod und Begräbniß 42

Viertes Capitel.

Von Wetter und Zeit, von Gottes Huld und der Menſchen Fleiß 68

Fünftes Capitel.

Der chriſtliche Standpunkt in der Kehlere 82

Sechstes Capitel.

Von verſchiedenem Handel und Wandel 90

Siebentes Capitel.

Was glatt reden hilft 109

Achtes Capitel.

Wie man Weihnachten hält auf der Kehlere 118

Neuntes Capitel.

Und wie es vom Weihnachtsabend bis zum Neujahrsabend geht 129

Zehntes Capitel.

Von ungſinneten Sachen, per Exempel, Briefen und Weibeln
nebſt einigen Betrachtungen 160

Eilftes Capitel.

Von verſchiedenen Beſuchen, und wie man dabei um Geld und
Anken kommen kann 182

Seite

Zwölftes Capitel.

Von ungleichen Gedanken und ungleichen Jahren, und wie ein Gang den andern nach ſich zieht und Altes neu wird . 208

Dreizehntes Capitel.

Vom Schräpfen und gutem Rath 245

Vierzehntes Capitel.

Hans Joggi ſucht Geld, und wie es ihm ergeht . . . 264

Funfzehntes Capitel.

Anne Marei geht um Geld aus, und wie es ihm ergeht . . 291

Sechszehntes Capitel.

Von verſchiedenen Gemüthbeſtimmungen, und wie Hans Joggi zu Erfahrungen kommt 319

Siebenzehntes Capitel.

Von menſchlicher Angſt und Gottes Hut 332

Achtzehntes Capitel.

Wie in der Keßlere liquidirt wird, und verſchiedene Helfer ſich zeigen 351

Neunzehntes Capitel.

Und wie endlich geholfen wird, und ein gutes Ende den böſen Anfang gut macht 377

Erſtes Capitel.

Der Schauplatz öffnet ſich.

Bekanntlich hängt das Erſcheinen und Verſchwinden vieler Thiere vom Wetter ab. Wenn das Waſſer ſteigen will in der Erde bis an die Oberfläche, flüchten die Ameiſen ſich und ihre Eier ins Trockne und beginnen die emſigen Hausfrauen zu plagen in Kellern und Schränken, und wie die Ameiſen ſich flüchten und wandern, müſſen die Hausfrauen wandern und flüchten mit ihrem äſigen Zeug, abſonderlich mit ihren Zuckerſchalen, Honigtöpfen, mit all ihren Süßigkeiten. Da giebt es böſe Zeiten, da findet man begreiflich gar nichts Süßes bei den Hausfrauen, bloß noch Salz, Pfeffer, Eſſig und das Uebrige, woran die Ameiſen nichts machen, da entſtehen Pfeffergeſichter wie bei naſſem Wetter Schwämme auf dem Miſte. So erſcheint die rothe Schnecke bloß bei feuchtem Wetter, von wegen, ſie iſt nicht Liebhaberin von trocknem Staube. So haben es noch Andere, ſo auch gewiſſe Menſchenklaſſen. Es ließe ſich faſt behaupten, daß bei jeder Witterung eine andere Menſchenklaſſe durch das Land ſtreicht, auf den Straßen wandert. An hellen ſchönen Tagen wird man wenig verdächtigen Geſtalten, düſtrem Geſindel begegnen, aber wenn es ſauer wird auf Erden, trüb der Himmel iſt, die Finſterniß naht mit unhörbaren Tritten, da bricht das Ungeziefer aus den Löchern, ſchleichen lauernde Geſtalten herein, nach einem guten Schick erhebt ſich der Räuber von ſeinem Lager in des Waldes düſteren Gründen.

Wir kennen ein Dorf im Schweizerland', es liegt nicht juſt einſam, auch nicht an einer Weltſtraße, aber an der Sonne und dieß iſt für ein Dorf die Hauptſache, und weil auch viel Fleiß da iſt, iſt auch viel Geld da. Die Häuſer ſind nicht herrſchelig, aber ſtattlich, man ſieht jedem von weitem an, daß darin ein guter Bauer wohnen muß. Es liegt im vierundzwanzigſten Canton, wo man die lingua eidgenossica ſpricht, aus welchem man das Material zum Austrocknen des großen Mooſes bezieht, auf welchem, wenn es nämlich ausgetrocknet wird, das Seminar für achtbare und unpartheiiſche eidgenöſſiſche Richter angelegt werden ſoll.

In dieſem Dorfe iſt begreiflich auch ein Wirthshaus und in ſelbem ein Wirth, ein Lumoſer. Er hat das Geld ſehr lieb, das iſt nicht kurios, denn ſo haben es die meiſten Wirthe, wenn auch nicht immer zum Sammeln, ſo doch wegem Brauchen. Er mag durchaus nicht leiden, wenn die Leute in einem andern Wirthshauſe oder gar in einer Pinte einkehren, das iſt eben auch nicht kurios, ſondern ein ganz allgemeiner Zug bei den Wirthen. Aber er haßt gewiſſe Gäſte, begehrt ſie gar nicht, auch wenn ſie reich zahlen, wird allemal zornig, daß er ganz ſteif wird wie ein buchenes Scheit, wenn ſie bei ihm einkehren, und wird ebenſo feurig und giſtabelig, wenn ſie anderwärts einkehren, die ſollen nirgends einkehren. Das iſt die Hauptkurioſität an ihm, kleinere hat er noch gar viele. So hat er z. B. guten Wein, aber es kann ihn ankommen, er gönnt ihn Niemanden, er reut ihn, er giebt ihn weder um gut Geld noch um gute Worte.

An einem Tage, wo die Sonne nicht ſchien, wo der Wind ſauer bließ, der Himmel nicht recht wußte, wolle er ſchneien oder regnen, ſchwärmten Männer umher, halbherrſchelige, auch halbleinerne, faſt wie Bauern, nur daß die Kutten wohl ſtark verwetzt waren, und ihr Gang nicht der Gang eines Bauern war, der dem Boden wohl trauet, ſondern dem Gang derer glich, denen es ſehr wohl kömmt, wenn ſie Niemand hört. Einer nach dem Andern derſelben verſchwand im Wirthshaus.

Es trappete auch Einer dem Wirthshaus zu, eine Frau hinter ſich, und die Frau hatte einen Pareſol unter dem Arm. Sie waren währſchaft gekleidet aber gering, ſchauten mit neugierigen Augen um ſich, ſtunden vor dem Wirthshauſe ſtill, akurat, als ob es ihnen ginge wie dem Himmel, ſie nicht wüßten was ſie wollten. Auch fragten ſie einander: iſts oder iſts nicht. Da kam eine Stimme zum Fenſter aus: Kommt hinein, ihr ſeid am rechten Orte, wir warten ſchon lange. Darauf verſchwanden ſie ebenfalls im Wirthshauſe.

Hernach hörte man ein Fuhrwerk, ein Roß mit einem mächtigen Geſchell und daher kam gefahren, als ob es brenne irgendwo, ein Mann in einem Chaischen. Dem Chaischen ſah man an ſeinem hintern Auswuchs an, daß der Herr ein Müſterler war, obſchon er ein ehrbares Ausſehen hatte, weder ein Fratz war, noch lüderlich ausſah. Der Mann ſchien bekannt im Wirthshaus; der Stallknecht kam ſogar geſprungen und gab ihm den Namen, der Wirth erſchien unter der Thüre, ſteckte die Pfeife in die Bruſttaſche, die Stubenmagd verſuchte den Sturmmarſch, bemächtigte ſich mit ungewohnter Holdſeligkeit der Peitſche und des Mantels, ſo daß augenſcheinlich der Mann eine willkommene Erſcheinung war. Er verdiente es aber auch, er war freundlich mit Jedermann, zufrieden mit Allem, wenn es immer möglich war und intereſſirte ſich für Vieles. Er war nicht Einer von Denen, die meinen, ſie ſeien am ſchönſten, wenn ſie über Alles die Naſe rümpfen und grännen, um nichts ſich kümmern, als um ihr Geſchäft und nebenbei um Mädchen im anſtändigen Alter, im Wirthshaus von nichts zu reden wiſſen, als über Politik zu Himmeldonnern ohne eine Ahnung von bürgerlichen Ordnung zu haben, ja nicht einmal wiſſen, wachſen an den Bäumen Kabisköpfe oder Runkelrüben, nichts wiſſen als ob es warm oder kalt mache und daß es in der Regel von einem Wirthshaus zum andern verflucht langweilig ſei. Er ging raſch der gewohnten Stube zu, öffnete ſie, ehe der ſauerſehende Wirth und die langſame Magd zu einer Einrede kamen. Wider Gewohnheit war das Zimmer beſetzt, denn in der Regel war am Abend das Wirthshaus die Woche durch ziemlich leer. Die Hausväter im Dorf hatten den Glauben, ſie ſeien zu Hauſe am ſchönſten, und die Jungen hatten ſich noch nicht zu der Anſicht erhoben, ſie ſeien dafür auf der Welt, im Wirthshauſe zu verthun, was die Väter zu Hauſe mit Arbeit erworben. Sobald der Reiſende die Leute am Tiſche auf dem Eſſen und Trinken ſtand, und die augenſcheinlich was Appartes hatten, ſah, machte er die Thüre wieder zu und frug, was da los ſei, an ſo ungeradem Tage werde doch kaum eine Taufe ſein.

Nein eine Taufe iſts nicht, ſchnurrte häßig die Stubenmagd, aber es wäre dem Manne nützer, er müßte zwei Kindbetten halten, als da innen Rothen und Weißen zu ſaufen und einſtweilen noch umſonſt, öffnete dem Herrn ein anderes Zimmer, fragte, er werde über Nacht bleiben wollen und humpelte auf die bejahende Antwort weiter ohne nähere Erläuterungen. Der Reiſende begriff daran nichts, und was Gefährliches ſchien im Nebenzimmer nicht vorzugehen, denn da war lauter Fröhlichkeit, und wenn ein Mißlaut hörbar war, ſo galt er der Stubenmagd, die ſie da im Trocknen hocken laſſe, daß es keine Art habe. Sie ſei auch nicht umſonſt als das böſeſt Räf bekannt, Land auf Land ab.

Endlich kam der Wirth daher, fühlbar in der böſten Laune. Der Herr ſagte, es gehe da innen luſtig zu, und fragte, was das für Leute ſeien? Luſtig vom Teufel, und ich wollte er nähme die ganze Bande, antwortete der Wirth, und ſchoß wieder wie eine Wespe zur Thüre hinaus. Das kam dem Reiſenden weder kurzweilig noch höflich vor und wenn er bei ſich dachte: ja ſo, Herr Wirth, wenn das ſo gemeint iſt, ſo Adieu, an einem andern Orte kann ich auch ſein, wird ihm das Niemand verübeln. Es blieb ihm nichts übrig als auf die Geſpräche jenſeits der dünnen Wand zu hören. Da er ſo gleichſam zum Horchen gezwungen war, hörte er auch nicht ſeine Schand, ſondern viel von Geld und Gut, von Zugreiſen, das Glück nicht von ſich ſtoßen, einmal verſchmäht komme es nimmer wieder, übermorgen wahrſcheinlich ſei es ſchon zu ſpät, wenn Andere wüßten, was da für eine Gelegenheit wäre, ſie würden zugreiſen, ohne ſich zweimal zu beſinnen. Da glaubte der Herr ſo glücklich zu ſein, zu einem Weiberhandel gekommen zu ſein, wovon er viel gehört, aber nie recht daran geglaubt hatte. Es exiſtiren nämlich eigentliche Weiberhändler, die ſich faſt nur damit beſchäftigen, das Sprüchwort zu erwahren, wie die Berge nicht zuſammen zu bringen ſeien, wohl aber die Menſchen, die ordentlich Buch führen, Zuſammenkünfte veranſtalten, handeln, ſtarke Procente ſich vorausbezahlen laſſen und lügen können, faſt mehr als in die Haut mag. Er horchte immer eifriger, konnte jedoch die Sache nicht recht ins Klare bringen, da viel von Marchen und Zugaben die Rede war, er dachte zwar, die Mitgift des einen Theiles werde in einem Gute beſtehen. Als der Wirth wieder eintrat, noch häßiger als vorher, ſagte der Reiſende, um etwas zu ſagen, er glaube, der Käs dainnen werde bald fertig ſein. Ich wollte der Teufel thäte ſie Alle nehmen ſammt dem Käs, antwortete der Wirth und grübelte zornig mit ſeinem in der Mitte abgebrochenen Pfeiſenraumer in ſeiner Pfeiſe. So, ſagte der Herr, der meinte, jetzt gebe ihm das Verſtändniß auf, mit Schein iſt euch der Handel nicht recht, hättet ſie vielleicht lieber ſelber gha und jetzt nehmen ſie ſie euch vor der Naſe weg. Der Wirth war nämlich unverheirathet, aber in dem Alter, wo man leicht eine Dummheit macht.

Was ſelber gha? frug der Wirth in einem Tone, der gerne einer Ohrfeige vorangeht und machte Augen wie ein Schwein, das geſtochen werden ſoll. He, antwortete der Herr, die Perſon da drinnen, die ſich verheirathen ſoll, um die man da handelt und märtet. Ihr ſeid läß dran, antwortete der Wirth und lachte beinahe, die mangelt keinen Mann, die hat einen und einen Haufen Kinder dazu; es geht um ein Heimathli. Das alſo hättet ihr gerne gehabt. Ich meinte, ihr hättet mir das Letztemal geſagt, ihr hättet Land mehr als genug, ihr ſeiet übel damit geplagt, antwortete der Reiſende. Aber ſo habt ihr Reichen es, ihr ſeht nie genug, und wenn man einmal meint, jetzt ſeiet ihr zufrieden, bei, ſobald Jemand anders was will, kommt euch der Hunger wieder an, werdet böſe, thut als ob ihr noch nichts hättet. Ihr ſeid wieder läß daran, antwortete der Wirth, und lachte diesmal ſogar wirklich. Meint ihr dann unſer Gattig Lüt könnten nur böſe werden, wenn es um ihre Sache geht, einem was weggeſchnappt wird, und nicht auch wegen andern Leuten, oder wegem Allgemeinen, wenn es da ſchlecht geht. Verzeiht, ſagte der Herr halberſchrocken, die Sache iſt ſo rar, kömmt einem ſo ſelten vor die Augen, daß man nicht gleich dran denkt, wenn ſie einem auch zur Seltenheit vorkömmt. Warum möget ihr ihnen denn das Heimathli nicht gönnen? Jſts ja nicht ſchön, wenn mindere Leute zu Eigenthum kommen und haben ſie nicht noch einmal ſo viel Freude an eigenem Land zu arbeiten als an fremdem? Ja und wie lang, wenn es immer währte, wäre es ein anderes, antwortete der Wirth. Aber da drinnen iſt eine ganze Bande Güterhändler, ein Agent, ein Notar und die ſind daran einen armen Teufel hineinzuſprengen, ihm ein Gütlein zu theuer anzuhängen, um dann in zwei drei Jahren ihm die Haut über die Ohren zu ziehen und ihn ſammt ſeinen Kindern über das Neſt hinauszuwerfen. Ja, wenn das ſo iſt, ſo muß man da einſchreiten, es nicht geſchehen laſſen, muß ihn hinausrufen, ihn warnen und ihm zeigen was im Spiel iſt, das iſt Pflicht, ſagte der Herr. Was, Pflicht, ſchnauzte der Wirth. Pflicht iſt, daß Jeder zu ſich ſelbſten ſieht, und nicht löſcht, wo es ihn nicht brennt, da hat ſchon Mancher die Finger wüſt verbrannt. Die rechte Bande iſt da beiſammen, ein Spitzbub ärger als der Andre und obendrein der verflucht Mijor, wo ſchon es weiß kein Menſch wie manch armes Mannli unglücklich gemacht und um den letzten Kreuzer gebracht hat. Der könnte es mir ſchön eintreiben, und der Bürſtel da drinnen ſollte wiſſen mit wem er zu thun hat, er wird ſchon von ihnen gehört haben, er kann ſelbſt zu ſich ſehen, bin ihm nichts verwandt und wenn er nicht ſelbſt zu ſich ſehen kann, ſo würde es doch nichts helfen, wenn Andere zu ihm ſehen wollten. Lugen die dazu, welche dafür bezahlt ſind, und die Pflicht hätten und ſtatt deſſen eher ſtoßen als wehren oder gar unter der gleichen Decke ſind. Aber vor denen Leuten habt ihr euch nicht zu fürchten. Schuldig werdet ihr ihnen nichts ſein, und wenn euch das Mannli erbarmet, ſo gebt ihm einen Wink, recht iſts doch gewiß nicht, ihn ungewarnt jede Falle abtrappen zu laſſen, ſagte der Reiſende. Man kann nie wiſſen, was noch kommt, antwortete der Wirth, und zu dem würde es nicht viel helfen. Ich brachte vorhin ihnen Wein, er hat ſchon ſchwer über Ort geladen, und das Fraueli, welches bis dahin noch gewehrt, wird bald kaum mehr Babi ſagen können, es iſt darauf angelegt. Hört wie ſie ihm flattiren und mit ihm reden wie küchelt. Er zeigte ihm die Ecke, wo man das Gerede drinnen am beſten vernahm. Dort hin brachte der Wirth den Wein und da hörten ſie nun dem Fraueli ein Rühmen appliciren, wie es dem Reiſenden noch in keinem Welttheil vorgekommen. Ja, Fraueli, hieß es drinnen, etwas Recht muß ich dir geben, daß du dich wehrſt, man ſieht daraus, wenn man es nicht ſchon wüßte, daß deine Naſe kein Holzſchlägel iſt, aber Alles überſinneſt doch nicht. Das Heimath ſieht nicht am beſten aus, ſelb iſt wahr, aber das Land iſt gut und viel Land iſt, haſt geſehen, wie viel Heu auf der Bühne iſt, und war das Jahr doch kein Grasjahr, aber es iſt ein Hof von den beſten einer. Ich ſage nur es Höfli, fiel die Frau ein. He meinetwege nur es Höfli, ſagte einer der Männer, einſtweilen fehlt eine Bäurin wie du, die Bäurin macht am Ende den Hof gut, mit einer Frau wie du biſt, iſt ein Hof zHalb mehr werth. Meinſt, ſagte die Frau, der ſolche Reden ſichtlich wohl thaten, ich merk nicht, wie du vexirſt, ſo dumm, daß ich es nicht merke, bin ich doch nicht. Nein, Fraueli, nein, auf my Armi Thüri, ich vexire nicht, ich würde mich doch ſchämen, und dann Einer wie du biſt, ſoll man nicht mit vexiren kommen, ja wolle, da käme man ſchön an. Aber du weißt ja ſelbſt am beſten wie du berühmt biſt fürs Arbeiten und wie du Alles verſteheſt. Pflanzplätze, wie du, hat ja keine Bäurin manche Stunde weit herum. Und dann bliebt bei den Leuten, bliebt, das iſt die Hauptſache. Du reuſt alle Leute, da wo ihr ſeid. O, ſie werden ſich Unſerer öppe nit viel achte. Unſeretwegen wird ſich Niemand hinter ſinne, antwortete die Frau. Meinſt, ſagte ein anderer Redner. Wie berühmt du biſt, und nicht nur in deinem Dörfli, ſondern centume, könnteſt am beſten ſehen, wenn dein Schlabi da dahinten blieb, da brauchteſt du es nicht ins Amtsblatt ſetzen und durch alte Weiber austrommeln zu laſſen, du hätteſt gerne einen Andern, ſie kämen von ſelbſt daher, wie wenn man im Winter metzget die Krähen, vo wege Sellige wie du, ſind in dieſer böſen Zeit ein rar Freſſen. Auf dem Hof oder meinetwegen Höfli macht Eine wie du mit dem Geſpinnſt den Zins, ja wäger, in der Sache heißt es, ſollſt du deines Gleichen Keine haben. Geſundheit, mach aus, will dir ein Neues einſchenken. Seh, thue nit wunderlich. Eine wie du, die das ganze Jahr durch ſich die Finger vor ab arbeitet, und dazu das Beſte für die Schweine ſpart, ja, lachet nur, ſo iſts doch, ſo Eine darf herzhaft Eins nehmen, wenn man es ihr gönnt, und ſie einmal dazu kommt. Ja, ja, Hans Joggi, du warſt ein Glückstüpfi, als du die bekamſt, aber ich begreife es nicht, wie du das angefangen, du mußt ſchlauer ſein, als ich dich dafür anſehe, aber, ja freilich, es giebt deren, ſie haben Geſichter wie Thürliſtöck und es ſind die ſchlauſte Tüfle, die es geben kann. Ich glaub aber doch nicht, daß du begreifſt, was du für eine Frau haſt, ſie ſtünd dem ſchönſten Bauernhof wohl an, und hältſt ſie wohl ring in der Kleidung, du vermöchteſt ſie anders zu kleiden und ihr ſtünde es wohl an, der vornehmſten Bäurin nicht beſſer. Ja, ja, und jetzt gieb den Willen drein und ſchlag ein. Geſundheit, wir wollen fertig machen, es nachtet, ſollte längſt heim ſein, aber ich kann nicht fort, bis ich weiß, daß du dich hat brichten laſſen, und das Glück nicht mit Händen und Füßen von dir geſtoßen. Lue Franeli, es kommt im Jahr nicht zweimal, manchmal in zehn Jahren nicht und Manchem ſeiner Lebstag nie. Das Heimatbli muß verkauft werden, wollt ihrs nicht, nimmts ein Anderer, aber es thät mir im Herzen weh, euch hätt ichs gönnt. Der Reiſende ſaß mit offenem Munde da. Ja, ſagte er, jetzt begreife ich die Sache, ſo könnte man einen Holderſtock wirbelſinnig machen, geſchweige eine junge Frau. Sie nahm das Gerede aber auch hin, wie Kühe jungen Klee, ribſete mit dem Rücken und anderen Theilen des Körpers in den Kleidern herum, als ob es ſie beiße über und über, und um und um, lachte bald, ſagte bald: Schwyg mr jetz, wettich ſchwyge oder nit, biſt e Lugi hung, meinſt doch de, ih ſyg uf em Löhli daheim. So ſagte ſie wohl und glaubte doch und lebte unſäglich wohl daran, es gramſelte ihr angenehm bis in die Fingerſpitzen. Goethe ſoll irgendwo ſagen: Was iſt grüner als das grüne Gras, was iſt eitler als ein Weibsbild — Was? Daß der alte Sünder aus Erfahrung ſprach, wird Niemand in Zweifel ziehen, aber ein ſolches Behagen und Wohlleben an Rühmen und Schmeicheln hatte derſelbe kaum erlebt. Die muß einen Magen haben, ſagte der Mann dem Wirthe, beſſer als der Vogel Strauß und der verdaut doch Eiſen, wie die Gelehrten ſagen. Und jetzt, ſagte der Wirth, was ſollte man da machen, mit drein reden und mahnen, geht und ſagt ihr, ſie ſei betrunken und wär am ſchönſten im Bett, ſie ſolle machen, daß ſie drein komme, ehe ſie etwas mache, worüber ſie ihren Lebstag reuig werde, die ſagt euch wüſt und hört wie ſie die Beſte ſei in Europa. Und iſt uf my — von denen verſtändigſten Eine, und wenn ihr ſie geſtern gehört hättet, und ſie jetzt hörtet, ihr würdet nicht glauben, daß dieß die gleiche Perſon iſt. Aber das macht Wein und Rühmen. Zu beiden kommt ſie ſelten, Mancher hat an einem mehr als genug, da iſt ſich dann nicht ſo zu verwundern, wenn ſie von beiden zuſammen übermachtet, um den Verſtand kömmt. Was wäre jetzt da zu machen, der Mann iſt noch völler als ſie? Da wurde der Reiſende in ſeinem Gemüthe ſehr böſe über den Wirth. Der ſaubere Patron, dachte er, ja jetzt iſt es nichts mehr zu machen, aber wenn du vor einigen Stunden das Maul aufgemacht, als das Weib noch nüchtern war, da hätte es gefruchtet, wenn das Weib wirklich Verſtand hat, wie du rühmſt. Kommen ſie ins Unglück, biſt du daran ſchuld, mit deiner heilloſen Feigheit, du reicher Mann gegenüber jenen Fötzeln und Habenichtſen. Darauf ſeufzte der Reiſende tief auf über das Verderben der Welt, über die heilloſe Menſchenfurcht, welcher Jeſus ein ſo ſchwer Gewicht an den Hals gehängt und über den reichen Wirth, der ſein Maul nicht aufmachen dürfe, auch wenn er damit eine Familie retten konnte. Aber von dieſem, was er dachte, ſagte der Reiſende dem Wirthe ebenfalls nichts, kein Wörtchen, geſchweige, daß er ihm den Hund las nach Noten. Er wollte den Wirth nicht beleidigen, er hatte da eine angenehme Einkehr, die er ſich nicht verkümmern mochte in Ausſicht, dem Wirthe den Muth zu machen, künftig ſolchem Umgarnen entgegen zu treten, Netze zu zerreißen, Familien zu retten. Er dachte bloß, er ſeufzte bloß über die Menſchen, aber daß er auch ſo gleichſam ein Menſch ſei und Anderen das Beiſpiel geben könnte, dachte er nicht, und daß er es nicht that, darüber ſeufzte er nicht, eben weil er nicht daran dachte. So iſts aber öfter in der Welt, als man es ſich denkt, es ſagen ſich nicht bloß die Eſel untereinander Langohr, ſondern es ſeufzen auch die Sünder übereinander erbärmiglich. Indeſſen fühlte der Reiſende doch ſo gleichſam eine Klemme im Gewiſſen, er meinte ſie käme vom Magen her und war daher ſehr froh als die Stubenmagd mit der Suppe kam und der Frage, was er für Wein begehre? Derſelbe kommandirte eine Flaſche 1834er und zwei Gläſer, die weil er hoffe, der Wirth leiſte ihm Geſellſchaft. Zu dieſem Wunſche hatte er zwei Gründe. Erſtlich dachte er, wenn der Wirth mit ihm trinke, kriege er wirklichen 34er, guten, und nicht 1851er Finſteraarhorner Schattſeitigen, von welchem der Wirth, der Sage nach, bei Nacht und Nebel ein anſehnlich Quantum herbeigeführt haben ſollte, und zweitens vernehme er mehr von der Geſchichte da drinnen, an der er eigentlich nicht begriff, wie die Leute um ihre Sache kommen müßten, wenn ſie auch zu theuer kauften, denn da ließe ſich ja mit Arbeiten und Sparen der Schade wieder gut machen. Er hoffte vom Wirth die nöthige Aufklärung. Nach der Suppe brachte die Stubenmagd ein Fiſchlein von der Größe des kleinen Fingers eines dreijährigen Kindes, nicht exakt aber faſt. Es ſei ihr leid, daß ſie nicht beſſer aufwarten könne, ſagte ſie, er hätte es nie ſchlimmer treffen können, aber der Wirth wolle nie zu rechter Zeit d' Sach anſchaffen, und wenn man es dann haben ſollte, ſo hätte man es nicht. Das Geld reue ihn immer, aber mit dem Geld ſei es doch nicht gemacht, und es ſei eine gräuliche Sache, wie er daran hänge; das Schämen komme dann an ſie, wenn ſie nichts habe, er kümmere ſich nicht darum. Ihr müßt euch der Chäre nicht achten, ſagte der zur Thüre hereinkommende Wirth, ſo lange die der Gring uſem Hals hat, muß die braupet ha, ſie kann nicht anders, es iſt ſich ihrer nicht zu achten. Daneben wär ſie aufrichtig, fleißig und verſteht die Sache. Aber ihr da Haufen herbei ſchaffen, von dem das Halbe z Schanden geht, wär ja dumm, es zahlt mirs Niemand, und wegem Hochmuth wirthe ich nicht, ſondern wegem Profit, und nicht wege der Ehr, ſondern wegem Nutze. Was man nicht hat, giebt man nicht und wems ſo nit recht iſt, bleibe weg. Gäbe keinen guten Müſterler, könnt nicht nöthlich thun wie ſie, und d Lüt erſt ſturm ſchwatzen, um, wenn ſie nicht mehr wiſſen, was ſie machen, ihnen ihre ſchlechte

Waare verkaufen zu können. Der Reiſende zog ein Geſicht ungefähr wie Einer der zu ſtarken Tubak in die Naſe bekommen, ſagte aber nichts, nieste nicht einmal, ſchenkte ein, und machte Geſundheit mit dem Wirthe, hielt das Glas unter die Naſe, ſchlürfte darauf mit Behaglichkeit einmal und noch einmal und noch einmal, und ſagte, einen ſehr artigen Wein, ſehr angenehm, beſonders im Sommer, wenn es heiß macht. Es wäre Mancher froh, wenn er den ganzen Winter durch deren hätte, antwortete der Wirth häßig. Er iſt aus der beſten Gegend, aus dem Herz von Lacote, und am Bſorge hat es nicht gefehlt. Darin iſt kein Tropf Viviſer Waſſer oder gar aus der Murten Gülle. Der Reiſende ließ das Weingeſpräch fallen und frug: Aber ſagt mir Herr Wirth, ich begreiſe nicht recht, warum es da innen geht: Ob nur darum ein Gütlein zu theuer zu verkaufen oder ob noch was anderes dahinter ſteckt? Ja, Herr, darhinter ſteckt etwas, merkt ihrs dann nicht, antwortete der Wirth und riß ſein Maul zu einem ſchlauen Lächeln zweg. Dahinter ſteckt bloß das, daß ſie mit dem armen Teufel in Verkehr kamen, eine Hand habe an ihm anbringen wollen. Iſt das einmal richtig, dann iſt er der Hund im Kegelſpiel und kömmt nicht raus, bis alle 4 Beine weg ſind. Ja, ſagte der Reiſende, ich weiß daß, wenn man in eines Wucherers Händen iſt, kein Loskommen iſt, daß man, wenn man einmal den Komet an hat, ziehen muß, bis man erworget iſt. Aber hier iſt nicht Wucher, denn den treibt man insgeheim und nicht öffentlich im Wirthshauſe bei offenen Thüren. Ja, ſagte der Wirth, das iſt gwuchert und nit gwuchert, bſchiſſe und nit bſchiſſe, gſtohle und nit gſtohle, das iſt Alles durcheinander, daß der Tüfel nit drüber käme. Es war eine Zeit, wo man wußte, was Wucher war, aber in den 20er Jahren nahm man die Aergſten bei den Köpfen, ſchor dieſelben bis auf die Haut, daß ſie ſchlotterten, wie friſch geſchorne Schafe, wenn man ſie an den Bisluſt ſtellt, da gutete es eine Weile, ſo lange man ein Exempel vor Augen hatte und Solche das Ruder führten, vor denen die Schelme ſich zu fürchten hatten und nicht die rechtlichen Leute. Jetzt iſts aber auf's Neue los und ärger als nie, denn da iſt Alles durcheinander als wie in einem Rübmuß oder in einer Butterſuppe, Schuldner, Gläubiger, Agenten, Fürſprecher, Geſchäftsmänner, Rathgeber, Regierungsſtatthalter, Gerichtspräſidenten, Schreiber oben und unten. Geſetze und Decrete, alte, revidirte und ganz neue, daß man gar nicht weiß wo drüber und drunter, was man an der Gabel hat, den Schelm oder den Betrogenen, den Richter oder den Agenten, den Juden oder den Präſidenten, ein revidirtes Geſetz oder ein nagelneues, welches noch keinem Menſchen bekannt iſt. Und wenn man das allerbeſte Geſetze zu haben meint und darauf fußen will, ſo iſt es das Allerſchlechteſte, von wegen es kömmt bei den Geſetzen auf die Zeichen an und auf den Mond, ſo gut als beim Kabisbeſchütten und Buchsſchären, oder auch wie beim Holunder. Schneidet man dieſen im abgänden Mond kocht, ihn und trinkt darab, ſo wirkt er nitſig, ſchneidet man ihn im wachſenden Mond, treibt er obſig. Hat man ein Geſetz bei der Hand, mit welchem man vor vier Wochen durchgeſchlagen und alle Händel gewonnen bis ans Ende der Welt, ſo verliert man von der fünften Woche an alle Händel nach dem gleichen Geſetz, denn im abgänden Mond giltet das Geſetz umgekehrt als im obſiggehenden. Ja und wer mit vier oder gar ſechsjährigem Zeug fechten will, den hält man für einen Narren, dieweil er meint, ſo altes Zeug gelte noch und nicht weiß, daß die Welt alle Tage neu wird und was geſtern galt im Zeichen der Jungfrau, das heute nichts mehr giltet, weil die Welt ins Zeichen des Stiers gekommen.

So geht es, Herr, man begreift nichts daran, kommt um ſeine Sache, man weiß nicht wie, möchte klagen und weiß nicht wem, nicht wo, nicht über wen, es iſt Alles in einander glvret, der Tüfel ſelbſt könnts nicht beſſer. Dem Zeug allem ſind nun angehende Hudle und mittlere auch ärmere Mannli das beſte Futter, kriegen ſie Einen, laſſen ſie ihn nicht, bis er iſt wie eine ausgeſogene Fliege in einer Spinnhubbele, trocken und todt. Hudle dauren mich nicht, der da innen aber ſehr, man ſagt ihm Tſchieg Hans Joggi. Der Schlauſte iſt er nicht, aber arbeitſam und ſparſam, daneben ein guter Schlufi, er iſt nicht ſchuld daran, daß die Fröſche keine Stiele haben, indeſſen brachte er es doch weiter als Viele, die ſich für mehr als halbwitzig halten. Die Gemeinde erzog ihn, er war Güterbub, dann Knecht. Er verſtund nicht den Lohn aufs Höchſte zu treiben, auch ſah man ihm nicht an, was hinter ihm ſtack und Meiſter gabs die erſt wußten, was er war, wenn ſie ihn nicht mehr hatten, und doch machte er ſchöne Erſparniſſe, denn er war huslich, wie ſelten Einer, trank keinen Schoppen für ſein Geld, und dem Weibervolk hängte er auch nichts an, er haßte das Weibervolk und wenn er Platz änderte, ſo war es meiſt wegem Weibervolk. Daſſelbe haßte ihn wieder, wenigſtens ſchien es ſo, vielleicht nur darum, weil Hans Joggi nichts von ihm wollte, alſo ungefähr wie der Fuchs die Trauben. Ungeſinnet ließ er einmal plötzlich verkünden Allen zur Verwunderung, es gab fry ein großes Aufſehen. Und er machte nicht etwa was Dummes, und darüber wunderten die Leute ſich noch mehr, ſondern etwas ſehr Geſcheutes, das dem dummen Hans Joggi Niemand zugetraut hätte. Er nahm nicht etwa ein wüſtes, tolpochtiges Meitſchi, ſondern ein munteres, hübſches für Sonntag und Werktag, ein anſchlägiges, fleißiges, das nicht viel auf Laufen hielt, aber ſich bereits eine ſchöne Handvoll Geld erſpart hatte, das iſt bei einem Meitſchi ein bſunderbar gut Zeichen. Wenn ein Meitſchi viel erbt oder geerbt hat, ſo weiß man doch noch nicht, hat man eine reiche Frau oder nicht, denn dabei kömmt es nicht bloß auf das Haben an, ſondern auf das Brauchen, das dachte Mancher nicht, erfuhr es aber nachher zu ſeinem großen Verſtaunen. Was hilft Einem eine Frau mit hunderttauſend Gulden, wenn ſie des Jahres zehntauſend brauchen will? In einigen Jahren iſt man fertig, dann hat man den Tätſch und kann mit ihm arm ſein, ſein Lebstag. Hätte der Eine geheirathet, welche zehn Gulden verdientes Geld gehabt, er wäre weit beſſer gefahren, die wüßte nicht bloß zu brauchen, ſondern zu verdienen und zwar mehr als ſie brauchte, und auf die Art kommt man nicht um ſeine Sache, ſondern wird alle Tage reicher, habs auch erfahren.

Wie ſie ſich gefunden, vernahm man nicht. Wahrſcheinlich hatte ſich die Geſchichte ganz kurz und natürlich gemacht. Jedes von ihnen wird gedacht haben, es ſei reif für einen eigenen Haushalt, und wenn es einen wolle, ſei jetzt Zeit dazu, und zu dieſem Vorhaben paßte das Andere, hatte was zum Anfang, Geld und was zum Fortfahren, Geſchick und Fleiß, liederlicher als ſo, ſollte ſich keine Heirath machen, dann thäte es weniger arme Leute geben. (Wir müſſen beifügen, daß dieſes die Anſicht des Wirthes war, die wir für zu beſchränkt halten; denn wo der rechte chriſtliche Sinn fehlt, fehlt doch der rechte Boden und das rechte Familienglück blüht nicht auf.) Sie brachten einige hundert Gulden zuſammen und kauften ein kleines Gütlein, machten es zweg, wercheten wie die Pferde, lebten ſchlechter als viele Bettler, verdienten nebenbei ſo viel ſie konnten. Er bohrte Dünkel, half bald bei dieſem bald bei jenem Bauer, und daheim gings doch, Hans Joggi konnte ſich auf ſein Weib verlaſſen. Das zaggete nicht den ganzen Tag ein Kind herum, bald auf dem einen bald auf dem andern Arm, nur um einen Vorwand zu haben nichts zu thun als herumzulaufen, das Kind zu zeigen, als wenn unter Heiden und Chriſten noch kein Solches geſehen worden, und nebenbei zu plaudern über die üblichen Gegenſtände, ſondern wenn nichts draußen zu ſchaffen war, ſpann es, als ob es alles Stroh von den Dächern ſpinnen ſollte. So ging es mehrere Jahre, ſie äufneten ſich beträchtlich und zu dem war das Gütlein faſt um die Hälfte mehr werth, die Kinder wuchſen auch nach, ſollten auch werchen und auf dem Gütlein war viel weniger zu thun als Anfangs, man konnte es mit der halben Zeit machen. Da kam es ſie an, ſie wollten da weg, dieſes verkaufen und ein größeres kaufen, wo mehr zu machen ſei. Sie ſeien noch in den eben rechten Jahren, wo ſie arbeiten möchten und für die alten Tage ſorgen müßten, dachten ſie. Nun kennt der Teufel alle Gedanken und wo er welche ſieht, die ihm anſtändig ſind, da iſt er und beizt eine Anrichti, daß einer ſein Lebtag genug daran hat. Aber, ſagte der Reiſende, in dieſem Gedanken liegt ja nichts Böſes, ſondern etwas ſehr Verſtändiges, er gefällt mir an Tſchieg, und wenn der Teufel ihn ſchon merkte, wird er damit nicht viel Böſes haben verrichten können.

Das verſtöht ihr nicht, Herr, ſagte der Wirth, löht mih usrede. Es war merkwürdig, wie er, ſonſt ein vertrocknet Wagenrad, das man kaum ringsum brachte, auf einmal gängig wurde und nicht mehr ſtillſtehen wollte. Löht mih jetzt rede, ich will euch das erklären, daß es der Dümmſt mit Händſche grife cha. Hät der Tſchieg ſich ſtille verhalte und ruhig, hätt der Tüfel nichts an ihm machen können. Oder, wenn er ändern wollte, ſo hätte er es machen ſollen wie bei ſeiner Heirath, Allen ungſinnet und nicht allenthalben davon brichten und fragen: wißt ihr mir nichts, möcht ändere? Aber was will man, es iſt ſelten Einer zweimal geſcheut im Leben, das erfahren die Wittlige am beſten, wenn ihnen eine gute Frau geſtorben iſt und ſie die Zweite nehmen. Hans Joggi ſchwatzte viel davon, er möchte ſein Gütlein verkaufen und ein größeres kaufen, er meinte, ſo locke er gute Gelegenheit, ohne die Mühe zu haben, der Sache nach zu laufen, der arme Tropf! So bald das ruchtbar wurde, dachte der Teufel: jä ſo, aha! und rührte ſich. Er ſtüpfte ſeine Bande, die rührte ſich auch, und bald erſchien bei Hans Joggi ein Käufer, der ihm nach ſtrengem Märten das Gütlein theuer abkaufte. Hans Joggi gewann mit einem Handſchlag mehr, als während zehn Jahren als Knecht mit harter Arbeit, über fünfzehnhundert Gulden betrug ſein Gewinn. Das ſchoß ihm in Kopf, brachte ihn faſt um den Schlaf, gab ihm ſtarken Glauben an ſich ſelbſt, er meinte, es mangle nichts um reich zu werden, als einige Jahre um Güter zu handlen und wohlfeil zu kaufen, ſie ein wenig zweg zu machen, hernach ſie theuer zu verkaufen, das gehe immer ſo geſchliffen fort, Alles wie gewünſcht. Aber es hat jede Sache einen Haken und wer den nicht ſieht, dem fehlts. Wie kann es da fehlen, wenn man theuer verkauft und Profit macht? frug der Reiſende. Ich hätte geglaubt, das verſtündet ihr, mit Schein iſts nicht ſo, ich will es euch aber erklären bis ihr es begreift. Ihr ſolltet doch wiſſen, daß theuer verkaufen nicht die Hauptſache iſt, ſondern daß man ſein Geld auch kriegt, hat noch mehr zu bedeuten, das hat ſchon mancher Handelsherr erfahren, und daß die, welche theuer kaufen oft die ſchlechteſten Zahler ſind. So Einer iſt eben auch Hans Joggis Käufer, derſelbe geht die Treppe ab, welche Hans Joggi hinauf will, und da ſind ſie einander begegnet, nicht zu Hans Joggis Glück. Dieſer Käufer beſaß ein größeres Gut, ſchuldenhalber mußte er es verkaufen und hängt ſich nun an ein kleines, verſpricht viel dafür, hat ihm aber wenig daran bezahlt, ſondern verſprochen zu bezahlen, Terminweiſe oder auf Abkündigung, oder wie man es dann macht. Nun meint Hans Joggi, was geſchrieben ſei, das ſei geſchrieben, darauf könne er ſich verlaſſen, darnach ſein Vermögen berechnen und demgemäß handeln. Kann man ihn zum Handeln bewegen, ſo hängt er am Angel und nach dem man ihn eine Weile hat zappeln laſſen, macht man mit ihm fertig und wirft ihn übers Neſt aus. Wird nicht ſein, antwortete der Reiſende, wie wäre das möglich, wo Richter und Geſetze ſind, eine ſolche Bande wird im Lande doch nicht Meiſter ſein. Der Mann iſt alſo ſolid, ſein Geld iſt ihm notarialiſch verſchrieben, da wird er doch Sicherheit haben gegen eine ſolche Bande. Wer ſtehendes Geld hat, kann Gläubigern begegnen. Der Wirth zog ſtark an ſeiner Pfeife, ſagte endlich: So ein Herr aus der Stadt iſt bös z'brichten, bis er eine Sache begreift, möchte nicht Schulmeiſter in der Stadt ſein. Begreift ihr denn nicht, daß wenn man zahlen ſoll, mit ſtehendem Gelde nicht geholfen iſt, das Geld muß laufen, flüſſig werden und das eben will es nicht, das iſt eben der Handel. Hans Joggi zählt auf Geld und kriegt es nicht, verſpricht zu zahlen und hat dann nichts. Er nimmt zum Maasſtab ſeinen Erlös aus dem verbeſſerten Heimweſen. Das neue Heimath koſtet ihn wohl 10,000 Gulden, baar zahlt er 1000 Gulden, im erſten Jahre wieder tauſend, im folgenden wieder die gleiche Summe und ſo fort. Auf ein ſo belaſtetes Unterpfand bekommt er kein Geld, daß er ſich kehren kann und dem Gläubiger begegnen. Aber kann er nicht das Seine eintreiben zu rechter Zeit, und abführen, bis das Unterpfand den gehörigen Werth bekommt, daß er darauf Geld kriegt? Ach, Herr, davon verſteht ihr nichts, und wollt einen doch nicht ausreden laſſen, ſagte der Wirth unwillig. Seht alſo, aber laßt mich jetzt reden, ſonſt weiß ich nie wo ich geblieben bin. D' Sach iſt ſo. Hans Joggi hat die unterpfändlichen Schulden auf ſein Gütlein überbunden, es bleiben ihm noch vom Käufer zu beziehen, was er ſelbſt bezahlt daran und der Mehrwerth, wie geſagt ungefähr 2000 Gulden. Hans Joggi glaubt ſich ein reicher Mann. Er zahlt jetzt was er kann, bei **1000** Gulden, verſpricht ebenſoviel in Jahresfriſt, ſein Käufer hat ihm in Jahresfriſt **1000** Gulden verſprochen, und für das Laufende, die Hauskoſten und Anderes denkt er im Verlauf des Jahres zu ſorgen, aber wie es geht, er hat hundert Auslagen, an die er nicht gedacht, der Hof erträgt ihm wenig, aus dem Walde kann er nichts nehmen, der iſt ſchändlich geplündert, er wird mehr und mehr geldlos, indeſſen macht dieß ihm nicht graue Haare, er zählt auf ein beſſer Jahr und was er zu zahlen verſprochen, macht ihm nicht bange, er hat ja mehr als er zahlen ſoll ſtehend, und der Käufer ſagt ihm immer, er könne darauf zählen. Der Termin zum Zahlen kommt, aber das Geld nicht, es ſteht eben nur, es will nicht laufen. Er hat verſprochen, ſeine Zahlung auf einen beſtimmten Tag an einem beſtimmten Ort zu machen. Er erſcheint mit leeren Händen, will ſeine Forderung an Zahlung abtreten, wird ausgelacht, erhält nichts als einige Tage Stündigung. Zahle er dann nicht, müſſe er auf der Stelle betrieben ſein. Dazu ſagte man ihm ſchnöde Worte, wie man ihn für einen Andern gehalten, und was er ſagen wird, darüber wird man ihn ausſpotten. Er läuft ſeinem Schuldner nach, der giebt ihm groben Beſcheid, er habe keinen Geldſch — und wenn er nicht warten möge, ſolle er machen was er könne. Er läuft zu ſeinem Gläubiger, der ſagt, geſagt ſei geſagt, er müſſe das Geld haben, Tſchieg ſei bereits übergeben. Aber er ſolle zu einem Agenten gehen und ſeinen Schuldner auch übergeben, dann träfen die Einzahlungen faſt zuſammen, und auf einen

Tag oder zwei komme es ihm nicht an. Zugleich giebt er ihm einen Agenten an, der zufahre ungeſchont und auf die rechte Zeit ſchon Geld zweg haben werde. Das ſei guter Beſcheid, ſagt Hans Joggi, läuft zum Agenten. Der giebt ebenfalls den beſten Beſcheid und Hans Joggi geht getröſtet heim, ſchafft wieder und hat bös wohlgemuth, er denkt, jetzt ſei er durch den Dornhag hindurch und das Böſte ſei gewonnen. Die Zeit iſt um, ehe er daran denkt, an einem ſchönen Morgen klopft ſein Gläubiger an ſeine Thüre und ſagt, er habe beim Agenten das Geld holen wollen und keins dort gefunden, das ſei keine Manier, und er ſei doch ſo gut gegen ihn geweſen, aber es werde ihm auch ergehen wie Andern, er werde an ihm erfahren müſſen was der Welt Dank ſei, jetzt ſei die Geduld aus, jetzt müſſe er auf die Gant. Hans Joggi verſpricht ſich, er habe vergeſſen, daß die Zeit ſchon um ſei, wahrſcheinlich werde ſein Geld auch bei ſeinem Agenten ſein, er wolle es holen. Da könne man wohl ſehen, was er für Einer ſei, daß er vergeſſe was er verſprochen und ihm ſo wenig daran gelegen ſei, ſagt ſein Gläubiger und noch allerlei Sachen mehr; giebt endlich einen Tag noch zu. Hans Joggi läuft zu ſeinem Agenten, kriegt kein Geld, nur ſchnöde Worte. Er könne nicht hexen, ſagt der Agent, wenn er es beſſer könne, ſolle er die Sache ſelbſt machen, man fertigt ihn muß und puckt ab, ſo daß, als er vor der Thüre ſteht, er nicht weiß woran er iſt, was jetzt geben, was er machen ſoll, ob Geld kommen werde oder keins, und ſo iſt er abgedonnert worden, daß er nicht einmal wieder hinein darf, rechte Auskunft zu verlangen.

Jetzt fängt das Spiel mit ihm ſo recht an. Sein Agent liefert ihm kein Geld ein, er mag machen was er will, er iſt wie an einer Mauer, er kriegt allen möglichen Beſcheid, nur kein Geld. Höchſtens hie und da einige Kreuzer, die ihm nichts abtragen auf Rechnung. Unterdeſſen fährt ſein Gläubiger zu, und deſſen Agent weiß die Sache zu fördern, während der arme Hund nichts erhält, wird ihm die Haut Stück um Stück abgezogen auf alle möglichen Arten, bis er nichts mehr hat, als einen Haufen Kinder, Augen zum Plären, einen Platz zum Sterben muß ihm die Gemeinde geben. Wirth, Wirth, ſagte der Reiſende, da wollt ihr mir was aufbinden, und wie ihr nun bereits mir einige Male zu verſtehen gegeben, ich ſei der Geſcheuteſte nicht, werdet ihr meinen, ich ſei ganz dumm und man könne mir Bären aufbinden, einen ganzen Bärengraben voll. So geht das ja nicht in der Türkei zu, unter den Paſchas von zwei Roßſchweifen und von drei Roßſchweifen, geſchweige in einem Chriſtenlande, wo eine Obrigkeit da iſt und Recht ſchafft. Allen, abſonderlich Wittwen und Waiſen und andern Bedrängten. Da kann man ja nur zu der gehen, oder zu ihren Beamteten, wo man ja alle hundert Schritte einen findet, und ſagt es ihnen und ruft die Geſetze an, und begehrt, daß es nach dieſen gehen ſolle. Das iſt ſchön und gut, antwortete der Wirth, es manggirt da nichts. Es iſt eine Regierung da, es ſind Beamtete da, ſogar Landjäger, es ſind Geſetze da, es iſt Ordnung da, und Alles geht da nach den Geſetzen, Punktum! Aber können dann ſolche Burſche, die ärger ſind als Räuber, ſo mit armen Mannlene verfahren nach Belieben, nimmt man ſie nicht beim Kopf und ab der Sonne? frug der Herr. Ja Herr, ja freilich, ſagte der Wirth, macht man es ſo, wenn nicht etwa Milderungsgründe da ſind. Vor Allem jedoch müſſen ſchriftliche Anzeigen vorliegen, ſo bald die da ſind, nimmt man die Sache alsbald zur Hand, wenn man ſie nicht vergißt, und wenn dann ſchlagende Beweisthümer vorliegen, ſo fährt man zu, daß Gott erbarm, wenn es dem Angeklagten nicht gelingt, davon zu laufen. Aber die Beamteten werden nicht warten müſſen, bis man ihnen die Anzeige macht, das giebt ja der geſunde Verſtand mit, ſondern ſie werden ſie greifen, ſobald ſie etwas ſicher vernehmen, ſonſt wären ſie ja in den Händen der Aufpaſſer und Kundſchafter, entgegnete der Herr. Da verſteht ihr eben auch wiederum nichts von der Sache. Per Exempel, ich wäre Wirth und überwirthete, was dem Beſten begegnen kann, von wegen, man iſt nicht allemal Meiſter, beſonders wenn Majeſtäten ob Handen ſind, Tourte und andere Kunde, und der Regierungsſtatthalter vernimmt es, oder iſt vielleicht gar ſelbſt dabei, ſo kann er doch nichts machen, bis er eine ſchriftliche Anzeige hat, hauptſächlich vom Landjäger, und hat er ſie, ſo kann er nichts damit machen, ſondern er überweiſet ſie dem Gerichtspräſidenten, wenn er es für gut findet, ſonſt kann er ſie ebenfalls auch zufällig vergeſſen und liegen laſſen. Was macht dann der Gerichtspräſident damit? frug der Reiſende. Ha, antwortete der Wirth, der läßt ſie entweder auch liegen, wenn er vergeßlich iſt, woran Gott ſchuld iſt, oder giebt der Anzeige Folge, putzt dem Wirth ab oder dem Landjäger ab, oder Beiden oder Keinem, Alles wie er will, denn der Gerichtsſtand iſt bekanntlich unabhängig. Entweder geſteht der Wirth oder er geſteht nicht, im letztern Fall kann der Landjäger mit den Wirth prozeſſiren, da kömmt es darauf an, ob der Landjäger beweiſen kann und ob der Gerichtsſtand bei Laune iſt, die Beweisführung für vollſtändig zu erklären oder nicht, es geht Alles vollſtändig in der Form, beſſer nützte nichts. Jä Herr, es geht bei uns Alles exakt zu, ganz geſetzmäßig. Brennt ein Haus, der Sigriſt läutet aber nicht, ſo brennt es nicht geſetzmäßig, und wer mit einer Spritze fährt um zu löſchen, der fährt nicht geſetzmäßig, zwar wird er nicht gebüßt, aber er erhält die übliche Entſchädigung ſchwerlich. Ja, wenn die Obrigkeit dem Regierungsſtatthalter den Befehl giebt, eine Pinte zu ſchließen, weil wegen ihr die Straße nicht mehr ſicher iſt, es begehren aber einige heldenhafte Fürfreſſer dagegen auf und drohen mit proceſſiren, ſo wagt er es vielleicht nicht, er riskirt, der Gerichtsſtand erkläre, er habe ungeſetzlich die Pinte geſchloſſen, und dann müßte er Koſten bezahlen und Schaden vergüten. Verweigert ein ſolcher Regierungsſtatthalter der Obrigkeit den Gehorſam, ſo darf ſie ihn nicht abſetzen, ſie muß eine Beſchwerdeſchrift machen laſſen bei irgend einem geſchickten Manne, was brav Geld koſtet, muß mit der Beſchwerdeſchrift vor den Richter, und der muß ihr dann ſagen, wer Recht gehabt, ob ſie oder der Regierungsſtatthalter. Hat die Regierung Amtsſchaffner, Gerichtspräſidenten, welche zu weit gegriffen haben im Handel, ſo darf ſie nichts an ihnen machen, ſie muß es wiederum dem Richter ſagen laſſen, meint ſie dann, der Burſche ſitze am Schatten und blaſe Trübſal, ſo ſitzt er in einer Pinte und byneggelt, oder hat gar den Finkenſtrich genommen. Jetzt könnt ihr denken, was ſo ein armer Teufel, der den Blutſaugern in die Hände fällt, verrichtet, wenn er gegen ſie klagen will, er, der mit Niemanden ſtudirt hat und mit Niemanden byneggelt, mit Niemanden Duzbruder iſt, kein Geld zum prozeſſiren hat, die Gegner aber wohl? Wenn der Sigriſt nicht läutet, kann der Regierungsſtatthalter keine Brunſt für rechtmäßig anerkennen, und ohne Landjäger von nichts Notiz nehmen, und ohne unterſchriebene Klage keine Ueberweiſung machen. Kömmt nun ſo ein armer Teufel unter Heulen und Zähneklappern zu ihm und klagt ſein Elend, ſo kann der Regierungsſtatthalter nur ſagen, du armer Mann, du dauerſt mich, aber machen kann ich da nichts. Wenn man Jemanden ſchuldig iſt, ſo iſt das Beſte, man zahle, ſo ſagt dann der Mann wohl, das wäre ihm eigentlich auch in Sinn gekommen, und wenn er Geld gehabt, ſo hätte er längſt bezahlt. Nun, ſagt der Regierungsſtatthalter, nun, wenn du keins haſt, ſo mußt welches ſuchen. Ja, das hätte er gethan, antwortete das Mannli, aber nirgends wolle man ihm geben, ſo wie die Sache liege. Könnte er ſein Geld bekommen und ſo viel an ſeinem Gute zahlen und damit das Unterpfand verbeſſern, ſo bekäme er ſicher Geld. Aber ſein Agent hinterhalte ihm ſein Geld, und wegem Leiden rede man ihm allenthalben zböst, denn es ſei ihnen nicht ums Geld, ſondern das Gut möchten ſie um den halben Preis und ihn um ſeine Sache bringen. Ja, wenn es ſo iſt und hauptſächlich dem Agenten giltet, ſo mußt du zum Gerichtspräſidenten, das iſt ſeine Sache, ſagt der Regierungsſtatthalter. Er geht zum Präſidenten und klagt ein ganzes Heufuder voll. Der ſteckt die Hände in die Hoſen, macht ein ſchön Geſicht und ſagt: Ja, wenn die Sache ſo wäre, und wenn ich eigentlich wüßte, was zhinderſt iſt und was zvorderſt ſein ſollte! So auf ein bloßes Reden hin kann ein Richter nichts machen, wohl er käme ſchön in die Tinte, wenn er auf jedes Reden hin einſchreiten wollte! Es muß ein beſtimmtes Faktum eingeklagt werden, damit der Richter Grund und Boden hat und eine Rechtfertigung, wenn er die Sache zur Hand nimmt, wohl er könnte die Finger ſchön verbrennen, und dafür hat Gott ſie ihm nicht gegeben. Wenn die Sache auf dem Papier iſt, tönt ſie meiſt ganz anders, als man beim bloßen Reden hätte glauben ſollen. Es meint gar Mancher, der nichts vom Recht verſteht, es ſei ihm das größte Unrecht geſchehen, und unterſuchen Rechtskundige die Sache, ſo iſt Alles in beſter Form, oder wenn gefehlt worden, iſt der Client ganz ſelbſt ſchuld und der Rechtsanwalt hat durchaus nach dem Geſetz gehandelt. Ja, wer das Recht nicht verſteht, der hat meiſt Unrecht und thut Unrecht. Ihr müßt zu einem Rechtskundigen gehen und dem den Fall vorbringen, ihm euere Belege zeigen, der weiß, wie die Sachen ſtehen. Findet er euch im Recht, ſo ſoll er eine Klage machen, die bringt mir, und was meines Amtes iſt, ſoll geſchehen, zählt darauf. Wenn das Mannli ſagt, er kenne Niemanden, wiſſe nicht, zu wem er ſolle, er möchte ihm doch einen Geſchickten und Aufrichtigen angeben, ſo ſchickt Mani ihn zu Einem, der mit ihm und allen Andern ſtudirt hat und dato noch bynoggelt, der Alles wohl verſteht. Er geht zu dem und ſagt, der Mani habe ihn geſandt. Der hatte aber mit dem Mani kürzlich einen famoſen Streit gehabt, wo Jeder dem Andern die größten Liebenswürdigkeiten geſagt, ja mit dem Zuchthauſe gedroht, wenn man ſich nicht in Acht nehme, und Einer hatte dem Andern geſagt, mach nur was du kannſt, dahin wo ich komme, dahin mußt du auch. Nun dachte der, zu dem das Mannli kam, der Präſident wolle ihm in dieſem Handel eine Falle legen, die er abtrappen ſolle, er ſagt ihm alſo wüſt und jagt ihn fort. Und hatte doch der Präſident, dem es bei dieſer Sache nicht wohl war, es nicht böſe gemeint, im Gegentheil gut, er wollte ſich dadurch mit ſeinem Freunde verſöhnen, und dieſer nahm es z'Widerſpiel, ſo kann man ſich mißverſtehn! Das Mannli frägt troſtlos auf der Straße den Erſten Beſten nach einem Agenten, der nennt ihm Einen, der wäre ein braver Mann, iſt aber kein Held und wird keiner. Der ſieht, wohin der Handel führen könnte, will ihn aber eben nicht dahin führen, will ſeinen Collegen nicht wehe thun, ſie nicht böſe machen, von wegen, man kann nie wiſſen, er ſchützt ſchrecklich viele Geſchäfte vor, auf ganze Monate hin alle Hände voll und ſchickt ihn zur alten Moſerbabe. Das iſt ſo eine alte Babe, die alles annimmt, wobei ein Kreuzer herausgucket und dann damit macht, ganz was er bequem und gut findet. Der nimmt den Handel alsbald an, giebt die beſten

Worte, ſchwört gräulich, wie er unter die Spitzbuben fahren wolle, wie die Beſeſſenen unter die gergeſener Säue, denen habe er längſt aufgepaßt, jetzt wolle er ſie haben und die müßten ihm dahin, wo ſie längſtens hingehört. Er ſolle nur ruhig ſein und einſtweilen nicht viel ſagen, er werde es dann ſchon donnern hören, daß es töne im ganzen Lande. Der arme Tſchieg geht guten Muths heim und ſagt der Frau, ſie ſolle keinen Kummer mehr haben, jetzt hätte er den Rechten an der Hand, der wolle unter ſie fahren wie die Säue unter die Gergeſener, daß es donnere im ganzen Lande. Der arme Teufel verläßt ſich ganz ruhig auf die Moſerbabe, giebt ihr Geld und die macht nichts, nicht einen Buchſtaben, nimmt ruhig alle Tage den Gewohnten, und wartet gelaſſen auf das Weitere, und wenn Tſchieg nachfrägt, ſo ſagt ſie, er ſolle nur Geduld haben, die Sache ſei am rechten Ort, das Wetter werde nächſtens losgehen famos. Aber das Wetter der Moſerbabe bricht nicht los, dagegen gehen die Wetter und Treiber über den armen Hans Joggi. In ſeiner Angſt geht er zum Präſidenten, frägt was eingelangt ſei und wo es hänget, der weiß von Allem nichts, geht zum Regierungsſtatthalter, der weiß auch nichts, geht zur Moſerbabe, die ſagt, die Schriften liegen hinter dem Gerichtsſchreiber, der ſei ſo ein Huhn, das Alles verniſte und durcheinandermache. Er geht zum Gerichtsſchreiber, der ſagt, die Schriften würden ans unrechte Ort gekommen ſein, wahrſcheinlich zum Amtsſchreiber, es ſei keine Ordnung mehr, es ſei ein Elend. Er geht zum Amtsſchreiber, der ſpringt auf wie eine Pulvermühle, flucht ihm die Naſe aus dem Geſicht. Es ſei ein Komplott, ſchreit er, von den verfluchten Patriziern oder gar Ariſtokraten, das Volk durch alle möglichen Mittel mit der Regierung und ihren Beamteten unzufrieden zu machen, überall fehle etwas, finde man nicht, was man ſuche, ſogar beim Obergericht, als man Einen habe hängen wollen, hätten die Akten gefehlt, man habe ihn wieder müſſen laufen laſſen. Nie noch ſeien die Beamteten ſo fleißig geweſen, Tag und Nacht ihren Pflichten obgelegen, nie noch ſo oft ganze Nächte nicht aus den Kleidern gekommen, wie jetzt. Und da hat er vollkommen recht, ſagte der Wirth mit verdächtig verzogenem Geſichte. Vielleicht brüllt der Amtsſchreiber noch; wie man es den Lumpenhunden machen wolle, daß man meine, es hingen alle Bäume voll Weintrauben, mannsgroß. So kann der arme Teufel laufen von Pontius zu Pilatus, und Alles z'Leerem, die Moſerbabe hat keinen Buchſtaben geſchrieben, kein Menſch berichtet ihn mit der Wahrheit, Einer ſchickt ihm zum Andern, bis ſeine Gläubiger mit ihm fertig machen ohne Gnade und Erbarmen. So gehts Herr, und ſo hat man Hülfe, ſagte der Wirth. Der Reiſende hatte mit ſichtlichem Erſtaunen zugehört, eine ſo flüſſige lange Rede hatte er von einem Wirthe ſein Lebtag noch nie gehört. Aber es iſt das Herz, welches beredt macht, und weſſen das Herz voll iſt, deſſen läuft der Mund über. Der Reiſende drückte dem Wirth ſein Erſtaunen aus über dieſe Beredſamkeit. Er hätte nie geglaubt, ſagte er, daß der Wirth ſolchen Antheil nehme am Schickſal ſeines Nebenmenſchen, und daß er es ſo herzbrechend darlegen könne. Er danke ihm ſehr für ſeine Mittheilungen, und wenn nur das Halbe ſo ſei, ſo ſei es d's Halbe zviel. Dann, wenn ſolche Menſchen nicht geſchirmt werden von Oben, wer ſie dann ſchirmen ſolle, und wenn man auf dieſe Weiſe die Armen ſelbſt mache, ſo ſolle man nicht ſchreien über ihre Zunahme, ſondern den Balken im eigenen Auge ſuchen. Ja wohl, ſagte der Wirth, das iſt Alles Punktum wahr, ich könnte noch viel ſagen, ich habe es erfahren, ich weiß, wie es geht, es iſt himmelſchreiend, wie man es nur mir machte, es hat keine Art, und kei Gattig.

Ich übergab auch einem Agenten Eintreibungen, aber Geld habe ich noch keins geſehen, gewiß hat er Geld für mich hinter ſich, von einem Schuldner weiß ich, daß er ſeither vergeltstaget iſt, und damals, als ich ihn übergab, recht gut hätte zahlen können. Ja, ſagte der Reiſende, ſo was erfahren wir auch, wir können gar nicht zu unſerem Gelde kommen und begreifen nicht, wie das zugehen kann, es iſt uns ſchon begegnet, daß wir endlich ein Geſchäft zurückzogen, und da fand es ſich, daß die Agenten noch nichts daran gemacht, als wahrſcheinlich Schmaus- oder Stündigungsgelder gezogen hatten vom Schuldner. Ja, und das iſt noch Alles nichts, aber wie man es mir macht, das iſt himmelſchreiend, ſagte der Wirth. Alle Fingerslang muß ich ins Schloß und bußen. Sind Zwei nur 5 Minuten länger geſeſſen und gab ich auch keinen Wein mehr, hai! werde ich verklagt und muß hinauf ins Schloß, und nur mit Wüſtthun kann ich hie und da einer Buß entrinnen. Mit dem Wüſtthun läßt ſich was zwingen, ſelb iſt wahr, ſie lieben es nicht, haben es wie die Meitſchi, wären halt auch gerne lieb, wiſſen natürlich wohl warum. Dagegen iſt nicht weit von da ein Pintenwirth, der kann machen, was er will, keinem Geſetz achtet er ſich was. Er wirthet ſo lange er will, er giebt denen, welchen das Wirthshaus verboten iſt, was ſie wollen, es kräht kein Hahn darnach. Er zieht alles Geſindel ein, was wüſt iſt geht dort, man darf ihm kaum den Namen geben, und Alles iſt recht, aber es hat Alles ſeinen guten Grund. Der Wirth und der Landjäger ſind wie zwei Finger an einer Hand, Einer iſt des Andern Götti, da ſchickt es ſich begreiflich nicht wohl, den Gevattersmann zu verklagen, es wäre ja ſchlecht, einen Freund ins Unglück zu bringen. Das iſt vor Gott und Menſchen nicht recht, und ich zahle doch ſo gut als ein Anderer, was ich ſchuldig bin, und zehnmal mehr als jener

Pudelhund, und doch kann man mich nicht ruhig laſſen. Ja, wenn ich es machen wollte wie Andere, und ſechten mit ganzen Körben Liqueurs und Zapfen-Wein, es ginge mir vielleicht auch beſſer, aber das will ich nicht. Ich habe vier Leiterwagen, wenn ich die recht im Salb halte, dünkt es mich genug, ohne das ich Thürliſtöck und Schelmengatter noch im Salb habe. Ordinäre Karreſalbe iſt theuer, verſchweige dann die von der beſten Sorte. Gäb ih ſe ſalbe wett, wett ih lieber ne dänne helſe, ſo wyt as mugli, wenns nüt koſtete und mir ſonſt nichts ſchadete.

Der Reiſende fing an zu begreifen, wo der Haſe im Pfeffer lag und von welcher Beſchaffenheit die Quelle der Beredſamkeit des Wirthes war, er ärgerte ſich nicht daran. Freilich ſah er, daß eben nicht das Vaterland, das Herz deſſelben füllte, um das er ſich am meiſten kümmerte, aber die natürlichen Gefühle des Wirths waren ihm noch ſelten ſo naturwüchſig und ungeſchminkt entgegengetreten, darum gefielen ſie ihm ſogar. Wenns doch Alle ſo thäten, dachte er, ſo wüßte man doch auch, woran man wäre, und das Vaterland ließe man endlich in Ruhe und mißbrauchte daſſelbe nicht mehr auf die ſchauderhafteſte Weiſe als Deckmantel für die niederträchtigſten Begierden, als Blende, um hinter derſelben die ſchändlichſten Streiche auszuführen. Derweilen war die Stubenmagd immer häßiger geworden, beſonders gegen den Wirth, dem ſie die ſchnödeſten Worte gab. Sie ſchoß wieder hinein mit der Frage: Sie ſind Alle voll und ſchreien noch nach Wein, ſoll ich ihnen geben oder nicht? Gieb nur, gieb, antwortete der Wirth ſchmunzelnd, e chly völler oder e chly minger, Sän ſy Sän. Aber gieb ihnen von dem Zehnbatzigen, wo der Schoppen ſechs Kreuzer koſtet. Ihr könntet doch wohl auch ein wenig hinein, häßelete die Stubenmagd. Ich weiß nicht warum ich ihnen alleine aufwarten und das Wüſteſt Alles abthun muß. Bald darauf kam ſie und ſagte dem Reiſenden, er könne dann nur befehlen, wenn er ins Bett wolle, es ſei Alles zweg. Nun, das war gewunken, daß man es verſtehen konnte, der Reiſende ſetzte ſich nicht dem zweiten Winke aus, er ging. Am Morgen war übel Wetter im Wirthshaus, Wirth und Stubenmädchen ſchoſſen einher wie Geiſter, welche nicht zur Ruhe kommen können, oder wie Nachtvögel, wo zSädel möchten und den Sädel nicht finden können. Des Wirths Beredſamkeit war gründlich verſchwunden, er hielt nicht Stand, ſchoß zu einer Thüre aus zu der andern ein, und auf viele Fragen vernahm der Reiſende nur, daß die Bande den Löhl und ſein Babi richtig hin eingeſprengt, und den Sak verbunden hätten, daß ſie warten müßten, ſie möchten wollen oder nicht, und daß Alle ſo voll geweſen, daß die Wenigſten den Heimweg würden gefunden haben, und daß, wenn die Halben nicht mehr heim kämen, es nicht viel Plärens geben würde. Die Stubenmagd ſagte: Es wär ihr lieb und ſie möchte ihm angehalten haben, das was der Wirth geſtern geſagt, nicht weiter zu ſagen. Er ſei ein grauſamer Laſeri und komme manchmal ab und waſchle, daß es weder Händ noch Füß hätte, und er ſelbſt nicht wiſſe, was. Es ſei nicht, daß er trinke, aber es komme ihn manchmal an, daß man ihn gar nicht gſchweigen könne und es ſie düeche, wenn ſie ihm nur auf das Maul hocken dürfte. Wäre allerdings eine ſichere Gſchweigmaſchine, wenn ſie ſich appliciren ließe.

Natürlich leiſtete der Reiſende das Verſprechen und ward endlich von der Stubenmagd noch leidlich freundlich entlaſſen, der Wirth dagegen nahm keine Notiz von ihm, er brnoggelte bereits mit dem Stallknecht.

Zweites Capitel.

Der liebe Frauentag iſt ein wichtiger Tag. Es iſt der Tag, wo der Engel der Maria verkündete, ſie ſei die Gebenedeite unter den Weibern, denn ſie werde den gebären, der ſein Volk von ſeinen Sünden erlöſen und ein Sohn des Allerhöchſten werde genannt werden; wo den Frauen das Glück ward, daß eine Maria die Eva gut machte, daß durch ein Weib nicht bloß die Sünde kam und die Luſt dazu auf das ganze Geſchlecht vererbt wurde, ſondern nun auch das Heil und der Heiland, der die Verlornen ſucht und ſelig machen will; ſo daß dieſes Feſt ein eigentlich Frauenfeſt iſt, weil es den Frauen das Zeugniß giebt, nicht bloß, daß an ihnen ein gut Haar iſt, ſondern daß Solche unter ihnen gefunden werden können, an denen Gott großes Wohlgefallen hat, und durch ſie die Völker ſegnet. Nun giltet aber dieſer Frauentag nicht bloß den Frauen im Canton Bern und iſt deßhalb hier beſonders wichtig, denn die Weiber oder Frauen in dieſem Canton werden nicht viel anders ſein, als die Weiber in andern Cantonen, c'est partout la même chose, es werden darin ſein leibhaftige Ebenbilder der Eva, vielleicht noch tüfelſüchtiger als ſie und im Stande, nicht bloß das Paradies zu vergrännen, ſondern ganze Länder, Dänemark und Portugal, und alle andern obendrein, und werden Solche ſein, welchen St. Maria ihr Spiegel iſt, die werden möchten wie ſie, rein, hold und lieblich. Werden es freilich nicht weit bringen im Canton Bern, und an andern Orten auch nicht, denn alle unſere Gerechtigkeit iſt wie ein unfläthig Kleid, und unſere beſten Werke und Frauen ſind mit Sünden befleckt, und zwar um den Südpol herum und um den Nordpol, und zwiſchen Beiden erſt recht. Alſo nicht deßwegen iſt im Canton Bern der Frauentag wichtiger als an andern Orten, ſondern weil er auf dem Lande der Tag des Zügelns iſt. Da verlaſſen die Leute ihre Plätze, verlaſſen die Dächer, unter welchen ſie ein Jahr geſchermt, und ziehen unter andere, allerweil in der Hoffnung, es ſeien beſſere, böten ſicherern Schierm, drinnen ſei ein anmuthiger Wohnen, und was bisher gebiſſen oder ſonſt geplagt, das bleibe unter dem alten Dache zurück, ſei ein Lokal-Uebel geweſen, und gehe eigentlich die Perſonen gar nichts an. Wie ſie nun den Frauentag kaum erwarten mögen, wie ſie ſo hell auf dahin ziehen, als ob es ein Entrinnen von allen Sorgen ſei, und beißen und plagen nun in alle Ewigkeit zu Ende, wie die Israeliten auch gemeint haben werden, wenn ſie die Gränzen Egyptens hinter ſich hätten, gäbe es für ſie keine Läuſe mehr in der ganzen Welt, und haben deren dato noch ſo ſchrecklich viele, und zwar Beide, Männlein und Weiblein, Juden und ſogar Jüdinnen.

Ach, die guten Leute erfahren es alle Jahre, daß unter jedem neuen Dache das alte Beißen wieder anfängt, und merken es doch je länger je weniger, woher es kommt, ſie meinen, es liege an den Dächern, und merken nicht, daß ſie das Ungeziefer mit zügeln, und zwar nicht in den Gewändern und anderem Hausgeräthe, nicht an der Haut, nicht in der Hand, ſondern inwendig, in ihnen, daß Lüſte und Begierden und Laſter die biſſigſten Thiere ſind, und daß ihr Elend nicht darin beſteht, daß ſie wenig Geld haben oder gar keins, keine Vorräthe, ſchlechten Hausrath, ſondern daß ihr größter Mangel der iſt, daß ſie ohne Glauben ſind, ohne Liebe, ohne chriſtliche Ergebung, daß alle ihre Hoffnungen aufs Fleiſch geſtellt ſind und auch gar nichts auf den Geiſt. So zügeln ſie, und darum iſts ſo traurig, wenn man alle Straßen voll Zügelten ſieht, und bei jedem Wagen denken muß, die Hauptzügelten ſei der alte Menſch mit ſeinem unfläthigen Kleide, und der möge wandern, ſo weit ihn ſeine Füße tragen, und wärs bis ans Ende der Welt, ſo komme er nicht aus dem Elende, ſo wenig als der alte ewige Jude aus dem Leben. So zügeln die, welche ihr Lebtag nie zu einem eigenen Dache kommen, ſondern immerdar unter fremdem Dache zur Miethe wohnen müſſen, ſo zügeln aber auch die, welche durch Kauf oder Tauſch ein neues eigenes Dach erworben und Nutzens und Schadens Anfang auf den Frauentag geſtellt. Solche Zügelten kennt man wohl, ſie ſind reicher und gewöhnlich von einiger Lebwaare begleitet, manchmal ſieht man dabei einen Hund oder gar eine Katze, die von einem kleinen Kinde gehätſchelt wird, damit ihr nicht einfalle, fort zu laufen. In den Köpfen der Leute ſieht es auch anders aus, meiſtens wird gerechnet, gerathſchlaget, Bilanz gezogen u. ſ. w., und eine bedeutende Unruhe regt ſich in allen Gliedern, die Meiſten möchten gleich anfangen, all ihre Pläne ins Werk zu ſetzen, und angelangt, mögen ſie kaum den neuen Tag erwarten, und ehe die Sonne auf iſt, ſind ſie erwacht und bereiten ſich mit einem eigentlichen Heißhunger auf das neue Tagewerk, deſſen Früchte ſie im Geiſte auf das Herrlichſte prangen ſehen. Akurat ſo eine Familie konnte man vor mehreren Jahren, am Tage nach dem Frauentag auf der Straße ſehen. Voran ein mächtiges Fuder Hausrath, einige recht brave Stücke darunter, hintenher ein Mann mit zwei Kühen und einem Kalb, zwei Knaben jagten einen Trupp Schafe, hinter ihnen jagte ein brav Weib vier Schweine, auf dem Fuder, aus Bettſtücken hervor, wurden einige Kindsköpfe ſichtbar. Das war die Zügelten des Hans Jacob Tſchieg und ſeiner Anne Marei, wie ſie voll Muth und Hoffnung die neue Heimath bezogen. Sie wußten wohl, daß ſie an jenem Abend ſehr betrunken geweſen, Anne Marei ſagte, es ſei voll geweſen wie ſein Lebtag nie, und ſein Lebtag ſolle ihm das nicht mehr begegnen, es ſchäme ſich noch jetzt. Zum Glück ſei es finſter geweſen, als ſie heim gegangen, ſonſt dürfte es ſich vor keinem Menſchen mehr zeigen, und Hans Joggi ſei mehr auf der Naſe geweſen, als auf den Beinen, auch hätte er vierzehn Tage lang eine Naſe gehabt, daß ſie ihm Kummer gemacht, ſie hätte eher einem Schleifſtrog geglichen, als einem menſchlichen Gliede. Aber wie da Schindluder mit ihnen getrieben, und warum ſie gefüllt wurden, davon hatten ſie noch keine Ahnung. Wenn man ſie hörte und die Sache kannte, hätte man weinen mögen. So und ſo viel Profit hätten ſie bereits haben können, aber darum ſei es ihnen noch lange nicht feil, ſie wollten ſelbſt probiren, was da zu machen ſei. Wahrſcheinlich war es auch Einer von der Bande, der ihnen auf verblümte, aber nicht greifbare Weiſe, ſo etwas geſagt, damit ſie nicht noch nachträglich verſuchen möchten, dem angelegten Strick zu entrinnen, ſondern bei aufrecht erhaltenem guten Muthe am Ende die Beute eine deſto reichere ſei. Sie kannten begreiflich das neu zu beziehende Heimweſen, aber ſo ſchön wie an ſelbem Abend war es ihnen noch nie vorgekommen. Die Sonne ſchien ſchön daran, die Fenſter glitzerten und es grünete ums Haus herum, ſo weit der ſtattliche Hausbrunnen ſein gutes Waſſer ſpendete. Viel Raum bot das Haus, beſonders die Schweinſtälle gefielen der Anne Marei, da ließe ſich was machen, ſagte ſie.

Er wünſche Glück zum Anfang, ſagte der alte Bauer, dem ſie liebe Nachbaren geweſen und der ihnen deßwegen gezügelt hatte. Da ſei viel zu machen, aber er wär z'alte, da anzufangen, ihm käme es wohl ſtotzig vor. Ja, ſagte Hans Joggi, da ſei viel zu machen, aber wenn Gott ſie geſund laſſe und ſie daneben ſonſt Glück hätten, ſo würde ſich Alles machen, er habe keinen Kummer. Deſto beſſer, ſagte der Bauer, deſto beſſer, da wird ſich die Sache ſchon machen, es macht ſich am Ende Alles in der Welt, gäb wie — darauf fuhr er ab, ſie aber ſinneten ſeinen Worten weiter nicht nach, ſondern nahmen ſie für gut auf, und tröſteten ſich in bangen Stunden oft damit, dem alten Peter hat es auch gefallen, und das iſt doch ein kennbarer, bſonderbar erfahrner Mann.

Am erſten Abend iſt es immer etwas unheimlich an einem fremden Orte, hauptſächlich den Kindern, beſonders wenn ſie noch dazu müde ſind. Sie meinen, ſie ſeien verloren, ſchreien nach Heim, auch wenn Vater und Mutter bei ihnen ſind und will man ſie ins Bett thun, ſchreien ſie, es ſei nicht ihr Bett, ſie wollten in kein fremdes Bett, bis endlich die Augen ihnen zugehen, hat man ſeine liebe Noth mit ihnen, das große Heimweh in ihren kleinen Herzen läßt ſich nicht ausreden, aber der Schlaf nimmt es weg. Ja, es ergeht Erwachſenen ähnlich, wenn zum erſten Mal die Nacht über ſie kömmt im neuen Wohnort und nicht immer ſind ſie ſo glücklich, daß der Schlaf kömmt und ihnen Sorge und Weh von der Seele wälzet. Hans Joggi und ſeine Anne Marei waren nicht von ſentimentalem Kaliber, aber als der alte Peter fort war, als die Kinder zu ſürmen anfingen, die Schlafläuschen ſie immer ſchärfer biſſen, daß ſie laut heulten und heim verlangten, die ältern nicht eſſen mochten und verſchüchtert zu Bette ſchlichen, da ward auch ihnen unheimlich. Als abgeräumt war, Alles zu Bette, da brach unwillkürlich auch Anne Marei in lautes Weinen aus. Es wiſſe nicht warum, ſagte es, aber es ſei ihm ſo ſchwer, noch nie ſo, und wenn es nicht hätte plären können, es glaube es wäre erſtickt. Hans Joggi war es nicht viel beſſer, doch plärete er nicht, ſondern ſagte, was wottiſch pläre, das trägt dir nichts ab, ſchlaf du, das iſt witziger. Ja, ſchlafe du, wenn du kannſt, ſagte Anne Marei. Darauf ſagte Hans Joggi nichts und es ging nicht lange, ſo ſchnarchte es zweiſtimmig im Stübli, herzhaft und munter. Die größten Wohlthaten Gottes achtet man zumeiſt am wenigſten, vide exempel am Schlaf, was man an ihm hat, das weiß man erſt, wenn man ihn nicht mehr hat, er iſt ein Bad Gottes, welches er uns alle Tage anrichtet, welches, wie kein Bad der Welt, Leib und Seele erfriſchet, ſo daß man jeden Morgen ſagen kann, und ſiehe, es iſt Alles neu geworden. Das Schwere, welches man am Abend zu Bette trug, iſt dahinten geblieben. die Augen ſind helle geworden, in neuem Glanze ſcheint die Sonne. Alſo ging es auch den Bewohnern auf der Meßlere, ſo hieß ihr neuer Hof. Alt und Jung waren am Morgen andere Leute, und was ſchwarz ihnen geweſen, ſchien ihnen am Morgen ganz beſonders in die Augen. Ums Frühſtück ſaßen ſie Alle mit beſonderer Zufriedenheit. Hans Joggi rühmte des Hauſes Räumlichkeit, wenigſtens für 15 Stück Vehwaare ſei Platz, ſagte er, es müſſe nicht zu machen ſein, ſonſt wolle er die Ställe füllen, es wäre ſchade um den Platz, wenn er es nicht thäte. Die Hauptſache ſei jetzt Futter zu machen, aber das werde wohl zu erzwingen ſein, es ſei beſonders ein gutes Waſſer und ein komoder Weiher, man ſolle nur ſehen, wie die Hausmatte ſchon ſo grün ſei. Anne Marei rühmte den Brunnen ebenfalls. Es dünke ihns, man gſpür das beſſer Waſſer dem Kaffe an. Es ſprach von der braven Küche und wie ein ring Feuern darin ſei. Die Kinder freuten ſich der ſchönen Bäume, hatten Pflaumen- und Zwetſchenbäume entdeckt und einen Taubenſchlag. Freilich hatte man auch Mängel entdeckt, es war Alles verwahrloost, im Stall fehlten die halben Seigel im Bahren, die Bſetzi war überall ſchlecht, dem Dach war nicht überall zu trauen u. ſ. w., allein das Alles nahm man auf die leichte Achſel. Das würde ſich ſchon machen, ſagten ſie, aber Eins nach dem Andern, die Hauptſache ſei jetzt die daß man den Hof wieder in Stand ſtelle, mit Fleiß ſei da viel zu zwingen und wenn man die Sache verſtehe. Hans Joggi und Anne Marei hatten ganz recht, aber gut Ding will Weile haben, und es gerathet nit Alles und es fehlt nit Alles. Die Keßlere war ehemals ein bedeutender Hof geweſen, daher das geräumige Haus, viel zu groß für den gegenwärtigen Beſtand, was ſeine bedeutenden Nachtheile mit ſich bringt. Man denke nur an das zu große Dach und daß die Ställe, wenn ſie nicht mit Vieh angefüllt werden, im Winter ſehr kalt ſind. Man kann ſie lange mit Stroh ausſchlagen, Stroh entwickelt keine Wärme. Dem Hof hatte lange Zeit durch die Hauptſache gefehlt: ein guter Bauer. Es giebt ſchöne und minderſchöne, ſchlechtere und beſſere Höfe, aber der Bauer iſt doch die Hauptſache, den beſten Hof ſchleift ein ſchlechter Bauer ab grauſam, ſo wie ein minderer Hof durch einen guten Bauer zu einem guten wird. Die eingebildeten Stadtleute und andere Gelehrte werden dieſes am beſten faſſen, wenn wir ihnen ein Beiſpiel aufſtellen, wie man es bei Kindern, die ſchwer faſſen, alleweil macht, wenn einem daran gelegen iſt, daß ſie vom Unterricht etwas profitiren. Man ſtelle ſich alſo per Ex. den Canton Bern als einen Hof vor, die Regierung als den Bauern darauf. Nun iſt der Canton Bern ein ſehr guter Hof, das hat man beim Uebergang geſehen und die Franzoſen können am beſten davon erzählen, was ſie Alles gefunden, was die alten Berner, ohne Haſt und Jaſten, ohne glänzende über die ganze Welt ſich verbreitende Unternehmen, bloß durch treuen Fleiß auf ihrem Hofe zuſammen gelegt, und wie gut es Alle auf dieſem Hofe hatten. Da kam ein ſchlechter Bauer drauf, aus der Familie der Hölvözler, welche in der ganzen Schweiz daheim iſt, und ſiehe in wenig Jahren waren die Gülten hin, der Hof ermagert, Schulden voll auf, der Geldstag vor der Thüre. Da kam ein anderer Bauer drauf, die Hölvözler mußten zügeln, und der Hof beſſerte ſich von Jahr zu Jahr, die Schulden verſchwanden, die Gülten ſtellten ſich wieder ein, der Hof ward wieder berühmt, und die umliegenden Bauern gränneten, daß der Bauer im Bärengraben ſich erhole und ihnen, ſo mir nichts dir nichts, als wie von der Natur geordnet, über den Kopf wachſe, während die kleineren Mannli ſich freuten, weil ſie ſeiner Mannlichkeit vielfach und in alle Wege ſich zu tröſten hatten. Da, als man am beſten dran, kam wieder ein ungerathener Bauernſohn, akurat ſo wie ein Hölvözler, verthat in kurzem was man bei langem erſpart hatte, ſchleiſte den Hof ab, daß es ein Graus und die höchſte Zeit war, daß man ihm das Handwerk legte. Als man den Schaden überſah, ſtunden einem faſt die Haare grad auf und lang wußte man nicht, wollte man die Sache antreten oder nicht. Da hieß es endlich: der Hof ſei gut und dWürze ſei gut, es habe nur am Bauer gefehlt, komme wieder ein rechter drauf, ſo ſei der Schade wohl zu heilen. Und richtig gehts, das Uebel iſt gſtellt, dSach macht ſich, es giebt wieder Sachen, die Leute können wieder ſein darauf und nit lang, ſo iſt er wieder der alt Hof, der beſt wo man weiß, d's Land uf, d's Land ab, wenn Gott ihn nicht mehr mit einem Hölvözler ſtraft. Aber um eine ſolche Aenderung zu bewirken, muß man Zeit haben und das Zutrauen, daß man ſich werde kehren können, daß man einem warten werde mit den Zahlungen, oder gute Freunde einem unter die Arme greifen würden. Zur Keßlere hatten Matten gehört im Thale, Bergrechte u. ſ. w. Das war Alles davon weg verkauft worden, denn eins der Geſchlechter hatte darauf gewohnt, die im Abgang ſind, eine Familie am Abdorren, wie es deren allenthalben giebt, die von Familien-Tugenden ablaſſen, deren Frömmigkeit, Hausſitte, Hausehre vermodern; nachhaltende Kraft geht dann in Schlaffheit über, im Schlemmen und behaglicher Ueppigkeit wird das Blut dick und träge, und was Gott nicht macht, macht der Menſch nimmer. Man braucht die Gülten auf, holzet den Wald ab, verkauft das Land außen ab, die Matten, welche an einem Hofe ſind, was das Euter an einer Kuh, bis am Ende nichts mehr da iſt, als ein vergeldstagter Bauer, die Knochen des Hofes, d. h., das ſchlechteſte Land deſſelben, dazu noch ermagert, ein zu großes Haus, welches ungefähr zum Hofe ſich verhält, wie die Kutte zu einem abgelebten Manne, von dem man ſagt, lange macht der es nicht mehr, er iſt ganz aus den Kleidern gefallen, die Kutte hängt nur gleichſam noch an ihm, wie an einem Zaunſtecken. Hans Joggi hatte das Gerippe des alten Hofes um 10000 Gulden gekauft, wohlfeil, wenn man die Größe in Anſchlag brachte, ſehr theuer im Verhältniß des Ertrages, den man entweder beim Kaufe nicht ſieht, oder darüber ſich faſt muthwillig täuſcht und täuſchen läßt. In ſeiner Rechnung aufs Ungefähr hätte der Wirth nicht ganz nebenaus geſchoſſen.

An dieſen 10000 Gulden gedachte er 3000 Gulden abzahlen zu können, davon ſtunden noch 2000 Gulden auf dem verkauften Gütlein. Von den übrigen 7000 Gulden konnte noch etwas abgejagt werden, das Uebrige war ſogenanntes ſicheres feſtes Geld, das gehöriges Unterpfand hatte und ſtehen blieb ſo lange es richtig verzinſet wurde. Geld blieb ihm nicht viel in der Hand und gute Freunde oder eine Familie, wo man ſich gegenſeitig aushelfen konnte, hatte er nicht. Sie Beide gehörten leider zu den zahlloſen Familien, deren Glieder keine Notiz von einander nehmen, wo Jedes allemal erſchrickt, wenn es ein Geſchwiſter zum Hauſe kommen ſieht und ſagt: Herr Jeſes, warum kömmt jetzt der, was wird er aber wollen? Das ſahen Hans Joggi und Anne Marei vom Anfang ein, daß es ihnen da fehle, daß ſie in der größten Gefahr wären, wenn ihnen Geld abgejagt würde oder das ihre nicht einging, denn mehr Geld kriegte er auf dieſes Unterpfand kaum. Sie wußten, daß ein magerer Hof es habe wie ausgetrockneter Boden, wie dieſer Waſſer verſchluckt unglaublich bis er gehörig getränkt iſt, ſo jener Geld, daß man gar nicht weiß wie viel, bis er wieder abträglich geworden. O wie Mancher hat ſchon geſeufzt: ich wüßte wohl was gut wäre, aber ich vermag es nicht! Indeſſen rechneten ſie viel aus Allerlei zu löſen und ſo mit nach und nach ſich heraus zu helfen, bis ſie ſich beſſer kehren könnten. Sie rechneten dabei faſt wie jenes Eiermeitſchi, das Eier zur Stadt trug, und rechnete und rechnete, bis endlich aus den paar Batzen, die es zu löſen gedachte, ein Landgut wurde, wie halb Amerika ſo groß. Indeſſen träumten ſie nicht bloß, ſondern ſie legten gleich Hand an, verplämperleten nicht einen Tag, fingen gleich an ſelbem Tage an und zwar mit dem Ausmiſten. Wo es nicht gut läuft, da iſt in der Regel auch keine Ordnung, man läßt fünfe grade ſein und läßt liegen, was und wo etwas liegen will. Mehrere Male raſch auf einander hatte der Hof Hand geändert, jeder Beſitzer war ſchlecht weggekommen, Keiner hatte den Muth gehabt aufzuräumen, Jeder zur Unordnung beigetragen; daß das Miſten noth that, kann man ſich denken. Anne Marei rumorte vornen im Haus, Hans Joggi hinten und bis Mittag hatten ſie ſchon einen ziemlichen Haufen ſogenannten Ghüdermiſt beiſammen und waren nicht halb fertig. Wenn Alles hier ſo wohl ausgiebt, wie der D . . ., ſagte Anne Marei, ſo kann es uns nicht fehlen. He, ſagte Hans Joggi, ich wollte nicht, daß es nicht ſo wäre, der kömmt uns bſunderbar komod dieſes Frühjahr, lue d's Miſthüſli an, und Knochenmehl oder etwas anders koſtet Geld, mit dem können wir ſchon brav nachhelfen. Nicht nur 3 Kronen thäte ich geben, was bereits draußen iſt, verſchweige dann das was noch drinnen iſt, die Kühe wären im Stall bald oben ankommen. Die Kinder halfen tapfer mit, trugen zu und ab. Das Kleinſte, ein zweijähriger Junge, mit weißem Kruſelhaar und rothen Backen, war bald bei der Mutter, bald beim Vater, bald beim Brunnen, bald beim Weiher, denn ſüdle und dreckele iſt allen Kindern angethan.

Drittes Capitel.

Schon Tod und Begräbniß.

Am Nachmittag trafen Anne Marei und Hans Joggi ſich bei ihrem gefundenen Schatz an, hatten ihre Freude an deſſen Wachsthum und Anne Marei frug: ſoll ich etwa ein Kaffe machen? es iſt mir neue ſo blöd. Es iſt mir recht, ſagte Hans Joggi, ich nehme auch. Das Ding ſäumte einige Zeit, ſie hatten nur grünes Holz. Anne Marei wurde fuchswild darob, die Kinder ſollten dürres ſuchen, fanden keins. Nun endlich gings doch. Auf den Aetti, hieß es, die Kinder ließen ſich ungeheißen herbei. Als ſie um den Tiſch ſaßen fehlte Hans Uli. Wo iſt Hans Üeli? frug die Mutter. Er war bei mir, ſagte der Vater, und ging wieder, ich glaubte zu dir. Er war bei mir als ich Waſſer holte, ich meinte, er komme mir nach, ſagte ein Mädchen. Geh und ſuch ihn, hieß es. Er iſt vielleicht noch beim Weiher, ich ſah ihn dort, rief ein kleinerer Knabe dem Mädchen nach. Er iſt doch nicht etwa hineingefallen! rief plötzlich Anne Marei und ſtürzte dem Mädchen nach. Hans Joggi, langſamerer Art, hatte eben die Kappe abgezogen um zu beten, und betete, da er ſie nicht umſonſt abgezogen haben wollte, zu Ende, da ſetzte er ſie wieder auf und ging auch nach. Kaum war er zur Thüre hinaus, kam Anne Marei daher, von ſchreienden Kindern umringt, den triefenden Uli auf den Armen, im Weiher hatte ſie ihn gefunden. Er lebt doch noch? frug er, erhielt keine Antwort, doch da er noch rothe Backen ſah, ſagte er, es wird nicht ſo gefährlich ſein, wir wollen geſchwind mit ihm ins Bett. Es geſchah, aber Hans Uli rührte ſich nicht. Man rieb ihn, man hatte gehört das ſei gut, aber der Athem blieb aus, die rothen Backen erblaßten eher als ſie zunahmen. Da kam der Schrecken erſt recht und die Angſt ward groß. Man wußte ſich nicht mehr zu helfen, man wußte nicht einmal wo der nächſte Arzt wohne. Man ſandte um Hülfe ins Nachbarhaus, dort ſollte das Kind auch vernehmen, wo der Arzt ſei und nach dem laufen, ſo ſchnell als möglich. Dort erhielt das Kind die nöthige Auskunft und lief ab, aber mit der Hülfe beeilte man ſich nicht, man redete erſt über den Fall. Das müßten ſchlechte, liederliche Leute ſein, hieß es, daß ſie gleich den erſten Tag ein Kind in den Weiher fallen ließen, rechte Leute wüßten, daß man zu den Kindern Sorge tragen müſſe, beſonders wo ein Weiher ſei, in dem man ja ertrinken könne. Das werde einen ſchönen Austrag nehmen, wenn dieß ſchon den erſten Tag ſo gehe. Die einfältigen Leute bedachten nicht, daß gerade am erſten Tag es am leichteſten ſo gehen konnte. Aber wo der alte Menſch den Grundton angiebt, da iſt das unverhört und leichtlich verdammen immer zuvorderſt. Da wo die Leute mitten im Waſſer wohnen, ertrinken Kinder am ſeltenſten, und Kinder, die ſo zu ſagen auf der Straße leben, werden am ſeltenſten verkarret. Es giebt Häuſer voll Kinder, die an ſteiler gefährlicher Straße ſtehn, an der Hausthüre einen reißenden Bach haben, hinter dem Hauſe einen wilden Strom, kein Menſch ſieht zu den Kindern, ſie müſſen ſich ſelbſt hüten und es iſt unerhört, daß da ein Kind verunglückt iſt. Kinder, die des Waſſers nicht gewohnt ſind, die den Inſtinkt des Wahrens nicht haben, die fallen am ehſten ins Waſſer und die Eltern, die nicht am Waſſer gewohnt, denken Anfangs nicht daran, wie nöthig das Beaufſichtigen iſt. Nachdem man geredet hatte, ging die Frau zu helfen. Sie fand die armen Aeltern in großer Angſt und Troſtloſigkeit. Hans Uli hatte keine rothen Backen mehr, ſie wußten nichts mehr zu machen. Die Frau half reiben und erzählte dazu einen Fall um den andern, wie eigentlich Alles umſonſt ſei, wer ertrunken ſei, der ſei ertrunken, und ſie hätte noch nie gehört, daß Einer wieder lebendig geworden ſei. Der Arzt kam nicht, und die Zeit ward ſo lang, und das ausgeſandte Kind kam nicht wieder und die Minuten wurden zu Ewigkeiten und ſie waren die Verdammten, die auf Gnade warteten ewig lang und die Gnade kam ewig nicht. Endlich kam das Kind wieder, aber kein Arzt, es hatte keinen Zeug bei ſich, bloß den Bericht, man ſolle brav reiben, er müſſe erſt heim, dann komme er. Das Kind hatte ihn faſt eine Stunde weit ſuchen müſſen, ehe es ihn gefunden, war tapfer gelaufen, hatte darob faſt den Athem verloren, hatte ihn lange nicht um mit den Andern zu jammern und zu weinen um den lieben Uli, der nicht lebendig werden wollte, und trotz allem Reiben immer kälter wurde.

Wie oft liefen ſie hinaus und kamen wieder und ſeufzten, man ſieht ihn noch immer nicht, und wie laut tönte es endlich, er kommt, er iſt bald da! es war, als ſei Uli bereits wieder lebendig. Aber Uli wurde nicht wieder lebendig. Der Arzt that ſein Möglichſtes, in dicken Tropfen rann ihm der Schweiß von der Stirne. Endlich ſagte er, todt iſt todt! ihr guten Leute tröſtet euch und thut nicht ſo, da iſt nichts mehr zu machen. Dem Kinde ging es wohl, wer weiß wie Vielem es entronnen iſt. Da ward der Jammer groß und beſonders Anne Marei that ganz lätz, wie ſie ſchuld am Tode ſeien, wie ſie beſſer zu ihm hätten ſehen ſollen, und wie es deßwegen keine gute Stunde haben könnte auf der Welt und wenn es nur heute noch ſterben könnte. Thu nicht ſo, Frau, ſagte der Arzt, mach nicht aus einem Schaden zwei. Was iſt, läßt ſich nicht ändern, und jeder Menſch hat ſeine Zeit, iſt die um, ſo iſt ſie um, da hilft Alles nichts, nicht Geld, nicht Kunſt, und häb Sorg wie du willſt, es hilft dir nichts. Was meinſt, wenn das nicht wäre, wie müßte es unter einem ſein, wenn uns im Jahr ein paar hundert Patienten ſterben und wir bei jedem denken müßten: den haſt du getödtet, hätteſt ihm rechten Zeug gegeben, der lebte noch. Das Kind ſollte ſterben und darum ſtarb es, und was Gott ſchickt, darein mußt du dich ſchicken, Frau, haſt es gehört. Zu nöthlig thun ſchadet dir, und Kind haſt ja noch Manches. Werche brav, deſto eher kannſt es vergeſſen. Aber Anne Marei faßte des Doktors Rede nicht und am wenigſten deſſen Wort von Gott und daß, was derſelbe thue, wohlgethan ſei, es weinte ſich faſt von Sinnen. Anne Marei wäre ſehr erzürnt geworden, wenn ihm Jemand vorgeworfen hätte, es hätte keine Religion, keinen Glauben, aber derſelbe war ſehr kurz, er würde ungefähr gelautet haben: man müſſe an einen Gott glauben, dann werde man ſelig, daneben müſſe man brav werchen und nichts Schlechtes machen. Wenn man ihns dann gefragt hätte, was es unter Schlecht verſtehe, würde es geſagt haben: he, das weiß doch jedes Kind was Schlecht iſt, wenn man nichts Schlechtes macht, und wenn man noch weiter fragen würde, ſo würde es ſehr unwillig werden und ſagen: das iſt gſtürmt, es wiſſen doch alle Leute, daß man nicht ſtehlen ſoll, nicht morden, nicht hurren und keinen falſchen Eid thun.

Dieſe Religion hilft ihren Trägern im Unglück hell nichts. Man laſſe ſich nicht etwa täuſchen, wenn Jemand, mit dieſer Religion behaftet, beim Tode eines Kindes gelaſſen bleibt und ſagt: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, man wird ſich drein ſchicken müſſen. He nun, ſo dann es ging ihm wohl, daß es hat ſterben können und uns nicht übel. Wer weiß, was Allem es entronnen iſt, der Himmel fehlt ihm nicht. O, wenn doch nur alle Leute ſo jung ſterben könnten, wo die Sünden einem noch nichts thun. Bei ſolchen Reden iſt die Liebe nicht, ſondern die Geſinnung, die da ſagt: Das ſind doch die glücklichſten Leute, haben ſchönen Verdienſt und keine Kinder. Wo aber Kinder geliebt werden, hat dieſe Religion keinen Troſt bei Verluſt derſelben oder in irgend einem andern Unglück, ſie blasphemirt eher, als daß ſie betet, bei langem kann ſie freilich zu einer beſſern Religion führen. Anne Marei hatte es wie Millionen Weiber, wenn es der liebe Gott geweſen, Millionen Weiber hätten nicht mehr gelebt, denen es in ſeinem Zorn den Marſch gemacht, aber in ſeine Haushaltung hatte er ſich nicht zu miſchen, ausgenommen, wenn es ihn brauchen wollte, aber nur ſo weit es wollte und weiter nicht, und wann es wollte und ſonſt nicht. Die Nachbarsfrau, die mit Widerwillen herauf gekommen, deſſen ungeachtet ſich recht wacker geſtellt hatte, wurde gerade durch dieſes Benehmen Anne Mareis verſöhnt und ſehr erbauet. Sie hätte es nicht geglaubt, daß das noch ſolche Leute ſeien, die ſo viel Religion hätten, das ſei eine ungewohnte Sache in der Keßlere, und ſo weit ſie ſich hingere bſinne könn, nit erhöret worden. Er ſei ein Trökni und hätt öppe ſövli nöthlich nicht gethan, doch hätte es auch ihm wehgethan. Sie aber ſei eine brave Frau, ſie hätte nicht geglaubt, daß Jemand ſo grüslich thun könnte, grüslicher hätte gar nichts genützt, und nicht etwa aus Verſtellung, nein, der ſei es Ernſt geweſen, ſie hätte ſich ſelbſten umgebracht, wenn man ſie hätte machen laſſen, und gäb was man ihr zugeſprochen, es hätte gar nichts geholfen, und als ſie ihr geſagt, thue doch nicht ſo, der, wo es dir genommen, wird dir ſchon bald genug ein Anderes geben, da hätte ſie ihr ſo wüſt geſagt, daß ſie bald angefangen hätte ſich zu ſchämen, doch hätte ſie es von einem Vicar gehört und es habe ihr geſchienen, es ſchlage dort bſunderbar gut an, darum habe ſie gedacht, das kannſt auch brauchen, und jetzt ſei es ihr ſo gegangen. Daneben habe ſie Reſpekt vor den Leuten bekommen, und wenn man ihnen was helfen könne, öppe daß es einem nicht ſchade, ſo müſſe man es thun. Sie könnten einen noch recht erbarmen, die kämen da um ihre Sache. Sie ſeien nicht dumm, wie man geglaubt, es hätte den Schein, daß ſie d' Sach verſtänden, vor Allem aus hätten ſie hinten und vornen gemiſtet und einen Haufen gemacht, ſie hätte es Niemanden geglaubt, wenn ſie ihn nicht geſehen. Sie würden hineingeſprengt worden ſein, vom Schinder auf der Habegg, der habe ſchon Manchen nicht bloß arm gemacht, ſondern ihm die Haut über die Ohren gezogen; daß ſo was geſchehen könne, ſei vor Gott und Menſchen nicht recht, man wiſſe ſo ja gar nicht für was man eine Obrigkeit habe, daß ſie dieſen ungehängt herumlaufen ließe.

Das erſte Geſchäft, welches Hans Joggi im Dorfe und beim Pfarrer hatte, war ein Leiche anzugeben. Er war nicht eine ganze Stunde von da entfernt und den Weg noch nie gegangen, und wer weiß, wann er ihn gegangen wäre, wenn Gott ihn nicht genöthigt hätte, denn auch Hans Joggi war eben nicht geiſtlicher Art, man kann nicht ſagen gottlos, ungefähr wie Anne Marei, nur noch etwas trockener. D's Kirchengehen trage nicht viel ab, wenn man ſonſt nichts zu verrichten hätte, pflegte er zu ſagen. Wenn man Zeit hätte und möge, könne man ja daheim was leſen, und zweimal drüber, wenn man es zum Erſtenmal nicht verſtehe, während der Pfarrer in der Kirche zuſchnapple, gäb man verſtehe es oder nicht. Es düche einem manchmal, es ſei Niemand fröher, wenn die Predigt aus ſei, als der Pfarrer ſelbſt. Und wenn es einem dabeim ſchläfere, könne man abliegen, thue man es in der Kirche, müſſe man ſchon Kummer haben, man mache etwas Dummes, oder werde ſonſt ausgelacht. Hans Joggi war von den Menſchen Einer, die kein geiſtiges Verſtändniß und keinen geiſtigen Appetit haben, die aber den Grund dieſes Mangels an Appetit nicht begreifen, ihn nicht in ihrem eigenen Geſundheitszuſtande, ſondern in den Beſchaffenheiten der Predigten, der Prediger, der Religion überhaupt ſuchen.

Jeſus ſagte einmal den Phariſäern und Saducäern: Wenn es Abend iſt worden, ſo ſprechet ihr, es wird ein ſchöner Tag werden, denn der Himmel iſt roth, und des Morgens ſprechet ihr, es wird heute Regenwetter ſein, denn der Himmel iſt roth und trüb. Ihr Gleisner, des Himmels Geſtalt könnet ihr beurtheilen, könnet ihr dann nicht auch die Zeichen der Zeit beurtheilen? So ſagen die heutigen Leute, wenn Einer nicht Bohnen und Speck eſſen mag, ſchaudert vor dem Wein und ekelt ab dem Kaffe: du armer Tropf biſt krank, lauf, lauf ſo geſchwind du magſt zum Doktor, du biſt übel zweg, thuſt nit dazu, könnts noch böſen, und wenn es zu ſpät iſt, iſts zu ſpät. Die begreifen, daß es weder an den Bohnen noch am Kaffe fehlt, ſondern am Menſchen, an der Geſundheit, denn wenn der Appetit weg iſt, ſo iſt Krankheit da und der Krankheit nach kömmt der Tod. Die gleichen Leute, welche den leiblichen Appetit ſo gut begreifen, begreifen den geiſtigen Appetit ſo wenig als die Phariſäer die Zeichen der Zeit. Während ſie weder Speck noch Wein anklagen, ſie doch zeitgemäß finden, auch wenn man ſie nicht genießen mag, ſchreien ſie ſchrecklich über Religion und Chriſtenthum, wo irgendwo ein geiſtig Siecher ſie nicht vertragen mag, geben Lehrer und Lehre ſchuld, wenn Einer ſie nicht mag, ſie ſeien verdorben, veraltet, nicht zeitgemäß, von geiſtigem Siechthum haben ſie keinen Begriff, daß ſie von herrſchenden geiſtigen Zeitkrankheiten angefaßt ſein könnten, keine Ahnung, ſchicken nicht zum Doktor, ſondern verurtheilen das Chriſtenthum als ſchlechte Speiſe, oder meinen, ſie ſei höchſtens noch verhüllt, ſo gleichſam verblümt einzunehmen, wie z. B. Wurmpulver in Zwetſchen-Latwerge. Ja, man kömmt für ein gebildet Zeitalter in den ſehr merkwürdigen Irrthum, wird wahrſcheinlich auch ein zeitgemäßer ſein, daß man die Kranken für die Geſunden hält und die Geſunden für die Kranken. Es kömmt einem gegenwärtig oft vor, man ſei in einem Narrenhaus, wird wahrſcheinlich auch zeitgemäß ſein, eine der Zeit würdige, per se fortſchreitende Entwicklung des Menſchengeſchlechtes. Schließlich gehört noch die Bemerkung hierher: daß man ſich ſchwer an ungewohnte Nahrung gewöhnt und die am meiſten liebt, bei welcher man auferzogen worden iſt, und das um ſo mehr, je natürlicher man auferzogen worden, auf die höhern Stände, wo die Unnatur Mode iſt, paßt dieſe Bemerkung weniger.

Wer z. B. erſt im dreißigſten Jahre Gurkenſalat kriegt, wird ihn kaum eſſen, geſchweige lieben lernen. So iſt es mit der geiſtigen Speiſe, ſo iſts namentlich mit Religion und Chriſtenthum. Wer nicht in ſeiner Atmosphäre erzogen worden iſt, der wird vieles durchmachen müſſen, bis er mit Freuden auf den Höhen ſteht, wo dieſe Luft eingeathmet, wo ſie zum Bedürfniß des Lebens wird. Die jedem Menſchen angeborne religiöſe Anlage wird bloß Unkraut treiben: Aberglauben, und der Jedem angeborne Sinn für Religion wird nichts einathmen und vertragen mit Luſt als Aberglauben. Darum gehört dieſes auch zur Weisheit dieſer Zeit, daß man das Haus vom chriſtlichen Duft entleere, die Schulen mit Spreu und Sand, Rauch und Dampf fülle, dann erſt im 16ten Jahr die Kinder raſch chriſtlich tünche. Das giebt ſaubere Arbeit! Wer denkt daran, Moder und Todtengebeine wegzuſchaffen, und wer ſoll in einem jungen, übermüthigen Schlingel dieſer Zeit den neuen Menſchen erwecken, wer, fragen wir? Unſer Hans Joggi war ſein Lebtag meiſt unter dem Geſinde aufgewachſen, um ſeine Seele hatten ſeine Meiſterleute ſich nicht bekümmert und an einigen Orten hatte man ihn deßwegen beſonders geſchätzt, weil er immer daheim war, weder zur Kirche, noch ins Wirthshaus ging. Das heißt die Eingezogenheit wohl weit treiben, man ſollte bei aller Sach Verſtand brauchen, nicht übertreiben, wenn man das Böſe läßt, ſollte man nicht meinen, man müſſe auch das Gute laſſen. Wenn die Männer meinen, ſie wollen ein gutes Beiſpiel geben und das Wirthshaushöckeln ſein laſſen, müſſen die Weiber nicht meinen, ſie müßten nun auch etwas meiden, und weil ſie ohnehin nicht ins Wirthshaus gegangen, ſei es nun die Kirche, in welche ihre Mutter und Großmutter gegangen, welche ſie jetzt meiden müßten, wie die Männer die Wirthshäuſer, das wäre ein ſehr böſes Beiſpiel. Nun, Hans Joggi hatte es einmal ſo, und nichts war in ſein Leben getreten, das ihn veranlaßt hätte, ſeine Gewohnheit zu ändern. Der Weg zum Pfarrer war ihm alſo nicht bekannt, er ſuchte ihn und fand ihn. Kirchwege ſind kenntlich im Berggelände, ſie gleichen den Lebenswegen. Sie beginnen bei einzelnen Häuſern klein, oft faſt unmerklich im Graſe, man muß ſie ſuchen, ſich hüten vor dem Fallen auf dem glatten Graſe. Allmählig laufen die einzelnen Steige zuſammen, der Weg wird anſehnlicher. Da fangen gewöhnlich die Schwirren an neben dem Wege, den Kirchgänger mahnend, im Wege zu bleiben, ſich nicht nebenaus locken zu laſſen ins glatte Gras, wo die Steine einen nicht plagen, wo die Willkühr freie Bahn hat und der Begegnenden man ſich wenig zu achten braucht. Je näher der Kirche, deſto gebahnter wird der Weg, die Steine ſind überwunden, und wie es leichter geht, kömmt man zu den Gräbern, und durch die Gräber führt der Weg zur engen Pforte, durch die man gehen muß, ehe man kommt in Gottes Haus. Hans Joggi ward der Weg ſehr ſchwer und ſchwere Gedanken waren es, die langſam auf und nieder ſtiegen in ſeiner Seele. Er dachte, was doch die Leute von ihm denken würden, daß er ſchon die erſten Tage laufen müſſe mit dem ſchwarzen Wollhut und der ſchwarzen Halsbinde? er dachte, das bedeute ihm nichts Gutes auf der Keßlere, wenn er nur d'r Tuſig Gottswille nie dahergekommen oder Gott es wollte, daß er alsbald wieder wegkönnte. Er dachte, wie er jetzt ungſinnet Koſten habe, wie hoch ſie ſich belaufen möchten und woher am Ende Alles zu nehmen ſei? Und zwiſchen durch tropften ihm die Augen immer und ſein Hans Uli ſtund ihm vor den Augen mit dem weißen Kruſelhaar und dem Geſichte wie Milch und Blut. Als er ins Dorf kam, ging er zuerſt ins Wirthshaus beſtellte und drei Maaß Wein und drei Pfund Käs für die Gräbtleute. Die Wirthin hatte von dem Augenblick an, da ſie ihn weinen ſah, großes Mitleid mit ihm, während ſie vorher geſagt, das würden ſaubere Leute ſein Allem an und nirgends mehr auf der Welt haben ſein können, daß ſie auf die Keßlere ſeien verſchlagen worden. Das iſt eben auch der Fluch eines verrufenen Heimweſens, daß es ſeinen ſchlechten Namen Allen anhängt, die auf daſſelbe kommen. Das Vorurtheil ſitzt in den Leuten, daß es ſchlechte Leute ſein müßten, die nirgends mehr ſein könnten, ſie wären ſonſt nicht dahin gekommen. Das Unglück mit dem Kinde hatte dieſes Urtheil beſtätigt, man ſchrieb es einer Verwahrloſung zu, Niemand dachte an die Ungewohntheit der Localität und daran, daß ſolche Unglücksfälle auch den Vorſichtigſten treffen können.

Die Leute erbarmten ſie, ſagte die Wirthin. Sövli ſchlecht als ſie geglaubt, ſeien ſie nicht, die ſeien gewiß hineingeſprengt worden, von dem Utüfel, wo längſt an den Beinen aufgehängt ſein ſollte, wenn noch Gerechtigkeit wäre auf der Welt. Ihnen ſchicke es ſich nicht in ſolche Sachen ſich zu miſchen, wenn man viel ſchuldig ſei, müſſe man ſich in Acht nehmen, aber Jemand anders ſollte ſie warnen und ihnen ſagen, daß ſie ſich in Acht zu nehmen hätten, ſonſt gehe es ihnen auch, wie ihren Vorgängern. Sami, ſagte ſie zu ihrem Mann, gieb denen den Wein recht und nicht von d'r Seeländer Ruſtig, wo du vom Sigriſt zGräuslige haſt d'r Saum um nünzig neu Batze und d'r Käs wäg recht, zwängs nit mit d'm Dume, daß zwei Pfund drei ziehen. Von wegen, wenn die um ihre Sache kommen, möchte ich nicht, daß es hieße, wir hätten auch dazu geholfen. Der Pfarrer war nicht daheim, die Frau nahm das Kind ab, wie man zu ſagen pflegt. Sie war vom nämlichen Vorurtheil wie die Wirthin befangen, hatte dazu noch großes Mitleid mit dem Kinde gehabt. Gegen pfarramtlichen Gebrauch hatten ſie, ihr Herr und ſie, keine Kinder und nach ſolchen ein Verlangen, wie die Sara und die Eliſabeth, waren aber noch nicht ſo glücklich wie dieſe geworden. Es konnte die Frau Pfarrerin ein rechter Zorn ergreifen, wenn Leute Kinder bekamen, von denen ſie glaubte, ſie kämen unwerth und hätten es nicht gut, oder wenn ein Kind ſtarb, von dem ſie meinte, es ſei vernachläſſigt worden, und dieſer Zorn ging weit, weiter faſt als man es ſagen darf. Sie müſſe ſagen, ſagte ſie oft, ſie begreife Manches nicht, aber man werde ſich darein ſchicken müſſen, was wolle man anders. Da könne Gott Leuten Kinder geben, wo Er doch wohl wiſſen könnte, daß ſie verwahrlost würden an Leib und Seele, in Zeit und Ewigkeit, oder wo es halt gleich ſei, kämen ſie auf die Welt oder nicht, denn in ein paar Tagen ſtürben ſie doch, und an andere Orte, wo Er doch wohl wüßte, wie gut ſie aufgehoben wären und welche Freude Er mit ihnen mache, ſchicke Er Keine, ſondern thäte, als höre Er nicht mehr. Sie müſſe bekennen, da ſei ihr Verſtand zu kurz. Menſchen, welche Verſtand hätten und ihre Kinder fremden Händen anvertrauen müßten, ſuchten ſich Leute aus, wo die Kinder gut verſorget ſeien, ihre Sache hätten gehörig, geſchweige dann, daß ſie dieſelben dem Erſten Beſten oder gar expreß dem Allerſchlechteſten geben thäten. Da ſollte man doch glauben, es ginge an einem höhern Orte, man dürfe es zwar kaum ſagen, aufs Allerwenigſt eben ſo witzig zu. Solche Worte bekam freilich der Herr Pfarrer nicht zu hören, bloß einige Freundinnen, die Wirthin namentlich, vernahmen ſie und ſtimmten auch völlig bei. Als die Frau Pfarrerin den Mann gegen das Haus kommen ſah, dachte ſie, das treffe ſich gut, daß ihr Herr nicht daheim ſei, dem wolle ſie das Gewiſſen ſchleifen, daß er ein andermal wiſſe, daß man die Kinder nicht ſolle in Weibern ertrinken laſſen und ſo gleichſam faſt expreß. Sie kannte nämlich bereits die ganze Geſchichte und begreiflich von der Schattſeite her, ungefähr wie die Wirthin. Sie mochte kaum warten, bis Hans Joggi beim Hauſe war, um die Predigt loszulaſſen. Das iſt doch ein langſamer Trappi, ſagte ſie. Ja mein Gott, wie ſollten doch ſolche Leute zweg kommen in der Welt, wo in dieſem Jahr ein Bein heben und erſt im andern es wieder niederſetzen. Wenn unſer einer ſo trappen wollte, wo kämen wir hin, geſchweige dann ſolche Leute, wo Alles ſchuldig ſind bis an Haut und Haare und vielleicht die noch, man kann nicht wiſſen. Endlich war der arme Hans Joggi im Bereich ihrer Ungeduld und: was hättet ihr welle? ranzte ſie ihn an. Es ſei ihm ein Kind geſtorben und er hätte ſehen wollen, wann es könnte begraben werden, antwortete Hans Joggi. Was hat es gehabt, frug die Frau Pfarrerin raſch, und hatte eine handliche Abwaſchung bereits aufgezogen, wie ein Kanonier die Lunte, wenn er das Kommando: Feuer, erwartet. Es iſt ertrunken, antwortete Hans Joggi kleinlaut und das Waſſer ſchoß ihm in die Augen. Das entlud einen beträchtlichen Theil des Gewitters. Doch blitzte es noch und die Frau Pfarrerin frug, aber mäßig, ohne Donner und Groll: ihr werdet nicht zu ihm geſehen haben? Verzeiht, Frau, geng wie geng, antwortete Hans Joggi betrübt. Vorgeſtern zügelten wir, fanden das Haus hinten und vornen voll Miſt und Unrath. Deſſen ſind wir nicht gewohnt, es freute uns nicht in ſolchem Unrath zu wohnen. Sobald es tagete, gingen wir ans Miſten, ich in den Ställen und die Frau in den Stuben, die Kinder mußten helfen, das Bubi war, wie es gewohnt war, bald bei mir, bald bei ihr, wir hatten es unter Augen, aber appart hüteten wir es nicht, wir dachten nicht an den Weiher, wir hatten vorher keinen und waren ja Alle daheim und wenn Eins ihn nicht ſah, dachte es, er ſei beim Andern. Erſt als wir eſſen wollten, ſahen wir, daß er nicht da war, aber nicht drei Vater Unſer vorher war er bei mir geweſen. Und als wir dran dachten, lag er im Weiher. Auf der Stelle ſandten wir zum Doktor und wer weiß, wenn er daheim geweſen, ob das Bubi nicht wieder lebendig geworden wäre, aber es ging wenigſtens zwei Stunden bis er kam. Und bis dahin machtet ihr nichts, frug die Frau Pfarrerin, wieder hitzig werdend, denn ſo mir nichts dir nichts hatte ſie nicht gerne einen Schuß geladen, hoffte ihn noch losbrennen zu können. Was denkt ihr doch, Frau, ſagte Hans Joggi, ſoviel Verſtand haben wir, zu wiſſen, daß man da was machen mußte, und eine Nachbürin half auch, aber es ſollte nicht ſein, und was nicht ſein ſoll, das ſoll nicht ſein, da iſt nichts zu machen. Nun hätte die Frau Pfarrerin gerne eine ihrer Privat- oder Winkelpredigten losgelaſſen, die ſie, ſo oft als möglich, abſchoß über den Wahn, daß der Menſch gegen ſein geordnetes Schickſal nichts machen könne, wo dann unter das Unabwendbare, das man annehmen müſſe, Lügen ſtehen, uneheliche Kinder haben, Kinder morden, kurz, eigentlich alle Laſter gerechnet werden. Sie hätte einen vortrefflichen Pfarrhelfer gegeben, ja ſicher die Meiſten noch übertroffen. Die Pfarrhelfer, welche in den weiten Kreiſen, in denen ſie in Nothfällen Hülfe zu leiſten haben, oft ſo ſpät berufen werden, daß ihnen wenig Zeit zur Vorbereitung bleibt, müſſen daher beſtändig gerüſtet ſein, unverſehens auftreten zu können. Wie in einem guten Wirthshaus immer etwas zweg iſt, für unerwartete Gäſte, ſo haben die meiſten Helfer immer etwas zweg, und hier und da ſoll Einer zu Lieblingspredigten kommen, die er zu jeder Stunde rückwärts und vorwärts, ohne ein Düpflein zu fehlen, herſagen kann, die dann auch herhalten müſſen, der Helfer weiß ſelbſt nicht wie oft, wenn er es nicht aufſchreibt. Die Frau Pfarrerin ſchrieb es nicht auf, wenn ſie auf ihre Lieblingsthema kam, wir können aber verſichern, daß ſie eine große Gewandtheit beſaß, die Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen, mit der paſſenden Predigt loszubrennen. Sie that ſich überhaupt auf ihr Predigertalent etwas zu gut, ſecundirte ihren Mann im Privatleben trefflich, ſeufzte aber oft weichmüthig: O, wenn ich Hoſen anhätte, denen wollte ich anders. So wie du es machſt, iſts ume de Müſe pfiffe!

Dießmal aber kam ſie nicht zum Abſchießen, ein gräulicher Lärm erhob ſich draußen, Hunde- und Katzengeſchrei füllten betäubend das Haus. Herrjeſes, die abſcheuliche Hünd, die nimmt man dann nicht mit, wenn man zum Begraben angiebt, daß ihr es nur wißt für ein andermal, ſchrie die Frau Pfarrerin auf, und ſtürzte zur Thüre. Verzeiht, Frau, ſagte Hans Joggi, unſer Einer vermag keinen Hund, die Speiſe haben wir ſonſt zu brauchen. Aber die

Frau hörte ihn nicht, ſtürzte hinaus, ſchreiend: abſcheuliche Hund, wottſch m'r myni Katze lah ſy oder nit, du wüſte Burenflath, du wüſts Thier, was du biſt. Als ſie ſo in gewaltigem Zorne in den Hausgang brach, lachte aus dem Hundegeſchrei und Katzengeheul ihr eine bekannte Stimme entgegen: Hab ich es euch nicht geſagt, wie meine Tante machen werde, wenn mein Melech hinter ihre Katzen kömmt, es werde einen famoſen Spektakel geben? Tante, häb nit Angſt, er macht ihnen nichts, er iſt froh, wenn ſie ihm nichts thun. Er hat es gerade wie der Onkel uf d'r Kanzel, er billt geng und byßt nit. Es war der geliebte Neffe, der alſo zu zwei mitgebrachten Kameraden ſprach. Er war nur ein klein Davetle, aber ein Urkerl von einem Studenten. Ein großes Bündel, ungefähr wie die Bettelweiber auf dem Rücken tragen, baumelte ihm voran und kündigte ſo gleichſam den Helden an, es war ein ungeheurer Tabaksbeutel. Ein großer Kirſchenbaken hing ihm am Arme und diente zumeiſt als Stock, zuweilen aber ſtellte er ihn hinten unter, ſo gleichſam als Sperlig, wenn die Beinchen den Tabacksbeutel und den Ueberreſt, wie Quaſten und andere Troddeln nicht mehr tragen mochten. Ein Käppchen hing in den Haarzotteln, und eine ſtotzige Naſe ſtierte die Vorübergehenden bedenklich an, und wenn er lachte, klaffte unter der Naſe ein beträchtliches Maul, in dem ein kurzer Naſenbrenner ſtak, und um den einige zweggeſtutzte, dabei ſehr matte Haare hingen. Als die Tante die Stimme ihres Davetle hörte, da donnerte es erſt recht, Uflath, Säubub, nüt als Verdruß machen, donnerte es ins Hundegeheul, ins Katzengerau. Aber als es am heftigſten donnerte, heiterte es ſchon von hinten, es zeigte ſich ein Regenbogen am tantlichen Himmel, das alte Zeichen, daß der Zorn nicht ewig daure, ſondern hintenher die Gnade komme.

Du wüſte Bub weißt doch, wie ich die abſcheulichen Hunde haſſe, ſagte die Tante, und bringſt mir jetzt gar ſo einen ins Haus. Aber hoffentlich iſt es nicht der deinige, er wird einem von den Herren ſein. Ich möchte ihn erſuchen, er ſolle ihn rufen und aus Nastuch nehmen, wie die Herren es gewöhnlich machen. Die Herren lüpften die Kappen um etwas, und bewegten den Kopf oder Nacken ein wenig mühſelig, aber der Neffe ſagte: Nein, Tante, es iſt mein Hund. O Tante, du weißt gar nicht, was das für ein Hund iſt, das iſt ein Urhund, ein famoſer Kerl, er wird dir zuletzt ſo lieb werden, du weißt gar nicht wie. Melech hier, komm und grüß die Frau Tante. So, jetzt wart ſchön uf, gieb ihr den Talpen, ſag ſchön: Gott grüß euch, Bäſi, was lebet er geng? Der Melech ſetzte ſich ſchön aufs Hintere, bellte einige Töne und gab ſeiner Bäſi den Talpen. Ein hell Gelächter gabs, die Frau Pfarrerin gerieth faſt in Verlegenheit zwiſchen ihrem Zorn und ihrer Gnade. Du biſt doch der Wüſteſt, es iſt gar nichts mit dir zu machen. Weißt doch, wie ich die Hunde haſſe, und bringſt mir jetzt einen ins Haus, und ſo einen, der ſo ſchrecklich billt, daß das ganze Haus zittert. O Tante, was kann ich dafür, ſagte Davetle, klaffte ſein Maul weit auseinander und gräunete die Kameraden an, ich kann halt nichts dafür, Tante, er war mir gordnet, was will me de? Du biſt doch der Wüſteſt! Ich ſage es immer, du habeſt die unverſchanteſte Goſche vo d'r Welt, ſagte ſie, aber hinter den harten Worten war das tantliche Wohlgefallen an dieſer Goſche unverkennbar. Gället, ihr Herren, ich habe recht. Ihr werdet mit dem Kerl auch euere liebe Noth haben, wenn er nicht ein beſſer Herz hätte, als ein Maul, ſo möcht me nüt von ihm, er iſt e Klöti, ſelb muß ih ſelber ſäge, aber ſelber weiß er nit, wie wüſt er thut, und bös meint ers nit. Ihr Herren, wollt ihr nicht hinein ſpazieren, ihr werdet müde ſein, und du, nimm deinen Uflath zu dir, aber ſeine Bäſi will ich nicht ſein, das verbiete ich dir eins für alle Mal, hörſt Davetle. Der machte ein ſehr glücklich Geſicht und ſperrte ſeine Naſe weit auseinander, daß er etwas erfunden, womit er ſeine Alte in Harniſch jagen konnte. Drinnen ſtund noch der Hans Joggi, er wußte nicht, war er fertig, wußte auch nicht, ob die Frau Pfarrerin gehört, er habe keinen Hund, daran war ihm begreiflich auch was gelegen.

Bin ich fertig, frug er, als er zWort kommen konnte. Was wolltet ihr mehr, ſagte die Frau Pfarrerin. Verzeiht, ſagte Hans Joggi, aber d'Sach iſt mir nit künds, ich gab Gottlob noch Niemanden an. Aber ſagen wollte ich noch, daß ich keinen Hund habe, wir vermögen keinen, wir geben die Speiſe den Kindern. Ja, ja, ſagte die Frau Pfarrerin, es iſt recht ſo und, das Kapitel abbrechend, tragt künftig Sorge zu ihnen. Habt nit Kummer, ſagte Hans Joggi, aber was Gott will, vor dem kann man nicht ſein, es iſt ſchon den witzigſten Hühnern ein Ei entronnen. Da lachte Davetle laut auf, die Kameraden ſahen zBode, Hans Jakob ward kaput, als hätte er was Dummes geſagt, ſagte geſchwind b'hütech Gott, und drückte ſich. Die Frau Pfarrerin that, als hätte ſie es nicht gehört, ſorgte vor Allem, daß ihre Katzen vor dem Meloch in Sicherheit kamen, dann vergaß ſie auch Davetle nicht, ihren Urkerl, und die Andern auch nicht.

Ach, es iſt im Leben peinlich und merkwürdig, wie ſo Entgegengeſetztes in einander gemiſcht und gepreßt wird, beſonders bei den ſogenannten arbeitenden Claſſen, oder, da von Gott und Rechtswegen Alle arbeiten ſollen, d. h. alle Chriſten, bei denen, welche die Noth ums tägliche Brot alle Tage zum Arbeiten zwingt. Man muß daher ſich nicht wundern, wenn bei dieſen Claſſen die Gefühle ſeltſam durch einander gehen, und noch ſeltſamer ſich ausdrücken. In der Keßlere lag ein todtes Kind, um das die Eltern aufrichtig trauerten. In ſolchen Fällen ſtellen die Leute, welche es ſich bequem machen können, ihre Geſchäfte ein, bleiben zu Hauſe, leben, ſo weit es ihnen bequem iſt, oder die Trauer ſie zwingt, ihren Gefühlen, laſſen höchſtens durch Beſuche darin ſich unterbrechen, und iſt die Trauer nicht allzu mächtig, ſo thut man daheim allerlei ab, zu was man ſonſt nicht Zeit hätte. In einem ſolchen traurigen Stillleben liegt eine Art von Wohlluſt, dem, der es zu nützen weiß, ſind dieſe ſtillen Tage von hoher Bedeutung, er durchforſchet ſein Herz und Alles, was darin iſt, er prüfet, was er den Menſchen iſt, er prüfet, was er vor Gott iſt, er denkt ſich das Zeugniß, welches die geſchiedene Seele über ihn vor Gott bringt.

Anders haben es die, welche nicht die Wahl haben, ob ſie arbeiten wollen oder nicht, die, welche arbeiten müſſen. Sie müſſen an ihre Geſchäfte und ſollte das Herz ihnen brechen, die Hausmutter muß ans Kochen, der Mann in Stall, müſſen den ganzen Tag über geſchäftig die Hände rühren, wenn die Hausmaſchine nicht ſtocken ſoll Doch wo ein Augenblick ſich bietet, eilt die Mutter ins Stübli, deckt ab und weint und ſchluchzt, bis Alles nach ihr ruft, bis das ziſchende Feuer die überlaufende Milch verkündet.

Endlich iſt der Tag vorbei, endlich iſt Feierabend, es iſt ſtille geworden im Hauſe; die Kinder ſind zu Bette, die Lampe brennt in einer Ecke, zu beiden Seiten des Bettes ſitzen Vater und Mutter. Auf die Decke haben ſie ihre Häupter gelegt, man hört keine Rede, hie und da ein Schluchzen zeigt das Beben des Schmerzens an, mit welchem derſelbe den Leidenden erſchüttert. Dann kömmt wohl auf Augenblicke der Schlaf, aber er kömmt nicht allein, er kömmt mit ſeinen Träumen, trüben und holden, wenn er geht, hört man wieder ſchluchzen, denn die Träume, die trüben und die holden, erquicken nicht, tröſten ſelten, je holder ſie waren, deſto ſchwärzer iſt das Erwachen. Es müſſen die Gemüther ſehr lauter ſein, wenn Träume einen hellen Schein hinterlaſſen ſollen im dunkeln Gemüthe. Willkommen iſt des Morgens graue Dämmerung, müd an Leib und Seele ſchleppt man ſich aus Tagewerk, ſchleppt den langen Tag ab. Verſiegt ſind wohl die Thränen, aber tiefer wühlt ſich der Schmerz, wird noch ſchmerzlicher, wie erſt dann die Emme gefährlich wird den Schwellen und Wehren, wenn ſie ſich in ihr Bette zurückgezogen hat, gefahrlos geworden zu ſein ſcheint. Sie läuft allerdings nicht mehr über, aber jetzt gräbt ſie tiefer und tiefer, ſtürzt Wehren und Schwellen ein. Man läßt den Liebling nicht gerne ſcheiden vom Hauſe, ein mächtig Weh erſchüttert den ganzen Körper, wenn man ihn in die Erde ſenkt, Erde über ihm zuſammenrollt, und um ſo mächtiger iſt die Erſchütterung, je mehr an der Scholle die Seele hängt, je loſer der Menſch ſein Leben über das Grab ausgedehnt, je weniger die Gedanken jenſeits heimiſch ſind, der Himmel dem Sterblichen ein unentdecktes Amerika iſt. Aber weit entfernt wären wir doch von jenen Sekten, welche, nach dem Wortlaute, daß Sterben ein Gewinn ſei und bei Chriſto ſein in alle Wege das Beſte, ſich freuen und jubeln über einer Leiche, das heißt entweder der Liebe Gewalt anthun, oder den Mangel an Liebe hinter eine Theorie verſtecken, wie eben Gelehrte und andere breſthafte Menſchenkinder nur gar zu gerne ihre Breſten in eine ſolche Verklärung bergen, daß man von weitem meinen möchte, was für eine Cardinal-Tugend da drinnen ſtecke. Laſſe man der Natur ihre Rechte, ja, weine man noch mit den Weinenden, dann kann man auch von Herzen fröhlich ſein mit den

Fröhlichen, und auch privatim für ſich alleine. Man kann trauren wie Chriſten, man braucht dabei nicht wüſt zu thun wie die Heiden, die keine Hoffnung haben. Die Zeit geht vorwärts, Gottlieb, nach dem Tage des Todes kommt der Tag der Begräbniß, von den Lebendigen muß der Todte ſcheiden, was todt iſt gehört nicht zum Leben. Und wer geiſtig todt iſt, wohin gehört der, wohin will der? Die Stunde nahte, es zerriß der Mutter wirklich das Herz, als ſie der Erde wiedergeben ſollte die liebſte Gabe, die ſie von Gott empfangen, ihren blondlockichten Hans Uli, das ſchönſte Kind, das ſie hatte. Natürlich dachte ſie nicht, wie lieb der liebe Gott ſie und den Hans Uli hatte, daß er ihn wieder zu ſich nahm, und wie lieb er ſie hatte, weil er ihr ſo viel Sündigens erſparte, denn was thut blinde Mutterliebe nicht Alles? Ein gering Geleite war gebeten, wenige Nachbarsleute und die Pathen des Kindes. Von Allen war Keiner mit Theilnahme ſo angegriffen und behaftet, daß dieſelbe ihn verhindert hätte, eine überſichtliche Inſpektion zu halten. Es ſei ſchade um den neuen Bauer da, war das allgemeine Urtheil, er ſcheine die Sache zu verſtehen und auf Ordnung zu halten, ſo habe es in der Keßlere ums Haus herum lange nicht ausgeſehen, das werde ihm aber wenig helfen, deretwegen könne er ſie erbarmen. Wenn er andere Leute an der Hand hätte, ſo wäre es anders, mit Zeit und Weile könnte er es vielleicht zwingen, aber die werde man ihm eben nicht laſſen. Kurz machte es der Schulmeiſter mit dem Leichengebete, paſſend zum Leben des Kindes, und ſteinicht war der Weg zum Grabe, wenn es auch bergab ging. Wenn die arme Mutter gedacht hätte, der liebe Gott ſage ihr mit dieſem Wege, Anne Marei, laß ab mit Weinen, thue nicht ſo nöthlich, denke, ſo wie dieſer Weg ſtotzig iſt und voll Steine, daß man mit jedem Schritt Gefahr läuft, den Fuß auszutreten, ja ſelbſt den Hals zu brechen, gerade ſo wäre der Lebensweg deines Kindes geweſen, und du weißt nicht, was ihm auf demſelben hätte zuſtoßen können, und ob es nicht noch um mehr gekommen, als bloß um den Hals, darum habe ich mich ſeiner erbarmet und das Bubi zu mir genommen, ſo hätte die arme Mutter kaum an die Worte ſich gekehrt und dadurch ſich tröſten laſſen, vielleicht wäre in die Trauer noch Zorn gekommen, und ſie hätte geſagt: Was wettich wüſſe, oder wennd's gwüßt heich, warum heich m'r ne de gäb! Anne Marei war eine wilde Natur, welche abſonderlich im Schmerz, weder Gnade noch Rückſicht kannte, es ging der Menſchheit wohl, daß es nicht Gott war. Langmuth wäre ein unbekanntes Wort geblieben, und Gott hätte harte Worte hören müſſen, wenn es mit demſelben ins Geſpräch hätte kommen können. An Geſprächen fehlte es ihm übrigens nicht, und die warens, welche ihm wirklich Erleichterung verſchafften. Kaffe und Reden ſind die wahren Weiber-Tröſter, bringen die nichts mehr ab, dann iſts fertig. Auf dem langen Wege hatte Anne Marei Zeit, an den Bericht, wie Hans Uli ertrunken, die Erzählung zu knüpfen, wie ſie in die Keßlere gekommen, und um das zu erklären, erläuterte es, wo ſie vorher geweſen, und als es eben dazu kam, mitzutheilen, wie es und Hans Joggi zuſammen gekommen, alſo gerade zum Intereſſanteſten, da hörte man es läuten von der Kirche her, und wir müſſen es ſagen, trotzdem, daß es gerade an dem merkwürdigſten Punkte ſtund, war der Faden ſeiner Rede rein abgeſchnitten. Die Brunnen der Tiefe brachen nun auf, und groß ward der Jammer wieder in ſeinem Gemüthe. Die Mutter, welche ein Kind mit Schmerzen geboren, muß, wenn ihr Herz nicht unnatürlich verhärtet iſt, weinen, wenn ſie daſſelbe der Erde wiedergeben ſoll, auch wenn ſie vorher und nachher deſſen Tod als eine Erleichterung anſieht, wie die Leute es leider nur zu häufig thun, den Kinderſegen ein Ueberkinden heißen. Man kann es nicht häufig genug ſagen, daß eine ſolche Anſicht eine verderbliche iſt, und von einem ungeſunden Zuſtand der Geſellſchaft zeuget, daß man Genuß und Beſitz als die Hauptſache anſieht, und in der That wird man durch Kinder im ſüßen Nichtsthun geſtört, und jemehr Theilnehmer ſind, deſto geringer wird der Theil eines Jeden. Wo aber Arbeit noch etwas gilt, ein rüſtiges Schaffen und Ringen eine Ehrenſache iſt, da iſt ein Kind wahrhaft eine Gabe, ein Zuwachs von Kräften, die freilich mühſam zu entwickeln ſind, wie Urland in Amerika, und ſo wie man um ſo reicher iſt, jemehr man urbar gemachte Aecker hat, um ſo mächtiger ſteht man in der Welt, jemehr tüchtige Kräfte man zu verwenden hat. Ueber jemehr Pferdekraft ein Dampfſchiff oder irgend eine andere Maſchine gebietet, deſto mehr gilt ſie, und Menſchenkraft, iſt die dann nichts werth? Jemehr man dieſe Kräfte pflegt und ſchätzt, deſto inniger wird eine Familie zuſammen halten, Jedes hat ſeinen Nutzen dabei, und das Zuſammenhalten weckt und nährt dann auch ein höheres Gefühl, die Liebe. Wo die Kinder eine Laſt ſind, ein Menſch dem andern nicht bloß ohne Werth iſt, ſondern eine Bürde, da iſt Familien-Einigkeit unmöglich, da gehen die Familien auseinander, da läugnet man ſo bald als möglich die Verwandtſchaft ab, damit ſie nicht irgend wie was koſte. Anne Marei hatte es aber nicht ſo mit Hans Uli, ob es es bei einem andern ſeiner Kinder auch ſo gehabt, zweifeln wir. Wir müſſen geſtehen, Anne Marei ſtund nicht über ſeiner Zeit, werchen in Haus und Feld konnte es wie Wenige, aber Anſichten, welche an ihns gekommen, es wußte nicht wie, verwerchen, war ſeine Sache nicht. Es war bei Anne Marei nicht wie bei ſo Vielen, denen man es anſieht daß ſie, wenn ſie von einem Leichengebet aus der Kirche kommen, die Augen abtrocknen, und damit iſts fertig und das Leid aus. Es jammerte noch lange auf dem Wege und dachte nicht mehr daran, wie es zu Hans Joggi gekommen. Jetzt gings ſteil Berg auf, daher langſam, daher des Redens deſto mehr, beſonders aber bei denen, welche die Berge gewohnt waren. Anne Marei mußte daher das Geſpräch an die Andern laſſen, und die wendeten Alles an, ſich recht intereſſant und Anne Marei unvergeßlich zu machen. Sie hätten großes Erbarmen mit ihm, ſo ungefähr wurde begonnen, es werde kaum lange gehen, ſo könnten ſie die Keßlere wieder mit dem Rücken anſehen. Darauf wurde die Keßlere geſchildert und die Lebensgeſchichte Aller, welche auf derſelben zu Grunde gegangen, zum Beſten gegeben, und was die doch für Weiber gehabt, und was für Kinder, welch Vermögen ſie mit gebracht, und wie leer ſie abgezogen, Alles, was ihnen noch geblieben, hätte eine Geiß weggezogen. Eine lange Hagere, mit ſpitzer Naſe und in gelbes Leder gebunden, meinte: ſie könne nicht helfen, aber ſie müſſe immer denken, worob ſie ſich wohl verſündigt hätten, daß der Herr ſie ſo ſtrafe, das komme nicht von ungefähr, das komme immer vom Herrn, ſie habe das ſchon viel tauſend Mal erlebt, und je ärger man geſündigt, deſto gröber komms. Nit öppe an ihnen ſelbſt, wie man meinen könnte, nein, Gottlob und Dank, ſie hätte alle Urſache Gott zu loben und zu danken, zklagen hätten ſie nichts. Nun, Alles gerathe nicht, und allenthalben gebe es was, aber per Exempel, noch kein Stücklein Vieh ſei ihnen in Boden gegangen, ja, nicht einmal ein Huhn, ſo weit hintere als ſie ſich beſinnen möge. Wenn ſie merke, daß einem Huhn was fehle, ſo gebe ſie es dem Hühnerträger, der könne dann ſehen, was er mit mache. Die Waſſerſüchtigen gebe ſie der Frau Helferin in der Herzgrube, die kaufe ſie für feiſt, und ſie möge ihr ſie gar wohl gönnen.

Wenn ſie gar um ein Kind ſo hätte kommen ſollen, daß ſie hätte müſſen denken, ſie ſei ſchuld daran, ja, dann hätte ſie nirgends mehr warten dürfen aus Angſt, was jezt komme, ſie hätte ſich hinterſinnet. Öppe appart ſchlechter als andere Leute ſeien ſie denn doch nicht, daß es wüßte, ſagte Anne Marei, nicht, daß ſie nicht auch Sünder ſeien wie andere Leute, aber womit ſie ſolches verdient hätten vor andern aus, begriffe es nicht. Wenn es dä Weg ging, es wüßte kein Menſch, wie viel Kinder erſaufen, wie viele Leute um ihre Sache kommen müßten. Man könne nie wiſſen, meinte die ſpitze Frau, warum es denn ſonſt geſchehen wäre, als wegen den Sünden, eine Strafe Gottes, einmal nicht von ungefähr. So ungläubig werde denn doch Niemand ſein, daß er nicht glaube, es ſei ein gerechter Gott im Himmel, und der ſtrafe die Bosheit der Väter bis ins dritte und vierte Geſchlecht. Das Publikum theilte ſich, die Mehreren gaben der Frau recht, andere ſchlugen ſich auf Anne Mareis Seite, welches meinte, es wüßte nichts Schlechtes von ſeiner Familie und nichts von ſeines Mannes Familie, ſo lang man wiſſe, ſei kein Unehliches darin geweſen, aber was einem geordnet ſei, das ſei geordnet, da könne man machen, was man wolle, was kommen ſolle, das komme. Es gebe ja zBode ſchlechte Leute, wo lebten wie die Vögel im Hirſe, wo es heiße, Fiſcheli zMorge und Krebſeli zNacht. Nun kam das Geſpräch vom Gebiete der Abſtraktion ins Gebiet der Exempel und Beiſpiele, wo ſchreckliche Dinge zum Vorſchein kamen, und hinwiederum der Beweis klar geleiſtet wurde, daß es öppe nit ſövli darauf ankomme, wie man lebe, ſondern ob man das Gſell habe oder nit. Wer das Gſell habe, könne machen was er wolle, es mache nichts, es gebe ihm Alles an. Ja, meinte die Spitze, hie und da habs den Schein, aber da möchte ſie erſt nicht dabei ſein, denn wer nicht büßen müſſe auf Erden bei Lebzeiten, der müſſe wiederkommen nach dem Tode, bis er Alles abgebüßt, Rübis und Stübis, das ſei ſchrecklich und eine Schande für die Familie. Da könnte man Exempel zählen, man würde loſen, wenn man es wüßte. Aber die Leute hielten es geheim, wo es angehe, aber von den Dienſtboten vernehme man es doch. Sie könnte von Mannen erzählen, man würde die Ohren aufthun, wenn man es wüßte, aber ſie ſchweige, es wüßte kein Menſch, wie es ihr erginge, wenn man vernähme, was ſie wüßte. Es iſt manch ſchön Haus in der Gemeinde, man meint, was es ſei und für kein Geld möchte ich darin wohnen, ich ſchlafe zNacht lieber, als mich laſſen zplagen von Weſen, von denen man meint, ſie ſeien im Herd und ſollten ſich ſtille halten dort. Nit daß euer Haus etwa ein gar ſchönes ſei, aber ich möchte doch dort nicht eine einzige Nacht ſein um viel Geld, man ſagt zu viel davon, es ſchaudert einen, wenn man nur daran denkt. Ich bin mein Lebtag doch in der Nähe gewohnt und habe noch kein Sterbenswörtchen von ſo was gehört, meinte eine der Frauen.

Glaubſt, man binde ſo was einer Jeden auf die Naſe, antwortete die Spitze, empfahl ſich und ging links ab. Begreiflich begann Anne Marei zu jammern, daß es ſo ſchrecklich unghürig ſein ſolle in der Keßlere, und doch hätten ſie noch kein Brösmeli gemerkt. Wenn die nur geſagt hätte, was es wäre, ſo hätte man ſich doch in acht nehmen können. Da ſagten Einige, der Frau mußt du dich nicht achten, die iſt dem Tüfel ab dem Karren gefallen, und will doch die Frömmſte ſein. Die hätte genug vor ihrer Thüre zu wiſchen und könnte Andere ruhig laſſen. Wenn der liebe Gott dieſe nach Verdienen zwegnehmen wollte, die hätte längſt weder Haut noch Haare mehr. Als ſie jung geweſen, hat ſie ein Gſchleipf nach dem andern gehabt, und jetzt iſt ſie noch nicht die

Beſte, man düderlet Allerlei, man ſagt es nicht gerne auf offener Straße. Ungerecht ſind die und geizig, es hat keine Art, du haſt es abnehmen können an dem, was ſie von den Hühnern geſagt. Wenn ſie erſt vom Anken angefangen hätte! da ſoll einem Gott vor dem bewahren, da weiß kei Hund, was die Alles drein läßt und drein thut, aber was ſie macht, bhüt is, das ſoll Alles gut ſein, da ſollte man d's Herrgotts ſein und was ſagen, es weiß kein Menſch, wie es einem ginge. Wenn Eine wieder kommen muß, ſo iſt es die, aber dann will ich lieber, ich müſſe ſie nicht ſehen, die wird ein Geſicht machen, daß man den ganzen Erdboden, und Sonne, Mond und Sterne damit vergiften kann. Anne Marei that dieſer Troſt einſtweilen ſehr wohl, und als ſie oben am Berge bei der Keßlere waren, that es es nicht anders, die Weiber mußten hinein kommen und Kaffe trinken. Es müßte doch feuern für die Gotte, ſagte es, ſo zLeerem laſſe es ſie nicht fort, und dann für Eine mehr oder weniger, ſelb komme in eins, wenn man einmal gefeuert habe. Nun, ſie ließen ſich endlich erbitten, ſo unverſchämt zu ſein. Hans Joggi war ſchon oben, und während die Frau hineinging, mußte er zeigen, wo der Knabe ertrunken, und nachdem man ein Langes geredet hatte, wie es gegangen ſei, und wie es nicht hätte gehen ſollen, wurde der Kaffe fertig und machte Allen gruſam wohl. Hans Joggi benutzte die Gelegenheit und erkundigte ſich, wie man Dieſes oder Jenes hier pflanze, denn jeder Ort habe ſeine apparte Art, und die müſſe man lernen, wenn man an einen neuen Ort komme. Das fanden die Weiber bſunderbar geſcheut, Jede that aber, als ob ſie ſich nur halb darauf verſtünde, und doch wollte Keine die Leidere ſein, ſondern beſſerte immer nach, was die Anderen ſagten. Sie ſprachen ſich dabei in eine Kurzweil hinein, daß ſie mit großem Schrecken auffuhren, als ein Kind kam und fragte

Aetti, wettich nit cho melche, yche gäb hätte mr? Wie das jetzt auseinander ſtob und wie kurz man ſich empfahl! Es war, als ob in Jeder eine kleine Dampfmaſchine ſich etablirt hätte und mit Eifer und Angſt Jede nach Hauſe treibe. Was es bei Jeder daheim gegeben, kam nicht in die Zeitung, ſonſt würden wir es mittheilen, gewiß gabs hier und da was Intereſſantes.

Viertes Capitel.

Von Wetter und Zeit, von Gottes Huld und der Menſchen Fleiß.

Was der Menſch ſäet, das wird er erndten; dieſen Theil des ſchönen Spruches faßt der Landmann vollkommen, und wer eine Ader von einem Bauer im Leibe hat, der wird in der Säezeit keine günſtige Stunde unbenutzt vorüber laſſen, er würde es für eine der Sünden halten, die nicht vergeben werden können. Das ſiehet er ſo weit das Säen geht und kann es mit Händen faſſen, und ſelig würde er, wenn er auch glaubte, was er nicht ſieht, aber leider kann er das nicht mit Händen faſſen, nicht in ſeine fünf Finger nehmen. O, wie Viele erndten die bitterſte Frucht, erndten Elend und Schmach, und Elend und Schmach erben von ihnen die Kinder, und ſie haben den Samen dazu ſelbſt ausgeſäet, aber ſie kannten ihn nicht, und als man es ihnen ſagte, glaubten ſie es nicht. Der Sünder Augen ſind gehalten, ſie erkennen den Samen nicht, begreifen den Zuſammenhang zwiſchen dem Säen und dem Erndten nicht, begreifen es nie, daß ſie ihre eigenen Feinde ſind, daß, wer aufs Fleiſch ſäet, vom Fleiſch das Verderben erndtet. In unſerem Lande iſt die Hauptſaat wohl im Herbſte, jedoch äußerſt bedeutend iſt auch die Frühlingsſaat, ſie iſt viel mannigfaltiger, und wer ſich recht darauf verſteht, kann ſich gut kehren und Geld machen. Aber eben das gut darauf ſich verſtehen iſt eine Kunſt, ſo gut als die Seemannskunſt, und in Büchern lernt man ſie nicht, die Erfahrung und Verſtand dazu ſind die Hauptſache. Die Kenntniß des Bodens und für was jeder Boden gut iſt, iſt viel ſchwerer im Bergland als im Thale, da jeder Hof mehrere Arten von Boden hat. Man muß wiſſen, ob dick, ob dünn ſäen, muß ſuchen, die günſtige Zeit zu treffen, das gute Wetter auf das angeſtrengteſte benützen, und manchmal trifft mans, und manchmal nicht, alle Kunſt und Liſt iſt umſonſt, denn Gott iſt der Meiſter und kein Anderer, er iſts, der Frühregen giebt und Spätregen, der es ordnet, ob früh ſäen gut iſt, oder ſpät ſäen beſſer geweſen wäre, der Reif und Schnee hält in ſeiner Hand ſammt Sonnenbrand und Winde. Es iſt für alte reiche Bauern, die ihr Lebtag auf einem Hofe gewohnt, ein ſchweres, ja oft ein banges Segeln durch dieſe bedeutungsvolle Zeit hindurch, wenn es bald zu naß, bald zu trocken iſt, die Zeit drängt, und am Himmel noch hängen Reif und Schnee. Man denke ſich nun da den armen Hans Joggi, der ſeine letzten Batzen für Sämereien ausgiebt, Hanf und Klee, die in dieſem Frühjahr noch beſonders theuer ſind, und nun auf einem unbekannten Hofe, den er nie im Sommer geſehen, ſein Glück verſuchen ſoll. Er hatte wohl Erkundigungen eingezogen, aber der Eine hatte ihm das geſagt, ein Anderer das Gegentheil gerathen. Darin waren wohl Alle einig, Miſt wäre gut, und zwar je mehr, deſto beſſer, aber wie zu Miſt kommen? denn Miſt koſtet Geld. Miſt war faſt keiner vorräthig, Hans Joggi und ſeine Frau hatten faſt ebenſo viel als ſie fanden, bei der vorgenommenen Generalmiſteten in Haus und Ställen zuſammen gebracht. Der letzte Beſitzer hatte Stroh ins

Geheim verkauft, ja ſogar Miſt, berichtete eine dunkle Volksſage, ſollte verkauft worden ſein, oder gar geſtohlen. Gut getrieben Land kann man nur höchſtens 2 Jahre ſchmal halten, aber bereits abgeſchleiftes muß, bei neuen Pflanzungen ohne gehörigen Miſt, radical ausgeſogen werden. Mit Branderde konnte man wohl bei Kabis, Kartoffeln ꝛc. für dießmal etwas nachhelfen, beſonders wenn man ſpäter Bſchütten konnte, aber wie Bſchütten, wenn kein Loch gut iſt, wenn alle rinnen und zu dem ſo klein ſind, daß wenig damit zu verrichten iſt. Branderde machen, brennen, reuten, ſchälen braucht Zeit, braucht Leute, wie ſollte Hans Joggi zu extra Arbeiten kommen, da er für die üblichen nothwendigen kaum Kräfte hatte, und viel Leute anzuſtellen, vermochte er nicht. O, man glaubt gar nicht, was man für Leiden mit einem Hofe hat, wo viel Jagens iſt, aber wenig zu fangen. Zwiſchen ringwerchig und ſtreitbar iſt gar ein mächtiger Unterſchied, den Viele nicht ſehen, auch wenn ſie vier Augen hätten, den man erſt erfahren muß. Zu dem hatte Anne Marei einen ſehr gedrückten Muth, mit dem es faſt Hans Joggi anſteckte. Der Jammer um Hans Uli war nicht vergangen, die Reden der ſpitzen Frau ſaßen ihm noch im Sinn, es lag ihm unendlich ſchwer in den Gliedern, es war ihm, als ob es tief in der Erde ginge, und wer weiß nicht, wie ungleich die Arbeit rückt, bei leichtem Muthe oder bei ſchwerem?

Wer es gut mit ihnen meinte, das war der liebe Gott, der half mit gutem Wetter nach merkwürdig. Es war ein früher ſchöner Frühling, wachſig Wetter und faſt kein Tag ging verloren, die Erdflöh hatten bös Leben, ſie hatten gar keine Zeit ſich an den zarten Pflanzen gütlich zu thun, kaum keimten ſie ihnen zweg, ſo waren ſie ihnen über den Kopf gewachſen. Setzte Anne Marei im Garten oder ſetzte Kabis ꝛc. im Pflanzplätz, war der liebe Gott alſobald zweg und begoß daſſelbe mit einem warmen Regen und ſagte man: jetzt wärs genug, jetzt wärs gut es hörte auf, ſo ließ der Regen nach und die Sonne kam wieder. Es war wirklich als ob dießmal der liebe Gott Anne Marei appart im Auge hätte, und ihm zLieb und zEhr regnen und ſonnenſcheinen laſſe. Das hob der Frau wirklich den Muth wieder. Es ſagte Hans Joggi oft: Es könne nicht glauben, daß es ſich appart verſündigt, der liebe Gott ſei ſo gut gegen ſie, nie ſo. Oppe Sünder würden ſie ſicher ſein, aber daneben müß es glauben, er ſei zfrieden mit ihnen, ſie ſeien ihm nicht unwerth, es ſei ja, als ob er es expreß zeigen wolle. Man ſolle nur ſehen mit dem Blühen, die Bäume ſeien ja ſo voll Bluſt, daß mehr nichts nützte. Es ſei ja, als ob jeder Baum eine Roſe ſei. Ja, ja, ſagte dann Hans Joggi, es iſt nur läß, daß man nicht zu Allem Zeit hat, wenn nur das Moos und die Miſtelen nicht wären, und das Dürre ausgehauen wäre. Es iſt ſchade um die Bäume, es wären im Grunde ſchöne Bäume, aber gottlos verwahrloſet, man ſollte die Letzten, wo hier geweſen, in die höchſten Bäume aufhängen, den Andern zum Exempel. Den nächſten Winter haben wir da zu holzen genug und machen gute Tagelöhne. Es iſt kein Wunder, daß alle Beſitzer darauf zu Grunde gingen, von wegen auf einem ſolchen Hofe muß gwerchet ſy. Man ſieht von weitem an den Bäumen dem Hof an, was für ein Bauer drauf iſt. Da hatte Hans Joggi nicht ganz recht, viel kömmt dabei auf die Landesſitte an, aber viel auch darauf, woran der Menſch ſeine Freude hat. Baumzucht muß mehr oder weniger Liebhaberei ſein. Wir kannten große, ja berühmte Landwirthe, ſie hatten die verwahrloſeſten Bäume weit und breit, ſo verwahrloſt, daß man mit den armen Bäumen Erbarmen hatte und unwillkürlich nach dem Meſſer griff, Ueberflüſſiges abzuſchneiden, ſo daß man arge Händel mit dem Bauer oder Herren gekriegt hätte, wenn er geſehen, wie man in ſeine Rechte zu greifen dachte.

Hans Joggi hatte es nicht ſo, er war lange bei einem Bauern geweſen, der die Bäume ſehr liebte, wohl verſtund und viel daraus erzog. Hans Joggi ſagte, ſobald er einmal zMehr komme, lege er eine Baumſchule an, es ſei gerade der rechte magere Boden da, und wenn man dazu ſehe, ſo gebe es bald ein ſchön Schübeli Geld an einen Zins. Womit ihnen aber der liebe Gott beſonders wohl wollte, war, daß er einen frühen Frühling gab und man ſchon zeitlich im April graſen konnte. Hans Joggi hatte weniger Heu angetroffen, als ihm verheißen war und ſchlechteres dazu. Er hatte zur Frau oft geſagt, das mache ihm den größten Kummer, wenn es, wie oft in den letzten Jahren, mit dem Graſen gehen ſollte bis weit in den Mai hinein. Er müßte Heu kaufen, es wiſſe kein Menſch wie viel, und wo Geld nehmen und nicht ſtehlen? Nun hatte er einen guten Hausbrunnen, und als er die Wahren und Gräben gehörig in Stand geſetzt, was ſeit Jahren nicht geſchehen war, konnte er einen großen Theil der Hausmatte wieder wäſſern, und das grunete und trieb, daß es eine helle Pracht war. Wenigſtens 20 Kronen ſpare ihm das, ſagte Hans Joggi, die Unmuſſe nicht gerechnet, die man mit dem Zuchefühbre gehabt hätte, was er mehr Nutzig hätte beim Grünen als beim Dürren, wolle er nicht einmal rechnen. Die Nachbaren waren ſtark hinter ihnen, ſie ſollten auch in die Käſerei geben, ſie hätten faſt zu wenig Milch in ihrer Käſerei, um alle Tage einen ſchweren Käs zu machen. Anne Marei war durchaus dagegen. Hans Joggi ſchwankte. Für ſpäter, wenn wir uns beſſer kehren können, will ich nicht wehren, ſagte Anne Marei. Aber jetzt, denk, ſind wie geldlos und die Hauskoſten warten nicht, die laufen zu, wie machen, wenn wir in die Käſerei geben und aufs Geld warten müſſen, ein halb oder ein ganzes Jahr oder noch länger? Entlehnen wirſt nicht wollen, Schulden haben wir bereits mehr als genug, und wer gäbe uns Geld? Schuldigbleiben allen Leuten iſt mir auch zwider. Was würden die Leute denken, das thäte ihnen eine böſe Meinung geben und machte uns allenthalben unwerth, daß man es gar nicht wieder gut machen könnte. Ja, wenn wir ſchon lange hier wären, die Leute uns kennten, wärs ein Anderes. Und aus was wollten wir was löſen, bis das Obſt reif iſt, und wenn die Kinder ſchon beeren können, ſo giebts allweg nur wenig Batzen, denn wir werden ſie ſonſt zu brauchen haben. Die Milch dagegen kann ich den Sommer durch gut brauchen, ſie gebt mir vom Hauſe weg, und bleibt was übrig, anke ich, der Ankenträger kömmt alle Montag da vorbei, brauche nicht damit zMärit zlaufe und Zeit und Geld zu brauchen, und er zahlt gut. Aber, ſagte Hans Joggi, und dann d's ander Jahr im Hustage, wo wir ſo viel zu zahlen haben, und dann kein Geld zu nehmen haben aus der Käſerei wie andere Bauren? He, antwortete Anne Marei, ſo haben wir doch dann nicht in allen Ecken Stümpleten nachzuzahlen, wie es jetzt Baurenweiber, wo reich ſein wollen, machen ſollen. Dann iſt nicht geſagt, daß man Alles brauchen müſſe, konnte ich an andern Orten hauſen, werde ich es auch hier können. Gegen Herbſt haben wir dann viel zu verkaufen, Obſt und Flachs und allerlei ſonſt. Haber brauchen wir keinen ſelbſt und d's Korn hoffentlich nicht Alles, und dann haben wir ja ſelbſt Geld, das auf den Hustagen eingeht. Wohl, Hans Joggi, es giebts, wenn wir uns recht dazu halten, Geld ſparen und d'Zyt gut brauchen, wogegen dann Hans Joggi mit einem Regiſter von Dingen aufwartete, daß dem Anne Marei faſt Hören und Sehen verging, worunter namentlich Bſchüttilöcher aufmarſchirten. Aber Anne Marei gab doch nicht nach, ſondern ſagte, mit Geld ſpare und

d' Zyt zEhre zieh, zwängt man viel, du glaubſt gar nicht w
viel. Wirklich war es auch eine Meiſterin im Sparen m
Zyt und Geld, ohne ſtaatswirthſchaftliche Vorleſungen üb
dieſe beiden Faktoren im Leben der Landwirthe angehört z
haben und ſich darüber wiſſenſchaftlich ausdrücken zu könne
Zeit iſt wirklich ein wunderbares Kapital, deſſen Werth un
berechbar, deſſen rechte Benutzung hauptſächlich in der An
gewöhnung und im Blute liegt. Im Alter, wo man Theorie
zu faſſen im Stande iſt, iſt man zumeiſt ſchon zu alt, u
rechte Benutzung der Zeit zu lernen, d. h. ſie ſich anzuge
wöhnen. Der beſte Lehrer daheim iſt eine Mutter ode
eine Großmutter, welche immer hinter einem her iſt mit de
Rufe: hurtig, hurtig, gſchwind, gſchwind, ſchämſt dich nicht
ſo langſam zmachen, was werden dich doch die Leut
auslachen, ſpring doch, kannſt nit ſpringe! Machſt abe
nüt, weißt dann nichts zu machen? Schäm dich, au
dir gits i Gotts Name nüt! Wo ich ſo alt war wie du, wa
ich nie müßig, und wenn mir Niemand was zu arbeiten
wußte, ſo ging ich in Garten und jätete oder bſchüttete ode
räumte auf ums Haus herum. Aber es iſt nichts mehr mi
den Kindern. Schlärpli und Schlingel giebts und ſonſ
nichts. So lauten die rechten Vorleſungen über den Werth
der Zeit, dieſe begreift man im 5ten Jahre ſchon und wenn
man 15 Jahre ſie angehört, ſo muß man wirklich nichts
taugen, wenn man dieſelben nicht vollſtändig begriffen hat
und darnach unwillkührlich lebt, jede Stunde zu brauchen,
jedes Geſchäft ſo raſch als möglich abzuthun weiß. Die
Kunſt wird allerdings rarer und daher kommen ſo viele Uebel.
Profeſſoren hat man zum Ueberfluß, man hört ſogar ſagen,
mehr als d's Halbe zviel, aber die rechten Mütter und Groß-
mütter beginnen zu fehlen, und je ärmer die Leute werden,
deſto ſchlechter verſtehen ſie den Gebrauch der Zeit, deſto

ſchlechter lernen denſelben die Kinder. Daheim hocken und ums Haus herum die Zähne trocknen iſt ihre Burgerluſt, und die Kinder läßt man in Gottes Namen laufen mit Säckli oder Karrli mit Geiß oder ohne Geiß und ihre Zeit vertrödeln nach Belieben. Will man Arbeiter, ſo muß man ſie ſuchen, muß mit aller Kraft ſie aus ihren Löchern klopfen, daß wenn man Bettler ſo klopfen ließe, ſie einem alle Schande ſagen würden, und kriegt man endlich einen Kopf unter dem Fenſterlein zu ſehen und frägt, ob die Perſon, der er angehört, kommen welle, ſo ſagt ſie, ſie wiſſe nene nit, ſie ſeien Vorhabens geweſen, der Geiß zmiſte, und d' Frau ſött nene zure Baſe, die heyg nene Bricht gmacht, ſi heyg er e Nenis zſäge, die angeri Wuche chönts es de ſcho ender gäh. Druebe well er dFrau frage, we die nüt drgege heyg, ſo chönn me dr Geiß dr Miſt öppe es angersmal uſe mache. Wenn man dann frägt, aber mußt du dann dabei ſein, wenn man der Geiß miſtet, kann das die Frau nicht alleine? ſo heißt es: Sie machts nit gerne allein, dr Stall erkaltet gar, wenn man ihn zu lang offen hat, und dann muß ſie zu den Kindern ſehen, bſunderbar zum Jüngſten, es iſt erſt zweijährig. Hat man den Burſchen endlich die andere Woche an die Arbeit gekriegt, ſo ſchaffet er ſo langſam, als reute ihn jeder Schritt, jede Bewegung, er ſchwatzt mit jedem Zaunſtecken, grännet jede Kartoffel an, die er aufhebt, und hält wo möglich eine Rede darüber. Es iſt ihm um nichts zu thun, als um ſo leicht als möglich die Zeit zu verwerchen von einem Mal zum andern, und wenn ſich der Meiſter ein Wörtlein erlaubt, ſo heißt es: So, iſt das ſo gemeint, du haſt mich kommen heißen, bin ich dir nicht recht, ſo gehe ich gerne. So iſts in der Welt aſe, erſt zwängt man einen zu kommen, man mag wollen oder nicht, und thut man es den Leuten zu gefallen, ſo iſt man ihnen nicht recht, ſollte werchen wie e Hung u wie ame ne Hung git me eim zfreſſe und zletzt es Löhnli, mit dem me dSchuh nit cha la plätze, wo me verhert het ob dr Arbit. Wochenlang kann ſo Einer daheim ſitzen und nichts verdienen, und wenn man auch Dieſes, Jenes bei ihm will machen laſſen, ſo fehlt es ihm bald am Holz, bald an der Zeit, bald an einem Hammer oder an einer Zange. Er thut hell nichts, als er macht vor dem Mittageſſen einige Scheiter und vor dem Abendeſſen wieder einige. Und Manche machen dieß nicht einmal, ſondern ſie ſtehlen das Holz bereits als Scheiter und mit demſelben noch viel Anderes mehr und arbeiten nichts, und eben weil man die Zeit nicht mehr zu Ehren zu ziehen weiß, wird Diebſtahl mehr oder weniger ein Handwerk und zwar, ſo lange man es treiben kann, ein gutes, und zwar kann man es deſto länger treiben, je humaner die Polizei wird, je inniger ſie ſämmtliche Menſchen und ſomit auch die Diebe und ihre Hehler, beſonders Hehlerinnen, liebt, ihnen glaubt und zärtlich aufwartet mit Semmelbrod und Schildkrötenſuppen. Wenn die Königin Viktoria ſolche Suppen liebt, warum zum Gugger ſollten Diebe nicht das gleiche Recht zu ſolchen Liebſchaften haben, und wo ſolche liebſchaftlichen Bedürfniſſe ſich vorfinden, warum ſollten ſie nicht auf das Vollſtändigſte befriedigt werden? Vide Singludis Schelmenrecht, Tom. 7, pag 2999. Sehr merkwürdig iſt es, junge und alte Leute nebeneinander auf dem Felde arbeiten zu ſehen. In der Regel machen es die Alten nicht nur beſſer, ſondern ſie ſchaffen mehr. Man ſieht ſehr oft den 60 – 70jährigen Mann weit raſcher arbeiten, als den 25jährigen Burſchen, die Großmutter emſiger, als die 20jährige Enkelin. Man kann im Herbſte junge Meitſchi, denen auf der Erde nichts fehlt, als 7 Tage und noch einen mehr in der Woche ein Geiger, Kartoffeln graben, im Sommer worben und rechen ſehen, daß es einem dünkt, ihr Werkholz bhange in der Luft und wolle nicht wieder runter, der ausgeſtreckte Arm werde ſtrebſam, trachte ins Weite, ſtatt wieder zurück, daß es einem gramſelt in allen Gliedern, daß man unwillkührlich ausrufen muß: Herrgott, was für e fule-Hung! Wo ſoll es mit den Jungen hin, wenn nicht eine andere Zucht kömmt. Wenn es die Menſchen nicht können, muß unſer Herrgott dran hin, die Ruthe nehmen, die Menſchen klopfen, an dienlichen Orten und wo es ſonſt am beſten iſt, muß die Beine gängiger, die Arme rühriger machen und den Sinn wieder wecken, dem es himmelangſt wird, nicht nach der Kneipe, ſondern nach der Arbeit.

Merkwürdig, je raſcher die Maſchinen ſchaffen, deſto langſamer ſcheinen die Menſchen zu werden, und zwar in entſchiedenem Fortſchritt, iſt das aber auch wirklicher Fortſchritt? Um aber billig zu ſein, muß man beifügen, daß denn doch nicht das Haus alleine die Schuld trägt von dieſem entſchiedenen Fortſchritt im langſamen Schritt, ſondern einen wenigſtens ebenſo großen hat die Schule. Wohlverſtanden, nicht die Schule an ſich, nicht weil die Kinder mehr in die Schule müſſen, ſtatt draußen zu arbeiten, ſondern wegen der Faulpelzerei in der Schule, denn in ſehr vielen Schulen weiß man auch nicht, was Zeit iſt, zieht ſie nicht zu Ehren, verſchlumpet ſie auf heilloſe Weiſe, daß ſie nichts iſt, als eine förmliche Uebung in körperlichem und geiſtigem Müßiggang. Für Volksſchulen müſſen alle Fächer einfach, kurz, klar zugerichtet ſein, da darf man nicht ſieben Jahre drum herum gehen, wie die Katze um den heißen Brei, ehe man die Schüſſel abdeckt. Nun werden von halbwitzigen Gelehrten die Fächer auf die heilloſeſte, ja gottloſe Weiſe, auf die Länge gezogen, daß es eigentlich nichts iſt, als auf der Stelle marſchiren, und nichts dabei herauskömmt, als die ſchauerlichſte Langeweile und ein unpraktiſches Zeug, das in allen fünf Welttheilen, und wenn ihrer ſechſe wären, nirgends eine Anwendung findet, geſchweige dann, daß es im Kinde geiſtiges Leben wecke, im Gegentheil, wo es ſolches findet, tödtet es daſſelbe. Ferner werden dieſe langweiligen Fächer noch unendlich langweiliger betrieben. Man läßt die Kinder auf das Langſamſte arbeiten. Ewigkeiten hinauf, Ewigkeiten hinunter läßt man ſie an einer Aufgabe, einer Rechnung, einem Thema machen, läßt, namentlich die Kleinen, wochenlang die gleichen Striche machen, eben ſo lang die Zahlenreihe von 1 — 10 auf und ab zählen, und bis man einmal zum Leſen kömmt und in gehörigen Plamp, kann es eine Viertelſtunde geben. In der Regel bringt man, das Leſen ausgenommen, nur einige Wenige in langſame Thätigkeit, die größere Zahl läßt man in Ruhe, läßt ungeſtört ſie löhlen und göhlen, ſo daß ſie eigentlich nicht den geringſten Antheil am Unterricht nehmen, der ganze halbe Tag hat hell nichts abgetragen, als einen Anweſenheitsſtrich mehr im Schulrodel. Wo dann dazu die Lehrer noch Rechnungen ſchreiben, Intereſſantes leſen, Zeitungsartikel fabriciren oder gar Verſe, da geht es erſt erzſchlecht, das Kind lernt hell nichts als hocken und ſich ſo recht einüben in langweiligem Nichtsthun. Und, o mein Gott, was auf Erden iſt wohl langweiliger, als ein langweiliger Menſch, der nichts thut und alleweil Langeweile hat, ausgenommen, wenn er ſchläft, oder ißt und trinkt?

Dieſes Verſumpfen und Verfaulen in der Schule iſt aber nicht bloß den untern Schulen eigen, o nein, es ſcheint beinahe, daß, je höher die Schule, deſto weniger Verſtand man brauche mit der Zeit, deſto größer die Verſchwendung ſei, und auf den Hochſchulen die allergrößte. Was unſere Väter in ſechs Jahren lernten, ſo daß ſie gelehrt wurden, daran lernt man jetzt zwölf Jahre und im dreizehnten iſt man wohl was geworden, aber nicht gelehrt, ſondern ein famoſer Bierrülps, ein Urburſche mit Moos auf dem Haupte und Dreck überall. Und kriegt man denſelben endlich nach Hauſe, ſo kann man einen Knecht anſtellen, der ihm die Pfeife ſtopfe, eine Magd, die ihm das Bier aus den Haaren wiſche. Und dahin haben ihn gelehrte Männer gebracht, Herren Lehrer und ſogenannte Profeſſoren, ordentliche und unordentliche. Solche Herren ſollten zur Erholung drei Jahre hintereinander jeden Morgen ein Pfund Kümi ſpalten und Nachmittags ihn wieder zuſammen leimen, das ſoll für Lehrer die beſte Cur ſammt Recreation ſein und weit über Rigi und Kuttlebädli gehen. Aber was will man ſagen, geben doch die Regierungen mit dem allerbeſten Beiſpiel voran, ganz nach dem Sprichwort, alles Gute kommt von oben. In einer Republik hat man keine ſtehenden Truppen mehr, und wo ſie waren, ſchafft man ſie ab, dagegen ſtellt man ſitzende Legionen an, wie viele, weiß Gott, denn man hat es mit ihnen wie mit den Heuſchrecken, man kann ſie gar nicht zählen. Ihnen iſt die Hütung des Staates und die Wahrung ſeiner Rechte anvertraut, und ſie ſitzen da, und wechſeln ab mit Sitzen, und ſchneiden Federn, und warten bis der Staat oder eins ſeiner Beine oder Rechte in Gefahr kömmt, dann gehts los, dann entfalten die ſitzenden Legionen ihre Macht, zeigen ihre Kraft, ſchreiben wies Himmeldonnerwetter, bis alles Papier verſchoſſen iſt, das Kriegsminiſterium in der größten Verlegenheit iſt, in ſeinen Kriegsſtätten kein Papier mehr zu finden iſt, man umſonſt nach Baſel telegraphirt, man endlich eine neue Legion errichtet zu Herbeiſchleppung neuer Munition und wieder eine, welche das Material zuſammen ſuchen muß, eine unzählbare Lumpenſammler-Legion, und befehlen muß bei Todesſtrafe, alle Lumpen auszuliefern, und bei Kettenſtrafe, jedem guten Bürger ſo viel Lumpen zu produciren, als es ſeine Kräfte zulaſſen.

Hand in Hand mit den Regierungen gehen die Gerichte, ſchaffen auch ſitzende Legionen an, Weibel und Geſchworne, Präſidenten und Prokuratoren, und Friedensrichter und andere Richter ohne Zahl, und obendrein Stellvertreter ohne Zahl, und gehen gründlich zu Werke, verkürzen die Proceßformen und machen an Händeln, welche ſonſt drei Monate koſteten, drei, oder wer weiß, vielleicht dreißig Jahre. Damit die Akten zu ſich ſelbſt kommen, läßt man ſie einige Monate liegen, damit ſie den gräueligen Duft verlieren, müſſen die Weibel ſie drei Monate lang herum tragen, und drei andere Monate, weil kein Richter zu Hauſe zu finden iſt. In der zweiten Hälfte des Jahres können ſie vielleicht abgegeben werden und können wandern von einer Hand zur andern, aber langſam; das weiß der Präſident, iſt billig, frägt nach einem Jahr oder mehr: Apropos, es iſt mir wie im Traum, es exiſtiren Akten zwiſchen A und N, was iſt mit denen? wo ſind ſie? Tiefes Schweigen, der Sekretär ſchlägt nach, ſagt vorläufig: richtig, vor 2½ Jahren wurden ſie in Circulation geſetzt, ſeither hörte man nichts von ihnen, Niemand weiß von ihnen, ſie ſind vollſtändig verſchollen. Man ſucht ſie ein Jahr lang, endlich finden ſie ſich in der Kanzlei. Kein Menſch weiß, wie ſie dahin gekommen, nach genauer Unterſuchung iſt man gezwungen anzunehmen, ſie ſeien von ſelbſt dahin gekommen. Nun entſteht die wichtige Frage, da kein Richter mehr weiß, was in den Akten ſteht, ſollen ſie von neuem in Circulation geſetzt, oder ſollen ſie in Gottes Namen, der eigentlich als oberſter Richter die Pflicht hat, die Herzen der Richter recht zu lenken, alsbald, jetzt wo man ſie noch hat, beſpruchet werden? Bei einer neuen Circulation könnten ſie ja wieder verloren gehn, man ſie ein Jahr ſuchen müſſen und dann vielleicht gar nicht mehr finden. Wie nun in ſolchen Fällen entſchieden wird, wiſſen wir nicht, der Gerichtsgebrauch wird aller Oeffentlichkeit zum Trotz geheim gehalten. So geht es in der Welt und wo es am langſamſten geht, das iſt in der Schelmenwelt. Wir meinen nicht, daß es langſam gehe mit Stehlen und die Schelmen langſam dabei ſeien, o nein, das geht meiſt nur zu geſchwind, wir meinen, es gehe lang mit den Schelmen, ehe man einen hat, dann ehe man gründlich weiß, ob er wirklich ein Schelm iſt, dann bis er wirklich an dem Orte feſt ſitzt, wohin er gehört, und endlich, bis er es dort hat, wie es für einen Schelmen paſſend iſt. Man beſinnt ſich wohl, ehe man einen faſſet, denn er kann eine Piſtole haben, und wenn man ihn nicht auf der That erwiſcht und den Thatbeſtand mit Zeugen beweiſen kann, muß man ihn beſſer machen als er ſein Lebtag geweſen. Hat man ihn, ſo verhört man ihn, wenn man es nämlich nicht vergißt, was leicht geſchehen kann, da vergeſſen ja menſchlich iſt und ſo leicht Jedem begegnen kann, und am allerleichteſten den Allergelehrteſten. Der Schelm wird läugnen, dann läßt man ihm Zeit zur Beſinnung zu kommen, frägt ihn endlich gelegentlich wieder, wenn er noch da, alſo nicht ausgeriſſen iſt. Iſt das der Fall, ſo ſucht man ihn auf, fängt ihn endlich früher oder ſpäter vielleicht wieder ein. Dann fängt man die Unterſuchung wieder an von vornen und bringt ſie, wenn der Kerl nämlich nicht wieder ausreißt, glücklich zum Einſenden an obere Behörden. Die ſendet ſie wieder zurück zum Ergänzen. Endlich kommen die ergänzten Akten ein zum Beſprüchen und endlich, wenn ſie nicht verloren gehen, werden ſie wirklich beſprüchet, nun ſprüchet man entweder den Kerl frei und verfällt den Staat in die Koſten, oder man rechnet ihm die lange Haft als Strafe an und läßt ihn laufen, oder man ordnet ihn in ein Haus, um ihn zur Beſſerung zu bringen. Da iſts, wo es in der Regel kurz und raſch geht. Man giebt ihm Fleiſch und Wein, das Uebrige ſonſt vom Beſten und je beſſer ihm dieſes behagt, deſto raſcher iſt er gebeſſert, ſo daß man, wenn er nämlich nicht früher ausreißt, nach Verlauf der Hälfte der Strafzeit im Fall iſt, auf ſeine Entlaſſung anzutragen. Und dieſe Beſſerungsmanövres an ihnen behagen ihnen in der Regel ſo wohl, daß ſie dafür ſorgen, wiedergebracht zu werden zu einem neuen Curs, ſo eine Art von Wiederholungscurs, wie ſie beim Militär und den Schulmeiſtern bereits eingeführt ſind. Vide Singludiſches Schelmenrecht Tom. XIII. pag. 7070 — 11,111. Hans Joggi und Anne Marei waren nicht auf dieſe moderne Weiſe durch die ſitzenden Legionen der Richter und Regenten erzogen worden, gehörten noch der alten Schule an, wo man das Gras nicht unter den Füßen wachſen, die Kelle nicht an der Pfanne kleben ließ. Die Leute wunderten ſich, wie geſagt, ſagten ihnen auch, ſie hätten nicht viele ſolche Leute noch geſehen, die ſo fleißig ſeien und denen es ſo rücke. Hinter ihrem Rücken unter ſich bemerkten ſie: die thäten, als ob ſie es eines Tages zwängen wolllen, thäten nur zu nöthlich, dächten, ſie wollten alle Andern zSchande machen, aber denen würde es ſchon beſſern, ehe ein Jahr um ſei. Das ſeien nie die beſten Roſſe, die ſo ins Geſchirr ſchöſſen, als ob ſie ein Stück ab der Welt ſich reißen wollten. Aber den ganzen Sommer durch beſſerte es ihnen nicht und Gott wollte ihnen immer gleich wohl und Anne Marei war ganz hell auf, ja es that manchmal als wolle es ſingen, ſang aber doch nicht.

Fünftes Capitel.

Der chriſtliche Standpunkt in der Keßlere.

Doch klang es immer noch traurig in ſeinem Herzen, ſein Bubi hatte es nicht vergeſſen. Es kam ihm oft im

Traume vor. Dann hatte es darauf recht trübe Tage. O wie habe ich doch ſo längi Zyti nah mym Bubi, jammerte es dann, o wenn ih doch d'r Tuſig Gottswille ume by nihm wär! Wenn d' nüt d'rwider hätteſt, ſo wett ih am Sunde z' Chile. Ih gſeh de ſys Gräbeli u de düecht es mih, ih ſyg ſcho näher by nihm! Was wett ih, antwortete Hans Joggi. Wenn d dih nit ſumſt u ne nangere nah hey chunſt, daß mer zu rechter Zyt eſſe chen, ſu iſchs m'r ja ganz recht.

So z'Ungradem zChile zgah, war, wie oben angedeutet worden, bei Hansjoggis nicht Hausbrauch, für das zChilegah war im Hausbrauch gar kein Platz. Am Sonntag ſtund man nicht ganz ſo früh auf, als am Werktag, räumte dann auf, was aus Mangel an Zeit in der Woche liegen geblieben, ſtrählte die Kinder gründlich aus, denn Lebwaare auf den Köpfen liebte Anne Marei nicht, die gehöre in die Ställe, meinte es, dort wäre ſie ihm lieb und je mehr deſto lieber. Es mußte länger gekocht werden, beſonders wenn Sauerkraut ob Handen war, vielleicht gar Fleiſch, was aber nicht Regel war, ſie hatten ja die Beſſerungscuren der Kettenſträflinge und anderer Zuchthäusler nicht nöthig. Während dem Kochen wurden zuweilen ein Paar Hoſen gepläzet oder ſonſt etwas, kurz, man hatte immer Vorrath von nothwendigen Geſchäften für den Sonntag und um eilf Uhr, oder ſchon vorher, mußte gegeſſen werden, denn die Leute wurden nie hungriger als am Sonntag, mochten gar nicht warten, bis das Eſſen auf dem Tiſche ſtund. Es wüßte kein Menſch wie es ginge, wenn alle Tage Sonntag wäre, es wäre mehr als zhalb zwenig z Eſſen auf der Welt, meinte Anne Marei. Wir ſind nicht ganz der Meinung von Anne Marei. Der Sonntags Hunger iſt allerdings ſcheinbar da, er kömmt aus zwei Quellen. Die Leute haben am Sonntag Morgen gruſam Langeweile und wiſſen ihn nicht zu verbringen. Sie haben nichts zu arbeiten, haben auch keine geiſtigen Gedanken zu verwerchen, ja einen eigentlichen Ekel ab dem Leſen, beſonders von geiſtigen Sachen, daß ſie nichts anders wiſſen, als an den Sauerkabis zu denken und ob vielleicht Fleiſch dabei ſei, Kuhfleiſch oder Schwynigs, oder vielleicht gar keins. Da entſteht allerdings ein ſchrecklicher Hunger, man mag gar nicht warten, bis die Frau Meiſterin zum Eſſen ruft oder zum Eſſen rufen läßt, aber es iſt bloß ein künſtlicher Hunger. Gingen die Leute in die Kirche, fänden ſie Kurzweil in der Bibel, oder, wenn das Wort Jemanden ärgern ſollte, geiſtige Nahrung, ſo daß ſie davon angezogen, ergriffen würden, ſie dächten gar nicht ans Eſſen, ſie würden nicht halb ſo hungerig (das ſollten geizige Meiſterleute ſich merken), blangeten nicht halb ſo zum Tiſche. Der andere Grund iſt vom erſten nicht beſonders verſchieden. Der Nachmittag des Sonntags gehört, aller Anſicht nach, der Welt, in dieſelbe ſich zu ſtürzen, mag man nicht warten, aber ungegeſſen thut man es doch nicht gerne, ißt daher um ſo früher deſto lieber, damit der Nachmittag deſto länger werde, die Fleiſchluſt deſto mehr Raum gewinne, einen deſto größern Anlauf zum Ziele nehmen könne. Iſt man nun eine Stunde von der Kirche entfernt und will hingehen, ſo hat das ſeine Schwierigkeiten, macht eben Löcher in die Gewohnheiten. Geht die Kirche um acht Uhr ein, ſo mag die Hausfrau faſt nicht zurecht kommen, ſie muß um ſieben Uhr fort, bringt die Leute faſt nicht zum Frühſtück und kann, namentlich wenn die Kinder nicht erwachſen ſind, nicht den Mund wiſchen und geben, hat immer noch Manches zu beſorgen und muß in der Regel noch dreimal zurück, weil ſie was vergeſſen hat. Geht die Kirche um neun Uhr ein, ſo iſt es noch unkommoder, denn dann mag ſie um eilf Uhr nicht zurück ſein, oder bösdings, in Schweiß und Angſt, denn wenn der Pfarrer nicht gar zu mutze Gedanken hat und ein gar zu kurz Gedächtniß, ſo braucht er doch zum ſingen, beten, predigen eine Stunde, und hat er zu taufen, mehr, und wo Andere den Weg bergauf in einer Stunde gehen, da braucht eine Hausfrau ein Beträchtliches mehr; dieſelbe kann alſo um eilf Uhr nicht zu Hauſe ſein und beim Anrichten muß ſie doch zugegen ſein, was dann da für ein ungeduldig Zappeln iſt daheim und für eine Angſt in ihr und für ein Schnaufen und Huſten, wenn ſie endlich oben iſt, man ſtellt es ſich gar nicht vor. Daher der große Schrecken, der durchs Haus fährt, wenn es heißt: d Frau wott ſcho wieder zChile, da wird man heute aber nicht vor zwölf freſſen können! Was wott die aber? Es düecht mih, die wär frommi gnue, ſie chönnts aſe lah blybe. Es iſt ume Bosheit, für die Angere zplage oder neh d'r B'rſtang zmachen, es thät nehs ſanft oh zgah. Aber die cha lang, ih thäts dere nit zGfalle u we ſis all Sunde vormiech.

Viel weniger macht es, wenn der Hausvater zu ſpät kömmt. Man wartet zwar auch ein wenig, aber weil dabei auch die Hausfrau ungeduldig wird, da gekocht iſt, und der Hausvater beim Anrichten nicht betheiligt iſt, ſo wird zumeiſt erkannt, man wolle aſe eſſe, er werde ſchon kommen, daneben könne man ihm dänne decken. Es war daher recht viel von Hans Joggi gemacht, daß er ſeine Frau ſo ohne Widerrede gehen ließ, kam doch das Kochen, da ſie noch keine Magd hatten und das älteſte Mädchen noch klein war, theilweiſe an ihn. Wenn man was will, ſo muß man darnach thun, und über die Gewohnheit Meiſter werden, die im Wege liegt, man muß eine eigene Sonntagsordnung machen, wenn es einem Ernſt iſt mit dem Kirchengehen, man kann dann ja am Sonntag Abend um ſo früher zu Bette gehen, was der Montagarbeit nur förderlich ſein würde. Aber die Menſchen machen es, dem Teufel zLieb und zEhr lieber umgekehrt, dafür verteufelt er ſie, wiederum ſich ſelbſt zLieb und zEhr, bringt ſie um Geld und Ehre und führt ſie aus Dankbarkeit der Hölle zu, denn eben das iſt des Teufels Dankbarkeit. Das lag in den Gränzen von Anne Mareis Verſtand. Es ſtund früh auf, jagte die Kinder auf, rathſamte ſie gehörig, las Eins aus zum Begleit, wendete auf dieſes etwas mehr Sorgfalt als auf die Andern und ehe es ſieben Uhr ſchlug, war es ſchon auf dem Wege, ſein Bubli zogs. Noch läutete es nicht, als es auf den Kirchhof kam zu ſeines Hans Ulis Gräblein, und bitterlich da weinte und inſtinktmäßig das an ſeiner Hand hängende mitgebrachte Kind mit ihm. So ſieht man oft vor der Kirche und nach der Kirche Trauergeſtalten auf den Gräbern ſtehn. Thränen ſind das Weihwaſſer, das Sehnen der Liebe die Todtenmeſſe, das iſt die Todtenfeier der Reformirten. Der Pfarrer war ein wackerer Mann, in den beſten Jahren, wie man zu ſagen pflegt, und predigte brav. Natürlich nicht gelehrt, ſein Publikum war nicht darnach, und er begriff es, nicht ſchwunghaft, dazu fehlte ihm die Phantaſie, und auch darin glich er der Sonne nicht, er zog nicht Waſſer, wie es von einem Prediger hieß: das iſt Einer, ja Einer, der nimmt einen an ganz gemeinen Sonntagen zweg, daß man plären muß, ja plären, daß man es faſt gar nicht mehr gſtellen mag. Dazu fehlte ihm ebenfalls die Gabe und wenn er ſie auch gehabt, hätte er ſie doch nicht mißbraucht. Er predigte recht praktiſch und doch chriſtlich, deutlich, aber nicht hinreißend. Er trafs für Anne Marei beſonders gut. Er hielt eine Frühlingspredigt, redete von der Macht Gottes, wie er alle Frühlinge den Menſchenkindern zeige, daß er der Herr ſei, und ſonſt Keiner mehr, der das Licht ſchaffe und formire die Finſterniß, daß er es ſei, der das Alles thue. Anfangs achtete ſich Anne Marei der Predigt wenig, es war des Zuhörens nicht gewohnt. Da die Sache ihm aber ſo nahe lag, der Pfarrer ſogar von den Bäumen ſprach, von Korn und Gras, von den Pflanzungen, da mußte es aufpaſſen. Der Herr hätte recht, grad ſo ſei es, es nähme ihns nur Wunder, daß ſo ein Herr das Alles wiſſe, er müſſe ſich der Sache doch noch achten, wenn man ſchon nicht meine, dachte es. Dann kam der Pfarrer darauf, wie der Frühling aber nicht bloß ein Zeichen der Macht Gottes ſei, ſondern ein Zeugniß unſerer Auferſtehung von den Todten und eines ewigen Lebens. Da kam es Anne Marei recht übers Herz. Es weinte lange nicht, aber es ſog die Worte ein wie dürre Erde die Regentropfen, wie ein durſtend Kind die Muttermilch. Der Herr ſei es, der aus dem Tode das Leben kommen laſſe, ſo komme aus dem Winter der Frühling, was geſäet werde, werde nicht lebendig, es ſterbe denn. Und was man ſäe, ſei nicht der Leib, der werden ſolle, ſondern ein bloß Korn als Waizen, oder der andern eins. Gott aber giebt ihm einen Leib, wie er will, und einem jeglichen Samen ſeinen eigenen Leib. Es iſt nicht alles Fleiſch einerlei Fleiſch, ſondern ein ander Fleiſch iſt der Menſchen, ein anderes des Viehes, ein anderes der Fiſche, ein anderes der Vögel. Und es ſind irdiſche Körper und himmliſche Körper, aber eine andere Klarheit haben die himmliſchen und eine andere Klarheit die irdiſchen Körper. Eine andere Klarheit hat die Sonne, eine andere Klarheit hat der Mond, eine andere Klarheit haben die Sterne, denn ein Stern übertrifft den andern an Klarheit. Alſo auch die Auferſtehung der Todten. Es wird geſäet verweslich und wird auferſtehen unverweslich. Es wird geſäet in Unehre und wird auferwecket in Herrlichkeit. Es wird geſäet in Schwachheit und wird auferſtehen in Kraft. Es wird geſäet ein natürlicher Leib und wird auferwecket ein geiſtiger Leib. Es iſt ein natürlicher Leib, es iſt auch ein geiſtiger Leib. Aber das Geiſtliche iſt nicht das Erſte, ſondern das Natürliche, darnach das Geiſtliche. Der erſte Menſch iſt von der Erde, und irdiſch, der andere Menſch iſt der Herr vom Himmel. Welcherlei der Irdiſche iſt, ſolcherlei ſind auch die Irdiſchen, und welcherlei der Himmliſche iſt, ſolcherlei ſind auch die Himmliſchen, und wie wir getragen haben das Bild des Irdiſchen, alſo werden wir auch tragen das Bild des Himmliſchen. Dieß aber ſage ich Euch, lieben Brüder, weil Fleiſch und Blut nicht können das Reich Gottes ererben, auch erbet das Verwesliche nicht das Unverwesliche. Dieſe Worte, welche Anne Marei noch nie gehört, machten tiefen Eindruck auf ihns. Freilich einen etwas ſeltſamen. Es mußte immer an ſeinen Hans Uli denken, mit ſeinem ſchönen gelben Kruſelhaar. Behielt er das als Engeli oder behielt er es nicht? Aber wie dann ihn kennen, wie wiſſen, welches Engeli ſein Hans Uli ſei? Am Ende könne es den lieben Gott fragen, er werde ihn ihm ſchon zeigen, oder vielleicht kenne er ihns noch, aber dKinder ſeien gar vergeßlich. Aber das Kruſelhäärli würde ihns doch reuen, wenn er es nicht mehr hätte, ſchöneres Haar chönn d'r lieb Gott ſeinen Engeline chum mache u wenn er noh ſo awengti. Daneben kam es ihm vor, es ſei ihm jetzt ſchon viel näher, die Erde zwiſchen ihm und ſeinem Bübi ſei ſchon faſt ganz weg, und lang gebe es nicht, ſo ſei er ganz abdeckt und es habe jetzt ein himmliſches Engeli und nit ume ſo es irdiſchs Bübi. Bſungerbar habe doch der Pfarrer das auslegen können, es hätte es nie ſo gehört, es hätt ihm ganz wohl gemacht. So wär es zloſe i d'r Predig, es düechs, es möcht all Tag e ſeligi ghöre. Es wär doch e ſchöni Sach mit dem Predige, weme ume meh ging, aber es gäbs i Gotts Name nit. Wohl, i Gotts Name gäbs es, aber i d'r Welt Name gits es nit. Nach Gottes Ordnung wäre lange genug Zeit dafür, aber nach dem Hausbrauch nicht, und daneben iſt es ſüſt nit chumlich. Nun wär wohl die Frage, ob man den Hausbrauch nach Gottes-Ordnung machen oder Gottes Ordnung um des Hausbrauches willen aufheben ſoll, aber da gehen eben Theorie und Praxis auseinander. Theoretiſch iſt die Frage bald gelöst, aber praktiſch macht der Menſch in erſter Linie, was ihm kommod iſt, in zweiter Linie, was die Welt will. Gar viele Eltern änderten ihren Hausbrauch um der Welt willen, die in ihren Kindern ſteckte.

In der Keßlere änderte ſich der Hausbrauch eigentlich auch nicht, doch ging Anne Marei zuweilen zChile, wenn es ihns zu Hans Uli zog, und gern hörte es den Pfarrer, doch ſo ſchön wie das Erſtemal könne er es nicht mehr, glaub es, ſagte es. Das blieb jedoch als großer Gewinn, daß etwas Geiſtliches in ſeine Gedanken kam, was bei ſo viel Tauſenden eben gänzlich fehlt. Es nähme ihns Wunder, wie das zugehe am jüngſten Tage, woran man einander kenne, und wie der liebe Gott das Alles machen wolle an einem Tage, und wie das möglich ſei, daß er Alle kenne und ſich erinnere, was Jeder gemacht. Es würde das Alles hundertmal durcheinander machen und könnte ſich übel verſchießen. Es ſei kurios mit dem lieben Gott, und es könne ſich gar nicht darauf verſtehen, wie er an allen Orten ſein könne und man ihn doch nirgends ſehe, und wie er Alles mit einander ſehen und hören könne, es hätte genug zluege an einer Sache und wenn ihm nur Einer brichte, hätte es zmornderiſt d's Halbe vrgeſſe, was er brichtet heig. So war Gott wieder in ſeinen Gedanken erſchienen und jede Predigt, welche Anne Marei beſuchte, friſchte dieſe Gedanken an Gott auf.

Sechſtes Capitel.

Von verſchiedenem Handel und Wandel.

Wie es im Frühjahr gut angefangen, ging es durch den Sommer gut fort. Anne Marei löste viel Geld aus Milch und Anken, ſo daß ſie Alles wohl beſtreiten konnten und etwas übrig hatten, trotzdem, daß Hans Joggi es erzwang, zwei neue Bſchüttikaſten machen zu laſſen. Damit könne man nicht warten, ſagte er, wenn man das Land verbeſſern wolle, und es trags wohl ab, in zwei Jahren hätten ſie ſich bezahlt, und als Anne Marei ihm vorwarf, wie er im Frühjahr ſo geangſtet Geld zurückzulegen, um den Schulden zu begegnen, und jetzt, ſtatt zu ſparen, ſo zvollen Händen ausgebe, mit einem Loch hätte man es einſtweilen ganz gut machen können, antwortete er, er ſehe es zmache, es gehe beſſer als man es habe erwarten dürfen und d's Bößte werde erſtritten ſein. Der gute Hans Joggi! Allerdings war der lange Brachet (Juni), der hungrigſte Theil des Jahres, überſtanden, d'Spys begann nach zu wachſen, die Kirſchen reiſten, und viel gabs in ſelbem Jahr. Manchen ſchönen Batzen löste Anne Marei daraus, viele wurden gedörrt, die kleinen zum Brennen eingelegt, und ein ſchöner Erlös ſtand in Ausſicht. Heu hatte es wenig gegeben, ſtatt deſſen gab es andere Sachen, und wenn man Alles betrachte, ſo ſei es ein recht abträglich Heimweſen, meinte Anne Marei.

Bei dieſer Ausſicht, nicht bloß auf ein gut Jahr, ſondern auch in einigen Jahren ein einträglich Heimweſen zu erlangen, iſt ein fröhlich Arbeiten, die ſchönſten Rechnungen aller Art gehen durch den Kopf und verkürzen die Zeit, und nie fertig wird man mit ihnen, iſt man hinten aus, fängt man von vornen an. Je öfter man von vornen anfängt, deſto ſchöner werden die Rechnungen, man ſieht ſich ſchon in Kutſchen fahren, erſt zweiſpännig, dann vierſpännig, dann kommt die rauhe Wirklichkeit, zieht einen groben Strich dadurch, ſtreut Sand darauf und macht einen Punkt darhinter. Doch gab es auch manchen bangen Augenblick den Sommer durch, wenns den Tag über ſo heiß geweſen, am Abend über die Berge empor die Wolken ſtiegen, höher und höher am Himmel herauf ihre zackichten Häupter ſtreckten, als ob die aus Süden und die aus Norden ſich beſuchen, ein Feſt oder gar Hochzeit machen wollten mitten am Himmel, eins der graulichſten Feſte, wo die vier Elemente die Muſikanten ſind, auf feurigen Pauken ſpielen, daß Berge und Thäler beben, und der Menſch ſein bleiches Angeſicht verbirgt, und ſelbſt vor die ſchwarzen Wolken weiße Schleier fallen, als ob es ſie graue vor dem, was ihr Schoos gebiert, da iſts, wo dem Landmann bang das Herz ſchlägt und unwillkührlich die bebenden Lippen zu beten beginnen. Hans Joggi, als er das Heimath kaufte, hatte gefragt, ob es da viel hagle oder nicht? Das geht gar merkwürdig in den Bergen mit dem Hageln, hier ſelten, dort alle Jahre, zwei bis drei Mal im Jahr. Ja, es ſoll eine Gemeinde geben, wo die Trauer groß iſt, wenn es in einem Sommer gar nicht hagelt, weil man da glaubt, der liebe Gott habe ſie ganz vergeſſen oder achte ſie nicht mehr eines tapferen Hagelwetters werth. Man hatte ihn verſichert, ſeit Mannsdenken ſei in der Keßlere kein Hagelſtein mehr geſehen worden, jetzt hatte er vernommen, daß es eben nicht alle Jahre in dieſer Gegend hagle, aber, wenn einmal, am liebſten über die Keßlere. Nun, wenns ſo drohend wurde am Himmel und er ſein ſchwer Korn ſo bedächtig im beginnenden Gewitterwinde ſich wiegen ſah, und er denken mußte, wie es vielleicht ausſehe in der nächſten Stunde, klopfte ihm dann ſtärker das Herz, er ſtand vors Haus hinaus, ſtudirte das Ausſehen der Wolken ſammt dem Windzug. Aber wer fremd an einem Orte iſt, dem hilft dieß bloß für die Zukunft, nicht für die Gegenwart, denn jeder Ort hat ſeine beſondern Züge, die das Wetter bringen oder nehmen.

Kennt dieſes endlich Einer auch, ſo weiß er doch eigentlich nichts. Er kennt die Rathſchläge Gottes nicht, weiß nicht, ob ſeine Hand den Wind nicht dreht, plötzlich ein Gewitter zurückwirft, das unſchädlich geblieben wäre, wenn nicht plötzlich ein kalter Nordwind in daſſelbe gekommen, Hagel gemacht und es zurückgebracht hätte. Wie leicht es ihm dann ward, wenn das Gewitter wirklich vorüber war, ſein Korn noch ſtand, kann nur der begreifen, dem Sein oder Nichtſein einmal auf dem Spiele ſtand. Welch Gegenſatz dann aber auch zwiſchen Hans Uli, der mit dankbarer Freude betrachtete, wie wohl der Regen ſeinem Lande gethan, und einem Andern, der in tiefer Troſtloſigkeit an ſeinen verhagelten Aeckern ſtund, mit bebenden Lippen fragend: und jetzt? Solche Gegenſätze ſind immer und allenthalben in unſerm Jammerthale, auch wenns nicht hagelt, keine 100 Schritte wird Einer zu gehen haben, um Derartiges zu finden. Damit will Gott die Bruderliebe flüſſig erhalten, und dennoch verhärtet, verſteinert ſie ſo oft und die Augen ſchrumpfen zuſammen, daß ſie nichts mehr ſehen als das eigene Glück, den eigenen Nutzen, das ſind die miſerabelſten von allen Augen, und finden ſich doch ſo häufig. Nach der Erndte iſt für den Bauer eine geſegnete Zeit, da hat er die Hände voll zum Verkaufen, beſonders wenns Obſt giebt und zwar nur theilweiſe, alle Tage kann er Geld löſen. Anne Marei entwickelte darin bedeutende Fertigkeit, es wußte Alles zu Ehren zu ziehen, in der Haushaltung ſich mit dem zu behelfen, was nicht Abgang fand, nicht verkäuflich war. Man glaubt gar nicht, was da für ein Unterſchied ſein kann zwiſchen den Weibern, wo Eins hundert Gulden Geld zieht, da braucht das Andere hundert Gulden, und möglicher Weiſe lebt man bei dem Erſten beſſer als beim Zweiten. Die Keßlere wurde recht bekannt, daß man ſagte, wenn Jemand was nöthig hatte in der Haushaltung, geh in die Keßlere, dort findet man Allerlei zu kaufen. Es that den Leuten recht ungewohnt, früher waren die Beſitzer der Keßlere mit einem Säcklein auf der Straße und trugen Sachen zuſammen, jetzt gingen die Leute dorthin, um was zu kaufen. Sie machten recht brav Geld, denn oft ſah man in einem Nachmittag drei, vier Parthien da, welche Obſt ablaſen und fortführten, und doch meinte Anne Marei nicht, es müſſe Alles verkaufen. Abends rüſtete man immer zum Dörren, und alle Künſte wußte Anne Marei anzuwenden, um es dürre zu kriegen, ohne ſpart heizen zu müſſen.

So brauchte Anne Marei das Meiſte zu Hauſe, ſelten ging es mit etwas zu Markte, denn, wie geſagt, Anne Marei wußte, daß die Zeit auch was werth war. Es hatte es nicht wie jene Frau, welche rühmte, es hätte ihr ein Verkäufer für eine Portion Gemüſe bei Hauſe nur 4 Kreuzer geben wollen, aber ſie habe gedacht: ebä' ſei damit zu Markte gegangen (2 Stunden weit) und habe, man denke, 6 Kreuzer gelöst, faſt d's Halbe mehr, ſo müſſe man es machen, wenn man nicht zu faul ſei und zu ſeiner Sache kommen wolle. Nur wenn es etwas Feineres hatte, Birnen z. B., die auf dem Lande nicht gehörig geſchätzt wurden, nahm es den Weg unter die Füße und ging auf den Markt ins nächſte Städtchen, das ungefähr eine Stunde von der Keßlere lag.

Solche Marktſtädtchen oder Flecken haben ihr Böſes und ihr Gutes, ſind für die umliegende Gegend ſehr nützlich und ſehr ſchädlich, für die Bewohner ſelbſt ſehr vortheilhaft und ſehr ungeſund, und zwar das Eine oder das Andere, je nachdem die Menſchen ſind.

Die Umwohner, welche ihre Produkte, die ſie nicht vortheilhaft bei Hauſe verkaufen können, dorthin tragen, ſobald ſie verkauft und allfällig einen Schoppen oder einen halben ſich zu Gemüthe geführt, heimgehen, ſo geſchwind als möglich, und wenn ſie nicht ſchon Vormittags heim kommen, meinen, ſie hätten ſich verſäumt, die haben ihren bedeutenden Vortheil von einem Marktorte. Ebenſo iſt ein Marktort eine Quelle des Reichthums für die Bewohner, welche getreu ihrem Geſchäft abwarten, denen ein Markttag nichts anders iſt, als ein ſtrenger Geſchäftstag, wo ſie den Tag über die Hände mit Fleiß zu rühren, am Abend Geld zu ſöndern und zu zählen haben. Nun giebt es aber an allen Orten Leute, die nichts glücklicher macht, als eine Gelegenheit zum faulenzen und hudeln. Nun bietet ein Marktag die beſte Gelegenheit dazu dar. Man hat etwas zu verrichten, zu kaufen oder zu beſtellen, Jemanden zu ſuchen, mit Jemanden zu reden. Dort triffe ih neh a, ih muß preſſire, ſuſt finde ih neh ſcho nüme, ſagt der Bewohner des Orts zu ſeiner Frau und ſtreicht ſich. Kömmt er endlich wieder heim, ſo chlöhnt die Frau: ach, warum biſt doch nie daheim, viele Leute wollten zu dir, und der und der war ſehr häſſig, daß er dich nie finden könne. Kannſt nicht auch daheim bleiben? Daheim bleiben! ſagt der Mann. Ich muß meinen Geſchäften nach, ſie laufen mir nicht nach. Aber, antwortet die Frau, der und der macht auch Geſchäfte und bleibt doch daheim. Und was für Geſchäfte macht der, ſchreit der Mann, ich tauſch einmal nicht mit ihm! Hat er nicht geſagt, wann er wiederkommen wolle? Nein, er hat nichts geſagt, antwortet ſchmollend die Frau. So muß ich gehen und ihn ſuchen, bis ich ihn finde, von wegen, mit dem muß ich reden, ſagt der Mann ſo gleichſam für ſich ſelbſt. Was, ſchreit die Frau, ſcho wieder furt! Donner, muß ih nit, ſchreit der Mann und geht donnernd ab. Dieſe Auftritte wiederholen ſich zuweilen des Tages einige Male, bis endlich der Abend kömmt, und ſomit erworbene und geſicherte Rechte, im Wirthshaus zu verbleiben, ſo lange es gefällt. Wo nun der Markttag für einen Menſchen zum Hudeltag wird, da kann man ſicher annehmen, daß ihm auch der Sonntag ein Hudeltag iſt. Bekanntlich hat aber jeder Hudeltag einen ganzen, oder wenigſtens halben blauen Montag. Ein ſolcher Menſch hat alſo 4 Tage in einer Woche, an denen er viel braucht und wenig verdient, drei Tage bleiben übrig, welche die ganzen Koſten tragen ſollen. Jetzt rechne man, wenn man nämlich den Werth der Zeit kennt, wie viel da verliederlicht wird, und wohin ein ſolcher Menſch kommen muß. Nicht zu vergeſſen iſt, daß der, welcher vier Hudeltage hat, nach dem Geſetz der Majorität, welche bekanntlich die Minorität frißt, alsbald zu Hudelwochen kömmt und naturgemäß ſelbſt zum Hudel wird. Man ſieht ſehr reiche Marktorte, ſehr arme Marktorte, in denen die Meiſten, welche hineinkommen, verderben, wie raſch hohen Aufſchwung ihr Geſchäft auch zu nehmen ſcheint. Woher das? Die Lage des Orts iſt ſo günſtig als möglich, von Gott ſelbſt zu einem Platz für bedeutenden Zwiſchenhandel geordnet, mit Straßen und Gewäſſern geſegnet, und doch kömmt er nirgends hin, ſteht weit ungünſtiger gelegenen Orten unendlich nach, ſo daß man faſt ſagen möchte, es ſei der geſündeſte Ort von der Welt, denn man wiſſe ſich nicht zu erinnern, daß in demſelben reiche Leute geſtorben ſeien. Das kommt ganz einfach vom Markttage, der zum Hudeltag geworden, zum Sauerteig für alle übrigen Tage, der in ſeine Fäulniß alle übrigen Tage verſenkt. Wo die Mehrzahl der Bewohner auf dieſe Weiſe angeſteckt wird, da gedeiht nichts, verdorrt alle Energie, es bleibt nicht Zeit zum rechten Betrieb des Geſchäfts, der Hudel hat keine Gedanken mehr, ſondern nur Gelüſte, wie den Fleißigen der Stuhl brennt, auf dem er im Wirthshauſe ſitzt, ſo brennt den Faulen der Stuhl in ſeinem Geſchäftszimmer.

Da liegt der Haken — bei den Menſchen. Gerade ſo verhält es ſich mit den Umwohnenden. Wo der Markt eigentlich nur der Vorwand iſt, ganz andere Dinge die ziehenden Magnete ſind, wo man ſitzt und ſitzen bleibt bis ſpät, und unterdeſſen fleißig zehrt, trinkt, ſpielt u. ſ. w., auf dem Heimwege alle Fingerslang einkehrt, die Roſſe veraußen ſtehen läßt, in der Nacht faßvoll heim kömmt, da kann man es mit dem gröbſten Handſchuh greifen, was das für einen Ausgang nimmt. Nun iſt es aber merkwürdig, wie die Hudelkrankheit eine anſteckende iſt, die Hudeln am Marktorte machen Hudeln auf dem Lande, und ein Hudel ſteckt andere an. Daher die auffallende Erſcheinung, daß um ein Marktort herum, im gleichen Gelände, arme und reiche Dörfer liegen. Sieht man nach, ſo findet man an erſterem Orte gewöhnlich die regelmäßigen Marktgäager, die dort in alle möglichen Spelunken ſich verkriechen, und erſt wieder ausfliegen, wenn die Nacht kommt und Niemand ſieht, woher ſie kommen. Sie bringen Alles zu Markte aber nichts Gutes heim, wenigſtens kein Geld, höchſtens einige Maaß Wein oder Branntewein. Einer hatte es dem Andern nachgemacht, bis endlich Alle in die gleiche Verdammniß kamen. Dieſe Krankheit iſt wie der Ausſatz der Juden, theils heilbar, theils unheilbar. Nach funfzig Jahren ſieht man hier und dort reiche Dörfer, wo früher arme waren. Anderswo weiß man ſich nicht zu erinnern, daß es je beſſer war, die Hudelei ſcheint da unheilbar. Und wie es ganze Dörfer giebt, an dieſer Krankheit leidend, ſo giebt auch ganze Stände, und namentlich iſt der Stand der Rechtsagenten, und der der ſogenannten Geſchäftsleute, die ohne Patente mit allen möglichen Händeln ſich befaſſen, ein ſolcher. Ehrenwerthe Ausnahmen begreiflich und wie üblich vorbehalten. Man hat ſich oft gewundert, warum ſo viele dieſer Leute, trotz ihrer vielen Geſchäfte, Kniffe und Ränke, den ſcheinbar großen Einnahmen dann am Ende doch zu Grunde gehen. Man hat ſagen wollen, man beſchuldige ſie ungerechter Weiſe unredlichen Erwerbs, denn wenn es dem alſo wäre, ſo müßte es ſich doch erzeigen, ſie müßten reich werden darob. Einfältig das! Abgeſehen davon, daß ein ungerechter Kreuzer zehn gerechte frißt, abgeſehen davon, daß bei ungerechten Händeln, betrügeriſchen Käufen und Verkäufen viel Geld verloren geht, ſo arbeiten dieſe Leute wenig und brauchen viel.

Dieſe Leute ſind in der Regel an den Markttagen auf dem Platze, was ganz natürlich ſcheint, da ſie ja nicht umſonſt Geſchäftsleute heißen. Sie haben in der Regel auch wirklich Geſchäfte, aber ſie könnten dieſelben zumeiſt auf eine weniger koſtſpielige Weiſe abthun, denn die üblichen Zeitvertriebe koſten ſehr oft weit mehr, als die Geſchäfte eintragen, beſonders wenn geſpielt wird, und zwar mit Spielern von Profeſſion, welche Marktplätze handwerksmäßig des Spiels willen beſuchen. Es wird nicht bloß in Baden und Homburg geſpielt, ſondern auf das Verderblichſte in den tiefern Schichten der Geſellſchaft, da werden die Hoſenſäcke alle Tage geleert, aber 800,000 L. nie gewonnen. Iſt noch ein Marktplatz im Geſchäftskreis eines Geſchäftsmannes oder Rechtsgelehrten, rechnet man die Audienztage dazu, vergißt die blauen Montage nicht, ſo darf man ſich nicht wundern, wie unendlich langſam der Geſchäftsgang dahin ſchleicht und Dringliches Monate lang liegen bleibt, denn da bleibt höchſtens ein halber Tag, an welchem weder Audienz noch irgendwo

Markt iſt, zur Arbeit übrig, das iſt der Sonntag Vormittag. Man kann denken, welcher Segen in dieſer Arbeit liegt, was für Früchte ſie tragen muß. Dieſe ordinäre Marktgänger, angeblicher Geſchäfte wegen, haben etwas in den Schreibereien zu thun, Akten zu erheben oder einzulegen, Clienten aufzuſuchen, an Ausſtehendes zu mahnen, oder Vorſchuß zu verlangen, mit Collegen Abreden zu treffen: jetzt machſt du das, dann mache ich das, dann ſo und wieder ſo, unterdeſſen ſehen wir uns ſchon wieder, die Gans iſt fett, giebt viel Rupfens und eine gute Weile Schmutz (Fett) i d'Hushaltung. Auch ſticht man Geſchäfte auf, gabelt herum nach Clienten. Sieht man von weitem Einen, der ein verblüfft Geſicht macht, dem man es anſieht, daß der etwas hat, an dem er nicht weiß, was hinten, was vornen, was Kopf, was Schwanz iſt, ſo geht's auf den los: Gott grüß dich, Hans, ſah dich lange nicht, was bringt dich Guts zur Seltſami einiſt? He, das iſt doch gut, daß ich dich antreffe, Peter, ich dachte ſchon lange an dich, ih ha da Neuis u weiß nit druber, un es lert mih bald ungſchlafe, antwortet Hans. Nun erzählt er ihm des Langem eine Geſchichte, die nicht eine halbe Bohne werth iſt. Jä, Hans, da hätts d'r chönne fehle, es iſt gut, daß de d's Gſell gha heſt, mich aztreffe. Ih will d'r grad drus ghulfe ha, en Angere hätt dih dry gführt, es weiß kei Tüfel wie wyt. Aber d'Sach muß gnau unterſucht ſy, aber hüt gits es nit, ih ha viel Gſchäfti. Aber am Sundi Vormittag chum zu m'r und bring mit vo Papiere was dheſt, da wey m'r d'Sach uſe nangere näh, un e Sprung oder zwe, ſo biſt drus, zähl druf. U dih ſolls ke Heller u ke Pfennig koſte. Bi Gott! d'r Anger muß Alles usrichte. Oder der Peter ſteht an einer Straßenecke, wo er von weitem kann geſehen werden, und da trappet Einer auf ihn zu und fragt: Biſt du nit d'r Peterli i d'r Dörnere? Wohl, ih ſöll ne neue ſy, antwortet Peterli. Du wirſt mih wohl chenne, ſagt das Mannli. Es düecht mih, ſagte Peterli, ih ha dih viel gſeh, aber ih cha nit grad a Name che. He, ih bi d'r Sämeli auf em Löbli, du wirſt ſcho vo m'r ghört ha, un bi da ſo ungſinnet in es Gſchäft ine cho, un weiß gar nit druber, un da het me m'r gſeit, we m'r Eine helfe chönn, ſu ſygs Peterli i d'r Dörnere, du ſölliſt neue e Ubung ſy mit prozedire. He, es wird neh nit ganz drnebe ſy, antwortet Peterli wohlgefällig. Was iſt de das für e Handel, lah leſe. Sämeli berichtet. Peterli ſagt, das iſt e wichtige Handel, das iſt eine, ih garantire, über dä chunt d'r nit d'r hunderſt, ja nit d'r Tuſigſt, es ſy im Canton nit es halb Dotze, wo dä chen uflöſe. Aber da choſts Geld, ih cha dirs im Vorus ſäge, nit daß de de hinger dry ſägiſt, mih heig dih yche gſprengt. Du kannſt dich vorher bſinne. So wegem Geld häb nit Chummer, ih ha e zahlte Hof un handle ſtarch um dürrs Züg, un dieſe het Geld am Zeys, da iſt Geld gnue, wird ihm geantwortet. Nu, ſagt Peterli, das wär gute Bſcheid, da cha me de ſcho Neuis afah, u we me gnue hat, ſu cha me gäng d'r Nagel ſtecke. Bſinn dih aber noh, u wettſch fürfahre, ſu chum am Sunndi Vormittag, m'r wey de d'Sach erleſe. Endlich giebt es noch eine Art von Geſchäften, welche aber nicht auf offenem Markte oder in den Gaſtſtuben betrieben wird, ſondern wo Einer zum Andern ſagt: chum los doch Neuis, und ihn dann an einen Abort führt, den weder Sonne noch Mond je ſehen werden, das ſind die Geldgeſchäfte, welche eben weder Sonne noch Mond vertragen mögen. Um die zu ſehen, muß man eine eigene Laterne haben. Wir haben beim berühmten Tanneglaſer eine beſtellt, ſobald wir ſie erhalten, werden wir Gebrauch davon zu machen und damit zu zünden ſuchen bis zhinderſt id Leuehöhli am Nydeckbubel. Wenn Alles Geld wäre, was glänzt, ſolche Geſchäftsleute ſollten im Geld verſticken, aber ſtatt deſſen wird es meiſt im D.... verlochet, und was ſie davon bringen, gehört zumeiſt dem Todtengräber. Eine Geſellſchaft ſolcher Geſchäftsleute ſaß beim goldenen Krebs und nahm den halben Schoppen vor dem dix heures, aus dem Fenſter ſah man auf den belebten Markt zu Böckliwyl, wo in langer Reihe Weiber ihre Produkte feil hielten.

Es war ein reges Leben, man ging ab und zu, hier hörte man: loiet Neuis, dort: chömit e weni. Das waren meiſt Panduren, Anwiecher, welche für die Herren etwas zweg korbet hatten und Bericht abſtatten wollten. Keck bewegte ſich das Stubenmädchen im Getümmel, man ſah, daß es ihm auf einige Putſche mehr oder weniger nicht ankam. Wie ein großes Schiff mit mächtigen Segeln brach die ſtattliche Wirthin, mit einem großen Korb am Arm, mitten durch. Will auf den Markt, ſagte ſie, wenn die Herren was zu verrichten haben. Bring es paar ſchöni Meitſchi, ſagte ein ſtarker Mann, mit einem ſtarken Schnauz. Glaubs, die fänden Abſatz, ſagte die Wirthin. Aber was würde euere Frau ſagen? die würde ſchön mit mir ausfahren. Nach einer Weile kam ſie wieder, der Korb war ſichtbar ſchwer geworden, zu einem bleßten Mann unter mittlerer Größe, mit dickem, etwas geflecktem Geſichte trat ſie, titulirte ihn Herr Hauptmann und ſagte: Kann ich euch etwa Birnen verkaufen. Er hätte nicht Appetit dazu, ſagte er. He, ſo verſucht ſie wenigſtens, ſagte die Wirthin. Es waren die ſchönſten auf dem Markte und wuchſen an einem Orte, den ihr wohl kennt, und der euch wahrſcheinlich auch noch ein wenig angeht, in der Keßlere. Ja, da machte der Hauptmann ein ander Geſicht, zeigte innige Theilnahme, machte den Korb auf, griff auf die Birnen, roch daran, ja, er biß ſogar in eine. Woher habt ihr die Birnen, wie kommt ihr dazu, wie wißt ihr, daß die Keßlere mich was angeht, frug er in einem Athemzug? Ume hübſchli, Eins nach dem Andern, ſonſt komme ich nicht zweg, antwortete die Wirthin. Die Birnen kommen vom Märit, die Bäurin hielt ſie feil. Wo iſt ſie, die Bäurin, es bravs Fraueli, und noh recht es hübſches? frug raſch der Hauptmann. Ho, ſi iſch öppe wie ne Angeri, und grad noh zhübſch für Eine, wenn er e Uflath iſt. Die kenne ich von der Keßlere her, ich war letzte Woche dort und kaufte Obſt, ſie haben ſchönes und geben ſorgfältig mit um, was dHauptſach iſt. Sie machte uns ein Kaffe und erzählte dabei, wie ſie dahin gekommen. Das ſind rechte Leute, Herr Hauptmann, und wenn die da nicht zweg kommen, ſo iſt es nicht ihre Schuld. Sie haben bſunderbar gute Ordnung, wie man ſie bei vielen großen Höfen nicht ſieht, und haben recht ſchöne Sachen, und das Meiſte ſelbſt und mit den Kindern gemacht, das will was ſagen bei ſo viel Land.

Wo iſt ſie, die Frau, wo iſt ſie? frug der Hauptmann. Habt nicht Müh, antwortete die Wirthin, die iſt längſt fort, die läßt das Gras nicht unter den Füßen wachſen. Ich meinte, ſie ſollte kommen und einen halben Schoppen haben, aber ſie wollte nicht, ſie könne das Geld beſſer brauchen, ſagte ſie, und als ich frug, und wenn er nichts koſtete, ſo ſagte ſie, ſo wäre doch die Zeit verſäumt und lief ab. Das iſt en Angſtligi!

Darauf leerte ſich nach und nach das Stübli, man ging anderwärts Geſchäften nach, nahm hier und dort was ein, gegen 12 rückte die Mannſchaft allmählig wieder ein, nahm ein Grünes oder Weißes oder ſonſt was, bis es hieß, Ihr Herren, d'Suppe wär uſem Tiſch.

Ueber Mittag frug der mit dem Schnauz im dunkeln Geſicht den Hauptmann, biſt lang nicht in der Keßlere geweſen? Seit ſie verkauft iſt, nie, antwortete der Hauptmann, Geh einmal hin, ſagte der Andere. Du haſt einen guten Kerl an der Hand, der macht das Höſli zweg, daß es eine Naſe hat. Laß dem Maunli den Komet zwei Jahre, anſtatt nur eins, er macht dir unter der Zeit das Höſli um es paar tuſig Pfund (das Pfund ½ Gulden) zweg. Nachher dann wirf ihn übers Neſt, ſonſt entrinnt er dir und wär im Stand, den Profit ſelbſt zu machen. Er bringt in zwei Jahren mehr daran ab, als ein Anderer in ſechs Jahren, von wegen, die Leute arbeiten wie die Roſſe, und d'Frau beſonders iſt eine Abgerichtete für Geld zu machen. Iſt gut, daß du mir das ſagſt, ich will auch noch was drau machen. Wenn die Zeit um iſt, ſo will ich dir dann den Titel abtreten, dann kannſt fahren, ſagte der Hauptmann. Siſt m'r recht, antwortete der mit dem Schnauz, dem man Mijor ſagte. Das Eſſen währte nicht ſehr lang, der Bynoggel kürzte es mächtig ab. Es wäre ſehr möglich, daß ein Wirth denſelben erfunden hätte, um die Leute vom Eſſen zu bringen und ſo zu größeren Reſten zu kommen, dem Trinken ſchadet er dagegen gar nichts, von wegen, je mehr man in die Hitze kommt, deſto mehr kriegt man Durſt. Geſprochen wird ebenfalls nichts Vernünftiges, das Spiel nimmt Maul und Gedanken in Anſpruch. Später verſchwanden die Meiſten, wohin, wiſſen wir nicht, wiſſen nichts mehr von dem fernern Treiben zu berichten, bis an ein Geſchäft, welches der Hauptmann machte. Wir mußten an einem geheimen Orte gleichſam wider Willen Zeuge deſſelben ſein.

Es kamen drei Burſche daher, ſie glichen aber den Burſchen, von denen es heißt: es ritten drei Burſche wohl über den Rhein ꝛc. durchaus nicht. Der Älteſte war der größte, hatte etwas von einem Juden im Geſicht, war es aber nicht, was man bei ſchärferem Blicke wohl ſah, ihm fehlte das Vulkaniſche, was hinter den morgenländiſchen Geſichtern liegt, am Spitzbübiſchen oder Verſchmitzten, wenn man es höflich ſagen will, hätte er nicht Mangel gehabt. Der Kleinſte hatte den Bernerſchlag, ſah aber deßwegen nicht deſto ehrlicher aus, Beide waren Hauſirer nach guten Schicken, auf allen Märkten zu finden: wo Einige zuſammen ſtunden, hatten ſie ihre Naſe dazwiſchen, und wie weit ſich ihre Bekanntſchaft mit dem Geſindel, welches wirklich, d. h. dem Buchſtaben des Geſetzes nach, ſtiehlt, erſtreckt, blieb leider bis dahin noch unerforſcht. Hingegen in dem Gebiete der Prellereien mit Gütern, Weibern und anderen Artikeln haben ihre Namen bedeutenden Klang. Der Dritte war offenbar der Löhl, der ihnen heute ins Garn geflogen. Es war ein vierſchrötiger, rothbrächter Lümmel in Halblein, und dazu ein betrunkener Lümmel. Den hatten ſie ſchon längere Zeit auf dem Korn, und eine ſchläberige Wittwe war der Lockvogel oder der Schatz, der ihm zum Heben vorgeſpiegelt war. Die Wittfrau ſollte einen ſchönen Hof beſitzen, und Luſt haben nach einem jungen Mann, dieweil ſie lange genug einen alten gehabt. Aber einen ab d'r Gaſſe wolle ſie nicht und ohne Vermögen dürfe er auch nicht ſein. Sie hatten ihn hieher beſtellt und die Wittwe ebenfalls, denn darin war dieſer Handel unähnlich mit der einer Schatzgräberei, daß bei dieſer die Schätze gefabelt ſind, hier aber eine leibhaftige Wittfrau aufs Tapet kam. Sie kam aber etwas ſpät, nachdem die Unterhändler den Lümmel ſchon mehrere Stunden zwiſchen den Knien gehabt und gehörig angetrunken hatten. Derſelbe hatte auf ſeiner Gönner Angaben das Inſtrument, eine Erbabfertigung oder ſo was, worin ſein Vermögen ſichtbar verzeichnet ſtand, mitgebracht, um es der Wittfrau vorzuweiſen, zum Beweis, daß es denn ſo ſei, wie man ihr geſagt. Ihr aber gefiel der angeſoffene Lümmel nicht, denn ſie wollte keinen jungen Lümmel, aus dem es nie was gab, ſondern einen jungen Mann, aus dem es mit der Zeit einen rechten Bauern geben konnte.

Sie rühmte ſehr wie gut ſie es habe und wie wohl geſeſſen ſie ſei, und wie ſie wohl wüßte, daß ſie es eher hundertmal ſchlechter, gäb einmal beſſer, machen könnte. Aber was wolle man. der Menſch ſei einmal ſo, und wenn es der Geiß zu wohl ſei, ſo ſcharre ſie. Es ſei ihr erleidet ſo alleine, man alte alle Tage, nit daß ſie es ſpüre ſchon, mit werche fürchte ſie keine Junge, aber was nicht ſei könne werden, und da wiſſe man doch gerne, daß man Deppere ſei und Jemand zu einem luege. Und in dieſe rührenden Geſpräche, wobei mit dem Zipfel des Fürtuches die Augen fleißig getrocknet wurden, himmeldonnerte der Lümmel grimmiglich, warf mit „d'r Tüfel ſöll mih näh, und my Gott Seel“ reichlich um ſich, und machte dazu ein Geſicht, als ob er eine ganze Stande voll Sauerkabis freſſen ſollte. Seine beiden Adjutanten wollten mit glatteren Worten den Wagen lenken, aber die Wittwe trat ſachte den Rückweg an, und machte unvermerkt die hintere Thüre auf. Der Lümmel ſagte, es ſei dann beim   nicht, daß er nichts hätte, zog die Gſchrift hervor, ſchlug ſie auf den Tiſch und fluchte, da chaſt luege beim — da chaſt gſeh, wie e Ryche ih bi. Die Schrift lautete auf 1000 Kronen (-Thaler). Das wäre ſchön, ſagte ſie, und die Gſchrift werde ſchon gut ſein, ſie habe nichts darwider, aber es ſei ihr damit nit dienet, ſie mangle baar Geld. Ihr Mann ſelig ſei ein Löhl geweſen, mit alten Rüben habe er nicht ändern wollen, das müſſe ihr jetzt ſein, es müßten ihr lauter junge herbei, ſelb koſte aber Geld, und das hätte ſie eben nicht bei der Hand, und jetzt wärs Zyt. Sie wüße, wie man es mit ſolchen Gſchriften habe, ſie habe auch deren gehabt und vielleicht noch, ſie ſeien ſchön und gut, wenn man nur das Geld hätte, denn wenn man es nöthig hätte und wolle, ſo ſei es einem allenthalben vermacht, es ſei gerade, als ob es zhingeriſt hinger, noh hinger a d'r Welt ſei, man könne gar nicht dazu kommen, wenn man es am nöthigſten hätte, und doch ſei d'Gſchrift ganz gut. Daß dabei der Lümmel fluchte, daß der Boden zitterte, brüllte, als wie 10,000 Ochſen und auf ſeine Gſchrift ſchlug, daß Gläſer und Flaſchen tanzten, kann man ſich denken. Er verfluchte ſich hoch und theuer, er wolle ihr zeigen, daß die Gſchrift wie baar Geld ſei, und ſie ſagte dazu: He nu, es cha ſy, es cha nit ſy, es cha bed Weg ſy.

Da wars den beiden Beiſtändern angeholfen, ſie beſtätigten des Lümmels Rede. Ja Uli, ſagten ſie, die Gſchrift iſt baar Geld, und heut noch kannſt ſie zgelten machen, wenn es dir Ernſt iſt. Bhütis, hier ſind wir wohl bekannt, es braucht nichts, wann ſagens, ſo mußt das Geld haben. Das war Uli das Rechte, und der Kleinere ſagte, er wolle gehen und den Rechten ſuchen, und ihn entweder bringen oder Bſcheid ihm machen. Deß mangelt es ſich nicht, ſagte der quaſi Morgenländer, der dem Andern ſo wenig traute, als dieſer ihm, da weiß man öppe zur Gnüge, wo der um dieſe Zeit anzutreffen iſt. Somit brachen ſie alle Drei auf, und der Morgenländer ſagte zum Abſchied: du wirſt luege, wenn wir wieder kommen, alle Säck voll Fünfunddreißiger. Das war die Mannſchaft, welche im goldenen Krebs einrückte und in der Nähe eines geheimen Ortes ſich aufſtellte. Wie die ganze Verhandlung, die über eine Stunde dauerte, daß es dem unwillkührlichen Horcher faſt den Schweiß austrieb, ſich endlich weiter, einer beſondern Stube zu zog, wollen wir nicht wiedergeben. Es handelte ſich alſo um das Verſilbern eines ſehr guten Titels, den der Hauptmann aber mit verächtlichen Gebehrden zurückwies, weil er ihm durchaus nicht traue, und durchaus kein Geld hätte, ſondern ſelbſt nähme, wenn er es kriegen könnte. Nun entſpann ſich eine hübſche Komödie. Uli, der Lümmel, ſpie Feuer und Flammen, und ſagte dem Hauptmann, er ſei ein Schelm und Lumpenhund ꝛc., worauf der Hauptmann ſagte, ſie ſollten nicht vergeſſen, was der Menſch für Worte gegen ihn gebraucht, und wenn ſie ihm mehr einen Solchen zubrächten, ſo fahre er wüſt mit ihnen aus. Da ſagte der Araber zu Uli: los Nenis, ging mit ihm weiter, ſchlug den Arm um deſſen Nacken und koſte mit ihm faſt, als ob er ein Meitſchi wäre. Es war natürlich ein Zureden, er ſolle manierlich ſein gegen den Hauptmann und ihm was anbieten, er ſolle eine Wurſt an eine Speckſeite nicht ſcheuen. Denk a ds Wybervolk, wenn du das bekommſt, biſt glücklich, aber mußt auch nicht mit ihr thun wie ein Fülli, von wege, die bekömmt noch Andere. Wir wollen dir helfen, was wir können, aber halten mußt uns auch, was du verſprochen, dreißig Kronen, wenn wir dir zur Wittfrau verhelfen, und juſt noch dreißig, wenn er dir Geld giebt. Das wird aber noch was könne, vo wege, d's Geld iſch rar, und ſo ne Gſchrift zGeld zmache, geht oft viel länger als me glaubt. So koſte der Araber, bis Uli das Beſte verſprach.

Unterdeſſen erklärte der Berner dem Hauptmann den Handel, er zeigte ſich als deſſen Duzbruder, ſagte ihm, die Schrift iſt gut, iſt wie baar Geld. Er muß 300 Kronen einſchlagen und Zinſe, aber dann giebſt du uns 50 Kronen, lue, vo wege, wir hätten den Fiſch auch in eine andere Bähre jagen können, als in deine, du machſt allweg einen ſchönen Taglohn, und den größern, als wir. Der Mijor hätt' uns vielleicht hundert verſprochen. Und de gäb? fragte der Hauptmann. O, für das hätten wir ſchon ſehen wollen, antwortete der Berner. Die Verhandlungen wurden wieder aufgenommen, der Hauptmann rückte mit ſeinem Angebote von 600 Kronen heraus. Da fehlte nicht viel, Uli hätte ihn über die Laube auf die Straße geworfen, und, Donners verfluchte Schelm, war der zärtlichſte Titel, welchen er dem Herrn Hauptmann an den Kopf warf. Nun ein neuer Auftritt, ungefähr wie der Erſte, nur daß jetzt der Morgenländer ſagte: Loſit Renis, mit dem Hauptmann abtrat, der Berner mit dem Uli blieb. Du biſt doch das ungattlichiſt Kalb uf d'r Welt, ſagte dieſer, was man doch für eine Schand erleben muß an einem ſolchen Fülli! Lue, wenn man in der Welt was von den Leuten will, ſo muß man ihnen unſer Lebtag nicht ſo kommen. Und dann einen ſolchen Herren, vor dem muß man Reſpekt haben! Wenn er nicht ein ſo guter Herr wäre, er machte dich unglücklich, d'Landjäger nähmen dich noch heute. Da hob Uli die Fauſt auf, als ob er den Berner in Stücke verſchlagen wollte und fluchte, daß das Haus krachte: Wenn die — doch nur kämen, der Teufel ſolle ihn lothweiſe auswägen, wenn die einen ganzen Knochen davon brächten, z'Dreck wollte er die verſtampfen und den Hauptmann dazu, der nicht einen Kreuzer werth ſei, und wenn er eine Dublone im Schnabel hätte. Man hätte glauben ſollen, der ganze Handel endige wenigſtens mit einem halben Todtſchlag, aber d's Gegentheil, die Burſche waren vortrefflich eingeſchult, der Handel ſchritt, trotz dem ſich immer erneuernden Aufbegehren und Schelten von Uli, vorwärts, und endete damit, daß der Hauptmann die Schrift um Gottswillen und Uli z'Lieb und z'Ehr abnehmen, und ihm 700 Kronen dafür geben wolle. Das geſchah alſo, und in einer aparten Stube wurde das raſch aufgetriebene Geld dargezahlt, während ein herbeigerufener Notar die Abtretung ſchrieb. Als es hergezählt auf dem Tiſche lag, ſagte der Berner, wir nehmen, denk ich, unſere Sache gleich davon, ſo iſt die Sache richtig, ich dreißig Kronen und er dreißig, und dann iſts recht.

Der Hauptmann machte ein ſeltſam Geſicht, er meinte, es ſeien die fünfzig Kronen, welche er verſprochen. Da begann Uli zu fluchen, daß den Wanzen im Täfel übel wurde, und ſie ohnmächtig in die Stube hinausfielen. Näht, näht, ſchrie er, näht bis gnue, ihr Donners Schelme und Hallunke, und ſonſt noh meh. Wo ſelig ſy, macht der Tüfel dÜrti. Da verdient Einer eis Tags dreißig Kronen und hat daheim nit Hudle gnug für ſein Hemli zplätze. Selige Verdienſt und ſelig Fötzle! Me müßt ſih verwungere, we me nit wüßt, daß ſie em Tüfel Lyb u Seel verzinſe müßten. Los Uli, ſagte der Morgenländer, nimm das Geld und komm, es giebt ſonſt noch Ungelegenheit, von einem ſolchen Fülli läßt man am Ende ſich nicht Alles ſagen, und wenn du nicht volle wäreſt, ſo wäre es längſte genug geweſen. Aber jetzt komm, es iſt Zeit, wenn wir Oeppere noch antreffen wollen. Als er mit Mühe aus dem Hafen, wo er feſt geankert lag, fortbugſirt worden, laſen ihm die Beiden gewaltig den Text über ſein Wüſtthun. Wenn er ſo thue, ſo ſei es aus mit der Wittfrau. Er ſolle doch denken, ein Bettelmenſch hätte ein Gruſen ob einem ſolchen Kalb, und nicht alle Leute möchten ein ſolches Fluchen ertragen. Es gebe noch gar viel altväteriſche Leute, wo ein ſolch Fluchen ungern hätten, dere müſſe man ſich doch achten, wenn man was von ihnen wolle. Es gelang ihnen endlich, ihn zu dem Entſchluß zu bringen, zthue wie e nangere Menſch. Glücklicherweiſe fanden ſie aber keine Wittfrau mehr, die war längſtens fort. Ob aber heim oder in ein ander Wirthshaus, konnte man ihnen nicht ſagen. Sie ſuchten ſie allenthalben, und fanden ſie nirgends. Uli wollte nach, ſie daheim ſuchen, aber er kam nicht weit, der Wein ward endlich vollſtändig Meiſter, nicht bloß übers Maul, ſondern auch über die Beine. Er wollte ſpäter das Verſäumte nachholen, aber es war zu ſpät, ſie hatte ſchon einen Andern. Nun hatte er die Taſchen voll

Geld, aber nicht lange, er war bald um den letzten Kreuzer und arm wie eine Kirchenmaus. Es iſt für viele Menſchen nichts Gefährlicheres, als feſt geſeſſenes Geld flüſſig zu kriegen, ſo oder anders. Sobald ſie Geld in Händen haben, lockt es ſie zu allem Möglichen, wird ihr Plaggeiſt, der ihnen nicht Ruhe läßt, bis es fort iſt, ungefähr wie es Birnen und Aepfel den Kindern machen. Bei ſolchen Leuten iſt von neu Anlegen keine Rede mehr. Die 55 Kronen, welche die beiden Andern an einem Tage verdient, hielten eben ſo wenig lange vor, ſie haben je länger je weniger Hudeln, um ihre Hemden zu plätzen, und doch ſeither noch Manchen hinein geſprengt. Aber da heißt es auch, wie gewonnen, ſo zerronnen. Solch Geld hält nicht dar. Solche Schicke kommen nicht alle Tage, aber ſolchen Schicken laufen ſie alle Tage nach, arbeiten nichts, aber brauchen viel Geld, denn eben hauptſächlich Märkte und Wirthshäuſer ſind es, wo man auf ſolche Fänge lauern muß, und man glaubt gar nicht, wie ſolch Lauern hungrig und durſtig macht. Es dünkt einem alle Augenblicke, man möchte was, und weiß doch aus lauter Meiſterloſigkeit längs Stück nicht was. Dieſer Handel wird ſchwunghaft betrieben, dieß iſt aus demſelben nur ein unſchuldig Müſterchen.

Siebentes Capitel.

Was glatt reden hilft.

Das Miſtführen war an die Tagesordnung gekommen und das war in der Keßlere beſchwerlicher, als man im flachen Lande es ſich vorſtellen kann. Man mußte Erde von unten zu oberſt in den Acker bringen, mußte den Miſt in kleinen Bännen hinaufwinden, mußte Arbeit machen, an die man anderswo nicht denkt. Und wenn man den Miſt hätte, thät man's an manchem Orte noch gerne, aber wo der Miſt fehlt, und Geld für andere Düngungsmittel ebenfalls nicht da iſt, da ſind die Ausſichten für das nächſte Jahr nicht groß. So ungefähr war Hans Joggi zweg. Er hatte alle möglichen Kniffe und Künſte gebraucht, um zu Dünger zu kommen, aber mache man Miſt ohne Stroh oder andere Stoffe zum Streuen! Er hatte etwas Stroh zuſammengekratzt, ſo viel ihm möglich war, ſogar Sägemehl herbeigeführt, aber voll Schulden ſein und dazu Heu und Stroh kaufen, und im Herbſt noch Miſt, wie ſoll das ein Bäurlein von Hans Joggis Kaliber aushalten? Gut an ſich wäre es wohl, aber das Kehren können iſt doch die Hauptſache. Wer das vergißt, der fühlts dann, wenn er nicht mehr draus kann. Es blutete Hans Joggi faſt das Herz, wenn er kleine Miſthäufchen ſo dünn über den mageren Acker ablegen mußte, er ſagte zu Anne Marei: Wenn ich ſchon d's Halb mehr darauf gethan, es hätte nichts geſchadet, und wenn ich dazu noch d's Halb mehr aufbrechen könnte, ſo thäts dem Hof wohl anſtehen und mir wärs nützlich. Aber was will man ohne Miſt? Aufbrechen und nicht miſten, macht das Land nur magerer. Ich hülf auch nicht Miſt kaufen, ſagte Anne Marei. Ich kann nicht helfen, aber ich habe immer Kummer auf den Hustage, wo wir ſo viel zahlen müſſen, es liegt mir wie ein Berg auf dem Herzen, bis der vorüber iſt, hülfe ich das Geld zuſammenhalten ſo gut man kann. Im Hustage hülf ich brav Haber ſäen, der braucht keinen Miſt, im Herbſt kann man dann das Korn deſto bräver miſten, wenn wir das Geld dazu haben. Man wird es ſo machen müſſen, wenn man es nicht anders machen kann, ſagte Hans Joggi und kratzte im Haar, und ſomit war der Rath aus, die Sache ſchien abgethan.

Eines Nachmittags machte Anne Marei mit den Kindern

Erdäpfel aus und Hans Joggi führte den letzten Miſt auf die Erdäpflere, da ſtund unverſehens Einer bei ihnen, den man für einen Herrn anſehen konnte, wenn man wollte. Sie kannten ihn nicht, bis er redete. Ich ging in Geſchäften nicht weit da vorbei und dachte, du könnteſt doch mal ſehen, wie es ihnen in der Keßlere gefällt und ob ſie zufrieden damit ſind. Da merkten ſie, daß er der Hauptmann war, dem ſie das Gut abgekauft und erſchracken faſt ob ihm. Es geht faſt Allen ſo, wenn ſie Jemanden ungſinnet ſehen, dem ſie ſchuldig ſind. Was Tüfels will der, denken ſie, will dä öppe Geld? Aber der Hauptmann nahm ihnen bald den Schrecken, er that gar anmüthiglich. Er rühmte vorerſt die Kinder, wie ſie ſo munter ſeien und ſchön, ſo brav arbeiten könnten; er rühmte, wie ſie vorgerückt ſeien mit der Arbeit, in den Böden (Thälern) ſei man nicht weiter; er rühmte, wie ſchöne Erdäpfel ſie hätten im Vergleich mit anderen Leuten. Der Teufel war von je ein Schelm, mit Rühmen brachte er die Eva über Ort, und ihre Töchter ſind ſeither nicht geſcheuter geworden, vom Fortſchritt, außer etwa in der Narrochtigi, ſcheinen die Weiber ausgeſchloſſen zu ſein. Ganz manierlich lenkte er dann ein, für die Weite iſts doch wohl wenig Miſt, ſagte er. Da kratzte ſich Hans Joggi in den Haaren und ſagte, er wiſſe es wohl, aber was man nicht hätte, das hätte man nicht. Und was man nicht hat, kann man ja kaufen, für Geld bekommt man Alles, antwortete der Herr. Jä, das iſt ring geſagt, aber ſchwer zmache, wenn man kein Geld hat, antwortete Hans Joggi. Ho, ſagte der Herr, wenn man nicht Geld hat, kann man Geld machen, auf einem ſolchen Hofe wäre das mein geringſter Kummer. Ja, ſagte Hans Joggi, man kann das Geld nicht bloß an einen Ort thun, wenn man ſo viel Löcher zu verſtopfen hat, wie wir. Alles mit einander kann man nicht machen, ſelb weiß ich. Aber da muß man z'grechtem angreifen, wo am meiſten dabei herauskömmt. Und nun begann der Herr Hans Joggi ganz verſtändig auseinander zu ſetzen, wie er Alles an den Hof zu wenden habe, hier müſſe er Hand anlegen, dann helfe ihm auch der Hof, die andern Löcher vermachen. Er ſolle doch Verſtand brauchen und rechnen, was das für einen Unterſchied ausmache, ob das Land ihm ſchon in zwei Jahren das Doppelte abtrage, oder erſt in vier, oder gar erſt in ſechs Jahren. Er ſehe da Land wo kein Gras ſei, zwei Geißen fräßen es in einem halben Tag, was in einem ganzen Jahr darauf wachſe. Das müßte ihm Alles umgfahre und angeſäet ſein, wenn nicht Alles in dieſem Herbſt, ſo doch im Frühjahr und recht gemiſtet. Und habe man nicht rechten Bau, ſo müßte ihm Knochenmehl herbei, das ſei nicht ſo theuer, mit einem Centner käm man weit und mit zehn Centnern noch weiter, und ein Centner koſte nicht mehr als 5 L., und triebe dir 10 Kronen hervor, wo es nichts, gar nichts gegeben hätte. Wenn er jetzt anfange z'grechtem, werde er in ein halb Dutzend Jahren das Meiſte abgeräumt haben. Ja, das wäre Alles ſchön und gut, aber ſo mache er es doch nicht, ſagte Hans Joggi. Alles zwänge auf einmal gebe nicht, Alles umefahre mit einander gebe ebenfalls nicht, was dann nachher damit machen? Die Leute würden ja ſagen, er ſei ein Narr, oder es fehle ihm ſonſt im Kopf. Eins vergeſſe er ganz, was das für Arbeit gebe und für Leute brauche, das mache ſich nicht bloß ſo mit Befehlen. Mit ſeinen Leuten arbeiten könne er es nicht, er möge es ſchon jetzt kaum dahin bringen, daß er nicht dahinten bleibe. Wenn er es ſo weit treiben wollte, ſo wäre er zu Weihnacht nicht fertig. Leute anſtellen ſei bald geſagt, aber mit dem nicht gemacht, die wollten zu eſſen und den Lohn haben, und das gebe es nicht. Es bliebe ihm kein Kreuzer übrig für Alles, was er ſonſt noch auszurichten hätte. Gäb ein Jahr um wäre, hätte er ſich vor den Hag hinausgewurſtet, dann hätte er ein Hundejahr gehabt und könnte am Ende mit leeren Händen gehen. Man habe Beiſpiele von Exempeln, wie es gehen könne in der Welt. Du haſt recht, ſagte der Herr, ſo kann es gehen, aber es kömmt immer darauf an, was man für Leute an der Hand hat. Ja es giebt verflucht ſchlechte Menſchen, wo man glauben ſollte, ſie ſeien dem Teufel ab dem Karren gefallen, wo weder Gott noch Menſchen lieb ſind, Unglücksmacher, wo nichts können als den Nebenmenſchen plagen, wo es beſſer wär. die wären nicht, oder üſe Herrgott machte, daß ſie dahin kämen, wo ſie hin gehörten.

Aber ſo Einer bin ich nicht, ich habe die größte Freude daran, wenn die Leute zweg kommen und wo ich dienen kann, da iſt nie Nein. Da rief die Frau, ſie hätte ein Kaffe gemacht, ſie ſollten kommen, ſie hätte es gemacht, ſo gut ſie es gekonnt, wenigſtens ſauber ſei es. Der Hauptmann machte nicht Umſtände, erzählte drinnen eine Geſchichte nach der andern, von guten und böſen Leuten, wie man einander helfen und auch unglücklich machen könne. In den erſten ſpielte er gewöhnlich die Hauptrolle, in den zweiten entweder ein Herr, ein Ariſtokrat, oder ein reicher Bauer. Von Solchen ging alles Verderben aus, Hülf und Troſt fand man immer nur bei denen, welche das Recht verſtunden. Es war ſehr erbaulich anzuhören und Anne Marei behielt Maul und Naſe offen. Allmählig kam er wieder auf den Miſt und brachte es dahin, daß ſelbſt Anne Marei meinte: He, mit 10 oder 15 Centnern Knochenmehl könnte man probiren, ztödten werde es wenigſtens nicht geben, im Frühjahr könne man mit Brennherd und Oelſtaub nachhelfen. Daneben werde es den Winter über ſchon Miſt geben, Stroh ſei wenigſtens da und am Füttern ſolle es auch nicht fehlen, es ſei Heu genug. Aber wie ſollte es

Miſt geben können, wenn die Kühe nicht d's Halb genug zfreſſen hätten, woher ſollte er kommen? Ja, angetreten hätten ſie es hier, daß Gott erbarm, es hätte ſich mögen zu todt plären, wo es die Zuverſicht geſehen. Es ſei, weiß Gott, hinten und vornen nichts geweſen als Dreck, man hätte deſſen austragen mögen, ſo viel man gewollt, er hätte gar nicht mindern wollen. Ueber die Leute, die da geweſen, ſei es ſehr zornig geworden und doch hätten die es am Ende faſt noch erbarmen können. Sie hätten munkeln wollen, man habe ſie hineingeſprengt und betrogen, daß es vor Gott und Menſchen nicht recht ſei, und es iſt mir immer, viel Gutes hätten ſie von euch nicht geſagt, daneben beſinne ich mich nicht mehr, was ſie Alles geſtürmt und was Alles hat an ihrem Unglück ſchuld ſein ſollen. Aber erbarmt haben ſie mich, denn es iſt doch grüßlich, wenn man ſo aus einem Hauſe gejagt wird mit einem Trüppeli kleiner Kinder, d'Sach alli uſe me Karrli und vielleicht nit wüßen, wo man über Nacht ſein kann. Und die hätten euch gar nicht erbarmen ſollen, ſagte der Hauptmann. Einmal mich haben ſie nicht erbarmet, das waren mir die wüſteſten Leute, welche mir die längſte Zeit vor die Augen kamen. Nun begann er zu erzählen, was die für ein Leben geführt, d'Sach mit fluchen und ſtehlen hätten machen wollen, ſtatt mit arbeiten, das Stroh ab dem Dach hätten ſie geſtohlen, wenn nicht Schindeln darauf geweſen wären. Sie ſollten denken, wie ſie es angetroffen; und wo Heu und Stroh geweſen ſei, das beides hätte da ſein ſollen? Der Hauptmann redete ſo ſchön über ſchlechte Leute, es fehlte nicht viel, er hätte das lautere Waſſer geweint über die böſe Welt, daß die guten Leute recht erbauet wurden und ſpäter zu einander ſagten, das ſei jetzt noch Einer von den Mehbeſſern, der hätte noch Religion, wie man ſie ehemals gehabt hätte, man würde es ihm gar nicht anſehen. Richtig brachte er es auch dahin, daß ſie gläubig wurden, ein gut Stück mehr anzuſäen und das Knochenmehl dazu zu kaufen und ſelbſt Anne Marei ſtimmte dazu. Es werde nicht Alles zwängen, ſagte es, und wenn ſie es machen könnten bis an das, ſo werde das ſich auch noch finden. Und wenn nicht, ſo bin ich auch noch da, ſprecht nur zu, es ſoll nicht Nein ſein, einmal wenn ichs habe. Ihr wißt, es begegnet Jedem, daß er in die Klemme oder gar aufs Trockne kömmt, ſagte der Herr. Anne Marei dankte fürs Anerbieten, ſprach aber die Hoffnung aus, nicht Gebrauch davon machen zu müſſen, und widerſtund der Gelegenheit ſich zu rühmen nicht. Ach die Weiber, die Weiber ſind ſchwache, ſchwache Weſen, wie weltbekannt, und viele Mühe machen ſie dem Teufel nicht, vide Exempel an Eva und ihren Töchtern, und wenn er auch mit etwelchen nichts machen kann, einer Sache thut doch ſelten Eine mit Glück Widerſtand, das iſt der Gelegenheit zu klagen oder zu rühmen. Es iſt unglaublich, mit welchen Schwingungen, Anſchwellungen und Modulationen dieſes Rühmen zur Welt kommt, oder wie grob und wie fein man es ſeinem Nächſten zu beizen verſteht, daß er ſelbſt rühmen oder doch das Rühmen in Gang bringen muß, er mag wollen oder nicht. Und was iſt da für ein unendlich Feld, vom Stammvater weg bis zu den Ur-Urenkeln, und ſich mitten drin! Aber noch viel unwiderſtehlicher iſt das Klagen. Es haben viele Weiber ganz bittere, ja ſchreckliche Thränen geweint, nicht über einen Verluſt, ein ſchwer Unglück, ſondern darüber, daß ſie Niemanden hätten, dem ſie klagen könnten, klagen die ſchweren Leiden, welche der Mann oder die Schwiegermutter ihnen anthun, klagen über das Unglück, welches allfällig kommen könnte, klagen, wie ſie es hätten machen können und es nicht gemacht, und wie ſie in Gottes Namen jetzt drin ſeien, und noch dazu Niemanden hätten, dem ſie es klagen könnten. Am merkwürdigſten iſts aber, wie ſelten Klagen und Rühmen alleine kommen, ſondern das Eine die Grundlage iſt, das Andere die Zugabe, das Eine die Suppe, das Andere das Brot darin, das Eine das Fleiſch, das Andere der Salat dazu. Anne Marei kam nun ans Rühmen, das Klagen war vorhergegangen und in ſeinem Eifer begriff es nicht, wie dumm es war und achtete ſich ſeines Hans Joggis nicht, auf deſſen Geſicht es deutlich geſchrieben ſtand: wenns doch nun ſchwieg, ſeligs Rühmen trägt doch hell nichts ab! Aber Anne Marei achtete auf Hans Joggis Geſicht wenig und wenn es darauf geachtet hätte, wer weiß, ob nicht, wie bei den meiſten Frauen, welche ſich der Männer Geſichter achten, erſt recht der Teufel los geweſen wäre, um eben den Leuten zu zeigen, daß ſie ſich nicht imponiren ließen, nicht unter dem Daumen ſeien, ſondern emancipirt, wenigſtens im Reden, in ungebundener Redeweiſe, gereimt und ungereimt ſich ausſprechen könnten, ganz nach Belieben. Anne Marei fing bei Milch und Anken an, ging zum Obſt über, deutete Hanf und Flachs an, und blieb bei den Schweinen ſtehen, und der Hauptmann mußte es auch thun, mußte wenigſtens eine halbe Stunde bei den Schweinen verweilen und anhören, was die, was jene bekämen, wie es progredire mit dem Freſſen, von Einem zum Andern fortſchreite, wie ſchwer die werden müßten, wie ſchwer jene ſchon ſeien. Und wer weiß wie lange er noch bei dieſem Capitel hätte ſtehen bleiben müſſen, wenn er ſich nicht plötzlich losgeriſſen hätte, aus Furcht, von den Schweinen gehe es zu den Hühnern und Nacht könnte es werden, ehe er von dieſen ſich trennen dürfe und kein Mond ſei am Himmel, und den ſteilen Berg ab, könnte das Stolpern ihm beſchwerlich werden. Er konnte zufrieden ſein mit dem Nachmittag, er hatte ſeinen Zweck erreicht, neu in Guſel hatte er die Leute gebracht. Im nächſten Jahr oder in zwei

Jahren, wann es ſich ihm ſchickte, ihn wieder an die Hand zu nehmen, hatte der Hof einen bedeutenden Mehrwerth, von dem aber der Hans Joggi nichts bekommen ſollte, ſondern den er ſich zu Gemüthe führen wollte. Deßwegen war er fröhlich in ſeinem Gemüthe ſchon jetzt, ſteuerte einem Orte zu, wo der Landjäger die Polizei ſo freundſchaftlich verwaltete, daß es jedem Hudel wohl war dabei. Dort ward auch dem Hauptmann wohl, das verhandelten Kirchenleute und Märitleute, aber der Regierungsſtatthalter und der Präſident vernahmen nichts davon, ſie gehörten eben begreiflich weder zu den Märitleuten noch zu den Kirchenleuten.

Hans Joggi und ſeine Anne Marei waren faſt eben ſo guter Dinge, blieben jedoch daheim. Es ſei eine Freude zu leben, ſagte Anne Marei, wenn man ſo gute Leute an der Hand habe. Sövli e gute Herr habe es noch nie angetroffen, freilich habe es Gottlob und Dank nit viel mit dem Herregſchmäus zu thun gehabt, aber wenn Alle ſo wären, wie der, ſo müſſe es ſagen, es wollte lieber mit den Herreleuten zu thun haben als mit Burslüte, es gebe dere, wo der wüſteſt Hung e Mönſch wär gege neh, wo für einen Batzen es Dotze Aegerſte fräſe ungrupft und unkochet. Es hätte Muth ihm Opfel zbringe u Bire, es hätts düecht, er hätt gern u dörfs ume nit grad uſe ſäge. Selb mach nit, ſagte Hans Joggi, er hat nur noch gute Worte gegeben, und da ſind mir Biren und Öpfel immer noch lieber, von wegen die gelte Geld und man kann ſie verkaufen auf dem Märit, ganz mit gute Worte zMärit, wohin du willſt, es giebt dir kein Menſch, und wenn ſie noch ſo ſchön wären, einen Kreuzer darum. Wart bis Zeit um iſt, und er ſich einſtellt, wie er ſich da gerühmt, dann fahr meinethalben, wenn das Obſt wieder grathet, mit einem ganzen Wagen voll. Je weniger man halten will, deſto ringer gebt das Verſprechen. Du biſt doch der wüſteſt Joggi, ſagte Anne Marei, und trauſt keinem Menſchen. Haſt nicht gehört, wie er ſo lieblich gredt hat und einem ſo ſchön graduſe het dörfe aluege, daß es einem düecht het, me chönn dür ihn düre luege. Ja, dich hat er angeſehen, als ob er dich ſchlucken wollte und gredt hat er wie bürſtet. Aber mit mir het ers bim Nähern la biwende. Du biſt doch der wüſtiſt Uflath, jetzt noch ſo zu kommen, ſagte Anne Marei und machte ſich zornig in die Küche hinaus. Das war nur ein ganz klein vorübergehendes Gewitter, eben weil ſie guter Laune und daher redſelig waren, was ſonſt gar nicht der Fall war. Am folgenden Morgen war nicht eine Spur mehr davon. Hingegen wurde ausgeführt, was abgeredet worden. Hans Joggi kaufte Knochenmehl, ſäete, daß die Leute in der That ſagten, der ſtelle wohl tief drein, d' Sach eys Tags zwängen wollen, komme ſelten gut, der müſſe aufpaſſen, daß er ſich kehren könne, ſonſt überſchlage es ihn ſtößlige.

Achtes Capitel.

Wie man Weihnachten hält auf der Keßlere.

Nach dem Säen ſchälte er, und da es lange in den Wintermonat hinein ſchön Wetter war, machte er, um Holz zu ſparen, die wüſteſten Stöcke aus, daß die Leute ſagten, wenn das Knechte machen müßten, ſo würden ſie ſagen, der Meiſter ſei der Wüſteſt, der auf zwei Beinen lauf. Als die Weihnacht kam, und eine ſehr weiße und kalte, hatte er noch nicht hinuntergedroſchen, und droſch noch mit großen Bauern in die Wette. Es war prächtig ſchön da oben in der Keßlere, der klare, tiefblaue Himmel hoch oben, der feine Duft an den Rändern des Horizonts, die weiße Erde, millionenweiſe mit funkelnden Sternen beſäet, die

Bäume mit ſilbernen Gewinden bekränzt, die in gleicher Diamanten-Pracht glänzten, wie die Erde, der ſie entſproßten. Die Herrlichkeit hier oben an hellen Wintertagen, läßt ahnen die Herrlichkeit, die in keines Menſchen Auge je gekommen, denn mit offenem Auge vermag auch dieſe kein Sterblicher zu ſchauen, geblendet muß Jeder das Seine ſenken oder abwenden. Anne Marei war nichts weniger als ſentimental, ja es wußte nichts von Naturbetrachtungen, hatte nicht einmal davon reden hören, daß die Natur ſchön ſei und Eindruck mache auf die Menſchen, aber es ſagte, wenn es bei ſolchem Wetter über Land lueg, ſo müß es pläre, es möge wollen oder nicht. Es müſſe an ſeinen Hans Uli denken, und ob er es im Himmel auch ſo ſchön habe mit Glänzen und Glitzern, oder vielleicht noch ſchöner. Es träume ihm faſt alle Nächte von ihm, und um Weihnacht wolle es wieder z'Chile, und, wenn es es gebe mit der Zeit, kalt oder nicht kalt, zum Nachtmahl und zu ſeinen Gräbli. Es ſei dem armen Bübli wohl gegangen, es hätte geglaubt, es habe ihn verkläret, aber es könne nicht helfen, er komme ihm vor, mehr als je, und wenn es unten auf dem Kirchhof ſei, ſo düeche es ihns faſt, es möge ihn erluegen, und was es ihm ſagen möchte, höre er am beſten dort. Und wenn es das Bübi auch ſelbſt nicht höre und nicht ſehe, ſo denke es, wenn es zu des Herrn Tiſch gehe, ſo ſage dem Hans Uli der liebe Gott, er habe die Mutter geſehen, ſie ſei beim Nachtmahl geweſen, wohl daneben, aber ihn habe ſie noch nicht vergeſſen, bitterlich um ihn geweint und wäre gerne bei ihm, wenn nicht eine ſo ſchwarze, tiefe Kluft zwiſchen ihnen wäre.

Einſt werde es doch auch zu ihm können, wenn ſeine Zeit um ſei, ſelb glaube es ſteif und feſt. Aparti verſündiget, wie die Frau ihm geſagt, das habe es ſich ſicher nicht, daneben ſei es ein großer Sünder, darwider hätte es nichts.

Man verfehle ſich öppe all Tag, daß man es ſelber nicht einmal wiſſe. Daneben hange es auch an der Welt und ſinn gruſam viel ans Zytliche, aber ſelb müß me faſt, wenn me nit um ſy Sach cho well. Aber wofür hätte man einen Heiland, als daß man ſelig werde, und es wüßte nicht, warum es nicht auch ſelig werden ſollte, ſo gut als Andere. Es müſſe ſagen, es hinterſinnete ſich, wenn es nicht zu ſeinem Hans Uli kommen könnte. Das gute Anne Marei bezog den Heiland auf ſich perſönlich, und wenn es ſich zum Allgemeinen erhob, ſo lautete dieſe Allgemeinheit wiederum nur perſönlich, der Heiland ſei gekommen, daß man könne ſelig werden, oder — für dMönſche ſelig zmache. Die große Anſchauung des Werkes der Erlöſung, lag weit außerhalb ſeines Geſichtskreiſes, das Ereigniß ſeiner Geburt in ſeiner welthiſtoriſchen Bedeutung, begriff es nicht, ſo wenig, als es einen Begriff von der Welt, von Zeit und Raum hatte. Weihnacht war ihm der heilige Tag, wo der Heiland geboren wurde, wo man den Kindern ſüße Bääggeli-Lämmlein ſchenkt, damit ſie auch wüßten, daß der Heiland ſie einmal ſelig mache, und an den ſüßen Bääggeli lernten von Jugend auf, ſich ihres Heilandes und ſeiner Geburt zu freuen. Wenn man der guten Anne Marei das große Geheimniß der Weltſünde und der Welterlöſung, die hohe kirchliche Bedeutung der Weihnacht, vorgepredigt hätte, ſie hätte zum Gelindeſten geſagt, darauf könne ſie ſich nicht verſtehen, ſie wolle es nicht geſagt haben, aber es komme ihr halbers vor, wie es Gſtürm. Wir wollen keine Abhandlung ſchreiben, aber ſagen müſſen wir, daß wir es für eine große kirchliche Sünde halten, daß man eben Heiland und Sünde, und, wenn man will, alle kirchlichen Lehren allzu kirchlich, d. h. allzu allgemein dargeſtellt hat, namentlich in unſerer Kirche, in der katholiſchen liegt dann das Subjektivperſönliche in Beichte, Abſolution und letzter Oelung. Das Allgemeine, Großartige von Gott und Kirche iſt allerdings großartiger, klingt ſchöner in Predigten, und geht jungen Candidaten und vergrauten Profeſſoren abſonderlich leicht vom Munde; aber wir glauben eben von dieſem Allgemeinen, dem hoch über der Menſchen Gedanken, über den Lüften Schwebenden, komme es her, daß ſo lange ſchon und ſo Viele der Kirche ſich entfremdeten, der Heiland wurde ihnen nicht gebracht, ſie ſollten ihn erſpringen oder vielmehr ergumpen, daß ſie ihn ihrerſeits ſo allgemein nahmen, ſo Alles in Bauſch und Bogen: Wir ſind Alle Sünder, er kam, die Sünder ſelig zu machen, ich bin freilich auch ein Sünder, wie die Andern auch, eben darum werde ich aber ſelig wie die Andern auch. Alſo Sünder ſein, ganz richtig, ſelig werden durch Chriſtum, ganz richtig, und damit Punktum, und Sand drauf, und fröhlich gelebt, und ſelig geſtorben. Juhe! ſchloſſen ſie. Chriſtus mit ſeinen Symbolen will nicht hoch oben ſchweben, er will inwendig in Jedem ſein, jedes Herz ſoll ſeine Krippe ſein. Er iſt immer der gleiche Heiland, und will doch Jedem ſein eigener beſonderer ſein, wie auch Jeder ein eigener beſonderer Sünder iſt. Dieſe Ueberzeugung äußern wir hier gelegentlich, weil ein ſolches Darſtellen als himmelſchreiend mit Hohn von oben und gelehrter Tinte begoſſen wird. Das Weitere des Wirkens des großen Heilandes für die Menſchheit auf der ganzen Welt, und ſeine Bedeutung für alle Völker, für welches allerdings jeder Chriſt Sinn haben ſoll, läßt ſich am ſchönſten in Miſſionsſtunden erwecken, dahin gehört es, und der Sinn dafür iſt allerdings eine ſchöne Blume im erweckten Chriſtenherzen. Aber dafür muß man Chriſtum erſt ſelbſt haben, ehe man ihn Andern gönnt, wer ihn nicht hat, will ihn Andern nehmen, denn wer nicht für ihn iſt, iſt wider ihn. Ach, wenn die Miſſionäre ſelbſt nur immer Chriſtum ſelbſt auch hätten, ihn nicht verwechſelten mit reformirten, oder katholiſchen Dogmen, und kirchlichen Eifer mit chriſtlicher Liebe. Vom allgemeinen Heiland wußte Anne Marei nichts, es wollte zu dem Heiland, bei welchem ſein Hans Uli war, und wenn der Pfarrer von der allgemeinen welthiſtoriſchen Bedeutung des Heilandes gepredigt hätte, ſo wäre Anne Marei ſehr unbefriedigt geweſen, es hätte geſagt: der alti afe, me gſpüri ihms a, es bös ihm mit em Predige, me wüß längs Stück nit was er mein, er hätt d'Gidanke nimme bi nangere. Merkwürdig iſts, daß man jungen Geiſtlichen, Vicarien beſonders, ein ſolches allgemeines, dem größten Theil des Publikums unverſtändliches Predigen hinnimmt, ja ſogar mit Freuden hört, während man es alten Predigern kaum verzeiht.

Nun predigte der Pfarrer als ein alter Pfarrer, und Anne Marei von Herzen. Schon den ganzen Weg über hatte es zethränt bei ihm, und übers Herz war ihm ſo eng geweſen, ob von wegen der Kälte, oder von wegen Hans Uli, wußte es ſelbſt nicht. In der Kirche war es kalt, und der Pfarrer predigte nicht anderthalb Stunden, ſondern kurz. Er predigte vom Weihnachtskindlein, wie es in einem Stalle geboren worden und die Engel dazu geſungen, und die Hirten vom Felde gekommen und es angebetet, und wie das Kindlein groß und das Lamm Gottes geworden, das der Welt Sünden getragen, und am Kreuze geſtorben, auf daß Friede werde auf Erden, und verſöhnt würden Gott und Menſchen mit einander. Die Weihnacht werde nicht umſonſt, vor allen andern Tagen aus, der heilige Tage genannt und von allen Menſchen beſonders hoch gehalten, denn da ſei die Liebe Gottes offenbar worden, daß er den Menſchen den eigenen Sohn geſchenkt habe, aus Liebe und Gnade, und namentlich den Eltern zu Lieb und Ehr, durch deren Hand er die Kinder erziehen und regieren will, daß ſie ins Himmelreich kommen, welches ihnen bereitet und verheißen iſt, und die Eltern doch mit Sünden befleckt ſind und zu allen Sünden geneigt. Der Sohn nun iſts, der Vater und Mutter heiligen ſoll, zur Heiligung der Kinder von Jugend an. Wie der Vater im Himmel das Weihgeſchenk gegeben hat, das Himmel und Erde verbinde, das den Himmel geöffnet, daß die Engel fortan auf und nieder ſteigen, ſo heißen die Eltern das Kindlein auch in ihre Häuſer kommen zu ihren Kindern, mit ſüßen Gaben, zu hoher Luſt. Es iſt der freudigſte Tag für die Kinder, wenn das Weihnachtkindlein kömmt, und ſie nicht wiſſen, woher es kömmt, wohin es geht, und das ganze Jahr denken ſie daran, freuen ſich auf ſeine Gaben. Das iſt aber nicht das rechte Weihnachtkindlein, nur ſein Bild, gleichſam die Glocke, welche die Kinder weckt und verkündet, das Rechte werde kommen, der Geſang der Engel, daß der Heiland geboren ſei, der ein Herrſcher ſei in der Stadt Davids, und fortan in jedem Hauſe. Das rechte und lebendige Weihnachtkindlein, das framet ihr Eltern den Kindern nicht bei Menſchen, ſondern hier am Tiſche des Vaters, hier ſchenkt er es euch, in euern Herzen tragt ihr es heim, und beſchenkt damit euere Kinder, macht ihre Herzen zu Krippen, in die es gelegt werden kann, erbauet ſie in Zucht und Vermahnung des Herrn, bis ſie dem Herrn bereitet ſind, daß ihr ſie hieherbringen könnet, zu empfangen das Kindlein in ihren Herzen, das nach dem Himmel trachtet und nach dem Vater zieht. Hier empfangt ihr das Kindlein, das Sünde und Welt überwindet, den Frieden bringt unter die Menſchen in die Häuſer, daß jedes Haus ein Heiligthum des Herrn wird, voll Friede und Freude. Aber wenn ihr es heim traget und es bei euch bleiben ſoll, müßt ihr es hoch in Ehren halten, es nicht vergeſſen von einer Weihnacht zur andern. Ihr müßt täglich euern Kindern es zeigen und von ihm erzählen, ſagen, was es ihnen jetzt iſt und einſt werden ſoll. Bloß ſo bleibt es euch lebendig und wird ihnen eigen, bleibet bei euch, bis an der Welt Ende, iſt bei euch, wenn der Verſucher kömmt und euch verführen will gegen Gottes Gebot zu ſündigen, iſt bei euch in den harten Tagen, wenn des Lebens Laſt euch erdrücken, und es euch ankommen will, mit Gott zu hadern, über ſeine Schickungen zu murren, es iſt bei euch in den guten Tagen, läßt euch nie den Geber ob der Gabe vergeſſen, nie vergeſſen, wer der Geber jeder guten Gabe iſt, es löſcht den Zorn euch aus, vertreibt den Neid, bindet die Herzen jeden Abend feſt zuſammen in allen Treuen, und wenn der Tod ſie von einander reißen will, thut es es nicht, es bindet die Geiſter zuſammen in ewiger Liebe, und wenn auch ein Leib begraben wird, es läßt alle Morgen friſch die feſte Hoffnung blühen, daß keine Seele ſterbe, daß alle Seelen leben, und die Seelen, die in Liebe gelebt, in Liebe verbunden geweſen, in verklärter ewiger Liebe vereinigt, in Liebe leben werden, ewiglich Gott zu loben und zu preiſen, wenn einmal die Räthſel ſchwinden, wenn von Angeſicht zu Angeſicht man Gott ſchauen werde mit allen ſeinen Heiligen, und vor Allen das Kindlein, das zum großen Hirten geworden, der, ein König ſeiner geweihten Heerde, dieſelbe dem Vater zuführe und nun den Zepter der Macht ergreife, und auf dem Throne ſeines Reiches ſich ſetze, zu herrſchen in Ewigkeit, er, der ewige Mittler zwiſchen Gott und Menſchen, zwiſchen Menſch und Menſch, zwiſchen Himmel und Erde. Das ungefähr war das Gerippe zu des Pfarrers Predigt, die durch einfache Beziehungen noch ſpezieller, man könnte ſagen häuslicher, herzlicher wurde, ſo daß es dem Anne Marei wirklich faſt war, als es zu des Herren Tiſche ging, als empfange es in den Zeichen das geweihte Kindlein ſelbſt, um es nach Hauſe zu tragen als Weihnachtkindlein, als müßte es Sorge tragen, daß es nicht verkomme, oder daſſelbe verliere. Wie doch Hans Uli Freude haben werde darüber, daß auch es den Heiland habe, der, wenn es ihn behalten könne, ſie wieder zuſammen bringen würde! Es mußte auf dem ganzen Heimweg daran denken, wie das ſo wunderbar ſei, daß Gottes Sohn geboren und in eine Krippe gelegt worden ſei, wo man das ärmſte Kind nicht hin thäte. Es ſprach beim Eſſen von der Predigt, wie das ihm ſo ſeltſam vorgekommen, daß der Pfarrer geſagt, das ſei das rechte Weihnachtkindlein, das man jeẓt beim Nachtmahl erhalten könne und heim kramen und Sorge zu ihm tragen ſolle das ganze Jahr durch, daß es bleibe und die Kinder helf erziehen und den Frieden behalte, und ſonſt zfriede mach dLüt unter einander. Es hätte immer denken müſſen wie es das mache, und was der Pfarrer eigentlich meine, und doch heyg es ihns düecht, es bigryfs, es gſpürs fry. Es hätte jeẓt lange nichts davon gehört, wie es zu- und hergegangen ſei zſelbiſt, wo der Heiland ſyg uf dWelt cho. Wenn ſie gegeſſen hätten und abgewaſchen, ſo hülf es das Buch nehmen und es überlernen, von wegen Seligs ſollte man eigentlich nicht vergeſſen, es wär öppe wichtig gnue, daß man daran ſinnete. Als abgeräumt war, man ſogar das Buch, die Kinderbibel ohne langes Suchen zur Hand gebracht, entſtand die Frage, wer leſen ſolle? Hans Joggi ſagte, er möge nicht, daneben irrten ihn die Augen, er komme nicht mehr recht fort, Anne Marei ſagte, ihm ſchicke es ſich nicht, es müſſe doch immer dazu und davon, der älteſte Junge erklärte, er möge nicht, er müß all Tage leſe i d'r Schul, hüt well er Sunde ha. Da rief ein kleiner, munterer Junge, man ſolle ihm das Buch geben, er wolle ſchon leſen. Jacob, der ältere Bruder, chönn ume nüt, er würds ſüſt ſcho thu. Aber er ſyg gar e gruſam ungſchichte, d'r Schumeiſter ſäg geng, er chönn nüt, u wenn er Alles ſelig Stöck hätt, ſo machti er es Fuder drus, und führ auf Bern und verkaufti ſi für buchig. Da gabs Feuer, Jacob wollte den Benzli ſchlagen, der flüchtete ſich. Hans Joggi ſaß in großer Ruhe auf dem Ofentritt unbewegt. aber Anne Marei, wohl, das machte Ordnung, beſſer als mancher Präſident, beſonders ſolche, welche von einer Parthei gewählt ſind und nun glauben, darin beſtehe ihre Gerechtigkeit, mit der andern Parthei zu liebängeln und ſie vor ihrer Parthei zu bevorzugen, damit ſie ja nicht zu klagen hätten Ach ja, Präſidenten ſind ſo zu ſagen auch Menſchen, daher ihre Gerechtigkeit iſt, wie ein unſtäthig Kleid. Aber wer will es ihnen verargen. Hat einmal Einer auf dem höchſten Stuhl geſeſſen, wie ſchrecklich muß es ihm vorkommen zwiſchen Stühle und Bänke placirt zu werden. Man denke — und ſei billig.

Nachdem Anne Marei raſch die Ordnung her geprügelt hatte, begann Benzli ſeine Vorleſung, und zwar ſchön, ſchön, laut, daß die Fenſter klirrten, und alle Worte brachte er lang gſtielet zur Welt, lang, lang, wollten oft gar nicht austönen. In großer Andacht hörte Anne Marei zu, und anfangs nur erbauet an den lauter lang geſtieleten Worten des Benzli. Nei, aber du heſt aſe glert, du chaſt leſe, beſſer nüzti nüt, Mänge chas nit ſo, der meint, was er ſyg, du müßt e Pfarrer gäh oder e Schumeiſter. Mutter, ih mah nit, ſagte Benzli. Warum? frug die Mutter. He, ſagte Benzli, ſi müſſe All ſchnupfe, und ih mag nit ſchnupfe! Als endlich auch dieſer Zwiſchenfall beſeitigt war, begann erſt die eigentliche Erbauung, und zwar eine wirkliche Erbauung. In warmer Stube ſaßen Vater und Mutter auf dem Ofentritt, und laut und langſam tönte Benzlis Stimme, und ſtill war es ringsum, nur hie und da hörte man ſchnarchen von einem Kindlein her, das ſeinen Kopf auf den Tiſch oder in der Mutter Schoos gelegt hatte. Die Verkündigung klang ſo ſeltſam, auf die Verheißungen der Propheten gebaut, die Freude der Weiber über den verheißenen Segen, der Befehl vom Kaiſer Auguſtus, und das Kommen von Nazareth nach Bethlehem, das Armſein, das keinen Platz finden in der Herberge, in einem Stalle kindbetten müſſen, das Kind in die Krippe legen, die Engel dazu ſingen, die Hirten kommen und es anbeten, die Mutter das Herz voll Freude und Andacht, die Weiſen aus dem Morgenlande, Melchior, Caspar und Balthaſar mit Cameelen und lebendigen Möhren, und der blutige Herodes, der die Kinder metzelte, das Alles klang ſo ſeltſam ſchauerlich und erbaulich, und die langgeſtielten Worte tönten ſo ausdrucksvoll und feierlich, es blühten die Worte gleichſam auf, blieben nicht ſo harte verſchloſſene Klänge, die wie Steine durch die Ohren rollen. Anne Marei ſah den Stall, die Engel, die Cameele und Möhren, und vor Allem die drei Könige mit den goldenen Kronen auf den Häuptern, und die zornigen Mörder, es war ein großes Bild, das ſich ihm aufrollte, in welchem alle Leute lebten, ſelbſt das Kindlein, das es ſich aber gar nicht vorſtellen konnte, wem es wohl ähnlich geweſen ſein möchte. Es hatte das nie ſo geſehen. Es hätte es wohl ſchon geleſen, es erinnere ſich jetzt deſſen wohl, ſagte es, aber ſich deſſen doch nie ſövli geachtet. Ob es der Eindruck vom Morgen war, die Weihnachtklänge überhaupt, die warme Stube, der heimelige Nachmittag, oder Alles mit einander, wir können es nicht ſagen, und wer kann es eigentlich ſagen, wann, und warum, und wie ein Gemüth aufgeht, daß es den Samen empfängt, und wie er lebendig wird, und wie vielfältig er trägt. Sagt doch der erfahrene Landmann: Ich ſäete

Haſer, meinte, wie gut ichs mache, das Wetter war gut, die Erde war trocken, nicht zu naß, es ging kein Wind, und es gab mir in Gottes Namen nichts. Wo ich gefehlt, weiß ich nicht, meinte, der Same ſei gut, aber es gab doch nichts, und andere Male geht es umgekehrt. Der weiſe Salomo ſagt: Wenn die Wolken voll ſind, gießen ſie einen Regen auf die Erde, und wenn ein Baum fallet, er falle gegen Mittag oder gegen Mitternacht, auf welchen Ort er fällt, da wird er liegen. Wer auf den Wind achtet, der ſäet nichts, und wer auf die Wolken ſiehet, der erntet nichts. Gleich wie du nicht weißt den Weg des Windes, noch wie die Gebeine des Menſchen bereitet werden, alſo kannſt du auch Gottes Werk nicht wiſſen, dadurch er Alles thut. Früh ſäe deinen Samen und laß deine Hand des Abends nicht ab, denn du weißt nicht, ob dieß oder das gerathen wird, oder ob beides gut ſein werde. Anne Marei ſagte: es hülf dieſes noch mehr machen, es ſei ein gar freiner, kurzweiliger Nachmittag geweſen, es hätte ihm recht wohl gemacht, und es dücht ihns, der Heiland ſei ihm recht bekannt und lieber geworden, und er ſei ihm näher. Ja, ja, ſagte Hans Joggi, er hätte nichts dagegen, aber d'r Sach zſtark nach zſinne, oder gar nachzulaufen, ſelb wär ihm nicht anſtändig. Man könne leicht zteuf dry cho, u de ſygs fertig mit e me ne Möntſch, er ſyg zu keiner Arbeit mehr was nutz, faſt hülf er abſetze, es ſei Zeit zum Füttern, und wenn d'Frau es Kaffe machen wolle, ſo wäre es ihm auch anſtändig, es ſei ja Weihnacht, und da dürfe man ſich doch wohl was gönnen. Anne Marei that alſo. darauf wurden die Hausgeſchäfte beſchickt, am Abend noch Manches vom Geleſenen beſprochen, und endlich in rechtem Genügen, in voller Befriedigung der Tag geſchloſſen, nicht in der Oede und Schläfrigkeit, wie ſonſt oft die Sonntage, wo es Vielen iſt, wenn ſie nur vorüber wären, wie es ihnen iſt, wie bei einer ungeſalzenen Suppe, wenn die nur gegeſſen und der Topf leer wäre, der Tag war gewürzt, hinterließ eine gute Kuſt für die übrige Woche, und wurde von ihnen nicht ſobald vergeſſen.

Neuntes Capitel.

Und wie es vom Weihnachtsabend bis zum Neujahrsabend geht.

Nach dieſer Woche kommt der Neujahrstag, der auf die Weihnacht zu paſſen ſcheint, wie die Fauſt auf das Auge, in der Praxis nämlich, in der Theorie paßt er vollkommen. Wir wollen uns nicht mit Unterſuchungen über Alter und Urſprung dieſer beiden Tage befaſſen, ſondern bloß auf den innern, geiſtigen Zuſammenhang aufmerkſam machen, der zwiſchen beiden Tagen waltet. Weihnacht öffnet den Himmel, bringt das Geſchenk aus der Höhe, das neue Menſchen ſchaffen ſoll, durch die Menſchen eine neue Erde, über der Erde eine neue Zeit. Jedes Samkorn, das in die Erde fällt, geht nicht auf alsbald, zwiſchen der Ausſaat und dem Aufgehen liegen Tage, es ſtehet kein Korn auf, weder Waizenkorn noch ein ander Korn, es verweſe dann. Dieſes Aufgehen des Kornes, das vom Himmel kam, auf Erden, den neuen Menſchen, die neue Zeit, deutet das Neujahr uns an. Danken ſollen wir Gott, daß er uns die neue Zeit hat erleben laſſen, und Gelübde bringen, den neuen Menſchen zu pflegen, daß er wachſe an Weisheit und Gnade, bei Gott und bei den Menſchen, und fördere die neue Zeit, wo Gott in der Höhe geehrt, Friede auf Erden wird, es wohl dem Menſchen wird im Bewußtſein, daß Gott an ihm ſein Wohlgefallen habe. Daß deſſen der Menſch ſich freut mit den Seinen und ein Mahl anrichtet, wie der Vater es auch that, als der verlorne Sohn in Bußfertigkeit und Demuth heimkam und nichts begehrte, als wieder in des Vaters Hauſe zu ſein, dagegen haben wir nichts, es iſt ganz recht ſo. Aber ſo iſt es eben nicht, eher gerade das Gegentheil. Der alte Menſch wird hoch geehret, Alles was er begehrt ihm dargebracht. Die ganze Chriſtenheit ſcheint ein Altar zu ſein, auf dem man ihm opfert, Alles, was ihn gelüſten kann, oft Alles, was man hat, ſo recht ſeine Rechte anerkennt als Herrſcher auf Erden, ſo gleichſam ihm Weihnacht abbittet und ihn verſichert, Weihnacht ſolle ihm nicht Kummer machen, und wenn man ſchon an der Weihnacht geiſtlich geweſen, werde man ihm doch immerfort treu bleiben, am alten Verhältniß nichts ändern. Es iſt ſo gleichſam eine feierliche Beſtätigung, von der alten Sitte nicht zu laſſen, man wolle nicht bloß einem Herren dienen, ſondern zweien, Gott und dem Fleiſche, je nachdem es kommod ſei, wolle man auf beiden Achſeln tragen, bald auf der einen, und bald auf der andern.

Und dieſe Manifeſtation wird von den meiſten Potentaten der Erde, kleinen und großen (wie es kleine und große Propheten giebt, ſo giebt es große und kleine Potentaten, doch iſt damit nicht geſagt, daß jeder Prophet ein Potentat iſt, und noch weniger, daß jeder Potentat ein Prophet iſt), nicht bloß gut geheißen, ſondern auch gefördert, es wird wegen der Sympathie ſein, und weil man neben ſich nicht gerne Jemanden Meiſter läßt. Da zeigt ſich kaum eine Seele konſervativer als die Stolzen, ſie zeigen es auf das vollſtändigſte, daß ihnen der alte Menſch vollkommen genüge, daß es ihnen in der alten Sünde ſauwohl ſei, daß ſie von dem

Neuen gar nichts wiſſen mögen. Hat man ſich ſo recht in der Luſt ſatt gewälzt, vermag man endlich den Kopf wieder über den Tiſch zu erheben und ſich die Augen auszureiben, was macht man dann? Sich ſchämen etwa, reuig werden? Bewahre, am Neujahr iſt man berechtigt zu Allem! Man fängt an zu rechnen, bewahre, nicht etwa, wie es um die Seele ſtehe, ſondern um die Finanzen, und wenn es noch wäre, um dem Nächſten zu bezahlen, was man ihm ſchuldig iſt, ſo wäre es noch Eins, aber man berechnet zumeiſt bloß, was man zu ziehen hat, und wenn man Schulden auch rechnet, ſo iſt es nicht, um ſie zu bezahlen, ſondern bloß um ſie richtig auf eine andere Seite überzutragen. Am liebſten rechnet man, wie man am Irdiſchen zugenommen, wie viel an Schätzen man ſich zugelegt, ob man neue Scheuren bauen müſſe, oder allfällig noch ein Jahr mit den alten es machen könne, ſteckt, ſo tief als möglich, ſeinen Kopf in Bücher und Bureaus, läßt Gottſeligkeit, Gottſeligkeit ſein, und iſt lange zufrieden, wenn man es nur zur Geldſeligkeit zu bringen im Stande iſt. So treibt man es am Neujahr und macht durch die Weihnacht einen Strich, ſo dick man kann, oder ſchmeißt, ſo gleichſam als Klex oder Tolg, das Neujahr auf die Weihnacht, daß es Niemanden einfällt, da unter dem häßlichen Tolg liege eigentlich die ſchöne Weihnacht. Das ſoll aber wirklich nicht geſtichelt ſein auf unſere lieben Leute in der Keßlere, es geht auf ganz andere Majeſtäten und ſonſtige Leute. Wir hätten auch ganz neben der Scheibe vorbei geſchoſſen, denn ſo trieben ſie es nicht. Begreiflich mußten ſie mit dem Irdiſchen ſich abgeben, daran denken, damit ſich befaſſen, aber kaltblütig und männlich ging es doch dabei zu, wenn es ſchon für ſie wichtige Dinge waren.

Oder iſt es nicht wichtig, wenn eine Hausfrau Schweine gemäſtet hat, welche nahe an acht Centner wiegen und ohne dem Mann den Spycher geplündert zu haben, ohne Hämpfeli Mehl, eigentlich mit gar nichts als mit bloßer Kunſt? Und iſt der Tag nicht auch wichtig, wo ſie dieſelben der Oeffentlichkeit übergiebt, der Kritik des Publikums preis giebt? Oder man frage nur bei einem Maler, wie es ihm iſt, wenn er ein Gemälde, an welchem er ein Jahr gearbeitet mit Fleiß und Kunſt, an eine Kunſtausſtellung ſendet, ob ihm nicht das Herz hoch ſchlägt, ob er nicht denkt, daſſelbe werde einen Eindruck machen, wie noch keiner auf Erden geweſen und ein Staunen erregen, daß alle Menſchen, wenigſtens drei Tage lang, nur mit offenen Mäulern gingen und ſchliefen. Ob er nicht gerne dem Gemälde nachliefe, um mit eigenen Ohren die Ausrufungen zu hören, die offenen Mäuler zu ſehen und vorläufig wohl daran zu leben, bis das Beſte kommt, bis Geld und Silber, durch ein Stiefelrohr herab, dem Glücklichen in den Schoos fallen. Oder frage man einen Schriftſteller, deſſen erſtes Werk zur Welt gekommen und noch pudelnaß einigen Glücklichen in die Hände geſpielt worden, wie ihm das Herz klopft und hüpft, wie er zum Fenſter ausguckt, ob nicht die Leute zuſammen laufen und die Häuſer wackeln, weil die Kunde herumläuft, es ſei ein neu Buch herausgekommen von dem und dem, und was für eins, Herr Jeſes! Und wenn die Häuſer nicht wackeln, das Volk nicht zuſammen läuft, wie er die Treppe runter ſchleicht, und die Ohren noch ſpitziger ſpitzt, und wenn er wieder nichts hört, in ein Kaffehaus ſchleicht und wieder ſpitzt, und wenn er wieder nichts hört, von da in ein Wirthshaus, und wenn er da wieder nichts hört, ſachte an die Wände klopft, leiſe und endlich ſehr ſtark, und wenn dieß Niemand bemerkt und beachtet, endlich hinläuft zu Einem, von dem er weiß, daß es ihm in die Hände gekommen, und fragt: Und wie gefällt es Euch, was ſagt Ihr dazu? Und dieſer aufſieht, ſich über die Frage zu orientiren ſucht und es doch nicht kann, und endlich fragt, was meinet Ihr eigentlich, von wem redet Ihr, und man endlich ſelbſt ſagen muß, ich meine das Buch, das Euch dieſen Morgen oder geſtern Abend ſchon zugeſendet worden, und dieſer antwortet: Ach ja, meint Ihr das? dort liegts. Ich hatte wahrhaftig nicht Zeit, drein zu ſehen, habe gedacht, wenn ich in drei Wochen ins Bad gehe, wolle ich es dann mitnehmen, man hat in Bädern gewöhnlich ſchrecklich Langeweile, und iſt dann froh, wenn man was hat, etwas Rechtes mag man doch nicht vernehmen. Von was handelts? Und wie es ihm dann wird, faſt wie jenem lieben Pädagogen, der ohnmächtig ward, und ſteif und ſtarr auf einem Sopha lag, als ein hochgeſtellter Mann ein Lautierbuch, welches der gute Junge ihm vorleſen wollte, nicht anzuhören begehrte und war doch ſo wichtig! Ja, ja, wichtig iſt wichtig! darum war es dem Anne Marei auch ſo wichtig, als es zum erſten Male von der Keßlere weg zwei faſt achtcentnerige Schweine veröffentlichte. Es wird doch hoffentlich an dieſer Zuſammenſtellung Niemand ſich ärgern und ſie unpaſſend finden, wenigſtens Niemand, der zwei Dinge auf einmal ins Auge faſſen kann, und zugleich weiß, daß es bei einer Vergleichung nicht auf die Sachen ſelbſt, ſondern auf den Punkt, in welchem ſie verglichen werden, ankömmt. Wenn es Jemand übel nehmen könnte, ſo wäre es unſere Anne Marei. es lieferte ein prächtiges Naturkunſtprodukt, das alsbald verwerthet wurde um viel Geld, Allen, die davon kriegten, herrlich ſchmeckte, und was will man mehr, wir fragen? Und was liefern Maler und Schriftſteller ſo oft? Nichts als ſogenannte Kunſtprodukte, welche nichts ſind, als eine häßliche Verhunzung aller Natur, an welchen Jedermann herzlich ſchlecht lebt, für die kein Menſch einen Kreuzer wagen mag, mit denen man von Markt zu

Markt wandern muß, und am Ende froh wäre, den ganzen Plunder ſammt und ſonders gegen Anne Mareis faſt achtcentnerige Schweine einzutauſchen, wenn Anne Marei wollte, aber ohä! Anne Marei würde böſe werden, vielleicht bei guter Laune lachen und ſagen: öppis Dumms e ſo, mit eme halb Dotze Wedele, es bruche nit emal buchige z'ſy, chume nih wyter, as mit dem Plunder und die choſte 4 Batzen, u die Säu gelte mir zäme 10 Dublone. Wirklich bös wäre es geworden, wenn man ihre Kunſt und ſeine Kunſt zuſammen gezählt hätte. Es ſolle Einer von denen Schnürflene probire, e Sau zmäſte! Es well wette, nit drei Tag giengs, ſi verreckte ihm. Hergeje ſelige Jug, wenn es für e halb Batzen Kienruß und für e Batzen Braſilienholz und no Ziebelehültſche, wo nüt choſte, d'rzu nähm, wet es viel brävere mache. Wenn es es ſcho nit aparti glert heig, es ſeligs Kar ſyg ke Chunſt, würde es ſagen. Öppis hätte Anne Marei doch recht, wenn es ſo ſpräche, denn es giebt verſchiedene Gaben, und die Gaben ſind Gottes, und Gott ſieht nicht auf das Was, ſondern auf das Wie, es kommt auf die Treue an, und wenn Einer nach ſeinen beſten Kräften Gemälde macht, und Einer ebenſo Puder macht, und Anne Marei ebenſo Schweine mäſtet, was iſt da für ein Unterſchied vor Gott, und wer unter ihnen iſt berechtigter zum Selbſtgefühl als der Andere. So fette Schweine hatte Anne Marei noch nie gehabt, mit ſo großem Selbſtgefühl war es daher auch noch nie hinter dem Wägeli, auf dem ſie lagen, hermarſchirt, und noch nie hatte es die Thiere mit ſo großer Sorgfalt gewaſchen, geribelt, gekämmt, als dießmal, daß ſie wirklich als Prachtſtücke im Wägeli lagen und reinlicher glänzten um und um, als manche Gräfin, die auf einen Hofball fährt. Die Freuden auf dem Hinweg wollen wir nicht berühren, ſie waren groß, und wenn ſchon hier und da Einer mit ſcheelen Augen ſie anſah, der allgemeinen Volksſtimme wagte er doch nicht zu widerſprechen. Und wenn wir über dieſe Volksſtimmung nicht näher uns einlaſſen, ſo geſchieht es denn doch durchaus nicht aus Geringſchätzung, dagegen verwahren wir uns feierlich, denn wir möchten um nichts in der Welt uns irgendwie einer Mißbilligung von oben, begleitet von dem Gebrüll einer jungen, frommen, dünkelvollen Brut in unſerem Leben je ausſetzen. Wer ſo was je gehört, vergißt es nimmer wieder. Wenn wir davon nicht weiter reden, ſo geſchieht es wirklich nicht aus Mißachtung und böſem Willen, ſondern um Anne Mareis willen. Anne Marei kannte ſeine Pappenheimer, d. h. die andern Weiber, wußte ein Liedlein von ihrem Neid und ihrer Eiferſucht zu ſingen, ſah wohl wie, während der Mund etwas von Lob hören ließ, ſie doch faſt immer, ſo gleichſam als Schwanz, einen Schlemperlig dran hängen mußten, jedenfalls die ſcheelen Augen nicht verbergen konnten. Da hatte denn Anne Marei auch ſeine Gedanken und zwar auch nicht immer die chriſtlichſten, darum wollen wir davon nicht weiter ſprechen, auch fürchteten wir, es mit allen Pappenheimern, frommen und unfrommen zu verderben auf immerdar, und das thäten wir denn doch nicht gerne, nicht ſowohl um unſeret- als um ihretwillen, von wegen, man muß an keinem Sünder verzweifeln, ſelbſt am allergeiſtlichſten und frömmſten nicht. Das können wir nicht verſchweigen, daß, als der Wagmeiſter ſagte, das ſeien die Schwerſten, welche er in dieſem Jahre noch auf der Wage gehabt, überhaupt die Schönſten, welche er ſeit langem geſehen, Anne Marei lange nicht wußte, ſtund es auf dem Kopf oder auf den Füßen, es ging Alles mit ihm ringsum und es konnte kaum dem Hans Joggi den goldenen Krebs zeigen, wo die ihnen bekannte Wirthin regierte. Dießmal lohnte es doch der Mühe, ſich etwas gütlich zu thun, auch wollten ſie wyne fürs Neujahr. So ein Bürli iſt nicht ein Sträfling, ſo ein Bürli ſieht manchmal in einem ganzen Jahr bloß zwei oder dreimal Wein, ein Sträfling eben ſo viel in einer Woche, mehr als mancher preußiſche Edelmann. Man hat es mit ihnen, wie mit lieben Gäſten, man gönnt es ihnen ſo gut, als ſich ſelbſt, und ſorgt dafür, daß ſie mit Freuden wiederkehren, und kehrt Einer wieder, ſo ſpringt Singludi hoch auf, fällt ihm um den Hals und ſchreit: O Herzensfreund, was ſy mr doch für Lumpehünd! So ein Bürli wynet, das heißt, kauft etwas Wein, um denſelben daheim zu genießen, am Neujahr, an der Mezg und an der Sichelten. An mindern Feſttagen, Brechete, Heuete, Dreſchete, Oſtern, Weihnacht, Frauentag, macht er es mit Küchli, Nidle, Fleiſch, Reisbrei ꝛc., an der Brechete geht es ſelten ohne Brönz ab. Dießmal, weil ſie ſo wacker und geſegnet gearbeitet, ſo viel gelöſt, wollten ſie am Neujahr Wein haben, waren räthig geworden zu wynen, drei Maaß thätens, dachten ſie und machten den Kindern guten Muth für das nächſte Jahr. Sie wollten ihn gut, aber ſo wohlfeil als möglich, fünfbatziger werde ſchon recht gut ſein, dachten ſie, und wenn man etwas ſechsbatzigen darunter thäte, noch beſſer. Die Wirthin beim goldenen Krebs war eine Wirthin vom rechten Schlag für Burslüt. Eine ſolche Wirthin muß alle Leute kennen, mit denen ſie einmal gehandelt, die je einen Schoppen bei ihr getrunken. Seid ihr nicht der, dem ich einmal, aber es iſt ſchon lange, ſo ſchöne Aepfel abgekauft, ſteht der Baum noch, ich ſagte ſchon oft, wenn ich nur noch einmal von denen bekommen könnte? Ja, ſie muß auch mit lachendem Munde ſagen können, ſeid ihr nicht der, der mir einmal einen uralten Sandhaas für einen rechten verkauft hat? Ihr ſeid mir e Vogel und noh dazu e ſchlimme. Wartet nur, ich will es Euch noch eintreiben, wenn es einmal möglich iſt.

Wenn man nur gekannt wird, freundlich angeſprochen, ſo betrachtet man das als Freundſchaft und thut ſich was zu gut darauf. Man glaubt gar nicht, wie das ſo einem mindern Burefraueli wohl thut, wenn es ſagen kann, mit d'r Wirthi bim Güggel bi nih bſunderbar gut bikannt, dert bi nih wie daheim, was ih ha, bringe nih dert hi u bi Lyb u Lebe dörfti ih niene ychehre, als bi ihre, ſi het ſcho mängiſt y gſeit, ih ſell ſorg ha, we ſi vrnähm, daß ih ame ne angere Ort e Schoppe gha heig, ſu ſchryß ſi mr d'Züpfe us, ſo gwüß ſi leb. U ſi thäts uf my Seel, vo wege das iſt e handligi Frau, d'r nebe aber doch gar e guti. Solche Weiber auf dem Lande herum ſich zu pflanzen, das iſt eine vortheilhafte Kunſt für eine Wirthin, das ſind eben nicht bloß Gäſte, ſondern auch die kommodſten Lieferantinnen und in der Regel auch die Beſten. Doch thut die Wirthin wohl, wenn ſie die Augen offen behält und nicht blindlings traut, denn es giebt Leute, welche, ſobald die Gelegenheit ſich bietet, betrügen müſſen, ſei es Vater oder Bruder, Schwager oder Freund, ſie müſſen, ſie halten es für eine eigentliche Pflicht und will man ihnen was anders ſagen, ſo antworten ſie: Es mache Jeder was er könne, ſo ſei es üblich und gebräuchlich geweſen von je, für was hätte ſonſt Jeder Augen im Kopf as für zluege, u lueg er nit, ſo gſchächs ihm recht, wenn er nit zu ſyr Sach chöm. Gerade ſo eine Wirthin war die beim goldenen Krebs. Sie kannte die Keßlere Leute alsbald, ſagte ſogar, ſie hätten Schweine gebracht, u wettigi, man rede im ganzen Flecken davon. Wenn ſie gewußt, daß ſie die heute brächten, hätte ſie auch ein Wörtlein dazu ſagen wollen, ein andermal ſollten ſie ihr das Wort auch gönnen, und wenn ſie dieſelben ſelbſt nicht nöthig hätte, ſo könnte ſie ihnen vielleicht doch ſagen, wo ſie es am beſten machten, von wegen ſo eine Wirthin wüßte mehr als andere Leute.

Nicht bloß mit Reden, auch mit Aufwarten wendete ſie an und als ſie hörte, daß ſie wynen möchten, verſprach ſie, ſie zu bedienen, wie ſie es wohl nirgends beſſer machen würden und dazu ſo billig, aber dann ſollten ſie es ihr nicht machen, wie d'r alt Kudergrau bir Brechhütte, der hätte auch bei ihr wynen wollen und ſie hätte ihm verſprochen, d'r Wy für usztrage einen Batzen wohlfeiler zu geben, als ſie ihn auswirthe. Für auszuleſen ſei er mit ihr in Keller gekommen, von Allem habe er probiren wollen, ſein Glas immer ausgetrunken, für viel, viel Batzen habe er ihr abgeſoffen, daß ſie gemeint, welch großes Faß ſie werde rüſten müſſen, und endlich habe er fünf Maaß beſtellt, Alles in Allem, 3 Maaß 8batzigen und 2 Maaß 6batzigen und befohlen, beide Portionen in eine Strohflaſche zuſammen zu gießen. Als das geſchehen, habe er ihr 5 Batzen für die Maaß aufgezählt, die Strohflaſche genommen und ſei damit gegangen. Wie ſie auch aufbegehrt, er habe ſich daran nicht gekehrt, ſie ausgelacht und geſagt, ſie ſolle froh ſein, ihm um dieſen Preis abzukommen, ſo trage er ihr doch mehr ab, als wenn ſie ihn ſelbſt ſaufe, daneben ſtehe der Wein zu Dienſten, er bekomme an einem andern Orte noch wohlfeilern. Sie ſei froh geweſen, ihn laufen zu laſſen, aber gedacht habe ſie, wart du nur, das iſt gut für ein ander Mal. Sie wartete ihnen beſſer auf, als ſie begehrten, daß Anne Marei ein Mal übers andere ſagte: Nit nit, wer wills eſſe, wer wills zahle, das men mr nit u vrmeus o nit, we mers ſcho möchte. Deretwege häb du nit Kummer, ſagte die Wirthin, e Mönſch mag viel, wenn er recht anwendet, und mit dem Zahle wird das ſich ſchon machen, deßwege iß kein Maul voll weniger, es koſtet dich gleich viel, eſſeſt du Alles oder nur das Halbe, Plätze ab ſoll dir d'Ürti nit mache. Natürlich hat ſo eine Wirthin an bedeutenden Tagen Werch an der Kunkel und kann nicht an einem Orte ſitzen bleiben, ſie muß ihr Garn ſpinnen in allen Ecken des Hauſes. Was aber die bedeutenden Tage einer Wirthin oder eines Wirthes ſind, wollen wir an einem andern Orte erläutern. Als die Wirthin fort war, ſchüttelte Hans Joggi den Kopf und ſagte, das gefällt mir nicht, da ſind wir köſtlich drinn, die thut viel znöthlich um d'r Sach abzcho, da koſts üs allweg e Gulde, un mit eme halbe hätte mer's gut könne mache, bis wir heimgeweſen, und was man daheim hat, koſtet nichts.

Anne Marei erſchrak. Aber nein, ſagte es, ſelb wär wohl viel, wär mir zwider, hätt doch nit glaubt, daß ſo gſchwing ſövli verſoffe wär! Dinſſe machts nit, hey mr doch bloß anderthalbe Schoppe gha, ſagte Hans Joggi. Aber denk, was mr mit Eſſe brucht hey, es iſch ja Eys nahm Angere cho, faſt wie a me Hochzyt, rechne, was mr gha hey, we me ere niedere Sach nume e chly rechnet, ſo chunt me es weiß ke Mönſch wie höch uehe. He, was hey mr gha, ſagte Anne Marei, öppe für e Batze Suppe zſäme. Si iſch gut gſy, aber doch für 6 Krüzer iſch es nit gſy, das macht e Batze. U de het ſi is zweuer Gattig Vereſſe brunge, es wär a eyr Gattig o gnue gſy, es iſch zſäme wäger kes Pfung Fleiſch gſy, aber mi cha dem myneitwege 2 Batze rechne, macht 3 Batze, u du hey mr du Rindfleiſch gha, u Speck u Rübli, das iſch o öppe drei Batze, zwe Batze d's Fleiſch u für e halb Batze Speck un für e halb Batze Rübli, macht zuſammen ſechs Batze. Du rechneſt zweni, ſagte Hans Joggi, rechne wenigſtens vier. Aber Hans Joggi häb doch o Verſtang, was ſinniſt, vier Batze! Denk, für drei Batze überchunt me e ganze Korb voll Rübli, und gwüß hey mer nit vier Rübli geſſe, wes e chly Rübli gſi iſ, gwüß nit für e halbe Krüzer, eh was denkiſt, by emne niedere chly vernünftige Mönſche hätt me die gwüß vergebe über cho. De hey mr Bratis gha, es ſchöns Möckli, ſelb iſch war, aber gwüß nit viel meh, als es Pfund. Nu, mi cha dem 2½ Batze rechne mynetwege, macht acht e halbe Batze, u du e chly Salat, dem cha me nüt rechne, es ſy nume es Par Blättli gſy, und du heſt nume eis oder zwen gno, un ih gar e kene, es het mi geng düecht, wed nume dr Gottswille o kene nähmiſt, u de zwen Hammeſchnittli oder drü, u die hey mr eigetlich nit welle, u du notti gno, will ſis hed welle ghebt ha. Eigetlich ſött ſi für die nüt näh, aber mr wey neh e Batze rechne, und das macht jetzt, wie viel nene? Tüfelſchieß ſcho 9½ Batze! U du het ſi da neuis Gſchlargs ime Blättli bracht un e Taatere, ſelb iſch e fürnehmi gſy, bſungerbar gut het die mih düecht, aber weme dere 6 Kreuzer rechnet, un dem angere Gſchlüder (Creme) e halb Batze, ſu macht das zſäme erſt 11½ Batze, u für drei Batze Wy macht doch nit e Guldi, e halb Batze weniger, aber es iſch weiß Gott geng gnue für üſer Gattig Lüt. Mr wey de Säne neuis rechne und denke, mr heyge e halbe Guldi minder glöst, u drnebe ſige mr o kener Hüng nit, da machts nit ſövli, un es iſt zverſchmerze. Ja, ſagte Hans Joggi, du haſt gerechnet, wie du wollteſt, d'Wirthi wird dih de ſcho angers brichte, u de beſts Brod vrgeſſe, emel gut zwen Pfung, du heſt nit chönne höre, es het mir übel gruſet, wied ey Bitz nahm angere vrſorget heſt. He, ſagte Anne Marei, was kann ich dafür, daß es mih bſungerbar gut düecht het, u de weißt nit, daß me i de Wirthshüſere, we me ißt, d's Brot nüt rechnet, das gert drüber, y gert zum Angere. So iſts myr Lebtig der Bruch gſy, i alle rechtſchaffene Wirthſchafte. Ja, ja, grad ſo wirds gah, ſagte Hans Joggi, zähl darauf, d'Sach wird me dr vrgäbe gäh, u d'Brot obedry, ſelb wär chumlig. Das choſtet zNoth zwänzg Batze, u de wey mr zfriede ſy, u noch grüſeli danke. Da wollte ich auch danke, ja wolle, ſagte Anne Marei ſaſt zornig, die hätte gute Augen, wenn ſie mich mehr hier ſehen würde. Es wär uverſchamt, daß es key Gattig hätt, ſie hat uns ja faſt zwängt dazu, mr hey nit biſehle, aber näh hey mr müſſe, mr hey möge welle oder nit. Und Anne Marei wäre, nach Weiberart, ganz zornig geworden, denn, wenn eine Frau halb zornig eine Rede anfängt, ſo iſt das eine Art ins Feuer zu blaſen, bis es hell auf brennt und ſie ganz zornig iſt, wenn die Wirthin nicht gekommen wäre, und zwar mit zwei Halbſchoppengläſern in den Händen. So, ſagte ſie, und ſetzte die zwei Gläſer vor die Beiden ab, da, verſucht dieſen. Mr meu nit, ſagte Anne Marei, ers Tags wey mr doch nit Alles verthue, mr wey key Wy meh, ſäget dir üs, was mr ſchuldig ſy, mr wey de furt. He, ſagte die Wirthin, das wird nit ſövli preſſire, ſo enandere nah, verſuchet zuerſt dieſen Wein, wenn er euch recht iſt, ſo will ich von dem die Flaſche füllen. Säget doch, was mr ſchuldig ſy, mr möchte afange das zahle, eh mr noh meh näh, üſer Gattig Lüte mags nit Alles erlyde. Syt ſo gut u machet is Uerti. Nu, wenn ihr es wollt gehabt haben, ſagte die Wirthin, aber ich habe es faſt ungern, ich glaube, ihr ſeht mich für Eine an, welche den Leuten die Haut über die Ohren zieht, aber ſo iſts doch nicht, wenn ich ſchon reſolut bin, ſchind ich doch nit, ſelb iſt nicht mein Brauch, u was wet ih mit de Hüte mache? Unter Hunderte wär nit eine, mit der man könnte ume Pantöffeli plätze. Darauf ſah ſie über den Tiſch weg, dachte einen Augenblick nach und ſagte, es iſt zehn Batzen. Es Jedes? frug Anne Marei, erſchrocken und haſtig. Was denket ihr Frau, lachte die Wirthin, Alles in Allem. Kein Wunder, daß ihr mit der Uerti ſo preſſirt. Ihr werdet Kummer gehabt haben, ich denſche, daß euch das Liegen weh thun werde. Aber fragen möchte ich, habt ihr je ſo was von mir gehört? das möchte ich wiſſen. Nein, ſagte Hans Joggi, gar nichts, aber wir brauchten ſo viel, daß es uns düechte, es ſei mehr als zviel. Ja, ſagte Anne Marei, ſo kommt ihr zu kurz, ihr habt wahrſcheinlich vergeſſen, was wir gehabt, und wenn wir nicht gerne zu viel zahlen, ſo möchten wir doch nicht, daß ihr zu Schaden kämet, und ſo könnt ihr nicht dabei ſein. Rechnet doch — für e Batze Suppe, und ſo weiter, wollte das gute Anne Marei der Wirthin vorrechnen von Einem zum Andern, was ſie Alles und für wie viel ſie gehabt. Da lachte die Wirthin gar mächtiglich und ſagte: Nit ſo, nit ſo, ja, wenn wir ſo rechnen wollten, da käme es anders. Nein, ſeht gute Frau, das iſt in einem Wirthshaus die Kunſt, aber ich ſage das nur zu euch, daß man eine Sache drei, ja bis ſechs Mal verkaufen kann, da kann mans bigryflich zletzt ganz wohlfeil mache. Ja, es geſchieht zuweilen, daß man den Deſſert vom Weihnacht Donnerſtag erſt am Faſtnacht Märit ufbrucht. Das Rindfleiſch und d's Bratis kömmt vom erſten auf den zweiten, und vom zweiten auf den dritten Tiſch. Auf dem erſten Tiſch macht man nur ganz kleine dünni Tranſchli und beniſcht brav, da profitirt man. Am zweiten Tiſch eſſen die Leute ſchon mehr, und zahlen weniger, trinken dann gewöhnlich brav, da braucht man dann den Wein gut, den die Herrſchaften auf dem erſten Tiſche haben ſtehen laſſen. Am dritten Tiſch, da eſſen ſie munter, da könnte man kaum ſein, wenn man nicht mit Sachen aufwarten könnte, wo ſchon zwei Mal bezahlt ſind. Bleibt da noch etwas übrig, ſo macht man Voreſſen daraus, und wird es da nicht gegeſſen, ſo gnvpet man es, drüllet wyßi Krügeli drus, und macht e bruni Sauce dra, und dKrügeli, wo übrig bleibe, die braucht man als Fülli in kleine Paſtetchen, die ſind bſunderbar gut, es iſt mir leid, daß ich euch nicht damit aufwarten konnte, aber heute haben ſie mir dieſelben am erſten Tiſche Alle gefreſſen. Mit dem Koch macht man es ebenſo, das koſtet nichts. Für den Winter kaufe ich gewöhnlich allen Sauerkabis zuſammen, der vom letzten Winter übrig geblieben. Ich kriege ihn faſt für nichts, habe keine Mühe damit, und die Leute rühmen mir ihn, man eſſe ihn nirgends ſo gut, als bei mir. Mit dem Kuchezüg und dem andern Schleckwerk iſts gerade ſo. Auf dem erſten Tiſch braucht man wenig. Drei Mal kann man ein Kuchli aufſtellen, und hauts nicht an, drei Mal haut man es an, und drei Mal nimmt Niemand, wenn nicht etwa ein ſchaluſer Zürcher dabei iſt, der, wenn er ſchon ſelbſt nicht mag, es doch Anderen nicht gönnt, kleibt es dann ſchön wieder zuſammen, daß man meine, es ſei noch ganz. Erſt dann kömmt es auf den zweiten Tiſch und geht allfällig noch weiter. Ja, liebe Frau, wenn man ſich nicht zrangire wüßt, und d'Sach zEhre zzieh, man beſtünde heut zu Tage bei den beſten Zeiten gar nicht, und was nütze d'Vörtel, wenn man ſie nicht braucht. Nein, aber nein, ſagte Anne Marei, das iſt gut angegeben und ausgipizlet bſunderbar. Aber es wet mih faſt afah gruſe, wenn ih dra ſinne, wie mänge Mönſch drinn ume faslet het. O bhütis, da iſt nüt zgruſe, da geht Alles ganz ſauber zu, da haut man Alles, hälts den Leuten von weitem dar einen Augenblick, und wie ein Schein iſts weg, und es ſieht es Niemand wieder, antwortete die Wirthin. Jä, das wär wohl gut, ſagte Anne Marei, aber ich meine, wenns vom Tiſch kömmt, und von Einem zum Andern, und d'Sach ſo mängiſch verakkommodirt wird, das gfallt mir doch nene nit, und wenn man hart dran ſinnet, könnt einem faſt wunderlich werden. Ja, ja, ſagte die Wirthin, d'Sach iſt zbidenke, und ein Sprichwort ſagt, es ſei gut, wenn man nicht Alles wiſſe, und das iſt wahr, es geht an vielen Orten nicht ſauber zu, und in viele Sachen kommen mehr Finger als d'Spinnele Bey hey. D's Beſte iſt dabei, daß es keinem

Menſchen ab ſeinen eigenen Fingern gruſet. Es gruſet der Köchin nicht ab den ihren, dem Kellner nicht ab den ſeinen, dem Stubenmeitſchi gruſet es ebenfalls nicht ab ſeinen Händen, und ſehr oft nicht einmal dem Stallknechte vor denen der Köchin. Das iſt das Böſte bei der Sache, denn gruſete es ihnen ab ihren eigenen Fingern, ſo führen ſie mit denſelben nicht in den Schüſſeln herum, um das Beſte heraus zu leſen, ſondern, wenn ſie was wollten, ſo thäten ſie erſt einen Löffel ſuchen, oder eine Gabel, und thäten mit denſelben ſein ſäuberlich herausfiſchen, was ihnen anſtändig wäre, ſtatt mit den Fingern, wie ſie es jetzt machen. Aber nicht bei mir, Frau, wohl denen wollte ich den Marſch machen, die ſollten mir! Erſtlich habe ich keinen Kellner, mag die nicht, mag Niemanden dafür zahlen, daß er mir im Hauſe herumfährt, wie der Tüfel im Buch Hiob, und ſuchet, wen er verführe, d. h. verſchlinge. Zweitens habe ich die Augen nicht bloß an einem Orte, ſondern an Allen, und wohl denen wollte ich, wenn die mir in den Platten herum heneten! Sie haben bei mir zu eſſen mehr als ſie mögen, aber ich gebe ihnen, ſie ſollen mir das Andere ruhig laſſen. Deretwegen, Frau, habt bei mir nicht Gruſen ab dem Eſſen, da ſeid nur ruhig, und wenn etwas in die Finger genommen ſein muß, ſo nehm ichs, mache Paſtetenzeug und Krügeli, und dann weiß ich, wo der Brunnen iſt, und wofür man das Waſſer braucht. Bloß mit der Köchin kann man nicht immer Alles zwängen, ſie haben das Verſuchen zWort, gäb wie ich ſage, ſie ſollten bloß ſchmöcken, das thue es auch. Ich wollte der Köchin ſchon lange ein Gitter vors Maul machen laſſen, aberes will mir kein Spengler dran hin. Möchte auch nicht, ſagte Anne Marei, möchte die Finger nicht darhalten, einen mehr oder weniger abzubeißen, darauf käme es einer rechten Köchin nicht an. Aber juſt, Hans Joggi, wollen wir fort, und jetzt macht uns die Uerti im Ernſt, wir wollen ja gerne bezahlen, und den Wein da auch dazu. Ich will keinen Kreuzer mehr, ſagte die Wirthin ganz beſtimmt, und je beſtimmter die Wirthin redete, deſto nöthlicher that Anne Marei, wie das kei Gattig hevg, bis es ſich endlich drein ergab, und nicht halb ſo ungern, als es den Schein hatte. Viel gelöst, und wenig verthan, da kann man denn doch heldſelig und fröhlich ſein, ſo geht denn auch die Sage: daß Hans Joggi und ſein Anne Marei, nebſt zwei andern Weibern, die ſie aufgeladen auf dem Heimweg, haupt hellige geſungen hätten, daß es den Zaunſtecken Thränen ausgetrieben. Sei dem nun wie ihm wolle, es wäre gut, es begegnete auf dem Heimwege Niemanden was Schlimmeres, denn beſſer iſt doch ſingen, als wüſtthun.

Am Neujahrstag da war es ganz anders, als am Weihnachtstage, wo die Sonne ſchien und doch am Himmel es ſo klar war, daß man hätte meinen können, wenn man nur noch ein ganz klein wenig beſſere Augen hätte, müßte man bis hinein in den Himmel ſehen. Am Neujahrstage war es zwar weiß auf Erden, aber dunkelweiß, nicht zwei Schritte ſah man vor ſich hin, es ſchneite, als ob es nie mehr gut wäre. Flocken wie große Nastücher oder kleine Leintücher ſchwebten maſſenweiſe nieder. Es war ſo recht, als wollte der liebe Gott dem Menſchenkind predigen: O Menſchenkind, mach die Augen auf und betrachte, wie weit du ſiehſt auf Erden, kaum einen Schritt von dir weg erkennſt du die Dinge, die da ſind, weiter hin ſiehſt du nicht, was kömmt ſiehſt du auch nicht, und wer von deiner Seite geht, verlierſt du aus den Augen, was iſts, das du ſiehſt? Eine Hand breit Erde rund um dich, nicht groß genug zu deinem Grabe. Das iſts, was du ſiehſt von der Zeit, die über dich hinrauſcht. Du hörſt ihren

Flügelſchlag, aber ob du den nächſten hörſt, weißt du nicht, du weißt, daß du biſt, aber ob du am Abend noch ſein wirſt, und wer am Abend noch mit dir ſein wird, iſt dir verborgen.

Du weißt vielleicht was du haſt, aber was morgen dir noch bleibt, das iſt dir verborgen, und nach dem Morgen kömmt ein anderer Morgen, kommen, Einer nach dem Andern, 365 Morgen, und von denen bringt ein Jeder etwas, nimmt ein Jeder etwas, und was Jeder bringt, was Jeder nimmt, das weißt du auch nicht, o Menſchenkind. Und wenn die 365 alle verronnen ſind, dann erſt iſt das Jahr verronnen, ein neues pocht an die Thüre, wie es dann ausſieht, wer noch iſt, wer nicht mehr iſt, wie viel Altes vergangen, wie viel Neues entſtanden, ja, ob die Erde noch iſt, oder verronnen im Waſſer, oder verzehrt vom Feuer, ſiehe, das weißt du auch nicht, o Menſchenkind! Siehe, o Kind, was du weißt: du weißt, daß du in dieſem Augenblick noch biſt, weißt, daß draußen es ſchneit in dieſem Augenblick, kannſt zählen, wer um dich iſt in dieſem Augenblick, aber wie es iſt im nächſten Augenblick, ob gleich oder anders, das weißt du nicht! Sehr merkwürdig iſt es, daß es an ſolchen Tagen, wo er nichts ſieht draußen, dem Menſchen, der ein gutes Dach über ſich hat und ein gutes Gewiſſen in ſeinem Leibe, gerade am heimeligſten ums Herz wird. Er hält ſich drinnen ſtill, er ſtrecket behaglich am Ofen oder Feuer ſich aus, iſt herzlich zufrieden mit ſeinem Dache, wenn es nur ein gutes iſt, iſt freundlicher als nie, und hat nie lieber Alle, die um ihn ſind, ſagt ein Gottlob nach dem andern, daß er nicht draußen ſein muß, ſondern drinnen ſein kann an der Wärme, und das Herz geht ihm auf, und was er Liebes und Gutes weiß, das giebt er den Seinen zum Beſten und preiſet Gott, wie er es Allen wohl mache, und wie am wöhlſten ſei Allen denen, die ihr Vertrauen auf ihn ſetzen, und wie er denen, die ihn lieben, Alles zum Beſten leite. Das iſt das wahre Heimelig, wenn der Menſch ſo von Herzen fühlt, wie wenig er iſt, wie groß der Herr iſt, und dabei ihm ſo wohl ums Herz wird, als wäre er halbers ſchon im Himmel. Es ſchneite den ganzen Tag, als ob der ganze Himmel zu Schnee geworden und eines Tages runter wollte. Kein Menſch verließ das Haus, es wäre eine halsbrechende Arbeit geweſen, von der Keßlere wegzukommen. Die Kinder lernten am Tiſche, doch nicht mit beſonderem Glück, ſie mußten immer an den Wein denken, der ihnen heute zu Theil werden ſollte. Die Mutter kochte draußen, als wenn ſie eine Hex braten wollte, an altem Fleiſch, welches wahrſcheinlich von dem Kalbe kam, welches in der Arche Noah das Licht der Welt erblickt hatte. Auch ein Hammebein ragte aus dem Hafen hervor, und Birnen harrten des Augenblickes, wo ſie auf's Feuer kommen ſollten. Es war gar kein Wunder, daß die Kinder ſo oft die Bücher verließen, um nachzuſehen, wie die Angelegenheiten in der Küche ſtünden, und einſtweilen wenigſtens eine Naſe voll der herrlichen Düfte in die Stube zu bringen, wenn die Mutter mit hochgeſchwungener Kelle ſie aus der Küche hineinjagte. Hans Joggi ſaß auch am Tiſche und an einer ſchweren Arbeit, er ſchwitzte ſtark. Er hatte zwei Schreibkalender in der Hand, beide in Schweinsleder gebunden, mit einem rothen Schnürchen ſchön verſehen, in der Hand ein dickes Bleiſtift, und wollte nachſehen, was in den Kalendern bereits geſchrieben ſtund. Hans Joggi war gar kein leichtſinniger Hausvater, man glaube ja nicht, daß er ſo blindlings in den Tag hinein lebte, daß er nichts aufſchrieb. Er machte alles Wichtige auf, nach ſeiner Weiſe. Wann eine Kuh trächtig geworden, wie viel Korn er gedroſchen, wann er den erſten Miſt geführt, den erſten Erdäpfel geſetzt, wie viel er aus dem Mütt Dinkel gelöſt, wie viel er verkauft, wie viel ihm daran bezahlt worden, das ging, aber leſen, was er geſchrieben, oder begreifen, was dieſe oder jene Zeichen zu bedeuten hatten, das war ein anderer Handel, daß es Hans Joggi alle Mal den Schweiß austrieb. Was das Schreiben nütze, möchte er fragen, ſagte er, wenn man hintendrein nicht mehr wiſſe, wie es mache? Am Ende begnügte er ſich gewöhnlich mit dem Troſte: he nu, wenn ers ſche nit chönn, ſo werd de ſcho öpper anger ſy, ders chönn. Aber was er davon noch verſtund, das gefiel ihm ſo übel nicht. Was er öppe Laufendes noch ſchuldig ſei, ſei eine Kleinigkeit, dagegen Manches einzuziehen, Anderes noch zu verkaufen, und wenn ſie einmal Zeit hätten, drüber zluege, ſo würden ſie auch ein ſchön Schübeli Geld beiſammen haben. Bei dem Buchſtabiren und der eigenthümlichen Zeichendeuterei hatte er doch recht kurze Zeit, daß es ihm ganz ungſinnet kam, als Anne Marei mit der Nachricht kam, war d' Sach ſyg ling, es hülf eſſen, länger zwarte trag nüt ab.

Hu, wie ſtoben die Kinder zweg, um die Herrlichkeit zu beſchleunigen, ſie hätten der Mutter ſicher ein dreifach Hurrah ausgebracht, wenn ſie was von Hurrah gewußt, und was das zu bedeuten hätte. Und ſie lebten wirklich in Herrlichkeit, von der Suppe weg bis zu den Weihnachtringen, welche als Deſſert dienten, in einer Herrlichkeit, wie ſie ſie nicht größer denken konnten auf Erden, und wenn ihnen Jemand geſagt, was die Reichen hätten, und wie die noch ganz anders lebten, ſo hätten ſie gefragt, aber düecht es ſe de ſövli gut wie üs, u hey ſi o ſeligi Hamme u ſeligi Ringe, u de noh ſelige Wy, ſövli gute, feuf Batzige? Man kann es nicht ſattſam wiederholen, es kommt nicht darauf an, was man ißt, ſondern wie es einem dünkt, und nimmt man dieſen Maasſtab zur Hand, ſo leben durchſchnittlich die Armen unendlich beſſer als die Reichen, d. h. die arbeitenden Armen, dieſe leben in der Regel wohl an ihrem Eſſen, die Reichen, je älter und reicher ſie werden, um ſo ſeltener. Merkwürdig iſt, daß in den untern Ständen man ſelten eine neue Speiſe ißt, ohne ſie auszuſpucken, daß, namentlich der Bauer, immer wieder zu den Speiſen zurückkehrt, an die er von Jugend auf gewöhnt iſt, und auf was anderes gar nichts hält, geſchweige, daß er Geld dafür ausgiebt, während in den ſogenannten höhern Ständen man vom Gewohnten nichts mehr mag, weil man eigentlich keinen Appetit mehr hat, und immer etwas Neues, Verfluchteres herbei muß ums ſchwerſte Geld, um ſich einen künſtlichen Hunger zu verſchaffen, d. h. Gwunder wie das ſei, und ſich dann einzubilden, es ſei gut, und ſich zu zwingen davon zu eſſen, wenn es ſchon abſcheulich ſchmeckt. Wenn nun Einer vor lauter Wohlleben dahin gekommen iſt, daß er gar nicht mehr wohl leben kann, weil ihn nichts mehr gut dünkt, ſo probire er, und gehe den Weg zurück, den er gegangen, eſſe weniger köſtlich, einfacher und immer einfacher, arbeite dazu, ſo geben wir eine Wette ein, wenn er bei Milch oder Waſſer, Kartoffeln und Kraut angekommen, ſo lernt er wieder, was gut dünken heißt, und mit gutem Appetit eſſen, wenn er was ſchafft, und Arme oder Beine gehörig braucht. Und doppelt gut dünkte es die Alten, ſie lebten herzlich wohl auch am Wohlleben ihrer Kinder. Nu Gottlob, daß mrs hey und daß mrs men, ſagte Hans Joggi. Was will man mehr auf der Welt!

Das gute Eſſen, der ungewohnte Wein machte die Kinder erſt unbirtig, dann ſchläfrig und Anne Marei ſchickte ſie ſchlafen. Als Ruhe war in der Stube, ſagte Anne Marei zu Hans Joggi, du haſt dieſen Morgen die Kalender erleſen, wie liefs im vergangenen Jahr, wir haben doch wohl ein Schönes verdient? Ich glaube es, ſagte Hans Joggi, aber für beſtimmt könnte ich dir es nicht ſagen, von wegen, Öppis iſt uf gmacht und Öppis nit, und mit dem Zſämezieh ha nih nit recht chönne drus cho. He, weißt was, ſagte Anne Marei, wir wollen das Geld zuſammen thun und zählen, wie viel es iſt, wir haben wohl Zeit und ſind ruhig, da wird es ſich ſchon ergeben, was m'r hey, das hey m'r, u was m'r nit hey, das hey m'r nit. Der Vorſchlag war Hans Joggi ganz recht, denn wer ſitzt nicht gerne behaglich hinterem Tiſche, einen Haufen Geld vor ſich und überzählt ſeine Reichthümer, es iſt jedenfalls viel angenehmer, als wenn man tiefſinnig am Bureau ſitzt, den Schulden nachſinnet und nicht herauskriegen kann, wie groß ſie ſind. Soll ich es holen? frug Anne Marei. Nein, ſagte Hans Joggi, will ſelbſt gehen, du weißt, es iſt mehr als an einem Orte, wegen den Schelmen, finden ſie auch das Eine, ſo bleibt doch das Andere übrig. Du wirſt aber auch noch haben, hol das. Meinſt? ſagte Anne Marei. Hans Joggi trug zuſammen, ein klein Säcklein mit einem Dutzend großer Thaler, ließ er aber doch liegen und dachte, es iſt eigentlich doch nicht nöthig, daß die Frau Alles weiß beim Kreuzer. Wenn die Weiber wiſſen, wie viel Geld man hat, ſo kömmt gern der Hoffarthstüfel und nach dem der Hochmuthstüfel und ein Tüfel nach dem Andern, bis ſie ſie übers Kübli haben. Es hat keine Art, wie d'Tüfle de Wybere uſſetzig ſy, grad wie d'Flöh, ſie wiſſen aber wohl warum. In einem Körbchen im Gänterli war Münze und kleines Silber, woraus man die laufenden Haushaltungskoſten beſtritt. Das war in dieſem Augenblick auch ziemlich geſpickt, das brachte er ebenfalls nicht. Das lohne ſich nicht zu zählen, ſagte er der Frau, es ſei nicht viel darin, und man nehme doch alle Tage daraus, es trage alſo nichts ab, wenn man heute ſchon wiſſe, wie viel darin ſei, morgen ſei es ja ſchon anders. Man ſieht, Hans Joggi kannte den Weltlauf und war doch, ſo zu ſagen, ſo gleichſam ſelbſt ein Menſch. Die meiſten Menſchen nun haben etwas Elſter- oder Hamſterartiges und ſammeln gerne Schätze, zwar nicht für den Himmel, ſondern ſonſt geheime, die ſie verbergen beſtmöglichſt, daß Andere nichts darum wiſſen ſollen. Am weiteſten treiben dieſes die Morgenländer, am meiſten die Araber. Daher dort eine Unmaſſe vergrabenes Geld verloren gehen ſoll, weil die Eigenthümer ſterben, ehe ſie ihre Geheimniſſe geoffenbaret. Die Leute, welche in Europa wohnen, ſind nicht eigentliche Araber, ſondern in der Mehrzahl etwas gemeinerer Art, aber im Mutechmachen heimlicher Weiſe, darin ſind ſie von der nämlichen Race. In den gebildeten Ständen ſcheint dieſe Eigenthümlichkeit zu erlöſchen, ſcheint es aber nur. Da hat freilich der Mann ſein eigen Bureau und ſeinen eigenen Schlüſſel dazu, und die Frau ihr eigen Bureau und ihren eigenen Schlüſſel, da weiß man alſo ſicher, wo die Schätze ſind, nur freilich nicht immer wie groß oder wie klein ſie ſind, wenn man nicht zufällig zu dem Schlüſſel des Andern kommen kann, was zuweilen geſchehen ſoll. Was man Verborgenes hat, von dem man lange Zeit weder weiß, daß es iſt, noch wo es iſt, das ſind Schulden, doch es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kömmt doch endlich an die Sonnen, voraus die Schulden, wenn ſie nicht bezahlt werden, beſonders die Weiberſchulden, die es dann in Geſtalt von Comptos, beſonders zur Neujahrszeit ins Haus ſchneit, und von denen es abhängt, ob der Mann einen ſtrengen oder einen milden Winter hat. Ja, da giebt es Ueberraſchungen, wo man das Maul nicht mehr zubringen kann vor Erſtaunen und riskirt das Seitenſtück von Loths Weibe zu werden. Nur die Ueberraſchungen ſind nicht unangenehm, wo uns das Weibchen in einem ſtandesgemäßen grünen Beutelchen oder beſſer Börſe, ein Dutzend oder zwei Goldſtücke bringt und ſagt: Sieh, Mannli, das habe ich dir erſpart in dieſem Jahr und haſt es nicht gemerket, und lebteſt doch wohl dabei. Von wegen, wenn man dieſes Sparen merkt, wenn es dem Maul abgezogen iſt, ſo iſt die Ueberraſchung am Neujahr gering, hat jedenfalls eine ſehr unangenehme Seite und kann ſehr bedenkliche Sorgen für die Zukunft erzeugen. Nun, Anne Marei gehörte nicht zu den Gebildeten, welche am Neujahr mit einem Comptoiſturm das liebe Mannli beſchneien laſſen, auch nicht zu denen, die es dem Mann abbrechen, wenn ſie erſparen wollen, Hans Joggi war mit Anne Marei's Haushalt vollſtändig zufrieden, ſondern zu denen, welche den Mann ungſinnet mit einer Summe überraſchen, an die er nicht gedacht, alſo äußerſt angenehm. Daß Anne Marei Geld hatte, das wußte Hans Joggi wohl. Es hatte den klein Verkauf in Händen von Obſt, Milch, Anken, Eier u. ſ. w., und wenn es den Erlös dem Hans Joggi einhändigte, ſo ſagte es oft, da haſt Geld, aber nicht Alles, ich will auch was für mich. Darauf hatte denn Hans Joggi entweder nichts geſagt, oder: he nun, es iſt gut, daß ich das weiß, wenn ich dann mangle, komme ich zu dir und du kannſt abſchaffen. Anne Marei folgte dem allgemeinen Zug Geld bei Seite zu machen und zu verbergen, wie ſeine Hühner die Eier, um gelegentlich mit demſelben herauszurücken, und an ſeines Mannes großen Augen ſich zu ergötzen, und Hans Joggi ließ Anne Marei die Freude, Geld zu haben, er kannte kein Loch in deſſen Sack, aus dem unmerklich zu rinnen pflegte. Er dachte, he meinetwegen gäb ich es habe oder du, wenn es nöthig iſt, mußt doch füre mit, er war darin weit geſcheuter, als oft ſehr gebildete Männer, aber Anne Marei auch weit zuverläſſiger, als manche ſehr gebildete Frau. Es iſt vom Uebel im Eheſtand, wenn Beiden das gemeinſame Wohl nicht gleich am Herzen liegt, ſondern der Sinn ſich einniſtet, der Sondergut machen will, oder ſonſt nach Apartigem trachtet, der das dem Gemeinſamen Entzogene als ein gefunden Freſſen betrachtet und braucht. Hans Joggi leerte ſeine Strümpfe und Säcklein aus, es war ein anſehnlich Häufchen und gab eine Summe, die über die nöthigen Zinſe reichte, und noch Manches war nicht verkauft. Und jetzt legte auch Anne Marei ein Schübeli ſchönes Geld dar, welches es ſich aus dem wüſten geleſen und bei Seite gebracht hatte. Schönes Geld zieht die Weiber ſehr an, ſie können es kaum mehr aus den Händen bringen, daher kluge Männer ihren Weibern gerne, namentlich für ihre Privatausgaben, ſchönes Geld in die Hände ſpielen, und ſo den Weibern manche Ausgabe erſparen. Du hätteſt mich wüſt betrügen können, ſagte Hans Joggi, daran hätte ich doch nicht gedacht, daß du ſo viel hätteſt. Biſt zfriede mit mir? fragte Anne Marei. Allweg, antwortete Hans Joggi, was wet ih meh. He nun ſo dann, wenn du zufrieden biſt, ſo mußt noch mehr haben, wäreſt du nicht zufrieden geweſen, du hätteſt es nicht haben müſſen, ſagte Anne Marei und zog aus dem andern Sack faſt ebenſoviel. Tüfel, ſagte Hans Joggi, wo haſt du das Geld Alles her, das hätte ich doch keinem Menſchen geglaubt, daß eine Frau ſo viel einſacken könnte. Wart du nur, ein andermal will ich dir anders aufpaſſen. Machs und paß, ſo will ich dir erſt zeigen, was eine Frau machen kann. Da iſt kein Mann auf der ganzen Welt im Stand, es einer Frau zverhalten, wenn eine Frau will, ſie iſt gewiß immer ſchlauer als der Mann. Ich weiß, wie das geht, Hans Joggi, ich lernte es. Ich diente bei einer Frau, deren Mann ein Hund gegen ſie war. Sie ſollte per Exempel in einer Woche nicht mehr als ¼ Pfund Kaffe brauchen, und wenn ſie das Geld dazu forderte, branzte er, oder ſagte ihr wüſt. Und die lebte im Salb und ihre Töchter auch, du glaubſt es nicht. Sie ſtahlen wie die Rattmäuſe, konnten aber dem

Alten flattiren und nöthlich thun, es verſprengte mich oft vor Lachen. Der Mann wäre um manch tauſend Pfund reicher geweſen, wenn er ihnen das Geld geradezu gegeben hätte, denn das was ſie verſtöckten, ging meiſt um den halben Werth weg. Ja, da glaube ich, du könnteſt es, ſagte Hans Joggi, du wirſt tapfer geholfen haben? Kann wirklich nicht ſagen, daß ich nie die Hand geboten, aber allemal ungern, denn, ich wußte doch, es war nicht recht und wenn der Bauer mich erwiſcht hätte, ſo hätte ich ſicher der Schelm ſein müſſen. Darum ging ich auch weg, der Platz wäre ſonſt gut geweſen, ich mochte nicht dabei ſein, wenn es etwa einmal eine rechte Anrichtete geben ſollte, aber es gab bis jetzt, ſo viel ich weiß, noch keine. Sie werden es ſelbſt oder nur durch vertraute Leute vermargidenteret haben, ſagte Hans Joggi. Du liebe Zyt, ſagte Anne Marei, durch Bettelbuben, durch Güterbuben, durch Hausleute und Hausleutenkinder, durch Weckenfrauen und Beſenbinder, kurz durch alle Leute, deren ſie irgendwie habhaft werden und die im Lande herumlaufen konnten. Aber da hätte der Bauer doch darüber kommen ſollen, ſagte Hans Joggi, wenn er nicht ein dummer Löhl geweſen. Schwyg, o ſchwyg, ſuſt könnte mich der Gluſt ankommen, dir zu zeigen, wie das geht, aber es wär nit gut und Gottlob habe ichs nicht nöthig. Nein, der iſt, habs nit ungern, viel geſcheuter geweſen als du, aber wer hätte die Weiber verrathen ſollen. Wer es gethan, den hätte der Bauer abgeſchlagen wie einen Hund, und nachher hätte er nie mehr da einen Kreuzer verdient, nie mehr unter das Dach dürfen. Da nahm ſich Jeder wohl in Acht, für ſo was ſind die Leute geſcheut genug, gäb wie dumm ſie ſonſt ſeien. He nun ſo dann, ſo werden wir beim Alten bleiben müſſen, ſagte Hans Joggi. Sei du froh, antwortete Anne Marei, du zögeſt den Kürzern und ſo geht es ja gut, wenn es Gottes

Wille iſt, ſo kommen wir da zweg. Es machte mir anfangs Angſt genug, nun gewonnen iſts nicht, aber wenn es nichts anders giebt, ſo wird es ſchon geben.

Ja, ſagte Hans Joggi, das geht ſchon, das Land iſt gut, es mangelt nichts, als daß man ihm auch was giebt und gut arbeitet, d's Halb mehr zfehle kann es geben. Wenn einem einmal die Schulden nicht mehr plagen und man ſich ſo recht kehren kann, dann läßt ſich leben hier, und es kann auf der Keßlere wieder einen Bauer geben, wenn die Leute ſchon meinen, es gebe keinen mehr hier, ſagte Hans Joggi mit Selbſtgefühl. Bſunderbar wenn man das ander Heimath znächſt wieder d'rzu kauft, wo ehemals dazu gehört hat, und ein neues Haus baut, es hätts ſchon jetzt nöthig, wenn man es vermöchte, ſo giebt das wieder einen von den ſchönſten Höfen. O, Hans Joggi, lachte Anne Marei, hätt nit glaubt, daß du e ſelige Göhl wäriſt und ſelig Gedanken hättiſt. Denkſt nicht o ſcho dra is Chor zhocke, als Gerichtſäs oder gar als Amme, und hey mir no de Gring voll Schulde und iſt noh ſo ungwüß, ob ſie üs möge, oder mir ſie. Und doch wurde es auch Anne Marei dabei warm ums Herz und ſein Geiſt erhob ſich ebenfalls und ſpazierte mit Hans Joggis Geiſt in die Zukunft hinaus und bauete Häuſer, pflanzte prächtige Sachen, den allerſchönſten Flachs. und Korn in die hundert Mütte, und redeten ernſtlich miteinander, was vortheilhafter ſei, ob mit den Schulden abfahren oder vorerſt das Geld in Nutzen für den Hof und rechte Bſatzig verwenden, das trüge mehr als den Zins ab, den ſie zahlen müßten. D's Beſte wärs, wenn man ganz ſicher wäre, daß man ruhiges Geld hätte, wo man nicht Kummer zu haben brauchte, es werde abgeſagt ungeſinnet. Anne Marei meinte, das ſei nicht gefährlich, ſie hätten ja einen ſo guten Herren an der Hand. Hans Joggi ſagte, man könne nie wiſſen, die Menſchen könnten ändern oder gar ſterben. Indeſſen die Hauptſache ſei, daß richtig gezinſet werde, wenn abgeſagt würde, werde immer Geld zu finden ſein, deren ſei genug in der Welt. Ihre Geiſter hoben ſich und machten Pläne und ſchifften in rothen Wolken. Plötzlich begann Anne Marei zu ſeufzen und zu jammern: O, Hans Ueleli, Hans Ueleli, an den muß ich immer denken, warum mußte der das nicht erleben! Was das für es ſchöns Bubi gſi iſch u für es liſtiges, was der hie für e Bur gä hätt, e ſchöne und e ſchlaue, wohl er hätts zweg bracht, daß er im Ober hätt chönne hocke!

Wohl, ſagte Hans Joggi, er hätte doch nicht vermocht das Heimath zu übernehmen. Warum nicht, antwortete Anne Marei, das wäre ja nicht morgen ſchon, erſt in zwanzig, dreißig Jahren, da wären dann Gülten, wenns gut ginge, und er eine reiche Frau nähme, würd er nur nicht viel heraus ſchuldig. Nun, es war gut, daß die Kinder erwachten und zu ſpektakeln anfingen, denn häßig und lümmelhaft waren ſie erwacht, es weiß kein Menſch, wie weit ſie ſonſt in ihren Spekulationen ſich verſtiegen hätten. Ein ſolches Schwärmen mögen wir gar wohl leiden, ja wir gönnen es jedem Menſchen, der daran wohl lebt, wenn es ihn nach oben zieht, ſtärkend auf ihn wirkt, ſo daß er mit neuem Muth und neuer Kraft zu verwirklichen ſucht, was er Schönes geträumt. Wirkt es aber umgekehrt, heult und flennt der Menſch, wenn er aus ſeinen Träumen erwacht, hadert er mit Gott und den Menſchen und ſtreckt alle Viere von ſich, daß er nicht von Kindesbeinen an ſchon beſitzt, was er geträumt, billt er die Weltordnung an, weil er nicht bevorzugt iſt, dieſe nicht Andern nimmt und ihm giebt, dann haſſen wir das Schwärmen und Träumen, es iſt verzehrend Gift für den Träumer. Nun, bei geſunden wackern Menſchen iſt das Schwärmen zumeiſt der erſten Art. Das Zweite findet man heut zu Tage ſehr häufig unter denen, welche dafür halten, ſie ſeien gebildet, erhielten dafür zu wenig Leckerbiſſen und müßten dazu noch was ſchaffen, was ſie für ſehr fatal halten. Es ſind die Kranken am Zeitgeiſte, die ſehr ſchwer zu kuriren ſind. Luftänderung ſoll heilſam ſein, namentlich ſoll Amerika für ſie ein beſonders geſunder Aufenthalt ſein, wo Viele radical kurirt worden ſeien.

Nun, deßwegen brauchten Hans Joggi und Anne Marei nicht nach Amerika auszuwandern, ihr Träumen erſchlaffte ſie nicht, ſteckte nicht mit Mißmuth ſie an, mit erneuerten Kräften ſchafften ſie an ihrem Tagewerk. Anne Marei ſpann, als ob das Stroh vom Dache geſponnen ſein müßte, und wenn es auch nicht ſo viel abtrug, wie ehedem, ſo war es doch immer ſo viel und es hielt dafür, etwas ſei doch beſſer, als nichts. Das iſt ebenfalls eine geſunde Anſicht, die viele Arme unſerer Tage nicht mehr haben und die ihnen wieder beigebracht werden muß, wenns beſſern ſoll, und wärs mit Hunger und Schlägen. Wenn Kinder im Tag 6 Kreuzer verdienen, ſo verdienen 3 Kinder doch 18 Kreuzer, 18 Kreuzer ſind in einer armen Haushaltung ſchon ein Bedeutendes, machen entweder den Kaffe, oder die Milch und das Brot, man glaubt nicht, was das ſchon den verdienenden Vater erleichtern muß. Und doch wollen gerade ſolche Väter in ihrem ungeſunden Sinn dieſes nicht erkennen, ſchätzen 6 Kreuzer nichts, auch bei der Ausſicht, in wenig Monaten, bei einiger erworbener Fertigkeit, zu 12 Kreuzern zu kommen, ziehen die Kinder zurück, verläumden die Arbeitgeber, plagen die Behörden, beläſtigen das Publikum, ſperren gegen jeden Chriſtenmenſchen das Maul auf wie hungrige Wölfe im Winter gegen Schafe und Rinder in Rußland. Die ſollte man ringgeln, ihnen das Maulaufſperren vertreiben und ſie hungern laſſen, bis ſie das Bellen und das Beißen vergeſſen, zahm werden und wieder arbeiten. Wir ſind durchaus nicht unbarmherzig, üben Milde und mahnen dazu, aber wer nicht arbeiten will, ſoll auch nicht eſſen, das iſt ein göttlich Wort, ſoll den Menſchen ein Grundſatz ſein, und wie viel Uebel kommen wohl daher, daß wir in einer grundſatzloſen Zeit leben, keine Grundſätze mehr haben, an keine mehr uns halten, ſondern an unſern Einfall und nach unſerem dünkelvollen Gutdünken, das ein Kaleidoskop iſt, handeln! Schätzt man den Kreuzer nicht, kömmt man nicht zum Batzen, und das nennt man böſe Zeiten, weil, da man den Kreuzer nicht ſchätzt, beim Kreuzer nicht anfangen will, man auch nicht zum Batzen kömmt. Arbeite man wie ehedem, ehre man den Kreuzer, ſo werden auch die Zeiten wie ehedem. Da ſollte uns jener Jude ein Exempel ſein: Zwei bedeutende jüdiſche Börſenmänner hatten eine glückliche Spekulation gemacht und umarmten ſich in ihrer Herzensfreude auf der Börſe noch Dieſe Zärtlichkeit machte ſich ein jüdiſcher Junge zu Nutz und zog dem Einen das ſeidene Schnupftuch aus der Taſche. Das ſah der Andere und rief: Herr Baron, der Kleine da ſtiehlt ihnen ihr Schnupftuch aus der Taſche. Ach laſſen wir ihn, Herr Geheimerath, haben wir ja auch beim Kleinen angefangen! antwortete der Herr Baron. Was das Weibervolk den Tag durch geſponnen, das haspete Hans Joggi am Abend, am Tage holzete er und fütterte, ſo ging ein Tag nach dem andern vorbei, ſie merkten es kaum, bis die Sonne höher ſtieg, die Tage längeten, die Sehnſucht nach dem Frühling immer mächtiger wurde. Wenn man nur bald uſe chönnt, gab werche, ich erleide es bald nicht mehr in der Stube, hörte man Anne Marei alle Tage ſagen. Doch das ging nicht ſo geſchwind, dießmal harzete der Winter, wollte gar nicht fort, der Schnee war immer wieder da, es war, als ob auch er die Autorität der Sonne nicht anerkennen, es einmal zErnſtem verſuchen wolle, ob er ihr nicht Meiſter werden könne. Da wären die Menſchen übel dran, wenn es Winter bliebe. Doch das wird Gott, wenn nicht um der Menſchen, ſo doch um ſeiner lieben Vögelein und ſeiner Blumen willen, nicht thun. Endlich ging der Schnee ab, aber dem Korn hatte er beträchtlich geſchadet. Rauhe Winde bließen, die Arbeit draußen war nicht luſtig und fröhlich. Wenn man die Kutte an haben muß und noch dazu die Zwilchhändſche, ſo iſts ein unfreundlich Schaffen. Was aber die Hauptſache war, das Gras wollte nicht wachſen, es war ſchon tief im April, von Graſen war keine Rede und auf der Bühne konnte man die Tage genau abzählen, für die das Futter noch ausreichte. Hans Joggi kratzte ſtark in den Haaren und ſagte, es gebe abermals wie die Alten geſagt, je mehr Heu es gebe, deſto rarer werde es im folgenden Frühling. Man rechne ihm zuviel, ſtelle mehr Waare ein, füttere gut und ſei dann ungſinnet zBode. Hans Joggi hatte nicht ſchlecht ſpekulirt, den Hof zweg zu machen ſei die Hauptſache, dazu brauchte er Miſt und abermal Miſt und füttert man nicht gut, ſo kriegt man keinen, und viel altes Heu auf der Bühne trägt nicht nur nichts ab, wie liegendes Geld, ſondern es liegt Nahrung darin, welche dem Lande gehört, und kriegt es ſie nicht, ſo leidet es Schaden, ermagert. So ein Klafter zwei oder drei übrig haben im Frühjahr, ſchadet nichts, man kann ſie durch den Sommer und im Herbſt immer brauchen, und iſt oft ſehr froh darüber. Aber, wo iſt der Landmann, der das immer ſo genau zweg mödeln kann, daß ihm immer exakt eben recht übrig bleibt, oder daß er doch exakt genug hat? Es weiß Keiner, wann das Graſen anfängt und wie das Heu ausgiebt und darhält, iſt auch nicht im Voraus zu berechnen. Nun dießmal machte es ihm nicht ſo viel, als es im vergangenen Jahr ihm gemacht hätte. Vor Allem aus hatte er einen prächtigen Miſthaufen, an welchem er ſeine herzliche Freude hatte, ihn oft betrachtete mit Behagen und nachdachte, wo er ihn am beſten anbringen könnte.

Zehntes Capitel.

Von ungſinneten Sachen, per Exempel, Briefen und Weibeln nebſt einigen Betrachtungen.

Hans Joggi hatte mehr Geld als im letzten Jahr, das Kaufen that ihm juſt nicht weh, aber es ärgerte ihn. Er haſſe nichts mehr, als die ungſinnete Köſte, ſagte er, wenn es ſo geben ſolle, ſo könne man ja keine Rechnung machen. Hier zwanzig Kronen, dort wieder zwanzig Kronen, da hätte man ja bald gar nichts mehr. Der gute Hans Joggi hatte ein Jahr gehabt, in welchem er mehr eingenommen, als er gedacht, aber dieſe Jahre ſind ſelten, gar viel öfterer kommen die Jahre, in denen man mehr ausgiebt, als man gſinnet, von wegen die ungſinneten Ausgaben ſind viel häufiger, als die ungſinneten Einnahmen. Oder, frage man, Land auf Land ab alle Hausväter, ob es nicht alſo ſei? Sie werden Alle „ja" ſagen und uns die Lehre geben, eben deßwegen müſſe man einen Artikel für das Ungſinnete oder Unvorhergeſehene, wie es heißt, aufnehmen, dann komme es gut. Da iſt eben wieder nur die Aufgabe, denn ſolche Artikel ſind gewöhnlich zu klein, die Hauptſache bleibt, Budjets hin Budjets her, immer die, ſich nach der Decke zu ſtrecken und in allen Artikeln beſtmöglichſt zu ſparen. Endlich kam doch das rechte Wetter zum Pflanzen, da hatte man alle Hände voll zu thun und wußte doch nicht, wo wehren, obgleich alle mögliche Vorarbeit gemacht war. Die Pflanzplätze waren gerüſtet, die Erdäpflere geſchält, gebrannt und neben dem Miſt lag noch eine Menge Branderde zur Verfügung. Einmal, als Hans Joggi auf dem Felde war, kam ein Brief. Anne Marei konnte nichts daraus machen, Hans Joggi ebenſo wenig und keins der Kinder. Das ſei die verfluxte neue Gſchrift, hieß es, wo der Hundertſte ſich nicht darauf verſtehe, die man verbieten ſollte, denn die hätte man nur erſinnet, um die Leute zu betrügen und ſie machen zu unterſchreiben, ſie wüßten nicht was. Der werde wohl warten, hieß es, bis man ihn Jemanden zeigen könne, der ſich drauf verſtehe, und ſomit ſteckte man ihn unter den Unterzug, d. h. zwiſchen den Balken, der durch die Stube läuft und die Decke, da iſt das offene Brieffach, wohin alles Papier geſteckt wird, das ins Haus kömmt, die Schulſchriften ausgenommen.

Da ſtak das Papier ganz ruhig und ward vergeſſen. Hans Joggi hatte die Hände voll Arbeit und bei ſeiner Arbeit war auch ſein Kopf. Anne Marei war nach Art der Weiber wohl auch gwundrig, es wußte für ſein Leben gerne, was dieſe oder jene Nachbarin ſage, mache, und was für Kilter ihre Töchter hätten, aber was in einem Brief ſtehe, kümmerte ihns hell nichts. Was ging ihns das an, was ſo in einem Briefe ſtehen konnte? Nachdem vierzehn Tage verfloſſen waren, klopfte es einmal, während ſie am Eſſen ſaßen, an der Thüre. Es doppelt Neuer, ſagte ein Kind. So dopple er, ſagte Anne Marei, der wird wohl warten, bis wir gegeſſen, es wird ein Heuſcher ſein, und der kann warten. Ja, poz Türk, da doppelte es noch einmal und zwar in einem Tone, der deutlich zu merken gab, der draußen ſei nicht Sinns lange zu warten. Da öffnete Hans Joggi, der oben am Tiſche ſaß, hinter ſich das Läuſterli, und ſtreckte die Naſe (viel mehr ging nicht durch) hinaus, und da rief es häſſig, ehe er noch fragen konnte, wer doppelt ſo, der Bauer ſoll uſe cho! Wennih geſſe ha, chume nih vo m'r ſelber, u chaſt nit warte, ſu chum uche, rief Hans Joggi und ſchob das Fenſterchen wieder vor. Wie es ſchien, konnte der nicht warten, er kam raſch durch die Küche zur Thüre hinein und ſagte: Grüß Gott und Gott ſeg nechs. Ich hätte da etwas, das ich dir kund machen ſoll, und ſtreckte Hans Joggi ein Papier dar. Der ſagte kaltblütig, leg ume ab, ih ha bald geſſen, und wenn du magſt, ſo hock zueche u nimm, d'rwyle cha me brichte, was drinn iſt, ds Gſchribesleſe iſt nit wohl für mih, d'rnebe, wenn es ſy muß, kann ihs o, warum nit? Er hätte nicht Hunger, ſagte der Mann, und die Erdäpfel möge er nicht am beſten erleiden, ſie machten ihm einen böſen Magen. D'rnebe wolle er ihm ſchon ſagen, was es ſei. Er werde dem Hauptmann Lätich Geld ſchuldig ſein, der laſſe ihn auffordern, alsbald zu zahlen, ſonſt werde er ihn übergeben und austreiben laſſen. Das werde wohl erlogen ſein, ſagte Anne Marei zornig. Der ſei im letzten Herbſt da geweſen, das ſei kein ſolcher Uhung und das ſei er nicht. Er habe ihnen Alles Liebs und Guts verſprochen, ſie wollten einander an die Hand gehen, wie ſie könnten und möchten, der laſſe arme Leute, die das Mögliche thäten, nicht ſo mir nichts dir nichts auf die Gaſſe thun.

Und wenn er ſchon wollte, wollten wir denn noch luegen, potz Tüfel! Ume nit ſo bös, ſagte der Mann, ich bin der Weibel und muß thun, was man mir befiehlt. Der Hauptmann wird euch wohl geſchrieben haben, warum gebt ihr nicht Beſcheid und laßt es darauf ankommen, das gſpaßet ſih bür me bi nit. Es iſt neue e Brief cho, ſagte Hans Joggi, aber es iſt es Kribel gſi, es het Niemere chönne drus cho. Anne Marei, wo iſt er? Nun der Brief ward unter dem Unterzug hervorgenommen und dem Weibel eingehändigt, da fand es ſich denn, daß der Brief wirklich von ihrem Hauptmann war, und ganz ſanft und gutmüthig lautete. Er habe gehofft, da der Zahlungstermin verfloſſen ſei, Jemanden bei ſich zu ſehen, wenn nicht Geld zu erhalten, da das nicht geſchehen, ſo müſſe er ſchreiben, da er unverzüglich Geld haben müſſe, wenn er nicht ſelbſt in Verlegenheit kommen wolle. Er ſei Bürg geweſen und müſſe nun zahlen, und daher über Hals und Kopf einziehen, was er ausſtehend habe. Sie ſollten ihm nicht zürnen, er thäts nicht, wenn er nicht müßte. He nun, ſagte Anne Marei, hab ich nicht recht, habe ich nicht geſagt, der Hauptmann ſei nicht ein ſolcher Uflath. Mit dem kann man ſchon reden. Aber warum antwortet ihr ihm nicht, wenn er es doch gut meint, warum geht nicht Eins von euch zu ihm und brichtet ihm, wie ihr zweg ſeid. He, was ſollen wir antworten, wenn wir nicht wiſſen, was er geſchrieben, ſchreib er ein andermal beſſer, daß man es leſen kann, ſelig Briefe, wo Niemere leſe cha, hey gar nüt zbidüte, eiferte Anne Marei. Das iſt nicht halb ſo eine böſe Gſchrift, ſagte der Weibel, es kommen mir hundertmal ſchlimmere zHande und ſi müſſe o gleſe ſy, mi cha luege, wie mes macht. Das hättet ihr auch machen ſollen. Konntet ihr ſelbſt ihn nicht leſen, ſo hättet ihr laufen ſollen, bis ihr Einen gefunden, der ihn euch las. Briefe, die man erhält, läßt man bei Leib und Leben nicht ungeleſen liegen, ihr könntet in großes Unglück kommen. Aber jetzt, was ſollen wir machen, ſagte Hans Joggi, ſövli gſchnell wie dir jetzt chömet? Ihr müßt Stündigung ſuchen oder ſehen wie ihr Geld bekommt, antwortete der Weibel. Das Geld brauche ich nicht zu ſuchen, was ich jetzt zahlen ſoll, das ſoll mir von meinem Käufer alle Tage eingehen und ſo bald er es mir bringt, will ich es dem Hauptmann geben. Aber er muß warten, bis er es mir bringt. Ich habe jetzt nicht Zeit der Sache nachzulaufen, ich habe jetzt alle Hände voll zu thun, es iſt nur einmal Hustage im Jahr, antwortete Hans Joggi. Du warſt alſo bei deinem Schuldner und du weißt, daß er dir ungeſäumt an die Hand geben wird? fragte der Weibel. Dumm, ſagte Hans Joggi, wie wollte ich in dieſer Zeit ſeligem Zeug nachlaufen? Ich muß meine Sache machen, es macht ſie Niemand für mich. Ich vermag nicht Leute anzuſtellen, wie ein reicher Bauer, einen Melcher, einen Karrer und noch ein halb Dutzend deren Schnürflene, ich muß Alles ſelbſt ſein und der Meiſterknecht dazu, denn wenn ich nicht dabei bin, ſo wiſſen die Kinder nichts zu machen, d's Älteſt geht ja noch nicht zum Herren. Wenn mein Käufer Geld hat, ſo wird er ſchon kommen und zahlen, ſelb habe ich nicht Kummer, warum ſollte er nicht, zahlt iſt zahlt? Was Zinſe ſind, die kann ich euch gleich geben, die hätte ich Gottlob, mit Werche bringt man noch immer was ab. Der Weibel ſah Hans Joggi wunderlich an und frug ihn, alſo du haſt mit deinem Käufer nichts geredet, ihn nicht angeſucht? Wegen der Sach habe ich noch keinen Fuß verſetzt, ſagte Hans Joggi ungeduldig, du haſt es ſchon gehört. Er wohnt mehr als drei Stund von hier, müßt ja faſt einen Tag verlaufen oder Leute anſtellen, und das ziehts mir nicht. Es iſt ja d's Hauptmanns Nutzen, wenn ich fleißig bin, deſto beſſer wird ihm das Unterpfand oder deſto eher kann ich ihn auszahlen. Hör du Pur, du kannſt mich faſt erbarmen, ſo kommſt nicht. Mit Schuldnern und Gläubigern und Schulden, kannſt ſo nicht fechten, du mußt um ſolche Dinge dich kümmern, ſonſt wiſcht man dich übers Neſt aus, ehe du daran denkſt. Du mußt dran hin, einzutreiben, was du einzutreiben haſt und dafür ſorgen, dem zu begegnen, der von dir will, das iſt die Hauptſache. Ein paar Erdäpfel mehr oder minder, darauf kommt es nicht an, rieth der Weibel. Das wär furios, ſagte Hans Joggi, wenn ich werche wie ein Roß, ſo möchte ich denn doch ſehen, wer mir was thun will und ob denn der Hauptmann mit mir zuſrieden ſein ſoll oder nicht? Der Weibel war von der beſten Sorte, ſeine Burgerluſt war nicht um ſchlechten Lohn ein Bürlein einjagen zu helfen und aufgeiſten zu ſehen. Er fluchte und ſagte: Sieh, es iſt ein Unglück, wenn Leute wie du biſt, ſich da in Sachen einlaſſen, von denen ſie weder Verſtand noch Vernunft haben. Es iſt ein Unglück, wenn Leute wie du, die für nichts gut ſind, als für grad uſe drein zu ſchlagen, in Geſchäfte kommen, wo mit Geld verkehrt, eingenommen und ausgegeben werden muß. Du wirſt ſauber an die Koſt kommen und bald die Beine gen Himmel ſtrecken, zähl darauf. Der Weibel war wirklich nicht von den Schlechteſten Einer, er hatte noch mehr vom alten Schlag der Weibel, als vom neuen. Die alten Weibel gehörten unter die beſten Bauern des Dorfes, waren ſehr oft auch ſogenannte Dorfmagnaten. Man muß ſich aber unter Dorfmagnaten nicht halbe Menſchenfreſſer vorſtellen, vor denen kaum das Kind in der Wiege ſicher war. Ja, es gab ſchlechte Dorfmagnaten, wie es in allen Ständen und in den höchſten Räthen und Stellen ſchlechte Burſche giebt, und zwar noch heut zu Tage, und im neuen Bund ſo gut als im alten. Aber es gab Dorfmagnaten, die Bürgerkronen verdient hätten, denen ganze Gemeinden geiſtige und leibliche Entſumpfung zu verdanken haben. Schreiber dieſes kannte welche, die ihm am kleinen Finger lieber geweſen wären, als die ganze Bundespaſtete in corpore. Jedenfalls waren in der Regel die Dorfmagnaten einem Dorfe viel heilſamer, als die Dorfagenten, die Letztern fachen meiſt die Prozeſſe an, die Andern ſchlagen ſehr oft ſie nieder. Nun aber iſt da der Teufel los, wo entweder ein Dorfmagnat und zwei Agenten ſind, oder kein Dorfmagnat, aber drei Agenten. Da wäre es einer Gemeinde beſſer, ſie litte hundert Jahre an den Käfern, als zehn Jahre an jenen Menſchen. Die heutigen Weibel ſind ganz andere

Creaturen, ſie gehören nicht mehr zum Bauernſtande, ſowie wir auch weder ein ackerbauender noch ein chriſtlicher Staat mehr ſind, ſondern ein Rechtsſtaat, die Weibel gehören zu den Rechtsgelehrten und bilden die unterſte Claſſe derſelben, ſie ſind ſo gleichſam die jüngſten Löwen, nehmen mit etwas Wenigerem vorlieb, während alte Löwen einen verdammten Appetit haben, ſo ein alter Löwe im Stande iſt, eine ganze Gegend zu veröden, das ſämmtliche Rindvieh aufzufreſſen. Unſer Weibel war noch ſo halb und halb ein alter, nicht ganz im Complot gegen die Bauerſame und gebunden aus Intereſſe der Rechtsgelehrten und Treibauf der Bauernkäfer. Er machte alſo dem Hans Joggi die Hölle recht heiß, wie es da nicht darum zu thun ſei, ſo kaltblütig der Sache den Lauf zu laſſen, ſonſt ſtehe ihm der Hof ungſinnet auf der Gant, denn mit dem Geld ſei es gegenwärtig gar ein gſpäßig Gſchäft. Morgen ſchon müſſe er die Ueberſtrümpfe anziehen, und ſeinem Schuldner nach und von dem weg alsbald noch den gleichen Tag, oder den Tag darnach, zu dem Gläubiger, um ihm Bricht zu bringen, wie die Sachen ſtünden, er ſolle nur manierlich mit ihm reden, dann könne er es wohl machen, vielleicht mit wenigem Geld. Sonſt gieb Acht, haben ſie dich einmal, ſo laſſen ſie dich nicht los, ſo wenig wie die Spinne die Fliege, ſo lange ein Tröpflein Saft in ihr iſt. Hans Joggi fragte nicht, wie der Weibel das meine, er hatte nur die Verſäumniß von zwei Tagen im Kopf, war ſurrmumlig, nahm den ihm ertheilten Rath ungefähr ſo auf, als wenn er wegen dem Weibel gehen müßte, und nahm es ihm faſt übel, und ſurrete und brummte, und Anne Marei meinte, der Weibel ſolle mit dem Hauptmann reden, wenn er öppe zu ihm käme, daß der Hauptmann mit ihrem Schuldner rede, daß der ihm das Geld gebe, es gehe ja ſo viel kürzer, als es von einem Orte zum andern zu krätzen und Hans Joggi bei gwüß ih lebe nit Zyt, ſo manchen Tag zu verſäumen, gerade jetzt ſei die unmüßigſte Zeit. Als der Weibel ſah, wie man ſein Gutmeinen ſchätze, ward er ärgerlich und ſagte: Ja, wenn es ſo gemeint iſt, ſo bhüt ech Gott und lebet wohl. Es iſt euere Sache und nicht meine, und ich will nichts damit zu thun haben. Damit ging er. Das iſt e Zuckte, ſagte Anne Marei, es iſt mir lieber, der komme mir nicht alle Tage ins Haus, und jetzt, was willſt machen? Ja, da gab es ein langes Werweiſen, ob die Sache eigentlich preſſire oder nicht, oder ob da nur der Böllimann gemacht werde. Natürlich verſtunden Beide von den Rechtsformen ſo viel, als zwei Thürliſtöcke. Mit ſchreiben, war nichts gemacht, das wußten ſie aus Erfahrung. Aber morgen war ein bſunderbar gut Zeichen zum Bſchütten, und nachher eins zum Kabisſetzen, damit er nicht kropfte, und darauf ein anderes zum Bohnenſetzen, daß die Faden die Stangen aufſtiegen und nicht an der Erde blieben. Kurz, ein Tag nach dem andern war gut für etwas zu beſchicken und immer Einer ſchien noch beſſer, reute ſie noch mehr, als der Andere. Endlich wußten ſie doch nichts Beſſeres, als daß, wenn es gegangen werden müſſe, Hans Joggi gleich morgen gehe, man habe doch dann nichts verſäumt. Hans Joggi hatte es umgekehrt, wie Viele, ihm ſchickte ſich kein Tag für öppis zlauſe, Andere gabeln jeden Vorwand auf und jeder Tag ſchickt ſich ihnen dazu, das macht für ein Hausweſen einen beträchtlichen Unterſchied aus. Am Morgen ging es eine Weile, bis Hans Joggi vom Hauſe weg kam. Begreiflich molch er zuerſt, dann mußte er zMorgen eſſen. Nachher ſagte Anne Marei, du mußt gewiß noch barten, ſo ſtrube laß ich dich my Treu nicht vom Hauſe weg. Das war Hans Joggi zwider und machte ihn ſehr mürriſch. Barten war ihm immer ein mörderiſch Geſchäft, ging nie ohne Blut ab, wenn immer thunlich, überſprang er einen Sonntag oder gar auch zwei, bis er ausſah, daß Niemand mehr wußte, war er ein Menſch oder ein unbekannt, grimmiges Thier. Wenn er endlich dran hin mußte, ging es erſt recht mörderiſch zu. Nach dem Barten kam die Toilette, wobei landesüblich die Frau den Kammerdiener vorſtellte, woran die unbehülflichen Männer ſo gewohnt ſind, daß kaum die Hälfte im Stande ſich glaubt, ein Halstuch ordentlich umzubinden. Da trieb Hans Joggi ſeiner Anne Marei das Barten ein. Wie gewohnt, brachte daſſelbe ihm ein reines Hemd, etwa nicht das Beſte, aber doch hätte es es gethan. Das war ihm zu grob. Es brachte ihm ein Feineres, in dem ſich jeder Bauer ſehen laſſen durfte, das war ihm zu eng. Da brachte Anne Marei das Dritte mit zornrothem Geſicht und ſagte, wenn dir das nicht recht iſt, ſo kannſt ſelbſt eins nehmen oder blutt laufen, wenigſtens ich bring dir nicht noch eins, ich bin nicht dBuche-Büri. Die Buche-Büri war nämlich eine wackere, friedſame Frau, und hatte einen Mann, der auch ſelten zum Aufbegehren es brachte. Doch gab es, wie allenthalben, zuweilen etwas zwiſchen ihnen, einen ſtillen Kyb, der irgend wie ſich merkbar machen wollte. So war es auch einmal, daß der Buche-Bur fort wollte, die Frau ihm kammerdienerte, ſie ihm ſieben Hemder bringen mußte, ehe eins ihm recht war. Es verſprengte die Frau faſt, aber lieber wäre ſie verſprungen, als daß ſie aufbegehrt hätte.

Es machte ſich Alles mit guten kurzen Worten ab, und wir glauben, die Buchen-Bäurin hätte auch noch das Achte überſtanden. Indeſſen ſchien der Buchen-Bauer die Züchtigung nach dem Sechsten ſtark genug geglaubt zu haben, das Siebente war ihm recht, während Hans Joggi ſchon beim Dritten hohe Zeit hatte, abzubrechen, wenn Anne Marei ihn nicht hülflos und verlaſſen ſtehen laſſen ſollte. Endlich konnte Hans Joggi abſeglen, mit ſeinem langen Stecken als Steuerruder in der

Hand. Dieſer Spaziergang war für Hans Joggi ungemein kurzweilig, er war Hans Joggi noch mehr als dem Künſtler ein Gang durch ein Kunſtkabinet. Es war im Mai, was gepflanzt werden ſollte, war meiſt gepflanzt, was wachſen wollte, zeigte ſich, ſchön oder ſchlecht. Was da Hans Joggi zu luegen hatte, er vergaß Hören und Sehen darob! Den Boden, die Arbeit, den Wuchs der Pflanze, Alles prüfte er, und ſprach halb laut ſein Urtheil, nichts freute ihn mehr, als wenn er ſagen konnte: Gottlieb, mein Flachs iſt viel ſchöner, der Bauer, der dieſen Hafer geſäet, ſollte zu mir kommen und das Säen noch lernen, der hat doch ſchlechten Klee, ſchade für den großen Acker, wenn der der Meine wäre, den wollte ich anders zwegnehmen! Wo er dann was recht Schönes ſah, ſtund er ſtill und ſagte: Tüfel, wenn doch der Hanf mein wär, dieſe Esparſette ſollte ich noch haben, das gäbe mir einen Heuſtock, Tüfel, was das für Korn iſt, wenn ich doch Samen kriegen könnte von dem! Das waren ſeine Reiſegedanken, ob welchen er Alles vergaß, ſogar den Weg, ſo daß er faſt ſein alt Heimath nicht wieder fand, an ſein eigentlich Geſchäft aber auch keinen Augenblick dachte. Als er an die Einſchläge deſſelben gekommen war, ſtund er auch ſtill, aber, da ſagte er endlich: Tüfel, dem iſts nit ugange, wer da gfahre iſt u gſäyt het, ſött me abſchlah wie ne Hund! Seine Stimmung wurde immer ſchwüler, je näher er dem Hauſe kam. Das ſei ihm eine Ordnung! brummte er vor ſich hin, die Erdäpfel noch nicht geſetzt, nicht einmal der Miſt alle gführt, ganz Plätze die Matte nicht geräumt, auf dem Miſthaufen ſeit langem der Miſt nicht verlegt, und ſeit einem halben Jahr nicht gewüſcht ums Haus herum, es iſt gerade, als ob da Niemand daheim ſei. Das Heimeth kann mich übel erbarmen, wenn zu ihm gluegt würde, es wär noch nit es bös, nicht, daß ich es wieder begehre. Meins iſt doch beſſer und viel weiter bringe ichs darauf. Er hoſchete am Hauſe, erhielt keinen Beſcheid, lief ums Haus herum, ſah endlich im Flachsplätz ein Weibsbild liegen, die Flachs jäten ſollte, aber wie Hans Joggi glaubte, wahrſcheinlich geſchlafen hatte, denn, als er ſie anredete, fuhr ſie gar ſo häſſig auf und ſah ihn mit verdächtigen Augen an. Er erfuhr, der Mann ſei nicht daheim, er habe etwas zu verrichten gehabt im Dörfchen, er werde wohl in der Schmiede ſein. Ob er bis Mittag heim komme oder nicht, wüßte ſie nicht. Manchmal komme er, und manchmal nicht, ſagte ſie. Er thue am Beſten, er gehe hin, er treffe ihn gewiß dort, wenn er was mit ihm habe, ſo könne er es gleich dort verrichten. Sie that kein Zeichen, daß ſie wiſſe, wer er ſei. Da kamen dem Hans Joggi die Gedanken. Das gefalle ihm nicht, dachte er, an einem heiligen Werktag Vormittag noch nichts gemacht, zehn Uhr ungefähr und nicht wiſſen, ob er heim komme, oder nicht, und nur im Dörfli, das gfallt m'r nüt, und ih ſäges noh einiſt, es gfallt m'r nüt! In der Schmiede hatte man den Geſuchten nicht geſehen, aber er ſolle nur in die Pinte gehen, da treffe er ihn ſchon. Richtig, dort ſaß er hinter dem Tiſch und ſpielte mit dem Landjäger und dem Wirthe, wahrſcheinlich um Branntewein, ein Schoppen davon ſtand auf dem Tiſche. Hans Joggi hatte noch ſo einen Schatten von Manieren, ging nicht gerade auf den Mann zu und kündete ihm ſein Begehren an, ſondern er ſetzte ſich unten an Tiſch, nachdem er guten Tag geſagt, die Anſprache des Wirths erwartend. Als ein Spiel zu Ende war, drehte dieſer ſich um und fragte barſch, was wär dir lieb? E halbe Schoppe und es Mümpfeli Brot und öppis vo Chäs drzu, antwortete Hans Joggi. Derweilen fixirte er ſeinen Mann, der gab kaltblütig das Spiel, der Wirth ſetzte, ſobald er das Begehrte gegeben, ſehr ſchnell ſich wieder hin, und ruhig gings fort, um Hans Joggi kümmerte ſich kein Menſch. Endlich, in einer langen Pauſe, wo der Wirth draußen Beſcheid geben mußte, ſagte ſein Schuldner zu Hans Joggi: Hätte dich bald nicht gekannt, du wirſt noch weiter wollen? Nein, ſagte Hans Joggi, bloß hieher, ich möchte ein Wort mit dir reden. So, ſagte der Mann, hat es was Neues gegeben? Nein, ſagte Hans Joggi, einſtweilen iſt es genug am Alten, wenn man ſelb nur nicht vergeſſen würde. Und ich bin anderer Meinung, ſagte der Landjäger barſch und grob, ganz nach der Melodie, welche dieſelben ins Feld führen, ſeitdem Singludi Componiſt und Capellmeiſter iſt. Ich bin der Meinung, daß es nicht gut kommt, bis das Alte zehn Schuh unter dem Boden iſt und Alles z Dreck verfulet. Wettſch Neuis cho loſe, ſagte Hans Joggi, der ſich auf die gegenwärtige Landjäger-Melodie nicht verſtund und nicht beſonders wohl daran lebte. Haſt was mit dem Freund da, ſo red, du wirſt wohl nichts Geheimes haben, daß man unter Freunden nicht ſagen darf, und ſo es Andermannlis wege, wie du biſt, können wir uns nicht verſäumen, ſagte der Landjäger. He, ſagte Hans Joggi, dem das Ding doch etwas in Athem ging, meinetwegen kann ich es wohl ſagen. Der da iſt mir ſchuldig, und hat zahlen ſollen, und kam nicht, und ich muß auch Geld haben, der, dem ich den Hof abgekauft, drangſalirt mich, und ich habe darauf gerechnet, das Geld nur fürers zlege, mit der einen Hand es zu nehmen und mit der andern es weiter zu legen, und wenn der mir nicht an die Hand geht, ſo kann ich es auch nicht halten und komme in Verlegenheit. Ganz recht, ſagte der Landjäger, ſo ſollte es Allen gehen, wo die Leute ſchinden und ihnen das Blut unter den Nägeln hervordrücken wollen. Dem Manndli da, mym Freund, haſt du das Höfli angehängt um einen Preis, du ſollteſt dich ſchämen dein Lebtag, wie ein Spitzbub, könnte man faſt ſagen, jetzt kömmſt du, und willſt ihn plagen mit Schein und denkſt nicht, was der für ein Jahr gehabt hat. Hans Joggi wehrte ſich tapfer. Er ſagte: Von einem böſen Jahr wiſſe er nichts, d's Gunträri, er habe ein gutes gehabt, und wenn der ein böſes gehabt, ſo wäre es an ihm geweſen, es ihm anzuſagen, dann hätte er machen können, was er gewollt, und luegen, ob man ſich gegenſeitig rangiren könne. Das Höſli habe er ihm nicht angehängt, er ſei dem nicht nachgelaufen, ſondern der ihm, und mit Schein habe er es ihm nicht überſchätzt, denn ohne viel Märtens habe der Mann es ihm abgekauft. Er wollte es um den nämlichen Preis noch, wenn der Beſitzer, ſtatt am Vormittag im Wirthshaus zu hocken und Geld und Zeit zu verhudeln, gearbeitet hätte, wie es ſonſt üblich und bräuchlich geweſen.

Wo ſie hocken thäten, gehe ihn nichts an, und was ſie brauchten, ebenſowenig, es gehe nicht aus ſeinem Sack. Er liefe auch herum ungefragt, thäte auch beſſer, daheim zu bleiben, als Leute zu plagen, ſie hätten ihn ruhig gelaſſen, darum ſolle er ſie auch ruhig laſſen, ſonſt wolle er ihm zeigen, was Trumpf ſei. Er werde aber auch einer von den wüſten Gnägibauern ſein, wo nichts wüßten, als die rechten Leute zu kujoniren, von denen Ariſtokraten und Schelmen einer, aber denen werde man das Halsband bald einthun, daß ihnen das Brüllen vergehe, ſagte der Landjäger. Hans Joggi ward es faſt wunderlich, ſeiner gerechten Sache wegen ſo angebrüllt zu werden, und daß man nicht mehr ſeinem Gelde ſollte nachfragen dürfen, bſunderbar, wenn man es ſo nöthig hätte, wie er. Jä, ſagte er daher, wenns ſo gemeint iſt, ſo wird es das Beſte ſein, ich gehe und ſchicke einen Andern, der der Sache beſſer zu thun weiß, als ich. D'ruche hätt ich glaubt, wenn man nur zu der eigenen Sache ſehen will, hätte man die Landjäger nüt zförchte. Aber, es wird ſi.

wie dLüt ſäge. Potz Himmelblau, wie fuhr da der Landjäger weg und wollte wiſſen, was die Leute dann ſagten? Geh und frag ſie ſelber, ſagte Hans Joggi, der einmal bös gemacht, ſein Mundſtück hatte, ſo gut als ein Anderer, es giebt mir Niemand den Lohn dafür, dir zu brichten, was dLüt brichten. Da begehrte der Landjäger noch mehr auf. Er wolle ihm zeigen, wen er da vor ſich habe, ſagte er. Er wolle ſehen, ob er ſich von einem Solchen ſagen laſſen müſſe, was ihn gut dünke, der müſſe ihm an Schatten, bis er wiſſe, was ein Landjäger ſei, er müſſe mit ihm aufs Oberamt. Warum nicht, ſagte Hans Joggi, es nimmt mich auch Wunder, ob hier ein Pfoſten iſt und vorgſchriebe am Vormittag zſufe, zſpiele und dich in Sachen zu miſchen, wo dich nichts angehen. Weißt, was dLüt ſagen? ich will es dir jetzt ungfraget ſagen, Unglücksmacher ſeiet ihr, uf was d'r luege ſöllet, da luegit ihr nit, ihr wißt warum, und uf das, wo nüt abträgt, da ſyt d'r druff, wie d'r Tüfel uf ere arme Seel. U jetz chum, ih chume mit. Eh nit ſövli bös, ſagte Hans Joggis Schuldner, er vexirt ja nur. Man ſieht, daß du nicht viel unter die Leute kommſt, du wüßteſt ſonſt beſſer, was Ernſt iſt und was nit. Ich dachte ſchon lange daran, zu dir zu kommen, aber es gabs nur nicht, es war alle Tage was anders da. Es iſt mir leid, daß ich dir nicht an die Hand geben kann, aber ich hatte ein bös Jahr, ein Unglück übers andere, es iſt grad, als wenn es auf mich gewartet hätte, als ich hieher kam. Ja, ſagte Hans Joggi, das iſt böſer Beſcheid. Ich muß Geld haben, der Weibel kam mir ſchon und auf deines habe ich gerechnet. Es iſt ja geſchrieben, zahlbar im Mai. Ja, ſagte der Landjäger, der halt ſein Maul nicht halten konnte und glaubte, das Recht zu haben in Alles zu reden, ging es ihn an oder nicht, es iſt Manches geſchrieben, aber das ſteht nicht geſchrieben, daß es allemal ſo geben müſſe, wie es geſchrieben iſt, du mein Gott! Wer iſt hinter dir, frug der Schuldner. Mein Verkäufer, der Hauptmann Lätſch, antwortete Hans Joggi. So, der, antwortete der Schuldner, nun, da wird es nicht ſo preſſiren, der hats nicht ſo nöthig und ich kenne ihn gut, mit dem will ich ſchon reden, er muß dir warten, bis ich mich kehren kann, der thut es mir ſchon zu Gefallen. Ja, ſo iſts der Hauptmann da unten, kann nicht mehr ſagen wo, ja da ſei du nur ruhig, den kenne ich ganz ſpezial, der war mein Waffenkamerad. Wie der ſich im Krieg gförchtet het! es weiß kei Menſch, wie manchmal des Tags er ſeine Hoſen hat müſſen putzen laſſen und wenn er von weitem einen Schuß gehört, iſt er hinter der Compagnie am Boden glege, wie wenn er ſchon halb todt wäre. Dem habe ich einmal einen ſchönen Streich gemacht, ich muß mich noch jetzt halbtodt lachen, wenn ich dran denke. Wir waren auf der Wache, durſtig, und hatten Langeweile, es mußte was geben. Nun iſt der Hauptmann geizig und ein famoſer Schmarotzer, es war beim ganzen Bataillon Keiner wie er, und mit Solchen treibt man am liebſten das Spiel. Man probirte allerlei, endlich ſage ich, ich wolle mit ihm zwei Maaß Wein wetten für etwas. Er ſolle da auf den Tiſch ſitzen und zwiſchen ſeine Beine ein Glas voll Waſſer ſchütten, dann ſolle er zwei Meſſer in die Hände nehmen und, ſo ſtreng er möge, auf dieſen naſſen Fleck ſtechen und, trotz ſeinem Stechen, wolle ich einen Hudel nehmen und das Waſſer abwiſchen und er ſolle mir dabei gar nichts machen können. Er meinte anfangs, es ſtecke was Apartes dahinter, wollte lange nicht, als ich ihm es aber recht erklärte, ſo wettete er, ſaß auf dem Tiſch, das Waſſer wurde aufgeſchüttet, er nahm die zwei Meſſer und hämmerte, ſo ſchnell er konnte, zwiſchen ſeinen Beinen hinein auf den naſſen Platz. Ich nahm einen Hudel, machte meine Manöver, bald links bald rechts, auf einmal laſſe ich den Hudel fahren, nehme ihn bei beiden Beinen, ziehe ihn über das Waſſer weg, vom Tiſche herab. Da verging ihm begreiflich das Stechen, er war ſelbſt der Hudel, mit dem ich das Waſſer wegwiſchte und was das für ein Lachen gab, habe geglaubt, es wolle nicht aufhören und was der geflucht hat, und was ihn das Geld gereut hat! Und jetzt, wenn ich ihn von weitem ſehe, frage ich ihn immer: ob wir nichts zu wetten hätten. Aber er hat nicht mehr Luſt, ich brachte ihn nicht mehr dazu Dich ſoll er in Ruhe laſſen, zähle darauf. Gehe nur ruhig heim, deßwegen ſollſt keinen Tritt mehr verſetzen. So redeten ſie Hans Joggi ruhig, ungefähr wie man Kinder in Schlaf ſingt, ſo, daß er am Ende ganz befriedigt heim ging, und dachte, er hätte eine gute Verrichtung gemacht, aber anfangs nicht geglaubt, daß es einen ſolchen Austrag nähme. Am beſten freue es ihn, daß er nicht noch einen Tag verſäumen müſſe, ſondern ſie das beim Hauptmann verrichten wollten. Das war Anne Marei auch das Rechte und ſo war eine vollſtändige Zufriedenheit im Lande. Anne Marei ſagte bloß, ſobald wir recht verwerchet haben, ſo mußt doch zum Hauptmann, ihm Zins bringen und ihm anerbieten Geld zu geben, was wir entmangeln können, bis der Andere uns zahlt. Wenn er den guten Willen ſieht, ſo wartet der uns ſchon, er iſt gar ein guter Herr. Sie hatten aber noch nicht verwerchet, ſo war der Weibel wieder da und zornig wie ein Scheit, man hätte ihn bei den Beinen geradeaus ſtrecken können. Er müſſe Pfand nehmen, ſie ſeien auf der Gant, ſie würden muthwillig um Hab und Gut kommen wollen. So dumm und köpfig Lüt habe er noch nie angetroffen, die keinen guten Rath befolgen wollten, oder ſo faule, daß ſie in eigener Sache keinen Tritt verſetzen möchten. Seinetwegen könnten ſie dem Teuſel zu und zwar barfuß, er werde nicht ſchonen, ſo begehrte er auf. Begreiflich erſchraken die guten Leute, denn das Wort Gant hatte für ſie einen ſchweren Klang, ſie waren noch nicht abgehärtet, wie gegenwärtig ſo Viele, daß es faſt zur Schande wird, nicht auf der Gant geweſen zu ſein, wie niemals einen Rauſch gehabt zu haben. Kommen ja auch ganze Gemeinden auf die Gant und giebts nicht ſelbſt eine Gemeinde, welche die Orgel, das Schulhaus auf der Gant gehabt, die Kirche iſt ihr eingeſtürzt, ſonſt wäre ſie längſt vergantet, an ihrer Stelle werde die Gemeinde nun nächſtens den Pfarrer auf die Gant geben, davor fürchte ſich der aber ſehr, er trachte deßwegen weiter. Hans Joggi betheuerte dem Weibel, daran ſei er nicht ſchuld, er habe ſein Möglichſtes gethan, und erzählte Was.

Da wußte der Weibel lange nicht, ſollte er fluchen oder lachen, endlich ſagte er: e Löhl, es Ring wie du, iſt mir ſeit vielen Jahren nicht mehr vorgekommen. Die werden doch den Buckel voll gelacht haben! Das iſt faſt, wie wenn du einen Schelm ſchicken wollteſt, den Landjäger zu holen, damit er die Schelmen faſſe. Ja, die haben mit dem Hauptmann geredet, ja wolle, das ſind die Rechten dazu! Den Landjäger traf ich einmal um Mitternacht mit einem Arfel voll Spälten, die er wahrſcheinlich ſeinem Nachbar geſtohlen, und den Andern kenne ich von langem her, es iſt Keiner einen Kreuzer mehr werth als der Andere. Solchen ſo was Wichtiges anzuvertrauen, und ſaheſt doch, wie es mit dem Heimeth ſteht und daß er ein Lump iſt, und gehſt ruhig heim, und läſſeſt die Sache liegen! Man ſollte dir den Buckel mit buchigem Holz ſalben, bis kein ganzer Fetzen mehr dran iſt, und dann mit Salz und Pfeffer einreiben, bis du keinen Brüll mehr auslaſſen könnteſt, du Generalslöhl, was du biſt. Es geht nicht lange, ſo kannſt zügeln und all deine Sache hat auf dem Kinderwägeli Platz. Da bekam Hans Joggi Angſt und Zorn im Leib durcheinander. Aber, ich machte ja was du angabeſt, ſagte er, ich lief der Sache nach, was konnte ich mehr! Ja, und wie liefeſt nach, ſahſt mit eigenen Augen wie das Höſli ausſieht, was für ein Hudel der Beſitzer iſt, und ſtatt alsbald Feuer unter den Hafen zu thun, giebſt du den Handel in ſeine Hand und trappeſt kaltblütig heim. Meinſt du, ſolchen Burſchen ſei es dran gelegen d'Sach zgrechtem ab Ort zu bringen, daß Jeder zu ſeiner Sache komme? Bewahre, die wollen nur Zeit gewinnen, Leute zum Beſten haben und haben die größte Freude dran, wenn Jemand ins Unglück kömmt. Als du geſehen hatteſt, wie es dort ausſieht, hätteſt du über Hals und Kopf zu einem Agenten laufen ſollen und den Burſchen übergeben und dem Agenten den Teufel im Gütterli zeigen ſollen, wenn er es nicht gleich abtreibe, ſo geſchwind als möglich. Wir haben jetzt einen Gerichtspräſidenten, der einſtweilen noch nicht ſo übel iſt, er hat doch den guten Willen, den Leuten zu ihrer Sache zu verhelfen, früher aber hatten wir Einen, der war nicht einen faulen Rappen werth. So oft ein Agent oder ein Schelmenvogt von der rechten Sorte bei ihm verklagt wurde, d'Sach am Tage lag, und der Präſident mit Zittern und Zagen werweiſete, ob er dran hin wolle oder nicht, ſo hob ihm der Agent, oder ein anderer von den Vögeln, den Finger auf und ſagte: Sämeli, Sämeli, nimm dich in Acht, von wege, ih weiß öppis, haben wir zudem nicht einmal aus der gleichen Schüſſel Habermus gegeſſen? Und Sämeli hielt ſich ſtill und die Klage zerrann, wie Nebel im Bysluft, man wußte gar nicht, wohin ſie kam. Wie feſt man das Hefti in der Hand zu haben glaubte, es war Alles wie mit Oel geſalbet, es glitt aus der Hand, ehe man dran dachte.

Je länger du machſt, deſto weniger gilt das Hefti, entweder mußt du es wieder an die Hand nehmen oder wirſt hinten ab kollociert und verlierſt bei Heller und Pfennig, was du drauf haſt. Das wär d'r Tüfel, ſagte Hans Joggi. Ja Tüfel oder nit Tüfel, ſo iſts doch, zähl drauf, ſagte der Weibel. Aber was iſt zmache, muß es ſein, muß ich auf die Gant, frug Hans Joggi kleinlaut, oder iſt etwas zu machen? Biſt ſchon darauf, ſagte der Weibel, aber einſtweilen iſts noch nicht unter den Leuten und bis zur Steigerung iſt noch eine Weile Zeit. Geh alsbald zu deinem Gläubiger, nimm Geld mit, ſo viel du kannſt, erzähle, wie es dir gegangen, bitte um Stündigung, daß er die Betreibung einſtelle, bis du wiſſeſt, wie du mit dem Andern dran ſeieſt, es iſt möglich, er giebt dir ſie. Das iſts, was du machen kannſt. Aber d'Strümpf binden und gehen mußt, da heißt es nicht, komme ich nicht heute, ſo komme ich doch morgen. Anne Marei hatte den Verhandlungen beigewohnt, wie es ſich von ſelbſt verſteht. Auf dem Lande wollen die Weiber wiſſen, was vorgeht im Hauſe, und im ganzen Hauſe iſt keine Ecke, wo der Mann eine geheime Audienz geben könnte, wenn er ſchon wollte, er weiß zu wohl, daß das Sprichwort, die Wände haben Ohren, eine Wahrheit iſt. Ein einziger Punkt iſt manchmal ſicher, aber nicht im Hauſe, ſondern hinterm Hauſe, im Bysluft Ecken, drei Schritte vom Dachtrauf weg. Anne Marei war in großer Aufregung, weinte und ſchimpfte ſehr. Zuerſt begreiflich, wie es bei den Weibern der Fall iſt, ging es über den Mann her. Als Anne Marei glaubte, es ſei Zeit abzulaſſen, weil kein guter Fetzen mehr an ihm ſei, kriegte der Weibel einige verblümte Redensarten ab, als ob es ihm ſehr preſſire, ſie zweg zu nehmen, es hätte immer gehört, es komme Alles auf die Weibel ab, und wenn es üblich und bräuchlich ſei, daß man ſich Gnade erwerben könne, ſo komme es ihnen dann auf ein paar Gulden mehr oder weniger nicht an. Dieſe Batterie war mit einigen Schüſſen bald zum Schweigen gebracht, denn, wie geſagt, der Weibel gehörte der beſſern Sorte an. Da Anne Marei ſein Pulver noch lange nicht verſchoſſen, ſo ließ es jetzt daſſelbe gegen die Regierung los. Ja, das müſſe eine ſchöne Regierung ſein, welche zulaſſe, daß brave Leute, die zu arbeiten begehrten, unglücklich gemacht würden und nicht mehr ſicher wären! Die Landjäger hielte, welche mit den ſchlechten Leuten unter einer Decke ſeien, und dieſe verbeiſtändeten! Eine ſolche Regierung ſollte man zum Land aus jagen, denn für was hätte man eine Regierung und gäbe ihr ſo verflucht groß Lohn, als daß ſie Ordnung mache? Ja, ſchöne Ordnung, eine Ordnung vom Tüfel! Los Frau, öppis heſt recht, und der Reſte verſtehſt nit, es wär dir nützer, du ſchwiegeſt, entgegnete der Weibel. Aber einmal zornig, ſchwieg Anne Marei nicht ſobald, es war ſchrecklich, wie die arme Regierung herhalten mußte. Es geht aber der armen Regierung ſehr oft ſo, ſie kann einen bald erbarmen, und nicht bloß unſere Regierung, ſondern die andern ebenfalls. Da ſie ſich für weiſe hielten, ſind ſie zu Narren geworden, ſo ungefähr ging es den Juriſten. Sie gaben ſich für die Träger und Verwalter der Gerechtigkeit aus und verpalliſadirten das Recht mit Unmaßen von Formen ſo, daß man gar nicht mehr dazu gelangen kann oder erſt nach Jahren. Sie wollen gerechter ſein, als der liebe Gott, wollen die Falten der Herzen prüfen, ſchlagen ein Körnlein Gutes, welches ſie zu finden glauben, millionenfach an, bis es die übrigen Sünden bedeckt und ſchieben dieſe der Erziehung und der Welt auf ihre breiten Buckel, die Schelmen und Spitzbuben dagegen laſſen ſie den ehrlichen Leuten auf dem Buckel, bereiten den Verbrechern ein gutes Leben, und durch ſogenannte ſchützende Formen, Sicherheit für ihr ſchlechtes Treiben. Damit die Regierung ja nicht ihre Gewalt mißbrauche und irgendwie menſchlichen Rechten zu nahe trete, pumpen ſie ihr alle Gewalt aus, daß ſie nichts mehr iſt, als ein Holderdoggel, ein Bündengſchüch, geben ihr ein hölzern Gewehr in die Hand, das ausſieht, wie ein Gewehr, mit dem man nicht ſchießen kann, was Krähen und Spatzen bald genug merken, und ganz getroſtlich abſitzen aufs hölzerne Gewehr. Von der Regierung geben die ſchönſten Geſetze aus, aber die Gerichte kümmern ſich nicht darum, kein Menſch denkt an die Handhabung, kein Richter ſtraft die Uebertretung derſelben.

Trittet die Regierung irgend einem wirklichen Rechte auf hundert Schritte zu nahe, oder verletzt ſie, bei eigenem Rechte, die kleinſte Form, ſo klopfen ihr die Gerichte mit wahrer Wohlluſt auf die Finger, die Zeitungen laſſen ſie Spießruthen laufen und der dicke Fiskus kann die Koſten zahlen. Will die Regierung einen untüchtigen Beamten entfernen, muß ſie fußfällig vor die Gerichte, und, wo immer thunlich, ſprechen die Gerichte den Burſchen frei, laſſen die Regierung im Kothe ſtecken. Wenn aber irgend Einer der Ihren, eine Gerichtsmajeſtät, Gefangene über Jahr und Tag im Kerker hat, unverhört, in einem Zuſtande, daß man ſie endlich aus dem Kerker tragen muß, daß ſie bald darauf elendiglich ſterben, Menſchen behandelt, wie die verrufenen Zwingherren kaum viel ärger Menſchen behandeln könnten, ſo bedauert man den Fall freilich, giebt dem Herren einen väterlichen Zuſpruch, legt ihm wirklich die Koſten auf, ſtatt dem gutmüthigen Fiskus, was uns wirklich anfangs ſehr verwunderte, doch nicht lange, weil ſogleich hinten drein der Troſt kam und ihm Einer beigeordnet wurde, der auf Koſten des Fiskus für ihn eine gewiſſe Zeit durch die Geſchäfte beſorgen mußte. Das Volk beklagt dieſes bitterlich, das Volk will eine ſtarke Regierung, eine, die kurz und bündig regiert, bei einer ſolchen iſt ihm wohl, wie in einem Hauſe, wo eine tüchtige Meiſterſchaft iſt und wo es keine ſtarke hat, ſondern eine ſchwache oder abſichtlich ſchwach gemachte, da iſt es das wüſte unartige Kind, das ſeines ſchwachen Vaters ſpottet und die Mutter niederträchtig macht, der böſe Ham, der den Vater Noah verhöhnte, und bei ſolchen Zuſtänden iſt Allen unwohl. Nun aber wiſſen unter dem Volke die Wenigſten, warum die Regierung nicht anders iſt, wo der Sitz der Schwäche iſt, kennen die Uſurpation der Juriſten nicht, welche nicht bloß alles Richten der Regierung entzogen, ſondern die Regierung unter die Gerichte gethan, ſo gleichſam als wäre ſie der permanente Sünder im Lande, und der Willkühr aller möglichen Richter unterworfen hat, und zwar ſo, daß wenn ſie beſchimpft wird, ſie viel weniger als der ſchlechteſte Staatsbürger, zu einer Ehrenerklärung kommen kann, und obendrein jeden Verſuch zu einer zu kommen, theuer bezahlen muß und Richter offen und ungeſtraft gegen ſie Parthei nehmen, ſo daß ſie eigentlich der Sündenbock der Juriſten wird, eine gerechte aber harte Strafe wegen ihrer Vorliebe für den Knaben Abſalom, denn der meiſte Verdruß kommt den Eltern immer von ihrem Meiſterlos. So iſt in aller Wirklichkeit all unſere Gerechtigkeit ein unfläthig Kleid, das ins Waſſer gelegt werden ſollte, oder in ſcharfe Lauge zum Aufweichen und dann tüchtig gewaſchen und geriebelt, bis das gröbſte wenigſtens draus wäre. Unterdeſſen ſollte man die Regierung zur Regierung machen, die regieren könnte, Bündengſchücher, Holderdoggeln und die hölzernen Gewehre den Eidgenoſſen abtreten, wie die *alten* Poſtkutſchen. Sind wir einmal aus den juridiſchen Nebeln heraus, ſo haben wir auch die ewigen Verfaſſungsfieber und Revolutionen hinter uns und werden wieder zu gattlichen Leuten, mit denen man ein vernünftig Wort im Frieden reden kann. Das haben wir geſagt, um Anne Marei und ſeine ganze Parthei, die ſehr anſehnlich iſt, zu belehren, wo das Uebel iſt, und daß ſie mit der armen Regierung Geduld haben möchten einſtweilen. Aber wir zweifeln, daß wir viel ausgerichtet, die Leute begreifen das Gerede nicht, ſie haben eine Vorſtellung von einer Regierung, die weder Holderdoggel iſt, noch eine hölzerne Büchſe hat, und bis dieſe Regierung wieder da iſt, höre man auf, ſie brichten zu wollen, daß man mit einer andern Geduld haben und zufrieden ſein ſolle.

Elftes Capitel.

Von verſchiedenen Beſuchen und wie man dabei um Geld und Anken kommen kann.

Hans Joggi alſo mußte auf die Beine, mußte dem Hauptmann nach. Nun das war zu Zeiten ſehr leicht. An gewiſſen Tagen, Markt- oder Audienztagen hatte der gute Mann ſeine beſtimmten Stationen, da traf man ihn ſicher an, an andern Tagen dagegen war es leichter, eine Stecknadel in einem Heufuder zu ſuchen, als unſern Hauptmann. Man fand ihn zu Hauſe nicht, wurde hier, dorthin gewieſen, wo er flüchtig geſehen worden, aber von da weg blieb oft ſeine Spur radical verloren und wenn man ihn mit Laternen auf allen Heuſtöcken oder in allen Speckgaden geſucht hätte, hätte man ihn nicht gefunden. Man fand den Mann in der Regel erſt am folgenden Tag vor acht Uhr daheim, freilich noch ſchnarchend und mit verpichten Augen, aber wenn man die Thüren gehörig belegte, ſo war man doch ſicher, ſelben Tags noch mit ihm reden zu können. An einem ſolchen ungewiſſen

Tage war es, daß Hans Joggi ſich aufmachte, begreiflich kannte er den Wechſel des Hauptmanns nicht, daher ging es ihm auch wie einem unerfahrnen Jäger, der nicht weiß, wo die Haſen liegen, ob drinnen oder draußen, ob im Dickicht oder an den Rändern, der daher ganze Tage ſucht und keinen Haſen findet. Hans Joggi fand keinen Hauptmann, auch achtete er ſich dießmal der Haferäcker und der Flachsplätze viel weniger, als das vorige Mal, dießmal ſaß ihm ſeine Angelegenheit im Kopf und je mehr er darüber nachdachte, je zorniger ward er. So Zeit verſäumen müſſen und Geld verthun wegen nichts und aber nichts! Bosheit ſei es und ſonſt nichts, es donners Zwäng oder gar es Brandſchatze, aber denen wolle er es zeigen, predigte er vor ſich hin, wer zehn Schritte hinter ihm her gegangen, hätte jedes Wort verſtanden. So viel habe er am Hofe gezahlt, um mehr als 1000 Gulden ihn verbeſſert und jetzt was für Sachen wüchſen nicht darauf, und das ſei Alles unterpfändlich verhaftet, wo zu keinen Zeiten je eine Gefahr ſei, ein einziger Zins fällig und den habe er ja längſt im Hauſe gehabt und jetzt auf die Gant, das hätte doch beim Schieß keine Art und das hätte es nicht! Aber denen wolle er es zeigen, warteten die nur! Und nach und nach verlor ſich ſein Zorn und immer mehr lächerte es ihn, von wegen, der gute Hans Joggi dachte, was er denen Alles ſagen, wie er es ihnen machen wolle, wie ſie ihm Taglohn zahlen, ausgelegtes Geld wieder geben müßten, denn denen ſchone er ſy Seel nit. Und wenn er nur einmal zur Regierung kommen könnte, der wollte er es ſagen, was ſie für Eine ſei, daß ſie ſolches Uziefer dulde im Lande. Das ſeien ja die Käfer und die Mäuſe im Lande, wo der Bauerſame d' Würze abfreſſe, bſunderbar den mindern Leuten, und wenn einmal die Wurzel ab ſei brauche man nicht mehr Mühe zu haben mit mähen, dann falle das Korn von ſelbſten um, aber mit dem Erndten ſei es auch aus. Er wollte da Meiſter ſein, wohl denen wollte er den Lätſch zweg machen, daß es ſie hätte, wenn ſie einmal darin wären. Ja, wenn es ſie einmal hätte, dann wohl! aber das iſt eben die Kunſt, du guter Hans Joggi, daß man ſie kriege und wie das machen, wenn Hunderte herbeiſpringen und alle Löcher zum Entrinnen aufſperren und deine Lätſche zerreißen, zerbeißen? Den Hauptmann traf er nicht an, wegen wichtigen Geſchäften ſei er früh verreist, man glaube ins Glureloch, daneben wiſſe man es nicht beſtimmt. Des Hauptmanns Frau war daheim, die war nicht dumm, ob fromm, wiſſen wir nicht, und wie er zu ihr gekommen, ebenſowenig. Allem Anſcheine nach war es eine Tochter aus einer Sekundarſchule, gebildet, bewandert in der Naturgeſchichte und andern gelehrten Fächern, doch war ſie immer so usus zwiſchen den Fröſchen und den Schweinen, ſie verwechſelte immer, welche von Beiden Schwänze hätten und welche keine. Wer einmal zu ſolcher Bildung gekommen, der arbeitet nicht mehr gerne auf dem Lande, begreiflich, pfui! kehrt dem beſten Bauer den Rücken, hängt ſich dem ärgſten Hallunken an den Rücken, dem man Herr ſagt, und der nichts zu bearbeiten hat, als höchſtens einige verraxete Mayenſtöcklein, von wegen, es giebt Zeiten, wo die ärgſten Hallunken auch die beſten Ausſichten haben, wo man gar nicht ermeſſen kann, wie hoch ſie noch ſteigen werden. Jedenfalls wird ſie etwas Geld gehabt haben, der Hauptmann hätte ſie ſonſt nicht genommen. Damit wollen wir gar nicht ſagen, daß ſolche Burſche arme Mädchen nicht auch lieben, und zwar beträchtlich, aber ſie heirathen ſie lieber nicht ſelbſt, ſondern überlaſſen ſie lieber zum Heirathen Andern, verachten ſie deßwegen nicht, haben ſie ſehr gerne auf den verſchiedenen Wegen ſtationnirt, die ſie ihrer Geſchäf wegen oft paſſiren müſſen. Frau Hauptmännin hörte ſie ſich gerne ſchelten, Frau Hauptmännin, ſacker, das klingt! Sie paßte ſehr gut in das Geſchäft. Schreiben konnte ſie ſehr anſtändig, d. h. ſie ſchrieb für eine Sekundarſchülerin einen ſehr leſerlichen Buchſtaben. Mit dem Setzen war ſie nicht recht zweg, ſie ſagte es ſelbſt, aber das mache nichts, ſagte ſie, was geſetzt ſein müſſe, ſetze der Hauptmann, der könns, und wenn es Eins könne in einem Geſchäft, ſo ſei es Alles, was nöthig ſei. Hingegen verſtund ſie es vortrefflich vorzukehren, daß ſie auf keine Weiſe gegen den Mann zu kurz kam, was er auswärts für Freuden hatte, das genoß ſie ſicherlich daheim nicht weniger als er, und ſo iſts ja recht. Sie war ihm aber auch nützlich. Bei ihrem bedeutenden Verkehr bekam ſie gar manches Geſchäft in die Naſe, das er nie vernommen hätte, oder witterte Gefahren, an die er nicht gedacht, konnte Vorkehren treffen zu rechter Zeit. Und wie ſie ſich auf das Winken verſtund und wie manche Ankenballe, Hamme, Züpfe und andere gute Dinge ſie ins Haus zauberte, auf bloßes Winken hin, wäre ſchwer zu controliren, von wegen mit zbeſt reden, kann eine Frau, beſonders die eines Hauptmanns und ſo zu ſagen Agenten, Beträchtliches leiſten, noch vielmehr als der Sekretär irgend eines Departementes oder Potentaten. Dieſe Perſon war es, welche den Hans Joggi empfing und mit ihm ſprach. Sie wußte um die Sache und kannte ihn dem Namen nach, und Beide ſprangen gegen einander auf wie zwei Güggel. Hans Joggi begehrte auf, was das für eine Manier ſei, ihn zu übergeben, und in ſolch wichtiger Zeit ihn ſo unnöthig desume zſprenge, der Hauptmann wiſſe ja wohl, daß da nichts zu verlieren ſei, ſondern daß dem Hof täglich aufgebe. Das ſei nur Bosheit und man werde ihn brandſchatzen wollen! Ja, nun ging es bei der Frau auch los, was er für ein unverſchämter Mann ſei, ihr ſo zu kommen. Er ſolle zahlen, er habe gewußt, wann das Geld fällig geworden, habe er es nicht gehabt, ſo ſei es an ihm geweſen, der Sache nachzulaufen und nicht an ihrem Manne, dem hätte er das Maul gönnen ſollen und ztöden wäre es nicht gegangen, wenn er gekommen, den Sachverhalt brichtet und um Stündigung angehalten hätte, allweg ſeien jetzt ganz andere Koſten ſchon, als er an Arbeit verſäumt hätte. Aber da möge man keinen Fuß verſetzen, hintendrein brülle man, wie wüſt man mit den Leuten umgehe. Mit dem Geld laſſe ſich nicht ſpaßen. Ihr Mann müſſe auch halten was er verſprochen, thue er es nicht, komme er in Verlegenheit. Das Geld habe er verheißen gehabt, und als Hans Joggi nicht gekommen, ſei es ihm nicht mit Lieb gelebt geweſen, denn nun habe er ſehen können, wie er es mache, und jetzt hintendrein noch aufzubegehren, habe er keine Urſache, ſelb ſei von ihm wüſt und unverſchämt. Hans Joggi wollte ſich verſprechen und erzählte was er gemacht, und wenn mit dem Hauptmann nicht geredet worden, ſei es nicht ſeine Schuld und der Hauptmann hätte doch denken ſollen, es ſei da etwas nicht verrichtet worden, und hätte fragen können, ehe er ihn übergeben und unnöthig Koſten gemacht. Jetzt erſt brach die Frau recht los, wuſch Hans Joggi den Kopf, daß er wußte, daß er gewaſchen war, und hielt ihm ſeine Dummheit ſo vor, daß wenn er ſich für beſonders weiſe gehalten hätte, er bitter enttäuſcht worden wäre. Jedenfalls wurde er kleinmüthig, und wollte ihr das Geld einhändigen, welches er bei ſich hatte, ſie wollte es aber nicht abnehmen, ihr Mann habe das Geſchäft dem Mijor in der Spinnhubbele übergeben, ſagte ſie, dort hin müſſe er und gut machen, wenn er könne, damit die Koſten aufhörten.

Aber du haſt doch Alles bei dir? frug ſie. Jä nein, ſagte Hans Joggi, wie wollte ich? Nur den Zins und

Neuis dazu, wenn er es gar nöthig hätte, der Andre konnte mir nichts geben, dem muß ich warten, und darum kann mir der Hauptmann auch warten. Jetzt entſpann ſich eine neue Unterhandlung. Die Frau wollte anfangs von gar nichts hören, bis der letzte Kreuzer auf dem Platz ſei, nachher ließ ſie ſich ſo weit herab, daß ſie von zbeſtrede ſprach, doch erſt, nachdem ſie gefragt. ob ſie nicht auch Anke machten, es wäre ihr damit dienet, ſie wäre hier ſeit den ſog. Käſereien gar bös dran, ſowohl mit Nidle als mit Anke. Hans Joggi ſagte, deren machten ſie, wie er wohl nicht beſſer zu finden, ſeine Frau hielte darauf und mach d'Sach recht, darum löſe ſie auch immer den höchſten Preis, den er gelte. Darauf gab die Frau Hauptmännin keinen Beſcheid, frug aber noch nach Allerlei, und ſchickte endlich den Hans Joggi in die Spinnhubbele. Hans Joggi ging ſehr ungern, es war ein beträchtlicher Umweg und er fürchtete, wenn er leicht geſäumt werde, ſo komme er nicht zum Melken heim. In der Spinnhubbele traf er den Mijor auch nicht an, er ſei an einer Steigerung, hieß es, aber der Schreiber ſei da. Bekanntlich ſind die Schreiber nicht die höflichſte Mannſchaft, und je freiſinniger, deſto gröber, das kann man auf dem Lande erfahren, und in der Stadt geht man mit dem Exempel voran, und die Chefs ihren Subjekten, und wer noch nie auf einer gewiſſen Amtsgerichtſchreiberei geweſen, der weiß noch gar nicht was Grobheit iſt. Nun, der Schreiber war auch nicht der höflichſte, und dazu ein Rother. Hans Joggi dachte bei ſich, der hätte doch recht gehabt, daß er Schreiber gelernt, zum Knecht möchte er den um keinen Preis, wenn der zu nahe zum Heuſtock käme, ſo ging der ja an, und das ganze Haus könnte verbrennen. Der putzte ihn gewaltiglich aus, daß er nicht mit dem Ganzen komme, das Capital ſammt Zinſen müſſe auf den Platz, ſonſt ſolle er darauf zählen, innerhalb drei Monaten ſei ihm Alles ſammt Kellen und Kannen verſteigert. Er machte ihm erbärmlich Angſt, daß Hans Joggi endlich ſagte, aber was ſoll ich denn machen, das Geld bringe ich nicht zweg, wo ſollte ich es hernehmen, und wenn ich die letzte Kuh verkaufte, ſo viel bringe ich nicht auf, ſo lange mich der Andere nicht zahlen kann. Komm dahinüber und zahl mir eine Flaſche, ſe will ich dir ſagen, was ich machen würde, antwortete der Schreiber. Ich hätte es mit einem halben Schoppen auch können, aber enfin, es wird ſein müſſen, dachte Hans Joggi, aber es werde ihn freuen, ſagte er nicht, ſondern bloß: he nu ſo de, ſo wey mr, ih bi neue preſſirt. Im Wirthshaus frug Hans Joggi den Schreiber, ob er den Sechsbatzigen liebe oder den Achtbatzigen. Er trink nur rothen, ſagte der Rothe. Die Wirthin, mit den Manieren wohl bekannt, frug nicht den Hans Joggi, ſondern den Andern, von dem, wo ihr gewöhnlich trinkt? Allweg, verſetzte der Schreiber. Was das für Wein ſei, frug Hans Joggi, als man ihm Wein in ſein Glas geſchüttet. Das ſei ja Schwarzer, nicht Rother, er wiſſe nicht, ob er ihm wohl mache oder nicht. Probir nur, wenn du den nicht magſt, ſo muß man dir die Zunge ſchaben. Wir trinken alle Tage, und je mehr wir davon bekommen, deſto wohler macht er uns, antwortete der Schreiber. Und jetzt, was muß ich machen, daß es am beſten kömmt? frug Hans Joggi. Nun rieth ihm der Schreiber nicht unpaſſend, vor Allem aus müſſe er ſeinen Schuldner übergeben, und zwar einem ſcharfen Agenten, der d'Sach fördere und abtreibe, von wegen, das gebe ſehr ungleich. Aber ich glaube nicht, daß er zahlen kann, von wegen, er hat das Geld nicht, wandte Hans Joggi ein. Ja, das iſt ſeine Sache, und nicht deine. Er kann ſehen, wie er Geld bekommt, und kriegt er keins, wirft man ihn übers Neſt, wurde ihm geantwortet. Das wäre ihm doch zwider, ſagte Hans Joggi, er mache

Niemanden gerne unglücklich. Ja, entweder, oder, entweder mußt du im Ernſt hinter ihn, oder du mußt den Schlegel werfen, denn Geld auf dein Bischen Land wirſt kaum mehr erhalten, es ſind ſchon zu viel Schulden darauf, es iſt faſt kein Unterpfand mehr. Jä, ſelb wär mir auch zwider, ſagte Hans Joggi, d'rnebe wär das gſchwinder geſagt, als gemacht, er wollte ſich noch wehren und auch noch ein Wörtli dazu ſagen. Was für eins, ſagte der Schreiber, möchts wiſſen? Entweder zahlen, oder — darauf zähl. Alſo hinter ihn und dann ſehen, daß dir der Hauptmann etwas wartet, ſonſt biſt allweg hinten drein. Er hat zwar Geld nöthig und liebt d's Warten nicht, aber wenn du ihn ſalbeſt, ſo iſt nicht ſo bös mit ihm zfahre. Er hätte den Zins bei ſich, ſagte Hans Joggi, und hätte nichts zurückbigehrt, wie es ſonſt üblich und bräuchlich ſei. Daneben wenn ihr glaubet, ſo kann ich noch etwas mehr machen, wenn ich aber Alles ſo verbrösme, ſo hab ich dann wenig mehr, wenn es zur Hauptſache kömmt. Ich habe freilich ein gut Jahr gehabt, aber auch viel gebraucht, und das Jahr hat Gattig halbers zfehle. Den Schreiber lächerete es ſehr, als Hans Joggi mit ſolcher Rede hervorkam, er nahm einen braven Schluck, ſchenkte ein, und befahl noch einen Schoppen. Hans Joggi kam es an, preſſiren wär gut, er ſuchte die Berathung zu verkürzen und frug nach einem Guten, dem er den Handel übergeben könne, von wegen, er merke, d'Sach werde müſſe abtnehe ſy

Sieh, ſagte der Schreiber, eigentlich ſind All gut, Einer thut etwas hitziger wie der Andere, aber auf my Seel, im ganzen Kanton findſt keine exakteren und aufrichtigeren, als hier. Wir werden es kaum übernehmen können, von wegen, es ſchickt ſich nicht am beſten, weil wir ein Geſchäft gegen dich haben, und darnebe grauſam viel zu thun, wenn wir ſchon Tag und Nacht dran ſind, kommen wir nicht zBoden. Weißt was, morgen iſt Märit zBöcklinwyl, da findſt Alle beiſammen, allweg auch den Hauptmann, mit dem mußt doch reden wegen der Stündigung, dorthin gehe, der kann dir ſchon ſagen, durch wen er am liebſten die Sache abtreiben ließe. Das iſt mir zwider, ſagte Hans Joggi, morgen ſchon wieder einen Tag verſäumen. Geld verbrauchen, zahlen in allen Ecken, ſo kann das doch nicht geben, der Hof will gwerchet ſy! Mach was du willſt, ich habe dir jetzt geſagt, was gut iſt, kannſt es jetzt machen oder nicht, aber wenn du der Mähre nicht zum Aug ſiehſt, ſo biſt du übers Jahr nicht mehr der Bauer in der Keßlere, ſondern der Bauer von der Keßlere, erwiederte der Schreiber. Da wollte ich doch auch dabei ſein, ſagte Hans Joggi und frug: Wirthin, was bin ich ſchuldig? Trinken wir nicht noch eine Flaſche? frug der Rothe. Hans Joggi ſchüttelte es faſt, vor Angſt, er müſſe noch länger dabei ſein. Den getrunkenen Wein wolle er jetzt bezahlen, ſagte er, daneben aber Niemanden verhindern auf eigene Rechnung noch mehr zu trinken. Er müſſe heim zum Melken, und müſſe eilen, wenn er zu rechter Zeit daheim ſein wolle. Ein ander Mal, wenn er beſſer Zeit habe, wolle er gerne länger dabei ſein. Drei Schoppen, ſagte die Wirthin und für zwei Batzen Brot, macht elf Batzen. Aber ich hätte doch gern noch einen geholt! Hans Joggi knübelte mit ſeinen dicken, groben Händen in allen Taſchen herum, aber elf Batzen Münze fand er nicht, mußte endlich einen großen ledernen Seckel hervorziehen und einen großen Thaler daraus nehmen und ihn zum Wechſeln geben, wobei er ein Geſicht machte, als ob Geld oder Blut ihm abgefordert ſei. Während die Wirthin hinaus ging, Münz zu ſuchen, und Hans Joggi ſeine Schweinsblattere ſorgfältig zuſammen drehte, ſagte der Schreiber: Hör, du haſt da ſo viel Geld, du könnteſt mir doch drei Thaler leihen, ſobald wir wieder zuſammen kommen, gebe ich es dir wieder. Der Schuhmacher bringt mir heute Stiefel, der Herr iſt nicht daheim, ich vergaß Geld von ihm zu fordern, und den Schuhmacher laſſe ich nicht gerne unbezahlt fort, er iſt gar e Nöthige. Ich laſſe eigentlich nur ſo der Gottswille bei ihm arbeiten. Hans Joggi drehte mit ſichtlichem Schmerz ſeine Blattere wieder auf und ſagte: Ihr hättet es eigentlich gehört, ich hätte das Geld ſelbſt nöthig, aber wenn es ſein muß, wegen ſövli wird es nicht Alles machen, wenn ich es wieder bekomme, darauf zähle ich aber. Ja, my Thüri — darauf kannſt zählen, ich würde mich öppe ſchämen. Sieh, ich bin bombenfeſt, und auf mich kann man zählen. Ich bin noch verflucht Manchem ſchuldig, und noch kein Einziger hat mir es wieder gefordert. Mein Gott, die wiſſen, woran ſie ſind, drum hat Keiner eine Minute lang Angſt wegem Geld. Hans Joggi nahm das ſo hin, worgete daran und ſchon weit vom Hauſe war er, ehe er die Nuß aufbiß und ſagte: ja, du donners Schelm, ich merke, warum ſie es nicht wieder fordern und keine Angſt haben, das wird einer von den D Schelmen ſein, wo Güterabtretung gemacht, und ſich deſſen nicht ſchämen, ſondern, wie der Pfarrer letzthin geſagt hat, meinen, was ſie gemacht, und ſie ſeien mehr als andere Leute, weil ſie mehr gemacht als andere Leute, welche nicht Güterabtretung gemacht haben. Wenn das wirklich ein Pfarrer geſagt hat, ſo war der nicht ganz dumm, aber wohl kam es ihm, wenn es kein Schulmeiſter, oder ſonſt ein Freiſinniger, ja, gar ein Juriſt gehört, ſonſt wäre derſelbe ſicherlich einem neumodiſchen Schinder, das heißt, einem freiſinnigen Zeitungsſchreiber überliefert worden. Wir haben uns ſchon mehrere Male ausgeſprochen, daß kein verfluchter Mittel ſei, um dem Volk andere Begriffe beizubringen, als wenn man die alten Worte für eine Sache, ein Verhältniß, eine Handlung mit neuen vertauſcht, mit neuen Worten erſetzt, mit den neuen Worten verdrängt man auch den alten Begriff, den das Publikum von der Sache hatte. Wer geltstagte, war nicht mehr ehrenfähig, war ein todter Mann. Güterabtretung war von Alters her eine ſchöne Sache, um Güter abzutreten, mußte man Güter haben. Reiche Väter traten Söhnen, Kindern Güter ab, reiche Onkel, reiche Tanten hatten zuweilen auch dergleichen ſchöne und geiſtreiche Einfälle, machten Güterabtretungen, ja, in der letzten Zeit gab es ſogar Könige, die Kronabtretung machten, Güterabtretung hatte alſo nicht bloß einen ſchönen Klang, ſondern war auch eine ſchöne Sache, beſonders für die, denen die Güter abgetreten wurden.

Geltstag iſt aber etwas durchaus Anderes. Geltstagen nannte man, ſehr ehrenwerthe Ausnahmen, Bürgſchaften, Naturereigniſſe u. ſ. w. abgerechnet. Alles, was man hatte Gläubigern dargeben müſſen, mit den Worten: Messieurs, partagez, weil man verlumpet, was man gehabt, weniger hätte als nichts, und mehr oder weniger Leute verluſtig mache. Das war geltstagen, war ſehr anrüchig, wurde den Kindern angerechnet bis ins dritte und vierte Geſchlecht, jene Ausnahmen vorbehalten. Er muß nicht Alles ſein, ſy Vater kam über nüt, u ſoll doch ſövli gerbt ha, heißt es bis auf dieſen Tag. Über nüt cho, das thut man, obige Ausnahmen vorbehalten, aus Mangel an Verſtand, aus Mangel an Tugend, aus Mangel an Fleiß, oder beſtimmt geſagt, aus Dummheit, aus Schlechtigkeit, aus Faulheit. Wer ſo dumm, ſo ſchlecht, ſo faul iſt, der Väter Erbe nicht zu bewahren, ſeinen Verdienſt mit ſeinem Verbrauch nicht in Einklang zu bringen, iſt kein Mann, kein ehrenfähiger Bürger, er war nicht im Stande, zu der eigenen Sache zu ſehen, wie ſollte er zu fremde ſehen, — er iſt vergeltstagt. Das Wort müßte weg, Niemand ſollte mehr vergeltstagen, man müßte nur ganz neu und fein die Güter abtreten, das Wort hätte einen ſchönen Klang. Mit dem alten Wort ſollte der Sache das Anrüchige genommen und mit dem neuen der Begriff veredelt werden. Und die lieben Herren Doktrinärs ließen ſich das gefallen, fanden es vielleicht ſo gar ſchön, zeitgemäßer und ſprachlich richtiger, begriffen per se nicht, welche Gewalt im alten Worte lag. Vollbluts-Doktrinäre ſind eigentlich noch dümmer als Stock-Philoſophen, wie bereits Pythagoras geſagt haben ſoll, gehört haben wir es freilich nicht, jedenfalls iſt aber ſein Name eine Autorität für Doktrinärs, und namentlich für rothe Schreiber, welche den Rothen lieben, und ſogar den Burgunder vom Tavel unterſcheiden können. Jetzt iſts alſo gar nichts mehr Güter abzutreten, ja, es iſt eigentlich für Philologen und andere Sprachforſcher eine recht ſchöne Sache, es ſteckt was Edles im Wort. Ja, das Ding hat man noch viel ſchöner gekorbet. Nach dem Grundſatze, daß im Staate jeder Stand ſolle vertreten ſein, wählte man einmal einen Generalſpitzbuben zum Geſetzgeber. Derſelbe ſoll dem Engel Michael, welcher zu Adams Zeiten die erſten Eltern aus dem Paradieſe gejagt, auf ein Haar ähnlich geweſen ſein. Dieſer machte auch den prächtigen Paragraphen ins Geſetz, daß, wenn einige Gläubiger ſich erklärten, ſie ſeien mit Michael, d. h. nicht mit dem Engel, ſondern mit dem Schuldner zufrieden, ſo müßten alle Andern auch zufrieden ſein, und verſöhnt die ganze Welt, und der Güterabtreter nicht ehrlos mehr, ſondern ſehr ehrenwerth und zu Allem fähig, es ſei ſo gleichſam, als hätte man einen Spitzbuben in eine Trülle gethan, ſie gedreht, und auf der andern Seite ſei ein Rathsherr, oder ein Oberrichter, oder gar ein Präſident zum Vorſchein gekommen.

So ungefähr, wie wenn ein Taſchenſpieler in einem Mörſer Kröten oder Schlangen zerſtößt, und iſt er fertig, ſchöne, weiße Tauben aus dem Mörſer gen Himmel fliegen. Wahrſcheinlich kommen ſie aber auch wieder runter, ſo gut als die Tante Dorothe. Der Mann benutzte jedenfalls ſeinen Poſten oder ſeine Stellung ſehr zweckmäßig, er wird gedacht haben, man wiſſe nie, was einem begegnen könne. Ueberhaupt meint das Publikum, darum ſei die ganze Geſetzgebung und das Gerichtsverfahren ſo gnädig und lieblich gegen die Spitzbuben von verſchiedenſtem Kaliber, weil man bei der Unſicherheit der Zeiten nie wiſſe, nicht bloß zu was es einem kommen, ſondern ſogar, was aus einem werden könne, und da könnte man froh ſein ein Mal über die Früchte ſeiner Tugend. Gerade ſo ein Güterabtreter werde der ſein, dachte Hans Joggi, weil ihm Niemand mehr was abfordere. Es wäre ihm doch zwider, wenn er unter die Bande fallen müßte, aber das werde, ſo Gott wolle, nicht geſchehen. Wenn Einer faſt Tag und Nacht arbeite, und jeden Kreutzer drei Mal kehre, ehe er ihn ausgebe, was man doch von einem mehr wolle. Daneben, wenn es ihm alle Tage ginge wie heute, ſo hätte er es baar, und als er etwas mühſam den Zuſammenzug ſeiner Ausgaben an dieſem einzigen Tag machte, hatte er Denkens genug bis heim.

Was Hans Joggi heimbrachte, war Anne Marei keine willkommene Botſchaft. Es hatte guten Muth, ſehr mit Hans Joggi aufzubegehren, als ob er daran ſchuld ſei, daß der Handel weitläufig zu werden anfing. Morgen ſchon wieder fort, das iſt mir doch zwider, das ewig Gläuf! ſagte es. Wie ſoll das gehen, wenn du alle Tage auf der Straße ſein willſt, d'r Heuet vor der Thür, und noch ſo viel zmache d'rvor. Meinſt etwa, mir ſei es anſtändig? ſagte Hans Joggi, weißt, gehe du, und ich will daheim bleiben. Nein, das meine ich nicht, ſagte Anne Marei. Wenn es muß gegangen ſein, ſo mußt du gehen, du biſt der Mann, aber warum wareſt ſo dumm und ließeſt es an die zwei Hallunken, mit unſerem Hauptmann zu reden? Was heſt o gſinnet, es hätt dir doch zSinn kommen ſollen, die machten es dir ſo! Was ih gſinnet ha? ſagte Hans Joggi, da ha nih gſinnet, ich erſpare mir einen Gang, es ſolle dem Hudel ſo viel daran gelegen ſein, als mir, daß der Hauptmann warte, und er hätte beſſer Zeit dazu, als ich. Und dann hat ſchon manch witziger Huhn, als ich, ein Ei verlegt. Du kannſt nachbeſſern, du ſolleſt des Hauptmanns Frau Anken bringen, ich habe ihr geſagt, wir thäten gar viel melchen, gäben nicht in die Käſerei, und deretwege macheſt du den ſüßeſten Anken weit und breit. Jetzt war es Anne Marei nicht mehr zu helfen, daß es den Anken drei Stund weit tragen ſolle, und ging ihm aller von Hauſe weg, ſollte einen Tag verlaufen, und gegen des Hauptmanns Frau vielleicht noch ein Einſehen thun, und das hatte Hans Joggi wiederum angerichtet! Wohl, der vernahm was, was er für ein Züttel, für ein Löhl ſei, und mit Augen ſah es ihn an, als ob es mit allen Zehn ihm ins Geſicht ſpringen wolle. Eine Weile hörte Hans Joggi kaltblütig zu, als es ihn endlich düechte, jetzt ſollte es genug ſein, ſagte er: Deſſen hätt ih afe gnue, und wenn ih e ſelige Löhl bi, ſo verſetze ih i der Sach ke Tritt meh, und uf my Seel, du kannſt dann ſehen, wie du es machſt. Gehe es, wie es wolle, ſo kannſt du mir doch dann nicht vorhalten, daß ich an Allem ſchuld ſei. Anne Marei wußte, daß, wenn Hans Joggi einmal ſo redete, es dabei blieb, er es mit der größten Hartnäckigkeit auf das Aeußerſte trieb, und es lange ging, bis man ihn hinten um gebracht, dazu war jetzt nicht Zeit, und Anne Marei war nicht ſo dumm, daß es das nicht vermieden hätte. Ja, es hat doch keine Art, daß du mir den Anken verdampet haſt, von dem andern will ich nichts mehr ſagen, ſo können wir jezt unſerer Zwei geben ſtatt nur Eins, und die Kinder alleine daheim laſſen. Hans Joggi meinte, er hätte nicht den nächſten verſprochen, ſpäter könne es ja auch geſchehen. Später, ſpäter! ſagte Anne Marei häſſig, wann ſpäter? Ich muß die Balle geben, welche ich heute gemacht, oder keine. Später iſt der Heuet, da trage ich nicht Anken drei Stunden weit, ſpäter hört das Anken ziemlich auf, wir brauchen die Milch ſelbſt in den Werchen, und zwei Kühe geben dazu noch guſt. Selb ſei dumm, ſagte Hans Joggi, daran hätte er nicht gſinnet. Daneben mach es nicht ſoviel, die Kinder ſeien groß genug, und wenn man es eines Tags mache, ſo ſei es den Tag darauf vorbei. Dießmal ward Hans Joggi Meiſter, und nach ſeinem Antrage wurden die Wanderungen beſchloſſen, und am andern Morgen zeitlich, nachdem die Inſtruktionen gegeben worden waren, angetreten. Die allgemeinen waren gruſam gut zum Feuer zu luegen, auf die Kleinern acht zu geben und nicht zu zanken, wenn Eins den Andern was Leides thue, bekäme es Schläge, und aus dem Salz. Anne Marei gab den Mädchen was zum Plätzen auf, daneben ſollten ſie ihm dSach lah ſy, und Hans Joggi befahl, gut zur Waare zu ſehen, zwiſchen durch könnten ſie holzen. Die Kinder freuten ſich, wie es die meiſten Kinder haben, als ſie von Vater und Mutter die Rücken ſahen, denn nun ging ihnen eine weite, große Freiheit auf, ſie konnten ſelbſt Vater und Mutter ſein. Je nachdem nun Vater und Mutter ſelbſt ſind, geht es auch zumeiſt in ihrer Abweſenheit zu, wüſt oder ſchön, wie auch, wenn die Kinder Comödie ſpielen, ſie am liebſten Vater und Mutter vorſtellen. Wo aber ein Meiſterlos iſt, da fängt der an zu heulen, und läuft hinter den Eltern drein und ſchreit: Geht nicht fort, ihr müßt dableiben, ſo bald ihr fort ſeid, prügeln und hauen ſie mich, o geht doch recht nicht, oder nehmt mich mit! Die Geſchichte von Joſeph wiederholt ſich noch alle Tage, aber deſto ſeltener giebt es aus einem Meiſterlos einen Joſeph. Aber wer weiß auch, was aus dem Joſeph geworden wäre, wenn Gott ihn nicht von Jacob weg, und nicht in ſeine eigene Schule genommen hätte? Nun, hier war ſeit Hans Ulis Tode, dem Söhnchen mit dem weißen Kruſelhaar, den Gott ſicher aus gutem Grunde zu ſich genommen, auch kein Meiſterlos mehr, im Ganzen gings friedlich zu, werchen war die Hauptſache. Als die Jungen gegraſet hatten, wurden ſie räthig, zu miſten. Es war eben der gewohnte Tag dazu, und Hans Joggi hatte daſſelbe auf den Abend verſpart, er werde früh genug heimkommen, daß er es noch füglich thun könne, hatte er geſagt. Man wiſſe aber doch nicht, wann er heimkomme, und ſei es noch früh genug, ſo werde er doch allweg froh ſein, wenn es gemacht ſei, dachten die Buben, und gingen friſch dran hin. Als die Mädchen das merkten, wollten ſie nicht die Mindern ſein, ſondern auch etwas Wichtiges, Unerwartetes verrichten. Sie dachten daran, daß die Mutter geſagt, daß vor dem Heuet noch einmal recht geſegt, und namentlich die Küche gewaſchen ſein müſſe, und daran hin gingen ſie in großem Eifer: Die Mutter werd doch luegen! dachten ſie. Sie beredeten die Jungen, um nicht feuern zu müſſen, über Mittag mit kalter Speiſe vorlieb zu nehmen, und ſtellten dann eine haarſträubende Fegete an, die allen Ecken und Kübeln galt, und einen Glanz zu Tage fördern ſollte, wie er auf der Keßlere noch nie erlebt worden war. Um Mittag wartete das älteſte Mädchen, das auch Anne Mareili hieß, ihnen prächtig auf mit Brot, Käs und Milch, und ſie lebten herrlich und in Freuden, beſſer noch, als der reiche Mann im Evangelium. Die Jungen rühmten, wie ſie bald fertig ſeien, und werweiſeten was ſie noch nachher machen wollten, dem Vater zLieb und zEhr. Die Mädchen waren nicht ſo weit vorgerückt, hatten Alles auf ein Mal unternommen, und wußten nicht, mochten ſie in die Kehre kommen, und konnten ſie die Mutter mit einem vollendeten Werk überraſchen, kam die Mutter mitten ins Gekehr, ſo träumte ihnen nichts Gutes. Sie machten ſich daher hinter die Brüder, und beredeten dieſe endlich mit Flattiren und Verſprechen, ſo bald ſie fertig ſeien, ihnen zu helfen. Sie wollten ſie nie mehr verklagen, nie mehr auslachen, alle Mal, wenn ſie in Keller gingen, oder in den Spycher übers dürre Zeug, ihnen etwas kramen u. ſ. w., bis ſie endlich Handels einig wurden. Nun ging es friſch an die Arbeit. Die Buben waren mit miſten bald fertig, verlegten auch den Miſt aufs ſchönſte, traten ihn ſorgfältig nieder, und halfen dann den Mädchen, welche das eiſerne Geſchirr mitten in der Küche hatten, das hölzerne beim Brunnen und an den Kachelbänken und an dem Herde ſcheuerten und fegten aus Leibeskräften, und je länger, je mehr Hoffnung bekamen, lange vor Sonnenuntergang mit ihrem Werke fertig zu ſein. Da ſtund plötzlich, lange vor der Zeit, die Mutter in der Küche mitten im Grebel, und machte eine Poſtur, welche mit Loths Weib große Aehnlichkeit haben mußte. Aber ſo ſtand Anne Marei nicht lange. Ihr dolders Kinder, was ſtellt ihr mir an, ungheißen, wohl, ich will euch! Der jüngere Bub, der eben ganz ſtolz auf ſein Werk, mit einer gefegten Gebſe vom Brunnen kam, kriegte die Erſtlinge und ſchrie mörderlich: Gieb de Meitſcheni, ih vermah mih nüt, ih ha ume ghulfe, ih ha my Sach gmacht! Nun, der Junge brauchte Anne Marei die Fortſetzung des Gerichtes nicht anzuweiſen, es fuhr in der Küche mit Lebensgefahr herum, faſt wie ein Würgengel, klopfte und hauete drauf los, ſchrie dazu: Ha nid nit gſeyt, ihr ſöllit mr d'Sach lah ſy, u jez, helf mr Gott, wie triff e nihs a, Alles drunger u drüber, wie wenn's d'r Tüfel mit Pürzle gwunne hätt. O Herrgott, wenn me d'r Rügge chehrt, iſt nüt meh ſicher! Nach Klopfen und Aufbegehren kam das Befehlen, und heulend und zähneklappernd flogen die kleinen Leute in allen Ecken herum, fertig zu machen, und keine Stunde verging, war Alles an ſeinem Orte, menſchlich ſah es wieder aus, und nach hergeſtellter Ordnung war es wirklich ſichtbar, daß die kleinen Leute was geſchafft und nichts Unnützes, denn es hatte überall geläutert. Ehe aber noch Licht war im Oeden und Leeren, kam auch Hans Joggi heim, und ſah von weitem, daß gemiſtet worden, freute ſich deſſen, wenn auch ſeine Befehle überſchritten worden waren: Das ſy Bube, aus denen giebt es was, recht brav haben ſie es gemacht. Noch zufriedener war er, als er die Ställe muſterte, und ſah, wie ſie nicht bloß gemiſtet, ſondern gründlich, ſowohl die Lager als die Gänge, gewaſchen hatten, und konnte nicht begreifen, als er ums Haus kam, warum dieſelben ſchluchzend im Schopf ſtunden und belferten. Die Mutter habe ſie geprügelt, gaben ſie zur Antwort, und ganz ungerecht, ſie hätten ihre Sache gemacht und nachher den Meitſchene geholfen, und wenn ſie nicht geholfen, ſo hätte es noch viel wüſter ausgeſehen. Ein ander Mal würden ſie ſich hüten, zu helfen, wenn ſie auf dieſe Art blöhnt würden.

Hans Joggi ſprang deßwegen nicht die Wände auf, er wußte, daß Anne Marei nach dem Grundſatz regierte, und nicht ſchlecht: Erſt den Kopf ab, dann unterſucht. Auch er war der Meinung, beſſer eine Ohrfeige zu viel, als eine zu wenig. Als er aufs Schlachtfeld gelangte, begriff er, daß Anne Marei böſe werden mußte im erſten Augenblick, und an den guten Willen der Kinder nicht denken konnte, denn in ein ſolches Gekehr heim zu kommen, wo man keinen Fuß ſicher abſtellen konnte, iſt nicht angenehm, und aufräumen zu müſſen, ſtatt in aller Ruhe ein Kaffe zu ſich nehmen zu können, ebenfalls nicht. Uebrigens kannte Hans Joggi ſeiner Frau Eigenthümlichkeit, die durchaus keine Eingriffe in ihre Souveränetät dulden wollte, und als ſolche betrachtete Anne Marei Alles, was man in ſeinen Departementen, ohne direkten Befehl machte oder anrührte. Er fand wohl, es treibe es darin wohl ſtreng, indeſſen, da Anne Marei ſelbſt dachte, wenig vergaß und raſch zugriff, ſo machte es weniger. Wäre es umgekehrt geweſen, und hätten Andere auch nichts thun dürfen, woran es nicht dachte, oder das es nicht machte, dann hätte er wohl das Maul aufgethan, um dSach zfördere. Er fand es noch immer, wie den lieben Gott auf Sinai, in Blitz und Donner, und heulend fuhren die Mädchen herum, wie angezündete Schwärmer, oder Simſons Füchſe im Korn der Philiſter, und auch ihn ſuchte Anne Marei anzuzünden und herum zu jagen, goß eine Menge von Anklagen über ihn aus, die nicht Platz in ſeinen Taſchen hatten. Er ſah wohl, daß bei Anne Marei noch was Beſonderes ſei, ſonſt wäre es doch nicht ſo, er blieb daher kaltblütig und ſagte, er wolle noch graſen, und wenn dann das Kaffe zweg ſei, ſolle man ihn rufen. Was Anne Marei ihm nachrief, hörte er nicht, und ging ſeinem Geſchäfte nach. Hans Joggi hatte Recht, Anne Marei war böſe, vom Kopf bis in die Füße, und nicht ohne Urſache. Man denke, es kam ohne Anken heim und ohne Geld, hatte nichts genoſſen, und ſtatt daheim was zu finden, fand es Alles drüber und drunter, das Küchengeſchirr mitten in der Küche, kein Fünklein Feuer auf dem Herde, im Gegentheil, Alles unter Waſſer, und wenn es zu einem Kacheli Kaffe kommen wollte, konnte es eine gute Weile ſchaffen! Anne Marei war mit einer ſchweren Ankenballe von ungefähr zwanzig Pfund gelaufen, wie aus einer Kanone, und als es endlich, im Schweiße ſeines Angeſichts, an Ort und Stelle kam, waren Monſieur und Madame zMärit gefahren und Niemand daheim, als eine alte, häſſige Magd, die kein gut Wort gab um ein ganzes Fränklein. Dieſelbe ſchnurrte Anne Marei mächtig an über die Dummheit, an einem Märittag Anken zu bringen, es hätte doch ſinnen können, es träfe Niemanden an. Das wollte Anne Marei aber nicht glauben, daß es das hätte ſinnen können, denn es gingen viele Märkte vorüber, ohne daß es ihm in Sinn käme, es müſſe auch dran ſein, das wäre eine ſchöne Zuverſicht, wenn alle Weiber meinten, ſie müßten an alle Märkte. Alles mit Unterſcheid, ſagte die Magd, du wirſt dich doch öppe, ſo Gott will, mit meiner Frau nicht zuſammen zählen. Warum nicht? ſagte Anne Marei. Sie wird die Naſe nicht an einem andern Orte haben, als ich? Aber jetzt, was machen mit dem Anken? Geh mit, wo du hergekommen, ſagte die Alte, das iſt d's Beſt. Das kann ich machen, ſagte Anne Marei, aber der Frau ſag dann, daß ich da geweſen und jetzt einſtweilen keinen Anken bringen könne, in den großen Werchen brauchen wir die Milch ſonſt. Kannſt ja Morgen wieder kommen, ſagte die Magd. Ohä! ſagte Anne Marei, deretwege verlaufe ich nicht wieder einen ganzen Tag, es iſt mir an dieſem zwider geweſen. He, ſo wäreſt daheim geblieben, es hat dich Niemand kommen heißen, ſagte die Magd. Selb wär gſpäßig, antwortete Anne Marei, aber wenn ich gewußt, wie es mir ginge, gheiße oder nit gheiße, ſe wär ih allweg nit. He, wenn dFrau dih gheiße het, un er verſproche iſch, ſo lah ueh da, es iſch de ja usgmärtet. Das that Anne Marei denn doch ungern, ſeinen Anken aus den Augen zu laſſen, ohne Geld dafür im Sack zu haben, ohne einmal zu wiſſen, was es daraus löſen ſolle. Die Alte wollte durchaus nicht eintreten. Deſſe nehme ſie ſich durchaus nichts an, ſie wiſſe nicht, was ſie mit einander geredet hätten, macht ihrs dann zuſammen, ſagte ſie, und kein Brösmeli, nicht einmal ein Stücklein Brot bot ſie ihm an, hieß es nicht einmal den Korb abſetzen, riß halbers den Korb ihm aus den Händen, brachte ihn alsbald leer wieder, ſagte, kannſt ſehen, daß du das Geld bekömmſt, das iſt deine Sache und verſchwand im Hauſe. Da ſtund Anne Marei einſam und verlaſſen vor dem Hauſe, endlich ſagte es: Die het ui mr Seel neuis auf em Bür und Chummer, es brännt er e, ih hätt guti Luſt gah zluege. Indeſſen das machte es doch nicht, ſondern ging, aber ganz gſtabelig vor Zorn, trank an einem Brunnen Waſſer und kaute an einer Brodrinde, wie Weiber ſie oft zur Vorſorge in der Taſche haben. Anne Marei war aber nicht umſonſt zornig, es war ihm wahrſcheinlich im Gemüthe, es werde weder Anken noch Geld dafür ze ſehen, und ſo war es auch, der Handel ward mit Kniffen und Ausreden ins Reich der unausgemachten Dinge geſchoben, er war ſogenanntes fürgeſtelltes Gut geworden. Wer dieſe Vorgänge kannte und die Stimmung, in welcher Anne Marei heim kam, wird Wallungen und Ohrfeigen nicht bloß begreifen, ſondern auch gerechtfertigt finden. Ewig währt jedoch kein Sturm und als es endlich zu einem warmen Kaffe kam und ſeinen Zorn gehörig ausgepackt hatte über Tiſch, ward es ſo ziemlich ruhig und kam zu der Frage: Und dann du, wie iſt es dir gegangen? He, ſagte Hans Joggi, rühmen kann ich nicht, doch konnte ich meine Sache verrichten. Aber, wenn ich d'r tuſig Gottswille us dem Züg uſe wär, es düecht mih hundert Krone reuten mih nicht, wenn ich ſie ſchon ſo übel nöthig hätte, unter denen Leuten iſt es mir kaßangſt geworden, es düechte mich immer, wäre ich nur ſchon wieder daheim! Nun erzählte er auch ſeine Tagesgeſchichte, wie er den Hauptmann gefunden, der ihm erſt abgeputzt aus dem ſ, und nichts damit zu thun gewollt habe, weil er das Geſchäft einem Andern abgegeben, ſelbſt Geld nöthig hätte und leben müſſe, wie er es mache. Endlich, als er gehört, daß er auch Geld bei ſich habe, habe er geſagt, man müſſe mit einem Agenten reden, wenn man wüßte, wo er wäre. Als der kam, that er lange wüſt und ſagte, ſo hätte man es mit den D — Bauern, endlich habe er geſagt: Seh was heſt, mach ſite! Da hätten Beide gelacht, daß es ſo wenig ſei, und als er geſagt, er würde mehr Geld haben, wenn er nicht gethan, was der Hauptmann gerathen, Geld aus Land gewendet, ſo habe der geſagt, das gehe ihn nichts an, er, Hans Joggi, habe es zu dem eigenen Nutzen gethan, er, Hauptmann, habe nicht befohlen, Hans Joggi hätte ja machen können, was er gewollt.

Alſo einen Zins willſt machen, habe es geheißen, den habe man ihm abgenommen, darauf habe der Meyer, wie ſie ihm geſagt, die ergangenen Koſten vorweg genommen. Darauf habe der Hauptmann geſagt, wenn er warten müſſe, wolle er entſchädigt ſein, er müſſe an einem andern Orte Geld ſuchen, mit minder als dreißig Thalern wollte er es nicht machen. Da kam dem Hans Joggi ein Gedanke, von dem er glaubte, der ſei gut und treffe den Nagel auf den Kopf, er ſagte dem Hauptmann, er wolle ihm ſeine Forderung auf dem früher beſeſſenen Heimweſen abtreten, der aber lachte ihn ſchrecklich aus mit dem Vorſchlag, ob er ihn für ſo dumm anſehe, ſagte er. Hans Joggi ſei ihm lang gut genug, aber mit der Sach wolle er nichts zu thun haben. Der Meyer meinte, wenn er es für d's Halbe nehmen ſollte, würde er erſt vierzehn Tage Bedenkzeit nehmen, um die Sache genau zu unterſuchen. Vielleicht bekäme man was, vielleicht nichts, aber allweg müſſe man gleitig dehinter. Darauf erſchrak begreiflich Hans Joggi und frug, ob Einer von ihnen ihm die Sache übernehmen wolle, habe der es ſo gemacht und mit dem

Hauptmann nicht geredet, ſo berge er ihm auch nicht mehr, er merke, daß Jeder zu ſich ſelbſten ſehen müſſe. Aber Keiner von ihnen wollte ſich damit befaſſen, ſie ſagten ihm, wenn er ein wenig warte, ſo werde der Rechte bald kommen, der triebe den Teufel ſammt der Großmutter aus der Hölle, wenn der Teufel nicht Sorg zu ihm hätte, ſo hätte er ihn längſt holen ſollen. Das ſei ein grauſamer Kriegsheld, er fürchte das Kind im Mutterleib nicht, wenns keinen Säbel hätte, man ſage ihm nur der Strichli Komidant. Wie ſie ihm das geſagt, kam er juſt und ganz kühn mit ſeinem Käppi à la Bufone. Das iſt neh, ſagte man ihm. Gott grüß euch, Herr Strichli Komidant, hätte euch wollen angehalten haben, mir eine Sache zu übernehmen, ſagte der ehrliche Hans Joggi. Nun hätte Hans Joggi bald Schläge bekommen, wenn er nicht retirit wäre und geſagt hätte, er ſolle nicht zürnen, die da hätten es ihm geſagt, er heiße ſo. Wartet ihr Schurken, habe darauf der Strichli Komidant geſagt, wenns gnämelet ſy muß, ſo ſoll es nicht lange geben, ſo lauft ihr mit dem rechten Namen im Lande herum, oder habt ihn gar am Buckel! Der Komidant wollte ihm aber die Sache nicht übernehmen, oder er mache ihm einen Vorſchuß, er wolle ſein gut Geld nicht verlieren, vielleicht ſammt der Mühewalt. Dem habe er 20 Thaler geben müſſen, es habe ihm wohl viel düecht, aber was machen? Jetzt könne man doch ruhig ſchlafen, weil d' Sach b'ſorgt und, wie er glaube, in guten Händen ſei, brauche nicht mehr alle Tage deß ume z'laufe und z'unnütz Zyt z'verbruche, ſondern könne ſchaffen, wie üblich und bräuchlich. Das war Anne Marei ſchon recht, aber verſtaunen that es über das Geld, das Hans Jacob verbraucht, und hell für nüt. Der Anken fort, d's Geld fort, 20 Thaler, 30 Thaler und dem dritten Schelm auch einen ſchönen Schübel, Alles eys Tags! Da können wir ein ganzes Jahr arbeiten, von einer Tagheiteri ar andere, wir verdienen nicht ſo viel. Und für was? für nüt und aber nüt, die bringen uns über nüt, ſie haben es gut im Sinn, und das iſt nur der Anfang, zähl darauf, Hans Joggi, du Lümmel! Nun brach ein ſchrecklicher Jammer aus, es ſeligs Geld, e ſelige Ma, ſo e Lümmel, Soll guet thue, ſo über nüt cho, o, Hans Uli, wär ih doch ſcho by dr! Und nun ging der ſprachloſe Jammer los, der auch den Kaltblütigen den Schweiß austreibt. Glücklicherweiſe erlöſcht zumeiſt dieſer Jammer in der Nacht, der unausſprechlich großen Wohlthat, dem rechten Neujahrskindlein, welches der liebe Gott ſeinen armen Tröpfen, den Menſchenkindern, ſchenket. Es hat einmal Einer geſagt, und die Menſchen haben es nachgegagget, die Nacht ſei keines Menſchen Freund. Es iſt ſehr merkwürdig, wie die Menſchen das ſinnloſeſte Zeug wie Orakelſprüche mit Reſpekt entgegen nehmen und mit großer Haſt nachſagen, in der Hoffnung, man halte ſie dann, wenn nicht für das Orakel ſelbſt, ſo doch für den dreibeinigen Stuhl, auf welchem ein Orakelnder ſitzt und ab welchem ein Orakel rollt. Sobald was klingt, kriegen die dummen Menſchen Reſpekt, ob es Sinn oder Unſinn enthalte, vermögen ſie nicht zu unterſcheiden, ſo dumm ſind ſie faſt durchſchnittlich und wenn ſo ein Kameel in Rede kommt, ſo ſehen es die dummen Menſchen für einen Löwen an, und plappern ihm Dinge nach, daß einem die Haare zu Berge ſtehen. Ja wohl iſt die Nacht des Menſchen Freund! Von ihrer ſentimentalen Seite, von des Mondes Schein und der Sonne Glanz wollen wir abſehen, und ganz proſaiſch, ja ſogar apothekerlich, ſprechen. Sie iſt das ungeheure, unendliche Pflaſter, deſſen Lieferung und Zubereitung der liebe Gott glücklicherweiſe keinem Apotheker verdinget, ſondern dieſelbe ſich ſelbſten vorbehalten hat, Nothfälle ausgenommen, wo ſie mit etwas Opium in ſpeciellen Fällen noch helfen dürfen. Mit dieſem großen Pflaſter deckt er nun zu rechter Zeit und zudem gratis ſeine Geſchöpfe zu, Menſchen und Vieh, Blinde, Lahme, Geliebte, Ungeliebte, Kranke und ſonſt Müde, wickelt ſie ein in Schlaf, was noch unendlich angenehmer iſt, als in naſſe Tücher, wie bei Waſſerkuren. Uebel ſind verſchwunden, Krankheiten geheilt, Kummer verſenkt, Neid, Haß, Zorn und Rachgierigkeit vergeſſen, und wenn der Morgen kömmt, iſt friſch der Muth, die Seele gereinigt von den dumpfen finſtern Dünſten, die am Abend ins Gemüth und in die Glieder ſich ſetzen, mit andern Augen ſieht man die Menſchen an, mit neuer Kraft geht man ans Tagewerk. O, wenn man am Morgen und am Abend Köpfe und Gemüther wägen könnte, was meint man wohl, um wie viel Millionen Centner wären Beide am Morgen wohl leichter, als am Abend? Aber wie groß denn auch der liebe Gott das Pflaſter ſtreichen mag, es iſt alle Tage zu klein, und wie ſehr auch und um wie viel Geld die Apotheker nachbeſſern, es bleibt immer noch eine anſehnliche Menge, welche die Wohlthat der Nacht nicht genießen, die der Schlaf nicht einwickeln will. Das ſind die in ſchweren Leiden Liegenden, die, welche hölliſche Pein leiden, weil ihre Gewiſſen in Brand ſtehen, die, welche die Arbeit nicht müde gemacht, aber das Freſſen, das ihnen nun ſo ſchwer im Magen und in den Gliedern liegt, die, welche Liebes-Pein und Kummer wach erhält. Doch gewöhnlich ſchlafen dieſe gegen Morgen noch ein, und ſchlafen noch einige Stunden ſehr ſüß. Und Manche ſchlafen nicht, das Laſter hält ſie wach, und Manche ſchlafen nicht, die Sorge hält ſie wach, ſind verſchiedene Kreaturen dieſe beiden Sorten, die Einen möge der Herr züchtigen, bis das Laſter von ihnen geht, den Andern die Sorgen ſegnen, daß es ihnen leicht wird ums Herz, daß wenn man den Einen und den Andern gute Nacht wünſcht, der Wunſch wieder ein geſegneter ſei.

Nun, Anne Marei hatte wirklich einen geſegneten Schlaf und ein gar heilſam Pflaſter auf ſeinen Jammer war ihm die Nacht, müd an Leib und Seele waren ihm die Augen zugefallen, lange wollten ſie am Morgen ihm nicht aufgehen. Als es ſie endlich z'Noth aufbrachte, denn Anne Marei gehörte unter die Leute, welche aufſtehen wollen und nicht unter die, welche ſchlafen, je länger, je lieber, lag es ihm noch in den Gliedern, aber es hatte im Gemüth ihm um viele Centner geleichtet und die Augen hatten ſich anders gefärbt, ſo ſchwarz kam ihm doch die Welt nicht mehr vor.

Es wurde noch immer zornig, wenn es an geſtern dachte, aber nicht muthlos, es kam wieder zum wahren Weibertroſt, denen wolle es es doch einmal noch ſagen, daß ſie ſich zürften, wie Hühner, wenn ſie ſich mauſeten, und daß ihnen das Haar ungſtrubelt gehe, und es müßte den Tüfel thun, wenn es nicht Geld für ſeinen guten Anken bekommen ſollte, es wolle ihnen ſagen, bis ſie froh ſeien fürt zmachen. Die guten Weiber meinen, wenn ſie zweg kämen, d' Sach gſäge, Mängs grede, ſo ſei halt Alles gwunne. Viel verrichten ſie mit dem Maul, ſelb iſt wahr, aber viel verrathen ſie auch damit, ſelb iſt eben ſo wahr, und wenn Viele mehr die Hände gebrauchten, als das Maul, ſo wären viele Männer nicht ertrunken und Viele nicht vergeltstaget. Bei Anne Marei ſtunden die Hände und der Mund in allerſchönſter Harmonie, in viel größerer, als bei mancher Gräfin, freilich konnte es nichts machen auf dem Klavier, dafür aber hundert Sachen, ſogar etwas lismen, wovon ſo eine Gräfin keine Ahnung hat, ja nicht einmal eine Baronin. Ach wie ſchön, daß wir im Kanton einmal auch Baronen und Baroninen kriegen! Wenn andere Titel wenig oder nichts mehr gelten, hat man ganz recht, es mit Baronen und Baroninen zu verſuchen, wir zweifeln aber, daß viel Glück damit gemacht werde. Jedenfalls werden ſolche Titel in deutſchen Bädern, an franzöſiſchen Spielbanken und bei durchreiſenden heimathloſen baroniſirten Vögeln mehr gelten, als in berneriſchen Landen und in berneriſchen Rathsſälen. Will man das Alte, ſo bleibe man bei den alten Titeln, es iſt nichts gemeiner, als ſich ſelbſt zu betiteln und zu baroniſiren. Nun ans Baroniſiren dachte einſtweilen Anne Marei durchaus nicht, obgleich es Bäurin in der Keßlere war und einſtweilen es zu bleiben gedachte, ja es hatte es eigentlich ungern, obgleich es ihns verdammt angenehm kitzelte, wenn Jemand vor dem Hauſe fragte, ob die Bäurin daheim ſei, ſie ſöll doch füre cho. Ja, eine ſchöne Bäurin, ſagte Anne Marei, wenn d'r Hof zahlt wär u me nit d'Hut voll Schulde hätt, wie e Bettler d'r Gring voll Läuſe! aber es ward doch voll Holdſeligkeit und gab den huldreichſten Beſcheid, den es in ſeiner Gewalt hatte. Der Titel gehörte ihm eigentlich, denn ſie beſaßen einen Bauernhof und Schulden machten daran nichts. Du lieber Gott, wenn keiner ein Baron wäre, der Schulden auf ſeiner Baronei hätte, wie viele Barone thäte es doch wohl noch geben auf dem weiten Erdenrund!

Zwölftes Capitel.

Von ungleichen Gedanken und ungleichen Jahren, und wie ein Gang den andern nach ſich zieht und Altes neu wird.

Die Stündigung, welche Hans Joggi erlangt hatte und während welcher er unangefochten bleiben konnte, betrug bei vier Monaten, während welcher Zeit ſein Schuldner zur Bezahlung getrieben werden konnte. Das iſt ein bedeutender Zeitraum, beſonders für Leute mit kurzen Gedanken, ſo daß, was hinter denſelben geſtellt iſt, ſie gar leicht vergeſſen, wenigſtens ganz aus Geſicht und Gedanken verlieren, auch nicht an das unmerkliche Eilen der Tage denken, ſo daß die fatalen Termine erſcheinen unerwartet, als wie vom Himmel herab. So ging es auch unſerer Keßlere Burſami, nachdem noch einige lange Tage vorüber waren. Das ganze Geſchäft gehörte nicht in ihren Gedanken-Kreis, hatte einſtweilen darin keine Wurzeln, es war wie ein Stein, der mit Geräuſch ins Waſſer fällt, das Waſſer erregt, Ringe zieht, was aber Alles bald vergeht. Sie ermaßen weder deſſen Bedeutung, noch die möglichen Folgen, ſie dachten, das werde ſich jetzt ſchon machen, der Andere werde zahlen müſſen, ſo gut als ſie, dann ſei der ganze Tſchnep aus. In ihren Gedanken lag ihre Arbeit, wie es eigentlich zum Theil recht iſt. Wir ſagen zum Theil, denn etwas Höheres als das Schaffen ums tägliche Brot ſoll in den Gedanken des Chriſten ſein, denn er hat eine unſterbliche Seele und je nachdem die beſorgt iſt, kömmt ſie in eine Ewigkeit, und es lebt auch der Menſch nicht vom Brot alleine, ſondern von jeglichem Wort, das aus dem Munde Gottes geht. Nun gar nicht ans Höhere dachten unſere Leute doch nicht mehr, namentlich Anne Marei nicht, Hans Ueli war ſeine Himmelsleiter. Es war dießmal ein Sommer mit unbeſtändigem Wetter, wo der Bauer bitterlich klagt, man könne in Gottes Namen nichts machen, nicht vorwärts kommen. Da ſieht man wirklich Viele wenig oder nichts machen, ſie trocknen ums Haus herum an der Luft die Zähne und ſehen nach den Wolken und nach der Sonne und ſagen in jeder Hausecke, wenn me nume wüßt, wies käm, ob es morn noh regnet oder nit, wenn es noh regnete, ſo wollten wir dieß machen oder das, regnete es aber nicht mehr, ſo wäre es ja ungeſchickt, wenn man etwas angefangen hätte, das man dann wieder liegen laſſen müßte. So ging es bei Hans Joggi nicht, die Kunſt verſtund er, jede Stunde zu Ehren zu ziehen, immer was Paſſendes vorzunehmen, daher war bei ihm auch Alles immer zweg. Wollte man pflügen, brauchte man nicht erſt ganze Tage den Pflug zweg zmachen, oder im Heuet die Wagen aufzuleitern und zweg zu machen, weil ſie noch zum Miſtführen eingerichtet waren, ungeſäumt konnte man jeden Augenblick an Alles hin, was gemacht werden konnte.

Man glaubt gar nicht, was das fördert, wenn man alles Nöthige fertig bei der Hand hat, und nicht erſt bei allen Handwerkern herumlaufen und d'r Gottswillen anhalten muß, ſie möchten doch ſchnell machen, man müſſe es haben. Napoleon ließ auch nicht erſt Kanonen gießen, wenn es ihm einfiel, in vierzehn Tagen in Wien zu ſein.

Es war kein ſchlechtes, aber auch kein geſegnetes Jahr, wie das vergangene. Es giebt Jahre, wo jeder Zaunſtecken und jeder Holderſtock etwas abzutragen ſcheint, der Bauer ungſinnet Geld macht, mehr als er faſt nehmen darf, und das will viel ſagen. Das ſind die Jahre, wo die Hauptprodukte, Korn, Heu wohl gerathen und zu dem alles oder das meiſte Beiwerk, Flachs, Hanf, Levat und Obſt, das Geld ihm zu allen Löchern einregnet, daß er faſt nicht zweg kömmt mit zählen und mit dem Ertrag der Nußbäume den Zins machen kann. Sie ſind ſelten dieſe guten Tage, es iſt ſchade darum, denn man glaubt gar nicht wie holdſelig und lieblich anzuſchauen in ſolchen Jahren Bauer und Bäurin werden, es lächert ſie Tag und Nacht. Es gab Heu und Korn, ſo daß der Bauer ſagen mußte, man wird müſſen zufrieden ſein, es gab ſchon mehr, es gab ſchon minder, aber Obſt war wenig, der Flühluft hatte die Blüthe verſengt, den Flachs hatte die Erdſtöß zum größten Theil ſich zu Gemüthe geführt, der Hanf blieb kurz, und dem Lewat hatten die Spätfröſte nicht wohl gethan. Hans Joggis Schatzkammern, die alten Fürfüße und Fürtuchſäcke füllten ſich nicht ungſinnet, ſondern blieben zum Theil ganz leer, doch ſagte Hans Joggi, das mache nichts, wenn Alles gehe, wie es ſolle, ſo habe er keinen Kummer, denn mehr als den Zins bringe er doch auf. Nach dem Bettag hatte er mit dem Vieh das erſte Unglück, es blähte ihm ſeine beſte Kuh, die unlängſt gekalbert hatte, man ſah es zu ſpät und konnte ſie nicht retten, man mußte ſie metzgen. Die meiſten Leute ſcheuen dieſes Fleiſch und wer ekel iſt, ißt gar keins davon. Freilich war da wenig eingeſchättet worden, man roch dem Fleiſch gar nichts an, aber wer einmal nicht mag, der mag nicht. Etwas brauchte er, aber bloß um vier Kreuzer das Pfund, viel ſalzte er ein, aber damit ward es auch ſchlimm, da noch warm Wetter war, am meiſten löſte er aus der Haut, aber wenigſtens die Hälfte des Werthes, vielleicht 60 Gulden, gingen ihm verloren. Die Leute ſchüttelten bedenklich die Köpfe, der werde den frühern Keßlernbauern nachwollen, ſagten ſie, der Weibel ſei ihm ſchon mehr als einmal vor dem Hauſe geweſen, das ſei nie ein gut Zeichen, jetzt fingen die Unglücksfälle an, und einer werde nach dem andern kommen, und viel werde es nicht mangeln, bis er überlüpft ſei. Nit, er erbarme ſie, mehr als Einer der Früheren, denn der könne und thue arbeiten, aber es ſollte Jeder, wenn er was mache, ſehen, was er mache. Gar zu theuer habe er wohl den Hof nicht, und dem Verbeſſern habe er wohl was rechnen können, aber jeder Hof ſei zu theuer, wenn man wenig oder nichts daran zahlen könne, aus Kehren ſollte man auch denken. Es gebe in der Welt nicht wie im A. B. C., wo immer und alleweil der gleiche Buchſtabe nach dem andern komme, ſo daß man immer exakt wiſſe, wie Eins aufs Andere folge. Nun, wenn Einer noch gute Leute an der Hand habe, ſo mache es ſich, da habe man Geduld und Freude, wenn der Schuldner zweg komme, und wenn er ſein Möglichſtes thue, ſo helfe man ihm nach. Aber er habe da mit einer Bande ſich eingelaſſen, wo er zBode müſſe, er möge wollen oder nicht. Die ſeien alleſammt dem Tüfel ab em Karre gheyt, und wohl ſei es denen nicht, wenn ſie nicht alle Wochen ein halb Dutzend unglücklich machen könnten, man müſſe glauben, ſie hätten deretwegen einen expreſſen Accord mit dem Teufel. D'rnebe wär Hans Joggi alte gnug, hätt ſölle witziger ſy und mit der Bande ſich nicht einlaſſen, und dazu heiße es noch, ſie hätten ihn gefüllt, die Frau auch, und ſie Beide übernommen, daß es keine Art gehabt. So habe man es, wo Spitzbuben ſeien, ſei ihnen ſo wenig zu vermachen, als den Mäuſen und ſo wenig zu verdörnen, als den Füchſen! Das geſchah ſehr häufig, daß man Jemanden einen Rauſch anhing, mit ihm einen Handel abſchloß vor Zeugen und denſelben dann durch deren Zeugniß gültig machte. Solchen Spitzbübereien vorzubeugen, erließ man ein Geſetz, daß kein Kauf gültig ſein ſolle, er ſei dann von einem Notar angegeben und beglaubigt. Damit glaubte man derartigen Schelmereien vorgebogen zu haben, aber, ohä! Wenn zufällig, oder weil er was geſchmeckt, ein Notar in der Nebenſtube iſt, wo einem Betrunkenen ein Handel angehängt wird, ſo braucht der Beſoffene nur über die Zimmerſchwelle zu ſtolpern, oder beſſer noch, der Notar wird gerufen, er trinkt viel, ſchreibt wenig, nimmt das Gelübde ab, und die armen Teufel auf der Welt werden um Einen vermehrt. Uns nimmt ſehr Wunder, wenn einmal der liebe Gott das Verborgene an die Sonne bringen wird, wie mancher ſolcher Schreiber noch nachträglich gehenkt werden muß. Alſo die Leute hatten Bedauern mit Hans Joggi, konnten eine gewiſſe Anerkennung ihm nicht verſagen, ſie erkannten, wie mit ihm geſpielt wurde, und doch machte ihn Niemand darauf aufmerkſam, man zog ſich von ihm zurück, behandelte ihn kürzer, hütete ſich, irgendwie mit ihm ſich zu betheiligen, machte ihn mehr und mehr zum todten Mann, deſſen ſich Niemand mehr zu achten ſchien, um auf keine Weiſe durch ihn zu Schaden zu kommen. So ein Lumpenpack ſind wir, ganz kaltblütig laſſen wir einen Menſchen vor unſern Augen untergehen, unſere einzige Sorge dabei iſt bloß die, daß wir dabei nichts verlieren, ſondern allfällig noch gewinnen. Jene ſpitzgenäſte Frau, deren Bekanntſchaft wir an der Gräbt von Hans Ueleli gemacht, drehte recht gottſelig die Augen im Kopf herum und ſeufzte: Hab ich es nicht geſagt, denen werde es nicht gut gehen, die hätten ſich ſchwer verſündigt, wenn man nur vernehmen könnte, womit. So iſts aber mit der Keßlere, der iſts geordnet, daß nur ſchlechte Leute dahin kämen, die abzubüßen hätten, und wer da ſterbe, müſſe wieder kommen, bis ſeine Zeit um ſei. Es nehme ſie Wunder, was man dort Alles ſehen müſſe. Nicht um Alles in der Welt möchte ſie nach Sonnenuntergang am Hauſe vorbei gehen, da könnte man was aufleſen, an dem man ſein Lebtag genug hätte. Sie habe einen Ton gehört, ſie wolle aber nichts geſagt haben, der liebe Gott wolle ſie davor bewahren, daß ſie Jemanden Böſes nachrede oder ihn gar verdächtige, aber wenn Eine einen ſanften Mann habe und vorher gemacht, was ſe gut düecht heyg, ſo ſött ſi nit welle die Beſte ſein und Alle Andern dür thue.

Von dieſem Wechſel des Windes merkte das Ehepaar in der Keßlere nichts, es war zu vertieft in ſeine Sache mit all ſeinen Gedanken. Wenn wir d'r Tuſig Gottswille ume ſo möge, ſagte Anne Marei faſt alle Tage. Seligi Unglück, faſt nüt zverchauſe, u ſit d'r Kleb todt iſt, düechts mih, es well mr kei Anke meh gäb! He, ih wett nit verzappeln, es iſt bis daher gegangen, warum ſollte es nicht noch weiter gehen, antwortete dann Hans Joggi unerſchrocken. An einem ſchönen Sonntag Nachmittag trappete Hans Joggi ins Dorf herab, Salz zu holen. Er dachte nicht daran, daß das eine Sünde ſein könnte, es war das ja kein Werk, und eben weil es kein Werk war, hatte man an Werktagen nicht wohl Zeit dazu. Es war bloß ein Spaziergang zur Erholung, und ob er dabei einen halben Centner oder nichts auf der Achſel hatte, merkte er nicht. Wenn ihn Jemand darauf aufmerkſam gemacht hätte, das ſei Sünde an einem Sonntag, ſo hätte er geantwortet, es wär wohl gut, es geſchäh nichts Böſeres! So e Verrichtig iſt doch beſſer als zSufe u zHudle, wies jetzt ame ne Sundig d'r Bruch iſt.

Wir denken, Hans Joggi habe hier ſo Unrecht nicht. Es iſt wirklich ſehr ſchwer eine Linie zu ziehen, zwiſchen der jüdiſchen Sabbathfeier und dem unchriſtlichen Sonntagsſchänden, ſo daß dabei eine verſtändige chriſtliche Sonntagsfeier herauskömmt. Geometriſch ſie ausmeſſen und Markſteine ſetzen, kann man nicht, der fromme Sinn muß die Linie ziehen, feſthalten und die Nothfälle beſtimmen, die allfälligen Ausnahmen erlauben. Kochen und Füttern muß man doch in allen chriſtlichen Landen, dagegen haben ſelbſt die Herren Engländer nichts, weiter ſoll man ruhen von der üblichen Werktagarbeit, vom Handeln und Schachern, aber wir denken, wir nehmen dem Hans Joggi die Verrichtung des Salzholens, welche am Samstag nicht geſchehen konnte, ohne Nothwendiges zu verſäumen, nicht übel, ſie beſchwerte ihn nicht, er erbaute ſich darob, er betrachtete Gottes Wunderwerke, freute ſich über ſchön beſtellte Aecker, auf denen der Roggen röthlich zu ſchimmern begann. Hier und da dachte er freilich, dieſer Bauer kanns noch nicht, der könnte noch bei mir lernen, oder: wenn ich da Bauer wäre, den Hof wollte ich anders in die Finger nehmen, es müßte mir nicht lange gehen, ſo müßte er mit ganz anders ausſehen. Während man das Salz ihm zuwog, betrachtete er das Salzſtübli, das Salz, und brummte für ſich, das hätte doch afe key Gattig, was das für Salz ſei, drecknaß und unſauber, wärs trocken, wögs ½ weniger und dann ſo exakt im Geld, daß man nicht wiſſe, wie es auftreiben! Wenn man exakt ſein wolle, ſo ſollte man exakt ſein, dá Weg u dieſe Weg und ſei die Regierig ſo auf dem ſchönen Geld, ſo ſollte ſie doch auch drauf ſehen, daß man gutes Salz bekomme, von wegen, man könne das Salz nicht nehmen, wo man wolle, ſondern müſſe es bei ihr nehmen. Man könne klagen, ſäg me! Ja, u was bring me ab? Eine verklage, wo es gut mit dem Salzfaktor könne und ſeiner Meinung ſei, heyg e Naſe und man könne den Stecken am dreckigen Ort in die Hand bekommen. Er habe immer gehört, bei ſelige Unterſuchige komme es wenig auf die Sache an, ſondern was für Augen der habe, welcher unterſuchen ſolle, hergegen habe er nie gehört, daß einer weit ſpringe, wenn er eine Maus bei der andern Maus verklage.

Während er ſolche Betrachtungen anſtellte, wurden ihm ſeine 50 Pfund Salz zugewogen und er ſah wohl, wie das Säcklein ganz naß wurde. Er zählte ſein Geld dar. Mit Luchsaugen betrachtete die Salzauswägerin die Stücke und ſie fanden Gnade in ihren Augen, ſie ward ganz freundlich, ja ſie ſagte ſogar, wenn er etwa gehen wolle, einen Scheppen zu trinken, oder auch in die Verſammlig, ſo könne er das Säcklein hier laſſen und es nachher abholen. Da übernahm es Hans Joggi, er ſagte, er ſei kein Stündeler und wär ers, müßte er doch preſſiren, heim zu gehen, während die Sonne ſcheine, damit ſie ihm das Salz trockne, es laufe ihm dann nicht aus, ſpäter im Nebel könnte es ihm fehlen. Potz, wie ſchlug das Wetter um auf der Frau Salzwägerin Geſicht! es ward ſiedsroth und ihre Augen funkelten, um Mitternacht hätte man bei ihrem Glitzern leſen können. Du Hagels Hans Joggi, ſagte ſie, das Salz iſt mehr als gut für dich, es iſt brävern Leuten, als du biſt, gut genug. So Einer, der die Kinder am heiterhellen Tag, Angeſichts ſeiner ertrinken läßt, ſoll nicht kommen und mir Schlemperlige anhängen vor meinem Fenſter, und damit ſchmiß ſie den Schieber zu. Hans Joggi ging, wie bekannt, keine Rede klar, im Zuſammenhang verſtändlich ins Gemüthe, ſie prätſchte nur an ihn und zerbröckelt blieben die Worte ihm im Ohre liegen. Da rührte ſich nach und nach ein Wort nach dem andern, ſo gleichſam als wären es Steinchen in einem Schuhe, deren Bedeutung man auch nicht alsbald ermißt, er mußte ſie zuſammenleſen, zuſammenſetzen, mühſam wiederkauen, und erſt nach und nach ſchien ihr Sinn verſtändlich und klar zu werden. Dieſe Operation müſſen gar viele Menſchen bei jeder Rede vornehmen, abſonderlich bei den raſch und im Eifer gewechſelten. Bei dieſen Operationen bleiben aber leicht Worte vergeſſen liegen, werden dem Ganzen unrichtig, weiter vornen, weiter hinten eingefügt, man bringt alleweil einen Sinn heraus, aber einen ganz andern, als die urſprüngliche Rede gehabt, daher kommen die unzähligen Mißverſtände unter den Menſchen, lächerliche und ernſte, ſie entſtehen weder aus Bosheit noch aus Abſichtlichkeit, ſondern weil man die Rede nicht alsbald aufzufaſſen im Stande war, ſondern hintendrein ſie mühſam zuſammenbrösmen mußte, die Mißverſtändniſſe ſind aber eben darum um ſo hartnäckiger, weil Keiner ſich bewußt iſt, daß er Gefährde treibe, ſondern Jeder ſich in der Wahrheit glaubt, der Eine ſchwört, ſo habe er geredet, der Andere ſchwört, das habe er gehört. So ging Hans Joggi, die Worte zuſammenleſend und kauend, vom Salzhaus weg, ſtieß ſich an ein Wort nach dem andern: Verſamlig, Salz u. ſ. w., ſtolzerte ſo am Wirthshaus vorbei, ohne ſich beſonders zu achten, was da vorgehe, da hörte er ſich rufen und einige Herren ſtanden auf der Terraſſe vor dem Hauſe, von denen Einer ihm entgegen kam, es war der Hauptmann. Hans Joggi verſtaunete, als er ihn ſah und es gab ihm einen ordentlichen Klupf ins Herz, er wußte eigentlich nicht warum, denn der Hauptmann hatte nicht Urſache böſe zu ſein, und das Geſchäft ging ſeinen Weg, ward wohlbeſorgt und aufgehoben. Er hatte die ganze Geſchichte im Hintergrund ſeiner Gedanken, dachte nicht daran, jetzt rief die Erſcheinung des Hauptmanns ſie in den Vordergrund, er mußte unwillkührlich denken: Tüfel, iſt ächt Nenis nit recht? Der Hauptmann war ſehr freundlich. Das iſt brav, ſagte er, daß ihr unſerer Verſammlung beigewohnt, hätt das gar nicht von euch erwartet, wie hat es euch gefallen, gället, da hat man klar Waſſer eingeſchenkt und ausgelegt, was Trumpf iſt. Er gehe in keine Verſammlige, ſagte Hans Joggi, er gehe jeweilen zGbilche, aber heute ſei er nicht geweſen, er habe nit möge ke, er ſei zu lange gelege, er habe nur Salz geholt, an Werktagen habe man gewöhnlich nicht Zeit dazu. Der Hauptmann lachte ſehr, daß Hans Joggi meinen konnte, er beſuche eine geiſtliche Verſammlung. Ihr ſeid ein luſtiger Hans Joggi, daß ihr meint, ich ſei ein Stündeler und laufe in ihre Verſammlungen. Nein, das war eine Volksverſammlung zum Beſten des Landes, wo man dem Volk zeigte, wie es geknechtet ſei, und wie es frei werden müſſe, und wie es einmal Zeit ſei, daß es Alles erhalte, was ihm ſo ſchändlich vorenthalten wird. So eine Verſammlung war hier. Verſammlig iſt Verſammlig, ſagte Hans Joggi, ich denke, eine trage ſo viel ab als die andere. Da ward der Hauptmann häſſig, ſo ſchlechtes politiſches Holz war ihm doch ſelten vorgekommen. Und wie iſts mit meinem Geld? frug er. Ihr wißt, in vierzehn Tagen iſt der Termin aus. Kann ich auf mein Geld zählen, hat euer Schuldner gezahlt, oder wie ſteht ihr mit ihm?

Das weiß ich nicht, das ha nib mr Seel ganz vergeſſen, antwortete Hans Joggi erſchrocken. Ihr wißt ja, ich übergabs dem Kumidant, der wird die Sache ſchon machen, bis ſie gut iſt, wenn es nur nicht ſo bungsviel koſtete! Ihr ſeid doch der gleichgültigſte, leichtſinnigſte Hausvater, der mir je vorkam, um ſo wichtige Sachen ſich nicht zu bekümmern! Wenn ſolche Menſchen um ihr Vermögen kommen, ſo ſoll man ſich doch wahrlich nicht verwundern, ſie thun darnach, ſind ſelbſt ſchuld, aber das begreifen die dummen Leute nicht und ſchreien, als ob die, wo das Geld hätten oder die Agenten daran ſchuld wären, als ob nicht Jeder zu ſeiner Sache ſehen müßte, und was er weggegeben, gerne wieder zurück hätte. Er könne nicht an Alles ſinnen, wenn er den Hof werchen ſolle, und das ſei die Hauptſache, ſagte Hans Joggi, wenn der Hof gewerchet ſein ſolle, ſo müſſe man ihn ruhig laſſen, und ihn nicht alle Tage im Lande herum ſprengen, beides gebe es nicht. Ob er das Geld vierzehn Tage früher oder ſpäter erhalte, das komme doch in Eins, aber ob vierzehn Tage früher oder ſpäter geſäet werde, ſei was ganz anderes. Sein beſter Acker ſei zum Säen zweg und das Wetter gut, wenn der geſäet ſei, etwa in acht Tagen könne man dann ſehen. Aber der Hauptmann komme ja mit dem Kumidant oft zuſammen, er ſolle ihn ſelbſt fragen, wie er mit dem Gelde zweg ſei, ſo habe er gleich die Antwort und er brauche ſie ihm nicht expreß zu bringen. Dieſe Unſchuld verſprengte den Hauptmann faſt vor Lachen, er erzeigte es jedoch nicht, ſondern that zornig und mit einer ſehr ſcharfen Ermahnung, zur Sache zu thun, ſonſt wolle er ihm ſchon Beine machen, entließ er den armen Hans Joggi. Als er ins Wirthshaus zurückkehrte, erzählte er dem Mijor den luſtigen Spaß, was das für ein Burſche ſei, der den Arbeitsteufel im Leibe hätte, wie man wohl Wenige fände in Iſrael. Ja, Aberobo, ſagte der Mijor, in 8 oder 14 Tagen iſt die Stündigung aus und ich kann fürfahre. Geld hat er natürlich keins, denn ich bin überzeugt, der Strichlibub hat an der Sache keinen Federzug gethan. Ich mußte neulich lachen, wie er es einem Müſterler gemacht. Der hatte ihm den Tannzapfenwirth übergeben, den Dicken, du kennſt ihn wohl. Mit dem iſt er gut bekannt, und auch mit der Frau, du weißt, wie er iſt, das ſind Leute, die haben Alles gemein, wie die Buben die Vogelneſter. Der Müſterler preſſirte mit dem Gelde, wahrſcheinlich hatte ihm Jemand Angſt gemacht, er ſolle nicht trauen, wenn der Tannzapfenwirth ſchon dick ſei, ſei er doch nicht mehr breit, d. h. mit Geld.

Unſer Strichlibub läßt ſich nicht Angſt machen, er hat immer eine Ausrede bei der Hand, trinkt unterdeſſen beim Tannzapfen manche Flaſche gratis, bis endlich der Müſterler zornig ſeine Papiere zurückverlangt. Der Kumidant ſagt, er habe ſie nicht, ſie lägen in der Amtsgerichtsſchreiberei. Nun fährt der Müſterler in die Amtsgerichtsſchreiberei, dort ſind ſie auch nicht. Er läuft zum Präſidenten, der zuckt die Achſel und thut theilnehmend, wie er es dann kann. Er ſolle ſeine Beſchwerde ſchriftlich eingeben, ſagt er, es liefen öfter derlei Klagen ein, aber ſo gerne er einſchreiten würde, fände es ſich, daß ſie nicht begründet ſeien, daher müſſe er Alles ſchriftlich verlangen, mit den gehörigen Belegen, namentlich mit der Quittung, daß er ihm die Schriften übergeben. Habe er den einmal ſicher, dann ſolle er nur ſehen, wie er mit dem fahre. Der Müſterler kann nichts dagegen haben, die Forderung iſt begründet, er verſprichts, geht verblüfft fort, denn er findet keine Quittung, hat er je eine gehabt, ſo iſt ſie verloren. Was ſoll er machen? Es war zum Lachen, wie der Geſichter ſchnitt und die Gläſer, die er leerte, von ſich ſchmiß. Da gab ihm ein dummer Kerl an, er ſolle zum Dürbau gehen, der bring den Strichlibub gewiß zur raison und richtig, der iſt ſchön zweg, dem Andern die Schriften zu übermachen und da findet es ſich, daß nach zwei Jahren am Geſchäft noch kein Zug gethan iſt, und es iſt die höchſte Frage, ob der Müſterler einen Kreuzer bekömmt, du weißt wie der Tannzapfenwirth von einem Aſt zum andern ſpringt, einem Eichhorn ztrotz, aber einmal fehlts ihm doch, dann iſt er verloren, und er wärs ſchon lang, wenn wir ihm nicht borgeten, wie wir können und mögen, aber zletzt, bſunders, wenn ein Anderer vormäht, werden auch wir müſſen, wenn wir nicht ſelbſt die Finger verbrennen wollen. Der Strichlibub iſt ein Gfelliger, es Glückstüpfi, aber letzthin ſtund es ihm nahe, wenn der Präſident ihm nicht ſo wohl wollte und ſo zu ſagen, wohl wellen muß, und der Betreffende nicht Eine vo Üſe wär, es wär doch nögagentet gſi. Auch ein Müſterler hatte ihm eine Betreibung übergeben und Strichlibub wollte nie Geld bekommen haben, ſo oft der Müſterler anfragte, ſo oft hieß es, es ſei verſprochen und noch nicht eingegangen. Der Müſterler endlich, nicht faul, fährt zum Betriebenen, der weißt die Quittung vor und giebt ſie ihm ſogar in die Hände. Der marſchirt bei dem Strichlibub wieder auf, frägt groblächt nach dem Gelde und Strichlibub wird wild, will ihn zur Thüre hinauswerfen, thuts aber doch nicht, als der ihm die Quittung weißt, aber aufbegehren thut er doch fort und fort.

Der Müſterler zornig, läuft zum Präſidenten, den hat der Strichlibub in Händen, ihm wird Angſt, er läuft ſeinerſeits dem Strichlibub nach, vermittelt den Handel bei einer guten Flaſche, und damit iſt er drus und dänne, er brauchte nicht einmal zu ſagen, es ſei ihm leid. Aber er muß ſich in Acht nehmen, er iſt bekannt und einmal giebt es ihn doch. Häb nit Kummer für den, ſagte ein Anderer, dem thut Alles nüt, du weißt, wer uvrſchamt iſt, der lebt deß bas. Wer ſollte ihn verklagen? Das thut Keiner von uns, kein Fürſprecher, ſelbſt kein konſervativer, es ſind nicht Alle ſauber übers Nierenſtück und daneben backet keine Krähe der andern die Augen aus, und die meiſten Präſidenten ſind, entweder mit ihm verbrüdert, oder haben Urſache ihn zu fürchten. Er braucht gar Vielen nur den Finger aufzuheben, und das Gewiſſen plagt ſie ſchon. Vor einiger Zeit übergab ihm ein armer Handwerker eine Schuld einzutreiben, letzthin ſandte er demſelben eine tapfere Koſtensnote, mit der Nachricht, der Schuldner habe Güterabtretung gemacht, und zu der Koſtensnote eine ſcharfe Zahlungsaufforderung. Der arme Teufel erſchrickt ſehr, iſt aber nicht dumm, läuft zu ſeinem Schuldner, der weißt ihm die Quittung vor, daß er ſowohl Schuld als Koſten bezahlt. Sie ſteigen nun dem Strichlibub auf den Leib, der ſagt ihnen erſt lange wüſt, verſpricht endlich gnädigſt die Sache zu unterſuchen, und ob er endlich das bezogene Geld herausgegeben, ſelb ward mir nicht bekannt. Das Verklagen fiel Niemanden ein, zu dem muß man Sorg haben, heißt es, den muß man nicht trappen, man weiß nie, was es einem giebt, und der könnte es einem verflucht eintreiben, der wär ganz der Knebel dafür, und Gottlob das, von Amtswegen, iſt abgeſchafft, da ſollte mir einer, Präſident oder Regieriger, von Amtswegen ein Bein aufheben, den wollte ich tröknen, daß er nach Gott ſchreien lernte! Der ſoll da hocken, bis ein Landjäger kömmt und ſagt, jetztunter paß auf, oder ein Rechtsgelehrter mit einer Klage aufmarſchirt, dann kann er das Maul aufmachen und ſagen, was ihn gut dünkt, und iſt es uns auch gut, ſo ſagen wir, c'est bon, und iſts uns nicht gut, ſo rekurriren wir oder machen Beſchwerdeſchriften und laſſen den Burſchen liegen, daß kein Hund mehr an ihm riechen mag. Aber ſag mir, Hauptmann, ſagte der Mijor, wie ſoll ich mit deinem Schuldner fahren, langſam oder geſchwind. Fahre ich recht aus dem ff zu, ſo iſt eben noch Zeit genug, daß er um Weihnacht um einen Platz aus kann.

Preſſirt dießmal nit halb ſo, antwortete der Hauptmann, in einem Jahr iſt es früh genug, ſo um Martinstag, wo Alles eingeſammelt und angeſäet iſt, das iſt die kommodſte Zeit. Das Geld mangle ich nicht beſonders, ſie arbeiten den Hof gut, in einem Jahr hat er ein viel beſſer Ausſehen, unterdeſſen kann man immer ſo ſatt an ihnen rupfen, und wenn er vorher noch das Geld auf dem andern Höfli verliert, ſo hat man freiere Hand, und die Leute haben nicht zu brüllen, man habe ihn muthwillig unglücklich gemacht, was vermögen wir uns deſſen, daß er dort Geld verliert. Man kann es machen, antwortete der Mijor, aber zähl darauf, der Strichlibub wird ſeine Sache auch wollen. Wahrſcheinlich zieht er vom gegenwärtigen Beſitzer Stündigungsgeld, das wird nicht fehlen, wenn das ausgebet, fährt er zu, wird aber wohl zuerſt ein Prozeßli einleiten, um noch an dieſem Röhrli zu ſaugen, ſo lange was fließt. Er läßt den Andern zu einem Rechtsdarſchlag aufſtiefeln, dann iſt ein Fürli zweg, wie ein Augenblick, und er nimmt die Nidle vor ab. Was willſt, antwortete der Hauptmann, etwas wird man ihm laſſen müſſen, Alles alleine nehmen, ſchickt ſich nicht wohl, es iſt wegem Gegenrecht, daneben macht das nicht ſo viel. Unterdeſſen machen ſie mir den Hof zweg, und ich möchte ihn behalten, wenn er mir nachher nicht ſehr viel giltet, ich ſehe erſt jetzt, wie abträglich er iſt, wenn er gearbeitet wird. Ja, wenn es ſchlechte Leute wären, wo dSach zurückging und man noch riskirte, daß ſie unter der Hand verkauften und verſchleiſten, ſo müßten ſie übers Neſt, je eher, deſto lieber, aber da iſt es nicht der Fall, die kann man noch eine Weile krebſen und raxen laſſen, ſie huten ja für uns. Meinetwegen, ſagte der Mijor, wie du willſt, aber paß dem Strichlibub auf, dem traue ich nie recht, wenn er ſchon ein Freund iſt, ſo iſt er doch falſch, Galgenholz iſt nichts dagegen. Wer iſt falſch? tönte es hinter ihnen, und als ſie mit erſchrocknen Augen umſahen, erblickten ſie den, von dem ſie geſprochen. Sie waren jedoch nicht dumm, merkten alsbald, daß derſelbe nur die letzten Worte gehört, denn wenn er geglaubt hätte, daß das Galgenholz ihn anginge, hätte er anders aufbegehrt. He, wer anders, als der Regieriger droben, dem traue ich nichts, wenn er ſchon ſo eine fürigi Red het lah gheye, daß ich längs Stück fürchtete, das Haus gehe an. Er war ſein Lebtag falſch, warum ſollte er jetzt einmal aufrichtig ſein? antwortete der Mijor.

Der Mijor war ein Schlaukopf, hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Die Gedanken wurden flüſſig, die Worte flogen wie Hagelſteine auf den armen Regierungsſtatthalter, ſo daß ein uneingeweihter Zuhörer hätte glauben ſollen, es handle ſich einfach darum, ob derſelbe gehenkt oder nur geköpft werden ſolle. So weit dachte man doch in unſeren humanen und liberalen Zeiten aber nicht, es handelte ſich bloß um die Sprengung vom Amte und der Abſicht daſſelbe zu beſetzen durch einen reinen Patrioten, d. h. durch einen unbedingt ergebenen Partheimann. Der Regierungsſtatthalter war ein ganz guter Radicaler, hielt es ehrlich mit der Parthei, aber er war ein ehrlicher Kerl und hatte noch ein chriſtlich Gewiſſen, hatte einen Eid geſchworen, meinte, er müſſe denſelben beſtmöglichſt halten, meinte, Geſetze ſeien da, um exequirt zu werden, wenigſten tant bien que mal, und hatte einen Begriff von Recht und eine gewiſſe Scham vor der Ungerechtigkeit, er war ſehr, ſehr ſchwach, aber ungerecht ſein wollte er er nicht, potz Hagel! Es war daher ſchon begegnet, daß er, verſteht ſich, nicht von Amteswegen, ſondern wenn man es ihm mit klaren Anzeigen in die Finger lieferte, radicales Vollblut anderswoher, hart beim Kabis genommen hatte. Freilich wurde dann gut gemacht und ſeinem ehrlichen Willen übel mitgeſpielt, aber item, es war doch fatal, wenn er dem Publikum die Idee gab, wie es eigentlich gehen ſollte. Natürlich war es ein ungeheurer Vortheil für die Parthei, wenn die ſämmtlichen Beamteten im ganzen Lande im Bunde waren, und in Bundesintereſſen ſchalteten und walteten, da waren ja alle Bundesglieder ſicher, d. h. frei, ſie konnten rückſichtslos thun, was ſie wollten, ſie waren über dem Geſetz. Bekanntlich ſchätzt es eine Schelmenbande für ein großes Glück, wenn ſie von ihrer Bande als Gefangenwärter, Thorſchließer kann anſtellen laſſen und wenn ſie erſt Einen der Ihren in die Polizei und gar in die geheime bringen kann, kennt ihr Jubel keine Gränzen. Begreiflich ward daher der arme dumme Regierungsſtatthalter falſch geheißen, ſollte um jeden Preis weg. Ein lediger Poſten iſt aber immer ein Herrenfreſſen für die, welche keinen haben, und nebenbei auch an anderem Proviant nicht Ueberfluß. Wir haben den Mijor ſtark im Verdacht, er ſei nach demſelben lüſtern geweſen, vom Strichlibub war es gewiß. Derſelbe hatte zwar großen Verdienſt, aber auch ein mächtig Gemüth, das gerne regierte.

Wo Einer zu einem mächtigen Gemüthe noch Macht in die Hände bekömmt, da läßt ſich viel machen, wie man ſich leicht vorſtellen kann, und wenn der Stehler einen Hehler findet, geht der Hehler nicht leer aus. Wo aber drei ſolche Potenzen zuſammen ſtehen, bleiben ſie nie lange alleine, in ſolcher Nähe liebt das niedere Volk ſich zu ſonnen, und Beamtete ſuchen Schirm und Schutz im Schatten derer, die mit dem Hauche ihres Mundes gut und bös Wetter machen, himmeldonnern, hageln und blitzen. Indeſſen, wenn es Abend wird, ſteht man nicht gerne lange auf der Terraſſe im Trocknen, es zieht des Wirths Grauer die Gäſte bald wieder an die Tiſche, und die Gäſte machen ſich mit Muth hinter des Wirths ſauern Grauen, in ſchönem Glauben, der Graue ſei ein ungeſchwefelter, ungemiſchter Wein, die guten Tröpfe! Aber ſo geht es dem Volke oft, es nimmt für rein und unverfälſcht, was eine verdammte Brühe iſt, wenn ſie ihm nur die rechte Farbe zu haben ſcheint, was es geſchluckt hat, merkt es bloß am nachträglichen Kopf- oder Bauchweh.

Unterdeſſen war auch Hans Joggi mit ſeinem naſſen Salz nach Hauſe gekommen und von Anne Marei mit anzüglichen Reden empfangen worden, die eigentlich dem Salz galten, doch dießmal auch den Eſel trafen, und nicht bloß den Sack. Bringſt mir aber löthige D....? O, daß du doch ein ſolches Gſchlapp nimmſt, ich habe gute Luſt, es in die Miſtgülle zu werfen. Warum machſt nicht das Maul auf und ſagſt ihr die Sache, du Schlabi! Wohl, das nächſte Mal will ich ſelbſten gehen, und dere will ich die Haare bürſten, daß ihr der Gring noch drei Wochen lang ſtübt! Hans Joggi war nicht in roſenrother Laune, daher die Trümpfe ihm tiefer gingen, als üblich, er antwortete deswegen: So gang und ſchryſſet ehe ſo mähr e nangere Gringe ab, es iſch um kene ſchad u dir wärs d'rzu noh chumlig, hättiſt de d'Keßlere vrpläret. Stürmi, was ſeyſt? fuhr Anne Marei ihn an. He d'Keßlere vrpläret hättiſch de u bruchtiſch nit i Umgang mit de Chinge, ſagte Hans Joggi. Biſt volle oder was ſoll das zbidäte ha, red uſe, du weißt, ih haſſe das Gſtürm! antwortete Anne Marei. Da erzählte Hans Joggi, wen er angetroffen, was der ihm geſagt, und wie er bald glaube, der Hauptmann wolle ihnen zböſem und hätte im Sinn, ſie über d's Neſt auszuwerfen, wenn er zweg kommen möge. Jetzt ſolle er zmitz im Säyet der Sach nachlaufe, d's Wichtigſt ſein laſſen und dem nachlaufen, wo gar nichts abtrage. Da könne es doch jedem Babi zSinn cho, wie das uſe cho müß, und was das abtrag. Das ergriff Anne Marei auch ſehr und es entſtrömten ihm ſehr anrüchige Worte, woraus der Hauptmann jedoch kaum viel gemacht hätte, auch wenn er ſie gehört. Es giebt eine Claſſe für die es eigentlich keine Scheltungen mehr giebt, zu Fälſcher, Schelm, Hallunk, Spitzbub, Lügner lachen ſie den Buckel voll, es ſei denn, daß ſie Ausſicht haben, Jemanden tapfer zu brandſchatzen. Sie provoziren nicht gerne eine Beweisführung in dieſen Gefilden, der Tüfel weiß, was da Alles zum Vorſchein kommen könnte, und was Tüfels hat man einer Scheltung ſich z'achte, wenn man nur Geld kriegt, Geld iſt die Hauptſache und Schelm oder nicht Schelm iſt gleichgültig. So iſts ja auch recht und ſo muß es ſein, wo die Ehrenhaftigkeit nichts giltet.

Aber gewonnen hätte Anne Marei auch nichts, als allfällig die Genugthuung, einem Hauptmann ſo recht wüſt geſagt zu haben, was aber auch wiederum je länger je herzweniger zu bedeuten hat. Wenn wir den Weibern was zu rathen hätten, ſo ſollten ſie das Wüſtſagen laſſen und zu Prügeln fortſchreiten, einen Hauptmann geprügelt zu haben, deſſen könnte ein Weib ſich allweg noch rühmen und ein geprügelter Hauptmann würde jedenfalls bemerkbarer ſein, als ein geſcholtener. Doch davon wollen wir abbrechen, die Weiber wären, ſo ungern ſie ſonſt Rath befolgen, grundſätzlich gewöhnlich das Gegentheil machen, ausnahmsweiſe im Stande gerade dieſem Rathe nachzuleben, und was wäre dann mit Hauptleuten ausgerichtet, die geſchlagen wären, ehe ſie ins Feuer gekommen und Lunte gerochen! Sie zerrten Beide ſchrecklich über den Hauptmann ab, neben dem Hauptmann vorbei flogen aber auch Worte dem Hans Joggi ins Geſicht, daß er dem Hauptmann es nicht recht geſagt, abſonderlich, daß er nicht nach dem Anken gefragt und das Geld dafür gefordert u. ſ. w. Hans Joggi wußte nicht viel anders zu ſagen, als, ich mache dir die Sache nie recht, ein andermal geh du.

Das aber machte Hans Joggi, er machte ſich köpfig und ſelbe Woche ging er nicht, ſondern erſt am folgenden Sonntag. Er kam ziemlich ſpät im Vormittag, d. h. als es bereits in Nachmittag ging, bei ſeinem Geſchäftsführer an, denn Hans Joggi aß zuerſt daheim, wo er es wohlfeiler hatte, als in einem Wirthshauſe unterwegs. Der Herr war eben im Begriff auszugehen, oder zu fahren, und daher ſehr ſchlimmer Laune. Hans Joggi ſagte, er ſei gekommen nach zu ſehen, ob das Geld eingegangen ſei, er dächte es gleich mitzunehmen und dem Hauptmann zu bringen, der thue nöthlich und preſſire neue. Wohl, was da das Herrebürzi aufbegehrte! es wäre kein Wunder geweſen, wenn Hans Joggi ganz verſchmeiet oder gar ohnmächtig geworden wäre. Es haben überhaupt viele dieſer Herren ſtarke Manieren, wenn ein alter Landvogt ſolche gehabt, er würde noch hintenher gehenkt. Mit dem aus der Stubeſchmeißen ſind ſie gleich bereit, und mögen ſie nicht gfahren, ſo kommen ihnen die Weiber zu Hülfe. Zu Hudlige wurde jüngſt ein armer Bauer ſchön zerkratzt von der Frau des Leuenbugers, weil er eine Schrift, welche der Herr ihm zu entreißen verſuchte, nicht laſſen wollte. Ob er witzig ſei oder ſonſt ſturm im Kopf, ſchon nach dem Gelde zu fragen, d'Zeit ſei ja kaum um! Ja, ſagte Hans Joggi, aber er mangle es und habe ihm geſagt, er ſolle recht preſſiren. Nun kamen die Ehrentitel geflogen, wie Hagelſteine, mit dem gehörigen Schwanz dran. Ob er dann meine, er habe nur eine Sache zu beſorgen und Zeit einer ſolchen Bagatellſache apart nachzulaufen, wenn es ihm ſo preſſire, ſolle er ſelbſten geben. Das begehre er nicht, ſagte Hans Joggi, aber jetzt ſolle er doch recht preſſire und zufahren, ſonſt komme er zwiſchen Thüre und Angel und könnte unglücklich werden. Meinſt du, wir ſeien ſolche Unglücksmacher und würfen die Leute gleich übers Neſt aus? Nein, ſo ſchlecht ſind wir nicht, ihr würdet es einander anders machen, wenn ihr es ſelbſten machen könntet, ihr ſeid die hundshaarigſten Sakramenter auf der Welt. Weißt nicht, daß böſe Zeiten ſind, und man mit einander Geduld haben muß. Was ſagteſt du, wenn ich es dir ſo machen wollte, du Lümmel, was du biſt. Hans Joggi meinte, er begehre Niemanden unglücklich zu machen, aber da ſollte man ihm Gegenrecht halten und ihn auch ruhig laſſen, was er machen ſolle, wenn man gegen ihn zufahre und auf der andern Seite nichts mache?

Das geht mich nichts an, da ſiehe du zu, ſagte der Strichlibub. Aber was meint ihr, frug Hans Joggi, wann wird das Geld kommen, was ſoll ich dem Hauptmann ſagen, wann er darauf zählen könne, ſonſt fängt der mich an zu plagen? Das weiß ich nicht, ſagte der Kumidant und begann die Zähne zu entblößen, und jetzt mach, daß du fort kömmſt, ich habe nicht Zeit, dein Damp zu hören. Aber Herr, wollte Hans Joggi fortfahren. Fort, fort, du haſts gehört, daß ich fort muß, raus mit der Zybetkatz, marſch, ale, uſe! und ſomit drängte er Hans Joggi zur Thüre hinaus, ſchloß ab, machte, als ob er keine Ohren hätte, antwortete nicht, that gar nicht, als ob er Hans Joggis Gerede höre, ließ ihn ſtehen und machte ſich fort. Wahrſcheinlich hatte derſelbe irgendwo eine Kegelparthie oder eine andere Luſtbarkeit, die Herren lieben die Parthien von allen Sorten, ſeit einiger Zeit auch wieder die Spielparthien. Es iſt ſehr merkwürdig, wie die Spielſucht wandelbar iſt, wenigſtens bei uns, und wäre ſehr gut, wenn es Jemand dahin bringen könnte, die Geſchichte des Spiels, und namentlich des Fallens und Steigens der Spielſucht zu ſchreiben, es wäre auch eine Art von Krankengeſchichte. Die Spielſucht ſcheint mit den Revolutionen in Zuſammenhang zu ſtehen und zu den Nachwehen derſelben zu gehören. Nach der Revolution, im Anfang dieſes Jahrhunderts, ging ſie in hohem Grad im Schwange und unter höhern und niedern Claſſen. In den höhern Claſſen ſpielte gewöhnlich die Diplomatie eine bedeutende Rolle und die beſten Spieler wurden durch fremde Geſandte repräſentirt, zur ſelben Zeit ſollen Berge in einem Abend verſpielt, ja ganze Vermögen zu Grunde gegangen ſein. In den untern Claſſen ſpielte, an der Stelle der Diplomatie, die Jurisprudenz eine große Rolle, die Rechtsagenten waren beſonders darauf erpicht. Es wurden Spielparthien verabredet, zu welchen man zehn Stunden weit herkam, und kam einmal ein fremder Rechtsagent, oder ein anderer bekannter Spieler unerwartet in eine fremde Gegend, ſo ward alsbald entboten und ein Spielkampf angeſtellt, wo es famos herging, wo z. B. wenn ſchwer Geld in Caſſe war, plötzlich die Lichter gelöſcht wurden, und alle Hände auf die Caſſe fuhren, wies dann ging, kann man ſich denken, und wenn es üblich wäre, daß die Brothüſiwirthen vierzig Jahre wirtheten, ſtatt früh zu ſterben, ſo könnte Einer von ihnen was erzählen. Das Nämliche war der Fall nach dem dreißiger Jahre, da wurde an etwelchen Orten faſt Tag und Nacht geſpielt, Gültbriefe eingeſetzt, Einige jämmerlich ausgebeutet und ganz beſonders kräftig war in den alten Helden der helvetiſchen Periode die alte Luſt neu erwacht. Aehnlich geht es auch jetzt, nachdem die Stürme ſich gelegt, das politiſche Leben im Sinken iſt, und wiederum ſcheint, wenigſtens auf dem Lande, die Jurisprudenz voran zu ſchwimmen, ſie hat flüſſig Geld genug, hundert Franken hin, hundert Franken her, kehren ſie nicht die Hand um, haben Zeit genug und verlieren ſie, wie leicht laſſen ſich die Koſtesnoten etwas anders zuſchneiden, bald iſt das Verlorne wieder eingebracht. Hui, was das für einen luſtigen Tag giebt, wenn aus Stadt und Städtlein und aus allen Landen her, zu Fuß, zu Wagen, ja zu Roß ſogar, die Notabilitäten ſich zuſammenfinden, um ihr Licht leuchten zu laſſen vor den Leuten! Wer mit den Karten wohl umzugehen weiß, iſt ſeines Gewinnes ſicher, ſo lang er mit Karten und Fingern umgehen kann nach Belieben, wird dieſe Freiheit ihm aber beſchränkt, ſo erfährt er dann leider auch, welch Unglück eine beſchränkte Freiheit iſt und bringt. An eine ſolche Parthie wollte unſer Kumidant vermuthlich, wahrſcheinlich an eine Kegelparthie, wo das Thalerſtück die Stelle der einfachen Groſchen vertritt. Man denke ſich das Mißgeſchick, durch einen Hans Joggi ſo aufgehalten worden zu ſein, daß man wenigſtens um zwei oder drei Spiele zu kurz kam. Da ſtund alſo unſer Hans Joggi feſt, unbeweglich, als ſtünde er wenigſtens bis an die Knie im Pech und redete und frug noch lange, nachdem der Kumidant entſchwunden war. Ja, was ſollte er machen, Rath hatte er keinen erhalten, nur der unbeſtimmte Beſcheid war ihm geworden, man dürfe die Leute nicht unglücklich machen, wenn er alſo auf's Geld zu zählen hätte, wußte er nicht, was jetzt machen, was dem Hauptmann ſagen, wußte er auch nicht, er wußte nicht, ſollte er fluchen oder plären, endlich kam es ihm, ewig hier ſtehen, könne er nicht, er begann ſich zu bewegen, trat langſam den Rückweg an, aber immer werweiſend, ob er nicht dem Hauptmann ſich zuwenden ſolle.

Es iſt wirklich eine ſtrenge Sache, ſo abgſüfert zu ſein von Jemanden, dem man das Vertrauen geſchenkt und den man bezahlt, daß er Einem aus der Klemme helfe, und von der andern

Seite her, wird immer zu geklemmt. Während er ſo ſchwer und langſam vorwärts ſich bewegte, durch den mit Pinten geſegneten Orte, trat aus einer derſelben ein Mann, kam ihm nach und geſellte ſich zu ihm. Hab ich Geſellſchaft? ſagte er, denn der Landmann geht in der Regel nicht gerne alleine auf der Straße, er hat kürzere Zeit in Geſellſchaft, ſpricht gerne auf der Straße und vernimmt gerne was Neues. Als die üblichen woher, wie weit, ausgewechſelt worden, ergab es ſich, daß der Mann eben auch vom Strichlibub kam, und wo möglich unzufriedener, als Hans Joggi. Er hatte ihm ebenfalls ein Capital zum Einfordern übergeben, er wußte, es war eingegangen, aber er konnte es nicht erhalten, ſondern nur hier und da ein Stück Geld auf Abſchlag und zwar immer unter dem Vorwande, man habe noch nicht Alles erhalten, noch nicht mit dem Schuldner ausgerechnet. So hange er drinn ſchon ſeit manchem Monat und das Geld gehe ihm rein verloren, denn er könne es nicht anwenden, nicht darauf zählen, ein paar Thaler hier, ein paar Thaler dort, die verbrauche man ungſinnet, und am Ende vom Lied habe man nichts mehr und wiſſe nicht wohin es gekommen. Er habe ihn verklagt mündlich, da habe der Präſident geſagt, er wolle mit ihm reden. Als er nach langem nachgefragt, da habe der Präſident geſagt, er müſſe es vergeſſen haben, er könne ſich wirklich nicht mehr erinnern, er ſolle ihm eine ſchriftliche Klage einreichen. Er ſei von Pontius zu Pilatus gelaufen, ehe Einer Zeit gehabt, ſie zu machen, endlich habe er eine erhalten, für ein verflucht Geld. Da habe er ſich ſehr gefreut und gedacht, hab ich dich, ſo will ich dich! denn wer eingetriebenes Geld nicht abliefere, der verliere nach dem Geſetz ſein Patent. Der werde zittern, habe er gedacht, wenn er ihm die Gſchrift unter die Naſe ſtoße vor dem Richter, aber der Lausbub habe nur gelacht und geſagt, es ſei ihm leid, daß das Mannli umſonſt ſo viel Koſten gehabt, er habe falſch geklagt. Mit nichten hinterhielte er ihm das Geld, wenn er was erhalten wolle, müſſe er es ſtoßweiſe nehmen, und ſo gebe er es ihm ſtoßweiſe, und gebe ihm, was er erhalten. So ſtünden wir in Rechnung, und ſobald er Alles erhalten, wollten wir abrechnen.

Alſo, ihr habt Geld erhalten, fragte mich der Richter, und als ich ſagte, ja, aber nur verbröſmet, und ſo gleichſam d'r Gottswille, wurde ich abgewieſen, Tagkoſten fällig und obendrein noch brav ausgelacht. Iſt man denen einmal in die Hände gefallen, ſo iſts ärger, als wäre man in ein Harzkeßi gefallen, da ſehe Einer zu, wie er wieder los kömmt. Für Hans Joggi lag geringer Troſt in dieſem Bericht. Er erzählte dem Andern ſeine Lage, und der ſchüttelte einige Male bedenklich den Kopf, dann machte er ein weiſes Geſicht und endlich begann er zu rathen. Am kürzeſten ging es dir, wenn du den Titel oder die Kaufreſtanz, welche der dir eintreiben ſoll, dem Hauptmann abtreten würdeſt, einſchlagen müßteſt allweg etwas, aber dann wäreſt du draus und dänne, die würden dann ſchon ausfahren und ſehen, wie ſie zum Gelde kämen. Wollte ſchon, antwortete Hans Joggi, aber der Hauptmann wollte nicht, er ſagte, er brauche Geld und nicht Gſchrifte, dere hätte er genug. Ja, ſagte der Begleiter, dann hat es ſchon gefehlt, wenn der geſehen hätte, daß er mit der Gſchrift was machen könnte, er würde ſie dir ſchon ums halbe Geld abgedreht haben. Aber wahrſcheinlich haſts zu theuer verkauft, einem Hudel, dem es nicht darauf ankömmt, ein paar tauſend Pfund zu theuer zu kaufen, weil er denkt, es komme ihm in Eins, da giltet das Höflein bei weitem nicht mehr ſo viel, und was hinten druf iſt, geht verloren, zähl darauf. Und wenn es ſchon ſo viel werth wäre, ſo machen ſie, was ſie können, daß d' Sach nichts giltet, ſie führen ſie aus und machen den Leuten Angſt, wie viel Geld da baar oder bald müſſe bezahlt werden, wie Verſchlagniſſe da ſein würden, wie das Bieten nichts abtrage, weil Nachgebote kämen, oder weil es nur einem Herrn ghuſet ſei, dem thue der Verlurſt von ein paar Tuſig Pfunden nur wohl, der möge es ertragen. So kommen ſie wohlfeil zu Heimetblene, oder helfen Andern wohlfeil dazu. So ließ letzthin, zunächſt bei mir, d'r Strichliludi ein Heimetbli verſteigern und ſpielte es wohlfeil einem Mann, man darf nicht einmal ſagen, wers war, in die Hände, weil derſelbe ihm 50 oder 100 Gulden Schmaus verſprochen, wenn er ihm wohlfeil dazu verhülfe. Ob dann ein halbdutzend Kinder mehr nackt herum laufen, darauf kömmt es Solchen nicht an.

Gerade die ſind viel ſchuld daran, daß das Land ſo abſchlägt und ſo viele Leute verganten. Die machen mit ihren Kniffen und Schlichen, daß man ſein Geld verliert, man weiß nicht wie, gäb wie ſicher man es glaubte. Da traut Niemand mehr, mag ſein Geld nicht wagen, und wenn er es giebt, vermoleſtirt werden, wenn er es wieder haben will, als ein Schindhund, und zwar gerade von den ärgſten Schindern, die ſelbſt Schuld daran ſind, daß man es wieder einzuziehen ſucht. Schimmelpeterli auf der Bellevue im Rothloch handelt mit ſolchen Schriften, er wird wohl der Erſte ſein in dieſem Gſchäft, aber, wenn dein Titel nichts werth iſt, ſo giebt er dir nichts darum, oder er ſähe, daß er dich in Prozeſſe verwickeln kann, wo du ihm im Voraus obligationsweiſe die Koſten verſchreiben mußt. Es heißt, man müſſe ſich vor ihm hüten, er ſei gerade ſo, wie, wenn man neben einen Bettler abhocke, man Gwandläuſe bekomme und längs Stück nichts davon merke, ſo brauche man in ſeinem Hauſe nur abzuſitzen, ſo kriege man Prozeſſe ins Gewand, und merke es auch nicht, bis ſie auf die Haut kämen und biſſen, d. h.

bis die Koſtesnoten kämen, auch ſolle er alle Jahre ein Bedeutendes einer berühmten Wahrſagerin geben, damit ſie ihm Fiſche in die Bähre jage. Wäre beim Titel auch noch was zu erbaſchen, ſo zahlt er eben auch wenig baar, meiſt mit ſchlechten Schriften, und damit iſt nicht geholfen, und wenn er dir auch ordentlich draus geben ließe, ſo wärs nur um dich auf andere Weiſe zu prellen, denn der muß betrogen haben, er kann nicht anders. Ein Anderer wäre ſchon längſt gehenkt, aber dem thut Alles nichts, er iſt e Ubung. Wenn du nur einen Käufer bekämeſt, ihnen ungſinnet, ſonſt verhalten ſie es dir! Aber wenn ſo viel muß bezahlt ſein und Einer weiß, wie du drinn biſt, ſo bekommſt du auch keinen, oder Einen, der dir nicht halten kann, und dann iſts aber nichts. Ja, ſagte Hans Joggi, er begehre auch nicht zu verkaufen, denn der Hof ſei ihm bſunderbar anſtändig, er ſei ringwerchig und der Boden viel beſſer, als er gedacht. Wenn er ein Dutzend Jahre darauf ſei und man ihn ruhig ſeine Sache machen laſſe, ſo ſolle ihn dann Niemand mehr plagen, dafür wolle er geſorgt haben. Es thäte ihm in der Seele weh, er glaube, er hinterſinnete ſich, wenn er davon müßte. Du gute Tropf, weißt nicht, daß man ſein Herz nicht an die Welt hängen ſoll, vrſchwyge de a nes Höſli!

So weiß ich dir keinen Rath, als du ſucheſt bald bei Verwandten, oder Bekannten, oder Freunden Geld, denn auf den Hof hin bekommſt du keines, da er verſchuldet iſt, bis äne uſe und bei jeder Steigerung einen Drittel weniger giltet, als er werth iſt, oder gelten würde, wenn er nicht in den Händen von Selige wär, mit denen Niemand gerne ſich einläßt. Ja, ſagte Hans Joggi, Verwandte, daß Neuis iſt, haben wir keine. Vom Himmel ache ſy m'r nit gheyt, ih nit u Anne Marei nit, aber du weißt, wie es unter üſer Gattig Lüte geyt. J'Dorf untereinander können wir nicht geben, womit wollten wir aufwarten, und helfen können wir einander auch nicht, es hat ein Jeder mit ſich ſelbſt zu thun, da vettert und baſet man nicht lange, man weiß längs Stück nicht, wo die eigenen Geſchwiſter ſind, man hat genug damit zu thun, zu ſehen, wo man ſelbſt ſein will, da haben wir der Verwandten uns nicht zu tröſten, wir ſind froh, wenn ſie nichts von uns begehren. Dieſe Anſicht iſt unter der ärmeren Claſſe faſt allgemein, kann aber nicht genug bekämpft werden. Wenn Alles künſtlich centraliſirt wird, warum ſollen die von Gott durch die Ehe centraliſirten Familien auseinandergehen? He nun, ſagte der Andere, du haſt gedient, haſt alte Meiſter, brave Bauern, können die dir nicht helfen? haſt mit denen nicht geredet? He, ja, ſagte Hans Joggi, von Kindsbeinen, faſt von Mutterleib an habe ich gedient und bei rechten Bauern, aber es iſt nob geng faſt ſo, wie der Pfarrer von Eggiwyl geſagt hat, d'Bure ſy Lure u Schelme vo Nature. Habakuk am dryzehnte, d'r nüneünzigſt und wo du Bure gſeyt her, wils i d'r Bible ſyg, ſu werde ſis müſſe anäh, aber wenns nit i d'r Bible wär, ſu wette ſis dem Donners Pfarrer (Pfaff ging damals noch nicht im Schwange) reiſen! Sie ſehen zu ſich ſelbſt und wenn man einmal fort iſt, ſo iſt man fort und ſie fragen einem nichts mehr nach. Der Andere ſagte, du mußt es apart bös getroffen haben, ich weiß dere, wo jetzt rechte Manne ſind, ſie haben es ihren alten Meiſtern zu verdanken, die ihnen zweg halfen mit Rath und That. Einmal mir hat Niemand geholfen, ſagte Hans Joggi, was ich habe, habe ich mit werchen u bös ha verdienet. Hans Joggi war nämlich einer der Kameraden; welche keiner perſönlichen Anhänglichkeit fähig ſcheinen und doch von Andern perſönliche Aufmerkſamkeiten verlangen und ſehr empfindlich werden, wenn man ſie ihnen nicht erweist.

Flattirte man ihm, ward er leicht mißtrauiſch, es nahm ihn Wunder, was das zu bedeuten hatte. Er zeigte den Meiſterleuten nie Vertrauen, ſie wußten nicht, hatte er Geld oder nicht, es war faſt, als fürchte er, ſie möchten es ihm, wenn ſchon nicht ſtehlen, doch wenigſtens nicht gönnen, er fragte ſie nie um Rath, wußte nie, wollte er bleiben oder nicht. Er war ein vortrefflicher Knecht, aber beliebt bei den Meiſterleuten konnte er nicht werden, wenn ſie ihn auch nirgends gerne gehen ließen. Er reut mich, einen Solchen kriege ich nicht bald wieder, daneben wußte man auch nie, war er zufrieden oder nicht, grauſam e mißtreue war er, nie zeigte er ein Brösmeli Gutmeinen, hieß es faſt allenthalben, wenn er weiter ging, zum Theil kam das von ſeiner trocknen Natur, welche er auch im Eheſtand behielt, zum Theil von dem Mißtrauen, welches ſo oft die Untergebenen gegen ihre Obern, und namentlich Dienſtboten gegen ihre Meiſterleute haben. Das hatte die natürliche Folge, daß er nie in das rechte Verhältniß kam, in welchem ſonſt ein guter Knecht zu guten Meiſterleuten ſtehen ſoll, zu einem ſolchen Verhältniß muß der Knecht beitragen, ſo gut als der Meiſter. Es giebt Knechte, mit denen der Meiſter mit dem beſten Willen nie auf einen freundlichen vertraulichen Fuß ſtehen kann. Glaube man es nur, ſtatt immer über die Reichern zu ſchimpfen oder die Obern, die Untern oder die, welche die Untergebenen ſein ſollten, ſind vielleicht mehr Schuld an den ſchlimmen Verhältniſſen, welche zwiſchen beiden ſtatt finden als die Reichen, und zwar theils wegen dem allgemein ſchlechten Ton, in welchen ſie einſtimmen ohne Prüfung, theils wegen ihren ungehobelten Naturen, welche eigentlich bloß Treuherzigkeit und Gutmüthigkeit genießbar machen, die aber zumeiſt durch Schule und Zeitgeiſt verzehrt ſind. Es iſt ein allgemein gültiger Satz, daß, je nachdem Einer iſt, je nachdem hat er auch Leute. Gut Lüt haben immer gut Lüt, und ſchlecht Lüt ſchreien den Hals voll, gut

Lüt ſeien keine mehr in der Welt, albez ſei es anders geweſen, und albez war es in dieſer Beziehung akurat gleich wie jetzt. Was Hans Joggi über die Bauern ſagte, war höchſt ungerecht, es war ein Urtheil, das ſeinen Grund in Hans Joggi hatte und nicht in den Bauern, er ſah ſie mit ſeinen Augen an, ſah ſie daher nicht wie ſie ſind. So ſtehts mit ſehr vielen Urtheilen und leider Gott ſogar mit den Urtheilen vieler Geſchwornen, die ſehr oft mehr den Urtheilen von Verſchwornen als Geſchwornen ähnlich ſind.

Wir kennen gar manchen Bauer, der ein wahrer Vater für ſeine Dienſtboten iſt, wenn ſie nämlich Glauben und Vertrauen zu ihm haben. Ein ſolcher Vater meint nicht, der Knecht müſſe ewig bei ihm bleiben, ſieht er, daß derſelbe anderwärts beſſer ſein Glück machen kann, ſo räth er ihm weiter zu gehen. Geh, ſagt er, oder: Mein Gott, ich kann dir nicht darwider ſein, jetzt iſt die Zeit, wo du etwas verdienen mußt, und einen ſchweren Dienſt verſehen kannſt, der Meine iſt dir viel zu leicht, ein zu leichter Dienſt, für eine tüchtige Kraft, iſt ein wahrer Menſchenverderber. Will der Knecht was ſelbſt anfangen, eine Pacht übernehmen, ein Gütlein kaufen, geht der Meiſter ſtundenweit, beſichtigt, räth, und hilft, wenn es ſein muß. Aber der Knecht muß Vertrauen haben, muß ihm d's Mul gönnen, wie man zu ſagen pflegt, denn in gegebenen Fällen wird der Meiſter nicht zudringlich ſein, drein reden, ſondern die Anſprache erwarten. Wir kannten unter Andern einen alten Bauer, ſo einen rechten Emmenthaler mittlerer Größe, breit und ſonſt gut am Leibe, mit rundem Geſicht, grauen Haaren, ganz ehrlich im Ausſehen und dahinter den Schalk in allen Zügen, der, ſammt allen fremden Geſandten, die ſieben höchſten Eidgenoſſen vor dem Morgenbrot über den Löffel balbirt hätte, der erzählte oft, wie er dieſem, jenem Knechte zweg geholfen. Sobald er geſehen, daß es aus Einem was geben könnte, habe er ihm geſagt: ſieh, wenn du ſo und ſo thuſt, ſo kann es aus dir was geben, und wenn ich was dazu thun kann, mach ichs gerne, aber zwingen will ich dich nicht, du mußt mich anreden dafür, du würdeſt ſonſt bald meinen, ich wolle zu weit greifen im Handel, das will ich nicht, mach was du willſt, aber wenn du zweg kämeſt, ſo thäte es mich nicht reuen, ich möcht dirs gönne. Dann erzählte er ſeine Erfahrungen und wenn er zu Zweien oder Dreien kam, und erzählte, wie ſie ihn noch beſuchten, ihm Grüße ſendeten, ihm danken ließen und ſagen, wie ſie zweg ſeien, mußte er allemal mit ſeiner mächtigen Hand über die Augen fahren, und je nach ſeiner Stimmung, zwei bis drei Male. Es war ſichtlich, wie er auf dieſe rechnete, als auf Schätze, die er im Himmel hätte, und von denen er dachte, daß ſie ſeine Sünden, die jedoch vor den Augen der Menſchen kein ängſtliches Maaß hatten, bedecken würden.

Aber dere giebt es je länger je weniger, es will ein Jeder ſelbſt witzig ſein, und wie es kömmt, kann man ſehen, nicht bloß kömmt Keiner zweg, ſondern die, wo was haben, kommen drum. So hatte es auch unſer Hans Joggi gehabt, er hatte ſeinen Meiſtern weder ſeine Vorhaben mitgetheilt, noch bei der Ausführung derſelben ſie um Rath gefragt. Daß das ein Fehler geweſen, dachte er von ferne nicht, im Gegentheil, er meinte, wie klug er gehandelt und war ordentlich ſtolz darauf. So hatte er es, ſo lange es ihm ging, wie gſunge und pfiffe, als es ihm aber anders ging, kam es ihm auch anders. Dieß bedenkt eben das gegenwärtige Geſchlecht, namentlich die Jugend, viel zu wenig. Da heißt es, vom Himmel hoch, da komm ich her, und ich frag Niemanden was nach, ein Narr wollte ich ſein, mich zu kümmern um irgend wen! Wenn dann das Mißgeſchick kömmt, wenn man alleine nicht mehr gfahren mag, wohl, da ſtreckt man die Arme aus nach den guten Leuten, die helfen ſollten, aber die ſind nicht mehr da, da greift man ins Leere, da heißt es, ich kenne dich nicht!

So war alſo guter Rath theuer, und keine Ausſicht auf Geld, nichts als Hoffnung auf Stündigung, und die werde wiederum Geld koſten, und da ſolle er aus dem Zeug ſtellen, ſo bald möglich, ſonſt gehe es ihm, wie einem Huhn, wo eine hungerige Frau dreimal im Tag zum Neſt läuft, auch wenn es nicht gackert, um ein Ei auszunehmen, oder wie bei einer gewiſſen Erſparnißkaſſe, wo immer drei und vier auf einen Einleger lauerten, um das Geld in Empfang zu nehmen, ganz brühwarm. Du mußt dich mauſen mitten im Winter und dann Adie wohl, haſt kein Geld mehr, ſo kannſt zügeln, ſagte der Begleiter. Selb wird nit ſy, ſagte Hans Joggi, da wey m'r de o noh drby ſy. Wirſt leider müſſe, und wäriſt zſelbiſt froh, du wäriſt hundert Stund wyt dänne, wurde ihm erwiedert. Das war der Beſcheid, den Hans Joggi Anne Marei heimbrachte, und der ihm tief ins Gemüth ſchlug. So geht es uns bei Fleiß und Sorge, wo mehr nichts nützte, es muß doch ſein, wir werden uns verſündigt haben, Herr Jeſes, wo me nume wüßt, womit? So jammerte Anne Marei ſchrecklich und zwiſchen ein begehrte es fürchterlich auf, drohte ſich zu hängen, den Drängern die Häuſer anzuzünden, es war in angſthafter Aufregung, welche Hans Joggi dadurch einigermaßen beſchwichtigte, daß er verſprach, gleich morgen hinzugehen und zu ſehen, woran er ſei. Er müſſe das Kalb morgen dem Kälberhändler auf die Haberfelle führen, da gehe es ihm faſt in Einem zu. Es wird nämlich aus dem Canton Bern, im Sommer beſonders, eine Unzahl von Kälbern ausgeführt, Kälber, die ſelten weniger als zwei Centner, die Meiſten weit darüber wiegen. Die Meiſten derſelben gehen nach Norden und Oſten, hauptſächlich in die Bäder des Aargaus. Dieſe werden am Montag zuſammengetrieben, erſcheinen am Dienſtag in Langenthal und gehen von da weiter. Es iſt daher in der Gegend, wo die Sammelplätze der Kälber liegen, lebendig am Montag, nebenbei werden noch viele Geſchäfte abgethan, wer in öffentlichem Verkehr ſteht, hat gewöhnlich an dieſem Tage die meiſten Audienzen. Unſer Mijer lag in dieſem Strich und war gerade in einem bedeutenden Geſchäftsverkehr, er ſelbſt hatte mehrere Betreibungen im Gange, mehrere zu beſorgen, und wenn ſie ſchon vollendet waren, das Geld eingezahlt, war das Geſchäft doch nicht zu Ende. Jetzt fingen die Nachfragen an, denn er gehörte eben auch nicht zu denen, die meinten, ſie müßten alsbald wieder abliefern, was eingegangen. Er wurde oft ſo ſchrecklich böſe über die, welche ihn um ihr Geld drängten. Das müßten doch ſchlechte Leute ſein, wo ſo mißtreu ſeien und meinten, ihr Geld ſei unter ſeinem Dache keine Nacht ſicher, wenn ſie nicht ſchlechte Gewiſſen hätten, ſie würden Andern beſſer trauen, aber was der Bock an ſich ſelbſten wiſſe, das traue er der Geiß, ſagte er oft. So geſchah es auch an jenem Montag, daß viele Menſchen dem Mijer zuliefen, ſeine Stube immer beſetzt war und er und ſein Rother ſo beſchäftigt ſchienen, daß Keiner von ihnen Zeit hatte, den vielen Einladungen, die ne Schoppe zha, Folge zu leiſten. Hans Joggi war in ſolchen Dingen noch ſo gleichſam es Meitſchi, brachte ſein Anliegen nicht gerne vor aller Welt vor, ſondern wollte warten, bis das Gröbſte ſich verlaufen. Er ſetzte ſich auf das Bänklein vor dem Hauſe, bald kam Einer an einem Stecken, er hatte graue Haare, ging lahm und ſetzte ſich zu ihm aufs Bänkli. Wirſt zu ihm wollen? ſagte er zu Hans Joggi. Nach deſſen bejahender Antwort ſeufzte er und ſagte: wie das doch aber geht! Es graut mir, wenn ich der Sache zuſehe, wet, ich' wohnte an einem andern Orte.

In meiner Zeit wußte man von ſeligem Gläuf nichts, da waren ein Dutzend oder was Fürſprecher und dann noch etwelche Prokuratoren, beides e beſtimmte Zahl, und ob Rechtsagenten waren, weiß ich nicht einmal. Da wurde ſyge einiſt auch prozedirt, ſonderbar von denen, welche es wohl vermochten, ſo ſyge re Lumpehändelene hat man wenig gehört und die rechten Leute, wo witzig waren, prozedirten gar nicht. Die Leute werden beſſer geweſen ſein, nicht ſo tüfel- und händelſüchtig, wie jetzt, ſagte Hans Joggi. He ja, ſelbis mags gſi ſi, ſagte der Greis, aber Menſche ſyg geng gſi, und werde geng Menſche bliebe, aber das iſt allbeg anders gſi, d' Gſetzi ſi ſyge bikannt gſi, vom Großvater auf Vater, da het d'r Großvater d'r Vater brichtet und d'r Vater d'Buebe, und wußte man was nicht, ſo ging man zu einem vertrauten Mann in der Gemeinde, deren hatte man faſt an allen Orten Einen oder Zwei, wo die Geſetze kannten und es mit den Leuten gut meinten, da wußte man ſyge von Prozedieren nicht viel. Nebſt dem graute es den Leuten vor dem Prozedieren, die Fürſprecher waren weit weg und von den Prokuratoren wußte man ſonſt nicht viel, und die Pfarrer predigten zielbiſt noch oft dagegen und rechneten daſſelbe zu den böſen Stücken und Anſchlägen, wo man den Nächſten [illegible] Liſt und Gewalt um das Seine zu bringen ſuche. Jetzt [illegible] das Alles geändert, jetzt thut kein Pfarrer das Maul auf dagegen, aus Furcht, er komme in die Zeitung oder man hänge ihm einen Schelthandel an. Geht man zu einem Bauer um Rath aus bei zweifelhaftigen Sachen oder wenn man ſonſt Anfechtungen bekömmt, ſo ſagt der: Mann dir weiß Gott nichts ſagen, ja allbeg meinte ich, was ich wiſſe, jetzt weiß ich hell nichts mehr, das ändert alle Tage und hüriſchet durcheinander, gerade wie es dem Teufel am liebſten iſt. Es kann da kein Vater dem Sohn, kein Nachbar dem Nachbar mehr rathen, da heißt es, du mußt in Gottesnamen zu einem Rechtsgelehrten gehen, der kann dir es vielleicht ſagen, vielleicht auch nicht, und geht man zu ſieben Rechtsgelehrten und läßt ſieben Befinden machen, ſo iſts ſehr möglich, daß von den ſieben Befinden keines wie das andere iſt. Sieben Weisheiten ſind ſchnell gefunden, aber ſieben einige Juriſten und ehrliche dazu, dieſe raren Vögel möchten wir mal ſehen.

Nur das hat man heit, daß man nicht weit zu laufen hat, bis man Einen findet, der Rath giebt um einen halben Gulden, und gefällt einem deſſen Rath nicht, ſo findet man ſicher gleich neben an einen Anderen, der auch gerne räth ums Geld. Es ſind deren jetzt ſo Viele, daß ſie über einander graaggen, faſt wie die Heuſchrecken in Rußland oder Afrika, wenn ſie wolkenweiſe die Sonne verdunkeln und am Abend ſich zu Boden laſſen. Die wollen Alle gelebt haben, begreiflich, und noch dazu je beſſer deſto lieber, begreiflich. Wenn nicht mehr Händel wären als früher, wie wollten ſie es machen, ſie müſſen alle Händel machen und einen Handel an den andern hängen, und anſtückeln und anknüpfen, bis ſie einen zweg haben, denn von den Händeln leben ſie, Händel ſind ihnen, was dem Küher ſeine Milchkühe. Früher, als ich am Gemeinderath war, wußten wir nichts von Händeln, und daß da Agenten kämen und Reden darthäten, war unerhört. Der nicht langem hat d'r Tüfel Einen da unten i Schache trägt und ihn da la gheie, Eine mit gar eme ne verfluecht unverſchamte Gſicht, jetzt ſteckt der ſeine Naſe in Alles, guſelt Alles auf und will die Leute vor dem Gemeinderath verbeiſtänden, akurat als wie vor dem Obergericht. Du wirſt wahrſcheinlich auch ſo mit einem Handel zweg ſein, und deine Finger zuche da welle? frug er Hans Joggi. Hans Joggi vertraute ihm ſein Geſchäft an, und erwartete, wenn auch nicht großen Troſt, ſo doch Theilnahme, vielleicht einen Rath, wenigſtens ein tüchtiges Schimpfen auf Alle, denen Hans Joggi ſeine Verlegenheiten zu verdanken hatte. Er irrte ſich. So, ſagte der, biſt auch einer von den Lümmeln, wo gemeint, es mangle nichts wann kaufen, um reich zu werden, und die nicht ans Zahlen dachten. Die können mich gar nicht erbarmen, warum ſinneten ſie nicht, wie es gehen könne, daß es mit Kaufen nicht gemacht ſei? Das iſt nur der Hochmuth, dienen und werchen werden dir erleidet geweſen ſein, wirſt lieber den Herrn gemacht haben als den Knecht, wirſt haben ſehen wollen, wie das Befehlen ſei, nach dem du haſt gehorchen müſſen, und drein geſtellt haben, wie ein Blinder, und jetzt ſollten alle Leute ſchuld daran ſein, und wirſt die Leute verlieren machen, wirſt über Alle fluchen und jetzt theilen wollen mit denen, welche zu ihrer Sache geſehen und nicht die Räbe gemacht haben, mit Hochmuth, und Kaufen, und Herr ſein? Ja, ja, ſo iſts heut zu Tage eine Welt, nit nuß gehts, und Niemand will dran ſchuld ſein, Jeder giebt die Andern ſchuld, Keiner hilft den Andern mehr und kann nicht mehr helfen, man kann nichts mehr als über einander fluchen, daß der Boden zittert, ob es auf dieſem Weg gut kömmt, k[illegible] ſich denken. Es iſt eine Welt, ſie iſt keinen Sch[illegible] werth, und das iſt ein Glück für ſie, unſer Herrg[illegible] ſie ſonſt längſt in die Luft geſprengt.

Wenn ſie Geld und junge Jahre verbraucht und nicht mehr wiſſen, wo aus wo an, kommen ſie daher, als wie vom Himmel herab, mit einer Kuppele Kinder, ſagen: Gott grüß euch, da bin ich auch, ich und mein Weib und meine Kinder, wir ſind hier daheim, alſo gebt uns zu eſſen, gebt uns zu trinken, öppe en aſtändigi Wohnig und wenn ihr uns Verdienſt verſchaffet, ſo wollen wir ſehen, daß wir uns wegem Uebrigen durchbringen. Sagt man ein Wörtlein dagegen, begehren ſie auf, ſchlagen mit giftigen Worten um ſich, als ob alle Vorgeſetzte Schelmen und die ganze Gemeinde ſchuld daran ſei, daß ſie verlumpet und nicht Millionär geworden, und hatte doch die Gemeinde nichts mit ihrer Sache zu thun gehabt, hatte nichts von ihnen genoſſen, keine Hülfe von ihnen gehabt, war weder gefragt worden, noch hatte ſie ſich irgendwie in ihre Händel gemiſcht. Will man nicht, was ſie wollen, ſind ſie im Stande und laufen ins Schloß und verklagen die Gemeinde, weil ſie ihnen nicht mit Krebſeli-Morge und Küchli-Nacht aufwarten will. So polterte der reizbare Alte, der gewohnt war, ſeine Ohrfeigen rechts und links auszutheilen, wie es ihn ankam, und ohne lange zu unterſuchen, auf welche Backen ſie kamen und waren ſie verdient oder nicht. Hans Joggi hatte ihm zugehört, zuerſt mit Erbauung, dann wußte er lange nicht, war es gehauen oder geſtochen, endlich bezog er denn doch die Trümpfe auf ſich und ſagte, wenn das auf ihn gehen ſolle, ſo könne der Alte die Mühe ſparen oder ſeine Worte für ſich nehmen, ihn gingen ſie nicht an, er ſei nicht Sinns vor die Gemeinde zu gehen, [illegible] wenn er es nicht erwehren könne, ſo ſei bis dahin [illegible] mancher Bauer, der meine, was er ſei, vor dieſelbe ge[illegible] und wenn es ſein müſſe, ſei nicht er ſchuld, ſondern [illegible] ſchuld, welche ihn muthwillig arm gemacht. Da der Alte [illegible]en denen war, die leicht ſchweigen, ſo wärs vielleicht ein ernſtlich Gefecht geworden, wenn nicht der Mijor unter der Thüre erſchienen wäre. Was habt ihr zu prozediren, kann ich helfen? frug er. Lieber nicht, ſagte der Alte, du weißt, ich trage das Geld lieber ins Wirthshaus, als zu dir, oder ſpare es den Kindern, und humpelte an ſeinem Stocke weiter. Gut, daß gehſt, ſagte der Mijor, wollte du gingeſt bald in Himmel, ſtatt vor mein Haus, es wäre dir dort baß und mir wäre es auch anſtändiger. Darauf frug er nach Hans Joggis

Begehr und gab ihm Audienz hinter dem Hauſe. Wie es ſcheint, ging es zäh zu und erſt nachdem Hans Joggi einen ſchönen Theil der 20 Thaler, die ihm das Kalb gegolten, geopfert, verſprach der Mijer mit dem Hauptmann zu reden, daß er einſtweilen warte, wenn er könne, oder angebe, wie viel Geld er haben müſſe.

Dreizehntes Capitel.

Vom Schräpfen und gutem Rath.

Er fuhr recht ſchwermüthig heim. So ging ihm das Geld dahin, die Schuld blieb die Gleiche, noch um keinen Kreuzer hatte ſie ſich gemindert; während er immer ſchwitzen mußte, war auf der andern Seite das Loch wie vermauert, kein Kreuzer wollte ihm fließen. Hans Joggi war ziemlich kaltblütig, aber es wurde ihm doch heiß im Kopf beim Heimfahren. D'Sach, dachte er, wolle anfangen ihm verdächtig zu werden, es wolle ihm ſchier ſcheinen, als ſeien ſie nicht aufrichtig und hätten Luſt mit ihm d's Spiel ztryben. Aber ſie ſollten nicht probiren, wenn er einmal abkomme und [illegible] woran er ſei, ſo wolle er ihnen zeigen, was Hans [illegible] könne. Der gute Hans Joggi war nicht recht daheim [illegible] Menſchenkenntniß, wußte nicht, wer er war und wer ſie [illegible], er gehörte zum Theil in die Claſſe der Schlauköpfe, die Allen mißtrauen, welche es gut mit ihnen meinen, und unbedingt Jedem glauben, der ihnen in den Kram zu reden weiß, ohne Grund zum Zutrauen zu haben, ja Jedem, den ſie auf der Straße antreffen und zum erſten Mal in ihrem Leben ſehen. Anne Marei hatte ihm dänne deckt. Es wußte, daß Hans Joggi ſelten einen Kreuzer für was zu eſſen ausgab, und gings vom Morgen bis am Abend, oder höchſtens einen halben

Batzen für Brot und vielleicht einen für Käs. Er wußte, er fand zu Haus etwas für ſeinen Hunger und hatte eine ſtandhafte Geduld zu warten bis er dazu kam. Dann aber, wenn man den Aetti von weitem merkte, ſtellte man ihm das Eſſen zweg, oder wenn er mit dem Fuhrwerk kam, ging man, gewöhnlich Anne Marei ſelbſt, hinaus, nahm ihm das Roß ab und hieß ihn hineingehen, es ſei zweg, mit dem Roß wolle man ſchon machen. Dießmal zeigte ſich Anne Marei nicht, endlich kam ein Kind. Als Hans Joggi frug, wo iſt die Mutter, antwortete daſſelbe: he dinne, aber es wett geng ume pläre und hocket uf em Ofe, ih traue es fehl ihm, aber es wett nit ſäge wo. Als Hans Joggi hineinkam, war Anne Marei nicht mehr auf dem Ofen, es hatte ſich zuſammen genommen, das Eſſen zweg geſtellt und auf des Mannes Gruß: E guten Abe, gäb ech Gott, geantwortet. Aber es ſeufzte ſchwer, und die Beine wollten ihm nicht fort, es ſchleppte ſie nur ſo nach, und frug nicht nach ſeiner Verrichtung, wie es es ſonſt im Brauch hatte, denn es mochte ſelten warten, bis er mit Eſſen fertig war, noch weniger, bis er von ſelbſt anfing. Fehlts d'r? frug daher Hans Joggi und zweimal mußte er fragen, bis es endlich ant[illegible] es fehl ihm eigentlich nichts, aber es ſei ihm ſo [illegible] den Gliedern und im Gemüth, es mög nüt arühre, [illegible] fürers, es düechs es mög nüt as pläre. Hets d'r Mans gäh? frug Hans Joggi. Was bruchts z'gäh, het me nit am Alte meh as gnue, du mein Gott, antwortete es. He, ſagte Hans Joggi, ume wege deßi, wett ih nit ſo thue, m'r ſy emel noh da, u ſövli bös wirds is nit gah, wüßt nit warum, öppe verdient hätte mrs de notti nit. Wenn noh Grechtigkeit iſt, ſo muß es de Angere zerſt a d'Bey gah gäh üs. Öppe de dene, wo nüt thüe as ſpiele, freſſe u ſufe u ſuſt noh meh, u anger Lüt is Unglück bringe. O mein Gott, mein Gott, fing Anne Marei an zu jammern, rede nicht ſo, verſündige dich nicht. Wer verdient es mehr als wir, und wer verdient die Strafe nicht? Das wollte Hans Joggi nicht glauben, gäb wie Anne Marei ihm anhielt, er ſolle ſich nicht verſündigen. Hans Joggi zählte hartnäckig alle ihre Verdienſte auf und alle Laſter, welche ſie nicht hatten, und alle Leute, welche dieß und jenes machten, was ſie nicht machten, und doch zweg dabei ſeien, und bei welchen man gar nicht ſehe, daß Gott ſie deretwege apart ſtrafe, und welche jedenfalls zuerſt an die Axt müßten, wenn es ginge, wie Anne Marei meine und Gott ſövli ein ſcharfer ſei, oder es müßte dann gar keine Gerechtigkeit bei ihm ſein, an die man ja glauben müſſe, obgleich einem Manches ſo kurios vorkomme, daß man faſt nichts daran begriffe, wenn man es ſpitz nehmen wollte. Das Reden erleichterte Anne Marei offenbar, aber nachgeben that es deßwegen kein Düpflein. Es redete von Hans Ueleli und wie Gott ihnen da gezeigt, wie er böſe über ſie ſei, und wie viel ſie ſündigten alle Tage, und wie ſie am Irdiſchen hingen, und wenn ſie nicht ſo große Sünder wären, daß ſie gar nicht wüßten, wie große, ſo wäre es ihm nicht ſo ſchwer im Gemüthe, und das ſei das Schrecklichſte, daß er das nicht einſehen könne, ſo werde es ihm nicht vergeben, er könne nicht zu Gnaden kommen, und es zweifle faſt, daß es dieſelbe erfaſſen könne und das wäre das Schrecklichſte, wenn ſie nicht in Himmel kämen zu Hans Ueleli, und er alleine im Himmel bleiben müßte. Los Frau, das kömmt dir nicht gut dä Weg, du könnteſt dich da Weg hinterſinne und angends e Narr werde, das kömmt ſo, wenn man die Sache zu ſchwer nimmt. Ich habe immer gehört, dafür ſei ſchräpfen gut, gäb wie ſchwer man es habe, wenn man recht ſchräpfen laſſe, leichte es einem überall. Du mußt morgen gehen und ſchräpfen laſſen, ehe es dir recht anwohnt, jetzt haben wir nicht ſo viel zu thun, um einen halben Tag iſts nicht gefechten. Anne Marei wehrte ſich dagegen ſehr, ja wenn ihm der Anken wäre bezahlt werden, ſo wäre es ein anderes, aber jetzt noch verthun und nichts löſen, wäre ja muthwillig über Ort gefahren. Indeſſen war Anne Marei noch nicht dahin gekommen, daß es an aller Heilung verzweifelnd, kein Mittel mehr gebrauchen wollte und ſo wenig an eine körperliche Heilung glaubte, als an die Erlangung der Gnade. Zu dem war es eine Erquickung für ihns, daß Hans Joggi ihm anerbot zu einer Schräpferin zu gehen, es war das erſte Mal, daß er ihm ſo etwas anerbot, es war wirklich viel gemacht von Hans Joggi und eine ziemlich ſeltene Erſcheinung, daß ein Mann der Frau ſagte, ſie ſolle was brauchen, gar ſchräpfen laſſen, da in ähnlichen Fällen des Mannes Rede gewöhnlich lautet: Wart ume, es wird ſcho beſſere, mußt Geduld ha, es gutet von ihm ſelber, mußt ume nit Angſt ha, mußt nit zuëtli thue, mußt dih deſſe nüt achte! Das ſind an ſich zumeiſt ganz zweckmäßige, ſachdienliche Vermahnungen und Zuſprüche, aber für weibliche Herzen nicht ſehr troſtreiche und aufrichtende. Weibliche Herzen wollen Theilnahme und hätten es gerne, wenn der Mann aus Angſt des Tages drei Male [illegible] der Haut führe, und wenn Jemand ſagen ſoll: Wart bis [illegible], wenns bis morn nicht beſſeret, ſo kann man zum Doctor ſchicken, ſo wollen ſie es ſelbſten ſagen, und ebendrein noch ſehr dringlich beſtürmt ſein, ſolche Vermeſſenheit fahren zu laſſen und alsbald, zu Fuß und zu Roß, nach Hülfe zu ſenden. Das that Anne Marei wohl, wäre die Krankheit um wenige Grade höher geſtanden, ſo hätte das Anerbieten von Hans Joggi neuen Jammer erzeuget. O mein Gott, mein Gott, hätte es gejammert, ja, das hat noch gefehlt, daß ich noch ſchräpfen ſoll, wo wir das Geld ſo nöthig hätten und keins mehr haben, und daß es dir an nichts mehr gelegen iſt, daß du thuſt, als wäre es dir, je eher wir fertig würden, deſto lieber, und nicht an die Kinder denkſt, was aus denen werden ſolle, und mir das zum Gſpött thuſt; ich ſehe es wohl, daß je eher ich dänne chäm, deſto lieber wäre es dir. Und das habe ich an dir doch nicht verdienet, wenn ich ſchon eine große Sünderin bin, daß ich nicht werde zu Gnaden kommen können! u. ſ. w. So hätte Anne Marei gewebert, daß es hätte einen Stein erbarmen mögen. Es iſt mit den Herzen, wie mit jedem Grund und Boden, auf deſſen Beſchaffenheit kommt es an, wie es wiederklingt, wenn man was darauf wirft. Ganz anders tönt ein Silberſtück auf harter Platte als auf Lehmboden, oder in einer wüſten Pfütze. An das denkt man ſelten und wenn man ſchon daran dächte, verſtünde man es doch nicht, denn was man am wenigſten begreift auf Erden, das iſt der Menſch, daher kein Wunder, daß man Alles zu behandeln verſteht, nur den Menſchen nicht, weder die großen Chemiker noch die großen Philoſophen können es, welche von Beiden in dieſem Fache dümmer ſind, iſt noch nicht entſchieden. Wem es ſonderbar vorkömmt, wie der kaltblütige Hans Joggi ſo auf einmal aus Schräpſen dachte, ſo von ſelbſt es verſchlug, dem diene zur Nachricht, daß er früher auf einem Hofe diente, wo die Frau des Bauern ſchwermüthig war. Das ſei das ländwyligſt Dabeiſein geweſen, erzählte er oft, da erleide einem das Leben ſelbſt, daß es einem dünke, das beſte wär, der liebe Gott ließe Himmel und Erde zſämeſahre, daß es ſie in hunderttuſig Stücke verſprengte. Da thäten die Weiber nichts als ſürmen den ganzen Tag, trappeten ums Haus herum als ob ſie ſturm wären, oder ſäßen ganze Tage in einer Ecke und thäten nichts als gruchzen und ſeufzen, acheli und ojecheli, und was man ihnen ſage, es helfe Alles nichts, ſie ſchüttelten mit dem Kopf oder hielten die Hand aufs Herz. Der beſt

Pfarrer könne nichts abbringen, er möge vorbringen, was er wolle, ſo ſagten ſie, er könne ſagen, was er wolle, er wüßte nicht, wie es ihnen ſei, ſie wüßten es am beſten, daß ſie nicht zur Gnad kommen könnten. Dazu müßte man immer noch in der Angſt ſein, ſie machten was Ungeſchicktes, daß man daran genug hätte ſein Lebtag. Da habe nichts geholfen, bei den geſchickteſten Doktere ſei der Bauer geweſen, als ſchräpfen oder zAderlaß, ſo oft man ſie hätte dazu bringen können, darauf hin habe es ihr allemal geleichtet, aber das heig öppis chönne, bis me ſe d'rzu bracht heig, ſi heig grad uſe gſchraue, tödtet mih, tödtet mih! Darum war Hans Joggi ſo aufwärtig mit Schräpfen. Warum Anne Marei ſo unerwartet dieſes angekommen, konnte Hans Joggi nicht vernehmen, die Kinder konnten bloß ſagen, während ſie draußen herum gelaufen, ſei eine Frau bei der Mutter geweſen faſt den ganzen Morgen, als ſie heimgekommen, habe die Mutter Alles vergeſſen gehabt und bloß gejammert wegen der Seligkeit und habe nicht gegeſſen, daß es einer Fliege im Auge weh gethan hätte. Es iſt aber auch wirklich kaum eine fürchterlichere Krankheit als die der Schwermuth, ſei es, daß man an der Gnade verzweifle, oder an der Liebe der Menſchen, oder an den Mitteln ſein Daſein zu friſten. Das Wimmern der Schwermüthigen iſt immer ſchauerlich, aber am ſchauerlichſten, wenn es ein Stöhnen der Angſt iſt, man habe nichts mehr, man müſſe Hungers ſterben und hat Kiſten und Kaſten voll, ein halb Dutzend Pferde und ein ganzer Stall voll Kühe und ausgeliehenes Geld, es weiß kein Menſch wie viel. Da müſſen die Andern ſich zuſammen nehmen zu großer Geduld, wenn ſie nicht ſchwer ſich verſündigen wollen. Die Kranken vermögen ſich ihrer Krankheit nichts, die kömmt und geht nach dem Willen von Oben und darin beſteht ſie eben, daß man weder ſich ſelbſt aufrichten noch durch Andere aufrichten laſſen kann, für jeden Troſt unempfänglich iſt. Nur ausnahmsweiſe kömmt ſie von Menſchen, welche das verruchte Handwerk treiben, ohne alle Berufung ſich mit dem Dokter der Seelen abzugeben aus Hochmuth, meiſt um Eſſens und Trinkens willen. Solche Frevler ſollte man bei den Beinen aufhängen. Wie geſagt aber, ſo weit war Anne Marei noch nicht, es freute ſich des Antrages nicht bloß, ſondern, als am folgenden Morgen Hans Joggi ihn erneuerte, nahm es ihn an und machte ſich am Nachmittag zu einer Schräpferin auf. Schräpferinnen ſind wichtige Perſonen, es giebt in Republiken und Königreichen viele Beamtete, von denen man den Titeln nach glauben ſollte, was das für Gewaltsperſonen wären und haben nicht halb ſo viel zu bedeuten, als eine rechte Schräpferin. So eine rechte Schräpferin iſt eine gſtackete Drucke voll Notizen, Geheimniſſe und Räthe. Das Schräpfen dauert eine gute Weile, gar viel länger als das Aderlaſſen, und derweilen werden die Mäuler nicht verbunden, im Gegentheil gebraucht, um die Zeit ſich zu verkürzen und das Herz ſich zu erleichtern. Da kömmt dann Alles zum Vorſchein, was in der Welt geſchehen und in der Menſchen Gehirn gekommen iſt, das bewahret die Schräpferin in ihrem guten Gedächtniß, bedient damit ihre Kunden, nach Laune oder Bedürfniß, je nach ihrer Art, nach Bosheit oder nach Gutmüthigkeit. Wenn ſo eine Schräpferin zBöſem geräth, iſt ſie ein Utüfel in ihrer Gegend und wäre im Stande, dem Teufel und ſeiner Großmutter die Haare zuſammen zu binden. Die Schräpferin, zu welcher Anne Marei ging, war gutmüthiger Art und guter Räthe voll, im Allgemeinen wünſchte ſie allen Menſchen Wohlergehen und wenn ſie zwei Leutchen zuſammen bringen konnte, war es ihre größte Freude. Darum hatte ſie auch nicht den geringſten Zweifel an ihrer Seligkeit, wer ſo viele Leute glücklich gemacht, wie ſie gethan, dem werde es doch kaum fehlen können, und wenn es ſchon hier oder dort bös gegangen, ſo vermöge ſie ſich deſſen nichts, ſie ſeien ſelbſt ſchuld daran, ſie hätten darnach gethan. Sie war mit Anne Marei nie im Verkehr geweſen und doch gab ſie ihm alsbald den Namen, worüber Anne Marei ſich billig wunderte.

Warum ſollte ich dich nicht kennen, ſagte die Schräpferin, biſt ja ſchon bald zwei Jahre auf dem Hof, und wer zChile und zMärit geht, den lernt man ja kennen, man mag wollen oder nicht. Dafür iſt d's zChile gah wunderbar kommod, wenn man da Jemand Fremdes ſieht, ſo iſt auch immer Jemand da, der ſagen kann, wer es iſt. Ich muß ſagen, ich wäre ſchon oft nicht gegangen, wenn es mir nicht wegen dem wäre, vo wege die Leute halten einem viel weniger darauf, als wo ich jung war. Als ich jung war iſt man noch gegangen und hätte geglaubt, man verſündigte ſich, wenn man es nicht wenigſtens über den andern Sonntag thäte. Du wirſt wollen ſchräpfen laſſen, mit Schein achteſt du dich der Zeichen nicht viel, das war die richtige Einleitung zu Anne Mareis Krankengeſchichte. Es hätte nicht daran gedacht, ſagte Anne Marei, es ſei ſonſt nicht daran gewohnt, ſchräpfen zu laſſen, wenn man geſund ſei, habe man ſolches nicht nöthig, aber jetzt habe es der Mann nicht anders thun wollen, als daß es ſchräpfen laſſe, und da hätte es nicht auf die Zeichen ſehen können, und auch nicht gewußt, welches die guten und die böſen ſeien. Die Frage, wo fehlts d'r, that die Thüre von Anne Mareis vollem Herzen ſperrangelweit auf, und nun kams, es wollte das ganze Elend raus. Unterdeſſen that die Schräpferin ihre Pflicht, ſetzte die Hörnchen auf, horchte zu, fragte zuweilen, wunderte ſich über Anne Mareis wüſtes Blut. Als ſie wahrnahm, daß die Wellen der Rede weniger reißend wurden, ergriff auch ſie den Faden der Rede und begann dieſelbe mit den Worten: Du kannſt mich dauern, ja recht erbarmen könnt ihr mich. Das iſt ein ſchön Wort, das immer ſeinen ſchönen Platz findet. Darauf begann die Schräpferin daſſelbe zu motiviren, in der allerbeſten Meinung, aber auf eine wenig troſtreiche Weiſe. Vor Allem erzählte ſie die Geſchichte von Allen, die auf dem Hofe zu Grunde gegangen und ſchloß mit der Bemerkung, ſie glaube, der Hof ſei verwünſcht und verflucht, es liege ſo was darauf, denn ſonſt wäre es nicht möglich, daß es Allen gleich gehen müßte, und gewöhnlich in ganz kurzer Zeit. Sie hätte das noch nie erlebt, darum fürchte ſie, es werde ihnen gleich gehen, ſie wüßte nicht warum, und dafür ſeien ſie, leider Gott, in den rechten Händen. Nun ging ſie auf die Geſchichte der Commandanten, Majoren und Hauptleute und diejenige ihrer Weiber über, und hechelte endlich die ganze Bande. Wenn ſie die Geſchichte der Männer geendet und dieſelben geſchildert hatte, viel ärger als Johannes die Thiere in ſeiner Offenbarung, ſo ſagte ſie, enfin, es iſt e Wüſte, aber mit ihm wäre es noch zu machen, wenn ſein Weib nicht wäre, die iſt noch viel verfluchter als er.

Dieſe Weiber nun ſchien die Schräpferin abſonderlich auf dem Strich zu haben und Anne Marei ſtimmte, in ſeligem Angedenken ſeines Ankens, lebhaft bei. Was die Männer trieben, trieben auch die Weiber, behauptete die Frau, ſeien aber darum viel gefährlicher, weil man es nicht hinter ihnen ſuche, daher vor Tücken und Kniffen, namentlich beim Güterhandel, vor ihnen ſich nicht genug in Acht nehmen könne. Die größte Freude hätten die Frauen, wenn ſie Jemanden um ſeine Sache bringen könnten, und wenn der Betrogene ſich zuletzt hängt oder ins Waſſer ſpringt, ſo iſt ihnen das wie eine Hochzeit, du magſt es glauben oder nicht. Solche Leute habe ich noch nie erlebt, bin doch afe alt! Sieh dort an jenem Berge iſt ein ſtotzig Heimeth, wo viel Jagens und wenig Fangens iſt, die Hauptſache war der Wald, ehe er abgeholzet war. Dort waren arbeitſame, husliche Leute, denen es aber alle Tage rückwärts ging. Sie wußten nichts anzufangen, als gradane zwerche, lösten wenig Geld, ſollten bedeutende Zinſe haben, vermochten nicht Leute anzuſtellen, nichts fürs Land zu thun. Er war, was man ſagt, ein Trökni, er ſchaffte immer, aber nur langſam, komme ich nicht heute, komme ich doch morgen, meinte er, und während ein Anderer ſich dreimal kehrte, kehrte er ſich nur einmal. Seine Frau wäre etwas couraſchirter geweſen, war aber überkindet, hatte alle Jahre ein Kind, in den Fehljahren Zwei, und obendrein alles einfältige, Keines konnte recht reden, ſtatt, daß ſie den Eltern helfen konnten, hatten die Eltern immer mit ihnen zu thun, ſie wuchſen der Mutter nicht aus den Händen und waren dazu noch immer hungerig. Du kannſt dir denken, wie die zweg waren! und doch war damals nicht die Zeit wie jetzt, wo man einander mit dem Geld ſo plaget, man des Aufkündens nie ſicher iſt und nicht der Gläubiger zwei Zinſe zuſammenkommen laſſen will. Er wartete und hatte Geduld, von wegen er brauchte nicht ſo in Kummer zu leben, daß Capital ſammt Zinſen verloren gingen, man wußte nicht wie, ſonſt wären ſie längſt über Bord geweſen. Tief genug waren ſie doch drinn, Zinſe liefen auf, Geld hatten ſie keins, ſie konnten je länger je weniger verkaufen, ſie bauten nicht mehr Korn genug für ihre Haushaltung, ſie mußten zMühle kaufen; du kannſt dir denken, wie das ging.

Da ging einmal der Alte von einem Märit heim, gegen einen Bekannten ging ihm das Herz auf, er klagte ſein Elend. Guter Freund, ſagte ihm dieſer, daran iſt gar Niemand ſchuld als du, ich dachte ſchon lange, ob ich es dir ſagen wolle, oder warten, bis es dir ſelbſt in Sinn komme. Nun ſagte ihm der, wie er ja Wald habe und ihn nicht brauche, das Holz reif ſei, und wenn er es nicht ummache alle Jahre, minder werth würde. Jetzt ſtehe es ſchön im Preiſe, 1000 bis 2000 Gulden könne er da nehmen, man werde es dem Walde kaum anſehen, wenn er es recht anfange, könne er Zinſe und noch Schulden zahlen. Da that das Mannli die Augen groß auf und ſagte, daran hätte er gar nicht gedacht, es habe ihm aber auch noch Niemand etwas darauf geboten. Geſagt ſei ſo was bald, wenn es dann ſo wär! Nun der Freund verſprach, ihm Käufer zu Handen zu haben, die viel kauften und recht berühmte Händler ſeien. Er thats, ſie kamen, beſichtigten den Wald, kauften ihm den bedeutendſten Theil des Holzes ab, aber unglücklicherweiſe kam dem Mann nicht in Sinn, Jemanden zu Rath zu nehmen, der mit dem Handel bekannt war. Sie boten ihm Geld ſo viel, daß er faſt darob erſchrak und doch war es eigentlich nur ein Trinkgeld und zwar verkaufte er ſo, daß ſie im Walde machen konnten was ſie wollten, ſo daß dabei faſt der ganze Aufwachs verderbt werden konnte, was denn auch richtig geſchah, ſo daß der Wald auf 30 Jahre hinaus verherget war. Wenn er aber auch nur das verſprochene Geld erhalten hätte! aber auch von dieſem erhielt er kaum ein Trinkgeld. Etwas gaben ſie ihm auf die Hand, das Uebrige verſprachen ſie zu zahlen, ſo wie ſie das Holz abführen würden. Aber wenn ſie es gehalten hätten! Von Halten hatten die ihr Lebtag nie was gewußt. Wenn das Mannli ſie im Walde erblickte, ſo forderte er Geld, und erhielt zumeiſt Ausreden, höchſt ſelten einige Batzen, womit er nichts machen konnte, als das Nöthigſte anſchaffen, von was abzahlen war keine Rede, oder ſie beſtellten ihn auf einen gewiſſen Tag an ihren Wohnort, wo ſie ihm füre machen wollten, aber ſie hielten ihn nur zum Beſten, traktirten ihn erſt im Wirthshauſe bis er nicht mehr fünfe zählen konnte, entſchuldigten ſich dann, daß ihnen kein Geld eingegangen, aber ſie wollten ihm Waaren geben, überhaupt an Zahlungsſtatt verſchaffen, was er nöthig hätte, führten ihn zu einem Krämer, der mit ihnen unter einer Decke oder nahe verwandt war, und füllten ihm ganze Körbe mit Zucker, Kaffe, Backwerk, mit Allem was einen dummen Menſchen gelüſten kann. Mit dieſem Zeug ſchickten ſie ihn heim, er wußte nicht einmal recht, war es auf Rechnung oder Geſchenksweiſe, rühmten ihn obendrein noch, daß er nicht wußte, hatte er ſeinen Kopf ob den Wolken oder unterhalb, und daheim meinten ſie auch was ſie damit hätten, dachten nicht an das ſo nothwendige Geld, da ſie von andern Sachen genug hatten. Endlich ward es ruchtbar weit herum, wie da gewirthſchaftet werde, die Gläubiger vernahmens und rührten ſich, da das Unterpfand ſo ungereimt verſchwächt war, doch nur langſam, da ſie Erbarmen hatten mit der armen Familie. Aber ſie wollten die Sache einmal erleſen haben und wiſſen, wo das Geld ſei, von dem der Bauer immer ſprach, es ſei ihm verſprochen, die andere Woche werde er es erhalten. Er mußte rechtlich gegen die Käufer einſchreiten, die drehten ſich lange, ſchlugen endlich Rechnung dar und kamen dann mit haushohen Rechnungen, wo darin nicht bloß Alles aufgemacht war, was ſie ihm mitgegeben und was ſie ſammethaft gegeſſen und getrunken, ſondern noch eine Menge Dinge, von denen das Mannli ſteif und feſt behauptete, er habe ſie nie geſehen. Ja Rechnungen erleſen hat eine Naſe, darob hat es ſchon manche blaue gegeben! Erſt wurde prozedirt aufs Allerhöchſt und Koſten gemacht, daß man hätte mögen zu Gott ſchreien, dann thaten die Holzhändler Eide, und den armen Bauer ins Gefängniß, weil er ſagte, man ſolle ſehen, wie ſie zitterten, das Gewiſſen werde ihnen ſagen, daß kurzum der Teufel ſie nehmen werde. Als der Bauer aus dem

Keſi kam, ſagte er, er wolle gehen und Gott es klagen, was für eine Gerechtigkeit auf der Welt ſei und hing ſich an eine Tanne. Darauf kam der Geltstag, das Weib wurde ſturm und lief in der Welt herum, ob es noch lebt, weiß ich nicht, die Kinder fielen der Gemeinde zu und kamen in den Spital, und ſo iſts Frau, und ſo gehts Frau, und ſo man mit ſolchen Leuten zuſammen kömmt, ſo bleibt einem nichts übrig, als Morgens und Abends zu beten: Ach Gott, ſei mir armem Sünder gnädig! Von wegen lue Frau, das ſind Leute wo dr Tüfel zSchande wird ab ihnen, und wenn er nicht fürchtete ſie prozedirten und eidigten ihm die Hölle ab, er hätte ſie längſt genommen. Das war intereſſanter Troſt für das arme Anne Marei und dazu in aller Gutmüthigkeit dargebracht. Es war, als hätte die gute Schräpferin ihre Hörnlein an den Augen angeſetzt, man kann es ſich denken. Nit, nit, thue nit ſo nöthlich, ſagte die gute Frau, dein Mann hat ſich ja noch nicht gehenkt und du lebſt auch noch, d' Sach iſt ganz eine andere und ihr könnt euch ganz leicht aus der Tinte helfen, wenn ihr euch von den Blutſaugern losmacht. Ich wollte dir nur ſagen, daß es euch akurat ſo gehen wird, wenn ihr euch von dieſem Zeug nicht losmachet und gar nichts mehr mit den Schurken zu thun habt, von wegen, es iſt ein Tüfel wie der andere und zuſammen hängen ſie wie Froſchlaich. Können wär gut, du mein Gott! jammerte Anne Marei. He, warum nicht, antwortete die Frau, ihr müßt nur dazu thun und d' Sach am rechten Ort in die Finger nehmen. Zahlt ſie, und wenn ihr das Geld nicht ſelbſt habt, ſo ſuchet welches zu bekommen, Leute wie ihr, werchbar und vertrauet, bekommen immer Geld und bſunderbar wo das Unterpfand ſo zweg iſt. In Bern iſt Geld ſo viel man will, freilich nicht ganz ſo leicht zu bekommen, wie früher, von wegen, gebrannte Kinder fürchten das Feuer und wenn ſo ein Jagdhund einen

Bernerherrn anſchmieren kann, glaubt er, er verdiene damit Vergebung der andern Sünden, und ſind doch rechte Herren das und begehren dem Lande zu helfen, und haben es nicht ausgeſogen, wie die Jetzigen und die Hündligürter von Juden und andere Ketzer. Da bekommt ihr ſchon Geld, wenn euch nicht zböſt geredet wird, ſondern zbeſt. Oder öppe ein reicher Bauer giebt es euch, und wenn er mit dem Gſchäft etwas bekannt iſt, bekommt ihr es da noch leichter als in der Stadt. Ihr werdet ſicher an rechten Orten gedient haben, an ſolchen Orten iſt immer Geld und es giebt noch dere, wo gern einen Gottslohn verdienen, und helfen, wenn es ihnen möglich iſt. D's Geld in Bach werfen, das thun ſie freilich nicht, von wegen das iſt auch eine Sünde, man ſoll Gottes Gaben nicht verachten und vergeuden. Aber das probiret, ſuchet Geld und das auf der Stelle, ſonſt habt ihr den Strick um den Hals, ehe ihr daran denkt, und ſeid ihr einmal auf der Gant und gar ausgeſchrieben, ſo iſts fertig mit euch und nichts laſſen ſie euch als Augen zum Plären.

Aber deretwege habe nicht Kummer und pläre mir nicht ſo, ſo gebts euch nicht, machet auf der Stelle, daß ihr Geld bekommt, ſo iſt euch geholfen, denn wenn ihr zahlt, können ſie euch nichts mehr thun. Aber eben da war der Haken, zahlen iſt eine Kunſt, wenn man kein Geld hat. So konnte man von der Schräpſerin auch ſagen, ſie führe in die Hölle und wieder heraus, ſie malte ſchwarz, dann ſtrich ſie blau darüber und dann wieder ſchwarz, gab dem Anne Marei einen Klapf hie ume und dann wieder dort ume, und wir können wirklich nicht ſagen, daß es Anne Marei beſonders geleichtet hatte ums Herz und in den Beinen, als es heimging. Es ging ihm im Kopf herum, wie ein Mühlrad. Geld, Geld, zahlen, zahlen, ſurrete es ihm fort und fort, und als es heimkam, tſchäderte zahlen, zahlen um Hans Joggis Ohren herum, daß er ſich hoch verſchwur, er ſchicke ſeine Frau nie mehr ſchräpfen zu laſſen, das ſei, wie wenn man einen Teufel mit dem andern austreiben wollte, und zletzt bleibe der auch ſtecken und dann habe man Zwei ſtatt Einen. Indeſſen ſchwören half nichts und brummen nichts, Hans Joggi mußte um Geld aus, gäb wie er ſagte, der Mijor wolle ja mit dem Hauptmann reden, es brachte ihn aber faſt aus dem Häuschen, immer und immer Zeit verlaufen zu müſſen und dazu brauche er Geld auch noch und doch nur aus Bosheit, denn er merke wohl, es ſei ihnen nicht ſowohl ums Geld als ums Plagen. Hans Joggi mußte ſich drein ergeben, aber das wollte er nicht, bei ſeinen alten Meiſterleuten Geld ſuchen. Er kenne die Harzerkünge, ſagte er, er habe oft geſehen, wie ihnen arme Leute faſt die Füße abkneuet hätten und hätten doch mit leeren Händen gehen müſſen, bei denen ſei keine Gnade, das ſeien Leute, ſie thäten das eigene Fleiſch verkaufen, wenn es Jemand freſſen möchte. Anne Marei hatte eine ganz andere Meinung, mußte indeſſen nachgeben, wenn es wollte, daß Hans Joggi um Geld ausgebe. Anne Marei war mit ſeinen Meiſterfrauen beſſer geſtanden als Hans Joggi mit den Meiſtern, war nicht ſo verſchloſſen geweſen, ſondern zutraulicher, ſie daher auch gegen ihns freundlicher, es hatte alſo auch eine beſſere Meinung von ihnen. Hans Joggi wollte auf Bern gehen, wo Geld genug ſei, und wo gewiß auch Herren ſeien, die Verſtand hätten. Da er aber gar nicht Beſcheid wußte in Bern, machte er das weiſe Stücklein, daß er zu ſeinem Hauptmann ging, gegen den er doch den Verdacht hatte, er plage ihn nur, und ihm ſagte, er ſei Sinns in Bern Geld zu ſuchen, wenn er ihm nicht warten wolle, denn er ſei des Geſprings ſatt, aber er wiſſe nicht wo ſuchen. Der Hauptmann ſei aber in Bern bekannt und könne ihm Anweiſung geben, wo die reichen Herrn wohnten, Die Wattenwyler, die Tſcharner und die Grafenrieder, wo man Geld bekommen könne, wie er oft gehört. Den Hauptmann lächerte dieſer Einfall und daß er mit demſelben gerade zu ihm kam und er hatte erſt Luſt, ihn ſo mir nichts dir nichts laufen und ſuchen zu laſſen, das gäbe was zum Lachen, dachte er. Indeſſen fiel ihm ein, dr Tüfel chönnt e Schelm ſy und Hans Joggi in unrechte Hände führen oder an einen Ort, wo derſelbe zu viel brichten würde, wie man es ihm mache; es ſei zwar recht gut, ihn nach Bern gehen zu laſſen, damit er erführe, wie Geld bekommen eine Naſe habe, aber wohl überwachet von Jemand, der mit im Spiel ſei. Meinſt du, die Herren gäben ſich mit einem Lappi, wie du biſt, ab, oder chaſt weltſch? frug der Hauptmann. Nein, ſagte Hans Joggi, aber deutſch werden ſie auch verſtehen? Weiß nit, ſagte der Hauptmann, aber reden thun ſie nur weltſch und mit dem Geld haben ſie ſelbſt nichts zu thun, ſie haben Verwalter darüber, Sachwalter ſagt man ihnen, die leihen das Geld aus und nehmen die Gelder ein, verflucht Bube ſinds, die können deutſch, ume zgut. Zu dieſen muß man und mit denen muß man reden können, und das ſind Leute, wie ehemals und gäb wie leicht man ſich verfehlt, kriegt man nicht nur kein Geld, ſondern muß noch 14 Tag an Schatten. Das erſchreckte freilich Hans Joggi, machte ihn aber doch nicht abwendig, er wollte immer noch lieber nach Bern, als zu ſeinen alten Meiſterleuten. Er hatte ein böſes Gewiſſen gegen ſie, er floh ſie, aber er wußte nicht, daß das, was er fühlte, das böſe Gewiſſen ſei, das ihm ſagte, du hatteſt kein Vertrauen zu ihnen, warum ſollten ſie Vertrauen zu dir haben? Er hatte es wie Adam, der auch nicht gefehlt haben wollte, ſondern dem lieben Gott ſelbſten ſagte, das Weib, das du mir gegeben haſt, gab mir davon und ich aß. So geht es bis auf den heutigen Tag ſehr oft, daß man ein böſe

Gewiſſen hat, und es nicht weiß, und gegen die Leute giftig wird und allerlei gegen ſie vorbringt, was entweder keinen Grund hat, oder zu welchem man ſelbſt die Veranlaſſung gegeben.

Der Hauptmann wollte Hans Joggi jedoch nicht begleiten, er möge Bern gar nicht ſehen, ſagte er, wenn er einmal höre, es brenne an allen vier Ecken, dann gehe er expreß hin und nicht davon weg, ſo lange noch eine Hand voll Rauch ſichtbar ſei. Die Berner möge er erſt nicht leiden, es komme ihm immer vor, als ſei jeder Berner eine Blutwurſt und er rieche von weitem das Blut, welches er aus dem Lande gezogen. (Wo findet man, beiläufig geſagt, Bauern im Beſitz von einer Million Gulden?) Der gute Hauptmann hatte ganz recht, nicht auf Bern zu gehen, ſein Name war in jeder Schreibſtube bekannt, und die Sachwalter, welche ihn nicht ſelbſt erfahren, hatten doch genug von ihm gehört, möglich auch, daß er wegen ſeinen Sünden auf eine Weiſe geklopft worden, wie es ihm nicht angenehm geweſen war, aber wie es in der Welt geht, er drehte das Ding, er war der Gerechte und die Berner die Sünder. Beſſer könne ihm Niemand helfen, ſagte er, als der Mijor, der habe in Bern den Fuß im Hafen oder ſein Schreiber, der Rothe, auch ſchicke es ſich am beſten, da derſelbe die Schriften in Händen habe und an der Betreibung ſei, er wiſſe am beſten Beſcheid und wie viel Geld auf den Platz müſſe, um fertig zu machen vollſtändig. Hans Joggi machte ein ſauer Geſicht, mußte aber in den Apfel beißen. Der Mijor hatte nicht Zeit zu der Reiſe, der Rothe wollte ſich dazu verſtehen, doch nicht zu Fuß, ſondern gefahren müſſe ſein, ſie könnten des Mijors Ghärbank nehmen, öppe Magdeburg werde es nicht koſten. Auch in dieſen Apfel mußte Hans Joggi beißen, ſo bitter er ihm auch vorkam. O, ſo ein Tag iſt ein Tag vom Himmel, einem Schreiber, wie der Rothe, leider aber erſcheinen ſolche Tage ſo ſelten im Leben eines Subjekts! Da kann er den Herrn und Protektor ſpielen mit wichtiger Miene, kann fahren, befehlen, eſſen und trinken umſonſt, was ſeine Seele gelüſtet, wenn er es verſteht, und es ihm an Unverſchämtheit nicht mangelt. Es iſt uns Einer bekannt, der auch einmal mit einem Bauer, zu gleichem Zweck, nach Bern ging und noch nicht recht gehäutet und geſtählt war. Der wurde mager abgeſpieſen, mußte laufen und zwar einen langen Schritt, mußte in Bern ohne abzuſitzen gleich den Geſchäften nach. Sie könnten dann um ſo ruhiger ſich wohl ſein laſſen, meinte der Client. Sie ſtolperten den ganzen Morgen durch die Stadt und als ſie endlich fertig waren, ſchleppte der Client ſeinen Gefährten an einen Ort, wo man bſunderbar wohl und wohlfeil ſei. Das war ein ſogenanntes Küchelſtübli, wo man mit Kaffe und Küchli für 10—12 Kreuzer ſich paſſabel ſättigen konnte. Mein Schreiber hatte daheim alle Tage Kaffe, er hatte gehofft, zwiſchen die Fleiſchtöpfe Egyptens zu kommen und auf einen guten Schluck gerechnet, und machte ein ſtämiſch Geſicht. Der Client tröſtete ihn, er hätte gedacht, auf den Weg ſei das am beſten, wenn man zu viel gegeſſen und getrunken, ſo laufe man deſto ſchwerer. Er hülf auf dem Heimweg recht einkehren, wo man es dann ring laufen möge bis heim. Das Subjekt brummte aber ſchickte ſich drein. Auf dem Heimweg gings nicht weit, ſo meinte er, hier ſchien ihm das Einkehren zweckmäßig, er hülf dann nicht zu lange bleiben und ſpäter noch einmal einkehren und nachbeſſern. Aber der Meinung war der Client nicht, er ſchleppte ſein Subjekt von Wirthshaus zu Wirthshaus weiter, unter allerlei Vorwänden ihn immer auf das Nächſte vertröſtend, bis ſie endlich zum letzten kamen. Da ſagte derſelbe in großer Ruhe, jetzt wäre es doch dumm, noch einzukehren, und ganz zunnutz ſein Geld zu verklopfen, in einer Viertelſtunde wären ſie daheim.

Er habe noch altes Bäziwaſſer, bſungerbar vornehms, es ſei ganz ſüß, es Schnäfeli Käs und lings Brot, es ſei noch nicht acht Tage, daß es gebacken und von Allem bis gnue, was man mehr wolle? Und das arme Subjekt mußte weiter, mußte noch eine gute halbe Stunde weit, wenn es was haben wollte unentgeltlich. Sein Client hatte ihn nicht weiter gejagt, wie der Fuhrmann ſein Roß, wenn es einkehren will, er hätte ja freilich ihn nicht ungerne laufen laſſen, aber auf des Subjektes eigene Rechnung, er hätte ihm dann zu Hauſe nicht einzuſchenken gebraucht, aber wahrſcheinlich fehlte es dem Subjekt, nicht allein an der rechten Routine, ſondern auch am Gelde, er ſchleppte ſich mit und ach, wie grauſam lang war die halbe Stunde! die Seele humpelte im öden Leib herum, daß er glaubte, ſie trete den Boden aus, jeden Schritt fühlte er, von der Sohle weg bis zum Scheitel, während ſein Gefährte recht wohlgemuth neben im her pfeiferlete.

Als ſie gegen das Häuschen kamen, ſchien kein Licht in ſelbem zu ſein. Das wär läß, wenn die Frau ſcho im Neſt wäre, da könnte ich dich nicht einmal heißen hinein kommen, ſie thäte viel zu wüſt, wenn ich ihr Mannevolk in die Stube brächte, ſagte der Client. Da wurde der unglückliche Schreiber ganz ohnmächtig, halb war er es ſchon. Nun tauchte glücklicherweiſe Licht auf und dem Schreiber kam der Athem wieder, dem Clienten entrann der Ausruf: Donner, iſt die noch nicht im Neſt, wohl das wird was können! Richtig, das konnte was, bis das Subjekt zu einem Schnäfeli und einigen Tropfen ſchlechten Fuſels gekommen, ſo daß er am Ende lieber gehabt, ſie wäre wirklich im Bette geweſen, denn z'tödte wärs doch nicht gegangen, wenn er auch nichts gekriegt. Aber eine ſolche Berureiſe machte er auch nicht mehr, er hatte ſich hoch und theuer verſchworen, er ſetze den Fuß nie mehr aus der Stadt, bis er famos gegeſſen und getrunken und käme nicht heim, er ſei denn unterwegs wenigſtens zweimal eingekehrt, und wir glauben wirklich, hier habe die ſeltene Erſcheinung ſtatt gefunden und der Schreiber den Schwur treu und redlich gehalten.

Vierzehntes Capitel.

Hans Joggi ſucht Geld und wie es ihm ergeht.

Unſer Rother war von anderem Kaliber, hatte, bei vielen Naturanlagen, lange Erfahrungen, wie man ſich gütlich thun könne auf anderer Leute Koſten. Das vermochte Hans Joggi, daß man auf der Fahrt nach Bern nicht einkehrte, das war aber auch das einzige Mal, daß er was zur Sache zu ſagen hatte. Der Rothe ſcheint dadurch gereizt worden zu ſein und es auf die Ehre genommen zu haben, dem Hans Joggi zu zeigen, was bei ſolchen Anläſſen gebräuchlich ſei und dem Clienten gezieme. Beim Schlüſſel ſtellten ſie ein, und es ward ein rechtes Frühſtück befohlen, mit Anken, Käs und warmen Berner Wegglene, es war ein wahres Herrenfreſſen und ſchmeckte dem Rothen, denn er packte ein, als ob er für ſeine ganze Haushaltung freſſen müſſe. Hans Joggi ſchmeckte es deſto ſchlechter, er rechnete immer was das wohl koſten möchte und aß wenig davon. Der gute Hans Joggi wußte nicht, daß er gleichviel zahlen müſſe, eſſe er wenig oder viel, hätte er das gewußt, er hätte einen ganz andern Appetit entwickelt. Beim Fraße des Rothen tröſtete er ſich damit, das werde wohl den ganzen Tag darhalten, denn zMittag möge der doch in Seel nicht ſchon wieder, ſo könne man dann Eins ins Andere rechnen. Der gute Hans Joggi wußte nicht, was ſo ein Subjekt, das daheim nur halb genug kriegt, zu leiſten vermag, wenn es ſichs angelegen ſein läßt und einen Clienten zum Zahlen bei ſich hat. Nachdem noch zur Verdauung ein Gläschen über das Ganze gegoſſen war, brach man auf. Wir werden doch die Ehre haben, die Herren zum Mittageſſen zu ſehen? ſagte der Wirth beim Abſchied. Hans Joggi öffnete das Maul und wollte ſagen, er zweifle, ſie hätten gegeſſen, daß ſie es einſtweilen machen könnten, als der raſchere Rothe bündig ſagte, verſteht ſich! Da verſtummte Hans Joggi, machte aber Augen wie Pflugsrädli. Jetzt kannſt ſehen, was das für millionsKetzere ſind, die verfluchten Berner, ſagte der Rothe, es wird dir wohl das erſte Mal der Gluſt vergehen, hier Geld zu ſuchen. O, wenn Bern doch ein Beyiſtock wäre, da wär es luſtigs Hunge, da könnte man Hung und Anke eſſen bis gnug! Wir wollen die Beiden auf ihrer Randreiſe durch die Schreibſtuben nicht begleiten Schritt für Schritt, es ginge uns zu lang, obſchon die Notarien in ihren Schreibſtuben nicht Freunde von langen Reden ſind, noch weniger von heimeligem Geplauder. Sie machen die Sachen kurz und ſtehend ab, beſonders mit den Clienten, für die Patronen mag das Maaß der Reden etwas länger ſein und irgend in einer Ecke oder in einem Cabinet ein Sopha ſtehen. Sie haben auch recht, denn Niemanden mehr als ihnen ſind Worte Geld und daher viele Worte große Verſchwendung. Uebrigens iſt das Kurzſein für die Claſſe von Menſchen, mit denen ſie es zu thun haben, durchaus nothwendig, ſie riskirten ſonſt, daß ſie Leute, welche am Morgen gekommen, am Abend gehen heißen müßten, wenn ſie zu Bette wollen. Es giebt Leute, welche nie aufhören können, bis Alles ab dem Herzen iſt, und Leute giebt es auch, welche zehnmal von vornen anfangen können, ehe ſie es einmal merken. das iſt beſonders bei denen ganz natürlich, welche Geld haben müſſen, ſie werden meinen, reden zu müſſen, bis ſie es haben, ſo recht eigentlich es zu erreden. Die Schreibſtuben, in die ſie kamen, möchten wir kurzweg in zwei Claſſen theilen, in der erſten Claſſe ſah man ihre Schriften gar nicht an, ſondern wies ſie ganz kurz ab, entweder ſagte man ihnen, man habe kein Geld, oder aber, man hätte Ordre einſtweilen kein Geld auszuleihen.

Das Erſte war nicht wahr, denn bei den Sachwaltern lag mehr Geld als den Capitaliſten lieb war, aber wahrſcheinlich kannte man den Rothen, oder wenigſtens ſeinen ſehr anrüchigen Principal, war von demſelben angeführt und beſchummelt worden, und wollte daher mit demſelben weder viel noch wenig zu thun haben, und wenn wir nicht irren, ſo gehört das zur perſönlichen Freiheit, jede Geſchäftsberührung mit Jedem, den wir nicht mögen, meiden zu dürfen. Da kannſt ſehen, wie die ſind, ſagte dann der Rothe giftig, wenn wir ſo Herrengſchmäns geweſen wären, oder unterthänigs Statthalterpack, es wäre Geld genug da geweſen, nur für uns haben die kein Geld, da ſiehſt, wie die ſind, wenn ſie alle Bauern verderben könnten oder ſtumpen, wie die Weidſtöcke, es wäre ihnen das Liebſte. Das Zweite, einſtweilen kein Geld anzulegen, mochte wahr ſein, ſetzte aber unſeren Rothen erſt recht in Flammen. Da, jetzt könne er es mit den Zwilchhäntſche greifen, wie die Schurken es mit dem Lande meinten, könnten helfen und wollten nicht, ob man ſich was Verfluchteres denken könne unter der Sonne! Da könne er ſehen, was die für ein Herz hätten gegen die Leute, das Geld, das ſie hätten, ſei nur dem Lande abgeſtohlen und gehöre alſo, wie es ſich von ſelbſt verſtehe, wieder dem Lande. Statt es dahin zu geben, ſpeculirten ſie in Eiſenbahnen und hülfen den Fürſten und Kaiſern damit, oder andern Volksfeinden und Freiheitsmördern. Wer das Verhältniß der Stadt

Bern zum Lande nicht kennt, dem wird dieſes Geſchrei ſehr lächerlich vorkommen, denn allenthalben hat ja der Capitaliſt das Recht: mit ſeinem Geld zu machen, was er will, es da anzulegen, wo es ihm am Beſten rentirt. Das Geld iſt auf dem Weltmarkt eine Waare, die man ſo vortheilhaft als möglich abſetzt, kauft und verkauft nach Belieben. Der Capitaliſt giebt dem Banquier ſeine Ordres, in welche Fonds er legen, aus welchen zurückziehen, in welchen Unternehmungen er ſich betheiligen ſolle, in welchen nicht. Nun aber betrachtete man im Canton Bern die Stadt Bern, wir ſagen abſichtlich nicht das Patriziat, denn die Bürgerſchaft war dabei ſo gut betheiligt, als das Patriziat, als die Schatzkammer des Landes, wo Jeder ſich Geld holen könne gegen ein gehörig Unterpfand, ſobald er welches nöthig hätte.

Das Unterpfand war Land, das meiſte Geld war im Landbau angelegt, daher der Canton Bern ſich von je im Landbau auszeichnete und der Landmann reich wurde. Das Geld lag auf feſten Titeln, die unablöslich waren, ſo bald ſie verzinſet wurden, höchſtens zu 5 Prozent, gewöhnlich zu 4 Prozent, habe man Geld bekommen, oft nur zu leicht, wie Kundige behaupten, indem durch dieſe Leichtigkeit der Leichtſinn befördert worden. Es iſt halt gewöhnlich bei einem großen Nutzen ein kleinerer Nachtheil, jedenfalls iſt dieſe offene Hand gegen das Land das beſte Zeugniß für das ſchöne landesväterliche Verhältniß, welches Statt gefunden und die Zuverſicht, in Bern Geld zu erhalten, der beſte Beweis von dem Vertrauen, welches man zu den Herren hatte, und daß von tyranniſcher Unterdrückung keine Rede war. Man ging aber endlich ſo weit, daß man dieſes Geldbekommen in Bern als ein Recht anſah, das Geben als Pflicht, daß man als Landesverräther anſah, wer ſein Geld außer Land anlegte, ſo daß es noch jetzt mehr oder weniger geheim gehalten wird, der ächte Berner Capitaliſt ſich noch mehr oder weniger im Gewiſſen gebunden fühlt, ſeine Gelder hauptſächlich im Lande zu verwenden. Daher war es ein ganz beſonderes Aufreizmittel gegen die Herren, durch die Geſetze die Capitalien im Lande ſehr unſicher zu machen, ſo daß man nirgends trauen konnte, und lieber die Gelder liegen ließ, als anlegte, oder wer das nicht vermochte, auswärts ſie placirte. Dieß wurde ihnen dann als Verbrechen angerechnet und ausposaunet als politiſche Rache, wodurch man das Volk ruiniren, das Land zu Grunde richten wolle, ja als ein Diebſtahl, der berechtige mit Gewalt zunehmen, was nicht freiwillig gegeben werden wollte So beutete es auch der Rothe aus und jagte dadurch den Hans Joggi ſo in Zorn, daß er, wenn er geglaubt, er möchte gfahren, alsbald Gewalt gebraucht, oder mit der erſten beſten Bande gezogen wäre, den donners Schelmen den Marſch zu machen.

In der zweiten Claſſe der Schreibſtuben, wo wahrſcheinlich der Rothe und ſein Principal nicht bekannt waren, da nahm man die Schriften zur Hand aber ſelten lang, unwillig kam alsbald die Frage: Sind das alle Schriften, welche ihr habt? Darauf antwortete gewöhnlich der Rothe unmanierlich: Welche ſollten dann noch nöthig ſein? Das iſt bös, daß ihr das nicht wißt, macht daß ihr fort kommt. Ihr wißt, was nöthig iſt, das iſt nur für die Leute zu plagen oder zum beſten zu halten, wir kennen das Zeug und ſind deſſen ſatt. Wenn dann der Rothe ſein Maul des Ferneren brauchen wollte, hieß es: Ihr habt es gehört, dort machte der Zimmermann das Loch, wenn ihr es nicht ſeht und macht, daß ihr draus kömmt, ſo kann man es euch zeigen. Dazu ließ es jedoch der Rothe nie kommen, ſondern trat dann belferend den Rückzug an. Sie waren aber die Treppen noch nicht hinunter, ſo fing der Rothe an: Haſt es jetzt gehört, wie man unſer einem behandelt, akurat als ob wir Hunde wären, und doch ſind wir aus dem gleichen Drecke gemacht, wie ſo ein Muſſigſicht von Stä[illegible]r, und was hätten die zfreſſe, wenn wir es nicht pflanzeten, aber das muß anders gehen, die Reihe muß an die auch kommen und an uns das Guthaben, es wird nicht lange gehen, ſo muß das Herrenpack an Pflug, und nicht bloß um ihn zu halten, ſondern um ihn zu ziehen, zähl darauf, das erleben wir und zwar ehe wir graue Bärte haben. Ja welle, abputzen, als ob wir in keinen Schuh gut wären, nicht einmal abſitzen heißen, als ob ihre Stühl nicht für uns gemacht wären, oder zſchön für uns, o nein, ſo geht das auf my armi Thüri nit länger, die ſollen mir bald nicht mehr nach Papier ſchreien, ſondern nach Brot, was ſie in die Haut bringen mögen! In andern Schreibſtuben ging es nicht ſo kurz zu, da waren geſprächigere Herren, ältere, welchen die Zeit nicht mehr ſo theuer war, hatten wahrſcheinlich ihre Schäfchen im Trocknen, und liebten zur Abwechslung zuweilen zu plaudern. Die ſahen auch in die Schriften, gingen in nähere Erörterungen ein, nahmen die Mühe ſie brichten zu wollen, wie das Vorliegende nicht genügen könne, und warum nicht, wie die Schulden dem Werthe des Unterpfandes gleich kämen und ſo hintendrauf kein Kreuzer gegeben werden könne, und wenn das und das und das wäre, ſo könnte man die Sache zu bedenken nehmen, aber ſo ſei es eine Unmöglichkeit, ſo gerne man auch Geld placire, ſo werfe man es doch nicht fort. Wenn ſie dann eine Weile ſo kinderlehret hatten, gingen ſie zum andern Theil über: Und wie geht es auf dem Lande, was ſagen die Leute, gefällt es ihnen wie es geht, oder ſind ſie des Dings bald ſatt? Es dünkt einem, die Augen müßten ihnen aufgehen, wenn ſie nicht mit Brettern verſchlagen wären, ſie müßten begreifen, wer es gut mit ihnen meine und wer nicht und was für einen Ausgang das nehmen müſſe. Wer das jetzt noch nicht merkt, der muß weder riechen noch ſchmöcken. Wem es nun dringlich um Geld zu thun war, der wußte, was er zu thun hatte, der ſeufzte ganz von unten herauf, kehrte die Augen gen Himmel und ſtöhnte: O mein Gott, ja, ja, es käme ihnen aſe, man hört es wo man will, und nicht bloß halblaut, das komme nicht gut, das müſſe geändert ſein, und zwar kurzum, ehe Alles zum Teufel ſei, ſpäter trage es ja nichts mehr ab. Ja und uf my — und das nicht geſchmeichelt, ich ſage es, wie es mir iſt, ich bin ein aufrichtig Mannli und auf meine Worte kann man geben, es kömmt nicht gut, bis die Alten wieder am Ruder ſind! Die alten Herren konnten regieren, ſeither hatten wir nur Lausbuben. Ja Herr, ſo iſts, und der Meinung bin nicht bloß ich, ſondern noch viele Andere, bedeutende Manne haben mir ſchon oft geſagt: lue de u denk de mir herge drs gſeht, es geyt nicht lange, es änderet. So, ſo chunts neh, es het mih doch dunkt, d'Lüt ſött nit ſo dumm worde ſo! ſagt der Herr vergnügt. Laßt mir die Papiere da, ich will die Sache noch beſſer unterſuchen, und wenns möglich iſt, und ich autoriſirt werde, will ich ſehen, was zu machen iſt, und in der That ſollen zuweilen die Schriften ſich viel ſolider ausgewieſen haben, als ſie anfangs zu ſein ſchienen. Selben Abend geht dann der Herr fünf Minuten früher in Leiſt als ſonſt, kommt mit bedächtigem Schritt, ſetzt ſich an den Kamin, reibt ſich die Hände, ſagt endlich: ich ſagte ſtets, ſo könne es nicht immer gehen, das ändere dann, man lachte mich aus, ehe es einmal beſſer komme, werde es noch zehnmal ſchlimmer, aber unſer einer kömmt mit gar vielen Leuten zuſammen, lernt mit ihnen umgehen, weiß wie man ſie nehmen muß und kennt daher das Land. Wohl, wohl, es kömmt ihnen, ich kann es euch ſagen! Es war heute Einer bei mir, der hat mir geſagt, wie es ſteht, ohne daß ich ihn fragte. Wohl die Stimmung hat ſich geändert, und was meint ihr, daß ſie wollen? Die alten Herren wollen ſie, die alten Herren, die ſind immer noch im beſten Andenken. Der wird Geld gewollt und gedacht haben, er bekomme es ſo deſto beſſer, weil ihr ſchwarz ſeid, wie dr Tüfel. Trau Einer den Bauern, das iſt es donners Pack! Ich traue keinem, wenn ſie einen Herren anſchmieren können, gebt ihnen das für eine Hochzeit, entgegnete ihm ein ſchmucker junger Herr. Ihr werdet Urſache haben dazu, Herr Hauptmann. Es iſt fatal, wenn man ein Gut 20,000 L. zu theuer kauft, weil eine fromme Frau einer andern frommen Frau es angeprieſen hat, wie man da, es weiß kein Menſch, was für einen guten Schick mache, und noch Gottes Lohn ſich obendrein er werbe, weil man eine vortreffliche Familie vom Verderben rette. Saget mir doch, was war das für eine Familie? wurde ihm erwiedert. Schweigt mir von der Geſchichte, ſie macht mich böſe genug, ohne daß man ſie mir beſtändig aufzuwärmen braucht, aber das iſt, ſie hat mich geſcheut gemacht, ſie lehrte mich das Land kennen. Andere Leute giebts, die nie geſcheut werden, die ſich fangen laſſen, wie Gimpel, ſo lange ſie leben, und wenn ſie alt werden, wie die Steineſeln. Kein Geld ſollte man denen geben, und für keinen Kreuzer ihnen abkaufen, es würde die dann ſchon lehren, wo ihnen das Geld herkömmt. Es hätte eine hitzige Converſation abſetzen können, wenn nicht eben eine Gans hereingebracht worden wäre, die wirklich ein Prachtthier war, man hätte ſie für eine wirkliche Straßburgerin ausgeben können. Natürlich ſammelte ſich Alles um die ſchöne Straßburgerin. abſonderlich der Hauptmann, deſſen Augen vor Appetit leuchteten. Woher habt ihr die, Herr Wirth, iſts eine Straßburgerin? Nein, Herr Hauptmann, ſagte der Wirth, die kommt nur aus dem Seeland, ich kaufte ſie einem Großrath ab aus der Gegend von

Nidau, er brachte ein halbes Dutzend mit, als er in die Sitzung kam. Um die ſpielt dann der Herr Hauptmann nicht? ſagte der Sachwalter. Warum nicht, antwortete der Hauptmann, und wenn ſie vom Teufel käme, die müßte gegeſſen ſein. Ich ſagte nicht, man ſolle d'Sach nicht eſſen, ſondern nicht kaufen, was gekauft iſt, muß man eſſen, was ſonſt machen damit, par dieu!

Aber der Rothe wollte kein Geld, ſondern nur mit Hans Joggi Schindluder treiben, der pfiff daher ganz anders. Wenn ihm Einer mit der Frage kam: und wie geht es auf dem Lande? antwortete er raſch und keck: Gut, geht es, gut, ganz vortrefflich, wie ſollte es auch anders gehen? Jetzt ſind wir frei im Handel und Wandel, wir haben Niemanden mehr, der uns auf dem Halſe liegt, wie ein Affe auf dem Kameel und uns ausſaugt, wir haben auch was zur Sache zu ſagen, und können auch für unſere Säcke ſorgen, nicht bloß für Herren Säcke u. ſ. w. Potz Wetter, dann ging gewöhnlich eine Kanone los und das Pack hatte Zeit zu gehen, richtig Hans Joggi voran. Der Rothe machte ſich da, wie ein Held, deckte den Rückzug, wich nur Schritt für Schritt. Es wäre ihm möglicherweiſe ſehr lieb geweſen, wenn es zum wirklichen Gefecht gekommen und er einige Wunden, blutige, aber nicht gefährliche, davon getragen hätte. Für Leute wie der Rothe, ſind ſolche Wunden ein Erwerbszweig, welcher gehörig betrieben, einen charmanten Nebenverdienſt abwirft, beſonders wenn ſie ſie von Leuten erhalten können, welche in dieſem Handel nicht erfahren ſind, ja, einfache Beulen haben nicht ſelten einen beträchtlichen Ertrag geliefert. So waren ſie gewandert, Stadt auf, Stadt ab, ohne daß ſie mehr als einmal eingekehrt. Jetzt wollten ſie noch zu Einem, ſagte der Rothe, er ſehe ſelbſt wie es ſtehe und was das für verfluchte Ariſtokraten ſeien, und wie ſie das Land begehrten zu Grunde zu richten. Die Freßglocke ſchlage ihm ſchon lange im Magen und draußen habe er ſie auch längſt gehört. So, dachte Hans Joggi, einmal mir thut es noch lange nichts, und fraß doch nicht das Halbe, was der, es nimmt mich nur Wunder, wie manchen Tag der Hund dran hin gehungert hat! Sie kamen zu einem alten Herrn mit häſſiger Stimme, der die Papiere anſah, ſie bald zurück gab, mit der Antwort, daß ſie ihm mit ſolchen Papieren nicht mehr kommen ſollten, ſie ſeien ja keinen Kreuzer werth, wie ſie ſelbſt wüßten.

Der Rothe ſchien dieſen Herren expreß aufgeſpart zu haben, wie das Düpflein auf das I, nur um dem Hans Joggi ſo einen rechten Begriff zu geben, wer er ſei und was für Haare er auf den Zähnen habe. Er ſagte, es ſei kurios, daß ſeit einiger Zeit in Bern keine Schriften gut genug ſeien, man möge deren bringen, wie man wolle. Ehemals hätte man nach ſolchen Schriften gegriffen, wie nach Zucker, heute werde man damit ſchnöde abgewieſen. Er könne nicht annehmen, daß in Bern kein Geld mehr ſei, Alles würden die Herren doch in den ſaubern Spekulationen in den Eiſenbahnen nicht durchgebracht haben. Dahinter ſtecke was, er wiſſe eigentlich wohl was, aber er wolle es noch genau unterſuchen, und wenn es ſo ſei, wie er denke, dann, Gott gnade ihnen! dann ſolle beten und plären nichts mehr nützen. Da fuhr der alte Herr ab ſeinem Dreibein herab, kriegte einen Kopf wie ein Kolbhähneli und ſchrie: Ihr ſeit e verſchamte Mönſch, ghöret ers! Ihr bruchet ech gar nit Müh zgäh, hinter d' Sach zche, ich will euch das grad wie ſäge, Geld wär gnue da, meh als is lieb iſt, und wenn ihr es nit glauben wert, will ih ech's zeige. Er führte ſie in eine Nebenſtube, öffnete nach einigen Umtrieben eine maskirte Kiſte, welche ſehr viel Geld enthielt, mehr als Hans Joggi in ſeinem ganzen Leben geſehen hatte, darauf ſchloß er ſie, und bemerkte dabei, daß der Rothe ſich, wahrſcheinlich ganz zufällig, im Zimmer umſah. Ja lueget nume, aber es wird ech wenig nütze. Itze iſt die ſcho ame ne andere Ort, mi wird vorſichtig, es laufe hüt zu Tag gar gſpäßig Kundinge i dr Welt ume, wo me vo wytem gſeh cha, daß dene nit z'traue iſt. Und jetzt weyt d'r wüſſe, warum man das Geld nit git uſs Land uſe? Ih will nechs ſäge grad uſe, wil me keine Bure meh trauet, wil keis Recht meh z'übercho iſt, wil me bſchiſſe wird, daß es e himmelſchreiendi Sach iſt! Git me nit Geld, wird me verbrüllet, will me Zinſe, überchunt me urverſchanti Wort, will me d's Kapital wieder, ſo überchunt me's nit, wil das ganz Pack enandere dur d'Finger luegt, und chunt gar neh i d'Zytungen. Mi het nüt als Verdruß und Undank und de ganze eni Hundsbube ga predige, me ſell die Ryche plündere, u ſell neh näh was ſie meh berge, als da eni Föhle die Säubube, und mi riskirt ja, daß ſelber d'Regierig d's Eigethum für Diebſtahl erklärt und mit dem naſſe Finger d'Schulde dürwüſcht, und ame ne ſchöne Morge iſt me am Bettelſtab, u cha gah Band bane.

Es chunt is de chumlich, wenn mr d's Reisgeld bi ne nandere hey und ame ne andere Ort e neh öppis finde. Und jitz ganget und ſägets nume de Lüte, was ih ench gſeyt ha und ganget jitz und chömmt mr nimme ume. Nun fing der Rothe auch an und feuerte Grobheiten nach ſeiner Façon, und ſagte Hans Joggi, ob er es jetzt gehört, wie gut die Herren es mit dem Lande meinen, und was er gehört, ſolle er nie vergeſſen. Ganget mr jitz, heyt ders ghört! Ihr ſyt e urverſchante Mönſch, und wenn dr nit uf dr Stell ech packet, ſo lüte nih u lah Landjäger reiche, und jitz wüſſet dr, was dr z'thue heyt. Ja, das wüſſe mr, ſagte der Rothe und trat den Rückweg an, und mr werdes mache, zelet druf und de ganget ihr de, wo dr hi ghöret ohne Landjäger. Se lang me ſelegi Mannli holet i me ne Land, iſch ſey Freiheit u kei Friede u frey wey mr werde, Gott ſtraf mih, darnf zelet! Da ging der Rothe, ſagend im Abgehen: Vergiß das Hus nit, Hans Joggi, und wartet bis mr ume chömme! Der ganze Auftritt war ein prächtig Wäſſerlein auf des Rothen Mühle. Er hatte dem Herrn die Falle gelegt, aber vielleicht nicht einmal gedacht, daß dieſer ſie ſo ſchön abtrappen würde, daß man den Vorfall durch das ganze Land hin ausbeuten könnte und zwar Jahre lang, daß ſie zum erſten Glied der Kette würde, deren letztes Glied die Millionengeſchichte war, eine viel boshaftere noch als die vom Halsband der unglücklichen Marie Antoinette, doch Gottlob ohne blutige Folgen. Sah man einmal das Geld, welches außer Land angelegt wurde, als dem Lande abgeſtohlen an, ſo war nichts leichter, als die Fabrikation einer langen Geſchichte von geſtohlenen Millionen. Hans Joggi war ganz gitabelig vor Zorn, daß man ihn an einem Bein gerade aus hätte ſtrecken können, und wenn der Rothe ihm einen Wink gegeben, er hätte ſich an dem Alten vergriffen und geſagt: wottiſch oder wottiſch nit? Man muß aber billig ſein und dies dem armen Hans Joggi nicht übel nehmen. Er iſt in großen Drangſalen, auf dem Punkt, ſein Beſitzthum zu verlieren, auf die Gaſſe zu kommen, da thut man einen Deckel auf und vor ihm ſind Haufen Geldes, wo der zehnte Theil ihm zehnmal geholfen hätte, da lue, heißt es, da iſt Geld, man braucht es nicht, aber du mußt nichts davon haben, gehe du meinethalb zu Grunde oder nicht. Das war jedenfalls eine Unbarmherzigkeit, ſo gleichſam Gott verſucht, und je ehrlicher Hans Joggi es meinte, deſto erbitterter mußte er werden, daß man ihm helfen konnte und nicht wollte, er mußte ein förmlicher Zornableiter werden von denen weg, die ihn verdient, auf Andere, die dummerweiſe ſich in die Nähe gelaſſen. Was ſeine eigentlichen Plagegeiſter mit ihm trieben, thaten ſie verdeckt, ſogar unter dem Schein von Gutmeinen, er hatte bei ihnen Bosheit bloß geahndet, hier aber hatte er ſie fauſtdick, unverhüllt vor Augen. Der Hauptmann ſagte, er müſſe Geld haben; der Meyer ſagte, er müſſe machen, was der Hauptmann befehle; der Commandant ſagte, er könne nicht Geld aus den Steinen ſchlagen: hier aber war Geld, hier konnte man ihm helfen, aber man wollte nicht, und das aus Gründen, die er weder begriff, noch daß ſie ihn was angingen. Hans Joggi wollte ja Niemanden betrügen, wollte zinſen und zahlen, und Mißgeſchick vorbehalten, er hätte es gekonnt, wenn man ihn aus den Händen ſeiner Peiniger losgemacht hätte. Ein gut Unterpfand ſchien er allerdings nicht zu haben, und auf ſeine Schriften hin konnte kein Sachwalter ihm Geld geben, aber mit dem Borgen iſt es doch eine eigene Sache, denn es ſteht an einem gewiſſen Orte eine Stelle und die lautet: Von dem, der von dir borgen will, wende dich nicht ab. Ganz ſicher iſt da nicht gemeint, daß man Jedem Alles geben ſoll, was er will, da könnte man ja in einem Tag um ſein ganz Vermögen kommen, und wenn man reich wie Cröſus wäre. Es heißt aber auch nicht, gieb Jedem, der borgen will und ſo viel er will, es heißt, wende dich nicht ab, ſieh dir die Sache erſt an, weiſe ihn nicht ſo mir nichts dir nichts von der Hand. Mit Borgen kann man unendlich viel Gutes ſtiften, mehr als mit Geben, aber freilich, es braucht mehr Weisheit, giebt mehr Mühe, ſetzt mehr Verdruß ab, hat aber auch ſeinen um ſo größern Segen. Man muß ſehen, wem man giebt, man muß nach dem Geborgten ſehen und hat doch oft das Nachſehen, demungeachtet ſollte, wer reich iſt, nicht bloß eine Summe zum Geben ausſetzen, ſondern auch eine zum Borgen. Es iſt wohl nicht nöthig, beizuſetzen, daß unter Borgen nicht Capitalien anlegen verſtanden iſt, mit allen Formalitäten des Geſetzes. Borgen iſt ein Geben aus freier

Hand, mit und ohne Unterpfand, mit und ohne Papier, mit und ohne Zins, dem Nächſten in der Noth zu helfen, mit Ausſicht, nicht auf Vortheil, ſondern auf Verluſt, es iſt eine Art von Gegenſatz vom Wucher. Man darf aber nicht blind dabei ſein, ſonſt wird man zum Geſpött, man darf nicht zu weich ſein, ſonſt macht man die Leute leichtſinnig, man muß verlieren können ohne Reue, durch das Angeführtwerden ſich nicht verbittern, ſondern bloß weiſer machen laſſen, und ſich freuen über die Jungen, denen man zu einem fröhlichen Leben hilft, über die Alten, denen man ein ruhig Todtenbett, ein ehrlich Grab verſchafft. Ja, aber das git gar viel zthüe, wer wet e ſettigi Müeh ha für ander Lüt u de neh Undank ebe dry? Ganz richtig, und wenn, wer ſo ſpricht, einen eigenen Himmel hat, in dem er ſich ſelig machen kann auf ſeine Mode, ſo hat er ganz recht, dieſe Mühe nicht über ſich zu nehmen; wenn er aber glaubt, es ſei nur ein Himmel und nur ein Weg zu dieſem Himmel und nota bene ein beſchwerlicher, und nur eine Pforte und nota bene eine enge, und nur Einer, der die Thüre dazu auf und zu macht, ſo wird er ſich wohl daran halten müſſen, was der Thürhüter vorgeſchrieben, und thun, was er geboten, ſei es für andere Leute und gebe es Mühe oder nicht. Es iſt aber ſehr merkwürdig, wie man ſehr fromm ſein kann, oder wenigſtens thun kann, und doch dieſe Frömmigkeit nie im alltäglichen Verkehr ſichtbar werden läßt, am allerwenigſten in Geldverhältniſſen. Es iſt gerade, als ob man die Frömmigkeit in einem aparten Drukli hätte und das Geld in einem andern Drukli und die beiden nie zuſammen kämen. Aber wohlverſtanden, wir nehmen das Wort fromm im ganz allgemeinen Sinn, und verſtehen unter Frommen Alle, welche auf den Namen Chriſt Anſpruch machen, wir geben bloß das zu, daß dieſe Scheidung von Geld und Gott um ſo mehr auffällt, je frömmer Einer ſein will, je ausſchließlicher Einer ſich als ein Liebling des Herren betrachtet. Auch das Abliefern der milden Gaben in verſchiedene Caſſen laſſen wir als keine Entſchuldigung gelten, das iſt wohl ein ſchöner Gebrauch aber dieſe gegenwärtige Rede ſoll die Betheiligung am Wohl und Weh des Bruders nicht aufheben. Man laſſe doch die Wuth, Alles fiscaliſch zu machen und in Rubriken und Tabellen einzuſchachteln, um Gottes willen nicht allmächtig und alleinſeligmachend werden, ſie iſt theilweiſe eine Nothwendigkeit, aber hoffentlich eine vorübergehende, die aufhören muß, wenn der Staat chriſtlich wird, d. h. wenn chriſtliche Geſinnung alle Claſſen durchzieht, die Bettler, die Geber und die Verwalter. Es iſt ſehr merkwürdig, wie überhaupt der geſunde Sinn des Volks gegen die fiscaliſchen Unbilligkeiten des Tabellirens der chriſtlichen Liebe ſich ſträubt, weil dadurch der perſönliche Verkehr mit den Armen ganz abgeſchnitten wird, und dieſer Verkehr denn doch eine Hauptſache und ſein Mangel ein Hauptübel iſt. Die Marchen zwiſchen Pflicht und Liebe, zwiſchen Staatsbürger und Chriſt ſind nicht ſcharf gezogen und können es kaum je werden, aber ihre Exiſtenz ſoll als berechtigt angenommen und geachtet werden. Doch an ſo was dachten weder Hans Joggi noch ſein Subjekt, als ſie zu dem verſpäteten Mittagseſſen ſtürmten in Zorn und Hunger. Da war eine doppelte Aufgabe zu erfüllen, den Zorn flammen zu laſſen über den Tiſch in feurigen Reden und dabei tapfer zu eſſen. Der Rothe war ihr vollkommen gewachſen, mit Meiſterſchaft lag er beidem ob, während Hans Joggi ſeinen Zorn mit Eſſen verwechſelte und um ſo fürchterlicher einpackte, je feuriger der Rothe donnerte über die Berner. Mit Erſtaunen und mit Grauen ſah der Wirth, welche Maſſen in Hans Joggis Schlunde verſchwanden. Das iſt auch Einer von denen, wo immer d's Halbe an einer Sache haben wollen, daher im Wirthshauſe am Dobinicht für Zwei freſſen und nur für Einen zahlen, dachte er in ſeinen Gedanken. Für Hans Joggi hatte es noch das Gute, daß er ſich nicht achtete, was der Rothe aß und trank, und daß er, als er nachher die Ürte bezahlte, nicht wirbelſinnig wurde, als ſie größer war, als er je eine bezahlt, ſein Zorn war ſo groß, daß er allen andern Gefühlen die Schärfe nahm. Als der Wirth ſagte, wenn ſie wieder in die Stadt kämen, ſollten ſie ihm die Ehre gönnen und nicht anders wohin gehen, ſagte Hans Joggi, er komme ſelten in die Stadt, aber wenn er noch einmal komme, ſo ſei er Stands an mehr als einem Orte einzukehren. Jetzt, dachte er, gehe es ſtracks nach Hauſe und noch Tags ſeien ſie dort, es war um drei Uhr herum, aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die Erlebniſſe waren viel zu wichtig, als daß der Rothe ihnen nicht alsbald die möglichſte Verbreitung gegeben hätte. Noch ſieben Male kehrten ſie ein, ehe ſie an dem Ort waren, wo ſie das Pferd ſtehen hatten, und an jedem Ort befahl der Rothe eine Flaſche und pauſte auf die unglücklichen Städter los, dann dampfte er weiter, meiſt ehe die Flaſche ausgetrunken war. Was den Hans Joggi nur dieſer im Stiche gelaſſene Wein reute, der vielleicht ſo viel Schoppen betrug, als er während einem Jahre trank! Trinken möge er nicht mehr, voll werden wolle er nicht, hätte er es nur vorher gewußt, ſo hätte er eine Strohflaſche gekauft und die Reſte mitgenommen, ſo wäre doch nicht ſo gottlos viel vergeudet worden, kalkulirte er. Er probirte, wenn der Rothe eine Flaſche befahl, zu ſagen, e Schoppe thäts auch, aber der Rothe verſtund nicht Spaß, er ſchrie, eine Flaſche, ich befehle, es iſt genug, wenn der zahlt! Als ſie endlich bei ihrem Scharbank landeten, war es Hans Joggi wie einem Vögelein, das flück geworden, aus dem engen Neſte ins Weite fliegen will. Jetzt gehts fort, Gottlob, dachte er.

Soll ich ſie anſpanne, fragte er. Es war ungefähr 6 Uhr. Ich befehle denn, ſchnauzte der Rothe mit grimmigem Geſicht. Ach, wie unendlich glücklich iſt ſo ein Subject, wenn einmal ein Tag kömmt, wo es aus ſeiner Niedrigkeit und Unterthänigkeit herausſtreten kann, und dazu kömmt, den Herrn und Meiſter zu ſpielen! Ach Gott, welche Hochgefühle durchſtrömen den Mann, es bläht ſich jede Ader an ihm auf, er iſt jeder Zoll ein Held, es ſprühen kühne Flammen um ihn her wie von glühendem Eiſen, das zwiſchen Ambos und Hammer liegt, er iſt der Nagel, an dem das Vaterland hängt, wie an der Ofenſtange des Bauern naſſe Hoſen. Der Wirth bewillkommte ſie mit vielen Bungſchurs, vermiſcht mit Donner und Hagel, was der Rothe mit ſtarkem Gewieher beantwortete. Der Wirth, ein ſtarker Burſche mit braunrothen Backen und einer dito Seele, er gehörte dem Geſchlecht der Wirthe an, die mit Saufen ihren Gäſten ein gut Beiſpiel geben und dito mit [illegible], die mit allen Muſterreitern und Vaterlandsfreunden Schmollis ſind und allen Leuten ſchuldig, aus Vaterlandsliebe begreiflich. Sie ſind nicht dumm, dieſe Burſche, in gewiſſen Punkten, ſo z. B. iſt ihnen ihre Farbe ein Schild gegen Geldklemm, je röther, deſto beſſer iſt der Schild. Man ſchont ſie, ſo ein dunkelrother Weingummi wird einen dunkelrothen Wirth, den er duzt und als Bruder liebt, ſo lange ſchonen als möglich, das haben Weinherren erfahren, daß es ihnen die Augen übertrieb, noch übertreibt und noch lange übertreiben wird. Ihre Farbe hielte ſie, hofften ſie wenigſtens ſo lange, bis der große Tag anbräche, wo alle Schulden getilget würden, und Alles denen gegeben, die nichts haben, da wäre ihnen ja radical geholfen in alle Ewigkeit und eben beſonders den Wirthen, die da hoffen, zu ihrem Theile noch die Hälfte aller andern an ſich nehmen zu können, ſie kalkuliren nämlich: Getheilt werde nun einmal, was

Einer nachher kriegen könne, das behalte er per se. Es waltete große Herzlichkeit ob zwiſchen dem Wirth und dem Rothen, ſie gingen ins Haus, um Hans Joggi kümmerte man ſich nicht, und wie er auch ſagte, er hülf preſſiren, es ſei ſchon ſpät, ſo hörte man es nicht. Da ſtand er, einſam und verlaſſen hätte er ſingen können, wenn es ihm ums Singen geweſen wäre und war ihm Himmelangſt, er ſollte nicht befehlen, hineinzukommen hatte man ihn nicht geheißen, heim wäre er fürs Leben gerne gegangen und was ging drinnen? Er war müde vom d'Stege auf und d'Stege ab, und weit wars heim, ſonſt wäre er gegangen. Aber, was trieb ſein Begleiter drinnen und wer mußte zahlen? Mehr als eine Viertelſtunde harrte er draußen und der Rothe kam nicht, dann hob er wieder ungefähr eine Viertelſtunde lang bald einen Fuß bald den andern, um nachzuſehen, wo der Rothe bleibe, dann hob er ihn im Ernſt, rückte vor, aber langſam, doch kam er endlich ins Gaſtzimmer. Da ſaß der Rothe wiederum bei einer Flaſche und einem großen Teller voll gebackener Fiſche, und ſchrie, wo bleibt ihr? habe geglaubt, ihr ſeiet längſt über alle Berge. War vom vielen Trinken hungrig geworden, und gebackene Fiſche dienen am beſten für Hunger und Durſt. Hans Joggi ſagte, er habe nicht aparti Appetit, es wär ihm für furt. Nun umſonſt muß die Sache doch nicht aufgeſtellt ſein, wenn wir fertig ſind, ſo komme ich, und wenn ihr nicht mögt, ſo laßt es ſein, deſto länger habe ich dann daran und zahlen müßt ihr doch. Da machte Hans Joggi ein Geſicht, ein Maler hätte es ſehen ſollen, ſetzte ſich und packte die Fiſche an, daß das Erſchrecken an den Rothen kam, als im Umſehen der letzte Fiſch in Hans Joggi's Schlund verſchwand. Johannes, noch eine Portion, rief der Rothe, noch nicht halb genug habe ich, ſo ſah ich noch nie Fiſche freſſen! Es iſt mir leid, ſagte der Johannes, es waren die letzten, die ich hatte, aber wenn ihr wollt, kann ich nach welchen ſchicken, es vergeht nicht eine halbe Stunde, ſo ſollt ihr welche haben. Traurig ſchüttelte der Hungrige den Kopf. Das geht wohl lang, unterwegs kann man nachbeſſern, ſagte er, und ergab ſich ins Anſpannen, und Hans Joggi konnte bezahlen, aber es verſprengte ihn faſt vor Zorn. Es war ein doppelter Zorn in ihm, der über die Herren und der über ſeinen Begleiter, aber wie die ſieben magern Kühe Pharaos die ſieben fetten fraßen, ſo fraß hier der Zorn über die Herren den Zorn über den Rothen, denn waren eigentlich nicht die Herren, die ihm kein Geld gaben, ſchuld, daß der Zorn und das Erzählen den Rothen ſo durſtig machten? Und wer war wieder ſchuld daran, daß er ſo viel zu erzählen hatte? Indeſſen tröſtete er ſich damit, endlich gehe es doch auf heim zu, er hatte die Hoffnung faſt aufgegeben gehabt, daß es noch an ſelbem Tage geſchehe. Darauf ſchlief er ein, wie Leute pflegen, welche der Ruhe nicht gewohnt, nach ſtarker Bewegung abſitzen, vide Exempel an den Männern in ſo vielen Landkirchen, daher die Nothwendigkeit für die Pfarrer, da, wo eine geſegnete Gabe des Schlafes ſich zeigt, das Kanzelbret gehörig zu bepauken.

Hans Joggi war kein Träumer, er ſchlief ſtockdick die ganze Nacht, bis ihn entweder der Inſtinkt oder ſeine Laura weckte. Dießmal that er plötzlich die Augen auf, es war eine heftige Erſchütterung, die ihn aufgeſprengt. Aber er wußte nicht, was es war, noch wo es war, ſchwarz wars um ihn, Nacht, das Bewußtſein verdunkelte ſich eher, als daß es heller wurde, der ungewohnte Wein lag ihm ſchwer über den Augen. Anne Marei, muckelte er dumpf, aber Anne Marei gab keinen Beſcheid. Anne Marei, grunzte er lauter und gab den Worten mit dem Ellbogen mächtigen

Nachdruck. Da ſchrie es neben ihm auf: Uy, du Donner! Hör du Kuh! aber es war nicht Anne Marei. Was iſts, wo ſind wir? rief er wieder und man hörte eine Peitſche, es gab eine Bewegung, aber eine ſchwache, kurze. Donner, was iſts, wo ſind wir? ſchrie er wieder, und Hans Joggi erhielt nun ſeinerſeits ebenfalls einen mächtigen Puff, der ihm endlich das volle Bewußtſein wieder gab, daß er begriff, Anne Marei liege nicht neben ihm, ſondern der Rothe, er ſei nicht im Bette, ſondern noch im Fuhrwerke, aber wo ſie waren wußte Keiner von ihnen. Stockfinſter wars, ſie merkten Wald, aber Stern war keiner am Himmel. Als Hans Joggi einſchlief, ſchlief auch der Rothe ein, Tag wars damals noch ein wenig, jetzt brandſchwarz die Nacht, und wo ſie waren wußte Keiner. Der Rothe fluchte erſt ſchrecklich, nachgerade fing er an, ſich zu fürchten, Hans Joggi, dem es auch nicht ſo recht wohl ums Herz war, mußte hinaus zum rekognoſciren.

Wären wir zu rechter Zeit heim, ſo wären wir jetzt nicht ſo zweg, brummte Hans Joggi weinerlich. Wäriſt gange meinethalb, antwortete häſſig der Rothe. Herr Gott! ſchrie Hans Joggi, als er vom Fuhrwerk weg kam. Einen Augenblick hörte man was rollen, dann ward es ſtill. Jetzt kam große Angſt über den Rothen. Mein Gott, mein Gott, ſagte er, was machen? Da iſt ein Abgrund, hinaus darf ich nicht, fahren auch nicht, das Roß ſteht ſtockſtill. Soll ich da bleiben die ganze Nacht? das halt ich nicht aus. Da hörte er Geräuſch, es war als komme Jemand. Wars ein Retter, wars ein Räuber, er ſchlotterte ſehr und hielt ſich mäuschenſtille. Wo ſeid ihr? riefs, aber Gottlob es war Hans Joggi, der wieder aus der Tiefe tauchte, aber das Fuhrwerk nicht ſah, ſo finſter war es. Dem Rothen wohlete es und dennoch fluchte er mit Hans Joggi, denn das iſt die Art dieſer Leute, daß ſie, wo ſie Gottlob ſagen ſollten, mit Tüfel und Donner um ſich ſchlagen. Aber Hans Joggi ließ dießmal nichts an der Haue kleben. Er vermöge ſich deſſen nichts, daß ſie am Rand eines hohen Straßen-Bordes ſeien, er habe nicht geführt, und wenn das Vorderrad nicht an einem Abweisſtein ſtünde, ſo lägen ſie wahrſcheinlich ſammt dem Fuhrwerk unten. Aber wo wir ſind, kann ich nicht ſagen, bin hier herum nicht ſo bekannt, es hat gar manche neue Straße gegeben, die ich noch nie gefahren bin. Allweg iſt es kein Holzweg, auf dem wir ſind, und ſelb iſt gut, da helfe ich zufahren, bis wir zu Jemanden kommen oder zu Häuſern, wo wir vernehmen können, wo wir eigentlich ſind. Das ward als das Beſte erachtet, ſo zogen ſie vorwärts, Hans Joggi das Pferd beim Zügel haltend, und fuhren langſam durch die Nacht. Es iſt unheimlich, wenn man nicht weiß, wo man iſt, ſo aufs Gerathewohl vorwärts ſteuert, nicht weiß, wann man zu Menſchen, zu einer fühlenden Bruſt kömmt, und nicht preſſiren darf, um nicht zu Schaden zu kommen. Die donners Herren, lue Hans Joggi, wenn wir unglücklich werden, ſo haben ſie es zu verantworten, die verfluchten Schelme, ſie ſind ſchuld daran! Hätten ſie am Morgen gleich Geld gegeben, daß wir nicht von Pontius zu Pilatus hätten laufen müſſen bis am Abend und zuletzt noch zleerem, ſo wären wir nicht einachtet, wären jetzt daheim und könnten ruhig ſchlafen im warmen Bette. O lue Hans Joggi, o Fründ, ich kann dir nicht genug ſagen, wie ich die haſſe, es ſchaudert mich, wenn ich nur an ſie denke. Was die zu verantworten haben, von Anfang der Welt an bis jetzt, es iſt nicht zu erdenken! Aber warten die nur, die Abrechnung kommt doch, und wenn ich einmal beim Abrechnen bin, dann zähl darauf, dann wollen wir rechnen, bis nicht bloß kein Herr mehr zu finden iſt in alle Ewigkeit, ſondern nicht einmal ein Herrengäägger.

Und wenn wir mit dem Fuhrwerk hinunter wären, wir wären ja todt geweſen, ehe wir den Schaden hätten umſehen, ja ehe wir ihn hätten ſchätzen können. Es ſchaudert mich, wenn ich nach und nach dran denke, wie es hätte gehen können, ich glaube, es werde mir noch übel. Ach wenn wir doch nur bald bei einem Wirthshauſe wären, ich glaube, da wohlete es mir wieder. Das Mal wär es ihm auch recht, ſagte Hans Joggi, wenn er nur bald wüßte, wo ſie wären, oder ſie Lichter ſehen würden, aber auch nicht Eins ſehe man, es ſei ganz als ob ſie ab der Welt wären. Es war halt auch Nebel in der Nacht und da wird ſie leicht noch einmal ſo ſchwarz, als ſie ſchon von Natur iſt. Endlich hörten ſie etwas vor ſich auf der Straße, aber es wollte nicht recht vorwärts, es war mehr ein her und hin rutſchen.

Los, was iſchs ächt? ſagte der Rothe. Es iſt grad, als wenns e Bolle wär, der de Weg nit recht breiche cha, meinte Hans Joggi. Geh und ſieh, ſagte der Rothe, dem es unheimlich wurde, ich will unterdeſſen das Roß halten. Nit nöthig, ſagte Hans Joggi, wenn wir fahren und er kommt, ſo werden wir ſchon zuſammenkommen. Aber er kam eben nicht mehr, man hörte einen Ton, als falle Jemand, und da ward es ſtille. Er wird zBode ſy, ſagte Hans Joggi, zunächſt vor uns wird er liegen, und richtig merkte er bald ganz nahe vor ihnen etwas quer über den Weg. Er ſtellte das Roß, ging auf den Gegenſtand zu und der Rothe aus Gwunder nach. Da lag es lang, ſchwarz vor ihnen und Hans Joggi ſtieß nach ihm mit dem Fuße. Da gab es einen Laut von ſich, kriegte in der Mitte einen Hoger, dann hob es ſich etwas auf, plötzlich ſtund es lang vor ihnen, ganz ſchwarz, und ſchreckliche Laute entfuhren ihm, und nach dem Rothen hin ſtrebte es je näher deſto ſchwärzer. Da kams dem Rothen: Tüfel, Tüfel laß mih ſy! ſchrie er, was er in die Kehle brachte und flüchtete ſich hinter Hans Joggi, und dicht an ihm vorbei ſchoß der Teufel in die Nacht hinein und ward weder mehr geſehen noch gehört, er war verſchwunden, ganz nach ſeiner Manier. Jetzt weiß ich, daß Einer iſt, ſagte der Rothe, aber wenn ich ihn nicht ſelbſt geſehen, ich hätte es Niemanden geglaubt. Gottlob und Dank, daß er uns nicht genommen, ich kann unſerm Herrn es nicht genug danken, daß er uns nicht genommen, und wenn er uns genommen, wer wäre ſchuld daran, als die verfluchten Herren, die uns ſo lange aufgehalten, die verfluchten Berner die, was ſie ſind! O wenn es der Stadt nicht auch ergeht, wie Sodom und Bathſeba, ſo iſts nit recht, ſo iſts uf my Seel nit recht! Denk, Hans Joggeli, wenn uns der Teufel genommen hätte, was hätten die Leute geſagt? Schweig doch, ſagte Hans Joggi, dort kommt noch Einer, oder ſonſt was, ich weiß es noch nicht, aber es wird kaum ein Teufel ſein, ſo viel ich ſehen mag durch den Nebel, hat der eine Laterne. Es könnte die Großmutter ſein, die dr Jung ſucht, ſagte der Rothe, und zwar im Ernſt. Mangelt die eine Laterne, wenn ſie luegen will? meinte Hans Joggi.

Iſt er euch nicht begegnet? ſcholl eine Stimme ihnen entgegen. Ghörſt es iſt ſe, ſie ſucht ech, ſagte der Rothe bebend. Glaubs nit, ſagte Hans Joggi, es iſch e Manneſtimm. Richtig ſah man jetzt einen großen Mann mit einer Laterne, der auf ſie zukam, und der war nicht ſchwarz, ſondern hatte ganz ordinäre Kleider an, wie die andern Leute auch. Kam er nicht bei euch vorbei, frug der Mann, und konnte er noch weiter gehen? Ja, ſagte endlich Hans Joggi, wir ſahen ihn, aber wohin er ging, wiſſen wir nicht, er iſt verſchwunden. Und einen Geſtank hat er hinterlaſſen, es wurde mir faſt gſchmucht, ſetzte der Rothe bei. Wer? fragte der

Mann. He wer! ſagte der Rothe, der dem ihr nachfraget, dr Tüfel, Gott bhüt is drvor. Was Tüfel, ſagte der Mann, Dummheit, dr läng weltſch Kämiſeger wars. Er wollte nicht dableiben und war doch beſeſſen, wie eine Katze, konnte kaum ſtehen, und da hatte die Meiſterfrau Kummer, er könnte auf der Straße liegen bleiben und verkarret werden. Es muß ihm gebeſſert haben, er wäre ſonſt nicht ſo weit gekommen, da kehre ich gleich mit euch um und kann euch zünden. Hätte er über den Rand der Straße gezündet, ſo würde er geſehen haben, wie weit der lange Weltſch gekommen. Er lag unten im Straßengraben, alſo jedenfalls ſicher vor dem verkarret werden. Aber, ſagte der Rothe, das war kein Kämiſeger, das war der Tüfel, er hat da Tön lah fahre, ganz nit wie ne Mönſch, me het ſih gar nüt druf chönne vrſtah. Chaſt weltſch? Das iſch drum weltſch gſi. Dr Tüfel dä cha dütſch, zel druf, wenn er einiſch chunt u dih nimmt, de vrſtehſt du ne my Seel. Ney, das iſt dr läng weltſch Kämiſeger, ih chenne dä nume zant, er thut gar wüſt, wenn er volle iſch, u das iſch er alli Abe. Es nehmen alli Kämiſeger gerne Einen, und es dünkt mich nichts anders, ſie ſagen, dr Ruß tröckne gar, daher wenn man nicht brav ſaufe, bekomme man die vertrocknete Auszehrung, aber der macht es doch zu gut, man muß ihn gewöhnlich wie ein Vieh in Stall legen, erklärte der Mann. Es kann ſein und kann nicht ſein, ſagte der Rothe, der noch nicht recht zum Selbſtbewußtſein gekommen war, aber wo ſind wir? Jetzt vernahmen ſie zu ihrem großen Schrecken, daß ſie zwar auf der rechten Straße geblieben, aber gar nicht weit gefahren waren. Die Roſinante mußte nach ihrem Einſchlafen langſam getrappet, bald angefahren, und da lange geduldig auf ihr Erwachen gewartet haben. Der Mann mit der Laterne war der Stallknecht im ganz nahe liegenden Wirthshauſe, wo dießmal Beide glücklich waren, einzukehren. Doch ehe er noch hineinging, kehrte der Rothe ſich zum Stallknecht und ſagte ihm, ſag Niemanden, daß ich geglaubt, es könnte der Teufel ſein, mußt dann ein Trinkgeld haben. Da aber der Stallknecht dieſes Trinkgeld nie erhielt, ſagte er es allen Leuten, wie der rothe Schreiber beim Major geglaubt, der Teufel wolle ihn nehmen vor der Zeit. Hans Joggi hätte es lieber kurz und wohlfeil gemacht, aber der Andere befahl: Gebt, was ihr habt, ich bin hungrig und durſtig zum Umfallen. Und richtig fuhr er drauf los, als hätte er den ganzen Tag noch nichts gehabt, und als ſei er Münchhauſens Pferd am Brunnen mit abgeſchlagenem hintern Theil. Dazu erzählte er ihre Abenteuer, ihr Tagewerk, miſchte das bunt durcheinander, und legte ſo viel Einbildungskraft an den Tag, daß Hans Joggi gar nicht wußte, war er eigentlich dabei geweſen, oder war das eine fremde Geſchichte, die der Rothe irgendwo geleſen, oder ſelbſt erlebt hatte. Es ging lange, bis ſie wieder von dannen ſtießen, denn als er nichts mehr zu eſſen hatte, hatte er nur noch was zu reden, daß eben geſagt ſein mußte. Der Stallknecht gab ihnen Weiſungen, damit ſie ſich nicht verirrten, aber der Rothe ſagte, wenn er nicht ſchlafe, verirre er ſich nicht, der Weg ſei ihm bekannt, beſſer als ſein Kirchweg. Das könne ſein, ſagte der Stallknecht, er glaubs. Aber der hagels Pragger der müſſe ihm jetzt laufen, dem wolle er es eintreiben, daß er ſie faſt unglücklich gemacht, wenn die donners Berner ſie auch verſäumt, ſo hätte er doch den Weg wiſſen ſollen, und daß man zmitts auf der Straße bleibe, er ſei alt genug dazu. Und ſo bald der Rothe abſaß hieb er ihn, und ſprengte, wie ſchlechte Fuhrleute pflegen, vom Wirthshauſe weg, was der Pragger laufen konnte. Ungefähr dreißig Schritte weit weg bog ſich die Straße, in der Beugung ſtund ein runder Stein, und an den dachten weder der Pogger noch der Schreiber, an den gings nun wieder, doch glücklicherweiſe nur den Rand ſtreifend, daß ſie hoch aufflogen, doch mit bloßem Schrecken und heiler Haut davon kamen. Daran ſollte nun wieder der arme Pogger ſchuld ſein und kriegte dafür wieder Schläge, die er faſt übel nahm, denn er war durchaus nicht der Meinung, daß ſein Buckel dafür geſchaffen ſei, die Dummheiten Anderer ſich zumeſſen zu laſſen, während der Rothe eine große Gabe erhalten hatte, auf Andere zu ſchieben, was ihm gehörte.

Ume hübſchli, ſagte Hans Joggi, preſſire wär mr recht, aber wenn mr überſchlah, ſo förderet iß das nit. Häb nit Khummer, ſagte der Rothe, mr wey dr Mähre ſcho dr Marſch mache. Ja ſelb iſt gut, es iſch geng beſſer, dr Fuhrme mach neh am Roß, als d's Roß mach neh am Fuhrme, meinte Hans Joggi. Nun lief es eine gute Weile recht, es ſchien, als ſollte ſich ihre Heimkehr noch am nämlichen Tage verwirklichen nur noch bei einem Wirthshauſe ging es vorbei, und an daſſelbe dachte Hans Joggi nicht einmal, es war gar nicht berühmt, weder wegen Eſſen noch wegen Trinken, aber da hatte Jemand andere Gedanken. So wie ſie dagegen zu kamen, ſchwenkte die Roſinante ein, und bockſtill ſtund ſie vor demſelben. Still war es drinnen, kein Lichtlein brannte. Da lachte der Rothe ſehr. Die Wirthſchaft hätte er faſt vergeſſen, aber mit Schein behalte der hagels Pogger den Verſtand am längſten. Es ſei ihm faſt, er hätte Muth zu einem ſchwarzen Kaffe, ſagte er. Hans Joggi ſagte zornig, und er hätte Muth heim, dort fänden ſie Kaffe genug, und ehe der Wirth aufgeklopft ſei, beſonders wenn er betrunken wie gewöhnlich zu Bett gegangen, ſei es ja Morgen, und was die Leute ſagen würden, wenn ſie erſt heitern Tags heimkämen. Das machte den Rothen ſtandhaft. So e Donners Bauernlümmel ſolle nicht meinen, er habe zu regieren. Daneben habe er noch mit dem Wirth zu reden, und wie es heute ergangen, müſſe der auch wiſſen, etwas austrommeln könne Niemand beſſer als der. Er begann zu klopfen, poltern, machte einen Höllenſpektakel, und das Rößlein ſtund bockſtille, denn es war es gewohnt, hier zu ſtehen, der Mijor hatte hier ſehr oft ſein Einlager, das ſich nicht ſelten in die Länge zog. Lange blieb es finſter drinn und ſtill, die Geiſter waren nicht zu citiren, ſie ſchienen weiter gewandert. Endlich ſchob ſich ein kleines Fenſterchen auf und eine heiſere Stimme frug: was für e Blizg macht e ſo vrfluchte Lärme? Ume hübſchli Sepp, antwortete der Rothe, mach Licht, thue uf, es friert mich. Du Hallunk, antwortete Sepp, wo fahrſt aber ume um dieſe Zeit? zog ſich zurück, machte jedoch Licht und that auf. Was willſt, was ſoll ich geben, iſt noch Jemand bei dir? Schwarzer Kaffe wär mir anſtändig und es bravs Gläsli Kirſchenwaſſer, ſagte der Rothe. Kirſchenwaſſer kannſt haben, antwortete der Wirth, aber mit dem Kaffe mußt warten bis am Morgen, es iſt kein Feuer mehr, ich kann keinen Kaffe machen, meine Frau iſt unpäßlich, die darf ich nicht wecken, und thät ichs auch, ſtünde ſie doch nicht auf. Nun, der Rothe nahm endlich vorlieb und erzählte des Langen und Breiten ihre Erlebniſſe, und ſetzte alleweil bei, ja, und auf my Seel, ſo iſts, ſag es nur den Leuten, ich ſtehe dazu, und je öfter er das wiederholte, deſto wichtiger kam er ſich ſelbſten vor. Hans Joggi ging endlich auch hinein, um zu preſſiren, und nahm auch ein Gläschen, und wer gar nichts kriegte, als, nachdem ſie eingeſtiegen, einen tapfern Peitſchenſchlag und ein Hü, du Donner, das war die Roſinante, das war der Dank der Welt, und dazu dachte Hans Joggi, nun, das mag ich dir gönne, warum heſt des zwängt! Das war der letzte Aufenthalt, keine Säumniß kam weiter über ſie, indeſſen denken wir, habe Hans Joggi die Qualen jenes Schreiberleins mehr als gebüßt, denn über 10 Thaler hatte er ausgegeben, und wie viel ihm noch für Roß und Mann aufgemacht wurde, darüber hinaus, das wußte er nicht, und daß auf Rechnung der ihm früher geliehenen Summe hin, der Rothe das übernehme, durfte er nicht hoffen, und Geld hatte er keins bekommen, nicht einmal Hoffnung hatte man ihm gemacht und beim Abſchied der Rothe ihm geſagt: Jetzt ſieh wie du Geld bekömmſt in Kurzem, ſonſt müſſen wir zufahren, und dann iſts fertig ohne Gnad und Pardon, du haſt nicht zu klagen, daß man dir nicht alle mögliche Zeit gelaſſen.

Fünfzehntes Capitel.

Anne Marei geht um Geld aus, und wie es ihm ergeht.

Es war nicht mehr ſpät, es war früh, als Hans Joggi heimkam, und Anne Marei hatte große Angſt verwerchet. Willſt was eſſen? frug Anne Marei. Bin nicht hungerig, antwortete Hans Joggi. Haſt Geld? frug Anne Marei. Nein, ſagte Hans Joggi, das war Alles, was ſie zuſammen redeten, Anne Marei hatte keinen Muth weiter zu fragen, Hans Joggi keinen Drang der Mittheilung. Es war zu viel, was er erlebt hatte, es hätte ſich ihm unter dem Loche geſtopft, drum fing er lieber gar nicht an. Der folgende Tag war trüb und trüb waren die Geſichter, beſonders das von Anne Marei. Es hatte ihm aufs Schräpfen etwas geleichtet, es konnte wieder Muth faſſen und denken, es käme am Ende doch noch Alles gut, jetzt ſenkten ſich die trüben Wolken wieder über ſeine Seele, und die Troſtloſigkeit quoll ihm aus dem Herzen in Hals und Augen, und ſchnürte ihns, daß es kaum ein laut Wort hervorbringen konnte. Sein ganzes Weſen ward vielmehr in der Wurzel angegriffen, als das von Hans Joggi. In gewohntem Trapp, in ſtumpfer Reſignation, wie es ſchien, verrichtete dieſer ſeine Geſchäfte, der Brand im Innern ward durch nichts merklich, als allfällig durch noch größere Schweigſamkeit. Das Stöhnen über das Verſündigen wogte in Anne Marei wieder auf, aber wie es in ſolchen Fällen zumeiſt iſt, die Sünde ſelbſt, um deretwillen es Strafe litt, fand es nicht. Es blieb entweder beim allgemeinen Jammer, es ſei ein zu großer Sünder, als daß es Gnade finden könne, oder es griff herum nach beſondern Urſachen, und bald redete es von Hans Uli, bald von ſeiner Vernachläſſigung des Gottesdienſtes, und daß es zuweilen ganze Jahre nie zum Nachtmahl gegangen, oder zuweilen ſchlecht gewogen, oder bei den Stranger Garn, die tauſend Umſchwünge enthalten ſollen, abſichtlich ſich überzählt. Es war wohl eine Urſache da, oder wenn man lieber will, eine Sünde, welche dieſen tiefen Jammer hervorrief, aber, wie es gewöhnlich geht, es erkannte ſie nicht, die Hauptſünde erkennt man zumeiſt nicht, es war der Hochmuth eigentlich, der ſich bei ihm angeſetzt hatte, der Hochmuth, wie er ſo leicht aus dem Bewußtſein entſteht, durch eigene Kraft etwas geworden zu ſein, aus einer Magd eine Bäurin. Nur wer den mächtigen Klang, den das Wort Bäurin hat, fühlt, begreift die Gewalt dieſes Wortes über ein Gemüth, nicht einmal der, der aus einem Juden ein Edelmann geworden, faßt ſeine Bedeutung ganz, denn es iſt noch was ganz anderes, eine rechte Bäurin geworden zu ſein, als bloß ſo ein Edelmann. Dieſes Gefühl hatte ſich erſt ſo nach und nach bei Anne Marei ausgebildet, erſt nach dem erſten glücklichen Jahr und nachdem es erfahren, was ſo eine Bäurin nicht bloß vorſtelle, ſondern auch ſei. Anne Marei war eine tüchtige Natur, die nicht ſo hohl und ins Blinde hochmüthig ſein konnte, um nichts und wieder nichts, aber es fühlte, daß die Bäurin in ihm wuchs, daß es eine Bäurin ſein konnte, ſo gut als irgend Eine, und daß ſeine Tüchtigkeit ihm groß vorkam, begreift, wer weiß, daß ſein Traum immer der geweſen war, eine Bäurin zu ſein, denn Größeres und Schöneres ſchien ihm nichts auf Erden. Dieſes Gefühl hatte ſich noch nicht bis nach Außen, in die ſichtbare Welt hinein verarbeitet, aber im Inwendigen war es doch zur eigentlichen Lebenswurzel geworden, es war auch ſo gleichſam eine Wiedergeburt, ein neuer Menſch war vorhanden, eine zur Bäurin gewordene Magd. Da Anne Mareis Natur eine tüchtige war, ſo ſchoß die neue Bäurin nicht heraus in aller neugebackenen Anmaßung, wie über Nacht Schwämme auf dem Miſt, ſondern ſie machte ſich erſt im Innern, ſchlug Wurzeln, lebte wohl daran, und ſuchte dafür zu ſorgen, daß ſie mit Ehren, d. h. hablich und ſo recht erſtarket hervortreten könne. In welchem Maaße dieſes geſchehen wäre und in welchem Maaße Anne Marei ſich gehalten hätte, das wiſſen wir nicht. Es iſt das ſehr merkwürdig in Beziehung auf das Streben des Menſchen, daß man zumeiſt nicht weiß, wie es auswächſt und welche Richtung es nimmt, ob am Ende das Ziel nicht zum Magnet wird und der Menſch ein willenlos Weſen. Es iſt gar manch Streben Anfangs ein ſehr ehrenwerthes, löbliches, und wird in ſeinem Verlauf zum Mühlſtein, der den Menſchen in den Abgrund zieht. Es iſt an ſich ſehr ehrenwerth, wenn ein armes Mädchen eine Bäurin werden, wenn es aus dienſtbaren Verhältniſſen in unabhängige kommen möchte, in denen es nicht bloß gehorchen muß, ſondern auch gebieten kann, es eröffnen ſich bei ſolchem Steigen immer weitere Gebiete zu Entwickelung der Kräfte. Aber wenn über dieſen Beſtrebungen nicht ein allerhöchſtes Streben iſt, das über Alles Endliche hinaus geht, deſſen Ziel im Himmel liegt, artet alles irdiſche Streben aus und wird laſterhaft, wächst in eine Leidenſchaft aus, der man immer Beſſeres zum Opfer bringt, bis man am Ende nichts Gutes mehr hat; es iſt der Grind im Kleeacker, der über den ganzen Acker hin wuchert, bis aller Klee verzehrt iſt. So wiſſen wir eben auch nicht, wie das kühne Bewußtſein Anne Mareis ausgewachſen wäre, wenn es einmal zum Durchbruch gekommen. Man redet den ſogenannten Parvenus oder Emporkömmlingen nach, es ſei kein Maaß in ihrem Bewußtſein, es wachſe aus, bis es lächerlich werde, es mache ſich geltend als eine große Laſt für ihre ganze Umgebung. So kann eine hochmüthige Bäurin zu einer wahren Dorfplage werden, und zu gleicher Zeit ein Gegenſtand des Spottes für eine ganze Umgegend. Wie weit es Anne Marei getrieben hätte, wiſſen wir nicht, möglicherweiſe weit, denn der Gedanke, daß ſein Traum verſchwinden, ſein Bewußtſein zerſtört werden ſollte, erſchütterte ihns ſo ſehr, ließ ihns ſo ſchmerzlich innerlich bluten, daß man ahnen konnte, welche bedeutende Wurzeln dieſe Pflanze bereits geſchlagen hätte. Aber gerade die Natur dieſer Sünde, um welcher willen es geſchlagen wurde, verhinderte, daß es nicht ganz ſo gebeugt und darnieder geworfen wurde, wie viele Schwermüthige, die Energie erloſch nicht gänzlich, einzelne Flügelſchläge zeugten immer noch vom Daſein einer Kraft, die ſich erheben möchte, die nicht ganz verzweifelte am Erfolg von Verſuchen, neuen Boden zu gewinnen, oder ſein Daſein zu ſichern. So kam es Hans Joggi mit der Frage: Willſt nicht den alten Meiſterleuten nach, denen, die da immer Geld haben? Wir dienten ihnen treu, und Ubüng, wie du in Bern angetroffen, ſind das doch nicht. Für Geld zu ſuchen, verſetze er keinen Tritt mehr, die Reichen ſeien Alle die gleichen Schelme, wenn Einer Geld habe, wiſſe er ſchon nicht mehr, wie es Einem ſei, der keins habe, es werde in der Bibel nicht umſonſt heißen, die Reichen ſeien

Kameele, der Teufel werde ſie Alle nehmen, antwortete ihm Hans Joggi. Mit dem Comidant wolle er noch ein Wort reden, helfe das nicht, ſo gehe es ſeinetwegen wie es wolle. Wenn man es ſo gehabt haben wolle, ſo habe man es. Sich wolle er ſchon durchbringen, und mit den Kindern mache er es wie die Andern, er werfe ſie der Gemeinde an den Hals. Wenn ſie fürs Tüfels Gewalt arme Leute haben wollte, ſo könnte ſie dieſelben auch erhalten.

Später kam Anne Marei, ſeufzte ſehr und ſagte, es gſtangs nicht aus, wenn die Kinder auf die Gemeinde ſollten, es wolle das Herz in beide Hände nehmen und einigen Meiſterfrauen nachgehen, wo Geld hätten und immer gut gegen ihns geweſen wären, wenn er nichts darwider hätte. Lauf nur, es iſt mir ganz d's Rechte, kannſt dann ſelbſt ſehen, was man bei denen ausrichtet. Nimm ein Kind mit, haſt minder Langeweile, antwortete Hans Joggi. He ja, ſagte Anne Marei, kann das Meveli mitnehmen, d'Roſebüri iſt ſeine Gotte und zu der gehe ich allweg. Es war aber Hans Joggi nicht deßwegen, ſondern darum, daß Anne Marei nicht etwa was Lätzes mache, wenn es z'Leerem heim müſſe und ihm das z'faſt in Kopf komme. Er hatte den Glauben, wenn ein Kind dabei ſei, ſo könne eine Mutter ſo was nicht machen. An einem ſchönen Morgen rückten ſie aus, Meveli ganz ſelig, es hatte ein ſchön Schäubeli an, und es ſchöns Kitteli und faſt e ganz nagelneui Kappe, und konnte zur Gotte. Sie waren noch nicht lange gegangen, kam ihnen Jemand nach, es war die magere Frau mit der langen ſpitzen Naſe, unter den Leuten hieß ſie nur d'Surkabisgränne. Den Urſprung des Namens kennen wir nicht, die Bedeutung deſſelben jedoch begriff Jeder ohne nähere Erläuterung. Anne Marei erſchrak ſehr, war drauf und dran umzukehren. Jetzt hat es gefehlt, dachte es, i Gotts Name, es wird ſe ha ſölle ſo, un wird nit ſölle gänderet werde! Die Surkabisgränne that ſehr erfreut über die Geſellſchaft, welche ſie ſo unerwartet gefunden, ſo allein zu gehen ſei ſehr langweilig, habe man Geſellſchaft, ſo komme man fort, man wiſſe nicht wie. Ja, was ich habe fragen wollen, ihr werdet fort müſſen, ihr könnets nicht epha und wahrſcheinlich kurz um. Das Gerede geht, die nächſte Sundige werde die Gantſteigerung verleſen. Es wird ihnen preſſiren, werden zu ihrer Sache kommen wollen, werden denken, je länger ſie warten, deſto weniger bekommen ſie, ein Jeder muß zu ſich ſelber ſehen. Es iſt hart, ſo im Winter auf die Gaſſe zu müſſen, aber was nit zändere iſt, das iſt nit zändere. Wenn der Herr einmal die Ruthe zur Züchtigung in der Hand hat, legt er ſie nicht alliſobald ab, Gott bhütis drvor! Ich bete alle Tage, Gott ſei mir armem Sünder gnädig und hüte mich vor allen Sünden, damit, wenn geſtraft ſein muß, Gottlob erſt ſo viel Andere dran müßen, daß die Reihe nicht an mich kömmt. Daneben reuet ihr die Leute noch gleichſam, ſie ſagen, ihr hättet juſt Niemanden plaget, man könne leicht ſchlechtere Nachbarsleute bekommen, aber da könne man wieder ein Exempel nehmen, wie Hochmuth komme vor dem Falle, und wie man ſich an nichts Irdiſches hängen ſolle, es ändere Alles, und heute ſei der an einem Orte und morgen ein ganz Anderer. Indeß kann man nicht wiſſen, ſo eine Aenderung kann einem manchmal von großem Nutzen ſein, wegen den Steigerungen, ſo an einer Steigerung kömmt man oft um hellen Spott zu Sachen, die man lange gern gehabt hätte, zu denen man aber nicht das Geld hatte. Das Heymeth gelüſtet Manchen, es wäre brav zweg gemacht, und jetzt ein ring Fortfahren, ſagen ſie, wenn man nur nicht mit denen, wo euch in den Fingern haben, zu thun bekäme, da ſei man angeführt, das habe man baar.

Zudem werde da viel Geld ſein müſſen, und das ſei rar, und könne man nicht Beſcheid geben nach allen Seiten, ſo gehe es einem wie euch, man müſſe übers Neſt hinaus, ehe man darin recht erwarmet ſei, darum werde auch der Hof wenig gelten und die Leute würden viel an euch verlieren müſſen. Nun, manchmal vermöge man ſich deſſen mehr, manchmal weniger, aber allweg ſei es immer ſchlecht, wenn man Sachen mache, worob Andere in Schaden kämen, und vielleicht gar noch expreß, oder doch daß man hätten ſinnen können, wie es einem gehen müſſe. Endlich riß doch Anne Marei die Geduld, es ſagte: Expreß hätten ſie das nicht gemacht, oder wenn es Jemand ſage, ſo lüge er, daß es ihns Wunder nehme, daß er nicht dran erworge, und ſinnen hätten ſie das auch nicht können, ſie hätten Geld genug gehabt, und zwar verdienets, wenn man ſie nicht muthwillig plaget hätte, ſo hätten ſie gfahren mögen wie Schnupf. Aber das hätten ſie nicht gſinnet, daß die Welt ſo ſchlecht ſei und keine braven Lüt mehr, die Einen ſeien Unglücksmacher, die Andern möchten einem alles Böſe gönnen und Keiner begehre dem Andern zu helfen, ſelbſt die Herren ſeien nichts nutz geworden. Es wollte, man verſteigerte ihnen ſchon heute, was ſie hätten, und am Abend ſchlüge man ſie todt, ſo wäre Alles aus und ſie müßten nicht die Mühe haben, hintendrein d' Sach zerpläre. Ja, ſagte die Surkabisgränne, da haſt recht, und ich muß dir völlig beiſtimmen, die Welt iſt ſchlecht, d' Lüt ſy ſchlecht, Alles iſt ſchlecht, es iſt gar nicht mehr dabei zu ſein. Aber los, verrath mih nit, ſo kann ich dir vielleicht rathen, wie du es machen mußt, daß es dir nicht halb ſo übel geht. Wenn man es verſteht und gute Leute hat, ſo kann man viel machen, und kommt nicht um Alles, aber man muß bei Zeiten dazu thun, und auf die Seite ſchaffen, ſo viel man kann, damit wenn ſie kommen und Alles aufſchreiben wollen, ſie nicht das Halbe mehr finden. Das Eine kann man unter der Hand verkaufen, Geld iſt leicht verborgen, das Andere bei guten Leuten verſtoßen, und vom Andern kannſt ſagen, du habeſt es geerbt, oder Gvatterlüt hätten es den Kindern geſchenkt und dä Weg kannſt, bſunderbar wenn dr Maſſavrwalter, oder wie me dene Käſere ſeyt, e Löhl iſt und nit weiß, wie manchen ehrernen Hafen man in einer Haushaltung braucht, oder ſelbſt gerne mit einem unter der Decke liegt, mehr als d's Halbe retten. Und warum ſollte man nicht? Wenn ein Haus brennt, trägt man nicht auch aus, was man kann und mag, damit man nicht drum komme?

Sie kenne viele Leute, die nach der Güterabtretung reicher geweſen ſeien als vorher, und das müſſe ja ſo kommen, wenn man es zweg bringe, d'Schulde abzſchüttle u d'Sach zbhalte. Sie wolle ihm gerne bhülflich ſein, was ſie könne und möge, abkaufen, helfen vrkaufen und ſonſt verſtoßen. Sie habe ein gutes Herz, ſei weit und breit bekannt, und es ſchicke ſich Niemanden beſſer als ihr, wenn man durchs Wäldchen gehe und nachher hinter den Haag, ſo könne man von einem Hauſe zum andern kommen, ohne daß Jemand einen ſehe. Anne Marei gieng es ganz ringsum im Kopf bei dieſen Eröffnungen. Beſchlagen war es eben nicht in der Bibel, aber es war ihm doch, als ſei auch einmal Einer mit dem Herren gegangen und habe ihn zu ſchlechten Sachen verführen wollen, aber der Herr ſei ſtandhaft geweſen und habe ihn fortgeſchickt. Es ſollte es auch ſo machen, dachte es, aber es ſcheute ſich vor der Surkabisgränne, es durfte es ihr nicht ſo gerade heraus ſagen, es wolle nichts von der Sache, und das haben die Menſchen zumeiſt ſeltſamerweiſe, ſie ſcheuen ſich, bei böſen Anmuthungen zu ſagen: weiche von mir, Satanas, wie ſollte ich ein ſo großes Uebel thun und ſündigen gegen den Herren, meinen Gott, ſie ſuchen eine Ausrede, verbergen ſich gar hinter einer Lüge, ſie meinen, gegen den Teufel ſo höflich als möglich ſein zu müſſen. Iſt das nicht kurios und ſogar dumm? So ſagte Anne Marei endlich, es müſſe da ab, man könne dann immer noch ſehen, wenn es Zeit ſei. Ja, wenn es dann nur nicht zſpät ſei, ſagte die Surkabisgränne, wenn es was abtragen ſolle, müſſe man bei Zeiten anfangen, eines Tages gebe das ſich nicht. Ihrethalben aber könne Anne Marei es machen wie es wolle, es wiſſe jetzt, wer es gut mit ihm meine, wenn es es nichts ſchätze, ſo ſei ihr das gleich, ſie könne es machen ohne das. Du kannſt mir Bricht mache, wenn du dich usbſinnt heſt. Adie! Gſtank hinterließ die Surkabisgränne keinen, aber ein groß Gehürſch in Anne Mareis ſchwachem Kopf, die Gedanken glichen einer verkutzten Klungele Kuder Garn. Die Nachricht, daß ihr Elend ſo nahe ſei, das Anerbieten der Surkabisgränne, das Gerede überhaupt, wogten durch einander, daß es Anne Marei ganz kraus vor den Augen wurde und es abſitzen mußte und erbärmlich dazu ſeufzen. Da ging Einer vorüber, und als er das Stöhnen hörte, hatte er Erbarmen, ſtund ſtill und fragte: Fehlts dr, heſt öppe Buchweh? Wes ume das wär, es machte ſich, antwortete Anne Marei, das wahrſcheinlich nicht wußte, wie manche Art von Bauchweh es giebt, jedenfalls die höheren Grade nicht durchgemacht hatte, ſtund dann auf, ging mit dem Mannli, und brichtete ihm, was es habe und wie ſie zweg ſeien, gewaltthätig um ihre Sache gebracht würden, ſie möchten werchen und huſen wie ſie wollten. Zur rechten Zeit wäre dir zu helfen geweſen, antwortete das Mannli, aber jetzt wird die Zeit dazu wohl kurz ſein, es möchte ſich nicht mehr ergeben, gäb wie man Fleiß hätte.

Es wär ihm dran gelegen, antwortete Anne Marei, an ihm ſollte es nicht fehlen, wenn was zu machen ſei, er könne es ja begreifen. Was es nun wäre? Ihm könne er es ſchon ſagen, antwortete das Mannli, allen Leuten thäte er es nicht, von wegen, es ſei eine aparte Sache, Leute, die ſehr eigelich wären, könnten darob erſchrecken, und er ſelbſt möchte es nicht gegen alle Leute machen, aber gegen ſchlechte Leute ſei Alles erlaubt, man müſſe ſich ihrer erwehren, wie man könne und möge, und wenn es Gott ſelbſt thue, ſo werde es nicht viel machen, und wenn es nicht erlaubt wäre, ſo thäte es Gott nicht. Es werde auch ſchon vom ztodt beten gehört haben? Man meine ſonſt, es könnten es nur die Capuziner von Solothurn, und von wegen, weil die katholiſch ſeien, möchten es viele Leute dort nicht machen laſſen, weil ſie fürchteten, ſie könnten ſich verfehlen und um ihren Glauben kommen. Aber ſelb ſei nicht, daß es nur die Capuziner könnten, es verſtünden es noch andere Leute, er habe ſchon Manchem um ein gering Löhnli einen großen Gefallen gethan, und ihm Steine aus dem Wege geräumt, die noch fünfzig Jahre zmitts ihm drin geſtanden wären, wenn er nicht geweſen. Er müſſe aber auch ſagen, er könne bſunderbar kräftig beten, wenn er recht in Ernſt komme, ſo lauf ihm das Waſſer unterm Kini zſäme. Druebe müß üſe Herrgott es ihm mögen gönnen, vo wege, es fehl ihm ſelten, aber zwei bis drei Monate gehe es zumeiſt, und derweilen habe ſich ſo ein Hund von Weibel oder Agent zehn Mal gekehrt und d' Sach trag wenig ab, weder daß der Feind auch dänne müß, und er ſeine Ungerechtigkeit nicht lange genießen, und man an ihm Rach üben könne, und ſomit ein Werkzeug der ſtrafenden Gerechtigkeit Gottes, wie die Pfarrer ſagen, werde. Es ſei eine ſchwere Arbeit, und nicht Jeder könne ſie verrichten, wem es gegeben ſei, dem ſei es gegeben, und doch fordere er nichts dafür, ſondern überlaſſe es den Leuten, was ihr guter Wille ſei, aber minder als zwei große Thaler gebe man ihm ſelten, nur die ganz wüſten Leute, oder die, welche gar kein Geld hätten, thäten weniger geben, die Hälfte zum Voraus, die andere Hälfte, wenn der Feind caput ſei. So ſprach das Mannli und Anne Marei hörte ihm mit offenem Munde zu. Vom Todtbeten hatte es auch ſchon gehört, aber nie daran gedacht, es zu verüben, oder verüben zu laſſen. Es wußte, daß die Capuziner es könnten, aber daß dieſe Kunſt auch von unſern Leuten geübt werde, hatte es nicht gewußt. Mit Erſtaunen und Furcht ſah es den Beſitzer ſolch geheimnißvoller Kraft an und ließ einen beträchtlichen Zwiſchenraum zwiſchen ihnen Beiden liegen, denn es dachte, wenn der das kann, ſo kann der noch mehr, und dr Tüfel weiß, was Alles.

Es fiel Anne Marei ein centneriger Stein vom Herzen, als das Mannli ſagte: Da muß ich ab, bſinn dih, und wenn du was von mir willſt, ſo mache Bſcheid ins Hexeneſt, oder komm ſelbſt, ich kann dich am beſten ſelber brichte. Somit ging er ab, und Anne Marei ward der Athem ganz kurz, daß es abſitzen mußte. Mutter, das iſt e wüſte Ma, ſagte das Kind, ab dem hets mr afa gruſe. Gell, du gehyſt nit is Hexeneſt? Häb nit Kummer, ſagte Anne Marei. Wenn es der Teufel nit zwängt, wenn es nicht ſein muß, ſo gehe ich nicht. Aber, fing es zu jammern an, iſt das nicht ein Zeichen, wie Gott mich verlaſſen und verſtoßen hat, daß der Teufel mich ſo verſuchen darf, daß ich ſolche Leute antreffen muß, die mir Hülfe anerbieten in der Noth und dagegen die Seele wollen. Sie haben es nicht geſagt, aber ich merke wohl, was ſie wollen. O mein Gott, mein Gott, willſt du ſo nichts mehr von mir, daß du das zuläſſeſt, daß du dich nicht für mich wehrſt? Iſt es uns denn geordnet, daß es aus mit uns iſt an Leib und Seele für Zyt und Ewigkeit? Das Kind, dem angſt wurde, zerrte die Mutter, bis ſie den Weg wieder unter die Füße nahm, ſonſt wäre Anne Marei da geſeſſen, weiß Gott wie lange. Immerhin noch ſchnüpfend und verweint ſtolperte es weiter, der Gotte des Mädchens zu, auf deren Hülfe es die meiſte Hoffnung ſetzte. Es war eine reiche Wittfrau, deren Töchter verheirathet waren, die ihr Vermögen ſeit der Emancipation der Weiber ſelbſt verwaltete, dieſes Vermögen beſtund aus einem ſchönen Hof und Gülten. Die Frau hatte ein offen Herz und offene Hände, immer Geld im Hauſe und Anne Marei ſehr lieb gehabt. Der Hof lag an einem Sonnenrain in üppigem Grün, von ferne glaubte man dem Dache anzuſehen, daß es ein gaſtliches ſei. Auch als Anne Marei das Dach ſah, ſchien ihm ordentlich die Sonne ins Herz, aber es war eben nur ein Sonnenblick durch zerriſſene Wolken, der verſchwand, wie die Wolken ſich ſchloſſen. Wie in regneriſchen Jahren ſich das Wetter immer wieder zum Regen kehrt, trotz Barometer und allen andern Propheten und ſonſtigen Anzeigen, ſo verkehrt ſich in düſtern Gemüthern die heiterſte Stimmung alsbald wieder in Heulen und Zähneklappern, aus den dunkeln Gründen ſteigen ſchwarze Gedanken auf ohne Unterlaß, wie aus des gährenden Berges Schooße Rauch immerfort, Feuer und Flammen von Zeit zu Zeit. Ach, wie wohl war mir dort und wie iſts mir jetzt, warum blieb ich nicht dort, rannte muthwilliger Weiſe in mein Unglück, weil ich meinte, ich müßte auch einen Mann haben, ſo gut als Andere! Ungerecht wurde Anne Marei in ſeinen Gedanken, ſuchte des Unglücks Urſache da, wo ſie nicht war, ſagte ſogar, das habe ich Hans Joggi zu verdanken, warum ließ dä Schnürli mich nicht ruhig? Ich hätte nie an ihn gſinnet. Warum nahm ihn Anne Marei, warum gefiel demſelben Hans Joggis Erſpartes und die Ausſicht Bäurin zu werden ſo wohl? Und war Hans Joggi ſchuld an ihrer ſchlimmen Lage, hatte er den Hof hinter ſeiner Frau Rücken gekauft? Die Wittwe erſchrak, als ſie das verbadete Geſicht von Anne Marei ſah. Biſt du es, ſagte ſie, mein Gott, was hat es dir gegeben? Wenn du eine ſchwarze Schäube an hätteſt, ſo glaubte ich, der Mann ſei dir geſtorben und du wollteſt mich heißen zLycht cho. Beinahe hätte Anne Marei ſich verſündigt und geſagt: O wes nume das wär! wie allerdings gar manche Frau antworten würde, wenn die Frage an ſie käme, mit dem Beiſatze vielleicht: J Gottsname, wenn es het ſölle ſy, ſo muß man ſich drein ſchicke. Es iſt halt ſo ein Schickſal in der Welt. Daneben mag ich ihm die Ruhe gönnen, ihm gings wohl und Niemanden übel. Die Kinder lernten doch nichts Gutes von ihm und gegen mich war er bſungerbar e wüſte Hung. Anne Marei ſagte bloß, es hätte daran gedacht, wie wohl es ihm hier geweſen und wie wohl es ihm noch wäre, wenn es da geblieben, und brachte dann ſein Elend ſammt ſeinem Anliegen vor. Die gute Frau hörte ernſthaft und immer betrübter zu, und ſagte endlich Anne Marei mit Thränen in den Augen: Kann dir, weiß Gott, nicht helfen, wie gerne ich wollte, denn du erbarmeſt mich aus Herzens Grund und die armen Kinder auch, aber es hat Alles geändert in der Welt und bei mir auch. Es iſt ein Elend, wenn mich nur Gott bald draus erlöſete, Sachen genug und glaubt doch Niemand, wie bös ich es habe! Nun erzählte ſie, ſie hätte drei Tochtermänner, und ſeit ſie keinen Vogt mehr habe, keine Ruhe mehr vor dieſen. Als ſie einen Vogt gehabt, habe der ihr Zutrauen geſchenkt und ihre freie Hände gelaſſen, er hätte wohl gewußt, daß ſie nichts zUnnutz verbrauche, und hinter ihn hätte ſie ſich verbergen können, wenn Jemand von ihr Geld gewollt, dem ſie nicht gerne gegeben hätte, ſo hätte ſie keinen Verdruß gehabt. Jetzt ſei ihr Alles auf dem Halſe, ſie komme ſich wie ein Leghuhn vor, das man alle Morgen unterſuche, ob es an ſelbem Tag legen werde, und wo alle Augenblicke Jemand nach dem Hühnerneſt laufe, um das Ei auszunehmen. Es ſei als ob alle Welt es wiſſe, wenn ein Kreuzer in ihre Hände komme, ſchaarenweiſe komme man her und wolle Geld. Das ſei wahr, ſie hätte einige Male zu wohl getraut und Verlurſte gemacht, aber warum nehme man ihr gegen ihren Willen den Vogt? ſie habe geſagt, es werde ihr ſo gehen. Nun ſäßen ihr die Tochtermänner auf, daß es keine Art hätte, alle Fingerslang ſei Einer da und wolle Geld, Keiner wolle zu kurz kommen, ſie plünderten ſie zuweilen je aus, daß ſie kaum für ein Viertelpfund Kaffe Geld im Hauſe hätte, und drohten dabei noch immer, ſie müſſe bevogtet ſein, ſie ſei eine verthunliche Frau und hätte den Verſtand nicht, ihr Vermögen zu beſorgen.

Das ſei ihr nun aber zwider, ſich extra bevogten und zu dieſem Zwecke publiciren zu laſſen, ſie hätte keinen Verſtand und ſei eine nichtsnutzige Weibsperſon. So ſei ſie plaget, die Hände ſeien ihr gebunden mehr als nie, ſtatt beſſer, hätte ſie es alle Tage böſer bei allem Reichthum, ſo erleide ihr das Leben. Wenn ſie nicht wüßte, daß Wittweiber gewöhnlich angeführt würden, ſie heirathete noch, Gelegenheit dazu hätte ſie mehr als genug. Du kannſt mich von Herzen erbarmen, aber helfen kann ich dir nicht, ich hätte das Geld nicht, und wenn ichs hätte, wie würden ſie thun, wenn ich es ſo in Nebel hinaus werfen würde, ohne rechte Verſicherung. Anne Marei wollte darthun, wie ſicher die Verſicherung ſei, aber die Frau ſagte: Gieb dir nicht Mühe, ich kenne mehr als du von der Sach. Du haſt wohl gute Verſicherung, e gute Wille und e guti Hoffnig, das dürfte gut genug für mich ſein, wenn ich machen könnte, wie ich wollte, und Niemand darnach zu fragen hätte, käme das Geld wieder, oder ginge es verloren. Aber ſo wie ich drinn bin, darf ich nicht und kann ich nicht. Zürns nicht, aber ich kann nicht. Man kann ſich denken, wie es Anne Marei ward, faſt ſchwarz vor den Augen, es ließ alle Hoffnung fallen, wollte auf der Stelle heim, wenn es hier ihm ſo gehe, was hätte es anderswo zu erwarten, ſagte es. Die ganze Stadt Bern ſei Hans Joggi ausgelaufen um Geld, habe aber keins gefunden. Das hätte ihns ſo viel nicht verwundert, es hätte gedacht, d'Herren ſeien Herren, wenn die d'Bure eys Tags um ihre Sache bringen könnten, ſie ſparten es nicht auf morgen. Jetzt ſehe es, daß die Bauern nicht beſſer ſeien, die armen Leute ſeien in Gottesnamen nichts als die Haſen, und für nichts auf der Welt, als von den Reichen als wie von Hunden gejagt zu werden. Das that der armen Frau weh, um ſo mehr, da ſie es wirklich gut meinte. Ihr geſchah unrecht, aber auch Anne Marei konnte ſie nicht ganz unrecht geben, es konnte die Sache ſo auffaſſen, nur ſuchte es die Hunde am unrechten Orte. Sie machte ihm wieder Muth, ermunterte ihns, ſtatt heim zu kehren, noch da und dort hin zu gehen, wo Mittel ſeien und guter Wille, richtete mit einem guten Kaffe ſeinen Muth auf, beſchenkte das Gotteli ſchön, verſprach das Beſte für die Zukunft, und einigermaßen getröſtet ging Anne Marei weiter, und vor Allem an einen Ort, den die Frau ihm angewieſen, dort ſei nicht bloß Geld, ſondern auch guter Rath. Das war ſo, aber die gute Wittwe wußte nicht, daß dort der Mann Anne Marei auf dem Striche gehabt, als es bei ihnen gedient. Er lebte nicht am einigſten mit ſeiner Frau, hatte ſie im Verdacht, ſie flöcke ihm Sachen und Anne Marei mache die Vermittlerin, vertrage und verkaufe, was ſie erwiſcht, und trage dafür der Frau zu, was ihr Herz gelüſte. Auch gab Anne Marei in ihrem jugendlichen Uebermuthe ihm gar oft ſchnippiſchen Beſcheid, auf welchen der ernſte Mann wenig ſagte, aber ihn richtig hinter die Ohren ſteckte, und das iſt viel ſchlimmer, als ein herzhafter Abputzer.

Anne Marei war ſich der Gunſt der Gebieterin bewußt, dieſe brummte oft über ihren Mann, der allerdings wunderlich und mißtrauiſch war, ſeiner Frau namentlich unrecht that, dieſes meinte Anne Marei in ſeiner Unbeſonnenheit dem Alten eintreiben zu ſollen. Das aber hatte Anne Marei rein vergeſſen, ſeine Sünden vergißt der Menſch nur zu leicht, es war auch dort eine tüchtige Magd geweſen, das hingegen hatte es nicht vergeſſen. Es traf die Frau beim Kochen an, ſie war allein daheim, das ſämmtliche Volk hatte draußen alle Hände voll zu thun. Die Frau hatte Freude es zu ſehen, und weil Anne Marei nach ſeiner rüſtigen Art alsbald zugriff und ihr half, Zeit ſich mit ihm abzugeben, aber viel lieber hätte ſie ihm erzählt, als daß ſie deſſen Klagen hörte. Jedes hatte großen Drang, die gezählten Augenblicke, ehe das Volk heimkam, zu benutzen, und ſeine Sachen anzubringen. Da gab es ein wunderlich Durcheinander von verkehrten Antworten und abgebrochenen Sätzen, denn Keins achtete auf das Andere ſondern lieferte, beim geringſten Abſetzen des Andern, Fortſetzungen gewaltſam abgebrochener Sätze. Sie verſtunden einander ſo weit, daß die Bäurin begriff, Anne Marei bedürfe Geld und Anne Marei, daß der Bäurin Hansli alle Tage wunderlicher werde, ihr immer weniger Geld in Händen laſſe. Während ihr Gerede im beſten Gange war, kam der Mann daher mit ſeinem ſchweren Schritte, den ſie doch erſt hörten, als er bald mitten unter ihnen war. So, lebſt du auch noch? ſagte der Alte, es düechte mich, ich kenne die Rede, aber an dich wäre ich nicht gekommen. Es wäre mir drum, bald zu eſſen, wir ſind preſſirt, man muß das Wetter brauchen, wenn man es hat, ſelbſten machen kann man es nicht. Es mangle nichts, wann anrichten, antwortete die Frau dem Manne, der offenbar gehofft hatte, die Weiber hätten ob dem Klappern die Arbeit verſäumt. Da irrte er ſich aber gewaltig, das waren nicht von denen, bei denen nur ein Glied ſich rühren kann und während eins ſich rührt, alles Andere ſtille ſteht, wie bei der Mehrzahl der halbbatzigen Arbeiter, ſondern von denen, die je ſtrenger das Maul geht, deſto gleitiger die Hände ſich rühren, das ſind die Mehbeſſern, die aber immer ſeltener werden. Anne Marei möchte etwas mit dir reden, wenn du loſen willſt, kann ich unter der Zeit anrichten, ſagte die Bäurin zu ihrem Manne. Es wird etwas Wichtiges ſein, bemerkte der Mann, daß du expreß deretwegen ſo weit her kömmſt, und machte ein Geſicht, daß man nicht wußte, war es Hohn oder Ernſt. He, ſagte Anne Marei, für unſerein wichtig genug und erzählte ſo gut es konnte den Handel. Ho, ſagte der Mann, das iſt öppe keine ſchwere Sache, du ſagſt, ihr hättet einzuziehen, nun ſo zieht ein und zahlet damit, das iſt öppe leicht zu machen, wenn es nichts Schwereres gäbe auf der Welt, ſo wäre es wohl gut. Ja, ſagte Anne Marei, wenn man das Geld bekommen könnte, ſo wäre das wohl ſo, aber ſie könnten das Geld eben nicht einziehen, ſie hätten den Schuldner längſt übergeben, allein der Agent ſage, er könne nichts erhalten, aber die Leute ſagten ihnen nun, er werde nichts gemacht haben, ſich haben beſtechen laſſen, er pflege zu rühmen, er melke ſeine Kuh nie an nur einem Püppi, eine gute Kuh müſſe vier Striche haben. Ich weiß nicht, was er damit meint. Ho, ſagte der Mann, ſelb wär nicht ſchwer zu errathen, der erſte Strich ſeid ihr, der zweite der Schuldner, der dritte iſt das eingegangene Geld abläugnen und in eigenem Nutzen verwenden, und der vierte wird ſein das Wuchern mit fremdem Gelde oder dem Gelde aus der Cantonalbank, wo die Regierig noch hilft, die Leute um ihre Sache bringen, um hintendrein ſich ſelbſt zu bereichern. Ja ja, es geht luſtig in der Welt, es dücht einen, wer die Kuh am Schwanz zäumen könne, den halte man für den Geſcheuteſten und thue ihn oben an. Wir wollten nun gerne einziehen, wenn wir könnten, aber es iſt uns vermacht, und die Andern fahren zu, was iſt da zu machen? frug Anne Marei. Verklaget ihn, antwortete der Mann. Geht zum Regierungsſtatthalter, aber thut wüſt, ſonſt hilft es nichts, die Meiſten haben es wie Pontius und Pilatus, wer wüſt thut, wird bei ihnen Meiſter, von wegen die Meiſten ſind ſchlotterhaft um die Nieren, und haben nichts um zu leben, als des Kaiſers Gunſt. Dein Mann ſoll gehen und es anzeigen, und aufreden dazu, da giebt es wohl Loch. Das könne Hans Joggi nicht, ſagte Anne Marei, er verſtehe es nicht, aber es hätte ſie dücht d's Beſt wär, wenn Jemand ihnen das Geld ſchießen würde, um das Verganten zu ſtellen. Sie wollten es ſicher, ſobald ſie ſich kehren könnten, wiedergeben bei Heller und Pfennig, und da hätte es fragen wollen, ob er ſo gut ſein wolle und das Geld ſchießen, ſie wollten ihm ſicher an die Hand geben, daß es ſein Schaden nicht ſein ſolle. So, Geld geben ſoll ich, antwortete der Mann und es lächerte ihn im ganzen Geſicht herum. Du gute Frau meinſt, man hätte da e ſetigi Summ, mehr als 2000 Gulden beiſammen und warte bis Jemand komme und es gerne möchte. Nicht den Viertel wüßte ich aufzubringen, wenn ich es auch ſtehlen wollte und wenn ich es hätte, ſo müßte ich erſt die Verſicherung ſehen, von wegen wir haben Kinder, und du wirſt wiſſen, die Haut iſt allweg näher als das Hemd. Es ſind nur 2000 Gulden, ſagte Anne Marei, mehr nicht, und wenn wir auf dem Hof bleiben können, ſo iſt er in ein paar Jahren d's Halbe mehr werth. Frau, mit den Koſten wird es eher 3000 als 2000 Gulden ſein, und wenn man nicht alles Rubis und Stubis bezahlt, ſo hängen dieſe Leute aufs Neue an, wär es nur für drei Kreuzer und man hat ſie friſch auf dem Halſe. Man hat es mit denen akurat, wie mit Flöhen und Läuſen, wenn man mit denen nicht aus und amen macht, ſo hat man ſie handkehrum wieder am Leibe und ſie beißen noch viel verfluchter als vorher. Darum iſt verklage d's Beſte, da wird die Sach erleſe und mit den Koſten können ſie nicht übermachen, wie ſie wollten. Ja, ſagte Anne Marei, das wär wohl gut, wenn es Jemand machen würde, aber man habe ihnen ſchon lange geſagt, es hacke keine Krähe der andern die Augen aus und Hans Joggi verſtehe ſich darauf nicht, und gebe nicht, er ſei afe gruſam maaßleidige. Wenn der Bauer nur da helfen wollte und die Sache in die Hände nehmen, es verſtehe ſich darauf Niemand beſſer als er, es wollte ihn gebeten haben, was zu bitten ſei, er könnte die Seligkeit eb ihnen verdienen! Wegen der Seligkeit, ſagte der Mann, möchte er nicht große Mühe haben, denn wenn er ſie nur deretwege bekommen ſollte, ſo möchte er nicht darauf zählen, und dazu habe er nicht Zeit, man hätte jetzt alle Hände voll für ſich zu thun. Aber geh du und klag, das kann Niemand beſſer als du, wirſt doch noch immer das gleiche Mundſtück haben, wie ehemals, und jetzt komm, es wird wohl angerichtet ſein und man hat die Zeit zu brauchen, ſo ſchloß der Mann und ging. Troſtlos blieb Anne Marei ſtehen, auch wieder eine Hoffnung war dahin! Endlich kam die Bäurin und preſſirte zum Eſſen, aber Anne Marei wollte nicht, gäb wie das Kind ſchrie, komm Müetti, komm, bin hungrig! Der Bauer hätte ihm den Hunger für lange vertrieben, jammerte Anne Marei. Die Bäurin brachte ſpäter Eſſen ins Stübli, es war ein Troſt für das Kind, daß der Mutter weinen geholfen, es aß, ſie aber half ihm beim Eſſen nicht. Es hätte doch nicht geglaubt, ſagte Anne Marei, daß der es ihm ſo mache, ihm mehr als zehnjährige Sachen füre gäbe, das ſei nichts gemacht für Einen, der doch auch nicht ſauber ſei und noch dazu gegen arme Leute, die ihm doch treu gedient. Du weißt, wie er iſt, ſagte die Bäurin, man hat ſo leicht gegen ihn gefehlt, während es ihm nicht z'Sinn kömmt, er fehl gegen andere Leute auch. Und was er einmal hinter den Ohren hat, das hat er dahinter, und wenn man mit Kanonen ſchöße, ſo könnte man ihm den Grind abſchießen, aber das brächte man ihm nicht weg.

Als das Volk vom Tiſche aufbrach, war der Bauer der Letzte, ſtellte ſich bei der Frau in der Küche und ſagte: Du weißt, was zu thun iſt, verſäume dich nicht den ganzen halben Tag mit der Stürme, mach daß ſie fortkömmt, und damit zog er ab mit ſeinen Völkern. Das machte der Bäurin Kummer, denn ſie jagte wohl fremde Hunde aus der Küche, aber Menſchen nicht. Indeſſen dieſer Kummer war überflüſſig. Arme Marei hatte feine Ohren und die Worte des Bauern gehört, kam heraus in die Küche und ſagte, es wolle ihm nicht länger im Weg ſein, aber daß es ihm hier einmal ſo gehen würde, hätte es nicht gedacht, ſondern geglaubt, wo es einmal geweſen, da dürfe es immer wieder hin, aber mit Schern ſeie es allenthalben.

Er war immer ſo, ſagte die Frau, nur, daß er um [illegible] wunderlicher wird mit em Alter. Du machteſt ihn böſe und das hat er eben noch nicht vergeſſen. Junge Leute machen dem Maul immer zwenig Ordnung, ſie denken, es hätten alle Leute einen kurzen Sinn, wie ſie, wie es im Sprichwort heißt: geſſen, vergeſſen. Das gwennt ſich ab, und iſt's einmal duſſen, ſo läßt er es endlich auch dahinten. Ein ander Mal, wenn du wieder kömmſt, wirſt es erfahren und allweg an mir [illegible] es nicht, wenn ich machen könnte, wie ich wollte, es ging Vieles anders. Es plagte die gute Frau offenbar ſehr, deſtweniger gab ſie dem Mädchen was ſie konnte.

reckte ihm die Taschen voll Eßwaare, aber ziemlich hastig, sie war froh, wenn sie dem Besuch den Rücken sah, denn sie wußte sehr wohl, daß zufällig der Alte auf einem Acker schaffe, wo er Alle sah, die aus- und eingingen. Anne Marei säumte auch nicht, aber es ging mit schwerem Groll im Herzen und zwar nicht bloß über den Mann, sondern auch über die Frau. Für sie war es ja eingestanden, um ihretwillen hatte es dem Manne das böse Maul angehängt, ihm den Marsch gemacht, und wie vergalt sie es ihm jetzt, machte sie dem Manne den Marsch, stund sie für ihns ein, bis er ausrückte mit Geld oder sonstiger Hülfe? Nichts, gar nichts, sprach sie für ihns, kein bös Wort gab sie dem Alten, das hatte es nun davon, daß es immer ihre Parthie genommen. Hätte es es mit dem Alten gehalten, ihm hinterbracht, was die Frau gesagt, oder gethan, jetzt wäre es anders zweg, hätte andern Bescheid bekommen!

Das gute Anne Marei wußte nicht, daß die meisten Leute und namentlich Dienstboten, welche an Ehehändeln Theil nehmen, eine Parthie gegen die andere unterstützen, am Ende den Stecken am letzen Ende nehmen müssen und zwar mit Recht, denn solche Helfer unterhalten die Händel und machen sie giftig. Es soll in Rußland Sitte sein, ob es wahr ist, wissen wir nicht, daß, wenn ein Russe sein Weib prügelt, und eine gutherzige Seele will dem Weibe helfen, Beide plötzlich sich einigen und über den unberufenen Helfer herfallen. Dienstboten sind auf keinen Fall berufen, sich einzumischen und das Weib am Manne oder den Mann am Weibe zu rächen und doch geschieht es nicht selten. Zweitens erfuhr Anne Marei die wichtige Wahrheit, die wir schon so oft hervorgehoben und die dennoch so selten begriffen wird, daß, was man säet, man erntet, daß eigentlich jeder Tag, den wir begraben, seiner Zeit mit seinen Früchten wiederkehrt und diese

Früchte müſſen wir eſſen, ſeien ſie bitter oder ſüß. Vor Jahren hatte Anne Marei in jugendlichem Uebermuthe böſes Blut gemacht, und Freude daran gehabt, jetzt mußte es expreß kommen, um die reifgewordenen Früchte zu ſchütteln, und ſie ſchmeckten jetzt ſo bitter! Die Frommen zanken zuweilen ſo heftig über die Wiederbringung aller Dinge, d. h. ob die Seelen, welche ins Gericht kommen, ewig verdammt ſeien, oder ob ſie im Laufe der Ewigkeiten zur Seligkeit kommen können, wogegen als das Schlagendſte vorgebracht wurde, daß das Seligwerden unmöglich ſei, weil alsdann, wenn Alle hinein wollten, der Himmel doch zu klein wäre. Wir denken, das gehöre eben auch zu den unnützen Fragen, vor denen Paulus den Timotheus warnet. Ueberlaſſen wir in ſolchen jenſeitigen Dingen, über welche uns nichts geoffenbaret iſt, dem lieben Gott den Kummer, wie das ſchicklich und gerecht zu machen ſei, predigen aber dann um ſo ſchärfer das Dieſſeitige, was mit den Augen zu ſehen, mit den Händen zu greifen iſt, namentlich eben von Auferſtehung der vergangenen Tage und dem Wiederbringen alles ausgeſtreuten Samens. Das Reifen ſolcher Früchte fällt gewöhnlich in Zeiten, wo man nicht bloß bereits ſchwer genug zu tragen hat, ſondern wo dieſe Früchte zu Nägeln werden, mit denen die ſchwere Laſt und aufgenagelt wird, oder vernichtend mitten in Hoffnungen hinein. Das erfuhr jetzt das arme Anne Marei, als es in heftigem Zürnen fürbas ging. Es wollte heim, ohne Muth, voll Verzweiflung, wenn es das Kind nicht bei ſich hätte, es wüßte, was es machte, dachte es. Der Weg führte ihns zu einem Hauſe, wo es auch geweſen und mit der Frau zum erſten Mal zu des Herren Tiſch gegangen war. Da fiel ihm ein, es hätte gehört, der Mann ſei gar ein Weiſer und Klinger, viele Leute gingen zu ihm z'Rath, auch glaubte es, es ſei ſelbſt Geld da, denn von der Frau hatte er ein ſchönes Vermögen und war ſeiner Zeit ſehr gut zweg. Es hatte jetzt keine Augen für das magere, ſchlecht bearbeitete Land und das dünne Dach. Der Mann war daheim und die Frau hatte Freude Anne Marei wieder zu ſehen. Sie ſagte ihm, es ſei heute ſchon die zehnte Perſon, welche zu ihrem Manne begehrt, aber mit gut den Halben habe er nicht einmal reden wollen. Gar weit umher kämen die Leute, daß er ihnen helfe, weit und breit habe kein Fürſprecher einen ſolchen Zulauf. Viel trage es freilich jetzt noch nicht ab, und dabei bleibe die Arbeit zurück, entweder ſeien Leute da, oder er ſei ganze Tage fort, ja es verginge ſelten einen Tag, daß er nicht öppe us müſſe. Aber das werde Alles wieder vor ume cho, wenn er den Poſten erhalte, der ihm verheißen ſei. Er ſolle zuerſt hinauf gefördert werden, wo ſie dem Hösli nicht viel mehr nachzufragen hätten, wo er mehr als 2000 Gulden Lohn habe jährlich, für beſtimmt, alles Andere, was dazu gehöre, nicht gerechnet.

Da ginge es aber nicht bloß ihnen, ſondern Allen wohl, denn das Waſſer auf die Mühle zu reiſen, wie er, verſtehe Keiner, wunderbar gäſtimirt ſei er Land auf Land ab. Du biſt glücklich, daß du ihn allein antriffſt, ich will dir zeigen, wo er iſt, unter der Zeit mache ich ein Kaffe, aber fürchte dich nicht vor ihm, ſage deine Sache nur ganz ordeli, er iſt gar nicht hochmüthig, wenn er ſchon ſo berühmt iſt, er iſt ganz gemein mit allen Leuten, ganz wie mit Seinesgleichen, es ſteht ihm nichts beſſer an, als wenn er ſo ganz niederträchtig mit den Leuten redet.

Richtig, Anne Marei fand den Mann an einem großen Pulte, tief in tiefen Studien. Wir ſind in Verlegenheit, ſollen wir die Perſönlichkeit dieſes weiſen und klugen Mannes zeichnen, oder nicht. Wir kennen etwas mehr als ein Dutzend ſolcher Salomo oder gar Lykurge, in die der liebe Gott die

Weisheit maßweiſe geſchöpfet und die Rathgeber und Helfershelfer aller Welt ſind. Es ſind nicht die alten weiſen Bauern, die Gemeindväter, die in patriarchaliſchem Anſehen und angeſtammter Würdigkeit weiſe und kräftig den Frieden fördern, Ordnung halten, Jeden in ſeine Schranken weiſen und ſehr oft helfend einſtehen, ein arm ſchwankend Männli ſtützen, bis es ſich erholt. Dieſe ſind zwar noch da, aber ſie ſtehn im Hintergrunde und ſind ſparſam mit ihrem Rathe, ſie ſagen, im Grümpelkram der Geſetzgeberei ſeien ſie nicht bekannt, und das Verſchreiben darin oder Verirren ſei gar zu koſtbar. Die heutigen Rathgeber gehören zu den leichten Truppen Huſaren, Panduren und Voltigeurs, beſtehen aus abgeſtandenen Schulmeiſtern, verwichenen Gemeindſchreibern, manchem Bäurlein, welche lieber ihr Brot mit den Beinen verdienen, als mit den Armen, lieber laufen als arbeiten und anderen Perſonagen mehr. Sie ſind gerne in der Geſellſchaft von Rechtsgelehrten und ſchnappen nach den Broſamen von der Herren Tiſche, ſie tragen gerne ihre Anzeigen vor, oder verdienen ein klein Löhnlein, ſo gleichſam als Treibhund oder Vorläufer, aber gewöhnlich nur ein kleines, da das Beſte an Schreibgeldern die Rechtsagenten vorweg nehmen, welche als beſtellte Treiber den Fürſprechern das Wild zujagen, Jeder dem Seinen. Dieſe Winkelſchreiberlein wachſen in allen Farben, ſind lang und kurz, dick und dünn, ſtehen meiſt im mittlern Alter oder ſind ſchon drinn, haben allerlei Geſichter, doch wir ſagen aufrichtig, wie es iſt, ein hübſches haben wir unter ihnen noch keines geſehen. Einige glänzen auf allerlei Weiſe, Andere gar nicht, aber Alle reden im großen Imperativ, der leidet nicht viel und will zum Reſpekt verhelfen. Dies iſt auch das eigene Standeszeichen, andere giebt es keine, namentlich in der Kleidung nicht.

Man ſieht Kaputröcke, Fracks und halbleinene, mäuſegraue und gelbschwarze Kutten, gewöhnlich nach dem Stande, dem jedes Individuum entwachsen ist. Während wir das Obige geschrieben, haben wir uns entschlossen, die Gestalt des Mannes nicht zu beschreiben, sondern der Einbildungskraft des Lesers es zu überlassen, sich dieselbe vorzustellen nach Belieben. Wir wollen keinem dieser [illegible] Gelegenheit bieten, uns einen Prozeß anzuhängen, dagegen Jeden in einiges Bangen jagen, das Publikum könnte denken, es gehe das auf ihn und er sei gemeint. Zeichneten wir Einen, würden die Uebrigen höchst froh sein, lachen, sagen, dem geschehe es recht, er treibe es darnach, so seien sie doch noch lange nicht. Wer uns deßwegen boshaft schelten wollte, dem würden wir nicht viel dagegen haben, aber behaupten, diese Strafe sei das Mindeste, was diese Leute verdient, denn sie seien eigentliche Anstifter zum Streit, während jene alten Gemeindsväter förmliche Friedensstifter gewesen. Jener weise Mann ließ Anne Marei eine geraume Zeit stehen, ohne von ihm Notiz zu nehmen, endlich frug er barsch: was hättisch welle? Nun trug Anne Marei seinen Handel beim Suchen von Geld und nicht von Rath an. Sie hätten Geld nöthig, und hätten es eigentlich, sie könnten es aber nur nicht kriegen, und bis sie es hätten, müßten sie geliehen bekommen, wenn sie nicht um Alles kommen wollten, aber es sei ihnen nur verhalten, der Mann sei bei allen Herren in Bern gewesen, hätte aber statt Geld bloß böse Worte erhalten. Es geschah ihm recht, schaltete der Mann ein, nur schade, daß sie ihm nicht noch geprügelt, warum thut noch Einer einem die Ehre an und begehrt was von ihnen. He, ja, sagte Anne Marei, es wird so sein, aber geprügelt thaten sie ihn doch nicht, dagegen mußte er viel Geld verthun, weil der, welcher bei ihm war, nur trinken und tanzen wollte, es stellte mir die Haare z'Berg, als ich es hörte. Da sagte ich, ich wolle schon Geld finden und ging zu alten Meiſterleuten, wo ich dachte, da ſei nicht nein. Aber, du mein Gott, wie ging es mir! Da war nirgends Geld für mich, mit leeren Händen konnte ich abziehen, und ſchnöde Worte erhielt ich noch zTrinkgeld. Es iſt nirgends ein Herz mehr für arme Leute, o, warum ſchlägt man uns nicht Alle todt! Da kam ich ungſinnet an dein Haus, und mußte denken, wenn Einer, ſo helfeſt du mir, du wareſt immer ein guter Mann und treu diente ich euch, du kannſt uns helfen, und dafür wollte ich angehalten haben, fry d'r Gottswille.

Das war begreiflich keine Rede, welche unſerem Mannli wohl gefiel, verkehrter hätte es Anne Marei nicht anfangen können. Helfen mit Geld, war nicht ſeine Sache, das ging ihm über Wollen und Vermögen, eher hätte er zu Geld helfen können, wenn großer Profit ſichtlich im Vordergrund gelegen wäre, aber ſo war es hier nicht. Hier hatten bereits drei erfahrne Jäger das geängſtigte Wild umſtellt, es mußte ihnen zur Beute fallen, wenn nicht Jemand feſt und kräftig, mit Rath und That ihm half. Zu ſolcher Hülfe hatte unſer Mannli weder Macht noch Anlage, er wußte von Mitleid nichts. Wer unter Schein Rechtens zu plündern war und in kundige Hände fiel, den nicht zu plündern, wäre ja dumm, wofür kennte man die Geſetz und verſtände mehr als andere Leute, das war ſeine Anſicht. Dazu wußte er die Drei ſich weit überlegen und hätte ſie um kein Lieb zu Feinden machen mögen. Wohl gerne hätte er den Biſſen mit ihnen getheilt, auch mit Broſamen von der Herren Tiſche vorlieb genommen, aber er ſah, daß der Handel zu weit vorgeſchritten ſei, als daß ſie noch einen Mitfreſſer neben ſich geduldet hätten, ſie brauchten nur zuzuſchnappen, und zwiſchen den Zähnen hatten ſie die Beute.

Ja, ſagte er, das wäre kommod, wenn es nichts mangelte, als zu ſagen, gieb mir, ich muß Geld haben. Es käme einigen Leuten wohl, wenn dieſer Brauch aufkäme, er ließ ſich ihn auch gefallen, denn er habe nichts zu geben, aber viel könnte er brauchen. Und meinſt denn eigentlich, wenn ich Geld hätte, ich hätte es, um es zum Fenſter hinauszuwerfen, uf d'Gaß? Auf Anne Mareis Betheuerungen, daß er nichts an ihnen verlieren ſollte, daß ſie ihn bei Heller und Pfennig bezahlen wollten, lachte er. Du dumme Frau, könne wär gut, es hätte ſchon Mancher gezahlt, aber für zzahle muß man Geld haben und das hat ihnen gefehlt. Begreifſt, Frau? Es hätte nicht geglaubt, daß er ihm dieſen Beſcheid geben würde, ſagte Anne Marei, ſeine Frau habe doch geſagt, wie er allen Leuten rathen und helfen könne, und es wiſſe wohl, daß, wenn es Jemanden Ernſt wäre, ihnen zu helfen, ihnen geholfen werden könnte, aber es ſehe wohl, es ſei Alles unter einer Decke, und die Leute, wo noch einen guten Blutstropfen im Leibe hätten, ſeien rar geworden. Das war auch geſtochen und ging richtig ins Fleiſch, der Mann begehrte ſchrecklich auf. Leute, halbwitzig wie ſie, ſollte man von rechtswegen Alle todt ſchlagen und mit ihnen die Fiſche füttern. Erſt thäten ſie, als ob ſie Alles verſtünden, alle Weisheit allein gefreſſen hätten, machten die dümmſten Sachen, und wenn man ihnen wehren und rathen wollte, thäten ſie einem wüſt ſagen und vorwerfen, man gönne ihnen dieſes Glück nicht. Und wenn es gehe, wie man es voraus gewußt, ſo ſollten Alle daran ſchuld ſein und müßten verflucht ſein, daß härter nichts nützte. Da wolle er nicht noch ſeine Finger an der Sache verbrennen, da ſei Alles verloren, das Jahr hörten ſie nicht mehr ausläuten auf dem Höfli, darauf ſollten ſie zählen. Das Einzige, was noch zu machen wäre, dazu ſei es zu dumm, und er könnte daran nicht bloß die Finger, ſondern die ganze Hand verbrennen, obſchon es eine einfältige Sache ſei. Es ſolle auf die Seite machen zu rechter Zeit, ſo viel möglich, man habe Beiſpiele, daß Einer drei ſtarke Fuder gerettet hätte. Freilich hätte da Alles geholfen, vom Maſſaverwalter weg bis zoberſt uſe. Da ſei aber der Mann ein Schlaukopf geweſen und ein guter Kamerad, und die Frau auch darnach, und der Maſſaverwalter habe ſich da noch eine Ehre daraus gemacht, Allen zu helfen, nur den Gläubigern nicht. Wenn du es darnach vernimmſt, daß du Allen anſtändig biſt, ſo kannſt Alles machen, wo aber nicht, ſo nimm dich in Acht, giebt es dich, ſo nimmt man dich, da rechne nicht auf Gnad. Das iſt das Einzige, wo zu machen iſt, und ich will es dir nicht einmal gerathen haben, du haſt mit Leuten zu thun, wo an mehr als an einem Auge ſehen, und die Leute genug an der Hand haben, welche Alles verrathen. So, jetzt geh, laß mich ruhig, ich habe heute noch mehr zu thun, als einer halbſturmen Frau abzloſe. Da hatte Anne Marei ſeinen Beſcheid, derſelbe füllte ihm das Herz mit Zorn und Jammer. Seiner alten Freundin, welche ihm im Hochgefühl des Beſitzes eines ſolchen Mannes ſagte: Gell, das iſt Einer! antwortete es: Ja, ja, das iſt Einer, Einer von den Rechten, Einer von denen, die, wenn man am Ertrinken iſt, einem den Kopf noch recht unterdrücke, daß man ja nicht etwa davon komme. Leb wohl, und habe Freude an deinem Mann, aber lue, daß ihn der Schinder nicht nimmt, oder gar noch ein Anderer. Jetzt hatte Anne Marei Zeit zu gehen, und es ging mit langen Schritten, daß das Kind hinter ihm her lief, heulend, Mutter wart, Mutter wart, ich mag nicht nach! und es war wieder gut, daß das Kind bei ihm war, wer weiß ſonſt, was der Zorn mit ihm gemacht. O, wäre ich doch d'r Tuſig Gottswille daheim geblieben, oder umgekehrt, als die wüſte Frau mir begegnete. O, daß man doch nicht nach dem Glauben lebt! das iſt ja mein Unglücksvogel, der mir allemal begegnen muß, wenn es ein Unglück giebt, oder wenn wir eins hatten. Ja, ja, wem es angethan iſt, dem iſt es angethan, und was einem geordnet iſt, darein muß man ſich ſchicken, und ſoll ich mich hängen, muß ich mich hängen, wenn ſchon i ds Waſſer ſpringen mir anſtändiger wär und ringer ging.

Sechszehntes Capitel.

Von verſchiedenen Gemüthsſtimmungen, und wie Hans Joggi zu Erfahrungen kömmt.

So hatte nun auch Anne Marei erfahren, was Geldſuchen heißt und was man auch bei Bauern erfahren kann. So war es nicht immer, aber ſo muß es werden, wenn das Vertrauen des Menſchen zum Menſchen erſchüttert wird, ſo bald das Eigenthum, ſei es in welcher Geſtalt es wolle, in Frage geſtellt wird, ſo bald vor lauter Recht kein Recht mehr iſt, vor lauter Kniffen kein Erbarmen. Die Unglücklichen, welche ohne Schuld dieſe Zuſtände büßen müſſen, begreifen zumeiſt die Urſachen nicht, begreifen bloß, daß Die und Jene Geld hätten, welches ihnen aus der Noth helfen könnte, und es nicht hergeben wollen, und weil ſie den guten Willen hätten, es wieder zu geben, ſo begreifen ſie die Gefahr nicht, in welche das Geld in ihren Händen kömmt, nehmen die Weigerung als Unbarmherzigkeit, als abſichtliche Bosheit gegen ihres Gleichen, um ſie nicht aufkommen zu laſſen, auf, vergelten mit Haß und Rachgier, und, recht bearbeitet von denen, welche die eigentlichen Urheber ihres Unglücks ſind, geben ſie die beſten Hunde ab, ins Fleiſch der Geldbeſitzenden und Geldverweigerer zu ſetzen. Dä Donner iſt auch Schad an meinem Elend, der hätte mir helfen können, aber er hätte es bei Leib und Seele nicht gethan, und doch hätte er wohl gewußt, daß ich es ihm hätte wollen wieder geben. Wart der aber nur, die Zeit wird ſchon noch kommen, wo ich es ihm eintreibe, wo er nach Gott ſchreit, und Niemand ihm hilft! Das ſind fürchterliche, ja fürchterlich ungerechte Worte, aber wer wird ſie denen verargen, denen der Jammer und die Angſt und die Liebe zu den Kindern ſie auspreſſen, denen aber werden ſie wohl mit glühenden Buchſtaben auf Rechnung geſchrieben werden, welche die Armen mit Vorbedacht in dieſen Jammer geſtoßen, die mit teufliſchem Behagen den Haß geweckt und die Rachgier genährt, ſie ſind die brennende Lunte an der geladenen Kanone, die düpft, wenn der Schuß entſcheidend ſcheint. Es iſt ein wahrhaft verfluchtes Treiben, es werden mit einem Stein zwei Würfe gethan und wie mit gefällten Eichen oder Tannen, die man erſt ſchindet und ſie dann als Feuerſtoff braucht, um das Feuer anzuzünden und zu nähren, in deſſen Flammen man ſich ſelbſt eine glänzende Exiſtenz erbauen will, ſo iſt das Treiben der Höllenkinder, die da ſagen, ſie ſelbſt ſeien Gott, ſonſt ſei Keiner mehr, ihr Treiben einzig vernünftig, Gott würdig. Wahrlich, ein göttlich Treiben! Wahrlich iſt Gott langmüthig, ſonſt würden ſeine Blitze fahren in jedes Maul, das alſo ſpricht.

Abgeſehen von der leiblichen Noth, dem äußern Elend, denke man ſich doch die innere Pein, die Seelenangſt, in welcher ſolche Menſchen herumgewälzt werden, und zwar mit ſchauderhaftem Behagen, ſo recht wohllüſtig, gerade wie böſe Buben, welche einem Käfer Glied um Glied ausreißen und zuletzt noch ihre Bürgerluſt am zuckenden Rumpfe haben.

Anne Marei kam heim, faſt wie ſturm, ſeufzte, ſah gen Himmel, legte die Hand auf die Bruſt, als ob es ein gehetztes Wild, keinen Athem mehr hätte, ſagte höchſtens: O, wer doch ſterben könnte — ſterben! Hans Joggi vernahm nur durch das Kind, was vorgegangen war. Daſſelbe war geſcheut, und wie die meiſten Kinder ſolcher Eltern, eingeweiht in ihre Lage, daher war ihm einiges Verſtändniß der Verhandlungen möglich und zu dem, was es hörte, rechnete es das Weinen der Frau, das laute Reden und die finſtern Geſichter der Männer nach der Angſt, welche es davor empfand, doppelt und färbte darnach ſeinen Bericht. O Aetti, du glaubſt nicht, was ſie geſagt und wie ſie gethan, o Aetti, wenn doch du dabei geweſen wäreſt, denen hätteſt du den Marſch gemacht! Hans Joggi kam der Brand in Kopf. Ja, ja, helfen können ſie nicht, aber wüſtſagen wohl, das geht ring und koſtet nichts, das iſt Weltbrauch worden. Aber das wird wohl anders zmache ſy, ſonſt ghey de d' Sach, wo ſi well. Anne Marei war unheimlich ſtill, ſchnüpfte zuweilen trockenen Auges, faſt als ob es das Gluri hätte. Deſto lebendiger redeten die ältern Kinder drein, die an allen Arbeiten theilnehmend, eine Art Antheil haben am Geſchäft, und unbewußt ſich für berechtigt hielten, ein Wort zur Sach zu reden. Sie waren der Meinung, ſo könne man es nicht gehen laſſen, vor Allem müſſe man zErnſtem darhinter, das Geld einzutreiben, welches man einzuziehen habe. Es ſei ſchon lange, daß der Vater nicht beim Agent geweſen, der werde etwas Geld wohl haben, und der müſſe füre mit, ſonſt müſſe er verklagt ſein. Der Vater war zäh, und es koſtete viel, bis er zu einem Schritt über ſeine Marchen zu bringen war, aber die Kinder waren noch zäher, ihnen war der ſchöne Hof ans Herz gewachſen, eine Luſt war es ihnen, daran zu ſchaffen, ſie rechneten ſo gut als der Vater, wie viel Korn, wie viel Erdäpfel u. ſ. w. ſie machen würden. Sie betrachteten ſich als Bauernſöhne, die, wenn es gut gehe, in einigen Jahren ſo viel Geld in der Taſche hätten, als die meiſten Andern, und zu Kilt könnten zu den meiſten Bauerntöchtern im Lande, denn, wenn ſie auch noch nicht die Reichſten ſeien, werde man doch ſagen müſſen: bſunderbar werkbar ſeien ſie und hündlich, mit denen könne ein recht Meitſchi glücklich ſein, und brauche nicht zu denken, die brächten ſeine Sache durch, und mit denen müßte es einmal auf die Gaſſe, mit ſo Einem könne es ſicher ſein, nicht bloß bei der Sache zu bleiben, ſondern ſogar zu einem ſchönen Vermögen zu kommen. Die guten Burſche wußten noch nichts davon, wie nach und nach ein neuer Weltlauf ſich einſchleicht und zwar einer der ſchlimmſten, denn ein großes Laſter iſt die Arbeitsſcheu und ein eben ſo großes Laſter iſt die Sucht, recht gut zu haben, ehe man etwas verdient. Eins und Eins machen zwei Laſter und dieſe Laſter ſind immer beiſammen. Die Fragen haben ſich allmählig anders geſtellt, namentlich ſeit der Entſtehung und Ueberhandnahme der Sekundar-Schulen und des Halbherrenthums, mit ihnen iſt die Scheu vor der Arbeit eingeriſſen und damit ein unzuberechnendes Unglück geſchehen, ein eigentlicher Landesſchaden entſtanden. In früheren Zeiten ſchon fanden ſich immer einige mißrathene Exemplare aus dem Bauernſtande, ſowohl weiblichen als männlichen Geſchlechtes, die das Großthun im Nichtarbeiten ſuchten, aber ſie waren Exempel zum Abſchrecken; jetzt hat dieſe Sorte anziehende Kraft, ſie liefert Exempel zum Nachahmen. Früher beſtund dieſe Claſſe zumeiſt aus verdorbenen Weltſchland-Kindern, Kindern, welche in der Zeit, wo das Leben den Menſchen zu faſſen beginnt, wo er ſich eigentlich machen ſoll, dem gewohnten Leben entriſſen, ins Weltſchland gethan wurden. Die Arbeit hörte ihnen von da an auf, wenigſtens die Arbeit, welcher ſie bisher gewohnt waren und bei der ſie einſt ihr Leben zubringen ſollten. Sie lernten weltſch, lernten wirthen, metzgen, krämern und nebenbei ſaufen, den Herrn ſpielen, oder lernten brodiren und Krälliarbeiten machen, gewöhnlich plump genug, um einander damit todtſchlagen zu können. Kamen ſie nach einem Jahr, höchſtens zweien, heim, waren Viele zu andern Menſchen geworden, das Arbeiten wollte nicht mehr gehen, die Buben waren Schlingel, oder affektirten Schlingel zu ſein, bis ſie es wirklich wurden, die Mädchen thaten zimpfer und vertrugen Rechen und Hauenſtiele nicht mehr und ſagten, merci bien, ſo ſtreng ſie konnten. Aber wie geſagt, es waren nur einzelne Exemplare, auf die man mit Fingern zeigte. Jetzt aber iſt es, leider Gott, anders, um Arbeitsſcheu zu werden, braucht man nicht ins Weltſchland zu gehen, man wird es hier im Herz des Landes. Zur Arbeit halten Viele ihre Kinder nicht mehr von Jugend auf, man ſchickt ſie in Sekundarſchulen und Sekundarſchüler arbeiten in der Regel ſchon nicht mehr, beginnen den Bauernſtand mit verächtlichen Augen, Bauern für halbe Menſchen anzuſehen: ume Bure, ume e dumme Bur hört man aus dem Munde von Schulmeiſtern und Schülern, und vor der Bauernarbeit ſchüttelt man ſich, als ob man das kalte Fieber hätte, ſieht das Schreiberthum für eine Herrlichkeit, den Handelsſtand für einen Schleck an. Wer nicht ſo hoch ſtreben kann, denkt wenigſtens an Metzger oder Beck, aber Alle haben den goldenen Traum in dunkler Zukunft, es zu einem guten Poſten, vielleicht gar auf einen grünen Seſſel zu bringen.

Das hat auch viele Bauerntöchter angeſteckt, es ekelt ihnen ab Bauernſöhnen, ſie ſagen wohl, ein Hund habe es beſſer als ſo eine Bäurin, welche auf dem Hofe der Schuhwiſch ſei und alle Tage die Erſte und die Letzte ſein müſſe. Sie laufen lieber halbhungrigen Schreibern nach, oder ungelehrten Lehrern, oder Wirthen und Krämern auf dem dürren Aſt, die wenigſtens Schatten haben den ganzen Tag. Sie ſind Thoren, wie Eſau, tauſchen ihr Erſtgeburtsrecht an ein

Linſengericht, ziehen ein nöthiges, müßiggängeriſches Leben dem ehrenfeſten ſoliden Bauernſtande vor, Batzen um Batzen erjagtes, oft erſtohlenes Geld, einem ehrenwerthen Vermögen, und wenn ſie einmal Kinder kriegen, putzen ſie dieſelben heraus, als wenn es weſtindiſche Affen wären, und erziehen ſie, daß Gott erbarm, zu vollendeten Schlingeln und Schlingelinnen, Taugenichtſen und Taugenichtſinnen, ſämmtlich Futter für den Teufel, für die er auch nicht umherzugehen braucht und ſuchen muß, ſie zu verſchlingen, ſondern die ſich ihm ſchaarenweiſe ins Maul ſtürzen, wie die Häringe dem Wall- oder andern Fiſchen. Dieſer einreißende Sinn für ein faules Leben, das man ſchrecklicherweiſe ein Herrenleben nennt, dieſe furchtbare Arbeitsſcheu, das ſind ſchauerliche Volkskrankheiten, Krebsſchäden im Volksleben, die bald den ganzen Körper bedecken, ſie verbreiten ſich von Oben, ſie ſteigen von unten auf, ſie niſten ſich in den Mittelklaſſen ein, ſie breiten ſich aus, wie der Krebs im Geſicht, bis Bettelei überall iſt, ein Bettlerbrei das ganze Volk. Wer nicht arbeiten will, ſoll auch nicht eſſen, wird ſich auf ſchreckliche Weiſe erwahren, und Hunger, Hunger, Hunger die Plage ſein, welche Gott über die Menſchheit ſendet, eine Plage, welche nicht aufhören wird, bis man endlich wieder arbeitet oder bis die Menſchen ſich gegenſeitig aufgefreſſen haben, bis an Einen, der halb angefreſſen irgendwo liegen blieb und einige Stunden länger leben wird, als die Andern.

Ja, allerdings iſt an der wuchernden Armuth, an der einer Lawine gleich anwachſenden Vagabunderei, die Arbeitsſcheu, die Faulheit ſchuld, welche bald der der Malayen und Indianer gleich kommen wird, aber dieſe Arbeitsſcheu, dieſe Faulheit ſind nicht eigentlich der Armuth entſproſſen und haben ſich da abgelagert, ſie ſtammen von oben herab, ſie wurden gemäſtet von falſcher Humanität, ſind die Hauptpflanzen im Sumpfe der Zeit, ſind die Lieblingskinder des Zeitgeiſtes. Hans Joggis arme Buben waren daher weit, weit hinter der Zeit zurück mit ihren Hoffnungen, als werchbare Bauernſöhne vermögliche, tüchtige Bauerntöchtern zu erhalten, die Meiſten hätten jeden halbhungerigen Schreiber ihnen vorgezogen, ſie wußten es aber nicht, hingen am Beſitzthum mit aller Innigkeit und ließen nicht nach mit Einreden, bis Hans Joggi endlich noch einen Gang verſprach zum Strichlibub oder Kumidanten, um nach ſeinem eigenen Gelde zu ſehen, denn hatte er dieſes, konnte er ſich kehren. Er machte ſich alſo gleich an einem der folgenden Tage auf, denn Verzug war keiner mehr möglich, nachdem die Kinder verſprochen hatten, das Müetti gut zu verwachen, damit es nichts Lätzes mache. Hans Joggi fand den Kumidanten nicht daheim, er ſei ins Schloß gegangen und habe Erſcheinungen vor dem Richter, dort finde er ihn, ſagte man ihm. Hans Joggi machte mit eilenden Beinen ſich auf, das ſei gut, dachte er, habe der ihm das Geld nicht eingetrieben, ſo gebe er gleich zum Regieriger und verklage ihn, er welle einmal ſehen, ob Gerechtigkeit im Lande ſei, der müſſe ihm das Geld ſchießen, habe er es ihm nicht zu rechter Zeit eingetrieben. Es wäre doch vor Gott und Menſchen nicht recht, wenn er vergeltstagen ſollte und hätte doch ſo viel einzuziehen, bloß weil ein Agent etwas muthwillig verſäumt habe. Ach, der gute Hans Joggi, es iſt Manches vor Gott und Menſchen nicht recht und geſchieht doch auf Erden! Neben dem Schloſſe war ein Wirthshaus, dort hörte er, der Kumidant ſei vor Gericht, er eſſe aber hier zu Mittag, werde wahrſcheinlich bald kommen. Nun, Hans Joggi war müde, hungrig und durſtig, etwas müſſe er brauchen und jetzt ſchicke es ſich am beſten, an einem Teller Suppe ſich zu ſtärken, dachte er. Eine ganze Schwadron Rechtsgelehrter, von allen Claſſen, war dabei geſchwärmt und wurde immer noch verſtärkt durch Solche, welche die durſtige Leber hin trieb, noch ehe das Gericht ſeine Sitzung beendigt hatte. Einer derſelben wollte alsbald abreiſen, ohne das Mittageſſen zu erwarten und befahl anzuſpannen.

Was, fort willſt vor dem Eſſen? Das thuſt nicht, mußt bleiben bis nachher, ſagte ein Anderer, raſch hinzutretend. Meinſt, ich ſollte wieder 50 oder 100 Thaler da laſſen? Habe keine Luſt dazu, machtet es mir das letzte Mal zu gut, zudem muß ich heim, um fünfe längſtens muß ich heim ſein. Rupfet dießmal einen Andern, es ſind noch Einige da, wo es ſich wohl der Mühe lohnt, wurde erwiedert.. Es iſt mir nicht wegen dem, ſondern ich muß deine Unterſchrift haben, unter einen Akt, der noch nicht fertig iſt, und da mußt du mir warten, ich zahle dir das Mittageſſen, ſagte der Hinzugetretene. Wegen dem warte ich dir nicht, antwortete der Andere. Es ſind noch Mehrere da, deren Unterſchrift ſo gut als die meine iſt, ſie geben ſie dir ohne Mittageſſen, ich muß heim, kann nicht warten. Der Zweite aber ſetzte nicht ab, verſprach noch eine oder zwei Flaſchen extra, bis ſich endlich um dieſen Preis der Erſte bewegen ließ zu warten und ſeine Unterſchrift unter den Akt zu ſetzen. Es giebt nämlich Rechtsſchriften, welche nicht durch Rechtsagenten können unterſchrieben werden und Erſcheinungen, welche dieſe nicht machen können, wo ein Fürſprecher einſtehen muß. Aber warum willſt du denn expreß nur meine Unterſchrift, frug nach geſchloſſenem Handel der Erſte. Wahrſcheinlich hoffte er, ſein Kamerad werde ihm ſagen, dieſelbe habe das meiſte Gewicht, werde den Richtern ſehr imponiren, den Handel halb gewinnen. Der Andere aber ſagte lachend: Biſt e Narr und dumm dazu, begreifſt denn nicht, daß ich bei den Andern bloß 2, höchſtens 3 Stunden Reiſe berechnen und bloß für dieſe Zeit das Reiſegeld beziehen kann, bei dir kann ich wenigſtens 7 Stunden berechnen, 4 Stunden mehr.

macht hin und her 8 Stunden, ja, Freund, das macht ein item, es ſchöns Taglöhnli, verbeſſert den Tarif beträchtlich. Wenn man das nicht verſtünde, wovon wollte man leben, begreifſt? Das iſt gut angegeben, lachte der Erſte, wäre mir nicht einmal in Sinn gekommen. Ja, man iſt nirgends dümmer, als in der Stadt, das weiß man ſchon lange, antwortete der Andere. Aber was hilft es dir, ſagte der Erſte, brauche Künſte ſo viel du willſt, ſo moderirt dir entweder der Hund von Richter bis aufs Halbe die Koſtensnote, oder der Klient zahlt dich nicht, mußt am Ende umſonſt Mühe gehabt haben und noch das ausgelegte Geld verlieren. Es iſt keine Sache, gegen die man etwas gut iſt. Man läßt ſich von ſeinem Klienten eine Obligation ausſtellen, zahlbar auf 2 bis 3 Jahre, und ſieht dazu, daß ſie gut iſt, oder läßt ſich etwas abtreten, ſo daß ſich ein braver Prozeß darum führen läßt, und prozedirt dann herzhaft zu, bis man denkt, es ſei Zeit abzuſchließen, wenn es ein gut Geſchäft bleiben ſolle. Verlieren wir, ſo haben wir die Koſten in Händen ohne Koſtensnote, gewinnen wir, deſto beſſer, dann können wir an zwei Kühen fangen. Begreifſt? Gab der Zweite dem Erſten Aufſchluß.

Hans Joggi ſaß in der äußern Stube an der Bretterwand, welche das innere Zimmer von derſelben ſchied, wo man ſich ſeiner nicht achtete, während er jedes Wort verſtund. Ihn lächerten dieſe Belehrungen nicht, wie die da innen, ſie ſchnürten ihm den Hals zuſammen und trieben ihm die Augen aus dem Kopfe, als ob er das Halstuch zu eng geſchnürt. Das iſt eine Zuverſicht, da iſt man ja verrathen und verkauft, da fiele man ja zehnmal ringer in Philiſterhände als in dieſe, da wird man ja nicht bloß beſtohlen und geplündert, ſondern geſchunden. Jetzt gut Nacht, jetzt weiß ich, wie es mir gehen wird. O, die armen Kinder!

Iſt dann kein Gott mehr im Himmel? Endlich kam der Kumidant ganz hell auf. Ob er gewonnen oder verloren, wiſſen wir nicht, aber jedenfalls hatte er gute Geſchäfte, viel Geld gemacht, und das iſt ja die Hauptſache bei den Kindern der Welt. Hans Joggi ging ihn alsbald an mit dem Anſuchen, er möchte ihm doch endlich ſein Geld geben oder ihm ungeſäumt dazu verhelfen, er hätte es übel nöthig. Wohl da kam er ſchön an. Kein alter Landvogt hätte ihn ſo anfahren können, als wie einen Hund, der Kumidant war drauf und dran, Hand an Hans Joggi zu legen und ihn aus der Thüre zu werfen. Er wollte ſeinen Kameraden ſeine Manieren zeigen, und was er ſich erlauben dürfe gegen das dumme Volk. Wenn er ihm noch einmal ſo komme, ſo wolle er ihn fliegen lehren, wenn er ſchon keine Federn hätte. Da ſollte man meinen, er hätte Geld hinter ſich für ihn, ſo wie er ihm komme und ſo laſſe er ſich nicht verdächtigen, er wolle ihm zeigen, wer dem Andern ſchuldig ſei. Er wüßte nicht, woher er Geld für ihn hinter ſich haben könnte? Hans Joggi habe ihm freilich einen Hudel übergeben, aber wo nichts ſei, habe ſelbſt der Kaiſer das Recht verloren, er ſolle nun ſelbſt geben und Geld füre machen, wenn er könne. Er habe gethan, was möglich, aber mehr als möglich und mehr als recht, könne er nicht thun. Als er geglaubt, er habe den Schuldner auf der Gabel, ſchlage dieſer ihm Recht dar, weil er beweiſen wolle, Hans Joggi habe ihn betrogen und angelogen. Da habe er ihn ins Recht faſſen wollen und nun ſei ihm mit Güterabtretung gedroht und dieſer halbers ſchon angerufen worden. Solle man jetzt mit einem ſolchen prozediren und ſein gut Geld dem ſchlechten nachwerfen? Da wäre man ja dumm, wenigſtens ich möchte es nicht machen, fuhr der Kumidant fort, daneben, wenn du es machen willſt, ſo iſts mir recht, du kannſt die Schriften holen wann du willſt und mich bezahlen, kannſt dann ſelbſt ſehen, ob du fahren magſt oder nicht, keinen Kreuzer kriegſt wieder. Das wär kurios, ſagte Hans Joggi mit wenig Athem, es iſt ja unterpfändlich verhaftet mit Brief und Siegel. Nicht einen Kreuzer, hörſt, ſagte der Kumidant. Du haſt dein Geld zhinderſt darauf und das Heimetbli giltet bei weitem nicht, um was es verhaftet iſt, dein Geld nicht gerechnet.

Daran biſt ſelbſten ſchuld, warum verkaufteſt du d's Halbe zthür, wenn du nicht ein Lappi wäreſt, ſo hätte es dir zSinn kommen können, er thäte nicht ſo viel verſprechen, wenn er im Sinn hätte zu bezahlen. So geſchieht es dir ganz recht, es wäre läz, wenn du einen Kreuzer bekämeſt. Es gab einen wüſten Zank, wo Hans Joggi dem Kumidanten auch ſagte, was ihn gut dünkte, namentlich von Beſtechung, und wenn die nicht geweſen, und der Handel zu rechter Zeit in die Hand genommen worden wäre, er nicht in ſolchem Unglück wäre, aber er ſehe jetzt wohl, wie Alles ein abgekartet Spiel ſei, und ſie nur da ſeien, um armen Leuten es zu machen, wie die Spinnen den Fliegen. Der Handel endigte mit dem Herauswerfen von Hans Joggi. Wenn der nicht ſo weit außen wäre, ſondern man ſich an ihm erholen könnte, wollte man es ihm anders zeigen, nebenbei ſei es aber auch beſſer, ſolche Dinge nicht zu rühren, es ſtinke ohnehin leicht ungſinnet in der Fechtſchule, ward man räthig. Jetzt alſo wußte Hans Joggi, woran er war, es war ausgemacht und fertig. Klagen! was ſollte er klagen, hat doch ſo ein Herr Rechtsgelehrter und dazu noch Kumidant, hundert Ausreden ſtatt einer, klagen wozu, war ſein Geld doch verloren, jetzt ſein Schuldner ein Bettler ſo gut als er? Eins kam ihm noch in Sinn und das war viel für Hans Joggi. Er wollte hingehen und ſich ſelbſt vom Zuſtande ſeines Schuldners überzeugen, denn es hatte, was er wußte, ja nur der Strichli-Kumidant geſagt und von dieſem war die Redensart der Leute bekannt genug: nume er hets gſeyt. Der Umweg war nicht groß, in Zorn und Bangen ſchlug er ihn alsbald ein. Die Sache war leider nur zu wahr, von einem alten Bekannten erfuhr er, wie ſein Nachfolger alle Laſter eines herabgekommenen Bauers an ſich gehabt und die Frau deſſen getreues Ebenbild geweſen. Wahr ſei es, das Heimeth ſei theuer geweſen, aber wenn ſie fort gefahren hätten, wie Hans Joggis angefangen, ſo hätten ſie ſich bis zu beſſern Zeiten leicht durchſchlagen können. Aber wie ſie im Brauchen kein Maaß gehabt, ſei auch ihre Faulheit grenzenlos geweſen. Sie hätten in einer Woche mehr aus dem Wirthshaus holen laſſen oder darin verbraucht, als Hans Joggis in einem ganzen Jahr, ſeien nie einen Tritt raſcher gegangen, wenn ſie damit auch tauſend Garben hätten retten können, ſeien immer ein ganzes Werk hinten drein geweſen, keine Hand voll guten Futters hätten ſie eingemacht, ein Stück Vieh nach dem andern ſei ihnen daher gefallen und der Hanf auf dem Acker verfaulet.

Sie hätten nie mehr gearbeitet, als in der letzten Zeit, wo es an ein Verflöcken gegangen ſei, da hätten ſie gruſam Fleiß gehabt und ganz ſchamlos am heiter hellen Tag hätten ſie Sachen fortgeſchleppt, ſie verkauft, wie ſie konnten und mochten, oft nicht ums halbe Geld. Dabei ſei es geweſen, als ſähe es Niemand, als thue Jeder die Augen zu, um es nicht ſehen zu müſſen. Nicht, daß ſie den Leuten lieb waren, aber man fürchtete ſie, und wegen auswärtigen Gläubigern, die einem nicht wohl, nicht weh machen konnten, wollte man ſich nicht der Rache des Schuldners ausſetzen. Ja, halbers gönnte man den Fremden noch ihre Verlürſte, beſonders, wenn man etwas ums halbe Geld kaufen konnte, oder gar geſchenkt bekam. Der Mann und ſeine Frau hatten wenig davon, als die Freude zu ſehen, daß das Geld nicht dahin komme, wohin es von Rechtswegen gehört hätte. Du kannſt gehn und ſehen, wie es ausſieht, du findeſt nichts als eine leere Kräze, kaum für hundert Batzen Sachen werden mehr darin ſein und das Ganze giltet nicht das Halbe, das es ſie gekoſtet. Sie gehörten Beide ins Zuchthaus, aber geſchehen wird ihnen nichts, und klagte man hundertmal gegen ſie, ſo würden ſie hundertmal losgelaſſen, oder thäten hundert Eide aufeinander, ſie wären unſchuldig, wie das Kind im Mutterleibe. So lautete der Bericht. Jetzt wußte Hans Joggi, daß er zu Grunde gerichtet ſei, ärmer ſei als noch nie. Es war auch einmal eine Zeit, wo er nichts hatte, aber damals war er um viele Jahre reicher, die jetzt verbraucht waren, damals hatte er guten Glauben, er komme vorwärts mit Fleiß und Arbeit, damals hatte er Knochen, die nie müde wurden, damals wußte er noch nicht, wie ſchön es ſei, Eigenthum zu beſitzen, Bauer zu ſein, er hatte noch nichts verloren, ſondern Alles zu gewinnen. Jetzt waren Jahre und Kräfte dahin, er war müde und ſonſt hatte er nichts, an ihm wurde verloren und er trug den Makel, um ſeine Sache gekommen zu ſein, Andere verlürſtig gemacht zu haben und das Alles bei Fleiß und Sparſamkeit, ohne beſondere Unglücksfälle, bloß muthwillig, und weil Niemand gegen den Muthwillen ihn ſchützen wollte. Er war nicht einmal in Juden Hände gefallen, denn vor denen hatte er ſich immer gehütet, weil in ſeiner Gegend Alle, welche mit Juden handelten, verdächtig wurden, als ſtünden ſie ſchlecht oder würden bald ſchlecht ſtehen. Nein, es waren lauter Chriſten, die ihn umgaben, wie Hunde das gehetzte Wild, aber was für Chriſten? o Gott! Lauter Chriſten, die dem Teufel ab dem Karren gefallen ſchienen.

Siebenzehntes Capitel.

Von menſchlicher Angſt und Gottes Hut.

Jn ihm war es ſchwarz, in der Finſterniß kochte es, es war die Rache, glühende Blitze zuckten durch die Nacht, Gedanken, blutig oder feurig, es war eine ſchreckliche Gewitternacht, wie ſie nicht alle Menſchen erleben in ihrer Seele Gründen. Sie entſtehen in der Regel bloß in den Seelen derer, die mißhandelt werden von ihren Mitmenſchen und für Treue und Fleiß mit Verrath und Verderben gelohnt werden, da tanzen Mord und Brand ihre furchtbaren Reigen, das ſind die Nächte, wo der Teufel am meiſten Seelen angelt, wie überhaupt in gewitterhaften Zeiten das ergiebigſte Fiſchen iſt. Rachgier iſt in der thieriſchen Natur eingeerbet, je kräftiger die Creatur, deſto heftiger die Gier, die rührt ſich in allem Fleiſch, ſchwer iſts dem Menſchen, ſie zu dämpfen, zu überwinden, ſchwer iſts dem erleuchteten Chriſten, ſieben Mal ſiebenzig Male zu vergeben in einem Tage, ſchwerer noch, Alles zu vergeſſen, als wäre es nie geweſen, niemals es wieder aufzurucken. Man denke ſich den zähen, keineswegs durchgebildeten Chriſten Hans Joggi, an dem die Menſchheit ſo große Unbill verübt, wie das in ihm gähren mußte und was in ihm ſich regen. Häuſer anzünden war ihm zu wenig, ſich morden mit Weib und Kinder, ſchien ihm ziemlich genügend, das mußte die Betreffenden brennen im Gewiſſen, gab zu reden, mußte viele Augen öffnen, da werde dann endlich noch Mancher Erbarmen mit ihm haben und ſagen, dem hat man es wüſt gemacht, und Mancher werde denken, dem hätte ich helfen können und habe es nicht gethan, erbarm ſich doch meiner Gott! Er ſchwelgte in dieſem Gedanken, es ward ihm faſt wohl dabei, er dachte bloß, wenn es nur ſchon geſchehen wäre. Das warf er hin und her, ob jetzt, oder ſpäter? Er nahte dem Hauſe, entſchieden hatte er noch nicht, doch je näher er kam, deſto mehr neigte ſich die Wage für das Aufſchieben. Die Nacht war gekommen, eine ſehr finſtere, am Himmel war kein Stern, aber ein Licht zeigte ſich in der Ferne, ein ſchwankendes, es ſchien oft ſtille zu ſtehen, und wenn es ſich bewegte, war es immer im Zickzack. Er dachte an die feurigen Mannen, und ſonderbar ſchien es ihm, daß ihm zum erſten Mal in dieſem Leben in dieſer Nacht Einer erſcheine, ob zur Warnung, ob zur Ermunterung, das wußte er nicht, doch ſchien es ihm, als ſollte er eher das Erſtere glauben.

Er dachte daran, dem Mann auszuweichen. Was hilfts, dachte er wieder, einem Geiſt kann man ja nicht entrinnen. Da ſtund der Geiſt lange ſtill, ja es ſchien, als habe er ſich abſeits gemacht, er ſah ihn eine Weile nicht, die wollte er benutzen, machte lange Schritte. Plötzlich ſtund der Geiſt zehn Schritte vor ihm und rief mit ganz natürlicher Stimme, wer kömmt, habt ihr die Mutter nicht geſehen, iſt ſie euch nicht begegnet? D'Mutter! ſchrie Hans Joggi, der die Stimme ſeines älteſten Kindes erkannte, mit großem Schrecken. Seid ihr es Vater, rief der Sohn, o wie gut, daß ihr endlich kommt. Die Mutter iſt fort, ſchon mehr als eine Stunde ſuchen wir ſie und können ſie nicht finden, wir fürchten, ſie habe was Lätzes gemacht, ich habe an alle Bäume gezündet, habe ſie aber nicht gefunden. Ich fürchte mich ſchrecklich, durfte faſt nicht weiter. Da kam es auch Hans Joggi in die Beine vor Schrecken, er jammerte über die Mutter und über die Kinder, die ihm verheißen, ſie zu hüten und jetzt an ſolchem Unglück ſchuld ſeien. Da heulte der Bub und ſagte, den ganzen Tag hätten ſie es verwachet und es ſei ganz gut gegangen, faſt den ganzen Tag habe es geſchlafen, nicht geweint, bloß hier und da einen Berz (Seufzer) ausgelaſſen. Am Abend hätten ſie haushalten müſſen und da ſei nur das Jüngſte bei ihm geblieben und dieß ſei eingeſchlafen. Als die Schweſter fertig geweſen mit dem Eſſen und in die Stube gekommen ſei, ſchlief das Kind auf dem Bette und kein Müetti war mehr da. Du kannſt denken, wie d's Meitſchi erſchrak und wie es d's Müetti ſuchte! Aber da war kein Müetti und Niemand hatte es geſehen von uns, es war, als ſei es in die Erde verſunken oder zHimmel gfahren. Da kannſt denken, was wir für eine Angſt bekamen und wie wir pläreten und ſuchten, aber keine Spur fanden wir, Niemand hatte es geſehen oder gehört, wie weit herum wir auch fragten, und auch du kameſt nicht, wir wußten unſeres Lebens keinen Rath mehr. Die Leute ſagten allenthalben, das ſei lätz gange mit dem Müetti und die ſpitze böſe Frau ſagte, wir ſollten die Mutter ſuchen, da wo die Eichhörnchen ihre Neſter hätten. O Aetti, wäreſt du doch früher heimgekommen, ſo wäre das nicht geſchehen, aber wir mußten füttern und haushalten, weil du nicht da wareſt und konnten nicht an zwei Orten ſein. Da konnte ich nicht daheim bleiben, ich lief mit der Laterne fort zu ſuchen, aber auch nicht das Mindeſte merkte ich von der Mutter, aber Gottlob, daß du da biſt, du glaubſt nicht, o Aetti, wie wir uns fürchteten. O, wenn doch d'r tuſig Gottswille d's Müetti nur nichts Lätzes gemacht hat! Und im Weiher habt ihr nachgeſehen, wo Hans Ueleli war? frug Hans Joggi tonlos, denn es fehlte ihm in der Bruſt der Athem und im Kopf war ein Sturm, daß er glaubte, es ſprenge ihm die Stirne vor weg.

Das war das Erſte, ſagte der Bub, aber da iſts nicht, wir hätten es ſehen müſſen, es war zſelbiſt noch Tag. Suchen, ſei es was es wolle, iſt immer unangenehm und peinlich, es liegt darin Haſt und Angſt, klein oder groß, aber einen Menſchen ſuchen, das iſt wohl eins der ängſtlichſten Geſchäfte auf Erden. Einen Menſchen ſuchen ohne alle Nebengedanken, bloß weil man ihn haben ſollte wegen Rath, Hülfe, oder Jemandes wegen, der zu ihm will, und man findet ihn nicht, iſt ſchon höchſt unangenehm und ärgerlich. Wo warſt doch auch, ich ließ dich ſuchen wie einen Gufenknopf und nirgends fand man dich? Wenn du fort gehſt, ſo ſag doch ein andermal wohin, daß man weiß, wo dich finden, es iſt nichts fataler, als wenn man nie weiß, wo du auch ſteckſt. Denk doch, was die Leute denken könnten! Wer kennt dieſe Anſprache nicht, hat ſie nicht ſchon entgegengenommen. Aber das iſt noch was ganz anderes, Jemanden ſuchen in der Angſt, er habe ſich ein Leid gethan, ihn ſuchen in der Nacht, wo man jeden Augenblick mit dem Fuß an ihn ſtoßen, mit dem Kopfe an ihn rennen kann, ihn ſuchen Stunden lang und ihn nicht finden und liegt er vielleicht nicht drei Schritte von uns, ihm wäre vielleicht noch zu helfen, das muß tödtliche Pein ſein, da muß kalter Schweiß auf der Stirne der Suchenden ſein. An dieſer Pein hatten die Kinder gelitten, ſie kam auch über Hans Joggi, ſie verſchlang Zorn und Rache, denn bei aller Trockenheit war Anne Marei ihm doch ans Herz gewachſen: Wie ſött ihs mache, wenn ihs nimme hätt! pflegte er zu ſagen. Dieſe Unentbehrlichkeit iſt Helm, Schild und Schwerdt des Weibes, für dieſelbe ſollte Jede ſorgen zu rechter Zeit, d. h. ehe die Schönheit zum Teufel iſt, und das Klavierſpielen vergeſſen. Anne Marei mag eine ſehr unintereſſante Perſon ſein, ja für ſeine Naſen eine widerwärtige, unausſtehliche, aber für eine Bauernhaushaltung, wo man zu allen Aepfel und Erdäpfel Schalen ſehen muß, war ſie eine herrliche, unübertreffliche Perſönlichkeit. Von weitem hörte er die Kinder ums Haus laufen, ſuchen, weinen, und das war viel gemacht, andere Kinder wären in einer Ecke zuſammengekrochen oder eher noch fortgelaufen. Er nahm die Arbeit des Suchens von neuem auf, im Haus von zoberſt bis zunterſt und rings ums Haus, aber nirgends war eine Spur von Anne Marei. Als er wieder in die Küche kam, ſchnarrte ihn eine widrige Stimme an: Ich ſah euch noch mit dem Lichte herum fahren, mit Schein habt ihr es, Gott bhüt uns davor, noch nicht gefunden. Da dachte ich, es thue in ſolchen Fällen nichts wohler, als wenn man wohlmeinende und vertraute Bekannte um ſich habe, die tröſten könnten und beten. Da ſagte ich zu meinen Leuten, ich wolle herauf kommen und euch beiſtehen in euerer Noth. In ſolchen Zeiten lerne man ſeine Freunde kennen. Es wird doch noch Niemand da geweſen ſein? So gut, wie ich, meint es aber Niemand, es ſind hier herum gar falſche Leute. Ich würde aufhören mit ſuchen, des Nachts findet ihr das Menſch doch nicht, das hängt da oder dort in einer Hoſet ſtatt an einem Baum, zähl darauf. Wenn es Tag iſt, findet man es ſchon, habt deßwegen nicht Kummer, wenn man recht betet, oder ſonſt von guten Sachen redet, iſt die Nacht bald ume. Mit Beten mag mich Niemand, und es iſt nicht bloß ſchön, es iſt mr de o Aerſt, es wird de Lüte ganz wohl. Scho wyt e weg bi nih deretwege bſchickt worde. Was ich ſagen will, alſo mit Schyn iſts gange, wie die Leute ſchon lange brichtet hey und man hat denken müſſen, daß es ſo komme, ihr werdet da fort müſſen, und euere Sachen dahinten laſſen? Da wollte ich doch nit dr Narr mache, und ihnen Alles laſſen, ſondern auch zu mir ſehen, die Andern haben auch zu ſich geſehen, und hinteren packen, auf die Seite ſchaffen, was ich könnte und möchte, gerade jetzt wäre noch die rechte Zeit. Ich ſagte es deiner Frau letzthin und bot ihr an, ich wolle ihr helfen, aber ſie hielt mir nichts darauf, machte mir ein bös Geſicht. He nun, wem nicht zu rathen iſt, dem iſt nicht zu helfen. Vielleicht thäte es es jetzt einſehen, wie gut ich es gemeint, und iſt ſich ſchon jetzt reuig, daß es nicht beſſer auf mich gehört. Ich will dir das Gleiche anerbieten, du wirſt witziger ſein und beſſer wiſſen, was Bruch iſt und dr Weltlauf. Ich will dir helfen auf die Seite machen, was möglich iſt. Entweder kaufe ich es dir gleich um ein Billiges ab, oder wir ſchaffen es in unſer Haus, wo du es dann gelegentlich verkaufen kannſt. Ein paar Tage werden ſie dich wohl in Ruhe laſſen, es wird Niemand gerne ins Haus kommen, bis es unterm Herd iſt, und es ſcheint kein Mond. Daneben braucht man ſich nicht zu fürchten, daß Jemand aufpaſſe, einſtweilen wird Jedermann froh ſein, wenn er zNacht nicht zu nahe zu dieſem Hauſe muß, nit all Lüt ſy Liebhaber, Seligem zbigegne, man trägt gar zu gerne einen Schaden davon und wäre es auch nur e gſchwullene Gring, wie es chlys Buchbütteli. Da begannen die kleinern Kinder zu heulen und zu ſchreien: Die Mutter werde doch keis Unghür ſy, die lebe noch und werde morgen ſchon wieder kommen. Der Aelteſte ſtellte ſich hinter den Vater und flüſterte ihm zu: Hörſt nicht, was die wüſte Frau ſagt? Jage die fort, oder ich thue es, die ſoll uns ruhig laſſen. Hans Joggi hatte allerdings wenig von dem gehört, was die Frau geſagt, war in dumpfes Brüten verſunken geweſen, jetzt fuhr er auf und ſagte, es wäre ihm lieber, ſie ließe ihn einſtweilen ruhig, daneben danke er für ihre Gutmeinenheit, und wenn er nach ihr verlange, ſo könne man ſie rufen, ſo weit ſei es ja nicht. Hätte er mehr gehört, ſeine Sprache wäre vielleicht anders geweſen, zu dem fürchtete er ſie mehr oder weniger und war daher der Meinung, gegen ſolche Leute dürfe man nicht das Gröbſte herauskehren, ſondern müſſe ſie mehr oder weniger in Hulden behalten, eben weil ſie böſe Leute ſeien. Das iſt die

Klugheit dieſer Zeit, das iſt die Folge der Zuchtloſigkeit, des Mangels an geſetzlichem Schutz, und dieſer iſt Folge perſönlicher Feigheit, allgemeiner Humanität, begreiflicher Sympathie, brünſtiger Sucht, nach der Gunſt der Mehrheit. Die Frau machte nicht halb ſo viel Federleſens, ſie kannte die Welt und ihre Pappenheimer, wußte, daß ihre Macht nicht in der Demuth und Sanftmuth liege, ſondern im Gegentheil, ſie begehrte auf, ſie fragte: Ob für ihr Gutmeinen ſchnöde Worte der Dank ſeien, ſie hätte geglaubt, ſie ſeien vernünftiger und begriffen, wie kommod ſie ihnen ſein könnte, aber dumm ſei dumm. Jetzt ſolle ſie heim und das thue ſie nicht, ungſinnet könnte ſie an die Gehenkte ſchießen, oder wer wiſſe, ob die nicht ſchon wieder komme, noch ehe ſie begraben ſei, man hätte ſchon von ſeligem gehört, Gott wolle Alle behüten davor! Jetzt begann Hans Joggi ſo verſtändlich zu reden, daß die Frau einige Schritte der Thüre näher rückte und ſagte: O bhütis, ſie könne gehen, ſie hätte nicht Urſache d'Unghürer zförchte, ſie dürfe ſagen: Alle guten Geiſter loben den Herrn und Gott, Vater, Sohn und Geiſt, und das dürften nicht alle Leute. Sie wüßte nicht, womit ſie ſich verfehlt, daß man ſo mit ihr umgehe, ja freilich, ſie wolle gehen, wenn ſie ihnen nicht anſtändig ſei, aber erſt hätte ſie doch gerne noch ein Gebet verrichtet, damit ſie ihr Gutmeinen ſehen könnten, und ſie ſollten denken, wie es heiße, das Gebet des Gerechten vermag viel. Da brach Hans Joggi der Faden der Geduld, er griff nach einem Stock und ſagte, wenn ſie nicht gutwillig gehe, ſo zeige er ihr den Weg, aber unſauber. Das ſei nicht nöthig, ſagte ſie, ſie kenne ihn und ſie wolle gehen und ihm ſeine Grobheit verzeihen. Einem Mann, der ſo viel ausſtehen müſſe, dem komme es zuletzt über den Magen und dann müßten es gewöhnlich Unſchuldige entgelten. Und wenn du dann wieder den Verſtand haſt, an deinen Nutzen zu denken, und aus dem Feuer ziehen willſt, was du kannſt, ſo ſchick nur zu mir, ich habe ein gut Herz, kann verzeihen und vergeſſen, und du wirſt dich nicht greuig, denk, wir machen noch manchen guten Handel zuſammen. Nu ſo de, ſu tröſt euch Gott und gut Nacht mit einander! und ſomit ging ſie endlich. Es war eine troſtloſe Nacht. Die Kinder ſchliefen endlich nach und nach ein, aber alle Augenblicke fuhr Eins ſchreiend aus dem Schlafe auf, gab allerlei Töne von ſich, oder rief, Mutter, o Mutter, wo biſt? Hans Joggi konnte gar nicht ſchlafen, er legte ſich wohl nieder, aber es duldete ihn nicht, da kam ihn d's Schluchzen an und d's Schnüpfen, er mußte denken, da iſt Anne Marei vielleicht, oder dort, er mußte zur Laterne greifen und wieder ſuchen gehen, und immer umſonſt, und immer ſuchte er wieder, bis endlich der Morgen kam und die Nacht verſchlang.

Da mußte er füttern gehn, denn das geſtern Abend halb verwahrloste Vieh rief ihm gar erbärmlich und der Gerechte erbarmet ſich ſeines Viehs. Dieſer Spruch kam Hans Joggi freilich kaum ins Gedächtniß, aber er lag ihm in allen Gliedern, und das iſt beſſer als wenn ein Gebet nur ſo gleichſam im Maule liegt. Die Kinder ſchliefen noch, nur der Aelteſte kam bald daher, war aber nicht brauchbar, bald ſteckte er den Kopf in eine Ecke, bald trieb ihn die Unruhe hier hin, dort hin, er ſuchte und fand nicht. Hans Joggi tränkte, und während das Vieh ſoff beim Brunnen, ordnete er im Stall deſſen Lager, legte das Stroh zurecht. Da erſcholl unter der Stallthüre plötzlich eine Stimme: Guten Tag geb dir Gott, ſolleſt zum Pfarrer kommen enanderenah! Da erſchrak Hans Joggi ſehr durch die unerwartete Ladung. Erſt erſchreckte ihn die fremde Stimme, dann der Inhalt der Ladung. Zum Pfarrer! Warum? wegen Anne Marei? iſt es gefunden? todt? lebendig? Dieſe Fragen fuhren ihm durch den Kopf doch langſam, denn in demſelben waren keine Eiſenbahnen angelegt, nicht einmal Kunſtſtraßen, da gings in tiefen Gleiſen noch durch Sand oder Lehm. Als die Fragen angefahren kamen zum Munde: Was iſts? warum? war Niemand mehr unter der Stallthüre, und doch meinte Hans Joggi dort einen Jungen geſehen zu haben. Er hatte richtig geſehen, es war des Sigriſten Junge geweſen, der aber noch eine preiſſirliche Verrichtung weiter oben auf dem Berge hatte und daher nicht abwartete, bis Hans Joggi eine Antwort zweg hatte, die eben auch nicht nöthig war. Langſam, mit der Gabel in der Hand, ging Hans Joggi nach der Thüre, ſah ſich dort nach dem Rufenden um, erblickte aber Niemanden, er ging ums Haus, ſah beſonders Thalabwärts, ſah keinen Menſchen, frug ſeinen Sohn, der hatte auch Niemanden geſehen und doch wars eine ganz natürliche Stimme geweſen, und wäre ſie es nicht geweſen, ſo war er zum Pfarrer gerufen und ſicher nicht umſonſt, der Ruf hing ſicher mit Anne Marei zuſammen, ſo oder ſo. Er machte nicht lange Toilette, dachte nicht ans Frühſtück, machte ſich den Berg hinunter, hätte der Knabe ihn nicht gemahnt, er hätte die Gabel mitgenommen. Im Dorfe war es noch ziemlich ſtill, bloß die Melcher waren ſichtbar und hie und da ein Waſſerholendes Mädchen. Man war im Dorfe nicht früh, es waren viel halbherrſchelige Leute darin, und dieſe ſammt den Andern hatten das ſchöne Vorrecht im Wirthshauſe zu ſein, ſo lange es ihnen beliebte, das war ein Vorrecht, welches ſie um keinen Preis hingegeben und das auch Niemand anzugreifen wagte, weder Rittersmann noch Knecht. Sie behaupteten, das nächtliche Wirthshausſitzen ſei das ſicherſte Präſervativmittel gegen Feuersgefahr. Erſtlich entdecke man alsbald jede Feuersgefahr, entweder rieche man Rauch, oder ſehe Feuer, zweitens ſei alsbald die nöthige Mannſchaft beiſammen und in den Hoſen, um den Brand in ſeinem Beginn zu erſticken.

Der Pfarrer war auf den Beinen, empfing Hans Joggi freundlich. Ihr habt nicht lange geſäumt, ſagte er, es iſt mir lieb, daß ihr da ſeid, euere Frau iſt bei uns, wißt ihr es etwa ſchon? Lebendig oder todt? frug Hans Joggi ängſtlich. Lebig, lebig, ſagte der Pfarrer, aber warum fragt ihr ſo? Da erzählte Hans Joggi, wie Anne Marei es ſo ſchwer im Gemüth gehabt und wie die Kinder es verwachet, als er nothwendig ſeinen Sachen habe nachlaufen müſſen. Wie ſie deßwegen ſo Angſt gehabt, als ſie ſich fortgemacht heimlich, ſie hätten nichts anders gedacht, als es habe ſich ein Leid angethan und es geſucht die halbe Nacht. Sie hätten es nicht gedacht, daß es ſo weit gelaufen und daß es zum Pfarrer gegangen, das hätte ihnen gar nicht einfallen können. Sie kam auch nicht zu mir, ſagte der Pfarrer. Als wir ins Bett gehen und ſchließen wollten, kam meine Frau erſchrocken und rief, ich ſolle kommen und horchen. Sie führte mich vor die Thüre, da hörte ich ſchauerliche Töne, bald wie das Wimmern eines Kindes, bald wie das Geſtöhn eines ſchwerleidenden Menſchen, ſo ein durch Mark und Bein dringendes Aechzen. Was dieſe Töne noch ſchauerlicher machte, war, daß ſie vom Kirchhofe herkamen, durch die rabenſchwarze Nacht. Da muß nachgeſehen werden, ſagte ich, und meine Frau war eigentlich auch der Meinung, aber ſie wollte erſt Vorſichtsmaßregeln treffen, Laterne anzünden, Leute rufen u. ſ. w. Nun, eine Laterne iſt immer kommod, wenn es finſter iſt, aber Leute rufen fand ich unnöthigen Aufenthalt, trotz den Proteſtationen meiner Frau, welcher die Sache gar nicht geheim vorkam, ſchritt ich dem Kirchhof zu. Dort fand ſich, daß das Rufen von Leuten überflüſſig geweſen wäre, denn noch andere Leute, als wir, hatten die Töne gehört und ſich vorſichtig dem Kirchhofe genaht. Als ſie mich mit der Laterne ſahen, kamen ſie mir entgegen und begleiteten mich. Die Töne hatten unterdeſſen aufgehört, man ſuchte in der Richtung, in der man ſie gehört, aber eben über dieſe Richtung war man nicht ganz einig, daher fand man nicht bald etwas. Schon mehrten ſich die Gläubigen aus Uebernatürliche, deuteten den Jammer und das Aechzen, redeten von Krieg oder Peſtilenz, da ſchrie Einer, der etwas bei Seite gegangen, mörderlich auf und fiel über einen Körper, der ſcheinbar leblos am Boden lag. Der Sigriſt erkannte alsbald in der Perſon euere Frau, die auf dem Grabe ihres verſtorbenen Söhnleins lag, bewußtlos. Man verſuchte ſie zu ſich ſelbſt zu bringen, aber umſonſt, es war nicht eine gewöhnliche Ohnmacht, es war eine Bewußtloſigkeit, die von einer andern Urſache kommen mußte. Wir brachten ſie hierher und noch kam ſie nicht zu ſich, wir ſandten zum Doktor und jetzt erwarten wir ihn jeden Augenblick. Gott Lob und Dank, ſagte Hans Joggi, daß es noch lebt, es wäre mir viel zu übel gegangen und dazu noch die Schande und was die Leute Alles geſagt hätten! Daran hätten ſie nicht ſinnen können, daß es zu Hans Uelelis Grab gelaufen, aber ſie ſeien ganz ſturm geweſen, ſonſt hätte es ihnen z'Sinn kommen ſollen, denn von dem Bübli habe es viel geſprochen, wie das noch ſeine einzige Hoffnung ſei, daß ſie einmal wieder zuſammen kämen. Da hätte es euch nicht Angſt machen ſollen, daß es ſich ums Leben gebracht, antwortete der Pfarrer, denn da kämen ſie ja nicht mehr zuſammen. O, Herr Pfarrer, wenn man ſturm iſt, ſo vergißt man, was man geſagt und was Andere geſagt, ja man weiß kaum mehr was man thut. Wenn es zgrechten hätte ſterben können, ſo wäre es ihm freilich wohl gegangen und ich hätte es ihm mögen gönnen, ſagte Hans Joggi. So, das giebt aber einen ſauberen troſtloſen Wittwer!

dachte die Frau Pfarrerin, die unterdeſſen in die Stube gekommen. Es wäre aus allem Elend erlöst geweſen, fuhr Hans Joggi fort, aber mir wäre es viel zu übel gegangen, denn wenn wir wieder zweg kommen ſollen, ſo muß die Mutter bei uns ſein. Alles z'Ehre zieh, wie ſie, kann Keine, und was mir nicht z'Sinn kam, an das dachte ſie, und für d'Kinder zur Arbeit zmuſtere iſt ſie bſonderbar gut; keinen Augenblick ließ es ſie müßig. So, dachte die Frau Pfarrerin, dem hätte ich bald unrecht gethan, der weiß doch, was er an ſeiner Frau hat, beſſer als mancher Pfarrer, nit, das geht Meinen eigentlich nicht an, ich glaube, er begreift auch zuweilen, daß ich nicht umſonſt da bin, daneben kann man nicht wiſſen, wie ſie es haben, wenn der Fall kömmt. Von da an war aber Hans Joggi bei der Frau Pfarrerin in Hulden, als ein ſehr verſtändiger Mann, wenn er gleich im Allgemeinen es nicht recht darthun könne, und was ſie ihm Gutes thun konnte, das ſparte ſie nicht. Beſonders rühmte ſie nachher noch, wie es ihn erſchüttert am ganzen Leibe, als man ihn zu Anne Marei führte, das er zu ſehen begehrte, wie das ganze Geſicht ihm gezuckt, weil er das Weinen verdrücken wollte, und es doch nicht konnte. Das ſei jetzt Einer, wie ſie nicht geglaubt, daß es Welche gebe, im niedern Volke, aber jedenfalls ſeien Solche rar. Gott werde noch hie und da einen Solchen ordnen zum Exempel für die Andern, wie ſie auch ſein ſollten.

Der Arzt kam lange nicht, der Pfarrer ſchüttelte bedenklich den Kopf. Ein Kind Hans Joggis kam gelaufen in aller Angſt, zu ſehen, wo der Vater bleibe, ob er was von der Mutter vernommen, und eilte freudig heim, den Andern es zu verkünden, ſie habe ſich nicht gehenkt, ſondern lebe. Endlich kam der Doktor und entſchied ohne Verweilen, es ſei ein heftig Nervenfieber, für was der Pfarrer es auch gehalten. Nachdem er Hans Joggi verhört über die Vergänge, ſagte er, ſie ſollten Gott danken, daß es ſo gekommen ſei, wenn Alles gut gehe, ſo könne das eine recht wohlthätige Kriſis ſein. Daß es ſich nicht gehenkt, ſei eine Fügung Gottes, es habe etwas recht Starkes ſein müſſen in ſeinem Gemüthe, um es von dieſen Gedanken, welche es alſo gehabt, abzulenken und das ſei eben ſeine Liebe zu dem Kinde geweſen. Es ſei wie eine Fügung Gottes, daß das Kind geſtorben und hier begraben worden, damit es die Mutter hieher ziehe und am Selbſtmord hindere, denn wahrſcheinlich ſei ſie mit dieſem böſen Vorhaben entronnen, aber unwillkührlich, unbewußt hieher gezogen worden und ſo das Kind zum Schutzengel der Mutter geworden. Ein wahr Glück ſei, daß der Krankheitsſtoff zu einem Nervenfieber ſich geſtaltet, hoffentlich verzehre das Fieber die böſen Anlagen zu Schwermuth oder Wahnſinn, und wenn der Tod überwunden werde, könne Alles wieder gut kommen. Aber für das Leben ſtehe er nicht ein, die Krankheit ſei gar zu gewaltig und werde heftiger noch ausbrechen, nur eine gute Natur vermöge durchzuſchlagen, im Nervenfieber gingen die Gränzen des Leibes und der Seele gar wunderſam durcheinander, der Gelehrteſte ſei da ein Kind, und wenn ihm eine Rettung gelinge, ſo gebühre ihm kein Ruhm, ſondern nur demüthig Stammeln zu dem, der ſeinen guten Willen geſegnet, und ihn vor tödtlichem Einfluß in dieſem dunkeln Gebiete bewahret. Was er thun könne, werde er, und wenn Hans Joggi mit der Frau heim wolle, ſolle er preſſiren, ehe das Fieber in ſeiner ganzen Macht losgebrochen ſei. Des Pfarrers waren herzgute Leute und hatten ein ſcharfes Pflichtgefühl, ſie ſagten, Hans Joggi ſolle die Frau nur dalaſſen, ſie wollten ihr abwarten als wie einer Schweſter, ſie möchten für Leben und Sterben nicht, daß ein Transport in dieſem Zuſtande ihr nachtheilig wäre, ſie hätten Platz und Zeit. Der Arzt entſchied aber raſch: Die iſt am wohlſten daheim, lauf, preſſir, hole ein Wägeli mit einem guten Bett, bei dieſem Wetter und nicht weiter als es iſt, kann es im Mindeſten nicht ſchaden, bring aber einen Buben mit, der das Pferd führt, du kannſt dann deſto beſſer zur Frau ſehen und fürs Decken ſorgen. Die Frau Pfarrerin wollte noch einreden, aber der Arzt ſagte: bah, bah! da laßt mich machen, meine liebe Frau, was wolltet ihr mit ihr da unten machen, droben iſt ſie am wohlſten. Dieſe Rede war dem Fleiſche der Frau Pfarrerin gar nicht unanſtändig, denn einen Nervenfieberkranken ſo mir nichts dir nichts im Hauſe zu haben, iſt wirklich keine Kleinigkeit. Wir wollen nicht von der Anſteckungskraft dieſer Krankheit ſprechen, die vielleicht weniger ſtark iſt, wenn die Urſache derſelben mehr im Geiſte, in perſönlichen Erſchütterungen liegt, als im Fleiſche und in einer allgemeinen Hinneigung zu dieſer Krankheit und allgemeinen äußern Einwirkungen, aber bedenke man die Unruhe Tag und Nacht, die nöthige Abwart, die öfters mehrere Perſonen in Anſpruch nimmt und in ein Stillleben eine Pein bringt, welche faſt unerträglich wird. Aber ſie gehörte unter die, bei welchen wirkliches Mitleiden und ein wahres Pflichtgefühl die Regungen des Fleiſches überwindet, welche wirklich bedeutender Opfer fähig ſind, welche ſich Gewiſſensbiſſe machen, ſich einer Sache zu entziehen, die Pflicht zu ſein ſcheint. Unter die Perſonen gehörte ſie freilich nicht, welchen ſolche Opfer ihr Leben ſind, und die unbeſchwert ſie über ſich nehmen, durch einen eigenen Zug getrieben. Dieſe Naturen ſind ſehr ſelten und wenn uns eine aufſtößt, ſo müſſen wir erſt noch unterſuchen, ob es wirklich ein ächter Edelſtein iſt, oder ein künſtlich nachgemachter. So war es ihr wirklich nicht unrecht, wenn ſie auch immer noch proteſtirte und wirklich auch im Ernſte, als des Arztes Machtgebot Folge geleiſtet wurde und Hans Joggi nach dem Fuhrwerk lief. Der Doktor las der Frau Pfarrerin ein Capitel über unverſtändiges Mitleiden, warum ſie ſich da wochenlang mit einer Perſon abgeben wolle, da ſie doch wiſſe, wie ſie noch von vielen Seiten in Anſpruch genommen ſei. Wenn die Perſon zu ſich ſelbſt komme, ſo ſei ſie ſicher ungern da, weil ſie nicht in gewohnter Umgebung und bei ihren Leuten ſei. Aber wie ſolls ihr oben gehen? fragte die Frau, wo ihnen bald Alles verſteigert wird, vielleicht das Bett unter dem Leibe? Iſt ſie da wohl, muß nicht das Zuſehn und Ertragen von dem, was vorgeht, nachtheilig auf ſie wirken? Eine Zeit lang merkt ſie von dem Allen nichts, und wenn ſie Notiz davon zu nehmen anfängt, wird es wohl aus ſein da oben, antwortete der Arzt. Ja, denen Leuten macht man es gottlos, himmelſchreiend! Nun erzählte er, was wir ſchon wiſſen, was des Pfarrers aber zumeiſt unbekannt war. Es waren herzgute Menſchen, aber die Leute kannten ſie nicht, weder ihre Perſonen noch ihre Erlebniſſe, ſie redeten viel mit ihnen, aber vernahmen nichts. Der Doktor that auseinander, wie ein Land unglücklich werden müſſe, wo Fleiß und Sparſamkeit nichts helfen, wo unter Schein Rechtens die tüchtigſten Leute um ihre Sache gebracht würden, förmlich ausgeſogen werden könnten unter den Augen der ganzen Welt, ohne daß ihnen geholfen werde, weil die Einen nicht wollten, die Andern nicht könnten. Die Frau Pfarrerin meinte, da ſollte doch zu helfen ſein, wenn gutmeinende Leute, welche Geld hätten, bei ſolchen Lagen ins Mittel ſtünden mit Geld und Verſtand. Kann man die Leute aus dem Waſſer ziehen, ja aus den Zähnen der wilden Thiere, ſollte man arme Leute nicht retten können aus den Klauen von Schelmen und Spitzbuben? Ja, Frau Pfarrerin, das verſteht ihr nicht, antwortete der Doktor, die Leute ſind zu mißtrauiſch, ſie geben nicht zu rechten Leuten zRath, ſie vertrauen keinem braven Mann ihre Lage an, es ſoll kein Menſch wiſſen, was ſie haben und wie ſie zweg ſind; dagegen vertrauen ſie ſich immer Fözeln an, trauen den ſchlechteſten Menſchen, die das Aufweiſen recht verſtehen und erſt, wenn ſie ſo recht drinn ſind und es zu ſpät iſt, kommen ſie und man ſoll ihnen helfen, aber, gehorſamer Diener, da wirft man nicht gerne ſein Geld ins Meer. Wenn einmal die Sache in ſolchen Händen iſt, ſo können ehrliche Leute kaum mehr helfen, es iſt, wie wenn man ſeine Finger auf ein Reibebrett ſtrecken wollte und das Reiben nicht verſtünde, das Geld geht verloren und die Finger dazu, man weiß nicht, was Alles daran noch hängt und in was man verwickelt werden kann. Darum gelten an ſolchen Steigerungen alle Dinge faſt nichts, es traut ſich Niemand zu kaufen, weil man nicht weiß, was man mitkauft, ob verſchlagene Schulden oder einen alten Prozeß, darum können die pfiffigſten Verkäufer die Sachen oft weniger als ums halbe Geld wieder zur Hand nehmen. Nun kaufte der Mann ſeinen Hof vom allerärgſten Spitzbuben, welcher wahrſcheinlich gehenkt wird, ſobald man das Henken wieder einführt, wer da helfen und kaufen wollte, käme mit dem Hallunken in Conflikt, das iſt ſo gewiß, als zwei mal zwei vier machen, der hat ſicher wenigſtens ein halbes Dutzend Fallen gelegt. Sobald man ſich einläßt, hat man Ungelegenheiten, Verdruß, Läuf und Gäng und am Ende würde man noch gerne das Geld im Stiche laſſen, wenn man nur nichts mehr von den Händeln wüßte. Das iſt eben ein Unglück, aber ſo iſt es einmal, unſer einer kann nichts daran ändern und einſtweilen die Regierung nicht. Die Juriſten geben ihre Geſetze für wichtiger aus, als Gottes Wort und machen damit was ſie wollen, und will eine Regierung auch was drein reden und tadeln, wie es die Juriſten mit den Geſetzen machen, ſo ſchreien dieſelben, nicht bloß das Land, ſondern auch Himmel und Hölle voll, was das für eine Regierig ſei und die müß abe! Nei, Frau Pfarrere, es iſt bim Donner nit meh d'r byzſy, kei Bruder trauet mehr dem anderen und zletzt verarmet Alles und ſie damit. Die Meiſten ſind ja Fötzle, es nimmt mih d's donners Wunder, wo das Geld alles hinkömmt.

Der Segen iſt nicht darin, ſagte die Frau Pfarrerin, und da heißt es, wie gewonnen, ſo zerronnen. Es iſt furios, ſagte der Doktor, ich bin nicht abergläubiſch, aber es iſt allerdings etwas an der Sache vom ungerechten Gut, das nicht gut thut und vom ungerechten Kreuzer, der zehn gerechte frißt. Aber, mein Gott, Doktor, ſagte die Frau Pfarrerin, das iſt nicht Aberglaube, das ſteht in der Bibel, vom Segen und Unſegen, und was in der Bibel ſteht, iſt ja nicht Aberglaube, ſondern eben das, was man glauben ſoll. He nun ja ſo denn, ſagte der Doktor, das kann Jeder nehmen, wie er will, meinethalb. Nein, Doktor, das kann nicht Jeder nehmen wie er will, man muß doch zwiſchen Glauben und Aberglauben unterſcheiden, oder thut ihr das nicht, Doktor? Warum nicht, Frau Pfarrerin, warum nicht, aber in der Bibel oder nicht in der Bibel, ſo iſt es mit unrechtem Geld nicht richtig, und ſo viel auch gewonnen zu werden ſcheint, ſo mehrt es das alte nicht, es iſt gerade wie der Frühlingsſchnee, wo der neue den alten frißt. Da hatte ich einen Nachbaren, der geizigſte Gnägi weit und breit, der allen Wittweibern Vogt ſein wollte, zu erben wußte, wo er nicht hingehörte, Leute übernahm mit Leib und Gut, das Gut behändigte, den Leib ſchmachten ließ in Hunger und Unrath. Der geht vor zwei, drei Jahren von mir weg, heute vernehme ich, er ſei am Aushauſen und glaubte ich, der ſei ein bordreicher Mann. Daß es Handelsleute ungſinnet überſchlägt, weiß man, aber Bauern ſonſt nicht, da muß etwas Apartes darein kommen, es wäre denn, der Mann hätte Löcher im Sacke gehabt, wo das Geld hinaus geronnen, aber im Mindeſten merkte man nichts davon. Verdienet aber hat er es allweg und da muß das Alte das Neue gefreſſen haben, gehe dann das meinethalben zu wie es wolle, ſo iſt es ſo. Aber, Herr Doktor, fuhr die zähe Frau Pfarrerin fort, die Alles ergründet haben wollte und für ihr Leben gerne Bekehrungen anſtellte, und zwar in allen Gebieten des menſchlichen Lebens, oder vielmehr in der Schweinezucht ſowohl als in der Kinderzucht, in der Küche wie in den ſieben bekannten Künſten, aber, Herr Doktor, ſeid ihr ein Ungläubiger, wir wollen öppe nit hoffen, denket, ein Mann wie ihr, der alle Tage in ſo viele Häuſer kömmt, viel Gutes erwecken könnte, ihr glaubet gar nicht wie viel, wenn ihr ein gläubiger Chriſt wäret, ich meine nicht Pietiſt, mag die auch nicht. Frau Pfarrerin, das iſt nicht meine Sache, das iſt dem Herrn Pfarrer ſeine Sache und pfuſchen giltet nicht. Wenn ich dem Herrn Pfarrer ins Handwerk pfuſchen würde, ſo hätte er das Recht, auch mir in meines zu pfuſchen, oder wenn ers nicht thät, thäts vielleicht die Frau Pfarrerin und pfuſchen haſſe ich, und was man haßt, ſoll man Anderen nicht thun, oder heißt es nicht ſo, Frau Pfarrerin? Pfi tuſig, Herr Doktor, ihr ſeid heute ein Böſer, ja ein recht Böſer! Ih merke wohl, daß das auf mih gſtichelt iſt, von wegen unſerer vortrefflichen Salbe, mit der ich ſchon ſo viele Leute kurirt. Und nit kurirt, warf der Doktor ein. Nein, aber Herr Doktor, loſet Herr Doktor! — Da kam Hans Joggi wieder mit dem Fuhrwerk, er hatte preſſirt, das Roß ſchäumte, und unterbrach die Streitenden, die nach und nach in eine gewiſſe Wärme gekommen waren. Die Kranke wurde ſorgfältig eingepackt, vom Arzt die nöthigen Inſtruktionen ertheilt, das Verſprechen gegeben, morgen nachſehen zu wollen und abſonderlich langſames Fahren befohlen, und dem dahinfahrenden Hans Joggi ſahen Alle gedankenvoll nach. Ein Nervenkranker macht einen ſchauerlichen, geheimnißvollen Eindruck, überhaupt jeder Irreredende, deſſen Bewußtſein gebunden iſt, gefangen gehalten wird, in welchem fremde Geiſter ſpuken. Endlich drehte der Doktor ſich um und ſagte, ich muß ein Haus weiter, bhüt ech Gott und lebet wohl! Ja, da proteſtirte die Frau Pfarrerin, ſie wollte den früheren Gegenſtand wieder aufnehmen, wollte ihm die Eigenſchaften ihrer Wunderſalbe auseinanderſetzen und Thatſachen anführen über deren ſtaunungswürdige Wirkungen, aber ſie kam nicht zweg. Ein andermal, Frau Pfarrerin, ein andermal, wenn ich beſſer Zyt habe, aber jetzt muß ich uf my Seel furt! Aber, Doktor, ſo ein braver Mann und immer fluchen, könnt ihr euch das nicht abgewöhnen, es irrt mich ſo an euch, und ich glaube euch ja ohne das abſcheuliche Fluchen! Lebet wohl, Frau Pfarrerin, lebet wohl, es andersmal! ſagte der Doktor und mit langen Schritten ging er dahin, vor ſich brummend: ſchad', daß die nicht der Pfarrer ſelbſt iſt, ſie könnte es beſſer, als er, nur wohl lang würde ſie es machen.

Achtzehntes Capitel.

Wie in der Keßlere liquidirt wird und verſchiedene Helfer ſich zeigen.

Die Kinder auf der Keßlere waren ſehr ergriffen, als der Vater die Mutter wieder brachte und lebig und nit ghenkt. Sie thaten es freilich nicht dar in Worten, aber ſie halfen, ſie ſorgten, ſie dachten, waren viel raſcher in all ihren

Handbietungen, rührten die Mutter an, wollten Alle ſie verwachen, kurz, gaben Alle Zeichen, wie werth ſie ſei, wie viel an ihr ihnen Allen gelegen. Sie hätten ſich vielmehr Waiſen gefühlt, wenn ſie dahinten geblieben wäre, als wenn der Vater geſtorben. Der Vater hatte viel gearbeitet, aber Anne Marei geſprochen und regieret, ihr Wille hatte ſich den Kindern geoffenbart, daher ſchien ſie des Hauſes Hauptſtück oder Säule, die Alles zuſammen und aufrecht hielt, war es auch nicht ſo, ſo kams doch den Kindern ſo vor, ihre Hand war viel mehr in ihren Haaren oder auf ihren Nacken, als die des Vaters und doch hatten ſie mehr Vertrauen zu ihr als zum Vater. Es war ſo recht ſichtbar hier, wie eine tüchtige Mutter in den Augen der Kinder vielmehr giltet als eine ſchwache, auch wenn Dieſe noch ſo zärtlich flattirt, Jene dagegen züchtigt. Das gute Anne Marei kam den Kindern ganz anders vor als uns in ſeiner Beſchränktheit, dieſe konnte ihnen nicht auffallen, dagegen hatten ſie einen Sinn für deſſen Tüchtigkeit, der Vielen aus den höhern Ständen abgehen wird. Indeſſen, dieſe Anhänglichkeit ſeiner Leute merkte Anne Marei ebenſowenig, als was jetzt vorging bei ihnen und das war ein großes Erbarmen, welches ſich übrigens auch auf die Uebrigen erſtreckte, denn da die Mutter ſie viel in Anſpruch nahm, ihr Bangen und Hoffen ſich hauptſächlich auf ſie bezog, fühlten ſie das Bluttmachen weniger. Blieb die Mutter am Leben, ſo führten die Eltern irgend welche Haushaltung, die Kinder blieben bei ihnen, ſtarb ſie, mußte Hans Joggi die Haushaltung aufgeben, die Kinder verdingen. Man weiß wohl, wie das geht, pflegte Hans Joggi zu ſagen, ſie lernen weder beten, noch arbeiten, es giebt in Gottes Namen nichts aus ihnen. Nicht ganz, aber theilweiſe hatte Hans Joggi recht. Blutt machen heißt man gewöhnlich die heutige Manier vieler Schuldner, ſich nach und nach, unter der Hand, von all ihrem

Eigenthum zu entblößen, ſo daß, wenn endlich die Gläubiger einrücken, nichts mehr da iſt, das dem Schuldner gehört, daß ſie nichts kriegen als lange Naſen. Wenn ein Schuldner von der rechten Sorte iſt, ſo findet er Hände genug, welche zu ſolchen Manövers ihm behülflich ſind, und zwar ſo, daß er vollkommen gedeckt bleibt, und wenn es zum Eid käme, Eid hin, Eid her, kömmt als Wahlſpruch auf. Nun kann man das Activum auch in ein Paſſivum verwandeln, man kann Jemanden blutt machen. Es iſt jedenfalls eine ſchmerzliche. vor Allem aber eine traurige Operation, wobei es aber an Liebhabern ſo wenig fehlt, als wenn irgendwo gehenkt und geſchunden wird, je grüslicher, je lieber, heißt es faſt. Die Ellen ſollten in einem Lande gleich lang ſein, aber du lieber Gott! Nach dem Geſetz ſollen einer Haushaltung die dringlichſten Geräthe gelaſſen werden, eine behält zwei Bureaus, bei einer andern ſcheint ein Trog zu viel. Es ſollen Güterabtreter mit drei Fudern gezügelt ſein, wenn Andere drei Arm voll davon brachten, ſo ſchätzten ſie ſich glücklich; man kann eben verſchieden operiren. Nun, wenn die Operation an leichtſinnigem Hudelpack vorgenommen wird, da geht es oft noch recht luſtig zu und die Operirten tubacken noch wohlgemuth dazu, hingegen bei Anderen iſt es bitter und traurig, wenn ſie Stück für Stück vom Geräth, Werkzeug, Viehwaare, die ſie gebraucht, unter Noth und Sorgen ſie erſchwungen, die lange ein Gegenſtand ihrer Sehnſucht geweſen, und als ſie ſie endlich hatten, ihnen kindliche Freude machten, müſſen verkaufen ſehen, ja eigentlich verſchleudern unter dem halben Werth, unter Witzen und Gelächter, oft unter ſichtlicher Verabredung und allerlei Kunſtſtücken des Weibels, der ſeinen Hammer gar verſchieden zu handhaben weiß, denn wenn ein betheiligter Schreiber ſchöne Fuhrwerke, dienlich für einen Wirth oder Gerichtsſchreiber, um ein Trinkgeld erhält, ſo kriegt man

Bedenken. So eine Steigerung mahnt einen zuweilen an ein geſtrandet Schiff, an Ufern, wo das Strandrecht ein Erbtheil der Väter iſt und Jeder, unter den Augen der Geſtrandeten, zugreifen darf nach Belieben, mit dem kleinen Unterſchiede nur, daß man bei Steigerungen Begünſtigung ſuchen und dann doch etwas Weniges zahlen muß. Mit den Heimweſen geht es zuweilen ebenſo, da wird Schmaus gegeben und genommen, daß man glauben ſollte, man ſei auf dem Markt zu Solothurn unter lauter Hebräern. Das nun hat ſeine bedenkliche Seite, um die man ſich aber halt nicht zu bekümmern ſcheint. Je größer das Deficit, der Verlurſt der Gläubiger wird, deſto ſchlechter ſcheint der Schuldner gewirthſchaftet, oder deſto mehr betrogen zu haben, und deſto mehr ſcheinen die Gläubiger zu verlieren. Hans Joggi hatte ſehr wenige Schulden, ausgenommen die, welche auf der Liegenſchaft hafteten, etwas an Zinſen, Koſtensnoten an die Herren Kumidanten, Mijoren und Hauptleute, da ſchien etwas verloren zu gehen, aber wenn man rechnete, was ſie vorher empfangen, ſo frug es ſich, ob ſie Schaden oder noch Gewinn hätten. Sein Verkäufer ſchien verlieren zu ſollen, aber wenn er rechnete, was er bereits empfangen, was das Land verbeſſert worden, ſo frug es ſich, ob er nicht noch im Gewinn ſei, wenn er es wieder kaufen müſſe, um den Preis, wie er daſſelbe verkauft. Konnte er es aber vielleicht um die Hälfte oder zwei Drittel des früheren Preiſes wieder kaufen, ſo konnte man füglich nach dem Gewinn fragen, ſo daß, wenn Alles im wahren Werth fortgegangen wäre, mehr oder weniger Vermögen ſich gezeigt hätte. Wenn aber einmal der arme Teufel den Geltstag aufheben, ſeine Ehre wieder herſtellen will, muß er ſich erſt mit ſeinen Gläubigern abfinden, je nach ihrem guten Willen ganz oder theilweiſe die erlittenen Verlürſte vergüten, je mehr verloren worden, deſto mehr muß er alſo erſetzen, vielleicht wird es ihm unmöglich, die Summe dazu aufzubringen, er muß alſo die Verſchleuderung ſeiner Habe nachträglich, nach Jahren vielleicht, noch einmal büßen.

Alle dieſe Manövers gingen nun an der Hans Joggiſchen Familie vorüber, ohne ſie jedoch zu zerreiben, zu zermalmen, oder moraliſch zu vernichten, wie es wahrſcheinlich einige Monate früher geſchehen wäre. Wohl gab es Augenblicke, wo Hans Joggi's Herz mit Zorn ſich füllte und Blitze der Rache ſprühten, Häuſer entzündend, Menſchen erſchlagend, aber wenn Anne Marei ſich rührte, wenn der Doktor ſagte, es habe nicht böſer, doch verſpreche er nichts, wenn er dachte, wie viel wohler Anne Marei in dieſem Zuſtande ſei, als wenn es geſund wäre, ſo entlud die Wolke ſich alsbald. Die andere Wolke, die ſchon ſo lange drohend über ihm geſtanden, ging ebenfalls los. Sobald man ſicher war, daß Hans Joggis ausſtehendes Kapital nicht mehr einging, ſondern nebenaus gelaufen war, ſo platzte die Wolke und der Tanz brach los, doch ſelbſt wenn es eingegangen wäre, hätte es Hans Joggis Fall nicht verhütet, ſondern bloß ein wenig verſchoben, das Spiel war ſo gekartet, daß das Geld ſich ſo gleichſam im Sande verlaufen hätte, wie der Rhein in Holland. Jetzt war es auch zerfloſſen, allein nicht in die Taſchen, die den holländiſchen Sand hätten vorſtellen wollen, darum preſſirte man ſtark, damit es mit dem Andern nicht etwa ungſinnet eben ſo gehe. Wir wollen uns nicht in das Wirrwar des Rechtsganges, von Pfand nehmen, auf die Gant thun, den Stadien der Betreibungen, dem Güterabtretungszwang, der Natur der verſchiedenen Steigerungen, den Rechten der Gläubiger und des Schuldners einlaſſen, ſie wechſeln ungefähr alle zwei Jahre, damit männiglich ſturm werde, Keiner ſich ſelbſt helfen könne, Keiner wiſſe, woran er ſei, Keiner merke, wo er betrogen wird und von wem, im Uebrigen geht es nicht ſo ungleich zu, ein Mal muß der Gläubiger den Stecken am dreckigen Orte nehmen, das andere Mal der Schuldner, je nach den Heiligen, zu denen der Eine oder der Andere betet. Daneben hat dieſer Rechtsgang in Geltstag- oder Bankrottſachen, wie verſchieden er in den verſchiedenen Ländern zu ſein ſcheint, denn doch überall das gleiche Endreſultat und iſt eben auch wie der Rhein, das meiſte verläuft ſich im Sande, und kömmt nicht ins Meer, d. h. nicht dahin, wohin es eigentlich gehört. Wir wollen daher alle dieſe Formen bei Seite laſſen und einfach bei der Sache bleiben, ſo wird man uns am beſten verſtehen, und zwar wollen wir nur ganz kurz über dieſe Sache ſein, von wegen es iſt eine wüſte, wie jener Guggisberger ſagte. Hans Joggi hätte Manches retten können, aber er that es nicht, er wollte ſich nicht verſündigen, verlor er im Großen, wollte er ſich doch nicht im Kleinen um den guten Namen. ja um das Heil ſeiner Seele bringen. Der Pfarrer hatte ihm bei Gelegenheit geſagt, Hans Joggi, man macht es euch wüſt, ſprengt euch muthwillig ins Unglück, tragt daher um ſo mehr Sorge zu euch ſelbſt, macht nicht aus einem Unglück zwei, und das Letzte unendlich größer als das Erſte. Man wird euch aufpaſſen und hat man die geringſte Veranlaſſung, wird man euch zum Eid halten, zählt darauf. Das vergaß Hans Joggi nicht. Verſuchung hatte er genug, der gedachten Frau nicht zu gedenken. Die war durch den erſten mißlungenen Verſuch nicht entmuthigt worden und erſchien gleich am folgenden Abend wieder, wegen der großen Liebe, die ſie zu ihnen hätte, ſie wiſſe eigentlich nicht warum, wie ſie ſagte. Man habe ihr geſagt, Anne Marei habe ſich nicht gehenkt und lebe noch, das könne ſie ſchier nicht glauben, allweg werde es es probirt haben, aber es werde ihm nicht gerathen ſein. He nun, es freue ſie, daß es ſo gegangen, daneben nehme es ſie gruſam wunder, wie es eigentlich zu- und hergegangen. Wenn man die Sache recht wiſſe, ſo könne man ſie verſprechen, es werde ſchon ſo viel geredet, ſie könnten es gar nicht glauben, und vielleicht, daß ſie ſich auch anders beſonnen, und jetzt ein Handel zu machen ſei. Sie hätte ihre Abfergete von vorgeſtern nicht übel genommen, ſie hätte ein gar gut Herz und geſehen, daß ſie nicht bei ſich ſelbſten ſeien, was gar nicht zu verwundern ſei, denn wenn man glaube, die Mutter habe ſich an einen Baum gehenkt, aber noch nicht wiſſe, an welchen, es ginge noch Manchem ſo. Was ſoll man zu ſolchen Redensarten ſagen? Hans Joggi verbrauchte die Frau mit uneinläßlichen Redensarten und wies ſie an den Pfarrer, ſtatt ſie gehörig zu bedienen, er mochte nicht ſtreiten und fürchtete ſich vor ihr. Sie aber hatte auch Urſache den Pfarrer zu fürchten. Sobald ſie merkte, daß derſelbe mit ins Spiel und Hans Joggi in Verkehr mit ihm gekommen ſei, zog ſie ſich zurück, legte ſich aufs Lauren und wartete auf einen günſtigen Augenblick. Es war ein Anderer, der Hans Joggi viel gefährlicher wurde. Sobald dieſer ſein Schickſal entſchieden ſah, mußte ſich ihm die Frage aufdrängen, und jetzt was machen? Darüber konnte er nun nicht mit Anne Marei reden, ach und das Sinnen und Denken war ihm ſo ſehr zuwider! und wenn ihm auch allerlei Gedanken vorkamen, ſie waren wie Schiffe auf dem Meere in Windſtille, die Segel hingen ſchlaff am Maſte, ſie waren da, aber ohne Bewegung, auf dem gleichen Flecke ſtunden ſie und harrten der Kraft, die ſie irgend einem Ufer zutriebe. Dieſe Kraft lag zu großem Theil in Anne Marei, jetzt war ſie gefeſſelt in den Banden der Krankheit. Nun lebte Einer in ſeiner Nähe, der auf gut Schick lauerte Tag und Nacht, der in ſeinem Fache große Naturanlagen und eine bedeutende Kunſtfertigkeit im Erkennen, Faſſen und Ausſaugen ſeiner Beute beſaß.

Wer hätte nicht ſchon von den Pariſer Lumpenſammlern gehört, welche ihren Lebensunterhalt im Kehricht ſuchen, da alles Mögliche zuſammenleſen, mit dem Grundſatze, es ſei jede Sache für etwas gut, ſpäter die garſtige Beute ſortiren und richtig Gewinn aus Allem ziehen und wohl dran leben, nicht an der Sache, ſondern am Gewinn. Dieſer Eine war in einem unnennbaren Verkehr mit allem Möglichen und einer Maſſe von Leuten, er lauerte eben ordentlich darauf, wo er irgend wen in ſeinen Verkehr ziehen konnte. Handelshäuſer auf der Gnepft, ausgejagte Commis, vergeltstagte Subjekte von allen Sorten, flinke Kinder, handliches Weibervolk, alte Weiber, Dienſtboten, Schulkinder, Bettler, ja es iſt ſicher auf dem ganzen Erdboden kein Bein, das er nicht irgendwie hätte nützen können, wenn es in ſeinen Bereich gekommen wäre. Auf dem Zahlen hatte er nichts, deſto mehr auf dem Rechnen, und ſo wie er mit Jemanden in Berührung kam, begann er ſeine Operationen und eröffnete ihm eine Rechnung mit Soll und Haben, unter das Soll ſetzte er den Verdienſt ſeines Angeſtellten oder Bethätigten, unter das Haben dagegen alles Mögliche, denn er hielt feſt daran, daß ſeine Leute Alles, was ſie bedurften, bei ihm nehmen mußten, ſogar die Medicin, er hielt Purgazen und Abführungsmittel, gut in alle Spiel. Ja, man redete ihm nach, er habe einſt von Baſel einige Flaſchen mit geiſtlichem Troſt verſchrieben, aber zur Antwort erhalten, derſelbe ſei nicht wohl zu verpacken. Trotz ſeiner Vorliebe zum Rechnen hatte er die ſonderbare Eigenheit, ſich beſtändig zu verrechnen und zwar in allen vier Species und oft ſo wunderlich, daß man nicht darüber kam, lag der Fehler im Dividiren oder im Multipliciren, im Addiren oder im Subtrahiren. Die Meiſten nun, namentlich wer nicht wüſt thun konnte oder durfte, mußten ſich dieſe Rechnungen unbereinigt gefallen laſſen, wer aber ſo recht aus dem ff aufbegehren konnte, ſchlug durch und kriegte eine bereinigte Rechnung, die zuweilen ausſah, als käme ſie aus einem andern Buche als die erſte. Zu dem Verrechnen kommt das Anſchlagen ſeiner Waare, von welcher die dreipfennig Sorte bei ihm immer ſo theuer iſt als die erſte anderwärts, auch die Wage, welche ein charmantes Gewicht liefert, ein ganz niedliches, daß an einem zweipfündigen Brote leicht ein Viertelpfund und mehr fehlen kann, auch weiß er den Cours ſo vortrefflich zu benutzen, daß der Franc, den er ausgiebt, um einige Rappen mehr werth iſt, als der, welchen er einnimmt. Was ihm gegenüber die Arbeiter leiſten, das weiß er dagegen zu beſchneiden, viel ſchöner noch als die Juden die alten holländiſchen Dukaten.

Er macht es aber nicht bloß ſeinen Arbeitern ſo, ſondern auch den reichſten Basler Herren, er macht keinen Unterſchied zwiſchen reich und arm, er ſchrotet womöglich ſeine Lieferanten, daß ihnen das Liegen weh thut und kauft am liebſten unter dem halben Werth, von Kindern und Dienſtboten, doch am liebſten Tauſchsweiſe. Auch um baar Geld handelt derſelbe nicht ungern, da hat er das glücklichſte Gedächtniß, was ihm bezahlt wird, vergißt er immer und immer wieder, und was er bezahlen ſoll, kommt ihm durchweg als bezahlt vor, und als bezahlt iſt ers im Stande zu beſchwören. Kurz, dieſer Mann iſt ein Geldgenie, der kann Geld machen und iſt dazu von ſeiner Ehrlichkeit überzeugt, er betheuert es hoch und ſchwer, er hätte keine ruhige Stunde mehr, wenn er wüßte, daß ein ungerechter Kreuzer in ſeinem Beſitz wäre, er ſagt Allen, ſieh, du kannſt glücklich ſein bei mir, einen ſchönen Lohn machen wie nirgends, aber du mußt mir treu ſein und mir glauben und nicht andern Leuten. Dieſer Mann war es, der unſern Hans Joggi auf das Korn nahm um denſelben zu dem Seinigen zu machen, d. h. zu ſeinem

Vortheil zu benutzen ſuchte. Er begann damit, daß er ihm Arbeit verhieß für ihn und ſeine Kinder, bis er was Beſſeres wüßte. Was konnte Hans Joggi erwünſchter ſein als Arbeit? Er betrachtete dieſes Anerbieten als eine große Gutthat. Dann verſuchte er ihm Holz abzukaufen; Bäcker, Müller, Wirthe u. ſ. w. brauchen viel Holz, kaufen es gezeichnet und ungezeichnet, ja, es wird behauptet, das geſtohlene Holz brenne am liebſten in dem Backofen und das geſchmackvollſte Brot werde damit gebacken. Hans Joggi hatte ſeinen Wald verſchont, ſich meiſt mit Abholz und Stöcken beholfen, und noch war der Hof nicht verkauft, ſondern noch in ſeinen Händen, er glaubte daher nicht zu fehlen, wenn er Holz verkaufe, und zwar dem Manne, der ihn darauf aufmerkſam gemacht, ihm wäre es kaum in Sinn gekommen. Er machte einige Tannen nieder, lieferte einige Klafter und zwar gar nicht im Verſteckten, das Holz war ja nicht geſtohlen. Ja, aber es gehörte zum Hof, der auf der Gant war, und das gepfändete Gut darf nicht geſchwächt werden. Glücklicherweiſe machte ihn ein wohlmeinender Mann aufmerkſam, rieth ihm, dem Weibel oder dem Maſſaverwalter ein gut Trinkgeld zu ſpenden, damit er ihn nicht verleide, ſonſt könnte es ihm übel gehen. Hans Joggi gehorchte der Warnung, trotz dem Zureden des Geiſtes zu ſeiner Linken, der den vortheilhaften Handel nicht gern aufgab, widerſtund ferneren Anreizungen, Dieſes, Jenes zu Handen zu bringen, er hatte erfahren, wie es dem ergeht, der in ſeiner Gegner Hände fällt, wie er zgrechtem nicht daraus kömmt, und hatten ſie ihn auch um das Gut gebracht, um ſeine Seele ſollten ſie ihn nicht bringen, um nichts und wieder nichts ihm nicht den guten Namen nehmen. Ein Inſtinkt der Ehrlichkeit, die dumpfe Hoffnung, wieder zweg zu kommen, er wußte zwar nicht wie, gute Zuſprüche von Pfarrer und Doktor, die Einzigen, die es wahrhaft gut mit ihm meinten, denn die übrigen Nachbaren hatten ihn als eine verlorne Perſönlichkeit aufgegeben, hielten ihn aufrecht, daß er nicht moraliſch zu Grunde ging, auch mag der Zuſtand ſeiner Frau etwas dazu beigetragen haben. In einem Hauſe, in welchem eine Hauptperſon zwiſchen Leben und Sterben ſchwebt, und in Herzensangſt ums Leben gebetet wird, verlieren böſe Gedanken ihre Macht, Lockungen finden keine Ohren. Eines Morgens hatte Hans Joggi einen großen Schrecken, als er vom Melken aus dem Stalle kam, ſtund der Hauptmann da, der ſeit langen Zeiten ſich nicht mehr hatte ſehen laſſen. Hans Joggi war es ungefähr, als ſei der Teufel ihm erſchienen, aber der Hauptmann hatte gar nichts teufelmäßiges an ſich und that eben ſo wenig ſo, ſondern ſehr freundlich. Er gab Hans Joggi die Hand, drückte ihm ſein Leid aus, daß es ihm ſo gehe, ja er verſicherte ihn, er zürne ihm nicht, obſchon er ihn in großen Schaden gebracht, denn auf das Geld hätte er gerechnet, hätte manchen guten Schick müſſen fahren laſſen, weil er nicht Geld gehabt, und am Ende doch mit großer Einbuße Geld leihen müſſen; indeſſen man müſſe einander verzeihen, es könne Jedem begegnen, daß er nicht Alles zwingen, nicht Alles halten könne, was er verſprochen. Noch wiſſe er nicht, wie es ihm weiter gehen werde, denn er werde das Heimeth wieder an ſich nehmen müſſen, da könne er eine neue Ohrfeige kriegen, wenn etwa ein ſchlechter Käufer ſich zeige und es ihm in die Höhe treibe, denn da er ſeine Reſtanz im letzten Rang habe, müſſe er bieten, bis er es habe, wenn er nicht an einem ſchlechten Käufer noch einmal verlieren wolle. Um nun Hans Joggi zu zeigen, wie gut er es meine und wie er ihm nichts nachtrage, wolle er ihn einſtweilen darauf laſſen, denn er werde doch nichts Neues haben und nicht gleich wiſſen wo aus, da könne er ihm daſſelbe um ein Billiges bearbeiten und die Sache beſorgen, er hätte das Zutrauen zu ihm, er würde ihm zur Sache ſehen, als ob es ſeine eigene wäre. Hans Joggi ſperrte die Augen auf bei dieſer Holdſeligkeit, das ſchöne Anerbieten rührte ihn beinahe, er hätte nicht geglaubt, daß der es noch ſo gut meine, dachte er im erſten Augenblick, denn Hans Joggi war eine gutmüthige Haut und glaubte leicht, beſonders wenn man mit glatten Worten ihn zu ſtreicheln verſtand.

He, man könne immer noch ſehen, antwortete Hans Joggi, er zweifle aber, daß es werde geſchehen, die Frau werde ſich nicht entſchließen können. Der Hauptmann brauchte recht ſchöne Worte, drückte auf das Beſtimmteſte ſeine Zuverſicht aus, Hans Joggi werde ſein Glück nicht mit Gewalt von ſich ſtoßen, er gab den ſchönen Witz, nun auch noch Hans Joggis Perſönlichkeit auszubeuten, ihn das abgeſtohlene Gut fürder verbeſſern zu laſſen, wahrſcheinlich um einen ſchlechten Lohn, den man ihm ſpäter unter dieſem oder jenem Vorwande wohl wieder ſtreitig gemacht hätte, ſehr ungern auf. Vor dieſer Gefahr ſchützte ihn eine muntere dicke Frau, es war die Wirthin zum goldenen Krebs. Dieſe Frau hatte ſich ſchon lange gewundert, weder Hans Joggi noch ſeine Frau auf dem Markte zu ſehen zu Böcklimyl, indeſſen ſich deswegen nicht hinterſinnet, ſo einer Wirthin gehen die Menſchen zu dick an den Augen vorüber, als daß ſie ihr Herz an Alle hängen ſollte, ſo daß ſie mit dem Einzelnen ſich beſonders beſchäftigen könnte, daſſelbe müßte ja ſo groß ſein, wie eine alte Zehntſcheuer. Indeſſen war die Zeit gekommen, wo man gerne obſtet, d. h. ſeine Vorräthe von Obſt macht, und im letzten Jahre hatte ſie ihre beſter Einkäufe eben bei Hans Joggis gemacht, das wars, was ihre Theilnahme an dieſer Leute Geſchick beſonders weckte und ihren Gwunder, was aus ihnen geworden. Sie war nicht die Frau, welche lange unter den Eindrücken von Gefühlen litt, wenn ſie ihnen abhelfen konnte, ſie war eine Liebhaberin von kurzen Komplimenten. An einem ſchönen Nachmittag ließ ſie anſpannen und fuhr hinaus. Als ſie zum Hauſe kam, ſah ſie bald, daß da was nicht richtig war. So ein Haus, das gantlich verſteigert werden ſoll, ſieht ungefähr aus wie ein Haus, in dem eine Leiche iſt, und nach der Steigerung iſt's wie nach einer Gräbt; es iſt etwas Unheimliches um daſſelbe, das nicht zu beſchreiben iſt. Sie ſuchte Leute, fand lange Niemanden, bis endlich Stimmen ſie ins Hinterſtübli führten, wo der Arzt mit Anne Marei ſprach, welches die Kriſis überſtanden hatte, aber unendlich ſchwach war. Die Wirthin kannte den Arzt, ſie war von denen Eine, welche ſagen können, wie die Zeit von dannen rennt, und was man nicht Alles für Leute kennt. Die Wirthin bezeugte ihre Theilnahme unter den üblichen Fragen nach dem Wann und dem Wie, endlich ſagte der Arzt, es iſt ein Wunder, daß die Frau noch lebt, nach dem, wie man es ihnen gemacht, es iſt himmelſchreiend und vor Gott nicht recht, aber da ſagt kein Menſch was, und predigt ein Pfarrer wie er ſoll, ſo wollen ſie ihn alsbald hängen.

Nun erzählte er der Wirthin deutlich. wie man es ihnen gemacht, und wie man es Hunderten und Tauſenden mache und wenn Alles verarme, verſtaune man, laſſe Gutachten abfaſſen, woher das Alles komme, oder verſammle gar die Regieriger ſammt und ſonders, um nachher ungefähr gleich viel zu wiſſen, wie vorher. In dem Amtsbezirk, in welchem er wohne, hätten in früheren Zeiten jährlich ungefähr 20—25 gerichtliche Liquidationen ſtattgefunden, jetzt in der gleichen Friſt gegen 250, ſage zweihundert und funfzig in einem einzigen Amtsbezirk in einem Jahr, und es ſind bei dreißig Amtsbezirke. Mehr als eine, ja mehr als zwei Millionen gehen ſo auf dem Lande verloren, geht das mit rechten Dingen zu, wiſſen dieß die Regieriger, ſagen ſie es und die Gründe davon und können ſie nichts dagegen thun, ſo könnten ſie doch wenigſtens um Hülfe ſchreien, über Berg und Thal. Ja wohl ſind die Zeiten ſchlecht, ſelb iſt wahr, und das Land iſt im Preis gefallen, ſelb iſt auch wahr, aber warum iſt es gefallen? weil der Wucher freie Hand hat, weil bei Liquidationen das meiſte Geld in Hände kommt, in die es nicht gehört, oder man die Leute ausſaugt himmelſchreiend; bis nichts mehr zu liquidiren iſt, und daran kann man nichts machen, als ſich vorſehen, daß man nicht ſelbſt in ſolche Stricke falle, in nichts verflochten werde, was aber ein wahres Kunſtſtück iſt. Wo ehedem vor einem Amtsbezirk alle vier Monate ein Fürſprecher erſchien, erſcheinen jetzt alle vierzehn Tage 4—10, Jeder als wie ein General, mit einem Generalſtabe von Rechts- und andern Agenten. Da, in dieſe Spinngewebe verflocht man auch dieſe armen Teufel, man knüpfte mit ihnen an, verführte ſie zu einem Handel, vom erſten Augenblick war der Mann verloren, ſie hatten ihn nun. Mit plagen ums Geld ſogen ſie ihn nach und nach aus, mit Verhalten ſeines Geldes ſchnitten ſie ihm ſeine Hülfsmittel ab, ſie gewannen viel mehr, wenn ſie ihn zum Geltstag treiben konnten, als wenn ſie ihm Geld in die Finger ließen, mit dem er ſich frei machen konnte, zudem mußten ſie dem Kumidanten auch ſeinen Theil laſſen an der Beute, damit er ihnen nicht in Weg komme. Jetzt ſorgen ſie dafür, daß Niemand bieten darf und Einer von ihnen es wiederkaufe ums halbe Geld, und was der arme Teufel durch Jahre zuſammen gebracht, gewinnt der Hund mit einem Wort, im Schnapp. Jahre durch hat er ſich kaum einen Schoppen gegönnt, jetzt nimmt das Erſparte ihm der Hund weg, um es zu verſaufen und zu verſpielen. So muß es den Leuten erleiden zu hauſen und zu arbeiten, und ſie haben ganz recht, wenn ſie ſelbſt verſaufen was ſie erwerben, es iſt himmelſchreiend! In der Wirthin Adern rollte nicht Froſchblut, ſie machte ihrem Zorn durch manche Ausrufung Luft. Wenn er es nicht ſagte, ſie glaubte es nicht, ſagte ſie dem Doktor, ſie hätte freilich ſchon oft gemerkt, daß es nicht immer mit rechten Dingen zugehe, denn die Leute verkehrten viel in ihrem Hauſe, oft mehr als ihr lieb ſei, aber ſie verthäten mords viel Geld und für Wirthsleute ſei am Ende das die Hauptſache, von ſchönen Geſichtern und hungrigen Sängern lebe man am Ende doch nicht. Ueberdieß hätten ihr die Menſchen, welche mit dieſen Bauernzäggen zu thun gehabt, auch nicht die beſten geſchienen, meiſt anrüchiger, gräubäſiger Züg, der ſie nicht einmal recht erbarmet, ſie hätte gedacht, warum giebſt dich mit denen ab, wenn du was Rechtes wäreſt, würdeſt du dich zu rechten Leuten halten und die würden dir helfen. Daß ſolche Leute wie die, ſo zweg kommen könnten, das hätte ich nicht geglaubt, akurat wie eine Fliege in einer Spinnhubbele, hat eine einmal einen Fuß darin, hilft alles Zappeln nichts. Jetzt glaube ich, daß die armen Leute nicht einzig an ihrer Armuth ſchuld ſeien, wenn Niemand da iſt, ihnen zu helfen, ſondern Alle nur ſie zu rupfen und mit ihren wenigen Federn ſich ſelbſt gut zu betten. Unterdeſſen war Anne Marei eingeſchlafen, und der Doktor mit der Wirthin hinausgegangen, um nicht zu ſtören, dort fanden ſie Hans Joggi, den die Wirthin frug, was er jetzt anzufangen gedenke. Ergeben ſagte Hans Joggi, was Eigenes könne er nicht unternehmen mit leeren Händen, Gnürzi Uli habe ihm Arbeit anerboten, für ihn und ſeine Kinder, ſo viel er wolle, das habe ihm gefallen, er werde in deſſen Nähe zügeln, und wenn er ihm halte, wie er wohl werde, ſo habe er bald wieder einige Kreuzer beiſammen, die Kinder ſeien gruſam gut, und begehrten ihm zu helfen. Dann habe ihm auch der Hauptmann angeboten, er könne hier bleiben und ihm den Hof werchen, aber es wolle ihm nicht recht in Kopf, da Knecht zu ſein, wo er Beſitzer geweſen, und er wiſſe nicht recht, wie es der Hauptmann meine, ob ihm zu trauen ſei, oder nicht.

Da ſah die Wirthin den Doktor mit ſpöttiſchen Blicken an und ſagte: He nu ſo dann, es giebt allerlei Menſchen in der Welt, aber einen ſo dummen wie du, habe ich noch nicht angetroffen, nun, jetzt wunderts mich nicht mehr, iſt es dir ſo gegangen. Sprengt ihn da der Hauptmann hinein, zieht ihm die Haut über die Ohren, und er weiß noch nicht, iſt ihm zu trauen oder nicht! Aber ſo iſts mit euch, den Leuten, denen ihr trauen könntet, trauet ihr nicht, und denjenigen, denen ihr nicht trauen ſolltet, trauet ihr. Wer euch ſchöne Worte giebt, dem trauet ihr, wer euch ſein Gutmeinen zeigt, den grännet ihr an und gebt ihm es fauſtdick zu verſtehen, ihr wüßtet wohl, mit wem ihr es zu thun hättet, und euch zu betrügen, ſolle Keiner probiren. Dumm ſeid ihr, dümmer nützte nichts. Bei Gnürzl' Uli willſt reich werden! ja, da mußt gute Augen haben, wenn du deinen Reichthum einmal zählen willſt, das iſt Einer, von dem noch Keiner unbeſchroten gekommen iſt. Ja, ſagte Hans Uli, was ſoll ich denn machen? Es iſt kommod, d'Sach zvrnütige, aber wenn ich nur was Anderes hätte, und giebt muß ich doch auch haben. He, ſagte die Wirthin, etwas wirſt haben für die erſte Noth, unterdeſſen zeigt ſich dann wohl was für dich, es iſt mir, es werde mir ſchon was anlaufen für dich, oder dem Doktor, er hat überall Bekannte und iſt ein vertrauter Mann. Ja, und unterdeſſen können wir zuſehen, wie Andere eſſen, und vom Gnagen am Hungertuche lebt man nicht lange, und wenn wir haben, um den Doktor zu zahlen, ſo iſt es aller Handel, wirds aber kaum geben, und zu verkaufen habe ich nichts, den wenigen Hausrath, der mir blieb, kann ich nicht entbehren, ſagte Hans Joggi. So, machteſt es nicht, wie die Andern, ſagte der Doktor, aber Weibergut wirſt doch gemacht haben? Haben Alle heut zu Tage zur Verwunderung reiche Weiber, man wußte vorher nichts davon. Nein, Weibergut konnte ich nicht machen, antwortete Hans Joggi, und doch hatte ich mehr als Mancher; nur etwas Bettzeug von der ledigen Zeit her, welches daher ihren Namen trug. Was Anne Marei an Geld hatte, konnte ich nicht beſcheinigen, es beſtund weder in einem Titel, noch ließ es ſich aus einer Theilung nachweiſen, ich konnte überhaupt nichts beſcheinigen, es war bloß verdientes Geld; das hier und da verſtoßen war, und daß wir auf einen Geltstag hin uns vorſehen müßten, daran dachten wir nicht. So geh zu Gnürzi Uli einſtweilen, ſagte die Wirthin, eine Laus im Kraut ſei beſſer als gar kein Fleiſch, ſagt man, und im Anfang wird er es dir nicht zu bunt, ſondern dir das Maul ſüß machen, wie es Geld hageln werde dir und ihm, unterdeſſen kann man ſich umſehen, da mußt du weg, und zeigen wird ſich allweg etwas für dich. Lueg gut zur Frau, die haſt nöthig, gieb ihr brav zu eſſen, daß ſie bald zur Kraft kömmt, wäre ich näher, wollte ich gerne nachhelfen mit nahrhafter Speiſe. Es iſt wohl gut, Wirthin, ſeid ihr nicht näher, ihr tödtetet mir ſie noch. Daß doch die Weiber meinen, das Freſſen mache geſund und ſei die Hauptſache! begehrte der Doktor auf. Nun gab er ſcharfe Inſtruktionen, machte ſie und Hans Joggi verantwortlich für Leben und Tod, ſonſt ſage er Adie und komme nicht wieder. Man verſprach allen Gehorſam, wir zweifeln aber, daß er wirklich geleiſtet wurde, denn in dieſem Punkt ſind gar viele Weiber ſeltſame Dinger, ſind untüchtig zum Gehorſam und geneigt zu allem Böſen. Indeſſen, was die Hauptſache iſt, Anne Marei kam mit dem Leben davon und genas, wenn auch nur langſam. Sie hatten im Sinn gehabt, über die

Steigerung noch dazubleiben, der Hauptmann hatte ſie dazu angeſtrengt, wahrſcheinlich hoffte er, es gelänge ihm endlich noch, den Hans Joggi zahm zu machen, zudem war Anne Marei noch ſo matt, daß es unmöglich bis zu ihrer Behauſung zu gehen vermochte, die Knie wollten es nicht thun, nach wenig Schritten ſchon brachen ſie zuſammen, aber es ging nicht, noch ehe es Mittag war, mußte Hans Joggi mit ihm fort, er konnte zuſehen, wie er es machte. Anne Marei hatte geglaubt in ſeinem hintern Stübchen könne es ganz ruhig ſein, werde wenig oder nichts von der Steigerung merken, aber das ging anders. An ſolchen Tagen iſt ein zu verſteigerndes Haus ungefähr wie eine eingenommene Feſtung, die man pflichtgemäß von oben bis unten durchſtöbert, theils aus bloßer Neugierde, theils um etwas Vergeſſenes zu finden und zum Verſteigern herbei zu ſchleppen. Das Publikum fand bald das Hinterſtübli auf, und entdeckte dort Anne Marei im Bett. Du, wenn du die verlumpet Bäurin ſehen willſt, ſo geh dort ins Stübli, dort liegt ſie im Neſt, ob wegen Faulheit oder wegen Krankheit, weiß ich nicht, vielleicht wegen beidem, ſagte Eins zum Andern. Drinnen ſagte Eins: die kömmt nicht zweg, die ſtirbt. Es kann ſein, es kann aber auch nicht ſein, ich ſah ſchon Welche, die viel leider ausſahen und kamen doch davon, antwortete das Andere. Einige traten dem Bette näher, knüpften mit Anne Marei an, frugen, wie es zweg ſei, ob es ihns nicht reue, ſchon wieder vom Hofe zu müſſen? Wenn ſie ihns geweſen wären, ſie hätten alle Kräfte aufgeboten, bis zhinderſt, um dableiben zu können. Und wer abzog, ließ richtig hinter ſich die Thüre offen, denn kam Jemand Anderes, ſo war dem ja die Mühe erſpart, ſie zu öffnen.

Anne Marei war zu matt, um zornig zu werden, aber es ward ſo müde, fühlte eine ſo tödtliche Pein, daß es Hans

Joggi ſagte, ich halte es nicht mehr aus, entweder führe mich fort, oder am Abend haſt eine Leiche.

Hans Joggi that es, obſchon er meinte, ſo gefährlich würde es doch nicht ſein. Nachher ſagte ihm der Doktor, er hätte recht gethan, ſchon ſo ſei es ein Wunder, daß es keinen Rückfall gegeben und dann wäre es fertig geweſen. Da die gemiethete Wohnung leer war, konnten ſie gleich zgrechtem einzügeln zum Bleiben. Es that ihnen ungewohnt, im engen Raume, doch war es ihnen erſt recht wohl, als ſie droben fort waren, ihr Leben da oben dahin und da weg abgeſchloſſen war. In der letzten Zeit war es ihnen droben recht unwohl geweſen, ſie waren dort nicht mehr daheim, und gingen doch ungern fort, hatten immer vor Augen, was ſie laſſen mußten, daher immer das ungute Sehnen nach Dableiben, an nichts mehr Freude, und was ſie machten, machten ſie aus Gewohnheit, oder weil es ſein mußte. Jetzt entbehrten ſie wohl Manches, es war, als müßten ſie gerade die Geräthe brauchen, welche ſie nicht hatten, allein was ſie noch hatten, gehörte jetzt ihnen, was ſie verdienten, ebenfalls, es war ein kümmerlich Leben, aber es ragten keine dunkeln Gewalten mehr in daſſelbe hinein, ſie waren Meiſter deſſelben. Sie verdienten Alle bis an Anne Marei, das ſeine Geneſung damit verzögerte, daß es immer arbeiten wollte, ehe ſeine Kräfte nachgewachſen waren, ſelbſt das jüngſte Mädchen ſpann tapfer und mit großem Eifer ſuchte es jede Woche mehr und beſſer zu ſpinnen. Nicht bloß Gnürzi Uli gab ihnen zu verdienen, andere Leute ebenfalls, ſie waren überall geſucht, denn ſie arbeiteten nicht wie die Meiſten, ſo wenig als möglich, daß ſie lange dran hätten, machten nicht aus einem Tagewerk zwei, ſondern waren gewohnt, alle ihre Sinne bei der Arbeit zu haben und alle ihre Kräfte ohne Rückhalt dafür zu gebrauchen und ſchafften, ſo viel ſie mochten, ſah es

Jemand oder ſah es Niemand. Sie waren gut zum Tiſch, denn allenthalben hatten ſie es beſſer, als daheim. Sie hatten bis dahin das eigene Brot gegeſſen und nie mehr als ſie wohl mochten, daß ohne Anſtrengung noch mehr Platz gehabt hätte, ſie waren daher recht beliebt und trugen manch ſchönes Stück Brot nach Hauſe, und noch was Beſſeres fürs Müetti. Hans Joggi ſagte oft, wenn es nicht wegem Heimeth wäre, hätten ſie beſt gemacht, denn jetzt hätten ſies viel beſſer, als früher, und wenn einmal das Nöthigſte wieder angeſchafft ſei, und ſie Alle geſund ſein könnten, ſo hätten ſie bald ein Schübeli Geld beiſammen.

Sie waren jetzt in ganz anderer Lage, als früher, und es dünkte ſie faſt luſtig ſo, und dann wieder doch nicht. Ehemals hatten ſie wenig kleinen Verkehr gehabt, faſt lauter großen. Für ihren Lebensunterhalt kauften ſie wenig, Salz und Kaffe ausgenommen, ihre Ausgaben liefen ins Große, für Vieh, Zinſe, Reparaturen ꝛc. Ihre Einnahmen waren faſt eben ſo, für Butter. Milch und Eier etwa ausgenommen. Von einer täglichen Bilanz war da keine Rede, der Gewinn, das wirkliche Vermögen wuchs erſt nur nach und nach aus dem Verkehr heraus, und weder Anne Marei noch Hans Joggi konnten es je, auch nur annähernd beſtimmen, geſchweige bei Heller und Pfennig. Jetzt wohl, jetzt ging das. Sie wußten genau, was ſie des Tags verdienten, und weil ſie alle Bedürfniſſe kauften, genau wie viel ſie ausgaben, konnten alle Tage Bilanz ziehen, wie viel ſie zu wenig oder übrig hätten, und das intereſſirte beſonders die Kinder ſehr. Wenn aber nur der Gnürzi Uli nicht geweſen wäre, der machte immer Striche durch ihre Rechnungen und verdarb ihnen viele Freude. Er war nur mit großer Mühe zum Rechnen zu bringen, die meiſte Arbeit thaten ſie für ihn, für die meiſten Bedürfniſſe kauften ſie bei ihm das Nöthige, und waren der Meinung, dieſes alle Wochen auszugleichen, was eine Arbeit von einigen Minuten geweſen wäre. Anfangs ging es, obgleich nicht immer gerne und nie, ohne daß die Rechnungen ungleich geweſen, beſonders im Anſatze der Lieferungen, bei dem Soll fehlte freilich auch hier und da ein halber Tag Arbeit. Aber in den Lieferungen ſetzte er die Preiſe ganz willkührlich an, ſchlug auf nach Belieben, wenn bei allen Andern die Preiſe ſich gar nicht veränderten, auf ein halbes Pfund mehr, hier, dort, kam es ihm durchaus nicht an, ja, manchmal rechnete er Sachen an, die ſie nie geſehen, die er vielleicht Andern gegeben, vielleicht auch nicht. Da gab es allemal zu branzen und Striche durch die Rechnungen. Wenn es gut ging, ſo ſagte er, er wolle es ſich gefallen laſſen, möglich ſei es, aber glauben thue er es nicht, dann ließ er ſich aber auch lange nichts mehr gefallen. Das erleide ihm, ſagte er, wenn ſie allemal ſo kommen wollten, er mache die Sache auf und ſeine Bücher ſeien auch was, und ſicherer als ihre Grinde, wo man dazu und davon mache, man wiſſe nicht wie. Allgemach ging das Rechnen immer zäher, die Mißverhältniſſe in den Rechnungen wurden immer größer, die Abzüge bald für Dieſes bald für Jenes immer häufiger. Sie merkten, daß ſie ſchlechtere Qualitäten immer bezahlen mußten, wie beſſere anderwärts zu haben war, den Kaffe, den ſie tranken und mit 20 Kreuzern bezahlten, hätten ſie an einem andern Ort für 18 oder auch für 17 Kreuzer haben können.

Wenn ſie ihm ſo was bemerkten, ſo wollte er es nicht glauben, und ſagte endlich, wenn ſie ihm ſo wenig traueten, ſo ſollten ſie es an einem andern Orte probiren, i Gotts Name, er hätte nichts darwider. Bei ihm hätten ſie das ganze Jahr Arbeit Alleſammt, das wolle was ſagen, aber wenn ſie das nicht rechnen und an einem andern Orte es beſſer machen könnten, ſo wolle er ihnen nicht vor ihrem Glück ſein. Aber wenn ſie ſövli exakt ſein wollten, ſo würden ſie öppe nirgends gar werth ſein und öppe nie weit ſpringen. Sonſt war es Brauch, daß der Reichere es nicht genau nahm, das Ungerade voll machte, die Tage nicht ſo ſpitz ausmaß, nicht Stunden abrechnete, und, wenn er ſeinen Leuten was verkaufte, es nicht zu den höchſten Preiſen anrechnete, ſondern gerade umgekehrt. Jetzt giltet eben leider bei Vielen eine andere Regel. Arbeit iſt geſuchter als Arbeiter, dieſe ſind ſcheinbar im Ueberfluß (wir ſagen ſcheinbar, denn gute Arbeiter ſind rarer, als je), Jene fehlt oft, die, welche Arbeit zu geben haben, ſind daher Meiſter über die, welche Arbeit haben müſſen, machen ihnen die Regel, und ſehr oft eine harte, und der Arbeiter muß ſich Alles gefallen laſſen, wenn er nicht Alles verlieren will. Das iſt eine Tyrannei, und oft eine viel grauſamere, als je ein Ritter an ſeinen Leibeigenen ſie übte. Es iſt nicht recht ſo, aber mit Geſetzen kann man nicht helfen, der Staat hat gegen ſolche Uebel kein Mittel, der Staat iſt überhaupt viel ärmer, viel hülfloſer, als man zu ſagen wagt, das Einwirken des Staates ins Volksleben iſt weit öfters ein ſchädliches, hemmendes, als ein gutes, förderendes. Hier kann nur der chriſtliche, brüderliche Sinn, die Liebe helfen, die ſprudelt nicht aus Staatsquellen, ſondern aus ganz andern, der Staat wirkt gerade hier zumeiſt nur verſtopfend. Hans Joggi begriff das wohl und litt ſich beſtmöglichſt, aber es that ihm doch weh. Es ſei himmelſchreiend, ſagte er, wenn man ſich ſo den Lohn müſſe verkürzen, ja, wenn es Niemand hörte, ſagte er, „abſtehlen“ laſſen, aber was machen? die Arbeit ſei rar, und Jahr aus Jahr ein immer Arbeit haben, ſei auch was werth. Aber Gnürzi Uli mache es immer ärger, am Ende könnten ſie doch nicht mehr dabei ſein, ſie verdienten kaum das nöthigſte Brot, man werde doch für etwas Anderes ſehen müſſen, vielleicht, wenn er Ernſt ſehe zum Fortgehen, wuchere er weniger an ihnen, denn gerne ließe er ſie doch nicht gehen, das merke er wohl. Wenn ſie ungefragt an einem andern Orte nur ein Tag oder zwei ſeien, thäte er wüſt, und frügen ſie, erlaube er es gar nicht mehr, wie er es Anfangs doch noch gethan. Dagegen redete hauptſächlich Anne Marei, welches in ſeiner Krankheit anders geworden war, viel ergebener und milder, was Hans Joggi oft rühmte gegen Pfarrer und Doktor: Es verſtehe ſich nicht darauf, es ſei neue ganz angers als früher, gar nicht mehr ſo ängſtlich, es ſei ihm Alles recht und gut, es ſei ein freiues Dabeiſein. Ja, ſagte dann gewöhnlich der Doktor, es iſt wohl gut ſo, wenn es ſo bleibt, und wir wollen es hoffen. So lange es gut geht, und kein Unglück kömmt, iſt keine Gefahr, aber wenn es wieder käme, wie es geweſen, dann ſtehe ich für nichts, und eine dunkle Schwermuth ſteht da, ungſinnet, wie ein Biſennebel. Da innen, da iſts wunderlich, und in des Gehirnes Klüfte drang noch keine menſchliche Wiſſenſchaft, da innen iſt es dunkel, da innen liegen die heiligen Räthſel des Menſchen. Anne Marei that die körperliche und geiſtige Ruhe wohl, es begann zu arbeiten, es ſpann, aber das iſt eine Arbeit, wo man nicht zu angſten braucht, wo es nicht darauf ankömmt, daß ſie heute oder morgen abgethan ſei, wie dieß ſo oft bei landwirthſchaftlichen Arbeiten der Fall iſt. Es brauchte nun nicht zu kummern wegem Wetter, wegen kranken Kühen, kranken Pferden u. ſ. w., die einzige Sorge war ihr Unterhalt, und der war bei geſunden Leibern mehr als geſichert. Den Stolz der Bäurin hatte das Nervenfieber verzehrt, ſo wie auch die Erinnerung an viele Dinge, deren Verlurſt es ſchmerzlich gefühlt hatte. Man ſagt nicht umſonſt, es ſei keine Sache auf der Welt, die nicht für etwas gut ſei. Beſonders war Anne Marei der ruhige Sonntag und die Nähe der Kirche lieb. Früher mußte es es immer erjagen und erſchinden, wenn es in die Kirche wollte und riskirte doch immer zu ſpät zu kommen und ſaure Geſichter, und gar oft, wenn es ſchon zweg war, kam Jemand und den ganzen Tag wurde es nicht mehr frei, konnte nicht einmal ein Buch nehmen. Nun, damals machte ihm dieſes nicht ſo viel, es war deſſen gewohnt, es dachte, kann ich heute nicht, gehe ich über acht Tage oder über vierzehn, das wird auf Eins herauskommen. Jetzt war es ihm nicht ſo, die Ruhe des Sonntags war ihm eine wahre Luſt, und die Heiligung deſſelben deſſen Würze. Es hatte wirklich geiſtigen Hunger und Durſt, daher Gottes Wort ihm wahrhaft Speiſe und Trank für die Seele war. Es war Hans Joggi manchmal unheimlich dabei, er klagte dem Doktor, das komme doch nicht gut, die Frau werde noch eine Stündelere, wo an die Verſammlige laufe, und ſich um das Haus und die Kinder nicht bekümmere. Häb nit Kummer, ſagte der Doktor, ſo lang ſie zKilche geht zu unſerem Pfarrer, thut es ihr nichts, da laß ſie nur machen, ſtrenge ſie nur an und gehe ſelbſt auch, haſt es mehr als nur nöthig. Rede mit ihr über geiſtliche Sachen, oder laß dich brichten von ihr, und dulde bei Leibe nicht, daß etwa deine Buben darüber grännen, das ſind wilde Kadeten! Lue, es wird gar manche Frau eine Stündelere, weil der Mann ein hölzerner Knebel iſt, und von ſolchen Dingen nichts mag, und an der Frau nichts dulden will, ſie allemal Schläge riskirt, wenn ſie zKilche will, weil das Geiſtliche im Haus eine verbotene Sache iſt, und ſie einen Zwang leiden muß, als wenn die Gottſeligkeit verboten wäre. Da kann man zuſehen, was man macht, da hat ſchon Mancher eine Seele auf dem Gewiſſen, und möchte doch noch Rathsherr werden, oder iſt es vielleicht ſchon.

An der Kirche lag Hans Ueli, den hatte Anne Marei noch immer nicht vergeſſen, und wenn es nur einige Minuten an ſeinem Grabe ſtehen konnte, ſo hatte es ein eigen Gefühl, es war ihm faſt, als ob es bei ihm im Himmel geweſen ſei, ſo ganz wohl und hell im Gemüthe. Anne Marei, wenn die Andern ſtörrig wurden und ungeduldig, tröſtete mit der Wirthin, ſie ſollten abwarten, was die ſage, die habe ja verheißen, für ſie zu ſorgen, und das ſei eine brave Frau, wenn Eine, bſunderbar für eine Wirthin. Wenn die es gewollt hätte, hätte ſie lange Zeit dazu gehabt, lautete dann die Antwort, auf ſolche Leute ſei nicht zu gehen, ſie thäten alles Liebs und Guts verſprechen, hätten aber mehr als genug an ſich ſelbſt zu ſinnen, das ſei nichts Anders, ſie hätten das Geld nicht von untergebenen Leuten, ſondern von der vornehmen Gaſtig. Wenn man ihr unter die Augen käme, würde ſie einen kaum mehr kennen, oder aber ſagen, ich habe wäger nichts gefunden, und gab mir doch Mühe, müßt i Gottsname warten, es geht übrigens noch andern Leuten eben ſo. Sie thaten aber mit ſolchen Reden der Wirthin wirklich unrecht, ſie hatte Hans Joggis nicht vergeſſen, ſondern im Gegentheil ſehr am Herzen, ſie ſuchte für ſie einen Platz und zwar einen recht guten, wie er ſich für ſie ſchicke. Sie und der Doktor waren einig geworden, weit aus am zweckmäßigſten ſei es, wenn man ſie wieder in eine Lage bringe, wo all ihre Tüchtigkeit in Anſpruch genommen werde, und ungeſtörtes Walten ihre Aufgabe ſei. Ich könnte, ſagte die Wirthin, Hans Joggi als Stallknecht brauchen, und mir wäre es ein großer Nutzen, wenn ich ihn hätte, die Frau fände in unſerem Flecken mehr als genug zu verdienen, aber da wäre die Familie ſchon nicht mehr beiſammen, man wüßte nicht, wie die Kinder beſchäftigen, und wer hätte ſie unter Augen? Als Lehenmann wäre er an ſeinem Platz, wie nicht bald Einer, meinte der Doktor; der könnte ein Gut nicht abſchleifen, wenn er ſchon wollte, dazu wäre das Land ihm viel zu lieb, und er zu dumm dazu, oder meinethalb zu ehrlich, nehmt es, wie ihr wollt. Verbrauchte er ja ſein wenig Geld zum Verbeſſern des Landes und verbeſſerte immer noch, als bereits der Weibel kam, ja bis ſie den Hof ihm unter dem Reſt weg nahmen. Aber aller Anfang iſt ſchwer, und beſonders ohne Geld, und wer macht einem Vergeltstagten Credit? man denkt immer, er müſſe auch irgendwie an ſeinem Unglück ſchuld ſein, und das iſt nicht immer, beſonders hier nicht. Hätte der mit ehrlichen Leuten zu thun gehabt, der wäre ein reicher Mann geworden, und uf my Seel wäre er! Aber als Lehnmann bedarf er Küh und Bürgen und ſonſt allerlei, und wo hernehmen? Da wo die ganz Bſatzig beim Lehen iſt, wird der Zins deſto größer ſein und Bürgen ſind nicht zu finden. Hausknecht wäre für ihn, aber die Bauern haben Keine, und wo ein Herr Einen ſucht, ſind immer Zehn für Einen, und die guten Herren ſtehn auch nicht mehr ſo dicht, wie das Werch in der Bäunde, es ſind auch welche zu Prozentliknüblere gerathen, und die wären noch verfluchter als der hundshäärigſte Bauer, wenn man nicht das Beſte mit Bſchyßen machen könnte und Schmeicheln, was aber Hans Joggis Sache nicht iſt. Kömmt Zeit, kömmt Rath, Doktor, ſagte die Wirthin, es wäre doch bös, wenn ich und ihr nicht Jemanden zu einem Platz verhelfen könnten, Leute wie Hans Joggi ſind rar, darum Goldes werth, wenn man ihn nur kennte, ich weiß, er kriegte zehn Anerbieten ſtatt einem, denn das iſt ja eben die große Klage allenthalben, man finde die rechten Leute nicht, und glaube man, ſie zu haben, ſo ſei man mit ihnen angeſchmiert. Ja, ſagte der Doktor, das weiß ich wohl, aber wer ſagt uns, daß wir auch den rechten Meiſter finden, für Hans Joggi? Es liegt an den Herren und Meiſtern auch der Fehler, ſie haben oft keinen Verſtand und cujoniren die Leute, daß ſie nach Gott ſchreien möchten, und oft aus lauter Unverſtand und Wunderlichkeit, daß die Beſten bei ihnen nichts nutz thun, ſondern entweder zNarre oder zTüfels werden. In ſolchen Fällen hat man ſchlimmen Dank von Meiſtern und Dienſtboten und muß ſich oft die bitterſten Bemerkungen gefallen laſſen. Aber, Doktor, achtet ihr auf die Geſichter und das Gerede der Leute! An Solches ſollte ein alter Doktor gewohnt ſein, wie ein altes Waſchbrett an Waſchweiber, denn es geht ja keine Woche um, daß ihr nicht wenigſtens Einen getödtet haben ſollt und zwar ganz beſtimmt, und es gehen zehn Wochen vorbei, es ſagt nicht ein Einziger, daß ihr ihn geſund gemacht. Einige ſagen ſogar: der Doktor hätte mich gerne noch länger gehabt, er merkte, daß ich Geld hatte, aber ich war ihm ſchlau genug, ich hörte zu rechter Zeit auf, und wie ich keinen Zeug mehr nahm, beſſerte es mir auf der Stelle. Die donners Schelmen! ja, gerade ſo ſind ſie, eiferte der Doktor, aber was nützt das bös werden, ſprengte es einem auch den Kopf oben ab, ſo hätte man keinen mehr in Zukunft, und was machen, ohne den? Aber das iſt halt der Beruf, der das mit ſich bringt, dieſes da hingegen ein Pfuſchen neben zueche, das man bleiben laſſen könnte. Nehmts dießmal Alles in einen Kratten, es geht mit dem Andern, ſagte die Wirthin. Sie ſuchten nun eifrig und fanden wohl manchen Platz, aber keinen, der ihnen für Hans Joggi paſſend ſchien, daher Hans Joggi füglich ſich vergeſſen glauben, und weidlich über die vornehmen Leute ſich ärgern konnte, welche für Leute wie ſie, wohl ſchöne Worte hätten, aber keine Hülfe. Wenn es denen Ernſt geweſen wäre, ihm zu einem Platz zu verhelfen, ob die nicht längſt einen gefunden hätten? fragte er.

Neunzehntes Capitel.

Und wie endlich geholfen wird, und ein gutes Ende den böſen Anfang gut macht.

An einem ſchönen Morgen fuhr ein ſchönes Chaischen vor in dem uns bekannten Wirthshaus, das von uns aber faſt vergeſſen worden iſt. Es hat zumeiſt etwas Fatales an ſich, ein Wirthshaus, in dem wir früher wohl bekannt geweſen, nach dem Zwiſchenraume von einigen Jahren wiederum zu beſuchen. Was man da für Entdeckungen macht! Da ſchreit die Stubenmagd: Mein Gott, ſeid ihr es, hätte euch nicht wieder erkannt, wenn ich euch auf der Straße begegnet wäre, ganz grau ſeid ihr ja geworden! Und mir wäre es auch ſo gegangen, ſo ſehr habt ihr gealtet, wenigſtens um zehn Jahre! ruft der Wirth. Hintenher kömmt noch der Stallknecht und ſagte: Nein aber, und was ihr gſchweret habt, mehr als einen halben Centner, kein Wunder, ſchwitzt euer Brunli ſo! Punktum ſo erging es dem Herren, der in jenem Chaischen ſaß und hier ſehr bekannt und wohl gelitten ſchien. Er antwortete mit gutem Humor bis der Wirth ſagte, ſie hätten geglaubt, er ſei geſtorben und den Reiſenden hätten ſie nicht nach ihm fragen können, weil der auch ſchon ſo lange ſich nicht gezeigt, da ſprühte der Herr auf, wie ein fünf Fuß langer Feuerteufel: Glaubs, den habt ihr lange nicht geſehen, nicht fragen können, den verfluchten Kaib und Schelmen! Mit dem Schelmen hat der ſich fort gemacht und mit etwa 30,000 Gulden von unſerm Gelde dazu, über den Bach zu den andern Schelmen und Spitzbuben.

Bekamt ihr nichts davon wieder, oder ſchicktet ihr ihm nach? wegen 30,000 Gulden lohnte es ſich wohl der Mühe, meinte der Wirth. Vergebliche Mühe, wenn Einer geſtohlen Geld hinüberbringt; ſo iſts ein gefunden Freſſen für ſie, und je größer der Spitzbub iſt, deſto mehr halten ſie von ihm, doch iſt ſelten Einer groß genug, daß ſie ihn für ihres Gleichen nehmen. Nun der wirds. Wir hielten ihn wie das Kind im Haus, bauten Häuſer auf ihn, hatten ihm Alles anvertraut, und am Ende macht es uns der Hund ſo, und hätte es noch hundertmal ärger machen können, wenn uns unſer Herrgott nicht bſchützt hätte. Er war einmal eines Abends ganz zerſtört und ſchoß herum, wie ſturm, wir wußten nicht warum, am Morgen war er verſchwunden, wir wußten wieder nicht warum, wohin. Einige Tage nachher brachte man uns ſeine Brieftaſche, die gab uns Aufſchluß, warum er gegangen, denn kam ſie uns in die Hände, wie er befürchten mochte, fehlten ihm die Ketten nicht. Den gewandten Reiſenden verloren wir ſehr ungern, ſolche ſind ſchwer zu erſetzen. Welch ſchlecht Leben er geführt, vernahmen wir erſt hintendrein, ſonſt hätten wir ihn wahrſcheinlich ſelbſt entlaſſen, denn die Lüderlichen nehmen ſelten ein gutes Ende, und das Haus, das ſchon lange die Suppe bezahlt, muß am Ende ſie noch auseſſen. Das Aergerliche dabei iſt, daß ich wieder reiſen muß, eine Zeit lang, bis Alles wieder geordnet iſt, und wär ich am liebſten ganz aus dem Geſchäft getreten. Nun ging der Reiſende ſeinen Geſchäften nach, nach dem er ein gut Süppli und es Fiſchli ſich beſtellt. Er ſäumte ſich länger als gewöhnlich, denn allenthalben gab es Demonſtrationen, als man ihn wieder ſah, allenthalben wollte man ihm was Neues erzählen. Ja, was ſagtet ihr zu dem, und ihr habt doch vernommen, wie es der gemacht, aber nein, gället auch, wie es der anfing, und ihr hieltet immer ſo viel auf ihm, hörtet ihr auch ſchon, was man mukelt, von dem großen Hauſe, das alle andern freſſen wollte, ja, und du meine Güte, was ſagtet ihr von unſeres Statthalters Tochter, als die zwei Buben bekam auf einmal, und Beide unehlich, und that doch immer ſo zimperlich und vornehm! Man wird doch davon geredet haben in Baſel und ſich verwundert, nicht wahr? Solchen und anderen Fragen, mußte er doch Rede ſtehn, denn er war ein höflicher Mann, beſonders gegen Kunden, die zahlten. Spät, ſpät! ſagte Anneli die Stubenmagd, aber ſie werden Freude gehabt haben, euch wieder zu ſehen, und Jede wird haben die Liebere ſein wollen, man weiß es ja, wie es die Krämerinnen haben, von wegen, ſie müſſen ihr Brot mit dem Maul verdienen, faſt wie die Pfarrer. Jetzt kommt geſchwind, ſonſt balget die Köchin, es iſt gar mords e böſi.

Der Wirth, durch das ſchöne Wetter in gute Laune gebracht, leiſtete Geſellſchaft. Es iſt lange, daß ihr nicht da geweſen, ſprach der Wirth. Ja, ſagte der Reiſende, wißt ihr, es war damals, wo da im Mittelſtübli um ein Gut gehandelt wurde und ihr ſo böſe waret, daß man einen armen Teufel hineinſprengen wolle, und ihr doch nichts dazu ſagen wolltet. Was ſagen? begehrte der Wirth auf, ſollte ich mir das ganze Gezücht auf den Hals ziehen, ſo für nichts und wieder nichts? denn geglaubt hätten ſie mir doch nicht damals. Jetzt glaubten ſie, denn es ging ihnen, Punktum, wie ich geſagt habe. Sie waren fleißig, hätten es weit gebracht, wenn man ſie hätte machen laſſen, aber das that man nicht, war immer hinter ihnen, ſog ſie aus, brachte ſie um ihr ausſtehendes Geld und am Ende um den Hof, und ſcheinbar ſo, daß noch viel an ihnen verloren ging, daß ſie auch ſo gleichſam verhudelten. Es ging himmelſchreiend, daß es einem die Augen übertrieb. Und da half Niemand? frug der Reiſende. Herr es iſt, wie ich ſagte, wer will da helſen, ſie wiſſen die Geſetze zu gebrauchen, als wären ſie Nußklemmer, wer mit ſeinen Händen in ihren Bereich kömmt, wird geklemmt, daß er nach Gott ſchreit. Sie kennen die Geſetze beſſer, als die, welche ſie gemacht, und wiſſen ſie zu gebrauchen, daß ſie ihnen die Fiſche in die Bähre jagen und die Andern dabei verhungern. Aber, frug der Reiſende, geht denen denn Alles ſo glatt? da wären ſie ja die eigentlichen Meiſter im Lande und müßten reich werden, wie Engländer. Ja, ſagte der Wirth, eigentlich ſollte man es meinen, aber es ſei doch nicht ſo, ſo wenig als die, die am meiſten eſſen thäten, immer zu den fetteſten Leuten gerathen, dazu müſſe man gſchlachter Art ſein, und eben das ſeien ſie nicht, ſie hätten etwas Zehrendes an ſich, das verzehre, was ſie an ſich nähmen. Mit Spielen, Trinken, Großthun u. ſ. w., vermöge man viel zu verthun und gelegentlich ſchräpften ſie auch den Einen oder den Andern aus ihrer Mitte ſelbſt, am liebſten unter der Hand, daß er es nicht merke. Zuweilen geſchehe es auch, daß Einer oder der Andere zu weit übertrappe, in unrechte Hände gerathe und in Finger, durch die man nicht blinzen könne, wo dann das Zuchthaus komme, oder ſo gar die Ketten, und wenn es ſo fortgehe, ſo hoffe er, es bringe es noch Mancher dahin, daß ſeine Kutten ihn ſein Lebtag nichts mehr koſteten. Es hätte ſchon einen guten Anfang gegeben, und wenn das Glück dabei ſei, werde auch der Fortgang nicht fehlen.

Aber, was hilft das den armen Leuten? bemerkte der Reiſende, und frug nach ihnen. Sie brächten ſich durch, ſo gut ſie könnten und möchten, hieß es, ſeien aber wieder in ſchlimmen Händen, wo ſie ausgebeutet würden aus dem ff. Es hätte geheißen, man ſuche für ſie einen Lehenmanns- oder Hausknechtenplatz, die Wirthin im Krebs gebe ſich damit ab, ſie hätte in Allem ihre Naſe, aber bis dahin ſcheine man noch nichts gefunden zu haben, er könne nicht begreifen, warum nicht. Hätte er einen ſolchen Platz, er wünſchte keine beſſern Leute darauf, das Land würde gearbeitet, und wenn er das ganze Jahr durch nicht nachſehen würde, die thäten es nicht anders. Sie hätten ihn nicht umſonſt ſo erbarmet, als er ſie in ſolche Hände habe fallen ſehen. Hören ſie, Wirth, ſagte der Reiſende, mir kommt ein Gedanke. Ich habe einen Vetter, der hat ein großes Gut in der Nähe von Baſel, und ſchon lange geſagt, wenn er nur einen guten Lehenmann aus dem Bernbiet kriegen könnte. Er iſt ein reicher Mann, der ſeine Sache will, aber Andere auch leben läßt, und einem paar hundert Gulden nichts nachfrägt, wenn es ihm gefällt. Hans Joggi wäre ein Lehenmann gerade wie gemacht für meinen Vetter, bei dieſem könnte er wieder zu Athem kommen. Wißt ihr was, ich ſchreibe meinem Verwandten, unterdeſſen ſeid ihr wohl ſo gut, und redet mit dem Manne, ihr könnt ihn ja hieher kommen laſſen und ihn fragen, ob ein ſolches Leben ihm behagen würde, wenn ihm die Bedingungen gefielen. In drei bis vier Wochen komme ich wieder hier durch, habe den Beſcheid von meinem Verwandten und wir können dann verſuchen, ob wir es mit dem Manne richtig machen können. Gerne, ſagte der Wirth, es würde mich ſehr freuen, wenn ich helfen könnte, den armen Teufel auf die Beine zu bringen. Was muß am Ende ein Menſch, dem man es ſo macht, denken, was für es donners Volk d'Lüt ſyge, wenn ihm Niemand helfen will. Da zog der Stallknecht ein elegant Fuhrwerk vor die Thüre; und bald darauf führte er, begleitet von einem herrſchaftlichen Knecht, ein ſchönes Pferd daher und ſpannte ein. Wem gehört das? fragte der Reiſende. Einem alten Bernerherrn, ſagte der Wirth, einem von den ganz Alten, wenn er könnte, er machte Alles wieder, wie es vor Adams Zeiten geweſen iſt, und ein ſcharfer ſoll er geweſen ſein, gruſam, aber wenn er wohl wollte, dem wollte er wohl. Mir iſt er ganz recht, ich wollte, es thäte keine ſchlechtern geben, er märtet nie, zahlt ſchön, man darf brav fordern, wenn man ihm nur die Sache recht giebt, und mit rechten Sachen iſt er auch zufrieden. Aber es giebt heut zu Tage dere Fötzelhüng, die nichts zahlen wollen, denen nichts recht iſt, nichts gut genug. Sie wiſſen nicht, wie die Sache ſein ſoll, darum iſt ihnen nichts recht, und meinen, das ſei vornehm. Dä Züg haſſe ich vom Tüfel!

Mittlerweile war der alte Berner mit Hülfe ſeines Knechtes eingeſtiegen und fuhr ab. Es war ein kleiner zuſammengeſchrumpfter Herr, der aber trotz dem noch immer eine Art von Haltung ſich bewahrt hatte. Warum kommt ihr nicht auch, ſagte die hereintretende Stubenmagd zum Wirth, und macht mit dem Herrn Adie, er frug nach euch und läßt euch grüßen. Man kann nicht an allen Orten ſein, ſchnauzte der Wirth, warum mahnteſt du mich nicht? das nächſte Mal, wenn er kömmt, mahne mich, ſonſt biſt du ſchuld, wenn's vergeſſen wird, ich hätte es ungern, wenn ich es wieder vergeſſen würde, er iſt ein guter Herr, wenn er ſchon ein Berner iſt, und noch dazu einer von den ganz alten. Ja und ganz ein guter, lueget, was er mir gab für die Aufwart über Mittag! es war ein ſchöner Zehnbätzler, aber ſinnet ſelbſt auch daran, an Allem will ich dann nicht alleweil ſchuld ſein und uf my Seel, ſelb wott ih nit! und ſie ging, hinter ihr flog ſchmetternd die Thüre zu. Sie iſt geng e böſi, aber notti e gutti, ſie hoffte gut zu heirathen und jetzt iſts aber nüt, ſagte der Wirth, und bediente den Reiſenden, bis auch er von dannen fuhr.

An ſelbem Nachmittag fuhr beim goldenen Krebs ein kleiner alter Herr in einem eleganten Droſki vor, ſehr zuvorkommend begrüßte ihn die Frau Wirthin: Ei, guten Abend

Junker Rathsherr (ſie wechſelte ab mit Landvogt, Oberſt, Rathsherr und Oberherr, wir wollen einfach bei Rathsherr bleiben), ganz unerwartet, aber nicht minder werth! Was bringt euch ſo ungſinnet daher und warum nicht zum Mittageſſen? ich hätte recht gute Fiſche gehabt. Meint ihr, man könne nirgends zu Mittag eſſen, als bei euch? fragte der Alte barſch, heute aß ich an einem andern Ort und bin gar nicht reuig, ich eſſe wahrſcheinlich noch mehr dort. Der Wirthin fiel dieſer Ton alsbald auf, erſchreckte ſie jedoch durchaus nicht, ſie war ſich ihrer Macht, die Töne zu ſtimmen zu gut bewußt. Verzeiht, Junker Rathsherr, ſagte ſie, ich weiß, daß man an andern Orten auch gut ißt, und der Junker Rathsherr iſt der beſte Kenner, weiß wo am beſten. Es iſt mir bloß leid, daß das nicht bei mir iſt, denn es freut mich allemal, wenn ich den Junker Rathsherrn ſehe. Und das ſollte man glauben, Wirthin, he? Und etwa gar noch, daß ihr es gut mit mir meinet, he? Ja, das hoffe ich, antwortete die Wirthin, und ich meine, der Herr Oberherr hätte Urſache, davon überzeugt zu ſein. Ihr ſeid eine Wirthin, wie alle andern, und nicht ein Haar beſſer. Bringt eine Flaſche Neuenburger, ſagte der Alte barſch.

Was Tüfels ſteckt dem hinter den Ohren, daß der ſo täubbelet, ſagte die Wirthin. He nun, das wird bald zu vernehmen ſein, der behält nicht lange etwas bei ſich. Allweg iſt es gut, wenn man ihm zeigt, daß man ihn nicht fürchtet. Als ſie mit einer Flaſche, die beſtäubt und ſandig war, wiederkam, ging der Alte häſſig die Stube auf und ab. Während ſie den Wein mit äußerſter Sorgfalt in eine andere Flaſche goß und unbefangen ſagte: Es macht warm dieſen Nachmittag, ſchnellte er heraus: Und jetzt habt ihr mir endlich einen Lehenmann oder Hausknecht meinethalben? Verzeiht, Junker Rathsherr, es wollte mir noch Keiner anlaufen, wie ich gerne Einen möchte, damit er für euch paſſe. So, ſagte er, für mich findet ihr Niemanden, wie es ſcheint, ziehen euch andere Leute vor, denen ihr die Guten zuſchanzt und ich ſoll haben was übrig bleibt! Verzeiht, Herr Rathsherr, ſagte die Wirthin unentwegt, das wird ſollen gehauen oder geſtochen ſein, aber es trifft nicht, ich begreife es nicht. Da ward der Alte ſehr zornig, er trat vor ſie und ſagte: da kann die thun wie der heilige Feierabend und ein unſchuldig Geſicht machen wie ein neugebornes Kind. Sucht ihr nicht Platz für einen verſchuldeten Lehenmann, der extra ein guter Mann ſein ſoll? Wohl, Junker Rathsherr, antwortete die Wirthin. Und dem ſuchet ihr Platz, mich laßt ihr ſo in ſchwerer Verlegenheit und verſprachet mir doch, für mich zu ſorgen, iſt das nicht ſchlecht von euch? Nein, Junker Rathsherr, das iſt nicht ſchlecht von mir, ſondern ganz recht, von wegen der Mann iſt für andere Leute mehr als gut, aber für den Junker Rathsherr iſt er nichts nutz. Das wäre kurios, ſagte der Herr, wenn für mich nicht gut wäre, was für Andere gut iſt. Ich werde doch nicht auch noch ein apartiger Menſch ſein ſollen? Eben Junker, von wegen dem, antwortete die Wirthin. Jetzt hätte ich bald genug, ſagte der Herr Rathsherr, und wäre gwunderig, zu wiſſen, warum denn gut für mich ſei, was für Andere ſchlecht heißt. So habe ich es nicht geſagt, antwortete die Wirthin, aber nicht Alles iſt für euch gut, was für Andere gut iſt, das lautet anders. Wenn der Junker Rathsherr ſo gut ſein will und abſitzen und meinen Neuenburger verſuchen, wie man ihn weit und breit nicht trinkt, ſo will ich es ihm gerne erklären und er wird es begreifen. Wirthin, ihr ſeid eine donners Frau, ſo redete nicht Manche mit mir. So ſchenket ein, wenn ich trinken ſoll. Es mangelt nichts, wann befehlen, antwortete ſie. Jetzt will ich es euch ſagen, und ſomit ſtellte ſie ſich etwas weit weg an den untern Tiſch. Warum ſo weit? frug der alte Herr, ihr wißt, ich höre nicht am beſten, und das Gebrüll mag ich auch nicht leiden, kommt da herauf und ſitzet auf dieſen Stuhl. Verzeiht, Junker Rathsherr, antwortete die Frau, das iſt wohl nah, von wegen, ich fürchte den Stecken. Raſch griff der Alte darnach und die Ader an der Stirne ſchwoll. Aber, Junker Rathsherr, habe ich nicht recht? E donners Frau ſeid ihr, ſagte er, und jetzt ſchweiget und gebt Bricht, ernſthaft, wie es ſich gehört. Gern, ſagte ſie. Nun erzählte ſie ihm, woher ſie die Leute aus der Keßlere kenne und wie ſchändlich man dieſe um ihre Sache gebracht und wie ehrlich ſie ausgehalten bis zum letzten Kreuzer, ſo daß der Alte noch manchmal zum Stecken griff und meinte, wenn er noch Landvogt wäre, das wäre nie begegnet, und die verfluchten Spitzbuben hätte er abſchlagen laſſen, daß die Haut der Wind genommen hätte. Solche ſollte man hängen, das ſeien die Volksfeinde, die ſaugeten das Volk aus und machten es arm. Gerade jetzt wolle er den Hans Joggi zum Hausknecht und keinen andern, die Leute ſollten doch einmal ein Exempel haben, wer arm mache und wer aufhelfe. Junker Rathsherr, ſagte die Wirthin, den könnt ihr nicht brauchen, nicht acht Tage gſchirretet ihr mit dem und zwar, zürnet es nicht und mit dem Stuhl rückte ſie etwas ab, ihr habt Beide euere Köpfe und zwar harte, und zwei harte Steine mahlen nicht zuſammen. Ihr ſeid der Herr, ihr befehlet, das iſt recht, ihr wollt, daß gemacht wird, was ihr befehlet, exackt ohne Widerrede, da habt ihr wieder recht, und wer das nicht will, mit dem werdet ihr fertig über Kurzem oder Langem, das iſt ganz natürlich. Ja, was ſoll das, wird denn der Mann nicht machen was er ſoll? frug der alte Herr. Wohl, das wird er, aber doch nicht immer, was ihr befehlet, ſagte die Wirthin. So einem Herrn kömmt gar Vieles zSinn und gar Manchem denkt er nicht lange nach, ſo einem Herrn kommt es weder auf den Kreuzer noch auf die Krone an, mißräth etwas, ſo achtet er ſich deſſen wenig, koſtet etwas viel und trägt nichts ab, ſo ſucht ers zu vergeſſen, treibt er neue Dinge, die er irgendwo geleſen, daß unſere klugen Bauern den Buckel voll darüber lachen, ſo kümmert ihn das wenig, und kömmt es nicht gut, ſo verſucht er was anderes Neues oder doch Apartes, und was er will muß geſchehen, und hinten drein müſſen dann doch oft noch die Leute ſchuld ſein, die nur gemacht, was ihnen befohlen worden. Raſch griff der Alte nach dem Stock, raſch rückte die Wirthin hinter ſich, wer ſagte euch das, Frau Wirthin? ſchrie der Alte erregt. He, ſagte die Wirthin, Niemand, aber ich kann mir denken, daß es ſo gehen wird, denn wer auf aller Welt will immer an Allem alleine ſchuld ſein, hat man doch ja faſt in jedem Hauſe einen eigenen Sündenbock, aber das hörte ich ſchon, daß der Junker Rathsherr eigene Anſichten hat über den Landbau und eigene Einfälle, und daß, was einmal geſagt iſt, gemacht werden müſſe, wenn es nicht Feuer geben ſolle. Gerade deßwegen paßt nun Hans Jacob nicht zum Junker, es würde raſch Feuer geben zwiſchen ihnen. Hans Jacob verſteht Alles vortrefflich, ich hörte erfahrne Bauern ſagen, in Stall und Feld möge ihn Keiner, und darauf hält er etwas, er ſucht ſeine Ehre darin.

Das iſt das Wahre, das iſt recht, gerade ſo Einen will ich eben, wollte ſchon lange ſo Einen, rief der Herr. Aber Junker Rathsherr, ihr ſo Einen! Und wenn ſo Einer, wenn ihr ihm etwas befehlt, es nicht macht, und wenn ihr es morgen befehlt, es morgen nicht macht, und befehlt ihr es übermorgen, übermorgen es auch nicht macht? Oder wenn er euch gerade heraus ſagt: das mache ich nicht, und wenn ihr fragt warum, er antwortet, weil es dumm iſt, und ihr ihm ſagt, das geht dich nichts an, ich befehle, und er antwortet, aber ich will es nicht gemacht haben, mache es meinethalben ein Anderer, und ihr ſagt ihm, ich zahle und wer zahlt, der befiehlt, er ſagt, ich laſſe mich zahlen für die Arbeit aber nicht für d'r Löhl zmache, und wenn ihr zum letzten Beweisthum greift, er euch denſelben nimmt und ihn über die Bäume ſchleudert, daß ihr ihn nie wiederſeht. Junker Rathsherr, was dann? Was dann, Frau Wirthin, was dann, das geht euch gar nichts an! Und jetzt will ich eben den und keinen Andern, und das will ich, ich, der Oberherr vom Stierengrind! Aber, Junker Rathsherr, erlaubt, da iſt es nit ums Zwänge zthue, ſondere ums Glück vo ne re ganze Familie, die man d'ſ Tüfels gmacht het muthwillig. Ich wußte nichts darum, vielleicht wäre es ſonſt nicht geſchehen, aber zum zweiten Mal laſſe ich die Familie nicht d'ſ Tüfels machen, das laſſe ich nicht, ich, die Wirthin vom goldenen Krebs. Ungern oder nit ungern, Junker Rathsherr, ich bin zwar nur eine Wirthin, aber doch ſo zu ſagen auch ein Menſch, und ob vom Stierengring oder vom goldenen Krebs, der Unterſchied wird nicht groß ſein, aber ich gab ihnen mein Wort, ich wolle für ſie ſorgen, daß, ſo viel an mir, es ihnen wieder gut ginge, wie es ihnen übel gegangen, und wäre das Wort gehalten, wenn ich ſie an einen Ort gehen ließe, wo ich zum voraus wüßte, daß ſie in acht Tagen, höchſtens in acht Wochen weiter müßten, unglücklicher als je zuvor, weil von neuem getäuſcht und muthlos geworden? Dann würde es ſchön heißen, wie der arme Teufel vom Regen in die Traufe gekommen, von den Blutſaugern zum Oberherrn vom Stierengrind, der habe ihm dann den Taubendruck gegeben. Da ward die Ader auf der Stirne dick, und der Alte hätte nach dem Stecken gegriffen, wenn die Wirthin ſich nicht ſchon früher hinter den Stuhl geſtellt hätte. Nun, geſchlagen hätte der

Alte auch nicht mehr, es war nur ſo ein Manöver, das er ſich angewöhnt hatte, von der Zeit her, wo der große Haller, der bei Tiſche immer las, dem Nächſtſitzenden, ſobald irgendwo am Tiſche Geräuſch entſtand, eine Ohrfeige verabreichte. Aber er ſagte: So redet man denn ſonſt nicht mit mir, und wer mich noch mit dieſem Saupack vergleicht, dem ſchlage ich alle Knochen im Leibe entzwei, Mann oder Weib, und jetzt will ich den Hans Joggi zum Hausknecht haben, und ich nehme es auf mich und will es vor Gott und Menſchen verantworten, aber verſprechen thue ich nichts, befehlen laſſe ich mir nicht, ich bin der Oberherr vom Stierengrind, und wenn ich bergauf will ſpannen laſſen, ſo geht es Niemanden was an. Den und den Tag ſoll er zu mir kommen am Morgen, er kann die Frau mitbringen, aber ohne Fehler, und daß er mir dann nicht Schneckentänze mache, brichtet ihn darauf, einſtweilen ſollt ihr aber Niemanden was ſagen, ſonſt macht man ihm die Hölle heiß, daß er meint, der Teufel hätte ihn ſchon. Der Basler, der ihn wollte, kann dann eine lange Naſe holen, es geſchieht ihm recht, die müſſen nicht immer alles das Beſte haben aus unſerem Canton, die beſten Kälber und die beſten Dienſten, wir vermögen ſie ſo gut als ſie. Aber erlaubt mir jetzt, Junker Rathsherr, zu fragen, wo aßet ihr heute zu Mittag und vernahmet alle dieſe Dinge, ja ſogar von einem Basler? frug die Wirthin. Jä gället, Frau Wirthin, das nimmt euch wunder, und ungern habt ihr und Andere, wenn man auch einmal mit eigenen Ohren hört, man ſollte nur vernehmen, was ihr für gut findet, einen vernehmen zu laſſen. Aber ich werde noch mehr auf eigene Entdeckungen ausgehen, ich habe es heute erfahren, man befindet ſich recht gut dabei. Jä, euch nimmt wunder, wo ich geweſen? Eigentlich ſollte ich es euch nicht ſagen, aber ihr ſpionirtet es doch aus, beim Mani in der Surrübe war ich. Eigentlich wollte ich hierher kommen, allein es brach etwas am Fuhrwerk, da hielt ich dort und bin nicht reuig. In einem artigen Zimmer wartete man mir gut auf, und in der Nebenſtube führte der Wirth mit einem Baslerreiſenden das Geſpräch über Hans Joggi, und führte an, ihr ſuchtet ihm Platz, und der Basler bekam alsbald Appetit nach dem Manne und will ihn nach Baſel. Das kam mir ins Haupt, Frau Wirthin im Krebs, begreift, es kam euch wohl, waret ihr nicht gleich bei der Hand. Droben ließ ich nichts merken, ſondern bloß anſpannen, von wegen, es iſt dann nicht, daß ich mit dem Donnern nicht kann warten, bis ich an die Rechten komme. So, dort, antwortete die Wirthin. Will Mani mir in mein Handwerk pfuſchen, wohl, dem will ich! Ja, aber jetzt nicht, die müſſen die lange Naſe haben, wenn ſie ihn haben wollen, und er nicht mehr da iſt, nachher macht was ihr wollt, ſagte der Herr Rathsherr. Der Knecht meldete, es ſei angeſpannt, und wollte den Herrn führen. Jean, laßt mich den Herrn führen, ſagte die Wirthin, ich kann das beſſer als ihr. Jean nahm es ihr nicht übel, von wegen mit Eſſen und Trinken ſorgte ſie dann ſeiner Zeit auch gehörig für ihn. Ich kann nicht helfen, Junker Rathsherr, ſagte ſie noch auf dem Wege, aber es iſt mir angſt bei der Sache, ich fürchte, es kommt nicht gut, und es thäte mir viel zu weh. Wolltet ihr mir nicht verſprechen, ihn nicht zgrechtem fortzujagen, bis ich mit euch geredet habe? Was, mit euch geredet habe, nicht fortjagen, was, wollt ihr mein Vogt ſein, und hättet ſelbſt einen mehr als nöthig, mein Vogt, Vogt vom Oberherrn uf em Stierengrind! Was ſich das Volk nicht einbildet heut zu Tage. Nein, Frau Wirthin, daraus wird nichts und wieder nichts! Wenn ich was machen will, ſo frage ich, der Oberherr vom Stierengrind, die Wirthin vom goldenen Krebs nicht, ſie frägt mich ja auch nicht. Daneben, wenn ſie mit mir reden will, ſo habe ich nichts dagegen. Sorget, daß er kömmt, lebet wohl, und dahin fuhr der Alte. Es hatten ſich unterdeſſen im goldenen Krebs die gewohnten Gäſte verſammelt, ſogenannte Liberale, und noch Andere ſich eingefunden, von einem benachbarten Markte herkommend, die hatten den Alten mit der angeſtammten Unverſchämtheit beguckt, hinten und vornen und ergoſſen ſich nun gegen die Wirthin über ihn auf eine Weiſe, als habe ſie das größte Verbrechen begangen, daß ſie einen ſolchen Patrizier beherberget, ja ſogar freundlich gegen ihn geweſen ſei, ja, man denke, pfi Tüfel! ihn am Arme geführt, ſtatt daß ſie ihn, wenn nicht todtgeſchlagen und den Schweinen vorgeworfen, wenigſtens mit den Hunden vom Hauſe weg habe jagen laſſen. Es fielen Worte, wenn ſie mit ſolchen Leuten ſich abgeben wolle, ja gar freundlich mit ihnen ſein, ſo könne man an einem andern Orte auch ſein und eben ſo gut, und eben ſo wohlfeil. So einen Kerl am Arme führen! Man ſollte ſie in ein Schwefelbad ſchicken, wo man die Krätzigen kurire, damit ſie wieder ſauber würde. Dem folgten dann eine Menge Geſchichten von Unthaten, die der Alte ſollte verübt haben gegen ſeine Untergebenen, daß einem die Haare zu Berge ſtunden. Nachdem die Wirthin die Sache einige Zeit hatte gehen laſſen, that ſie endlich auch den Mund auf und ſagte: Und ſei er, wer er wolle, ſo iſt er doch bräver als ihr Alle zuſammen und wenn er auch hie und da Einen geprügelt oder hat prügeln laſſen, ſo hat er doch noch Niemanden geſchunden bei lebendigem Leibe, und wenn er ſchon Geld verklopfet Korbsweiſe, ſo geht es Niemanden was an, es iſt ſein Geld, er hat es Niemanden abgeſtohlen, abgeplündert, es iſt jedenfalls nicht armer Leute Geld, er iſt nicht der, der die Leute arm macht, ſondern arme Leute erhält. Man muß in die Nähe gehen und hören, wie Viele von ihm leben. Er lebt gern gut, ja, aber er bezahlet auch gut, lebt nicht vom Schmarozen, oder wenn das ſich nicht giebt, davon, daß er abläugnet, was er gehabt, oder doch nichts dafür geben will, wie Viele von euch Herren es machen, und doch Herren ſein wollen. Ja, ſchöne Herren! Ich laſſe mir noch lange nicht befehlen, wen ich führen ſoll, wen nicht. Wem es nicht anſtändig iſt bei mir, kann gehen, wohin er will, deretwegen bleibe ich doch die Wirthin im goldenen Krebs, und werde noch Wirthin beim goldenen Krebs ſein, wenn ſchon Mancher, der jetzt meint, was er ſei, keine eigene Kutte mehr hat, ſondern mit einer obrigkeitlichen vorlieb nehmen muß. Eine Frau mit Charakter, die ihren Platz, ſei er welcher er wolle, zu behaupten weiß, imponirt in der Regel und hat eine eigene Gewalt in ihrem Munde, ihre Worte ſcheinen zehnmal mehr zu wiegen als Mannes Worte, ſie demüthigen mehr, als daß ſie erzürnen, das erfuhren auch jene Herren. Sie ließen ſich nieder, ſagten, ſie wollten ſie nicht böſe machen, es gebe Leute, ſie hätten Freude an lebendigen Eidechſen und Kröten, ſie wüßten nicht, warum andere Leute nicht auch Freude haben dürften an ausgeſtopften Affen und Böcken u. ſ. w., ſomit war die Verbindung nicht abgebrochen, der Span vermittelte ſich ſtillſchweigend oder wenigſtens unter der Hand, wie zwiſchen Oeſtreich und der Schweiz, d. h. ungefähr ſo, aber nicht exakt ſo. Unterdeſſen war es der Wirthin nicht ganz wohl bei der Sache, ſie hatte ſie zu wenig feſt in der Hand, als daß ſie auf einen guten Ausgang zählen konnte. Sie ließ nun, dieſelbe feſter zu faſſen, Hans Joggi expreß Beſcheid machen, alsbald zu ihr zu kommen. Zugleich mit ihrer Botſchaft traf eine von Mani in der Surrübe ein mit der nämlichen Ladung. Gottlob, ſagte Anne Marei erfreut, gäll, ſie haben dich nicht vergeſſen! man muß doch von den Leuten nicht zuerſt immer das Böſe glauben, ſondern das Gute. Hans Joggi ſäumte nicht, gleich am folgenden Tag marſchirte er ab. Die Surrübe lag ihm am Wege, da kehrte er zuerſt ein. Der Wirth hatte rechte Freude, ihm die gute Botſchaft verkünden zu können, es war, als ob er ihm hülfe aus dem eigenen Sack. Du haſt mich immer erbarmet, ſagte er, und ich hätte dich gerne gewarnet, aber es ſchickte ſich mir nicht, man muß immer zuerſt zu ſich ſelbſten ſehen, ehe man zu Andern ſieht, ſonſt mag es einem geben was es will, ſo heißt es, hätte der zu ſich ſelbſten geſehen, er hätte auch beſſer gethan. Aber da ſiehſt du, daß man es doch gut mit dir meint, und dich nicht vergeſſen hat, zu dem erſten guten Platz, der einem anläuft, verhilft man dir ja, es nähme ihn ein Anderer auch. Nun erzählte er ihm, wie ein reicher Basler Herr ihn begehre, und wenn er dort z'Platz kommen könne, ſo gebe es nicht lange, ſo komme er in einer Kutſche heim. Ehedem fiel in der innern Schweiz der Name Baſel ins Gewicht, ungefähr wie jetzt Californien. Es komme nur noch auf einen Brief an, in vierzehn Tagen könne er wieder kommen, der Beſcheid werde dann da ſein, er habe ihm das nur ſagen wollen, damit er nicht etwa anderwärts anbinde. Hans Joggi klopfte das Herz. Er ſagte, die Wirthin zum goldenen Krebs habe ihm auch Beſcheid machen laſſen, daß er zu ihr komme, ob es wohl das Gleiche ſei, was ſie haben werde? Nein, ſagte der Wirth, die weiß nicht um Alles in der Welt, wenigſtens um das nicht. Ich ginge jetzt nicht einmal hin, wenn ich dich wäre. Er dürfe nicht anders, ſagte Hans Joggi, ſie ſei gar gutmeinend gegen ſie geweſen, und dann ſei das wegen Baſel nicht gewiß, er möchte ſie nicht böſe machen. So mach was du willſt, aber ſage ihr nichts von Baſel, bei Leib und Sterben nicht, und verſprich ihr nichts, thäige ſie für 8 — 14 Tage auf, ſie mag haben, was ſie will, und im Heimgehen kommſt und brichteſt, was ſie gehabt. Ghörſt! Ja, ſagte Hans Joggi und ging.

Mit Schein preſſirt es dir nicht ſehr, ſagte die ungeduldige Wirthin, da Hans Joggi erſt halb im Vormittag kam und nicht früh Morgens, wie ſie ihn erwartet hatte. Er ſei zuerſt in der Surrübe geweſen, der Wirth habe ihm Beſcheid machen laſſen, er ſolle kommen. Und machteſt du es etwa ſchon mit ihm? frug die Wirthin raſch. Nein, ſagte Hans Joggi. Er ſagte mir etwas von einem Basler Herrn, aber d'Sach iſt noch nicht gewiß, ſonſt hätte ſie mir gefallen. Es nimmt mich wunder, wie viel Schmaus der vom Handel hat, der hagels Mani, ſagte die Wirthin, um nichts und wieder nichts hätte der nicht ſo preſſirt, aber einem Kreuzer gumpet der eine halbe Stunde weit nach. Darauf führte ſie Hans Joggi in die hintere Stube, ſetzte ihm was vor, und eröffnete ihm den ganzen Handel, wie ſie den Platz beim Oberherrn längſt gewußt, aber Hans Joggi dahin nicht paſſend gefunden, wie der Oberherr die Verhandlungen in der Surrübe hinter einer dünnen Wand angehört und nun den Hans Joggi wolle, gäb wie ſie ihm gewehrt und ihm den Spiegel vorgehalten, wie ſonſt Niemand. Das ändere nun den Handel. Der Junker ſei ein wüſter Taubbeli, von den wüſteſten Einer, eigenſinnig wie ein beinerner Eſel, der ſeines Gleichen nicht habe, und landwirthſchafte nach ſeinem Kopfe, daß man längs Stück plären möchte, wenn man das herrliche Land betrachte, und wie er damit umgehe. Daneben ſei er ein braver Mann, ein Ehrenmann, durchaus nicht geizig, im Gegentheil, er werfe das Geld manchmal zum Fenſter aus, daß man nicht wiſſe, ſei er noch recht im Kopfe oder nicht, und wollte man ihm mit dem geringſten Wörtlein wehren, ſo werfe er noch einmal ſo viel dem erſten nach. Der hat nun einmal ſeinen Kopf an dich geſetzt, gerade darum, weil ich es anders wollte, er will zeigen, daß er es machen kann wie er will, und nicht wie ich meine, daß er gut ſein kann oder böſe nach ſeinem

Gutdünken und nicht nach anderer Leute Dafürhalten. Dann verſteht er ſo viel vom Bauern, daß er wohl einſieht, daß es grundſchlecht bei ihm geht, und er damit den Leuten ein Geſpött iſt, aber er will nicht den Namen haben, gefehlt zu haben, oder gar, daß er mehr Geld zu machen trachte, mehr Prozente aus dem Lande zu ziehen. Er iſt darin das Gegentheil von andern Herren, er rühmt lieber, er ziehe kein Prozent daraus, als er ziehe vier daraus. Wer es kann machen ohne ein Prozent, muß doch jedenfalls reicher ſein, als wer vier Prozent haben zn müſſen meint. Dann ſteckt vielleicht noch das im Hintergrunde, daß er zeigen will, wer das Volk arm mache und wer ihm aufhelfe, und weil dich die neumödiſchen Beutelſchneider arm gemacht, will der alte Oberherr dir auf die Beine helfen. Du weißt gar nicht, wie er das neumodiſche Weſen haſſet, wenn er ſie Alle zPulver zerreiben könnte, ich glaube, er ließe keinen Einzigen übrig.

Hans Joggi ſchüttelte bedenklich ſein Haupt. Von dem habe er neue ſchon gehört, ſagte er, es ſolle gar e Grüslige ſy, längs Stück faſt ganz raſend, daß kein Menſch um ihn herum ſicher ſei, und wenn ſie nicht fliehen könnten, ſie ihres Lebens nicht ſicher wären, es halte es kein Menſch bei ihm aus, und was er nicht fortjage, laufe fort. Daher wolle er lieber nicht hin, beſſer als Audern ginge es ihm doch nicht, und was hülf ihm ein kurzer Aufenthalt? Es dünke ihn, er möchte lieber nach Baſel, er hätte da das beſſer Lebe. Wer ſagts? frug die Wirthin, meinſt, es könne nicht auch wunderlich und zwängiſch Basler geben, und dann das Land iſt ganz es anders, es iſt nicht die Würze, wo im Bernbiet iſt, du würdeſt dich verwundern, müßteſt ganz von vorn anfangen, und dazu biſt wohl alte. Nein, höre, mach mir nicht Federleſens, ich glaube, ich könne dir gut ſein, es gehe dir auf dem Stierengrind gut, wenn du leicht darnach thuſt. Der Alte wollte mir zwar nichts verſprechen, in keine Bedingungen eingehen, er iſt verdammt hochmüthig, untergebene Leute wie ich, ſollen an ihn kommen unbedingt, das iſt wohl und gut und es meint es noch Mancher, und thut mans, ſo iſt man angeſchmiert, aber mit dem nicht, der iſt dann eben auch ſtolz genug, um mehr zu halten als er hat merken laſſen, und als wenn man ihn gebunden hätte. Er hielte ſich nicht dafür, daß es ſo ginge, wie ich es vorausgeſagt und warum ich dich ihm nicht ordnen wollte. Alſo, du gehſt am Montag mit deiner Frau hin, ſie muß mit, und machſt es mit ihm, und dieſen Abend gehſt nicht zum Mani in der Surrübe, der braucht nicht zu wiſſen, was wir mit einander gehabt, und dich obendrein abwendig zu machen. Du haſt nichts bei ihm zu thun, vernimmſt doch dieſen Abend nicht mehr als dieſen Morgen, kannſt ihm ſpäter ſagen, du hätteſt dich verirrt oder verſpätet, was du willſt. Für was er dich, der Rathsherr, eigentlich will, weiß ich nicht, ich denke mir, du ſolleſt ſo eine Art Hausknecht vorſtellen, denn er hat neben dem Lehenmanne das beſte Land für ſich behalten, das Herz im Leibe wird dir lachen, wenn du es ſiehſt. Wenn er dir es zeigt und frägt dich über deine Meinung, ſo ſag ſie herzhaft und unumwunden. Sagt er dir ſeine Meinung, und wie er es haben wolle, ſo kannſt ſchweigen, und will er eine Antwort, ſo ſag, du thäteſt es ſo und ſo machen, daneben habe er zu befehlen, und ſagt er etwas gar Dummes, wie ers haben wolle, und kannſt dir nicht mit Schweigen helfen, ſo ſag, von dem habeſt du noch nie gehört, es könne gut ſein, es könne nicht gut ſein, du wiſſeſt es nicht, aber mit Schein werde es der Junker Oberherr wohl wiſſen. Thue nur nicht zu unterthänig, auch nicht aufbegehriſch, ſondern ganz grad ane, wie du gewohnt biſt, laß dir daher auf keine Weiſe den Kopf groß machen, dich aufweiſen, ſag am liebſten gar nicht wohin du gehſt. Mit dem Lohn ſage, du denkeſt einen ſchönen zu verdienen, und mangleſt einen ſchönen und deine Leute ſeien auch im Stande, ein Namhaftes zu verdienen, aber das überlaſſeſt du ihm zu beſtimmen, er ſehe am beſten, was du verdieneſt. Daneben ſei ſparſam mit Rühmen, ſowohl dich als ihn, es ſchadet beides, und du mußt es nicht machen wie die Andern. Das ungefähr waren die Inſtruktionen, welche die Wirthin gab, mit dem ſtrengen Befehl, daß ſie bei ihr durch heimkehren und ihr rapportiren müßten, ſie möge gar nicht warten, bis ſie wiſſe, wie es gegangen. Mit ſchwerem Herzen ſchritt Hans Joggi heim. Seine Mittheilungen wurden daheim verſchieden aufgenommen. Die Kinder wollten von dem alten wüſten Landvogt nichts wiſſen, Baſel zog ſie an, Baſel ward ihnen zum Schlaraffenland. Die Mutter dagegen war entſchieden gegen Baſel, wo man keinen Menſchen kenne und ſonſt ganz fremd ſei, und wenn man alt ſei, lerne man fremde Bräuche nicht mehr und vom Land wüßte man auch nichts, und wenn ſchon die Basler Herren reich ſeien, ſo ſei es dann noch lange nicht geſagt, daß alle andern Leute auch reich ſein müßten. Sie hätte Muth zum Oberherrn, gefreſſen habe er noch Niemanden, ſagte ſie, und wenn man ſich recht aufführe, habe man ſich nicht zu fürchten. Es hätten alle Leute ihre Fehler, aber ſie wolle zehnmal lieber Jemanden, der austaubbele, daß die Wände zitterten, als Jemanden, der falſch ſei und dabei die glatteſten Worte gebe, deren Zeug hätten ſie ja ſattſam erfahren. Sie wolle lieber einen Leu als eine Schlange. Sie brauchten wahrſcheinlich weder Bſatzung noch Bürgen, der Herr zahle baar, da ſei doch Hoffnung, zu was zu kommen, wenn ſie es aushalten könnten, und die Kinder ihnen helfen wollten, was ſie von ihnen hoffe, da ſie ſich bisher ſo gut geſtellt. Die Hauptſache ſei, daß man es dem alten Manne treffen und mit ihm Geduld haben könne, das werde aber doch am Ende ſo ſchwer nicht ſein, wenn man die Sache recht anſehe, und wiſſe, wofür man da ſei, und wenn es ſchon Verdruß gebe, ſo ſei doch das Land ſo ſchön, daß man daran ſeine Freude haben könne, wenn es ſchon nicht Eigenthum ſei, denn was ſolle einem ja mehr freuen, als wenn ſchön und reichlich käme und wüchſe, was man geſäet oder ſonſt gepflanzt habe? Dieſe und noch viel verſtändige Worte ſprach Anne Marei. Vor einem halb Dutzend Jahren hätte Anne Marei das Maul offen vergeſſen, wenn es dieſe Weisheit aus einem andern Munde vernommen, und hätte Jeden derb ausgelacht, der ihm geſagt, ſie würde einmal aus ſeinem eigenen kommen, aber wie das Feuer Gold läutert, und das Holz verbrennt, ſo läutern Schickſale währſchafte Seelen, während ſie ſchwache zermalmen. Es war ein ſchöner Tag als ſie auszogen zum Beſuch auf dem Stierengrind. Sehr ernſt hatten ſie am Morgen zuſammen gebetet und aus der Bibel das Looswort gezogen, es ſtund im 1. Cap. V. 6., und lautete: Meine Augen ſollen ſehen nach den Treuen im Lande, daß ſie bei mir wohnen, und der da wandelt auf vollkommenem Weg, der ſoll mir dienen. Anne Marei machten dieſe Worte voll glücklicher Zuverſicht, deutlicheres auf ſie und den Oberherren könne es ja nichts geben, ſagte es.

Sie wandelten daher guten Muthes fürbas, anſtändig, ſauber angezogen, in gutem Halblein er, in ſauberer, ehrbarer Kleidung Anne Marei, ſie waren noch ein recht ſtattlich Paar, nicht Fötzelleuten, ſondern ehrbaren, kleinern Bauersleuten vergleichbar. Sie kamen auf dem Stierengrind an, ehe der Junker Rathsherr ſichtbar war. Sie ſetzten ſich auf eine Bank im Schloßhofe, und da war es unheimlich, gar ſo öde und verwahrloſet ſah es aus. Es giebt keinen troſtloſern Anblick, als ein Schloß, gebaut in großartigem Style, umgeben von bedeutenden Anlagen, Höfen, Gärten, aber Alles verwahrloſt, der Verfall und das Unkraut Meiſter überall, es ſind die Todeszeichen einer ſterbenden Familie, oder wenigſtens die Zeichen, daß dem Beſitzer Sinn und Kraft der Erbauer geſchwunden ſind. Nun, hier war das in dieſer Beziehung ſo bedeutſam nicht. Der Alte lebte alleine auf dieſem Herrſchaftsſitz, ſah wenig Leute bei ſich, ſah das Unkraut kaum, welches in Höfen und Gärten wucherte, und Reparaturen unternahm er nicht, aus eigentlichem Haß gegen ſeine Nächſten, die ſeinem Willen zu nahe getreten waren. Die Donnere, ſagte er, könnten es einſt machen laſſen, wie es ihnen anſtändig ſei, er wollte ein Narr ſein, einen Tag Unmuß zu haben ihretwegen, da ihnen doch Alles nicht recht wäre, was er machen würde. Da gefalle es ihm nicht, ſagte Anne Marei endlich, es ſei gerade, als ob da Niemand daheim ſei, da gefalle es ihm doch um ein gering Hüſt beſſer, wo Alles aufgeräumt ſei, am rechten Orte ſtehe, daß man gleich merke, es ſei Jemand da daheim und begehre Ordnung zu halten. Es ſei mit der Wohnung wie mit den Kleidern, mehr oder minder ſehe man es beiden an, wer darin ſtecke, und ob er etwas auf ſich halte oder nicht. Hans Joggi antwortete ſeiner Frau auf ihre Bemerkungen nicht, er hätte lieber gehabt, ſie hätte ganz geſchwiegen, er fürchtete immer, es könnte ſie Jemand hören. Ihm fiel beſonders auf das unheimelige Betragen der Leute, ſie ſchoſſen an ihnen vorüber, wie vor einem Hundeſtall, in welchem ein böſer Hund hauſet, ſie fürchteten übrigens den Schloßherrn nicht halb ſo ſehr, ſie wußten ihm Naſen zu drehen, nur hätten ſie es ſehr ungern gehabt, wenn er ungſinnet in den Hof getreten, oder ſie aus irgend einem Fenſter bei den Leuten ſtehn geſehen hätte, denn er wäre ſehr zornig geworden und hätte geſagt, es brauche Niemand die Leute, die zu ihm wollten, zu examiniren, warum ſie da ſeien, ihnen allerlei in die Köpfe zu thun und ſicherlich ſie von vornen herein gegen ihn einzunehmen. Endlich kam der Junker, aber Anfangs nicht in beſter Laune, wir wiſſen nicht, was ihn mißſtimmt hatte, aber er begehrte alsbald auf, daß man ſie nicht ins Haus geführt, ſondern da habe ſitzen laſſen. Auf die verſtändigen Antworten des Ehepaars hin, einfach und ſchlicht, ohne Kriecherei, beſänftigte er ſich, ward ſogar heiterer und zog mit ihnen aus, ihnen zu zeigen, was noth war, und ſie ſo gleichſam zu examiniren. Da ging Alles gut, und man war gegenſeitig mit einander wohl zufrieden. Es war eine ſehr ſchöne Stelle, beſonders für Jemanden, der, wie man ſagt, den Arbeitsteufel im Leibe hat, Hans Joggi ſollte eine Art von Hausknecht werden, und alle Güter, welche nicht verpachtet waren, beſorgen. Das waren hauptſächlich Wäſſermatten, von denen viel Heu nicht auf dem Gute verätzt, ſondern wegverkauft wurde, nebenbei wurde jedoch auch ein bedeutender Viehſtand gehalten. Unter dem Hausknecht ſtunden die Dienſtboten, welche auf dem Lande arbeiteten, er hatte ſie zu regieren und auch zu ſpeiſen, entweder auf Rechnung des Herrn, oder auf die eigene. Hans Joggi zog aus mehreren Gründen ganz richtig das Erſtere vor. Dieſes Perſonal war nicht ſo groß, als man der Größe des Gutes nach hätte glauben ſollen. Da die Hauptarbeiten Heuet und Erndtet waren, welche raſch vorübergingen, und freilich viele Hände forderten, ſo ſtellte man für dieſe Zeit Taglöhner an in hinreichender Zahl. Die Frau hatte die Haushaltung zu beſorgen, die Pflanzungen und Gärten, ſo weit ſie kommen mochte, was ſie nicht machen konnte, blieb ungemacht, wenn nur Gemüſe genug da war und nicht gekauft werden mußte, um Weiteres kümmerte ſich der Herr nicht, beſonders wenn ihm das Obſt an den ſchönen Bäumen im Garten blieb. Wenn ihr Kinder habt, bös Bube, ſo wird mir von dem wenig übrig bleiben, ſagte er. Habt nicht Kummer, ſagte Anne Marei, unſere Kinder ſind von Jugend auf gewohnt, unſere und anderer Leute Sachen von einander zu unterſcheiden und was ſie nicht nehmen ſollen, das laſſen ſie ſein. Da müſſen ſie anders ſein, als wir ſie hier haben, antwortete der Oberherr und traute der Sache nur halb. Sie mußten mit dem Herrn zu Mittag eſſen, wo die Bedingungen vorläufig beredet wurden, wobei der Herr ſich gar nicht knauſerig zeigte, ſo daß Anne Marei dachte, wenn es ſonſt gehe, ſo hätten ſie dem lieben Gott Urſache ſehr zu danken, denn da kämen ſie zweg und ohne Sorgen und Böshaben, wie ſie es als Schuldenbauer erfahren. Eins aber möchte er ihnen ſehr empfehlen, ſagte der Herr ſchließlich, ſie ſollten ſich mit den Leuten nicht viel abgeben, es ſeien bös, wüſt Lüt, thäten nichts als Streit und Klappereien anſtellen, und hätten die größte Freude daran, wenn ſie den Leuten die Haare zuſammenknüpfen könnten. Sie ſeien am wohlſten, wenn ſie daheim blieben, und ihnen kein Gehör gäben, denn ſie würden ihnen alsbald ganze Körbe voll über ihn daher bringen, daß, wenn nur der Zehnten wahr wäre, er ſchwärzer ſein müßte, als der Teufel, und das ſei denn doch nicht. Wer es gut mit ihm meine, mit dem meine er es auch gut, und zwar dann nicht bloß halb, ſondern ganz.

Es war nie unſer Brauch, uns viel mit den Leuten abzugeben, antwortete Anne Marei, wir hatten immer mehr als genug mit uns ſelbſt zu thun, aber, wenn die Leute nichts mit uns machen können, ſo werden ſie ſich deſto ſtrenger hinter den Junker Rathsherr machen, und uns da verläſtern und verdächtigen, da möchte ich auch inſtändig gebeten haben, daß der Junker Rathsherr Gegenrecht hielte, ihnen nicht Glauben ſchenkte, und das Zutrauen zu uns behielte. Da fuhr der Junker auf, da laſſe ich mir nicht vorſchreiben, mit wem ich reden ſoll, mit wem nicht, wem glauben, wem nicht, ich mache, was mir beliebt, ich weiß, mit wem ich rede, und glaube Jedem, was ich glauben will. Mit dem Gegenrecht kommt mir nicht mehr, da gegenrechtet es ſich nicht, ich bin der Schloßherr und ihr d's Hausknechts, habt ihr mich verſtanden! Er erhielt keine Antwort, aber Anne Marei lieſen die Augen über. Das ſah der Schloßherr und ſagte: Ich haſſe das Heulen, ja, wenn du das nicht ertragen magſt, ſo iſts bös, denn das war ja ganz gut gemeint, es kann ſein, es kömmt noch ganz anders. Es ſei ihm leid, ſagte Anne Marei, aber es ſei halt erſchrocken, mit der Zeit gewöhne man ſich an Alles, bſunderbar arme Lüt, wo nit dWehli heyge. Offenbar hatte der Junker eine heftige Antwort zuvorderſt, indeſſen brach er ab mit dem Beſcheid, daß er ſie den und den Tag beſtimmt erwarte. Das war der einzige Mißton im heutigen Tage, ſo gleichſam ein Vordonnern den Bergen nach, es mühte aber Anne Marei ſehr. Die Wirthin zum goldenen Krebs tröſtete wieder, das ſei nicht halb ſo böſe gemeint, ſagte ſie, nur ſolle man ſich hüten, ſich irgendwo mit dem alten Herrn zuſammen zu zählen, auf eine Linie ſtellen zu wollen, das dulde er ein für alle Male nicht, von dem Grundſatze, Einem recht, dem Andern billig, wolle er einmal durchaus nichts wiſſen. Sie war ganz erbaut über das was ſie hörte, und voll der beſten Hoffnung. Mani in der Surrübe dagegen war bitter böſe, als er vernahm, Hans Joggi hätte eine andere Anſtellung angenommen. So hätte man es mit den Leuten, ſagte er, bringe man ihnen das Glück auf dem Teller dar, ſo ſchätzten ſie es nicht einmal. Böſes gönne er ihnen apart nichts, aber er wolle wetten, was man wolle, das zweite Unglück werde größer ſein, als das erſte, und es möge gehen, wie es wolle, ihretwege verſetze er keinen Fuß mehr, da könne die witzige Wirthin ihnen wieder helfen. Er hätte doch geglaubt, die meine es beſſer mit ihnen, als ſo, und ſei verſtändiger, als ſie dahin zu ordnen, ſie ſollte doch den Alten auf dem Stierengrind ſattſam kennen. Die vermöge ſich deſſen nichts, ſagte Hans Joggi, gerade ſie habe gar nichts davon wiſſen wollen, der alte Herr ſelbſt habe es erzwungen, er ſolle hier zu Mittag gegeſſen und von mir haben brichten hören, und von wegen dem Basler Herrn. Von hier weg fuhr er zur Wirthin, ſagte ihr wüſt, und ließ mich beſtellen. Da begehrte Mani auf, über das alte Kudermannli, dem in Sinn käme, an einer Wand zu horchen, wer das dem zugetraut hätte? Ein andermal ſollte ihm der mehr kommen, allweg müſſe der ihm weit genug von jeder Wand hocken, daß ihm das Spioniren vergehe, er hätte nicht geglaubt, daß ein ſolcher Herr ſich dafür hielte, den Spion zu machen. Der gute Wirth verſtund nicht den Unterſchied zu machen, zwiſchen dem, was der Herr zufällig hörte, und was hingegen der Wirth mit ſeinen langen Ohren vernahm, die er an jede Spalte hing, hinter welcher etwas geredet wurde.

Anne Marei wurde die Sache mit jedem Tage ſchwerer, aber verſprochen war verſprochen, es war gut, daß der Tag der Erfüllung bald kam und dem leeren Bangen ein Ende machte. Sie zügelten, aber in tiefer Beſchämung. Als ſie zügelten vom Hofe, geſchah es in einer Art Betäubung, es gereichte ihnen eher zum Stolz mit Wenigem zu zügeln, als mit Vielem. Jetzt war es anders, ſie ſchämten ſich ſo armüthiglich aufzuziehen, ſie dachten, was die Leute auf dem Stierengrind ſagen würden, wenn ſie ſo wohlfeil daher kämen. Sie täuſchten ſich nicht. Es bemerkte Jemand dem alten Herrn, dießmal habe er einen wohl blutten Hausknecht angeſtellt, das werde ihn was koſten, bis er den nachgefüttert und gemäſtet habe. Er habe expreß einmal einen Solchen haben wollen, gab der Herr zur Antwort, viel müſſe der noch nicht geſtohlen haben ſein Lebtag, wenn er es bei ihm nicht handlicher treibe, ſo ſei es ihm noch nie ſo gut ergangen und ſo wohlfeil er nie daraus gekommen.

Nach ihrem Einzug waren ſie eine lange Zeit, als wie von der Erde verſchlungen, man vernahm gar nichts von ihnen, die Wirthin zum goldenen Krebs verſprang faſt vor Gwunder und machte ſich allerlei Gedanken. Endlich, an einem Markte, erſchien Hans Joggi bei ihr, er wollte Vieh einkaufen. Hans Joggi war kein Redhaus, und an einem Markte trittet einer Wirthin der Gwunder in den Hintergrund, es iſt ihr nicht ſowohl ums Vernehmen, als ums Löſen, indeſſen berichtete Hans Joggi doch ſo viel, daß ſie wohl ſeien in ſo weit, aber wie lange, wüßten ſie nicht, es ſei ihnen immer etwas unheimlich, als wären ſie in einer Pulverſtampfe, welche ungſinnet losgehen könne. Der Herr ſei im Ganzen gut, aber gruſam hitzig, habe er etwas befohlen, ſollte es ſchon gemacht ſein, ſei es dann möglich geweſen oder nicht, darnach frage er nicht. Er befehle die dümmſten Sachen ohne alle Ueberlegung, und deretwege habe er ſchon manchmal Händel mit ihm gehabt, daß er geglaubt, er jage ihn fort, aber am Ende habe er es doch vergeſſen und nichts mehr davon geſagt. Die Leute ſeien gruſam bös gegen ſie, ſie möchten nichts als ſtehlen und betrügen, es ſei, als ob ſie eine Bande wären, welche vom Herrn leben möchte und weil ſie nun nicht mitmachen wollten, ſo ſeien ſie gruſam verhaßt, in keinen Schuh gut, was ſie ihnen zu leide thun könnten, thäten ſie, und wie weit ſie es beim Herrn bringen könnten, müßten ſie gewärtigen. Das war im Ganzen, was die Wirthin vernahm, und es trug nicht zu ihrer Beruhigung bei. Sie wartete immer auf den alten Herrn, von dem hoffte ſie Beſſeres zu vernehmen, aber der kam gar nicht, es war akurat, als wie Bosheit, denn ſeit Jahren war er nie halb ſo lang ausgeblieben. Endlich erſchien er bei ihr, aber mit einem gravitätiſchen, ceremoniöſen Weſen, an das ſie nicht gewohnt war, und von dem ſie nicht wußte, was dahinter ſteckte. Doch nicht dumm, dachte ſie, wart, du meinſt, ich werde mit Fragen vor dir niederfallen, kein Wort ſage ich, ich mag wohl warten, bis du mir von ſelbſten kömmſt, und das thuſt du lieber, als erſticken. Die Wirthin kannte ihren Oberherrn. Es ging nicht lange, ſo frug er: Es nimmt euch nicht wunder, wie es mit meinem Hausknecht geht, den ihr mir nicht gönntet. O, ſagte die Wirthin, ich denke immer, etwas Gutes vernimmſt du immer früh genug, etwas Schlechtes immer zu früh, ſo bin ich nicht mehr ſchnitzig mit Fragen. Und wie geht es denn, Junker Rathsherr? Einmal nicht, wie ihr euch vorgeſtellt, dieſes Mal habt ihr weit neben der Scheibe vorbeigeſchoſſen, Frau Wirthin. Es iſt doch zuweilen gut, daß ich meinen Kopf habe. Ja, ſagte die Wirthin, wenn man dann nur immer wüßte, wann es gut iſt und wann nicht. Und wenn man es ſchon nicht weiß, wenn man nur vermag den Schaden gut zu machen, ſo macht es deſto weniger, antwortete der Junker. Ich will nicht zu viel rühmen, man ſagt neue Beſen wiſchen gut, aber da iſt keine Augendienerei und vorwärts ein emſig Thun und hinterrücks Faulheit und Hotſcherei, das geht Tag für Tag, ohne Lärm, in gleichem Trabe fort, von früh bis ſpät. Es arbeitet Alles, bis zum kleinſten Kind herab iſt kein Glied müßig. Man ſieht keine Geſchäftigthuerei, aber es geht ihnen flink von der Hand, es hängt Alles aneinander, ſie beſinnen ſich nicht halbe Tage, woran ſie jetzt gehen wollen. Die Kinder erbarmten mich ſchon oft, und ich ſagte ihnen, die Eltern ſtrengten ſie nur zu ſehr an, ich meine ja nicht, daß Alles in einem Tage gemacht ſein müſſe, es ſei ja Morgen auch noch ein Tag, und was machen die Hunde? ſie arbeiten nur deſto ſtrenger, es iſt, als wenn ich ihnen einen ſcharfen Zuſpruch gegeben hätte. Vor ihnen iſt Alles ſicher, und finden ſie was, und wäre es nur eine Birne, ſo geben ſie dieſelbe ab. Die Frau iſt wie eine Uhr, und mit Pflanzungen und Gärten fichtet ſie, es iſt zum verwundern, jetzt haben wir doch einmal genug zu eſſen, und dazu iſt Alles ſauber und aufgeräumt, ſogar im Schloßhof. Mit den Dienſtboten iſt wenig Streit und über das Eſſen keine Klage, und doch koſtet mich die Haushaltung weniger als früher, viel weniger. Anfangs gab es Lärm, weil er nicht ſo viel Taglöhner haben wollte, als früher, ich würde es dann erfahren, hieß es, aber es wurde mit Wenigen mehr gemacht, als früher mit Vielen. Er iſt ein Utüfel zum arbeiten, und Alles geht dennoch ganz gelaſſen zu, ich glaube, er würde 24 Stunden hinter einander nie müde und ſeine Buben wiſſen nichts anders, als dem Vater nachzufahren, am Ende müſſen die Andern auch nach und das erſpart mir jährlich eine Summe. Daneben mußte ich ihm ſchon mehrmal ſagen, er ſolle es nicht zu gut machen, es wolle Jedermann gelebt haben, ich verlange, daß er mir mehr Leute anſtelle, da wars, wo der Kübel faſt umgeworfen wurde. Warum, ſagte er, zu einer Arbeit mehr Leute anſtellen, als ſie braucht, da macht man nur faule Leute und meinen Buben pflanze ich nicht gerne die Faulheit ein. Aber es wäre noch viel Arbeit da und viel Verdienſt. Die ganze Wäſſerung taugt nichts, es ſollten Bäche, Graben aufgethan, anders gelegt, es ſollte gedohnet werden, von den Wäldern will ich nur nichts ſagen, da kann man viele Leute brauchen, und Jahr aus Jahr ein, und es würde die Koſten reichlich abtragen. Potz, da gab es Feuer, es war ein Glück, daß er ſeine Wäſſerſchaufel nahm und ging, und nicht mehr hörte, was ich ſagte. Daneben iſt aber meine

Klage, daß er mich zu wenig taub macht, von wegen, ſo recht auspacken, thut mir allemal wohl. Es kann mir aber noch kommen, denn der rechte Zorn ſteht mir noch bevor. Es wird nicht lange gehn, ſo werden die Leute ſagen: Nein aber, Junker, wie ſich doch das Gut verbeſſert, es iſt gar nicht mehr das Gleiche, es geht nicht lange, ſo trägt es noch einmal ſo viel ab. Was ihr doch für einen Knecht habt, der verſtehts. Tüfel auch! ich bin der Schloßherr und nicht der Knecht, ich befehle und nicht er, und wenn ſich das Land verbeſſert, ſo verbeſſere ich es, oder laſſe es wenigſtens verbeſſern, und nicht der Knecht. Da lachte die Wirthin und ſagte: ihr ſeid ein eigener Herr, aber wenn es nur das iſt, ſo macht es mir nicht Kummer, das wird wohl zu verwerchen ſein, es iſt allweg beſſer, als d's Gegentheil. Meinethalb, aber ſtarker Schnupf iſts doch an Kopf zu kriegen, erſt jetzt, bei einem guten Knecht, werde das Gut gut, und beſitze ich es ſeit bald 50 Jahren. Der Herr war hell auf, wie ſelten, verſorgte gute Dinge und verſicherte die Wirthin beim Abſchied, das ſei ſeit langem ſeine größte Freude, daß er einmal geſcheuter geweſen ſei, als ſie, und daß es ſo gut gekommen, weil er ſeinem Kopf gehorcht und nicht dem ihrigen. Dagegen verſicherte ihn die Wirthin, daß ſie ihm dieſe Freude von Herzen gönnen möge.

Es ging wiederum lange und man vernahm nichts von den Leuten, obgleich Mani in der Surrübe ſich fleißig erkundigte, ob man nicht vernommen, daß der alte Uflath ſie ausgejagt. Eines Tags erſchien eine Frau mit einem bedeckten Körbchen im goldenen Krebs und frug der Wirthin nach. Die ſah dieſe Frau ganz verwundert an, bis dieſe ſagte: ei, kennt ihr mich denn nicht mehr, des Hausknechts Frau auf dem Stierengrind? Da ſchlug die Wirthin die Hände über dem Kopf zuſammen, denn Anne Marei war ordentlich zweg gewachſen und eine vollſtändige Bäuerin geworden. Sie hätte einmal ein Zeichen thun mögen ihrer Erkenntlichkeit, und da hätte ſie den Herrn gefragt, ob ſie der Wirthin nicht ein Körbchen mit Barillen (Aprikoſen) bringen dürfe, ſie hätten ſo viele, daß ſie ſie nicht meiſtern möchten, und verkaufen wolle ſie der Herr nicht laſſen, ſagte Anne Marei. Dieſer Gedanke hätte ihn ſelbſt gefreut, und er hätte ihr aufgetragen, ſeinen Gruß auszurichten und zu ſagen, er wolle bald ſelbſten kommen. Auf die Fragen der Wirthin ſagte Anne Marei, ja, Gottlob und Dank, uns geht es gut, wie ihr es mir anſehen könnt, aber öppe nit wege gut ha, nüt arbeite und eſſen und trinken, was gut iſt, ſehe ich ſo wohl aus. Ich arbeitete kaum einmal mehr als jetzt, und zu eſſen habe ich was die Andern, aber ich habe keinen Kummer mehr. O, Frau, ihr wißt nicht, was Kummer heißt, was es heißt, Monate lang drinn ſein, nit uſe gſeh, jeden Augenblick fürchten müſſen, man werde übers Neſt hinausgeſtoßen, komme ſammt den Kindern auf die Gaſſe und noch mit Schanden, mehr als ein Jahr lang am Erkranken ſein und keine Hand, die hilft. Frau, ihr wißt nicht, wie es einem iſt, wenn man dieſem Kummer ab iſt, und Nacht für Nacht ruhigen Schlaf hat! Nun, es giebt immer etwas, das nicht grad' iſt, und zu denken giebt, aber es iſt Alles nichts gegen jenes und dazu haben wir ſo viel Gutes, daß, wenn wir für Alles recht danken wollten, wir ganze Nächte beten müßten. Wir ſind Gott Lob Alle geſund, und die Kinder ſind fromm und werchbarer als wir, Hans Joggi hat die größte Freude am Land und es gelingt ihm Alles, ich kann pflanzen, ſo viel ich will, und es iſt ein Boden, man braucht nur zu ſäen, ſo wächst es. Die Leute laſſen uns nun in Ruhe, kümmern ſich weniger um uns, aber Anfangs ging es ſtrub, wenn der Herr ihnen hätte Gehör geben wollen, wir wären längſt nicht mehr dort, es iſt nichts Schlechtes, das ſie uns nicht nachſagten, ſtehlen iſt faſt das Wenigſte. Und ſage man jetzt über den Herrn was man will, er iſt ein braver Herr, und gutmeinend, wenn er einmal überzeugt iſt, daß man es auch mit ihm gut meint, aber wenn Einer merkt, daß Alles an ihm rupfen will, er nur da ſein ſoll, um beſchummelt zu werden, ſo muß Einer mißtrauiſch werden und böſe. Gegen uns iſt er bſunderbar gut, nicht, daß er nicht auch aufbrauſe und dann Worte braucht, die er nicht brauchen ſollte, aber es iſt bald vorbei und vergeſſen.

Hans Joggi muß am meiſten darhalten, aber am Ende läßt ihm doch der Herr Gerechtigkeit wiederfahren, wenn er nur immer ſchweigen könnte! Zudem iſt der Herr bſunderbar gut, Hans Joggi giebt er einen großen Lohn, mir giebt er auch immer mehr, als ich faſt nehmen darf, denn er ſagt, ich erſpare ihm mehr als das in der Haushaltung, und doch klage ihm Niemand darüber, und früher, bei viel größeren Ausgaben, ſei eine beſtändige Unzufriedenheit geweſen, und das Gerede überall, bei ihm hätte man nicht genug zu eſſen. So bös, wie dieſes, habe ihn aber auch nichts gemacht. Den Kindern giebt er einen Lohn, der doch kommt das Jahr durch und iſt bſunderbar wohl mit ihnen zufrieden, ſie laſſen ihm Alles ruhig, haben Reſpekt vor ihm, und wenn er nur winket, ſo ſind ſie da und lieſen durch das Feuer für ihn. Wir brauchen wenig, können es faſt mit den Trinkgeldern machen und allen Lohn auf die Seite thun, es iſt eine Summe jährlich, Hans Joggi hat ſchon manchmal geſagt, es würde mancher Bauer ſchalus, wenn er es wüßte. Nein, Wirthin, wir könnens nächſt Gott euch nicht genug danken, daß ihr uns dahin geordnet. Daß ich mein Lebtag je ſo zweg kommen könnte, daran habe ich nie gedacht. Wenn nur unſer Herrgott auch mit uns zufrieden iſt, und uns dabei läßt, wie wir es jetzt haben, mehr begehren wir nicht! So ſprach Anne Marei tief bewegt, ſo lange es bei der Wirthin war.

Als Anne Marei fortging, ſah die Wirthin lange ihm nach und ſagte endlich zu ſich ſelber: Das iſt doch einmal wieder ein dankbarer Menſch! ſie ſind ſo rar in der heutigen Zeit, darum thut es einem ſo wohl ums Herz, wenn man endlich wieder Einen findet.

Druck der Hofbuchdruckerei zu Altenburg.

Erlebniſſe

eines

Schuldenbauers.

Von

Jeremias Gotthelf.

Berlin, 1854.
Verlag von Julius Springer.

Eines

Schweizers Wort

an den

Schweizeriſchen Schützenverein

von

Jeremias Gotthelf.

Gedruckt bei C. Rätzer in Bern,
1842.

Vorwort.

Herr von Fellenberg, Alt-Landammann, trug dem Feſt-Comite zu Chur bei Ueberſendung ſeiner Gaben an: auf einer von ihm gegebenen Baſis ein feſtliches Wort verfaſſen zu laſſen und ſchlug dazu den Unterzeichneten vor.

Das Comite gieng in den Vorſchlag ein und das Anſuchen gelangte an den Verfaſſer. Derſelbe unterzog ſich der Aufgabe um ſo williger, weil er die hohe Bedeutung des Schützenvereins anerkennt und die gegebene Baſis ſeinen Anſichten nicht widerſprach. Sollte Vielen die Ausführung der dargeſtellten Ideen wie ein frommer Wunſch erſcheinen, ein ſchöner Traum, ſo ſtreiten wir nicht, ſondern fragen: Fromme Wünſche, hat ſie nicht oft Gott erhört? ſchöne Träume, traten ſie nie in die Wirklichkeit?

J. G.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Bibliothek

Das in den hier nachfolgenden Blättern enthaltene Glaubensbekenntniß wird bei den, im Jahr 1482 in Chur gefeierten Nationalfeſten, an derſelben mitwirkende Theilnehmer, von ihrem dirigirenden Central-Comite ausgetheilt, als

Manifeſt

der

ſchweizeriſchen Scharfſchützen-Eidgenoſſenſchaft.

Gottes Rathſchläge ſind unerforſchlich. Welten ſind ſeine Gedanken. Wie dieſe Gedanken ſeinem Willen entſtrömten — zu einer eigenthümlichen Welt ein jeder ward, zahllos, maaßlos den Raum bevölkerten, das hat keines Menſchen Auge geſehen.

Wiederum erzählt uns keines Menſchen Mund die Läuterungen alle, durch welche Gott die Erde gehen ließ, ehe Menſchen ſie bewohnen, bebauen, verklären konnten.

Was Gott gethan, ahnen die Weiſen; aber Einer anders als der Andere. Ob wogenden Waſſern, ob feurigen Wellen die Berge entſtiegen, wie langſam, wie ſchnell ſie ihre Häupter enthüllten, ſie badeten im reinen Blau des Himmels; wie langſam, wie ſchnell des Feuers Wellen erloſchen, die wogenden Waſſer zu der Berge Füßen verrauſchten: das berichtet keine Geſchichte.

Aber über die ſprühenden Feuerquellen, die gährenden Fluthen hob ſich dem Himmel nahe eine Feſte, gegen dieſelben mit Bergen gegürtet; auf dieſer Feſte ruhte des Herrn Liebesblick und mit väterlicher Hand weihte er ſie durch ſeinen reichſten Segen zu ſeiner Feſte. Und dieſe Weihe blieb bis auf den heutigen Tag, und dieſe Feſte heißt das Schweizerland.

Ueber manchem Lande wölbt klarer der Himmel ſich, ſtehet wärmer die Sonne und mildere Lüfte wehen; in manchem Lande iſt ein üppigeres Wohnen, fruchtbarer iſt der Erde Schooß, und Gold und Diamanten ſind die Eingeweide der Berge. Aber über keinem Lande ſteht ſo unverrückt des Herrn Liebe; ſie iſt unſer Polarſtern, der nie untergeht, während über jedes andere Land die Nacht kömmt, welche ſeine Sonne verſchlingt. Ueber keinem Lande träuft ſo ſtetig des Herrn Segen und wehen ſeine Warnungen ſo milde; iſt ſo ſicher, wird ſo treu bewahrt, was der Herr gegeben; iſt ſo ſtärkend dem Leibe, ſo heilbringend dem Lande, was die Erde bringt, was die Berge gewähren. — Was hier ausgeſprochen iſt, liegt nicht in den Gefilden des Ahnens, iſt nicht den Zeiten entnommen, deren Geheimniſſe keines Menſchen Auge geſchaut; die Liebe des Herrn, ihre ſtetigen Segnungen liegen diesſeits jener dunkeln Gebiete, einem Strom des Himmels gleich ſchlängeln ſie ſich klar und herrlich durch alle bekannten Jahrhunderte, ſtrömen ja in reicher Fülle an unſern eigenen Augen vorüber in goldenem Wellentanze, ſo daß wir es glauben müſſen, weil wir es ſelbſt ſehen: unſer Vaterland iſt des Herrn Feſte, ſein eigener Blick hat es geweiht zu ſeinem eigenen Lande, und mit ſelbſt eigener Hand hat er es behütet in der Fluth der Völker, in den Strömungen der Jahrhunderte.

Als des Herrn allmächtige Hand immer feſter ſchnürte die Bande der Elemente, floß grollend das Feuer in dunkle Kammern, die Waſſer ſchäumend in ihre weiten Becken; aber noch lange bebte die Erde in Zorn und Groll und fand das ſichere Gleichgewicht nicht. Und es war, als ob in dieſem Beben auch die Völker nicht Ruhe fänden, der Erde Zittern ſie aufjagte aus ihren Sitzen; ſie wirbelten auf der Erde herum wie der Wind die Welle aufjagt aus des Meeres Schooß, ſie peitſcht, bis ſie verrinnt an ödem Strande, bis ſie zerſchellt am zackigten Felſenriff.

So tobten, als eine neue Fluth, die Völker über die Erde; aber über unſre Berge ſchienen nur einzelne Wellen geſchlagen zu haben und bald wieder Ruhe und Stille eingewohnt zu ſein in des Herrn Feſte. In Stille und Ruhe vom Herrn geſchirmt, wuchs hinter den Bergen ein Völklein auf, der Geſchichte unbekannt, bis es auf einmal heldenkräftig und zornesmuthig, einem Sohne des Himmels gleich, als ein mächtig gefürchtetes Volk gegen Rom, die Weltbeherrſcherin in des Kampfes Schranken tritt. Einem Strome iſt es vergleichbar, den ein geheimnißreicher Quell geboren, in der Berge Schooß groß genährt, dann als eine mächtige Fluth aus deſſen durchbrochene Seiten ſtrömt und Schrecken verbreitend in die Ebene ſich ergießt. Aber auch es widerſtand der Sünde des Uebermuthes nicht, dem Verderben des Helden, welches die Kraft der Meiſten brach, wenn ſie am üppigſten ſchien, ehe die Reiſe des Alters ſie ſchmückte und feſtigte. Das jugendliche Heldenvolk, auf ſeine Kraft vertrauend, verachtete des Herrn Feſte, brach hervor aus der Berge Ring, ſuchte eine wärmere Sonne, ſuchte ein üppigeres Land; aber des Herrn Segen war nicht mit ihm, ſeinen Schirm fand es nicht; es fand Noth und Grab, fand, ſeinen Enkeln zu Nutz und Frommen, des Herrn Zeugniß: daß des Herrn Hand und Liebe über ſeiner Feſte ſei und über jedem, der wohnet in dieſer Feſte und treu ſie wahret in Zucht und Furcht; daß ſie aber nicht ſei über dem, der muthwillig ſie verläßt um einer andern Sonne, eines reichern Landes, eines üppigern Lebens willen, nicht über dem, der im Vertrauen auf die von den Vätern ererbte Kraft vergißt, was den Vätern die Kraft gegeben. Dieſes Zeugniß prägte der Herr in Blut und Graus durch fünf Jahrhunderte der Geſchichte ein; denn was Menſchen nicht vergeſſen ſollen, muß tiefer als in Erz gegraben ſein, in manch' auf einander folgendes Geſchlecht, und ſchaurig und grauſenvoll müſſen den Enkeln vor Augen ſtehn die Trümmer der väterlichen Thorheit.

Es war, als ob die ausgezogenen Helvetier die Häupter ihrer Berge gebeugt hätten; denn alſobald ſchlugen neu aufgewühlte Völkerfluthen wieder über dieſelben herein, das Land ward eine Wüſte, das Volk ohne Hirt eine Heerde, die zerſtreut in der Irre geht, eines Jeglichen Beute!

Wie aber kein Erdbeben ewig dauert und jeder Sturm zu Ende geht, das Athemſchöpfen nothwendig wird, nach allen gewaltigen Anſtrengungen im weiten Gebiete der Lebendigen, ſo ſänftigte ſich allmählig die Völkerfluth, wenn auch noch lange einzelne Wellen hoch hereinſchlugen über's Land; aber ſie kurzten ſich immer mehr und der zerſchellten folgte immer ſeltener eine andere.

Aber wie nach Waſſerfluth, nach Erdbeben oder Bergſtürzen mit Schutt und Steinen das Land bedeckt iſt, war Europa überſäet mit Trümmern von Völkern, war eine zerbröckelte Welt, und bunt durch einander lag Gleiches und Ungleiches und auch das Gleiche war vom Gleichen getrennt, wie man noch jetzt auf Goldau's Grab Bergblock neben Bergblock ſieht und jeder ſteht für ſich alleine und zwiſchen allen ſind öde Räume und leere Klüfte.

So bleibt es durch Jahrhunderte im wüſten Felſenthale, wo der Tod wohnet, wo keine Pflanze blüht, kein Vogel niſtet, das Geſtein zu hart, die Lüfte zu rauh ſind für des Mooſes erweichende Kraft; aber ſo bleibt es nicht, wo Leben wohnt, ſo bleibt es nicht auf Goldau's Grab, wo die Pflanze blüht, der Vogel niſtet; die Klüfte, zwiſchen Stein und Stein, alle laſſen ſich ebnen, ſo daß Leben über dem Tode zuſammen wächſt. So bleibt es noch viel weniger unter den Völkern, da gährt das Leben fort, auch wenn es ſtille ſcheint, während dem tiefen Athemholen, nach langer Erſchöpfung.

Bald tritt das Leben wieder ſichtbarlich zu Tage, es verzehrt den Tod, es ſcheidet vom Ungleichen ſich das Ungleiche, ſtößt das Widerſtrebende aus, und das Gleiche ſucht das Gleiche und mit dem Gleichen bindet ſich das Gleiche und bildet zu einem neuen eigenthümlichen Weſen, zu einer eigenen Geſtaltung ſich.

Die Revolutionen gebähren die Organiſationen, aber Mutter und Töchter haben oft ſo ähnliche Naturen, daß man ſie faſt nicht zu ſcheiden weiß.

Die Revolutionen tobten zuerſt in der Erde; ihre Töchter ſind unſere Berge, die ſo frei und frank zum Himmel ſtreben; ſie tobten unter dem Geſchlechte der Menſchen, ihre Töchter ſind die Völker, wie ſie nach und nach ſich geſtalteten, nach der großen Völkerfluth, und zum Verwandten das Verwandte ſich geſellte, das gleiche Leben Trümmer mit Trümmern band.

So bildete ſich allmählig aus dem großen Trümmerhaufen die Eidgenoſſenſchaft heraus und durch's gleiche Leben verbunden, ſtellte ſie ſich dem Betrachtenden als ein Ganzes dar, wie von Rigi's Kulm hinweg Goldaus Grab, trotz den Trümmern, immer mehr zum blühenden Thale wird; denn zwiſchen den Blöcken keimet Gras an den Blöcken heraus, ſchleicht das Moos und wie verſchieden das grün gefärbte Leben in der Nähe ſcheinen mag, *ein* Leben ſcheint es doch. So ward auch wieder ein Leben in unſerem Lande, das Ungleiche, welches ſich nicht binden ließ, ward ausgeſtoßen, floh, und zur Feſte des Herrn ward wiederum unſer Land.

Das geſchah in den großen Tagen der Eidgenoſſenſchaft, die wir alle kennen, die Tage, in welchen der Schweizer es bewährte, daß eine Kraft in ſeiner Seele glüht, welche in ihrer Art nicht ſchwächer iſt, als die Kraft, welche ſeine Berge gen Himmel trieb, daß die Kraft auch in ſeinen Adern rollt, welche in ſo eigenthümlicher Stärke durch alle Erzeugniſſe ſeiner Länder ſtrömt.

Das waren die Tage, die wie Sterne leuchten in unſere Geſchichte hinein, wo der Schweizer Ehrenfeſtigkeit leuchtet in die treuloſe Zeit hinein wie ein Geſtirn in dunkle Nacht, wo ihre Heldenkraft thronte über den Schlachtfeldern, ihr Name wie ein zweiſchneidend Schwert in die Herzen der Völker fuhr. Das waren die Tage, in denen die Männer lebten, deren Namen ſchweizeriſches Gemeingut ſind, zu denen auf, wie zu Ahnenbildern, jeder Schweizer die Augen ſeiner Söhne richtet, deren Namen aber auch unter den hehrſten glänzen in der Weltgeſchichte, am hellſten und herrlichſten aber wohl — da, wo alle Namen aufgezeichnet ſtehen, die Großes thaten, weil ſie ſich ſelbſt vergaßen.

Es waren die Tage, wo Tell vor leerem Hut ſein Haupt nicht beugen wollte, ſein Kind es aber auch nicht beugte — vor des Vaters Pfeil; wo kühn und feſt die Häupter ſtanden; wo Winkelried ſich ſelbſt vergaß, ſeines Weibes und ſeiner Kinder gedenkend, ſein Leben warf in den Speergrund hinein, zur Rettung der Freiheit und des Vaterlandes; wo Erlach Fürſtenkraft bezwang, und trotziger Bürger Ungehorſam — durch die Macht ſeines Namens und die Macht ſeines Willens, und jegliches Mißtrauen der trotzigen Bürger und feindlicher Fürſten — durch nie getrübte Ehrenfeſtigkeit, weil auf ſeinen Namen nie ein Schimmer der ſchändlichen Lehre fiel, daß, um geträumten Parthei-Vortheils willen Alles erlaubt ſei; wo Adam der Camogasker mit kaltem Schwerte des Kaſtellans geiles Blut kühlte und Chaldar dem Freiherrn von Fardün, dem Verhöhner ſeines Hausrechtes, den Uebermuth in heißem Brei erſtickte; wo die Helden im Burgunderkriege ihre Schwerter flammen ließen, daß vor deren Blitzen Kaiſer und Könige bebten und der Kühnſte derſelben vor deren Schärfe ſein ſtolzes Haupt ſenkte in ein naſſes Grab. Ja, das waren die Tage, deren Andenken jeder Schweizer heilig hält, deren Andenken ſein Herz erwärmt, ſeine Seele erhebt, in dieſer kalten niedern Zeit!

So entſtand in rauchendem Blute allmählig die Eidgenoſſenſchaft; zu einem Volke wurden wieder die, welche des Herrn Feſte bewohnten, wie es die Helvetier waren, aber größer, bedeutſamer in der Weltgeſchichte, enger in ſich ſelbſt verbunden. Wie ein Berg in ebenem Lande, erhob ſie ſich hellſtrahlend unter den Völkern der Ebene, ward weithin geſehen, aber von Niemand ohne Zorn oder ohne Ehrfurcht; und fremder Herren Knechte ſah man herumkriechen an des Berges Fuß und Seiten, und herum, um den Gipfel, um mit Zauberſprüchen von allerlei Sorten des Berges zornige Kraft zu ſänftigen oder zu entzünden, und das Eine oder das Andere nach ihrer Herren Luſt und Nutzen.

Feſt, breit, einem Berge gleich, erhob ſich die Schweiz, und alſo ſtehet ſie noch unter den Völkern Europa's; aber jedem Berge gleich iſt ſie geklüftet mannigfach, durch manchen Schlund und Grund, einzelne Zacken und Hörner ſtreben empor, zerriſſene Wände, überhängendes Geſtein drohen den Einſturz. Wer nur von Weitem den Berg geſehen in ſeiner Majeſtät, erſchrickt und bebt, wenn er in deſſen Mitte kömmt, die Zerriſſenheit ſieht und wie locker und ſchroff und ſcheinbar unverbunden Vieles durch einander liegt; er fürchtet den Einſturz, er wendet ſich zur Flucht. Doch unverzagt bleibet und bebet nicht, wer die Gebirgswelt kennt; er weiß, daß andere Geſetze walten im Gebirge als am Meeresſtrande, daß ohne Spur Jahrhunderte lang über die Fluh der Wind geht, daß Wind und Wellen alle Tage durcheinanderwerfen den Meeresſtrand.

Nach dieſen großen Tagen kamen die ſtillen Tage. Wie nach gewaltiger Hitze der Regen kömmt, nach ſchwerer Arbeit der Schlaf, nach mächtigem Ausbruch des Feuerberges ſeine Donner ſchweigen, das Feuer ſich legt, die Lava ſteht, erſtarrt einem Gürtel des Todes gleich, um den Berg ſich legt; ſo kam auch Aehnliches über die im Mittelalter ſo regen Völker, ſo kam Aehnliches ganz beſonders über unſre Eidsgenoſſenſchaft.

Ueber ſie kam es wie Erſtarrung, und das ſtarre Todtenweſen ward Gewohnheit, ſchien Geſetz, daß wenn bloß ein Stein zum andern rollte, männiglich über das ungewohnte Leben erſchrack und des Berges zornigſten Ausbruch fürchtete.

Wir nennen dieſe Zeit eine öde, traurige Zeit, ſie war es; wir nennen ſie eine böſe, verderbliche Zeit, wir irren.

Wie der Winter nicht des Sommers Kraft verzehrt, ſondern des Sommers Kraft bereitet, wie unter des Schnees Leichentuch zur Auferſtehung die Natur ſich rüſtet, geheimnißvoll und unſichtbar die junge Saat ein fröhliches Leben beginnt und wie die Lava ein ſchaurig Todtengewand iſt, aber verwittert der Schooß des üppigſten Lebens wird, ſo ward jener Zeit eine ähnliche Bedeutung im Völkerleben. Das neue Leben kam nicht wie ein Wirbelwind über die Völker; es regte ſich auch nicht in ſeinen äußern Verhältniſſen, trieb ſie daher auch nicht aus ihren Sitzen; es regte ſich in den Tiefen des Geiſtes; es war ein Bewußtſein der Bande, die dieſen umſchlangen, der Klüfte, die Menſchen von Menſchen trennten, ein Sehnen nach einer freiern Welt, nach einer innigern Vereinigung des Bruders mit dem Bruder.

In die mittelalterlichen Gewohnheiten hinein brachen die Strahlen der alten Sonne wieder, weckten Geiſter zum Leben, brachen aber auf die ſeltſamſte Weiſe ſich an der nach und nach zum Leben erwachenden Maſſe. Was vom Geiſte ausgieng, drang in die ſichtbare Welt, ergriff um körperlicher Dinge willen auch die, welche von geiſtigen nichts wiſſen, und ein neuer Sturm kam über die Völker und in grauſenhafter Schlacht ſchlug durch manch Jahrzehnt das Alte mit dem Neuen ſich. In Rauch und Dampf war die Welt gehüllt; Organiſationen wechſelten mit Organiſationen; jede entſchwand unter Rauch und Staub und jede entſtand unter Donner und Bliz und durch Staub und Rauch drangen die herrlichſten Strahlen des erwachten Menſchengeiſtes. Je mehr die Kriege die Völker zerriſſen, deſto näher kamen ſich die Menſchen, deſto beſſer verſtanden ſich die Geiſter, und je freier die Geiſter wurden, um ſo ſtärker wurden ſie, errangen ſich die lang geträumte Herrſchaft über die Elemente, ſchmiedeten Ketten für dieſe und zwangen ſie, als gefeſſelte Geiſter zu wunderbarem unterthänigem Dienſte.

Der allgemeinen Regung konnten wir nicht fremd bleiben; was Europa durchzuckt, empfinden auch wir. Ein eigenthümlich Leben keimte auch unter uns, entfaltete ſeine Schwingen, einzelne Wellen von außen her ſchlugen über unſere Berge, und was die Wellen nicht brachten, das trugen ſpäter die Winde uns zu, die über die Berge wehen.

Die Geſchichte dieſer Zeit näher zu berühren, liegt außer dem Kreiſe dieſer Schrift; wie andere litten und ſtritten, litt und ſtritt auch die Schweiz, was andere fanden, fand auch ſie: aber über das Allgemeine hinaus, ward ihr, vor andern eine Gabe, ein Zeichen eines eigenthümlichen Lebens und der beſondern Huld des Herrn, ward ihr ein Born des reichſten Segens und von dieſem zu reden iſt Zweck dieſer Schrift.

In der Zeit der geiſtigen Aufregung, in dieſen Tagen des Erfindens waren es nicht die Schweizer, deren Geiſt die hellſten Funken entſprühten; die Kräfte des Dampfes ermaßen ſie nicht, die Geſetze der Maſchinen erſannen ſie nicht: aber das Sehnen nach Vereinigung mit getrennten Brüdern glühte im reinſten Feuer, und vor Allem aus in ihren Seelen, und weckte das Streben, verwandte Geiſter zu ſuchen, und Klüfte und Schlünde, die zwiſchen Menſchen liegen, zu ebnen, ſie auszufüllen mit brüderlicher Liebe; und wenn auch kein Schweizer einen andern Stern entdeckte oder des Mondes Beſchaffenheit ergründete, ſo waren es doch Schweizer, die zuerſt in trautem Vereine zu höherem Streben ſich zuſammenfanden. Aber was dieſes Sich finden damals war, ermiſſet man nimmer.

Wer hat nicht ſchon ein grünes Kornhälmchen geſehen, deſſen Häuptlein durch den Schnee brach, deſſen lieblich Grün ſo ſeltſam abſtach gegen das weiße Schneefeld, dem ſo allein der Tod drohete in der nächſten Nacht und der rauhen Luft; und wo die weite Schneefläche war, breitet nach wenig Tagen ein großes grünes Saatfeld ſich aus, und wiederum fällt ſo ſeltſam auf der wenige Schnee, der an der Sonne ſerbet und nach wenigen Tagen gar nicht mehr ſein wird.

Auf ödem, ſchwarzem Lavafelde wächſt ein Pflänzlein auf, das erſte in ſchwarzem Steingerölle; man möchte weinen um das arme Pflänzlein, das ſo lieblich ſteht in der ſchwarzen Oede. Aber wenige Jahre, ſo haben Menſchen und Gott in wüſtem Graus eine neue Welt geſchaffen und einzelne mächtige Steine nur geben Zeugniß, wie es war vor Zeiten und wie es ward durch Menſchen-Fleiß und Gottes Macht im Laufe der Zeiten.

In wilder Felſenkluft ſproßt eingeklemmt in hartes Geſtein unſcheinbar und dürre ein klein Geſträuch. Des Herrn Vögel oder des Herrn Winde hatten den Samenſtaub hingetragen, oder es war entſtanden nach des Herrn Willen und über der Menſchen Verſtand. Aus dem unſcheinbaren Geſträuche wächſt ein klein Röslein empor ſo wunderlieblich, ſo wunderzart, troz des harten Geſteines, an deſſen Bruſt es liegt, troz der rauhen Lüfte, die es tränken. Die Sterne koſen mit ihm, der Mond wirft ſeinen lieblichſten Schein auf dasſelbe; aber keines Menſchen Auge ſah dasſelbe, keines Gärtners Hand pflegte es. Und lange blieb das Röslein alleine und manch Röslein verblühte alleine. Aber die Wurzeln verwitterten nicht, Jahr um Jahr — wenn die Sonne höher ſteiget, blüht es neu, aber nicht immer alleine. Rings um dasſelbe ſproſſen neue Geſträuche auf, und aus den neuen Geſträuchen blühen auch neue Röslein und nach Jahren, welche der Herr zumißt, deren Zahl er alleine kennt, iſt zu einem blühenden Garten das ganze Felsbeet geworden. Röslein reiht an Röslein ſich und hoch und herrlich preiſen ſie **Den**, deſſen Hauch ſie erſchaffen, deſſen Hand auch über ihnen waltete.

Ein und achtzig Jahre ſind es, daß eine ſolche Pflanze ſproßte im harten Geſteine unſeres Vaterlandes, in den rauhen Lüften der damaligen Zeit. Alle Jahre blühte ſie, manches Jahr alleine, aber nicht immer; wo ſie alleine war, iſt jetzt eine Blumenwand und ihr Duft ſteiget auf zum Himmel.

In den begabteſten eidgenöſſiſchen Geiſtern, in ſolchen, in welchen vor allen das Walten Gottes ſich offenbarte, entſtand ein Sehnen nach einer Vereinigung, welche nicht abhängt vom Gebirge oder Waſſer, von längſt geſetzten Grenzen oder geſtrenger Herren Wille, ſondern von der Stimmung der Geiſter, dem gleichen Wünſchen und Sehnen, dem gleichen Willen und Ringen.

Das aber war ein verwegen Sehnen, vermeſſener als des zarten Kornhalms Beginnen, welcher der Erſte den Schnee durchbricht. Aber wie dieſen eine unwiderſtehliche Kraft, die nicht frägt nach Gefahr und Noth, zu Tage trieb: ſo iſt auch das rechte Sehnen in des Menſchen Bruſt eine Gewalt, welche ihre Wünſche durch alle Gefahren in's Leben ſetzet, durch das Eis der Zeit und in's harte Geſtein hinein ihre Wurzeln ſchlägt.

Schuchtern und geheimnißvoll verabredeten die edelſten Eidsgenoſſen eine Zuſammenkunft im Bade Schinznach. Ein beiſpielloſes Unternehmen war es vor ein und achtzig Jahren, daß ſonder Geſchäfte und Krankheit, ſonder obrigkeitliche Sendung oder Erlaubniß, erleuchtete Männer in einem Bade zuſammentraten. Als ſie es unternahmen, ſchlug wohl Allen das Herz; es umwehte ſie geheimnißvoll, wie die Blätter liſpeln, ehe der Sturm beginnt. Sie werden geglaubt haben, es umwehe ſie der obrigkeitliche Zorn; ſie dachten nicht, daß es die Stimmen der Altvordern waren, die ſich freuten ob ihrer Enkel Beginnen. Ein Grauen mochte ſie wohl Alle durchrieſeln, als ſie auf die geheimnißvolle Fahrt ſich wagten, die nicht viel weniger war, als ein neues ſich Suchen auf Grütli's geheimnißreicher Matte. Als ſie das Blümchen pflanzten, mögen wohl Ahnungen ihre Herzen geſchwellt haben; aber was es werden ſollte, ſeine Fülle, ſeine Bedeutung, das träumten ſie doch wohl in ihren kühnſten Träumen nicht.

So quillt das Größte und Herrlichſte durch Gottes Kraft hervorgetrieben aus den Tiefen der Seele faſt bewußtlos; der Menſch ahnt, was er thut: aber weit über ſeinen Geſichtskreis hinaus wachſen die Folgen ſeiner That, und nicht ſelten bleibt unbedeutend und verkümmert elendiglich, was der Menſch mit großem Pompe in die Welt ſtellt, als das Größte in Rechnung bringt.

Die meiſten der Männer, welche dieſe Zuſammenkunft verabredet hatten, verbargen ihre Reiſe, nachdem ſie vielfach gewarnt worden, verließen heimlich die Mauern der Städte, ſchlichen halb verkleidet geheime Wege. Die Freunde zagten, die Weiber weinten, auf die Stirnen der ſchlafenden Kinder fiel eine heimliche Thräne des Vaters, welche weder Freund noch Feind ſehen ſollte; der Abſchied wurde genommen, faſt wie auf Leben und Tod, faſt wie Zwingli ihn nahm, als er ritt nach Cappels verhängnißvollem Grunde. Aber verſchieden ſind des Herrn Wege und unerforſchlich ſeine Rathſchläge; hier führt er zum Tode, dort zum Leben, und es weiß es der Eine nicht, und es weiß es der Andere nicht.

Es iſt ſchon geſchehen, daß da, wo man vor Zeiten ſteile Wände ſich ſenken ſah in finſtern Abgrund, wo man kühne Kletterer klimmen ſah über dem Abgrunde, ihres Todes jeden Augenblick gewärtig, man jetzt breite Heerſtraßen ſich ziehen ſieht in bequemer Beugung, kühne Brücken ſieht in mächtiger Wölbung, und eine ſorgloſe frohe Menge, welche hinüber und herüber wandelt in mannigfachſtem Verkehr.

Gerade ſolche Kletterer waren Die, welche im Jahr 1761 unter Bangen und Sorgen nach dem Bade Schinznach ſich ſtahlen, Schinznach zu einem neuen Grütli weihten. Was auf dem Grütli am Vierwaldſtätterſee vorberathen ward, das ſetzten am nächſten Neujahrsmorgen die Rather in's Werk; was im Grütli an der Aare Strand gepflanzt wurde, das brauchte ein Jahrhundert, um zu keimen und zu reifen.

Helvetiſche Geſellſchaft nannte ſich dieſer Verein. Sie blieb lange das einſame Blümlein im Gebirge und blühte in Demuth fort; ſie wurzelte alle Jahre feſter trotz rauhen Lüften und hartem Geſteine, und weit umher erquickte ſie mit dem Hauche kräftigen Lebens die Seelen, aber unbemerkt, ſich ſelbſt faſt unbewußt.

Der Tag des Zuſammentrittes der Geſellſchaft war der Wonnetag der Männer, die ſie bildeten. Jeder ſog ſich die Bruſt voll Schweizerſinn, voll Begeiſterung für Vaterland und Menſchenwohl, trug den gewonnenen Sinn heim hinter ſeine Berge, in ſeine Thäler, ſtrömte ihn dort befruchtend aus im Kreiſe ſeines Wirkens. Wenn ſie ſo einzeln kamen aus dumpfen Städten, abgelegenen Thälern, einſamen Berghalden, wo jeder ſein beſſeres Leben kaum zu friſten, den Muth nach etwas Beſſerem zu ſtreben kaum zu erhalten vermochte, und nach und nach ward groß der Ring der Männer und jedem einzelnen ging es wie dem ganzen Verein, die er hatte ein hartes Ringen mit der ſchweren Zeit, und alle bewahrten doch den heiligen Glauben an die höhere Beſtimmung des Menſchen und an den Willen des Herrn, daß es beſſer werde im Vaterlande, und in allen loderte feurig der Muth, dem Herrn in Treue zu dienen; zum heiligenden Werke beizutragen, jeder an ſeinem Orte und nach ſeiner Kraft; ſo ward jeder wieder zuverſichtlich in ſeinem Geiſte, und ſtärkte den Glauben an die beſſere Zukunft des Vaterlandes. Er wußte nun, daß ſein Thun kein vereinzeltes ſei, daß ſein Wille, ſein Sehnen noch in hundert Herzen glühe, daß wenn es auch nur Sandkorn um Sandkorn bringe zum großen Werke, hundert und hundert Hände ebenfalls Sandkörner brächten, daß was jeder an ſeinem Orte ſchaffe, zuſammenwachſen und ſich wölben werde zu einem neuen Himmel über'm Vaterlande.

Wohl weiß der, welcher die ewigen Wahrheiten ins Leben führen will, daß ſein Helfer im Himmel nicht ſchläft und den guten Willen anerkennt, ſeinem Streben ein Gedeihen giebt, früher oder ſpäter. Aber wenn er ſo einſam ſich fühlet auf Erden, Niemand freundlich dieſen Willen anerkennt, noch weniger ihn theilt, dann faßt ſo gerne Muthloſigkeit den armen Sterblichen; er wird irre an Gott und ſich ſelbſten, fährt dahin mit dem Strome.

Den vereinzelten Männern tagete es, als ſie ſich in Schinznach zuſammen ſahen; neu belebt, Einer bereichert durch den Andern, kehrten ſie heim, legten die gewonnenen Schätze an, ein Jeder an ſeinem Orte, und was ſie ſchafften und wirkten, vermag nur der auszuſprechen, der dem Thau des Himmels nachzurechnen weiß, die Leben, die er erhält, die Labungen, die er ſpendet, die Kräfte, die er erweckt.

Dieſer ſegensreiche Verein, einſt unſers Landes köſtlichſter Edelſtein, empor getragen aus den reichen Schachten des ſchweizeriſchen Gemüthes, an Werth durch die glänzendſten Erfindungen des menſchlichen Geiſtes nicht übertroffen, war unter allen Vereinen der Erſte. Lange blieb er es, bis ſein Vorbild noch andre erweckte, nicht in der Schweiz nur, ſondern auch in Europa.

Wo in einem Zweige der Wiſſenſchaft, oder in einer Richtung des Lebens friſcher Athem wehte, da traten eidgenöſſiſche Männer zuſammen, theilten brüderlich ſich mit, was Jeder erfahren oder erſonnen. Sie fühlten, wie in der Einheit unbezwingliche Kraft liegt, ſie legten die Probe ab, daß je tüchtiger einer für ſich iſt, er um ſo mehr die Vereinigung mit andern ſucht und in der Einheit ſeine Kraft geſteigert findet. Sie gewannen Alle an Wiſſen, an Einſicht; die Vereine mochten eine Richtung haben, welche ſie wollten, ſo brachten doch alle einen Gewinn und der war einer der größten; ſie brachten die Ueberzeugung, daß überall zu Berg und Thal wackere Männer wohnen; ſie brachten den Glauben der Schweizer an den Schweizer, ſie brachten das Ahnen eines Schweizerlandes, in welchem alle innern Schranken gefallen, alle Klüfte ausgefüllt, alle Zacken verſchwunden, weil über alle irdiſchen Spalten die Geiſter ſich gefunden.

Dieſe Vereine zogen ihre Kreiſe vorzugsweiſe unter den Männern, welche einen Zweig der Wiſſenſchaft oder der Kunſt mit Liebe pflegten (dieſe Vereine wurden hauptſächlich im übrigen Europa nachgeahmt), oder aber unter denen, welchen das Volk der Gegenſtand ihrer reinſten Liebe war, die Förderung ſeines Wohls das Ziel ihres Strebens. Die Männer aus beiden Klaſſen fanden ſich zumeiſt unter den gebildeten, vorzugsweiſe unter den mittlern Ständen. Es giebt eine Klaſſe überall und auch bei uns, die aus dem Volke herausgewachſen iſt, ſich daher nicht mehr zum Volke rechnet, wo ein verſchrobener Sinn eine Kluft zwiſchen ihr und dem Volke gegraben, ſo daß das Wohl des Volkes ganz außer ihrem Gefühlskreiſe liegt, das Volk ihr nur erſcheint, bald wie ein Brodkorb und bald wie ein Fußſchemel. Es giebt ein enger Sinn, der nur nach Kronen und Batzen zu rechnen weiß, nur die Scholle kennt, welche die Hand bearbeitet.

Hieher drang der Sinn der Vereine nicht, in der zu hohen und der zu niedern Bruſt weckte der neue Hauch kein neues Leben.

Noch aber lag eine große Maſſe in Schlummer und harrte des Hauches, der ſie ins Leben rief; in den Seelen ruhte der ächte Schweizerſinn, aber die beſondere Richtung, in welcher die vorhandenen Vereine ſich bewegten, berührte ſie nicht.

Die Gegenſtände, mit welchen ſich dieſelben befaßten, lagen den Meiſten zu hoch oder zu ferne, außer dem Bereiche ihrer Kräfte, banden alſo nur die zuſammen, welche in der gegebenen beſchränkten Richtung ſich bewegten, waren aber nicht ein Bindungsmittel für die Maſſe, für die Nation; auf die Nation träufelte ihr Segen; die Mehrzahl aber wußte nicht, woher dieſer Segen kam, ſo wenig, als ſie weiß, woher und auf welche Weiſe der Thau auf die Pflanzen kömmt.

So waren die Vereine wohl National-Eigenthum, aber national waren ſie nicht, d. h. die Nation genoß ihre Frucht, aber ihren Werth kannte ſie nicht. Das geſchieht wohl oft, daß der eigentliche Nationalſchatz mitten in der Nation vorhanden liegt, ja vor ihren Augen liegt; aber dieſe Augen ſehen ihn nicht, ſie ſind gehalten, bis Gottes Finger ſie berührt, bis er den Schlüſſel zu der Kammer, die ihn birgt, der Nation in die Hände legt.

Da fand der Zufall, der Inſtinkt, ein glücklicher Einfall zu guter Stunde, ſo pflegen nämlich die Menſchen zu nennen was Gott an uns thut, das wahre, das einzige Bindungsmittel, um welches die Nation ſich ſammeln konnte, zum großen Vereine, welcher die Maſſe umſchlang, die keiner beſondern geiſtigen oder künſtleriſchen Richtung ſich hingab, aber doch des ächten Schweizers Sinn ſchlummernd trug in ihrer Bruſt, ſich ſammeln konnte zu einer Einheit, trotz Flüſſen und Gebirgen, ſich ſammeln konnte in dem Bewußtſeyn, daß ſie alle Söhne eines Vaters, Kinder einer Mutter ſeien, trotz der verſchiedenen Redeweiſen, trotz der verſchiedenen Beinamen, ſammeln konnte um die Ueberzeugung, daß überall, ſo weit ſchweizeriſche Marchen gehen, ſchweizeriſche Männer ſeien, ihres Namens würdige Träger, Segen ſpendend im Frieden in ſtiller Demuth, todesmuthig im Kriege in alter Heldentapferkeit.

Was konnte aber dieſes Bindungsmittel anderes ſein, als die Nationalwaffe, als der Stutzer?

Noch iſt dem Schweizer die Freiheit ſein höchſtes irdiſches Gut, noch lebt in ihm der Sinn, es zu wahren, und die Kraft dazu, und darum liebt er auch und ehret, was ſie ihm ſoll wahren helfen, was ſeiner Kraft zur Hand ſein muß; er liebt ſeine Waffe. Dieſe Waffe iſt ihm jetzt das ſchwere Feuerrohr, zu welchem ein klares Auge, eine ſichere Hand gehören, beide des Schweizers angebornes Eigenthum. In dieſer Waffe liegt zugleich etwas Geheimnißreiches, Wunderbares, welches zu jeder Zeit ſeine beſondre Gewalt üben wird über der Menſchen Gemüther; ein fernes Ziel zu treffen, den Tod in die Weite zu ſenden mit ſicherer Hand, daß das erzielte Opfer fällt, wie vom Blitz aus Gottes Hand getroffen, unerwartet und ohne Abwehr, hat etwas Götterhaftes. Darum ergreift auch das Wunderbare dieſer Kunſt faſt jedes Knaben Herz mit unwiderſtehlicher Gewalt; darum feſſelt auch in Ehrfurcht unſern Blick, wer dieſer Kunſt Meiſter iſt.

In hohen Ehren ſtand dieſe Kunſt ſchon im Alterthum; ein Vorrecht der Götter war es, zu treffen mit immer ſicherer Hand. Jupiter ſchleuderte ſeine Blitze, die Götter und Göttinnen ſchoſſen ihre Pfeile ab und fehlten ihre Opfer nicht.

Gepflegt wurde die Kunſt, beſonders vom deutſchen Stamme; ausgezeichnet in derſelben blieben ſeit Tell die Schweizer, die Tellenhand, das Tellenauge vererbten ſich.

Es wechſelte das Geſchoß, aus der Armbruſt ward der Stutzer; es blieb die Luſt und die Kunſt, es wechſelte das Ziel; bald war es die flüchtige Gemſe, bald der Scheibe Mittelpunkt, allenthalben bewährte ſich die gleiche Fertigkeit.

Arme und Reiche zu Stadt und Land wetteiferten in dieſer Kunſt, denn bei uns dämmte oberkeitliche Furcht ſie nicht ein in einer Gilde enge Schranken. Den Werth dieſer freien Kunſt erkannte und erprobte man an Unterwaldens Geſtaden, am Rothenthurm, zu Neuenegg, in Zürichs Rebbergen und vor allem an der Aare Strand, als wenige Schützen ein ganzes Heer von des Stromes Ufern trieben.

Auch iſt ſie keine Kunſt, die einſam, verborgen getrieben werden kann. Der Schütze kann ſich nicht einſchließen wie der Alchimiſt, der in verborgener Werkſtatt den Stein der Weiſen ſucht, wie der Mathematiker, der an die Quadratur des Zirkels den geſunden Verſtand ſetzt. Die Schützenkunſt iſt eine freie, frohe, eine geſellige Kunſt, ſie treibt einen Schützen zu dem andern, nicht um einer dem andern etwas abzulernen, ſondern um einer mit dem andern zu wetteifern; denn da ſteht jeder für ſich, und auf des Mannes ſelbſteigenem Geſchick, das nicht vom andern zu erlernen iſt, ruht eines jeden Kunſt.

Darum erloſchen unter uns die Schützenkünſte nicht. Die Schützen fanden ſich auch ſonder Schützenhaus und Schützengeſetze, und öffentliche Schützenfeſte (Schießeten) wurden ausgeſchrieben faſt an jedem Orte und zu jeder Zeit. Mancher alte Mann, wenn er eine glückliche Stunde haben will, ſchließt ſeinen Schrank auf, hält die bunten Säckelein hervor, durch welche ſchimmert das blanke Gold, legt daneben die ſilbernen Gaben, die gewonnenen Waffen, nimmt eins nach dem andern zur Hand, legt eins nach dem andern wieder hin, ſchaut träumend auf ſie nieder. An ſeinem Auge zogen vorüber die Tage ſeiner Jugend, ſeiner Kraft, ſeiner Liebe, im feuchten Glanze ſeines Auges ſchwimmt ſeine ganze Vergangenheit. Und immer dunkler wird ſein Auge, er muß es abwenden, er hat in ſeinen Lebenslauf geſehen, wie ein anderer in die untergehende Sonne; noch iſt das Auge geblendet, aber bald wird es dunkel, finſter; denn am Rande des Thores ſteht die Sonne, und hinter dem Thore iſt das Grab. Die Pforte aber, die aus dem Grabe führt, ſieht keines Sterblichen Auge, daß aber eine ſei, zeuget an jedem Morgen die aufſteigende Sonne.

Darum aber war die Waffe tauſend Herzen lieb, die Schützenkunſt geehrt durchs ganze Volk, bei Reich und Arm, zu Stadt und Land, und der Stutzer die bedeutungsvollſte Zierde eines Schweizerhauſes. Wo man einen Stutzer hängen ſah an der Wand, da wohnte auch ein Schweizer, das wußte man.

Der Gedanke, einen ſchweizeriſchen Schützenverein zu ſtiften, einen Schützenbund, gehört daher unter die Gedanken, von denen der Menſch nicht weiß, woher ſie kommen, noch viel weniger, wohin ſie führen. Der, welcher zuerſt ihn ausſprach, wußte ſicher wohl, was er ſagte, aber das Bäumlein, welches er pflanzte, kannte er kaum.

Aber auch nur in eine Schweizerſeele konnte dieſer Gedanke kommen und nur in ſchweizeriſchem Boden Wurzel faſſen. Wer in einer Monarchie geboren wurde, dem lag der Gedanke eines Vereines, welcher das ganze Volk umfaßte und bewaffnete, außerhalb ſeiner Gedankenreihe, er lag ihm im Gebiete des Wahnſinns.

In keinem Lande hätte man harmlos den Gedanken aufgefaßt und Wurzel ſchlagen laſſen, das Volk bewaffnet zu verſammeln, ſo viel als ohne Führer und nur in der Ordnung, welche es ſich ſelbſten gab. Kaum hätte in einer Monarchie das Gefühl für Ordnung und Anſtand die Maſſe ſo durchdrungen, daß ſie frei und froh, unbewacht und unbezwungen, in den Schranken des Geſetzes ſich bewegt hätte, während die Macht in ihren Händen lag, der Wein in Strömen floß. Wie wäre es erſt in Amerika gegangen, wo die Repräſentanten des Volks ſich wie Buben am Boden wälzen oder wie Spitzbuben auf einander ſchießen!

In jedem andern Lande wäre ein ſolcher Verein entweder unterdrückt worden, oder er hätte ſich ſelbſt zerſtört.

Bei uns aber ſchlug dieſer Gedanke Wurzel und wuchs herrlich auf, doch nicht raſch und auf einmal. Im Schweizerlande iſt der üppige Boden nicht, der über Nacht Pflanzen treibet, unter deren Schatten am folgenden Tage Menſchen ruhen können; wir haben ein ſteinern Land, und was wurzelt, wurzelt langſam. Aber ſind die Wurzeln einmal getrieben ins harte Geſtein, dann werfen Sturmwinde den Baum nicht um, dann ſplittern die Aexte, welche an die Wurzel wollen.

Mehr als zwanzig Jahre ſind verfloſſen, ſeit der Verein begonnen, die großen National-Schießeten, die Schützenfeſte ihren Anfang genommen; aber erſt jetzt durchdringt die Theilnahme das Volk, umfaßt in immer weitern Kreiſen die Schweizer allzumal, mit magnetiſcher Kraft, einem lebendigen Mittelpunkte gleich, zieht die Nation trotz Klüften und Gründen, trotz Hörnern und Zacken, trotz Kantonsnamen und Vorurtheilen, und gründet durch Erweckung des ächten Schweizerſinnes die wahre Einheit, welche über allen Formen und Gewalten ſteht, in Friede und Noth die gleiche iſt, nicht untergeht, mögen Gränzen ſich ändern oder Verfaſſungen. Ja, dieſe magnetiſche Kraft reicht nicht blos bis an des Landes Gränzen, ſie geht weit über die Gränzen nach Sud und Nord, in heiße und kalte Länder, geht über weite Meere hin, geht ſo weit als Schweizer wanderten, weckt in der fernſten Ferne das Sehnen der Söhne des Landes nach der Mutter, feſſelt alſo die entfernten Söhne neu an's alte Vaterland, und aus allen Gegenden der Welt und über die breiten Meere her kommen Pfänder der Liebe und Treue und bringen Kunde, daß die Kinder die Mutter nicht vergeſſen, die Mutter auf ihrer Kinder Treue zählen könne zu jeglicher Stunde.

Anfangs zogen die Schützenfeſte nur die Schützen an, und außer den Schützen höchſtens die, welche gern einen luſtigen Tag mitmachten, wo nur die Gelegenheit ſich bot, und wer unter dieſen letztern einen bekannten Namen hatte, verbarg ihn, wenn er konnte.

Nicht unbedeutend waren ſchon anfangs die Preiſe; aber ſie kamen zumeiſt aus der Schützen eigenen Säcken: die wenigen Ehrengaben kamen von den Behörden des Ortes und des Staates, in welchen der Schießet abgehalten wurde, und waren oft nur die Früchte mühſeliger Berathungen. Jetzt ſtrömen an die Feſte Männer und Frauen aus allen Gauen, Ehrengaben aus allen Kantonen, aus allen Ländern, in denen Schweizer wohnen. Zur Ehre des Feſtes ſein Scherflein beizutragen, öffnet ſich ſo manche Hand, welche nie den Stutzer getragen. Des Feſtes Herrlichkeit zu ſehen, zieht ſo manchen Mann nicht nur, ſondern auch ſo manches Weib, die nichts wiſſen von Schützenbrauch und Sitte. Dem Feſte ein Wort zu weihen, Zeugniß zu geben von dem, was im Herzen brennt, treibt ſo manchen Mann auf die Rednerbühne, deſſen Name einen guten Klang hat im Vaterlande, der weder ein Schütze iſt noch die eigene Rede nöthig hat zu eigener Verherrlichung. Aber des Tages begeiſtertes Wehen öffnet den lebendigen Quell in ſeiner Seele, und: aus derſelbigen ſtrömt über die Hunderttauſende durch ſeine Rede ein begeiſternder Hauch.

Und warum ſollten nicht ſo viele Tauſende dieſes Feſtes Herrlichkeit zu ſehen trachten und wem das Trachten gelingt, glücklich geprieſen werden? Wird das, was hier zu ſehen iſt, anderswo geſchaut im Schweizerlande, anderswo in der weiten Welt?

Hier ſieht man flattern alle Fahnen unter einer Fahne, ſieht über allen Schweizern den gleichen Geiſt, den Geiſt des Feſtes, den Geiſt des Vaterlandes, und dieſer bringt über alle eine Einheit, die man ſo ſehnlich wünſcht und nirgends ſieht, ſo ſehnlich ſucht und nirgends findet.

Man ſieht keine Klüfte mehr, welche die verſchiedenen Meinungen ziehen zwiſchen den Menſchen. Man ſieht nicht Schwarze, nicht Weiße, nicht Rothe, nicht Städter nicht Länder, nicht Zürcher nicht Berner, man ſieht Schweizer, von einer Freude erfaßt, von einem Gefühle gehoben und getragen, und dieſes Gefühl iſt das Nationalgefühl. Was ſonſt in des Herzens tief unterſtem Grunde ſchlummert, jetzt kömmt es zu Tage hell und klar: es iſt der Bruderſinn, der im Volke ruht, wenn auch die Leiter uneins ſind; es iſt die Freude des Schweizers am Schweizer, der Glaube des Schweizers an den Schweizer, wenn auch Bitterkeit und Groll durch die Wipfel der Spitzen rauſchen; es iſt die Gewißheit, daß das Volk in Liebe und Treue, ſeinem innerſten Weſen nach — über allen Parteien ſteht, daß die Zeugniſſe, welche man dagegen anführen will, die Organe der öffentlichen Meinung, wie ſie ſich ſelbſt zu nennen belieben, die Zeitungen voll Streitigkeit und Schmähung nichts ſind als Abzugsgräben, durch welche das Unreine fließt vom Reinen weg, ſo daß, je häßlicher der Koth iſt, den ſie wälzen, um ſo reiner der Acker wird, aus dem ſie fließen.

Hier ſieht man ein wahrhaft mannhaft Volk, jedes Glied deſſelben in ſich das Bewußtſein tragend, daß in ſeiner Hand die Sicherheit ſeines Vaterlandes liege, in ſeiner Hand deſſen Ehre. Daher die Ehrenfeſtigkeit eines Jeden, der Anſtand, mit welchem die Maſſen durch einander ſtrömen, die Mäßigkeit mitten im Jubel, die Sicherheit ohne Polizei und Staatsgewalt. Man ſieht, was bei uns (allenthalben, z. B. in Amerika, wäre es nicht ſo) aus dem Menſchen wird, wenn man ihn als ehrenwerth ehrt; wie der Niedrigſte gehoben wird, wie man in ihm den Menſchen achtet, wenn man ihm Kreiſe öffnet, deren Rechte er nicht hatte, deren Pflichten er daher auch nicht kannte. Wer an einem ſolchen Schützenfeſte als ein Mann einhergeht, der ſich zu meiſtern weiß, von dem darf man auch hoffen, daß er als ein Mann ſtehen werde in der Schlacht, daß er ein Mann in ſeinem Hauſe ſein werde, der ſich ſelbſten ehret, wie er von andern geehret ward.

Man ſieht, was man ſonſt nirgends ſieht, als theilweiſe in unſern Verfaſſungen auf dem Papiere, hier veranſchaulicht im Leben. Man ſieht den Reichſten wie den Aermſten, das Standeshaupt und den Hirten Theil nehmen an einer Sache mit dem gleichen Rechte, der gleichen Freude, der gleichen Einigkeit; mit dem gleichen Rechte ſtehen ſie im Schießſtande, mit dem gleichen Rechte ſitzen ſie hinter der Flaſche am Tiſch; wie mit Seinesgleichen geht der Schütze mit dem Lader um, aus einem Glaſe trinken ſie, aus einem Stutzer ſchießen ſie. Es wird einem, als ſei man an einem altſchweizeriſchen Freudentag, wo in ächter Brüderlichkeit die zuſammen ſich freuen, die eingeſchmolzen haben in heißer Schlachtenglut alle Unterſchiede und einer dem andern ſich bewährt als Freund und Retter.

Dieſes Schauen geht über jedes andere, es gewährt nicht nur eine Nationalfreude, ſondern eine allgemeine, eine rein menſchliche. Hier kann man ſehen, wie ein Volk ein Herz und eine Seele wird, auf welchem Felde es eins werden kann und Einer dem Andern gleich, und zwar ohne chartiſtiſche Gräuel, ohne kommuniſtiſche Träume.

Das Feſt, welches wir hier vor Augen hatten, iſt das Solothurner Schützenfeſt.

Dort war es, wo ſo manches Schweizerherz aufjauchzte in lauter Freude, ſo mancher von einer Erhebung ſich erfaßt fühlte, die er nicht gekannt. Auch unter grauen Haaren füllte ſich manches Auge mit Thränen, und es dankte Gott, der ſolche Tage heraufgeführt, die man nicht zu ſchauen gehofft hatte auf Erden, die man nicht gehofft hatte in einer Zeit, welche ſo ſturmbewegt war, in welcher die Herzen ſo zerklüftet ſchienen.

Aber wie Gott — und Gott iſt es ja doch, der jeden Tag heraufbringt mit allem, was darinnen iſt — Todte auferwecken kann; ſo kann er auch mitten unter Schutt und Graus hervor die ſchönſten Blumen ziehen, kann auftauchen laſſen mitten im Weltengebrauſe eine liebliche Inſel, kann ſie ſchützen mit Felſenriſſen, kann ſie ſchmücken mit Herrlichkeiten aus ſeiner Hand. Aber nicht nur dankte der Greis dem, deſſen Huld die Tage ihm noch heraufgeführt in ſein Leben, ſondern er gedachte auch der Gründer des erſten Vereines, die vor 81 Jahren zu demſelben zogen in dunkler Nacht auf verborgenen Wegen mit bebenden Herzen, während zu Hauſe die Weiber weinten, die Freunde zagten.

Und ſie ſchlichen zu keiner Verſchwörung, nicht ein tollkühnes Unternehmen zog ſie zuſammen, es war nur ein ſtilles Weh, ein Sehnen nach Troſt, nach Hoffnung: daß das Schaffen an einer beſſern Welt keine Thorheit ſei.

Der Greis gedachte auch aller ſeither geſtifteten und immerfort blühenden Schweizervereine, die, obſchon unter den Panieren verſchiedener Intereſſen, alle den gleichen Zweck erſtreben: das Heil und die Verherrlichung des Vaterlands durch Sicherung ſeiner Vollendung vermittelſt der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der Tugend *).

Wenn der Herr, ſo dachte der Greis, ihnen allen öffnete die Feſte des Himmels, in allen ihren Beziehungen zu ſchauen die Herrlichkeit dieſer Tage, wie müßten ihre Herzen in ſeliger Wonne ſchlagen, wenn ſie die Erndte erblickten, die aus ihren treu gepflegten Saaten emporwachſen und reifen wird; wie würde es ihnen um's Herz werden, wenn ſie ſehen könnten, wie mit dem Stutzer bewaffnet, unter Kanonendonner und Trompetenklang die vielen Hunderttauſende, bildungs- und tugendreich, in ſtets wachſender Zahl zum freien Feſte ziehen, wie brüderliche Grüße die Brüder ab den Bergen und aus allen Thälern bewillkommen, wie die freie Rede ſich ergießt nach Herzensluſt über Alles, was eines Schweizers Bruſt bewegen kann, und wie die Standeshäupter dabei weder zürnen noch beben, ſondern mit dem Volke ſich brüderlich einen! Wenn ſie in den Hunderttauſenden erkennen würden den gleichen Sinn, der die erſten Stifter aller neueren Schweizer-Vereine in Schinznach zuſammentrieb in Gefahr und Angſt, einen Sinn, der ſeit ihrer Zeit zu einem Gemeingute geworden, das in mannigfacher Form hervortritt, aber in jeder Geſtaltung anerkannt, geehrt wird als die Blüthe des Vaterlands, der Freiheit, als die Frucht einer beſſern Zeit: wenn ſie dieſes erkennen könnten, müßte dieſe Erkenntniß nicht der ſchönſte Schmuck ihrer Krone werden?

Als der Greis dieſes dachte, dachte er an den Wandel der Zeit, und was in derſelben dem Herrn möglich ſei, wie, was vor achtzig Jahren für unmöglich gehalten, eine Thorheit geſcholten worden, jetzt frei und frank, wie von ſelbſt in nie geſehener heimiſcher Pracht vor ſeinen Augen ſtehe, da drang ſein Blick ſich noch in die fernere Zukunft hinein, jetzt ihm wohl noch ein etwas dunkles Land, welches ihm aber bald die Sonne, welche über der Ewigkeit ſteht, erleuchten wird. Er gedachte, daß nach den vergangenen achtzig Jahren achtzig neue kommen werden, in welchen des Herrn Kraft und Liebe eben ſo mächtig ſein werden, als in den vergangenen. Er gedachte, wie in dieſen neuen Jahren die wohlgepflegten Bäume der Schweizerkantone ſich geſtalten, und welchen Wachsthum gewinnen werde der Baum geſammter Eidsgenoſſenſchaft, ſo wunderbar behütet in den vergangenen Jahren; daß er in den Schützenfeſten jetzt ſchon ausgewachſen ſei, die volle Fülle gewonnen hätte, das konnte er nicht glauben. Was er zu Solothurn ahnte, das ward ihm zur unwandelbarern Ueberzeugung, als die Theilnahme am Schützenfeſt zu Chur nicht blos inniger ward durch's ganze Schweizerland, als ſie je noch geweſen, ſondern auch in immer weitern Kreiſen ihre Kraft äußerte, und Pfänder und Zeichen dieſer Theilnahme aus allen Weltgegenden herbeiſtrömten, ſo daß die Ehrengaben eine nie erlebte Höhe erreichten. Die volle Pracht des Baumes auf Erden zu ſchauen, iſt dem Greiſen freilich nicht vergönnt, und die volle Zukunft durchſchaut er nicht durchaus heiter, über ihr ſteht ihm die Sonne der Ewigkeit noch nicht unumwölkt; aber er ahnet ſie, er ahnet ſie um ſo heller und klarer, je deutlicher des Schützenfeſtes, des Schützenbundes Bedeutung und Verbindung ſich ihm vor die Augen ſtellt. Daß dieſe Bedeutung und Verbindung zum allgemeinen Bewußtſein gebracht werde, ſchien ihm nothwendig; denn von dieſem Bewußtſein hängt die Herrlichkeit des eidsgenöſſiſchen Baumes ab, wie er ſie ſah in ſeinem Geiſte.

Was er erkannte, was er im Geiſte ſah, das ſoll ausgeſprochen werden, aus ödem Träumen wächst keine ſchweizeriſche Frucht; ſoll ausgeſprochen werden, ſonder Kümmern über das Deuteln der Menſchen; was aus einem Schweizerherzen kömmt, wird doch wohl noch zu Schützenherzen dringen ſonder Deuteln.

Der Schützenverein iſt entſtanden auf dem Boden des ſchweizeriſchen Gemüthes, welches nach der Einheit

---

*) Vergleiche die providentielle Beſtimmung der Schweiz, in dem erſten Hefte der geſchichtlichen und ſtaatswirthſchaftlichen Blätter von Hornyl, 1841.

ſich ſehnet; das Schützenfeſt iſt ein Sinnbild nationaler Einheit nicht nur, ſondern auch der brüderlichen Gleichheit. Was es jedem Schützen insbeſondere, was es der Nation noch werden ſollte, damit immer reicher die Fülle ſeines Segens über unſerm Lande werde, dieſes trat auf folgende Weiſe vor die in des Feſtes Freudigkeit gebadeten Augen des Greiſen.

Darum, weſſen Augen kein ſolches Bad empfangen, wer die Dinge mit dürrem Verſtande zu werthen, und ihren Werth in Zahlen zu berechnen gewohnt iſt, der ſieht die Preiſe, rechnet die Koſten, bringt die verſäumte Zeit in Anſchlag, die Unwahrſcheinlichkeit des Gewinnens, bringt auf dieſe Weiſe einen Nationalverluſt heraus und erſchrickt, wenn derſelbe von Feſt zu Feſt größer werden ſollte, wünſcht, hofft deßhalb ein gleichſam Zurückwachſen des Feſtes in ſeine urſprünglichen Schranken.

Wie dieſe das Ganze, ſo faſſen andre die einzelnen Theilnehmer in's Auge, eines jeden beſondere Verhältniſſe, erkennen ſolche, denen Arbeiten nothwendiger wäre, als Schießen, die ihren Kredit feſtigen ſollten zu Hauſe, ſtatt zu zielen nach ſo ſelten getroffenen Zwecken, ſtellen ſich dann ſo manchen geſtörten Hausfrieden vor, ſo manches weinende Weib, verwahrloſete Kinder, ein bitteres Darben daheim, während überflüſſigem Schwelgen der Väter am Feſte. Auch die, welche ſo ſehen und rechnen, werden einen verdammenden Schluß am Ende ihrer Rechnung finden.

Das, was dieſe ſehen, wollen wir nicht in Abrede ſtellen, gegen die Richtigkeit ihrer Rechnungen nicht Einſprache machen; aber wie es viele Seiten giebt im Menſchenleben, ſo giebt es auch verſchiedene Rechnungen, und wie in jedem Gemüthe die Dinge einen andern Werth haben, ſo giebt es auch verſchiedene Schlüſſe in den Rechnungen.

Allerdings iſt auf Erden nichts rein; das Edelſte wird mit Schwäche gemiſcht, das Reinſte mit Sünde, das Höchſte mit dem Niedrigſten. Allerdings mag manches Weib weinen, wenn mit allem Gelde der Mann zum Feſte zieht, mit Schulden wiederkehrt; allerdings mögen Kinder weinend nach dem Vater fragen, wenn der Hunger ſie plagt und das Brod fehlt; allerdings mag des Hauſes Friede fliehen, wenn ohne Preis in ſtiller Bitterkeit der Vater wiederkehrt und in der Unzufriedenheit mit ſich ſelbſten, mit Niemand anderm zufrieden iſt, den Groll über ſich ſelbſt an andern ausläßt, zur Arbeit den Muth nicht hat; allerdings mag eine tiefe Kluft die Herzen dauernd ſcheiden, wenn in Unzufriedenheit die Eheleute geſchieden ſind, der Mann einen beſſern Sinn heim bringt, das Weib denſelben nicht aufnimmt, ſo daß deſſelben Groll einem Pfeile gleich und in Gift getaucht zurück in des Mannes Seele fährt. Allerdings mag eine ungeheure Summe aufgehen und was mit ihr hätte vollbracht werden können, wenn man ſie zuſammen gethan, hätte etwas Großartiges zu leiſten vermocht, welches alle Menſchen mit den Augen ſehen, mit den Händen hätten faſſen können.

Das Alles geben wir gerne zu. Möchten weinen mit dem armen, verlaſſenen Weibe, den hungernden armen Kindern, weinen um den geſtörten Frieden, welcher jeden Hauſes köſtlichſter Hausrath iſt; wir geben zu, daß dieſes des Feſtes düſtere Seite iſt, und daß des Geldes viel gebraucht wird, und daß das Geld heut zu Tage keiner Familien-Haushaltung mangeln darf: aber daß das Geld Alles werth, daß es das Höchſte ſei, das glauben wir nicht, da gehen unſre Rechnungen auseinander. Wir glauben namentlich in unſerm Schweizerlande ſollte etwas theurer und werther ſein als das Geld. Zudem iſt es nicht das Geld, womit wir unſere Freiheit wahren, den Himmel gewinnen, ſondern mit dem, was ich meine. Drum, wenn wir es mit unſrer ganzen Habe erkaufen könnten, ſo hätten wir einen guten Kauf gethan, und nicht nur zum Heile des Vaterlandes, ſondern auch Weib und Kindern zu Nutz und Frommen, zu Nutz und Frommen ihres Leibes und ihrer Seele; ſie würden nicht mehr weinen, weder aus leiblicher noch aus geiſtiger Noth, welche vom ſchlechten Vater kömmt. Wo aber ſollte dieſes Eine, der Schweizer, eher finden und heim kramen können, als im Ländchen da hinter den Bergen, wo das Eine duftet und wohnet, als da, wo das Land der Treue und des beſten Kramens iſt. Keinem Sohne eines andern Kantones ſteht der Bündtner an Tapferkeit nach, von der Römer Zeiten weg bis zu den Franzoſenzeiten hatte er ſie im Kriege bewährt; er hat ſie aber auch im Frieden erprobt bis auf dieſen Tag Wer ſtreitet wohl ſo tapfer mit dem Leben, als ſeines rauhen Bodens rauher Sohn. Er legt nicht die Hände in den Schooß und erwartet das Manna vom Himmel; er ſtreitet mit wilder Erde, wilden Waſſern, wilder Luft und gewinnt ihnen den ſpärlichen Unterhalt ab. Und wer ſeine Kraft an dieſer wilden Dreiheit erprobet hat, zieht in die weite Welt, ringt dort mit der menſchlichen Thorheit und gewinnt ihr ab mit unermüdlichem Fleiße des Geldes die Fülle. Aber er erringt es nicht um ſeinetwillen und verbraucht es nicht wieder in eigener Thorheit; es vergißt der Bündtner ſeines Landes nimmer, er ringt und kämpft im Schweiße ſeines Angeſichtes Jahre lang, um ſeines Landes willen, und was er erworben, bringt er heim in's nie vergeſſene Vaterland, der Biene gleich, die ihre ſüßen Schätze zurückträgt in den Korb, dem ſie entflogen iſt. Und wie mancher Sohn anderer Berge hat es in fremden Landen erfahren, daß der Bündtner nicht bloß ſeine Berge kennt, ſondern daß ihm theuer ſind alle Schweizerberge und deren Söhne, daß er die Treue des Schweizers am Schweizer kennt; denn wie mancher fand in der Noth einen Bündtner und ſeine Noth hatte ein Ende?

Darum iſt das Feſt gerade am rechten Orte, von woher jeder heimkramen kann, den rechten Schweizerſinn, in welchem unſere Einheit liegt und unſere Kraft, in welchem die Gewalt und die Majeſtät liegt, welche uns ſouverain gemacht hat und einzig uns ſouverän erhält. Man täuſche ſich aber nicht über unſern Sinn und meine, wir glauben, der Schweizer Kraft ſei bloß eine blutige, Raum zur Tapferkeit gewähre nur das Schlachtfeld; ihre Treue erprobe ſich nur im Heldentode. Alles was auf Erden reift, muß gepflanzet ſein vorerſt und wachſen der Reife entgegen; vollendet, wie vom Himmel herab ſpringt nichts zu Tage: ſo entſtand im elterlichen Hauſe jegliche Bürgertugend, und wären die alten Schweizer nicht ſo treu im Vater- und Mutterhauſe geweſen, ſo groß in ihren blutigen Schlachten wären ſie nicht geworden.

Tell iſt der Vater der Schützen, Tells Söhne nennen ſie ſich, zum Vorbilde nehmen ſie ihn. Darum Schützen, vergeſſet Eines nicht: Tell hätte ſeinen Schuß, der als der erſte gilt, ſo lange geſchoſſen wird, nie gethan, wenn er nicht ein Tellenkind, einen Buben gehabt hätte, ſeiner würdig, der Glauben zu ihm hielt, dem Glauben an Gott gleich, daß des Vaters Hand ſein Kind nimmer verletzen werde. Dieſer Glaube iſt größer noch als der Schuß, ehret höher Vater und Kind; aber im Winde kömmt dieſer Glaube nicht, gepflanzet muß er ſein und gepflegt, je einen Tag um den andern vom erſten Bewußtſein des Kindes an.

Du Schütze, haſt du keinen muntern Buben daheim, einen kühnen und trotzigen, einen lieben und treuen? Haſt du ſo einen, was meinſt du, hat er Glauben an dich, kannſt du ihn auch ſtellen, wohin du willſt, wie Tell ſeinen Buben ſtellte, und ſtünde er dir, wie Tells Bube ſtand, ſonder Wanken und Zagen, weil er den Glauben an dich hat, daß du ihm kein Weh anthun werdeſt! Ohne dieſen Glauben des Kindes wird kein Vater ein Tell. Was meinſt du, hat dein Bube dieſen Glauben? Hat er ihn, ſo freue dich, Vater, er ſei dir das ſchönſte Zeugniß, daß du ein biederer, ehrenfeſter Vater biſt; denn ſolcher Glaube kömmt eben nicht im Winde, er iſt nur eine Frucht der Vatertreue. Weißt du aber, daß dein Bube einen ſolchen Glauben nicht hat, ſo weine, du biſt ein armer Vater! Forſche nach in deinem Leben, was das Vertrauen dir geraubet, des Vaters ſchönſte Zierde — du wirſt es finden: es iſt die mangelnde Treue. Krame nur den Vorſatz heim, ein treuer Vater zu werden, der das Vertrauen ſeiner Kinder feſſelt. Vermag einer als Vater das Vertrauen ſeiner Kinder nicht zu gewinnen, wie will er es denn fordern dürfen als eidgenöſſiſcher Mann?

Schütze, es iſt doch ſchön, einen Buben zu haben, welchen der Vater ſtellen kann, wohin er will, unter den eigenen Schuß oder unter fremden Schuß, und wie ihn der Vater heißt, geht der Bube froh und keck zum Leben, zum Tode, weil ſein Herz es weiß, daß der Vater das Rechte will, gehe es zum Leben, gehe es zum Tode. Was meinſt du, Schütze, wär's nicht ſchön, ſolche Buben daheim zu haben? Darum bringe heim als Feſtgeſchenk und Preis die altſchweizeriſche Vatertreue, werde ſolcher Buben werth und ſie werden's dir.

Stauffacher, den Ehrenfeſten und Milden, der nicht an eigener Noth litt, aber ſchwer an der des Landes, den kennt ihr Alle. Er zagte vor gewaltſamer Abwehr der Noth, er kannte des Verſuches Ausgang nicht, und ein ſolcher bringt gar oft engere Bande und größeres Verderben in's Land und Haus, über Weib und Kind. Wer verſcheuchte ſein Zagen, dieß ihn Gleichgeſinnte ſuchen, wollte mit eigener Hand den Brand werfen in's eigene Haus, aber nicht mehr dulden die bisher erduldete Ungebühr? — Es war des Stauffachers edles Weib, welches nicht nur mit dem Mann theilte den Sinn für das Vaterland, ſondern ihn kräftigte zur Hingebung, ſein Weh zu einem Entſchluſſe reifte, ihn ausſandte, die That zu beginnen. Wäre ſie nicht in der Treue und Biederkeit des Mannes ein glückliches Weib geweſen, ſie hätte dieſes nicht gethan, ſie hätte nicht an die Noth des Vaterlandes gedacht, ſondern nur an die eigene, ſie hätte nur Thränen gehabt ſeinem Muth, hätte nur Groll gehabt gegen den Mann und darum keinen Sinn für das Vaterland. Nur des biedern Schweizermannes Weib iſt eine biedere Schweizerin, nur wo der Mann des Weibes

Herz geſund erhält, hat daſſelbe für etwas mehr Platz, als ſeinen eigenen Jammer, hat Platz für die Freude, daß der Mann ein Schweizer ſei, und ſieht mit Freuden ihn ziehen zu den ſchweizeriſchen Tagen, ſei es zu freudigem Spiele, ſei es zum blutigen Schlagen.

Nur wo in einem Hauſe eine ſolche ſchweizeriſche Mutter waltet, da iſt ein ächt ſchweizeriſches Ehrenhaus; Schweizerblut ſtrömt durch die Adern der Kinder; der Kinder freudiger Sinn wächſt zu frohem Muthe auf, erſtickt nicht im Grame der Mutter; der Mutter ähnlich werden die Töchter, ſchweizeriſche Ehrenmänner die Söhne.

Schütze, haſt du ein ſolches Weib daheim? Haſt du es durch Treue dir ſo gezogen, geſtärket zu ſolchem Sinne, durch deine Ehrenfeſtigkeit: dann Schütze freue dich, dein Haus iſt in guter Hand, ſteht auf feſtem Grunde — in deiner Bruſt iſt der Muth nicht blos ein flüchtiger Schein, er iſt eine ſtätige Flamme, die hier und zu Hauſe in gleicher Fulle brennt, die im Frieden nicht erlöſcht, im Kriege zum verzehrenden Feuer wird.

Freudig biſt du zum Feſte gezogen, wirſt freudig heimkehren; freudig harret deiner dein Weib, freudig empfängt es dich, denn es ehrt und kennt die Habe auch, die du heim bringſt, trägt es ſie ja auch in treuer Bruſt, deinen neu geſtärkten Schweizerſinn, den friſch entbrannten Muth zu allem Schönen und Guten.

Haſt du aber kein ſolches Weib daheim, keines das deine Freuden theilt, dich mit Freuden ziehen ließ; hinterließeſt du Groll und Thränen, weißt du, daß ſolche dir noch warten, wenn du heimkehrſt, miſcht dir dieſes Bewußtſein bittere Tropfen in den Becher der Freude, trübt dir ſelbſt den Blick, wenn du den Zweck faſſen willſt, macht unſicher deine Hand: ſo frage dich ſelbſt: verdienſt du es beſſer? Biſt du ein Stauffacher, daß an deiner Seite eine Stauffacherin gedeihen konnte? Biſt du der Treue und Ehrenwerthe, der Biedere und Fromme, der das Vertrauen ſeines Weibes feſſelt, ſeine Seele erhebt, dem Haushalte Vorſorge thut, den Kindern voranleuchtet in jeder guten Sitte?

Weinen und darben ſie um deinetwillen — warum kömmſt du auf's Feſt? das hätte kein rechter Schweizer gethan; du biſt ein ungetreuer Mann, und wer im Kleinen nicht getreu iſt, wie ſollte der getreu im Großen ſein; und wer es mit dem eigenen Hauſe nicht gut meint, wie ſollte der es gut meinen mit dem Vaterlande; und wer Weib und Kindern keine Freude opfern kann, wird der wohl Leib und Leben opfern dem Vaterlande?

Man laſſe ſich nicht verleiten durch ödes irres Geſchwätz: Im Hauſe muß beginnen, was leuchten ſoll im Vaterlande; aus dem Hauſe ſtammt die öffentliche Tugend, und wer kein treuer Hausvater iſt, dem fehlet des alten Schweizers Art und Weiſe, dem fehlet der Heldenmuth, der aus der Seele ſtammt, und was nützet in den Tagen der Gefahr der, welcher nur im Munde liegt? Darum Schütze, wenn der Wein im Becher bitter iſt, von der Heimkehr dein Auge ſich wendet, kein ſchweizeriſches Weib freudig deiner wartet, ſo greife in deine Bruſt, ſuche deine Schuld; du wirſt ſie finden; tilge ſie, ſonſt wird in den Tagen der Freude dir immer bitter der Wein ſein und die rechte Freudigkeit haſt du auch nicht in den Tagen der Noth. Hier am Feſte gehe der Sinn dir auf für die eigentliche Manneswürde und den Willen trage heim, zu verſöhnen die Vergangenheit durch Treue, ein rechter Mann zu werden. Am Feſte ward jeder als Mann geehrt, es flog manchen Schützen das Gefühl einer Würde an, das er nie empfunden, und dieſem Gefühl entflammte die Würde, und Mäßigung am Feſte weiht daſſelbe durch wunderbare Männerwürde. Dieſes Gefühl nimm heim, Schütze, als die höchſte Ehrengabe und bleibe daheim ein Mann.

Mann ſein heißt aber nicht Tyrann ſein, nicht leben von des andern Schweiß, ſondern heißt der Stamm ſein, an welchem das Weib ſich aufrecht erhält, die Kinder ſich aufranken, bis ſie eigenen Halt erlangen, der Stamm ſein, der des ganzen Hauſes Bau in Ehren trägt, demſelben einen guten Klang gewinnt im Lande, der Kinder reichſtes Erbe.

So gekräftigt und erhoben, ſollſt du heimkehren, Schütze, ſollſt alſo bleiben; dann iſt das Feſt zum häuslichen Segen geworden.

Kommt dann wieder ein ſolches Feſt, ſo wird diesmal Freude dein Weib ergreifen, es wird dich gehen heißen, wie die Stauffacherin ihren Mann nach Freunden ſandte, wird freudig deiner Heimkehr harren, die Freude dir gönnen aus Herzens Grund, weiß ſie doch, du bringſt die rechte Weiſe des Hausvaters wieder mit, die in erhöhter Lebensfreudigkeit über alle Glieder des Hauſes ſtrömt.

Und wenn ſtatt den Tagen der Freude blutige Tage kommen ſollten, wenn auf den Bergen Flammenzeichen den Feind verkünden, wenn Tod und Brand in's Land dringen, dann iſt es dieſes Weib, welches nicht vergeht im Jammer, den Stutzer von der Wand dir reicht, dich gehen heißt zum Schutze des Vaterlands, einen Kuß dir giebt auf Leben und Sterben, den Buben dir nachſchickt, dein treuer Tellbube zu ſeyn, im Streite dir zu helfen, im Tode bei dir zu [illegible], das ſtark, muthig und Gott ergeben Haus und Kinder hütet, aber den Brand werfen würde mit eigener Hand in's eigene Haus, wenn es dem Vaterlande frommen, dem Feinde ſchaden würde. Schütze, was meinſt du, ein ſolches Weib, eine ſolche Schweizermutter, wäre ſie etwas werth? Nur ein Land, welches ſolche Mütter heget, nur ein Haus, in welchem eine ſolche Mutter waltet, ſtehen feſt in des Lebens Brandung; der Friede verzehrt ſie nicht, der Krieg zerſtört ſie nicht. Darum Schütze, haſt du eine ſolche, ſo freue dich und danke Gott; haſt du ſie nicht, ſo ſchaffe ſie dir. Es iſt der Mann, aus dem das Weib gebildet wurde und noch wird. Bringe den ächten Schweizerſinn heim, werde ein ächter Hausvater, ſo wird dir eine ächte Hausmutter werden; kannſt du dein Haus umſchaffen zu einem ächt ſchweizeriſchen Ehrenhaus, auch wenn es nur eine kleine Hütte iſt, die Thüre niedrig, die Scheibe blind.

Schütze, meine nicht, das ſolle eine Kapuzinerpredigt ſein, wie man heut zu Tage Jeſuitenpredigten that, es ſeien die Worte eines Halbnarren, da auch Worte eines ganz Tollen an dich gerichtet wurden; ein ächter Schütze kümmere ſich nicht um ſolches Zeug, er lache darüber. Schütze, meine dieſes nicht. Der, welcher dieſes geſchrieben, iſt weder ein Kapuziner, noch ein Jeſuit, auch toll iſt er nicht, weder ganz noch halb; er iſt ein ſo ächter Schweizermann, als du einer biſt, hat den Stutzer auch zur Hand gehabt, freilich kaum ſo gut als du geſchoſſen; aber es iſt ſein heiliger Ernſt. Ohne häusliches Glück kein ſchweizeriſches Glück, ohne häusliche Tugend keine Schweizertugend. Es iſt ja eine Quelle, aus welcher beide ſprudeln, es iſt ein Himmel, welchen beide ſuchen.

Nicht landloſes Geſindel war es, welches die Männer auf Grütli's dunkle Matte rief; es war Walther Fürſt, der um ſeine Enkel bebte, es war Stauffacher, der um ſeines treuen Weibes willen kam, es war Melchthal, dem des Vaters verlornes Augenlicht zum Brand im Herzen ward, ihn ſpornte zu kühner Wagethat. Es war nicht landloſes Geſindel, welches ihrem Rufe folgte; es waren ehrenfeſte Männer mit treuem Sinn, welche Väter, Enkel und Weiber liebten, und darum das Kühnſte wagten.

Als Winkelried auf Sempachs heißem Felde den Tod wählte zur Rettung der bedrängten Brüder, war es etwa deßwegen, weil ſein Daſein ein verlornes war, weil er nichts zu verlieren hatte, Niemand an ihm verlor? Wer kennt nicht ſeine großen Worte, mit welchen er aus dem Leben ſchied, Worte, die ſo groß als ſein Tod ſind, welche Zeugniß reden, daß er aus des Hauſes ſtillem Frieden die rechte Schlachtenfreudigkeit brachte in's blutige Feld, daß er erſt ein getreuer Vater war, ehe er ſeine Treue bewährte am Vaterlande. Weib und Kinder vergeßt mir nicht, rief er, als er ſeine Bruſt in die Speerwand warf. Darum glänzt ſein Name ſo helle im ſchweizeriſchen Heldengeſtirn, darum aber auch ſoll ſein Zeugniß glänzen über die Enkel hin: daß der rechte Held aus dem rechten Vater wächſt.

Ja, es iſt des Verfaſſers heiligſter Ernſt, wenn er ſagt: daß vom Hauſe aus die Wiedergeburt der Schweiz gehen müſſe, daß wiederkehren müſſen in's Haus die alte Tugend und die alte Frömmigkeit, wenn in Rath und Feld der alte Schweizerſinn wieder glänzen ſoll.

Ein neu Geſchrei gieng durch die Welt und Winde wehten es auch zu uns her, von einer Freiheit, welche die Freiheit des wilden Thieres iſt, das Heiligthum des Hauſes durchaus zerſtört; das Geſchrei von einer Freiheit, welche die des Sclaven iſt, wenn er ſeine Kette bricht, in Blut und Graus und jegliche Luſt ſich ſtürzt, und nicht die des freien Mannes kennt, welcher ſeiner Würde ſich bewußt, ſeine Freiheit nicht darin ſucht, daß er ſich von allen Geſetzen los macht, ſondern daß er ſich frei macht von jeglicher Leidenſchaft, und mit freiem Willen alſo waltet, wie es der Ehre ſeines Hauſes wohl anſteht, wie er möchte, daß jedes ſeiner Kinder wandeln würde, wie es Leib und Seele glücklich macht.

Es wehten die Winde nicht nur dieſe unglückliche Lehre zu uns herüber, ſondern auch Vorbilder in derſelben. Aber, Schweizer, ſchaut auf die alten Ahnenbilder. Nicht aus Kneipen und Kaffeehäuſern holten ihre Weiſen und Helden die Alten, ſie holten ſie aus ihren Häuſern oder vom Pfluge her, nicht die Schweizer allein, ſondern auch die Römer. Am Pfluge fanden dieſe ihren Cincinnatus, am väterlichen Herde die Berner ihren Bubenberg; fanden in beiden das treue Herz, das Unbill nicht rächt am Vaterlande, ſeinen eigenen Sinn dem Geſammtwillen unterwirft, und mit des Landes Rettung erlittenes Unrecht vergilt. Das iſt ein ganz anderer Sinn als der, der wegen abgeſchlagenen oder vereitelten Gelüſten Zetermordio ſchreit in allen Blättern, Schmach und Schande häuft über's ganze Land.

Des Herrn Feſte ſei die Schweiz, haben wir geſagt, mit Bergen habe ſeine Hand ſie gegürtet. Aber nicht bloß deßwegen gürtete er ſie zu ſeinem Lande, daß ſie frei bleibe von königlichen Ketten, von nachbarlicher Uebermacht, daß ſie bleibe ein Sitz bürgerlicher Freiheit, ſondern daß ſie ſich auch frei bewahre vor den Laſtern der Zeit und ihrer ſchauerlichen Verſchrobenheit, daß ſie bewahre reinen Sinn und reine Sitten, daß ſie bleibe ein Sitz einfacher froher Häuslichkeit. Draußen in der Welt verliert der Reichthum ſeinen Boden, die Armuth das Brod, die Bedürfniſſe des Reichen wachſen über ſeinen Reichthum, die Gelüſte der Armen über alle Schranken; wie die Schlange mit dem Löwen, ringt mit dem Reichthum die Armuth; Laſter und Leidenſchaften kochen immer wilder, ſpritzen bereits hoch auf in Blut und Graus, eine Höllenquelle ſcheint aufgebrochen, zerſtörende Ströme wallen empor. Aber über unſere Berge ſollen ſie nicht ſchlagen, auch gegen dieſen Feind hat der Herr ſie gegürtet; hier ſoll bleiben der Sitz des Genügens, welches übrig haben und Mangel leiden kann, und beides unbeſchwert; es ſoll der Vater Meiſter bleiben über die Bedürfniſſe des Hauſes, wie über die Triebe des Herzens, ſoll nicht die Bedürfniſſe Meiſter werden laſſen über Haupt und Glieder; es ſoll bewahrt werden neben edler Einfachheit chriſtliche Brüderlichkeit im Geben wie im Nehmen, der Reiche ſoll nicht zu hoch ſeyn, damit er dem Armen ein Vorbild ſei in jeglicher Tugend, während er anderwärts nur zum Verführer in jeglichem Laſter ſich verdüſtert; der Arme ſoll nicht ſo tief ſein, daß er nicht dem Vorbilde nachzuſtreben, tapfer mit dem Leben zu ringen vermöge, während er anderwärts, einem Ertrinkenden gleich, jedem Retter an die Beine ſich hängt, um in den gleichen Tod ihn zu ziehen.

Das Schweizervolk ſoll ein lebendiger Spiegel ſein, in welchem die Völker der Erde ſchauen können die Wirkungen von Biederſinn und Frömmigkeit, den Abſtand zwiſchen alten Sitten und neuen Laſtern, die Möglichkeit, wie Arme und Reiche, Vornehme und Niedere eines Sinnes ſein, brüderlich leben können, trotz Klüften und Gründen, trotz Hörnern und Zacken, und wie dieſer Sinn ein Volk auf freie Höhe zu heben vermöge, wo jegliche Kluft ſchwindet, die Liebe alle Glieder bindet, einem Manne gleich die Nation nach einem Ziele ringt. Klar und weithin ſoll es geſehen werden können, daß Zwiſt und Zank nicht kommen von den verſchiedenen Färbungen der Anſichten, daß dieſe nichts ſind als Nebel, die aufſteigen aus tieferm Grunde, daß Zwiſt und Zank ſteigen aus verdorbenem Herzen herauf, als Leidenſchaften brechen in die Welt hinaus, eine die andere haſſend und ihre Vernichtung ſuchend, wie es Sitte iſt unter den Höllenkindern; daß Eintracht und Friede nicht kommen, auch wenn man jegliche Färbung tilgen, über einen Leiſten alle Meinungen ſchlagen könnte, wie es vielleicht Franzoſenmeinung ſein mag, ſondern wenn wiederkehrt der alte, biedere Sinn, die Ehrenfeſtigkeit, jeder ein treuer Mann wieder wird, dem Pflicht das Thun regelt, nicht Träume und Grillen, der den Glauben zum Bruder wieder hat, daß er ihm die Führung ſeines Streites überläßt, welchen er mit ihm vor dem Richter führt, daß in der Heilung des Einzelnen die Einheit des Ganzen liege, ſowie in der ſittlichen und religiöſen Richtmundigkeit des Einzelnen die feindſelige Zerfallenheit des Ganzen.

Darum hat der Herr ſeine Feſte ſo hoch geſtellet, daß ſie ſo weithin geſehen wird, aber nicht nur, daß ihre gewaltigen Berge in die Augen der Völker fallen, ſondern daß auch des Volkes Bild erhebend leuchte in alle Gemüther. Darum tränket er die Kinder ſeiner Feſte ſo rein und kräftig mit ſeiner Berge Luft. Darum läßt er ihnen ſprudeln ſo rein und kräftig der Berge Quell, damit von Kindesbeinen an der Sinn in ihnen erwache für Reinheit des Leibes und der Seele, damit in kräftigem Körper die reine Seele ein muthig Werkzeug finde zu ihres reinen Willens Vollbringung, ſo daß, wenn ein ſiecher Leib den Fremdling treibt, Stärkung zu ſuchen in der Luft der Berge am reinen Bergquell, er auch ſeine ſieche Seele ſtärken könne an der Sitten Lauterkeit, an des Volkes Männlichkeit.

Wie der Herr die Ströme unſerer Berge ſendet nach Süd und Nord, nach Weſt und Oſt, die Völker zu verbinden und zu tränken, Leben zu bringen in ihre Länder, ſo ſoll ſtrömen aus dem Volke, aus nie verſiegendem Urquell, ein reiner, freier, ſtarker Sinn, der die Welt überwältigt und nicht von ihr überwältigt wird, der einem reinen Bergſtrom gleich die faulen Dünſte in den Niederungen vertreibt, zu einem geſunden Leben die Völker tränket. Aber die Quelle, wie mächtig auch die Waſſer ſtrömen durch die Länder, die Quelle, die bleibt im Lande, weiter ſtrebt ſie nicht, eine Quelle läßt ſich nicht verſetzen von einem Lande in's andere Land.

Dieſes iſt die Beſtimmung der Schweiz, dieſes die Waffe zum Siege, welche neu der Herr in des Schweizers Hand gelegt; zu derſelbigen führen durch Erweckung und Läuterung eines beſſern Sinnes Schützenbund und Schützenfeſt.

Wer kennt nicht die ſchönen klaren Seen, die Schweſtern der Berge, die holden Augen unſeres Landes; ſie ſind es, welche die wilden Söhne des Gebirges, die dunkeln Kinder des Waldes, die Bergſtröme und Waldbäche läutern, zähmen; was ſie den Strömen und Bächen ſind, das ſollen die Schützenfeſte ſein dem wilden Sohne des Gebirges, dem trotzigen Thalbewohner.

Der wilde Waldbach läßt im See ſein zerſtörend Weſen, ſein verderbliches Geſchiebe klärt ſich ab, fließt weiter in beſonnener Kraft, wird ein Segen des Landes: ſo ſoll der wilde Schweizerſohn, dem die alte Kraft in den Adern ſtrudelt, die neue Zeit ihr aber nicht das rechte Bewußtſein giebt, der den Drang zu mächtigen Thaten in ſich fühlt, daher ſo leicht zu thorrechtem Thun ſich hetzen läßt, an's Schützenfeſt, in des Feſtes Freude ſich läutern und ſänftigen. Hier gehen ihm die Augen auf, er ſieht eine neue Welt, hier keimt ihm die Demuth auf, unter den Tauſend iſt er nur Einer und vielleicht ruht nicht einmal ein einziges Auge auf ihm; wie laut er daheim auch redet, hier lernt er verſtummen vor andern Majeſtäten, hier muß er ſich zuſammen faſſen in die Schranken, in denen alle andern gehen, hier muß er dahinten laſſen, womit er ſonſt groß gethan, was ihm hier aber Schande brächte, und dazu ſchlägt der Funke, der in jedem Schweizerherzen ſchlummert, feſter und leiſer, in Flammen auf, er fühlt, daß er ein Schweizer iſt, und ſtolz hebt ſich ſeine Bruſt; es iſt aber nicht der Eigenſtolz, der ſie hebt; es iſt der Nationalſtolz; es iſt das Gefühl, daß er das Glied eines Ganzen geworden, daß die Ehre des Ganzen, die ſeine iſt, ſo wie ſein Betragen das Ganze ehrt oder ſchändet. Er fühlt, etwas Großes hat er gefunden, Wächter eines theuren Schatzes iſt er geworden, darum faßt er ſich zuſammen, darüber zu wachen mit offenem Auge, beſonnenem Sinn. Er reifet in wenig Tagen, wie daheim in Jahren nicht, vielleicht ſein Lebtag nicht; als ein anderer kehrt er heim, bringt neuen Muth ins Haus, friſche Kraft in alle Verhältniſſe, Ehrenfeſtigkeit in jedes Beginnen; der Waldbach hat im See ſich abgeklärt.

Darum können um das Feſt keine Schranken gezogen werden, frei einem Jeden muß die Theilnahme bleiben, eine Beſchränkung läge ohnehin nicht im Kreiſe der Möglichkeit, ein Verſuch dazu würde in's Gebiet gehäſſiger Willkühr führen.

Wohl wirft der Gedanke, daß mancher daheim ſein ſollte, daß Trauer in manchem Hauſe iſt, während auf dem Feſte ſo große Freude, einen trüben Schein in des Feſtes Glanz hinein; aber wen ſein Gewiſſen nicht abhält, den halte keine andere Macht ab, denn wer weiß, ob da nicht ein Strahl hineinſchlägt in ſeine Finſterniß, den Funken eines beſſern Lebens zur hellen Flamme wecket! Gott faßt auf gar verſchiedene Arten den Menſchen, führt ihn auf gar verſchiedenen Wegen zur Einſicht ſeiner Schuld, ſollte er den Schützen nicht auch faſſen können am Schützenfeſte?

Wenn ein Elender, deſſen Weib darbet, deſſen Name Brandzeichen trägt, auch auf dem Geſichte des Unbekannten ſo leicht bemerkbar, das frohe Weſen, die Ehrenhaftigkeit, die Ehren, die den Ehrenhaften werden, ſieht, wenn wie Pfeile Worte aus treuer Schweizerbruſt fliegen in ſeine Bruſt, wenn er hört, was ein Schweizer ſoll, wer ein wackerer Schweizer iſt, kann da nicht ſonder Zaudern und Säumniß hervorbrechen das Bewußtſein ſeiner Verſunkenheit? Vor den Augen ſtehen ihm Weib und Kinder, heben die Finger ihm auf, ſchreckliche Zeiger, was die Stunde ſei in ungetreuem Vaterherzen. Da wird es ihm übel, es ſchwingt der Geiſt, der den Cain gejagt, ſeine Geiſel; es brennen ihn die Kinderaugen im Herzen, wie ein anderer Blick den Petrus brannte; es duldet ihn nicht mehr, es jagt ihn aus frohen Kreiſen; er ſetzt ſich hinter eine Hecke; er lehnt ſich an einen Baum, es quillt ihm heiß herauf, wie manchem der Blutſtrom quillt aus zerſprengten Gefäßen. Aber es iſt nicht Blut; es iſt die Reue, es iſt die Scham, es iſt das Leid, es iſt die Furcht, die alle drängen ſich herauf einer ſchwarzen Wolke gleich über ſeine Seele. Wohl ihm, wenn die Wolke in Thränen ſich entladet, und aus den Thränen hervor, wie nach dem Gewitter das Gnadenzeichen die Wolken röthet, der Entſchluß über ſeine Seele ſich wölbet, ein treuer Vater, ein Ehrenmann zu ſein von jetzt an bis in's Grab! Dann hat ihn ja Gott gefunden. So hat er aber ſchon Manchen gefunden, und wem es in Chur ſo ginge, der wäre nicht der Erſte; ja ſchon mancher Schütze hat ein anderes Herz vom Feſte heimgetragen, als er an das Feſt gebracht. Damit wollen wir nicht ſagen, daß nicht auch andere heimgehen mit dem gleichen verhärteten Herzen, das ſie hingebracht. Doch eins konnten ſie nicht von ſich abwehren, es iſt das Gefühl der Scham. Es war ihnen immer, als gehörten ſie nicht hieher. Und wenn ſie ſchon zum Schießſtande gingen, ſo duldete es ſie doch nicht lange in der Feſthütte, ſie verkrochen ſich bald, wie der Uhu ſich verkriecht in des Waldes Dunkel, wie die Schlange ſich birget in's mooſigte Geſtein. Manche beſuchten einmal dieſes Feſt und nicht wieder; ſie hatten gefunden, was ſie nicht begehrten, und was ſie ſuchten, war nicht da.

Dagegen iſt ſo Mancher nie an dem Schützenfeſte geweſen, welcher deſſen würdiger Theilnehmer geweſen wäre, dem es ſo wohl gethan hätte, die Bruſt ſich zu füllen mit des Feſtes Geiſt, den ein heiſſes Sehnen zu dem Feſte trieb, aber zu eng waren die Schranken ihm gezogen, zu ernſte Pflichten ſchoben den Riegel ihm vor die Freude.

Es geſchieht oft im Leben, daß Gott einem das Liebſte verſagt! daß Verhältniſſe die ſchönſten Kräfte zu binden ſcheinen, aber der Herr will es ſo, und ſeine Rathſchläge ſind unerforſchlich und wenn der Herr Kräfte zu binden ſcheint, ſo iſt es nur, damit andere und bedeutſamere ſich entfalten. Es liegt daher auch hier nicht im Reiche der Möglichkeiten, durch Geſetze und Einrichtungen dieſe Verhältniſſe zu löſen, die Theilnahme am Feſte jedem möglich zu machen. Aber wo ein Schweizer einem andern Schweizer die Mitfeier möglich machen kann, ohne daß der Eine oder der Andere eine Pflicht verletzt, wo einer die Fülle hat, während der Andere nichts hat, da führe er den Bruder an die Quelle, wo heiß und hoch Schweizerſinn ſprudelt, daß deſſen Seele ſich ſtärke an den heilſamen Fluthen, ſein Weſen ſich läutere in des Feſtes Weben; er ſei der mitleidige Bruder, der den durſtenden Wanderer in der Wüſte führet an die Quelle der Labung. Wer weiß, ob der, welchen du erquickt haſt, nicht hundertfältig dir vergilt, was du an ihm gethan in deiner Fülle? Wenn rings um dein Haus Flammen wirbeln und im Hauſe ſchläft dein Bube, dein Tellenkind, und er holt es dir, er bringt es dir — hat er dich bezahlt?

Wenn ihr neben einander ſteht im Blitzen der Schwerter, im Regen der Kugeln, du fällſt getroffen, es ſtrömt dein Blut, es ſchwinden deine Kräfte, der Roſſe Huf ſchwebet über dir, er aber hält aus bei dir, faßt dich auf, ſchlägt ſich aus dem Gedränge, erquickt dich, ſtillt dein Blut, rettet dich — hat er dich bezahlt? — Darum ſei am Feſte die Gleichheit beibehalten, es ſtehe offen dem Armen, wie dem Reichen, es werde nicht gefraget, wer es vermöge, wer es nicht vermöge; aber wo einer es nicht vermag, und das Feſt wäre ihm von hoher Bedeutung, da ebne die freie Bruderliebe die Kluft, breche die Schranken, ſorge dafür, daß der Schützenbund ſich mehr oder weniger verbreite über das Volk, damit abgeklärt, geläutert werde jedes Glied des Volkes.

Dieſes ſoll des Schützenbundes Heil, die Wirkung des Feſtes ſein auf jeden Einzelnen. Senken ſoll ſich ein neuer Geiſt in die Herzen, und jeder ſoll ihn tragen heim in ſein Haus und hier ſoll er Wurzeln ſchlagen und aus den Wurzeln heraus ſoll des Hauſes Friede wachſen und des Hauſes Segen, und vom Hauſe weg ſoll Friede wachſen und Segen über das ganze Land, Rath und Muth im Kriege, in jeglicher Noth.

So ſollen die Wurzeln des Feſtes ſich ſenken in jedes Herz, ſolche Frucht ſollen ſie jedem Einzelnen bringen Denn nimmer und nimmer dürfen wir es vergeſſen, und das iſt ein Unterſchied, der ſein ſoll zwiſchen uns und andern Völkern, ſo lange wir Schweizer ſein wollen, zwiſchen der Weisheit unſerer Väter und der Lehre, welche in der Welt gilt; daß die Kraft bei uns im Einzelnen liegt und jedes Einzelnen Wiege das Haus iſt, während andere Völker die Kraft in der Maſſe ſuchen und der Maſſe Kraft in ihrer Größe und ihrer Verkittung. Um den Einzelnen kümmert ſich keiner und von keinem wird ein Heil erwartet. Die Folgen dieſes Uebelſtands, welcher im weiteſten Sinne auch perſönliche Freiheit heiſſen ſoll, werden einſt blutig leuchten über Europa und über Amerika vornehmlich; denn er iſt ein unchriſtlicher und iſt geradezu aller brüderlichen Liebe, allem ſittlichen Ernſte feindſelig. Wir Schweizer verwerfen noch ſolche Lehre trotz mancherlei thorrechtem Geſchrei aus zwei entgegengeſetzten Enden, wo aus dunkeln Höhlen die Thorheit predigt; uns iſt der Einzelne Augenmerk und Hauptſache: jeder für ſich ſoll der Rechte ſein, dann wird auch das Volk in Maſſe das Rechte darſtellen.

Dieſer Grundſatz iſt mehr oder weniger feſtgehalten in unſerer Erziehung und in unſerer Geſetzgebung, ſo weit letztere nicht [illegible] neumodiſchen Theorien hat weichen müſſen, die Lehre iſt deutlich dargeſtellt gerade in dieſem Feſte. Der Stutzer iſt die Waffe des Einzelnen, ſeine Wirkung hängt ab von des Einzelnen Geſchick und Tüchtigkeit. Was nützt es, wenn Tauſende um ihn ſtehen, und keiner hat ein geſundes Auge, keiner einen guten Arm, ein gefaßtes Herz, in allen iſt der Muth [illegible], des Auges Kraft vergeudet, der Stutzer mit ſeiner [illegible] hemmt nur die Flucht, überliefert ſeinen Träger dem Tode.

Der Stutzer will einen Mann, Männer bedarf die Schweiz; darum iſt das Feſt ein nationales und ſchlägt doch feſte Wurzeln bis in's Haus hinab, in's Herz hinein, in jede Hütte, ja in die Wiege des Säuglings, der zum Tellenbuben erwachſen ſoll.

Das Feſt hat aber noch ſeine zweite Bedeutung und wie die erſte tief hinunterreicht, ja bis in des Säuglings Wiege hinab, ſo treibt die zweite des Feſtes Krone übers ganze Land und ihre Spitzen weit über menſchlichen Geſichtskreis hinaus, tief in der Zukunft dunkeln Grund.

Dieſes Feſt zieht die Augen der Maſſe an, ja zieht die Augen der Landesſöhne über's weite Meer herüber und ihre Seelen weilen bei dem Feſte; an allen Bergen hallt der Stutzer wieder; zum eigenthümlichen Volksfeſte, zum eigentlichen Nationalfeſte iſt es geworden, denn es zieht nicht nur Schützen an, ſondern das ganze Volk, ja ſelbſt die, welche ſonſt vom Volke ſich nicht berühren ließen, zu ihm ſich nicht zählten, fühlen durch dasſelbe ſich bewegt, es ziehet Gaben an weit her aus Schützenhänden, aber auch aus ſolchen Händen, die nie einen Schuß geſchoſſen.

Darum auch darf ſeine höhere Bedeutung, welche es ganz beſonders durch ſeine innere Verwandtſchaft mit den andern ſchweizeriſchen Vereinen hat, nicht länger vergeſſen ſcheinen, ſie muß wenigſtens ausgeſprochen werden; ihre Anerkennung kann die edelſte Frucht des dießjährigen Feſtes werden.

Der ſchweizeriſche Schützenverein iſt nicht der einzige Verein unſeres Landes, aus dem gleichen Geiſte, der ihn erzeuget hat, ſind ältere und jüngere Brüder erzeuget worden, und unter Weh und Angſt geboren die erſten, Alle zu des Landes Heil und Ehre.

Wie ſcheinbar verſchiedene Richtungen ſie auch haben, wie verſchieden die Gegenſtände ſind, mit welchen ſie ſich beſchäftigen, Eins haben Alle gemein, etwas Wunderbares, Geheimnißvolles. Wer ſie beſucht, dem wird es, als liege er an der Mutter Bruſt, als werde er mit ſüßer Labung genährt und gekräftigt zu einem andern und beſſern Weſen. Ja wem iſt nicht oft geweſen in eines ſolchen Vereines Mitte, wenn die Wellen des Feſtgeiſtes über ihm zuſammenſchlugen, als müßte er ſeine Bruſt lüften in kühnem Heldenkampfe, als möchte er den Teufel ſchlagen mit des Wortes glühender Geiſel bis in der Hölle unterſte Ecke, als möchte er weinen und lieben einem Kinde gleich!

Es iſt ein Grundgefühl, welches durch alle dieſe Vereine ſtrömt, wie aus einem Stamme der gleiche Saft in alle Aeſte. Aber dieſe Kinder einer Mutter, dieſe Zweige eines Baumes, dieſe Zeugen eines Geiſtes — ſtehen vereinzelt da, kennen einander nicht einmal dem Namen nach, ſtehen vereinzelter da als die Kantone ſelbſt, denn dieſe haben doch noch eine Bundesverfaſſung und eine Tagſatzung und gegenſeitige geſetzliche Beſuche und vorgeſchriebene Complimente.

Unter dieſen Vereinen aber iſt unſtreitig der größte und ſtärkſte der Schützenverein, wie Hektor unter ſeinen Brüdern ragt er hervor. Er gehört ſeiner Natur nach dem Volke an, daher iſt er der Verein des Volkes im Allgemeinen, er gehört aber insbeſondere allen Schweizern an: die Einen führen den Stutzer als Lieblingsgeräth, als unzertrennlichen Lebensgefährten, die Andern erwarten Schutz und Schirm für alles, was ihnen lieb und werth iſt, von dem Stutzer. Der Scharfſchützenverein iſt unbeſtritten der bedeutſamſte unter allen andern, denn ſo wie die Freiheit des Schweizers höchſtes irdiſches Gut iſt, ſo iſt der Stutzer das Sinnbild des Entſchluſſes, die Freiheit zu wahren Mann für Mann bis in den Tod. Er iſt es, welcher ſeine Anziehungskraft ausſtrömt, ſo weit Schweizerherzen ſchlagen; er iſt den Schweizern, was in gewiſſer Beziehung der Tempel auf Moira den Juden war, derſelbe, welcher ihnen das Nationalgefühl erhielt, es war der nationale Mittelpunkt, welcher das zerſtreute Volk zuſammenhielt, um welchen es ſich immer wieder ſammelte. So iſt es das Schützenfeſt, auf deſſen Altar des Landes zerſtreute Söhne die Zeichen und Pfänder niederlegen, daß ſie die gemeinſame Mutter nicht vergeſſen.

Wie ſchriftliche Kapitulationen, von denen man aber nicht weiß, ob ſie werden gehalten werden, die in fremdem Dienſte gebundenen Schweizerſöhne verpflichten, und berechtigen, in's Vaterland zurückzukehren, wenn Krieg ihm droht, ſo zieht der Schützenbund freiwillig, unwillkührlich, ſonder Kapitulation und Vertrag die Söhne zum Schutze der Mutter herbei, wenn die Gefahr kömmt. In dieſen Tagen wurden aus allen Gegenden der Welt Tauſende zurückſtrömen in die Feſte des Herrn, würden wetteifern in der Treue mit den eingebornen Söhnen, wurden freudig an der Mutter Rettung mit ihren Schätzen ihr Leben ſetzen.

Darum iſt es auch an dieſem Vereine, die andern Vereine zu ſammeln um ſich, mit brüderlichem Bande ſie zu umſchlingen, in einen Strom zu leiten die einzelnen Kräfte, zu vereinigen das große, aber zerſplitterte Nationalgut, die edlen Kräfte ſeiner Kinder, eine Einheit zu ſtiften über allen Verfaſſungen. Es ſoll der Schützenverein der Vereine Vorort ſein, ihr alleiniger Vorort, als der mächtigſte und leuchtendſte, und eben deswegen ziemt es ihm, vorauszugehen mit dem Bekenntniſſe: daß nur in der Vereinigung der vaterländiſchen Kräfte des

Vaterlandes Kraft und Macht liege, daß jede Kraft für ſich nichts ſei, verrinne wie ein dürftig Bächlein in heißem Sande, daß daher auch nicht im Schützenvereine Alles liege, weder die Einheit noch die Geſammtheit der Kräfte, daß er ohne die andern nur ein vereinzelt Weſen ſei; daß er ſchwach ſei nach allen Seiten, wenn nicht die andern um ihn ſich ſcharen, ihn ergänzen; daß er nur ein zerſtückelter Körper ſei, wenn nicht alle Aeſte des Stammes, alle Kinder der Mutter, alle Vereine mit ihm zur Einheit zuſammen wachſen.

Täuſchen wir uns nicht. Die Schwäche der Eidgenoſſenſchaft, ihre Zerkluftung, die daherige gegenſeitige Mißkennung, wenn man nicht ſagen will Anfeindung, rühren nicht her von der Bundesverfaſſung, nicht von den Kantonalverfaſſungen; die Zerklüftung wird bleiben, die Verfaſſungen werden fallen, wie die Zeit der Helvetik es gelehrt, und die Menſchen werden ſich um ihretwillen nicht näher kommen. Neben den bereits angeführten ſittlichen Gründen liegt die Urſache der Zerriſſenheit der Schweiz in der Zerkluftung der Stände und den dadurch entſtandenen Vorurtheilen, den alſo möglich gewordenen Mißbräuchen der Macht, den fremdartigen Einflüſſen beſonders in dem Uebermuthe der Zeit im Allgemeinen. Zur Zeit, in welcher eine Republik ſich erhob, waren wohl auch Arme und Reiche, Führer und Geführte, aber einer kannte den andern, wußte um deſſen Thun, einer ward Freund des andern, einer bedurfte des andern, einer ſuchte des andern Theilnahme, ſie war ſein Schutz, jede Kraft ward geſchätzt und hochgeachtet, weil jede nöthig war zur Erhaltung des allgemeinen, des höchſten Gutes, der Freiheit. Die meiſten Republiken fielen nicht fremder Uebermacht wegen, ſondern weil die Glieder aus einander riſſen, alle Kräfte nicht mehr nöthig ſchienen, daher man die übrigen zu beſeitigen ſuchte, während ſich die einen am höchſten zu ſtellen, alles auf ſich zu ſtellen ſuchten. Weil man auf den Schlachtfeldern ſich nicht mehr zuſammen fand, ſo blieb man auch im Frieden geſondert, und immer mehr kam es dahin, daß Viele einen Einzelnen nöthig zu haben ſchienen, der Einzelne aber die Vielen nicht.

So entſtunden entweder Königreiche, wenn ein Einzelner die verlaſſene, verſtoßene Menge zu ködern wußte, oder die Republik wurde eine Beute der Feinde, weil man ſich nicht mehr zuſammen finden konnte, ihr Daſein zu behaupten, und jeder das Seine erſt zu retten ſuchte, ehe er an das Allgemeine dachte, weil die Republik aufgelöſt war im Geiſte, lange ehe ein Feind an ihren Grenzen ſtand. Und wenn man endlich auch dem Feinde ſich entgegen warf, ſo geſchahen einzelne Heldenthaten, aber dem längſt zerriſſenen Staate brachten ſie nicht Rettung; er fiel zuſammen, faſt einem Leichnam gleich, der im verſchloſſenen Grabe ganz ſich erhielt, bei der erſten Berührung in freier Luft aber in Moder zerfiel.

Unter den Republiken Europa's wurden wir einzig erhalten; aber täuſchen wir uns nicht, nicht durch unſre Schuld, ſondern durch Gottes Huld. Wenn irgend wer es war, ſo waren und ſind wir noch zerklüftet im Geiſte.

Es wehte über unſre Berge her ein fremder Geiſt und drängte uns aus einander, es entſtanden Herren, größere und kleinere, und die Größern verachteten die Kleinern, die Kleinern verachteten die, welche nicht Herren waren, und der ſtädtiſche Handwerker verachtete den Bauern und der Bauer verachtete den Tauner und der Tauner verachtete den Hinterſäß und haßte nebenbei Alle die, welche nicht Tauner waren.

Es entſtanden größere und kleinere Kantone, und die größern verachteten die kleinern, weil ſie kleiner waren, und die kleinern verachteten die größern, weil ſie jünger waren; beide verachteten die zugewandten Orte, weil dieſe nicht eigentliche Kantone — gleichſam Hinterſäßen — waren, und die zugewandten Orte haßten groß und kleine Kantone, weil dieſe, je mehr ſie von Freiheit redeten, um ſo weniger andern ſie gönnten.

So war es in der Schweiz; ſo iſt es nicht mehr, wird man ſagen; — ſo iſt es noch, wird hier behauptet, und zwar beſteht nicht nur theilsweiſe die angeführte Zerklüftung noch, ſondern neue Winde über unſre Berge her verſuchen, mit nur zu gutem Erfolge eine neue uns noch aufzudrängen.

Der unbärtige Junge verachtet das Alter, mit Schnauben und Gebahren will er das Vaterland erretten, wie Goliath die Israeliten beſtehen wollte mit ſeinem Weberbaum; der Student will bevorrechtet ſein, weil er Simſonskraft habe in ſeinen langen Haaren und Salomons Weisheit in ſeinen Heften; der Soldat fühlt ſeine Kraft, kennt aber keine andere neben ſich; der Lehrer ſetzt auf ſeinen dreibeinigen Stuhl als wie auf einen Thron ſich und winket mit der Ruthe, daß es jetzt für Andere Zeit zum Schweigen wäre, weil ein Anderer predige; der Staatsmann macht ſchauerliche Augen und giebt mit bedenklichen Achſeln zu verſtehen, daß er am Machen einer Phraſe ſei, welche die Welt aus ihren Angeln heben werde; der Großrath ſtrengt ſich an zu einem wichtigen Geſichte, auf welchem männiglich leſen könne, daß er vieles wiſſe, was andre nicht, und vieles ſagen könnte, wenn er es eben ſagen wollte. Der Pfarrer ſagt, wenn er nicht noch den Wagen hielte, ſo läge er längſt, wo Niemand ihn mehr aufſtellte; der gemeine Mann runzelt die Stirne, ballt die Fauſt, brummt: Macht nur, aber wenn ich komme, ſo mache ich's! So gebehrden ſich alle, und keiner ſteht zum andern, hilft dem andern, es ſei dann im Bunde gegen einen Dritten. So ſtehen die Einzelnen zu einander, und wie die Kantone zu einander ſtehen, kann man alle Tage friſch leſen im erſten beſten Blatte.

Dieſes unheilvolle Weſen weht auch mehr oder weniger zwiſchen den Vereinen, die doch von einem Geiſte erzeuget, von einem Geiſte beſeelet ſind; jeder ſchafft für ſich, einer kennt den andern nicht, ja leicht kann einer mißbraucht werden gegen den andern.

Oder, Schütze, kennſt du die Vereine, in welchen vaterländiſche Kräfte thätig ſind zu des Vaterlandes Heil, vom gleichen Geiſte entſproſſen, nach dem gleichen Ziele ſtrebend? Du kennſt ſie nicht, viele nicht einmal dem Namen nach. Ihr Kinder einer Mutter ſeid euch fremder, als die Stände, als die Kantone einander ſind, denn wie viele haben nichts von dir gehört, als der Stutzer Knallen, lauter Freude Ausbruch, reicher Gaben Verzeichniß. Wo man aber einander nicht kennt, da kömmt auch die Einſeitigkeit und der Hochmuth, in welchem man nur ſich ſchätzt und ſein Treiben, Andere aber und ihr Thun verächtlich über die Achſel anſieht.

So iſt wiederum hier eine ſeltſame Zerklüftung, welche keine Verfaſſung ausgleicht, und dichter Nebel füllt die Kluft und kein Auge dringet hindurch und ſieht rings um ſich der Andern ſchweizeriſche Züge.

Wäre es nun nicht herrlich, wenn es endlich tagete, einem herrlichen jungen Morgen gleich, wenn Gottes Sonne über die Berge kömmt, wenn du Schützenbund als Sonne aufſteigen würdeſt aus der eidsgenöſſiſchen Nacht, deine Strahlen ſenden würdeſt über's ganze Gelände, die Nebel zu zerſtreuen, und in deinem Lichte um dich ſammeln würdeſt die Brüder alle von gleichem Stamme und gleichem Sinne?

Wie wäre es, wenn du, der mächtigſte unter allen, der Vereine natürlicher Vorort, den Hochmuth der Zeit auf die Seite würfeſt und laut es verkündigteſt: Im Vaterlande dürfe fürder keine Kraft vereinzelt ſein, keine ihm verloren gehn, jede ſolle geehrt werden und alle zuſammengeſtellt?

Wie wäre es, wenn du der Zerklüftung der Geiſter ein Ende machen würdeſt, damit jeder Schweizermann, wer es auch ſei, in welcher Richtung er ſich auch bewege, in dir den Mittelpunkt der Nation finde, ſich ihm anſchließe, mit ſeiner Kraft deſſen Kraft, mit ſeiner Ehre deſſen Ehre vermehre? Meinſt du nicht, dann würde unſre Nation wieder eine Eine und Untheilbare, und ihre Macht würde als eine gewaltige weithin leuchten über die Völker, ohne Worte und ſonſtiges Geklingel? Meinſt du nicht, wenn in deinem Schooße eine Einheit entſtünde, in welcher die Vorurtheile der Stände und Kantone untergiengen, wie die Geſchiebe der in klaren Seen geläuterten Waldwaſſer, wenn die Hochgeſtellten ſich mit den Maſſen verbrüderten, die Maſſen von dem höhern Walten ihrer Erleuchtetſten ſich durchdrungen fühlten wie von einem Sauerteige, die Weisheit zur Kraft träte, die Jugend unter das Alter, der geiſtig Begabte zu dem in d[illegible] Waffen Mächtigen, wie letzterer zum erſten — es müßten Klüfte ſich ebnen, Zacken verſchwinden, ein ſchweizeriſches Vertrauen entſtehen, ein ſchweizeriſches Bewußtſein ſich erheben, welches nicht mehr von jeglichem Winde, der über die Berge weht, hin und her gewieget würde?

Meinſt du nicht, wenn einmal dieſer Geiſt des Vertrauens und des ſchweizeriſchen Bewußtſeins unter uns wäre, es würde dieſer Geiſt eine ſchweizeriſche Einheit, die Bundesverfaſſung finden, über die man ſich ſchon ſo viele Jahre lang umſonſt die Köpfe zerbrochen, eben weil der Geiſt dazu nicht da war?

Wo der Geiſt des Betens fehlt, iſt alles Beten eitel, und wo der einige Geiſt fehlt, iſt alles Streben nach Einheit eitel.

Darum ſollte im Schützenbunde berathen und erforſcht werden, auf welche Weiſe alle Vereine, in welchen vaterländiſche Kräfte thätig ſind, in Verbindung gebracht, berathen und erforſcht werden, ob nicht das Schützenfeſt erweitert werden könnte zu einem Nationalfeſte, an welchem jede Schweizerkraft und Kunſt ihre Stelle einzunehmen hätte.

Zunächſt ſollten die ſchweizeriſchen Turn- und Geſangsvereine, mit denjenigen der Scharfſchützen ohnedies brüderlich verbunden, in Anſpruch genommen werden, um die Nationalfeſte, deren das Vaterland bedarf, beleben, zur folgereichern Wirkſamkeit bringen und verherrlichen zu helfen.

Solche Feſte hatten die Griechen, und dieſe Feſte waren es, welche die verſchiedenen griechiſchen Völkerſchaften zu einer Nation verbanden und die Nationalkräfte alſo ſteigerten, daß ihre Erzeugniſſe die Bewunde-

Un[illegible]
M[illegible]

rung der Welt geblieben und bis auf den heutigen Tag nicht erreicht worden ſind. Ohne dieſe Feſte wäre Griechenland längſt auseinander gefallen geweſen, als Xerxes ſeine Horden über den Helleſpont trieb, ohne ſie wären die Kräfte der Einzelnen nie ſo ausgebildet worden, wie es in keinem andern Volke geſchah. Und in dieſer Ausbildung der Einzelnen liegt wiederum der Grund, warum die ganze Nation ſo hell leuchtet in der Geſchichte.

Sollten wir nicht bald das Gleiche von den Schweizern und ihren Nationalfeſten ſagen dürfen?

Wie der Gedanke ſolcher Feſte vollends auszuführen ſei, wie der Herzen Bande, die alle Schweizer an ihr Vaterland feſſeln, um alle Vereine geſchlungen, alle Geiſter und Gemuther vereint werden könnten, daß ſie endlich auch einträchtig würden fur's geſammte Leben und Weben im Vaterlande, gehört nicht hieher. Groß ſind die Schwierigkeiten, wir verkennen ſie nicht, aber der Wille der Menſchen vermag Größeres noch, und Begeiſterung uberwindet Alles; doch iſt die rechte ſelten, und wenn auch zuweilen etwas dem Aehnliches auflodert, ſein ſchnelles Verlodern zeigt, daß es nicht die rechte Begeiſterung war, die entbrannte; nicht eine Begeiſterung, die von Jahr zu Jahr immerfort wächst, und wie die Schweizeriſche nach dem Verlaufe vieler Jahrhunderte erſt zur Ausbildung und völligen Reife gelangt, wie die Begeiſterung, welche Wilhelm Tells Befreiungsſchuß erregte und den auf dem Grutli beſchwornen Bund beſtärkte, eine Begeiſterung, die in der ſchweizeriſchen Heldenzeit als unwandelbar ſich bewährte; eine Begeiſterung, die in Schinznach und in allen ſeither dem Vaterland geweiheten ſchweizeriſchen Vereinsorten neu erblühte und nach funfhundertjähriger vollſtändigerer Entfaltung, vermittelſt der Feſte unſerer Scharfſchützen-Eidsgenoſſenſchaft erſt die ſegensreichſten Erndten gewähren ſoll*).

Im Schweizerland iſt harter Boden, und das Meiſte, was Leben gewinnt, geht nur langſam auf, noch langſamer reift's zur Erndte; die Hoffnung, daß dieſes auch mit der Begeiſterungsſaat in Gottes Schweizerfeſte geſchehen werde, iſt keine ungegründete, die Vergangenheit iſt ihr Fundament. Die zu beiſpielloſer Vollendung auf's vielſeitigſte, grundlichſte und zuverläſſigſte verarbeitete fünfhundertjährige Geſchichte der ſchweizeriſchen Völkerſchaften gewährleiſtet die Zukunft, die wir verkünden; deßwegen mehren ſich auch ihre Geſchichtswerke, als ſollten ſie an Zahl den Sand am Meer übertreffen.

Der Gedanke im Jahr 1761, einen Verein zu ſtiften, war viel kühner und größer, als im Jahr 1842 der Gedanke, die entſtandenen Vereine zu verbinden. Was ſeit jenem Jahre langſam, aber ſtätig aus jenem Gedanken hervorwuchs, iſt überraſchender, wunderbarer, als die Verbindung der vereinzelten Aeſte wäre. Die edlen Eidsgenoſſen bebten, wie vor jenem auf dem Grütli beſchwornen Bunde, als ſie den Gedanken auszuführen begannen; ſie wurden gewarnt; in ihren kuhnſten Träumen ahnten ſie nicht, was er geworden.

Darum verlache man auch den geäußerten Gedanken einer Verbindung nicht, erſchrecke nicht ob der Schwierigkeit ſeiner Ausfuhrung, man nehme ihn auf in's treue, beſonnene Gemüthe und berathe ihn; er iſt der Berathung werth; über wie viel Unbedeutenderes iſt berathſchlagt worden.

Der Vorſchlag enthält freilich ein Neues, welches wider das Gewohnte ſtreitet. War nicht zur Zeit die folgenreiche Erfindung des Schießpulvers neu, war es nicht die ſchickſalsſchwangere Buchdruckerkunſt? waren nicht die Leitung des Blitzes und die Beherrſchung der Dampfkraft noch überraſchender und bedeutſamer für die Zukunft der Völker? Eben daß nicht alles Neue einem widerlich ſei, iſt etwas, welches wir lernen müſſen. Denn veraltet nicht Alles auf der Erde? und das Alte hindert neues Leben, und iſt es nicht eben der Weisheit Aufgabe, zu vermitteln, wie aus dem Alten das Neue ſich entwickeln und wie das letztere ſonder Störung an des erſtern Stelle treten ſoll? war es nicht eben das Gewohnte, welches den Stiftern des erſten Vereins ſo gefährlich war, und was die damaligen Herren ſo erbitterte gegen das Neue? ſie bedachten nicht, daß, weil Niemand vermittelte mit dem Alten das Neue, und weil ſie den durch die göttliche Weltregierung eingeleiteten neuen Nothwendigkeiten hartnäckig Trotz boten, das Alte ihnen zum eigenen Sarge werden würde.

Ein ſolches Gewohntes überſchatte aber den Schützenbund nicht, werde ihm nicht zum finſtern Dache, welches nichts Neues mehr durchläßt. Noch iſt ſo reges Leben in ihm; aber jedes Leben erſtarret, wenn dem alten nicht neues Vollkommneres zugefuhrt wird. Der Schützenbund ſchwinge ſich zu höherem Leben auf; er ſchlinge die verſchiedenen vereinzelt in's Weite ſtarrenden Aeſte zuſammen zu einer mächtigen Krone, zu einer Krone, wie kein anderes Land ſie hat.

---

*) Vergl. Fellenbergs providentielle Beſtimmung der Schweiz.

Es herrſcht der Glaube, Künſte und Wiſſenſchaften gedeihen nur im Schatten einer Krone, nur eine königliche Hand vermöchte im dunkeln Schachte der Seele die Kräfte der Einzelnen zu wecken, nur ſie ſei der Zauberer, der mit goldenem Stabe an der Berge Seiten ſchlägt, bis ſie ſich öffnen zu weitem Thor und an den Tag tritt die verborgen geweſene Herrlichkeit.

Prachtvoll ſind allerdings der Könige Throne, majeſtätiſch erſcheinen ihren Untergebenen derſelben Kronen; aber ſolcher Prunk iſt nicht zu vergleichen mit der Allmacht und Majeſtät der zu wahrhafter Freiheit, zur wohlgebildeten Vernunftmäßigkeit, ja zur höchſten Menſchenwürde erſtandenen Volksmajeſtät, von der ſchon in alter Zeit geſagt worden iſt und immerdar geſagt werden darf: des Volkes Stimme ſei Gottes Stimme! Wir fragen da: wird des allmächtigen Schöpfers, Erhalters und Regierers Stimme nicht noch unendlich wirkſamer ſein, als hinfälliger Könige Gebote, ſobald ſich Gottes Stimme recht zu vernehmen geben wird, die Geiſter zu entfeſſeln, deren wir bedürfen, und die Segensquellen zu öffnen, aus welchen das Heil wie für einzelne Menſchen, ſo für ganze Völker geſchöpft werden ſoll?

Die Herrlichkeit der Volksmajeſtät vermag Allmacht zuzulegen wohlerprobten hochbegabten Menſchenfreunden, die von ihr aufgefordert werden zu den Heilswerken, die Noth thun im Vaterland zur Wahrung gegen das Ueble und zur Einleitung, zur Verſicherung der Volkswohlfahrt.

Mehrentheils iſt es einzelner Menſchen und ganzer Völker Art und Weiſe, daß in tiefem Schlummer die beſten Kräfte in ihrem Schooße verborgen und unbethätigt liegen bleiben, und daß ſie geweckt werden müſſen von außen her, daß ſie rege gehalten werden müſſen von andern ihres Gleichen, wenn Großes ihnen gelingen ſoll! Nur wenig Hochbegabten ſprudelt ein lebendiger Quell in der Bruſt, welcher zu jeder Zeit und in jeder Umgebung zu Tage bricht. Die Meiſten harren ihres Moſes, der den Fels zerſchlägt, unter welchem eingeſchloſſen der Quell verborgen liegt — die Meiſten harren umſonſt. Darum zaubern große Zeiten große Männer aus ihrem Schooße, darum zaubern große Könige um ſich her große Kräfte aus ihres Volkes Schooße. Und eben in dieſer Zauberkraft liegt ihre Größe, ſie ſind Moſes, der ſprudelnde Quellen aus Felſen ſchlägt, der Helden aus Sklaven ſchlägt und eine den Jahrtauſenden trotzende Volksſeele aus dem rohen Kern eines verwahrloſten verwilderten Volkes.

Wir wollen keinen König; im Schatten einer königlichen Krone würden ſchweizeriſche Kräfte verwelken und ſterben, aber eines Moſes bedürfen wir allerdings, der die Seele aus dem Volke ſchlägt, die Quelle aus des Schweizers Bruſt. Einer Krone bedürfen wir; aber vom Volke ſelbſt muß ſie geflochten ſein, in deren Schatten die ſprudelnden Quellen lebendig bleiben, nicht verſiegen, nicht zerfließen, ſich ſammeln zum gewaltigen Strome, der Leben hat und wiederum Leben ſpendet, der des Landes Mark iſt.

Der Vorort der Vereine, der Schützenbund, ſoll mit den andern Vereinen zuſammengeflochten, zum ſchweizeriſchen Moſes werden, ſoll die Krone der Aufmunterung hoch halten über das Schweizervolk, mit dieſer Majeſtät ſoll er ſich ſchmücken, ſoll ſtrahlen in ihr über die Nation und dieſe Majeſtät würde ſein gegen jede andere irdiſche Majeſtät, was Altſilber gegen Neuſilber iſt, was ächtes Gold iſt gegen Lauſegold.

Obſchon noch niemals auf dem Erdball zu Tage getreten ſind die Quellen, aus welchen alle Wunder entſpringen würden, die ein vernunftgemäß entwickeltes, wahrhaft chriſtlich gebildetes Volk in dem Bewußtſein ſeiner Machtvollkommenheit, aus voller Willens- und Thatkraft, zu vollbringen vermöchte, ſo kann man doch im Schooße der ſchweizeriſchen Nationalfeſte unzweideutig wahrnehmen, was ſo viele in dem Verlaufe der vergangenen Jahrtauſende dem Menſchengeſchlechte zu Theil gewordene Offenbarungen ihm über die demſelben angebotene Gottähnlichkeit kund thun wollten, und über alles, was ein Volk zu leiſten vermöchte, das ſeine hohe Beſtimmung in vollem Maaße erkennen und in Ehren halten würde.

Wenn alſo geſtalter der ſchweizeriſche Scharfſchützenverein an Königs Statt und Stelle Aufgaben würfe in's ganze Volk hinein, für den Landwirth, den Mechaniker, den Mathematiker, den Künſtler, den Dichter, den Staatsökonomen, wenn die Eingaben aufgeſtellt, beurtheilt würden am Schützenfeſte; wenn das Schützenfeſt Ort und Stelle würde, wo der Schweizer ſeiner Nation zeigen könnte ſeines Fleißes, ſeines Geiſtes Frucht; wenn er Hoffnung hätte, daß die Nation Kenntniß nehmen würde von ihm irgendwie, daß er nicht verkümmern müßte unbeachtet nicht nur, ſondern auch ohne Brod: dann würde das Schützenfeſt zum eigentlichen königlichen Nationalfeſt, dann würde es der Magnet der Nation, er Moſes, der uber die ſchlummernden Quellen gebie- et und Ströme hervorbrechen läßt in der Wüſte.

Bei dem Sonderlingsgeiſte (Partikularismus) welcher em Schweizer eigen iſt, noch mehr als dem Juden, enn derſelbe durchzieht nicht nur Cantone, Stände, ondern ſelbſt die Familien und um ſo ſöndernder, je leiner Dörfer oder Städte ſind, in denen er hauſet; mag dieſe Zumuthung an den Schützenverein allerdings auffallend und ſeltſam ſcheinen. Das Schützenfeſt iſt der Schützen Feſt. Warum ſoll er es mit andern theilen; warum ordnen andere Vereine nicht auch ſolche Feſte und laſſen den Schützen mit dergleichen Zumuthungen ruhig?

Das große Moos zwiſchen Waadt, Freiburg und Bern lag zwiſchen dieſen Ständen lang im Streite jeder ſprach ſeinen Fetzen an, und keiner konnte mit ſeinem Fetzen was machen ohne Theilnahme von Seite der andern und vor allen bedurfte Bern der Uebereinſtimmung, wenn es daran denken wollte, aus ſeinem Theile das zu machen, was er ſeiner Größe und Bedeutung nach werden konnte. Das Schützenfeſt hat den weiteſten Boden gewonnen; aber der andern allen bedarf es, wenn es werden ſoll, was es werden kann.

Dabei verliert auch der einzelne Schütze nichts, ſein Vortheil wird nicht gefährdet, ſein Genuß nicht getrübt. Bis dahin war er allerdings der ſcheinbar allein Thätige, aber der allein Gewinnende war er lange ſchon nicht mehr, denn ſchon lange waren noch andere Kräfte auf den Feſten lebendig, und dieſe gewannen theilweiſe ſo viel, als der Schütze; ja ſie gewannen mehr, wenn man es auch nicht in Zahlen ausſetzen konnte, — ſie gewannen eidgenöſſiſche Begeiſterung über den ganzen Erdenrund für das Vaterland der Scharfſchützen-Eidgenoſſenſchaft, die nur von Gott abhängig ſein will und aus allen Kräften darnach ſtrebt, zu thun, was Gott und guten Menſchen wohlgefällt. Schon lange beſtund alſo eine Macht neben des Schützen Macht, und große Erquickung hatte an derſelben der Schütze und neidete ſie nicht; ſie war ihm gleichſam, was der Leuchter im Hochzeitſaal iſt dem Hochzeitgaſt. Und wo hat wohl ein fröhlicher Hochzeitgaſt zu viele Leuchter; je heller es iſt, während er tanzet, um ſo beſſer tanzet er. Je heller es um den Schützen iſt, um ſo beſſer ſchießet er; ja er empfindet nicht Neid, ſondern Ehrfurcht gegen den, welcher beſſer ſchießt als er, warum ſollte er Neid empfinden gegen den, der wie eine Hochzeitfackel leuchtet in ſein Feſt hinein?

Haben doch die Hunderttauſende der Scharfſchützen ſelbſt, außer den ihrer Kunſtfertigkeit gewährten Ehrengaben, einen der ſchönſten Preiſe, die dem Menſchengeſchlecht in der ſittlichen Weltordnung vorgeſetzt ſind, den der Mäßigung im Genuſſe, den Ruhm chriſtlicher Selbſtbeherrſchung gewonnen, und ſich dadurch die Hochachtung und Verehrung aller gebildeten Zeitgenoſſen zugeſichert; es hat alſo der ſchweizeriſche Scharfſchützenverein den größten unter allen Mäßigkeitsvereinen aus ſeinem eigenen Schooße erblühen machen, als Stammhalter aller der Tugend geweihten Heldengeſchlechter, als Mittler, durch den die edlen, ernſtlich auf Menſchenwohl ausgehenden wiſſenſchaftlichen und Kunſtvereine zur wünſchenswertheſten Einheit verbunden werden ſollen; dieſen haben wir den ſchweizeriſchen Scharfſchützen zu verdanken, gerade zur Zeit, da das Vaterland gegen die Branntweinpeſt eines allmächtigen Mäßigkeitsvereins am dringendſten bedarf[*]; eines ſolchen, wie er allein aus den Lenden des durch Nüchternheit begeiſterten handfeſten und ſchußſichern Wilhelm Tell, der niemals Branntweingift zu ſich genommen, und aus ſeiner würdigen Nachkommenſchaft, durch zuverläßige Löſung ihrer Aufgabe, hervorgehen mußte.

Die Redner zahlte der Schütze ſelbſt nach Gefallen und Verdienen und meiſt reich mit dem Ausdruck ſeines Dankes und ſelbſt wo die Rede ſo leicht war, daß der Wind ſie nahm, ertrug er ſie mit Geduld. Sollten aber für Schüſſe in andere Scheiben als die ſind, in welche der Schütze ſchießt, Ehrengaben ausgeſetzt werden, das würde der Schütze ebenfalls nicht beneiden; es würde ſein Herz erweitern.

Zudem würden auch der Schützen Ehrengaben ſich nicht mindern, ſondern ſteigern. Denn je weiter der Kreis des Feſtes gezogen wird, deſto größer wird auch der Boden, auf welchem als Feſtblumen die Gaben wachſen; jemehr Kräfte in Thätigkeit gerufen werden, deſto mehr Hände öffnen ſich, je königlicher das Feſt wird, um ſo königlicher werden auch die Opfer, welche die Nation auf des Feſtes Altar legt; denn es beginnen der Nation die Augen aufzugehen für die Nation, und das iſt das Gleiche, als wenn einem Menſchen die Augen aufgehen über ſich ſelbſten und zwar während er noch bei Kraft iſt, ehe er im Sterben liegt.

---

[*] Man leſe die Branntweinpeſt, Aarau bei Sauerländer; das erſte Heft des Mäßigkeits-Journals für Deutſchland; Baird's Geſchichte der Mäßigkeitsgeſellſchaft, Berlin, bei Guſtav Eichler.

Ja, wenn auch keine Preiſe geſtellt würden, als allfällig ein ſchön Röslein in eines lieben Mädchens Hand, oder ein Denkzeichen aus würdiger Frauen Hand, wenn nur einmal der Mittelpunkt geſtellt würde der Anerkennung ſchweizeriſchen Fleißes und Geiſtes, wenn nur einmal die Ehre wirken würde, vor die Nation treten zu dürfen mit dem, was im Geiſte bedeutend ſich regt, aber des Lockens von außen bedarf — (und dieſes bedarf der Schweizer vor allen, denn ebenſo wie Kugel und Säbel kräftig ſein müſſen, wenn ſie dringen wollen in der Schweizer Bruſt oder Kopf, eben ſo hart hält's, wenn das was drinnen iſt, hinaus ſoll an's Licht) es würde manch Herrliches zu Tage brechen, das ſchlummert und ſchlummernd bleibt, wenn nicht Moſes mit ſeinem nüchternen verklärten Stabe, oder ſchöner Frauen Hand, von denen namentlich die Urner viel zu rühmen wiſſen, an den harten Felſen ſchlägt.

Rechne Schütze, denn der Schweizer rechnet nicht ungerne, wie viel Freude du ſchon an den Rednern gehabt, wie viel Freude an jedem tüchtigen eidsgenöſſiſchen Mann, den du da ſehen konnteſt, auch wenn er nicht redete, und wie viele Freuden dir noch würden zu dieſen werden, wenn du ziehen könnteſt in deine Mitte den Vater Peſtalozzi, wenn er noch lebte, oder Gott uns wieder Einen ſchenken würde, den Künſtler, welcher den Winkelried in Stein gehauen, auf Leinwand gehaucht, den Dichter, der mit einem Schlachtgeſang dich begeiſtert, mit einem hellen Schweizerlied dich gehoben hat, daß du meinteſt, dein Kopf ſei im Himmel, den luſtigen Turner, den mächtigen Schwinger?

Siehe Schütze, ſolche Männer wären dir in dieſen Tagen, was den Tauchern Perlen ſind auf des Meeres Grund, und dein Lebtag hätteſt du deine Freude daran, wenn deine Augen die eidsgenöſſiſchen Männer alle geſehen, deren Namen guten Klang im Lande haben. Die Würde, welche du an ihnen geſehen, würde mehr oder weniger auf dich überfließen, ihre Ehre würde deine Ehre ſein, würde dich heben über manchen Stein, an den ſonſt dein Fuß ſich geſtoßen, ein Fall dir gedroht. Dieß eben iſt das Nationalgefühl, wie es würdig ſich geſtaltet, nicht unter einem windbeutligen, ſondern unter einem würdigen Volke. Das Andenken an die Wägſten und die Beſten unterm Volke, die dein Auge geſehen, die würden dein Stern dir ſein in der Nacht der Zeit.

Wenn aber auch an ſolchen Tagen die Wägſten und die Beſten, wenn dieſe, wenn gleichſam die ganze Nation ſich durch's treue Auge bis auf den Herzensgrund voll wahrhaften eidgenöſſiſchen Schweizerſinnes ſchauen würde, es müßten Groll und Vorurtheile wüſten Nebelbildern gleich ſchwinden; ganz anders, als man aus der Ferne ſich erſchienen, würde man in der Nähe ſich finden, Schranken würden fallen zwiſchen Herzen zuerſt, dann zwiſchen Ständen und Kantonen; und wenn auch jeder ſich ſelbſt bliebe, ſo würde er doch der Bruder des andern ſein und wiſſen, daß er ohne den andern nichts wäre, und die Einheit wäre da, wie eine Republik ſie bedarf, und dieſe hätte ſich gebildet im Frieden, während ſonſt die Republiken im Frieden die Kriege verloren, im Frieden des Krieges Kräfte verzehrten, weil im Frieden ſie die Einheit einbüßten.

Wenn die Kriegesſonne blutroth über unſerm Ländchen aufgehen ſollte, dann, ihr Schützen, werdet ihr auch kriegeriſcher Vorort ſein, werdet ſchützen das Land, werdet Feuer ſpeien laſſen, die Berge nicht nur, ſondern Thalgründe auch und Wälder, werdet den Tod ſenden mit ſichrer Hand in's weite Feld, werdet die Bruſt dem Tode bieten unverzagt, werdet kaltblütig bieten das eigene Blut, als Löſegeld für das Vaterland.

Aber Schützen, allein vermögt ihr doch nichts. Wenn eure Buben den Stutzer euch nicht laden, die Weiber die Hütten nicht wahren, nicht Speiſe bringen in's heiße Feld, die Greiſe nicht die Wehren hüten, der Reiche nicht ſeine Schätze öffnet, der Vornehme nicht zum Niedern ſteht, die geiſtige Kraft der körperlichen ſich nicht beigeſellt, der Schwinger nicht für den Schützen ringt, ſo vermögt ihr Schützen nichts, des Sieges Palme erringt ihr nicht, das Vaterland rettet ihr nicht. Verloren geht es trotz ſeiner Berge, Klüfte und Gründe, eben weil Berge, Spalten und Schründe zwiſchen den Herzen waren; dir würde es dieſerwegen gehen, Schütze, wie dem Ulrich Rotach aus dem Dorfe Appenzell; mit ſeiner Hällbarde, im Rücken an eine Viehhürde geſtützt, ſtritt er allein wider zwölf Mann, deren erſchlug er fünfe; andere aber drangen in die Hütte und ſteckten ſie in Brand: wider Flammen hilft kein Muth, und wo einer ſtreitet allein, kann er wider Flammen und Waffen zugleich ſich nicht wehren; ſo ſtarb er dann, weil er den Tod dem Uebergeben vorzog!

Wann blutroth aufſteigen wird des Krieges Sonne, weiß der, der Alles weiß; auf ſie wartet nicht, Schützen, um zu zeigen, wie man ſterben könne, zeiget, wie man ſiegen könne, zur rechten Zeit. Gebet im Frieden voran, ebnet die Klüfte, bindet die Kräfte, wecket Kräfte, dann bereitet ihr im Frieden den Krieg. Wenn dann der Herr Feinde ſenden ſollte, ſo werden der kommenden Zeit ihre erſchlagenen Leiber Zeugniß reden, daß bei den Schweizern die alte Eintracht wieder war, und bei der Eintracht die alte Kraft, daß der Herr des Schweizers Land nicht umſonſt gegürtet, daß ſeine Hand noch ſchützend und ſegnend über ihm iſt, die Schweiz noch ſeine Feſte iſt, ſo lange deren Söhne Treue halten im Großen und Kleines, Gott fürchten und eins ſind unter einander. Dieſes hohe Ziel, das ſich Hofwyl vorgeſetzt hat, erſtrebe die Volkserziehung im ſchweizeriſchen Vaterland!

Ueber zwei Jahre ſoll auf St Jakobs Feldern der Schützenbund ſein Feſt feiern, wo 1600 Eidsgenoſſen im Frieden ruhen. Sie fielen dort, als ſie 40,000 beſtehen wollten, allein, ohne ihre Brüder. Sie zagten nicht, nach der Zahl der Feinde fragten ſie nicht, des Löwen Stolz, der höchſte Schlachtenmuth loderte in ihnen, jeder glaubte ſich Hunderten gewachſen; die Pfeile aus ihren Wunden ſandten ſie todbringend den Feinden wieder zu, ja aus dem Tode weckte ſie die Schlachtenwuth, wenn ſie des Feindes Stimme hörten, und eher als ſie dem Feinde den Tod wieder geſandt, ſtarben ſie nicht. Aber ſie ſiegten nicht, ſie ſtarben, weil ſie trotzig nur ihrer Kraft getraut, der Brüder Kraft nicht nöthig geglaubt; ſie gewannen nicht den Sieg, wohl aber den Tod!

Wäre es nun nicht herrlich, ein Feſt, des Alterthums würdig, wenn nach 400 Jahren auf den Feldern von St. Jakob vereint die ſchweizeriſchen Kräfte, vereint die Herzen ſtünden, den Geiſtern der Väter, den Geiſtern der hier ruhenden Eidgenoſſen Zeugniß zu bringen: daß der Väter Tod den Enkeln Weisheit gebracht; den Feinden an den Marchen Zeugniß zu bringen, daß bei der ererbten Kraft gewonnene Weisheit wohne, daß keiner ſtark ſich glaube ohne den Andern, keiner in ſeine Kraft alles ſetze, daß fürder ſo lange der Herr ſein Land erhalten, ſeine Feſte ſchirmen wolle! Einer zu dem Andern, Einer für den Andern, Alle für Einen ſtehen wollen und jeder für Alle im Frieden, im Kriege, im Leben, im Tode.

Wäre ein ſolches Feſt nicht herrlich, würde es nicht leuchten im Feſtglanze, wie der blutige Tod der Sechszehnhundert leuchtet durch Jahrhunderte?

Würde nicht Jeder heimkehren mit vollem Herzen und voller Seele, freudig begeiſtert ſchaffen jeder ſein Werk? Hat er doch der Eidgenoſſen einigen Sinn geſehen, weiß er doch, daß er eines Landes Sohn iſt, das Gott mit den reichſten Kräften geſegnet; darf er doch glauben, daß er ſein Werk nicht für Fremdlinge ſchafft, daß Kinder und Kindeskinder noch lange leben werden im Lande, das Gott ihnen gegeben, weil Feinde weichen von einem ſolchen Lande, an deſſen Marchen ſie einen ſolchen Sinn geſehen, in dem ſie nur den Tod finden und nichts gewinnen konnten! Edle Eidsgenoſſen! ſchaffet ein ſolches Feſt, eine ſolche Weihe ſchweizeriſcher Herzen! Großes thut ihr! Der gleiche Dank wird Euch lohnen, der gleiche Segen, wie auf den Stiftern des erſten Vereins, wird auf Euren Namen ruhen, ſo lange der Baum ſtehet, den Jene gepflanzet, deſſen Kräfte ihr zur ſchweizeriſchen Krone zuſammen gebunden.

Wenn dann aber eines ſolchen Feſtes Sonne ſinket, des Landes Söhne heimkehren, des Feſtes Segen tragend in voller Bruſt, dann ſollen ſie noch Eines thun. Dem Orte, welcher ihnen dieſen Segen bereitet hat, ſollen ſie ein Andenken weihen, das nicht vergeht, nicht todt iſt, ſondern wachſen ſoll und groß werden, dem Segen gleich, den ſie nach Hauſe tragen.

Ein Andenken ſoll es ſein, daß in Liebe und Eintracht Eidgenoſſen hier geweilet; ein örtliches und doch ein eidgenöſſiſches ſoll es ſein, ein Wahrzeichen des Sinnes, der an einem Orte wohnet wie in Allen, ein Sinnbild der Theilnahme Aller am Wohle der Einzelnen, ein Pfand, daß die Liebe zum Orte die gleiche bleiben ſolle, ſowie in Liebe und eidgenöſſiſchem Sinn gepflegt wird, was eidgenöſſiſche Liebe geſtiftet. Eine Stiftung ſollte es ſein, wie der Ort ſie wunſcht und bedarf, und eine ſolche aus ſchweizeriſcher Hand zu nehmen, ſoll Niemand ſich ſchämen, der Reiche nicht, der Arme nicht, ſoll Niemand ſich weigern, auch der nicht, dem Eidgenoſſen wehe gethan. Es ſoll ihm und ihnen ein Denkmal ſein, dauernder als Erz, daß das Vergangene vergeſſen, die alte Liebe neu geworden.

Wenn des Feſtes Rauſch verflogen, der Feſtplatz leer geworden iſt, ſo werden ſo gerne öde und leer die Herzen der Zurückbleibenden; ſo ſoll es nicht ſein. Der geſchiedenen Brüder Stelle ſoll der Pflegling füllen, den ſie an des Bruders Herz gelegt; in die Sorge für ihn ſoll des Feſtes Freude übergehen. Und wie das Feſt wandert von Ort zu Ort, ſoll ein ſolches Andenken bleiben an jedem Ort. Ein jeder ſoll eine eidgenöſſiſche Feſte ſein, gewahret und gehütet von eidgenöſſiſchem Sinne.

So würden in 46 Jahren 23 eidgenöſſiſche Bundesfeſtungen entſtehen, ſtärker als aus Stein gebaute, die

Liebe, die ſie gebaut, die Liebe, die ſie erbaut, die Liebe, die ſie bewahret, ſie würde der Hort ſein des Schweizerlandes. Wenn dann die Reihe, die Feſte zu halten, an unſre Kinder kömmt, und dieſe wandern von Ort zu Ort, tragen die alte Liebe an jeden Ort, und finden an jedem Orte, als heilig gehaltenes Pfand, das lebendige Denkmal, welches ihre Väter aufgerichtet, den alten durch ſie neu gewordenen Sinn: dann wird es ihnen warm werden um's Herz und heiß wird es ihnen in die Augen kommen, und mit bebenden Lippen werden ſie ſagen: Unſere Väter haben Großes gethan; unſrer Väter laßt uns würdig ſein!

Brüder bedenkt's!